Thüringiſche Volksmährchen

von

L. Bechſtein,

angehangen iſt

Haraſt von Aichen, eine romantiſche Sage der Vorzeit
aus dem 10ten Jahrhundert;

von demſelben Verfaſſer.

1911, 663

Sondershauſen, 1823.
Bei Carl Fleck und Comp.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT
HALLE a. S.

Selinde.

Haſt Du, freundlicher Leſer, ſchon auf Deinen Reiſen die 3 Gleichen berührt, und ihre Merkwürdigkeiten beſehen, oder haſt Du des vortrefflichen Muſäus ergötzliche Volksmährchen, und vor allen Melechſala, geleſen, dann wird die Gegend Dir nicht fremd ſeyn, in welche Dich dieſe kleine Erzählung verſetzen ſoll, und eine heitre Erinnerung führe das ſchon einmal geſehene Bild in einem andern Kolorit Dir vor die Augen. — Dorthin, wo die alten Burgen liegen, die aus einer längſt vergangenen Zeit recht ernſt herüber ſchauen in das jetzige bunte oft ſo wunderliche Leben; Denkmahle, die ſich ehrwürdig erhalten haben den ſpätern Geſchlechtern, (obgleich hie und da zu einer Scheuer oder einem Schaafſtall ſolche alte Steine recht gut zu brauchen ſind) wo deutſcher Biederſinn und deutſche Kraft einſt walteten, dorthin folge uns im Geiſt, wohlwollender Leſer.

Unter der Anhöhe, auf welcher die Trümmer des Schloſſes Mühlberg noch immer dem nagenden Zahn der Zeit Trotz bieten, liegt der freundliche Marktflecken gleiches Namens, und in dem Orte ſelbſt befindet ſich eine Quelle, von den Einwohnern der Spring genannt. Friedlich blickt von dem mildheiterm Himmel die Sonne ihr Spiegelbild in der ſmaragdnen Fluth an, denn ſpiegelrein iſt die Quelle und nur der ſanfte Weſthauch kräuſelt ſie; weiße Waſſer-Roſen *) erheben ihre Blumenkronen aus dem dunkeln Grunde, auf welchem des Hahnenfußes **) goldne Blumenſterne herauf ſchimmern. Wenn die Sonne ihre Strahlen auf die kryſtallhelle Quelle ſendet, da flimmert

---

*) Nymphea alba L.

**) Ranunculus aquaticus und Rosalicatus und leuchtet in derſelben ein wunderbarer milder Glanz, nur den Grund, nicht das Waſſer erblickſt Du, und ſo weit der Blick hinunter reicht, goldgrüne Farben; auch die Steine, die am Boden liegen, ſchimmern mit, und wenn Du eine Scherbe auf die ebne Waſſerfläche legſt, ſinkt ſie langſam, in ſanften Schwingungen zu Boden und glänzt und ſchimmert augenblicklich mit.

Wenn an ſtillen Sommer-Abenden die Sterne heraufziehen und ſich ſpiegeln in dem klaren Gewäſſer, da ſäuſelt es oft melodiſch in den Bäumen umher; bald tönt es an der Quelle wie leiſes Wimmern, bald wie verhallender ferner Geſang oder ſterbende Flötenklänge, dann lauſcht der Dorfbewohner mit bedenklichen Geſicht und ſchüttelt das Haupt, er kann nicht unterſcheiden, ob aus der Luft, ob aus der Quelle die Klagelaute dringen.

Wie ſie entſtanden ſind, ſoll Dir freundlicher Leſer, dies Mährchen kund thun, nur mit etwas poetiſchen Schmuck, wollen wir Dir wieder erzählen, was in den Burgruinen des Mühlberger Schloſſes, ein redſeliger Alter, der die Goldwurzel *) dort ſuchte und Allermanharniſch **) und der mir den heilſamen Waldmeiſter ***) kennen lehrten uns erzählte.

Damals als Graf Ernſt von Gleichen mit der reizenden Saracenie, die ſeine Feſſeln gelöſt und ihn andere ſchönere dafür eingelegt hatte, aus dem heiligen Lande heimkehrte in das ſchöne Thüringen, und der heilige Vater in Rom nach langer Weigerung das Band der Ehe höchſt eigenhändig um die Liebenden geſchlungen hattte, fand er zu Hauſe ſehnſüchtig ſeiner harrend, ſein treues Eheweib, Eliſabeth, die ihn und die Fremde mit ungeheuchelter Freude empfing, wie das alles ſchöner und ausführlicher in dem Mährchen Melechſala****) zu leſen iſt. Wir kennen viele Weiber, die in ähnlichen Fällen den lieben Mann ganz anders bekomplimentirt haben würden, auch wenn ſie nicht ſo einſam, wie Frau Eliſabeth auf ihrer

---

*) Lilium martagon L.

**) Allium victorialis.

***) Asperula odorata.

****) Volksmährchen der Deutſchen. 5ter Band.

Burg, ſo viele Jahre verlebt hätten, tempora mutantur etc.

Da ward des Grafen Herz von Dank und Freude erfüllt, und er ſandte Herolde in alle benachbarte Gauen, auf ſeine Burg zu laden alle männlichen Ritter, wo er mit Turnieren und Freudenfeſten ſeine zweite Vermählung feyern wollte. —

Zu jenen Zeiten geſchah es häufig, daß Ritter, denen daheim die Zeit zu lang wurde, Irrfahrten unternahmen, und nach Kampf und Abentheuern auf gut Glück in die Welt hineinritten; ſo auch Herr Alfred von Tannenwörth, deſſen Burg in einer wilden Gegend auf der Inſel Rügen, ohnweit des Geſtades der Oſtſee, von ſchwarzgrünen, Föhren umgipfelt, ſich aus der dunkeln Umgebung noch dunkler und düſtrer erhob. Der junge Ritter, der kurz zuvor ſeinen Vater in der Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt hatte, und müde des Kampſes mit den Thieren der Wildniß und den ſcheuen Räuber in den Schluchten und Felſenklüften ſeiner Waldungen, denn kein Ritter wagte ihm Fehde zu bieten, ſchiffte, nachdem er Burg und Gebiet der Obhut eines treuen Freundes übergeben hatte, mit einem einzigen Knappen, welcher ihn durchaus nicht verlaſſen wollte, über die See, und landete wohlgemuth an Preußens Küſte. Längſt hatte der Ruf ihm Deutſchlands Ritterſchaft als herrlich blühend und grünend geſchildert, und er fand, daß man ihn nicht zu viel erzählt hatte. Herrlich ragte aber auch in jedem Turnier der kühne ſchlanke Nordlandsheld hervor, der in der Blüthe der Jugend und Kraft, er hatte vierundzwanzigmal den Eichbaum ſich belauben geſehn, den Kampf mit keinem Ritter ſcheute, und wenn er in der dunkeln Stahlrüſtung, von ſchwarzen Federn den Helm umwallt, die Rennbahn durchflog, oder im Lanzenſtechen jeden Gegner in den Sand ſtreckte, da weilte manches ſchöne Auge länger auf ihn, und mancher Dank, von zarten Händen freudig dargereicht, ward dem ſtattlichen Sieger zu Theil. Es hatten aber der Liebe goldne Sonnen ſein Herz mit ihrer Seligkeit noch nicht durchglüht, und er hatte den Zaubertrank noch nicht gekoſtet, welcher den Jüngling, nippt er nur erſt einmal davon, auf immer zu Amors Sclaven macht.

Auf des Ritters Schilde war mit köſtlichen Farben ſein Wappen gemahlt; von einem rothen Querbalken in zwei Hälften getheilt, zeigte die Obere eine ſchwarze Lanze auf goldnem Grund, Tapferkeit und Muth, für Recht, Unſchuld und Tugend zu ſtreiten, andeutend, in der untern Hälfte des Wappens ſtiegen im blauen Feld zwei grüne Tannen empor, auf ſeinen Namen anſpielend, zugleich ein Bild der Hoffnung und der Treue.

Wohl verdient neben dem Bilde des Ritters, ſein treuer Schildknappe Siegismar mit einigen Zügen dem günſtigen Leſer dargeſtellt zu werden; in unſern Tagen fällt es freylich niemanden ein, wenn er den Herrn beſchreibt, an den Knecht zu denken; man begnügt ſich mit dem Sprichwort: Wie der Herr, ſo der Diener. Der wackre Siegismar hing an ſeinem Herrn mit ganzer Seele, war übrigens ein einfältig-treuherziges Gemüth, weder pfiffig, noch verſchlagen; wenn er ſeines Herrn Befehle vollzogen hatte, dann unterhielt er ſich am liebſten mit dem Wein- oder Bierkrug, denn das edle Kräutlein Nicotiana tabacum, der ſüße Zeitvertreib hoher und niedrer Schildknappen, war damals noch nicht in Europa kultivirt. Siegismar hatte ſeinen jungen Herrn ſchon einmal das Leben gerettet, und Alfred war nicht undankbar und vergaß dieſes nicht, wie man dermalen eine Kleinigkeit zu vergeſſen pflegt; Siegismar war mehr des Ritters Freund und Gefährte, als ſein Diener, allein eben dadurch, daß ihn Alfred mit einer gewiſſen Achtung behandelte, kettete er die treue Seele mit feſten Banden an ſich; denn es liegt im menſchlichen Charakter, dem freundlichen Herrſcher gern und freudig zu gehorchen, hingegen dem polternden, tobenden Befehlshaber, oder der kreiſchenden; Gift und Galle ſpeyenden Herrin ſtoiſchen Gleichmuth und Verachtung entgegenzuſetzen. —

Von Land zu Land, von Burg zu Burg, von einem Turnier zum andern flog der jugendliche Held; oft übten an ihm die minniglichen Zuſchauerinnen ihrer Augen Zaubermacht, jedoch vergebens; Alfred kannte, wie ſchon geſagt, die Liebe noch nicht. Juſt zu jener Zeit kam er nach Thüringen, als Graf Ernſt von Gleichen die Einladung an alle Ritter ergehen ließ; zwar lächelte unſer Ritter im Stillen über des Grafen Thorheit, wie er es nannte, der erſten Frau noch eine zweite zuzufreyn, und meinte, daß mancher gute Mann mehr als zuviel an der Einen hätte, und wir meinen es auch; doch kam ihm die Kunde von den Freudenfeſten, die da veranſtaltet werden ſollten, nicht ungelegen; Siegismar hatte keinen andern Willen, als den ſeines Herrn, und da zum Ueberfluß die Hoffnung auf gute Leibespflege in ſeiner Seele ein wohlthätiges Feuerlein unterhielt, ſo folgte er mit Freuden dem Ritter. — Aus weiter Ferne ſahen ſie die 3 Nachbarburgen liegen; wie Sterne ſchimmerten die Fenſter das Bild der untergehenden Sonne zurück. Als ſie jetzt den Burgberg von Gleichen hinanritten, begrüßte ſie ſchon freudig ſchmetternder Trompetenton, und als Siegismar den Thurmwärtel ſeines Ritters Herkunft und Namen genannt hatte, ſenkte ſich die Zugbrücke nieder, geſchäftige Knappen flogen mit den Willkommenbechern herbey, und bald nahte der Burgherr ſelbſt, und begrüßte mit edlem Anſtand den fremden Gaſt, während Siegismar mit den Knappen Cameradſchaft machte, und bald mit den flinken Kurt ſich in ein heimliches Geſpräch vertiefte. Mit Bedauern bedeutete Graf Ernſt den Ritter, daß er ſich auf Schloß Mühlberg verfügen müſſe, da es in der ſehr geräumigen Burg Gleichen ſchon an Raum gebrach, denn die fremden Damen konnte man nicht wohl auf die andern Burgen weiſen. Nachdem nun mit Speis und Trank die Beiden hinlänglich erquickt worden waren, auch Ritter Tannenwörth mit einigen thüringiſchen Rittern Bekanntſchaft gemacht hatte, mußte der flinke Kurt ſatteln und mit einem Schreiben des Grafen an den Burgvogt auf Mühlberg verſehen, die Gäſte hinübergeleiten. Während der Ritter die ſchöne Gegend bewunderte, hatte Siegismar Zeit, das begonnene Geſpräch mit Kurt fortzuſetzen, deſſen Inhalt nichts weniger war, als eine ausführliche Erzählung aller ausgeſtandenen Fata des letztern, und der Abentheuer ſeines Herrn.

Noch hatten die Feſtlichkeiten auf Burg Gleichen nicht begonnen, und die Gäſte vergnügten ſich einſtweilen mit Muſik, Spielen und Trinkgelagen, allein dabey wollte es unſerm Ritter nicht gefallen, denn um deßwillen hatte er können zu Hauſe bleiben; ſeine Seele durſtete nach Kampf und Siegen, daher ſtreifte er Tagelang in der Gegend umher, und immer allein, denn Siegismar der Wackere, lobte ſich, wenn Alfred ſeine Begleitung nicht begehrte, den vollen Humpen. — Oft irrte Alfred umher in des Eichwaldes dunklen Schatten, oder in den ſonnenhellen Fluren, prangend in des Lenzes ſchönſten Blumerſchmuck; mehr und mehr fühlte er ſein Herz beengt und es war nicht mehr die Sehnſucht nach Kampf allein, die ihn durchglühte, ſondern andre Gefühle, für welche er keinen Namen hatte, bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens. Es trieb ihn hinaus in die Natur, aber nirgend fand er Ruhe, nirgend vermochte er lange zu weilen, raſtlos weiter und weiter jagte er, bis er am Abend ermüdet heimkam, und mit den frühſten Morgen wieder hinausſtürmte, ehe noch des Thaues glänzende Perlen von der Morgenſonne goldnen Strahlen in blitzende Diamanten verwandelt wurden. Da traf ſichs einſt, daß er in der Dämmerung von einem ſolchen Ritt heimkehrend, an der Quelle vorbeireiten wollte, als aus dem tiefen Nachſinnen, in welches er verfallen war, ein Seitenſprung ſeines Roſſes ihn weckte. Vergebens ſpornte er das Roß, das ſonſt gute und kluge Thier war nicht von der Stelle zu bringen; der Ritter blickte auf und ſiehe — von einem magiſchen Silberſchimmer wie von einem wallenden Schleier umgeben, ſaß an dem Quellenrande eine wunderliebliche Jungfrauengeſtalt; da ging es hell auf in ſeinem Innern, verſchwunden war ſein Sehnen, es ward ihm klar, daß er hier das unbewußte Ziel deſſelben gefunden hatte. Lange hatte er mit unverwandten Blicken auf der Jungfrau, die ihn gar nicht zu bemerken ſchien, verweilt, endlich faßte er ſich und fragte mit ſanfter Stimme:

„Wer biſt Du Jungfrau, die Du geſchmückt mit allen Reitzen, gleich einer Königin, am Rand der kühlen Quelle ſitzeſt? antworte mir, wenn anders meine Frage Dich, du Holdſelige, nicht beleidigt.“

Alfred ſchwieg, ſo bange, ſo beklommen, und doch ſo freudig war ihm nie zu Muthe geweſen.

Und ſie erhebt ſich — um der Locken Fülle rankt ſich ein Kränzchen von Vergißmeinnicht, des zarten Körpers zartere Bedeckung ſcheint aus Luft und Duft gewebt, und lilienweiß, wie das Gewand, iſt das ſanfte ausdrucksvolle Geſicht. Jetzt ſchlägt ſie die ſeidnen Wimpern auf zu dem Ritter, und es geht ein wunderbarer Klang durch die Büſche. Mit dem Anſtand einer Königin tritt ſie ihm näher, und liſpelt mit einer Silberſtimme, welche den Ritter alles um ſich her vergeſſen machte:

> Wer biſt Du Ritter, der ſo ruhelos durch Flur und Wieſen reitet, und von ſeines Roſſes Hufen meine Blumen knicken läßt? Drückt Dich vielleicht geheime Laſt? und haſt Du niemand, der Dir Deine Schmerzen heile? denn ſieh — ich weiß es, daß Du Schmerzen haſt! —

Ihre Rede klang wie Geſang, er fühlte keine Schmerzen, er ſah und hörte nur ſie, und lauſchte noch immer ihrer Rede, als ſie ſchon lange geſchwiegen hatte; endlich ſtammelte er mühſam heraus: „Wenn Du mir anſiehſt, daß ich Schmerzen empfinde, ſo wirſt Du ſie wohl auch lindern können; ich will dir meine Heilung gerne danken. Recht inſtändig bitte ich Dich, Du wolleſt mir verzeihen wegen der zertretenen Blümlein und Grashälmchen; künftig will ich hübſch auf den Wegen bleiben, auch erfreue mich mit der Nennung Deines ſüßen Namens. Alfred wurde über und über roth, er fühlte, daß es nicht viel Kluges war, was er geſtottert hatte; aber mit geſenkten Blicken entgegnete die liebliche Erſcheinung;

> Willſt Du ſo gerne wie ich heiße wiſſen? wohlan, ich will es heimlich Dir vertraun. Doch mußt Du noch drei Tage Dich gedulden, und von mir ſchweigen gegen jedermann; ſo kehre denn am Abend des dritten Tags zu dieſer Stunde an dieſen Ort, bis dahin — lebe wohl!

Als ſie dieſe Worte ſprach, wurde immer leiſer und leiſer ihre Stimme; ihre Geſtalt verſchwand, und als die Umriſſe derſelben das Lebewohl hervorgehaucht hatten, ſäuſelte es wieder melodiſch durch der Bäume Laub, und Al-

rte in den blauen Himmel, an welchem
freundlich der Mond aufgegangen war;
luſſen und öde ſchien ihm die Gegend,
e konnte ihr Reitz verleihen; Alfred
n ſeiner Bruſt, in welcher bisher alle
Regungen geſchlummert hatten, der ſü-
ne ſeliges Auferſtehn.

ekommen auf der Burg vermochte we-
Läuten, der Pokale und der frohe Ge-
Speiſeſaal den Ritter zu locken, noch
lige, etwas weniges trunkene Siegismar
e abzugewinnen. An das offne Fen-
ten, warf er ſehnſüchtige Blicke, bald
u der ſilbernen Mondſcheibe, bald in
l, in welchem ätheriſche Blumengeiſter
gen Reigen tanzten. Als er endlich er-
nſchlief, gaukelte das Wunderbild Ent-
ſeine Träume.

noch hinter der Wachſenburg die Mor-
aufdämmerte, war er ſchon erwacht;
r mußte ſatteln, und fort ging es
ls der Sonne erſte Strahlen auf die
ſielen; ihr Bild im Herzen, das aus

jedem Thautropfen ihm anzulächeln ſchien, ritt er den ganzen Tag in der Gegend umher. So trieb er es auch den zweiten Tag. Siegismar wußte gar nicht, wie es kam, daß ſein Herr einſylbig war, und doch aus ſeinen Geſicht eine ſtille Freude ſtrahlte. Da aber der Gute nichts zu thun hatte, ſo brachte er eine ganze Stunde mit Nachtſinnen zu, und die Frucht deſſelben war, daß er, ſo zu ſagen den Nagel auf den Kopf traf. „Mein Herr iſt eigentlich in Minne befangen" brummte er mit zufriednen Geſicht, und lebte ſeinen durch das angeſtrengte Denken abgemattete Geiſt mit einen Hügelten Weines, mit welchem er die aufſteigende Frage: in wem? hinabſchwemmte, denn Neugier war ſeine Sache nicht, aber er beſchloß doch, ſich auf Kundſchaft zu legen.

Als er am dritten Morgen abermals von dem Ritter aus dem ſüßen Rauſch geweckt wurde, murrte er halblaut vor ſich hin: Auf der andern Seite kann ich gar nicht ſchlafen, wenn das ſo fort geht, und als er den Herrn wappnete, und dieſem ſeinen ſchönſten Schmuck

h mußte, da fragte er mit einfältiger
ʒ

Befehlt Ihr Herr Ritter, daß Euer
Euch einmal begleite?" —

ein, — war Alfreds kurze, aber ſanfte
rt.

Wo gedenkt Ihr eigentlich hin, Herr
"

Nach Oſt und Weſt, nach Nord und Süd,
Wo meines Lebens Blume blüht.

Was iſt das eigentlich für eine Blume
Ritter, fragt der Knappe weithöch-
ſtaunt über ſeines Herrn poetiſche
t.

„Die Lilie iſt es, weiß wie Schnee,
„Die Roſe iſt, es an dem See,
„Das Veilchen iſt es, auf der Au
„Und das Vergißmeinnicht, himmelblau."

yd Ihr ein Minneſänger geworden, Herr
Euer Liedlein müßte eigentlich gar an-

muthig zur Harfe klingen; aber ſagt mir nur warum Ihr auf der einen Seite erſt nur Eine Blume nanntet, und jetzt einen ganzen Strauß. Des Grafen von Gleichen flinker Leibknappe, der mit ihm in der Sclaverey geweſen iſt, und auf der andern Seite Sand in des Sultans Garten gefahren hat, hat mir von einer Blume erzählt, die, glaube ich, eigentlich Miſchurumi hieß, und mit welcher ſich viel Wunderbares zutrug, da dachte ich, Ihr meintet dieſe Blume? und da —

„Eile, eile! unterbrach Alfred den Frager; „ſiehſt Du nicht, wie die Sonne ſchon am Himmel emporſteigt? und ich bin noch hier!“

Schweigend vollendete der treue Knappe ſein Geſchäft, und 2 Minuten darauf hatte Alfred die Burg hinter ſich; kopfſchüttelnd ſah ihn der Gute nach, und murmelte: Was meinem Ritter nur eigentlich fehlen mag? —

Als des Abendrothes erſte Roſenwölkchen ſich in der Quelle ſpiegelten, ſtieg unſer Held ſchon ab, und ließ ſein Roß weiden auf den

hen Wieſen welche damals die Quelle
ngaben. Er harrte lange; dunkler glüh-
Abendwolken, bis ihr Schimmer allmäh-
Dämmerung und Nachtgrau ſich auflöſte.
um herrſchte Grabesſtille, die Sänger auf
eigen ſchwiegen, das müde Roß ſtreckte
s hohe Gras; ſchon trat hinter einer
Wolke der Abendſtern hervor und immer
und immer ſtiller wurde es rings umher.

n Nachmittage hatte Siegismar, der Viel-
en hohen Wartthurm des Schloſſes Mühl-
ſtiegen, von welchem man die entzückendſte
t in die Umgegend hat, da er noch bis
eht; wohlverproviantirt ſaß er da oben,
ähte nach dem Ritter, um zu ſehen, wo
ime; lange hatte er vergeblich nach ihn
aut, da endlich, als die Sonne unterge-
war, ſah er ihn haſtig fernher gejagt
, und an der Quelle abſteigen; ſchnell
Entſchluß des Wackern gefaßt, noch ei-
ck auf den Ritter, ob er es wirklich ſey,
nen Becher Wein zur Stärkung, und
und bedächtig, wie er immer war, ſtieg
Leitern herab.

Unmuthig wandelte Alfred von Tannenwörth auf und ab an der Quelle, kein lebendes Weſen zeigte ſich, er entſchloß ſich zu gehen, noch einmal wandte er ſich nach der Quelle, ihm dünkte, in den Büſchen ein leiſes Geräuſch vernommen zu haben — es war nichts; jetzt trat er vor, um ſein Roß zu ſuchen; da ſtieg hinter den hohen dunkeln Mauern der Burg der Vollmond empor, und warf ſein magiſches Silberlicht auf die Quelle, zugleich begann im Gebüſch eine Nachtigall ihr ſüß klagendes Minnelied; es ſchwebte ein Lautenton vorüber und „Alfred" klang es in die Ohren des Erſtaunten. Er ſah ſich um, da ſaß am Quellenrande, die ſchöne Ruferin, in einen waſſerblauen Schleyer gehüllt, um die Locken war ein Kranz von weißen und rothen Roſen geſchlungen. Eine goldne Lyra ruhte auf ihrem Schooße und die Quelle daneben ſchimmerte in den köſtlichſten Regenbogenfarben. Die Jungfrau winkte und als der Ritter ſich neben ihr niedergelaſſen hatte, liſpelte ſie, indem ſie ihm die Hand zärtlich drückte, mit traulichen Liebesworten:

Sey willkommen mein tapfrer Nordlands-

ſey willkommen; nun kann Dir ganz ver-
die liebende Jungfrau. — Was Du
ſiehſt, fuhr ſie fort, dieſe Wieſen; die
hier und dort der Murmelbach, der
tenhain mit ſeinen heitern Sängern, ſind
ein und meinem Willen gehorſam. Mich
die Sänger des Waldes, wenn Aurora
iner Quelle ſich ſpiegelt, die Blumen nei-
r Haupt vor mir und bieten ſich wettei-
bar zu Kränzen für mich; mir trägt der
r Melodien zu — ich bin die Quellenkö-
Selinde. O ſtaune nicht, mein Alfred,
ſchmeichelnd den faſt erſchrocknen Ritter:
iſt Leben, was iſt der Herrſcher ſüßge-
es Glück, wenn nicht die Liebe es ver-
et und mit ihren glühenden Farben ei-
igen Sonne gleich, durchſtrahlt? Nur
mpfinden, und ſie erwiedern, iſt die höchſte
eit; wem Liebe und Treue ihre Roſen-
flechten, dem wird zum flüchtigen Au-
die Stunde, dem ſtrahlt der Aether
ſch rein, dem wiegen lächelnde Genien in
ende Träume. — So ſprach ſie und
lte ihm die Wangen und blickte ihn mit
lauen feuchten Augen ſchmachtend an.

Ihm war als brauſe durch ſeine Adern ein glühender Feuerſtrom. Jetzt griff ſie in die zarten Saiten der Laute, und beſänftigt war die milde Gluth in ſeinem Innern, es löſte ſich ſein Herz in Harmonien auf; die Seele verſchwamm in den ſchmelzenden Himmelsakkorden, denn um und unter und über ihn klang und tönte es in ſeltſamen herrlichen Weiſen. Nicht die Worte der Sängerin verſtand er, aber er fühlte, daß ſie die Freuden der Liebe ſang; er ſah die Sterne goldne Kreiſe ziehen, die Wellen ſchienen ſich zum Tanze zu heben, und alle Knoſpen erſchloſſen ſich in dem Roſenkranze Selindens, die im Silberſchimmer des Mondlichts wie ein Engel aus beſſern Welten dem Ritter erſchien.

Und wie ſie ſchwieg, da war er hingeſunken zu ihren Füßen, und blickte, noch immer den verhallenden Klängen lauſchend, ſie flehend und ſehnſüchtig an; ſie aber, indem ſie ihn ſanft aufhob, liſpelte: O kniee nicht vor mir, in meines Buſens tiefſter Tiefe glüht der Liebe heilge Flamme nur für Dich, o laß uns tauſchen Liebe um Liebe, Leben um Leben! — Da

ſte Alfred in heiß auflodernder Liebesglut
erſten Wonnekuß auf der holdſeligen On-
entgegenſchwellende Granatlippen. Die
en der Laute rauſchten das ſüßbethörende
slied noch immerfort, reine Kryſtallklänge
rten durch die Lüfte. „O welche himmliſchen
e! rief wonnetrunken der Ritter, und Küſſe
Küſſe tauſchend hielten ſich glühend, ſelig
Liebenden umfangen, und in die Klänge
umher ſchienen tauſend Nachtigallen ihre
utlieder zu jubeln.

Endlich machte mit leiſem Beben Gelinde
aus des Ritters Glut-Umarmung los.
Alfred — flüſterte ſie mit weicher klagen-
Stimme — wir müſſen uns trennen, und
der Gedanke kann mich tröſten, daß Du
nicht vergeſſen, daß Du wiederkehren wirſt
eine Quelle.

O wolle doch nicht zweifeln, holdſelige
gfrau, die aus des ewigen Frühlings Blü-
reichen mir erſchienen, daß ich nicht mor-
wieder, ſehnſuchtsvoller wie heute, Deiner
en werde! So der Ritter; ſie aber ſprach

traurig: Nicht morgen, lieber Ritter, auch übermorgen nicht; heut iſt Vollmond, erſt in 8 Tagen, wenn das letzte Viertel eintritt, kannſt Du mich wieder ſehen. Dann ſollſt du ſchauen mein herrliches Kryſtallſchloß, wo auf ſilberſchimmerndem Grunde Blumen von köſtlichen Perlen ſprießen, und durch die ſaphyrne Decke goldſtrahlende Sterne leuchten. Bis dahin lebe wohl; doch daß Du immer liebend mein gedenken mögeſt, ſo nimm dieſen Ring als ein Unterpfand meiner Liebestreue. Er iſt geſegt, ihn ſchmiedeten aus ſieben Metallen im Mittelpunkte der Erde kunſtreiche Gnomen. Wenn Du ihn in die Tiefe dieſes Waſſerſpiegels ſenkſt, dann erſcheine ich Dir augenblicklich. Noch andre Eigenſchaften hat der Ring, welcher Dir mehr ſeyn kann als der treueſte Freund. — „Nicht mehr als Du, o meine herrliche Selinde!“ — fiel raſch der Ritter ein, doch ſie fuhr fort: Wenn Du o Alfred im Geräuſch der Feſte auf jener Burg mein vergeſſen könnteſt, wenn Du zu lange dort verweilſt und die ſehnende Geliebte länger als bis Mitternacht harren läßt, dann iſt zerriſſen das Zauberband unſrer Herzen und nie — nie — ſiehſt Du mich wieder.

Mit trauriger Stimme ſagte ſie das und als auf des Ritters Lippen Betheurungen des Gegentheils ſchwebten, küßte ſie ihn ſchnell noch einmal, flüſterte noch ein leiſes Lebewohl und zerfloß in Nebel; nur leichte Luft hielt er umfangen, doch klangen noch liebliche Töne aus der Tiefe der Quelle empor und in leichten Ringen bewegte ſich die Waſſerfläche.

Vom Boden erhob ſich jetzt Alfreds treues Roß und trug im ſchnellen Lauf ihn nach der Burg zurück. In ſeinem Zimmer angekommen, trat Siegismar bleich und entſtellt herein, ſeine Hände zitterten heftig, als er den Herrn entkleidete. — Was fehlt dir Siegismar? fragte mit mitleidigem Ton der Ritter, vor deſſen innerm Auge noch der Angebeteten holdes Bild, lebendig ſtand.

Da drängten ſich Thränen unter den Wimpern des Mannes hervor; er ſtürzte dem Ritter zu Füßen. Was ſoll das? was iſt das? fragte Alfred befremdet. —

Vergebt mir, Herr Ritter! zieht doch nur gleich' Euer blankes Schwerdt und haut mich zuſammen, ich habe Euch belauſcht; ſtraft mich dafür, martert mich, quält mich, gern will ichs dulden — nur gebt Eure verderbliche Liebe auf!

Biſt Du von Sinnen? ſprichſt Du im Fieber? fragte Alfred wieder, und gebot dem Knieenden aufzuſtehen. Ach Herr Ritter, wollt doch vertrauen und Glauben Euren treuen Knecht, der Euch von Kindesbeinen an ergeben war, Eure Geliebte iſt doch eigentlich ein ſchnöder Nix, der Euch hinabziehn will in ſein verfluchtes Waſſer, und auf der einen Seite Euch beſtrickt hat mit hölliſchen Zauberbanden. Hört mich an; ich ſah Euch abſteigen an der verrufenen Quelle, ich lief den Berg hinunter, durchs Dorf und hinaus in die Büſche; ich hielt mich verborgen, Ihr gewahrtet mich nicht, Ihr ward beſtrickt in des Teufels Netzen. Als die Syrene in Euren Armen lag, da wollte ich hervortreten und mit einem kräftigen Segen den Zauber vertreiben, konnt' ich denn? mußte ich nicht auf der einen Seite ſtockſtille ſtehen? konnte ich mich denn rühren?

konnte ich denn ſchreyen — bis es endlich bey Euch zum Abſchied kam, da lief ich, was ich konnte, hinauf nach der Burg, um Euch zu empfangen. —

Stehe auf und laß es gut ſeyn, ich weiß, daß Du mich lieb haſt, ſagte beſänftigend der Ritter; aber Siegismar: Ich ſtehe nicht auf, bis Ihr mir verſprecht nicht wieder zu der Hexenquelle zu gehen. Iſt das eigentlich die Blume des Lebens, von der Ihr heute ſagtet? Ihr habt wohl gar die ſehr niedlichen Krötenbeinchen und Schlangenſchwänzchen, von welchen das Nixenbild ſich ein Kränzlein gewunden hatte, für eitel ſchöne Blümelein gehalten? —

Entweder willſt Du mich bethören, oder Du warſt als Zuſchauer betrunken und biſt es noch; laſſe doch einmal das übermäßige Sauſen, grollte der Ritter.

Ach Herr Alfred, ſchluchſte der Knappe, iſt denn der Schutz aller Heiligen von Euch gewichen? hat Euch der Teufel allzuſehr bethört?

— Als das Quinkeliren, das Unken, Krächzen und Querecken eigentlich loßging in den Sumpf, in den Büſchen und Bäumen, glaubtet Ihr da nicht ſchöne Muſik zu hören? rieft Ihr nicht, o welche himmliſchen Töne!? Glaubt Ihr nicht mehr Eures treuen Dieners Worten, ſo helfe Euch Gott! — und außer ſich ſprang er auf, und warf ſich mitten in der Stube auf die Knie und rief mit thränenden Augen, mit aufgehobenen Händen zum Himmel empor:

O Du gerechter Gott! den Tobias haſt Du ſehend gemacht, als ihn die Schwalbe beſchmeißt hatte, und Dein heiliger Geiſt hat die Jünger erleuchtet, daß ſie eigentlich mit Zungen redeten, erbarme Dich doch über meinen armen Herrn, und thue ihm die Augen auf, und wende ſein Herz ab von dem Teufels-Geſpenſt, und nimm lieber mich zum Opfer dahin, wenn ſeine Seele damit zu retten iſt! Amen. — So betete Siegismar, und gerührt hob der Ritter den treuen Knecht auf und zog ihn an ſeine Bruſt.

Verſprecht, was ich Euch bat! flehte dieſer wieder.

Verſprechen kann ich nichts, ich gab mein Wort, das andre wird ſich finden, erwiederte Alfred.

Ja finden, meinte Siegismar, finden wird ſich nach 9 Tagen euer Leichnam; wenn ſie denſelben mit langen Häken aus der Quelle häkeln, da wird ſichs finden — finden. Und damit ging er hinaus.

Unruhig, getheilt zwiſchen Furcht und Liebe wälzte ſich der Ritter auf ſeinem Lager lange ſchlaflos umher, und als er am andern Morgen ſpät erwachte, kam ihm alles vor wie ein lieblicher Traum, an welchen eine ſchlimme Deutung ſich geknüpft zu haben ſchien. — — Noch ein Tag und das letzte Viertel war da. Da ſchmetterten Trompeten vor dem Burgthor, bekränzte Herolde, geſchmückt mit köſtlichen Wappen und Kleinodien ritten ein, und als die Ritter verſammelt waren, rief einer mit ſtarker Stimme: Daß der morgende Tag der erſte ſei von denen, an welchen des Herrn Grafen von Gleichen Hochzeitfeyer gehalten werde, und daß an demſelben ein feyerliches Lanzenſtechen um 12 Kleinode ſtatt finden, nach geendigten Turnier aber ein frohes Mahl, und darauf ein feſtliches Banket den Tag beſchließen ſollte, wozu die geladenen Gäſte ſowohl, als auch jeder andere ebenbürtige, untadeliche, und turnierfähige Ritter eingeladen ſei. — Die Herolde zogen von dannen, und nun regte Freude und Erwartung unter den Rittern und Knappen ein neues Leben an.

Sollte nun Alfred hinziehen? morgen war ja daß letzte Viertel, wo er die Geliebte wieder ſprechen ſollte; ſollte er hinziehn, und ſie vergebens ſeiner harren laſſen, und ſie nie wieder ſehen? oder ſollte er wegbleiben von des Feſtes erſten Tag, um deſſentwillen er ſo lange in dieſer Gegend verweilt hatte? was dachten denn von ihm die Ritter, wenn er wegblieb?

Dieſe und ähnliche Fragen warf ſich ſelbſt Alfred auf und quälte ſich mit Nachſinnen, wie das zu machen ſey. Den Knappen durfte er nicht fragen, deſſen Rath wußte er ſchon voraus. Da half ihm der Geiſt, denn Liebe macht erfinderiſch. Ich kann ja, ſprach er zu ſich ſelbſt, gegen Abend hinüber reiten nach Mühlberg, dabey kann ich doch im Turniere mich zeigen; o wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich die errungenen Preiſe der Holden zu Füßen legen kann. — —

Auf dem hohen Balkon im Burghofe des Schloſſes von Gleichen prangten im ſchönſten Schmucke des Thüringerlandes Kronen, viel herrliche Frauen, viel wunderholde Jungfrauen, wie aber die orientaliſchen Blumen an Pracht und Farbenſchmuck die unſrigen übertreffen, weil des Südens glühender Hauch ſie mahlt, ſo ſtrahlte auch unter jenen die ſchönſte Blume der Frauen, Melechſala, hervor, welche mit eigner Hand die Preiſe vertheilen wollte.

Herrlich zeichnete ſich Alfred aus unter den ſtattlichen Rittern, und zog die Augen der Schönſten auf ſich, aber von Einer Liebe nur das Herz erfüllt, blickte er nicht hin nach den Huldgeſtalten; hell glänzte ſein Harniſch im Sonnenſchein, ungeduldig wieherte ſein kräftiges hohes Streitroß, und aus den Augen blitzte dem Ritter das neuerwachte Heldenfeuer.

Selinde! Sieg! war ſein kurzer Wahlſpruch;

an ſeinem Helme bildete ein blaues mit Silber durchwirktes Band 2 Schleifen um eine rothe Roſe. — So, glühende Kampfluſt im Herzen, harrte er des Zeichens zum Einreiten in die Schranken.

Die Poſaunen ſchmetterten, die Pauken wirbelten, weiße Stäbe hielten die Herolde in die Höhe, und das Turnier begann. Paar an Paar rennen die Ritter gegen einander, Lanzen ſplitterten, Kämpfer wankten, und mancher derſelben fiel in den Sand. Nicht ſo Alfred, geübt in dieſen Spielen, war ihm hier das Siegen zwar nicht leicht, denn es theilten tapfere, männliche Ritter den Sieg mit ihm; doch obgleich viele waren, die er nicht beſiegte, ſo unterlag er doch auch keinem Einzigen. Geendet iſt das Turnier; den Burgherrn an der Spitze, ziehen die Ritter nach dem Saale, wo Melechſala die Preiſe vertheilt; jetzt öffnen ſich die Flügelthüren, und rings umher erwiedern die Damen der Ritter ehrerbietigen Gruß; Blumen, Kränze und Bänder fliegen herab auf die Sieger. — Als den dritten von dieſen ruft der Herold unſern Alfred mit Nennung ſeines Vaterlandes laut auf, und mit ſchüchternen Erröthen, mit heißen Wangen naht er ſich, gleich den übrigen, dem goldverzierten Thron, auf welchem die ſchönſte aller Sultanstöchter im reichen orientaliſchen Prachtkleide, himmliſche Milde in dem reinen Geſicht, ein Kettlein von purem Golde, und ein gutes Schwerdt ihm zum Danke reicht, der kaum wagt, den Blick aufzuſchlagen zu der Blume der Welt, welche der glückliche Graf von Gleichen aus dem ägyptiſchen Sandboden in das Roſengärtlein ſeiner Ehefreuden verpflanzte, und wo dieſelbe auch recht gut gedeihte, obgleich der Graf keine Sprößlinge von ihr erhalten konnte.

Trompetenſtöße riefen zum Mahle, wo auf endloſen Tafeln alles, was in jener Zeit für leckerhaft und wohlſchmeckend gehalten wurde, aufgetiſcht war, obgleich ein Gutſchmecker unſerer Tage manches zu tadeln gefunden haben würde; aber hochvergnügt waren die Ritter, und leerten oft die kreiſenden Pokale auf das Wohl der Frauen und Jungfrauen.

Was hier oben die Ritter thaten, machten zu den untern Gemächern die Knappen nach; es fehlte zur Erhöhung der Freude nicht an Harfnern, Gauklern und Poſſenreißern; auch horchte ein großer Theil den Erzählungen des flinken Kurt, deſſen Steckenpferd nun einmal war, zu den wirklich ausgeſtandenen Abentheuern noch hundert und aber hundert hinzuzulügen, und ſie mit den ächten an Mann zu bringen, worin er es zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht haben ſoll, daß die Zuhörer ihm alles wirklich glaubten. Dieſes angenehme Talent hat ſich in ſpätern Zeiten auf viele Perſonen vererbt; es ſind dies meiſtens gutmüthige harmloſe Leutchen, welche man ſich leicht geneigt machen kann, wenn man ihren luſtigen Erzählungen Glauben beizumeſſen ſcheint. — An einer andern Tafel thronte unſer Siegismar, auf deſſen Naſe ſchon die Abendröthe des Weinrauſches, eine Vorbotin ſüßer Ruhe, aufging, und mit der hereinbrechenden wirklichen, wetteifern zu wollen ſchien. Seinerſeits hatte er zur Erheiterung und Unterhaltung der reſpektabeln Tiſchgenoſſenſchaft redlich das Seinige beigetragen, und that es noch, indem er, in allerley fremdartigen Tönen durch einander ſingend und predigend, und dieß mit ſehr unterhaltenden Geſtikulationen begleitend, einen weiten Kreis von Lachern um ſich verſammlet hatte.

Es würde Dich, ſehr geduldiger Leſer, ungemein langweilen, wenn wir Dir erzählen wollten, was die Ritter ſpeiſten, was für Weine ſie tranken und dergl.. Auch könnten wir Dir ein Verzeichniß aller Anweſenden mittheilen; allein unſer einfaches Mährchen ſoll nicht hiſtoriſche Glaubwürdigkeit verlangen, ſo wie auch unſer treuherziger Erzähler dieß mit Stillſchweigen überging. — Der Ball iſt unterdeß angegangen; ſchauen wir ein klein wenig in das bunte durch einanderwogende Gewühl hinein. Wer iſt denn der ſchöngeſchmückte ſtattliche, junge Ritter, welcher dort am Ende des hellerleuchteten, mit Blumengehängen geſchmückten Saales, ſein Ohr dem leiſen Flüſtern eines holden Fräuleins hinneigt, auf deren Wangen Unſchuld und Fröhlichkeit, die trauten Himmelsſchweſtern thronen? —

Ey! das iſt ja kein andrer, als eben unſer Held, der in des traulichen Geſprächs heitern lauſt die Honigworte von den Roſenlippen der Plaudererin abzuſtehlen, und für den Augenblick Hain, Bach und Quellenkönigin vergeſſen zu haben ſcheint. Wer das Fräulein in dem lichtblauen Kleide, mit dem ſilbergeſtickten Schleier, und den Waſſerroſenkranz im Haar, war? — Wir wiſſens nicht. — Jetzt beginnen die Geigen einen herrlichen Tanz, die Flöten fallen ein, dort fliegt der Ritter in wonnigem Taumel: Wie des Mädchens dunkle Locken über den blendenden Nacken wallen, wie Entzücken aus den Augen des Tänzers ſtrahlt und röther die Wangen der beyden glühen! — Schon iſt die letzte Stunde des Tages gekommen, und hinter trüben Wolken ſteigt des Mondes letztes Viertel empor, luſtiger wirbeln die Pauken, ſchmettern die Poſaunen, jubeln Schallmeyen und Flöten, munter wälzt ſich noch der Reigen in dem vollen Saal; noch drückt feurig und heimlich der freudetrunkene Ritter die Hand ſeines ſcherzenden Fräuleins, eben will er mit zarter Bitte ihren Namen erfragen — doch ſiehe. — was iſt denn das? Der Ritter wird blaß — ſeine Hand zuckt nach dem Ring an der andern, als empfände er dort einen heftigen Schmerz; er läßt plötzlich des Fräuleins Hand los, die ihn verwundert anblickt, und ſtürzt zum Saale hinaus, hinab in den Kreis der lärmenden, jauchzenden und taumelnden Knappen „Siegismar ruft er, als wollte er die Todten aus ihren Gräbern rufen; entſetzt weichen die Knappen zurück, ſeine Augen blitzen aus dem todtbleichen Geſicht unheimlich umher. Siegismar! ruft er noch einmal; da zeigen mit ſtummer Geberde die Knappen auf den Boden. Ja, da lag der Würdige, auf der einen Seite unter dem Tiſche, mit einigen andern Zechbrüdern um die Wette ſchnarchend. Haſtig reißt ihn der Ritter empor, und ſchüttelt ihn. „Wo iſt mein Pferd! ruft er dem Erwachenden donnernd ins Ohr, der aber reibt ſich die Augen, und lallt mit gebrochener Stimme: Das — weiß ich — eigentlich — nicht. Da läßt ihn der Ritter unſanft fallen, nimmt ſelbſt eine Leuchte, eilt nach dem Stalle, findet bald ſein Pferd, zieht es hervor, ſchwingt ſich darauf, ruft mit lauter Stimme dem Thorwächter zu, das Thor zu öffnen, es geſchieht, und wild ſprengte der Ritter, aller Waffen baar, ohne Sattel, auf dem Haupt nur das leichte Federbarett, von dannen.

So braußt der Sturm entzügelt durch die Fluren, ſo ſtürzt ſich rauſchend und ſchäumend der Waldbach von Klippe zu Klippe herab; ſo fliegt der Wolkenſchatten ſpurlos über die Felder, kaum läßt des flüchtigen Roſſes Huf eine Spur im bethauten Graſe zurück.

Schon ſieht er des Mondes Bild ſchimmern in der nicht mehr fernen Quelle, er ſpornt das Roß, es ſchäumt, es ſtöhnt, und plötzlich ſtürzte es kraftlos mit dem Ritter zur Erde nieder, nicht Zeit hat er jetzt, ſich um das gute Thier zu kümmern, zu Fuße eilt er vorwärts. So jagt Mancher einem Schatten nach, und achtet es nicht, wenn ſein beſtes Gut darüber zu Grunde geht, Mancher freyt um eine reiche Frau, und glaubt, mit ihr gute Tage zu haben, aber ach, wenn er es bey Lichte beſchaut, d. h. wenn er ein Mandel Jahre mit ihr gelebt hat, denn hat er eine Megäre, der Satanin Großmutter vergleichbar, vorzüglich, wenn die Jungfrau ſchon etwas bejahrt war, als ſie in den heiligen Eheſtand trat, der leider nur zu bald für den lieben Mann ein Weheſtand wird. — Schon hat der Ritter das Dorf erreicht, einem halben Sterne gleich, ſchimmert etwas an der Quelle, näher kommt er und erkennt Selinden, auf den goldgelocktem Haupt trägt ſie einen lichtſchimmernden Lilienkranz. — „So ſoll ich doch noch ſchauen die Geliebte, ſo ſchloß ſich mir noch nicht die Pforte des Himmels zu!“ ſo jauchzt er freudig: da tönen vom Glockenthurm langſam und traurig 12 Schläge durch die Nacht; Schreck bannt ihn feſt, mit offnem Munde lauſchend, bleibt er ſtehen. Das Bild bewegt ſich, beide Arme ſtrekken ſich nach ihm aus, ein Klageſeufzer dringt bis hin zu ihm, erfaſſen will er die Geliebte, da ſinkt ſie vor ſeinen Augen hinab in die feuchte Wohnung. Alfred wußte gar nicht, wie ihm geſchehen war, lange beſann er ſich, er glaubte zu träumen. Selinde! ruft er endlich ſchmerzzerriſſen aus, „Selinde“ giebt ihm das Echo zurück. Soll ich Geliebte Dich auf ewig miſſen? — miſſen, „ſpottete eine helle Stimme in dem Berge. Erſcheine mir, Geliebte! — hörſt Du? — kehre wieder! — kehrſt Du nimmer? — Nimmer! klang es traurig, wie Alfred gerufen hatte, zurück. Da klagte er laut und jammerte, doch wie er ſie hundertmal ruft, ſie hört, nicht; dahin, das fühlt er, iſt Alles, was ihn beglücken konnte; doch — lacht ihm nicht eine Hoffnung noch roſig hell? ihr Ring. — Kaum hat er das gedacht, da ſinkt der Ring ſchon in die Tiefe hinab; und es beginnt zu ſäußeln und zu flüſtern in den Bäumen ein ſanft verſchwebender Ton, dem einer Aeolsharfe gleich, rührt an ſein Ohr, das Waſſer kräuſelt ſich in kleine Wellen und eine Stimme läßt ſich alſo rein und klar, wie Silbertöne, ſingend vernehmen:

O Tannenwörth, Du haſt getödtet
Ein Dir ſo treu ergebnes Herz;
Selindens Daſeyn iſt verödet,
Sie klagt den Blumen ihren Schmerz;
Wenn ſich der Abend lieblich röthet,
Und Sterne funkeln niederwärts —
Dann denk' ich Dein, der mich verließ,
Und träume mir ein Paradies.

Es ſteht im Schickſalbuch geſchrieben,
Das ſeinen Spruch, ach ſtreng vollzieht;
„In hundert Jahren darf ich lieben,
Nur Einmal, wenn die Roſe blüht;
Iſt der Geliebte treu geblieben,
Wohl ihm und mir, Selinde zieht
Dann ewig aus dem Schooß der Fluth"
Und lohnt ihm mit dem höchſten Gut.

Es iſt vorbey, Du wirſt nicht wieder,
Die ſehn, die liebend Dich umfing:
Sie zieht Dich nicht zu ſich hernieder,
An der Dein Blick ſo trunken hing.
Vergebens klagen meine Lieder,
Behalte Alfred meinen Ring
Er ſchützt Dich vor Gefahr und Noth,
Und bleibt Dir treu bis in den Tod.

Die Stimme ſchwieg, die Flötenklänge verzitterten leiſe in die ſäuſelnde Nachtluft; einer Bildſäule gleich ſtand der Ritter, ſein Geiſt ſcheint mit den dahinſchwebenden Tönen entfliehen zu wollen. Und plötzlich iſt der Ring freiwillig aus dem naſſen Grabe an Alfreds Finger zurückgekehrt.

„Er bleibt Dir treu bis in den Tod!" — ſeufzte er endlich aus gepreßter Bruſt hervor, o warum blieb ich ihr nicht ſo treu? und hätte ich, wie Siegismar ſagt, die Liebe büßen müſſen mit dem Leben, wäre es nicht ein ſüßer Tod geweſen, in ihren Armen zu ſterben?" — Sein Schmerzgefühl löſte ſich auf in milden Thränen, ſtill weinend, an einen Baum gelehnt, nur dem unendlichen Trennungsſchmerz

Raum gebend, blickt er ſtarr hinab in die klare ruhige Fluth. —

Unterdeß hat ſein ſchnelles Hinwegeilen Aufſehen erregt, zugleich iſt das fremde Fräulein, mit welcher er getanzt hat, verſchwunden, man eilt dem Ritter nach, man fragt die Knappen, was vorgefallen, in undeutlichen, verworrenen Worten berichten ſie das Geſchehene. Auch Siegismar, der Treue, iſt plötzlich ziemlich nüchtern geworden; als er ſich aber beſinnt und erfährt, daß ſein Herr fort, in die Nacht hinaus, geritten ſei, da bricht er in einen Thränenſtrom aus, und will fort, ſeinem Herrn nach; man hält ihn, da gebehrtet er ſich ſehr ungeſtüm, flucht, weint, betet, man dringt in ihm, zu erzählen, was ſeinem Herrn fehle, von allen Seiten umringt, bedrängt, geängſtet, erzählt er endlich, was er von ſeines Herrn Minne weiß. Ungläubig blickt man ſich einander an, man ſtaunt, lächelt, einer nach dem andern wendet ſich von ihm weg. Als ihn keiner mehr aufhält, ſtürzt er zum Burgthor hinaus, den Berg hinab, und geradewegs nach der Quelle zu. Als er eine Strecke gelaufen war, ſieht er eine hohe dunkle Geſtalt mitten im Wege ſtehen, welche auf ſeltſame Weiſe mit dem Kopfe nickt. „Alle gute Geiſter!“ ruft er laut, und ſchlägt drei Kreuze an ſeine Bruſt, da wiehert der Geiſt, und ſpringt auf ihn zu; der Herzhafte fällt zu Boden, als er aber keine Krallenfauſt in ſeinem Nacken verſpürt, die ihm mit einem ſanften Griff den Hals umdreht, ſo faßt er Muth, rafft ſich empor und ſiehe da, es iſt Alfreds Roß, das ſich von ſeinem Sturze wieder erhohlt hat. Aber neue Schrecken durchſchaudern ſeine Seele, denn nun iſt es ja gewiß, ſein Herr iſt verſchwunden aus dem Reiche der Lebendigen, hinabgezogen in den unterirdiſchen Pallaſt des gräulichen Liebchens, und Siegismar iſt nun verlaſſen, allein in einem fremden Lande, weit, weit von der lieben Heimath. — Troſtlos überläßt er ſich dem herben Schmerz; mit geſenktem Haupt ſteht das gute Thier, und ſcheint voll Mitgefühl ſeine Trauer zu theilen. Einmal will Siegismar doch noch hin zu der Quelle, um einige Blumen auf ſeines Herrn naſſes Grab zu ſtreuen, und ein Kreuz dort errichten zu laſſen. Das Roß an der Hand führend geht er auf die Quelle zu. Der Nacht düſtre Schauer umwehen ihn, der Mond iſt hinter Wolken verſteckt, die in die Felskluft rückkehrende Eule rauſcht mit dunkeln Fittigen über ihn dahin, und aus einem verfallenen Gemäuer krächzt ein Käuzlein ſein einförmiges Komm mit. Aber feſten Muthes ſchreitet Siegismar vorwärts, er hat ſeine Seele Gott befohlen. Jetzt iſt ſein Ziel erreicht; er ſteht an der unheimlichen Tiefe. „O Alfred, Alfred von Tannenwörth, ſeufzt er laut — da wacht aus einem Traum der eingeſchlummerte Ritter auf, zum Silberbogen wird der Rand der düſtern Wolke und der Mond tritt hellſtrahlend hervor; mit dem lauten Ausruf der innigſten Freude ſtürzt ſich der Treue zu des erſtaunten Ritters Füßen.

„So hat Euch Jungfer Waſſergrün doch nicht in ihren ſehr niedlichen Krallen; Gott ſey geprieſen!" ſpricht der Entzückte; doch mit ernſtem Schweigen blickt Alfred ihn an, und winkt ihm, mit hinwegzugehen.

Gehe hinauf nach Mühlberg, ſpricht er nach einer Weile zu Siegismar, und rüſte Dich zur Reiſe. Morgen, geliebt es Gott, will ich die

Gegend verlaſſen, wo jeder Bach, jede Blume mich an ein verlornes Glück ſchmerzlich erinnert; ich will noch einmal nach Gleichen, bald treffe ich bei Dir ein. — Hiermit ſchwang er ſich aufs Roß, und ſprengte nach Gleichen zu; das Freudenfeuer auf dem Wartthurm zeigte ihm den Weg. Siegismar aber, obgleich es ihm auch ſchmerzte, von den Orten Abſchied zu nehmen, wo die Quellen ſeiner ſchönſten Freuden unverſiegbar ſchienen, wandelte wohlgemuth den Berg hinauf, und ſang vor ſich hin:

Mein Herr iſt ein Ritter, ſein Knappe bin ich,
Mein Herr liebt das Fechten, das Trinken lieb ich,
Mein Herr bricht die Lanzen, die Flaſchen brech' ich,
Mein Herr iſt am Leben, zufrieden bin ich. —

Als Alfred in den Saal trat auf Burg Gleichen, richteten ſich aller Blicke auf ihn, und es ging ein Flüſtern und Ziſcheln durch die Verſammlung; verſtohlen blickten die Damen nach ihn, und einigemahl ſtahl ſich das ſehr leiſe ausgeſprochene Wort, Nixenritter, in ſeine Ohren, worüber er die Lippen in ſtummen Unwillen zuſammenbiß. Mit wenigen Worten entſchuldigte er bei dem Burgherrn ſeinen ſchnellen

Weggang, dankte ihm für die bewieſene Gaſtfreundſchaft, und nahm förmlich Abſchied von ihm, der vergebens mit freundſchaftlichen Worten ihn zu halten, ſich bemühte. Es binde ihn ein Gelübde, ſagte er, empfahl ſich ſittig den Gemahlinnen, ſchüttelte einigen Rittern die Hände, verbeugte ſich noch einmal ſchweigend gegen alle — und ging. Wir laſſen die Zurückbleibenden ihre Gloſſen über ihn machen, und folgen unſerm Helden noch eine kleine Weile. Als er auf Mühlberg angekommen war, gönnte er ſich nur kurze Raſt; die 3te Stunde nach Sonnenaufgang des folgenden Tages ſah ihn ſchon den Burgberg hinabreiten, ſtumm und in ſich gekehrt; von ſeinem Schilde wehte ein Trauerflor. Siegismar, auch ein wenig verſtimmt, warf noch oft ſehnſüchtige Blicke zurück nach den 3 Gleichen, wo er ſichs ſo wohl hatte ſeyn laſſen. Zu beiden Seiten ſeines ſtarken Turnierpferdes hatte der Sorgſame große Körbe mit Viktualien gehängt, welche er nie vergaß. So zogen ſie ſchweigend, ohne beſtimmtes Ziel, der aufgehenden Sonne entgegen.

Nun bleibt nichts übrig, als Dir, lieber

Leſer, für die Geduld zu danken, mit welcher Du das Alles geleſen haſt; hat ein oder der andre Gegenſtand Dir ein freundliches Lächeln abgewommen, ſo ſoll es uns von Herzen freun, und vielleicht erzählen wir Dir, wenn Du es wünſcheſt, ein andermal, was ſich ferner mit Alfred von Tannenwörth zutrug, und wie er endlich von ſeinem Liebesgram um die verlorne Waſſerbraut geheilt und getröſtet wurde, und die Erinnerung an ſie mehr und mehr verſchwand.

Vom Quelle aber tönt's noch immer leiſe,
In ſtiller Nacht, bey hellem Vollmondſchein,
Wie Harfenklänge, und wie Trauerweiſe,
Und leichte Schatten ſchweben um den Rain;
Und auf dem Waſſer ziehen Wellenkreiſe,
Mild ſchimmern in der Fluth die Sternelein;
Selinde klagt, Selinde ſingt die Lieder,
Umſonſt, umſonſt, der Ritter kehrt nicht wieder! —

Harald von Eichen.

Eine Skizze aus der 2ten Hälfte des 10ten Jahrhunderts

In dem hohen gewölbten Ritterſaal, auf dem von ſeinem Vater, Ludwig III. erbauten Schloß Wartburg, ſtand am 3ten des Herbſtmonats im Jahr 1165, Landgraf Ludwig der 4te, als Landgraf der 2te dieſes Namens. Vor ihm kniete auf einem ſammetnen Kiſſen Harald von Eichen, rings um ihn her ſtanden viele Grafen, Edle und Ritter, Ludwigs Freunde und Vaſallen; der Landgraf hob das Schwerdt empor, gab dem Knienden drei leichte Schläge auf die Achſel und ſprach:

Wir Ludwig der Zweite, Landgraf zu Thüringen und Herr zu Heſſen, ſchlagen Euch, Harald von Eichen, zum Ritter im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und außer dieſen drei Schlägen ſollt Ihr keinen mehr dulden; Ihr ſollt auf Ritterehre halten, wie auf Euer Leben; Ihr ſollt ſchützen die verfolgte Unſchuld, Wittwen und Waiſen zur Ehre Gottes; Ihr ſollt beſchirmen, und ehren die Damen zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria; Ihr ſollt treu ſeyn dem Kaiſer, Eurem Oberherrn, und Eurem Landesfürſten, gleich als ihm, und ſollt Uns das zu halten geloben auf Ritterwort mit einem Handſchlag.

Harald gelobte, und ſtieg auf; Ludwig küßte ihn auf die Stirne, und viele Ritter traten herzu und ſchüttelten ihm treuherzig die Hände.

Oben auf dem Balkon ſtand mit ihren Dienerinnen der Landgräfin Jutta Hoffräulein, Adelgundis von Eſchilbach, und ſah der Feyerlichkeit zu. Mit beſonderm Wohlgefallen weilte Adelgundens Blick auf des neuen Ritters ſchöner Jünglings-Geſtalt. Und als er hinaufblickte zu ihr, die wie die Roſe der Blumen, wie der Mond die Sterne, wie der Diamant die Edelſteine, an Schönheit alle Damen, die er je geſehen, überſtrahlte, da ward ſein Herz wunderbar bewegt, und in ſeiner Seele keimte der Wunſch auf, daß dieſe ihn lieben möge. Doch war jetzt nicht die Zeit, verliebten Träumen nachzuhängen, denn die Ritter brachen auf, und wie er wieder empor ſah zu dem Himmel, wo ſeine Sonne ihm erſchienen war, da war ſie verſchwunden. Zwey Ritter ſtanden nicht weit von ihm, die heimlich flüſterten, und ihre ſpöttiſchen Blicke dabei feſt auf ihn hefteten; ſchnell regte ſich in ihm der Geiſt des Unmuths, und er wollte ſchon die Ritter fragen, ob ſie von ihm ſprächen, da ergriff der Landgraf ſeinen Arm und führte ihn aus dem Saale; paarweiſe folgten ihnen die verſammelten Ritter in den geräumigen Speiſeſaal. Eppo von Heineck und Hugo von Brandenfels waren die Ritter, die über Harald leiſe ſpöttelten, und jetzt den Zug beſchließend, das heimliche Zwey-Geſpräch lauter fortſetzten.

Wie ſich das neugebackne Ritterlein auf-
läht, ſagte Hugo von Brandenfels — und
Wunder denkt, was er für Ritterthaten ſchon
ethan, daß er einen Eber fällte, der unſern
hrenfeſten, mannhaften Landgrafen abgeſattelt
atte, welcher überhaupt ein gar gewaltiger
äger iſt.

Unſer Landgraf, nahm Eppo von Heineck
as Wort, bleibt ſich überall gleich. Habt Ihr
Eurem ganzen Leben noch Jemanden ſo zum
itter ſchlagen ſehen? warlich, das Gaſtmahl,
as er uns, ſeinem Günſtling zu Ehren, heute
ebt, muß ſehr ausgezeichnet ſeyn, wenn ſichs
er Mühe verlohnen ſoll, daß wir uns auf die
Wartburg bemühet haben.

Vergeßt nicht, daß auch getanzt wird, und
as Fräulein von Eſchilbach auch mittanzen
ird, erwiederte Hugo lächelnd, und fixirte den
ürriſchen.

Nun ja, meinte er zerſtreut, und verbarg
e Freude, die ihn bei dieſen Gedanken durch-
bte, blos Trinkens halber, wäre ich auch nicht

hergekommen. Etwas habt ihr doch nicht geſehen, ſprach Hugo mit einigermaaßen höhniſchem Ton. Und das wäre? fragte Eppo geſpannt und blieb ſtehen vor der Thüre des Speiſeſaals —

Daß Herr Ritter Harald von Eichen recht abſonderliche Blicke auf den Balkon warf, auf dem Eure Angebetete in ihrem ſchönſten Schmucke ſtand, und daß ſie ihn auch recht ſcharf ins Auge zu faſſen ſchien. —

Hölle und Teufel! fluchte Eppo, ich breche dem Kerl den Hals! Sie ſchien ihn ſcharf ins Auge zu faſſen, ſagt Ihr? —

Ja, war die Antwort, und das Schlimmſte iſt, daß Ihr es ihr nicht wehren könnt, ſo wenig wie ihm, da Ihr auf das Fräulein kein Näher-Recht habt!

Seyd Ihr ein Advokat geworden, Ritter von Brandenfels? zürnte der Eiferſüchtige; was ſchwatzt Ihr da von Recht? Hier in der Scheide ſteckt mein Recht, rief er, an das Ritterſchwerdt ſchlagend, und mit dieſem Recht will ich jeden bündig beweiſen, was Recht und Unrecht iſt.

Ereifert Euch nicht, lenkte Hugo wieder ein; ich habe ja den neuen Ritter ſo lieb wie Ihr, habe auch den Landgrafen ſo lieb wie Ihr, und denke, wir kennen uns zu gut, um uns über dieſe Kleinigkeiten zu entzweyen; für jetzt müſſen wir ſchweigen, und wollen zur Tafel gehen, wir ſprechen ſchon weiter darüber. Drinnen wirbelten und ſchmetterten jetzt Trompeten und Pauken, und der Poſaunen lang gehaltne Töne, und die weingefüllten Becher klangen hell an einander. Es lebe unſer gnädigſter Landgraf hoch! riefen die Ritter, als die beyden eintraten, und mit freundlicher Huld im Blick erhob ſich Ludwig von ſeinem Sitz und rief: Unſre Freunde und Getreue! des ganzen Thüringerlandes Ritterſchaft lebe hoch! und leerte den Pokal bis auf die Nagelprobe und die Pauken donnerten wieder in der fröhlichen Ritter Jubelruf. Mit Freude auf den Geſichtern, mit Groll und Unmuth im Herzen, ſetzten ſich Eppo und Hugo auf die für ſie leergelaſſnen Plätze.

Als nach der Tafel der Geigen und Flöten reine Silbertöne zum Tanze riefen, da nahte ſich ſchüchtern Harald dem Fräulein von Eſchilbach, die die Ritter beym Mahl bedient hatte, und bot ihr den Arm; ſie neigte ſich erröthend und folgte ihm; hatte ihr doch eine dunkle Ahnung ihres Herzens geſagt, daß der ſchöne Jüngling ſie auffordern werde. Da ſtanden Eppo und Hugo und ſahen einander an. Die Ritter gingen in den mit Eichenlaub und Tannenreiſern ſchön ausgeſchmückten Saal, wo ſich aus der Stadt Eiſenach viel ſchöne Bürger-Frauen mit ihren Töchtern, der Einladung des Landgrafen zufolge, eingefunden hatten. Der muntre Reigen, von dem Landgrafen eröffnet, begann und die Freude, das wildlächelnde Himmelkind, ſchlug auf allen Geſichtern ihren Roſenſitz auf.

Habt ihr nun geſehen? fragte Hugo triumphirend ſeinen Freund, dem das Erſtaunen keine Worte finden ließ; iſt das das milde Mädchen, die ſonſt faſt mit unerträglichem Stolz jeden Ritter behandelte, der ſich in ihre Nähe wagte? gab ſie mir neulich nicht einen Korb, weil ſie ſich vorgenommen hatte, nicht mit mir zu tanzen, und tanzte lieber den ganzen Abend nicht? Lachte ſie Euch nicht neulich unbändig aus, als Eure ſteife Stute Euch abwarf? und als Ihr der tollen Reiterin den Wettritt anbotet, überhohlte ſie Euch nicht auf der Hälfte der Bahn und kam eine ganze Minute eher zum Ziele als Ihr? und jetzt? ſo jungfräulich verſchämt, ſo ſanft erröthend, wie ſie der junge Ritter zum Tanze führt! Wißt Ihr was das iſt? — das iſt die Liebe, die Wurzel gefaßt hat in ihrem Herzen, und auf die Ihr nimmermehr das Zweiglein eurer Minne werdet propfen können.

Hugo ſchwieg, Eppo ſtand noch immer in dumpfem Nachſinnen, des Freundes Rede war ihm verloren gegangen, er hatte wenig oder nichts davon gehört. Unwirſch ergriff er, ohne zu antworten, Hugo's Arm, und ging mit ihm dem Tanzſaale zu. Sie traten ein, aber da war für ſie keine Tänzerin mehr und Ludwig, als er vor ihnen vorüberging, ſagte mit einem Zug von Ironie: Wie es ſcheint, kommt ihr heute überall ein wenig zu ſpät, liebe Ritter.

Nach mehreren vergeblichen Verſuchen Eppo's, gelang es ihm doch, Fräulein Adelsgundis auf einen Tanz zu überkommen, und er hatte kaum einigemale mit ihr gedreht, ſo fragte er ſchon, ſeines Verdruſſes nicht mehr Meiſter: Was hat Euch denn der neue Rittersmann Zärtliches zugeflüſtert, mein holdes Fräulein?

Weit zärt're Dinge, war die Antwort: als in Eurer Frage liegen, Ritter von Heineck! —

Kann denn der Eberwürger auch wilde Tauben fangen und zähmen? fragte der Unhöfliche weiter; da kann er ja alles Mögliche!

Seit wenn geht denn Ritter Eppo darauf aus, Damen zu kränken? ich wenigſtens hatte ſeitdem von Euch eine beſſere Meinung, als Ihr mir durch Eure beleidigenden Reden an den Tag legt, entgegnete empfindlich Adelgundis: ſucht Euch eine andre Dame, die Ihr dergleichen nicht zu fragen habt. Sie riß ſich los von ihm. Fräulein Eſchilbach! bat der erſchrockene Ritter, aber ſie hörte ihn nicht und mit vor Schaam und Zorn glühenden Wangen ſtürzte ſie aus dem Saale. Aus einer Fenſtervertiefung hatte Harald müßig dem Tanze zugeſehen, und kein Auge von der wunderholden Adelgundis verwandt, jetzt ſah er Eppo's eindringliche Fragen, er ſah wie ſie den Blick zu Boden ſenkte, ſah das Hohnlächeln in des Ritters Geſicht, und wie ſie, ſich von ihm loßreißend, den Saal verließ. Unbemerkt ſtahl er ſich durch der Tanzenden frohes Getümmel ihr nach, und fand ſie auf einem Bogengang weinend ſtehen. Theilnehmend nahte er ihr und fragte mit zärtlicher Beſorgniß nach ihres Kummers Urſache, und ſchwur zu rächen an jedem wer es auch ſey, jegliche ihr zugefügte Unbilde. Aber ſie ſchwieg hartnäckig auf alle Fragen und ſuchte ihnen auszuweichen, und nun als er flehentlich bat, ihm wieder zum Tanz in den Saal zu folgen, und ihr der Gedanke kam, daß ſie ſo am beſten des groben Ritters Uebermuth demüthigen könnte, trocknete ſie ihre Thränen und trat mit ſtolzem Schritte, auf ihren Wangen das erzwungene Lächeln der Fröhlichkeit, an Harald's Arm in den Saal und als ſey nichts vorgefallen, ſchwebte ſie an Eppo mit kalten Blicken vorüber, der zähneknirſchend, ein veraltetes Fräulein mühſam durch die Reihen der Tanzenden fortſchleppte und ſo toll und regellos mit ihr herumwirbelte, daß die Athemloſe ihn nur mit Mühe aufhalten konnte und um Gotteswillen bitten mußte, auszuruhen, wobey ein ſtarker Huſten ſie überfiel, der auch nicht eher nachließ, als bis der Tanz zu Ende war.

Wo werdet Ihr nun hinziehen, Herr von Eichen? fragte Adelgundis ihren Tänzer, da ihr nun nicht mehr in dem Gefolge des Herrn Landgrafen bleiben werdet? —

Unſer gütiger Herr, erwiederte Harald, wollte mir eine Burg bauen laſſen, aber als ich ihn inſtändig bat, mich bey ſich zu behalten, und mich den erſten ſeiner Diener ſeyn zu laſſen, gab der Mildherzige meinen Bitten nach, und ſo iſt es mir denn vergönnt, Euch, mein angebetetes Fräulein, täglich auf Schloß

Wartburg zu ſehen und zu ſprechen, und ſo Ihr es Eurem treuen Diener vergönnen wollt, Euch ritterlich zu minnen in Zucht und Ehren?

Adelgundis, die letzte ihr ſchmeichelnde Frage, ganz mit Stillſchweigen übergehend, erwiederte auf die erſte: Lange wird Euch, Herr Ritter, dieſe Freude nicht zu Theil werden, denn ich ziehe in den nächſten Tagen wieder zur Frau Landgräfin auf Schloß Neuenburg.

Und für den andern Theil meiner Frage habt Ihr keine Antwort? flüſterte er leiſe mit einem ſanften Händedruck.

Es wird mir angenehm ſeyn, Euch bald in Geſellſchaft des Herrn Landgrafen dort den Willkommenbecher auf Neuenburg zu reichen, ſprach ſie ausweichend, doch mit ſchüchternen zu Boden geſenktem Blick. Harald hatte ſie in eine Fenſtervertiefung gezogen, dort wo die Ohren neidiſcher Späher ſeine Worte nicht vernehmen konnten, ſah er ihr bittend in die ſchwarzen Augen, drückte ihre Hand ſtürmiſch an ſeine Lippen und ſprach haſtig: Ich liebe Euch Fräulein, wie mein Leben. Als Ihr da oben ſtandet in der Glorie Eurer unendlichen Schönheit, da wagte ich kühne Blicke hinaufzuſenden nach Euch und laut ſprach es in meinem Innern: Dieſe oder keine. Ihr ſeyd meine erſte Liebe; ich kann nicht lange in die Tiefe der Bruſt verſchließen, was ich fühle, ſprecht, darf ich euch lieben? darf ich hoffen auf Euer Herz und Eure Hand? —

Ihr überraſcht mich Ritter, ſprach ſie bebend und der dunkle Carmin ihrer Wangen wetteiferte mit dem Purpurgewölk des weſtlichen Himmels; dieſer Augenblick ſoll nicht entſcheiden über mein künftiges Loos; nehmet einſtweilen das Geſtändniß, daß ich Euch nicht abhold bin, bis wir uns an einem ſchicklicheren Ort näher erklären können. Wenn und wo? rief der Ueberfrohe, und wäre im Gefühl der Freude faſt vor ihr niedergeſunken.

Der Landgraf veranſtaltet eine Jagd in

wenig Tagen, ſo lange bleibe ich noch, da will ich mit Euch reden; und das Fenſter öffnend kühlte ſie in der heitern Abendluſt der Wangen Gluth und trat dann wieder mit Harald zum Tanze an.

Bis Mitternacht dauerte der Ball, und wie er geendet war, lud der Landgraf alle Ritter, die zugegen waren, zu einer großen Jagd in den Wäldern des Inſelberges ein, und ſchied von allen mit freundſchaftlichem Händedruck. Harald wälzte ſich unruhig auf ſeinem Lager umher, des vergangenen Tages Freudengenüſſe ſchwebten im bunten Feſtreichen vor ſeiner Seele vorüber, und durch die ſchweigende Nacht ſchienen ihm noch immer der Tanzmuſik heitre Klänge zu tönen.

Eppo und Hugo trabten auf ihren Roſſen am andern Morgen früh der Heimath zu; der Erſte mißmüthig und verſtimmt, der zweite zwar unbefangener als ſein Freund, doch auch mit heimlichen Groll gegen den Landgrafen erfüllt. Dieſes Herrn Diener mag ich nicht länger ſeyn, brach endlich Eppo los, bald wird er noch ſeine Stallbuben zu Rittern ſchlagen. Was ſollen wir uns jeden hergelaufnen Laffen hintangeſetzt ſehen? Wer iſt denn dieſer Eichen? wo wohnen ſeine Aeltern? wo iſt ſein Stammbaum? und dieſe Eſchilbach, die der Landgräfin, zu der auch nicht viel ſeyn mag, ſonſt hätte ſie den weiblichen Gemahl nicht genommen, die, ſage ich, der Landgräfin Gnadenbrod ißt, was hat man gehört von Ihren Ahnen und deren Thaten? ich kenne ſie nicht, aber gleich und gleich geſellt ſich gern, das mag man wahrnehmen an dieſen beiden.

Wie Ihr denkt, ſo denke auch ich und Robert von Brandenburg, Hans von der Kyburg und mehrere, die alle den Landgrafen nicht leiden können, war Hugo's Gegenrede: weil er doch gar nicht männlich iſt, und über ſo viel tapfre Grafen und Ritter die Oberherrſchaft nicht zu führen verſteht, auch nicht verdient. Doch müßt Ihr auch bedenken, daß ein ſtrenger Herr ſich weit mehr in unſere Angelegenheiten miſchen würde, und manches nicht dulden, was wir, ohne ihn um ſeinen Conſens zu befragen, unternehmen. —

Werdet Ihr Euch einfinden zur großen
gd, Ritter von Brandenfels?

Dem kecken Fräulein zum Trotz, die ſonſt
auben möchte, man reiße ſich um ihre Huld,
ll ich dabey ſeyn; kann ich es verhindern,
ſpricht ſie ihren Trauten nicht allein, ſprach
eidend Eppo und ſprengte ſeine Straße
t. Hugo aber ritt gemachſam weiter und
ng die erſte Strophe des damals neuen
des:

Ueber die Berge,
Ueber die Quellen;
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen;
Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg;
Ueber Felſen, über Höhen.
Findet Liebe den Weg.

Die Jagd-Hörner klangen, die Roſſe
mpſten wiehernd im Hofe und vor Freude
nſelnd ſprangen an den Jägern die Rüden
geduldig in die Höhe; auf den ſchneeweißen
lter hatte ſich ſchon Adelgundis geſchwun-
; in der Rechten den Jagdſpieß, in der Lin-

ken leicht des Roſſes Zügel haltend, glich die Virago mit dem wehenden Reiherfederſchmuck des glänzenden Helms einer hochherzigen Diana. Der Silber-Helm vermochte nicht, des Haares reiche Fülle zu faſſen, ſie wallten in langen Locken über Bruſt und Schultern hinab. Trunken hingen Haralds Blicke an ihr; der Blitz ihrer dunkeln Augen ſchlug in die ſeinen und zündete die Purpurgluth der Freude auf ſeinen Wangen; ſie hatten ſich verſtanden.

Jetzt trat mit freundlichen Mienen der Landgraf im grünen Jagdkleid, im einfachen Federbarret heraus; ein ſpöttiſches Lächeln flog über Eppo's Geſicht und er beugte ſich über ſeines Roſſes Hals hinüber zu Hugo, und flüſterte dieſem lächelnd zu: Schau den ſtattlichen Herrn, wer ihn nicht kennt, wird ihn kaum von den Troßbuben unterſcheiden, die unſre Hunde führen müſſen; und Beifall nickend der hämiſchen Rede, entgegnete dieſer: Er wird ſich auch heute baß hervorthun auf der Jagd; ich ſehe ſchon die Hirſche und Sauen, die er nicht erlegen wird, wenn ihm nur nicht ein Eber wieder aufſtößt. — Lautes

Schmettern der Hörner und der Jäger fröhlicher Ruf unterbrach das Geſpräch. Der Jagdzug ſetzte ſich in Bewegung, voran der Landgraf mit Adelgundis, zunächſt nach ihnen Harald von Eichen, Ottokar von Münch, Albert von Hörſelgau, zwei neue Freunde Haralds, dann folgten die Ritter von Brandenfels, Brandenburg, Heineck, Kyburg und andere, dann der Jäger, Knappen und Jagdgehülfen endloſer Zug.

Dorthin, wo der Inſelberg hoch in die Luft über des Thüringer Landes Berge ſein Haupt erhebt, ging es; nach mehreren Stunden war der Wald, der von allen Seiten ſich um ihn herum zieht, erreicht, und die Jagd begann.

Adelgundis ſprengte wild an Harald vorüber, dieſem einige Worte zuflüſternd; er nickte fröhlich lachend, und aus ſeinen Augen ſtrahlte der Freude roſiger Wiederſchein.

Mit lautem Halloh, zerſtreuten hiehin und dahin ſich die Jäger; es war feſtgeſetzt, daß auf Schloß Tenneberg bei Waltershaußen, der Landgraf übernachten wollte; dorthin zogen ſich bald die mehr trink- als jagdluſtigen Ritter zurück. Ludwig jagte noch mit einem Knappen durch den Fichtenwald; da zeigte ſich ein feiſter Hirſch mit ſtattlichem Geweih ſeinen Blicken, ſtärker ſpornte er ſein Roß, es keuchte dem fliehenden Hirſch nach; vergebens bemühte ſich der Knappe, dem jagdluſtigen Fürſten zu folgen, bald verlor er ihn aus dem Geſicht; nach einer Viertelſtunde fand er des Landgrafen todtes Roß — von ihm ſelbſt keine Spur.

Die Hörner gaben die Signale zur Heimkehr, das Hallali verhallte, die Jäger fanden ſich zuſammen, und eilten in einzelnen Haufen dem gaſtlichen Tenneberg zu, vermeinend, daß Ludwig ſchon dort ſey; als aber ein Haufen nach dem andern ankam und den Landgrafen nicht mitbrachte, als der Herbſtabend ſeine Nebelflöre über Wald und Wieſen breitete, und der Knappe, der ihn zuletzt begleitet hatte, die Nachricht brachte, daß er ihn verloren habe, da wurde es doch ängſtlich ſeinen wenigen Getreuen; noch wurde Harald und Adelgundis vermißt, aber über der Sorge um den Landgrafen vergaß man ihrer. Unterdeſſen kümmerten ſich Hugo und Eppo mit den ihnen Gleichgeſinnten wenig um den vermißten Ludwig, ſie ließen ſich's wohl ſeyn beym vollen Humpen, und koſten traulich zuſammen und ergoſſen ſich in ziemlich lauten Schmähungen gegen den Landgrafen, während die Jäger ſich wieder zerſtreuten, um durch die Nebelnacht den Herrn zu ſuchen. Hunde bellten durch den Wald, Hörner klangen in langen verhallenden Tönen, und durch den Nebel ſchimmerte das Licht vieler Fackeln; die Jäger fanden ſich, und trennten ſich wieder, ohne den Landgrafen gefunden zu haben. Bange Ahnungen erfüllten mit Angſt und Sorge um ihn die Herzen ſeiner Getreuen.

Emſig arbeitete noch ſpät in der Nacht Meiſter Nädeling, der Hammer- und Eiſenſchmidt in dem Dorfe Ruhla; ſeine funkenſprühende Eſſe leuchtete durch die Nacht, ſeines Hammers Schläge hallten vernehmbar durch die Stille, während die Nachbarhäuſer am Ende des Dorfes, in Dunkel eingehüllt ſtanden, und tiefer Schlaf über ihre Bewohner ſeine Flügel gebreitet hatte.

Da ging die Thür auf, und herein trat im grünen Jagdkleid, im einfachen Federbarret, ein Mann, mit freundlichen Blicken guten Abend bietend. Kann ich, begann er, zu dem nach ihm umſchauenden fleißigen Arbeiter, ein Nachtlager bei Euch bekommen, lieber Mann? und zuvor ein Abendbrod? — Warum nicht? entgegnete dieſer, den Eingetretenen vom Kopf bis zu den Füßen mit finſtern Blicken meſſend: wenn Ihr mit dem, was ich habe, vorlieb nehmen wollt; wenn Ihr kein Schmecker und Lecker ſeyd, der gemeine Koſt verachtet. — Ohne die Antwort abzuwarten, ging er über einen Schrank, und holte heraus, was ſeine Küche vermochte, ſchwarzes Brod, Butter und Käſe und ein Stück Speck.

Setzt Euch hieher auf die Bank und eßt, ſagte er, indem er wieder nach der Stange des Blaſebälgs griff, daß die Kohlen hell erglühten. Der Jäger that, wie ihm geheißen wurde, und ließ ſich die frugale Mahlzeit wohlſchmecken; nach einer kleinen Weile fragte der Schmidt: Wer ſeyd Ihr? und wo kommt Ihr her?

Ich bin, war die Antwort, ein Jäger des Landgrafen Ludwig, habe mich beym Nachſehen eines Stück Wildes verirrt, und mich von meinen Kameraden verloren; da hat der helle Schein Eures Feuers mich in Euer gaſtliches Haus geführt.

Des barmherzigen Landgrafen Jäger? ſpöttelte der Schmidt: Wer ihn nennt, ſoll allemal das Maul wiſchen. Glaubt nicht, ſprach er heftiger zu dem ſtaunenden Jäger, daß ich um Eures barmherzigen Herrn willen, Euch Obdach und Herberge gebe. Doch im Stall iſt Stroh und Heu genug, da mögt Ihr ſchlafen. Ihr mögt vielleicht ein guter Mann ſeyn, aber um Eures Landgrafen willen ſolltet Ihr mir nicht über die Schwelle ſchreiten.

Höher und höher ſtieg das Erſtaunen des Jägers bei dieſer Rede, ſein Blick ſenkte ſich zu Boden, ſeine Wangen glühten. Was that Euch der Landgraf? liſpelte er kaum hörbar.

Aber der Schmidt würdigte ihn keiner Antwort, ein Stück Eiſen ſtieß er in die Kohlen, daß es in wenig Minuten über und über glühte, holte es dann heraus mit der Zange, ergriff den gewichtigen Hammer, legte das Eiſen auf den Ambos, und nun mit kräftiger Hand Schlag auf Schlag darauf führend, ſprach er laut vor ſich hin: Werde hart, wie das Eiſen, du barmherziger Landgraf. Was nützt Dein Leben Deinen armen Unterthanen? Deine Rathgeber ſtreuen dir Sand in die Augen, daß Du der Armen Elend nicht ſieheſt; ſie füllen dein Ohr mit Geigen und Flötenſpiel und mit dem Lärm der Jagd, daß Du der Armen Klagen nicht höreſt; ſie ſchalten und walten frey im Lande, und drücken das Volk in den Staub.

Und wieder ſtieß er das Eiſen in die Kohlen, und zog den Blasbalg; hell loderte die blaue Kohlenflamme in die Höhe, und wieder brachte er es glühend heraus, und fing an zu hämmern und zu reden:

Werde hart, wie das Eiſen, du barmherziger Landgraf Wie der Hammer auf das

Eiſen fällt, ſo fällt auf Deine Unterthanen, Deiner Vaſallen Gewaltthat Schlag auf Schlag. Der arme Jörge, des Brandenburgers Dienſtmann, konnte die Abgaben nicht erſchwingen, die auf ſeiner Hütte laſteten; er arbeitete Tag und Nacht, bis er krank wurde; da lag er hülflos auf dem Stroh, vier nackte Kindlein um ihn her, ſo bleich und krank wie er; mit trüben Blicken ſchlich ſein Weib umher, da kam der Vogt, nahm alles, was er fand, das Häuslein auch; die Armen mußten fort, und in zwei Tagen war der arme Jörge todt. Mit tonloſer hohler Stimme hatte das der Schmidt geſprochen; der Jäger ſaß noch immer lautlos auf der Bank; Thränen des Gefühls für Menſchenelend traten ihm in die großen blauen Augen, aber er ſchwieg. Von neuem zog der Schmidt den Blaſebalg, friſche Kohlen zulegend, ein anderes Eiſen ergreifend, und als er es glühroth auf den Ambos brachte, ſetzte er unter dem Tackt des Hammers ſeine Rede fort:

Werde hart, wie das Eiſen, du barmherziger Landgraf. Mein Gevatter Rößner war ein braver Mann; er nährte ſich mit ſeiner

Hände Arbeit redlich. Einſt fuhr er Steine, ich weiß nicht mehr wohin; da begegnete ihm in einer Hohlgaſſe mit einem leichten Wagen ein Edelmannsknecht, der forderte trutziglich, daß Rößner ſeinen ſchweren Karren zurückſchieben und ihm ausweichen ſollte; er that es nicht; von Worten kam es zu Schlägen, der Knecht entlief, wohl durchgebläuet. Drei Tage darauf hieß es, der Rößner ſey in die Welt gegangen, er ſitzt aber krumm geſchloſſen im unterſten Gefängniß auf Schloß Brandenfels, und nie werde ich ihn wieder ſehen.

Das war hart, ſprach der Jäger, indem er raſch von der Ruhebank aufſprang; Ja wohl hart, entgegnete der Schmidt; wäre Euer Landgraf minder weich, ſo geſchähe des Harten manches nicht in dieſem Lande. — Und wieder trat er zu ſeiner Arbeit, und fachte die Kohlen zu lichter Gluth an, und begann zu hämmern und zu ſchmieden unter dieſen Worten:

Werde hart, wie das Eiſen, du barmherziger Landgraf. — Ich ging in den Wald am Inſelberge, wo heute der Landgraf Jagd gehalten hat, mir Brennholz zu holen, und als ich ſo meinen Schiebekarren belaſtete, da hörte ich von weiten ein klägliches Heulen und Winſeln, das mir mit ſchneidenden Tönen das Herz zerriß, und näher mit Windeseile kamen die Töne und es rauſchte in den Büſchen, da brach aus ihnen mit raſenden Sätzen ein ſtattlicher Hirſch hervor, weißer Schaum bedeckte ihn über und über; mit feſt an das Geweih gebundenen Händen und mit Ketten geſchmiedet an den Hirſch, ſaß auf ihm ein Mann, der die Klagetöne laut durch die Luft brüllte; ſein Kleid war abgeriſſen, und hing in Fetzen um ihn herum; ſein Geſicht war unkenntlich von Blut, das unaufhaltſam aus hundert Wunden ſtrömte; ein Auge hatten ihn die Aeſte der Bäume ſchon ausgeriſſen; ſein Haar flatterte wild um das blutende Haupt, ſeine Haut war zerſchunden, in hellen Bächen rieſelte das Blut an ihm herab. Ich ſtand ſtarr vor Entſetzen, doch ſchnell gefaßt, ſchleuderte ich mein ſcharfes Beil nach den Sechzehnender; ich fehlte ihn, er raßte wild durch das Buchengebüſch mit dem Unglücklichen von dannen; noch lange hörte ich dieſen aus weiter Ferne jammern.

Haltet ein, um Gotteswillen! rief der Jäger. Mein Herz blutet bei Eurer entſetzlichen Schilderung. — Doch der Schmidt, als höre er ihn nicht, fuhr fort:

Es war ein armer Bauer aus einem nahen Dorfe, der den Edeln von Heineck heimlich einen Hirſch, der ſein kleines Kornfeld verwüſtete, erlegt hatte, und nun für dieſe That alſo büßen mußte. —

Und von allen dem erfuhr ich kein Wort! fuhr der Jäger heraus, unwillig auf den Boden ſtampfend, und ſein Auge brannte dunkel, wie die verglimmenden Kohlen.

Was hätte es auch geholfen, lachte der Schmidt, ſo Ihr es erfahren hättet? Ihr würdet den armen Jörge ſeinen Kindern nicht erhalten, den Rößner nicht erlöſen, und den unglücklichen Wildſchützen nicht haben befreien können. Euer Mund würde gegen den Landgrafen geſchwiegen haben, wie der Mund aller, die um ihn ſind, gegen ihn ſchweigt. Und kommt auch ſeiner Diener einer, den Rittern

Befehl zu bringen von ihrem Fürſten und Herrn, ſo ſpotten ſie ſeines Willens und nennen ihn Landgraf Metze, und thun, was ihnen gut dünket. — Wollt Ihr Euch nicht zur Ruhe begeben? unterbrach ſich plötzlich in ſeiner Rede der eiſernde Schmidt, kommt mit, ich will Euch einen ſchicklichen Platz anweiſen.

Ich danke Euch, ſprach der Jäger, der in Gedanken verſunken, dageſtanden hatte; der Morgen graut ſchon, ich will mich nun ſchon zurecht finden. Gott lohn' Euch Eure Gaſtfreundſchaft. Lebt wohl. —

Der Jäger ſchied, der Schmidt betete den Abendſegen und legte ſich zur Ruhe. —

Heller und heller wurde es auf des Inſelberges höchſter Spitze, auf welcher Harald und Adelgundis des Sonnenaufgangs harrten; in einiger Entfernung unter ihnen ließ des Ritters Knappe die Roſſe weiden.

Auf dieſen Höhen und zu dieſer Stunde ſcherzte das Fräulein: mag wohl noch nie ein

Stelldichein gehalten worden ſeyn. — Die Leichtbekleidete zitterte in der kühlen Morgenluft am ganzen Körper.

Wohl mir denn, ſprach Harald und hüllte die Frierende in ſeinen Sammetmantel, wenn ich der Erſte bin, der ſelig in Liebesluſt und Glück der Morgenſonne von dieſen Höhen entgegen jubelt; mag mich dann, wie rings noch Dunkel herrſcht in den Thälern unter uns, meiner Feinde Neid und Rachſucht umlagern; frey hebe ich mein Haupt nach den Strahlen Eurer Milde, und glühen auch Eure Wangen, wie die Wolken im Oſten glühn; Zeugin iſt mir dieſe Gluth von Eurer Liebe, ſo werdet Ihr doch auf mich am Ende die Sonnenblicke Eurer Huld werfen, wie die Sonne zuerſt des Berges Gipfel beſtrahlen wird.

Ihr ſchwärmt in Fieberſchauern, ſprach die erröthende Jungfrau, und wenn Ihr nicht nachlaßt mit Euern Schmeichelreden, ſo werde ich meinen Schleyer fallen laſſen, wie die herbſtliche Flur verſchleyert liegt in Nebelflören.

Seht wie die Schleyer in die Thäler ſinken! rief der Jüngling; ein friſcher Wind blieſ von Oſt und jagte die Nebel in die Niederungen, und ein Berg nach dem andern hob unter ihren Füßen das Haupt empor, und heller und immer heller wurde es rings umher.

Harald, ſprach Adelgundis, Ihr wißt, ich bin Euch gewogen, das beweiſt ſchon das Vertrauen, mit welchem ich mich von Euch durch die Nacht auf dieſes Berges Gipfel geleiten ließ; Ihr wißt aber auch, daß ich nicht von mir abhänge, ſondern daß die Frau Landgräſin, meine zweite Mutter, ſich durch tauſendfache Wohlthaten ein Recht auf mich erworben hat, was ich der geliebten Frau um alles Heil der Welt nicht ſtreitig machen möchte.

Bittet den Landgrafen um meine Hand — dieſer mag ſich bei ſeiner Gemahlin für Euch verwenden.

Der junge Tag war angebrochen, im reinſten Hellblau, mit Roſenſtreifen hie und da durchwebt, lächelte der unermeßliche Himmelsbogen; da blitzte der aufgehenden Sonne erſter

Gluthſtrahl empor hinter den fernen Bergen, die den weiten Horizont begränzten, und ſchweigend ſtanden Harald und Adelgundis, in den herrlichen Anblick verſunken.

Sey mein! Du herrliche, rief plötzlich Harald, und ſtürzte zu den Füßen der ſchönen Jägerin. Sey mein, ich flehe Dich an, bey dieſem reinen Himmelslicht, rein wie das Feuer, das in meiner Bruſt ewig für Dich brennen wird, ich flehe Dich an, bey dieſem reinen Blau des Himmels, treu will ich Dich lieben und unwandelbar!

Und als die Tageskönigin höher empor geſtiegen war, und die goldne Kugel der Erde ſcheinbar entfliehen wollte, hinauf in die ſaphirne Wohnung, da ſchwankten die Reiherfedern von Adelgundens Helm niederwärts, und ſie bog ſich mit verſchämtem Lächeln zu dem Knieenden, und zog ihn an die wogende Bruſt und lispelte: Auf ewig Dein!

Auf ewig Dein! jauchzte der Glückliche, und hielt ſie feſt umſchlungen, und ſah die herrliche Sonne nicht mehr, noch des Himmels Azurbläue; in Adelgundens Augen war ſein Himmelblau, auf ihren Wangen ſein Morgenroth.

Schweigend ſtanden die Liebenden, und tranken die erfriſchende Morgenluft, und würzten ſie mit tauſend Küſſen; das Fräulein fror nicht mehr.

Jetzt war es auch Tag geworden unter ihren Füßen; in unermeßlichen Weiten ſchweiſten die Blicke; wie Silberfäden ſchlängelten ſich die Flüſſe durch die Geſilde; wunderbar ſtach des Laubwaldes buntes Herbſt-Kleid gegen die dunkeln Tannen und Fichtenwaldungen ab. Dort lag die Wartburg, hochragend über die Nachbarburgen, und ihre Fenſter blitzten im Strahl der Morgenſonne; gleich unter ihr der ſtattliche Matilſtein, dort die Brandenburg, die Kyburg und Burg Heineck; dort der Brandenfels, und dort nach Nordoſt Schloß Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg. Am äußerſten Horizont verſchwand in das Blau des Himmels der Harz und auf der andern Seite die ferne Rhön, während unter ihnen und in der Nähe des Thüringerwaldes Bergkette ſich ausbreitete, aus welcher des Schneekopfs weißer Gipfel hervorragte.

Es iſt Tag geworden, Harald, brach endlich Adelgundis das ſüße Schweigen, wir müſſen uns trennen; ſo lebe denn wohl, mein treuer Ritter, und vergiß nicht dieſe Stunde.

Wie ſollte ich die Stunde meines höchſten Erdenglückes ſo ſchnell vergeſſen! ſprach er liebetrunken, und küßte die Purpurwangen, und hielt ſie feſt an beiden Sammetbändchen; ſie aber drückte ihm noch einen flüchtigen Kuß auf die Lippen, riß ſich los, und hinab zu den Roſſen ſchwebte die Huldgeſtalt, ergriff den Jägerſpieß, und ehe Harald ihr nachkam, ſaß ſie ſchon bügelfeſt, und noch ein Lebewohl dem Geliebten zurufend, ritterlich den Spieß zum Scheidegruß ſenkend, trabte ſie auf dem herrlich gebauten ſchneeweißen Rößlein von dannen. Auch Harald ſchwang ſich zu Roß und ſchlug mit ſeinen treuen Knappen einen entgegengeſetzten Weg ein.

Er war noch nicht 5 Minuten fortgeritten, da ſchlugen ſeine Hunde an, und ganz in der Nähe klang ein Jagdhorn, und Hundgebell und Pferdetrappel kam immer näher. Bald kamen im ruhigen Trappe Ottokar von Münch, und Albert von Hörſelgau, Haralds Freunde.

Willkommen! Willkommen! riefen ſie, wir ſuchen den Landgrafen und Euch; hoffentlich wißt Ihr uns anzugeben, wo wir den gnädigen Herrn finden; wir haben geſtern bis ſpät in die Nacht den ganzen Wald nach ihm durchſtrichen. —

Wird der Landgraf vermißt? unterbrach ſie Harald erſchrocken; heiliger Gott, dann laß mich ihn finden! Er ſetzte dem Pferd die Sporen in die Seiten, und jagte von dannen.

So wartet doch, wir wollen ja mit Euch riefen die Freunde — aber er hörte ſie nicht; ſchon war er hinter den Bäumen ihren Blicken entſchwunden.

Wenn der Landgraf, nahm gegen Ottokar Albert das Wort, lauter ſolche Freunde unter

Thüringens Ritterſchaft hätte, wie unſer Harald und wir, es ſtände traun beſſer um ihn.

Und wenn er, ſetzte Ottokar dazu, mit der Milde des Landesvaters die Strenge und Gerechtigkeit des Richters zu verbinden verſtände, dieſer Heineck und Brandenfels ſollten weniger trotzig und ungeſcheut das Land bedrücken.

Es wird noch ein ſchlimmes Ende nehmen mit dieſen unbeugſamen Starrköpfen; ſie werden die Früchte ihrer Saaten erndten, ehe ſie an ihre Reife glauben, prophezeihte Albert von Hörſelgau. Wenn nur nicht der fromme Landgraf ein Opfer wird ſeiner Gutmüthigkeit und ihrer Heimtücke; ſein allen trauendes Herz vermag nicht den treuen Freund von dem Heuchler zu unterſcheiden, der ſeine Gunſt erſchlich, ſprach beſorglich Ottokar, da klang aus der Tiefe ein luſtiges Jagdſtück herauf in die friſche Bergluft, und ein froher Geſang vieler Männerſtimmen begleitete die Waldhornklänge, daß es fernhin hallte, und das Echo der Berge den Jubelruf vielfach zurückgab.

Der Landgraf iſt gefunden! riefen beyde

Ritter wie aus einen Munde, das verkündet uns der frohe Morgengeſang, und ſie eilten waldeinwärts dem Ton des Liedes nach und antworteten mit den Hörnern. Bald ſahen ſie von weitem den fröhlichen Jagdzug ſich fortbewegen. Rechts neben dem Landgrafen ritt die hohe Adelgundis, zur linken Harald, ihnen folgten die übrigen Jäger und Jagdgehülfen; in ziemlicher Entfernung folgten noch Eppo und Hugo, im eifrigen Geſpräch, und als Ottokar und Albert bey ihnen, freundlich guten Morgen rufend, vorbeyjagten, zeigte ihnen der finſtre Blick und der halbverſchluckte Dank der Ritter, daß ſie von nichts Erfreulichem ſprachen.

Im blanken Stahlharniſch, auf dem ſilbernen Helm die goldne Grafenkrone, ſaß auf dem Fürſtenſtuhl im Ritterſaal, auf Schloß Wartburg mit ernſtem Geſicht Landgraf Ludwig. Rings um des Thüringer Landes Ritterſchaft und alle ſeine Vaſallen, erwartungsvoll ſtanden die Ritter und blickten auf den Landgrafen, der ſie zuſammen berufen hatte, ohne daß ſie wußten, zu welchem Zweck. Noch nie hatten ſie ſo finſter ihren Herrn geſehn, deſſen Geſicht ſonſt immer den Stempel freundlicher Huld und Milde unverkennbar trug.

Als der letzte der Ritter eingetreten war, gebot ein Wink deß Fürſten ſeinen Dienern die Thüren zu ſchließen. Und er erhob ſich von ſeinem erhabenen Sitz und winkte, da ſchwiegen die flüſternden Fragen und der Ritter lautwerdender Vermuthungen; tiefe Stille herrſchte im geräumigen Saale.

Edle Ritter und Freunde, treue Lehnsmänner und Vaſallen, Unſre Lieben und Getreuen, begann er mit lauter kräftiger Stimme; Wir haben Euch verſammlet in das Haus, das Unſer glorreicher Herr Vater erbaute, Wir haben Euch berufen in dieſen Saal, wo Sie Recht und Gerechtigkeit ſprechen im Namen des allerheiligſten Gottes. Unſrer Unterthanen Stimme ſchreit laut zu Uns um Rache gegen die Bedrückungen, die ſich viele von Unſern Rittern und Lehnsmännern gegen ſie erlauben, und Wir haben geſchworen einen heiligen und theuren Eid auf das Kreuz unſers Herrn und Heilandes, daß Wir hören wollen die Klagen Unſrer armen Unterthanen, daß Wir rächen wollen das Blut der Geringſten unter ihnen, wenn es unſchuldig gefloſſen iſt, durch Unſrer unredlichen Vaſallen Schuld, damit ſie uns nicht verklagen vor dem Richterſtuhl des ewigen Gottes.

Die Ritter ſtaunten, ſo hatten ſie den Landgrafen noch nicht ſprechen hören, einige von ihnen, die ſich getroffen fühlten, erbleichten; des Landgrafen Augen flammten, ſeine zürnenden Blicke glitten durchbohrend im Saal umher und mancher Blick ſuchte den Boden; der Landgraf fuhr fort:

Was verdient der Ritter, welcher zuläßt, daß ſein Vogt den kranken Mann mit Weib und Kindern nackt und bloß auf die Straße wirft und ihre geringe Haabe gierig an ſich reißt? — Ihr ſchweigt, Ihr antwortet nicht? Wir erklären ihn für ehrlos und unwürdig Unſer Unterthan zu ſeyn; und fragen Euch im Namen des Allerhöchſten, iſt dieſes Unſer Urtel gerecht?

Es iſt gerecht, murmelte es halblaut durch die Reihen der überraſchten Ritter, von denen mancher mit zitternder Stimme ſein eigenes Urtheil ſprach.

Der Landgraf winkte und in den Saal wurde, begleitet von einer ſtarken Wache, Ritter Robert von Brandenburg geführt, Staunen ergriff die Ritter umher, Staunen ergriff auch den Ritter, welcher mit großen Augen bald den Landgrafen, bald die verſammleten Edlen anſah.

Hier ſteht der Ritter, über welchen Ihr Unſer Urtel gerecht geheißen habt, begann der Landgraf wieder: Robert von Brandenburg, Ihr ſeyd eine Geiſel der armen Leute, deren Glück und Wohlfahrt in Eure Hände gegeben iſt. Eure Vögte rauben Unſern Unterthanen, auch wenn ſie krank und hülflos die Gaben nicht geben können, die letzte Haabe und werfen ſie nackt und blos auf die Straße.

Aber des Zornes dunkle Flamme ſtieg auf, auf Roberts Geſicht und er ſprach männlich, doch beſcheiden; Herr Landgraf, hat mein Die-

er ſich das erlaubt, ſo erlaubt mir, ihn zu
chtigen, ich bin auf Rittterehre nicht ſchuldig
ſeinem Vergehn.

Da ſtand der Landgraf und ſuchte verge-
ns nach Worten; der Gedanke, zu übereilt
ſprochen zu haben, beſchämte ihn, doch ſchnell
ßte er ſich wieder, und ſprach mit ernſter
timme. Ihr liefert den Vogt gebunden auf
chloß Wartburg, wo Wir ſeine Strafe ſelbſt
er ihn verhängen wollen, und kommt noch
nmal eine ähnliche Klage vor Unſre Ohren,
ſeyd Ihr verluſtig Eures Lehngutes, ſo
ſt der Herold durch Unſre Lande Euren Na-
en aus, und der Henker zerbricht Euer Wäp-
nſchild an der Gränzmarke. Ihr ſeyd ent-
ſſen. — Der Ritter ging; der Landgraf
nkte wieder, und herein trat mit kleinen fun-
lnden Augen, mit verbiſſenem Grimm, der
itter Huge von Brandenfels, und warf un-
hige Blicke in der zahlreichen Verſammlung
her:

Herr Hugo von Brandenfels, nahm der
ndgraf von neuem das Wort, liegt nicht im

Eures Schloſſes Gefängniſſen ein armer Bauer in Ketten, weil er einen eurer Knechte geſchlagen hatte?

Hugo's Mienen verzogen ſich zum höfiſchen Lächeln, er beugte ein Knie vor Ludwig und ſprach:

Gnädigſter Fürſt und Herr, von Gottes Gnaden Landgraf von Thüringen und Herr zu Heſſen, es iſt mir nicht bekannt, daß ein ſolcher Mann bei mir gefangen liege.

Sendet augenblicklich herrſchte der Landgraf zürnend ſeinen Burgvogt zu, auf des Ritters Burg und laßt die geheimſten Gewölbe durchſuchen, findet ihr einen Mann, Namens Kößner, ſo bezahlt ihm Ritter von Brandenfels zwölf Goldgülden, und meidet von Stund an Unſer Angeſicht, Unſer Schloß und Land. Sehr ſchlecht verbarg der Bedrohte ſein Erſchrecken. Es könnte vielleicht, hub er an, der Fall ſeyn, daß mein Burgvogt ohne mein Wiſſen und Erlaubniß —

Ha! unterbrach ihn der Landgraf, kommt

ſchon die Fürbitte? Ihr tragt die Schuld Eures Burgvogts, der ohne Euren Willen nichts unternehmen kann; iſt er nicht ſchon im Voraus der Einwilligung ſeines Herrn gewiß! Wir kennen Euch, Wir kennen ſie alle, die unruhigen aufrühreriſchen Köpfe; Wir werden ſie zu finden wiſſen und in Schranken zu halten. Und mit erhöhter Stimme fuhr er fort, als ein Wink von ihm durch ſeinen Diener den Ritter Eppo in den Saal gerufen hatte: Um ein entſetzliches ſchreckliches Beiſpiel zu geben dem ruchloſen Wilddieb, erſannen die Väter die grauſamſte Strafe des Anſchmiedens auf lebendige Hirſche, die entſetzlichſte Quaal für das ſchuldloſe Thier, die ſchrecklichſte Todesmarter für den Unglücklichen, mit welchem es die Wälder raſend und raſtlos durcheilt, bis es entkräftet mit ihm zur Erde ſinkt, wo auch denn noch der Elende, wenn er nicht früher ſeine Seele aushauchte, ſich nicht losmachen kann von den Eiſenbanden, und verblutend am Boden liegen bleiben muß.

Weiß, wie die getünchte Wand, war Eppo's Geſicht bey dieſer Einleitung geworden, ſein

Herz klopfte, vergebens ſuchte er ſich zu ermannen, er konnte das Zittern ſeiner Glieder nicht hindern. Der Landgraf fuhr fort:

Iſt es ritterlich, iſt es chriſtlich, iſt es menſchlich, um eines getödteten Hirſches willen den armen Bauer, der ſein Feld ſchützt, die grauſamſte Todesſtrafe zuzufügen? Habt ihr mich verſtanden, Ritter von Heineck? Der Gefragte verſtummte, ein Murmeln des Unwillens flog durch die Reihen der verſammelten Ritter, die Meiſten wußten, daß Eppo's Grauſamkeit und Härte keine Gränzen kannte.

Seyd Ihr darum Unſer Lehnsmann, zürnte ihm der Landgraf von neuem zu, daß Ihr Eure Gewalt ſo ſchändlich mißbrauchen ſollt?

Wer verklagt mich? ſtotterte er endlich heraus, eine Miene des Zorns annehmend und ſich in die Bruſt werfend, welches ihm ſchlecht genug gelang.

Wir verklagen Euch vor dieſer Edlen Ver-

mlung. Wir erklären Euch unwürdig der
e Unſer Vaſall zu ſeyn.

Eine gewältige Ehre eines Milchbarts Va-
zu ſeyn, murmelte er vor ſich hin, und ein
ſpöttiſchen Lächelns überflog das finſtre
icht.

— —

Was ſagt Ihr? rief entrüſtet der Land-
f, der es bemerkt hatte. Wenn mein Klä-
auch mein Richter und als Landesherr der
chtige Vollſtrecker ſeines Urtels iſt, ſo kann
mir mein Urtel ſchon im voraus denken, das
e ich geſagt, geſtrenger Herr Landgraf.
htet mich nach Eurem Gutdünken, ſprach er
zurückkehrendem Stolze, ſchließt mich aus
der überſchwenglichen Ehre, Euer Vaſall zu
n, nehmt mir meine Güter. Auch Euch
d einſt der Rächer zu finden wiſſen, ſetzte er
hend hinzu.

In den Kerker mit dem Rebellen! donnerte
Landgraf, und die Knechte traten herzu
griffen und banden ihn. Gräßliche Dro-

hungen und Flüche ausſtoßend wurde er abgeführt.

So ſtrafen Wir die Bedrücker Unſrer Unterthanen, und die, welche es wagen ſich aufzulehnen gegen Uns und Unſre Herrſchaft, ſprach der Landgraf und ſchloß vor heute die Verſammlung.

Der Bauer in Hugo's Burgverließ war gefunden worden, an dieſen die angedrohte Strafe vollzogen, Ritter Eppo ließ ſeine Wuth an den Eiſenſchellen aus, die ihm ſeiner Unbändigkeit halber angelegt worden waren, und der Landgraf war auf die Neuenburg bey Naumburg gezogen, wohin ihn die ſüßeſte Vaterfreude rief, denn Jutta, ſein treues und kluges Eheweib, eine Bruders-Tochter Kaiſer Konrads des Dritten, hatte ihm einen Sohn geboren. Alle ſeine Freunde in dortiger Gegend mußten Theil nehmen an den Feſten, die des Kindes Taufe begleiteten, und acht Tage tönte unaufhörlicher Jubel auf der Neuenburg; Tournier und Ringelrennen, feſtliche Jagden, Tanz und frohe Gelage wechſelten ohne Aufhören.

Werde wie dein Vater, ſprach Pater Wilhelm, Ludwigs Burgkaplan, als er den kleinen Ludwig, ſeines Vaters Ebenbild, auf den Armen ſchaukelte, fromm und milde, gerecht und ſtrenge, nie verſchließe dein Ohr den Klagen der Armen; wenn Du Thränen des Elends trockneſt, dann werden die Dankbarkeit und Liebe Freudenzähren zu ſchönen Perlen in Deiner Fürſtenkrone werden.

Die Feſtlichkeiten waren zu Ende, es war wieder ſtiller geworden in der Neuenburg, und Ludwig ſaß eines Tages bei der Landgräfin, welche den ſchlummernden Säugling an der Bruſt hatte, im traulichen Geſpräch, ihr traulich erzählend, was vorgefallen und ihm begegnet war, ſo lange er von ihr getrennt geblieben; während ſie ihm mit der Erzählung der kleinen Begebenheiten und Vorfälle, die ſich auf der Neuenburg unterdeß zugetragen hatten, angenehm unterhielt.

Eine Bitte, ſprach Ludwig, indem er die ſchöne Frau umſchlang und zärtlich küßte, hätte ich an meiner guten Gemahlin Herz zu legen, die ich ſehr gern erfüllt hätte;

Und die ich, ſo es in meinen Kräften ſteht, meinem Herrn und Gemahl, mit Freuden erfüllen werde, entgegnete ſie, mit freundlichem Lächeln.

Es war gerade, denn ich muß mit meiner Erzählung beginnen, fing der Landgraf an, am letzten des Erndtemonds, daß mir gemeldet wurde, wie ſich ein Eber von ungeheurer Größe in der Gegend meines Schloſſes Wartburg ſehen laſſe; meine Jagdluſt war entflammt, ſchnell wurden Jäger, Knappen und Bauern aufgeboten, und ſchon am Nachmittag deſſelben Tages zog ich an, ihrer Spitze dem Walde, wo er ſich aufhalten ſollte, zu. Der Wald war umſtellt, die Hunde ſpürten, nichts ließ ſich ſehen. Mit einemmale tönen an der entfernteſten Ecke die Hörner, Peitſchen knallen, Hunde bellen, bald darauf ein lautes Geſchrey, dann ward es wieder ſtiller. Ich ſandte ſchnell einen Boten nach der Gegend, aber es kam ihm ſchon ein andrer entgegen, der des Schreckens Spuren noch im bleichen Geſichte tragend, athemlos berichtete, wie der Eber, ſo groß faſt wie ein feiſter Ochſe, hervorgebrochen ſey, 6 Hunde zerfleiſcht, 2 Männer auf den Tod verwundet habe, und begrüßt von Pfeilen, Bolzen und Spießen ſich umgewand und wieder in das Dikkicht hineingerennt ſey. Wir hielten auf einem etwas freyen Platz, der Bote hatte ſeine Erzählung noch nicht ganz vollendet, ſo rauſchte und ſchnaubte es in den Büſchen, und ehe wir es uns verſahen, ſtürzt das Unthier wie raſend heraus und auf uns zu.

Die Hunde, die ihm entgegen kamen, flogen rechts und links bey Seite, als der Eber näher kam, flohen mit furchtſamer Haſt Bauern und Knechte von dannen. Mein Roß zitterte und ging rückwärts. Ich ſpornte es und hielt dem wüthenden Thier den Jagdſpieß entgegen, und wie ich dieſen ihm zu dem ſchweißtriefenden Rachen hineinſtoßen will, bäumt ſich das Roß hoch in die Höh, und mein Stoß ging fehl, da ſchlitzten auch ſchon die ſcharfen Hauer des Pferdes Unterleib, und es ſtürzt mit mir zu Boden, mein Spieß zerbrach, und mit funkelnden Augen wandte ſich der Eber —

Heiliger Gott! halt ein, rief den Gemahl unterbrechend die Landgräfin, die mit ſteigender Angſt ihn zugehört hatte, und ſprang von ihrem Sitz, und umſchlang ihn mit beyden Armen, als wollte ſie ihn ſchützen gegen des Thieres mordende Wehr.

Sanft lächelte Ludwig über dieſen unzweideutigen Beweis treuer Liebe; ſtrich ihr beruhigend über die blühende Wange, und fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Wandte ſich der Eber zum neuen Stoße gegen mich, den der Fall eine Strecke fortgeſchleudert hatte; da ſprang ein rettender Engel, der einzige meiner Knappen, der nicht mit entlaufen war, Harald von Eichen herzu, und mit kräftigem Stoß trieb er den Spieß tief in des Ebers Schlund, bohrte ſchnell den Hirſchfänger in ſeine Eingeweide, und als ich mich vom Falle wohl geſtaucht, mühſam erhob, hatte er ihn ſchon abgefangen. Jetzt kamen auch die übrigen Ritter, Jäger und Knechte herbey, gerufen durch des Angſtgeſchrey meiner fliehenden Diener, ſie kamen zu ſpät. Der Eber röchelte und ſchnaubte nur noch in Todteszuckungen, ſtreckte weit vor ſich die rieſenmäßigen Glieder, zog ſie wieder krampfhaft zuſammen, ſtreckte ſie wieder von ſich und hatte es überſtanden.

Die Landgräfin holt tief Othem, ein leiſes „Gottlob“! entſchlüpfte mit einem Freudenblick gen Himmel, ihren Lippen; Ludwig erzählte weiter: Jetzt betrachtete ich meinen Retter genauer, ein Vorbild von Jünglingsſchönheit, ſchlank wie die Tanne, kräftig wie die Eiche, ſtand vor mir, und ſenkte die ſchwarzen Augen erröthend zu Boden, als aller Anweſenden lauter Beifall über dieſe That ihm zu Theil wurde. Ich wunderte mich, daß dieſer Jüngling mir noch nicht aufgefallen war, dankte ihm laut und ungeheuchelt für meines Lebens Rettung und ließ ihn auf dem Heimweg neben mir reiten. Hier erzählte er mir auf mein Befragen, wie er ein Waiſe ſey, wie ſeine Aeltern verarmt und außer den unbeſcholtenen Namen ihn nichts zurückgelaſſen hatten, und er ſich in meine Dienſte begeben hätte. Wie er dem Burgvogt, der ihn in meinen Namen angenommen habe, ſchwören müſſen, mir treu zu dienen, bey mir auszuhalten in Freud und Leid, für mich zu wagen Blut und Leben, und dafür empfangen ſollte tägliche Koſt, Kleidung, und am Schluſſe des Jahres, wenn keine Klage über ihn einliefe, 3 Goldgülden; wie ſeine Seele hocherfreut ſey, mir einen geringen Dienſt, wie er meines Lebens Rettung nannte, erwieſen zu haben, und dergleichen Reden mehr. Die Dankbarkeit nicht allein, ſondern eine plötzliche Zuneigung, die ihn mir unentbehrlich zu machen ſchien, gebot mir ihn nach Kräften zu belohnen.

Ich ſchlug ihn auf Schloß Wartburg zum Ritter, fügte ſeinem Wappen den ſchwarzen Kopf eines Ebers im grünen Felde bey, und verhieß ihn zu halten, wie meinen Bruder, wie ich ihn denn wirklich brüderlich liebe, wenn er bey mir bleiben wollte.

Warum habt Ihr ihn nicht mitgebracht, daß auch ich ihm für Eures theuren Lebens Rettung danken konnte? fragte theilnehmend Frau Jutta.

Der Burgvogt auf Wartburg wird alt; ich ließ ihn dort als Wächter, denn ich habe über Einige von Adel ein etwas ſtrenges Gericht ergehen laſſen, was manchen wurmen wird, daher ich auf einen etwaigen Aufſtand gefaßt ſeyn muß. Und ſo weit meine Erzählung, endete Ludwig.

Nun und eure Bitte an mich, mein lieber Herr Gemahl? fragte die Landgräfin wieder, und ſah den geliebten Bittſteller mit forſchenden Augen an.

Da thäte es faſt Noth, ich fing eine neue Erzählung an, und die Länge der Vorigen wird Euch ſchon ſattſam gelangweilt haben, ſcherzte der Landgraf.

Erzählt, erzählt ohne Einleitung, bat die aufmerkſame Zuhörerin, und ſtillte den munter gewordenen künftigen Stammhalter des Landgräflichen Hauſes.

Ihr erlaubtet Eurem jagdluſtigen Pflegekind, dem Fräulein Adelgundis von Eſchilbach, mich auf die Wartburg in Geſellſchaft einiger Dienerinnen zu begleiten; wenn es aber von dort aus auf die Jagd ging, dann blieb die weibliche Dienerſchaft zu Hauſe, und nie war ſie heitrer, als wenn ſie an meiner Seite unter dem Schall der Jagdhörner und dem lauten fröhlichen Getöße hinausritt in die friſche Morgenluft; oft miſchte ſie ihre reine Silberſtimme in die Jagdlieder, mit welcher Ritter und Jäger den Morgen begrüßten.

Hörtet ihr ſchon Ritter Eppo von Heinecks Namen nennen?

Ich entſinne mich deſſen nicht, antwortete die Gefragte.

Es iſt auch einer von denen, die ich leider ſtrafen mußte, ſeufzte leiſe der Landgraf, und fuhr dann lauter fort: dieſer machte ſich die erſten Tage viel um das Fräulein zu ſchaffen, trug ihre Farbe, huldigte ihr ritterlich, und ließ ſich einfallen, ſie allen Ernſtes zu minnen. Sie nahm aber kein Bemerkens von ihm und begegnete ihm kalt und höhniſch. Ein and'rer

Universitäts- u. Landesbibliothek Halle/Saale

Ritter, der an meiner Seite ritt, trug auch ihre Farbe und blickte oft ſchüchtern nach der Dame ſeines Herzens, und Fräulein Adelgundis nahm es nicht für ungut.

Der Ritter war mein Harald. Hatte ihn meine Gunſt und Freundſchaft ſchon den Neid und Haß mancher andern zugezogen, ſo hatte nun Eppo doppelt Gelegenheit, ihn zu haſſen. Was mir in jener Nacht, ohne daß er mich kannte, der Schmidt entdeckte, das habe ich Euch ſchon erzählt; Ritter Eppo war der Grauſame, der mit der Strafe des Wilddiebſtahls einen unglücklichen Bauer heimſuchte.

Er ſitzt im Kerker auf der Wartburg; mit ſeinen Gütern will ich den Harald belohnen. Dieſer hat mir ſeine reine Liebe zu Fräulein Adelgundis geſtanden; das Fräulein, als ich ſie ſcherzend um das Geheimniß ihrer Minne fragte, iſt mir mit Lachen und Leugnen ausgewichen, obſchon ich die bejahende Antwort in ihren leuchtenden Augen laß; ſo bitte ich Euch denn, mein trautes Ehegemahl, wollet nicht meinem Freunde und mir Eure Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit der von Eſchilbach verſagen.

Wenn der junge Ritter Eurer Beſchreibung und der Vorſtellung, die man ſich nach dieſer von ihm machen muß, entſpricht, und Adelgundis wirklich geneigt iſt, ſich mit ihm zu verbinden, ſo ſegne der Himmel ihren Bund, wie ich ihn ſegnen werde; das Fräulein iſt ja auch eine Waiſe, und ich habe ihrer ſterbenden Mutter verſprochen, Mutterſtelle an ihr zu vertreten; doch darum muß ich erſt den Ritter ſehen, muß ihn prüfen, ob er Adelgundis verdient, ſo wie ich auch mit ihr erſt Rückſprache nehmen muß.

Es ſey, wie Ihr begehrt, mein holdes Gemahl, ſprach der Landgraf, ſie freudig küſſend; da rief ein Diener den Herrn aus ihren Armen.

Frau Jutta aber ſchellte, und als die aufwartende Dienerin eintrat, und nach ihren Befehlen fragte, ſprach ſie: Fräulein Adelgundis von Eſchilbach.

Die Landgräfin hatte mit dem Fräulein die auf ihren Wink erſchienen war, nur noch wenige Worte geſprochen, da begann es laut zu werden in der Burg; ſie hörten Knechte durcheinander laufen, und dazwiſchen des Landgrafen Stimme. Eben mahlte die jungfräuliche, Schaam Adelgundens Wangen mit dem ſchönſten Purpur; ſie blickte ſchweigend zu Boden, die Landgräfin hatte ſie bei den Händen gefaßt, und ſah ſie forſchend an. Da trat ſchnell mit verſtörtem Geſicht der Landgraf ein, und ſtörte die Gruppe; beide, blickten erſchrocken nach ihn um.

So muß ich denn das Schwerdt ziehen, gegen meine Vaſallen; Gott weiß, wie ungern ich es thue, begann er. Ein Eilbote Haralds berichtet mir, daß die Ritter von Brandenfels, Kyburg, Brandenburg und andere ſich gegen mich verbunden und ihre Unterthanen aufgewiegelt hätten, um entweder mit ihrem Heer gegen mich zu Felde rücken, oder die Wartburg ſtürmen, und Eppo von Heineck befreien, oder beydes zugleich thun würden. Und Harald hat kaum 150 ſtreitbare Männer in der Veſte; er muß unterliegen, wenn ihm nicht ſchleunige Hülfe kömmt.

Adelgundens Wangen wurden bleich, die

Roſengluth, welche Schaam und Liebe über ſie gegoſſen hatten, wich dem Lilienſchnee der Angſt um den Geliebten; ſie vermochte kein Wort zu ſprechen, ſondern heftete nur ſtarr die großen Augen auf den Landgrafen. Die Landgräfin blickte nach ihr, flüſterte ſchnell dem Gemahl ins Ohr; Seht Adelgundis, dieß iſt mehr als Geſtändniß, und eilte ſchnell auf ſie zu, damit ſie nicht umſinke.

Jetzt trat ein Diener in das Gemach, und meldete, daß die Roſſe bereit ſtünden, und Boten nach allen Seiten geſchickt wären, zuſammenzurufen alle Freunde und Lehnsmänner Ludwigs in dortiger Gegend.

So lebt denn wohl, mein liebes treues Weib, ſprach Ludwig, breitet die Arme aus ſie zu umfangen. Betet für mich um Heil und Sieg. Frau Jutta ſchwieg, der Schmerz ließ ihr keine Worte finden, ſie gab ſich ſtillweinend des Gatten Umarmung hin. Aber Adelgundis bekam plötzlich Leben und Sprache wieder. Geht ihr ſchon heute, Herr Landgraf? fragte ſie mit einem Blick, der ihren Entſchluß deutlich ausſprach.

Jetzt gleich in zwei Augenblicken, war die Antwort.

Ich ziehe mit Euch, was ſoll ich daheim, gebt mir Euern leichten Panzer, und den Flemmberg, den Ihr als Knabe getragen, ich will an Eurer Seite ſtreiten.

Nicht alſo, mein Fräulein, entgegnete Ludwig, wenn Ihr mir weit voran ſprengtet auf der Jagd, wenn Euer Spieß den Sechzehnender fällte, wenn Ihr alles Ungemach dieſes Vergnügens mit männlicher Beharrlichkeit ertrugt, da habe ich Euch wohl mit Vergnügen zugeſchaut. Aber nicht für zarte Jungfrauen iſt das Getümmel der Ritterſchlacht. Bleibt hier bey meinem Weib, pflegt mit ihr meinen Erſtgebornen; und Ihr verbindet Euch mir dankbarer, als wenn Ihr Euer Leben muthwillig den Gefahren des Kriegs blos gebt. Ich verſpreche auch auf Ritterehre und Fürſtenwort den Geliebten Eures Herzens, um deſſentwillen Ihr doch nur mitziehen wolltet, zu ſchützen nach meinen Kräften, und wie mich ſelbſt. Glück und Heil Euren Waffen, haltet Euer Fürſtenwort, rief ſie, ihrer Gefühle nicht mehr mächtig und ſtürzte aus dem Gemach. Noch einmal küßte Ludwig ſegnend ſein holdes Knäblein und ſein treues Weib und ging.

Eine Viertelſtunde darauf hob ſich hinter den letzten ſeiner Mannen die Zugbrücke raſſelnd in die Höhe.

Ludwigs Bruder, Ludwig der Jüngere, war von ſeiner Reſidenz Thomasbrück zu ihm geſtoßen, bey Jena hatte ſich mit ſeinem Häuflein der Herr von Gleißberg an ihn geſchloſſen, und er rückte nun raſch vorwärts.

Gegen Abend kam dem Heerzug wieder ein Eilbote mit verhängtem Zügel entgegen geſprengt, welcher dem Landgrafen Haralds Gruß entbot und ihm meldete, daß der rebelliſche Haufen gegen ihn rücke, um ſeine Hülfe der Wartburg abzuſchneiden. Ludwig ließ ſeine Schaaren Halt machen, ſchlug ein Lager auf, ſtellte als es Nacht geworden war, rings um Wachen, und begab ſich mit ſchwerem Herzen in ſein Zelt, wo er in ſtiller Einſamkeit Gott um Schutz anflehte und um ſeine allmächtige Hülfe, daß er des Blutes ſeiner ungetreuen Unterthanen nicht zu viel vergießen müſſe.

Die Kerzen waren tief herabgebrannt, Ludwig ſaß noch immer, den Kopf in die Hand geſenkt, auf dem Feldbette, und der wohlthätige Schlaf ſchien ihn zu fliehen.

Draußen rauſchte der Herbſtwind in den entlaubten Zweigen der Bäume, und führte das dürre Laub in die Gräben, und aus dem nahen Wald ſcholl von Zeit zu Zeit das dumpfe Gebrüll der Hirſche durch den pfeifenden Wind herüber. Tief in den Mantel eingehüllt, ſtand der wachhabende Lanzenknecht vor des Landgrafen Zelt; der Octoberwind durchrieſelte fröſtelnd ſeine Gebeine, und ſchloß die Augen des Ermüdeten. Auch auf Ludwigs Augenlieder ſenkte ſich jetzt der Schlummer, aber nicht erquickend und wohlthätig, ſondern unruhig und erſchreckend. Verworrene Traumbilder tanzten in ewigem Wechſel vor ſeiner Seele; bald lag er gefangen im tiefen Burgverließ, bald kämpfte er in wilder Schlacht, und wie er auch mit Rieſenkräften einhieb auf ſeine Gegner; ſeine Streiche fruchteten nichts, ſein Mühen war vergebens. Eben hatte ihn im Traum ein Schwerdſtreich Eppo's hart getroffen; erſchrocken erwachte er und ſprang unwillkührlich in die Höhe; da ſtand in lange Flöre gehüllt eine ſchwarze Geſtalt, in der Hand einen blinkenden Dolch, vor ihm. Ludwig, noch halb im Traum, packte mit beyden Händen den Verhüllten, da fuhr das blanke Eiſen blitzſchnell nach ſeiner Bruſt, prallte aber ab an dem Eiſenpanzer, den Ludwig beſtändig heimlich unter ſeinen Kleidern trug; jetzt des Verräthers Abſicht durchſchauend, der einen Augenblick verwirrt und unſchlüſſig nach verfehltem Streiche da ſtand, warf er ihn zu Boden, und rief laut nach ſeinen Dienern. Durch den Lärm ermuntert, ſtürzte der Lanzenknecht in das Zelt; ihm folgten mehrere, und vergebens bot der Meuchelmörder alle Kräfte auf, ſich durchzuſchlagen; ſchon lag er mit zuſammengeſchnürten Beinen da, und man wollte ihm die Hände auf den Rücken binden, da machte er eine raſche Bewegung mit dem rechten Arm, ergriff den Dolch, der ihm entfallen war, wehrte damit die ihn haltenden ab, und drückte ſich denſelben tief in die Bruſt. Das ganze Lager kam in Bewegung; alle drängten ſich um den Todten, aber keiner kannte das mildfremde Geſicht — keiner der Krieger erinnerte ſich, dieſen Mann je geſehen zu haben. Schnell wurde ein Galgen errichtet, und zwei Stunden nach dem Mordverſuch, als der Hahn die dritte Nachtwache verkündete, baumelte der Leichnam zwiſchen Himmel und Erde.

Von der Zeit an hieß der Landgraf Ludwig der Eiſerne im ganzen Land, darum, daß er ſtets der Sicherheit halber einen eiſernen Panzer trug.

Als der Morgen graute, brachten ausgeſandte Spaͤher die Nachricht, der Feind ſey im Anzuge; da ſtellte Ludwig ſein kleines Heer in Schlachtordnung, legte ein Fähnlein Reiter in den Hinterhalt, und erwartete die Rebellen. Ein unordentlicher roher Haufe, Bauern und liederliches Geſindel, deren zerlumpter Anzug gegen ihrer ſtaatsmäßig aufgeputzten Anführer Prachtkleider gar mächtig abſtach, ward nur mühſam von den zuſammengerafften Söldnern in Zaum gehalten, und als nun die Sonne ihre erſten Strahlen auf Ludwigs Panzer warf und der ſilberne Löwe im blauen Feld mit den vier rothen Querbalken ſeine Pratzen gegen ſie auszuſtrecken ſchien, und die Waffen und Harniſche der wohlgeordneten Schaar des Landgrafen im Morgenſchein recht helle glänzten, da entſank den meiſten der Muth, und ſie bereuten bitter ihr thörigtes Unternehmen.

Jetzt gab der Fürſt das Zeichen zum Angriffe. Ludwig und Recht! ſchrien ſeine Schaaren und rückten gegen die Feinde. Drauf und dran! riefen Hugo von Brandenfels und der Brandenburger, und mit wilden Geſchrey ſtürzten ſich ihre Haufen jenen entgegen.

Der Kampf war heiß und kurz; keine Stunde ſtritt man, da ſich von den noch lebenden Bauern, was fliehen konnte. Wüthend kämpften noch die aufrühreriſchen Ritter mit ihren Söldnern, deren Zahl den landgräflichen

Streitern überlegen war. Da tönte von der Höhe von Weimar her Trompetenklang; eine grüne Fahne mit einem ſchwarzen Eberkopf in der Mitte, flatterte hoch in der Luft, und 200 Reiter, an ihrer Spitze Harald von Eichen, ſprengten auf das Schlachtfeld zu. Und wieder ſchmetterten Trommeten vom Walde her, und heraus brach Ludwigs kampfluſtige Reiterſchaar; umringt wurde der Rebellenhaufen, und was ſich widerſetzte, niedergehauen; da warfen die Knechte die Waffen weg, und riefen laut um Gnade. Die Ritter wurden mit Gewalt von den Roſſen herabgeriſſen und mit Stricken gebunden; ihre Flüche verhallten unter dem lauten Jubel und Siegsgeſchrey der freudigen Schaaren. Ludwig und Harald hielten neben einander, der Erſtere überſchaute das Schlachtfeld, und die Siegesfreude trübte ihm der Gedanke, daß ſo vieles Blut um nichts durch jener Ritter bösliches Anſtiften hier gefloſſen ſey, und ſein Grimm entbrannte heftig gegen ſie. Harald aber warf ſehnſüchtig Blicke nach der Gegend der Neuenburg, wo ſeines Herzens ſüße Freude wohnte; ſieh da ſchimmerte von weiten etwas Blendendes, und bald erkannte des Jünglings Falkenblick Adelgundens weißes Rößlein, und den ſchimmernden Silberhelm und ſie ſelbſt, wie ſie vom flüchtigen Roß getragen, flügelſchnell des Wegs daher eilte. Weit, weit hinter ihr kamen zwei Diener nachgejagt. Da hielt ſich der Freudige nicht länger; er gab ſeinem Roß die Sporen, und eilt ihr entgegen.

Harald! Adelgundis! tönte es herüber und hinüber, und zu gleicher Zeit waren ſie herab von den keuchenden Rennern, und hielten einander feſt umſchlungen.

Jetzt führte man die gefangenen Ritter gebunden vor den Landgrafen, der ihnen der Zornworte flutenden Strom entgegendonnerte.

Nichtswürdige Rebellen, ſo ſchloß er, wollte ich Euch richten nach dem Recht und Eurem Verdienſt, ſo würdet Ihr den von Euch gedungenen Meuchelmörder, den Ihr dort hängen ſeht, Geſellſchaft leiſten, und des Nachrichters Hand würde Euch auf dem Rad eine Ehrenſtelle anweiſen. Aber man könnte ſagen, Ludwig werdet ſeine Unterthanen. Ich könnte Euch ſämmtlich Eurer Güter berauben, Eure Schlöſſer zerſtören, aber ich würde weder Nutzen noch Lob davon haben, und ſtrafe ich Euch nicht, ſo werdet Ihr mich ſo gering achten, wie zuvor, und nach Eurem Gutdünken handeln, wie zuvor. Eure Strafe erwartet Euch, eine Strafe, die Ihr unter allen am wenigſten erwarten werdet. — Der Landgraf befahl den Rückzug, und Harald und Adelgundis ritten ihm zunächſt, ihnen folgten die Reiterſchaaren, dann kamen die Gefangenen wohl bewacht, und den Beſchluß machte das Fußvolk.

Jetzt kam der Zug auf ein großes Brachfeld; plötzlich ge'et Ludwigs Ruf, halt! Er winkte etliche Hauptleute zu ſich heran, und ertheilte heimliche Befehle; darauf ſprang er vom Pferde, während das ganze Heer ſich rund herum aufſtellte. Auf dem Acker ſtand ein Pflug, da traten die Diener herzu, und ſtellten ihn auf, und im bloßen Hemde, mit auf den Rücken gebundenen Händen, führten ſie die Gefangenen herbey; ſie ſchäumten vor Wuth, als ihnen die Abſicht des Landgrafen klar wurde.

Vergebens war ihr Widerſtreben; Ludwig ließ die vier erſten in den Pflug ſpannen, hielt in einer Hand die Stange, in der andern eine lange Peitſche, hüben und drüben gingen bewaffnete Lanzenknechte. Nun gings raſch vorwärts unter dem lauten Gelächter des ganzen Heeres; dazu bließen die Trompeter luſtig drein, während die widerſpenſtigen Zugpferde vor Schaam in die Erde, die ſie pflügten, hätten ſinken mögen. Als er eine lange Furche gepflügt hatte, ſpannte er vier andre ein, und pflügte ſo ein ganzes Stück Acker mit ihnen, und wenn ihrer einem der gekränkte Stolz überwältigte, und er ungeduldig zerrte und riß, und die Stricke zu zerreißen ſtrebte, da traf ihn des erbitterten Fürſten Geiſelhieb, daß mancher ſich bog und über die Schollen ſtolperte. Als er fertig war, ließ er den Acker mit hohen Steinen bezeichnen, und machte ihn zu einer Freyſtatt für Verbrecher, daß jeder, der einen hieher Geflüchteten, er ſei wer er wolle, fangen und kränken würde, des Halſes verluſtig ſeyn ſollte. Und der Acker iſt bei Naumburg noch zu ſehen, und heißt der Edelacker bis auf dieſen Tag.

Die gedemüthigten Ritter leiſteten auf der

Neuenburg den neuen Lehnseid; ſchreckliche Drohungen des Landgrafen begleiteten ſie, als ſie wieder ihres Wegs nach Thüringen zogen, wenn ſie es wieder wagten, etwas gegen das Leben ihres Herrn als auch gegen ſeine Freunde und Unterthanen zu unternehmen. Sie ſchieden mit einſtimmigem Rufe: Es lebe Landgraf Ludwig der Zweite und ſein erlauchtes Haus! hoch! Manchem mochte es wohl nicht recht Ernſt ſeyn, mit dem Rufe.

* * *

Vor der Landgräfin knieeten gegen Abend Harald und Adelgundis; er im ſtattlichen Ritterkleid, im ſilbergeſtickten Koller, darüber eine grüne Scherpe und den blauſeidenen Matnel, ſie im einfachen Brautſchmuck, im reichen Lockenhaar die zierliche Myrthenkrone.

Ritter Harald, ſprach die ſchöne Frau mit unendlicher Anmuth, ich bin Euch noch den Dank ſchuldig für meines Gemahls Rettung; möge Euch dieß an ihn und mich erinnern, und von ihrem Halſe nahm ſie eine ſchwere goldne Kette, an welcher in einer mit Brillanten beſetzten Einfaſſung Ludwigs Bild hing, und ſchlang ſie ihm um den Nacken, und als ſich dabei das Bild herumdrehte, gewahrte der Glückliche auf der andern Seite Adelgundis im Jägerſchmuck, wie ſie neben ihm geſtanden hatte auf des Inſelberges höchſter Spitze. Im Uebermaaß der Freude drückte er erſt der Landgräfin Hand, dann das liebliche Bild an die Lippen.

Werdet ſo glücklich, wie Ihr es verdient, ſprach ſie dann leiſer, die Gnade Gottes ſey mit Euch immerdar. — Und der Landgraf ſtand am Fenſter, und drückte in hoher Vaterfreude ſein Knäblein an die Bruſt, und der untergehenden Sonne letzte Strahlen fielen durch die hohen Bogenfenſter in das Gemach und übergoſſen es mit magiſchem Schimmer. Das Brautpaar erhob ſich, und wie die Liebenden ſich in die Arme ſanken, einander ewige Treue gelobend, da reichte in ſeliger Erinnerung ſchwelgend, das Fürſtenpaar ſich lächelnd die Hände, und herein trat des Burgkaplans Meßner, und meldete, daß der Prieſter ihrer harre am Altar des Herrn.

Die Böhlershöhle.

Volksmährchen.

Dürftig lebte um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts der Schuhmacher, Meiſter Jonas, in Arnſtadt in Thüringen. Von ſeiner Geburt an hatte ihn ein ungünſtiges Geſchick bis in das reifere Alter verfolgt; früh der Eltern beraubt, die ihm nichts hinterlaſſen hatten, war er als Schuſter-Geſelle in die Fremde gegangen, hatte in Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und andern großen und freyen Reichsſtädten in Arbeit geſtanden; doch, da er ſich immer zurückſehnte nach ſeiner Vaterſtadt, ſo ergriff er, mit dem was er erſpart, den Wanderſtab, und pilgerte der Heimath zu. Bald war ein kleines Häuschen gekauft, die Meiſterſchaft erlangt, Werkzeug angeſchafft, und nun ſah ſich Meiſter Jonas nach einem tugendhaften Mädchen um, und fand in der Tochter ſeines Pathen, der tugendſamen Jungfrau Eliſe Barbara Schildeknerin, was er ſuchte. Das Mädchen war fromm und ſittſam, arbeitſam und gut, aber auch ſie war nicht mit äußern Glücksgütern geſegnet, und brachte dem jungen Anfänger gar wenig mit; beyde hofften jedoch durch ihrer Hände Fleiß ſich ehrlich und redlich ernähren, und die Kinder, die ihnen Gott ſchenken würde, zur Gottesfurcht und zu einem tugendhaften Leben erziehen zu können. Durch den Ankauf des Häuschens, die Hochzeit, die Einrichtung der neuen Wirthſchaft, ſchmolzen des Meiſter Jonas Sparpfennige gar ſehr zuſammen, doch er ließ den Muth nicht ſinken, arbeitete unverdroſſen, und ſein Lieschen ſtand ihm treulich bei; mit kunſtfertiger Hand nähte ſie Schuhe für Frauen, während ihr Mann die gröbere Arbeit fertigte; bald ſollte noch ein ſchöneres Familienglück ſie erfreuen, ämſiger arbeitete Meiſter Jonas, und bat oft ſein holdes Weibchen, ſich zu ſchonen, doch ihre freundlichen Blicke ſcherzten ſeine Beſorgniſſe hinweg. Eliſe wurde Mutter, ein zarter Knabe, ganz der Mutter Ebenbild, lachte von ihrem Schooß den Vater an. Schneller ging die Arbeit von ſtatten, wenn der roſenwangige Kleine zu der Eltern Füßen ſaß, und mit alten Stiefeln und Pantoffeln ſpielte. So ſchwand ein Jahr ruhig hin; Ueberfluß war zwar nie in das kleine Haus gekommen, aber Liebe und Geſundheit hatten die Bewohner nicht verlaſſen, Zufriedenheit und froher Sinn oft das kärgliche Mahl gewürzt. Ein zweites Kind, ein Mädchen, hatte den kleinen Familienkreis und die Freuden des Ehepaars vermehrt; da kam ein bösartiges Fieber unter die Kinder der Stadt; es ergriff auch die Kleinen des Meiſter Jongs, und raffte ſchnell das Mädchen hinweg. Vier Wochen beteten am Krankenlager des Knaben die bekümmerten Eltern, denen ſchon der Tod des erſten Kindes das Herz gebrochen hatte; doch vergebens war ihr Flehen, des Todes Engel führte den Knaben zum Himmel empor, wo das Schweſterſeelchen, auf Roſenwölkchen ſchwebend, ihm entgegen kam. Sanfte Bläſſe überzog des Knaben Geſicht, ſein

Auge war geſchloſſen, wie zum Schlummer, und wie von einem ſchönen Traum umgaukelt, lächelte er noch im Tode; jetzt ſtrich der beſorgten Mutter Hand über die kleine Wange; ſie war todtenkalt. Da fiel mit lautem Angſtruf die Arme ohnmächtig nieder neben dem Lager des entſeelten Lieblings. --

Kaum waren acht Tage verfloſſen, nach des Kindes Begräbniß; ſtumm ſaßen die unglücklichen Eltern ſpät am Abend in dem einſamen Stübchen, draußen heulte der Sturm und zog pfeifend durch die Fenſterritzen, daß die Flamme der Lampe unſtät hin und her flatterte, und ſeltſame Schatten ſich an der Wand zu bewegen ſchienen. Müde von der Arbeit, waren Frau Eliſens Hände in den Schooß geſunken und ihre Augen ſchloſſen ſich allmählig, da legte Meiſter Jonas die Arbeit bei Seite, langte vom Kannrück die Bibel herunter und rückte den mit künſtlichen Schnitzwerk gezierten, lederbepolſterten Großvaterſtuhl ſich näher zum Tiſch; immer wilder raſte draußen der Sturm, und klapperte an den Läden, und warf Ziegeln von den Dächern; da zog Meiſter Jonas das ſchwarzlederne Mützchen vom Haupte, faltete die Hände und las aus der aufgeſchlagenen Bibel andächtig die Verſe des 90ſten Pſalms:

„Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für „und für. Ehe denn die Berge worden, und die „Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du „Gott von Ewigkeit.

„Der du die Menſchen läſſeſt ſterben, und „ſprichſt: Kommt wieder Menſchenkinder. Denn „tauſend Jahre ſind vor dir wie der Tag, „der geſtern vergangen iſt, und wie eine Nachtwache. —

„Du läſſeſt ſie dahin fahren wie einen „Strom, und ſind wie ein Schlaf, gleich wie ein „Gras, das doch bald welk wird.“ „Das da „frühe blühet, und bald welk wird, und —“— „„Feuer!““ Feuer! tönte es angſtvoll über die Straße,“ Feuer! Feuer! rief es wieder, Menſchen liefen über die Gaſſen, Trommeln raſſelten und die Glocken heulten mit dem Sturm in die Wette den grauſigen Weheruf; entſetzt ſtieß Mſtr. Jonas den Laden auf, da fiel des Himmels blutrother Schein in das kleine Stübchen.

Ach Herr Jeſus! klagte Frau Jonas mit gerungenen Händen und wankte zitternd umher, da hob ſich die Flamme über die Nachbarhäuſer empor, und leckte gierig an den Dächern und zündete die dürren Giebel, und wuchs unermeßlich, vom Sturmwind bald über zwey, drey Straßen hinweg gepeitſcht, bald wieder zum Himmel auflodernd; jetzt krachte es dumpf, und ein lautes Geſchrey von vermiſchten Menſchenſtimmen wurde gehört, ein ausgebranntes Haus war zuſammengebrochen, und hatte einige Arbeiter erſchlagen. Schon brannten 5 Häuſer, und die Flammen ſchlugen herüber auf das kleine Haus, Frau Jonas packte die wenigen Betten in ein Leilach, einige Freunde, die zur Hülfe herbey geeilt waren, trugen die eichene Lade, in welcher des Ehepaars Sonntagskleider lagen, aus dem Hauſe, Meiſter Jonas nahm die Bibel und führte ſeine Frau durch das ungeheure Gedränge fort, jetzt brach das zweyte und dritte Haus krachend zuſammen, und das Häuschen des Meiſter Jonas brannte bald lichterloh.

Ein Vetter der Frau Eliſe nahm aus

armherzigkeit die Geflüchteten in ſeine Wohnung, und räumte ihnen eine Stube n. —

Frau Eliſe Jonas war 22 Jahre alt und lühte noch in voller Schönheit, welche denn uch verurſachte, daß der barmherzige Vetter, elcher ſchon eine Frau zu Tode gequält hatte, ine zärtliche Neigung zu ihr faßte, welche er urch eine überaus große Freundlichkeit an den ag legte, und dem jungen Weibchen nicht un- eutlich merken ließ, was er im Schilde führte. Meiſter Jonas war ihm ein Dorn im Auge, ieſer ſah ſich gezwungen, bey andern Meiſtern m Lohn zu arbeiten, und kam blos Mittags nd Abends nach Hauſe. Wenn er nun da ar, ſo ſchnitt Vetter Joſt, ſeines Handwerks ine Leinweber, grimmige Geſichter, brummte ber dieß und jenes, und ſchmiß die Thüre zu, aß es krachte. Frau Elieſe durchſchaute ihn ald, verſchwieg es aber ihrem Manne, um ihn nicht u bekümmern. Tag für Tag, wenn Jonas bweſend war, marterte der Vetter das treue Weib mit zudringlichen unverſchämten Reden, nd wenn ſie drohte, es ihrem Manne zu entdecken, drohte er, ſie aus dem Hauſe zu weiſen, da könnten ſie, meinte er, auf der Gaſſe ſchlafen. Einmal vergaß er ſich ſo, daß er zu Thätlichkeiten ſchritt, und ſie herumreißen wollte, aber es bekam ihm ſchlecht, Frau Eliſe ballte die kleine, niedliche Fauſt, und gab ihm einen ſo derben Schlag ins Geſicht, daß Mund und Naſe bluteten, und er eilig von ihr abließ. Er that als nähme er es für Scherz, ſchwur ihr aber Rache in ſeinem Herzen. Schon damals gab es Leute, denen man das, was man bekannt machen wollte, nur unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertrauen durfte, wenn auch nicht ſo häufig, wie jetzt. Gegen ſolche rühmte er ſich heimlicher Gunſtbezeugungen der jungen Frau, aber er beſchwor ſie, nichts davon laut werden zu laſſen.

Ehe drey Tage ins Land gingen, trug ſchon ein Freund die nagelneue Mähr zu Meiſter Jonas, und die Weiber und Mägde brachen an dem Brunnen, über die unſchuldige Frau, den Stab. Mehr fehlte nicht, um die halbverwelkte Blume der Liebesfreuden des armen Schuhmachers auf einmal zu knicken. Seine Kinder todt, ſein Häuschen abgebrannt, ohne Geld, ohne Ausſicht auf beßre Tage, und die treugeliebte Hausfrau untreu, konnte ein härterer Schlag des Schickſals ihn treffen? Mit ſchadenfrohem tückiſchen Lächeln empfing ihn, als er Abends ſpät nach Hauſe kam, der Vetter, mit ſchuldlos heitern Blicken Lieschen, aber er begrüßte ſie kaum, und doch ſtiegen Zweifel in ſeiner Seele auf, als er in die klaren blauen Augen ihr geſehen hatte. Er ging mißmuthig, ungewiß, was er thun ſollte, zu Bette. Da träumte ihn, er ging ſpazieren, und fiel von einem hohen Felſen hinab, aber ein wunderſchöner Knabe hielt ihn auf und führte ihn weit fort auf eine Wieſe, und der Knabe ſetzte ſich ins Gras und ſpielte, und er mußte mit ſpielen. Der Knabe hatte viele Goldſtücke, die warf er ins Gras, und Jonas mußte ſie ſuchen, und was er fand, war ſein. Auf einmal war Frau Eliſe auch dabey und ſpielte mit dem Knaben, da fuhr eine große Schlange aus dem Graſe und umringelte die Frau und ſtach nach ihrem Herzen, aber der Knabe ſchlug mit einer goldenen Ruthe die Schlange, da fiel ſie todt nieder. Meiſter Jonas erſchrak und wie die

Schlange todt hinfiel, wachte er auf. Es war noch ſinſtere Nacht, er ſchlief wieder ein, und ſo feſt, daß am andern Morgen, es war ein Sonntag, ſein Weibchen lange an ihm rütteln mußte, bis er ſich ermunterte. Er dachte nicht mehr an ſeinen Traum.

Jetzt kam der Vetter, und kündigte mit erzwungener mitleidiger Miene dem Ehepaare an, daß es ausziehen ſollte, auch fehlte es ihm nicht an nichtigen Vorwänden, warum er ſolches thue. Da ſtanden die beiden Unglücklichen und ſahen einander an; Eliſe mit dem Blick der Wehmuth und Angſt, denn ſie hatten nicht, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollten, Jonas mit ſtillem Ingrimm biß die Zähne zuſammen, nahm den Hut, ſagte kein Wort, und ging.

Der Tag war heiter und ſchön. Meiſter Jonas ging in das anmuthige Thal, wo auf allen Seiten ſich Weinreben um die Pfähle rankten. Er ging ſinnend fort, tauſend Gedanken durchkreuzten ſich; bald ſtand er auf einem hohen Felſen, der ſenkrecht abgeſchnitten in eine ſchaudervolle Tiefe blicken ließ. Noch ein Schritt und Jonas lag zerſchmettert im Thale. Da trat unſichtbar der Verſucher zu ihm, und flüſterte: Was zauderſt Du? mach Deiner Noth ein Ende, Gott hat Dich doch verlaſſen; und die beſſere Stimme im Innern ſprach dagegen: Soll ich freventlich mein Leben endigen, und mein Weib in des Verführers Händen laſſen? — und wieder ſprach der Verſucher: Dein Weib wird ſich zu tröſten wiſſen, oder willſt Du als Bettler von Land zu Lande ziehn, und fremde Kinder ernähren obendrein? Da überwältigte die Stimme des Böſen das beßre Gefühl.

Vergieb mir o Gott! meine Miſſethat und nimm Dich meines Weibes an! ſo betete Meiſter Jonas, trat vor den ſchrecklichen Abgrund, ſchloß die Augen und — lag in demſelben Augenblick, von kräftiger Hand zurückgeriſſen, unſanft am Boden. Zugleich fühlte er auf ſeinem Backen eine derbe Schelle; da raffte er ſich empor, zürnend ſich nach dem Schellenſpender umſehend, aber er war doch froh in ſeinem Herzen, daß er noch oben auf dem Berge war. Da ſtand ein kleines Männchen auf der Felsklippe über ihn, in ſonderbarer ungewöhnlicher Tracht, das wollte ſich todt lachen. Jetzt dachte Meiſter Jonas an ſeinen Traum.

Wer biſt Du? fragte er mit halber Stimme das Männchen, denn ein Schauer von Furcht rieſelte ihm über den ganzen Körper.

Jener konnte vor Lachen nicht zur Antwort kommen. Mit einem Satz war er von der hohen Klippe herab, und ſtand neben dem Erſtaunten, drehte ſich lachend im Kreiſe herum und ſprach: Komm mit mir, wir wollen ſpazieren gehen. Dann fragte er, warum er ſich hätte den Fels hinabſtürzen wollen, und ſchnitt dabey lauter lächerliche Geſichter. Meiſter Jonas, der ſich wieder etwas ermuthigt hatte, erzählte dem Männchen ſein ganzes Herzeleid. „Du biſt ein Narr,“ ſagte der Kleine, als jener ſeine Jammergeſchichte geendigt hatte, und weiter ſagte er nichts, ſondern humpelte immer voran.

Jetzt faßte ihn Jonas genauer ins Auge; es war ein kleiner Kerl, ſeine Füße waren von ungewöhnlicher Plumpheit gegen den Körper, und ſeine Beine glichen den halbmondförmigen Türkenſäbeln; er hatte einen ſchwarzen Rock an, mit Tellerknöpfen. ging im bloßen Hals und hatte Augen, wie ein Paar Brillengläſer; die Farbe ſeines Haares näherte ſich dem Mäuſefahlen, und auf dem Haupt trug er ein ſchwarzes ſpitziges Mützchen. Noch nie war Meiſter Jonas ein ſolches Männlein vorgekommen; er faßte ſich ein Herz, zupfte den Kleinen am Rockſchoß und fragte, als dieſer ſich raſch umdrehte, und ſeine ſtarren Blicke auf ihn heftete: Wie heißt Du? da warf ſich der Kleine in die Bruſt, trat auf die Zehen, und ſprach: Ich heiße Hügelpatſch, was kümmerts Dich? und als er ihn ſo mit durchdringlichen Blicken anſah, ward es Meiſter Jonas ganz unheimlich zu Muthe, und er ſchwieg nun ganz ſtille. Immer öder und einſamer wurde der Pfad, kahle Berge auf beiden Seiten; die Mittagsſonne brannte glühend heiß. Allmählig fing Meiſter Jonas an, es zu bereuen, daß er dem ſonderbaren Führer gefolgt war. Jetzt ſtand dieſer ſtille, pfiff, und aus dem verdorrten Gras unter einer Schleendornhecke ſprangen drei grüne

Eidechſen und liefen an ihn hinauf, er nahm ſie, brummelte einige Worte vor ſich hin, und ließ ſie dann laufen. Jetzt ging der Weg aus dem Thale in die Höhe, einen ſteilen Berg hinauf, daß Meiſter Jonas kaum nachklimmen konnte; als man oben war, ging es wieder ſeitwärts bergein, mit beſtändiger Gefahr, den Hals zu brechen; aber immer ſchneller ging der kleine Kauz, endlich hielt er ſtille. Als Meiſter Jonas nachgekeucht kam und ihn erreicht hatte, ſtand er vor einem Loch, welches in den Felſen hineinführte. „Hier wohne ich,“ ſprach Herr Hügelpatſch, gehe mit mir hinein, und wie der Blitz fuhr er durch die ſchmale Oeffnung.

Meiſter Jonas folgte mit Zittern und Zagen; er mußte eine Strecke auf dem Bauche fortkriechen, endlich erweiterte ſich die Höhle, man konnte aufrecht ſtehen, und des Zwerges Telleraugen ſchufen Licht in dem finſtern Raum. Bald ſind wir, ſagte dieſer, am Ziel unſrer Wanderung, und ſie ſoll dich nicht gereuen. —

Dreimal klopfte der Zwerg an eine große Felſenſpalte, dieſe ſchob ſich zurück, Hügelpatſch faßte den vor Angſt ſtumm gewordenen Jonas bei der Hand, und führte ihn hindurch, und ſchnell ſchloß ſich das enge Pförtchen wieder; Jonas hielt ſich kaum aufrecht, denn nun war er ja abgeſchnitten von der Welt, lebendig begraben; aber ſein Führer leitete ihn ſicher eine zahlloſe Menge Stufen hinunter, immer tiefer und tiefer.

Sanfte Dämmerung herrſchte auf der weiten Ebene, die ſie jetzt betraten; die Farbe des Himmels war nicht zu erkennen, grün und blau und grau in einander vermiſcht, keine Sonne ſchien, kein Mond. Ueppiges Moos bedeckte den Boden, von ſilberhellen Murmelbächen durchſchnitten; tiefe Stille herrſchte rings um, nur zuweilen klang es aus unſichtbarer Ferne wie Saitentöne; ſehen konnte man nicht weit, ſilbergraue Nebelflöre hüllten alle Gegenſtände in ein magiſches Dämmerlicht.

Fürchte Dich nicht, ſprach Hügelpatſch zum Jonas, Du biſt im unterirdiſchen Reiche des Zwergenkönigs Bobelier, welcher der Gute genannt wird, und Dir ſoll kein Leid widerfahren. Jetzt trat ein ſtattliches Gebäude aus dem Nebel hervor, dickköpfige Zwerge ſchlüpften an ihnen vorbey, und eine ſanfte Muſik ließ ſich hören.

Sie traten ein in den Pallaſt; alles wich ehrerbietig zurück, wo Hügelpatſch mit dem Fremden ſich zeigte. Welche Pracht herrſchte in dieſem Pallaſte! aus metallnen Spiegeln beſtanden die Wände und der Boden war bedeckt mit köſtlichen Marmorplatten, in welche von bunten Edelſteinen mannichfaltige ſchöne Bilder eingelegt waren. Jetzt öffneten 2 Diener die Thüren eines hohen Saales; tauſend und aber tauſend Lichter ſtrahlten von den ſchimmernden Kronleuchtern und den Spiegelwänden den Ankommenden entgegen; an einer Tafel in des Saales Mitte, ſaß mit ſeinem ganzen Hofſtaat der König auf einem reichverzierten Alabaſterſtuhl, ſeine Gemahlin, eine kleine wunderliebliche Zwergin, neben ihm; beide trugen künſtlich gearbeitete, mit Perlen und Diamanten geſchmückte goldne Kronen, und in ihre Kleider war die feinſte Stickerey gewebt. Neben der Linken des Königs war noch ein Platz leer, Hügelpatſch neigte ſich vor Bohelier dreimal tief, und ſetzte ſich neben den König, und alle Herren und Damen des Zwergenhofes neigten ſich vor dem erſten Miniſter des Königs, denn der war Hügelpatſch. Alle waren prächtig gekleidet; ſie trugen ſchwarze Barets mit Silber geſtickt, diamantne Agraffen und farbige Schwungfedern daran, kurze ſchwarze Röckchen nach der neueſten Mode jener Zeit und weite Pumphoſen, feine genähte Handſchuh von Rattenfellen, und kleine Halbſtiefelchen von den Pelzen ſchwarzer Hamſter. Vier und zwanzig Harfner ſaßen rund herum im hellen Saal, vier und zwanzig Diener trugen die Speiſen auf und ab, und vier und zwanzig allerliebſte Zwergenmädchen ſchenkten die kleinen Kriſtallbecher unaufhörlich wieder voll. Auch Meiſter Jonas mußte ſich ſetzen; da ihn alle freundlich anlachten, verſchwand ſeine Furcht, er trank wohlgemuth von dem köſtlichen Wein. Jetzt winkte der König, da rauſchten im harmoniſchen Einklang die vierund zwanzig Harfen, und mit ſilberreinen Stimmen ſangen die Harfner:

Tief im dunkeln Erdenſchooße, wohnen wir im Dämmerlicht.

Schauen nicht die goldne Sonne, Luna's ſanften Schimmer nicht
Aber ſtiller Frieden weilet, wo kein Hader uns entzweyt;
Unterwelt iſt immer ruhig, Oberwelt liegt ſtets im Streit.
Schön iſts auf der hellen Erde, wo die bunten Blumen blühn,
Schön auch iſt es in der Erde, wo die Erzkryſtalle glühn.
Wenn der Geiz der Erdenbürger, Schätze tin die Tiefe ſenkt,
Sind ſie uns anheim gefallen, ſind dem Zwergenvolk geſchenkt.
Was ſie ſuchen unermüdlich, in der Erde tiefem Schacht:
Edelſteine, Gold und Silber, alles wird von uns bewacht;
Doch den frommen Bergmann ſchaden wir mit Spuck und Tücke nie,
Nur den Böswicht zu beſtrafen uns ein Gott die Macht verlieh.
Wer verfolgt vom Haß und Neide, flieht das menſchliche Geſchlecht,
Suche Schutz in unſrer Mitte, und wir ſchaffen ihm ſein Recht.
Heil Bohelier, dem König! Freude werde ihm zu Theil.
Heil dem Guten! dem Gerechten! unſerm großen König Heil.

Der Klang der Saiten verhallte, aber die feinen künſtlichen Kryſtallbecher, die auf des

Königs Wohl angeſtoßen wurden, gaben ein noch melodiſcher Geläute, endlich ward es ſtill. Da trat Hügelpatſch auf, verneigte ſich dreimal ſittiglich, und erzählte der aufhorchenden Verſammlung des Meiſter Jonas ganze Schmerzensgeſchichte; dieſer ſtellte indeß Betrachtungen an über die Phyſiognomieen der kleinen Leutchen, und lachte im Stillen darüber, denn einer hatte kleine Augen, ein ſpitziges Näschen, das man hätte in eine Nähnadel einfädeln können, und einen anſehnlichen Verdruß auf der rechten Schulter; der andere hatte ein breites Geſicht, eine platte Naſe, und die Unterlippe hing anderthalb Zoll unter der obern hervor; ein andrer hatte eine Naſe, die bis auf die Lippen herabhing; alle hatten ſie aber krumme Beine, und watſchelten, wie die Enten.

Jetzt ſchwieg Hügelpatſch, und neigte ſich vor dem König, und dieſer rief: Spendemännchen! führe den armen Jonas in unſre Schatzkammer, gieb ihm 7 Goldſtangen, 7 Silberbarren, 7 Diamanten und 7mal 7 Perlenreihen, — und der Großſchatzmeiſter gehorchte. Wie ſtaunte Jonas, als er eintrat in den königlichen

Schatz! Tauſendfarbiger Glanz von hellgeſchliffnen Brillanten, Rubinen, Saphyren, und allen Edelſteinen ſtrahlten ihm entgegen, und er konnte ſich nicht ſatt ſehen an all den koſtbaren Gefäßen und Geräthſchaften, die hier aufgehäuft ſtanden. Wie ward ihm zu Muthe, als der Großſchatzmeiſter Spendemännchen, ein kleiner freundlicher Zwerg, mit Silberlocken, ihn lächelnd mit den köſtlichſten Edelſteinen, mit Gold und Silber die Taſchen füllte, und dann wieder mit ihm eintrat in den Speiſeſaal. Botzelier, der gute König, erhob ſich, winkte Jonas zu ſich hinan, und ſprach, als dieſer ſich auf ein Knie vor ihm niederließ: Du haſt jetzt alles, was der Menſch ſich wünſchen kann. Du könnteſt ein Fürſt ſeyn, willſt Du aber meinem Rath folgen, ſo bleibe was Du biſt, und ich werde immer Dein Freund bleiben. Stecke Dir ein Stück Feld ab, am Fuße dieſer Berge, ich ſchenke es Dir, es ſoll reichliche Früchte tragen. Dein Weib iſt Dir treu geblieben; es wartet auf Dich eine fröhliche Zukunft. Sage niemanden, wie Du zu dem Glück gekommen biſt; bleibe ein braver Mann, und lebe wohl. Nimm noch zum Andenken meinen Mundbecher, und denke an Bohelier, wenn Du daraus trinkeſt.

Da trat herzu Orfelia, die liebliche Zwergenkönigin, und ſprach: nimm dieſen Ring, und bringe ihn Deiner Liebſten, und grüße ſie von mir; wenn ſie irgend Hülfe bedarf, ſoll ſie ihn nur am Finger drehen; jetzt berührte Bohelier den glücklichen Jonas mit ſeinem Zepter, einer künſtlichen Lilie, und er ſank in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, befand er ſich am Fuße des Felſens, wo er hatte hinabſpringen wollen; die Glocken in der Stadt ſchlugen zwölfe, und er glaubte, er hätte geträumt, doch die Schwere ſeiner Taſchen überzeugten ihn eines andern. Froh, mit erleichtertem Herzen, eilte er nach Hauſe, bezahlte dem ſtaunenden Vetter den Miethzins, miethete ſchnell eine ſchöne Wohnung, und zog mit ſeiner treuen Eliſe aus. Er war nicht vorſichtig genug, ſein Glück zu verbergen, und zog Neider in Menge auf ſich. Am meiſten ſuchte ihm der Vetter zu ſchaden, der die ſchändlichſten Gerüchte ausſtreute, während er mit kriechender Schmeichelei den reichen Schuhmacher täglich umgab, und mit erheuchelter Theilnahme nach der Quelle der Wohlhabenheit des Meiſter Jonas forſchte. Um den Ueberläſtigen los zu werden, entdeckte endlich dieſer, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, einen Theil der Geſchichte, und ſchon derſelbe Abend fand den Meiſter Joſt, der nicht länger hinter dem Webſtuhle ſpuhlen, ſondern ohne Mühe reich werden wollte, auf dem Wege nach dem Jungfernſprunge, ſo heißt nämlich der Felſen, wo Meiſter Jonas den gefälligen Hügelpatſch fand. Joſt glaubte zwar, daß ihm niemand erſcheinen würde, doch trieb es ihn unaufhaltſam hin. Er ſtand kaum oben, ſo wuchſen zwei unförmliche Gnomengeſtalten aus der Erde; er vor Schrecken todtenbleich, gewann kaum ſo viel Faſſung, ſich tief zu verneigen; die Unholde liebten jedoch die Complimente nicht; mit entſetzlichem Hohngelächter ergriffen ſie den Sträubenden, und ſchleuderten ihn hinab in den Abgrund. Die Sinne vergingen ihm. Andre fingen ihn auf, und zerrten und riſſen ihn aus ſeiner Ohnmacht wieder ins Leben zurück. Und nun ging es mit ihm über Stock

tein, über Dornen und Diſteln das Thal
, den Berg hinauf zu der Felſenöffnung
Dort empfingen ihn wieder andre, immer
lteter und häßlicher, die legten ihm ſil-
Ketten an, und ſetzten ihm eine goldne
auf, deren Laſt ihn faſt zu Boden drückte.
ging es wieder heraus, der Zwerge zahl-
eer folgte ihm mit ihrem König. Leiſe
ten ſie alle über den Boden hin. Joſt
im weiten ſtillen Thale nichts als das
Klirren ſeiner Ketten und ſeine eigenen
ritte; die Zwerge waren alle ſchwarz ge-
t, trugen kurze Schwerdter, und in der
trug jeder einen blühenden Stengel aſt-
Spinnenkraut *) deſſen ſilberweiſe Blumen
Rondenſchein helle glänzten. Der Zug ging
der Stadt zu; auf einem hohen Berg
ſich Bohelier, der Gerechte, ſeine Diener
beiden Seiten neben ihn, und bis in den
lgrund, und ſo weit das Auge ſah, wim-
e es von Zwergen.

Unterdeß ahnete Meiſter Jonas nichts Gu-

Anthericum Liliago. Linn.

tes; er bat ſein Weibchen, ohne Sorgen um ihn zu ſeyn, da er bald wiederkehren würde, und ging in das ſtille, von ſanftem Mondenſchein erhellte Thal. Wie ſtaunte er, als er das ganze Zwergenvolk verſammelt fand, und auf hohem Throne den König und den treuloſen Vetter in Ketten. Er eilte hinauf. „Er iſt des Todtes ſchuldig, ſprach mit ernſter Stimme ein Richter. „Stürzt ihn hinunter,“ ein zweiter, und geharniſchte Zwerge traten herzu und ergriffen den Verzagenden; da ſtürzte Jonas zu des Königs Füßen hin, und flehte: Gnade! König, Gnade! und die Wolken des Zorns auf der Stirn des Königs zerſtreuten ſich; er lächelte mild und ſprach: Weil Du für ihn bitteſt, der dich verderben wollte, ſo ſey ihm verziehen; doch glaube nicht, fuhr er gegen den, neues Leben ſchöpfenden Joſt fort, uns entgehen zu können, und wieder aufs neue Tücken zu erſinnen. Du haſt Dich ſelbſt in unſere Macht gegeben, wir finden dich überall, wir können Dich ſtrafen überall. Der König ſchwieg, leiſe Harfentöne erklangen und ſanfte Töne ſäuſelten, vom Hauche des Abendzephyrs getragen:

, Wohelier, dem König, Freude werde ihm zu
Theil;
dem Guten, dem Gerechten, unſerm großen König
Heil.

Und plötzlich waren König, Richter und
erge verſchwunden; ein ſilberglänzender Ne-
ſtreif ſchwamm durch das Thal, und ver-
vand endlich in der Ferne. Da fiel der
tter Joſt dem Meiſter Jonas weinend zu
ßen, und geſtand ihm ſeine Uebelthaten, und
nkte ihm für ſeines Lebens Rettung, und
t ihn flehentlich um Verzeihung, und gern
zieh ihm der Glückliche.

Als einige Tage ſpäter Jonas hinausging
f ſein Feld, und deſſen Lage beſehen wollte,
nd er es ſchon geackert und beſtellt, aber kei-
e der gutmüthigen Zwerge ließ ſich ſehen.

Im glücklichſten Wohlſtande lebte Meiſter
onas hinfort mit ſeiner treuen Eliſe; nur ein-
al in Kindesnöthen, rief ſie in ſtiller Nacht
urch Umdrehung des Rings die freundliche
wergin zu Hülfe, und dieſe ſtand ihr treulich
ei, und ſie genaß eines lieblichen Mädchens;

ſpäter erfreute ſie den geliebten Mann nac und nach mit 6 Kindern, und alle wurden groſ und glücklich. Oft ſaß Jonas im Kreiſe ſeine Kinder und Enkel, und erzählte ihnen von den guten Zwergen, die ihn vom Untergange retteten, und dankbar tranken dann alle aus dem zierlichen Becher des guten Königs Geſundheit. Viele, die von der Geſchichte hörten, gingen hinaus in das Thal, um ihr Glück zu machen, aber es ließ ſich nichts ſehen noch hören. Meiſter Jonas ſtarb im 84ſten Jahr, betrauert von vielen, geſchätzt von allen ſeinen Mitbürgern; denn er war fromm und arbeitſam, wohlthätig und gefällig. Nach ihm heißt noch bis heute das ſchöne Thal bei Arnſtadt, das Jonasthal, und ein hoher Felſen in demſelben, derſelbe, wo Bobelier zu Gericht ſaß, der Königsſtuhl, den Namen Bobelier, welcher durch die Geſchichte des Meiſter Jonas bekannt geworden war, zog man ſpäter zuſammen; ſo entſtand erſt Baelier, woraus dann ſpäter Boeler wurde, und das Bergloch hinten im Thale heißt noch das Böhlersloch oder die Böhlershöhle, aber die Felſenplatten ſchieben ſich nicht mehr auseinander. —

Alte Leute erzählen viel von den ſogenannten Böhlersmännchen; manche wollen ſie ſogar im Mondenſchein ackern geſehen haben, jetzt zeigt ſich nichts mehr. Nur zuweilen begegnet es einem Bauern, wenn er zu lange vor dem Schönenbrunnen verweilt, und zu tief in das Weizenbierglas geſehen hat, daß er im Nachhauſewandeln, wenn er an das kleine Hölzchen kömmt, welches dem Eingang in die Zwergenhöhle gegenüber liegt, ſich von hinten ergriffen fühlt, und niederpurzelt, oder daß ein pfeifender Wind ihm die Dohle entführt, und er halbe Stundenlang hinter dieſe herlaufen muß, oder daß ſich ihm eine Laſt aufhockt, welche er beinahe bis an das nächſte Dorf Eſpenfeld, huckepack tragen muß. Schon manchen hat es dort hinten geneckt, irre geführt u. ſ. w. denn man iſt in dem ſtillen Thale wie abgeſchnitten von der Welt. Ob nun die drolligen Gnomen noch immer ihr Weſen treiben, oder ob ſie ſich einen andern Aufenthaltsort gewählt haben, da ſie nicht mehr erſcheinen, wollen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen.

Der Rieſenlöffel.

Ein Mährchen.

Wild ſchüttelte der Sturm die beſchneiten Wipfel tauſendjähriger Eichen und Buchen in einander, daß Schnee und zackiges Eis klingend niederfielen auf des Bodens hartgefrorne Decke; hungrige Raben und Krähen flogen mit heiſern Krächzen durch die nebelumflorte Waldung; mühſam ſchaufelte das Rennthier den Schnee hinweg, um mit kärglichem Mooſe das Leben zu friſten, und der Büffel ſchritt brummend durch den Urwald, an ſtämmigen Bäumen der kleinen Hörner Spitzen wetzend. Finſter ſchritt der Rieſe Atahulf auf unwegſamen Pfaden durch das Dickicht; ein böſer Traum hatte ihn aufgejagt vom Lager weicher Bärenfelle, und weder Juck, ſein treues Weib, noch Egil, ſeine liebliche, in blühender Jugendfülle prangende Tochter, vermochten, ihm den finſtern Unmuth zu verſcheuchen; ſeines Hauſes Untergang war nach dem Rathe der Aſen beſchloſſen — ſo war es ihm kund geworden im Traum, und darum irrte er finſter umher in dem öden Walde; zürnend ſchmetterte er mit gewaltiger Keule Hecken und junge Bäume nieder, welche den Pfad ihm ſperrten; immer tiefer ſenkten ſich die Nebelſchleyer, immer düſtrer und unwegſamer wurde es um ihn her. Schon beſchloß er, die Nacht im Walde zuzubringen, denn ein undurchdringliches Dunkel ließ ihm den Weg nach ſeinem Felſenpallaſt nicht wiederfinden, und wollte ſich nach einer bequemen Lagerſtelle umſehen, da ſchimmerte blutroth durch den Nebel ein fernes Licht, und uneins mit ſich ſelbſt, ſchritt er gedankenlos darauf zu. Heller wurde es um ihn her; jetzt ſtand er vor dem Eingang der Höhle, in welcher ein Feuer loderte, und wie er hineinzuſchreiten ſich anſchickte, tönte eine hohle Stimme aus der Höhle ihm entgegen:

Wer wagt zu nahen
Der Wohnung Swinda's?
Wer ſtört die Ruhe
Der Hünenjungfrau?
Strafe dem Frechen,
Strafe und Tod!

und hinein rief der Rieſe:

Zürne nicht, Jungfrau,
Flammenumleuchtete
Seherin Wodans,
Dem kühnen Wandrer,
Und nur ein Obdach
Gewähre ihm!

da rief es wieder hervor aus der hellerleuchteten Grotte:

Dir ſey es gewährt, kühner Wanderer! Gebückt ſchritt nun Atahulf einen langen Gang hindurch nach dem Feuer zu. Groß und geräumig war die Höhle, auf hohem Sitz ſaß eine Jungfrau, ſcharfblickend wie Wöra, die allerforſchende Göttin; ſchön wie der Valkyrien eine, die auf ſchnaubenden Flügelroſſen einherziehe im Getümmel der Schlacht, durch ihren Zauberreiz die tapfern Helden begeiſternd, daß ſie den Schlachtentod nicht fürchten, und ſie dann einführen in Walhalla's Kampfſpiele und Siegesmahle.

Rund umher lagen um das Feuer und den Thron der Jungfrau, Schadel und Knochen zu ſeltſamen Bildern zuſammengefügt, und in großen, in Fels eingehauenen Tafeln waren der Runenſchrift wunderliche Zeichen gegraben. Leiſe murmelte Swinda Beſchwörungen und Runenſprüche, die Bilder im Kreis ſchienen ſich zu regen, und die Flammen des Feuers neigten ſich gegen ſie. In einem Keſſel, der über dem Feuer hing, rührte ſie langſam; die Dampfwolken, die aus dieſem in die Höhe ſtiegen, geſtalteten ſich wunderbar; regungslos ſtarrte Atahulf bald die Trute, bald den Keſſel an; da verſtummte plötzlich das Brauſen, heller loderte die Flamme empor, der Höhle weiten Raum erleuchtend. Von ihrem Sitz erhob ſich Swinda, und mit Erſtaunen ſah Atahulf, daß ſie ihm gleich kam an Größe; des blonden Haares wallende Ringellocken fielen weit an der ernſten, hohen Geſtalt hinab; auf ihrem Haupte ſchimmerte eine Krone, und in der Hand hielt ſie einen großen Löffel von Stein, mit welchem ſie im Keſſel gerührt hatte. Ein Wink von ihr gebot dem Rieſen, in dieſen zu ſchauen, er gehorchte; aber kaum hatte er einen Blick in den Zauberkeſſel geworfen, da ſchauderte er entſetzt zurück; einen blutigen Jüngling ſah er mit zerſchmetterten Haupte liegen, doch ehe er noch deſſen Züge ins Auge faſſen konnte, war er verſchwunden.

Ein anderes Bild ſtellte ſich dem Erſtaunten dar. Es war ein hohes ſchönes Schloß, das vom magiſchen Licht umfloſſen ſich erhob, aber alsbald auch wieder in Trümmern zuſammenfiel.

Darauf ſah er eines Sees rauſchende Wogen dahinbrauſen; ein zartes Frauenbild, aber blutbeſprützt und mit wild zerſtreuten Haaren, kämpfte mit den tobenden Wellen, und ehe er ſich tiefer hinabbog, näher das Bild zu ſchauen, war ſie hinabgeſunken in die finſtere Tiefe. Da ward es trübe, und die klare Flüſſigkeit im Keſſel ſchäumte und brauſte wieder.

Da öffnete Swinda die Corallenlippen,

und ſprach, ernſt zu dem Rieſen gewandt: Atahulf, ich kenne Dich, Du aber wirſt mich nimmer wiederſehen. Was du erblickſt in dieſem Zauberkeſſel, das wirſt Du noch einmal in der Wirklichkeit ſehen, und was Du nicht ſehen wirſt, das wird in der Stunde deines Todes geſchehen; wenig nur darf die Seherin enthüllen. — Wir trennen uns jetzt; ich will Dir einen Führer geben, der Dich geleiten ſoll in Dein Haus; doch hüte Dich, ihn zu erzürnen.

Unkoo! rief die Jungfrau, und aus dem Hintergrunde der Höhle kroch ein zwerghaftes Ungethüm, mit feuerſprühenden Augen, das ſich der Herrin zu Füßen legte, die ihm ſanft mit dem Löffel über den zottigen Rücken fuhr, und unverſtändliche Worte, ein wenig zu ihm hinabgebeugt, leiſe murmelte, dann ſich wieder zu Atahulf wendend, dieſem den ſchweren Löffel, welchen ſie wie leichtes Holz in kräftiger Rechte ſchwang, reichte, und dazu ſprach:

Nimm, was Dir die Rune bot,
Hungloff heißt er: Rieſentod;
Der beim Mahle Dich erfreut,
Sich im Kampf als Waffe beut.

Verwirrt über das alles, ſtand Atahulf ſchweigend da. Er nahm den Löffel, jetzt öffnete er den Mund zum Dank, und zur Frage um nähere Auskunft, da verloſch das Feuer, die Jungfrau verſchwand, düſtres Grauen herrſchte rings um ihn, nur Unkoos blitzende Augen, der jetzt voranzottelte, zeigten ihm den Ausgang der Höhle, nachdem er ſich, da er in der Finſterniß überall anſtieß, an den zackigen Felſen bald den harten Schädel eingeſtoßen hatte. Das bärenhafte Gnomenweſen tappte immer fort, kein Stern, kein Mondlicht erhellte die finſtre cimmeriſche Nacht, denn ewige Nebel deckten zur grauen Hünenzeit den undurchdringlichen Urwald; ſchweigend folgte Atahulf, vergebens ſich bemühend, den Rückweg zur Höhle zu merken. Die tiefen Spuren im Schnee, die ſein Rieſenfuß zurückließ, verwehte bald der furchtbar einherbrauſende Sturmwind. Kein Ende nahm der mühſame Pfad; dem Rieſen ſchien es, als führe ſein geſpenſtiger Führer ihn im Zickzack herum, um ihn zu äffen, bis der Morgen anbrechen würde; er entbrannte im Zorn, ging mit weitausholendem Schritt ihm nach, und ſchwang, als er ihn erreichen zu können glaubte, hoch über ihn den Löffel, um ihn in unſinniger Uebereilung, zum gewaltigen Todesſtreich auf Unkoo niederfallen zu laſſen, da ſprang, ohne ſich umzuſehen, der Unhold pfeilſchnell in die Büſche, und grunzte vernehmlich:

Hungliff heißt er: Rieſentod,
Der Dich, Neidhardt, ſelbſt bedroht!

Atahulf hieb wild in die Büſche, ſie brachen zuſammen unter ſeinen gewaltigen Streichen; Unkoo war verſchwunden.

Er ſtand vor der Thür ſeines Pallaſtes.

Lange ſchon liebte Ingomar, der Sohn des Rieſen und mächtigen Zauberers Frotho, heimlich Atahulfs ſchöne Tochter Egil, aber die Väter, Nachbarn zwar, haßten ſich ſchon lange, und nimmer durfte der liebende Ingomar ſeiner ſehnlichen Wünſche Erfüllung hoffen.

Schön war der Hünenſohn, wie Tyr, Odins Erzeugter, der unerſchrocken dem Feind begegnet, und das Feuer raſender Schlachten entzündet, kräftig und blühend, wie Uller, des Donnergottes Sohn; ihm hatte Wale ſelbſt den Bogen ſpannen gelehrt; mit leichter Mühe ſchleuderte er ein centnerſchweres Felsſtück von der Höhe, wo ſein Vater wohnte, auf den Nachbarberg, wo Atabulis Kryſtallburg ſtand, die in ihrem Schooß ſein liebſtes barg. — Während ſein Vater tief unten in den Höhlen finſtern Zauberwerken oblag, und der Natur tiefſte Geheimniſſe zu ſchädlichen Zwecken zu erforſchen ſtrebte, durchſtrich er raſtlos Wald und Flur, und manchen rieſigen Eber, manchen grimmigen Bär erlegte ſeine tapfere Hand, oft auch erreichte ſein Pfeil den ſtattlichen Aar, der auf dem höchſten Felſengipfel horſtete.

Zwiſchen den beiden Nachbarbergen ſprang eine Quelle, hellſprudelnd wie der Mimerborn, am Fuße der Eſche Ygdraſil, die ihre Zweige breitete durch die ganze Welt; oft kam Egil zu der von heiligen Eichen umſchatteten Quelle, und raſtete auf üppig grünendem, ſchwellenden Mooſe in den heiligen Schatten. — Mit Wohlgefallen blickte ſie in die kryſtallene Fläche, wo ſich ungeſtört, ungetrübt, ihr wunderliebliches Bild abſpiegelte.

Oft ſchlich auch Ingomar zu der einſamen Quelle, um die liebliche Egil zu ſehen, aber ſie anzureden wagte er nicht, nur aus dem Gebüſche, hinter welches er ſich zu verſtecken pflegte, warf er reine Blicke auf die reine Jungfrau. Einſt ſtand Egil zur gewohnten Stunde unter den heiligen Eichen, ihr blühendes Geſicht in die kleine Hand geſtützt, und blickte nachdenkend in die helle Waſſerfläche, da gewahrte ſie, nahe der Eiche, unter welcher ſie ſtand, in dem reinen Kryſtall, nicht ferne von ihr ein Bild, das in ſtarken Zügen bald hervortrat, bald von dem bewegten Erlengebüſch überdeckt wurde. Jungfräulich verſchämt blickte ſie umher, und erſchrocken, weil ſie ſich allein an dem Orte wähnte, und eine hohe Jünglingsgeſtalt, im goldnen Lockenhaar, trat ihr entgegen. Sie wollte fliehen, aber der Jüngling bat ſo ſüß, ſeine Stimme war ſo wohllautend, wie ſie noch nie gehört hatte, er war ſo ſchön, und ſein treues, blaues Auge ſprach mehr noch, als ſein Mund, ſeine Gefühle aus. Unſichtbar ſchwebte Siöna über ihnen, und weckte der erſten Jugendliebe wonnigliche Empfindungen in des Mädchens reinen Buſen, in welchem Geſiene, der Keuſchheit züchtige Göttin ihren Thron behauptet, und welchen Snotra mit der Sittſamkeit und Unſchuld Roſen-Schleyer verhüllt hatte. Schüchtern ſtammelte Ingomar ſeine Liebe, wie er ſie oft belauſcht, oft an ihrem Anblick ſich geweidet habe, und wie ihr ſchönes Bild ſich tief in ſein Herz eingeprägt hätte.

Egil hatte noch nie geliebt, hatte noch nie einen ſolchen Jüngling geſehen, wohl aber hatte eine heimliche Sehnſucht ihrer ſich immer bemächtigt, wenn ſie im Sommer den Murmeln des Quells lauſchte, und der Hain vom Geſange der Vögel ertönte, und die Blumen freudig rings um erblühten; dann wünſchte ſie wohl, jemanden zu haben, dem ſie traulich ſich nahen könnte, denn ſie hatte keine Freundin, kannte nur ihrer Mutter herriſches Walten im häuslichen Kreiſe, und ihres Vaters wilden, wüſten Sinn, und die Gefährten, die ihn zuweilen heimſuchten, waren ganz wie er ſelbſt, roh und finſter; darum mußte ihr der ſchöne, freundliche Jüngling gefallen; doch trat ſie zaghaft zurück, und wollte nach Hauſe eilen, aber Ingomar, im Gluthfeuer der erſten Liebe, hielt ſie feſt umfangen, und ließ ſie nicht eher, bis ſie gelobt hatte, bald wieder zu kehren, bis er die ſüßeſten Küſſe, als Pfänder unwandelbarer Liebe, empfangen hatte.

Oefter ging nun Egil nach dem Brunnen, wo der Geliebte ihrer ſchon harrte. Da ſaßen ſie, und hielten einander umſchlungen, und lauſchten den Sängern des Haines, und freuten ſich der duftenden Blumen; was ſie ſprachen, erzählt die Sage nicht, aber lieber und lieber wurde dem Jüngling die herrliche Jungfrau, lieber und lieber gewann auch Egil den kräftigen Ingomar.

Einſt hatten ſie auch der reinen Liebe ſelige Stunden in ſtiller Einſamkeit gefeiert und Walhallas Wonnen hienieden ſchon in treuer Gegenliebe gefunden, entdeckt hatte endlich Ingomar der Geliebten, daß er ein Sohn ſey, des Todfeindes ihres Vaters, und beſprochen hatten ſie, alles zu verſuchen, der Väter feindſelige Geſinnung zu mildern, und wenn dies unmöglich wäre, in eine entfernte Gegend zu entfliehen, wo ſie des ungeſtörten Glückes ihrer Liebe ſich furchtlos erfreuen könnten; jetzt brachen ſie auf und Ingomar begleitete ſie bis an den Fuß des Berges. Sie waren herausgetreten aus dem verbergenden Gebüſch, ſie hatten im langen Abſchiedskuß ſich unwandelbare Liebe gelobt, noch zögerte Ingomar in die Büſche zurückzutreten, da sauſte ein ungeheures Felsſtück nieder, und mit zerſchmettertem, blutenden Haupte, ſank der ſchöne, blühende Ingomar lautlos zu der erſtarrenden Egil Füßen hin; zugleich ertönte ihres Vaters fürchterlicher Ruf, der ſich an den Bergen, wie rollender Donner brach. — Geſehen hatte der Wilde vom Gipfel ſeines Berges, wie ein Jüngling ſeine Tochter umfaßte, und kaum erkannte ſein Adlerblick in dieſem den Sohn des feindlichen Nachbars, als er, entrüſtet über den Frevler, von welchen er ſeine Tochter überfallen glaubte, aus kräftiger, ſicherer Fauſt nach des Jünglings Haupte den tödtlichen Stein ſchleuderte. — Er ſtürzte herbey, und riß mit roher Gewalt die zitternde Egil mit ſich fort in ſeine Wohnung.

Unheilbrütend ſaß Frotho, Ingomars Vater, in ſeinen Zauberkammern, die er tief im

Schooße der Erde, unter ſeiner Wohnung ſich gewölbt hatte, glühende Kohlen ſprühten mit hellen Kniſtern um ihn herum, er ſpitzte und ſchärfte ein Werkzeug ſeiner Erfindung, ein metallenes Schwerdt; denn noch kannten die Rieſen nur die mächtige Keule, und den fernhintreffenden Bogen, und die Streitart von Stein. Da drang Atahulfs Zorngebrüll bis in die Tiefe hinab zu ihm, dem des Feindes Stimme wohl bekannt war; er ſtieg empor, und ſchaute von ſeines Hauſes höchſtem Gipfel nach dem Sitz des Feindes hinüber, ſein finſterer Blick ſenkte ſich tiefer, und fiel — auf ſeines einzigen Sohnes blutige Leiche. Furchtbare Wuth folgte dem erſten, ſchrecklichen Augenblick des Entſetzens, er ahnete ſchnell den Thäter, raſte hinab zum Quell, und hin wo der geliebte Todte lag, und trug ihn in ſein Haus, alles, was er vermochte, anwendend, den Erſchlagenen wieder ins blühende Leben zurückzurufen, da aber fruchtlos alles blieb, überließ er ſich ganz dem ungeheuern Schmerz, und ſchwur Rache, glühende Rache dem Todfeind, dem Mörder ſeines Sohnes, bei Hela, der Tochter Loke's, des Argen, die eine Schweſter iſt der Schlange

Jormungandur, welche den ganzen Erdkreis umringelt. In Helas Wohnung, im düſtern Niflheim, wohnt der Schmerz, die Noth, die Reue und alle Plagen des Menſchengeſchlechts, und ſie herrſcht über alle. —

Sorgenlos lag Atahulf in ſeinem Haus von ſchimmernden Kalkſtein, ſein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf Egil, die durch die ſtille Trauer um den Geliebten nur noch ſchöner ihm erſchien; er ließ ſich das Mahl wohlſchmecken, das Tuck, ſein treues Weib ihm bereitet hatte; er fürchtete nicht, daß Frotho ſchnell des Sohnes Tod entdecken, und ihn für den Mörder halten würde; auch wich er nicht dem Gegner an Kraft und Körpergröße, nur des Zauberers übernatürlicher Gewalt mußte er weichen, darum vermied er auch weislich jedes Zuſammentreffen mit demſelben. Jetzt hatte er ſich ruhig an einen koloſſalen Steintrog gelagert, Egil und Tuck neben ihn, und ſich des ſchweren Steingeſchenks der jungfräulichen Trute als heutigen Potagenlöffel bedienend, löffelte er munter den Trog voll Auerochſen-Fleiſchbrühe aus, ſeiner

---

großen Helde
das Herz bra
der Boden un
immer ſtärker
Feinde, die a
mit, und ſiele
Gemach; krach
zuſammen, m
Luft, wie wen
brauſenden Fi
mels Grundfe
hulfs Ohr bra
auf ſprang er
blicke fiel vom
brechend, des
und hin vor A
des Zornes un
ſetzliche Frotho
ſſung; des H
gelten drei in
die ihrer Zur
entgegen ſtreck
ſtand, indeß ſ
hendes Schwer
bruſt ſenkte,

nthat, die ſeiner armen Tochter
d, ſich freuend. — Da zitterte
ter ihren Füßen, und ſtärker und
, und die Schädel erſchlagener
n den Wänden hingen, zitterten
n herab, und rollten umher im
end ſtürzten des Hauſes Thore
ächtige Streiche durchſauſten die
n Niord, der Stürme Gott, auf
ttigen einherzieht, daß des Him-
len erſchüttern — und in Ata-
ng ſeiner Diener Todesgeſchrey;
vom Mahle, in dieſem Augen-
mächtigen Fußtritt in einander
Gemaches Steinthüre zuſammen,
tahulf trat, im funkelnden Auge
d der Rache Wuthblick, der ent-
in ſeiner furchtbaren Zauberrü-
auptes eherne Bedeckung umzin-
einander geſchlungene Schlangen,
gen giftige Pfeile dem Gegner
en, der einen Augenblick lautlos
hon des wüthenden Frotho bli-
bt ſich tief in Tucks Alabaſter-
aß ſie ſtöhnend niederſank; da

hob mit beiden kräftigen Armen Atabulf den gewichtigen Löffel hoch in die Höhe, zum zermalmenden Todesſchlag, aber gräßlich lachend hielt der rächende Zauberer ihm den ungeheuern Schild entgegen, und das bärenhafte Ungethüm aus der Runenhöhle ſchoß aus dem Schilde ſeiner Augen flammende Blitze gegen ihn, und krächzte, wie damals:

Hungliff heißt er: Rieſentod —

aber Atabulf wartete des Spruches Ende nicht ab, der Löffel entſank ſeinen Händen, eilend floh er durch eine Seitenthüre hinaus. Frotho ergriff den entfallenen Hungliff, ließ bei der blutenden Mutter die weinende Egil, welche neben jener auf die Knie geſunken war, und ſtürmte dem Fliehenden nach, der indeß Schild und Keule ergriffen hatte, um den Verfolger im offenen Kampfe zu begegnen. Doch ehe noch der Fliehende ſich wandte, fuhr ihm des Löffels Centnergewicht ins Genick, daß er lautbrüllend niederſtürzte; alle Adler und Geyer, die in den rauhen Felſen horſteten, flogen erſchreckt, mit wildem Geſchrey aus ihren Neſtern, und ſein Fall erſchütterte die Erde meilenweit; ſtrom-

is ergoß ſich das Blut aus dem aufgeſperr-
Rieſenrachen, und färbte die Erde des Ber-
roth, und ſie iſt es noch bis auf den heu-
en Tag.

Der raſende Frotho aber ſtürzte zurück in
Gemordeten Wohnung, wo Tuck in Todes-
fungen lag, daß die Kalkfelſen bebten, gab
mit mächtigen Streichen den Todesſtoß, und
die zagende Egil hinweg vom Leichnam der
tter, zerſtörte dann des Rieſen ganzes Haus,
warf einen Theil des Berges über die
mmer und die Leichen. An der Stelle aber,
ſein Sohn ohnweit der Quelle gefallen war,
er den Löffel tief in die Erde zum ewigen
kmal, ſchleuderte dann, von der Höhe ſeines
ges die unglückliche Rieſentochter weit durch
Lüfte in die Fluthen eines kleinen Sees,
he ſchäumend der Ufer Feſſeln durchbrachen,
weit umher das Gefilde überſchwemmten.
begrub nun, nach geſtilltem Rachedurſt, den
chten Ingomar an der Stelle, wo er gefal-
war, und ſtarb bald darauf vor Gram, und
begrüßte ihn im finſtern Niflheim. —

Die Seelen der beiden Liebenden aber,

führte Freya, der zarten Liebe wunderholde Göttin, in die Gefilde des Lichts, über die ſiebenfarbige Brücke Bifroſt, nach Asgard, wo der ſeligen Götter Wohnung iſt. Schimmernder Lichtſchein und blühender Frühling umgeben die liebliche Göttin; Noſſa und Gerſemi, ihre mit Anmuth und Liebeszauber geſchmückten Töchter, begleiteten ſie; die goldgelockte Fylla, ihre Vertraute, und Hlyn, der Freundſchaft ſanfte Göttin, ihre Dienerin, folgten ihr; vor ihr her aber, auf den goldnen Sonnenſtrahlen ihrer unendlichen Schönheit, Huld und Milde, flog Gna, ihre Botſchafterin, der Göttinnen Ankunft in Asgard zu verkünden. Vorüber an Wallhallas blutigen Kriegermahlen ſchwebten die Himmliſchen in den Pallaſt der Freundſchaft und Liebe; Wingolf, und die wiedervereinten Liebenden waren glücklich im Gladheim Saal, wo die Freude thront, und ruhten oft im Haine Glaſoor unter goldnen Bäumen, auf ſchwellenden Ruhebetten, des ungeſtörten Genuſſes ihrer jetzt unſterblichen Liebe ſich freuend.

Swinda, die Rune in der dunkeln Waldhöhle, war eine Schweſter des Zauberers

tho, geweſen; Zauberin wie er, war ihr
die Gabe, der Zukunft Geheimniſſe in ih-
Zauberkeſſel ſehen zu laſſen, und einverſtan-
mit dem finſtern Bruder, war ſie ihm be-
ſlich zu Atabulfs Untergang, als aber der
ſe gefallen war, und Frotho geſtorben, und
und nach das Geſchlecht der Rieſen unter-
n, da verſenkte ſie den Zauberkeſſel in die
ſe der Quelle, verſchloß ſich in ihre Höhle
ward nicht mehr geſehen. Der Keſſel aber
in ſpätern Zeiten zuweilen auf der Ober-
he des Waſſers, mit glänzendem Metall ge-
t, ſichtbar geworden ſeyn, aber auch ſchnell
der in die Tiefe hinabgeſunken ſeyn, wenn
end Jemand die Hand darnach ausgeſtreckt
le.

Die dunkle Sage iſt längſt verhallt, aber
weit einer geſunden, kühlenden Quelle,
lche der Keſſelbrunnen genannt wird, ſteht
d der hohe Stein, von Alt und Jung im
lke der Rieſenlöffel genannt. Wer durch
ſchöne Thüringen eine Reiſe macht und ihn
auen will, gehe über Arnſtadt, nordweſtlich
den Weg, welcher nach Gotha führt, da

ſieht er auf einer hügelartigen Erhöhung den Stein, links nach Weſten ſieht der Beſchäuer den Kalgberg, wo Atahulf unter den Steinmaſſen begraben liegt; rechts liegt der Arnsberg, ſonſt Arenberg, als noch in Deutſchlands dichten Waldungen und unerſteiglichen Felſenklippen die Adler heimiſch waren; keine Spur ehemaligen Bewohntſeyns iſt auf dieſen Bergen zu finden, doch liegt noch hinter dem Arnsberg ein kleiner Weiher, und eine Wieſe, und die, rings ſie umgebenden alten Weiden bezeugen, daß hier einſt Waſſer rauſchte, wo jetzt nur leiſe ſäuſelndes Schilfrohr im Weſtwind fliſtert; dieß war der kleine See, in welchen Frotho die unglückliche Egil ſchleuderte und noch jetzt heißt der Ort der Egil- oder Egel-See.

Sollte nicht auch die, über dem ſteinernen Bogen, im Innern des Haupteinganges der Lieben Frauen-Kirche in Arnſtadt, angebrachte, mächtig große Ribbe, die der Volksglaube für die Ribbe eines Rieſens hält,*) das Daſeyn

---

*) Siehe des Herrn Hofrath von Hellbach gelehrtes und gründliches Werk: Nachricht von der ſehr alten Lieben Frauen-Kirche ꝛc. ꝛc.: zu Arnſtadt. Seite 20.

ärkern Geſchlechts, einer in Dunkelheit
en Vorwelt bezeugen? — Wenn dieß
icht der Fall iſt, ſo giebt ſich doch gerne
öpferiſche Phantaſie ſolchen kindlichen
en hin, und ergötzt ſich an den bunten
gemälden einer lieblichen Mährchen- und
elt, die bald ſchauererregend, finſter und
, bald hell und anmuthig, freundlich und
d, den Bildern einer magiſchen La-
gleich, im ergötzlichen Wechſel vorüber-

* * *

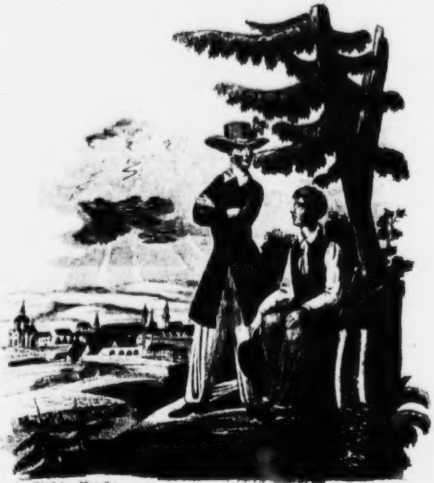
Anmerkung:

Wegen der Entfernung des Druckorts von dem Verfaſſer haben ſich verſchiedene Druckfehler eingeſchlichen; der geneigte Leſer wird gebeten, die hier nicht bemerkten, als Verwechſelung des Dativs und Accuſativs, ſo wie Verſetzung einzelner Buchſtaben und Zeichen, gütigſt ſelbſt zu verbeſſern.

Verzeichniß

der vorzüglichſten Druckfehler.

S.	Z.	
2	1	v. u. leſe man Sceleratus ſtatt Rosalicatus.
2	2	v. u. leſe man Nymphaea ſt. Nymphea.
3	5	ſchalte man hinter goldne „und ſilberne“ ein.
4	3	v. o. leſe man den mir ſt. der mir
4	6	= = = = = Saracenin ſt. Saracenia.
4	7	= = = = = angelegt ſt. engelegt.
5	6	= = = = = mannlichen ſt. männlichen.
16	8	= = = = = Nachſinnen ſt. Nachtinnen.
16	12	= = = = = labte ſt. lebte.
16	13	= = = = = abgematteten ſt abgemattete.
16	14	= = = = = Krügelchen ſt. Hügelten.
17	9	v. u. leſe man höchlich ſt. weithöchlich.
22	4	v. u. leſe man wilde ſt. milde.
26	9	= = = = = glauben Eurem ſt. Glauben Euren.
39	1	= = = = = hellen ſt. halben.
50	3	= = = = = die ſt. der.
54	9	v. u. leſe man mildlächelnde ſtatt wildlächelnde.
54	4	= = = = = wilde ſt. milde.
61	11	= = = = = Feſtreigen ſt. Feſtreichen.
62	7	v. o. leſe man weibiſchen ſt weiblichen.
93	7	v. o. leſe man der ſt die
93	9	v. u. leſe man treulich ſt. traulich.
97	11	= = = = = ſtand er vor mir ſt. ſtand vor mir
105	6	v. o. leſe man Flammberg ſt. Flemmberg.
109	6	= = = = wildfremde ſt mildfremde.
120	3	v. u. leſe man raſte ſt raſte.
136	3	v. o. leſe man ſtrahlte ſt. ſtrahlten.



Titel = Kupfer Pag. 134

Der Jahrmarkt in Hirschberg.

Mährchenbilder

und

Erzählungen,

der

reiferen Jugend geweiht

von

LUDWIG BECHSTEIN.

Georg von [redacted]

Mit 6 Kupfern.

113·422

Leipzig,

Magazin für Induſtrie und Literatur.

Kgl. [illegible]
Berlin

Inhalt.

Seite

I. Zamor, der Negerknabe. Erzählung. . . . . 1.

II. Wohlthun trägt Zinſen. Ein Mährchen von der Fee Roxana 36.

III. Geſpenſterglaube. Erzählung. . . . . 50.

IV. Die Kinder von Erfurt. Sage der Vorzeit. . . . . . . 76.

V. Die geraubte Ziege. Erzählung. 111

VI. Der Jahrmarkt in Hirſchberg. Ein Mährchen. . . . . 132.

VII. Das unverhoffte Wiederſehen. Eine Erzählung. . . . 164.

I.

Zamor,

der Negerknabe.

Fern in Afrika, wo das äthiopiſche Meer Nieder-Guineas Küſten beſpühlt, nur eine halbe Stunde vom Strande, lagen die runden Hütten eines Negerdorfes, mitten in einem Kranze grüner Hügel, auf deren Gipfeln hoch und ſtolz die Kronen majeſtätiſcher Palmen rauſchten; dort lebte, in einer dieſer Hütten, ein Ehepaar, Huran und Lisba, mit ihrem zwölfjährigen Sohne Zamor, im patriarchaliſchen Frieden. Der kleine Landſtrich war eine freundliche Oaſis, meilenweit in die Runde eingeſchloſſen von öden Sandſteppen, nur ein ſtundenbreiter Streifen zog ſich, wie eine Landzunge in dem Sandmeere, bis zum Geſtade des Ozeans, ein kaum betretener Pfad ſchlängelte ſich durch Brodbäume, baumhohe Ricinusſtauden, Aloeen und wirr in einander verwachſene, prächtigblühende Fackeldiſteln hin, auf welchem man bisweilen einen alten Neger mit Pfeil und Bogen bewaffnet, eine flüchtige Gazelle verfolgen ſah, der nahe am Ufer eine einſame Hütte bewohnte. In das Dorf ſelbſt war die Furie des Krieges noch nicht gedrungen, die mit verderblicher Fackel rings umher unter den wilden Stämmen wüthete, und die freien Kinder der Wüſte in ſchmähliche Sklavenfeſſeln ſchlug. Noch hatte keines Europäers Fuß jene blühenden Gründe betreten, die von Kriſtallquellen bewäſſert, in paradieſiſcher Fülle mit wunderprächtigen Blumen prangten, keines Weißen Auge jene Wälder geſchaut, wo um weit wurzelnde Manglebäume ſich die ungeheuern Leiber der königlichen Rieſenſchlangen ringelten, wo Affen aller Art mit lautem Gekreiſch ſich von Aſt zu Aſt jagten, und in des Kongoſtromes Uferſchilf das gefräßige Krokodil auf ſeine Beute lauerte.

Zufrieden mit dem, was zur Nahrung die gütige Natur in Fülle ihnen darbot, lebten die Bewohner des Dorfes, deren Älteſter Huran war, und deßhalb ein nicht geringes Anſehn beſaß. Ergiebige Reisfelder zogen ſich um die Hütten, und zahlloſes Wild aller Art wimmelte in den Wäldern. Einfach, wie das ganze Leben der harmloſen Wilden, war auch ihre Gottesverehrung. Unter dem Bilde einer großen Schlange beteten ſie das höchſte Weſen an, das ihnen allgütig ein Paradieß zum Wohnplatz angewieſen, und in deſſen Weisheit es lag, die Nacht ihres Irrglaubens noch nicht zu lichten. Und woraus ließe ſich die Güte und Barmherzigkeit Gottes mehr erkennen, als daraus, daß er alle ſeine Erſchaffenen mit gleicher Liebe umfaßt, daß ihm der Neger, der vor ſeinem Fetiſch kniet, der Parſe, der der aufgehenden Sonne ſeine Verehrung bezeigt, der Mohamedaner, der Jude, der Chriſt, alle gleich lieb ſind, wenn ſie nur treulich ihre Pflichten erfüllen und menſchlichen und göttlichen Geſetzen nicht entgegen handeln? Aber freuen ſollen wir uns des ſeligen Vorzuges, daß unſre Religion ihn uns ſo erkennen lehrt, daß wir ihn anbeten können im Geiſt und in der Wahrheit, daß wir nicht vor Bildern knieen, wie jene Heiden, und daß wir ſchon in früher Kindheit zur Erkenntniß ſeines Willens geleitet werden. —

Dem harmloſen Genuß der Naturgaben, dem ſtillen Frieden in jenem Negerdorfe drohte eine grauſame Unterbrechung. Es war in jener Zeit, wo der empörende Sklavenhandel ſeine höchſte Höhe erreicht hatte, wo Europäer, Chriſten, zu Menſchenräubern wurden, und die unglücklichen Bewohner der afrikaniſchen Küſtenländer durch Liſt oder Gewalt zu Tauſenden auf die Schiffe ſchleppten, die zu dieſem Entzweck ausgerüſtet, die Meere durchkreuzten, und ſie weit fort aus der ſchönen geliebten Heimath nach Amerika führten. Durch glänzenden Tand, durch Waffen und nützliche Werkzeuge, und durch berauſchende Getränke verlockten die Europäer jene rohen Naturkinder, und die verderbliche Habſucht ließ dieſelben Menſchlichkeit und Zartgefühl verläugnen. Da bekriegten ſich ganze Völkerſchaften, um nur Gefangene zu machen, die dann eilend gegen Waaren umgetauſcht wurden von den liſtigen Sklavenhändlern, da ſchonte oft nicht der Vater den Sohn, der Bruder die Schweſter, der Stärkere überfiel den Schwächeren, und überlieferte ihn gefeſſelt dem Schiffsherrn um einen geringen Preis; kein Band des Blutes und der Freundſchaft blieb mehr heilig, von der thieriſchen Begier nach Gewinn wurde es freventlich zerriſſen. —

Friedlich ſchliefen die Neger auf ihren Binſenmatten, nur des Stromes Brauſen, der eine Stunde weit vom Dorfe ſeine dunkeln

Wogen in das äthiopiſche Meer ergoß, und fernes Wellentoſen am Klippengeſtade hallte einförmig durch die Stille der Nacht. Von Zeit zu Zeit tönte auch wohl das Gebrüll eines Löwen durch die Dunkelheit, wie das Grollen eines fernen Gewitters, ſonſt aber war alles ruhig. Die Vögel ſchlummerten unter dem ſchirmenden Laubdach der verſchlungenen Zweige, die Rieſenblumen hatten ihre Farbenkronen auch geſchloſſen, nur große Nachtſchmetterlinge flogen ſurrend über die Wieſenflächen, und ſuchten Nektar in den Kelchen vielblumiger Tulpenblüthen und der guineiſchen Hyacinth-Aloe.

Da nahte ſich, ſchwarz wie die Nacht, die über den Hütten ſchattete, ein wilder Negerhaufe durch die Sandſtrecke dem Dorfe, bewaffnet mit Keulen und Spießen, mit Bogen und Pfeilen. Hell leuchtete die Fackel eines Verräthers, der ohnlängſt auf der Jagd ſich verirrt, das Dorf, und dort eine gaſtliche Aufnahme gefunden hatte, dem beuteluſtigen Haufen voran. Kein Wächter war aufgeſtellt, der ihre Ankunft hätte kund machen können, keinen Ueberfall fürchtend, keines Feindes ſich bewußt, hatten die Bewohner ſich ſorglos in die friedlichen Arme des Schlummers gelegt.

Da weckt ſie wilder Schlachtruf und das Jammergeſchrei derer, die wehrlos überfallen, von tückiſchen Feinden gefeſſelt werden. Nun ſchallen laut und grauſig der gewundenen Meermuſchelhörner Schreckenstöne durch die Nacht, nun ruft die Verzweiflung zur Nothwehr, nun ergreift alles die Waffen, Männer und Greiſe, Frauen, Jungfrauen und Jünglinge, aber allzugroß iſt die Beſtürzung, allzuüberlegen des Feindes Anzahl, als daß Gewalt mit Gewalt zu vertreiben geweſen wäre. Auch Huran und Lisba, deren Hütte etwas abgeſondert lag von den übrigen, ſind erwacht von dem Lärmruf und dem Geſchrei, und eilend greift Huran nach den Waffen. Die Nacht wird jetzt zum Tage, erhellt durch die Flammen auflodernder Hütten, und man ſieht bei dem fürchterlichen Schein derſelben das wilde Getümmel der Kämpfenden, man ſieht die Ueberzahl der Feinde.

Fliehe Zamer! fliehe in den Wald, der ſich nach der Küſte zieht, und erwarte mich dort, ruft Huran ſeinem erſchrockenen Sohne zu, und eilt aus der Hütte, um durch ſeine Gegenwart und durch ſein Beiſpiel ſeine Freunde und Brüder zur kühnſten und tapferſten Gegenwehr zu entflammen. Näher tobt ſchon die Wuth der Feinde, mit einer fürchterlichen Schnelligkeit fliegen die Flammen, gleich feurigen Schlangen, von Dach zu Dach, und das dürre Rohr, die trocknen Blätter der Fächerpalmen, womit die Hütten gedeckt ſind, lodern ſchnell auf im immer weiter um ſich greifenden Brande.

Fliehe Zamer, gehorche Deiner Mutter! ruft jetzt Lisba dem Knaben zu, der noch nicht von der Stelle gewichen iſt, und ſie eilt mit ihm aus der Hütte, zeigt ihm die Richtung, und ſtürzt ſich in das Gewühl der Kämpfenden, bewaffnet mit einer Keule vom Holze des Eiſenbaumes, die faſt zu ſchwer war für ihre nicht mehr jugendlichen Kräfte, um den geliebten Gatten beizuſtehen.

Der Knabe entfloh in zitternder Haſt, die Flammen machten den Weg hell, den er einſchlug, und der Lärm des Kampfes tobte hinter ihm. Nachdem er faſt athemlos ſtill ſtand, und von einem

Hügel herab das Thal überſah, in welchem er ſein Daſeyn erhalten, das Thal, welches ſonſt ſo friedlich ſich von dieſem Standpunkt aus vor ſeinen Blicken ausgebreitet hatte, und jetzt ein Schauplatz des Mordes und der Verwüſtung war, ſah er deutlich, wie auch ſeine väterliche Wohnung ein Raub der Flammen wurde, die hochaufwirbelten zum dunkeln Nachthimmel, während andre Hütten ſchon niedergebrannt, als glühende Aſchenhaufen erſchienen, und aus noch andern von Zeit zu Zeit wieder hell das gefräßige Feuer hervorbrach; er hörte nur in weiter Entfernung wehklagende Töne, die aber unter dem Lärm lautſchallender Siegeslieder verſtummten.

Lange harrte er ſtill des Vaters und der lieben Mutter, in doppelter Angſt vor den Feinden und wilden Thieren. Denn manche der Letzteren waren aufgeſchreckt worden durch das nächtliche Getöſe. Mit ſcheuem Flügelſchlag kreiſchten Vögel auf den Bäumen, in den Büſchen regte ſichs, als ſchöſſen ziſchende Schlangen mit großer Behendigkeit durch das raſchelnde Laub, und dem Knaben ward bange. Sie kamen nicht, die er ſo ſehnſuchtvoll erwartete, auch ſeine Thränen riefen ſie nicht herbei. Stiller und immer ſtiller wurde es wieder, die Feuer erloſchen, das Geſchrei verhallte, aber es war die Stille des Todes, die ſich niederſenkte auf Zamers einſt ſo glückliche Heimath.

Und wie der Morgen kam, den Zamer unter Angſt und Thränen herangewacht, wie es nun tagte über den Palmenhainen, wie nun die Sonne hinter unfruchtbaren Sandbergen heraufſtieg, ach da grüßten ihre Strahlen ein Leichenfeld und die dampfenden Trümmer von den Wohnungen des Friedens und der Unſchuld.

Der arme Zamor ſtieg herab von dem Hügel, durchwandelte die Wieſen und Reißfelder, und ſah nicht die Farbengluth der bunten Ferrarien, der Lilien und Glockenblumen, die aus dem hohen Graſe emporwuchſen; die Thränen des Schmerzes umflorten ſeine Augen. Da fand er, wie er näher kam, viele von ſeinen Freunden und Bekannten erſchlagen, fand die Büffelheerden und die Schaafe und Ziegen hinweggetrieben, fand alle Hütten zuſammengebrannt, und die kleinen Schätze ihrer Bewohner, die in Feder- und Perlenſchmuck, in Goldblechen, in Thierhäuten, in künſtlichen Geflechten, in ſchön ausgezierten Waffen und Elephantenzähnen beſtanden hatten, alle, alle geraubt.

Einſam und verlaſſen ſtand der Knabe, der einzige Lebende unter den Todten, und ſah ſtarken Blickes auf die traurigen Gegenſtände, die ſeinen Augen ſich darboten. Seine Aeltern fand er nicht unter den Leichnamen, aber die Anzahl der Feinde, die unter ihnen lag, bewieß, wie tapfer die Gegenwehr von Seiten ſeiner Brüder geweſen war. Unter zerbrochenen Waffen, die noch umher zerſtreut lagen, fand er einen Bogen, und erkannte, daß es der ſeines Vaters war, bald war auch ein Köcher aufgefunden, Pfeile fanden ſich in Menge, auch konnte er dieſe ſich ſelbſt verfertigen, und ſo war er doch im Stande, die Angriffe bösartiger Affen von ſich abzuhalten, und auch Vögel zur Nahrung ſich zu ſchießen.

Wie er nun ſo traurig und hülflos ſtand, und nicht wußte, was er beginnen ſollte, fiel ihm Nanſe, ſein Oheim, ein, eben jener alte Neger, deſſen wir im Eingang unſrer Erzählung erwähnten, der am Meeresſtrande ein einſiedleriſches Leben führte, und theils von der Jagd, theils vom Fiſchfang ſich nährte. Drei Söhne und ein geliebtes Weib hatte Nanſo beſeſſen, aber alle drei waren ſie in die Hände der Feinde gefallen, und ſein Weib aus Gram geſtorben, da hatte er ſich aufgemacht zum Dorfe ſeines Bruders Huran, und in deſſen Nähe ſich einen einſamen Aufenthalt geſucht, wo er ungeſtört an die verlorenen Gegenſtände ſeiner Liebe denken konnte. Zu dieſem Alten, der ihm immer viel Wohlwollen bezeugt, beſchloß Zamor nun zu gehen. Er war noch nicht bei ihm geweſen, aber er hoffte den Weg zu finden, da er oft gehört hatte, daß nur ein ſchmaler Pfad durch die Waldung nach dem Seeſtrande führe, und ſo ſchied er mit naſſen Augen von der ihm ſo liebgewordenen Heimathsflur, und fühlte jetzt erſt, wie theuer ſie ſeinem Herzen war. Ach es liegt in der Heimath ein ſo ſüßer Zauber! In die fernſte Ferne begleitet uns, wenn wir von ihr ſcheiden, ihr freundliches, geliebtes Bild; über Meere folgt es uns nach, es wird zum Ziel unſrer Sehnſucht, lächelt uns ſchöner an in der Erinnerung, und wir wünſchen nirgend lieber, als in ihr, den Abend unſers Lebens zu beſchließen, und einſt in ihrer, für uns ſo heiligen Erde zu ruhen. Darum iſt es doppelt ſchmerzlich, ſcheiden zu müſſen mit dem Gedanken, vielleicht nie wieder dieſe liebgewordenen Fluren zu betreten, wo jeder Baum, jeder Roſenſtrauch, jede Laube, jeder Felſen als ein Zeuge der ſchuldloſen Freuden unſrer Jugend erſcheint, und die Wonnetage jener harmloſen, durch nichts getrübten Glückſeligkeit in unſre Erinnerung ruft.

Wer aber nun vollends ſcheiden muß von einem zerſtörten Eden, und ſich zugleich geriſſen ſieht aus den Armen der Aeltern, wer im

Glück entſchlummert, und vom Unglück rauh und grauſam erweckt wird, um alles, was ihm lieb und theuer war, zu verlieren, wie hier der verwaiſte Zamor, der hat ein Recht zu klagen, und iſt gewiß der Theilnahme und des innigſten Mitleids nicht unwerth.

Traurig wandelte der arme Knabe den Hügel hinauf und dem Walde zu, der ihn in ſeine dunkeln kühlenden Schatten aufnahm. Die neuen Gegenſtände, die ſich ihm zeigten, reizten die Aufmerkſamkeit des ſo tief Bekümmerten nicht, nicht die Vögel, die mit buntfarbigem Gefieder und lieblichem Geſang ihn umflatterten, die Schmetterlinge nicht, die auf prächtigen Flügeln um die tauſend und aber tauſend Blumen flogen, die den Wald mit Wohlgerüchen erfüllten.

Die wunderbaren Laubgeſtaltungen der verſchiedenen Farrnkräuter, die abentheuerlich und ſeltſam geſtalteten Formen der Kaktusarten und der Meſembrianthemen bemerkte er kaum, doch koſtete es auch wirklich einige Mühe, und erforderte angeſtrengte Aufmerkſamkeit, um den Pfad richtig zu verfolgen, der ſich bald in die Wurzelſtämme der blattreichen Manglebäume, wie in einem Labyrinthe verlief, bald mit Schlingpflanzen, Wunderbäumen und ſtachlichen Aloeen überwachſen war. Dazu mußte er auf ſeiner Hut ſeyn, denn bald hörte er tiefer im Walde das Brummen eines wilden Büffels, bald ſah er plötzlich die glänzenden Ringel einer großen Schlange, die dann mit dem Vorderleibe kerzengerade in die Höhe ſtieg und züngelnd lauerte, oder mit Blitzesſchnelle auf einen armen ängſtlich flatternden Vogel ſchoß, den ihr fürchterlicher Blick bezaubert. Glänzende Eidechſen liefen auf und ab an den Bäumen, und träg und ſchläfrig ſaß das graugrüne Chamäleon, und blähte ſich auf, und ſchnappte nach ſummenden Schnaken, die den Wald erfüllten, und dem kleinen Wanderer beſchwerlich genug waren.

Er glaubte faſt am Ziele ſeiner Wanderung zu ſeyn, der Wald lichtete ſich, kühlere Lüfte verkündeten die Nähe des Meeres, als ſich ihm ein eben ſo überraſchendes als furchtbares Schauſpiel darbot. Er hörte ein ſehr ſtarkes Geräuſch, als wenn mehrere junge Baumſtämme zerbrochen würden, und einen dumpfen Ton, den er ſich nicht erinnerte, je vernommen zu haben. Gleich darauf war es wieder ſtill; Zamor ſtand und horchte, jetzt wiederholte ſich das Geräuſch, und er erblickte durch das dichtverſchlungene Laub einen großen unförmlichen Klumpen, der unbeweglich ſtand. Der Knabe bog die Zweige auseinander und ſah hindurch, und erbebte. Einer der größten afrikaniſchen Elephanten war im Kampfe mit zwei Abgottsſchlangen begriffen. Sie hatten ſeine Füße, ſeine Eckzähne und die Eine auch ſeinen koloſſalen Leib umſchlungen, er aber ſtand noch, und hob nur von Zeit zu Zeit einen oder den andern ſeiner Füße auf, ſchüttelte den Kopf, und ſchlug mit dem Schwanzwedel um ſich, ohne daß dieſe Bemühungen einen Erfolg gehabt hätten. Ruhig hingen die Schlangen, eine hatte in eins der ungeheuern Ohren den Kopf gewühlt, die andere ſuchte noch einen ſichern Ort, den Elephanten tödtlich zu faſſen.

Als das rieſige Thier ſich länger, als ihm lieb zu ſeyn ſchien, am Fortſchreiten gehindert ſah, wurde es ungeduldig, ſeine Bewegungen wurden wilder, und die Schlangen brauchten ihre ganze Stärke, es feſtzuhalten. Zamor betrachtete mit Staunen die glänzende, grün und gelbliche, braungefleckte Haut der ungeheuern Schlangen, die ihre Beute nicht aufgeben zu wollen ſchienen, und wirklich vermochte der plumpe Elephant nicht, ſich auch nur einen Schritt weiter zu bewegen, ſo wenig wie die Schlangen vermochten, eines ſeiner Beine zu zerbrechen, obgleich ſie ſich heftig anſtrengten, es zu thun. Aber jetzt fuhr die Eine nach ſeinem Rüſſel, doch ein Schlag deſſelben auf ihren Kopf betäubte ſie, da riß ſich die Zweite los, und hatte, ehe der Elephant es hindern konnte, den Rüſſel gepackt, um den ſie ſich in zwei Windungen ſchlang, daß das gequälte Thier bald im ängſtlichen Stöhnen den Mangel der Luft zu erkennen gab. Und feſter zogen die Schlangen ihrer Leiber fürchterliche Ringe, enger die Todesknoten um den Hals des Elephanten, deſſen kleine Augen nun hervorquellen aus ihren Höhlen, der zum letztenmal ſich aus der lebenberaubenden Umſtrickung zu befreien ſuchte, und dann zuſammenſtürzte, daß von ſeinem Donnerfall die Erde ſchütterte, und die eine Schlange auf der Stelle von der Rieſenlaſt ſeines Körpers erdrückt wurde, während die andre eine Anſtrengung aller ihrer Kräfte bedurfte, unter dem Leichnam ſich vollends hervorzuarbeiten. Zamer war nicht wenig erſchrocken über dieſes Schauſpiel, das die majeſtätiſchen Thiere ihm gezeigt, aber wie fuhr er zuſammen, als jetzt plötzlich die Schlange ſich baumhoch in die Höhe ſchnellte, einige Sekundenlang ſich aufrecht hielt, dann niederſtürzte, dann noch einmal aufſchnellte, einige heftige Windungen machte, dann zuckend zuſammenſank und — tod war. Ehe noch Zamer ſich dieſe auffallende Erſcheinung erklären konnte, ſah er einen Neger aus dem Gebüſch auf die Schlange zuſpringen, einen Pfeil aus ihrem Auge ziehen, und erkannte in ihm ſeinen Oheim Nanſe, den er auch, alſobald aus ſeinem Verſteck hervorkommend, begrüßte.

Wie Knabe? rief dieſer verwundert: Du wagſt Dich durch die Waldung? Kommſt Du allein?

Zamor bejahte dieſe Frage, und erzählte die traurige Veranlaſſung die ihn dazu vermocht, Nanſe aufzuſuchen, unter Vergießung vieler Thränen.

Voll Erſtaunen und mit lebhaften Zeichen der Theilnahme und des innigſten Mitgefühls hörte Nanſe Zamors Erzählung, dann ergriff er deſſen Hand und ſagte mit Rührung: So biſt Du nun von heute an mein Sohn, Du Einziger, der mir noch übrig bleibt von allen, die meine Seele geliebt hat. Mögen die guten Geiſter Dich ſegnen und ſchützen!

Aber Vater Nanſe, fragte Zamor freimüthig; warum tödteſt Du den großen Fetiſch? Er meinte damit die Rieſenſchlange, deren Geſchlecht man ihm göttlich zu verehren gelehrt hatte.

Ich habe Deinen Fetiſch erſchoſſen, antwortete Nanſe, weil er den meinigen, jenen göttlichen Elephanten umgebracht hat, nun ſind ſie beide tod, wir wollen Deinem die Haut abziehen, und meinem die ſchönen Zähne ausbrechen, und uns dann einen andern Fetiſch wählen.

So war es beſchaffen um die Heiligkeit jener Dinge, welchen dieſe Wilden eine Verehrung widmeten, die man Anbetung nennen konnte, denen ſie Opfer brachten, ſie aber auch oft abdankten und mit ihnen wechſelten, denn in dem unausgebildeten Verſtand dieſer

Naturmenſchen mußte doch von Zeit zu Zeit die ſchlummernde Erkenntniß von der Ohnmacht ihrer ſelbſtgewählten Götzen erwachen. —

Nachdem Nanſo mit Zamors Hülfe ſein ſo eben ausgeſprochenes Vorhaben ausgeführt, ging er mit dieſem nach ſeiner Hütte zu. Da bot ſich, wie ſie aus dem Walde traten, ein neues überraſchendes Schauſpiel Zamors Blicken dar. Das Meer, das unermeßliche Meer breitete ſich aus, eine ſtille lichtgrüne Ebene, gegen welche die dunkelgrauen Klippen des Felſenufers wunderbar abſtachen, denn ſie erhoben ſich, wie gewaltige Baſteien, die zackige Thürme in die blaue Luft zu ſtrecken ſchienen. Und in einer Grotte dieſer Felſen hatte Nanſo ſich eine geräumige und bequeme Wohnung eingerichtet, von der man nichts als den Eingang entdecken konnte, und auch den nicht eher, als bis man in eine natürliche Höhlung hinabgeſtiegen war.

Nanſo öffnete die Thüre und trat mit ſeinem jungen Freunde in ein Felſengemach, durch welches von oben genugſames Licht fiel. Da hingen allerlei ſchöne Waffen, Taſchen und künſtliche Binſengeflechte, dann zeigte er ihm noch einige geräumige Kammern, in denen Vorräthe von Lebensmitteln aller Art, theils Land- theils Seeprodukte aufgehäuft waren, nebſt mehreren Elephantenzähnen, Muſcheln, Tigerfellen und dergleichen Dingen, die Zamors Bewunderung auf ſich zogen, weil er ſie vorher nie geſehen hatte. Nanſo ließ den Knaben niederſitzen, und labte ihn mit Speiſe und Trank, doch nur wenig konnte Zamor genießen, da der Schmerz und die Trauer um die geliebten Aeltern wieder aufs neue in ihrer ganzen Stärke erwachten. Nanſo ſuchte ihn zu tröſten ſo gut er konnte, nahm ihn wieder mit aus der Wohnung, und führte ihn einen ſchmalen Pfad zwiſchen Klippen tief hinab, bis er mit ihm ganz nahe am Ufer des Meeres ſtand. Dort war ein kleiner Nachen befeſtigt, und vielerlei Werkzeuge, die zur Fiſcherei gehörten, lagen darin, Nanſo ſtieg mit Zamor in den Kahn und ruderte eine Strecke in die See hinaus, worüber Zamor ein großes Vergnügen empfand. Vielleicht eine halbe Stunde vom Geſtade entfernt lagen mehrere Klippeneilande, die nur kärglich mit Moos und Gras bewachſen waren, und von ſehr geringem Umfang, ſo daß manche nur bei der Ebbe ſichtbar wurden, und in der Fluth wieder verſchwanden. Nur eines derſelben, das aus ungeheuern hochgethürmten Felsklumpen beſtand, trug Strauchwerk und wenige Palmen- und Manglebäume. Dorthin richtete Nanſo ſeine Fahrt, denn dort war immer der Fiſchfang am ergiebigſten, dort fand Zamor die ſchönſten Muſcheln von allen Farben und Gattungen, die das Meer ausgeworfen, und trug eine ganze Menge derſelben in den Nachen zuſammen, und bald kehrte der Oheim mit ihm an das Ufer zurück.

Beide lebten nun ein harmloſes und zufriedenes Leben. Bald gingen ſie mit einander auf die Jagd, Nanſo lehrte ſeinem Pflegeſohne alle die Handgriffe und Kunſtfertigkeiten, in denen die Neger ſo große Meiſter ſind, und unterrichtete ihn in allem, was er ſelbſt wußte, er erzählte ihm auch von den Weißen, ihrer Habſucht nach Gold, und daß ſie die armen Neger ſo gern zu Sklaven machten und ſie oft in der Gefangenſchaft auf das Grauſamſte mishandelten. Auch machte er ihm begreiflich, daß es ſehr warſcheinlich ſey, daß

Zamors Aeltern noch lebten, aber ebenfalls an Weiße verkauft worden ſeyen, und der gute Knabe beweinte ihr trauriges Schickſal mit heißen Thränen.

Kein feindſeliges Ereigniß ſtörte die Ruhe der beiden Einſiedler. Zamor beſorgte den kleinen Haushalt, ſchoß Vögel, fiſchte, erlegte auch wohl bisweilen kleinere Schlangen, während Nanſo mit ſeinem Nachen oft allein in das Meer hinaus fuhr. Die einſame Gegend betrat keines andern Menſchen Fuß, ſie war faſt unzugänglich und Nanſo, der nun keinen Anlaß mehr hatte, von Zeit zu Zeit jenes Thal zu beſuchen, wo Huran und Lisba gelebt hatten, wie er ſonſt gethan, ſorgte dafür, den Pfad, der ſich durch den Wald zog, allen Blicken zu verbergen und auch von dieſer Seite ſeine Wohnung unzugänglich zu machen. Beide hatten ja, was ſie bedurften, im Ueberfluß, und friſche Quellen verſorgten ſie reichlich mit trinkbarem Waſſer.

Der Menſch vermag ſo leicht, ruhig und glücklich zu leben, wenn er, zufrieden mit dem, was die gütige Natur ihm darbietet, die Bedürfniſſe, die Luxus und Mode erfanden und erheiſchen, nicht kennt und nicht begehrt. So lebten die erſten Menſchen; ihre einfachen Nahrungsmittel, ihre unverdorbenen Sitten, ihre frühe Gewöhnung an die Einflüſſe der Witterung und die Ertragung derſelben gaben ihrem Körper eine Ausdauer, und Feſtigkeit, die ſie ein hohes Alter erreichen ließ, in welchem ſie, gepflegt und geehrt von Kindern und Kindeskindern, ruhig und vorwurfsfrei den Tod erwarten konnten. —

Eines Morgens ſtand Zamor auf einer Felsklippe, welche zu erklettern ihm immer großes Vergnügen machte, denn ſeine Kräfte wuchſen täglich durch Bewegung und anſtrengende Beſchäftigungen, zu denen Nanſo ihn anhielt — und blickte über das Meer. Da zeigten ſich fern am Saum des Horizontes zwei weiße Punkte, und er rief voller Freude zu Nanſo hinunter: Vater, ich ſehe auf dem Meere zwei große weiße Vögel!

Nanſo ſtieg hinauf, und ſah gleich, daß Zamor ſich getäuſcht hatte, indem er die weißen Punkte, welche immer näher kamen, für Vögel gehalten. Das ſind Schiffe, ſagte er: die vielleicht wieder kommen, um unſre Brüder in die Sklaverei zu ſchleppen. Zamor erſchrack. Kommen ſie denn auch zu uns? fragte er ängſtlich. Nein, antwortete Nanſo; dieſe Küſte iſt voller Sandbänke und Korallenfelſen, hier können ſie nicht landen, und wenn ſie es könnten und es thäten, ſo würden wir es ſehen, und uns verbergen. Aber ſie fahren vielleicht auf dem großen Strom Zaire, oder Kongo, hinauf, und tauſchen Sklaven ein.

Beide beobachteten lange Zeit die Schiffe, aber dieſe näherten ſich der Küſte nicht weiter, ſondern ſetzten ihre Fahrt von Norden nach Süden fort, und entſchwanden nach einiger Zeit den Augen der Nachſchauenden.

An dieſem Tage fuhr Nanſo wieder nach der kleinen Felſeninſel, um dort zu fiſchen, und Zamor blieb zu Hauſe, damit beſchäftigt, eine junge Antilope, die ſie in einer Schlinge gefangen hatte, da eine Heerde dieſer ſchönen und flüchtigen Thiere durch die Gegend ſtreifte, zu zähmen. Das ſchlanke Thier, welches die Größe eines Rehes hatte, machte ihm durch ſeine unaufhörlichen

Bemühungen, ſich wieder in Freiheit zu ſetzen, viele Mühe, es ſtieß mit den weniggebogenen, ſchwarzen Hörnern, und ſchlug, wie ein Füllen, hinten und vorn mit den Beinen aus, aber Zamor war zu behend, als daß es ihn hätte verletzen können, und wurde zuletzt ſeiner ſo Meiſter, daß es ihn mit den großen ſanften Augen bittend anſah, und aus ſeiner Hand vorgehaltene Gräſer fraß.

Nanſo blieb heute länger als gewöhnlich aus, die Sonne ging unter, und er war noch nicht da. Zamor band die Antilope feſt, und ſtieg hinab an den Strand, hinüberblickend nach dem Riff, wo der Oheim gern fiſchte, aber nichts konnte er von ihm entdecken. Ruhig war die See, der blaue Himmel ſchien in ihren kriſtallenen Schoos hinabgeſunken, die kleinen Wellen, die ſich von Zeit zu Zeit an den Felſen brachen, verurſachten ein ſanftes Geräuſch, große Waſſervögel ſchwebten ſchwerfälligen Fluges über der ruhigen Fläche des Ozeans, zuweilen raſch eintauchend in die Fluth, nach der ſtill dahingleitenden Beute glänzender Fiſche.

Zamor wurde ängſtlich, das Außenbleiben des Oheims, den er kindlich liebte, beunruhigte ihn ſehr, es wurde dunkel und immer dunkler, und Nanſo kam nicht; ſchon hüllten Nebelwolken, die dem Meer entſtiegen, die Felſeninſel in ihre Schleier, finſtres Gewölk ſtieg im Weſten auf, und unruhig ging die See. Zamor kehrte bekümmert zur Wohnung zurück; lange blieb er noch wach, immer hoffend, daß Nanſo heimkehre, oft glaubte er ſeine Tritte zu hören, er kam nicht. Spät, ermüdet, von Kummer und Sorgen gequält, ſchlief der verlaßne Knabe ein, mit des Morgens erſten Strahlen war er wieder wach, und eilte hinab zum Geſtade, da ſchaukelte auf den Wellen nahe am Ufer — Nanſos Nachen, er ſelbſt war nirgend zu ſehen. Zamer ſprang in die Wellen, und ſchwang ſich in den Kahn, mit welchem er wieder nach dem Ufer fuhr. Lange ſaß er in tiefe Kümmerniß verſenkt, auf einem Felsblock, hinüberſchauend nach den dunkeln Klippen und ein ſchreckliches Gefühl des Alleinſeyns kam über ihn. Was ſollte er nun beginnen? Bald faßte er den Entſchluß, ſelbſt hinüber zu ſchiffen nach der Felſeninſel, dort Nanſo zu ſuchen, denn vielleicht weilte dieſer noch drüben, und ein Zufall hatte den leichten Kahn ihm entführt. Raſch ſtieg er noch einmal hinauf zur Hütte, trug einige Lebensmittel und ſein Pfeilgeſchoß in den Nachen, und ſtand dann unſchlüſſig, was er mit der gefangenen Antilope beginnen ſollte. Wehmüthig ſchlang er ſeinen Arm um den weichen glatten Hals des Thieres, das ſchon gar nicht mehr ſcheu war, und ſagte: Du ſollſt frei ſeyn, mein Thierchen, denn wer weiß, ob der arme Zamer dieſe Küſte wieder erreicht, und dann müßteſt Du verhungern. Lebe wohl mein Gazellchen, ſuche Dein Mütterlein wieder auf und die Heerde Deiner Brüder und Schweſtern, und möge nie die Schlinge, nie der Pfeil eines Jägers Dich Deiner Freiheit oder Deines Lebens berauben! Die Antilope ſchaute ihn ſo klug und fromm an, als verſtände ſie ſeine Worte, und er band ſie weinend los. Mit einigen flüchtigen Sprüngen ſetzte ſie über die Klippen, ſtand oben noch einmal ſtill, blickte herab nach Zamer, der ihr wehmüthig nachſah, und eilte dann, als fürchte ſie wieder gefangen zu werden, ſcheu davon, und war in einem Augenblick Zamers Blicken entſchwunden. Traurig ſtieg er hinab zum Strande, band den Nachen los, und ſtach muthig in die See. Da dieſe ganz ruhig war, ſo gelang es ihm auch bald, das Eiland zu erreichen, er fand eine kleine Bucht, wo er anlanden konnte, und zog aus Vorſorge ſein kleines Kanot ans Land.

Die Klippeninſel hatte kaum eine Viertelſtunde im Umfang, aber da ſie aus lauter ſteilen und zackigen Felſen, zwiſchen denen wieder tiefe Abgründe und Schlünde hinabgingen, beſtand, ſo war es nicht möglich, ſie ſchnell zu durchſpähen, und Zamor mußte Klippe auf, Klippe ab, klettern, um eine Spur von Nanſo zu entdecken, es war jedoch alle ſeine Mühe fruchtlos. Während er in dieſen unwegſamen Schluchten, zwiſchen dornigem Geſtripp und feinſtachelichen Fackeldiſteln, die an den Felſenwänden wucherten, und ſie oft ganz bekleideten, herumkroch, bemerkte er nicht, daß der Himmel ſich dunkelte, und daß ein Sturm im Anzuge war, bis er ſich an der dem Ufer entgegengeſetzten Seite befand, wo das hohle Brauſen der See, die mit weißen Schaum ſich bedeckenden Wegen und fern am Horizont zuckende Blitze ihn mit Schrecken und banger Beſorgniß erfüllten. Die See ging ſchon zu hoch, als daß er die Rückfahrt hätte wagen können, er ſah ſich deshalb nach einem einſtweiligen Zufluchtsort um, den er auch bald in einer Felsgrotte fand.

Mit fürchterlicher Schnelle flog der Sturm heran, und wühlte tief in den Schoos der Wellen, die mit lautem Gebrauſe über einander flutheten, und gegen die Felſen ſchlugen, wie ein tauſendſtimmiger Donner. Der helle Tag wurde zur dunkeln Nacht, die nur von den glühendrothen Blitzen auf ſchreckliche Momente erhellt wurde, und der Donner des Himmels mit dem Donner der brandenden Meereswogen vereinigt, ſchufen ein ſo ſchreckliches Getöſe, wie der bebende Zamor nie vernommen, der jeden Augenblick glaubte, die Felſen, die unter ihm zitterten, würden über ihn ſtürzen, und ihn mit ſich in die Grabesnacht des empörten Meeres hinabreiſſen.

Doch allmählig ließ die Heftigkeit des Sturmes nach, der Himmel hellte ſich auf, aber lange noch war die See ſtürmiſch bewegt; Zamor, durch Kummer und Angſt gleich ſehr angegriffen, und durch heftige Anſtrengungen ermüdet, entſchlief in ſeiner Grotte, die ihm gegen den Sturm und Regen einen ſichern Zufluchtsort gewährt hatte, und erwachte nicht eher, als bis hinter den ſtarren Felſenzacken der Küſte, die Sonne in ihrer glänzenden Herrlichkeit emporſtieg. Zamor kniete nieder und betete zum guten Geiſte, wie ihm Nanſe gelehrt hatte, und eilte dann nach der Stelle, wo er ans Land geſtiegen war, um zur Küſte zurückzukehren, denn er ſahe mit Schmerz, daß Nanſe auf unbegreifliche Art ihm entriſſen war. Aber wer beſchreibt das Schrecken des armen Negers, als er an jene Stelle kam, und ſeinen Nachen verſchwunden ſah? Die Fluthen hatten ihn ergriffen und mit ſich hinweggeriſſen.

Verzweiflungsvoll warf ſich Zamor auf die Erde, und weinte und jammerte laut, denn nun war er ja ganz verlaſſen, und mußte auf dieſem unwirthbaren Felſen dem Hungertode entgegenſehen. Der Menſch ſoll aber auch in der größten Hoffnungsloſigkeit nicht verzweifeln, ſondern feſt auf die Vaterliebe Gottes bauen, der ihn nicht rettungslos untergehen läßt in den Stürmen eines trüben

Schickſals, deſſen Rechte immer nah iſt, und zum helfen bereit, der aber oft aus unerforſchter Weisheit Prüfungen ſendet, die zur Selbſterkenntniß führen und zur Demuth und Ausdauer die zagende Seele ermuthigen. Dem armen Negerknaben dürfen wir jedoch ſeinen troſtloſen Jammer nicht ſo hoch anrechnen, denn ihm hatte ja noch Niemand geſagt, daß ein liebendes Weſen ſey, in deſſen Hand das Schickſal aller Menſchen ruht, das ſie wie ſeine Kinder liebt, und ihrer keinen je verläßt.

Als ſich Jamer wieder einigermaßen gefaßt hatte, ſah er, daß ſeine Lage ſo hülflos nicht war, als ſie ihm in jenem Augenblick, wo er den Verluſt des Kahnes ſo ſchmerzlich empfand, erſchienen war, denn er erinnerte ſich, in den Klippen mehrere Neſter mit Eiern von Seevögeln wahrgenommen zu haben, das Meer hatte eine Menge von Fiſchen ausgeworfen, Schildkröten krochen am Ufer, an die entblößten Wurzeln eines niedrigen Manglebaumes, die ſich in das Waſſer hinaus erſtreckten, hatten ſich viele Auſtern angeſetzt, und er beſaß ja auch noch ſeinen Bogen und ſeine Pfeile, es konnte ihm alſo nicht ſchwer werden, ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Dazu rieſelte ein recht friſcher und klarer Quell aus einer Felsritze, und ſo war von der Vorſehung für die Bedürfniſſe zur Lebenserhaltung des Knaben mit vieler Güte geſorgt.

Leicht wurde es Jamer, ſich nach Art ſeines Volkes, Feuer zu verſchaffen, welches durch das heftige Reiben eines harten und eines weichen Holzes geſchah, und ſo konnte er ſich, als er das Bedürfniß nach Speiſe empfand, von gebratenen Fiſchen und Auſtern ein ſchmackhaftes Mahl bereiten.

Wie werth wird uns doch in der Verlaſſenheit jede kleine Kunſtfertigkeit, die wir uns oft nur ſpielend aneigneten, und wie nützlich und vortheilhaft kann ſie uns werden, in Schickſalen, deren Kommen wir nimmer ahneten, und die im Rathe der Vorſehung über uns verhängt wurden; darum ſäume doch Keiner, ſich nützlicher Kenntniſſe und Fertigkeiten ſo viele als er nur kann, ſchon in der Jugend zu erwerben, denn Keiner weiß, wenn und wo und wie er ſie einmal braucht, um ſich oder ſeinen Nebenmenſchen nützlich zu werden, ja ſie können ihn vielleicht einmal aus Todesgefahren erretten.

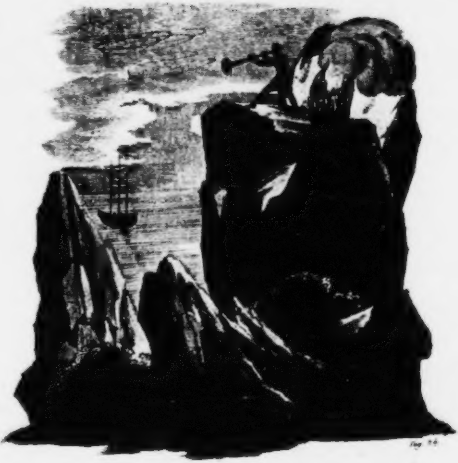
Zamor, der ſich nun mit Ruhe in ſein unvermeidliches Geſchick ergeben hatte, ein einſamer Bewohner dieſer Inſel zu bleiben, ging umher, um einen ſchicklichen Platz zu finden, wo er ſich eine Wohnung, nach dem Vorbilde der ſeines Oheims, erbauen und einrichten konnte. Er hatte von Nanſo Manches gelernt, daß er ſich gar wohl zutrauen konnte, eine Hütte im Felſen, die ihm Schutz und Obdach, und ſeinen Vorräthen Sicherheit gewährte, herſtellen zu können. Wie er nun ſo die Felſeninſel durchſtrich, kam er auch an eine Stelle am Strande, wo er noch nicht geweſen war, und ſah mit großer Verwunderung hinter einer Klippe, welche die Wellen nicht erreichen konnten, drei Gegenſtände liegen, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Den einen hielt er für einen Rohrſtab, den andern für ein großes gerades Seeſchneckenhaus, und für den dritten konnte er keinen Vergleich finden. Wir vertrauen unſern jungen Leſern und Leſerinnen, daß es ein Fernrohr, ein Sprachrohr und eine Brieftaſche war, was Zamor fand, ohne zu ahnen, wie überaus nützlich und wichtig dieſe drei Stücke für ihn werden würden. Er öffnete die Brieftaſche und ſtaunte, wie ſie ſich auseinanderſchlug, allein alles was ſie enthielt, Briefe und Papiere, und mehrere chirurgiſche Werkzeuge hatte er noch nie erblickt, und kannte deren Gebrauch nicht, er machte ſie daher wieder zu. Wie er das Sprachrohr aufhob, ſah er gleich, daß es hohl war, und da es eine entfernte Aehnlichkeit mit den Lärmhörnern ſeines Volkes hatte, ſo ſetzte er es an den Mund und tutete hinein, und erſchrak vor dem gewaltigen Schall ſeiner eignen Stimme, der bis hinüber zu der entfernten Küſte drang, und an den Felſenmaſſen ſich brechend, laut und lange wiederhallte.

Nicht ſo ſchnell konnte er des Fernrohrs Gebrauch entdecken, er brachte lange damit zu, ehe er wahrnahm, daß die Metallkapſeln oben und unten ſich abſchrauben ließen, und ehe ihm einfiel, hindurchzuſehen. Als ihm aber nun doch dieſer glückliche Gedanke kam, als er hindurchſah, und die ferne Küſte, nach der er es zufällig hielt, ganz nahe vor dem Auge ſtand, als er einen Vogel dem Neſte zufliegen ſah, deſſen Farbenzeichnung ihm deutlich wurde, während er mit unbewaffneten Augen ihn nur als einen Punkt entdeckte, da wußte er nicht, ob es nur täuſchende Bilder ſeyen, die in dem wundervollen Werkzeug geheimnißvoll verborgen lägen, oder ob ein unbegreiflicher Zauber darin ruhe. Abwechſelnd rief er nun durch das Sprachrohr, und blickte durch das Fernrohr, und überlegte bei ſich ſelbſt, ob dieſe Gegenſtände nicht würdig ſeyen, ſeine Fetiſche zu werden?

Mehrere Tage lang dehnte nun ſchon Zamor auf dem Eiland, und obgleich er keinen Mangel an Nahrungsmitteln litt, ſo fühlte er doch dieſe freudeloſe Einſamkeit ſehr drückend, und er wünſchte, daß nur Menſchen kommen möchten, ihn zu erlöſen. Den größten Theil des Tages brachte er auf einem hohen Felſen zu, von welchem aus er nicht nur die kleine Inſel nach allen Richtungen hin überſehen konnte, ſondern auch eine große Strecke der Küſte entlang, und weithin über die Meeresfläche zu ſpähen vermochte.

Zuweilen zeigten ſich ferne, ferne, die weißen Segel den Ozean durchſchneidender Schiffe, wie Sterne der Hoffnung, und das gute Fernrohr trug ſie näher vor Zamors Auge, aber ſeine Stimme, ſo kräftig er ſie auch durch das Sprachrohr erſchallen ließ, erreichte ſie dennoch nicht, und die Schiffe tauchten wieder unter den Horizont hinab, wie ſilberne Wölkchen. Zamor trug nun eine Menge Reißer, dürren Seetang, Ufergras und was er leicht brennbares verfand, auf den Felſen zuſammen, um nöthigenfalls einmal bei Nacht ein Zeichen ſeiner Gegenwart geben zu können, ja er blieb eine ganze Nacht oben.

Eines Nachmittages, als er wieder ſehnſüchtig harrend auf ſeiner Felſenwarte ſtand, ſah er ein Segel, und o Freude, näher kommt es, näher und immer näher dem Geſtade. Hoffnung und Furcht und Freude wechſeln in Zamors Herzen. Werden die Weißen ihn nicht auch als Sklaven binden? Werden ſie ihn verſtehen, wenn er ihnen zuruft? Nanſo hat ihm geſagt, daß jene eine andre Sprache reden. Doch er hofft. Hinter dem Schiffe, das er noch immer mit bloßen Augen kaum entdeckte, ſank die Sonne feuerflammend in das Meer, und der Ozean ſchien im glühenden



pag. 94

Zamor der Negerknabe.

[illegible]
Berlin

Wiederſchein ihrer Strahlen ſelbſt eine brennende Rieſenſonne zu ſeyn, und Gluth in Gluth ſich zu tauchen.

Wie nun der Purpurvorhang der Abendröthe vom Himmel nieder in das Meer rollte, und es dunkler wurde, da entzündete Zamor ein hellloderndes Feuer. Er ſah, daß immer näher das Schiff kam, ſah wie die große Schiffslaterne angezündet wurde, und friedlich ſcheinend trat hinter dunkelm Gewölk des Vollmondes blaſſe Leuchte hervor, und zog durch den Aether voll ſanftſtrahlender Sterne, die Wolken mit ſilbernen Rändern ſchmückend.

Jetzt erſt fiel Zamor ein, welcher Gefahr ſich das Schiff ausſetze, wenn es dem Eilande zu nahe käme, und hoffend, daß vielleicht doch ein Menſch auf dem Schiffe ſeyn möge, der ihn verſtehe, rief er laut durch das Sprachrohr: Naht Euch nicht, das Meer iſt voll Klippen und Bänke!

Und was Zamor gehofft, erfüllte ſich; ein alter Neger diente als Matroſe auf dem Schiffe, er verſtand den Ruf, und rief durch das Sprachrohr des Schiffes: Wer biſt Du, der uns warnt? in Zamors Landesſprache. Das Schiff ſtand ſtill.

Froh, verſtanden werden zu ſeyn, antwortete Zamor: Erwartet den Morgen, und ſendet dann einen Nachen, um einen verlaſſenen Negerknaben zu retten! Dies wurde ihm verſprochen, und er begab ſich in ſeiner noch nicht ganz vollendeten Hütte zur Ruhe. Ob er ſchlafen konnte? Wohl kaum, denn Furcht und Erwartung, wie die Wendung ſeines Schickſals ſeyn würde, hielten ihn lange wach, und es geſellte ſich noch dazu die Bangigkeit, das Schiff möchte ſich wieder entfernen, ohne auf ihn Rückſicht zu nehmen. Beunruhigende Träume ängſtigten ihn, und unterbrachen ſeinen kurzen Schlummer, und er begrüßte die Morgendämmerung mit nie empfundenen Gefühlen.

Das Schiff ſteht noch an der alten Stelle; ein Boot wird ausgeſetzt, drei Männer, unter ihnen ein Neger, rudern auf die Felſeninſel, und Zamor bezeichnet ihnen eine zum Landen geeignete Stelle. Ein junger ſchöner Mann, der ein Engländer und der Kapitain des Schiffes iſt, und der Neger, ſteigen an das Land, wo Zamor zwar ſehr überraſcht wird über des Europäers Farbe und Kleidertracht, doch ſo viel Faſſung gewinnt, ſeine Geſchichte zu erzählen, welche der Neger ſeinem Herrn in die engliſche Sprache überſetzt. Zamor zeigt, was er gefunden, und der Engländer ſtaunt, als er einen Blick in die Brieftaſche geworfen hat, und ladet Zamor ein, mit ihm nach dem Schiffe zu fahren. Der Knabe holt das Liebſte, was er beſitzt, ſeine Waffen und einige ſchöne Muſcheln herbei, doch fragte er den Neger, ob er nun ein Sklave würde, und als dieſer ſeinem Herrn dieſe Frage überſetzt, lächelte jener und betheuerte durch Worte und Zeichen, daß dieſes nicht der Fall ſeyn würde.

Zamor wußte den Engländer dahin zu bringen, daß er mit ihm hinüber an die Küſte zu Nanſos Wohnung fuhr, und aus dieſer alles, was einigen Werth hatte, in das Boot bringen ließ, und wirklich waren in den Augen eines Europäers die Tigerfelle, die Elephantenzähne und dergl. ſehr ſchätzbar, Zamor wußte aber nicht, daß man in Europa dieſe um hohe Preiſe kaufte.

Als nun der Herr des Schiffes wieder auf der Floribella, ſo hieß das Schiff, angekommen war mit ſeinen Dienern und dem Kleinen Pflegling, ließ er die Anker lichten und nordweſtwärts ſteuern, den antilliſchen Inſeln zu. Zamor ſtand auf dem Verdeck, das viele Neue und Ungewohnte, was er auf dem Schiffe ſah, betäubte ihn ganz, und wie mehr und mehr, je weiter das Schiff ſich vom Lande entfernte, ſeines Heimathlandes Küſten und Berge Blau im Blau mit dem Himmel verſchmolzen und verſchwanden, ſtreckte er voll Sehnſucht die Arme aus, aber ſeine Wehmuth war ſtumm. Der alte Neger ſah ihn theilnehmend zu, ach, wer hätte mehr als er, Zamors Schmerz empfinden und dieſen theilen können? Auch er war ja geboren unter dieſer glühenden Sonne, auch er hatte ja unter Palmen geſpielt, und war früh in die Fremde geriſſen werden aus dem Schooße ſeiner blühenden Heimath, doch er hatte ſich in ſein Schickſal gefunden, und tröſtete den Verwaisten, und ſagte ihm, wie glücklich er ſey gegen tauſende ſeiner Brüder, die in Sklavenfeſſeln ſchmachteten; er ſey frei, und der Herr des Schiffes ein edler menſchenfreundlicher Mann, der nicht dulden würde, daß Zamor ein Leid geſchähe.

Nach einer ganz glücklichen Fahrt landete das Schiff im Hafen von Bridgetown auf der Inſel Barbados, und der Kapitain der Floribella ließ es ſein erſtes Geſchäft ſeyn, nach dem Eigenthümer der von Zamor gefundenen Brieftaſche ſich zu erkundigen, denn dieſer edeldenkende junge Mann, deſſen Name James Smithfield war, hatte aus dem Inhalt derſelben erſehen, daß ihr Beſitzer ein portugieſiſcher Schiffsherr ſey, der ebenfalls auf der Fahrt nach Barbados begriffen war, und daß ſein

Schiff den Namen Roſamunda führte. Nun war es nicht ſchwer, zu erfragen, ob ein ſolches Schiff in der Carlisle-Bai eingelaufen ſey, und dieſes war wirklich der Fall.

Herr James Smithfield ließ nun mit Zamor und dem alten Neger, der längſt ein Chriſt war und in der Taufe den Namen Johannes erhalten hatte, ſich in einem Boote zur Roſamunde rudern, die ebenfalls auf der Rhede vor Anker lag. Da erfuhren ſie, daß der Portugieſe auf dem Sklavenmarkt ſey, um einen Sklaven zu verkaufen, und ſie ließen ſich ans Land ſetzen, und gingen zu jenem Schauplatz, wo ein die Menſchheit tief herabwürdigender Handel getrieben wurde. Der Platz wimmelte von Europäern aller Nationen, von Negern und Amerikanern, ja es war, als haben faſt alle bewohnten Länder der Erde ihre Abgeſandten nach Bridgetown geſendet.

In langen Reihen ſtanden die armen nackten Unglücklichen, ihre fühlloſen Verkäufer ſchrieen laut die Preiſe aus, und prieſen ihre Geſchicklichkeit. Mit tückiſchem Blick und teufliſchem Hohnlächeln ſchlichen die Aufſeher der Sklaven umher, ſtets bereit, zu unmenſchlicher Züchtigung die Knotenpeitſche zu erheben. Eben ſo fühllos wie ſie, traten die Käufer hinzu, betaſteten mit rohen Händen die Körper der Sklaven, und feilſchten um Menſchen, wie der Fleiſcher um ein Stück Schlachtvieh. Herzzerreißend war der Anblick, wenn nun ein Kauf geſchloſſen war, und Aeltern von Kindern, Männer von ihren Weibern, Brüder von Schweſtern erbarmungslos getrennt wurden, indem man ſie fortführte; und wenn nun die Gefangenen laut weinend einander in die Arme, oder zu den Füßen ihrer Peiniger ſanken, nur das Eine flehend, ſie nicht zu trennen, ſie vereint das harte Loos der Knechtſchaft tragen zu laſſen, da wußten die rauhen Vögte mit Geiſelhieben den Ausbrüchen des ungeheuerſten Schmerzgefühls kräftig zu ſteuern. Doch wir wollen nicht länger die zarten Herzen unſerer gefühlvollen Leſer und Leſerinnen mit der Schilderung empörender Gräuel verwunden, wir wollen ihnen vielmehr die ſchöne Verſicherung geben, daß dieſe Zeiten mit ihrer Barbarei vorüber ſind, daß der Sklavenhandel faſt ganz aufgehört hat, und einſt nur in der Geſchichte als ein betrübendes Bild menſchlicher Entwürdigung daſtehen wird, das vieles gleichzeitige Herrliche und Hohe in tiefen Schatten ſtellt.

Jetzt iſt der Portugieſe, der den einen Sklaven feil bietet, aufgefunden und plötzlich ſtürzt Zamor mit einem lauten Schrei in die Arme jenes Sklaven, in welchem er ſeinen Oheim Nanſo wieder erkennt. Smithfield winkt ſeinem Diener, Zamor zu entfernen, und als dieß geſchehen war, kauft er ſogleich den Gefangenen des Portugieſen, folgt dem Neger, führt Nanſo wieder in Zamors Arme, und ſchenkt ihm großmüthig die Freiheit.

Wer wollte die Freude der beiden Neger ſchildern, wie ſie dankbar zu des Engländers Füßen ſinken, ſeine Kniee umfaſſen und in Freudenthränen ausbrechen?

Smithfield führte ſie alle in ein Gaſthaus und Nanſo erzählte, wie es ihm ſeit der Trennung von Zamor ergangen:

Als ich um das Klippeneiland herumfuhr, ſah ich ganz nahe ein europäiſches Schiff, das auf einer Sandbank feſt zu ſitzen ſchien, und auf welchem die Mannſchaft in großer Angſt und Bewegung war, weil ſie glaubte, das Schiff ſey leck geworden. Ein Boot wird ausgeſetzt, viele ſpringen hinein, es wird übervoll, ſchöpft Waſſer, und beginnt zu ſinken; Mehrere ſuchen ſich durch ſchwimmen zu retten, und erreichen theils das Ufer, theils ſinken ſie unter. Ich rettete den Herrn des Schiffes, eben als er faſt dem Ertrinken nahe war, und zog auch das Boot, in welches mehrere Werkzeuge geworfen worden waren, an das Land, und half es ausräumen, um dann die noch auf dem Schiff gebliebenen Perſonen an das Land zu holen; der Schiffsherr fuhr mit, und wir erfuhren, daß das Schiff unbeſchädigt ſey, nun wurden die am Strande wieder nach dem Schiff gefahren. Plötzlich ſchien der Kapitain etwas Wichtiges zu vermiſſen, wir mußten wieder an die Inſel, und es wurde rings am Strande eifrig geſucht, ohne daß etwas gefunden wurde, worüber die Beſtürzung des Schiffsherrn ſich bis zur Wuth ſteigerte; er heftete zornig ſeine Blicke auf mich, ſeine Matroſen mußten mich binden, ich wurde auf das Schiff geſchleppt, dieſes wurde wieder flott, nach dem einiger Ballaſt ausgeworfen worden war, und wir ſegelten hierher, doch warf uns ein Sturm mehrere Tage lang auf offener See umher, und heute führte mich der undankbare Mann auf den Sklavenmarkt, wo mir der gute Geiſt Dich, Du guter weißer Mann, zum Retter geſandt hat.

Nanſo endete ſeine Erzählung und küßte wiederholt Smithfields Hände; dieſer aber ging unwillig auf und ab, die Niederträchtigkeit des Portugieſen empörte ihn, und er gebot den Negern, ihm zu folgen, beſtieg ſein Boot wieder, fuhr zur Roſamunde, und ließ dem Schiffsherrn eine Einladung, ihn auf der Floribelle zu beſuchen, zurück.

Zamor erfuhr von Nanſo, daß unter den eben feilgebotenen Sklaven und Sklavinnen villeicht mehrere ſeiner Bekannten ſeyn könnten, und Johannes erhielt von ſeinem Herrn die Erlaubniß, noch einmal mit ſeinen beiden Landsleuten die Stadt zu beſuchen, und ſie ließen ſich ungeſäumt überfahren.

Nach einiger Zeit erſchien der Portugieſe am Bord der Floribella, und Smithfield ließ ihn in ſeine Kajüte eintreten. Nach den erſten höflichen Begrüßungen, und nachdem der Engländer um Entſchuldigung bittet, bringt er das Geſpräch auf den von ihm heute gekauften Sklaven, und läßt den Verkäufer errathen, daß dieſer ſein undankbares Verfahren erzählt, worüber der Engländer nicht umhin kann ſich mißfällig zu äußern.

Sir! ſprach der Portugieſe, ich vermißte eine Brieftaſche mit 50,000 Pfund Banknoten, der Neger hat das Boot mit ausgeräumt, durch ſeine Schuld muß ſie verlohren gegangen ſeyn, keiner meiner Leute ſah ſie, ich nahm den unachtſamen oder boshaften Entfremder meines Eigenthums; ach, ein nur zu geringer Erſatz war er mir für die Einbuße eines ſo großen Theils meines Vermögens.

Kennt Ihr dieſes Fernrohr? fragte Smithfield, indem er Zamors Fund dem Portugieſen zeigte.

Es iſt das Meine, ſagte jener überraſcht.

Könnte ſich nicht, wie dieſes Fernrohr, auch Eure Brieftaſche gefunden haben? fragte der Engländer aufs neue.

O wenn dieſes wäre, gern wollte ich 20,000 Pfund Sterling dem Finder, der ſie mir mit ihrem ganzen Inhalt wiederbrächte, geben, antwortete der Portugieſe, und Smithfield zeigte ihm ſein verlohrenes Eigenthum, haſtig griff er danach, ſah hinein, zählte, rechnete in Gedanken, und fand, daß nicht das Mindeſte fehlte. —

Während dieſes Vorfalles gingen die drei Neger in der Stadt umher, da eilt plötzlich ein Sklave auf ſie zu, ſtürzt Nanſo in die Arme, und wird von dieſem mit Ueberraſchung und Entzücken als einer ſeiner todgeglaubten Söhne begrüßt. Von ihm erfahren alle, daß auch ſeine zwei andern Brüder als Sklaven in Bridgetown dienen, und daß Huran und Lisba ſich noch in den Händen eines Sklavenhändlers befinden. Da eilt Zamor zurück nach dem Hafen, daß ihm die andern kaum folgen können, ſpringt in die See und ſchwimmt nach der Floribella hin, wo er eben anlangt, und in die Kajütte des Kapitains tritt, als dieſer erzählt, wie er zu dem Beſitz der Brieftaſche gekommen.

Das iſt der Finder, rief Smithfield dem Portugieſen zu, der ſogleich die 20,000 Pfund abzählte, und in Zamors Hände gab, dieſer aber hatte kein Augenmerk darauf, er erzählte nur, daß ſeine Aeltern noch lebten, und flehte in ſeiner undeutlichen Sprache, man ſolle ihn feil bieten, und für das Geld ſeine Aeltern loskaufen.

O heiliges Gefühl kindlicher Liebe, auch in der Bruſt des ſogenannten Wilden haſt du deine Heimath, und offenbarſt dich in rührenden Ausbrüchen ſeiner Zärtlichkeit! Wie ſüß muß es ſeyn, geliebten Aeltern eine Laſt zu erleichtern, heitre Tage ihnen zu bereiten, ihnen vergelten zu können all' die unendliche Sorgfalt und

Liebe, mit der ſie unſre Jugend pflegten. Wie arm und beklagenswerth ſind die, die nie ſo glücklich waren, am Herzen der Aeltern zu ruhen, nie ihren Segen empfingen, die ein trübes Geſchick von der Wiege an, aus den Armen der Liebe in die kalte, herzloſe Fremde verſtieß! —

Wie ſtaunten Zamor und Nanſo, als ihnen nun Smithfield durch Johannes begreiflich machen ließ, welchen Reichthum der Erſte jetzt beſitze. Der Portugieſe, der ſich ſchämte, Nanſo auf einen falſchen Verdacht hin ſo undankbar und unmenſchlich behandelt zu haben, wollte durchaus das Kaufgeld an Smithfield zurück erſtatten, und drang es, da dieſer es ablehnte, Nanſo auf. Das Sprachrohr und das Fernrohr aber bat er Zamor zum Andenken zu behalten, und verließ die Floribella.

Ungeſäumt, um das Maaß ſeiner Edelthaten voll zu machen, begab ſich Smithfield in Begleitung der Neger zu dem Faktoreibeſitzer, wo Nanſos Söhne dienten, und ſchloß mit ihm einen billigen Kauf ab, denn Zamor beſtand darauf, alle ſeine Verwandten los zu kaufen. Er empfand das reinſte Glück, glückliche Menſchen zu machen. Dann begaben ſie ſich zu dem Sklavenhändler, der Huran und Lisba feilgeboten hatte. Zu ſchwach iſt die Feder des Erzählers, die Wonneſcenen des Wiederſehens, und den Freudentaumel zu ſchildern, welchem dieſe Naturmenſchen ſich überließen. Zamor, der ſich von den Umarmungen ſeiner Aeltern und ſeiner todgeglaubten Vettern, die er früher gar nicht gekannt hatte, faſt erdrückt ſah, hätte gern ſein ganzes Beſitzthum darauf verwandt, Sklaven loszukaufen, hätte nicht Smithfield durch weiſen Rath ſeiner Menſchenliebe Grenzen geſetzt.

Lange rathſchlagten die glücklichen Neger, was ſie nun beginnen ſollten. Laut ſprach in manchem Herzen die Stimme der Sehnſucht nach dem theuern Vaterlande, aber andre und unter ihnen Zamor und ſeine Vettern, wünſchten nicht, wieder in den Zuſtand eines unthätigen und rohen Lebens zurückzukehren, und Smithfield ſchlug ihnen vor, ihn auf ſeinem Schiff nach dem freien England zu begleiten, wo Zamors Vermögen mehr als hinreichend ſeyn würde, ein Landgut zu kaufen, und es nach europäiſcher Art zu bewirthſchaften. Dankbar wurde der Vorſchlag angenommen, und nach einem Aufenthalte von vier Wochen, nachdem die Handelsgeſchäfte Smithfields beendigt waren, wurden die Anker der Floribella gelichtet, und günſtige Winde trieben das Schiff dem Oſten zu.

Während der Fahrt bemühte ſich der würdige Schiffsprediger, den Negern die Wahrheiten der chriſtlichen Religion zu verkündigen, und da er bei ihnen offne Herzen und unverdorbene Gemüther fand, ſo ward ihm dieſes Geſchäft nicht ſchwer, und kurz nach ihrer Ankunft in London wurden Alle durch die heilige Taufe in den Bund der Chriſten feierlich aufgenommen.

Ein Landgut war bald gekauft, die Schwarzen fanden ſich leicht in alle europäiſchen Gewohnheiten und Gebräuche, verheiratheten ſich zum Theil und waren glücklich durch Liebe und Freundſchaft, durch Fleiß und nützliche Thätigkeit. Zamor aber lernte den Seedienſt bei ſeinem erſten Wohlthäter, James Smithfield, wurde endlich Mitſchipman bei der königlich engliſchen Marine, wo ihm das Sprachrohr und das Fernrohr, die ihn ſtets an ſeinen ſo hülfloſen Zuſtand auf der Felſeninſel erinnerten, oft gute Dienſte leiſteten. In ſpätern Jahren fand er eine ſeiner würdige Gattin, und lebte den Reſt ſeiner Tage geehrt und geliebt auf ſeinem Landgute in der Nähe Londons, oft ſeinen Kindern die merkwürdige Geſchichte ſeiner Jugend und ſeines unverhofften Glücks erzählend. —

II.

Wohlthun trägt Zinſen.

Ein Mährchen von der Fee Roxana.

Leiſe flüſterten, vom Abendwind bewegt, die Blätter der Erlen und Silberweiden am Ufer des Fluſſes, in deſſen Schooße ſich goldne Abendwölkchen ſpiegelten. Friedlich ſank der ſchönſte Sommerabend herab auf die Fluren, mit melodiſchem Geläute zogen die Heerden heim, und die Glocke des nahen Dörfchens tönte hell ihre fromme Mahnung zum Gebet in die ſtille Luft hinaus. Ein Nachen gleitete hin auf des Fluſſes kriſtallklarem Spiegel, drinnen ſaß der Fiſcher Renard, und Kuno, ſein eilfjähriger Sohn. Das Ruder ruhte, beide hatten das Haupt entblößt, beide die Hände gefalten, beide beteten, bis die letzten Glockenſchläge verſummten; Amen! ſprach der Vater mit einem tiefen Seufzer, und ſeine kummervollen Blicke flogen hinauf zu dem Himmel, der dunkler nun erglühte, während ſchon ein heller Stern im Kranze purpurner Wolken brannte. Längſt harrte daheim die treue Anna, Renards Hausfrau, Kunos Mutter, mit ängſtlicher Sorgfalt ihre kleine, ſchwer erkrankte Tochter Bertha pflegend. Länger als je blieben heute die beiden Fiſcher aus, und ſchon geſellte ſich zu der Sorge um das kranke geliebte Kind auch die um Gatten und Sohn. Schon ging ſie, die Lampe anzuzünden, weil es bereits dunkelte, und blickte beſorglich aus der Hütte, da plätſcherten die Wellen vom Ruderſchlag, da band der Vater den Kahn an einen Pfahl, und freier athmete Mutter Anna wieder.

Sehr gering war der Fang geweſen, nur eine einzige Schleie hatte Renard heraufgezogen, darum war er ſo traurig, denn ach, dieſe reichte ja kaum für ihn und die Seinen zur Speiſe, und an einen kleinen Gelderlös war nicht zu denken. Und zu ſeiner Traurigkeit kam nun auch noch das Leid, daß er die kleine Bertha kränker fand, als wie er ſie verließ. Unruhig wälzte ſie ſich in dem Bettchen umher, redete viel von Seelilien und Meerjungfern, und glühte im heftigſten Fieber.

Mit des Schmerzes und der Theilnahme ſtummer Geberdenſprache reichte Vater Renard der Frau die Schleie, die ſich anſchickte, ſie zu ſieden, aber nicht einmal Holz fand ſich vor, denn ſie hatte keins ſammeln können, da ſie die Fieberkranke keinen Augenblick verlaſſen durfte, und die Mutter rief den Knaben, der mit der Kranken redete, daß er noch einiges Reißig aus dem ganz nahen Walde hole. Und ob es gleich ſchon Nacht geworden, ſo flog dennoch gehorſam und furchtlos der Sohn zur Hütte hinaus, doch war es nicht finſter, der Mond war aufgegangen, und verſchönte die laue Sommernacht mit ſeinem Silberglanze.

Während nun der bekümmerte Mann ſeinen Gram und ſeine Sorgen ausſprach und der vertraute, die ſchon Jahre lang Freude und Leid mit ihm treu getragen, ihn oft getröſtet und ſeinen Kummer gemildert, und es auch heute that, ſo gut ſie es, von eignem Schmerz gequält, vermochte, las Kune rüſtig dürre Reißer auf, und wollte ſchon mit einem Arm voll derſelben nach Hauſe eilen, da ſah er ohnfern von ſich ein wankend Bild im ungewiſſen Mondſchein, und erſchrak nicht wenig. Doch lief er nicht davon, wie vielleicht ein andrer minder beherzter Knabe, mit Zurücklaſſung des Holzes, gethan haben würde, ſondern er blieb ſtehen, und ſah nun, daß es ein altes Mütterchen an einem Krückſtock war, die auf ihn zukam und ächzend ſprach: Ach lieber Knabe, kannſt Du mir nicht ſagen, wo ich bin? Ich habe mich in dieſem Walde verirrt, und ach, ich bin ſo matt und müde, und kann nicht weiter.

Bei dieſen Worten brach ſie in Thränen aus, und der mitleidige Kune, den ihre Schwachheit und traurige Lage rührte, antwortete ihr: Ihr ſeid bei dem Dorfe W., und wenn Ihr mit mir gehen wollt, ſo will ich Euch bald an einen Ort bringen, wo Ihr ausruhen könnt, und auch ſchlafen, wenn Ihr ein Bette von Heidekraut, einen Labetrank von friſchem Waſſer, eine Mahlzeit von ſchwarzem Brod nicht verſchmähet.

Gott ſegne Dich, mein gutes Kind, rief die Alte gerührt, und hielt Kune ihre zitternde Rechte hin, der dieſe ehrerbietig faßte, und langſamen Schrittes mit ihr dem Dorfe zuging, aber auch durch die dadurch herbeigeführte Verzögerung der ängſtlichen Mutter neue Sorge bereitete.

Wunderſchön war der Abend, hell ſchien der Mond, bleich flimmerten im lichten Aether die Schaaren der Sterne. Der Fluß, in deſſen bewegter Fläche des Mondes Bild ſich ſchaukelte, rauſchte eintönig unter den Weidenbäumen ſeiner Blumen-Ufer hin; die Wieſen überwallten Silberflöre von Nebel, und um die blühenden wilden Roſenhecken flogen leuchtende Käfer. Ja, was wunderbar dem Knaben dünkte, eine ganze Schaar flog um ihn und das Mütterchen her, und tanzte auf und nieder, wie Mücken in des Abends Strahlen ſpielen, und als Kune nun mit ſeiner Begleiterin das kleine Haus erreichte, ließen ſich die goldenen Funken rings umher nieder, hingen ſich an die Netze, die zum Trocknen aufgehängt waren, und zogen ſich um die Hütte, wie Feuerblumen und flammende Guirlanden.

Angekommen bei der Fiſcherfamilie erzählte die Alte, indem ſie ihr ſpätes Kommen entſchuldigte, daß eine Enkelin von ihr krank liege im Dorfe Z. die dort beim Müller als Magd diene, die ſie beſuchen wollen, doch in dem Walde den rechten Weg verfehlt habe. Schon habe ſie gefürchtet, die Nacht im Walde zubringen zu müſſen, da habe ihr Gott den Knaben geſchickt, der ſie mitleidig mit hierher geführt.

Vater Renard hörte mit Theilnahme die Erzählung der Alten, während Mutter Anna ſich beeilte, die Schleie zu ſieden, und nöthigte jene zum Sitzen. Das Unglück macht oft mild und mitleidig gegen Leidende, denn indem es das Herz mit Kummer belaſtet, öffnet es dieſes gegen fremden Schmerz, ſtimmt es zur Theilnahme und zum Mitgefühl, und ſchenkt ihm einen himmliſchen Troſt in dem Gedanken, Andern wohlzuthun. Und ſchon darum ſollte jeder nach ſeinen Kräften ſich beſtreben, Leidende zu erfreuen, denn er pflückt ſich ſelbſt dann eine Freudenblume; jede Thräne des Dankes, die der arme Bruder weint, iſt eine Perle in der Krone des Gerechten, und ſüßer Lohn liegt im Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, fromm geübter Menſchenliebe.

Das Gefühl dieſer Wahrheiten war auch in der Seele des armen Fiſchers wach, darum bereitete er gern der Alten eine weiche Schlummerſtätte, und bedauerte nur gegen ſie, daß er ihr nichts zum Abendbrod bieten könne, als ein kleines Stückchen Schleie. Doch freundlich bittet die alte Frau, ſich wegen dem Eſſen ihrethalb nicht bange ſeyn zu laſſen. Den reichgefüllten Sack, der auf ihrem Rücken hing, leerte ſie eben aus, als Frau Anna mit dem gekochten Fiſch in das niedrige Stübchen trat, da fielen aus dem Sacke Kuchen und Brod, auch Fleiſchſtücke, und was ſie hat, theilt ſie bis auf ein weniges, der armen Familie mit, ſo daß alle geſättigt werden. Während ſie eſſen, klagt Frau Anna der Alten ihr Leid, ſagt ihr, wie krank die kleine Tochter ſey, daß ſie bange fürchte, das gute und geliebte Kind zu verlieren. Da nähert die Alte ſich der kranken Bertha, faßt ihr heißes Händchen in ihre Hand, und blickt ſie lange forſchend an, dann macht ſie einige geheimnißvolle Bewegungen mit den Fingern über dem Haupt des Mädchens, und es fällt in einen ſanften, ruhigen Schlummer.

Tröſtet Euch, gute Frau, ſpricht die Alte zur Mutter, die ängſtlich am Bettchen ſteht, und jene beobachtet, und beklommen den Ausſpruch derſelben entgegen ſieht, denn Aelternliebe ſucht ſo gerne Troſt aus fremden theilnehmenden Mund, wenn am Krankenlager geliebter Kinder ſeine Quelle in der eignen Bruſt verſiegte, — tröſtet Euch, Euer Töchterlein wird bald geneſen. Eine Stunde wird ſie ruhig ſchlummern, dann erwachen, und dann gebt ihr einige Taſſen Thee von dieſen Kräutern. Während ſie dies ſprach, las ſie aus einem Büſchel heilſamer Waldkräuter, den ſie auch bei ſich getragen, mehrere aus, unter ihnen das balſamiſche Sternleberkraut, den bittern Fieberklee, die nützliche Chamille und die ſo wirkſame und kräftige Baldrianwurzel.

Dankbar nahm Frau Anna die Kräuter, und ſtellte Waſſer zum Feuer, die müde Alte aber legte ſich auf die duftende Heide, über welche Renard ein Tuch und einige Kiſſen gebreitet, und entſchlummerte bald. Renard ging noch einmal an den Fluß, nach den Eiſen zu ſehen, die er, um Fiſchottern zu fangen, hineingelegt, und Kuno ſuchte auch ſein kleines Lager.

Ehe die Stunde, nach welcher Bertha aufwachen ſollte, verfloſſen war, ſaß ſchon die Mutter an ihrem Bettchen, mit inniger Freude des Kindes ruhigen Schlummer beobachtend. Die hohe Röthe des Fiebers hatte ihre Wangen verlaſſen, eine ſanfte Bläſſe überzog ſie, und ein holdſeliges Lächeln, das ein angenehmer Traum hervorrief, verſchönte die zarten Züge der Schlummernden. Endlich zuckten die kleinen Wimpern, die Arme regten ſich, und Bertha erwachte, und ſah ſich ſtaunend um.

Wie iſt Dir Kind? fragte Anna die Kleine.

Wohl, Mutterchen, recht wohl! Ach, es iſt eine wunderſchöne Frau bei mir geweſen, die einen Mantel von glänzenden Sternen trug, und ein Kleid, ſo weiß wie Lilien, und eine Krone von Diamanten und Perlen, die hat mich auf die Stirn geküßt, und zu mir geſagt: Bertha ſoll bald geſund werden. Und da wurde mir auf einmal ſo leicht, und ich wurde ſo froh, ach, nun merke ich, es war nur ein Traum!

Laß es einen Traum geweſen ſeyn, liebe Bertha, ſprach die Mutter, wenn Dir nur beſſer iſt, trinke von dieſem Thee, und bleibe ruhig. Bertha trank willig, und ſank bald darauf wieder in Schlummer. Die Mutter aber ſprach ein frommes Dankgebet zu Gott, der ihre Hoffnung neu belebt, und ihres bekümmerten Herzens banges Flehn erhört.

Renard trat wieder ein, und ſchloß die Hütte, es hatte ſich Nichts gefangen, doch die frohe Kunde, die Anna ihm zuflüſterte, daß es mit Bertha ſich ſo merklich beſſere, hob in ſeiner Seele den geſunkenen Muth, und ſtill vertrauend auf die Hülfe Gottes, entſchlief auch er. Am Bette der Kranken war die Mutter, die ſchon zwei Nächte in Angſt und Kummer durchwacht, eingenickt, von Hoffnungsbildern, die ihr die Tochter wieder friſch und blühend vor die Augen zauberten, freundlich umgaukelt. —

Und der Morgen kam, des Dorfes Hähne, der Lerchen frohe Lieder verkündeten ihn; auch in des Fiſchers ärmlicher Hütte rief er die Bewohner wach. Kuno und Bertha waren zuerſt munter geworden, und ſprachen mit einander aus ihren Bettchen, da wurde durch ihr Geſpräch auch Mutter Anna erweckt, die freudig ſah, daß Bertha faſt ganz geneſen ſey, und ſie mahnte die Kinder, mit ihr den Morgenſegen zu beten Das thaten denn nun beide gar fromm und innig, und vielleicht ſchwebten Engel auf des Morgens lichten Wölkchen, die ihre kindlichen Bitten zum Throne Gottes trugen. Welch ein rührend Bild iſt nicht eine Mutter, die mit ihren Kindern betet? Indem ſie die jungen Herzen hinleitet zum Geber alles Guten, wächſt das Vertrauen auf ihn in ihrer eignen Bruſt, und ſie hofft um ſo gewiſſer Erhörung, da es das Flehen der Unſchuld iſt, das kindlich zu dem Vater redet, und ſie ſieht in ihren Kindern ſelbſt Engel, deren Gebete milde Fürbitten für ſie werden.

Auch die Alte war erwacht, und hatte ſich von ihrer Lage erhoben, ſie ſchien ſtill mitzubeten, bis jene endeten, nun bot ſie freundlich guten Morgen, und trat zu Berthas Lager. Sie faßte wieder des Mädchens Hand, und ihr runzelvolles Geſicht drückte große Freude und Zufriedenheit aus. Sie ſtreichelte die noch bleichen Wangen Berthas und ſagte ſchmeichelnd: So recht, ſo recht mein gutes Töchterlein, bald biſt Du wieder wohl, nur heute mußt Du noch im Bettchen bleiben, doch kannſt Du vielleicht Nachmittag ein wenig aufſtehen.

Eure Kräuter haben ihr geholfen, nahm Frau Anna das Wort, ach, wenn ich Euch doch vergelten könnte, wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig!

Nicht doch, antwortete die alte Frau: Eine Liebe iſt der andern werth; Ihr habt mich ſo gaſtfreundſchaftlich aufgenommen, ich hätte ja ſterben können in dem Walde, hätte Euer guter Knabe mich nicht zu Euch geleitet.

Wie ſie dieſes und ähnliches noch ſprach, trat Renard in die Stube, dem Anna gleich mit dem Morgengruß die freudige Nachricht entgegen rief, daß Bertha wieder völlig wohl ſich fühle, worauf auch er mit freundlichen Worten der guten Alten ſeinen Dank zu erkennen gab. Was könnte auch Aeltern lieber ſeyn, als Wohlthaten, die von wohlwollenden Menſchen ihren Kindern erwieſen werden? Was von Andern den Kindern Gutes geſchieht, ſehen ſie an, als ſey es doppelt gethan ihnen ſelbſt und wo wäre eine zärtliche Mutter, deren Herz nicht überwallte von Gefühlen des Dankes gegen Jemand, der ihrem kranken Kinde Geneſung wiedergab? —

Die Alte ſchickte ſich an das Haus zu verlaſſen, und ſchied mit Dankſagungen und Segenswünſchen, die von der Fiſcherfamilie eben ſo warm erwiedert wurden. **Kune** begleitete ſie noch eine Strecke Wegs, brachte ſie auf einen Pfad, der nach jener Mühle führte, wohin ſie wollte, und wandte ſich dann, um nach der älterlichen Wohnung zurückzukehren. Die Alte hielt ihn noch einen Augenblick zurück. **Kune**! ſprach ſie: Du biſt ein guter Knabe, ich danke Dir noch einmal für den Liebesdienſt, den Du mir erwieſen haſt, und bitte Dich, auch Deinen Aeltern noch einmal zu danken.

Es iſt ja alles gern geſchehen, liebes Mütterchen! antwortete ihr treuherzig **Kune** und reichte ihr die Hand, ſie hielt ſie feſt in der ihren, und fuhr fort: Bleibe immer ſo, **Kune**, ſey immer gefällig und freundlich gegen Deine Nebenmenſchen, ſey ſo wohlthätig gegen Hülfsbedürftige, als es Deine Kräfte erlauben, und ehre das Alter, das in ſeiner Hülfloſigkeit an das Wohlwollen ſeiner jüngern Mitmenſchen und deren freundliche Begegnung gewieſen iſt, wenn Du das thuſt, ſo wird es Dir immer wohl gehen, und Du wirſt in dem Bewußtſeyn, Deine Pflicht erfüllt zu haben, einen höhern Lohn empfinden, als Geld und Gut Dir jemals gewähten können. Ich kann Dir nichts geben, aber der Segen einer alten Frau, deren Wohlthäter Du geworden biſt, ſoll Dich auf allen Deinen Wegen begleiten.

Als ſie das geſprochen hatte, ſchied ſie von Kuno, der ihr ſehr aufmerkſam zugehört hatte, und gar bald war ſie ſeinen Blikken entſchwunden. Er eilte mit fröhlichen Sprüngen nach Hauſe, wo er den Vater damit beſchäftigt traf, den Kahn wieder loszubinden, um heute abermals das Glück im Fiſchfang zu verſuchen. Kuno nahm von der Mutter einige Stückchen Brod in Empfang, und etwas Ziegenmilch zum Getränk, denn ſie wollten den ganzen Tag den Fluß befahren, er trug aber zuvor dem Schweſterchen noch einen Blumenſtrauß in die Stube, den er unterwegs in der Eile abgepflückt.

Gar wunderſchön war die Fahrt auf dem Fluſſe, die Sonne ſchien hell, und ein friſcher Oſtwind kräuſelte die Fläche des Waſſers zu tauſend kleinen Wellchen. Die Weiden hingen, wie durſtig, ihre Zweige tief in die klare Fluth, die Blumen, die am Ufer entlang blühten, der Reinfarrn mit ſeinen Goldknöpfchen, die ſilberweiße Waſſergarbe, die blaſſe Iris, der ſchöne purpurrothe Weiderich und das zarte liebliche Vergißmeinnicht, das die Millionen ſeiner himmelblauen Blumenſternchen entfaltet hatte, ſchienen alle ſo friſch und fröhlig den Morgen zu grüßen, ſchienen ſo freudetrunken vom Thau der Nacht, der noch in glänzenden Perlen auf ihrer Krone ſchimmerte, daß es eine Luſt war, ſie anzublicken. Aber dieſer ſchöne Tag war nicht günſtig für den Fiſchfang, und wie die Fiſcher auch auf und ab fuhren auf dem ruhigen Fluſſe, nichts fing ſich in den Reußen, die Renard gelegt, nichts in den Netzen, die er aufhing, nichts an der Angelſchnur, die Kuno geduldig harrend und unermüdet auswarf.

Der Sommertag verging, auf den Feldern und Wieſen, die man vom Kahn aus überſchauen konnte, zeigte ſich ein geſchäftiges Leben von Schnittern und Schnitterinnen, aber dieſer fröhliche Anblick wurde Renard zum Anlaß kummervollen Klagen. Die alle wiſſen doch, warum ſie arbeiten, ſagte er: ſie verdienen Eſſen und Trinken und Geld obendrein, ich armer Mann mag oft noch ſo thätig ſeyn, ich ſange nichts, und wenn ich nichts ſange, verdiene ich nichts, und muß mit Frau und Kindern hungern! Die da drüben freuen ſich des ſchönen Aerntewetters, o käme doch ein gnädiges Gewitter!

So wünſcht der Eigennutz der Menſchen, der oft in dem beſten Gemüthe wurzelt, immer nur das, was ihm ſelbſt frommt, ohne Rückſicht darauf, ob es Andern nützlich und angenehm, oder ſchädlich und verwünſchenswerth ſey.

Doch ſchien ein für Renard glücklicher Zufall ſeine eigennützigen Wünſche, die aber freilich die Sorge für die Seinen erzeugt hatte, zu begünſtigen. Der Himmel trübte ſich mehr und mehr, Schwalben ſtrichen eilenden Fluges über die Waſſerfläche hin, das kleine Waſſerhuhn ſchrie, es wurde immer düſtrer, nur die Lerchen ſangen noch hell unter dem dunklen Gewölk, bis fern über dem Waldgebirge der Donner rollte.

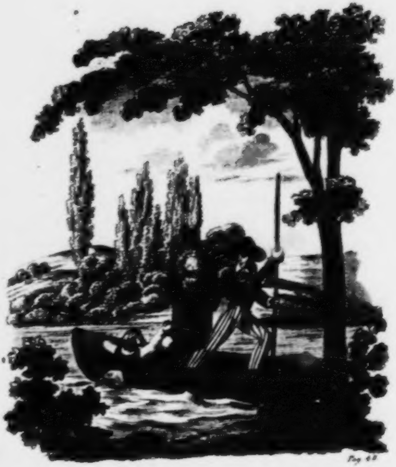
Und die Blitze zuckten hell durch den ſchwarzen Flor der Wolken, und majeſtätiſch zog das Gewitter heran; die Fiſcher legten den Nachen in eine ſichre Bucht und bargen ſich in eine Schilfhütte am Ufer. Ein Platzregen fiel, und verſcheuchte alle Arbeiter von den Feldern, doch nicht lange währte es, ſo erhob ſich ein heftiger Wind, der mit ſeinen ſchnellen Flügeln die Wellen peitſchte, und die Wolken verjagte, daß bald an einigen Stellen der blaue Himmel wieder ſichtbar [illegible]. In der Gegend, wo die Quellen des Fluſſes waren, und weiter ſtromaufwärts, mußte es weit heftiger geregnet haben, als da, wo Renard mit Kune ſich befand, denn der Fluß ſchwoll bedeutend an, wälzte gelbe Wogen in ſeinem Bette, und riß einen nahen Steg von Holz zuſammen, faſt in dem Augenblick, als ein alter Greis mit ſchneeweißem Barte ſo ſchnell, als es ſeine Jahre erlaubten, darauf zu eilte, um darüber hin zu gehen. Er erblickte die beiden Fiſcher, und nahte ſich ihnen, ſie bittend, ihn über den Fluß zu fahren.

Gern, Alter, ſagte Renard, wenn Ihr Euch nur eine Weile gedulden wollt, bis der Fluß ruhiger iſt. Darauf ſetzte ſich der Greis auf einen umgefallenen Weidenſtamm, und Kune betrachtete die ehrwürdige Geſtalt mit vieler Aufmerkſamkeit. Der Alte war mit einem braunen Pilgerrock bekleidet, trug einen Krückſtock, einen alten runden Hut mit breiter Krempe, und ſchien faſt ein Jahrhundert durchlebt zu haben. —

Bald war der Himmel wieder heiter, nur einige dunkle Wolken zogen noch umher und der Fluß wurde ruhiger. Jetzt war es nun die günſtigſte Zeit zu fiſchen, und die Verzögerung, welche die Ueberfahrt des Greiſes herbeiführte, war Renard nicht angenehm, doch ſprach er es nicht aus, ſondern beeilte ſich, jenem zu willfahren. Kuno reichte dem Alten die Hand, und war ihm beim Einſteigen behülflich, eingedenk der Worte, die ihm heute früh die alte Frau geſagt, und die er ſich tief in das Gedächtniß geprägt hatte. Der Greis dankte ihm mit einen freundlichen [illegible] und ſegnete ihn. Bald waren ſie nahe am jenſeitigen Ufer, der Alte zog ein kleines Geldbeutelchen hervor, das einige Kupfermünze zu enthalten ſchien und ſagte zu Renard: Ich will Euch eine kleine Belohnung geben für Eure Mühe.

Lieber Alter, antwortete Renard: wenn Ihr Geld entbehren könnt, ſo will ich eine kleine Gabe wohl nehmen, denn ich bin ein ſehr armer Mann, wenn Ihr aber nicht mehr im Vermögen habt, als in Euern Beutelchen da, ſo laßt es in Gottes Namen ſtecken, denn ich thue es Euch eben ſo gern umſonſt. Aber wie er noch ſprach, fiel das Beutelchen aus den zitternden Händen des Greiſes, zuerſt auf den Rand des Nachens, und dann in den Fluß und der Alte rief: O weh, o weh! mein ganzer Reichthum!

Ohne ſich lange zu beſinnen, ſprang Kuno in den Fluß, der an dieſer Stelle nicht tief war, und war in einem Augenblick unſichtbar. Nach wenigen Sekunden tauchte er jedoch wieder auf, und hielt den Beutel des Alten? nein, einen ziemlich großen Beutel, durch deſſen Maſchen Geld- und Silberſtücke ſchimmerten, in der Hand, und war mit vieler Behendigkeit in dem Kahn, und reichte dem Alten den Fund hin, dieſer aber ſprach: Das iſt nicht mein Beutel, lieber Kleiner. Kuno und Renard waren ſehr beſtürzt, und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten, aber ihre Beſtürzung erreichte den höchſten Grad, als plötzlich anſtatt des



Pag 48

Wohlthun trägt Zinsen.

Greiſes das alte Mütterchen vor ihnen ſtand, die ſie heute Nacht beherbergt. Dieſe ſprach ganz liebreich und freundlich: Behaltet die Zinſen Eurer Wohlthätigkeit, ſie kommen von der Fee Roxana. Darauf war es, als umhülle ſie ein Nebel, und dieſer ſtieg empor aus dem Nachen, und wurde zu einer Lichtgeſtalt, die ein Mantel voller goldner Sterne umfloß, die ein lilienweißes Kleid umwallte, deren Haupt eine Krone von Perlen und Diamanten ſchmückte. So flog die Fee Roxana den Wolken zu, die die untergehende Sonne wieder mit Gold und Purpur umſäumte.

Mit warmen Gefühlen des Dankes fuhren die beglückten Fiſcher nach Hauſe, in den Netzen hatten ſich zahlloſe Fiſche gefangen, und wie ſie anlegten bei der Hütte, und wie Bertha friſch und munter dem Vater und Bruder entgegenſprang, und die Mutter Anna beide willkommen hieß, da hielten Renard und Kuno den Beutel hoch empor, und riefen mit einſtimmigem Jubel: Wohlthun trägt Zinſen!!

III.

Geſpenſterglaube,

oder

der vermeinte Teufel.

Eine Erzählung.

1.

Die Geſchwiſter.

Die Schulen waren aus; von zwei entgegengeſetzten Straßen eilten die Kinder des Doktors der Rechte, Arnold, dem väterlichen Wohnhauſe zu. Heinrich, der luſtige wackre Tertianer, erblickte zuerſt die liebe Schweſter Mathilde, die zwei Jahre jünger, wie er, aus der Mädchenſchule nach Hauſe ging, rief ihr zu, und beide liefen nun ſchneller, und in die Wette ſich entgegen, bis ſie an der Hausthüre einander lachend in die Arme fielen. Arm in Arm gingen ſie nun die Treppe hinauf, legten die Bücher an die beſtimmten Plätze, und klopften an die Thüre des Studierzimmers ihres Vaters, um ihm den Morgengruß zu bringen, denn in der Frühſtunde, wo er gern ohne Unterbrechung arbeitete, durften ſie ihn nicht ſtören. Ein freundliches Herein! beſchied die liebenden Geſchwiſter in das Zimmer, und in des Vaters Umarmung. —

Vor einigen Jahren ſchon war den Kindern eine treffliche Mutter geſtorben, und der Vater widmete ſich mit aller Liebe der Erziehung und Bildung der theuern Pfänder ſeiner tiefbetrauerten Gattin. Er vermählte ſich nicht wieder, um ſeine Liebe nicht theilen zu müſſen zwiſchen ihnen und einer Stiefmutter, die ſo ſelten eine reine mütterliche Neigung für die Kinder der erſten Ehe mitbringt. Aelternliebe iſt unerſetzlich, werden wir ihrer ſchon in zarter Jugend beraubt, darum danke jeder, dem der Himmel einen redlichen Vater, eine zärtliche Mutter erhielt, innig dem Lenker ſeines Schickſals für dieſe Gnade, und ehre und liebe kindlich ſeine erſten Wohlthäter.

Vater Arnold hielt einen Brief in der Hand, als ihn die Kinder umhalſten, lächelte geheimnißvoll, wie er immer zu thun pflegte, wenn er ihnen eine Freude machen wollte, und ſagte:

Hört, meine Lieben, da ſchreibt mir mein Freund, der Gutsverwalter Meier in Wenigenfiſcha, wo ich, wie Euch bekannt iſt, Gerichtshalter bin, daß ich hinüber müſſe, und mich einrichten, einige Tage drüben zuzubringen. Das Wetter iſt ſchön, ob wir gleich ſchon im November ſind, wollt Ihr nun recht fleißig ſeyn, und nachholen, was ihr in der Schule verſäumt, und iſt es Euch ſonſt lieb, ſo nehme ich Euch mit.

Liebes, gutes Herzensväterchen! jubelten und ſchmeichelten die Kinder: gern wollen wir nachholen, wenn Du uns die Freude machſt, uns mitzunehmen! Wenn fahren wir? Wie viel Uhr? Was ſollen wir einpacken? Nehmen wir den Karo auch mit?

So fragten ſie durcheinander, ohne nur eine Antwort abzuwarten, herzten und drückten den Vater, und hätten ſich lieber gleich im Augenblick in die Kutſche geſetzt, doch bis morgen mußten ſie ihrer Ungeduld noch Zügel anlegen, aber das Haus durchſchallte ihr fröhlicher Ruf: Heiſa! Wir fahren nach Wenigenſiſcha!-Karo fährt auch mit, der trollige, närriſche Pudel!

Bald waren einige nöthige Sachen eingepackt, die Erlaubniß der Lehrer wurde eingeholt, und der Nachmittag und Abend verging unter Plänen und Geſprächen der Geſchwiſter, und als der Schlummer ſie fand, brachte er ihnen heitre Träume mit, voll Freudenbilder der kommenden Tage.

Wie glücklich iſt das jugendliche Alter! Eine Reiſe von wenigen Stunden Weges giebt Flügel der kindlichen Hoffnung, und beſchäftigt die Seele Tag und Nacht mit den Bildern der Dinge, die da kommen werden, des Neuen, was es zu ſehen, des Nützlichen, was es zu lernen, des Ueberraſchenden, was es anzuſtaunen giebt, und die geſchäftige Phantaſie koſtet ſchon voraus den Freudenbecher künftiger Fröhlichkeit.

Früh am andern Tage, als ein dichter Nebel die erſterbenden Fluren verhüllte, fuhr der Doktor Arnold mit ſeinen rothwangigen, glücklichen Kindern, und dem treuen Karo, im leichten Rollwagen dem, drei Stunden weit entfernten Wenigenſiſcha zu. —

2.

Die Reiſe.

Der Frühnebel ſank, heller und immer heller wurde die bleiche Sonnenſcheibe, die durch ihn ſichtbar war, bis der Schleier ganz zerriß, und blendendes Licht hindurchſtrömte. Gleich Inſeln hoben ſich die Berge empor aus dem wogenden Nebelmeer; wie mit weißer Seide überſponnen waren weithin die Felder, und auf den bereiften Wieſen funkelte es, wie tauſend blitzende Diamanten. Die Sonne ſtieg höher empor, und ſpiegelte ſich in den dampfenden Fluß, in deſſen Bette ſich die Nebel, wie Rauchwolken, wälzten.

Die Kinder jauchzten dem reinen herrlichen Tage entgegen, erzählten dem Vater ihre Träume, fragten und antworteten, und lauſchten aufmerkſam den Bemerkungen über Gegenſtände der Natur, die der Vater immer gern in das Geſpräch einſtreute, und ſo die Kinder dahinführte, daß ſie die tauſend Wunder, die jene ewige Freudengeberin ſo unerſchöpflich darbietet, lieben und begreifen lernten, ſo weit ihre kindliche Einſicht reichte.

Bald waren die wenigen Stunden zurückgelegt; ehe ſie es dachten, war die Zeit vergangen, und vor ihnen lag Wenigenſiſcha mit dem ſtattlichen Schloß der abweſenden Gutsherrſchaft, das maleriſch im Morgenglanze auf einer mäßigen Anhöhe daſtand.

Ueber dem Schloß erhob ſich noch ein Hügel, dieſen zierte die Ruine einer Ritterburg, in welcher früher die Herren des Ortes gewohnt hatten, bis in einer Fehde das alte Haus zerſtört worden war, und die ſpätern Beſitzer das neue, geſchmackvolle Schloß erbauten.

Ei, die prächtige Ruine! rief Heinrich. Wie freue ich mich, einmal ein altes Schloß, deren Vater ſo viele abgebildete hat, in der Wirklichkeit und in der Nähe zu ſehen! Sieh nur Mathilde, die kleinen Fenſterchen übereinander, und die ſchönen Bogen in jener Mauer! Sieh einmal recht ſcharf hin, iſt nicht ein Wappen am mittelſten Thurme? Geh mir Heinrich, mit Deinem alten Gemäuer, nahm Mathilde das Wort. Ich lobe mir das neue Schloß; ach, was müſſen da für ſchöne Zimmer drinnen ſeyn, prächtige Spiegel und Gemälde, köſtliche Schränke, Tiſche, Sophas, ſeidne Betten! O wenn ich alle dieſe Pracht ſehen könnte!

Schweſterchen, Schweſterchen! warnte Heinrich: verachte mir meine alte Burg nicht zu ſehr. Wir ſpielen eben Ritter. Ich bin der Burgherr, Du die Burgfrau, ich werbe Knappen im Dorfe, wir ziehen hinaus mit Lanze und Schwert, wir jagen Eber und Bären im Walde, und wenn wir zurückkehren, grüßeſt Du uns vom Söller herab mit einem weißen Tuche. Der Wächter ſtößt in die Trompete, wir reiten ein, und Du bringſt dem Sieger einen Kranz von Immergrün, weil das Eichenlaub ſchon dürr iſt.

Nun, fiel der Vater ein: ich wünſche, daß Ihr Euch ſo viel Vergnügen macht, als möglich, nur ſeyd vorſichtig und achtſam, damit Ihr keinen Schaden nehmt. Ihr ſollt allerdings die Ruine beſehen, nur warne ich Euch, nicht in die verfallenen Keller zu ſteigen, in denen ſich oft giftige Schlangen aufhalten, und nicht auf den Mauern herumzuklettern, denn leicht könnten ſich verwitterte Steine losbröckeln, und Euch mit hinab in die Tiefe reiſſen.

Die Kinder gelobten, der väterlichen Warnung zu gehorſamen und ſich in Acht zu nehmen; und jetzt waren ſie ſchon dem Schloßthor nahe, aus welchem ihnen eine große engliſche Dogge lautbellend entgegen ſprang, die Karo knurrend und widerbellend begrüßte.

Sultan! Sultan! kuſch! rief eine Mannsſtimme, und wie ſie auf den Hof fuhren, öffnete der Gutsverwalter Meier den Kutſchenſchlag, beſchwichtete die murrende Dogge, hieß den Doktor herzlich willkommen, half Mathilden und Heinrich aus dem Wagen, und hinter den Fenſterſcheiben in der Wohnung des Verwalters lauſchten neugierig mit einer Frau drei hübſche Kinder.

3.

Neue Bekannte.

Die Reiſegeſellſchaft trat in die Wohnung des Verwalters, wo er ſie mit ſeiner Frau nochmals herzlich willkommen hieß, letztere nahm ihnen Hüte, Mäntel und das ſonſtige Reiſegepäck ab. Die Kinder des Verwalters, zwei Knaben und ein Mädchen, all drei in Heinrichs und Mathildens Alter, ſtanden etwas ſchüchtern und blöde im Hintergrunde der Wohnſtube, aber ſie faßten bald Zutrauen zu den Stadtkindern, als ſie ſahen, daß jene nicht ſtolz und hochmüthig waren, ſondern mit freundſchaftlicher Offenheit ſich in Geſpräche mit ihnen einließen.

Während ein Frühſtück eingenommen wurde und der Doktor ſich mit Herrn und Frau Meier unterhielt, zeigte Chriſtel, des Verwalters Tochter, Mathilden ihre wenigen Bücher und Spielſachen, die freilich weder der Zahl, noch dem Werthe nach mit denen, die Mathilde beſaß, verglichen werden konnten, aber dieſe ſagte nicht praleriſch, wie eine Andre villeicht gethan hätte: das habe ich alles weit mehr, ſchöner und beſſer, nein, die gutерzogene Mathilde beſah Alles mit freundlicher Aufmerkſamkeit, und tadelte nichts, wenn es auch nicht ſo glänzend war, wie das Aehnliche, was ſie beſaß.

Unterdeß hatte Heinrich, nachdem er die wenigen Koſtbarkeiten ſeiner neuen Bekannten, Gottlieb und Jacob, auch beſehen hatte, bald angefangen, nach dem alten Schloſſe zu fragen, ob der Weg hinauf weit, ob es geräumig, und gefahrlos zu beſuchen ſey, aber auf alle dieſe Fragen antworteten die Brüder nur wenig, beide ſahen ſich verlegen an, und Heinrich merkte bald, daß ſie mit der Sprache nicht recht herauswollten, und ſagte: Was habt Ihr denn? Warum haltet Ihr hinter dem Berge? Iſt Euch verboten, das Schloß zu beſuchen?

Ja — ſprach Jacob zögernd, wir waren lange nicht oben, es iſt —

Es iſt ſo ſchauerlich droben, fiel Gottlieb ein: und gar nicht geheuer.

Es geht um droben, nahm Jacob wieder das Wort.

Es iſt nicht geheuer, es geht um? wie verſtehe ich das? fragte Heinrich, dem dieſe Ausdrücke der Furcht unbekannt waren, aber eben, wie Gottlieb antworten wollte, brach der Doktor auf, und der Verwalter ſchickte ſich an, ihn in das Schloß zu führen, und ihm und den Kindern die Zimmer zu zeigen, die ſie darin bewohnen ſollten, dadurch wurde das Geſpräch der Knaben unterbrochen, aber im Fortgehen ſagte Heinrich zu den Brüdern: Hört Burſche, heute Nachmittag ſeyd ſo gut, und geht mit uns aufs alte Schloß, nehmt auch Chriſtel und den Sultan mit, wir wollen eine Hauptluſt haben. —

Wie die Kinder mit dem Vater, und Herr und Frau Meier zur Thüre hinaus waren, riefen Jacob und Gottlieb ihrer Schweſter aus einem Munde zu: Höre nur, Chriſtel, der Heinrich will heute aufs Schloß eben, und wir ſollen mit.

Das Mädchen erſchrak, und antwortete kleinlaut: Wenn er darauf beſteht, ſo müſſen wir freilich mit, denn Vater würde ſchelten, wenn wir uns weigern wollten; Ihr wißt, daß er uns befohlen hat, alles zu thun, was wir können, um unſeren Gäſte die Zeit zu vertreiben, und ihnen Vergnügen zu machen.

Das will ich ja recht gern, ſagte Jacob, es ſind ja gute hübſche Kinder, — aber —

Aber — fiel Gottlieb ein, warum muß der Heinrich nur gleich auf das alte Schloß wollen?

Die zurückkehrende Mutter unterbrach das Geſpräch; ſie ſtimmte in das Lob der beiden Kinder des Herrn Doktor Arnold ein, und ermahnte die Ihrigen, ja recht freundlich und gefällig ihnen zu begegnen.

4.

Das alte Schloß.

In dem ſchönen Gebäude des neuen Schloſſes fand Mathilde des Bewundernswerthen noch weit mehr, als ſie gewünſcht und gehofft hatte auf der Reiſe. Was waren da nicht für wunderſchöne Bilder, und in jedem Zimmer Andre? Landſchaften, Ruinen, Städte, Viehheerden, Schlachten, Ritter, Portraits, Nachtſtücke voll ſchauerlichſchöner Beleuchtung! Und die Meubles! Spiegel, ſo hoch und breit, daß man mit einem Blick das ganze Zimmer und ſich ſelbſt vom Kopf bis zu den Füßen überſehen konnte. Herrliche Himmelbetten mit ſchweren ſeidenen Vorhängen, Prachtleuchter mit farbenſchimmernden Gläſern und viele ſolche Herrlichkeiten mehr von Zimmer zu Zimmer, ſo daß die Kinder des Schauens nicht müde wurden. Auch ein Naturalienkabinet hatte der reiche Gutsherr, und der gefällige Verwalter, der zu allem die Schlüſſel hatte, ſchloß es auf. Da bot ſich denn gar Manches der Wißbegierde und Verwunderung dar, was die Kinder noch nicht geſehen hatten. Kolibris, ſpielend und ſchillernd in brennendem Gold und Purpurglanz, eine große Schildkröte, ein Krokodil, die Haut einer Rieſenſchlange, ein Schwert- und ein Sägefiſch, köſtliche fremdländiſche Schmetterlinge, eine Käferſammlung, eine Konchilienſammlung, eine Eierſammlung, vollſtändig vom kopfgroßen Ei des Straußen, bis zum erbſengroßen Eichen des Blüthenhonigſchwelgers Kolibri. Mineralien und Verſteinerungen waren in Menge vorhanden, ſo daß das Verweilen im Naturalienkabinet mit hrem kenntnißreichen Vater für die Kinder nicht nur ſehr angeehm und unterhaltend, ſondern auch ſehr nützlich und lehrreich war. Jetzt führte der Verwalter die Fremden in ihre Zimmer, die mit allen Bequemlichkeiten verſehen waren. Eine Kammer und in Alkoven waren zum Schlafgemach beſtimmt, und die Kinder ühlten mit Wohlgefallen die Sammetweiche ihrer Eiderdunenbettchen an.

Mittlerweile war es Mittag geworden, die Mahlzeit wurde eingenommen, und war kaum beendigt, als Heinrich und Mathilde den Vater erſuchten, ihnen zu erlauben, wieder zu Meiers Kindern zu gehen, was dieſer gern gewährte. Sie eilten freudig fort, und wurden von jenen Geſchwiſtern mit Jubel empfangen.

Sultan und Karo hatten auch ſchon nähere Bekanntſchaft mit einander gemacht, und tobten nun, zum Schreck der Hühner, Tauben und Gänſe mit unmäßigem Freudengebell aus dem Hauſe, als die Kinder heraus traten, und den Schloßberg hinanſtiegen.

O wie ſchön, wie ſchön! riefen Heinrich und Mathilde einmal über das andere aus, als ſich im Hinaufſteigen eine unermeßliche, herrliche Ausſicht vor ihnen aufthat, ſo daß ſie im Bewundern derſelben erſt gar nicht die prächtigen ehrwürdigen Trümmer der alten Ritterburg gewahrten.

Aber nun, als ſie vor dem noch wohl erhaltenen Portal ſtanden, an welchem noch das Wappen, ein züngelnder Löwe, prangte; als ſie die Mauerreſte ſahen, die kühngewölbten gothiſchen Fenſterbogen, die Niſchen und Blenden, wo einſt Heiligenbilder geſtanden hatten, die verfallene Burgkapelle, deren Grabmäler und Altäre mit einem Laubnetz von immergrünen Epheu umſponnen waren, da gewahrten ſie nicht in ihrem frohen Erſtaunen, in ihrer lautjauchzenden Freude, daß Jacob, Gottlieb und Chriſtel immer noch zagend am Eingang ſtanden, ihnen nicht folgten in das Innere und nur ſcheue und furchtſame Blicke nach ihnen warfen.

Je, wo ſind denn die Andern, wo bleiben ſie? rief Heinrich ſeiner Schweſter zu, als ſie am Fuße eines hohen runden Thurmes ſtanden, auf deſſen Gipfel Tannen und Vogelbeerbäume, die noch mit ihren rothen Beeren im Sonnenſchein prangten, Wurzel gefaßt hatten, und Mathilde rief laut: Chriſtel! Gottlieb! Jacob! So kommt doch her!

Da kamen endlich die Geſchwiſter, aber langſam, und die Knaben riefen ſchon von Weiten: Um Gottes willen, geht dort weg, dort wanderts!

Halt, eh wir's vergeſſen, Männchen, rief Heinrich: Sagt mir doch, was iſt das: Es geht um, es wandert?

Es ſpukt dort, antwortete Gottlieb. Die weiße Frau läßt ſich ſehen, ſetzte Jacob hinzu.

Es rumpelt im Gewölbe und das eingemauerte Kind ſteht in der zwölften Stunde kreideweiß an der Mauer, ſprach Chriſtel ſchaudernd.

Ach, iſts das? ſagte Heinrich lächelnd. Nun merke ich, Ihr glaubt an Geſpenſter und fürchtet Euch vor ihnen; arme Kinder, da thut es mir freilich leid, daß ich Euch genöthigt, mit uns heraufzugehen. Doch nein, es iſt auch gut für Euch, ich will Euch eines beſſern belehren. Seht, unſer Lehrer ſagt: Wer an Geſpenſter glaubt, der iſt zu bedauern, denn er fürchtet ſich vor Dingen, die nicht ſind. Er iſt ein unglücklicher Menſch, deſſen Leben unter Furcht und Zittern hingeht, der den Abend mit Grauſen, und die Nacht mit Schrecken kommen ſieht. Es ſpukt nirgends, als in den Köpfen und der Einbildungskraft der Abergläubigen, es giebt aber keine Geſpenſter, darauf verlaßt Euch; faßt Muth, und zeigt uns Alles in dieſen ſchönen Ruinen, und glaubt mir aufs Wort, es wird uns nichts Unheimliches aufſtoßen. Ja, hätten wir eine Fackel, und hätte Vater mir es nicht unterſagt, ich wollte allein, ganz allein in den tiefen Keller ſteigen.

Dieſe muthige Anrede des furchtloſen Knaben verfehlte ihren Zweck nicht bei den Verwalters Kindern, ſie faßten Muth, und bemerkten nun erſt, aufmerkſam gemacht von Heinrich und Mathilden, wie ſchön, wie wunderſchön die Ruinen waren, in die zu gehen, ſie früher nicht zu bewegen waren.

In einer Bogenhalle, von der aus man eine herrliche Ausſicht auf das tiefer liegende neue Schloß, auf das Dorf und auf die ganze Umgegend meilenweit hatte, ruhten jetzt die Kinder aus, und ſahen dem Spiel der beiden Hunde zu, die ſich auf dem Raſenplatze, der früher der Burghof geweſen war, herumbalgten. Heinrich rief den Karo, und ließ ihn ſeine mannichfaltigen Kunſtſtückchen machen, was die Kinder ſehr beluſtigte, dann ſpielten ſie Blindekuh, denn aus dem Ritterſpiele wurde nichts, weil Heinrichs neue Bekannten nichts von Rittern und ihrem Leben wußten.

Die Sonne ging unter; die Verwalterskinder trieben zum Nachhauſegehen; die alte Furcht ſchien wieder über ſie zu kommen.

Sagt mir nur, fragte **Mathilde**: Wer macht Euch denn ſolche Sachen weiß, die kein Vernünftiger glaubt?

Der **Michel** erzählt uns Abends immer davon, antworteten die Brüder. Und **Sabine**, ſetzte **Chriſtel** hinzu.

Wer ſind **Michel** und **Sabine**? fragten die Kinder des Doktors.

Der eine iſt unſer Großknecht, die andre unſre alte Magd, ward ihnen zur Antwort.

Ei, das müßt Ihr nicht leiden, daß ſie Euch das dumme Zeug erzählen, ich würde ſie tüchtig auslachen! rief der feurige aufgeklärte **Heinrich**.

Ach, es ſind gute Leute, Ihr werdet ſie auch noch ſehen, ſagte **Chriſtel** ſanft.

Wir bitten ſie oft ſelbſt darum, uns zu erzählen, meinte **Jacob**.

Ja, dann ſeyd Ihr ſelbſt Schuld, wenn Euch Narrenspoſſen aufgebunden werden. Ach, wäret Ihr Knaben nur in unſrer Schule, Ihr ſolltet bald ganz anders denken.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen, in denen **Heinrich** und **Mathilde** ihre jungen Freunde vom Ungrunde des Geſpenſterglaubens zu überzeugen ſuchten, gelangten ſie wieder an das Schloß, wo ſie ſich trennten, indem **Meiers** Kinder in ihre Wohnung gingen.

Die Kinder **Arnolds** erzählten bei der Abendmahlzeit ihrem

Vater alles, was ſie Schönes geſehen, und da ſie ziemlich ermüdet waren, ſo ſuchten ſie bald die Ruhe, und ſchlieſen ſanft und ſüß im Schutze des Engels der Freude und Unſchuld.

5.

Michel. Die Rüſtkammer.

Am folgenden Morgen ſprangen Heinrich und Mathilde wieder hinüber zu den Verwalters Kindern, denn Arnolds vielfache Geſchäfte hatten ſchon begonnen, ſo daß er ihnen keine Zeit widmen konnte. Die Geſchwiſter empfingen ſie mit vieler Freude, und ſtreiften mit ihnen umher in den Ställen und Scheuern, auf den Fruchtböden, und in den Gärten, und zeigten ihnen alles, was nur irgend in den weitläuftigen Gebäuden ſehenswerth war. Wie ſie über den Hof gingen, zog der alterthümlich gebaute Ziehbrunnen Heinrichs Aufmerkſamkeit auf ſich, und ſie traten näher hinzu. Er war in alter Zeit erbaut, ganz durch Felſen gehauen, hatte im Bezirk der Burg gelegen und war außerordentlich tief, ſo daß ein hineingeworfener Stein ſechzig Sekunden fiel, ehe er die Waſſerfläche klingend erreichte. Während die Kinder noch am Brunnen ſtanden, kam auch der Großknecht Michel, von dem am geſtrigen Tage die Rede geweſen war, um Waſſer für ſeine Pferde zu holen, und bot ihnen freundlich guten Morgen. Wie er die Eimer niederließ in die Tiefe des Brunnens, ſagte er: Na Kinderchen, heute iſt Martinstag, heute kommt der Knecht Ruprecht, da werden die böſen Kinder in den Sack geſteckt, den Guten bringt er aber etwas mit.

Die Kinder lachten, Michel aber ſagte: Na; na, werdet ſchon ſehen!

Wie Michel fort war, fragte Heinrich ſeine Freunde: ob ſie den Knecht Ruprecht ſchon geſehen hätten? worauf Jacob erwiederte: So lange wir wiſſen, iſt er jedes Jahr gekommen, es iſt ein häßlicher Kerl, kriecht auf Händen und Füßen, brummt und ſieht aus, wie ein Bär, bringt Aepfel und Nüſſe, und hat einen Sack und eine große Ruthe bei ſich.

Heinrich und Mathilde, die nie etwas von dergleichen gehört hatten, wunderten ſich darüber, aber bald wurde unter fröhlichen Kinderſpielen der Knecht Ruprecht ſammt ſeiner großen Ruthe vergeſſen. —

Nach Tiſche ließ der Verwalter, durch einen alten Bedienten der Gutsherrſchaft, der noch im Schloſſe war, noch zwei ſehenswerthe Merkwürdigkeiten den Kindern des Doktors zeigen, nämlich eine Rüſtkammer und eine Marterkammer.

In der erſten ſahen ſie voller Erſtaunen, eine Menge alter Harniſche und Rüſtungen, ganz vollſtändig, wie ſie die Ritter getragen hatten, ſie waren alle aufgeſtellt, ſo daß beim Eintreten die Kinder faſt erſchracken, weil ſie ſo viele Eiſenmänner vor ſich ſahen. Sie probirten auch einige kleine Helme auf, aber ſie waren ihnen doch zu groß und zu ſchwer, und Mathilde und Chriſtel konnten ſich nicht genug wundern, als ſie erfuhren, daß zuweilen auch Frauenzimmer ſolche Rüſtungen, wenn auch etwas leichter

earbeitet, getragen hätten. Ein Schwert konnten ſie kaum erhe-
en; ein großes hölzernes Pferd war auch geharniſcht aufgeſtellt,
nd die Kinder brachten lange Zeit mit Betrachtung der einzelnen
Stücke, der Schilde, Schwerter, Lanzen, Fahnen, Armbrüſte,
Bogen, Pfeile, Köcher, Hakenbüchſen, Türkenſäbel und ſonſti-
ger alterthümlicher Armaturen zu.

Die Marterkammer lag tief unter der Erde, in einem ſchauer-
ichen Gewölbe, und enthielt alle die fürchterlichen Inſtrumente,
nit welchen man in frühern Zeiten die eines Verbrechens Angeſchul-
digten zum Geſtändniß zwang, und ihnen oft durch raſende Schmer-
zen Bekenntniſſe von Unthaten entriß, deren ſie ſich nie ſchuldig
gemacht hatten. Da ſahen die Kinder mit tiefem Schauder die Fol-
terwerkzeuge, die Weiſe, die Daumſchrauben, u. a. ſie ſahen mit
Entſetzen die ſchreckliche ſogenannte eiſerne Jungfrau. Dies war
ein hölzernes weibliches Bildniß; der zum Tode durch daſſelbe ver-
urtheilte Verbrecher mußte es küſſen, in dem Augenblick, wo er
es that, ſetzte ſich ein darin verborgenes Maſchienenwerk in Bewe-
gung, hundert ſcharfe und lange Meſſer fuhren von allen Seiten
heraus, und arbeiteten ſo lange, bis der Unglückliche in tauſend
Stücke zerſchnitten war.

Still, des tiefen Eindruckes voll, verließen die Kinder den grauenvollen Ort, und ſchöpften friſch Athem im freundlichen Licht des Tages.

Abends nach Tiſche hatte Vater Arnold immer noch mit dem Verwalter Rechnungsgeſchäfte abzumachen, und ſeine Kinder erhielten Erlaubniß, den Abend bei ihren neuen Freunden zubringen zu dürfen.

6.

Die Spukgeſchichte.

In der Stube ſaß die Verwalterin mit der alten Magd Sabine, beide ſpannen, und die Kinder hatten am großen Familientiſche Platz genommen, wo ſie um Nüſſe ſpielten. Als ſie ſich ſchon eine Weile auf dieſe Weiſe unterhalten hatten, kam auch der Großknecht Michel in die Stube, ſetzte ſich an den warmen Ofen, und rauchte in behaglicher Ruhe ſein Pfeifchen.

Nun Sabine, fragte er die Magd, wie war es mit den drei Feuermännern bei Deinem Dorfe?

Bei dem Worte Feuermänner hielten Meiers Kinder mitten im Spiel ein, und horchten hoch auf.

Ja, antwortete Sabine: das waren drei Mörder, die gräulich ſpukten, weil ihre Uebelthaten noch nicht alle ans Licht gekommen waren, bis ſie ein Mönch auf den Galgenberg bannte, wo ſie ſich immer noch im Advent ſehen laſſen.

Eng ſchloſſen ſich des Verwalters Kinder an einander an, als nun ihr Lieblingsthema in Gang kam, und eine Geſpenſtergeſchichte der andern folgte, die von Irrwiſchen, Schatzgräbern, Nixen, Kobolden und dergl. handelten. Draußen heulte der Novemberwind ſchaurig dazu, und bei jedem Windſtoß fuhren Chriſtel und ihre Brüder zuſammen; Heinrich und Mathilde ſahen und hörten das Alles nicht ohne verbiſſenes Lachen, während ihre Freunde ſich den ſchauerlichen Eindrücken ganz hingaben, die dieſe lebhaft vorgetragenen Erzählungen auf ihre jungen Gemüther machten, denn der Aberglaube iſt eine Feſſel, aus welcher der nur ſchwer ſich losringt, den ſie einmal feſthält.

Wie kann ſich nur ſo etwas zutragen? fragte Heinrich, als wieder ein Geſpenſtermährchen aufgetiſcht worden war, das den leicht- und abergläubigen Kindern die Haare zu Berge trieb.

Oho, junges Herrchen! antwortete Michel, da will ich Ihm ein Stückchen erzählen, daß ſich hier, hier auf dieſem Schloſſe ereignet hat, das gewiß und wahrhaftig wahr iſt.

Erzähle, erzähle, Michel! riefen die hörluſtigen und treuglaubende Geſchwiſter Meier, und Michel begann ohne Weiteres:

Der letzte Ritter, welcher das nunmehr verfallene Schloß bewohnte, war gar ein grauſamer und böſer Menſch, vor dem ſich ſeine Unterthanen und die ganze Umgegend fürchteten. Er glaubte weder an Gott, noch an den Teufel, und übte ſo viele Gewaltthaten aus, daß ſich endlich die benachbarten Ritter verbanden, ihn mit Krieg zu überziehen, wo möglich ihn zu tödten, und ſeine Burg zu zerſtören. Der Wüthrich hatte aber ſeine Kundſchafter, die ihm dieſes hinterbrachten, und traf ſchnell alle Anſtalten zur Vertheidigung. Nun hatte er gehört, daß jede Burg unüberwindlich ſey, wenn ein Kind, das noch an der Mutter tränke, lebendig in die Mauer der Burg eingemauert werde, und da er das feſt glaubte, ſo ließ er eine arme Frau mit ihrem Kinde fangen, und die Einmauerung vornehmen. Die Mutter fiel ihm zu Füßen, und bat flehentlich, ihres Kindleins zu ſchonen, aber vergebens, die grauſame That wurde vollzogen, und der Ritter ſtieß die Flehende mit den Füßen von ſich, da wankte ſie noch bis zu der Stelle, wo ihr Kind in der Mauer verſchmachtete, fluchte dem Mörder, und ſtarb vor Schmerz und Jammer. Wie nun die Feinde kamen, und mit ihren Knappen die Burg ſtürmten, trat der Ritter auf den runden Thurm, verhöhnte ſie, und forderte ſeine Knechte auf, ſich tapfer zu wehren. Das geſchah denn auch, aber wie der Kampf recht wild tobte, und der Ritter eben auch vom Thurme ſteigen wollte, ſiehe, da ſtand plötzlich das eingemauerte Kind in ſeinem Hemdchen außerhalb der Mauer, und drehte mit der kleinen Hand herauf nach ſeinem Mörder, und die Frau ſtand auch unten, und hob die Hände, wie zur Verwünſchung, empor. Dreimal drehte das Kind, und der Ritter wurde bleich und ſtarr vor Schreck, taumelte zurück, trat unverſehens auf ein Bret, das eine runde Oeffnung verſchloß, es brach, und er ſtürzte dreißig Ellen tief in das finſtre Verließ, wo noch einige Gefangene ſchmachteten; unten hatte der Thurm keine Thüre, und die Gefangenen wurden alle durch die Oeffnung an Stricken herabgelaſſen. Der Ritter war noch nicht tod, er winſelte noch; wie die Eingekerkerten hörten, daß er es war, fielen ſie über ihn her, und marterten ihn langſam zu Tode. Die Burg war mitlerweile erobert, die Spießgeſellen des Ritters wurden erſchlagen, und die Gefangenen befreit, worauf man die Burg zerſtörte.

Da, wo jetzt das neue Schloß ſteht, ſtand ſonſt ein anders altes Gebäude, das Kemnate genannt wurde, und mit der höher gelegenen Burg durch einen unterirdiſchen Gang in Verbindung ſtand. Wie nun das neue Schloß, vielleicht vor hundert Jahren, gebaut und das alte Haus abgetragen wurde, wurden die Arbeiter jeden Tag, ja faſt jede Stunde geneckt; Steine kamen geflogen, Ohrfeigen wurden ausgetheilt, Gerüſte eingeſtürzt, alles von unſichtbaren Händen, ſo daß die meiſten Arbeiter nicht mehr bleiben wollten. Beim Einreiſſen einer Wand entdeckte man eine darin verborgene eiſerne Thüre, öffnete ſie mit Brechſtangen, und kam auf eine ſchmale verborgene Treppe; wie man vorſichtig hinab ſtieg, gelangte man in ein ſchauriges Gewölbe, und wie man ſich darin umſah, hörte man dreimal einen lauten Seufzer, der aus dem Fußboden zu kommen ſchien. Man brach dieſen ſogleich auf, und fand drei Todtengerippe. Man hob ſie heraus und begrub ſie, worauf das Spuken, Werfen und Rumoren aufhörte. Der Ritter aber, der in dieſen Gewölben ſein grauſames Mörderhandwerk getrieben, und auch die Folterkammer bauen laſſen, iſt bis auf den heutigen Tag von gar Manchem geſehen worden. Er geht umher in völliger Rüſtung, ſein Geſicht iſt erdfahl, die Augen ſtehen fürchterlich ſtarr, ſein grauer Bart reicht bis auf die Bruſt herab. Die Frau im alten Schloß erſcheint noch manchmal mit ihrem weißen Kinde, ich habe ſie ſelbſt geſehen, das iſt gewiß wahr, und ich weiß noch mehr, aber ein alter Dienſtbote ſoll nicht von Allem reden.

Es iſt doch nicht wahr, ſagte Heinrich keck; daß der Ritter und die Frau ſpuken, wer weiß, was Er geſehen hat.

Was? nicht wahr? fragte Michel, und that einen gewaltigen Schwur, mit welchem wir die jungen Leſer verſchonen, um die Wahrheit ſeiner Worte zu beglaubigen.

Wer wird nur ſo garſtig fluchen und ſchwören! nahm Mathilde das Wort.

Das kann ich mit gutem Gewiſſen, Jüngferchen, antwortete Michel, denn ich weiß, was ich weiß, was die Augen ſehen, glaubt das Herz, aber heut zu Tage will das Ei ſchon klüger ſeyn, wie die Henne. Und noch Einiges in den Bart murmelnd, verließ er die Stube.

Es war aber durch des Knechtes Erzählung aufs Neue eine ſolche Furcht über die Verwalters Kinder gekommen, daß ſie gar nicht zu reden wagten. Die alte Sabine war eingenickt, die Verwalterin hatte die Stube verlaſſen, Karo lag ſchnarchend unter dem Ofen, ſo ſaßen die Kinder ſtill beiſammen, und das Geſpräch ſtockte. Auf einmal —

7.

Knecht Ruprecht.

Auf einmal ließ ſich auf dem Vorſaal ein dumpfes Geräuſch hören, es polterte, brummte, kratzte an der Stubenthüre. Knecht Ruprecht! riefen Chriſtel, Jacob und Gottlieb, und krochen eilig hinter dem Ofen zuſammen, während Heinrich und Mathilde mit einem Gemiſch von Schreck und Erwartung ruhig blieben, und lächelnd der Erſcheinung entgegenſahen. Da öffnete ſich die Thüre ein wenig, und eine tiefe Baßſtimme rief:

Ich bin Hans Ruprecht, der treue Knecht,
Und halte viel auf Ordnung und Recht.
Drum komm' ich zu Euch in dunkler Nacht,
Und habe Euch etwas mitgebracht!

Und eine reichliche Ladung Aepfel und Nüſſe rollten in die Stube, die von den Kindern mit lautem Jubel aufgeleſen wurde. Und dreimal wiederholten ſich die Worte, und mit ihnen die Spende; dann pochte es wieder und rief brummend:

Da daußen wird mir's gar zu kalt.
Bin ſchon dreihundert Jahre alt,
Ich will mich in die Stube machen,
Und den Kindern vertreiben das Lachen.

Aufs Neue kreiſchten Meiers Kinder, und flüchteten hinter den Stuhl der alten Sabine, die der Lärm ermuntert hatte, wie nun eine abentheuerliche Geſtalt in die Stube kroch, mit fürchterlichem zähnefletſchendem Geſicht, rauchen Tatzen, zottigem Pelz, über ſich einen leeren Sack, in der einen Tatze eine große Ruthe.

Laut bellend ſprang Karo unter dem Ofen hervor, und auf die Geſtalt ein, als er aber einen derben Klaps empfing, zog er ſich heulend und mit eingezogenem Schwanze zurück.

Mathilde mußte ſehr lachen über das bärenähnliche Ungethüm, und über die Furcht ihrer Freunde; jetzt haſcht Knecht Ruprecht nach ihr, lachend entflieht ſie, und Heinrich ſchwingt ſich mit raſchem Sprunge auf ſeinen breiten Rücken, reißt ihm die Larve ab, und ſiehe da — es iſt Michel, der ſeinen Pelz und ſeine Handſchuhe verkehrt angezogen hat, und nun recht ausgelacht wird von den Kindern. Und in dieſem Augenblicke trat der Verwalter mit dem Doktor in die Stube, Heinrich hatte die Larve noch in der Hand, und erzählte ſeinem Vater, wie er dazu gekommen ſey. Der Verwalter aber war ungehalten über die Mummerei und ſagte zu Michel, wie dieſer ſich beſchämt aus der Stube ſchlich: Der alte Kerl will Andre fürchten machen, und iſt ſelbſt ſo furchtſam wie ein Kind, und ſo abergläubig, wie ein altes Bauernweib.

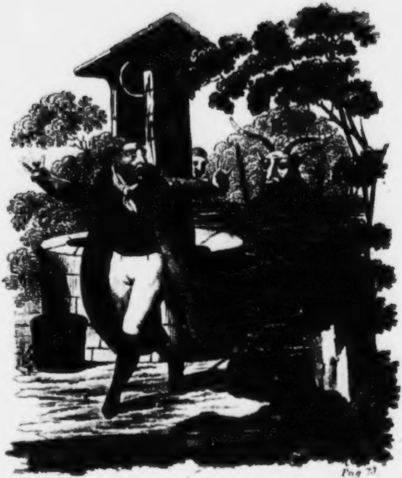
Dieſe Worte ſchrieb ſich Heinrich hinters Ohr.

Arnold ſagte mit ſeinen Kindern der Familie Meier gute Nacht, und begab ſich mit ihnen zur Ruhe, nachdem ſie ihm Michels lächerliche Geſpenſtergeſchichte wieder erzählt, und der Vater freute ſich ſehr, daß ſeine kleinen Lieblinge nicht angeſteckt worden waren von der Furcht ihrer neuen Bekannten.

8.

Der vermeinte Teufel.

Der folgende Tag war unfreundlich; die Kinder Arnolds konnten nicht ins Freie, und beſchäftigten ſich den größten Theil deſſelben im Zimmer, wo ihnen ſchöne Bilderbücher, Kunſtgegenſtände und dergl. Unterhaltung genug gewährten. Gegen Abend hellte ſich das Wetter auf, und da ſie mit dem Anbruch des nächſten Morgens wieder mit dem Vater nach der Stadt reiſen mußten, ſo wollten ſie gern noch einige Stunden in der Geſellſchaft ihrer Freunde zubringen, was ihnen der Vater auch gern erlaubte. Vorzüglich drängte es Heinrich, gegen Michel ein Späschen auszuüben,



Pag 71

Gespensterglaube.

er war auch noch im Beſitz von deſſen Larve; ſo gingen denn die Geſchwiſter hinüber zu Meiers, und Heinrich theilte den beiden Brüdern heimlich ſein Plänchen mit. Er hatte bemerkt, daß ein großer Ziegenbock, der ſein Plätzchen im Pferdeſtalle hatte, ſehr an Micheln gewöhnt war, und dieſem oft nachlief, wie ein Hund. Dieſen Bock führten die Kinder mit ſich in den Garten, wo ſie ſich hinterm Zaun verbargen. Auch die Hunde Karo und Sultan ließen mit.

Die Dämmerung brach ſchon ein, Michel eilte mit ſeinen Tränkeimern zu dem großen Ziehbrunnen, hinter dem ſich der Gartenzaun hinzog. Einen Eimer hat er ſchon voll gefüllt, unbefangen will er den zweiten hinablaſſen, da hört er ſeitwärts ein Geräuſch — blickt auf, und läßt mit einem lauten Schrei den Eimer fallen, ſtarr nach einem Punkt hinſehend, wo ein furchtbares Ungethüm mit zähnefletſchendem Menſchengeſicht, großen Hörnern, und über und über behaart, über den Zaun ſieht, und mit einem langen Barte wackelt.

Jetzt ſpringt es auf ihn zu, der mit ſtreubendem Haar lautſchreiend davon läuft, in der Meinung, es ſey der leibhafte Teufel. Laut ſchallt hinter ihm der Kinder Gelächter, Karo und Sultan brechen bellend durch den Zaun, die Kinder kommen hervor, Michel ſchreit immer noch, nicht wiſſend wohin aus Angſt, es iſt ein fürchterlicher Lärm, endlich ſteht der vermeinte Teufel ſtill, ſchüttelt ſich, und nun ſieht Michel, ausgelacht und beſchämt, daß es nur der große Ziegenbock iſt, dem Heinrich Michels eigne Larve vorgebunden.

Furcht und Aberglaube nehmen ſo ſehr die Sinne derer gefangen, die ihre Sklaven ſind, daß die plumpeſte Täuſchung ihnen kaum auffällt, daß der geringſte Gegenſtand ſie in Zagen und Bangigkeit verſetzen kann, wenn er ihnen unerwartet entgegentritt. Ein im Gebüſch aufſpringendes Thier, ein Stückchen faules leuchtendes Holz, eine Sternſchnuppe, ein wehender Lacken, ein alter Baumkletz können ſie erſchrecken, weil ſie überall und immer ſich von Geiſtern und Geſpenſtern umgeben wähnen, und nicht begreifen wollen, daß die Güte Gottes nimmer zulaſſen kann, daß die Menſchen, die er ſo väterlich liebt, von überirdiſchen Schreckgeiſtern gequält würden, wenn es auch wirklich Geiſter dieſer Art gäbe. —

Alle Bewohner des Schloſſes und Gutes verſammelten ſich und halfen Michel auslachen, aber Doktor Arnold verwieß ſeinem Sohne das Späßchen ſehr ernſtlich. Er ſagte zu ihm das Sprüchwort:

Was Du nicht willſt, daß man Dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu!

und zeigte ihm, welche ſchädliche Folgen erſchrecken und in Furcht ſetzen ſchon gehabt haben, und haben können.

Michel mußte dem Verwalter verſprechen, keine Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten mehr zu erzählen, und niemand mehr durch Verkleidungen fürchten machen zu wollen. —

Am folgenden Morgen reißte Doktor Arnold mit ſeinen Kindern von Wenigenfiſcha wieder nach der Stadt zurück, nachdem ſie von der Familie des Verwalter Meier herzlichen Abſchied genommen, und die Kinder deſſelben verſprochen hatten, ihre Freunde bald einmal in der Stadt zu beſuchen.

Auf der Heimfahrt erzählte Arnold ſeinen Kindern noch manches Beiſpiel von dem vielen Unglück, welches durch Geſpenſterglauben und Aberglauben überhaupt ſchon entſtanden iſt, ſo wie dadurch, daß Menſchen von Andern plötzlich und heftig erſchreckt wurden, was oft gefährliche Krankheiten, wie böſes Weſen, Wahnſinn, ja ſogar den Tod nach ſich ziehen kann.

Die Kinder verſprachen ihrem Vater, niemals Andre zu erſchrecken, und ſie erinnerten ſich noch lange der frohen Tage in Weſenigenſiſcha; wir aber haben zu unſern jungen Leſern und Leſerinnen das gute Zutrauen, daß ſie gleich Heinrich und Mathilden die Warnung beherzigen werden, die in dieſer Geſchichte für ſie enthalten iſt. —

IV.

Die Kinder von Erfurt.

Eine Sage der Vorzeit.

Es war ein wunderſchöner Nachmittag im Monat Mai des Jahres 1237, an welchem in einem Garten, in einer der Vorſtädte von Erfurt, eine kleine Schaar von Kindern ſich bei fröhlichen Spielen vergnügte. Der Lenz war in aller ſeiner jugendlichen Herrlichkeit gekommen, die Erde hatte ſich mit ihrem ſchönſten Feſtkleid geſchmückt, und eine unendliche Luſt hatte die ſtille Trauer, die der Winter in ſeinem Gefolge geführt, von den friſch grünenden Fluren hinweg geſcheucht. Der warme belebende Hauch der Luft, der über die Gefilde hinfächelte, ſtreute einen Blüthenregen auf die Kinder nieder, und in den Zweigen der Obſtbäume, von denen dieſer herab ſank, jagten und neckten ſich luſtig die Vöglein, bauten Neſter, oder ſaßen ſchon, voll Hoffnung und Liebe, brütend auf den kleinen Eiern.

Während die Knaben Asmus von Millwitz, Günther Ziegler, Conrad Fiſcher und einige andre Söhne angeſehener Geſchlechter, aber Alle nicht über das Alter von 12 Jahren hinaus, mit kleinen Armbrüſten nach einem Ziele ſchoſſen, und dabei ziemlich laut waren, ſaßen die Mädchen, Urſula Gaßmann, Alheidis von Millwitz, des Asmus Schweſter, Magdalena Kiſtner, und noch drei ihrer Freundinnen, in einiger Entfernung von dem Spiel- und Tummelplatz der Knaben, und waren theils damit beſchäftigt, einen Kranz von Veilchen, Primeln und Maaßlieben für den Sieger zu flechten, theils einer ſchön geputzten Puppe ein Häuschen zu bauen, und ein weiches Bettlein von Moos zu bereiten. Ein lautes Jauchzen vom Schießplatze her verkündete den Meiſterſchuß; Asmus hat gewonnen! der Pfeil ſitzt mitten im Herzen des Sarazenenmannes!

Her ihr Mädchen! Her Alheidis, bringt den Kranz für den glücklichen Bruder! ſo riefen die Knaben durcheinander, und zogen, den kunſtreichen Schützen in ihrer Mitte, auf die Mädchen zu, die nun den blühenden Asmus bekränzten und umtanzten, wobei ſie ein fröhliches Liedchen ſangen.

Seht, dort ſteht einmal wieder die ſtille Urſula! rief Günther Ziegler, ein ausgelaſſener Knabe: warum tanzt ſie nicht mit? iſt ſie zu ſtolz?

Die Genannte hob ihr Lockenköpfchen empor, als ſie ihren Namen nennen hörte, und ließ die große Maaßliebe, deren Blätter ſie einzeln gedankenlos abgepflückt, auf den grünen Raſen fallen.

Fehlt Dir etwas Urſula, daß Du Dich nicht mit uns freuſt? rief ihr Asmus fragend zu.

Mir fehlt nichts, antwortete ſie, und ich freue mich gewiß, ich bin nun einmal etwas ſtiller als Ihr, — dabei lächelte ſie ſehr ſanft und freundlich.

Laßt mir nur meine ſtille Freundin in Ruhe und ungeneckt, rief Alheidis, indem ſie aus dem Kreis ſprang, ihre Arme um Urſulas Nacken ſchlang, und ſie ſchweſterlich küßte.

Schweſter Alheidis hat Recht, nahm Asmus das Wort, niemand ſoll unſrer Urſula etwas Böſes ſagen. Hier, rief er, indem er ſich den Kranz aus den dunkeln Locken nahm, hier Urſula, ich ſchenke Dir meinen Kranz!

O behalte ihn doch, behalte ihn, ſagte Urſula verwirrt und weigerte die Annahme.

Aufheben wirſt Du mir ihn doch? fragte faſt zürnend über die Weigerung der feurige Knabe, und Urſula nahm nun den Kranz mit zitternder Hand. —

Wie die Knaben wieder nach ihrem Schießplatze geſprungen waren, um von Neuem ihre Uebung zu beginnen, ſetzten ſich die Mädchen in einen Kreis, ohne recht zu wiſſen, was ſie nun anfangen ſollten.

Was treiben wir nun? fragte Magdalena Kiſtner.

Wollen wir noch nicht nach Hauſe? fragte Urſula zurück. O warum nicht gar ſchon nach Hauſe? Es iſt noch nicht ſpät, es wird nun erſt recht ſchön! riefen mehrere Mädchen, und in der That, die Lüfte ſchienen immer balſamiſcher zu wehen, immer blauer und reiner wurde der Himmel, je mehr die Sonne ſich dem Weſten näherte, und die Vögel ſangen in lauten ſchmetternden Jubelliedern ihre ſelige Frühlingsluſt in die blühende Welt, die ſie umgab, hinaus. Auch Schmetterlinge gaukelten von Garten zu Garten, von Blume zu Blume, und flogen oft paarweiſe, immer einer den andern umflatternd durch das Blättergrün, daß es faſt anzuſehen war, als wären wunderbare bunte Blumen lebendig geworden, und würden den Mädchen wie Liebesgaben des Frühlings, in den Schoos fallen.

Wollen wir Mährchen erzählen? fragte Alheidis, und Alle riefen einſtimmig: Ja, ja, das wollen wir, und Urſula ſoll den Anfang machen. Nicht war, Du thuſt's, Du weißt immer die ſchönſten Geſchichten!

Urſula, die den Kranz immer noch in der Hand hielt, den Asmus ihr gegeben hatte, ſagte zu den bittenden Freundinnen: Laßt mich, ich weiß gar kein Mährchen mehr; die ich wußte, habe ich Euch ſchon erzählt. Erzähle doch heute eine Andre, Du Magdalene, oder Du Alheidis!

Wie biſt Du heute nur ſo ſonderbar, meine liebe Freundin? Du biſt doch nicht krank? fragte Alheidis mit liebevoller Beſorgniß.

Ich weiß ſelbſt nicht, was mir fehlt, antwortete ihr mit der ihr eigenen Sanftmuth und Freundlichkeit Urſula Gaßmann: ich bin wohl, und auch nicht, froh, und doch auch betrübt, ohne daß ich wüßte, warum. Es wohnt in meinem Herzen eine innerliche Freude, die aber durchaus nicht laut werden darf.

Urſula ſchwieg, und erröthete darüber, daß ſie Worte geſprochen, die das, was ſie empfand, ſo richtig ausgedrückt, und doch über ihre Jahre gingen.

Erzähle, erzähle, bitte, lieb Urſulchen! bat jetzt das Kleinſte der Mädchen, ein Kind von ſechs Jahren, und reichte ihr die Puppe dar, die es bisher, in ſein Halstuch gehüllt, getragen hatte.

Urſula mußte wieder lächeln über das Kind, das ihr ſein Liebſtes opfern wollte um ein Mährchen, und nahm die Kleine auf den Schoos, indem ſie ſagte: Ich will Euch Mädchen nur den Willen thun, aber Ihr müßt dann auch erzählen, eine nach der andern.

Das wollen wir gern! riefen die Kinder, und wurden nun ſtille, während **Urſula** ihr Köpſchen nachdenkend in die kleine Hand legte, um aus dem Vorrath der Geſchichten, die Mutter und Freundinnen ihr erzählt, eine auszuwählen, bis ſie mit dem alten Lieblingsanfang der Kindermährchen begann: Es war einmal —

Sie ſchwieg aber mitten im Beginn ihrer Erzählung plötzlich wieder ſtill, weil hinter ihr ſich etwas regte, ſie ſahe ſich um und ihr entfuhr ein kleiner Schrei, der die andern Mädchen auch bewog, aufzublicken, da ſahen ſie voll Verwunderung einen Knaben ſtehen, der von Allen ungeſehen herzugetreten war, den keine von ihnen kannte, noch jemals geſehen hatte, und der überaus wunderbar anzuſchauen war. Er war in feine himmelblaue Seide gekleidet, der Saum ſeines Röckleins war mit Silberfranzen beſetzt, es war mit roſafarbigen Buffen verziert; ſeine gemsledernen Stiefelchen ſchienen ſo neu, als ob ſie nie der Staub einer Straße bedeckt hätte, der ſchön ausgezackte Spitzenkragen, der ſeine Schultern bedeckt, und eng an den zarten Hals anſchloß, war ſo weiß, wie friſch gefallener Schnee, und ſeine Wangen glichen zwei friſch aufgeblühten Roſen; ſein Haar, das in langen Locken auf Nacken und Schultern fiel, war goldgelb, ſeine Augen ſtrahlten wie zwei Saphiren, ſeine Züge waren ſehr regelmäßig, aber ernſt, und ſeine Blicke hatten etwas Gebietendes, zogen aber unwiderſtehlich an. So ſtand die fremde Wundererſcheinung vor den Blicken der Mädchen da, die verlegen nicht wußten, was ſie ſagen ſollten.

Laſſe Dich nicht ſtören, liebe Kleine, ſprach der Fremde mit einer Stimme zu Urſula, die ſanft und wohltönend klang, aber die Erzählerin ſchwieg ganz beſtürzt, denn als ſie einen Blick auf den Knaben geworfen hatte, war es ihr auf einmal klar, daß ſie ihn ſchon geſehen, ſie wußte ſich aber durchaus nicht zu beſinnen, wann? und wo und wie? ja das Wahrſcheinlichſte war, daß er ihr im Traum erſchienen, und daß nur nach ihm ſich ihre ganze Seele geſehnt, und daß ihr nun, nachdem er da war, recht wonnig und wohl zu Muthe werden würde, aber ſie fühlte auch zugleich, daß ſie ihm gegenüber um keinen Preis forterzählen könne; ſie ſchwieg daher, und ſchaute mit ihren klaren frommen Augen den Knaben unverwandt an.

Dieſer blickte wiederum faſt einzig auf ſie, und ſagte: Wenn Du nicht forterzählen willſt, und wenn Ihr andern Mädchen zuhören wollt, ſo will ich ſelbſt Euch etwas erzählen.

Die Mädchen ſchwiegen ſtille, weil über Alle eine gewiſſe Furcht gekommen war, nur Alheidis und Urſula ließen ein leiſes Ja hören, und der Knabe ſetzte ſich nun zwiſchen Beide auf den grünen beblümten Raſen, und begann:

Es iſt nun ſchon lange her, daß einmal im Morgenlande ein wunderbar herrlicher Stern am Himmel geſehen wurde, darüber alle Menſchen ſich gar ſehr verwunderten, und weil eine alte Sage ging, daß, wenn ein ſolcher Stern erſchiene, ein großer König zum Heile der ganzen Welt geboren werden würde, ſo zogen drei weiſe Männer von ihrer Heimath aus, den neugebornen König ihre Huldigung darzubringen, und es war, als ob der helle Stern vor ihnen herzöge, und ihnen die Bahn zeige, und ſie folgten fromm und gläubig dem Sterne, bis er ſtille ſtand über einer niedrigen Hütte, in die ſie nun hinein traten. Da fanden ſie unter armen Hirten einen Knaben, der in weißen Windeln in einer Krippe lag —

Das war das liebe, liebe Jeſuskind! unterbrach Urſula den Erzähler, und faltete fromm ihre zarten Händchen, und Alheidis rief: Das wiſſen wir ſchon, lieber Knabe, was Du uns erzählen willſt!

Erzähle nur, laß ihn doch Alheidis, ſagte Magdalena Kiſtner zu dieſer, er erzählt ja ſo ſchön. —

Der Knabe lächelte freundlich, und ſprach: Ob Ihr auch ſchon Alles wüßtet, was ich Euch erzählen will, ſo hört Ihr doch deſſen nie genug; erwartet nur das Ende! Ihr wißt alſo, daß die Weiſen niederfielen, und das Kind anbeteten, Ihr wißt, daß auch in jenem Lande ein böſer Fürſt lebte, der gehört hatte von dem neugebornen König, und ſich fürchtete, dieſer möchte ihn dereinſt vom Throne ſtoßen, und der nun den grauſamen Befehl gab, alle Knäblein zu ermorden, daß aber der Engel des Herrn die Aeltern jenes Kindes warnte, und dieſe heimlich mit ihm hinwegzogen nach einem andern Lande. Und aus dem Kinde iſt dann ein frommer und heiliger Mann geworden, der von Gott auserwählt war, Liebe und Tugend zu predigen, und die Menſchen zu lehren, wie ſie glücklich und Gott wohlgefällig leben ſollten; der hat auch die Kinder ſehr lieb gehabt, und hat geſagt, daß das Reich Gotte ihre ſey.

Wie der fremde Knabe ſo ernſt den ſtillhorchenden Mädchen von dem göttlichen Stifter unſerer heiligen Religion erzählte, hatten ihn jene Knaben, die noch in einiger Entfernung ſpielten, wahrgenommen, und überraſcht von ſeiner Erſcheinung, und davon, daß die Mädchen Alle ſo aufmerkſam auf ſeine Rede hörten, waren ſie leiſe herbei gekommen, und traten nun um jenen Kreis, den die Mädchen bildeten, herum, und hörten, was der Knabe ſprach, der ſie auch, ohne ſich ſtören zu laſſen, freundlich lächelnd grüßte, und mit rührender Einfalt das Leiden und den bittern Kreuzestod des Herrn Jeſu den Kindern erzählte, daß ſie alle weinten und tief bewegt ſchwiegen, als der Erzähler ſchon eine Zeitlang nicht mehr ſprach.

Mittlerweile war die Sonne ganz im Weſt hinabgegangen, ihre letzten Strahlen glühten noch auf den hohen Thurmdächern der Kirchen und Klöſter, und vergoldeten die Kuppeln und Kreuze, ſchon fingen im Gebüſch einige Nachtigallen an, wetteifernd ihren ſüßen und himmliſchen Geſang ertönen zu laſſen, die Kloſterglocken riefen zum Gebet, und vom hohen Dom wurde der Abend eingeläutet.

Urſula hatte, unbewußt, daß ſie es that, dem Erzähler Asmus Kranz aufgeſetzt, und dieſer erhob ſich, und ſagte: Gute Nacht, liebe Kinder, wenn es Euch lieb iſt, komme ich morgen wieder zu Euch in dieſen ſchönen Garten.

O recht lieb! riefen Alle, und lieb und herzlich boten ſie dem

Knaben die Hand zur guten Nacht, und er ging, und war bald hinter einer Roſenhecke den Augen der Nachſehenden entſchwunden. Den Kranz hatte er auf ſeinem Haupt behalten.

Die Kinder zerſtreuten ſich, Urſula ging ganz ſtill und träumeriſch nach Hauſe, immer ſah ſie den Knaben, und ſagte leiſe, einer ſeligen Freude voll, zu ſich ſelbſt: morgen, morgen!

Es kam der morgende Tag, froh begrüßt von den Kindern, deren ſchuldloſe Seelen ſchon in freundlichen Träumen den Knaben wieder geſehen hatten, den ſie Alle ſo lieb gewonnen. Urſula Gaßmann hatte noch geſtern Abend, wie ſie mit dem lieben Mütterlein ſchlafen gegangen, dieſer Alles erzählt, was ſich Merkwürdiges zugetragen, und war eingeſchlafen, indem ſie von dem Wunderknaben geſprochen. Heute war nun über ihr ganzes Weſen eine ſo liebliche Heiterkeit, eine ſo fromme Demuth, und eine ſo unſchuldsvolle Sehnſucht verbreitet, daß ſie anzuſchauen war, wie ein Engelkind auf den Gemälden, die die Geburt des Heilandes darſtellen, und wenn ſie ihre blauen lichtvollen Augen zum Himmel aufſchlug, ſchien es faſt, als ſchaue ſie ihn offen, und grüße milden Blickes die ſeligen Geſchwiſter.

Wie die Nachmittagsſtunde gekommen war, eilten die Knaben und die Mädchen wieder in jenen Garten, der eigentlich einem Vetter der Magdalena Kiſtner gehörte, deſſen Güte ihr und ihren Freunden und Freundinnen gern erlaubte, darin zu ſpielen. Sie hatten aber alles Spielzeug zu Hauſe gelaſſen, die Knaben ihr

Schießgewehr, die Mädchen ihre Puppen, und ſie ſetzten ſich, weil der Fremde noch nicht da war, einſtweilen in einen Kreis, und flüſterten leiſe mit einander, denn ſie hatten Alle, ſie wußten nicht wie, eine ſcheue Ehrfurcht vor dem fremden Knaben bekommen, daß ſie glaubten, ihn zu beleidigen, wenn ſie ein lärmendes Vergnügen beginnen würden. Urſula aber und Alheidis gingen Arm in Arm im Garten auf und ab, und es waren wieder ſo viele Blümchen aufgeblüht, daß ſie ganze Sträuße pflückten, und Urſula ſetzte ſich nun hin zu den andern Mädchen, und begann einen Kranz zu flechten. Asmus ſahe es, und dachte an ſeinen Kranz den er ihr geſtern aufzuheben gegeben, und es fiel ihm ein, daß Urſula ihn den Fremden aufgeſetzt, aber er war darüber gar nicht böſe, und fühlte, daß Urſula dieß thun müſſen aus innerlichem Antrieb.

Unverſehens ſtand der fremde Knabe wieder bei den Kindern, ſie Alle freundlich grüßend, und wie ſie ihm nun ſagten, daß ſie Alle auf ihn gehofft, und ſich auf ihn gefreut, und wie ſie ihn baten, fortzufahren mit erzählen, da ließ er ſich bei ihnen nieder und begann die Fortſetzung heiliger und rührender Geſchichten. Er erzählte von dem Knaben Iſaak, den der Vater Gott dem Herrn gehorſam zum Opfer bringen wollen, da ihn aber ein Engel errettet auf des Herrn Geheiß. Und von dem frommen Knaben Joſeph erzählte er, den die böſen Brüder gehaßt, und endlich verkauft an ägyptiſche Sklavenhändler, und wie er ſich ſpäter gerächt durch Güte und Wohlthun; dann ſprach er auch von Moſes, den ſeine Mutter in ein Käſtlein von Rohr nahe bei dem Ufer in den

Fluß Nil getragen, wo ihn die königliche Prinzeſſin gefunden, die ihn habe erziehen laſſen, worauf er der Retter ſeines Volkes aus den Banden der Knechtſchaft geworden ſey.

Aufmerkſam und ſtill hörten Knaben und Mädchen dem ſchönen Erzähler zu, nur zuweilen entſchlüpfte dem Einen oder der Andern ein leiſer Ausruf der Verwunderung, denn faſt alles, was er erzählte, war ihnen noch neu, da in jenen frühen Zeiten noch nicht ſo gut, wie jetzt, für den Unterricht der Jugend geſorgt wurde, und alle die lehrreichen und herrlichen Geſchichten, welche die heilige Schrift enthält, nicht ſo bekannt waren, wie jetzt, am wenigſten aber es den Kindern wurden.

Auch von Davids Jugendjahren erzählte der Knabe, wie dieſer die Heerden gehütet habe, bis ihn der Herr erwählt zum Streiter für ſein Volk gegen den Rieſen von Gad, und wie er dieſem obgeſiegt, wie er auch der Harfe holde Töne entlockt und den böſen Geiſt des Unmuths gebannt von dem König Saul, bis auch er ein großmächtiger König geworden ſey.

Ueber dieſen Erzählungen kam der Abend wieder, ehe ſich's die Kinder verſahen, und der Knabe ſchied von ihnen, indem er ihnen verſprach, über acht Tage wieder zu kommen, und er war ihren Blicken entſchwunden, ſie wußten nicht, wie? Wie ſie nun ſo im Geſpräche mit einander nach Hauſe gingen, bemerkte Asmus von Millwitz, daß noch keiner den fremden Knaben gefragt, wo er hergekommen ſey, und Günther Ziegler ſagte raſch: Ich will ihn gleich fragen, ſo wie wir ihn wiederſehen! Wir wiſſen auch nicht wie er heißt, meinte Alheidis, und wer ſeine Aeltern ſind? ſetzte Magdalena Kiſtner hinzu, aber Urſula ſprach zu den Freundinnen: Mir ſind alle dieſe Fragen noch gar nicht eingefallen, denn wenn ich den Knaben ſehe, denke ich nur an ihn, und über dem, was er erzählt, kommt mir es gar nicht in den Sinn, nach ſeiner Herkunft zu forſchen, denn ich will Euch nur ſagen, mir iſt, als ſey er bei Allem, was er erzählt, ſelbſt geweſen, und Iſaak und Joſeph, Moſes und David ſtelle ich mir vor, daß ſie ausgeſehen haben, wie er. Die Kinder, vornehmlich die Knaben, lachten ſehr über dieſe Aeußerung Urſulas, die ſich dadurch verletzt fühlte, und ſie faßte die treue Alheidis am Arm, und flüſterte ihr unter hervorbrechenden Thränen zu: Und wer weiß, ob der ſchöne Knabe nicht ein Engel iſt? Darauf ging ſie nach Hauſe, Alheidis verſchwieg aber, was ihr Urſula heimlich zugeflüſtert, obgleich ſie darüber lächeln mußte.

In den acht Tagen, die nun vergehen mußten, ehe die Kinder den Knaben wieder ſehen ſollten, dachte keines ſo oft an ihn, als Urſula Gaßmann, und ſie ging auch zuweilen und öfter als früher, zu Magdalena Kiſtner, mit der ſie dann deren Vetter, einen freundlichen Mann und großen Kinderfreund, beſuchte, und mit ihr in deſſen Garten ſpatziren ging. Aber der Knabe kam nicht, obgleich die Mädchen zuweilen bei einander unter den Blüthenbäumen ſaßen, und oft träufelten, ſo ſtill wie die ſinkenden Blüthen, Urſulas Thränen auf ihr Buſentuch, die ſie einer unbewußten Sehnſucht, die ihre ganze Seele ergriffen hatte, weinte. —

Endlich erſchien ein freundlicher Sonntag, der zugleich der Erſehnte war, an welchem der Knabe zu kommen verſprochen hatte, und die Meiſten der Kinder fanden ſich nach und nach in des alten Herrn Kiſtners Garten ein; daß Urſula, Alheidis und deren Bruder mit die Erſten waren, läßt ſich wohl denken.

Bald kam auch der fremde Knabe geſchritten, ſein himmelblaues Gewand ſchimmerte zwiſchen den knospenden Roſenhecken hervor, und er wurde froh begrüßt. Günther Ziegler beharrte noch auf ſeinem Vorſatz, den Fremden auszuforſchen, und fragte bald, zwar keck, doch nicht unbeſcheiden: Wie nennſt Du Dich? Wo wohnſt Du? Wir möchten es Alle gern wiſſen!

Anael heiße ich, ſprach der Knabe, und der Oſten iſt meine Heimath, aber lieber wäre mir es geweſen, Ihr hättet nicht gefragt. Günther und Alle ſchwiegen beſchämt, und der Mädchen ſanfte Blicke ſchienen Anael um Verzeihung anzuflehen. Dieſer lächelte ſie auch ſanft an, und ſie ſahen beruhigt, daß er keinen Groll hegen könne; darauf ſetzten ſie ſich wieder in einen Kreis um Anael herum, der den Faden ſeiner Erzählungen wieder aufnahm. Nachdem er noch mehreres erzählt von Knaben, die in der Folge große und berühmte Männer geworden, und auch ſchöne Dichtungen eingewebt aus dem fernen Morgenlande, ſagte er: Nun will ich Euch, meine lieben Freunde und Freundinnen, auch etwas erzählen von Kindern Eures Vaterlandes, was ſie unternommen, und was ſich mit ihnen Wunderbares ereignet.

Da nun Alle wo möglich noch aufmerkſamer auf ſeine Rede horchten, und in dem Kinderkreiſe eine tiefe Stille herrſchte, die kaum durch eine vorüberſummende Biene oder den leiſen und lieblichen Geſang eines Rothkehlchens oder einer Grasmücke unterbrochen wurde, oder durch das ſanfte Geliſpel der Baumblätter, ſo begann der fremde Knabe folgende Erzählung:

Es iſt noch nicht lange her, und vielleicht hörten auch Manche von Euch ſchon davon, wie im letzten Kreuzzug eine fromme Luſt gekommen unter die Kinder Deutſchlands und Frankreichs, mit ihren Vätern und Brüdern fortzuziehen in das Sarazenenland, und das heilige Kreuzesholz, woran der Herr Jeſus litt und ſtarb, mitzubringen in das liebe Vaterland. Es waren aber zwei Griechenknaben, die am Hofe des jetzigen Königs von Jeruſalem, Jean de Brienne, oder wie man ihn lieber in lateiniſcher Sprache nennt, Johannes Brennes, gelebt, welche ſpäter an den Hof eines hohen deutſchen Fürſten gekommen, die waren gar fromm und ſtill, und erzählten nur immer allen Kindern von ihrer ſchönen Heimath, und von dem gelobten Lande, wo einſt Chriſtus gelebt und gelitten, und den Tod am Kreuze zum Heil der Menſchheit erduldet. Ihre Namen waren Phoſphoros und Ariel, und in ihren Worten und Reden wohnte eine wunderbare Kraft, daß Alle, zu denen ſie ſprachen, eine unwiderſtehliche Sehnſucht in ſich fühlten, fortzupilgern nach dem heiligen Lande; und wie nun von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf Kinder einander ſprachen, da wurden ſie immer mehr und mehr ergriffen, Alle vereinigt, die gefährliche Heerfahrt zu unternehmen. Glücklich fühlten ſich die, die in Phoſphoros und Ariels Nähe kamen, und ihre eigne Rede vernahmen, und jene, die von ihnen hörten, erfüllte ein heißes Sehnen, die Griechenknaben kennen zu lernen. Wie nun die Fürſten ſich rüſteten, wie nun Kriegesheere aufgeboten wurden zum Zug nach Paläſtina, wie ſie nun fortzogen auf verſchiedenen Wegen, da brachen auch die Kinder auf in hellen Schaaren, und zogen aus Frankreich und Deutſchland, und vereinigten ſich im ſchönen Schweizerland. Vor ihnen her aber gingen Ariel und Phosphoros und trugen Oriflammen, das ſind Fahnen, leuchtend wie der Purpur der Frühe. Die Zahl der Kinder aber, die ihnen folgten, war bis zu funfzig- bis ſechzigtauſend gewachſen. Jeden Morgen und jeden Abend beteten Phosphoros und Ariel, und um ſie her lagen die Schaaren der frommgläubigen Kinder auf den Knieen, und Lieder der Andacht tönten von den tauſend und aber tauſend unſchuldigen Lippen.

Aber ach, ihnen ſollte nicht die irdiſche Glückſeligkeit zu Theil werden, das Kreuz des Heilandes zu ſchauen, eine höhere war ihnen beſchieden, ſie ſollten Alle eingehen durch die dunkle Pforte des Todes in des himmliſchen Paradieſes glänzende Herrlichkeit. Sie kamen in unwirthbare Gegenden, Mangel und Kälte überfiel ſie, mit grauſen Donnern ſtürzten von den Gletſcherbergen die Schneewolken der Lawinen über ſie, ſie zu Tauſenden begrabend. Still ſanken ſie hin, ihre letzten Seufzer waren Gebete. Niemand weiß, wohin ſie Alle gekommen, wo ſie Alle geblieben, ihrer keines iſt zurückgekehrt in das Vaterland, an die Bruſt der bekümmerten Aeltern, dunkle Sagen nur haben ſich verbreitet, nichts iſt irdiſches von ihnen geblieben, als das Andenken an ſie in den Herzen derer, denen ſie näher angehört. —

Der Sprecher ſchwieg, alle Kinder um ihn ſchwiegen in ſtummer Wehmuth, leiſe ſchluchzten die fühlenden Mädchen; ſchon glühte wieder abendlich der Himmel über der Bäume ſmaragdgrünem Laubdach, und es klangen harmoniſch die Glocken der Klöſter.

Ich ſehe — rief Anael, und hob die Hände empor, und ſchlug die Blicke aufwärts in frommer Begeiſterung — ich ſehe droben Ariel und Phosphoros am Throne Gottes knieen, und um ſie her die Funfzigtauſend, die ſie geführt durch den Tod in das ſelige Leben. Alle, Alle ſind Engel, Alle haben ſie ätheriſche Leiber und ſilberfarbige Schwingen, und auf den Häuptern ſtrahlende Kronen, gleich denen der heiligen Martyrer, die den Tod erlitten von der Hand der Chriſtusfeinde und mit ihm beſiegelt ihr frommes Bekenntniß! So ſeyd auch ihr nun verſammelt zu den Schaaren der Seligen, ihr, muthige Kinder, die den Märtyrern gleich, freudig in den Tod gegangen!

Alle horchten, Alle blickten hinauf zum golddurchflammten Abendhimmel, da ſtimmte Anael einen feierlichen Hymnus zum Preiſe der Martyrer in lateiniſcher Sprache an, und mit leiſen und ſanften Stimmen fielen die Kinder ein; was ſie ſangen, mochte deutſch alſo lauten:*)

Glorientag der Hochbeglückten
Zeugen Gottes, hehr und ſchön!
O wie demuthvoll die Sieger
Nach ſo ſchweren Kämpfen ſtehn.
Seht der Reichen Glanzeszeichen,
Ihrer Tugend Blüthenreis.

---

*) Treue Uebertragung einer alten, im Mönchslatein verfaßten Hymne, ſie beginnt: O beata beatorum
Martyrum solennia! etc.

Den Geſchmückten, Siegentzückten
Bringen ſtets wir Lob und Preiß.

Dazu klangen immer noch die Betglocken, lauter und freudiger wallten die reinen Kinderſtimmen durch den Gartenhain, und die Nachtigallen fielen auch ein mit melodiſchen Geſängen. Anael ſang weiter:

Treu geblieben iſt im Lieben
In dem Herrn ihr ganzes Herz,
Und nicht minder Ueberwinder.
Trugen ſie der Martern Schmerz.
Ueberwanden Tod und Banden,
Aller Martern Art und Quaal,
Tod in Fluten oder Gluten,
Oder Tod durch blanken Stahl.

Wie die Kinder ſo ſangen, zogen mehrere fromme Pilgrimme vorüber, die hörten ſtaunend zu, und fielen auch mit ein in das Lied von den heiligen Märtyrern:

Die gequälten Dulder wählten
Untergang und Todespein,
Höhern Weſen gleich, erleſen,
Sel'ger Freuden werth zu ſeyn.
Von der Weltluſt ausgeſchloſſen,
Und durch Kämpfe gingen ſie,
Und, der Engel Mitgenoſſen,
Siegerlohn empfingen ſie.

Eine Prozeſſion andächtiger Kloſterſchweſtern wandelte vorüber, hell flammten die Kerzen, und auch die tief verſchleierten Nonnen ſangen andächtig des Liedes letzte Strophe mit:

Sind des Heilands Erben werden,
Und zur Seligkeit erhöht.
Zu den Heil'gen, die am Throne
Gottes für uns bitten, fleht:
Daß nach dieſes Lebens Ende,
Nach der Auferſtehung Tag,
Uns die Herrlichkeit des Himmels
Ewig, ewig ſtrahlen mag!

Der Geſang verhallte, die Glocken ſchwiegen, der Himmel verglühte, nur die Nachtigallen ſchlugen fort; die Kinder ſtanden in ein wehmüthiges Nachdenken verſenkt. Urſulas Augen hingen liebevoll an Anael, ſie hatte abermals unter ſeiner Erzählung einen Kranz gewunden, wie ſchon das Vorigemal, und drückte ihn auf die Locken des Knaben, als müßte es ſo ſeyn, und als bringe ſie ihm im Namen Aller ein Dankopfer für ſeine liebe und erfreuliche Gegenwart.

Wie nun die Kinder Abſchied von einander nahmen, wie Anael jedem ſeine zarte und warme Hand reichte, bog ſich Urſula darüber, und küßte ſie leiſe, und wie er ihren Blicken entſchwand, und die letzten Gutenachtgrüße hinüber und herüber gerufen wurden, war es vielen von den Kindern, als entſchwinde ihnen Anael auf lange, oder gar für immer. Sie gingen unter Geſprächen nach Hauſe, die Knaben meinten, ſie wären auch mitgezogen, wenn ſie Phosphoros oder Ariel geſehen hätten, und die Mädchen ſprachen unter einander, ſie würden auch Anael folgen, wohin er ſie führen würde, und ſollte es auch das junge

Leben koſten, wenn ſie nur in den ſchönen Himmel und den herrlichen Paradieſesgarten kämen. —

Die Maienpracht ſchwand dahin mit dem Wonnemond, und es folgten auf die ſchönen und anmuthvollen, unfreundliche und Regentage, ſo daß die Kinder der Gartenluſt eine Zeitlang entbehren mußten. Sie kamen nun auch nicht mehr Alle zu einander, und die Meiſten von ihnen vergaßen über andern Spielen und Zerſtreuungen gar bald den fremden Knaben, doch dachten Urſula, Alheidis und Asmus noch oft im Stillen an ihn, und die Erſte ſagte immer, wenn ſie bei einander waren: Glaubt mir, wir werden Anael wiederſehen.

Und was ihre zarte Anhänglichkeit ſehnſüchtig und kindlich vertrauend hoffte, es ſollte ſich erfüllen, nur war es ein gar beſonderes Ereigniß, das Anaels Wiedererſcheinen herbeiführte.

Es hatte ſich nämlich öfters unter andere Kinder der Stadt an öffentlichen Spielplätzen, wo ihrer immer ſehr viele verſammelt waren, auch ein fremder Knabe gemiſcht, der ſich Uriel nennen ließ, und jene durch allerhand Poſſen und Gaukeleien beluſtigte.

Wo er hergekommen ſey, und wo er wohne, wußte keines der Kinder zu ſagen, denn ſie bekümmerten ſich darum nicht, ſie waren zufrieden, ihn nur immer anzutreffen, und ſammelten ſich in immer größerer Anzahl um ihn, wo er dann ſtets etwas vorzunehmen wußte, das ſie beluſtigte und in Erſtaunen ſetzte.

Einige Knaben, die Uriel geſehen hatten, ſagten Asmus von Millwitz und Günther Ziegler auch von ihm, und dieſe ließen ſich leicht bereden, mit ihnen hinzugehen. Nun lag vor dem Löberthor gar eine freundliche und anmuthige Wieſe, wo ſich die Kinder gern herumzutummeln pflegten, ſie war mit ſchönen Obſtbäumen beſetzt, oft weideten die Heerden dort, und faſt immer wurde auch Bauholz dort gezimmert.

Wie nun an einem mildheitern Juliustage Asmus und Günther in Begleitung Konrad Fiſchers, der ſich immer zu den beiden hielt, und einiger andern Freunde, dem Thore zuſchritten, begegneten ihnen aus allen Gaſſen fröhliche Knaben und Mädchen, die deſſelben Weges gingen, und ſich an ſie anſchloſſen. Wie ſie ankamen auf dem beblümten Wieſenplan, fanden ſie ſchon viele Andere verſammelt, und ſahen nun auch mit Verwunderung den Knaben, der bald auf dem Kopfe ſtand, bald Burzelbäume ſchlug, oder ſich ſchnell im Kreiſe herumdrehte, und poſſirliche Sprünge machte, worüber oft lautes Gelächter entſtand, zumal wenn Einer oder der Andere ſeine Künſte nachzumachen verſuchte, und darüber hinfiel ſo lang er war. Auch Kunſtſtücke mit Bällen konnte Uriel, die alle die kleinen Zuſchauer und Zuſchauerinnen in Verwunderung ſetzten. Seine Tracht war reinlich und angenehm, doch in ihrem Zuſchnitt phantaſtiſch, wie ſich noch heute Gaukler und Seiltänzer durch eine ſolche auszeichnen. Seine Beinkleider waren roth mit ſchwarzen Buffen verziert, und ſein Wams war ſchwarz, an den Aermeln mit rothen Buffen. Auf dem Haupt trug er ein Baret von ſchwarzem Sammet, an welchem purpurrothe Federn ſchwankten, ſeine Geſichtszüge waren weder liebreich noch einnehmend, aber es ſprach aus ſeinen lebhaften Augen ein ſo kräftiger Geiſt, und war ſo viel beluſtigende Munterkeit in ſeinem ganzen Weſen, daß ihn die Kinder dennoch gern haben mußten.

Den Knaben, die wir ſchon kennen, machten ſeine drolligen Sprünge und Späße ungemein viel Vergnügen, ſo daß ſie bei der Nachhauſekunft nicht unterlaſſen konnten, ihren Schweſtern, Freundinnen und Allen, die es hören wollten, davon zu erzählen. Er hatte gerufen, als es Abend wurde, und die Kinder nach Hauſe mußten: Kommt morgen wieder! Kommt morgen ja Alle wieder, da wollen wir einen Tanz halten, wie noch keiner von Kindern gehalten worden iſt, ſo lange die Welt ſteht, das ſoll ein Jubel werden!

Wir kommen, wir kommen! hatten mit lautem Jauchzen die Kinder geantwortet, und Uriel war Räder ſchlagend aus ihren Augen entſchwunden.

Urſula und Alheidis hörten mit Verwunderung dieſe Gerüchte, und es regte ſich in ihren Herzen die Luſt, auch einmal den Knaben zu ſehen, und wo möglich Theil zu nehmen an dem morgenden Tanze.

Es war der 13. Julius des Jahres 1237, der aus Blüthenträumen voll Luſt und Fröhlichkeit die Kinder Erfurts erweckte; kein Wölkchen trübte den azurnen Himmelsbogen, aber erfriſchende Morgenluft kühlte die Glut der Sommerſonne, die rein und groß emporgeſtiegen war und nun ihre Strahlenbahn durch das Gefilde des Himmels wandelte. Früh waren die Kinder aus den Betten, ſchnell in den Kleidern, kaum hatten ſie das Morgenbrod empfan-

n, als ſie mit großer Eile ihre älterlichen Wohnungen verließen.
ie Gutgeſitteten ſagten ihren Aeltern, daß ſie nur vor das Löber-
or gehen wollten, um dort zu ſpielen, und da es gerade der Na-
ensstag der heiligen Martyrin **Margarethe** war, welcher in je-
r Zeit feſtlich begangen wurde, ſo wollte man den Kindern eine
nſchuldige Luſt nicht mißgönnen. Andre liefen fort, ohne zu fra-
n, und riefen nur, wenn man hinter ihnen her rief, wohin ſie
ollten?: Zum Tanze, zum Tanze! ſo daß manche Aeltern gar
icht wußten, was ihren Kindern ſo auf einmal angekommen. **Ur-**
ula Gaßmann und **Alheidis von Millwitz**, nebſt deren
Bruder und den andern Knaben, die wir ſchon öfter genannt, gin-
en auch dem Löberthore zu, und es traf ſich, daß ſie bei dem Gar-
en des alten Herrn **Kiſtner** vorbei mußten; ſie ſahen hinein durch
en Lattenzaun, und ſahen darin **Magdalenen** auf ſich zukommen,
welche ebenfalls große Luſt bezeigte, mit ihnen zu gehen. Sie trat
durch das Pförtchen grüßend zu den Kindern heraus, und eben woll-
ten Alle vollends dem Garten vorüber gehen, da rief drinnen eine gar
ſchöne wohlbekannte Stimme: **Alheidis! Urſula! Asmus!**
und wie die Kleinen ſich wieder hinwendeten nach der rufenden Stim-
me, da ſahen ſie **Anael** zwiſchen den Roſenbüſchen ſtehen, die
über und über voll herrlich duftender Blumen und Knospen ſtanden,
die nur auf den Kuß der Sonnenſtrahlen zu harren ſchienen, um
in lieblicher Fülle aufzublühen.

Anael! rief **Urſula** mit freudigem Schreck, und Alle traten
wieder zu dem Gartenpförtchen hinein, um den lieben Bekannten,
den ſie ſo lange nicht geſehen, zu bewillkommnen. Er ſah aber heute

viel ernſter aus, wie früher, und es ſchien eine wehmüthige Betrübniß ihn befallen zu haben.

Wo biſt Du geweſen ſo lange Zeit? fragte Urſula, und heftete forſchend die Blicke auf ſeine etwas bleichen Wangen, und ehe er noch antworten konnte, riefen die Knaben: Du kommſt eben recht, gehe mit uns, wir wollen zu Uriel, dem luſtigen Jungen, vielleicht kennſt Du ihn, wir werden vielen Spaß bei ihm haben!

Das iſt vielleicht wahr, antwortete Anael, aber ich bin gekommen, um Euch zu bitten, nicht dorthin zu gehen, ſondern bei mir zu bleiben, wir wollen auch vergnügt ſeyn, und ich will Euch wieder erzählen. Mit Euch gehen kann ich nicht.

Da ſtanden verwundert die Kinder, und ſahen einander an. Urſula ſagte zuerſt: Ich bleibe da; nach einigem Beſinnen ſprach Alheidis: Ich auch, und Asmus, der ſeine Schweſter und Urſula ſehr lieb hatte, entſchloß ſich auch, bei Anael zu bleiben. Aber Konrad Fiſcher und Günther Ziegler erklärten einſtimmig, nach jener Wieſe gehen zu wollen, und Magdalene Kiſtner ſagte in etwas unwilligem Tone zu denen, die bei Anael bleiben wollten: Ihr könnt thun, was Ihr wollt, Ihr müßt Euch aber einen andern Spielplatz ſuchen, mein Vetter will es nicht mehr in ſeinem Garten leiden.

Es iſt gut, wir wollen das thun, obgleich Du eine häßliche Lüge ausgeſprochen haſt, antwortete Anael Magdalenen im Tone ſanften Vorwurfs. Mehrere Kinder geſellten ſich jetzt zu ihnen, und ſtrömten haufenweiſe an ihnen vorüber, da folgten jene nach, Anael aber und die drei, die bei ihm geblieben, gingen ine Strecke mit einander durch die Löber Vorſtadt, bis Anael n einem Mauerpförtchen im Zwinger ſtille ſtand, einen goldenen Schlüſſel hervorzog, und aufſchloß, indem er die ihm Nachfolgenden geheimnißvoll hineinwinkte, und hinter ihnen die Pforte wieder ins Schloß fallen ließ. Wir laſſen eine Zeitlang die beiden Mädchen und Asmus allein bei ihrem ſanften und liebreichen Freunde, und folgen dem Zuge der Kinder, der zahllos und immer wachſend durch das Löberthor der Wieſe zuſtrömte.

Ueber tauſend Kinder, Knaben und Mädchen, hatten ſich eingefunden auf der Wieſe, und bald war Uriel unter ihnen, der begrüßt wurde von lautem Jubelgeſchrei. Er hielt eine Rohrflöte in der Hand, und blies auf ihr einige wohllautende Töne, die mit lautem und angenehmem Schall über die begrünte Ebene hinflogen, und vom Echo des nahen Steigerwaldes ſanft erwiedert wurden. Still horchten die Kinder und ſtanden wie gefeſſelt von den ſüßlockenden Flötenklängen.

Wieder blies Uriel, da ergriff Alle eine Luſt zu hüpfen und zu ſpringen, ſie faßten ſich bei den Händen, ſie ſangen, jubelten und tanzten umher im fröhlichen Ringelreihen. Weit aus breiteten ſich die Tänzer und Tänzerinnen über den Wieſenplan, und Uriel ging flötend dem Steigerwalde zu, ihm nach zogen ſich die Kinder in maleriſchen Schlangenlinien und labyrinthiſchen Windungen. Da ſtanden ſie an des Berges Fuß. Hinauf! rief Uriel, und hielt hoch die Flöte, wie einen Kommandoſtab; hinauf! hinauf! ſchallte der freudige Ruf der Kinder, und ſie wimmelten den ſteilen Pfad hinan, und freuten ſich des duftigen Waldgrüns, das hüben und drüben ſie umfing.

Oben auf einem Feldſtein ſtand Uriel, ſah die Schaaren nachkommen und ſammelte ſie um ſich. Prächtig lag im reinen Sonnenglanze Thüringens alte Hauptſtadt, Erfurt, vor ihren Blicken, als ſie dieſe zurückſandten. Auf dem flachen Bergrücken lief der breite Pfad wieder in die düſtre Waldesnacht hinein, Eichen und Buchen ſchatteten, um die ſich Epheuranken ſchlangen, und es blühten im Walde viele herrliche Blumen, die nicht allenthalben gefunden werden.

Pflückt Blumen, flechtet Kränze, oder lagert Euch, und ruhet aus! rief Uriel, und jauchzend zerſtreuten ſich die Schaaren, oder ſtreckten ſich behaglich aus auf dem weichen und warmen Raſen- und Moosteppich, während Uriel heitre Weiſen auf ſeiner Rohrflöte blies, die wie Zaubermelodien den herrlichen Steigerwald durchſchallten.

Nach einer Weile rief Uriels Flöte die Zerſtreuten wieder zuſammen, ſie kamen Alle wieder, hatten Blumen und Laubgewinde von Epheu und Wintergrün, und lichtgrüne Eichenbrüche. Magdalene Kiſtner hatte im Walde einen ſchönen Feuerlilienſtengel gefunden, der ſieben Blüthen trug, den brachte ſie Uriel zum Geſchenk dar.

Keines der Kinder dachte daran, wieder umzukehren, es war, als wohne in Uriels Flötentönen eine zauberiſche Kraft, welche bethörend einen geheimnißvollen Einfluß auf die Kinder übe. Sie faßten nun die Guirlanden, ſetzten ſich die Kränze auf, und zogen mit fröhlichem Singen und Springen weiter, immer in den Wald hinein.

Wunderbar mußte es allerdings einem Wandersmann dünken, der des Weges daherſchritt, ſchon von weitem Gelächter, Geſang und Kingerlärm, und die begeiſternden Flötenklänge hörte, und nun der Schaar begegnete, die, angeführt von einem ſchlankgewachſenen phantaſtiſch gekleideten Knaben von bräunlicher Geſichtsfarbe, mit ungehemmtem Jubel an ihm vorüberzog.

Sie kamen durch ein Dorf, es hieß Waltersleben, verwunderungsvoll ſtanden die Bauern, gern labten ſie die Kinderſchaar mit friſcher Milch, ſo weit dieſe reichte; nie hatten ſie ſo einen Kinderzug geſehen, der tanzend und ſingend fröhlichen Muthes ſeinen Weg fortſetzte. Sie hatten nun die Waldung hinter ſich, und zogen durch ſchöne wallende Saat- und Aehrenfelder. Frei konnten die Blicke über einen Theil von Thüringens geſegneten Gefilden ſchweifen. Weit in der Ferne ragte der Inſelberg empor, die Stadt Gotha zeigte ſich mit dem feſten Grimmenſtein, näher zog ſich in maleriſchen Grümmungen der Gerafluß durch blumige Gründe. Vor ihnen hob ſich in blauer Ferne des Schneekopfs Gipfel, und Arnſtadt, das freundlich am Fuß der Berge gelagert war, ſchien den kleinen Wanderern gaſtlich zu winken. Durch Eiſchleben zogen ſie mit Sang und Klang, oft paarweiſe, oft reihenweiſe, oder auch die Knaben auf Steckenpferden reitend, die ſie im Walde abgebrochen.

Wenn ſie durſtig waren, berührte Uriel mit ſeiner Flöte den

Silberbach, aus dem ſie trinken wollten, und das Waſſer ſchmeckte ihnen wie köſtlicher Wein, und berauſchte ſie zu neuem Jubel. Oft ruhten ſie aus, und wo ſie einen friſchgrünen Raſenplatz antrafen, da tönte heller luſtiger Flötenklang in das Jauchzen, da bewegte ſich bunt durcheinander der fröhliche Kinderreigen.

Mittag war lange vorüber, die Schaaren empfanden keinen Hunger, und als ſie in Ichtershauſen einzogen, waren die Gaben an Brod und Kuchen, die ſie von den Bewohnern empfingen, die ihre Luſt und Freude an der Menge von Kindern ſahen, mehr als hinreichend, Alle zu ſättigen. Mehrere Stunden lang weilten und ruhten ſie dort, bis Uriel wieder das Feuerlilienſcepter erhob und zum Aufbruch winkte.

Willig folgten Alle dem Gebot, und nun zogen und ſprangen ſie hin auf den Blumenwieſen, wie neu begeiſtert. Schallender tönte Uriels Flöte; die Wellen des Fluſſes, der ſich durch die grünen Matten hinzog, ſchienen hüpfende Tänzer zu werden, und ihr Rauſchen ſanfte Melodien. Die Steckenpferde trugen leicht die jauchzenden Knaben, und der Mädchen wallende Schleier und flatternde Bänder ſchienen in Flügel ſich zu verwandeln, daß ſie wie farbige Libellen über die Ebene ſchwebten. In ein Land voll Wunder und zauberiſcher Herrlichkeit ſchien Uriel die glücklichen Kinder zu führen, in ein verwirklichtes Mährchen hinein. Tiefer ſank die Sonne, der Abend kam mit lindem Wehen, und ſpann über die Fluren das Zaubernetz ſeiner Goldſtrahlen. Glänzten nicht, wie Feenſchlöſſer dort drüben, wo die Sonne ſank, die ſtolzen Ritterburgen, welche die drei Gleichen genannt werden, flammten nicht rechts die

Fenſter der hohen Käfernburg, in lichter Gluth die Strahlen der ſinkenden Sonne zurückblitzend? Und es klang von dem Glockenthurme der Lieben-Frauenkirche in Arnſtadt feierliches Geläute, wie Friedensgrüße; aber im Hintergrunde ragte auf hohem Berge das Walpurgiskloſter düſter empor mit ſeinem Thurme, daß es faſt ausſahe, als ruhe dort eine ſchwarze Rieſenfauſt, und ſtrecke drohend einen Finger in das friedliche Himmelblau hinaus.

Arnſtadts gaſtlichem Thore nahten die Kinder, noch war es nicht erreicht, als ſich etwas Wunderbares und Unerwartetes begab, aber wir wollen, ehe wir es erzählen, zu Anael und ſeinen Freunden zurückkehren. —

War es doch, als habe Anael ſeine Lieben in einen Paradiesesgarten geführt, ſo wunderherrlich blühten und dufteten darin nie vorher von den Kindern erblickte Blumen, ſo große und bunte Schmetterlinge ſchaukelten ſich auf den Blumen, und ſüß und anmuthig ſangen gold- und purpurgefiederte Vöglein. Alle fanden kaum Worte, die Wunderpracht, die ſie umgab, nach Gebühr zu loben. In der Mitte des Gartens, nahe an einem kühlen, ſanftplätſcherndem Springborn ſtand eine ſchattige Laube, dort ſetzten ſich die Kinder um ihren lieblichen Führer, und hofften, daß er ihnen wieder erzähle.

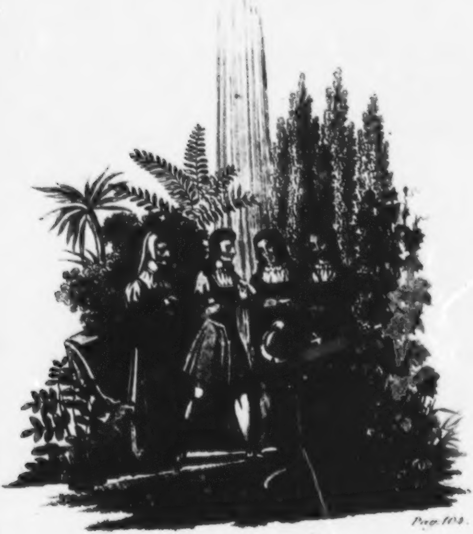
Und er that es auch, aber was er ſprach, hat außer den drei Kindern, die es tief bewahrten, wie ein heiliges Geheimniß, keines Menſchen Ohr vernommen; er füllte ihre Herzen mit tiefer Rührung, mit himmliſcher Freude, mit ſeligen Gefühlen; im Himmel glaubten ſie ſchon zu ſeyn; unter Engeln, ſelbſt freundliche Engel, zu wandeln, und zu ſpielen unter Edens Roſenbäumen und ſchattenden Palmen. Da ſchallte in ihre ſtille ſelige Herzensluſt der tanzenden Kinder fernes Jauchzen, da flogen über die hohe Gartenmauer herüber die Töne von Uriels lockender Flöte, aber ſie begehrten nicht dorthin, hier im Frieden des herrlichen Blüthengartens war ihnen ſo wohl, hier fühlten ſie Alle ſich ſo glücklich. Aber als nun höher die Sonne ſtieg, da ſagte Anael weich und wehmüthig: Meine lieben, theuern Kinder, ich muß von Euch ſcheiden, ich muß Euch Lebewohl ſagen, ich werde Euch nie wieder ſichtbar entgegentreten.

Scheiden willſt Du? klagten die Geſchwiſter. Scheiden, Du mein lieber Anael? rief Urſula unter hervorbrechenden Thränen.

Euern Freunden und Freundinnen droht Verderben, ich eile ſie zu retten, wenn es noch möglich iſt, antwortete Anael, und er erhob ſich, und führte ſie wieder nach dem Pförtchen, das er aufſchloß. Lebt wohl, lebt wohl! rief er, indem er Alle umarmte und ſie küßte. Urſula weinte heftig.

Weine nicht ſo ſehr, gutes Mädchen, ſagte Anael zu ihr: da nimm zum Andenken den Schlüſſel zu dieſem Garten, aber nur für Dich, und Alheidis und Asmus wird er ſich öffnen, andre Kinder bringe nicht mit herein, ſie müßten denn mit Euch von ganz gleichem kindlichem Gemüthe ſeyn.

Wehmüthig ſahen die Mädchen und Asmus, wie ſich hinter Anael das Pförtchen in der Mauer ſchloß, daß ſie auf immer von



Pag. 104.

Die Kinder von Erfurt

[illegible]
[illegible]

dem lieben Knaben trennte, und ſie gaben ſich unter einander das Wort, recht oft zuſammen jenen Garten zu beſuchen, dort ſich der ſchönen Blumen, der ſchattigen Laubengänge, der bunten Schmetterlinge und Vögel zu freuen, und dabei an Anael zu denken.

Ohnweit vom Erfurter Thore Arnſtadts ſtand Uriel auf einem Feldſtein, und blies auf der ſchallenden Flöte, und um ihn her tobten die Kinder in immer zügelloſerer Luſtigkeit und mit raſenden Sprüngen. Schon war die Sonne hinter den Gleichiſchen Bergſchlöſſern hinabgegangen, dunkle Wetterwolken ſtiegen faſt an allen Seiten auf, und ferner Donner murmelte. Da flog von Süden her, in der Richtung von Erfurt, unter dem ſchwarzen Wolkenflor eine blendendweiße Taube, ließ ſich nieder auf einem Baume in der Nähe des Tummelplatzes der Kinder, und von dem Baume her ſchritt ein ſchöner blühender Knabe, in welchem Magdalene Kiſtner, Günther Ziegler und Konrad Fiſcher allſobald Anael erkannten, denn ſie ſtanden, athemlos von dem wilden Springen und Jauchzen, in der Nähe des Baumes. Anael warf einen mitleidvollen Blick auf ſie, und ging auf Uriel zu; dieſer erblickte ihn kaum, als er erſchrocken von dem Steine ſprang, und mit wilden verzerrten Geſichtszügen den Kommenden anſtarrte. Was willſt Du, was ſuchſt Du bei mir? rief er mit bebender Stimme, und ſtreckte die Feuerlilie wie eine Waffe vor ſich hin, Anael aber, der in der Hand einen hohen Lilienſtengel mit ſilberweißen Blüthenglocken trug, rief ihm zürnend zu: Wohin führſt Du meine Lämmerherrde? Hebe Dich weg Verruchter!

Und wie Anael mit ſeinen Lilien Uriels Blumenſcepter berührte, da fielen die feuerfarbigen Blüthen ab, und der Stengel verdorrte, und ein ſauſender Windſtoß kam, der ſchien Uriel von dannen zu tragen, denn plötzlich wurde er von keinem der Kinder mehr geſehen. Näher und näher zog das Gewitter, und jetzt fühlten ſich die Kinder auf einmal Alle todmüde und abgemattet, hungrig und durſtig, ſo daß ſie faſt umſanken. Anael aber rief ihnen zu, zu folgen, und er führte ſie hinein in die Stadt Arnſtadt, und er klopfte an von Haus zu Haus, und bat um Erquickung und Nachtlager für die armen Verirrten. Gern und willig nahmen, wie die alten Kronikenbücher melden, die dieſe Sage uns aufbewahrten, die Bürger in Arnſtadt die müden Kinder auf, und labten ſie mit Trank und Speiſe. Wie nun die freundlichen Wirthe mit Schrecken von den weinenden Kindern hörten, daß ſie ihren Ältern nicht einmal geſagt, wohin ſie gegangen, uud daß ſie nur blindlings einem Führer gefolgt, der ſie mit Luſt und Scherz verlockt in die unbekannte Ferne, und ſie nun verlaſſen, da wurden eilend reitende Boten nach Erfurt geſendet, um jene zu tröſten, und ihnen zu ſagen, wo die Kinder ſich befänden.

Wie das Gewitter über Erfurt heranzog, wie es ſich entlud unter ſchrecklichen Blitzen und Donnern und Regengüſſen, ach, da riefen tauſend zärtliche Mütter nach ihren Söhnen und Töchtern, da durchliefen die Diener und Mägde ängſtlich und klagend die Straßen, da durchirrten ſuchende Boten den ganzen Steigerwald, vergebens, keine Spur von den Kindern, nur die ungewiſſe Kunde, daß ſie auf dem Wege nach Arnſtadt zu geſehen worden wären. Jammer und Klagen füllten die Stadt um die, wie es ſchien, verlorenen Kinder. Da brachten, es war ſchon dunkle Nacht, die Boten von Arnſtadt fröhlichere Poſt, und Hoffnung und Freude lebten wieder auf in den Herzen der bekümmerten Aeltern.

Und wie der andre Tag kaum graute, da fuhr Wagen auf Wagen durch das Löberthor, daß faſt kein Roß mehr zu finden war in Erfurt, und alle nach Arnſtadt, und Väter und Mütter, Brüder, Schweſtern und liebende Verwandte kamen dort an, die geliebten verirrten Kinder heim zu holen. Faſt unglaublich klang es, was die Kinder erzählten, doch es mußte ja wahr ſeyn, denn ſie waren ja in Arnſtadt.

Innigen und heißen Dank ärnteten die Bewohner von Erfurts Bürgern für der Kinder gaſtliche Aufnahme, und im Triumpf wurden dieſe nach Hauſe zurückgebracht.

Viele aber der Kinder ſind ſchwer erkrankt nach dieſem wunderlichen Zuge, und mehrere von ihnen ſtarben an den Folgen der übermäßigen Anſtrengung, die ſie im Taumel ihrer Luſt nicht gefühlt.

Zum ewigen Denkmal dieſer Begebenheit ſtifteten die glücklichen Aeltern aus Dankbarkeit gegen Gott, der die Kinder wieder in ihre Arme zurückgeführt, eine jährliche Almoſen-Spende in den Dom. —

Urſula Gaßmann und die Geſchwiſter **Millwitz** blieben durch ihre ganze Jugendzeit unzertrennliche Freunde; oft ſollen ſie an ſchönen Sommertagen den Garten wieder aufgeſucht haben, wo ſich jedesmal das Pförtchen geheimnißvoll hinter ihnen zuthat. Vielleicht daß ihnen auch Anael wieder darin erſchienen iſt, und durch ſeine ſchönen Geſchichten ihre jugendlichen reinen Herzen für alles Gute entflammte. Wie ein heiliges Kleinod bewahrte Urſula den goldenen Schlüſſel auf.

In ſpätern Jahren zog eine fromme Sehnſucht, die ihr ja als Kind ſchon eigen war, Urſulas Gemüth ganz vom Irdiſchen ab, ſie ging in ein Kloſter, und hat dann oft jüngern Schweſtern aus ihrem Jugendleben und von dem ſchönen Wunderknaben Anael erzählt.

Hier iſt die Geſchichte von den Kindern von Erfurt zu Ende. Sähen wir nun ein recht liebes, frommes und verſtändiges Kind noch ſtill bei dem Buche ſitzen, und nachdenken, über das, was es ſo eben geleſen, ſo würden wir uns freundlich zu ihm ſetzen, und ſagen: Siehe, liebes Mädchen, oder lieber Knabe, wenn Du vielleicht in dieſer Erzählung noch einen tieferen Sinn ahneſt, der Deinem kindlichen Verſtande nicht recht klar werden will, ſo hat Deine Ahnung Dich nicht betrogen, und wir wollen Dir gern noch auf eine andere Art die Bilder deuten, die wir Dir vor Augen geſtellt in dieſer Geſchichte.

Jener Anael iſt der Genius der Liebe und Unſchuld, der gerne bei guten Kindern weilt; Allen, die reines Herzens ſind, wird ſelig wohl in ſeiner freundlichen Nähe. Er führt ſeine Auserkorenen ſchon hienieden in himmliſche Paradieſe. Er ſchmückt den Garten des Jugendlebens mit den ſchönſten Roſen, und verſchönt durch ſeine Gegenwart Alles rings um ſich her. Er entfaltet eine Welt voll Wunder vor den ſtaunenden Blicken, ſeine Grüße ſind Engelgrüße, ſeine Worte ſind Himmelsworte, und die Herzen der Guten fliegen ihm zu.

Und wie dort Anael die Wunderſage erzählt, die alte Bücher berichten, von den Kindern, die ausgezogen nach dem heiligen Lande, geführt von Ariel und Phosphoros, ſo lehrt die Liebe die jungen Herzen Hoffnung und Glauben ahnen und erkennen. Hoffnung und Glaube ſind Engel, die auch in Stürmen des Lebens den beſſern Sinn bewahren, die durch Tod und Grab die Treugebliebenen zu höheren Freuden führen, wenn ſie muthig gekämpft und demüthig geduldet.

Aber 'wie das Leben vorübergeht, und die Jugendtage, voll von dem Glück der Unſchuld, entſchwinden, da naht in glänzender Geſtalt die Verführung, und ſucht die Guten von ihrem Wege abzuleiten auf die Pfade des Laſters und der böſen Luſt.

Das iſt der Uriel, der mit lockender Flöte die Hunderte um ſich ſammelt, der ihre Sinne bethört mit böſem Zauber, daß ſie im Taumel der Luſt das Verderben nicht ahnen, dem ſie entgegengehen, daß ſie blindlings folgen dem Sirenenton der Verführung. Wohl denen, die ein freundlicher Anael warnt, und im Genuß reiner Freuden ihnen ein Glück bereitet, das jenen nimmer zu Theil werden kann; wohl denen, die Liebe vom Verderben rettet, und ſie wieder zurück in die Wohnung des Friedens, zurück in die Heimath des Glücks, in den Paradieſesgarten der Unſchuld führt. Wohl Allen, die auch in ſpätern Lebensjahren den reinen, frommen und kindlichen Sinn bewahren, wie Urſula Gaßmann, ihre Erinnerungen an die Vergangenheit ſind licht wie der Frühling, und ihre Tage fließen friedlich hin, wie ein Silberbach, bis ein ſtiller Engel ſie abruft von der irdiſchen Laufbahn, und ihre Seelen in die Geſilde des ſchönern Jenſeits trägt. —

V.

Die geraubte Ziege.

Eine Erzählung.

Gewiß iſt unter unſern jungen Leſern und Leſerinnen kaum einer oder eine, die nicht ſchon von einem ſeltſamen Volke gehört hätten, welches ohne Heimath und feſten Wohnſitz in vielen Ländern, theils in einzelnen Familien, theils in größerer Anzahl herumzieht, eine unverſtändliche kauderwelſche Sprache neben der gewöhnlichen ſpricht, ſich durch eine dunkle, von der Sonne verbrannte Haut auszeichnet, und ſich theils vom Wahrſagen und Betteln, theils aber auch vom Stehlen nährt, weßhalb es auch in den meiſten Staaten nicht geduldet wird — wir meinen die Zigeuner.

Dieſe Menſchenklaſſe hat in früheren Zeiten angegeben, daß ſie aus Aegypten abſtamme, und aus dieſem vertrieben worden ſey, es iſt jedoch weit wahrſcheinlicher, daß ihre Urväter Aſiaten waren, und ſonderbar genug iſt ihnen in der langen Reihe von Jahren, in denen ſie, durch alle Länder zerſtreut, ſich fortpflanzten, ihre beſondere Eigenthümlichkeit geblieben. Sie bekennen ſich in jedem Lande zu der herrſchenden Religion, die Meiſten von ihnen haben aber gar keine, und ſind in dem Zuſtande einer ſittenloſen Verwilderung aufgewachſen. Ihre Nahrung iſt alles, was nur irgend genießbar; ſie ekeln ſich nicht, wenn es ihnen an gewöhnlichem Fleiſch fehlt, Igel, Eichhörnchen, Hunde, Katzen u. ſ. w. zu verſpeiſen. Eine größere, gemeinſchaftlich umherziehende Geſellſchaft dieſer Leute wird eine Herde oder Bande genannt, und der Mann, der über ſie gebietet, und deſſen Befehlen Alle gehorchen müſſen, heißt der Hauptmann. Man hat nicht ſelten Beiſpiele, daß die Zigeuner in Dörfern und Höfen, wie in Städten auf Jahrmärkten Vieles heimlich mitgehen hießen, deſſen ſie nur habhaft werden konnten, ja daß ſie auch Kinder entwendet haben, und ſie zu Kunſtſtücken und andern Zwecken abgerichtet, wodurch ſie ſich um ſo mehr des Rechts, in civiliſirten Staaten geduldet zu werden, verluſtig machten.

Dieſe kurzen Andeutungen glaubten wir nachſtehender kleinen Erzählung vorausſchicken zu müſſen, um manches in derſelben unſern jungen Freunden um ſo verſtändlicher zu machen.

1.

Die leichtgläubige Bäuerin.

Nicht weit von den letzten Häuſern eines kleinen Dorfes hatte ſich eine Zigeunerbande gelagert, die aus mehreren Männern, zwei Frauen und vier Kindern verſchiedenen Alters beſtand. Ein Zelt, ſo ſchwarz wie die der Beduinen-Araber in der Wüſte, erhob ſich neben Obſtbäumen, und darin wälzten ſich auf einigen Schütten Stroh die halbnackten Kinder. Vor dem Zelte brannte ein helles Feuer, und eine alte häßliche Zigeunerin, die ſogenannte Aeltermutter war beſchäftigt, in einem großen Keſſel, der über dem Feuer hing, eine Mahlzeit zu bereiten. Das älteſte der Kinder, ein Mädchen von zwölf Jahren, nahm einen kleinen Knaben, welcher heftig weinte, auf den Schoos, und ſuchte ihn durch Tändeleien und Liebkoſungen zu beruhigen, welches ihr am Ende auch gelang. Dieſer Knabe war aber etwas beſſer gekleidet, wie die Uebrigen, und das ſchmutzige Jäckchen, welches ihm das Mächen jetzt anzog, ſtach ſehr ab gegen die feinen weißen Strümpfe, die er anhatte, auch war ſeine Geſichtsfarbe viel weißer und zarter, weshalb auf einen Wink des Hauptmanns ihm das Mädchen das Geſicht und die Hände mit einer rothbraunen Flüſſigkeit bemalte, was er nur heftig widerſtrebend und laut weinend geſchehen ließ.

Der Hauptmann ging mit einem ſeiner Gefährten nach dem nahen Walde, um Wild zu ſchießen, ein Dritter blieb zur Bewachung des Zeltes und zweier Eſel, die das Gepäck trugen, zurück, ein Mann aber und eine große ſtarke Frau gingen nach dem Dorfe zu, wo ſie von Haus zu Haus ihre Wahrſagerkunſt anboten und übten, und um Lebensmittel baten.

Alles war ihnen lieb und willkommen, Mehl, Eier, Speck, Brod, und ſie fanden überall gutwillige Leute, die ihnen gerne etwas mittheilten, theils aus angeborner Gutherzigkeit, theils aber auch aus Furcht, da ſie wußten, daß rachſüchtige Zigeuner oft heimlich Feuer angelegt hatten.

Die Beiden waren im ganzen Dorfe herum, nur ein einzelnes abgelegenes Haus war noch übrig, und ſchon brach die Abenddämmerung herein.

Höre, ſagte der Mann in ſeiner Gaunerſprache zu der Frau: geh' dort hinein, und wenn es ſicher iſt, gieb mir ein Zeichen mit dem Lichte, ich will hier warten. Das Zigeunerweib gehorchte, und ging in das Haus.

Frau Anne Marie ſaß bei der Lampe am Spinnrad, und hatte neben ſich auf dem Tiſche das Geſangbuch aufgeſchlagen, aus welchem ſie mit frommen Gemüth ein Abendlied leiſe vor ſich hinſang, da erſchreckte ſie ein ſtarkes Klopfen an der Thür, und noch mehr ſchrak ſie zuſammen, als das große Weib in die Stube trat, ſie mit einem Aufwand vieler Worte begrüßend.

Glück ins Haus, Unglück hinaus, ſchnatterte die Zigeunerin mit geläufiger Zunge: haſt Du nicht ein Dreierchen, oder ein Paar Eierchen? haſt Du nichts Abgelegtes für meine kleinen Bettelprinzen? oder ein Stückchen Speck, ein Händchen voll Mehl! Schenke mir etwas, liebes goldnes Frauchen! Wo iſt Dein Mann? iſt er nicht zu Hauſe? Wo ſind Deine Kinderchen? ich will Euch wahrſagen.

Die gute Bäuerin war etwas betreten. Mein Mann iſt nicht zu Hauſe, antwortete ſie: er wird aber nun bald kommen, den Jungen hat er mitgenommen.

Das wollte die Zigeunerin eben wiſſen, ſie ſagte: Nu, gieb mir einmal Deine Hand, ſchmuckes Frauchen, und dabei faßte ſie dieſe mit der Rechten, während ſie mit der Linken die Lampe vom Tiſche erhob und auf das Fenſterbret ſetzte, um die Linien genauer betrachten zu können.

Du haſt einen braven Mann und ein liebes ſchönes Kind, einen tüchtigen Buben, Gott behüte ihn, plauderte die Zigeunerin. Du wirſt bald einen Verdruß auszuſtehen haben, und einen Verluſt erleiden, aber ich ſehe, daß Dir ein ſehr großes Glück bevorſteht, prophezeihte ſie, als läſe ſie Alles aus den Linien der Hand, und je mehr ſie ſprach, deſto aufmerkſamer und freundlicher hörte ihr Frau Anne Marie zu, und öffnete, als ſich endlich die Wahrſagerin zum Fortgehen anſchickte, bereitwillig Truhen und Schränke, die, deren Prophezeihungen ſie unbedingt Glauben beimaß, reichlich begabend.

Frau Anne Marie übte hier die Tugend der Wohlthätigkeit, indem ſie auf der andern Seite in den Fehler der Leichtgläubigkeit verfiel, denn keinem Menſchen iſt die Macht verliehen, Begebenheiten, die ſich künftig ereignen ſollen, aus den Linien der Hand vorauszuſehen, die gute Frau hatte aber wahrſcheinlich in ihrer Jugend keinen Unterricht über dieſe Dinge erhalten, und glaubte, wie ihre Aeltern und Großältern geglaubt hatten, denn es hat der Aberglaube auf Dörfern immer länger Anhänger gefunden, als in den Städten, wo für beſſern Jugendunterricht mehr geſorgt war. Die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit, mit der ſie das Geſchwätz der Zigeunerin angehört hatte, wurden ihr bald unangenehm fühlbar, denn der Zigeuner ſchlich ſich während des Geſpräches der Weiber in die Nähe des Hauſes, öffnete leiſe die Stallthür, wo er eine Ziege meckern hörte, ging hinein, legte der Ziege einen Maulkorb an, band ſie los, und ſpähte durch die halboffne Thüre, ob es draußen wohl ſicher ſey. Da alles ſtille war, und er nur ſeine Frau in der Stube laut reden hörte, zog er die Ziege mit Gewalt aus dem

Stalle, und führte ſie eilig nach der Gegend hin, wo ſeine Genoſſen lagerten.

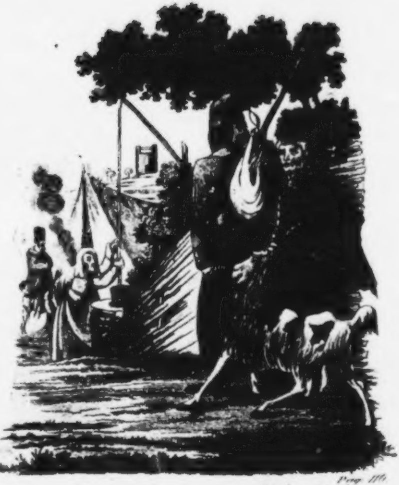
Es währte nicht lange, ſo holte ſein ſchlaues Weib ihn ein, Beide freuten ſich ihres gelungenen Streiches, und eilten vereint dem Lager zu, ſich oft noch umſehend, ob ſie etwa vom Dorfe aus verfolgt würden. Die Ziege ſtreubte und ſperrte ſich gewaltig, doch mußte ſie folgen. Jetzt erreichten die Diebe die Lagerſtätte; die Aeltermutter zog Waſſer aus dem Brunnen, der Hauptmann ſtand in ſeinen Mantel gehüllt, und ſchaute düſter und ernſt in die lodernde Flamme. Das junge Mädchen ſaß auf einem Steine, und ſchmeichelte dem kleinen traurigen Knaben; die andern Kinder ſchliefen ſchon im Innern des Zeltes.

Von der Anhöhe über dem Walde ſchaute in matten Umriſſen durch die Dämmerung drohend und warnend das Hochgericht herab.

2.

Die Zeitungsnachricht.

Frau Anne Marie ſaß immer noch am Spinnrad, in einer angenehmen Täuſchung befangen, und nachdenkend über das Glück, das ihr prophezeiht war, und mit dem Faden zugleich, den ſie auf die ſchnurrende Spindel ſpann, ſpann ihre Einbildungskraft goldene Träume. Aber ſorgend, bei dem kleinſten Geräuſch, hielt ſie das Rad an, und horchte, ob vielleicht der Mann käme mit dem Knaben, denn Beide blieben ihr heute zu lange aus.



Pag. 116

Beide freuten sich ihres gelungenen Streichs.

[illegible]
[illegible]

Endlich bellte Philax, der mitgelaufen war, und Vater und Sohn traten wohlbehalten in das Haus, der Mutter freundlich guten Abend bietend. Der kleine Martin trug einen Büſchel Himbeerkraut, welches er unterwegs abgeſchnitten hatte, und rief: Sieh einmal Mütterchen, da hab' ich etwas für unſer Lieschen mitgebracht, das iſt ihr Leibeſſen! und ohne vorher das aufgeſtellte frugale Mahl, das in Butter und Käſe beſtand, zu berühren, ſprang er hinaus, und in den Stall, um ſeinem Lieschen, ſo wurde die treue Ziege genannt, das Lieblingsfutter zu reichen.

Es iſt auch eine Zigeunerin dageweſen, Veit, ſprach die Frau zu ihrem Manne, der ſich ein Butterbrod ſtrich: und hat mir prophezeiht, daß uns erſt ein Verluſt, dann aber ein großes Glück treffen würde.

So? fragte Veit lächelnd, und antwortete: Da möchte ich faſt prophezeihen, daß ſie lange Finger gemacht, und ſo den erſten Theil ihrer Wahrſagung ſelbſt erfüllt hat. Traue einer dem Volke!

Wie Du gleich argwöhniſch biſt, die Frau iſt mir nicht von der Seite gekommen, ich habe ſie nicht allein gelaſſen, wie konnte ſie etwas nehmen? vertheidigte ſich Frau Anne Marie, doch wie ſie noch ſprach, hörte ſie draußen lautes Weinen, und mit dem Jammerruf: Lieschen iſt fort, mein Lieschen! ach mein Lieschen! trat der kleine Martin in die Stube.

Da haben wirs ja, hab' ich's nicht geſagt? zankte Veit: da läßt ſich die alberne Käthe wahrſagen, und derweil ſtiehlt mir das Diebsgeſindel die Ziege aus dem Stalle. Nun laufe ihr nach!

Eilig zündete Veit eine Laterne an, lief ſelbſt in den Stall, ſuchte, rief, aber Lieschen war und blieb fort. Mißmuthig und ärgerlich kam er zu der beſtürzten Frau, zu dem weinenden Knaben zurück, hing die Laterne wieder an den Nagel, und ſagte: wenn ich auch wüßte, wo die Spitzbuben hin ſind, was hülfe mir's, wenn ich ihnen nachſetzte; ich müßte gewärtig ſeyn, ſie ſchlügen oder ſchöſſen mich tod. Nun habt Ihr keine Milch mehr zum Frühſtück, denn ich habe mein letztes Geld für Steuern in die Stadt getragen, und kann ſobald keine Ziege wieder kaufen.

Veit war ein verſtändiger Mann, ein Anderer hätte villeicht viel lauter getobt und die Frau geſcholten, ohne daß dadurch die Ziege wieder herbeigeſchafft worden wäre, er aber wußte ſeinen gerechten Zorn über die Unachtſamkeit ſeines Weibes zu zügeln, doch ging er aus dem Hauſe und in die Schenke, um dort vielleicht etwas Näheres über die Zigeuner zu erfahren.

Dort waren ſchon mehrere Bauern verſammelt, und mit Veit zugleich trat auch der Schulze in die Wirthsſtube, und hielt ein Zeitungsblatt in der Hand. Nach den erſten Begrüßungen, und ehe noch Veit den Nachbarn ſein Leid geklagt hatte, nahm der Schulze das Wort, und ſagte: Hört, Nachbarn und Freunde, da ſteht eine beſondere Nachricht in dem Regierungsblatt, die ich Euch verleſen will, und als es nun ſtille um ihn wurde, begann er:

„Vor zwei Tagen iſt ein Knabe, deſſen Perſonalbeſchreibung unten folgt, auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden, indem er ſich nur wenige Schritte von ſeiner Wärterin entfernt haben kann, während dieſe mit ihm im Park luſtwandelte. Da, nach Ausſage der Wärterin, dieſe mit Niemand als mit einem andern Kindermädchen geſprochen, die Entfernung des Knaben gleich wahrgenommen, und ihn laut gerufen hat, auch kein Waſſer oder ſonſt eine Grube, in welcher er hätte verunglücken können, ſich in der Nähe befindet, und kein Plätzchen des Parks undurchſucht geblieben iſt, ſo bleibt nur die eine Vermuthung, daß der Kleine geſtohlen werden ſey. Es ergeht daher an alle Polizeibehörden in Städten und Dörfern die Aufforderung, dieſe Anzeige zu berückſichtigen, und ein wachſames Auge auf herumziehende Komödianten, Seiltänzer, Taſchenſpieler und Zigeuner zu haben, und falls irgend eine Anzeige, die zur Entdeckung beitragen könnte, gemacht würde, ſofort die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um des Kindes wieder habhaft zu werden, wobei die Erſtattung aller Koſten zugeſichert wird. Von Seiten der tief bekümmerten Aeltern wird demjenigen, der das Kind wieder in ihre Arme führt, eine Belohnung von tauſend Thalern verſichert, und jedem, der eine zur Entdeckung führende Anzeige macht, 12 Carolin verſprochen.“

„Der Knabe iſt 4 Jahre alt, hat blondes gelocktes Haar, blaue Augen und ein rundes blühendes Geſicht. Er iſt offen und dreiſt, und ſpricht ſehr lebhaft. Er trug bei ſeinem Verſchwinden einen braunen Strohhut, um dieſen ein orangefarbiges Band, Jäckchen und Beinkleider von grauem Nankin, einen ausgeſchnittenen geſtickten Halskragen von Mouſſelin, weiße Strümpfe und grüne Schnürſtiefeln, ein Taſchentuch mit den eingeſtickten rothen Buchſtaben E. v. M. und ſein Taufname iſt Emil.“

Es iſt heute Zigeunervolk im Dorfe herumgegangen, ſagte ein alter Bauer, als der Schulze geleſen hatte. Ja, das hab ich erfahren, fiel Veit ein; ſie haben mir meine Ziege geſtohlen. Er erzählte nun den verwunderten Bekannten, was unſre Leſer ſchon wiſſen, und erkundigte ſich, welchen Weg jene wohl genommen? Doch keiner konnte ihm gewiſſe Auskunft geben, nur die Stelle, wo die Zigeuner gelagert hatten, gab man ihm an; auch ſchien keiner der Bauern Luſt zu haben, mit Veit gemeinſchaftlich die Ziegenräuber zu verfolgen, um ihnen die Beute abzujagen, er beſchloß deshalb, allein einen Verſuch zu wagen, und den Plan überdenkend, wie er dies am beſten ausführen könne, ging er nach Hauſe, und legte ſich zur Ruhe.

3.

Der Kampf.

Es war noch dunkel, und die Hähne im Dorfe krähten zum erſtenmal, als ſich Veit leiſe von ſeinem Lager erhob, ſich raſch ankleidete, den wachſamen Hund zu ſich rief, eine Holzaxt ergriff, und ſtill das Haus verließ. Er führte erſt den klugen Philax in den Ziegenſtall, an den Platz, wo Lieschen geſtanden hatte, ſprach: Such' verloren, und folgte nun dem Spitz, der immer voran lief, und von der Stelle, wo die Zigeuner gelagert hatten, vom Wege ab, und auf einen Seitenpfad ſeinen Herrn leitete, woraus Veit ſchloß, daß der Hund ihn verſtanden habe, und auf der richtigen Spur ſey.

Hügel auf, Hügel ab zog ſich der Pfad; es wurde allmälig Tag, und Veit hatte mit ſeinem treuen Wegweiſer bald ein Vorholz erreicht; der Hund ſah ſich von Zeit zu Zeit um, wedelte mit dem Schwanze, und lief immer ſchneller, und ſchien, wenn er wieder umkehrte, mit Blicken ſeine Ungeduld auszudrücken, daß Veit ihm nicht ſchnell genug folgen konnte. Jetzt, nach einem Wege von 2 Stunden war eine kleine Anhöhe erreicht, von der man in eine enge Thalſchlucht hinunterſehen konnte, an deren Ende ein kleines Dorf lag.

Hinter halbwüchſigem Buſchwerk ſah Veit Rauch aufſteigen, und vermuthete, daß hier vielleicht die Zigeuner lagern würden, weshalb er dem Spitz leiſe pfiff, und ihm einen Wink gab, ruhig bei ihm zu bleiben, er ſelbſt trat hinter eine alte Eiche, und beobachtete die Umgebung.

Veit hatte ſich nicht getäuſcht, er war nicht weit von der Lagerſtätte der Zigeuner. Er ſah drei Männer und eine Frau nach dem Dörfchen zugehen, ſah zwei Kinder Holz zum Feuer ſchleppen, und von Zeit zu Zeit erblickte er zwiſchen dem Qualm des Fichtenreiſigs das häßliche Geſicht der Alten, die am Feuer kauerte, und etwas zu kochen ſchien.

Veit legte ſeinen Hut an den Baum, und bedeutete den Hund, dabei zu wachen, der ſich auch ſogleich dazu legte, während ſein Herr die Axt in die Hand nahm, und that, als wolle er Holz abhauen, wobei er ſich immer mehr vorſichtig dem Feuer näherte.

Plötzlich zeigte ſich eine Scene, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Auf einem offenen Raſenplatze, kaum zwanzig Schritte von Veits Standort, ſah dieſer mit einemmale ſeine Ziege; ein junges Zigeunermädchen hielt ſie an einem Schnürchen, und ließ auf ihr einen kleinen Knaben reiten, dem dieſe Luſt ſehr zu behagen ſchien; er lachte laut auf, hielt ſich an den Hörnern mit den kleinen Händen feſt, und wurde, wenn er ja wankte, von der muntern zwölfjährigen Geſpielin unterſtützt.

Hopp, hopp Milchen! rief einmal über das andere das Mädchen dem fröhlichen Kinde zu, Veit aber ſchlich ſeitab, ſetzte ſeinen Hut wieder auf, blickte noch einmal umher, ob alles ſicher ſey, lockte den Hund an ſich, bedeutete ihn, nicht zu bellen, und ſtellte ſich ſo, daß er von dem Feuer ziemlich entfernt war, und von dort aus gar nicht geſehen werden konnte, nur die Ziege und die Kinder im Auge, die ihm ſpielend immer näher kamen. Jetzt rief er leiſe, aber doch vernehmlich: Lieschen!

Die Ziege ſtutzte und blickte ſcharf nach dem Buſche hin. Lieschen! tönte es noch einmal, und im geſtreckten Ziegengalopp ſprang das treue Thier dem Rufe nach, mit einem Ruck die Schnur aus der Hand des Mädchens reißend. Voll Angſt und Schreck klammerte ſich der Kleine feſt an die Hörner an. Emil! Emil! ſchrie laut und angſtvoll die junge Zigeunerin, die Ziege meckerte, der Knabe kreiſchte, und freudig bellte Spitz Philax, als er die alte Stallgenoſſin wieder ſah, Veit aber wandte ſich raſchen Laufes heimwärts, Hund und Ziege ſammt dem weinenden Knaben hinter ihm drein.

Emil! Emil! rief es noch immer in der Ferne. Veit ſtutzte bei dem Namen, ihm fiel wieder ein, was geſtern der Schulze vorgeleſen. Hatte nicht in jener Zeitung geſtanden: Sein Taufname iſt Emil? Sollte ihn vielleicht der Himmel zum Retter des Kindes beſtimmt haben? Schnell nahm er es der Ziege ab, die nun, ihrer Laſt entledigt, noch ſchneller lief.

Schon ließ die Zigeunerfarbe der Haut den klugen Veit fürchten, daß er nur mit einem Sprößling der Bande ſich ſchleppe, ſchon wollte er den Knaben zurücklaſſen, da ſagte dieſer: Mann! Bringe mich zum Papa. Die böſen Leute haben mich in den Wald geſchleppt, als ich mit der Dorthee ſpatzieren ging.

Es iſt bei Gott der Geraubte, ſagte Veit zu ſich ſelbſt, und eilte nur noch ſchneller mit dem Kinde vorwärts.

Der Knabe ſah, daß er ſeinem Retter ſchwer wurde. Laß mich doch gehen, ſagte er, ich kann laufen, und wie Veit ihn abſetzte, faßte er ſeine Hand, und lief munter neben ihm her. Eine halbe Stunde mochten ſie ſo theils gelaufen, theils ſehr raſch gegangen ſeyn, denn Veit fürchtete, das die Räuber des Knaben ihn gewiß verfolgen würden, als Emil nicht mehr vor Müdigkeit gehen konnte, Veit nahm ihn daher wieder auf den Arm, und ſetzte ſeine eilige Flucht fort. Ein Glück für ihn, daß der männliche Theil der Zigeunerbande ſich zerſtreut hatte, als Veit die Ziege entführte, ſo gewann er dadurch einen bedeutenden Vorſprung, ehe jene zum Nachſetzen herbeigerufen wurden.

Aber als er ohngefähr dreiviertel Stunden gelaufen war, hörte er hinter ſich ein dumpfes Wau wau, und wie er ſich umſah, erblickte er zwei große Hunde, die in raſenden Sätzen hinter ihm drein eilten.

Hier galt es Muth und raſchen Entſchluß, doch unſer Veit war ein beherzter Mann; er ſtellte den Knaben auf den Boden, faßte in die linke Hand die Axt, in die rechte einen ſchweren Feldſtein und ſchleuderte dieſen ſo kräftig auf den erſten Hund, und traf ſo glücklich, daß derſelbe laut aufheulend zuſammenknickte, und ſich am Boden wälzte; wüthend fuhr der Zweite auf den Mann los, aber ehe er noch die weißen Zähne in Veits Fleiſch einhacken konnte, fuhr ihm die ſcharfe Axt ſo nachdrücklich in den aufgeſperrten Rachen, daß er nur einen kurzen Schrei ausſtieß, und ohne zu zucken, mit querdurchhauenem Schädel tod niederſank. Phylax hatte ſich unterdeſſen erbittert auf den verwundeten Gegner geworfen und ihm mit vieler Wuth die Kehle durchgebiſſen.

Dieſer Hundekampf währte nicht drei Minuten, und der Sieger nahm eilig den aufs Neue weinenden Knaben auf den Arm, ihn freundlich tröſtend, und eilte der Heimath zu.

Nur eine halbe Stunde hatte er noch zu gehen, ſchon ſahe er ſein Dorf vor ſich liegen, da gewahrte er, zwar noch weit hinter ſich, zwei mit Schießgewehren bewaffnete Männer, welche mit großer Haſt den Weg durcheilten, den er gekommen war, und er ſahe mit Schreck, daß es Zigeuner waren, deren Eile ihm und dem armen Knaben galt.

Alle ſeine Kraft nahm er zuſammen, faſt konnte er nicht mehr, und der Knabe war nicht leicht. O Gott, ſeufzte er: hilf mir und dieſem verlaßnen Kinde! Ach, und jetzt mußte er eine Anhöhe hinauf, näher und näher kamen die Verfolger.

Schon hörte er eine Donnerſtimme hinter ſich: Halt Schurke! Er ſtand nicht, er lief. Ein Schuß krachte, und ſauſend ſchwirrte die Kugel über ſeinem Haupte hin.

O Gott, o Gott, rette! rette! betete Veit und keuchte den Hügel hinauf.

Vertrauen auf Gott läßt nie zu Schanden werden, und wundervoll iſt oft auf ein frommes Gebet die Hülfe von oben erſchienen.

Ganz nahe hörte Veit Männerſtimmen, und über den Hügel her kamen ſechs Bauern und mehrere bewehrte Gensd'armen ihm entgegen, freudig bellte Philax, mit Halloh wurde Veit begrüßt, zur ſchleunigſten Flucht wendeten ſich, als ſie die Bewaffneten erblickten, Veits Verfolger, und die Gensd'armen ſetzten ihnen nach, nachdem Veit ihre Lagerſtätte beſchrieben hatte. Er erzählte ſeine Geſchichte, und wurde mit Kind und Spitz und Ziege im Triumpf nach Hauſe geleitet.

4.

Emil.

Frau Anne Marie ſaß trübſinnig und allein in ihrer Stube, doppelt bekümmert über den Verluſt des Hausthieres, wie über den Unwillen ihres Mannes, den ſie doch nicht verdient zu haben glaubte, und auch wieder über den heimlichen Weggang Veits, denn ſie konnte leicht denken, daß er der Ziege nachgegangen ſey, und wie leicht konnte er nicht gemißhandelt werden von dem rohen wilden Volke. Martin war in der Schule, und ſo war ſie mehrere Stunden lang ihren traurigen Gedanken und ängſtlichen Befürchtungen überlaſſen. Auf einmal ſtürzte ihr Sohn athemlos in die Stube und rief: Mutter, Mutter! Lieschen kommt wieder! Und wie ein Pfeil flog er wieder zum Hauſe hinaus.

Verwundert ſah ſie durchs Fenſter, ſah ihren Mann mit dem fremden braunen Knaben, ſah die Ziege, die Martin freudig umhalste, ſah immer größer werden den Schwarm neugieriger Dorfbewohner, und eilte nun ſelbſt hinaus, die Ankömmlinge zu begrüßen.

Na, da bring' ich ſie Dir wieder! rief Veit ihr freundlich zu, aber eile, ſchaffe etwas zu eſſen, uns hungert; Du Martin, binde die Ziege feſt, und gieb ihr Futter.

Während Frau Anne Marie ſich beeilte, eine Mahlzeit zu bereiten, machte Veit einen Verſuch mit Seife und lauwarmen Waſſer, die Haut des Knaben zu ſäubern von der Schmutzfarbe, mit welcher ihn die Zigeunerin überpinſelt.

Er duldete gern Veits wohlthätige Bemühungen, die nach einiger Anſtrengung der ſchönſte Erfolg krönte, daß bald ein lieblich blühendes Kindesantlitz den guten Mann anlächelte.

Heißeſt Du Emil? fragte Veit. Emil von Moren, war die Antwort. Wo wohnt Vater, Mutter? wurde weiter gefragt, aber da ſchüttelte Emil das Lockenköpfchen, und fing an zu weinen, weil die kindliche Sehnſucht nach den lieben Aeltern in ihrer ganzen Stärke bei ihm erwachte.

Anne Marie trat mit einer kräftigen Suppe herein, und erfuhr nun den Zuſammenhang, ſie konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Kinde, und hörte nicht auf, ihrer Verwunderung durch Ausrufungen aller Art Luft zu machen.

Als ſie gegeſſen hatten, ging Veit mit Emil zum Schulzen, und erzählte dieſem den Verlauf der Begebenheit.

Da wünſche ich Euch vom Herzen Glück, Nachbar, ſprach der verſtändige Schulze mit freundlichem Händedruck. Macht Euch bald in die Stadt; ja wißt Ihr was, der Kleine iſt müde, ich will meinen Korbwagen anſpannen laſſen, und ſelbſt mitfahren.

Und nach Verlauf einer halben Stunde fuhren Veit, der Schulze und Emil raſch der Reſidenz zu, die Männer beſprachen viel mit einander, und der von der Anſtrengung, der Angſt und dem Wechſel der Begebenheiten ſehr ermattete Knabe ſchlief bald auf dem Wagen tief und feſt ein.

Der Schulze hatte das Zeitungsblatt zu ſich geſteckt; im Thore der Reſidenz, die von dem Dorfe, wo Veit wohnte, nur drei Stunden entfernt war, fragte er ſogleich nach dem Hauſe, wo das Kind vermißt würde? Der Soldat rief den Unterofficier, dieſer den Lieutenant, der ſogleich einen andern Soldaten als Wegweiſer mitſandte. Durch verſchiedene Straßen fuhren ſie, bis der Soldat vor einem prächtigen Palaſte ſtehen blieb, und der Knecht des Schulzen die Pferde halten ließ. Immer noch ſchlief Emil.

Jetzt wurde oben ein Fenſter aufgeriſſen. Emil! Emil!

rief eine weibliche Stimme, Emil! Emil! ſchallte es durch das Haus wie Triumpfgeſchrei, die Thorflügel thaten ſich weit auf, der goldbetreßte Portier, Kammerdiener, Zofen, Laquaien, ſtürzten heraus, Alle drängten ſich um den Wagen, den des Volkes neugieriger Kreis umringte. Aber Veit war ſchon abgeſtiegen, auf ſeinen Armen trug er den Geretteten die breiten Stufen der Treppe hinauf, und die jubelnde Dienerſchaft folgte.

Oben auf dem glänzenden Vorſaal öffnete ſich die Thüre eines fürſtlichen Gemachs, eine hohe, herrliche Frau trat heraus, es war die Mutter Emils, mit Freudenthränen empfing ſie den Wiedergeſchenkten, ihre heißen zärtlichen Küſſe weckten den Schlummernden. Er wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Seine Mutter und liebende Geſchwiſter umſingen ihn, aus einer Umarmung flog er in die andere.

Stumme Zeugen dieſer rührenden Scene ſtanden Veit und der redliche Schulze. Sie fühlten mit, was die Feder nicht ſchildern kann, denn wer wollte mit Worten die namenloſe Wonne ausdrücken, die ein Mutterherz erfüllt, das dem verloren geglaubten und wiedergefundenen Kinde mit heißem Entzücken entgegenſchlägt?

Eine mit vier Pferden beſpannte Equipage rollte vor das Haus, in ihr ſaß der Präſident von Moren, Emils Vater, er kam aus dem geheimen Rathe des Fürſten, jauchzend rief ihm das Volk die frohe Botſchaft entgegen. Zitternd vor Freude eilte er hinauf, hoch hob er den Knaben empor an das überſelige Vaterherz, blickte ſtumm zum Himmel, und als die würdige Gattin ihm geſagt, dort ſtehe der Mann, der Emil gebracht, da umarmte der Präſident

n wackern **Veit**, dem die Augen vor Rührung übergingen, vor
n Augen aller Umſtehenden mit dem Ausdruck der innigſten Dank-
rkeit, und **Veit** mußte nun erzählen Er that es, treuherzig
nd einfach, nach der Weiſe des biedern Landmanns.

5

Lohn und Strafe.

Veit hatte ſeine Erzählung, der Alle verwunderungsvoll zu-
örten, kaum beendigt, als man auf der Straße ein Zuſammenlau-
n und Waffengeraſſel vernahm; man ſah hinab, und erblickte
ne Zigeunerbande, die von einer ſtarken Abtheilung Gensd'armen
nd Polizeiwachen nach dem Gefängniß transportirt wurde.

Das ſind die Leute! rief **Veit**: Das iſt das Mädchen, die
nit dem kleinen Junker ſpielte, das ſind die beiden Kerls, die mir
achliefen, und nach mir ſchoſſen, weil ich das Kind nicht hergeben
vollte.

Guter Mann, ſprach der Präſident bewegt zu **Veit**: Ihr
abt das Leben geſetzt an meines Kindes Leben, nie kann ich Euch
enug danken. Ihr werdet hier bleiben, um bei dem Verhör der
Räuber gegenwärtig zu ſeyn. Der Herr Schulze iſt ſchon ſo gut,
s Eurer Frau zu ſagen, daß ſie ohne Sorgen um Euch iſt.

Der Schulze empfing ein reichliches Geſchenk, und fuhr allein
nach Hauſe, ihn begleitete das ſchöne Gefühl der Theilnahme am
Glück ſeines Nächſten, er gönnte es **Veit** von ganzem Herzen. Und
r hatte geſehen, daß auch in den Paläſten der Großen menſchliche

und zärtliche Gefühle wohnen, die die Feſſeln der Convenienz in ihren natürlichen Ausbrüchen nicht immer zu hemmen vermögen. **Veit** mußte mit an der Tafel des dankbaren Präſidenten ſpeiſen.

Noch an dieſem Tage mußte er dann den Zigeunern im peinlichen Verhör gegenüber treten; ſie leugneten, das Kind geraubt zu haben, aber ſie konnten nicht leugnen, daß ſie nach **Veit** geſchoſſen hatten, und endlich ergab ſich, daß eine der Weiber den kleinen **Emil**, als er, um Blumen zu pflücken, ſich in ein Gebüſch verkrochen, eine Schürze übergeworfen, und ſein Schreien verhindernd, ihn ſchnell mit fort getragen habe. Da ſich auch außerdem ergab, daß dieſe Zigeunerbande ſich mehrerer Diebſtähle ſchuldig gemacht hatte, ſo wurde ein förmlicher Criminalprozeß gegen ſie eingeleitet.

Veit empfing die volle Belohnung, die dem Wiederbringer des Kindes verſprochen war; und noch viel mehr, denn viele Reiche, ja der Fürſt ſelbſt, der den Präſidenten ſehr ſchätzte, kamen in das Haus, um **Emil** und ſeinen Retter zu ſehen, und beſchenkten den Letztern reichlich, ſo daß er aus einem armen, auf einmal einer der wohlhabenſten Bauern ſeines Dorfes wurde. Nie ließ aber die gute Frau **Anne Marie** ſichs ausreden, daß dieſes Glück ſchon aus den Linien ihrer Hand von der Zigeunerin ihr vorausgeſagt worden ſey, wenn man ihr auch ſagen wollte, daß dieſe Leute, wäre ihnen die Gabe der Weiſſagung eigen geweſen, gewiß auch die Folgen, die der Diebſtahl der Ziege für ſie hatte, vorausgeſehen haben würden. So tief wurzeln Aberglaube und Vorurtheile, wenn ſie in der Jugend gefaßt und nicht wieder abgelegt werden.

Lieschen, das durch den Willen der Verſehung die erſte Veran-

ſung zur Rettung Emils wurde, mußte Weit dem Knaben
erlaſſen. Er wurde dafür mit ein paar Kühen, und Martin-
en mit vielen ſchönen Kleidern und Spielſachen entſchädigt.

In den verſchiedenen Verhören der Zigeuner ergab ſich noch,
ß das junge Mädchen, die ſich bei der Bande mit ſo vieler Liebe
mils angenommen hatte, auch ein in früher Jugend geraubtes
nd war, da aber von ihren Eltern und Anverwandten durchaus
ne Nachricht ausſindig gemacht werden konnte, ſo nahm ſie der
äſident in ſein Haus, und ſorgte, als ſie fleißig, gut und gehor-
n wurde, auch in der Folge väterlich für ſie. Die übrigen Kin-
der Bande wurden in Waiſen- und Arbeitshäuſer untergebracht,
Weiber und Männer wanderten ins Zuchthaus, und der Haupt-
ann, ein gefährlicher Verbrecher, ein überwieſener Räuber und
ordbrenner, endigte ſein Leben auf dem Schafott, und wurde bei
nſelben Hochgericht mit dem Schwerte vom Leben zum Tode ge-
acht, welches damals, als ſeine Leute Weits Ziege ſtahlen, ein
nſtes Warnungszeichen, auf die Lagerſtätte der Zigeuner her-
ſah. —

VI.

Der Jahrmarkt in Hirſchberg.

Ein Mährchen.

1.

Schwer gebückt unter der Laſt eines Kaſtens ſchritt ein großer Mann von etwas wildem Anſehn und ziemlich bräunlicher Geſichtsfarbe einen ſteilen Bergpfad herab, nach dem Städtchen Hirſchberg zu, wo am folgenden Tage Jahrmarkt gehalten werden ſollte. Von Zeit zu Zeit ſtützte er den ſchweren Knotenſtab unter die Laſt, und ſchaute ausruhend umher, als ſehe er ſich nach Geſellſchaft um, oder nach einem, der ihm die Bürde eine Zeitlang abnähme. Aber es währte ziemlich lange, ehe Jemand deſſelben Weges kam, denn der Tag war regnerig und unfreundlich, der Pfad wenig betreten, und der Abend brach ſchon ein.

Endlich ließ ſich doch in einiger Entfernung eine Menſchenſtimme ſingend vernehmen, die immer näher kam. Es war ein Bote, der einen Reiſenden über das Gebirge geleitet hatte, und gut belohnt, nun fröhlich von Hohenelbe zurück nach dem Heimathſtädtchen eilte. Als er nahe zu dem Wanderer kam, grüßte dieſer freundlich, und redete ihn an: Guten Abend, guter Freund; hört, nichts für ungut, Ihr ſeyd jung und ſtark, ich bin ſehr müde, wie wäre es denn, wenn Ihr mir meinen Kaſten ein wenig trüget, ich verlange es nicht umſonſt.

Hm, bin auch ſchon ein gut Stück Weges marſchirt, indeß gebt her, das Ding wird ja nicht allzuſchwer ſeyn. Ihr wollt gewiß zum Jahrmarkt nach Hirſchberg? ſprach und fragte der Bote, indem er ſich die Bürde des Andern auflud.

Ja, antwortete der Gefragte: Ich bin ein Handelsmann aus Welſchland, heiße Rondſchewale, und bin weit herumgekommen in der Welt.

Habt vielleicht auch Gold geſucht im Gebirge, wie viele Eurer Landsleute, fragte der Bote weiter: und tragt nun den ſchweren Schatz in Eure ferne Heimath? — Bin kein Schatzgräber, war die Antwort: ſuche nicht Gold, Gold macht nicht glücklich.

Es bekommt auch nicht Allen wohl, die Gold hier ſuchen, fuhr der geſprächige Bote fort; Mancher hat ſchon bitter ſeine Lüſternheit danach büßen müſſen. Seyd Ihr ungeneckt über das Gebirge gekommen?

Ungeneckt? Wie meint Ihr das? fragte unbefangen der Italiener.

Nu, man ſpricht nicht gern davon, gegenredete der Hirſchberger, indem er rechts und links ſcheue Blicke in die Gebüſche warf. Einer, den ich nicht nennen mag, hat manchem Wanderer ſchon manchen Poſſen geſpielt.

Und warum nennt Ihr ihn nicht, da Ihr doch von ihm redet? fragte mit liſtigem Lächeln der Fremdling.

Ich kann ihn auch nennen, es iſt der Herr des Gebirges, wie wir zu ſagen pflegen, ſprach der Begleiter des Handelsmannes.

Alſo ein Edelmann, vielleicht ein Buſchklepper und Schnapphahn? So erzählt doch, warum thut Ihr denn ſo ängſtlich? redete Rondſchewale dem Bürger aus Hirſchberg zu.

Der Wald lichtete ſich jetzt, die Wolken zertheilten ſich, in geringer Entfernung lag Hirſchberg vor den Wanderern, von der untergehenden Sonne maleriſch beleuchtet. Es war, als fühle ſich der Bote jetzt freier, er ruhte auf einem abgeſägten Baumklotz, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, und begann folgende Erzählung:

Es mag vielleicht funfzig Jahre her ſeyn, denn zu meiner Großmutter Lebzeiten iſt es geſchehen, daß einer Eurer Landsleute in das Gebirge kam, Gold zu ſuchen. Er war ſchon einen ganzen Tag gegangen, Berg auf, Berg ab geſtiegen, hatte manchen Stein zerklopft, und da und dort ſeine Wünſchelruthe probirt, aber niemals hatte ſie auf verborgenes Metall angeſchlagen, da ſieht er von ohngefähr auf einer hohen Felsklippe einen Mann ſitzen, der ämſiglich mit Schlägel und Feuſtel auf das Geſtein los arbeitet, das die Stücke umherfliegen, zugleich erblickt er einen wunderbaren Goldſchimmer und ehe er ſichs verſieht, fliegt ein abgeſchlagenes Stück bis hin zu ihm, er hebt es auf, es iſt gediegenes Gold.

Warte, denkt er, mit Dir will ich theilen! — Er verbirgt ſich hinter einen Buſch, und hat noch nicht lange gelauert, als der Mann da droben Schicht macht, ſeine Geräthſchaften zuſammenpackt, das Geſtein in ein Tüchlein bindet, und ſeinen Sitz verläßt, nachdem er einige Büſche und Zweige über den Ort, wo er gearbeitet, gedeckt.

Der hinter dem Buſch ſieht ihn bei ſich vorüber gehen, guckt ihm eine Weile nach, erklimmt dann eilig die Klippe, räumt die Zweige bei Seite, und wundert ſich, daß jener des edeln Geſteins ſo viel liegen gelaſſen habe. Eilig füllt er Taſchen und Ränzel, wie auch den Hut mit dem ſchweren Erz, ſchon wird es dunkel, ſchon will er den Rückweg antreten, da ſieht er etwas ſehr hell in einer Steinritze funkeln und leuchten; raſch greift er hinein, aber was er erfaßt, iſt weich, und wie er es zum Vorſchein bringt, iſt es eine feurige Kröte, die er voll Abſcheu von ſich wirft. Jetzt will er fort, aber da wird er mit Schrecken gewahr, daß er vorhin in der Eile nicht den Ort gemerkt, wo er heraufgeſtiegen, tief und ſenkrecht geht es hinab, nach allen Seiten, hoch und ſenkrecht ſtarren die Felſen rings empor, und nicht hinunter kann er, nicht hinauf. Und immer dunkler wird es; die Nachteulen huſchen aus den Felsklüften, Fledermäuſe ſchwirren, Geier kreiſchen, und wie in einem fernen Dorfe tief unter ihm, die Mitternachtglocke ſchlägt, da zieht mit gräulichem Getöſe und lautem gellenden Halloh der wilde Jäger über das Gebirge. Der Schatzgräber wacht unter Angſt und Zittern den Morgen heran; kaum dämmert es im Oſten, da ſucht er die Stelle wieder, wo er herausſtieg, endlich findet er ein Plätzchen, wo er glaubt, hinunter ſteigen zu können, doch da muß er ſich erſt erleichtern, muß Hut und Taſchen ausleeren.

Und hinunter wirft er das blanke Geld, um es unten wieder zuſammenzuſuchen, und mit Lebensgefahr klettert er nach. Ehe er noch ganz unten iſt, ſieht er ſchon den Bergmann von geſtern durch die Büſche ſchreiten, erſchrickt, tritt fehl, und ſtürzt 12 Fuß hoch herab, in Dornen und Neſſeln. Langſam richtet er ſich auf, wüthend ſchmerzt es ihm in der Seite, er hat eine Ribbe gebrochen, und was er jetzt erſt bemerkte, die Hand, mit der er geſtern die feurige Kröte angefaßt, iſt bis an das Gelenk kohlſchwarz. O wie verwünſcht er nun ſeine Geldgier. Näher kommt der Bergmann; der Fremde duckt ſich nieder, jener ſteigt auf die Klippe, und nun rafft der Wälſche eilend zuſammen, was er erraffen kann, von dem herabgeworfenen Erz, und macht ſich aus dem Staube, was freilich langſam genug von Statten geht, weil der Schmerz und die Laſt ihn zu laufen hindern. Da ſchallt hoch von der Klippe herab eine fürchterliche Stimme hinter ihm drein: Warte Du Spitzbube! Und ein Hagel von kleinen Stücken des Golderzes praſſelt durch die Baumzweige, und mancher davon trifft hart genug den Fliehenden. Bald darauf brummt es hinter ihm, ein großer Bär fährt ihm mit Blitzesſchnelle zwiſchen die Beine, und trägt ihn, der ſeine Seele Gott befiehlt, unaufhaltſam durch das Dickicht. Mehr tod, als lebendig hält ſich der Schatzgräber feſt an des Ungethüms zottigem Pelz; Hut und Ränzel gehen verloren; wie ſie aus dem Walde kommen, wirft ihn der Bär in einen Moraſt, und trabt brummend davon. Lange liegt der Schatzgräber betäubt, endlich erholt er ſich, und kriecht aufs Trockne. Der Verluſt des Goldes ſchmerzt ihn mehr, als die linke Seite, doch ſchwer ſind noch vom Erz ſeine Taſchen. Im nächſten Dorfe unterſucht und verbindet ihn der Bader, und als er Abends allein iſt, will er gern ſehen, wie viel er gerettet, und packt die Taſchen aus. O weh! Schwefelkies und Hornblende, Glimmer- und Katzengold iſt alles Erz, kein Körnlein eines edeln Metalles. Nun jammert er erſt recht über ſein Schickſal. Dazu ſchmerzt ihn fürchterlich die ſcharze Hand, an der der Bader ſchon erfolglos herumgewaſchen und gebeitzt mit ſtarkem Spiritus und Scheidewaſſer.

Am andern Morgen löſt ſich die ſchwarze Haut ab, unter der eine neue weiße wieder gewachſen, und wie er ſie theilweiſe abzieht von den Fingern, hat ſie in viele dünne Goldblättlein ſich verwandelt, und ſo hatte er doch Etwas für die ausgeſtandene Angſt.

Hier endete Wollmann, der Bote aus Hirſchberg, ſeine Erzählung, während welcher die beiden Wanderer wieder eine Strecke mit einander fortgegangen waren, und Rendſchewale ſprach: So müßte es Allen ergehen, die Habſucht verleitet, ſich des Eigenthums anderer zu bemächtigen, und die ärnten wollen, wo ſie nicht geſäet haben. Es bleibe jeder in ſeinem Vaterlande und nähre ſich dort redlich, wie ſchon ein altes Sprüchwort räth, und ſuche nicht in fremden Ländern ein Glück, das ihm durch Arbeitſamkeit und Fleiß in ſeiner Heimath ſicherer blüht.

2.

Die beiden Wanderer ſtanden vor dem Thore der Stadt Hirſchberg und Rendſchewale nahm ſeine Laſt wieder auf ſeinen Rücken, zugleich tauſchte er den Knotenſtab gegen die dünne Gerte, die Wollmann erſt in der Hand gehabt, wieder ein, und bot dem Begleiter ein Geldſtück.

Behaltet Euer Geld, ich will für die kleine Mühe keine Belohnung, ſprach der ehrliche Bürger. Vielleicht komme ich morgen auf dem Markte zu Euch, und kaufe Euch etwas ab, dann werdet Ihr es auch mit mir billig machen. In welchen Gaſthof geht Ihr? —

Mir gleichviel, in den Erſten, den Beſten, antwortete der Handelsmann.

Geht in den Lindwurm, der Wirth iſt mein Gevatter, ich komme nach dem Eſſen auch noch ein Stündchen hin; Gott befohlen! rief Wollmann und bog in ein Seitengäßchen.

Schönen Dank und Gottes Lohn für die Gefälligkeit! rief Ronſchewale dem Bürger nach, und ſchritt auf das ſtattliche Gaſthaus zum Lindwurm zu, deſſen neue Schildfahne bunt und groß durch die einbrechende Dämmerung glänzte.

Die geräumige Wirthsſtube war ſchon ziemlich voll von Jahrmarktsgäſten, als der italieniſche Kaufmann hineintrat, und von dem geſchäftigen Wirth freundlich und höflich begrüßt wurde.

Das Geſpräch in der Stube war laut und lebhaft, dort erzählte eine wohlbeleibte Tabuletkrämerin mit kreiſchender Stimme einigen Fuhrleuten einen Diebſtahl, den ſie erlitten, dort ſtritt ein Roßkamm mit einem Juden, mehrere Bürger ſpielten an einem Tiſche Karten, und es ſchollen von daher oft Fauſtſchläge auf den Tiſch und kräftige Flüche. Von Zeit zu Zeit ließen ſich unter den Tiſchen knurrende Hunde vernehmen, die einander wild zu zerzauſen begannen, bis einige Fußtritte ſie zum Schweigen brachten. In einer andern Ecke führten Handelsleute laute Geſpräche über Krieg und Frieden.

Rondſchewale lehnte ſich an einen Pfeiler, der in der Mitte der Stube ſtand, und die Decke ſtützte, und ſchaute mit ruhigem Blick in das ſummende Getöſe, das noch durch die Stimmen derer, die nach dem Wirth riefen, durch das Klingen mit Gläſern und das Klappern mit Kannendeckeln vermehrt wurde, auch traten, um die Stube vollends voll zu machen, noch ſechs Prager Spielleute herein.

Theilnahmlos an alle dieſem und tief bekümmert, ſaß in der Nähe des Ofens ein junges Mädchen in ärmlichem Anzuge, die Rondſchewale bemerkte und ſich ihr näherte.

Verdienſt Du viel mit Deiner Zither, Kleine? fragte er freundlich.

Das Mädchen ſeufzte: Ach, nichts werde ich verdienen, ich kann bei Gott nicht ſingen.

Geſtern, fuhr ſie weinend fort: geſtern iſt mein Vater, ein alter blinder Bergmann, begraben worden, da ihn hier der Tod übereilt; und Alles, was wir bei uns hatten, auch ſeine Geige hat man mir genommen, um das Begräbniß zu bezahlen. O Gott, ich habe Niemand mehr auf der Welt!

Armes Kind, antwortete mitleidig der Fremde, lege Dein Geſchick in die Hände des ewigen Vaters, er wird Dich nicht verlaſſen, wenn Du fromm und gut biſt. Du ſollſt mir heute Abend Dein Inſtrument borgen, ich will für Dich ſingen; biſt Du's zufrieden? Das Mädchen ſagte nicht ja und nicht nein, der erneute Schmerz ergriff ſie zu heftig, ſie weinte ſtill die Thränen der kindlichen Liebe in ihr Tuch.

Der Wirth trug das Abendeſſen auf, und Rondſchewale ſchob gutmüthig ſeinen Antheil an den Speiſen dem Mädchen zu, und das gute Kind, das in zwei Tagen faſt nichts genoſſen hatte, ſättigte ſich, dankbare Blicke auf den wohlwollenden fremden Mann werfend.

Man hatte noch nicht abgegeſſen, als Wollmann in die Schenkſtube trat, und mit Blicken, die Furcht, Ueberraſchung, Dankbarkeit und Freude zugleich ausdrückten, den Italiener anſtarrte.

Na Freund, wieder da? redete dieſer den Eingetretenen an.

Ach Herr! ach Herr! Ver-ge-bung — ſtammelte bebend der Hirſchberger.

Da erhob ſich der Fremde, trat nahe an den Bürger, und raunte ihm ins Ohr: Schweig, oder Du biſt des Todes! Und als wäre er es ſchon, ſank bleich und und ſtill und zitternd der Mann auf einen Stuhl.

Was fehlt Euch Gevatter? rief der Wirth, ihn ſo eben bemerkend.

Ein Gläschen Lebenswaſſer für ihn, antwortete Rondſchewale mit tiefer Stimme für den Schweigenden, und der Wirth ſtieg zum Schranke.

Als er das volle Glas brachte, das Wollmann zitternd nahm, ſchlug einer der Gäſte mit dem Meſſerrücken auf einen Zinnteller, und rief laut: Holla, Holla, Herr Wirth, wo bleibt das Jahrmarktsmährchen?

Ja ja, das Mährchen, das Jahrmarktsmährchen! rieſen die Meiſten der Anweſenden lachend durcheinander. Erzählt, Herr Wirth, erzählt!

Es hatte aber damit folgende Bewandniß: Der Wirth zum Lindwurm war ein ſpaßhafter und luſtiger Mann, der gerne Poſſen riß, und die Gewohnheit hatte, jedesmal am Vorabend des Jahrmarktes ſeinen Gäſten ein Mährchen zu erzählen, oder ſonſt eine ſchnurrige Geſchichte; er hatte es einigemal zufällig gethan, und nun machten ſeine Gäſte ein Recht daraus, er mußte jedesmal etwas auftiſchen.

Wie er nun ſah, daß er auch heute nicht loskam, rückte er einen Stuhl an den Tiſch, die Gäſte ließen die leeren Kannen wieder füllen, und der Wirth begann:

Was ich heute zu Markte bringe, werthgeſchätzte und hochzuverehrende Gäſte, iſt kein Mährchen, ſondern eine wahrhaftige Begebenheit, die ich ſelbſt erlebt, und die ſich zugetragen, als ich noch Pachtwirth war in dem einzeln gelegenen Wirthshauſe zum grünen Specht ohnweit Schmiedeberg. Da begab ſich's eines Tages, daß ein vornehmer Reiter geſprengt kam, in vollem Galopp, der in meinem Hofe hielt, und nach mir fragte. Wie ich ihm nun ganz demüthig meine Reverenz machte, rief er mir zu: Auf, Herr Wirth, es wird eine vornehme Geſellſchaft in 4 Stunden hier bei Euch ein Mittagsmal einnehmen! Schickt alles aufs Beſte für fürſtliche Gäſte, aus Küche und Keller, putzt Schüſſeln und Teller, und richtet Euch ein auf 14 Perſonen, auch wollet der Hühner und Gänſe nicht ſchonen. Das auf Abſchlag!

Damit warf er mir einen Beutel mit 10 blanken Thalern in die Hand, und hui, ſprengte er davon, die Straße zurück, auf der er gekommen war. Nun entſtand ein Treiben in meinem Hauſe, nun ſchrieen die Weiber, und die Gänſe und Hühner durcheinander, die Knechte mußten herbei und hülfreiche Hand leiſten, in der Küche loderten die Feuer, daß ich dachte, die Weiber ſteckten mir das Haus überm Kopf an. Ich ſchloß Truhen und Schränke auf, that gutes Tiſchzeug und Porzellan, Löffel, Meſſer und Gabeln heraus, weil die Frau in der Küche alle Hände voll zu thun hatte, und ſiehe da, wie drei Stunden herum waren, war das Meiſte ſchon gethan, eine prächtige Tafel im obern Stockwerk ſervirt, und wir konnten ruhig die Ankunft der Herrſchaften erwarten. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam der Reiter wieder. —

Na, Gevatter, was zupft Ihr mich denn? unterbrach ſich jetzt der Erzähler, indem er ſich nach Wollmann umwandte, der hinter ihm ſaß, und ſchon einigemal verſucht hatte, den Wirth zu unterbrechen.

Ach, Herr Gevatter! erzählt doch das nicht, nur heute nicht! bat Wollmann.

Närriſcher Kautz, wie kommt Ihr mir vor? lachte der Wirth: Hat er Euch etwa heute unterwegs auch einen Denkzettel angehängt?

Weiter nur, weiter im Text! riefen ungeduldig die Gäſte.

Der Reiter kam alſo wieder, fuhr der Wirth fort, fragte, ob alles bereitet ſey zum Empfang der Gäſte, ich führe ihn ſelbſt die

Treppe hinauf, und zeige ihm alles, er beſieht genau meine Anſtalten, und zählt die Gedecke, dann, in ein Nebenzimmer gehend, ſpricht er: Schicke mir der Herr Wirth den Hausknecht, ich will mir's bequem machen.

Ich rufe meinen Hans herauf, und ordne noch Etwas am Gedeck, der Knecht geht ins Nebenzimmer, ich höre ihn ächzen über dem Stiefelausziehen. Auf einmal — Ach, Gevatter, Gevatter! ſtönte wieder hinter dem Wirth Wellmann, und zupfte wieder.

Reitet Euch denn ganz und gar der Gukuk, Gevatter? fragte der Erzähler. Was habt Ihr denn nur, laßt mich doch erzählen!

Weiter, weiter! riefen die Gäſte, und der Wirth nahm wieder das Wort:

Auf einmal höre ich meinen Hans mörderiſch ſchreien, ein Schlag, daß das Haus erbebt, die Thür fährt auf, und der Knecht fällt kopfüber heraus, in den Händen den Stiefel des Reiters, ſammt deſſen rechtem Bein, der kerzengerade auf dem linken ſteht und ſo gräßlich lacht, daß mir die Ohren gellen, ſo oft ich nur daran denke. Wie ich da ſtehe mit offnem Mund und ſtarr vor Schreck, wirft mir der Fremde ſeinen rechten Handſchuh, in dem die Hand noch ſtack, ſo daß ich davon eine Ohrfeige aus dem Salze empfing, in das Geſicht. Hans rafft ſich auf, ſtürzt mit Zetergeſchrei die Treppe hinunter, ich hinterdrein; plautz! fährt mir der Kopf des Fremden auf den Pelz, ich falle auf Hans, Hans auf den Küchenjungen, der unten gafft, und neben uns vorbei fliegt der Kopf mit hölliſchem

Gelächter. Oben zum Fenſter heraus ſpaziert der Korpus, und herab auf den Schimmel, der noch im Hofe ſteht, Kopf und Hand und Bein finden ſich wieder zuſammen, und fort gehts ohne Gruß und Valet. Die Knechte ſtanden im Hofe und kreuzigten ſich, wie ſie ſagten, ſo hat der Schimmel nur drei Beine gehabt. Mir war hören und ſehen vergangen, Hans bebte wie Espenlaub, meine Frau lag in Ohnmacht, darüber verbrannten im Bratofen drei Gänſe, ſechs junge Hühner nebſt zwei Kapaunen.

Hier machte der ſpaßhafte Wirth eine Pauſe, um ſeine Gäſte erſt auslachen zu laſſen, nur Wollmann ſchnitt jämmerliche Geſichter, und ſah mit flehenden Blicken den Italiener an.

Nun, wie weiter? fragte dieſer mit ſcharfem, durchdringenden Blick den Wirth.

Ja, fuhr der geſprächig fort, nun traute ſich Niemand in die obere Stube. Ueber dem Staunen und Verwundern kam der Abend herbei, daß die Geſellſchaft ausblieb, könnt Ihr, werthe und verehrte Gäſte, leicht denken. Uns hungerte auf den Schreck, ich zählte meine Leute, und ſiehe da, meine Frau und ich waren zwei, meine drei Töchter fünf, zwei Söhne ſieben, drei Knechte und Hans eilf, zwei Mägde und ein Schwager von uns, der zum Beſuch da war, vierzehn, und ſo war die ganze vornehme Geſellſchaft vollzählig, und hatten wir drei Tage vollauf zu eſſen von dem Geſottenen und Gebratenen.

Abends deckten wir oben ganz furchtſam wieder ab, da fand ich unter jeder Serviette einen harten blanken Thaler von altem wunderlichen Gepräge, da ſahe ich, daß der Geiſt mich zwar gefoppt, aber es doch gut gemeint hatte. Es kamen auch noch zwei Kapuziner ins Haus, die hörten von der Geſchichte, meinten, das Geld ſey Teufelsgeld, ich ſolle es ihrem Kloſter ſchenken, bei mir würde ſichs doch nur in Scherben und Unrath verwandeln. Das that ich aber nicht, ich ſchenkte ihnen einen Thaler, daß ſie das Geld mit Weihwaſſer beſprengten, und ſegneten, und es blieb unverändert, und hat mir Segen gebracht, daß ich ein wohlhabender Mann geworden bin, und dieſen Gaſthof habe kaufen können. Dankbar ſegne ich das Andenken des Gebirgsherrn.

Bravo Freund, ſprach der Fremde, als der Wirth ſeine Geſchichte geendet hatte, und ſchlug ihn ſtark auf die Schulter, und ſah ihm feſt ins Geſicht. Bravo, Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, Wahrheit desgleichen.

Herr Gott! der Reiter! rief der Wirth erſchrocken, hielt beide Hände vor das Geſicht, und verließ ſchweigend und eilig die Stube. —

3.

Die Gäſte begannen, ſich wechſelſeitige Muthmaßungen über des Wirths Erzählung mitzutheilen, und beſprachen hin und her, wie viel Wahres und wie viel Falſches ſie enthalte. Einige hielten ſie für eine luſtige Erdichtung, Andre wollten ſchon von ähnlichen Begebenheiten gehört haben, da machte der Italiener dem Geſpräch dadurch ein Ende, daß er ſich von ſeinem Sitz erhob, und ſehr laut zu dem betrübten Mädchen ſprach: Gieb mir Deine Zither, liebe

Kleine! Dieſe reichte ſie ihm, und majeſtätiſch in die Mitte der Stube tretend, und ſich an einen Holzpfeiler lehnend, that er einige Griffe auf dem Inſtrumente, daß ſogleich wunderliebliche Töne durch das Zimmer ſchwirrten, und ſchnell jeder Mund ſchwieg, doch offen blieb vor Verwunderung, und jedes Auge der Anweſenden ſich auf den fremden Spielmann richtete.

Dieſer begann mit einem ironiſchen Lächeln: So es die geehrte Verſammlung geſtatten will, werde ich ein Liedlein ſingen und dazu ſpielen zum Beſten dieſer armen Waiſe, der ſie geſtern den Vater begraben haben, auch ein luſtig Stücklein, wie des Herrn Wirths Jahrmarktsmährchen.

Niemand widerſprach, alles wurde mäuschenſtill, mit tonkundigen Fingern wühlte der Mann in den Saiten, und ſang mit kräftiger, wohllautender Stimme:

Saß einſt ein armer Schneider
Spät auf, und nähte Kleider,
In dem Städtlein Liebenthal.
Da ritt auf ſchwarzem Roſſe,
Von ſeinem Felſenſchloſſe,
Der Junker Rübezahl.

Rübezahl! Rübezahl, rief mit feinem Stimmchen unter der Ofenbank ein ſeltſames Echo, aber der Sänger ließ ſich nicht ſtören:

Der hat am Haus gehalten,
Und rief heraus den Alten:
Komm, nimm mir das Maaß einmal!

Da kam der Meiſter Elle,
Und nahm das Maaß gar ſchnelle
Dem Junker Rübezahl.

Wieder piepte es nachſpottend aus dem Waarenkaſten des Händlers, er aber fuhr fort:

Der gab ihm Tuch, wie Seide,
Daß er ein Röcklein ſchneide,
Es war grau und mäuſefahl.
Der Schneider nahm's mit Freuden,
Und weiter ſah man reiten
Den Junker Rübezahl.

Da wiſperte es, man hörte es ganz deutlich, von der beräucherten Schwarzwalder Guckucks-Uhr herab: Rübezahl, Rübezahl, und befremdet ſahen ſich die Zuhörer um. Der Italiener ſang:

Der Schneider ſprach: dieß feine,
Aſchgraue Tuch ſey meine!
In die Hölle warfs zumal
Der Schneider, nicht zu loben,
Und machte drauf vom groben
Tuch den Rock für Rübezahl.

Abermals ließ ſich der Name hören, von dem man ſagt, daß er dem Geiſte des Rieſengebirges verhaßt ſey, hinter dem Wandſpiegel hervor ſchien er zu kommen. Rondſchewale ſang und ſpielte:

Der Junker ließ ihn holen,
Und ſah, daß er beſtohlen
Von dem Schneider war dasmal.
Drauf ſpielte unverdroſſen
Dem Diebe einen Poſſen
Der Junker Rübezahl.

Mit feinem Weib erſcheinen
Sah man den Dieb im feinen
Tuchkleid, daß er pfiffig ſtahl;
Doch wehe, Meiſter Elle!
Verkehrt in Rattenfelle
Wird das Tuch vom Rübezahl!

Laut lachten die Gäſte, obgleich das unheimliche Echo ſich jetzt aus mehreren Winkeln der Stube zugleich hören ließ. Lauter und ſchallender ſang der Wälſche den Schlußvers:

Lachten alle Gaſſenjungen,
Und es rieſen tauſend Zungen:
Schneider ſtiehl ein andermal!
Haltet fernab Eure Naſen,
Denn es läßt nicht mit ſich ſpaßen
Der Junker Rübezahl.

Der Sänger ſchwieg, ergriff einen Teller, reichte ihm den Mädchen, für das er geſungen, ſie ging herum, willig zogen die Gäſte die gefüllten Jahrmarktsſeckel; aber was iſt das? Welche wunderbare Kraft wirkt mit geheimnißvollem Zauber? Die alten harten Thaler und Kronen hüpfen und ſchlüpfen heraus aus den Beuteln, und fliegen auf den Teller, wie die Kleine herumgeht, bald ruht ein reicher Silberſchatz mit blanken Geldſtücken vermiſcht, darauf, und verwundert ſitzen die Gäſte, einer ſtaunt über die Freigebigkeit des Andern, keiner weiß, daß ſeinem Beutel ein Thaler entwiſcht, während er einen Groſchen auflegte.

Während das Mädchen einſammelte, ſprach Rondſchewale zu Wollmann: Freund, Ihr ſeyd Witwer, habt nur einen Sohn, und braucht jemand, der Euern Haushalt führt, wie wäre es, wenn Ihr Euch der verlaſſenen Waiſe annähmet; meine Heimath iſt fern, auch habe ich nicht Weib und Kind, auch keine ſonſtigen Verwandte, ſonſt nähme ich ſie ſelbſt zu mir, ſie bringt Euch gleich ein hübſches Koſtgeld mit, und freit ein wackrer Mann dereinſt um ſie, ſoll es an einer Mitgiſt ihr nicht fehlen.

O gerne, gerne, antwortete Wollmann: und gar nicht um des Geldes willen, Ihr habt mich ſchon genug belohnt, die Gerte —

Schweigt! fuhr der Wälſche heftig auf, und zu dem Mädchen ſich wendend, ſagte er: Komm, armes Kind, hier dieſer wackre Mann will nun Dein Vater ſeyn, das Geld gieb ihm, er wird es Dir bewahren, ſey brav und gut, und fromm, und ehre ihn als eine treue Tochter.

Dankbare Thränen weinte die Waiſe, und wollte ihres Wohlthäters Hand küſſen, doch dieſer gab es nicht zu, und ſchob ſie mit Wollmann ſanft zur Thüre hinaus.

Die Prager Muſikanten, wie ſie ſahen, wie reichlich der Sänger geärntet, ſtimmten ſchleunig ihre Inſtrumente, da trat Rendſchewale lächelnd auf ſie zu, nahm dem einen die Flöte aus der Hand, und ſprach: Ich will auch für Euch ſpielen, Kameraden. Das ließen ſie ſich gern gefallen, und ſahen ſich ſchon nach einem Teller um, damit ſie zeitig einſammeln könnten.

Und der Handelsmann trat wieder an den Pfeiler, und blies mit einer ſeltnen Fertigkeit, da währte es gar nicht lange, ſo zuckte

Tanzluſt in den Füßen aller Anweſenden, Alle ſprangen auf, räumten Tiſche und Stühle bei Seite, aus der Küche kamen der Wirth und die Wirthin, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, ſchon drehte ſich die Tabuletkrämerin mit einem Fuhrmann im raſchen, immer ſchneller werdenden Tanze, und bald walzte alles, was Odem hatte, in der Stube bunt durcheinander, bis Allen der Odem faſt ausging, und ſie ächzend dahinſanken. Aber unerſchöpflich war des Flötenbläſers Lunge, nur daß er jetzt allmälig vom Hopſertakt überging zu einer ſanftern, immer milder werdenden Weiſe, zu welcher die, die vorhin getanzt, nur noch mit Händen und Köpfen angenehme Bewegungen machten, bis ſie einſchliefen, und die Flötenklänge nur noch ſchwach und verhallend über ſie hinſäuſelten, wie ein melodiſches Wiegenliedchen.

Dann ſteckte Roudſchewale dem ſchlafenden Prager die Flöte in die Hand, hob mit leichter Mühe ſich ſeine ſchwere Laſt auf den Rücken, und ſchritt aus dem Lindwurm in die Nacht hinaus auf die ſchon ſtillen, menſchenleeren Straßen, und es fiel weiter nichts Merkwürdiges mit ihm vor, als daß er ſich zu Zeiten etwas lang machte, und als ſpindeldürrer Rieſe neugierig durch die Fenſter der oberſten Stockwerke den Leuten in die Stuben ſah, und dann beliebig wieder zuſammenkroch, bis er wurde, wie er zuvor geweſen.

4.

Ein reges Leben tummelte ſich umher auf dem Jahrmarkt in Hirſchberg. Bürger und Bauern, Frauen und Mägde, Mädchen und Knaben wimmelten durcheinander im fröhlichen Gewühl;

Bekannte grüßten ſich, Töpferweiber zankten, Betrunkene jauchzten, Drehorgeln zermarterten die Ohren, und vom Rathhaus herab ſchmetterte der Stadtmuſikanten freudiger Trompetenſchall. Laut ſchrien die Verkäufer die Vorübergehenden an.

Die ſchönſte Bude hatte aber ohnſtreitig der Italiener Rondſchewale aufgeſchlagen, und ſein Stand war umdrängt von dichten Haufen ſchauluſtiger, fröhlicher Kinder, die ſich nicht ſatt ſehen konnten an ſeinen Herrlichkeiten. Der Mann war auch gar nicht böſe, er ſcheuchte die Kinder nicht mit rauher Stimme zurück, wie die andern Verkäufer, ſondern ſaß ganz ruhig, und zuweilen zuckte ein Lächeln, freundlich, wie ein einzelner Sonnenſtrahl, über eine von Wolken beſchattete Landſchaft, über ſein gebräuntes Geſicht, auch wurde er nicht müde, die Fragen der Kinder nach dem Preiße eines Bleiſtiftes, einer Nadelbüchſe, eines Meſſers, Spiegels, Wurzelmännleins, und dergl. was Kindern lieb iſt, zu beantworten. Ja, als er ſchon manches verkauft und eine kleine Schachtel voll Kupferpfennige und Silbergroſchen gelöſet hatte, wurde er vollends recht gut gelaunt, griff in ſeinen Kaſten, und ſtellte einen kleinen Türken, der einen halben Fuß hoch war, auf den Tiſch, dieſer marſchirte ganz gravitätiſch umher, zog und ſchwang ſeinen Säbel, wie ausfordernd, und gleich ſtellte Rondſchewale einen röthlichen Löwen hin, der langſam und mit dem Schweife wedelnd, auf den Türken zuging. Still waren alle Kinder, mit weitoffnem Munde ſtand ein armer Bauerjunge voll Verwunderung. Jetzt trafen Türke und Löwe zuſammen, Ritſch, flog der Löwenkopf durch den Säbel des Türken herab, und dem verdutzten Jungen in den Mund. Laut lachten Alle, aber als der Erſchrockene zugriff, hatte er eine Makrone in der Hand, und als er dieſe aß, biß er auf etwas Hartes, und zog ein blankes Goldſtück aus dem Munde, mit welchem er eilig davonlief.

Zum tollen, lautaufjauchzenden Jubel wurde nun die Luſt der Kinder, Alle ſtanden und ſperrten die Mäuler auf, Alle wollten Makronen und Goldſtücke, wenigſtens Makronen, und o Freude! jetzt ſtellte Rondſchewale eine ganze Kompagnie kleine Mohren auf, die mit Pfeilen und Bogen, Spießen und Schilden auf den Türken losrückten. Hu, wie flogen da die Köpfe rechts und links, und den Kindern zum Munde hinein, nur Schade, daß es keine Makronen waren, ſondern kleine ſchwarze Bachkieſel, die weh thaten, und aus denen ſich keine Goldſtücke beißen ließen, da verliefen ſich nach und nach die Kinder, zumal da es jetzt zur Katzen- und Affenkomödie trompetete.

Ein armer Schüler trat an die Bude, und fragte, was das Stück von einem Bund Federſpuhlen koſten ſolle, die er ergriff. Drei Pfennige, war die Antwort; der Schüler verſuchte, eine herauszuziehen, aber es war vergebens.

Nimm ſie ganz, ſchreibe brav damit, ſagte Rondſchewale freundlich, und freudig dankend eilte der Schüler von dannen.

Ohnweit der Bude ging Meiſter Wellmann, ihm folgte ein nettgekleidetes Bürgermädchen, die ein Körbchen trug; es war die Zitherſpielerin.

Holla Freund! Hierher und ausgeſucht! rief Rondſchewale, und Beide traten heran an die Bude. Nimm das noch zum

Andenken, ſagte der Handelsmann zu der Waiſe, der er ſo wohlwollend ſich geſtern erzeigt, und reichte ihr ein Geſteck Stricknadeln. Wollmann that ſehr ſchüchtern, wählte endlich ein Meſſer, dankte, als Rondſchewale keine Bezahlung annehmen wollte, ergriff das Mädchen an der Hand, und verlor ſich mit ihr im Gewühl des Markts.

Jetzt kam eine ſehr ſtolze und ſchön gekleidete Dame mit ihren zwei Töchtern an den Stand des Italieners, die einen Laquaien hinter ſich hatten, der das, was ſie kauften, in Empfang nehmen und tragen mußte. Die Dame feilſchte um ein Schminkbüchschen, während die jüngſte Tochter zu der ältern Schweſter mit einem garſtigen und neidiſchen Geſichte ſprach: Mutter will noch ſchön werden. Die Aeltere ſchlug ein helles häßliches Gelächter auf, und griff nach einem Glas ſüßduftender Eſſenz; fragend, was es koſte?

Hoch war der Preis, den der Handelsmann forderte, noch höher aber war der, den er gefordert für die Schminke, den jetzt unweigerlich die Mutter zahlte, während ſie laut ihre Tochter ſchalt, daß ſie ſo theure Waare begehre. Da riß die Aelteſte der Mutter den Beutel aus der Hand, daß die Gold- und Silberſtücke umherſprangen, warf die Zahlung dem Italiener auf den Tiſch, und ſagte mit einem zornrothen Geſicht: Alles will ſie allein für ſich, da iſt nichts zu theuer; Schminke kann ſie kaufen, aber wir ſollen nichts haben!

Und Arm in Arm rauſchten mit ihren ſchweren ſeidenſtoffenen Gewändern die ſaubern Töchter fort in das ſummende Marktgewühl, während die Mutter ſeufzend das verſtreute Geld mit Hülfe des Dieners auflas. Als ſie ſich entfernt hatte, packte der Italiener ſeine Waaren ein, zumal, da ein gewaltiger Spektakel, der von der Kirchenecke hertoſte, alle Käufer und Zuſchauer von der Bude weg zog; Alles ſtrömte dort zuſammen, dichte Kreiſe bildend um das Theater eines Quackſalbers und Marktſchreiers, auf welchem ſchon Hanswurſt die tollſten Dinge trieb, Burzelbäume ſchlug, mit zwei Geſichtern auf einmal erſchien, ſich wie ein Kreiſel auf der Fußſpitze drehte und dergleichen, ſo daß lautes Gelächter den Markt durchſchallte. Jetzt trat der Doktor Rapanumerarius ſebſt heraus, im zinnoberrothen Rocke mit breiten Schößen, goldgeſtickter Schoosweſte, kurzen pomeranzenfarbigen Beinkleidern, weißen Strümpfen mit gelben Zwickeln, und hohen Schnabelſchuhen. Sein Haupt bedeckte eine Allongenperücke, die linke Seite zierte ein Paradedegen mit goldnem Gefäß, unterm Arm hielt er ein winziges Treſſenhütlein. So ausgeſchmückt hielt er eine pathetiſche Rede an das hochaufhorchende Volk, worin er ſich und die Wirkſamkeit ſeiner Univerſalmittel anpries. Aber je ernſthafter der Mann ſprach, deſto luſtiger ſchnitt Hanswurſt hinter ihm Kapriolen, ſo daß alles Volk laut aufſchrie vor Lachen, und endlich ein Regen von Taſchentüchern hinauf auf die Bühne flog, in welche der Doktor und Hanswurſt mit vieler Behändigkeit die Wunderarzneien wickelten und hinabwarfen, wo ſich bald Groß und Klein darum balgte und grimmig ſchlug, daß endlich ein Volksauflauf wurde, und der ganze Jahrmarkt geſtört, und die Polizei dazu kam, dem Lärm zu ſteuern. Da entſtand ein Gedränge um das Bretertheater, da krachten plötzlich im tobenden Gewühl die Latten und Stützen, und die ganze

Bühne brach zuſammen mit fürchterlichem Geraſſel, unter lautem Geſchrei des Volkes den Doktor begrabend.

Hanswurſt aber ſprang mit der Gewandtheit eines Eichhörnchens zwölf Schritte durch die Luft, auf die nächſte Bude, und von dieſer auf die zweite, dritte und eine ganze Reihe entlang, bis er nicht mehr geſehen wurde. Als man nun ängſtlich die Breter wegräumte, den Doktor zu ſuchen, da wurde keine Spur von ihm gefunden, wohl aber ſprang eine große Ratte hervor, die biß zwei Polizeidiener in die Naſe, wie ſie ſich eben recht bückten, und verlief ſich unter den Hunderten der Zuſchauer. —

An einer andern Stelle des Marktes, etwas in ein Seitengäßchen hinein, hatte Monſieur Montroy, ein Perückenmacher aus Frankreich, eine drollige Bude aufgeſtellt. Es war ein mäßiger Tannenbaum, an deſſen Äſten Perücken aller Geſtalt und Form hingen. Ganz oben prangte eine ſchneeweißgepuderte Allongenperücke, mit tauſend Locken und Löckchen und unter ihr fletſchte eine Hanswurſtmaske lachend die Zähne. Und von allen Zweigen herab hingen Atzeln, gepudert und ungepudert, ſchwarz und braun und braunroth, blond und grau, gekräuſelt und ungekräuſelt, und unter jeder dieſer Kahlkopfsdecken hing ein lachendes Geſicht, ſo daß bald der Verkäufer von einer zahlloſen Gafferſchaar umringt war. Hatte er eine Perücke verkauft, ſo warf er jedesmal den Ball, worauf ſie geſeſſen, und an welchem ſich das Geſicht befand, in die Luft, worauf dieſer ſtieg, wie eine Seifenblaſe, und das Geſicht nach unten kehrte, den Zuſchauern und beſonders der lieben Jugend zur großen Ergötzlichkeit.

Von dieſer angenehmen Schnurre drang das Gerücht auch zu den Ohren des Herrn Bürgermeiſters, ſo daß er, der eben luſtwandelte auf dem Markte, ſich entſchloß, auch den Spaß mit anzuſehn. Schon von weitem leuchtete die Allongenperücke wie ein Silberwölklein am hellen Himmel, ſo daß dem Vater der Stadt das Herz im Leibe lachte und er vor ſich murmelte: Hm, hm, wenn Du doch die ſchöne Perücke hätteſt; ſandte auch alſobald Stadthanſen, den Rathsdiener, um nach dem Preiſe zu fragen. Monſieur Montroy, als er hörte, daß der Herr Bürgermeiſter ſelbſt ein Lüſtlein habe zu der Schneeweißen, ſetzte den Preis mäßig, und verehrte Stadthanſen noch zum Rekompenz eine aſchgraue Haartour, an welcher ein zierliches Zöpflein anmuthiglich den Rücken hinablief, und ſich in der Gegend des Kniegelenkes wieder lieblich aufwärts krümmte.

Jetzt holte Montroy die Perücke herab, da ſchrien auf einmal die Gaſſenjungen: Ach, der Herr Bürgermeiſter! Ach, die große Naſe! ſintemal ſich fand, daß das Hanswurſtgeſicht, auf dem die Perücke ſaß, dem des Herrn Bürgermeiſters täuſchend ähnlich ſah.

Ueber ſolch unziemliches Geſchrei erboſt, hoben Stadthans und die edle Polizei ihre Bambusröhrlein, und tippten die Jungen was weniges auf die Köpfe, daß ſie, Zeter ſchreiend, davon liefen. Montroy ſtülpte aber die Perücke auf des Käufers Kopf und warf den Ball in die Luft; vergnügt ſchritt der Conſul von dannen, Stadthans hinter ihm drein mit gehobenem Bambus, unter dem dreieckigen Hute hervor quell ihm das lange zierliche Zöpflein.

Montrey bekam ungeheuern Zulauf, die Leute ſtritten ſich ordentlich um die Waare, bald war der Baum leer und der Verkäufer verſchwunden.

Freudvoll zogen die Käufer nach Haus,
Um mit ihren Perücken,
Schwarz, braun, blond, und glatt oder kraus,
Kahle Häupter zu ſchmücken. —

5.

Wie der vorhin erwähnte arme Schüler nach Hauſe kam mit den Federn, die er vom Italiener bekommen, begann er eine Lektion auszuarbeiten, und ſchnitt ſich eine neue Feder. Aber was iſt das? Was klingt ſo fein auf dem Tiſch und an der Erde? Was glänzt ſo hell und funkelnd? Wunder über Wunder, die Abſchnitte der Feder ſind reines, ſchweres Gold geworden, und jemehr er an der Feder ſchneidet, jemehr werden der glänzenden Geldſpähne. Eilend verſchließt er die Wunderfedern, und läuft auf den Markt, den Italiener zu ſuchen, aber vergebens drängt er ſich durch das Gewühl, ſtößt und wird geſtoßen, er findet nicht ihn, nicht ſeine Bude, an der Stelle, wo er glaubt, daß jener geſtanden habe, hat ein Schuhmacher ſeinen ledernen Kram ausgelegt. Da ſegnet er im ſtillen Herzen den unbekannten Wohlthäter, wendet die Geldfedern gut an, ſtudiert fleißig und iſt in der Folge ein braver und geachteter Mann geworden.

Unſer Freund Wollmann hatte außer dem Lindwurmwirth noch einen Gevatter, der war ein Strumpfwirker, aber eben nicht arbeitſam, dieſem vertraute Wollmann, wie er den fremden Handelsmann begleitet, ſeinen Kaſten getragen und kein Geld genommen, ſeine Gerte aber habe ſich noch am ſelbigen Abend in pures Geld verwandelt, doch habe jener ihn hart bedroht, daß er nicht davon reden ſolle, auch ſey dem Gevatter im Lindwurm gar etwas Abſonderliches widerfahren, denn nachdem er den Gäſten, ſeiner Gewohnheit nach, ein luſtiges Jahrmarktsmährchen aufgetiſcht, habe der Handelsmann dem Wirth ſcharf in das Geſicht geſehen, ſo daß der Wirth bis dieſe Stunde nicht wieder gelacht habe. Und möge der Fremde am Ende kein anderer ſeyn, als — den Namen ſagte Wollmann dem Strumpfwirker ganz leiſe ins Ohr, der alles wohl in Acht nahm, und bald von Wollmann ſchied.

Die ehemalige Zitherſpielerin aber ſaß, und ſtrickte mit den Nadeln, die ihr Rondſchewale geſchenkt, und es mußte ein geheimer Zauber darin ruhen, denn in einer Stunde hatte ſie ſchon ein Paar Strümpfe fertig. Wie Wollmann aber beim Abendeſſen mit ſeinem neuen Meſſer Brod für ſich und ſeine Pflegetochter ſchnitt, wurde der Laib nimmer kleiner, und das Meſſer behielt auch in der Folge dieſe wundervolle Eigenſchaft.

Werfen wir nicht auch einen Blick in das Prunkzimmer der vornehmen Dame und ihrer ungerathenen Töchter? Da putzen ſie ſich zum feſtlichen Ball, der heute Abend gehalten wird, da füllen ſie mit dem erkauften Parfüm kriſtallene Riechfläſchchen, da

ehen ſie an die blitzenden Schuhe, ſo weich, wie Sammet und
Batte, ſo elaſtiſch, wie das Harz der Siphonia Cahuchu*), die
e gekauft bei dem Schuhmacher, der da feil hatte, wo Rond-
hewale geſtanden; dort ſchleicht eine heimlich zum Putztiſch der
Rutter, und ſtibitzt ihr die theure Schminke, und beide malen
ch hochroth die verblühte gelbliche Haut, daß ſie ausſehen, wie
rientaliſche Mohnköpfe, und wie alles vollendet iſt, wie die Diene-
nnen geſcholten ſind, wie ſie ſich wegen der Schminke noch ge-
nkt haben mit der Mutter, die nun weinend zu Hauſe bleibt
on dem Freudenfeſte der Jugend, rauſchen ſie zum Balle hin.

Vorbei war der Jahrmarkt, es dunkelte ſchon, die Buden
urden eingelegt, dunkle Geſtalten und einzelne Laternen huſchten
uf dem Markte umher, doch hell erleuchtet war der Rathhausſaal,
welchem ſchon der Hörner und Bäſſe, der Flöten und Geigen
eſtklang zum fröhlichen Tanze rief. Uud es kamen der Bürgermei-
er und die Honeratioren, Adel und Bürgerſchaft; aber was iſt
as? Wer ſind die beiden Fräulein mit feuergelben Geſichtern, da-
riſchen ſchwarz gefleckt, wie der Rücken des Salamanders? — Die
eiden Töchter ſind es, die ſich mit der Mutter Schminke gefärbt;
lles ſieht nach ihnen hin, Alles drängt ſich um ſie, zornig ſprühen
re Augen Blitze über dieſe Grobheit, da ſehen ſie einander an,
nd kreiſchen laut auf Beide zugleich, und fallen ſchleunig in Ohn-
acht. Helfende Freundinnen öffnen die Riechfläſchchen, die jene
n geldnen Kettchen um den Hals tragen, und beſprengen ſie mit

---

*) Das ſogenannte Gummi elasticum.

der Eſſenz. Aber o Himmel, welche heilloſen Gerüche verbreiten ſich im Saale? Die Ohnmächtigen werden erweckt von dem Duft, der die Lebenden der Ohnmacht nahe bringt, alle Fenſter werden aufgeriſſen, und die Verpeſteten eilen beſchämt, beſtürzt und verwirrt nach Hauſe, drauſen fallen ihnen die Schuhe von den Füßen und werden zu Löſchpapier.

Der Geſtank iſt hinaus, der Tanz beginnt; aber warum ſchallt ſo plötzlich unauslöſchliches Gelächter, warum eilen ſo ſchnell viele Männer zum Saale hinaus? Die Perücken, die ſie heute gekauft auf dem Markte, verwandeln ſich in ſtruppiges Geniſte, aus welchem Eſelsohren, Flederwiſche, Hirſchgeweihe und anderes Thiergehörn hervorragen, und anſtatt der Zöpfe hängen die Rücken hinunter unziemliche Rattenſchwänzlein. —

Nun ging ein Gerücht um im Städtchen Hirſchberg, es wandle ein böſer Hexenmeiſter umher in allerlei Geſtalten und treibe tollen Spuk, und richte viel Wirrwarr und Unheil an, deshalb bekam auch die Polizei Auftrag, zu vigiliren und nachzuſpüren dem Wetterkerl, und im Betretungsfall ihn zu inhaftiren. Aber alle Mühe war vergebens, Niemand wurde eingebracht. Am andern Morgen, ſehr frühe, ſchritt durch den Nebel, der die Berge umſchleierte, der, den wir ſchon kennen, der Italiener Rondſchewale. Wie er mit leichtem Kaſten dahin wanderte, und ſich umſah, da keuchte hinter ihm ein Mann, mit blankem Schild auf der Jacke, und einen großen Spieß in der Hand. Es war der Strumpfwirker, der von einem Boten Jacke und Spieß geliehen.

Grüß Euch Gott, Herr Handelsmann, rief er ſchon von ferne dem Italiener zu; kommt, gebt mir Euern Kaſten zu tragen; Ihr ſeyd alt und müde, ich bin jung und ſtark, wir haben doch einen Weg! Rondſchewale erkannte den Schalk, der die goldne Ruthe nicht aus den Gedanken bringen können, und ähnlichen Dank verdienen wollte durch ſcheinbare Gefälligkeit und Uneigennützigkeit, aber ſtatt der leichten Gerte ſich mit dem ſchweren Spieß verſehen hatte.

Mit liſtigem Lächeln nahm Rondſchewale das gefällige Anerbieten an, gab jenem den Kaſten und ſeinen Stock, nahm den Spieß, und ſchritt unbefangen neben dem Aechzenden her, dem von Schritt zu Schritt ſchwerer und immer ſchwerer die Laſt wurde.

Wird es Euch zu ſauer, Freund? fragte Rondſchewale: ſo gebt mir nur meinen Kaſten wieder.

Nein, nein, ſtönte dieſer, indem ihm die hellen Schweißtropfen über das Geſicht rannen: ich trage gern noch ein Stückchen Weges.

Da nehmt den Spieß, fuhr der Handelsmann fort: Ihr könnt Euch beſſer damit ſtützen, und gierig griff der Strumpfwirker zu, einen Seitenblick darauf werfend, ob er vielleicht ſchon in Geld verwandelt ſey.

Eine Eidechſe ſprang raſchelnd aus dem Waldgraſe. Dich muß ich fangen, hopp, hopp, huſſaſſaſſa! ſchrie der wunderliche Italiener, und ſprang ihr nach von Buſch zu Buſch, und — kam nicht wieder.

Der ermattete Strumpfwirker ſtützte ſich auf den Spieß, aber es war, als zöge eine unſichtbare Hand ihn weg, und rücklings fiel der Mann mit ſeinem Kaſten auf einen Felsſtein, daß ihm alle Ribben krachten. Der Kaſten war zerbrochen, heraus fiel eine ganze Laſt Kieſelſteine, und in der Nähe ſchallte ein gellendes Hohngelächter.

Der Spieß aber fuhr dem Geäfften zwiſchen die Beine, und mit ihm, wie ein Pferd, im ſauſenden Flug des Galopps durch die Gebüſche mitten durch, den Berg hinab, wieder nach Hirſchberg zu, wo er ihn vor dem Thore in eine Entenpfütze warf, dann ſtill neben ihm liegen blieb, und wieder war, was er zuvor geweſen, ſein alter Spieß von Holz und Eiſen.

Unſre jungen Leſer haben längſt errathen, daß Rendſchewale, Rapanumerarius und Montroy nur Einer und kein Andrer war, als eben jener verrufene Geiſt des Rieſengebirges, der ſchadenfrohe, neckiſche, doch auch gute und wohlthätige Rübezahl, von welchem eine Menge Sagen und Mährchen im Munde des Volkes umgehen, die auch zum Theil von geiſtreichen Schriftſtellern auf unterhaltende und anziehende Weiſe behandelt worden ſind.

Möchten diejenigen Knaben und Mädchen, die dieſes Mährchen geleſen haben, und zum Nachdenken gewöhnt ſind, neben der heitern Dichtung auch die Lehre darin herausgefunden haben, daß Habſucht und Geldgier diejenigen, die dieſen Fehlern ergeben ſind, oft in Schaden und Verluſt, wo nicht ins Unglück ſtürzen, wie es in unſerm Mährchen dem Schatzgräber, Schneider und Strumpfwirker erging; daß ſich oft unverhofft für die Verlaſſenen ein Helfer und Retter findet, die ja Alle einen Vater im Himmel haben, und daß undankbare und bösartige Kinder über kurz oder lang die Strafe ihrer Verſündigungen gegen ihre Aeltern ereilt, wenn ſie auch nicht immer ſo ſchnell erfolgt, wie bei jenen eitlen Schweſtern auf dem Jahrmarktsballe in Hirſchberg. —

VII.

Das unverhoffte Wiederſehen.

Eine Erzählung.

In einem kleinen Städtchen der ſächſiſchen Herzogthümer war Wochenmarkt, und unter andern Marktleuten öffnete auch die Frau Victualienhändlerin Röder ihre Bude, ordnete ihre mannigfachen Waaren, hing die Waage mit den blankgeſcheuerten Schaalen ſo auf, daß ſie ihr recht zur Hand war, band die Linnenſäcke mit den Sämereien auf, und rollte ſie, ſo weit ſie leer waren, zurück, damit der Inhalt ſichtbar werde, und Käufer anlocke.

Hinter ſich ſtellte ſie große Pappſchachteln mit gedörrtem Obſt; an die Querſtange, die das Segeltuchdach, welches ſie vor der Sonne ſchirmte, hielt, wurden einige Rollen Tabak aufgehängt, nebſt hanfenen Gurtbändern an Butten und Tragkörbe. Auch verſäumte ſie nicht, eine Kufe voll neuer holländiſcher Vollhäringe ſchräg neben ihre Bude aufzuſtellen, und nachdem ſie dieſe nöthigen Anordnungen mit vieler Geſchäftigkeit getroffen hatte, nahm ſie ein Strickzeug zur Hand, ſetzte ſich auf ihren hölzernen Schemel, und ſah mit ruhig heiterm Geſicht in das Treiben auf dem Markt, der ſich mehr und mehr mit Städtern und Landleuten belebte.

Bald traten denn auch viele derſelben an ihre Bude, die ihre Hände, wie ihre Zunge in ununterbrochene Thätigkeit ſetzten.

Nicht lange darauf war ein fremder Mann, ein Vogelhändler, gekommen, und hatte ohne weiteres ſeinen Platz dicht neben der Frau Röder ihrer Bude aufgeſchlagen. Er hatte eine große Anzahl Vögel in mehrern geräumigen Vogelbauern, die ſich alle ſehr wohl zu befinden ſchienen, denn er hatte ſie nicht lange vor ſich hingeſtellt, und ſich ſelbſt dazu geſetzt, ſo fingen die Meiſten an zu pfeifen und zu ſingen, und je lauter das Geſumſe auf dem Markte, das Geſchnatter der verkäuflichen Gänſe, das Gackern junger Hühner, das Grunzen kleiner Ferkel, und der Bauern und Bäuerinnen Gelächter und Zuruf wurde, deſto lauter ſchmetterten und wirbelten aus den kleinen Kehlen theils natürliche, theils künſtliche Geſänge, die bald einen Zuhörerkreis um den Vogelhändler, den wir Werner nennen wollen, zogen, der ſich noch mehrte, als die Schulen nun aus waren, und die Jugend in Schaaren den Markt überſtrömte, ſo daß oft zwiſchen den Vogelgeſang und den Knabenlärm die ſcheltende Stimme der Frau Röder fuhr, wenn die Kinder zu dicht an ihre Bude andrängten, und den Landleuten den Anblick ihrer glänzenden Silberfiſche entzogen. Dann wichen ſie wohl ſcheu zurück, aber nicht lange währte es, ſo ſtanden ſie wieder ganz nahe, und lauſchten den anmuthigen Geſängen.

Der Vogelhändler war ein mürriſcher Mann, der wenig Worte machte, und nur zuweilen ein: Macht Platz, ihr Buben! Weg da, ihr kleinen Drachen! hören ließ, wenn er in einem Erwachſenen, der näher herzutrat, einen Käufer vermuthete. So trat unter Andern ein junger Bauer hin, der einen Finken unablässig bewunderte. Er trug einen Korb auf dem Rücken, in welchem ein junges Schweinchen grunzte, fragte nach dem Preiſe des Doppelſchlägers, und entfernte ſich, als er ihn erfahren. Bald kam er wieder, er hatte das Schwein verkauft, und zahlte willig für den Finken das geforderte Geld, worauf er ihn aus der Hand des Vogelhändlers in Empfang nahm. Mochte es nun Ungeſchick oder Mißgeſchick ſeyn, ehe er den Vogel in ſein Taſchenbuch band, entwiſchte dieſer, und wehmüthig nachſehend, ſagte der junge Bauer zu einem andern: Da, dort fleugt mi Schwinchen! (dort fliegt mein Schweinchen,) was ein lautes Gelächter erregte. Fragte aber einer oder der Andere nach dem Preiſe irgend eines Vogels und ging dann davon, dann murmelte **Werner** unverſtändliche Worte des Verdruſſes vor ſich hin, und warf faſt ſcheele Blicke über die Säcke voll Sämereien nach der glücklichen Nachbarin, die kaum Hände genug hatte, ihre zahlreichen Käufer zu befriedigen, umd bald mit leutſeliger Geſchwätzigkeit ſich nach dem Befinden der Familienmitglieder derer, die ihr abkauften, erkundigte, bald mit lobpreiſender Beredſamkeit ihre Waaren rühmte.

Der Vormittag verging, um die Mittagsſtunde verſtummte das Geräuſch des Marktes, der Platz wurde leerer, und es hatte ſowohl für die betriebſame und freundliche Frau **Röder**, als für den bequemen und mürriſchen Vogelhändler das Anſehen, als ob ſich auf dem Markte für ſie Beide weder etwas Angenehmes noch Merkwürdiges, bevor ſie ihn verließen, ereignen würde, und Beide begannen, Anſtalten zur Heimkehr zu treffen. Frau **Röder** wollte eben ein Säckchen mit Mohn zubinden, als **Werner** es bemerkte, und ihr zurief: Halt, Frau Nachbarin, wiege Sie mir oder meſſe Sie für einige Groſchen von dieſem ſchönen blauen Mohn, und wenn Sie weißen hat, und friſches gutes Winterſämchen, ſo bitte ich mir auch von jedem für meine kleinen Koſtgänger aus.

Alles ſteht Euch zu Dienſten, antwortete Frau Röder: Alles, mein Herr Nachbar, und mein Mohn und mein Raps ſind ſo gut, als jemals welcher auf einer fetten Flur gewachſen iſt, und niemals wird Euern Vögelchen beides beſſer geſchmeckt haben, als ihnen das ſchmeckt, was ich Euch jetzt zuwiege, mein Herr Nachbar. Habt Ihr einen guten Markt gehabt?

Spottſchlecht, ſpottſchlecht, brummte Werner, ein ſchlechter Handel der, zumal in kleinen Neſtern, wo jeder Gimpel ſelbſt Vögel fangen darf. Drei Stück habe ich verkauft, ja wenn es ſo ginge, wie bei Ihr, Frau Nachbarin!

Sprecht, ein guter Handel der, Herr Nachbar, antwortete die Hökin, denn Ihr nehmt das Geld Thaler- und Kronenthalerweiſe ein, wenn bei mir Dreier und höchſtens Groſchen kommen. Ich kenne das, ich weiß, wie theuer die Vögel ſind.

Der Vogelhändler brummte etwas in den Bart, während Frau Röder die Sämereien in doppelte Papierdüten wickelte, und geſprächig fortfuhr:

Ich hatte einen Bruder, der war ein Vogelfreund, der. Ach was hatte er nicht immer die Stube voll Finken, Grasmücken, Rothkehlchen, Amſeln, Wachteln, Staare, Kanarienvögel, und was weiß ich alles? Das war ein Liebhaber, der hätte Euch gewiß etwas abgekauft, wenn er hier geweſen wäre — aber ach —

er iſt fort, er mußte unter die Soldaten, und ich — habe nichts mehr — von ihm gehört. Die gute Frau konnte vor Schluchzen nicht weiter reden, weil das Gefühl wehmüthiger Erinnerung ihn überwältigte, und die Thränen ihrer ſchweſterlichen Liebe ergoſſen ſich noch reichlicher, als jetzt ein gut abgerichteter Dompfaff Werners ein Trompeterſtückchen zu pfeifen begann, welches das Lieblingsliedchen ihres geliebten und ſpurlos verſchollenen Bruders geweſen war.

Geſchwiſterliebe iſt eine heilige Flamme, die auf dem Altar des Herzens lodert. O wie glücklich ſind die, die am Buſen eines treuen Bruders, einer lieben Schweſter ausweinen können ihren Schmerz, ausjauchzen ihre Luſt, die dort im Glück und Unglück Mitgefühl, Troſt und Theilnahme finden!

Gott tröſte Euch, ſprach der Vogelhändler mit einem freundlicherem Geſicht, als er zuvor gezeigt: Man verliert ſo Manches auf der Welt, was einem lieb und theuer iſt, man denkt, man müßte vergehen in Jammer und Herzeleid, und trägt es doch am Ende mit Gottes Hülfe.

Ja, mit Gottes Hülfe, nahm Frau Röder das Wort, als ſie ihre Thränen getrocknet: ich nähre mich ehrlich und redlich mit meinem kleinen Handel, bin nun ſeit drei Jahren Witwe, habe ſchon viel Trübſaal erlitten, zwei Kinder begraben laſſen, und ich dachte oft, ich müßte verzweifeln, wie ich nun ſo ganz allein war, und ich habe es doch getragen, wie Ihr ſagt, mit der Hülfe Gottes, der ein Vater der Witwen und Waiſen iſt.

Ich war auch verheirathet, ſprach Werner, bin acht Jahre Witwer, doch Kinder hatte ich nie.

Beſſer, ſie nie zu haben, ſeufzte Frau Röder, als ſie mit Sorgen und Mühe groß ziehen, und ſie dann ſterben ſehen müſſen.

Dieſes Geſpräch, welches bei den zwei Perſonen, die es führten, traurige Empfindungen rege machte, und ſie, die einander ſo ganz fremd waren, im wechſelſeitigen Vertrauen und wohlwollender Theilnahme näher brachte, wäre vielleicht von Beiden noch länger fortgeſetzt werden, hätten es nicht fröhliche Muſikklänge unterbrechen.

Die luſtige Tanzweiſe, die ſo plötzlich ganz in der Nähe der Sprechenden ertönte, kam von zwei Violinen, und die ſo ſchnell befreundeten Marktnachbarn gewahrten einen Mann in abgetragener militäriſcher Kleinung, der mit einem Knaben von ohngefähr 14 Jahren vor einer Hausthür ſtand und geigte.

Lieber Gott, ſprach Frau Röder: auch ein alter Kriegskamerad, der ſein bischen Brod vor den Thüren ſuchen muß, und ſie ſuchte ſchon nach einer Gabe für ihn.

Die beiden Muſikanten hatten dort ihr Stückchen beendigt, da gewahrte der Mann die Frau in der Bude, und las in ihrem gutherzigen Blicke menſchenfreundliches Wohlwollen, daher ſchritt er mit ſeinem Knaben auf ſie zu, und als ein Blick von ihm um Erlaubniß zu ſpielen gefragt, und ſie mit freundlichen Kopfnicken die Frage bejaht hatte, begannen beide einen neuen Tanz.

In den Zügen der vier Perſonen, die zunächſt Theilnehmer dieſes Straßenkonzertes waren, denn einige Kinder ſtanden in gemeſſener Entfernung, ſprachen ſich die verſchiedenartigſten Gefühle und Empfindungen aus.

Im Geſicht und der ganzen Haltung des invaliden Kriegers war ein gewiſſer Kummer unverkennbar. Er ſchien ein Mann doch in den vierzigen, aber durch Leiden und Entbehrungen noch früher gealtert. Er fiedelte den Tanz mit jener Gleichgültigkeit ab, die ihm dabei zur Gewohnheit geworden war, und ſah, ohne den Zuhörern beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, düſter und ſtill vor ſich hin.

Sein Knabe, in deſſen jugendlichen friſchen Zügen noch kein Ausdruck von Kummer Wurzel gefaßt hatte, warf ſeine Blicke ſeitwärts, und es war für den Beobachter ſchwer zu entſcheiden, ob er mehr mit den ſingenden Vögeln, die mit den Saitenklängen luſtig wetteiferten, oder mit den in der Tonne aufgeſchichteten Häringen liebäugle.

Die Frau Röder hatte ſich mit den Armen auf den Rand ihrer Bude geſtützt, und hörte mit ſichtlichem Wohlgefallen der Muſik zu; es malte ſich in ihren Mienen ein Wiederſchein früherer Tanzluſt, und die Erinnerung an ein Vergnügen, das ſie in glücklicheren Tagen wohl gern genoſſen, verlieh ihrem vollen Geſicht einen ſanften Reiz.

Der Vogelhändler behielt trotz der gutvorgetragenen Muſik ſeinen mürriſchen Ausdruck bei, blies aus einer Pfennigpfeife dicke Rauchwolken, und überlegte, daß es doch ein trauriger Erwerbszweig ſey, ſo von Thüre zu Thüre gehen zu müſſen, und rauher Begegnung und Kränkungen jeder Art ausgeſetzt zu ſeyn.

Die Muſikanten endeten zugleich mit einem kräftigen Geigenſtrich; Frau Röder reichte willig ihre Gabe, und zufällig faßte ſie dabei den Invaliden näher ins Auge, der ſeine Blicke jetzt ſtarr und feſt auf ſie heftete. Sie erſchrak, in der Phyſionomie des Mannes rief eine gewiſſe Aehnlichkeit ihr das Bild ihres längſt als tod beweinten Bruders lebhaft ins Gedächtniß zurück.

Seyd Ihr nicht — fragte der Mann, und ſeine Stimme war zitternd: — ſeyd Ihr nicht Sophie Schulz?

So hieß ich, ehe ich mich verheirathete und hierher zog, antwortete ſie überraſcht; und Ihr? — Meine Schweſter! rief der Violinſpieler. Gott, wie finden wir uns? Komm Fritz, küſſe Deine Muhme!

Biſt Du es denn wirklich, Leonhard? fragte von freudigen und wehmüthigen Gefühlen überwältigt, Frau Röder, indem ſie ihn an ihre Bruſt drückte. Ach, ich hätte Dich kaum erkannt. Nun, komme nur mit in meine kleine Wohnung, komm lieber Kleiner, Fritz heißt er? Ei wer hätte das denken ſollen!

Sie küßte den Knaben mit inniger Zärtlichkeit, und ihre Freude äußerte ſich in vielen Worten.

Der Vogelhändler hatte einen ſtillen, aber theilnehmenden Zuſchauer dieſer Erkennungsſcene abgegeben. Denkt doch nur, Herr Nachbar! wandte ſich auch zu ihm die Frau: denkt doch! Sitzen wir hier, und klagen einander unſer Leid, muß auf einmal mein Bruder kommen! Wollt Ihr mich auf ein Schälchen Kaffee beſuchen? Wollt Ihr? Ja, kommt nur, ich wohne in der Schulgaſſe Nummer 128, drei Treppen hoch! — Sie ſchloß eilig ihre Bude, und ging ihren lieben Verwandten voran, nochmals die Einladung an Werner wiederholend.

Der Markt war faſt ganz leer, es hatte nicht den Anſchein, als ob noch jemand kommen, und Singvögel kaufen würde, und Werner nahm ſeine Bauer und Käſten, und ging in ſeinen Gaſthof, wo er ein frugales Mittagsmahl zu ſich nahm.

Hier überlegte er, ob er der Einladung folgen ſolle, und die Wittwe beſuchen, oder nicht, und war lange unſchlüſſig.

Was gehen dich die Leute an? fragte er ſich ſelbſt: es ſind doch arme Schlucker, und die gute Frau wird mit ihrem Bruder, der doch nur ein Lumps iſt, gewiß ihre Noth haben. Willſt dich nicht um das Volk bekümmern.

Er aß haſtig einige Biſſen, dann brummte er wieder nach ſeiner Gewohnheit halblaut vor ſich hin: Ein hübſcher Junge, ein bildſchöner Junge, ſo ein Burſche wär' mir gerade recht, und was der Knirps gut Takt hielt im Spielen. Und ſeine Muhme, hm, hm, keine üble Frau, gar nicht übel, nicht mehr ganz jung, aber wahrhaftig noch recht hübſch und munter, und ein recht liebreiches Gemüth. — Wie ſie ſich freute über den Bruder Lumps, und wie ſie die kleine Krabbe ſo feurig küßte, und mich ſo freundlich einlud. Willſt doch hingehen.

Werner führte ſeinen Vorſatz aus, fand bald Straße und Hausnummer der Frau Röder, und ſtieg nicht ohne einige Unbequemlichkeit, denn er war wohlbeleibt, die ziemlich ſteilen Treppen hinauf, wo er das liebende Kleeblatt fand, den Knaben eſſend und trinkend, die Geſchwiſter ſich nicht ohne Rührung und Thränen ihre beiderſeitigen Lebensbeſchreibungen mittheilend.

Wernern wurde noch ſo viel kund davon, daß Leonhard mit in den Krieg gegangen ſey, in Frankreich ſich verheirathet habe, und in jenem Lande wohnen geblieben ſey, bis vor nicht ganz 2 Jahren ſeine Frau geſtorben wäre, die ihm, außer dem Knaben, faſt nichts hinterlaſſen habe. Ihre Verwandten, die ohne dieß mit jener Heirath nicht zufrieden geweſen, hätten nun den Fremdling ſo lange mit ihrem bittern Haß verfolgt, bis er ſich entſchloſſen, ſein altes Vaterland wieder aufzuſuchen. Die Kunſtfertigkeit des Violinſpielens, die er auch ſeinem Knaben lehrte, half ihm, und gab das Mittel zur Friſtung ſeiner kärglichen Exiſtenz ab. Er hätte noch mehrere Meilen zur Heimath zu reiſen gehabt, da führte ein glücklicher Zufall, den wir aber lieber Leitung Gottes nennen wollen, ihn in die Arme ſeiner lieben Schweſter.

Werner freundlich bewillkommnet, und eben ſo freundlich bewirthet, befand ſich in dem reinlichen kleinen Stübchen ungemein wohl. Sein Wittwerſtand und die herumziehende Lebensweiſe hatten ihn dem Familienleben ganz entfremdet, und es iſt doch nichts ſo ſchön, als im Schooße der Zufriedenheit und des ſtillen Glücks, das ſie gewährt, im Kreiſe liebender Verwandten, Angenehmes und Unangenehmes gemeinſam zu tragen, und in einem traulichen Beiſammenſeyn ſich gegenſeitig das Leben zu erheitern und zu verſchönern. Das fühlte Werner recht lebhaft, und ſehnte ſich nach ähnlichem Glück. Er ſprach viel mit dem Knaben, der bald Zutrauen zu dem fremden Manne faßte, und ihm alle Fragen frei und beſcheiden beantwortete, ihn auch ſeinerſeits fragte, woher Werner alle die ſchönen Vögel habe, ob er ſie ſelbſt fange und abrichte, und ſo mehr, auf welche Fragen ihm Werner gar genügende und belehrende Antworten gab, bis das Geſpräch allgemeiner wurde, und eine anſtändige Fröhlichkeit die kleine Geſellſchaft belebte.

Mitunter konnte man wohl bemerken, daß Werner über etwas, was ihn ſehr zu beſchäftigen ſchien, nachdachte; er rauchte dann mit ſtarken Zügen, und blickte dabei feſt auf die weiße Stubendecke, wobei ſich ſein Geſicht bald erheiterte, bald verfinſterte, indeß Bruder und Schweſter ſich noch tauſenderlei fragten und erzählten. Endlich, als zufällig eine Stille in der Unterhaltung eingetreten war, nahm er das Wort, und ſagte: So viel ich aus Euern Reden vernommen, Herr Leonhard Schulz und Frau Sophia Röder, ſo habt Ihr in Eurer Vaterſtadt nicht viel mehr zu hoffen; die Vormünder haben Euer geringes Erbtheil in ihre Säckel geleitet, und verſchlungen, und demnach könnte es kommen, daß mit der Zeit, namentlich bei Euch Herr Schulz, Schmalhans Küchenmeiſter werden wird. Nehmt mir es nicht übel, daß ich das ſo geradeheraus ſage, ich meine es gut, und will Euch einen Vorſchlag thun. Mich dauert der muntre Burſche da, der Fritz, eben ſo ſehr, wie er mir gefällt, und es wäre Schade um ihn, wenn er nichts lernen ſollte, als vor den Thüren geigen und betteln. Ich bin ſelbſt nicht reich, aber ich habe Niemand auf der Gotteswelt, wollt Ihr mir den Jungen anvertraun, ſo will ich für ihn ſorgen, ſo gut ich kann, will ihn ſpeißen und kleiden, und ihn halten, wie meinen Sohn. Er ſoll mich begleiten, mich unter=

ſtützen in meinem Geſchäft, und ſterbe ich, ſo drückt er mir die Augen zu, läßt mich ehrlich begraben, und erbt was ich habe. Nun? — Wollt ihr nicht einſchlagen?

Euer Vorſchlag, Herr Werner, antwortete der alte Soldat: verdient den wärmſten Dank, aber ich weiß nicht ob ich ihn annehmen kann und darf.

Nein, nein! rief die Muhme des Knaben, ich behalte den Fritz! Ich habe das nächſte Recht auf ihn! Leonhard, Du wirſt ihn doch nicht hergeben? Du wirſt doch nicht?

Nun, nun, mit Gewalt will ich Euch den Burſchen nicht entreißen, ſagte Werner, ich meinte Euch nur eine Sorge abzunehmen. —

Nach mancherlei Geſprächen, in denen die Herzen der Anweſenden immer vertrauter und offener gegen einander wurden, und unter welchen Werner einen neuen Entſchluß, der ihn ſchon den ganzen Nachmittag beſchäftigt hatte, gefaßt, kam es endlich dahin, daß er der Frau Röder Hand und Herz anbot, weil er ſie wegen ihrer Gutmüthigkeit und liebevollen Geſinnung liebgewonnen hatte, und auch von dem Knaben nicht laſſen wollte.

Nach einigen ſchaamhaften Weigerungen von Seiten der Wittwe, und einigen Bitten Werners, die Leonhard durch freundliche Zuſtimmung unterſtützte, willigte ſie ein, die Frau des Vogelhändlers zu werden, und nachdem die deßfalls nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, gingen ſie vergnügt auseinander. Fritz begleitete fröhlich Herrn Werner in ſein Quartier.

Nach einigen Tagen zogen Alle nach der Vaterſtadt der Geſchwiſter, Werner kaufte deren älterliches Wohnhaus, das eben feil geboten wurde, und ſo machten die vier Menſchen — die ſich ſo unverhofft und überraſchend auf dem Markte jenes Städtchens getroffen, bald nur eine glückliche Familie aus.

Leonhard übte wieder ſein früher erlerntes Drechslerhandwerk, und verdiente ſo ſeinen Unterhalt, ohne ſeinem Schwager und ſeiner Schweſter zur Laſt zu fallen, und Werner befriedigte gern deſſen alte Liebhaberei an Singvögeln, dafür verfertigte er jenem die ſchönſten Vogelbauer. Der kleine Handel wurde auch am neuen Wohnort, nur veredelter, wieder begonnen, und Werner zog mit Fritz und ſeinen Vögeln während der ſchönen Jahreszeit in ganz Deutſchland umher, wo er überall bekannt und beliebt war, und gute Geſchäfte machte. Waren ſie zu Hauſe, ſo brachten Beide die Zeit damit hin, den Vögeln künſtliche Melodien vorzupfeifen, und ihnen beluſtigende Kunſtſtückchen beizubringen.

Als nach mehreren Jahren Werner alt und ſchwach wurde, trieb Fritz den Handel allein, und verbeſſerte immermehr ſeine Vermögensumſtände, indem er zugleich ſein Geſchäft wiſſenſchaftlicher ausbildete, die Vögel genau kennen lernte, ihre Naturgeſchichte ſtudierte, und mit ſeinem Nahrungszweig auch den Handel mit andern Naturalien verband, die er in den Seeſtädten von Matroſen um billige Preiße einkaufte, dann verkaufte er auch kleine Säugethiere, Vögel und Amphibien, ausgeſtopft oder in Spiritus, an Kabinette, verheirathete ſich glücklich, und ſegnete lange ſeinen Wohlthäter Werner, den, als er geſtorben war, bald ſeine Frau und ihr Bruder folgten.

Es traf ſich bisweilen, daß er durch jenes Städtchen kam, wo
r vor vielen Jahren als ein armer Knabe geſtanden, und wo ſein
Schickſal für ihn eine ſo glückliche und vortheilhafte Wendung genom-
nen hatte, da betrachtete er jedesmal das Plätzchen, wo die Bude
iner Muhme geſtanden hatte, mit vieler Rührung. Seine Vie-
ne hatte er als ein heiliges Andenken an jene Zeit aufbewahrt, und
r ließ nie einen wandernden Spielmann ohne reichliche Spende von
h gehen. —

In demſelben Verlage iſt zu haben:

Begebenheiten eines kleinen Vogelſängers.
Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr.

Die kleine Bibliothek für Kinder.
16 Bdchen. Mit Kupfern. gebdn. 2 Thlr. Illum. 3 Thlr.

Neues Bilderkabinet.
Ein ABC- und Leſebuch für Knaben und Mädchen. Mit 23 Kupfern. gebdn. 18 Gr.

Darat,
Kinder in der Zauberwelt.
Ein Mährchenbuch. Mit illum. Bildern. gebdn. 16 Gr.

Darat,
Philoteknos,
oder Belehrung und Unterhaltung in neuen Erzählungen, Fabeln und Mittheilungen aus der Naturbeſchreibung. Mit 14 illum. Kupfern. gebdn. 18 Gr.

Darat,
Vetter Freundlich
oder Liliputiſches Theater. Ein Leſebuch für die Jugend. Mit 6 Kupfern. gebdn. 18 Gr.

Ellmenreichs
Landhaus, oder das Leben in der Schweiz.
Mit illum. Kupfern. gebdn. 18 Gr.

Die kleine Gefangene in dem Caſtell St. Elmo.

Ein unterhaltendes Leſebuch für die Jugend. Mit illum. Bildern. gebdn. 1 Thlr.

Grumbach,

Jugendſpiegel, für die deutſche Jugend.

Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr. 8 Gr.

Grumbach,

Gymnaſion oder das Buch der Lehre und der Unterhaltung.

Mit 7 illum. Kupfern. gebdn. 18 Gr.

Heſſe,

Bilder-Quodlibet in alphabetiſcher Ordnung.

Ein elementariſches Leſebuch für gute Kinder. Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr. 12 Gr.

Hulder,

Eduard und Mathilde.

oder die belohnten Tugender. Ein Leſebuch für die Jugend. Mit 5 illum. Kupfern. gebdn. 20 Gr.

Käſtner,

unterhaltendes Allerlei.

Ein angenehmes und nützliches Geſchenk für die Jugend. Mit illum. Kupfern. gebdn. 20 Gr.

Käſtner,

alphabetiſches Fabel- und Leſebuch.

Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr.

[illegible] 30. 632

Kerndörfer,

Guido und Minona,

oder Unterhaltungen zweier Freunde mit ihren Kindern. Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr. 12 Gr.

Marx,

Joujou.

Ein unterhaltendes ABC- und Leſebuch. Mit 24 illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr.

Niemeyer,

Erweckungen zum Lernen und Nachdenken.

Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr. 8 Gr.

Poſtel,

Blumenknospen, oder der freundliche Lehrer.

Eine Reihe angenehmer Erzählungen für folgſame Kinder. Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr.

Rothe,

Guſtav und Thomas,

eine Robinſonade. Mit illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr.

Die Soldaten ſind da!

oder Erzählungen aus Deutſchlands Befreiungskriege. Mit 24 illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr. 12 Gr.

Spaziergänge

zu verſchiedenen Völkern des Erdbodens. Mit 25 illum. Kupfern. gebdn. 1 Thlr. 12 Gr.

12. 3. 18

L. E. 17. Mai 1941

R

Erzählungen

[illegible]

von

Ludwig Bechstein

Erster Band

Erzählungen
und
Phantasiestücke

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Band.

Stuttgart,
1831.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

HALLE a. S.

Die Opfer des Wahns.

Eine Erzählung
aus der
Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Opfer des Wahns.

Eine Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

1.

Es war an einem heitern Tage des Lenzmondes, im Jahr 1348, als in den Straßen der Stadt Meiningen das Volk neugierig zuſammenſtrömte. Der reiche Rabbine Samuel verheirathete eine ſeiner drei Töchter, und ſchon bewegte ſich der glänzende Brautzug von der entlegenen Judengaſſe durch mehrere Straßen nach der Synagoge zu. Fernhin ſchallte der Cymbeln Klang, der Trompeten und Pfeifen Getön, und des Tambourins klingelndes Geräuſch. Hinter einer Schaar feſtlich geſchmückter Knaben ſchritt Levi Elkana, der Bräutigam; geführt von zwei Freunden, und angethan mit einem langen, ſchleppenden Traumantel von weißer Seide, um den Kopf und die Schultern den großen Tallis, von untadelhafter Wolle, mit der Krone Attereß, aus Goldſtoff, beſetzt mit köſtlichen Perlen. Ihm folgte unter dem Thronhimmel Chuppah, von Purpurſammt mit goldnen Franzen und Quaſten, den vier Knaben trugen, Rahel, die Braut, geführt von ihren Schweſtern, Lea und Sara. Zarte, koſtbare Schleier verhüllten dicht ihr ſchönes Antlitz, prachtvolle Gewänder umwallten ſie. Ein köſtlicher Gürtel, funkelnd vom Glanze zahlloſer Juwelen, ſchloß ſich unter dem üppigen Buſen eng an der Jungfrau ſchönen Leib. Weiße Schuhe, reich beſetzt mit ſilbernen Flittern, hüllten die zartgebauten Füße ein. Hinter den Schweſtern gingen Arm in Arm viele ihrer Freundinnen, auch, wie jene, im prächtigſten Putz, Blumen in den ſchwarzen Locken, und in den ſchwarzen Feueraugen die flammende Sehnſucht, ſelbſt Hauptperſon eines ſolchen Zuges zu ſeyn.

Ihnen folgte der glückliche Brautvater, der alte Samuel, ein ehrwürdiger Greis mit Silberlocken und ſchneeweißem, bis auf die Bruſt herabwallendem Bart, im vollen Schmuck ſeiner prieſterlichen Würde; über das lang herabgehende Unterkleid den kurzen, reich durchwirkten Leibrock, gehalten von dem doppelt um den Leib gewundenen, in einen Knoten geſchlungenen Gürtel. Ihm zunächſt ſchloßen ſich Aaron Manaſſe, der Vorſänger, ein kleiner, häßlicher, noch ziemlich junger Mann, und der Bruder der Braut, Iſaak Samuel, ein rieſiggroßer Jüngling mit wilden Zügen, und beide in Feierkleidern, an.

Nachdrängte eine zahlloſe Schaar gemeiner Iſraeliten jedes Geſchlechts und Alters, und vor, neben und hinter dem Zuge her wogte mit lautem Getöſe des Chriſtenpöbels unzählbare Menge.

Als der Zug bei der Synagoge ankam, in welcher ſchon eine große Menge der Männer Iſraels verſammelt waren, ſchallte dem Brautpaar ein vielſtimmiges »Boruch Habbo! *)« entgegen. Langſam und feierlich wandelte die Braut und ihre Führerinnen um den Bräutigam dreimal herum, der ſie dann noch einmal um den purpurnen Baldachin führte. Hierauf nahm Iſaak aus den Händen eines der Knaben ein mit Waizen gefülltes Körbchen, miſchte eine Menge kleiner Silbermünzen darunter, und warf dann eine Handvoll dieſes Gemenges auf

---

*) Geſegnet ſey, der da kommt!

das Brautpaar, mit den Worten: »Seyd fruchtbar und mehret Euch, und erfüllet die Erde!« Jetzt drängte ſich Alt und Jung herzu, und griff in das Körbchen, bewarf die Verlobten, und wiederholte mit frohem Rufen den von dem Verfaſſer des Pentateuch dem Schöpfer ſelbſt in den Mund gelegten Glückwunſch.

Und wieder zogen, unter der Inſtrumente rauſchendem Marſchtakt, Braut und Bräutigam mit Führer und Führerinnen, die brennende Kerzen in den Händen trugen, dreimal um die Synagoge herum. — Jetzt ſchwieg die Muſik, und der Zuſchauer lautes Getümmel verwandelte ſich allmälig in ruhiges, aufmerkſames Erwarten der nun beginnenden Vermählung.

Aus der Synagoge, wo er gebetet hatte, trat der alte Samuel. Zur Rechten des Bräutigams, unter der Chuppah, ſtand die züchtige Braut, beide mit dem Geſicht nach Süden gewendet; da ſchritt Samuel herzu, fügte die Hände der Verlobten zuſammen, und deckte über die Häupter beider den Tallis, dann nahm Aaron Manaſſe einen gläſernen Becher, mit dem beſten Wein gefüllt, ſprach über das Paar den Vermählungsſegen, und reichte ihnen den Becher dar. Nun kehrte Samuel den Eidam ſo, daß er ſeiner Vermählten gegenüber ſtand, nahm aus der Hand deſſelben einen einfachen Goldring, beſah ihn mit prüfendem Blick, und zeigte ihn einigen der Zunächſtſtehenden. Nachdem auch dieſe des Goldes Aechtheit bekräftigt hatten, gab er den Ring zurück an Elkana, der ihn der Braut an den Zeigefinger ſteckte, und ſprach: »Siehe, nach Moſis und Iſraels Rechte ſollſt du mir verehelicht ſeyn durch dieſen Ring.«

Jetzt ergriff Samuel einen gefüllten Goldpokal, ſegnete mit ſieben hebräiſchen Segensſprüchen den Wein, trank und reichte Einigen den Becher, die von dem Weine nippten, und als Freudenzeichen das Uebrige auf die Erde goßen. Nun drängten ſich Freunde, Verwandte und Bekannte eilig herbei, mit Glückwünſchen die Neuvermählten überhäufend, und wieder reichte Aaron Manaſſe ſeinen Glasbecher dem Bräutigam, der daraus trank, und ihn der Braut reichte, die, nachdem ſie getrunken, mit ihren Begleiterinnen den Rückzug antrat.

Seitwärts über der Thüre der Synagoge war das myſtiſche Pentalpha eingehauen. Nach dieſer Sternfigur warf der Bräutigam das

Glas, ſie glücklich treffend, und es zerſplitterte in tauſend Stücke; da wünſchten ihm die Freunde noch einmal Glück mit ſchalkhaftem Lächeln, und nun ging es im Geſchwindſchritt dem Zuge nach, der bald überholt wurde, daß nicht die Braut früher, als der Bräutigam, das Haus erreiche, und dadurch die Oberherrſchaft erlange. Lächelnd, des ſtillen Sieges doch gewiß, ſah die Braut, ohne Eile, ihm zuvorzukommen, ſeinen Bemühungen zu.

2.

Bei dieſer Vermählungsfeierlichkeit ſtanden nicht weit von dem reizenden Schweſterkleeblatt die Söhne des Stadtamtmanns Reinhold, Lorenz und Guido, deren Vetter, der Stadthauptmann Ralph Reinold und Leopold Trautmann, ein junger Handelsherr, der ein Freund der drei Erſtgenannten war, ſich aber am meiſten innig und herzlich an den ſanften Guido anſchloß.

Guido war ein ſchöner, blühender Jüngling, mit freiem und zierlichem Anſtande, der ſich mit der ganzen Wärme ſeines jugendlichen, für Freundſchaft glühenden Herzens dem jungen Kaufmann hingab. Lorenz Reinhold, der ältere Bruder, war roh, und keiner ſanften Empfindung fähig; mit Unwillen blickte er auch jetzt auf die Zeremonien der Judenhochzeit, und murrte zu Ralph: »Wie dieſes Volk nur ſo öffentlich ſeine Narrenspoſſen vor aller Welt treiben darf, ich begreife es nicht.«

»Jede Handlung, die Geſetze und Herkommen heiligen, und die im Namen Gottes vollzogen wird, verdient jene Benennung nicht, auch wenn ſie uns noch ſo belachens- oder tadelnswerth erſchiene,« rügte Ralph.

»Ei, ſo baue deinen lieben Juden eine Kirche, mache ihnen auch Glocken in die Thürme, daß ſich der Schulrufer nicht fürder zu bemühen braucht!« brummte Lorenz, und wandte ſich unwillig von ihm. Während dem flüſterte Leopold Guido zu: »Haſt Du jemals ſchönere Mädchen geſehen, mein Guido, als dieſe drei Jüdinnen? Sieh, kaum iſt der Schleier der Braut im Stande, zu verhindern, daß nicht ihre hohe Schönheit bezaubernd hindurchſtrahle!«

»Wohl haſt Du Recht,« antwortete Guido mit einem unterdrückten Seufzer. »So reich unſre Stadt an ſchönen Chriſtenjungfrauen iſt, ſie müſſen, wollen ſie anders gerecht ſeyn, dieſen Jüdinnen weit nachſtehen an Schöne und körperlichem Liebreiz.«

»Wie kunſtreich dieſe dunkeln Flechten gewunden, und mit Perlen durchflochten ſind,« begann Leopold wieder.

»Wie lieblich dieſe Locken die blühenden Wangen umſchatten,« bemerkte Guido.

Ralph trat zu den Beiden. »Wißt Ihr ſchon,« begann er: »daß wir heute Abend zu dem reichen Samuel geladen worden, um dem Tanz beizuwohnen?«

»Iſt es möglich?« fragte Guido und Leopold mit freudigem Schreck.

»Bekanntlich,« nahm Ralph das Wort, »laden die Juden nur ungern die Bekenner anderer Religionen zu ihren Vergnügungen, doch machen ſie heute billig eine Ausnahme, denn — ſetzte er lächelnd hinzu — ſie wiſſen nicht, wo ſie den Stadtamtmann einmal wieder brauchen können, dem ſie auf ſolche Art an uns, ſeinen Kindern und Verwandten, eine große Ehre anzuthun vermeinen. Nehmt ihr die Einladung an?«

»Das verſteht ſich, mit Freuden,« riefen die Freunde. »Du gehſt doch auch mit? Wer wollte nicht gern einmal mit Samuels ſchönen Töchtern tanzen?« —

Und die drei Freunde wandelten Arm in Arm dem Hochzeitzuge nach, und beſprachen noch Mancherlei für den heutigen Abend.

3.

Das reiche Hochzeitmahl war gehalten, mehrere Geſänge waren abgeſungen worden, theils ernſtere zum Lobe der Gottheit, theils fröhlichere, zum Lobe der Braut, die bald der Bräutigam, bald der Vorſänger, bald irgend ein Gaſt angeſtimmt. Die geladenen Hochzeitgäſte brachten dem jungen Paar köſtliche Geſchenke, und Aaron Manaſſe begann wieder ein frohes Danklied, in welches am Ende die Gäſte einſtimmten, dann wurde das Dankgebet geſprochen und ſieben hochzeitliche Segensſprüche, und man erhob ſich vom Tiſche.

Rauſchend erklang in dem glänzend erleuchteten, mit Blumen und Laubgewinden prächtig geſchmückten Saale die Muſik der Flöten, des Triangels Geklingel, das Getöſe der großen Trommel, und der zuſammengeſchlagenen Metallbecken fernhin tönender Silberlaut, und auf und nieder hüpften im fröhlichen Reihentanze Iſraels Töchter, als die Brüder Reinhold mit ihren Freunden Ralph und Leopold eintraten. Wie ſtaunten ſie, als ſie den Kranz blühender Mädchen ſahen, der ſich vor ihren Blicken gewunden hatte, und nun in herrliche Einzelblumen ſich löſte. Dort entfalteten Sara und Lea in zierlichen Wendungen und kunſtreichen Verſchlingungen des Tanzes ihres Körpers Anmuth und himmliſche Reize, und es begann ſich mehr und mehr in Guido's und Leopolds Herzen der ſüßen Liebe namenloſe Sehnſucht zu regen; nur auf den Schweſtern hafteten ihre Blicke, während Lorenz und Ralph die Augen nach allen Seiten hinwandten.

Begonnen hatte der Tanz Mizvah. Der Vater der Braut nahte ſich langſamen Schrittes dem Eidam, ergriff ihn bei der rechten Hand, Iſaak nahm die Linke, und ſo, Einer ſich an den Andern reihend, bildeten ſie eine lange Kette. Auf gleiche Weiſe bildete ſich der anweſenden Weiber und Mädchen bunte Reihe; dann vereinigten ſich beide zu einem großen Kreis, und tanzten, die Muſik mit einem frohen Liede begleitend, einigemal herum.

Freundlich und artig wurden die Gäſte begrüßt. Lea und Sara eilten gleich nach geendigtem Tanze nach dem Schenktiſch, und kredenzten ihnen ſelbſt die Willkommenbecher auf ſilbernen Tellern, und haſtig, daß nicht ein Andrer zuvorkomme, bat Guido die ſchlanke, ſtolzblickende Lea, Leopold die ſanftere Sara um den nächſten Tanz, der von beiden Jungfrauen freundlich zugeſagt wurde.

Auf die Fußſpitzen ſtellte ſich Aaron Manaſſe, der aus den kleinen Augen giftige Blicke auf die Chriſtenjünglinge geſchoſſen hatte, um den Mund an das Ohr des baumlangen Iſaak zu bringen, und flüſterte dem ſich zu ihm Niederbeugenden zu: »Sieh nur, wie ſchön deine Schweſtern mit den Gojen thun!«

»Plagt Dich ſchon der Teufel der Eiferſucht?« fragte Iſaak mit Hohnlächeln. »Siehſt Du nicht, daß Jene ſchön ſind, und zierliche Reden zu führen wiſſen? Du aber biſt nur ein kleiner, ſchwarzer Schliach Zibbur, der zwar ſehr gelehrt iſt, auch eine treffliche Stimme hat, und die Gebete ſehr erbaulich verſingt, der ſich aber ſchlecht darauf verſteht, einem Mädchen zu ſagen, was ſie gerne hört, wie es Deinem Freund, der mit Dir redet, gleichfalls ergeht.« —

Aaron biß ſich grimmig in die Lippen, und wühlte ſich durch das Gewimmel der Gäſte in die Nähe der Schweſtern, doch ſo eben begann die Muſik von Neuem, die Tanzenden ordneten ſich, und er hatte Mühe, ſich aus dem Gedränge ungeſtoßen zu wenden, denn ſiehe, eben flogen Guido und Lea, Leopold und Sara, Ralph und die ſchöne Braut, der wüſte Lorenz und Hama, eine friſche Chriſtendirne, die bei dem reichen Samuel am Sabbath aufwartete, und die Lorenz von andern Tanzgelagen her ſchon kannte, und auch hier mit ihr zu tanzen, nicht unter ſeiner Würde hielt, im raſchen Tanz an Manaſſe vorüber, daß der Aerger ſein unſchönes Geſicht ganz braun färbte, und er ſtürzte zum Schenktiſch, dort das ſtille Feuer ſeines Ingrimms mit einem Becher edeln Weins zu löſchen.

In einem Wonnemeer ſchwammen Guido und Leopold. Wie ihnen auch ihre Phantaſie dieſe Mädchen gemalt, und ſie freigebig ausgeſtattet hatte mit allen Vorzügen des Leibes und Geiſtes, die ſchönen Bilder blieben weit hinter der noch ſchönern Wirklichkeit zurück. Wie hatten ſich die Jungfrauen geſchmückt! Wohlgerüche der koſtbarſten Art dufteten aus den Ringellocken des dunkeln Haares, durch das der Silberſchmelz reicher Perlenſchnüre ſich wand. Ein Netz, deſſen weite Maſchen jene durchſchimmern ließen, von feiner Wolle mit eingewebten Goldfäden, hüllte den hintern Theil des Hauptes ein, um dieſes ſchlängelte ſich eine Binde, prangend im prächtigſten und friſcheſten Farbenglanze, funkelnd von den Strahlen ächter Juwelen, und endigend in einer Krone von Perlen. Um die blendend weißen Stirnen zog ſich ein ſchmaler Goldſtreifen, über welchen wieder Schnüre von kleinen Perlen, Bogen bildend, herabhingen. Zarte goldne Ringe, mit Glocken von Edelſteinen und geſchliffenen Korallen, ſchmückten die Ohren, und um den ſchwanigen Hals wand ſich des ſeltnen und koſtbaren weißen Bernſteins doppelte Kugelreihe, von welchem wieder ein goldnes Kettlein herabhing, an dem ein Riechbüchschen befeſtigt war, gefüllt mit dem ſüßeſten Arom, das ſich tief in des ungeſtümm wogenden Buſens Schneepracht barg.

Um die ſchön gerundeten Arme ſchlangen ſich maſſivgoldne Reife, feſthaltend des Gewandes weite bauſchige Aermel, auf denen hebräiſche Denkſprüche eingegraben waren, als Amulette gegen dämoniſche Einflüſſe. Fein gewebte Stoffe bildeten die blendend weißen Gewänder, um die ein purpurner Gürtel ſich ſchmiegte. Leichte Schuhe von hochgelbem Saffian, bis zur vollen

Wade mit breiten Seidenbändern von gleicher Farbe geſchnürt, bekleideten über den feinſten Strümpfen die kleinen niedlichen Füße. Ueberdieß flatterten noch Bänder von allen bunten Farben von Kopfputz und Kleidung anmuthig herab.

Aber nicht durch des Schmuckes Reichthum und durch des Körpers Schönheit allein feſſelten die Schweſtern den liebenden Leopold, den zärtlichen Guido. Im traulichen, unbefangenen Koſen entfalteten ſie einen gebildeten Geiſt, hellen Verſtand, und ein ſanftes Herz.

War es ein Wunder, daß glühender die Neigung der Jünglinge wurde, und Blicke und Händedrücke um Erwiederung flehten? —

Der Ball endete, den Verliebten viel zu früh; längſt hatten die Weiber die Braut im Scherz entführt, und der glückliche Bräutigam ſie ihnen wieder entriſſen, und im ſtillen heimlichen Brautgemach den ſchimmernden Gürtel gelöst. Längſt ſchlief auch ſchon Lorenz daheim, ſüßen Weins trunken, und die andämmernde Morgenröthe mahnte zum Aufbruch. Doch auch auf den folgenden Abend wurden die Freunde geladen, und kamen gerne.

Sechs Tage dauerte die Hochzeit, während welcher Guido und Leopold oft noch Theil nahmen an den Vergnügungen der Iſraeliten, und die Herzen ihrer Jungfrauen zu gewinnen ſuchten, wie ſehr auch Iſaaks und Aarons argwöhniſche Späherblicke ſie verfolgten.

4.

Ungefähr zehn Wochen nach der Hochzeitfeier Elkans ſaßen in dem Garten des alten Samuel, an einem herrlichen Mondſcheinabend, gegen das Ende des Wonnemondes, zwei glückliche Paare. Lea und Sara waren dem Zuge ihrer heißſchlagenden Herzen gefolgt, beſiegt hatte die allgewaltige Liebe die letzte Scheu, und die letzten Zweifel, und Guido und Leopold hielten überſelig die wunderſchönen, geliebten Schweſtern in den Armen. — Wohlgerüche erfüllten den ſchönen Garten, der Friede Gottes ruhte auf den ſtillen Fluren; leiſe und lieblich murmelte der Springquell, den ein alabaſterner Seefiſch, künſtlich verfertigt von einem Bildhauer aus dem fernen Welſchland, in ein Marmorbecken ſpie. — Die Nachtigallen, welche in den Blüthenbäumen des Gartens wetteifernd ſchlugen, verſtummten nach und nach, kein Laut regte ſich ringsum, nur zuweilen ſäuſelte der Weſt mit lindem Wehen durch die Blätter der Fliederlaube, in welcher die Liebenden auf weichen koſtbaren Teppichen ſaßen, jedes Paar unbekümmert um das andere, froh und ſelig im Genuſſe des eigenen blühenden Glücks.

Mit goldgrünem Schimmer blickte der Abendſtern in die Laube.

»Kennſt Du den Stern, meine Liebe?« flüſterte Guido, und zog die Geliebte näher an ſich.

»Ihr nennt ihn den Stern der Liebe,« antwortete ſie leiſe: »wären wir doch Beide auf dem goldenen Sterne!«

»So genügt Dir unſer Glück hienieden nicht, mein ſüßes Mädchen?« fragte Guido wieder, und preßte einen Feuerkuß auf ihre Granatlippen. Ein banger Seufzer aus tiefer Bruſt war ihre Antwort, ſanft neigte ſie das dunkelgelockte Seraphköpfchen an die Bruſt des Geliebten, und auf ſeine Hand fiel eine heiße Thräne.

»Was iſt Dir, Lea, warum weinſt Du?« fragte der glühende Jüngling mit zärtlicher Beſorgniß.

»Ach!« entgegnete ſie: »Mir ahnet Schreckliches. Dir ſind, ſo gut wie mir, die Nachrichten bekannt, die in die Herzen meiner Glaubensgenoſſen die Ahnung des nahen Verderbens werfen müſſen, darum weine ich, darum wünſche ich mich hinauf in den ſchönen Sternenhimmel mit Dir, denn nicht glauben kann ich, was unſere Lehrer ſagen, daß ihr Chriſten dereinſt Alle ewige Pein erleiden würdet in der unterſten Höhle Gehinnom.«

»Dein ſanftes Herz, meine Einziggeliebte,« ſprach Guido, »zeigt Dir den Pfad des Lichts durch eurer Lehrer verworrene Dunkelheit. Kein Unterſchied der Religionen wird ſeyn über den Sternen, wo alle Erſchaffenen ſich ſelig vereinigen zum Lobe Eines Gottes, der Alle liebt, die ſeine Gebote halten. Dort nimmt unſere Seelen Ein Himmel auf, und dort biſt Du mir ewig vereint in heiligreiner Liebe.«

Aehnliches vertraute Sara dem geliebten Leopold; mit ähnlichen Troſtgründen ſuchte dieſer ihre Zweifel niederzuſchlagen, aber es gelang ihm nicht ganz. Vergebens ſuchte er ihre Einwendungen mit Küſſen zu widerlegen, die er ihr zahllos auf Mund und Wangen drückte.

»Wir wollen nicht ſtreiten über Religion,« nahm Sara das Wort: »unſere Herzen verſtehen ſich; wir beten vereint zu dem Vater Aller, ohne daß es dem Einen oder dem Andern zur Sünde angerechnet werden wird in ſeinem Himmel, aber dürfen wir öffentlich bekennen, was unſere Herzen fühlen?« —

»Laß uns ernſt über die Zukunft ſprechen, die unheilſchwanger uns zu verderben droht, mein treuer Guido,« liſpelte Lea, und entwand ſich ſanft ſeinen ſie feſt umſchlungen haltenden Armen. Wenn nun auch hier keine Freiſtatt mehr iſt, wenn auch hier der Haß Deines Volks gegen meine Glaubensgenoſſen, durch ſo vieler Städte entſetzliches Beiſpiel entzündet, in lichte Flammen ausbricht, wenn ſie, die Würger, nun einbrechen in unſere Wohnungen, die Wehrloſen morden, und brennen und plündern, und wir Alle unbarmherzig vertrieben werden, o mein Guido, was ſoll dann aus deiner Lea werden?«

»Was aus Deiner Sara, mein Leopold,« fragte auch dieſe den Erkornen, der mit ihr den Worten der zagenden Schweſter gelauſcht hatte.

»Eine Chriſtin, mein Weib!« antworteten

Beide, ergriffen von einem Gedanken ſeliger Hoffnung.

»Nimmermehr!« erwiederte Lea feſt. »Nimmermehr,« wiederholte die weiche Sara, und ihr Herz widerſprach dem harten Worte.

Guido war aufgeſprungen, Leopold auch, und ſie zogen ihre kurzen Schwerter, legten ſie übereinander in Kreuzesform, in der ſich des Mondes Silberſtrahlen glänzend brachen, und Guido ſprach:

»Bei dem Gott, an den ich glaube, an den wir Alle glauben, ſchwöre ich Dir Treue bis zum Tode, ſchwöre ich, Dir zu weihen Blut und Leben! Treffe mich meines guten Vaters Zorn, meines Bruders Haß, meiner Freunde Verachtung, ich will feſt an Dir halten in Freud' und Leid, ich will Dich ſchützen, ſo lange ich athmen kann, Dein will ich ſeyn im Leben und im Tode, ſo wahr mir Gott helfe zu meiner Seelen Seligkeit!«

»Das ſchwöre auch ich,« rief Leopold: »bei dem ewigen Gott, bei dieſem heiligen Kreuzeszeichen, und bei meiner reinen Liebe zu Dir, meine Sara! Und ſie knieten hin zu den Füßen ihrer engelholden Geliebten, und dieſe ſanken, von Gefühl überwältigt, von Dankbarkeit und Liebe bewegt, ſtillweinend in die Arme der Beiden, hoben ſie empor, und flüſterten: »Laßt uns dem Herrn vertrauen, er wird's wohl machen.«

Und ſie ſetzten ſich wieder neben einander, nur in ſüßem und traulichem Zuſammenſchmiegen von dem Becher irdiſcher Seligkeit koſtend. Lautlos, Arm in Arm, Mund an Mund, Bruſt an Bruſt, ſo ſaßen die Glücklichen, nicht ahnend, welche herbe Frucht am Baume des Schickſals ihnen reifte, während ſie hier der glücklichen Liebe goldroſige Blüthen pflückten.

Kühler wehte die Nachtluft, die Wächter verkündeten die eilfte Stunde. Finſtere Gewitterwolken waren ſchnell herangezogen; lange hatte es am fernen Horizont wetterleuchtend gezuckt, die Liebenden hatten es nicht gewahrt; da weckte ſie endlich der erſte dumpfe Donner aus dem ſüßen Vergeſſen ihrer ſelbſt und der ganzen Natur.

»Gott, ein Gewitter!« rief Lea, und ſprang erſchrocken von Guido's Seite.

»Gute Nacht, mein Leopold,« liſpelte Sara.

»Wann finden wir euch wieder hier?« fragte Guido die Schweſtern, die ſich eilig zum Fortgehen bereiteten.

»In drei Tagen,« war die Antwort, »Hanna ſoll an Leopold das verabredete Zeichen bringen, außerdem wagt nicht, in den Garten zu kommen.«

Noch einmal Umarmungen, zärtliche Küſſe, und das Gelübde unwandelbarer Liebe und Treue, dann ſchlüpften durch ein kleines Pförtchen die Mädchen in ihre Wohnung.

Wo ſich der Ephen in üppiger Fülle um die Mauern des Gartens rankte, ſtiegen die Jünglinge über. Das Gewitter kam näher, ſchon verkündeten einzelne Tropfen einen heftigen Regenguß. Arm in Arm ſchritten die Freunde durch die Straßen, noch mancherlei mit einander beſprechend und verabredend. Auf dem Markte vor des Stadtamtmanns Wohnung hier, ſchieden ſie mit einem biedern Händedruck von einander.

Wildes, wüſtes Geſchrei ſchallte noch von Diezens Weinhauſe durch die Nacht herüber.

5.

In der Schenkſtube bei dem Weinwirth Erasmus Diez ſaßen um einen Tiſch, der ſich unter der Laſt voller und leerer Krüge bog, Lorenz Reinhold, mit Paul Hauſchild, Valentin Arnold und Georg Eberhardt, ſeinen vertrauteſten Freunden. Ihnen gegenüber zechten an einer langen, nicht minder vollen Tafel der Hufſchmidt Mathes, der Weber Johann Springer, der Bäcker Turneiſen, und der Schneider Meinhard Walter, nebſt noch zwölf andern Bürgern aus allen Zünften. Alles horchte aufmerkſam der Rede des Schneiders, welcher mit beweglicher Zunge erzählte, wie er im vorigen Winter, als der gräuliche Komet am Himmel geſtanden, in Erfurt geweſen ſey, und es ſey auf das Kometenzeichen ſchreckliches Erdbeben erfolgt, und der ſchwarze Tod habe über zwölftauſend Menſchen hingerafft, und er, der Schneider, habe an manchem Tag über vier und zwanzig Sterbekleider gemacht, und ſeine Nadel habe deren kaum genug fertigen können. Die Mönche, um der Krankheit Einhalt zu thun, hätten ein Seelenbad aus Wein und Semmeln bereitet, das auch er mit vielen Andern faſt täglich genoſſen. Da ſey der Bierrufer ſchräg über den Graben geſchritten, und hätte mit lauter Stimme gerufen: »Ein Seelenbad, ein gutes Bad haben unſere Domherrn aufgethan! Wer baden will, ſoll gar nichts geben!«

Und von der Sekte der Flagellanten erzählte der Redſelige der aufhorchenden Bürgerſchaar, wie er einmal auf dem Markte müßig geſtanden habe, ſey vom Brühlerthore her ein ſtarker Haufe halbnackter Menſchen gekommen, die ſich mit Geiſeln blutig gehauen, und immer dazu geſchrieen: »Nun trete her, wer büßen wolle, Lucifer iſt ein böſer Geſelle!« Die hätten auch ihm ein Paar Geiſelhiebe zugetheilt, an die er Zeitlebens denken wolle.

Staunend hörten die Bürger zu. Er half dem Strom ſeiner Rede durch einen vollen Becher Rebenſaft nach, und berichtete weiter: »In Erfurt verbreitete ſich auf einmal das Gerücht, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und dadurch ſey der ſchwarze Tod entſtanden. Da hättet ihr den Tumult hören ſollen! Zu Tauſenden wurden ſie erſchlagen, ja, noch immer dauert dort das Morden fort, darum bin ich hierher gewandert, ich mochte dort den Gräuel und das Blutvergießen nicht mehr anſehen, und lobe mir ein ruhiges und ſtilles Leben.«

»Gebt nur Acht!« ſchrie jetzt Mathes mit ſeiner gewaltigen Baßſtimme, und ſchlug auf den Tiſch, daß die hölzernen Kannen und zinnernen Trinkgeſchirre hoch in die Höhe fuhren.

»Gebt nur Acht, es kommt bei uns auch noch ſo weit. Wenn man mit Juden die Straßen pflaſterte, und die Werra ſchützte, es blieben noch genug übrig, den Bürgern Nahrung und Verdienſt zu rauben.«

»Sie werden auch hier noch die Brunnen vergiften, um Platz zu gewinnen für ſich und ihre zahlreiche Nachkommenſchaft!« ſchrie Turneiſen.

»Sie haben ſicher im vorigen Jahre das Kind ermordet, von welchem Niemand erfahren, wo es hingekommen,« ſetzte Johann Springer hinzu.

»Wir wiſſen ſchon, wozu ſie das Chriſtenblut brauchen,« nahm ein alter Bürger, auf deſſen Geſicht ſich die Freude malte, über ſeine Feinde losziehen zu können, das Wort. »Wenn die kreiſenden Judenweiber nicht gebären können, und die vor ſie geſetzte Geſetzesrolle, ſo wie das Pulver der Meerapfelsſtiele nicht helfen wollen, dann ſoll es getrocknetes Chriſtenblut thun, aber nur von Kindern unter ſechs Jahren, das ſie einnehmen.«

Und ſeine Rede unterbrach das tumultuariſche Geſchrei: »Schlagt ſie todt, die Hunde, ſchlagt ſie Alle todt!«

»Und — ſchlagt ſie todt!« ſchallte es vom Tiſche, an welchem Reinhold ſaß, ein ſchreckliches Echo herüber.

Verwundert blickten die Bürger hin, wo das Geſchrei herkam, denn Alle hielten bisher den Sohn des Stadtamtmanns für einen Judenfreund, weil er oft mit ihnen verkehrte, und ſein Vater dafür bekannt war, daß er ſie begünſtige.

»Bürger!« ſchrie Lorenz: »Es freut mich, daß Ihr denkt, wie ich! Nur noch eine kurze Zeit Geduld, und bald, ich verſpreche es Euch, ſoll eine neue Sonne aufgehen über Handel und Gewerbe in unſrer Stadt, bald ſollen die Hebräer hinaus. Iſt der Befehl zum Abmarſch einmal ertheilt, ſo glaubt ſicher, daß er nicht widerrufen wird, wie weiland der des Pharao, ob ſie es auch wünſchen ſollten.

»Es lebe Lorenz Reinhold, der Bürgerfreund!« riefen Mathes und ſeine Kameraden. »Er lebe hoch!« brüllte die ganze Verſammlung ihnen nach.

»Ihr ſolltet Stadtamtmann ſeyn, an Euers Vaters Stelle!« rief der Weber Johann Springer, »das würde traun ein ander Regiment ſeyn!« Und Mathes unterbrach ihn, ſich mit dem vollen Kruge zu Lorenz wendend und rufend: »Ihr müßt unſer Anführer werden, wenn es losgeht! Unter Eurem Befehl wollen wir wacker drein ſchlagen, thut mir Beſcheid darauf.«

Lorenz that Beſcheid, und ließ die Bürger hoch leben.

Wildes Jauchzen, das den fernrollenden Donner übertönte, dankte ihm für die ausgebrachte Geſundheit. Immer mehr erhitzte der Wein die Köpfe, Pläne wurden entworfen, Hoffnungen erweckt, und Mancher ſah ſchon ſich frei von den Schuldforderungen der Juden, und Andere erblickten ſich im ruhigen Genuſſe häuslichen Wohlſtandes, erlangt durch Vertreibung oder Vertilgung der überall geächteten Iſraeliten.

Noch ſollte es nicht dazu kommen.

Heftiger Regen ſchlug an die Fenſter; das Gewitter brach mit aller Macht los.

6.

Die Thüre ging auf; ein junger Mann mit einem kleinen Bündel, die feinen Reiſekleider beſchmutzt und ganz durchnäßt, trat herein, und grüßte höflich die wilde Verſammlung; Anſtand und Sprache, als er bei dem geſchäftigen Wirth ein Abendbrod beſtellte, und wegen einem Nachtlager anfragte, verriethen den Juden von Bildung, ſo viel derſelben Einer in jenen Zeiten erlangen konnte.

»Woher des Landes, Jude?« ſchrieen ihm zugleich mehrere der Trunkenen zu.

»Von Erfurt,« antwortete er kurz, und entledigte ſich des triefenden Reiſemantels in einer Ecke des geräumigen Zimmers.

»Was gibt es Neues in dieſer ſchönen Stadt?« fragte haſtig der Schneider, und die Erwartung lachte aus ſeinen Augen.

»Was ſoll es geben Neues?« antwortete der Iſraelit. »Möchte Arſiel die Erfurter verderben! Neuntauſend meiner Brüder haben ſie unſchuldig gemordet, haben uns Hab und Gut geraubt; von meinen Aeltern, Brüdern und Schweſtern habe nur ich, der Einzige, das Leben gerettet. Meine Braut, ach meine ſüße, ſchöne Braut, hat auch ihr Leben verbluten müſſen unter dem Schwerte jener Henker.«

»Gottes Wunder, die ſchöne Callah!« — ſpottete Eberhardt: »Warum iſt doch der Choßem nicht für ſie geſtorben?«

»Und wo gedenkeſt Du nun hin, Hebräer?«

fragte Lorenz, ihn ſtarr anblickend. »Der Sohn des Rabbinen Samuel iſt mein Freund,« entgegnete Moſes Ephraim: »zu Dieſem will ich gehen, und einige Tage bei ihm verweilen.«

»Bei dem vermaledeiten Todtſchläger, dem Iſaak Samuel?« ſchrie Turneiſen; »der vor zwei Jahren einen Chriſtenknecht geſchlagen, daß er an ſeinen Wunden geſtorben?«

»Und der hernach die Sache mit Geld unterdrückt hat,« rief Springer dazwiſchen. »Der längſt auf dem Rade läge, wenn Recht und Gerechtigkeit noch etwas gälten! Das kommt aber von dem guten Regiment in unſerer Stadt, daß ſolche —

»Schweigt!« unterbrach Mathes gebieteriſch die Schreier: »Er wird ſeinen Lohn gewiß noch erhalten.« Und zu Ephraim gewandt, ſagte er: »Verlaß Dich nicht auf dieſen Freund. Wir ſchlagen ihn todt, ſobald wir einmal an ihn kommen können.«

»Und das wird nicht der Einzige ſeyn, der todtgeſchlagen wird!« riefen die trunkenen Bürger laut und wild durcheinander. Es muß hier auch gehen, wie in Erfurt, und im ganzen Thüringerlande! Fort mit den Juden. Sie können nach Polen ziehen zu Caſimirs Curtiſane, die wohl ihre Königin werden wird! Wer unſre Stadt nicht räumen will, wird erſchlagen!« — Flüche und Drohungen durchtobten die Stube, und dem Fremdling ward bange.

Ein Knabe brachte ihm Wein und Brod, und entfernte ſich wieder.

Der Himmel war ein Feuermeer, furchtbar rollte der Donner, und die Glocken wurden geläutet. Still und leiſe ſchlich ſich der Schneider aus der Verſammlung, die in ihrer Wuth die Blitze nicht ſah und den Donner nicht hörte.

»Der Jude ſtirbt!« ſchrie Eberhardt.

»Hier iſt keine Judenherberge! Hinaus mit ihm!« brüllte Mathes und ſeine Genoſſen.

Von den bebenden Lippen ſetzte der Iſraelit den Becher, und fragte entrüſtet: »Lehrt Euch das Eure Religion?«

»Was will der Hund von unſrer Religion? Werft ihn hinaus! Schlagt ihn todt!« So erſcholl es im grauſigen Chor, und ſeinen Stuhl hinter ſich niederwerfend, ſprang Turneiſen auf, trat mit hochrothem Geſicht und ſtieren Blicken hart vor den Juden, packte ihn an der Bruſt, und fragte: »Was haſt Du geſagt von unſrer Religion?«

»Bin ich gefallen in eine Mördergrube?« ſchrie dieſer, und ſtieß mit kräftiger Fauſt den Trunkenen zurück, der taumelnd über ſeinen Seſſel hinterwärts niederſtürzte, und regungslos liegen blieb.

Da erhob ſich's von den Bänken und Stühlen mit mordluſtiger Eile. Der Jude wollte entfliehen, Arnold riß ihn zurück, Mathes krallte ſeine Henkerfauſt in Ephraims Backenhaar, und riß ihn Jenem aus den Armen.

»Mörder! Mörder!« ſchrie verzweifelnd, auf dem ſchönen Geſicht die Bläſſe der Todesangſt, der Iſraelit. Noch immer leuchteten ſchreckliche Blitze, noch immer krachten furchtbare Donnerſchläge. Alle riſſen, ſtießen und zerrten an dem Unglücklichen; jetzt traf ihn ein Fauſtſchlag von Lorenz in's Genick. Er wankte, ſeine Hände ſanken, die Augen blickten ſtarr, noch einmal ſtöhnte er ſchmerzlich, und ſank todt ſeinem Mörder in die Arme.

Und es entſtand eine lange, ängſtliche Pauſe in der Stube, wo kurz vorher bacchantiſcher Lärm getobt hatte.

Einer der Bürger bückte ſich, leuchtete den Erſchlagenen an, und ſchüttelte ihn.

»Er iſt todt,« ſprach der Mann, und ſetzte das Licht zitternd wieder auf den Tiſch.

»Ich habe ihn nicht erſchlagen,« ſprach jetzt Einer. »Ich auch nicht,« »auch wir nicht!« riefen zehn Andere.

»Memmen Ihr!« ſchrie Reinhold, und in ſeinem bleichgelben Geſicht, das ſich zur Teufelsfratze verzog, malten ſich Angſt und Grimm. »Glaubt Ihr, mit Euerm kindiſchen »Ich auch nicht« durchzukommen? Wer iſt unter Euch, der nicht mit Hand angelegt hat? Was liegt an dem Todten? Und ſollte ja Lärm darüber werden, gut, ſo hat Er Händel angefangen, hat unſre heilige Religion geläſtert! Wer zeugt gegen uns? Dieſer todte Hund wird nicht mehr bellen. Alſo — kommt es zur Unterſuchung, ſo beſchwören wir Alle, daß der Jude angefangen hat, und damit iſt die Sache abgethan.«

Die Bürger ſchauderten vor dem ruchloſen Gedanken zurück. Ein dumpfes Gemurmel der Mißbilligung ging durch die Verſammlung.

Reinhold bangte mächtig. Noch einmal nahm er alle Faſſung zuſammen, und rief, indem er ſein Schwert zog, und es gegen ſich ſelbſt zückte: Entweder Ihr gelobt mir Alle, daß Ihr Euch fügen wollt meinem Willen, oder ich ſtoße mich augenblicklich nieder, und laſſe Euch meinen Fluch zurück. Beſinnt Euch nicht lange.«

»Ein Chriſtenleben iſt der Jude doch nicht werth!« rief Mathes ſeinen Freunden zu. »Laßt uns ſeinen Wunſch erfüllen, wir können uns ja abſolviren laſſen!«

Da ſchwuren Alle einmüthig, ſtandhaft zu läugnen in jedem Verhör. Alle zuſammen konnten doch nicht hart beſtraft werden um einen ermordeten Juden.

Beſänftigt ſteckte Reinhold das Schwert in die Scheide. Jetzt trat der Wirth in das Zimmer, und erblickte den Todten.

»Heiliger Gott!« ſchrie Erasmus Diez, und ſchlug die Hände zuſammen. »Was habt Ihr gethan, Freunde? Mein Haus zur Mördergrube gemacht! Ich bin ein verlorner Mann! Wer wird ferner einkehren bei dem Wirth, wo es heißt: In ſeinem Hauſe iſt ein Fremder erſchlagen worden?«

»Seyd deßhalb außer Sorgen, Asmus,« tröſtete Reinhold, und erzählte ihm den Hergang der Sache, ſo viel ihm zu wiſſen nöthig war; verhieß ihm, Sorge zu tragen, daß er aller Verantwortlichkeit ledig würde, was um ſo leichter geſchehen könne, da er, der Wirth, bei dem Vorfall nicht zugegen geweſen, und beſchwichtigte die letzten Einwürfe mit einem vollen Beutel.

Noch immer lag **Turneiſen** ſchnarchend am Boden. Mit Mühe ermunterten ihn die Freunde, denen der Rauſch über ihrer Unthat ſchnell verflogen war. Noch Einiges beſprachen ſie mit dem Wirth, und ſchickten ſich an, nach Hauſe zu gehen.

Der Wirth entfernte ſich wieder.

Noch einmal öffnete **Reinhold** die bleichen Lippen, und ſprach: »Vergeßt nicht, was Ihr mir geſchworen. Wehe, dreimal wehe dem Meineidigen! Er hat an mir einen Todfeind. Bricht auch nur Einer ſeinen Schwur, ſo will ich nicht eher ruhen und raſten, bis ich ihn gebracht in die Nacht eines feuchten Kerkers, zu Molchen und Schlangen, daß er einen Vorſchmack habe der ewigen Pein, die ſeiner harret am Tage des Gerichts.«

Schaudernd ging die Verſammlung auseinder. Mancher durchwachte eine lange, lange Nacht. Der ſüße Schlaf wollte nicht einkehren bei den Theilnehmern an einem Morde.

7.

Mitternacht war lange vorüber. Einzelne Blitze zuckten noch am öſtlichen Horizont, und in der Bergkette des Thüringerwaldes verlor ſich der entfernte Donner. Ein friſcher Wind hatte ſich erhoben, und jagte dunkle Wolkenmaſſen an der umflorten Mondſcheibe vorüber. Rauſchende Gießbäche, angeſchwellt von dem heftigen Regen, ſtürzten ſich über Aecker und Gärten herab auf den einſamen Pfad, der von Walldorf nach der Stadt führte. Oben auf dem Bergkegel zur Rechten drohte einſam, wie ein Rieſengeſpenſt der Nacht, Landsbergs ſtarres Raubſchloß. Unten ritt, tief in den dunkeln Mantel gehüllt, Iſaak Samuel. Finſter, wie das Gewölk der Nacht, waren ſeine Gedanken, ſeine glühenden Blicke ſtarrten hinauf zu dem düſtern Himmel. Er hatte es nicht Acht, daß der Wind durch ſein wild emporgeſträubtes Haar fuhr, und ſich in ſeinem weiten Mantel verfing. Sein Geiſt irrte in andern Ländern, denn vor ſein inneres Auge ſtellten ſich in einer bunten, blutigen Reihe die Schreckensſcenen in Würzburg, Straßburg, Erfurt und andern Orten, wo Tauſende ſeiner Glaubensgenoſſen unter den Händen des empörten Chriſtenpöbels geblutet hatten, wie die Schaaren von Flüchtlingen verkündeten, welche täglich und ſtündlich, nichts gerettet, als das nackte Leben, Schutz und Obdach ſuchend, durch die Stadt zogen, und theils daſelbſt blieben, theils in der Umgegend ein Unterkommen fanden. Nur zuweilen murmelte er eine Verwünſchung vor ſich hin. Ein Wolkengebirge hatte ſich vor den Mond gelagert, finſter wurde es auf dem unwegſamen Pfade; der Wind wurde zum Sturm, und berührte mit Eiſeskälte die Wangen des nächtlichen Reiters.

Plötzlich ſprang mit einem gewaltigen Satze ſein Roß ſcheu zurück, daß Iſaak im Sattel wankte, und vergebens ſtachelte er mit den ſcharfen Rädern ſeiner Sporen die Seiten des Thieres blutig; es ging nicht von der Stelle.

Ein unbekanntes Etwas ſchien leiſe zu ſtöhnen. »Wer da?« rief Iſaak mit ſtarker Stimme in das Dunkel der Nacht hinein. »Wer da?« tönte es hell und vernehmlich vom nahen Berge zurück.

Noch einmal traf ein unausſprechlich ſchmerzlicher Klageton das Ohr des Horchenden. Am Wege ſchien eine Schattengeſtalt zu ſchweben, ihm war, als ſpräche eine bekannte Stimme ſeinen Namen aus, und ein Schauer von Furcht durchrieſelte ſeine Adern. Ein heller Blitz flog über den nächtlichen Himmel.

»Moſes Ephraim!« ſchrie Iſaak plötzlich auf. »Mein Freund, mein Bruder, woher kommſt Du?«

Jetzt zerriß ein raſcher Windſtoß die Wolken, ein Theil des Mondes trat auf einen Augenblick hervor. Die Geſtalt war verſchwunden, nirgends konnte der Erſtaunte Etwas entdecken. Auch ſetzte ſich das Roß jetzt in raſchen Trab, und eilte der Stadt unaufhaltſam zu.

»Was war das?« fragte der Finſtere ſich ſelbſt, und eine düſtre Ahnung blitzte auf in ſeiner umnachteten Seele.

»Er iſt auch erſchlagen, mein Freund und Gefährte; gefallen iſt er, ein Opfer der Teufel, die ſich Chriſten nennen, und mir erſchienen, daß ich ſeinen Tod räche.« So ſprach Iſaak zu ſich ſelbſt, und in ſeinem Gehirn kreuzten ſich entſetzliche Pläne, gleich tödtenden Blitzen.

»Höre mich, Rächer Jehovah!« rief er fürchterlich zum Himmel empor. »Höre mich, Maloch Hammoves, du Engel des Todes mit dem ſchönen, blitzenden Schwerte, laß mich des ermordeten Freundes blutigen Schatten verſöhnen!«

Mit verhängtem Zügel ſprengte er der Stadt zu, über ihm krachte ein furchtbarer Donnerſchlag, und in den Lüften und Bäumen heulte und brauste der Sturm, wie Stimmen und Flügel der Geiſter des Abgrunds.

8.

Sorgenvoll, über der gefurchten Stirne Wolken des Kummers, ſaß in der Frühe des Morgens der redliche Stadtamtmann Reinhold und arbeitete wacker, als im Vorſaale ſchallende Fußtritte tönten, und ſein Neffe Ralph, der Stadthauptmann, hereintrat.

»Abermals,« meldete er nach kurzer Begrüßung, »ſind am geſtrigen Tage ſieben Juden, eben ein Galgen voll, mit ihren Weibern und Kindern eingewandert, und bald wird unſere gute Stadt zur allgemeinen Judenherberge werden; ja, wir werden die Kinder Iſraels noch bitten müſſen um ein Plätzchen, wo wir unſer Haupt hinlegen können. Seht mich nicht ſo finſter an, Oheim, daß ich ſo frei zu Euch rede, aber ich glaube, Euch die Augen öffnen zu müſſen, daß Ihr einmal Eurer wahrlich un zeitigen Duldſamkeit gegen die Juden ein Ziel ſetzet. Von Euch hängt es ab, ob Ihr noch länger das Mark der Bürger wollt ausſaugen laſſen von ihnen; von Euch erwartet die gedrückte Bürgerſchaft Schutz und Hülfe, wenn ſie dieſe ſich nicht endlich ſelbſt ſchaffen ſoll, darum rathe, bitte ich Euch, ſteuert dem Unweſen, weil es noch Zeit iſt. Schon murren die Bürger ziemlich laut, ſchon beklagen ſie ſich bitter und ſonder Scheu über Eure Vorliebe gegen die Iſraeliten. Bricht einmal der Unwille im Volk in helle Flammen aus, dann wehe den Juden; zu gefährlich, zu lockend für die niedere Habgier ſind die Beiſpiele ſo vieler Städte des deutſchen Vaterlandes, und wie der gereizte Leu, wenn er einmal Blut ſchmeckt, ſchonungslos würgt, was er findet, ſo wird der gereizte Löwe der Volkswuth zuletzt auch nach Euch die Klauen ausſtrecken, die vom Blute der Ermordeten triefen.«

»Du haſt viel geſprochen, junger Mann,« entgegnete Reinhold mit ruhiger, ernſter Würde: »faſt möchte ich glauben, Du ſeyeſt Einer von den Vielen, die nur darum der Juden Tod oder Vertilgung wünſchen, um quitt zu werden der dringlichen Mahner, denen ſie ungeheure Summen ſchulden. Wäre dieß nicht der Fall, wahrlich es würden ſich auch hier der Stimmen gegen das arme, gedrängte Volk weit weniger erheben.«

»Was des Judenvolkes Armuth betrifft,« warf Ralph ſpottend ein: »ſo hatten wir neulich bei der Samueliſchen Hochzeitfeyer Gelegenheit, ſie zu bedauern. Ihr kränktet mich recht ſehr, wenn Ihr nur einen Augenblick glauben könntet, ich haßte die Juden aus der Urſache, die Ihr genannt. Es iſt leider wahr, Viele, ſehr Viele würden freudig mit drein ſchlagen, könnten ſie ſich damit ihrer ungeſtümen Gläubiger entledigen, aber eben ſo wahr iſt es, daß alle Bürger der Bedrücker, die Handel und Gewerbe ganz an ſich geriſſen haben, müde ſind, und die erſte Gelegenheit ergreifen werden, ſie zu vertreiben; aus dieſem Grunde warne ich Euch, Keinem mehr eine Zuflucht in der Stadt zu gewähren.«

»Und ziehen nicht ſchon Schaaren von Bettlern umher,« fuhr er eifriger fort, »von ihrem Eigenthum vertrieben durch ſie, und arm geworden durch ihren unmenſchlichen Wucher? Warum ziehen doch Deutſchlands Edle nach dem heiligen Lande, die ungläubigen Sarazenen zu bekämpfen, die ihnen nie etwas zu Leid gethan; warum vertilgt man nicht die Nachkommen derer, die den Herrn, deſſen Grab man jenen entreiſſen will, gemartert und gekreuzigt haben, und die nie aufhören werden, die Chriſten zu haſſen? Denn nicht der Heide, nicht der Muhamedaner iſt des Chriſtenthums geborner Erbfeind und Widerſacher, der Jude iſt es, und wird es bleiben in alle Ewigkeit. Macht ihnen nicht ihre Religion den tödtlichſten Haß gegen Alle, die anders glauben, wie ſie, ſogar zur Pflicht, während der Muhamedaner Chriſtum einen göttlichen Propheten, und die heilige Jungfrau Maria mit Ehrfurcht nennt? Haben die Juden nicht gottverfluchte Gebete, mit denen ſie Tod und Verderben herabbeten zu können vermeinen auf jede chriſtliche Obrigkeit, wie auf Jeden, der es wagt, ihrer unerſättlichen Habgier ein Ziel ſetzen zu wollen?«

»Dir dieſe vielen Fragen alle auf einmal zu beantworten, lieber Ralph,« nahm der Stadtamtmann das Wort, iſt jetzt nicht die Zeit, thut auch nicht Noth. Haben Dich die Aufrührer und Unzufriedenen im Volk zu ihrem Sprecher gewählt, und Dein leicht erregbares Herz abgewandt von Deinem väterlichen Freund, dem Bruder Deines guten, ſeligen Vaters, der Dich liebt, wie ſein eignes Kind, ſo tritt zu ihm in der Rathsverſammlung, und führe dort das Wort der Empörung und der fühlloſen Grauſamkeit. Dort will ich den verſammelten Vätern der Stadt ſagen, wenn ſie es verlangen, warum ich bisher ſo, und nicht anders handelte, und mich rechtfertigen von der Anſchuldigung einer allzugroßen Begünſtigung der Juden.«

»Zürnt dem Vetter nicht, lieber Vater!« bat Guido, der indeß hereingetreten war, und dem Geſpräch zugehört hatte. »Er meint es gut, wenn er auch nicht die zierlichſten Worte wählte.«

Beſchämt ſtand Ralph da, ſeine Wangen glühten, er ſuchte nach Worten, endlich faßte er ſich, und ſprach mit weicher Stimme: »Wahrlich, Oheim! Ihr verkennt mich und die Abſicht, in welcher ich zu Euch rede. Nur um ſchreckliche Ereigniſſe zu verhüten, habe ich geſprochen, fern ſey es von mir, ſie herbeiführen zu wollen. Und das werdet Ihr mir doch zugeben, daß der ſchwarze Tod keine Peſtilenz iſt, wie ſie ſonſt vor Zeiten zu wüthen pflegte.

Warum ſterben wenig oder gar keine Juden an dieſer Krankheit? Vergebens haben die frommen Barfüßer die heilige Jungfrau mit dem Kindlein malen, und in dem Kreuzgang ihres Kloſters aufhängen laſſen;*) beinahe täglich fordert die Krankheit ihre Opfer. Sollten die Juden nicht auch hier die Brunnen vergiftet haben, wie man ihnen an andern Orten Schuld gibt?«

»Dieſes möchte ich in Zweifel ziehen,« bemerkte Guido: »wie wollten ſie ſich ſelbſt auf ſo lange Zeit mit trinkbarem Waſſer verſehen haben?«

»Nun, und wenn das auch nicht der Fall iſt,« fuhr Ralph wieder fort, »ſo ſcheint ihre Vertreibung mir wenigſtens zum Wohl der Bürgerſchaft nothwendig und gerecht. Heben ſie nicht immer kecker und trotziger das Haupt empor, und begehren gleiche Rechte mit dem freien Bürger, auf Freiheiten und Privilegien trotzend, die ſchwache Fürſten ihnen verliehen, weil ſie der Juden volle Seckel bedurften?

---

*) Mit der Unterſchrift: Hanc bene pro meritis cum coelis mundus honorat, gaudia per quam nunc utraque regna tenent.

Was bezweckt man mit dieſer, ich möchte ſagen, unverzeihlichen Nachſucht?«

»Ralph!« erwiederte ihm jetzt ſehr ernſt der Stadtamtmann. »Ich muß Dich bitten, Dich mit mehr Mäßigung auszudrücken, oder lieber ganz zu ſchweigen. Wenn Du mein graues Haar nicht ehren willſt, oder wenn Du die Bande der Blutsverwandtſchaft vergeſſen haſt, ſo wolle doch bedenken, daß ich Deine Obrigkeit bin, und daß Du es nur meiner väterlichen Milde, die Deine Worte Deiner unerfahrnen Jugend zu Gute hält, dankſt, wenn ich Deine überkecken Reden ungeſtraft laſſe.«

»Gott iſt mein Zeuge,« rief Ralph aus: »daß ich es ehrlich und herzlich gut meine mit Euch und der Stadt. Ich habe der Stimme meines Herzens gehorcht, und Euch gewarnt. Verzeiht, wenn mein Eifer mich zu weit führte. Mag nun geſchehen, was da wolle, ich will unermüdet thätig ſeyn und wachen, Böſes zu verhindern. Möchte ſich bald eine Gelegenheit zeigen, Euch zu beweiſen, daß ich in jenem Volke nicht die Andersglaubenden, ſondern nur die Unterdrücker der Bürger haſſe. Vielleicht nehmt Ihr dann die üble Meinung zurück, die Ihr von mir faßtet, weil Ihr mich mißverſtandet.«

Ralph verneigte ſich ehrerbietig, und ging. Reinhold ſah ihm mit trüben Blicken nach, und neigte ſeufzend das ſorgenſchwere Haupt zurück in den weichen Seſſel.

9.

Guido ſaß ſchweigend neben dem Vater. Oft ſchon hatte er ſich dieſem zu Füßen werfen, das Geheimniß ſeiner Liebe ihm offenbaren wollen; eine unerklärbare Scheu, eine Furcht vor ſtrenger Mißbilligung hielt ihn jedesmal ab. Jetzt, da er den geliebten Vater ſo geſtimmt glaubte, daß er nicht fürchtete, ihn allzuheftig zu erzürnen, ſuchte er in ſeinem Innern nach einer ſchicklichen Einleitung. Da ſchallte vom Markte herauf ein verworrenes Rufen, und ein Zuſammenlaufen vieler Menſchen wurde hörbar.

Guido ſprang zum Fenſter. »Heiliger Gott!« rief er aus: »was iſt da vorgefallen?« — Ein Volkshaufe, der wie die Lavine wuchs, drängte ſich vor dem Hauſe des Weinwirths Erasmus Diez. Jetzt ſtürzten einige Juden heraus, die den ſich heftig ſträubenden Wirth mit Gewalt mit ſich fortriſſen, und ihn zum Stadtamtmann ſchleppen zu wollen ſchienen. Einige

Bürger aber warfen ſich dazwiſchen, und befreiten den todtbleichen Diez, wobei es nicht ohne Gewaltthaten abging. Schimpfwörter, Flüche, Wehklagen füllten lärmend den Markt, größer und größer wurde die Menge des aus allen Straßen herbeiſtrömenden Volks. In des Stadtamtmanns Stube trat der Amtsdiener.

»Was gibts?« riefen Vater und Sohn ihm entgegen.

»Nicht viel Tröſtliches,« gab der Diener zur Antwort. »Es hat die vergangene Nacht Händel gegeben bei Diez, wobei ein fremder Jude ſeinen Tod gefunden. Kaum iſt das heute Morgen ruchbar geworden, ſo iſt eine ſchreckliche Menge Judenvolk zuſammen gelaufen, haben ein großes Geſchrei erhoben und ſind in den Wirth gedrungen, den oder die Mörder zu nennen. Unterdeſſen iſt der Iſaak Samuel auch dazu gekommen, hat ſich auf den Leichnam geſtürzt, und gräßliche Verwünſchungen gegen die ganze Chriſtenheit ausgeſtoßen, hat darauf den Todten auf die Schultern geladen, und iſt mit ihm nach ſeines Vaters Hauſe gerannt, nachdem er ſich hoch und theuer vermeſſen, den Mörder niederzuſtoßen, wo er ihn fände.« »Und wen nannte man, der bei

Diez gegenwärtig geweſen ſey zur Zeit des Mordes?« fragte mit einem Seufzer der Stadtamtmann.

»Unter den Bürgern, die geſtern dort geweſen ſeyn ſollen, hörte ich den Hufſchmidt Mathes, den Bäcker Turneiſen, und Euern Sohn den Junker Lorenz nennen,« antwortete der Knecht.

»Herr, mein Gott!« rief entſetzt der Stadtamtmann aus und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. »Mein Sohn, mein Lorenz ein Mörder!« Halb ohnmächtig ſank er in dem Seſſel zuſammen.

»Mußtet ihr auch das ſagen?« zürnte Guido zu dem Erſchrockenen, der ſich betreten entfernen wollte; da raffte ſich der alte Reinhold wieder auf.

»Auf der Stelle zu Ralph,« herrſchte er dem Diener zu. »Die Söldner der Stadt unter die Waffen und verhaftet den Wirth, und alle die bei ihm waren, wie die That geſchah. Bringt auch den Juden zur Haft, und ſchafft den Leichnam zur Beſichtigung in das Stadthaus.«

Der Amtsdiener ging. »Mein Sohn unter den Mördern? O Lorenz, Lorenz! Warum haſt Du mir das gethan?« rief mit bangem Händeringen der gebeugte Vater.

Donnernde Schläge ſchlugen an die Pforte des Hauſes, die ein Diener verriegelt hatte. Eine ungeheure Menſchenmenge wogte auf dem Markte hin und her. Hunderte von Juden, unter ihnen die Reichſten und Angeſehenſten, drängten ſich unten vor der Thüre zuſammen.

»Verrammelt die Thüren, laßt Niemand herein!« rief Guido zum Zimmer hinaus den Dienern zu.

Stärker lärmten die Schläge, lauter ſchellte die Hausglocke, und herauf drang der Juden wildes Geſchrei. —

»Wir müſſen zu ihm! Gerechtigkeit muß uns werden! Liefert den Mörder aus, den verdammten Gelef, eher weichen wir nicht!« — So ſchrieen die Juden, und der verſammelte Chriſtenpöbel frohlockte und ſpottete laut ihres Schmerzes und ihrer Wuth.

Schon begann ein kleiner Krieg mit gräßlichen Schimpfworten, ſchon flogen Steine, und man begann ſich zu ſtoßen und zu treten, da wirbelten die Trommeln, und heranzog die Schaarwacht, von Ralph geführt.

»Fällt die Lanzen! Platz da! Juden zurück!« donnerte mit kräftiger Stimme der Jüngling, und mit eingelegten Spießen rückten die Söldner gegen des Stadtamtmanns Wohnung. Eilig gab Israels furchtſames Häuflein Raum, als es die blinkenden Speere gewahrte.

Vier Lanzknechte ſtellten ſich auf an der Thüre.

»Zu Eure Häuſer zurück!« rief Ralph den Juden zu. »Wer ſich in einer Viertelſtunde noch auf der Gaſſe blicken läßt, wandert kreuzweis geſchloſſen in den Gewahrſam!«

Heulend und ſchreiend entflohen die Bedrohten. Ueberall Ruhe gebietend, durchzog Ralph unter lautem Trommelſchlag alle Straßen der Stadt, und ſtellte Wachtpoſten auf die freien Plätze.

Mein Sohn! o mein Sohn! jammerte unabläßig der Alte, und Guido ſuchte ihn zu tröſten mit dem ſanften Troſt ſeiner kindlichen Liebe, und weckte in dem bekümmerten Vaterherzen die Hoffnung, daß Lorenz vielleicht ganz unſchuldig ſeyn könne; ihm ſelbſt aber ahnete nichts Gutes, denn er kannte den Bruder. —

10.

Aus dem Verhör, welches die Gerichte über Ephraims Ermordung angeſtellt, und welchem alle die beigewohnt hatten, die nach Diezens Angabe bei dem Morde zugegen waren, kam Iſaak Samuel, der kurzen Haft entledigt, außer ſich nach Hauſe. Seine Schweſtern ſaßen, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, in der Wohnſtube, und redeten leiſe mit einander von ihrer Liebe, und theilten ſich gegenſeitig ihre ängſtlichen Beſorgniſſe über die nächſte Zukunft mit, als ihr Bruder, einem Raſenden gleich, hereinſtürzte. Das kohlenſchwarze, emporgeſträubte Haar, die ſtark gebogene Habichtnaſe, der ſtruppige Bart, und der Augen wildes Rollen unter den buſchigen Braunen gaben ihm ein widerlich-furchtbares Anſehen.

»Könnt ihr es denken!« ſchrie er im wüthendſten Zorne, »was der Mordgenoſſe, der Lorenz Reinhold, ſagte vor Gericht?!« — Erſchrocken ſahen ihn die Mädchen an, ſeine Blicke flammten, das ſonnenverbrannte Geſicht glühte, die Lippen bebten. »Es iſt ja nur ein Jude!« ſagte er. — So rief der Ergrimmte, und rannte wie wahnſinnig in der

Stube umher. »Nur ein Jude! Ein Jude! O mein armer unglücklicher Ephraim, warum warſt du nur ein Jude? Sey nur ruhig, ruhig, blutiger Schatten. Ich will dich rächen, wie nur ein ermordeter Israelit gerächt wurde. O käme mir Kraft aus der Höhe, daß ich, wie Simſon, des Mördervolkes Tempel und Palläſte über ſie ſtürzen könnte, ob mich auch die Trümmer begrüben!« —

Aengſtlich entflohen die Schweſtern. Es war nicht gut ſeyn bei dem Aufgebrachten. Jetzt ging die Thüre auf, und der alte Samuel trat herein. Auf dem Patriarchengeſichte war ſtille Ruhe verbreitet; mancher Sturm war an ſeinem Leben vorübergegangen, der Winter des Lebens hatte ihn früh ereilt und ſein Haar zu Schnee gebleicht. Wenig kümmerte ihn noch das Treiben der Außenwelt; einen großen Theil des Tages brachte er mit Gebet zu, die übrige Zeit verſüßte ihm und ſchmückte mit Freudenroſen ſeiner Kinder Liebe.

Iſaak, als er den Vater erblickte, bezwang gewaltſam den Schmerz, der in ihm tobte, ging jenem ehrerbietig entgegen, und leitete ihn zu dem gewohnten Ruheſitz, und der Alte hob die Hände auf, und ſegnete ihn. —

»Wohl bedarf ich Deines Segens, mein Vater,« ſprach Iſaak mit verhaltenem Grimm, und begann nun den ganzen Vorfall von Ephraims Ermordung an zu erzählen bis zu dem heutigen Verhöre, wo Lorenz Reinhold den verſammelten Richtern die ſchnöde, empörende Antwort gab.

»Und was ſprachen die Richter?« fragte der Vater.

»Sie verwieſen ihm zwar,« entgegnete Iſaak, »mit harten Worten die kecke, trotzige Rede, aber ſtatt ſtreng die Unthat zu unterſuchen, wurde das Ganze aufgeſchoben, um erſt noch mehrere Zeugen zu vernehmen. Auch mir, der ich die Chriſten des vorſätzlichen Mordes beſchuldigt, da ſie einſtimmig dieſes läugneten, wurde bedeutet, Zeugen und Beweiſe meiner Anklage aufzubringen.«

»Ja!« rief er wieder mit dem Tone der wildeſten Leidenſchaftlichkeit: »Ich ſehe es kommen, Ephraim wird nicht von Chriſten gerächt, den Mördern wird der Reinigungseid zuerkannt, ſie leiſten ihn, und gehen triumphirend von dannen.«

»Aber wehe, wehe Dir, Du verworfener Lorenz! Du, Du biſt der Mörder, kein Anderer, und ich muß Dich morden, und wenn Du eine eherne Mauer gepanzerter Kriegsknechte um Dich ſtellteſt, ſie ſollen Dich nicht ſchützen, mein Schwert ſoll in Deinem Blute ſich baden!« —

»Beruhige Dich, mein Sohn,« bat der Greis den Wüthenden. »Der Herr hat uns in ihre Hände gegeben um unſrer Miſſethat willen; der Herr kann uns retten von der Macht unſrer Feinde. Lies mir etwas vor, mein Sohn, aus den heiligen Büchern, denn meine Augen werden trübe, und das Alter gewinnt den Sieg über meine ſchwindende Kraft.«

Und Iſaak ging zu einem großen Schrein, öffnete ihn, zog einen ſeidenen Vorhang, nahm eine der vielen Pergamentrollen, küßte ſie, ſetzte ſich neben dem Vater, und begann:

*) »Und Judas Makkabäus und ſeine Geſellen gingen heimlich hin und wieder in die Flecken, riefen zuſammen ihre Freundſchaft und was ſonſt bei der Juden Glauben geblieben war, und brachten zuſammen gegen ſechstauſend Mann.«

»Und riefen Gott an, daß er das arme Volk, welches von Jedermann geplagt war,

---

*) 2. Buch der Makkab. Kap. 8.

anſehen wolle, und ſich erbarmen über den Tempel, den die Gottloſen entheiligt hätten.«

»Und über die verderbene Stadt, die gar wüſte war, und daß er doch das unſchuldige Blatt, das zu ihm riefe, hören;«

»Und der Unſchuldigen, ſo wider alles Recht erſchlagen worden, gedenken wolle, und die Läſterung ſeines Namens rächen.«

»Etwas Anderes, mein Sohn,« fiel der alte Samuel ein: »dieſe Kriegsgeſchichten reizen Dich nur zu ſchrecklichen Mordgedanken; lies mir einen von den ſchönen Pſaltern des frommen Sohnes Iſai, die das Gemüth zu dem Herrn erheben, der in ſeiner Weisheit uns hienieden Leiden ſendet, bis er uns einführt in den Himmel der Gläubigen.«

Iſaak rollte das Pergament zuſammen, trug es wieder an ſeinen Ort, und brachte die Pſalmenrolle, wählte nicht lange, und begann wieder:

*) »Herr Gott, deſſen die Rache iſt, Gott, deſſen die Rache iſt, erſcheine!«

»Erhebe Dich, Du Richter der Welt, gieb den Hoffärtigen, was ſie verdienen.«

---

*) Pſalm 94.

»Herr, wie lange ſollen die Gottloſen, wie lange die Böſen prahlen?«

»Und ſo trotzig reden, und aller Uebelthaten ſich rühmen?«

»Herr, ſie erſchlagen Dein Volk, und plagen Dein Erbe!«

»Wittwen und Fremdlinge würgen ſie, und tödten die Waiſen.« —

»Mein Sohn, mein Sohn,« unterbrach den Vorleſer der Vater noch einmal: »mußt Du denn nichts wie Rache im Sinne tragen, daß Deine Gebete in Flüche ſich verwandeln? Wohl laſtet des Herrn Hand ſchwer auf ſeinem Volke, und was Du geleſen, iſt leider gut anzuwenden auf dieſe unheilvolle Zeit, wo uns Verderben droht von allen Seiten, wo Jeder ungeſtraft die Hand erheben darf gegen Jehovahs zerſtreute Heerde, und das Schlachtmeſſer gegen ſie zücken; aber Gott ſieht unſre Noth, hört unſer Flehen, und wird uns nehmen unter die Fittige ſeiner Liebe, und wird uns decken mit dem Schilde ſeiner Allmacht, daß wir nicht ganz verderben.« —

»Wir dürfen aber,« warf Iſaak ein, »darum nicht müßig ſeyn; wir dürfen den Nacken nicht beugen unter das harte Eiſenjoch unſerer

Dränger. Wir müſſen uns ihnen entgegenſtellen mit kräftigem Arm und hohem Muth.«

»Was haſt Du doch für unſinnige Gedanken?« ſprach der alte Samuel. »Willſt Du in einem, durch lange Knechtſchaft entmuthigten, durch Verachtung entwürdigten, ſcheuen und furchtſamen Volke den Muth ſeiner Väter wecken? Du vermagſt es nie, Du biſt kein Moſes, kein Makkabäus.«

»Willſt Du die Flamme des Aufruhrs und des offenbaren Widerſtandes entzünden, daß unſere Feinde zu der ungerechten auch eine gerechte Sache fänden, uns zu Tauſenden zu tödten? Bedenkſt Du nicht, daß auf Dir dann die Verwünſchungen Deiner Brüder, durch Dich dem Schwert der ergrimmten Feinde geliefert, ruhen würden, und die Millionen Thränen gatten- und vaterlos gewordener Weiber und Kinder Dich verklagen würden vor dem heiligen Throne des allgewaltigen Gottes?«

»Du redeſt gut und weiſe, mein Vater,« erwiederte Iſaak: »aber ich habe blutige Rache geſchworen, und es treibt mich mit Rieſengewalt, den Schwur zu halten, und die Rache zu vollziehen.«

»Laß Dich nicht verführen von den Geiſtern des Abgrundes,« bat Samuel. »Sie führen Dich auf falſchem Wege. Bringe nicht neues Unglück über Dein Volk.« —

»O Vater, Vater!« rief Iſaak: »Du kannſt meinen Schmerz nicht faſſen!«

Und er entfernte ſich eilig.

11.

Der ganze Rath war verſammelt. In der reichen Amtstracht ſaßen die Väter der Stadt, an einer langen, mit reichen Teppichen behangenen Tafel. Mehrere Schreiber regten emſig die knarrenden Federn. An der Thüre ſtand ein Häuflein Lanzenknechte mit Piken und Morgenſternen, das Volk abzuhalten, welches ſich mit Ungeſtüm zu dem Eingang drängte, um den endlichen Urtheilsſpruch hinſichtlich des vor einem Vierteljahr ermordeten Juden zu vernehmen.

Vor den Richtern ſtanden Lorenz Reinold und Iſaak Samuel. Dieſer allein, ſein eigner Vertheidiger, Jener unterſtützt durch einen, aller Verdrehungen des Rechts kundigen Anwalt. Es wurde, nachdem noch einmal die Anklage nebſt allem, was in dieſer Zeit zu

Protokoll genommen wurde, und woraus ſich ergab, daß Lorenz durch einen Fauſtſchlag, ohne es zu wollen, Ephraims Mörder geworden ſey, vorgeleſen worden war, mit Heftigkeit von beiden Seiten geſtritten. Iſaak drang auf harte Beſtrafung des Mörders, und ſchrie: »Todtſchlag ſey Todtſchlag, abſichtlich oder nicht, und aus dem beliebten Loſungswort: Schlagt ihn todt, das laut genug über den Markt geſchallt war, um auch von Juden gehört zu werden, leuchte die Abſicht deutlich genug hervor.« Dagegen that Reinholds Sachwalter mit vieler juriſtiſcher Beredſamkeit dar, daß der Angeklagte nicht als Mörder beſtraft werden könne, und berief ſich auf das Zeugniß der dabei Geweſenen, welche alle einmüthig ausgeſagt hatten, daß der Erſchlagene ſchreckliche Läſterungen gegen Chriſtum ausgeſtoßen hätte, und ſich alſo ſchon dadurch eines weit ſchmählicheren Todes ſchuldig gemacht. Ein Zeichen mit der Glocke rief die Zeugen herein, denen die Richter den Eid zuerkannten. Manches Geſicht wurde zwar bleich und die Stimme des ſtrafenden Gewiſſens that ſich kund in bangen Schlägen des noch nicht ganz verdorbenen Herzens. Aber wie ſehr auch manchem bangte vor der Strafe des ſündlichen Meineides, mehr als die Rache des Allmächtigen fürchteten ſie die Rache Reinholds. Dieſer wurde nun mit ſeinen Gefährten bedeutet, zur Eidesleiſtung abzutreten. Iſaak wollte ihnen folgen, allein man hieß ihn zurückbleiben mit der kränkenden Bemerkung, »daß ein Jude nicht in eine chriſtliche Betkapelle gehöre, welche das Zimmer ſey, wo Jene ſchwören mußten; auch, daß ihm ſchon mehr denn zuviel Gnade und Gunſt, die er aber nicht zu erkennen ſcheine, zu Theil worden ſey, indem man auf ſeine Anklage, um eines fremden, herangelaufenen Betteljuden allein eine koſtſpielige und weitläufige Unterſuchung gegen die Söhne angeſehener Bürger, wie gegen viele derſelben ſelbſt, eingeleitet habe, zumal da er nicht einmal einen lebendigen Zeugen ſtellen könnte, die Wahrheit ſeiner Anklage zu bekräftigen, und dieſelbe nur auf liebloſe Vermuthung gründe.«

Mit ſtillem Ingrimm hörte Iſaak ſchweigend alles an. Einer ſtarren Bildſäule gleich ſtand er vor den ſtrengen ungerechten Richtern, aber der Augen Flammenblick und das Zucken verbiſſener Wuth in den bleichen Lippen gaben der Bildſäule ein grauſiges Leben. —

Das weite Gemach, in welches Lorenz und ſeine Mitſchuldigen traten, war ganz ſchwarz ausgeſchlagen, von der Decke herab hing eine ſilberne Ampel, deren Licht nur einen ſchwachen Schimmer in dem verfinſterten Zimmer verbreitete. Ueber einen Altar war eine ſchwarze Decke mit ſilbernen Franzen gebreitet. Auf ihm ſtand ein Kruzifix, vor dieſem lag ein weißgebleichter Todtenkopf, eine Bibel in Folio auf Pergament geſchrieben, und hinter dem Altar ſtand ein ehrwürdiger Prieſter im Meßgewand, der die Kommenden erwartete.

Als dieſe ſich in einen weiten Halbkreis geſtellt hatten, ſetzte er ihnen noch einmal die hohe Wichtigkeit des Schrittes, den ſie jetzt thun wollten, auseinander, und redete mit Wärme zu ihren verſtockten Herzen.

»Bedenkt wohl, meine lieben Brüder in Chriſto,« ſo ſchloß er ſeine ſalbungsvolle Rede, »was Ihr thut, und prüfet Euch, ob Ihr auch ſchwören könnet mit gutem Gewiſſen. Diejenigen, welche mit Wiſſen und Willen einen falſchen Eidſchwur leiſten, und zum Zeugen einer Lüge den dreieinigen Gott anrufen, ſind reif für die ewige Verdammniß. Sie eſſen unwürdig von dem Leib des Herrn, unwürdig trinken ſie von ſeinem Blut, und eſſen und trinken ſich ſelber zum Gericht. — Verdorren werden deſſen Finger, der ſie zum falſchen Schwur erhob, ſeine Hand wird aus dem Grabe wachſen, ein warnendes Zeichen für Andere. So ermahne ich Euch noch einmal im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, erwäget wohl, was Ihr thun wollet. Noch eine kurze Friſt ſey Euch gegeben. Beredet Euch unter einander, und ſpricht Euer Gewiſſen Euch nicht ganz frei, ſo ladet nicht durch unerhörten Frevel den Zorn des Allmächtigen auf Euer ſündiges Haupt, denn er, der Herz und Nieren prüft, kennet Euch wohl, und wird Euch finden, und wird Euch ſtrafen, hier zeitlich und dort ewiglich.« —

Mit langſamen Schritten ging der Prieſter hinweg, und es trat wieder eine ſchreckliche Pauſe ein, wie damals bei Erasmus Diez, als der Mord geſchehen war. Jeder Athemzug war hörbar in dem gewölbten, ſchauerlichen Gemach. Ganz leiſe flüſterte Turneiſen dem Jochem Springer ins Ohr: »Du, ich ſchwöre nicht!« »Wir ſchwören nicht,« ſprachen die Bürger kaum hörbar zu einander. Und Mathes raunte heimlich dem erbleichenden

Lorenz zu: »Es will keiner für Euch ſchwören.«

Da ſchlug Lorenz die Arme übereinander, trat vor die Reihe, und ſah ſie muſternd mit durchbohrenden Blicken an.

»Ihr wollt alſo nicht ſchwören?« fragte er leiſe, aber mit einem Ton, der Jenen vorkam, als frage der Teufel ſelbſt aus ihm; »gut, ſchwört nicht, brecht den Eid, den Ihr mir geſchworen bei Erasmus Diez, mir, Euerm Freund, der Euer Anführer werden ſollte, der die Juden vertreiben helfen ſollte! Schwört nicht, laßt mich einkerkern um den Lumpenjuden; laßt Euch ſelbſt einkerkern. Ihr habt ihn ja ermorden helfen, nichts rettet Euch von gleicher Strafe. Laßt die Juden triumphiren! Glaubt Ihr denn an die Strafe des Meineids, die uns der Pfaffe ſo eben vorſchwatzte? Ja? Wohl, ſie trifft Euch, ſchwört oder ſchwört nicht! Schwört Ihr nicht, ſo brecht Ihr mir jenen frühern Schwur, und ſeyd dann dem Teufel doch verfallen, und meiner grimmigen Rache dazu; denn nicht ruhen und raſten will ich dann, bis ich Euch alle vertilgt aus dem Reiche des Lichts; denkt an Eure Weiber und Kinder, Ihr Alten, denkt an eure Geliebten, Ihr Jungen; ich werde kein Ohr dann haben für das Gewinſel der Reue, und das Flehen der Liebe, und das Jammergeheul der Verzweiflung! Wählt!« —

Da ſtanden die Zagenden, und wußten nicht, ſollten ſie mehr den Meineid, oder den Schrecklichen fürchten, der ihnen ſolche Wahl ließ, doch die Furcht vor dem Drohenden überwand die warnende Gewiſſensſtimme, und ſie beſchloſſen den Meineid.

Schon trat der Prieſter wieder in das Zimmer, fragte noch einmal, warnte noch einmal, vergebens, ſie ſchwuren los, und gingen wieder zurück in den Gerichtsſaal.

Und heimlich beredeten ſich noch einmal die Richter untereinander, dann las einer mit lauter Stimme folgendes Urtheil: »Da der Junkherr Lorenz Reinhold des angeſchuldigten, vorſätzlichen Judenmordes unſchuldig befunden worden, ſich auch ſammt ſeinen Zeugen von dieſer Anklage gereinigt hat, derſelbe aber doch durch einen heftigen Schlag zum Tode des beſagten Juden, Moſes Ephraim, aus Erfurt, ohne es zu wollen, Veranlaſſung gegeben zu haben geſtändig iſt, ſo wird derſelbe zu einer Buße von zehn Pfund Heller, welche dem Gotteskaſten beider Kirchen zufallen ſollen, verurtheilt. Dem Kläger aber, Iſaak Samuel, ſtehet zu: die ſämmtlichen Gerichtskoſten zu tragen, auch ſich in Zukunft zu hüten, ungerechte Klagen zu erheben, und durch aufrühreriſches Geſchrei, wie damals geſchehen, ſein unruhiges Volk zu Auflauf und Zuſammenrottungen zu verleiten, widrigenfalls er zu gewärtigen hat, daß man als Rebellen ihn betrachten, und gegen ihn als ſolchen mit der ganzen Strenge des Geſetzes verfahren wird. Von Rechtswegen.« Demüthig und tief verneigten ſich darauf Lorenz Reinhold und ſeine Freunde, aber Iſaak trat einen Schritt näher, warf dem Erſtern einen Blick zu, bei welchem dieſer in innerſter Seele erbebte, und zürnte: »Iſt's das alles? Wie lange iſt dieſes ſaubere Urtheil ſchon fertig? Jene haben geſtanden, daß ſie meinen Freund erſchlugen, und doch ſind ſie unſchuldig? Weil ſie geſchworen bei dem Gehängten, nicht wahr, da ſind ſie rein? Euer Gericht gerecht finden und begreifen kann nur der, der es Euch eingegeben: Sammael, der Vater der Lügen und der Eure!!«

Er rief's, und ſtürzte aus dem Saale; die Soldknechte und Schergen wollten ihn aufhalten, umſonſt, er warf einige zu Boden, und zerbrach ihre Spieße. Erſchrocken machte das Volk ihm Platz.

Still ging die Verſammlung auseinander. Zwei der Räthe aber blieben noch zurück, und vernichteten ein Schreiben des alten Reinhold, deſſen Inhalt Niemand ahnen durfte.

12.

Melodiſch plätſcherte der Springquell im Marmorbaſſin des Samuel'ſchen Gartens, tauſend und aber tauſend Goldfunken und blitzende Sternchen tanzten, von ſanftem Mondlicht geſchaffen, auf der unruhigen Waſſerfläche. Es war gegen Ende des Aerntemonats; bunte Blumen prangten im Garten, im bethauten Graſe zirpte die Grille, und leiſe zitterten der Espen Blätter im linden Geſäuſel der Lüfte des warmen, wonnigen Sommerabends. An ſeiner Lea klopfendem Buſen war Guido überſelig eingeſchlummert; der Mond beleuchtete die zarten Formen ſeines Geſichtes, er ſah einem Engel ähnlich, wie ſie die Meiſter der alten Zeit uns malen. Anmuthige Traumgebilde ſchienen vor ſeiner Seele zu ſchweben.

Mit wehmüthigem Lächeln blickte das Mädchen auf den Glücklichen, und ringelte gedankenvoll um ihre zarten Finger ſeine goldenen Locken, und ſtrich ſie ihm aus dem blühenden Geſicht. Jetzt fuhr er auf, und fragte, ſein Geſicht verbergend an ihre Bruſt drückend: »habe ich geſchlafen?«

»Sanft und ſüß,« anwortete ſie, und ihre Lippen begegneten den ſeinigen.

»So möchte ich zum Tode einſchlummern, das ſollte ich ein ſeliges Sterben nennen,« ſprach der beglückte Jüngling, nachdem ein minutenlanger Kuß ihm den Mund geſchloſſen gehalten hatte.

»O welch ein ſchöner Wunſch,« entgegnete Lea. »Könnten wir beide doch ſo hinüberſchlummern in die beſſere Welt; auf Erden wird unſerer Liebe doch nimmer ein gutes Ende.«

»Du fürchteſt zu ſehr, meine ſüße, geliebte Lea. Noch iſt ja unſrer Liebe nichts Bedrohliches begegnet, tröſtete Guido, ſo wollen wir hoffen, daß es auch fernerhin nicht geſchehe.«

»Möchteſt Du wahr ſprechen!« ſeufzte Lea, etwas Entſetzliches ſcheint mir immer näher zu treten, ſchreckliche Ahnungen quälen mich, und rauben mir ſogar die Ruhe der Nächte. Nur bei Dir, wenn Du bei mir biſt, iſt mir wohl!«

»O du mein liebſtes Leben!« rief der Jüngling, und zog ſie feurig an ſich, »laß mich eine Bitte an dieſe ſchöne Verſicherung anknüpfen, die Du mir ſchon oft abſchlugſt. Werde ganz mein, werde mein trautes, liebes Weib!«

»Unmögliches forderſt Du, mein Guido,« antwortete ſie, und erwiederte ſeinen zarten Kuß mit Hingebung. »Dich allein will ich ewig lieben, Dir allein angehören im Leben und im Tode, aber laß mir meinen Glauben, den Glauben meiner Väter, den ich mit der Muttermilch eingeſogen. Meine Verwandten würden mir fluchen, und mit Hohn Deine Glaubensgenoſſen auf die Uebergetretene blicken. Dort geht die getaufte Jüdin, würden ſie ſagen, eine Chriſtin würde mich doch niemand nennen.«

»So bleibe bei Deinem Glauben, und fliehe mit mir in fernes Land. Nimmer ſoll es Dich gereuen, und alles, was Du hier verläſſeſt, will ich Dir erſetzen durch den Reichthum unendlicher Liebe.«

»Das war wohl nicht Dein rechter Ernſt, mein Guido,« fiel Lea ein. »Könnteſt Du Deinen alten Vater verlaſſen, Du, ſeine einzige Freude? Könnteſt Du ihn preis geben dem troſtloſeſten Jammer, ihm die Tage ſeines Alters trüben und verkürzen, um der irdiſchen Liebe kurze Seligkeit? Dann könnte ich Dich kaum noch ſo lieben, als ich jetzt Dich liebe.«

Guido ſchwieg beſchämt, endlich ſagte er: »Wahrlich, Du biſt beſſer als ich, und wirſt mir um ſo werther, aber um ſo trüber wird mir auch die Ausſicht in die Zukunft, wenn Du ſo jede Möglichkeit unſerer Vereinigung vernichteſt.«

»Kann ich Dir mehr gewähren als ich ſchon that?« fragte das erglühende Mädchen, und hemmte mit einem Kuß die weitere Rede.

»Wohl,« ſprach der Jüngling: »ſo laß uns bleiben und vereint tragen, was über uns verfügt iſt. Möge Gott alles zum Beſten kehren, bleibe Du mein, wie ich Dein bleibe, ob Glück oder Unglück harre in der Zukunft dunkelm Schoos.«

»Dein bin ich, Dein bleibe ich,« ſchluchzte Lea: »und nun gute Nacht! lebe wohl für heute. Ach! unſere Liebe iſt nicht für dieſe

Welt, wir werden uns aber droben wieder finden.«

Noch ein endloſer Kuß beſiegelte aufs Neue den Bund der Liebenden, dann verſchwand Guido auf dem gewohnten Wege über die Gartenmauer, Lea aber ergriff die neben ihr liegende, vielbeſaitete Zither und griff wehmüthige Akkorde darauf. Dann ſang ſie mit ihrer melodiſchen Stimme reinen Silbertönen durch die ſchweigende Nacht ein Lied der innigſten Sehnſucht, und hob die Augen, die in Thränen ſchwammen, empor zu den funkelnden Sternen. Da rauſchte es hinter der Laube. Eine hohe, dunkle Geſtalt trat hervor, mit einem Schrei ſprang das erſchrockene Mädchen auf. Die Geſtalt ſchlug den verhüllenden Mantel aus einander. Es war Lea's Bruder, der wilde Iſaak.

»Sage mir,« begann er: »was ſingſt Du da bis in die ſpäte Nacht, Du girrende Taube; darf man nicht wiſſen, wem Du die ewige Liebe geſchenkt, von der Du geſungen?«

»Was willſt Du? Wo kommſt Du her?« fragte ſie ſchreckenbleich.

»Was kümmert Dich es?« fragte er zurück. »Meine Wege ſind dunkel und verborgen, bis die Zeit kommt, da ſie offenbar werden. Mich lockte nur Deine ſüße Stimme her, Dir zuzuhören.»

«Seit wann gefällt es doch meinem Bruder, der Schweſter Stimme angenehm zu finden?« fragte Lea mit einigem Spott.

«Denke, es ſchmeichle Dir durch meinen Mund ein Anderer,« gab Iſaak zur Antwort: der aus blöder Schüchternheit nicht wagt, um Deine Gunſt zu werben.«

«Und wer könnte es ſeyn, der Dich zum Werber erwählt hätte?« fragte ſie mit ängſtlicher Beſorgniß.

«Ich kann Dir das Schöne und Angenehme, was er mir an Dich aufgetragen, nicht alles ausrichten, und eigne mich überhaupt gar ſchlecht zu einem Liebesboten,« ſprach Iſaak. «Mit einem Wort, unſer geehrter und achtbarer Verſänger, Aaron Manaſſe, hat Wohlgefallen an Dir gefunden, und wirbt um Deine Hand.«

«Aaron Manaſſe?« wiederholte Lea beleidigt. «Nun wahrlich, der junge Mann trägt hohen Sinn, daß er ſeine kühnen Wünſche erhebt zur Tochter des Rabbinen Samuel.

Darum verfolgte mich auch wohl an Rahels Hochzeit ſo unabläſſig der kleine Unhold?«

»In dieſen unſeligen, bedrohlichen Zeiten ſollte jede Jungfrau ſich glücklich ſchätzen, wenn ein Mann, wie Manaſſe, ſie erwählt zum Weibe,« verwies Iſaak.

»Glaubſt Du vielleicht,« entgegnete Lea empfindlich: »daß die Schweſtern Dir zur Laſt fallen würden nach des Vaters Tode, daß Du ſie zuführen möchteſt dem Erſten, dem Beſten, den nach ihrem Beſitz gelüſtet?« Und ſie nahm ihr Inſtrument von der Ruhebank, und wollte gehen.

»Schweſter!« rief Iſaak, und hielt ſie an dem zarten Arm feſt. »Haſt Du keine Antwort für meines Freundes ehrenvollen Antrag?«

»Keine,« ſprach Lea mit Stolz, »als die, daß ich die Keckheit bewundere, mit der dieſer Manaſſe es wagt, mich zu ſeinem Weibe zu erkieſen. So ein häßlicher Zwerg könnte mir gefallen als Mann. Noch lebt der Vater, und keine Macht ſoll mich zwingen, jemals in des Vorſängers Wünſche zu willigen.«

»Du wirſt es bereuen, thörichte Dirne,« ſagte der unfreundliche Bruder und ließ ſie los. Weinend entfloh die Jungfrau in ihre Kammer, wo die Gedanken an das Geſchehene ihr lange den Schlummer verſcheuchten, bis ſie endlich einſchlief zu quälenden Träumen, in denen ſie bald den Geliebten von blitzenden Schwertern umgeben ſah, bald ſich ſelbſt in den Armen des verhaßten Manaſſe; bald war es ihr, als ſtürzte ihr Haus zuſammen, und begrabe ſie unter ſeinen Trümmern. —

Am folgenden Tage in der Abenddämmerung ſchlich Manaſſe zu ſeinem Iſaak. Dieſer las eifrig im Talmud, ſprang aber ſogleich freudig auf, den Vertrauten zu begrüßen. Vieles hatte Manaſſe zu berichten, was ſie leiſe mit einander beſprachen. Endlich fragte Manaſſe: »Nun, und Lea?«

»Mag dich nicht, wie ich Dir vorausgeſagt habe,« war Iſaaks Antwort.

»Wie, ſie verſchmäht mich?« fragte jener wieder, und ſein gelbes Geſicht färbte ſich mit dunkler Röthe. »Haſt Du ihr nicht vorgeſtellt meines Herzens Sehnſucht, und haſt Du —«

»Alles habe ich gethan,« fiel ihm Iſaak ſpöttiſch lächelnd ins Wort, »was Du mir aufgetragen, allein, was half das? Warum ſagſt Du ihr nicht ſelbſt, was ſie wiſſen ſoll von Dir, und wählſt mich zum Sprecher?

Wahrlich, ich habe jetzt ganz Andres im Sinn, als bei der eignen Schweſter den Brautwerber zu machen des ehrenwerthen Vorſängers, auch Gemeindeboten, Aaron Manaſſe, zu welchem Geſchäft ich ohnehin ſchlecht tauge.«

»Lieber, goldner Iſaak,« bat Manaſſe,« indem ſeine Zigeunerlarve die freundlichſten Züge annahm: »ich bitte Dich doch bei unſerm großen Werke, gieb mir Deine Schweſter, gieb mir die ſchöne Lea, und wahrhaſtig, ich wüßte einen Lohn, den Du nicht verſchmähen wirſt.«

»Sieh mich nicht mit ſo großen Augen an,« fuhr er eifrig fort, als ihn Iſaak mit zweifelnden Blicken maß. »Ich leſe in Deinen Mienen die Frage: Was ſoll der arme Manaſſe dem reichen Iſaak Samuel zum Lohn anbieten können? Geld und Gut nun freilich nicht, aber hilfſt Du mir zu Deiner Schweſter Hand, ſo nimm hier die meine: Du ſollſt König werden über Israel.«

»Was faſelſt Du? Hat Dich die Liebe des Verſtandes beraubt?« fragte Iſaak, erſtaunt über des Freundes ſeltſame Idee.

Aber Manaſſe ſtellte ſich hin vor den Fragenden, blickte ihn mit Stolz an und ſprach:

«Kurzſichtiger! kannſt Du ſchauen in die verborgene Zukunft, und glaubſt Du nicht, daß aus dem frommen Gebet des armen Manaſſe Metatron, der Fürſt der Herrlichkeit, auch eine Krone mache auf das Haupt des Gottes unſrer Väter« Ich verkünde dem Volke, Du ſeyſt der Meſſias, erkoren, uns zu erlöſen von dem Joch unſrer Feinde. Tauſende werden ſich ſammeln unter Deine Fahnen, ein Schrecken wirſt Du werden unſern Verfolgern. In allen Landen, wo Juden wohnen, wird Dein Name erſchallen, in allen Schulen und Synagogen wird man ſingen: Heil Iſaak Samuel, dem Retter, dem Meſſias!«

«Biſt Du nun fertig, Aaron?« fragte mit einem Blick voll Mitleid der Verwunderte. «Haſt Du noch nicht gehört von Benkochab Barchochba, dem Sohne des Sternes, der ſich auch ausgab für den wahren Meſſias, dem Alles widerfuhr, was Du jetzt mir verheißen, der leuchtend und unheilbringend, wie ein Kometenſtern, ſeine Bahn flog, und blutig unterging, denn er fiel in einer Schlacht, und vor und mit ihm Tauſende der durch ihn verführten Brüder! *) Oder dachteſt Du an

---

*) Im Jahr Chriſti 117.

ihn, und wollteſt mir aufſtellen das Glanzbild ſeiner kurzen und blutigen Laufbahn? Geh Manaſſe, immer ſtrebſt Du nach hohen Dingen, denen Du doch ganz und gar nicht gewachſen biſt. Wenn der Herr unſer Vorhaben ſegnet, und uns Sieg verleiht, dann wollen wir weiter ſehen. Bis dorthin thue Du nicht mehr, als was Deines Amtes iſt, und hüte Dich ſehr, voreilig zu Viele einzuweihen in unſer großes Geheimniß.«

«Es iſt doch nichts mit Dir anzufangen,« murrte Manaſſe, und entfernte ſich ſehr unzufrieden.

Mit ſeltenen Gedanken ſah ihm Iſaak nach, und rief nach Licht.

Jetzt trat Elkana mit noch einigen Vertrauten ein, ihn zum Abendgebet abzurufen.

Die Mondſichel glänzte ſilberrein am unbewölkten Himmel, und das Plätſchern der Wellen des Werrafluſſes, der einen anmuthigen freien Platz außerhalb der Stadt vorüberfloß, unterbrach die abendliche Stille, ohne ſie zu ſtören, als ſich dieſem Platze Tritte nahten, und Iſaak mit ſeinen Gefährten dort ankam. Alle waren in Feſtkleidern, es war ein Sabbath, und ſie brachten Fackeln und

Pergamentrollen mit, die ſie entfalteten, und beim Mond- und Fackelſchein leiſe laſen. Erſt einen langen Pſalm zum Lobe Gottes, dann riefen ſie zum Monde hinauf: »Gelobt ſey Dein Schöpfer, Dein Bildner, der Dich geſchaffen hat, Gott ſey gelobt!« Dann murmelten ſie wieder leiſe vor ſich hin: »Ueber die Völker, unter welchen wir wohnen, falle Furcht und Schrecken! Laſſet ſie unbeweglich ſeyn, wie Steine, in Deinem ſtarken Arm, und mache ſie ſtumm. Ja, Furcht und Schrecken müſſe über ſie fallen. David, Israels König, lebt und beſteht.« Nun riefen einige mit lauter Stimme: »Friede ſey mit Euch!« worauf andere antworteten: »Mit Euch ſey Friede!« Hierauf löſchten ſie die Kerzen, und gingen auseinander.

Lange gingen aber noch Arm in Arm Iſaak und Elkana am Fluſſesufer umher; aber nicht, ſich zu freuen über den ſchönen, ſtillen Sommerabend und ſanften Gefühlen ſich hinzugeben, ſondern um Pläne zu ſpinnen, und deren Ausführung zu überdenken, wie ſie ruchloſer und entſetzlicher im Gehirn des verworfenſten Böſewichts nicht aufkeimen könnten.

14.

Der Winter kam und ging vorüber. Schon in der Mitte des Hornung verkündete der Lüfte milderes Wehen den nahenden Lenz, der Schnee ſchmolz auf den ſonnigen Stellen der Berge, hie und da ſah der Wieſen grünes Kleid unter der weißen Decke hervor, und hoch in dem Blau des Aethers jubelten fröhliche Lerchenſtimmen dem Erwachen der Natur entgegen.

In der alten Hafenſtadt herrſchte ein unruhiges Treiben. Immer lauter und lauter murrten die Bürger über die Juden, die ſich in ungeheurer Anzahl zuſammengedrängt hatten, weil ſie in Meiningen noch eine Freiſtatt fanden bei den Verfolgungen, die ein zürnender Gott über die Heerde Israels verhängte. Täglich gab es neue Händel, täglich hatten die Gerichte neue Streitigkeiten zu ſchlichten. Alle benachbarten Ortſchaften wimmelten von Israeliten, die aus allen Ländern herbeigeſtrömt, hier noch ein kümmerliches Aſyl ſuchten und fanden. Und immer noch zögerte Reinhold, kräftige Maaßregeln zu ergreifen, und dem Uebel zu ſteuern. Flehend umlagerten die Geängſteten ſeine Thüre, ſie nicht

Preis zu geben dem namenloſeſten Elend, ſie nicht auch hier zu vertreiben, während oft des Volkes Unwille in furchtbaren Drohungen laut wurde, und jeder nächſte Tag eine blutige Kataſtrophe herbeiführen konnte. —

Häufig ritt Iſaak Samuel, theils allein, theils in Begleitung des Elkana, in den zunächſtliegenden Orten umher, und theilte Geld unter die Aermſten ſeiner Glaubensgenoſſen; viele Weiber und Kinder verließen die Stadt, in welcher ſich aber die Zahl der Männer und Jünglinge immer mehr verſtärkte, die ſich oft bald da, bald dort verſammelten und ſtill und geräuſchlos wieder aus einander gingen. So ging auch der März vorüber. Herrlich grünten und blühten die Fluren; erſchloſſen hatten ihre bunten und duftenden Kronen das beſcheidene Veilchen, und der Primeln und Anemonen bunte Schaar, und der frühzeitige Lenz zog heran mit ſeinen Kränzen und Nachtigallen.

Am Montag nach Judika erſchien plötzlich ein ſtädtiſcher Ausrufer auf dem Markte, der dem ſich um ihn ſammelnden Volke verkündete:

Daß nach dem Beſchluſſe eines hochedlen Stadtrathes, mit höchſter Genehmigung des

Erb- und Schutzherrn der Stadt Meiningen, des Herrn Biſchofs Albert von Würzburg, allen Juden ohne Ausnahme zuſtehe, binnen drei Wochen die Stadt zu räumen, und daß Jeder, welcher ſich nach dieſer Zeit allda noch finden laſſe, an Hab' und Gut geſtraft und durch die Häſcher fortgeführt werden ſolle.

Von Straße zu Straße ritt der Herold, überall dieſes Urtheil laut ausrufend. Hinter ihm und vor ihm liefen Hunderte mit frohlockendem Jauchzen.

Bald war die Stadt ein brauſendes Menſchenmeer. Jubelnd und glückwünſchend rief man ſich die Botſchaft zu, und in der Bürger zügelloſes Freudengeſchrei miſchten ſich der Juden herzzerreiſſende Wehklagen, die troſtlos jammernd durch die Gaſſen rannten; nun der letzten Zuflucht beraubt, hinausgeſtoßen in die feindliche Fremde, überall verfolgt und geächtet, ſahen ſie kein Ziel ihrer Leiden.

Wenig hätte gefehlt, ſo wäre gleich jetzt im wilden Freudentaumel, der erbitterte Pöbel zu Raub und Mord eingebrochen in die Häuſer der Unglücklichen, aber wie damals, als Ephraims Leiche gefunden wurde bei Erasmus Diez, zog Ralph wieder mit lautem Trommelſchlag und bewaffneten Söldnern heran, allenthalben Ruhe und Ordnung den Chriſten, wie den Juden gebietend; mit ſtiller Freude im redlichen Herzen, daß endlich ohne Blutvergießen den gerechten Klagen der Bürger ein Ende gemacht werden ſollte.

Die Juden feierten in dieſen Tagen das Oſterfeſt, und hatten durch dieſes harte Gebot eine traurige Veranlaſſung, ſich des Auszuges ihrer Väter aus Aegypten zu erinnern. Auch ſie ſollten ihr Goſen hinter ſich laſſen, aber da war kein heldenkühner Moſes, der ſie führte, ach, und nur die dürre Wüſte des Lebens that ſich auf vor ihren Blicken, es winkte nimmer den Armen, Verſtoßenen ein Land der Verheißung, nimmer und nirgend ein glückliches, geſegnetes Kanaan. —

15.

In ihrem Arbeitszimmer ſaß Rahel und ſtickte an einer Fahne. Schon prangte auf dem purpurſeidnen Stoff, in einer Strahlenglorie von Goldfäden, der Name Jehovah. Vor ihr lag ein friſchbemaltes Pergamentblatt als Muſter, welches ſie eben auf das ſtraffgeſpannte Seidengewebe vollends zu zeichnen im Begriff war, als ihre Schweſtern bei ihr eintraten.

»Wie, Du arbeiteſt heute?« riefen dieſe der Fleißigen zu, und traten bewundernd näher, die feine Stickerei zu beſchauen.

»Iſt doch heute nur ein halber Feiertag,« antwortete die Gefragte, indem ſie aufſtand, die Schweſtern zu begrüßen.

»Was ſtickſt Du hier?« fragte Sara: »willſt Du ein Geſchenk machen in die Synagoge, weil Du einen Sohn geboren, daß er den Segen empfange?«

Jetzt trat die Wärterin herein, ein wunderſchönes Kind auf dem Arm, auf welches Lea und Sara freudig zueilten, es jener abnahmen und es liebkoſend und tändelnd umhertrugen.

Mit Blicken ernſter Wehmuth ſah Rahel nach ihnen hin, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ſie ſagte: »Ich ſollte Euch billig zürnen, aber mag mir Gott die Sünde vergeben, wenn es eine iſt, ich kann Euch nicht böſe ſeyn, Ihr ſeid doch meine Schweſtern.« — Erſtaunt ſahen die Beiden die Sprecherin an, denen dieſe Worte ein Räthſel waren, aber jene ließ ſie nicht lange in ihrer Ungewißheit, und ſprach ſanft verweiſend: »Wie konntet Ihr Beide doch ſo ganz vergeſſen die Lehre unſers heiligen Glaubens, und Eure Herzen in ſündlicher Liebe wenden zu den Söhnen der Ungläubigen? Läugnet nicht, ich weiß Alles; noch weiß ich es allein, das danket Gott, und ändert Eure Geſinnungen, weil es noch Zeit iſt. Was würde unſer Vater, was der Bruder ſagen, erführen ſie Eure Verirrung? Was würden unſre Jünglinge und Jungfrauen von Samuels Töchtern denken, würde Euer Vergehen kund? Würde nicht in der Synagoge der Bann Cherem ausgeſprochen werden über Euch, und die Lichter verlöſcht, und Ihr verflucht von Männern und Weibern, und ausgeſtoßen aus der Gemeinde?« —

Weinend, überraſcht, beſchämt und verwirrt ſtanden die Schuldigen vor der ſtrafenden Schweſter. »Zürnt mir nicht,« fuhrt **Rahel** fort, und nahm ihren Knaben zu ſich. »Ich muß Euch warnen. Noch ahnet niemand Eure Schuld; ſeht Eure Verführer nicht wieder. Es bereiten ſich ſchreckliche Dinge vor; habt Ihr gehört das grauſame Urtheil unſerer Feinde? Habt Ihr das Frohlocken des Volkes gehört, und Jene, die Euch mit Höllenliſt ins Netz gelockt, werden Sie Euch ſchützen wollen und können?«

»Hör auf, uns zu martern«, nahm Lea das Wort. «Ich habe mir das Alles ſelbſt geſagt. Ein trübes Geſchick iſt über uns verhängt, ein Fluch haftet auf Israels Nachkommen, und wir müſſen unverſchuldet der Väter Miſſethat tragen. Mit dem allen hat unſre Liebe nichts gemein, und die Liebe nichts mit dem ererbten Glauben.«

»Ihr müßt Euch losreißen,« antwortete Rahel, Ihr müßt entſagen, ob auch Euer Herz dabei blute, und das heilig angeloben; kommt, ich habe Euch ein Geheimniß von hoher Wichtigkeit zu vertrauen. Sie ging nach einem andern Zimmer; voll banger Ahnung, was es wohl ſeyn möge, folgten ihr die Schweſtern, und Sara ſeufzte traurig: «Ach Lea! wir ſollen theuer erkaufen, was Rahel uns eröffnen will.«

16.

In ruhiger Feier ging der Palmſonntag vorüber. Nur einige Juden ließen ſich auf den Straßen ſehen, und der ſchöne, das heilige

Feſt vorbereitende, Tag ſchwand ohne die mindeſte Störung dahin. Aber als nun die Dämmerung ihre Flügel breitete über Berg und Thal, und es nach und nach ganz ſtille wurde, und die Sterne zu ſchimmern begannen, da wurde es voll in dem Tempel der Iſraeliten. Kaum vermochte das geräumige Haus die eindringende Menge zu faſſen. Eben vollendete Manaſſe den zwanzigſten Pſalm, welchen die Anweſenden bald in ſteigenden, bald in fallenden Tönen nachmurmelten und nachſangen, und ſchloß mit erhöhter Stimme: »Hilf, Herr, unſer König, erhör uns, wenn wir rufen!« — als Iſaak Samuel, in ein weites faltiges Gewand gehüllt, welches ihn vom Hals bis zu den Füßen umwallte, eintrat. Aller Blicke richteten ſich auf ihn, der mit wilden finſtern Mienen umherſah, und ohne Verzug die Rednerbühne betrat. Jetzt winkte er, und das Liſpeln und Murmeln verſtummte rund umher, und er begann: »Hört auf die Worte meines Mundes, Ihr Männer in Iſrael. Die Zeit iſt nun nahe, in welcher die falſchen Chriſten, die Gott verderben möge, ihre Oſtern feiern, und vorher den Todestag Jeſu mit ſtiller Trauer begehen. An dieſem Tage will der Herr unſre

Feinde in unſre Hand geben, denn er will nicht, daß ſein Volk ewig Schmach erleide. Darum trauet feſt auf den Herrn, Euern Gott, denn er wird uns erretten aus der Knechtſchaft, und wir werden ihn preiſen, wie er ſagt: »Ich will wachen unter den Kindern Iſraels, und will mein Volk Iſrael nicht verlaſſen.« Wenn es vollbracht iſt, das große Werk der Befreiung, dann wollen wir ihm einen Tempel bauen, der würdig ſeyn ſoll, des Herrn Haus genannt zu werden, und unſre Jungfrauen ſollen vor ihm fröhlich tanzen und ſingen.«

Jetzt winkte er einigen Männern, ließ ſie nahe zu ſich treten, und beſprach ſich leiſe mit ihnen, dann rief er wieder laut: »Hört mich, Männer in Iſrael!« Und in dieſem Augenblick fiel ſein Mantel zur Erde, und vor der erſtaunten Verſammlung ſtand Iſaak in prächtiger Tracht der Leviten, wie ſie Moſes und Aaron einſt beſtimmt, und der Leibrock ſtrahlte von Gold und Juwelen. In der Rechten hielt er ein blitzendes, zweiſchneidendes Richtſchwert, in der Linken ein, an Händen und Füßen gebundenes Chriſtenkind, deſſen Mund mit einem Tuche verſtopft war.

Alle erſchraken und ſtaunten, aber der Fürchterliche fuhr fort: »Ich hebe meine Hände zum Himmel empor, ich rufe Jehovah, den Rächer, zu Hülfe, der einherfährt in Donner und Sturm, daß er ſich bezeuge an ſeinem Volke! Mögen ſie alle fallen, die Feinde, ihm, dem Rächer, ein willkommenes Opfer, wie dieſes!«

Sein Schwert blitzte, und durchbohrte das Herz des wimmernden Kindes; und er warf es nieder, daß es verſcheidend am Boden zuckte, während einer der Zunächſtſtehenden eilig niederkniete, und in einer ſilbernen Schaale den zarten Blutſtrom auffing. Jetzt entſtand ein Drängen an der Thür; der alte Samuel, den Iſaak krank daheim gelaſſen hatte, machte ſich durch die Menge Platz und ſchrie: »Um Gott, Iſaak, was thuſt Du? Du biſt es, der das Racheſchwert des Herrn gegen uns kehrt, der ſein Volk unglücklich macht durch ſeines Wahnſinnes blinde Wuth; aber Du gottloſer und verfluchter Menſch, überheb' Dich Deiner Gewalt nicht zu ſehr!« — Er wollte noch weiter reden, aber ſeine Kniee zitterten, die Kräfte ſchwanden, er ſank ohnmächtig den zu Hülfe Eilenden in die Arme, und es entſtand unter der Verſammlung ein drohendes Gemurmel.

»Schweigt!« rief Iſaak zornig. »Der Alte iſt dem Bette entſprungen, er hat das Fieber, bringt ihn heim! Heil mir, ich habe dem Herrn ein Opfer bereitet, ich bin jetzt ſein Prieſter! Hier darf nicht reden die Stimme des Blutes zwiſchen Vater und Sohn, hier muß zeugen der Feinde Blut, die wir richten, von der Macht und Stärke unſers Gottes!«

Hoch über ſeinem Haupte ſchwang er das blutige Schwert; ſtumm ſtanden Alle, als banne ſie ein gräßlicher Zauber. Der alte Samuel und das ermordete Kind wurden hinweggetragen, und der Schreckliche fuhr fort: »Wenn die Zeit gekommen, ſo merket auf die Loſung: »Chriſtim jamethu, Tod den Chriſten!« wo ſie ertönt, da faſſet neuen, friſchen Muth. Verflucht ſey, wer des Herrn Werk läſſig treibt, und ſein Schwert ruhen läßt in der Scheide. Leihe uns die feurigen Schwerter Deiner Cherubim, und laß die Seraphim für uns ſtreiten! Laß die Sonne ſtill ſtehn an jenem Tage, daß ſie ſcheine, bis wir das Siegeslied anſtimmen, das Moſes ſang, als Amelets Schaar beſiegt war, und wie einſt Jericho's Mauern ſanken vor dem Poſaunenſchall, ſo laß die Mauern der Städte und Schlöſſer in den

Staub ſinken, wenn wir trommeten. Bringt mir die Fahne!«

»Wehe uns Sieg, Pannier! und Rache!« ſprach er weiter, als die Standarte vor ihm aufgeſtellt wurde. »Rauſche über uns, wie Hammoves Flügel, und wirf die Feinde in den Staub; ſey eine Wetterflamme unter ſie, ſey eine Morgenröthe des Heils dem Volke Iſrael!«

So fuhr er fort, wild begeiſtert, die Verſammlung mit teufliſcher Beredſamkeit anzufeuern zu dem Werke der Finſterniß, und nahm ihnen den Eid der Verſchwiegenheit, der Tapferkeit und der Ausdauer ab.

Aus allen Augen funkelte Rachgier und Mordluſt. Schon ſahen ſie ſich im Geiſt in der heißen Blutarbeit, und träumten ſich als Sieger der wehrlos niedergemetzelten Chriſten. Aber das Auge des Allvaters wachte.

Jetzt begann Manaſſe das ſonſt nur am großen Verſöhnungstage gebräuchliche chaldäiſche Gebet Kolmidre zu leſen, kraft deſſen nach der Meinung ihnen alle Sünden vergeben wurden, ſo daß ſie rein wurden, und gleich den heiligen Engeln im Himmel. Dann ſangen ſie noch das Fluchgebet Alun leſchabrah, durch welches ſie ihren Haß, ihren Rachedurſt und ihre Mordgier bis zur wilden Raſerei ſteigerten, darauf gingen ſie auseinander.

17.

Leopold Trautmann ſaß in ſeinem Kaufgewölbe, und arbeitete, als gegen Abend Hanna ſchüchtern hereinſchlich. »Seyd Ihr allein, Jungherr?« fragte ſie, nach allen Seiten umherſpähend, und als ſie Niemand gewahrte, reichte ſie ihm ein zierlich zuſammengefaltetes Blättlein, und entfernte ſich eilig, ohne auf ſein Nachrufen zu hören. Leopold las: »Komme, Geliebter, wenn es Nacht geworden, an meines Vaters Garten bei dem Gottesacker, noch einmal will und muß Dich ſprechen

Deine Sara.«

Auf Flügeln der Sehnſucht und der innigſten Liebe eilte der Glückliche, zwei Stunden nach Empfang des Briefes, der bezeichneten Gegend zu. Nicht lange harrte er, ſo ſchwebte Sara, in dunkle Gewänder gehüllt, aus dem Garten, mit leiſem ſchnellen Tritte dem Wartenden entgegen, der entzückt die Arme ausbreitete, ſie liebend zu umfangen. Aber Sara duldete nur ſchüchtern und ſträubend ſeine Umarmung, und wand ſich ſanft von ihm los.

»Was iſt Dir, warum ſprichſt Du nicht, meine Sara?« fragte Leopold mit zärtlicher Beſorgniß. Weinend barg ſie das dunkle Lockenköpfchen an ſeine Bruſt, und drückte ihm ſchweigend die Hand.

»Aengſtige mich nicht, vertraue Dich mir,« bat der Liebende dringend: »hat Dir Jemand ein Leid zugefügt, oder was iſt's, das Dich ſo ſchmerzlich bewegt?«

Sie richtete ſich auf, hob die Thränenblicke zu ihm empor, und mit Mühe ſich faſſend, liſpelte ſie leiſe: »Mein Leopold, zum letztenmal mein. Wir ſehen, wir ſprechen hinfort uns nimmer; nur Entſagung, ach herbe, ſchmerzliche Entſagung kann mich und meine Schweſter retten von Schmach und Schande. Frage mich nicht, und willſt Du mir noch einen Gefallen thun, ſo verlaſſe morgen die Stadt, und verweile einige Zeit außerhalb. Dieſen Brief ſollſt Du Deinem Freund, Guido Reinhold, einhändigen, er iſt von Lea.«

Vergebens erſchöpfte ſich Leopold in lauten Fragen und ſtillen Vermuthungen, Sara blieb unerbittlich, ihm die Beweggründe zu Allem dieſen mitzutheilen. So waren ſie eine Strecke des Weges gegangen, er flehentlich bittend, und keine Liebkoſungen ſparend, ihren harten Sinn zu erweichen, ſie mit ſtillem Weinen, und ſeinen Fragen ausweichend, und ſtanden jetzt an des Gottesackers würdiger Mauer.

»Noch einmal beſchwör' ich Dich, laß mich nicht länger vergebens flehen, und theile mir Deines Kummers Urſache mit,« rief Leopold, indem er ſich leidenſchaftlich vor ihr niederwarf, und ihre Knie umfaßte. Da kämpfte das Mädchen mit ſich ſelbſt einen harten Kampf, endlich ſiegte die allgewaltige Liebe, und ſie ſprach mit leiſer bebender Stimme, indem ſie den Knieenden aufhob, und heftig an ſich drückte: »Leopold, kannſt Du tragen, wie ein Mann, das Unabwendbare, willſt Du auf Dich nehmen eines Geheimniſſes Rieſenlaſt, die mich ſchwaches Mädchen faſt zu Boden drückt, willſt Du hören, und doch ſchweigen, ſchweigen wie dieſe Gräber ewiglich, und mir das geloben bei dem Dunkel der Nacht, und bei dieſen ſtummen Gräbern, und bei Deinem und meinem Gott?«

»Was Du begehrſt, und was es auch ſey, das Du ſo ſchrecklich einleiteſt,« antwortete Leopold; »ich gelobe Dir Schweigen, ich ſchwöre es Dir bei dem heiligen Gott, an den wir

Beide glauben, bei dem ich Dir Liebe und Treue geſchworen, und ſie redlich gehalten habe bis zu dieſer finſtern unheimlichen Stunde.«

Und Sara wollte reden, da erhellte plötzlich ein ſeltſamer Schein die ganze Gegend. Erſchrocken blickten die Liebenden empor, und vom Drachenberg herüber zog hoch in den Lüften eine Feuerkugel von der Größe des Vollmondes, aber von hellerem und blendenderem Licht. Schräg über den Todtenacker hinweg nahm ſie den eilenden Flug, daß die weißen Monumente, und die Kreuze und die Gräber mit den raſchelnden Kränzen wie vom flüchtigen Sonnenlicht beleuchtet erſchienen, und ſchleppte weit, weit hinter ſich den feurigen, flammenden Lichtſchweif. Bis über die Stadt zog ſich das grauſame, glänzende Meteor, das nun mit lautem Knall in der Wolkenhöhe in Millionen Funken zerborſt.

Leopold ſchlug ſtill ein Kreuz vor der Bruſt, beſtürzt riß ſich Sara von ihm los. »Nun?« fragte der Jüngling nach einer langen Weile, nachdem er ſich einigermaßen von dem Schrecken über die plötzliche und unerwartete Erſcheinung erholt hatte; aber Sara flötete in wehmüthigen Tönen: »Nein, Leopold, ich darf Dir das Schreckliche nicht ſagen; der Himmel ſelbſt warnte die Leichtſinnige. Lebe wohl, lebe glücklich, und vergiß das unglückliche Judenmädchen, das Deine Liebe beſeligte, das aber ſeine Eide nicht brechen darf. Habe Dank für Deine treue Liebe, Du biſt ſanft und gut, viel beſſer, wie Deine Glaubensgenoſſen. Möge Gottes Hand Dich ſchützen in jeder Gefahr, ich will ihn ſtündlich darum bitten. Möchte eine Andere Dich glücklicher machen, Dir Deine treue — Liebe —«

Weiter konnte ſie nicht reden, Thränen erſtickten ihre Stimme, noch einmal umſchlang ſie den Erſtaunten mit der heißeſten Liebe unendlicher Gluth, drückte einen Flammenkuß auf ſeine Lippen, hauchte mit brechender Stimme: »Lebe wohl!« und floh weinend von dannen.

Betäubt ſah ihr Leopold nach. Er bewegte ſich nicht, ihr zu folgen, ſtarr ſah er zu dem hell geſtirnten Himmel hinauf, als ſuche er droben Löſung des dunkeln Räthſels.

Kühl durchſchauerte ihn das Nachtwehn, und die Nähe des unheimlichen Orts. Wär' ich bei Euch da unten gebettet, mir wäre wohler, ſeufzte er, und grollend mit dem Schickſal, im

Innerſten verwirrt, gequält von Furcht und Zweifeln, wankt er nach Hauſe.

18.

In den geräumigen Gewölben und Kellern im Hauſe des alten Samuel war es rege und lebendig, bei dem hellen Schein flammender Kerzen drehten ſich raſtlos eine Menge Schleifſteine, auf denen von den verſammelten Juden breite Schlachtſchwerter geſchliffen wurden, während andere der Armbrüſte elaſtiſche Stahlbogen mühſam ſpannten, und ihre Kräfte daran übten; noch andre ſchwangen Streitärte und Kolben gegeneinander, ſich bedrohend im ſcheinbaren Angriff. Dort war ein Theil beſchäftigt, verroſtete Blechhauben, Bruſtharniſche und Armſchienen blank zu putzen, während ein andrer Haufen Bolzen und Pfeile ſchnitzte, die ſie mit Blei begoſſen, und Spitzen von gehärtetem Eiſen daran befeſtigten. Mit möglichſt wenigem Geräuſch arbeiteten Alle, nur das Nöthigſte einander zuflüſternd, und um ſo grauſiger hallte das Geſchrille und der Eiſenwaffen klirrendes Tönen in den weiten hohen Gewölben. Wer da? rief es jetzt an der Thür mit gedämpfter Stimme, und vier Schwerter der Wache Haltenden blitzten einem Nahenden entgegen. Hinter dem geſchloſſenen Helmſturz eines rieſigen Ritters tönte dumpf die Loſung: Chriſtim jamethu, und die Hüter gaben Raum.

Das kühne, trotzige Haupt von einem Ritterhelm bedeckt, auf welchem ſchwarze und gelbe Federn ſchwankten, und bis zu den Füßen im blitzenden Harniſch, an der Seite ein mächtig großes Schlachtſchwert, trat mit feſtem Schritt Iſaak Samuel ein, und ſchlug das Viſir in die Höhe.

Ein leibhafter Judas Makkabäus — ein wahrer Joſua. — So muß doch der König Saul ausgeſehen haben, als er auszog gegen die Philiſter, flüſterten ſich die Juden unter einander freudig zu. Iſt er nicht einen Kopf höher, denn wir alle? Und Iſaak fragte: »Seyd Ihr bald fertig, Ihr, meine Brüder, Streiter des Herrn?«

Da ſchwangen ſie ihm die geſchliffenen Schwerter entgegen, zeigten ihm die blinkenden Dolche, die ſtachlichten Kolben, die ſcharfen Streitärte, und die gewichtigen Hämmer, und er betrachtete und prüfte alles genau, lobte ihren Fleiß, und verhieß ihnen irdiſches und himmliſches Glück, wenn ſie das große Werk glorreich vollendeten, und ſparte keine Worte, ihren Muth zu befeuern, ihre Tapferkeit zu ſpornen.

Bis ſpät in die Nacht wandelte er unter den rüſtigen Arbeitern umher, endlich, als die Mitternachtſtunde ſchon da war, ſammelte er alle Anweſenden in einen Kreis um ſich, und ſprach aus dem achtundſechszigſten Pſalm die Worte: »Es ſtehe Gott auf, daß ſeine Feinde zerſtreut werden, und die ihn haſſen, vor ihm fliehen. Vertreibe ſie, wie der Rauch vertrieben wird; wie das Wachs vom Feuer zerſchmilzt, ſo müſſen umkommen die Gottloſen vor Gott.

Und Elkana unterbrach ihn: »Gott iſt wunderbar in ſeinem Heiligthum. Er iſt Gott Israel, er wird dem Volke Macht und Kraft geben. Gelobt ſei Gott!« —

Da fielen Manaſſe und alle Juden mit gedämpften Stimmen ſingend ein:

Gelobet ſey unſer Gott,
Beruch Elohenu.
Gelobet ſei unſer Herr,
Boruch Adonenu.
Gelobet ſei unſer König,
Baruch malkenu.
Gelobet ſei unſer Helfer,
Beruch moſchienu.

Mit langen und künſtlichen Trillern führte Manaſſe den Geſang durch, dann ſchieden ſie mit freudiger, und doch banger Erwartung des nächſten Tages.

19.

Blutroth ging am Charfreitag, den 10. April des Jahres 1149, die Sonne auf, und wurde bald von einem dichten Nebel umſchleiert, der ſich über die Stadt, und längs den, das Werrathal einengenden Bergen, lagerte. Noch herrſchte tiefe Stille, als einzelne, langverhaltene Glockenſchläge des heiligen Tages hohe Feier verkündeten. Einzeln ſchlichen die Juden, in weiße Sterbekleider gehüllt, der Synagoge zu, aber unter ihnen hatten ſie ihre Schwerter gegürtet, trugen ſie ihre Harniſche.

Immer voller wurde die Synagoge, während ſich nach und nach die Kirchen mit frommen Chriſten füllten. Mit dumpfem Gemurmel beteten die Juden um Sieg, grauſig dröhnte es, wenn ſie beim Namen des Allerhöchſten an die bepanzerte Bruſt ſchlugen. Levi Elkana, der die Stelle eines Anführers übernommen hatte, war eingetreten; ordnend ging er umher, jeder mußte mit hinlänglichen Waffen verſehen ſeyn, die Armbruſtſchützen erhielten jeder eine große Anzahl Bolzen.

Mordluſtig, mit blitzenden Augen, ſtanden alle, die Schwerter klirrten, die Aexte blitzten, die Harniſche raſſelten, und mit unheimlichem Getöſe ging von Mund zu Mund die Looſung: Chriſtim jamethu.

Noch immer ruhte ein alles verhüllender Nebel auf der Stadt.

Am Oberthor, in einem der letzten Häuſer, wohnte Hanna, die Schabbas-Goje, armer Leute Kind. Heute, am Tage wo der Heiland den Kreuzestod geſtorben, durfte der Judendienſt ſie nicht feſſeln, und ſie eilte zum Gotteshauſe. Wenige Schritte an der Synagoge führt ihr Weg ſie vorüber; ſie hört das ſeltſame Geräuſch. Erſchrocken bleibt ſie ſtehen, neugierig ſchleicht ſie näher, und horcht und verſteht einzelne Worte, aber dieſe ſind hinreichend, ihre Seele mit dem Entſetzen und der Angſt des Todes zu erfüllen. —

Vor dem ſchwarzbehangenen Altar in der Liebfrauenkirche ſtand im Meßgewande der Prieſter, und las die Leidensgeſchichte unſers Herrn, neben ihm knieeten die Chorknaben. Die ganze Gemeinde lag betend auf den Knieen, und kein Laut regte ſich ſonſt in der Kirche, da flog die Kirchenthür mit Geräuſch auf, und Hanna ſtürzte athemlos und todtenbleich herein. »Rettet, rettet Euch!« ſchrie ſie außer ſich. Alles erſchrack, alle Blicke richteten ſich auf ſie. »Rettet Euch!« ſchrie ſie noch einmal. In einiger Zeit ſind wir Alle ermordet! »Die Juden — die Juden —«

Weiter konnte ſie nicht reden, die Stimme verſagte ihr, ſie ſank ohnmächtig nieder. Staunen und Entſetzen ergriff die Verſammlung, man eilte der Ohnmächtigen zu Hülfe, und der Prieſter, mit ahnungsvollem Blick die nahe Gefahr überſchauend, hob die Hand empor zum Segen, und rief: »Geht eilend nach Hauſe, Ihr Männer, ergreift die Wehr, und ſeyd wacker im Kampfe! Der Herr ſtreite mit Euch! Der Herr ſchütze Euch, helfe Euch zum Sieg und gebe uns Frieden! Amen.«

20.

In der Synagoge war ein Streit entſtanden, ob man die Thore zuerſt beſetzen und Niemand lebendig hinauslaſſen, oder zuerſt die Kirchen ſtürmen und die darin verſammelten Chriſten niedermachen ſolle? Nur mit Mühe hatte Elkana ihn beigelegt und für das letzte entſchieden, und wollte jetzt die Schaaren ausführen zum Blutbad. Da ſchallte plötzlich Waffengeraſſel auf den Straßen, die Lärmtrommeln ertönten, der Feuerwächter ſtieß ins Horn, und die Sturmglocke miſchte ihren ſchauerlichen Ruf in das Getümmel, das die Stille des heiligen Tages ſo ſchrecklich unterbrach.

»Wir ſind verrathen!« ſchrie Elkana den Juden zu. »Auf denn! kämpft mir nach, Sieg oder Tod! Chriſtim jamethu!«

»Chriſtim jamethu!« erſcholl es im ſchrecklichen Chor, und aus der Synagoge drängte ſich der zahlreiche Judenhaufe mit mordgierigem Ungeſtüm. Mit Löwenmuth warfen ſie ſich den Schaaren Ralphs, die ſchon die obere Marktgaſſe herabzogen, entgegen. Tapfer kämpften die Söldner, aber der Juden tollkühner Begeiſterung mußten ſie weichen. Hunderte lagen ſchon blutend und ſterbend am Boden. Sieg! Sieg! brüllten die Juden, und mordeten fort in wilder Raſerei. Im Eilſchritt zogen jetzt über den Markt die ſchnell bewaffneten Zünfte, jede mit ihrem Fähnlein. An der Spitze der Waffenſchmiede ſtürmte der ernſte Mathes mit ſchrecklichen Flüchen heran; den Schmieden folgten die Zimmerer und Maurer, die Schloſſer und Fleiſcher, die zahlreichen Weber, und alle drängten ſich, die Erſten zu ſeyn auf der blutigen Wahlſtatt, und warfen ſich wuthentbrannt auf die Juden. Schon war die Anzahl dieſer bedeutend geſchmolzen. Streitend für Familie und Eigenthum, entflammt vom grimmigſten Judenhaß, hieben die Bürger ſchonungslos Alles nieder, was ſich widerſetzte. Von zwei Seiten bedrängt und eingeſchloſſen zog ſich Elkana wieder mit ſeinen Brüdern in die Synagoge zurück, deren Thür ſie ſchnell verrammelten. Ein dichter Hagel von Pfeilen, Bolzen und Steinen regnete jetzt auf die Angreifenden herab, Tod und Verwundung den unten Stehenden bringend, aber nicht müſſig waren auch dieſe, Steine und Pfeile in und auf die Synagoge zu ſchleudern, zu ſchießen, ſo daß ſich bald im gräßlichen Gewühl Verwundete, Sterbende und Streitende, durch einander drängten. In das tobende Geſchrei der Kämpfenden miſchte ſich das Aechzen und Stöhnen der Fallenden, das Heulen des Schmerzes und wilder Verzweiflung, und der Waffen lautes Geraſſel. Schon donnerte ein langer Eichenblock, auf einen Karren gebunden und die Stelle eines Mauerbrechers vertretend, gegen die Thür des jüdiſchen Bethauſes, die auf den erſten Stoß zuſammenbrach, da tönte vom Markt her, ängſtlicher und wilder Ruf, näher wälzte ſich das Geſchrei, eine Purpurfahne ward ſichtbar über der Menſchenmenge, und blanke Speere, und dazwiſchen ſchallte laut und donnernd der ſchreckliche Ruf: »Chriſtim jamethu!«

An der Spitze eines kampfgierigen Judenhaufens, ſprengte auf hohem Roß in ſeiner Ritterrüſtung Iſaak Samuel heran. Neben ihm hing auf einem wilden Renner Aaron Manaſſe bügellos, und hielt ſich mit der Linken im Mähnenhaar, während ſeine Rechte die rauſchende Blutfahne, mit dem ſtrahlenden Namen des Höchſten und der fanatiſchen Loſung ſchwenkte.

»Hier Schwert des Herrn und Gideon!« ſchrie Iſaak, und mähte mit ſeinem Rieſenſchwerte wie ein Würgengel unter den Chriſtenſtreitern, und ſeine Gefährten folgten ſeinem Beiſpiel. Als die, in der Synagoge Eingeſperrten die Fahne nahen ſahen, da erweckte auch bei ihnen die friſche Hoffnung den ſinkenden Muth, und ſie fuhren fort, ſich tapfer zu vertheidigen.

Noch immer tönten die Sturmglocken. Jeder kriegeriſchen Taktik entbehrend, kämpften beide Partheien mit der blinden Wuth des Fanatismus; Ströme von Blut waren gefloſſen, immer wilder und regelloſer wurde das Streiten, und das Morden nahm kein Ende.

Jetzt gewahrte Iſaak ſeinen Todfeind Lorenz Reinhold, der bisher das Zuſammentreffen mit ihm weislich vermieden hatte, und ſprengte gegen ihn an. Neben Lorenz fochten Arnold und Hanſchild, Eberhard lag ſchon unter den Todten; wüthend hieben die Freunde auf die Juden ein, als mit furchtbarem Ungeſtüm Iſaak auf ſie zuſtürmte. Plötzlich bäumte ſich ſein Pferd, von einem Lanzenſtich getroffen, hoch in die Höhe, aus der Bruſt ſprang ein Blutſtrom, und es ſtürzte gleich darauf mit Iſaak zuſammen, aber blitzesſchnell raffte ſich unverletzt der Reiter auf, ſchwang das Schwert, und als es niederziſchte, röchelte auch ſchon Hanſchild am Boden. Rechts und links und hinter ihm ſanken ſeine Begleiter unter den Streichen der erbitterten Bürger, ihn ſchützte noch ſein Eiſenkleid. Wüthend über des Freundes Tod drangen Reinhold und Arnold auf ihn ein, aber er, ſchon dennoch aus mehrern Wunden blutend, und im heißen Kampf ermattend, ſammelte noch einmal alle Kräfte zu einem Streiche zuſammen; ſchnell hielt Arnold ſeinen Schild zum Schutz des Freundes, welchem es galt, vor, aber niederſauſend ſpaltete Iſaaks ſchweres Ritterſchwert den Schild, und mit dieſem zugleich Reinholds Haupt, daß des Blutes Purpurſtrahl hoch emporſtieg. Moſes Ephraim! ſchrie Iſaak mit wahnſinniger Freude, da packte ihn Mathes von hinten, ein Hieb Arnolds trennte beinahe die Hand, in welcher jener das rauchende Schwert hielt, vom Körper; machtlos ſank er zurück, mit ihm zugleich fiel auch Aaron Manaſſe in die Hände der ſiegenden Bürger. Ralph entriß ihm die Fahne, und die Wenigen, die noch übrig geblieben waren von der Schaar Iſaaks, ſtoben auseinander.

Jetzt drängten ſich die jauchzenden Sieger unaufhaltſam der Synagoge zu, und drangen durch die offene Thür hinein. Verzweifelnd ſtellte ſich ihnen Levi Elkana entgegen. Mathes und Arnold, die Erſten, fielen todt zurück und auf die Leiber der Nachdrängenden; die Juden ſchleuderten ihre Waffen auf die Feinde, und dieſe konnten dem tödtlichen Regen von Schwertern und Dolchen und Spießen nicht widerſtehen. Da gebot Ralph ſich hinwegzuziehen von dem beſtürmten Hauſe, und forderte die Eingeſchloſſenen auf, ſich zu ergeben. Ein wildes Geheul und erneute Steinwürfe antworteten. Jetzt wurden brennende Pechkränze und Fackeln hineingeworfen, und bald loderte von dem Dache die Flamme verzehrend empor, und noch einmal rückten die Bürger zum Sturm an.

Unter ſich die grauſamſten Feinde, über und neben ſich das entfeſſelte Flammenelement, welches ſchon den Schrank, in welchem die Thora verwahrt wurde, ergriff, und an dem Gitterwerk leckte, das die Weiberſtühle abſonderte, und umwallt vom erſtickenden Dampf, ſtürzten ſich die Juden theils herab in die Spieße der Stürmenden, theils in die lodernde Gluthen, die verwünſchend in den Abgrund der Hölle, die ſie jetzt bedrängten, wie die, welche ſie verleitet zu einem Unternehmen, keines beſſern Lohnes würdig.

Bald dampfte über Todten und Sterbenden

ein Aſchenhaufen da, wo die Synagoge geſtanden hatte. Auf der blutigen Wahlſtatt hatten, bis auf Springer, alle den Tod gefunden, die damals den falſchen Eid geſchworen.

Mord- und Beuteluſtig zerſtreute ſich nun des Volkes entzügelter Haufe; der entlegenen Judengaſſe ſtrömten die Meiſten zu.

21.

Krank lag auf dem Bette in einem Hintergemach ſeines Hauſes der alte Samuel. Als in der Stadt das Stürmen und Toben begann, als dann einzelne Flüchtlinge den Sieg der Chriſten verkündeten, da flohen alle Diener und Dienerinnen, und in ängſtlicher Erwartung ſaßen Lea und Sara bei dem ſchlummernden Greiſe, nur in ſtillen Seufzern und wehmüthigen Blicken ſich einander ihre Ahnungen und Gefühle mittheilend.

»Was wird aus uns werden, Schweſter?« fragte Sara zagend, und ehe noch die weinende Lea antworten konnte, drang ſchon das Getöſe eingeſchlagener Thüren und Fenſter, und das Mordgebrülle eines wüſten Kriegerhaufens in ihr Ohr.

»Wir ſind verloren, rette Dich Lea!« rief Sara, und ſprang auf.

«Rette Du Dich, wenn Du kannſt,» ſprach jene mit ruhiger Ergebung; «ich will bei dem Vater bleiben.»

«Auch ich, auch ich,» ſchluchzte **Sara**, «Gott ſchütze ihn und uns.»

Näher tobten die Schrecklichen; Thüren wurden aufgebrochen und zugeſchlagen, Schränke zertrümmert, und dazwiſchen hörte man aus Nachbarhäuſern das Zetergeſchrei der Weiber, und der hülfloſen Kinder Jammer.

«Wo ſteckt denn der alte Baalspfaffe? Halt, hier iſt noch eine Thür! Ich glaube, es heult etwas drinnen!» rief draußen **Johann Springer**, und im nächſten Augenblick lag die Thür in Trümmern, und der wilde Haufen drang ein. Der Greis erwachte, und hob flehend ſeine Hände empor, die Mädchen warfen ſich den Plünderern zu Füßen, und flehten um Erbarmen. «Hier giebt es gute Beute; greift zu!» ſchrie **Springer**, und ergriff die ſich ſträubende **Sara**, ſie mit Blicken wilder Gluth betrachtend. Lautes Gelächter erſchallte; von dem Lager wurde der kranke Greis geriſſen und fortgetragen, die Töchter wollten ihm nach, aber Einer hielt der jammernden **Lea** die ſtachliche Streitkolbe vor die Bruſt, während er ihre aufgelöſten Sammetlocken um die Hand wickelte, und ſie ſo zurückriß.

Treulich hatten auch Guido und Leopold in dem Mordgetümmel mitgeſtritten, und eilten nun, mit zärtlicher Beſorgniß um das Schickſal ihrer Geliebten, Samuels Hauſe zu. Mit Entſetzen erfüllten ſie die Gräuel der Zerſtörung, welche ſie hier überall erblickten, da hörten ſie von weitem das ängſtliche Flehen bekannter Stimmen, und traten eben ein, um Zeuge zu ſeyn der grauſamen Mißhandlung des Greiſes und ſeiner Töchter.

»Halt!« donnerte Guido, »laßt Dieſe los, augenblicklich.«

»Was fällt Euch ein, Junkherr Reinhold, daß Ihr uns befehlen wollt?« rief Einer aus dem blutdürſtigen Haufen.

»Will uns der Milchbart Geſetze verſchreiben?« ſchrie Springer, und hielt noch feſter das ergriffene Mädchen.

»Noch einmal, im Namen meines Vaters, laßt ſie los,« rief Guido, und ſtieß Lea's Peiniger, der zur trotzigen Gegenrede den Mund öffnete, ſo heftig auf die Bruſt, daß dieſer beſinnungslos zurücktaumelte, während Leopold mit einem kräftigen Hieb Springer die Waffe aus der Hand ſchlug, und die bebende Sara befreite.

Ehe ſich die Bürger von ihrem Erſtaunen erholten, und unſchlüſſig ſtanden, nicht wiſſend, was ſie thun ſollten, herrſchte ihnen Guido zu: « Entfernet Euch, bis auf Sechſe, fort, dieſe Dirnen ſind meine Gefangenen, ich bürge für Alles. « Murrend gehorchte die zügelloſe Rotte dem Sohne des Stadtamtmanns, und führte ſich ab. »Euch,« ſagte Guido zu den ſechs da Gebliebenen, «übergebe ich dieſe, und Ihr haftet mir für ſie mit Eurem Leben. «

«Ich bleibe bei ihnen,« fiel Leopold ein, »ſo lange ich noch fechten kann, ſoll niemand ihnen ein Haar krümmen. «

«Wohl,« antwortete der Freund, »ſey Du ihr Schutz, ich gehe, um wo möglich noch mehr Unheil zu verhindern, denn dieſe Unmenſchen gleichen dem Raubthier, das Kette und Käfig ſprengte, und wüthen mit gleicher Mordgier unter den Wehrloſen. « —

Er wollte gehen, da ſtürzte mit einem bleichen Schreckensgeſicht der Amtsbote in das Gemach.

»Finde ich Euch endlich!« rief dieſer mit matter Stimme. »Durch alle Gaſſen bin ich ſchon gerannt, in drei, vier Häuſern habe ich Euch geſucht, und mich mit unſäglicher Mühe durch die raſende Volksmenge gedrängt. Geht eilend nach Hauſe, Euer Vater verlangt nach Euch, er liegt in den letzten Zügen — ein Schlagfluß« —

»Heiliger Gott!« ſchrie Guido entſetzt, und ſtürzte fort, und der Amtsbote hinter ihm drein, rufend: »Ein Schlagfluß hat ihn getroffen, wie ſie Euern Bruder mit geſpaltenem Schädel getragen brachten.« —

Leopold brachte den alten Samuel und ſeine Töchter mit ſchwerem Herzen in anſtändigen Gewahrſam; in den Häuſern der Juden lärmte und tobte noch immer des Volkes Auswurf, der rohe Chriſtenpöbel. Alle Gefängniſſe waren ſchon mit Juden angefüllt. Hunderte der eingefangenen Flüchtlinge wurden noch der ſchrecklichſten Rache geopfert, Wenige entrannen dem allgemeinen Blutbad.

Endlich ſenkte ſich die Nacht hernieder, und verhüllte mit ihrem dunkeln Schleier alle die blutigen Gräuel des fürchterlichen Tages.

22.

In das kleine moderfeuchte Gewölbe, wo

Iſaak Samuel auf halb verfaultem Stroh in Ketten lag, trat mit einem Kruzifix und einer Laterne ein Mönch. Entſetzlich war der Anblick des Gefangenen. Sein Haar ſchlang ſich wild verwirrt durcheinander, ſein Bart war lang gewachſen, Blutverluſt und Kerkerluft hatten ſein Geſicht mit dem Bleigrau des Todes gefärbt, aber noch waren die tiefeingefallenen Augen nicht ohne Glanz, ſtarr blickte er dem Eintretenden entgegen. Dieſer ſetzte die Leuchte auf den Boden und begann im Kanzelton: »Iſaak Samuel, Auswurf der Menſchheit, Scheuſal der Natur, Verworfenſter der Verworfenen! Glaubſt du an Gottes Barmherzigkeit?«

»Er iſt ſehr barmherzig, da er Deine Narrheit ungeſtraft läßt, Auswurf der Chriſtenheit, Scheuſal der Unnatur;« kreiſchte Iſaak. Jener fuhr fort: »Du ſiehſt in mir einen Diener des Höchſten, geſendet von den ehrwürdigen Vätern dieſer Stadt, Dir Heil und Freude zu verkündigen, Dir, dem für ſein verruchtes Thun tauſendfacher Tod gebührte. So Du Dich aber bekennen willſt zu unſrer heiligen, allein ſeligmachenden Kirche, ſo ſoll das Leben Dir geſchenkt ſeyn, und Du ſollſt, fern von dem Gewühle der ſündigen Welt, in einer Zelle unſers Kloſters Gelegenheit haben, Deine Sünden und Laſterthaten zu bereuen, und durch Demuth und ewiges Schweigen, verbunden mit unaufhörlichen Kaſteiungen, den Zorn des Allmächtigen zu verſöhnen.«

Iſaak blickte den Sprecher unverwandt an, endlich ſprach er mit Hohn: »Ihr ſeyd ja überaus gnädig; ſagt mir doch zuvor, wenn Ihr es wißt, was macht mein alter Vater? Wo ſind meine Schweſtern?«

»Dein Vater iſt auf der Folter geſtorben, und ſeine Seele zur Hölle gefahren, die ihr beſchieden war vom Anbeginn; Deine Schweſtern werden endlich der Stimme der Barmherzigkeit Gehör geben, und den Glauben annehmen,« predigte der Mönch.

»Wirklich?« fragte Iſaak mit ſpöttiſchem Ton, während er den unendlichen Schmerz um den zu Tode gemarterten Vater gewaltſam niederzwang und bekämpfte. »Was habt Ihr da?« fuhr er mit einem Seufzer fort, und deutete auf das Kruzifix.

Das iſt das Bild unſeres Herrn und Heilandes, der gekommen iſt, ſelig zu machen die Verlornen, das bringe ich Dir, daß Du von ihm ſollſt Demuth lernen, und deine Kniee beugen vor dem König aller Könige, dem Herren aller Herren.«

Isaak blickte auf die Eiſenſchellen, in welche ſeine Füße geſchlagen waren, und ſagte: »Mit dem Kniebeugen wird es ſo ſchnell nicht gehen;« dann hob er den mit ſchweren Ketten gefeſſelten linken Arm ein wenig empor, und ächzte: »Zeig' mir doch den Heiland!«

Willfährig reichte der Mönch ihm das hölzerne Chriſtusbild hin, in dem Wahne, der Gefangene wolle es küſſen, da raffte dieſer alle Kräfte zuſammen, riß dem Erſchrockenen das Kruzifix aus der Hand, ſchleuderte es mit einer kräftigen Bewegung des Arms an die Mauer, daß es in Stücken herabfiel, und brüllte dem Mönch zu: »Suche Deinen Heiland zuſammen, den König aller Könige, verfluchter Galah, *) und möge Deine Seele in einen Teufel fahren! Störe nicht wieder meines Kerkers Einſamkeit und meine Ruhe durch Deine verhaßte Gegenwart, es ſey denn, daß Du kämeſt, mich zum Tode abzuholen — doch auch nicht einmal den Tod möchte ich einem Chriſten verdanken.«

---

*) Geſchworner.

Sprachlos ſtand der Mönch da, endlich las er die einzelnen Stücke des zerbrochenen Bildes zuſammen und ſchrie: »Du mehr als Teufel! Verflucht ſey jedes Wort der Gnade, das wieder zu Deinen Ohren dringt, verflucht ſey der Sonnenſtrahl, der wieder Dich beſcheint! Dich ſollen ewig martern die Seelen der Ermordeten, die Du verführt zum heilloſen Beginn, die Dich anklagen vor dem Richterſtuhl des ewig gerechten Gottes, und Dein Leben ſollſt Du enden in Jammer und Verzweiflung.

Iſaaks Miene verzog ſich zum ſtillen, wahnſinnigen Lächeln, er warf dem Mönch einen Blick zu, in welchem ſich Hohn, Bosheit und die tiefſte Verachtung einten, und pfiff die Melodie eines ſchmutzigen Gaſſenliedes, zu welcher er den Takt mit den Ketten klirrte. Wüthend trat der Mönch den Gefeſſelten mit Füßen, und verließ eilig den Kerker.

23.

In den Armen ſeines geliebteſten Sohnes hatte der Stadtamtmann den letzten Kampf gekämpft, und drei Tage darauf klang von der Kirche des heiligen Martin auf dem Gottesacker das kleine Glöcklein, und zum untern

Thore hinaus wurde ein Sarg getragen, welchem zunächſt der gebeugte Guido, geführt von Ralph und Leopold, folgte, dem ſich der Zug trauernder Bürger anſchloß, die, uneingedenk der Schwächen des Verewigten, in ihm den liebenden Vater der Armen, den ſorgenden Menſchenfreund und den ſtrengen Handhaber des Rechts, mit ſchonender Milde gepaart, beweinten. —

Und wieder waren faſt drei Monate vergangen nach jenem Schreckenstage, während welcher man kein Mittel unverſucht ließ, die Gefangenen zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen, was aber Alle ſtandhaft verweigerten. Die Kinder, welche das fünfte Jahr noch nicht erreicht hatten, wurden ihren Eltern mit Gewalt entriſſen und getauft. Rahel, Elkana's Weib, hatte erſt ihrem Kinde, dann ſich ſelbſt den Tod gegeben, als auch zu ihr die abgeſandten Söldner traten, ihr den Knaben zu entreißen. Alle möglichen Drangſale wurden den Eingekerkerten angethan, und ſtarb einer in Folge empfangener Wunden, aus Mangel an friſcher Luft und geſunder Nahrung, ſo ſchleifte der Henker auf einer Kuhhaut den Leichnam zum Richtplatz, wo er ihn verbrannte, und die Ueberreſte unter dem Galgen einſcharrte.

Mit der geſpannteſten Erwartung ſah man dem Urtheil entgegen, welches der damalige Landesherr, Biſchoff Albert in Würzburg, über die Gefangenen in Würzburg fällen würde, als eines Abends zwei Reiter zum Oberthor herein und auf den Markt ſprengten, welche ſich ſogleich zu dem neuen Stadtamtmann begaben, und bald ging die Kunde durch die ganze Stadt, der Urtheilsſpruch, welcher über Leben und Tod jener Unglücklichen entſcheiden ſolle, ſey da.

24.

In einem engen Gemach, ſparſam erhellt von dem düſtern Schimmer einer Lampe, ſaßen Lea und Sara, ſich ſchweſterlich tröſtend mit der Hoffnung auf die beſſere Zukunft. Gefaßt ſahen ſie dem Tod entgegen, von welchem allein ſie das Ende ihrer Leiden erwarteten. Auch bei ihnen waren oft ſchon eifernde Bekehrer geweſen, aber vergebens war alle angewandte Beredſamkeit; ſtandhaft erklärten die Mädchen, bei ihrem Glauben leben und ſterben zu wollen.

Jetzt raſſelten abermals die Schlöſſer, und die Riegel wurden zurückgeſchoben an der kleinen Thüre, und es traten zwei Mönche ein, verſehen mit Roſenkränzen und Kreuzen, die aber, kaum darin, die Thüre ſorglich wieder verwahrten. Jetzt warfen ſie die Kutten und Kapuzzen ab, und vor den beiden Mädchen ſtanden Guido und Leopold, und ſchloſſen ſie mit der Freude des Wiederſehens nach langer Trennung und mit dem unerloſchenen Feuer der innigſten Liebe in die Arme.

Eine lange traurige Pauſe, der Erinnerung an geſunkene Hoffnungen geweiht.

»Mein Vater iſt todt, meine Lea,« brach endlich Guido das lange Schweigen.

»Wir finden beide die Väter wieder,« klagte Lea: »der Deine ſtarb nicht unter tauſend Folterſchmerzen, wie der meinige.»

»Soll dieſer Vorwurf mir gelten?« fragte der Jüngling wehmüthig. »Bin ich ſchuld, daß ſie Deinen Vater unmenſchlich marterten, daß ſie ihn für den Anſtifter des verruchten Höllenplanes hielten, und konnte ich es hindern? O Lea, Dein Bruder hat den meinigen erſchlagen, mein Vater iſt vor Entſetzen darüber geſtorben, nichts bleibt mir, was ich lieben könnte, als

Du; vergilt mir nun meine Anhänglichkeit an Dir mit treuer Liebe, durch die Annahme unſerer Religion, welches der einzige Weg iſt zu unſerer Vereinigung.«

« Und den wir nie betreten können,» unterbrach ihn Lea feſt. »Drohend würde mich des Vaters Geiſt umſchweben, bis an das Grab mir folgen meines Volkes Vorwurf und gerechte Verachtung.«

Unabläſſig bat auch Leopold die geliebte Sara mit den ſüßeſten Schmeichelworten, ſich taufen zu laſſen und ſich mit ihm zu verbinden. »Auf meinen Händen will ich Dich tragen,» ſprach er, «ich will fortziehen mit Dir aus dieſer Stadt, wo nur Bilder der Trauer Dich umſchweben; jeder Athemzug von mir ſoll Dir und Deinem Wohl geweiht ſeyn, mein ſüßes Mädchen. O gib nach, komm aus dem kalten Kerker an die warme Bruſt des Freundes. Was iſt mir ohne Dich das Leben, ich werfe es ab wie eine Bürde, wenn Du Dich mir verſagſt, ich gehe unter in Schmerz und Verzweiflung.»

»O Gott, was ſoll ich thun?» ſeufzte Sara. »Ich lebte gern noch länger, und unſer

Loos wird Tod ſeyn. Schweſter, was ſagſt Du, ich — wollte —«

Ernſt ſah Lea ſich nach ihr um, und fragte mit einem ſtrafenden Blick auf die Wankende: «Was ſoll ich dem Vater ſagen, wenn ich allein zu ihm komme, und er mich fragen wird: Wo haſt Du Sara, Deine Schweſter, gelaſſen?«

«O Gott!» ſeufzte das ſanfte Mädchen, und zerdrückte eine Thräne. «So fahre denn hin, Jugend und Lebensglück, fahret hin ihr Hoffnungen meiner Blüthentage, und lebe wohl, Du theurer Freund! Auch Sara weiß zu dulden — und zu ſterben.»

«So hört mich denn Beide, ſprach Guido mit traurigem Ernſt: Möchte Euch doch ewig verborgen bleiben, was ich Euch ſagen muß. Noch iſt es Zeit, entweder Ihr bekennt Euch zum Chriſtenthum, und findet dann in unſeren Armen ein Loos, ſo glücklich wir es Euch zu bereiten im Stande ſind, oder —«

«Nun, oder?» fragte Lea geſpannt den Innehaltenden.

«O, daß ich es ſagen muß!» ſeufzte der Jüngling. «Das Urtheil iſt gefällt, ſtreng und grauſam, ſchrecklich und fürchterlich, ohne Schonung verdammt es Alle, welche die Annahme unſerer Religion verweigern — zum — Feuertode.»

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr der erbleichenden Sara, halb ohnmächtig ſank ſie in Leopolds Arme.

«Zum Feuertode?» rief Lea, und ihre Augen ſtrahlten. «Ich habe es geahnet; wann naht uns der Tag der Befreiung?»

«Der ſiebenzehnte des Heumondes iſt zur Vollziehung des grauſigen Urtheils beſtimmt, ſchon betreibt man mit ſchrecklicher Eile die Anſtalten zur Hinrichtung,» antwortete Guido.

Einſt fiel am ſiebenzehnten des Mondes Tamuz die hohe Gottesſtadt Jeruſalem, und am neunten des Mondes Ab, feierten wir mit Faſten und Gebet die Verbrennung des heiligen Tempels,» rief Lea mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung. «So mag auch uns des Feuers Wuth verzehren! Der Vater ruft, bald kommen ſeine Kinder, geläutert trägt die Flamme ſie empor!»

Und noch einmal umſchlangen die Mädchen mit glühender Leidenſchaft die Geliebten, wechſelten Thränen und Küſſe, dankten für Liebe und Gegenliebe, tranken vom Wehmuthbecher ſüßer und ſchmerzlicher Erinnerungen, bis mit blutendem Herzen ſich die Freunde losriſſen und ſchieden.

Sie ſahen die ſo heiß, treu und innig geliebten Mädchen nicht wieder.

25.

Der Morgen des ſiebenzehnten Julius im Jahre 1149 brach an. In Iſaaks Kerker traten vier Henkersknechte, belaſtet mit Stricken, Fackeln, Geißeln und einem in Oel getränkten Hemde. Regungslos lag der Gefangene am Boden.

»Das iſt der Satan,« ſagte der Eine zu den Uebrigen, »der die andern Juden alle verleitet hat zu dem Aufruhr. Der ſoll auch am meiſten büßen.«

»Steh auf,« rief er dem Daliegenden zu, »ſteh auf, es geht zum Fackeltanze!«

Iſaak regte ſich nicht. »Leuchtet doch her, ich glaube faſt, der Höllenbraten iſt todt,« ſchrie der Henker. Man leuchtet näher hin. Mit zerſchmettertem Hirnſchädel lag Iſaak dort.

»Aha,« merkt ihr was, Brüder?« rief einer von den Vieren,» den hat der Teufel ſchon im Voraus geholt; erſtens um ſeiner gewiß zu ſeyn, denn der Jude hätte ſich unterwegs noch bekehren können, und zweitens um heute weniger Arbeit zu haben, und drittens um dem hochweiſen Gericht einen Theil des großen Spaßes zu verderben.«

Sie ſchloſſen die Eiſenbande auf, und ſchleppten den Leichnam hinaus. Von fern und nah strömte eine unzählbare Menge Volks nach der Stadt, und rannte neugierig und erwartend durch die Straßen. Und um die Mittagsſtunde begann ein feierliches Läuten aller Glocken, und vor, ſo wie aus dem Rathhauſe ſetzte ſich ein unabſehbar langer Zug in Bewegung.

Vier Ritter in ſchwarzen Rüſtungen, die kleine ſchwarze Fähnlein trugen, öffneten ihn, ihnen folgten zwölf Reiter mit Trompeten, Zinken und Poſaunen; dieſen ſchloß ſich Ralph mit einer ſtarken Schaar Lanzenknechte an. Dumpf wirbelten ihre Trommeln, ähnlich der Muſik des ſpäter erfundenen Trauermarſches. Und wieder folgten dieſen vier Ritter mit ſchwarzen Fahnen, den erſten völlig gleich.

Jetzt kam auf einem herrlichen Zelter der Biſchoff Albrecht von Würzburg, geſchmückt mit allen Inſignien ſeiner Würde. Auf ſeinem kalten, ſtarren Geſicht war Ernſt und Strenge zu leſen. In der Rechten trug er ein ſauber gearbeitetes Kruzifix von Ebenholz und Silber. Hinter ihm ritten viele ſeiner untergeordneten Geiſtlichen, denen die Brüderſchaft des Minoritenkloſters unter Vortragung eines Kreuzes, folgten.

Dann kam der Magiſtrat zu Pferde, in langen ſchwarzen Mänteln, mit der großen Fahne, in welche das neue Wappen, welches vor wenigen Jahren Kaiſer Ludwig der Stadt Meiningen verliehen, fünf Thürme in geſchloſſener Ringmauer, die porta Franconiae, künſtlich geſtickt war. Nachdem der lange Zug der zahlreichen Beamten des Landes, und aller Schreiber, und was ſonſt noch zu Handlangern der Gerechtigkeit ſich zählte, vorüber war, folgte endlich, geleitet und bewacht von den bewaffneten Zünften, die Schaar der israelitiſchen Gefangenen.

Männer und Jünglinge, deren Wunden kaum oder noch gar nicht geheilt waren, gingen, an ihrer Spitze Aaron Manaſſe, mit ruhiger Ergebung den Todesweg. Jungfrauen und Frauen, mit bleichen abgehärmten Geſichtern, deren oft ſchöne und reizende Geſtalten wohl zu einem beſſeren Loos geſchaffen zu ſeyn ſchienen, als den qualvollen Tod durch Feuer zu leiden, unter ihnen Lea und Sara, Greiſe und Matronen, die zitternd am Stabe einherwankten, die ein ſanfter Tod bald abgerufen haben würde. Mütter, die ihre weinenden Kleinen an der Hand führten, die noch nicht des Jammers Größe ahnten, die nur weinten, weil ſie die Mütter weinen ſahen. Alle in weißen Sterbekleidern, je Paar und Paar mit Stricken zuſammengebunden. Ein Haufen Lanzenknechte machte den Beſchluß.

Als der Zug ſich jetzt von der Heerſtraße links abwärts wandte, und über eine breite, zu dieſem Zweck beſonders erbaute Brücke über die Werra ſeinen Weg nahm, da zeigte ſich auf einer ausgedehnten Wieſenflur der Schauplatz des fürchterlichen Trauerſpiels. In einer Reihe ſtanden gegen vierzig Scheiterhaufen, eine ungeheure hölzerne Mauer bildend, umſtanden von zahlloſen Zuſchauern, bis zu dem Rücken des Berges hinan, der den untern Raſen begränzt, auf dem Gipfel des Bielſteins, und ſo weit das Auge nur reichte, und an des Flußes Ufern hin, wimmelte es von der ſchauluſtigen Menge.

In einen großen Kreis ſtellte ſich der ungeheure Zug, und nahm die Gefangenen in die Mitte, Prieſter drängten ſich zu ihnen, noch einmal mit eiſernden Worten ſie ermahnend, ſich taufen zu laſſen, und ſo dem ſchmerzlichſten Tode zu entrinnen. Vergebens. —

Die Henkersknechte traten herzu, führten ſie auf die Holzſtöße, und banden je Viere an einen Pfahl.

Noch einmal winkte der Biſchoff, und es ward ſtille rings umher. Und er ritt auf und nieder, ſelbſt mit ſeiner Beredſamkeit alles verſuchend, die Unglücklichen zu überreden. Statt aller Antwort ſtimmte Manaſſe das Gebet Aſariä an, mit lauter Stimme fielen die Männer und Jünglinge ein; da hielt der Biſchoff, zornig winkend, das Kruzifix hoch empor. —

Noch immer tönten die Glocken. Jetzt ſchmetterten die Trompeten und Poſaunen, wirbelten die Trommeln, jauchzte das Volk und überbrüllte das Wehgeheul der erbarmenswerthen Opfer, und hoch in die Luft qualmte der Rauch, daß der Sonne blutiges Bild ſtrahlen- und glanzlos hindurchſah. Und das Volk wich eilend zurück, denn die Flammen leckten mit feurigen Zungen nach allen Seiten. Aber von der Schaar der feiſten Mönche und Pfaffen blärrte es im frommen Chor: Ehre ſey Gott in der Höhe!! — —

Ralph Reinhold hatte nach jener Schreckensſcene ſogleich das blutige Kriegerhandwerk aufgegeben, ſich mit vielem Eifer des Studiums der Rechte befleißigt, und ſaß im Jahre 1166 als Stadtamtmann an einem unfreundlichen Herbſtabend an der Seite einer blühenden Gattin, die mit leiſem Geſang ein holdes Mägdlein in Schlummer wiegte, während ihr der Gatte aus ſeinem Jugendleben erzählte. Mit Wehmuth gedachte er an ſeine Feunde, den Vetter Guido Reinhold, und an Leopold Trautmann, welche ſpurlos verſchwunden waren, und von welchen in dem langen Zeitraume von faſt achtzehn Jahren nicht die geringſte Kunde gekommen.

Da überbrachte ein Diener einen Brief, welchen ein durchreiſender Kriegsknecht abgegeben. Handſchrift und Wappen des Siegelwachſes waren dem Stadtamtmann gänzlich unbekannt. Als er ihn öffnete, fiel ihm aus dem Umſchlag ein zweiter Brief entgegen. Wie er dieſen eine Weile ſinnend betrachtet hatte, rief er plötzlich aus: Täuſchen mich meine Augen und die Erinnerung nicht, ſo iſt dieſer Brief von Guido.

Raſch erbrach er ihn und las. Er enthielt nur die wenigen Zeilen:

»Wenn Dir, mein Ralph, dieſes Pergamentblatt zukommt, iſt dein Vetter und Jugendfreund der irdiſchen Bande ledig, und eingegangen zu ſeines Herrn Freude. Der Segen Gottes ruhe auf Dir immerdar.

Dein Guido Reinhold.«

Das andere Schreiben lautete:

Gott zum Gruß!

»Bei der Ueberſendung des beifolgenden, an Euch geſchriebenen Briefes, melde ich Euch Folgendes: »Nach der letzten blutigen Schlacht zwiſchen dem Biſchoff von Würzburg und dem Grafen von Schwarzburg, in welcher dieſer den Kürzern zog, lag ich, von einem Kolbenſchlag betäubt, unter Todten und Sterbenden auf dem Schlachtfeld. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, ſah ich nicht weit von mir einen todtwunden Krieger, bei welchem einer ſeiner Waffengefährten kniete, der ſelbſt aus mehreren Wunden heftig blutend, Jenen zu verbinden ſuchte, der bewußtlos mit geſchloſſenen Augen da lag. Als er endlich die Augen aufſchlug, ſah er den Freund ſtarr an, und ſtöhnte: »Biſt Du es Leopold? — O laß — mich ſterben, — zu lange ſchon trug ich die Laſt des Lebens.« — Dann ſank er wieder zurück.

»O Gott, o Gott!« klagte der Bruder mit matter Stimme: »er ſtirbt, ich kann ihn nicht retten!« Mühſam richtete ich mich auf, und wankte näher hin zu den Freunden, war aber zu jeder Hülfleiſtung unfähig. Jetzt ſchlug jener die Augen wieder auf, griff in die Bruſttaſche des ledernen Reiterkollers, zog ein Brieflein heraus, drückte dieſes dem Troſtloſen in die Hand, und liſpelte, mit der letzten Anſtrengung, indem er gen Himmel deutete: »Lea, Sara, Wiederſehen!« und über ſein Geſicht zog ſich ein ſanftes Lächeln.

»O nimm mich mit, mein Guido!« rief der Gefährte des Verſtorbenen, und heftete den Mund feſt an deſſen bleiche Lippen.

»Unaufhaltſam entſtrömte ſeinen Wunden das Blut, er ſchloß die Augen, ſank, und erwachte nicht wieder. —

»Jenes Brieflein, welches ſeiner Hand entfiel, hob ich auf, und ſende es Euch, und habe Euch dieſes ſchreiben laſſen, damit Ihr, wenn Euch jene Beide näher angingen, einige Meſſen leſen laſſet zum Heil ihrer Seelen, denen Gott gnädig ſey.

»Gehabt Euch wohl.

Juſtus Truer, Hauptmann † † †«

Schweigend legte Ralph die Briefe, als er beide ſeiner Gattin vorgeleſen, in deren Augen noch die Zähren des Mitgefühls glänzten, die ſie bei Ralphs Erzählung dem Andenken ſeiner unglücklichen Freunde geweiht, auf den Tiſch, und barg eine Thräne. Und die junge Frau legte ihr Mägdlein mit einem leiſen Kuß auf das Schaukelbettchen, ſtand auf, umſing ihn liebend mit beiden Armen, und lispelte, ihn zärtlich küſſend: »Heil uns, daß uns ein ſchöneres Loos beſchieden ward.« Und er entgegnete mit milder, von ſanftem Schmerz gebrochener Stimme, ihren Kuß erwiedernd: »Sie haben treu geliebt, und ſind vereint eingegangen zum ſeligen Wiederſehen in der beſſeren Welt. Ihr Lohn ſey ſchön, und die Erde über ihnen leicht.«

Der Maskenball.

Ein Phantaſieſtück.

Der Maſkenball.

Ein Phantaſieſtück.

Ja, es gibt geheimnißvolle Gewalten, die Macht haben über uns, wenn wir im kecken Muth ihnen herausfordernd entgegentreten. Aus dem dunkeln Reiche der uralten Mitternacht greifen die Schauer des Todes mit Polypenarmen nach dem Frevler, darum wage doch Keiner, ſich freiwillig gegenüber zu ſtellen den finſtern Mächten.

Ich hatte in der Abendzeitung die Erzählung: »Der Herr Rumpelmeier,« von Weißflog, geleſen, tief hatte mich die großartige Idee der genialen Dichtung ergriffen, und wie alle Geiſtesprodukte des beliebten Verfaſſers, genoß ich auch dieſes mit Begeiſterung, und es wuchs zu dem mir ſo fernen Meiſter, dem ich ſo gern einmal in's redliche Auge geſehen hätte, ſo gern einmal die Hand hätte drücken mögen für manche heitre Stunde, für manche tiefgefühlte Rührung, die ſeine Dichtungen mir geſchaffen und erregt, — meine enthuſiaſtiſche Liebe. Aber er ruht. — O mögen ihn Engelſchwingen in ſchönere Gefilde getragen haben, mögen ihn, den gemüthlichen Freund der Blumenwelt, in den Regionen des Lichts, auf einem andern Sterne, noch heitrere Bilder umſchweben, es umblühe ihn dort voll Himmelsglanz und Duft die Flora des Paradieſes!

Mir aber ſpielte die erwähnte Erzählung einen ſchlimmen Streich, an den ich denken werde, ſo lange ich lebe, und von dieſem ſey Kunde gegeben; doch möchte ich an die Leſer die freundliche Bitte wagen, das erwähnte Phantaſieſtück Weißflogs zuvor zu leſen. Diejenigen meiner geneigten Leſer aber, die nicht Luſt haben, ſich zu unterbrechen, was mir ſehr ſchmeichelhaft wäre, wollen gegenwärtige Hiſtoria als ein aus dem Leben gegriffenes Kapriccio gütig dahinnehmen. — Wo ich nur ging und ſtand, verfolgten mich die Freskobilder des Phantaſieſtücks; bald ſah ich den unheimlichen Fremden durch die Gaſſen ſchreiten, und bald im Erdgeſchoß, bald, wie eine dürre Wetterſtange ausgedehnt, im vierten, fünften Stock den Leuten in die Fenſter ſehen; ich ſah ihn, wie er dem Spieler den Hirnſchädel zerſchmetterte; ich ſah ihn in ſeinem ſchauerlichen Garten; nicht ſeine freundliche Seite, wie er als Friedensengel den Scharlachkindern weiße Roſen bricht, wie er den müden Greis fortführt zur Ruhe — nur ſeine gräßliche trat mir immer und immer vor die Seele.

Aber wie man uns ſchon lehrt in früher Jugend, dem was uns ſchreckend und beunruhigend in den Weg tritt, nur mit freier Stirne entgegenzuſchreiten, und wie es ſich ſo oft bewährt, daß ein anmaßender Gegner ſich feig zurückzieht, und gelindere Saiten aufzieht, wenn wir ihm die Spitze mit Muth und Unerſchreckenheit bieten, ſollte auch das Schickſal ſelbſt dieſer Gegner ſeyn — ſo beſchloß auch ich, recht einzudringen auf das Phantom, das mich ängſtigte, mich recht vertraut zu machen mit ſeinem ſchaurigen Weſen, — ja, mit einem Wort, der Satan ritt mich, ſelbſt ein wenig zu rumpelmeiern.

In acht Tagen war in unſrer Reſidenz großer Maskenball, den alle meine Freundinnen und Freunde beſuchen wollten, und mein Plan war ertig. Zwar hatte ich mich ſchon verabredet mit den Freunden, Theil zu nehmen an dem glänzenden Aufzug aus Wallenſteins Lager, als Kapuziner, aber in aller Stille bewog ich meinen Freund W., der mit mir von gleicher Größe war, in die Kapuzze zu kriechen, und in aller Stille fertigte mein kunſtgeübter Schneider ein knappanliegendes Gewand, von dunkeln Linnen, und nähete auf dieſes ſchneeweiße Streifen von Battiſtmouſſelin, nach genauer anatomiſcher Zeichnung des Knochenmanns.

Nur Eine ſollte wiſſen um mein Geheimniß, Eine, der mein Herz nichts verheimlichen konnte, Thusnelda, meine ſüße Geliebte. Zu ihr ſchlich ich demnach hin, als Dämmerung ſchon über den Straßen ſchattete, zugleich wollte ich auch von ihr erfragen die Maske, in welcher ſie erſcheinen würde. Liebevoll, wie immer, wurde ich empfangen, aber wie ſehr ich mich auch mühete, nichts erfuhr ich. Die Liebliche lächelte ſchalkhaft, warf der Mutter bedeutende Blicke zu, und ſchloß mir endlich den fragenden Mund mit Küſſen.

Dieß Schweigen verdroß mich ein wenig, doch ließ ich mir nichts merken, verſchwieg aber nun zur Strafe dafür auch mein neuausgedachtes Vorhaben, und ließ die Schweigſame in dem Wahne, ich würde in der Maske des Kapuziners kommen, was ich ihr ſchon früher vertraut hatte.

Nun war endlich der Tag ganz nahe, da war kein Ende des heimlichen Flüſterns und Fragens, manches ſchelmiſche Lächeln zeigte in den Wangengrübchen roſiger Mädchen der Liebesgötter Wiege, und noch einmal gab ich mir alle Mühe, die Maske der Geliebten zu erfahren, — es war vergebens. Da beſchloß ich, nicht ferner zu fragen. Sie wird ſich Dir ſchon überraſchend offenbaren, tröſtete Hoffnung, ſie wird Dich ſuchen, und nicht finden, tröſtete der Gedanke, daß ich ja auch eine Verkleidung beſchloſſen, die Niemand ahnen, in welcher Niemand mich vermuthen würde und könne, und der kleine Groll, der in mir gegen die ſonſt engelgute Thusnelda aufſteigen wollte, war beſänftigt.

Am Vorabend des Ballfeſtes war ich in der Verſammlung meiner liebſten Freunde. Es war ein ſerapiontiſches Kränzchen, die gemüthvollſte Unterhaltung würzten heitere Scherze, abwechſelnd mit gewählter Lektüre. Bald kam das Geſpräch auf die morgende Redoute, und ſpann ſich weit aus über Masken und Karneval, über den häufigern Gebrauch der Larven in den Südländern Spanien und Italien, ja bis zu deren früheſten Urſprung. Später wurden wir ſehr fröhlich. Eine dampfende Punſchbowle wurde aufgetragen, und luſtig klangen die Gläſer auf das Wohl der Geſellſchaft, jubelnde Toaſts wurden den Freuden des morgenden Abends gebracht, ſo wie den Tänzerinnen, die durch ihre Anmuth das Feſt verſchönen würden. Der brittiſche Nektar löste die Zungen, was Zofenneugier in Bezug auf die Maskerade da und dort erhorcht, Bedientengeſchwätzigkeit und Putzmacherinnen-Plauderei verrathen hatte, es wurde aufgetiſcht, und Manches wurde kund, was es nicht werden ſollte. Mehr als luſtig gingen wir ſpät auseinander.

Ich wohnte weit entfernt von den Freunden, daher war mein Weg nicht der ihrige. Bald war dem Letzten gute Nacht zugerufen, und ich ging nun allein durch die ſtillen, menſchenleeren Gaſſen. Es hatte geregnet, und fing an, ſich aufzuhellen, bisweilen wurde zwiſchen zerriſſenem Gewölk die Mondſcheibe ſichtbar; es konnte Mitternacht ſeyn, und ich dachte wieder an den Herrn von Rumpelmeier und an die Abentheuer des nächtlichen Wanderers. »Wenn er Dir doch begegnete,« dachte ich, und wünſchte es faſt, hochaufgeregt durch das geiſtige Getränk, ja mich liſtete recht nach einigem Schauer und Spuk, bei dem ich den Heldenvollen zu spielen gedachte, da — wie ich zur Seite blicke, ſchreitet Einer an der andern Seite der Straße, mit unhörbarem, aber weitem, ſchrecklich weitem Schritt, umhüllt von langem, wehendem Mantel. Ein Schauer überlief mich, ſollte Der —? aber ich verlachte mich ſelbſt, und rief kecken Muthes: »Biſt Du der Herr von Rumpelmeier?« — »Von Rumpelmeier!« antwortete es einmal drüben, wo der Schattenmann ging, einmal vor mir, von der alten öden Kirche, und einmal hinter mir vom Irrenhauſe her, das ſeine Fronte gegen die Straße kehrte.

Jetzt hatte ich meine Hausthüre erreicht, klinkte auf, und rief noch einmal in einem Gefühl von Sicherheit: »Komm morgen!« Und — »morgen!« hallte es dröhnend dreimal wieder. Raſch warf ich die Thüre ins Schloß, den Riegel vor, und mich in's Bette, wo ich noch lange nicht einſchlief, ſondern in dem wunderbaren Delirium zwiſchen Schlaf und Wachen allerlei ängſtliche Kämpfe mit dem Herrn von Rumpelmeier beſtand.

Vor dem Spiegel ſtand ich im Maskenanzug, und ſchrak vor mir ſelbſt zurück, als ich meine eigene Schreckensgeſtalt betrachtete. Das Dunkel des Zimmers ſchmolz mit der düſtern Farbe des Gewandes zuſammen, aber grell trat alles, was weiß war, hervor. An der künſtlichen Kopfbedeckung ſtarrten große Augenhöhlen, in denen es unheimlich funkelte, und hell glänzte der Schädel, wie carariſcher Marmor. Nun noch den langen, ſchleppenden Mantel, das Baret noch mit den grauen Straußenfedern, und ich war fertig.

Tief verhüllt trat ich in des Redoutenhauſes wogendes Menſchenmeer ein, unbemerkt, und wenig beachtet wandelte ich dahin unter den zahlloſen glänzenden und burlesken Geſtalten, meine Augen ſuchten nur Eine.

Thusnelda's Mutter hatte mir noch vor einer Stunde zugeflüſtert: »Seyn Sie als Lucifer Aurorens freundlicher Begleiter.« — Somit war doch das langbewahrte Geheimniß des geliebten Mädchens verrathen, aber wo ſie finden, die holde Eos, in dem drängenden Maskenſchwarm? Noch ſtrömte und gaffte die Menge. Es kamen Aufzüge aller Art, auch Wallenſteins Lager; ſtattlich ſchritt der Kapuziner einher. Italieniſche Fiſcher und Fiſcherinnen, ein Zug Schnitter und Schnitterinnen, eine Zigeunerhorde mit Preziosa führten nach einander die ſchönſten Contretänze auf, und die ſeltſamſten Geſtalten kamen, verſchwanden, und tauchten wieder auf in dem Gewühl. Rauſchende, volltönende Klänge der Orcheſter lockten zu den Wonnen des Tanzes, noch immer ſpähte ich nach der Sonnenbotin, nach meiner Liebe, und trat ein in einen blendend hellerleuchteten Salon. Da ſchwebte eben am Arme eines Harlekins im raſchen Walzer eine Graziengeſtalt vorüber; ich ſtand erſtarrt, das war Thusnelda, das mußte ſie ſeyn. Ein Kleid von Roſa-Atlas, roſenrothe Handſchuhe, ein feiner Purpurſchleier, mit Goldflittern beſetzt, ein blitzendes Diadem, auf dem hochfliegenden Buſen des zarten Haares ſchaukelnde Goldlocken; ja, es war meine Thusnelda. Jetzt ſtand ſie im holden vertraulichen Geſpräch mit dem Harlekin, mein eiferſüchtiges Auge gewahrte Händedrücke und Liebesblicke trotz der Larve. Eben wollte ich zu den Beiden mich durchdrängen, wollte näher mich überzeugen, da tippte mich Jemand auf die Schulter. Als ich mich raſch umdrehe, ſehe ich Niemanden, der mir etwas ſagen zu wollen ſcheint; die nächſte Maske an mir war ein Karthäuſer; in der Meinung, es ſey ein ſpaßhafter Freund, trete ich zu ihm, und frage: »Maske, befehlen Sie etwas?« Aber Jener ſchüttelt den Kopf, wie ein Automat, und ſagt tonlos: »Memento mori!« — Aergerlich wandte ich mich um — Eos und Harlekin waren verſchwunden.

Da hörte ich neben mir flüſtern: »Sey ruhig, er kommt gewiß noch, der Kapuziner iſt nicht er, ſondern ſein Freund W. Schnell blickte ich nach den Flüſternden, denn ſie ſprachen von mir, das war kein Zweifel, da ſchritten, ohne mich zu bemerken, eine Griechin und eine Circaſſierin an mir vorüber, und verloren ſich im Gewühl. Wie ich nun die Späherblicke nach allen Seiten richte, da huſchten unſern Eos und Harlekin Hand in Hand in ein Seitenzimmer; Eiferſucht packt mich, ich dränge hinein in dem Augenblick, als jene wieder zu einer andern Thüre herausſchlüpfen; als ich auch da folgen will, fühle ich mich an beiden Armen feſtgehalten, an dem einen hängt ein Polichinell, am andern ein rabenſchwarzer jugendlicher Satan, mit ſilbernen Hörnchen und zierlichem Schwänzlein. Unwillig will ich mich losmachen, da raunte der Schwarze mir Uhlands Worte in's Ohr:

„Wie bei alten Ritterfeſten
„Mit dem Tode zog Hanswurſt —

und der Pickelhäring vollendete:

„Spaßt oft ächtes Leid am Beſten,
„Kennt nicht eiteln Thränendurſt!“ —

»Ja, ich will ſpaßen, ihr Halunken,« ſchrie ich ergrimmt, und ſtieß Beide mit den Köpfen zuſammen, daß die Hörner des Teufels zerknickten, und ihr Inſaſſe ſammt ſeinem Kompagnon verblüfft ſtanden, und riß mich los.

Und wieder tippte mich etwas auf die Schulter, und wieder ſah ich Niemand neben mir, nur vier Schritte vor mir ſchlich der Karthäuſer dahin. Ich eile ihm nach, ich rufe: »Maske, wollen Sie mir Etwas ſagen?« aber er ſchüttelt nur, und ſagt: »Memento mori,« und geht vorüber. »Daß Dich der Satan reite!« knirſchte ich. Dahin war alle meine Freude, dahin das gehoffte Vergnügen, allein war ich unter den Hunderten. Es kochte in mir, wie im Buſen eines Vulkans, und unmuthig eile ich in das Büffet, werfe mich auf einen Stuhl, und ſtürze ein Glas Burgunder nach dem andern hinunter. Da kreiſcht einer neben mir mit einer Fiſtelſtimme: »Herr Gott, der ſäuft die Flammen!« Als ich jetzt mit wildrollenden Augen meine Umgebung betrachtete, ſehe ich um mich alle Masken aus Klingemanns Fauſt, der trockne Famulus war's, der jenes ausrief. Ich warf ihm das Glas an den Kopf, und eilte hinweg. Einen Feuerſtrom fühlte ich nun in meinen Adern, zu toller raſender Luſt war ich nun aufgelegt, es umſchwirrte mich mit Fledermausflügeln ein ſchadenfroher Dämon, da war ich plötzlich wieder im Tanzſaale, da ſtand die Eos, und raſch hing ſie als Tänzerin mir am Arme. Fürchterlich ſchnell tobte der Walzer, ich hielt nicht Takt, nicht Pauſe. Mein ſeidner Mantel flatterte, meine Maske wurde ſichtbar in ihrer ganzen Gräßlichkeit, mit einem Schrei ſchlug meine Tänzerin die Hände vor das Wachsgeſicht, und ſank in Ohnmacht zuſammen.

Laut lachend griff ich zur zweiten, dritten Tänzerin, immer und immerfort wirbelte ich ſie herum in raſenden Drehern, bis ſie tiefathmend auf die Stühle ſanken, und die feuchten Locken kalt auf dem Liliennacken ruhten, und dann ſtand ich auch gleich da mit der tödtlichkältenden Limonade. »Heida!« rief ich; »ich bin der Lucifer. Wiſſen Sie, meine Gute, wer das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu tanzen? Ich bin der Herr von Rumpelmeier, Ihr ergebenſter Diener. Trinken Sie, ich bitte.« Und zur vierten, fünften, ſechsten flog ich, nicht raſtend, nicht ermüdend, und ich war nun wirklich der Herr von Rumpelmeier.

Da kam eben die Griechin, zu der vorhin die Cirkaſſierin geſprochen hatte; auch ſie ergriff ich, auch ſie flog mit mir herum im verderblichen Tanze, bis ſie niederſank, wie eine geknickte Lilie; aber nicht auf die weichen Polſter an den Wänden, nein, auf die harten Dielen des Salons.

Es gab Aufſehen, man hob die Ohnmächtige auf, lüſtete ihr die enge Kleidung, nahm ihre Larve ab, beſprengte ſie mit wohlriechendem Waſſer, ich aber ſah mich um nach einer Andern, ſie zu verderben.

»Sie iſt todt!« riefen zwanzig Stimmen mit Entſetzen aus; mein Blick fiel auf die Arme,— es war Thusnelda. Und hätte der Blitz des Allmächtigen mit tauſendfachem Donner neben mir eingeſchlagen, ich würde nicht mehr erſchrocken ſeyn, als in dieſem entſetzlichen Augenblick. Ich theilte die Menge, laut ſchreiend, und ſie feſt umklammernd ſtürzte ich auf die Leiche. Mörder! Mörder! ſcholl es im dumpfen Gemurmel.

»Revange, Herr Vetter!« ſchrie ergrimmt der Polichinell und der Schwarze, die mir nahe traten; um mich wirbelten Geſtalten der Hölle, ich ſank in Vernichtung. Aus langer Betäubung weckten mich zwölf dröhnende Glockenſchläge; ich war noch im Salon, verſchwunden waren aber alle Maſken, als habe ſie eine Windsbraut hinweggefegt, die Lichter waren verlöſcht bis auf drei, die ein ſchauriges Helldunkel hervorbrachten; vor mir lag noch immer die geliebte Leiche, und an den Wänden ſaßen, wie ſechs Alabaſterſtatuen, die Mädchen, die ich todt getanzt, aus der dunkeln Gallerie aber trat langſam der Karthäuſer, ſchritt mit weiten Schritten auf mich zu, tippte mich auf die Schulter, daß es mir durch Mark und Bein ſchauderte, und ſprach: Memento mori!

»Ha, Du ſchadenfroher, tückiſcher Satan!« ſchrie ich wahnſinnig auf: »Du, nicht ich, haſt den Engel gemordet, dabei riß ich ihm das Gewand ab, und — erblickte mich ſelbſt, — nein, meinen fürchterlichen Doppelgänger. Lange, dürre Knochenfinger ſtreckte er nach mir aus, eine Fanfare unterirdiſcher Hörner ertönte, und zu ihrem ſchrecklichen Takt riß er mich herum im raſenden Dreher, daß ich betäubt nach Odem ſchnappte, und Hören und Sehen mir verging. Plötzlich ſtellte er mich mit übermenſchlicher Gewalt vor ſich hin, und während ſich noch um mich Leichen, Lichter und Zimmer ſchauerlich drehten, ſprach er: »Sie werden, Liebwertheſter, für dieß Mal an der Lektion genug haben, wohl bekomme Ihnen der Kelch des Schauerlichen, den Sie zur Genüge gekoſtet. Nehmen auch Sie ſich die gute Lehre ad notam, andere Leute nicht ins Handwerk zu pfuſchen, und ebenſo, wenn es Ihnen in den Fingern juckt, zu ſchreiben, ſo ſeyn Sie nicht anderer Schriftſteller Affe.«

Sprach's, und gab mir einen derben Naſenſtüber, von dem ich alſobald erwachte, denn daß ich das Alles nur geträumt, hat jeder Leſer ſchon längſt errathen, wenn er nicht vor meinem Erwachen eingeſchlaſen iſt.

Mir war ganz wunderlich zu Muthe, es ſaußte in meinem armen Kopf, wie Windmühlenflügel, und ich lag lange, ohne mich nur beſinnen zu können, ob ich denn wirklich auf dem Maskenball ſo tolles Zeug angerichtet, oder nur ſo viel getrunken habe, daß mir ſo wunderliches Gedankengewirr in den Kopf gekommen. Endlich beſann ich mich, tief Odem holend. Der Maskenball war ja noch gar nicht geweſen, war erſt am kommenden Abend.

Nach Tiſche ging ich noch einmal zur Geliebten, nie hatte ich ſie ſchöner, freundlicher gefunden; ſie widerſtand meinen zärtlich dringenden Fragen nicht länger, und zeigte mir die elegante Maske einer Diana. Als Endymion durfte ich die Theure begleiten; die Knöchlermaske verbannte ich aus meinem Angeſicht.

Der wahre Maskenball war über alle Maßen ſchön und herrlich, ich erlebte ihn im fröhlichſten Freudenrauſch, und der nächſte Tag machte mich zum glücklichſten Sterblichen; die angebetete Thusnelda wurde meine Braut, und der Wonnetaumel der reinſten Seelenbeſeligung verdrängte bald des Traumes ſchauerlichen Eindruck, doch war vor mir das excentriſche gelöst, die Rolle des Herrn von Rumpelmeier zu ſpielen — auf immer vergangen. Es iſt mir aber nachher noch oft auf Bällen vorgekommen, als ſähe ich ihn dahinraſen mit unſchuldigen Opfern, und — holde Leſerinnen, wenn ein nimmermüder Tänzer Sie raſtlos umwirbelt in den wüthenden Walzern und Galoppaden, und Ihnen dann Eislimonade präſentiren läßt, dann hüten Sie ſich, ſchenken Sie dann, zu Ihrem eigenen Heil, dem Herrn von Rumpelmeier ein geneigtes Andenken. —

Des Schickſals Walten.

Des Schickſals Walten.

Verdiente jemals eine Erzählung der Leſer Glauben, ſo iſt es die Folgende, war jemals ein ſanftes weibliches Geſchöpf inniger Theilnahme werth, ſo iſt es die unglückliche Heldin dieſer Geſchichte, die ich einfach, nur wenig ausgeſchmückt mit phantaſtiſchen Zuthaten den Leſern erzähle, wie ich ſelbſt ſie aus dem Munde eines Mannes vernommen, der zu einigen der darin auftretenden Perſonen in verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand. Ich ändere auch nichts daran, als Namen, um nicht unzart Perſonen wehe zu thun, denen verletzend und unberufen das Enthüllen einer Thatſache erſcheinen möchte, welche Vergeſſenheit ſchon tief umſchleiert.

Es war an einem heitern Frühlingstage des Jahres 1757, als in einem, nach damaligem

Geſchmack ſehr eleganten Reiſewagen, beſpannt mit vier Poſtpferden, ein junger Mann zu dem untern Thor der Stadt Meiningen einfuhr, und auf dem Markt, im Gaſthof zum Hirſch abſtieg. Das Raſſeln der Räder, und das Schmettern des Poſthorns zog mehr Neugierige an die Fenſter des damals ſehr ſtillen Städtchens, als heute zu Tage der Fall ſeyn möchte, und unter denen, welche nach der neuen Erſcheinung, die ſich ſo laut und vernehmlich ankündigte, ausſchauten, war der Poſtmeiſter Brauer nicht der Letzte. Ihn mußte ja mehr als jedem Andern die Ankunft einer Extrapoſt intereſſiren, und er ſchob nicht ganz ſanft Frau und Töchter bei Seite, um ſich ſelbſt vom Fenſter aus den vollen Anblick des ſchnell über den Markt rollenden Fuhrwerks zu verſchaffen. Die Poſt war damals auf dem Markt, neben der Kirche, und der Poſtmeiſter hörte nicht ſobald, daß vor dem Hirſch angehalten wurde, als er auch ſogleich den Schlafrock abwarf, nach Rock, Hut und Stiefeln rief, die ſchöngelockte Perücke wie eine Wolke über den Mondſchein ſeines Hauptes zog, das ſpaniſche Rohr mit dem Silberknopf ergriff, und ſo haſtig ſeinem Haus enteilte, wie ein Polizeikommiſſär, wenn er Lips Tulliane wittert, während ſeine Gattin und ſeine Töchter ſich wieder an ihre Arbeit ſetzten, und ſich in Vermuthungen erſchöpften, wer wohl in der Kutſche geſeſſen haben möge.

Der junge Reiſende war indeß abgeſtiegen, und hatte ſich noch nicht ſeiner Reiſekleider ganz entledigt, hatte noch nicht aus ſeinem Zimmer einen Blick über den ſchöngebauten Markt geworfen, als es ſchon an die Thür klopfte, und auf ſein Herein! der Poſtmeiſter den Hut in der Hand, mit tiefem Bückling eintrat.

»Sie verzeihen,« redete er den Fremden an: »ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, daß ich der Poſtmeiſter hieſigen Ortes bin, und komme, mich zu erkundigen, ob Dieſelben gut gefahren, ob Dieſelben heute oder morgen wieder abzureiſen, oder unſern Ort auf längere Zeit mit Dero angenehmer Gegenwart beehren zu wollen gedenken?« Der Reiſende überflog die etwas an das Komiſche ſtreifende Figur des Poſtmeiſters mit einem ſtolzen Blick und erwiederte: »Morgen früh 5 Uhr, wenn ich bitten darf, 4 Pferde, und einen zuverläſſigen Poſtillon.« Der Poſtmeiſter verbeugte ſich abermals, zog eine Schreibtafel, und wiſperte: »darf ich um Dero Namen und Charakter, ſelbigen in das Poſtbuch —«

»Ottmar, Freiherr von Thalberg,« fiel ihm der Reiſende in das Wort, und mit noch devoterem Bückling trat der ſubmiſſe Poſtmeiſter zurück, und ſchrieb, während jener das Fenſter öffnete, durch welches kühlend und erfriſchend die balſamiſche Frühlingsluft einſtrömte.

Der Kellner kam mit Wein und Gläſern. Er wußte ſchon, daß die meiſten Reiſenden den geſprächigen, nach ſeiner Art höflichen und unterhaltenden Poſtmeiſter gern um ſich ſahen, ſo wie es deſſen Gewohnheit war, jedem der mit der Poſt kam, im Gaſthof die Aufwartung zu machen; auch unſern Reiſenden ſchien es, als könne jener ihm wohl die Zeit verplaudern helfen, und freundlich wandte er ſich zu ihm. »Sie thaten, was Ihres Amtes iſt, Herr Poſtmeiſter, dürfte ich bitten, ſo thun Sie noch mehr, trinken mit mir ein Glas Wein, und leiſten mir ein Stündchen Geſellſchaft — Nicht?«

»Ganz zu hochdero Befehl, hochgebietender, gnädiger Freiherr,« entgegnete der Angeredete, und faßte auf einem Stuhle Poſto, nachdem ſich der Freiherr geſetzt, und mit einem gnädigen Handwink ihm bedeutet hatte, ein Gleiches zu thun.

»Ihr Städtchen ſcheint hübſch gebaut, ich war noch nicht da,« begann der Freiherr das Geſpräch.

»Wohl, gnädiger Herr,« antwortete der Geſellſchafter, vom Burgunder nippend, »etwas altväteriſch noch, es iſt eine ſehr alte Stadt, und es iſt ſehr ſtille, unſer gnädigſter Landesherr wohnt leider nicht hier, ſo iſt keine Hofhaltung da, und wir leben ſo einſam hin.«

»Ich ſah Ihren Herzog in Frankfurt,« ſprach der junge Mann. »Es iſt ein ſehr verehrungswerther vorurtheilsfreier Herr, und ein eifriger Verehrer der Wiſſenſchaft und Künſte.« »Was machen die durchlauchtigen Kinder?«

»Sie blühen hoffnungsvoll auf — gnädiger Herr, aber man glaubt nicht, daß ſie Anſprüche —«

»Ach, ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen,« gegenredete der Freiherr, »laſſen wir das, miſchen wir nicht unſer beſchränktes Urtheil in ſolche Angelegenheiten, nur das rein Menſchliche berühre uns, und in dieſer Beziehung erſcheint mir das Streben Ihres Herrn lobens-

und achtungswerth, was auch Staatsrückſichten dagegen einwenden, ich im gleichen oder ähnlichen Falle würde ganz nach meinen Gefühlen handeln.«

Der Poſtmeiſter ſchwieg und rieb die Hände, das Geſpräch drohte ihm peinlich zu werden; wußte er denn, ob nicht der Fremde ihn nur auszuforſchen ſuchte? Konnte nicht ein verfängliches Wort ihn um Amt und Würde bringen?

»Herrliches Reiſewetter« — brach er nach einer Pauſe aus; »wahrhaftig, ganz ſcharmantes Wetterchen haben Hochdieſelben; darf ich fragen, wohin Sie Dero Reiſe —?«

»Ich gehe nach Italien,« antwortete der Herr von Thalberg, und ſah wieder durch das Fenſter. »Sagen Sie,« fuhr er fort: »weil doch das Wetter ſo ſchön iſt, haben Sie hier angenehme Spaziergänge, Anlagen, Gärten, und erlaubt es Ihre Zeit, mit mir ein wenig umherzuſchlendern?

»Ich ſtehe ganz zu dem Befehl meines gnädigen Freiherrn,« war des Poſtmeiſters Antwort: »aber — guter Gott, Gärten, Anlagen, Spaziergänge, von allen dieſen finden Hochdieſelben wenig oder — nichts.«

Meiningens Umgebungen waren damals nicht ſo einladend und freundlich, wie jetzt; wo die Schattenallee des Bleichgrabens dem Spaziergänger angenehme Kühlung giebt, war damals noch ein öder kahler Wall, und ein dreifacher Waſſergraben umfloß die Südſeite der Stadt. Wo jetzt in des engliſchen Gartens Baumparthieen Hunderte von Nachtigallen den Wonnemond durch die Zauberkraft ihre ſüßen Lieder verſchönen, war damals nur Ackerland oder magre Trift, deren Einförmigkeit nur der Gottesacker mit ſeiner alterthümlichen, jetzt auch verſchwundenen Kirche unterbrach. Um das Schloß, die Eliſabethenburg, zog ſich ſtatt der jetzigen freundlichen Gartenanlagen ein tiefer moraſtiger Wallgraben, und die Gärten der Privatleute vereinigten noch nicht das Nützliche mit dem Schönen.

»Nun, womit vergnügen ſich denn die Einwohner?« fragte von Thalberg weiter.

»Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen,« nahm der Poſtmeiſter das Wort: »daß ſich des Abends die Familien gern vor die Thüre ſetzen, die Weiber und Mädchen ſtricken oder nähen, die kleinen Kinder ſpielen, und die Männer rauchen ihr Pfeifchen in Ruhe, ſprechen über die Welthändel, und ſo geht die Zeit unvermerkt hin, bis das Schlafſtündlein kommt.«

»Ich möchte dieſes Stillleben einer kleinen Stadt wohl in Augenſchein nehmen, und darf Sie um Ihre Begleitung anſprechen, lieber Poſtmeiſter?« ſprach der Freiherr, indem er das Glas ſeines Gaſtes wieder füllte, und dieſer wiederholte die Verſicherung ſeiner gänzlichen Ergebenheit in den Willen des verehrten Fremden, der, wie es ſchien, mit ſeiner blühenden männlichen Schönheit und dem angenehmſten Aeußern, auch Bildung und Reichthum vereinte.

Brauer mußte mit am Mahle des Freiherrn Theil nehmen, und als dieſes eingenommen war, traten ſie die Wanderung an.

»Sehen Sie,« unterbrach ſich mein Erzähler, und deutete an ein gegenüberliegendes Haus, »da erblicken Sie noch die Rudera jener Steinbänke, die damals vor allen Häuſern angebracht waren, auf denen die Familien die Sommerabende genoſſen. Sie werden in vielen Straßen ſolche zum Theil verfallene Bänke erblicken,« und in der That, es war, wie er ſagte, ich ſah die verfallenen Bänke, und es kam mir der Gedanke, wie Viele mögen nicht ausgeruht haben auf ihnen, nach des Tages Laſt und Mühe, die nun längſt die ewige Ruhe gefunden! Wie manche Jungfrau ſaß hier, hold und freundlich, heiter und ſorgenlos, deren Urenkel und Urenkelinnen kalt da vorübergehen, wo einſt die Urgroßmutter in blühender Jugendſchöne geſeſſen. Die alten Bilder ſind größtentheils in die Bodenkammern verbannt; es iſt nur ein kleiner Zeitraum, der zwiſchen unſerm jetzt und jenem ſonſt liegt, und doch ſind nur noch wenige Zeugen da, die uns zurufen: »So wars vor ſiebenzig Jahren!« —

Unſre Luſtwandler hatten ſchon die beiden Marktgaſſen durchſtrichen, da und dort hatte der Poſtmeiſter, welcher ſteif und ſtramm neben dem Fremden, der ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit war, herging — freundlich zur rechten und linken gegrüßt, manches liebliche ſchuldloſe Mädchengeſicht, von höherm Roth übergoſſen, ſittſam niedergeblickt, als das Feuerauge des ſchönen Jünglings in der eleganten golddurchwirkten Kleidung jener Zeit, forſchend auf ihm weilte, und der Poſtmeiſter wollte nun ſeinem Freiherrn auch die Nebenſtraßen zeigen, und bog mit ihm in die Schlundgaſſe ein. Dort ſaß vor der Thüre ihres kleinen

Hauſes die Wittwe eines Kanzelliſten mit ihren beiden Töchtern, Eva und Sophie, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt und im freundlichen Geſpräch. Sie ſahen die beiden Männer kommen. »Wer nur der Fremde ſeyn mag,« flüſterte Sophie. »Ein ſchöner Mann,« ſprach Eva noch leiſer, daß es die ſtrenge Mutter nicht höre, und jene kamen näher.

Aber war es nur ein Ungefähr, war es des Schickſals gebietender Wink, oder war es die hohe Schönheit der Jungfrau Sophie Gawner, daß der Schritt des Freiherrn plötzlich ſtockte, als er mit dem Poſtmeiſter grüßend vorüberging? Er blieb ſtehen, ſeine Blicke weilten einen ſeligen Augenblick auf ihr, zögernd ging er weiter, ſah ſich wieder um, noch einmal, als er ſchon über die Mitte der Straße hinaus war, und noch einmal am fernſten Ende, an der Langengaſſe, und ihm war, als ziehe es ihn mit unerklärlich magiſcher Gewalt zurück.

Unruhig athmete Sophie. War die Schwüle des Frühlingsabends Schuld, daß ihr ſo warm wurde? Die Sonne ſchien doch nicht vor ihre Thüre. Sie glühte über und über, warum hatte ſie der ſchöne Fremde aber auch ſo feſt, ſo durchdringend angeſehen? Sie ſenkte ihre erglühten Wangen tief auf ihr Nähzeug, als ihre neben ihr ſitzende Schweſter ſie mit dem Knie leiſe anſtieß, und flüſterte: Sieh, dort kommen die Herren wieder. — Es war ſo, jene beiden waren gar nicht weit die Langegaſſe hinuntergegangen, als von Thalberg, der kein Auge mehr hatte für die Gegenſtände, die ſich vielleicht noch ſeiner Schauluſt dargeboten hätten, zu dem Poſtmeiſter ſagte: »Bitte, laſſen Sie uns umkehren, lieber Herr Brauer; dieſe Straße gefällt mir weniger,« und der allezeit Dienſtwillige machte kehrt. Wieder gingen ſie vorbei bei der Mutter und den Töchtern, wieder weilte Thalberg, feſt das Auge gerichtet auf die ſchöne Sophie und länger, als es ſchicklich war, weilte er, denn die Mutter ſagte mit einem ſtrengen mißbilligenden Blick: »Geht ins Haus,« und die Töchter gehorchten. Der Freiherr hatte keine Luſt mehr, durch die Straßen der Stadt eine Familienmuſterung zu halten, er ging in den Gaſthof, und zog den Poſtmeiſter, der ſich nun empfehlen und entfernen wollte, wieder mit auf ſein Zimmer, dort warf er ſich, wie erſchöpft auf einen Seſſel, und rief aus: »Poſtmeiſter! Lieber beſter Poſtmeiſter, wer iſt das himmliſch ſchöne Mädchen, da in der nächſten Straße, nicht weit von der Apotheke?«

»Gefällt ſie Ew. hochfreiherrlichen Gnaden?« ſchmunzelte Brauer. »Ja, ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, daß ſie Sophie Gawner heißt, und daß keine ſchöner mag gefunden werden in der alten Harfenſtadt. Wahrhaftig, ein holdſeliges Kind.«

»Ein Engel, bei dem höchſten Gott!« rief Thalberg feurig aus. »Ich habe die Welt geſehen, ich bin in Frankreich und England, in Holland und Deutſchland umhergereiſt, ich habe gewiß die weibliche Schönheit in ihrer höchſten und reinſten Vollendung geſehen, aber nichts, nichts was ich ſah, reicht zu dieſer Höhe göttlichen Liebreizes, gepaart mit der holdeſten Schaam, mit der ſüßeſten Unſchuld, die aus dieſen Augen ſpricht, auf dieſen Wangen blüht! O ſelig, ſelig, wer einſt dieſe Roſe ſein nennt.«

»Ew. hochfreiherrlichen Gnaden ſcheinen dem Mädel tief in die ſchwarze Aeuglein geſehen zu haben,« ſagte, nach dieſer feurigen Erklamation, der Poſtmeiſter. »Aber wahr iſt es, es iſt ein einziges Mädchen, und gut erzogen, von braven Aeltern, aber freilich — arm, der Vater war nur Kanzelliſt, die Mutter muß ſich mit den Töchtern von ihrer Hände Arbeit nähren. —

»Reich, reich iſt ſie,« fiel der Freiherr dem Erzähler ins Wort: »Reich iſt die Mutter, die eine ſolche Tochter hat, reich iſt das Mädchen, das den Stempel weiblicher Vollkommenheit in ihren engelſchönen Zügen trägt. O könnte ich dieſes Mädchen ſprechen, nur ſprechen hören, Poſtmeiſter! Ja nur ihre Stimme möchte ich hören!«

»Ihre Rede iſt fein und lieblich,« erwiederte Brauer, »und vielleicht — ja — ſchade, recht ſchade, daß Ew. Gnaden Dero Abreiſe ſchon auf morgen beſtimmten — ich hätte vielleicht, wenn Hochdieſelben mein armes Haus mit Ihro Gegenwart hätten beehren wollen, — meine Töchter kennen die Gawner gut.« —

»Beſter Freund!« rief Thalberg, vom Stuhl aufſpringend, und den Poſtmeiſter an das Herz drückend, »ach, es iſt unmöglich — ich kann nicht länger bleiben, es iſt unaufſchiebbar, ich muß auf das Glück verzichten — ach auf jedes,« ſetzte er mit einem halbunterdrückten Seufzer hinzu, wandte ſich ab und lehnte den ſchönen Lockenkopf an das Fenſter, hinaufſtarrend zu dem Frühlingsabendhimmel, den goldne Wölkchen ſchmückten.

Es entſtand eine lange Stille, die der Poſtmeiſter dadurch unterbrach, daß er laut ausſcharrte mit dem rechten Fuße, und mit ſeinem Körper rechtwinklich zu liegen ſuchte, und ſich zu empfehlen begann, dankend für erwieſene hohe Gnade, bittend um gnädige Erinnerung, wünſchend eine glückſelige Reiſe und eine wohlruhende Nacht.

»Dank, Dank für Alles, mein wackrer Poſtmeiſter!« rief der Freiherr, und drückte noch einmal dem Scheidenden die Hand, dann ging er gedankenvoll und bewegt von mannichfachen Gefühlen in ſeinem Zimmer auf und ab.

Die Neugierde hatte der Poſtmeiſterin und ihren Töchtern faſt das Herz abgedrückt, zu wiſſen, wer der Fremde ſey, mit welchem der Vater in der Stadt umherziehe; denn waren ſie auch gewohnt, daß er jedesmal die angeſehenen Fremden zu beſuchen pflegte, ſo vergaß er doch nie, ſich zum Abendeſſen einzufinden, heute kam er nicht, und Muhmen und Gevatterinnen ſtürmten ja faſt das ganze Haus. Nur auf ein Augenblickchen, ſprach jede, die kam, und bald genug, ſo wie nur die nöthigen Worte über die ſchöne Witterung gewechſelt waren, wurde die Frage laut: »Ei, wer iſt denn der reiche ſtolze fremde Herr, mit welchem der Herr Vetter geht?« Wenn nun, voll Aerger, daß ſie es nicht wußten, die Gefragten verdrüßlich mit dieſem Bekenntniß herausrückten, ſo verlängerten ſich um ein Merkliches die Geſichter der Fragerinnen, und witterten eine verſteckte Bosheit, daß jene es gar wohl wüßten, wiſſen müßten, aber mit dem Geheimniß gegen ſonſtige Gewohnheit, hinter'm Berge hielten; deßhalb zogen auch alle bald wieder ab, und begegneten ſich zwei oder drei, ſo wisperten ſie einander zu, daß die Poſtmeiſters-Töchter ſammt ihrer Mutter malitiöſe Kapricen hätten, unausſtehlich hochmüthiges Volk ſeyen, und daß man ſich ja den Gyguck darum ſchere, mit wem der Tagedieb von Poſtmeiſter das Pflaſter trete, daß man es gar nicht wiſſen wolle, aber auch ſobald keinen Fuß wieder in die Poſt ſetzen werde.

Es empfing auch den Ehren-Poſtmeiſter von Seiten ſeiner lieben Familie kein freundliches Geſicht; die Mutter ſchmollte, und hatte den Töchtern geboten: »Ihr unterſteht Euch nicht und fragt.« Daher rührte ſich keine von den vier friſchen und den zwei welken Lippen, als der Vater in die Stube trat, in der es ſchon dunkelte. Seine Laune bildete aber juſt zu der, mit der er empfangen wurde, den Gegenſatz; er pfiff, ſang, ging händereibend in der Stube auf und ab, murmelte vor ſich hin: »Ein ſcharmanter Herr, ein ganz vortrefflicher Herr,« und fing an, Frau und Töchtern zu erzählen, was wir ſchon wiſſen, wodurch denn die ein wenig geſtörte Harmonie ſchnell wieder hergeſtellt wurde, und der Schlummergott bald darauf alle Glieder der Poſtmeiſterfamilie ruhig umfing.

Zwei Menſchen aber waren in den Ringmauern der Stadt, die er floh. Immer und immer ſah Sophie Gawner das Bild des männlich ſchönen Jünglings; ſein Blick, der ihr Innerſtes durchdrungen, ſie konnte ihn nicht vergeſſen, und zum erſtenmal hoben unruhige Seufzer ihren keuſchen Buſen. Der Funke der Liebe war gefallen in das unentweihte Heiligthum des jungfräulichen Herzens, und ſie verſuchte nicht, ihn zu erſticken, war ihr doch das Gefühl zu unbekannt und neu, das ſie wonnig durchbebte, und mit ſanfter Gluth ihre Pulſe zu raſcheren Schlägen trieb. Sie ſchloß oft die Augen, aber ſchlafen konnte ſie nicht, nie war ihr die Luft ihres Schlafkämmerleins ſo heiß vorgekommen, und geſchäftig gaukelte Phantaſus im Gefolge wunderlicher und holder Bilder vor ihren aufgeregten Sinnen umher.

Der Freiherr von Thalberg durchſchritt haſtig ſein Zimmer, und ſeine Gedanken waren bei der Jungfrau, die er heute erblickt. Zuweilen ſtahlen ſie ſich fort von ihr, nach der Heimath, und dann traten ernſte, ehrwürdige Geſtalten düſter mahnend vor den liebenden Jüngling, und er ſeufzte, als liege die Centnerlaſt einengender drückender Verhältniſſe verkörpert auf ihm, und mit Gewalt ſcheuchte er die trüben Bilder hinweg, und dachte der lieblichen Sophie. Unter ihm ruhte die ſchweigende Stadt, nur der Tritt der Wächter hallte durch die einſame Stille, nur das Plätſchern eines Brunnens war hörbar neben der alten Kirche, die im Graun der Nacht wie ein finſtrer Rieſenbau dem Gaſthaus ſchreg über emporſtieg.

»Mahnſt du mich, altes Gotteshaus,« ſprach der Freiherr zu ſich: »eingedenk zu ſeyn meiner Eide? Ihr grauen Kreuze auf dem Chor, wollt ihr mich an das weiße Kreuz erinnern?

Ich ſoll fort, ich ſoll fliehen die Verſuchung, o Gott, ich kann nicht! Einmal noch muß ich ſie ſehen, ſie wo möglich ſprechen, vielleicht ſchwindet dann ſchneller der tiefe Eindruck, und beruhigter ſetze ich meine Reiſe fort.«

Ottmar hatte ſich auf die Kiſſen geworfen, aber der Schlaf kam nicht, und beſchlich es ihn auch wie friedlicher Halbſchlummer, der die Seele in das Wunderland der Träume magiſch zu ziehen bemüht iſt, ſo tönten ſo dumpf und ernſt und ſchwer die Glocken, daß er erſchreckt emporfuhr, und die Gebilde fliehen ſah, die ihn tröſtend einlullen wollten.

Wie der Morgen graute, wie nur kaum aus einem Vogelbauer eine einſame Nachtigall ihren ſehnſüchtigen Morgengeſang durch die ſtillen einſamen Straßen flötete, und ihr, wetteifernd, aus einer entlegeneren Gaſſe, eine Amſel antwortete, war Ottmar ſchon auf, eilte ſchon ſein Diener zum Poſtmeiſter, dort abzubeſtellen die Extrapoſt, denn der Freiherr wollte noch bleiben. —

Ehe noch die Mittagsſtunde herbeikam, ſchlich die älteſte Tochter des Poſtmeiſters, in ein beſcheidenes Kattunmäntelchen gehüllt über den Markt der Schlundgaſſe zu, und ſchlüpfte in die Wohnung der Frau Kanzelliſtin Gawner, den Töchtern derſelben, ihren lieben Freundinnen, einen Beſuch abzuſtatten, und, dieß war der Vorwand, die kunſtfertige Sophie um ein Muſter eines Kleides zu erſuchen.

»Komme doch heute Mittag ein wenig zu mir, liebe Sophie, und hilf mir bei dem Kleide, ich kann allein nicht zurecht kommen,« ſchmeichelte die Liſtige; »die Mutter wird Dir es gewiß erlauben.«

»Ich habe Nichts dagegen,« ſprach die Kanzelliſtin, und verließ das Stübchen, um in der Küche nachzuſehen.

»Iſt der Fremde noch hier, der geſtern mit Deinem Vater?« fragte Eva die Poſtmeiſterstochter, während auf Sophiens Wangen eine höhere Röthe aufflammte, und ſchneller ihr liebendes Herz klopfte.

»Ich weiß es nicht, vielleicht,« antwortete jene unbefangen.

»Ein ſchöner Mann, er hat mir gefallen,« fuhr Eva frei fort, während ihre ſanftere Schweſter ſich erglühend nach dem Fenſter wandte.

»Dir gefallen viele,« ſcherzte die Freundin, und ſchickte ſich zum Weggehen. »Alſo Du kommſt, Sophie, ich verlaſſe mich darauf,« ſprach ſie zu der Verlegenen, die freundlich nickte, aber kaum zu reden vermochte vor mädchenhafter Befangenheit, und jene ging.

Dieſen ganzen Vormittag war der Poſtmeiſter wieder im Hirſch bei dem Freiherrn geweſen, und nur erſt kurz zuvor nach Hauſe gekommen, ehe ſeine Tochter zur Gawner ging. Er war es, der der Unſchuld Schlingen legen wollte für einen gehofften Sündenſold, mit ſeiner Tochter trat ein trübes Schickſal in die Wohnung des Friedens.

Verwundert ſtanden die Leute auf der Straße ſtill, als die dritte Stunde des Nachmittags kam, denn ſie ſahen den jungen Fremden im Staatskleid, die ſchönen Locken, die bis auf die Achſeln herabhingen, ſchneeweiß gepudert, auf dem Rocke von gelbgrünem Tuche goldüberſponnene Knöpfe, an den weiten Aermeln goldne Litzen, den Kragen mit Gold geſtickt, wie die Weſte von Purpurſeide, Beinkleider und Strümpfe von weißer Seide, und die ſchwarzen Schnabelſchuhe mit diamantenblitzenden Schnallen verziert. An einer geſtickten Schärpe hing der Staatsdegen, von maſſivem Gold der Griff, und künſtlich ausgravirt nach der Mode jener Zeit, auch fehlten daran nicht die ſchweren goldnen Quaſten. Von Edelſteinringen blitzten die Finger des Freiherrn, die ſich hervorſtahlen unter bauſchigen Manſchetten von den koſtbarſten Spitzen Brabants. An ſeiner Seite ſchritt, im braunen Bratenrock, und ebenfalls im höchſten Putz, das goldbetreßte Chapeaupashütlein unterm Arme, das devote Männchen, der Poſtmeiſter Brauer, und geleitete ihn zu ſeinem Wohnhaus, der Poſt, wo er mit übertiefem Bückling den Fremden vorantreten ließ. Wie Pfauen aufgeputzt, ſtanden die Poſtmeiſterin und ihre Töchter in blumigen Reifröcken, hoch hinauf das gepuderte Haar von der Stirne gezogen, und zur Weſpenform geſchnürt, wie es jener Zeiten barbariſche Mode heiſchte. Sie knirten tief, und rauſchten mit den Fächern, der Freiherr grüßte mit edlem Anſtand.

Meine Frau, meine Töchter, Euphroſine und Anna Sybilla, hochgebietender, gnädiger Herr Freiherr, ſtellte der Poſtmeiſter vor, und nach nochmaliger Begrüßung ward Platz genommen auf großen Stühlen, deren Schnitzwerk noch jetzt eines Antiquitäten-Kabinets Stolz und Zierde ſeyn könnte, hätte ſie nicht eine undankbare Nachwelt längſt ein Opfer Vulkans werden laſſen.

In Taſſen, auf denen Chinas Porcellainmaler ihre holden Ebenbilder, ihre Drachen, Schmetterlinge, Vögel und wunderliche Phantaſieblumen abkonterfeit, wurde nun der Kaffee geſchenkt und präſentirt; wobei die Frau Poſtmeiſterin mit unerſchöpflicher Suada den Freiherrn zu unterhalten ſuchte von ſich, und wieder von ſich, dann von ihren Töchtern, ihrem Manne, ihren und ſeinen Vorfahren, ihren und ſeinen Verwandten in Orten von A bis Z. Dann von der Stadt, von den Nachbarn, von Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbniſſen, und welcher Leſer glaubte mir wohl nicht auf's Wort, daß einer Frau Poſtmeiſterin beim Kaffee nimmer und nimmer der Redeſtoff ausgehen kann?

Dem Freiherrn wurde warm, er benutzte einen günſtigen Augenblick, wo die Unterhalterin Kaffee ſchlürfte, und öffnete, luftſchöpfend, ein Fenſter. Sein Blick ſtreifte über den Markt, er konnte gerade in die Schlundgaſſe hineinſehen, und dachte an die, um derentwillen er hoffend und geduldig das Martyrium gemeiner Kaffeeklatſcherei erduldete.

Und ſiehe — aus ihrem Hauſe trat ſie — ja ſie war es, das Auge der Liebe ſieht ſcharf, ſie kam, ſie umwandelte leichten Schrittes die niedrige Mauer, die damals ſich noch um die Kirche zog, und kam näher und näher, nichts ahnend, dem Poſthauſe. O wie viel tauſend Mal ſchöner war ſie in ihrem einfachen Kleidchen, unter ihrem bürgerlichen Häubchen bergend das volle, auf der Stirne geſcheitelte Haar, wie die ſteifen vornehmen Poſtmeiſters Puppen, die ſie vielleicht verachteten in ihren falſchen Herzen. Da gewahrte die Aelteſte die Kommende, und rauſchte hinaus. Aengſtlich klopfte das Herz des Freiherrn, Liebe und böſes Gewiſſen machte ihn erbeben, denn auf ſein Veranſtalten war ja hieher gelockt die ſchuldloſe Mädchentaube.

Beſtürzt ſtand Sophie vor der Freundin, als ihr dieſe ſo unerwartet im höchſten Pomp entgegen trat. »Wir haben Beſuch bekommen,« ſprach Euphroſine; »aber komm nur, liebe Sophie, ein wenig mit herein in dieſe Stube, oder Du kannſt auch mit in die große gehen, es iſt nur der fremde Herr, der Freiherr von Thaberg, und wir haben uns ſo putzen müſſen, weil es der Vater haben wollte, Du weißt ja, er iſt manchmal ein wenig närriſch.»

«Ums Himmelswillen nicht!» rief Sophie, durchbebt von dem Gedanken an Ihn, der ihre ganze Seele füllte, und ſich zugleich ſchämend in die Seele Euphroſinens ob ihrer unkindlichen Sprache.

«Nun ſo gehe doch nur ein bischen mit hier herein,» ſprach dieſe, und zog die Widerſtrebende nach.

Die helle Etage des poſtmeiſterlichen Wohnhauſes hatte drei Zimmer neben einander, die alle durch Thüren verbunden ſind, ſo daß man aus einem in das andere gehen kann, und die beiden Mädchen hatten noch nicht lange in dem einen zuſammen geplaudert, als die Mittelthür ſich öffnete, und der Freiherr, vom Poſtmeiſter gefolgt, hereintrat, und ſich mit ehrerbietigem Gruß vor der überraſchten, hocherröthenden Jungfrau neigte, die verſchämt und ſittig ſeinen Gruß erwiederte, und, denkend an ihren beſcheidnen häuslichen Anzug, das Stübchen verlaſſen wollte.

«O bleiben Sie, laſſen Sie ſich nicht durch mich verſcheuchen, liebes Mädchen!» bat mit ſanftem Schmeichelton Ottmar, und ſeine Stimme, die ſie zum erſtenmal hörte, klang ihr lieb und traut, und bekannt, als habe ſie ſchon getönt in Unſchuldträumen früherer Tage.

»Irre ich nicht, ſo war ich geſtern ſchon ſo glücklich, Sie zu ſehen,« begann Ottmar wieder.

»Sie gingen zweimal an unſerer Thüre vorbei,« erwiederte ſie ſchüchtern, und warf aus ihren dunkeln Augen den erſten Blick auf den Jüngling, der ihr die Ruhe der vorigen Nacht geraubt, einen Blick, aus dem ihm ein Himmel voll Seligkeit anſtrahlte.

Und wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn Liebe und Sympathie zwei Herzen ſich finden läßt, daß ſich auch die freundlichen Worte finden, die allmälig der Gefühle ſchüchterne Dollmetſcher werden, ſo auch hier. Sophie blieb, ihre Schönheit erfocht den glänzendſten Sieg über die Kleiderpracht ihrer Freundinnen, ihre heitere Rede, ihr kindlich ſüßes, bezauberndes Lächeln, ihre Unſchuld, die ſich in jeder Miene, in jeder Bewegung offenbarte, woben ein Zaubernetz um Ottmars Herz, das, nun am Ziele des einen Wunſches, ſie noch einmal zu ſehen, ſie ſprechen zu hören, tauſend andern Wünſchen Raum gab, nur glühenderem Verlangen, heißerem Sehnen, die offnen unbewachten Pforten öffnete. Und dieſelbe geheimnißvolle Magie, die thätig war im Herzen des Jünglings, ſchlang auch um ſie das wunderbare Band der Neigung zu dem Fremden enger und enger, wie lauſchte ſie mit verhaltenem Athem, wenn er ſprach, wie weilte ihr Blick auf ihm, wenn ſie ſich von ihm nicht beobachtet ſah, wie ſenkten ſich ſo ſchnell die ſeidnen Wimpern, wenn ſein Auge auf ihren Engelzügen weilte, und wie oft wechſelten Roſen und Lilien auf ihren Wangen den blühenden Thron.

Sie blieb eine, zwei Stunden, ſie wollte gehen, aber Thalberg bat, und ſie blieb, und es wurde nur zur Mutter geſchickt, daß ſie erlauben möge, daß Sophie bei Poſtmeiſters zu Abend eſſe.

Heiter und fröhlich, unter Scherzen und Spielen, zu denen das Ehepaar, vorzüglich aber der Poſtmeiſter, immer anregte, verging der Abend, und die Stunde der Trennung ſchlug. Der Himmel hatte ſich trüb umzogen, es dunkelte früher, wie gewöhnlich, an Thalbergs Arm ſchritt Sophie über den Markt.

Die Liebe bleibt ſich gleich in allen Jahrhunderten; darum keine ermüdende Schilderung deſſen, was der liebende Jüngling der engelholden Jungfrau ſagte, was ſie ſanft verſchämt, jungfräulich ſträubend, und erbebend, über ihre ſüßen Lippen lispeln ließ. Lange ſtanden ſie noch koſend, geſichert vor unwillkommenen Späherblicken durch das Dunkel der Nacht, und ſchieden endlich mit heißer inniger Umarmung, ſchieden mit dem Schwur unwandelbarer Liebe. —

Und wieder wandelte, gefühlbewegt, wie geſtern, der Freiherr in ſeinem Zimmer auf und ab, und wieder kamen die unwillkommenen Geſtalten, ernſte Mahner, die er ſo gern verdrängt hätte aus ſeiner Erinnerung, aber ſie wichen nicht, ſie ſtellten ſich drohend zwiſchen ihn und ſeine Liebe; im Donner eines Frühlingsgewitters, das jetzt heranzog, glaubte er ihr Zürnen, ihre grollende Mißbilligung zu vernehmen.

Mit Haß entledigte er ſich der beengenden Kleidung. »Und wenn ſich die Welt gegen mich ſtellt,« rief er mit jugendlichem Kraftgefühl aus: »ich wage den Kampf mit ihr!« Er entkorkte eine volle Flaſche, ſchenkte einen Becher voll und trank ihn haſtig leer. In einen Winkel flog der Staatsrock, ihm folgte die goldgeſtickte purpurſeidne Weſte! »Fort! Marſch!« rief er; »ſo wie dich läſtiger Kleiderprunk, will ich von mir werfen alles, was mich drückt und drängt, alle Verhältniſſe, in die mich eine alberne Spekulation einzwängt!« Mit den Füßen ſtieß er die Schuhe fort. »So trete ich mit Füßen, was mich hemmen und feſſeln will auf dem eignen Weg meines Lebens, den ich fortan zu wandeln gedenke!« brach er wieder aus. »Ha, ich Thor, der ich nachgab den Bitten des Eigennutzes, ehe ich die Liebe kannte! Wahrlich, ſie handelten klug, ſie nahmen mir zeitig das Gelübde ab, ehe ich ſelbſtſtändig war; ſie ahneten wohl, daß ich ſpäter nicht Folge leiſten würde! Anders handelt der Knabe, anders der Jüngling, und ich will Mann ſeyn!

Stärker rollte der Donner, der Freiherr aber rief aus im Uebermuth ſeiner damaligen Stimmung: »Und lärmtet ihr auch, gleich dieſem Wolkengerumpel, ich fürchte mich nicht, ich bin kein Kind! Ich ſpreche Hohn den Wetterſchlägen des Schickſals, ich will kämpfen um die Geliebte, ich will ſie abtrotzen den feindlichen Mächten, die ſie mir nicht laſſen wollen!

Und als nähme das Schickſal die Herausforderung an, ſo erhellt plötzlich ein furchtbarer Blitz Zimmer und Straßen, ein Feuermeer ſchien der Himmel, ein gewaltiger Schlag praſſelte nach, und dann war das Wetter vorüber, es blitzte, es donnerte nicht wieder. Ruhig, wie nach einer fröhlich gewonnenen, guten Ueberzeugung legte der Freiherr ſich nieder, und ſchlief ein, und träumte von Sophie Gawner.

Die Liebe, wenn ſie mit ihrer Himmelsgewalt feurige Herzen ergreift, liebt einen raſchen Gang, ſie handelt, wo andere überlegen, ſie überſpringt Ströme, wo andere ſich nach Brücken umſehen, ſie hält den Siegeskranz erfaßt, und jauchzt ihren Freudenhymnus in das Morgenroth, wenn andere in der Nacht der Zweifel umherirren, und ein ſolches feuriges Herz ſchlug in Ottmar von Thalberg.

Der Poſtmeiſter frühſtückte am nächſten Tage wieder bei ihm und fragte mit fauniſchem Lächeln: »Nun, wie weit ſind Hochdieſelben geſtern Abend gekommen mit der Jungfrau Gawner? War ſie gutwillig?«

Da warf der Freiherr einen Blick auf den Poſtmeiſter, einen ſo tieferuſten, bitterböſen zürnenden Blick, daß dieſer, der eben trank, heftig erſchrack, und in Folge des Schreckens, ihm der Wein in die Stimmritze gerieth, daß er zu erſticken drohte, und ſich ſelbſt auf den Rücken ſchlug, aus Leibeskräften.

»Herr Poſtmeiſter,« ſprach Ottmar zu dem Kirſchbraunen, Tiefathmenden: »wenn ich bitten darf, nicht in dieſem Tone von einem Mädchen, das ich meiner Liebe würdig finde, das ich anbete, das ich hochachte und der Edelſten gleichſtelle in meinem Herzen.«

»O bitte unzählige tauſendmale um gnädigſte Permiſſion, wenn aus meinem alten Munde etwas gegangen, das Ew. freiherrliche Gnaden unangenehm und mißfällig hätten vermerken können,« flehte der erſchrockene Poſtmeiſter. »Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, daß ich ohnmaßgeblich ſelbſt die gebührendſte und höchſte Aeſtim für die belobte ebengedachte Jungfrau empfinde.«

»Laſſen wir es gut ſeyn, lieber Poſtmeiſter,« nahm der Freiherr wieder gnädig das Wort, »ich bin Ihnen zu vielen Dank ſchuldig, als daß ich um eines Wortes Willen mit Ihnen hadern könnte. Ja, ich gedenke Ihnen einen Beweis meines höchſten Vertrauens, meiner wärmſten Freundſchaft zu geben, wenn Ihnen anders daran gelegen iſt.«

»O mein allertheuerſter, allerwertheſter gnädiger Freiherr,« gegenredete der überhöfliche Poſtmeiſter, »reden Sie, und erblicken Sie in meiner geringen Perſon einen bereitwilligen Knecht, der Gut und Blut für Hochdieſelben zu laſſen im Stande.«

»Nun denn,« fuhr Ottmar mit feſter Stimme fort, »ſo hören Sie, Sie ſollen für mich um Sophie Gawner werben.«

»Ich erſtaune!« fuhr jener auf. »Solche Ehre mir, ſolche Gnade dem Mädchen! Aber Hochzuverehrender, iſt es auch Dero veritabler Ernſt, wird nicht Denenſelben eine ſogenannte Meſſaliance von Dero hohen Agnaten —?«

»Dieſes kümmere Sie nicht, vortrefflicher Freund,« erwiederte der Freiherr, und ſeine heitere Stirne verdüſterte ſich; »ich frage nur, ob Sie meine Bitte erfüllen wollen, oder nicht, widrigenfalls ich mich ſelbſt entſchließen muß —«

»O bitte, ich ſtehe ganz zu Dero Befehlen,« fiel der Poſtmeiſter ein, »und ich hoffe, daß Dieſelben vollkommen content ſeyn ſollen mit den Bemühungen Ihres unterthänigen Dieners.«

Und beide beſprachen nun das Nähere, und in Folge dieſes Geſpräches beſchritt am Nachmittag der Poſtmeiſter die Wohnung der Wittwe Gawner.

Die gute einfache Frau erſchrack heftig, und glaubte zu träumen, als nach den Einleitungen, die dem Poſtmeiſter nöthig ſchienen, und nachdem die Töchter beide, Eva voll Neugier, Sophie mit angſterfülltem, ahnungsvollem Herzen ſich aus der Stube entfernt hatten, er ſeinen Antrag in weitſchweifigen und zierlich geſtellten Worten machte.

»Meine Tochter, Herr Poſtmeiſter?« fragte ſie einigemal. »Meine Tochter begehrt ein Herr zur Ehe, ein Freiherr, wie Sie ſagen, den Niemand kennt, der meine Tochter nicht kennt? Und will ſie mit ſich nehmen? Ich begreife es gar nicht, lieber Herr Poſtmeiſter! Betrügen wird er ſie wollen, mein armes unſchuldiges Kind, ſie verführen, ſitzen laſſen!«

»Ei welche arge Gedanken, beſte Frau Gawner,« warf der Freiwerber ein: »würde ich, ein Mann von Amt und Würde, mich wohl hergeben zu einem Antrag ſolcher Art? was denken Sie? Der Freiherr meint es ehrlich, bei dem höchſten Gott; die Liebe überwindet alles, ſtoßen Sie das Glück Ihres Kindes nicht von ſich!«

Die Wittwe ſchwieg, ſie wandte ihr bleiches Geſicht mit frommem Ausdruck zu den Wolken, als ſuche ſie von droben eine Eingebung als Richtſchnur ihres Handelns.

»Ich will mit Sophie reden,« ſprach ſie nach einer langen Pauſe. »Wie Gott will. Eine Bedenkzeit von acht Tagen werden der gnädige Freiherr wohl nicht zu lange finden.«

»Dieſelben *müſſen* ſpäteſtens übermorgen abreiſen, und wollen es nicht ohne Sophiechen, deshalb nicht acht Stunden, beſte Frau Gawner. Bedenken Sie, eine ſolche Gelegenheit, Ihr Kind zu verſorgen, bietet ſich nie, nie wieder,« redete der Wittwe der Poſtmeiſter zu.

»I du mein lieber Gott!« rief dieſe aus. »Es iſt ja nichts fertig, Sophie hat ja keine Kleider, und denken Sie denn gar nicht an Aufgebot und Hochzeit! Was würden denn die Leute ſagen? ach, mir ſchwindelt der Kopf von all' den Wunderdingen, mir wird ganz ſchwach, ich muß etwas Liquor nehmen.«

Mit zitternder Hand träufelte ſie die Stärkung auf Zucker, während ſich fortdauernd der Poſtmeiſter in Beweggründen erſchöpfte, die ihm gleich das Jawort verſchaffen ſollten. »Der Herr von Thalberg iſt ungeheuer reich, iſt jung, iſt ſchön, liebenswürdig, unabhängig, wird Ihnen und Ihrer zweiten Tochter eine ſehr weſentliche Stütze ſeyn, und liebt Sophiechen bis zur Raſerei vom erſten Augenblick an, daß er ſie geſehen, und wird, darauf ſchwör ich, ihr Glück machen, und wem dankt ſie dieſes Glück? Mir. Ich führte den gnädigen Freiherrn hier an Ihrem Hauſe vorbei, Frau Gawner, ich rühmte Sophiens Tugend und Unſchuld, ihre Sittſamkeit und Häuslichkeit, und Ihre gute muſterhafte Erziehung des Mädchens, beſte Frau Gawner, ſeyn Sie nicht halsſtarrig, ſagen Sie ja.«

»Sie ſollen heute noch Antwort haben, Herr Poſtmeiſter,« nahm die geängſtigte Wittwe das Wort. »Ich will nur erſt mit meinem Vormund—«

»O, der wird und kann Ihnen nicht abrathen, Beſte, er wird ſich freuen über das Glück Sophiechens, ganz gewiß!« fiel der Poſtmeiſter ein. »Laſſen Sie mir denn gefälligſt,« fuhr er fort, »baldige Antwort wiſſen, denn der edle liebende Mann harret ungeduldig. Nun ich empfehle mich zu geneigtem Andenken!«

Er ging, und die Mutter rief Sophien zu ſich in das Kämmerlein. Dort ſchüttete nach den erſten Fragen Sophie ihr Herz aus, denn ſie war es gewohnt, in der Mutter die Freundin zu lieben und zu ehren, dort geſtand ſie, wie beim erſten Anblick der Fremde einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht habe, wie ſehr ſie erſchrocken ſey, als ſie ihn bei Poſtmeiſters getroffen, und wie er ſie geſtern Abends nach Hauſe begleitet, und mit heiligen Betheuerungen die Verſicherung ſeiner Liebe zu ihr bekräftigt habe, und daß ihr Herz brechen würde, wenn die Mutter ihre Einwilligung verweigere.

»O mein Kind, mein theures geliebtes Kind,« ſprach die Mutter unter Thränen. »Wie bekümmert mich dieſe Liebe! Ich ſoll Dich von mir laſſen, ſoll Dich hingegeben ſehen einem Manne, den hier Niemand kennt, gleichſam im Raub mir entführt und abgetrotzt ſoll ich Dich ſcheiden ſehen? O laß ihn, vergiß ihn! Du biſt noch jung, es findet ſich vielleicht ein redlicher Bürgerſohn, der Dich aufrichtig liebt und freit, Du biſt ja ein braves Mädchen; was willſt Du über Deinen Stand hinaus? Der fremde Mann wird Dich verlaſſen, ſo wie er Deiner ſatt iſt, und arm, hülflos, entehrt, wirſt Du zurückkommen in Deine Vaterſtadt, und dem Räuber Deines ſtillen Glückes fluchen! O Mädchen, Du machſt mir ſchweren Kummer.«

Da warf ſich weinend und händeringend das liebende Mädchen zu der Mutter Füßen, und beſchwor ſie, ihr nicht zu zürnen, daß ſie den Freiherrn liebe und ewig lieben müſſe, und ſie ziehen zu laſſen mit dem geliebten Manne; ſie wolle nie wiederkommen, wie es ihr auch ergehe. Sie glaube an ihn, wie ſie an Gott und an ihren Erlöſer glaube, er werde ſie nicht unglücklich machen, und ſie müſſe in Jammer und Verzweiflung ſterben, wenn ſie nicht die Seine würde!

»Nun, Dein Wille geſchehe,« ſprach die Mutter, kummervoll weinend. »Aber klage mich nicht an, Sophie, wenn Jammer und Verzweiflung Dein Loos werden dadurch, daß Du ihn durchſetzteſt. O Gott, wer hätte das denken ſollen! Sophie, wird es Dir denn ſo leicht, von Deiner Mutter zu ſcheiden?«

Das Mädchen zerfloß in Thränen. »Es bleibt Dir ja die Schweſter, und Du haſt eine Sorge weniger,« ſchluchzte ſie.

»Ach, eine bittre, bittre Sorge mehr,« antwortete die Wittwe. »Möge der Himmel es zum Guten kehren, Dich nie den raſchen Schritt bereuen laſſen.« —

Es werde in der Erzählung übergangen, wie ſehr nun, nach ausgeſprochenem Jawort die Anſtalten der Trauung beſchleunigt würden, wie des Freiherrn Gold die Diſpenſation des Aufgebots bewirkte, wie Neid und Verläumdungsſucht giftige Zungen regten, und entſtellte Gerüchte die Stadt durchzogen, in der ſich dermalen das Wunderbare, Niegeſchehene begab, wie vornehmlich des Poſtmeiſters Töchter aus Freundinnen plötzlich zu bittern Feindinnen Sophiens wurden, wie ſelbſt die Schweſter mit Groll und Neid das Glück derſelben betrachtete.

Am Abend feierte der Freiherr in dem kleinen Stübchen der Wittwe bei einem frugalen Male ſeine Verlobung mit Sophie, am darauffolgenden Morgen, ehe es noch tagte, gab in der Stadtkirche der damalige Superintendent Silchmüller das liebende Paar zum ewigen unzertrennlichen Bunde zuſammen. Düſtre Ahnungsſchauer faßten die Braut, die faſt die ganze Nacht mit dem Ordnen ihrer wenigen

Habſeligkeiten zugebracht hatte, und viel geweint — als ſie in dem hohen düſtern Gotteshauſe ſtand, das das bleiche Licht einiger Kerzen auf dem Altar nur ſparſam beleuchtete, und in welches nur kaum ein Schimmer des aufdämmernden Morgens fiel. Nur die Mutter Sophiens und der Poſtmeiſter Brauer waren Zeugen der heiligen Handlung.

Reichlich begabte der Freiherr Mutter und Schweſter der Braut, reichlich den dienſtfertigen Poſtmeiſter, unter Thränen und Segensküſſen ſchieden Mutter und Tochter, und in die bereitſtehende Reiſekutſche hob eine halbe Stunde nach der Trauung der Freiherr von Thalberg ſein junges, geliebtes Weib, ſanftmüthig tröſtend die Weinende, und auf der Straße nach Süden rollten ſie dahin, verlaſſend die Stadt, die wir, der Erzähler und die günſtigen Leſer, nun auch verlaſſen ſammt ihrem komplimentenvollen kleinſtädtiſchen Poſtmeiſter, folgend dem jungen Gattenpaar, das Arm in Arm, liebkoſend und ſchweigend ſaß. —

Ein Paradies hatte die trauliche Liebe gefunden, ein entzückendes Aſyl nahm in ſeinen ſtillen Schooß das deutſche Weib, und ließ es faſt vergeſſen das freundliche Thal der Werra und das kleine Heimathſtädtchen. Dort, wo eine reizende Königin der Städte, das herrliche Neapel wie aus den Meereswellen emporgeſtiegen, hingelagert iſt an der Berge grünen Fuß mit ſeinen Palläſten, Tempeln und Klöſtern, ſeinen Schlöſſern und Kaſtellen, wo Tauſende von kleinen und großen Landhäuſern auftauchen aus der Oliven- und Kaſtanienwäldchen grüner Umſchattung, wo die tiefe Bläue des italiſchen Himmels aus dem Rieſenſpiegel des Golf heraufglüht, den Schiffe, Barken und Kähne in allen Richtungen durchkreuzen, dort bewohnte, nahe der Stadt der deutſche Freiherr von Thalberg eine liebliche Villa, dort entfaltete, wie eine Blüthe, der nur der belebende Hauch des Lenzes, der wärmende Strahl der Sonne gefehlt, Sophie Körper und Geiſt zur Glorie der Vollendung weiblicher Ausbildung. Neue, vorher nie gekannte Pforten erſchloß ihr das Leben, eine neue Weihe gab ihr des Gatten unendliche, unerſchöpfliche Liebe.

Sie lernte die franzöſiſche und italieniſche Sprache, ſie lernte Muſik, und lernte alles leicht, denn ſie that es ja für ihn, ihn erheiterten ja ihre Lieder, ihn vergnügte ja ihr trautes Gekoſe in der ſanften ſüdlichen Sprache. Wenn ſie früh beiſammen ſaßen auf den Terraſſen unter blühenden Orangenbäumen, und die Blicke hinunter ſchweiften auf die zahlloſen ſchwebenden Gärten, auf die Wälder und Büſche, in denen tauſend Sänger ihre Morgenlieder jubelten, und auf das weite, weite Meer, das ſtill und ruhig vor ihren Blicken lag und die Morgenröthe in ſeinen Schooß hinabzog, oder in leichten duftigen Nebelſchleiern wunderbare Zauberfluren der Fata Morgana zeigte, o da küßten ſich die liebenden Gatten heiß und innig, da freute ſie ſich ihres Glückes, da ſandte wohl Sophie der fernen Heimath ihre Grüße zu, aber ſehnſüchtige Grüße waren es nicht.

Und wie ſchön war es Abends, wenn die Gärten, die Villen, die Schiffe, die Gondeln ſich mit tauſend Lichtern ſchmückten, nachdem das flammende Rund der Sonne in des Meeres feuchte Umarmung, wie in ein kühlendes Bad, ſich getaucht hatte, und die Flöre der Dämmerung die Roſen der Abendröthe überwoben! Da ſchallten Lieder und Guitarrenklänge und ſanfte Harmonien, und durch der Bäume Grün ſchwebte in Schaaren das ſterngoldene Leuchten der italieniſchen Lampe.

Und über der Erdenpracht, über der Erdenfröhlichkeit wandelten hoch im ewigen Azur hellſchimmernd die Sterne des Himmels.

Noch glücklicher ſollten die Liebenden werden, mehr noch empfangen, als was Natur und Kunſt im Schweſterbunde, vereint mit nützlicher Thätigkeit ihnen gewährten. Sophie ward Mutter, ein holder Knabe ſteigerte ihre gegenſeitige Zärtlichkeit, mehrte ihr Glück, wie ihre Freuden. War es doch, als wolle das Geſchick ſie recht reich begaben, als wolle es ſie überſättigen aus dem Füllhorn des Glücks, damit ſie einſt an Erinnerungen ſchwelgen möchten, wenn die Wetterſchläge des widrigen Verhängniſſes ihr Eden grauſam zertrümmern würden. Hat nicht faſt jeder Menſch eine Zeit des Glücks, und ſollte es auch nur die Kindheit, oder die Zeit der erſten Liebe ſeyn, an die er ſehnend zurückdenkt in trüben Tagen, die er noch ſchöner ſich ausmalt, als ſie geweſen iſt, nur damit er etwas habe zur Vergleichung mit dem trüben farbloſen Jetzt, in dem ihm oft auch nicht die kleinſte Freudenblume blüht? Darum fröhlich ergriffen das falſche Glück, und es feſtgehalten, ſo lange als möglich. Auch an ein treuloſes Mädchen denken wir vielleicht oft, wenn auch mit ſtiller Wehmuth, ſie war treulos, aber wir liebten ſie doch.

Zwei Jahre waren ungetrübt hingegangen, Thalbergs Gattin hatte ihrem kleinen Luigi einen Bruder gegeben, und die Gatten beſprachen ſich über den Namen des Kindes. Wollen wir ihn nicht nach dem Tage ſeiner Geburt Johannes nennen? fragte ſanft die Wöchnerin. Da umdüſterte ſich das Geſicht Thalbergs, ſichtbar zuckte Schreck darüber hin, und er antwortete faſt heftig: Nein! Nur nicht dieſen Namen, jeden andern! und verließ bewegt das Zimmer. Und dieß war das erſte Wölkchen am Himmel ihrer Liebe, klein und unbedeutend, aber es ſollte bald furchtbar wachſen.

Der Knabe erhielt den Namen Theodor, und obgleich die Liebe Thalbergs ſich gleich blieb gegen Sophie, ſo ſah dieſe doch beſorgt und unruhig, wie ſeine Heiterkeit mehr und mehr dahinſchwand, wie er oft trüben Gedanken nachhing, und wie er ſich mühte, ihr einen Kummer zu verbergen, deſſen Urſache ſie nicht ahnen konnte. Wer es aber weiß, wie wehe es thut, ſehen zu müſſen, wie ſich jemand, der unſerm Herzen über alles theuer iſt, abquält im geheimen Schmerz, auf deſſen Mittheilung uns doch unſre Liebe ein heiliges Recht giebt, der fühlt, was vorgehen mußte im Buſen des liebenden Weibes, die mit ängſtlicher Sorge des Gatten Mienen täglich beobachtete, die ſtille Thränen vergoß, wenn ſie allein war bei ihren Kindern.

Eines Tages ſuchte ſie nach einem Kleidungsſtücke, das ſie vermißte, und glaubte, daß es vielleicht von ihr unter die Sachen ihres Mannes gebracht worden ſey, da fiel ihr in einem Koffer, den ſie früher nie ganz durchſucht hatte, ein Ueberkleid ganz eignen Schnittes in die Hände; es war darauf ein großes weißes Kreuz von Seide genäht, und ſie betrachtete es noch verwundert, nicht wiſſend, was ſie daraus machen ſollte, als ihr Gemahl raſch die Thüre öffnete, und mit ſchreckenbleichem Geſicht, einen Brief in der Hand, eintrat.

»Was iſt das für ein Kleid?« fragte ſie, beſtürzt über ſeinen Anblick. »O Gott! was fehlt Dir?« ſchrie ſie auf, als er wankend, ſich an einen Stuhl feſt hielt. »Laß nur, es geht vorüber,« ſprach er tiefathmend. »O mein theures Weib,« rief er, und umſchlang ſie feſt: »o mache Dein Herz ſtark, ich muß Dir entdecken, was meine Liebe Dir gern auf ewig verhehlt hätte, es wird Dir die Ruhe des Tages rauben, und den Schlummer der Nächte, o laß es mir nicht auch Deine Liebe rauben!«

»Sprich, um Gottes willen, ſprich!« rief ſie. »Was iſt's, das Du ſo furchtbar einleiteſt? Ach, ich habe wohl gefühlt, daß Du vor mir ein ſchweres Geheimniß zu verbergen ſuchteſt!«

»Faſſe Dich, höre mich ruhig an,« bat er, und zog ſie zu ſich nieder auf das Sopha. »Das Kleid, das Du hier gefunden,« »begann er gepreßt: »iſt die Dalmatika eines Malteſerritters. Ein Malteſer muß ehelos leben, nur im Dienſt des Ordens, und ſein Leben der Vertheidigung der chriſtlichen Religion gegen die Ungläubigen weihen; ſein Leben, ſeine Zeit, ſeine Güter gehören dem Orden. Sophie, erſchrick nicht, ich war Malteſer; ich brach alle meine Gelübde!«

»Du?« rief ſie erbleichend, und ſah ihn zweifelhaft an, ſie faßte gar nicht ganz in ihrer Unſchuld die Schwere ſeiner Worte.

»Ich war zwölf Jahre alt,« fuhr er fort, »da ward ich ſchon eingetragen unter die Edelknaben des Großmeiſters auf Malta, und ich war ſtolz auf dieſe Ehre, ich wußte noch nicht, wie viel ſie mich koſten ſollte. Im ſechzehnte Jahre reiste ich hin, meine mächtigen und re chen Verwandten, ihr Einfluß, ihr Anſehen verſchafften mir Begünſtigungen, die ander ſchwerer zu erlangen fielen; ich legte, nachde ich vier Jahre dort geweſen, die ewig binden den Gelübde der Keuſchheit, Eheloſigkeit un Armuth ab, ich empfing die Inſignien des Ordens, und reiste dann, um für ihn thätig un wirkſamer zu ſeyn, in verſchiedenen Staate umher. Mit aller meiner Habe an Gold un Edelſteinen verſehen, wollte ich nach Malt zurück, wollte vielleicht Deutſchland nie wiederſehen, da ſah ich Dich, meine himmliſche Sophie, und die Liebe, die ſo lange in meinem Herzen geſchlummert hatte, erwachte mit einemmale; was galten mir Orden, Gelübde, Verwandte? Dich, nur Dich wollte ich auf de ganzen Erde, in einer Hütte mit Dir wäre ich ſelig geweſen. Was galt mir die Verſchiedenheit des Glaubens? Haben wir uns je entzweit über Glaubensſtreitigkeiten? Habe ich je Dir eine andre Ueberzeugung aufdringen wollen? Gewiß nicht, ſieh, meine Sophie, da ging ich nicht nach Malta, ich gab dem Orden, was des Ordens war, und nahm mir meine Memſchenrechte zurück, ich widerrief meine übereilten Gelübde, und barg mich mit Dir in dieſes herrliche Land, wo bisher nichts unſer ſtilles Glück getrübt hat.«

»Und nun? und nun?« fiel Sophie ängſtlich ein. »O Gott, mir ahnt es, nun verfolgen ſie Dich um meinetwillen? Um meinetwillen, mein Ottmar, droht Dir Unglück und Verderben!«

»Sey ruhig, theures Weib,« beſänftigte er. »Laß ſie mich verfolgen, nur den Muth laß nicht ſinken; ich weiche nicht von Dir, nicht von meinen Kindern. Iſt mir doch wieder Kraft gekommen, ſeit ich Dich vor mir ſehe, ſtärkt ſich doch meine Seele an Deinem Anblick, o auch für Dich zu leiden, wäre mir ſüß.«

»Sieh, da ſchreibt mir ein bewährter Freund: »Ottmar, Du biſt nicht mehr ſicher. Deine Verwandten wüthen über die Schmach, die Du Dir, ihnen, und dem Orden angethan, der Orden giebt ſeine Rechte auf Dich nicht auf; werden Sie Deiner habhaft, ſo erwartet den Bundbrüchigen die ſchrecklichſte Strafe, vielleicht die Galeere, oder lebenslängliche Kerkerhaft; ob man gleich in unſern Zeiten dieß kaum für glaublich halten möchte. Aber der

Orden, wie ſehr auch die Jahre ſeine Kraft gebrochen, iſt noch mächtiger, als man glaubt. Sie wiſſen, daß Du in Italien Dich verbirgſt, und haben ſich an den Pabſt gewendet, darum fliehe, fliehe ſo ſchnell als möglich, wenn Weib und Kinder Dir theuer ſind, wenn Deine Freiheit Dir lieb iſt.« —

»O mein Ottmar, ſo laß uns eilen!« rief ſie weinend. »O warum verbargſt Du mir ſo lange dieſe ſchrecklichen Geheimniſſe? War ich denn nicht werth Deines Vertrauens? Hätteſt Du mich doch nie geſehen! Nun bin ich Dein Unglück!«

»Ich, ich bereite Dir das Deine,« erwiederte er; »aber laß uns nicht klagen; handeln, raſch handeln gilt jetzt. Gottlob, daß uns ſo viel bleibt, an jedem andern Orte nicht dem Mangel ausgeſetzt zu ſeyn.«

Schleunig erhob nun der Freiherr ſeine Kapitalien, die er ſicher angelegt in der Königsſtadt, und verkaufte ſeinen Landſitz, während Sophie die häuslichen Angelegenheiten ordnete, und alles zu einer großen Reiſe rüſtete.

Acht Tage ſpäter trug ſchon ein Schiff, geſchwellt von günſtigem Winde, die Gatten mit den Pfändern ihrer Liebe und ihrer Habe aus dem Golf von Neapel in das offne Meer hinein. Wehmüthig blickten ſie zurück auf das Paradies, das ſie verlaſſen mußten, weinend ſagten ſie Lebewohl den Orten, wo ihnen in ſeliger Liebe ein Eliſium gelächelt. Die freundlichen Küſten ſchwanden, wie Trümmer des Glücks verſanken ſie in die Meeresfluth, dunkle Wolken ſchwebten um den Gipfel des Veſuvs, bis auch dieſer unter dem Horizont hinabſank.

Nach einer glücklichen Meeresfahrt ſtiegen die Reiſenden in Genua an's Land, raſteten dort einige Tage, damit ſich die, durch die Seereiſe angegriffene Sophie erhole, gingen dann nach Mailand, überſtiegen die Alpen, durcheilten die Schweiz, und ſchifften den Rhein hinunter, bis ſie endlich Haag erreichten, wo ſchon ein Freund für Thalberg ein kleines Haus gekauft hatte, das ihnen nun hier, in einem Lande, welches ſo ſehr von Italien abſtach, als geheimer Zufluchtsort dienen mußte.

Doch wahre Liebe verſchönt Alles. Das Gefühl der Sicherheit und Verborgenheit machte die Gatten wieder lebensfroh, von Thalberg hatte einen andern Namen angenommen, und galt allgemein für einen Franzoſen, den Verhältniſſe genöthigt hätten, ſein Vaterland zu verlaſſen, denn da er der holländiſchen Sprache im Anfang nicht mächtig war, bediente er ſich abſichtlich der franzöſiſchen. Da trübte nun nichts den Frieden des Ehepaares, die Kinder blühten in Fülle der Geſundheit, und verſüßten den Aeltern manche Stunde; ja dieſe fanden ſich bald heimiſch in Haags freundlicher Umgebung, gewöhnten ſich bald an das friedliche Stillleben mitten in einer großen und volkreichen Stadt, und die anfangs gehegten Befürchtungen, auch hier nicht ſicher zu ſeyn, ſchwanden mehr und mehr.

Harmlos ſaßen ſie eines Abends im Zwielicht beiſammen, Sophie ſang zur Harfe ein franzöſiſches Liedchen, Luigi lauſchte zu ihren Füßen ſitzend, Theodor war eingeſchlummert, Thalberg hatte den Arm um ſie geſchlungen, und begleitete mit leiſer Stimme den Geſang, da werden draußen Männertritte hörbar, Gewehre klirren, und ein tödtlicher Schreck überfällt beide. Ein Polizeibeamter und ein öſtreichiſcher Kommiſſarius, gefolgt von bewaffneten Soldaten treten ein, mit ihnen der Todesengel des ſtillen Glückes der Gatten. Vergebens widerſetzt ſich Thalberg der Verhaftung, vergebens wirft ſich flehend Sophie vor dem ſtrengen Kommiſſär nieder, laut jammern die Kinder. Mit fühlloſer Grauſamkeit leben die Beorderten ihrem Auftrag nach; wohlthätige Ohnmacht umſchleiert Sophien, wie ſie erwacht, ſitzt ſie in einem Wagen, neben ihr ein fremder Mann, ſie ſchreit laut auf, ſie ruft nach ihren Kindern, ſie will aus dem Wagen ſpringen, der Mann hält ſie und ſpricht tröſtende Worte, die aber ungehört verhallen. Wo wäre auch Troſt für eine Mutter, die man von ihren hülfloſen Kleinen trennt? Dumpfe Verzweiflung füllt die Seele des armen Weibes, ſtarrer, unſäglicher Schmerz, dem auch die Thränen verſiegen. Für ihre Bequemlichkeit wird beſtens geſorgt, aber ſprechen darf ſie Niemand. So geht die Reiſe wochenlang fort, eine Schwererkrankte, Halbirre, kommt Sophie in der deutſchen Kaiſerſtadt an, und — ein Kerker wird ihre Wohnung.

Die mächtige Familie des Freiherrn von Thalberg, verbunden mit dem Orden hatten alles aufgeboten, den Aufenthalt Ottmars auszuſpähen, und es war ihnen gelungen; doch noch nicht mächtig genug zur Ausführung ihrer Racheplâne, gelingt es ihnen, die Kaiſerin, Maria Thereſia, zu vermögen, daß ſie dieſe Angelegenheit zu ihrer eignen machte, da war es geſchehen um Glück und Frieden der Liebenden; während ſie, ſich ſicher wähnend, ſich des neuen Aſyles erfreuten, zog verderbenſchwanger die Wolke heran, deren Strahl ſie vernichtend traf. Ein Bevollmächtigter reiſte ab, mit einem Geſuch an die niederländiſche Regierung verſehen, die Aufhebung des unter falſchem Namen ſich in Haag aufhaltenden Freiherrn von Thalberg zu geſtatten, und ungewarnt, unvorbereitet, überraſchte den Armen das Unglück.

In leidlicher Haft zwar litt das ſchuldloſe hülfloſe Weib, aber unausſprechlich war ihr Leiden. Getrennt von dem Gatten, der ihr Alles geweſen war, getrennt von den holden Kindern, ihrer höchſten Wonne, eine Gefangene, entbehrend jede Kunde von den Ihrigen, jeden Troſt freundſchaftlichen Zuſpruches, der auch in Kummertagen das Dunkel der Seele zu erhellen vermag, durchweinte ſie Tage, durchweinte ſie Nächte lang, und ſah kein Ende ihres ſo trüben Schickſals. Langſam ſchlichen die Tage, die Wochen vorüber, keiner brachte eine Veränderung. Eine Stunde jeden

Tag durfte ſich die Gefangene ergehen, aber zwiſchen hohen Mauern, die jede Ausſicht ſperrten, war dieſer traurige Gang eingeſchränkt, auf ihn kam ſie auch mit andern Gefangenen zuſammen, deren ruchloſe Rohheit und niedre Scherze ſie verſcheuchten, und ſie bald ihr ſtilles Kämmerchen von 8 Fuß in die Länge und Breite wieder ſuchen ließen, wo ſie doch allein war; allein mit ihrem unendlichen Gram und der ewigen Sorge um die ihr ſo grauſam entriſſenen Lieben.

Doch auch in Kerkernächte fällt zuweilen ein Himmelsſtrahl. In den Betſtunden, die Sonntäglich einmal die Gefangenen in einem großen Saale gehalten wurden, ſah die erwachſene Tochter des Kerkermeiſters, ein gutes gefühlvolles Mädchen, die bleiche Gefangne, und fragte ihren Vater, was dieſe Frau verſchuldet? Daß er es nicht wiſſe, daß ſie auf höheren Befehl hier ſchmachte, war alles was ſie erfahren konnte, und Theilnahme, und eine daraus entſpringende ſchuldloſe Neugierde bewogen ſie, ſich der Gefangenen zu nähern. O wie wohl that es dieſer, nach ſo langer Zeit eine Seele zu finden, der ſie mittheilend ihr tiefes Leid klagen konnte, und ſie fand in dem Mädchen ein theilnehmendes Herz, das die traurige Gewohnheit des Anblicks menſchlichen Elends und menſchlicher Verworfenheit nicht abgeſtumpſt hatte für ſanfte Regungen des Gefühls. Lenore, ſo hieß die Kerkermeiſterstochter, brachte ihr Arbeit, fromme Bücher, ſprach mit ihr von ihrer Vergangenheit, und gewann immer lieber die ſanfte Dulderin, die ergeben in den Willen der Allmacht die ſchwere Prüfung trug.

Da ſtarb Maria Thereſia und der menſchenfreundliche hellſehende Joſeph beſtieg den Kaiſerthron. Eines Tages ging er, in Begleitung einiger Vertrauten, um die Gefängniſſe zu beſehen, und mancher Gefangene fand durch ſeine Milde Erlöſung, aber müde der traurigen Eindrücke und des widerwärtigen Anblicks wandte ſich Joſeph endlich, das Gefängniß zu verlaſſen. Da warf ſich ihm Lenore zu Füßen und rief: »O Kaiſerl. Majeſtät, erbarmen Sie ſich einer unſchuldig Gefangenen!«

»Einer Unſchuldigen?« fragte der Kaiſer verwundert. »Es ſoll Niemand unſchuldig leiden. Wir wollen ſie ſehen.«

Einfach und klar, mit wenigen Worten, erzählte Sophie dem Kaiſer ihre Geſchichte, und die Stunde ihrer Befreiung ſchlug, nachdem ſie über ein Jahr im Kerker zugebracht.

Lebenslängliche Haft war ihr durch einen Kabinetsbefehl der verſtorbenen Kaiſerin zugedacht, und — empörend iſt es, dieß zu berichten – monatliche Geiſelung, doch dieſe hatte Sophiens Kränklichkeit und des Stockmeiſters Erbarmen, von ihr abgewandt.

Aber bleich, krank, abgezehrt ging die Unglückliche aus dem Kerker hervor, ein beklagenswerthes Opfer der Verhältniſſe.

Vom Kaiſer unterſtützt, reist ſie nach Hauſe, und grüßt in trauriger Lage die Heimathſtadt, die ſie ſo glücklich, ſo liebeſelig verlaſſen. Zu ſeiner gnadenreichen Unterſtützung hatte der Kaiſer den ſtrengen Befehl gefügt, nie wieder nach ihrem Mann, ihren Kindern zu fragen, und dieſe, wie ihn, für todt und verloren zu betrachten.

Charlotte Amalie, Meiningens edle Herzogin, deren Andenken noch im Segen iſt, gab der armen Wittwe ein Jahrgehalt, und einſam lebte dieſe freudloſe Tage dahin. Ihre Mutter fand ſie nicht mehr unter den Lebenden, Eva, ihre heißblütige Schweſter, war tief geſunken, und beide blieben ſich fremd und fern.

Nicht lange genoß ſie das Glück der Freiheit; zu ſtark hatten Kummer und Gram an ihrem Herzen genagt, zu heftig wirkte Sehnſucht, ſie erlag — und ruht auf dem Gottesacker in Meiningen. Nie hatte ſie gehört von den Lieben, die das Schickſal ihr ſo grauſam entriſſen, o hätte ihr doch des Todes kalte Hand noch eine kurze Friſt geſtattet! Acht Tage nach ihrem Dahinſcheiden kam ein Briefpaket, an ſie adreſſirt, mit 500 Gulden. Es war von Thalberg; nach raſtloſen Bemühungen war es ihm, unterſtüzt von mächtigen Freunden, geglückt, die päpſtliche Diſpenſation für ſein Vergehen zu erhalten, nachdem er ſelbſt eine Zeitlang in ſtrenger Haft gehalten worden war. Mühſam erforſchte er ihren Kerker, eilte ſelbſt nach Wien, und fand ſie dort nicht mehr. Da ſandte er Brief und Geld, ſelbſt zu reiſen verhindert, und Tage des neuen Glücks hätten ihr noch erblühen können. Auch die Kinder waren wohl, und gediehen unter ſorglicher Pflege; doch ſie ſollten die Mutter nicht wieder ſehen. Als Thalberg die Kunde ihres Todes erfuhr, trauerte er tief, widmete ſich ganz der Erziehung ſeiner Kinder, und vermählte ſich nie wieder. —

Die Unglückliche fiel, ein Opfer des Stolzes, und der Vorurtheile, die ſchon ſo manches ſtille Glück hingemordet haben. O, es muß ein Jenſeits geben, und eine Wiedervereinigung dort, um ſolcher Getrennten willen! Die Zornruthen der Prüfung im irdiſchen Seyn wandelt in Palmen dort die Liebe des ewigen Vergelters.

Die arme Seele.

Ein Kloſtermährchen.

Die arme Seele.

Ein Kloſtermährchen.

An einem Feſttage ſaßen die Mönche eines griechiſchen Kloſters an vollbeſetzter Tafel und ließen ſich's wohl ſeyn. Bog ſich doch der Tiſch faſt von der Laſt der auf ihn gehäuften Speiſen und Getränke, brach ſich doch an dem hohen Kreuzgewölbe und den ſtarren Mauern der Schall des wiehernden Gelächters der Tafelgenoſſen, die in ihrer Einöde jede Gott gefällige Regel ſeit langem hintan geſetzt hatten, um ſündlicher Ausſchweifung zu fröhnen. Am meiſten lachte der Higumenos Euphemius, ächzend und ſtöhnend vor Luſt und Ueppigkeit. Er lachte, daß ihm die Augen thränten, hob einmal über das anderemal in fröhlicher Trunkenheit den vollen Becher rothen Weins, und ließ ein unwürdiges Witzwort nach dem andern dem blasphemirenden Munde entſchlüpfen.

Und immer wieder erſchütterte das unauslöſchliche Gelächter der Mönche das Refectorium.

Es waren aber unter bemeldeten Scherzaden zwei Unſichtbare in das Speiſezimmer getreten, die ihren Stand nahmen hinter dem Stuhle des Abts, deren Einen wir nicht nennen wollen, und deren Andern die Leſer wohl errathen werden, wenn wir ihnen vertrauen, daß er ein ſehr langer, hagerer Mann war, an dem kein gutes Haar zu finden, nämlich gar keins. Angethan war dieſer Fremdling mit einem abgetragenen grauen Röcklein, aus deſſen kurzen Aermeln dürre Knochenfinger hervorſchlotterten. Das, was am Unangenehmſten an dieſem Manne in die Augen gefallen wäre, hätten ihn leibliche Augen zu erſchauen vermocht, war, daß er gar keine Augen und überhaupt gar kein Geſicht hatte, wodurch er merklich gegen ſeinen Gefährten im Schatten ſtand, der ſich eines ausdrucksvollen Scharfblicks erfreute. Es war zwar Etwas vorhanden, das andeuten mochte, hier habe vor langen, langen Zeiten ein Geſicht geſeſſen, und dieſes mag am Beſten verglichen werden mit einer alten Ruine, wo man neben dem grauen, öden Gemäuer in dunkle Keller und Verließe hinabblickt. Es ſchienen auch die beiden Fremden, die, der Sage nach, Vettern waren, und einander in die Hände arbeiteten, eben ſo ganz verſchiedenen Humors zu ſeyn, wie ihre äußere Erſcheinung von einander abwich; denn der eben Beſchriebene war ein ſehr ernſthafter Mann, der niemals lachte, was ohnedieß ſchwer iſt, wenn Einer kein Geſicht hat; der Andere hingegen ein nicht großer, gedrungener Mann, mit einem ſcharfmarkirten Satyrgeſicht, der mit einem braunen Röcklein bekleidet war, ſchien ſpaßiger Laune zu ſeyn; er lächelte immer in einem weg über die Ausgelaſſenheiten der Mönche, wobei er unter der anmuthig gebogenen Habichtnaſe zwei Reihen blendend weißer Zähne, wiewohl von etwas unziemlicher Größe, zeigte. Auch hätte ein aufmerkſamer Beobachter, vorausgeſetzt, daß der Spaßhafte ſichtbar dageſtanden, hinten an den breiten Schößen des Röckchens eine Bewegung wahrnehmen können, als wackle darunter ein Schwänzlein.

Wenn nun die Mönche wieder einen ſkurrilen Witz losgelaſſen hatten, der das Zwerchfell Aller ſo erſchütterte, daß ſie vor Lachen berſten wollten, nickte der kleine Braune immer beifällig dazu, während der lange Graue mit ſeiner Geſichtsruine fortwährend ſchüttelte, ſo daß es war, als ſtände das Ja und das Nein perſonifizirt hinter dem Stuhle des Abts, und ſey die Geſtalt des Braunen der Geiſt, der ſtets bejaht, wenn die im Strom des Verderbens ſchwimmende Menſchenſeele mit ſich ſelbſt zu Rathe geht, und bei ſich anfragt, ob ſie begehen ſoll ein neues Laſter, und eintauchen in eine neue Verworfenheit.

Einige der guten Mönchlein waren ſchon ſanft in das Elyſium des Weinrauſches hinübergedämmert, und lagen theils mit halbem Leib über, oder mit ganzem unter dem Tiſch; das Gelächter verſtummte allmählig, und wich der ſchlafbringenden Melodie des Gähnens und Schnarchens.

Am wackerſten aber, ein würdiges Vorbild ſeiner Untergebenen, hielt ſich der Abt; er blickte noch ganz munter und triumphirend aus den kleinen Aeuglein auf die Beſiegten, gabelte, obgleich mit preßhaftem Stöhnen, immer darauf los, und ſchluckte wacker, mit altem Firnewein nachhelfend. Die Mehrzahl der Mönche hatte ſich hinweggeſchlichen, vermuthlich um ihren Leichnam zu kaſteien, oder auch ein ſanftes Schläfchen zu halten in der kühlen, einſamen Zelle.

Der graue Unſichtbare zog aus der Seitentaſche ſeines Röckleins eine alte, ſtarkgebrauchte Sanduhr, hielt ſie dem, der mit ihm gekommen war, zur Betrachtung hin; ſie war ſchon faſt ganz abgelaufen, und die tiefgezeichneten und doch verworrenen Züge des Braunen verzogen ſich noch mehr zum Lächeln, als ſinne ſelbiger nun ſelbſt auf einen recht eclatanten Spaß.

Niemand wachte mehr im Saale, außer dem Abt und den beiden Unſichtbaren, da tippte der Braune mit gelbem Zigeunerfinger auf den letzten fetten Biſſen, der noch vor dem Mönch lag; jetzt gabelte der ihn auf, jetzt ſchob er ihn in die Höhle ſeines ungeheuern Mundes, kaute, ſchmatzte behaglich — und jetzt — fiel das letzte Sandkorn.

Hui! da lag auch gleich die ungewöhnlich breite Hand des Braunen auf des Abtes Munde, und ſchloß ihm dieſen ſammt der Naſe zu, dicht und feſt, daß er nicht Athem holen konnte, wie ſehr er auch ſchnaubte und ächzte. Und des Geſichtes feurige Scharlachröthe ging über in hohes Rothblau, dann in Violet, dann ſchillerte es in das Braune und Graugelbe, ſo daß es ſcheußlich anzuſehen war, und die Arme ſanken ſchlaff herab, die Augen traten ſtier aus ihren Höhlen, die Füße ſtreckten ſich konvulſiviſch aus, und der Abt war todt.

Schnell ſchloß ſich jetzt die Hand des Braunen, wie etwa die eines Knaben, der eine Fliege gefangen hat; zugleich ſtürzte der Graue den Seſſel um, daß der Leichnam kopfüber in den Saal ſchlug, und von dem ſchrecklichen Lärm und Geraſſel die trunkenen Mönche aufſuhren, und vernichtet Zeter ſchrieen durch das Kloſter. Da ſind die Unſichtbaren ſtill, wie ſie gekommen, wieder hinweggeſchritten.

Dumpfe Schwüle aber herrſchte in dem Saale, wie wenn eine gewitterſchwangere Atmoſphäre darin das Leben erſticken wolle. Er füllte ſich mit den Brüdern, die aufgetaumelt waren aus dem Schlafe, erwacht aus dem Rauſche der Laſter zu einem entſetzlichen Anblick. Zitternd ſtanden ſie vor dem ſchrecklichen Memento mori, das eine übermächtige Hand gefällt, und ſchlugen reuig an die Sünderbruſt, aus der ſo lange ſchon der Geiſt des Herrn entwichen. Und ſie faßten mit ſcheuen, zitternden Händen den Gefällten, und trugen ihn hinaus, da nahmen ſie mit Schaudern wahr, daß ihm der Kopf etwas Weniges zur Seite gerückt war, wovon man im gemeinen Leben geſagt haben würde, der Hals ſey ihm umgedreht.

Wie aber nun die Mönche den Abt begraben hatten, geißelten ſie ſich blutig, und verließen alle das Kloſter. Hierauf aber iſt daſſelbe verödet und wüſte werden, denn es ging ja von ihm von Mund zu Mund im Volk die ſchauerliche Sage, wie der Abt geendet.

Still für ſich, in ein Ecklein gedrückt, ſaß der kleine Braune, der ſo geheimnißvoll aufgetreten in dieſer Erzählung, in einer Kellerſpelunke; er war aber jetzt ſichtbar den Augen der Sterblichen. Vor ihm ſtand ein Gläschen gebrannten Waſſers, woran er oft roch, und mit züngelndem Wohlbehagen davon zu nippen ſchien. Lauernde, ſtechende Blicke warf er oft hinüber an einen großen Eichentiſch, an welchem ſchon lange drei Bauern mit dem Buch der vier Könige ſpielten. Seine Lippen bewegten ſich, als führe er ein Selbſtgeſpräch, dem war aber nicht alſo, es war wieder bei ihm ſein unſichtbarer Vetter, der gedankenvoll und ſtumm den kahlen Schädel in die dürre, leiſe klappernde Rechte ſtützte, und der Lobrede lauſchte, die der Braune ſich ſelbſt hielt.

»Es geht doch nichts über einen genialen Kopf, mit Erfindungsgeiſt begabt,« ſprach er. »Hätteſt Du doch eine Zunge, zu koſten, und einen Gaumen, zu ſchmecken, wie lieblich der Wein iſt, den ich erfunden, dem Alten da droben zum Trotz und Spotte. Könnteſt Du einſehen, wie weit meine Erfindung die ſeine übertrifft! Da muß erſt ein Gewächs langweilig blühen, reifen, bevor aus ſeinen Früchten nach vieler Arbeit ein Getränk wird, das, ſoll es recht begeiſtern, Jahrelang liegen muß, während in Zeit weniger Tage mein Wein hergeſtellt wird, ſtark, kräftig, gewürzt, und durchdrungen mit meinem Feuer, das doch ein ganz anderes iſt, als die lumpigen Sonnenſtrahlen.«

Der Graue neigte ſtill bejahend ſein weißes Haupt, und der Braune fuhr leiſe fort: »Siehſt Du die Bauern, wie vergnügt ſie ſind mit dem Büchlein, das ich ebenfalls erfunden habe, auf deſſen Blättern mich auch die Maler hin und wieder trefflich konterfeien. Das iſt doch ein weit unterhaltenderes Büchlein, als ein anderes, von dem ich nicht reden will. Siehſt Du, wie es die Gemüther erregt, und wie dazu mein Trank die Zungen löſet?»

Wieder nickte der Graue. Am Tiſche aber, wo die Bauern ſpielten, murmelten ſchwere Flüche, und wurden gräßliche Schimpfworte laut, darüber lachte der Braune ganz abſonderlich in ſich hinein, und nickte mit freundlichem Grinſen nach dem Spieltiſche hinüber, und die Bauern goſſen erhitzt das gebrannte Waſſer in ſich hinein und wurden lauter und tobender, als wüthe in ihnen die Begeiſterung aus dem Abgrund. Und ſo war es auch, denn ach! es hat ja der Branntwein vom Weine nichts, als den böſen, tollen Erdgeiſt, und nichts vom belebenden Sonnenfeuer, das im Weine glüht, und die, die ſeiner mäßig genießen, auf Lichtſchwingen emporträgt in ſelige Gefilde, während jener, die, ſo er beherrſcht, hinabzieht in die dunkeln Tiefen der Betäubung, — nach kurzer Trugluſt in den Schlamm, da er wohnet.

»Hihi!« fuhr der Braune fort, »meinſt Du nicht, Vetter und Freund, daß meine Erfindung gut iſt, und uns wacker in die Hände gearbeitet hat, ſchon ſeit lange? Und daß ſie es heute wieder thut, wirſt Du bald ſehen. — Aber warum ſo ſtill, mein guter Geſell?« unterbrach er ſich, als der Vetter gar nicht redete, und nur nachdenklich das Haupt hin und her wiegte, »warum ſo ſtille, Vetter? Du biſt doch nicht eiferſüchtig auf meine Erfindungen? Du freilich haſt dergleichen nicht aufzuweiſen, was haſt denn Du erfunden?«

Da ſtarrte das unſichtbare graue Geſpenſt den Frager aus den hohlen Augen an, und es war, als gehe ein Seufzer hervor aus dem fleiſchloſen Munde, der klang, als ſpräche er: Die Reue.

Da zog der Braune ein kleines ſchwarzes Döschen aus der Taſche, als wolle er eine Priſe nehmen, allein dem war nicht alſo, denn um jene Zeit war das ſeltſame Naſenkitzelpulver noch nicht bekannt, das Schnupftaback heißt, und aus einer unſchuldigen Pflanze bereitet wird, die man mit Höllenbrühen und infernaliſchen Beizen ſo lange traktirt, bis es genug iſt, ſondern es war in dem Döslein nichts Geringeres, als die Seele des Abtes, die der Braune eingefangen, und die darinnen feſtgehalten wurde, feſt, wie unter hermetiſchem Siegel.

Drüben am Bauerntiſch wurden immer lauter die Flüche, ein Stuhl fiel um, ein Bauer ſprang auf, Meſſer blitzten, in's Geſicht flogen Einem die zwei und dreißig Blätter des Büchleins, und laut brüllend ſtürzte ein Anderer zur Erde, und ſchwamm in Blut. Da fuhr ein langer Rieſenarm aus dem Aermel des kleinen Braunen nach dem Gemordeten hinüber, die Hand ſchnappte fangend über ſeinem Geſicht, wie er den letzten Seufzer röchelnd aushauchte, und pfeilſchnell zog ſich der Arm zurück, und wurde ſo klein, wie zuvor. Der Braune aber war jetzt unſichtbar geworden; der Graue ſchritt aus dem Keller, und denen, die hereinſtrömten nach dem Geſchrei, war, als wehe ſie Eiskälte und Grabesmoder an.

Der Braune öffnete mit vieler Behutſamkeit ſein Döschen, und ſuchte etwas hineinzuſtecken, dabei aber zu verhüten, daß nicht herausſchlüpfe, was ſchon darin war; aber da ſchrie wieder Einer laut und jämmerlich, es war der Mörder, den die Menge zerbläute, wodurch einen Augenblick der kleine Braune irre gemacht wurde in ſeinem Beginnen. Da wiſchte behend und ſchnell, wie er die Bauernſeele hineinſchob in den geöffneten Behälter; Euphem's Seele heraus. Wohl fuhr ihr ein langer Arm mit gieriger Kralle nach, aber ſie, leicht wie Luft, zart wie Duft, entging der Haſt des Erzürnten.

Sahſt Du Irrlichter flackern, Leſer? Sahſt Du ihr leiſes, loſes Schweben, wie ſie ſich wiegten auf dem Duft, und bläulich glühten über Moor oder Gräbern? Ein unſichtbares Irrlicht flog durch die Nacht hin, unſtät und weſenlos. Ein Gedanke war es, der dahinflog, ein Gedanke der Verzweiflung — die Seele des Euphemius.

Sie war ſich ihrer ſelbſt bewußt, ach! ein ſchreckliches Bewußtſeyn. Drei Gedanken concentrirten ſich in ihr als furchtbare Tria's zur entſetzlichen Einheit. »Du biſt todt!« rief der Eine. »Du biſt der Hölle verfallen!« rief der Zweite. »Dir wird nie vergeben, Du bleibſt verdammt!« rief der Dritte. Und »ewig! ewig! ewig!« rief es wie mit tauſend Donnern und nachhallenden Gerichtsposaunenklängen, daß der Gedanke vor dem Gedanken in unnennbaren Schauern erbebte, und Vernichtung erflehte von dem ſtrengen, unerbittlichen Richter.

Aber es gibt keine Vernichtung im Ringe der Weſen. Aus der zerfallenden Hülle des Schmetterlings wird Staub, wie aus dem Leichnam, und der Thautropfen weckt befruchtend unſichtbare Welten auf, ehe ſich die vegetabiliſche Monas als grünes Stäubchen bildet. Und das Stäubchen wird zum Moos, das Moos wieder zur Erde, in der nun ſchon ein Samenkorn keimen und ſich entwickeln kann. Und das Samenkorn grünet wieder als Pflanze auf, bis auch dieſe ſtirbt, und wieder Staub wird, aus welchem in Kurzem wieder neues Leben emporblüht. Und für die Seele, für die ſchaffende, denkende Kraft, welche die Staubmaſchinen des Körpers belebt, ſollte es eine Vernichtung geben?

Vergebens, ach, vergebens erſehneſt Du Vernichtung, irrend flatternde Menſchenſeele! Sinne haſt Du nicht mehr, aber Du biſt ja der Sinn ſelbſt, das Rad, die Triebfeder, die nur unmittelbar durch des Körpers Glieder ſich äußerte. Du ſiehſt mehr, als ſonſt, ſiehſt geiſtiger, heller; der Tod, der die ſterblichen Augen ſchloß, hat die unſterblichen zur Unſterblichkeit erſchloſſen; Du hörſt leiſer Alles, was um Dich ſich regt und bewegt; das Geräuſch, das ein Inſekt verurſacht, wenn es mit ſeinem Fühlfaden das Staubgefäß einer Blüthe betaſtet; und die leiſe Sprache der Geſchöpfe, von der Blattlaus bis zum Summen der Todtenkopf-Sphinx iſt Dir verſtändlich. Du fühlſt noch, dahingefahren mitten im ſinnlichen Genuß, alle Erdenſehnſucht nach Erdenluſt, und ſie wird Dir nur zur doppelt brennenden Qual, weil die Körperſinne Dir fehlen, um dem geiſtigen Sinn zu dienen. —

In jubelnde Zechgeſellſchaften flog mit der Zugluſt durch geöffnete Fenſter die Seele, gewaltſam angezogen von irdiſchem Genuß und der Freude an ihm, aber eben ſo gewaltſam ſtieß die Körperwelt das intellektuelle Weſen ab; durſtig, gleich der honiglüſternen Biene, ſtürzte ſie ſich in den funkelnden Wein, aber ſie mußte über ihm ſchweben, wie ein Aetherflämmchen, und das geiſtige Naß einte ſich nicht mit ihr, der Feuergeiſt machte ſie nicht mehr trunken.

Kein Element nahm ſie auf, als das, dem

ſie glich, die unſichtbare Luft, in der ſie ſchwebte; immer, ach immer glüht ſie im heißeſten Wunſch nach Vernichtung, und daß ſie leben muß, leben im ewigen unerſättlichen Schmachten, das iſt mehr als Höllenflamme, iſt Beginn der Verdammniß.

Kein Zugang iſt ihr verſchloſſen, ſie kann ſchweben in die Gemächer, wo ſich, jedem Auge verborgen, die ſüßeſten, lockendſten Reize hüllenlos darſtellen, ſie kann fühlen den warmen weichen Athemzug aus den friſcheſten Lippen an ſich vorüberſäuſeln, ſie kann ſich betten in die Wellen eines wogenden Mädchenbuſens, aber ein ſchrecklicher Stachel treibt ſie wieder von dannen. Sie muß ſehen, wie Andere genießen, ſchwelgen, ſie ſelbſt vermag nicht Theil zu nehmen an dem, wohin ſie ein unwiderſtehlicher Drang zieht.

Sie ſtürzt ſich in lodernde Waldbrände; nicht wie die Mücke aus Luſt am Glanz den ſeligen Gluthentod im Licht ſucht, ſondern in grimmiger Wuth, aber es iſt vergebens, das reine Flammenelement will ſich nicht vermählen mit der ungeläuterten Menſchenſeele. Sie wühlt ſich ein in die ſchäumenden Meereswogen, donnernd ſchlagen ſie über ihr zuſammen, ſchon wähnt ſie, nimmer wieder aufzutauchen, da ſteigt ſie herauf, und zerplatzt als Schaumblaſe auf der empörten Fluth.

Hinauf denn, hinauf, auf andere Sterne, und mit ihnen geflogen die Bahn durch das unermeßliche Weltall! So denkt ſie, und ſchwebt empor, wie ſie es denkt, ſchnell, wie der Gedanke, denn Gedanke nur iſt's ja, was da lebt, und nur mit lockerm ätheriſchen Band an ein wenig dichte Erdluft gebunden. Aber das leichte Luftband wird doch zur ſchweren Feſſel, die die Seele niederzieht und ſie hält, daß ſie den Dunſtkreis nicht überfliege. Da treibt und drängt es die Seele, wieder zu leben, ſich wieder zu vereinigen mit irgend einem animaliſchen Körper. Sie lauert auf die Sterbeſtunden der Geſchöpfe, ſie hofft ihrem letzten Athemzug entgegen, aber verſchloſſen bleibt ihr auch dieſe Pforte der Gnade, die entfeſſelte Pſyche des Geſtorbenen flattert an ihr vorüber, fort, weit fort, und der ſtarre Leichnam nimmt nicht zum zweitenmal ein pſychiſches Leben wieder in ſich auf.

Und raſtlos, ruhelos flattert, ein geiſtiger Ahasverus, die gemarterte Seele von Lande zu Lande. Sehen muß ſie aufgehen die Saat ihrer eigenen Frevelthaten, verübt, als noch der irdiſche Leib ſie umſchloß; ſehen die Thränen der Armen, elend geworden durch ſie; hören die Flüche und Verwünſchungen derer, denen ſie Gut und Habe, Glück und Ruhe, Tugend und Unſchuld geraubt. O eine ſchreckliche Qual! Das Entſetzlichſte, Schändlichſte ereignet ſich in ihrer unſichtbaren Gegenwart, ſie vermag nicht, es zu hindern, iſt ſie doch nur ein Lufthauch. Schauderhafte Geheimniſſe, ausgebrütet im Dunkel der Nacht, vernimmt ſie; die Wohlfahrt Tauſender hängt an der Entdeckung, ſie kann nicht verrathen, was ſie weiß, ſie muß gehen laſſen die Ränke des Schickſals ihren zermalmenden Gang; ſie kann nur anſchauen das kommende Wehe, wie das gegenwärtige, und weiter fliegen. Und überall, wo ſie weile in der Nähe der Menſchen, begegnet ihr das Laſter in ſcheußlicher Blöße, ſieht ſie unverhüllt das Verbrechen, und verfolgt, in den Staub getreten die weinende Tugend.

Tief, tief hinab ſtürzt ſich die Seele in die Krater der Vulkane, aber die Flammen haben keine Macht über ſie, und hinausgeſtoßen von der Rieſenkraft des empörten Elementes, ſchwebt ſie hoch empor mit der blitzenden Gluthſäule, ſchwebt gen Himmel mit den finſtern Donnerwolken, und fällt herab mit dem Aſchenregen, unverſehrt vom Schwefelmeer des Feuerberges, unverſehrt von dem brennenden Schlackenſtrom der verſengenden Lava.

Und der verzweifelnde Geiſt will fliehen das Licht, und der Natur bewegtes Leben will an die Pforte der Verweſung klopfen, zu verſuchen, ob vielleicht der Tod ihn tödte. —

Eine Todte ruht im Sarge, um ſie weint die Liebe der Verwandten, Jammer und Klagen erfüllen das Trauerhaus. Da ſchlüpft, eben wie ſchon der Sargdeckel aufgelegt und das kleine Haus auf ewig verſchloſſen wird, hüpfend die Seele hinein, ſetzt ſich auf die blauen Lippen der Verſtorbenen, und zum Grabe ſchwankt der Zug; hinabgeſenkt in die ſtille Wohnung wird der Sarg, und die Schollen rollen dumpf.

Da iſt nun die Seele in der tiefen Grabesfinſterniß, in der ewigen Oede. Stunden verrinnen, aber für ſie giebt es ja überhaupt keine Zeit mehr; ihr iſt ja die Zeit ohne Zeit, die grauenvolle Ewigkeit, angebrochen, in der ſie bereuend, büßend, und ſich ſelbſt Millionenmal verwünſchend, ein fürchterliches Daſeyn lebt.

Und ſchon fühlt ſie die Qual des Alleinſeyns, ſchon martert ſie das Einerlei der ſchrecklichen, undurchdringlichen Grabnacht, und ſie beneidet die Seele der Geſtorbenen. Siehe — da regt ſich die Todte, da erwacht ſie mit einem tiefen Seufzer.

»Wo bin ich?« ruft das zurückkehrende Bewußtſeyn. »Ach, was liegt ſo drückend auf mir? So fürchterlich beengend!« — Und die Hände ſtrecken ſich ſchwach aus, und fühlen die engen Wände des Sarges. »Gott, o Gott, o Allmächtiger! Ich liege im Sarge!« — Nun pocht und ſcharrt die Verzweiflung. »Lebendig begraben! Lebendig begraben!« wimmert die Todesangſt, und der Körper wälzt ſich um in dem engen Behältniß. »Oh, oh, oh, das iſt Deine Schuld, Euphemius, der mich verführte! Oh — wie ſchwül! ich erſticke! Der weltlichen Strafe bin ich entgangen, hier, hier beginnt die Hölle! Fluch, millionenfacher Fluch Dir, Mörder meiner Unſchuld, Mörder meines Kindes, und mein Mörder!«

Und ſchon iſt die wenige Lebensluft in tödtliches Stickgas verwandelt, nur ächzen kann noch in Todesangſt die Gequälte, die Gedanken ſind ſchon dahin. Wahnſinniges, heiſeres Gelächter ſchrillt aus ihrem Mund, es flirrt ihr wie lauter Purpur vor den Augen, es dröhnt ihr vor den Ohren, wie tauſend Glocken; die Hände wüthen gegen den Leib, bis ausgeathmet iſt der letzte Giſthauch, bis überwunden iſt die höchſte Qual, und ein Martertod erlitten, der alle Sünden deſſen ſühnt, der ihn ſtarb, bis die Seele frei wird, aber nur frei zum ſchrecklichen Gefängniß.

Und nun erkennt ſie die Seele ihres Verführers, die mit ihr eingeſchloſſen iſt in die enge Behauſung, beide wollen ſich fliehen, wollen heraus, ach! und vermögen es nicht. Da wohnen ſie nun im engen Kerker bei einander, bei dem faulenden Leichnam. Da unterreden ſie ſich in der Sprache der Geiſter, deren geheimnißvollen Ausdruck kein Sterblicher ahnet und kennt. Was ſie geſprochen, hat nur ein Ohr vernommen, dem nichts verborgen bleibt, was über, auf, und unter der Erde iſt.

Jahre rinnen hin, längſt war der Leichnam Staub geworden, und die Seelen möchten vergehen in ihrer ewigen Nacht; ſie glauben hier erwarten zu ſollen das Weltgericht. Aber endlich

lich fault das Eichenholz des Sargs, die Fugen weichen, die Wurzel eines Baumes kriecht hinunter, und durch die gelockerte Erde dringen die Seelen matt herauf. Ob ſie ſich verſöhnt haben in der langen Kerkernacht? Vielleicht. Es iſt Nacht, wie ſie heraufkommen, ſie leuchten im phosphoriſchen Schimmer; hoch hinauf flackert die Eine; Euphem's Seele will ihr folgen, aber ſie ſinkt in den Dunſtkreis der Erde zurück.

»Bitte, bitte für mich dort!« ruft ſie der Entſchwebenden nach, die ſchon im reinen Aether ſich badet, und von Neuem irrt die Zurückgebliebene, ein Irrlichtſchemen, auf Erden umher.

Es lebte aber um jene Zeit ein frommer und gottesfürchtiger Mann, hoch bejahrt, und dem Grabe nah, deſſen Leben, zwiſchen gottgefälligen Handlungen und ernſten Betrachtungen getheilt, ſtill dahin floß, ein ruhiger Strom, der durch die Ufer der Zeit dem Meeresſchooße der Ewigkeit ſeine Wellen zutrug. Dieſem Manne erſchienen oft himmliſche Geſichte, und er ſprach in ſeligen Träumen mit den Engeln des Lichts, und wähnte ſich oft der Erde entrückt. Da geſchah es in einer ſtürmiſchen Nacht, daß Euphem's umirrende Seele zu dem Frommen ſchlüpfte, der im ruhigen Schlummer lag; und ſie ließ ſich nieder auf ſeinem greiſen Haupte, und ſäuſelte, wie ein Luftzug, durch ſeine Silberlocken.

Und ein unruhiger Traum kam über den Alten, er träumte die Geſchichte der armen Seele, und erwachte ſchaudernd, ergriffen von Schreck und Schmerz und Mitleid. Es litt auch den frommen Greis nicht länger auf dem Lager, er verließ es, warf ſich nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten, und betete: »O Du ewiger Vater der Barmherzigkeit, und Du Weltenerlöſer, kann auch ſolche Qual den Sünder treffen? O Gnade, Gnade, ewiger, ſtrenger Richter! Nimm hinweg die Ruthen des Zorns! Laß eingehen den Geiſt des Sünders durch die Pforte Deiner Gnade zum Reiche der Seligen! Vergieb, vergieb, Verſöhner, um Deiner Barmherzigkeit, um Deines Blutes willen, das für die ſündigen Menſchen Du vergoſſen, wenn ein irrender Geiſt, wie ich ihn ſchaute, verlaſſen iſt, und ausgeſtoßen zur Verdammniß!« —

Da, wie ſo brünſtig der fromme Greis betete, ward das enge Zellengemach von einer plötzlichen Helle erfüllt, die aber ſchnell wieder ſchwand, und die zitternde Seele fühlte ſich von einer Ahnung ſeliger Wonne, himmliſcher Erkenntniß durchſchauert.

»Danke Dir, Vater, Sohn und Geiſt, ich bin erhört!« rief der Alte, und Zähren rollten über ſeine gefurchten Wangen. Euphem's Seele blieb nun bei dem Frommen, ſie betete mit, wenn er betete, — früher hatte ſie das nicht vermocht, — und hoffte der Erlöſung entgegen.

Da geſchah es, daß der Greis erkrankte, er fühlte die Nähe der Auflöſung, und betete unabläßig. Und es traten zwei Unſichtbare in ſeine Zelle, die aber ſichtbar waren der Seele. Der Eine war ein bleicher Jüngling, in grau ſchimmernden Stoff gekleidet, der Andere, von freundlicherem, mildem Anſehen, ſtand in einem Gewand, das wie Silberlahn flimmerte, und ſein Blick war nach oben gerichtet. Beide traten zum Lager des Kranken, der ruhig, mit ſchon verklärtem Antlitz lag. Und der bleiche Jüngling küßte ihn leiſe, und mit dem letzten Athemzug des Sterbenden flog ſeine Seele in die Hände des Andern, der mit ihr aufwärts ſchwebte, und Euphem's Seele flog mit ihm, ſich ſetzend auf ſeine ſilbernen Schwingen. Sie kehrte nicht wieder zurück zur irdiſchen Qual; hoch, hoch, durch des Morgenroths Gluthen trug der Engel des ewigen Lebens die Seelen unbekannten Fernen zu.

Haſt Du nun aber gedacht, geliebter Leſer, noch allerlei Spaßhaftes und Schnurriges von dem kleinen Braunen, und ſeinem langen, grauen Vetter zu finden in dieſem Phantaſieſtück, ſo haſt Du Dich geirrt; wir ſind am Ende, ſtellen Dir aber noch, wie einen Schlußſtein, und wie eine glühende Erztafel des Geſetzes die Worte hin, die ein Mann geſprochen, ſo fromm wie der Greis, der für die Seele das Heil erbetet:

Lebe, wie Du, wenn Du ſtirbſt,
Wünſchen wirſt, gelebt zu haben!

Inhalt des erſten Bandes.

Seite.

Die Opfer des Wahns. Eine Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts . . . 5

Der Maskenball. Ein Phantaſieſtück 133

Des Schickſals Walten. Eine Erzählung . . 155

Die arme Seele. Ein Kloſtermährchen . . . 213

Druckfehler.

Seite 17 Zeile 12 v. o. lies ſtatt : Gojen : Gojim.
,, 18 ,, 5 v. o. l. ſt. Hama : Hanna.
,, 19 ,, 12 v. o. l. ſt. ſchwanigen : ſchneeigen.
,, 23 ,, 9 v. o. l. ſt. Höhle : Hölle.
,, 27 ,, 10 v. u. tilge das Wort hier.
,, 35 ,, 13 v. o. l. ſt. ſtinkt : ſtirbt.
,, 56 ,, 5 v. o. l. ſt. nur : nie.
,, 58 ,, 13 v. o. l. ſchwuren ſich los.
,, 76 ,, 11 l. ſt. den : dem.
,, 79 ,, 3 ,, o. l. Manaſſe.
,, 80 ,, 13 v. u. l. ſt. ſeltenen : ſeltſamen.
,, 8 ,, 9 v. o. l. ſt. laſſet : laſſe.
,, 82 ,, 10 v. o. l. ſt. Haſenſtadt : Harfenſtadt.
,, 88 ,, 2 v. u. l. ſt. einige : wenige.
,, 92 ,, 4 v. u. l. Amalek's.
,, 93 ,, 6 v. u. l. Kolnidre.
,, 96 ,, 4 v. o. l. ſt. würdiger : niedriger.
,, 102 ,, 7 v. o. l. ſt. 1149 : 1349.
,, 104 ,, 7 v. o. l. ſt. einiger : weniger.
,, 105 ,, 1 v. u. l. ſt. ernſte : wüſte.
,, 109 ,, 3 v. o. tilge das Wort dennoch.
,, 118 ,, 1 v. u. l. ſt. Geſchworner : Geſchorener.
,, ,, ,, 8 v. u. l. ſt. Galah : Galoch.
,, 121 ,, 6 v. o. tilge : in Würzburg.
,, 137 ,, 6 v. u. l. von Rumpelmeier.
,, 143 ,, 5 v. o. l. die Heldenrolle.
,, 152 ,, 8 v. o. l. andern.
,, 153 ,, 5 u. 6 l. war mir das excentriſch
Gelüſt.
,, 208 ,, 13 v. u. l. ſt. die : den.
,, 226 ,, 7 v. u. l. Trias.
,, 231 ,, 13 v. u. l. ſt. Ränke : Räder.
,, 232 ,, 8 v. o. l. Leben.

Einige weniger ſtörende Druckfehler wird die Güte de
Leſer ſelbſt verbeſſern.

Erzählungen
und
Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Erzählungen

und

Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Stuttgart,
1831.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

Manoel.

Eine Erzählung

aus der

zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Manoel.

Eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Arm in Arm ſtand im Jahre 1665 ein liebendes Paar an dem Eingange der großen Höhle im Thale von Alkantara. Die Blicke der Liebenden ruhten mit wehmüthiger Bewunderung auf der ſchönen Landſchaft, welche einem farbigen Teppich gleich, vor ihnen ausgebreitet lag. Der ſinkenden Sonne letzte Strahlen vergoldeten die Thurmſpitzen unzähliger Kirchen und Klöſter in dem ſtolzen Lisboa, flammten in den Wellen des Tajo und purpurten die Felſenmaſſen des Cintra. Dort lag die Königſtadt auf ihren ſieben Hügeln, dort Belem, der Sitz des Königs mit den prangenden Gärten, dort trug der majeſtätiſche Strom ſeine Wogen dem Meere zu, dort brauſte das gewaltige Meer, und ſchmolz zuſammen mit dem Himmel zu *einer* Feuergluth, und empfing in ſeinem tiefen, dunkeln Schooße das leuchtende, ſtrahlende Geſtirn des Tages. — Zu einem heißen Gluthkuſſe einten ſich die Lippen der Liebenden, aber in Iſabellens Augen ſchwammen Thränen. Von ihren blaſſen Wangen küßte Manoel die Thränen, und ſie lächelte wieder, wie die Sonne lächelt, wenn die Regenwolke an ihr vorüberzog und nun niederthaut in ſilbernen Tropfen. — Sanſt fächelte der Hauch des Zephyrs ihre Wangen, ſpielte mit dem zarten Gelock ihres braunen Haares, bewegte leiſe die ſchlanken Zweige des Lyciums, welche den Felſeneingang, dicht in einander verſchlungen, umrankten und umſchatteten; ſäuſelte in den Halmen des hohen Graſes, und trug der Orangen- und Myrtenblüthen lieblichen Duft herauf aus dem Thale von Alkantara, in welches ſeitwärts über Klippen und glattes Geſtein ein Bächlein ſeine ſilbernen Wellen ſandte. Dort wechſelte das verſchiedene Grün anmuthiger Feigen-, Citronen- und Olivenwäldchen; dort blühten die Silberſterne der bräutlichen Myrte; dort leuchtete aus der dunkeln Blätterumhüllung die Goldfrucht der Orange; dort blickten aus den Bäumen die flachen Dächer freundlicher Quinta's und die ernſten Kreuze ſtiller Betkapellen, friedlicher Klöſter; dort rankte ſich Weinlaub um die niedrige, Blumen tragende Eſche. Hier in der Höhe gipfelte ſich der Fels noch hoch empor über den Eingang, und weiter das Thal hinauf traten, ſchon eingehüllt in die Flöre nächtlicher Dämmerung, die grotesken Umriſſe regellos über einander gethürmter Steinmaſſen hervor.

Und abendlicher wurde es auf den Fluren rings umher, und vernehmlicher ſchien der Giesbach zu rauſchen; fernher tönte das dumpfe Toſen der Meereswellen. Leichtes Gewölk entſtieg dem Fluthenſchooße des Tajo und lagerte ſich über die Stadt, und entzog ſie den Blicken der Schauenden; kühler wehten vom Meere her die Lüfte; aber hell und rein war der Himmel, nur gegen Weſten hin ſchwammen in dem grünlichen Aethermeere einige Purpurwölkchen, glühenden Inſeln gleich, in einem ſtillen, unermeßlichen Ocean. —

In der Einſamkeit eines alten düſtern Schloſſes blühte die Schönheit der holden Iſabella de Zaira, welche unter der ſtrengen Obhut ihres mütterlichen Oheims, des reichen und ſtolzen Alkaden Don Erneſto de Guarda traurige Tage verlebte. Den ſtillen Bewerbungen eines edeln Jünglings, Don Manoel de Cerego, war es gelungen, das Herz der fühlenden Jungfrau ſich zu eigen zu machen; nur ſelten und heimlich, ſahen ſich beide, und umfingen ſich mit aller Gluth der erſten Liebe, Manoel wagte, um die Hand ſeiner angebeteten Geliebten bei ihrem Oheim anzuhalten, nicht länger ſollte das theure Mädchen in ſo unfreundlicher Umgebung wohnen, ſie ſollte ſeines Hauſes Zierde, ſeiner Liebe Stolz, ſeines Lebens Glück ſeyn, aber Iſabellens Oheim verweigerte ihm die Hand der Nichte. Einem Reichern, als Don Manoel war, beſtimmte er den Edelſtein in der Krone der Jungfrauen der Landſchaft Eſtremadura. Vergebens waren Iſabellens Thränen, vergebens ihre kindlichen Bitten und ihrer ſanften Blicke ſtummes Flehen. Kloſterzwang bedrohte die Arme, wenn ſie ſich länger weigerte, dem angeſehenen und kühnen Bewerber, Don Hernandez de Almedes, ihre Hand zu geben. — Näher und näher kam der ſchreckliche Tag der Entſcheidung; ſtrenger wurde die Trauernde beobachtet; nur ein einziger Diener war ihr ergeben, nur durch dieſen

Treuen gelang es dem verzweifelnden Manoel, Iſabellen einen Brief zuſtellen zu laſſen, in welchem er Flucht und Entführung, als einziges Mittel ihrer Rettung, ihr vorſchlug. Wohl entſetzte ſich die Hülfloſe, wohl bebte ſie zurück vor dem neuen, ſchrecklichen Gedanken, wohl kämpfte ſie den harten Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe, und warf ſich nieder vor dem Bilde der Gebenedeiten, ringend nach Troſt, flehend um Kraft. Aber wie ſie auch kämpfte gegen des Herzens Schwachheit, es ſiegte die allmächtige Liebe.

In ſtiller Stunde der Mitternacht, als alle Wächter, trunken gemacht von dem treuen Juan, in den Armen eines eiſernen Schlafes lagen, folgte Iſabelle mit zagenden Schritten dem Diener; ſeinen Schlüſſeln widerſtand kein Schloß. Jetzt waren ſie in dem Garten, da ſchimmerte das Mondlicht durch die Pinien und Granatbäume, da hauchte der zarte Jasmin ſüße Wohlgerüche in die linde Nachtluft und um des Oleanders röthliche Blüthen ſurrten liebelüſtern Phalänen, flogen goldene Leuchtkäfer umher.

Jetzt knarrte das kleine Pförtlein in der hohen Gartenmauer und Iſabella — ſank in die Arme des harrenden Geliebten, und fort eilten nun die Drei, durch die ſchweigende Nacht Manoels nahem Landſitze zu.

Aber als der junge Tag freundlich emporſtieg, als man in Guarda's Hauſe zuerſt den alten Juan, dann Donna Iſabella und ihren beſten Schmuck vermißte, da wüthete der Alkade, da flogen ſeine Boten nach der Hauptſtadt zu dem Könige und zu dem wüſten Hernandez, und die Rückkehrenden begleitete des Königs Vollmacht, zu verfolgen und zu züchtigen den Jungfrauenräuber; ihnen folgte an der Spitze ſeiner Diener, racheſchnaubend, Hernandez, denn ihn ſchmerzte der Verluſt der reichen Erbin.

Und als vor dem Altar in der Hauskapelle Manoel und Iſabella ſtanden, und der Prieſter durch den Segen des Himmels den Bund ihrer Herzen heiligte, da wirbelte von Ferne die Staubwolke zum Himmel, welche ihre Verfolger verhüllte, und Juan ſtürzte mit dem Juwelenkäſtlein Iſabellens und einigen Waffen herein, und flehte die Erſchrockenen an, ſchleunigſt zu fliehen, denn ſchon wurde hörbar vor dem Hauſe der Roſſe Stampfen, der Trompeten Schmettern und der

Feinde lautes, tobendes Geſchrei. Da verlöſchte der Prieſter die geweihten Kerzen, ſchob ſchnell einen Betſtuhl bei Seite und nahm aus einer Maueröffnung den Schlüſſel zu der niedrigen Thüre, die jener verbarg, drängte die Beſtürzten ſammt Juan hinein und ſchloß die Thüre hinter ihnen zu. Undurchdringliches Dunkel umgab die Flüchtlinge; behutſam ſchritt Juan voran, Manoel folgte ihm, in ſeinem Arm die halb ohnmächtige Iſabelle. Tief, tief, als ginge es zu dem Mittelpunkte der Erde, leitete eine Wendeltreppe ſie hinab, und Schweigen des Todes umgab ſie. — Endlich waren die letzten Stufen erreicht, und ein ſchmaler, endlos ſcheinender, unterirdiſcher Gang nahm ſie auf. Aengſtlicher klopfte Manoels Herz, leiſe Klagelaute wimmerte Iſabelle, langſamer und erſchöpfter ging Juan; drückender wurde die Luft und das Athemholen beſchwerlicher, da führten endlich wieder Stufen aufwärts.

Nach langem, ermüdendem Steigen blitzte ihnen ein Lichtſtrahl entgegen, noch wenige Schritte und ſie athmeten wieder die ſüße Luft der Freiheit, grüßten wieder das willkommene Licht des Tages. Wuchernde Loniceren umrankten und verbargen den Ausgang, durch welche Juan mit Hülfe eines Schwertes ſich Bahn machte, indem er den Liebenden gebot, noch kurze Zeit in dem Gange verborgen zu bleiben. Bald kam er zurück, den Hut gefüllt mit der ſaftigen, kühlenden Frucht des Erdbeerbaumes. Wir ſind, begann er, auf der rechten Seite des Thales von Alkantara, und hoffentlich unſern Verfolgern entronnen, doch hier dürfen wir nicht weilen. Stärkt Euch mit dieſen Früchten und dann überlaßt Euch getroſt meiner Leitung. Ich kenne hier jeden Winkel, wenn wir noch fünfzig Schritte höher ſteigen, kommen wir an den Eingang einer großen Höhle, welche Wenigen bekannt iſt, dort mögt Ihr Euch verbergen bis zu günſtigern Tagen, in der Nähe der Hauptſtadt werden Eure Feinde Euch nicht ſuchen und nicht wähnen. — Manoels Händedruck und Iſabellens freundliche Blicke dankten dem Guten, und ruhiger theilten und aßen ſie die köſtlichen, erdbeerähnlichen Früchte, dann folgten ſie wieder neu belebt dem kundigen Führer, und nach kurzem, mühſeligem Wege nahm die Ermatteten die Höhle in ihren dunkeln, kühlenden Schoos.

Täglich ſchlich nun Juan hinab in die Stadt, miſchte ſich in das Gewühl der Fiſcher, der Waſſerträger, der Matroſen; brachte herauf in das Aſyl der ſtillen Liebe Kleider und Nahrung, und zog Nachrichten ein von dem Beginnen des harten Oheims, aber die, welche er bringen konnte, waren gar trauriger Art. Manoels ſchönes Schlößchen war verwüſtet, ſeine Güter waren eingezogen, er ſelbſt war geächtet. Iſabella's Erbtheil fiel ihrem ſtolzen Oheim zu, der nicht müde wurde, Späher nach allen Richtungen auszuſenden, um den Aufenthalt der Geflohenen zu erforſchen und ſie zu verderben.

Sehnlich harrten dann die Beiden der Rückkunſt des treuen Juan vor der Höhle, immer mit der quälenden Sorge im Herzen, daß er einmal vielleicht nicht wiederkehren würde. Dann hielten ſie ſich ſchweigend umfaßt und ſahen die Sonne niedertauchen in das Meer, ſahen die bunten Wimpeln wehen und die weißen Segel der Schiffe, die an der Rhede vor Anker lagen, ſahen die Berge glühen und das Meer im roſigen Wiederſchein der Abendröthe. —

»Juan bleibt heute ſehr lange,« klagte Iſabella, als ſchon der Abendſtern über ihnen funkelte und ſilbergraue Nebelſchleier in den Thälern ſchwammen, und die Nacht herabſchwebte auf ihren dunkeln Schwingen. Und ſie hatte es kaum geſprochen, da kam der treue Diener den ſchmalen, ſteinigen Pfad herauf und grüßte die Harrenden, aber ſein Geſicht war, ſo viel ſie in der Dämmerung erkennen konnten, nicht heiter, wie ſonſt, wenn er heraufkam aus der Stadt und Neuigkeiten mitbrachte und ſonſt mancherlei nothwendige Dinge, um das traurige Leben in der Höhle ſo angenehm und bequem als möglich zu machen.

Nach wenigen Worten, die Juan geſprochen, zündete er eine Fackel an und die Liebenden folgten ihm in das mitternächtliche Dunkel; Manoel und Juan wälzten mit vereinten Kräften ein großes Felſenſtück vor den Eingang.

Seltſam und ſchauerlich geſtalteten ſich, vom Lichte der Fackel flüchtig erhellt, die wild über einander gethürmten Marmorſchichten und boten wechſelnd dem Auge mannichfaltige Farben dar. Nicht bis zur Decke dieſes Rieſengewölbes vermochte der Schein der Fackel zu bringen. Dort ſchien ein ungeheurer Fels das Weiterſchreiten unmöglich zu machen, dort drohte ein ſchwebender Berg den Einſturz, dort ſtrebten wieder ungeheure Marmorpfeiler thurmhoch empor in das undurchdringliche Dunkel, und ſchneidend kalt fuhr zuweilen ein Windſtoß durch die Windungen und Klüfte der Höhle. — Jetzt bogen die Wanderer in einen Seitengang und traten in eine kleine Grotte. Da umfloß ſie belebende Wärme, ſtrömend aus dem mütterlichen Schooße der Erde, im Hintergrunde rieſelte ein kriſtallklares Waſſer in ein Rieſenbecken, das die Natur gebildet, da ſchimmerten und glänzten die feuchten Stalaktiten, da blitzten in den Farben des Regenbogens die Kriſtalle des Kalkſpaths. Dort, unter dem überhangenden Steinblock, den der Pfeiler ſtützte, wölbte ſich trockenes, ſchwellendes Moos zum weichen Lager der Liebenden, welches Juans Hand beſtreut hatte mit den Blüthen der Orange, mit den duftenden Blumen der Ciſtenroſen und bedeckt mit den Blättern der hehren, königlichen Palme.

Und um einen Steintiſch ſetzten ſich die Drei auf Steinbänke, bedeckt mit der Rinde des nützlichen Korkbaums, und ſpeisten ihr frugales Mahl, welches Liebe und Freundſchaft ihnen würzten, und ſchlürften den Nektar der Trauben von Algarve. Aber als ſie es geendet, da ſeufzte Juan, wie Manoel die Purpurlippen der, in ſeinen Armen ruhenden Iſabella küßte, und ſprach: Bald werden wir nicht mehr ſicher wohnen im ſtillen Schooſe der Erde, bald werden wir zum letzten Male ſchlummern im Dunkel dieſer Klüfte.

Mit ſtarrem Erſtaunen ſahen Manoel und Iſabelle ihn an.

»Als ich heute« — fuhr Juan fort — »in der Dämmerung mich auf dem Praſá de Commerſio unter der Menge des Volks herumtrieb, begegnete mir ein Mönch, der mich feſt ins Auge faßte, mir dann eine Zeit lang folgte und ſich ſpäter unter dem Getümmel verlor; als ich aber ſchon die Vorſtadt Alkantara im Rücken hatte, folgte mir langſam von weitem eine dunkle Geſtalt, bis die einbrechende Nacht ſie meinen Augen und mich den ihren entzog. Auch murmelt man, daß Don Erneſto de Guarda Euch, Don Manoel, angeklagt habe bei der heiligen Inquiſition.«

»Gerechter Gott!« ſchrie Iſabella und

barg ihr Geſicht an des erbleichenden Manoels Bruſt.

»O! Lieber wohnen in wilden Wüſten bei Tigern und Löwen, als in die Hände fallen dieſem ſchrecklichen Gerichte,« ſprach Manoel, und beruhigte mit Küſſen die zagende Geliebte.

»Wohl redet Ihr Recht,« erwiederte Juan; »fliehen müßt Ihr ſo ſchnell wie möglich aus dem Lande Eurer Väter, wollt Ihr nicht, von Iſabella auf ewig getrennt, Eures Lebens Tage verſeufzen im dumpfen Kerker bei giftigem Gewürm und halb verfaulter Koſt; denn nicht feſter hält das Raubthier ſeine Beute, als ſein Opfer die furchtbare Inquiſition.«

»Ja, laß uns fliehen, Manoel,« bat Iſabella an ſeinem Halſe. »Gern will ich tragen die Schrecken der wilden See, und nicht bange ſeyn, ſo lange Du bei mir biſt.«

»Ja, Traute, wir fliehen,« entgegnete ihr Manoel. »Es wird ja auf der ſchönen, großen Erde, wo Raum iſt für Millionen, ein Plätzchen ſeyn, wo ſtille Liebe ihr Neſt bauen kann unter des Friedens ſchützender Palme!«

»Dürfte ich Euch rathen, ſo gingen wir morgen ſchon zu Schiffe,« ſprach Juan. »Uebermorgen lichtet ein Oſtindienfahrer die

Anker, ich habe ſchon vorläufig mit ihm die Fracht für drei Reiſende verdungen. Donna Iſabella hüllt ihre Reize in männliche Kleider; die gelbe Farbe dieſer Erde entſtellt das Geſicht, niemand ahnet in ihr die Nichte eines mächtigen Alkaden, niemand in dem Kaufmann, den Ihr, Don Manoel, vorſtellen müßt, edlen Hidalgo de Cerego. Auf den Kanarien legen wir an, dort ſuchen wir im Innern einer Inſel bei freundlichen, gutmüthigen Wilden Schutz, die gern die Fremdlingen aufnehmen werden, die ihnen mitbringen den köſtlichen Schmuck von bunten Glasperlen, die glänzenden Ringe von übergöldetem Kupfer und das ſcharfe Beil, die nützliche Säge. Eine Kiſte, voll dieſer Herrlichkeiten, befindet ſich ſchon am Bord der guten Hoffnung, ſo heißt das Schiff, das uns bringen wird in den Hafen der Ruhe und des Glücks, denn mild und ſchön iſt der Himmel jener Inſeln, wo die Palmen noch herrlicher grünen, wie hier, wo die ſeltenſten Früchte reifen und die köſtlichſten Trauben, wo in den Wäldern goldgefiederte Vöglein wetteifern in lieblichen Geſängen.«

»Du Retter in der Noth!« rief Manoel

voll freudiger Rührung, und vergaß den Hidalgo, und fiel dem Redlichen um den Hals.

»Du nicht mehr mein Diener, nein, mein treuer, treuer Freund!« rief Isabella und bot ihm die ſchöne Hand.

Und der Getreue küßte ehrfurchtsvoll die dargebotene Rechte, ſtand auf und ſagte: »Bittet nun Gott um eine gute Nacht, eine glückliche Fahrt und einen frohen Willkommen auf den Inſeln.« — Und dann ging er in eine Nebengrotte, wo ſein Lager war, dort ſank er auf die Kniee und betete lange, dann legte er ſich leiſe nieder.

Manoel aber und Isabella ſaßen noch lange bei einander im traulichen Geſpräch, und vergaßen die drückende Gegenwart, und träumten ſich hinüber in das heitre Land der Zukunft, bis die Fackel verlöſchte und ſie nun hinſanken auf das weiche, duftende Lager, und Gegenwart und Zukunft, Furcht und Hoffnung den Glücklichen entſchwanden, und nur der Liebe ſüße Wonneſchauer ſie durchbebten in der innigen ſeligen Umarmung.

Auf dem Verdeck der guten Hoffnung ſtanden Manoel und Isabella, und ſchauten in das rege, lebendige Treiben auf den zahlloſen Schiffen und das Gewimmel der Kähne, und auf die herrliche Stadt, die vor ihnen lag im ſchimmernden Glanze des jungen Tages. Nicht fern von ihnen ſtand auch der Kapitain im freundlichen Geſpräche mit Juan, und auf dem Verdeck, wie in dem innern Raume und in dem Tauwerk waren die luſtigen Matroſen in voller Arbeit. Günſtig blies der Wind aus Nordoſt, daß die Wimpeln weithin flatterten, ein loſes Spiel der Lüfte, und die weißen Segel ſich bläheten. Jetzt war der letzte Anker heraufgewunden, der Letzte der zu [illegible] Mannſchaft Gehörigen am Bord, da donnerten die Kanonen den Abſchiedsgruß, daß das Schiff erbebte, und Iſabella, zum Tode erſchrocken, in Manoels Arme ſank; die Matroſen jauchzten. Drüben vom Lande herüber riefen noch Stimmen, winkten noch Tücher, krachten die Kanonen des Forts, und von den Schiffen tönte Abſchiedsruf und Lebewohl und fröhliche Muſik. Da, wie das Schiff pfeilſchnell die rauſchenden Wogen durchſchnitt, flog den Erſtaunten die grünen, prangenden Ufer mit ihren Gärten und Landſitzen vorüber; bald ſahen ſie nicht mehr die Thürme der Stadt, bald war das Meer erreicht und die Küſten ſchwanden fern und ferner.

»Lebe wohl! Lebe wohl, mein geliebtes, theures Vaterland!« rief Iſabella, überwältigt vom Schmerze der Trennung von der ſchönen, freundlichen Heimath, und breitete die Arme aus nach dem fernen Lande, welches jetzt nur noch wie ein duftiges Gewölk am Horizont hing, und verweinte, ſanft das zarte Lockenköpfchen an des tröſtenden Manoels treue Bruſt geſchmiegt, in ſtillen Thränen ihren gerechten Schmerz.

Und die letzte Spur des Landes entſchwand ihren Blicken, und es umgab ſie der hohe, tief blaue Himmel und das unendliche Meer, und millionenfach blitzte der Sonne glänzendes Bild aus der bewegten Fluth.

»Siehſt Du, Iſabella,« ſprach Manoel lächelnd zu ihr, »wie der Himmel unſre Fahrt begünſtigt? Wie keine Wolke ihn trübt? O! Laß uns das für ein gutes Zeichen halten. Müſſen wir auch die Heimath vielleicht auf immer fliehen, ſo werden wir eine andre finden, und unſre Liebe wird uns vergeſſen lehren, was wir etwa an gewohnter Bequemlichkeit des Lebens dort vermiſſen könnten.«

»Gern will ich,« antwortete ihm Iſabella, »die Heimath vergeſſen und mich nimmer zurückſehnen nach jenem Lande, wenn Du mir nur bleibeſt, mein Manoel, wenn nur Deine Liebe mich tröſtend umfaßt, wenn ich ja zagen ſollte in einem Leiden, das uns vielleicht treffen kann auf dieſer Meeresfahrt, oder in dem fremden Lande, nach dem wir ſteuern!«

Und er ſchloß ſie bewegt in ſeine Arme und erneute unter tauſend Küſſen das Gelübde ſteter Treue. —

So tröſteten ſich die Liebenden, ſo fühlten ſie ſich glücklich, und zählten nicht die Stunden der Tage, die ungetrübt vorüber gingen. Wie gaben ſie ſich frohen Hoffnungen hin, wenn wieder ein neuer Morgen emporglühte, und die Sonne auftauchte aus den purpurnen Wellen in ihrer unendlichen Pracht und Herrlichkeit, und die Schaar der Matroſen ſich nun auf dem Verdeck ſammelte, und keiner, vom Kapitain bis zum Schiffsjungen, welchem der Dienſt es erlaubte, wegblieb, und der ehrwürdige Pater nun eine kurze Rede hielt, und dem Herrn, dem Himmel und Erde unterthan, dankte für die bisherige glückliche Fahrt und um die Fortdauer derſelben flehte.

Dann einem Jeglichen unter ihnen Treue und Ausdauer im ſchweren Berufe empfahl, ihnen den ſichern Schutz des Himmels verhieß und ihnen den Segen gab nach dem geheiligten Gebrauche der Kirche. Und wenn dann von allen Zungen ein frommer Lobgeſang emporſtieg zu dem, welchem die Engel freudiglich dienen, deſſen Winke das Brauſen der empörten Wellen ſchweigt — da fühlten ſie ſich getragen auf den Flügeln der Andacht in des Vaters Schoos, und keine Sorge, keine bange Ahnung kam über ſie.

Oft geſtattete die ruhige See ihnen einige Blicke in ihr geheimnißvolles Reich. Da ſchwamm und ſcherzte es durch einander, bald hoch herauf, bald ſeitwärts, bald jählings hinab in die finſtre Tiefe ſchoſſen die glänzenden Fiſche, und unter ihnen kroch ſeltſam geſtaltetes, vielarmiges Gewürm. — Wenn die Matroſen Lieder ſangen, deren kunſtloſe Melodie andre mit einfachen Inſtrumenten begleiteten, da hoben muntre Delphinen die mißförmigen Köpfe über die Wogen, und blieſen mit Geräuſch das verſchluckte Waſſer in ſtarken Strahlen empor, und folgten dem Laufe des Schiffs eine Zeitlang. Dort rauſchten die Wellen, geſchlagen von dem Schuppenſchwanze eines großen Raubfiſches; ſiehe da hob ſich's aus der Fluth nach dem Schiffe zu, und ſchnurrte niedrigen Fluges vorüber, bald wieder ſchwerfällig niederfallend in das angewieſene Element. Auch auf das Schiff fielen einige dieſer ſonderbaren Fiſche. Manoel und Iſabella ſtaunten, aber ſchnell befeſtigten die Matroſen einen derſelben an eine ſtarke Angel und warfen dem Verfolger den Köder entgegen, der gierig darauf zufuhr und nun vergebens durch die wildeſten Bewegungen ſich loszureißen ſuchte von der verletzenden Feſſel. Jetzt fuhr er hinab tief in den ſchauerlichen Abgrund, und raſtlos drehte ſich die Winde, auf welche die Leine gewickelt war. Endlich kam er wieder zum Vorſchein, auf dem Rücken liegend, und die Matroſen zogen ihn jubelnd an Bord und freuten ſich des ſeltenen Fanges.

»So iſt der Menſch,« ſprach mit frommer Salbung Pater Diaz, welcher zugeſehen hatte; »blindlings greift er nach der Lockſpeiſe, die der Böſe auswirft zu ſeinem Verderben, nur daß er ſich ihrer eine kurze Zeit erfreut, während welcher er immer tiefer ſinkt in das Meer der Sünde, und dann ein ſicheres, verblutendes Opfer anheimfällt dem Verderber.«

Dieſe gut gemeinte Nutzanwendung fiel jedoch dießmal auf gar ſchlechten Grund, denn die Matroſen waren um den Fiſch beſchäftigt, der Kapitain ſaß vor ſeinen Büchern und Charten, Juan half dem Koch, und Manoel und Iſabella ſtanden wieder Arm in Arm ganz verloren in den, über alle Beſchreibung prächtigen Anblick der untergehenden Sonne.

Dort hing noch über den ſanft bewegten Wellen die glühende, goldne Scheibe, als zögere ſie, Abſchied zu nehmen, und ſenkte die Strahlenkrone hinab in das Meer, und lächelte der Oberwelt den freundlichen Scheidegruß. Jetzt küßte ſie die Fluth, jetzt ſchien ſie zu hüpfen und zu ſchaukeln auf der ſchimmernden See, jetzt endlich ſank ſie hinab, und lange nach ihrem Verſchwinden brannten noch Meer und Himmel in des Abendroths ſtiller, heiliger Gluth.

Entzückt hielten ſich Manoel und Iſabella umfaßt, und ihr thränenfeuchter Wonneblick ſuchte dankend in dem Azur des Himmels den Gott der Liebe, und den, welchen Er geſandt hat.

Und die Nacht kam mit ihrem ſanften Dunkel. Da umwehte es die Glücklichen mit erquickender Kühlung, da umfloß ſie das ſüße Aroma von nie geſehenen Blumen, und Juan ſagte: Das iſt der Landwind; bald ſind wir auf den Inſeln, die einſt die Glücklichen hießen; da ſtieg die Venus herauf in hoher Pracht, und über ihnen flammte Orion. Dort ſtand mit ihren glänzenden Sternen die Argo, dort prangte das Kreuz; weit, weit gegen Norden ſanken die Bärinnen unter den Horizont. Jetzt plötzlich leuchtete das Meer weit um das Schiff; ein ſeltſamer Schimmer zuckte phosphoriſch über die Wellen, und ſprützte empor mit dem Schaume, und hinter ſich zog das Schiff die lange, flammende Furche.

»Fürchtet Euch nicht,« ſprach Juan zu den Beiden, »dieß iſt nicht ſelten auf der See, und mag vielleicht wohl herkommen von vielen Millionen leuchtender Würmlein. Doch wer kann ergründen die Geheimniſſe der Natur in ihren tiefſten Tiefen?«

»Nur Gott allein, der ſie erſchaffen hat. Ihm ſey die Ehre!« ſprach Pater Diaz, und Alle gingen ernſt und ſtill hinunter in den Schiffsraum.

Noch war die Sonne des nächſten Tages nicht erwacht, da rief es aus dem höchſten Maſtkorbe: Land! — Land, jubelte es nun auf dem Schiffe: Land, jauchzte es frohlockend in die Kajüten und rief zum frohen Erwachen die Schlummernden. Da tummelte ſich's fröhlich auf den Verdecken, da blickte es hin nach dem kleinen Nebelpunkte am äußerſten Horizont, da — warum geht doch heute die Sonne nicht auf? — Schwarz ſteigt es im Oſten empor, ein kleines Wölklein, aber es wächst mit fürchterlicher Schnelle zum rieſigen Wolkengebirge an. Horch! Was krächzt mit widriger Stimme im Tauwerk? Was flattert ängſtlich kreiſchend um die Wipfel der Maſten und die wehenden Wimpel? Das ſind die verhaßten Boten des Unglücks. Bleich werden die Matroſen, bleich gibt der Kapitän ſeine Befehle. Da fliegen ſie hinauf die ſchwankenden Strickleitern, da ziehen ſich zuſammen die großen Segel, da lenkt mit berechnender Miene der Steuermann das Schiff. Schwarz iſt jetzt der Himmel umzogen, dumpf braust in der Tiefe das Meer und der Donner murmelt hinter dem düſtern, hängenden Gewölk.

Jetzt ſauſt der Sturm wüthend daher, jetzt ſchäumen die Wellen, jetzt ſchwankt das Schiff, das Tauwerk klappert; wild fliegen die Segelſtangen gegen einander. Pfeilſchnell treibt die raſende Windsbraut das ſchwimmende Haus durch die empörten Wogen, da ſtürzt ein neuer Orkan ihm entgegen und umgetrieben wird es wie ein leichter Kreiſel, bald emporgeſchleudert Berge hoch, bald wieder hinabgeſtoßen in den ſchwarzen, gähnenden Abgrund. Und in die grauenvolle Nacht des Todes leuchtet das entſetzliche Feuer des Himmels, Strahl auf Strahl, und in des Sturmes Geheul, zu dem Rollen des furchtbaren Donners, zu der ziſchenden, ſchäumenden Wellen Gebrüll ſchallt das Krachen der Nothſchüſſe, tönt herzzerſchneidend das Zettergeſchrei der Unglücklichen, ungehört verhallend in der unendlichen Waſſerwüſte. Und heller flammen die Blitze. — Wehe! Da ragt hoch empor ganz nahe eine fürchterliche Klippenreihe. Wir ſind verloren! ruft der Kapitain. Wir ſind verloren! jammern die Matroſen, und ſtürzen zum Gebet auf die Knie. Feſt umſchlungen hält Manoel, triefend vom Waſſer, die ohnmächtige Iſabella. Betend liegt Juan zu ihren Füßen. Herr, erbarme dich unſer! betet Pater Diaz. Herr, erbarme dich unſer, ſchreien die Matroſen ihm nach. Ein Windſtoß treibt das Schiff wieder zurück von den Klippen. — So ſchwanden ſieben Stunden hin, die mit ſich führten alle Qual und alles Entſetzen, und die Angſt des Todes tauſendfach, dann rollte nur noch fern der Donner, ausgetobt hatten die Winde, ruhiger wurde die See. Und das Gewölk zerriß, freundlich blickte der blaue Aether hindurch und die Sonne mit ſegnendem Lächeln. Und wie die Geretteten ſich Alle ſammelten auf dem Verdeck, und ihrer Keiner verloren war, und nun Alle freudig Gott prieſen für ihre Errettung, und Mánoel und Iſabella ſich überſelig umſchlungen hielten, und der fromme Pater in feuriger, freudiger Begeiſterung den Herrn der Heerſchaaren pries, da wölbte ſich in prangender Farbenpracht über den fernen dunkeln Wolken der herrliche Friedensbogen, und es grüßte ihn das Jauchzen der Geretteten. Aber weit waren ſie verſchlagen von der richtigen Bahn, weit hinweg von dem Lande ihrer Sehnſucht.

Als es Abend geworden war, da leuchtete wieder die See, da zuckte in den Wolken der

Wiederſchein ferner Blitze, und auf den Maſtſpitzen und den Stangen flatterten mit elektriſchem Feuer ſchimmernde Flämmchen. — »Seht, ſeht!« riefen die Matroſen, »die Feuer des St. Elmo! Seyd gegrüßt ihr Zeichen des Glücks, ihr verkündet uns eine glückliche Fahrt!« — So jauchzten, ſo hofften ſie, und entſchliefen mit tröſtlichen Gedanken. — Die Armen, wie ſchrecklich ſollte ihre Hoffnung getäuſcht, ihr froher Glaube zu nichte werden!

Der frühe Morgen fand den redlichen Kapitain noch wachend und berechnend über ſeinen Karten. Vor ihm ſtanden Erd- und Himmelsglobus, lag ein langes holländiſches Fernrohr und der Kompas. »Kinder,« ſprach er zu denen, die ihn nach und nach umgaben, »wir ſind nicht allzuweit von Marokko's Küſten. Gott ſchütze uns, daß wir die Inſeln erreichen; unſer Schiff, dem der Sturm hart mitſpielte, iſt zum Seegefecht untauglich, und wir ſelbſt ſind ja meiſt auf den Tod erſchöpft von der ungeheuern Arbeit und der ausgeſtandenen Angſt.«

Und wie er noch redete, da ſchrie der Matroſe aus dem Maſtkorbe herab: »Ein Segel, Südoſt zu Oſt!« Alle eilten auf das Verdeck und blickten nach der bezeichneten Gegend hin, und nicht lange, ſo tauchte ein Schiff aus den Wellen hervor, und nahm ſeine Richtung gerade nach dem Kauffahrteifahrer. »Es iſt ein Kaper,« ſprach entſetzt der Kapitain, trat zurück von dem Fernrohr, und durch das Schiff tobte nun das Geſchrei: »Zu den Waffen!« tönten die Befehle des Kapitains, lärmten die Flüche der Matroſen, und heulte die Angſt der Zaghaften und Wehrloſen.

»Ich ſchütze Dich mit meinem Leben, mein trautes Weib,« ſprach Manoel zu der weinenden Iſabella, indem er die läſtige Kaufmannstracht abwarf und ſich wappnete. Jetzt ſtürzte auch Juan herzu, mit einer Luntenbüchſe bewehrt, ein großes Schwert an der Seite.

»Mein Leben für Euch!« rief er, und blickte mit hohem Selbſtgefühl auf das Paar.

»Wir fechten vereint,« rief Manoel, Juan umarmend. Nimm den Bruderkuß für Tod und Leben. »Falle ich, dann ſorge Du für dieſe.«

»Bleibt hier, edle Donna,« ſprach Juan zu Iſabella, welche mit ihnen hinausgehen wollte.

»Bleibe hier,« bat Manoel, »wir ſehen uns bald wieder. Auf Juan, für Freiheit und Iſabella!« —

Sie eilten fort, und Iſabella ſank nieder zum Gebet, aber die Angſt ließ ſie nicht Worte finden, nur das bange Klopfen ihres Herzens, nur ihre Thränen flehten zu Gott.

Wie ſtaunte der Kapitain, wie ſtaunten die Matroſen, als der ſtille Kaufmann aus dem untern Raume heraufſtieg ſo ſtolz und heldenkühn; den Hut umwallt von bunten Federn, den goldgeſtickten Mantel über die Schultern geworfen, eine koſtbare Schärpe um den Leib und in der Rechten mit trotzigem Blicke die funkelnde Klinge prüfend ſchwingend. — Auf Kanonenſchußweite war jetzt das feindliche Schiff nahe gekommen; vergebens war es geweſen, ihm durch die Flucht entgehen zu wollen. Deutlich konnte man ſehen das Gewimmel auf dem Verdeck, das Blitzen der Waffen, die Menge der Ruder, die ſich wie ungeheure Flügel zu beiden Seiten des Schiffes taktmäßig auf und nieder bewegten, und die gefürchtete gelbe Flagge.

Und jetzt blitzte es drüben, durch die Luft ſauste eine Stückkugel und fuhr durch ein Segel der guten Hoffnung, die ſich jetzt wandte und den feindlichen Gruß nachdrücklich erwiederte. Aber unter dem Donner der Kanonen, unter dem lebhaften Feuer der Büchſen flog die Galeere unaufhaltſam herbei.

»Haltet euch tapfer, meine Brüder!« rief der Kapitain, und ſchwang das Schwert, und die Kanonen verſtummten. Wildes, verworrenes Geſchrei brüllte auf dem feindlichen Schiffe. Jetzt fiel die Enterbrücke, und auf ſie ſprang der Reis*) im grünen, goldbordirten Kaftan, ein weißes Tuch um die rothe, turbanähnliche Mütze geſchlungen, mit flammendem Geſicht den Säbel in wilden Kreiſen über ſich ſchwingend, ihm folgten mit tobendem Allahgeſchrei ſeine Soldaten.

Die Verzweiflung kämpfte auf der guten Hoffnung. Blutend und ſterbend ſank bald da, bald dort einer der Ungläubigen nieder. Mancher wurde über Bord in die ſchäumenden Wellen gedrängt. Wie ein Raſender mähte Manoel unter den Feinden; mit der Kolbe der Flinte, die er umgekehrt hielt, ſchmetterte Juan Schädel auf Schädel ein. Aber ſtärker wurde das Getümmel, lauter das Geſchrei und das Stöhnen der Fallenden, da ſank der Kapitain, krampfhaft die Hand auf die Todeswunde in der Bruſt drückend; da ſank vor Manoel der treue Juan mit einem leiſen Seufzer. Gieb Dich, Du Chriſtenhund, brüllte der Reis, auf Manoel eindringend, der noch immer unter den Räubern mordete, wie der blutgierige Tiger unter der furchtſamen Heerde. Da war es Manoel, als riefe Iſabella ängſtlich ſeinen Namen. Mit kräftigem Hieb ſchlug er dem Räuber die Klinge aus der Fauſt und fort flog er, der geliebten Stimme nach. Da war ſchon ein Schwarm der Feinde hinabgedrungen; in ſeinem Blute wälzte ſich Pater Diaz, feſthaltend das Krucifix in der erſtarrten Hand. Teufliſch feſtgeſchnürt mit Stricken lagen Iſabella und einige Matroſen, und von Neuem begann Manoel die grimmige Blutarbeit, und hinter ihm, die Treppe herunter, polterten die Feinde, ſchrie die Zornſtimme des wuthſchnaubenden Reis. Schwerter ſchwirrten um Manoel, Blut träufelte aus tiefen Wunden, Nacht umgab ihn. »Iſabella!« hauchte er, und ſank ohnmächtig auf die ohnmächtige Geliebte. —

---

*) Kapitän.

Tief im unterſten Raume des Kaperſchiffes ſeufzten die Gefangenen, mit Ketten belaſtet, eng zuſammengeſchichtet. Jetzt jauchzten die rohen Sieger auf dem Verdeck, denn ſo eben ſank, nachdem man alles Brauchbare in Sicherheit gebracht, die gute Hoffnung, die in ſo ſchlechtem Zuſtande war, durch den Sturm und die Kanonen der Feinde, daß ſie nicht erhalten werden konnte, langſam in die Tiefe des Meeres. Jetzt ragten nur noch die Maſten empor; jetzt ſchwammen auf den Wellen die durchlöcherten Segel; jetzt ſchlugen die Waſſer über den Wimpeln zuſammen und drehten ſich kreiſelnd, wo das Schiff verſchwand. Und jetzt blähten ſich die Segel des Raubſchiffes, jetzt hoben ſich die breiten Ruder wie ausgebreitete Schwungfedern eines gräulichen Raubvogels, und beladen mit der Beute und dem ohnmächtigen Fluche der Unglücklichen flog die Galeere pfeilſchnell durch die Gewäſſer, Afrika's Küſten zu.

Ihrer Kleider beraubt, in ſchmutzige Lumpen gehüllt, ſtanden die Gefangenen auf dem Markte in Aſſi; um ſie her die gaffende, hohnlachende Menge gelber Spitzbubengeſichter. Neben ihnen ſtand der Reis, über dem prächtigen Kaftan noch die breite, ſeidene Hazem*), in dieſer den gekrümmten Dolch Komia, gelbe Stiefelchen unter den weiten, blauen Beinkleidern, und ſprach angelegentlich mit einem Kaufmanne, der im Laufe des Geſprächs gierige Blicke auf die armen Sklaven warf. Sie hatten ihr Geſpräch noch nicht beendet, als ein Gedränge entſtand und das Volk ſcheu auseinander wich, denn aus einer engen, unſaubern Gaſſe kamen einige Reiter im kriegeriſchen Anzuge auf ſchönen, muthigen Pferden, deren Stirnen und Füße feuergelb bemalt waren. Auf den Sattelknopf ſtützten ſie die Büchſen, deren breite Kolben mit Elfenbein ausgelegt und deren Laufe mit ſilbernen Ringen an den Schaft befeſtigt waren; breite Tücher, die ſie um die Mützen geſchlungen hatten, verhüllten den Kopf, nur das Geſicht freilaſſend, und ein Strohhut fiel hinten auf die weite, faltige Haik, die den ganzen Körper, bis an die Kniee, einhüllte, und über welche eine Taſche mit dem Pulver- und Kugelbeutel an einem ledernen Riemen hing. An dem krummen Dolch in der goldnen, blitzenden Scheide, welchen der Anführer dieſer Männer an einem rothen, ſeidnen Bande trug, erkannte man den Kaid von höherm Rang, der dem Kaufmann einige heftige Worte zurief, worauf ſich dieſer ſtill in der Menge des Volks verlor. Nach wenigen Worten, die der mauriſche Officier mit dem Kaperkapitain geſprochen, und welche den Gefangenen unverſtändlich blieben, nahmen die Reiter das zagende Häuflein der Unglücklichen in die Mitte und trieben ſie mit roher Gewalt vor ſich her. Bald war das Thor erreicht, bald verlor ſich der jubelnde Schwarm neugierigen Pöbels, und langſamer zogen auf der Ebene die Bedauernswerthen dahin, denen nur ein Leben voll Qual und Jammer bereitet ſchien von der grauſamen Hand des Schickſals, denen jede Hoffnung unterging. Aber plaudernd und ſingend ritten ihre Begleiter neben und hinter ihnen, ſie mit geflochtenen Riemen zum ſchnellern Fortgange treibend, wenn ſie ermatteten auf dem öden, ſteinigen Wege, wo Diſteln und dorniges Unkraut ihre Füße blutig ritzten.

---

*) Schärpe.

Die Barbaken hatten weder auf dem Schiffe, noch unterwegs Iſabella's Geſchlecht erkannt. Mit männlicher Standhaftigkeit duldete die Arme die Beſchwerden des Wegs, oft ihrem Manoel freundlichen Troſt einſprechend, deſſen ſchlecht verbundene Wunden ihn heftig ſchmerzten, und der ſich verzweiflungsvoll als den Schöpfer aller Leiden, die er die Geliebte dulden ſah, anklagte.

Unter den Begleitern der Gefangenen ritt ein Jüngling, durch freundliche und offene Geſichtszüge vortheilhaft vor den Uebrigen ausgezeichnet. Seine Gefährten nannten ihn Selim. Dieſer fand ein beſonderes Wohlgefallen an Manoel, ritt ihm oft zur Seite, reichte ihm ſeine, mit Milch gefüllte Kürbisflaſche und lächelte, wenn Manoels Blicke ihn baten, den Labetrank mit dem Begleiter theilen zu dürfen. Wie erfreut war aber Manoel, als ihn Selim in gebrochenem Portugieſiſch fragte: ob dieſer, auf Iſabella deutend, ſein Bruder ſey? Erfreut bejahte er, und dankte dem Himmel, daß der Maure nicht mit ſchärferem Blick begabt ſey. Wie dämmerte wieder ein Strahl von Hoffnung in ſeiner Seele! So war doch ein Weſen in dem fremden Lande, dem er ſich verſtändlich machen konnte, und der an ſeinem ſo traurigen Geſchick einigen Antheil nahm, und der ihn vielleicht — denn der Menſch knüpft Wunſch an Wunſch, Hoffnung an Hoffnung, und iſt ſtets bereit, aus dem Erfülltwerden des Einen auf den glücklichen Ausgang des Folgenden zu ſchließen — behülflich ſeyn konnte, mit der Geliebten dieſem traurigen Loſe zu entfliehen, oder der vielleicht dazu beitragen konnte, es ihnen erträglicher zu machen. Selim, bei dem Kaid in großer Gunſt, brachte es bei dieſem bald dahin, daß den Gefangenen öfter vergönnt wurde, eine kurze Zeit zu ruhen, und daß ſie weniger hart behandelt wurden. Während der Reiſe erfuhr Manoel von Selim, ſo gut dieſer ſich in der portugieſiſchen Sprache ausdrücken konnte, daß er eine kurze Zeit portugieſiſcher Gefangener geweſen, aber bald von ſeinen Anverwandten in Marokko wieder losgekauft worden ſey. Manoel erzählte ihm ſeinerſeits, daß er ein Kaufmann ſey, und mit ſeinem Bruder nach den kanariſchen Inſeln hätte ſegeln wollen, und daß ein Sturm ſie verſchlagen hätte, worauf ſie in die Gefangenſchaft der Seeräuber gekommen wären.

Acht Stunden waren die Reiſenden ſchon von der Küſte entfernt, und die Sonne neigte ſich bereits den weſtlichen Geſtaden zu, als ſie in ziemlicher Entfernung einige Palmen gewahrten, unter denen ſich ein Volkshaufe herumdrängte, deſſen Geſchrei ſchon bis zu ihnen drang. Schnell ritt jetzt Selim zu Manoel und rief: Ziehe Deine Schuhe aus, Chriſt, und laß Deine Gefährten ein Gleiches thun, denn dort verkündigt der heilige Sid Hamed Tiſi den Gläubigen die Geheimniſſe der Zukunft und die Herrlichkeit des Paradieſes! — Und alle Mauren ſaßen ab und führten, Gebete murmelnd, ihre Roſſe dem heiligen Platze zu. Ein ſeltſamer und widriger Anblick bot ſich den Europäern dar. Auf einem Steinblock ſtand ein Mann, nackt bis auf die Hüſten, der ſich bald wie ein Raſender, bald wie ein Gaukler gebehrdete, und mit brüllender Stimme einzelne Stellen des Koran ausſchrie, die das Volk, Männer, Weiber und Kinder, mit lautem Geſchrei wiederholte. Bald rollten ſeine Augen wie die eines Wüthenden, bald ſtürzte er plötzlich nieder, und ſchien von epileptiſchen Zuckungen gequält, bald tanzte er mit tollen Sprüngen und den unſittlichſten Gebehrden auf dem Steine, und ſo groß war des Volkes Aufmerkſamkeit auf dieſen Heiligen, daß die ſtill vorüberziehenden Reiſenden kaum bemerkt wurden. Erſt als man eine gute Strecke vorbei war, ſchwangen ſich die Soldaten wieder auf die Pferde und die Gefangenen durften ihre Schuhe wieder anziehen.

Nach einer Stunde erreichten ſie einen Brunnen, bei welchem ſie raſteten. Bald loderte ein großes Feuer empor, und die Verrichtungen zu der Abendmahlzeit und dem Nachtlager wurden mit Eifer betrieben. Zwei Zelte wurden aufgeſchlagen; einige Ziegen, die man mit ſich geführt hatte, geſchlachtet, und bald kauerten, nachdem ſie gebetet und ſich gereinigt hatten, die rohen Männer in einem Kreis um das Feuer, und ergötzten ſich am Erzählen von Mährchen; durch Selims Vermittelung erfreuten ſich auch die Gefangenen eines beſſern Antheils an dem Mahle, als ihnen ſonſt zu Theil geworden wäre.

Und die Nacht kam mit ihrem ſchimmernden Sternenkleid und hüllte in ihren weiten Schlummermantel die Ermüdeten alle ein; auch über Manoel goß der wohlthätige Schlummergott ſeinen Mohn, denn Selim hatte mit freundlichem Wohlwollen ſeine Wunden verbunden, und an ſeiner Seite ſchlief ſein Kleinod, ſeine Iſabella, für welche er im heißen, brünſtigen Gebete den Schutz des Allmächtigen erfleht hatte. — Kühl wehten die Lüfte der Nacht und glänzendhell funkelten die Sterne, bis der dämmernde Morgen ihren Schimmer bleichte. — Gern, ach nur zu gern hätten die erſchöpften Europäer noch geruht, aber aus dem ſüßeſten Morgenſchlummer riß ſie der Ruf und das Gebot ihrer Führer, und die Sonne war noch nicht aufgegangen, da zogen ſie weiter.

Manoel wagte es, Selim anzureden: »Sage mir, Herr, wohin werden wir geführt? Bleibt uns keine Hoffnung, Erlöſung zu finden aus dieſer Gefangenſchaft, und das Land der Heimath wiederzuſehen?«

»Alle Gefangenen,« erwiederte Selim: »ſind die Sklaven des weiſen Königs, Scherif Ben Hamed, welcher in Tafilet wohnt, wohin Ihr reiſen werdet, wenn Ihr nicht in Marokko durch ſeinen Statthalter zurückbehalten werdet, um in jener Stadt durch Eure Wiſſenſchaft und Kunſt, oder auch durch Eurer Hände Arbeit zu verdienen, daß man Euch

Nahrung reicht und Kleider. Hoffnung auf baldige Befreiung kann ich nicht in Euch erwecken, denn unſer Herrſcher zürnt noch ſehr, da es ihm nicht unbekannt geblieben iſt, wie hart und grauſam ſeine Unterthanen, die in der Portugieſen Hände gefallen, behandelt wurden; doch fürchtet darum kein gleiches Loos, denn wenn Ihr Euch nicht widerſpenſtig zeigt gegen Eure Gebieter, und Euch nicht gegen Religion und Geſetze auflehnt, ſo wird Euer Schickſal immer erträglich genannt werden können.«

»Das iſt ein leidiger Troſt,« ſeufzte Manoel im Stillen, und Iſabella flüſterte: »Helfe uns Gott aus dieſer Noth, Menſchen werden es nicht vermögen.« —

Jetzt hielt die Geſellſchaft bei dem Brunnen Hakor, bei welchem ſich ein natürlicher Salzbehälter befand, aus deſſen reichlichem Vorrathe die Reiter mitgebrachte Säcke füllten, dann ging der Zug wieder weiter durch die öde, einförmige Landſchaft. Nur kleine Hügel, zum Theil kahl, zum Theil mit unfruchtbarem, niedrigem Geſtrippe bewachſen, wechſelten zuweilen mit der unabſehbaren Ebene ab. Nur da und dort ſtand eine Gruppe einſamer Palmen; nur in großen Zwiſchenräumen ſtießen die Reiſenden auf einen Brunnen, oder auf ein, dem Verfall ſehr nahes Bethaus. — Schon war zwiſchen Manoel und Selim die Zuneigung zur Freundſchaft geworden, und Selim verſprach dem neuen Freunde und ſeinem vermeintlichen Bruder allen Schutz, der in ſeinen Kräften ſtehen würde. So kam der Abend des zweiten Tages der Reiſe, der in Allem dem des vorigen Tages glich. Um einen Brunnen, welchen die Mauren Bir Nahel nannten, lagerte man ſich, kochte, briet, aß, erzählte Mährchen, und ſchlief unter den aufgeſchlagenen Zelten. — »Wir bewachen Euch nicht, Chriſten,« redete der Kaid die Gefangenen an; jeder Verſuch der Flucht würde Euch den Tod bringen. Unkundig des Wegs, würdet Ihr bald dem Mangel erliegen, oder ein Raub wilder Thiere werden. Vergebens würdet Ihr das Mitleid derer anflehen, die Euch vielleicht begegnen könnten. Eine willkommene Beute würdet Ihr dem ſeyn, der Eurer habhaft werden könnte. Selim überſetzte dieß den der Sprache Unkundigen, und die Wahrheit dieſer Worte einſehend, empfahlen ſich die Gefangenen dem Schutze des Höchſten, und fanden bald auf ihrem harten Lager den holden Freund aller Müden und Bekümmerten, den ſüßen Schlaf. —

Und noch früher, als am geſtrigen Tage, mahnten die Mauren zum Aufbruch. Noch ſchimmerten die Sterne am nächtlichen Himmel; jetzt wurde es allmählig hell am öſtlichen Horizont, und eine Bergkette wurde ſichtbar, die ſich, ſo weit das Auge reichte, vom Norden nach Süden zog. Es waren die Gebirge des Atlas. Und die beſchneieten Gipfel begannen ſich zu röthen, wie die Strahlen der Sonne ſie beſchienen, und grüne Wälder und dunkle Felſenmaſſen traten aus den Schleiern der Dämmerung hervor. Jetzt blitzte es auf dem Gipfel des höchſten der Berge, und die glühende Sonnenkugel ſchwang ſich empor in ihrer ſchimmernden Majeſtät, und goß ihre ſanften Strahlen auf die weite Landſchaft und auf die armen Gefangenen aus, die ſie mit ſtiller Andacht begrüßten und zu dem Gott beteten, der auch in dieſem fremden Lande, unter Barbaren, ihnen ſeine Sonne ſcheinen ließ, und ihnen gewiß nicht fern war.

»Seht dort Marokko!« rief nach einem Marſche von einigen Stunden Selim seinem Freunde zu. »Gott ſey gelobt!« hauchte Iſabella mit leiſem Schmerzenston, daß nur Manoel es hörte, denn ihre Kräfte widerſtanden kaum noch der Anſtrengung und den Beſchwerden der Reiſe. Eben ſo leiſe erwiederte Manoel: »Lobe ihn nicht zu früh, unſre Reiſe führt uns vielleicht noch weiter. Ich kann dem Herrn nicht danken, daß wir die Stadt vor Augen ſehen, in welcher wir vielleicht in elender Sklaverei unſer Leben beſchließen müſſen. O, wäre ich doch nur der einzige Leidende, hätte ich doch Dich nicht in mein unſeliges Geſchick gezogen.« — Salem alikom! *) tönte es plötzlich in der vorderſten Reihe. Einige heilige Pilger zogen vorüber, eine Art Roſenkränze in den Händen haltend und abbetend. Manoel vernahm nur die Worte: Gott iſt groß, Gott iſt barmherzig in ſeiner Größe und groß in ſeiner Barmherzigkeit. — Mit dieſen Troſtesworten vereinigten ſich die Iſabella's, welche, ihn liebevoll anblickend, ſagte: So lange ich noch bei Dir bin, ſo lange ich noch mit Dir vereint ein unverſchuldetes Leiden

---

*) Friede ſey mit Euch.

trage, ſo lange zittre nicht um mich, und quäle Dich nicht mit Vorwürfen, welche unſre Lage doch nicht ändern können. —

Vor ihnen breitete ſich die beträchtlich große Stadt mit ſehr vielen Thürmen der Bethäuſer oder Schiamas aus. Von der Spitze des einen gaben drei große Kugeln das Sonnenlicht im Schimmer des reinſten Goldes zurück, und Selim erzählte gläubig von ihnen, daß ſie durchaus aus Gold beſtänden, und durch Zauber an den Thurm ſo befeſtigt wären, daß keine Macht im Stande ſey, ſie dort wegzunehmen.

Durch ein Feld, auf welchem viele einzelne Oel- und Palmbäume ſtanden, gelangten die Reiſenden endlich zu dem Thore. Hier ſtürzte ihnen eine Schaar Ausſätziger entgegen, die in elenden Hütten außerhalb der Stadt wohnen mußten, mit lärmendem Ungeſtüm Almoſen fordernd, aber die Soldaten trieben ſie mit Flüchen und Peitſchenhieben zurück, und die Gefangenen betraten die Stadt.

Widriger Geruch kam ihnen entgegen. Als wäre hier Lucifers Garküche, ſo lagen in engen, ungepflaſterten Gaſſen die faulenden Kadaver von Katzen, Hunden, Ratten und dergleichen mehr umher, und als würde alle und jegliche Teufelsbrut losgelaſſen, ſo ſtrömten aus niedrigen, unanſehnlichen Häuſern Schaaren zerlumpter Kinder mit ihren Müttern, die den erfreulichen Anblick chriſtlicher Gefangenen genießen wollten. Man hielt auf dem Markte in einem ungeheuern Gewühl und Getöſe. Ausrufer und Waarenverkäufer wetteiferten in tönenden Lobpreiſungen, Hunde bellten, Kameele brüllten. Lululu, lululu! heulten freudevoll die Weiber, und dazwiſchen jubilirte in grellen Diſſonanzen Marokko's hoffnungsvolle Jugend. Und von der Burg her erfüllte die Luft das kreiſchende Schallmeiengetön vieler Rgeitas *) und die dumpfen Töne der Trommel Tabel, und eine neue Reiterſchaar begrüßte die Harrenden. Tief neigten ſich Selim und der Kaid auf ihren Roſſen, die rechte Hand auf das rechte Knie legend, vor dem Anführer.

Auf einem brandſchwarzen Araber ſaß Abu Melek ben Harmattan, ein häßlicher Neger, mit der Haltung eines Königs; auf dem kurzen Wollenhaar des Hauptes einen brennend rothen Turban mit einer feuerfarbe-

---

*) Ein mauriſches Inſtrument.

nen Binde. Schwere goldne Ringe hingen in ſeinen Ohren, und vom Golde ſtarrte der Griff des Dolches, wie der des gekrümmten Säbels; die Knöpfe und Schnüre des Kaſtan, wie Decke und Riemenzeug des Roſſes. Auf der Stirne des rieſengroßen Mannes weilte ein tückiſch-finſterer Zug und die Augen ſchoſſen durchbohrende Blicke.

Beuge Dich vor dem mächtigen Kaid Raſe, Abu Melek, dem Vertrauten des Königs, raunte Selim Manoel flüchtig zu, als fürchte er, daß der Genannte die Vertraulichkeit gegen den Gefangenen wahrnehmen möge.

Und mit einer widrig furchtbaren Stimme rief Abu Melek dem Kadi zu, der die Gefangenen hierher gebracht hatte: »Führe dieſe Chriſtenhunde nach den königlichen Gärten und ſorge, daß ihrer Keiner entkomme. Du, Selim, magſt Dir einen von ihnen zum Sklaven auswählen und jenem tapfern Kaid bezahlen.« Mit dieſen Worten warf er Selim einen ſchweren, gefüllten Beutel zu und ritt weiter. Ihm folgte die unharmoniſche Muſik und ſeine Begleiter, und wo er hinritt, wich das Volk voll Furcht und knechtiſcher Unterwürfigkeit von ſeinem Pfade.

»Du ſollſt mein Sklave ſeyn,« ſprach Selim ſanft zu Manoel. »Du ſollſt an mir einen gütigen Gebieter finden.« Während er noch ſprach, ſchwangen die Soldaten wieder ihre Riemenpeitſchen, um die Uebrigen fortzutreiben, da ſtürzte Manoel verzweifelnd an der Seite des Roſſes vor Selim nieder und flehte: »Trenne mich nicht von meinem Bruder!« Und Iſabella drängte ſich herbei und rief, ſich über Manoel niederwerfend: »Nimm uns Beiden das Leben, oder trenne uns nicht!« Aber Selim ſchüttelte mit gutmüthigem Lächeln das Haupt, und ungehört verhallten unter dem Lärm der Soldaten, dem Brüllen der Thiere, dem Jauchzen der Menge, die ihre Augen an dieſer Jammerſcene weidete, die Klagetöne der Liebenden, die ſich krampfhaft umfaßten, deren umflorte Blicke vergebens Rettung vom Himmel erwarteten, und die endlich, Beide erliegend unter dem Rieſengewicht des höchſten Schmerzes, ſinn- und bewußtlos durch der Soldaten rohe Gewalt aus einander geriſſen wurden. Dort ſchleppten ſie Iſabella hin, die keinen Ruf des Schmerzes mehr in der gequälten Bruſt hatte, und Manoel ſtarrte ihr nach, ohne Regung, einem Gefangenen gleich, der aus einem holden Freiheitstraume erwachend, mit doppelter Schwere ſeine klirrenden Ketten fühlt. Und Selims Begleiter ſetzten ihn auf ein Kameel, während Selim ſelbſt denen nachritt, welche die Gefangenen nach der Burg zuführten, und einem derſelben einige arabiſche Worte zurief, wobei er auf die bleiche Iſabella deutete, die, einer geknickten Lilie gleich, in dem kleinen Zuge, der ſich langſam durch das neugierige, ſchmutzige Volk bewegte, mehr todt, als lebend einherwankte.

Nach kurzer Raſt und nachdem ſich Selims Begleiter bedeutend vermehrt hatten, und weit ſorgfältiger bewaffnet erſchienen, wurde aufgebrochen. — Im ruhigen, gleichmäßigen Schritt ging das Kameel, auf welchem Manoel ſaß. Seine Kraft war gebrochen, ſeine Sinne waren verwirrt, ſein Mund hatte keine Stimme, ach, und ſeine müden Augen keine Thränen mehr.

In unermeßlicher Länge, von einem Ende des Horizonts zu dem andern dehnte ſich vor den Blicken der Reiſenden das Atlasgebirge aus, bis ſie es am folgenden Tage zu überſteigen begannen.

Durch menſchen- und bäumeleere Steppen ging der Zug, bis höher hinauf Oliven- und Palmenhaine den Ermatteten Schatten gaben und ſchmeichelnde Lüftchen ſie umfächelten. Aber der arme Manoel ſah in ſeinem blutigen Schmerze nicht die weiten Ebenen zu den Füßen der Berge, nicht die hohen, ſchneebedeckten Gipfel in der Ferne; er fühlte nicht den heißen Südwind, nicht die ſengenden Strahlen der Sonne, als er durch die ſandigen Ebenen ritt, und nicht den belebenden Hauch der friſchen Bergluft. Er hörte die hellen Stimmen der bunten Vögel nicht, die mit lautem Gekreiſch ſich durch die dunkelgrünen Zweige jagten, und hatte für des theilnehmenden Freundes tröſtende Stimme kein Ohr. In dem azurenen Aether ſchmetterte ihr Morgenlied die afrikaniſche Lerche; Selim zeigte ſie ihm; er hob die Augen empor, ſeufzte laut und redete nicht. »Dort wohnen Berbern,« ſprach Selim, und zeigte auf einige entfernt ſtehende, viereckige Häuſer mit flachen Dächern, von denen ſich ſchmale, ſpitzige Thürmchen erhoben. Manoels Blicke folgten der angegebenen Richtung, aber er redete nicht. Nur Iſabellen ſah er, wie ſie das gebrochene Auge mit dem Ausdruck des unausſprechlichen Schmerzes auf ihn verweilen ließ, und es dann, wie zum Tode ſchloß. Ihr Jammer hallte fort und fort in ſeinem zerriſſenen Herzen wieder. Ueber den verſtockten Chriſtenhund murrten laut Selims Begleiter, und riethen dieſem, die Peitſche zu gebrauchen, aber der menſchenfreundliche Maure ehrte den Schmerz des armen Gefangenen, den er liebgewonnen, und mit einer ſchönen Thräne des Mitgefühls im großen, lichtblauen Auge ritt er nahe an Manoel und ſagte: »Gräme Dich nicht allzu ſehr, Chriſt, Deinem Bruder ſoll kein Leid widerfahren, und auch Dir ſelbſt nicht.« —

An einem Abgrunde zog ſich jetzt der Weg vorüber; ſteile, dunkelgraue Felſen ſchienen dieſen gänzlich zu hemmen; nur kümmerliche Feigen- und Palmbäume wuchſen zwiſchen den Klippen, an welchen da und dort ſeltſam geformte Gewächſe mit großen, bunten Blumen hingen, als ein lauter Ruf aus rauhen Kehlen die Reiſenden erſchreckte, dem alsbald einige Schüſſe folgten, worauf ſogleich einer der Soldaten von den kleinen, gelbmähnigen Pferdchen ſtürzte.

Oben auf einem der ungeheuren Felſenblöcke ſtanden ſechs bis acht große Männer von wildem Anſehen, deren leichte Kleider, wie ihr langes Haar im Winde flatterten, und die jetzt, gleichſam wie ſpielend und ihre Feinde verhöhnend, ihre Flinten mit großer Behendigkeit wie ein Rad zwiſchen den Fingern drehten, ſolche in die Luft warfen, fingen und augenblicklich abfeuerten. Da fiel wieder einer der Soldaten, und noch einer, und zwiſchen Manoel und Selim pfiff eine Kugel vorbei. Aber jetzt zielten die Soldaten, und ſchoſſen hinauf, daß mehrere der kriegeriſchen Berbern ſanken, worauf die Uebrigen mit drohenden Gebehrden und unverſtändlichen Ausrufungen ſich zurückzogen.

Jetzt iſt es Zeit zur Eile, rief Selim ſeinen Begleitern zu, die ihre Flinten wieder ladeten, und nun die Pferde und Manoels Kameel zum möglichſt ſchnellen Laufe antrieben, denn ſchon wurde ein ſeltſamer Ton, ähnlich dem zuſammengeſchlagener, irdener Geſchirre, nur weit lauter, hörbar, der ſich bald näher, bald entfernter vernehmen ließ, und bei den Soldaten, welche wußten, daß ſich auf dieſen Ruf alle umwohnenden Berber verſammeln würden, nicht geringe Beſorgniß erregte. Aber die Ausdauer ihrer Thiere entriß ſie der drohenden Gefahr; weit hinter ihnen blieb eine Schaar verfolgender Berbern zurück, und ſchon wurden die Berge niedriger, ſchon ſtreiften die Blicke feſſellos auf unendlichen Ebenen, die ſilbernen Flüſſe durchwallten, und weilten mit Wohlgefallen auf den ausgebreiteten Dattelwäldern, die den fernen Horizont begrenzten. —

Und als der Abend dämmerte, da war das Ziel erreicht der langen, beſchwerlichen Reiſe, und unter Trompetenſchmettern zog Selim mit ſeinen Begleitern und dem, von Schmerz und von Trauer, und von dem langen, ungewohnten Ritt zum Tode erſchöpften Manoel in den damaligen Herrſcherſitz Tafilet ein. —

Schwül brütete die Nacht über dem Reiche Tafilet und den angrenzenden Landſchaften. —

In dem verborgenſten ſeiner Gemächer lag der greiſe Scherif ben Hamed, und rang mit dem Tode. Oben zu dem Haupte des Sterbenden ſtand mit ſorglicher Miene der Talb, *) und miſchte mit geheimnißvollen Ge-

---

*) Arzt.

behrden einen Trank. Unten ſtand mit verhülltem Haupt ein Mufti, der unabläſſig Gebete murmelte, und vor den Thüren des niedrigen, weiten Zimmers lagen in dichten Haufen gedrängt die Sklaven des Königs auf den Knieen, und berührten mit den Köpfen die Erde. Seitwärts in einer Ecke lehnte mit verſchlungenen Armen Abu Melek, den ſtarren, entſetzlichen Blick feſt auf den Kranken geheftet. Aber an dem ſchwellenden Lager knieete ſein erwählter Nachfolger und Erbe, Mohamed, den Vater ängſtlich betrachtend. Heiß und drückend war die Luft in dem Gemach. Leiſe ſprach der Mufti ſeine Gebete, leiſe flößte der Arzt dem Todkranken die ſchmerzenlindernde Labung ein, nur zuweilen unterbrach das Stöhnen des Greiſes die bange Stille.

Jetzt bewegte dieſer mit Mühe den Kopf und fragte mit brechender Stimme: »Wo iſt Mulei Raſchid, der Sohn meiner Liebe? Iſt er nicht hier, daß ich ihn ſegne?«

»Nicht Mulei, *) mein Vater,« erwiederte

---

*) Das Wort Mulei (Mein Herr) bezeichnet in Marokko einen königlichen Prinzen.

Mohamed, indem er mit einer zornigen Bewegung ſich erhob. »Nimmer ſollen die Söhne der Negerin herrſchen auf Marokko's Thron, ſo lange Dein erſtgeborner Sohn, Mohamed, ein Schwert führen kann. Ich ſchwöre das beim Barte des Propheten!«

Raſchid wird herrſchen — Ismail wird herrſchen — Blut wird fließen und auch das Deine. So ächzte der Kranke, dem der nahende Tod die umnachteten Pforten der Zukunft aufſchloß. Finſter blickte Mohamed. Ein tückiſches Lächeln flog über Abu Meleks Geſicht.

»Bruderblut wird fließen,« wiederholte der Alte kaum vernehmlich — »und Gott weiß alles.« — Heftiger Krampf ergriff ihn, wild warf es ihn auf dem Lager herum, dann war er todt. Noch einen glühenden Blick warf Abu Melek auf den Todten und ſchritt mit leiſem Tritt heraus in das Vorgemach, wo die Diener ihn ſcheu und fragend anſahen. Aber ſchweigend wandelte der Rieſe durch ihre Reihen und durch die Höfe, und ſeine Geſtalt verſchwand in dem Dunkel der gewitterſchwülen Nacht.

Unter den Vorbergen des Atlasgebirges, die ſich bis in die Nähe von Tafilet ziehen, ragte ein jäher Fels hoch empor; kein Baum umſchattete ſeinen Gipfel, kein Gras und kein Kraut grünte auf der einſamen Höhe; nur ungeheure Steinblöcke lagen zerſtreut umher, wie die Rieſentrümmer einer verfallenen Feſte. Tief unten am Fuße des Felſens wand ſich ſchäumend und brauſend in einem ſchmalen Steinbette ein wilder Bergſtrom,*) aber kaum war ſein Donnergetoſe hörbar auf der Höhe dieſes Berges.

Auf einem jener Steinblöcke ſaß, in finſtre Gedanken vertieft, Raſchid, Scherifs Sohn, welchen dieſer, nebſt ſeinem Bruder, Ismail, mit einer Negerin zeugte, die ihren Söhnen ihres Stammes mannichfaltige Laſter und die Farbe der Mulatten angeboren hatte. — Mit dem Sidi Omar von Ilek kriegte einſt Scherif ben Hamed. Er unterlag, und wurde gefangen. In ſeinen Kerker ſandte ihm der Ueberwinder auf ſein Bitten eine häßliche Negerin zu, mit welcher er lebte, bis er ſich mit Omar verglich und die Freiheit erhielt. —

---

*) Der Fluß Tafilet.

Nach Tafilet hin blickte Raſchid, und vor ſeinen Gedanken ſtand das Glanzbild künftiger Herrſchergröße und ausgebreiteter, unumſchränkter Macht; keinen Eindruck machte auf ſein abgehärtetes Gemüth die ſchauerliche Umgebung. Um die Klüfte des Felſens flogen noch mit heiſerem Krächzen die kleinen, braunen Aasgeier, die ſie bewohnten, und der ſchwere Flügelſchlag großer Eulen umrauſchte den Einſamen. Aus den Bergwäldern unter ihm trug die ſtille Luft vernehmlich das Gebrülle der Löwen, welches das ſchlummernde Echo der Felſen weckte, herauf, und widrig ſchallte von Zeit zu Zeit das Geheul des hungrigen Schakals. Jetzt bröckelte ſich leichtes Gerölle ſeitwärts von dem Sitzenden los, und fiel von Klippe zu Klippe der Tiefe zu. Emporgeſchreckt aus ſeinen kühnen und vermeſſenen Träumen blickte Raſchid auf und neigte ſich, aufmerkſam horchend, jener Seite zu. Da tappte es näher heran mit leichtem, ſicherm Tritt, und bog um die Klippe, und dem Unerſchrockenen zeigte das weiße, ſcharfe Gebiß eine entſetzliche Hyäne. Und wie ſie vor ihm ſtand, emporgeſträubt das ſteife, borſtige Mähnenhaar, den Rücken gekrümmt und in dem

Dunkel der Augen grünes Feuer gräßlich leuchtete, da hob ſich der Starke, ehe das Unthier ihn angriff, und mit raſchem Sprunge hatte er es im Nacken gepackt und niedergeriſſen, daß die ſcharfen Klauen nur die Steine aus dem Grunde wühlten, ihn aber nicht verletzen konnten. Laut winſelte die Hyäne, wie der kraftvolle Mann ſie mit Rieſengewalt am Boden hielt, indem er mit des Leibes ganzer Schwere ſie niederdrückte, bis ſie, der er nun die Hände feſt um den Hals zuſammenzog, den letzten, vergiftenden Athem aushauchte. — Kaltblütig ſchleuderte Raſchid die Erlegte der finſtern Tiefe zu, und blickte wieder in die Richtung nach Tafilet.

Und von dorther ſcholl jetzt ein verworrenes Geſchrei mit lautem Heulen vermiſcht, und durch die Lüfte drang der lang gehaltene Trauerton der Poſaunen Enfir, die, von dünnem Meſſing verfertigt, an Größe und Geſtalt einem Sprachrohre gleich, jetzt, von den Thürmen der Stadt geblaſen, mit dumpfem Schall den Tod des Herrſchers verkündigten.

So iſt er endlich todt, ſprach Raſchid in ſich ſelbſt hinein, und eine dunkle Wolke ſchwebte zwiſchen den Felſentrümmern näher, und aus der Wolke trat Abu Melek ben Harmattan; aber nicht im fürſtlichen Schmucke reicher Gewänder, wie er aus den Zimmern des Königs gegangen war, ſondern nackt, nur um die Hüften einen Schurz von bunten Federn und auf dem Haupte den rothen Turban mit der feuerfarbenen Binde, welcher in düſterer Kohlengluth zu brennen ſchien. Und der Rieſe ſtreckte den Arm aus; da zuckten Wetterflammen um die Scheitel der Berge, und der Sturm machte ſich auf aus den Klüften des Atlas, und umbrauſte die Höhen, und ſchmetterte die Wälder nieder in der Tiefe, daß die Thiere der Wildniß laut und ſchrecklich heulten, und unaufhörlich rollte der Donner, der tauſendfach wiederhallte in dem hohen Gebirge.

Aber unerſchrocken trat Raſchid dem Furchtbaren näher und rief: »Kommſt Du, Abu Melek, und willſt Du mir nun dienen, wie Du meinem Vater gedient haſt?«

»Ich will,« antwortete der Rieſe mit einer Stimme, die dem unwilligen Knurren des gefangenen Löwen glich, wenn ihn der Wärter im Freſſen ſtört.

»Und willſt Du mir helfen zu Macht und Anſehen und zu dem Throne meines Vaters, mir vor allen meinen Brüdern?«

»Ich will,« brüllte noch ſchrecklicher Abu Melek.

»Und willſt Du erſcheinen auf meinen Ruf, wo ich auch ſey, und willſt Du um mich ſeyn, wenn ich es verlange, in jeder Geſtalt und mir als Sklave dienen?«

»Nein!« rief der Schreckliche, daß die Felſen wiederhallten.

»Du mußt!« ſchrie Raſchid, und zog aus dem Gürtel ein kleines Büchlein, von welchem ſchimmernde Strahlen ausgingen; da warf ſich Abu Melek knirſchend nieder, und lauter rollte der Donner, brauſte der Sturm und um den Gipfel des Felſen lagerte ſich ſchwarzes Gewölk, aus welchem zuckende Blitze fuhren. Raſchid aber ſchritt näher zu dem gebeugten Rieſen, und ſetzte ihm den Fuß auf den Nacken, und hohnlachte: »Sieh, ſo zwinge ich Dich, und ſo biſt Du mein Sklave,« aber es war, als murre unter ſeinem Fuß ein Tiger. —

Unterdeß heulten Hunderte von Klageweibern um die Leiche des Königs, zerkratzten ſich das

Geſicht, und gebehrdeten ſich für einen geringen Lohn ſo troſtlos, als ſey ihnen in dem Todten das Liebſte des Lebens entriſſen worden, was ſie noch mehrere Tage fortſetzten, als ſchon längſt die in Leinen genähten Ueberreſte des Verſtorbenen mit einem unzählbaren Gefolge unter klagendem Geſang in das Grab gelegt waren, und zwar mit dem Geſicht nach Mekka gewendet, auf der rechten Seite, und die Hand unter dem Kopfe, wie es des Landes Gebräuche heiſchten. —

Bleich und in ſich gekehrt wandelte nach einer überſtandenen Krankheit, die ſein Leben bedrohte, Manoel einſam in dem Schatten der Orangenbäume des königlichen Gartens. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen durch das dunkle Laub, auf welchem ſie ſich ſchimmernd brachen, und in funkelnder Diamantenpracht erglänzten. Heller und lieblicher prangten die ſilbernen Blüthenſterne, deren balſamiſcher Wunderduft die Lüfte durchwallte; höher und feuriger erglühten im Abendpurpur die goldnen, erquickenden Früchte. Den Geneſenen umwehten mit lindem, belebendem Hauch die milden Lüfte, die nicht über den brennenden Sand der Wüſten geeilt waren, die herüber von dem fernen Meere, das die heimathlichen Küſten umſpühlte, ein freundlicher Engel trug. Der herbe Schmerz, der mit ſchrecklicher Gewalt das Herz des armen Manoel in ſeinen innerſten Tiefen ergriffen hatte, war beſiegt; in dem ſchönen, blaſſen Geſicht wohnte der rührende Ausdruck einer ſanften Melancholie und einer ruhigen Ergebung in den Willen deſſen, der ſeiner Kinder Schickſal mit hoher Weisheit lenkt, und ſie durch harte Prüfungen läutert, bis ſie ſchlackenlos aus dem irdiſchen Kampfe hervorgehen, und würdig ſind einer höhern Erkenntniß, eines beſſern Seyns.

Iſabella war todt. Das wußte Manoel, denn ihr ſeliger Geiſt war ihm erſchienen; in ſeinen Fieberträumen hatte er ſie oft geſehen in himmliſcher Verklärung, wie ſie, von roſigen Wölkchen getragen, ihm näher ſchwebte, wie ſie ihm mit holdem Engellächeln winkte, und ihm die kleine, weiche Hand, die er ſo oft an ſein liebeglühendes Herz gepreßt, auf die er ſo oft der Liebe Küſſe gedrückt hatte, mit holdſeliger Anmuth reichte. Er hatte ſie geſehen, wie ſie ihn, den ſchon Seligen, auf paradieſiſchen Gefilden mit unverwelklichen Blumen kränzte. Er hatte mit ihr den Harfenklängen der Engel gelauſcht; er war mit ihr auf glänzenden Seraphſittigen durch unermeßliche Räume, von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne geflogen. Darum blickte er ſo ſehnſüchtig hinauf nach dem lichten Aether, und ſanft floſſen ſeine Thränen. Ihr Geiſt umſchwebte ihn, er fühlte im ſäuſelnden Lüftchen, das ihm die Wangen kühlte, das linde Wehen ſeiner Flügel. Seine ſchwärmeriſche Phantaſie gab ihr Geſtalt; er ſah ſie in der kleinen Bengoline, *) die auf den Zweigen über ihm ein liebliches Liedchen flötete; er ſah ſie in dem bunten Dämmerungsfalter, der, ihn umflatternd, den Nektar der Blüthen des Oleanders trank; er ſah ſie ſchwimmen auf der Silberfläche des Baſſins als Lotusblume, und hörte ſie im Murmeln des Quells, und ſehnte ſich, ihr ſeliges Loos zu theilen. Aus den ſchönen Träumen, in die der Liebende verſunken war, rief ihn endlich die Stimme Selims wach.

»Klagſt Du noch immer um Deinen Bru-

---

*) Die Nachtigall jener Gegenden.

der?« fragte dieſer theilnehmend; »mir iſt einſt ein Bruder geſtorben, ich habe ihn mit aufrichtigen Thränen beweint; ich habe vierzig Tage und vierzig Nächte meine Kleider nicht gewechſelt, und eben ſo lange kein Feuer in meiner Wohnung gehabt, denn ich liebte meinen Bruder; aber warum weineſt Du noch immer, da ja der Deine noch lebt und Du ihn wiederſehen wirſt?«

Still lächelnd drückte Manoel Selims Hand. »Jetzt kann ich Dir es wohl ſagen,« erwiederte er: »jener Gefangene war — mein Bruder nicht, er war mein Weib, die aus Liebe zu mir die ſchöne Heimath verließ, aus Liebe zu mir ſich dem falſchen Meere vertraute, und die nun geſtorben iſt.« — »Dein Weib?« rief Selim mit freudigem Erſtaunen, »warum ſagteſt Du mir das nicht früher, und woher weißt Du, daß ſie geſtorben iſt?« »Ich habe ihren Geiſt geſehen, ſie iſt überall unſichtbar um mich.« — »Stille, ſtille, flüſterte Selim,« ſich furchtſam umſehend, und Manoels Hand ergreifend, ſagte er: »Komm, es wird dunkel, wir wollen dort in die Nähe des Hauſes gehen.« Nach einer Weile begann er wieder vertraulich: »Man muß nicht in der Abenddämmerung von Geiſtern reden, denn ſie haben viel Gewalt in dieſer Stunde.« — »Iſabella's Geiſt,« entgegnete Manoel, »iſt ein guter Geiſt, den wir nicht fürchten dürfen;« und von Neuem floſſen ſeine Thränen um die Geliebte. — Selim rezitirte aus dem Koran: »Auch wenn Ihr geblieben wäret in Euren Häuſern und in Euren Betten, ſo würde doch der Tod diejenigen hinweggeführt haben, deren Stunde gekommen war.«

Als er aber des Freundes Zähren fließen ſah, umſchlang er ihn ſanft, und ſuchte ihn zu tröſten, und theilnehmend weinte der Bekenner des Islam mit dem gefangenen Chriſten.

Sie ſaßen unter der Halle eines, nach europäiſchem Geſchmacke gebauten Gartenhauſes, als ſchon am tiefblauen Himmel die Sterne leuchteten. »Weißt Du,« nahm Selim nach einer langen Pauſe das Wort, »daß wir wahrſcheinlich Tafilet verlaſſen werden? Suche Dich zu ſtärken durch den Genuß jenes wohlthätigen Getränks, welches der Prophet ſeinen Gläubigen verboten hat, daß Du Kräfte gewinnſt zu einer weiten Reiſe. Es blieb Dir unbekannt, daß, während Deiner Krankheit, Mulei Raſchid von unſerm Herrſcher, Mohamed ben Scheriff, den Oberbefehl über die Soldaten ertrotzte, den er nicht ſobald errungen hatte, als er einen Verſuch machte, durch ihre Hülfe ſeinen Bruder vom Throne zu ſtoßen. Durch den Verrath eines Sklaven erhielt der Letztere Nachricht von dieſem Unternehmen, und rief ſeine Getreuen zuſammen; es kam zu einem kleinen Gefecht. Raſchids Krieger, aus Furcht vor dem Zorne des Königs, verließen ihren Befehlshaber, und dieſer wurde gefangen. Mohamed war gütig genug, ihn nicht zu tödten, ſondern ließ ihn bloß in ſichern Gewahrſam bringen. Geſtern entdeckte ſich, daß er auf unbegreifliche Weiſe entflohen iſt. Mohamed iſt beſſer, wie Raſchid, aber Raſchid hat mir wohlgethan und mir immer ſeine Gunſt geſchenkt. Ohne mich ging er nicht auf die Jagd des ſtolzen, königlichen Löwen, oder des ſchnellen, geſleckten Panthers. Heute hat er mir einen Stummen geſandt mit der, auf ein Palmblatt geſchriebenen Nachricht, daß er eheſtens Tafilet angreifen werde. Ich ſoll ihm hier Vertraute werben, die ſich zu ihm ſchlagen ſollen, wenn er kommt, und ihn zum König ausrufen über das Land, welches zwei Meere umfluthen, das ſo weit gegen Süden reicht, als ſich die Berge des Atlas ausbreiten, und gegen Norden bis dorthin, wo der Fluß Mulvia in das Mittelmeer fällt, dem die Araber in der großen Wüſte Sahara einen Tribut erlegen müſſen; vor deſſen Heeresmacht die freien Berbern auf den Atlasbergen zittern würden, wenn es dem König gefiele, ſie zu bekriegen. Und ſchlüge ſein Anſchlag fehl, dann ſoll ich ihm folgen, wohin er auch ziehe, dieß bittet er mich, ſich berufend auf die Stärke und die lange Dauer unſrer Freundſchaft, und ſich beziehend auf die vielen Beweiſe von Liebe, die er mir gegeben. Mild und gütig regiert Mohamed, viele ſeiner Brüder lieben ihn, ſeine Unterthanen ſind ihm innig zugethan; Raſchid wird eine Geiſel der Völker werden, die er ſeiner Herrſchaft unterwerfen wird. Ich würde mein Leben gefährden, wollte ich hier zu Gunſten des Empörers reden, aber folgen muß ich ſeinem Rufe, an ihn bin ich gebunden, ſein Schickſal muß ich theilen, und ſeine Laufbahn, die blutig genug werden wird, mit ihm durchwandern. Du begleiteſt mich, denn ſchutzlos müßte ich Dich hier zurücklaſſen. Der Diener von Raſchids Freund würde die

Schuld ſeines Herrn mit dem Leben büßen müſſen. Aber dennoch, ſo ſehr liebe ich Dich, ſoll mein Wille Dich nicht beſtimmen, mir zu folgen, ſondern wenn Deine Kräfte es nicht erlauben, oder Du nicht Muth und Standhaftigkeit beſitzeſt, mancherlei Gefahren zu überwinden, ſo will ich mich bemühen, einen Zufluchtsort für Dich aufzufinden, wo Du verborgen und unentdeckt der endlichen Entſcheidung entgegenharren kannſt.«

So redete Selim leiſe, und Manoel, der ihm aufmerkſam zugehört hatte, antwortete, indem er dem ſorglichen Freunde die Hand drückte: Ich danke täglich meinem Gott, daß ſeine Gnade mir in Dir einen Retter ſandte, deſſen Liebe mir mein trauriges Loos erträglicher macht, und ich bete zu ihm, daß er Dir reichlich vergelte, was Du an einem armen Gefangenen thuſt. Ich habe kein Ziel mehr auf dieſer Welt, als den Tod, möge er mich bald rufen zur ewigen Vereinigung mit ihr, die meinem Leben Alles war. Nimm mich mit Dir, mein Selim, ich werde ſtark genug ſeyn, an Deiner Seite zu kämpfen; mein Schwert ſoll die Streiche Deiner Feinde abwehren von Dir, mein Schild die Pfeile auffangen, die nach Deinem Herzen fliegen. Freudiger noch will ich dieß Leben verlieren, wenn ich für Dich sterben kann, wenn mein Tod Dein Leben erhält.« —

Gerührt umarmte Selim den Sprechenden. — »Eins nur bitte ich Dich,« fuhr Manoel fort, »bringe mich nicht in die Nähe des Schrecklichen, der gegen seinen Bruder das Schwert zieht, und dreifach frevelt, gegen die göttlichen Geſetze, als Unterthan, und als Menſch.« — »In ſo weit die Erfüllung Deiner Bitte in meiner Macht ſteht,« erwiederte Selim, »will ich ſie Dir gern gewähren, doch auch außerdem fürchte Dich nicht, er wird den Fremdling ungekränkt laſſen, dem ich Schutz verhieß, und der für ſeine Sache ſtreitet.«

»Was auch komme, es kommt vom Herrn, und ich bin bereit,« ſprach Manoel, und die Freunde ſuchten ihr ſtilles Lager. — Mit frommem Gebet entſchlief Manoel; friedliche Träume umgaukelten ihn und führten ſeine Seele in ein elyſiſches Wunderland, in welchem Iſabella als Königin herrſchte, die ihn freundlich emporhob zu dem Roſenthrone und in ſeine Hand das ſilberſchimmernde Lilienſcepter legte. Aber bald weckte den Schlummernden aus dem wonnereichen Eldorado ſeiner Träume ein wildes Geſchrei. Er ſprang vom Lager. Raſender Lärm durchtobte die Gaſſen von Tafilet; Feuerſäulen ſtiegen empor, mit gräßlichem Schein die Nacht erleuchtend. Tauſend Stimmen brüllten die Namen Raſchid und Mohamed durch einander; Waffen klirrten gegen Waffen, Fallende ſtöhnten, Verwundete heulten, und zu dem Höllenſpektakel ſchallten die Mißtöne vieler Pfeifen und der kleinen Handtrommeln unharmoniſches Geraſſel.

Jetzt ſtürzte Selim in das Gemach. »Der Raſende iſt heute ſchon gekommen,« rief er dem Freunde zu. »Uns bleibt nichts übrig, als aus der Stadt zu fliehen und den Ausgang zu erwarten; unterliegt Raſchid, ſo kann ich ihm hier nicht nützen, da Mohamed mir nicht günſtig geſinnt iſt. Nimm dieſes Schwert und folge mir.« Manoel gehorchte, ſie traten aus dem Hauſe, zwei beladene Negerſklaven ſchloſſen ſich an ſie an. Mühſam drängten ſie ſich durch die durch einander wogende Menge, die, zum Kampfe bereit, durch alle Gaſſen ſtrömte, während Niemand auf die brennenden Häuſer achtete. Ununterbrochen dauerte der

Tumult, jetzt ſtanden ſie an einem der offenen Thore, und das Gefecht zog ſich ihnen nach. »Allah und Mohamed!« ſchallte es fürchterlich durch die Nacht, und der Name Raſchid erſtarb unter den Todesſeufzern ſeiner Streiter. Da kam er ſelbſt daher geſprengt und mähte ſich mit dem ziſchenden Schwert eine blutige Bahn, und hinter ihm riefen frohlockend Mohameds Schaaren Sieg. Ihm zur Seite ritt ein dunkler Rieſe mit einer glühenden Krone auf dem Haupte; eine vernichtende Wetterflamme war ſein Schwert. »Allah, Allah!« riefen hinter den Beiden Hunderte; jetzt knickte Raſchids ermattetes Roß zuſammen. Unter Sterbende fiel Raſchid, und auf ihn ſeine Verfolger, und mit Sturmwindseile brauste auf dem feuerſchnaubenden Rappen der Rieſe an Selim und ſeinen Begleitern vorüber und verſchwand in dem Dunkel der Nacht. —

Einzelne Flüchtlinge von Raſchids Haufen holten die Freunde ein; nach dem Flecken Tebelbelt nahmen ſie den Weg, und Selim folgte ihnen.

»Sahſt Du den großen Mann, der vorhin an uns vorüber ritt?« fragte Selim Manoel.

»Ich ſah ihn,« entgegnete dieſer, »und mir iſt, als hätte ich ſchon einmal dieſe Geſtalt geſehen.«

»Ich nannte Dir in Marokko,« ſprach Selim, »ſeinen fürchterlichen Namen, als er uns dort, als Scheriffs Günſtling, entgegenritt, und früher ſchon wollte ich Dich warnen, jedes Zuſammenkommen mit ihm zu vermeiden. Dunkle, grauenvolle Sagen gehen über ihn umher unter dem Volke. Niemand hat ihn jemals eine Handlung verrichten ſehen, welche unſer heiliger Prophet von ſeinen Gläubigen fordert; nie trat er ein in eine Schiama, *) nie hörte man aus ſeinem Munde Allah's erhabenen Namen. Noch Keiner ſah ihn ruhen, oder ſchlummern, noch Keiner hat ihn, auch im blutigſten Gefechte, verwundet. Verderben bringt dieſer Schreckliche denen, die ſich mit ihm verbinden, indem er ihnen zu dienen ſcheint. In Scheriffs Todesſtunde ging er fort und Niemand ſah ihn wieder. Aber ich kannte ihn, als er an Raſchids Seite ritt; er wird auch nun fort und fort um dieſen ſeyn, und durch finſtre Zauberkräfte ihn unterſtützen.

---

*) Mauriſches Bethaus.

»Sahen wir Raſchid nicht fallen?« fragte Manoel lächelnd über den abergläubiſchen Freund, »warum half ihm Abu Melek nicht, wenn dieſer doch übermenſchliche Kräfte beſitzt?«

»Nenne ihn nicht, nenne ihn ja nicht wieder, bat Selim, »er könnte es hören und ſich gerufen glauben. Dort vertrieb ihn ein Name, den er ſcheut, und den er nicht hören kann, ohne zu erbeben.«

»Wie dem Wanderer in der Wüſte das Brüllen des Löwen erſchreckt, ſo erſchreckt der Name des Höchſten den Zauberer, und eilend flieht er von dannen.« —

Vieles erzählte Selim noch dem aufmerkſamen Freunde von jenem Furchtbaren. Wie er vielleicht ſchon Jahrhunderte lebe, und unter mancherlei Geſtalten und Namen Verderben gebracht habe über die Bekenner der Lehre Mohameds.

Die aufdämmernde Morgenröthe ließ ſie in der Ferne das einſtweilige Ziel ihrer nächtlichen Wanderung ſchauen, und als ſie es erreichten, fanden ſie einen Haufen von Marokkanern, Arabern und Negern, welche Selim mit einem Freudengeſchrei begrüßten, und aus einer ärmlichen Lehmhütte trat Ahamed, der zwölfjährige Sohn Raſchids, in deſſen Geſicht des Vaters wilde Züge mit angeborner Freundlichkeit in ſeltſamem Widerſpruch ſtanden, und eilte freudig auf den Freund zu, der ihn mit väterlicher Zuneigung umfing. —

In einem feſten Thurme Tafilets ſtand Raſchid und blickte, Verwünſchungen murmelnd, nach Mitternacht. Mit ſeiner gewaltigen Stimme rief er einen Namen laut in das Dunkel der Nacht hinein, daß die Wächterſchaar erſchrecken auffuhr und taumelnd nach den Waffen griff. Und vom Norden wehte ein kältender Wind, und eine dunkle Wolke flog an den Sternen vorüber und ſenkte ſich nieder auf den Thurm, deſſen Spitze ſie umhüllte, und vor Raſchid ſtand Abu Melek ben Harmattan.

»Hältſt Du ſo Wort?« rief ihn Raſchid zornig an und zog die buſchigen Braunen in düſtre Falten.

»Ich komme, Dich zu befreien,« entgegnete jener kalt und ruhig, ja faſt verächtlich.

»Warum floheſt Du und verließeſt mich treulos, als ich zu Boden fiel und die Feinde mich zahllos umringten?« redete Raſchid heftig, aber der Rieſe ſprach trotzig: »Dir zu dienen, hab ich mich verpflichtet, nicht Dir auf jede Frage Antwort zu geben.« Mit Wuth funkelnden Augen ſah Raſchid an dem Recken hinauf, der ihn wieder mit glühenden Blicken maß.

»Binde mir die Stacheln an die Stiefeln feſt,« herrſchte nach einer Weile Raſchid dem Rieſen zu, und murrend bückte dieſer ſich nieder; da erfaßte ein Mordgedanke die Seele Raſchids, und bis an das Heft drückte er den ſpitzigen Dolch in Abu Meleks Genick. Aber es floß kein Blut. — »Wurm, den mein Hauch vernichten könnte!« donnerte der Rieſe, richtete ſich auf, packte den Staubgebornen mit übermenſchlicher Gewalt und hielt ihn hoch empor in der gewaltigen Rechten, aber er ließ ihn augenblicklich wieder fußen, als ein geheimnißvolles Wort von Raſchids Lippen bebte. »Wandle Dich zum Vogel Ruck,« befahl Raſchid, und aus den Schultern des Rieſen wuchſen ungeheure Drachenflügel; er ſelbſt wurde zum ſchrecklichen, löwenähnlichen Greif, der mit dem zornigen Gebieter aus dem Kerkerthurme ſich hoch emporſchwang, während dieſer, von Flammen umleuchtet, mit Donnergepraſſel zuſammenſtürzte und unter ſeine fallenden Trümmer Raſchids zagende Wächter begrub. —

Zahlloſe Heerſchaaren ſammelte Mohamed, dem rebelliſchen Bruder zu begegnen; ſchon rückten, wie die ausgeſandten Späher berichteten, ſtarke Haufen geübter Kämpfer gegen Tebelbelt. Raſchid überzählte ſeine kleine Schaar! kaum zweihundert ſtreitbare Männer konnte er jenen entgegenſtellen, und ſchnell war ſein Entſchluß gefaßt. Zum ſchleunigſten Aufbruch mußten ſeine Leute ſich rüſten. Zum Troſte Manoels hatte Raſchid dieſen kaum bemerkt, da er auch, wie ſein Freund, mauriſche Kleider trug und die Sonnengluth jener Zone ſein Geſicht ſtark gebräunt hatte.

Heiß brannte die Sonne, wie ſie nun dahinzogen durch unermeßliche Ebenen, fliehend vor der Rache Mohameds. Einzelner wurden ſchon die Palmen, ärmlich und zu ſaftloſen Krüppeln gedorrt ſtanden noch hie und da wenige Olivenbäume, auf denen zuweilen ein träges Chamäleon, Elbua in der Landesſprache, mit weit herausgeſteckter, klebriger Zunge auf Inſekten lauerte. Niedriger wurde das Gras, unter welchem fliehende Schlangen raſchelten; nur die häufige, wuchernde Fackeldiſtel breitete ſich in hohen, verwachſenen Büſchen aus, und öffnete ihre ſchönen gelben Blumen den glühenden Sonnenſtrahlen, und ſperrte oft den Reiſenden den Pfad, und ſenkte bei jeder Berührung die kleinen, zarten Stacheln der breiten Blätter in ihre Haut. Und am äußerſten Horizont verſchwanden allmälig die blauen Berge und die Hügel mit den Dattelwäldern, und rund umher war nun nichts mehr als heißer, brennender Sand, der, einem ſteinernen Meere gleich, Welle an Welle zeigte, wie ſie der Wind in verſchiedenen Richtungen gebildet hatte. Barg auch bisweilen ein niedriger Hügel die weitere Ausſicht, und er war erſtiegen von den Reiſenden, und diejenigen, deren Fuß zum erſten Male die ungeheure Wüſte Sahara betrat, ſandten die ſehnenden Blicke umher nach grünender Erde, ach! da ſahen ſie wieder nichts, wie Sand, und in endloſer Ferne immer nur des Sandes röthlichen, blendenden Schein, und über ſich das blaue Himmelsgewölbe, und an dieſem die verſengende Sonne.

Nun zeigte ſich auch kein Gras mehr, nun ſtanden auch die Fackeldiſteln weit zerſtreut und niedrig, und ihre Blüthen fielen verwelkt, ehe ſie ſich aufſchloſſen. Mitten im heißen Sande mußte man ruhen, da war kein ſchattender Baum, kein überhängender Felſen, kein kühlender Born. Tief ſenkten die mitgenommenen Pferde und Kameele die Köpfe zur Erde, und glücklich prieſen ſich die, denen es gelang, ſich in den Schatten dieſer Thiere zu ſetzen. Warm war das Waſſer, das man in ledernen Schläuchen mit ſich führte, aber dennoch erquickte es die Dürſtenden. Ein einziges Zelt hatte man mitgebracht; es wurde aufgeſchlagen für Raſchid und Ahamed.

Vor dem finſtern Gebieter kniete Selim und bat: »Erlaube, Herr, daß dieſer Fremdling,« er deutete auf Manoel, »mit Deinem Knecht unter den Schatten Deines Zeltes trete. Er iſt kaum von einer Krankheit geneſen und ſehr erſchöpft, und Deinem Knecht gefolgt, um Dir zu dienen. — Einen ſcharfen, prüfenden Blick warf Raſchid auf Manoel, dann nickte er gewährend.

Als ſie unter dem Zelte lagerten, brachte ein Sklave die kühlende Früchte des Feigenbaums und die nährenden Datteln, öffnete ein zweiter einen kleinen Schlauch und in hölzerne Schaalen floß purpurner Rebenſaft. Ein Wink Raſchids bedeutete den Sklaven, auch für Selim und Manoel zu füllen. Selim weigerte die Annahme; da rief Raſchid mit Hohn, indem er die Schaale zum Munde führte: »Trinke, trinke nur auf das Wohl unſers großen Propheten, der dieß Getränk verbot. Ich will mich ſpießen laſſen« — fuhr er fort, als er den Trank hinabgegoſſen hatte — »wenn er nicht ſelbſt Wein trank, und nur im Weinrauſch durch alle Himmel reiſte.« Der ſtreng gläubige Selim ſchauderte, aber er trank, Manoel trank auch, und bewunderte im Stillen des Mauren kecke freigeiſteriſche Rede.

Nur kurze Raſt war dem kleinen Heere vergönnt, es brach auf. Raſchid aber ſagte noch zu Selim: »Laß den Europäer auf einem Kameel ſitzen und halte ihn gut. Er kann uns nützlich ſeyn.« — Gern und freudig erfüllte Selim den Befehl des Herrn, der ſich ſo ſelten gütig äußerte, und bald trugen die nützlichen, ja unentbehrlichen Thiere die

Freunde wieder weiter in die endloſe Wüſte hinein.

Und heftiger wurde die Gluth der Luft, brennender unter den Füßen der Reiſenden der tiefe Sand und die ſcharfen Kieſel, und zu der Qual der ungeheuern Hitze geſellten ſich noch die zahlreichen Schwärme von Daſſeln und Stechfliegen, Musquito's und Schnacken, die mit heftigen Stichen die Thiere anfielen, die, unvermögend, ſie abzuwehren, ungeduldig und wüthend umherſprangen, während die Menſchen, die ſich kaum durch übergeworfene Tücher vor ihren giftigen Stichen ſchützen konnten, noch von Sandflöhen und unſichtbaren Milben gepeinigt wurden, die ihre Füße wie mit glühenden Nadeln ſtachen, und unter die Haut ihre verderbliche Brut zu bringen ſuchten. Aus zuſammengewehtem Flugſand ſahen zuweilen die gebleichten Gerippe verſchmachteter Wanderer, oder geſchlachteter Kameele hervor, ſo weit die Raubgier und der Heißhunger der Thiere der Wüſte ſie verſchont hatte.

Endlich neigte ſich die Sonne zum Untergang, und die Ermatteten erquickte das ſanfte Wehen kühlerer Lüfte. Sehnend ſandte Manoel nach allen Richtungen die Blicke, den

Ruhepunkt für die Nacht zu erſpähen, aber nirgend bot eine Hütte, nirgend ein Zelt, nicht einmal ein ſchattender Baum ſich ſeinen Augen dar, die der feine Sand entzündet hatte. Nur einige hohe Farrenkräuter, die ſich ſtrauchartig ausbreiteten, und einige niedrige Fächerpalmen unterbrachen in geringer Entfernung das Einerlei der ſchauerlichen Einöde, durch welche der lange Zug jetzt ſtill und geräuſchlos ging. Bei dieſem angelangt, wurde Halt gemacht. Eine Vertiefung zeigte, ein Wonneanblick den Unkundigen, eine Quelle — aber ihr Waſſer war ſalzig und nicht trinkbar. Hier ſchlug man Raſchids Zelt wieder auf, hier labte die Erſchöpften die kühlende Kameelmilch und in Waſſer gerührtes Mehl, auch erhielt ein Jeder ſeinen Antheil mitgebrachten Gerſtenbrods. Die Sonne war kaum hinter kahlen, ſandigen Hügeln hinabgeſunken, als die Luft herbſtlichkalt zu wehen begann, daher die Mauren, die indeß die Thiere abgeladen und an Pfähle gebunden, auch mehrere Feuer angezündet hatten, nichts Eiligeres zu thun wußten, als die Hände mit Sand zu waſchen, das Abendgebet zu ſprechen, Mahlzeit zu halten, und ſich, in wollene Decken gehüllt, um die Feuer zu lagern, deren Flamme ſie mit dem gedorrten Dünger ihrer Kameele nährten.

Auch für Manoel hatte Selims ſorgliche Liebe wärmende Felle bereit gelegt, und dieſer ruhte weich und behaglich unweit dem Zelte Raſchids neben Selims Lager, als die Nacht mit dem Wunderglanze ihrer Sterne heraufzog. Mit unbeſchreiblicher Klarheit blickten ſie nieder auf die Schlummernden, und mit wehmüthig bewegtem Gemüth blickte Manoel zu ihnen hinauf und betete zu dem ewig wahren Gott, der ſie ſchuf und lenkt, und ſie kleidet mit dem Schimmer ſeiner Herrlichkeit. Droben ſchimmerte, hoch über ihm, in wundervoller Pracht der Sirius, und dem Betenden war, als lächle Iſabella's verklärter Geiſt aus dem goldnen Sterne ſeligen Frieden in ſein armes Herz, und winkte dem Verwaisten, ihr in die himmliſche Heimath zu folgen. Schon ſchließen ſich die müden Augenlieder, ſchon will die Seele in das bunte, liebliche Traumland entſchweben, während der ermüdete Körper Kräfte zu neuen Mühſeligkeiten ſammelt, da durchzuckt ihn ein jäher Schreck, er fährt empor vom Lager; dicht neben ihm hin rauſcht mit der Eile des Sturmes auf ſchnellen

Füßen ein gewaltiger Straus, der einen hohen, dunkeln Reiter trägt, aus deſſen Turban roth glühende Funken ſprühen, und der im wilden Ritt das kleine Lager umkreiſt. Dreimal brauſt er, vom fahlen Licht phosphoriſch umflammt, an dem bebenden Manoel vorüber, der, ſich bekreuzend, alle Heiligen um Schutz anfleht, dreimal erfüllt die Kohlengluth ſeiner Augen den Zagenden mit Entſetzen, dreimal ſchwingt er eine feurige Klinge über Raſchids Zelt, dann eilt er mit Gedankenſchnelle über die ſandige Ebene dahin, und die ſprühende Funkengarbe folgt ihm nach. — Tiefer Schlummer hat Alle erfaßt, nur die Kameele brüllten ängſtlich und drängten ſich dicht an einander.

Manoel lag noch im feſten Schlaf, als das bleiche Licht des anbrechenden Morgens ſeine Begleiter weckte. Laut ſangen ſie, in zwei Chöre getheilt, wechſelsweiſe und nach Oſten blickend: La Ilah ela Allah, Mohamed Raſul Allah*)! Dieſer wohlklingende Geſang erweckte auch Manoel, ihn rührte die Morgenandacht dieſer rohen Menſchen, auch er warf ſich nieder auf die Kniee und betete zu dem Gott, deſſen Name vom Aufgang bis zum Niedergang geprieſen wird; von Millionen Zungen, in tauſend Sprachen, in ſtolzen Tempeln; dort auf dem brauſenden Ocean, und hier in der ſtillen Wüſte. Jetzt trat auch Raſchid mit Ahamed aus dem Zelte und ſie beſtiegen ihre Kameele. Geräuſchvoll tummelte ſich die kleine Schaar durch einander, packte und rüſtete, und nach kurzer Weile brachen ſie auf. Wohl wiederholten ſich alle Mühſeligkeiten, alle Beſchwerden des vorigen Tages, wohl ſandte die Sonne verzehrende Gluthen, und es brannte der Sand und die blutgierigen Quäler ſtellten ſich ein. Hoch ſtand ſchon die Sonne über der Wüſte; kämpfend mit den Qualen des Durſtes und mit den Blutſaugern ſchritt man vorwärts, da ſtieg empor im Nordoſt ein dunkles Gewölk. »Bald wird es regnen,« ſagte Manoel zu Selim,« der aber ſchüttelte verneinend das Haupt. Und höher ſtieg das Gewölk, als peitſche es ein raſender Orkan herauf, und Wolken thürmten ſich auf Wolken, und verhüllten die Sonne, und es toste fernher, wie das Rauſchen des ſturmbewegten Oceans, deſſen empörte Wellen an die felſigen Küſten donnern.

---

*) Gott iſt der einzige Gott, Mohamed Gottes Prophet.

»Das ſind Heuſchrecken,« ſagte Selim zu Manuel; »die Strafe Gottes, die das grünende Land verwüſten.« Jetzt zogen die Schwärme über ihnen hin, Myriaden dicht an Myriaden gedrängt, wie ein praſſelndes Hagelwetter. Viele, die aus der Luft herabfielen, wurden von den Mauren geſammelt, und als die Wolkenheere endlich vorübergezogen waren und man ruhte, an lodernden Feuern gebraten und mit Appetit verſpeiſt.

Während des Mahles ſprangen plötzlich einige der Mauren auf, ſich mit großer Behendigkeit auf die unbelaſteten Pferde ſchwingend, und ſprengten von dannen. Manoel folgte ihnen mit den Augen, da ſah er in nicht zu weiter Entfernung einen Trupp Strauße, die mit ungemeiner Schnelligkeit ihren Verfolgern zu entgehen ſuchten, aber dieſe nahmen plötzlich verſchiedene Richtungen und ſchnitten ihnen unter lautem Rufen alle Wege zur Flucht ab. Mit ängſtlichem Flügelſchlag und einem kläglichen Tone, den ſie ausſtießen, rannten die gejagten Thiere in großen Kreiſen umher. Einige ſtürzten ſich ihren Feinden erbittert entgegen, und einer derſelben fiel augenblicklich vom Pferde, als ihn der gewichtige Schlag eines Flügels getroffen hatte; durch die entſtandene Lücke brachen nun alle, bis auf einen, der zu ſpät ſeinen Geſellſchaftern zu folgen ſuchte. Enger wurden die Kreiſe, die er im Laufe beſchrieb, näher kamen ihm die Jäger, da ſtand er ermattet ſtill, und grub unter wehmüthigen Lauten ſeinen dicken Kopf tief in den heißen Sand.

Schnell ſprang ein Maure vom Pferde und umklammerte ſeinen Hals; ohne Widerſtand ließ es das ſchöne Thier geſchehen, ohne Widerſtand ſank es todt nieder unter den Knüttelſchlägen ſeiner rohen Verfolger. Jubelnd ſchleppten ſie den Fang zum Lagerplatze, riſſen ihm die ſchönen, glänzend weißen Federn aus dem Schwanz und den Flügeln, zogen die Haut ab und beeilten ſich, die beſten Theile des harten Fleiſches zu braten. —

Jetzt brach man auf, ſorglos zog die Karavane durch die Wüſte, pfeifend und ſingend, um die Kameele zum ſchnellern Schritt zu ermuntern. Eine bedeutende Strecke blieb das kleine Heer zurück, während Raſchid und Ahamed mit wenigen Begleitern, unter denen Manoel und Selim, voranritten; da ſie ſämmtlich gut bewaffnet waren, ſo hatten ſie keinen Angriff von den herumſtreifenden Beduinen-Arabern zu befürchten, die ſich zuweilen in weiter Ferne blicken ließen, aber als ſie die Anzahl der Reiſenden ſahen, bald wieder verſchwanden.

Vor den Reiſenden, die ſämmtlich auf Pferden ſaßen, weil die Kameele das Gepäck tragen mußten, erhob ſich ein mäßiger Hügel. Nur von weitem hörte man noch den Geſang der Kameelführer; ruhig wandelte die Sonne an dem unbewölkten Himmel ihre langſame Bahn, ruhig, ein Bild des Todes, lag rund umher die ſchweigende Wüſte, ruhig gingen auch, im gleichmäßigen Schritt, die ausdauernden, an Beſchwerden gewöhnten Pferde, denn die Stechfliegen und die übrigen, Thiere und Menſchen peinigenden Sippen hatten ſich verloren.

Raſchid ritt, mit **Ahamed** im Geſpräch, ganz vorn; **Selim** erzählte **Manoel** von den Bewohnern und von den Wundern der Wüſte; er ſprach von verſteinerten Städten, die tief im Innern, wohin ſelten Menſchen kämen, liegen ſollten; von Strömen, deren tiefes Bette ſeit undenklichen Zeiten vertrocknet ſey; von unerſchöpflichen Steinſalzgruben und vom Goldſande weit entfernter Flüſſe. Er breitete ſich weitläuftig aus über die Nationen und Völkerſtämme, die näher oder entfernter dieß, dem europäiſchen Freunde ſo gänzlich unbekannte Land bewohnten. Er erzählte von dem Viehzucht treibenden Stamm Zanhaga, von den räuberiſchen Mudſcharen und Lob deſſelben, von den Ebraghenern und Auled el Hadſchi's, von den kriegeriſchen Tuariks und den Höhlen bewohnenden Rſchade-Tibbo's. Dann verbreitete er ſich ausführlich über die unermeßliche Landſtrecke, welche hauptſächlich von Schwarzen bewohnt werde, die größtentheils Heiden wären, von denen jedoch auch einige Stämme ſich zu Mohameds alleinſeligmachender Lehre bekennten; er redete von ihren unaufhörlichen Kriegen; von ihrer Wildheit und ihrer Falſchheit; von ihren Elephantenjagden, und wie oft ganze beſiegte Stämme von ihren Ueberwindern fortgetrieben und als Sklaven verkauft würden. Er erzählte von Rieſen- und Zwergnationen, von Negern mit Tigerzähnen, von Menſchenfreſſern und mächtigen Zauberern. Unterdeß waren ſie dem Sandhügel ganz nahe gekommen, und Selim wollte ſeinem aufmerkſamen Freunde eben die verſchiedenen Sekten der Bekenner Mohameds kennen lehren; er ſprach von den rechtgläubigen Sunniten, die in vier Sekten zerfallen; er nannte die Hanifii, welchen die Türken, die Schafai, welchen Araber und Aegyptier, die Hanbali, welchen die Araber folgen, und die Maleki, zu denen alle mauriſchen Bewohner der marokkaniſchen Reiche gehören; er ſprach von den ketzeriſchen Karesghiten, Matazeliten, Sefatianen und Schiiten — als plötzlich die Pferde eine ſonderbare Unruhe zeigten und die Nüſtern zitternd in die Luft hielten; in dieſem Augenblick kam pfeilſchnell über den Hügel eine Gazelle, der in gewaltigen Sprüngen ein großer Tiger folgte.

Ahameds Roß, der erſte Gegenſtand, den der Blutgierige erblickte, bäumte ſich nicht ſobald mit ſeinem Reiter in die Höhe, als es auch ſchon der Tiger im Sprunge gepackt und niedergeriſſen hatte. Raſchid vermochte kaum ſein Pferd, das die Flucht ergreifen wollte, zu bändigen, er ſchoß zwar und traf, aber die leichte Wunde reizte das ſchreckliche Thier nur zu größerer Wuth; es legte die Vorderfüße weit vor, ſtreckte ſich lang aus, ſchlug mit dem Schwanze wedelnd um ſich und hielt, zum tödtlichen Sprunge bereit, die entſetzlichen Blicke feſt auf Raſchid gerichtet.

Jetzt kamen Selim und Manoel zu Fuße näher; ſie waren von ihren Pferden geſprungen, die unaufhaltſam denen ihrer Begleiter folgten, die beim erſten Anblick des Tigers die Flucht ergriffen hatten. Selim zielte, ſchoß und fehlte, da richtete, ohne ſeine Stellung zu verändern, der Tiger die funkelnden Augen auf ihn. Manoel ſprang ſeitwärts, und wie jener ſich aufrichtete und mit Zorngebrüll auf Selim zuſtürzen wollte, krachte Manoels Gewehr, und der Tiger ſank, ohne einen Laut von ſich zu geben, todt nieder. Die Kugel war ihm durch den Kopf gedrungen. Selim eilte zu Ahamed, der bisher durch den Sturz und den Schreck ohnmächtig neben ſeinem todten Pferde gelegen hatte, und ſich jetzt erholte. Manoel betrachtete mit Verwunderung das ſchöne und ſtolze Thier, und gab ſich der Siegesfreude willig hin.

»Beim Barte des Propheten!« rief jetzt Raſchid, der unterdeß ſein ungehorſames Pferd niedergehauen hatte und näher kam, Portugieſe, Du haſt eine tapfere That gethan, die ich Dir vergelten werde zu ſeiner Zeit.«

Jetzt fiel ſein Blick auf den bleichen Achamed. »Schäme Dich, Knabe, ſagte er zu dieſem, daß Du zitterſt wie ein Weib. Auch Dir will ich lohnen, Selim, für Deinen guten Willen, denn ſchoſſeſt Du nicht zuerſt, ſo ſprang das Thier auf mich.« Selim verbeugte ſich ſtumm. Jetzt kamen mit den eingefangenen Pferden die verſprengten Begleiter, Raſchid ſchwang ſich auf eins derſelben, und alſobald flog auch ein Menſchenkopf in den Sand. »Ihr Hunde, ſeht hier die Strafe der Furcht!« donnerte Raſchid die Erſchrockenen an. Muß Euch ein Sklave beſchämen? Wer feig iſt, ziehe nicht mit Mulei Raſchid, denn er denkt nicht Euch zur Ruhe auf weichen Polſtern zu führen. — Da der Abend ſich nahte, ſo erwartete man hier die Ankunft der Uebrigen und wählte den Ort zum Lagerplatz. Von den mannichfachen Mühen des Tages ermüdet, fand Manoel bald den Schlaf und es bleibt ungewiß, ob der düſtere Reiter das Lager wieder umkreiſte.

Als man am folgenden Morgen wieder die einſame Bahn durch die unendlichen Sandflächen zog, durchwallte die Luft ein leichter Nebel. Still und in ſich gekehrt ritt Manoel neben Selim, und ſehnte das Ende dieſer Reiſe herbei, denn noch immer blieb das Ziel, das der Arme noch nicht einmal kannte, unerreicht, und ſo weit er auch die ſuchenden Blicke ſandte, war alles leer und öde. — Aber was erblickt jetzt das ſtaunende Auge? Ferne, ferne, gehüllt in des Morgennebels dünne Wölkchen, liegt ein freundliches Land. Grüne Wälder ſchmücken es, ſilberne Bäche durchſchneiden es, hoch erhebt es ſich über die Fläche, auf der ſie reiten; zu ſchwimmen ſcheint es im weiten Raume des Aethers, der es umfließt, wie ein ſpinnwebfarbener Schleier. Entzücken ſchwellt Manoel's Bruſt. »Siehſt Du, ſiehſt Du?« ruft er dem Freunde zu und zeigt auf die fernen Luſtgefilde, und vergißt die Leiden und Gefahren der Reiſe, und ſeine Wünſche fliegen ihm voran. Mitleidig lächelt Selim und blickt ihn an und ſchweigt.

Und der Morgenwind weht und umfächelt mit kühlendem Hauch die Reiſenden, da bleicht das freundliche Trugbild, da ſchwindet dahin in Luft und Duft die täuſchende Fata Morgana, wie ein Traum entſchwindet, wenn der junge Tag heraufzieht und die ſchattende Nacht entflieht — und wieder vor Manoel's erſtarrenden Blicken lag die unermeßliche Wüſte. Stumm blickte er noch immer vor ſich hin, und ſtreckte die Arme aus, als wolle er faſſen und halten das liebliche Bild der Hoffnung, und ihm kam die Erinnerung, wie er einſt ſchon ſo nahe ſich geglaubt hatte dem Ziele ſeiner Wünſche dort auf den treuloſen Wellen des Meeres, wo er ſchon geathmet hatte mit der Ewiggeliebten die Wunderdüfte der glücklichen Inſeln, und wie ſo ſchnell alle die bunten Schlöſſer von Glück und ſeliger Liebe die harte Hand des unerbittlichen Schickſals zertrümmerte.

»Haſt Du vielleicht mir Deine wonnereiche Heimath gezeigt, verklärter Engel, Iſabella?« ſo rief er leiſe, und den erneuten Schmerz linderten und beruhigten ſanfte Thränen. Und Selim bat ihn theilnehmend, doch nicht zu weinen über das verſchwundene Nebelland, und verhieß, daß ſie bald in der Wirklichkeit das erblicken würden, was ſie im Spiegel der Morgenluft geſehen. —

Höher hob ſich die Sonne und ſtand ſchon faſt ſenkrecht über ihnen, und der Mittag nahte mit ſeiner erdrückenden Schwüle. Dort in einiger Entfernung ſtand wieder ein einſamer Trupp verkrüppelter Alhagiſträucher, dort wollte man ruhen, aber ſie waren noch nicht erreicht, da kamen ungeheure Staubwolken gezogen, da vernahm man in den Lüften ein ſeltſames Rauſchen, und der Sand wogte, wie Meereswellen, da ſchien der erſtickende Qualm einer Feuersbrunſt die Atmosphäre zu füllen und ein bleichgelber Schimmer erhob ſich vor ihnen, und der ängſtliche Ruf der Warnung durchflog die Schaar der Reiſenden; getrieben vom allmächtigen Inſtinkt warfen die Thiere ſich nieder und verbargen die Köpfe, und alle Männer thaten es ihnen nach. Mit edelmüthiger Beſorgniß riß Selim den ſtaunenden Manoel nieder. »Willſt Du denn verderben? Halte den Athem an Dich und wage nicht, aufzublicken!« rief er ihm zu. Und höher ſtieg am Himmel die feurige Gluth empor und die Staubwolken wirbelten vorüber, und über die öden, erſtorbenen Fluren zog mit verſengendem, glühendem Hauche der Harmattan. —

Als nach langer Weile die Reiſenden ſich ermattet erhoben und jenen Büſchen zuwankten, da hingen die Blätter verdorrt an den Zweigen, und das ſparſame Gras, welches ſich aus dem Sande drängte, lag verbrannt darnieder.

Wie hohe Freude den Schiffer erfüllt, wenn ihm nach langer, beſchwerlicher Meeresfahrt die erſehnte Küſte aus dem Schooße der Fluthen emporſteigt, ſo jauchzten die Reiſenden, als ſie, zwar noch fern, aber doch deutlich, eine freundliche Oaſe erblickten, die ſie mit freudigem Zuruf begrüßten, und endlich erreichten, als die ſinkende Sonne das friſche Grün ihrer Bäume und Grasplätze, über welche der verheerende Zug der Heuſchrecken nicht gekommen war, und die der vernichtende Wind nicht berührt hatte, magiſch beleuchtete. Dort wohnten unter ſchwarzen Zelten gaſtliche Araber in patriarchaliſcher Eintracht. Friedlich ſchliefen unter dem gemeinſchaftlichen härenen Dache Männer, Weiber und Kinder mit jungen Ziegen und Lämmern; friedlich weideten um die Zeltreihen gut genährte Kameele, Ochſen, Pferde und Schafe. Rund um die tragbaren Hütten wehrte ein Dornenwall dem Eindringen der Raubthiere. — Freundlich bewillkommte der Schach dieſer Nomadenhorde in der Mitte der Aelteſten die Ankommenden, und bot zur Förderung ihrer Reiſe ſeine Hülfe an. Wie labte die Erſchöpften der Anblick grasreicher Fluren und der anmuthigen Wäldchen von Palmen und Gummibäumen, wie erquickte ſie das klare Waſſer der Brunnen, die friſche Milch der Ziegen und der Wohlgeſchmack ſaftiger Beeren. Wie ruhten ſie, als die Nacht kam, ſanft auf weichen Fellen, von den harmloſen Hirten bewacht.

Einen Tag Ruhe gönnte Raſchid ſeiner erſchöpften Mannſchaft, welcher benützt wurde, die leeren Schläuche wieder zu füllen und die aufgezehrten Speiſevorräthe zu erſetzen. Als aber die Morgenröthe des zweiten Tages anbrach, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung. Bald war die kleine Strecke zurückgelegt, die bewohnbares Land darbot, dann fand man wieder die Raſenplätze verſandet, die Bäume nur ſparſam, und bald zogen ſie wieder, von einigen Arabern begleitet, durch die lebensarme Wüſte dahin.

Vier Tage noch dauerte die Reiſe, während welcher ſich alle Plagen und alle Schrecken und alles ſchon überſtandene Ungemach im furchtbaren Grade wechſelnd wiederholten, wozu ſich zuletzt noch Mangel an trinkbarem Waſſer geſellte, daß man ſich genöthigt ſah, einige Kameele zu ſchlachten, wodurch doch nicht verhütet werden konnte, daß einige Männer verſchmachtet liegen blieben; da ſtieg endlich am Abend des vierten Tages ein hohes, blaues Gebirge vor den Blicken der leidenden Karavane auf.

Tief im Innern der Wüſte lag ein fruchtbares Land, von hohen Bergen, wie von einer unbezwinglichen Schutzmauer, rings umgeben. Hier ſaß auf dem angeſtammten Throne ſeiner Väter Joſaphat, der Judenkönig, und regierte ein glückliches Volk mit weiſer Hand und mit ſanftem Scepter. — Schön war das Land, wie der bibliſche Mythus den Garten Eden malt, von klaren Flüſſen durchſtrömt und geſegnet mit allen Erzeugniſſen eines milden Klima's. An der hohen Gebirgkette, die es umzog, brach ſich die Wuth der Gewitter, und zu ihrer Höhe erhob ſich der vernichtende Samum nicht. Herrlich grünten und dufteten die Wälder und Wieſen, deren Blumen in all' der unendlichen Farbenpracht jener Zone prangten. Sanfte Duldung breitete ihre milden Flügel über das Land; friedlich ruhte in den jüdiſchen Tempeln die Lade des Bundes unter den goldenen Fittichen der Cherubim; friedlich wallten am Sabbath der Juden auch fromme, koptiſche Chriſten in ihre Bethäuſer, und ungeſtört eilte am Freitag der gläubige Maure ſeiner Schiama zu, während der Neger ſeinem Fetiſch ärmliche Opfer brachte.

In der Würde des Herrſchers vereinigte Joſaphat auch die des höchſten Prieſters, und diente ſeinem Gott im Geiſt der Liebe und der Wahrheit. Wer den Frieden ſtörte, wurde hinausgeſtoßen in die Wüſte, aber Jahre kamen und ſchwanden wieder, ehe dieſes harte Geſetz nur einmal in Anwendung gebracht werden mußte. Nach einem Ziele, nach Bürgerglück, ſtrebten Alle; gemeinſchaftlich wurden die Produkte des Landes und was der Gewerbfleiß ſeiner Bewohner hervorbrachte, in entfernte Länder geſandt und gemeinſchaftlich der Gewinn vertheilt. Niemand trug Waffen, denn kein Feind gefährdete das Leben, kein Räuber das Eigenthum der friedlichen Menſchen; nur an den wenigen Engpäſſen der Berge ſtanden bewaffnete Wächter, daß jeder Verſuch feindlichen Eindringens unmöglich war. So waltete heiliger Gottesfriede in dem ſchönen Lande, da nahte durch die Wüſte Sahara Muley Raſchid ben Scherif, und mit ihm das Verderben. —

In dem freundlichen Familienkreiſe, von blühenden Kindern und Enkeln umgeben, ſaß beim heitern Mahle der ehrwürdige Joſaphat. Aus goldenen Bechern tranken ſie den Rebenſaft ihrer Berge, auf goldenen Gefäßen glühten edle Früchte, und die Säle durchwallten die Wohlgerüche des köſtlichſten Rauchwerks und der Blumengewinde, die ſich um die ſchimmernden Pfeiler ſchlangen. Lieblich tönten die Silberſaiten goldner Harfen zu den Liedern, die zum Lobe des glücklichen Herrſchers erſchallten, oder zu den frohen Pſalmen des königlichen Sängers, welche die Väter nebſt allen heiligen Büchern einſt gerettet hatten in dieſes Aſyl, als die Hand des Herrn ſchwer auf dem Volke Iſrael lag und es in alle Länder zerſtreute. Und in den Sälen ſaßen die Freunde und Söhne des liebevollen Greiſes mit Juden und koptiſchen Chriſten, Mauren und Negern, ohne Unterſchied der Religionen, und freuten ſich mit ihm, denn ihm war heute ein Enkel geboren worden, und er feierte ein frohes Feſt. — Da nahte dem jubelnden Kreiſe ein Eilbote von den nordweſtlichen Bergen.

»Eine Schaar Mauren,« verkündete er; »begehrt friedlichen Einlaß in das Land; an ihrer Spitze ſteht ein verfolgter marokkaniſcher Prinz, der des mächtigen Joſaphat Freundſchaft ſucht und ſeine Hülfe erbittet, oder doch für ſeine erſchöpften Leute einen Ort, wo ſie raſten könnten eine kurze Zeit nach der mühevollen Reiſe.« —

Und der gaſtliche Greis lächelte den Bitten Gewährung. — Warum warnteſt du ihn nicht, Stimme der Ahnung, die oft zu dem Seher ſprach in den heiligen Stunden der Nacht, wenn er auf der Zinne ſeines Hauſes ſtand und in den goldenen Hieroglyphen des Himmels las, die eine ewige Weisheit in die Räume des Firmaments ſchrieb? Warum warnteſt Du nicht, hochherziger Juſſuf, den theuern Vater Deines geliebten Weibes? Machte die Vaterfreude Dich ſo ſorglos? Warum ſpracht Ihr nicht, kräftige Manner, die Beſorgniß aus, die Euch erfüllte? Ihr ehrtet das gewährende Wort des ehrwürdigen Herrſchers und ſaht gefaßt den Kommenden entgegen. —

Horch! ſchon tönen fernher die Trommeln und Pfeifen, ſchon ſtrömt das Volk, die Fremdlinge zu ſehen, und bringt reichliche Labung den Erſchöpften; ſchon nahen den königlichen

Hallen Raſchid und Ahamed, Selim und Manoel, und ernſte Stille tritt an die Stelle der Freude, die kaum noch laut war in dem Saale, und würdevoll empfängt Joſaphat im Kreiſe ſeiner Treuen die fremden Gäſte, die ihn unterwürfig und demüthig grüßten. Nicht nach Namen und Herkunft forſcht Joſaphat, nicht nach dem Zweck der Reiſe. Er winkt nur, und die Diener führen jene in ein friſches, ſo lange entbehrtes Bad, und tauſchen gegen koſtbare, bequeme Gewänder die durch die Reiſe faſt untauglich gewordenen Kleider ein. Dann müſſen ſie Theil nehmen an dem Mahle, und nun lauſchen Alle den Erzählungen von ihrer Reiſe und der Kunde von den Ereigniſſen in dem ſo fernen Tafilet. Als nun die friedliche Nacht erſcheint, da werden die fremden Gäſte in ſchöne Gemächer geführt, wo ihnen ſchwellende Decken zur ſüßen Ruhe winken.

Wer umſchleicht aber unter dem Schutze der Nacht die friedlichen Hütten, in denen Mauren und Neger wohnen? Wer ſtreut den Saamen der Hölle in die Herzen der Männer aus, und weckt den tobenden Aufruhr, den ſchwärzeſten Verrath? Wer flüſtert leiſe mit grimmigem Hohn ihnen zu: »Warum dienet Ihr einem Juden? Warum wohnet Ihr unter dem verworfenſten Volke, das je die Erde trug? Wollt Ihr immer ſchimpfliche Knechte des Judenkönigs ſeyn?« — Und der Fragende war der ſchreckliche Abu Melek ben Harmattan.

»Joſaphat iſt gerecht und gut, ihm dienen wir gern,« antworteten die Gefragten, aber der Geſandte der Finſterniß fragte weiter: »So ſeyd Ihr wohl abgefallen von der heiligen Lehre des Propheten, und wollt einſt nicht in ewiger Jugend im Schatten der klingenden Bäume des Paradieſes wandeln? Ihr wollt Euch nicht waſchen mit der Quelle des Lebens, Euch nicht mit den ſchwarzäugigen Huris unter goldnen Zelten beluſtigen? Soll Euch die unterſte Hölle Hauiat verſchlingen, die die Heuchler und Abtrünnigen aufnimmt? Wollt Ihr ſiedendes Waſſer trinken und die Früchte des Baumes Zakon eſſen?«

»Wir ſind nicht abgefallen von der Lehre des Propheten, wir erfüllen ſeine Gebote. Was willſt Du denn, daß wir thun ſollen?« So fragten die Mauren den häßlichen Fremdling:

»Ihr ſollt einem König dienen, den der Prophet Mahomed ſendet, und nicht dieſem Joſaphat. Jener wird Euch reich machen, und Ihr werdet ſeine Größe theilen; dieſer wird Euch in ewiger Knechtſchaft halten, ja er will Euch als Sklaven verhandeln nach Tombuktu, damit Raum werde im Lande für die Nachkommen ſeines Volkes.«

»Er will uns verkaufen? Uns, die treueſten ſeiner Unterthanen? Nein, das will er nicht, und das ſoll er nicht,« riefen die Männer. — »Nein, das ſoll er nicht, er ſoll fallen und Raſchíd ſoll König werden über dieſes Land, und Ihr ſollt mit ihm herrſchen, und Euch ſollen die Juden dienen.« — So ſprach der Schreckliche und ſchlich wieder weiter, von Hütte zu Hütte. Leicht gewann er das treuloſe Volk der Neger, denen er ſich zum Führer anbot, wenn der Kampf beginnen würde.

Und zum letzten Male breitete der Engel des Friedens ſeine Flügel über das Haus Joſaphats; mit der Morgenröthe floh er weinend von dannen.

An langen Tafeln ſaßen die Fremdlinge mitten unter den Söhnen und Freunden des Königs; auf einem Throne ſaß Joſaphat mit ruhigem Lächeln, und ſah der Freude ſeiner Gäſte zu; unfern von ihm leerte Raſchid einen vollen Becher auf das Wohl des gaſtlichen Greiſes.

«Iſt Dein Schwert ſcharf und Dein Arm ſtark zum Einhauen?» fragte Selim heimlich ſeinen Freund, der ihm zur Seite ſaß.

«Wie meinſt Du das, warum?» entgegnete Manoel, indem ahnungsvoller Schreck ſeine Wangen bleichte.

«Schweige, ſchweige,» erwiederte jener, «der Abend wird nicht ſo friedlich hinabſinken, wie der Morgen heraufgeſtiegen iſt. Wir wollen uns feſt zuſammen halten.

Jetzt traten einige Neger und Mauren mit Inſtrumenten herein, und den Saal durchſchallten die Töne der zweiſaitigen Violine Erbeb, der kleinen Flöte Schabeba, der tambourinförmigen Handtrommel Tirr, und der ungleichen thönernen Pauken Tabilat, und begleiteten ein einfaches Lied zum Lobe des Königs; plötzlich ſprang es aber über in eine andere, den Mauren wohl bekannte Weiſe, und laut aus Einem Munde fingen ſie an zu ſingen: «La Ilah ela Allah, Mahomed Raſul Allah!»

«Was iſt das?» fragten die Iſraeliten verwundert. »Was iſt das?« rief Juſſuf laut, indem er aufſprang. Und lauter klangen und wirbelten die Inſtrumente, und ſchallender wurde der Geſang, und Raſchids Augen funkelten. — »Ehrt Ihr ſo unſere Freundſchaft?« donnerte Juſſuf, und zürnend riefen Joſaphats Söhne zu Raſchid hinüber: »Fremdling! gebiete Deinen Männern, daß ſie ſchweigen!«

»Schweigt Ihr ſelbſt,« brüllte dieſer, indem er aufſprang und dem Nächſten mit dem ſchnell gezogenen Schwerte den Kopf ſpaltete. »Allah und Mohamed!« riefen jetzt die Mauren, und ihre Schwerter blitzten. »Wehe! Wehe! Hilf uns Jehovah!« ſtönten die Juden. Ein tollkühner Maure ſprang pfeilſchnell auf den Thron, und ſein Mordſtahl ſuchte, und fand die Bruſt des biedern Königs. Er ſank, und ſein Mörder, von Juſſuf niedergeſchmettert, mit ihm, da traf den Rächenden die Klinge Raſchids, und er fiel todt auf den theuren Verwandten. Und nun durchtobte raſendes Getümmel das weite Gemach, und ſeine Drachenflügel ſchwang der blutige Mord. Mit den goldenen Pokalen und den Speiſegefäßen ſuchten ſich noch in ihrer Todesnoth die wehrloſen Ueberfallenen zu vertheidigen, aber Einer nach dem Andern hauchte unter Verwünſchungen ſein Leben aus. Blut färbte die Tiſche, Blut überſtrömte den Boden. Jetzt flog das Zetergeſchrei der Diener durch das Haus und durch die Stadt. Entſetzen ergriff die Bewohner; ſchlecht bewaffnet ſtürzten die Juden aus ihren Wohnungen dem geliebten Herrſcher zu Hülfe. Zu ſpät; die Mauren rannten wild jauchzend umher: «Er wollte uns verkaufen, er iſt todt! Allah ſey geprieſen!» Eine zahlloſe Negerſchaar drängte ſich vor den Pforten des königlichen Palaſtes, unter ihnen ragte Abu Meleks Schreckensgeſtalt. Drinnen aber jammerten noch Weiber und Jungfrauen um die geliebten Todten; Manoel erholte ſich unter Selims Händen aus einer tiefen Betäubung, die ihm ein, nach Raſchid geſchleuderter Becher verurſacht hatte, und zog jetzt erſt erbittert das Schwert, als die wüſten Mauren ihr blutiges Spiel an den verzagenden Unglücklichen fortſetzen wollten. Wahrſcheinlich hätte ihm das Beginnen, die verwilderte Rotte zügeln zu wollen, das Leben gekoſtet, aber Raſchid gebot jetzt mit Donnerſtimme Ruhe, und ließ die Weiber in ihre Gemächer bringen. — Sein blutiger Plan war gelungen.

Am Morgen des folgenden Tages ſaß der finſtre, gelbbraune Uſurpator auf Joſaphats verwaistem Throne, und nahm die Huldigung des unterjochten Volkes an. Ihm zur Seite ſtand Ahamed und Abu Melek, den Raſchids Reiſegefährten nur bebend anſahen, denn wo konnte der Furchtbare auf einmal hergekommen ſeyn? Furchtſame Ahnungen durchſchauerten die Krieger. —

Acht Tage waren vergangen, durchſchwelgt mit den Reichthümern Joſaphats, da zog ein zahlreiches Heer aus den Bergſchluchten des beſiegten Landes hinaus. Den Zug eröffneten 1000 berittene Araber; dieſen folgten 3000 leicht bewaffnete Mauren, die nicht mehr, wie ſonſt, mit beſchwerlichem Gepäcke belaſtet waren. Umgeben von denen, die ihm gefolgt waren, ritt jetzt in glänzender Waffenpracht der kühne Raſchid; dieſen ſchloßen ſich 6000 Neger unter Abu Meleks Führung an. Ihnen folgten 500 Kameele und 80 Elephanten, die das Gepäck und den Nahrungsbedarf des Heeres trugen, den Beſchluß machte ein zahlreicher Troß, dem noch 2000 Mauren zur Bedeckung beigegeben waren.

Auf einem kürzern Wege zogen ſie durch die Wüſte; nach drei Tagen erreichten ſie bewohnte Provinzen, die ſich Raſchid ohne Schwertſchlag unterwarf, und deren ſtreitbare Männer der Gewaltige zur Heeresfolge zwang. Unaufhaltſam ſtürmte er von Landſchaft zu Landſchaft, wie ein ſchrecklicher Komet die Räume des Himmels durchirrt; vor ihm her ging der bleiche Schreck; Jammer und Elend ließ ſein Heer, das einem verheerenden Heuſchreckenſchwarme glich, wo es geweilt hatte, zurück. —

Und immer weiter und weiter rauſchte ſein Siegesflug, und ſein Name füllte die Herzen der Herrſcher jener Länder mit Entſetzen, und ihre Throne wankten. Ueber das Lowat- und Ammergebirge zog jetzt der Eroberer und ſtand in dem Reiche Tlemſan.

Dort in der Hauptſtadt Maskara zagte der Bey Abd-Elmelek dem Nahen des Gefürchteten entgegen, der nach ſeinen aufgehäuften Schätzen lüſtern war, und einen guten Hafen zu beſitzen wünſchte, um von den Europäern Munition und Waffen beziehen zu können; denn ſo ungeheuer wuchs ſein Heer, daß er nicht mehr Waffen genug ſchaffen konnte. Der bedrängte Bey ſah, daß er der Uebermacht würde weichen müſſen, und ſandte ſeinen Sohn mit Friedensbedingungen an Raſchid. Widerrechtlich und entgegen den verjährten Gebräuchen der Völker, behielt dieſer den Prinzen als Geiſel, und ließ dem Vater durch einen von den Begleitern des Geſandten ſagen: »Ich, Mulei Raſchid, der Komet der Wüſte, die Geißel der Verräther, das Schrecken der Könige, komme zu Dir, Bey von Maskara, als ein Freund, und bringe Dir Glück und Wohlergehen. Gieb mir Sida, Deine Tochter, zum Weibe, ſo will ich Dich zu meiner Rechten ſetzen, und Deinen Sohn zu meiner Linken, und was ich habe, ſoll auch Dein ſeyn. Weigerſt Du aber meinem Wunſche die Erfüllung, ſo will ich Dir ſenden Deines Sohnes Haupt, und will kommen mit dem Schwerte der Rache, und will abmähen in Deiner Hand alles was lebt und alles was grünt, und will Deine Städte und Dörfer verbrennen, und Du ſollſt nackt und arm aus Deinem Lande gehen.«

Auf eine ſolche Alteration bedachte ſich der um den Sohn zagende Bey nicht lange. Er ſandte die ſchöne zagende Sida mit reichem Mahlſchatz und in zahlreicher Begleitung zu dem Deſpoten, der nun ihren gefangenen Bruder frei ließ, ein glänzendes Beilager hielt, und zwei Tage darauf in der Hauptſtadt einzog, dieſe plünderte und ſich der Schätze Abu Elmeleks bemächtigte, der mit wenigen Getreuen nach Tanger entflieht. So zogen Verrath und Treubruch immer dem Tyrannen zur Seite.

Während Raſchid flüchtig durch die Wüſte zog, und Mohamed ſich des Thrones in Marokko bemächtigte, hatte ſich ſein dritter Bruder, Ismail ben Scherif, auf dem Throne von Fes befeſtigt, und dieſen bisher ſtandhaft behauptet, als auch ſeiner Herrſchaft das Ende drohte. Eilend zog er, als er benachrichtigt wurde, Raſchid beabſichtige ein Unternehmen auf Tanger, mit einem bedeutenden Heere, unter welchem 3000 gut geübte Reiter, nach jenen Gegenden hinauf, und lagerte ſein Heer auf den Ebenen von Alcaſſar.

Mit dem Kern ſeiner Truppen überſteigt Raſchid die Gebirge, und ſendet ſeine Boten aus. Aber wohl bewacht und beſetzt ſind alle Zugänge. Einem Anführer, der einen Hauptpunkt vertheidigen ſoll, naht ſich Abu Melek, und dem Glanze des Goldes widerſteht jener nicht lange. Und auf heimlichen, verborgenen Wegen zieht nun Raſchid durch die Bergſchluchten, bis er von einer ſichern Höhe die Ebene und das Lager des Bruders erblickt.

Sicher ſitzt Ismail unter ſeinem Zelte, da tönen von weitem Schellen, Glöckchen und Pfeifen, und es naht ein Zug Kameele mit reicher und koſtbarer Ladung, und ein Kaufmann aus dem Mohrenlande begehrt zu dem Gebieter geführt zu werden; ſeine zahlreichen Diener laden die Kameele ab, und breiten vor den ſtaunenden Kriegern die Fülle ihres Reichthums aus. Seidene und wollene Haiks in allen Farben, Turbane, Felle von Tigern, Löwen und Antilopen, Stoffe, reich mit Gold und Schildereien durchwebt, Korallen und Perlen, rohes und bearbeitetes Elfenbein, Straußfedern und bunte Federbüſche von fremden, unbekannten Vögeln, Früchte, unter der Gluth der Mittagslinie gereift, und, ein erfreulicher Anblick den Kriegern, Waffen, Waffen aller Art, Dolche mit goldenen Griffen, Schwerter jeder Gattung, Keulen, Bogen, Pfeile; und bewundernd drängen ſich alle um die ſchönen Waaren.

In Ismails Zelte ſtand mit dieſem der Mohr, den jener verwundert anſah. »Ich bin ein Kaufmann geworden, Ismail,« nahm Abu

Melek das Wort (denn dieſer war es), »als Dein Vater, Scherif ben Hamed, geſtorben war.« »Wie?« fragte Ismail erſtaunt, »Du ziehſt lieber handeln umher mit Deinen Kameelen, ſtatt Ruhm und Ehre zu ärnten im Kriege? Hörte ich doch, Du dienteſt Raſchid, der es jetzt wagt, unſere ererbten Länder angreifen zu wollen?«

»Ich mag Niemanden mehr dienen,« antwortete der Neger, »am wenigſten dem Tyrannen Raſchid, den die Hölle verderbe.«

»Hörteſt Du nicht, wo er jetzt mit ſeinem Heere verweilt?« fragte Ismail.

»Wie ich vernommen,« antwortete Abu Melek, »ſo iſt er im Begriff, nach Tafilet zu ziehen; der eine Theil ſeines Heeres wurde bei Tremepen geſchlagen, ein anderer großer Theil hat ihn verlaſſen. Die Beduinen ſind zurückgekehrt in ihre Wüſten; die Araber zu ihren Heerden; die Neger, die er mit ſich führte, wollen lieber in ihrem Mutterlande ihre Feinde bekriegen, als mit dem fremden Eroberer umherziehen. Er gebietet nur noch vielleicht über 3000 Mauren, denen er Sold verſprochen hat; auch dieſe werden ihn verlaſſen, denn wo wollte er, der oft kaum Nahrung genug für ſich und ſeine Knechte hat, das Geld dazu auftreiben? Gehe Du ruhig wieder in Deine Hauptſtadt, Ismail, wie der Panther den Haſen nicht fürchtet, ſo brauchſt Du, Herr, Deinen Feind Raſchid nicht zu fürchten.»

Angenehm klang dieſe Rede in den Ohren Ismails, und ſeine Häuptlinge, die Abu Meleks Worte gehört hatten, waren froh, und die Nachricht verbreitete ſich durch das ganze Heer: «Raſchid iſt fern, wir brauchen nicht mehr mit ängſtlicher Sorge unter den Waffen zu ſchlafen!» Trefflich bewirthete Ismail den befreundeten Mohren; Freude herrſchte im Lager. Muſikbanden ſpielten mauriſche Tänze, frohes Jauchzen ertönte fern und nah. Abu Melek hatte auch ein ſüßes Getränk mitgebracht, gemiſcht mit dem berauſchenden Safte der Haſchiſcha und des betäubenden Afium, und Alle drängten ſich, es zu koſten, Allen ſpendete Abu Melek, lauter wurde die Luſt und der Jubel, und im hohen Graſe weideten bandenlos die Roſſe. —

Und doch von einem Felſen herab überblickte Raſchid das Lager mit teufliſcher Freude.

Jetzt ſenkte die Nacht ſich nieder auf die Ebene von Alkaſſar, wo einſt der unglückliche

Don Sebaſtian, König von Portugal, den ungleichen Kampf kämpfte gegen Mulei Moloch, wo ſein Heer vernichtet wurde, und er ſelbſt nie die Erde ſeines ſchönen, verlaſſenen Vaterlandes wieder ſah. Und ein Nebel fiel nieder und alle Krieger ergriff ein tiefer Schlaf. Auch Ismail entſchlief im Arme Abu Meleks. Der ſah den Schlafenden grimmig an, denn es war ihm keine Macht über ſein Leben gegeben, und leiſe legte er ihn nieder, leiſe verließ er das Zelt, leiſe ſchlich er durch das große Lager. Sein Gifttrank, das Gefühl der Sicherheit und der betäubende Brodem, der die Ebene überwallte, hatten die Augen der Männer feſt geſchloſſen. Ueber Felſenklippen, durch ſtachlichtes Geſträuch kletterte Abu Melek; jetzt blieb er auf einem Abhange ſtehen, jetzt durchflog ein heller, ſchneidender Laut einer Pfeife die Luft, jetzt regte ſich's auf den Bergen und in den Schluchten, und herab in die Ebene wimmelten die Schaaren Raſchid's. Nun wimmerte erſt einzeln der Schmerz der ſchlafend Gemordeten, dann erſchallte bald da, bald dort ein Ruf der Angſt und des Schreckens, und wälzte ſich fort lauter und immer lauter, und der brüllende Tod donnerte die Schlafenden wach. Manchen traf der vernichtende Streich, ehe er die Waffen ergriffen hatte. Wüthend kämpften in der Dunkelheit Brüder gegen Brüder. Jetzt loderten die Zelte im hellen Brand, jetzt ſammelten ſich da und dort einzelne Haufen, aber ihre Kraft war gelähmt, ihr Widerſtand fruchtlos. Scheu entflohen die Pferde; um ſie einzuholen, zerſtreuten ſich Hunderte. Und grimmiger würgten die Feinde. Ein Pferd war ſchon mit Ismail, von einem Wurfſpieß hart getroffen, zuſammengeſtürzt, blutend entfloh er auf dem zweiten, ihm nach der kleine Reſt ſeiner Krieger.

Unter einer alten Palme, die ein Blitz geſpalten hatte, ſtanden auf der Höhe des Berges Manoel und Selim, und ſahen hinunter in das Mordgetümmel. »O Gott!« ſeufzte Manoel für ſich, »wie lange ſoll ich noch ein Zeuge dieſer unerhörten Gräuel ſeyn, zu ohnmächtig, auch nur den geringſten derſelben zu verhindern?«

Es war ein furchtbar ſchöner Anblick, wie die brennenden Zeltreihen aufflammten und die Gluth die hohen Felſen röthlich beleuchtete, und die feurigen Dampfwolken zu dem dunkeln Nachthimmel, von Millionen Funken durchblitzt, emporſtiegen. Dort auf der Klippe, die ungefähr ſechzig Schritte unter ihnen weit hervorragte, ſtand, ganz von den Flammen umleuchtet, eine dunkle Rieſengeſtalt, ſie ſtreckte den Arm aus nach der blutgedüngten Ebene, und zuweilen drang ein entſetzliches Hohngelächter, welches das Echo gellend zurückgab, zu den Beiden herauf, die ſich grauſend abwandten.

»O Selim!« ſprach Manoel: »ſoll ich immer noch an den ſchrecklichen Raſchid gebunden ſeyn? Ich weiß, daß ich nie mehr auf Erden glücklich ſeyn werde, aber nur Ruhe, Ruhe möchte ich finden und nicht mehr morden ſehen.«

»Freund,« antwortete der Gefragte: »der mich rettete vor dem Gebiß des Tigers, wie ſehr wünſche ich Dein Glück, wie ſehr Deine Freiheit, aber habe Geduld, nur ſo lange Geduld, bis Fes erobert und Mahomed in Marokko beſiegt iſt.«

»Ein köſtlicher Troſt,« klagte Manoel: »leicht könnteſt Du mich nach Tanger heimlich bringen laſſen, wo ein brittiſcher Konſul iſt, der ſich meiner annehmen würde.«

»Wahrſcheinlich aus alter, zärtlicher Freundſchaft ſeiner Nation und der Deinigen,« ſpottete Selim. »Nein, Du folgſt mir nach Marokko, es ſoll Dich nicht reuen. Sicher will ich dann ſelbſt Dich geleiten, wohin Du verlangſt. Erſt aber ſollſt Du meine Hochzeit mit mir feiern.«

»Sie wird ſich in widerſinnigen Gebräuchen und geräuſchvoller Tollheit nicht von ähnlichen Handlungen unterſcheiden, die ich zu ſehen bisher Gelegenheit hatte,« bemerkte Manoel freimüthig.

»Sie wird Dir ewig merkwürdig bleiben, glaube mir,« antwortete Selim.

Unter dieſem und andern Geſprächen war es ſtiller unter ihnen geworden, nur zuweilen flammte noch hie und da in erneuter Gluth das Feuer auf, und die Menſchenſchlächter ſuchten erſchöpft die Ruhe, da gingen auch die Freunde nach ihrem einſamen Zelte.

Nach Arzilla war Ismail entflohen, das er befeſtigte und nun zuweilen in ſein eigenes Land plündernde Ausfälle that, die oft nicht ohne bedeutenden Verluſt zurückgeſchlagen wurden. Raſchid ließ ihn beobachten, und wandte ſich mit ſeiner ganzen Macht gegen Fes. Aber ehe er noch vor den Mauern der ſchönen Stadt ankam, war Ismail dort eingetroffen und leitete ſelbſt die Vertheidigung. Tapfer war der Widerſtand der Einwohner, ausgezeichnet ihre Beharrlichkeit; da warf wieder Abu Melek den Samen der Zwietracht zwiſchen die Führer und Vornehmen, und Verrätherei öffnete die Thore. Abermals entging Ismail dem Todfeind und floh nach Sala. Da war es, wo der blutdürſtige Tyrann über hundert gefangene Feſſer an Bäume binden ließ, und mit eigener Hand tödtete. — Und wieder weiter flog er die Siegesbahn, überſtieg wieder die Berge des Atlas, nahm Teſſa ein, und nahte ſich, zürnend und Rache ſchnaubend, Marokko.

Dort aber harrte ſeiner mit einem großen Heere ſein Bruder Mohamed, und nun ſollte der Kampf entſcheiden, wer auf dem Throne der Scherifen herrſchen ſollte über ein ausgebreitetes und mächtiges Reich. Beide Heerführer ordneten mit dem Anbruche des Tages ihre kampfluſtigen Schaaren, beide weckten mit flammender Beredtſamkeit den Muth, und Beide ſahen ſehnſüchtig dem Beginn der Schlacht entgegen. Und die Sonne ſtieg empor.

Nun breiteten ſich die Heere in der Geſtalt des Halbmondes aus; zu beiden Seiten die Reiter, in der Mitte das Fußvolk; nun beteten ſie eine kleine Weile um Sieg, und bange Stille ging dem Toben der Schlacht voran. Nun tönten die hellen Pfeifen und die dumpfen Trommeln und das laute, furchtbare Allahgeſchrei, und in entzügelter Wuth ſtürzten die Kämpfer auf einander ein. Pfeile und Wurfſpeere verfinſterten die Luft. Schüſſe krachten, Schwerter klirrten an Schwerter, Schilde zerſchmetterten unter den Schlägen ſchwerer Keulen, Kriegsgeſänge der Neger durchheulten die Luft und die Erde bebte unter dem donnernden Hufſchlag der arabiſchen Roſſe.

Stunden flogen auf blutigen Schwingen vorüber, noch immer wüthete in regelloſer Wildheit die fürchterliche Schlacht. Kühn ſtürzten ſich die Führer in das dichteſte Gewühl, wo Leichen auf Leichen ſich häuften. Unter den vielen Nationen, die hier zuſammengetrieben worden waren, hielt der Tod ſeine reiche Aernte. Die kriegeriſchen Berbern, in leichten Leibröcken, mit ihren langen Flinten; die fanatiſchen Mauren, in bunten, reichen Gewändern und prächtigen Waffen; die räuberiſchen Beduinen mit den, in Feuer gehärteten Lanzen, die gut berittenen Araber, ihren Zelten und Viehweiden entnommen; die Neger mit Bogen und Pfeilen, die nackt, nur im bunten Federſchmuck mit ſeltſamen, in die Haut geäzten Figuren, dem Zuge des Eroberers folgen mußten, und die zahlloſen ſchwarzen Sklaven, aus entlegenen Ländern hieher geſchleppt und verkauft, Alle tummelten ſich mit lautem Schreien und toller Wuth unter einander, und ſanken, wie Tauſende vor und nach ihnen, ſchuldloſe Opfer der Herrſchſucht und der tyranniſchen Willkür.

Noch war die Schlacht unentſchieden, noch hielten Mohameds Krieger Stand, unverwundet ſaß er ſelbſt noch auf dem hohen, ſchnaubenden Araber, da brauste plötzlich ein Reiter daher auf einem feuergelben Renner, deſſen fürchterlichen Blicken und der Eile, mit welcher er gegen Mohamed anſtürmte, alle Streiter beſtürzt auswichen. Und Mohamed ſprengte ihm entgegen. »Treffe ich Dich, Raſchid? Räuber! Rebell!« ſo rief er und drang auf den Furchtbaren ein; ihre Blicke, ihre Schwerter trafen ſich; lange währte der Kampf, tödtliche Streiche verſetzte Mohamed dem Gegner, aber immer war es, auch wenn er noch ſo grimmig einhieb, als träfe er leichte

Luft, wie es wohl zuweilen den Menſchen in ängſtigenden Träumen begegnet. Auch Mohamed blieb unverwundet, plötzlich wandte jener ſein Roß, und entfloh. Mohamed, von Rache und gerechtem Zorn durchglüht, ſetzte die ſpitzigen Stacheln an ſeinen Stiefeln dem Roß in die Seiten, und weit ausgreifend flog dieſes dem Fliehenden nach über Todte und Sterbende durch das dickſte Gewühl der Schlacht. Weit entfernte ſich Mohamed von den Seinen, die mit gleicher Eile ihm nicht folgen konnten, immer blieb der Flüchtige in geringer Entfernung von ihm, aber jetzt, wehe! jetzt ſtürzte das Roß unter Mohamed zuſammen, und wie er ſich aufraffte, umbrüllte ihn das tauſendſtimmige Siegesgeſchrei der Schaaren Raſchids, und der fliehende Reiter hielt, und wie er ſich wandte, da zeigte ſich Abu Meleks ſcheußliche Larve und fletſchte mit Hohngelächter die weißen Zähne.

»Trugbild der Hölle!« rief Mohamed in Verzweiflung, und ſtürzte ſich, wie die Uebermacht der Streiter Raſchid's auf ihn eindrang, um ihn zu fangen, ia ſein bluterröthetes Schwert. Nun flohen nach allen Seiten die Schaaren Mohamed's, denen der Würgengel vorübergegangen war, und die nicht fliehen konnten, warfen ſich zur Erde nieder, und flehten um des Siegers Gnade. Und Marrokko's Thore wurden aufgethan dem mächtigen Sieger, und ein treuloſes, falſches Volk jauchzte ihm entgegen, das nur der Wechſel aufregte und die Furcht vor dem gewaltigen Herrn und der Skorpionengeiſel, mit welcher er die Bezwungenen züchtigte. —

Hell ſchimmerten die bunten Lampen in Marokko's prächtigſter Schiama, in welcher der ſiegreiche Heuchler dem Herrn der Welt für den Sieg über des Landes rechtmäßigen Fürſten ſcheinbar dankte.

Laut las unter ſeltſamen Gebehrden der Imam den Verſammelten aus dem Koran vor, und dieſe ahmten eifrig ſeine verſchiedenen Geſtikulationen nach. Als er ſie dem kräftigen Schutze der Engel treulich empfohlen hatte, ging die Verſammlung aus einander; Raſchid beſtieg ein ſtolzes Roß, und Mufti und Imam, Chatib *) und Talben folgten dem Herrſcher

---

*) Ein Prediger, der den gläubigen Mauren das Heil aus dem Stegreif verkündigt.

im langen Zuge durch das drängende Volk zur Burg von Marokko.

Dort ſtand er vor den Prachtpolſtern, die die Stelle eines Thrones vertraten, in koſtbaren Kleidern, mit ſtolzen Blicken und überſchaute das demüthige knieende Häuflein ſeiner Diener, unter denen auch Manoel und Selim ſich befanden, dann ließ er ſich in ſtolzer Haltung auf die ſeidenen, mit Gold durchwirkten Teppiche nieder, und Alle, die gegenwärtig waren, fielen nieder und küßten die Erde und riefen: »Allah ſegne den König Raſchid, unſern Herrn! Allah ſchütze ihn!« Und von Mund zu Mund ging der Ruf und durchſchallte die Burg, und wurde zum Freudengeſchrei in den Straßen Marokko's. Nun warf Raſchid ſpähende Blicke umher, die Würdigſten und Treueſten zu Hofbedienungen zu erſehen. Selims Name war es, der zuerſt den Lippen des Herrſchers entſchlüpfte, und huldreich ertheilte dieſer dem vor ihm Knieenden das Amt und die Würde des Siegelbewahrers, die Selim dankend empfing. Als Raſchid Manoel erblickte, der traurig in einiger Entfernung kniete, rief er ihm, da die Erinnerung an den Tiger in der Wüſte durch ſeine Gedanken flog, freundlich auf und ernannte ihn zum Oberaufſeher über die Gärten. Dankbar und tief neigte ſich Manoel und nahm ſeinen Platz hinter dem neuen Siegelbewahrer wieder ein. Lange dauerte es, ehe Schatzmeiſter und Garderobemeiſter, Säbel-, Lanzen- und Schirmträger, Stallmeiſter, Köche, Barbier, Fliegenverjager, Uhr-, Polſter- und Lichtträger, nebſt hundert andern ernannt wurden, deren Ehrenpoſten ſämmtlich erledigt waren, denn Alle von den Dienern Mehameds, denen es nicht gelungen war, ihr Heil in der Flucht zu finden, waren theils gehängt, geköpft, zu Todte geprügelt, theils war ihnen, nach Raſchid's beliebteſten Strafmethoden, die Augen ausgeſtochen, Naſen und Ohren abgeſchnitten, oder ſie ſonſt jämmerlich verſtümmelt.

Endlich waren Beförderungen, Strafen, Lärm und Jubel vorbei, und die Klagen der Gemarterten verhallt, und Raſchid lag trunken in ſeinem Gemach, das Abu Meleks finſtre Rieſengeſtalt bewachte.

Friedlich und ſternenklar lag die Nacht über dem unglücklichen Lande und ſeiner ſchmutzigen Hauptſtadt und den weitläuftigen, mit hohen

Mauern umgebenen Gebäuden, in denen die blutgierige Geißel der Völker ſchlief, als wohne hier die Unſchuld des Paradieſes, als hielten die Engel Gottes Wache über der Wiege werdender Geſchlechter. Der geſättigte Mord war eingeſchlafen und die Furie Zwietracht hatte ſich zur Ruhe gelegt. Manoel wachte noch und ſtand auf einem der flachen Dächer des Gebäudes. Erquickend wehte der Abendwind, hell und friedlich ſahen auf den einſam Trauernden des Himmels ſchimmernde Sterne. Er hatte ſich an die gemauerte Bruſtwehr gelehnt, und ſtarrte hinaus in die Nacht und in die Gärten unter ihm, die ihre Wunderdüfte heraufſandten, und die Bilder ſeiner Vergangenheit gingen an ihm vorüber, lächelnd und trübe.

Er blickte zurück in der Kindheit goldene Tage, und die heimathlichen Fluren lagen in freundlichem Schimmer vor ihm da. Er ſah ſich als Jüngling mit heitern, gleichgeſinnten Freunden durch die Straßen Lisboa's wandeln, oder auf geſchmückten Gondeln über den breiten Tejo ſchiffen; er hörte die leichten Lieder der Liebe wieder und der Mandolinen ſanfte Klänge. An Iſabella dachte er, an ſeine heiße Liebe. So ſtill, wie dieſe, war jene Nacht der

Flucht, ſo ſäuſelte es in den Blättern der Bäume, ſo dufteten die Blüthen, aber andere Sterne ſchmückten den Himmel, er fand die bekannten Bilder nicht wieder.

Sie ſind untergegangen, die Sterne meines Glücks, ſie werden mir nimmer wieder ſtrahlen! rief er wehmüthig aus. Er malte ſich noch einmal mit den glühenden Zauberfarben der Phantaſie die ſeligen Stunden in der Höhle des Thales von Alkantara, und ſchwelgte in dem Wonnetraume der Erinnerung. Auf das Meer führte ihn der raſche Flug der Gedanken, wo die trügeriſche Hoffnung den Fliehenden ſo lieblich lächelte. — Und trüber wurden die Gebilde, die ihm eilend vorüberglitten, nur eins blieb in heiterer Klarheit unverändert, das Bild Iſabella's. Er ſah ſie, wie er im wüthendſten Sturme ſie in ſeinen Armen hielt, wie ſie die Augen wieder dankend zu ihm aufſchlug, als die empörten Wellen ſchwiegen. Er ſah ſich im Kampfe mit der Rotte jener Räuber, und weihete dem treuen Juan eine Thräne. Als aber nun der ſchrecklichſte Augenblick ſeines Lebens, die Trennung von der ewig Geliebten, ihre Todesangſt, ihr gebrochener Blick vor ſein inneres

Auge trat, als er nun auf dem Dornenpfade ſeiner Tage nichts ſah, als Entſetzen und Blut und Mord, da ſank ſein Muth; nicht mehr erſchien ihm tröſtend und verſöhnend die Freundſchaft Selims, die ihn ſo oft aufgerichtet hatte in den Stunden des Schmerzes; er warf ſich nieder und hob die Hände betend zum Himmel empor. O, ewige Liebe! Erbarmer, höre mich und nimm mich zu Dir. Sende mir den ſtillen Boten aus dem Schattenlande, o nimm mich auf in das Reich des ewigen Friedens! Ich habe keinen Wunſch mehr auf Erden, als nur bei Dir, bei ihr zu ſeyn, in Deinem Himmel!

So betete Manoel, da ſtieg in heiliger Pracht der Mond herauf und erhellte die Gegend mit magiſchem Schein, und ein Blick des Betenden fiel ſeitwärts — er war nicht mehr allein.

Eine verhüllte Geſtalt ſtand regungslos wenige Schritte von ihm, und der Schauer, der jede Menſchenbruſt durchbebt, wenn das Ungeahnete, Unheimliche unerwartet und in räthſelhaften Formen beim Dunkel der verrufenen Mitternacht nahe tritt, durchrieſelte auch ihn. Er wagte nicht, ſich aufzurichten, ſeine Kraft war gebrochen, ſein Muth dahin; ein leiſes Gebet ſollte die Waffe ſeyn, mit welcher er die Angriffe eines übernatürlichen Feindes abwehren wollte.

Horch! da drangen leiſe und lieblich aus dem Garten die harmoniſchen Saitenklänge der Mandolinen-ähnlichen Gläut zu dem Beter herauf, und ein Geſang wurde hörbar, eine Stimme, die Manoel alles vergeſſen ließ, was um ihn vorgehen konnte, der er mit aller Anſtrengung lauſchte, um keinen Laut derſelben zu verlieren. Rein und melodiſch wallten die friedlichen Töne empor, und es umklang den Lauſchenden wie Engelgrüßen:

Nacht; Dein Schattenflügel
Ueberwebt die Hügel,
Und es grüßt Dein Schweben
Alle, die da leben!
Salem alikom!

Friede rauſcht in Wipfeln,
Ruht auf ſtarren Gipfeln,
Säuſelt ſanft in Halmen,
Webt in Kronen der Palmen:
Salem alikom!

Hoch am Himmelsbogen
Kommen Sterne gezogen,
Iſt der Blick erhoben,
Grüßen ſie von oben:
Salem alikom!

Blumenufer umſäumet
Schleicht der Fluß, und träumet.
Lauſcht das Ohr nach unten,
Plätſchern die Wellen drunten:
Salem alikom!

Ach, ich wein' verlaſſen,
Kann den Freund nicht umfaſſen
Weh, ſein Grab iſt die Wüſte,
Den ſo gern ich begrüßte:
Salem alikom!

Meine Seele umhülle
Trauergedankenfülle!
Einſt, in Paradieſen
Werden Engel uns grüßen:
Salem alikom!

»Salem alikom,« ſprach die Geſtalt, und Manoel erkannte die Stimme Selims. Schon ſchwebte die Frage nach der Sängerin auf Manoels Lippen, aber Selim winkte ihm, zu ſchweigen und ihm zu folgen. Leiſe und behutſam führte er ihn eine ſchmale, dunkle Treppe hinab, vorſichtig öffnete er ein kleines Pförtchen. Sie traten hinaus in des Gartens melancholiſche Dämmerung; der Mondſtrahl wiegte ſich auf den ſchimmernden Blättern der Olivenbäume, und blitzte gebrochen durch der Granatbäume zartes Laub.

Durch ein Wäldchen von Limonenbäumen, deren ſüßduftende Blüthen auf die nächtlichen Wanderer regneten, deren grüne und goldne Früchte ſich aus den umhüllenden Blättern drängten, führte Selim den bebenden Freund. Und wieder durchzitterten die Saitenklänge der Eläut die ſtillen Lüfte. Aus einem dichten Gebüſch ſchienen ſie zu kommen, über welches ſtattliche Mimoſen emporragten, deren Blätter ſchlummernd niederhingen.

Manoel wandelte an der Seite des Freundes, wie von einem freundlichen Traume umfangen; ihm war ſo wohl und wehe, ihm war, als riefen ihn die zarten Laute hinüber in das dunkle Jenſeits, als ſolle ſeine Seele ſich aufſchwingen und vermählt mit Licht und Tönen ſich droben dem Geiſte der Geliebten ſelig vereinigen. Näher kamen ſie dem Gebüſch, und wie Selim den Träumenden ſeitwärts leitete und dieſes ſich zur Laube öffnete, da ſaßen zwei Frauengeſtalten auf weichen Polſtern im Hintergrunde, und dem ſtaunenden Manoel tönten, wie Melodie des Himmels, die Laute des theueren Vaterlandes entgegen. Ein Lied des unſterblichen Sängers Camoens war es, und von wonnigen Ahnungen durchſchauert, von nie gefühltem Entzücken gehoben, ſtürzte Manoel mit dem Ausrufe: »Iſabella! in die Laube und zu den Füßen der überraſchten Sängerin, die ſeinen Namen leiſe hauchte und im ſüßen, ſterbenden Hinſinken an ſeinem Herzen ſelige Thränen weinte. —

»Meine Mimuna,« lispelte Selim, die zweite Geſtalt innig umfaſſend, deren Händen die tönende Eláut entglitt, und blickte mit hoher Freude auf die Glücklichen, die ſich ſo feſt umſchlungen hielten, als fürchteten ſie eine zweite Trennung, die irdiſche Worte nicht fanden und nicht bedurften, um einander zu ſagen, wie unausſprechlich froh und ſelig ſie waren. Leiſe verließ mit dem Mädchen ſeiner Liebe Selim die Laube.

»Ich habe Dich wieder!« jauchzte endlich Manoel unter den glühenden Küſſen des engelſchönen Weibes; »es iſt kein Traum, ich habe

Dich wieder!« »Küſſe Dein Kind,« ſagte mit holdem Lächeln Iſabella, und bückte ſich nieder, und hielt aus der Hülle ſeidner Decken dem freudig Staunenden ein ſchlummerndes Mägdlein entgegen. Und der Ueberglückliche nahm es in ſeine Arme und trat aus der Laube, da fielen des Mondes Silberſtrahlen auf das im Traume lächelnde Kindesantlitz, und wie ſich die Mutter ſanft darüber beugte, da ſchlug der kleine Engel die hellen Aeuglein auf, und des Säuglings erſtes Lächeln füllte die beglückten Aeltern mit unendlicher Wonne, und das neue, erhebende Gefühl der Vaterfreude zog in Manoels Herzen ein. Innig hielten ſich die Vereinten umſchlungen, innig hielten beide das Pfand ihrer Liebe, und ſie knieeten nieder und ſtammelten Worte des glühenden Dankes, die die Thränen der Freude erſtickten, die ein himmliſcher Bote zum Throne des ewigen Vaters der Lieb' und Erbarmung trug.

Nur gebleicht hatten mannichfache Schmerzen die Roſe Iſabella, nicht ihre Schöne vernichtet. Das Kind ſchlummerte wieder, ſorglich geſchützt vor dem Hauche der Nacht, der jedoch warm und mild, wie die Lüfte Edens, die

Liebenden umfächelte. Mit ſanfter Gewalt zog das treue Weib den Trauten zärtlich an ihre keuſche Bruſt, feurig umfing ſie der liebende Gatte, und unter dem ſüßeſten Kußgeflüſter der ſeligſten Liebe ſchwand ihnen die Erinnerung an jeden ertragenen Schmerz. —

Am folgenden Morgen ließen ſich Oboen und Trommeln vernehmen, und Selim durchritt mit ſtattlichem Gefolge ſeiner Verwandten und Freunde die Hauptſtraßen Marokko's. Auf einem geſchmückten Roſſe ſaß er, über die Haik einen blauen Mantel geworfen, einen neuen Turban auf dem Haupt, ein ſeidnes Taſchentuch (nach Landesſitte) vor den Mund haltend. Vor ihm her ſchritten zwei Sklaven, eifrig bemüht, mit Wedeln Staub und Fliegen abzuhalten; ihm folgten die Muſikanten, deren lärmende Muſik freilich nur mauriſchen Ohren angenehm klingen konnte. Dieſen folgte, in einer Sänfte getragen, dicht verſchleiert, die ſchöne Mimuna im bräutlichen Schmucke. Weit unter dem Schleier hingen die Flechten ihres dunkeln Haares mit Seide durchflochten und mit ſilbernen Cymbeln am Ende verſehen, hervor; über den Schleier legte ſich die Kopfbinde Azeba, mit Gold und Perlen geſtickt. Im obern und untern Theile der Ohren waren Ringe befeſtigt, die mit mannichfaltigem Schmuck überladen waren. Um den Hals wanden ſich Perlenſchnüre, an denen goldne und ſilberne Schaumünzen hingen, und unter dieſen umfloß noch eine rothe Korallenſchnur den Hals, von der ein Ring bis über den Buſen herunterhing. Um Arme und Finger, ſogar um die Knöchel der Füße trug die Braut goldne und ſilberne Ringe. Dem Gebrauche des Landes gemäß, war auch Mimuna's regelmäßiges und ſchönes Geſicht durch häßliche Malerei entſtellt. Augenlieder und Brauen waren mit Kahol ſchwarz gefärbt, die Wangen mit der Farbe der Kaktus-Schildlaus roth bemalt, der Hals mit Punkten von Antimonium geziert, und auch Lippen und Nägel, ſo wie Arme und Füße mit dem Safte der Henna brandgelb tingirt, und die Braut hätte in den Augen Aller, denen das Glück zu Theil wurde, ſie zu ſehen, den höchſten Grad von Schönheit erreicht, wenn ſie nur ein wenig fetter und wohlbeleibter, und die Grundfarbe ihrer zarten Haut minder weiß und mehr bräunlich geweſen wäre. Aber dem glücklichen Selim genügten die beſcheidenen Reize ſeiner ſanften Mimuna. Hinter ihr ritt ihr Bruder, Abu Said, dem viele Mauren folgten, ihnen ſchloſſen ſich mehrere Negerinnen an, die auf ihren Köpfen die mancherlei Speiſen trugen, die nun verzehrt werden ſollten. —

Während hier Selim mit ſeiner Braut ſich des Landes wunderlichen Gebräuchen unterwarf, ſaß Manoel mit ſeiner Iſabella in einem ſtillen Gemach, welches ihnen der Freund angewieſen hatte, und horchte aufmerkſam der Erzählung der Geliebten. Auch ihre Erhaltung dankte er Selim's ſorgender Liebe. Schon damals hatte Selim, deſſen Herz ſo warm und empfänglich für treue Freundſchaft ſchlug, ſich an den Bruder Mimuna's angeſchloſſen, und von dieſem begünſtigt, gegen die beſtehenden Sitten, deſſen Schweſter geſehen und lieben gelernt, und leicht war es ihm geweſen, des ſanften Mädchens Zuneigung zu erwerben, das in der Verborgenheit, in welcher die Jungfrauen jener Länder gehalten werden, kaum einen andern Mann erblickt hatte.

Da rief das Verhängniß den edlen Jüngling aus den Armen der Liebe unter die Fahnen des Kriegs.

Im heimlichen Auftrage Raſchids reiſte er umher, Freunde für dieſen zu werben; ſo war er damals in Asfi, als die Gefangenen ankamen. Bei jener Trennung jammerte ihn der Schmerz der Brüder, er ritt zurück und empfahl dem Bruder Mimuna's den Gefangenen, der ihn ſogleich für ſich von dem Kaid heimlich erhandelte. Vom tödtlichſten Schmerz gequält lag Iſabella krank darnieder, wo denn die hülfeleiſtenden Frauen bald ihr Geſchlecht entdeckten, und vom Mitleid mit der rührenden, zarten Geſtalt ergriffen, ihre Mühe um ſie verdoppelten. Abu Said war verreiſt, und ſtaunte bei ſeiner Zurückkunft nicht wenig, den Sklaven in eine Sklavin verwandelt zu ſehen. Selim ſandte, ohne daß Manoel es ahnen konnte, einen Brief an Abu Said, in welchem er dieſem meldete, daß jener Gefangene das Weib des Portugieſen ſey, deſſen Freund er geworden, und ihn bat, auf das Beſte für jene Sorge zu tragen. Da gab Abu Said die Geneſende ſeiner Schweſter zur Dienerin, die bald zur Vertrauten wurde. Mimuna bemühte ſich, Iſabella in der Sprache des Landes zu unterrichten, und als ihr dieß einigermaßen gelungen war, fühlte ſie ſich durch Iſabella's Erzählungen angenehm belohnt. Iſabella lernte bald die Laute ſpielen, und lehrte dafür der milden Herrin luſitaniſche Lieder. Hätte nicht der Schmerz um den verlornen Geliebten an Iſabella's Herzen genagt, ſo wäre ihr Loos minder beklagenswerth geweſen, denn Mimuna that alles zu ihrer Erheiterung, was eine zart fühlende Freundin thun konnte.

Als Iſabella das Regen des jungen Lebens unter ihrem Herzen fühlte, entdeckte ſie ſich ihrer Freundin, die nun ihre Sorgfalt für jene lebendig an den Tag legte, und mit ihr, als das kleine Weſen das Licht der Welt erblickt hatte, deſſen Pflege voll zarter Liebe theilte.

Wie nun Mohamed beſiegt, und Marokko eingenommen und Selim mit Manoel dorthin zurück gekommen war, da beſprach er heimlich mit Mimuna, wie ſie den Liebenden die Freude des Wiederſehens bereiten wollten. In die verborgene, heimliche Laube führte Mimuna die glückliche Mutter; dort ſprach ſie von dem fernen Geliebten und weckte die ſchlummernde Hoffnung in der Bruſt der einſamen Gattin. Dann griff ſie in die Saiten der

Claut und ſpielte die Weiſe eines mauriſchen Liedchens, deſſen Verſe wir uns in deutſcher Sprache wiederzugeben bemühten, und die mit jenem innigen Gruße endigten; Iſabella aber begleitete ſie mit ihrer Stimme, während ſie ihr holdes Kind in ſanften Schlummer wiegte. Als ſie es ſorglich in die Decken gebettet hatte, ſang ſie, unbewußt, wie nahe ihr der Anblick der höchſten Erdenſeligkeit ſey, ein Lied ihres vaterländiſchen Sängers, und ihre Stimme erſtarb im ſüßen Weh der heimlichen Sehnſucht. Da ſank der fern geglaubte Freund zu ihren Füßen.

Trübe flimmern die Sterne über Marokko; in Nachtgrau gehüllt liegen die Berge des Atlas, langſam rollt der Fluß Tenſif ſeine Wellen dem atlantiſchen Ocean zu. Verhüllte Geſtalten nahen ſich leiſen Trittes dem Ufer. Es ſind ihrer fünf; zwei Diener und zwei Dienerinnen folgen ihnen, mit Gepäck belaſtet. Eine Barke ſchwimmt auf dem Fluß; ein Zeichen wird gegeben und auf dem Waſſer erwiedert; ein Kahn ſtößt ans Ufer und nimmt die Kommenden auf. Die Nachtluft ſchwellt die Segel, die Ruder plätſchern; eilig ſchwimmt das Schifflein, die Ufer fliegen, und wie der Morgenſtern über den Atlas heraufſteigt, iſt es weit, weit von der Hauptſtadt des Tyrannen.

Oft und lange hatte Manoel den Freund mit Bitten beſtürmt, ihn ziehen zu laſſen mit der Geliebten, und mit trauriger Miene hatte dieſer jedesmal gefragt: »Gefällt es Dir nicht mehr im Hauſe Deines Freundes? Was fehlt Dir?« Um nun den Gaſtlichen nicht zu betrüben, ſchwieg Manoel, aber heiß war ſeine Sehnſucht und die Iſabella's nach einem andern, ſchönern Lande. Selim war reich, Raſchid war gierig nach Schätzen; bald reifte in ſeiner Bruſt der Höllenplan, den zu fällen, der mit warmer Anhänglichkeit ihm gefolgt war und ſein Schickſal mitleidend getheilt hatte, aber Selim hatte überall Freunde; einer derſelben warnte ihn, und er beſchloß die Flucht. Als die Henker Raſchids ſein Haus in der Frühe des Morgens betraten, fanden ſie den nicht, den ſie ſuchten, und der Unerſättliche mußte ſich mit dem, was Selim zurückgelaſſen hatte, begnügen.

Am ſandigen Meeresufer ſtanden die Flüchtigen. Abu Said hatte ſie bisher begleitet, und nahm weinend Abſchied von Selim und ſeiner Schweſter und von dem befreundeten Chriſtenpaare. Er war ihren Blicken ſchon lange entſchwunden, aber ſie ſahen noch immer beſorgt nach jener Gegend hin, eine Verfolgung von Seiten Raſchid's fürchtend. Den treueſten ſeiner Diener hatte Selim nach Aſſi mit beträchtlichen Summen geſandt, dort ein Schiff aufzutreiben, und ſehnſüchtig hoffend ſchaute er hinaus in die wogende See. Siehe, da rauſchte hervor hinter einem weit vorſpringenden Felſenriff eine ſtolze Galeere, und freudig winkend ſtand Selims Diener auf dem Verdeck. Man ſetzte das Boot aus, es ruderte näher, und mit klopfendem Herzen ſagten ſie dem Feſtlande auf ewig Lebewohl. Jener Diener hatte das Schiff von einem Kaperkapitain an ſich gekauft, und übergab Selim den Kaufbrief nebſt dem Verzeichniß aller darauf befindlichen Ruderſklaven und Vorräthe; zugleich hatte er mit den, zum Dienſt nöthigen Matroſen billige Verträge abgeſchloſſen und die Galeere noch mit vielem trinkbaren Waſſer verſehen. Während Selim jenem ſeine Zufriedenheit über dieß Alles zu erkennen gab, ſah Manoel mit Iſabella und Mimuna nach den, immer mehr dem Auge entſchwindenden Küſten hin, und legten ihr ferneres Wohl oder Wehe in die Hand des Allmächtigen, der ſie ſo wunderbar nach Schmerz und Trennung und herben Leiden wieder zuſammenführe.

Mimuna, die noch nie ein Schiff geſehen hatte, ließ ſich von Selim und ihren Freunden alles zeigen; ſo kamen ſie auch zu dem Raume, wo die unglücklichen Ruderſklaven an die Bänke geſchmiedet, ihr qual- und kummervolles Daſeyn verlebten. Einer von ihnen, dem Anſehen nach ein Europäer, blickte die Reiſenden feſt an, und das Ruder ruhete in ſeinen Händen. Don Manoel! Donna Iſabella! rief er, und ſchon ſchwang der Aufſeher die Riemenpeitſche. »Er iſt's, unſer Juan!« rief Manoel, und verhinderte jenen an ſeines Amtes grauſamer Vollſtreckung.

Juan's Ketten wurden gelöst, dankend umfaßte er die Kniee Manoels, der aber zog ihn an ſeine Bruſt. »Wer für mich blutete, ſoll nicht vor mir knieen,« ſprach Manoel, und Juan rief: »Löſet auch, wenn

Ihr es vermögt, die Ketten unſers armen Pater Diaz, welcher der Anſtrengung zu erliegen droht. Und ein ſtarres, bleiches Geſicht blickte von der Ruderbank aus tiefen Augenhöhlen auf Manoel, und Selim ließ ihn losſchließen. Da warf jener ſich nieder und rief mit emporgehobenen Händen: »Herr! Herr! Ich habe an deiner Gnade gezweifelt, ich habe mein Daſeyn verflucht, ich hatte den Glauben an deine Allmacht verloren, vergieb, vergieb dem unwürdigſten deiner Knechte!«

»Wir lagen,« erzählte Juan, »für todt auf der guten Hoffnung, als jene Räuber das Schiff plünderten, und ſo warfen ſie uns in das Meer. Ich erwachte aus meiner Betäubung in dem Augenblicke, als mich der Abgrund als ſeine Beute hinunterziehen wollte, und ſtrengte zur Erhaltung meines Lebens alle Kräfte an; es gelang mir, als einem geübten Schwimmer, mich immer oben zu erhalten, und ein gütiges Geſchick, welches ich ſpäter aber oft verfluchte, führte mir ein Bret zu, auf dem ich ruhte. Einen Tag und eine Nacht trieb ich umher, nun begann der Hunger mich zu quälen, meine Kräfte ſchwanden mehr und mehr, da wehte der Wind nach dem Lande zu, ſtärker rollten die Wellen, bald ſtand ich ohnweit Aſſi am Strande, und dankte dem Himmel für des Lebens Rettung. Ich ſtand nicht lange, als ich einen menſchlichen Körper auf dem Waſſer treiben ſah, den die Wellen an das Land ſpühlten. Ich erkannte unſern frommen Pater Diaz, fand noch Leben in ihm, und in meinen Armen ſchlug er die Augen wieder auf.«

»Zu dem ſchrecklichſten Leben, zu Leiden, wie ſie ein Menſch nicht härter dulden kann,« nahm Diaz das Wort. »Auch ich hatte ein Bret gefunden und mich lange auf dem Waſſer erhalten, aber endlich umfing mich die Nacht des Todes, ich ſank, und willenlos ward ich an das Ufer getrieben. Wir hatten uns kaum in den Strahlen der Sonne erwärmt und aus einem Bache unſern Durſt geſtillt, als wir ſchon von Mauren überfallen wurden. Ihr erlaßt uns die Beſchreibung der erlittenen Mißhandlungen, der erduldeten Qualen; wir wurden getrennt, verkauft, gingen aus einer Hand in die andere und fanden uns endlich auf dieſer Galeere wieder, wo wir ſeit vier Wochen den

Himmel täglich anflehten, unſre Leiden mit unſerm Leben zu endigen.»

»Armen Juan, armer Diaz,« ſprach Manoel tief gerührt, »was wir vermögen, Euer Elend Euch einigermaßen vergeſſen zu machen, wollen wir redlich thun.«

»Unerforſchlich ſind die Wege Gottes und ſeine Gnade grenzenlos,« rief Diaz in frommer Begeiſterung aus.

»Und dieß Kind iſt das Eure?« fragte Juan freudevoll Iſabella, welche hinweggegangen war, ihr Mägdlein zu holen und es jetzt dem redlichſten Freunde zeigte. »Gott ſchütze, Gott ſegne es und auch Euch, ſo lange Ihr lebt. Wer hätte es denken ſollen, als Ihr, ſelbſt noch ein kleines, harmloſes Kind, auf meinem Schooße ſaßet, daß wir uns hier einſt wieder finden würden?«

»Du haſt viel gelitten um mich, Juan,« ſprach Iſabella unter Thränen. »Du haſt Dich losgeriſſen von der Heimath, von jeder freundlichen Gewohnheit des Lebens, und biſt mir gefolgt. Sklaverei und Elend trugſt Du um meinetwillen, nimmer kann ich Dir, was Du geduldet und gelitten, vergelten, aber wenn uns der Himmel gnädig iſt und nach den überſtandenen Stürmen uns die Ruhe aufnimmt in ihren friedlichen Schooß, dann will ich Deines Alters Tage pflegen, ich will Dich warten und lieben, als wärſt Du mein Bruder.« —

Günſtige Winde blähten des Schiffes Segel, eilend durchſchnitt es die Wellen der See. Kein Sturm wüthete, kein Donner rollte, kein Feind nahte den Glücklichen, und an einem heitern Morgen hob ſich aus dem Schooße der Fluthen der rauchende Gipfel des Pico de Teyde. — Im Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa lag das Schiff vor Anker und die Reiſenden ſtiegen an das Land. Bald waren die Förmlichkeiten, denen ſie ſich als Fremde unterwerfen mußten, beendigt. Der Gouverneur war ein freundlicher Greis, der ſelbſt in Liſſabon geweſen war und **Manoels** Vater gekannt hatte. **Manoel** ſagte ihm, ſie wollten das Land durchreiſen und beſehen, und wenn es ihnen dort gefiele, ſich in einer der

Städte niederlaſſen. **Selim** verkaufte ſein Schiff, und nach kurzer Raſt traten ſie auf Maulthieren ihre Reiſe an.

O wie froh und glücklich fühlten ſich Alle, als ſie nun dahinzogen über blühende Matten, durch fruchtreiche Thäler, an grünen Wäldern hin, wo tauſendſtimmiger Vogelgeſang ſie umſchallte. Vor ihnen lag mit ihren ſtattlichen Häuſern und Klöſtern die Hauptſtadt St. Chriſtoval de la Laguna; aber **Juan**, der in ſeiner Jugend ſchon einmal dieſe Inſeln betreten hatte, ſchlug einen Weg ein, der ſie nicht dorthin führte. »Hier iſt unſer Bleiben nicht,« ſprach er, »bald würde die heilige Inquiſition in unſerm **Selim** und ſeinen Angehörigen die Mauren wittern, und dann fahrt wohl, Glück und Freude. Wenn Ihr Euch,« fuhr er, gegen **Manoel** gewendet, fort, »nicht zurückſehnt nach Eurer Heimath, wo nur Verfolgung Eurer und Eures edlen Weibes harrt, wo erbitterte Feinde im Beſitz Eures frühern Eigenthums mit Unmuth die Zurückkunft derer ſehen würden, durch die ſie zu verlieren fürchten müßten, was ihre Habſucht errang, wenn Ihr an **Iſabella's** Seite mit Eurem Selim und Euern ergebenen Dienern und Freunden in ſtiller Verborgenheit glücklich ſeyn und Glückliche machen wollt, dann wird es nimmer Euch gereuen, mir gefolgt zu ſeyn.«

Und er führte den kleinen Zug bergab, bergan; über ſonnige Rebenhügel, durch Wieſen, auf denen Millionen Bienen aus bunten, prächtigen Blumen den ſüßen Honig ſaugten; durch dunkle Wälder von Maulbeerbäumen und Kaſtanien, durchwachſen mit Adler- und Yamswurzeln, mit der ſtachlichen Aloe, der birntragenden Guajave, der Drachen-Yucca und dem gefleckten Bananen-Piſang. Die Reiſenden raſteten an traulichen Murmelquellen auf weichem Mooſe, kein wildes Thier drohte ihnen Gefahr. Und immer höher hinauf in die Gebirge führte ſie Juan.

Schon hatten ſie zwölf Meilen zurückgelegt und ruhten in einem wildromantiſchen Felſenthale, wo lange kein menſchlicher Fußtritt gewandelt zu haben ſchien. Hinter ihnen lag ein dichter Wald, durch den ſie gekommen waren, die übrigen Seiten ſchloſſen die Felſen amphitheatraliſch ein, die ſich himmelhoch emporgipfelten und keinen Ausgang zu geſtatten ſchienen, da hieß ſie Juan verweilen, nahm einen Diener mit ſich und verſchwand bald in den Krümmungen und Schluchten den forſchenden Augen ſeiner Freunde. Erfriſchende Lüfte minderten die Gluth der Sonnenſtrahlen, heilige Stille ruhte auf dem einſamen Thale, ernſt rauſchte der Wald, in welchem zuweilen ein Vogel ſeine kreiſchende Stimme erſchallen ließ, während die kleinern Sänger unter dem kühlen, ſchattigen Laubdach die Hitze des Mittags verſchlummerten.

»Wie ſchön iſt es hier,« ſprach Mimuna: »könnten wir nicht in dieſem einſamen Thale für immer wohnen?»

»Dort,» ſagte Iſabella, indem ſie an die gegenüber liegende Felswand deutete: »müßte unſre Hütte ſtehen!«

»Und unſre dort unten, nahe bei der Quelle, die jenes kleine Raſenplätzchen bewäſſert,« rief Mimuna.

»Auf dieſen Felſen würde ich ein Kreuz pflanzen und mir daneben eine einſame Zelle bauen, in der ich jeden Morgen und jeden Abend dem Herrn der Welt mein Dankopfer bringen wollte,« nahm Diaz das Wort. So beſprachen ſie mancherlei, wie ſie ſich einrichten und gegenſeitig Hülfe leiſten wollten; unvermerkt kam der Abend, und wie ſie ſchon anfingen, um Juan beſorgt zu werden, hörten ſie nicht allzu fern ſeine Stimme. Er kam mit dem Diener, ihm folgten zwei Männer von ſchönem Wuchs, bräunlicher Geſichtsfarbe und freundlichen Geſichtszügen. »Sehet hier,« ſprach Juan zu den Männern: »meine Gefährden, und glaubt, daß wir in friedlicher Abſicht kommen, und daß Ihr nicht Euern Schutz an Undankbare verſchwendet.« Und zu ſeinen Freunden ſagte Juan: »Spaniens fanatiſcher Religionseifer und die grauſame Inquiſition haben das Volk der Guanchen aus ihren friedlichen Wohnſitzen ſeit lange vertrieben, und nur wenigen iſt es gelungen, in faſt unzugänglichen Gebirgen Schutz zu finden und dort die Einfalt ihrer Sitten zu bewahren. Zu ihnen habe ich Euch geführt, meine Lieben, bei ihnen könnt Ihr ungeſtört Euch und Eurer Liebe leben.«

»Unter blinden Heiden ſollen wir leben?« ſprach Diaz leiſe, mit einem unterdrückten Seufzer.

»Nicht unter Heiden,« erwiederte Juan: »ſie beten zu dem einzigen, ewig wahren Gott, zu dem wir Alle beten, und kennen Europa's mannichfache Laſter nicht. Heil Euch, wenn es Euch gelingen ſollte, ſie auch zu der wahren Erkenntniß deſſen zu führen, den Gott geſandt hat, ſelig zu machen die Verlornen.«

»Nehmt uns freundlich auf in Eurer Mitte,« redete Manoel die Abkömmlinge der Ureinwohner jener Inſeln an: »wir wollen Euch lieben wie Brüder, und wer von uns den Frieden Eurer ſtillen Gemeinde bricht, den ſollt Ihr richten nach Euren ſtrengſten Geſetzen.«

»Fremdling,« ſagte einer der beiden Guanchen in gebrochenem Spaniſch: »wir haben keine Geſetze, denn wir bedürfen keine; wir thun, was uns unſre Väter ſagen, und ſie ſagen uns: wir ſollen dem Bedrängten helfen, den Nothleidenden unterſtützen und den Hungrigen in unſre Hütte führen; ſo wollen wir auch Dir thun und denen, die mit Dir gekommen ſind.«

Am folgenden Morgen führten jene Beiden die Reiſenden auf unwegſamen Pfaden, durch finſtre Schluchten und wild verwachſenes Geſtrüppe in ihr verborgenes Land. Einer von ihnen trug Iſabella's Kind, der andre trieb die Maulthiere nach einer entgegengeſetzten Seite hin. Lange dauerte der beſchwerliche Weg, der oft in Schneckenwindungen bergan ging. Jetzt noch an einem ſchauerlichen Abgrunde vorüber, jetzt noch über eine lange, ſchwankende Brücke von Baumſtämmen, unter der in unabſehbarer Tiefe ein wildes Waſſer rauſchte und — ſie waren am Ziele. Der lohnendſte Anblick bot ſich ihnen dar; eine weite Ebene, auf der beſtellte Getreideäcker mit fetten Triſten wechſelten, auf denen zahlreiche Viehherden weideten, dazwiſchen friedliche Hütten unter ſchattenden Bäumen; ein Fluß, der in ſanften Krümmungen das Thal durchzog, und die ſilbernen Spiegel fiſchreicher Weiher.

Freudig ſtaunten Alle; ſie hatten geglaubt, in dunkeln, dumpfen Höhlen wohnen zu müſſen, und fanden eine lachende, mit allen Reizen geſchmückte Flur.

Ein harmloſes, gutmüthiges Volk kam ihnen entgegen, gaſtlich führte es die Fremdlinge in ſeine kunſtloſen Hütten ein, und bot ihnen labende Früchte. Bald waren bequeme Wohnungen für ſie bereitet, bald war ihnen ein Antheil des urbaren Landes angewieſen, und in froher Thätigkeit, im Schooße der Unſchuld und des Friedens ſchwanden Tage, ſchwanden Jahre dahin. Bald lernten die Eingewanderten die einfache Sprache ihrer zufriedenen Nachbarn, die mit ſtillem Erſtaunen und frommem Ernſt den Altar umſtanden, an welchem Diaz Manoel's und Iſabella's holdes Mägdlein durch die heilige Taufe zur Chriſtin weihte, wo ſie den Namen Juana erhielt. Manoel und Iſabella, Selim und Mimuna, Diaz und Juan, Alle fühlten ſich froh und glücklich in den Banden, welche die Engel der Liebe und der Freundſchaft um ſie und um das Völklein, das ſie aufgenommen hatte, ſchlangen. Bald wählten auch die mitgekommenen Diener unter den Töchtern des Landes liebliche Mädchen aus, und Diaz verband ſie mit frohem Herzen, und verkündete mit frommem Eifer in Wort und That den Namen deſſen, dem er ſich geweiht hatte. Neue, ſchöne Hoffnungen durchſchauerten Iſabella, und die ſanfte Mimuna verkündete mit dem lieblichſten Erröthen ihrem Selim ein ſüßes Geheimniß. —

Noch einen Blick voll tiefer Trauer wirft die Muſe nach Afrika, und wendet ſich ab mit verhülltem Haupt.

Gräuel auf Gräuel häufte dort Raſchid, und mit blutigem Griffel grub die Geſchichte ſeine Thaten in die Annalen jenes unglücklichen Landes ein, da nahte ihm auf Rabenfittigen die Vergeltung. Sein Bruder, Ismail, hatte den Thron in Fes wieder gewonnen, und Raſchid vermochte nicht, ihn wieder zu vertreiben. Seine Söhne hofften nur auf des Vaters Tod, um einen blutigen Streit um die Thronfolge unter ſich zu erheben — da ritt er einſt halb trunken und auf neue Martern ſinnend, in einem Orangenwalde ſpazieren. Drückende Schwüle lag auf den lechzenden Fluren, öde Stille waltete rings um. Zu langſam ging dem Tyrannen das Roß, er ſtachelte es, da raſ'te es plötzlich in fürchterlichen Sprüngen. Entſetzt wollte der Wütherich rufen, aber ſeine Stimme hatte keinen Laut mehr. Und ein ſeltſames Flimmern zog um ihn her, Wetterflammen zuckten um die Wipfel der Bäume, verſengt fielen die Blätter zu Boden. Feuer ſchnaubte das Roß, warf ihn gegen einen Baum und enteilte; Niemand ſah es wieder. Und wie Raſchid ſich bebend aufrichtete, horch, da war es, als rolle ein unterirdiſcher Donner, und die Erde zuckte in einer Erſchütterung; und vor dem Tyrannen ſtand Abu Melek's gräßliche Rieſengeſtalt, auf dem Haupt den brennenden Turban, um die Lenden gegürtet eine feurige Schlange. Er ſtreckt den Arm aus nach dem Tiger in Menſchengeſtalt, faßt ihn, würgt ihn, wirft ihn zur Erde und ſchreitet über die Felder hin, nach der Richtung, wo ſich der Sahara öde Wildniß ausdehnt. In den Lüften aber heult es und pfeift es mit grauenhaften Lauten, und über die erſtorbenen Gefilde zieht mit glühendem, vernichtendem Hauche der Harmattan. —

An demſelben Tage, als eben die Sonne mit freundlichem Lächeln über Teneriffa aufging und die Purpurgluth von dem beſchneieten Gipfel des hohen Pico vor dem Licht des Tages erbleichte, da ertönte ein frommer Geſang vieler Menſchenſtimmen in dem Flecken Villa Flor, und ein langer Zug wallte in Feierkleidern nach einer Anhöhe, auf der ein Tempel ſtand, in geſchmackvollem, edlem Styl erbaut. Blumengewinde ſchmückten ſein Inneres, in einfacher weißer Bekleidung ſtand der Altar. Und der Tempel füllte ſich mit frommen Chriſten. Da trat Pater Diaz hervor, im vollen Schmuck der prieſterlichen Würde, und er ſtellte das Bild des Erlöſers auf den Altar und ſprach herrliche Worte der Weihe über das neue Gotteshaus. Jetzt kam Selim von Manoel, Mimuna von Iſabella geführt, beide in reinen weißen Kleidern. Und ſie knieeten nieder vor dem Altar und Diaz nahm ſie auf durch das Bad der Taufe in die chriſtliche Gemeinde, und Iſabella hielt Mimuna's Kind, einen ſchönen Knaben, dem Prieſter zu gleichem Segen hin. —

Noch zwei Jahre vergingen den Glücklichen in ungetrübter Seligkeit, dann gingen ſie mit ihren Kindern zu dem ſtillen Hügel des treuen Juan und weinten ihm die Thränen der Liebe nach, und pflanzten Blumen und duftendes Geſträuch auf ſein Grab. —

Lange lebten ihre Namen in Kindern und Enkeln fort in Villa Flor.

Der Pedell.

Ein Nachtſtück in zwei Hälften.

Der Pedell.

Ein Nachtſtück in zwei Hälften.

Erſte Hälfte: Vormitternacht.

Gar manchem der Studenten, die in dem düſtern Gebäude des alten Paulinums in Leipzig Collegia hörten, fiel es ſchon auf, daß in der ſchmalen Gallerie, die zu einigen Auditorien führt, nachdem man über vielbetretne und abgenutzte Treppen und einen kleinen Saal gekommen iſt — jeden Morgen, einen Tag wie den andern, eine bleiche ſtille Matrone ſtand, ſich auf ein Geländer, nahe der Thüre lehnte, und die Studierenden an ſich vorüber wandeln ließ. Ihre Kleidung war ärmlich, aber reinlich, ihre Züge ſprachen tiefen Kummer aus, ihre ganze Erſcheinung hatte etwas Unheimliches, Geſpenſtiges, das gar wohl paßte zu dem uralten Haus mit ſeinen gewölbten Kreuzgängen, ſeiner wirbelichen Bauart, den blinden Scheiben in den hohen Bogenfenſtern, und dem ganzen klöſterlichen Charakter. Nicht etwa eine Bettlerin, oder eine verſchämte Arme war jene Alte; ſie hatte noch nie eine Gabe angenommen; ſie hatte aber auch noch nie, ſo lange ſie dort ſtand, auf eine Frage geantwortet, als etwa mit einem irren Blick, der erſchütternd in die Seele des Fragers griff, und ſeinen Mund verſchloß; und wenn jugendlicher Uebermuth doch etwa dringend wurde und fragte, warum ſie da ſtehe, was ſie wolle? da wandte ſie ſich ſtill und lautlos um, und ſchlich unhörbaren Trittes in einen ganz engen Seitengang, und verſchwand hinter einer niedrigen Thüre. Gefolgt war ihr noch keiner, aber ob ſie auch heute verſcheucht wurde von der gewohnten Stelle, morgen ſtand ſie wieder dort, früh wenn der Erſte kam, ſpät Nachmittags, wenn der Letzte ging, immer ſich gleich. Immer dieſelbe dunkle Farbe der Kleider, darüber eine weiße Schürze, die das Alter gelb gemacht hatte, immer daſſelbe weiße Häubchen auf dem ergrauten Haar, immer das gleiche faſt verſteinerte Antlitz.

Da wir nun auch uns hingewendet nach der Lindenſtadt, unſer weniges Wiſſen zu bereichern, und wir täglich ein Collegium zu hören hatten in dem jetzt ſo geheißnen Tittmanniſchen Auditorio, früh von 7 bis 8 Uhr, ſo mußte uns die räthſelhafte Erſcheinung dieſes Weibes allerdings auch auffallen, und es wurde uns gleich klar, daß es mit ihr eine Bewandtniß eigner Art haben müſſe. Es hielt aber gar ſchwer, etwas Beſtimmtes über die Frau zu erfahren, denn von den Studenten wußte Keiner eine genügende Auskunft zu geben. Viele waren erſt neu gekommen, Andre hatten die Alte durchaus keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und: »Sie ſteht immer dort,« war die gewöhnliche Antwort auf jede Frage, mit dem Zuſatz: »ich weiß nicht, wer ſie iſt. Wir gaben aber unſre Nachforſchungen nicht auf, und nachdem wir längere Zeit in Leipzig gelebt hatten, und auch noch näher bekannt geworden waren mit dem Oertlichen des alten Univerſitätsgebäudes, iſt es uns gelungen, Jemand aufzufinden, der uns völligen und befriedigenden Aufſchluß gab. Dieſer Aufſchluß iſt nun ſolcher Art, daß er wohl unſern Leſern mitgetheilt werden mag. Freilich fallen gar trübe Schatten auf das Bild, das wir ſo eben aufſtellen wollen, aber wir ſind es ja nicht ſelbſt, die ſie darauf werfen. Die Maler haben einen Kunſtausdruck, wenn die lichte Farbe auf einem Gemälde ſich verdüſtert, zumal wenn Farbe auf Farbe geſetzt wurde, ſie nennen das nachdunkeln. So im Menſchenleben, wenn auf den lichten Geiſt eine Ueberfülle der grauenvollſten Ereigniſſe und des ſchwärzeſten Kummers geworfen wird, dunkelt der Wahnſinn nach.

Die Studenten, die im Jahr 1770 durch die Hallen des Paulinums gingen, ſahen ſich oft ein kleines niedliches Mädchen begegnen, das ohngefähr fünf bis ſechs Jahr alt war, wie ein Mairöschen blühte, und immer freundlich lächelnd mit ihren offnen Augen die Muſenſöhne anblickte. Fragte einer den Andern: »Wem gehört dieſes hübſche liebliche Kind,« ſo hieß es: Es iſt Aennchen, die Tochter des Pedells. Nun iſt freilich der Klang Pedell aus alten Zeiten her ein Mißton im Ohre des Studenten, der unerfreuliche Bilder vor die Seele drängt, die da heißen Citation und Carcer, und es iſt nun einmal in der Bruſt des freien Jünglings und Mannes ein Gefühl, das ſich empört gegen alles, was Scherge heißt, ſo hoch er auch ſonſt bürgerliche Ordnung ehrt, und Aufrechthaltung der Geſetze für die erſte Staatstugend achtet, aber dennoch waren viele Studenten dem Aennchen gar hold, wenn ſie es auch nicht dem Vater waren, beſchenkten oft die Kleine mit Obſt und Naſchwerk, und hatten ihre Freude an dem muntern Weſen des Kindes. Dieſe Zuneigung wurde ihr auch früh zur Quelle einigen Verdienſtes, denn Mehrere, die im Paulino wohnten, gebrauchten ſie zu kleinen Dienſtleiſtungen, und belohnten ſie dafür nach Kräften.

Dieſe glückliche Zeit der ſchuldloſen kindlichen Unbefangenheit ging ſchnell vorüber, Aennchen war in die Mädchenjahre getreten, war nicht mehr ſo ſchön, wie ſie als Kind geweſen, ihr Blick war ſcheu, ſie ſtand den Studenten nicht mehr Rede, that keinen Gang mehr für ſie, eilte ſchneller durch den düſtern Kreuzgang, wenn Studenten darin ſich befanden, und verrieth in ihrem ganzen Weſen die Abneigung gegen das männliche Geſchlecht, die das weibliche gewöhnlich in den Jahren der allmähligen Entwickelung zur Jungfrau zeigt. Daher kam es, daß auch Niemand das blaſſe hagre Mädchen ſonderlich beachtete, und es fiel jetzt kaum Einem ein, zu fragen, wer ſie ſey.

Und auch dieſe Zeit ſchwand vorüber, Anna's Formen entwickelten ſich zart und reizend, und im Jahr 1781 ſah man eine holderblühte ſittſame Jungfrau mit züchtig geſenkten Wimpern bisweilen das alte Paulinum durchſchreiten, aber nur ſelten war das der Fall, und dann eilte ſie flüchtigen Fußes durch die Gänge und über die Treppen, hocherröthend und zornig blickend, wenn etwa ein lockrer Studio ſie aufhalten wollte mit galanter Schmeichelrede, oder wenn ſie Mehrere ſagen hörte: »das iſt die ſchöne Jungfrau Anne, die Tochter des alten Pedells.«

Ihre Mutter war hinübergegangen vor wenigen Jahren, Anna widmete alle ihre Zärtlichkeit dem Vater, der im Dienſt der Univerſität ergraut war und dieſen nicht mehr verſah, aber das ließ er ſich nicht nehmen, und nannte es ſeinen Ehrentag, bei der jährlichen feierlichen Rektorwahl, wenn nun die langen Beſchlüſſe der vier Nationen vorüber waren, und oben in einem Dachloch ein helles Glöcklein erklang, wenn die Wahl des neuen Rector magnificus dem horchenden Schwarm der

Akademiker und dem drängenden Volke von einer mit Goldbrokat behangenen Tribune in dem Hofe des ſogenannten ſchwarzen Bretes verkündet war, wenn in dem Nationenſaal die Glückwünſchungsreden an den Neuerwählten gehalten, und dieſem die in Purpurſammt gebundenen Statuten nebſt dem großen ſilbernen Sigill überreicht wurden, dann neben dem purpurnen Thronſeſſel des Univerſitätsfürſten zu ſtehen, angethan mit einem feuerfarbnen Talar, mit Goldſtreifen beſetzt, und in der Hand zu halten das große goldne Scepter, ob die alterſchwache Hand auch zitterte. Dann, wenn ſich vom ſchwarzen Ort aus der lange Zug ordnete, — hinter der Magnificenz im Hermelinmantel, alle die ehrwürdigen weiſen Männer, die Profeſſoren und Doktoren der vier Fakultäten, und die Schaar der Magiſter, jeglicher das Haupt geſchmückt mit hoher Wolkenperücke, jeglicher prangend mit Buſenſtreifen und Manſchetten von den feinſten Spitzen des ſächſiſchen Erzgebirges, und gravitätiſch ſchreitend, die Blicke gerichtet auf der Schnabelſchuhe goldne Schnallen, in der Hand tragend den wohlerworbenen Doktorhut, an der Seite den glänzenden Staatsdegen, — und ſie nun hinzogen nach der Wohnung des neuen Rector Magnificus, wo das leckerſte Frühſtück und auserleſene Weine ihrer ſchon harrten (denn jedermänniglich wußte ſchon Tags vorher, welchen die vier Nationen, die Sächſiſche, Meißniſche, Fränkiſche und Polniſche, in der langen Sitzung erwählen würden,) — dann voranzugehen mit ſeinen Collegen dem Zuge, gleich hinter der Magnificenz; und ſtolzer ging nicht ein kaiſerlicher Ehrenhold im Schmuck ſeiner hohen Würde durch die Straßen einer freien Reichsſtadt, als hier in ſeinem Scharlachtalar, mit dem ſchweren goldnen Scepterſtab, Volkmar, der greiſe Pedell.

Sein College, der Pedell Hubert, hatte nicht ohne geheime Regungen Anna's Schönheit geſehen, und huldigte ihr auf alle Weiſe, ohne daß ſie ſeine Huldigungen zu verſtehen ſchien. Er ſchmiegte ſich an den alten Volkmar, gab ſeinen Launen nach, brachte manchen Abend bei ihm zu, und theilte ihm mit, was ſich Neues ereignet hatte in der Stadt und Umgegend, las ihm die Zeitungen vor, begleitete ihn und Anna auf ſonntäglichen Spaziergängen, und erwarb ſich ſo des Greiſes Gunſt, während Alle, die zufällig ſeine

Weiſe bemerkten, nicht anders glaubten, er ſtehe auch bei der Tochter in gleichem Anſehen, wie bei dem Vater, und ein ſolches Verhältniß auch ganz natürlich fanden, nach dem alten guten Sprüchwort, daß Gleich und Gleich ſich gern geſelle, denn was konnte dem Mädchen erwünſchter ſeyn, als eine Verbindung mit dem Nachfolger ihres Vaters? Man ſah ſie bereits als Hubert's Verlobte an. Dem war aber nicht alſo; Anna hatte noch nicht geliebt, Hubert's Aeußeres war keineswegs geeignet, das Herz eines jungen Mädchens ſchneller ſchlagen zu machen; ſein Geſicht war voll Pockennarben, ſeine Wangen bleich und eingefallen, ſein Blick war ſcharf und ſtechend, ſeine Figur hager, und in ſein Inneres hatte Anna ſchon einigemal Blicke gethan, die ſie mit Abſcheu erfüllten gegen den Mann, den ihr Vater Freund nannte. Sie hatte auch ihrem Vater unverholen geſagt, was ihr an Hubert mißfiel, doch dieſer, einmal eingenommen von dem Kriecher, hatte ihr Schweigen geboten; das hielt ſie nun gehorſam, aber Hubert konnte ſich fürder keines freundlichen Blicks, keines wohlwollenden Lächelns von ihr erfreuen, wie ſehr er ſich auch darum mühte. —

»Warum immer ſo übelwollend gegen mich, ſchöne Anne?« fragte er einſt, als ihr Vater zufällig abweſend war, wie er kam, indem er vertraulich ſeinen Arm um ſie ſchlang.

»Uebelwollend?« fragte ſie zurück, und entzog ſich ihm mit ernſter Miene. »Habe ich Ihnen Etwas gethan, Hubert?«

»Ich meine, warum Sie ſtets unfreundlich gegen mich ſind, während Sie doch ſonſt für alle Menſchen ein heitres Lächeln haben?« fuhr er fort.

»Das ſcheint Ihnen nur ſo, man kann nicht immer lachen,« erwiederte ſie unbefangen.

»Nein, Anne, nein!« widerſprach er heftig, und ſeine Stimme bebte. »Sie haſſen mich, und ich habe es nicht verdient; bei Gott nicht, Anne! O, ich bin Ihnen ſo gut!«

»Es thut mir leid« — ſprach ſie, und ſtockte.

»Es thut Ihnen leid, daß ich Ihnen gut bin?« fragte er, und fuhr dringender fort: »O wüßten Sie, wie Ihr Kaltſinn mich quält, wie Sie bei Tag und Nacht mein einziger Gedanke ſind, Sie würden weniger grauſam ſeyn gegen mich!«

»Herr Hubert,« antwortete ſie: »warum mir dieſe Vorwürfe, dieſe Klagen? Sie ſind mir gut, ſagen Sie, und ich will es glauben, aber es thut mir leid, Ihre Gefühle weder theilen, noch erwiedern zu können; Sie ſagen: ich haſſe Sie, dieß iſt unwahr, ich haſſe Niemand, nur das Schlechte. Reden Sie, ich bitte Sie, nie wieder von meinem Kaltſinn, reden Sie nie wieder auf dieſe Art zu mir.«

»Und warum nicht, ſchöne Anne,« war ſeine Frage: »warum nicht? Haben Sie kein Herz, werden Sie nie lieben? Laſſen Sie mir nicht die kleinſte Hoffnung, Mädchen, mir über Alles theuer, Ihre Neigung zu gewinnen?«

»Nicht die kleinſte, Hubert, und nun genug! entgegnete ſie ſtolz.« Ich bin nicht ſchön, und ich will keine Schmeichelei aus Ihrem Munde hören; ob ich ein Herz habe, ob ich lieben werde, kümmere Sie nicht, für Sie kein Herz, für Sie keine Liebe. Und nun laſſen Sie mich in Ruhe.«

Hubert biß ſich, im Innern grollend ob der bittern Rede, auf die Lippen, ſeine ſcharfen Blicke ruhten einen Augenblick durchbohrend auf Annen, aber ſchnell nahmen ſeine Mienen einen Ausdruck inniger Wehmuth an. »So werde ich nicht wieder kommen dürfen, da Sie mir zürnen, Sie würden mich mit Widerwillen kommen ſehen?«

»Es würde mich betrüben, wenn Sie meinen guten Vater um meinetwillen nicht mehr beſuchten,« war ihre Antwort. »Sie ſind ſein Freund, er ſchätzt Sie, warum wollten Sie nicht kommen? Was kümmert Ihnen ſeine Tochter? Die betrachten Sie nur als ein thörichtes unbedeutendes Mädchen, würdigen Sie ſie keiner Aufmerkſamkeit.«

»Kann ich das, Anne?« fragte Hubert. »Iſt das ſo leicht gethan, wie geſagt? Immer und immer wird der Schmerz in mir wühlen, o! keine ruhige Stunde werde ich haben, ſeit ich weiß, daß Sie meine Liebe verachten.«

»Nichts mehr von Ihrer Liebe, Hubert!« rief Anne mit flammendem Blick: »oder ich muß mich entfernen.«

»Ich ſchweige ſchon« — ſagte er tonlos. »Vielleicht iſt ein Anderer glücklicher; ja, ja, ſo ſcheint mir's,« fuhr er, für ſich murmelnd, fort: »ein ſchöner Student wird das zarte Herzchen gewonnen haben, daß iſt freilich ein ander Ding, wo der Studio wohnt, iſt der

Pedell ein Greuel; werde ja noch erfahren, wer der Galan iſt. Adieu, — Anne,« ſprach er laut; »Adieu! Geben Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie mir nicht grollen wollen!« Anne hatte ein leiſes Gehör, ſie hatte gehört, was Hubert für ſich geſprochen, der niedrige Verdacht empörte ihr reines Herz, ſie verweigerte die Hand, und würdigte den Elenden keines Blickes mehr; er ging, kochenden Ingrimm in der beengten Bruſt.

Es war Winter, mehrere Studenten gingen unter Geſpräch und Gelächter durch das Paulinum, ſie hatten ſich etwas verſpätet, und eilten raſch die Treppen hinauf, die voll gefrornen Schnees lagen, von dem vielen Hinaufgehen, da begegnete ihnen Anna, die mit einem leeren Waſſergefäß hinuntereilte.

»Ei welche Graziengeſtalt!« rief einer. »Sieht man die ſchöne Anne auch einmal!« ein Zweiter. »Wohin ſo eilig, mein holdes Kind?« fragte ein Dritter, und griff nach ihrer Hand.

Anna wollte ſchweigend ausweichen, ſie trat auf ein Eisſtück, glitt aus, ein Student wollte ſie halten, aber er war nicht ſchnell genung, ſie ſtürzte mit fürchterlichem Fall ſechs Stufen hinunter, und fiel mit der Stirne auf den Eiſenbeſchlag des Waſſereimers, daß ſogleich das Blut ihr Geſicht überſtrömte, welches die Ohnmacht, in die der heftige Fall ſie warf, mit Marmorweiße überzog. Das Gelächter verſtummte. »O Gott! Was machſt Du auch?« rief einer der Studenten unwillig dem zu, der Schuld an Anna's Ausgleiten war. »Das arme Mädchen!«

»Wollte ich denn das?« fragte jener beſtürzt zurück: Die Andern eilten in das Kollegium, aber die Beiden bemühten ſich, der noch immer Ohnmächtigen das Blut zu ſtillen.

Der Eine zog raſch ſein feines Taſchentuch, und verband die Wunde, der Andere rieb ihr die Stirne mit Schnee. Anna erholte ſich, tiefathmend ſchlug ſie die Augen auf, und las die Angſt um ſie in den Augen der Jünglinge.

»Armes, liebes Mädchen, ſtehen Sie auf! Sie haben ſich doch keinen Schaden gethan?« riefen Beide. Sie richtete ſich mit ihrer Hülfe auf, und erbebte, als ſie das Blut ſah. Sie fühlte nach der Stirne, ein ſchmerzliches Lächeln umzog den bleichen ſchönen Mund. »Laſſen Sie mich, meine Herrn,« ſprach ſie ganz ſchwach und leiſe. »Es war ein harter Fall — ich danke Ihnen für Ihre Hülfe.«

»O vergeben Sie mir meine Unbeſcheidenheit, ich war die Urſache,« bat der eine Student.

»Nein, ich ſelbſt war Schuld, und die ſchlechte Treppe,« lispelte ſie, und wollte wieder hinauf gehen, aber ſie vermochte es nicht vor Schwäche, ſie wäre wieder umgeſunken, wenn ſie die Freunde nicht unterſtützt hätten.

»Es wird nun ſchon beſſer werden, o wie reut mich mein Benehmen!« rief jener Jüngling wieder. Nehmen Sie, Beſte, dieß Wenige für den Schreck und als Schmerzengeld.« Er wollte ihr einige Thaler in die Hand drücken.

»O Gott, nein!« ſagte Anna abwehrend. »Keinen Pfenning nehme ich. Bitte, laſſen Sie mich allein.«

»Sie nehmen mir die Freude, wieder gut zu machen, was doch meine Unvorſichtigkeit ſchlimm gemacht,« antwortete jener verdüſtert, nahm ſeine Mappe, und ging nach in das Kollegium; ſein Freund führte Anna über den Saal zurück, und die Stufen vollends hinauf, wo die Thüre zu ihres Vaters Wohnung war.

»So, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Hülfe,« wandte ſie ſich zu ihrem Begleiter.

»Haben Sie ſich aber auch völlig wieder erholt?« fragte dieſer beſorgt.

»Die kleine Schwäche wird bald vorübergehen, ich werde mich zur Ruhe legen.«

»Ruhen Sie wohl, armes gutes Mädchen,« ſagte der Student, und faßte ihre Hand.

»Leben Sie wohl, und nochmals meinen Dank,« flüſterte Anna, drückte leiſe dankbar die Hand des Jünglings, und entzog ſich ſeinem Blick, ihm noch einen milden Strahl ihrer ſchönen lichtblauen Augen zuſendend. Der junge Mann ging nicht in das Kollegium. —

»Um Gotteswillen, Anne, was iſt Dir wiederfahren?« rief ihr der alte Vater entgegen, als ſie eintrat mit dem bleichen Geſicht, dem blutigen Tuch um die Stirne, und dem ſchwankenden unſichern Tritt.

»Ich bin gefallen auf der Treppe, mein Vater,« antwortete ſie.

»O Himmel, Du bluteſt ja! Du ſiehſt ja aus, als wäreſt Du ein Geſpenſt!« ſprach Volkmar erſchrocken.

»Ich ſchlug mir auf den Eimer die Stirne wund, Vater;« war ihre Gegenrede. »Laßt es nur gut ſeyn, es wird ſchon wieder heilen; ich will mich nur ein wenig niederlegen, denn ich bin ſehr erſchrocken.«

Sie ging in ihr Kämmerchen, ſie blickte in den kleinen Spiegel, der neben ihrem Bette hing, und bebte zurück vor ihrem geiſterbleichen Ausſehen. »Schwache Natur des Weibes, Du mußt Dich doch überall verrathen,« ſeufzte ſie, und dachte an dem liebreichen Helfer. Wie ſie ihre Stirnwunde verband, wie ſie das Tuch abnahm und betrachtete, das der Student ihr umgebunden, fiel ihr ein rothgeſtickter Name in die Augen, haſtig betrachtete ſie dieſen, und las: Victorin von Klingen. Sie drückte einen Kuß auf den Namen, und erröthete über ſich ſelbſt, als ſie es gethan. Wohl verſuchte ſie, zu ſchlummern, wohl ſprach auch der ſanfte Gott des Schlafes bei ihr ein, aber fieberhaft ſchlugen bald ihre Pulſe; wunderliche Phantaſien umtanzten ſie; bald ſah ſie Viktorin, wie er ſie in ihre Kammer führte, bald war er ganz klein, und ſaß in ihrem Herzen, mäuschenſtill, bald erſchien ihr Hubert, wie er bei ihrem Vater um ſie warb, und der alte Volkmar ja ſagte, worauf ſie ſich verſteckte in dem alten winklichen Gebäude, und endlich ſogar in die Kirche; aber überall kam ihr der Verhaßte nach. Endlich ſchwanden die tollen Gebilde des fieberiſch aufgeregten Blutes, und ein ſtärkender, erquickender Schlaf kam über ſie. —

Den Studenten Viktorin von Klingen trieb es am andern Tage früher, wie gewöhnlich, nach dem Paulinum. Das ſchöne, verwundete Mädchen war ihm noch keine Minute aus den Gedanken gekommen. Er dachte dem Vorfall immer nach; recht lebhaft ſtand Annens Bild vor ſeiner Seele, wie ſie ſo ſchneebleich, ſo hülflos und doch ſo ſchön in ſeinen Armen geruht hatte. Er wiederholte ſich dieſe Scene, und drückte im Geiſt die Ohnmächtige an ſeine Bruſt, was er nicht gethan, wie ſein Arm ſie wirklich umfaßte. Er mußte ſie wiederſehen. Es fehlten noch zehn Minuten, ehe es acht Uhr ſchlug, die Winternacht verdämmerte, auf den Straßen wurde es morgenhell, im Hofe des Paulinums war es noch ganz öde, im Gebäude faſt noch Nacht. Viktorin wunderte ſich ſelbſt, daß er ſo früh gegangen, doch einmal war er da. Er weilte bei der

Stelle, wo geſtern Anne gelegen hatte; ſie heute wiederzuſehen, war der glühendſte Wunſch ſeines Herzens. Er ging nun über den Vorſaal, und durch den mit Backſteinen gepflaſterten Gang, aber die Thür des Kollegiums war noch verſchloſſen, Niemand war noch da, nur die alte Einheizerin kroch ſo eben aus dem Kamin, und warf ihm einen verwunderten Blick zu, dann huſchte ſie an ihm vorüber, und verlor ſich in einem Winkel. Viktorin ging auf und ab, auf der engen Gallerie; horch, da öffnete ſich die kleine Thüre, wo Anna wohnte, ein Mädchenkopf ſah heraus; Anna war es, und es war ſchon hell genug, ſich gegenſeitig erkennen zu können.

»Sie Herr von Klingen? — »Guten Morgen Anne, wie geht es heute?« riefen Beide zugleich.

»War mir doch, als müßten Sie es ſeyn, den ich ſo früh hier gehen hörte,« flüſterte ſie. — »War mir es doch, als müßte ich heute Annen wieder wohl ſehen,« ſagte er, indem er ihre Hand faßte, die warm war, wie ein Herz voll Liebe.

»Sie haben mir geſtern Ihr Tuch umgebunden, Herr von Klingen,« ſprach ſie leiſe, und wollte ihm die Hand entziehen, die er aber feſt hielt. »Nehmen Sie es mit meinem Dank zurück, ich habe es gereinigt; freilich wird es nie wieder ganz weiß, denn Blutflecken tilgt kein Waſſer aus.«

»Ich brauche es nicht, ich nehme es nicht,« erwiederte er. »Sagen Sie mir nur, ob Sie ſich wieder wohl fühlen, ob kein Schmerz Sie mehr peinigt. Ich ſehe, Ihr Kopf iſt noch verbunden.«

»Die Wunde heilt, ſie war nicht bedeutend, und ſchmerzt nicht mehr,« entgegnete ſie. — Tritte ſchallten von unten herauf. — »O, ich ſpräche Sie gern noch einen Augenblick,« flüſterte Viktorin haſtig, und trat ihr näher, und umfaßte ſie. »Kann ich mich nicht hier Dem, der da kommt, verbergen?«

»Ich ſollte es nicht zugeben,« erwiederte ſie erröthend, aber ſie litt es, daß er eintrat in das enge Vorgemach, und ſie zog hinter ſich die kleine Thür zu. Der Kommende war der Famulus des Profeſſors, der von 8 bis 9 Uhr in jenem Auditorio las, er kam, um aufzuſchließen. Mit klopfenden Herzen hörten ihn die Beiden draußen vorübergehen.

»O Anne,« ſprach Viktorin zärtlich,

»Liebe, ſüße, freundliche Dulderin, wann werde ich Sie wiederſehen?«

»Warum wollen Sie mich denn wiederſehen, Herr von Klingen?« fragte ſie, und ſah ihn forſchend an.

»Weil — weil ich,« ſtammelte er: »weil ich Sie gern ſehe, weil es — mir Freude macht.«

»Wirklich?« lächelte ſie. »Ich bezweifle es faſt; was ſollen Sie an mir gern ſehen? Ich bin ein geringes Mädchen, bin des Pedells Tochter.«

»O nicht gering in meinen Augen,« ſchmeichelte er. »Was Pedell — ich habe ja darnach nicht gefragt. Ich bin Ihnen gut, Anne, ich muß jetzt gehen, damit mich kein Student hier von Ihnen kommen ſieht, o ſagen Sie, wann ſoll ich Sie wieder ſprechen.«

»Ich bin morgen Früh um dieſe Zeit wieder hier,« lispelte ſie verſchämt. Viktorin drückte, wie ſie ſich auch ſträubte, einen Kuß auf ihre Purpurlippe, und ſchlüpfte auf die Gallerie heraus.

Lange ſtand Anne, die glühende Stirn an die kalte Wand gelehnt, nach Viktorins Verſchwinden, auf dem Vorgemach, die Wunde fing wieder an zu ſchmerzen, aber eine andere Wunde brannte ihr tief, tief in der keuſchen Bruſt, in der Geſchlechtsliebe noch nie heimiſch geweſen, und die jetzt erſt darin eingezogen war mit ihrer Unruhe, und all' ihrer Qual. »Liebe ich denn dieſen Jüngling?« fragte ſie ſich ſelbſt, und das ſtürmiſche Klopfen ihres Herzens rief ein lauteres Ja, als die ſchüchternen Gedanken geſtehen wollten. Ach Liebe, lächelte ſie vor ſich, und fühlte jetzt erſt, daß ihren Augen Thränen eines ſeligen Gefühls entquollen, und ſie trocknete die Thränen mit dem Tuche Viktorins, das ſie noch immer in der Hand hielt.

»Jetzt hätteſt Du recht Hubert,« ſprach ſie zu ſich: »wenn Du mir Deine Giftworte von neulich heute in die Seele göſſeſt, ein ſchöner Student hat dieſes Herz gewonnen, und — es wird ewig für ihn ſchlagen.«

Drinn im kleinen Stübchen war der alte Volkmar erwacht, ſein Ruf unterbrach die zärtlichen und ſchwärmeriſchen Gedanken ſeiner Tochter, und ſie eilte kindlich gehorſam zu dem geliebten Greiſe hinein.

Und jeden Morgen, ſo oft geleſen wurde in dem Auditorium da oben, wo Anna wohnte, war Viktorin der Erſte, der kam, und dann ſtand Anna ſchon ſeiner harrend über der kleinen Treppe, und lehnte ſich auf die Bruſtwehr, und empfing mit zärtlichem Guten-Morgenkuß den blonden ſchönen Viktorin. Und ſahen die Leute unten im Hofe ihn immer zuerſt in das Paulinum eingehen, ſo ſahen dagegen ihn immer die Studenten faſt zuletzt, gewöhnlich gleich nach dem Profeſſor, in das Collegium treten, denn die kleine halbe Stunde verplauderte er mit Anna im leiſen traulichen Geſpräch hinter der Thüre auf der Gallerie, während die Andern Alle nacheinander vorübergingen; war dann der Profeſſor eingetreten in das Zimmer neben dem Hörſaal, von wo aus eine beſondere Thüre auf das Katheder führt, dann erſt entriß ſich Viktorin den ſüßen Liebkoſungen der Geliebten, die an ihm hing mit allem Jugendfeuer und mit aller keuſcher Zärtlichkeit, von der je ein reines Mädchenherz erfüllt war.

Anna's jungfräuliche Reize knoſpeten und blühten immer herrlicher auf, ſeit die Sonne der Liebe auf die Mädchenblume ſchien; allgemeine Bewunderung ward ihr gezollt, wenn ſie irgend einmal ſich öffentlich zeigte, aber dieß geſchah nur ſelten, denn die nöthigen Geſchäfte in der Stadt beſorgte ſie gewöhnlich zu einer Zeit, wo das Paulinum von Studierenden leer war, öffentliche Orte, deren damals auch noch nicht allzuviele waren in dem Pleiſſenathen mied ſie ganz, und in der Paulinerkirche, die ſie vorzugsweiſe beſuchte, hatte ſie einen düſtern Gitterſitz, wo ihre irdiſche Schönheit kein Auge und kein Ohr, vom ewigen Worte der Gnade ablenkte. Deſto glühender regten ſich die Wünſche nach ihrer Gunſt und nach ihrem Beſitz in Huberts Buſen, der ſeine Beſuche bei ihrem alten Vater fortſetzte, ſie faſt täglich ſah, und faſt verzweifelte, daß jedes ſeiner Schmeichelworte, jede Gunſtbezeigung unerwiedert blieb bei der Hartherzigen, daß ſie auch die Annahme der geringſten Gabe aus ſeiner Hand mit abſchreckender Beſtimmtheit verweigerte.

Abermals kam er zu ihr, als ſie allein war, unter dem Verwand, den Vater beſuchen zu wollen, aber er wußte, daß er ihn nicht traf, und er begann wieder das Mädchen zu quälen mit ſeiner Liebe.

»Iſt mir die ſchöne Anne immer noch nicht geneigt, immer noch feindſelig geſinnt?« fragte er, indem er ihr gegenüber Platz nahm, mit einem Lächeln, das nicht aus ſeiner Seele kam. »Fangen Sie wieder an, Hubert?« fragte ſie zurück. »Hoffen Sie auf ſolche Fragen, wenn Sie mich nicht damit verſchonen wollen, nie eine andere Antwort, als die war, die ich Ihnen ſchon einmal gab.«

»So? Alſo unerbittlich und unempfindlich,« ſprach er grollend, aber er zwang ſich zur Mäßigung. »Anne,« fuhr er fort: »Sie ſtehen vielleicht in dem Wahne, ich wolle eine Liebeständelei mit Ihnen, und verachten mich auf dieſen Verdacht hin, bei Gott, ich meine es ehrlich, ich will Sie zum Altar führen, o geben Sie Hoffnung meiner grenzenloſen Liebe zu Ihnen.«

»Keine Hoffnung Herr Hubert, keine,« antwortete Anne mit Beſtimmtheit, indem ſie von ihrem Sitz aufſtand. »Ich kann Sie nicht lieben, ich danke Ihnen für den Antrag, aber ich muß ihn ablehnen, ich kann nie die Ihrige werden.«

»Warum nicht, Mädchen! Sagen Sie mir

nur offen und wahr. Warum nicht?« rief er mit Heftigkeit aus.

»Ich bin Ihnen keine Rechenſchaft von meinen Gefühlen ſchuldig, Hubert!« erwiederte Anne ruhig.

»O, ich weiß,« hohnlachte Hubert, »die ſpröde Dame liebt einen Andern!«

Gluth überflammte Anna's Wangen. Wußte der Peiniger um ihr ſtilles ſchönes Geheimniß, oder war es nur eiferſüchtelnde Vermuthung? Sie blieb ihm einen Augenblick die Antwort ſchuldig.

»Haha! Nicht wahr, mein Täubchen, ich traf's? Dieſe Röthe zeugt von Schuld,« ſpottete der Pedell. »Wer mag er doch ſeyn, der Glückliche, der dieſe namenloſen Reize koſtet?«

»Elender, frecher Böſewicht!« brauſte Anna zornglühend auf: »entfernen Sie ſich augenblicklich! Ob ich liebe, wen ich liebe, was kümmert Sie das? Jedes Mädchen liebt einmal, aber jedes rechtliche Mädchen liebt nur Einen, und jeder rechtliche Mann liebt nur Eine, aber der Schurke, der Bube, der Niederträchtige ſchleicht heute aus und ein in verdächtigen Häuſern, bei laſterhaften Dirnen, und geht morgen hin und winſelt einer unbeſcholtenen Jungfrau von Liebe vor. Pfui des Buben!«

Mit dieſen Worten eilte Anna in die Kammer und warf die Thüre ins Schloß und den Riegel vor. Hubert ſtand wie angedonnert. Anna hatte einen finſtern Geiſt heraufbeſchworen.

»Schlange, giftige ziſchende Schlange!« knirſchte Hubert. »Welcher Teufel hat Dir verrathen — aber wehe Dir, dieſe Worte ſollen Dir Thränen koſten, bittere Thränen.« Seine Fäuſte ballten ſich in Groll, auf ſeine bleichen Wangen flog eine fieberhafte Röthe, die Augen ſtierten die Thüre an, hinter der Anna verſchwand. »Sie liebt alſo, ſie liebt!« kochte es auf in ſeinem Innern. »Sie geſteht es ja hier frank und frei. Nun denn, Fluch treffe ihre Liebe, und meine Rache verfolge ſie mit unerſättlicher Gier. Haß oder Liebe, Anne, es gab für uns kein Drittes, ich ließ Dir die Wahl, Du haſt die Liebe verworfen, nun ſoll mein Haß Dich fürcherlich treffen!« Er enteilte. So mögen Geiſter der Hölle durch eine Mörderhöhle auf unſichtbaren Drachenflügeln ſchweben, wie Hubert Höllenpläne brütend, mit glühenden Augen, todtbleichen Wangen und zitternden Gliedern durch des Paulinums düſtere Gänge ſchlich. —

Hubert wohnte in dem Hintertheile des Gebäudes, das auf der Stadtmauer ruht, es iſt ein uraltes ſchauerliches Haus, das ehemalige Kloſter der Dominicaner. Es enthält lange rauchige Gänge, die zu kleinen erbärmlichen Zellen führen und zu den Carcern. Drei ſchreckliche Treppen hoch, in einem Dachſtübchen war auch Huberts Behauſung. Er ſtand auf ſeinem Gange, und brach ein Paar Ziegeln aus dem Dache, um hinüberſehen zu können nach dem Hauptgebäude, aber dieſer Ort bot ihm einen ſchlechten Beobachtungspunkt, unwürſch ſchob er die Ziegeln wieder zuſammen.

»Ich werde Dir ſchon aufpaſſen, Heuchlerin, mir entgehſt Du nicht, und wenn Du noch ſo ſchlau biſt,« ſprach er in ſich ſelbſt hinein. »Ha, ich weiß ein Wort, wenn ich das dem alten Volkmar ins Ohr donnere von ſeiner Tochter, wird es ihr den Vaterfluch gebären, wie verſchmähte Liebe den Haß. Damit will ich anfangen, was folgt ſoll nicht gelinder ſeyn. Langſam wird es wirken, das Gift, das ich ihr bereite, aber ſicher. Warum mußte ſie mir denn meine kleine Paſſionen mit Wuth und Groll ins Geſicht ſprudeln? Hätte ſie nur das nicht geſagt, ich hätte die Närrin laufen laſſen, aber der Bube, und was ſie noch dazu ſetzte, ſoll ihr auf der Seele brennen, wie hölliſches Feuer!« —

Und früh und ſpät, zu allen Stunden des Tages, ſchlich er nun im Paulino umher, ſpähend mit ſcharfem Auge und racheglühendem Herzen, ſo oft ſein Dienſtgeſchäft ihm Zeit ließ, ob er nichts Verdächtiges entdecke. — Er folgte Annen von fern, wenn ſie ausging, er barg ſich in die Nähe des Brunnens, er ſah durch die Fenſter der Häuſer, in die ſie vielleicht Abends ging, forſchte und fragte unermüdlich, aber nichts konnte er außerhalb entdecken, keine männliche Geſtalt nahte ihr, mit Keinem ließ ſie ſich ein in Geſpräche, ja nicht einmal das bemerkte Hubert, daß ſie einen Studenten grüßte.

Alſo im Paulino ſteckt der Vogel, dachte nach langem fruchtloſem Nachforſchen der Pedell. Da wollen wir ihm bald eine Schlinge legen.

Und er barg ſich nun in Ecken und Winkeln, er kroch lauernd umher, bald dort, wo die ärmlichen Wohnungen der Studierenden waren, bald beim anatomiſchen Theater, bald ging er über die Gallerie, wo Anna's Vater wohnte, und that, als komme er von einem Studenten, den er citirt, aber auch jetzt noch entdeckte er nichts.

Anna hatte längſt ſein Lauern, ſein Umherſchleichen, ſein feindſeliges Spähen bemerkt, und wohl geahnet, daß es ihr und ihrer Liebe gelte, darum war ſie vorſichtig. Früher war ſie auf, als der Pedell, ſo leiſe er auch auftrat, wenn er ſich die Treppe heraufſchlich, ſie hörte ihn doch, und hatte ſie ihn gewahrt, dann fand keine Unterredung ſtatt zwiſchen ihr und dem Geliebten, denn verabredet war ſchon zwiſchen ihnen ein kleines, nur ihnen bemerkbares unverſtändliches Zeichen, das ſie einander gaben, wenn ſie ſich nicht ſicher glaubten.

Der Pedell gab ſein Spähen noch nicht auf. Es war ihm aufgefallen, daß faſt an jedem Tage der Studioſus von Klingen der Erſte war, und nun belauerte er dieſen. Lange war ſein Mühen fruchtlos, denn Anna wachte mit Vorſicht über dem Geheimniß ihrer Liebe, und hatte ſie die Nähe des böſen Geiſtes geſpürt, dann warnte Viktorin das Zeichen, und dieſer ging nun unbefangen auf dem Treppenſaale umher, pfiff ſich ein Liedchen, oder ging in das Auditorium, ſetzte ſich an ſeinen Platz und las.

Eines Morgens, nahe vor Oſtern, fand er die Geliebte ſeiner harren; Hubert war krank, von ihm keine Gefahr zu fürchten. Mit langverhaltener Zärtlichkeit fielen ſich Beide in die Arme, Kuß auf Kuß gaben und nahmen ſie, bis ſie ſich ſatt geküßt und liebevolles Koſen an die Stelle der Küſſe trat. »Bald, meine gute Anna,« ſagte Viktorin, »gehen die Ferien an, wo ich Dich hier nicht mehr ſehe. Dir zu Liebe bleibe ich die Meſſe über hier, aber Du mußt mir auch ſagen, wie und wo ich Dich zuweilen ſprechen ſoll.«

»Mein Viktorin, es wird ſchwer ſeyn,« antwortete ſie. »Ich ſagte Dir ſchon, wie mich der Pedell Hubert haßt, und wie er jeden meiner Tritte belauert, merkte er das Mindeſte, ſo wird er es meinem Vater verrathen, und mich teufliſch damit martern, denn nie vergiebt er mir, daß, und wie ich ſeine Werbung ausgeſchlagen.«

»Der Teufel hole den Pudel!« fluchte der Student Viktorin: »Ich möchte ihm wohl einmal ſein Lauern eintränken, und ein Rappir an ihm zerſchlagen.«

»Ach, das iſt der Erbärmliche nicht einmal werth,« fiel Anna dem zürnenden Geliebten ins Wort. »Ereifere Dich nicht, mein Guter, über einen ſolchen Menſchen. Wir wollen uns doch zuweilen ſehen. Am erſten Meßſonntag Abends will ich eine Freundin beſuchen, harre meiner halb 9 Uhr bei dem Pförtchen am Paulinerkirchhof.«

»Du ſollſt mich finden, gutes liebes Mädchen,« verſprach der Jüngling und küßte ſie wieder. »O könnte ich Dich doch ewig ſo in meinen Armen halten, Tag für Tag mit Dir koſen und plaudern!«

»Mein Viktorin, wie glücklich wäre ich dann!« erwiederte ſie, »aber nicht ewig, ach nicht einmal lange mehr wird es dauern, da Du Michaeli abgehſt.«

»Sprich nicht jetzt ſchon von Trennung, Theuere,« bat Viktorin. »Zu früh, ach viel zu früh für mein liebendes Herz wird dieſe Zeit kommen, wo ich gehen muß, ob das Herz auch blutet.«

»Du wirſt mich bald vergeſſen!« klagte ſie mit einem zärtlich fragenden Blick.

»Nie, nie meine Anna, bei dem Gott über uns, Dein Andenken ſoll mir die Zukunft ſchmücken, liebend werde ich Dein gedenken, ſo lange ich athme.«

»Und trauernd werde ich Dein gedenken,« ſprach ſie, »wenn Du nun fort biſt, wenn eine Dir Ebenbürtige Du heimführſt, und glücklich biſt, während freudlos meine Jugend verblüht in dieſem altergrauem Haus, denn nie, nie kann ich einen Andern lieben!«

»Mein treues, engelholdes Mädchen,« flüſterte er, ſie liebend an ſich drückend, »es würde das höchſte Glück meines Lebens ſeyn, Dich glücklich zu wiſſen, und ſollte ich es mit dem eigenen Glück erkaufen.«

»Eine höhere Macht waltet über uns, laß uns vertrauen dem, der dem Schickſal gebietet,« ſagte Anne fromm, und erwiederte den Kuß Viktorins.

Es kamen Studenten, die Liebenden ſchlüpften in ihr Verſteck. — Fünf und dreißig Fuß hoch, ſenkrecht über dem Punkt, wo ſie geſtanden, im Giebelwerk des Daches, regte ſich Etwas auf einem Balken. Es war Hubert, er war nicht krank. Vor ſechs Uhr ſchon hatte er ſich auf den Boden geſchlichen, und ſich dann der Länge nach auf den breiten Querbalken geſtreckt, da konnte er gerade herunterſehen, auf den Gang, da ſah er Annen früh aus ihrer Thüre ſchleichen, und umherſpähen, ob nirgends ein Laurer verſteckt ſey, ſah ſpäter Viktorin kommen, ſah, wie die Liebenden ſich umarmten und küßten, und vernahm faſt jedes Wort ihres halblaut geführten Geſprächs. Jetzt richtete er ſich vorſichtig, den Triumph der Hölle in dem bleichen Geſicht, in die Höhe, ſeine Glieder waren faſt ſteif geworden in der unbequemen Lage, er mußte ſich an den Balken anklammern, ihn ſchwindelte. Aber die Schwäche ging vorüber, ſeine Gedanken führten ein Selbſtgeſpräch:

»Alſo ein Pudel bin ich, notandum est. Ein pudelnärriſcher Pudel, der nicht apportiren kann, aber rapportiren. Warum nicht eine Katze, Burſche? Ich ſollte meinen, ich hätte heute mit den Dachhaſen in die Wette geklettert. Alſo beim Pförtchen an der Paulinerkirche? Wohl, mein Pärchen, werden uns pünktlich einfinden. Bei dem Gott über uns? Bei dem Teufel über uns, hätte auch gepaßt, denn teufliſch will ich mich rächen. Nie, nie kann ich einen Andern lieben. Gut, daß wir das ſo gewiß wiſſen!«

Er wartete noch die Zeit ab auf ſeinem Verſteck, bis alle Studenten im Hörſal waren, und kletterte dann an den Sparren und Latten, flink und gewandt, wie eine Katze, auf den Boden herunter, kroch durch ein Loch in der Mauer aus dem Vordergebäude unter das Dach eines ſchmalen Ganges, der jenes mit dem Hintergebäude verband, gelangte dann über ſeine Stube, hob ein Bret in die Höhe, und ließ ſich in die wohl verſchloſſene Zelle nieder. —

Zu dem alten Volkmar ging Hubert am nächſten Tage, er hatte ſich feſtlich gekleidet, und nahm eine ernſte Miene an, wie ſie ſich ziemt zu einem wichtigen Schritt, den man thun will für das ganze Leben.

Anne erbebte, als er eintrat, ſeit dem letzten Auftritt mit ihr war er nicht wiedergekommen, ſein Anblick machte ſie ſchaudern. Noch bleicher, noch eingefallner, wie früher waren ſeine Wangen, noch glühender ſein Blick, das Lächeln, zu dem er ſich zwang, hatte etwas wahrhaft furchtbares.

»Iſt der Vater zu Hauſe?« fragte er nach einem ſtummen Gruß, und ſeine Blicke ruhten auf ihrer ſchönen Geſtalt voll Haß und Verlangen zugleich.

»Er wird gleich da ſeyn,« war ihre Antwort.

»Sonſt wäre ich wieder gegangen, denn die ſchöne Anne ſieht mich ungern hier, nicht wahr?« fragte er forſchend. Anne ſchwieg.

»Nicht einmal eine Antwort mehr, das iſt doch hart,« ſeufzte er heuchleriſch.

»Ich trage kein Verlangen, Sie zu kränken, darum ſchweige ich,« antwortete ſie kurz.

»Haben es doch gethan, thun es noch« — warf er bitter hin, und ſeufzte leiſe, wie im Liebesſchmerz. »O ich bin ein elender Menſch.«

»Das iſt Gott bekannt,« ſprach eben ſo leiſe Anna für ſich.

»Ich liebe Sie immer noch, Anne, trotz Ihrer Härte,« begann Hubert nach einer kleinen Pauſe, da ging ſie aus der Stube, und ließ ihn allein.

»O Tod und Teufel!« knirſchte Hubert. »Nun denn, es gilt; brich los verzehrender Groll, winde Dich um ihre Lebensfreuden, Natter, die mir das Innere durchwühlt. — Zuerſt will ich ihr trübe Stunden machen, will ihr des Vaters Liebe rauben, dann ſie ganz losreiſſen von ſeinem Herzen. Was weiter folgt, ſey der Hölle anheimgeſtellt.«

Der Eintritt des alten Volkmar unterbrach ſein Selbſtgeſpräch. Er grüßte ihn ehrfurchtsvoll. »Ei ſieh da, mein lieber Herr Collega! Ein ſeltener Gaſt! Willkommen, willkommen,« rief Volkmar. »Wo geblieben ſo lange? Wo geweſen? Warum gar nicht mehr den alten Volkmar beſucht? He!«

»Ich war mehrere Tage unwohl, mein wackerer Freund,« antwortete Hubert, »auch hatte ich einige Wochen lang gar viel läſtige Schreiberei, die mir keine Zeit ließ, zu Euch zu kommen.«

»Hat mir leid gethan, Euer Unwohlſeyn,« erwiederte Volkmar, »hätte Euch gern beſucht, aber die böſen Treppen. Hab' ſie oft beſchritten mein Lebtag, aber jetzt — ja ja, guter Hubert, die Knochen werden ſteif, ich werde alt, o was war ich ſonſt ein flinker, rüſtiger Kerl. Nun, ſetzt Euch doch, iſt mir gar lieb, daß Ihr einmal kommt, wär die ganze Zeit allein mit meiner Tochter. Hab' Euch recht vermißt.«

»Guter Vater Volkmar,« ſchmeichelte Hubert, »es kommt auf ein Wort von Euch an, und Ihr habt mich immer um Euch. Ich weiß, was ich Euch ſchon danke, Ihr habt mir zu dem Dienſt geholfen, ich bin ewig Euer Schuldner. Ich möchte gern abtragen mit Liebe, und aufs Neue Euer Schuldner werden, Euch noch mehr verdanken. Frei heraus, Eure Anna — ich habe ſchon längſt ein Auge auf ſie geworfen, keine beſſere Hausfrau wünſche ich mir. Alter, gebt ſie mir, ich kann die Worte nicht feierlich und zierlich ſetzen, ich mochte auch nicht, wie es Brauch iſt, einen andern Freiwerber ſchicken, ſelbſt iſt der Mann. Ihr kennt ja meine Umſtände, Anne ſoll es gut haben, ich will ſie auf den Händen tragen, und Euch guter Volkmar dazu.«

»Braver Junge, wackerer Junge,« antwortete der alte Volkmar gerührt. »Wie mich das Wort freut, aber ich hab' es erwartet, ich will Dirs nur geradezu ſagen, und mich nicht zieren wie ein Weib, darum auch keine Bedenkzeit, das Mädel iſt Dein, da iſt meine Hand.«

»Topp Vater,« rief Hubert, und ſchlug e

ein. »Wir wollen zuſammen ziehen, und leben wie die Kinder.«

»Daß ich das noch erlebe, daß meine Anne verſorgt wird, o Gott, dafür ſey hochgeprieſen,« ſchluchzte der alte Pedell. »Wo iſt denn das Mädel, gleich will ich ihr — «

»Laßt doch, Vater nicht zu ſchnell,« fiel ihm Hubert in die Rede, »ſagt es ihr nicht gleich, es ſcheint mir, als ſey ſie mir nicht mehr ſo recht gewogen, ich muß bei ihr verläumdet worden ſeyn.«

»Was? Poſſen!« lachte der Alte. »Lehre Du mich das Mädel kennen! Nu, Du bekommſt ein braves Weib, das darf ich ſagen, ob ich gleich der Vater bin, meine ſelige Marie hat ſie in der Gottesfurcht aufgezogen. Anne! Hörſt Du nicht? Anne!«

»Was ſoll ich, Vater?« fragte ſie, aus der Küche in die Stube tretend. Huberts Herz pochte heftig.

»Freuen ſollſt Du Dich, mein Kind,« rief ihr der Vater mit glänzenden Augen zu. »Hier ſteht ein wackerer Mann, unſer lieber guter bewährter Freund, der Herr Univerſitätspedell Joſias Hubert, welcher die ehrengeachtete Jungfrau Anna Magdalena Volkmarin zu ſeinem Eheweibe begehrt, und ſo eben geziemendlich um ihre Hand bei ihrem Vater angehalten hat.«

»Wie? höre ich recht?« rief Anna erbleichend, ihre Kniee wollten brechen, ſie hielt ſich an einen Stuhl. Es folgte eine ängſtliche Pauſe.

»Nun, meine Tochter?« brach Volkmar das Schweigen: »Sagſt Du nichts? Freueſt Du Dich nicht?«

Anne ſchwieg noch immer, einer Ohnmacht nahe, es war ihr, als ſchnüre ihr der Schreck die Kehle zu, ihre Bruſt rang nach Odem.

»Ich ſagte es ja, Ihr ſolltet die holde Jungfrau nicht überraſchen,« ſprach Hubert mit einem Blick voll Argliſt. »Ich will ja nicht unbeſcheiden augenblicklich die Zuſicherung, ich will ja gerne noch länger meine Liebe in mich verſchließen, wenn ich nur hoffen darf.«

»Du darfſt hoffen, mein Sohn,« entgegnete Volkmar; da hielt ſich Anne nicht länger. »Nein!« ſchrie ſie angſtvoll auf. »Nein Vater! Willſt Du denn Dein Kind verſtoßen? O was verbrach ich Aermſte? Nein, Sie fürchterlicher Menſch, Sie ſollen nicht hoffen! Lieber tauſendmal den bittern Tod, als Sie! Sie

Hubert!« wiederholte ſie noch einmal mit einem Blick, der wie eine Dolchſpitze in ſein Inneres fuhr.

»O Gott, o Gott! wie iſt mir denn?« rief der alte Volkmar mit zitternder Stimme. »Ich denke Kinder, Ihr ſeyd mit einander einig?«

»Grille, Mädchenziererei,« lachte Hubert, »das giebt ſich. Ich habe Euren Handſchlag, Vater Volkmar, ich gehe jetzt, wenn ich wiederkomme mit den goldenen Verlobungsringen, wird das holde Bräutchen ſchon weniger unbändig ſeyn. Nicht wahr, mein Aennchen?« Er griff ihr ſchäkernd ans Kinn, aber in dem Augenblicke brannte ihm eine Ohrfeige auf der Wange, daß dieſe in feuriger Röthe auflief.

»Das für Deine Frechheit, ſchamloſer Bube,« zürnte Anne, »um ein ehrliches Mädchen zu freien, von dem Du weißt, daß ſie Dich verachtet. Wärſt Du nicht ſchon ehrlos, ſo ſollte dieſer Schlag Dich ehrlos machen!«

»Und Ihr Vater,« wandte ſie ſich zu dem Alten, der zornig auf ſie einpoltern wollte mit Scheltworten: »wenn Ihr mir wieder redet von dieſem Wicht, den ich über jeden Ausdruck verachte, ſo — merkt es wohl — ſo könnt ihr kinderlos in die Grube fahren, denn eine Tochter habt Ihr dann nicht mehr, ihr könnt ſie Euch in der Pleiße, oder im tiefen Stadtgraben ſuchen.« — Sie verließ die Stube, ein Strom von Zähren entſtürzte ihren ſchönen, unſchuldvollen Augen.

Der alte Volkmar bebte vor Zorn und Schreck, wie vorhin ſeine Tochter.

»Iſt das die, die Eure ſelige Marie in der Gottesfurcht aufgezogen hat?« fragte Hubert mit Hohn und einer innerlichen Freude, denn daß Alles ſo kommen mußte, hatte er ja vorausgeſehen. »Das muß wahr ſeyn, ein Muſter von Trefflichkeit und kindlichem Gehorſam iſt Euer Töchterlein,« fuhr er giftig fort, »hätte nicht gedacht, daß Impertinenz und Frechheit ihr in ſo hohem Grade eigen ſeyen. Ei, da hätte ich ja gut ankommen können; nu alter Vater, wir bleiben doch gute Freunde, Ihr meintet es gut, ich auch. Mag ſie ihren Willen haben.«

»Soll ihn nicht haben, werde ihr durch den Sinn fahren,« zitterte Volkmar heraus. »Habe mich alterirt, ach — tritt nicht ſo ſchnell zurück, Hubert, verzeih ihr um meinetwillen, braver Junge. Ich will ſie ins Gebet nehmen.«

»Wenn ich freilich wüßte« — murmelte Hubert halblaut, »daß es wahr ſey, was man ſich ins Ohr munkelt — und nach dem, was ſo eben vorgefallen, glaube ich's faſt, wie ſehr ich auch widerſprochen habe.« —

»Was — was iſts, was munkeln die Leute?« fragte der alte Pedell, und riß die Augen zornig in die Höhe.

»Nun, wenn Ihr's denn wiſſen wollt« — war Huberts Antwort; »man ſagt, Eure Anne halte mit einem Studenten zuſammen.«

»Was ſagt Ihr? Wär' es möglich? Meine Tochter — nein, nein, nein,« antwortete Volkmar kopfſchüttelnd, »das glaube ich nimmermehr. So etwas ſollt' ich merken!« —

»Sie wird es Euch aufbinden,« ſpottete Hubert, »das Mädchen möchte ich ſehen, die ihren Vater ihre Liebeshändel erzählt, ſie wird ſich wohl hüten. Na — was ſchwatze ich da, lebt wohl, mein lieber Volkmar, und nichts für ungut. Wir bleiben Freunde.«

Hubert ſchüttelte Volkmars Hand, und ging. Das erſte Gericht iſt Dir eingebrockt, mein ſchönes Aennchen, wohl bekomm es,« ſprach er vor ſich hin, als er die Treppe herabſtieg. —

Und traurige Stunden des Verdruſſes und Kummers begannen nun für die arme Anna. Das Herz ihres Vaters ſchien ganz umgewandelt. Die bitterſten Vorwürfe machte er ihr, über ihren Eigenſinn, die quälendſten Fragen richtete er an ſie über ihr Liebesverhältniß, das Hubert angedeutet, aber ſie hatte ſich gelobt, nie den Namen des Geliebten über ihre Lippen kommen zu laſſen, ſie leugnete, ob ihr auch das Herz blutete, denn nie hatte ſie ſonſt vor ihrem Vater ein Geheimniß gehabt. So trat eine ſtille Spannung ein zwiſchen Vater und Tochter, nicht mehr wie ſonſt unterhielten ſie ſich im traulichen Geſpräch mit einander, nicht mehr, wie ſonſt, mußte Anna dem alten Volkmar vorleſen, er ſuchte die beſtaubte Brille, las ſelbſt, und ſeufzte oft. Anna weinte in ſtiller Kammer heiße Thränen. Freudlos erſchien ihr die Gegenwart, düſter die Zukunft, denn ſie wußte ja, daß Viktorin ſie nie ehelichen durfte, ſie wußte, daß hoffnungslos ihre Liebe war, und dennoch liebte ſie ihn, nur ihn, mit grenzenloſer Zärtlichkeit, und trug Alles für ihre Liebe.

Der Abend des erſten Meßſonntages erſchien. Pünktlich ſtand Viktorin an der bezeichneten Stelle, unter dem Kreuzgewölbe des Durchganges an der Paulinerkirche; zwölf Schritte von ihm, in einem vergitterten düſtern Seitengang des Paulinums, lauerte mit giftkochendem Herzen Hubert. Nähren wollte er den Groll am Anblick der Verhaßten, und lange brauchte er nicht zu harren. Es dämmerte noch, da kam Anne, reichte dem wartenden Viktorin die Hand, ſchlüpfte an ihm vorüber und dieſer folgte ihr, ohne ſie anzureden, in die grimmaiſche Gaſſe. »Geht hin, ihr Zwei,« lachte Hubert für ſich; »geht hin, ich folge Euch nicht. Soll ich jetzt hinauf zum Alten, und ihm berichten, was ich geſehen, damit er glauben lerne, der ungläubige Thomas? Nein, das wäre zu klein für mich. Lauern will ich, wenn ſie wiederkommen; was dann wird, giebt vielleicht beſſern Stoff. Fluch euerm Ausgang, Fluch euerm Eingang! Das Laſter leite eure Schritte, und das Verderben folge euch! — Der Alte — hm, was kümmert er mich? Er kann auch abkommen, ruht doch alle Arbeit auf mir; er hat lange genug gelebt, ſein Töchterlein wird ihm, ich hoffe es, ſchon Nägel zu ſeinem Sarge ſchmieden.« —

Er verließ ſeinen Schlupfwinkel, und ſtieg hinauf auf das Tabulat, nach einem ſichern Verſteck ſpähend, wo er Anna's Rückkehr belauern konnte.

Unerkannt ſchritten die beiden Liebenden durch das rege Menſchengewühl, welches noch die Straße erfüllte, dahin, im heimlich traulichen Geſpräch.

»Du gehſt nicht zu Deiner Freundin, theure Anne,« bat Viktorin, »Du bleibſt bei mir, ach, wie lange ſchon konnte ich Dich nicht ſprechen, und wie herzlich ſehnte ich mich nach Dir.«

»Wenn es Dir lieb iſt, mein Viktorin,« antwortete ſie, mit zärtlichem Händedruck, »will ich gern Deinen Wunſch erfüllen. Ach, ich habe viel gelitten in dieſer Zeit, unſre Liebe bietet mir eine bittre Frucht.« — Und ſie erzählte unter Thränen dem Geliebten, wie trübe ihre Tage geworden, und wie freudenlos; zärtlich tröſtete Viktorin die Weinende.

Eine Stunde lang waren ſie ſchon umhergegangen in den Straßen, Anna wurde müde. »Laß uns ausruhen in einem Keller, mein

Mädchen,« ſchlug Viktorin vor. »Komm, wir wollen mit einem Becher edlen Weines die Trauer verbannen, komm, laß uns miteinander auf das Wohl unſrer Liebe trinken!«

»In einen Keller? Wo denkſt Du hin, Viktorin? Ich war noch nie in einem, ach, das ſchickt ſich ja gar nicht für ein Mädchen, und wenn vollends ein Bekanntes von Dir oder mir darin ſäße? Nein, das geht nicht an,« widerſprach Anna.

»Und doch, doch, mein Mädchen,« behauptete Viktorin. »Es beſuchen ja zuweilen ganz vornehme Frauen mit ihren Gatten und Freunden dieſe Keller, warum ſollte es denn auffallen, zumal in der Meſſe? Wir ſetzen uns in ein Eckchen allein. Komm, thue mir den Gefallen, Geliebte!«

Anna widerſtand der zärtlichen Bitte Viktorin's nicht, er führte ſie in Auerbach's weitberühmten Keller hinunter.

In dem kleinen Gewölbe, wo die alten Bilder ſich befinden, die vor das Auge ſtellen, was als Sage Jahrhunderte lang im Munde des deutſchen Volkes lebt, waren nur wenige Gäſte; Meßfremde, die keine Kunde nahmen von dem Kommen der Liebenden. Dieſe ſetzten ſich hinter den niedrigen Strebepfeiler des Gewölbes, und Viktorin füllte mit Wein, den ſchnell ein Kellner herbeigebracht, zwei mächtige Römer.

»Unſre Liebe!« ſprach der Jüngling, anklingend mit dem verſchämten Mädchen, die nur beſcheiden nippte, und er bog ſich zu ihr, und küßte ſie heimlich und herzlich.

»Was ſind das für dunkle Bogen in der Mauer?« fragte Anna.

»Das ſind die Bilder, auf denen Doktor Fauſt vorgeſtellt iſt, wie er mit den Studenten zecht, und wie er auf einem Faß Wein aus dieſem Keller reitet,« belehrte ſie Viktorin.

»Doktor Fauſt?« fragte Anna erbebend. »Der Hexenmeiſter, der einen Bund mit dem — Gott ſey bei uns machte? Ich habe vor'm Jahre ſein Leben und ſeine Thaten geſehen in der Puppenkomödie vor dem Thore. Hu, faſt fürchte ich mich; in dieſem Keller hat er geſeſſen?«

»In dieſem Keller, meine Gute,« lächelte Viktorin. »Du wirſt doch darum nicht bange ſeyn?«

»Es kommt mir ein ſeltſames Grauſen an,« antwortete ſie. »Warum biſt du aber auch gerade hierher gegangen, ach, welche gräuliche rothgelbe Geſichter, wie düſter mich alle anſchauen; ſieh nur, dort iſt ein Kerl, der hat ganz Hubert's Züge!«

»Sey doch nicht kindiſch, mein trautes Liebchen,« beruhigte Viktorin die Erbangende. »Dieſer Keller lag uns ja zunächſt, die alten ſchönen Bilder thun uns nichts zu Leide, der Zauberer iſt ſchon lange todt. Trinke, mein Mädchen, trinke! Du ſollſt leben, meine theure Anne!«

»Und Du, mein Geliebter!« flüſterte ſie über den Becher hin, den ſie an die Lippen ſetzte.

Die übrigen Gäſte gingen, das Liebespaar blieb ganz allein; bald erregte der Wein heitre Gedanken, die Liebenden koſeten und küßten, Arm in Arm ſaßen ſie, Mund an Mund, oft lange ſchweigend und in ſeligen Gefühlen ſchwelgend; bald wieder lächelnd und ſcherzend, und trinkend; auf den Schooß zog Viktorin die Geliebte, die ihn mit den beiden vollen Armen umfing und zärtlich ſein Haupt an ihren Buſen drückte. Der hallende Schlag der Rathhausuhr, der bis hinab in das Kellergewölbe drang, weckte ſie aus Träumen der Liebe, rief ſie zu bitterem Scheiden wach.

Die Liebenden gingen durch die grimmaiſche Gaſſe, dann über den alten Neumarkt herauf, und traten in den Hof des Paulinums. Sie gewahrten nicht in ihrem heimlichen trauten Geſpräch, daß hinter einem der mit Holz zugegitterten Dachlöcher vom Boden des alten Gebäudes, ein geiſterweißes Geſicht auf ſie herabſchaute, und dann verſchwand.

»So, — folge mir nun nicht weiter, Viktorin,« bat Anna bei der innern Thorwölbung des untern Kreuzganges. »Ich danke Dir für Alles, ſchlaf wohl.« —

»Du dankſt, wofür dankſt Du denn?« fragte Viktorin. »Ach, ich hätte ja faſt vergeſſen, und was vergäße ich nicht bei Dir, meine gute Anna, daß ich ein kleines Meßgeſchenk für Dich habe; nimm es, hier, ein kleiner Schmuck, wie Mädchen lieben; trage Du ihn zu meinem Andenken.«

»O Viktorin, was machſt Du? O nicht doch, ich danke Dir, ich nehme kein Geſchenk« — ſträubte ſich Anna, aber der Jüngling hatte ihr die goldne Kette mit dem blanken Schauſtück ſchon umgeſchlungen, und hielt ihr die Hände, daß ſie jene nicht losmachen konnte.

»Du biſt recht böſe, — recht gut, ich danke Dir herzlich,« liſpelte ſie, und fiel ihm um den Hals. »Aber nun, gute Nacht.«

»Durch den Gang begleite ich Dich noch, ich muß Dich ſicher wiſſen, Liebchen,« flüſterte er, und führte ſie, den Arm um ihren Nacken geſchlungen, durch das hallende Gewölbe.

An der Treppe wollte ſich Anna losmachen. »Nur noch die Treppe hinauf will ich Dich bringen,« bat der Geliebte.

Der Mond war unterdeß aufgegangen, und ſein Licht fiel durch die Bogenfenſter des Treppenſaales auf die Stelle, wo Anna den ſchmerzlichen Fall gethan.

»Hier ſah ich Dich zuerſt, und liebte Dich gleich, mein Mädchen;« ſagte ihr Viktorin ins Ohr. »Und ich Dich,« erwiederte ſie verſchämt, und ſie küßten ſich auf dieſer Stelle, wo ihre Liebe begonnen. Jetzt ſtanden ſie auf dem Saal, jetzt an den letzten Stufen, die hinaufführen zum Tabulat, wo Anna's Vater wohnte. Noch einmal umarmten ſie ſich, ſchmiegten ſich feſt aneinander, küßten lange den feurigen Gutenachtkuß, und ſeufzten beide in Liebe und Wehmuth auf. Es war ſo ſtill auf dem kleinen monderhellten Raum, ſtill und ſchaurig.

»Gute Nacht denn, zum letztenmal, mein ewig theurer, heißgeliebter Freund,« ſprach Anna, »gute Nacht, und träume von mir!«

»O daß ich Dich aus meinen Armen laſſen ſoll, Anna, ich kann, ich kann nicht!« ſeufzte Viktorin; ſie eilte aber vor ihm die kleine Treppe hinauf. Viktorin eilte ihr nach.

»Ich bitte Dich, gehe nun,« bat ſie ängſtlich, aber ein neuer Kuß des Glühenden verſiegelte ihr den bittenden Mund.

»Mädchen, Du tödteſt mich, ſtößeſt Du mich von Dir, ich kann, ich kann nicht gehen. O nur einen Augenblick laß mich bei Dir bleiben, o Anna, meine feuriggeliebte Anna! — Nur dieſen Kuß noch, und dieſen!« So flehte Viktorin. Sie zitterte, mit einer Hand ſtieß ſie ihn von ſich, mit der andern drückte ſie ihn an ihr klopfendes Herz; ihr Buſentuch löste ſich wie ſie ihn abwehrte, Viktorins Gluthküſſe brannten auf den weichen elaſtiſchen Lilienhügeln. Sie wollte ſich ihm entziehen, ſie ſchlüpfte in das kleine Vorgemach, flammend in verzehrender Leidenſchaft drängte ihr der

Aufgeregte nach, hinter ihm fiel die kleine Thüre in's Schloß. — —

Und auf der ſchmalen Gallerie, die vom Tabulat über den Treppenſaal hinangeführt, richtete ſich jetzt Hubert auf. »Bravo, braviſſimo!« jubelte er für ſich. »Valet, Mädchenthum! Was mache ich, ſoll ich hier warten, bis der Glückliche wieder herauskommt, und ihn im Genick packen, und über das Geländer die Treppe hinunter werfen? Proſit! könnte mir ſchlecht bekommen. — Na, der Alte da drinn muß einen guten Schlaf haben, Gott geb' ihm den ewigen. Ich weiß genug. Wer doch einen Schlüſſel hätte, die Thüre zu verſchließen, daß der Patron bleiben müßte, bis an den hellen Morgen, und dann die Waſchweiber und Scheuermägde zuſammen gerufen! Ha, Fluch Euch Beiden! Nun warte nur, Aennchen, morgen — morgen!

Wie ein heißhungriges grimmiges Thier der Wildniß kroch der Rachebrütende in ſeine Höhle zurück.

Mit einem bleichen Geſicht und verweinten Augen ſtand Anna am Morgen des folgenden Tages in der kleinen Küche, und betrachtete mit wehmüthigem Blick Viktorin's koſtbare Gabe, die goldene Kette, in welcher ſich das Heerdfeuer flammend ſpiegelte. «Wenn das der Preis hat ſeyn ſollen,» liſpelte ſie für ſich, und auf's Neue träufelten Thränen über ihre Wangen, und fielen auf den glänzenden Schmuck; «wenn Du mich nun verließeſt, Viktorin? Ach — vielleicht liebt er mich ſchon nicht mehr, während ich ihn umfaſſen möchte mit tauſend Armen, und ihn feſthalten — auf ewig.» Traurige Ahnungen von namenloſem Unglück dämmerten in ihrem kummervollen Gemüthe auf, ſie ſchluchzte heftig, ſie hob den thränenvollen Blick durch das kleine Fenſterchen empor zu dem reinen hellen Morgenhimmel, als wolle ſie um Vergebung einer geheimen Schuld flehen, und ſenkte ihn wieder, ſchaamerglühend, als ſchrecke ſie das reine Azur, und das ſtrahlende Gottesauge, die keuſche Sonne. — O wohl mag ein unnennbar ſchmerzliches Gefühl einem Mädchen im Buſen wühlen, wenn der Engel der Unſchuld nicht mehr darin heimiſch iſt! Da regt ſich ein quälender Richter, und eine furchtbare Angſt, und eine bittere Reue, da hängt ſich die gemarterte Seele mit aller Kraft an die Hoffnung, daß nicht Folgen haben möge die Stunde, wo das ſchwache Herz zu heiß geglüht, oder daß der, dieſem Herzen nun noch mehr theure Geliebte, die Schwüre erfüllen möge, mit denen er das warnende Gewiſſen in den Schlaf geſungen — ach, und wie oft trügt nicht die Hoffnung, Tauſende fluchten ja ſchon der Stunde ihres höchſten Glücks! —

Mit einem ſataniſchen Hohnlächeln in den vom Laſter markirten Zügen trat der Pedell Hubert zu ihr, der leiſe hereingekommen war.

»Nun?« fragte er gedehnt: »Aennchen weint ja? Was iſt denn da paſſirt? Der alte Freund iſt doch wohl? Oder hat das gute Kind Schelte bekommen, weil es geſtern Abend zu lang ausgeblieben, oder hat der Alte den Galan erwiſcht bei dem Töchterlein? He?«

»Nichtswürdiger!« wandte ſich die Bekümmerte ſtolz zu ihm: »was fragen Sie mich? Sie wiſſen, daß ich Ihnen keine Rede ſtehe.«

»Immer noch ſo preciös, ei, ei, kommt hier die Hoffarth vor oder nach dem Fall?« fragte er lauernd, und fuhr fort, als ihn Anna keiner Antwort würdigte: »Die ſchöne Anna ſollte ſich, ſtatt ſo ſtolz zu ſeyn, lieber auf's Bitten legen, denn ich gehe jetzt zu ihrem Vater hinein, und ſage ihm ein Wörtchen in's Ohr, von dem der Wiederhall alle Winkel ſeines Gehirnes durchdonnern wird, und das mich rächen ſoll für alle die bittre Schmach, die ich erlitten von einem Mädchen, von einer — ha — von einer, die nicht werth iſt, daß ich mich über ſie erzürne.»

«O ich Thor,» fuhr er fort, als Anna ſtill weinend ihr Tuch an die Augen drückte: «o ich Thor, daß ich ein ſolches Geſchöpf lieben konnte, das ſich frech wegwirft; ja, die Hand eines ehrlichen Mannes ſchlug man aus, weil er kein glattes Zinnobergeſicht hat, und ſchwarzes Haar ſtatt blonder Locken, und kein lockerer Burſche iſt, der ſchön und zierlich thun kann; o mit einem ſolchen ſpielt ſich's allerdings weit ſchöner liebens, aber — was dabei herauskommt — das werden wir ja ſehen.»

«O Gott, Du ſtrafſt ſchwer,» ſeufzte Anna unhörbar, es wurde ihr klar, daß Hubert nun das wußte, was ſie mit Kummer und Reue beweinte, aber ihn zu bitten, war ſie zu ſtolz, ihre Verachtung des Böſewichts überwog die Angſt vor ſeiner Rache.

»Geh' Teufel, und räche Dich,« zürnte ſie ihm zu: »Du ſollſt doch den Triumph nicht haben, daß ich vor Dir winsle, und wehe Dir, wenn meine Rache gegen Dich erwacht! Das Weib iſt ſchwach von Natur, aber es gibt Momente, wo es einen Rieſen niederwirft!« —

»Aus welcher beliebten Seefahrergeſchichte iſt denn dieſe Floskel, meine Scharmante?« höhnte Hubert, und ging zu dem alten Volkmar hinein.

»O Gott, o Gott,« jammerte Anna; »wenn er mich verräth! Das Herz, die Liebe meines ſonſt ſo guten alten Vaters hat er mir ſo ſchon geſtohlen, o dann iſt mein Elend unermeßlich!« Sie ſetzte ſich auf einen Küchenſchemel, verhüllte das Geſicht, und ließ ungehindert ihre Thränen ſtrömen.

Der alte Volkmar empfing ſeinen jüngern Collegen nicht ſo freundlich, wie ſonſt; ihn drückte die Spannung, in der er mit ſeiner Tochter war, die ſtill und gut ſeine mürriſchen Launen bisher ertragen hatte; er begann allgemach einzuſehen, daß Hubert nichts an ſich habe, was ihm eines Mädchens Neigung gewinnen könne. »Iſt's der nicht, iſt's ein Anderer,« dachte er bei ſich: »das Mädel iſt ja noch jung, hat zum Heirathen noch Zeit, und bleibt ſie ledig, iſt's auch kein Unglück, was ſoll ich ſie denn gerade zwingen?» Bei ſolchen milden Geſinnungen konnte Huberts Erſcheinung den Alten nicht angenehm berühren, jener war ja der Störer ſeines ſchönen häuslichen Friedens.

«Was bringen wir?» fragte er nach dem Gruße den Kommenden.

«Hm, mich ſelbſt, wenn's genug iſt,» antwortete Hubert, und nahm auf dem gewohnten Stuhle nach alter Weiſe Platz. «Ich wollte nur ſehen, wie es Euch ging, wie Ihr lebt; damit Ihr nicht denkt, ich grolle mit Euch wegen dem neulich erhaltenen Korb. Nein, ganz und gar nicht, im Gegentheil, es iſt mir gar lieb, daß es ſo gekommen iſt. Ja, es geht wunderlich in der Welt zu.»

«Nun, was habt Ihr denn?» fragte Volkmar mit erwachender Theilnahme an dem jungen Mann, dem er ſein Vertrauen geſchenkt: «Habt Ihr vielleicht eine Braut, Hubert?»

«Könnte eine haben, könnte zehn haben, guter Volkmar,» war die Antwort: «mag keine, will ledig bleiben, es könnte meine Wahl wieder auf eine fallen, die iſt wie Eure Anna—»

»Nun was iſt's denn, was habt Ihr denn mit meiner Tochter? Hubert, wenn ich Euch auf faulem Pfade ertappe, wenn Ihr das Mädel ſchlecht machen wollt bei mir, weil es Euch nicht leiden kann, hört Hubert, das wäre ſehr gemein von Euch, und ich ſage Euch gerade heraus, ich müßte mir das verbitten! Mein Kind iſt brav, ich weiß es; ich habe mich erkundigt, alle Leute wiſſen nur Liebes und Gutes von ihr, Ihr ſollt ſie nicht ſchlecht machen,« ſagte Volkmar etwas heftig.

»O guter Mann, ereifert Euch nicht,« ſpottete Hubert, »ich mache Euer Früchtchen nicht ſchlecht, Gott bewahre, da ſorgt ſie ſchon ſelbſt dafür, ich will Euch ja nicht aufdringen, was ich weiß, was dieſe meine Augen geſehen. Nein, Ihr haltet mich für einen Verläumder, lebt wohl, werdet's erfahren, werdet's bald genug erfahren! —

»Bleibt! Sagt's! Habt Ihr etwas gehört oder geſehen?« rief Volkmar zitternd, und hielt den Fortwollenden am Arme feſt.

»Nein, nein,« lachte der: »Ihr wollt ja nichts hören, es iſt ohnehin ein ſchweres bitteres Wort, es könnte Euch in die Glieder fahren, und Eurer theuern Geſundheit ſchaden!«

»Hubert! habe ich das von Euch verdient?« zürnte Volkmar: »ich dächte, Ihr wäret dankbar, und hättet mich lieb!«

»Eben darum will ich ſchweigen,« antwortete jener: »es iſt ein Wort, das graue Haare koſtet, wie viel gebt Ihr darum?«

»Sprich's aus, ſprich's aus, und wenn es das Leben koſtet;« gebot der Alte. »Was iſt's mit meiner Tochter?«

Da neigte Hubert tückiſch ſeinen Mund an das Ohr des Greiſes, und flüſterte etwas hinein.

»Du biſt ein Bube!« ſchrie Volkmar zornig auf. »Beweiſe es, Verläumder!«

»Hahaha, der Beweis wird ſich zeigen,« ſpottete der Böſewicht, und beſchrieb mit der Hand einen Bogen vor ſich hin, während der Greis mit einem kraftloſen Ach auf ſeinen Seſſel zurückſank, und ſchmerzlich ſtöhnte.

Hubert verließ ihn, indem er ihm noch zurief: »Ihr habt mich nun auch einen Buben geheißen, werde mir das Wort hinter die Ohren ſchreiben, will Euch auch ſchon zu ſeiner Zeit daran erinnern. Nun, gehabt Euch wohl!«

Anna ſaß noch immer in der Küche und weinte, ſie ſah nicht in die Höhe, als der Unbald vorüberging; er blickte ſie eine lange Weile feſt an, dann ſang er vor ſich hin das alte Sprichwort:

Zuvor gethan, hernach bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht!

und ging, in ſich hineinlachend, und pfeifend die Treppen hinunter.

An Viktorin's Buſen lehnte ein Vierteljahr ſpäter Anna ihr Haupt, und zerfloß in Thränen. Es war die ſchmerzlichſte Stunde ihres Lebens, die Stunde der Trennung. Der Tod ſeines Vaters rief den Jüngling nach Hauſe, er mußte ſie verlaſſen, und ſie — fühlte ſich Mutter. Wie ein Dolch ſchnitt die Entdeckung in ſein Herz.

«O Gott, o Gott, meine arme Anne, daß ich jetzt, gerade jetzt fort muß,» weinte der Bekümmerte: «wie ſchmerzt mich das!»

«Ach, ich bin unausſprechlich elend,» ſeufzte ſie. «O Viktorin!» — —

«Mein Mädchen, verzweifle nicht,» tröſtete er: «was in meiner Macht ſteht, Deinen Kummer zu mildern, will ich treulich thun, Du Liebe, Gute; ich gebe Dir mein heiliges Wort, ich will Dich nicht verlaſſen. Glaube mir, ſtände ich allein, ohne Verwandte, ohne Familienverhältniſſe, Du, nur Du ſollteſt meine Gattin werden!»

«Ich glaube Dir,» ſchluchzte ſie, «aber ich weiß ja, daß es unmöglich iſt. Du haſt mir ja längſt Deine Verhältniſſe entdeckt, und ich verzichte auf Deine Hand, doch nicht auf Deine Liebe. O welche Tage werde ich nun verleben? Und mein Vater — er wird mich von ſich ſtoßen, er wird mir fluchen. O, wie wird Hubert mich verhöhnen, und mich gleichſtellen jenen Verworfenen, mit denen ich ſeine unheiligen Flammen theilen ſollte. Ach, ich trage nicht die Schmach, ich will mich tödten!»

«Das wirſt Du nicht, Du gutes frommes Geſchöpf,» ſprach Viktorin. «Dein Leben gehört Dir jetzt nicht allein an. Sey verſichert, daß ich insgeheim Dich redlich unterſtütze, daß ich auch väterlich ſorgen werde für das Kind unſerer Liebe. Trage die bittern Stunden, die Dir kommen werden, mit Faſſung und Ergebung! Nimm einſtweilen dieſes Wenige, und nun — laß mich ſcheiden!»

Keine Schilderung des herben ſchweren Abſchieds, qualerfüllt, im Innern blutend, ging Viktorin von dannen, halb ohnmächtig taumelte Anna in ihre Kammer, Sorge und Angſt, Schmerz und Liebe, Kummer und Verzweiflung drohten ihr Herz zu brechen.

Es war auf den Straßen recht rabendunkel, als Viktorin aus dem Hof des Paulinums trat, wo er Annen zum letztenmal geſprochen hatte, ein Mann kam die Straße herab, eine kleine Laterne, die er trug, erhellte ſein bleiches Geſicht. Es ſchien eine Perſon aus einem der Bilder in Auerbachs-Keller in das Leben getreten zu ſeyn, ſo grelle tiefe Züge, und ſo flammend beleuchtet; es war Hubert. Grimm kochte in Viktorin's Buſen. Dieſer Menſch war der Teufel im Leben ſeiner armen Anna; er murmelte eine Verwünſchung. In dieſem Augenblick ſchallten Tritte; vier Vermummte ſprangen aus dem Gewandgäßchen, umringten Hubert, und ſchlugen mit ſtarken Haſelſtöcken ſo unbarmherzig auf ihn los, daß er laut aufſchrie, und ſein Heil in der Flucht ſuchte; dieß gelang ihm indeß nicht ſo bald, daß er nicht manchen harten Schlag empfangen hätte. Wie ein gehetztes Wild ſtürzte er jetzt nach dem Eingang zum Hof des Paulinums, prallte ſeitwärts, als er dort Viktorin erblickte, der mit gehobenem Stock ſtand, um den Angefallenen zu vertheidigen; jetzt hob der Pedell die Leuchte, erkannte Viktorin, und rief laut: »Ha, Herr von Klingen!« in dem Augenblick, als ihm einer der Vermummten die Laterne aus der Hand ſchlug. Er gewann den Hof fluchend und racheſchwörend, und ſeine Verfolger zerſtiebten nach allen Seiten.

Am andern Morgen ſtand Viktorin in ſeinem Zimmer, alles zur Reiſe ordnend, da pochte es an der Thüre, der alte Volkmar trat herein. Viktorin erſchrack heftig, er glaubte, der Greis komme, Rechenſchaft zu fordern von ihm, wegen Anna mit ihm zu reden. Dem war nicht ſo. »Der Herr von Klingen werden aufgefordert, ſich morgen Nachmittag um die dritte Stunde vor dem consilio academico zu ſtellen,« war ſeine Anrede, aber Blicke voll Groll und Kummer warf der Alte auf den Jüngling.

»So?« fragte Viktorin verwundert: »wie kommt es denn, daß Sie den Dienſt thun?«

»Das werden ja der gnädige Herr am beſten wiſſen,« war die Antwort. »Mein College, den die Herren geſtern Abend gar übel traktirten, liegt zu Bette.«

»Nun, was ſoll ich's wiſſen?« fragte Viktorin. »Ich habe ihn nicht geſchlagen.«

»Wird ſich finden, wird ſich finden,« erwiederte Volkmar. »Der gnädige Herr ſind doch dabei geweſen. Empfehle mich!« — Er ging, unmuthig ſah Viktorin ihm nach.

Vor dem verſammelten Concil ſtand der junge Edelmann. An einer großen grünen Tafel ſaßen der akademiſche Senat in pleno, oben auf einem erhöhten Stuhle thronte mit ernſter ſtrenger Miene der Rector magnificus. Das Verhör begann, Hubert hatte Viktorin als Theilnehmer des nächtlichen Ueberfalles, als den Einzigen, den er erkannt hatte, angeklagt; der Schein war gegen den Studenten. Er ſollte die Uebrigen nennen; ſeine Betheurungen, daß er ſie nicht gekannt, daß er gar nichts wiſſe von dem Vorfall, wurden als ungültig verworfen. Hubert, todtbleich, mit verbundenem Kopf, einen Arm in einer Binde, wankt herein, und ſchien ihn durchbohren zu wollen mit dem ſtechenden Blick.

»Sie, Sie waren dabei, Herr von Klingen,« ſprach der Pedell mit hohler, bebender Stimme. »Sie ſtanden am Thor, und vertraten mir den Weg mit gehobenem Stock. Und

Sie, Sie allein ſind der Anſtifter des meuchleriſchen Ueberfalles. Glauben Sie, ich kenne die Perſon nicht, der ich dieſe Beilen und Wunden danke? Ich kenne ſie, Herr von Klingen, und Sie kennen ſie auch, vielleicht noch beſſer als ich. O dieſes Bubenſtück, an mir verübt, liegt klar vor meinen Augen, es iſt Weiberrache, die mich traf, Sie waren der Vollſtrecker, es bedarf's kaum, daß Sie Ihre Helfershelfer nennen!»

«Der Pedell lügt!» zürnte Viktorin. «Bei meiner Ehre, ich weiß nichts von dem Vorfall, als daß ich ein zufälliger Zeuge war.»

«Ein zufälliger Zeuge!» höhnte Hubert. «Wie kam es doch, daß Sie gerade am Paulino ſtanden, um die zehnte Stunde? Sie wohnen ja in einer ganz andern Straße! O, ich kenne Ihre Gänge, ſie ſind eines Cavaliers nicht würdig, bei Gott nicht. Ich weiß recht gut, bei wem Sie aus- und einſchleichen im Paulino!»

«Elender Schuft!» brauſte Viktorin auf: «was unterſteht Er ſich —» da ſchlug der Rektor Magnificus mit ſeinem goldenen Scepter auf den Tiſch, und donnerte: «Ruhe!» Und es war ſtille, wie bei einem Gericht der heimlichen Vehme.

«Junger Mann, nur freies, offenes Geſtändniß kann Sie von noch ſchärferer Strafe befreien,» ſprach der Rektor. «Sie haben gröblich die akademiſchen Geſetze verletzt, Ihr Leugnen fruchtet nichts, Sie ſehen, daß Sie erkannt wurden, nennen Sie die Theilnehmer, oder Sie allein büßen für Alle.»

«Bei Gott, Ew. Magnificenz, ich bin nicht ſchuldig,» vertheidigte ſich Viktorin. «Ich hob den Stock, um dem Ueberfallenen beizuſtehen; die Vermummten flohen auch ſogleich.»

«Mir beiſtehen? Wer es doch glaubte?» fiel Hubert ein. «So ſteht die Katze der Maus bei, wenn eine andere Katze ſie verfolgt.»

«Sie wollen die Univerſität verlaſſen, Herr von Klingen,» fuhr der Rektor fort: «aber bei ſo bewandten Umſtänden werden Sie Ihre Reiſe noch aufſchieben, bis nach ausgemachter Sache. Einſtweilen, um Ihnen Zeit zum ſtillen Nachdenken zu gönnen, ob Sie bekennen wollen, oder nicht, folgen Sie dem alten Volkmar in's Carcer.»

Viktorin wollte reden, ein gebietender Wink gebot ihm Schweigen; Volkmar ſuchte an dem Bunde nach einem Schlüſſel, und ging hinaus; Viktorin folgte. Wie ſie den langen ſpitzgewölbten Seitengang vorkamen, und aus dem Kreuzgang in den Hinterhof ſchreiten wollten, kam Anna eben die Treppe herab, und blieb mit einem leiſen Ach, erbleichend ſtehen. Viktorin ſah ſie, warf ihr einen ſchmerzlichen Blick zu, deutete hinterwärts, und ſie verſtand ihn nur zu wohl. Sie hatte bereits gehört, was Hubert widerfahren, und es ſchien ihr ſelbſt wahrſcheinlich, daß Viktorin dabei wirkſam geweſen ſey.

Hinauf über die düſteren Treppen führte Volkmar den unſchuldig Angeklagten, ſchloß eine niedrige Thüre auf, wieß den Studenten hinein in das enge Gemach mit dem kleinen, mit Eiſenſtäben vergitterten Fenſter, mit einem Tiſch und Stuhl, und einer ſchmalen hölzernen Bettſtelle, die Wände voll Namen und grotesker Zeichnungen, und ſchloß hinter ihm ſorglich, mit einem tiefen Seufzer die Thüre.

Auf der Treppe begegnete ihm ſchwachen Trittes, Hubert. Er weidete ſich an dem unſichern Gang des Greiſes, den die Anſtrengung zittern machte.

«Habt einen feinen Vogel im Käfig, Collega,» ſagte er zu dem Alten. «Haltet ihn gut, kann noch Euer Schwiegerſohn werden, wenn er nämlich Luſt hat. Erzählt's doch Eurer Guterzogenen, wen Ihr da droben eingeſperrt habt, hört Ihr?»

Der alte Mann würdigte ihn keines Blickes, keiner Antwort, langſam ſtieg er, der Gebrechliche, die gebrechlichen Treppen hinunter.

Träge ſchlich dem armen Viktorin in ſeiner unfreundlichen ſtrengen Haft der Tag hin, die Nacht kam mit ihrem Düſter, und brachte ihm keine Veränderung. Ja, noch trauriger, noch ſchwermüthiger machte ihn ihr ſtilles, dämmerndes Weben. So lang es Tag war, hatte er doch hinausſehen können durch die Gitterſtäbe auf die Menge, die in Geſchäften, oder luſtwandelnd, zum Grimmaiſchen Thor aus- und einſchritt. Er hatte ſich damit beſchäftigen können, die hundert und aber hundert Namen zu leſen, die hier angeſchrieben waren ſeit einigen Jahrhunderten, die oft rohen, oft witzigen Sinnſprüche, die verſchlungenen Namenszüge, die Klagen und Ausrufungen, die barokken Bilder zu betrachten. Aber nun wurde es zu dunkel, um ferner dieſe Chronik voll wunderbarer Geſchichten und abentheuerlicher Geſtalten zu ſtudiren, und Viktorin verſank in recht trübes Nachdenken, in recht tiefen Mißmuth. Unſchuldig hier eingekerkert, auf die Anklage eines ſchurkiſchen Menſchen, der ihn haßte, ſein geliebtes Mädchen in qualvoller Lage mit täglich wachſender Seelenangſt, ſeines theuren Vaters unerwarteter Tod, die Verhinderung ſeiner Reiſe, dieſes Alles waren Gegenſtände, nicht geeignet, friedliche Bilder vor ſeine Seele zu führen; am meiſten empörte ihn die ungerechte Strenge des Gerichts, aber ſein Groll konnte hier doch nicht austoben.

Er entſchlief, ſchlief ſo ruhig, wie ſich's in einer ſolchen Lage, und in ſolchem Verhältniſſe ſchlafen läßt, und ſo viel das Getöſe, das die Katzen über ihm, und das Geräuſch, das hungrige Mäuſe um und neben ihm verurſachten, zuließ.

Mit Trank und Speiſe wurde er verſehen. Auch der folgende Tag verging ihm langſam und in quälender Ungeduld. Im Abendbrod fand er einen Zettel, ſtaunend las er:

«Theurer Freund! Du biſt zu vierwöchentlicher geſchärfter Carcerſtrafe verurtheilt, iſt dieſe überſtanden, ſo folgt noch das Conſilium, oder die Relegation. Wie weh thut es mir, Dir dieſe Nachricht mittheilen zu müſſen. Die Pflicht ruft Dich nach Hauſe; entfliehe! Gelingt mein Plan, ſo öffne ich heute Nacht das Carcer. Sey bereit, es kommt, wenn es Gottes Wille iſt, Deine treue Anna.»

«Verurtheilt ohne Beweiſe gegen mich!» ſeufzte der Arme, und verſank in ſchwermuthvolles Nachſinnen. Der Gedanke an die Treue des edlen Mädchens richtete ihn auf.

«Was hilft mir, daß ich trotze auf mein gutes Recht?» ſprach er zu ſich ſelbſt. Man hört mich nicht, und ich habe keine Zeugen, die für mich reden. Vier Wochen ſoll ich in dieſer ſchaurigen Spelunke verbringen, ich glaube vier Tage würden mich aufreiben. Nein, ich folge Dir, mein treumeinendes Mädchen, ich fliehe!»

Spät kam die Nacht, denn es waren die langen Tage des Sommers, es ſchlug neun, es ſchlug zehn, und ſtille blieb es, wie im Grabe. Auf der Folter banger Erwartung lag Viktorin. «Wird ſie kommen? Wird ſie Wort halten können?» fragte er ſich oft, und lauſchte dann wieder mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit auf jeden Tritt, auf jedes Geräuſch. Oft ſchlich es mit leichtem leiſen Tritt auf dem dunkeln Gang hin, oft glaubte er, Anna's Gewand rauſchen zu hören, aber dann blieb es wieder ſtill, ganz ſtill, und ſeine Seele zagte. Von einem Thurme der Stadt nach dem andern tönten jetzt die Schläge der zehnten Stunde über die Stadt hin, und herauf in Viktorin's Einſamkeit drang das Schnarren und der laute Ruf der Wächter. Anna kam noch nicht.

Und es verging wieder eine qualvolle Stunde der Erwartung, dann ſchlug es eilf, und immer noch zögerte die Helferin. Von der Anſpannung aller Lebensgeiſter endlich abgemattet, verſank Viktorin in einen träumeriſchen Halbſchlummer.

Annen war die Zeit nicht minder träge dahingeſchritten, aber ſie durfte, ſie konnte nicht früher den gewagten Schritt beginnen. Jetzt erſt mußte ihr Vater entſchlummert ſeyn. Ihr armer Vater. Eine Centnerlaſt lag auf ſeiner Seele, ſie fühlte das, ſie merkte wohl, daß Hubert ſie angeklagt. Kein Wort des Vorwurfs, keine Frage war über des Greiſes Lippen gekommen, aber mit ſtummem kummervollen Ausdrucke hatte ſein Blick oft auf ihr geruht, als wolle er in ihrer Seele leſen. O dieſes Schweigen marterte ſie mehr, als irgend eine Strafe, es zerriß ihr das Herz.

Spät entſchlummerte Volkmar; lange lauſchte ſie, bebend und mit verhaltenem Odem, ob er auch feſt und ruhig ſchlafe. Ach, das war nicht ſo; ein Vater, der Schande und Schmach kommen ſieht über ſein eges Kiinzind, der ſchläft nicht ruhig. Oft ſeufzte der Alte ſchwer, und wendete ſich auf ſeinem Lager. Endlich wurde er ruhiger; mit zitternder Hand bemächtigte ſich Anna der Schlüſſel, und ſchlich aus dem Stübchen.

Ein leiſes Klirren und Greifen an ſeiner Thüre weckte Viktorin, er fuhr auf, die Thüre öffnete ſich, eine weibliche Geſtalt trat herein, noch einmal hielt er das bebende liebevolle unglückliche Mädchen umfangen.

»Eile, eile!« flehte ſie: »es iſt nicht Zeit, zu küſſen und zu koſen. Mich erfaßt Todesangſt. Komm, komm, tritt leiſe auf, gieb mir die Hand, es iſt finſter, folge mir, nimm Dich in Acht bei den Treppen. Sprich kein Wort,« flüſterte ſie mit bebender Stimme, und zog ihn mit ſich fort über den langen, rabendunkeln Gang. An der Treppe warf eine Dachlucke einiges Licht von dem bleichen wolkenbedeckten Nachthimmel herein. Sie ſchlichen die Treppe leiſe hinunter. — Jetzt waren ſie an der zweiten Treppe, da ſchreckte ſie furchtbar eine Erſcheinung. Ein hagerer Menſch in einer Nachtjacke ſtand dort, ſo viel ſich in der Dunkelheit erkennen ließ, war ſein Kopf verbunden, war ſein Geſicht todtenbleich. Mit einem leiſen Ach ließ Anna Viktorin's Hand fahren, wie ſie ſeiner anſichtig wurden, und hielt ihre Schritte zagend an.

«Wer da?» fragte eine hohle unſichere Stimme, der man es anhörte, daß Furcht ſie ſo beben mache. Es war Hubert. Er hatte in ſeiner Stube ſchlaflos geſeſſen, hatte das leiſe Gehen gehört, und war herabgegangen. Viktorin ſchwieg, da rief er wieder: «Halt!» und vertrat ihm den Weg.

«Schuft, hinweg!» ſchrie Viktorin dumpf, der ihn nun erkannte, und ſtieß ihn zur Seite.

«Ha! Herr von Klingen! Sie wollen echappiren! Tod und Teufel! Hollah! ho!» rief Hubert ſo laut er konnte, und ſtellte ſich dem Studenten entgegen, aber da zog ihn plötzlich eine ſtarke Hand im Genick, er trat einen Schritt zurück, trat auf die erſte Stufe der

Treppe und ſtürzte mit einem Donnergepolter hinab, ihm nach eilten Viktorin und Anna, und ehe ſich der Betäubte unten erinnernd aufzurichten verſuchte, war, nach einem heißen, ſchmerzvollen Abſchiedskuß, Viktorin auf der Straße, lagen unter Volkmar's Kopfkiſſen wieder die Schlüſſel zu den Carcern.

Der Pedell.

Ein Nachtſtück in zwei Hälften.

Zweite Hälfte: Nachmitternacht.

In einem kleinen Dachſtübchen im Paulino, zu welchem man über ſteile und düſtre Treppen gelangte, das außer einem ſchmalen Bette, einer Kiſte, zwei gebrechlichen Stühlen und einem alten Tiſch, in welchem die Holzwürmer Labyrinthe wühlten, kein Mobiliar enthielt, ſaß arbeitend der Student der Gottesgelehrſamkeit: Euſebius. Die wenigen Bücher, die der Arme ſein nannte, ſtanden vor ihm in einer Reihe auf dem Tiſch, daß er ſie gleich zur Hand hatte; eine Menge ſtarker Hefte lagen zur Seite. Er regte die Feder gar wacker, der Student, aber es entſtieg ſeiner Bruſt doch ein Seufzer, als er einen Blick durch ſein niedriges Fenſterlein warf, auf den blauen Abendhimmel, der ſo ſonnig und freundlich hereinlachte.

»Wer doch nur ein Stündchen hinaus könnte in die ſchöne liebe Gottesnatur!« ſprach er leiſe zu ſich, indem er die hebräiſche Bibel aufſchlug. »Ach wie mit ſo ganz andern Buchſtaben iſt da draußen das alte Teſtament geſchrieben. Aber Du guter Himmel, wo wäre die Zeit dazu in dieſem halben Jahre? Vorbereitung auf das Examen iſt ein ſchweres Wort, das Schweiß koſtet. Sechs Collegia den Tag, dazu drei Privatſtunden, um kümmerlich den Unterhalt zu gewinnen für mich und die arme Muhme, dann die Predigten für die benachbarten Paſtoren, um zuweilen einen Tiſch oder von einem mildthätigen Herzen, das meine Worte gerührt, ein kleines Geſchenk zu erhaſchen, dieß alles will Zeit. Nun, mit Deiner Hülfe, Du Allvater, werde ich's ja noch überwinden, Deine Kraft ſey mit mir, wenn die meine ermüden will, Dein Troſt, wenn Kummer und Armuth mich zu Boden drücken, Dein Geiſt, wenn Zweifel und Irrthum meine Seele verfinſtern. Herr Gott, Du biſt meine Zuflucht für und für!«

Er arbeitete rüſtig weiter, er blickte nicht mehr ſehnſüchtig nach des Sommerabends friedlicher Schöne.

Nach einer Weile öffnet ſich leiſe die Thür, und eine Frau mit einem blaſſen aber recht mildfreundlichen Geſicht trat mit einem Körbchen zu dem Studenten ein. Sie mochte vierzig Jahre zählen, und die Spuren einſtiger hoher Schönheit waren noch nicht ganz verwiſcht in dem Geſicht, über welchem ein ſanfter Kummer verbreitet lag. Ihre Kleidung war dürftig, aber rein und ganz.

»Störe ich, Euſebius?« fragte ſie mit leiſer Stimme. »Da bringe ich Dir Deine Wäſche, ich habe alles ſauber gewaſchen und geplättet; das neue Hemd iſt auch dabei, was ich Dir genäht habe.«

»Habt Dank, Muhme!« antwortete der Student: »Ihr ſorgt recht mütterlich für mich.« »Sprich nicht ſo, Euſebius,« bat die blaſſe Frau; »ich thue nur, was meine Schuldigkeit iſt gegen Dich arme Waiſe, Du biſt ja auch ſo gut und ſo dankbar, biſt meine Stütze bei all' deiner Armuth, ach, Euſebius, ich habe Dich ſo lieb.«

»Ich habe auch etwas für Euch, Muhme, ſprach der Jüngling lächelnd, zog den Tiſchkaſten aus, und brachte aus einer Hülle von Papier ein ſchönes Stück Kuchen zum Vorſchein. »Seht,« fuhr er fort, »das bekam ich heute Mittag bei dem Kaufmann Schmidt, deſſen Knaben ich Stunden gebe, es war ein Geburtstag in der Familie, und ſeht hier« — fuhr er noch freundlicher fort: »das war auch dabei, in ein Papier gewickelt drei blanke Achtgroſchenſtücke! Da Muhme, wir theilen, zwei für Euch, eins für mich.«

»Ei Du guter Gott!« ſtaunte die Frau: »das ſchöne Geld! Wo denkſt Du hin, Euſebius, ich rühre es nicht an, bedenke doch, Du brauchſt ja einen neuen Rock und einen neuen Hut zum Examen, Deine Schuhe ſind auch nicht zum Beſten, was haſt Du denn, wenn Du mir immer alles gibſt?«

»Macht mich nicht böſe, Muhme, und nehmt!« gebot der Student. »Ich habe ſchon ein Paar Thaler liegen, und der Herr wird mir weiter helfen. Ich danke Gott, wenn ich Euch etwas geben kann; ich trage nur alte Schulden ab; ich weiß, wie Ihr es Euch habt ſauer werden laſſen für mich, als ich noch ein Knabe war, wie manche Wege, Bitten, Arbeit und ſchlafloſe Nächte es Euch gekoſtet hat, ehe es dahin kam, wo es jetzt iſt — alſo kein Wort weiter, es iſt Euer!«

Damit drückte er ihr die zwei Achtgroſchenſtücke in die Hand, ſie nahm ſie, und Zähren des Dankes und der Rührung rollten über ihre bleichen Wangen.

Sie begann jetzt, die mitgebrachte Wäſche behutſam und ordentlich in die Kleiderkiſte zu legen, brachte manches in dieſer in beſſere Ordnung, während Euſebius wieder bei ſeinen Büchern ſaß, dann machte ſie ſein Bette, wiſchte den Staub ab vom Fenſterbret und vom Tiſch und ſagte: »Wenn Du nur ein ſchöneres Stübchen hätteſt, Euſebius, das iſt doch gar zu klein und unwohnlich.« »Ich bin ja zufrieden, Muhme,« war ſeine Antwort. »Wie viele Hunderte mögen vor mir darin gewohnt haben, ſeit im Jahre 1541 Herzog Moritz der Univerſität das Paulinum verehrte; und wie mancher große und gelehrte Mann mag aus dieſen Hunderten hervorgegangen ſeyn. Soll ich es beſſer haben wollen, wie ſie? Die Luft iſt geſund und rein, ich habe eine weite Ausſicht, wenn ich an's

Fenſter trete; ich bin zufrieden, und danke Gott, daß ich nur ein billiges Obdach habe.«

»So warſt Du immer, Euſebius,« fuhr die Frau fort: »immer genügſam, immer ſahſt Du auch dem Mangel eine heitre Seite ab, und warſt dankbar gegen den Höchſten. Du biſt zum Geiſtlichen geboren.«

»Ach Muhme, wenn es ſo weit wäre,« erwiederte der junge Theolog: »Wenn ich eine Landpfarre bekäme, wie glücklich wollten wir dann ſeyn! Dann zöget Ihr mit mir hinaus, richtetet mir die kleine Wirthſchaft ein, ich kann mir kein ſchöneres Leben denken. Nach gethaner Arbeit pflegte ich ein kleines Gärtchen, ſuchte nach den Bienen, oculirte Bäume — ach — was denke ich daran, wer weiß wie lange ich hofmeiſtern muß, ehe es mir ſo wohl wird, und ob ich nicht darüber ſterbe, ehe ich das ſchöne, ſo heißerſehnte Ziel erreiche.«

»Mußt nicht ſolche Gedanken haben, Euſebius,« bat die Muhme. »Mußt nur Gott vertrauen. Nicht alle Wünſche erfüllen ſich, wenn wir ſie hegen; oft müſſen Jahre durchſeufzt und durchkämpft werden, ehe ſie ſich verwirklichen. Glaube mir, guter Euſebius, ich bin nur ein ſchlichtes Weib, und Du biſt gelehrt, weißt alle Worte beſſer zu ſetzen, als ich, aber ich wünſche Dir nicht ſolche Stunden voll Angſt und Kummer und Verzweiflung, wie ich durchlebt, Gott wolle Dich gnädig davor behüten. Gar manche Thräne iſt gefloſſen in dieſem alten Haus, die nur Gott geſehen hat; nun und jetzt iſt alles vorüber. Bin ich auch nicht glücklich, ſo bin ich doch ruhig, und habe doch eine Freude an Dir, mein guter Euſebius. Nun behüte Dich Gott, willſt Du noch etwas beſorgt haben? Jetzt bin ich da.« »Wenn Ihr ſo gut wäret, und mir eine Flaſche friſches Waſſer brächtet, und auch dort vor dem Fenſter die paar Blumen göſſet,« bat der Student: »ich habe heute zu viel zu thun, und die Zunge klebt mir am Gaumen.

»Soll gern geſchehen,« antwortete Euſebius Muhme: »laß Dich nur weiter nicht von mir ſtören.« Sie ging, und that nach ſeinem Wunſche, er arbeitete fort.

Nach dem Schluß der Collegien füllt ſich gewöhnlich der Hof des Paulinums mit vielen Studenten an, die theils ſich unterhalten, theils ſich bei einer Frau, die im Kreuzgang feil hat, ein Frühſtück kaufen, oder die mancherlei Fragen und Erkundigungen und Anerbietungen leſen, die auf zwei ſchwarzen Brettern zu beiden Seiten des Eingangs zu dieſem Behuf befeſtigt ſind. Eines Tages ſtand Euſebius auch dabei, als ein junger ſchöner Mann, der ſich durch eine ſehr elegante Kleidertracht auszeichnete, und an den Kanonenſtiefeln mächtige Sporen erklingen ließ, einen Zettel an eines dieſer Bretter anklebte.

Euſebius blickte hin, und war nicht wenig verwundert, zu leſen:

»Der Studioſus Theologiä, Euſebius Volkmar wird hierdurch aufgefordert, ſich in die große Feuerkugel zu bemühen, und bei dem Stud. Juris, Dagobert von Klingenberg einen Brief an ihn in Empfang zu nehmen.«

»Ich bin der Aufgeforderte,« ſagte Euſebius zu dem andern Studenten.

»So? Du biſt's?« fragte dieſer; »nun dann brauchen wir den Wiſch nicht. Zu Hauſe liegt ein Brief an Dich, ich hätte ihn beinah' ganz vergeſſen, bin aber auch erſt vierzehn Tage hier.«

»Von wem iſt der Brief?« fragte der Theolog.

»Ja, das kann ich Dir nicht ſagen,« war die Antwort, »mein Alter hat mir ihn mitgegeben, und ſagte, ein Freund habe ihn geſchickt. Hole ihn nur, es ſind vielleicht Gelder drinn.«

»Kann ich nicht gleich mit Dir gehen?« fragte wieder Euſebius.

»Nein,« war die Antwort: »ich muß jetzt auf den Fechtboden, komme heute Abend nach Acht, eher triffſt Du mich ſchwerlich. — Adieu!« Er ging mit klirrendem Tritt von dannen. »Du magſt mir ein fleißiger Studio ſeyn,« dachte Euſebius. »Von wem nur der Brief iſt?« — Jenen aber empfing in der Halle des neuen Paulinums ein baumlanger Student mit großem Schnurbart, und rief ihm im tiefen Baß entgegen: »Na, wie lange ſchnackſt Du denn mit dem ſchwarzen Bibelhuſaren? Wir in Jena guckten ſo'n Finken gar nicht an.«

»Es war der, an den ich den Brief habe, Roland,« antwortete Dagobert, und Arm in Arm ſchritten ſie nach dem Fechtboden hinüber.

Aus dem Kreuzgange her hinkte, wie Dagobert von Euſebius ging, ein lahmer

Menſch, mit ſcharf gezeichneten Zügen in dem pockennarbigen Geſicht. Er trug Papier unter dem Arm, und ſeine Augen weilten mit einem ſtechenden Blick auf dem Studenten, dann ging er vorüber, höhniſch mit dem Munde zuckend, und ſeine Augen funkelten, als rege ihn eine Freude auf. »Endlich!« ſprach er leiſe in ſich hinein, »endlich wird mir's doch gelingen, Dich zu faſſen, Burſche. Iſt das Deine Geſellſchaft, ſo biſt Du verloren. Habe lange darauf gewartet, Dich auf krummen Wegen zu attrapiren, warte, nun wollen wir aufpaſſen.«

Indeſſen war ein andrer Student, der Euſebius kannte, zu dieſem getreten, und ſagte zu ihm: »Kennſt Du den Studenten, der jetzt mit Dir ſprach?«

»So eben machte ich ſeine Bekanntſchaft,« antwortete Euſebius.

»Nimm Dich in Acht vor ihm, laß' Dich nicht mit ihm ein, es iſt ein wüſter Menſch, der ſich mit der Hefe der Studierenden umgibt, und der geſchickt werden wird, ehe er ſich's verſieht, es iſt ihm auch ſchon in Heidelberg widerfahren.«

So?« fragte Euſebius verwundert: »wo iſt er denn her?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete der Student: »aber die Herrn im Concil haben ihn ſtark auf dem Striche, hätteſt nur vorhin ſehen ſollen, mit welchen Blicken der lahme Pedell Dich anfeuerte, vermuthlich, weil er Dich mit jenem ſprechen ſah. Dieſer Hund ſpionirt Alles aus, und ich wette, er erzählt es wieder.«

»Er ſcheint mich ohnedieß zu haſſen, ich weiß nicht warum, ich that ihm nie etwas zu Leid,« äußerte Euſebius.

»Solch eine Kreatur,« fuhr jener fort: »haßt alle Studenten, er freut ſich ihrer Uneinigkeiten, ihrer Fehltritte, ihrer Vergehungen, ich glaube gar, wenn er beten kann, ſo betet er darum, wie ein Todtengräber um Peſtilenzen, daß recht viele Ungebührniſſe vorfallen, denn er bekommt ja für jede Citation zwei Groſchen, und als Carcerpförtner fällt ihm gar mancher halbe Gulden zu.

»Von mir wird er ſich nichts zu erfreuen haben,« ſagte Euſebius.

»Wenn ich recht gehört habe, ſo hat es geſtern mit dem Herrn von Klingenberg etwas geſetzt, eine Schlägerei mit einigen Schuſtern, der lange Roland, ſein Kumpan, der in Jena ohnlängſt relegirt worden iſt, war auch dabei, da wird es wieder heißen im Concil: Laut Paragraphus der und der, unſrer academiſchen Geſetze vier Wochen Carcer. Punktum.«

»Meinetwegen, was kümmert's mich,« erwiederte Euſebius; »er hat einen Brief an mich, den ſoll ich holen, habe ich den, dann geht mich weder der Klingenberg noch ſein Roland etwas an.«

Er ging hinauf in ſeine Stube, um wieder zu arbeiten, als er über das Tabulat ſchritt, wo ſeine Muhme ein kleines Stübchen bewohnte, hörte er ſie vernehmlich aus dem ſchönen Liede: Mache Dich, mein Geiſt, bereit ꝛc. die Strophe ſingen:

Deine Feinde jauchzten gern
Ueber Deinem Falle;
Wach' und bete durch den Herrn,
So beſiegſt Du Alle.
Wach' und ſieh', daß Dich nie
Die Verführer fällen,
Die Dir Netze ſtellen. —

Der fromme Student Euſebius ſtimmte leiſe in die Melodie ein, und ſetzte ſich wieder zu ſeinen Büchern.

Es ſchlug acht Uhr, Euſebius, der nie Gelegenheit gehabt hatte, auf Briefe warten zu lernen ohne ungeduldig zu werden, war ſchon ſeit einer Stunde in beſonderer Unruhe, was doch wohl der Brief enthalten möge; die Arbeit war ihm heute gar nicht ſo von der Hand gegangen, wie ſonſt. Er war ſeiner Neugierde nicht länger Meiſter, ſpritzte die Feder aus, zog den Rock an, und ging in die Feuerkugel. Der arme Jüngling glaubte in ein fürſtliches Schloß ſich verirrt zu haben, als er die Treppenwand mit glänzendem Porzellan bekleidet ſah, in welches allerlei hübſche Landſchaftsbilder und Seeſtücke eingebrannt waren. Wie glücklich, dachte er, ſind doch die, die hier wohnen. Jeden Tag über eine ſo ſchöne Treppe zu gehen, wahrlich, ich möchte faſt wünſchen, auf der Treppe zu wohnen, wenn ich an meine Stufen und rauchigen Wände denke.

Unter dieſen Betrachtungen war er hinaufgekommen, und fragte ein vorübereilendes Dienſtmädchen nach der Wohnung deſſen, den er ſuchte.

»Gehen Sie nur dieſe Gallerie hinter, antwortete ſie, »die letzte Thür; Sie werden die Herren ſchon hören.«

Und ſo war es; Euſebius hörte, ehe er noch an die Thüre kam, ein unſittliches rohes Geſchrei, das ſonſt ſelten gehört wurde von den ſtudierenden Jünglingen der Lindenſtadt, die auch zu jener Zeit, als ſich dieſes begab, des ehrenvolleren Rufes der Geſittung und Humanität ſich faſt allgemein erfreuten, und nur wenige Mitglieder als Ausnahme dieſer Regel unter ſich hatte, aber leider zu dieſen Ausnahmen führte den Studenten Euſebius ſein ungünſtiger Stern.

Als er eintrat in die Stube, ſchrack er zurück vor dem Gräuel der Unordnung, und der wüſten Wirthſchaft, der ſich ſeinen Blicken darbot. Um einen Tiſch, in der Mitte der Stube ſaßen ſechs Studenten, eingehüllt in Wolken von Rauch, die ſie unabläſſig vermehrten. Kaum unterſchied er durch den Nebel die Geſtalten Rolands und Dagoberts.

Auf dem Tiſche ſtanden ein Dutzend Bierflaſchen, eben ſo viele, und noch mehr, lagen darunter. Vier große engliſche Doggen ſprangen knurrend auf, und wieſen Euſebius ihre weiße Zähne. An der Erde lagen noch etliche Huſarenſäbel, Stoßdegen, Hieber und Rappiere aller Art, Fechthandſchuhe, Kanonenſtiefeln, Schuhe, und mancherlei Geräth bunt durch einander. An den Wänden hingen Uhlanenmützen, Federhüte, ein Reitkoller, einige Dutzend Tabakspfeifen und zwei Paar Piſtolen. Es war auch eine Bibliothek im Zimmer aufgeſtellt, die aber dermalen nur vier Bände ſtark war. Alle dieſe Gegenſtände entdeckte Euſebius nur nach und nach, als er eine Weile im Zimmer war, ſeine Furcht vor den grimmigen Hunden beſchwichtete Roland, der mit einer Donnerſtimme rief: »Allons couchez Diana, Nero, Pluto, Karo! und gehorſam,« aber immer noch murrend, legten ſich die gewaltigen Thiere nieder, und hefteten ihre Augen auf Euſebius, deſſen Eintritt, wie es ſchien, einen Geſang unterbrochen hatte.

»Setze Dich, Volkmar!« rief Klingenberg, indem er einen Stuhl ergriff, und neben ſich ſtellte; zugleich bot er ihm den vollen ſchäumenden Bierkrug.

»Ich danke,« weigerte ſich der Schüchterne. »Geben Sie mir gefälligſt den Brief, ich habe zu thun, und möchte mich nicht verweilen.«

»Nicht rühren!« brüllte Roland. »Geſetzt, getrunken! Was iſt das für ein Comment? Wir in Jena allein haben ächten Comment los. Wenn da ein Student Sie ſagte zu dem andern, alle Wetter, den nämlichen Tag noch käme ihm ein Cartel in's Haus!«

Euſebius mochte dem Händelſüchtigen nicht widerſprechen, er ſetzte ſich an Dagoberts Seite, und that Beſcheid.

Auch eine Pfeife bot der Wirth ihm an, er mußte ſie ausſchlagen, da er nicht rauchte, und wieder ſchrie Roland: »Was das für Zierrath iſt. Ein Burſche, und nicht rauchen, da ſchlage doch Pulver und Blei hinein!«

Wenn ich ſolch'n Finken ſeh'
Wird mir all'mal übel und weh!

ſang er mit tiefem Bierbaß.

»Weiter im Text!« riefen die übrigen Studenten: »Weiter Rapſode! Du hatteſt vor ihn ein ſchönes neues Lied angeſtimmt, gib's ganz zum Beſten!«

»Hier bei Euch hört man auch kein geſcheutes Lied. Bei uns in Jena, da gibt es Lieder! Donner! Paßt auf, Jungen, ich werde Euch eins aus dem Stegreif ſingen, denn das iſt nur ein Birnſtiel.« Er ergriff eine Guitarre, prälutirte, und ſang mit ſeiner Stentorſtimme:

Corpus Juris, dicker Leib!
Inſtitution!
Seyd ein ſchlechter Zeitvertreib
Flottem Muſenſohn!

Lieber nehm' ich meinen Krug,
Trink' ihn fröhlich leer,
Heb' ihn aus auf einen Zug,
Rufe dann: Noch mehr!

Iſt dereinſt die herrliche
Burſchenzeit herum,
Bleibt uns nur das traurige
Philiſterium!

Und wir machen dann in Ruh'
Aus dem lieben Jus,
Den Pandekten auch dazu,
Lauter Fidibus!

Schallend wiederholten die Comilitonen jede Strophe, die aus dem Gehirn ihres hochragenden Vorſängers entſprang, und wetteiferten, den braunen Gerſtentrank in möglichſter Menge ſich einzugießen. Die Hunde heulten unisono zu dem Geſang.

Euſebius empfand ganz das drückende Gefühl, in eine Geſellſchaft gerathen zu ſeyn, in der er nimmer ſich heimiſch und wohlgemuth fühlen konnte. Solche Rohheit, das wußte er, war noch nicht vorhanden geweſen in Leipzig, war auch gewiß nicht in Jena heimiſch, ſie war nur die Blüthe des Auswurfs, in den er ſich widerwillig verſetzt fand; ihm bangte, denn er war in der Gewalt dieſer Kanibalen, und wünſchte ſich hundert Meilen weit aus ihrer unſaubern Nähe. Nimmer über dieſe Schwelle zu treten, gelobte er ſich heimlich, ſo freundlich und einladend ihm auch die Porzellanwand der Treppe begrüßt.

Es wurde an die Thüre geklopft, kaum hörten es die Lärmenden, aber Euſebius, der ihr zunächſt ſaß, vernahm es, ſprang von ſeinem Stuhl auf, und öffnete, und es war ihm, als treffe ihn ein meuchleriſcher Dolchſtoß, vor ihm ſtand — der Pedell Hubert, und ſah ihn an mit einem ſataniſchen Lächeln, er ſchritt an ihm vorüber, und trat in die Stube. Da fuhren die großen Hunde wieder mit wildem Gemurre in die Höhe, und umſtellten den Pedell, und ein unheildrohendes Scharren der Studenten verkündete ihren Unwillen über ſeinen Eintritt.

»Was giebts?« rief Dagobert von Klingenberg mit rollenden Augen ihn an, aber ehe noch Hubert den Mund zur Antwort aufthat, ſcholl Rolands tiefe Stimme ſingend in der vorigen Melodie:

Kommt der Pudel angehinkt
Mit der Citation,
Wird ihm mit dem Stock gewinkt;
Pack' Er ſich, Patron!

Dazu machte er mit dem gewichtigen Ziegenhainer die gehörige Pantomime, während die Andern als Chor wiederholten:

Pack' Er ſich, Patron!

»Die Herren von Klingenberg und Roland werden erſucht, morgen Nachmittag um fünf Uhr vor dem Concilium ſich einzufinden,« ſprach der Pedell mit etwas wankender Stimme, denn ihm graute ein wenig vor der drohenden Umgebung und den Ungeheuern, die Zähne fletſchend, wie murrende Löwen ein grollendes erhaltenes Bellen hören ließen. Wie er ausgeredet hatte, ſchlug Roland mit dem Stock auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, und brüllte:

Hei, was ſcheren wir uns drum,
Haut ihn übers Fell!
Pereat Concilium,
Pereat Pedell!

»Pereat Concilium, Pereat Pedell!« ſcholl es aus rauhen Kehlen ihm nach. Hubert ſchoß grimmige Blicke auf Euſebius, dieſer ſtand ſeitwärts, und vermochte kein Wort hervorzubringen.

»Huſſa!« rief Roland, da ſchlugen die vier Hunde auf einmal an, und blickten aus grünfunkelnden Augen auf Hubert, der bleich wurde, wie eine getünchte Wand. Er wollte gehen, nicht von der Stelle ließen ihn die Hunde, jeden Augenblick drohten ſie ihn zu zerreiſſen.

»Wie wär' es, Pudel, wenn wir Dich zum Zeitvertreib mit Hunden hetzten?« fragte Roland.

»Um Gotteswillen, laßt den armen Mann gehen, ängſtigt ihn nicht ſo!« rief Euſebius, da ſchoß Hubert einen Giftblick auf ihn, und zitterte aus bebenden Lippen die Worte hervor. Man braucht nicht — zu thun — als — wenn man — für mich bit — ten wollte! Werde ſchon — es zu — rühmen wiſſen, was — man mir — hier — anthut. —

»Laßt den Schächer gehen!« rief Dagobert: »Er iſt nicht werth, daß ihn ein Studentenhund an — bellt. Allons, Karo! Nero! Zurück! Diana, Pluto! Kuſcht Euch! Und nun Marſch!

Hubert ging zähnklappernd. Auf der Treppe mußte er ſich anhalten, ihn ſchwindelte, er hatte Todesangſt ausgeſtanden, wenig nur fehlte, ſo wär er die Stufen hinabgeſtürzt. Hohngelächter und Schimpfruf ſchallte ihm nach. Euſebius bangte; das war nicht gut, daß Hubert ihn hier geſehen. Es ging eine düſtre Ahnung durch ſeine Seele. — Es giebt ſolche Ahnungen, wer ſie verläugnet, vor den trat noch kein warnender Geiſt in verhängnißvoller Stunde, er iſt glücklich. Eine innere Stimme ſpricht in dunkeln Orakelworten, einen Augenblick bewegt ſich der Schleier vor dem verhüllten Iſisbilde der Zukunft, aber nur

Entſetzen iſt es, was hinter ihm hervorſtarrt, und eiſeskalt alle Nerven durchſchauert.

»Gieb mir nun meinen Brief,« wandte Euſebius ſich an Dagobert; es war unvermerkt ſtiller geworden in der vorhin ſo lauten Verſammlung, die Hunde lagen wieder ruhig unterm Tiſch, Roland wiegte ſich auf dem Stuhl, und dampfte, einige der Anweſenden ſtanden auf, und ſchickten ſich an, nach Hauſe zu gehen; Dagobert ſuchte im Pult nach dem Brief, fand und reichte ihn Euſebius, der dankte ſchnell und ging. Die wilde Fröhlichkeit ſchien entflohen aus der Verſammlung, eine Spannung laſtete auf Allen, ſie ſprachen nur wenig noch, und gingen auseinander.

Wo auch Frevel verübt werde, in ſeinem Gefolge ſind ſtets drei Erynnien, der Mißmuth, die Reue, und die Furcht vor der Strafe. Sie fehlten auch hier nicht.

Euſebius erbrach den Brief. Es fiel ihm daraus ein Wechſel auf fünfzig Thaler entgegen, und ein zweiter Brief, der an ſeine Muhme adreſſirt war. Er ſtand wie verſteinert, mit haſtigem Blick überflog er die Zeilen, die an ihn ſelbſt gerichtet waren, ſie lauteten ſo:

»Ein unbekannt bleibenwollender Menſchenfreund, dem man Ihren Fleiß und Ihr gutes ſittliches Betragen gerühmt hat, ſendet Ihnen eine kleine Unterſtützung, als Aufmunterung. Fahren Sie fort, wie bisher, treu und fleißig Ihrem Berufe nachzuſtreben, meiden Sie üble Geſellſchaft, und verderbliche zeitraubende Zerſtreuungen, und ſtreben Sie, ſich in der guten Meinung derjenigen, die Ihnen wohlwollen, ferner zu erhalten, ſo wird man auch in der Folge ſich thätig für Sie verwenden. Es gehe Ihnen wohl!«

Keine Unterſchrift, kein Datum, kein Ortsname, nichts, gar nichts, was Auskunft hätte geben können über den räthſelhaften Freund und Wohlthäter. Euſebius glaubte zu träumen, er las noch einigemale den Brief, der Wechſel — war von dem Kaufmann Schmidt zu beziehen. Thränen dankbarer Rührung traten in Euſebius Augen, er blickte fromm zum Himmel. »Von Dir, von Dir, Du Vater des Lichtes, kommt alle gute Gabe! Himmliſcher Helfer, ſey hoch geprieſen!«

So betete leiſe der junge Theolog, und ging hinunter zu ſeiner Muhme mit dem Brief an ſie, von ihr Aufſchluß hoffend und erwartend. Wunderbar und ſeltſam kam ihm aber alles vor, ſeine Muhme, die unbekannte, arme in tiefer Einſamkeit lebende Perſon, die ihren Unterhalt nur von dem geringen Verdienſt beſtritt, den ſie von einigen Studenten hatte, denen ſie die Wäſche reinigte, mit der Euſebius ſein karges Einkommen theilte, weil ſie ſeine Kindheit gepflegt, da er früh die Aeltern verloren, wie kam die dazu, einen Brief von außen her zu erhalten? Hatte ſie doch nirgends Verwandte. In früherer Zeit, das entſann er ſich jetzt dunkel aus den Knabenjahren, war wohl zuweilen der Briefträger gekommen, und hatte der Muhme Briefe gebracht, dann hatte ſie ſich jedesmal eingeſchloſſen, und er hatte ſie in ihrer Kammer ſchluchzen und weinen hören; nie hatte ſie ihm geſagt, woher ſie die Briefe erhalte, und warum ſie darüber weine; wenn er gefragt, dann hatte ſie ihn immer an ſich gedrückt, und geſprochen: Lieber Euſebius, ſey gut und fromm, und lerne fleißig, wenn Du einmal groß und verſtändig biſt, will ich Dir Alles ſagen, jetzt verſtehſt Du noch nichts davon, da hatte er ſich den allemal beruhigt, und nicht weiter darüber nachgedacht. Nun waren aber gar viele Jahre vergangen, und kein Brief war wieder an die Muhme gekommen; jetzt auf einmal fiel ihm das Früherlebte ein. Jetzt, hoffte er, werde auch die Muhme ihr Verſprechen halten, denn er war ja groß und verſtändig.

Er trat ein bei der Armen, ſie ſaß, und ſtrickte — für ihn. »Ei was führt Dich einmal zu mir, Euſebius?« fragte ſie freundlich: »das muß gewiß etwas Wichtiges ſeyn, denn ſonſt pflegſt Du Deine Reſidenz in der Dachſtube nicht ſo leicht zu verlaſſen.«

»Es iſt auch ſo, Muhme,« antwortete er. »Seht nur, ein Student hat mir einen Brief mitgebracht, darin lagen fünfzig Thaler für mich, und dieſer Brief an Euch, aber wer der Geber und Schreiber ſey, ſteht nicht in meinem Brief, da leſet ihn, Ihr werdet wohl Auskunft darüber geben können.«

Die Muhme des Studenten ſchrack ſichtbarlich zuſammen, ihr Geſicht wechſelte die Farbe, ihre Hand zitterte, als ſie nach den Briefen griff.

»Fünfzig Thaler!« rief ſie aus; »ei Du Glückskind! Nun ſieh einmal! Das iſt Gottes Segen, Euſebius, weil Du neulich Deiner armen Muhme die große Hälfte von dem Thaler gegeben, ich gratulire Dir!« — Sie barg bei dieſen Worten ihren Brief unter ihr Halstuch.

»Nun, Muhme, wollt Ihr Euern Brief nicht leſen?« fragte Euſebius. »Vielleicht ſteht in ihm, wer der Edle iſt, der mich ſo reich begabt.«

»Jetzt nicht, Euſebius, jetzt nicht,« antwortete ſie. »Den Brief muß ich allein leſen, er iſt von — von einer guten Freundin, ja, von einer Freundin, die — die dorthin geheirathet hat.«

»Wohin?« fragte er geſpannt.

»Nach« — war ihre Gegenrede; »nach — ei, fällt mir doch der Name des Ortes nicht ein, er ſchwebt mir auf der Zunge. Laß nur, ich werde es Dir ſchon noch ſagen.«

»Die Aufſchrift iſt aber doch keine Weiberhand,« warf er ein.

»Ihr Mann wird ſie gemacht haben, gewiß, und von ihm wird auch das Geld kommen, er iſt ein reicher Pachter, und von edlem Herzen,« berichtete die Muhme.

Euſebius ſah gar wohl an ihrer Befangenheit, daß ſie auszuweichen ſuchte, daß ſie ihm etwas verhehlen wolle, und wollte nicht weiter in ſie dringen, obgleich ihre Verſchloſſenheit ihn unangenehm berührte; er glaubte, ein Recht zu haben, auf ihr Vertrauen, er hatte ſie nie gekränkt durch Mißtrauen, hatte ihr ſtets Liebe und Anhänglichkeit bewieſen, und nannte ihre Weigerung in ſeinen Gedanken eine Weibergrille.

Als Euſebius das kleine Gemach verlaſſen hatte, ſchloß ſeine Muhme hinter ihm die Thüre, und zog den Brief, den er ihr gebracht, hervor. Unruhig klopfte ihr Herz, ihre Augen irrten umher auf den Blättern. Ein gleiches Geldgeſchenk, wie Euſebius empfangen, fand auch ſie in ihrem Briefe.

Endlich einmal wieder bietet ſich Deine helfende Hand, ſeufzte ſie. O wie viele Jahre gingen vorüber in Trübſal und Noth und Entbehrung. Und Du denkſt meiner noch mit Liebe? Und ſo heilig hältſt Du Dein Wort? Ihre Augen ſtrömten über von heißen Thränen, auf einem verſchlungenen Namenszug im Briefe brannten ihre Küſſe.

Wer die arme, geringgekleidete Wäſcherin ſah, wie ſie ſo ſtill und anſpruchlos ihr Weſen trieb, wie ſie ſo wenig Verkehr hatte mit der Außenwelt, und ſich ſo ſchlicht äußerte, der ahnete nicht, daß es kein gemeines, gewöhnliches Weib ſey, die in dem kleinen Stübchen im Paulino wohnte, er ahnete nicht, daß einſt feurig ihr Herz geglüht, daß ſie tief und innig empfunden, und daß zweiundzwanzig Jahre die Tiefe ihrer Empfindung nicht mit dem Schutt der Gemeinheit ausgefüllt hatten. Giebt es doch kein Alter für das Menſchenherz, iſt doch das Feuer der Liebe oft ein heiliges, das nicht flüchtig verlodert, und Erinnerung und Sehnſucht gießen in die ewige Lampe ihr mildes Oel.

»Auch Du haſt gelitten,« ſprach die Leſerin des Briefes leiſe vor ſich hin: auch Dir wurden Stunden des Schmerzes, Tage der Schwermuth zu Theil, und doch drückte Dich kein Mangel, Dein war, was das Leben ſchmückt, aber die Sorge zog doch mit Dir in Dein Schloß; wüßten doch alle Armen, die die Reichen beneiden, welche Laſt die Beneideten oft zu Boden beugt, ſie würden ihre leichte Bürde nicht zu tauſchen begehren mit jener ſchweren.

»O habe Dank für Deine Liebe,« ſprach ſie weiter, und eine milde Wehmuth durchleuchtete die Thränenblicke ihrer Augen: »habe Dank, daß Du meiner, daß Du ſeiner nicht ganz vergeſſen, und vergieb mir, daß ich an Dir gezweifelt, wenn allzuhart der Mangel auf mir laſtete, wenn allzubitter der Kelch meiner Leiden war. O ſey tauſendmal geſegnet, Du, den ich ſelig einſt umfangen, Du, deſſen Liebe die alleinige Blüthe war, die mein Tugendleben ſchmückte. O, wenn ich jener Tage gedenke! — Ich bin einundvierzig Jahre alt, meine Blüthe iſt lange dahin, Du würdeſt mich nicht wieder erkennen, aber ich liebe Dich noch — oh, und ewig» — ewig! Sie grub ihr thränenüberſtrömtes Geſicht in die Kiſſen ihres Bettes, und weinte heftig.

An neunzehn Tiſchen ſpeiſen in dem Convictorium in Leipzig täglich zweihundert acht und zwanzig Studenten gegen eine ſehr geringe Abgabe. Unter denen, die ſich dieſer Wohlthat zu erfreuen hatten, war zu der Zeit, in welcher ſich das bisher Erzählte zutrug, auch Euſebius.

Es war Abend, den geräumigen Speiſeſaal durchſchallte das Klirren der Blechlöffel, das Geklapper der Teller, und das Geſpräch der Verſammelten. — Aus der Gerichtsſtube, wo ſie vor dem Concil geſtanden, kamen Dagobert und ſeine Genoſſen, unter ihnen der rüde Roland. Ihr Weg führte ſie am Convictorium vorbei. »Laßt uns einmal hier drinnen zuſehen, wie die Schlucker kauen!« rief Dagobert, ſtieß die am Eingang ſich drängenden armen Kinder zur Seite, und ging mit ſeinen Gefährten hinein, die Reihen der Speiſenden durchwandelnd. Ein Zufall wollte, daß an dem Tiſche, wo Euſebius den Vorſitz führte, der Aufwärter lange zögerte, ehe er die dorthin beſtimmte zweite Schüſſel auftrug, es entſtand Lärm, Rufen, Geſchrei, Gelächter, das ſich von Tiſch zu Tiſch fortpflanzte, und wie es am lauteſten tobte, ſtieß Dagobert in ſeine Hundepfeife, daß ihr ſchneidendheller Ton den Saal durchgellte. Das Gelächter mehrte ſich mit dem Lärm auf eine Art, wie beides nach den beſondern Geſetzen des Conviſitorii auf keine Weiſe ſtatt finden ſollte, und in den Saal trat — der Pedell Hubert. Als ſey eine Horniſſe in einen Bienenkorb gedrungen, ſo ein unheildrohendes Summen erhob ſich rings im Saale, und noch einmal, noch ſchneidender gellte Dagoberts Pfeife, die er aber ſchnell wieder verbarg. »Pudel hinaus!« brüllte Roland, und von mehreren Tiſchen ſchallte das Echo dieſes Rufes nach. Der Pedell hinkte aber, ohne ſich daran zu kehren, bis zu dem Tiſch, wo Euſebius ſaß, wo Dagobert und ſeine Gefährten ſtanden, faßte ſie ſcharf ins Auge, zog ein Pergamenttäflein hervor, und notirte ſich einiges, dann verließ er den Speiſeſaal, in welchem immer bedrohlicher das Murren über ſeine unliebe Gegenwart anwuchs.

»Warte nur, ſcheinheiliger Heuchler,« knirſchte er, als er durch den Hinterhof nach ſeiner Treppe hinkte, »ich will Dir die Convictſuppe verſalzen. Nicht vergebens ſoll Dein Auge mich erbleichen geſehen haben vor den Zähnen der Hunde, nicht vergebens haſt Du Dich geweidet an meiner Seelenqual. Du ſollſt nicht wiſſen, woher die Schläge kommen, die Dich treffen. Und Du ſollſt es nicht alleine ſeyn, der ſie leidet, es gibt noch Leute, die ich peinigen möchte Nacht und Tag, mit unerſättlicher Rache. Hu —« fuhr er, ſich unterbrechend zuſammen, und griff an ſeinen lahmen Fuß: »hu, wie es reißt und brennt in dem verdammten Knochen! Es wird ander Wetter. Warte nur Sündenweib, ich bin Dir dieſen Kalender noch ſchuldig, und will ihn zahlen mit zwanzigjährigen Intereſſen, und will nicht in Anſchlag bringen, was ich bereits auf Abſchlag zahlte.«

Und es ſchien ein trüber Unſtern aufgegangen dem armen Studenten Euſebius, kurz nach dem unverhofften Glück, es ſollte mehr als ein Tropfen Wermuth in den Becher ſeiner Freude fallen, und ihm den Genuß bitter vergällen.

Als er mit ſeiner Aſſignation zu dem Kaufmann Schmidt kam, fand er den ſonſt liebreichen und freundlichen Mann ſehr ernſt und einſilbig, und ſchrieb dieſe Verſtimmung Geſchäftsverhältniſſen zu, die vielleicht unangenehm auf ſeinen Gönner gewirkt haben könnten; als er aber das baare Geld empfangen hatte, legte ihm der Kaufmann noch einige Thaler auf den Tiſch, und ſagte: »Hier — was ich

Ihnen noch ſchulde für den Unterricht meiner Kinder auf dieſen Monat; ich danke Ihnen für die bisherigen Stunden, will Sie aber nicht ferner bemühen.«

Euſebius ſtand überraſcht, wie angedonnert. Er wollte fragen, ob er recht gehört, ob er durch irgend etwas ſich das Mißfallen der Familie zugezogen, aber er brachte kein Wort hervor. Der Kaufmann ſchloß ſein Pult, ſagte kalt: »Ich habe Geſchäfte, adieu!« und winkte ihm mit vornehmer Handbewegung Entlaſſung. Vor der Stubenthür ſtieß er auf die Dame vom Hauſe; ſie hatte ſich ſtets herablaſſend gegen ihn benommen, ihm auf zartſinnige Weiſe manche Wohlthat zufließen laſſen; er grüßte ſie mit tiefer Verbeugung, ſie ſah ihn nicht an, ſie ließ ſein Kompliment unerwiedert. Auf dem Vorſaal ſpielten die Kinder, liebevoll und ſittſam reichten ihm die größern Knaben die Hand, ein kleines holdes Mädchen umklammerte ſeine Knie, und ſchmiegte ſich zärtlich an den Lehrer. Da wurde hinter ihm die Saalthür aufgeriſſen, und die gebietende Stimme der Madame Schmidt erſchallte: »Theodor! Guſtav! Lina! Den Augenblick kommt herein! Allons! Der Herr Student geht Euch gar nichts mehr an!« und verſchüchtert ließen die Kinder ab von Euſebius, und gingen zu der zornigen Mutter, und durch die Bruſt des Jünglings ſchnitt ein unſägliches Weh; er ſchritt aus dem Hauſe, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Er hatte die Kinder ſo innig lieb gehabt, war ihnen ein ſo treuer Lehrer geweſen, was war es, das ihn auf einmal aus einem Hauſe verbannte, wo man ihn ſo gern geſehen hatte? Thränen traten ihm, ob dem Gefühl ſo bittrer Kränkung, in die Augen. Er kam nach Hauſe, ſtill ſchloß er das empfangene Geld in ſein Pult, und überließ ſich trüben Betrachtungen, zu arbeiten vermochte er in dieſer Stimmung nicht; der kleine Reichthum, den er jetzt beſaß, machte ihm keine Freude, er hätte lieber die fünfzig Thaler nicht beſitzen wollen, hätte er dadurch ungeſchehen machen können, was ihm heute widerfahren.

Er ſollte am kommenden Sonntag predigen für einen Geiſtlichen in einem nahe gelegenen Dorfe; um ſich zu zerſtreuen und aufzuheitern, nahm er die ſchon ausgearbeitete Predigt, und ging ins Freie hinaus, um zu memoriren.

Ein Wolkenſchatten des Schickſals darf den

Geiſt des Mannes nicht gleich zu Boden drücken, ſprach er zu ſich ſelbſt, als der Wald ihn umfing, und über ſeinem Haupt die Eichengipfel des wilden Roſenthales rauſchten; er athmete freier, die Natur, dieſe ewig milde Tröſterin, gab ſeinem bekümmerten Herzen wieder Ruhe, heitre, freundliche Bilder, hoffnunggeborne Kinder ſchmückten den Hintergrund ſeiner Wünſche.

Euſebius liebte. Er liebte mit der Fülle eines unverdorbenen reinen Herzens; nicht lodernde Flamme der Leidenſchaft war ſein Gefühl, ein heiliges Feuer brannte in ſeinem Innern, und machte ſeine Seele ſtark. Es war die Tochter jenes Landgeiſtlichen, Eliſe, ein harmloſes, jugendlichheitres Mädchen, kindlich unbefangen, und doch voll tiefen Gefühls, die dem Vater die Wirthſchaft führte, faſt nie in die Stadt kam, und gegen Euſebius ſtets ein freundliches Wohlwollen offenbarte. Ob ſie ihn liebe, das wußte er nicht. Ihr von ſeiner Liebe vorzureden, hätte er um keinen Preis vermocht, aber tief und innig fühlte er, daß Eliſe das Glück ſeines Lebens begründen würde, könnte er ſie einſt die Seine nennen. Niemand wußte um dieſe ſtille Neigung, wagte doch Euſebius kaum, ſie ſich ſelbſt zu geſtehen. Aber ſo oft er ſich als ehrwürdigen Seelſorger einer Dorfgemeine, als Beſitzer eines kleinen Hausweſens dachte, ſah er immer Eliſen darin als waltende Gottheit, und heller, heitrer wurde das Gemälde, das die Phantaſie des zweiundzwanzigjährigen Jünglings auf den Grund der Zukunft zauberte.

Eliſe äußerte jedesmal eine ſo herzliche Freude, wenn Euſebius ihren Vater beſuchte, erging ſich mit ihm in dem kleinen Garten, zeigte ihm ihre Blumen, ihre Gemüſe, das Obſt, das die Bäume verſprachen, fragte ſo theilnehmend nach ſeinem Ergehen, ſcherzte ſo unſchuldvoll, bewirthete ihn gaſtfrei, mit allem, was ſie aufzubieten vermochte, daß der Gedanke, ſie ſey ihm beſonders gewogen, nicht aus eitler Selbſtſchmeichelei, und weil er es wünſchte, in ihm entſprang.

Es iſt etwas gar Schönes, Erhebendes und Rührendes um eine ſolche Liebe. Sie begehrt nicht, ſie hegt nur Hoffnungen, ſie iſt ein ſtilles beſcheidnes Kind, das nur mit den Augen, mit den himmelvollen Blicken bittet, dem aber Scham und Befangenheit den Mund verſchließen. Sie iſt traulich, und doch nicht vertraulich, eine zarte Scheu, eine ſüße Jungfräulichkeit ſcheucht alles Unreine zurück. Sie beſeligt das Herz, und veredelt es, ſie iſt ein Sporn zum Fleiß, und eine Erweckerin zur Thatkraft, ſie bewahrt vor unwürdigen Verirrungen, und verſpricht ihren Getreuen einen ſüßen Lohn, wenn ſie das Ziel errungen, nach dem ſie ſtrebten.

Durch ſein gutes Bewußtſeyn erhoben, vom Gefühl ſeiner Unſchuld aufgerichtet, und über die ihm heute widerfahrne Kränkung beruhigt, kehrte Euſebius nach Hauſe zurück, kehrte in dem Augenblick zurück, als der lahme Pedell vor der Thüre ſeines Stübchens ſtand, um ihn vor das Concilium zu citiren.

Recht hämiſch ſchien ſich jener zu freuen, daß Euſebius gerade kam, zwei tiefe Falten zogen ſich um ſeinen Mund, und gaben ihm das Anſehen eines alten grinſenden Pavians. Er ſagte ſeinen Spruch, warf einen tückiſchen Blick voll Schadenfreude auf den Kommenden, deutete mit dürrem Zeigefinger nach der Gegend des Carcers, und hinkte von dannen.

Ein neues trübes Räthſel für Euſebius. Was hatte er verbrochen, welches Vergehens hatte er ſich ſchuldig gemacht, daß er vorgefodert wurde? Wie er noch nachſann, was es wohl ſeyn möge, klopft es an ſeine Thüre, und auf ſeinen Hereinruf erſchien der Bediente des Schulenrathes Kurt, eines ſehr würdigen Mannes, bei dem Euſebius Sonntags einen Freitiſch hatte, brachte eine Empfehlung von ſeinem Herrn, und ein Billet, und ging.

Eilig öffnete Euſebius, ſchlug beſtürzt und verwundert die Hände über den Kopf zuſammen, und ſeufzte: »Heute iſt ein Unglückstag!« In dem Billet ſtanden die dürren Worte: »Durch beſondere Verhältniſſe veranlaßt, ſehe ich mich gemüßiget, Ihnen mit Bedauern zu eröffnen, daß fernerhin Sonntags an meinem Tiſche ſich kein Platz für Sie finden möchte.«

»Kurt.«

»Behalte Dein Eſſen,« grollte nach einer Weile Euſebius, erbittert über dieſe Zurückſetzung. »Denken doch die reichen Leute Wunder, welche ungeheure Wohlthat ſie einem mit ihrem Bischen Speiſe und Trank reichen; hab's erſt nicht gehabt und bin Sonntags im Convikt ſatt geworden, werde ich es auch nun wieder werden. Aber daß heute Alles ſo zuſammentrifft, das iſt doch wunderlich, und was werden denn die Herren im Concil von mir wiſſen wollen? Die ruhige Stimmung, in welcher der Arme nach Hauſe gekommen war, war doch dahin, wie ſehr er ſich auch mühte, nicht mehr an alle das Verſtimmende zu denken. Kein finſtrer Geiſt iſt ſchwerer zu bannen, als der der Unruhe und der Befürchtung. Er weicht nicht ſobald, er ſcheucht jede Luſt hinweg, zaubert böſe Träume herauf, ſchwärzt den heiterſten Himmel, und nimmt, wenn er gewaltig wird, Leib und Seele gefangen.

Durch den Kreuzgang des Paulinums ſchritten mit ſchwerem geräuſchvollen Tritt Dagobert und Roland, zu derſelben Zeit, als Euſebius die Treppe herabſtieg, um ſich vor dem Concil zu ſtellen.

»Bei uns in Jena,« hört er Roland zu Dagobert ſagen: »warfen wir dem Prorektor die Fenſter ein, wenn wir ſo tuſchirt wurden, iſt das nicht eine Lauſerei, alle Tage faſt vor das Concil. Und um nichts und wieder nichts, blanke Lappalien.«

Jetzt wurden ſie des Euſebius anſichtig.

»Aha!« rief Dagobert; »wie es ſcheint, haben wir einen Weg. Ein Pennal, wer den hochweiſen Herrn das Mindeſte geſteht! Hörſt Du? Friſch weg geläugnet.«

»Ich habe weder zu geſtehen, noch zu läugnen,« antwortete Euſebius trocken und verdüſtert.

»Gib Acht, dieſer Duckmäuſer wird uns verrathen,« flüſterte Roland Dagobert ins Ohr, »aber dann werden wir ihn coramiren, daß er das Wetter kriegt.«

Sie traten in die Expeditionsſtube. Einzeln wurden ſie vor das Gericht gerufen, wieder ſtand, als Ankläger, der lahme Pedell im Gerichte.

»Es hat ſich,« begann der Rector magnificus zu Euſebius: »am vierten Tiſche des Convictorii der Ton einer Pfeife hören laſſen; Sie haben an jenem Tiſche die Inſpektion, wer war der Ruheſtörer?«

»Ich weiß es nicht, Ew. Magnificenz, ich hatte nicht darauf Acht,« vertheidigte ſich verlegen der Vorgeforderte, und ſeine Wangen glühten.

»Stand nicht, wie dieſes geſchah, der Studioſus von Klingenberg bei jenem Tiſche?« fragte der Rektor weiter.

»Ja,« antwortete Euſebius, der wohl einſah, daß er nicht ausweichen konnte.

»Und dieſer trägt gewöhnlich eine Hundepfeife an einer Schnur um den Hals?« erging die fernere Frage.

»Ich kann das nicht behaupten — ich weiß nicht gewiß,« ſtotterte der Student.

»Es bedarf keiner weitern Auskunft, ſchweigen Sie,« gebot der Rector. »Ihnen lag ob, jeden ungebührlichen Lärm an Ihrem Tiſch zu verbieten, aber Sie unterließen es. Nur für ruhige und würdige akademiſche Bürger ſtehen die Wohlthaten des Convictorii offen, Sie fehlten gegen die Geſetze, und ich erkläre Sie hiermit des Convicts verluſtig. — Sie haben ſich einen Umgang gewählt, der kein gutes Licht auf Sie wirft, ich warne Sie, laſſen Sie davon ab.«

Euſebius war ſich keines ſolchen bewußt, er fragte mit dem Muth, den die Unſchuld gibt: »Wer wäre das, und wer klagt mich eines ſchlechten Umgangs an?«

»Die Wahl der Geſellſchaft der Studierenden iſt hier weiter nicht zu erörtern, genug — ich warne Sie,« ſagte der Rektor mit einem ernſten Blick, und winkte Euſebius abzutreten. Er ging, ging hinauf auf ſein einſames Stübchen, und dort, das traurige Schickſal überdenkend, das heute mit einemmale über ihn einbrach, weinte er heiße Thränen. Die Stunden, den Freitiſch, den Convict, und wie es ſchien, die Gunſt und Achtung aller der Männer, die ihm früher wohlgewollt, verloren, ſo unerwartet und plötzlich verloren, das war zu hart. Er verſank in bittre Kleinmuth; nie, nie hatte er ſich ſo unglücklich gefühlt.

Dagobert und Roland wurden beide, da ſich die Anklagen gegen ſie gehäuft, zu zweimonatlicher Carcerſtrafe verurtheilt. Daß ſie den Pedell mit Hunden geängſtigt, und verhöhnt, war es hauptſächlich, was ihre Strafe ſchärfte. Hubert hinkte ihnen mit triumphirender Miene voran, er hätte ſie gern auf ſo viel Jahre eingeſchloſſen, aber ſie machten ihm nicht die Freude, Unmuth darüber zu äuſſern, lachend gingen ſie in die enge Behauſung, und grüßten an den Wänden die Namen ihrer Väter. —

Zu dem trauernden Euſebius trat ſeine Muhme ein, und entſetzte ſich über ſein verſtörtes Ausſehen, ſeine verweinten Augen.

»Um des Himmelswillen!« rief ſie aus:

«was iſt Dir denn widerfahren? Ich bitte Dich, Du biſt ja bleich, wie der Tod! Wie? und Thränen in den Augen?»

«Ich wollte, ich wäre todt, Muhme, da wäre ich am beſten aufgehoben,» antwortete er gepreßt, und ſeine Augen ſchoſſen finſtre Blicke.

«Sage, was fehlt Dir, mein guter Euſebius,» bat die Muhme mitleidvoll. «Biſt Du krank, ſo will ich Dir Thee kochen, oder haſt Du ſonſt ein Leid?

«Ihr ſeyd ja auch heimlich und verſchloſſen,» war ſeine unmuthvolle Antwort; «laßt mich allein tragen, was mich betraf, ich ſoll nicht forſchen nach Euern Geheimniſſen, nun denn, ſo laßt mir die meinen auch.»

«Du thuſt mir weh, Euſebius,» klagte ſie: «das habe ich nicht verdient, daß Du ſo hart biſt gegen mich. Du warſt ſonſt ſo gut.»

Er ſchwieg, ſein Mißgeſchick machte ihn trotzig und unfreundlich. Es begegnet dieß oft den beſten Menſchen, ſie wollen nicht laut werden laſſen ihren Kummer, ſie verſchließen tief in ihre Bruſt was ſie quält, und verſperren damit dem Troſt und der Theilnahme jeden Weg in ihr verdüſtertes Inneres, während andere, die vielleicht wenig mittheilend ſind in guten Tagen, den Erguß ihrer Klagen nicht zu hemmen vermögen, und gern ausweinen ihr Leid am Buſen der Freundſchaft.

»O Euſebius,« nahm nach einer langen peinlichen Pauſe die Muhme wieder das Wort: »wüßteſt Du, was ich Dir verbarg, zu Deinem eignen Frieden, Du würdeſt gerne wünſchen, es tilgen zu können aus Deinem Gedächtniß.«

»Ich will allein ſeyn,« ſprach der Niedergebeugte, ohne die Muhme anzuſehen, es that ihm weh, ſie gekränkt zu haben, Scham- und Zornröthe brannten auf ſeinem Geſicht, er war mißmuthig über ſich, über die Muhme, über die ganze Welt. Er hörte einen Seufzer, und leiſe wurde die Thüre zugemacht. Sie hatte ihm gehorcht, er war allein.

»O Gott, welch ein Tag!« ſprach er zu ſich ſelbſt. »Mit was für Gefühlen ſoll ich morgen predigen? Wo iſt die Freudigkeit, die mich ſonſt durchglühte, wenn ich des Herrn Wort einer andächtigen Verſammlung verkünden ſollte? Da kam ihm der Gedanke an Eliſe, und ruhiger wurde ſein Gemüth. Es ruht eine Zauberkraft in wahrer inniger Liebe, die auch den Sturm der Gefühle beſchwichtigt. Der

Gedanke an die, die unſerm Herzen theuer iſt, gibt auch in trüben Stunden Troſt. Wir klagen ihr im Geiſt unſer Leid, ſie fühlt, ſie weint mit uns, und unvermerkt hat ihr liebes Bild den Schmerz hinweggelächelt, und nur die milde Wehmuth bleibt, und die Hoffnung, daß auch wieder beſſre Tage kommen, nimmt freundlich ihren Sitz in der beengten Bruſt, und verdrängt aus ihr den verzagenden Kleinmuth.

Euſebius wandelte durch die geſegneten Fluren dem Dorfe zu, wo er heute predigen ſollte; es war ein herrlicher Herbſtmorgen, auf den Wieſen wandelte ſich der Reif, vom Strahl der Frühſonne geſchmolzen, zu blitzenden Kriſtallperlen, und ſchimmerte ein Demantfeuer an allen Halmen. In die Seele des gemüthvollen Jünglings kam eine ſanfte Trauer, die oft ſich bekümmerter Herzen bemächtigt. Du entſchlummerſt, Natur, ſprach er leiſe vor ſich hin. Gute Mutter, Deine Gaben ſind alle geſpendet, Dein Füllhorn iſt geleert, voll ſind Scheuren und Keller, Dein langes Tagewerk iſt gethan, Du willſt nun ruhen, und legſt allmählig den Feſtſchmuck ab. Die Vögel rufen Dir zu: »Gute Nacht Mutter,« und ziehen fort, bis Du wieder aufgewacht biſt, und ihnen wieder zu kommen winkeſt. Wer doch mit Dir einſchlummern könnte!

Was iſt das Menſchenleben? Ein kurzer Sommer; Viele welken ſchon im Frühling hin, wie Erſtlingblüthen, die der Froſt tödtet, Viele erleben den Herbſt nicht, noch weniger den Winter, und was haben ſie von ihrem langen Leben, es iſt Mühe und Arbeit geweſen, wie ſie es immer betrachten mögen!

Gerne beziehen wir die äußere objektive Erſcheinung der Dinge auf unſer Ich, und geben uns Reflexionen hin, ſo auch Euſebius; er gedachte des Trüben was ihm wiederfahren, und glaubte ſchon ſeine Bürde zu groß, daher die Todesbetrachtungen, die das ſinkende Naturleben des Spätherbſtes ohnehin leicht erregt. Ueber den ſchwärmenden Jüngling war eine Wehmuth, ein Mitleid mit ſich ſelbſt gekommen, die ſeine Augen mit Thränen füllten, die dem Tod, den er ſich für ihn nahe dachte, alle Schrecklichkeit nahmen; ja, es erwachte eine recht freudige Sehnſucht nach irdiſcher Auflöſung in ſeinem Gemüth, war doch unerſchütterlich ſein Glaube an Unſterblichkeit, war doch drüben im umhüllten Jenſeits keine Kränkung, kein Verkanntwerden, keine Armuth; daß dieſes Leben ein Leben der Prüfung ſeyn ſoll, daß hier erſt der Geiſt geläutert, und vorbereitet werden muß, und das Herz ſtark gemacht durch Leiden, wie Eiſen zu Stahl wird durch Gluth und Waſſer, das hätte billig dem jungen Theologen auch einfallen ſollen; aber er dachte nicht gleich daran.

Wie ihn der Kantor dem Dorfe näher kommen ſah, gab er den Knaben auf dem Thurme das Zeichen, zuſammen zu läuten, und es grüßten den jungen gedankenvollen Wanderer die erhebenden harmoniſchen Klänge. Da ſchwanden die düſtern Gedanken, er gedachte, wie ſich jetzt die fromme Eliſe auch anſchicken würde zum Kirchgang, um ſeiner Predigt ein offenes Ohr und ein andächtiges Herz zu leihen.

Wenn ich doch hier Paſtor würde, wünſchte Euſebius. So oft ſchon habe ich hier gepredigt, die Gemeinde hat mich lieb, der Gutsherr iſt mir gewogen, o welches Glück für mich; und möchte doch der alte Pfarrer noch lange leben, wenn ich ihm nur adjungirt würde, ich wollte mit Eliſen treulich den biedern Greis pflegen. So baute er ſich Luftſchlöſſer, und jetzt war er an der Kirche, die Gemeinde ſang, die Orgel erbrauste in mächtigen Klängen, Euſebius trat in die Sakriſtei. —

Nach dem Gottesdienſt ging er in das Pfarrhaus hinüber, es kam ihm Niemand bewillkommend entgegen, als die alte Köchin, Eliſens Amme, die ihm ſagte, der alte Herr ſey unwohl. Er ging hinauf in die Studierſtube des Paſtors, und fand dieſen in ſeinem Seſſel ſitzend, und ganz verändert. Sonſt war ihm der alte Pfarrherr mit lautem, faſt jugendlichem Ausruf entgegen gekommen, hatte ihn mit biederm Handſchlag begrüßt, heute neigte er kaum das Haupt, ſtieg auch nicht auf vom Stuhle; ſonſt war auf dem Geſicht des Geiſtlichen ſtets ein heiteres Lächeln, erzeugt von Gemüthsruhe und Seelenfrieden ſichtbar, heute ſchien die Wolke der Verſtimmung vor die Sonne des Frohſinnes gezogen.

»Sie ſind unwohl?« fragte Euſebius mit Theilnahme. »Ja, wie Sie wohl ſehen,« war die mürriſche Antwort.

Der Jüngling erkundigte ſich, etwas betreten, nach den nähern Umſtänden des Uebelbefindens, aber Alles, was der Pfarrer antwortete, ging ſeinem Ohre verloren, denn es war nur ein unverſtändliches Gemurmel. Endlich ſah der Paſtor nach der Uhr, noch hatte er nicht einmal Euſebius ſitzen heißen, und ſagte deutlicher als vorhin: »Es iſt eilf Uhr; wenn Sie jetzt gehen, kommen Sie gerade noch zeitig genug zum Convikt in die Stadt.«

Da war es Euſebius, als werde ein Gefäß Eiswaſſer über ihn ausgegoſſen, als ſtehe geſpenſtig eine Eumenide hinter ihm, und triebe ihn fort von der ungaſtlichen Schwelle. Er nahm ſeinen Hut, und ſagte mit bebender Stimme: »Empfehle mich, wünſche gute Beſſerung!«

»Ein Ditto, ditto, gleichfalls,« rief der Pfarrer, einigemal ſchnell hintereinander mit dem Kopf nickend, und Euſebius eilte die Treppe hinunter. In der Hausflur ſtand er ſtill, und dachte an Eliſe. Er hatte ſie noch mit keinem Blick geſehen. Dicht am Haus lag der ziemlich geräumige Garten, vorn die Beete, hinten der grüne Grasplatz mit den ſchönen Fruchtbäumen, und im traulichen Schatten zweier uralten Linden die Fliederlaube, wo Eliſe ſo gern arbeitete. Ein unwiderſtehliger Trieb zog Euſebius hinein in den Garten, tief verletzt im Innern, ſchwermuthvoll nachſinnend über des alten Pfarrers unfreundliche Begegnung ſchritt er durch die Gänge hin, und ſtand vor der Laube. Eliſe ſaß darin, und ſchrack ſichtbar zuſammen, wie ſie ſeiner anſichtig wurde; als ſie aber in ſein blaſſes, kummervolles Geſicht ſah, da war ſie nicht im Stande, die Miene voll Kaltſinn, die ſie erſt angenommen, beizubehalten.

»O verzeihen Sie, wenn ich ſtöre,« bat der Jüngling ſanft. »Ich will gleich wieder gehen; aber ſagen Sie mir nur, was fehlt Ihrem Vater, was habe ich verſchuldet, daß er gegen mich ſo — hart und unfreundlich iſt?«

Eliſe blickte verlegen zu Boden, ſie zitterte. Das war gar nicht mehr das heitere, ſtets fröhliche Mädchen, die in ſeliger Unbefangenheit ſo oft ihm vertraut. Wie eingeſchüchtert ſaß ſie lange ſchweigend da, endlich hielt ſie ſich nicht länger, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ſie raffte ihr Nähzeug zuſammen, und wollte enteilen, aber Euſebius hielt ſie bittend zurück.

»O Gott, laſſen Sie mich!« flehte ſie. »Ich kann es Ihnen nicht ſagen, Sie werden es ja wiſſen, warum; nie hätte ich von Ihnen ſo etwas geglaubt!«

»Was denn, um Gotteswillen? Was haben Sie gehört?« drang er in ſie. »Wenn jemals nur das mindeſte Wohlwollen für mich in Ihrem reinen Herzen glühte, Eliſe! o ſo ſagen Sie mir, weſſen man mich beſchuldigte!«

»Nun denn, ich will es Ihnen ſagen, aber Sie müſſen mir nicht darum zürnen,« erwiederte ſie: »und wenn es nicht wahr iſt, ſo ſagen Sie nein, und ich will Ihnen glauben. Es iſt dem Vater erzählt worden, Sie, Herr Volkmar, ſeyen in ſehr niedriger Geſellſchaft, wo geraucht, geſpielt, getrunken und gefochten, und dabei gräßlicher Tumult gemacht würde. Neulich hätten Sie Hunde auf den Univerſitäts-Pedell hetzen helfen. Und man habe Ihnen das Convikt genommen, weil Sie ſich ungebührlich darin aufgeführt, und laut gepfiffen. Niemand in der Stadt wolle Ihnen mehr Kinder zum Unterricht anvertrauen, und — nein,« unterbrach ſie ſich ſchaamerglühend, »weiter ſage ich Nichts.«

»Es iſt auch genug,« antwortete Euſebius mit einem ſchmerzlich bittern Lächeln; es »iſt genug, um mir die Gunſt guter Menſchen zu rauben; o Eliſe! auch Ihre, mir ſo theure Gunſt. Nennen Sie mir den elenden Verläumder, der mich verkleinerte; denn ich ſchwöre es Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, und ſo wahr ich heute ſeine Worte verkündigt, und bei meiner Ehre, ich bin ſchuldlos. Wohl ſehe ich, daß ein tückiſches Schickſal mich verfolgt, daß eine ſchwere Prüfung auf mir laſtet, aber ich bin ſchuldlos.«

Eliſe ſchlug die lichtblauen Augen zu dem Betheuernden empor, und las in den ſeinen die Wahrheit ſeiner Beſtätigung.

»Sie armer Menſch,« ſprach ſie voll zarten Mitleids: »das iſt ja abſcheulich, daß man Sie ſo behandelt. Nun, ich glaube gerne, daß Sie unſchuldig ſind, ich habe gleich nicht recht daran glauben wollen; ja, noch Aergeres ſagt man Ihnen nach, ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, und es iſt vielleicht nicht recht von mir, daß ich ſo offenherzig mit Ihnen rede, aber ich bin Ihre wahre Freundin, und es iſt doch gut, wenn Sie alles erfahren. Im Paulinum ſoll eine Frauensperſon wohnen, mit der Sie — nun, Sie werden mich verſtehen, zu der Sie — oft gehen.« — Sie ſprach es mit abgewandtem Geſicht, und aufs Neue traten ihr Thränen in die Augen.

»O Gott, Eliſe,« ſprach Euſebius tief verwundet: »könnten Sie mich ſchuldig glauben? Jene Perſon iſt meine arme Muhme, die meinen kleinen Haushalt beſorgt, mit der ich meinen geringen Verdienſt theile; alſo ſo weit geht die Verläumdung?«

Ueber Eliſens Wangen flog ein ſanftes Lächeln, ſie athmete tief auf, ihr war, als ſey von dem kleinen Herzen eine Centnerlaſt gewälzt.

Es iſt geſtern Abend ein lahmer Menſch aus der Stadt zu meinem Vater auf dem Spaziergang gekommen, der hat ihm Alles erzählt,« berichtete ſie, und das alte Vertrauen zu dem ſtillgeliebten Freund zog wieder in ihre Seele.

»Das iſt der Pedell Hubert ſelbſt geweſen,« ſagte ſchmerzerregt Euſebius. »Teufliſch haßt mich dieſer Menſch, und ich weiß nicht warum? O haben Sie Dank für Ihre Mittheilung, warmen, innigen Dank, Sie ſind der Engel meines Lebens, wie jener Menſch der böſe Geiſt. Leben Sie wohl, und reden Sie von mir zum Vater ein freundliches Wort.«

Sie reichte ihm wehmüthig lächelnd die warme weiche Hand, er drückte ſie, da durchzuckte Beide ein namenloſes Gefühl, ſie ſahen ſich ſchweigend an, innig und lange, Euſebius neigte ſich zu Eliſen nieder, die Lippen fanden ſich, ein heißer Kuß, dann flohen ſie verſchämt auseinander. Zur Hinterthür des Gartens, die auf's Feld führte, ging der Jüngling hinaus. Das Gefühl ſeiner ſehnſuchtvollen, innigen, heiligen Liebe zog wie ein ſtrahlender Abendſtern durch die Nacht ſeiner trüben Gedanken. —

Bei der armen Muhme ſaß der bekümmerte Euſebius, bebend hielt er ihre Hand in der ſeinen, ſie weinte, auch er, und er fiel ihr um den Hals und gab ihr einen heiligeren Namen. Er hatte ihr mit Thränen das Leid geklagt, das auf ihn einſtürmte durch die Tücke des Pedells, und ſie hatte ihm aufgeſchloſſen ein tiefes, ängſtlich bewahrtes Geheimniß, ach mit welchen Gefühlen; unter bangem Stocken, unter ſchweren Seufzern, unter glühendem Schaamerröthen, und ſie erzählte weiter:

»Siehe, mein Euſebius, wie Victorin nun entflohen war, und ich ihn ſicher wußte, da athmete ich freier, wie ſehr auch meine Seele verzagte, meine Gebete folgten ihm, meine heißeſten Wünſche für ſein Glück zogen ihm nach.«

»Aber der Pedell hatte bei dem Fall die Treppe herab, ein Bein gebrochen, ſeine Schwäche und der Schmerz warfen ihn in tödtliche Ohnmacht. Als er dann aufwachte, und wimmerte, lag er noch lange, ehe ihn jemand ſtöhnen hörte, und zu Hülfe eilte. Die Geſchwulſt war zu ſtark, das Bein konnte nicht gehörig eingerichtet werden, er blieb lahm. Als er wieder zum erſtenmal durch das Paulinum hinkte, und ich ihm begegnete, ſpie er vor mir aus, und läſterte mich mit ſchrecklichen Benennungen. Mein Vater, der ſchon lange kränkelte, wurde immer ſchwächer, und mein Zuſtand — o Gott, ich konnte ihn nicht mehr verbergen. Auf einem Dorfe bei Merſeburg hatte ich eine Bekannte, zu der wollte ich mich flüchten, aber konnte ich verlaſſen den hülfloſen alten Mann? O was ich da litt, Euſebius, das beſchreibt kein Mund, das geht über Deine Vorſtellung; und fort und fort peinigte mich, und höhnte mich Hubert, und deutete auf ſein lahmes Bein, mit grimmigem Blick, als wolle er mich durchbohren, und blutige Rechenſchaft von mir fordern.« —

»Drei Nächte lang rang ich mit Verzweiflung, ich wünſchte mir tauſendmal den Tod, ich wollte in's Waſſer ſpringen, ſchrecklich waren meine Träume, wenn ein kurzer Schlaf über meine Augen kam. Ich konnte Huberts verächtliche Giftblicke, ich konnte den ſtillen Gram des Vaters nicht länger ertragen, mein Beſchluß war gefaßt, ich wollte ſterben. Es war der letzte Abend, in der Nacht wollte ich mich in die Elſter ſtürzen, da traf meinen Vater ein Schlagfluß, Hülfe war zu ſpät, er ſeufzte einmal, lächelte, ach, ſeit langer Zeit hatte ich ihn nicht lächeln ſehen, und verſchied. So war er hinüber, der biedre Greis, und ich hatte ihm das Herz nicht gebrochen, er hatte mir nicht geflucht. O wie mich der Gedanke emporhob; ich konnte wieder beten, ich gelobte, zu dulden und abzubüßen, was unſre Jugendſchwäche geſündigt; ich erflehte hier die Erlaubniß, auch ferner gegen einen billigen Miethzins das kleine Stübchen bewohnen zu dürfen, erhielt ſie, reiſte aber, wie mein

Vater beerdigt war, nach jenem Dorfe, dort Euſebius, gebar ich — Dich.«

»O meine Mutter, meine arme unglückliche Mutter,« weinte der Jüngling. »Was iſt mein geringer Kummer gegen die Laſt des Leides, die Euch bedrückte? Nur ein Schatten des Unglücks gegen die ſchreckliche Wirklichkeit.«

»Dort bliebſt Du,« fuhr Anna, wie wir ſie nun wieder nennen wollen, fort: »bis in Dein viertes Jahr, von Zeit zu Zeit erhielt ich von Victorin eine kleine Unterſtützung, ach, auch ihm hat kein Glücksſtern geleuchtet.« — Heftiger floſſen Anna's Thränen, aber Thränen erlöſchen nicht die Gluth der Liebe, ſie ſind wie Oel, das die Flamme nährt.

»Du weißt genug, mein Euſebius,« ſchluchzte ſie, »laß mich das Ende ein anderesmal erzählen, heute kann ich nicht mehr. — Ich habe Dir viel geſagt, o mein Sohn, verachte mich nicht! Die Briefe, die ich zuweilen empfing, die ich weinend las, und heimlich, ſie waren von Victorin. Und das Geld und der Brief, von neulich, es kam beides von ihm.«

»So habe ich noch einen Vater!« lächelte der bleich gewordene Jüngling, und lehnte ſich erſchöpft von allem, was er vernommen, was ſein Gemüth ſo heftig bewegte, auf den Stuhl zurück.

»Sprich es nicht aus, das heilige Wort, Euſebius,« bat Anna: »Du haſt keinen Vater, als den Himmliſchen, Du biſt eine arme Waiſe, Dein irdiſcher Vater iſt für Dich todt, ob er auch noch unter den Lebendigen wandelt. Nie darfſt Du in ſeinen Armen, an ſeinem Herzen ruhen, nie laut ſeinen Sohn Dich nennen, und nie fordere von mir, daß ich den Namen ſeines Geſchlechts Dir nenne. Aber nun weißt Du, warum Dich Hubert haßt, warum er ſo teufliſch Dich verfolgt, er ahnet, was Du mir biſt, ich verachte ihn, mir kann er nichts mehr thun, da hat er ſeinen böſen Sinn auf Dich gerichtet, und verfolgt nun Dich mit ſchändlicher Lüge und Verläumdung.«

Euſebius ſchwieg, in traurige Gedanken verſunken. Die düſtre Schattenſeite ſeines Lebens ſtand ſchwarz vor ſeinen Blicken, er drückte im ſtummen Schmerz krampfhaft die Hand ſeiner bleichen Mutter; auch ſie hatte keine Worte mehr.

»Geh',« ſagte ſie nach einer langen, trüben Pauſe: »geh' mein gutes Kind, bete, ſuche Troſt bei Gott, oder fliehe dieſe düſtern Mauern, geh' ins Freie, der Friede wird wieder kommen in Dein Herz, die Ruhe wird wieder darin einziehn.«

»Vielleicht, will es Gott,« ſeufzte er, und verſank wieder in tiefes Nachſinnen.

»Siehſt Du,« fuhr Anna fort: »neulich, wie Du ſo hart warſt gegen mich, da ſagte ich es Dir, daß Du gern wünſchen würdeſt, nicht zu wiſſen, was ich Dir verbarg, wenn Du es erfahren; ſiehe, nun iſt es ſo, nun weißt Du es, das Geheimniß, das ich allein trug, um Deine Jugend nicht zu trüben, und nun drückt es auch auf Deiner Seele. O laß' es Deinen Frohſinn, Deinen Muth nicht unterdrücken, iſt es doch nicht Gefühl eigener Schuld, das Dich martert, denke, was ich gelitten, auch um Dich gelitten, mein Euſebius.«

Da traten vor ſein inneres Auge die Bilder der Erinnerung, wie ſie entbehrt für ihn, und Tag und Nacht gearbeitet für ihn, ihn gepflegt in ſeinen Krankheiten, ihm gedient wie eine treue Magd, wie ſie nie in ſeinem Leben die Mutter verläugnet, und ſich doch entäußert des ſchönen ſüßen Namens, daß ihn kein Gedanke der Scham beſchleiche; wie ſie ſo ſtandhaft geweſen und ſo ſtark, und es ſchwoll ſein Buſen von ſeelenvoller inniger Liebe zu ihr, und er ſank kindlich an ihr nieder, und küßte ihre Hände, ſie mit Thränen überſtrömend, und er lächelte zu ihr empor durch die Thränen, und flüſterte: »O Mutter, meine gute, liebe theure Mutter!« —

Zwei Monate waren vorüber, Dagobert und Roland wieder frei; beide glaubten, Euſebius habe gegen ſie gezeugt, er ſey Urſache ihrer langen Haft, und ſie hatten ihm Rache geſchworen.

»Geh' hin, Roland,« ſagte Dagobert zu dieſem: »nenne ihn einen Buben in meinem Namen, einen dummen Jungen, o thue ihm allerlei Schimpf an, bis er wüthend wird, und mich fordert.«

»Meinſt Du, er würde Dich fordern?« lachte Roland.» Das iſt der Rechte, wo ſollte er denn die Kourage her haben? Auf was ſoll er Dich denn fordern, der Kanzelheld? Bildeſt Du Dir ein, er könne fechten? Wüßte nicht, wo ſolch ein Fink' einen Hieber führen gelernt hätte! Ja bei uns in Jena, da iſt's ein ander Ding, da ſteht jeder ſeinem Mann, und der Fechtprofeſſor hat mehr Zulauf, als jeder Andere, aber hier? O geh' mir — o mein Jena, daß ich Dich mit dem Rücken anſehen mußte!«

»Ich will und muß mich aber mit ihm ſchlagen, bei meiner Ehre!« tobte Dagobert, »es entſtehe auch daraus, was immer wolle. Sey's mit Liſt oder Gewalt, er muß ſich mir ſtellen!«

»Wir wollen ſehen, was zu thun iſt, wir wollen ihn ſchon fangen, den Schuft, wir wollen ihn kitzeln mit den Schlägerſpitzen, daß er nicht wiſſen ſoll, ob er ein Junge oder ein Mädel iſt!«

So beſprachen ſich die entarteten Söhne der Muſen, ſo bereiteten ſie vor das dunkle Geſchick, welches hereinbrechen ſollte über den Armen und ſie ſelbſt umſtricken, und ſie dann treffen als rächende Nemeſis.

Ein dritter Student, ihr Verbündeter, lockte Euſebius unter dem Vorwand, etwas an ihn abzugeben zu haben, auf ſeine Stube, gleich nach ihm traten Dagobert und Roland ein, und überhäuften Eusebius mit beleidigenden Reden, vergebens vertheidigte ſich dieſer, vergebens wollte er das Zimmer verlaſſen.

»Memme!« brüllte Roland: »läßeſt Du Dir denn alles gefallen? Was ſoll Dein Geſchwätz, wer will das hören? Nur Blut tilgt ſolchen Schimpf! Hier iſt der Schläger, wehre Dich! Ich ſelbſt will Dir ſekundiren!«

Euſebius zitterte, ſein Blut empörte ſich gegen die niedrige verächtliche Behandlung, ſein Zorn erwachte, er war nicht mehr der ſanfte ſchüchterne Jüngling, er nahm die dargebotene Mordwaffe, Dagobert hatte ſchon den Rock abgeworfen, hatte den Hut auf, und legte ſich aus, der andere Student ſtellte ſich ihm zur Seite.

»Rock herunter!« rief Roland, und Euſebius that nach ſeinen Worten.

In einer fürchterlichen Aufgeregtheit ſtellte er ſich ſeinem blutſüchtigen Gegner gegenüber, die Klingen flogen klirrend an einander, die Sekundanten fuhren ſchützend mit den ſtarken Stöcken dazwiſchen, die Stube und die Fenſter zitterten von dem ſchweren Tritt der Ausfälle.

Euſebius konnte nicht fechten, blind wüthend hieb und ſtach er auf Dagobert ein; des Gegners Waffe verwundete ihn am Arm, das Blut quoll; »halt!« rief Dagobert's Sekundant, und dieſer, folgſam dem Geſetze der Fechter, wollte den Arm ruhen laſſen, aber Euſebius, die Wunde fühlend, ſchlug mit einem Hieb, der aller Regeln ſpottete, Dagobert's Schläger beiſeite, wie Roland's Stock, und in des Gegners Lunge fuhr die ſcharfe Spitze des Pariſer Mordgewehrs, daß ein Blutſtrom in mächtigem Bogen herüber auf Euſebius ſprützt, und jener, bleich werdend, zu Boden ſtürzte.

Da wurde auch Euſebius bleich, mit einem Ausruf des Schreckens warf ſich Roland auf ſeinen gefallenen Freund, und wollte das Blut ſtillen. »Fliehe, fliehe,« rief der Bewohner der Stube dem erſtarrten Euſebius zu. »Der dort wird's nicht lange mehr machen, das wird eine ſchöne Geſchichte werden!« — Er war ein Mediziner, und ſuchte zuſammen, was nöthig war, Dagobert beizuſtehen. Starr, den verzweiflungsvollen Blick gerichtet auf den Röchelnden, ſtand Euſebius noch immer, ſeine Glieder waren gebunden, eine

Ohnmacht drohte ihn zu übermannen, endlich raffte er ſich zuſammen, warf den Rock über, ſtieß einen dumpfen ſchrecklichen Schrei aus, und eilte von dannen; wie er nach Hauſe kam, wußte er nicht. In ſeiner Stube war ſeine Mutter beſchäftigt, das Bett zu machen, ſie entſetzt ſich vor ſeinem verſtörten, gräßlichen Ausſehen, in ſeinem Geſichte, auf ſeinen Kleidern hing Blut. Unter ſeinem Aermel hervor, über die Hand, rieſelte Blut.

»O um Gotteswillen!« ſchrie Anna auf, »was haſt Du gemacht, was iſt Dir widerfahren?«

»Todt — todt — todt —« ſtieß er hervor aus blauen bebenden Lippen, »er iſt todt!« »Wer? O wer? barmherziger Himmel, wer?« ſchrie Anna unter ängſtlichem Weinen, und konvulſiviſch zitterten ihre Glieder.

»Wer?« ſprach er ihr dumpf und tonlos nach: »der Student von Klingenberg, ich habe ihn erſtochen! —«

Da kreiſchte Anna furchtbar gräßlich auf, da hob ſie die Hände empor, und raufte ihr Haar. »Kain! Kain! Kain!« ſchrie ſie: »Du haſt Deinen Bruder erſchlagen! Viktorin von Klingen heißt Dein Vater, er mußte eine geborne von Berg heirathen, ihr alter Vater bettelte ihm das Verſprechen ab, daß ſein erſter Sohn ihre beiden Namen vereinigt führen ſollte, damit der Name Berg nicht mit ihm ausſterbe! Großer Gott! Dagobert von Klingenberg iſt Deines Vaters Sohn! Wehe! Wehe! Verflucht ſey die Stunde, in welcher ich geboren wurde, daß ich ſolche Gräuel erleben muß!»

Euſebius lehnte bleich an der Wand, er hatte keine Worte, ſeine Mutter warf ſich heulend auf die Erde, die Sinne ſchwanden ihr.

«Mögen doch die Berge fallen,» murmelte er mit irrem Doppelſinn, «die Klingen treffen gut.» Er wankte nach dem Tiſch, ihm flirrte es vor den Augen, er zog den Tiſchkaſten auf, drin lag ſein Barbiermeſſer. Ihm war, als ſtehe neben ihm ein Mann im rothen Mantel, der Scharfrichter, und halte das ſcharfe, blitzende breite Schwert in ſeiner Hand, und ziele mit der Schneide nach ſeinem Halſe. Es wurde Nacht in ſeiner Seele, tiefe, tiefe rabenſchwarze Nacht. Draußen auf dem Gang ſchallte jetzt ein raſcher Schritt, es war, als ſey es ein gewappneter Rieſe, aber es flüſterte in Euſebius Ohr eine helle widrige Stimme:

»Paſſe auf, jetzt kommt der Wahnſinn, jetzt — jetzt — jetzt —« Da wurde noch ſchwärzer die Nacht ſeiner Seele, da — —

Die Kunde des unglücklichen Vorfalles verbreitete ſich ſchnell, mehrere Leute hatten den blutbefleckten Euſebius an ſich vorübereilen ſehen; Hubert wurde beordert, ihn vorzufordern, er war es, deſſen Eilſchritt den Gang durchſchallte, er riß ungeſtüm die Thüre der kleinen Stube auf, und ſah — das Gräßliche! Euſebius hatte ſich die Schlagader des Halſes, ſammt der Kehle, durch und durch geſchnitten, er verblutete regungslos, ſein Leben war dahin. Jetzt richtete Anna ſich auf, ihr erſter Blick fiel auf den Pedell, ſie ſchauderte zurück; ihr zweiter Blick fand den Sohn mit der klaffenden Todeswunde am Boden, da hob ſie nur leiſe die linke Hand an die Stirne, als ob ſie ſich auf etwas beſinnen wollte, die Rechte ſtreckte ſie abwehrend gegen Hubert aus, dann ſah ſie dieſen wieder an, und brach tiefächzend zuſammen.

Ueber das Geſicht des Pedell's aber zog ein Mienenſpiel, als modellire es ein Dämon der Hölle nach ſeinem eigenen. Eine Minute lang blieb er ſtehen, eine Minute lang ſtee ſein Blick von Euſebius auf Anna, und wieder von ihr auf ihn, und ſeine durch drei und zwanzig Jahre genährte Rache feierte ihren großen Siegestag. Als er ſich aber umwandte, zu gehen, rieſelte ihm doch ein leiſer Schauer heimlich und wunderbar durch alle Nerven, und er eilte, durch die einbrechende Dunkelheit hinab, denn es rief eine Stimme, er wußte nicht, ob ſie außer ihm, oder in ihm töne: «Dieſe Thaten haſt Du auf Deiner Seele!»

Roland und der Mediciner, die bei dem unglücklichen Duell geweſen, büßten durch lange ſtrenge Haft, und der Erſte empfing dann die Relegatio cum infamia, der Zweite das Consilium abeundi. Dagobert von Klingen wurde ſtill beerdigt, der Leichnam des unglücklichen Euſebius kam auf die Anatomie. Anna war ſprachlos geworden, und lag im Fieber.

Es war ſchon ſpät im November, als alle dieſe Ereigniſſe ſich zutrugen. Zwei Abende nach Euſebius Tod ſchlich Hubert aus dem ſchmalen Gang in der Ecke des Treppenſaales heraus. Es wohnte dort in einer Winkelſtube ein Menſch, der Aufwärter und Stiefelwichſer der Studenten war, und zugleich Hubert's Spion, der ihn zuweilen heimlich beſuchte, wo ſie ganz im Stillen ein Spielchen mit einander machten. Es hatte ſchon lange eilf geſchlagen, draußen floß der Regen in Strömen von den Dächern, der Wind ſauste durch die Gänge, und warf manche Ziegel von den alten Dächern. Hubert's Freund leuchtete ihm hinaus, aber wie ſie die Vorthüre öffneten, löſchte der Zug das Lämpchen.

»Laßt nur, ich finde mich ſchon, gute Nacht!« ſagte Hubert, und jener riegelte hinter ihm die Thüre zu.

Aber Hubert fand ſich nicht ſogleich, es war zu dunkel; durch die großen matten Bogenfenſter drang nur ein ſchwacher Lichtſchimmer, ſie ſchienen nur eine hellgraue Wand, auf die von innen eine bleiche Helle fiel. Vielleicht war es auch der Branntwein, dem er mit ſeinem würdigen Genoſſen bei'm Spiel zugeſprochen, der ſein Gehirn verwirrte. Er tappte umher auf dem Saale, rund umher, und fand das Treppengeländer immer nicht, bald ſtieß er an eine Wand, bald an Stufen, je mehr er ſuchte und fühlte, je mehr war ſein Bemühen fruchtlos.

Und immer heftiger ſchoß der Regen nieder, das Geräuſch der fallenden Tropfen, das Strömen von den Dächern lautet ſo einförmig, und doch ſo unheimlich. Hubert dachte an Euſebius, und es kam ihm ein Grauen an, als er bedachte, wo er eigentlich war. Hier auf dieſem Saale war ja die Thüre, wo man hinein ging in das anatomiſche Theater, dicht neben an das dunkle Kämmerchen, in welchem die Cadaver lagen, darum war auch ſo ein eckelhafter Leichengeruch ſchon auf dem Vorſaal, und ein giftiger widriger Dunſt, der drückend und bang die Seele belaſtete. — Durch die Regengüſſe hallten die Schläge der zwölften Stunde. Hubert hatte ſich, von Schlaftrunkenheit überwältigt, an die Wand gelehnt und war eingeſchlafen; als er erwachte, dröhnten noch die letzten Glockenſchläge in ſein Ohr, aber um ihn ſchien eine Veränderung vorgegangen zu ſeyn; es war heller, wie vorhin, denn er ſah ja jetzt deutlich die Fenſter, und wollte nun hinabgehen, aber plötzlich hielt er den Schritt an, denn ſeitwärts im Eingange des Tabulets ſtand eine weiße Geſtalt, die ſtieg langſam herab, und richtete auf ihn aus tiefen Augen einen irren Blick, und breitete die Arme aus gegen ihn — und es war Anna. Und wohin er ſich auch wendete in Todesangſt vor der Wahnſinnigen, ſie folgte ihm unablässig, ſtumm, mit ſtieren Augen, und er wußte nicht, ob Liebe oder Haß ſie umtreibe. Er fürchtete ihren Biß, er wand ſich, wie eine Schlange, hin und her, aber endlich ſtand ihm der Athem ſtill, er erwartete ſie, zitternd, bebend, er wollte rufen, und vermochte es nicht, er wollte auf's Neue fliehen, aber er konnte nicht. Da ſammelte er ſeine Kraft, ſie von ſich zurückzuſtoßen, aber trotz der Dunkelheit ſah er ſie lächeln über dieſen ohnmächtigen Verſuch, ſie umſpannte ihn mit den Armen, ſie hielt ihn feſt, ſie drückte mit Rieſenkraft ihn an ſich, und hauchte ihm in das Geſicht. Da fiel ihm ein, daß ſie ja das Nervenfieber habe, und daß dieſes anſtecke, und nun er ihren giftigen Hauch geathmet, es auch bekommen werde, und ſchaudernd fühlte er ſchon die Krankheit durch ſeine Adern rinnen. Und ſtärker hob ſich der Orkan, und ſchüttelte ſeine nachtgrauen wehenden Rieſenfittige, daß das Gebäude zitterte, und daß es war, als praſſelten Donnerſchläge in das alte morſche Haus. Jetzt krachte es, als wollten die Mauern berſten, und dröhnend ſprangen die hohen Flügelthüren, die zum anatomiſchen Theater führten, auf, da ſchien es Hubert, als walle heraus ein bleicher geſpenſtiger Zug aller Leichname, die ſeit einigen hundert Jahren die Erkenntniß der Jünger Aeskulaps bereichert; da kamen die Verbrecher, die die Strafe ereilt, und die, welche todt gefunden worden waren, und die zahlreiche Schaar der Selbſtmörder, es kamen Gehängte, Erwürgte, Ertrunkene, Erſtochene, Erſchoſſene, Vergiftete, an jedem war zu erkennen die ſchreckliche, gewaltſame Todesart, die unendliche Reihe beſchloß Euſebius mit der friſchen blutigen Wunde.

Da glitt Hubert halb bewußtlos aus Anna's umſtrickenden Armen nieder auf den Ziegelſteinboden, und wollte, von Todesangſt durchbebt, nichts mehr ſehen, aber es war ihm, als legten ſich auf ſeine Augenlieder zwei eiskalte Finger, und riſſen ſie in die Höhe, daß er ſehen mußte, das ſchattenbleiche, geſpenſtige Gewühl, und die todten Geſichter, und die glühenden blutigen Augen alle, die auf ihn ſich richteten, die ihn durchbohrten, und nicht wichen, nicht wankten. Und er litt mehr in dieſer qualvollen ſchrecklichen Stunde, als er je gelitten in ſeinem Leben, und als jene gelitten, denen ſeine Tücke und Bosheit unendliches, unſägliches Weh bereitet.

Endlich ſchienen die Phantome zurückzuhuſchen und zu ſchweben, ſie drängten ſich allzumal durch die Thüre, und eines ſchob ſich in das andere, und durch das andere, daran Hubert erkannte, daß ſie körperlos waren. Und es ſchlug Eins. Da waren ſie Alle hinweg, und nur Anna ſtand noch geſpenſterbleich vor ihm, mit gehobenem Arm und Zeigefinger, und ihm war, als ſey ſie die Stunde Eins, die es ſo eben geſchlagen. Seinen Leib ſchüttelte der Fieberfroſt, daß er hoch in die Höhe fuhr, aber ſein Gehirn brannte, ſeine Augen quollen ſtier aus ihren Höhlen, in ſeinen lahmen Beinen arbeitete es, wie mit Feilen und Sägen.

Er ſah noch, wie Anna zurückwich in das Tabulat, und dann ſah, dann hörte er nichts mehr, wie ein kaltes naſſes Tuch lag es ihm auf der Stirne, ſein eigener Angſtſchweiß. —

Starr, kalt, zuſammengekrümmt, faſt ohne Leben, fand am frühen Morgen der Stiefelin das alte morſche Haus. Jetzt krachte es, als wollten die Mauern berſten, und dröhnend ſprangen die hohen Flügelthüren, die [illegible] tomiſchen Theater führten, auf, da [illegible] Hubert, als walle heraus ein bleicher geſpenſtiger Zug aller Leichname, die ſeit einigen hundert Jahren die Erkenntniß der Jünger Aeskulaps bereichert; da kamen die Verbrecher, die die Strafe ereilt, und die, welche todt gefunden worden waren, und die zahlreiche Schaar der Selbſtmörder, es kamen Gehängte, Erwürgte, Ertrunkene, Erſtochene, Erſchoſſene, Vergiftete, an jedem war zu erkennen die ſchreckliche, gewaltſame Todesart, die unendliche Reihe beſchloß Euſebius mit der friſchen blutigen Wunde.

Da glitt Hubert halb bewußtlos aus [illegible]na's umſtrickenden Armen nieder auf den Ziegelſteinboden, und wollte, von Todesangſt durchbebt, nichts mehr ſehen, aber es war ihm, als legten ſich auf ſeine Augenlieder zwei eiskalte Finger, und riſſen ſie in die Höhe, daß er ſehen mußte, das ſchattenbleiche, geſpenſtige Gewühl, und die todten Geſichter, und die glühenden blutigen Augen alle, die auf ihn ſich richteten, die ihn durchbohrten, und nicht wi-

gen, nicht wankten. Und er litt mehr in die-
r qualvollen ſchrecklichen Stunde, als er je
elitten in ſeinem Leben, und als jene gelit-
en, denen ſeine Tücke und Bosheit unendli-
ges, unſägliches Weh bereitet.

Endlich ſchienen die Phantome zurückzuhuſchen
nd zu ſchweben, ſie drängten ſich allzumal
urch die Thüre, und eines ſchob ſich in das
ndere, und durch das andere, daran Hu-
ert erkannte, daß ſie körperlos waren. Und
s ſchlug Eins. Da waren ſie Alle hinweg,
nd nur Anna ſtand noch geſpenſterbleich vor
hm, mit gehobenem Arm und Zeigefinger, und
hm war, als ſey ſie die Stunde Eins, die es
o eben geſchlagen. Seinen Leib ſchüttelte der
Fieberfroſt, daß er hoch in die Höhe fuhr, aber
ein Gehirn brannte, ſeine Augen quollen ſtier
us ihren Höhlen, in ſeinen lahmen Beinen
rbeitete es, wie mit Feilen und Sägen.

Er ſah noch, wie Anna zurückwich in das
Tabulat, und dann ſah, dann hörte er nichts
nehr, wie ein kaltes naſſes Tuch lag es ihm
uf der Stirne, ſein eigener Angſtſchweiß. —

Starr, kalt, zuſammengekrümmt, faſt ohne
eben, fand am frühen Morgen der Stiefel-

wichſer den Pedell, und trug ihn nach ſeiner Wohnung, und eilte nach dem Arzt.

Mehrere Tage lang lag Hubert ohne Beſinnung, in der Hitze des Fiebers erzählte er immer nur von den Geſpenſtern und Leichnamen, die er geſehen, und kämpfte mit ihnen, und wollte ſie, die ihm nach ſeiner Behauptung immer zu nahe kämen, von ſich abwehren. Bald jubelte er, daß er gerächt ſey, bald heulte er auf, wie ein Unthier, und wähnte, Anna hatte ihn wieder umſchlungen, und blaſe ihn an, und ſchrille dazu: »Da haſt Du das Nervenfieber, da haſt Du es!« Er überſtand die Kriſis nicht, am neunten Tage ſtarb er.

Anna erholte ſich, aber die Sprache kam ihr nicht wieder; eine ſtille unſchuldige Melancholie, die faſt an Stumpfheit grenzte, hatte ſich ihres Denkens bemächtigt. Ganz ſchien nicht die Erinnerung ihr geſchwunden zu ſeyn, denn wie ſie oft auf dem Tabulat vor ihrer Thüre am Treppengeländer geſtanden hatte, früher Viktorin, ſpäter Euſebius erwartend, wenn er aus andern Hörſälen herauſkam, ſo ſtand ſie jetzt wieder, immer ſehnſuchtsvoll Jemandes zu harren ſcheinend; aus Mitleid mit ihrem trüben Geſchick ließ man ſie im Beſitze der ärmlichen Wohnung.

Ein halbes Jahr nach den traurigen Verfällen, die dieſer Erzählung einen ſo trüben Schluß geben mußten, ſtanden in einer Zeitung zwei Todesanzeigen neben einander, die erſte galt Viktorin von Klingen, die zweite Eliſen, beiden hatte der Gram das Herz gebrochen.

Aber Jahre lang ging der Tod an der bleichen irren Anna vorüber, jeden Tag ſtand ſie dort über der Treppe, und lehnte ſich ſchwermüthig auf das Geländer, in den eingefallenen Zügen tiefen Kummer, in den Augen, die ach, einſt ſo bezaubernd waren, das unſtäte Leuchten des Irrſeyns. Sie blickte nach Euſebius; Alle, Alle kamen, die Studenten, nur er — kam nicht. Und dann ſchlich ſie zurück in ihr Stübchen, und ſtarrte die Wand an, oder den Stuhl, auf dem er oft geſeſſen; ach, ſie hatte auch keine Thränen mehr. Jeden Morgen aber trieb ſie's früh von dem ärmlichen Lager, ſie trat heraus, und lehnte ſich wieder in gramvoller Sehnſucht auf die Brüſtung, ſo ſtand ſie früh, wenn der Erſte kam, ſtand ſo ſpät, wenn der Letzte ging, immer ſich gleich.

Und ſo ſtand ſie viele Tage,
Stand viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Auf dem düſtern Gang.

Und ſo lag ſie, eine Leiche
Eines Morgens da;
War verklärt, im Geiſterreiche,
Ihren Lieben nah.

Die Viſion.

Ein Phantaſieſtück.

Die Viſion.

Ein Phantaſieſtück.

Wer hat nicht ſchon Ungeheures erlebt in Träumen? Wem iſt nicht ſchon Entſetzen und Grauſen und Todesangſt nahe geweſen, bis die Seele ſich losrang von den umſtrickenden Banden des Schlafes, aber noch lange fortbebte in unnennbaren Schauern?

Ich liebte die Tochter eines Aſtronomen, ein entzückendes, himmliſchſchönes Mädchen, eingeweiht in die Wunder des Himmels, deſſen Namen ſie führte; ſie hieß Cöleſtine, öfter aber nannte ich ſie meine Urania. O, wenn ich der Stunden gedenke, in denen ich, geführt von ihr, von Sonne zu Sonne wandelte, oder wenn ich, von Cöleſtinens Gluthküſſen trunken, über Monden und Sonnen hinwegzufliegen wähnte, und mich badete in dem Flammenmeere des Empyreums, fragt ihr da noch, ob ich glücklich war? — —

Umgeben von Aſtrolabien, Sphären, Spiegelteleskopen und ähnlichen Apparaten, die des Menſchen klügelnder Geiſt erſonnen, um den Maaßſtab ſeiner Berechnungen legen zu können an die unermeßlichen Räume des Weltalls, ſaß Vater Erich in einer kalten Decembernacht beim Schein einer Lampe im höchſten Zimmer ſeines aſtronomiſchen Thurmes, die Bahn eines Kometen berechnend, der ſich in der Kaſſiopega zeigte.

Ein ſanftes Dämmerlicht umfloß die ſchimmernde Erde, geſchaffen von dem Schneekleid, in das ſie gehüllt war, und von den Myriaden Sonnen, die ſtrahlenhell niederblitzten aus ihrer unendlichen Ferne auf den kleinen, dunkeln Planeten.

Hin und her ſchoſſen am Himmel, gleich Feuerpfeilen, leuchtende Dunſtmeteore, hell aufglänzend und ſchnell verſchwindend, als flögen von Sternen zu Sternen flammende Boten.

Schon verkündeten die Glocken und Wächter die zwölfte Stunde, ich ſaß noch bei meiner engelſchönen Venus Urania, ſelig durch ihre Liebe, die mich in ſo ſanften Banden gefeſſelt hielt, ſelig durch ihr Herz, wie es ſich ſo hold und kindlich mir dahingab, ſelig durch ihren Geiſt, wie er ſo reich und glänzend ſich offenbarte. Erſt vor wenigen Tagen war ſie mein geworden am Altare.

Jetzt wand ſie ſich ſanft aus meinen umſchlingenden Armen. »Wollen wir nicht ſehen, was der Vater macht?« fragte ſie mit ſanfter Bitte, und leiſe, leiſe, den Greis nicht zu ſtören, der gar manche Nacht da droben zuzubringen gewohnt war, ſchlichen wir die Treppe hinauf, und ſtanden, kaum athmend, an der Glasthüre, die uns noch vom Vater trennte. Eben hatte er durch den ſechsfüßigen Tubus geblickt, und ſchrieb nun wieder mit ernſter Ruhe Zahlen auf Zahlen nieder. Wir lauſchten eine Zeitlang; jetzt ſchien doch die Natur ihren Tribut zu fordern von dem Greiſe, die Feder entfiel ſeiner Hand; er lehnte ſein Haupt in das Polſterkiſſen des weichen Seſſels, faltete die Hände, und, indem er ernſten Betrachtungen hingegeben ſchien, flogen ſeine Blicke aufwärts durch die reine Glaskuppel, hinauf zu den ewigen Sternen. Da zog über ihn hin der Lichtſtreifen der Milchſtraße, mit den Myriaden ihrer Welt- und Sonnenſyſteme. Hell flammten Syrius und Aldeboran, und ſeitwärts funkelten roth, wie das Eiſen im Hochofen, Mars und Arkturus.

»Komm, Cöleſtine, laß den Vater ruhen,« ſprach ich leiſe zu der jugendlichen Gattin, ſie drückte einen Kuß auf die Glasſcheiben; flüſterte fromm: »Gute Nacht, mein Väterchen!« ſah mit der Sorglichkeit der Hausfrau nach dem Kamin, verſchloß ihn, und folgte mir die Treppe wieder herab in das Schlafgemach.

Eine Stunde mochte ich vielleicht geſchlummert haben in den Armen des göttlichen Weibes, als ich mit jenem Ruck erwachte, der, unangenehm ſchreckend, als ſey man von einer Höhe herabgeſtürzt, zuweilen den ruhigen Schläfer weckt, dem dann ein Schauer eigner Art durch alle Nerven bebt. Mein erſter Gedanke war Vater Erich, mir war ſogar, als hätte ich ihn rufen hören; eine nicht zu beſchwichtigende Beſorgniß ergriff mich, ich konnte nicht ruhen, verließ leiſe das Bett, warf den wärmenden Schlafrock um, ſteckte die Füße in die Filzſocken, und ſtieg ſo, ſehr philiſtermäßig angethan, die Treppe hinauf. Meine Beſorgniß war ungegründet. Hell brannte die Lampe; der Greis ſchrieb wieder ämſig, zuweilen flogen ſeine Blicke leuchtend empor, ſein Anſehen hatte etwas Heiliges, Ehrfurchterweckendes, Verklärtes, — ich durfte ihn nicht ſtören. »Gute Nacht, Vater,« ſprach ich vor mich hin, und ſtieg beruhigt hinunter. Meine Tina ſchlief noch feſt, ein angenehmer Traum ſchien ihre Seele im Schlafe zu beſchäftigen, ſie nannte meinen Namen träumend, und lächelte. Ich nahm wieder Platz an ihrer Seite, und entſchlief bald.

Der ſpäte Decembermorgen war angebrochen; wohlthuende Wärme erfüllte ſchon die Wohnſtube, ich ſaß am Pult und arbeitete, und meine Gattin trat ein mit dem Morgentrank der levantiſchen Bohnen. »Ob ich wohl dem Vater den Kaffee hinauftrage?« fragte ſie mich. »Warte noch ein Viertelſtündchen, Liebe,« gab ich zur Antwort, vielleicht kommt er herab, oder klingelt; er wird noch ruhen von der anſtrengenden Arbeit der Nacht.

Aber die Viertelſtunde verging, Vater Erich kam nicht, klingelte nicht; Tina war im Geſpräch mit einer vorübergehenden Freundin, welche ein Beſuch bei einer theuern Kranken ſo früh ſchon über die Straße führte; ich ging alſo allein ſtillſchweigend auf den Thurm, nach dem Vater zu ſehen, und blickte, als ich oben war, wieder beſorgt durch die Glasſcheiben. Mit gefalteten Händen ſaß der Greis im Polſterſtuhl, den ſtarren Blick nach oben; hell glühte der Aether im Golde des jungen Morgens, und warf durch die Glaskuppel ſeine Roſenlichter auf das ehrwürdige Greiſenantlitz. Harmoniſch tönten die Klänge der Kirchenglocken durch die reine Luft herauf. Ich trat ein, ein Schauer ergriff mich. War denn das Vater Erich? — Ja, er war es, ſeine Geſtalt, ſeine Züge, und doch ſo fremdartig, ſo verſteinert. Ich faßte ſeine Hand ſie war eiskalt und ſtarr. Vater Erich — war todt.

Gewaltſam kämpfte ich meinen Schreck, meinen Schmerz nieder, ſchon hörte ich Tina kommen, ich durfte ſie jetzt nicht unvorbereitet eintreten laſſen in das Zimmer des Todes. Raſch, doch geräuſchlos trat ich ihr entgegen. »Er ſchläft;« ſtill! rief ich ihr zu, und winkte ihr ſchweigend, wieder hinab zu gehen.

Drunten machte ich ſie allmählig bekannt mit meinem traurigen Geheimniß, und reichlich floſſen ihre Thränen um den geliebten Vater. Heiß und innig umſchlang ſie mich, übermannt von Schmerz, und doppelt ſchön in ihrer kindlichen Trauer, und ſchluchzte: »Nun habe ich nur noch Dich, Dich, mein Alles!« Ihre Stimme brach. —

Der traurige Tag des Begräbniſſes mit ſeinen Unruhen, ſeinem erneuten Schmerz, ſeinem konvenzionellen Beileid war vorüber, und ich ging, den handſchriftlichen Nachlaß des geliebten Verewigten zu verwahren. Es lag und ſtand Alles noch in dem aſtronomiſchen Zimmer, wie bisher, nur Er fehlte, der uns ſo ehrenwerth und theuer war. Auf dem Arbeitstiſch lag noch, mitten unter andern Papieren der Bogen, auf welchem ich zuletzt den Vater ſchreiben geſehen, ich nahm ihn in die Hand, ich las, und ſtaunte, ſtatt aſtronomiſcher Berechnungen einen Brief an mich, und meine Gattin zu finden. Wir laſen ihn gemeinſchaftlich. Folgendes war der Inhalt:

»Meine Cöleſtine, mein Ludwig! Meine
geliebten Kinder!«

»Ich habe die Pforten der Ewigkeit offen geſehen, die Strahlen des Allerheiligſten haben mich umfloſſen; meine Seele war nicht mehr in mir, in der irdiſchen Hülle. Es ruft mich nach Oben, und ich ſehne mich nicht mehr zurück, weiß ich Euch doch glücklich, meine Lieben, im Schooß der Liebe und der Tugend glücklich, und außer Euch habe ich ja Niemand mehr. Gezählt ſind die Pulsſchläge, die dieſes Herz thun wird, ehe es ſtille ſteht.«

»O wie klein iſt doch alles Erdenwiſſen, alle Menſchenkunſt, und doch ſind ſie nicht vergebens, und Nichts iſt groß, und Nichts iſt klein vor dem Auge der Allmacht.

»Oft habe ich Euch belehrt nach meiner beſten Einſicht über die Wunder des Univerſums, und Ihr lauſchtet meinen Worten voll Vertrauen und Glauben. Ich habe Euch die Berechnungen gezeigt, nach welchen kein Komet der Erde näher, als auf eine Entfernung von 13,000 Meilen kommen kann, Berechnungen, die gegründet ſind auf die Geſetze der Schwerkraft, der alle Weltkörper unterthänig ſind, aber was ich geſchaut in dieſer geheimnißvollen Nacht, es geſtaltete ſich ganz anders.

»Ledig aller irdiſchen, körperlichen Banden flog ich in den Lüften, eine ätherleichte Pſyche, als Bewußtſeyn, als Gedanke, als Geiſt; da war kein Kopf, kein Leib, kein Glied, das meinen Aufflug gehemmt hätte, durch ſeine Schwere, ich ſah, und mein ganzes Weſen war Auge, ich fühlte, und mein ganzes Weſen war Gefühl. Mir war unausſprechlich wohl; was ich geweſen als Menſch, war hinweggewiſcht aus meiner Erinnerung; ich wiegte mich im Aether, eine gaukelnde Libelle; die Erde lag unter mir, eine große Scheibe; leicht und luſtig ſchwebte ich über dem Chimboraſſo. Ahnungen himmliſcher Freuden erfüllten mich; ich war ſelig. Gekommen war mir eine überirdiſche Erkenntniß; mit hellem Blick ſah ich die Planeten dahinfliegen in fürchterlicher Schnelligkeit, aber ich wurde nicht mit fortgeriſſen von ihren ſauſenden Donnerwirbeln. Wo ich dachte, zu ſeyn, da war ich im Augenblick. Ich ſah die Seite des Mondes, die nun der Erde zugekehrt iſt, auch ſie iſt licht und ſchön, und voll von den Wundern Gottes. Ich tanzte mit den Monden des Jupiter um den ungeheuern Rieſenball, ich ſchwebte unter dem Saturnusring. Unter mir lag der bleiche Planet, wie ein todtes Meer, über mir zog ſich eine leuchtende Doppelbrücke, die auf dem Planeten an beiden Enden zu ruhen ſchien, der wunderbar goldne Reif, umkreiſt von ſieben Monden, frei ſchwebend an der Hand der Allmacht, im unermeßlichen Weltall.

»Sechsmal ſchon hatte der Erdball ſeine Bahn um die Sonne vollendet, da flog von Sirius her eine leuchtende Geſtalt gedankenſchnell an mir vorüber, der ich eben in einer Venusmorgenröthe mich badete, und der Erde zu. Milliarden Aſteroiden ſchweben im Weltraum umher, bis ſie gegenſeitig angezogen, zu Planeten und Kometen werden, und um eine Sonne ihren ewigen Gang beginnen; ſie ſind zu klein und fern, als daß ſie jemals wahrgenommen werden könnten von den Kindern des Staubes! Für einen ſolchen Körper hielt ich das Flammengebilde, wollte ſeine Bahn verfolgen, und flog ihm nach. Da ſtand es ſtille auf dem Gipfel des Himalaya, und war — der Todesengel.

»Eine feurige Ruthe ſtreckte er aus über die Länder der Erde. Und ſcheinbar aus dem Nebelfleck im Schwerte des Orion zog ein kleiner Komet, und kam näher und näher mit fürchterlicher Eile. Ich ſchwebte über Aſien und Europa, und ſenkte mich tiefer und immer tiefer, bis ich die Gebirge ſah, wie dunkles Schlangengewürm, und die Alpen und Gletſcher, wie zackige Mondberge, und die Feuersbrünſte auf der Erde wie leichte Punkte, und das Meer wie einen ſanften weißen Schein.

»Und näher rollte ſauſend der Komet heran, und wuchs mit jeder Sekunde, und ſtand neben dem Mond, und deckte ihn mit ſeinem Kern, während der Lichtſchweif lang und breit über den halben Himmel hinzog, daß nur bleich die Sterne hindurchſchimmerten.

»Da wallten die Meere hoch auf, und überflutheten die Länder, und aus dem Schooße des Ozeans ſtieg mit Korallengebirge und Wäldern aus verſteinerten Rieſenbäumen die verſunkene Atlantis. — —«

So weit hatte Vater Erich geſchrieben, da hatte der ſtille Genius ihn abgerufen. Mir ſtand der Verſtand ſtill. Ich ſchwindelte; ängſtlich klammerte ſich Cöleſtine an mich an, und ihre ſchönen Augen floſſen von Thränen über.

»Gott, Gott!« ſtöhnte ſie: »mein Ludwig, wenn es ſo kommen ſollte!«

»Tröſte Dich, mein Engel,« entgegnete ich ihr beruhigend. »Die Lieblingsbeſchäftigung des Seligen hat ſeinen Gedanken die Bahn und

Richtung eines Irrſterns gegeben, es iſt nichts — nichts — und es iſt noch lange hin bis zum Jahre — eintauſend, achthundert und — ſechs- und dreißig, wollte ich ſagen,« aber ich las Tina's Seelenangſt in dem fragenden Blick, mit welchem ſie an meinem Munde hing — und ſprach: ſechsundneunzig.

»Das werden wir kaum erleben,« lächelte ſie beruhigt, ich drückte einen Kuß auf die bebenden Lippen der holden Frau, und verſchloß das Papier in das geheimſte Fach meines Pultes.

Pfeilſchnell flogen mir ſechs Jahre einer glücklichen Ehe dahin. Vier holde Kinder umblühten die Roſe Cöleſtine, keine Wolke trübte den Himmel unſrer Zufriedenheit. Auch ich war Sternkundiger geworden, war beliebter Profeſſor der Aſtronomie, und eine Fülle von Kenntniſſen hatte ich mir zu eigen gemacht durch beharrlichen Fleiß; bereichert hatte den Schatz meines Wiſſens der Nachlaß des Schwiegervaters um ſehr Vieles. Dankbar ſegnete ich ſein Andenken.

Und es kam der Winter wieder mit ſeinen herrlichen Sternennächten, und jede derſelben fand mich auf der aſtronomiſchen Warte.

Da ſtand ich, hoch über den beſchneiten Häuſern der ſchlafenden Stadt, meine Blicke irrten umher am prangenden Firmament, zu nennen wußte ich alle Sterne, von der Spika bis zum Omega des Eridanus.

Es ſchlug zwölf Uhr auf allen Thürmen, fern unter mir in Duft verſchwammen die Töne. Ich richtete das Spiegelteleskop; in einer Stunde mußte er aufgehen.

Gepolter auf der Treppe, die heraufführte. Zwei Studenten mit bleichen Geſichtern ſtürzten herein, ein Zeitungsblatt hielt der Eine, und reichte mir es ſtumm. Ich las beim Scheine der Aſtrallampe:

»Hamburg, vom 2. Januar 1836. Der ſchreckliche Komet kommt der Erdbahn mit jeder Minute näher, eine Revolution unſers Planeten iſt unvermeidlich, wenn Gottes Güte ſie nicht abwendet. Das Meer iſt in fürchterlicher Bewegung, jede Welle wird zur Waſſerhoſe, Trümmer von Schiffen bedeckten den Küſtenſtrand, ganze Wälder kommen angeſchwommen. Wenn wir den noch unverbürgten letzten Nachrichten aus London Glauben beimeſſen wollen, ſo iſt vielleicht Amerika, die Cordilleras ausgenommen, ſchon von den Fluthen des Ozeans verſchlungen. Eine Wolke von Aſche fiel auf Schottlands Nordküſten und die Inſeln; der Hekla iſt geborſten, und ganz Island in einem Lavameer untergegangen. Holland ſieht der traurigen Kataſtrophe bang entgegen, ſchon wächst das Meer fürchterlich an, und droht alle Dämme zu überſtrömen.«

»Leben Sie wohl, Herr Profeſſor,« ſprachen die Beiden, zwei biedre Jünglinge, die ſich meine ganze Hochachtung erworben hatten. Wir reiſen dieſe Nacht noch ab, wir wollen das unvermeidliche Geſchick mit unſern Angehörigen theilen.

Es kamen jetzt noch mehrere meiner Auditoren, ich hatte ſie um dieſe Stunde zu mir beſchieden; Manche waren ſtumm und niedergeſchlagen, Manche zwangen ſich, heiter und ruhig zu ſcheinen, Andere witzelten frech, und lachten; ich blickte ernſt nach ihnen hin, im Oſten ſtieg ein ſeltſames Dämmerlicht empor Ich nahm ein Heft vom Tiſche, und begann:

»Meine Herren!

»Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſer Komet, derſelbe der 1456 erſchien, den Apianus im Jahr 1531 beobachtete, Kepler 1607 wieder zuerſt bemerkte, deſſen Wiedererſcheinung dann 1608 erfolgte, und von Clairaut auf 1759 vorherbeſtimmt wurde, welches auch eintraf — unſern Planeten den Untergang oder wenigſtens ſeiner Oberfläche eine gewaltſame Veränderung droht, da er ſchon aus der Entfernung, in welcher er ſich jetzt noch von der Erde befindet, den verderblichſten Einfluß äußert.

»Er wurde neben dem mittelſten Stern K im Schwert des Orion zuerſt wahrgenommen, und nähert ſich ſeinem Perihelio mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit.

»Die Dichtigkeit ſeines ſehr hellen Kerns kommt der des Saturn gleich, die Größe ſeines Durchmeſſers übertrifft die der Erde 6mal, aber die Geſchwindigkeit ſeines Laufes die der Erde um 70mal, ſo daß er in einer Sekunde 280 Meilen durchläuft. Von der Erde iſt er noch 98 Millionen Meilen entfernt, nähert ſich ihr mit jeder Minute auf 16,800 Meilen, ſo daß er in 4 Tagen und einigen Stunden« — »Heiliger Gott!« unterbrach ein Schreckensruf meiner Gattin den ernſten Vortrag und die Aufmerkſamkeit der Akademiker. Sie war, unbemerkt von mir, eingetreten, und hatte zugehört. Bleich, wie ein Marmorbild, drohte ſie umzuſinken; einer meiner Zuhörer hielt ſie aufrecht.

»Sey ruhig Tina,« ſprach ich tröſtend zu der Zagenden. »Wir ſtehen Alle in der Hand des Allmächtigen, beugen wir uns in Demuth ſeinem Willen.«

Heller wurde der Oſten; Beteigenz und Aldebaran ſchwammen bleich im Lichtglanz, kaum war Bellatrix ſichtbar. Und es flogen farbige Strahlen herauf, wie Nordlichtglühen, und hell, wie ſonſt der Sirius, der aber jetzt erblaßt ſeitwärts ſchimmerte, ſtieg ein feuriger Rieſenſtern, halb ſo groß wie der Vollmond, empor, und zog nach ſich des ungeheuern Schweifes Lichtpyramide, höher und immer höher, immer länger und breiter. Alle ſtanden in ſtummer, ſtaunender Bewunderung; es war ein ſchauerlich erhabener Moment.

Ich wollte meinen Vortrag fortſetzen, aber ich vermochte es nicht. Was half es auch?

In wenigen Tagen wußten vielleicht wir alle mehr als die höchſte irdiſche Weisheit je zu faſſen im Stande, und ſchauten vielleicht von einem andern Sterne auf die weſenleere, verheerte Erde, auf der ſich nach Jahrhunderten vielleicht eine neue Schöpfung geſtaltete.

Und wieder waren zwei Tage vergangen; dem Monde gleich an Größe ſtand der Komet furchtbar drohend am Himmel. Entſetzliche Gerüchte liefen unter der Menge. Alle Feinde hatten ſich verſöhnt, alle Waffen ruheten, alle Güter waren gleich gering geachtet und werthlos, der Unterſchied der Stände war aufgehoben; Friede war auf Erden, aber kein Wohlgefallen am jüngſten Tage, der in ſeiner ganzen Schrecklichkeit nahete. Dort knieten Betende auf den Straßen, dort weinte und klagte die Todesfurcht, dort tobte die Verzweiflung, und die Genußſucht wälzte ſich im Pfuhl der Laſter, und leerte den Becher aller ſinnlichen Lüſte bis zur Hefe. Scharfe Kontraſte ſtellt das Leben in Fülle neben einander auf, und die Menſchheit verzagte in der ungeheuern Zeit.

Ich ſaß mit meiner Gattin und den ängſtlich weinenden Kindern im aſtronomiſchen Zimmer; wir hielten uns umſchlungen; im Arm der Liebe ſollte der Tod uns finden. Das Geheul der Angſt drang nicht zu uns herauf auf die ſtille Höhe, der Folterſchmerz der Todeserwartung, der da unten tauſend Herzen zerriß, quälte uns nicht. Wir waren gefaßt zu ſterben, und ruhig — und ſtille.

Und jetzt flog der Komet in die Erdathmosphäre hinein, zog ſo groß, daß er faſt den halben Himmel bedeckte, vorüber in raſender Eile, und plötzlich war die Erde eingehüllt in eine Wolke von ſchimmernden Lichtfunken, ein phosphoriſches Meer ſtürzte aus der Luft, flüſſige Flammen, die nicht brannten, wälzten ſich nieder, und tief unten rollten leuchtende Wellen über die Gefilde, und trugen Tod und Vernichtung in ihrem feuchten Schooße. Bald wallten ſie höher und höher. »Bald mit Dir über den Sternen, beim Vater!« rief ich, und drückte den letzten Kuß auf Cöleſtinens Mund. Die Kinder weinten ängſtlich, und ſchmiegten ſich bebend an die Mutter. Tina umfing ſie und mich, da fluthelen die Glanzwellen herein, der Thurm krachte, wir ſanken — ſanken — und ich — ſchlug die Augen auf. O Traum, o Täuſchung! Gehirnphantasmata, was machtet ihr aus mir? Sterben mußte ich nun noch nicht, das war gewiß, und das Beſte an der ganzen Sache, aber o Jammer, ich hatte nie einen Aſtronomen zum Schwiegerpapa wie eine göttliche Cöleſtine zur Gattin, hatte keine blühenden lieben Kinder, war auch nicht ſelbſt Aſtronom, ſo wenig als Profeſſor, und die Fülle des Wiſſens, und die Intelligenz in die Wunder des Himmels waren aus der Pandorabüchſe des Kopfes zum Kuckuk geflogen, und nichts darinnen verblieben, als die beſchämende Erkenntniß, — nichts zu wiſſen. Warlich, ich muß mich ſelbſt auslachen, »ich wußte« mit Matthiſſon zu reden —

„von den Kreiſen
„der Welt, und ihrem Gleis
„was ich vom Stein der Weiſen,
„und von Heraldik weiß.“ —

O Gaukelei des Traumes, Gedankenſpiel der Seele, wie ſeltſam haſt Du mich genarrt!

Es iſt ja erſt Herbſt 1829, und noch lange hin, ehe wir 1836 ſchreiben. Ob ſich dann der wunderbare Traum erfüllen wird, oder früher noch? — Wir müſſen es erwarten.

Ende des zweiten Theils.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Manoel. Eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts 5

Der Pedell. Ein Nachtſtück in zwei Hälften . 161

Die Viſion. Ein Phantaſieſtück 313

Druck und Verlag von J. G. [illegible] in München.

Druckfehler im zweiten Band.

Seite 20 Zeile 7 v. o. lies: den edlen.
„ „ „ 12 v. o. l. Fremdlinge.
„ 22 „ 3 v. u. l. fliegen.
„ 62 „ 7 u. 8. v. o. ſtatt: Lob deſſelben : Labdeſſeben.
„ 113 „ 9 v. u. l. mit meiner Hand.
„ „ „ 5 v. u. l. ſt. Alteration : Alternative.
„ 116 „ 4 v. o. l. ſt. handeln : handelnd.
„ 132 „ 7 v. u. l. leben.
„ 138 „ 11 v. o. l. weine.
„ 153 „ 1 v. u. l. ſt. wirbelichen : winkelichen.
„ 221 „ 3 v. o. l. ſt. Pfade : Pferde.
„ 227 „ 8 v. u. l. ſt. ſeſſen : ſaß.
„ 228 „ 3 v. o. l. ſt. Beilen : Beulen.
„ 235 „ 8 v. o. l. einziges Kind.
„ 251 „ 13 v. u. l. erfreute.
„ 253 „ 1 v. u. l. vorhin.
„ 254 „ 7 v. o. l. ſt. nur : mir.
„ 257 „ 3 v. o. l. ſt. erhaltenes : anhaltendes.
„ 258 „ 5 v. o. l. hervor.
„ 266 „ 12 v. u. l. Jugendleben.
„ 318 „ 3 v. o. l. Aldebaran.
„ 323 „ 7 v. o. l. Libelle.
„ „ „ 9 v. u. l. ſt. nun : nie.
„ 325 „ 3 v. o. l. ſt. leichte : lichte.
„ 330 „ 11 l. Beteigeuze.
„ 331 „ 9 l. ſt. wie : nie.

4

Erzählungen
und
Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

* * *

Dritter Band.

Erzählungen

und

Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Band.

Stuttgart,
1831.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT
HALLE a. S.

Zettelträgers ſelige Nächte.

Ein Nachtſtück

aus den

Papieren eines Freundes.

Zettelträgers ſelige Nächte.

Ein Nachtſtück aus den Papieren eines Freundes.

Es dämmerte ſchon; fremd in der großen Stadt, in die ein Geſchäft mich führte, ging ich durch endloſe Gaſſen, in denen ſich mehr und mehr das Getümmel des Tages, und der Menſchen rege Beweglichkeit verlor. An einen kleinen freien Platz war ich gekommen, den mehrere unregelmäßig vorgebaute Häuſer winkelig und noch düſterer machten, als es in den übrigen Straßen ſchon war. Vor allen ſtieg ein graues Steingebäude recht hoch und ſchroff in die Höhe; unten ſah ich die Fenſter ſtark mit Eiſen vergittert, höher hinauf mit Draht, noch höher waren ſie ganz klein und winzig; oben hörte ich einen unverſtändlichen Geſang, auch war es mir, als raſſelten unten Ketten. Voll einer ſeltſamen Beklommenheit wollte ich vorüber eilen. »Gott, ein Gefängniß!« dachte ich. »Wie viele tauſend Seufzer und Flüche verhallen nicht in dieſen Mauern; Reue und Gewiſſensbiſſe, und der tauſendfältige Wunſch nach Freiheit, und die troſtloſe Oede der vier engen Kerkerwände müſſen das Leben darin zur ewigen Folter machen. Und doch ſingt Einer darin. Iſt es Ruhe des guten Bewußtſeyns, iſt es Apathie des verſtockteſten Böſewichts, was in die Nacht des Kerkers den freundlichen Strahl des Liedes trägt? Wer kann es wiſſen?«

Ich wollte um die Ecke biegen, da rief es hoch über mir Pſt! Pſt! Galt es mir? Gleichviel, ich ſtand und blickte auf. Nichts konnte ich erkennen, als ein ſehr bleiches Geſicht, das aus einem der kleinen Fenſterchen oben herab ſchaute, und ein heiſeres Flüſtern, das mir durch Mark und Bein ſchauerte, ſchlug an mein Ohr: »Nimm die Geſchichte meines Glücks und meiner Leiden!« — Eine Rolle fiel neben mir nieder, ich hob ſie auf, wie ich wieder empor ſah, war das Geſicht verſchwunden. In welches Abenteuer will der Zufall dich hier verwickeln? Fort! fort! Ehe jemand dich hier wahrnimmt, dich am Ende als einen Mitſchuldigen jenes Unglücklichen verhaftet.

Die Rolle in den Buſen geborgen und die Hand darauf gedrückt, verließ ich eilig den unheimlichen Ort. Ein helles Gelächter drang hinter mir aus dem Erdgeſchoß. In meinem Gaſthof wollte ich mir Licht geben laſſen, was ein ſonderbarer Zufall mir in die Hände geführt; allein es wurde nun zur Tafel gerufen, ich fand unverhofft einen Bekannten, auch ſonſt gute Geſellſchaft, und ſo war es nicht mehr weit von der Geiſterſtunde, als ich munter und aufgelegt mein Zimmer betrat. An Schlaf war noch nicht zu denken, ich machte es mir bequem und entfaltete nun das empfangene Papier. Es war ein reinlich und ſauber geſchriebenes Manuſcript, das ich unverändert hier mittheile:

Das Traumglück des Verlaſſenen.

Prophetiſch trat in Dämonengeſtalt an meine Wiege das Schickſal, und ſang mir das Eulenlied meiner Zukunft; die Mutter hat mir oft davon erzählt, ich habe ihre Worte treu behalten. Siehſt Du, Niklas, ſagte ſie zu mir, und ihre milden Augen wurden thränenfeucht: Dein Vater lag auf dem Sterbebette, er hatte mich und Dich ſo lieb, und ich verging in Jammer; ich ſuchte ihm aber doch den Schmerz, der mein Innerſtes zerriß, zu verbergen; ich ſetzte mich an Deine Wiege, Du warſt erſt 12 Wochen alt, und weinte ſtill vor mich hin, er durfte mich nicht ſchluchzen hören. Du blühteſt wie eine Roſe, und Dein ſchuldloſes Lächeln goß noch herberen Wermuth in die Schale meines Kummers. Du ſtreckteſt freundlich die Händchen zu mir auf, mit leiſem Kindeslaut; ich winkte Dir, und wiegte Dich, und deckte einen weißen Flor über Dein Geſicht, damit Du wieder einſchlummern ſollteſt, und den Kranken nicht ſtören durch Geſchrei. Sonſt hatte ich Dich immer mit einem Liedchen eingeſchläfert, an dieſem Tage, ach, wie hätte ſich da ein Liedeston aus meiner gequälten Bruſt ringen können? Wie ich ſo ſaß, den umflorten Blick in die Zukunft gerichtet, die vor mir lag wie ein weites Grab, da trat, es ſpielten damals Komödianten in unſerm Städtchen, der Zettelträger herein, ein häßlicher Zwerg mit aſchfarbigem Runzelgeſicht, ſtruppigem Schwarzhaar und abgeſchabtem ſchwarzen Rock. Ich winkte ihm, nur zu gehen, er ſah ja wohl am Thränenblick, daß es mir nicht war, wie Theaterluſt; aber gegen die Gewohnheit dieſer Leute trat er vollends in die Stube, legte einen Zettel auf den Tiſch, und ſchnarrte mit einer widerlichen Freundlichkeit: »Heute beſuchen Sie uns, ſchöne Madame, heute gibt es einen extra Spektakel, Dr. Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt.« Der Abſcheuliche legte eine ungeheuer breite Hand auf meine Schulter; ich bog mich weg und rückte am Flor, der über Dich gebreitet lag, er ſank von dem Reif und Dein Geſicht wurde frei.

»Ei, da haben Sie ja ein ſcharmantes Aeffchen,« krächzte der Unhold, und bog ſich über Dich und ſpitzte den breiten Mund voll ſchwarzer Zähne, Dich zu küſſen. »Zurück, geh' Er!« rief ich außer mir, und legte mich ganz über Dich. Da ſchlug er eine helle Lache auf, die mir in die Seele ſchnitt. »Iſt doch kein Prinz, der Wurm?« ſchnarrte er: »kann auch einmal Zettelträger werden! Kann in meine Fußtapfen treten! Empfehle mich zu Gnaden!«

Mit dieſen Worten ſchob er ſeinen eckigen Leib zur Thür hinaus, und ſchlug ſie ſo heftig zu, daß Du emporſchrackſt aus dem Schlaf, und laut weinteſt, und im Alkoven ſtöhnte mein Mann und kämpfte den letzten Kampf.

Verzweiflungsvoll riß ich Dich empor, und flog mit Dir zum Bette des Gatten. Er lächelte mir noch einmal zu, hob den Arm nach Dir, ließ ihn aber gleich wieder ſinken. »Leb wohl, Marie — Niklas, leb wohl!« liſpelte er, und ſeine Augen brachen. —

So hatte die Mutter mir erzählt; früher, als ſie mich noch auf ihren Knieen ſchaukelte, hatte ich nichts davon verſtanden, allmählig aber wurde mir klar, wie traurig es ſey, den Vater ſo früh zu verlieren; alle andere Kinder, die ich kannte und mit denen ich ſpielte, hatten ihre Väter noch, und die Väter hatten ſie lieb. Meine Mutter arbeitete nur für mich, ſie mußte es, der Vater hatte uns gar wenig hinterlaſſen; die gute Mutter! Als ich ſieben Jahre zählte, und das erſte Jahr in die Schule ging, nahm ſie der Tod hinweg. Ich ſchrie Zeter, ich kratzte am Sarge, als man ihn verſchloſſen hatte; ach, alle Leute, die jetzt das Häuschen erfüllten, und die ich nicht kannte, ſahen mich ſo gleichgültig an; ein Mann ergriff mich, und ſperrte mich in die Bodenkammer, ich tobte und heulte vergebens, bis mir die Sinne ſchwanden.

»Wo hat denn das Wetter den Donnerjungen?« brüllte mich eine Löwenſtimme wach, und aus dem Winkel, in welchen ich bewußtlos geſunken war, fühlte ich mich von roher Fauſt geriſſen. Es war der Amtsdiener, ein koloſſaler Mann, das Geſicht ganz in Bart verhüllt, blitzende Augen, eine Donnerſtimme, ein ungeheuerer Dickbauch, ſo war er, und das Schrecken der Jugend und der Potzemann, mit welchem die Ammen und Mütter den Kindern drohten, wenn ſie unartig waren. Natürlich ergriff auch mich bei ſeinem Schreckensanblick Entſetzen und Abſcheu, und ſchreiend und ſträubend wurde ich von ihm fortgezogen. Erſt ſpäter wurde mir alles klar, warum ſo grauſam mit mir Unſchuldigen verfahren wurde; mein Vater war Secretair bei einem Präſidenten, der ein eignes Unglück mit ſeinen Kindern hatte. Ein Sohn war ungerathen, und reizte täglich ſeinen Zorn durch ſchlechte Handlungen und die empörendſte Unnatur; eine Tochter lief mit einem Schauſpieler davon. Die jüngſte, Marie, des Vaters Liebling, ging ein Liebesbündniß mit dem Secretair ein, ſie wurde meine Mutter. Beide flohen, als die Folgen ihrer Schwachheit ſich zeigten; ihre Liebe ſollten ihnen den Mangel zum Ueberfluß, die Wüſte zum Eden machen, auf Drachenflügeln flog der Vaterfluch hinter ihnen her. In einem kleinen Städtchen, unter fremden Namen, ließen ſie ſich nieder, arbeiteten und darbten gemeinſam, und ihre Liebe wankte nicht; ich erhöhte ihr Glück und ihre Sorgen. Sie glaubten ſich unentdeckt, und der Präſident wußte längſt ihren Aufenthalt; aber nie ſprach die Stimme des Mitleids und der Vergebung in ſeiner eiskalten Bruſt; ich Armer war verflucht im Schooße der Mutter, und als ich geboren wurde unter Schmerzen, ging ein bleicher Nebelſtern auf im Sternbild des Skorpion, und eine dunkle Hand ſchrieb mir das Mene tekel.

Der Präſident fluchte allen ſeinen Kindern, und ſtarb, nach einer Scene mit ſeinem Sohne, in der es ſo weit gekommen war, daß er ein Piſtol auf den Ungerathenen abfeuerte, an einem Schlagfluſſe. Nun war der Böſewicht ſein Erbe, und das Schickſal ſeiner Schweſtern lag ſeinem unnatürlichen fühlloſen Herzen fern, wußte er doch nichts von ihnen, konnte er doch von ihrem Erbtheil praſſen. Meine Mutter erfuhr von alle dieſen Veränderungen im Vaterhauſe nichts in ihrer Zurückgezogenheit; aber als ſie nun todt war, als ſich Schuldner meldeten, denen ſchon der Vater das kleine Häuschen verſchrieben, als die Gerichte zutraten, und aus den Papieren das Dunkel ihrer Herkunft klar wurde, da wurden die Gläubiger befriedigt mit dem, was ſich vorfand, und dem Baron der Tod ſeiner Schweſter gemeldet, während ich einſtweilen zu dem Amtsdiener in Koſt und Pflege gethan wurde. O Gott, welche Koſt und welche Pflege!

Wenig beſſer, als die der Gefangenen in der Frohnfeſte war beides, und für jede noch ſo kleine Ausgelaſſenheit, die bei allem Unſtern der muntere Knabe beging, regnete es Schläge von des Amtsdieners Frau, die häßlich war wie die Sünde, und boshaft wie ein Teufel. Nach einigen Tagen kam ein Schreiben an das Stadtgericht, des Inhalts: Der Freiherr und Reichsbaron von und zu Woltenburg habe längſt keine Schweſter mehr, und möge ein hochlöbliches Stadtgericht zu R. ſeine Gnaden nicht ferner wegen des in Frage ſtehenden Bankerts behelligen, indem Hochdieſelben auf keine Weiſe gewillet wären, für die Brut verlaufener Dirnen zu ſorgen. — Mit dem Bankert war ich gemeint, und doch hatte ein Prieſter meine Aeltern ehelich zuſammengegeben. Nun war ich ein unnützes Möbel, das dem Gemeinſeckel zur Laſt fiel. Es war im Städtchen weder Waiſen- noch Armenhaus; der Amtsdiener behielt mich in Koſt und Pflege, und täglich hörte ich regelmäßig dreimal, wenn es nicht öfter kam, wie wenig die Stadtkaſſe für meine Unterhaltung zahle, und wie viel ich eſſe und Kleider zerriſſe; dabei war ich fort und fort Amtsdieners Aſchenbrödel, mußte Stuben und Haus fegen, Ziegen füttern, in's Gras gehen, und im Herbſt in's Laub, ja ſogar — noch ſchauert mich, wenn Erinnerung dieſe trüben Tage im Gedächtniß auffriſcht, und die Quälerin thut es ſo oft — den Unrath der Gefangenen mußte ich hinaustragen.

Zwar ſchickte man mich in die Schule, es war der Wille der Obrigkeit, gern hätte mich auch die wenigen Stunden die Frau Amtsdienerin zu Hauſe behalten. »Der faule Junge könnte zu Hauſe ſpinnen, das wäre geſcheidter als das Schulgehen, er lernt ja doch nichts!« keiſte ſie, aber dann ſah ſie der Mann mit ſeinen wilden rollenden Augen durchbohrend an, und ſagte nur das Wort: Weib und ſie ſchwieg — und bitterer wurde ihr Haß gegen mich Aermſten.

Und in der Schule — da ſaß ich zu unterſt, und die Knaben rückten von mir, daß noch zwei Mann Platz gehabt hätten zwiſchen mir und dem Nebenmann, ich wär Amtsdieners Nickel, wie ſie meinen ſchönen Namen Nikolaus verſtümmelten, und in den beſchränkten Begriffen der Einwohner ſtanden Hirten, Abdecker, Schauſpieler, Seiltänzer und Amtsdiener auf gleicher Stufe — der Unehrlichkeit; welcher Knabe hätte es wagen dürfen, freundlich zu ſeyn mit dem Paria?

So ging mir auch das Glück jugendlicher Luſt im Kreiſe fröhlicher Genoſſen und die Knabenfreundſchaft verloren. Aber was noch ſchlimmer war, der Kantor, ein liebevoller Mann, lobte mich oft wegen meines Fleißes, meiner Stille und Aufmerkſamkeit, und hätte mich gern oben hin geſetzt, hätte er nicht Verdruß zu fürchten gehabt von den begüterten Einwohnern, deren Geſchenke in ſeinem, mit Kindern geſegneten Haushalte der Unbemittelte nicht miſſen konnte — da erwachte die Furie des Neides, und auf mich waren alle Pfeile des Haſſes und des giftigſten Spottes gerichtet.

Wo ich mich ſehen ließ, ſchallten mir von den Knaben Spottreden entgegen, und elende Knittelreime flogen mir nach. O Gott, haſt Du auch *meine* Thränen gezählt, die ich weinte in der Leidenszeit meiner freudloſen Jugend? — Und ich trug alles. Wie konnte ich anders?

Der Kantor ließ mich zuweilen zu ſich kommen, ich mußte ihm mancherlei ſchreiben, er hatte deshalb mit dem Amtsdiener geſprochen, und dieſer eingewilligt, ſo ſehr auch die Frau ſich geſträubt, die nun manches ſelbſt thun mußte, was ich gethan. Da ging mir eine neue Welt auf, ich ſah Bilderbücher, ich hörte Muſik, des Kantors Tochter, ein Mädchen in meinem Alter, ſang recht hübſch zum Klavier, ihr Geſang und die Töne, die ihre zarten Finger den Saiten entlockten, umwehten mich, wie Schwingen eines Friedensengels, und Natalie war ſanft und gut. Sie neckte mich nie, ſie ſpottete meiner nicht, ſie mied meine Nähe nicht, war es ein Wunder, daß alle Neigung, alles Wohlwollen, alle Freundlichkeit, die bisher niemanden von mir geworden, die niemand begehrt, nun auf ſie übertragen wurden? Manche freundliche Gabe, Obſt und Kuchen, die ſonſt nie an mich kamen, dankte ich ihr, und ich fing an, ſchmerzlich zu fühlen, wie arm ich ſey, daß ich ſie nicht wieder erfreuen konnte. Bald aber boten ſich Gaben, die reiche Natur ſpendet ja in Fülle ihren Kindern. Die erſten Veilchen, die erſten Primeln, und was ſonſt Flora Liebliches beut im Beginn des Lenzes, empfing Natalie aus meiner Hand; daß ſie mit Wohlbehagen die würzigen Beeren aß, die ich ihr gepflückt, daß die Anemonen-, Vergißmeinnicht- und Cyanenkränze von mir ſo lange über ihrem Spiegel hingen, bis ſie verwelkt waren, war mein höchſter, mein ſüßeſter Lohn.

Es kam die Zeit der Konfirmation, jene heilige Zeit voll tiefer Rührung und wunderbarer Gefühle. Ein neuer Lenz erwachte, mit ihm eine ernſtere Richtung in der Bruſt des Knaben, eine ſüße Schwermuth. Oſtern war da, ich zitterte, als ich an dem ſo wichtigen Tage Natalien ein Sträußchen friſcher Veilchen gab; wir verſammelten uns Alle in der Wohnung des biedern Kantors. Natalie erröthete, ihre Augen ſchwammen und blickten noch eins ſo hold. Wie ein Engel, ſo wie ich mir die Engel dachte, ſtand ſie vor mir in dem weißen Kleide, durch die braunen Locken wanden ſich Myrthen- und Orangenblätter, und ſie ſteckte *meine* Veilchen an das Gürtelband, über welchem ſich der zarte jungfräuliche Buſen ſanft wölbte.

Wie die heilige Handlung vorüber war, gingen wir Knaben vorbei an der Mädchenreihe; *Natalie* hatte geweint, höher glühten in Rührung und Andacht ihre Wangen; ein Strahl ihrer Himmelsaugen traf mich, ich werde nie dieſen unſchuldvollen, ſüßen Blick vergeſſen.

Warum ich das alles niederſchrieb, was ſo unbedeutend iſt? O fragt mich nicht! Eine Roſenknospe in einem Cypreſſenkranze wirft einen Strahl der Freude über das Trauergezweig, und die Erinnerung an jene Zeit miſcht einen Nektartropfen in den bittern Kelch jahrelanger Leiden.

Im hochedlen Stadtrathe wurde jetzt die wichtige Frage aufgeworfen: was nun ferner werden ſolle mit dem Jungen (das war ich), und der Consul dirigens ſchlug vor, mich einen Schneider werden zu laſſen, da nickten alle Mitglieder, die nicht entſchlummert waren während des ſchläfrigen Vortrags, und die Schlaſenden nickten mit. Aber keiner der Schneider wollte mich aufnehmen, da wurde beſchloſſen, mich reihum zu jedem Meiſter 4 Wochen zu thun, doch ſollte ich noch bis zum Examen die Schule beſuchen, das zu Anfang der Hundstage fiel. Ich ſollte noch einen Wonnemond erleben, ſollte ſchauen vom Nebogipfel wundervoller unverſtandener Ahnungen das Kanaan glücklicher Liebe, und es nimmer, nimmer betreten!

So karg mir die Zeit auch zugemeſſen war, es gab doch Stunden, wo ich ſelig-frei war, und Sonntags zumal ward die Feſſel meines Kerkerlebens gelüftet. Da war ich ſtets bei Kantors Kindern, die ſich an mich gewöhnt, die mich lieb hatten, und ſpielte mit ihnen, und half Natalien Kränze winden, half ihr im Haus und Garten wie und wo ich konnte. Ich trug ihr Waſſer zum Bleichen ihres feingeſponnenen Garns, ich half ihr jäten und gießen, und war es Sonntag, ſo laſen wir auch wohl zuſammen, und ich begleitete ſie, wenn ſie mit den kleinen Geſchwiſtern nach einem nahe gelegenen Luſtwäldchen ſpazieren ging. Sie war immer gut und immer freundlich; wir liebten uns innig, feurig, ohne daß je ein Wort von Liebe über unſere Lippen gekommen wäre, wir kannten das Wort gar nicht in ſeiner hohen umfaſſenden Bedeutung.

Ach, nur zu kurz währte dieſes Glück; es kann ja keine Erdenſeligkeit dauern! Eines Tages fand ich **Natalien** ernſt, verſtimmt, ſcheu und zurückhaltend.

»Was fehlt Dir, biſt Du böſe? Habe ich Dich beleidigt»? fragte ich tiefbekümmert.

Thränen entſtürzten da reichlich den Himmelsaugen des jungfräulichen Mädchens. »Ach, **Niklas**,« ſtammelte ſie: »Du darfſt nicht mehr zu uns kommen; die Mädchen ziehen mich auf mit Dir. Sie verſpotten mich, daß wir uns gut ſind. Thue mir den Gefallen, und bleibe lieber weg; wir wollen uns doch gut ſeyn.»

Ich ſtand wie vernichtet, ich vermochte ihr nicht zu antworten; ich wandte mich ſchweigend um, und ging.

«So nicht, **Niklas**!» rief **Natalie**, und umſchlang mich mit Heftigkeit. «So mußt Du nicht von mir gehen! O ſey nicht böſe, lieber **Niklas**, wüßteſt Du, wie weh mir's thut, daß ich Dir es habe ſagen müſſen.»

«Leb' wohl, **Natalie**,» ſeufzte ich aus beklemmter Bruſt; «leb' wohl! Es ſey, wie Du geſagt haſt, wir wollen uns doch gut bleiben!» Sie drückte meine Hand, ich ſtürzte aus der Laube, hinter mir hörte ich *Natalien* ſchluchzen; jenem Luſtwäldchen ſchritt ich zu, warf mich im dichteſten Gebüſch auf die Erde, und weinte die bitterſten Thränen. Mein Wehgefühl drohte mir das Herz zu ſprengen; ich wußte nun, daß ich *Natalien* unausſprechlich *liebe*.

Und nun zog es mich nach *ihr* mit tauſend Banden; nun ſtand ich vorn an bei Bällen im Gewühl der Zuſchauer und blickte nach ihr, und ward von Luſt durchſchauert, wenn ihr Kleid vorüberrauſchend mich berührte, wenn das Wehen ihrer Gewänder meine brennenden Wangen kühlte. Nun ſtand ich in der Dämmerung, wo *Natalie* ſo gern am Klavier ſaß, unten am Sprützenhaus, und hörte ihren melodiſchen Geſang. Wenn ihre kleinen Geſchwiſter mir auf der Gaſſe begegneten, und mich fragten: «Warum kommſt Du nicht mehr zu uns, *Klas*?» o da blutete mein Herz, und ich ging eilend vorüber, daß ſie die hervorquellenden Thränen nicht ſahen.

Die Zeit war nahe, wo ich bei dem ehrſamen Schneiderhandwerk umgehen ſollte, wie der Derſſpieß; da kam eine wandernde Schauſpielertruppe in das kleine Städtchen, und mit ihr unter die Jugend ein reges Leben. In einer leeren Scheune vor der Stadt wurde die Bühne aufgeſchlagen, faſt den ganzen Tag gaffte die müßige Jugend drum herum; die Männer mit ihren Schnauzbärten, braunen Geſichtern, großen Hüten und Steifſtiefeln mit klirrenden Sporen, die Frauenzimmer mit ihrem bunten Staat, die Kinder mit den freien trotzigen Blicken, und das mancherlei Geräthe, was wir in die Scheuer tragen ſahen, das Hämmern und Pochen darin, mußte unſere ganze Aufmerkſamkeit erregen. Wir hatten alle von dem Ganzen keine Idee, daher kam uns eben die Ahnung von etwas Wunderbarem, tief Geheimnißvollem, was ſich da vorbereitete. Vor dem Pförtchen im Scheunenthor hielt immer ein häßlicher Zwerg Wache, der uns aus kleinen Augen giftig anblitzte, und ſchon einigen kecken Knaben, die hineinſchlüpfen wollten in das Heiligthum einer ihnen unbekannten Göttin, fühlbare Lektionen gegeben hatte. Der Mann war mir in der

Seele zuwider. Mich fror bei ſeinem Anblick, ich konnte mich, ſo oft ich ihn ſah, eines geheimen Schauers nicht enthalten, und wußte doch nicht, warum?

Endlich kam der Tag, an welchem die erſte Vorſtellung Statt fand. Ich und viele Knaben der ärmeren Einwohnerklaſſe ſtanden wieder erwartungs- und hoffnungsvoll an der Scheune, da trat der Direktor heraus, ein wohlbeleibter, feiner Mann. Er ſah uns an, wir traten ſcheu und verlegen zurück.

»Na, ihr Buben,« fragte er: »wer will heute die Komödie ſehen?«

»Ich! ich!« rief's aus Aller Munde.

»Nur ſechs brauche ich, Ihr ſollt mir die Bänke aus der Schule holen, ich habe den Herrn Kantor ſchon darum gebeten!« ſagte er, und las die ſechs Größten, unter denen wieder ich der Größte war, aus. Wir flogen zur Schule. Beklommen trat ich in des Kantors Wohnſtube, wo die Schlüſſel hingen zu allen Klaſſen. Natalie ſaß am Klavier, ich grüßte ſie ſchüchtern.

»Wie geht Dir's, lieber Niklaus?« fragte ſie ſanft erröthend.

»Wie geht mir's?« ſeufzte ich. »In vierzehn Tagen werde ich aufgedingt als Schneiderjunge. Jetzt wollen wir die Schulbänke holen, zur Komödie.«

»Ich weiß,« antwortete ſie: »der Herr Direktor war da, und hat mir ein Freibillet geſchenkt. Es iſt auf den erſten Platz, ich werde aber auf den zweiten gehen.«

Draußen fingen die Jungen an zu lärmen, ich ging mit meinen Schlüſſeln.

Es kam der Abend, und das Lehmhaus füllte ſich mit Zuſchauern.

Auf der letzten Bank des zweiten Ranges ſaß Natalie, ich ſtand hinter ihr — im Paradieſe. Ich hätte meinen Stand nicht um eine königliche Loge getauſcht, hätte ich auch gewußt, daß es überhaupt Logen gäbe. Ich hörte ihr ſüßes Flüſtern zur nachbarlichen Freundin, ich hätte ihren Nacken küſſen können, ich ſchwamm in Wonne.

Die Symphonie verhallte; der Vorhang wurde aufgewunden, wir hörten das Aechzen deſſen, der ihn aufzog. Mir ſtand der Mund vor Erſtaunen offen, wie man ſo ſchnell in die Scheuer eine ſo ſchöne Stube gebaut hatte. Man gab Kabale und Liebe. Daß das herrliche Trauerſpiel auf's Niederträchtigſte verhunzt wurde von dieſen theatraliſchen Barbaren, was wußte ich davon? Ich ſah ſtarr auf die Dekoration, und lachte mit, als das Publikum bei der kräftigen Sprache und den Flüchen des Geigers vor Lachen berſten wollte. Wie aber nun verwandelt wurde im erſten Akt, und noch ein ſchöneres Zimmer zum Vorſchein kam, da fand mein Staunen keine Grenzen, ich glaubte die Welt der Wunder vor mir aufgethan zu ſehen. Der häßliche Zwerg ſpielte den Secretair Wurm, und wie er erſchien, wurde mir unheimlich bei ſeinem Anblick, er hatte ſeine Gnomengeſtalt vollends zur ſcheußlichen Karrikatur ausſtaffirt, damit man ja den Satan überall herausblicken ſähe, dazu miſchte er in ſein Spiel eine entſetzliche Komik.

Das Stück ging ſeinen fürchterlichen Gang; Natalie weinte ſtill in ihr Tuch, mich faßte eine unendliche Wehmuth, die mehr erregt wurde durch des Mädchens Thränen, als den ſchaurigen Eindruck der Handlung, die ich damals noch nicht verſtand. Es blieb von dieſem erſten Theaterabend ein ſeltſames Gemiſch verſchiedenartiger Empfindungen in meinem Innern zurück, das vorbereitend den Grund zu ſpätern wunderbaren Erſcheinungen legte.

Der zweite Theaterabend ſollte die Huſſiten vor Naumburg bringen. Der Direktor ging von Haus zu Haus, und bat die Aeltern, die hübſche Knaben oder Mädchen hatten, ihm die Kinder zur Vervollkommnung des Stücks zu leihen, wie das ſo der Brauch iſt. Viele ſchlugen es ihm rund ab, ihre Kinder ſollten nicht in Gemeinſchaft kommen mit dem Komödiantenpack; oft wurde er ſtreng angefahren, der arme Direktor. »Geh Er!« herrſchte ihm der Schuldirektor, zu dem er ſich auch gewagt, zu: »Eher will ich meine Kinder todt ſchlagen, als ſie eine Bühne betreten laſſen.« Der gute Schuldirektor! Zwei Jahre ſpäter ſah ich ſeinen liederlichen Sohn als Bajazzo einer Seiltänzertruppe wieder. Er tanzte auch auf Stelzen, und ſang Gaſſenhauer dazu. Trotze doch keiner auf ſeine Erziehungsgrundſätze. Ich weiß Beiſpiele — doch ich komme ab von meiner Erzählung.

Der gutmüthige Kantor war einer der wenigen, die dem Direktor willfahrten, bekam er doch das Mal auch ein Freibillet, und hatte die Freude, drei ſeiner Kinder auf den Weltdarſtellenden Bretern zu ſehen. Natalie war unter ihnen. Ich mußte ſie ſehen, ich mußte den ſchwarzen Zwerg überliſten, der heute wieder mit diaboliſchen Blicken auf und ab ſchritt vor dem Scheunenthor, und auf mich, der ich mit andern Knaben davor ſtand, abſonderlich die Augen richtete. Da kam plötzlich ein Simſon daher, der trug auf ſeinen Schultern ein Stadtthor, — von Pappe nämlich, und der Direktor ging mit ihm. Das Stadtthor konnte nicht durch das Pförtchen, das ganze Scheunenthor mußte geöffnet werden. Kaum war das Pappethor darin, ſo ſtrömte der helle Knabenhaufe nach, aber alsbald fühlte ich auch in meinem Lockenhaar die Krallenfauſt des Unholds, fühlte Schlag auf Schlag ſeiner ſchweren Hand, und lautſchreiend vor Wuth und Schmerz riß ich mich los, daß eine Hand voll Haare ihm in den Fingern blieb, und trat ihn, Rache ſchnaubend, ſo heftig an den Unterleib, daß er brüllend umſtülpte, und eine Unzahl entſetzlicher Flüche ausſtieß. Der Direktor ſtand dabei und hielt ſich den Dickbauch vor Lachen, und wie ſich das Männlein wieder mühſelig aufgerafft hatte, und ſah, wie alles über ihn lachte, zog ſich ſein Geſicht in tauſend lächerliche Falten, ſeine Mundwinkel näherten ſich den Ohren, er machte mir eine Fauſt, und ging ſchluchzend hinter die Couliſſen. »Biſt ein tapferer Junge!« rief der Direktor, und klopfte noch immer lachend, mich auf die Achſel. »Komm, Du kannſt auch mitſpielen!«

Ich erglühte freudig, er faßte mich an der Hand, und führte mich dem Schauſpieler Gecko, ſo hieß der Kleine, den mein Tritt überwältigt, nach. Herzhaft folgte ich, und meine Augen ſahen ſtaunend zum erſtenmal in ſeiner Blöße das glänzende Elend, nachdem Jahre ſie an den Anblick des nicht glänzenden gewöhnt hatten. Schnell, denn ſchon kamen Zuſchauer, ward mir ein Hemde übergeworfen, mein Haar von einer dicken Schauſpielerin, die von eckelhaftem Parfüm duftete, mit Pomade glatt geſtrichen, und meine Wangen mit Zinnober hochroth übertuſcht. Ich wußte gar nicht, wie mir war; die abentheuerlichen Geſtalten um mich, der hohe Prokop in einer Schuppenrüſtung, der Bürgermeiſter eine moderne Karrikatur, die Frauen im Koſtüme der ſiebziger Jahre, kurz alles auf's Elendeſte und für meine Begriffe doch überſchwenglich-herrlich. Das Stück begann, wir Kinder mußten uns in einem düſtern Winkel ſo lange ruhig verhalten, bis es an uns kam. Natalie zitterte in der unangenehmen Situation, ſie wurde gedrängt von den rohen Knaben. Ich machte ihr Raum, und trat einem auf die Zehen. »Nickel!« ſchrie der, und hob die Fauſt, ich erwiederte ſein Signal; es hätte einen heftigen Kampf gegeben, wäre nicht ein vielfaches St! auf uns nieder geziſcht: denn ſchon hatte der erſte Akt begonnen, und wir ſahen nichts von der ganzen Herrlichkeit, nur toben und donnern hörten wir die gewaltigen Bühnenhelden, und die mit taktmäßiger Buſenwallung und Gurgelgeziſch hervorgepreßten Worte und Erklamationen der Aktricen. Ich ſtand neben Natalien, ich faßte ihre Hand, ſie ließ mir ſie willig, niemand ſah es; ſtumm blieben wir beide, nur durch der Nerven leiſes Zucken, nur durch ſanften Druck und Gegendruck ſprachen Gefühle, aber ſie ſprachen lauter als Flammenworte, und ob ſie auch zu früh erwacht waren in uns Beiden, ſie waren da, und Händedrücke genügten unſerer Unſchuld.

Das Stück wurde herabgeſpielt, wir machten unſere Sachen brav, und kreiſchten ſo laut Gnade! daß den Zuſchauern die Ohren gellten, und alles ſich ausſchütten wollte im donnernden Gelächter.

Ganz nahe war nun der Tag, an welchem Meiſter Heſtel den armen Knaben in Empfang nehmen ſollte; härter knöchelte mich zu guter Letzt die Frau Amtsdienerin, die nun ihren Hausrüpel verlor, und eine Magd anſchaffen mußte; denn nicht aufgehört hatte meine ägyptiſche Knechtſchaft ohne Fleiſchtöpfe, ob ich gleich eine Weile davon geſchwiegen, weil mir Erinnerung die fallenden Blüthen vom Lebensbaume der erſten Jugendliebe in das bläſſe Geſicht geweht. Und aus einem Märtyrium ſollte ich in ein anderes gehen, aus einem Fegefeuer ungeläutert in das zweite. Gedankenvoll und von einer Schwermuth umfangen, ſo tief ſie nur Wurzel faſſen kann in der Bruſt eines verwaisten Knaben, der nichts ſein nennt auf der weiten Gotteserde, als etwa ein ſtilles Mitgefühl im ſchweſterlichen Buſen einer Freundin, — ging ich, als aus der Abenddämmerung Nacht wurde, in die Vorſtadt, die aus ſechs kleinen Häuschen beſtand, von denen das, in welchem ich das Licht der Welt erblickt, das letzte war, legte mich auf den grünen Raſen, dachte an meine früh verlorene Mutter, an die kummerloſen Tage, die ich im Schooße der Liebe und Mutterpflege da drinn verlebt hatte, und meine Thränen floßen. Auch Nataliens Bild trat vor meinen Geiſt. Ich wünſchte mir den Tod. Zwei Schattengeſtalten kamen aus dem Dämmerflor, ich ſchauderte, und barg mich hinter einen großen Birnbaum.

»Das iſt das Haus, darin ſie wohnten,« krächzte die Stimme des Kobolds, den mein Fußtritt am letzten Spieltage zum ſchmählichen Fall gebracht.«

»Und ſie ſind nicht mehr da?« fragte eine weibliche Stimme mit ſchmerzlichem Ausdruck. »O Abdon, wo ſind ſie?«

»Weiß ich's? Kann ich's wiſſen, Euphemie?« war die Antwort. »Dreizehn Jahre ſind es her, ſeit ich ſie ſah, aber ich hörte, ſie ſeyen todt.«

»Und das Kind, Abdon? was mag aus dem Kinde geworden ſeyn?« fragte wieder die ſanfte Stimme der Frau.

»Hab' nicht nach dem Wurm gefragt,« grölzte der Kobold. »Sie war damals etwas kappriciös, die Gute, und benamſete mich Er.«

»O, wenn ich den Knaben fände, wenn er noch lebte, wie wollte ich ihn lieben!« ſeufzte ſie.

»Hat ſich was zu lieben an der Brut,« erwiderte der Gnom. »Ich wollte ihn auch lieben, ich!«

Sie gingen vorüber. Ich trat den Weg nach Hauſe an. In der Stimme der Frau war etwas ſo unendlich Sanftes und Gütiges, daß ich hätte ihr nacheilen mögen, ihre Hand küſſen, und rufen: »Ich bin der, den Du ſuchſt, ich bin das Kind! Nimm mich, ich will von nun an Dein ſeyn!« Ja, mir war, als müſſe durchaus mich ihre Rede angehen, und als ich auf dem Strohpfühl auf dem Boden der Frohnfeſte lag, träumte mir, ich ſähe meine Mutter, die eine andere Frauengeſtalt mit kummervollen Mienen umarmt hielt, und auf mich deutete, und ſagte zu ihr: »Der iſt's, der iſt der Sohn meiner Liebe und meiner Schmerzen, o nimm ihn unter Deine Flügel!«

Am folgenden Tage war das Examen. Abends wurde wieder geſpielt, und, weil die

Aernte begann, zum letzten Mal; denn die Scheuer mußte geräumt werden. Als ich heute da ſtand, ſah eine Schauſpielerin mit liebevollem Blick auf mich, neben ihr ſtand der Direktor, ich hörte, daß ſie zu ihm ſagte: »Ein hübſcher Junge,« — und wurde roth bis über die Stirne. Der Stimme nach war es die Frau, die ich geſtern ſprechen hörte mit dem Komiker Gecko. Sie näherte ſich mir, ſah mich freundlich an, und faßte mir unter's Kinn. »Wer biſt Du, lieber Knabe?« fragte ſie mild.

»Ich bin ein Waiſe,« antwortete ich zaghaft, »und heiße Nikolaus Strahl.«

»Was wirſt Du werden, bei wem biſt Du?« fragte ſie weiter.

»Bei'm Amtsdiener war ich zeither,« war meine Antwort, »und übermorgen komme ich auf die Profeſſion zu den Schneidern.«

»Schade, recht ſchade um den Knaben, daß er ein Schneider werden ſoll!« wandte ſich Euphemie zu dem Direktor, und dieſer ſagte zu mir: »Könnteſt Du mit uns gehen, es würde Dir beſſer gefallen; wirſt Du gern ein Schneider?«

Ich ſchüttelte traurig den Kopf.

»Du gingeſt gern mit uns, nicht wahr?« fragte die Dame wieder.

Ich ſah ſie an, ob es wohl ihr Ernſt ſey, und da nur Liebe und Güte aus ihren Augen blickte, nickte ich.

»So packe Deine beſten Sachen ein, und ſey nach dem Theater bei dem letzten Häuschen in der Vorſtadt. Hörſt Du?«

Ich flog von dannen. Fort! fort von hier! ſtürmte und jauchzte es in mir; fort, ich werde kein Schneider! Geh' es, wie es gehe, nur fort! Da fiel mir Natalie ein. O Gott, ſie nicht mehr ſehen? Doch, doch noch einmal! Kantors hatten einen Garten vor dem Thore, Natalie war oft dort, ich wagte mich nie mehr hin, heute ſchlug ich den bekannten Weg ein. Es wurde ſchon dunkel. Spaziergänger begegneten mir, es war Sonntag; drei Handwerksburſchen kamen Arm in Arm geſchritten und ſangen ein altes Volkslied mit einfacher rührend-wehmüthiger Melodie:

Morgen reiſ' ich weg von hier,
Und muß Abſchied nehmen!
O Du allerſchönſte Zier,

Scheiden das macht Grämen.
Scheiden macht mich ſo betrübt,
Weil ich Dich ſo ſehr geliebt,
Ueber alle Maßen;
Soll und muß Dich laſſen!

»Soll und muß Dich laſſen!« ſchluchzte ich, und rannte weiter. »Niklas! Wo willſt Du denn hin, Niklas?« rief eine ſüße Stimme, es war Natalie, die mit einem Körbchen nach Hauſe zu ging.

»Zu Dir, zu Dir Natalie!« rief ich außer mir. »Leb' wohl, leb' ewig wohl! Soll und muß Dich laſſen! Natalie, ich kann kein Schneider werden!«

»Du willſt fortlaufen? Um Gotteswillen, wie Du mich erſchreckt haſt!«

»Stille, ſtille!« flüſterte ich. »Ich gehe mit den Komödianten, aber verrathe mich nicht Natalie!«

»Ich verrathe Dich nicht. O Niklas, es geht mir nah; ich werde immer an Dich denken.« Sie fing an, laut zu weinen. »Nimm mein Tuch zum Andenken,« liſpelte ſie, und gab mir das Tuch, naß von dem heiligen Thränenthau ihrer Liebe.

»Wenn ich nur Dir auch etwas geben könnte,« klagte ich. »Gib mir eine Locke,« antwortete ſie, und zog ein Scheerchen aus dem Körbchen, und ſchnitt ſich eine Locke ab. »Und nun leb' wohl. Vergiß mein nicht!«

»Vergiß mein nicht, Natalie!« flehte ich mit gebrochener Stimme, und ſie umſchlang mich, und wir küßten uns, — es war der erſte Kuß, — und benetzten unſere Wangen mit heißen Thränen. Es nahten Tritte; »leb' wohl!« rief ſie noch einmal mit himmliſchem Liebeston, und floh.

Und ſo ſank hinter mir die grüne Oaſis ſchuldloſer Glückſeligkeit, die allein mir gelächelt in der Wüſte meines Lebens, und ich ſtand nun wieder in der unermeßlichen Oede allein. So war das einzige Herz losgeriſſen von meinem Herzen, das geſchlagen hatte für mich ſeit dem Tode der Mutter. Und kalte Nacht ſollte folgen dem warmen Sonnentag, und eine dunkle Wolke das Eden verhüllen, aus dem mich der Fluch trieb, ehe ich noch geſündigt.

Ich habe lange verweilt bei den unbedeutenden Anläſſen, die mich endlich auf die Bahn gebracht, in der ich geiſtig gemordet wurde;

Hunderte würden, läſen ſie dieſe Blätter, ausrufen: Freund! Du bringſt ſehr Alltägliches zu Markt, Du biſt langweilig wie ein ſchläfriger Nachmittagsprediger, und ſo wenig pikant, wie eine ungeſalzene Kartoffel! Nun, ich denke, die Pikanz ſoll nachkommen.

Ich zog heimlich meine Sonntagskleider an, nachdem ich zum Schein ſchlafen gegangen; einzupacken hatte ich nichts, und ſchlich mich wieder aus dem Hauſe, ohne daß ich bemerkt wurde. Nachdem ich eine Weile geharrt am Ende der Vorſtadt, rollte ein Fuhrwerk daher, und eine leiſe Stimme rief: »Niklas!«

Ich kam aus meinem Verſteck und ſtieg in die Karrete. »Biſt Du's?« fragte die Dame, die darin ſaß. »Ja.«

»Wer wohnt in dieſem Hauſe?« — »Ich weiß es nicht, aber ich bin darin geboren worden, meine Eltern haben darin gewohnt.«

»Gütiger Gott, meine Ahnung!« rief ſie, und ſchloß mich eng in die Arme und überdeckte mich mit Küſſen, daß mir warm und wunderlich dabei wurde, und unaufhaltſam rollte das Wäglein fort, auf dem vorn auf, wie es mir ſchien, der widrige Gecko ſaß. — —

Und ich war nun bei den Schauſpielern, war Zettelträger, war Lampenputzer, und Schuhputzer, und Kleiderausklopfer, und wär ich zuvor Amtsdieners Rüpel ohne Humor geweſen, ſo war ich nun der Rüpel der ganzen Truppe mit Humor. Gecko war mein Teufel, er quälte mich übermenſchlich; vergebens ſuchte Euphemie mich zu ſchützen. Gecko war dem Direktor unentbehrlich, bald hatte er es dahin gebracht, daß der ohnehin kränkelnden Euphemie der Kontrakt aufgeſagt wurde. Sie wollte mich mit nehmen, aber der Direktor rief mit bitterm Lachen: »Wie? Madame, ſind Sie toll? Der Junge iſt mein, ich füttere ihn, ich kleide ihn; was ſoll Ihnen der Rüpel?«

Euphemie ſchied von mir unter bittern Thränen; heimlich, als die edlen Mitglieder der Bande theils ſchliefen, theils in den Kneipen ſaßen, mußten wir Abſchied nehmen. Ich wollte mit ihr fliehen. »Nein, Nikolaus,« ſagte ſie: »bleibe da, dulde, trage, Du Sohn des Unglücks, und laß auch mich büßen die jugendliche Uebereilung meines warmen Herzens, die ich ſchon ſo unendlich ſchwer gebüßt. Nimm dieſes Blatt, bewahre es wohl, es wird

Dir Manches enthüllen, ich ſchrieb es für Dich!» Mit Kummer ſah ich ſie ſcheiden.

Früh am andern Tage las ich, was ſie mir geſchrieben, und glühender wurde mein Haß gegen Gecko, und ich brütete verderbliche Gedanken. Aber ich konnte nicht an ihn kommen; war ich doch wieder der Paria, auf den Alt und Jung mit Hohn blickte, dem man für jedes Verſehen Fußtritte und Ohrfeigen gab. Riſſen Stiefeln und Kleider ab, ſo zankte der Direktor mit mir, war die Einnahme ſchlecht, waren Akteurs und Aktrizen Nichtskenner, oder gingen ſie gar betrunken auf die Breter, ſo entlud ſich der elektriſche Funke ſeines Aergers durch die Fingerſpitzen auf meinen Kopf, und nichts konnte ich recht machen. Ich hatte durch den Kantor das Leſen lieb gewonnen, und las heimlich die ganze Bibliothek der Theaterſtücke, die der Direktor mit ſich führte; ach, ich fühlte ſo viel, aber ich vermochte nicht, den Schmuck der Worte dem, was ich ſprach, zu verleihen, und war und blieb in den Augen aller ein Tölpel, dem man mitſpielen durfte nach Gefallen, weil er auf der Bühne nicht mitſpielen durfte. Mehr und mehr fühlte ich mein unermeßliches

Elend, und nahe traten mir die Gedanken an Selbſtmord, und die Wünſche nach Vernichtung.

Wir befanden uns in einer Mittelſtadt, wo das Theater ziemlich ſtark beſucht wurde. Die Bühne war im Saal eines Gaſthofs aufgeſchlagen, in welchem auch der größte Theil der Truppe ſich eingemiethet hatte, es fehlte daher an Zimmern, und da ich immer und überall mit dem ſchlechteſten Lager vorlieb nehmen mußte, ſo wurde ich auch dieſes mal auf das, jetzt unbenutzte Orcheſter gebettet, welches in der Mitte des geräumigen Saales angebracht war.

Eines Abends, an welchem geſpielt worden war, und ich wieder reichliche Mißhandlungen erduldet hatte, ſuchte ich endlich mein einſames Lager auf dem Orcheſter, und weinte heiße Thränen. «O wäre ich ein Schneider geworden, oder wäre ich lieber nie geboren zu dieſer Hölle von Daſeyn! Wie ſoll das enden? Was ſoll werden aus mir? Oh — Natalie!»

Und wie ich den heiligen Namen rief, da war es, als hätte ich feurige Gebete zu Gott geſchickt, und er hätte ſie vernommen, und herabgeſandt den Friedensengel des Troſtes und der Erhörung; denn tief in mein todtwundes Gemüth kam ſelige Ruhe. Und ich hörte einen leiſen Ton, ſanft und fern verhallend, wie ein melodiſcher Seufzer, dann wieder anſchwellend und wie Harmonikageſäuſel durch den dunkeln Saal fächeln, und es kamen der wundervollen Töne mehr und mehr, und ich ſchloß die Augen, und jeder Ton ſchien mir nun ein Strahl zu ſeyn, der verwandte Strahlen ſuchend, den Raum durchirrte, bis Klänge und Strahlen ſich fanden und einten, und in einander ſchmolzen zur Harmonie, die nun eine Sonne war, von der die Tonſtrahlen ausgingen wie ein Triumphgeſang, bald wieder wie linde Frühlingslüftchen, ſäuſelnd und ſchwebend um die Erſtlingblüthen, und ſchmachtend und lockend, wie Nachtigallenliebesruf in der wonnigen Mainacht.

Und es war, als murmelten tönende Wellen heran, und hüpften über klingende Kieſel, und wurden zum blendenden Silberſtrom, deſſen Wellen alle reine Töne waren, und über den Wellen tanzte die Sonne, tauchte nieder in die Klänge, die melodiſch über ihr wogten, dann hüpften wieder goldene und ſilberne Funken herauf, wie einzelne irrende Sechsachteltakte, und aus dem Schaum der Wogen, der Akkorde ſprühte, hob ſich wieder im Diamantenkranze eines Jubelhymnus die Anadiomene Harmonie, und ward begrüßt von einer Pauſe freudigen Staunens, in der nur die Strahlen leiſe fortzitterten, wie Feuerluſt, und die Tonwellen fortplätſcherten, als ſpräche Blatt zu Blatt eines ſilbernen, klingenden Espenbaumes; dann aber rauſchte alles zuſammen, wie ein millionenſtimmiges Halleluja, und hoch empor ſchwebte die Sonne, und tief hinab flutheten die Wellen, und Strahlen flogen hinauf und hinab, und küßten ſich im Vorüberfliegen, und brachten Scheidegrüße, ſangen Abſchiedslieder, die fern und immer ferner verhallten, wie Aeolsharfenbebungen, wenn nur kaum der ſchmeichelnde Weſt mit ätheriſchen Küſſen den Zauber der Saiten weckt.

Und es wurde dunkel. Da glühte in fernſter Ferne ein goldner Funke, wie ein Johanniskäfer, der zog näher und näher heran, und wurde zum Sterne, und es tönte fort und fort ein ſüßer Hall, der mich umfing, wie ein Wiegenlied den Säugling, der ſich nicht ſeiner, nicht des Liedes bewußt iſt, und doch lächelnd die Aeuglein ſchließt, ſanft eingelullt von der mütterlichen Friedensſtimme. Und der Stern, der nun ſchwamm in einer tiefen durchſichtigen Bläue, wurde zur Geſtalt, wie er näher kam. Es war ein Mädchen, gekleidet in ſchimmernden Lichtſtoff, die trug ein Scepter von ſilbernen Lilien, und die glänzenden Kelche waren Glocken, und die goldenen Piſtille ſchlugen Freudenſtunden der Zukunft an, und der Engel war Natalie. Himmliſch lächelnd winkte ſie mir und grüßte mich, aber wie ich ſehnſuchtsvolle Arme nach ihr ausſtreckte, da ſchwand ſie nieder, und blieb mir nur ſichtbar als ein heller Stern.

Da war mir, als umwehten mich ſanfte Flügel, als ſchlängen ſich Duftgeſtalten, bleich wie Mondenſchimmer, einen Geiſterreigen um mich, und ſie trugen Kränze von Maienglocken und Irisblumen, die fielen nieder auf mich und deckten mich ganz; dabei klangen leiſe Accorde fort, und ich hörte himmliſche Harfen, die den Geſang der Geiſter begleiteten:

Frieden, Frieden Dir,
Dulder, bringen wir!
Schlumm're ſanft und träume ſüß!
Träume ſüß von ihr!

Es war heller Morgen, als ich erwachte, ich fühlte mich ſehr ermüdet, und ſchlich traurig an mein troſtloſes Tagewerk, putzte Stiefeln, klopfte Kleider aus, trug Zettel. Im heutigen Stück war mir eine Statiſten-Rolle zugetheilt, es war das erſte Mal. Ich glaubte, ſie mit vielem Anſtand geſpielt zu haben, nur trat ich beim Abgehen Gecko, der hinter einer Couliſſe ſtand, auf die Hühneraugen, und empfing von ihm eine Ohrfeige, aber die Knappentracht gab mir Rittermuth, ich gab den Schlag ihm nicht nur mit Proteſt zurück, ſondern warf ihn auch ſechs Fuß hoch vom Podium hinunter, daß dem Zwergmännlein alle Rippen krachten; zum Glück fiel eben die Gardine, und ſein klägliches Gewinſel verhallte unter dem Applaus der Zuſchauer. Aber wie er nun wieder ſich aufgerafft, und die hellen Thränen ihm über die Hängebacken rannen, und er zähneknirſchend an mir vorüber lief, und ich kampffertig und gerüſtet ſtand, noch einmal meine Kraft an dem Pygmäen zu erproben, da kam der Direktor, mit Donnerſtimme dazwiſchen fahrend, und er hörte des Kobolds Klage, nicht aber meine Vertheidigung, und hunzte mich aus vor dem ganzen Perſonal, das ſich um uns verſammelt.

Hinter dem Direktor aber ſtand der Zwerg; er trat auf die Zehen, der Direktor hatte den Arm in die Seite geſtemmt, und jener ſteckte den Kopf durch die Oeffnung, daß es ausſah, als trage der Direktor ein Armenſünderhaupt unterm Arm, und giftig ſpie mir Gecko in's Angeſicht. Da wollte ich wieder auf ihn einſtürmen, aber die Andern hielten mich, und ich ärntete reichliche Püſſe.

Voll tobenden kochenden Ingrimmes beſtieg ich Abends wieder mein ſchwebendes Lager, und grollte: »O Hundeleben, o vermaledeiter Kobolt; eckelhafter Kellereſel, ſcheußlicher Molch, ſo giftig wie Dein Namensvetter, der Gecko in Aegypten, von dem uns der Kantor erzählt in der Naturgeſchichte! O Elend, o Jammerdaſeyn, haſt Du nicht bald ein Ende? Ach, koſeten wir noch ſelbander, Du und ich, meine traute Natalie!«

Und wie ich's dachte und ſprach, da legten ſich des Gemüthsſturmes empörte Wellen, und es war, als rieſelten Mohnkörner nieder, und es that ſich auf vor meinen Blicken ein wonnigliches Gefilde, ein Zaubereldorado voll namenloſer Wundererſcheinungen. Ein Eiland war es, an jeglichem Reiz den ſeligen Inſeln gleich, auf denen die Alten ihr Eliſium hofften. Ein Eiland, ſchwimmend in einer kühlen ſchimmernden Meeresfluth, auf deren Fläche Fiſchlein ſcherzten und aufblitzten wie Silberblicke; und ich ſchlummerte auf dem Eiland, das überweht war von Paradieſes-Blüthenhauch und Balſamfriſche. Und wieder umtönten mich himmliſche Geſangweiſen; denn es waren die Düfte der tauſend und aber tauſend Blumen, die da blüheten in dem Eden, das meine Seele ſah, alle zu Tönen und Klängen geworden, die ſich harmoniſch einten, und zu Engelmelodieen wurden. Da hauchten die duftenden Paſſifloren ein ſüßes Dur und Moll, und Himmelsaccorde tönten aus ſilbernen Lilienkelchen, und Wehmuth ſangen die Violen der Nacht, und Trauer ſäuſelten den ſüßen Wettgeſang der Blüthendüfte die ſtillen Cypreſſen. Und über den Bäumen voll Blüthen und über den Blumen voll Pracht hing eine milde Dämmerung, und Mondſchein flog auf Silberſchwingen über die Feeninſel. Und aus fernem Dunſtgewölk, das mondverſilbert ruhte auf ſchweigender Meeresfluth, ſchwamm ein Nachen, drang ein unausſprechlicher reiner Flötenruf, der kam geflogen als ein Bote, und es grüßten ihn die ſingenden

Düfte. Und Blumen, die geſchlummert hatten, hoben ihre Kronen empor, und ließen Hymnen ſtrömen aus der Tiefe des Kelchs, und hoben die ſmaragdnen Blätter, als regten ſie Flügel, ſich loszuringen von den Erdenbanden, entgegen zu ſchweben der Liederkönigin, die in dem Nachen ſaß. Und der Nachen, wie er näher kam, war nicht Nachen mehr, war eine Rieſenblüthe des Nelumbium, aus deſſen geheimnißvollem Schooße Düfte drangen, und Strahlen und Lieder, und die Geſtalt umfloſſen, die ſich ſchaukelte auf dem grünen Throne, der in ſich die ſilberweißen, klingenden Samen der Wunderpflanze ſchließt. Und alle Blumen hauchten Arom, und aller Duft war Klang, und aller Klang war Luſt, und die Wellen leuchteten und ſchmeichelten koſend um die ſchwimmende Inſel und um die ſchwimmende Blume, und die Lüftchen fächelten lind um die Locken des wonnigen Mägdleins.

»Natalie!« rief ich, »Natalie! Rufſt Du mich?« Und ſie winkte mit ſüßem Erröthen.

Da flog ich zum Blumenbord, und mir war, als ſey ich ſelbſt ein duftiger tönender Strahl, und ich ſchoß hinab in die kühle Fluth, in die wonnige Wellenumarmung, und ſchwamm der Blume zu. Aber ſie zog vor mir her, immer entgleitend der Hand, die ſich an ihr zu halten ſtrebte, fort, weit in endloſe Fernen fort, ſie voran, ich nach, duftumweht, liedumtönt, von Wellen geküßt, und ſank die Kraft, dann winkte wieder Natalie, und ich folgte von Neuem. Aus der kriſtallenen Tiefe ſtiegen roſige Wellenmädchen, ſcherzten und gaukelten an mir vorüber, und ich unterſchied einzelne Worte ihrer lockenden Sirenenlieder, aber die Wellen übertönten ſie. Endlich ſank ich doch, ich konnte die Blume nicht faſſen, ich ſank in »purpurne Finſterniß« tief, tief hinab, und es klang nur noch über mir, wie Stimmen ferner Lieder:

Heilige Liebesgluth
Trieb ihn in die Fluth,
Wo ſein Herz im Friedensſchooß
Sel'ger Liebe ruht.

Ach, und wieder kam der Tag, er kam mit allen ſeinen Qualen. In meinen Gliedern lag eine Todmüdigkeit, meine ſo bleichen Wangen glühten im fiebriſchen Feuer, und es fror mich im Innern entſetzlich. Doch ging ich an meine Geſchäfte.

Eine neue Schauſpielerin war angenommen vom Direktor und debütirte heute; ich hatte ſie noch nicht geſehen. Ich ſteckte Lichter auf hinter den Couliſſen, ich ſtand in der Damengarderobe und zündete dort die Lampen an, noch war ich allein, da trat eine fremde Dame ein, nahm den Hut ab mit dem grünen Schleier, ich ſtarrte ſie an und ſtürzte mit dem Freudenrufe »Natalie!« zu ihren Füßen. Sie wich entſetzt zurück. »Kennſt Du mich nicht mehr, Du Himmliſche?« rief ich aufſpringend: »kennſt Du nicht mehr Deinen armen Jugendfreund Niklas Strahl, der der elendeſte Menſch war und heute der Glücklichſte wird, da er Dich ſieht! O Natalie! wie himmliſch ſchön biſt Du geworden!«

Sie erholte ſich von ihrem Schreck, ſie trat freundlich mild auf mich zu. »Du biſt es, guter Niklas,« ſprach ſie, »und hier und ſo müſſen wir uns finden? Mein Vater ſtarb, gute Menſchen nahmen ſich meiner kleinern Geſchwiſter an, ich zeigte Talent und neigte mich zu der Kunſt, deren würdige Prieſterin zu werden all mein Beſtreben iſt, ich folgte einem wohlgemeinten Rath; was ich erübrige, fließt meinen Geſchwiſtern zu; ach Niklas, und doch wünſchte ich, nimmer dieſe ſchlüpfrige Bahn betreten zu haben.«

»Auf der ich nimmer Dir gleichſtehn, nimmer Dir nachfolgen kann!« klagte ich tonlos. »Darum ſah ich Dich im ſeligſten Traume meines Lebens als ſchönen Stern, deſſen Strahlen Töne waren, darum floh die Königin der Lieder den armen Schwimmer, bis er todesmüde in die dunkle Tiefe verſank!«

»Biſt Du wahnſinnig, Niklas?« fragte ſie ernſtlich beſorgt. »Was ſollen dieſe Exklamationen? Welche Rollen ſpielſt Du bei der Truppe? Ich ſah Dich doch nicht in den Proben?«

»Die Rolle des verzweifelnden Liebenden ſpiele ich, die mit Selbſtmord endet!« ſchrie ich, und ſtürzte aus der Garderobe. —

Ich hörte Natalien ſingen, alle meine Pulſe ſchlugen nach ihr, alle Gedanken concentrirten ſich in ihr, in ihr, die mir ewig verloren war; denn zu ihr, der gefeierten königlichen Sängerin, zu ihr, die alle Herzen bezauberte, alle Seelen rührte, zu ihrer Anmuth und Hoheit, zu ihrem unendlichen Liebreiz, durfte ich die kühnen Blicke erheben? Nein, ich durfte nicht, ich fühlte das, und fühlte nur vertauſendfacht mein Elend. Mein brennendes, für ſie nur glühendes Herz war nun ſelbſt der zerſtörende Vulkan im grauſigen Nachtſtück meines Lebens.

Wie ich wieder auf dem Orcheſter lag, zitternd, fieberheiß, da tanzten um mich wirre Phanteme, da ſah ich Räder ſchlagen den verhaßten Gecko, und entſetzliche Pantomimen machen, auch flog unter ſchwarzen Donnerwolken ein Sarg vorüber, darin lag todt die bleiche Euphemie. Endlich aber weckte mich aus wilden Phantaſieen ein einzelner langgehaltener Hoboenton, der ſtieg empor wie eine Feuergarbe ſo rieſengroß und laut und unermeßlich erhaben, wie Poſaunenklang des Weltgerichts, und es donnerten dumpfe Paukenwirbel, da flog der Vorhang auf, und ich blickte in eine Welt voll glänzender unausſprechlicher Herrlichkeit.

Von durchſichtigem Rubinenglas waren die Couliſſen, über denen ſich als Decke Regenbogen an Regenbogen wölbten; auf Altären, die blitzenden Diamantenkränze umfunkelten, wehten ſanfte farbige Flammen. Harmonikaklänge füllten, ein ſchwellendes Meer, den ganzen Raum, und Düfte, wie von allen Spezereien Indiens, und von allen Blüthenregionen Amerika's wogten auf Tonwellen im Saale umher. Da erſchien Natalie, und ſang — und ſang, da fielen die Regenbogen herab in einzelnen farbigen Funken, da brachen Silbergewäſſer aus dem Boden, da rauſchten und klangen alle Akkorde, die je in Saiten geruht, die je Künſtlerhände aus ihnen gelockt mit dem Allmachtruf ihrer Kraft und Begeiſterung, und wollten ihr dienen und huldigen. Ich erlag den Rieſenſymphonien, zu ſtark und voll und mächtig für mein ſterbliches Ohr; ich lallte ſtillbeſeligt, ſie zu ſehen, in die Klänge nur ihren Namen, und meine Sinne ſchwanden.

Kaum aufzuraffen vermochte ich mich am andern Morgen von dem ärmlichen Lager, ein abſchreckendes Schattenbild, bleich wie eine getünchte Wand, ſchlich ich umher. Wie Traumerſcheinungen wirbelte die geſtrige Scene mit Natalien durch mein Gedächtniß; war es denn wirklich? Hatte ich nicht des Wunderlichen und Mährchenhaften ſchon allzuviel geſchaut in phantaſtiſchen Geſichten, daß kein Wunder geweſen wäre, wenn ich auch wachend geträumt von ihr, die alle mein Denken erfüllte? Nein, ſie war da, und ewig weit die Kluſt, die von ihr mich trennte. Einige Male ſah ich Gecko, er fletſchte mit einer ſchauerlichen Freundlichkeit die ſchwarzen Zähne, und ſchien im Geheim über etwas zu brüten. Bald ſollte mir es ſchrecklich klar werden, was der Unhold ſich ausgeſonnen. Natalie wohnte parterre; ſchon ſchattete Dämmerung; ich ſchleiche nach ihrem Hauſe, ſie vielleicht zu hören, zu ſehen, zu ſprechen. Noch einmal wollte ich vor ſie treten mit meinem Herzen voll glühender Liebe, noch einmal verſuchen, was Erinnerung und Freundſchaft und Mitleid, und einſtige Neigung bei ihr vermöchten, und behandelte ſie mich kalt, wurde ſie nicht der Leitſtern im Nachtgrauen meines Lebens, dann hinab, hinab in die Wogen des Stromes, der dunkel und raſch an der Stadt vorüberfluthete. Meine Abrechnung mit dem Leben war gehalten, ich hoffte Nichts mehr.

Vor mir her hüpfte eine kleine Geſtalt, die ich nicht zu erkennen vermochte. Sie ſchlich in das Haus, wo Natalie wohnte. Als ich es erreichte, hörte ich, wie die Thüre zu Nataliens Zimmer zugemacht wurde, und die Guitarrentöne, die eben an mir vorübergeſäuſelt, erſtarben. »Was wollen Sie?« hörte ich Natalien fragen.

»Schönſte der Schönen,« grölzte drinnen bei ihr Abdon Gecko: »ich komme, Ihnen meine allerſcharmanteſten Huldigungen darzubringen, und Ihnen zu ſagen, daß mein Herz vom erſten Anblick in ſehr heftiger Liebe gegen Sie entbronnen, und ſothanes Herz Ihnen feierlichſt und geziementlich auf ein Stündlein anzutragen, iſt der Zweck meines ſubmiſſen Hierſeyns.«

Stolz fragte Natalie, während ich draußen die Hände ballte: »Wie? mein Herr. Erklären Sie ſich deutlicher, ich verſtehe Ihre komiſche Anrede nicht.«

»Ei, warum denn nicht?« replicirte der ſcheußliche Zwerg: »bekanntlich bin ich der Komiker, Ihnen zu dienen, folglich kann meine Anrede nur komiſch ſeyn; beſtimmen meine gnädige Dame nur den Preis eines ſüßen Stündleins; es ſoll mir nicht ankommen auf einige Füchslein; denn daß ſo eklatante Schönheit nicht billig iſt, weiß unſer einer aus der Experienz, Ihnen zu dienen.«

Und ich hörte Geklimper, wie von Goldſtücken, und meine Zähne ſchlugen im Fieberfroſt laut zuſammen. »Mir das, o, ich Aermſte!« rief ſie mit thränenerſtickter Stimme. »Den Augenblick Entfernung, Herr, oder ich rufe aus dem Fenſter um Hülfe.«

»Hoho, mein ſüßer Schatz,« entgegnete der Böſewicht. »Wir kennen die Theatertugend; lange ſträuben ſich die Lämmlein nicht, und ſchreien thun ſie auch nicht etwa zum Spaß, wenn ſie wiſſen, daß es Niemand hört.«

Und ich hörte Geräuſch von den Gewändern und einen gellenden Hülferuf, und auf krachte die Thür. »Hundeſeele, verfluchter Satan!« ſchrie ich außer mir dem Unhold zu, der ſie ſchon umſchlungen hielt, und den Flor geriſſen hatte von ihrem keuſchen Buſen, und ſie nun fahren ließ, und mit der grenzenloſeſten Wuth, ſich geſtört zu ſehen in ſeinem Höllenvorhaben, mit ſchnell gezücktem Meſſer auf mich einſtürmte.

Und Stich auf Stich fühlte ich in Armen und im Leib, aber ich achtete nicht des heißen strömenden Blutes, mit des Fiebers und der

Verzweiflung Rieſenkraft faßte ich ihn und ſchleuderte ihn mit dem Kopf gegen den Ofen, daß die Thonwand durchbrach und mit Donnergepraſſel die andern Wände zuſammenbrachen und über ihn ſtürzten.

»Natalie mein! nun mein! durch mein Blut errungen, o ſüßes Bräutchen, biſt Du geſtorben?« ſo rief ich ihr zu, die in tiefer Ohnmacht lag, und ich tanzte in wahnſinniger Freude in der Stube umher, bis ich plötzlich ſinnlos umſank, in dem Augenblick, als der Hauswirth, von dem Gepolter erſchreckt, mit Licht hereintrat. — —

Wie lange ich gelegen in der tiefen, tödtlichen Ohnmacht, weiß ich nicht. Nacht war rings um mich, als ich erwachte, gefoltert vom brennenden Wundenſchmerz, und in Banden meine Glieder. Und es war nur ein Moment, der mich denken ließ an das Jüngſtvergangene und an Natalien, dann begann wieder ein Schwirren und Tönen um mich, das mich wie Wogen umwallte, in denen ich hinabſank in unendliche Tiefen, und ich ſah

Sternenlichter und Mondſchimmer, hörte Quellen rauſchen und Nachtigallen ſingen, und es umwob mich wieder ein wundervolles Zaubernetz von klingenden Düften, und duftenden Strahlen und farbigen Liedern, und es trugen mich ſchimmernde Wolkenbetten in blühende Traumgefilde ſüßen Wahnſinnes. Und ich habe auch Nataliens Stimme hoch über mir flüſtern und klagen hören: »Ach, er ſtirbt, er iſt todt, mein Nikolaus!« Sie ſchwebte damals in einer Silberwolke über dem Klangmeere, auf dem ich ſchlief, und es fiel ein heißer Thautropfen aus der Wolke, auf meinen bleichen Mund; und Lebenskraft durchſchauerte auf's Neue meine Nerven. Der Thautropfen war eine Thräne Nataliens. — Und ſeitdem bin ich ſehr wohl geworden, und ſehr glücklich. Ich bin längſt nicht mehr Zettelträger, ſondern ich wohne in einem niedlichen freundlichen Zimmerchen ganz allein. Wie ich eigentlich hereingekommen, fällt mir durchaus nicht bei. Eine freundliche Matrone bringt mir Speiſen und Getränke, und verſieht mich mit reiner Wäſche. Von Zeit zu Zeit kommt auch noch ein ſehr guter milder Mann, der bringt mir immer in kleinen Fläſchchen eine arzneiliche Flüſſigkeit, die ſtark nach bittern Mandeln riecht und ſchmeckt, ich glaube, er nannte es einmal Kirſchlorbeerwaſſer. Ich habe eine ſchöne Ausſicht in's Freie, und es labt mich der Anblick der grünen Fluren und der friedlichen Dörfer. Auch in meiner Seele iſt Friede. Eine Schwalbe baut über meinem kleinen Fenſter. Aus einem zweiten überſehe ich die Stadt mit ihren Thürmen und Palläſten, da ſitze ich oft ſtundenlang und ſehe, wie der Rauch aus den Schornſteinen ſo niedliche Wirbel bildet. Oft ſchreibe ich auch die Geſchichte meines Glückes und meiner Leiden, und werfe ſie dann zum Fenſter hinaus. Ich habe ſie ſchon unzählige Male geſchrieben.

Natalie ſoll todt ſeyn, wie ich hörte, und neben Euphemien ruhen. Sie ruhen in Frieden! Oft kommen mir noch ſüße himmliſche Bilder vor die Seele, wenn Mondenſtrahl um meine Zelle webt, und ſie bringen mir die Erinnerung an jene ſeligen Nächte wieder, in denen mein Herz himmliſcher Ahnungen voll war. Ich habe auch ein Lied davon gedichtet, das ſinge ich in der Abenddämmerung, es lautet:

Das waren mir ſelige Nächte!
Schickt oft noch ihr himmliſchen Mächte
Die holden Erſcheinungen mir!
Will ſchlummern in klingenden Tiefen,
Wo freundliche Stimmen mir riefen,
Will ſchwärmen und träumen von ihr!

Von farbigen Düften umzogen,
Von klingenden Strahlen umflogen,
Von blühenden Klängen umrauſcht,
So lag ich, und ſchaute die Schöne,
Und habe dem Zauber der Töne
Mit hohem Entzücken gelauſcht.

Kommt wieder gefluthet ihr hellen,
Ihr ſilbernen hüpfenden Wellen,
Komm, heil'ger Nelumbium-Kahn,
Und trage den Engel der Lieder,
Und trage Natalien wieder
Zu ſeligen Inſeln heran! —

Nur eines ſtört mich oft. Ein Hohngelächter, das tief unten aus dem kalten Schooß der Erde herauf dringt in die ſtille Luft, in der ich wohne. Es muß Gecko ſeyn, es iſt ganz ſein Ton, ſeine Stimme; aber er ſelbſt kann doch nicht herauf zu mir, und ich bin ruhig.

Bald, bald, ich fühle es, werde ich noch höher wohnen, noch ruhiger, noch ſeliger, und dann wird der Verlaſſene nicht mehr verlaſſen ſeyn, und ſein Glück ein unausſprechliches, und nicht mehr ein Traumglück. Ja, ich fühle es, ich habe zum letzten Mal meine Geſchichte geſchrieben. —

So weit hatte ich geleſen, die Mitternachtsſtunde war ſchon lange vorüber, oft hatte unruhig ahnend mein Herz gepocht, oft mich ein tiefes Mitleid, ein unendliches Weh bei der Biographie des Armen ergriffen. Es lag noch ein einzelnes Blatt bei der Rolle, ich entfaltete es, es war der Brief Euphemiens an Nikolaus, unleſerlich mit zitternder Hand geſchrieben, und viele Worte verlaufen, als ſeyen ſie von Thränen verwiſcht. Hier ſtehe davon, was ich zu entziffern vermochte:

»Mein guter, lieber Nikolaus! Wundere Dich nicht, daß eine unendliche Liebe mein Herz beim erſten Begegnen zu Dir zog. Ich bin Deine Tante; ich bin die unglückliche Tochter, die, mit Vaterfluch beladen, die freundliche Heimath floh. — Was habe ich nicht alles erduldet; doch, nicht fluchen will ich dem Manne, den ich ſo grenzenlos liebte.

und der mich freventlich um mein ganzes Lebensglück betrog. Ich ſah den Schauſpieler v. Lesky, wie er ſich nannte, und mein Herz entbrannte in flammender Liebe gegen den Mann von hoher Schönheit, gegen das Ideal meiner Mädchenträume. Ich will Dir nicht aus einander ſetzen, wie alles kam, daß ich den glühenden Verſicherungen ſeiner Liebe Gehör gab. Abdon Gecko, oder Signore Abbadona Gecho, wie er ſich früher nannte, angeblich ein Kalabreſe von Geburt, war eingeweiht in das Geheimniß. Er trug die Zettel und unſere Briefe; er war behilflich, als mich Lesky aus dem Schooße des väterlichen Hauſes raubte, mich, die Glück und Wonne berauſchte. Ach, wie bald ſchwand der Traum! In jeder Stadt ward Lesky mir treulos, und überall trug Gecko die Briefe zu Lesky's Buhlerinnen. Meine ſanften Vorwürfe wurden mit Spott, mit niederſchmetterndem Hohn beantwortet. Einſt hatte Lesky verſucht, die Geliebte eines jungen Edelmannes zu verführen, jener erfuhr es, forderte ihn, und ſchoß ihn nieder. Ich Verrathene weinte doch um den geliebten Verräther, und war nun in Abdons teufliſcher Gewalt, der mir immer näher kam mit eckelhafter Zutraulichkeit und verabſcheuungswürdigen Begehrungen. Vergebens ſtellte ich ihm Stolz und Kälte entgegen, vergebens forderte ich Achtung. »Welche Achtung verlangt die Konkubine eines Komödianten, welche die Diebin, die ihres Vaters Juwelen ſtahl, und davon lief?« war ſeine durchbohrende Antwort. Ich floh die Truppe, aber immer war, wo ich auch mich engagirte, wie mein böſer Dämon, auch der Zwerg in Kurzem da, wo ich war, und begann ſeine Quälereien von Neuem. Um das Maß meines Kummers voll zu machen, erzählte er mir einſt, daß meine Schweſter auch, wie ich, davon gelaufen ſey, mit dem Sekretair meines Vaters.

»Und ich mußte, wollte ich Frieden haben, von ihm erdulden, was kaum ein gemeines Weib erduldet von ſo widerwärtiger Kreatur, und was mein Inneres empörte, mußte heißen ſein Weib, und — — — —

»In ***, wo wir ſpielten, erfuhr ich, daß meine Schweſter dort gelebt habe; ich forſchte nach ihr und ihrem Kinde, doch ſie war todt, nur Dich fand ich, mein Nikolaus; ich hoffte Dir ein beſſeres Los zu bereiten, als das war, das Deiner unter den Schneidern harrte, Gott weiß, ob es mir gelungen? Vergib mir Nikolaus, wenn das Leben auch Dir ſeine Schattenſeite zeigte, vergib mir dann um Deiner Mutter willen. Wir finden uns wieder bei Gott.

Deine Tante Euphemie.«

Am folgenden Morgen eilte ich zeitig aus dem Gaſthof, jenes Haus zu ſuchen, und wo möglich den Unglücklichen zu ſprechen. Ich fand es; es war kein Gefängniß, es war, wie mir ſchon geahnet hatte, das Irrenhaus. Mit wenigen Worten that ich dem höflichen Aufſeher meine Wünſche kund.

»Haben Sie einen Irren, Namens Nikolaus Strahl? Ich möchte ihn gerne ſehen.«

»Ja, lieber Herr,« antwortete der Mann, »aber er iſt dieſe Nacht geſtorben.«

»So iſt der Arme ſchon hinüber in das Friedensland?« ſeufzte ich.

»Es war der Beſte und Sanfteſte, den wir hatten; er thut mir ordentlich leid,« ſagte der Aufſeher. »Er lächelte immer, ſah zum Fenſter hinaus, oder ſchrieb. Er hat viel

Papier verbraucht, wir gaben es ihm aber gern, weil ſchreiben ſeine einzige Freude war; doch ſchrieb er nichts Geſcheidtes, ſondern immer nur eine wunderliche Geſchichte, aus der ich nicht klug werden konnte, wie das bei den Schreibereien der Irren immer der Fall iſt. — Drunten haben wir,« fuhr er fort: »noch einen Schauſpieler; er heißt Gecko. Der wurde kurz vor Strahl hergebracht, den er ermorden wollte, worauf ihn Strahl gegen den Ofen geworfen, daß ihm die Kacheln auf die Hirnſchale gefallen ſind, wodurch er närriſch geworden. Das iſt aber ein Böſer; bald wüthet er, bald lacht er hellauf. Wir müſſen ihm oft die Zwangs-Jacke anlegen, er hat ſchon einigemal die Ketten zerriſſen, mit denen er geſchloſſen iſt; ſo klein er iſt, ſo ſtark iſt er.«

Ich drückte dem redſeligen Aufſeher ein Stück Geld in die Hand, und ging. Zu Hauſe fand ich einen Brief meines Vaters vor; er war mit zitternder Hand geſchrieben, und lautete:

»Mein theurer Sohn!

»Wenn Du mich noch am Leben antreffen willſt, ſo kehre eilend zurück; ich liege auf dem Todtenbette. Ich fühle, es geht ſchnell mit mir zu Ende. Und Dir, mein Einziger, der mir geblieben, da mir des Schickſals ſtrenger Richterſpruch die andern Pfänder meiner Liebe entriſſen, will ich, ehe ich dahin ſcheide, ein Geheimniß enthüllen, das durch ein ganzes Leben voll Reue dennoch wie Zentnerlaſt auf meiner Seele lag. Ich hatte zwei jüngere Schweſtern, Euphemie und Marie; beide verließen, von Liebe verblendet, heimlich das Vaterhaus, und ich vergaß ſie, wollte nie von ihnen hören. Um ſo fürchterlicher mahnt mich nun ſchon geraume Zeit das Gewiſſen, der Verlaſſenen zu gedenken, ihnen ein ſorgenfreies Los zu bereiten, ihnen zu erſtatten, was die rohe Härte meiner wilden Jugend ihnen geraubt und vorenthalten. O, forſche nach ihnen; ich kann Dir nicht ſagen, wo Du ſie ſuchen ſollſt, aber ſuche ſie. Suche Euphemie; Marie iſt ja todt, aber einen Sohn ſoll ſie hinterlaſſen haben in dem Städtchen N. Eile dorthin auf Deiner Rückreiſe, forſche, frage, bringe mir nur einen Troſt, nur eine Hoffnung, daß ich drüben verſöhnte Schatten finde. Lebe wohl, ich kann nicht mehr. Meinen Segen laſſe ich Dir, wenn wir uns nicht wiederſehen. Und wenn Du ſie findeſt, o Ferdinand, ſo vergilt reichlich, ſühne meine Verbrechen, begangen in einer Zeit, wo noch nicht geläutert war mein Herz, noch nicht reif mein Verſtand, noch nicht erwacht mein Gefühl. Ich bleibe

Dein treuer Vater.«

Vernichtet ſank ich mit dem Briefe in der Hand auf einen Seſſel, und weinte laut. Der Sohn meiner Vaters-Schweſter war heute im Irrenhauſe geſtorben. —

Die beiden Rosen.

Eine Erzählung
aus der
Zeit des ſpaniſchen Feldzuges.

Die beiden Rosen.

1.

Schwer und finſter hing über Gerona die Wetterwolke des Kriegs, und drohte, ſich mit ihren Todesblitzen und Geſchützesdonnern über der geängſteten Stadt zu entladen. Die Felſenfeſte Monjouy*) war gefallen, enger zog ſich der Ring der Belagerung und näher heran rückten Frankreichs ſiegreiche Adler, doch leitete noch mit kühner Umſicht und hohem Muthe der Gouverneur Mariano Alvarez die Vertheidigung, feſt entſchloſſen, zu halten, was er der General-Junta gelobt: daß nur über ſeinen Leichnam der Feind eindringen ſollte in die Mauern Gerona's.

Rings in der Gegend umher wütheten alle Schrecken, die der Krieg, dieſe Geiſel der

---

*) Nicht mit dem Fort Monjouy bei Barcelona zu verwechſeln.

Länder, in ſeinem ſchrecklichen Gefolge hat, Hunger und Seuchen, Mißhandlungen und Erpreſſungen, und jegliches Elend; und ſchaarenweiſe eilten die unglücklichen Einwohner verwüſteter Dörfer in die Stadt, um hinter ihren feſten Mauern den Schutz zu ſuchen, den die von Feinden beſetzte und verheerte Heimath nicht länger gewähren konnte.

Unter dieſen Flüchtlingen war auch die Gattin eines Offiziers aus dem nahen Saria, Donna Matez, die mit ihren Kindern, Lucia und Eſteve, ihren Gemahl Antonio bis auf die hohe ſchmale Brücke bei Saria begleitete, dort unter tauſend ſchmerzlichen Thränen von ihm Abſchied nahm, und dann mit den Kleinen den Weg nach Gerona einſchlug, wo eine edle Freundin, Sennora Eſtrava, mit ihrer ſechzehnjährigen Tochter Roſa, die Flüchtigen mit offenen Armen und ungeheuchelter Zärtlichkeit empfingen. Antonio Matez hatte einſt dem Gatten der Sennora Eſtrava mit großer eigener Gefahr das Leben gerettet, obwohl jener es bald darauf, als Führer eines ſpaniſchen Regiments, in der Schlacht bei Pons de Molins, im Jahr 1794 doch verlor, und dadurch hatte ſich ſchon damals ein inniges Freundſchaftsband um die Herzen beider Frauen geſchlungen.

Aehnliches Geſchick band Beide noch feſter an einander, denn wie Antonio Matez, ſo ſtand auch Fernando, der Sohn der Sennora Eſtrava, in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger, beſeelt von dem glühenden Eifer und der kühnen Todesverachtung, die allgemein war in jener Zeit unter den Männern Cataloniens, und von Rache entflammt gegen den Feind, deſſen Waffen ihn früh zur vaterloſen Waiſe gemacht hatten.

Wenn die beiden Freundinnen Hoffnungen und Beſorgniſſe gegen einander austauſchten, und mit bangen Seufzern der entfernten Lieben dachten, oder für das Glück der vaterländiſchen Waffen brünſtige Gebete zum Himmel ſandten, dann ſpielte die lieblich aufblühende Roſa in holder Kindlichkeit mit der ſtillfreundlichen Lucia, mit dem muntern Eſteve, die ſich an ſie, wie an eine geliebte ältere Schweſter anſchloſſen, oder ſie las ihnen die Legenden von den Heiligen und Märtyrern vor, oder ſie ſang auch zur Guitarre, die ſie meiſterhaft zu ſpielen verſtand, und lehrte ihnen die einfachen, leichten und doch ſo ſchönen Lieder ihres Vaterlandes. Dann ließen wohl die Mütter die ernſten Geſpräche ruhen, und blickten mit Luſt und Freude auf die ſchuldloſen Pfänder einer vergangenen, glücklichen Zeit, und träumten von einer beſſeren Zukunft, welche die Hoffnungen verwirklichen ſollte, denen ſie ſich in ſolchen Stunden ſo gern hingaben.

Nicht ſo friedlich, als im Kreiſe dieſer vereinten Familie, war es in den übrigen Theilen und den Straßen der Stadt; immer bedrohlicher zog das Ungewitter heran; ſchon wurde Mangel an Nahrungsmitteln fühlbar, häufiger ſchreckten Schüſſe aus den feindlichen Batterien die Bewohner aus dem Schlummer, und faſt ununterbrochen durchtobte die Stadt das Geſchrei der Soldaten, der Lärm ihrer Waffen, das Raſſeln der Geſchützwagen und das ſchwere, dumpfe Rollen der Kanonen. Das Dach der hohen Kathedrale, eines Meiſterwerkes gothiſcher Baukunſt, vom Fundament bis unters Dach aus den ſchönſten Quadern aufgeführt, wurde abgetragen, und in eine Batterie verwandelt, die ſchönen Bogenfenſter der einen Seite, welche den feindlichen Kugeln ganz ausgeſetzt war, wurden vermauert, und ſo bot das innere Heiligthum mit ſeinen ſtarken Säulen, kunſtvollen Verzierungen und prächtigen Altären einen ſeltſamen Kontraſt mit der kriegeriſchen Außenſeite.

Selten verſäumten die Frauen Geronas, den heiligen Hallen des Tempels für ihre kämpfenden Gatten, Väter und Brüder, und für die Rettung der Stadt zu dem Herrn der Heerſchaaren zu flehen. So ging auch eines Morgens Donna Matez in Roſa's und ihrer Kinder Begleitung dorthin; ihnen folgte der einzige Diener der Sennora Eſtrava, ein langer, ſchmächtiger Burſche, Namens Caſtro, deſſen mehr als gewöhnlich gelbe Geſichtsfarbe ſeine Abſtammung von Zigeunern verrieth; Roſa's Vater hatte ihn einſt als verwaisten Knaben aus einer Schlacht mit nach Hauſe gebracht und er ſuchte nun die Wohlthaten, die Sennora Eſtrava ihm nach dem Tode ihres Gatten erzeigte, durch treue Dienſte und eine ſeltene Anhänglichkeit zu vergelten.

Die Kirche füllte ſich mit Menſchen. Gewohnheit und noch mehr die allgemeine Noth, durch die traurigſten Gerüchte vermehrt, zogen die Menge in das Gotteshaus. Still knieten Alle um des Hochaltares unterſte Stufen, auch Donna Matez mit den Kindern. Saſtro lehnte antheillos an einem der himmelanſtrebenden Pfeiler, und ſeine Blicke ruhten auf den Marmorgebilden der Kapellen, und auf des Deckengewölbes herrlichen Schildereien. Vor dem Altar ſtand der Prieſter, und las eine ſtille Meſſe. Kein ſtörender Laut ward hörbar in dem geräumigen Schiff der Kathedrale, nur ſanftes Geflüſter von betenden Lippen; der Roſenkränze Küglein fielen leiſe, nur Seufzer und Thränen redeten vor dem Herrn; der Schein der Kerzen umflorte des Weihrauchs duftendes Gewölk.

Da rollte der Donner des feindlichen Geſchützes von Neuem über die Stadt hin, und die Geſichter wurden bleich. Der Prieſter hatte eben das Vater unſer mit der letzten Bitte geſchloſſen, hob nun das Hochwürdige in der ſtrahlenden Monſtranz hoch empor, und rief: »Ja, befreie uns, o Herr, von allen Uebeln, den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen!« und betete ſchneller die vorgeſchriebene lateiniſche Formel; da krachte über den Betenden die Batterie, nachdrücklich der Feinde böſen Morgengruß erwiedernd, und der Tempel erbebte; die lautweinenden Andächtigen bebten mit. Der Prieſter küßte die Monſtranz, und betete, ſich fromm bekreuzend: Da propitius pacem in diebus nostris!*) Aber wie ein grauſamer Hohn auf die Bitte um Frieden war es, als habe die Erde aller Feuerberge brüllende Schlünde geöffnet, und kämpfe in Todeszuckungen mit empörten Elementen. Blutroth zuckte Blitz auf Blitz durch den dichten Pulverdampf, der die Kirche verfinſternd umwallte; ein Kugelregen ſauste nieder, Bomben ſprangen auf den Straßen, Häuſer ſtürzten in Trümmer, während andere in Flammen aufloderten; und zum Himmel drang der Verwundeten Weheruf und Todesſchrei, und das Geheul namenloſer Angſt.

Miserere Domine!**) rief der Prieſter, und warf ſich, ein Krucifix umklammernd, auf die Knie. Nostra culpa! nostra culpa!***) ſchrie das Volk, und ſchlug an die Bruſt mit der Heſtigkeit der Todesangſt, aber die Geſchütze donnerten fort und fort; es raſſelte in dem Thurm, es ſchlug ſchmetternd an die dichten Mauern, plötzlich traf eine Stückkugel eines der vermauerten Bogenfenſter. Ein Ruf des Entſetzens erfüllte die Kirche verwundend und tödtend polterten die Steine herab, und ach, da traf auch einer derſelben Roſa's unſchuldigen Liebling, Eſteve. Mit einem leiſen Seufzer ſank der Knabe todt nieder, mit einem lauten Schrei des Schreckens ſeine Mutter ohnmächtig neben ihn. Das erſchreckte Volk drängte ſich jetzt mit Ungeſtüm zu allen Pforten hinaus, und nur die Angehörigen derer, welche die Steine getödtet oder verletzt hatten, verſammelten ſich, Hülfe verſuchend, um dieſe. Roſa nahm die ſich allmählig erholende Freundin, die auch an der Stirne blutete, in ihre Arme; Caſtro ergriff die ganz betäubte Lucia, und hob den ſchönen bleichen Knaben auf, und ſo verließen ſie, da jetzt die Kanonade ſchwieg, das blutbefleckte Gotteshaus, und eilten durch wild durcheinander ſtrömendes Volk, durch Trümmern und Leichen nach der etwas entlegenen Wohnung der Sennora Eſtrava. In tödtlicher Angſt fanden ſie Roſa's Mutter in dem bombenfeſten Keller, von zwei heulenden Mägden umgeben. Zum Tode erſchöpft, ſank Roſa auf eine Matratze nieder, während ihre Mutter der unglücklichen Freundin theilnehmende Sorgfalt weihete, und ihre blutende Stirne verband.

---

*) Gieb geneigt Frieden in unſern Tagen!

**) Herr, erbarme dich;

***) Unſere Schuld, unſere Schuld!

Eine trübe Stille lag nun auf dem Hauſe; ſtumm und verſchloſſen ſaß Donna Matez ſtundenlang, die kleine Lucia feſt an ſich drückend, und die ſie mit Thränen überſtrömende Sennora Eſtrava und Roſa wagten es nicht, mit Worten in den Schmerz der trauernden Mutter einzugreifen; auch noch andere Urſachen gab es, jeden heitern Gedanken zu verbannen.

Faſt kein Tag verging, an welchem die Stadt nicht ſehr heftig beſchoſſen wurde; daher mußte der zwar geräumige, aber dumpfe Keller die Wohnung der Familie bleiben. Die Nahrungsvorräthe gingen indeſſen zu Ende, und mehr als die von außen ſtürmenden Feinde, quälte die Einwohner die ſchrecklichſte Hungersnoth. Da wurde das Fleiſch gefallener Maulthiere ein köſtlicher Leckerbiſſen für die Unglücklichen, die oft mit noch mehr verabſcheuter Speiſe vorlieb nehmen mußten, um die ſie noch beneidet wurden von den Armen denen es nicht einmal gelungen war, gleichen Beſitzes theilhaftig zu werden. Immer hatte Saſtro durch Liſt und jedes andere Mittel bisher noch manches herbeigeſchafft, was zu erlangen, ohne ihn, den Frauen unmöglich geweſen wäre, und ſich ſelbſt mit Ratten und Zwiebeln erträglich genährt, bis nach und nach alle Hilfsquellen verſiegten.

Für die letzten drei Realen, die ſie beſaß, hatte Donna Matez, die wohl ſahe, wie ſchwer es ihrer edlen Freundin wurde, ſie zu erhalten, den Fuß eines Maulthiers gekauft; dieſen zu reinigen, ſtieg die kleine Lucia, der es zu dunkel war in dem dumpfen Gewölbe, herauf, und ſetzte ſich in die Pforte des gegenüberliegenden Santa Klara-Kloſters. Sie hatte ihr kleines Geſchäft kaum begonnen, als wieder eine fürchterliche Kanonade begann, und die Batterien der Belagerer den glühenden Tod in die Stadt ſpieen.

Donna Matez, von unnennbarer Angſt getrieben, eilt hinauf, laut nach dem einzigen Kinde rufend, ſchon naht die Kleine beflügelten Schrittes, ihr Meſſer entfällt ihr, ſie verweilt, es aufzuheben, da ſauſt eine Kugel in den Thurm der Kloſterkirche, und ein Steinhagel verfinſtert die Luft, der das holde Mädchen im Augenblick, als die Mutter aus dem Hauſe tritt, begräbt. Unbekümmert darum, daß Kugeln über ſie hinpfeifen und neben ihr fallen, daß jede Sekunde ihr den Tod bringen kann, wirft ſich die Verzweifelnde nieder, mit den ſchwachen Händen, denen aber Mutterſchmerz Rieſenkraft leiht, die Steine bei Seite wälzend, aber ach, nur Lucias Leichnam iſt's, den ſie endlich entſtellt und blutig unter ihnen hervorzieht, und mit ſtarrem Schmerz die Treppe hinabträgt, wo Alle, der eigenen ſchrecklichen Lage auf Momente uneingedenk, den troſtloſen Jammer der ärmſten der Mütter theilen, die das lebloſe Kind liebkoſend in den Armen hält, und mit ihm ſpricht, bis ihr die Worte verſagen, und ſie nun daſitzt mit dem ſtillen, ſchmerzenbleichen Geſicht, dem Marmorbilde einer ſchönen Niobe gleich.

In dem Gärtchen am Hauſe grub Saſtro neben dem Hügel Eſteves noch ein kleines Grab, und als der Schlummer todtähnlicher Ermattung die müdegeweinten Augen der kummervollen Frau ſchloß, ſenkten ihre Freundinnen die Leiche ein, die Roſa mit Orangenblüthen geſchmückt hatte.

Am folgenden Morgen fanden ſie die Schlummerſtätte der gebeugten Mutter leer. Donna Matez war ſpurlos verſchwunden.

2.

Auf einem Ritterſitze in der Nähe Halberſtadts weinte um dieſe Zeit ein liebes deutſches Mädchen in heißer Sehnſucht dem Geliebten in dem fernen Spanien nach.

Roſalie von Zahren wurde im frühen Alter vaterlos, aber unter der ſorglichen Pflege einer hochgebildeten Mutter entfalteten ſich in ihr alle Blüthen der Anmuth, der Tugend und der zarteſten Weiblichkeit, während ſich ihre Formen zu denen der vollendeten Schönheit entwickelten. Die Männer und Jünglinge prieſen ſich glücklich, denen es vergönnt war, zuweilen in der beſeligenden Nähe dieſes Himmelskindes zu ſeyn, denn keiner war, welchen nicht ſchon jeder einzelne ihrer Vorzüge zu feſſeln vermocht hätte. Ihr Geiſt und ihr tiefempfindendes Gemüth ſtanden mit ihrer Schönheit und der holden Grazie in all' ihrem Thun in der reinſten Harmonie, und wer es auch ſeyn mochte, der den Zauberkreis ihrer Nähe betrat, er verließ ihn nicht wieder, ohne die herrliche Jungfrau von ganzer Seele hochzuachten, oder zu lieben.

Unter den Jünglingen, welche des Glückes freundliche Gunſt ihr näher geſtellt hatte, waren vorzüglich zwei, die von gleicher Hochachtung gegen Roſalien beſeelt, um den hohen Preis ihrer Neigung rangen, und deren anfänglich zärtliche Huldigung ſich bald in den Herzen Beider zur ſtillgenährten Flamme heiliger und glühender Liebe umwandelte.

Karl von Adelberg hieß der Eine. Bildung, ſchöne Geſtalt, und die Gabe, ſich zu inſinuiren, die ihm im höchſten Grade eigen war, umgaben ihn mit dem Schimmer jener Liebenswürdigkeit, die ihn für alle Frauen unwiderſtehlich machte. Daß er mit dieſem, ihm von einem gütigen Geſchick verliehenen Pfunde nach Kräften wucherte, wer wollte es ihm verargen?

Richard von Bingen war ſtiller, ernſter, tiefer. Wenn ſein Nebenbuhler der Liebling ganzer Geſellſchaften und fröhlicher Cirkel war, ſo war er hingegen der geſchätzte Freund derjenigen, die ſich von geräuſchvollen Vergnügungen zurückzogen, eine verſtändige Unterhaltung ihnen vorziehend. Wenn Adelberg das

Gefühl ſeiner Liebe zu Roſalien hell hervorſchimmern ließ in tauſendfarbigen Strahlen, ſo daß es nicht verborgen blieb den Blicken beobachtender Aufmerkſamkeit, ſo nährte Bingen das Seine wie ein heiliges Veſtafeuer, jedem profanen Auge verhüllt; ſein innerer Werth hob ihn hoch über Adelberg, gegen deſſen lebhafteres Temperament, fröhliches Weſen, ſinnigen Humor er freilich, in der Meinung Mancher, im Schatten ſtand. Nur ahnen, nur leiſe fühlen ließ er Roſalien ſeine zarte Liebe, und da ſich auch Adelberg noch nicht erklärt hatte, ſo war ſie, die fein genug fühlte, um die Huldigungen Beider richtig zu deuten, noch unentſchloſſen in ihrem Herzen, welchen von ihnen, würden Beide, ſie wählen ſollte, da diejenigen materiellen Vorzüge, welche ſo oft auf das Glück des ehelichen Zuſammenlebens den meiſten Einfluß haben, ſich bei Beiden das Gleichgewicht hielten.

Eine Harzreiſe, die Frau von Zahren in Verbindung mit mehreren Freunden und Bekannten unternahm, der auch Bingen und Adelberg beiwohnten, entſchied.

Ein Jugendfreund Bingens, den wir nur Friedrich nennen wollen, überraſchte dieſen nach jahrelanger Trennung, und machte die Reiſe mit. Da geſchah es denn oft, daß die Freunde ſich in Erinnerungen und von der Geſellſchaft verloren, deren Seele, wie immer, Adelberg war. Wenn jene in einſamen, düſtern Felſenthälern, an denen die dortige Gegend ſo reich iſt, oder am Rande ſteiler Abgründe, ſtill bewunderten, ſich ſchweigend die Hände drückten, oder einander erzählten, wo ſie ſchon Aehnliches geſchaut, oder wenn Friedrich, er war Arzt, da und dort eine ſeltne Pflanze, ein merkwürdiges Mineral fand, und über das Eine oder das Andere ſich in gehaltreichen Worten ausſprach, da hörten ſie bisweilen in einiger Entfernung Adelbergs wohllautende Stimme, wie er dem, was die Geſellſchaft empfand, ſchöne Worte lieh, und die angenehmen und ſchauerlichen Reize dieſer Gegenden pries. Wie ſchön wußte er nicht die alten romantiſchen Sagen und lieblichen Mährchen vom Ilſenſtein, vom Mädchenſprung, von der Roßtrappe, und andere wiederzugeben! Auch er entfernte ſich bisweilen von der Geſellſchaft, und dieß traf ſich wohl auch, wenn Bingen und Friedrich bei derſelben waren. Wie richtig dachten, wie zart fühlten ſie, welches Wiſſen entfalteten ſie in gemüthlicher Unterhaltung! Aber das Feuer der Rede fehlte ihnen, das über Adelbergs Lippen ſtrömte, ſie vermochten nicht ſo laut und überſchwenglich zu empfinden. Schüchtern nahte ſtets Bingen Roſalien, freundlich und achtungvoll lauſchte ſie ſeinen Mittheilungen, ſie verſtand ihn ſo ganz, ſie faßte ſeine Anſichten ſo richtig auf, er ſprach, war der erſten Anrede Schüchternheit vorüber, ſo ſchön, ſo gediegen, und ſeine etwas bleichen Wangen rötheten ſich von Muth und Liebe und Hoffnung, wenn ihr ſeelenvolles Lächeln ihn beſeligte, aber ſiehe, da ſchritt Adelberg aus dem Gebüſch, bunte, duftende Waldblumenſträußer in den Händen, und die Geſellſchaft jauchzte ihm entgegen, nahm gern die Blumenſpende, und beſtürmte ihn mit freundlichem Eifer um die Mittheilung deſſen, was er gedichtet im Waldesſchatten, und nach einigem ſchicklichen Weigern und mit hinlänglichem Erröthen gab er eben ſo freundlich nach, und las den Aufhorchenden Gedichte vor, die immer nicht ohne Schönheit waren, ſein Talent bewieſen, und zum Theil jene Sagen zum Stoff hatten, oder die Schönheiten der Natur, die Freuden des Reiſens prieſen, und ſtets zarte und ſchmeichelhafte Beziehungen, die der Geſellſchaft und beſonders der Frau von Zahren gefallen mußten, enthielten. Da lauſchte denn Roſalie mit leuchtenden Augen und klopfendem Buſen, und oft fiel ein ſtrahlender Blick des Dichters während des Leſens auf ſie, der wie ein glühender Liebespfeil in das Herz der Jungfrau drang. Ein Wort, ja nur ein Lächeln des Beifalls von ihr, und das durfte ſie, wollte ſie nicht ungerecht ſeyn, ihm nicht verſagen, machte ihn glücklich; er hatte ihr das oft geſtanden. Darüber wurde nun freilich der ſtillbeſcheidene Bingen, der wohl poetiſch fühlte, aber nur Proſa ſprach und ſchrieb, ſammt ſeinem Friedrich, überſehen, wo nicht vergeſſen.

Es war an einem der ſchönſten Sommerabende, als die Geſellſchaft auf dem alten Bergrieſen des Harzes, dem ehrwürdigen Brocken, anlangte, und ſich bald fröhlich vertheilte. Adelberg erſtieg einen der gigantiſchen Felſenblöcke und zog die Brieftaſche aus dem Buſen; Friedrich zeichnete das Brockenhaus; Bingen ſtand mit Fernrohre bei den Frauen, die wichtigſten Punkte der unermeßlichen Ausſicht bezeichnend. Die Sonne neigte ſich zum Untergange; in den Thälern walleten Nebel und Silberſtröme, am Himmel goldene Wölkchen; der Abend war unbeſchreiblich ſchön. Jetzt nahte **Adelberg** und erwartungsvoll ſammelten ſich Alle um ihn, mit der ſchon gewohnten Bitte, vorzuleſen, was er gedichtet auf dem verrufnen Drudenſteine. Der Genuß dieſes Abends, ſprach er: iſt ſo wunderherrlich, und meine Freude ſo rein und groß, daß ich nicht vermochte, meinen Gefühlen paſſende Worte zu geben; erlaſſen Sie mir daher, ich bitte ſehr, nur dieſes Eine mal die Mittheilung meiner gereimten Proſa. Aber man fuhr fort zu bitten, und **Adelberg** weigerte ſich nicht länger; nach einigen Entſchuldigungen las er mit Gefühl und Ausdruck dem horchenden Freundeskreiſe die folgenden Zeilen:

Liebliches Wehen
Säuſelt in Hainen,
Über die Höhen
Roſig erſcheinen;
Echo hallt wieder
Feiernde Lieder. —
Glänzende Strahlen,
Purpurne Gluten;
Schimmern in Fluthen,
Schmücken und malen

Lieblich mit Sonnengold
Himmel und Land. —
Roſige Träume
Gaukeln, und weben
Seliger Räume
Blühendes Leben;
Locken zur Ferne
Dämmernder Sterne. —
Wo ſich die ſeligen
Engel begegnen,
Liebend die fröhlichen
Menſchen zu ſegnen:
Reiche mein Engel mir
Liebend die Hand.

Einen Blick voll Gluth und Flammen warf bei den letzten Worten der Dichter auf Roſalien, die hoch erröthend, den Arm ihrer Mutter faßte. Nachdem die Geſellſchaft dem Dichter ihr Lob geſpendet hatte, eilte ſie dem Brockenhauſe zu. Friedrich unterhielt die Frau von Zahren, Adelberg nahte ſeiner Angebeteten, und ſo fügte es der Zufall, daß Beide noch allein ſtanden auf der Ebene des Berggipfels, verloren in den Anblick der Abendröthe. Flammende Purpurſtreifen und goldhelle Lichter breiteten ſich über den Opalſchmelz des weſtlichen Himmels aus, bis allmählig der

Glanz erblich, die Wolken nur noch dunkel glüheten, und im Oſten, wo der Vollmond wie ein feuriger Rieſenball emporſtieg, die Aurora der Nacht herauf dämmerte. Roſalie war tief ergriffen, Adelberg ſprach begeiſtert, ſie hörte ihn willig; von ihren ſüßen Blicken, ihrem Himmelslächeln ermuthigt, wagte er das Geſtändniß ſeiner Liebe. Stille und Schlaf lagen über der Erde, Stille ruhte auf der Berghöhe, der Vollmond ſpiegelte ſich in Roſaliens ſchwimmenden Augen, und ſüß, wie von des erwachenden Frühlings holden Erſtlingen, umwehte ſie der Veilchenſteine wunderlieblicher Duft.

Adelberg hielt das bebende Mädchen umſchloſſen, ihr bräutlicher Kuß beſeligte den Wonnetrunkenen. Jetzt rief vom Brockenhauſe her Frau von Zahren nach der Tochter, und am Arm des Geliebten ſchwebte Roſalie herab zu der Mutter, die allein vor dem Hauſe ſtand. Adelberg ergriff den günſtigen Augenblick, um den Segen der Frau von Zahren zu bitten, welcher der Antrag nicht unerwartet kam, doch ſprach ſie von Bedenkzeit, aber Adelberg bat ſo ſchön, und Roſalie blickte ſie mit den verklärten Blicken erſchloſſener Liebe ſo flehend an, ſich fröhlich weinend an ihre Bruſt werfend, daß ſie nicht länger widerſtand, und die Liebenden ſegnend in ihre Arme ſchloß.

Als nach kurzer Raſt die Geſellſchaft wieder auf die Höhe des Berges eilte, und, kühl umweht, des Sonnen-Aufgangs harrte, bis endlich die Erſehnte in all' ihrer Herrlichkeit herauf blitzte, ein wogendes Nebelmeer verſilbernd, das über Höhen und Thälern lag als Morgengewitter, in welchem Blitze zuckten und majeſtätiſche Donner rollten, und nun die Reiſenden ſtaunten und jubelten, oder, ſtill bewegt, das hehre Schauſpiel betrachteten, da ſtellte, nachdem der Strom des Entzückens wieder die gehörigen Schranken gefunden, Frau von Zahren ihren Freunden und Freundinnen die Glücklichen als Verlobte vor, und man jubelte noch mehr, und trank, im mitgebrachten Feuerwein, der Brautpaars Geſundheit, und beſtürmte es mit lauten Glückwünſchen.

Richard von Bingen, dem dieſer Augenblick des Herzens Innerſtes verwundete, faßte ſich männlich, kämpfte den unnennbaren Schmerz nieder, verſchloß ihn in die Tiefen der Bruſt, und trat mit dem wehmüthigen Lächeln der Reſignation auch glückwünſchend vor das Brautpaar. Adelberg dankte kalt, Roſalie mit einer ſchönen Thräne im Auge, und er ging hinweg; ſein Friedrich folgte ihm von ferne, er fand und tröſtete den einſam Weinenden, und ſein Troſt hob den Trauernden aus dem Thränenthale geknickter Hoffnungen, verſchmähter Liebe, zu dem mildblauen Sternenhimmel heiliger, bewährter Freundſchaft empor. —

Gleich den Blumen der Flur welken auch ſchnell des Glückes und der Liebe Roſen. Bald wurde die Seligkeit Roſaliens und ihres Karl getrübt. Des aufgedrungenen Gewalthabers Machtwort rief Weſtphalens männliche Jugend unter die Waffen, und ſandte ſie zu dem Heere des kriegsluſtigen Bruders nach Spanien. Auch Adelberg und Bingen mußten dem Rufe folgen. Hier werde nicht der Schmerz der Trennung geſchildert, und kaum der tauſend Eide gedacht, mit denen ſich Adelberg von Roſaliens Herzen riß. Ruhiger ſchied Richard von ſeinem Friedrich, der in der Nähe des Gutes der Frau von Zahren einen einträglichen Wirkungskreis fand. Bingen ſcheute den Tod nicht, hatte ihm doch das Leben das Höchſte verſagt, was ihm wünſchenswerth erſchienen vor allem, den Beſitz der Geliebten. In einem Regimente wurden Beide als Officiers angeſtellt; dem ſcheidenden Adelberg folgten die heißen Segenswünſche der Braut, dem gebeugten Richard die des liebenden Freundes nach.

3.

Der Lieutenant Adelberg ſtand mit einigen Gemeinen nahe bei Gerona auf einem Vorpoſten. Es war noch ſtille ringsum, über der Stadt lag Todesſchweigen, aus dem Lager ſchallte nur bisweilen ein Ruf der Wachen, einförmig rauſchten die Wellen des Ter, die Feuer erloſchen und der Morgen dämmerte kaum. Da gewahrte die Schildwache, wie durch die Dämmerung eine dunkle Geſtalt von der Stadt her ſich den Laufgräben nahete. Leiſe rief der Soldat nach der Bivouakhütte hin, und ſpannte den Hahn ſeines Gewehrs. Adelberg ſchlich auf den Poſten, ſeine Leute hielten ſich bereit zu feuern. Die Geſtalt, nur in dunkeln Umriſſen ſichtbar, ſtand bald zögernd ſtill, bald ſchritt ſie wieder raſcher vorwärts, nach allen Seiten ängſtlich hinblickend. Jetzt durchwadete ſie den ſeichten Fluß, jetzt kam ſie näher, Adelberg winkte den Soldaten und ging mit feſtem Schritt und gezogenem Degen der Geſtalt entgegen, ſie mit einem donnernden qui vit? anrufend.

Ave Maria! bebte es von den Lippen des Schattenweſens, und ein Weib ſank vor Adelberg in die Knie. Er hieß die Frau aufſtehen und ihm folgen. Angekommen in der Hütte, die freilich wenige Bequemlichkeiten darbot, ſank ſie auf einen Feldſtuhl, und ein Bild des Grams ſtreckte ihm, nachdem es ſich bekreuzt, flehend die Hände entgegen, in denen es einen Roſenkranz hielt. Die Kleider der weiblichen Geſtalt verbreiteten einen Kerkergeruch; ein ſchwarzſammetnes, mit Goldſternchen beſetztes Tuch verhüllte ihren Hals, ein Krucifix von Elfenbein hing an einem Bändchen auf den Buſen nieder; ihr Kleid war von dunkelm, geſtreiften Baumwollenzeuge, die Sandalen waren mit rothem Band an den Füßen befeſtigt, das Haar war in einen Beutel von Sammetband geſchlagen, und darüber eine weißliche Mantille geworfen, die den ganzen Kopf verhüllte und unter dem Kinn zuſammengeſchlungen war.

Adelberg fragte die Zagende, zum Tod Erſchöpfte freundlich, und labte ſie mit Wein.

Sie ließ ihre, den tiefſten Kummer ausdrückenden Blicke lange auf ihm ruhen, bis ſie endlich eine abgebrochene Erzählung begann von edlen Freundinnen, von Angſt und Hungersnoth, von lieben, lieben Kindern, die ihr entlaufen, und die ſie ſuchen wolle bis an der Welt Ende. Donna Matez war dieſe Unglückliche, die der Schmerz um die verlornen Lieblinge ſo tief gebeugt, daß der Nebelflor des Irrſinns ihre Gedanken umhüllte.

Nicht ohne Theilnahme hörten die Soldaten ihr zu, Adelberg wollte ihr eine kleine Gabe aufdringen, aber ſie ſah ihn an mit irrem Lächeln, und ſagte, die Qualen des erlittenen Mangels noch in treuer Erinnerung feſthaltend: »behaltet, behaltet, Ihr braucht es ja ſelbſt. Ach, ich war ſo reich, die Kinder haben alles mitgenommen;« hier fing ſie an, heftig zu weinen. Als ſie ihre Thränen getrocknet hatte, vermochte ſie, zuſammenhängender zu erzählen, ſie ſprach von der ſchrecklichen Hungersnoth in der belagerten, durch die Brandkugeln faſt ganz zerſtörten Stadt; von Sennora Eſtravas Güte, von Roſas Liebe und Freundlichkeit, von ihrem Haus in Saria, das ſie noch einmal ſehen wolle, und wie ſie heimlich aus der

Stadt geſlohen ſey, um ihren Freundinnen nicht länger zur Laſt zu fallen; aber bald kam ſie wieder auf ihre Kinder, und ihre Reden verwirrten ſich, doch ſoviel wurde Adelberg klar, daß ſie nach Saria begehre, und er beſchloß, ſie dorthin führen zu laſſen.

Mittlerweile war es heller Tag geworden, und man trat aus der Hütte. Donna Mafez erſtieg einen daneben liegenden Aufwurf, blickte nach der Stadt, erhob die Arme, und rief mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, indem ſie nach einem nicht allzuhohen weißen Hauſe zeigte: »Seht, ſeht! Dort jenes Haus neben dem zerſchoſſenen Thurme des Kloſters der Santa Clara, dort wohnen meine edlen Freundinnen! Schont dieſes Haus, wenn Ihr könnt, bei allem, was Euch heilig und theuer iſt, beſchwöre ich Euch, ſchont die Wohnung der Tugend und der Freundſchaft!«

Die Krieger blieben nicht ungerührt, wie ſehr auch dieſe Bitte in das Gebiet der Unmöglichkeit fiel, ſie ehrten durch Schweigen die dankbaren Gefühle der Unglücklichen, und Adelberg ſprach ihr mit milden Worten Troſt ein.

Sie ſollte ſich nun entfernen, noch einmal flehte ſie unter Thränen um Schonung für das weiße Haus. »Ach, meine gute Eſtrava, meine ſchöne Roſa, ach meine armen Kinder!« rief ſie laut weinend aus, hüllte ſich tiefer in die Mantille, und folgte der Eskorte nach Saria.

Ohne auf das rege Gewühl der Soldaten, von denen der Ort wimmelte, zu achten, eilte ſie, dort angekommen, mit beflügelten Schritten ihrem heimathlichen Herde zu. Aber, o Himmel, die ganze Häuſerreihe, in der ihre Wohnung lag, war in ein Spital verwandelt; und die innern Wände waren, zu bequemerer Kommunikation, durchgeſchlagen; faſt in allen Zimmern lagen Kranke. Donna Matez ſtand vor ihrem Hauſe, und zagte, den Fuß auf die Schwelle zu ſetzen. Die Maulbeerbäume, die einſt die freundliche Wohnung beſchatteten, waren abgehauen; ſie ſah umher, nirgends erblickte ſie ein befreundetes, oder bekanntes Geſicht. Endlich ſchritt ſie doch in das Haus und die Treppe hinauf. Mauerſchutt, zerſchlagene Fenſter, zerbrochenes Hausgeräthe bedeckten jede Stufe, und den kleinen Vorſaal. Sie ging in ihre Stube, einſt die Zeugin ſo mancher frohen Stunde, und ſtill genoßner häuslicher Glückſeligkeit; das Zimmer war faſt ganz leer, nur ein großes Bette ſtand darin, in welchem ein junger deutſcher Krieger ſchlummernd lag. An der Wand hing noch ein verſtümmeltes Krucifix, ſie bekreuzte ſich, und trat, ſtill betend, zu des Bettes Füßen, ihr ſtarrer Blick fiel auf die bunten und vergoldeten Arabeſken, die das Kopfbret zierten. Blühende Engelchen wuchſen aus Tulipanenkelchen, und ſchaukelten ſich, die goldnen Taubenflügel ſchwingend, auf grünen Zweigen. Leiſe nannte Donna Matez die Namen ihrer Kinder, während der Kranke ſtöhnte, und unruhig athmete, da fuhr ſie plötzlich auf aus ihren wachen Träumen, ihr Ohr traf das Weinen eines Kindes.

Und herein aus dem Nebenzimmer trat ein ſchöner, bleicher Mann, der in einem Soldatenmantel ein weinendes Kind trug, das er vergebens zum Schweigen zu bringen ſich mühte. Mit einem unartikulirten Schrei ausgelaſſener Freude ſtürzte ihm das arme Weib entgegen, mit beiden Händen das Kind erfaſſend, daß Bingen, der Träger deſſelben, ihr willig ließ, und das ſie nun mit ſanften Liebkoſungen beſchwichtigte, während Richard ſich mit ſorglicher Theilnahme über den kranken Kameraden bog. Mit ſchmerzlichem Lächeln betrachtete Donna Matez das Kind, die Erinnerung an ihre Verlornen kam ihr wieder, aber der ungeheure Schmerz war gebrochen, ſie badete das Kind in einer Fluth von Thränen, und wollte es nicht wieder von ſich laſſen. Der Kranke ſchlief wieder ruhig, und Bingen fragte jetzt die fremde Frau, was ſie hier ſuche? Da erzählte ſie ihm ihr trauriges Schickſal, und bat ihn in den rührendſten Ausdrücken, ſie in ihrem Hauſe zu laſſen, zu ſchützen, und das Kind ihr zur treuſten Pflege zu übergeben. Gern willfahrete Bingen ihrer Bitte, und erzählte nun ſeinerſeits, wie er zu dem Kinde gekommen.

Es war an jenem blutigen Tage, als Monjouy fiel, und auf den Felſentrümmern der eroberten Feſte Frankreichs ſiegende Panner weheten, daß Richard mit noch einigen Kameraden auf der Wahlſtatt weilte, um den Verwundeten Hülfe leiſten zu helfen; da vernahm er das leiſe Gewimmer eines Kindes, ohnfern von ihm lag eine erſchoſſene Soldatenfrau, ein Kind, in ſchmutzige Lumpen gehüllt und blutbefleckt, doch unverletzt, lag neben ihr. Der menſchenfreundliche Bingen hob es auf, und trug es auf ſeinen Armen nach Saria. Es war ein Knabe von ſchönen Zügen, aber ſehr ſchwach, in dem ohngefähren Alter von zwei Jahren. In Saria kaufte Bingen eine Ziege, gab den Kleinen unter ſichere Obhut, und widmete ihm alle Zeit, die der Dienſt ihm übrig ließ, ja er konnte ſogar unwillig werden, wenn zu viele ſeiner Freunde kamen, ſich an dem, in einem Lager ſeltenen Anblick eines Kindes zu erfreuen, und bewachte es mit komiſcher Eiferſucht. Daher war es ihm doppelt lieb, in Donna Matez eine Frau zu finden, die es herzlich gut meinte mit ſeinem kleinen Pflegling, und er that dankbar alles, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr und ihm die möglichſte Bequemlichkeit zu verſchaffen.

Am folgenden Tage kam auch Adelberg nach Saria. Donna Matez erkannte ihn ſogleich, und ihre erſte Frage war nach dem weißen Hauſe, ob es noch ſtehe und nicht härter beſchädigt worden ſey? Adelberg beruhigte ihre freundſchaftlichen Beſorgniſſe, und erzählte den Bekannten, die ſich zu ihm gefunden hatten, den näheren Zuſammenhang, und Alle bewunderten die dankbare Anhänglichkeit und das kühne Wagſtück der Spanierin, die ſo eben das Kind mit einem ſüßtändelnden Liedchen in den Schlaf lullte.

4.

Ein helles Feuer brannte in dem Hofe eines halb zerſtörten, nur einige Stunden von Gerona entfernten Kloſters. Rund um die Flamme ſchliefen Soldaten, in ihre Mäntel gehüllt; einige ſaßen wachend am Feuer, das die alten Mauern mit ihren wunderlichen Verzierungen in ſchauerlicher Beleuchtung erſcheinen ließ. Neben den Wachenden lag ein Haufe alter Pergamentrollen und ſtarker Folianten, voll großer gothiſcher Schrift, und alterthümlicher Noten, oft mit rothen und blauen Initialbuchſtaben untermiſcht, oder mit Bildern von Heiligen und Darſtellungen bibliſcher Scenen, deren Farbenfriſche ſich erhalten hatte durch Jahrhunderte. Es waren die Schätze der Kloſterbibliothek. Und eine Rolle nach der andern, ein Buch nach dem andern flogen in das Feuer, das erſt übelriechend dampfte, dann wie zürnend höher aufloderte und die düſtere Umgebung, die Steinbilder, die kühngewölbten Bogen, die dunkeln Gänge und kleinen Thürmchen, nebſt den vergitterten Zellen ſichtbar machte in greller groteſker Beleuchtung, bis es wieder, in ſich zuſammenſinkend, ſtill fortglimmte. Es war eine unheimliche Nacht, der Wind blies und pfiff durch den Kreuzgang, und orgelte ſchaurig durch Kirche und Refektorium des uralten Steinhauſes; die Fenſter klirrten und es polterte bisweilen im Innern des Gebäudes, auch flogen kreiſchende Eulen um die Thürme, die ihre Spitzen hoch in die Nacht hinaus ſtreckten. Zuweilen war es auch wieder todtenſtill, und man hörte jeden Tritt der auf- und abgehenden Wachen und das Kniſtern der Funken, wenn der Luftzug in die glimmende Pergamentaſche blies.

Unter den Schlafenden war auch Karl von Abelberg. Er war mit der kleinen Truppenabtheilung, die er auf einem Streifzug gegen die Inſurgentenbanden befehligte, gegen Abend hier eingetroffen, und was frühere Feinde nicht zerſtört und geraubt hatten, zertrümmerte vollends die rohe Hand ſeiner Soldaten. Das ganze Kloſter wurde ſorgfältig durchſucht, aber es war leer und öde, dann mit Wachen umſtellt, doch hielt es Abelberg für zweckmäßig, ſeine Leute nicht zu vereinzeln, und ſie, ſtatt in den Gemächern des Kloſters, lieber in dem geräumigen Hofe deſſelben das Nachtlager aufſchlagen zu laſſen, welches der größte Theil der müden Krieger, nach eingenommenem kärglichem Mahle, bald ſuchte.

In Adelbergs Schlummer webte der Traumgott wunderliche Zauberbilder. Zwei Roſenbüſche ſah er ſtehen, zwiſchen ihnen ein ſchönes Mädchen in tiefer Trauer, und es war Roſalie. Er pflückte eine rothe Roſe und reichte ſie ihr, ſie nahm ſie mit freundlichem Lächeln, und jetzt ſahe er erſt, daß es nicht Roſalie war, doch ſchien es ihm, als habe er dieſe Züge, dieſe Geſtalt ſchon lange im Herzen getragen. Da blüheten plötzlich alle Knospen an dem zweiten Buſch auf, und blühten alle weiß, und die rothen am erſten Strauch verwelkten. Auch war das Mädchen todt hingeſunken unter die weißen Roſen, und die Blüthen fielen herab auf ſie und deckten ſie ganz zu. Vielleicht hätte der Traumgott noch mehrere Bilder ihm gezeigt im prophetiſchen Zauberſpiegel der Ahnung, hätte ſein neben ihm ruhender Kamerad ihn nicht ermuntert. Es war derſelbe junge Mann, der krank gelegen hatte im Hauſe der Donna Matez zu Saria. Er hatte ſich aufgerichtet und ſaß, ſein Gewehr in der Hand, auf einem bemooſten

Stein. Adelberg fuhr erſchreckt auf; es war ſehr dunkel, das Feuer war dem Erlöſchen nahe, ſenkrecht erhoben ſich in ſchauerlicher Größe die ſchwarzen Rieſenmauern. Wie eine herzzerſchneidende Wehklage ſchrillte es in dem Kloſter, und modulirte ſeltſam in den Lüften.

»Will es denn,« begann Adelbergs Kamerad, »heute gar nicht Morgen werden? Ich höre dem Ding ſchon lange zu; es iſt die ganze Nacht ſo gegangen, und hat mir allen Schlaf verſcheucht.«

»Es iſt der Wind,« murrte Adelberg, »der ſich in dem alten winklichen Gebäude fängt. Haſt du denn den Wind noch nicht zu Nacht pfeifen hören, daß Du deshalb mich aufweckſt?«

»Es iſt der Wind, und auch nicht der Wind, wie man es nimmt,« nahm jener wieder das Wort. »Kennſt Du die Sage nicht, die umgeht in dieſem Lande, daß zuweilen, und vorzüglich nach großen Schlachten, oder auch vor blutigen Ereigniſſen, grauſige Nachtſtimmen vernommen werden, entſetzliche, klagende Jammertöne, ohngefähr dieſen ähnlich, die wir jetzt vernehmen?«

»Ich habe mich nicht um dieſes Landes Ammenmährchen bekümmert,« antwortete Adelberg, »ſo ſehr mich auch die unſres Vaterlandes bisweilen angeſprochen haben. Sie gehören ſämmtlich in das Gebiet der Poeſie und Phantaſie,« fuhr er, muntrer werdend, fort: »und wir haben es hier mit einer recht unfreundlichen Wirklichkeit zu thun. Die Muſen fliehen, wo Bellona waltet,« ſetzte er noch mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, einige Brände näher zu den glimmenden Kohlen ſchiebend.

»Doch üben ſolche Mährchen,« nahm der junge Kriegsmann wieder das Wort: »auch über den, der nicht geradezu an ſie glaubt, eine beſondere Macht, und ſchlagen den Geiſt in die Feſſeln der Furcht, wenn ſie plötzlich, mit der Rieſenübermacht der intellektuellen Welt verbündet, in die Wirklichkeit einzuſchreiten ſcheinen, ich meine, wenn ſie, jedoch auf unheimliche Weiſe, ſo lebendig werden, wie der Marmor des Pygmalion.«

Jetzt polterte es wieder ſtark in dem Kloſter, wurde aber gleich wieder ſtille.

»Ich verſtehe Dich nicht recht,« ſprach Adelberg, als ſie nichts mehr hörten, »was meinſt Du mit Deinem ins Leben ſchreiten alter Sagen?«

»Ich will Dir gleich ein Beiſpiel geben,« entgegnete Jener. »Würde es uns nicht wunderbar dünken, hörten wir jetzt in dieſer ewig dauernden Nacht plötzlich Barcelona's berüchtigte Todten- und Wunderglocke?«

Und er hatte die Frage kaum geſprochen, da drang fernher ein dumpfer Ton einzelner lang verhallender Glockenſchläge, die immer ſchneller auf einander folgten, und tief aus dem Schoos der Erde zu kommen ſchienen.

»Hörſt Du's?« fragte der Unterlieutenant horchend und leiſe, und ein Scherzwort in Adelbergs Munde erſtarb.

Da geſchah ein fürchterlicher Knall, daß die alten Mauern in ihren Grundveſten erſchüttert wurden, und als ſey ein hundertſtimmiges Echo wach geworden im Kloſter, und die alten ſteinernen Bilder lebendig, und das Haus eine ſtarke bemannte Feſtung, ſo blitzte es jetzt aus unzähligen Oeffnungen, und ein Kugelregen umſauste das erſchrockene Häuflein Adelbergs. Viele taumelten nur aus dem Schlaf auf, um alsbald wieder hin in den ewigen Schlaf zu ſinken; eine Kugel riß Adelbergs Hut vom Kopf, eine andere fuhr dem Jüngling, der ſo eben mit ihm geſprochen, mitten in die Bruſt, daß er lautlos zuſammenſank. Schüſſe donnerten nun von beiden Seiten und Adelbergs Kommandoworte tönten; ein lichter Streif im Oſten verkündete den kommenden Morgen.

Plötzlich verſtummten alle Schüſſe im Kloſter, ein polterndes Getöſe wurde vernommen, und dann wieder ein Donnerkrachen, wie von einſtürzenden Mauern. Die Kühnſten von Adelbergs Soldaten wollten in das Gebäude eindringen, aber ihr Führer verbot es, einen Hinterhalt fürchtend. Der Ueberfall hatte ihn mehrere ſeiner beſten Leute gekoſtet, viele waren verwundet. Als der Morgen angebrochen war, drang man vorſichtig in das Kloſter ein, kein lebendes Weſen fand ſich darin, nur eine friſche Blutſpur, die zu einem ganz verſchütteten Kellergewölbe führte. Daneben ging ein Seitenpförtchen in die Kloſterkirche. Adelberg trat hinein mit einigen Soldaten, es war ein etwas beſchränkter Raum, mit Schnitzwerk und phantaſtiſchem Bilderſchmuck überladen, auch hier hatte die Verwüſtung ſchrecklich gehauſt. Eben ſtand Adelberg vor einem alten Epitaphium, an welchem eine Fülle von

Kunſt verſchwendet war, da fiel etwas auf dem Chore.

»Achtung! ſpannt den Hahn! Legt an!« kommandirte Adelberg, und die Hähne knackten. Hinter dem Gitterwerk regte ſich eine Geſtalt.

»Wer da? Nimm Pardon!« donnerte Adelberg ſpaniſch hinauf. »Uebt Barmherzigkeit!« flehte oben eine Stimme, und ein Mönch richtete ſich empor. Einige Soldaten eilten hinauf und führten den Gefangenen herunter. Es war ein Mann in den Mitteljahren, mit ſcharfen, aber einnehmenden Zügen, der ganz wehrlos vor Adelberg ſtand.

Dieſer ließ ihn in den Hof führen, und examinirte ſtreng. Ruhig und mit feſtem Blick antwortete der Mönch auf jede Frage, und erzählte, das Kloſter ſey ſchon vor längerer Zeit zerſtört worden, die Brüder hätten ſich alle zerſtreut, er ſey nur erſt am geſtrigen Abend zurückgekehrt, einige koſtbare Schriften vielleicht noch zu retten, und habe ſich bei der Annäherung feindlicher Krieger verborgen.

Ungläubig ſchüttelte Adelberg den Kopf. »Rede Wahrheit!« herrſchte er dem Mönch zu, »oder Du hängſt in zwei Minuten an dieſem Pfeiler!«

Mit einem Blick des Unwillens auf Adelberg antwortete der Gefangene ſtolz: »Wir Spanier pflegen nie zu lügen.«

»Fandeſt Du die Schriften?« fragte Adelberg. »Hier ſind ſie,« entgegnete der Mönch, indem er einige Blätter beſchriebenen alten Pergaments hervorzog, die ganz vergelbt waren, und ſie dem Frager überreichte.

»Was ſind das für wunderliche Zeichen?« fragte Adelberg, indem er die Blätter anſtarrte.

»Es iſt arabiſch, und dieſe Pergamente ſtammen noch her aus den Zeiten der Mauren,« berichtete der Gefragte, indem er wieder darnach langte, und ſie in ſeinem Gewande verbarg.

»Woher kamen die feigen Meuchelmörder vorhin?« inquirirte Adelberg, den Mönch ſcharf anblickend.

»Ich ſah ſie nicht,« erwiederte der, »ich blieb in meinem Verſteck, ich hörte nur leiſe Stimmen und dann die Schüſſe. In die Kirche kam keine Seele.

»Mönch, Du mußt hängen!« rief Adelberg zornig aus, und jener bekreuzte ſich, faltete die Hände und ſprach mit einem ſanften bittenden Blick in lateiniſcher Sprache: »Gieb mir die Freiheit, rette mein Leben, ich will Dir überreich vergelten.«

»Habt Ihr den Glockenklang vernommen dieſen Morgen?« fragte Adelberg weiter. Seufzend ſagte der Mönch: »es mag wohl wieder eine unſrer geſegneten Städte in Frankreichs Händen ſeyn, und der wunderbare Glockenton hat ihren Fall verkündet. »Laß mich frei,« fuhr er lateiniſch fort; »in Gerona ſehen wir uns wieder.« Die Gemeinen verſtanden nichts von dem was er ſagte; ſie glaubten, er bete, denn er ſprach die Bitte mit gefalteten Händen. Aus dem weiten Aermel ſeines Gewandes zog er einen vollen Beutel, und reichte ihn Adelberg mit den Worten: »Gieb Deinen Soldaten Geld, ſo werden ſie ſchweigen.« Gierig blickten die Gemeinen.

»Theilt Euch Kameraden!« rief Adelberg, ihnen den ſchweren Beutel zuwerfend.

»Franzisko wird Dir lohnen,« rief der Mönch und ſprang hinter einen Pfeiler des Kreuzganges. »Halt!« ſchrie Adelberg, »halt!« ſchrieen die Gemeinen, und fielen, nach dem Gelde haſchend, einer über den andern. Der Mönch war verſchwunden.

Jetzt ſchritten die Vergnügten zur Theilung, es war aber nur ſchade, daß ſie in dem Geldſack nicht das gehoffte Gold fanden, auch Silbergeld war nicht darin enthalten, ſondern nur Rees, oder kleine Kupferpfennige, deren vierzig auf einen Real gehen, und es kamen auf den Mann netto neunzehn Stück, weshalb ihr Aerger größer war, als ihre Freude.

Als die Todten nothdürftig begraben waren, marſchirte Adelberg mit ſeiner kleinen Schaar dem Lager wieder zu. Wie ſie an die erſten Vorpoſten kamen, ward ihnen die Kunde, Gerona habe die Thore geöffnet.

5.

Trauer- und kummervolle Tage lebte auf ihrem Gute das Fräulein von Zahren. Eine ſchnell tödtliche Krankheit hatte ſie der beſten Mutter beraubt, eine alte kränkliche Verwandte war nun bei ihr auf dem ſtillen Schloſſe, von welchem alles frohe Leben, alle Heiterkeit gewichen und zu Grabe getragen war mit der Verblichenen, denn auch die Diener trauerten wahrhaft um die ſtets gütige Herrin. Was den Schmerz Roſaliens und ihren Gram nothwendig vermehren mußte, war, daß ſie ſchon lange keine Kunde von ihrem geliebten Karl erhalten; nur zwei Briefe hatte ſie erſt von ihm, ſeit er Spaniens Boden betreten, ſeitdem konnte er längſt unter den Kugeln der Feinde gefallen ſeyn.

Der Zagende und Leidende trägt oft und gern die trüben Farben der Gegenwart auf die Bilder der Zukunft, ſich ſelbſt gefallend in troſt- und nutzloſer Grübelei. So Roſalie; ſie ſah mit thränenumflortem Blick in eine noch düſtere künftige Zeit. Schlachtgemälde und Schreckensſcenen ſtanden vor dem Auge ihres Innern, raubten ihr am Tage die Heiterkeit, und des Nachts in ängſtigenden Träumen des Schlummers ſüße Ruhe.

An einem heitern Tage des Spätherbſtes erging ſich Roſalie, im Geiſt mit ihrem Adelberg beſchäftigt, in dem, ſeines ſchönſten Schmuckes ſchon beraubten Garten. Die Bäume ſtanden faſt blätterlos, die Natur zog das Schlummerkleid ſchon an, hier und da zeigte ſich nur noch auf den Beeten eine nickende Aſter oder ſonſt eine verſpätete kränkelnde Blume. Nur die Ringelblumen blühten noch voll und friſch, und ſprachen mit ihrer traurigen Symbolik das trauernde Mädchen an.

Bilder ſeyd ihr des Grams, der Herzen nagenden Sorge,
Bilder des Kummers auch, und der Verzweiflung geweiht;
Blumen des Todes, der Trauer, ihr Langeblühenden, — ſeyd mir,
Die Euch voll Kummer grüßt — ſehnender Liebe Symbol.

So ſprach Roſalie leiſe vor ſich hin, und ihre Thränen floſſen ſanft. Herbſtliches Wehen rauſchte in den verwelkten Blättern, und durch die Luft zogen fliegender Sommer und eilende Wolken.

Keine Jahreszeit iſt geeigneter, als der Spätherbſt, zu wehmüthigen und ernſten Betrachtungen zu ſtimmen; ſetzt doch ſelbſt die Natur ſich eine bunte Todtenkrone auf von falbem und röthlichen Laub, und bereitet ſich zur großen Sabbathruhe vor. Gedankenvoll ſchritt Roſalie durch die öden Gänge zu alle den lieben Stellen, an denen ſie ſchon als glückliches Kind ſo gern geweilt hatte, aber ſo feucht und kalt war es in der Grotte, zu ſchaurig auf dem Sitz unter den himmelan ſtrebenden Tannen. Ach, ſeufzte ſie im Weiterwandeln, alles predigt die Vergänglichkeit ſo laut, könnte wohl

Karls Treue vergänglich ſeyn? Mit dieſen Gedanken ſetzte ſie ſich auf eine beſonnte Ruhebank, ohnweit des offnen Gartenthores, das nach dem Dorfe zuführte, und ſtützte ſchwermüthig das blaſſe Madonnenköpfchen mit der kleinen weißen Hand. Schon zweimal hatte ſie nach Empfang ſeines letzten Briefes geſchrieben, und keine Antwort erhalten; ein Heer ängſtlicher Beſorgniſſe umlagerte ſie.

»O hätte ich doch,« ſprach ſie zu ſich ſelbſt: »hätte ich doch einen treuen, verſchwiegenen Boten, den ich ſenden könnte in das ferne Land, um gewiſſe Kunde zu erhalten von dem, der mir ſo theuer! O wäre es dorthin doch nur nicht ſo unendlich weit!« Sie ſchrieb ſchon in Gedanken, ſah den Geliebten hocherfreut, und nun ſchon den Boten zurück kehren, mit frohen, glücklichen Nachrichten und Siegesverkündungen, und baute ſo höher und höher ein freundlichſchönes Luftſchloß auf, das die geſchäftige Phantaſie mit allem, ihr zu Gebote ſtehenden Zauber auf das Herrlichſte ſchmückte, und träumte ſo auf eine kurze Zeit ihr herbes Weh hinweg.

Ein lautes ſcheltendes Gezänke, das ſich außerhalb des Gartens erhob, ſchreckte die Sinnende aus ihren freundlichen Träumen recht unſanft auf; ſie verließ die Ruhebank und ſah über die Umzäunung. Da erblickte ſie zwei Knechte, die einen greiſen Bauer feſthielten, und ihn, ohne auf ſein Flehen und Widerſtreben zu achten, gewaltſam fortzogen; vor ihnen her ging der Gerichtsfrohn der Gutsherrſchaft, der, immer umblickend, nicht aufhörte, den Alten einen Taugenichts, Lumpenhund, Trunkenbold und Faullenzer zu ſchelten, wobei er beſtändig das gewichtige ſpaniſche Rohr, wie einen Kommandoſtab erhoben hielt, um ihn nöthigenfalls zur Beſchleunigung der wankenden Schritte des alten Mannes zu gebrauchen.

In demſelben Augenblick gewahrte Roſalie von weitem einen jungen Burſchen, der im raſenden Lauf deſſelben Weges kam, und eine blitzende Axt, wie eine zum Streit erhobene Mordwaffe, in kräftiger Rechte hoch über ſich ſchwang.

Unheil ahnend, und um es, wo möglich durch ihre Gegenwart zu verhindern, trat Roſalie, ſchnell gefaßt, aus dem Garten; demüthig zogen die Knechte ihre Mützen, der rauhe Gerichtsfrohn bückte ſich reſpektvoll und verſtummte, aber ehe noch Roſalie den Mund zu einer Frage öffnete, war der junge Bauer bei ihnen, und ſchrie in wilder Hitze: »Laßt gleich meinen Vater los, oder Ihr ſeyd des Todes!«

Die Knechte, denen des Jünglings wuthfunkelnde Augen und die Axt in ſeiner Hand nichts Gutes verhießen, ließen ab von dem Alten, aber zornig wandte ſich der Amtsdiener gegen ihn, der jetzt auch das Fräulein ehrerbietig grüßte, und mit geſenkter Waffe ſich neben den zitternden Vater ſtellte.

»Was habt Ihr, Leute?« fragte Roſalie mit ihrer ſanften Silberſtimme, und die Fluth der Zornworte, die ſich ergießen wollte über die Zunge des Frohns, trat zurück, doch ſprach er heftig: »Dieſe Beiden, Adam und Georg Müller, Häusler und Taglöhner in Ihrem Dorfe, mein gnädiges Fräulein, ſind ſchon drei Jahre mit ihren geringen Abgaben im Reſt, der Herr Amtmann kommt mit Nachſicht nicht durch bei dem Pack, darum ſoll der Alte ſitzen, er wird wohl auch ohne Branntwein dauern können, mein gnädiges Fräulein.«

»O guter Gott!« ſeufzte der Alte, mit einem ſchmerzlichen Anklageblick gen Himmel, und höher loderten die Flammen des Zornes in dem Geſicht ſeines Sohnes.

»Und was willſt Du hier mit Deiner Axt?« fuhr dieſen der Frohn an: »Willſt Du Dich Deiner Obrigkeit widerſetzen, thörigter Bube?«

»Ihr ſollt meinem alten Vater kein Haar krümmen, ſag ich Euch!« tobte Georg. »Ich will gern arbeiten Tag und Nacht, die Schuld abzutragen, aber ehe ich ihn in Euer Hundeloch führen laſſe, ſchlage ich Euch und Euern Knechten die Hirnſchädel ein; ſo wahr Gott lebt!«

»Georg, Georg!« bat ihn der Vater, die zitternde Rechte nach ihm ausſtreckend. »Das wollen wir doch ſehen,« polterte der Gerichtsfrohn. »Allons! angepackt, Knechte!« Aber Georg ſtellte ſich vor den Alten und hob mit Blicken verzweifelnden Ingrimms das Beil, und die Knechte wagten keinen Angriff.

»Seyd ruhig Alle!« ſprach Roſalie dazwiſchen, den Sturm aufgeregter Leidenſchaften mit ernſter Stimme beſchwörend. »Laßt den Mann ungehindert gehen,« gebot ſie den Knechten, »es ſoll kein Blut vergoſſen werden, um meine Kaſſe zu füllen! Du,« wandte ſie ſich zu dem jungen Bauer, »thuſt künftig Deine Pflicht, und wagſt es nicht wieder, Dich aufzulehnen gegen des Rechts Vollſtreckung! Und Er,« ſprach ſie ſehr ernſt zu dem Gerichtsfrohn,

»ſey Er nicht hart gegen arme Alte, die nicht arbeiten und bezahlen können, und denen die Beides nicht wollen, und mißbrauche Er die Gewalt nicht auf unmenſchliche Weiſe, die in ſeine Hände bisweilen gelegt werden muß. Ich werde die Schuld des Mannes auf mich nehmen.«

Der Frohn entfernte ſich mit den Helfershelfern, und Roſalie wollte wieder in den Garten gehen.

»Gott ſegne den Engel!« ſtammelte Adam Müller, und über die gefurchten Wangen rollten Thränen in ſeinen ſchneeweißen Bart, und Georg ſchleuderte die Axt weg, ſtürzte vor ihr nieder, den Saum ihres Gewandes ungeſtüm an ſeine Lippen preſſend. »Gnädiges Fräulein!« rief er, und die Worte verſagten ihm. »Steht doch auf,« gebot Roſalie verlegen, aber er gehorchte nicht. »Gnädiges Fräulein!« rief er, noch einmal, »Sie haben mir einen Mord erſpart! Sie haben mein Leben gerettet, meines alten Vaters Stütze! Ohne Sie hätte ich den Frohn wahrhaftig erſchlagen! Ihr Knecht will ich ſeyn zeitlebens, in den Tod will ich gehen für Sie!«

»Steht auf, Ihr wilder, heftiger Menſch,« befahl Roſalie wieder, »und kommt morgen auf das Schloß, ich will wegen Eurer Schuld mit Euch reden.« — Sie ging in den Garten, und die Segnungen der Beglückten folgten ihr nach.

Dieſer Vorfall hatte Roſalien erſchüttert. Es war ihr noch niemand zu Füßen gefallen. Sie hatte ſolche Scenen wohl oft geleſen, auch Fußfälle auf dem Theater geſehen, und Adelberg hatte oft in anmuthiger Tändelei vor ihr gekniet, aber ein Fußfall, tritt er ernſt und ergreifend ins Leben, muß das Gemüth in ſeinen Tiefen bewegen und rühren, denn der Flehende, der Dankende, der von ſeinem aufs Höchſte geſteigerten Gefühlen niedergezogen wird in den Staub, ſey es vor Gott oder Menſchen, iſt nicht Herr mehr ſeiner Empfindungen, ſein Fußfall iſt ungebändigter Ausbruch des Affekts in der höchſten Potenz, und in ihm iſt Wahrheit.

Roſalie ſetzte ſich in ihrem Zimmer ermattet auf das Sopha, noch bebend bei dem Gedanken, wie leicht ſie Zeugin eines Mordes hätte werden können, immer und immer trat der unangenehme Auftritt ihr vor die Augen.

In den Tod will ich gehen für Sie! hatte der junge Bauer geſagt; — hatte er ſich etwas dabei gedacht? Und warum ſollte der rohe Sohn der Natur in einer Stimmung, wo das Gefühl der Dankbarkeit und Freude ihn überwältigte, ſich einer leeren Redensart bedienen?

Gedanke knüpfte ſich an Gedanke; ſie dachte wieder an Adelberg, an die ſchimmernden Luſtſchlöſſer, die ſie vorhin gebaut, und der Bote, den ihr Phantaſie vorhin gezeigt in ungewiſſen Umriſſen, ging nun einher in Georgs Geſtalt und Kleidung. Sollte ſie ihn? — es wäre wohl unmöglich. Aber der Gedanke verließ ſie nicht wieder; ſpät am Abend fand ſie den Schlummer, und in dem Traum der Nacht ſah ſie den muthigen Georg durch Olivenhaine ziehen, mit Briefen von ihr, ſah ihn aber auch, wie er kämpfte und blutend ſank, und ſein ſterbender Mund noch ſtöhnte: Ich gehe für Sie in den Tod!

Am folgenden Tage führte ein Diener den Georg in Roſaliens Zimmer. Schüchtern und blöde, gar nicht mehr der kühne feurige Menſch von geſtern, blieb er an der Thüre ſtehen, verlegen den vor ſich gehaltenen Hut drehend.

Roſaliens herablaſſende Güte munterte ihn auf. Sie fragte nach ſeinem Vater, nach ſeinen häuslichen Verhältniſſen, und er berichtete treuherzig; ſie ſah, daß kein Falſch in ihm war.

»Eure Schuld ſoll euch erlaſſen werden,« ſprach ſie zu ihm. Georg dankte mehr mit Blicken voll unendlicher Freude, als mit Worten.

»Wollteſt Du wohl für mich verreiſen?« fragte Roſalie. »Bis an's Ende der Welt!« — war ſeine ſchnelle Antwort.

»Getrauteſt Du Dir auch nach Spanien zu gehen?« fragte ſie weiter. Georg erbebte, der Name des Landes, in welches ſeine Freunde und Kameraden hatten ziehen müſſen, erſchreckte ihn gewaltig, doch faßte er ſich bald und antwortete: »Gern für Sie, wenn nur mein Vater Brod hätte ohne mich.« Roſalie kämpfte ſchweigend mit ſich. War es recht und edel von ihr, den Sohn eines alten Mannes, der kaum zwei Meilen in der Umgegend ſeines Dorfes herumgekommen war, viele hundert Meilen weit in ein fernes, fernes Land zu ſchicken? Welchen Werth behielt ihre Wohlthat, an der ohnedieß der Zufall den größten Antheil hatte, wenn ſie von ſeiner Dankbarkeit ſolchen Lohn annehmen, ja ſogar fordern wollte? Und ſehrer nicht zurück, welchen Erſatz ſollte ſie dem Vater bieten, reichten alle ihre Schätze hin, ein Menſchenleben aufzuwiegen? Dieſe Fragen warf ihr Verſtand auf, der ſtets das Edle, das Billige und Rechte erkannte, aber das liebende Herz ſprach: Wie müſſen die Tauſende und aber Tauſende thun, die von der ſtillen Heimathsflur geriſſen werden in die Wüſte des Krieges, und geſchlagen in die Feſſel des Gehorſams, gepreßt in die Zwangjacke der Subordination? Georg wird hin und her gehen, als ein freier Mann. Den alten Müller kann man ja lebenslänglich verſorgen, und beſſer, als es dem Sohn jemals möglich wäre. Drohen dem Geliebten nicht noch mehr Gefahren, und größere, wenn er noch lebt? Und wer bekümmert ſich darum? Niemand. — Aber wieder Georgs gänzliche Unkenntniß der Sprache — nein, es geht nicht. Unentſchloſſen entließ Roſalie den Jüngling, und ſuchte ihre Wünſche zu beſiegen. Nach drei Tagen meldete abermals ein Diener bei dem Fräulein den Georg Müller.

Er trat in einem reinlichen Anzuge herein, ſeine neuen Schuhe waren ſtark mit Nägel beſchlagen, die Sonntagsjacke prankte mit blank geputzten Knöpfen, einen mit Wachstuch überzogenen Hut hielt er in der einen, einen dicken Knotenſtock in der andern Hand, und ſagte freundlich: «Wenn es das gnädige Fräulein erlauben wollen, ſo gehe ich doch noch nach Spanien.» Er zog mit dieſen Worten ein Paquet Briefe aus der Taſche. «Mein Vater hat mich geſcholten,» fuhr er fort, «daß ich nicht gleich ja geſagt habe, und unſere Nachbarn haben dieſe Briefe an ihre Söhne und Verwandten in Spanien geſchrieben.»

Roſalie ſtaunte. «Wie willſt Du nur nach Spanien kommen, haſt du denn einen Paß und Geld?» fragte ſie. «Ich will ſchon hinkommen, war ſeine Antwort: «Ich habe Geld und einen Paß hole ich mir in Halberſtadt.» Roſalie hieß ihn Nachmittags wieder kommen. Ihre Liebe überwand nun die Bedenklichkeiten des Verſtandes: Georg wollte ja doch gehen. Sie ſetzte ſich an ihr Pult, und ſchrieb. Sie ſchrieb was eine treuliebende Braut nur ſchreiben kann, von ihren Hoffnungen und Befürchtungen, und ihrem Beten für Karl, vom Tode ihrer guten Mutter, und ihrem Leben voll Trauer. Sie empfahl Adelberg auf's dringendſte ihren Boten, ſie bat, ihn nach allen Kräften zu unterſtützen, daß er glücklich heimkehre; ſie gelobte

Liebe und ewige Treue ihrem Karl, und hoffte, daß auch er ihr treu bleiben würde in dem Land voll ſchöner, ſüdlich glühender Mädchen. Ihre Thränen benetzten den Brief. Sie ſchrieb in franzöſiſcher Sprache, damit, fiele der Brief in die Hände franzöſiſcher Krieger, dieſe die Sprache der Liebe erkennen, und aus angeborner Galanterie, den Brief verſchonen möchten. Was hofft die Liebe nicht alles? —

Georg kam wieder. Roſalie verſah ihn reichlich mit Gold, und belehrte ihn über deſſen Geheimhaltung und vorſichtigen Gebrauch. Hundert Regeln, hundert Ermahnungen gab ſie ihm. Kaum mag eine beſorgte Mutter den Sohn beim Abſchied ſo viele gute Lehren ertheilen. Georg hörte ſie aufmerkſam und ſchied mit Lächeln. Roſalie weinte.

Im Morgennebel des andern Tages ſtanden drei Menſchen auf dem Hügel hinter dem Dorfe. Der alte Adam Müller, den Sohn mit bangem Herzen ſegnend, Georg mit einem leichten Ränzel und gewichtigem Wanderſtab. An ſeinem Halſe ſchluchzte ein blühendes Bauernmädchen.

«Sey ſtill, liebes Gretchen,» bat Georg mit naſſen Augen: «ſey ſtill, und mache mir das Herz nicht ſchwer: ich komme ja wieder.» «O niemals, niemals,» weinte das Mädchen; » bleibe da, Georg!» «Ich muß fort,» erwiederte er: «lebe wohl, ohne das Fräulein wäre ich ein Mörder geworden.» Er küßte die Troſtloſe lange. Der Alte betete laut. «Lebt wohl, Vater, Gott behüte euch Alle, lebt tauſendmal wohl!» Er riß ſich los, die beiden Zurückbleibenden weinten bitterlich. Dort ging er hin; doppelt und dreifach in reines Linnen geſchlagen trug er Roſaliens Brief auf dem treuen, dankbaren Herzen.

6.

Das hart bedrängte Gerona hatte die Belagerung nicht länger aushalten können, nothgedrungen mußte Mariano Alvarez die weiße Fahne aufſtecken, der faſt verhungerten Einwohner Wuth und Unwille zwangen ihn dazu. Ueber ein halbes Jahr hatte die Stadt widerſtanden, mancher Sturm war abgeſchlagen worden, mancher kühne Ausfall gewagt. Oft brachten Englands Schiffe Munition und Lebensmittel an die Küſte. So lange Monjoui nicht in Feindes Händen war, war auch der Feinde Macht getheilt, dieſes fiel nach heldenmüthiger Vertheidigung, und nun wandte ſich jene ganz gegen Gerona, doch kam oft noch den Belagerten unerwartete Hülfe. Der tapfre

Blako verſorgte die Stadt mit friſchen Kriegern und anſehnlichen Vorräthen, während das Belagerungsheer oft Mangel litt, bis Augereau, der Herzog von Caſtiglione, die Stadt Hoſtalrich nehmen ließ und ſo Gerona die letzte Hülfsquelle abſchnitt.

Am eilften Dezember des Jahres 1809 zogen Gerona's unerſchrockne Vertheidiger, noch fünftauſend an der Zahl, aus der faſt ganz zerſtörten Stadt, und als Kriegsgefangene nach Frankreich, und Augereau beſetzte den eroberten Platz mit franzöſiſchen und deutſchen Truppen. Plünderung und Mißhandlung der Einwohner wurde auf das ſtrengſte unterſagt.

Auch die Officiere Karl von Adelberg und Richard von Bingen zogen mit ein durch eine erweiterte Breſche, denn tagelanger Arbeit bedurfte es, die verrammelten Thore wieder zu öffnen. Schrecklich ſah es in der Stadt ſelbſt aus, ganze Straßen waren in Schutthaufen verwandelt und zum Theil von tiefen Gräben durchſchnitten, an andern Orten waren Hügel aufgeworfen oder Pfahlwerk eingerammt, und kein Haus war unbeſchädigt geblieben. Zwiſchen dieſen ſchrecklichen Bildern der Zerſtörung ſchlichen die hohläugigen, bleichen Gerippe der

Einwohner herum und wendeten die finſtern Blicke voll Unwillen und Stolz hinweg von ihren Beſiegern.

Adelberg ſtand vor einem noch ziemlich gut erhaltenen Hauſe, deſſen weißer Farbenanſtrich gegen die dabei gelegenen Häuſer ſehr abſtach. Er erinnerte ſich lebhaft jener Frau aus Saria, die zu ihm auf den Vorpoſten der Trancheen gekommen war, der ſich ſein Landsmann, v. Bingen, ſo lebhaft angenommen und ihr ſein Findelkind zur Pflege übergeben hatte, und ihrer Schilderung der Bewohnerinnen dieſes Hauſes. Der zerſchoſſene Thurm eines nahen Kloſters beſtätigte ſeine Vermuthung, daß es daſſelbe Haus ſey, eine Frauen-Geſtalt, die am Fenſter erſchien, ſich aber ſogleich wieder zurückzog, belehrte ihn, daß es noch bewohnt ſey, und unbemerkt ſteigerte ſich ſein Intereſſe dafür. Er notirte ſich die Hausnummer, und ging. Leicht wurde es ihm, ein Billet auf jene Nummer zu erhalten.

Als er nach einer Stunde mit dem Burſchen, der ſein Gepäcke trug, wieder hinging nach der Wohnung der Sennora Eſtrava, fand er vor der Thüre einen langen ausgehungerten Jüngling, deſſen gebräuntes Geſicht faſt nichts als Haut und Knochen zeigte, damit beſchäftigt, den Schutt vor dem Hauſe hinwegzuräumen, deſſen Inneres ſchon ſoviel als möglich geſäubert war.

Der Zigeuner Saſtro, an welchen ſich Adelberg mit einer Frage wandte, blitzte ihn an mit den funkelnden Kohlenaugen, und würdigte ihn keiner Antwort. Adelberg trat nun in das Haus. Niemand ließ ſich ſehen, er ging die Treppe hinauf, die Thüre eines Zimmers ſtand halb offen, eine Frau von ehrwürdigem Anſehen ſaß an dem großen kupfernen, einer flachen Henkelſchüſſel nicht unähnlichen Kohlenbecken, und der Roſenkranz, den ſie in ihren Händen hielt, verrieth, daß ſie bete. Jetzt erblickte ſie den Nahenden, und erhob ſich langſam. Er reichte ihr mit einer ſtummen Verbeugung ſein Billet, ſie las es, und hieß ihn mit wenigen Worten und einem kummervollen Blick willkommen. Er bedauerte, ihr beſchwerlich fallen zu müſſen, ſie beklagte, daß kein Zimmer ihres Hauſes unbeſchädigt geblieben ſey, und wirklich ſah man auch an der Wand deſſen, in welchem ſie ſich befanden, die Spuren einer hindurchgeflogenen Kanonenkugel.

Von dieſer Seite hatte meine Wohnung das

Meiſte zu leiden, ſagte Sennora Eſtrava, eine Seitenthüre öffnend und mit ihm auf einen Balkon tretend, von welchem man einen großen Theil des Lagers, welches jetzt abgebrochen wurde, überſchaute.

Adelbergs Blick fiel herab auf das Gärtchen am Hauſe, ſiehe da ſtand zwiſchen zwei kleinen Grabhügeln, auf deren jedem ein Roſenſtock noch grünte, denen nur in dieſer Jahreszeit die Blüthen fehlten, um denen in ſeinem Traume zu gleichen; eine jungfräuliche Hebegeſtalt, ganz in Schwarz gekleidet, das zarte Geſicht von einem dünnen ſchwarzen Schleier verhüllt, bei deren Anblick es Adelberg wie ein flüchtiger Erinnerungstraum durchzuckte.

»Roſa, komme herauf!« rief Sennora Eſtrava. »Meine Tochter,« ſagte ſie zu Adelberg, und trat mit ihm in die Stube zurück.

Roſa trat ein, ſich anſtändig verneigend, und unter dem Schleier erröthend. Adelberg bewunderte ſie im Stillen, unwillkührlich dachte er an Roſalien, das Ebenmaaß dieſer ſanften Formen, die Grazie in Roſa's Bewegungen, riefen ihm ganz das Bild der Geliebten zurück, und es war ihm, als müſſe nun gleich dieſe holde Jungfrau den Schleier heben und er in ihr eine liebe Bekannte grüßen. Sie ſetzte ſich aber ſtill an das Kohlenbecken und eine Dienerin reichte ihr Chocolade, Waſſer, und einige Schnitten geröſtetes Brod, während Sennora Eſtrava fortfuhr, ihm die erlittene Noth zu ſchildern; dabei kam ſie auch auf ihre Freundin, Donna Matez, zu ſprechen, um deren Schickſal ſie wahrhaft bekümmert war, und auch Roſa wagte bisweilen ein Wörtchen freundſchaftlicher Beſorgniß mitzureden.

Adelberg, der ſich bei ſeinem Aufenthalt in Katalonien nicht nur den eigenthümlichen Dialekt dieſes Landes zu eigen gemacht hatte, ſondern ſich auch in denſelben gewandt und deutlich auszudrücken vermochte, erzählte nun den hochaufhorchenden Frauen ſein zufälliges Bekanntwerden mit ihrer Freundin, wie ſie ihn getroffen habe bei ihrer Flucht, wie rührend ſie gebeten, dieſes Haus zu ſchonen, und wie viel Gutes ſie von deſſen biedern Bewohnerinnen geſprochen. Freudig erſtaunte Sennora Eſtrava und Roſa ſchlug entzückt die kleinen Händchen zuſammen, als ſie erfuhren, daß Donna Matez noch lebe, wohl ſey, und durch Sorgfalt, die ſie einem fremden Kinde widmete, der unendliche Schmerz ihres Mutterherzens ſanft gemindert werden.

Am folgenden Tage ſah Adelberg Roſa ohne Schleier, ſah eine Fülle weiblichen Liebreizes ausgegoſſen über die ſchöne Geſtalt, deren bleiche Wangen ſich nach der Zeit der Angſt und des Schreckens wieder ſo lieblich rötheten; er ſah die Lockenpracht ihres kaſtanienbraunen Haares, das herrliche Oval ihres wunderhübſchen Geſichtchens, ſah den Feuerblick ihrer dunkeln Augen, die, unter ſanft gebogenen Braunen hervorleuchtend, Sehnſucht und Liebe entzündeten; und in den Hintergrund ſeines leicht ergebenen Herzens trat das ſüße Bild der deutſchen Braut.

Als Sennora Eſtrava wahrnahm, daß Adelberg die Formen ihres Glaubens beobachtete, wurden ſie immer freundlicher und zuvorkommender gegen den Fremdling; die gute Spanierin hatte bisher in dem Wahne geſtanden, alle Deutſche ſeyen Ketzer, und Roſa fragte einſt Adelberg mit ängſtlicher Scheu, als eben ein Soldat mit einem gewaltigen Barte vorbei gieng, ob dieſe Männer auch wirklich Chriſten wären? — Dem gewandten Adelberg wurde es leicht, ſich täglich mehr in der

Gunſt der Mutter und Tochter feſtzuſetzen, er begleitete ſie in die Kirche, er unterhielt ſie auf das Angenehmſte mit Erzählungen und Schilderungen von und aus ſeiner Heimath, unterwies Roſa im Schreiben, worin ſie leider nach der Landesſitte ganz vernachläſſigt war, und ſo führte der tägliche vertrauliche Umgang ſo manches herbei, wodurch die aufkeimende Leidenſchaft in dem ſinnlichen Adelberg zur Flamme wurde, und auch in Roſa's Buſen ein Gefühl erwachte, das ſie nicht zu unterdrücken ſuchte, weil ſie es noch nicht kannte. Wenn bei dem gefährlichen Schreibunterricht Adelbergs Hand die ihrige leitete, die er bisweilen leiſe zu drücken wagte, wenn ſeine Wange der ihren ſo nahe kam, daß ſich beide faſt berührten, und der Strahl ſeiner Augen dem glänzenden Himmelsblick der ihren begegnete; da verrieth wohl der Wangen höhere Gluth und ein leiſes Zittern, und des ſchwarzen Buſenflors ſtärkere Bewegung, daß auch in ihrer Bruſt der geflügelte Sohn Cytherens ſeinen Altar hatte. Und als nun vollends in einer Minute ungeſtörten Alleinſeyns der erſte Kuß der Liebe gegeben, und mit zarter Scheu und ſanfter Hingebung erwiedert worden war, und der holde, ſte Blick Roſa's durch helle Thränen ſchimmerte, und ſie mit dem ſüßeſten Erröthen und den melodiſcheſten Lauten ihrer Sprache dem Geliebten geſtand, daß ſie ihm ſchon lange gut ſey, da ſchwamm Adelberg in einem Wonnemeer und Roſalie — die ſchöne, kaum noch ſo heißgeliebte Roſalie, mit dem Herzen voll treuer inniger Liebe — war vergeſſen.

Sennora Eſtrava beſaß einen guten Theil jenes, den Frauen Spaniens beſonders eignen Phlegmas. Sie glaubte, allen ihren Pflichten zu genügen, wenn ſie die Meſſe fleißig beſuche, oft beichte, Allmoſen austheile, von Zeit zu Zeit faſte, und die gehörige Anzahl Roſenkränze und Ave's bete; dabei unterließ ſie nicht, ihrer Tochter bisweilen eine mütterliche Ermahnung, und ihren Dienerinnen einen Verweis zu geben, daher es denn den beiden Liebenden nicht ſchwer wurde, ſich ihren zärtlichen Empfindungen ungeſtört zu überlaſſen. Die Zeit der langen Sieſta, die Sennora Eſtrava zu halten pflegte, wußten ſie weit angenehmer zuzubringen. Da ſangen ſie vereint die leichten, lieblichen Seguitillas zu den Saitenklängen der Mandeline.

Mit Entzücken lauſchte Adelberg oft,

ne in die anmuthig ſcherzenden und wehmüthig klagenden Melodien auf den Zauberwellen der Töne über des Mädchens Purpurlippen glitten, und als ihm vollends die gelehrige Schülerin ein Liedchen, das er jenen gefälligen Weiſen angepaßt hatte, in deutſcher Sprache ſang, die in dieſem Munde einen eigenen, fremdländiſchen, und doch unausſprechlich ſchönen Wohlklang bekam, da war ſeine Freude gränzenlos, und er drückte ſie mit glühender Liebe an ſeine Bruſt.

Es war aber das erwähnte Liedchen das folgende:

Eine Blume ſteht im Garten,
Der die Nachtigallen ſingen,
Der die Blumen alle dienen,
Die der Zephyr lind umſpielt.

Königin iſt ſie der Blumen,
Königin iſt ſie des Gartens,
Königin der ſüßen Düfte,
Und der Herzen Königin.

Süße Blume, holde Blume,
Soll ich deinen Namen ſingen?
Süße **Roſe**, holde **Roſe**,
O wie lieb ich dich ſo ſehr! —

Nur einem Augenpaar begegnete zuweilen **Adelbergs** Blick, das ihn nicht mit Wohlgefallen zu betrachten ſchien, das oft finſter ſekundenlang auf ihm ruhte. Es war Saſtre, der ſtumm und verſchloſſen auf- und ab ging, ſeinen Dienſt verſah, und aus tiefſter Seele den Fremdling zu haſſen ſchien. Nie verſtand er ſich freiwillig zu der geringſten Dienſtleiſtung gegen Adelberg, wenn eine ſolche ihm nicht ausdrücklich von Sennora Eſtrava geboten wurde, und auch dann äußerte er den heftigſten Widerwillen.

War es tief eingewurzelter Nationalhaß, war es vielleicht gar Eiferſucht, und hatte der unſchöne, rohe Diener es gewagt, ſeine Augen zu der jungen Gebieterin zu erheben? Niemand konnte es ergründen, er ſchwieg auf alle Fragen; aber die Blicke ſchlechtverhehlten Grimmes, die er auf Adelberg warf, verkündeten deutlich einen unauslöſchlichen Haß.

Donna Matez hatte unvermuthet die Freundinnen aufgeſucht, und war mit ihrem kleinen Pflegling überraſchend eingetreten. Da war kein Ende der fröhlichen und innigen Begrüßungen, Donna Matez erkannte Adelberg freudig wieder, und begann mit dem Lobe ſeiner gegen ſie bewieſenen Güte die lange Erzählung ihres bisherigen Ergehens.

Sie ſprach noch, als unerwartet die Thüre aufgieng, und ein Weltgeiſtlicher hereintrat. Er trug einen langen, an beiden Enden ſtumpf zulaufenden Hut, und den Aermel- und knopfloſen Rock, den ein ſchmaler Gürtel zuſammenhielt, bedeckte ein darüber geworſener, weiter, ſchwarzer Mantel.

Sennora Eſtrava eilte ihm mit dem Ausruf Franzisko! entgegen. Donna Matez und Roſa grüßten ihn ehrerbietig, die letztere nicht ohne einige Verlegenheit. Nach den erſten Begrüßungen ſtellte Sennora Eſtrava den Eingetretenen ihrem Gaſt als ihren jüngern Bruder vor, und es war Adelberg, als ſey er ſchon einmal irgendwo dieſer Phyſiognomie, die ausdrucksvoll genug war, um ſich dem Gedächtniß einzuprägen, begegnet, aber ehe er ſich beſann, reichte ihm Franzisko mit den Worten: mein freundlicher Retter, die Hand, und umarmte ihn herzlich.

Saſtro, der unbemerkt eingetreten war, verließ in dieſem Augenblick mit einer Bewegung des heftigſten Unwillens und einem leiſen Fluche das Zimmer.

Franzisko erzählte nun ſein Zuſammentreffen mit Adelberg, und wie er deſſen ſchonender Willſährigkeit das Leben danke, wodurch natürlich der Gaſt in der Mutter Achtung, in der Tochter Liebe ſtieg. Aus dem fernern Verlauf der Erzählung ergab ſich, daß Franzisko zu größerer Sicherheit da ſein Kloſter zerſtört ſey, und die Brüder zerſtreut, die Tracht eines Weltgeiſtlichen gewählt habe, und zugleich entſchloſſen ſey, da ihn noch kein unauflösliches Gelübde an das Kloſterleben band, ein ſolcher zu bleiben, ſo lange kein beſonderer Vorfall ihm eine andere Laufbahn vorzeichne.

Franzisko war nicht ohne Bildung, ſprach fertig franzöſiſch und lateiniſch, und zeigte eine ſo große Beleſenheit und ſolche Kenntniſſe, als ſich in einem Lande, wie Spanien, zu erwerben nur immer möglich; in einem Lande, das in immerwährender Geiſtesverfinſterung gehalten wurde, wenn auch bisweilen das aufgehende Geſtirn eines hellen Geiſtes die trüben Nebel der Unwiſſenheit durchblitzte. Aber wie ſehr ſich auch Franzisko's Dankgefühl zu einem freundlichen Benehmen gegen Adelberg verpflichtet fühlte, ſo konnte er doch eine gewiſſe Zurückhaltung nicht bergen, und ſtörend für

Adelbergs und Roſa's Liebe ſchien er eingetreten zu ſeyn in den kleinen Familienkreis.

Adelberg gewahrte bald, daß Franzisko geheime Unterredungen hielt mit Sennora Eſtrava, und daß dieſe ihn mit argwöhniſchen Blicken betrachtete; zu gleicher Zeit waren die Augenblicke, in denen er Roſa allein ſah, jetzt äußerſt ſelten, und von der kürzeſten Dauer, und Roſa zeigte mehr eine ängſtliche Scheu, welcher der Ton traulicher Zuneigung, wie er noch vor Kurzem zwiſchen ihnen ſtatt gefunden, gewichen war. Doch er ſollte nicht lange in Ungewißheit bleiben.

Franzisko ſchlief nicht in der Wohnung ſeiner Schweſter, aber er brachte einen guten Theil des Tages dort zu, und ſeine Anweſenheit war das größte Hinderniß, daß Adelberg und Roſa ſich ohne Zeugen hätten ſprechen können.

Als eines Tages Mutter und Tochter die Meſſe beſuchen wollten, und Adelbergs Begleitung dieſesmal unter einem Vorwand abgelehnt wurde, lud ihn Franzisko, der angeblich einer Unpäßlichkeit halber zu Hauſe blieb, zu einer Parthie Schach ein, die Adelberg eben nicht mit großem Vergnügen annahm, da die abgelehnte Begleitung von Seiten der Frauen ſeinen Stolz unangenehm verletzt hatte. Das Spiel war bald beendigt; ſtatt ein zweites zu beginnen, ſtand Franzisko auf, ſah zur Thüre hinaus, ſchloß ſie ab, und begann mit Ruhe und Würde:

»Ihr werdet mir in einer ernſten Angelegenheit ein ernſtes Wort vergönnen, Herr Lieutenant, und ſolches auf keine Weiſe mißdeuten. Ihr habt meine Nichte mit Gefühlen bekannt gemacht, die bei dem unerfahrnen Mädchen noch lange hätten ſchlummern ſollen; ſie liebt Euch mit glühender Leidenſchaftlichkeit. Ich ſchätze Euch zu hoch, als daß ich glauben möchte, Ihr hättet niedrige Abſichten; doch fühle ich mich als Roſa's nächſter Verwandter nach ihrem abweſenden Bruder, verpflichtet, über das Mädchen zu wachen, und Euch um die Erklärung zu erſuchen, welche Abſicht Euch leitete, das Kind zu einer Leidenſchaft zu entflammen, die für dieſes verderblich werden muß, wenn Ihr das begonnene Verhältniß ſo zu behandeln geſonnen ſeyd, wie unſere beiderſeitigen fluchwürdigen Nachbarn und Unterdrücker, die Franzoſen, ähnliche.«

Adelberg, der mit deutſcher Liebenswürdigkeit ſeinen Ton und ächtfranzöſiſche Leichtfertigkeit verband, war weder über dieſe Anrede, noch um eine Antwort verlegen. Er ſah ſchon bei Franzisko's erſten Worten das Ganze kommen, und da er nicht Luſt hatte, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, auch vor dem ernſten Mann nicht als ein erbärmlicher Schwächling daſtehen wollte, ſo wenig, wie ihn zum Zorne zu reizen, ſo verſicherte er in den gewählteſten Ausdrücken, wie glücklich er ſich ſchätzen würde, wenn Franzisko und Sennora Eſtrava ihm das Kleinod ihres Hauſes anvertrauen wollten; er fühle nur zu ſehr, daß er ohne Roſa's Beſitz nicht leben könne, und nur die Furcht, eine Fehlbitte zu thun, habe bisher ihn abgehalten, bei der Mutter um das geliebte Kind zu werben.

Und der Treuloſe ging hin, die Papiere herbeizuholen, die ſeinen Stand, ſeine Religion und ſonſtige Verhältniſſe beglaubigten, wobei er freilich das Zarteſte und Heiligſte, das Verhältniß zu Roſalien verheimlichte.

Franzisko prüfte ſtreng, dann umarmte er ihn und ſagte: «Der Retter meines Lebens ſoll an mir den treuſten Freund finden, wie er den bitterſten Feind gefunden hätte, wäre ſein

Benehmen dem eines Mannes von Ehre minder würdig geweſen.« Franzisko ahnete nicht, daß er mit dieſen Worten dem Schuldbewußten einen heimlichen Dolchſtoß verſetzte.

Die Frauen kamen, Franzisko ging ihnen entgegen, an ſeiner Hand führte er die glückliche Roſa zu Adelberg, und die Liebenden wechſelten die Ringe der Verlobung, wobei Franzisko eine kurze Segensformel ſprach, und Sennora Eſtrava unter der Mutterliebe heiligen Zähren die gerührte Tochter umarmte.

Noch war aber ein großes Hinderniß zu beſeitigen; Fernando, Roſa's Bruder, mußte von dieſem Ereigniß benachrichtigt, und die Einwilligung des Biſchoffs zu dieſer Verbindung eingeholt werden. Aber Franzisko's ſorgliche Dankbarkeit wußte für alles Rath; jene Einwilligung ſchmeichelte er ſich leicht zu erhalten, und an Fernando durfte nur ein ſicherer Bote abgeſchickt werden. Und wer hätte ſich beſſer dazu geeignet, als der liſtige, mit allen Schleichwegen bekannte Saſtro. Als ihm Franzisko bekannt machte, zu welcher Sendung er erkoren ſey, zeigte er in ſeinem Geſicht ein ſkurriles Lächeln, und einen Ausdruck von Freude wie man lange nicht an ihm wahrgenommen, und rüſtete ſich mit großer Eile.

Adelberg war nun ſo glücklich, als man es mit einem unruhigen Gewiſſen, das ſich nicht ganz betäuben läßt, ſeyn kann; nur zuweilen in einſamen Stunden trat Roſaliens holde, ſchmerzenbleiche Geſtalt wie ein Geſpenſt vor ſeinen Geiſt, und legte ſich, wie ein trüber Wolkenſchatten, über die Sonnenflur ſeines Glückes und ſeiner Liebe.

7.

Wer iſt der Wanderer, der dort ſo ſtill und Gott vertrauend, ſeine Straße zieht? Stürme umbrauſen, Regen durchnäßt ihn, ruhig und unerſchrocken wandelt er bergauf, bergab. Weder des Weges Mühſeligkeit, noch der Städte Bequemlichkeit vermögen ihn lange aufzuhalten; jene beſiegt er, und der letzteren ungeſchaute Herrlichkeit betrachtet er ſtaunend, und geht vorüber; immer freudiger eilt er dem fernen Ziele zu, je mehr die tägliche Gewohnheit ihm das Reiſen erleichtert.

Es iſt Georg, Roſaliens Bote. Er überſchifft den Rhein, er läßt hinter ſich die geliebte Heimath, das theure Vaterland, und eilt unbefreundeten Nationen zu. Noch hat ihn nichts aufgehalten, noch widerfuhr ihm kein Leid, aber nun umtönt ihn eine fremde Zunge, und ſelten verſteht ihn jemand. Tauſend Unannehmlichkeiten harren ſeiner und ſtürmen auf ihn ein. Sein Paß, ſchon durch ſo viele Hände gegangen, wird unbrauchbar und fällt in Stücken, ſeine Baarſchaft, wie einfach er auch lebt, geht zu Ende, Habſucht und ſchnöde Prellerei verringern ſeine kleine Kaſſe. Aber durch Mangel nicht entmuthigt, nicht abgeſchreckt durch mancher Menſchen unfreundliche Begegnung, pilgert er weiter. Oft wird er von Gensd'armen aufgegriffen, die ihn vor die Polizeibehörden führen, dort wird er ſtreng verhört, der kaum den tauſendſten Theil der an ihn gerichteten Fragen verſteht, ſeine Briefe werden erbrochen, geleſen, doch ihm immer wieder zurücke gegeben; er wird geſetzt, über wichtigeren Sachen vergeſſen, und endlich als unnützer Koſtgänger wieder frei gelaſſen. Da und dort findet er auch wohl einen menſchenfreundlichen Landmann, der dem armen Fremdling ein Nachtquartier einräumt, und ihn mit Speiſe und Trank erquickt. Um nicht aufgehalten zu werden, vermeidet er die Städte möglichſt, oft iſt die bloße Erde ſein Bette, ſein Kiſſen ein bemooster Stein, ein alter Mantel, die Gabe eines Mildthätigen, ſeine Decke, und tröſtend ziehen des Himmels Sterne über ihm dahin.

Mit zerriſſenen Kleidern geht er über die rauhen Sevennen, und oft Meilen weit irre. Die Sonne iſt ihm Uhr und Wegweiſer. Sehnſüchtiger blickte nicht der kühne Genueſe Kolumbus nach Weſten, als Georg, der von Tag zu Tage hoffte in Spanien zu ſeyn, und Spanien kam immer noch nicht; und verlaſſner war jener muthige Segler nicht auf dem unbekannten, unabſehbaren Ozean, als Georg mitten in einem volkreichen Lande. Er hatte zwar endlich nothdürftig fragen gelernt, aber nicht genug, um die oft mit einem Aufwande vieler Worte gutmüthig gegebenen Antworten zu verſtehen. Er bemerkt ſich jeden Abend die Gegend, wo die Sonne untergeht, dieſer Richtung folgt er am andern Morgen, ſo mußte er unvermerkt, ſtatt nach Südweſt, nordweſtlich gelegenen Gegenden zueilen.

Endlich, nach langer, langer Wanderung, ſieht er in blauer Ferne die Gebirgskette der Pyrenäen, und mit erneuertem Muthe wandert er darauf zu. Und wieder ſinkt ein Abend herab; Georg überſteigt einen Hügel, eine große

Stadt liegt vor ihm, eine dunkle ſchwarze Fläche breitet ſich aus bis zum fernen Horizont, es iſt das Meer. Aber ſtatt des Meerbuſens von Lyon iſt es die Bai von Biscaya und die vor ihm liegende Stadt iſt Bayonne. — Noch ahnet er nicht ſein Mißgeſchick, bald glaubt er nun, das Ziel der mühſeligen Reiſe erreicht zu haben. Er eilt zu dem Hafen; Hunderte fragt er auf dem volkbelebten Platz, keiner hat eine Antwort für ihn, da wendet ſich ein müſſiger alter Matroſe um, dem die vaterländiſchen Laute wie Muſik erklingen, und fragt ihn deutſch, was er ſuche? Georg erzählt, hocherfreut, einen Landsmann gefunden zu haben, ſeine ganze Reiſegeſchichte, und ſagt jenem, wohin er wolle. Verwundert ſieht ihn der Mann an, nimmt ihn mit in ſein Nachtquartier, wo er den Erſchöpften mit Wein labt, ihm beſſere Kleider ſchenkt, und ihm ſagt, daß die Weſtphäliſche Infanterie in Katalonien ſtehe, wohin er noch ſechzig bis ſiebenzig Meilen zu wandern habe; zugleich räth er ihm, die Pyrenäen nicht früher, als an ihrem ſüdlichen Ende zu überſteigen. Da weint Georg zum erſtenmal auf ſeiner Reiſe, die bittern Zähren getäuſchter Hoffnung, aber bald ſchließt der Schlaf mit ſanfter Gewalt die müden Augen ihm zu. Sein Landsmann, dem unter dem leinenen Matroſenkleide ein gutes, deutſches Herz ſchlägt, unterſtützt ihn mit Geld, giebt ihm noch Lebensmittel mit auf den Weg, und ſchreibt ihm einen Theil der zu paſſirenden Orte, ſo weit er ſie ſelbſt kennt, auf, und entläßt ihn. Mit neuen Hoffnungen ſteuert Georg längs den Pyrenäen dem Süden zu, und auch dieſer weite Weg wird zurückgelegt; Vertrauen auf Gott ſtärkt den Wanderer mächtig. Nie vergaß er am Morgen und Abend das Gebet, das frühe Gewöhnung ſeinem Gedächtniß eingeprägt hat, und das er jetzt verſtehen lernte. Freundliche Träume entſchädigten ihn für die Mühen des Tages, und führten ihn auf hellen Gedankenſchwingen in die liebe Heimath, in die Arme des alten Vaters, und in die der verlaſſenen Geliebten. — Endlich überſteigt er die Pyrenäen, und iſt nun in Spanien, und frohlockt, daß er dort iſt. Glücklich kommt er nach Kaſtilion, und überall trifft er Landsleute, die ihn verwundert und freudig grüßen, denn die Erſcheinung eines deutſchen Bauers war eben nicht häufig. Gern theilen ſie das Wenige, was ſie beſitzen, mit ihm; vom Munde zu

Munde geht ſeine Geſchichte. *Juchhe Halberſtadt!* grüßen ihn die Soldaten, *Juchhe Halberſtadt!* rufen ſie ihm nach, als er ſcheidet, und bezeichnen ihm den Weg nach *Gerona*. Und nahe iſt er dem längſterſehnten Ziele, aber der Abend dämmert. In einem Thalgrunde, den langſam ein Bach durchfließt, geht er rüſtig weiter, ſeine Gedanken eilen ſeinen Schritten voran. Der Mond ſteigt herauf über die hohen Berge, und wirft ſeinen bleichen Schimmer auf die öde und freudloſe Gegend, den trägen Bach matt verſilbernd. Schon ſieht ſich in Gedanken *Georg* in dem Kreiſe der Freunde aus ſeinem Dorfe, da erſchreckt ihn plötzlich ein donnernder Anruf. Er blickt auf, ſechs bis acht Männer von furchtbarem Anſehn umringen ihn, ſie ſchreien und fragen Alle zugleich, kein Wort kann er verſtehen aus dem wilden Gewirre ihrer Sprache; drohend erheben ſie Flintenkolben und blitzende Dolche gegen ihn. Zu ihren Füßen ſinkt er nieder, und fleht um Erbarmen, es rührt ſie nicht, ſie reißen an ſeinen Kleidern, von mehreren Dolchſtichen getroffen, ſinkt er in ſein Blut, mit einem ſchmerzlichen Seufzer entflieht ſein Bewußtſeyn.

Roh und gleichgültig leeren die barbariſchen Guerillas ſeine Taſchen, und werfen ihn in einen ſchilfigen halbausgetrockneten Weiher. —

Kalt wehte die Luft von den ſchneebedeckten Pyrenäen. Aus tiefer todähnlicher Ohnmacht erwachte der arme Georg, mühſam ſammelte er ſeine Gedanken, unter heftigen Schmerzen kroch er aus dem Weiher, ſeine Wunden fingen von neuem an, zu bluten; er verband ſie, ſo gut er konnte, mit weichem Graſe, das er zuſammendrehte. Jetzt gedachte er ſeiner Briefe, ſie waren geraubt, nur das Päckchen, in welchem Roſaliens Brief lag, trug er noch auf der treuen Bruſt, und wankte mit Anſtrengung weiter.

Noch war er nicht weit gegangen, und wollte wieder ein wenig ruhen, da rief ihn eine Schildwache an. Er beantwortete den Ruf ſo laut, als es ſeine große Ermattung zuließ. Bald war er von den Soldaten, die dieſen Vorpoſten bildeten, umringt, ſie brachten Fackeln, und ſahen ein Bild des erbarmenswertheſten Elendes, einen hagern abgezehrten Körper, mit Wunden, Blut und Schmutz bedeckt.

Ein junger Offizier gab ihm Kleider, die Soldaten reinigten ihn, ein Chirurg verband ſeine Wunden, und in der Frühe des Morgens wurde er nach Gerona gefahren.

Richard von Bingen machte mit einem Freund einen Spazierritt vor die Stadt, wie eben der Wagen ankam, von einer Ordonnanz begleitet. Die Reiter hielten und erkundigten ſich, woher der Kranke komme? Da erfuhren ſie, was Georg offenbart hatte, daß es ein Bauer ſey aus der Nähe Halberſtadts, mit Briefen aus Deutſchland gekommen, der in der Nähe beraubt und verwundet worden, ſo daß er in das Spital nach Gerona gebracht werden müſſe.

Dieſer Bericht war hinreichend, Richards Theilnahme im hohen Grade zu erregen. Er war kaum zurückgekehrt, als er zu dem Kranken eilte, deſſen heftiges Wundfieber wieder nachließ. Bingen nannte ſich dem Kranken, und ſagte ihm, daß er in Georgs Heimath gut bekannt ſey. Mit ſchwacher Hand reichte ihm Georg das Linnenpäckchen; ein Dolchſtich war hineingedrungen, der den Boten zum Tode getroffen haben würde, wenn ihn nicht der Brief derjenigen abgehalten hätte, für welche Georg alle dieſe unſäglichen Leiden mit ſtiller Ergebung trug.

Ein Gefühl von Schmerz und Freude regte ſich in Bingens Bruſt, als er Roſaliens Brief erblickte, Freude, von der einſt ſo heiß Geliebten zu hören, Schmerz, daß ſie ihre Liebe und Treue einem Unwürdigen bewahrt, denn Adelbergs jetziges Verhältniß war kein Geheimniß mehr. Bingen nahm ſich Georgs mit ſo treuer Sorgfalt an, als ſey dieſer an ihn geſendet, denn er ſah voraus, daß jenem bei Adelberg doch kein freundlicher Empfang werden würde. Georgs kräftige Jugend trug viel zu ſeiner ſchnellen Geneſung bei, und Bingen nahm ſich vor, ſobald dieſe ganz erfolgt ſeyn würde, Roſaliens Boten ſelbſt zu dem Ehrvergeſſenen zu führen.

8.

Im Vorſaal des Gouverneurs von Tarragona ſtand ein langer, ſchmutziger Menſch mit einem ſonneverbrannten Geſicht und widrigen Zügen; er trug eine große wollene Sackmütze, ein kurzes Kamiſol über einer enganliegenden Weſte, deſſen Grundfarbe einſt ſchwarz geweſen zu ſeyn ſchien, und deſſen Aermel nach der Hand zu mit Knöpfen verſehen waren, um den Leib einen breiten Gürtel von blauer und rother Farbe, und äußerſt zerriſſene Beinkleider, die kaum über die Knie reichten. Seine Fußbekleidung waren Schuhe von Stricken (Esbardenyas), im Gürtel trug er einen breiten Dolch, und eine große Piſtole, und ſein ganzes Anſehen zeugte von einer ſehr beſchwerlich zurückgelegten Reiſe. Er hielt mehrere Briefe in der Hand, und lehnte ſich an eine Fenſterbrüſtung, ohne dem Gewühl der ab- und zugehenden Soldaten und zahlreichen Diener nur die mindeſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, nur zuweilen überflog ein finſterer Blick aus den tiefliegenden Augen den Saal, als einziges Zeichen des Unwillens über die Verzögerung. Endlich klirrten Waffen und Sporen, und einige Offiziere traten aus den innern Gemächern, unter ihnen ein ſchöner junger Mann mit Augen voll Stolz und Feuer. Dieſem reichte mit einer leichten Verbeugung der Fremde einen Brief.

»Ah, Saſtro,« begann Fernando, als er ihn ins Auge gefaßt hatte: »willkommen in Tarragona, was bringſt du für Nachrichten?«

»Ich wünſche, daß ſie Euch gefallen,« war Saſtro's trockne Antwort. Die Offiziere entfernten ſich, der Saal wurde jetzt leer. Fernando öffnete Franzisko's Brief und begann zu leſen. Bald verfinſterten ſich ſeine Züge, ſein Auge flammte, er biß ſich in die Lippen, knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit dem Fuße, was Saſtro mit dem ihm eignen Lächeln betrachtete, endlich riß er den Brief mitten von einander, und der Vulkan brach aus.

»Was? Einen Gawatſcho will meine Schweſter frein? Einen unbekannten Fremdling, der die Waffen trägt gegen ihr Vaterland?« polterte Fernando. »Und die ſchwache Mutter hat eingewilligt, ſtatt die manntolle Dirne in ein Kloſter zu ſchicken, und Franzisko, der ſich ſtets mehr in unſre Angelegenheiten miſcht, als nöthig, hat obendrein den Kuppler gemacht? — Sage Du Schurke, hat Dein Dolch keine Spitze mehr für den Ausländer? Giebt es kein Gift mehr in Gerona?«

So Frage auf Frage ausſtoßend, ohne nur eine Antwort abzuwarten oder hören zu wollen, ging der auf's Höchſte erbitterte Spanier mit ſtarken Schritten auf und nieder, während Saſtro's verſteinertes Geſicht ſich nicht im Mindeſten veränderte; da ging die Thüre auf, und Contreras, der Gouverneur, ſah mit einem ernſten Blick heraus, und fragte, wer hier noch ſo ungebührlich lärme?

Da verſchloß Fernando ſeinen Grimm in die kochende Bruſt, und wollte den Saal verlaſſen, Saſtro aber ſchritt dreiſt auf den Gebieter Tarragona's zu, ihm mit demüthiger Verbeugung auch einen Brief überreichend.

Nachdem dieſer einen forſchenden Blick darauf geworfen, reichte er ihn hinter ſich in das Zimmer, und wandte ſich zu Saſtro:

»Du kommſt von Gerona?« — »Ja, Excellenz,« war Saſtro's demüthige Antwort.

»Was weiß man dort,« fuhr Contreras fort: »von Mariano Alvarez? Iſt es wahr, daß er von Perpignan wieder zurück nach Gerona geführt, und dort in der Breſche erſchoſſen wurde?«

»Erſchoſſen wurde er nicht, Excellenz,« antwortete der Gefragte: »aber er verſchwand unterwegs, man ſagt, er ſey vergiftet oder gedolcht worden.«

»Wer gab Dir den Brief an mich?« fragte nach einer kleinen Pauſe der Gouverneur.

»Der« — erwiederte Saſtro mit geheimnißvollem Blick — »der Euch ſagen läßt« — hier wurde ſeine Stimme zum leiſen Flüſtern, welches nur Contreras verſtand, der ihn nun gleich in ſein Zimmer beſchied. —

Fernando ſaß in ſeiner Wohnung, und ſchrieb eifrig, während Saſtro auf dem Fußboden ſaß, und einen Brief in eines ſeiner ſchmutzigen Kleidungsſtücke nähete, der in das von den Franzoſen beſetzte Fort San Fernando de Figuerras beſtimmt war. Nach einer Anzahl harter Vorwürfe ſchloß Fernando ſeinen Brief, der an Franzisko gerichtet war, damit, daß er Rache und Tod dem Verführer Roſa's, ſo nannte er ihren Bräutigam, ſchwur, und drohte, von dem Augenblick an, wo ſie jenem angehöre, ſie nicht mehr ſeine Schweſter nennen zu wollen.

Reich beſchenkt, und mit vielen geheimen Aufträgen des Gouverneurs, verließ Saſtro, der in Fernando's Bruſt den Funken des Haſſes gegen Adelberg zur hellen Flamme angefacht hatte, im Dunkel der Nacht Tarragona, und eilte auf den unbekannteſten Seitenwegen Gerona wieder zu.

Aber der Liebe Adelbergs und Roſa's blieb der Bote zu lange; jener drängte mit zärtlichem Ungeſtüm, dieſe verweigerte nicht länger. Sie war ſo glücklich in ſeinen Armen, mit dem reinen Gefühle der erſten Liebe umfing ſie ihn, und nie hat eine ſchönere Spanierin am Herzen eines deutſchen Kriegers gelächelt. Der dankbare Franzisko hatte des Biſchofs Einwilligung erlangt, und wünſchte ſelbſt, daß nicht länger auf Saſtro, der am Ende gar verunglückt war, gewartet würde, die Schweſter war ſchon gewohnt, ihren Willen dem ſeinen unterzuordnen, und der Tag, der die Liebenden auf ewig vereinigen ſollte, brach an.

Richard von Bingen ſchritt, vom Paradeplatz kommend, ſeiner Wohnung zu, als ihm unerwartet Donna Matez begegnete; ſeine erſte Frage an ſie war nach dem Befinden ſeines kleinen Findlings, und dem günſtigen Bericht über daſſelbe fügte die Pflegemutter die Bitte bei, ihr das Kind, das an ihr mit unendlicher Liebe hing, nicht wieder zu nehmen, ſie wolle es aufziehen, als ihr Eignes, ſo beſchränkt auch durch den Krieg ihre Vermögensumſtände geworden wären. Richards zweite Frage betraf die ungewöhnliche feſtliche Kleidung, in welcher die gute Frau vor ihm ſtand, und das Ziel ihrer Wanderung, und er erfuhr mit nicht geringem Erſtaunen, daß ſie eingeladen ſey zu Sennora Eſtrava, ihrer Freundin, deren Tochter ſich heute in aller Stille vermähle mit dem deutſchen Lieutenant von Adelberg.

Da wollte Bingen verſuchen, welchen Eindruck Roſaliens Brief auf den Wortbrüchigen machen würde. Er war ſchon ſeit längerer Zeit mit Adelberg außer aller Verbindung, ſah ihn nur zuweilen bei der Parade, und bekümmerte ſich nicht um ihn, denn unmöglich konnte er den lieben, der zwiſchen ihn und ſeine ſchönſten Wünſche getreten war, und der jetzt das Glück verſchleuderte, das er Bingen entriſſen, der ihn nun vollends verachten mußte. Er ging, und holte Georg.

Als Beide die Straße betraten, in welcher das Haus der Sennora Eſtrava lag, vernahmen ſie ſchon von weitem Muſik; ein Haufe Nachbarn und müſſige Soldaten hatten einen Kreis vor der Wohnung geſchloſſen, ein Mann und eine Frau tanzten Spaniens beliebteſten Nationaltanz, den üppigen Fandango, und die umſtehenden Eingebornen begleiteten jeden Ton mit dem lebhafteſten Geberdenſpiele; ſie ſchnalzten mit der Zunge, ahmten durch das Schnippen mit den Fingern den Schall der Kaſtagnetten nach, und bewegten jedes Glied nach dem Takte. Die beliebte Sackpfeife, eine alte Guitarre, ein grobes Flageolet, und ein kleines Tambourin bildeten, von einigen alten zerlumpten Männern gehandhabt, das ganze Orcheſter.

Bingen ſah mit Georg eine Weile zu; da ſchritt von der andern Seite der Straße ein langer gelber Kerl herbei, ſtellte ſich hinter die Muſikanten und entlockte der unharmoniſchen Flöte Dulzayna, die er hervorzog, einige klägliche, ohrzerreiſſende Töne, ſo daß man ſich unwillig nach ihm umſah, er fletſchte aber dem Haufen grinſend die Zähne, ſteckte ſeine Flöte wieder ein, und ging in das Haus. Ihm auf dem Fuße folgte Bingen mit Georg, die im Hineingehen noch einen Mann zu dem Andern ſagen hörten: Wenn der Saſtro lacht, braucht der Teufel nicht in den Spiegel zu ſehen.

Saſtro, der ſich umſah, ſprach mit Hohn zu Bingen: »Vermuthlich Hochzeitgäſte?« öffnete die Thüre, und ließ die Beiden vorangehen, ſchritt aber gleich hinter ihnen in die Stube.

Das junge Paar war ſchon getraut, außer Franzisko und Donna Matez war Niemand da, der der ſtillen Hochzeitfeier beiwohnte. Roſa erblaßte, als ſie Saſtro's ſtarres, braungelbes Geſicht erblickte, und Adelbergs Phyſiognomie zog ſich beträchtlich in die Länge, wie er Bingen ſah, und ſeine unruhigen Blicke ſchienen zu fragen, was er wolle?

Bingen ſah wohl, daß dieß weder ein ſchicklicher Ort, noch Augenblick ſey zu unangenehmen Eröffnungen, er ſah die Schönheit der einfach geſchmückten Braut, und vom herzlichſten Mitleid mit ihr ergriffen, die ſich einem Elenden opferte, beſchloß er, ſeine Mittheilungen wenigſtens nicht in ihrer Gegenwart zu machen, entſchuldigte ſein Kommen, und bat Herrn von Adelberg um ein kurzes Gehör auf dem Vorſaal. Dieſer ahnete nichts Gutes, er folgte Bingen, der ſich höflich empfahl, und draußen dem überraſchten Bräutigam Roſaliens Brief übergab, und mit wenigen Worten ihres Boten ertragenes Unglück ſchilderte, der nur mit traurigem Kopfnicken Richards Worte beſtätigte. Den Brief noch unerbrochen in der zitternden Hand haltend, rang Adelberg in der allerentſetzlichſten Verlegenheit nach Worten, bis er eine brutale Miene errungen hatte, und ſagte: »Man giebt ſich ſehr viele Mühe um mich, ich werde den Boten« — hier ſuchte er in der Taſche und hielt Georg einen Quadrupel hin, aber der verweigerte kopfſchüttelnd die Annahme, wodurch Adelbergs Unwille noch mehr geſteigert wurde.

»Herr von Bingen,« fuhr er grob fort: »ich weiß nicht, auf welche Art ich Ihnen für den Antheil danken ſoll, den Sie unaufgefordert an meinen Angelegenheiten nehmen, da Sie ſich ſogar herablaſſen zum Wegweiſer und Dollmetſcher oder Wortführer eines deutſchen Tölpels.«

»Herr von Adelberg,« antwortete Bingen ſehr ernſt und ſehr ruhig: »Herablaſſung iſt noch keine Erniedrigung, und ich glaube mit jeder meiner Handlungen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Ehre beſtehen zu können, was am Ende nicht mehr der Fall wäre, meſſalliirte ich mich zu ſehr mit Ihnen und Ihren Angelegenheiten. Darum adieu; komm Georg!«

»Wir ſprechen uns weiter!« rief Adelberg wuthentflammt dem Scheidenden nach. »Ich ſtehe zu Befehl!« rief Bingen zurück, und verließ mit Georg das Haus.

Da ſtand Adelberg, ſchlug ſich mit der Fauſt vor den Kopf, verbarg ungeleſen Roſaliens Brief, rang mühſam nach Faſſung, und ging wieder zur Geſellſchaft hinein, wo indeß

Caſtro mit tückiſcher Eilfertigkeit Fernando's Brief abgegeben hatte.

Einen auffallenden Kontraſt boten jetzt die Scenen in und außer dem hochzeitlichen Hauſe dar. Drunten vor der Thüre noch immer die lärmende Muſik, die noch mehr lärmenden Zuhörer und Zuſchauer, die auf das Wohl des Brautpaares freigebig geſpendeten Wein tranken, und droben die Stube voll Trauer und Niedergeſchlagenheit, denn Fernando's Brief war nicht geeignet, andre Wirkungen hervorzubringen. Roſa ſchwamm in Thränen, ihre Mutter weinte heftig und Donna Matez brachte ebenfalls den Zoll ihrer Theilnahme in reichlichen Thränen dar.

Franzisko ſchalt unwillig auf Fernando's ſtarren Eigenſinn, und gab ſich Mühe, eine andre Stimmung zu erregen. Adelberg, der ſich vergebens mühte, die untröſtliche Roſa zu beruhigen, und jetzt am wenigſten geeignet war, den frohen Ton, der vorhin das trauliche Hochzeitmahl belebt hatte, wiederzufinden, fühlte in dieſen drückenden und unangenehmen Auftritten um ſein ſchuldbeladenes Haupt den Flügelſchlag der Nemeſis.

Und als habe ſich alles vereinigt, ſeinen Ehren- und Freudentag zum ſchweren Leidentag zu machen, und ihm am Ziele ſeiner Wünſche Wermuth in den Wonnebecher zu gießen, ſo wirbelten jetzt die vierundzwanzig Trommler des Weſtphäliſchen Regiments Generalmarſch durch die Straßen Gerona's, und riefen ihn vom unterbrochenen Opferfeſt der ſchönen Roſa auf den Paradeplatz, wo er die Ordre vernahm, daß in der Frühe des andern Tages das Regiment nach Jounquera aufbrechen ſollte.

Und nun umringten den Betäubten die Kameraden mit peinigenden Glückwünſchen, aus denen bei weitem mehr Spott als herzliche Theilnahme hervorleuchtete, und die er doch freundlich annehmen mußte, wenn er nicht Luſt hatte, das ganze Officierkorps zu fordern.

Mit ſchlecht verhehltem Mißmuth und Verdruß wollte er nach ſeiner Wohnung gehen, da kam noch der Oberſte des Regiments, ein großer, imponirender Mann, der die Angewohnheit hatte, faſt alle Worte ſeiner Redeſätze zu wiederholen, und winkte ihn zu ſich, freundlich ein Geſpräch über Dienſtſachen mit ihm beginnend, aber plötzlich, als beſänne er ſich eben erſt darauf, fragte er: »Herr von Adelberg machten vor längerer Zeit einen Gefangenen, ja Gefangenen, wo war es denn gleich? In dem Kloſter — Kloſter —«

Adelberg, dem dieſe Wendung des Geſprächs nicht im Mindeſten gefiel, öffnete den Mund zur Antwort, aber der Oberſte ließ ihn nicht zum Wort. »Weiß ſchon, weiß ſchon,« fiel er ein: »war ein Mönch, ein kluger pfiffiger Mönch, hatte wichtige Papiere bei ſich, ſprach gut lateiniſch, ſehr gut lateiniſch.« — Abermals verſuchte Adelberg zu ſprechen, indem er von den arabiſchen Manuſcripten erzählen wollte; es war vergebens. »Ranzionirte ſich,« ſetzte jener die Rede fort: »ranzionirte ſich auf der Stelle mit fünfzig Quadrupeln, ja fünfzig Quadrupeln; ein ſchönes Geld, ſchönes Geld, aber wo kam es hin? Wohin? Der Herr Lieutenant werden das am Beſten wiſſen, gewiß, am Beſten wiſſen?«

Adelberg fühlte ſich gekränkt, und wollte ſich vertheidigen, und ſagen, daß es nicht fünfzig Realen geweſen wären, aber: »Hätten den Mönch nicht entwiſchen laſſen ſollen, ja nicht entwiſchen,« begann der Oberſte von Neuem. »Er ſoll ſich jetzt hier in der Stadt umhertreiben, nun können wir ihm nichts mehr anhaben, nichts anhaben. Apropos, der Herr Lieutenant haben ſich verheirathet, wirklich? Gratulire, gratulire. Haben doch die Erlaubniß des Weſtphäliſchen Kriegsminiſteriums eingeholt? Erlaubniß eingeholt? Wie?«

Wie ein beſtürzter Schulknabe, den ein pädagogiſcher Despot andonnert, ſtand Adelberg jetzt verſtummend vor dem entſetzlichen Frager, der ihn mit ſtechenden Blicken fixirte. Er hatte jene Obliegenheit übergangen.

»Nicht? fragte jener nun wieder. »Nicht? Ei, ei, Herr Lieutenant, das kann Ihnen noch Unannehmlichkeiten verurſachen, Unannehmlichkeiten verurſachen,« wiederholte er, und ſchwenkte ſich rechts, ſteif und ſtramm von Adelberg hinwegſchreitend.

Dort ging er hin der Echomann, und der Schmerzensbräutigam ſah ihm nach und ging nach Hauſe. Eine Folterkammer voll ſtreitender, vorwurfsvoller Gefühle war in dieſen Augenblicken ſeine falſche, treuloſe Bruſt. Er fand die, die ihm nun angehören ſollten durch die zarten Bande der Liebe und Verwandtſchaft, in einer wenig veränderten Stimmung, als die war, in der er ſie vor einer Stunde verlaſſen hatte. Donna Matez hatte ſich zeitig hinweggebegeben, und vor dem Hauſe war es jetzt ſo ſtill, wie auf einem Kirchhof.

Die Nachricht, die Adelberg mitbrachte, war nicht nur nicht geeignet, zu tröſten, ſondern ſie weckte nur neuen Kummer und neue Thränen. Roſa beſtand ſogar darauf, zu ihrem Bruder zu reiſen, und ihn zu vermögen, ſeine Drohungen und Schwüre zurückzunehmen, und es gelang nur mit Mühe den Uebrigen, ſie von der Unſtatthaftigkeit dieſer Idee zu überzeugen.

Franzisko allein war es, der die bange Unruhe der Frauen einigermaßen durch die Verſicherung beſchwichtigte, daß das Leben in Jounquera weit angenehmer, als in Gerona ſey, daß ein Freund von ihm dort wohne, der ihm ſchon längſt einen Aufenthaltsort bei ſich angeboten, und daß er daher mit Vergnügen Roſa dorthin begleiten wolle. So kam der Abend und verging unter mancherlei Plänen, Entſchlüſſen und trüglichen Hoffnungen; da war kein Scherzwort, kein Lied muntrer Geſpielinnen, kein froher Becherklang luſtiger Freunde, nichts erheiterte den kleinen ſchwermüthigen Kreis, und vor der Thüre ſaß Saſtro und blies die klagende, melancholiſche

Dulzayna. Es war der verdrüßlichſte Hochzeitabend, der je in Spanien einem jungen Paar eine trübe Zukunft prophetiſch verhieß.

Früh, ſehr früh rieſen Trommeln und Hörner Adelberg aus den Armen der weinenden Roſa; ſchmerzlich war der Abſchied, bald verſprach ſie ihm nach Jeunquera zu folgen.

9.

Monde waren vergangen, der Winter war vorüber, den nahenden Lenz verkündeten rückkehrende Sänger aus Süden, und milde Tage; er kam, und weckte Blumen und Lieder und Hoffnungen, und noch immer harrte Roſalie von Zahren ihres Boten, aber Georg kam nicht wieder. Bittre Vorwürfe machte ſie ſich, daß ſie den Jüngling veranlaßt zu dieſer Reiſe; treulich unterſtützte ſie den alten Müller, und es mangelte ihm nichts, als nur der Sohn, darum zehrte ſtiller Gram an dem bekümmerten Vaterherzen, und auch Gretchens Wangen wurden bleich.

Drei Menſchen habe ich unglücklich gemacht durch mein thörichtes Beginnen, ſprach Roſalie oft zu ſich ſelbſt: ach, und ich bin es mit, ſetzte ſie ſeufzend hinzu. Eifrig las ſie die Zeitungen, ſtets mit der leiſen Hoffnung, einmal, doch nur einmal den Namen des Geliebten zu finden; über pomphaften Siegesberichten, über Kabinetsverhandlungen, über ſchrecklichen Schilderungen der Inſurgenten und Guerillasbanden irrte ihr umflorter Blick, und ewig getäuſcht, legte ſie die Blätter traurig bei Seite.

Und Woche auf Woche verging, es kam keine Nachricht; ſchon zeigte ſchwere Halme die goldene Flur, und kein Bote erſchien.

Die alte Anverwandte Roſaliens wurde bettlägerig, ärztliche Hülfe that ihr Noth. Bingens Freund hatte ſich durch Geſchicklichkeit und die Gunſt des Glücks einen großen Ruf und ausgebreiteten Wirkungskreis erworben; ihn berief Roſalie. Er kam, dem welken Alter Geneſung, Roſaliens blühende Jugend dem Tode nah zu bringen.

Sein Richard hatte ihm alles geſchrieben, Georgs Ankunft, Adelbergs Schändlichkeit, und ihm die traurige Bitte ans Herz gelegt, wo möglich ſelbſt Roſalien die niederſchlagende Nachricht mit möglichſter Schonung mitzutheilen, ehe ihr auf eine vielleicht rauhere und verletzendere Art das kund würde, was ihr unmöglich verborgen bleiben konnte.

Der eigentliche Krankenbeſuch war bald beendigt; Friedrich verordnete zweckmäßige Mittel und ſprach der ſchwächlichen Kranken Muth und Hoffnung ein, während er ſelbſt mit ſchwerem Herzen nach dem erſten zu dem ſchwerſten Geſchäfte rang.

Roſalie war heute heitrer, als ſeit langer Zeit. Sie erkundigte ſich mit Theilnahme nach der Gemahlin Friedrichs, welcher bald nach Bingens Abreiſe eine glückliche Wahl getroffen hatte, und hatte hundert Fragen, da ſie ihren einſamen Aufenthalt ſeit lange nicht verlaſſen. Die Unterhaltung mit dem verſtändigen Mann that ihr wohl, bald kam auch das Geſpräch auf die damals ſo bewegte Zeit, bald auch auf das Land, wo der kämpfte, den Roſalie noch mehr, als ihr Leben, liebte. Nur für das ſeine bangte die treue Jungfrau, ſeinen Treubruch ſo wenig ahnend, als eines ſolchen ihn fähig haltend.

Und näher kam der Augenblick, wo Friedrich das furchtbare Geheimniß enthüllen, mit grauſamer Hand den farbigen Vorhang der Täuſchung hinwegziehen ſollte von dem grauſigen Nachtſtück. Forſchend ſah er ihr in die ſchönen, von vielem Weinen getrübten Augen, ob ſie es wohl in ſeiner ganzen Schwere tragen würde, was ihm die Bruſt belaſtete, was er ſo gern ihr verhüllt hätte auf ewig. Und er ſprach es aus, das entſetzliche Wort, mit zarter Schonung zwar, nicht unvorbereitet, und nur als Gerücht, als unverbürgte Nachricht.

»Es iſt ſo, es iſt gewiß!« hauchte die ſchöne Lilie, in krampfhafter Bewegung die Rechte an das verwundete Herz legend, und ſank in tiefer Ohnmacht in Friedrichs Arme. Sanft ließ er ſie auf des Sopha's ſchwellende Kiſſen nieder, und klingelte ihrer Zofe. Seine Kunſt rief die Unglückliche in die ſchmerzvolle Gegenwart, in ein umnachtetes Daſeyn zurück. Krämpfe und Ohnmachten wechſelten nun, ein Nervenfieber ergriff ſie mit ſeinen Todesſchauern und Glutphantomen, und der ſtille Genius mit der geſenkten Fackel trat der Leidenden ſehr nahe. —

Der alte Müller ſaß einſam vor der Thüre ſeines kleinen Häuschens, und blickte in die goldnen Abendwölkchen, die keine Jahreszeit ſchöner als der Spätſommer und Herbſt zeigt. Ein ſchwerer Seufzer rang ſich los aus der Bruſt des Greiſes, und von den ſilbernen Wimpern perlten zwei Thränen auf die welken, gefurchten Wangen nieder. Die jungen Schnitter kehrten ſingend und ſcherzend von der ſauern Feldarbeit heim, und mußten an dem kleinen Hofe Müllers vorüber; ſie ſahen den Alten ſitzen, boten guten Abend, und gingen vorbei.

»Der arme Adam,« ſagte ein Burſche zu den Andern im Vorbeigehen, daß der Erwähnte es hörte.

»Der arme Adam!« wiederholte der für ſich; »der iſt nun ganz allein, ja ja!« — Ein Mädchen kam langſamen Schrittes hinter den Schnittern her, und zerzupfte im Gehen einen Kornblumenſtraus. Als ſie an den Hof kam, blickte ſie hinein, und rief mit wehmüthiger Freundlichkeit: »Guten Abend, Vater Adam! wie geht's Euch?«

»Ach Gretchen, biſt Du's?« antwortete der Greis, und ſchirmte mit der Hand die ſchwachen Augen gegen die Helle des Abendhimmels. »Ach, meine Augen ſind ſo trübe, es wird wohl bald ganz aus ſeyn. Was ſoll ich auch noch auf der Welt? — Willſt Du nicht hereinkommen, Gretchen?«

Das Mädchen öffnete die Thüre des Hofes, und trat ein. »Er iſt noch nicht da,« fuhr der

Alte fort, »mir iſt immer, als wenn er wiederkommen müßte, aber er wird wohl nicht.«

»Ich ſagte es ja,« fiel die Betrübte weinend ein: »wer weiß, wo er liegt, der gute Georg?«

Während dieſe Beiden ſich ſo der lange genährten, gemeinſchaftlichen Trauer hingaben, ſprang über die alte, mit Gras und Moos bewachſene Mauer, an die ſich der hintere Theil des Häuschens lehnte, ein junger Mann, ſtand ein Weilchen ſtill, ſah ſich nach allen Seiten um, ſchlich dann vorſichtig an der Wand hin, und hielt mit freudezitternder Hand des Fliederſtrauches hemmende Zweige, daß ſie nicht rauſchten. Jetzt ſah er in den Hof, ſah die Beiden, und mit fröhlichem Ausruf ſank der todtgeglaubte Georg an das bekümmerte Vaterherz, von dieſem in Gretchens Arme.

Jung und Alt verſammelte ſich am folgenden Morgen vor Müllers Hauſe, Alle wollten Georg ſehen, wollten hören, wie es ihm ergangen in der langen Zeit, und er erzählte. Aber Mancher, der froh gekommen, ſchlich trauernd nach Hauſe, und manche Thräne liebender Verwandten floß den in der Ferne Gefallenen. Auf das Schloß ging Georg nicht. Richard, durch deſſen Unterſtützung und wohlwollende Fürſorge es jenem möglich wurde, die Rückreiſe anzutreten, hatte ihn genau über ſein Verhalten unterrichtet.

An Roſalien war der Engel des Todes vorübergegangen; ſie trug ihr Geſchick mit ſtiller Ergebung, wie es tauſend arme Mädchen aus allen Ständen tragen müſſen, denen von dem ſonnenhellen Nebo des Lebens- und Liebesfrühlings das geſegnete Kanaan einer glücklichen Zukunft gezeigt — und dann auf ewig verhüllt wird. Aber es konnte nicht lange Roſalien verborgen bleiben, daß Georg zurück ſey; ſie ließ ihn rufen, und er mußte alles erzählen. Theilnehmender hat wohl nie ein Edelfräulein über eines Bauerburſchen unglückliches Geſchick geweint, als Roſalie. Georg erwähnte ſein Zuſammentreffen mit Adelberg nicht, und als Roſalie ihn darüber auszuforſchen ſuchte, wich er ihren Fragen aus. Es bedurfte auch ſeines Berichtes nicht, da ſich die Nachrichten, die für ſie ſo viel Schmerzliches enthielten, ſchon auf anderm Wege beſtätigt hatten. Aber von Richard ließen Georgs dankbare Gefühle dieſen nicht ſchweigen, wie ſtreng ihm auch Bingen unterſagt hatte, ſeiner bei Roſalien zu erwähnen. Er ſchloß ſeinen einfachen Bericht, in welchem er alle des Guten erwähnte, das ihm Richard von Bingen erzeigt, mit den herzlichen Worten: »Sie, mein gnädiges Fräulein, und Herr von Bingen ſind die größten Wohlthäter meines Lebens. Ohne Sie wäre ich damals in meiner unſinnigen Wuth ein Verbrecher geworden; ohne den Herrn Hauptmann von Bingen hätte ich nie meinen alten Vater, nie mein Vaterland wiedergeſehen. Möchte es Ihnen Beiden doch bis zum Grabe wohlgehen!«

»Der edle Bingen,« ſprach Roſalie, als ſie allein war, zu ſich ſelbſt: »wie uneigennützig handelt er; wie ſo ganz anders, als jener Unwürdige, den ich ihm vorzog. Möchte er doch geſund zurückkehren, und glücklich, recht glücklich werden.«

Oft ſprach ſie nach dieſer Stunde mit Friedrich, deſſen fortgeſetzte Beſuche ihr Geſundheitszuſtand ſowohl, als der ihrer kränkelnden Anverwandtin, fortdauernd nöthig machte, über Bingen, und der Freund war ſtets ſein wärmſter Lobredner. So kam es, daß die Geſtalt Bingens bald als liebevoller Freund, bald in der Glorie des Helden, aber immer verklärt von dem Schimmer der reinſten Achtung, oft vor Roſaliens geiſtigem Auge ſtand.

10.

Das Weſtphäliſche Regiment, bei welchem Bingen und Adelberg, erſterer mit der Charge eines Hauptmanns, letzterer noch als Lieutenant, ſtanden, raſtete in Figueras.

Hoch und ſteil erhob ſich über der Stadt das Fort San Fernando mit ſeinen in Felſen gehauenen Mauern und tiefen Gräben, und ſchien von dieſer Seite unüberwindlich; auf der entgegengeſetzten lief zwar der Berg ſanft gegen die Ebene, aber auch dort war die Feſtung durch ſtarke Bollwerke gegen jeden Angriff geſichert.

Doch raſtlos und geheim wirkten die Häupter des Aufſtandes, dieſen feſten Platz zu gewinnen, und zwei Katalonier, angeſtellt bei der Verwaltung der Lebensmittel, verkauften die Schlüſſel zu dem geheimen Zugang der Vorrathskammern für zwanzigtauſend Peſetas.

Sorglos, vertrauend auf die durch Gewalt unbezwinglichen Feſtungswerke, und auf die Abweſenheit der Feinde, vernachläſſigte der kommandirende General die Bewachung. — Es iſt eine dunkle Nacht, in welcher ſich von der zugänglichſten Seite, angeführt vom General Don Juan Antonio Martinez, fünfhundert ſpaniſche Bergjäger nahen, ein hagerer Zigeuner zeigt ihnen den Weg. Keine Wache hört ſie; unter der Zugbrücke, tief in dem Graben iſt ein kleines Pförtchen, das in die Gewölbe führt, zwanzig kühne Jünglinge dringen hinein; ohne Widerſtand zu finden, bemächtigen ſie ſich einiger Wachen und der Zugbrücke; dieſe fällt, und ohne Geräuſch, faſt ohne Schwertſchlag iſt der Platz mit vierhundert Franzoſen ſammt ihrem Befehlshaber in den Händen der Spanier.

Der Morgen brach an, in der Stadt war alles ruhig, man hatte keine Ahnung davon, daß der Feind ſo nahe ſey. Das Weſtphäliſche Regiment exerzirte auf dem Markte in Figueras, mit mehren andern Truppen, als von einer Seite her ſich ein Getümmel wälzte. Sechs Soldaten führten einen langen ausgemergelten Menſchen herbei und vor die Wohnung des Feldherrn, zugleich hörte man wiederholt den Ruf: ein Spion, ein Spion! Der Gefangene trug eine Jacke von grobem, kapuzinerbraunem Tuch, eben ſolche weite Beinkleider mit einem großen Knopfe und eine abgetragene verſchoſſene rothe Beutelmütze. Hals, Bruſt und Füße waren bloß, und von der Sonne ganz braungelb gebrannt, über die Achſel trug er eine Reihe Knoblauch, und ſah ſehr gleichgültig in das Gewühl der ſich um ihn ſammelnden Menge. Nur auf Adelberg, der auch mit einigen Officieren herzutrat, und augenblicklich den Zigeuner Saſtro erkannte, warf dieſer einen Blick, in welchem ein grauſenvolles Gemiſch von Haß, Tücke und Verachtung verſchmolz.

»Kauft Knoblauch, Freunde!« rief Saſtro einigen Einwohnern zu, indem er von der Schnur, an die jene dort ſo beliebte Speiſe angereiht war, ein großes Büſchel abriß, und einem Manne hinwarf, der kaum weniger zerlumpt ausſah, wie Saſtro und dem Gefangenen einige Rees dafür reichte. In dieſem Augenblick, und den Handel noch bemerkend, trat der Feldherr Baraguay d'Hilliers aus ſeiner Wohnung. »Halt! jenen Knoblauch!« rief er, und Adelberg, der dem Käufer zunächſt ſtand, riß ihm das Büſchel aus der Hand, worauf ſich jener eiligſt in dem Gedränge verlor.

»Fahre zur Hölle, Verräther!« knirſchte Saſtro, und ſchleuderte ein kleines, verborgen gehaltenes Stilet ſo geſchickt auf Adelbergs Bruſt, daß es auf jeden Fall tödtlich verletzend eingedrungen wäre, hätte ihn nicht ein ſtarkes Portefeuille, das er dort trug, geſchützt.

Nach dieſem vergeblichen Mordverſuch wurden Saſtro's Hände gebunden. In dem Knoblauch-Büſchel fand ſich ein ſorgfältig verſtecktes Blättchen Papier, worauf ſich arabiſche Schriftzeichen, ähnlich denen, die Adelberg bei dem gefangenen Franziſko ſah, befanden. Die Soldaten berichteten, daß ſie den Spion unter der Feſtung San Fernando in einem der Laufgräben gefangen hätten, wo er ſich zu verbergen geſucht. Auf alle Fragen; die nun an ihn gerichtet wurden, ſchwieg er hartnäckig, und antwortete nur mit höhniſchem Grinſen. Der Profos wurde gerufen.

In weniger als fünf Minuten hing Saſtro als überreife Frucht am dürren Aſte eines alten Olivenbaums.

Jetzt wurde ein Detachement befehligt, die Beſatzung zu vermehren, welches, als es nahe genug kam, von einem heftigen Kugelregen begrüßt wurde, und nun ſah man endlich mit

Staunen und Verdruß, daß San Fernando in Feindeshänden war. Nun lärmten die Trommeln, nun ſchmetterten die Trompeten, und die Garniſon zog aus, das Fort zu ſtürmen, aber zu gleicher Zeit zogen von der andern Seite zwölfhundert Spanier heran, warfen ſich hinein, und ſchlugen den Angriff mit tapfrer Hand zurück, und man ſah ſich von Seiten der Franzoſen genöthigt, die Anſtalten zu einer Belagerung zu treffen, bei welcher nun auch die eben anweſenden weſtphäliſchen Truppen gebraucht wurden. Alle Bewohner von Figueras und der Umgegend wurden zum Schanzen herbeigetrieben, die ſchönen Weinberge verwüſtet, die Oelbäume, der Bewohner größter Reichthum, und beſte Erwerbsquelle, umgehauen, und immer enger die Feſtung eingeſchloſſen, in welcher bald Nahrungsmangel eintrat.

Aber kaum hatte ſich die freudige Nachricht von der Wiedereinnahme des Forts durch die Spanier, nachdem die Franzoſen ſie drei Jahre behauptet, verbreitet, da rückte zum Sukkurs Campoverda mit eilftauſend Kriegern, und zwölfhundert Maulthieren, die mit Vorräthen aller Art beladen waren, herbei. Unter dem Schutze dieſes Heeres reiſten auch Sennora

Eſtrava, Roſa und Franzisko, deren vereintes Bitten den wilden Fernando endlich doch beſänftigt und verſöhnt hatte. Nach einigen Tagen trennten ſie ſich jedoch, und die beiden Frauen gingen, von Franzisko ſicher geleitet, nach Jennquera. —

Eine blutige Schlacht wurde am 3. Mai 1811 bei Figueras geſchlagen. Vergebens fielen die Belagerten aus, vergebens that Campoverda mit ſeinen Spaniern Wunder der Tapferkeit; dreitauſend Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, zweitauſend Gefangene fielen in die Hände der Sieger, nebſt allen Maulthieren und Vorräthen.

Auch Richard von Bingen hatte in der Schlacht eine Armwunde erhalten; als ihn auf der blutgedüngten Wahlſtatt ein Wundarzt verband, lag ein Spanier in der Nähe, der unaufhörlich auf die Franzoſen ſchimpfte, obgleich er dem Tode ſchon mehr, als dem Leben angehörte. Man wollte auch ihm Hülfe leiſten, aber erbittert wies er ſie von ſich, brüllte noch einen entſetzlichen Fluch über Spaniens Feinde, und ſtarb. Es war Antonio Matez, wie ſich aus einem noch ungeſiegelten Brief an ſeine Gattin, den man bei ihm fand, ergab. Bingen ſandte ihr, die ſich jetzt, um dem Manne näher zu ſeyn, in Liers bei einer Schweſter aufhielt, den Brief. Sie trug dieſen Verluſt mit ſtolzer Reſignation, in tiefer Trauer kam ſie, ſah ihren Mann beerdigen und band ein Kreuz von Olivenzweigen zuſammen, mit welchem ſie den friſchen Hügel ſchmückte. Am folgenden Tag kapitulirte die Beſatzung von San Fernando, und nun erſt ging das Weſtphäliſche Regiment nach Jounquera ab.

In der Nähe dieſer Stadt, am Fuße der Pyrenäen, liegt ein liebliches Thal; an dem ſchmalen Eingang in daſſelbe, den zwei ſtarke, immergrüne Korkeichen beſchatten, zieht ſich die Straße vorbei. Ein ſtiller, von klaren Bächen durchwäſſerter Wieſengrund iſt rings von ſteilen Bergwänden eingeſchloſſen. Im Hintergrunde erhebt ſich der hohe Martinsfels, über den die grauen Trümmer eines längſt zerſtörten Schloſſes, mehr kühn gethürmten Felsmaſſen ähnlich, als Mauern, von Menſchenhand gebildet — emporragen. Ein Zweig der Pyrenäen bildet einen ſehr maleriſchen Proſpekt, und vermehrt den großartigen und ſchauerlichen Eindruck der Umgebung, welcher aber wieder gemildert wird durch das mannichfache

Grün, das die ungeheuern Felsblöcke des Thales ſchmückt. Kaſtanien, Zürgel- und Mandelbäume wechſeln mit niedrigen, ſchön blühenden Strauchnarten, und breit gefiederte Farrenkräuter drängen ſich zwiſchen den Spalten und Ritzen der Felſen hervor.

Dieſes romantiſche Thal war der Lieblingsſpaziergang der trauernden Roſa, die oft in der Geſellſchaft ihrer Mutter und Franzisko's hier verweilte. Den geliebten Gatten immer noch unter den Gefahren des Krieges wiſſend, konnte weder das Friedensbild des Thales im Bunde mit der ſchönen Natur, noch der Mutter und des väterlichen Freundes tröſtende Worte ſie erheitern, und ihrem ahnungsvollen Geiſte gingen die Nebelbilder einer trüben Zukunft vorüber.

Endlich ward auch ihr ein Traum von Seligkeit; Adelberg kam und ſie war glücklich.

An einem der herrlichſten Maienabende wandelte ſie noch an ſeinem Arm durch jenes Thal. Hundert Nachtigallen ſangen wetteifernd in den Cytiſusbäumen, deren hangende Blüthentrauben im Abendgolde leuchteten; die kleinen Murmelbäche rieſelten ſo traulich, und bald kam der Mond, und ſtreute das Silber ſeiner

Strahlen auf die alten Burgtrümmer über dem Martinsfels, und auf die Gipfel der Pyrenäen. Adelberg malte mit dem ihm eigenen Feuer der Rede, die er mit den Blüthen der Poeſie ausſchmückte, der aufmerkſamen Zuhörerin Gegenden ſeines Vaterlandes, ſchilderte ihr ſeiner Heimath Sitten und Gebräuche und ſtellte ihr alles in den glühenden Transparentfarben der Phantaſie vor Augen. Jetzt wollten ſie den Rückweg antreten, als plötzlich, wie aus der Erde emporgeſtiegen, die Geſtalt eines hohen bewaffneten Kriegers vor ihnen ſtand, zugleich rauſchte es in den Büſchen, und da und dort wurden Köpfe ſichtbar, blitzten Waffen im ſchimmernden Mondenlicht. »Fernando!« ſchrie Roſa auf, und Adelberg griff nach dem Degen.

»Laßt ſtecken,« redete ihn Fernando mit einer Stimme an, die gewohnt ſchien, zu befehlen: »Euer Leben, hätte mich danach verlangt, es Euch zu rauben, war längſt in meiner Hand, und wäret Ihr ein Franzoſe, ſo hätte es Euch nicht ſchützen ſollen, daß dieſe zarte Frau für Euch zittert. Ich wollte den Fremdling ſehen, dem es gelang, das Herz meiner Schweſter dem vaterländiſchen Boden, und von denen, mit welchen ſie durch die Bande des Blutes verknüpft iſt, abzuwenden. Sie hat nicht wohlgethan, doch — ihr Wille geſchehe! Sie will Euch folgen in Euer Vaterland, wollt Ihr ſie dort durch dauernde Liebe ſo glücklich machen, daß ſie nimmer des eignen verlangend gedenke? Deutſche Treue und Redlichkeit wird ja ehrenvoll auch im Auslande geprieſen, ſo gelobt mir, als ächter Deutſcher zu handeln an der, die Euch zu Liebe Alles verläßt. Er hielt dem Ueberraſchten die kräftige Rechte hin.«

»Mein Vaterland ſoll das ihre ſeyn,« gelobte Adelberg, »ihr Glück meine ſtete Sorge; mag der Fluch des Allmächtigen mich treffen, halte ich nicht mein Wort!«

Eine Wolke zog vor den Mond, und es donnerte dumpf und fern im Gebirge.

»So ſoll ich,« wendete ſich Fernando jetzt zu der weinenden Roſa: »ſo ſoll ich Dein liebes Angeſicht nicht wieder ſehen, meine theure Schweſter! Lebe wohl, vergiß nicht ganz Dein armes Vaterland, vergiß Deine Mutter nicht, die für Dich betet, denke an Deinen Vater, der für Spanien fiel, an Deinen Bruder, der für Spanien kämpfen wird, ſo lange er eine Waffe tragen kann, und Du trage dieß zum

Andenken an mich.« Er hing ihr eine ſchwere goldne Kette mit einem Juwelenkreuze um den Hals. Jetzt trat plötzlich Franzisko zu den Dreien. »Endet und ſcheidet!« rief er: »es droht Gefahr!«

Da drückte Fernando noch einen heißen Kuß auf die Lippen ſeiner bebenden Schweſter, rief noch: »Lebt wohl, Herr von Adelberg, und ſeyd eingedenk Eures Eides!« und verſchwand mit ſeinen Guerillas in dem felſigen Hintergrund. Adelberg ſtand mit Roſa allein, auch Franzisko war nicht mehr zu ſehen. Wie ſie den Eingang des Thales erreichten, trafen ſie auf eine Kompagnie Soldaten, die ausmarſchirten gegen die Guerillas, die ſich gezeigt haben ſollten.

Nicht lange mehr weilte Adelberg in Jounquera, eine bei Figueras erhaltene Wunde machte ihn zum fernern Dienſt untauglich, und nach einem ſchmerzlichen Abſchied von ihrer Mutter und Franzisko folgte Roſa ihrem Gatten nach Deutſchland. Franzisko ſtellte ſich unter Fernando's kühne, Tod und Schrecken in den Gebirgen verbreitende Schaar. Auch Richard von Bingen ging in ſein Vaterland zurück, nachdem er der trauerden Pflegerin ſeines Findlings, die nun dieſem ihre ganze ungetheilte Zärtlichkeit widmete, eine anſehnliche Summe geſchenkt hatte.

II.

Karl von Adelberg war mit ſeiner jungen Frau in der Hauptſtadt Weſtphalens angekommen. Die Reiſe, das viele Neue in Sitten, Trachten und Vergnügungen, hatte mit wohlthätiger Zerſtreuung auf **Roſa** gewirkt, ſo daß ſie die Heimath nicht allzuſchmerzlich vermißte. **Adelberg** that, was in ſeinen Kräften ſtand, auch ihre kleinſten Wünſche zu erfüllen, ſein liebevolles Begegnen ſchien ihr der Bürge einer ſchönen Zukunft zu ſeyn; ſie war ſo froh, ſo heiter, und ſuchte den geliebten Gatten durch die zarteſte Hingebung, durch die dankbarſte Anhänglichkeit zu belohnen. Er war ihr Alles, und ſie durchlebte ihre glücklichſte Zeit, denn ach, ſchon nagte der Wurm an der Blüthe ihrer Hoffnung, daß ſie nimmer zur ſüßen Frucht der Erfüllung reifen konnte.

Adelberg hatte mächtige Feinde; unerwartet erhielt er den Abſchied, weil er bei ſeiner Verheirathung die unerläßliche Beobachtung einer geſetzlichen Form umgangen, er wurde nicht befördert, nicht penſionirt, und **Roſa** — ſtand an dem Wendepunkt ihres Glückes. Er hätte wohl auskommen können mit ſeinem Vermögen, aber der Unmuth, von dem er ſich allgemach mehr und mehr beherrſchen ließ, riß ihn auf den Pfad des Verderbens. Von Stufe zu Stufe ſank er, wurde Trinker, Spieler und Verſchwender.

Einſam und verlaſſen, ohne den tröſtenden Zuſpruch der Freundſchaft, ſaß Roſa oft in ihrem Zimmer, wenn ihr Gatte an Trink- und Spieltiſchen, bei nächtlichen Gelagen ſich umtrieb, und dachte mit kummervollem Herzen an ihr Vaterland, an ihre Lieben dort, an ihre glückliche, ſorgenlos verlebte Jugend. Immer finſtrer wurde Adelberg, ſeine Ungerechtigkeit ließ ihn in der ſchuldloſen Gattin die Urſache ſehen, daß es ihm nicht nach Wunſche erging. Oft bat ihn Roſa mit Thränen, ſich einzuſchränken, oder auch, mit ihr nach Spanien zurückzukehren, er verlachte ſie, nannte kindiſch ihre kindlichen Bitten, oder ſetzte ihren ſanften Vorſtellungen Hohn und Kränkung entgegen, und ging im Unwillen von ihr — den Groll im Weinhaus zu vertrinken.

Wie eine zarte Blume des Südlandes nicht gedeihen kann im rauhen Norden, wenn nicht des Gärtners pflegende Hand ſie ſchirmt, und im paſſenden Boden ihr Licht und Wärme, ſo viel ſie bedarf, verleiht, ſo welkte auch Roſa's Blüthe ſchnell dahin, denn ſie konnte ſich nicht mehr im Strahl der Liebe ſonnen; bald geſellte ſich zu den ſchmerzlichen Gefühlen, ſich vernachläſſigt zu ſehen, bitterer, drückender Mangel. Adelberg war tief geſunken; in den ſchlechteſten Geſellſchaften vergeudete er ſein Erbe, und entblödete ſich nicht, das kleine Beſitzthum ſeiner Gattin anzugreifen. Die Dulderin gab, bis ſie nichts mehr zu geben hatte, immer hegte ſie noch die Hoffnung, ſeine Liebe wiederzugewinnen. Sie täuſchte ſich; eines Morgens ging er aus, und kam nicht wieder. — Er war entflohen mit der Tochter eines Spielers.

Da ſtand nun die Unglückliche, in dem Gewühl der volkreichen Stadt, ganz allein, betrogen um das Glück ihres Lebens, und ſah nichts vor ſich, als Kummer und Erniedrigung. Die Gläubiger ihres Mannes nahmen ihr alles, troſt- und hülflos blieb ſie in der verödeten Wohnung, die ihr des Hauseigenthümers Härte ſchon gekündigt.

Bingen weilte damals zufällig in Kaſſel, er erfuhr Roſa's traurige Lage, auf ſeine Veranlaſſung ſchoſſen ſeine vielen Freunde, die zum Theil mit ihm und Adelberg bei einem Regimente geſtanden, eine Summe für die Arme zuſammen, er ſelbſt gab reichlich, und ſchickte ihr das Geld auf zartſinnige Weiſe zu. Sie trat die Rückreiſe in ihr Vaterland an. Nur kaum ein Jahr war ſie in Deutſchland geweſen; hoffnungsvoll und vertrauend war ſie von der Heimath geſchieden; krank und mittellos, faſt eine Bettlerin, überſtieg ſie zum zweitenmale die Pyrenäen.

Schrecklich wüthete noch der Krieg. In Gerona fand Roſa im älterlichen Hauſe Donna Matez wohnen. Die Mutter war todt, von Fernando und Franzisko war nichts zu erfahren. Neuer Schmerz überwältigte den früheren. Sie welkte zuſehends hin.

Oft ſaß ſie ſtundenlang bei den Kindergräbern, dachte der vergangenen Zeit, und weinte. Der weiße Roſenſtock trug volle Blüthen, der rothe war eingegangen. Der kleine Richard, der Pflegling ihrer Freundin, vermochte es allein, ſie bisweilen zu erheitern. Donna Matez vergalt, was Roſa und ihre Mutter einſt an ihr gethan, ſie pflegte die Kranke mit treuer

Liebe, bis der Tod den Friedenskuß auf die Lippen der geknickten Roſe ſanft drückte, und pflanzte auf den Grabeshügel der Freundin Cypreſſen und weiße Centifolien.

Nie hatte man wieder etwas von dem ſchändlichen Adelberg gehört. Ohngefähr ein Jahr nach ſeiner Entfernung ſollen zwei vornehme Reiſende, angeblich Spanier, in Kaſſel einige Tage geweilt und heimlich Nachfrage nach ihm gehalten haben. Vielleicht haben ihn die Rächer gefunden, wenn er nicht früher vor den ewigen Richter trat. —

Richard von Bingen, der als Major den ehrenvollſten Abſchied erhalten hatte, eilte in die Arme ſeines Friedrich. Viel hatten ſich die Freunde zu erzählen; lebendig friſchte Friedrich in dem Herzen des Freundes Roſaliens Bild auf. Ach, die alte Glut war noch nicht verlodert, Richard liebte ſie noch, ſein Herz hatte nie einer andern gehört. Er konnte den Wunſch nicht unterdrücken, ſie einmal wiederzuſehen, und leicht ließ ein Zuſammentreffen ſich einleiten. Friedrichs Gattin bat Roſalien zu ſich.

Richard trat ein, zwei wohlverdiente Orden ſchmückten ſeine Bruſt, ſeine Wangen hatte die ſüdliche Sonne ſtark gebräunt, aber in ſeinen Augen lag noch immer ein Himmel voll Güte. Sie fand das Bild, das ſie im Geiſt ſich von ihm gemalt, im Original nur ſchöner wieder, und grüßte den, der ihr wie ein Heros, mit der edelſten Haltung entgegen trat, mit holdem Erröthen.

Auch Richard ſtaunte; er hatte ſie ſich ſchmerzensbleich, leidend und gebeugt gedacht, und wie ganz anders erſchien ſie ihm. Wohl war der natürliche Karmin ihrer Wangen etwas bläſſer, aber eben dieſe zarte Roſenblüthe auf dem Lilienſammet ihrer reinen Haut, und ein feiner Zug ſtiller Schwermuth machten ſie nur noch unendlich anziehender und reizender.

Bald war das alte Band der Bekanntſchaft neu geknüpft, und beide in traulicher Unterhaltung begriffen. Sie ſprach von ihrer Mutter, ihrem jetzigen Stillleben ſeit deren Tode, von ihren Lieblingsneigungen und Beſchäftigungen; er ſchilderte Scenen aus ſeinem Kriegsleben, die Trachten und Eigenthümlichkeiten, die Tugenden und Fehler der Katalonier, und hatte an ihr die aufmerkſamſte Zuhörerin.

Als ſie ſchieden, hob in beiden Herzen die Himmelsblüthe der Liebe der Hoffnung grüne Blätter wieder verjüngt empor. Zwei edle Menſchen, die für einander geboren waren, hatten ſich wiedergefunden. Nach wenigen Wochen folgte Roſalie von Zahren, die bräutliche Myrthe im Haar, die Roſe der Liebe an der Bruſt, dem ſeligen Richard von Bingen zum Altare.

Wenige, aber auserleſene Gäſte, wohnten dem frohen Hochzeitfeſte bei, unter ihnen Friedrich und ſeine Gattin, und als nun die guten, glücklichen Menſchen an der Tafel beiſammen ſitzen, und die Becher hell erklingen auf das Wohl der Neuvermählten, und feſtlicher Tuſch von Trompeten und Pauken in den Jubel hineinwirbelt, horch, da ſchallt auch Muſik und Jubelruf von unten herauf zu den Fenſtern des Schloſſes, und des Dorfes erwachſene Jugend zieht in den Hof, an ihrer Spitze ein zweites glückliches Brautpaar, welches Richard und Roſalie ausgeſtattet. Georg iſt's und ſein Gretchen, geführt von zwei Nachbarn, der alte Vater wankt mit, und Alt und Jung, in feſtlichen Kleidern wimmelt nach. Und Georg tritt mit ſeinem wieder lieblich blühenden Bräutchen ein in den Saal, und bringt ſeinen guten Engeln, wie er Richard und Roſalien nennt, ſeinen innigſten Glückwunſch, ſeinen wärmſten Dank in ungekünſtelten, treugemeinten Worten dar, während von unten herauf freudiges Jauchzen und hundertſtimmiges, donnerndes Vivat ſchallt.

Und auf beiden Ehen ruht noch heute der Segen des Himmels.

Die Singstube.

Phantaſieſtück.

Die Singſtube.

In einer kleinen Stadt, in welcher ich einſt eine Zeitlang recht glücklich und angenehm lebte, ſtand ein alterthümliches, maſſives Gebäude, insgemein das ſteinerne Haus genannt, weil es das einzige dieſer Art in dem Städtchen war. Der Beſitzer dieſes Hauſes war ein Arzt, ein bejahrter zwar, aber ein lebensluſtiger, jovialer Mann, freundlich im Umgang, wohlwollend gegen Jedermann, und ein überaus angenehmer und gern geſehener Geſellſchafter, deſſen Vater und Großvater ſchon ehrenvolle Aemter in der Stadt bekleidet hatten. Nun trug man ſich daſelbſt ganz im Stillen mit der Mähr, es ſey in dem Hauſe des Doktors nicht ſo ganz richtig, einer Mähr, die nicht aus Tagen der Vorzeit zu ſtammen ſchien, denn ſie war dem gemeinen Volke größtentheils unbekannt, aber die Vornehmen erzählten ſich dieſelbe, freilich nur ganz heimlich, um nicht für befangen und abergläubiſch zu gelten, freilich niemals, ohne dazu zu ſetzen: Wer weiß, ob's wahr iſt, ich glaube es nicht — es wird wohl nichts daran ſeyn — aber genug, man erzählte ſich doch die Sache, und von irgend Etwas ſich zu unterhalten, kann Niemand gewehrt werden, falle auch der Gegenſtand in das Gebiet des Ueberſinnlichen und Unheimlichen. Die Einwohner waren auch allerdings aufgeklärt genug, nicht im vollen Ernſte daran zu glauben, aber wo iſt der Ort, in welchem nicht irgend einmal in dem oder jenem, größern oder kleinern Zirkel, das Geſpräch auf wunderbare Ereigniſſe kommt? wo dann eine Menge Dinge erzählt werden, die das nicht ganz unangenehme Gefühl einer kleinen Furcht, eines heimlichen Schauers erregen. Wo wären auch nicht Frauen, die nicht ſchon einmal eines merkwürdigen Traumes, einer Ahnung, oder einer unerklärbaren Erſcheinung aus ihrem, oder ihrer Angehörigen Leben ſich erinnerten? Jene Sage nun, die man ſich insgeheim von dem ſteinernen Hauſe in die Ohren flüſterte, war ganz einfach, und dieſes Inhaltes:

Im Hauſe des Dokter **Mälar** iſt eine Stube, in der es nicht geheuer ſeyn ſoll. Mehrere Gäſte, Freunde **Mälars** und ſeiner Familie, die darin übernachteten, ſind auf eine ganz eigene, unerklärbare Weiſe beunruhigt worden. Sie haben einen leiſen, wunderlichen, ganz feinen Geſang gehört, mitten in der Nacht, wenn ringsum doch alles ruhig iſt. Sind ſie vom Bett aufgeſtiegen, und haben zum Fenſter hinausgehorcht, ob aus der Nachbarſchaft der Geſang komme, ſo iſt alles todtenſtille geweſen, und auch aus keinem Nebenzimmer iſt nur der geringſte Laut gekommen. Haben ſie ſich wieder niedergelegt, ſo hat es nach einer Weile wieder zu ſingen angefangen, anfangs leiſe, ganz leiſe, wie aus weiter Ferne klingend, dann immer näher und heller, ſo daß ſie deutlich vernommen haben, es ſey nirgend anders der Geſang, als in der Stube ſelbſt, in der ſie ſich befunden. Auf die Fragen: »Wer da? Wer ſingt denn?« hat ſich freilich niemals eine Antwort vernehmen laſſen, ſo wenig, als ſich Etwas gezeigt, wenn ſie ſich im Bette aufgerichtet, und in das Dunkel um ſie her hineingeſtarrt. Zündeten ſie ein Licht an, ſo war nichts zu ſehen, und der Geſang verſtummte.

Wenn nun ein ſolcher Gaſt am andern Morgen herunter kommt, und auf die Frage: ob er wohl geruht? verneinend antwortet, und erzählt, was er gehört, dann ſoll, wie man ſagt, jedesmal der Doktor ein ſehr ernſtes Geſicht machen, ungläubig mit dem Kopfe ſchütteln, die Frau Doktorin aber leiſe ſeufzen, und dann von der Sache nicht weiter die Rede ſeyn; bleibt aber der Gaſt länger im Hauſe, ſo wird ihm am nächſten Abend ein andres Schlafzimmer angewieſen, in dem ihm dann kein unheimlicher, nächtlicher Geſang Schlaf und Träume verſcheucht.

Nun iſt zwar Jeder, der ſich der anerkannten Gaſtlichkeit des Doktor Mälar freut, ſo diskret, nicht davon öffentlich zu reden, aber heimlich iſt es doch unter die Leute gekommen. Haben nun manchmal Einige in der Geſellſchaft, die davon gehört, und nicht nöthig haben, andere Rückſichten, als die allgemeinen des guten Tons gegen Mälar zu beobachten, dieſen im Scherz gefragt, was es doch für eine Bewandtniß habe mit dem nächtlichen Geſang in ſeiner Gaſtſtube, ſo hat er immer verſtimmt geantwortet: »Ach, Alfanzerei, — ich weiß nichts davon, Geſchwätz,« und hat nach einer Weile die Geſellſchaft nicht in der beſten Laune verlaſſen; ſeit man das weiß, hütet man ſich, ihn zu fragen, denn er ſpricht einmal nicht gern davon. —

So erzählte man ſich, und wie geſagt, der Doktor Mälar, ſo gern er ſonſt Anekdoten und kleine Geſchichtchen erzählte, und ſo gut er dieſe vortrug, ſprach nicht gern von jener Sache, und ſtand keinem Frager darüber recht Rede. Er ſuchte und fand ſtets eine Ausflucht, loszukommen von einer unwillkommenen Beichte. Eben ſo ſchweigſam war ſeine Frau, ſie war überhaupt mild und ſtille, und ſehr würdevoll, ſo daß ſchon die Achtung gegen ſie die gebildeten Frauen jener Stadt abhielt, als neugierige Fragerinnen zu erſcheinen, wie lebhaft auch der Wunſch in Mancher rege war, den Schlüſſel zu haben zu dieſem dunkeln ſeltſamen Geheimniß.

Nun befindet ſich nahe bei jener Stadt auf einem nicht allzuhohen Berge ein freundlicher Geſellſchaftsgarten, mit einem Salon und Kegelbahnen, auch einer gut eingerichteten Wirthſchaft, wo ſich die Honoratioren gewöhnlich gegen Abend einfinden, ſo lange die ſchöne Jahreszeit dauert, und wo auch der Doktor Mälar ſtets in den Abendſtunden zu finden war, wenn ihn ſein Beruf [illegible] abhielt. Eine herrliche Ausſicht auf die maleriſch an einem kleinen Landſee gelegene Südſeite der Stadt, auf einige benachbarte Schlöſſer und Ortſchaften, ſo wie auf mehrere Burgruinen, machte allerdings dieſen Punkt ſehr reizend, und erwarb der neuen Anlage in der Nähe und Ferne viele Freunde.

Der Herbſt ſpann ſchon ſeine glänzenden Fäden über abgemähte Felder, und der gegenüber, hinter der Stadt, ſich ſteil erhebende Waldberg prangte in dem bunten Schmucke, den der Oktober der Natur als letztes Feierkleid anzieht, bevor ſie ſchlafen geht, dennoch ging man immer noch gerne auf den beliebten Berg, und ſo traf es ſich eines Abends, daß ich mit noch einigen Freunden mich auch noch oben befand, als es ſchon dunkelte; auch der Doktor **Málar** war erſt kurz vorher von einem Gang über Land, da ihn der Weg vorüberführte, eingetreten. Draußen erhob ſich aber jetzt der Herbſtwind, und brachte einen feinen Regen mit, ſo daß Niemand Luſt hatte, in dieſem nach Hauſe zu gehen. Wir ſetzten uns um den großen runden Tiſch, der in der Mitte des Salons ſtand, und fühlten uns um ſo gemüthlicher und behaglicher bei gutem Bier und dampfenden Pfeifen, je ungeſtümer der Wind um das Berghaus ſauste, und der Regen gegen die verſchloſſenen Läden ſchlug. Der Saal lief gleich in die Kegelbahn aus, die uns ganz dunkel, wie eine große Höhle, angähnte.

Es iſt bekannt, daß es ſich nie lieber und ſchöner von Geiſtern und Erſcheinungen ſpricht, als Abends bei herbſtlichen und winterlichen Stürmen, in einer etwas ſchauerlichen Situation, und doch zugleich in einem traulichen Kreiſe. Bald kamen auch wir auf dieſen Gegenſtand, und zunächſt führte uns darauf eine kleine Erzählung des Doktor Mälar, die zwar damit in keinem Einklang ſtand, aber doch alle Empfindungen eines unheimlichen Grauſens in uns Allen anregte.

»Ich wurde,« erzählte der Doktor, während er eine große köſtliche Doſe mit römiſcher Moſaik herumgehen ließ: »zu einem Schäfer gerufen. Als ich hinkam, ſah ich mich vergebens nach dem Patienten um, und fragte die Frau: »Nun, wo iſt denn Euer Mann?«

»Er iſt im Felde, und hütet,« antwortete die Schäferin; und ich fragte weiter, »was ihm fehle?«

»Ach, Herr Doktor, das kann ich Ihm ga nicht ſo recht ſagen: Er ißt genug, aber mi dem Trinken will es nicht recht gehen. E brenne ihn im Halſe, ſpricht er, und da leck er mir die Sahne von den Milchtöpfen, e kühle ihn, ſpricht er.«

»Ich konnte aus dem Gerede der Frau nich klug werden,« fuhr der Doktor fort; »ging au das Feld, wo der Schäfer hüten ſollte, un fand ihn bald. Er war überaus freundlich ſah wohl aus, und wußte nicht, daß ich ſeinet wegen gerufen worden war; er lachte, als ic ihm den Puls fühlte, und ſagte, er wiſſe vo keiner Krankheit, nur der Hals ſey ihm imme dürr und trocken.«

»Was trinkt Ihr denn?« fragte ich. »Nicht Herr Doktor,« gab er zur Antwort: »ich kan nicht trinken, ich kann kein Getränk erſehen.«

»Ich erſchrak. Nicht weit vom Ort, wo wi ſprachen, floß eine Quelle; ich ſagte ihm, e ſolle mir den Gefallen thun, und mit mir hin gehen, und trinken, aber er verzerrte auf eign Weiſe das Geſicht, klapperte mit den Zähnen und rief: »Nein, Herr Doktor! Nein, das bi ich nicht im Stande.«

»Ich ſagte zu ihm: »Hört, guter Mann, Ihr ſeyd krank, Ihr müßt nach Hauſe gehen.« Er lachte aber dazu, und fragte, »wer denn die Schaafe hüten ſolle?« Auf meine Frage, ſeit wie lange er nichts getrunken habe, gab er vier Wochen an, in welcher Zeit er ſich die Sahne, geronnene Milch, Pflaumenmuß u. dgl. um ſo beſſer hatte ſchmecken laſſen.«

»Hierauf verließ ich ihn, holte einige handfeſte Männer, ließ einen derſelben eine Flaſche voll Bier mitnehmen, und verfügte mich wieder zu dem Schäfer; wie ich dieſem ein Glas Bier bot, äußerte er den heftigſten Widerwillen dagegen.«

»Ich ſah nun meine traurige Vermuthung beſtätigt, und ließ ihn von meinen Begleitern nach Hauſe führen. Er ſträubte ſich heftig, und ſchimpfte mich einen verrückten Doktor, der die Geſunden kuriren wolle, und die Kranken ſterben laſſe; dann weinte er wie ein Kind, daß er ſeine liebe Heerde verlaſſen müſſe. Zu Hauſe ließ ich ihn wohl bewachen, und ſchon am nächſten Tage brach, wie ich vorhergeſehen, die Waſſerſcheu in ihrer fürchterlichen Heftigkeit bei ihm aus. Nach ſieben qualvollen Tagen ſtarb er hin, alle angewandten Rettungsverſuche waren fruchtlos.«

Dieſe Erzählung brachte das Geſpräch auf pſychiſche Abirrungen, auf Antipathie, es wurde geſtritten, ob die Hydrophobie eine Krankheit der Seele oder des Körpers ſey, und von dieſem Thema kamen wir nur ſo von ungefähr auf die intellektuelle Welt, und es nahm ein ſehr geſchätzter Freund des Doktor Mälar das Wort, und ſagte zu ihm: »Lieber Doktor, wir ſind hier unter uns Freunden, lauter vernünftige Männer, von denen keiner an Ammenmährchen glaubt, keiner von abergläubiſchen Vorurtheilen befangen iſt, ſeyn Sie daher offenherzig, entdecken Sie uns, was iſt an dem Mährchen, mit dem man ſich von Ihrem Hauſe trägt? Stammt es aus alter Zeit, oder gehört es der neuen an?«

Die Mienen des Arztes veränderten ſich, man ſah, es machte keinen angenehmen Eindruck auf ihn, ſich daran erinnert zu ſehen. Er wurde ernſt, und ſagte ſtill vor ſich hin: »Es iſt eben ein Mährchen, nichts weiter.«

»Nein, nein, erlauben Sie mir, dieß zu bezweifeln,« fuhr der Freund Mälars fort: »Ich ſehe es Ihnen an, es hat dieſe Sage ſegend einen dunkeln Grund, erzählen Sie uns die Geſchichte, wir können jetzt doch noch nicht nach Hauſe gehen.«

Der Doktor nahm aus der Moſaikdoſe eine ſtarke Priſe, und blickte uns der Reihe nach, halb freundlich, halb unwillig an.

Die zwei Bekannte, die außer dem Doktor und ſeinem Freund, mit mir noch die Geſellſchaft ausmachten, baten: »Erzählen Sie, beſter Doktor!« und auch ich ſtimmte in dieſe Bitte um ſo lieber mit ein, als ich mich längſt geſehnt hatte, Näheres über dieſes Gerücht zu erfahren, da dergleichen für mich, als angehenden Dichter von Erzählungen und Phantaſieſtücken, von doppeltem Intereſſe ſeyn mußte.

Der Doktor Mälar reichte wieder ſeine Doſe herum, und nahm das Wort: »Ich will Ihren Wunſch erfüllen, meine Herren, aber unter der Bedingung, daß dann niemals wieder unter uns die Rede von dem ſey, was ich Ihnen heute erzähle. Sie begreifen leicht, daß einem vorurtheilsfreien Mann nichts unlieber ſeyn kann, als irgend eine Erſcheinung in der Natur unerklärbar zu laſſen, obgleich dieſe eine Menge von Räthſeln darbietet, die noch lange Jahre der gründlichen Auflöſung entgegenhar-

ren, ich erinnere nur an die Erſcheinungen d
Magnetismus, des Nordlichts, des Galvani
mus und dergleichen mehr. Ich bin kein ſog
nannter Gefühlsmenſch, der ſich in unverſta
denen Ahnungen, myſtiſchen Träumereien un
dunkeln Begriffen gefällt, ich liebe Licht,
der Wiſſenſchaft, wie im Leben, und kann d
Rockenphiloſophie nicht huldigen. Und auch ſe
erzähle ich Ihnen nur, was ich als Thatſac
verbürgen kann, und laſſe das, was ſich a
dieſe knüpfen ſoll, billig an ſeinen Ort g
ſtellt.«

»Als ich mich im zweiten Jahr meiner är
lichen Praxis verheirathet hatte, kam gerä
das benachbarte Bad in große Aufnahme, un
mir wurde das Glück, die Stelle des zweite
Brunnenarztes zu erhalten. Als ſolcher muß
ich während der Saiſon im Badeorte ſelb
wohnen, was mir bald einen ſehr erwünſchte
Wirkungskreis und ſchätzbare Bekanntſchafte
verſchaffte.«

»Unter den zahlreichen, zum Theil hohe
Gäſten, welche die anerkannte Heilkraft de
Brunnens ſowohl, als die Lieblichkeit der ro
mantiſchen Umgebungen des Badeortes, ſo wi
die ausgezeichnete Humanität der fürſtlichen Fa

milie dort verſammelt und gefeſſelt hielt, glänzte als erſter Schönheitſtern eine junge Conteſſa aus Mailand, Adelaide Manfroni. Ihr ganzes Weſen hatte in der That etwas Hinreiſſendes, Unwiderſtehliches; auf wem einmal ihre dunkeln Augen voll Hoheit und Milde geruht hatten, der vergaß nicht ſo bald den tiefen Eindruck, den dieſer Blick auf ſein Herz gemacht. Ich bin jetzt ein bejahrter Mann, aber lebhaft ſteht ſie mir noch vor Augen, und wahrlich, es gehörten Grundſätze dazu, nicht durch ihre bloße äußere Erſcheinung zu ſträflichen Wünſchen verleitet zu werden; wem nun vollends das Glück ihrer Unterhaltung zu Theil wurde, der mußte ergriffen werden von der Fülle des unendlichen Liebreizes, der ſie wie eine Glorie umfloß. Die Reize der übrigen weiblichen Badegäſte verblichen vor ihr, wie die Sterne vor der nahenden Sonne, und Conteſſa Manfroni war von Seiten derſelben ſo ſehr ein Gegenſtand des Neides, wie von Seiten der Männerwelt der der höchſten Bewunderung. Die Verheiratheten verwünſchten entweder ihre Bande, oder vergaßen ſie, und die Garçons ſeufzten und ſchmachteten nach einem zärtlichen Blick der engelſchönen Adelaide. Ihre Begleitung beſtand aus einer Kammerfrau, einem Kammerdiener, und zwei weiblichen Domeſtiquen, gewöhnlich erſchien ſie auf ihren Spaziergängen nur von der Kammerfrau begleitet.«

»Die zahlloſen Huldigungen ſchienen auf ihr Inneres keinen beſondern Eindruck zu machen, ſie nahm ſie mit holder Freundlichkeit hin, wie einen gewohnten Tribut, ohne Zeichen der Dankbarkeit abzulegen, und ohne Einem oder dem Andern ihrer Anbeter irgend die mindeſte Freiheit zu geſtatten; aber nur zuweilen in ihrer Nähe ſeyn zu dürfen, ſie ſprechen zu hören, ihr bezauberndes Lächeln zu ſehen, reichte für dieſe hin, um ſie feſt in den magiſchen Kreis zu bannen, den die fremde Wundererſcheinung um ſich zog.«

»Daß Adelaide nicht tanzte, nicht tanzen durfte wegen ihrer leidenden Geſundheit, brachte die jungen Herren faſt zur Verzweiflung, und es beluſtigte mich ungemein, wenn zuweilen Der oder Jener ganz heimlich und im Vertrauen mir ſchmeichelte: »O beſter, liebſter Doktor, erlauben Sie doch nur einmal der göttlichen Manfroni, an einem der ſchönen Bälle Antheil zu nehmen!« Aber ſo ſind die Herren —

dabei warf der Doktor Málar einen ſatyriſchen Blick auf mich und einen meiner jungen Freunde: — »wenn nur ihrer unerſättlichen Tanzluſt gefröhnt wird, ſind ſie es gar wohl zufrieden, wenn ein Mädchen Geſundheit und Jugendblüthe opfert! Doch weiter:«

»Nachdem die ſchöne, allgefeierte Italienerin ſchon zwei Wochen das Bad gebraucht, und es noch keinem ihrer Trabanten geglückt war, ihr Herz ſchneller ſchlagen zu machen, kam ein Graf, Edgar von Leitzen an, ein junger Mann, deſſen blühende, kräftige Geſtalt allenfalls, was Männerſchönheit anlangt, ein würdiges Seitenbild zu Adelaidens wahrhaft idealen Formen abgab. Auch er ſah ſie, auch er entbrannte, und — was nun die Stürme des Neides der Männerwelt, den Triumph des weiblichen Geſchlechts erregte, er konnte ſtolz, wie Cäſar, in Bezug auf Adelaide Manfroni das: Ich kam, ſah, ſiegte, ausſprechen, aber das ſiegte, wie ich wohl zu bemerken bitte, nur im edelſten Sinne.«

»Adelaide erglühte in einer zärtlichen, innigen Liebe gegen den Grafen Edgar. Wenn man dieſe beiden Menſchen nebeneinander ſah, mußte man ſich geſtehen, daß die Natur ſie erkoren zu haben ſcheine, ihre vollendete ſchöpferiſche Meiſterſchaft an ihnen zu bewähre und ihnen den Urtypus der höchſten irdiſche Schönheit auf die edlen Stirnen zu drücken es war auch darüber nur eine Stimme, den ſelbſt der bitterſte Neid mußte widerwillig einſtimmen in das allgemeine Lob, wollte er ſic nicht in nackter Blöße darſtellen. Wie zwe Göttergeſtalten erſchienen Edgar und Adelaide. Man flüſterte ſchon ſich heimlich zu, ſie würden ſich in der freundlichen, romantiſc gelegenen Kirche des Badeortes trauen laſſen, ſie erwarteten nur beiderſeits noch Briefe au der Heimath, allein hierin war man im großen Irrthum, wenn auch Beide nicht genug Gebieter ihrer warmen Gefühle waren, daß nicht ihre innige gegenſeitige Zuneigung offenkundig geworden wäre. Demungeachtet fanden, das weiß ich gewiß, keine heimlichen Zuſammenkünfte ſtatt, keine Beſtellungen, ja, wie ich mich zu behaupten getraue, nicht einmal zu einer Erklärung war es zwiſchen Beiden gekommen, und — ich muß jetzt es ſagen, was ich erſt ſpäter erfuhr, es war nicht Liebe, was der Graf gegen Adelaiden empfand, es war eben nur eine ſeelenvolle geiſtige, freilich ſo hochgeſteigerte Zuneigung, daß man ſie bei andern Verhältniſſen jedenfalls auch Liebe genannt hätte, ach, und bei Adelaiden war ſie es, war eine heilige, ſchöne Flamme, die ihr Roſenroth über des Mädchens Wonnegeſtalt goß, und ſie zum irdiſchen Seraph verklärte.«

»Denken Sie, meine Herren,« unterbrach Malar den Fluß ſeiner Erzählung lächelnd: »denken Sie, wie ſchön die Manfroni geweſen ſeyn muß, da die bloße Erinnerung an ſie, mich, nach acht und zwanzig Jahren, noch faſt zum Schwärmer macht; mich, der ich doch nicht in ihren Feſſeln ſchmachtete, denn ich hatte ja meine liebe junge Frau, und meine Tochter Emilie, damals erſt ein Jahr alt, ich genoß des reinſten häuslichen Glücks, und ſündlich wäre es geweſen, hätte ich vor fremden Göttern anbeten wollen.« —

»Der Graf von Leitzen war ein wackerer junger Mann, man durfte ihn nur einigermaßen kennen lernen, um ihn hochzuachten, und liebzugewinnen, ein edles, unverdorbenes Herz, ein biederer Charakter und gediegene Kenntniſſe zeichneten ihn vortheilhaft aus, und dennoch, mit Wehmuth ſage ich es, dennoch fehlte ſeinem Biederſinn die Vollendung, wie Sie bald hören ſollen.«

»Adelaide hatte eine Stimme, die ſich mit der der größten Sängerin meſſen konnte, umfangreich, glockenrein, mit einem Wort, bezaubernd, wie ihr ganzes Weſen, alles an ihr war Harmonie. Ich wage nicht eine allzukühne Behauptung, wenn ich ſage, daß unter tauſend ſchönen und gebildeten Mädchen wohl kaum Eine gefunden werden mag, die ihr gleich käme. Man wußte, daß Adelaide ſinge, allein ſie durfte es kaum wagen; durch frühere allzuheftige Anſtrengung hatte ihre Bruſt gelitten, und ich hatte ihr es ſtreng unterſagt; ſie ſchätzte mich, ſie achtete meinen Rath, ſie hatte willig meinen ärztlichen Vorſchriften Folge geleiſtet. Nur ſelten hörte man Nachts eine kurze Strophe, aber dann war es, als ſeyen die Nachtigallen des Paradieſes herabgeſchwebt, und ſtrömten den zauberiſchen Wohllaut ihrer Kehlen in das Dunkel. Als ich ſie deßhalb gewarnt hatte, unterließ ſie auch dieſes, aber — was ſie ſtandhaft, und auf meine Verordnung ſich beziehend, bisher ſtreng verweigert hatte, das vermochte ſie den Bitten Edgars nicht abzuſchlagen; denen ſich freilich die Bitten aller Bekannten, wie ein ungeheurer Kometenſchweif, anſchloßen. Sie ſang, ich erfuhr es, als es vorüber war, und ſie alle Hörer mit Entzücken, mit Begeiſterung erfüllt hatte, und zagte für ſie. Doch hatte dieſer Verſuch außer einer kleinen Schwäche keine nachtheiligen Folgen, und das bethörte, liebeglühende Mädchen glaubte ſich ſchon für ſtärker, als es war.«

»Es kam ein hoher feſtlicher Tag, der Geburtstag der allverehrten Fürſtin, ein glänzender Ball ſollte ihn mit feiern und verherrlichen helfen. Adelaide erhielt vom Hof eine Karte, und Edgar war es wieder, der mit ſanften Schmeichelworten das Verſprechen von ihr erbettelte, den Ball zu beſuchen. Sie fragte mich um Rath, ich widerrieth es, allein eine mächtigere Stimme, als meine warnende, ſprach in ihrem Herzen, ſie beſtand darauf, hinzugehen, und gelobte, nur wenig zu tanzen. Solche Gelöbniſſe kennen wir. Ich fürchtete Alles.«

»Adelaide tanzte, ſie tanzte, wie ſie geſungen hatte, mit bezaubernder Anmuth, mit himmliſcher Grazie; wenn ſie mit Edgar durch den Salon flog, hinſchwebend wie eine Sylphide, ſtaunte alles, war alles Auge, und des Beifalls Geliſpel flog von Munde zu Munde.«

»Einmal ſtand ſie vor mir, hochathmend, aber bleich, der ſchöne Buſen flog unter dem verhüllenden Atlas, ich flüſterte ihr leiſe ins Ohr: »Schonung, verehrteſte Conteſſa, ruhen Sie, ich bitte Sie dringend!«

»O nur noch dieſen einzigen herrlichen Tanz zu Ende, beſter Doktor,« antwortete ſie: »dann will ich ausruhen; und der Graf, ihr Tänzer, warf einen unwilligen Blick auf mich, drückte ihr die Hand, und dort flogen ſie hin.«

»Ich ſaß im Nebenzimmer am Büffet, da vernehme ich plötzlich ein Stimmengetöſe, ein Drängen, und höre laut meinen Namen und den meines Herrn Collegen rufen; wie ich aufſprang vom Stuhle, ſtürzte mir ein Herr athemlos entgegen, rufend: »Geſchwind, lieber Doktor, helfen Sie! die italieniſche Signora liegt in Ohnmacht!«

»Ich eile in den Saal, da hatte man Adelaiden bereits aufgerichtet und auf einen Seſſel gebracht; weiß, wie ein Alabaſterbild ſaß ſie da, geſchloſſen die Augen, in denen der Strahl himmliſchen Liebreizes wohnte, bleich die Lippen, die ſo ſchöne Worte oft geliſpelt, matt herabhängend die vollen weißen Arme, die ſo eben noch den Mann umfaßt, dem jeder Pulsſchlag des reinen jungfräulichen Herzens galt.«

»Noch hatte der Tod die Himmelsblüthe nicht geknickt, ſie athmete ſtöhnend auf, als ich aus einem Flacon mit Naphtha ihre Stirn einrieb, und ſie wurde ſogleich in ein Bette gebracht.«

Hier nahm der Doktor Målar wieder eine Priſe, und horchte nach dem Wetter, das tobte aber noch fort, und er blickte uns wieder auf ſeine eigene Weiſe an, und ſagte: »Wie ich merke, habe ich recht aufmerkſame Zuhörer an Ihnen, meine Herren, wenn ich nur Ihre Erwartung nicht täuſche.«

»O gewiß nicht, wir ſind Alle ſehr geſpannt auf den Ausgang dieſer Geſchichte,« riefen wir. »Sie hat ja mehrfaches Intereſſe, weil ſie in unſrer Nähe vorgefallen iſt, und Sie ſelbſt hinein verflochten ſind.«

Der Doktor Målar neigte verbindlich ſein Haupt, reichte mit dem Wort: Beliebt? die Doſe an ſeinen Nachbar, der ſie dann herumgehen ließ, und fuhr in ſeiner Erzählung fort:

»Was ich mit banger Seele gefürchtet hatte, geſchah; Adelaide erkrankte ſehr ſchwer, ihrer Jugend, und ich darf es ſagen, meinem redlichſten Bemühen, gelang es, ſie zu retten.

Unrettbar aber wäre ſie verloren geweſen, hätte ſie erfahren, was ich als tiefes Geheimniß ihr verbarg, obgleich es im ganzen Bade offenkundig war.«

»Die Huldigungen des Grafen Edgar von Leitzen, die er der ſchönen Adelaide Manfroni darbrachte, waren die Frucht großen und unverzeihlichen Leichtſinnes. Er war gebunden, er hatte eine Braut. Ob er dieſe liebte, ob es nur ein Band war, das Convenienz geknüpft, und er darum ſich für unbeſchränkter hielt, das habe ich nicht erfahren; genug, am Tage nach jenem, das Vergnügen ſo unangenehm ſtörenden Vorfall auf dem Ball, wo ich den Grafen in einem Zuſtand verließ, der an Verzweiflung gränzte, empfing er einen Brief, der ihn nach Hauſe berief. Sein Vater gebot ihm dringende Eile, ſeine Braut, eine reiche Erbin, war krank geworden, und verlangte ſehnſüchtig nach dem Bräutigam, ſie wollte ſich, war ihr Begehren, auf dem Bette mit ihm trauen laſſen, um als ſeine Gattin zu ſterben.«

»Dieß alles entdeckte mir der Graf, als er mich beſchwor, ihn Abſchied nehmen zu laſſen von Adelaiden, Vergebung von ihr zu erflehen, ihr ein ewiges Lebewohl zu ſagen. Eine ſolche Gemüthserſchütterung hätte der Conteſſa das Leben gekoſtet, ich mußte ſein Geſuch unerbittlich ablehnen. Nie ſah ich einen Menſchen in einem ſolchen jammervollen Gemüthszuſtande; ich begriff ihn kaum, wie er bat und flehte, Thränen in den Augen, die Hände ringend, verſtört gen Himmel blickend.«

»Wenn Conteſſa ſtirbt,« rief er aus: »dann folge ich ihr in der Viertelſtunde, in der ich die Nachricht erhalte!«

»Wenn Sie wünſchen, daß ſie lebe, Herr Graf,« ſagte ich im ernſten Tone: »ſo erſparen Sie der Kranken dieſen Abſchied. Laſſen Sie mich zu Ihnen reden, wie ein Freund. Sie haben, wie ich nicht ohne Grund muthmaße, eine Wunde geſchlagen, die Sie nicht heilen können, Sie haben eine Hoffnung erregt, die Sie nicht erfüllen können, es wird, auch wenn Adelaide jetzt geneſen ſollte, ein tiefer Schmerz an ihrem Leben zehren. O Herr Graf, Sie haben nicht wohl gethan, den Schmerz und den Kampf zu tragen in dieſes Herz, das bisher ein Heiligthum des ſeligſten Friedens war.«

»O mein Gott!« ſeufzte er. »Sie hab
Recht! O Himmel, ich kann, ich kann ab
dieſe Ketten nicht ſprengen, ohne mich en
unglücklich zu machen, ohne den Zorn mein
Vaters auf mich zu laden, ohne meiner Bra
die mich grenzenlos liebt, das Herz zu brech

»Nun, ſo verblute wenigſtens nur ein He
ſey es auch das edelſte, das beſte,« ſprach
bewegt. »Gehen Sie, Herr Graf, ein ed
Mann zieht die Erfüllung ſeiner heiligen Pfli
ten den Wünſchen ſeiner Leidenſchaft vor,
ſen Sie glücklich, ich will **Adelaiden** Ih
letzten Grüße bringen, ich will ſie zu tröſt
und zu beruhigen ſuchen.«

»In Schmerz und Wehmuth aufgelöst,
armte mich der junge Graf. »Grüßen S
Doktor! Grüßen Sie!« ſchluchzte er an m
nem Halſe, und ſtürzte aus der Thüre. N
einer Stunde brachte mir ein Lackei eine D
und ein Billet, deſſen Inhalt ich aber n
enthüllen darf. Die Doſe iſt mir ein wert
Andenken geblieben, der Graf hat ſie mit
Rom gebracht, es iſt dieſe, meine Herren.«

Bei dieſen Worten ſchnupfte der Do
Mälar, und ließ uns die herrliche Moſ
doſe bewundern. Wie ſie durch unſere Hä

gegangen war, ſtellte er ſie wieder neben ſich, und redete alſo weiter:

»Schonend enthüllte ich Adelaiden, deren Herz in Liebe gegen den Grafen ganz aufgelöst war, die in ihren Fieberphantaſien ſeinen Namen mit glühendem Verlangen nannte, ſeine Abreiſe, brachte ihr ſeine Grüße, ſagte ihr, wie weh es ihm gethan, ſo ſchnell abreiſen zu müſſen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen, und verhehlte ihr nicht, daß nur die Rückſicht auf ihre Geſundheit mich bewogen habe, jede Abſchiedsſcene zu verweigern.«

»Grauſamer Doktor!« ſeufzte ſie, und eine Thräne perlte über ihre bleiche Wange. »Was lag an meinem Leben, wenn er einen Wunſch hatte, deſſen Erfüllung es koſtete?«

»O dieſe unendliche Liebe, wie bewegte ſie mich, wie grollte ich im Herzen dem Grafen, daß er den Frieden dieſes Engels geſtört? Sollte man nicht die Frage richten an das Schickſal: Warum müſſen ſich Seelen finden, die feurig und glühend ineinander überſtrömen, die, wie einem ewigen Urquell entfloſſen, wieder vereint zurückzukehren trachten in die heilige Lebensurne? Warum müſſen ſie ſich finden, und ſich lieben, gleichwie wenn ſie ſich ſchon gekannt hätten auf ſchönern Sternen, in einem frühern Leben voll Paradieſesunſchuld und himmliſchen Friedens? und müſſen hier getrennt bleiben von einander, nur in ſtiller flammender Sehnſucht offenbarend den verwandten Urſprung? — Aber auf ſolche Fragen bleibt das Schickſal die Antwort ſchuldig.«

»Adelaidens Siechthum zog ſich in die Länge, ſie konnte die Reiſe in die Heimath nicht wagen, die Badezeit ging allmälig vorüber, ein Gaſt nach dem andern verlor ſich. Die Conteſſa hatte meine Frau kennen lernen, beide hatten Wohlgefallen an einander gefunden, und ſie überraſchte uns mit der Frage, ob wir ſie in unſerm Hauſe aufnehmen wollten, daß ſie doch Menſchen um ſich habe, denen ſie vertrauen könne?«

»An Raum fehlte es nicht in unſerm Hauſe, der Antrag war zu ehrenvoll und in ſo freundliche Bitten gekleidet, als daß wir ihn hätten ablehnen ſollen; nach kurzem Berathen genehmigten wir ihn, nur ihre Dienerſchaft war uns zuviel. Und das engelgute Geſchöpf lohnte uns zu Liebe ihre Diener reichlich ab, behielt nur ein Mädchen, und ſandte ihren trauernden treuen Kammerdiener mit Briefen in ihre fern

Heimath. Die Kammerfrau und das andere Mädchen zerfloßen in Thränen, als ſie Abſchied nahmen von der hochverehrten ſanften Herrin.«

»Nun wohnte denn die Conteſſa Manfroni bei uns, es war, als ſey ſie ein Glied der Familie, ſo lieb, ſo gütiq nahm ſie ſich, und meine kleine Emilie war ihre Luſt und ihr Leben. Stundenlang konnte ſie ſich mit dem Kinde beſchäftigen. Da war keine Spur von Stolz auf ihre hohe Geburt, wie denn überhaupt — dieß beiläufig geſagt, meine Herren, der italieniſche Edle, habe er auch Fürſtenrang, die Art des Stolzes nicht kennt, die einen großen Theil unſeres Adels aufbläht, ſey ſein Stammbaum auch ein noch ſo junges Reis, ſein Verdienſt, wie das ſeiner Vorfahren noch ſo unbedeutend oder nichtig, und ſein Seckel noch ſo ſchmächtig und löcherig. Die Humanität wohnt immer bei wahrer Größe, und ich hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß Fürſten mit hohem innern Reichthum gütig und liebevoll ſich herabließen zu dem geringſten ihrer Unterthanen, und dafür geſegnet wurden aus treuem Herzen, daß die, die dem Throne nahe ſtanden, wie Spiegel die Sonnenſtrahlen des wahren Edelſinnes, die von jenem ausgingen, zurückſtrahlten, daß aber, je tiefer man herabſtieg, je dunkler dieſes Licht wurde, bis es ſich auf der Stufe der Emporkömmlinge in Nacht verlor, oder mit einem andern Vergleich: Erſt Purpur, dann gewöhnlicher Sammt, dann Seide, dann Mouſſelin, dann Kattun, dann grobes Sacktuch. Doch weiter, aber zuvor, meine Herren, eine Priſe.« — Die Doſe hielt ihren Umgang, und Mälar fuhr fort:

»Meine Patientin war ſchon wieder ſo weit hergeſtellt, daß ſie es wagen konnte, zuweilen ein wenig zu ſingen; am liebſten that ſie dieſes Nachts, und es machte einen wundervollen zauberiſchen Eindruck, die klaren ſanften Töne zu hören, die ſie hervorzubringen im Stande war, es war gar nicht wie Menſchenſtimme, und mochte doch auch nicht wohl mit etwas andrem verglichen werden; ich ſah ein, daß dieſe wunderbare Hervorbringung nur in einem organiſchen Fehler der Stimmritze liegen könne, wie das gar nicht ſelten bei recht ausgezeichneten Sängerinnen der Fall iſt. Adelaide ſang keine Worte, es war nur ein Hinaufſteigen und Hinabfluten auf der Skala, aber in unermeſſenem Umfang, ihre Seele ſchien in Töne verwandelt, herauszuſchweben aus der ſchönen

Hülle, denn wie Adelaide war, ſo war ihr Geſang; ich rieth zwar immer, ſich nicht anzuſtrengen, aber ſie verſicherte mit milder Freundlichkeit, es ſtrenge ſie gar nicht an, ſie ſinge ja nicht überlaut, es ſey ihr höchſtes Vergnügen, ſie könne nicht davon laſſen, ja ſie wünſchte ſingend zu ſterben.«

»Es war um dieſe Zeit, ſpäter Herbſt, und vor dem nächſten Frühjahr nun an eine Heimreiſe der Conteſſa Manfroni gar nicht zu denken, als ich eines Tages über Land geritten war, und gegen Abend erſt nach Hauſe kam. Wie ich durch die Rathsgaſſe reite, ſehe ich das Zimmer Adelaidens hell erleuchtet, und in meinem Hauſe eine unruhige Bewegung, Schatten ſtreifen an den Gardinen hin, Lichter erſcheinen in den Stuben, und verſchwinden wieder, und der Gedanke, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen bei mir, fiel mir ſchwer aufs Herz, ich war noch ein junger Mann, noch nicht im Beſitz der Ruhe, die vor allen der Arzt ſich zu eigen machen muß, um der Beſonnenſte zu ſeyn auch bei den ſchrecklichſten und erſchütterndſten Vorfällen; eine ſolche Ruhe giebt aber nur die Zeit, Erfahrung, und ein gutes Bewußtſeyn. Als ich mein Pferd in den

Stall geführt hatte, und nun in die Hauſ
trat, kam mir meine Frau mit verweinten
gen entgegen, und rief: »Gottlob, daß Du
biſt, ich wollte ſchon nach dem Doktor W
ner ſchicken. Unſre Gräfin iſt ſehr, ſehr k
geworden! O Gott, wenn ſie uns nur n
ſtirbt!«

»Sey ruhig, mein Kind,« tröſtete ich
und eilte zu der Kranken, nach der Urſ
forſchend, die einen ſo plötzlichen Rückfall
beigeführt. Da erfuhr ich denn zu mei
großen Schreck, daß eine Freundin **Adel**
dens, die mit dem Grafen **Edgar** v
Leitzen in einer Stadt wohnte, nicht **wiſſ**
wie nahe dieſer dem Herzen der Conteſſa
ſtanden, dieſer unter anderm als Neuigkeit
ſchrieben, wie ſie auch einem feſtlichen B
beigewohnt habe, der bei dem Geneſung
der reichen Gräfin **Maien** gegeben wo
ſey, welches Feſt zugleich der Vermählung
der Genannten mit dem ſchönen Grafen
gar von Leitzen geweſen ſey.«

»So war unvorhergeſehen der Blitzſtrahl
kommen, den ich ſo ſorglich von der Armen
zuleiten geſucht. Sie lag in Krämpfen,
Blutſturz kam, ſchmerzvoll gab ich jede

nung auf, ohne doch zu verſäumen, alles Mögliche aufzubieten, ſie zu retten. Und noch einmal dämmerte ein Hoffnungsſtrahl, ſie hatte auch die unendliche Qual niedergekämpft, aber die tiefſte Schwäche blieb zurück; ſie konnte kaum ein Glied bewegen. Ihre Augen ſchimmerten wie verklärt, ſie hatte etwas wahrhaft Heiliges in ihrem Weſen. Die Wangen ganz bleich, wie die Stirne, auf denen die dunkle Nacht der Locken ruhte, wie eine ſterbende Martyrin war ſie anzuſchauen. So dauerte ihr Zuſtand einige Wochen. »Ich ſterbe bald, ich will ſterben,« liſpelte ſie oft leiſe zu meiner Frau, die ſelten von ihrem Lager kam, und drückte ihre Hand mit ſchwacher Kraft. »Ich werde auf Ihrem friedlichen Kirchhof ruhen, fern von der Heimath, und bald vergeſſen ſeyn; o es muß ſich kühl und ſchön hier ſchlafen.«

»Als ſie ſich nur einigermaßen ſtärker fühlte, bat ſie, daß man ſie allein laſſen ſolle des Nachts, und kein Licht mehr brennen, es raube ihr den Schlummer. Ich ließ es zu, aber meine Frau mußte im Nebenzimmer ruhen, und die Thüre ließ ich ausheben, und ſtatt dieſer nur einen dichten Vorhang anbringen; nun mochte wol der gereizte Zuſtand, in dem ſich die

Kranke befand, wunderbare Erſcheinungen vo
ihre Seele führen, ſie ſprach oft im Schlafe
aber nur leiſe, und in ihrer heimathliche
Sprache, die meine Frau freilich nicht verſtand
ja ſie ſang ſogar im Schlafe.«

»In einer Nacht ſang ſie ebenfalls wieder
und lauter und melodiſcher, denn zuvor, un
meine Frau hörte mit banger Beſorgniß zu
wollte ſie aber doch nicht erwecken, plötzlic
ſtockte der Geſang, ein Huſten hemmte ihr
ein banges Stöhnen; meine Frau ſprang vo
Lager, und trat mit Licht in das Zimmer de
Kranken, guter Gott, da quollen die warme
Wellen von Adelaidens Herzblut über di
weiſſe Decke, meine Frau ſchellte mir, no
einmal blickte das arme Mädchen ſie an, wollt
ſprechen, und konnte nicht, und die ſeelenvo
len Augen brachen; ich kam zu ſpät.«

Der Doktor Mälar ſchwieg. Wir ſahe
daß die Erinnerung an die unglückliche Co
teſſa Manfroni ihn mächtig ergriffen hatt
und daß trotz eines angenommenen Schein
von Kaltſinn, trotz ſeiner vorhinigen Aeuß
rung, er ſey kein Gefühlsmenſch, doch ein wa
res, warmes und tiefes Gefühl in ihm wohn
Und ſo ſoll es auch ſeyn bei einem Arzt.

ſey kein Schwärmer, kein Myſtiker, aber er bewahre ſich die rege Theilnahme am Menſchenwohl, er zeige ſie, und übe ſie, und Vertrauen und Liebe werden ihn dankbar dafür belohnen. Mag auch irgend eine philoſophiſche Schule die Gefühle uns wegphiloſophiren wollen, andere Namen für ſie ausſinnen, ſie pſychiſche Vermögen u. drgl. nennen, ſie bleiben in die Menſchenbruſt gelegt von einer höhern Macht, die doch vielleicht, wenn es die Philoſophen nicht ungütig nehmen wollen, dieß zu äußern, einen etwas ſchärfern Blick hat, wie ſie.

Der Doktor Málar drehte die Moſaikdoſe raſch in ſeinen Händen, ſah gegen die Decke, und ſchwieg noch immer, wir aber blickten ihn erwartungsvoll an, keiner wollte die Meditation ſtören, in der er ſo eben verſunken ſchien. Endlich nahm er das Wort: »Wie viel Uhr mag es wol ſeyn, meine Herren? Es muß ſchon ſpät ſeyn, ich denke, wir gehen. Der Sturm ſcheint nachgelaſſen zu haben.«

»Nun — Herr Doktor — das Ende der Erzählung?« fragte ich.

»Ich bin zu Ende, meine Herren,« antwortete er, ſeinen Stuhl zurückſchiebend und aufſtehend, »doch — noch eins.« Er zog unter den vielen Ringen, die er trug, einen ab, und reichte ihn dem Nächſtſitzenden.

»Dieſer Ring iſt von ihr, betrachten Sie ihn, er ward mir zum Andenken.«

Es war ein feingearbeiteter Goldring mit einem Brillant, innen ſtand Adelaide.

»Nun aber, die Bewandtniß mit dem Singen in der Stube?« fragte der Freund des Doktors.

Mälar lächelte ſarkaſtiſch. »Zufällig,« ſprach er: »iſt kein Juriſt unter uns, aber wir Alle wiſſen doch ſoviel, daß Weiberzeugniß kein Zeugniß iſt, und — leider giebt es auch unter den Männern Individuen, an denen ſich die Natur bei der Bildung verſehen, und ihnen Weiberſeelen verliehen zu haben ſcheint. Gute treuherzige Fraubaſenſeelen, die manchmal gern ein Traumbüchlein hätten, wenn der Incubus auf ihnen herumgeritten iſt; dieſe unterſchreiben gläubig den Ausſpruch: Es giebt im Himmel und auf Erden manche Dinge, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt — er iſt der Markſtein ihres Denkvermögens, über ihn hinaus wagen ſich ihre ſchüchternen Gedanken nicht. Solche nun, und ihnen gemüthverwandte Weiber haben die Conteſſa noch ſingen hören wollen, als dieſelbe längſt ruhte. Mir wird niemand weder zutrauen, noch zumuthen, es zu glauben, und nun, meine Herren, wenn ich bitten darf, kein Wort mehr über dieſe Sache, weder heute, noch jemals.«

Mälar ſchwieg, präſentirte uns noch einmal ſeinen, von Roſenöl durchdufteten Tabak, und wir gingen zuſammen den Berg hinunter. Der Regen hatte nachgelaſſen, aber die Herbſtnacht lag recht kühl und ſchaurig über der erſtorbenen Flur; den Himmel deckte ein einförmiges düſtres Nachtgrau; der See lag wie ein großes dunkles Auge vor uns, und ſeine Wellen rauſchten, vom Nordweſtwind getrieben, gegen das öſtliche Ufer, an welchem wir, größtentheils ſchweigend, hinſchritten. Als wir durch die kleine Seepforte in die Stadt gekommen waren, und einander gute Nacht zuriefen, ſchlug es ſchon zehn Uhr.

In derſelben Stadt, wo der Doktor Mälar wohnte, befindet ſich eine nicht unbedeutende Saline, und es war daſelbſt ein Soolbad eingerichtet worden, welches in einer kleinen Reihe von Jahren ſeine heilende Kraft an vielen Kranken bewährte, und durch den Umſtand, daß es als Nachkur von denen gebraucht werden konnte, die in dem benachbarten Badeorte den Brunnen tranken, und durch die ſchöne freundliche Umgebung einen Vorzug vor manchen andern Anſtalten derſelben Art genoß. Die Badegäſte wohnten gewöhnlich bei Privatleuten, und der beſſere Theil der Einwohner bemühte ſich, durch Zuvorkommenheit, Freundlichkeit und Unterhaltung dieſer Fremden den Aufenthalt in einer kleinen Stadt, die nicht ſo mannichfaltigen Wechſel der Vergnügungen und Genüſſe, wie eine große, bieten konnte, möglichſt angenehm zu machen, und ich, dort ſelbſt ein Fremder, bekenne gern, nicht nur, daß es ſehr vielen Auswärtigen, ſelbſt aus ſehr hohem Stande, dort recht wohl und gemüthlich zu Muthe geworden iſt, ſondern auch, daß Wohlwollen, Geſelligkeit und ächte Biederkeit dort recht eigenthümlich zu Hauſe ſind, wie denn überhaupt, man ſpotte über kleine Städte, ſo viel man wolle, in ſolchen die genannten Tugenden weit öfter anzutreffen ſind, wie in großen, in denen dagegen oft eine Kleinſtädterei zu Tage gelegt wird, die in Erſtaunen ſetzt, und in Ungewißheit läßt, ob ſie zu belachen, oder zu beweinen ſey.

Der Winter war vergangen, Lenz und Sommer kamen, und der letztere brachte dem Soolbad des Städtchens wieder manchen achtbaren Gaſt. Auf jenem Berghaus über dem See, deſſen Anlagen unter ſorglicher Pflege immer ſchöner gediehen, fand ſich oft ein Zuſammenfluß der ſchönen Welt, ja ſogar von benachbarten Orten kamen die Bewohner auf Nachmittagbeſuche zuweilen herüber, die ganze Anlage mit ihrer herrlichen Ausſicht war zu ſchön, und bot ſo mannichfache Reize, daß man ihrer nicht ſobald müde wurde. Da brachte an einem heitern Sonntagnachmittag auch der Doktor Mälar einen Fremden mit hinauf. An das, was uns im vorigen Herbſt der Doktor hier oben erzählte, dachte unter jenen Zuhörern ich wohl noch am meiſten, es war niemals wieder davon die Rede geweſen.

Der fremde Herr, der mit dem Doktor Mälar kam, ſchien ein angehender Funfziger, ſein Geſicht war ſehr bleich, ſein Haar begann, ſich grau zu färben, ſeine Kleidung war einfach, aber fein, ſeine Züge waren edel, in ſeiner ganzen Haltung lag etwas Imponirendes und Würdevolles; Mälar ſtellte ihn den Vorſtehern der Geſellſchaft und ſeinen Freunden als den Grafen **Eitel von Zarnbeg**, einen neuen Badegaſt aus *** vor, der in ſeinem, des Doktors, Hauſe ſein Logis genommen.

Es war mir gelungen, die ſchätzbare Freundſchaft **Mälars** zu gewinnen, nachdem ihr ein näheres Bekanntwerden vorangegangen war, und während ich ihm einmal nahe ſtand, und ſein Gaſt den Rücken wandte, warf mir der Doktor einen bedeutſamen, vielſagenden Blick zu, indem er nach dem Grafen hinſah, ich deutete den Blick als eine Freudenäußerung, daß **Mälar** einen ſo hohen Gaſt habe, oder daß er mich aufmerkſam machen ſolle auf die edle Geſtalt des Fremden, der Doktor hatte aber etwas ganz anderes damit ſagen wollen.

Der Graf war ſehr ernſt und ſtill, vielleicht drückte ihn das harmloſe Leben der Bewohner einer Provinzialſtadt, vielleicht war ihm Alles, was er ſah, zu klein und zu kleinlich, er hatte wol ganz andere Ausſichten geſehen, und fand es wunderlich, daß die Leute ſich ſo ſehr an der ergötzen konnten, die ſich hier darbot, oder war der Wein nicht nach ſeinem Geſchmack, oder verſtimmte ihn Krankheit, wer konnte es wiſſen? Er verließ nach einer Stunde mit dem Doktor den Berggarten. Es ſchien, als hätten ſich Beide ſchon früher gekannt. — Beide hatten nach dem Abendeſſen noch lange beiſammen geſeſſen, und ſich lebhaft unterhalten, und die Gebilde einer längſtvergangenen Zeit wieder heraufbeſchworen mit dem Zauberſtabe der Erinnerung. Was ſie aber geſprochen, iſt mir nicht offenbart worden, wol aber nach längerer Zeit das, was ich nun erzähle.

Spät legte der Graf ſich zur Ruhe; es war eine freundliche Sommernacht, der Mond ſchien hell auf die Häuſer der kleinen Stadt, er ſtand ſo, daß er nicht in das Zimmer des Grafen Zarndeg ſcheinen konnte, wol aber fielen ſeine Strahlen auf die gegenüberſtehenden Häuſer und in die Straße, die ſich hinabzog auf den Markt.

Der Graf war ſchon eingeſchlummert, und es träumte ihm, er ſey geſtorben, und liege im offenen Sarge, und es ſchwebe aus einer unermeßlichen Ferne ein bleicher Schimmer näher und immer näher, und es walle um ihn her ein Klageton, der tief in ſeine Seele drang, die noch bei dem todten Leib im Sarge war. Und wie der Schimmer näher kam, vermochte er zu erkennen, daß es ein blaſſer Stern ſey, der herunterſteige zu ſeinem Sarge, aber doch noch unendlich weit entfernt. Er ſah ihn, und doch waren ſeine Augen zu, er hörte die wunderbaren Töne, und doch war, das war er ſich deutlich im Traume bewußt, ſein irdiſches Gehör geſchloſſen. Tiefer und tiefer ſenkte ſich der Stern, der unter dem Nachthimmel ſchwebte, wie unter ſchwarzen Wetterwolken eine ſchneeweiße Taube, und der Träumende dachte, der Stern werde auf ihn herabfallen, und ihn bedecken. Und recht weit herab war er ſchon gekommen, und hing nur noch thurmhoch über ihm, wie ein bleicher Mond, der durch dunſtiges Gewölke ſchimmert, dabei wurde ſtärker der Klang, und anſchwellender, und ergreifender, und das bleiche Lichtgebilde ſenkte ſich jetzt vollends ganz herab, wurde aber nicht größer, war auch weder Stern noch Mond, war ein ſchneeweißes Mädchenangeſicht, das kam ihm näher, und immer näher, und ſeine Augen ſahen durch die geſchloſſenen Augenlieder in zwei dunkle ſchmachtende Augen des Geſichtes hinein, deſſen Züge dem Träumenden ſo bekannt waren, und jetzt fühlte er auf ſeinen Lippen einen kalten Kuß, daß ein Schauer ihn durchdrang, und davon erwachte er. Noch war es, als wenn langſam das Traumgebilde jetzt erſt verſchwebe, auch tönte es noch um ihn, wie ein feiner fernherkommender wehmüthig klagender Geſang.

Er ſprang vom Lager, er trat aus dem offenen Alkofen in das Wohnzimmer, ſah draußen den Mondſchein, und öffnete das Fenſter, und legte ſich luftſchöpfend weit hinaus.

Die Stadt lag im tiefen Frieden, der Himmel war wolkenleer, Lindenblüthenduft durchwürzte den Aether, in dunkler Ferne grenzte ein waldiges Gebirge den Horizont gegen den Himmel ab, und auf dem höchſten der Berge ſchien ein großer Stern zu ruhen. Leiſe fächelte die Nachtluft durch das dichte Laub eines Weinſtocks am Nachbarhaus, dieſes und das Rauſchen eines Baches, der in einem engen Kanal die Straße hinabſchoß, verurſachten das einzige Geräuſch in der Nähe, von fern hörte man noch das Toſen des Fluſſes, der über ein ſtarkes Wehr ſich brauſend ſtürzte.

Lange lag der Graf ſinnend im Fenſter, und dachte ſeines Traumes. Wol mochte die Vergangenheit mit ſeinen Gedanken einen ernſten Zwieſprach halten, denn er ſeufzte unwillkührlich laut auf.

Die Nachtluft ſtrich jetzt ſtärker an ihm vorbei, und es regte ſich etwas hinter ihm; die Stube war leer, wie er ſich umſah; da raſchelte es wieder, und er gewahrte, daß der Wind ein Bild bewege, welches an der Wand hing, von einem Flor überſchleiert.

Er ſchlug den Flor zurück, und bebte. So viel er zu erkennen vermochte in der dämmernden Helle, ſo war das daſſelbe Bild, das er im Traume geſehen, das ihn verſcheucht von der weichen Lagerſtätte, und es kreuzten ſich ſeine Gedanken wunderbar durcheinander; er warf ſich wieder auf das Bette, und ſchlief nach einer Weile tief und feſt ein.

Am andern Morgen, als er hinabkam in Mälars Familienzimmer, ſah er wo möglich noch bläſſer aus, als Tags vorher, aber auf die Frage der Frau Doktorin: Ob er wohl geruht habe? antwortete er mit einer freundlichen und verbindlichen Verbeugung, daher ſie keinen Anſtand nahm, Zimmer und Schlafgemach unvertauſcht zu laſſen, zumal da beides außer etwas alterthümlichen Tapeten, die geſchmackvollſte Einrichtung, die beſten Meubels hatte.

Die Nacht kam wieder, und mit ihr wieder über den Grafen derſelbe unruhige Traum, nur beengender, drückender, laſtender, denn heute verſchwand das küſſende Bild nicht, wie er erwachte, ſondern es blieb immer vor ſeinen Augen ſchweben, und auf ſeiner Bruſt lag es ſchwer, wie eine Zentnerlaſt, und dazu kam ihm im Traum die Erinnerung, daß er ſchon einmal davon geträumt, auch war ihm, als flüſtere eine Stimme: Das mußt Du nun jedesmal träumen, bis Du wirklich geſtorben biſt.

Doch war er nach einer Stunde wieder in einen feſten Schlaf verfallen, aber als es Morgen wurde, und er erwachte, fühlte er ſich ungemein kraftlos, ſo daß ihn der Doktor Målar und deſſen Frau ganz beſorgt anblickten, denn ein auffallend elendes Ausſehen kündete in ſeinem Geſicht die nächtlichen Beängſtigungen. Der Doktor befragte ihn nun ernſtlich, und der Graf ſagte: »Ich vermuthe, beſter Doktor, mein Blut iſt zu dick, ich habe ſehr beunruhigende Träume; immer iſt mir auch des Nachts, als umflüſtre und umtöne mich ein Geſang, und dann kommt es mir vor, als habe ich dieſen Geſang ſchon einmal vor langen Jahren gehört.«

Da ſeufzte wieder die Frau Doktorin leiſe vor ſich hin, und Mälars Geſicht nahm den Ausdruck der Verwunderung an. Er ſchüttelte zwar mit ungläubigem Lächeln den Kopf, aber es ging ihm wunderbar darin herum, er wußte ſelbſt nicht, ob er wache oder träume.

»Ich werde Ihnen ein anderes Schlafzimmer anweiſen, Herr Graf,« ſagte die Frau Doktorin mit gewohnter Milde. »Vielleicht beunruhigen Sie die alterthümlichen Bilder auf den Tapeten, denn Sie müſſen wiſſen, dieſes Haus iſt einmal die Wohnung eines hieſigen Burgmannes geweſen, und wir haben manches aus der alten Zeit unverändert gelaſſen, weil es meines Mannes Vater und Großvater auf uns vererbten.«

»O ich bitte recht ſehr,« antwortete der kranke Graf verbindlich: »machen Sie ſich deßhalb keine Incommodität; ich falle Ihnen ohnedieß zur Laſt. Ich habe wirklich noch kein Augenmerk auf die Tapeten gerichtet, und bin dergleichen gewohnt. Der Stammſitz meiner Familie bietet ſolche ehrwürdige Reliquien aus alter Väterzeit in Menge dar. Ich beſtehe darauf, in dem Zimmer, wo ich einmal logirt bin, zu bleiben.«

So ließ man dem Grafen ſeinen Willen, und es kam die dritte Nacht. Nicht ohne ein heimliches Grauen legte er ſich nieder. Er befand ſich noch in dem Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen, als ſchon ein leiſes Tönen um ihn begann, zugleich ſchien eine geheimnißvolle Macht ſeltſam in dem Schlafzimmer zu walten. Es kniſterte und raſchelte, es wehte und ſeufzte, ein tiefes banges Athmen drang an ſein Ohr, als kämpfe ein ſterbendes Weſen den letzten Kampf im Zimmer. Den Grafen ſchüttelte es, wie Fieberſchauer, wirre Gebilde der aufgeregten Einbildungskraft umflirrten ihn, es war ihm, als ſpinne ein ungeheurer Wurm einen feſten und undurchdringlichen Cocon um ihn, daß er liegen müſſe regungslos und gefeſſelt, wie ein Menſch, der in Starrſucht gefallen, kein Zeichen des Lebens zu geben vermag, deſſen er ſich doch, o mit welchen entſetzlich bangen Gefühlen, bewußt iſt. Und wie er ſo lag, da ſank wieder die bleiche Laſt auf ihn herab, und das Phantom ſeiner angſtvollen Träume hing mit kaltem Schauerkuß auf ſeinen Lippen.

»O warum, warum ſo grauſam ſtrafen? Tödte mich, tödte mich, erzürnter Schatten, ohne dieſe Marter! Laß ab, laß ab, die

Bruſt zerſpringt mir! O des unſäglichen Schmerzes!«

Dieſe Ausrufungen durchglühten nur als fiebernde Gedanken das Gehirn des Grafen **Eitel von Zarndeg**, aber auszuſprechen vermochte er ſie nicht, und es wich auch nicht das Schreckgebild, ſo daß der Leidende dachte, er würde in dieſer Nacht wahnſinnig werden. Nach einer Weile aber hob ſich das Schattenangeſicht, und ſeine dunkeln Augen drangen wie glühende Strahlen tief, tief in das Innere des Kranken. Und denſelben Lippen, die ſo kalt auf den ſeinen geruht, und die ſo bleich waren, ſchienen jetzt alle die Geſangestöne zu entſtrömen, die ſo ſüß und ſchaurig und wunderbar durch das Zimmer bebten, wie ein klingender Strom durch alle Adern des Grafen ſich ergoßen, alle Nerven durchzuckten, alle Fiebern zittern machten. Es war ihm, als kreiſe um ſeine Bruſt ein glühender, klingender Ring, der immer ſchmerzlicher, immer tiefer einſcheide, bis er ſie ganz durchſchnitten, und die Seele herausgepreßt haben würde. Darauf, in der höchſten Ermattung, kam es ihm vor, als ſchweige der Geſang, und als habe das Bild ſich todtgeſungen, und dann entquell dem Munde des Bildes klares, purpurnes Blut, bei deſſen Anblick ihm übel wurde, und jetzt wallte es in ihm ſelbſt warm herauf vom Herzen, und der Schmerz der zermarterten Bruſt ließ nach, und ſeines eigenen Blutes rother rauchender Strom quoll über die Decken. Da ſchwanden des Traumes laſtende Bande, und der Graf erwachte zum klaren Bewußtſeyn, und fühlte in der Bruſt den tiefen Schmerz, und ſchmeckte ſein Blut, und er zog an der Klingel.

Mit beſorgter Miene ſaß am darauf folgenden Morgen der Doktor Mälar am Bette ſeines Gaſtes, und fühlte ihm den Puls, und reichte ihm ein Medikament. Am Boden zeigten ſich noch einige Spuren des nächtlichen, lebenbedrohenden Unfalles. Der Kranke fühlte ſich erleichtert, aber ſehr geſchwächt, dennoch ſprach er, und bat den Arzt um etwas, was dieſer nicht geneigt ſchien, zu gewähren.

»Sie fürchten, es werde mich zu ſehr angreifen — o nein — bitte, zeigen Sie mir das verhüllte Bild,« bat der Graf mit ſchwacher Stimme.

Mit Widerſtreben erhob ſich Mälar vom Stuhl, ging hinaus in die Stube, und brachte das Bild herein.

Lange weilte des Grafen Blick darauf,
Gedanken ſchienen tief, tief in das Meer
Erinnerung verſunken, endlich ſprach er:
iſt's — es iſt Adelaide Manfroni,
Sie es auch zehnmal abläugnen, Doktor.
ſes Bild möchte ich mit mir in's Grab
men.« — — Er ſchwieg wieder eine
Weile, und blickte unverwandt auf das
chend ähnliche Gemälde jenes unglücklichen
chens. Ein überaus mildſeliges Lächeln
flog ſeine bleichen Wangen.

»Warum erſcheinſt Du nicht ſo mir, Ser
Warum ſo eiſeskalt, mit todbringendem
O wie Du ſchön biſt, Roſe von Milano!«
pelte er kaum hörbar. Und wieder die ti
geſunkenen Augen aufſchlagend zu dem
fragte er lauter: »Sie iſt hinüber? Nicht
Verhehlen Sie mir es nicht, guter Mä
ich kann dieſe Nachricht tragen, o ich
ſchon mehr, auf dieſer zerriſſenen Bruſ
ſchon gar manche ſchwere, ſchwere Laſt.«

»Sie ſchläft,« antwortete der Arzt mit
wehmüthigen Lächeln. »Sie war zu gu
dieſe Welt.«

»Sie ruhe ſanft,« ſetzte der Graf hinzu
eine Thräne fiel aus ſeinem Auge auf das

und dieſes ſchien ihm ſanft aus lebenſtrahlenden Augen anzublicken.

»Wie iſt mir denn« — ermunterte ſich der Graf aus dem Nachſinnen, in welches er wieder verfallen war: »hat mir es geträumt, hat mir es jemand erzählt, oder kommt mir der Gedanke nur wie eine wunderliche Ahnung, iſt Adelaide nicht bei Ihnen geſtorben, lieber Mälar?«

»Nicht weiter forſchen, theuerſter Graf, nicht weiter,« antwortete raſch der Arzt. »Wenn Sie geneſen ſind, dann laſſen Sie uns wieder davon reden, heute nicht, Sie ſind allzuſehr ergriffen.«

»O,« erwiederte der Graf: »es iſt in mir gar eine tiefe Ruhe, ich fühle mich weich, wie ein Kind; ſonſt, in Jugendtagen, hatte ich ähnliche Empfindungen, im Frühling, oder wenn ich mich recht nach meiner Heimath ſehnte, dieſe Gefühle ſind elegiſch, aber ſüß, wie die Gefühle der erſten Liebe.«

»Bitte, ſprechen Sie nicht mehr, ich fürchte ſonſt alles; Ihr Zufall könnte ſich wiederholen,« bat Mälar mit Ernſt.

Da ſchwieg der Kranke, und gab dem Doktor das Bild zurück, der es wieder hinaus in die Stube trug, und den grünen Flor darüber hüllte.

»Ewige, unerforſchte Natur,« ſprach zu ſich ſelbſt der verſtändige Arzt: »wer dringt in deine Tiefen? Wird kein Sterblicher jemals den Schlüſſel empfangen aus deiner Hand, der deine verhüllten Räthſel löſet, und deine Hieroglyphen entziffert? Was iſt Traum, was iſt Ahnung? Was iſt Verwandtſchaft der Geiſter, und was gehört nur in das Gebiet der Phantaſie? Kein pſychologiſches Klügeln holt aus dem tiefen Meer der Vermuthungen die Perle der Wahrheit.«

Gegen Mittag erhob ſich der Kranke vom Lager, aber in das Badehaus zu gehen, war er zu ſchwach; heute mußte er dulden, daß ſeine Schlafſtätte in ein andres Zimmer verlegt wurde.

Es hatte ſich aber in dem Grafen von Zarnberg ein Siechthum feſtgeſetzt, das den Wirkungen der Bäder, wie denen der Medikamente Trotz bot. Er vermochte zwar wieder auszugehen, aber er ſchlich umher, wie ein Schatten. Geſellſchaft mied er, man ſah ihn nur auf einſamen Feldwegen; die grünen freundlichen Höhen zu erſteigen, war er zu ſchwach, in den traulichen Hainen war es ihm zu kühl. So wandelte er eines Tages auf der ſchattenloſen, ſonnigen Straße nach Weſten hin, die am Friedhof, der eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt liegt, vorüberführt. Wie er an die niedere weiße Mauer kam, die den Gottesacker umzieht, ſchlich er durch ein Seitenpförtchen hinein, und wandelte zwiſchen den ſtillen Gräbern, den ernſten dunkeln Todtenkreuzen, den hellen Monumenten hin.

Aus einem neuen Grabe flogen Schaufelwürfe von Erde, Steinen und Knochenreſten, der Todtengräber ſtand ſchon ſo tief darin, daß man ihn nicht ſah, der Graf ſchritt vorüber, da fiel ſein Blick auf einen kleinen grauen Stein, bewachſen mit Moos und Flechten, der tief eingeſunken war, und kaum war noch des Grabes Spur zu erkennen, das dieſer Stein einſt bezeichnet. Die Schrift darauf ſchien vergoldet geweſen zu ſeyn, einige Buchſtaben zeigten noch davon die matten Reſte. Der Kirchhofwanderer beugte ſich nieder, und las die Schrift, und ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt, ſeine Blicke flogen gen Himmel. Auf dem Stein war noch zu leſen:

Hier ruhet in Gott
Adelaide Manfroni.

Alles Uebrige hatte der Zahn der Zeit getilgt.

»Alſo doch hier?« ſprach der Graf vor ſich hin. »Wunderbar, aber des Himmels Wink. Ob ſich's gut ruhet neben ihr?« — Ein Gedanke durchzuckte den Grafen. Er redete den Todtengräber an: »Hört Alter, für wen iſt das Grab, das Ihr hier bereitet?«

Der Todtengräber, ein alter Greis, zog ſeine Mütze, und ein kahler Schädel, von wenigem Silberhaar noch umwallt, wurde ſichtbar. »Für einen armen Tagelöhner,« antwortete er.

»Sagt mir, Alter,« fuhr jener fort: »Wenn ich Euch Geld gebe, grabt Ihr wol für jenen Mann ein andres Grab, und laßt dieſes offen, aber leer?«

Der Greis ſah ihn verwundert an, ein ſolches Geſuch war ihm noch nicht vorgekommen. Er bedachte ſich eine lange Weile.

»Für wen ſoll denn das?« fragte er endlich, ſein Haupt wieder bedeckend.

»Es wohnt ein Fremder bei dem Doktor Målar, der iſt geſtorben,« antwortete ihm der Graf mit einem innern Schauder. Sagt nur, wie viel Ihr haben wollt, ich gebe Euch, was Ihr fordert.«

»Hm, zwei Thaler iſt der Tax für ein ſchönes Grab,« ſprach der Todtengräber: »wollen Sie nun ein Trinkgeld drein geben, ih, ſo mags meinethalben gelten. Wenn der Menſch todt iſt, da iſt's all eins, wo er liegt, wenn er nur auf den Gottesacker kömmt, daß unſer Einer etwas verdient. Werde bald das letzte Grab gemacht haben,« fuhr der Alte geſchwätzig fort: »bei mir iſt das Sprüchwort zum Lügner geworden; ich habe gar vielen Andern eine Grube gegraben, und bin nicht hineingefallen.«

Der Todtengräberwitz ſtörte den im Innern tief erſchütterten Grafen mächtig. Er gab ihm vieles Geld, viel mehr, als der Mann gefordert hatte.

»Noch eins,« ſprach er düſter. »Ich ſehe, Ihr grabt die alten Gräber wieder auf, ich will Euch noch mehr geben, wenn Ihr mir ſchwört, dieſes hier nicht aufzugraben, und den Stein unverrückt zu laſſen.«

»Meinetwegen auch,« brummte der Todtengräber. »Es iſt noch Platz genug, kann noch ein Paar Jahre liegen bleiben. — Ich ſchwöre es, und will's auch meinem Sohn ſag'en, daß er es hält, wenn ich todt bin.«

Der Graf warf ihm noch einige Geldſtücke zu, und verließ den Todtenhof. Die Sonne ſchien heiß, wie er nach der Stadt halbträumend zurückging. Dennoch fror ihn, und es prickelte ihm in allen Gebeinen.

»Ja, nun iſt mir alles, alles klar,« ſprach er zu ſich ſelbſt. »Du rufſt, Adelaide.« Ein großer Leichenzug kam ihm aus der Stadt entgegen, voran die Schulknaben, dann der Sarg, dann der Leidtragenden lange Reihen, erſt die Männer, dann in einem großen Zwiſchenraum auch die Weiber, dieſe Alle in wunderlichen weißen Mützen, und in dunkeln Trauermänteln, nun fiel es auch erſt dem Grafen bei, daß er ſchon eine Zeitlang mit allen Glocken läuten gehört hatte. Der Zug wallte, der Geſang tönte an ihm vorüber. Deutlich vernahm er die Worte der Liederſtrophe:

Gebt dem Tode ſeinen Raub,
Würmern ihre Habe!
Seelen werden nicht zu Staub,
Schlummern nicht im Grabe.
Hier iſt gut ſeyn, ſenkt ihn ein,
Laßt die Erde rollen,
Und ihn ſegnen, und uns freu'n,
Daß wir ſterben ſollen!

»Uns freu'n, daß wir ſterben ſollen —« wiederholte der Graf: »Ja, ja, und bald, recht bald, dein dunkles Thor iſt ſchon aufgethan, o ſäume nicht lange, Du bleicher Pförtner!«

Mit dem Keim des Todes in der Bruſt kam der Graf nach Hauſe, und — den guten Doktor Málar traf ein trübes, unangenehmes Geſchick, am folgenden Morgen riefen ſich die Nachbarn in dem Städtchen die Nachricht aus den Fenſtern zu: der fremde Badegaſt im ſteinernen Hauſe ſey die vergangene Nacht in Folge eines neuen Blutſturzes geſtorben.

Wieder lag der Spätherbſt düſter über den Fluren, als ich eines Abends von einem Spaziergang auf ein Dorf, wo ich einen befreundeten Pfarrherrn beſucht, nach Hauſe ging, aber zuvor noch einmal einkehren wollte in dem nun auch öde werdenden Berggarten. Es war keine Geſellſchaft da, die Witterung hatte diesesmal durch ihre Rauheit allen Freunden dieſes Luſtortes die Luſt verleitet. Einſam ſaß ich eine Weile, und ſah, wie durch Regenwolken die Strahlen der ſinkenden Sonne ſich mühſam Bahn zu brechen ſchienen, und es gelang ihnen, der Weſthimmel hellte ſich auf, während es gegen Oſten ſtürmte, ſo daß das Waldgebirge dicht verſchleiert war, ja nicht einmal das benachbarte Sommerſchloß, das ſonſt an heitern Tagen wie ein freundlicher Edelſtein im Sonnenglanze ſchimmert, war zu erblicken. Deſto lieblicher erſchien das kleine Stückchen heller Himmel, welches über dem Ruinengemäuer einer alten Burg in allen ſanften Farbentönen ſchimmerte. Die Sonne war ſchon hinab, und es verſchmolz ſich dort das bleiche Wolkengold in brennender Purpurflamme, die auf einem grün-, blau- und violetfarbigen Grunde ruhte.

»Was iſt der Spätherbſt« — ſprach eine Stimme in mir, die ſo gern laut wird, wenn ich allein, ernſtem Nachdenken hingegeben, die Natur betrachte, ſey es in der Maipracht der Blüthenzeit, oder beim Donnergewölk des glühenden Sommers, bei fallendem Laub, oder in ihrem ſtillen Schneekleide: »Was iſt der Spätherbſt? Eine Ruine vom Frühlings-Luſtſchloß; ein müder Landmann, der genug gearbeitet, und nun feiern möchte; eine Matrone, die ihr Tagewerk überblickt, und ſich das Schlafhäubchen aufſetzt, um zu ruhen. Der Spätherbſt iſt eine kühle bleiche Polarſonne, die nur noch, für vier bis fünf Monden zum letztenmal, auf dem Erdrande ſteht, und zu ſcheinen aufhört, und nun auf lange hinabſinkt.«

Noch länger vielleicht hätte ich den Faden dieſer hinkenden Vergleiche fortgeſponnen, wäre nicht, wie vor einem Jahr um dieſelbe Zeit, der Doktor Mälar, nun mein lieber Freund, wieder zum Hinterpförtchen des Berggartens hereingetreten.

»Guten Abend! guten Abend!« rief er heiter. »Finde ich noch Geſellſchaft? Das iſt mir lieb. Bleiben Sie noch ein wenig? Ja, Sie bleiben noch; ich bin durſtig, habe heute noch keinen Tropfen Lagerbier getrunken. Kommen Sie, gehen wir in den Saal, ich bin warm, laſſen Sie ſich noch einmal einſchenken!«

Wir ſaßen wieder an dem großen Tiſch, die eine Lichtkerze, die uns die Wirthin darauf ſetzte, verbreitete keinen ſonderlich hellen Schimmer, es herrſchte eine düſtere Beleuchtung.

»Entſinnen Sie ſich noch, werther Doktor,« nahm ich nach einigen gleichgültigen Reden das Wort: »Wie wir vor einem Jahre, juſt um dieſelbe Zeit, hier oben ſaßen mit noch einigen Freunden, und wie Sie uns die Geſchichte der Conteſſa Manfroni erzählten?«

Es flog ein düſtrer Schatten über Mälars noch ſo eben recht heiter geweſenes Geſicht.

»Müſſen Sie mich daran erinnern?« fragte er, und ſah mich ſcharf an, zugleich fuhr er haſtig, als müſſe durchaus auf die unliebe Erinnerung eine Priſe geſetzt werden, in die Taſche, und zog eine goldene Doſe hervor, die er, nachdem er geſchnupft, und auch mir Tabak geboten, raſch zwiſchen den beringten Fingern umwirbelte. Er ſah ſich um, ſah in die Düſterniß um uns hinein, und ſagte: »Wir ſind Beide allein, wir kennen uns genugſam, die Sache ſcheint Sie zu intereſſiren, und ich kann Ihnen heute mit einer Fortſetzung dienen, wohl verſtanden, nur Ihnen, Sie machen keinen Gebrauch, und erzählen hier die Geſchichte keiner Seele.«

Voll Staunen horchte ich auf, nichts hätte mir willkommener ſeyn können. Der Doktor Mälar ſah eine Zeitlang in die Höhe, fort und fort die Doſe drehend, dann griff er nach einem Stückchen Kreide, das zufällig auf dem Tiſche lag, und fragte mich: »Entſinnen Sie ſich noch, wie ich vor einem Jahr, als ich hier erzählte, den Grafen, Adelaidens ſcheinbaren Liebhaber, nannte?«

»Edgar von Leitzen, wenn ich mich nicht irre,« antwortete ich.

»Richtig, richtig,« nickte **Målar**: »und nun geben Sie Acht!« — Er ſchrieb auf den Tiſch:

11 10 12 7 8 5 1 2 3 6 4 9
EDGAR LEITZEN.

»Nun leſen Sie nach den Zahlen,« fuhr er fort, und fixirte mein Geſicht.

Ich buchſtabirte, und rief dann ſtaunend aus: »**Eitel Zarndeg**! Iſt es möglich? Derſelbe, der dieſen Sommer —«

»Leider derſelbe,« ſeufzte **Målar**. »Vor einem Jahre anagrammatirte ich ſchnell den Namen, ich wollte, da er noch lebte, ihn nicht nennen, und glaubte nicht, daß ich je wieder von ihm zu erzählen haben würde.« — —

Und nun erfuhr ich, der Erzähler, das, was ich von dem Grafen bereits berichtet; er hatte dem treuen Arzte alles vertraut, alles geſagt, und dieſer ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: »Ich ließ ihn neben dem Hügel einſenken, wo **Adelaidens** modernde Gebeine ruhten, in dem Grabe, das er ſich ſelbſt gekauft. Wenn Sie Luſt haben, nachzudenken über den räthſelhaften Zuſammenhang, thun Sie es, ich für mein Theil muß geſtehen, ich denke nicht gern daran. Das Gefühl der menſchlichen beſchränkten Natur drängt ſich mir zu mächtig auf. Wa iſt unſer Wiſſen? Stückwerk, wie ſchon di heilige Schrift ſagt. Mir thut es in der Seel weh, mich ſelbſt in einem gewiſſen Befangenſeyn erblicken zu müſſen, aber wo iſt Licht zu finden?«

Der Doktor Målar ſchwieg, und ſchnupfte. Dann drückte er an einer Feder der goldenen Doſe, ein doppelter Boden wurde ſichtbar, innen ruhten ineinander geſchlungen zwei Locken, und in den Boden war des Grafen Name eingravirt. »Theure Andenken an zwei Menſchen, die ſich liebten, und einſam verbluten mußten, zwei Menſchen, die engelſelig ſchon hienieden geworden wären, hätte ſie Vereinung beglückt. — Doch ſtill, das iſt ja nicht mit Gewißheit zu behaupten.«

»Laſſen Sie uns gehen, Freund,« ſagte der Doktor, »und kommen Sie morgen zu mir, ich will Ihnen etwas mittheilen, das Ihnen vielleicht noch einigen Aufſchluß giebt.«

Es war ſchon recht finſter, wie wir aus dem Berghaus heraustraten. Arm in Arm gingen wir durch die Anlagen, und am Ufer des murmelnden Sees, wie damals, mit ernſtem Schweigen hin.

Am folgenden Tage ging ich zu dem Doktor, er winkte mir, ihm hinaufzufolgen, und ſo ſah ich das verhängnißvolle Zimmer mit dem Alkoven, wo Adelaide verſchied, wo Eitels Augen brachen. An der Wand hing ihr verſchleiertes Bild, und offen ſey es bekannt, nie ſah ich ein holderes Geſicht auf todter Leinwand. Aus jedem Zuge ſprach Seelenadel und herzinnige Güte. Nur zu wenig Farbe ſchmückte die Wangen, aber der Maler war treu geweſen.

Während ich ſtill bewundernd vor dem Bilde ſtand, ſchloß der Doktor ein Pult auf, öffnete ein Fach, und nahm Papiere heraus.

»Einige Briefe« — ſagte er: »aber nur für Ihre Augen, morgen muß ich ſie wiederhaben.« Ich dankte dem Gefälligen, und ging.

Wenn ich nun dieſe Briefe hier mittheile, ſo möge den Verdacht einer großen Indiscretion die Erklärung entfernen, daß nirgend ein wahrer Name genannt iſt, daß unterdeſſen bereits mehrere Jahre verfloſſen ſind, während welcher auch mein würdiger Malar ſein Ruheplätzchen auf dem Friedhof jener Stadt gefunden, und daß die Sage von der Singſtube längſt verſchollen iſt, denn nach dem Tode des Grafen ſoll der unheimliche Geſang auf immer verſtummt ſeyn.

I.

Das Billet des Grafen Eitel Zarndeg an den Brunnenarzt Mälar.

Bad ***, den 18. Auguſt 18**.

Wenn Sie, wertheſter Freund, dieſe Zeilen und das beikommende kleine Andenken, welches ich mit Güte aufzunehmen bitte, empfangen, habe ich ſchon dem freundlichen Bade *** Lebewohl geſagt, und bin auf dem Wege nach der Heimath.

Wie ſtrafbar ich auch erſcheinen möge in Ihren Augen, ſo werden Sie mir doch Ihr Mitleid nicht verſagen, wenn ich den Verſuch gewagt, mich vor Ihnen zu rechtfertigen, einen Verſuch, den ich mündlich zu unternehmen, nicht im Stande war. Und dennoch kann ich es nur unvollſtändig, indem ich ſo Manches, was Ihnen vollen Aufſchluß geben würde, aus Familienrückſichten unenthüllt laſſen muß, auch drängt die Zeit. Erfahren Sie denn nur ſo viel: Nicht die Krankheit meiner Braut, und ihr ſehnſüchtiges Verlangen allein rufen mich ſo dringend von hier. Mein Vater enthüllte mir ein Geheimniß, das mich in die größeſte Verwunderung ſetzte, das mich aus allen erträumten Himmeln ſtößt, das ſtrafbar meine Neigung zu der himmliſchen **Adelaide** macht, von welcher Neigung mein Vater Kunde erhielt, und doch, ich fühle es tief, doch wird dieſe Neigung nie erſterben, nie die Flamme erlöſchen in meiner Bruſt, bis der Tod mich abruft.

Theurer **Målar**, wie gern vertraute ich Ihnen Alles, aber — es iſt meines Vaters Geheimniß, ich muß es heilig bewahren. — Meine Gedanken glühen wirr durcheinander, ich weiß kaum, was ich ſchreibe. Ihrem Ausſpruch treu, will ich handeln: **Ein edler Mann zieht die Erfüllung ſeiner heiligen Pflichten den Wünſchen ſeiner Leidenſchaft vor.**

O grüßen, tröſten Sie **Adelaiden**, ſie wird ewig in meinem Herzen leben, ſie, die mir nahe iſt, und doch ſo furchtbar fern; hätte ich ſie lieber nie geſehen. Wenn ſie mich geliebt hat, ſo iſt ihr Friede dahin — ach, und auch mein Friede.

Vergeben Sie dieſe irren Ausbrüche meines Schmerzes, er iſt ſo groß, daß ihn Worte nicht ſchildern, Gedanken nicht faſſen. — Leben

Sie wohl und glücklich im Kreiſe Ihrer Theuern, mir ſchenken Sie Ihr Mitgefühl, und zuweilen eine Erinnerung.

Eitel, Graf von und zu Zarndeg.

II.

Die Gräfin Adelaide Manfroni an eine Freundin in Trient.

Unvollendet nach dem Hinſcheiden Adelaidens noch unverſiegelt und ohne Adreſſe in deren Nachlaß gefunden, und in italieniſcher Sprache geſchrieben.)

*** am 29. Oktober 18**.

Ich habe kaum noch Kraft, Dir zu ſchreiben, die Hand erzittert, welche die Feder hält, und meine Blicke, von Thränen verdunkelt, irren düſter über das Blatt, welches, ich fühle es, zum letztenmale Dir, meine theuerſte, ſüßeſte Freundin, Kunde giebt von meinem verblühten Daſeyn. Schnell habe ich ihn ausgeträumt, den ſchönſten Traum meines Lebens, und wie ich erwachte, war rings um mich eine tiefe Nacht.

O welche Kluft zwiſchen dem, was ich Dir ſchrieb in meinem letzten Brief, und was ich Dir heute ſchreibe. Rufe in deinem Gedächtniß die Erinnerung zurück an jenen Jubel, an jene aufjauchzende Seligkeit, die in jeder Zeile meines Briefes athmeten, und fühle, fühle es ganz, daß alles nur ein Traum, ein Irrthum, eine grauſame Täuſchung war, und weine mir eine Thräne nach, denn nur droben ſiehſt Du mich wieder.

O wie liebte ich ihn, den ſchönen, herrlichen Mann, das Ideal meiner Mädchenträume, wie innig fühlte ich mich zu ihm hingezogen! Wie die Nachbarſaite ſanft mitbebt, wenn eine andere erklingt, ſo bebte meine Seele, wenn er ſprach, und das Selbſtempfundene erhielt erſt durch ihn Gehalt und Weihe. Wie die Flamme ſich ſchweſterlich zur Flamme neigt, ſo zog es mich zu ihm, ihn zu mir, unſere Seelen floßen ineinander. Mein Leben gehörte ihm, meine Gedanken waren nur bei ihm, ich liebte ihn unausſprechlich. Die andern Männer, die ſich um meine Gunſt bewarben, wie klein und gering erſchienen ſie mir gegen ihn, wie Pagoden gegen den Apoll von Belvedere, wie Irrlichter gegen den Arkturus.

O wie wurde ich betrogen, o wie lodert die Gluth der Schaam und des Zornes auf meinen Wangen auf, die ſo lange ſchon keine andere Röthe ſchmückte, kaum trage ich die Entwürdigung — doch, bald werde ich ausgelitten haben.

Dieſer Mann, der mir die glühendſten Huldigungen darbrachte, der zwar nie von Liebe ſprach, dem aber Liebe und Anbetung aus jedem Blicke ſtrahlten, der ſelig war in meiner Nähe, der tief in mein Inneres blickte, der ein ſo hohes edles Gemüth offenbarte, dieſer Mann, der die Seele meiner Gedanken war, von dem ich eine Erklärung durch ſein ganzes Benehmen zu hoffen berechtigt war, eine Erklärung, die unſer beiderſeitiges Lebensglück zu gründen vermocht hätte, war ſchon — höre es, meine tauſendfachgeliebte Freundin, und fluche ihm mit mir — war ſchon durch andere Bande an eine Braut gefeſſelt! — Nein, fluche ihm nicht, aber mich, mich beweine!

Ihm zu Liebe verlachte ich den Rath meines treuen redlichen Arztes, ich ſang, ich tanzte, und opferte meine ohnehin kaum erneute Geſundheit. Und als ich leidend lag, tröſtete mich der Gedanke, daß ich doch ihn erfreut, daß ich für ihn auch den Tod gern erleiden würde.

Da brachte mir unverhofft Målar, mein Arzt, die Nachricht, daß der Graf plötzlich habe abreiſen müſſen, brachte mir ſeine Abſchiedsgrüße, ſein Lebewohl. Aus Sorgfalt für mich hatte Målar dem Grafen den mündlichen Abſchied verweigert. Die Urſache dieſer ſchnellen

Abreiſe erfuhr ich nicht. Noch war ich voll Hoffnung, der Graf würde mir ſchreiben, ich täuſchte mich, meine Hoffnung, meine Sehnſucht ſollten ſchrecklich vernichtet werden.

Meine Gemüthsſtimmung war nicht geeignet, zur Geneſung meines Körpers mitzuwirken, ich durfte die Reiſe in die Heimath und zu Dir, meine Treue, nicht wagen; ich zog in das Haus meines freundlichen Arztes, der mit ſeiner Frau und einem kleinen engelholden Kinde, das Emilie heißt, in dieſem Städtchen, ohnfern dem Bade *** wohnt, und ein gemüthliches Stillleben führt; da bin ich, ſo fern meiner Heimath, ſo fern von den Freundinnen und Bekannten, und verblühe und welke hin, eine einſame Lilie in einem ſtillen Thale. Was meine Lebensblüthe vollends knickte, war die Nachricht einer Freundin, daß der Graf in ***, wo dieſe Freundin lebt, ſeine Vermählung mit einer reichen Erbin gefeiert habe. — Es brach mein Herz.

O, ſo ſchändlich verrathen, ſo betrogen um Liebe und Hoffnung und Leben, und Alles; was verbrach ich, daß Solches mich treffen mußte? — — Soll ich fluchen ihm und ſeiner Liebe? Sollen meine Verwünſchungen wie Ge-

ſpenſter um ſeine Freuden flattern? — Er w
leben in der Fülle des Glücks, ich werde ſ
ben in der Fülle des Grams, ſoll mein G
ihn quälen und martern, wenn ich geſtor
bin? O zurück, zurück in die Nacht der Se
die euch gebar, ihr wilden Träume mei
Verzweiflung, er ſteht ja rein da, er br
mir ja kein Gelübde, ich war eine wahngl
bige Thörin, daß ich ſeine freundliche Zun
gung für Liebe nahm! O warum habe ich a
keine Mutter mehr, an ihrem Buſen auszuw
nen meinen glühenden unendlichen Schmerz,
weinen, bis ich keine Thränen mehr hätt
Bald, bald werde ich wieder eine Mutter
ben, bald werde ich bei ihr, der Seligverkl
ten ſeyn, wo getäuſchte Liebe nicht weint,
Hoffnung nicht trügt, wo Herzen nicht verbl
ten. — Du haſt ſie gekannt, die Gute, He
liche, auch ihr Leben drückte ein tiefer Gra
den ſie mir nie enthüllte, es ſollte kein Schme
mein Jugendleben verkümmern, ihr Tod w
mein erſter Schmerz.

Ich bin beſtimmt, nur großes Weh zu trage
aber ich glaube, das Schickſal hat ſich an me
ner Kraft verrechnet, ich werde früher unterli
gen, als es müde wird, auf mich einzuſtürme

Die Feder entſinkt faſt meiner Hand — ich kann ſie nicht mehr halten — meine Kraft ſchwindet zuſehends hin, o — wärſt Du doch bei mir, meine liebſte Freundin! So allein — ſo ſchmerzlich allein — — —

III.

Der alte Graf von Zarnbeg an ſeinen Sohn.

(Aus dem Nachlaß des Letztern.)

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — *)

Und nun noch zu Dir ein ſchwerernstes Wort, und gebe der Allmächtige, daß es nicht zu ſpät Dich ereile. Ich erfuhr von ſicherer Hand, Du flattertest in jenem Bade um eine gewiſſe Adelaide Manfroni, eine italieniſche Gräſin. Glaube nicht, es folge nur eine ſpießbürgerliche Bußpredigt von zu haltender Treue gegen deine Braut, o wär' es nur das, nicht eine Zeile ſchriebe ich darum, aber es gilt eine ernſtere Warnung. — Wie jenes Mädchen auch ihre Stellung gegen Dich genommen, wie auch dein Verhältniß zu ihr ſey, und ſey ſie rein und ſchuldlos wie ein Engel, ſey ſie eine liſtige,

---

*) Der weggelaſſene Eingang; enthaltend die Aufforderung zur Heimkehr, und die Nachricht von der Krankheit der Braut des jungen Grafen.

laſterhafte Buhlerin, fliehe ſie, ich befehle es Dir bei meinem höchſten Zorn, fliehe ſie auf der Stelle, reiſſe Dich los aus dem Netz des Verderbens, oder mein Fluch ſoll Dir nachdonnern, nie ſollſt Du wieder vor mein Auge treten.

Du haſt ein Recht, nach den Gründen dieſer Härte zu fragen, die Du nicht an mir gewohnt biſt, denn Du biſt ein freier mündiger Mann, ich will Dir dieſe Gründe ſagen, ob ich gleich dabei wühlen muß in meinem Innern, obgleich mein Herz ſich wendet bei der Erinnerung an eine unerhörte Schandthat. Deine Mutter, verflucht ſey ihr Andenken, Du weißt — wunderbar, wie ich dieſe Worte ſchreibe, zuckt plötzlich ein Blitz nieder, und ein praſſelnder Donner folgt ihm, als habe der Himmel ein Mißfallen daran; mag ſeyn, er hätte das zu andern Zeiten äußern können — Du weißt, daß ich nie von ihr ſprach, hat mich furchtbar betrogen. Wir wohnten am Rhein in einem herrlichen Schloß, Reichthum und Ehre ſchmückten unſer Leben, wir hatten Dich, unſere höchſte Wonne, da kam der Geiſt der Hölle in der Geſtalt eines italieniſchen Conte in unſer Haus; gaſtlich hegte ich die Schlange an meinem Buſen, vier

Monden blieb er bei uns, und zum Danke verführte er mein Weib. Die Elenden flohen, ich war beſchimpft vor dem ganzen Gau, meine Feinde jubelten. Ich ſparte meine Schätze nicht, ich ſandte treue Diener nach den vier Himmelsgegenden; einen, der ſpähen ſollte bis nach Amerika; einen, der Italien durchziehen ſollte, bis an ſeine ſüdlichſten Enden, zwei nach andern Richtungen hin; ich zog mich in die Schweiz mit Dir zurück, kaufte eine alte Burg, gab Dich in eine Anſtalt, und brütete Rache. Aus Italien kam mir nach langem Harren ſichere Kunde. Ich eilte hin, ich fand meinen Vertrauten, er hatte ſie gefunden, und ſcharf im Auge behalten. Sie bewohnten eine reizende Villa am Lago maggiore, nahe bei Arona. Wie ein grimmiger Leopard umſchlich ich ihren Wohnſitz, endlich — ſie ergingen ſich im Park, und die Treuloſe liebkoſte einen Säugling — trat ich ihnen entgegen, wie ein Geiſt der Rache. Sie ſank zitternd in die Knie, jeder Laut erſtarb ihr, auch er erbebte, ſtumm reichte ich ihm eine Piſtole, und zählte ſechs Schritte, da knallt es hinter mir, und die Kugel pfeift durch mein Haar, und reißt mir den Hut vom Kopfe; der Schurke wollte mich meuchelmorden, raſch wandte ich mich, und meine Kugel flog ihm durch das Gehirn. Wie eine Statue kniete ſie noch, und hielt das Kind empor, ich mochte mich mit ihrem Blute nicht beſudeln, ich überließ ſie ihrem Schickſal, und floh. Vor zwei Jahren habe ich erfahren, ſie ſey in ein Kloſter gegangen, habe daſelbſt ein frommes und ſehr heiliges Leben geführt, und ſey auch darin gottſeliglich verſtorben. Ein ſehr heiliges Leben, hahaha! Ihre Tochter gilt für eine reiche Erbin, es iſt Adelaide Manfroni, ſie führt den Namen jenes Buben, und Du — weißt nun, wornach Du Dich zu achten.

Dein treuer Vater

Julius, Graf v. u. z. Zarndeg.

Als ich dieſe Briefe geleſen, brachte ich ſie dem Doktor Mälar zurück. — Nur noch eine Frage, bat ich ihn: »War der junge Graf glücklich?« »Nicht glücklich, ſeine Gemahlin ſtarb nach einer zu frühen Niederkunft mit einem todten Kinde,« antwortete Mälar: »er reiste umher, und ſuchte Ruhe. Jetzt hat er ſie gefunden.« —

Bald darauf ſagte ich der kleinen Stadt und ihren lieben Bewohnern ein wehmüthiges Lebewohl.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite
Zettelträgers ſelige Nächte. Ein Nachtſtück aus den Papieren eines Freundes . . . 5
Die beiden Roſen. Eine Erzählung aus der Zeit des ſpaniſchen Feldzugs 69
Die Singſtube. Phantaſieſtück 193

Erzählungen

[illegible]

Phantasiestücke

[illegible]

Ludwig Bechſtein.

Vierter Band.

Erzählungen

und

Phantaſieſtücke

von

Ludwig Bechſtein.

Vierter Band.

[illegible]

Stuttgart,
1831.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

Die Babenberger.

Hiſtoriſche Skizze

aus dem

erſten Jahrzehend des zehnten Jahrhunderts.

Die Babenberger.

An einer reichbeſetzten Tafel ſaß am Tage des heiligen Michael, im Jahr 902, der Pracht und Lebensgenuß liebende Biſchof Rudolph von Würzburg. Seine drei Brüder, die edlen Grafen von der Wetterau, Eberhard, Gebhard und Konrad, erfreuten ihn mit ihrem Beſuche; ihrer Anweſenheit galt der erhöhte Glanz, die reichere Fülle, die größere Zahl der Geladenen. Die ſchönſte Perle in der Krone der verſammelten Edlen geiſtlichen und weltlichen Standes war das Fräulein Bertha von Baunach, eine verwaiſte Verwandtin des Biſchofs, unter deſſen väterlichem Schutze ſie lebte. Läſtermäuler im Volke wollten freilich von einem andern Verhältniß wiſſen, das im Widerſpruch ſtehe mit einem der geiſtlichen Gelübde. Sie ſaß in der Nähe ihres Schutzherrn neben Gebhard, und entzückte durch ihres

Mundes holde Rede das jugendliche Herz des Jünglings, der ſich lebhaft um ihre Gunſt bewarb. Von Zeit zu Zeit ſchaute der Biſchof lächelnd nach ihr und dem Bruder hin, wohl auch ſchalkhaft mit dem Finger drohend, dann traf ihn aber gewöhnlich ein ſtrenger Blick von ihr, der ihn an ſeine Würde erinnern ſollte, und den er gar wohl verſtand. Eberhard ſprach viel mit dem Biſchof über die Zeit, in welcher ſie lebten, und dieſe bot in der That des ernſten Stoffes genug. Die Ungarn waren im Bayerland eingefallen, und verheerten es mit unmenſchlicher Grauſamkeit, nachdem ſie vorher in Italien fürchterlich gehauſt hatten, dann durch Kärnthen und Oeſterreich gezogen waren, auch dort durch jeglichen Frevel zeigend, daß der Schrecken ihres Namens, der vor ihnen her zog, wie ein bleiches Geſpenſt, kein leerer Schall war. Leicht war zu fürchten, daß ſie immer weiter nordweſtwärts ihren Zug nehmen würden, wenn ihrem Strom nicht eine ſtarke Macht ſich entgegendämmte, und noch war eine ſolche Macht nicht vorhanden. Deutſchlands Scepter ruhte in den Händen Ludwigs IV., dem die Geſchichte den Beinamen: das Kind, gegeben, weil er nach ſeines Vaters Tode noch minderjährig auf den Thron erhoben wurde; und ſtanden ihm als Vormünder auch die Reichsverweſer, Herzog Otto der Erlauchte von Sachſen, und Erzbiſchof Hatto von Mainz, kräftig zur Seite, ſo vermochten ſie doch nicht, die Hyder der Zwietracht, die allſeitig neue Köpfe erhob, zu überwältigen, denn nicht nur von auſſen drohte Gefahr, in ſich ſelbſt zerfallen war das liebe deutſche Land, und unter einer Menge kleiner Herren, Herzoge, Grafen, Dynaſten ꝛc. zerſplittert, die ſich unaufhörlich befehdeten. In der fröhlichen glänzenden Verſammlung aber, die den Hofſtaat des geiſtlichen Fürſten bildete, denn ein ſolcher mochte der reiche und mächtige Biſchof von Würzburg wohl genannt werden, herrſchten Jubel und Freude. Hohe Frauen, ſchön und tugendreich, zierten noch außer Bertha von Baunach das feſtliche Mahl, unter denen Rudolphs Schwägerin Glismunda, Konrads Gemahlin, als einer der erſten Sterne hervorleuchtete. Dieſe Alle umſchlang ein Band der Eintracht, und ſo weit der fröhliche Gaſtgeber umherblickte in der geſchmückten Halle voll hochgeehrter Gäſte, ſein Blick traf in Freundesaugen, und das hob ſeiden Stolz, denn geſtützt auf ſolche Verbindungen, befreundet mit ſolchen Rittern, zur Seite drei ritterliche Brüder, deren jeder eine Zahl edle Vaſallen und tapfere Reiſige aufzubieten vermochte, wer hätte wohl wagen dürfen, ihm feindlich zu nahen? Deßhalb konnte er auch lächeln zu den Beſorgniſſen, die Eberhard in Betreff der Ungarn laut werden ließ. »Laß ſie kommen,« ſagte er: »wir wollen ſie ſo zu Paaren treiben, daß ſie den Weg in ihre Heimath nicht wieder finden ſollen. Warum wehren ſich die Bayern nicht? Mit ſolchem Geſindel wird doch noch fertig zu werden ſeyn? Doch — laſſen wir das jetzt, lieber Bruder, trinke und ſey guter Dinge!«

Die Freuden des feſtlichen Mahles zu mehren, zog eine neue Erſcheinung die Blicke aller Anweſenden auf ſich. Ein ſtattlicher blinder Greis wurde in den weiten Speiſeſaal geführt; ſchneeweiße Locken ringelten ſich ſparſam um ſeine Schläfe, ein ſilberweißer Leibrock, mit himmelblauem Sammet verbrämt, ſchmückte ihn, eine Harfe, von Meiſterhänden gearbeitet, wurde ihm nachgetragen, geſchäftige Diener rückten ihm einen Seſſel mit Purpurſammet, und leiteten ihn darauf hin. Jetzt wurde es ſtill und ſtiller, Erwartung lag auf jedem Antlitz. Und es begannen ſich unter der Hand des Meiſters die Saiten zu regen. Leiſe und lieblich, wie weitentfernte Muſik, liſpelten und zitterten die Töne hervor, als habe ſie ein ſanfter Weſt melodiſch dem Inſtrument entlockt; allmälig wurden ſie lauter, anſchwellender, rauſchten ſchwirrend durcheinander, und einten ſich wieder zur Harmonie. Nun begann der Greis ein Lied der Minne mit weicher und ſchmelzender Stimme. Die Verſammlung war ganz Ohr, andächtig, lächelnd und blinzelnd lauſchten die lüſternen Pfaffen, und ließen ihre Blicke verſtohlen auf den holden Frauengeſtalten weilen, die ſanft erröthend zuhörten, und höher ſchlug auch der Ritter Herz.

Der Sänger ſchwieg, ſanft wie vorhin, klangen die Töne der Harfe, bis ſie im kaum hörbaren Säuſeln erſtarben.

Lauter Beifall durchrauſchte den Saal. Einen goldenen Pokal ließ der Biſchof mit dem edelſten Wein füllen, und dem Sänger reichen. Er trank auf der minniglichen Frauen und Jungfrauen Wohl ihn leer, und griff wieder nach ſeiner Harfe.

Aber nicht ſanft und ſäuſelnd, wie vorhin, liſpelten die Saiten Wohllaut; ſie rauſchten hell und laut, und immer lauter, und mit kräftiger tiefer Stimme ſang der Greis ein Schlachtlied, das alle Ritter begeiſterte, und wie er mit einem volltönigen Accord endigte, fiel eine reiche Saat köſtlicher Geſchenke in ſeinen Becher.

Wie das laute Entzücken verrauſcht war, griff der Sänger abermals melodiſche Accorde, aber nicht wieder war es ein Lied der Liebe, nicht ein ermuthigender Schlachtgeſang, düſtre und wehmuthvolle Klänge wehten aus den Saiten, tönten in trauriger Weiſe von des Greiſes Lippen, voll tiefen Schauers rauſchte die Melancholei unſichtbar durch die hohe gothiſche Halle; ein Grablied war es, was der Sänger ſang, aber aus ihm ging er über in einen Pſalm, und ſo ernſt, und ſo würdevoll und ſo erhebend und feierlich waren Worte und Klänge, daß jeder Athemzug ſtockte in der zahlreichen Verſammlung, daß die Stätte der Freude verwandelt ſchien in einen Tempel, von der Gegenwart des Allerheiligſten erfüllt, bis die Klänge wieder erſterbend verſchwebten.

Reichlich belohnt verließ der greiſe Sänger die Halle, und unter dem feſtlichen Klang der

Pokale, unter heitern Geſprächen ſchwand bald der Ernſt, der ſich bei dem letzten Liede über die Geſellſchaft, wie ein Wolkenſchatten, verbreitet hatte.

Aber ſiehe da, es war, als habe Prophetenahnung das alte Herz des Sangesmeiſters durchglüht, als ſolle die heitre Luſt der Minne, wie der Tafelfreuden von ernſteren Anforderungen verdrängt werden.

Ein Edelknabe trat ein, und meldete: Es begehre ein Ritter frei Geleit in das Schloß und heraus, ſonder Fährte und Unbill; und der Biſchof neigte gewährend ſein Haupt.

Neugierige Vermuthungen regten ſich im bunten Kreiſe, was wohl der Ritter bringen oder verlangen möge, gute oder böſe Botſchaft, ob er in freundlicher oder feindlicher Abſicht komme, und aus der Art ſeiner Anmeldung mußte auf das letztere geſchloſſen werden.

Nicht lange blieb man in Ungewißheit; ein Ritter mit herabgelaſſenem Viſir, ganz ſchwarz gerüſtet, trat ein, und nahte mit gemeſſenem Schritt dem Biſchof bis auf eine gewiſſe Entfernung.

»Mich ſendet,« begann er, und ſeine Heroldſtimme ſcholl dumpf und tief aus der Wölbung des Viſirs heraus: »Mich ſendet zu Euch, Biſchof Rudolph von Würzburg, mein Lehnsherr und Gebieter Albert, Graf von Babenberg. Er ſagt ſich los von Eurer Freundſchaft, er läßt Euch Fehde entbieten auf Leben und Tod, gegen Land und Leute, in Feld und Wald, in Städten und Burgen, als Euer erſter und ärgſter Feind.«

Er ſprach es, und warf ſeinen Eiſenhandſchuh zu den Füßen des erſtaunten Biſchofs. Schnell ſprang Eberhard hinzu, und hob den Handſchuh auf, und aus dem Munde des Biſchofs ſcholl ein helles, häßliches Gelächter.

»Er bietet mir Fehde, der Graf von Babenberg; habt Ihr es gehört, Ritter und Freunde?« rief er höhnend. »Mir, ſeinem Oberlehnsherrn der Vaſall, mir, dem Grafen und Herzoge verwandt ſind, mir, in dem das Blut des deutſchen Königs fließt. Nun denn, wir wollen erwarten, was er beginnen wird, der Uebermüthige, und ihm mit Zinſen vergelten, was er an uns zu thun wagt.«

»Gehet hin,« rief er dem Abgeſandten zu: »Gehet hin, und ſaget Euerm Herrn: Es ſtehet geſchrieben: »Wer böſe iſt, der ſey immerhin böſe, und wer unrein iſt, der ſey immerhin unrein.« »Und ſiehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie ſeine Werke ſeyn werden!«

Mit dieſer tröſtlichen Verheißung aus der Apokalypſe entfernte ſich **Alberts** Geſandter.

Das neue Ereigniß regte aber alle Gemüther der Anweſenden auf, das Geſpräch nahm eine vielſeitigere Richtung, die Ritter freuten ſich auf einen Heereszug, die Frauen forſchten lange nach der Urſache dieſer Fehde, und erfuhren, daß nur im beleidigten Stolze, nur in einer Zurückſetzung des Grafen gegen den Biſchof der Grund liege. Während nun ſchon die Brüder des Biſchofs ſich leiſer beſprachen, that dieſer ſelbſt, als ſey nichts vorgefallen, ſcherzte mit **Gliſmunda**, ſeiner ſchönen Schwägerin, neckte Bertha, — die, als ſie den Namen **Babenberg** hörte, erblich und erröthete, und dann ernſt und ſinnend, als hange ſie Erinnerungen nach, lange ſaß — und gab aus dem Fenſter ein Zeichen.

Da klangen unten aus dem Schloßhofe herauf die Jagdhörner, und ein fröhlicher Tumult entſtand in dem Speiſeſaale; die Frauen, welche den Jagdzug begleiten wollten, eilten in ihr Kloſet, wo geſchäftige Dienerinnen ſich beeilten, die Prunkgewänder ihrer Herrinnen mit dem leichteren Jagdanzug zu vertauſchen. Von den Rittern eilten alle hinab, nur die geiſtlichen Herren ruhten zum Theil ſchon ſelig in den Armen des Weingottes, oder ſuchten noch wankend den Ort der Ruhe. Nicht ſo der Biſchof. Ihn trieb ein ritterlicher muthiger Sinn zu allen Freuden, die dem Ritter ziemten, mehr als der Dienſt des Tempels lockte ihn Weltluſt und weltliche Pracht.

Wieder tönten die Hörner, Alle beeilten ſich, dem Rufe Dianens zu folgen, die nach verklungenen Kunden ſchon zu den Römerzeiten einen Tempel hatte in der alten Herbipolis, da wo neben dem Dom hernachmals das neue Münſter oder Neben-Stift erbaut wurde.

Auf ſtattliche Zelter ſchwangen ſich **Olismunda** und **Bertha**, einen herrlichen Apfelſchimmel beſtieg der Biſchof, und nun, wie Alle aufgeſeſſen waren, ſchwieg das Geſpräch über Krieg und Fehde, die Hörner jubelten ihre langgehaltenen Töne, und thaleinwärts, immer dem Walde zu, ging der glänzende Jagdzug, auf welchen der Biſchof oft mit einer ſtolzen Freudigkeit zurückblickte. Schöne, prächtige tig gekleidete Edelknaben trugen ihm und den Frauen die ſchweren Armbrüſte nach, die mit künſtlichen Bildern von Elfenbein und Silber ausgelegt, und mit Perlenmutter und Edelſteinen geziert waren.

Bald hatte der Eichen heiliges und ſchauriges Dunkel in ſeinem Schatten die Verfolger der harmloſen Bewohner des Waldes aufgenommen, nur aus weiter Ferne ſchallte noch von Zeit zu Zeit der weinfröhligen Jäger Geſang, und der Rüden Gebell, von der Hörner wohllautendem Getön begleitet.

Der ſchwarzgeharniſchte Ritter, der dem Biſchof Rudolph Fehde entboten im Namen des Babenbergers, ritt einſam und ſchweigend auf der Straße nach Babenburg zu, die ſich durch einen düſtern Eichenwald zog, deſſen melancholiſches Schweigen ſo ganz mit der Seelenſtimmung des Jünglings harmonirte. In ziemlicher Entfernung erſt folgte ſein Knecht, den Helm des Gebieters tragend, deſſen goldlockiges Haar frei und ungehemmt auf die Schultern niederwallte, und das ſchöne ernſte, aber bleiche Geſicht umſchattete. Schon neigte ſich der Tag, und der blaue reine Himmel lachte freundlich nieder auf den ſinnenden Reiter, während die Sonne ihre Strahlen durch die Baumwipfel ſandte, und das bunte Laub mit höherem Farbenſchimmer überſtreute. Unaufhörlich ſanken ſchon Blätter von den Bäumen; Buchen und Erlen ſtanden ſchon ganz im fahlen, bleichgrünen Laubſchmuck, während ſich noch kaum die Eichen rötheten. Der Einſamtrauernde achtete nicht der ſchönen abendlichen Beleuchtung, in ſich ſelbſt gekehrt, das Haupt auf die Bruſt geneigt, überließ er ſich wehmüthig-ernſten Betrachtungen, bis er halb unbewußt, ſeinen Gedankenträumen Worte gab.

»So iſt auch dieſer Wunſch nun befriedigt,« ſeufzte er: »ich habe ſie noch einmal geſehen; ſie ahnete nicht, wer ihr nahe ſey, ſie durfte es nicht ahnen. Biſt Du nun beruhigt, Herz, weil deine Sehnſucht erfüllt wurde? Glühſt Du nun minder? Das war ja das alleinige Hoffen, das Dich belebte: Einmal, nur noch einmal in dieſe klaren Augen ſchauen, einmal noch mit dem glühenden ſchmachtenden Blick die Himmelsgeſtalt umfaſſen, und dann ſcheiden auf Nimmerwiederſehen. Wohlan, es iſt vorbei; fahrt wohl, freundliche Jugendträume, fahre wohl, Du ſchöne, kühne Hoffnung; traure, liebendes Herz, die Blume, nach der Du ſo heiß geſtrebt, blüht nicht für Dich, es pflegt ſie gar ein reicher ſtolzer Gärtner — und bricht ſie — für ſich. Fahre wohl, Liebe! — Ha, willkommen Kampf und Schlacht, euer Toben wird meine weichen Gefühle betäuben, beim Raſſeln der Schwerter, beim Geſchrei der Reiſigen wird mir wohler ſeyn, als jetzt, wo das Wehgefühl der Entſagung mich übermannt, mich zum Knaben macht, am wohlſten freilich wird mir ſeyn, wenn dieſes warme Herz gekühlt wird vom kalten Eiſen einer Lanzenſpitze oder eines Schwertes, und die Erde kühlend über der brennenden Todeswunde liegt.«

Wie die Sonne ſchon hinab war, wie ſchon dämmernd das lichte Gold im Weſten mit dem Grau, das vom Oſt heraufgeſtiegen, ſich miſchte, ritt der Jüngling durch das Thor der hochgelegenen, felſenfeſten Babenburg ein. Von mehreren Seiten her ſah er, bevor er noch das Burgthor im Rücken hatte, dunkle Geſtalten nach demſelben Ziele zueilen, und im Innern der Burg grüßte ihn ein lautes geſchäftiges Treiben. Eine Menge Reiſige waren beſchäftigt, die Zurüſtungen zu dem Zuge zu vollenden, auf einem freien Platze neben dem Burghof tummelten noch einzelne Reiter ihre Roſſe, während andere die ihrigen in die Ställe führten. Den großen Ritterſaal füllte eine bedeutende Anzahl befreundeter Vaſallen und Nachbarn; am oberſten Ende ſaßen **Albert** und **Heinrich**, die **Babenberger**, gaſtlich die Genoſſen zum Trinken nöthigend, während ihre Frauen eifrig beſchäftigt waren, die beträchtlichen Maſſen gebratenen Wildes zu zerlegen, und durch dienende Knappen jedem der Anweſenden ſein reichliches Theil zukommen zu laſſen.

Da trat der Abgeſandte, der ſich indeß ſeiner Rüſtung entledigt hatte, im Hauskleid, die Verſammlung freundlich grüßend, ein.

»Willkommen **Adelhard**!« rief **Albert** erfreut! »Du bliebſt lange aus, ich glaubte ſchon, der Pfaffe hätte Dich gleich als Geiſel behalten!«

»Ich bin heute nicht allzufrüh aufgebrochen, ich war noch müde vom geſtrigen Ritt,« antwortete der Jüngling.

»Nun Bruder,« fragte Heinrich: »Was bringſt Du für Botſchaft, was antwortete der Biſchof?«

»Die ganze Sippſchaft war verſammelt; Graf **Eberhard** hob den Fehdehandſchuh auf. Der Biſchof lachte, und antwortete voll Stolz und

Hohn, wir ſollten nur beginnen, er würde uns ſchon den Lohn geben nach unſern Werken.«

»Nun denn, es zeige ſich,« rief Albert, »ob wir, die Enkel Herzog Otto's von Sachſen, dieſem Rudolph weichen müſſen, der ſo übermüthig iſt auf die Vetterſchaft mit dem deutſchen König!«

»Auf den glücklichen Ausgang dieſer Fehde für unſern lieben Grafen!« rief ein alter Ritter, und alle Anweſenden leerten die gefüllten Becher auf dieſen Trinkſpruch.

Der Morgen des folgenden Tages brach an, und mit ihm ein geräuſchvolles Walten in der Babenburg; während die Ritter in ihren ſchweren Eiſenharniſchen mit klirrendem Tritt durch die hallenden Gänge ſchritten, und die Steintreppen hinunter gingen, zogen die Knappen die wiehernden ſtarken Streitroſſe aus den Ställen, ſtellten ſich die gewappneten Reiſige in einzelne Heerhaufen auf.

Indeſſen ſo ſich alles zum Abzug ordnete, ſtanden die Brüder noch, ſchon gerüſtet, bei den Frauen, von den mächtigen Banden der Liebe und Freundſchaft noch feſtgehalten, ach, für die Weinenden auf eine nur zu kurze Zeit. An Alberts kaltem Bruſtharniſch ſchmiegte die glühenden thränenüberſtrömten Wangen ſein treues Weib, und umſchlang ihn, und wollte ihn nicht von ſich laſſen. Und von Kummer und Thränen faſt aufgelöſt, erſtarb der letzte Schmerzenslaut von Heinrichs Gattin unter ſeinen heißen Küſſen.

Adelhard, auf ſein Ritterſchwert geſtützt, ſtand ſeitwärts, mit wehmuthvollem Blick auf die rührenden und zärtlichen Ausbrüche treuer Gattenliebe blickend. »Um mich werden nie ſolche Thränen fließen,« ſeufzte er in Gedanken: »mich wird nie eine liebe Hand zurückhalten wollen, wenn ich hinausziehe zu Kampf und Streit. Nun mag es, — keine ſolche Luſt, keinen ſolchen Schmerz. Und er muß doch ſüß ſeyn, dieſer Schmerz,« fuhr er in ſeinem ſtillen Selbſtgeſpräch fort, während ſich jene noch mit einander zum Abſchied letzten, und ſich nicht losreiſſen konnten aus den ſchmerzlichen Umarmungen; von unten herauf aber ſchallte ſchon Hornruf.

»Scheidet!« ſprach Adelhard mit ſanftem Ernſt zu den Gatten. »Will es Gott, ſo kehren wir wieder. Erſchwert Eure Herzen nicht durch Zaudern, es muß nun einmal doch geſchieden ſeyn, und wir werden treu zu einander halten. Da drückten die Liebenden den letzten bitterſüßen Kuß des Abſchieds auf den Mund der weinenden Frauen, herzten die Kleinen noch einmal väterlich, und riſſen ſich los. **Adelhard** reichte den Schwägerinnen noch einmal die treue Rechte, und ſie gingen nun, von den heiſſen Segenswünſchen der Zurückgelaſſenen begleitet. Wie ſie hinunterkamen, und aus dem innern Hofraum heraustraten, da hob ſich wieder hoch und freudigſtolz die Männerbruſt, gerüſts ſtanden Ritter und Knappen, in den hellblinkenden Harniſchen ſpiegelte ſich die aufgehende Sonne, die ſich eben in glänzender Glorie über die waldigen Gipfel des, den Horizont begrenzenden Fichtelgebirges aufſchwang, und ei viel hundertſtimmiger Jubelruf brauste von dem Heerhaufen glück- und ſiegverkündend in die friſche Morgenluft empor.

Unter Trompetenſchmettern und tiefen Hornklängen zogen die Schaaren, die Grafen an der Spitze, weſtwärts, dem Gebiete des Würzburger Biſchofs zu.

Am Abend raſteten die Babenberger mit ihren Schaaren an dem Flüßchen Schwarzach. Ein Vortrab war ſchon bis an den Main gegangen, und ausgeſandte Späher ſollten über die Rüſtung und das Herannahen der Feinde berichten.

Bald auch kam den Grafen Kunde, das Heer des Biſchofs ziehe heran, groß und dunkel, wie eine Wolke, und jener Vortrab zog ſich zurück. Auf eine Anhöhe, die eine weite Ebene überſchaute, lagerten ſich nun die Babenberger, ſchon von des Abends Dämmerflören umſchleiert, und den Augen der Feinde verborgen. Hinter trüben Wolken barg ſich der Vollmond, und auf die herbſtliche Flur fiel feuchter Thau. Der morgende Tag alſo ſollte entſcheiden, ob dieſe Grafen länger Vaſallen des ſtolzen und übermüthigen Biſchofs bleiben ſollten. Von dem Berge, den ſie beſetzt hielten, flammten die Wachtfeuer auf, und leuchteten weit.

Die Brüder ſtiegen von der Anhöhe herab in den Wald, der auf der einen Seite ſich an dieſe lehnte. Da war eine einſame düſtere Stelle, wo auch am Tage rieſengroße Eichen ein ſchauriges Dunkel ſchufen, in der Mitte ſtand ein verfallener Steinaltar, aus den Heidenzeiten noch, unweit davon rauſchte über ſchwarze Baſalte ſchäumend und toſend ein Bach, ſonſt war es ringsum öde und ſtille.

»Das iſt der Ort, den wir ſuchen,« begann
raf Albert. »Er iſt ganz dazu geeignet,
üſtere Gelübde zu hören, und die heiligen
chwüre der Treue. — Meine Brüder, wir
iſſen nicht, wer von uns morgen um dieſe
eit noch unter den Lebendigen iſt. Laßt uns
nander geloben, feſt zuſammenzuhalten im
ampfe. Laßt uns den Tod nicht ſcheuen, und
eber ſterben, wenn wir den Sieg nicht er-
reiten, lieber ehrenvoll untergehen, als zu
s ſtolzen Biſchofs Füßen im Staube winſeln,
d um das Leben betteln. Nein, viel lieber
n bittern Tod. Aber Rache übe der, der den
od nicht findet, blutige, ſchreckliche Rache,
enn nicht uns Dreien zugleich das dunkle
os fällt. Schwört es, meine Brüder, legt
re Hände in die meinen — ſo — und nun
echt mir es nach: »Verderben und Fluch
r, Biſchof Rudolph, Dir und deinem
hang! Nie ſey Eintracht zwiſchen Dir und
. Wir wollen haſſen, was Du liebſt, wir
llen zerſtören, was Du bauſt, wir wollen
folgen, was Du ſchützeſt. Das ſchwören
bei unſrer ritterlichen Ehre!«

ie Brüder ſprachen den Schwur nach. Adel-
rds Stimme bebte, er gedachte des We-

ſens, dem einſt alle ſeine feurigen Wünſche gegolten, das in ſeinem Herzen wie eine Heilige gelebt; ach, die feurigen Wünſche waren nicht erfüllt worden, das ſtrahlende Heiligenbild war verdunkelt, und nun — ſollte er ſie mit einſchließen in dieſen Schwur, er vermochte es nicht, ſein Herz dachte anders, wie ſein Mund ſprach.

Albert umarmte **Heinrich** und **Adelhard**, ſeine Brüder, und küßte ſie. »Treu im Leben und treu im Tod!« rief er: »Einer lebe für den Andern, einer ſterbe für den Andern!«

»Sieg oder glorreiches Ende, das hilf uns, lieber Vater im Himmel!« ſagte **Heinrich**. »Amen!« ſetzte **Adelhard** mit gepreßter Stimme hinzu, und durch ſeine Seele ſchauerte eine trübe Ahnung. Traut umſchlungen ſchritten ſie durch die Dämmerung der ſtillen düſtern Mondnacht, und kamen wieder zu dem Lager.

Die Krieger hatten ſich auf leichte Decken hingeſtreckt, gewärtig, daß ſie aus Träumen von Kampf und Sieg vielleicht wilder Schlachtruf zur rauhen Wirklichkeit erwecke.

Noch war es rings umher ſtille, der Fluß im Thale, die Bäume des nahen Waldes rauſchten eintönig fort. Auch die Brüder ſuchten und fanden noch eine kurze Ruhe.

Auf dunkeln Eulenfittigen ſchwebte die Nacht vorüber; jetzt krähten ſchon die Hähne im nahen Dorfe, im Oſten verkündete eine lichte Stelle den nahenden Morgen, über den Wieſen und Feldern lag bleich wie Schnee, ein dunſtiges Nebelmeer. Von Zeit zu Zeit wieherte ein muthiges Roß.

Die Ritter und Reiſige erwachten, erhoben und ordneten ſich; heller wurde des Oſtens Lichtglanz; als die Grafen gerüſtet aus ihrem Zelte traten, grüßte ſie ihrer Mannen freudiger Zuruf, die ſchon in gedrängten Schaaren ſchlachtfertig daſtanden.

Drüben am Berge, auf welchem das Schloß Caſtell ſeine Mauern und Thürme erhob, ſtand das Zelt des Biſchofs. Seine Brüder, die ſich in die Führung der zahlreichen Heerſchaaren getheilt hatten, traten ernſt zu ihm ein. Er empfing ſie mit Würde. »Wohlan,« begann er: »der Tag iſt angebrochen, und die kecken Feinde ſind nahe; ſo gehet denn hin, und züchtiget den frevelhaften Uebermuth, und beuget ihn in das Joch des Gehorſams, meine Brüder. Seid würdig Eures Namens und Eurer Ahnen. Der Segen des Herrn ruhe auf Euch, ich will ihn hier auf meinen Knieen für Euch erflehen, während Ihr ſtreitet. Der Sieg wird bei uns ſeyn, denn wir kämpfen einen gerechten Kampf. Wir haben ihn nicht gewollt, und nicht begonnen. Nehmt meinen Segen, geht und ſtreitet mit Gott!«

Die Nebelſchleier, die ſich über die Ebenen gelagert hatten, zerriſſen vor den Strahlen der aufgehenden Sonne. Von drüben herüber zu dem Heere des Biſchofs ſchallte herausforderndes Horngetön, Waffen blitzten im Sonnenglanze, und die Morgenluft ſchwellte die hochflatternden Panner der Schaaren Alberts. Da warfen ſich die Brüder Rudolphs auf ihre bereitſtehenden Streitroſſe, jeder ſprengte zu ſeiner Heeresſchaar, und entflammte mit wenigen, aber feurigen und kräftigen Worten ihre Kampfluſt.

Schon wurden die erſten Haufen von den babenbergiſchen Reiſigen mit der Vorhut der Biſchöflichen handgemein, bald wälzten ſich mit wildem Geſchrei die Maſſen von Fußvolk und Berittenen den Feinden entgegen, und die Schlacht entbrannte.

Höher ſtieg die Sonne am Himmel herauf, das blutige Schauſpiel beleuchtend, und immer heißer, immer heftiger wurde der Streit. Ueberall mit beſonnener Allgegenwart ordneten, ermunterten und befeuerten durch eigenes Beiſpiel auf beiden Seiten die tapfern Führer ihre Schaaren. Nur perſönliche Tapferkeit galt in den Schlachten jener Zeit, wo jeder Kampf faſt in ſo viele Einzelgefechte ſich löſte, als Männer ſtritten. Wie ein wilder, tobender, unauflöslicher Knäuel wogten die Streitenden zu Fuß und Roß durcheinander, und das Geſchrei der Heerführer, das Raſſeln der Harniſche, das helle Getön der Schwertſchläge und Streithämmer auf Helme, Schilde und Rüſtungen, das Geſtöhn der Fallenden, der Roſſe Wiehern und Schnauben, und der Schlachthörner ermuthigendes Schmettern ſchufen vereint ein wildes grauſenvolles Getöſe.

Hunderte Erſchlagener und auf den Tod Verwundeter deckten ſchon die Wahlſtatt, und tränkten die Erde mit ihrem Blute, mit immer erneuter Wuth hieben und ſtachen die Schaaren auf einander ein.

Da gewahrte Heinrich der Babenberger, daß Eberhard mit einigen Rittern eine Schaar der Seinen zum Weichen brachte, und ſprengte gegen ihn an, mit donnerndem Zuruf jenen Flüchtigen Hält gebietend. In dieſem Augenblick eilte Gebhard dem Bruder zu Hülfe, Heinrich ſah ſich zwei gleich tapfern Gegnern gegenüber, und ſein Muth war größer wie ſein Glück. »Haltet Euch wacker, Ihr Pfaffenritter!« höhnte er, mit eingelegter Lanze auf Eberhard anrennend, der aber riß, geſchickt ausweichend, ſein Roß ſeitwärts, der Stoß war verfehlt, und ehe ſich Heinrich wandke, und ehe er das Schwert ziehen konnte, ſtürzten die Brüder übermächtig auf ihn ein, ein Hieb Eberhards lüftete die Halsberge, ein zweiter Gebhards ſauſte an der Blöße nach, und ehe einer von Heinrichs Rittern ihm zu Hülfe eilen konnte, ſank er, aus tiefer Halswunde blutend, bewußtlos vom Roß.

Zu ſpät ſah Adelhard den Bruder ſinken, jetzt brauſte er wie eine Wetterflamme auf rieſigem Streithengſt heran, weit voran den Seinen, und rief, von Wuth und Schmerz übermannt: »Ich räche Dich, Bruder, bei unſerm Eid, mit deinem Blut ſoll ſich das Blut Derer miſchen, die Dich getroffen.«

»Haſt Du auch ein großes Maul, Weibergeſicht! Wohlan, Du kannſt deinem Bruder Geſellſchaft leiſten!« hohnlachte **Eberhard**, aber er hatte es kaum ausgeſprochen, und einen Hieb nach **Adelhard** geführt, als dieſer gewandt und ſtark den Hieb parirte, und **Eberhard** ſo kräftig traf, daß er auf ewig verſtummte.

»Fangt, fangt den verdammten Mörder! Er werde aufgeſpart für die Raben des Hochgerichts!« ſchrie **Gebhard** wuthvoll ſeinen Mannen mit einer Löwenſtimme zu, und drang mit der höchſten Erbitterung auf **Adelhard** ein, wie auf die, die ſich ihm ſchützend zur Seite ſtellten. Seinem Beiſpiel folgten ſeine Ritter, bald wurde das kleine Häuflein der Babenberger zurückgedrängt, und um **Adelhard**, der mit dem Muthe der Verzweiflung um ſich hieb, ſchwirrten hundert Klingen. Enger zog ſich um ihn der blutige Schwertring, ſein tapfrer Arm erlahmte, aus vielen Wunden floß mit dem rinnenden Blut ſeine Kraft; er fühlte, wie ſein Leben ausſtrömte mit den Purpurwellen, vor ſeinen Augen wurde es Nacht, er wankte, das Schwert entſank der Hand, ein Ritter ſchlang den Arm um den Ohnmächtigen, und hob ihn vom Roß herab.

Zu **Albert**, der an einer andern Stelle ſtritt, kam ein Ritter in Haſt geſprengt, und rief: »Euerm Bruder droht Gefahr, eilt, ihn zu retten, folgt mir nach! Er lenkte ſein Roß herum, und **Albert**, voll Eifer, dem Bruder beizuſtehen, rief den Seinen zu, ſich an ihn anzuſchließen, ſo ſprengte er jetzt, ein finſtrer Rächer, aber leider zu ſpät, herbei. Er ſah, wie die Feinde den blutenden **Adelhard** der ſchweren Rüſtung entledigten, und ihn, der ſich wieder in etwas erholt hatte, als Gefangenen fortführen wollten, und von Neuem begann der heftigſte Kampf. Aber um den Gefangenen ſchloßen ſich die biſchöflichen Ritter, wie ein undurchdringlicher eherner Wall, vergebens war **Alberts** Tapferkeit, vergebens der tollkühne Muth, mit welchem er nicht weichen wollte, und immer wieder auf die Feinde eindrang.

Während hier ſo viel Blutiges und Trauriges geſchehen war, würgte **Konrad** mit einer auserleſenen Ritterſchaar ſchonungslos in den, ſchon minder aneinander geſchloſſenen und zuſammenhaltenden Heerhaufen der Babenberger, und während da, wo er in Perſon kämpfte, immer kleiner das Häuflein ſeiner Streiter wurde, ſo flog dort durch die Schaaren, die immer noch muthig um den Siegeslorber rangen, der Schreckensruf: Die Grafen ſind gefallen! Da riß der feige Wahn auch die Tapferſten muthlos auf die Bahn der Flucht, und die ſiegjubelnden Feinde ſchrieben den Fliehenden blutige Erinnerungen in den Rücken.

Und immer noch ſendete Albert mit unermüdlicher Ausdauer dem Tode neue Opfer zu, ſchon hoffte er, mit Hülfe ſeiner Getreuen, den Bruder noch von der Gefangenſchaft und den ſchmählichen Banden zu befreien; da brauste der Biſchöflichen freudiger, hochjauchzender Siegesruf ſeinen Ohren vorüber wie Donnerſturm, die Schaar ſeiner Gegner mehrte ſich mit jedem Augenblick, und Adelhard rief durch das Getümmel: »Erhalte Dich der Rache, mein Bruder! Lebe wohl, wir ſehen uns droben wieder.«

Eine neue Reiterſchaar eilte auf den Kampfplatz, an ihrer Spitze der wilde Konrad, mehrend die Zahl der Feinde, da nahmen die wenigen Gefährten Alberts, die noch bei ihm ausgeharrt, ihn mit Gewalt in ihre Mitte, wandten ſein Roß, eilten den fliehenden Schaaren, ſelbſt fliehend, nach, — und die Schlacht war verloren. —

Vor ſeinem Zelte ſaß der Biſchof, umgeben von einer ſtarken Leibwache. Er hatte die Schlacht geſehen, das wilde Durcheinanderwogen der Heere, jetzt tönte ſeiner Krieger Siegesjubel zu ihm heran, er ſah ſein Panner noch hoch wehen, ſah, wie die Feinde ſchimpflich flohen, und ſein ſtolzes Herz ſchwoll in Freude hoch auf. Aber da nahte ſich ein Zug, langſam und feierlich, düſtre Klänge der Hörner begleiteten ihn, auf einer Bahre, von Speeren gebildet, trugen ſie, ſo ſchien es, einen Todten, der von Decken verhüllt war. Hinter ihnen folgte, von Bewaffneten umgeben, um das ſchöne bleiche Haupt eine blutige Binde, langſam ein Jüngling. Wie ſie nahe gekommen waren dem Zelte des Biſchofs, ließen ſie langſam die Bahre nieder, und durch Rudolphs Herz fuhr der Dolchſtich einer ſchrecklichen Ahnung.

Da kam Gebhard, glühend von der Hitze des Gefechts, und mit Staub und Blut befleckt, zu ihm herangeritten, ſprang vom Roß, und ſprach mit der Wortkargheit, die tiefem Schmerz ſo eigen: »Der Sieg iſt Dein, iſt unſer, Bruder, — aber theuer erkauft. — Eberhard — iſt erſchlagen. Jener!« er deutete auf den gefangenen Adelhard, und ſchwieg. Der Biſchof verſtand ihn, er warf einen trüben, nachtvollen Blick auf den Jüngling. Die Ritter hoben die Decken von dem Leichnam, und der Biſchof ſchlug die Hände vor das Geſicht. Er erhob ſich von ſeinem Seſſel, wankte geiſterbleich zu dem Erſchlagenen, kniete nieder an der theuern Leiche, küßte ſie, und weinte bitterlich. Seine Ritter ſtanden ſtumm umher, einige geiſtliche Herren, die dem Biſchof in das Feld gefolgt waren, knieten nieder, und beteten. Auf Adelhard ruhte Gebhards vernichtender wilder Blick, dieſer ſah es, aber er ertrug ihn ruhig, er zitterte nicht.

In einem feuchten dumpfen Kerker im Schloſſe des Biſchofs von Würzburg ſaß der gefangene Adelhard, gepeinigt von den Schmerzen ſeiner Wunden, gefoltert von dem Seelenſchmerz um die verlorne Freiheit. »Hätten ſie mich doch zum Tode getroffen, die Schwerter meiner Feinde,« klagte er: »beſſer wäre es, als daß Bubenhohn und ſchmachvoller Tod durch Henkershand mein Ende bitter machen.

Falſches Glück, haſt Du mich nicht genug gebeugt? Wie elend glaubte ich mich, als ich ſo arm an Liebe war, als ſie, ſie mich zurückſtieß, wie glaubte ich da, nicht tragen zu können die Laſt des Leids? Und nun? Wie viel elender bin ich nicht heute!«

Es mochte tiefe Nacht ſeyn, der Gefangene ſchloß es, weil das rege Getümmel über ihm verhallt war; ein Lichtſtrahl vermochte nicht, in ſeinen Kerker zu bringen, dieſer hatte keine Fenſteröffnung, da war es, als ſchleiche draußen ein leiſer Schritt, und ein Schlüſſel drehte ſich in dem verroſteten Schloß der Pforte, die Riegel und Eiſenſtangen wurden aufgeſchoben, und durch die halbgeöffnete Thür fiel bald der matte Schimmer einer Laterne. Ein kleiner alter Mann mit weißem Haar ſteckte ſein durchfurchtes Geſicht in das Gefängniß, und leuchtete nach Adelhard hin, der befremdet den ſpäten Beſucher anblickte.

»Was wollt, was bringt Ihr?« fragte er.

»Erſchreckt nicht, junger Rittersmann,« flüſterte der Alte mit heiſrer Stimme, ſchlich vollends hinein in das enge Kerkergemach, und zog die Eiſenthür, die in ihren Angeln kreiſchte, ſorglich hinter ſich zu.

»Ich bin **Kurt**, des hochwürdigen Biſchofs Kämmerer,« begann er mit des ſchwachen Alters zutraulicher Geſchwätzigkeit: »meine es gut mit Euch, bin auch Euer Freund; muß Euch etwas heimlich vertrauen.«

»Laß hören, Alter,« ſprach **Adelhard** ruhig, und ſtützte das müde ſchmerzende Haupt auf den Arm.

»Es iſt am heutigen Tage beſchloſſen worden, daß Ihr des morgenden Tages Euer junges Leben unter dem Schwert des Schärftichters enden ſollt, — mithin wäre mein Rath —«

»O Gott,« ſeufzte **Adelhard** unwillkührlich im Stillen, und unterbrach den Redner laut: »Verübelt mir's nicht, Euer Rath wird mir wenig frommen; ſeyd Ihr gekommen, mich zum Tode vorzubereiten? Oder wollt Ihr die Galle Eurer Nachricht in das Honig ſüßer und troſtreicher Worte hüllen, ſo mögt Ihr ſie immer ſparen; ſchickt mir lieber einen Prieſter, dem ich beichten kann, ehe mein Stündlein kommt.«

»Wie Ihr doch ſeyd!« begann **Kurt** wieder. »Warum laßt Ihr mich nicht ausreden? Warum unterbrechet Ihr mich? Das iſt's ja, was ich rathen will, wie Ihr es anfangen ſollt, daß der Sand Eurer Lebensuhr fortrinne, und Ihr die Süßigkeit des Daſeyns noch länger ſchmeckt. Was dünket Euch davon, daß ich zu Euch komme, ich, des Herrn Biſchofs Kammerknecht, ſein vertrauteſter Diener. Wüßte er um dieſen meinen Beſuch bei Euch, es koſtete meinen grauen Kopf — aber man hat ein Herz, man kann gewiſſen Bitten nicht widerſtehen, und da thut man, was man nicht ſollte.«

»Ich verſtehe Euch nicht, redet klarer!« ſagte Adelhard.

»Nun denn,« fuhr jener ſchmunzelnd fort, und drängte ſich vertraulich zu dem Gefangenen: »Nun denn, es gibt Leute hier im Schloſſe, Leute, die großen Antheil an Euch nehmen, Euch gern gerettet ſähen, denen es nahe geht, daß Ihr in der Blüthe des Lebens fallen ſollt, ein unſchuldiges Opfer der Streitſucht Eures rebelliſchen Bruders, der zwar ſchon zweimal an unſern hochwürdigen Herrn Geſandte geſchickt hat, wegen Eurer Auslöſung, die aber ohne Erfolg zurückkehren mußten. Vergebens hat er eine große Summe geboten als Löſegeld für Euch, vergebens gelobt, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Mehr als Rudolph ſelbſt beſteht der rachſüchtige Gebhard auf Euern

Tod, nur Eins kann Euch vielleicht noch retten.«

»Und dieß Eine?« fragte Adelhard geſpannt, und die geſunkene Luſt zum Leben regte in ſeiner Bruſt doch wieder die gelähmten Schwingen: »was iſt, wie heißt dieß Eine?«

»Ihr müßt Euch demüthigen vor dem Biſchof,« rieth Kurt mit ſchlauem Lächeln. »Es iſt ein gar guter, weichherziger Herr; es giebt Leute, ich ſage es ſchon, die warmen Antheil an Euch nehmen, ſie werden ſein Herz überreden, aber bitten müßt Ihr um Euer Leben, fußfällig bitten, ſonſt — möchte alles vergebens ſeyn.«

»Nimmermehr!« fuhr Adelhard den Alten an: »Rede Menſch, wer hat Dich gedungen, mir ſolchen Rath zu geben, daß ich mit Schande bedeckt, von hinnen fahren ſoll? Ich ſoll mich erniedrigen in der Hoffnung auf das geſchenkte Leben, und dann doch ſterben! Denn nie wird mir Rudolph, nie kann er mir vergeben, daß meine Hand ihm den Bruder erſchlagen.«

»Hm, hm, warum denn nicht,« murmelte Kurt. »Fiel doch Graf Eberhard in offener Feldſchlacht, fiel er doch durch eine edle

Hand, hatte er doch eben zuvor auf gleiche Weiſe Euern Bruder gefällt!«

»So wird man nicht rechten mit dem gefangenen Todfeind,« entgegnete Adelhard: »und wie ſollte ich auch gelangen bis vor den rachſüchtigen Biſchof, wäre ich auch feig genug, um mein Leben zu betteln?«

»Das würde ſich wohl machen laſſen, gewiſſe Leute —« entgegnete Kurt liſtig. »Ihr meint alſo doch, wenn es möglich wäre, mindeſtens einen Verſuch? — Nicht?«

Adelhard raffte alle ſeine Kraft zuſammen, er packte den Alten feſt bei der Bruſt und donnerte: »Rede, Du hölliſcher Verſucher, wer Dich zu mir ſandte. Rede, oder ich erwürge Dich!«

»Hoho, nur gemach; laßt los, ich — erſticke —« flehte mit einem Schlangenblick der wehrloſe Alte, und ſtrebte ſich den feſſelnden Händen des Grafen zu entwinden: »Iſt das der Dank für meinen guten Willen?«

»Bekenne, oder Du wirſt dieſen Ort nicht lebendig verlaſſen!« wiederholte Adelhard, und packte ihn noch feſter.

»Nun denn — ſo hört es — wenn Euch — ſo viel daran liegt —« keuchte der Kammerknecht. »Bertha von Baunach!«

Ueberraſcht, erſchüttert im tiefſten Innern von dieſem Namen, ließ Adelhard den Alten los, und wollte mit neuen Fragen auf ihn einſtürmen, aber dieſer ſchlüpfte ſchon behend zur Thüre hinaus, und murrte draußen, als ſpräche er zu Jemand: »Ein trotziges Herrlein, grob und ungeſchliffen; weiß ſein Glück gar nicht zu würdigen. Oben hinaus und nirgend an, wird auch noch ſeinen Lohn empfahn!«

Der Gefangene hörte ihn nicht. Er war auf ſeinen ärmlichen Seſſel zurückgeſunken, und gab ſich tiefem Nachdenken hin.

»Bertha von Baunach!« ſeufzte er, und alle ſeine Gedanken verſanken in einem Meer ſchmerzlicher und doch ſüßer Erinnerungen. Vor ſeinen Sinnen gaukelten die Bilder der erſten Jünglingsjahre, wie Sehnen und Schmachten, Hoffen und Lieben ihm einen reichen Freudenkranz gewunden hatten, wie ſein Herz ſo seligfroh geſchlagen, wenn ihn ein Lächeln von ihr erfreut; aber dann kam die Erinnerung an die unſaglich bittern Gefühle, als ſie ſich von ihm abgewendet, als ihre Neigung ſich glänzenderen

Sternen zugewendet; die Erinnerung kam
jene Zeit der Enttäuſchung, der wilden V
zweiflung. Und das war nun alles vorüb
lange, lange; ſchien es ihm doch wie
Traum. Sie waren ja geheilt die Wund
die Liebe dem Armen geſchlagen. Waren
geheilt? Er hatte es gewähnt, aber da hö
er wieder nennen den geliebten Namen, da t
vor ihn ihr Bild, wie er ſie jüngſt, von
unerkannt, geſehen, umblüht von Liebreiz u
Anmuth; an dieſen Namen, an dieſes Bi
knüpften ſich alle ſeine Erinnerungen, und
Wunden, die Zeit hatte ſie nur vernarbt, ni
geheilt — bluteten alle wieder.

»Adelhard!« flötete neben ihm eine m
lodiſche Stimme, ihr Wohllaut weckte ihn a
ſeinem ſtillen Nachdenken, und wie er auffu
ſiehe, da ſtand ſie vor ihm, die einſt ſo h
Geliebte, im blendend weißen Nachtgewa
die dunkeln Locken wallten aufgelöſt um
ſchneeigen Hals und den Alabaſternacken, u
lächelte ihn mild freundlich an. In ihrer Ha
hielt ſie eine brennende Ampel, und ein lei
Zittern kündete die Bewegung ihres Innern

»Ihr, Bertha?!« ſeufzte Adelhard, u
bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

»Finden wir uns hier wieder?« lispelte ſie mit Seraphtönen. »Hier wieder nach jahrelanger Trennung, ach, und mit welchen Hoffnungen!«

»Was wollt Ihr von mir, Fräulein?« fragte der junge Graf ſich ermannend, im Tone ſanften Vorwurfs. »Seyd Ihr gekommen, um einen Unglücklichen, der einſt Euch anbetete, und mit deſſen warmem Herzen Ihr geſpielt habt, jetzt vollends niederzubeugen, oder ihm Euer Mitleid als ein Almoſen zuzuwerfen?«

»O Adelhard, Ihr thut mir wehe,« klagte Bertha. »Müßt Ihr mich gleich an mein Verſchulden erinnern? Ihr habt mir einſt wohlgewollt, wir haben manchen ſchönen Tag vereint verlebt — ach, das war eine glückliche Zeit, wie ich noch mit Euch als junges Mädchen im Hof der Babenburg ſpielte. Aber hernach — ja hernach — Ihr wurdet ſo heftig, ſo verlangend, Ihr waret faſt noch Knabe, und wolltet, ich ſollte Gefühle theilen, die ich für Euch nicht empfinden konnte. Vergeßt das, denkt nicht mehr daran! War ich Euch nicht immer gut? Bin ich jemals hart gegen Euch geweſen? Aber meine Freundſchaft gefiel Euch ſo wenig, wie mir Eure Liebe.«

»Freilich, freilich,« warf Adelhard düſter hin. »Die ſchöne Bertha empfing glänzendere Huldigungen, der treue zärtliche Jugendfreund war bald verdrängt.«

»Keine Vorwürfe, Ritter,« bat ſie ſanft, und erröthete. Das weibliche Herz ſchmiegt ſich immer gern an den ſtarken Mann, wie der Epheu ſich um den Eichbaum rankt, und nicht um die Birke. »Laßt doch das Alles vergeſſen ſeyn, rechtet nicht in dieſer Stunde mit mir über die Vergangenheit, ſehet vielmehr zu, ob nicht die Gegenwart Euch noch Freuden bieten könne.«

»Freuden mir?« fragte Adelhard mit einem bittern Lächeln. »Morgen werde ich ſterben, wie mir der alte Graukopf ankündigte, der vorhin von mir ging. Ihr wollt mir wohl auch das Liedlein ſingen, das er ſang, von Freiheit, durch Schmach erworben?«

»Ihr habt nicht wohl gethan,« antwortete Bertha, »den alten Mann ſo hart anzulaſſen. Man muß mit dieſem Alten gar ſäuberlich verfahren; er vermag Alles über den Biſchof, und mir wurde es ſchwer genug, ihn zu gewinnen, für Eure Befreiung mitzuwirken.«

»Wie — Ihr wolltet? —« fragte Adelhard ſtaunend.

»Altes Unrecht an Euch wieder gut zu machen ſuchen,« fiel ſie lächelnd ihm ins Wort. »Zur Flucht iſt leider kein Gedanke, aber wenn Ihr bei dem Biſchof — um Euer Leben bitten wolltet — unterbrecht mich nicht — was er, wie ich glaube, wünſcht und erwartet, ſo glaube ich, bürgen zu können, daß Ihr mit leidlichen Bedingungen entlaſſen werdet, trotz dem, daß ſich der wilde Gebhard vermeſſen hat, ſich auf immerdar von dem Bruder loszuſagen, wenn er Euch nicht zur Sühne für Eberhard hinrichten ließe.«

»Ich will Euch ſagen, warum der ſtolze Biſchof hofft, daß ich um mein Leben bettle,« erwiederte Adelhard. »Er möchte uns gern in den Staub treten, uns recht tief erniedrigt ſehen, aber er täuſcht ſich in dieſer Hoffnung.«

»Liebt Ihr denn das Leben nicht? Seyd Ihr doch noch in den Blüthenjahren der Jugend! Habt Ihr denn Niemand in der Heimath, den Ihr liebt, fleht dort kein Herz um Eure Befreiung zum Himmel, daß Ihr ſo kalt und ſtolz mich abweiſt und meine Bitte nicht hören, meinen Rath nicht befolgen wollt?« fragte Bertha wehmüthig.

»Meine Lieben hoffen, daß ich zu ſterben weiß,« gegenredete der Jüngling: »da ich nicht mit Ehre leben kann.«

»O Ihr habt ein Eiſenherz,« klagte ſie traurig. »So kann ich nichts thun für Euch! Nich einmal die kleine Freude gönnt Ihr mir, zu Eurer Rettung beigetragen zu haben?«

»Der Tod führt mich zur rechten, ſeligen Freiheit,« antwortete er: »nehmt aber den Dan eines Unglücklichen für Euern guten Willen und war ich jetzt erſt ſo glücklich, in Eurem Herzen eine flüchtige Theilnahme zu erregen wohl, ſo weiht meinem Andenken eine Thräne und ſprecht ein Gebet für meine Seele. Vermögt Ihr ſonſt etwas über Euern — Verwandten, den Biſchof, ſo bittet für mein Leiche um ein ehrlich Begräbniß, denn auc das droht ſeines Bruders Härte mir zu we gern.«

»O Gott!« ſchluchzte Bertha: »gelingt mi keine gute Handlung mehr, meine Verirrunge zu ſühnen? Lebt wohl, lebt wohl, armer, edle Mann. O daß Euer Sinn ſo ſtarr iſt. Eurer bängſten Stunde wird Bertha auf d

Knieen liegen, und für Euch beten!« — Weinend eilte ſie aus dem Kerker und in ihr Gemach. Kurt hatte draußen geharrt, und verſchloß und verriegelte wieder die kleine Pforte.

»Gehe nur hin,« murrte er: »gehe nur hin, und bete. Dein trotziger Buhle ſoll es büßen, daß ſeine Fauſt meine Kehle gekitzelt, auch deine Stunde wird kommen.«

Adelhard ſtarrte lange in das Dunkel, das ihn umgab, hinein. »Wieder einen guten Kampf gekämpft,« ſprach er zu ſich ſelbſt. »Meine Seele iſt frei, ich bin der Sieger.« Er warf ſich auf das harte Strohlager nieder, und ſprach ſein Gebet, und ſchloß es mit den Worten: »Herr, mir geſchehe, wie Du willſt! Amen!«

Und er ſchlief den ſanften ruhigen Schlaf des Gerechten, und über ihn kam in ſanften ahnungsvollen Träumen der Friede des Himmels.

Auf einem weichen Faulbett, das mit golddurchwebtem Purpurſtoff überzogen war, ruhte in ſeinem geheimen Kabinet, wie ein ſchwelgeriſcher Sardanapal, der prachtliebende Rudolph, Würzburgs Biſchof. Die ſchweren Verhänge vor den Fenſtern, deren Tafeln ſchon, eine koſtbare Seltenheit, aus buntem Glas beſtanden, waren noch nicht emporgerollt, und der Morgenſtrahl dämmerte nur ſchwach in das kleine, mit Getäfel prächtig ausgelegte, und mit kunſtvollen Schnitzwerken aller Art verzierte Gemach. Seitwärts ſtand ein maſſiv goldenes Kruzifix unter einem Tabernakel aus getriebenem Silber. Herrliche Kunſtwerke, Martyrer aus Elfenbein geſchnitzt, und mit geſchliffenen Edelſteinen bekleidet, ſtanden auf dem kleinen Betaltar, auf deſſen Marmorſtufen wieder purpurne Decken lagen.

Jetzt ſchob eine feine weiße Hand die ſchweren Vorhänge, die das Kabinet von dem geräumigeren Arbeitzimmer trennten, zurück, und eine freundliche Stimme fragte: »Darf ich kommen?«

»Du darfſt, mein Kind,« antwortete der geiſtliche Herr, und Bertha, in einem ſchwarzen Gewande, bleich, aber dennoch reizend, trat ein, tragend auf einem goldnen Kredenzteller, Rudolphs Morgentrunk, in einem Goldpokal feurigen gewürzten Wein, und neigte ſich grüßend vor dem Biſchof.

Er erhob ſich gemächlich, lächelte herablaſſend, und faßte, als die ſchöne Mundſchenkin ihm den Wein kredenzt, mit einer Hand nach dem Pokale, mit der andern nach der Hand der Verwandtin, ſah ihr forſchend in die Augen, und fragte: »Warum in ſo düſtrem Gewand, Baſe?«

»Iſt nicht eine Zeit der Trauer und des Wehs?« fragte ſie zurück. »Iſt nicht heute wieder ein Tag, an welchem Blut fließen ſoll?«

»Du ſprichſt wahr, Baſe,« ſeufzte der Biſchof. »Mein armer Bruder! Gott geb' ihm eine fröhliche Urſtänd; wir wollen ihm hundert Meſſen leſen, und Gott wird ſeiner armen Seele gnädig ſeyn. Aber was bekümmerſt und beſchwerſt Du dein Herz, Dir ziemt Heiterkeit, damit Dein Lächeln mir den ſchweren Kummer verſcheuche. Ich ſehe es, Du haſt geweint, Bertha?«

»Ja, ich habe geweint,« ſprach ſie, und die Augen, die ſo liebeglühend zu blicken vermochten, füllten ſich auf's Neue mit Thränen, und gaben ihr einen neuen unendlichen Reiz. »Ich habe geweint, daß heute wieder eine blutige That geſchehen ſoll, daß des Mordens kein Ende iſt!«

»Du redeſt von dem Babenberger, nicht wahr?« fragte der Biſchof düſter. »Heute ſoll er ſterben? Nun in Gottes Namen, mein Bruder wird das Alles beſorgen.«

»In Gottes Namen?« wiederholte Berth aufgeregt. »O Ihr entſetzlicher Mann! Ken Euer Herz kein Mitleid, keine Schonung?«

»Ach Bertha,« lächelte der Biſchof, un ſchlang den Arm um ſie: »verdirb mir und D doch das Morgenſtündlein nicht mit ſolchen G danken. Auge um Auge, Zahn um Zahn, da iſt Moſis Geſetz, alſo: Bruder um Brude Komm, ſetze Dich zu mir, mein gutes Läm chen; da, trinke, und dann küſſe mich, D liebliches ſchönes Bäschen.«

»Euer Wein ſieht aus wie Blut,« ſag Bertha, den dargebotenen Becher abwehren »Mir ſchaudert vor ihm und Euch. O wä dieſer ſchreckliche Tag vorüber! Schon bau unten die Zimmerleute die Schranken auf, u das Blutgerüſt, auf dem Euer unglücklic Gefangener enden ſoll, ach, ſo jung, ſo fr ſchon ſcheiden aus der ſchönen freundlichen Wel Nein, ich kann Euch nicht mehr gut ſeyn, m graut vor Euch!«

Sie entwand ſich ihm, und barg ihr Geſi in des Faulbettes ſchwellende Polſter.

»Wunderliches Mädchen, was ficht Dich an,« ſprach Rudolph halb grollend, halb freundlich: »Warum hat er ſich fangen laſſen, hab' ich's ihm geheißen? Hab' ich die Fehde begonnen? Sie wollten es ja nicht anders, die thörichten Rebellen. Es gefiel ihnen nicht mehr, meine Vaſallen zu ſeyn, da muß ich nun züchtigen.«

»Es iſt ja ſchon genug des Blutes gefloſſen in der Schlacht. Hat nicht Eberhard einen der Babenberger erſchlagen? Muß auch der Gefangene geopfert werden?« rief Bertha aus. »O laßt nun Gnade walten, Rudolph! Gebt den Gefangenen frei gegen das Löſegeld, das ſein Bruder geboten, erbittert ihn nicht noch mehr, treibt ihn nicht ſelbſt zur blutigen Rache an!«

»Er komme, ich fürchte ſeine Rache nicht mehr, wie das Huhn, das am Spieße bratet,« erwiederte der Biſchof.

Aber wie er auch ſich ſträubte gegen die weicheren Gefühle der Milde, Bertha ließ nicht nach mit Flehen. Verlangend und erglühend vom Feuerwein, zog Rudolph die ſchöne Bittende näher an ſich, auch auf ihre Wangen flog ein ſanfter Purpur. Vom Flehen ging ſie über zum koſenden Geſchmeichel, vom Schmeicheln zum zärtlichen Umfangen, bis ihre Bitten zu Küſſen wurden, und ihre Glutküſſe wieder heiße Bitten waren, und der Biſchof, vom Zaubernetz ihrer Reize umſchlungen, Gewährung verhieß um Gewährung.

Und nach einer halben Stunde verließ Bertha, noch bleicher wie zuvor, das Gemach, aber auf dem blaſſen Geſicht lag eine fröhliche Hoffnung, und die Freude einer guten That.

Draußen im äuſſern Vorgemach ſaß der alte Kurt, und warf Bertha, wie ſie hindurchging, einen böſen Blick nach.

»Lange genug drinnen geweſen,« murrte er: »nun iſt die Frage, ob der geiſtliche Herr munter oder matt iſt, ja das iſt die Frage. Das Weib umſtrickt ihn ganz, aber ſie hat ſich jetzt in meine Hand gegeben. Hätte ſie für liſtiger gehalten. Muß doch hinein zu dem lieben Herrn, und muß ihm die Hiſtoria berichten. Ein treuer Diener, und das bin ich, muß ſeinem Gebieter Alles ſagen.«

Er ſchlich hinein, und fragte mit demüthiger Gebehrde, ob er den Herrn Biſchof ankleiden ſolle?

»Laß mich noch ein wenig ruhen, Kurt,« dehnte blinzelnd der Biſchof: »Ich habe nicht gut geſchlafen. Bleibe aber nur da, was hat ſich Neues ereignet?«

»Wüßte nichts, hochwürdiger Herr,« antwortete der Kammerknecht: »wird ſich aber heute noch etwas ereignen, man wird den verdammten Babenberger heute viertheilen, oder auf ſonſtige Weiſe vom Leben zum Tode bringen.«

»Mit Nichten, Kurt,« gegenredete der Biſchof: »ich will ſeinen Tod nicht; genug Blut iſt ſchon gefloſſen. Er ſey frei, und gelobe neue Unterwerfung und Einſtellung aller Fehde.«

»Aha, ich merke etwas,« murmelte Kurt halblaut vor ſich hin. »Der junge Mann hat gute Freunde. Weiß Alles, weiß Alles.«

»Was haſt Du einmal wieder in den Bart zu brummen, Alter? Was weißt Du? Rede, ich befehle es!« rief der Biſchof ſtreng.

Mit heuchleriſch freundlichem Geſicht trat Kurt näher zu dem Biſchof heran, und flüſterte: »Müßt mir es aber nicht übel nehmen, Herr Biſchof, was ich Euch ſage; Ihr wißt, ich ſage Euch Alles, und Ihr dauert mich, daß es Leute gibt, die Euch ſo vielen Dank ſchuldig ſind, und doch hinterliſtig gegen Euch handeln. So wißt denn: Die vergangne Nacht war Fräulein Bertha von Baunach bei dem gefangenen Babenberger.«

»Wie? Sprichſt Du wahr?« rief der Biſchof, im Zorn aufflammend.

»Wahr, wahr, Hochwürdigſter!« fuhr Kurt fort: »warum ſollte ich nicht wahr reden? Fragt ſie ſelbſt.«

»Was that ſie bei ihm?« fragte Jener, und die finſtern Brauen zogen ſich grollend zuſammen.

»Was Sie that, oder was Er that, das kann man ſo eigentlich nicht wiſſen, Herr Biſchof,« antwortete Kurt mit liſtigem Lächeln! Der gefangene Graf iſt ein ſchöner junger Herr, hat ein weißes Geſicht, weichen Flaum um's Kinn, blaue Augen, blonde Haare, ſeine ſonſtigen Annehmlichkeiten mag allerdings das edle Fräulein beſſer kennen, als ich. —«

»Ha, Du Schlange!« grollte der Biſchof wild in ſich hinein.

»Sie hat ihn ſchon gar lange gekannt,« fuhr der giftige Verläumder fort. »Sie haben ſchon Buhlſchaft miteinander getrieben, als ſie noch ganz jung waren, und ſo etwas, hm, hm, das merkt ſich, das behält ſich im Sinn.«

»O welch ein niederträchtiger Verrath!« rief **Rudolph**, raſch vom Lager ſpringend. »Verflucht ſey dieſe Kreatur, verflucht ihr Buhle. Aber gut — die Rache iſt **mein**, und **ich** will vergelten!«

Zornig aufgeregt, die ſonſt ſo ſtolze und freie Stirne düſter gerunzelt, ging der Biſchof in dem Gemach umher; **Kurt** ſah ſeine Wuth, und aus den verwitterten Zügen des grauen Böſewichts jubelte der Triumph der Hölle.

Es war Abend, der Schloßhof füllte ſich mit Reiſigen und Volk. Um das Gerüſte drängte ſich die neugierige Menge. Oben auf einem Balkon ſtand **Gebhard** mit einigen Rittern, unten auf der Blutbühne der Henker mit einigen Knechten. —

Bertha vernahm nichts von dem lärmenden Treiben, das einen Theil des weitläuftigen Gebäudes erfüllte. Ihr hochgelegenes Gemach ſchaute weit ins Freie, auf die Weinberge, voll des Segens der nahen Ernte, auf die ſchönen herrlichen Fluren und in das Thal, durch welches der ſtolze Main in ſo königlicher Ruhe hingleitet.

Auch in ihrem Herzen war Ruhe, ſie arbeitete an einer Stickerei, und ſandte zuweilen einen heitern Blick hinaus in die herrliche Gotteswelt, die in ſo prangender Schöne ſich vor ihr, wie ein köſtlicher Farbenteppich ausbreitete. Die Sonne ſank hinab, auf den Bergen ruhte noch ihr Scheideſtrahl, ein düſtres Gewölke erglühte erſt in lichtem, und dann in immer dunklerem Roth, und malte, rückſtrahlend den blutigen Schimmer, alle Gegenſtände mit ſeinem tiefen Purpur.

Da ging die Thüre auf, und die unwillkührlich Zuſammenſchreckende erblickte den alten Kurt, der etwas trug, worüber eine rothe Decke gebreitet war.

»Hier ſchickt Euch der hochwürdige Herr Etwas, edles Fräulein,« ſprach mit tiefer Verbeugung der Kammerknecht, und kam näher.

»Was iſt's? Sagt, was iſt's?« fragte ſie, und es überfiel ſie ein unendliches Bangen.

»Nehmt nur die Decke ab, werdet's gleich ſehen, edles Fräulein,« war ſeine Antwort.

Raſch zog Bertha die Decke herunter, und einen hellgellenden Schrei ausſtoßend, ſtürzte ſie ſinnlos zu Boden, während Kurt ein widriges, kicherndes Gelächter aufſchlug.

In der Schüſſel, die er trug, lag Adelhards blutiges Haupt, ſtarrblickend die Augen, und verzerrt vom Tod die edlen ſchönen Züge, ein grauenvoller, entſetzlicher Anblick.

Als Bertha wieder zur Beſinnung kam, fand ſie ſich in dem Kerkergemach, wo Adelhard geſchmachtet hatte. Ihr Name war geſtrichen aus dem Buche der Lebendigen, ihre irdiſchen Augen ſchauten den irdiſchen Tag nicht wieder. —

Zwei und ein halbes Jahr waren vergangen, ſo lange hatte Albert, der Graf von Babenberg, das Feuer ſeiner grimmigen Rache genährt, jetzt ſollte es verheerend durch Rudolphs Länder lodern.

Schroff und finſter war er geworden, der ſonſt ſo biedere und freundliche Ritter, Adelhards Schmachtod, von dem ihm nur zu treue Kunde gekommen war, ſtand fort und fort vor ſeiner Seele, und finſtere Gedanken erfüllten ſein Inneres. Raſtlos hatte er geworben und werben laſſen, hatte ſich insgeheim neue Verbündete gewonnen, und den Schlag vorbereitet, den er beabſichtigte.

Und jetzt, im Frühling des Jahres 905 erſcholl ſein Aufgebot durch ſeinen Gau, und wie damals, als er die unglückliche Fehde begann, zogen kampfluſtige Männer heran, von allen Seiten füllte ſich die Burg mit Streitern in großer Anzahl.

Und Abſchied nehmend ſtand er nun vor ſeiner Hausfrau und Heinrichs trauernder Wittwe, die Beide ſchon Thränen und Bitten erſchöpft hatten, ihn abzuhalten von dem Heerzug, ihn vereint beſchworen hatten, nicht wieder gegen den mächtigeren Biſchof auszuziehen. Bitterlich weinten die Frauen, und die Kinder Heinrichs ſchmeichelten unter Thränen, ſeine Knie umfaſſend: »O bleibe bei uns, lieber, lieber Ohm, und ziehe nicht mehr hinaus in den wilden Krieg, in welchem ſchon der Vater gefallen iſt. Da hob er eins der Kinder nach dem andern empor, und küßte ſie herzlich, aber als die weinenden Frauen noch einmal verſuchten, auf ihn einzuſtürmen mit heißem Flehen, bei ihnen zu bleiben, da rief er finſter, hinabdeutend auf die Heerſchaaren, die ſich um die Burg aufſtellten: »Hätte ich dieſe umſonſt bemüht?« — Und milder werdend, ſagt er: »Denkt, daß ich meinen Brüdern den Eid noch ſchuldig bin, den wir vereint ſchwuren zu, und an den ſie mich mahnen. Ich muß ihr Rächer ſeyn, und ich will es ſeyn, zum Schrecken dieſes

Biſchofs!« — Er küßte ſein Weib noch einmal, drückte der Schwägerin die Hand, und ſchied. Tief erſchüttert, und dem Schmerz erliegend, ſank ſein Weib in die Arme der Freundin.

Durch die Reihen der Krieger aber ſchmetterten der Heerhörner mächtige Klänge, ein Haufe nach dem andern zog heran, und ſtellte ſich marſchfertig auf. Die Sonne wollte ſchon zur Ruhe gehen, Albert beſtieg ſein Streitroß, zog das gewaltige Ritterſchwert, das in dem Strahl der ſinkenden Sonne wie eine blendende Wetterflamme blitzte, und rief: »Freunde, Genoſſen, Waffenbrüder! Die Stunde iſt gekommen, jetzt wollen wir dem Biſchof ins Herz greifen; meine Brüder wollen wir rächen, und eure Brüder, die von den biſchöflichen Pfaffenknechten erſchlagen worden ſind. Raubt, mordet, ich erlaube es, die Beute, die Jeder macht, iſt und bleibt ſein, ich will nichts davon, ich will nur Rache, und ich rufe es laut aus: Mit Gott, zur Rache!«

»Zur Rache!« brüllten donnernd die mord- und beuteluſtigen Schaaren nach, und folgten mit tumultuariſchem Jubel dem ernſten Führer.

Da ritt der Verderber hin, der biſchöflichen Grenze zu. Mild und friedlich ſenkte ſich die

Abenddämmerung auf die blühenden, duftenden Fluren, über welche, ſtiller und ſtiller werdend, die Krieger hinzogen, finſtern Nachtgeiſtern gleich, ausgeſandt, das Verderben zu tragen in den Schoos des Friedens.

Längs dem Flußbette der Regnitz zogen ſie hinauf, über ſtille Thal- und Wieſengründe; als es dunkler wurde, entzündeten ſie Fackeln, deren rother Flammenſchein grelle Lichter auf die nächtlichen Reiter warf, und als ſie nun dem Gebiete des Biſchofs nahe waren, da theilten ſie ſich, da zog dahin ein Haufen, und dorthin Einer, und dorthin ein Dritter, auf daß recht vielfache Schreckniß zugleich komme über des verhaßten Biſchofs ſchuldloſes Land.

Alberts Gemahlin weilte noch auf dem Söller der Burg, von welchem ſie weit in das Land hinein zu ſchauen vermochte. In der Burg ſchlief ſchon Alles, ſie blickte nach der Gegend hin, in welche der Gatte gezogen war. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Nacht warm und freundlich; leiſe Lüftchen nur durchwehten der Bäume friſches Grün, und trugen auf ihren leichten Schwingen der Wieſenblumen würzigen Duft empor.

Siehe, da ſchien ſich ſüdwärts der Himmel zu röthen, als wolle dort ein aufgehender Mond die Wolkenſchleier mit ſeinem reinen Strahl durchbrechen, oder als wolle das wunderbare und räthſelhafte Meteor des Nordlichts im Süd flammend entbrennen. Aber da wurde es an einer andern Seite gleichfalls hell, und wie die erſchrockene Frau recht hinſah, ſchlug jenen Feuerſcheinen zur Linken wieder eine Flamme auf, und bald erglühte der ganze ſüdliche Himmel wie von einer furchtbar ſchönen Abendröthe, er erglühte von den Flammen brennender Dörfer.

»Herr Gott!« klagte die Einſame, und rang zitternd die Hände. »Das iſt Alberts Spur, der ſeine Rachegelübde mit ſo blutiger Tinte an den Himmel ſchreibt. O das wird nimmermehr gut enden! Auf ihm wird der Fluch der Unglücklichen ruhen, die dieſe Flammen zu Bettlern machen, auf ſeiner Seele die Todesſeufzer Derer laſten, die in dieſer Fehde fallen. O barmherziger Gott, richte nicht zu ſtreng den Irrenden! Sey ihm ein gnädiger Richter!«

Sie flehte es mit zum Himmel emporgehobenen Händen; und eine leiſe Stimme ſchluchzte neben ihr: »Amen.« Heinrichs Wittwe, die ſchweſterliche Freundin, war herausgetreten auf den Söller, und führte nun die Klagende hinein in das Gemach, und weinte und betete mit ihr.

In ſeinem Schlafkloſet lag Rudolph, und ſchlief, überſättigt von allen ſchwelgeriſchen Genüſſen, die Abend und Nacht ihm im übervollen Becher gereicht, als Kurt leiſe, mit einem ängſtlichen Geſicht hereintrat. Er ſtörte an der Ampel, daß ſie heller brannte, und ſtellte ſich dann mit übereinandergeſchlagenen Armen vor den ſchlafenden Biſchof.

»Ob ich den zornigen Löwen wecke?« fragte er ſich ſelbſt. »Was gilts, dann wird er wieder grimmig murren, und mich ſchelten, wie er jetzt öfters thut. Hm, hm. Es hat wohl Mancher eher geſcholten als vergolten. Mag er murren, ich will ihn dafür martern.« — Er rüttelte den Schlafenden wach.

»Was gibt's? Wer iſt da?« lallte der Biſchof, ſich mühſam ermunternd.

»Ich bin es, hochwürdigſter Herr!« antwortete der Kammerknecht. Stehet auf, der Erzfeind iſt vor der Thüre, die Hölle iſt losgelaſſen.

Der Babenberger iſt eingefallen, und ſengt und brennt fürchterlich. Sechs Dörfer ſtehen in vollen Flammen, und in der ganzen Gegend nach Babenberg zu läuten ſie Sturm. Es ſind Eilboten da, die es berichten, auch iſt der Himmel nach Oſten hin feuerroth.«

»Soll ich das Feuer mit Weihwaſſer löſchen, alter Narr?« murrte Rudolph, und gähnte. »Iſt Gebhard nicht da? Er ſoll die Soldknechte aufſitzen laſſen, und das Geſindel zerſtreuen, und wen ſie fangen, hinein in das Feuer!«

»Euer Bruder ſammelt bereits die Schaaren, um auszuziehen,« berichtete Kurt.

»Na, ſo geh, und bring ihm meinen Segen, und laß mich — ſchlafen. Weiß gar nicht, warum Du mich weckſt, alter Grauſchimmel!« Er ſprach's, und ſank in die weichen Kiſſen ermattet zurück. Aber Kurt gönnte ihm die Ruhe nicht, er neigte ſich über ihn, und flüſterte, wie ein böſer Geiſt: »Auch habe ich Euch zu ſagen, daß geſtern Abend Eure einſt ſo ſchöne und ſo geliebte Gefangene, Euer liebes Bäschen, wie Ihr ſie in guten Stunden nanntet, in ihrem Kerker verſchieden iſt. Sie läßt Euch grüßen und Euch wünſchen, daß

Euer Sterbeſtündlein nicht ſchwerer ſey, als das ihrige. Sie ſchien aber einiges Bedenken zu tragen, daß dem ſo ſeyn möge.«

»Eine Koſtgängerin weniger — laß mich — in Frieden,« lallte einſchlafend der Biſchof.

»War doch eine zu harte Strafe für das gute unglückliche Mädchen,« fuhr der Seelenpeiniger fort. »Sie war Euch aus Anhänglichkeit und aus Vertrauen auf Euer väterliches Wohlwollen gefolgt, nun ja, Ihr habt ſie väterlich geführt — zur Hölle. Die arme Waiſe, mußte ein Kerker ſie begraben, ein kalter Keller, weil ſie ein zu warmes Herz hatte.«

»Hölle und Teufel, Schurke, wirſt Du gehen?« fuhr der Biſchof auf. »Welcher Satan heißt Dich erfrechen, ſo mit mir zu reden? Haſt Du mich nicht zuerſt auf ſie aufmerkſam gemacht, haſt Du ſie nicht zu mir gelockt mit Schmeichelreden und glänzenden Verheißungen?«

»Eben, eben; ich wollte, ich hätt's nicht gethan,« antwortete Kurt, »es hat mich auch lange gereut. Und ich mache mir ein Gewiſſen daraus,« ſetzte er noch mit leiſem Spott hinzu.

»Wer hat mir verrathen ihre Schwachheit gegen den Babenberger, wer reizte mich zum Zorn auf gegen ſie, und gab mir den

Rath, ſie in die finſtere Kerkernacht zu begraben? Du Teufel, wer war es?«

»Erhitzt Euch nicht, hochwürdiger Herr,« gegenredete Kurt mit ruhiger Kälte. »Sie iſt nun einmal todt, hin iſt hin, und ſie war unſchuldig, ſie hatte dem Babenberger nur gerathen, Euch anzuflehen, daß Ihr ihm das Leben ſchenken möchtet, er wollte aber nicht. — Warum verhörtet Ihr ſie nicht, ehe Ihr ſie gerichtet? Was wollt Ihr mich ſchelten? Mein war nur der Rath, Euer war die That. Schande dem Manne, der nur ein Werkzeug iſt in ſeiner Knechte Hand! —«

Dieſe letzten Worte murmelte Kurt in ſich hinein, und verließ das Gemach, aber der Biſchof hörte ſie, und jener drückte mit ihnen den Dolch tiefer bittrer Beſchämung in das Herz des ſtolzen Mannes.

Und Rudolph ſtand auf, ging unruhig umher, und ſprach zu ſich ſelbſt. »Der alte Kurt gefällt mir nicht mehr. Er kann abkommen. —« Dieſe Worte waren das Todesurtheil des greiſen Knechts. Als er, wie der Morgen vollends angebrochen war, dem Biſchof den gewohnten Morgentrunk brachte, ihn kredenzt und ſich wieder entfernt hatte, ſchüttete Rudolph Gift in den Reſt des gewürzten Weines. Kurt war ſtets gewohnt, den Reſt, den der Biſchof oft im Pokal ließ, auszutrinken. So auch heute; arglos trank der Kammerknecht, und ſtürzte nach wenigen Minuten mit dem Ausrufe: »Gott ſey mein Rächer!« todt zu Boden.

»Nun wird ja wohl die alte Läſterzunge ſchweigen,« ſprach Rudolph mit grimmigem Blick auf den Leichnam blickend. Er rief die Leibdiener herein. »Den Kurt hat der Schlag gerührt,« ſagte er kalt, »tragt ihn fort, und ſorgt, daß er bald begraben werde. Er wird nicht wieder aufwachen.«

In der Stadt Würzburg war ein unruhiges Treiben. Die Angſt vor dem erzürnten Feind und ſeiner ſchrecklichen Vergeltung bemächtigte ſich der Gemüther; die Gerüchte der verübten Greuel wurden grauſenhaft übertrieben; die Glocken ſchlugen Sturm an, das Volk lief heulend durch die Straßen, und die Bruderſchaften ſtellten Prozeſſionen an. Endlich zeigte ſich der Biſchof, und es wurde ruhiger, die ſteigend wachſende Beſorgniß ſchwand wieder, Eilboten wurden abgeſchickt, andere kamen und brachten die Troſtesnachricht, der Feind ſey ſchon zerſtreut; wie Gebhard angekommen ſey in den faſt niedergebrannten Ortſchaften, habe er ſchon keinen Gegner mehr gefunden. Einzelne Reiter nur, klagten die unglücklichen Einwohner über den rauchenden Trümmern ihrer Wohnungen, wären mit brennenden Fackeln um die friedlichen Dörfer geſprengt, und hätten angezündete Pechkränze auf die Strohdächer der Hütten geſchleudert. Es kamen Boten von andern Orten, die Aehnliches meldeten, und es wurde bald unbezweifelt klar, daß Albert, der Babenberger es ſey, der mit Blut und Feuer ſeine ſchreckliche Spur bezeichnete.

Bald zeigte es ſich, mit welchem Heere Gebhard zu kämpfen hatte. Ueber den Steigerwald wälzten ſich zahlloſe Maſſen. Die Hoffnung auf Beute lockte Schaaren herumſchweifenden Raubgeſindels unter Alberts Panner, und dieſer wollte nicht ſtreiten, er wollte nur verwüſten, er wollte dem Lande Rudolphs eine blutige Geißel ſeyn. Den Kern ſeines Heeres hielt er eng beiſammen, jene verwilderten Horden aber ließ er wüthen, und der bleiche Schreck floh vor ihnen her. Aerger war nicht der wilden entmenſchten Ungarn blutiges Schreckniß im Süden Germaniens, als hier in ſeinem Herzen des rächenden Babenbergers ſengende und brennende Rotten.

Gebhard zog ihm entgegen mit ſeinem verſammelten Heer, er wollte dämmen den Strom, der ſo grauſig heranfluthete, aber ſeine Macht war zu gering, er wurde in die Flucht geſchlagen, und ein großer Theil der Krieger, die für den Biſchof geſtritten, ging zu Alberts ſiegreichen Fahnen über. Immer näher, wie eine feuerſchwangere Donnerwolke zog das Heer, und der Biſchof zitterte in ſeiner Reſidenz. Wenn er ihn finge, hatte Albert gedroht, ſo wolle er ihm mit glühenden Zangen jedes Glied abkneipen laſſen.

Eberhards Kinder, im Beſitz einiger Burgen und Orte, mußten dieſe ſchleunig meiden, ſie flohen nach Würzburg zu dem geiſtlichen Ohm, aber dieſer vermochte ſie nicht nur nicht zu ſchützen, er entwich ſelbſt. Vom Geſpenſt der Todesfurcht geſchreckt, hielt er ſich nicht mehr ſicher in ſeinem feſten Schloß, er verließ ſeine Stadt und ſein Land, und über dieſes ſchwang der Racheengel immer ſchrecklicher das feurige Schwert.

Während dieſer Bedrängniſſe hatte Konrad in Oſtfranken ein bedeutendes Heer geſammelt, und zog nun ſeinem Bruder zu Hülfe. Dieſe ſammelten, auf's neu ermuthigt, den Ueberreſt derer, die ihnen treu geblieben waren, und vereinten ſich mit ihm. Da zog ſich plötzlich Albert aus dem verheerten Lande zurück. Geſtillt ſchien ſein Racheburſt, ſeine Heeresmacht zerſtreut.

Freudig einem neuen Glücksſtern vertrauend, eilten ihm die Brüder nach, träumten ihn ſchon geſchlagen und gefangen, aber vieles Blut ſollte noch fließen, ehe der Würgengel dieſen Ländern vorüberzog.

Bei Fritzlar lagerten Konrads Schaaren. Bis in jene, Würzburg ſo entlegene Gegend hatte das Ungewitter dieſer blutigen Fehde den Würzburger Biſchof getrieben. Er weilte dort, und wagte ſich nicht in ſein Land zurück.

Es war eine wilde Sturmnacht, die Wachtfeuer konnten nur mühſam erhalten werden, ein unaufhörlich herabſtrömender Regen drohte ſie zu verlöſchen. Von einem Eilmarſch ermüdet, überließen ſich die Streiter dem Schlaf. Auch Konrad, ihr tapfrer Führer, lag in ſeinem Zelt auf dem Feldbette, und überdachte, wie er wohl den wilden Dränger überwältigen könne, der ihm und ſeinem Bruder ſo vieles

Weh zufügte, als ein ſeltſamer Klang, der laut und dumpf durch die Luft zog, ihn in ſeinen Gedanken ſtörte. Er horchte auf, auch die Wachen wurden aufmerkſam. Der Regen hatte nachgelaſſen, es war alles ſtille ringsumher. Da plötzlich ſchallte abermals der Ton, laut ſchmetternd aus großen gewundenen Hörnern, und aus einem nahen Walde brach ein Kriegerhaufe, der mit Wuth und grenzenloſer Erbitterung ſich auf das Lager warf, und blindlings mordend, Tod und Verderben über die ſorgenloſen Schläfer brachte. Es war Albert mit dem Kern ſeiner Mannſchaft. Eilig rüſtete ſich Konrad, wie die Diener in ſein Zelt ſtürzten, und den Ueberfall meldeten, aber ehe er zu Hülfe eilte, hatte ſchon der Tod zahlloſe Opfer gefunden und hingewürgt.

Jetzt gingen die Strohdächer eines nahen Dorfes qualmend und kniſternd in Feuer auf, und die züngelnden lodernden Flammen beleuchteten das grauſige Schlachtſtück.

Auf ſeinem Streitroß ſprengte Konrad mit verhängtem Zügel dorthin, wo am wildeſten der Kampf tobte, aber ſchon kamen ihm Verwundete und Flüchtige, von den wüthenden Feinden verfolgt, entgegen, auf den bleichen

Geſichtern Angſt und Beſtürzung. Und, wie ſich, ermuthigt durch ſeinen Zuruf, noch einige Wenige um ihn ſammelten, ſiehe, da brach ſich Albert mit ſeinen Rittern bis zu ihnen eine blutige Bahn.

Jetzt hielten die beiden erbitterten Führer ſich gegenüber, ſchon fielen mordend die Partheien einander an; der Sturmwind blies in die Flammen, und wildes Waffengeklirr, Wehgeheul und kriegeriſcher Lärm übertönten die Stimme des tobenden Sturmes, und das Gekrach der brennenden Häuſer, der Flamme ſauſendes Lodern und das Funkengekniſter, und zwiſchen Albert und Konrad entbrannte ein ſchrecklicher Zweikampf. Schien es doch, als wüßten ſelbſt die Roſſe der beiden Fechter, welch ein wichtiger und entſcheidender Kampf hier ausgekämpft werde, denn ſie ſtiegen beide wildſchnaubend in die Höhe, und hieben und biſſen auf einander ein. Hieb auf Hieb führten die erbitterten Kämpfer, es galt Leben um Leben; die gewaltigen Klingen raſſelten Schlag auf Schlag auf den Stahlharniſchen, aber über Konrads Helm ſchwebte der Todesengel mit ſchwarzen Flügeln. Ein furchtbarer Hieb Alberts traf ihn ſo, daß er machtlos ſich auf den Hals des Roſſes vorbeugte, und das Schwert ſeiner Hand entſank, noch einmal hieb Albert, und der tapfere Mann ſtürzte vom Roß herunter. Seinen Fall feierten Albert's Krieger mit lautem Siegesjubel. Auch ſie hatten wacker gekämpft, nur wenige Feinde waren es, die die traurige Kunde von dieſer Nachricht nach Fritzlar brachten, wo Rudolph weilte.

Verzweiflungvoll raufte ſich der Biſchof die ergrauenden Haare aus, als er auch dieſes geliebten Bruders Tod erfuhr, und in ſein Herz zog die Reue mit allen ihren Qualen.

Auf Deutſchlands Throne ſaß König Ludwig, mit dem Beinamen: das Kind, wie deſſen bereits Erwähnung geſchehen, und noch immer ſchwang die Furie Zwietracht ihre Schlangengeiſel über das unglückliche Vaterland. Immer noch brannte die Kriegesfackel. Uebermüthige Diener der Kirche wollten ſich nicht mehr mit der Herrſchaft über die Seelen begnügen, ſie ſtrebten nach weltlicher Macht, und widerſetzten ſich ſchroff allem, was dieſer Beſchränkung drohte. In andern Gegenden boten ſtolze Vaſallen dem angeſtammten Oberherrn Trotz, bekriegten ſich untereinander, äſcherten Städte und Dörfer ein, und des Blutvergießens ward kein Ende. Das Heer, welches gegen die Ungarn ausgeſchickt worden war, erfreute ſich auch keiner Triumphe. Mit Kummer und Unmuth ſah dieſes alles der junge König, aber Rettung hatte er nicht; vergebens war das Bemühen der Reichsverweſer **Otto** und **Hatto**, dem Unweſen zu ſteuern; denn beugte ſich auch einmal im Oſten der ſtarre Sinn eines Ungehorſamen unter das Joch des Gehorſams, ſo warf es im Weſten ein Anderer ab, und Kampf und Fehden entbrannten von Neuem. Trüb und bleich ſtand ſchon lange das Geſtirn der Karolinger, und neigte ſich zum Untergang.

Auch von dem Biſchof **Rudolph** erſchienen einmal über das andere Geſandte am Königshofe, die mit endloſen Klagen die Gräuel und das unſägliche Elend ſchilderten, welches die Selbſtrache des **Babenbergers** über ihres Herrn Länder gebracht. Noch war es nicht möglich geweſen, dem Uebel abzuhelfen, als aber der bekümmerte Biſchof nochmals ſandte und melden ließ, wie nun auch **Konrad** ein Opfer dieſer blutigen Fehde geworden ſey, da unterſtützte der Erzbiſchof **Hatto** kräftiger die

Bitten ſeines Freundes, und es wurde Abhülfe dieſes drückenden Uebels beſchloſſen.

Indeſſen zog Albert immer noch umher im Lande des Feindes, das unter ſeiner ſchweren Hand tief aufſeufzte. Ganze Strecken verödeten, die Ortſchaften ſchwanden bis auf wenige Ruinengemäuer, und die Einwohner flüchteten, wie vor den Ungarn, in Höhlen und Wälder. Immer trotziger hob er das Haupt und waltete wie ein Despot in dem beſiegten Lande, da erſchienen vor ihm Kammerboten des Königs, und luden ihn auf einen Reichstag nach Tribur. Er entließ ſie mit bitterm Hohn.

Es begann dieſer Reichstag, Albert von Babenberg erſchien nicht auf demſelben, und der Herrſcher ſchleuderte gegen den Ungehorſamen den einzigen Blitzſtrahl, der ihm zu Gebote ſtand, und der noch gefürchtet wurde, er belegte ihn mit der Reichsacht. Aber auch dieſe verlachte der Babenberger, kühn gemacht durch ſo viele Siege, und vertrauend auf die Heeresmacht, die er um ſich geſammelt. Die Söldner, die jetzt Ludwig gegen ihn ſandte, kehrten mit Wunden bedeckt wieder heim, und mit ſtolzem Uebermuth hob der Sieger immer trotziger das Haupt empor.

Da beſchloß der König ſelbſt Vollſtrecker der Acht zu werden, mit einem Heere, ſo groß er es nur immer aufzubieten vermochte, zog er heran. Albert ſah ihn furchtlos nahen.

Ueber dem Kloſter Theres hob ſich eine Burgfeſte, durch Natur und Kunſt gleich gut gelegen, einen Feind, der davor ziehen wollte, ſie zu erobern, die Zeit lang zu machen. Hinter ihre ſichern Mauern zog ſich Albert zurück, wohlweislich jetzt eine Schlacht gegen den König vermeidend.

Nach wenigen Tagen kam der König mit ſeinem Heere vor Theres an, und freudig wie die Jäger, die den Bären in ſeinem Lager rings umſtellt haben, daß er nicht mehr entfliehen kann, jubelten die Anführer der Mannſchaft, die rings um den Berg ſich lagerte; aber mit weit bedenklicherem Blicke ſchauten die Soldknechte zu den ſtarren Mauern und Thürmen empor.

Bevor ein Sturm begonnen wurde, ließ Ludwig die Eingeſchloſſenen auffordern, die Burg zu übergeben, er verhieß unumſchränkte Verzeihung und Gnade, wenn ſie nur den Grafen ausliefern wollten, aber ehe noch der Herold zu Ende war mit ſeinen glänzenden Verſprechungen, praſſelte ein Steinhagel nieder, ſo daß er mitten in ſeiner Rede abbrach und das Weite ſuchte.

Und nun wurden Beſtürmungen verſucht, aber es vergingen Tage, es vergingen Wochen, jeder Sturm koſtete neue zahlloſe Opfer, und Ludwig erreichte ſeinen Zweck noch immer nicht. Er verwünſchte im Herzen tauſendmal des Biſchof Rudolph Stolz und Anmaſſung, in denen einzig und allein die erſte Grundurſache dieſer ſo langen und unheilvollen Fehde zu ſuchen war; aber er konnte die Belagerung nicht aufheben, ohne Schmach und Lächerlichkeit auf ſich zu laden.

Ein neuer großer, heftiger Sturm wurde beſchloſſen, und alles aufgeboten, dieſesmal den Sieg davon zu tragen. Der Morgen kam, verſehen mit Sturmgeräth aller Art rückten die Schaaren aus, und ſiehe, recht als höhne der Feind ihr Bemühen, flog, wie ſie näher kamen, kein einziger Stein auf ſie herab, ſchwirrte kein einziger Pfeil, kein Bolzen nieder, ja, es zeigte ſich nicht einmal ein Vertheidiger auf der Mauer.

Das befremdete die Führer, ſie fürchteten einen plötzlichen und unerwarteten Angriff, und ließen ihre Schaaren ſtill und mit möglichſter Vorſicht vorrücken. Der Berg war erſtiegen, unten aus dem Thale ſchauten die Ritter und Herren, die bei dem Könige geblieben waren, verwundert herauf, ſie hatten geglaubt ein Gewimmel der Streitenden zu erblicken, einen wilden verzweifelten Kampf, aber es blieb ruhig, auch kein einziger kriegeriſcher Laut durchſchallte die Luft.

Die Stürmenden erreichten ungehindert ihren Zweck, in Burg Theres einzudringen, bald wehten auf den von allen Streitern verlaſſenen Mauern ihre Fähnlein. Aber was fanden ſie? Ueberall nur Gräuel der Verwüſtung. Alles Brauchbare zerſchlagen und verwüſtet, die Gemächer eingeriſſen, und überall nur Haufen von Schutt und Unrath. Roſſe hatte Albert nicht gehabt in der Burg, das Schlachtvieh war verzehrt. Durch einen unterirdiſchen Gang, der mit dem unten liegenden Kloſter in Verbindung ſtand, war Albert mit ſeinen Kriegsmannen bei Nacht entkommen, und hatte ſich nach ſeiner feſten, ja unüberwindlichen Babenburg gewendet, des Ganges Eingang war verſchüttet. Die heldenmüthigen Eroberer der menſchenleeren Feſte rächten ſich und übten ihren

Muth an dem Gebäude, ſie zündeten es an, die Flammen wütheten einen ganzen Tag, und der folgende ſah da, wo die ſo ſtattliche Burg geſtanden, die ſchwarzen Mauern einer noch dampfenden Ruine.

Albert genoß einige ſchöne ruhige Tage im Kreiſe ſeiner Lieben; ſein Groll hatte ausgetobt, er war wieder Menſch geworden, und ruhte aus von der Blutarbeit. Aber wie nun die Schaaren der Feinde abermals gezogen kamen, ihn aufs neue zu umringen, da ſandte er die Frauen und Kinder fort in den ſichern Schutz eines Kloſters. Wohl war es eine bittere Trennung, wohl ſtiegen finſtere Gedanken in ihm auf, es könne die letzte ſeyn für dieſes Leben, aber es mußte geſchieden ſeyn. Und nun war er wieder der rauhe erfahrne Krieger, der mit kluger Umſicht die Vertheidigung ſeiner Burg anordnete, und gefaßt den Angriff der Gegner erwartete.

Lange lagen vor der Babenburg die Feinde, oft ſtand auf der Zinne des Thurmes der Graf, und blickte hinunter auf das feindliche Heer, das Pygmäen gleich in ſeiner Armſeligkeit kriegeriſche Uebungen trieb, zuweilen einen Angriff verſuchte, und ſich dann wieder zurückzog. Auf die Höhe dieſer Mauer reichte keine Sturmleiter, kein Wurfgeſchütz vermochte ſie zu erſchüttern, kein Fuß konnte auf dieſen Felſen haften, den nicht eines Schützen ſpähendes Auge erblickt hätte.

»Zerbrich Dir den grauen Schädel an dieſem Steinneſt, Biſchof! Verſuche dein Heil, Knäblein Ludwig; komm, fange den Adler in ſeinem Felſenhorſt!« So ſprach, mit ſtolzem Uebermuth herabblickend, Albert oft zu ſich, und wiegte ſein Herz in frohe Träume von Sicherheit.

Freilich, den hochthronenden Aar erreichte keines Jägers Pfeil, auf dieſen ſtolzen Reiher ſtieß kein Edelfalke, aber aus Ludwigs Lager kroch ein glänzender geſchmeidiger Wurm, der wußte zu finden den Adler in ſeinem Felſenneſt, der umſchlang ihn, und erwürgte ihn — und der Wurm hieß Pfaffenliſt und Pfaffenheimtücke.

Der Mainzer Erzbiſchof Hatto war ohne Begleitung vor der Babenburg erſchienen, hatte freies Geleit verlangt, und war, als Albert ihm dieſes zugeſichert, eingeritten. Jetzt ſaß er mit dem Burgherrn beim Becher, und verſuchte, durch Ueberredung zu gewinnen, was der Gewalt zu erlangen, unmöglich war. Sanft und honigſüß floſſen die Worte von des falſchen Prieſters heuchleriſchen Lippen, oft durchwebt mit Worten der Schrift, wie ſie ihm paſſend dünkten, ſeine Rede zu bekräftigen.

»Selig ſind die Friedfertigen,« ſchloß er einen langen Sermon. »Beharret doch nicht länger in ſo hartnäckiger Halsſtarrigkeit, da Euch offen ſteht die Pforte der königlichen Gnade.«

»Gut,« antwortete Albert, »ſo zieht ab mit Euerm reiſigen Zeug. Ich will Urfehd' ſchwören, und den Biſchof fürder in Ruhe laſſen.«

»Recht ſo, recht ſo,« fiel Hatto ein: »Ihr gelobt, Euch fortan friedlich und ruhig auf Euern Beſitzungen zu verhalten, öffnet Euere Burg dem König, und fleht ihn um Verzeihung an.«

»Nicht öffne ich meine Burg, nicht bitte ich auſſer Gott, jemand um Vergebung!« fuhr Albert auf.

»So wollt Ihr den Krieg nicht endigen, der des Blutes ſchon ſo viel gekoſtet?« fragte kleinlaut der Erzbiſchof.

»Ich ſage es ja,« antwortete Albert: »laßt den König abziehen, und der Krieg ſoll geendet ſeyn!«

»Der König kann ſo nicht abziehen,« gegenredete Hatto; »unverrichteter Sache wieder heimzukehren leidet ſeine Ehre nicht. Aber ich weiß ein Mittel, das alles ausgleicht, Ihr müßt mündlich mit Ludwig Euch beſprechen.«

»Thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen,« fuhr er eifrig fort, als ihn Albert wieder unterbrechen wollte: »ſo wollen auch König Ludwig und Biſchof Rudolph Euch thun. Euer Rachedurſt iſt ja geſtillt! O Graf Babenberg, Ihr hättet die Rache dem laſſen ſollen, deſſen ſie iſt — doch geſchehene Thaten ſind nimmer ungeſchehen zu machen. Stoßt die dargebotene Friedenshand nicht von Euch, ich bitte, ich beſchwöre Euch, als ein treuer Freund! Oeffnet Eure Burg, reitet mit mir in das Lager zu dem gütigen Herrn, er wird Euch liebreich aufheben, wenn Ihr ihm reuig zu Füſſen ſinket. Ihr, der Wiedergewonnene, der neue Freund, werdet ihm lieber ſeyn, wie Hundert andere, die nichts verſchuldet, ſo wie ein Sünder, der Buße thut, dem

Vater im Himmel lieber iſt, als hundert Gerechte.«

Nachdenkend ſaß der Graf, er blieb dem Eifrigredenden die Antwort ſchuldig, und dieſer fuhr fort: »Mißtrauet Ihr vielleicht meinen Worten? ſetzet Ihr einen Zweifel in meine Rede? Will ich doch dieſe Nacht unter Euerm Dache ſchlafen, ich, den Ihr vielleicht für einen Feind gehalten, wollt Ihr mehr Zeugniß des Vertrauens? Ich eſſe Euer Brod, ich trinke Euern Wein ohne Beſorgniß, daß er mir ſchaden könne, und Ihr glaubt vielleicht, ich wolle Euch verderben? Das ſey ferne!«

So ſprach er noch lange fort, ſtets wiederholend, wie geneigt der König zum Verzeihen ſey, und wie wenig von Albert gefordert werde, um Ruhe und Eintracht wieder herzuſtellen; und dieſer, müde der langen Fehde, willigte endlich nach langen Unterhandlungen, die ſich bis ſpät in die Nacht verzogen, ein, in der Frühe des kommenden Tages den Erzbiſchof in das Lager zu begleiten, um dort mündlicher Unterredung mit dem Könige zu pflegen, und zwar auf die feſte Zuſicherung, daß man ihn frei und ungehindert wieder auf ſeine Burg laſſe, wenn der Erfolg dieſes Geſprächs ſeinen Wünſchen und Forderungen nicht entſprechend ausfalle.

Sie trennten ſich ſpät; Alberts Lager floh der Schlummer. Seltſame Ahnungen ſtiegen in ſeiner Bruſt empor, und wurden zu wachen ſchrecklichen Traumgebilden. Faſt reute ihn das Wort, das er dem Erzbiſchof gegeben, aber doch wollte er nicht als ein Feiger oder Wortbrüchiger erſcheinen. Einmal ſogar ſchien Adelhards blutiger Schatten durch das Zimmer zu ſchweben, und ihm bedeutſam zu winken.

Kaum graute der Morgen, ſo ſprang er auf und ließ ſich wappnen. Raſch entgegengehen wollte er dem Kommenden, wie ein Mann. Er war kaum gerüſtet, als auch Hatto ſchon reiſefertig hereintrat, und den freundlichgleisneriſchen Gutenmorgengruß mit den Worten begleitete: »So recht, ſo recht! Ihr ſeyd früh auf, nun laßt uns ungeſäumt eilen durch die offene Pforte der Gnade in die Gefilde des Friedens. Gottes Segen über Euch, daß Ihr Euer Herz der Verſöhnung öffnet!«

Albert hieß die Diener gehen, und trat dem Erzbiſchof mit tiefem Ernſt näher, und ſprach zu ihm: »Erzbiſchof, ich folge Euch, Euerm Wort vertrauend, ich gebe mich in

Eure Hand! Fluch über Euch, wenn Ihr mich getäuſcht hättet, wenn das, was Ihr geſtern verſprochen, nur eine Lockung geweſen, mich zu fangen! Wenn meiner im Lager Verrath, Wortbruch und Tod harrten?«

»Bei dem ewigen Wort!« unterbrach der Erzbiſchof, »wie möget Ihr ſo Arges denken von einem Diener der Kirche? Bringe ich ſelbſt Euch nicht mit ſicherm Geleit noch vor dem Eſſen wieder in Euer Haus zurück, wie auch die Unterhandlung ausfalle, ſo will ich keinen Theil an der ewigen Seligkeit haben, ſo höre mich Gott nicht in meiner letzten Noth, ſo ſoll meine Zunge ſchwarz werden, und mir im Munde verdorren!«

Nach ſolchen Betheuerungen glaubte ſich Albert ſicher. — Ein Frühſtück wurde aufgetragen, freundlich lud der Graf ſeinen Gaſt, aber dieſer verweigerte die Annahme, und trieb zur Abreiſe. Die Zugbrücken raſſelten nieder, Albert gab noch einige Befehle, und ſie ritten den Burgweg hinunter.

Unten im Thale krümmte ſich der Erzbiſchof und wehklagte.

»Nun was ſtößt Euch zu?« fragte der Graf beſorgt.

»Der Leib ſchmerzt mich ſchrecklich,« ächzte Jener: »Es muß doch machen, weil ich noch nüchtern bin, hätte ich doch ein Paar Biſſen angenommen, oder hätte ich nur einen Schluck Weines. Die Morgenluft hat mich erkältet.«

»Nun ſo laßt uns umkehren, und noch etwas zu uns nehmen, kommt, jetzt haben wir es am nächſten!« rief Albert.

»Ihr habt recht — der Weg iſt noch ein gut Stück — wer weiß auch, ob wir nicht harren müſſen — lacht mich nur nicht aus!« ſprach Hatto, und hielt die Hand auf den Leib, und gebehrdete ſich überaus kläglich.

Sie kehrten um, aſſen und tranken wacker, und ritten zum zweitenmale aus der Babenburg. Alberts Mannen ſahen ihn, als er freundlich grüßend Abſchied nahm, nicht ohne Wehmuth und mit banger Ahnung ſcheiden.

Sie kamen in das Lager. Ueber die langen Zeltreihen ragte das bunte geſchmückte Zelthaus des Königs, vor dem das Panner mit dem Feldzeichen wehte. Es wurde laut, die Krieger wappneten ſich, viele blickten ſtaunend und verwundernd, als ſie den ſo gefürchteten Feind ſo ſtolz und ruhig an des Erzbiſchofs Seite reiten ſahen.

Sie ſtiegen ab, eilige Knechte ſprangen herbei, ſie zu bedienen. »Harrt meiner hier eine kleine Weile,« ſagte Hatto, »ich will nur hingehen, und unſere Ankunft melden.«

Nicht lange harrte der Graf, als Gebhard mit vielen Rittern aus dem Zelte trat, die mit hochgehobenen Schwertern auf ihn eindrangen. »Gebt Euch, Babenberg!« ſchrie Gebhard, und nur kurz war die Gegenwehr des Ueberraſchten, Verrathenen. Er wurde ergriffen, gehalten, gebunden, und in ſichere Verwahrung gebracht.

Nach einer Stunde kamen ſechs Knechte, ergriffen ihn und ſchleppten ihn nach dem Gezelt des Königs. Darin ſaßen an einer langen Tafel der Erzbiſchof Hatto, ein Lächeln ſataniſcher Freude in ſeinem Blick, der gebeugte Rudolph von Würzburg, der wilde Gebhard; Graf Konrad von Franken, der Sohn des bei Fritzlar gefallenen Konrad, und hernachmals Ludwig des Kindes Nachfolger auf dem Throne Deutſchlands, und viele andere Grafen und Ritter. Sie hatten Blutrath gehalten über den Gefangenen, und ſein Todesloos war gefallen.

Wie Albert vor dem Kreiſe ſeiner erbitterten grimmigen Feinde ſtand, Blicke voll Zorn und Verachtung auf ſie werfend, erhob ſich Hatto, ihm ſein Schickſal bekannt zu machen, aber ehe er noch zur Rede den gleisneriſchen Mund öffnete, donnerte ihm Albert zu: »Schweig Elender! Was Du mir ſagen willſt, das leſe ich aus den Henkermienen dieſer hier, das haben mir dieſe unwürdigen Bande ſchon geſagt! Sind das deine Eide, Du Bube!«

»Welche Eide hätte ich Euch denn noch zu halten, Rebell und Landesverräther?« hohnlachte Hatto. »Ich gelobte, Euch vor dem Eſſen wieder in Euere Burg zurückzubringen, habe ich das nicht gethan? Oder meint Ihr, ich ſolle es noch einmal thun?«

Der Graf ſchwieg. Was ihn auch noch die Feinde fragen mochten, er ſchwieg. Ein Prieſter nahte ſich ihm, und ging mit ihm in eine Kapelle, ſeine letzte Beicht zu hören. —

Das Haupt des unglücklichen Grafen war gefallen, mit ihm geſunken der letzte männliche Sproſſe eines uralten edlen und berühmten Geſchlechtes. Sein Leichnam fand im Kloſter Theres die Ruhe, die ſeinen letzten Lebensjahren fern geweſen war. Seine und Heinrichs Wittwe nahmen den Schleier.

Rudolph hatte gehofft, daß man ihm die Beſitzungen der Babenberger als Entſchädigung zuſprechen ſollte, aber ſich getäuſcht, ſie fielen alle dem Reiche anheim. Im Jahre 907 war Albert hingerichtet worden, ein Jahr ſpäter rang Rudolph auf qualvollem Krankenlager mit dem Tode. Es war tiefe Nacht, lange lauſchten die Wächter ſeinen matten und ſchweren Odemzügen. Bald ſchien er zu ſchlummern, bald fuhr er auf, als ſchrecke ihn eine Erſcheinung. »Hinweg, hinweg, bleiches Geſpenſt!« ſchrie er, und ſtreckte mit verzerrten Mienen beide Hände vor ſich aus. »Was willſt Du Bertha? Tritt nicht ſo an mein Lager! Oh — mir nicht dieſen Blick! Auch Du Kurt? Was grinſeſt Du — mich an? Rufſt — mir — ich komme, — ich — komme — oh! —« Er ſtammelte es, heulte in Zuckungen auf und verſchied. —

Sein rachſüchtiger Bruder, der wilde Gebhard, der unermüdet das Feuer jenes unſeligen Krieges geſchürt hatte, fiel ein Jahr ſpäter in einer Schlacht gegen die Ungarn, die damals immer noch mit unmenſchlicher Grauſamkeit in Deutſchland hauſten, welches an ſeinen Wunden faſt verblutete. Erſt Otto dem Erſten war es vorbehalten, im Jahre 955 dieſen böſen Geiſt durch einen glänzenden Sieg auf immer aus den Gauen Germaniens zu bannen.

Und der gleisneriſche Pfaffe, der niedrige Verräther Hatto, ſollte ihn die rächende Nemeſis nicht gefunden haben ſchon ob dieſer einen ſchwarzen That? Dunkel ſind darüber die Kunden, aber gewiß war ſein Tod kein ruhiger, vielmehr ein ſchrecklicher, wenn auch nur metaphoriſch die alte Kronikenſage über ihn zu verſtehen, die da lautet:

»Etliche ſchreiben, daß ihn der Teufel in den Berg Aetna mit Leib und Seele geſchleift, mit ſolchem Geſchrei: Sic peccata lues et ruendo rues! das heißt: So mußt Du deine Sünden büßen, und fallen durch den Fall!«

Der Mönch.

Ein Nachtſtück.

Der Mönch.

Zwei durch jahrelange Vereinung recht innig verbundene Freunde, der Aktuar **Weimann** und der Landſchaftmaler **Selig**, machten zuſammen eine Reiſe durch Böhmen, das Vaterland des Erſtgenannten. Es war längſt der Lieblingswunſch des Malers geweſen, ein Land zu durchpilgern, das aus ſeiner Vorzeit ſo große Erinnerungen bewahrt; ein Land voll ſchöner Sagen, prangender Schlöſſer, reicher Klöſter und ehrwürdiger Ruinen, ein Land, deſſen Fluren der Himmel mit Segen überſchüttete. Mannichfache Ausbeute hoffte der junge Maler für ſeine Mappe, und ſein Freund, mit reichem Sinn für die Schönheiten der Natur begabt, und ſein Vaterland kennend, verſtand es gar wohl, ihn ſo zu leiten, daß dieſe Hoffnungen ihn nicht täuſchten. Aber nicht allein die ſtarren Formen groteſker Felſen, verwitterter

Ruinen, alterthümlicher Klöſter, oder wildromantiſche Thalſchluchten und ungeſtüm dahinrauſchende Waldbäche wollte der junge Künſtler auf ſeine Leinwand zaubern, er wollte ſie auch beleben mit mannichfaltigen Geſtalten; daher fand er ſich oft mitten im regen Volksgewühl, überſchaute mit kundigem Blick die Menge, und wählte aus ihr, was ihm eben paſſend ſchien, und freute ſich, wenn er ein recht ehrwürdiges Greiſengeſicht, ein Mütterchen, einen zerlumpten Bettler, raufende Kinder, trunkene Burſche und fröhliche Dirnen der Wirklichkeit abgeſtohlen, und flüchtig ſkizzirt; einſtweilen dem Papier einverleibt hatte. Jeder Landſchaftmaler ſollte nicht verſäumen, ſeinen Bildern durch Geſtalten aus dem Leben ein höheres Intereſſe zu verleihen, und dem Auge des Schauenden die Bewohner der dargeſtellten Landſchaft in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit vorzuführen.

Solche Ausbeute ſchien ſich wieder in recht reichlicher Auswahl dem Maler darbieten zu wollen, als die befreundeten Wanderer jetzt dem Dorfe Horſchowitz nahten, nach welchem ſchon in der Frühe von vielen Seiten her feſtlich geputztes Landvolk hinſtrömte. Es war das Kirchfeſt des Ortes, das eine allgemeine Fröhlichkeit in ſeinem Gefolge hatte. Die Statue des Schutzheiligen war voll Kränzen faſt ganz überhüllt, vor die Madonnenbilder hatte fromme und kindliche Andacht friſche Blumen hingeſtreut. Das Gotteshaus faßte die andächtige Menge nicht, dichtgedrängte Schaaren umſtanden noch die Thüren. Die Freunde kehrten in das Gaſthaus ein, das von Gäſten aller Art ſchon wimmelte. Auf dem freien Platz, der zwiſchen der Kirche und der Schenke lag, hatten Verkäufer ihre lockenden Buden aufgeſchlagen; hier einer mit mannichfachem Schmuck, Ringe für Finger und Ohren, bunte Glasperlen und Glasgranaten, blitzende Kämme, Bänder und Spitzen, und was ſonſt lieb iſt den muntern Dörferinnen; dort lockten große und bunte Bilder, mit dicken Farben und rohem Holzſtich Heilige und Martyria darſtellend, und Legendenbüchlein, Wundergeſchichten, Amulette, Haustafeln, und was immer gedruckt dem frommen Aberglauben feilgeboten wird um wenige Pfennige, zeigte ſich hier, während andere Buden, ſtatt dieſer Speiſe für gläubige Seelen, eine materielle Koſt darboten.

Aus der Kirche ſtrömte die Menge, Fahnen wallten heraus, Glöckchen klangen, von Chorknaben geläutet; in die Knie sanken die Andächtigen, und Gebete murmelten von hundert und aber hundert Lippen; ein feingearbeitetes Marmorbild des Schutzheiligen wurde in Prozeſſion aus der Kirche getragen, Mönche und Prieſter folgten, zuletzt ein Geiſtlicher mit dem Venerabile, an den und ſeine Sakriſtane ſich Männer und Frauen anſchloſſen; tiefe ehrfurchtvolle Stille herrſchte, das Getümmel, das kaum noch den Platz erfüllt, ſchwieg, feierlicher Geſang begann; aber kaum war die Prozeſſion vorüber, da ging die Stille wieder in ein lautes Summen, dieſes in Rufen und Geſchrei über, und die Mienen, die kaum zuvor nur ſtarren Ernſt und tiefe Ehrfurcht vor dem Hochwürdigen gezeigt, verzogen ſich wieder zum Gelächter, und zeigten das Spiel der verſchiedenartigſten Leidenſchaften. Aus dem Fenſter des Gaſthauſes, das Volk überſchauend, zeichnete Selig mit raſcher und gewandter Hand ſchnell mehrere originelle Köpfe und Geſtalten in ſein Skizzenbuch, während ſein Begleiter da- und dorthin blickte, noch mehr des Intereſſanten für den Freund unter der bewegten Menge aufzuſuchen.

Als Beide ſich im Gaſthauſe mit Speiſe und Trank erquickt, gingen ſie, ihre Wanderung weiter fortzuſetzen, und ihr Weg führte ſie an dem Tummelplatz der Volksluſt vorüber. Es war ein wirres, buntes, fröhliches Durcheinanderwühlen; die Fremden hatten Mühe, ſich durchzuwinden. Unter einer alten ehrwürdigen Linde war der Boden mit Bohlen belegt, einen ebenen Raum bildend, auf welchem ſich, von wenigen Inſtrumenten begleitet, tanzluſtige Schaaren drehten. Gelächter der Mädchen, Geſchrei trunkener Burſche füllte die Luft; eine Drehorgel ſchnitt mit gellenden Diſſonanzen in die Ohren der Umſtehenden, während von einer andern Seite das monotone Getön einer Bärentrommel und Pfeife das Vorhandenſeyn eines ehemaligen Bewohners polniſcher Wälder ſchallend verkündigte, und das Kindergeſchrei, das zuweilen die Töne jener armſeligen Inſtrumente überjauchzte, bewies, daß auch Affen ihre komiſchen Sprünge dort machen mochten.

Die Freunde machten ſich langſam Bahn durch all das Getümmel und den betäubenden Lärm, bald ſahen ſie aber ihren Schritt auf's Neue gehemmt durch eine Maſſe Volk, die, beſtehend aus Männern und Weibern, undurchdringliche Kreiſe geſchloſſen hatte, um einen blinden Bettler, der auf einem Dudelſacke ſpielend, geführt von einem zerlumpten Knaben, die aufhorchende Menge mit ſchnellimproviſirten Liedern erfreute. Solcher Sänger werden in Böhmen viele gefunden; jede Begebenheit, ſie ſey froher, trauriger, oder auch ganz gewöhnlicher Art, wird ihnen Stoff zum Liede, das ſie abſingen, und bald vergeſſen; aber das horchende Volk behält und ſingt dieſe Lieder nach, wenn ſie ſein Wohlgefallen ſich erwerben. Gewöhnlich ſind ſie aus Fragen und Antworten beſtehend, zur Frömmigkeit und Wohlthätigkeit ermahnend, und oft nicht ohne einen Anflug von Poeſie.

Faſt wider Willen wurden die beiden Wanderer in den Kreis gedrängt, der ſich um den blinden Rhapſoden gebildet hatte, und ſie vernahmen folgendes Lied, welches freilich, da es in der Urſprache jenes Landes geſungen wurde, durch die Uebertragung des wenigen Reizes vollends verluſtig geht, den es vielleicht urſprünglich hatte. Der Blinde ſang:

Was bringt, was bringt der blinde Mann
In ſeinem Sack getragen?

Die Kirchweih' bringt der blinde Mann
Für Euch im Sack getragen!
O ſchenkt dem armen Blinden!

Was will, was will der blinde Mann
Uns ſonſt noch weiter bringen? —
Der Blinde will, ſo gut er kann,
Euch jetzt ein Liedchen ſingen!
Doch ſchenkt dem armen Blinden!

Stiller noch wurde es in dem dichtgedrängten Kreiſe, Alle horchten hoch auf, keines der Worte zu verlieren, die nun kommen würden. Sie lauteten:

Ein junges Liebespärchen ging
In einen Wald zuſammen.
Das junge Pärchen ſich umfing
In hellen Liebesflammen.

Da kam von Sankt Benigna her
Des Wegs ein frommer Vater,
Da grüßte ſie, da grüßte er
Den hochehrwürd'gen Pater.

Wo wollt Ihr hin? hat der gefragt,
Und ſtreng ſie angeſchauet;
Und Beide haben nichts geſagt,
Zu reden ſich nicht getrauet.

Sie kehrten um auf ihrem Gang,
Sie blieben frei von Sünden.
O, nehmt zu Herzen, was ich ſang,
Und ſchenkt dem armen Blinden! —

Der Sänger empfing reichliche Gaben, der Zuhörerkreis erweiterte ſich, die Freunde enteilten dem Gedränge, und athmeten freier.

»Glaube mir,« nahm der Aktuar das Wort, »von allen dieſen Leuten zweifelt kein Einziger an der Wahrheit deſſen, was der Blinde ſo eben geſungen, und ſicher iſt's, daß dieſe einfache Begebenheit, ſo ſchmucklos und einfach vorgetragen, ſich auch wirklich ereignet hat. Dieſen Leuten wird Alles zum Liede.«

»So möchte daraus auf einen poetiſchen Volkscharakter zu ſchließen ſeyn,« antwortete der Maler; »denn nicht überall findet ſich das in gleichem Maaße. In meinem Lande würde kaum jemand aus dem Volke einem ſolchen Sänger ein Ohr leihen; man würde ſich beeilen, ihm die Gabe zu reichen, nicht damit er ſinge, ſondern damit er ſchweige.«

»Die heilige Trias der ſo trautverſchwiſterten Künſte, Poeſie, Malerei und Muſik ruht hier, wie ein unſchuldvoll lächelndes Kind in der Wiege,« fuhr der Freund des Malers fort, der in der edlen Sangeskunſt ſchon manchen nicht übel aufgenommenen Verſuch gewagt hatte. »Blicke um Dich, überall findeſt Du Spuren Deiner Kunſt; oft von meiſterhaften Händen gemalt, und von hohem Werth leuchten die Madonnen- und Heiligenbilder aus ihren Niſchen. Gehe in den Städten in die

Läden der Kunſthändler, welche Menge oft vortrefflicher Oelgemälde ſind dort aufgeſtellt, wie wenige finden ſich dagegen bei Euch? Hier findet eine Kunſt noch Unterſtützung.«

»Ja,« ſprach lächelnd der Maler, »wenn ſie ſich auf Heiligenbilder einſchränkt, oder mit Scenen aus der heiligen Geſchichte Altarblätter ſchmückt. Nach meinen Landſchaftbildern fragt hier zu Lande keine Seele.«

»Und unſre Muſik?« fuhr der Aktuar fort, den gegründeten Einwurf ſeines Freundes überhörend: »wie beliebt ſind nicht ſelbſt bei Euch, und im weit entfernten Ausland die böhmiſchen Muſikanten? Freut ſich nicht das junge Volk der Landſtädte, wenn es heißt: Es ſind Prager angekommen, und eilt es nicht, ſchleunig einen kleinen Ball zu veranſtalten, um der Freude zu genießen, nach unſrer Muſik zu tanzen, wie ſcheel auch dazu der Stadtmuſikus ſehen möchte?«

»Es iſt wahr, ich war oft Zeuge und Theilnehmer,« erwiederte Selig, »und ich wage zu behaupten, daß Muſik auch hier zu Lande noch höher geſtellt ſey, als Malerei, daß aber jene dreifache Wiege der Schweſterkünſte doch nur recht eigentlich in Deines Landes alter prangender Hauptſtadt ruht, umſtrahlt vom Sonnenglanz einer freundlichen Muſenpflege,

während den größten Theil des übrigen L
des ein recht trüber Nebel drückt.»

»Vorurtheil,« schalt lächelnd der Aktu
«Ihr schmeichelt Euch, ausschließlich Sö
geistigen Lichtes zu seyn, Ihr werft immerf
mit dem Glanzwort Aufklärung um Eu
und blickt mit wahrhaft pharisäischem Sto
auf unser Land, das unter einer väterlich
sinnten Regierung doch so glücklich ist, des
Bewohner, durch Luxus und Schellengeprä
der Thorheit nicht verwöhnt, treuer der Na
leben, als viele Andre, und bei Sitteneinfa
heit jene Herzenseinfalt bewahrten, die sch
der Herr gepriesen. Der Staat will ruhig
friedliche, arbeitsame Unterthanen, die d
Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Go
was Gottes ist, die nicht in thörichten G
beleien von Weltverbesserung träumen, v
führt und verlockt in eine unbekannte phan
stische Region durch Schriften, die auswä
tausend Köpfe verwirren, statt sie aufzuhell
und deren Eindringen in unser Land durch we
Gesetze verhindert wird.»

«Ich will nicht entscheiden,» nahm der M
ler wieder das Wort, «ob nicht dennoch o
Manchem heiß ersehnt wird, was man i

vorenthält, und ob nicht trotz der Geſetze, die Du weiſe nennſt, gar Manches den Weg in ein Land findet, das ſo ſchroff ſich gegen ſo vieles Schöne, Hohe und Herrliche verſchließt, blos weil das Ausland dieſes geboren.»

«Nicht gegen das wahrhaft Gute und Schöne ſchließt ſich das Land,» vertheidigte Weimann: «nur der falſche Schimmer, das unächte Geſtein, wird an der Grenze zurückgewieſen. Nicht die leuchtende Kerze verlöſchen wir, aber gegen die verderbliche Brandfackel ſuchen wir uns zu verwahren. Und iſt denn,» fuhr er eifriger fort, »iſt denn das Ausland ſo ſtolz, daß es wähnen kann, nur von ihm allein könne uns Schönes, Hohes und Herrliches überkommen? Iſt nicht groß und reich auch unſer Land, bringt es nicht würdig wetteifernd mit andern Ländern des Hohen und Bewunderungswerthen eine reiche Fülle hervor?»

«Wer bezweifelt das?» fragte der Maler zurück. «Ich redete nicht von den Gebildeten, nicht von den Bewohnern der Hauptſtädte; aber daß das Landvolk abſichtlich in einem Zuſtand der Verfinſterung gehalten wird, wirſt Du mir nicht abſtreiten. Sieh, wie es dahin ſchreitet, gedankenlos, ſieh, wie es ſich dem

Taumel des Vergnügens und wilder Luſt hingiebt, froh ſcheinend zwar, aber gedankenlos; ſieh, es kniet, es betet, es äfft heilige Gebräuche nach, alles gedankenlos.»

«Harte, ungerechte Vorwürfe, die ich einer Widerlegung gar nicht würdige,» entgegnete verdüſtert **Weimann**. «Sie ſind Vorgänger eines Tadels, den ich von Dir ſchon gewöhnt bin, der unſern Kult und unſere Geiſtlichkeit trifft, aber ich erinnere Dich an unſer gegenſeitiges Verſprechen, über ſolche Dinge und über unſre religiöſen Meinungsverſchiedenheiten uns nie zu ſtreiten.»

«Nein, ſtreiten wollen wir auch nicht,» ſagte der Maler: «aber es läßt ſich doch auch ohne Streit gar Manches beſprechen, ohne Haß und Bitterkeit, ohne jene Intoleranz, die leider, juſt in Deinem Lande, ſo manches Individuum, ja vielleicht ganze Ortſchaften auf das Ungünſtigſte charakteriſirt, und zwar namentlich Individuen, die dem Stande angehören, der Liebe und Verſöhnung zu predigen, unter ſeine heiligſten Berufspflichten zählt.»

«Mag Mancher zu weit gehen in ſeinem Eifer,» erwiederte der Aktuar; «beſſer aber iſt immer ein feſter Sinn, mit Ernſt und Strenge gerichtet auf das, was er allein als wahr und gut und heilbringend erkannt hat, als jene Lauigkeit, die in einer bequemen Gemächlichkeit alles gehen läßt, wie es eben geht; die nicht Kraft hat zu zürnen und zu ſtrafen, ſondern nur über Alles den Mantel der Liebe zieht. Chriſtus jagte die Wechsler mit Geißelhieben aus dem Tempel, und ſtürzte ihre Tiſche um, hätte er ſie blos ermahnt, ſo wären ſie ſicher ſitzen geblieben, und doch war er der edelſte, beſte Menſch. Nichts ſchadet einer Religion mehr als Lauheit, und daß eine ſolche nicht eintrete bei uns, darum ſo Manches, was Dir vielleicht mißfällig iſt.»

Der Maler behielt die Gegenreden für ſich, die er noch auf der Zunge hatte, um ſeinen Freund nicht unangenehm aufzuregen. Beide waren während ihres Geſpräches ein gutes Stück Weges fürbaß geſchritten, und es zeigte ſich jetzt in geringer Entfernung vor ihnen auf einem Berge das Kloſter St. Benigna. Maleriſch lag es da, das ſtattliche Gebäude mit ſeinen Thürmen und zahlloſen kleinen Fenſtern, und beherrſchte die Gegend. Der Berg, auf welchem es ſtand, war ſteil und felſig, und mit Buſchwerk und einzelnen Tannen bewachſen. Es lag im Plan der beiden Reiſenden, das Kloſter zu beſuchen. Sie raſteten ein wenig, und betrachteten die romantiſche Umgebung; Selig ſpähte nach einem Punkt, von welchem aus das Gebäude am beſten aufzunehmen ſey.

«Wozu in unſerer Zeit noch Klöſter?» fragte er ſeinen Begleiter, um das Geſpräch, das ein wenig ins Stocken gekommen war, wieder aufzunehmen. «Sind ſie nicht dem Staate eine ganz unnütze Laſt?»

«Keine Laſt und nicht unnütz,» widerſprach auf's Neue der Aktuar. «Der veraltete Vorwurf der Trägheit und des Müßigganges trifft unſre würdigen Kloſtergeiſtlichen nicht; ſie leben in zweckmäßiger Thätigkeit, ſie predigen in den verſchiedenen Kirchen, die hieher eingepfarrt ſind, und verſehen die gottesdienſtlichen Gebräuche, auſſerdem geben ſie ſich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen hin, bauen Arzneipflanzen, unterrichten junge Leute, und zeichnen ſich durch muſterhaften Lebenswandel aus.»

«Nimm mir's nicht übel, lieber Weimann,» ſprach der junge Maler: «ich zweifle gar nicht an der Wahrheit Deiner Worte, allein an die große Nützlichkeit dieſer frommen Väter kann ich doch nicht ſo ganz unbedingt glauben. Solch ein Predigermönch bleibt mir ſtets eine unangenehme Erſcheinung. Immer ſind ſie der Kirche, wo ſie lehren und erbauen ſollen, vom Kloſter nur geliehen; über acht Tage kommt ein anderer, und ſo fort, und dieß kann einer Gemeinde keinen Nutzen bringen. In wie würdigerem Licht erſcheint gegen einen Solchen ein Pfarrherr. Die Gemeinde gewöhnt ſich an ihn, ſie liebt ihn, wenn er es verdient; er lernt jedes einzelne Glied derſelben kennen, hat Rath für Alle, hat Troſt und Beruhigung für Alle; er theilt ihre Leiden und Freuden. Komme nur zu uns, und höre, mit welcher Achtung und Liebe die Bauern von ihrem Pfarrer reden, wenn er nur irgend ſich als treuer Hirte zeigt, welch ein ſchönes Band da um den Seelſorger und die ihm Anvertrauten geſchlungen iſt.»

«Sollte man doch meinen, Du ſteuerteſt mit vollen Segeln auf eine Pfarre los, wie ein hoffnungsvoller Candidatus referendi Ministerii, ſo begeiſtert ſprichſt Du davon,» ſcherzte der Aktuar. »Wir haben ja auch Pfarrer, und ich gebe Dir die letzte Behauptung zu; aber einmal ſind dieſe Patres doch da, man kann ſie doch nicht wegjagen, und beſſer iſt es doch, ſie verkündigen das Wort des Herrn, als wenn ſie feſtgebannt in die heiligen Mauern von früh bis Mitternacht nichts thäten, als beten, ruhen, eſſen, und wieder beten, ruhen und eſſen.»

«Mögen dieſe Patres alles Lob verdienen,» ſtimmte der Maler bei: «aber Klöſter ſollten nicht mehr ſeyn. Es ſind Höhlen des Laſters, Schlupfwinkel des Verbrechens, Neſter des Geflügels, welches den Tag ſcheut. Bete und arbeite, ſagt das Sprüchwort, und das kann nur in einem thätigen Leben befolgt werden. Wie viel tauſendfaches Unheil hätte die Erde nicht geſehen, wie viel Blut hätte ſie nicht getrunken, wären niemals Klöſter geweſen! In Klöſtern wurden ausgebrütet die Baſiliskeneier jeglicher Schandthat, aus Klöſtern krochen Hochverrath und der Königsmord, aus Klöſtern flammte die blutrothe Kriegsfackel, aus Klöſtern wurde die Drachenzähnenſaat giftiger Zwietracht in die Herzen der Gewaltigen geſäet, in Klöſtern bergen ſich alle ſcheuslichen Laſter, Unzucht, Blutſchande, Lüge, Tücke, Verrath, Geiz, Völlerei, Trunkenheit, Gotteslaſterung und jeglicher Frevel.»

«Du trägſt die Farben allzuſtark auf, Beſter,» gegenredete mit Mäßigung Weimann, «Du häufſt zuſammen, was einzeln vielleicht einmal da oder dort geſchehen, Du ſchiebſt auf die Klöſter insgemein, was Einzelnen wohl zur Laſt gelegt werden konnte. Ja, Du ſchilderſt ſie nach Art der grauenvollen Darſtellung der Ritter- und Kloſterromanſchreiber, daß ich faſt meinen möchte, Deine Kenntniß der Klöſter rühre nur von ſolchen Büchern her. Nein, großen Nutzen ſtifteten die Klöſter, wie Dir auch gar wohl bekannt iſt; ſie waren Werkſtätten des Fleißes, Tempel der Wiſſenſchaft, in ihnen erhielten ſich die Schätze der alten Literatur, ſie pflegten die Künſte, unterſtützten die Künſtler; manches herrliche Bild wäre nicht entſtanden, ohne ihre Aufmunterung; manchen alten Klaſſiker hätten wir weniger, ohne den Fleiß der Mönche.»

«Zugegeben,» fiel dem Vertheidiger der Maler in das Wort: «Zugegeben, wenn Du von den fleißigen und wackern Benediktinermönchen ſprichſt; die übrigen Ordensbrüder aber waren, mit wenigen Ausnahmen, faule Bäuche; auch würden der Schriften von den alten Klaſſikern noch weit mehr übrig ſeyn, hätte nicht mönchiſcher Unverſtand gegen die Händſchriften gewüthet, und ſinnloſe Gebete auf die Pergamente geſchrieben, die vorher die Weisheit vergangener Jahrhunderte enthielten. Und das wirſt Du mir nicht ausſtreiten, daß die Klöſter der geheime Schauplatz greuelvoller Unthaten, die man nur mit Schauder denkt, mit Entſetzen nennt, gar oft geweſen ſind.»

«Geweſen ſind!» betonte der Aktuar. «Jene Unthaten gehörten dem verderbten Zeitalter, nicht den Klöſtern an; ſie wurden in Schlöſſern und Städten, in Wäldern und Feldern zugleich ungeſcheut verübt. Waren Mönche Wegelagerer? waren Mönche Theilnehmer an der blutdürſtigen Vehme? Suchte und fand nicht oft die verfolgte Unſchuld Schutz und Ruhe in den heiligen Mauern? Flüchtete nicht ſo manches bedrängte Gemüth aus dem wilden Gewühl der Welt in die ſtillen Aſyle, da den Frieden findend, den es auſſer ihnen vergebens geſucht haben würde? — Alles Böſe, was man den Klöſtern und ihren Bewohnern zur Laſt legt, es war, es iſt vergangen, und das Gute allein iſt geblieben!

»Möchte dein Panegyrikus auf die Klöſter wahr ſeyn, zum Beſten der Menſchheit wahr ſeyn!« antwortete der Maler. »Möchte kein Laſter, keine Verfolgung der Unſchuld, keine Gier nach irdiſchem Beſitzthum, kein Neid, keine Herrſchſucht, keine böſe Luſt in ihnen auch jetzt noch einen geheimen Schlupfwinkel finden, ich wünſche das von ganzer Seele.« —

Die befreundeten Wanderer ſtiegen den ſchmalen umbuſchten Pfad, der ſich im Zickzack hinaufzog, nach dem Kloſtergebäude empor, ſtanden aufathmend und ruhend an der Pforte ſtill, warfen bewundernde Blicke in den Thalgrund, durch welchen ſie gekommen waren, und zogen an der Schelle. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der langſam ſchleppende Tritt des Frater Pförtner ſich hören ließ, ſo daß den Freunden Muße genug blieb, die ſchöne Natur der Umgebung, die im vollen Schmuck des Spätſommers prangte, zu betrachten; endlich erſchloß ſich die Kloſterpforte, ein Mönch mit mißtrauiſchem Blick öffnete, und fragte nach dem Begehr der Fremden. Seine ohnehin nicht freundlichen Mienen verdüſterten ſich noch mehr, als der Aktuar nach dem hochwürdigen Pater Prior fragte, er ſchien nicht Uebel Luſt zu haben, die Wanderer abzuweiſen, doch als er ſahe, daß Weimann einige Briefe hervorzog, hieß er die Beiden folgen. Die Dämmerung brach bereits ein, mit hellem Klang rief die Glocke in dem hohen Thurm der Kloſterkirche zur Hora. In einem Kreuzgange hieß der Pförtner die Freunde harren, und ging, ſie dem Prior zu melden; abermals trat eine lange Pauſe ein. »Kein freundlicher Empfang,« bemerkte Seliß; »man ſcheint uns nicht gern zu ſehen, und ich fürchte, ſowohl deinem Forſchungsgeiſte nach Alterthümern, wie meiner Luſt, unbekannte Gemälde großer Meiſter aufzuſpüren, wird hier wenig Nahrung gereicht werden.«

»Laß es nur, wir werden ſchon wohlwollend aufgenommen werden,« tröſtete der Aktuar: »dafür bürgt der Name deſſen, der mir dieſes Empfehlungsſchreiben eingehändigt hat.« Und das Vertrauen des Aktuars bewährte ſich, der Pförtner kam wieder, und führte die Fremden in das Refektorium. Dieſes war hellerleuchtet, und die frommen Väter ſaßen mit dem Prior bei einem überaus köſtlichen Mahle. Mit großer Höflichkeit wurden die Freunde empfangen, und genöthigt, Theil zu nehmen an den Tafelfreuden, nachdem der Prior aus dem Schreiben, das Weimann ihm eingehändigt, ihren Namen und Stand erfahren. Einige Brüder, welche die Hora geſungen hatten, traten jetzt noch ein, und machten die Zahl voll.

»Wir feiern heute ein Heiligenfeſt,« nahm der Prior, Pater Egydius, gegen Selig das Wort, »daher finden Sie unſern armen Tiſch etwas beſſer beſetzt, als in der Regel der Fall iſt.« Er füllte bei dieſen Worten die Becher der Fremden und den ſeinen mit köſtlichem Ungarwein, durch die That widerlegend, was er ſo eben von Armuth geſprochen.

Heitere und anſtändige Scherze belebten den Kreis der Tiſchgenoſſen; wohl fragten die Mönche Vieles, was ſich zutrage in der politiſchen, wie in der gelehrten Welt, aber auch ihre Fragen verriethen weit mehr eine lobenswerthe Wißbegierde, als ſchnöde Neugier. Es waren mit dem Prior nur neun Väter, meiſt bejahrte Männer von ehrwürdigem Anſehen, der jüngſte von ihnen ſprach am wenigſten, er ſchien ſogar über Tiſche ſich ernſten Meditationen hinzugeben, ſehr ſelten miſchte er einige Worte in das Geſpräch, aber deſto ſchärfer ſchien er zu beobachten, und Selig gewahrte einigemal, daß ſein durchdringender Blick feſt auf ihm und ſeinem Begleiter ruhe, ſo lange der junge Mönch ſich unbemerkt glaubte. Sah ihn einer der Fremden feſt an, dann irrten ſeine Blicke unruhig umher, als ſuchten ſie vergebens einen Haltpunkt.

Selig hatte, als man die Tafel aufhob, die ungünſtige Meinung, die er vom Kloſterleben bisher gehegt, faſt ganz zurückgenommen, ſo wohl hatte ihm die Unterhaltung zugeſagt, und die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Mönche gefallen. Ihm und ſeinem Freunde wurde ein reinliches Schlafgemach angewieſen, und erſt, als ſie ſich in daſſelbe begeben hatten, fiel ihm auf, daß über den Aktuar ein tiefer Ernſt, ja eine mächtige Verſtimmung gekommen ſchien, während er ſich, in Folge des edlen Ungarweines, fröhlich aufgeregt fühlte.

»Was fehlt Dir, Weimann? Was für ein verteufelt triſtes Geſicht machſt Du?« fragte er mit Laune. »Sie haben Dir doch nicht Eſſig ſtatt des Weines vorgeſetzt, daß ſolch herbe Säure dein Geſicht überzieht?«

Ein ſchwerer Seufzer des Aktuars war die ganze Antwort.

»Ich bitte Dich, beſter Freund, ſage mir, was Dich verſtimmt!« rief Selig, auch ernſt werdend. »Biſt Du unwohl, oder widerfuhr Dir irgend etwas Unfreundliches?«

»Nein,« ſagte **Weimann** gepreßt: »aber es ſtürmen Erinnerungen auf mich ein, Erinnerungen, erregt durch den Anblick eines der Mönche, des Jüngſten, der unten am Ende der Tafel ſaß, und zuweilen ſo ſcharfe Blicke nach uns heraufwarf, die mich wunderſam bewegen, und in mir den Wunſch erzeugen: Wären wir doch Beide weit, recht weit von hier!«

»Du machſt mich neugierig, erzähle doch!« forderte **Selig** ſeinen Freund auf.

»Ich will es Dir ſagen,« fuhr der Aktuar mit leiſer Stimme fort: »ob ich gleich dabei Sachen berühren muß, an die ich nur ungern denke, und Thaten erwähnen, vor denen mir ſchaudert.«

Die Freunde hatten ſich während dieſes kurzen Geſpräches entkleidet, **Weimann** verlöſchte die Kerze, und berichtete, im Bette liegend, flüſternd ſeinem aufhorchenden Freunde das Folgende:

»Ich hatte einen Bruder, an welchen der Anblick dieſes Mönchs mich mit Grauſen erinnert. Das ſchwärzeſte Gemüth charakteriſirte ihn von Jugend auf, Bosheit, Tücke, Hinterliſt und ein ungezügelter Starrſinn im Durchſetzen ſeines Willens entwickelten ſich frühzeitig bei ihm, und weder Ermahnungen und Bitten, noch Drohungen und Züchtigungen vermochten eine Aenderung zu bewirken. Tauſendfachen Verdruß verurſachte er unſern Eltern, und übte frühzeitig Thaten, die zu unterdrücken und zu verheimlichen, alles aufgeboten werden mußte, ſollten ſie nicht die ganze Familie in Schande bringen. Es war faſt kein niedriges Laſter, das mein Bruder nicht ſchon als Knabe begangen oder doch verſucht hätte; gegen mich, der ich als Aelterer ihn oft ſchalt und auf beſſere Wege zu führen verſuchte, gegen mich kannte ſein Haß und ſeine Erbitterung gar keine Grenze. Mehr als einmal ging er mit dem Meſſer auf mich zu, und drehte, mich zu durchbohren, wenn ich nicht nachließe mit hofmeiſtern. Er lachte mir ins Geſicht, wenn ich ihm Vorwürfe machte, und dichtete mir Thaten an, die er beging, um mich bei den Nachbarn und Bekannten in gleichem Licht erſcheinen zu laſſen, wie er erſchien. Die Mutter ſtarb uns frühzeitig, den Vater drückte die Sorge über den ungerathenen Sohn zu Boden. Wollte ich eine ins Einzelne gehende Schilderung ſeiner Unthaten verſuchen, ich könnte ein Buch damit füllen. Er hat ſein Andenken mit Fluch beladen; mein Vater hatte eine öffentliche Kaſſe unter ſich, eines Morgens fand man ſie erbrochen und beſtohlen. Man hielt die Anzeige meines Vaters von dieſer That für verdächtig, und brachte ihn zur Haft; es wurde alles in unſerm Hauſe unter obrigkeitliche Siegel gelegt, und die Unterſuchung ſollte beginnen, am darauf folgenden Morgen waren die Siegel gewaltſam abgeriſſen, alles Werthvolle geraubt, und mein Bruder war verſchwunden. Mein armer Vater überlebte die Schande nicht, die ihm durch die Schuld eines gottverfluchten Buben drohte, der ſein eignes Kind war; er ſtarb in der Haft, wie man muthmaßte, gewaltſam durch eigne Hand, und die ganze Unterſuchung wurde unterdrückt. Nie ſah und hörte ich wieder etwas von dem Elenden; mir ſelbſt ſchuf jenes Ereigniß, wie du wohl glauben kannſt, trübe, bittre Tage in Menge, lange währte es, ehe ich die Ruhe des Gemüthes wiederfand. Und nun heute — dieſer Mönch — er trägt meines Bruders Züge, ſein Blick iſt meines Bruders Blick, mir ſchaudert vor ihm, ich will ihn nicht fragen, ich will nicht wiſſen, wer Dieſer iſt, wie ein wahnſinnbringendes Geſpenſt ſchreckt mich ſeine Erſcheinung. Ob er es ſey, der Verhaßte, oder nicht, und der Himmel gebe das Letztere, ich forſche nicht danach, forſche auch Du nicht! Wäre doch der Morgen ſchon da, und hätten wir doch ſchon das Kloſter verlaſſen; es wird mir allen Schlaf rauben, daß ich dieſes Geſicht geſehen.«

Selig erſtaunte über dieſe Eröffnungen. Nie hatte ihn Weimann in ſeine Familienverhältniſſe Blicke thun laſſen, nie hatte er auch in dieſe einzudringen verlangt. Ihre Bekanntſchaft war in einer Muſenſtadt entſtanden, wo Selig ſich ſeiner künſtleriſchen Ausbildung widmete, Weimann ſich ſeiner Berufswiſſenſchaft hingab; ein Zufall hatte ſie zuſammengeführt, gegenſeitiges Wohlgefallen hatte ſie näher an einander gefeſſelt, und ſo war ein ſehr trauliches Verhältniß, welches bald zur Freundſchaft wurde, zwiſchen Beiden entſtanden. Die Zeit, die Beide einander zugeführt, trennte ſie auch wieder, aber dieß machte in ihren Geſinnungen keine Aenderung, ſie blieben eine Zeitlang durch freundſchaftlichen Briefwechſel verbunden, bis es Selig möglich wurde, ſeinen längſtgehegten Wunſch zu erfüllen, den

Freund in Böhmen zu beſuchen, und mit ihm, der ſich ebenfalls eine Zeitlang von ſeinen Amtsgeſchäften losmachen konnte, die Reiſe zu unternehmen, auf welcher ſie ſich jetzt ſchon einige Wochen befanden.

Selig verſuchte, ſeinen aufgeregten Freund zu beruhigen. »Es gibt oft auffallende Aehnlichkeiten,« ſagte er: »der Mönch ſaß Dir fern, der Lichtſchein bewirkt manche Täuſchung, wie käme dein Bruder, wenn er ſo verwildert war, wie Du ihn ſchilderſt, in dieſe Wohnung der Gottſeligkeit und Tugend?«

»Wäre auch wirklich der Mönch dein Bruder,« fuhr der junge Maler fort, da Weimann mit einem tiefen Seufzer auf ſeine Rede antwortete: »ſo wäre das ja ein ſichtliches Zeichen ſeiner Herzensbeſſerung; ein Böſewicht wird ſich nicht freiwillig dem mehr oder minder ſtrengen Kloſterzwang unterwerfen, und ich meine, Du habeſt, wenn Du deinen Bruder hier weißt, nichts mehr von ihm zu fürchten, und könnteſt um ſo beruhigter über ſein Schickſal leben.«

»Nein — nein — nicht beruhigt, o ſey nur ſtille —« ſtöhnte der Aktuar, und Selig ſchwieg, nachdenkend über das Räthſelhafte im Weſen ſeines Freundes; es ſchien ihm da noch Manches unklar, nach deſſen Aufhellung er ſich nicht ſehnte. Lange hörte er noch, wie ſich Weimann, oft ſeufzend, im Bette unruhig umwälzte, und es kam ihm ſogar vor, als höre er ihn leiſe ſchluchzen. Ueber den Gedanken, die dieſe heftige Gemüthsbewegung Weimanns in ihm erregte, ſchlief er endlich ein.

Der Morgen war angebrochen, Selig erwachte, und ſah den Aktuar aufrecht im Bette ſitzen, den Kopf mit der Hand ſtützend, wie es ſchien, im tiefen Nachdenken. »Guten Morgen, Freund! Wohl geruht?« rief er hinüber.

»Guten Morgen, erbärmlich geruht;« war Weimanns Antwort. »Ich habe ſchreckliches Kopfweh, und es haben mich fürchterliche Träume gequält. Was iſt doch der Menſch für ein armſelig hülfloſes Geſchöpf; er ſichert ſeine Ruhe durch feſte Thüren und ſtarke Schlöſſer, er ſchickt Wächter durch die Straßen, daß kein wilder Lärm die Schläfer ſchrecke; da kommt die Krankheit, und fällt ihn an, und raubt ihm den Schlummer, und die Träume ſteigen wie Geiſter des Abgrunds in ſeiner Seele auf, und peinigen und quälen ihn, und er liegt hülflos da, und vermag nicht, ſich ihrer zu erwehren, wäre er auch der Mächtigſte. Wahrlich, es gibt Träume, die mit dem Wahnſinn ſehr nahe verwandt ſeyn mögen.«

»Der Wein, der Wein, gute Seele,« ſcherzte Selig: »der Wein hat Dir die Kopfſchmerzen und den Alp geſchickt, trinke Waſſer oder ſchwarzen Kaffee.«

»Nein, nicht der Wein,« widerſprach der Aktuar: »der Mönch, der verfluchte Mönch kam mir nicht aus dem Sinn. In hundert Geſtalten ſah ich ihn, hu, es ſchüttelt mich, wenn ich an dieſe Träume denke. Wir wollen eilen, daß wir aus dem Kloſter kommen. Laſſe Dir die Kirche zeigen, derweil ich in der Bibliothek ein wenig umherſtöbere; und dann wollen wir den Fuß weiter ſetzen.«

»Ganz, wie Du wünſcheſt,« war Seligs Antwort, und Beide gingen in das Verſammlungszimmer.

Bald erſchienen der Pater Egydius und einige Mönche, und dieſelbe Freundlichkeit, wie ſie geſtern ſtattgefunden hatte, wurde auch heute den Fremdlingen bewieſen. Nach eingenommenem Frühſtück erbot ſich Pater Dezelin, ihnen die Merkwürdigkeiten des Kloſters zu zeigen, es war der Mönch, in welchem Weimann die Geſtalt und die Züge ſeines verſchollenen Bruders zu entdecken geglaubt hatte. Und der Schauder, der den Aktuar geſtern ergriffen, wich auch heute nicht, er ſchützte ſein Kopfweh vor, meinte, es würde wohl in der Kloſterkirche zu kühl ſeyn, und ſo ging Selig allein mit dem jungen Mönch, um dieſe zu beſchauen.

Düſter und wortlos ſchritt Pater Dezelin vor dem Maler her, und dieſem blieb Zeit, das Aeuſſere des Mönchs zu betrachten. Es war eine kleine, gedrungene Geſtalt, feſt und nervigt gebaut, ihr Gang raſch mit kleinen Schritten; das Geſicht war rund und voll, die Augen blitzten mit ungemeinem Feuer, das Haar des Mönchs war ſchwarz und ſtruppig. Er ſchloß die Kloſterkirche auf, und Selig trat mit ihm in das Gotteshaus, welches mit Bildern von Holz und Stein, mit Wand- und Deckengemälden, mit alterthümlichem Schnitzwerk und Fahnen überreichlich ausgeſchmückt war. Jetzt öffnete der Führer auch den Mund zur Rede, er zeigte, erklärte, aber alles nur in kurzen abgebrochenen Sätzen, und ſo oft er etwas geſagt, warf er einen durchdringend ſcharfen Blick auf den Fremden, als wolle er tief in deſſen Gedanken dringen.

Sie kamen jetzt an das Chor. »Sehen Sie dort?« ſagte lauernd der Mönch, und deutete in die Höhe; Selig ſah auf, und erblickte ſiebzehn Schädel, die neben einander in einer Reihe hingen, und einen grauenhaften Anblick gewährten, unter ihnen hing ein ſchwarzer Dreſchflegel.

»Wiſſen Sie die Geſchichte von dieſen Schädeln?« fragte Dezelin wieder; Selig verneinte.

»Es war zur Zeit, als der ſchreckliche Ziska ſeine Skorpionengeiſel über dieſes Land ſchwang,« erzählte der Pater, »als auch über unſer armes Kloſter eine harte Prüfung verhängt wurde. Mehr aber, als des Feindes Wuth, traf es der Zorn Gottes, denn Ziska wollte nicht gleich das Verderben. Er ſchickte Soldaten herauf, denen er mit Strenge verbot, zu plündern: ſie forderten nur eine Schatzung, aber die Mönche, in unſinniger Verblendung, verweigerten jede Gabe, ſchimpften die Krieger, und verfluchten ſie. Die mühſam verhaltne Wuth der Soldaten brach fürchterlich aus, ſie übten gräuelvolle Mißhandlungen an den Mönchen, brachen Thüren und Schlöſſer auf, und hausten ſchrecklich. Beladen mit dem Raube der goldnen Altargefäße kamen zwei der Soldaten zu dem Heerführer. »Siehe,« ſprachen ſie: »hier iſt ſo viel, wie Du begehrt zur Schatzung; wir haben ausgerichtet deine Befehle, aber man gab uns ſtatt Geldes nur den Fluch, darum mußten wir mit Gewalt nehmen, was wir bringen ſollten. Ziska's glühendes Auge richtete ſich auf die Krieger, und blitzte Tod. Er winkte, und die Soldaten wurden gefeſſelt; er winkte, und die koſtbaren kunſtreichen Gefäße wurden eingeſchmolzen. »Hünde!« donnerte er: »Ihr ſolltet nicht plündern! Euer Golddurſt ſoll geſtillt werden!« — Er ließ ihnen das glühende flüſſige Metall in den Mund gießen.«

»Schrecklich!« ſprach Selig ſchaudernd. »Welche barbariſche Rohheit jener Zeit, welche grauſame tyranniſche Strafe!«

Der Mönch horchte lauernd auf des Malers Aeußerung, und ob auch der Fremde aufmerke auf ſeine Erzählung, und da er dieſes wahrnahm, fuhr er fort: »Nun wandte ſich der Zorn des Gewaltigen gegen die unglückſeligen Bewohner des Kloſters, er ſtürmte herauf wie ein gereizter Löwe, die Mönche suchten im Heiligthume Schutz, er brach herein, und schlug einen nach dem andern mit diesem Dreschflegel, den Sie hier zum ewigen Andenken aufgehängt sehen, den Kopf ein. Schon lagen sechs hingestreckt, laut flehten um Erbarmen die Uebrigen, aber da half kein Flehen, der Wüthrich mordete fort. Mit jedem Schlag stürzte ein Mönch zum Tode getroffen, nieder. »Ihr habt mich und meine Soldaten verflucht,« schrie er ergrimmt: »auf euer geschornes Glatzenhaupt zurück den Fluch!« und Opfer auf Opfer sank. Schon lagen dreizehn, fünfe drängten sich um den Hochaltar, sie krümmten sich, wie Würmer, in qualvoller Todesangst, und der Hochaltar hatte keinen Schutz für sie, drei fielen, der vierte ergriff das Venerabile; vergebens, auch seinen Kopf zerschmetterte die Mordwaffe, die hier hängt. Nur einer war noch übrig, der Aelteste. Er barg sich hinter dieses Marienbild, in blinder Wuth wollte Ziska das Bild sammt dem zerschmettern, der dahinter Schutz gesucht, da trat ein göttliches Wunder ein, sein Arm erlahmte, die Waffe entsank seiner Hand, es dunkelte ihm vor den Augen, und ohnmächtig fiel er in die Arme der herbeieilenden Soldaten. Als er ſich erholt hatte, zog er eilig hinweg. Dieſe ſiebzehn Märtyrer, deren Köpfe Sie hier ſehen, ſind hernachmals heilig geſprochen worden.«

Der Erzähler ſchwieg. Selig hatte ihm aufmerkſam zugehört; jetzt, da er ſeinen Führer geſprächig geworden glaubte, war er der Meinung, vielleicht von dem Mönche ſelbſt einigen Aufſchluß über das zu erhalten, was ſeinen Freund bewegt hatte, er hielt es ſogar für Freundespflicht, ſich wo möglich Gewißheit zu verſchaffen, daher wandte er ſich mit der Frage zu dem Pater: »Sind Sie ſchon lange ein Geweihter Ihres Ordens?«

Der Mönch ſah ihn mit ſeinem lebhaften Blick wieder durchdringend an, als wollte er den Grund der Frage aus den Zügen des Fremden erforſchen.

»Nicht lange,« antwortete er: »doch lange genug, um alle die wenigen Merkwürdigkeiten unſres armen Hauſes zu kennen und zeigen zu können.

Dieſe ausweichende Antwort hatte Selig nicht erwartet, er fragte von neuem: »Ließen Sie Geſchwiſter in der Welt zurück? Wurde

Ihnen der Abſchied aus dem Weltleben zum Geiſtlichen nicht ſchwer?«

Ein bittres Lächeln, wie eine Erinnerung an tiefes Weh, flog über die Züge des Mönchs. »Ich habe keine Geſchwiſter, und die Welt konnte ich verachten,« antwortete er. »Hier kommen wir nun wieder aus der Kirche.« Er ſchloß eine Thüre auf, und ließ Selig höflich vorangehen, der mit Unmuth ſah, wie vergeblich ſeine Fragen waren.

Wie ſie heraustraten aus dem Gotteshaus, ſchritt ein junges Bauermädchen darauf zu, züchtig und fein gekleidet. Ihr Haar war geſcheitelt, und fiel in natürlichen Locken auf den Nacken. Am Halſe trug ſie ein großes goldenes Schauſtück; am Buſen, den ein Flor, der bis zum Hals reichte, wo er eine Krauſe bildete, verhüllte, prangte ein Blumenſtrauß. Das Geſicht war Madonnenähnlich, ſchneeweiß, von der Anſtrengung des Bergſteigens lag auf den Wangen ein ſanfter Anhauch von Roſenroth, ſie trug in den Händen, die Spitzenmanſchetten faſt verhüllten, ein Gebetbuch, und knixte tief mit geſenktem Blick, als ſie dem Pater nahe kam, und liſpelte: »Gelobt ſey Jeſus Chriſt!«

»In Ewigkeit!« antwortete der Pater. »Du willſt noch einmal beichten, Liduſchka, heute an deinem Ehrentag, das iſt fromm und gottgefällig. Verzeihen Sie, daß ich Sie verlaſſe,« wandte er ſich zu Selig. »Eine junge Braut aus Roth-Lhotka, die ich Beichte hören muß. Dieſe Treppe führt in das Refektorium.« Er verbeugte ſich, und folgte dem Mädchen, das in die Kirche gegangen war, und dort vor den Altarſtufen betend kniete.

Selig fand ſeinen Freund im Refektorium ſeiner ſchon harrend, und Beide verließen mit Dank gegen den wohlwollenden Prior, Pater Egydius, das Kloſter St. Benigna, und wandten ſich zu dem, dicht am Fuße des Kloſterberges gelegenen Dorfe Roth-Lhotka, um ihren ſie dort erwartenden kleinen Reiſewagen zu beſteigen, und weiter zu fahren.

Weimann athmete freier, als ſie die grauen hoch emporragenden Mauern hinter ſich hatten, eine drückende Laſt ſchien von ſeiner Seele genommen; der Maler freute ſich, ihn heiterer zu finden, und brachte die Rede nicht wieder auf den Gegenſtand zurück, der ſeinen Freund ſo verdüſtert hatte. Sie gingen unter Geſprächen über die ſchöne Gegend und die freundliche Lage des Kloſters den Berg hinunter. —

Im Beichtſtuhle ſaß Pater Dezelin, und warf ſeine Flammenblicke auf die engelſchöne junge Beterin vor dem Altar, erwartend, wenn ſie ſich erheben und ihm nahen würde. Seine Lippen bewegten ſich, ſeine Finger ließen mechaniſch eine Koralle des Roſenkranzes nach der andern fallen, aber was er leiſe vor ſich hinmurmelte, war kein Gebet.

»So wird ſie doch ein Eigenthum des Bauerjungen, und meine Wünſche ſollen nicht erfüllt werden?« ſprach er zu ſich ſelbſt. »So hätte ich vergebens alle Beredſamkeit erſchöpft an dieſer ſtarren Tugend, und verlöſchen müßte nun die Gluth, die mich aufzehrt, und erſticken die Flamme, die in mir lodert? Ha, Fluch und Verderben, bin ich denn geboren zu ewigem Entſagen? Was gibt mir der Himmel dafür, daß ich meine Gelübde halte? Einen Sturm noch auf dieſes bethörte Herz, und ergibt es ſich nicht, dann Rache und unauslöſchliche Rache an ihr und ihm, o, und Rache, Rache an der ganzen Welt, die mich ausſtieß.«

Die Betende ſtand auf. »Komm nur, Lämmlein, komm nur,« ſprach der Mönch weiter zu ſich, und zitterte vor Erwartung ſeines Opfers: »komm, ich will Dich weiden.«

Liduſchka nahte mit Demuth, ſie trat ein in den Stuhl, ſie ſprach mit bebender Stimme ihre Beichte.

»Du biſt eine ſchwere Sünderin, meine Tochter,« begann der Mönch, nachdem er ſie angehört, mit frommer Salbung: »Dein Herz hängt ganz und gar am Irdiſchen, und ich ſehe, wie der Böſe ſeine Netze um Dich her ſtellt. Du haſt einen Bräutigam, den Du zu lieben glaubſt, aber Deine Liebe iſt nicht die himmliſche, es iſt nur eine ſündige Liebe, die verworfen iſt vor Gott. Nur wer alle ſeine Gedanken hinrichtet von dem Weltlichen auf das Geiſtliche, von dem Zeitlichen auf das Ewige, der wird ſelig werden. Du biſt ſchön, Liduſchka, aber bald wird deine Schönheit welken; Du opferſt ſie ja ſelbſt auf dem Altar der Sinnesluſt. Oder würdeſt Du lieber nicht freien? Bliebeſt Du nicht lieber unverehelicht? Ja gewiß, das würdeſt Du, aber Du biſt eine gehorſame Tochter, deine Mutter wollte dieſe Verbindung, aber Du haſt den Slawik nicht lieb. Er iſt ein ganz guter Junge, der Wolný Slawik, dein Bräutigam, aber er hatte doch

Böſes mit Dir im Sinne. Weißt Du, wie er vor drei Tagen Dich in den Wald führte, und ich euch begegnete? Wer weiß, was er gethan hätte, wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ich nicht dazu kam? Aber ihr ſeyd Beide Kinder der Sünde. Zur himmliſchen Liebe hätteſt Du dein Herz wenden ſollen, und Du wollteſt auch, nicht wahr? aber arme Liduſchka, man zwingt Dich, die Frau des Wolny zu werden. Wachet und betet, ſagt der Heiland, damit ihr nicht in Anfechtung fallet. Weißt Du, was eine Anfechtung iſt? Wenn ich zu Dir ſagte: Liduſchka, Du biſt ſchön, wie die Engel im Himmel, ich habe Dich lieb, Liduſchka, viel lieber als der alberne Wolny Dich hat, und wenn ich kein Mönch wäre, würde ich Dich heirathen, denn ich habe Dich ſehr lieb; und wenn ich deine Hand, deine weiße, weiche Hand nähme, ſo wie ich jetzt thue, und ſtreichelte ſie, und drückte ſie, und ſagte zu Dir: Liebe gute Liduſchka, ich bin Dir gut, willſt Du mir nicht auch gut ſeyn? Bin ich nicht auch jung, und wäre ich nicht ein beſſerer Liebhaber, wie Wolny, den man Dir aufdringt, wäre das eine Anfechtung? — Nein Mädchen, das wäre keine Anfechtung, denn ich bin ein Diener der Kirche, und ich kann löſen, was gebunden iſt, und kann binden, was getrennt iſt, und mir iſt Macht gegeben, Dich loszuſprechen von allen Sünden. Glaubſt Du, daß es eine Sünde wäre, wenn wir Beide uns lieb hätten? Nein, ich ſage Dir, es wäre keine Sünde, denn es ſtehet geſchrieben: Liebet Euch unter einander, und: Du ſollſt lieben Deinen Nächſten, wie Dich ſelbſt. Nun ſiehe, ich bin Dein Nächſter jetzt; Du mußt mich lieben, wenn Du nicht eine Sünde begehen willſt gegen das heilige Wort. Du zitterſt, Libuſchka, pocht Dir das Herzchen, das kleine Herzchen? Du ſchämſt Dich, Du willſt mir nicht ſagen, daß Du mich auch lieb haſt, nun ſey nur ruhig, fürchte Dich nur nicht; ich werde es Niemand verrathen, gewiß nicht; armes Mädchen, Du dauerſt mich, ſo jung, ſo ſchön, ſo gut, und ſollſt ſchon heirathen, und noch dazu einen albernen Burſchen, der die Perle gar nicht zu ſchätzen weiß, die ihm zugeworfen wird. O meine gute, theure, geliebte Libuſchka, glaube, daß Du auf der ganzen Welt keinen beſſern Freund haſt, wie mich, o Du kommſt mir vor, wie meine Schutzheilige, die fromme Sancta Cäcilia.

Wenn ich Dich ſehe, möchte ich vor Dir niederfallen, und wie ich deine Hand küſſe, ſo möchte ich die Hand meiner Heiligen küſſen, und ſie wie Dich inbrünſtig umarmen.«

So redete der verworfene Mönch mit bethörenden Worten auf das Mädchen ein, die zitternd und bebend die Rede hörte, und kaum begriff, und jetzt, als der Mönch ihre Hand mit verliebter Heftigkeit durch das Gitter des Beichtſtuhls an ſeine Lippen riß, erſchrocken aufſprang, und rief: »Oh, hochwürdiger Pater, was thut ihr?« »Nichts Böſes, Engel, ſey ruhig, ich abſolvire Dich,« war ſeine Antwort. »Du biſt mein ſchönes ſanftes Agnus Dei!«

»Laßt mich, Herr Pater!« flehte ſie unter hervorbrechenden Thränen, und ihre Stimme war unſicher und leiſe. Ihr Buſentuch hob ſich ungeſtüm, Angſt und Schaam übergoßen wechſelnd ihre Wangen mit Roſen und Lilien.

»Laßt mich, um Gottes und aller Heiligen Willen, ich muß hinunter!« rief ſie.

»Nun ſo gehe hin, Thörichte, Verblendete!« zürnte Pater Dezelin. »Gehe hin!« Er ſprach in Haß und ſelbſt bebend vor Grimm, daß er ſeinen Zweck verfehlt, die Abſolutionsformel. »Gehe hin, und ſchweige von dem, was ich mit Dir gebetet,« ſetzte er hinzu: »oder der Fluch der ewigen Verdammniß ſoll Dich treffen, und die Teufel ſollen ihre Luſt mit Dir haben. Hüte Dich und ſchweige deine Zunge!«

Das arme unſchuldige Kind verließ mit wankendem Schritt die Kirche, in welcher Todesangſt ſie ergriffen hatte, und ging den Pfad hinab, ihrem älterlichen Hauſe zu. So hatte ſchon öfter der Pater Dezelin mit ihr geſprochen, und dann war ihr allemal ſo bange und ſonderbar beklommen ums Herz geworden. Sie, in Einfalt und Beſchränkung aufgewachſen, ſie verſtand Anfangs gar nicht, was der Mönch von ihr wolle, allmälich ſagte ihr aber eine innere Stimme, ſie dürfe nicht hören, was er zu ihr rede. Sie war auch noch ſehr jung, aber das ſchönſte Bauermädchen in Roth-Lhotka. Der junge Wolny Slawik war ihres Nachbars Sohn, ſie hatte mit ihm geſpielt, als beide noch Kinder waren, und ſie hatte ihn jetzt recht herzlich lieb. Heute ſollte er ihr Mann werden. Es iſt nämlich in den Dörfern jener Gegend Brauch, daß die Trauungen in den Abendſtunden vollzogen werden. Libuſchka's Vater war vor einem Jahre geſtorben, ihre Mutter war eine gute, ſtille und fromme Bäuerin, ſo bemittelt, als irgend ein anderer Nachbar in Roth-Lhotka, daher hatte es der alte Wenzel Slawik gerne geſehen, daß ſie ſeinem Wolny den Umgang mit ihrem Töchterlein nicht verwehrte, und eines Sonntags Nachmittag hatte er in ſeinem beſten Rock der Nachbarswittwe einen Beſuch gemacht, und für ſeinen Sohn um Libuſchka's Hand geworben. Die beiden Alten machten die Sache richtig, ohne die Kinder zu fragen, und als dieſe erfuhren, was man über ſie beſchloſſen, hatten Beide eine recht große Freude.

Um dieſe Zeit war es, daß Pater Dezelin in ſtrafbarer Neigung zu der jungen Bauerndirne erglühte, aber des Mädchens guter Engel ſchirmte ſie. Der Mönch ſpähte und ſchlich ihr auf Tritten und Schritten nach, daher auch jenes Begegnen im Walde, wo ſich die Liebenden ergingen. Seitwärts am Wege ruhte mit ſeinem Knaben der blinde Bettler, hörte die Tritte und Stimmen und der Knabe flüſterte ihm ins Ohr, was er ſehe. So entſtand das Lied, welches die reiſenden Freunde in Horſchowiz von ihm ſingen hörten.

Im Hochzeithauſe harrten die Mutter und der Bräutigam mit Ungeduld auf die Rückkehr Libuſchka's aus der Kirche, und der Letztere war ihr ſchon eine Strecke entgegen gegangen. Sie kam, ſie fiel ihm liebevoll um den Hals, aber ihr froher unbefangener Sinn war dahin, ſie war ganz betäubt von allem, was ihr der ſchändliche Mönch vorgeſprochen. Thränen ſtanden ihr in den Augen, ihre Wangen glühten, wie im Fieber, und ihr Herz pochte ungeſtüm. Sie vermochte nicht, die Fragen des treuen Burſchen zu beantworten, denn was hätte ſie ihm ſagen können? und was hätte es ihm auch gefrommt, hätte ſie ihm vertrauen wollen die verwirrten Reden des Mönchs, die ſie ſchon nicht mehr alle im Gedächtniß hatte? Nur die letzten Worte ihres Beichtigers waren dieſem tief eingeprägt. Sie küßte ihre Mutter und weinte, und ihr Gemüth war von unſäglichem Bangen erfüllt. Nach und nach wurde ſie ruhiger, es kamen Freundinnen und Bekannte, deren liebevolle Theilnahme und freundliche Scherze ſie aufheiterten, unter dieſen, einer ländlichen Mahlzeit und den Zurüſtungen zum Kirchgang nahte der Abend heran, der Bräutigam kam mit ſeinen Aeltern, die mit Lidunſchka's Mutter ſich dem jungen Paar anſchloſſen und hinauf zum Kloſter gingen, in deſſen Kirche die Trauung vollzogen werden mußte, da Roth-Lhotka kein eigenes Gotteshaus hat.

Einer alten Sitte gemäß, durften die Verwandten während der heiligen Handlung nicht in dem Innern der Kirche ſtehen. Wolny führte ſeine aufs Neue bebende und zagende Braut vor den Altar, ſeine Aeltern und Lidunſchka's Mutter blieben in der Vorhalle zurück, wo ſie ſich auf die Knie warfen, für das junge Paar den göttlichen Segen zu erflehen.

Die ſinkende Sonne färbte die Wolken, die ſie umgaben, mit rother Gluth, und deren feuriger Abglanz fiel durch die hohen Bogenfenſter in das düſtere Gotteshaus. In dieſem herrſchte eine dunſtige Schwüle, betäubender Weihrauchduft erfüllte es. Am Altar ſtand Pater Dezelin, und redete auf das Brautpaar, nachdem er das gewöhnliche Gebet geſprochen, folgermaßen ein:

»Mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebären, und im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen! Sehet das iſt der Fluch, den der Herr ausgeſprochen über das ganze ſündige Menſchengeſchlecht. Zum Unglück, zur Qual, zur Verzweiflung iſt es verdammt im Mutterleib, denn in Sünde gebiert es ſich fort und fort, und Jammer und Elend begleiten die Generationen durch alle Zeiten. Betrachtet das Kind, wie es hilflos dem Schoos der Mutter ſich entwindet, betrachtet den Greis, wie er am Stabe zitternd dahinſchleicht, ein gebrechlicher Wurm ſteht euch hier und dort vor Augen. Und was zwiſchen der Kindheit und dem Greiſenalter liegt, was iſt es, als ein Leben voll Plage, Armuth, Krankheit, Mühſeligkeit, Sorge, Noth und Kummer? Durch einen Menſchen kam die Sünde in die Welt, und jedes Ehebündniß wird nur geſchloſſen, fortzupflanzen den alten Adam und darauf fortzuerben den alten Fluch! Wenn ein Kind geboren werden unter Angſt und Schmerzen, da iſt eine Freude und eine Herrlichkeit; wißt Ihr, ob es Euch am Leben bleibt, wißt Ihr, ob es nicht ein Dieb, ein Mörder wird, ob Ihr nicht dereinſt es erhenken ſeht? Wißt Ihr ob es nicht dereinſt an Euch ſelbſt die verruchte Hand legt, Euch ſchlägt, mißhandelt, wohl Euch ermordet? Wißt Ihr, ob Euer ſündlicher Hang ſich nicht forterbt doppelt und dreifach, und wißt Ihr, wie und auf welche Weiſe heimgeſucht wird der Väter Sünde bis in das dritte und vierte Glied? O daß meine Augen nicht ſehen müſſen Euer Elend, o daß mein Gebet vermöchte, von Euch hinwegzubannen den Fluch, der auf allen Menſchenkindern ruht. O, die Ehe iſt ein ſchweres Joch, und eine drückende Feſſel. Ihr werdet es noch fühlen, darum bereitet Euch vor auf eine harte Zeit und betet unabläſſig, daß die Fürbitten der Heiligen Euch Erleichterung bewirken.»

Mit dieſen und ähnlichen fanatiſchen Eiferworten malte die ſchwarze Seele des Mönchs dem jungen Paar eine dunkle Zukunft vor. Im Innern erſchüttert und bewegt ſtanden Beide, ſie glaubten in ihrer Beſchränkung, ein ſolcher Ausbruch von Androhungen des göttlichen Zornes gehöre zu der heiligen Handlung, aber doch litt dabei der arme gute Wolny Höllenqualen und ſein Bräutchen ſchluchzte laut und neigte ihr Haupt, wie eine geknickte Lilie. Wohl ſah mit teufliſcher Freude der Pater Dezelin, wie ſeine Worte die Gemüther der Beiden zerriſſen, wie ſie bebten vor den Schreckniſſen einer Zukunft, die der Roſenzeit ihrer ſchuldloſen Liebe folgen ſollte, aber kein Mitleid war in ihm, glühender Rachedurſt erfüllte ſein ganzes Weſen, er wollte das Glück ihrer Liebe, wo möglich auch das Glück ihres Lebens ſtören und vernichten.

»Soll ich Euch ſchildern die Qualen der Sünder im Fegfeuer? Soll ich Euch hinführen zu der Tiefe, aus der das Geheul der Verdammten dringt?« fuhr er fort: «Da brauche ich Euch nicht weit zu führen, die Ehe iſt oft mehr als Fegefeuer, ſie iſt Hölle, dreifache tiefunterſte Hölle. Denkt Ihr auf einen Pfad zu wandeln, der mit Roſen beſtreut iſt? Habt Acht, bald werdet ihr die Dornen fühlen; denkt Ihr, in müſſiger Ruhe Euch des Lebens zu freuen? Mit Nichten, Tag und Nacht müßt Ihr arbeiten, wenn nicht der Mangel bei Euch anklopfen ſoll, im Schweiß Eures Angeſichts ſollt Ihr Euer Brod eſſen! Denkt Ihr des Nachts zu ruhen, wenn des Tages Laſt getragen iſt? Nein, die Sorge kommt, und ſetzt ſich zu Euch auf das Kopfkiſſen, und flüſtert und ſchrillt Euch ein heiſeres Klagelied in die Ohren. Denn nicht zum Genuß tritt der Menſch in das Leben, ſondern zu einer Prüfung, nicht an das Glück wird ihm ein Pfandbrief mitgegeben, ſondern an das Unglück, an das Elend, an die Verzweiflung!«

Länger hätte der Mönch noch fortgewüthet in ſeinen irreligiöſen und die ewige Vaterliebe Gottes läſternden Reden, wäre nicht eine Unterbrechung erfolgt, die ihn verſtummen machte. Der Bräutigam, ganz wirr und ſchwindelnd und betäubt von all dem Schrecklichen was er hörte, von dem Donnerton erſchüttert, mit dem der Pater ſprach, vielleicht auch beengt von dem Weihrauchqualm in der Kirche, hielt es nicht länger aus, er ſtürzte aus der Kirche, um Luft zu ſchöpfen, zu beten.

Mit dem ſchmerzlich liebevollen Ausruf: »Mein Wolny,« taumelte die todtbleiche Liduſchka zu Boden, wie ein Raſender eilte Dezelin dem Bräutigam nach. Kreiſchend ſtürzten die Weiber in die Kirche, und der Ohnmächtigen zu Hülfe, betäubt ſtand Wolny's Vater, erſchrocken und zitternd. Er ſah den Sohn an ſich vorübereilen, ſah ihn gegen zwanzig Schritte weit ins Freie laufen, wo, von einigem Buſchwerk umgrünt, eine alte Tanne über einen jählings hinabgehenden ſchroffen Felsabhang ſtand, ſah in dort auf die Knie fallen, und die Hände gefaltet zum Himmel heben, ſah den Pater in ſeinem langen ſchleppenden Prieſterrock auf den Sohn zuſtürzen, dieſen wieder aufſpringen; als verfolge ihn ein böſer Dämon, und der alte Slawik hob die Hände angſtvoll empor, wollte ſchreien, Hülfe rufen, und kein Laut kam aus ſeiner Kehle, jetzt ſah er, wie der Mönch ſeinen Wolny erreichte, wie er ihn packte, mit ihm rang — jetzt fiel der alte Mann ſelbſt mit dem Schreckensruf »Jeſus Maria!« in dem Augenblicke zu Boden, als die beiden Weiber die ohnmächtige Libuſchka angſtvoll weinend aus der Kirche trugen. —

Die reiſenden Freunde, der Maler Selig und der Aktuar Weimann hatten die ſchöne Gegend noch nicht verlaſſen, ſie hatten den Tag über von Roth-Lhotka kleine Ausflüge gemacht, und wollten erſt in der Frühe des folgenden Tages von genanntem Orte aus ihre Reiſe weiter fortſetzen. Jetzt weilten ſie an einer Stelle, die dem Maler ein ſehr ſchönes Landſchaftbild verhieß; ſie befanden ſich auf der dem Dorfe entgegengeſetzten Seite des Kloſterberges. Es war eine heilige Abendfeierſtille in der Natur, die untergehende Sonne ſchmückte Himmel und Land mit wundervollem

Glanze. Die Wieſenmatten ſchienen ſo friſch, als habe ihr Grün vor wenigen Tagen der Hauch des jungen Lenzes erſt aus der Erde Mutterſchoos gelockt, das Laub der Büſche und Bäume glänzte, um den Berg und durch die Wieſenflächen hin ſchlängelte ſich in anmuthigen Krümmungen der kleine Fluß Wotawa, und die golddurchflammten Roſenwolken des Himmels ſpiegelten ſich glühend ab in dem ſtillen Gewäſſer. Einförmig ſchallten durch den Thalgrund in abgemeſſenen Pauſen die dumpfen Schläge der Eiſenhämmer des Dorfes Horſchowitz, aber jetzt läuteten die Kloſterglocken den Abend ein, und ihr reiner heller Klang flog wie eine Stimme aus Himmelshöhen, fromm zum Gebete mahnend, über die friedlich im Abendſchein prangenden Gefilde hin. Das Kloſter hob ſich über der an dieſer Seite ſenkrechtſteilen Felswand majeſtätiſch empor; magiſch angeſtrahlt von der Sonne und der glühenden Wolkenpracht ſchien es ein Lichtpalaſt, eine Wohnung ſeliger und heiliger Geiſter, während ach, die unſeligſte und unheiligſte That in ihm von einer finſtern Macht grauenvoll vorbereitet wurde.

Der junge Maler zeichnete eifrig, nicht weit von ihm ſaß ſein Freund bei dem Frater

Sammler, der ſich mit ſeinem gefüllten Sack ausruhend zu ihnen geſellt hatte, und den Aktuar unterhielt, doch ſo, daß auch der Maler von Zeit zu Zeit einige Worte in das Geſpräch warf, wenn er eben aufblickte, um die Reize der Abendlandſchaft mit kunſtgeübtem Auge aufzufaſſen, ſie anzudeuten auf der flüchtigen Skizze, und ſie feſtzuhalten in ſeiner Erinnerung, bis er das Bild daheim in ſeiner Künſtlerwerkſtatt vollenden würde.

Der Frater Sammler war freilich nichts mehr und nichts weniger, als ein beſchränkter, im Stumpfſinn ergrauter Menſch, ohne Bildung, ohne Wiſſen. Der Zweck ſeines Lebens war kein Anderer, als beſtändig in den Dörfern, die zum Gebiet des Kloſterſprengels gehörten, umherzugehen, und die Gaben von Eiern, Butter, Käſe, Würſten, Speck, Schinken, Getraide, Mehl, Hühnern, Gänſen, Obſt und dergleichen mehr, die zum Theil verabfolgt werden mußten, zum größern Theil aber Spenden frommgläubiger, und gegen die armen Mönche gar mildthätig geſinnter Leuten waren — in Empfang zu nehmen, und es iſt dem Frater Sammler zum Ruhme nachzuſagen, daß er dieſen, ſeinen angedeuteten Lebenszweck mit aller Redlichkeit und Treue erfüllte. Er nannte dem Aktuar an den Fingern die zwei und fünfzig Ortſchaften her, die dem Kloſter zinſten, er wußte genau, wie weit es von der einen zur andern ſey, und bei welchen Kapellen, Marien-, Heiligen- und Martyrbildern man vorbeikomme, auch wo ein Herrgott ſtehe, und konnte die Summe angeben, die er jährlich zum Meſſeleſen für die armen Seelen in das Kloſter trage; als aber nun Selig, den ſein unendliches Geſchwätz ſtörte, und den reinen Genuß des himmliſchen Abends verdarb, von ungefähr die Frage hinwarf: »Wer hat das Kloſter erbaut? Wie lange ſteht es?« — da ſtockte der Fluß ſeiner Plauderhaftigkeit, er ſah den Zeichnenden von der Seite blinzelnd an, und antwortete, als habe er nicht recht gehört: »Es iſt Sankt Benigna, lieber Herr; ja, St. Benigna.« »Und wer war Sankta Benigna?« forſchte Selig weiter, hoffend daß der Kloſterbruder, wenn er ihn mit Fragen in die Enge treibe, entweder bald das Feld räumen, oder mindeſtens die Legende ſeiner Kloſter-Heiligen zum Beſten geben werde. Aber er betrog ſich, der Frater Sammler ſchlug ein Kreuz vor ſich, wandte ſich um, Selig die Antwort ſchuldig bleibend, und murmelte: »verfluchter Ketzer, vorwitzige Brut, daß Du doch ewig braten müſſeſt, wie Sankt Laurentius!« — Der Aktuar ſah verdüſtert vor ſich nieder, die Sonne blitzte zum letzten Male durch das grüne Laub der Bäume, die den Hügel ſchmückten, hinter denen ſie niederſank; der Sammler hätte vielleicht noch mehr geſprochen, wäre nicht plötzlich ein lauter durchdringender Schrei durch die ſtille Abendluft erſchollen, der alle Augen nach der Höhe richtete, und ſie blickten ſchnell genug, daß ihnen der entſetzliche Anblick wurde, wie ein Menſch hoch oben von der ſteilen Felsklippe, wo die alte Tanne ſtand, herunterſtürzte, fürchterlich auf einen Vorſprung aufſiel, ſich überſchlug, und von Blut überſtrömt noch tiefer ſtürzte, und Steine und Gerölle mit ihm hinabrollten in die untenſtehenden Bäume und Dornſträucher, die den Leichnam des Ungücklichen den Augen der entſetzten Zuſchauer entzogen. Hinter ihm flatterte etwas am Felſen, wie ein weißer Vogel, der Abendwind ergriff es, und führte es im ſchwebenden Flug zu den Dreien, die jetzt eines grauſenvollen Anblicks gewärtig, nach der Stelle hineilten, wo der Gefallene verſchwunden war, da flog es ſchnell herab und dem Aktuar in's Geſicht — es war ein Stück einer Stola. — »Jeſus Maria!« ſchrie der Frater Sammler, der zuerſt den blutigen Leichnam erblickte: »o all' ihr Heiligen, das iſt ja Wolny Slawik, der gute Junge, der heute Hochzeit haben ſollte! O großer Gott, das arme junge Blut!« — Tief erſchüttert ſtanden die Freunde; es war kein Leben mehr in Slawik. Jetzt hörten ſie rufende Stimmen auf dem Berge, Geſchrei und Lärm, woraus ſie abnehmen konnten, daß man im Kloſter den Unfall bemerkt habe. Der Frater Sammler nahm das Stück abgeriſſene Stola an ſich, und ſtieg eilig hinauf zum Kloſter, aus welchem mehrere Laienbrüder in Haſt herab- und der Stelle zueilten, die ihnen der Sammler mit ſchnellen Worten bezeichnete; die Freunde gingen nach Roth-Lhotka zu.

»Wenn nur keine Unthat dieſes Unglücks Urſache iſt,« ſagte Selig.

»Faſt fürchte ich es, antwortete der Aktuar gepreßt. »O Gott, was erlebt man nicht!«

»Das arme Bräutchen, wie bedauere ich ſie,« fuhr der Maler fort: »ich ſah ſie heute, o ein himmliſches Geſichtchen, ſo fromm und demüthig; armes Herz, die Blume Deines Glückes iſt nun verblüht, nein, nicht verblüht, geknickt vielleicht von einer räuberiſchen, verruchten Hand.« Schneller als die Freunde, hatte die Schreckensnachricht das kleine Dorf erreicht, und überall ſtießen ſie auf erſchrockene ſtaunende Geſichter, hörten ſie Ausrufe des Mitleides und der Verwunderung. Viele liefen fort, theils von Theilnahme, theils von Neugier getrieben, es war ein verworrner wilder Lärm, man rief, ſchrie, die Weiber heulten, und es zeigten ſich auch hier die Erſcheinungen im Volk, die Unglücksfälle ſtets zu begleiten pflegen, jeder fragte nach den nähern Umſtänden dieſes traurigen und ſchrecklichen Ereigniſſes, und Niemand war unter ſo vielen, der im Stande geweſen wäre, genügende Auskunft darüber zu ertheilen.

Eine neue Erſcheinung zog die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich. Vom Kloſter herab kam Wolny's Vater, er trug auf ſeinen Armen die bleiche Liduſchka, ihre Mutter ging wehvoll hinter ihm und ſtützte das ſinkende Haupt ihres unglücklichen Kindes. Wolny's Mutter folgte händeringend, und ſich ungehemmten Ausbrüchen ihres Jammers überlaſſend. Ein Trupp Freunde und Nachbarn umgab die Armen, mit denen der Prior des Kloſters und zwei Mönche tröſtend in das Wohnhaus der Wittwe gingen; dieß alles ſahen die Freunde aus der leeren Stube des Gaſthauſes.

»O wäre ich doch tauſend Meilen weit von hier,« murmelte der Aktuar dumpf vor ſich hin, während Selig an ſeinem Reiſegepäck ordnete, daß es morgen zeitig im Stande ſey; drauſſen war es indeß ſchon düſter geworden, und man hörte Stimmen rufen: »Jetzt bringen ſie den Wolny!« Der Aktuar ſtarrte mit düſterm Blick durch die Scheiben, da ſah er einen Mönch raſchen Schrittes auf die Schenke zuſchreiten. »Nur nicht zu mir, nur nicht zu mir,« ſtieß er unwillkührlich halblaut hervor, aber der Pater trat doch ein, wendete ſich nach flüchtigem Gruß ſogleich zu Weimann und ſagte: »Das Unglück, ſo ſich hier zutrug, wird Ihnen, Herr Kreis-Gerichtsaktuar, ſchon kund geworden ſeyn, der Herr Prior läßt Ihnen ſeinen Empfehl vermelden, und Sie möchten, da Sie glücklicher Weiſe hier ſind, und unſer Kloſter in Kriminalfällen keine eigene Gerichtsbarkeit« — »Iſt es denn ein Kriminalfall?« fragte mit Haſt der Aktuar, und erbebte. Der Mönch zuckte die Achſeln, und fuhr fort: »ſo wünſchen und bitten der hochwürdige Pater Prior, daß Sie die Güte haben mögen; ſich hinüber zu bemühen, um ſogleich alle Thatbeſtände ad protocollum zu nehmen, damit unſer armes Kloſter nicht hinterdrein weitläufige Proceſſualien bekomme.«

Das Kloſter St. Benigna lag in dem Kreiſe, bei deſſen Hauptgericht der Aktuar beſchäftigt war, er durfte ſich nicht füglich weigern. »Ich komme ſogleich, meine Empfehlung dem Herrn Prior,« ſagte er zu deſſen Abgeſandten, der ſich entfernte.

»Mir graut, mir graut!« rief er heftig aus, die Hände vor das Geſicht ſchlagend, und ging einigemal mit großen Schritten durch die Stube. Verwundert ſah ihn Selig an, und wußte ſich ſein Benehmen nicht zu erklären.

»Faſſung, Faſſung, es muß!« murmelte jener wieder: »mag auch kommen, was da will.« Er nahm ſeinen Hut, und verließ raſch das Gaſthaus. Der Maler ſchüttelte den Kopf, es kam ihm vieles höchſt ſonderbar vor, was er ſeit geſtern bei ſeinem Freund wahrgenommen. »Wenn nur dieſe Reiſe, auf der er mic aus freundſchaftlicher Gefälligkeit begleitet, fü ihn nicht eine Quelle trüber Tage und Beſorgniſſe wird,« ſprach er leiſe vor ſich hin.

Der Aktuar kam zu einer ſehr, ſehr trüben Scene. Die unglückliche Libuſchka war aus ihrer Ohnmacht zwar leiblich erwacht, aber ihre pſychiſche Kraft ſchien noch tief in Bande geſchlagen. Mit einem ſtarren, theilnahmloſen Blick ſaß ſie auf einem Stuhl, vor ihr auf den Knien lag ihre in Thränen zerflieſſende Mutter, alle zärtlichen Liebkoſungen verſchwendend, das arme geliebte Kind zur Rede zu bewegen. »Meine gute Libuſchka, mein beſtes Töchterlein, ſprich doch nur ein einziges Wort!« flehte ſie. »Hörſt Du nicht, Libuſchka? Mein Kind, o mein herzliebſtes Kind, kannſt Du denn nicht reden? Sprich doch! Hörſt Du? Siehſt Du mich denn nicht? ich bin ja Deine Mutter! Ich bitte Dich um der heiligen Jungfrau Maria Willen, und um Gottes und Chriſti Willen, rede doch, ſprich doch, Libuſchka! Rede doch!« Umſonſt war all ihr zärtliches Mühen, und troſtlos weinend warf ſie ſich neben dem Stuhle nieder. Die Mutter Wolny's ſaß auf der Bank am Ofen, hatte ihr Geſicht verhüllt und ſchluchzte unaufhörlich; der alte Wenzel Slawik rief mit erſtickter

Stimme Verwünſchungen über Verwünſchungen aus, und vergebens bemühten ſich der Prior, ſeine Mönche, und der auch anweſende Dorfrichter, der zugleich der Gaſtwirth des Ortes war, ihn zu beſänftigen. »Gebt mir meinen Sohn wieder!« ſchrie er: »meinen Wolny, meines Alters Stütze! Ich hab' es geſehen, mit meinen Augen hab' ich es geſehen, wie ihn der verfluchte Pfaffe hinabſtieß! Fluch, zehntauſendfachen Fluch auf den Mörder meines Wolny!«

»Seyd doch ruhig lieber Mann,« redete ihm der Prior beſänftigend zu. »Es iſt ja nicht ſo, es kann ja nicht ſeyn, Ihr habt nicht recht geſehen, ſeyd doch nicht ſo außer Euch, tragt das Unglück wie ein Chriſt!«

»Meinen Wolny zu ermorden, meinen guten lieben Wolny!« jammerte der unglückliche Vater fort, ohne nur im Mindeſten auf den Prior zu achten. »So ein Teufel von einem Mönch! Ich will nicht ſelig werden, wenn er ihn nicht hinabſtieß vor meinen Augen. Ach Gott, ach Gott, und das haſt Du zugelaſſen? O — mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!« Den frommen Pater Egydius ängſtigten di Reden, die der Mann in ſeinem verzweiflungsvollen Schmerz ausſtieß, gar ſehr, und er hatte genügende Gründe, zu wünſchen, daß das Volk ſie nicht höre. Dieſes umſtand in großer Menge das Haus, und an dem Fenſter drängte ſich Kopf über Kopf neugierigen Geſindels, das herein in die Stube zu ſehen ſich bemühte.

»Faſſet Euch Slawik, ſeyd ein Chriſt, es iſt eine Schickung Gottes,« begann der Prior aufs Neue zu tröſten, aber fruchtlos.

»Des Teufels Schickung iſt's, mit Verlaub, Herr Prior!« heulte der Bauer; »verflucht, verflucht ſey Euer Pater Dezelin, verflucht Euer Kloſter, denn zur Mördergrube iſt's geworden! O, ich wollte nicht ſchreien, wenn mein Sohn an einer Krankheit geſtorben wäre, aber ſo — ſo — ſo — ermordet, auf teufliſch niederträchtige Weiſe ermordet! das ſchreit zum Himmel um Rache, und wenn dieſes unſchuldige Blut nicht gerächt wird, dann iſt kein Gott im Himmel, dann gibt es keine heiligen Fürbitter, dann iſt Euer Beten ein Narrenſpiel und Euer Kirchehalten eine Komödie und ich will dann kein Chriſt mehr ſeyn, ich will ein Türk oder Heide —«

Der in ſeinem Vaterſchmerz raſende Mann würde der Läſterungen noch mehr ausgeſtoſſen haben, hätte ihn nicht das ungeheuere Weh, und. die entſetzliche Aufregung allzuſehr übermannt; die Stimme brach ihm plötzlich, und er ſank ohnmächtig in des Dorfrichters Arme.

Jetzt erſt konnte der Aktuar zu Worte kommen, er hatte bisher einen ſchaudernden Zuſchauer abgegeben, der Prior zeigte ſich ſehr erfreut, ihn zu ſehen.

»Eine jammervolle Begebenheit, Herr Aktuar,« rief er ihm zu: »Helfen Sie, rathen Sie, was ſoll ich thun? Dieſer Menſch ſcheint den Verſtand vor Schreck verloren zu haben, er behauptet, der Pater, der ſeinen Sohn mit ſeinem Mädchen trauen ſollte, habe den Burſchen vom Felſen geſtürzt; wie wäre das nur möglich? Welche Einbildung des alten Mannes! Wie?« —

»Hochwürdiger Pater,« antwortete Weimann: »da Sie meine Perſon hier als gerichtliche Hülfe reklamiren, ſo werden Sie mir in Allem, was ich in dieſer traurigen Angelegenheit anzuordnen für gut finde, förderlich und behülflich ſeyn. Zuerſt bedarf ich zweier zuverläſſiger Männer als Schöppen und Zeugen, der Herr Richter wird das Protokoll führen, und wir werden zuvörderſt das corpus delicti in Augenſchein nehmen. Indeß verfügen Sie die ſchleunigſte Verhaftnahme jenes Paters.«

»Wie?« rief der Prior erſchreckend: »könnten Sie glauben, oder nur vermuthen« —

»Nicht von meinem Glauben und Vermuthen iſt hier die Rede, Herr Prior,« fiel ihm der Aktuar ins Wort; »ich mache Sie verantwortlich für die Perſon des Mönchs, und nehme hier den Richter zum Zeugen, entflieht der Pater, ſo wird Ihr Kloſter dafür büßen. Dieſen Mann,« fuhr er auf Slawik deutend, fort: »laſſen Sie bewachen, Herr Richter, doch alle Hülfe leiſten. Die Weiber dürfen nicht aus dem Hauſe, und nur ihre nächſten Verwandten herein. Ein Bote muß nach Horſchowitz, und ſechs von den dort ſtationirten Soldaten herüberholen, falls die Kloſterherrn den Mönch nicht gutwillig ausliefern.«

Der Prior ſchlug drei Kreuze vor ſich, und brummte: »Gott ſey bei uns, das iſt ja eine ſtrenge Juſtiz,« und die beyden Mönche ſahen ſtier und ſtupid in die ſie umgebende Verwirrung. —

Der Richter bewies ſich am thätigſten, er ſorgte, daß alles nach Weimanns Willen vollzogen wurde, und bald ging dieſer mit den Zeugen an das traurige Geſchäft der Leichenbeſchauung, während die frommen Väter dem Kloſter zueilten. Liduſchka war noch immer in dem Zuſtande einer nur halb Lebenden, und die beiden unglücklichen tiefgebeugten Mütter durchwachten zuſammen eine Nacht voll unſäglichen Jammers.

Selig harrte in ſeinem Gaſthauſe lange vergebens auf den Reiſegefährten. Unterhaltung fehlte ihm, was als Lektüre auf die Reiſe mitgenommen war, ſprach ſeinem durch die erlebten Vorfälle düſter geſtimmten Gemüthe nicht an. Er ſuchte die Ruhe.

Es mochte vielleicht eilf Uhr ſeyn, als er aufſchreckend aus einem ſchweren beunruhigenden Traum erwachte, und ſo feſt war das Traumnetz um ihn geſchlungen, daß er ſich gar nicht recht zu beſinnen wußte, wo er ſey. Die Stube war geräumig, war des Wirthes Prunkzimmer, und reichlich mit Heiligenbildern auf Spiegelglas gemalt, decorirt. Der Mond ſchien hinein und ſchuf eine magiſch-dämmernde Helle, aber ein tiefes banges Athmen durchwehte unheimlich das Gemach, und jetzt klirrten die Scheiben eines Glasſchrankes und die mancherlei Gefäße darin, und es durchwandelte ein ſchwerer, und doch leiſer Tritt die Stube.

»Wer da?« rief er endlich halb ſchlaftrunken aus, »iſt Jemand im Zimmer?«

»Ich bins!« antwortete tonlos eine tiefe Stimme.

»Wer? Wer?« fuhr Selig auf. »Nun ich, Du ſiehſt wohl Geſpenſter!« rief ihm Weimann zu, der entkleidet, noch in der Stube auf und abwandelte. Jetzt erſt ermunterte ſich Selig völlig. »Geh' doch zu Bette!« ſagte er zu dem Nachtwandler. »Mir iſt es nicht wie Schlaf,« antwortete jener ſeufzend. »Mir gehen Gedanken durch den Kopf, furchtbarſchrecklich, ich fürchte mich — vor meinen Träumen.«

»Es ſcheint,« begann Selig wieder; »als ob unſere, ſo fröhlich und heiter begonnene Reiſe hier ihren unerfreulichen Wendepunkt finden würde. Ich möchte faſt umkehren.«

»Und ich muß umkehren,« ſetzte der Aktuar hinzu. Mein Unſtern führte uns hieher; ich kann, ich darf Dich nicht länger begleiten, denn habe ich gleich Urlaub, ſo iſt nun meine Gegenwart bei der Unterſuchung des heutigen Unglücksfalles unumgänglich nöthig, da ich mich der Aufnahme des Protokolls nicht entziehen konnte.«

»Nun wohl, ich reiſe zurück, allein möchte mir ſchwerlich viel Freude werden,« erwiederte der Maler: »aber laß uns nun ruhen. Gute Nacht!« — Er wendete ſich auf die andere Seite und entſchlief bald wieder. Der Aktuar beſtieg ſein Lager ebenfalls, und es ſchien, als wolle auch ihn der Schlummergott mit ſanften Flügeln überſchatten.

Es war tief in der Nacht, der Mond ſchien nicht mehr; Selig träumte, er habe ein ſchönes Gemälde vollendet, und es ausgeſtellt. Ein Menge Menſchen, Männer und Frauen, kamen und bewunderten das Bild, Alle prieſen es, und waren entzückt von der Treue der Auffaſſung, dem ſanften und blühenden Colorit, der richtigen und ebenmäßigen Vertheilung von Licht und Schatten. Ein reicher Mann kam, und kaufte es; er legte den Tiſch voll Goldſtücke, aber wie Selig das Bild abnehmen wollte, es vorſichtig einzupacken, da war es nicht mehr da, und in einiger Entfernung ging ein Mann in armſeliger Kleidung, ein bärtiger Schacherjude, der trug das Bild unter dem Mantel davon. Wüthend eilte ihm Selig nach, packte ihn am Kragen, und ſchrie: »Hund! Schurke, mein Bild!«

»Mai, was wollt doch Ihr mit dem Bildche?« Is es doch mein, hab' ich's doch gemalt! Was kümmt er geſprunge? was macht er a G'ſchrei?« antwortete, das Bild feſthaltend, der Traumjude. Nun rang Selig mit ihm, aber der Jude entging ihm, lief eine Strecke vor ihm her, zeigte ihm das Bild, und ſtreckte hohnlachend eine fußlange feuerrothe Zunge gegen ihn heraus, dabei immer rufend: »Es iſt doch mein!« Mit aller Kraft ſtürzte Selig noch einmal auf den Juden, und führte mit geballter Fauſt einen Schlag nach ihm; der deckte ſich aber gewandt mit dem Gemälde, gleichwie mit einem Schilde, und Selig ſchlug in die Leinwand ein großes Loch. Der Schreck, ſein mühſam vollbrachtes Kunſtwerk zerſtört zu ſehen, wirkte ſo heftig auf ihn ein, daß er erwachte; dennoch kam es ihm vor, als höre er noch die Judenſtimme höhnen: »Es iſt mein — Du lügſt Verdammter — mein, mein — mein — ich habe Dir nichts — geſtohlen — wie ſagſt Du? Dein Erbtheil? Lügner — alles

— alles mein» — und dann erſtarb die Stimme unter unverſtändlichem Gemurmel.

Allmählig kam der Maler zu voller Beſinnung, und nahm nun wahr, daß er niemand anders als den Aktuar gehört, der im Schlafe redete. Ein Schauer überlief ihn, es flüſterte ihm eine innere Stimme zu, es möge wohl irgend etwas die Seele ſeines Freundes belaſten, was dieſer ſich ſelbſt gern verhehlte, wenn er könnte. Auf's Neue hörte er ein ſeufzendes Stöhnen, und bald darauf die undeutlich und gepreßt ausgeſprochenen Worte: »Ich wäre Dein Teufel? Ich? — Du ſelbſt, Du, Du, Du! Vater — mörder! — Ungeheuer! Du willſt mich — verderben — Du — fort, fort, fort mit Dir — in die Hölle mit Dir — Bube — Weh! Was wollt Ihr von mir? — ins Gefängniß! Ich bin nicht ſchuldig — nicht ſchuldig! Auf's Rad — auf's Schaffot mit ihm, er — er war's — auch Du, Cäcilie — warum zürnſt Du — und wendeſt Dich von mir? Fluch über Euch, Lügner — es iſt mein — alles iſt mein, mein — ich gebe nichts heraus — nichts — nichts — nichts!»

Die Worte des ſchwer Träumenden gingen wieder in bangem Stöhnen unter; der Schlaſende röchelte, als athme er unter Mörderhänden ſein Leben aus; dann folgte ein tiefer Seufzer, und er ſchlief ruhig fort. Selig überließ ſich ſeinen Gedanken, bis auch ihn der Schlaf wieder überwältigte.

Der Morgen kam, die Freunde ſchickten ſich zur Rückreiſe an; während des Frühſtücks meldete der Wirth, daß der Bericht, den Weimann noch geſtern aufgeſetzt, ſchon vor drei Stunden durch einen reitenden Boten an das Kreisgericht abgegangen ſey, und Pater Dezelin in ſeiner Zelle Arreſt habe, daß ihn aber ohne beſondern höhern Befehl der Pater Prior nicht ausliefern werde.

Theilnehmend erkundigte ſich Selig nach dem Befinden der armen Libuſchka, der Dorfrichter zuckte die Achſeln, und deutete auf die Stirne. »Sie ſpricht nicht, ſie genießt nichts, ſie weint nicht, ſie iſt völlig theilnahmlos an allem, was um ſie vorgeht, ſie wird wohl tiefſinnig bleiben,« ſagte er.

»O Gott, auch dieſe, auch dieſe hat er auf ſeiner Seele,« ſeufzte der Aktuar, und ſah mit tiefbekümmerter Miene lange ſchweigend vor ſich hin. —

»Ich bin fertig,« ſagte der Maler, der indeß dem Wirth die Rechnung berichtigt hatte. Vor der Thüre ſtand ſchon das leichte und bequeme Reiſefuhrwerk der Freunde; der Aktuar erhob ſich, und beſtieg den Wagen, Selig folgte, und raſchen Laufs führte ihr muthiges Braunroß, von dem Maler gelenkt, die Reiſenden der königlichen Kreisſtadt Beraun zu.

Der Maler Selig war ſeiner Heimath wieder zugeeilt; ſein Freund hatte ihm verſprechen, zu ſchreiben, und ihm den Ausgang dieſer tragiſchen Begebenheit ausführlich zu melden; allein dieſe Meldung blieb aus; Selig ſchrieb einige Wochen nach ſeiner Zurückkunft ſelbſt an Weimann, aber vergebens hoffte er auf Antwort, der Aktuar ſchrieb nicht. So verging ein Jahr, und Selig dachte ſchon ſeltener an jene Reiſe; von den Skizzen, die er damals geſammelt, führte er nur einige aus, da andre Beſchäftigungen ſeine Zeit in Anſpruch nahmen, und auch jene Anſicht des Kloſters S. Benigna blieb ruhig in der Mappe des Malers liegen. Da geſchah es, daß ein hoher Gönner Seligs, zugleich ein Kunſtfreund, zur Vermehrung ſeiner Gallerie den Ankauf mehrerer Originalgemälde alter Meiſter beſchloß, und den jungen Künſtler mit dem Auftrag beehrte, auf ſeine Koſten nach Prag, wo jene Gemälde feilgeboten wurden, zu reiſen, an Ort und Stelle deren Aechtheit zu prüfen, und ſie ſodann käuflich an ſich zu bringen.

Selig war dieſer Auftrag hochwillkommen, er nahm ihn freudig an, und rüſtete ſich ohne Säumen, ſobald als möglich die Fahrt anzutreten. Jetzt trat wieder lebhaft der Gedanke an ſeinen Freund, an die Reiſe mit ihm, und an die traurige Begebenheit, die ſie unterbrach, in ſeine Seele, und er freute ſich, jenen unverhofft und hoffentlich angenehm zu überraſchen. Er reiſte ab.

In Rakonitz, einer kleinen Stadt, keine ganze Tagreiſe mehr von Prag entfernt, mußte Selig, der mit eigenem Wagen fuhr, übernachten. Er ging in dem Zimmer ſeines Gaſthauſes eben überlegend auf und ab, ob er erſt nach Prag reiſen, dort ſein Geſchäft vollbringen, und dann einen Umweg über den Wohnort ſeines Freundes nehmen, oder lieber jetzt die gerade Straße verlaſſen, und den Freund zuvor aufſuchen ſollte, der ihn ja vielleicht in die Hauptſtadt begleiten und ihm dort vielfach nützlich ſeyn könne, — als der Wirth hereintrat. Wie Selig dieſen ins Auge faßte, ſchien er ihm ſchon einmal im Leben begegnet zu ſeyn, und auch der Wirth ſah ihn einen Augenblick verwundert an.

»Ganz ergebenſter Diener, mein Herr!« begann der Wirth: »Irre ich nicht, ſo hatte ich ſchon einmal die Ehre, Sie zu ſehen.«

»Es kommt mir auch ſo vor,« antwortete der Maler; »aber wo war es nur? Halt, ich entſinne mich — in dem Dorfe — wie hieß es doch?«

»In Roth-Lhotka, mein Herr,« ergänzte der Wirth. »Es wird ohngefähr ein Jahr ſeyn, etwas darüber noch. Sie reisten ja mit dem Herrn Kreisgerichts-Aktuar Weimann, nicht?«

»Ganz recht; Sie waren dort Gaſtwirth, aber wie finde ich Sie hier?« fragte Selig.

»Es war ſchon damals mein Plan, den Gaſthof hier zu kaufen,« war des Wirths Antwort; »ich wohne faſt ein Jahr ſchon hier. Was ſchaffen Ew. Gnaden?«

»Was Sie haben; vor allem eine Flaſche Ungar, dann plaudern wir wohl ein wenig.«

Der Wirth enteilte. »Da erfahre ich ja gleich etwas über jene Geſchichte,« ſprach Selig zu ſich ſelbſt, und nahm Platz an einem Seitentiſch.

Es dauerte nicht lange, ſo wurde vor ihm aufgedeckt; der verlangte Wein erſchien, und mit ihm der Wirth, der ſich die Verpflichtung auferlegte, ſeinen Gaſt zu unterhalten, der zufälligerweiſe für dieſen Abend ſein Einziger war.

»Ja, der Herr Aktuar, das iſt ſchnell gegangen,« begann er das Geſpräch.

»Wie ſo? Was iſt's mit ihm? Hoffentlich treffe ich ihn wohl?« fragte Selig.

Verwunderungsvoll ſtarrte jener ihn an. »Wie? Sie wiſſen nicht? Sie kommen wohl — vergeben Sie, daß ich frage, weit her, mein Herr?« fragte er.

»Ziemlich weit,« antwortete Selig lächelnd. »Ich reiſe nach Prag, und will bei dieſer Gelegenheit meinen alten Freund auch wieder beſuchen.«

Die freundlichen Geſichtszüge des Wirths nahmen bei dieſen Worten des Malers einen ernſten und mitleidsvollen Ausdruck an. »Sie finden ihn nicht mehr, mein Herr,« ſagte er: »er iſt todt.«

»Todt? wiederholte erſchreckt der Maler, und ſetzte den emporgehobenen Becher unberührt wieder hin; »todt ſagen Sie?«

»Nicht anders. Es iſt eine traurige Geſchichte, man kann nicht recht hinter den Zuſammenhang kommen,« äuſſerte der Wirth. »Sie waren ja gerade in Roth-Lhotka, wie ſich das Unglück zutrug. Nach dem dritten Verhör des Pater Dezelin erſchoß ſich der Aktuar.«

»Er erſchoß ſich?« rief, vom Staunen ergriffen, der Maler aus, und es fiel ihm mit einemmal das viele Räthſelhafte und Düſtre im Benehmen ſeines Freundes bei. Er ſah lange nachdenkend zu Boden, dann ſprach er zum Wirth: «Erzählen Sie mir, ich bitte Sie ſehr, was Sie wiſſen, und wie mein armer Freund mit dem Mönch in Conflikt kam.»

«Niemand kann Ihnen beſſern Bericht darüber ertheilen, als ich,« ſprach der Wirth mit gedämpfter Stimme, und ſich näher zu Selig hinneigend: »denn ich war ja im erſten Verhöre; aber hier möchten wir unterbrochen werden; wenn es Ihnen gefällig iſt, hernach, auf Ihrem Zimmer; es iſt nicht für jedes Ohr, und ich erzähle es auch hier Niemand, darf auch eigentlich nicht, aber Sie ſind ein Fremder, werden keinen Gebrauch davon machen, und, kurz, Sie verſtehen mich.«

»Vollkommen; Sie verbinden mich ungemein,« entgegnete der junge Maler, und erhob ſich vom Seſſel. Die Nachricht, die er ſo eben erhalten, hatte ihm allen Appetit verſcheucht. War Weimann auch nicht der Liebſte ſeiner Freunde geweſen, er hatte den Verſtorbenen doch lieb gehabt, ihm manche Gefälligkeit, manchen Genuß gedankt, und nun war er eines ſolchen Todes geſtorben; welche Ereigniſſe mußten zuſammengekommen ſeyn, welches Unglück ſo ſchwer auf ihn eingeſtürmt und ihn belaſtet haben, daß er ſich zu einem ſo grauſenvollen Entſchluß vermocht hatte?

Dieſe Gedanken beſchäftigten Selig, als er ſich hinauf in ſein Zimmer begab. Nach einer Weile trat der Wirth zu ihm hinein, den Wein nachtragend, und nahm bei ſeinem Gaſte Platz. Was er erzählte, ſtehe ohne die Zwiſchenfragen des Malers und ohne die unweſentlichen Erläuterungen des Erzählers in ſolchem Zuſammenhang hier, daß der Leſer nicht Urſache habe, das vorhin ausgeſprochene Urtheil des Wirths über die traurige Geſchichte in

Bezug auf das Ganze beſtätigend zu wiederholen.

Nachdem ſowohl der Vater Wolny's, Wenzel Slawik, als auch der Pater Dezelin feſtgenommen worden waren, wurden ſie einzeln verhört. Der Bauer erzählte, er habe während der Traurede nebſt ſeiner Frau und Liduſchka's Mutter in der Vorhalle der Kirche gekniet, als plötzlich unerwartet und überraſchend der junge Bräutigam mit einem angſtvollen Geſicht aus der Kirche und an ihm vorüber geſtürzt ſey; in dieſem Augenblick habe er die Weiber kreiſchen hören, ſie ſeyen alle drei aufgeſprungen, und in die Kirche gelaufen; indem ſey auch der Pater aus der Kirche und hinter Wolny hergeeilt, er, Slawik, habe beiden nachgeſehen, Wolny ſey bei der Tanne auf die Knie gefallen, aber wieder aufgeſprungen; als er des Paters anſichtig geworden; dieſer habe ihn gleich, wie er ihn erreicht, gepackt, eine Weile mit ihm gerungen, und ihn dann hinab in den Abgrund geſtoßen; da ſey er, Slawik, vor Schreck ohnmächtig worden, aber daß er recht geſehen, und die Wahrheit berichtet, darauf wolle er das Sakrament nehmen.

Nicht ſo einfach war die Erzählung des Mönchs, als dieſer aufgefodert wurde, wahrheitsgemäße Kunde des Vorfalles zu geben. Mit kühnem, keckem Blick trat er in die Gerichtsſtube, nicht wie ein Angeklagter, ſondern wie ein Richter. Seine flammenden Augen muſterten die Anweſenden, ſie fielen von dem Kreisamtmann auf den Aktuar, und weilten auf dieſem eine ſchreckliche Minute lang mit durchbohrendem Ausdruck, ſo daß dieſer unruhig auf ſeinem Stuhl rückte, anders wohin ſah, und in augenſcheinliche Verwirrung gerieth; darauf lächelte der Mönch verächtlich, und aufgefodert, zu erzählen, wie es zugegangen, daß Wolny aus der Kirche geeilt, ſprach er: »Dieſen Buben trieb das böſe Gewiſſen aus dem Gotteshaus. Mit der Kraft meiner Rede erſchütterte ich ſein verſtocktes Herz; ich las in ſeinen Mienen ſchon die Angſt; er lief davon; ihn zurückzuführen durch fromme Ermahnung, ein treuer Hirte das verlorne Schaaf, eilte ich ihm nach; ich rief, ich bat, aber der Teufel wohnte in ſeinem Herzen, er hörte nicht meine flehende Stimme, er ſtürzte ſich den Fels hinunter; ich konnte ihn nicht retten.«

»Er ſtürzte ſich hinunter?« fragte der Richter; »hielten Sie ihn nicht am Kleide? Stieß er Sie nicht zurück?«

»Nein, eh' ich ihn erreichen konnte, ſtürzte er hinab,« ſagte der Mönch aus: »ich warf mich an der Tanne nieder, und betete für ſeine Seele. Aber ſo geht es, wenn Aeltern die Kinder peinigen. Der arme gute Slawik wollte gar nicht heirathen, man wollte ihm mit Gewalt das Mädchen aufdringen, ſolche Beiſpiele der Deſperation laſſen ſich in der Geſchichte öfter auffinden.«

»Wie kam es doch, da Sie nach Ihrer Ausſage nicht mit Slawik rangen,« gegenredete der Richter, »daß dieſes abgeriſſene Stück Ihrer Stola hinter dem Unglücklichen drein flog?«

Bei dieſer Frage erblaßte der Mönch, erblaßte noch mehr, als der Richter ihm das Stück der Stola vorhielt.

»Wer kann das behaupten?« rief er, und ſeine Augen rollten wilder. Ein Baummaſt zerriß mir die Stola; im Drang, den Wolny zu retten, hatte ich deſſ' keine Acht.«

So fuhr der Mönch fort, jede Anſchuldigung des Vergehens zu läugnen. Zuletzt ſtieß er wilde Flüche und ſchreckliche Verwünſchungen aus, daß man ihn wie einen Verbrecher behandle.

»Nicht Wolny's Tod bringt mich vor dieſes Gericht!« ſchrie er. »Ein Vorwand nur iſt er, mich in Haft und Banden zu halten! Hier, hier ſitzt der verruchteſte Menſch, den je die Erde trug!« — auf den Aktuar zeigend, rief er es aus. »Er, nicht zufrieden mit dem Raube meines väterlichen Erbes, nicht zufrieden, daß die heiligen Mauern mich umſchloſſen, möchte mich in Kerkeröde begraben, er möchte mich von der Erde vertilgen!« — Staunend ſaß das Gerichtsperſonal bei dieſer neuen Wendung der Sache; der Aktuar ſprang auf, ſeine Lippen bebten, ſeine Glieder zitterten, ſein Geſicht überzog Todtenbläſſe.

»Kennſt Du mich, Niederträchtiger?« donnerte der Mönch, und ſeine kleine Geſtalt ſchien zu wachſen, und ſein Geſicht überzog die Gluth des Zornes. »Phariſäiſcher Hund, wagſt Du im Gericht zu ſitzen, wo man mich verhört? Freuſt Du dich darauf, den Stab über mich zu brechen?« —

Der Aktuar vermochte kein Wort hervorzubringen; der Kreisamtmann gebot dem Mönch zu ſchweigen, aber dieſer eiferte fort: »Bei

dem gekreuzigten Heiland! Judas Iſchari
war ein beſſerer Mann als Du, Elender;
verrieth nur ſeinen Freund, Du Deiner B
der! Kain war ein beſſerer Mann als D
er tödtete ſeinen Bruder mit einem Schla
Du haſt mich mit tauſend Schlägen getroff
Du haſt meine Seele getödtet, Du haſt m
böſe, und wüthend, und verworfen gemac
Du willſt mich Preiß geben dem Elend
der Schande! Du haſt mich verhaften
hieher ſchleppen laſſen, Du Bube, um D
an meiner Entwürdigung zu weiden! Du w
teſt Deine Freude daran haben, wenn ich,
ich auf mein Haupt die ſieben Weihen
pfing, daſtände vor weltlichen Richtern
ein Mörder! Fluch Dir! Millionenfacher F
auf Dich! Schandbube! Schreibt es
der!« rief er mit gebietender Stimme
Kreisamtmann zu: »Schreibt es nieder.
zeihe ihn hiermit der Lüge, ich zeihe ihn
Betrugs, ich zeihe ihn des Meinei
ich zeihe ihn verſuchten Meuchelmord
Siehe, die Stunde der Rache hat geſchlag
ſiele, Du haſt das Verderben heraufbeſchw
über Dein eignes Haupt, indem Du mich
haften ließeſt! Meinſt Du, Dich herausz

gen, meinſt Du, ich habe keine Zeugen? Ich habe Zeugen, gültige Zeugen, ſchwarz auf weiß; verſtehſt Du das, Gerichtsperſon? Edler Juriſt, bedachteſt Du nicht, daß Deine Briefe Waffen ſeyen, die Du gegen Dich ſelbſt geſchmiedet? Ha, wie er daſteht, der Schächer, der gute Jakob, dem Eſau das Linſengericht ins Geſicht wirft, wie er ſich verfärbt! Rede, rede, brüderliche Liebe, thue mir den Gefallen, halte eine Rede, Advokat! Du konnteſt ja den Vater ſo gut beſchwatzen, Du ſchwatzteſt ja Cäcilien das Herzchen ab, iſt Deine verfluchte glatte Lügenzunge mit einemmal lahm und ſteif geworden, haſt Du des Teufels Maulſperre?« —

»Gerichtsdiener!« rief, heftig mit der Glocke läutend, der Kreisamtmann: »Führt den Pater ab!« — Der Frohn kam mit ſeinen Gehülfen.

»Ich folge, ha, ich folge!« ſchrie Dezelin: »So gewiß ich jetzt in den Kerker gehe, ſo gewiß fährſt Du zur Hölle, wo Dein Lohn Dir bereitet iſt bei dem Teufel und ſeinen Engeln!«

Der Aktuar war einer Ohnmacht nahe. Er hatte keine Worte in der gequälten, durch des Mönchs Vorwürfe in der tiefſten Tiefe erſchütterten Bruſt. Der Kreisrath hob die Sitzu auf; ſeine Pflicht gebot, ſich des Aktuars verſichern; er bekam ehrenvollen Arreſt auf ſ ner Stube, und ſeine Stelle als Protokollfü rer mußte ein anderer Subaltern interimiſti vertreten. Es fanden nun geheime Verhö ſtatt, und nach dem zweiten erſchoß ſich d Aktuar. Was über das trübe Verhältniß We manns zu Dezelin zur Kunde kam, die j doch keine öffentliche wurde und werden durft war Folgendes:

Der Aktuar Weimann und der Pater De zelin waren Brüder. Ihre Erziehung wa wahrſcheinlich nicht die beſte; ihre Aeltern le ten in Hader und Zwietracht; wie ein ſolch Beiſpiel auf Kinder wirkt, lehrt Erfahrun nur zu betrübend. Frühzeitig entwickelte ſi in beiden Knaben eine gegenſeitige Erbitterun und eine Härte des Gemüthes, die eine Folg davon war, daß der Vater den ältern, d Mutter den jüngern Sohn zum auserkorne Liebling machte; daher eine ſtete Partheiung ein fortdauernd geführter heimlicher Krieg vo Bosheit, Trotz, Hohn, Schadenfreude und im mer wachſende Feindſeligkeit. Die Mutter ſtarb aber nicht mit ihr in des Vaters und des ä tern Sohnes Bruſt die Abneigung gegen deren Liebling, der nun ſeines Anhaltes beraubt war. Der ältere Bruder verſuchte die äuſſerſte Knechtung, das in Haß ſchon erſtarrte Gemüth des Jüngern verſuchte den äuſſerſten Widerſtand gegen den unbrüderlichen Deſpotismus, daher tägliche Reibungen und faſt tägliche Züchtigungen des jüngern von Seite des verblendeten Vaters, der nur ſeinem Liebling glaubte, nur ihn für gut und wohlgezogen hielt. So durch himmelſchreiende Ungerechtigkeit zu Boden gedrückt, ſtarb der letzte Funke moraliſchen Gefühls in dem Knaben, er verwilderte auf furchtbare Weiſe; nichts war ihm heilig und ehrenwerth, Tugend und Sittlichkeit wurden ihm ein leerer Schall, Fleiß und Wißbegier kannte er nicht, und jemehr er abirrte vom Pfade des Rechts, je tiefer wurzelte des Bruders Haß gegen ihn, jemehr wuchs des Vaters Verblendung; Härte und nur Härte war das Mittel, welches verſucht wurde, den ſtarren Sinn des jungen Böſewichts zu brechen, aber dieſes mußte bei einem ſolchen Charakter ſeine Wirkung verfehlen. Einkerkerung, Peitſchenhiebe, Hunger, alles wurde verſucht, ihn zu zähmen, wie natürlich, alles vergebens. Der

Vater ſchickte ihn in ein Correktionshaus, dor benahm er ſich ſo gut und arbeitſam, freundlich und gehorſam, daß die Aufſeher den armen jungen Menſchen bedauerten, und ihn als völlig gebeſſert zurückſandten. Darauf hatte er nur durch ſeinen erheuchelten Lammſinn hingearbeitet, kaum über der heimathlichen Schwelle, kannte ſeine Widerſpenſtigket keine Grenzen Mit dem zunehmenden Alter wuchs ſein böſer Sinn. Eins hätte ihn vielleicht noch beſſern können, es wurde aber leider für ihn die Quelle noch tieferer Verworfenheit. Er war in dem Alter, wo die Gefühle der Liebe wie ein ſeliger Frühlingstraum im Menſchenherzen aufblühen, er erglühte für die Tochter eines Nachbars, Cäcilie, ein junges holdes frommes Mädchen, deſſen erwachende Liebesſehnſucht noch ſchuldlos umherflog wie eine irrende und girrende Taube über einen ſtillen Ozean und wieder in ihre Bruſt zurückkehrte, bis ſie des Nachbarſohnes Neigung wahrnahm, der ih freundliche Huldigungen darbrachte; der Liebe ſchien die Macht verliehen, ſeinen wilden Sinn ganz umzuwandeln. Schon begann Cäcilie mehr für ihn zu fühlen, als für irgend einen andern Jüngling; da gewahrte auch der Bru der die aufblühende Roſe, da nahte er ihr, und riß durch eine Schilderung von ſeines Bruders Charakter und Lebenswandel die zarte Pflanze der Neigung zu ihm mit der Wurzel aus dem Herzen Cäciliens; er ſtellte ihn als ein Ungeheuer dar, ſo daß ſie zuſammenſchrack, wenn ſie ihn nur erblickte. — Nun war die letzte Ausſicht auf Beſſerung dahin, der Zurückgeſetzte wurde faſt wahnſinnig, und der harte, grauſame, bethörte Vater, ließ ihn als ganz verrückt in eine Irrenanſtalt bringen. Dort blieb er gegen drei Jahre, und litt übermenſchlich. Indeſſen ſtudirte ſein Bruder, kam zurück, und wurde Cäciliens Verlobter. Bald darauf wurde ſein Bruder aus der Anſtalt als geheilt entlaſſen, ein Wunder war es, daß der Aufenthalt dort ihn nicht unheilbar gemacht hatte. Stiller war er geworden, dumpfbrütend ſchlich er umher, ſein Buſen ein kochender Vulkan, ſein Anblick dem Vater, wie dem Bruder ein Greul und ein Schrecken. Dem ältern Bruder ſollte die erſchlichene Liebesblüthe nicht zur Frucht reifen; Cäcilie ſtarb als Braut. Bald nach ihrem Tode wurde die Kaſſe, die der Vater verwaltete, beraubt, und er zur Verantwortung gezogen, ſeine Habe unter Sie-

gel gelegt; da verdächtigten Vater und Soh
den jüngern des Raubes, dieſer, kaum eine
ſchrecklichen Haſt entgangen, bekam Kunde da
von; zugleich fand er in ſeinem Getränk eine
Bodenſatz, er goß die Flüſſigkeit, von der e
noch nicht getrunken, ab, und prüfte mit de
Zunge die Neige, ſie ſchmeckte ſüßlich und me
talliſch, und von doppelter Furcht getrieben
riß er die Siegel ab, nahm, was er in de
Eile Werthvolles fand, und floh. Er wußte
daß er dadurch den Verdacht beſtätigte, aber
er war doch in Freiheit. — Er wurde mi
Steckbriefen verfolgt, er mußte ſich in Wäl
dern und Höhlen bergen, wie ein Thier de
Wildniß. Verzweiflung jagte ihn umher, Hunger
und Blöße entmenſchten ihn; heulend, mi
den Fingern die Erde aufwühlend, fand ihn
einſt ein Mönch aus St. Benigna, nahm
ihn mit ſich, und dort, verpflegt, mit Güte
behandelt, kehrte allmählich die faſt verlorne
Menſchheit in ihn zurück; gut wäre es geweſen,
wenn er die Erinnerung verloren gehabt
hätte. — Er ſchrieb ſpäter, ohne ſeinen Aufenthalt
zu nennen, an ſeinen Bruder, und foderte
ihn auf, das Vatererbe mit ihm zu theilen;
er hatte den Tod des gegen ihn ſo unna-

türlichen Vaters erfahren. Da ſchrieb ſein Bruder fürchterliche Drohbriefe. »Du biſt todt,« hieß es darin: »zeige Dich, wenn Dich nach dem Kerker und dem Hochgericht lüſtet! Du haſt Dein Theil geſtohlen, was ich habe, iſt mein, verflucht ſey der Pfennig, den ich Dir gebe. Du biſt enterbt, der Vater hat Dir in ſeiner Sterbeſtunde geflucht, Du biſt ſein Mörder!«

So war das Verhältniß der Brüder, da führte die rächende Nemeſis ſie einander in den Weg.

Der Vater Wolny's erhielt bald ſeine Freiheit. Pater Dezelin blieb in Kerkerhaft, ſein ferneres Schickſal in tiefem Dunkel. Vergebens würde der Wanderer nach den Mönchen im Kloſter St. Benigna fragen, es wurde aufgehoben, die Patres kamen in ein Kloſter Prags. —

Schaudernd hörte Selig den Bericht des Wirths, ihm graute vor dem Menſchen, der einſt ſein Freund geweſen war. Früh am andern Tage reiste er ab. — Als er ſich Prags Merkwürdigkeiten beſah, kam er auch in das Kloſter der Eliſabethinerinnen; im Garten daſelbſt ergingen ſich mehrere der dort in

Pflege befindlichen Kranken. Ein Mädchen begegnete ihm, ſtillwandelnd, träumeriſch, bleich und verblüht, ſie ging vorüber, ſie warf auf ihn einen ſchmerzlichen, ach! einen unvergeßlichen Blick — es war Libuſchka.

Der Naturforſcher.

Ein Phantaſieſtück.

Der Naturforſcher.

»Alſo Du kommſt, ich erwarte Dich zuverläßig! Das grüne, freundliche Dachſtübchen mit der entzückenden Ausſicht iſt ſchon für Dich in Stand geſetzt; ich weiß, Ihr Poeten liebt das Hohe, ſollte ſich's auch nur auf Dachſtuben erſtrecken. Richte Dich ein, wo möglich ein paar Wochen, noch lieber, Monate bei mir zu bleiben, wir wollen ein Götterleben führen, Du, meine Schweſter Luiſe, und ich, wir wollen ein Kleeblatt der Herzen bilden! O komme doch ja, mein Herzensfreund, der mir ſo lange fern geweſen, ich ſehne mich ſo warm, ſo innig nach Dir. Manches wirſt Du verändert finden; manches ſonderbar und ſeltſam, aber immer noch das alte, treue Herz, voll Bruderliebe zu Dir! Es erwartet Dich mit offnen Armen

Dein

Auguſt Dielke.«

So ſchloß der Brief eines Freundes an mich, eines Freundes, den ich ſeit den Univerſitätsjahren nicht wieder geſehen, mit dem ich aber in jener harmloſen glücklichen Zeit einen innigen Seelenbund geſchloſſen; aber wie es zu gehen pflegt im Leben, übt erſt das Philiſterium ſeine Macht aus über uns, dann tritt Einer nach dem Andern fernab von den vormaligen Geliebten, und nur wenige bleiben treu, nur wenigen vergönnen Zeit, Raum und Verhältniſſe, das alte Band feſtgeknüpft, und durch Beſuch oder freundlichen Briefwechſel eine ſeelenvolle Verſtändigung zu erhalten. Vor allen andern Freunden dachte ich aber am liebſten und öfterſten an Dielke, mit dem ich ſo ganz ein Herz und eine Seele geweſen war, zu dem mich gleiches Studium, gleiches Alter und nahe Verwandtſchaft der Geſinnungen und Denkungsart, wie ihn zu mir, gezogen.

Viel Seltſames war in dem Charakter meines Freundes, was ihn Andern entfremdete, mich aber um ſo lieber gewinnen ließ, daher er ſich auch deſto inniger an mich anſchloß. Ein phantaſtiſch-kecker Humor, eine tolle Laune zeichneten ihn beſonders aus, und mit Begierde ergriff er jeden Gegenſtand, an dem er beides üben und nähren konnte, und oft gerieth er ſo tief in eine Idee, in eine ſelbſt geſchaffene Wunder- und Mährchenwelt hinein, ſpielte ſo ſeltſame und wunderliche Capriccios auf der Skala ſeines unerſchöpflichen Witzes, gerieth oft in ſolch excentriſchen Enthuſiasmus, daß es kaum möglich war, dem Abfluge ſeiner Gedanken zu folgen, und mir manches Mal ganz bange wurde, er möchte was weniges überſchnappen. Waren nun auch unſre Anſichten nicht immer dieſelben, war ich auch weniger begabt mit Phantaſie, verſtand ich ihn auch nicht immer ganz, er hing doch mit ganzer Seele an mir, ich war, in Bezug auf Freundſchaft, ſein Damon, ſein Oreſt, ſein Jonathan, ſein Alles.

Leidenſchaftlich lag er dem Studium der Natur ob; mit einer Wuth, die ihn oft jedes Bedürfniß überſehen ließ, jagte er nach Naturalien; er trocknete Pflanzen, ſtopfte Vögel aus, ſkelettirte, ſammelte Käfer und Schmetterlinge, Eier, hatte Eidechſen und Schlangen, Fröſche und Salamander in großen Gläſern, und fütterte die angenehmen Thierlein jeden Morgen ſelbſt. Mineralien trug er meilenweit zuſammen, und hatte er nun irgend eine Seltenheit erbeutet, oder was noch gewöhnlicher war, um ſchweres Geld erkauft, mit Schaden eingetauſcht, dann war ich jedes Mal der Erſte, der ſeine kindlich-rührende Freude theilen mußte. Und ich theilte ſie gern; ich botaniſirte mit ihm, wanderte mit ihm über Berg und Thal, und gewann ſo mit ihm immer lieber die ſanfte, herrliche Freundin, die liebevolle Freudenſpenderin Natur.

Nur zu ſchnell ſchwand das Triennium, ich ſchied von Dielke; feſte, unverbrüchliche Brüderliebe ſchwuren wir uns beim Abſchiede, und correſpondirten eine Zeit lang ſehr fleißig mit einander. Günſtig leuchtete über dem Freunde der Glücksſtern; er erbte ein anſehnliches Vermögen, doch allmählig wurden ſeine Briefe ſeltner; ich ſah nicht ohne Wehmuth das Band der Freundſchaft lockerer werden, doch erhielt ich ihm immer ein herzliches Andenken, und freute mich, wenn mir ein günſtiger Zufall erfreuliche Kunde von dem Fernen brachte; daß er mir nicht mehr ſchrieb, ſchien mir nach und nach minder auffallend; that doch ſo Mancher ein Gleiches, mit dem ich in den innigſten Verhältniſſen gelebt hatte.

So waren ſchon fünf Jahre vergangen, als ein

Brief an mich einlief; die Hand der Aufſchrift ſchien mir bekannt, doch dachte ich nicht gleich an Dielke, und war erfreut und erſtaunt zugleich, als ich, ſchnell öffnend, ſeinen Namen las. Er überging alle Entſchuldigungen, womit oft zum Ueberfluß Seiten gefüllt werden, ſchrieb, daß er ein Gut gekauft habe, in einem freundlichen Landhauſe wohne, daß ſeine einzige Schweſter ihm haushalte, daß er ganz der Natur und den Wiſſenſchaften lebe, und daß ihm zur Glückſeligkeit nichts fehle, als ein gleichgeſinnter Freund.

Herzlich lud er mich ein, zu ihm zu kommen, und den Schluß ſeines Briefes theilte ich im Eingange dieſer kleinen Erzählung mit.

Es war Sommer, die Ferien, denen Lehrer und Schüler hoffend und fröhlich entgegen ſahen, in denen alles, was nur irgend kann, hinausflattert auf kleine Reiſen, waren nahe, und ſo war mein Entſchluß, der Einladung des Freundes zu folgen, ſchnell gefaßt. Ich ordnete meine kleinen Habſeligkeiten, und trat an einem herrlichen Auguſtmorgen die weite Wanderung — des Freundes Wohnort lag 20 Meilen von dem Städtchen, wo ich lebte — an. Jenen Brief hatte ich nicht beantwortet, er ſollte mich nicht erwarten, den Ausruf der freudigen Ueberraſchung wollte ich von ſeinen Lippen küſſen in inniger, brüderlicher Umarmung.

Und nur noch zwei Stunden waren bis zum Wohnorte des geliebten Freundes, und der heutige Abend fand mich an ſeinem Herzen; die Sehnſucht, die Freude beflügelten meine Schritte, doch forderte der Körper ſeine Rechte, und mein geſunder Appetit hieß mich in einem freundlichen Gaſthauſe einkehren, das einladend und verheißend an der Straße lag.

An einem der weiß geſcheuerten Tiſche ſaß der Wirth mit einem andern Reiſenden im Geſpräch, ein hübſches Mädchen übernahm die Mühe, mich mit Trank und Speiſe zu verſorgen, und ich legte behaglich ab, und machte mir's bequem.

»Es iſt Schade um den Mann, ewig Schade, ſchloß der Fremde ſein Geſpräch mit dem Wirthe, indem er Geld für ſeine Zehrung hinlegte, und von dem Wirthe begleitet, die Gaſtſtube verließ, während die artige Jungfrau mir freundlich ſervirte. Nach einigen an ſie gerichteten Fragen, und ihrerſeits höflich gegebenen Antworten trat der Wirth wieder ins Zimmer, machte ſich mit Gläſern zu ſchaffen, ſchüttelte den Kopf und murmelte: »Ein närriſcher Kauz.« Dann ſich zu mir wendend, fragte er, nach Art unterhaltender Wirthe, nach dem Ziele meiner Reiſe.

»Ich will nach Zehren, zu dem dortigen Gutsbeſitzer,« war meine Antwort.

»Zu dem?« dehnte der Wirth; »zu dem?« fiel, ein Lächeln, das ihr recht lieblich ſtand, unterdrückend, die hübſche Schenkin ein. »Nun?« fragte ich verwundert, iſt dabei ſo viel Erſtaunenswerthes? »O nein,« ſagte die Tochter: »gar nicht, mein geehrter Herr,« antwortete der Vater, »aber — Herr Dielke iſt wohl Ihr Freund?«

»Allerdings,« verſetzte ich, und fühlte ziemliches Mißbehagen über die ſeltſame Art dieſer Leute, die Gäſte auszufragen.

»Da kennen Sie ihn ja,« nahm der Wirth wieder das Wort, »o ein guter, lieber, ſcharmanter Herr, ein Vater der Armen, ein Menſchenfreund, ein großer Gelehrter.« —

»Ein heitrer Geſellſchafter, ein liebenswürdiger Mann,« ſetzte die jugendliche Hebe erröthend hinzu.

»Ein Naturforſcher, der weit und breit ſeines Gleichen ſucht,« begann der Wirth wieder, »o ſeine Gärten, ſeine Sammlungen, da ſtecken Tauſende drin.«

»Wenn er nur nicht« — nahm die Tochter das Wort, und ſtockte wieder, als ich ſie voll Erwartung, was ſie an Dielke tadeln würde, etwas feſt anſah.

»Jeder Menſch hat ſeine Eigenheiten, die muß man ihm laſſen, zumal wenn ſie Andern nicht ſchaden,« ſprach der Wirth, und ein Wink von ihm ſchloß die Roſenlippen des Töchterleins.

»Der Fremde, der vorhin wegging,« fuhr der Redſelige fort, »kam von Ihrem Freunde, er war auch ein Gelehrter, er — doch wer weiß, wodurch er das Mißfallen des Herrn Dielke auf ſich gezogen, ſie ſind hinter einander gekommen und im Unfrieden geſchieden.«

Das Geſpräch des Wirthes fing allgemach an, mich zu langweilen; ich brach auf, bezahlte, und ging; in der Hausflur ſtand die Wirthstochter und ſtrickte. »Leben Sie wohl! ſchönes Mädchen,« ſagte ich zu ihr. »Leben Sie wohl, reiſen Sie glücklich — und —« ſetzte ſie lächelnd hinzu: »hüten Sie ſich, den Farbenſtaub von den Flügeln eines

Schmetterlings zu ſtreifen!« Sie hüpfte fort, der Vater machte Bücklinge, und ich ging, voll Gedanken, was dieſe Leute wohl meinten?

Die kleine Verſtimmung, die mich ergriffen, war bald vorüber, heiter zog ich die Straße, bog jetzt in einen Feldweg ein, und ſah nach einer Stunde den Kirchthurm von Zehren zwiſchen Baumgruppen hervorragen.

Noch eine Stunde! dachte ich, und ſprach es laut, und höher klopfte mein Herz. Wie wird er ausſehen? Wie wird die Schweſter mir, wie werde ich ihr gefallen? Des Freundes Schweſter! Oft war es mir ſchon begegnet mit meinen Freunden, daß ſie ihrer Schweſter erwähnten, da hatte ich denn allemal mich auf die Bekanntſchaft gefreut, allemal ein kleines Herzensbündniß gehofft oder geahnet, und war jedesmal bitter getäuſcht worden. Brüder ſind ſelten ihrer Schweſtern Lobredner, immer malte ich das Bild des Mädchens ſchöner aus, das des Freundes Schweſter war, als dieſer es ſchilderte, und immer fand ich entweder alternde Jungfrauen, oder unſchöne Kinder, ſelten eine, die auch nur flüchtig mich hätte feſſeln können, immer hatten die Brüder nur zu

treu geſchildert. Mein Auguſt hatte nie be
unſerm frühern Zuſammenleben einer Schweſte
erwähnt. Wahrſcheinlich iſt es auch ſo ein
alte Unke, dachte ich, und dachte noch meh
bis ich den rechten Weg verloren hatte, un
in einem anmuthigen Wäldchen fortſchritt, w
viele Pfade ſich kreuzten, und welches mir je
Ausſicht verbarg. Ich war nicht weit gegan
gen, ſo kam ein junger Forſtmann auf eine
Seitenpfade auf mich zu, den ich nach de
Wege fragte.

»Folgen Sie mir,« ſprach er freundlich, »Si
ſollen Zehren bald wieder ſehen. Wahrſchei
lich wollen Sie dort einen Beſuch abſtatten?

»Ja, ich will zu Herrn Dielke.«

»Ach, Sie ſind vielleicht auch ein Naturfo
ſcher, wie er?« fragte der Sohn Dianen
»O, es iſt ein gelehrter, herrlicher Man
nur daß die eine Anſicht, die ich eine fixe Id
nennen möchte —«

»Wie?« fiel ich ein, »was hat mein Freun
für eine fixe Idee?«

»So, Sie wiſſen es nicht, nun ich will nic
davon reden, es iſt auch nicht der Rede werth,
antwortete der Waidmann, »ſehen Sie, hi
geht der Fußpfad durch die Kiefern, dort unte

dem Abhange liegt Zehren, das hohe Haus mit dem neuen Dache iſt das Gut, mein Weg geht hier links ab, leben Sie wohl!«

Er rief's, und entſchwand in die Waldung; immer neugieriger, geſpannter und unruhiger ſetzte ich meinen Weg fort. Die Sonne war dem Untergange nahe, im hellen Lichtſchein lag das ſchöne Thal, durch das ein kleiner Fluß ſich ſchlängelte; hohe Pappeln ragten empor, Alleen und Gärten verrathend; auf den Feldern waren die Garben aufgeſchichtet, emſige Schnitter und Schnitterinnen arbeiteten noch, Heerdenglocken erklangen am grünen Abhange des Wäldchens; dieß, und überhaupt das fröhliche Gefühl, nun dem Freunde ganz nahe zu ſeyn, verſetzten mich in die heiterſte Stimmung, und lachend dachte ich: Was haben nur die Leute mit meinem Auguſt?

Und die Sonne ging unter, da ſtand ich am Thore. —

Ich ging über den Hof, der von Federvieh wimmelte, auf das Haus zu. War das nicht ein Gackern und Schnattern! Zahme und wilde Gänſe, Kapgänſe, türkiſche Enten, Truthühner, Perlhühner, Faſanen, Pfauen, Hühner mit ſtolzen Kuppen, andere mit langen Federlatſchen an den Füßen, wandelten in patriarchaliſcher Eintracht unter einander, Tauben ſahen friedlich und neugierig von ihrem Hauſe, das inmitten des Hofes auf einem Steinpfeiler ſtand, auf die fremde Erſcheinung herab. Weiße und bunte Kaninchen huſchten zwiſchen dem Federvieh umher, naſchten von verſtreuten Kohlblättern, und machten Männchen, und poſſierliche Sprünge. Ein zahmer Storch und ein Kranich machten lange Hälſe, und ein Hofhund bellte wie raſend, und ſchien die Kette, die ihn feſthielt, zerſprengen zu wollen. In de Hausthüre trat mir eine weibliche Geſtalt entgegen. O Gott, das war die Schweſter Ein runzliches, blaßgelbes Geſichtchen, verunſtaltet durch ein Lächeln, das einen zahnloſe Mund in ſeiner größtmöglichen Breite erſcheinen ließ, das ganze Weſen zwerghaft, verſchüchtert, und zu allem Unglück auch verputz ſo war ſie, die ich entmuthigt nach Herr Dielke fragte.

»Herr Dielke ſind auf's Feld gegangen, wiſperte ſie mit einem feinen Stimmchen; »abe ſie werden bald wieder kommen.«

Es iſt die Schweſter nicht, dachte ich, un holte friſch Athem, Schweſtern pflegen nic von der Perſon des Bruders im Plurali zu reden. Eben ſetzte ich zu neuer Frage an, da rief oben auf der Gallerie eine Silberſtimme: »Sphinx!«

»Fräulein!« quickte die Gnomin, und ſagte, indem ſie die Treppe hinauf hinkte: »Folgen Sie mir!«

Ich folgte voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, und es fiel mir nur ſo nebenbei ein, daß die Kleine einen wunderlichen Taufnamen führe, der nicht gefunden wird im Gregorianiſchen Kalender.

»Haſt Du die Parzen gefüttert?« fragte es oben wieder, ehe wir noch oben waren, und Sphinx antwortete: »Noch nicht, aber gleich; die Lacheſis hat mich heute früh gar zu ſehr in die Hand gekratzt, aber hier iſt ein fremder Herr!«

Ich ſtand oben vor einer herrlichen, blühendſchönen Mädchengeſtalt, die mich mit holder Grazie grüßte; ich nannte meinen Namen.

»Willkommen, tauſend Mal willkommen!« rief Luiſe, und reichte mir mit der wohlwollendſten Herzlichkeit die ſchneeweiße Hand.

»Kommen Sie herein, mein Bruder wird nicht lange mehr aus ſeyn; o wie wird er ſich freuen, wie oft hat er mit mir von Ihnen geſprochen!«

Sie öffnete eine Thüre, in ein herrliches Zimmer traten wir, ein Fürſt hätte darin wohnen können. Wandhohe Spiegel, engliſche und franzöſiſche Kupferſtiche, Vorhänge vom feinſten, blendendweißen Meuſſelin auf Pfeilſtäben; eine Standuhr, vorſtellend einen antiken Tempel, Vogelbauer, die reich vergoldet waren, gewahrte mein erſtauntes Auge, während Luiſe mich einlud, Platz auf einer Ottomanne zu nehmen, die weich und elaſtiſch die müden Glieder umſchloß. Einen Augenblick ließ mich die freundliche Wirthin entſchuldigend allein, ich füllte ihn mit einer Betrachtung über das Glück des Freundes, mit einer zweiten über des Mädchens himmliſchen Liebreiz aus, da kam ſie ſchon wieder, einen Kredenzteller mit zwei geſchliffenen Kelchen in der einen Hand, in der andern eine phiolenähnliche Flaſche tragend, aus welcher der köſtlichſte Tokaier in die Kelche perlte.

»Noch einmal willkommen!« ſprach ſie mit ſüßer Anmuth, und hob den Pokal zum Anſtoßen.

»Auf das Wohl meiner neuen, gütigen Freundin!« erwiederte ich, und wie ein Harmonikaton flog der Klang der Gläſer durch das hohe Zimmer.

Sie ſchenkte wieder ein. »Der Freund, der Bruder ſoll leben,« ſprach ich, »ſein Wohl!« erwiederte ſie, und ſtieß an, aber ihre Stimme war bebend und leiſe, als überwältige ſie ein Wehgefühl; im ſanften Kornblumenauge ſchien eine Thräne zu ſchwimmen. Sie wendete ſich ab, ſie zerdrückte die Thräne, ſie glaubte, ich ſähe es nicht, doch der gegenüber ſtehende Spiegel zeigte mir, was ſie verbergen wollte. Aber ſchnell ergriff ſie ein Strickzeug, ſetzte ſich auf einen Mahagoniſtuhl, und begann ein Geſpräch, ſo anziehend und feſſelnd, daß ich kaum hörte, daß der Hof ſich mit Leuten füllte, daß die Schnitter heimkehrten von der Feldarbeit. Sie erzählte von ihrem Leben, von ihren Lieblingsbeſchäftigungen; wahrlich, ich mußte ein ehrliches Geſicht haben, denn ein wunderbares Vertrauen gegen mich ſchien aufzuſteigen in der reinen Bruſt der Jungfrau; ſie ſprach ſo ernſt, ſo verſtändig, blickte ſo freundlich, und in ihren Blicken lag Seele, in ihren Worten lag Geiſt und Gemüth.

»Sie werden morgen alles ſehen,« ſprach ſie: »was ich Ihnen beſchrieb, unſere Menagerie, unſere Sammlungen, unſern botaniſchen Garten; ich ſage abſichtlich unſern, denn Auguſt will, daß alles, was ſein iſt, auch mein ſeyn ſoll, obgleich er mir nie erlaubt, zur Erhaltung des Ganzen nur einen Pfennig beizuſteuern, weil er meint, es könne ihm vielleicht einſt von — ſie erröthete, wahrſcheinlich wollte ſie ſagen, von meinem künftigen Gatten, — von irgend Jemand der Vorwurf gemacht werden, er habe mein Vermögen ſeinem Steckenpferde geopfert, oder dieſes damit gefüttert, wie er ſich ausdrückt. Wäre nur ſeine einzige Schwäche nicht, die mich ſo ſorgenvoll —«

Sie würde noch fortgeſprochen haben, hätte nicht die kleine Dienerin ihr blaſſes Antlitz zur Thüre hereingeſteckt, und rappórtirt: »Jetzt kommen Herr Dielke, aber ich habe nicht geſagt, daß Sie Beſuch haben.«

»Laß nur, beſorge den Abendtiſch,« antwortete Luiſe ſehr ſanft, und wie ſich die Sphinx zurückzog, trat der Freund im leichten Strohhute, im Sommerkittel und mit heitrer Miene herein. Einen Augenblick ſah er mich groß an, dann flog er mit fröhlichem Ausruf in meine Arme. Luiſe weidete ſich, wie es ſchien, mit ſtiller Freude an unſrer Umarmung, und enteilte dann.

»Nun, ſetze Dich, ruhe aus, trinke und ſprich, ich mache mir's bequem, thue desgleichen,« ſprach Dielke, indem er den Hut ablegte, und einem Kanarienvogel ein Büſchchen gemeines Kreuzkraut in den Bauer ſteckte, und ihn liebkoſend ermunterte, davon zu freſſen.

Ich ſah mir den Freund an, er hatte ſich doch verändert. Seine Geſtalt kam mir minder rüſtig vor wie ehedem, ſein Geſicht war mit einer zarten Bläſſe überzogen, die ihm einen ſchwärmeriſchen Ausdruck verlieh. Sanfter, liebevoller noch, als früher, 'ſchien er geworden zu ſeyn, ſeine Augen blickten noch hell und lebhaft, aber es war Güte, die ſich in ihm verſichtbarte, jenes Sprühfeuer des überſtrömendſten Humors ſchien verlodert.

»Du wirſt Vieles ſehen, was Dich wundern wird, lieber Eduard,« ſprach er zu mir, indem er an meiner Seite Platz nahm. »Dank ſey den Göttern, ich lebe erträglich; glücklich — ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, — iſt ja Niemand vor dem Tode. O Serapion!« rief er aus, indem er mich feſt an ſich drückte. »O goldne Zeit unſrer Jünglingsjahre, kehre wieder! Freund, wo ſind die Wurzelmänner und Alräunchen hin, die wir uns ſchufen? Wo ſind die Wonnetage, die ſeligen Stunden, in denen wir in phantaſtiſchen Träumen ſo glücklich waren? Hatte nicht der bucklige Rath ein wunderſchönes Gartenhäuschen, an deſſen Wänden Arabeske ſich in Arabeske verlief, wie unſere Tollheiten? Es war doch eine ſchöne Zeit, als die Salamander noch lebten!« —

Die kleine Gnomin trat ein, plötzlich ſprang er auf, faßte ſie zierlich an der Hand, neigte ſich gegen mich und ſagte: »Freund, hier haſt Du die Ehre, vor Dir zu ſehen die holdſelige Fee und Zauberprinzeſſin Brambilla, die Du hinlänglich aus einem ſupergenialen Capriccio kennen wirſt, die aber jetzt im Joche der Knechtſchaft lebt bis zur dritten Verwandlung, wo ſie dann auffliegen wird zum Morgenſtern, um dort als Peri im Gefolge der Anahid ſüße Himmelslieder zu ſingen, und ſie heißt jetzt Sphinx Atropos!«

»Herr Dielke belieben zu ſcherzen, aber der Scherz ſchmerzt!« ſprach die Kleine und entſchlüpfte.

»Auguſt!« rief bittend Luiſe, die jetzt eintrat, »ſey doch nicht ſo grauſam!«

Der Tiſch war gedeckt im Nebenzimmer. Luiſe, die mir wie ein verſöhnender Genius erſchien, lud zur Tafel.

Auguſt führte mich hinein. Neue Gegenſtände des Erſtaunens bot mir dieſes Zimmer dar. Es war ein Tempel der Flora. Rankende Paſſifloren ſchlangen ſich in maleriſch geordneten Windungen an den Wänden hin; auf Stellagen, die ſich bis zur Decke zogen, ſtanden in Scherben die herrlichſten Blumen. Da ragte hoch und ſtolz die Strelitzia reginae, da rankte die Gloriosa superba, da glühten in reicher Fülle Pracht-Exemplare der Amaryllis, wunderherrliche Eriken, koſtbare Pelorgonien ſtanden da und dufteten, und in dem Laube der Schlingpflanzen ſurrten Dämmerungsfalter, und flogen gegen die Gazefenſter. Und der Garten, der unten lag, ſandte die ſüßeſten Blumengrüße in Düften herauf.

Wir aßen. »Wo iſt Sphinx?« fragte Auguſt, als ein andres Mädchen erſchien und den Nachtiſch auftrug.

»Sie weint,« antwortete Luiſe mit ſanftem Vorwurfston.

»Habe ich ſie gekränkt? o das thut mir leid,« ſprach Dielke wehmüthig, »arme Sphinx, ich will ihr morgen eine Freude machen.« Er aß nicht mehr, ſtand auf, und wandelte unter den Blumen.

»Sie ſollen über Alles Aufſchluß erhalten,« flüſterte Luiſe, ſich zu mir biegend, der ich voll Entzücken das ſüße Wehen ihres Athems an meinen Wangen fühlte, und Seligkeit in ihren Augen trank.

»Ich laſſe Dich allein für heute,« ſprach Auguſt, indem er ſich zu mir wandte, »ich bin in den Abendſtunden ein ſchlechter Geſellſchafter, es wachen in meinem Herzen ſo viele Klänge der Wehmuth auf, die Nachtigallenlieder eines verlornen Paradieſes — daß ich unfähig bin, zu unterhalten. Gute Nacht!« Er küßte mich herzlich, küßte Luiſen, und ging.

»Iſt Auguſt krank?« fragte ich ſie, die ihm einen wehmüthigen Blick nachſandte.

»Er war es ſehr,« antwortete ſie bewegt, »Sie ſollen Alles erfahren, Sie haben ein Recht auf ſein, auf mein Vertrauen. Es hat ein tiefer Schmerz in ſein Leben eingeſchnitten, und die Harmonie ſeines Innern ſchrecklich zerſtört, hat den Leib gebeugt und den Geiſt verwundet. O, mein armer Bruder!« Sie drückte das Tuch an die Augen und weinte ſtill.

Ich ſchwieg theilnehmend, denn ich fand keine Troſtesworte. Gott, dachte ich, was muß es ſeyn, das dieſe Blüthe kräftiger Natur brechen, meinen lebensmuthigen, fröhlichen Freund ſo verwandeln konnte? —

Was war das? Ein Accord — noch einer — Melodie des Himmels! Auf einer Harmonika ertönte der ſanfte Choral: Nun ruhen alle Wälder.

Luiſe ſtand mir nahe, ich lauſchte, ich faßte ihre Hand, ich drückte ſie leiſe, ſie erwiederte den Druck, und ein Seufzer hob ihren Buſen. »Er ſpielt, es iſt wieder Friede in ſeiner Seele,« ſprach ſie, und wir lauſchten, bis die Töne verklungen waren.

»Sie werden ermüdet ſeyn,« nahm ſie dann das Wort, »der Bediente ſoll Ihnen Ihr Zimmer zeigen.« Sie zog eine Klingelſchnur. Gern hätte ich noch ihre Geſellſchaft genoſſen, hätte gern noch länger mit ihr gekoſet, aber durfte, konnte ich widerſprechen?

Der Bediente erſchien mit zwei brennenden Lichtern, ſie reichte mir freundlich die Hand zur guten Nacht, ich zog ſie an meine Lippen, und ging. Ueber eine lange Gallerie führte mich der Bediente, endlich öffnete er eine Thüre, ich folgte ihm in ein nicht großes, aber geſchmackvoll meublirtes Zimmer, an welches ein niedliches Schlafkabinetchen ſtieß. Von Blumenduft war das Zimmer erfüllt, es hatte die Ausſicht in den Garten, der Bediente ſchloß die offnen Fenſter und ging, als ich ſeine Hülfe beim Auskleiden abgelehnt.

Ich löſchte die Flamme der Alabaſterampel, ich legte mich nieder, weich und kühl umfingen die ſchwellenden Kiſſen des ſchneeweißen Bettleins die müden Glieder. Behaglich ſtreckte ich mich aus, aber ſchlafen konnte ich nicht.

Luiſe, und immer Luiſe war es, die ich dachte, und das Bild des kranken Freundes ſchwebte mir vor, vom Flor einer ſtillen Melancholie überhangen. Es wurde mir zu heiß, ich mußte noch einmal friſche Luft ſchöpfen, ich ſtand auf und zog das grünſeidne Rouleau, da lag der Garten in abendlicher Pracht unter mir, da ſtieg der Vollmond herauf, und goß mit ſeinem Silberlicht die Blumen, ſchlank und hoch ragten die Alleen mit ihren vollen Roſenblumen empor, die Ipomöen, hoch aufrankend an Rieſenſtangen in pyramidaliſcher Form, ſchlummerten, aber die Violen der Nacht hauchten Duft. Wandelte dort nicht eine weiße Geſtatt im Laubengange der Tapetenroſen? Jetzt trat ſie aus dem Laubdunkel, jetzt bog ſie ſich nieder zu Blumen, die ich nicht erkennen konnte, aber mir war, als ſähe ich wandeln die Tochter Linné's in der warmen, herrlichen Sommernacht, wie ſie die Blüthen des Tropäolum leuchten ſah mit phosphoriſchem Glanze; wollte Luiſe auch das Blumenwunder erſchauen, oder belauſchte die Jungfrau die Hymenäen der Kinder Flora's? — Und ſie richtete ſich wieder auf, und verſchwand im Dunkel der Philadelphus- und Viburnumſträucher.

»War es denn wirklich Luiſe?« fragte ich mich, und was that ſie noch ſo ſpät im Garten? Harrte vielleicht dort, wo ſie verſchwunden war, ein glücklicher, begünſtigter Freund, und trank in der lauſchigen, verſchwiegenen Syringenlaube den Honig ihrer Küſſe?

Ach, lächerliche Eiferſucht! was wollte ich denn? Sollte ſie ſich denn gleich in meine kleine Perſon verlieben? Ich war vom Fenſter hinweggegangen, hatte das Bette geſucht, und ſchlummerte endlich, von wunderlichen Phantasmen umgaukelt, von Mährchenbildern umflattert, in eine noch phantaſtiſchere Traumwelt hinüber, in welcher ſich das heute Erlebte mit excentriſchen Ideen der regelloſeſten Einbildungskraft auf ergötzliche bald, bald auf drückende Weiſe, miſchte. Da war Luiſe eine prächtige Atalanta, der ich nachflog, als Apollo, aber wie ſie ſich niederließ auf den Blüthen der amethyſtfarbigen Mannstreu, da hörte ich einen wehklagenden Ton, und unter uns ſaß die kleine Dienerin zur Todtenkopfſphinx verwandelt, und Auguſt irrte als Trauermantel zwiſchen den Paſſionsblumen und den brennendrothen Lobelien; und wie ich der Atalanta ganz nahe war, liſpelte aus dem Kelche einer Tigerlilie das ſchwirrende Stimmchen eines Lilienhähnchens: »Hüten Sie ſich, den Farbenſtaub von den Flügeln eines Schmetterlings zu ſtreifen!« und das Schelmengeſicht des Mädchens im Gaſthofe hob ſich in wunderlieblicher Verkleinung aus der Blume empor, und wie ich nach ihr blickte, war die Atalanta verſchwunden, aber es kam ein Schröter dahergeſummt, der packte mich in ſeine Hörner, und trug mich weit fort, in ein Chaos voll wirrer Gedanken. — —

Der herrlichſte Sommermorgen war angebrochen, ich hatte lange geruht, raſch kleidete ich mich an, der Bediente erſchien wieder, und ſagte, daß Herr Dielke und Fräulein Luiſchen mich im Garten erwarteten, um unten den Kaffee einzunehmen. Er geleitete mich die Treppe hinunter, öffnete die Hinterthüre, die gleich zu dem Garten führte, deutete links einen langen Gang hinab, und ließ mich allein. Zur rechten Hand eine Reihe duftende Orangen-, Oleander-, Granat- und Jasminbäume, die ich nie in ſo üppiger Form und Größe geſehen, zur Linken ein Zwergobſtſpalier; an einer Wand des Hintergebäudes ging ich langſam den Gang hinunter, da hemmte eine neue Erſcheinung meine Schritte. Das Spalier hatte ein Ende, ein Rundel zeigte ſich, ich hörte Vogelſtimmen pfeifen, ziſchen, kreiſchen, hörte Ketten raſſeln, und ſtand vor einer kleinen Menagerie. Rundum hingen Ringe, und ſtanden Käfige, an und in denen Papageien auf und ab kletterten, der blaue und rothe Aras, Sittiche aller Arten, Kakadu's und bunte Lory's plauderten und ſchrieen durch einander; unter ihnen waltete mit Futterſchüſſelchen und Waſſernäpfchen die kleine Sphinx, der ich noch immer keinen andern Namen geben konnte. Weinerlich-freundlich bot ſie guten Morgen, als ſie mich erblickte, und ſchrie im ſelben Augenblicke laut auf, denn durch das Eiſendrahtgitter eines Kaſtens fuhr ein ſchlanker, haariger Arm, und riß ihr das feine Linnenſchürzchen mitten von einander. Ich ſahe nun, daß da unten eine Meerkatze und zwei Affen an kleinen Kettchen ihr Weſen trieben, und raſſelnd mit mächtigen Sätzen in den Käſten umher ſprangen.

»Das ſind die drei Parzen, aber die Lacheſis iſt die Schlimmſte,« ſprach Sphinx, und zeigte auf die Meerkatze.

»So, ſo,« ſagte ich, lächelnd über die ſeltſame Art meines Freundes, Namen für Menſchen und Thiere zu wählen, und ging vollends den Gang hinab. Luiſe kam mir entgegen.

»Guten Morgen, Herr Langſchläfer!« rief ſie lachend. »Freilich die Ermüdung der Reiſe entſchuldigt, und wer wüßte beſſer, als ein Dichter, daß die Morgenſtunde Gold im Munde hat?«

Zutraulich nahm ſie meinen Arm und führte mich zu einer Laube, aus welcher mir Auguſt herzlich entgegentrat, in welcher nun heitere Geſpräche den kleinen Kreis auf das Fröhlichſte belebten, während der levantiſche Trank aus Luiſens Hand mir zum Nektar wurde.

Wir wandelten umher im Garten, ich mußte alles ſehen, mußte ſtaunen und bewundern. Welche Fülle von Gewächſen in den warmen Beeten, in den Treibhäuſern, welche Mannigfaltigkeit in Farben und königlichen Formen? Vieles durfte mir nicht fremd ſeyn, denn ich hatte ſchon reiche Gärten geſehen, und war ja mit Vorliebe Botaniker, aber Manches war mir unbekannt, Manches war ich überraſcht, hier zu finden, und freudig grüßte ich alte Lieblinge unter Floras herrlichſten Kindern.

»O mein Auguſt, wie glücklich biſt Du!« rief ich aus. »Ein König wandelſt Du mitten in Deiner blühenden Schöpfung, und ein Engel geht Dir zur Seite.«

Es war nicht fade Schmeichelei, daß ich dieſes in Bezug auf Luiſen ſagte, ehe ich bedachte, daß es dafür genommen werden könne, hatte ich's geſprochen.

Auguſt ſeufzte wehmüthig lächelnd, Luiſe warf mir einen ernſten Blick zu, und ſagte, mit dem Finger drohend: »Dichter!«

Die Sonnenſtrahlen brannten, wir gingen einer ſchattenreichen Laube zu, die von der breitblätterigen rankenden Aristolochia Sypho gebildet wurde. Da fanden wir den Gärtner, einen freundlichen, ſilberhaarigen Greis, der ſein grünes Lederkäppchen zog, und während ich mit Luiſen vorüberging, meinen Freund anredete.

»Hierher, werther Gaſt,« ſagte die Huldin, indem ſie meine Schritte in die Laube lenkte, wo ein erleſenes Frühſtück unſer harrte; »hier wollen wir raſten von dem kleinen Spaziergange.«

»Hier bin ich immer ſo gern,« fuhr ſie fort, indem wir uns niederließen, »hier arbeite ich oft, das Laubdach der Sypho läßt keinen Sonnenſtrahl durch.« Sie brach ein Blatt ab, legte eine Blüthe darauf, und fragte ſcherzend, als ſie mir Beides überreichte: »Beliebt ein Pfeifchen?« Jene Blüthe hat bekanntlich mit einer kleinen Tabakspfeife große Aehnlichkeit. Ich nahm es dankend, und ſteckte die kleine Blüthe da, wo ihre Finger ſie gebrochen, in den Mund. Wer kennt nicht verliebte Thorheit?

»Sie waren geſtern Abend noch ſpät im Garten?« fragte ich, und ſah ihr in die unſchuldvollen Augen.

»Haben Sie mich geſehen?« fragte ſie unbefangen zurück. »Ja, ich habe noch eine fromme

Pflicht erfüllt. — Einen Kranz gewunden um eine Todtenurne,« ſetzte ſie ernſt hinzu, und Auguſt trat in die Laube.

»Freue Dich, Luiſe,« rief er, und ſeine Wangen waren vom ſanften Roth der reinſten Freude überhaucht: »Heute Nacht wird der Kaktus blühen!«

»Ach das iſt ſchön, das iſt herrlich!« rief Luiſe. »Sahen Sie ſchon einmal die Blüthe des Cactus grandiflorus?«

»Nein,« antwortete ich, »ſo viel ich auch Blüthen ſeltner Gewächſe ſah, nie wurde mir dieſe Freude zu Theil.«

»Der Gärtner, deſſen beſonderer Obhut ich die Pflanze anvertraut, hat mich eben davon benachrichtiget,« ſprach Auguſt. »Er iſt gar ein erfahrener, verſtändiger Mann, Blumiſt mit Leib und Seele, und doch gründlicher Botaniker dabei, was man nicht allzuhäufig antrifft bei Gärtnern.«

Luiſe nöthigte zum Eſſen, und machte die Wirthin mit bezaubernder Anmuth. Unter Erzählungen, Scherzen und Geſprächen über Naturgegenſtände verging der Vormittag ſehr angenehm. Eins nur fiel mir auf. Während des Frühſtücks flog ein Trauermantel in die Laube, und ließ ſich auf einem der vollblühenden Camellienſtöcke nieder, die in einem Halbkreiſe auf Stellagen die Wände ſchmückten. »Ach, die ſchöne Antiopa!« rief ich, und nahte leiſe, ſie zu fangen, aber kaum gewahrten es die Geſchwiſter, als Beide wie aus einem Munde: »Halt!« riefen, zugleich fühlte ich mich an beiden Armen gehalten, und der Schmetterling flog davon.

»Hier iſt ein Aſyl, lieber Eduard,« ſprach Auguſt, »es darf kein Schmetterling getödtet werden!«

Ich lachte; die Frage, ob die Kohlweißlinge ſich dieſes glücklichen Vorrechts mit erfreuen dürften, ſchwebte mir auf den Lippen, aber ein bittender Blick Luiſens von mir auf den Bruder, deſſen Augen dem Schmetterlinge folgten, der nach einem Bosquet zuflog, — begleitet von einem leiſen Händedruck, hielt meine Frage, die vielleicht verletzt hätte, zurück; ich ſchwieg, und die Warnung der Wirthstochter ward wach in meiner Erinnerung. Luiſe leitete das Geſpräch ſchnell auf andere Gegenſtände, und der Schmetterlinge geſchah ferner keine Erwähnung.

Wir gingen in das Wohnhaus zurück, Luiſe verließ uns, ich bat ſie, ferner Geſellſchaft zu leiſten. »Wenn Sie heute Mittag faſten wollen?« fragte ſie, und eilte in die Küche, wo Sphinx mit einer Köchin ſchon um des Herdes lodernde Feuer geſchäftig waltete.

Auguſt führte mich in ſeine Zimmer, mir ſeine Sammlungen zu zeigen.

Gott, welche Fülle des Reichthums, welche Schätze!

Das erſte Zimmer nahm das Mineralreich ganz ein. Wo Worte und Namen finden, die koſtbarſten Stufen der Erze, die glänzend geſchliffenen Marmortafeln, die unzähligen ſeltnen Verſteinerungen, die Pracht der geſchliffenen und rohen Edelſteine zu beſchreiben? »Kennſt Du das noch? und das und jenes dort?« fragte Auguſt, und zeigte auf Mineralien, die er auf der Univerſität ſchon beſeſſen, die ich ihm zum Theil gegeben, die wir gemeinſchaftlich nach Hauſe getragen, und ſo ſchloß er die Zauberpforten glücklicher Erinnerungen auf, und wir wandelten wieder in den Wonnegefilden einer ſchönen, ach zu ſchnell vergangenen Zeit. Und in ein zweites Zimmer traten wir ein. Neue Herrlichkeit, neuer Ausruf der

Verwunderung. In ſchön fournirten Glaskäſten die vollſtändigſte Konchilienſammlung. Welche Mannigfaltigkeit in Größe, Geſtalt und Farbenzeichnung! Von der Rieſenmuſchel bis zur kleinen, kaum ſichtbaren Schnecke, die ſich in die Poren der Badeſchwämme verbirgt, lagen die zahlreichen Gattungen ſyſtematiſch geordnet vor meinen Augen. O wie ſpielten die Nautilusſchnecken herrliche Farben! Doch zu ſehr reißt Erinnerung mich hin, denke ich des Entzückens, das der Freund, der Glückliche mir bereitet. Eines muß ich nur noch anführen, was mein Erſtaunen zur höchſten Höhe emporhob, es waren die Schmetterlinge, die in ſechs großen Mahagonikäſten die Wände eines dritten Zimmers bedeckten.

Da prangten die Horden der Ritter in aller Pracht ihrer wunderbaren Farben, der herrliche Priamus aus Amboina mit Flügeln, die wie der ſchwärzeſte Sammet erglänzten, und in grünfunkelndem Golde glühten; wie ein König ſtand der dreizehn Zoll breite Rieſenſchmetterling über den kleinern nicht minder prächtigen Tagfaltern, die die Namen trojaniſcher Helden führen, während an der Spitze der griechiſchen Ulyſſes mit den blauen

Strahlen ſeiner dunkeln Flügel, und Menelaus ſtanden.

Was Braſilien, was Surinam erzeugt, hier war es vereint, hier waren Schmetterlinge, die in der Glut der tropiſchen Sonne geliebt und gelebt, die im Schatten rankender Banianen Nektar getrunken aus den Wunderblumen jener Zone.

Mein Auguſt war in ſeinem Elemente; der beredteſte Cicerone, zeigte, nannte er alles, was irgend werth war einer beſondern Aufmerkſamkeit.

»Siehſt Du hier die Helikonier?« rief er freudig aus. »Das iſt Apollo, das Erato, das Amathuſia, ein ſurinamiſches Kind.«

»Dieß iſt die Danaidenhorde,« fuhr er fort, »viel Bekanntes unter ihnen, ich will Dich nur auf die hübſche Indianerin, Eucharis, aufmerkſam machen. Aber hierher den Blick zu den Nymphen, ſieh hier die Io, die Iris, hier die Juliane aus Amboina!« »O Iris!« ſeufzte er leiſe, und fuhr fort mit dem freudigen Selbſtgefühl, das der Beſitz dieſer entomologiſchen Schätze ihm verlieh, und wozu ihm Kenntniß und tiefe Wiſſenſchaft ein Recht gaben, und nannte mir auch unter den Plebejern im zweiten Kaſten die ſchönſten; unter ihnen den goldſchimmernden Ganymed, die Surinamier Cupido, Clonius und Pyretus.

Jetzt wollte er zu den Dämmerungsfaltern übergehen, da erſchien der Bediente und rief uns zur Tafel. Arm in Arm gingen wir, ich fröhlich über das Glück des Freundes, August glücklich, in ſeiner Einſamkeit Jemand gefunden zu haben, den er mit genießen laſſen konnte ſeine reinſten Freuden. »Du haſt mir lange gefehlt, Eduard,« ſprach er, und drückte mir liebevoll die Hand. »Ich habe mich oft geärgert über die neugierigen Beſucher. Da hören ſie, daß ich ein bischen Naturgeſchichte los habe, und daß mich Gottes Güte unverdienter Weiſe mit Segen überſchüttet, daß ich mich freuen darf ſeiner zahlloſen Wunder, und da kommen ſie nun gezogen von fern und nah, gaffen meine Sammlungen an, rennen durch meinen Garten, ſchreien ah! ah! und ſagen mir Dinge, die ich längſt vergeſſen. Erſt geſtern war einer da; ich konnte nicht gleich bei ihm ſeyn; Luiſen würdigte er keiner Unterhaltung; was thut er? Er geht in den Garten, fängt in aller Eile einen Machaon, eine Aurora und eine Aglaja, und tritt mir ſo, die herrlichen Schmetterlinge mit elender Grauſamkeit am Hute befeſtigt, entgegen. Ich konnte meinen Unwillen nicht bergen, und behandelte ihn kurz. Zufällig ſehe ich im Umdrehen etwas Grünes aus ſeiner Rocktaſche gucken, und zupfe heimlich daran; denke Dir, da fördere ich eine Blüthe meiner ſchönen Melaleuca hypericifolia zu Tage, von der ich nur ein Exemplar ohnlängſt erhalten. Empört über dieſe Niederträchtigkeit gehe ich raſcher, und zu dem Platze, wo die Pflanze ſtand. Richtig, eine Blüthe iſt noch daran, die andere fehlt, die Wunde iſt mit Erde ſchmutzig gemacht, um nicht in die Augen zu fallen. »Donner!« rufe ich aus, »wo iſt die Blüthe hin? Wer hat die Pflanze verletzt?«

»Fehlt Ihnen Etwas, Herr Dielke?« fragte mit einer Schaafsmiene der Unverſchämte.

»Freilich fehlt Etwas!« ſchelte ich, meines Zornes nicht länger Meiſter. Die Blüthe meiner Melaleuca fehlt, und Sie haben ſie in Ihrer Taſche! Gehen Sie, botaniſiren Sie in des Teufels Garten, aber nicht in meinem, Sie — Seelenmörder, Sie Raubkäfer, Staphilinus fur mihi!« — Er lief wüthend aus dem Garten, unten an der Thüre bückte er ſich, und ſetzte ſich noch in den Beſitz einer neuen, noch ſeltenen Mirabilis, die dort in der Rabatte blühte.«

Auguſt ſchwieg; ich merkte, daß das der Mann geweſen ſeyn mußte, den ich im Wirthshauſe an der Landſtraſſe getroffen, und konnte meinem Freunde nicht Unrecht geben, denn dem Gartenbeſitzer, dem Blumiſten, geht das Abreißen einer ſeltenen lieben Blume durch die Seele.

Auguſt führte mich in einen kleinen Gartenſalon, wo das Mahl ſervirt war. Luiſe empfing uns freundlich, und würzte das Tiſchgeſpräch mit Scherzen der Unſchuld und des Frohſinns. O, dem Traurigſten mußte wohl werden in der Geſellſchaft dieſer lieben Menſchen, wenn ſein Gefühl nicht eingeſchneit war und ſein Herz nicht erſtarrt im Froſte der Miſantropie.

Und rings die ſchöne blühende Natur! Da ſtanden maleriſch gruppirt im Salon die Lorbeer- und Myrthenbäume, da dufteten betäubend ſüß die Schuh langen Blüthen der Datura arborea, die ich immer der Fastuosa, die Hoffmanns Erzählung feiert, vorziehe. Da ſtanden hundert Roſenſtöcke, immer eine Art von der andern verſchieden, viele noch blühend; hinter ihnen prangten Pelargonien, über dieſe ragten Azaleen, Eläodendra und prächtige Ibiſch-Roſen empor. — Wir hatten abgeſpeiſt. Auguſt rief nach Champagner.

»Wir wollen fröhlich mit Epernays Schaumwein das Feſt des Wiederſehens feiern!« ſprach er, »wir wollen den alten Bund erneuen!«

»Und ich ſey, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde die Dritte!«

fiel Luiſe, mild wie ein Seraph, ein.

Die Flaſchen kamen, knallend flog ein Kork in das Laubdach zwei hoher Mimoſen, die über uns ihre Zweige verſchlangen, in die Gläſer perlte der Nektar, und ſie klangen an einander.

»Treue Freundſchaft!« riefen wir zugleich, brüderlich küßte mich Auguſt, und Luiſe neigte mir, frei von kokettirender Ziererei, ihre ſüßen Lippen zum erſten heiligen Kuſſe entgegen.

»Treue, ewige, unzertrennliche Freundſchaft!« flüſterte ich, ganz-Flamme, und küßte noch ein Mal, und die Holde zürnte nicht, ob ſie auch erglühend auf den Buſenflor niederſah.

Auguſt trank haſtig, ich wußte von früher her, daß er dieſen Wein allen andern vorzog, und dann ausgelaſſen luſtig wurde.

»O heiliger Serapion!« rief er. »O, Luiſe, o Eduard, ihr Theile meiner Seele, ihr Lebensblüthen meiner Fröhlichkeit, könntet ihr doch immer um mich ſeyn! O Eduard, warum biſt Du ein Schulpennal geworden? Ziehe zu mir, läß Deine Gymnaſiaſtenheerde einem andern Hirten, mache Fidibus von der Grammatik, koche Dir einen Kaffee beim Feuer Deiner Autoren, hier, hier iſt das Athenäum, hier wohnen die Götter; unter meinem Dache lebe, laß die Lebensfreuden, die Freuden an der alma mater Deine Selektaner ſeyn! Dort biſt Du nur ein Lehrling unter den Lernenden, hier wirſt Du ein geweihter Prieſter der großen Mutter werden, wie ich!«

»Willſt Du mich im Ornate ſehen?«

So rief er, und ſprang auf und davon.

Noch ein Mal klang ich mit Luiſen an. Eine recht ſelige Freude lag über das wunderholde Engelgeſichtchen verbreitet.

»Ich freue mich kindlich,« nahm ſie das Wort, »wenn ich den Bruder ſo recht vom Herzen fröhlich ſehe, er iſt es ſelten, und war es lange nicht, das danke ich Ihnen, lieber Herr Eduard!«

»Laſſen Sie das Herr weg, theuere Freundin!« bat ich, indem ich ihre Hand faßte, »lieber Eduard klingt weit ſchöner; wie ſelig wäre ich, wäre ich Ihnen lieb!«

»Warum ſollten Sie mir nicht lieb ſeyn, mein Freund?« erwiederte ſie, einen ſtrahlenden Blick auf mich heftend, und ich wollte, ermuthigt und überglücklich durch ihre Huld zu ihren Füßen ſinken, da trat Auguſt wieder zu uns, angethan mit einem kalamankenen Schlafrock, auf dem Haupte ein rothes burſchikoſes Mützchen, in der Hand eine lange Türkenpfeife.

»So bin ich recht eigentlich in meinem Seyn!« ſprach der Heitere, eine neue Flaſche entkorkend.

»Siehſt Du auf meinem Talar die Flora Japans blühen? Das ſind Aijame-Lilien, das iſt Fig'iri, die Volkameria, das die Folei Soo, der japaneſiſche Frauenſchuh; hier rankt die Karami-Kadſura Winde und die Luftblume Katang-ging um die Notsjo, die großblumichte Bignonia.«

So ſchilderte er begeiſtert, mir bald Vorder-, bald Seitentheile des ſchönen Schlafrockes zeigend, und ich konnte nicht genug die Gluth der Farben, die Treue der Zeichnung bewundern.

Auch mir brachte der Diener eine Pfeife; Sphinx räumte ab, und erſchien bald wieder mit Taſſen und Kaffee, und Auguſt hörte nicht auf, die Schwärmer und Raketen ſeines unerſchöpflichen Witzes loszulaſſen.

»Kaffee, ich preiſe Dich!« rief er lachend aus: »Lebensöl der zarten Frauenſeelen, Panazee des Katzenjammers, Vorbau der Trunkenheit, ich will Dir ein humoriſtiſches Epos ſingen! Kaffee und Champagner, welche Gegenſätze; jener ein feuriger Elementargeiſt, ein Salamander, aber nicht ein Gluthen löſchender, ein Gluthen entzündender, Du eine ſanfte Undine, ein Wellenmädchen; Du ein ſtiller Werktag, jener ein ſeltner fröhlicher Feſttag, eingeläutet von Harmonikaglocken der Lilienkelche! Kaffee, ich möchte Dich der freundlichen Aſter vergleichen, wenn ich in Dir, Champagner, eine brennende Fackeldiſtel erblicke, und wenn ich einſt die Rebe von Epernay auf mein Grab zu pflanzen, teſtamentlich verordne, ſo ſoll ſie ſich um die immergrüne Pyramide des Kaffeebaumes von Yemen ſchlingen! Eingeſchenkt Luiſe! credenzet den Lieblingstrank der Frauen und Mädchen, ich verſorgte den Freund mit der Flamme, gieße Du in des Lebens flackernde Lampe der Bohnen von Mokka mildes Oel!«

So ging es fort, und hinauf zu der Mimoſen blühenden Trauben wirbelten blaue Wölkchen des Tabacks von Puerto-Rico. Zufällig entfaltete meine Hand einen Fidibus — — — Wie ſoll ich Dir, Leſer, ſchildern, was mich mit dem tiefſten Unmuthe erfüllte? Haſt Du ſchon einen Fidibus gedruckt geſehen? Hier iſt das Fragment:

pilio

Classe

e, Verwand
aren Eigenscha

chrieben, und in
, Kupferstichen, nach

gebildet

ann Rösel,
ahlern.

---

y dem Verfasser.

---

h Fleischmann.

Alſo ein Titelblatt von Röſels von Roſenhof herrlichen Inſekten-Beluſtigungen, dem Schatze und der Freude aller Entomologen! Welcher Vandalismus, welche gottheilloſe Profanation.

Der Schreck lähmte mir die Zunge, ich hatte ja noch heute den Röſel in dem Zimmer, wo die Schmetterlinge hingen, liegen ſehen. Ich mußte mich überzeugen.

»Ich komme gleich wieder,« ſprach ich zu Auguſt und Luiſen, und eilte die Treppe hinauf, über die Gallerie, in das Zimmer, das ich offen fand, hinein. Wie ich ſo haſtig die Thüre aufreiße, ſehe ich Sphinx friedlich ſitzen, die heftig zuſammenſchrickt.

Papierſchnitzel bedecken den Tiſch.

»Machen Sie dieſe Fidibus?« frage ich ernſt, und meine Hand greift nach dem Bande von Röſel, der noch auf der alten Stelle liegt.

»Ja,« antwortet ſie kleinlaut; »aber es iſt kein ſchönes Papier.«

Wie ich das Buch aufſchlage, ſehe ich auf den Kupfertafeln die Schmetterlinge — künſtlich herausgeſchnitten!

»Blendwerk der Hölle! Träume ich?« rufe ich wild; »wo ſind die unnachahmlichen Kupfer?«

»Da, und dort, und dort,« grinſt Sphinx; »aber nicht alle,« und ſie deutet auf die prangenden Käſten.

»Was?« rufe ich, und ein Gedanke, den nur zu denken, mir heller Wahnſinn ſcheint, durchzuckt mein Gehirn; »was? die Schmetterlinge wären —

»Papier,« iſt die ruhige Antwort der Zwergin, und das aber ihres Nachſatzes überhörend, trete ich auf einen Stuhl, und betrachte die wunderprächtige Sammlung. »O heiliger Gott, alle, alle die ſchönen Schmetterlinge Papier, und mit Stecknadeln angeſteckt!«

»Die habe ich alle ausgeſchnitten,« piepte Sphinx zu mir herauf, »aber Herr Dielke haben mir es erſt gewieſen.«

»Daß Ihre Hand ſchwarz geworden wäre!« rief ich grimmig, und ſprang zu einem andern Kaſten, in welchem die ſeltenen Ritter waren. »Die ſind doch nicht aus dem Röſel und doch, o Polhöhe der Narrheit, doch ſind auch dieſe herrlichen Schmetterlinge gemalt!« rief ich.

»Die ſind dort heraus,« antwortete Sphinx; »aber ich habe unten zu thun,« und ſie enteilte, auf einige Quartanten zeigend.

Ich ſchlug die Bücher auf, und glaubte, es würde mir ein Dolch ins Herz geſtoßen, es waren Clerks ewiges Pracht- und Meiſterwerk: Icones Insectorum rariorum. Holm, 1759, und das königliche Werk von Esper. Da waren der Priamus, der Ulyſſes, da alle die ſeltenen Trojaner und Achiver her. Höher konnte die Barbarei nicht getrieben werden, und wie Schuppen fiel mirs nun von den Augen, was die Leute gewollt hatten mit ihren Aeußerungen über Auguſt. Das war die Grille, das die fixe Idee; mein theurer heißgeliebter Freund war — wahnſinnig. Ach, da wich mein Zorn einer tiefen, unausſprechlichen Wehmuth, da ſtarrte ich gedankenlos in das zerſtörte Prachtwerk, und auf die Blätter fielen heiße, brennende Thränen.

»Wo bleibſt Du denn, Eduard?« rief Auguſts Stimme hinter mir, und ich fühlte mich von ſeinen Armen umſchlungen, und er drehte mich um und ſah, was ich verbergen wollte, den ungeheuern Schmerz — um ihn.

»Was Teufel iſt Dir denn? Thränen? alter Herzensfreund, ſprich, rede, was bewegt Dich ſo?«

»O Auguſt!« ſprach ich gepreßt, und ſchloß ihn in die Arme und rang nach Worten, ihn ſchonend auszuforſchen. Er errieth mich.

»Ich leſe im Innerſten Deiner Seele,« ſagte er, »beruhige Dich, es iſt nicht ſo ſchlimm mit mir, wie Du glaubſt; komm, komm, Luiſe hat Dir eingeſchenkt!« — Er zog mich mit ſich fort, ſeine Worte beruhigten mich in etwas, doch wußte ich nicht, was ich von all' dem denken ſollte.

Ich nahm wieder Platz an Luiſens Seite, Auguſt ſtopfte ſich eine friſche Pfeiſe, zündete mit vielem Gleichmuth einen Röſel-Fidibus an der Flamme der Spirituslampe an, und begann ſich folgendermaßen auszuſprechen, während ich mit wachſendem Erſtaunen, Luiſe mit immer zunehmender Beſorgniß ihm zuhörte:

»Du weißt, mit welchem Enthuſiasmus ich dem Studium der Entomologie mich hingab, Du haſt mich oft auf meinen Jagden und Streifzügen begleitet, und manchen ſeltenen Käfer, manchen ſchönen Schmetterling dankten meine Sammlungen damals Dir; Du weißt, welche Summen ich auf Bücher über das Fach der Naturwiſſenſchaften wendete, und mußt nun, nach dem, was Du geſehen, mich wenigſtens für toll halten, wofür ich auch bei Vielen gelte.«

»Ein Ereigniß,« fuhr er faſt tonlos fort, »ein ſchmerzliches, entſetzliches Ereigniß — ungern wecke ich daran die Erinnerung, die nur zu oft wie ein Geſpenſt zu mir tritt aus dem Dunkel der Vergangenheit, die den Schlaf mir ſtiehlt, meine Träume vergiftet, und, eine Aqua Toffana, an meinen Tagen zehrt — hat mich zu dem Schwur vermocht, keinen Schmetterling zu tödten, hat mein Nervenſyſtem ſo krankhaft geſtimmt, daß ich ohne Zorn und innern Krampf auch keinen von Andern tödten ſehen kann.«

Er ſchwieg, that einige Züge aus der Pfeife, blickte aufwärts, indem er ſich in den Seſſel zurücklehnte, und ſprach weiter:

»Schmetterlinge ſind Seelen in zarten Staubhüllen, ja unſterbliche Seelen! Das wußten die alten weiſen Griechen wohl, darum hatte ihre ſchöne und reiche Sprache nur den einen Namen für beide, darum mußten ſie Symbole der Auferſtehung und Unſterblichkeit werden. Holde Silphiden wallen ſie dahin im flatternden Schweben, entfeſſelten Blüthen gleich und den Blumen verſchwiſtert, die ſie küſſen, deren Farbenpracht und ſinnvolle Schöne nur wunderbarer und herrlicher noch im Puppengrabe geheimnißvoll den leichten Schwingen entblühte!«

»Wahrlich, dazu ſchuf der Vater dieſe lieblichen Kinder des Lenzes und des Sommers nicht, daß der Menſch mit grauſamer Hand mordend eingreife in ihr Blüthenleben, in ihr Leben voll Luſt und Liebe, daß er die Pſyche zwinge, zu verlaſſen den ſchönen Leib, in welchem ſie einer, ach! ſo kurzen Seligkeit ſich erfreute.«

»Und weißt Du« — wandte er ſich jetzt gegen mich: »ob nicht jene uralte Lehre von der Seelenwanderung dennoch wahr iſt, wie ſie auch bezweifelt worden? Was da lebt, muß beſeelt ſeyn, und ſollte der Lebensodem, das pſychiſche Prinzip, der Stoff, der in höchſter Potenz Gott ſelbſt iſt, der ewig und unwandelbar thätig iſt nach allen Richtungen, ein urkräftiges Centralfeuer, ſollte der aufhören zu ſeyn, wenn die Hülle zerfällt, an die er gebunden war, und kann er aufhören zu ſeyn? Giebt es keine Vernichtung im Ringe der Körperwelt, iſt Tod und Verweſung ewig nur ein

Auflöſen, eine chemiſche Zerſetzung, eine Metamorphoſe des telluriſchen Stoffes, der dort als Atom im Aether ſchwimmt, im Sonnenſtrahl flimmert, dort als Pflanze aufgrünt, dort als unſichtbare Welt den Waſſertropfen bevölkert, — wie ſollte das lebendige Leben, wie ſollte die Seele Vernichtung finden?«

»Aber,« warf ich ein: »wer ſagt Dir, vorausgeſetzt, Deine Meinung ſey die richtige, ob es nicht ein Glück iſt, für die Seelen Deiner Schmetterlinge, in die Körper höher organiſirter Weſen ſchneller einzugehen, und der Tod eine Wohlthat?«

»Wie?« rief er mit flammenden Blicken: »das kann Dein Ernſt nicht ſeyn, iſt auch nicht Dein Ernſt. Die Natur geht ſtufenweiſe ihren ewig-heiligen Gang, nur der Menſch, der kalte, herzloſe Räuber unterbricht ſie in ihren ſegensreichen Wirkungen; ſo ohnmächtig, nicht dem kleinſten Weſen Leben aus eigner Macht zu verleihen, opfert er Leben zu Tauſenden hin. Und wie Glied in Glied ſich ſchlingt in der großen Kette der Erſchaffenen, wie immer vollkommener die Geſchöpfe im Bau ihrer Körper werden, der im Menſchen das Abbild der Gottheit genannt wird, ſo auch die Seelen, die die Thiere beleben, werden vollkommener, bis ſie im Menſchen zum Geiſt aufblühen, der ſich zur Gottheit erhebt, und zwiſchen Thier und Engel ſteht!«

»Und wie alle Stoffe ſich in irgend einer Beziehung verwandt ſind, wie ſie ſich anziehen und abſtoßen, und getrennt, neue Verbindungen eingehen, ſo müſſen es noch vielmehr die pſychiſchen Kräfte ſeyn, ja, die Seelen ſind alle verwandt, denn ſie ſind alle nichts, als der Odem der Allmacht, ſind alle nur ein unſichtbarer Ausfluß einer ewigen, unerſchöpflichen und unergründlichen Lebensquelle.«

»Ja, auch Du, Doris!« rief er laut, und ſeine Augen ſahen wieder ſtarr und mit einem unheimlichen Ausdrucke empor: »auch Du warſt ein ſchöner, herrlicher Silphe, auch Du lebteſt ein zartes Blüthenleben, verwandt war Deine Seele den holden Weſen, die ſich im Lichte baden, und Dein Geiſt den Engeln verwandt; und ich — ich habe Deine Seele verwundet, ſie iſt im Schmerze verblutet, und ich lebe noch, o, ich lebe noch!«

Dumpf und ſchrecklich ſtieß er die letzten Worte hervor, fuhr ſich mit beiden Händen in das dunkle Lockenhaar, wollte aufſpringen, und ſank auf dem Seſſel in tiefe Ohnmacht zuſammen.

»Das habe ich gefürchtet,« rief Luiſe unter Thränen, und eilte ihm mit ihrem Flakon zu Hülfe; erſchrocken und betäubt fand ich kaum Kraft, ſie zu unterſtützen.

Welch einen Schatz hatte Auguſt an dieſer Schweſter; wie ſanft und mild, und wie beſonnen war ſie um ihn bemüht, ſie brach nicht aus in ungebändigten Schmerz, ſie holte alles herbei, was Noth that; mit Hülfe des Bedienten trug ich den Kranken auf ein Ruhebett, und nach einer Viertelſtunde ſchlug er unter Luiſens zärtlichen Bemühungen die Augen auf. Freundlich bat mich das Mädchen, für das mein Herz, ſeit ich es geſehen, in glühender Neigung ſchlug, mich einige Stunden einſam zu unterhalten, indem Auguſt der ungeſtörteſten Ruhe bedürfe, und nach ſolchen Erſchütterungen ſeines Gemüthes auſſer ihr nicht gern Jemand um ſich ſähe, und ich ging, ſelbſt tief erſchüttert, von Trauer erfüllt, in den Garten.

Es war nicht Wahnſinn, was meinen Auguſt beugte, es war nicht Melancholie, denn er konnte ja heiter ſeyn, aber was ſtand ihm bevor, wenn dieſe Idioſynkraſie Meiſterin ſeines Lebens wurde? Vergebens ſann ich, einen Zuſammenhang in ſeiner Idee, die Schmetterlinge aus den Büchern zu ſchneiden, und ſeinen Worten zu finden, und doch war, was er geſprochen, wenn auch nicht klar und nach philoſophiſchen Normen entwickelt, doch auch nicht das leere Gewäſche des Wahnſinns. Er war mir unbegreiflich. Da, wie ich in einem düſtern Schattengange ſinnend wandle, den Akazien, Citiſus- und Schneeballenbäume bilden, mit Coronillen- und Philadelphusgeſträuch untermiſcht, da überraſcht mich plötzlich auf einem kleinen Raſenplätzchen, von Trauerweiden tief überhangen, ein ernſtes Monument von karariſchem Marmor. Auf dem Deckel der Urne, um die ein friſcher Blumenkranz hing, ſtand ein goldner Schmetterling. Auf der Vorderſeite des Denkmals war nur das Wort: Theodoren, eingegraben, die andern drei Seiten ſchmückten Emblemata des Todes und der Auferſtehung. Trauer und Hoffnung reichten ſich die Hände, über ihnen flog ein Schmetterling empor. Ich ſetzte mich auf eine Moosbank, vor welcher, wie rund um das Monument Xeranthemen, Gnaphalien und die Pur-

purköpfchen der Gomphrena globosa, der ſchönſten unter den Immortellen, blühten, und dachte an Auguſt und Luiſen, und an die Verheißung der Letzteren, daß ich noch alles erfahren ſolle. Schattig und kühl war das Plätzchen, die Blätter der babyloniſchen Weide ſäuſelten leiſe, eine Grasmücke ſaß im Gebüſche und ſang. Luiſe, dachte ich, o wärſt Du mein, Luiſe; und ich ſchloß die Augen, und ſchlief ein, und träumte von ihr. — —

In Folge des genoſſenen Weines war mein Nachmittagsſchläfchen ein ziemlich feſtes und anhaltendes geworden, von einem ſeltſamen Naſenkitzel zum Nieſen gebracht, erwachte ich, und ſah Auguſt und Luiſen lachend vor mir ſtehen, der Erſtere hatte mich mit einer Celosia cristata gekitzelt. Sein Geſicht war etwas verſtört und bleicher als zuvor, Luiſe war ſtill, heiter und mild wie immer. Wir gingen, den heutigen Vorfall nicht erwähnend, in das Haus. —

Es war acht Uhr, die Abendtafel aufgehoben, zum Gartenſalon rief uns Auguſt zur Begleitung, wir folgten ihm erwartungsvoll. Da ſtand der alte Gärtner im Sonntagskleide, wie ein Tempelprieſter vor dem Heiligthum, da öffnete er mit zitternder Hand die Thüre, da ſtrömte uns ein Glanz von fünfzig Kerzen entgegen, Lämpchen flimmerten durch das Grün der Mimoſen, auf einem Altar ſtand die Königin nachtblühender Blumen, die Freude des Gärtners, die Wonne Auguſts, der herrliche Cactus grandiflorus!

Drei Knoſpen hatten die Stachelſchlangen des Stammes getrieben, ſchon hatten die grünen, weißhaarigen Schuppenhüllen ſich zu erſchließen begonnen, drei herrliche Blüthenſonnen waren im Aufgehen.

Stumm ſtanden wir, verſunken im Anſchauen, und athmeten entzückt den feinen Vanillenduft, der das geräumige Zimmer durchwallte.

Und höher hoben ſich der Kelche zahlloſe Goldſtrahlen, und ſichtbarer wurde der Silberkronen Lilienweiße, nur im leiſen Flüſtern ward unſre Bewunderung, unſer Staunen, unſer Entzücken laut. Der alte Gärtner ſtand, und ſah unverwandt auf ſeine holdeſten Pflegekinder, er betrachtete ſie mit ſcheuer Ehrfurcht, er hielt ſein Mützchen in den gefalteten Händen, in ſeine Freudenthränen ſchimmerte der Lichtglanz, und ſeine bebenden Lippen ſchienen dem Schöpfer dieſer Herrlichkeit ſeine kindlich-fromme Huldigung darzubringen.

»Wie ſchön, wie wundervoll, wie unausſprechlich herrlich!« flüſterte Luiſe mir zu, indem ſie ſich neben mich ſetzte.

»Die Blume iſt ein verkörperter Engel, ein Meiſterſtück der Natur, ein Wunder der Allmacht,« bemerkte Auguſt.

»Sie weckt die Ahnung des Unendlichen, ſie trägt die Pſyche zur ewigen Heimath empor, ſie ſchließt eine neue Welt voll wunderbarer Geheimniſſe auf,« ſagte ich zu den Geſchwiſtern, und dann ſchwiegen wir wieder, aber durch verklärte Blicke ſprachen ſelige Gefühle.

Hinter uns ſtanden die dienenden Hausgenoſſen und Gartengehülfen, denen Auguſt den ſeltnen Anblick nicht mißgönnen wollte; Sphinx wandelte ſchweigend umher, und putzte die Lichter. Allmälig entfernte ſich die Dienerſchaft, Luiſe kredenzte Wein. Leiſe ſtießen wir an, als wagten wir nicht, die heilige Tempelſtille zu entweihen; auch der alte Gärtner trank mit uns.

Die Stunden flogen; ſichtbar bogen die Strahlen der Kelche ſich zurück von den Kronen, die, ſilberne Blüthenbecher, den goldenen

Reichthum der Antheren in ſich ſchloſſen. Süßer ſtrömte aus dem tiefen Grunde des Blumenbodens der prangenden Blüthen heiliger Lebensodem als wunderbares Arom, und umfing die Sinne wie Schmeichellüſtchen des Paradieſes.

Sinnend ſah Auguſt die Blumen, die bald die höchſte Höhe ihrer unbeſchreiblichen Schönheit erreicht hatten, an, und ſagte dann weich und wehmüthig: »Schön ſeyd ihr, Blumenſonnen der Nacht, aber die Sommernacht, die euch wach küßt, nimmt eure prangende Herrlichkeit auch mit hinweg; ihr blühet, um ſchnell zu ſterben.«

»Ihr könnt noch bleiben,« ſagte er zu Luiſen und mir: »ich will jetzt gehen, jetzt, und die Erinnerung des Aufblühens mit mir hinwegtragen, vielleicht träume ich von meiner Kaktusblüthe, und einer ſchöneren noch, die in elyſiſchen Gefilden lebt und blüht, der ſich die Paſſifloren meiner Erinnerung und Wehmuth ſehnſüchtig nachranken. Gute Nacht!«

Er ging, wir ſaßen ſchweigend, fernher aus ſeinem Zimmer drangen der Harmonika melancholich-ſüße Molltöne, drang ſeine reine Metallſtimme, und die weiche, klagende Melodie des Liedes: Wie ſie ſo ſanft ruhn.

Lange ſaßen wir, Luiſe und ich, ſtumm bei einander; wie ich umblickte, bemerkte ich, daß der Gärtner hinweggegangen war, daß auch Sphinx uns verlaſſen hatte.

Luiſe ſeufzte tief; ich ergriff ihre Hand, ich wagte, ſie nach der Urſache dieſes Seufzers zu fragen.

»Ich dachte an meines guten Bruders glückliche Blüthenzeit,« antwortete ſie, »ich dachte daran, daß ſeine Lebensſonne ſich ſo früh neigt. Ich will Ihnen die traurige Geſchichte erzählen, damit Sie ihn ganz begreifen; ich weiß, Sie werden ihm Ihre Theilnahme nicht verſagen.«

Das herrliche Mädchen ließ mir willig ihre Hand, die ich gefaßt, und begann mit dem Ausdrucke des reinſten und kindlichſten Vertrauens:

»Theodore hieß die Tochter des Predigers in dem Orte, wo unſere Eltern lebten, und Auguſt faßte bald nach ſeiner Zurückkunft von der Univerſität für das aufblühende Mädchen die glühendſte Neigung. Denken Sie ſich einen Engel, jeglichen Liebreizes voll, ein Mädchen, der auf den erſten Blick jedes Herz zufliegen mußte, voll zarter Empfindung, voll

Geiſt und Gemüth, dabei den liebenswürdigſten, ſanfteſten Charakter, die Güte, die himmliſche Güte ſelbſt, denken Sie ſich Theodoren ſo, und es iſt immer nur ein ſchwaches Bild des holdeſten weiblichen Weſens, das je die Erde trug, was Sie ſich von ihr entwerfen können. Sie und ich, wir waren ein Herz und eine Seele, ſie ſtand hoch über mir in geiſtiger, wie in ſittlicher Ausbildung, aber ſie ſtieg herab zu meinen Begriffen, ſie zog mich hinauf zu ihrer Höhe, o wie vieles habe ich ihr zu danken! Sie erwiederte Auguſts zärtliche Liebe, ich war die Vertraute ihres innigen, ſeelenvollen Verſtändniſſes, ich war glücklich in der Liebe Beider. O, warum mußte ſo ſchnell dies Eden ſeliger Tage verblühen?«

»Eine Schwachheit, die aber ihren Grund in Theodorens engelgutem, gefühlvollem Herzen hatte, beſaß die Freundin, wohl mochte auch ihr zarter Körperbau dazu beitragen; ſie war allzuempfindſam, ſie konnte ohne bittern Seelenſchmerz kein Geſchöpf leiden ſehen. Schon hatte Theodorens greiſer Vater unter Freudenthränen die Hand ſegnend auf das Haupt der Verlobten gelegt, und des Brautſtandes Roſenzeit war für die glücklich Liebenden mit allen ihren wonnereichen Hoffnungen und Blüthenträumen angebrochen, als eine unglückliche Stunde wie Hagelſchlag die Flur ihrer Himmelsblüthen entblätterte, und alle ſchönen Hoffnungen vernichtete.«

»Theodore war unbedeutend krank geweſen; an einem freundlichen Sommertage ging ſie in Auguſts und meiner Begleitung zum erſten Mal wieder aus; Auguſt war ganz Freude, ganz Glück, er lief umher in dem Wäldchen, wo wir luſtwandelten, pflückte Blumen und Zweige, band uns Kränze, machte uns bald auf dieſe, bald auf jene kleine Naturmerkwürdigkeit aufmerkſam, und wir wurden immer heiterer, immer fröhlicher. Da flog plötzlich vor uns ein ſchöner bunter Schmetterling auf.«

»Ein Schiller! ein herrlicher Schillerfalter, der hat mir lange gefehlt!« rief Auguſt, und ſprang dem ſchnell fortflatternden Sommervogel nach. Nicht lange, ſo kehrte er zurück, vorſichtig, daß er die prächtigen Farben nicht verwiſche, den kleinen Gefangenen in der Hand haltend.«

»Das iſt in unſrer Gegend gar ein ſeltner Gaſt, der fehlt meiner Sammlung lange,« ſagte er, und zog die Nadel, den Schmetterling zu durchſtechen.«

»O bitte, bitte Auguſt, tödte nicht das unſchuldige, ſchöne Thierchen!« rief mit ſanften Schmeicheltönen Theodore. »Bitte, laß ihn frei!«

»Nein, nein, mein trautes Bräutchen,« antwortete Auguſt; »er muß meine Sammlung zieren, wo die ſilbergefleckte Juno aus Surinam prangt, darf die deutſche Iris nicht fehlen!«

»Auguſt, eine Fehlbitte läſſeſt Du mich heute thun?« fragte mit einer Stimme, die einen Kanibalen weich gemacht hätte, Theodore, und Thränen traten in ihre ſchönen Augen.

»Du biſt auch allzuempfindſam, meine ſüße Senſitiva,« erwiederte mein Bruder, das Kieſelherz, und hatte kein Ohr für ihre rührende Bitte. Ich wagte gar nicht, ſie zu unterſtützen; denn ich wußte, daß wenn ſie nichts über ihn vermochte, dies noch weit weniger mir gelang.

»Laß ihn frei, kaltherziger Mörder,« rief nun die aufs höchſte Gereizte, und wollte ihm den Schmetterling entreißen, in dem Augenblicke, als Auguſt die Nadel durch ſeine Bruſt ſteckte; ſie fuhr nicht geſchickt genug zu, die

Nadel verwundete ihre zarten Finger, und des ſeltenen Schmetterlings Farbenſtaub wiſchte ſich von einem Flügel.]

»Da haſt Du ihn nun,« ſchrie Auguſt unwillig, indem er den todtgedrückten Falter zur Erde warf, und Theodore, noch reizbarer durch die letzte Krankheit, erſchreckt durch den Nadelſtich und das Blut an ihrem Finger, noch mehr durch Auguſts Zorn, im Innerſten gekränkt durch ſeine Weigerung, ſtand, und wurde leichenblaß, zitterte, ſank in meine Arme, und bekam die heftigſten Krämpfe.«

»Denken Sie ſich, lieber Freund, meine Angſt. Auguſt, der nun ſein Unrecht, ach, zu ſpät, einſah, warf ſich verzweifelnd vor ihr nieder, ihre Vergebung erflehend; ſie wehrte ihn heftig ab mit der Hand, bedeckte ſich das Geſicht, weinte, ſtöhnte, ach, es war meines Lebens qualvollſter Augenblick.«

»Mit Mühe brachte ich die Kranke nach Hauſe. Ein Nervenfieber ergriff ſie, fürchterliche Phantaſieen quälten ſie. Auguſt durfte ihr nicht nahen; ſah ſie ihn, ſo wurde ihre Gemüthsbewegung zur lauttobenden Wuth. Ach, was habe ich, was hat ihr alter Vater, was hat Auguſt gelitten in jener Zeit! Laſ-

ſen Sie mich ſchnell enden. Am neunten Ta
ſtarb Theodore; ihren Vater rührte de
Schlag, er folgte ihr nach vier Tagen. — —

Kaum konnte Luiſe das Letzte ſprechen, ſ
ſchluchzte laut, ich ſchwieg, tief erſchütter
Nach einer langen Pauſe nahm die Freund
wieder das Wort:

»Auguſts Schmerz war Anfangs ſtarr; i
weinte heiße Thränen an ihrem Todtenbett
ach, mich traf ja doppelt die ſchwere Ha
des Schickſals, ich verlor die inniggelieb
Freundin, und behielt den Bruder in einem b
jammernswerthen Zuſtande. Nachdem ſich d
Ausbrüche wilder Verzweiflung, in denen
ſeine Käfer- und Schmetterlingſammlungen ze
ſchlug und zerſtörte, in denen er einige Ve
ſuche, Hand an ſich zu legen, gemacht, un
oft ſeinen Wächtern entſpringend, auf den Go
tesacker lief, und ſich auf ihrem Grabe niede
warf, den Himmel um den Tod, ihren ſelig
Geiſt um Vergebung anrufend, verfiel er
eine ſtille Melancholie, und welkte zuſehend
dem Grabe zu. Ich litt unbeſchreiblich, u
mir ſprach er immer von ihr, mich bat er, f
ihn zu beten; ihren Mörder nannte er ſich ta
ſend Mal, ihre Seele ſey verwandt gewe

mit der Schmetterlingsſeele, ja verſchwiſtert, er habe Beide ermordet. Unheilbar ſchien ſein Zuſtand, ſo lange er an dem Orte blieb, wo alles ihn an ſein verlornes Paradies erinnerte. Dringend riethen die Aerzte Veränderung, und dieſes Gut wurde vor zwei Jahren gekauft. Dieſe Angelegenheiten leitete ein alter Onkel von uns, der nun auch todt iſt.«

»Wunderbar-heilſam wirkte hier die freundliche Natur, wirkten Beſchäftigung und Zerſtreuung auf den Kranken. Aber im Anfange, als er nun ſeine Zimmer einrichtete, ſeine Naturalien aufſtellte, irrten ihn die leeren Schmetterlingskäſten. Neue zu fangen, hätte ihm das Leben gekoſtet; er konnte kein Thier tödten ſehen ſeit jenem Unglücksvorfall, und kann es noch nicht; da ſetzte er ſich hin im ſtillen Wahnſinn und ſchnitt die Falter aus ſeinen Prachtwerken.«

»Sphinx, ein Findling, den meine Eltern aufgezogen, deren eigentlicher Name Sophie iſt, mußte ihm helfen, und er gab ihr einen Schmetterlingsnamen, der zugleich den der tödtenden Parze führt, ihr und ſein trauriges Geſchäft zu bezeichnen.«

»Vergebens bat ich ihn, abzulaſſen von di
ſem troſtloſen Unternehmen, er lächelte ſtill
ſchwieg und ſchnitt aus, und als ich ihm z
dringend wurde, ſchloß er ſich mit Sphin
ein, und ihr, der Beſchränkten, machte d
heilloſe Arbeit Freude.«

»Nun hat es ſich zwar, Dank ſey dem Höch
ſten! ſehr mit ihm gebeſſert, aber kommen M
mente, die ihn ſtark ergreifen, die ihm da
Bild der Verlornen zu lebhaft wieder vor d
Seele rufen, dann giebt es wohl Rückfälle, un
meine Angſt um ihn iſt daher namenlos. Füh
er ſich einmal recht froh, hat er Jemand, m
dem er über Naturkunde und Wiſſenſchaften ſi
unterhalten kann, dann zeigt er ſeine Schätz
dann — denken Sie, dann vergißt er, da
ſeine Schmetterlinge Papier ſind; daher iſt e
bekannt werden, und er wird gemieden von d
Furcht, geſucht von der Neugierde, und a
ein unheilbar Irrer betrachtet.« —

Schweigend hörte ich, ſchweigend floſſen mei
Thränen um den Freund.

»O wären Sie doch recht lange bei uns,
ſprach Luiſe nun herzlich zu mir: »Sie, S
würden ihn tröſten, wenn er weint, ihn b

ruhigen, wenn er verzagt; er liebt Sie ſo ſehr!«

»Und Sie, theuerſte Freundin, würden Sie lange den faulen Gaſt ertragen, würde ich Ihnen nicht zur Laſt werden, und — himmliſches Mädchen, wenn ich nun bliebe in Ihrer ſeligen Nähe, wenn nun lauter und lauter ein Gefühl für Sie in meinem Herzen ſpräche, das Ihre Tugend, Ihre Anmuth, Ihr ſüßer Liebreiz entzündet, laſſen Sie mich es ausſprechen in dieſer ſchönen, feierlichen Stunde, Luiſe, wenn ich mehr als ruhige Freundſchaft für Sie fühlte, wie würden Sie den Armen, Unbemittelten, Titelloſen, der nichts hat, als etwa ſein Bischen Wiſſen und ſein Bischen Kunſt, wie würden Sie — «

»Stille,« fiel ſie freundlich lächelnd ein, und drückte mir ihre Flaumenhand auf den Mund. »Stille,« ſetzen Sie ſich nicht herab, Sie haben ein reiches Herz, der Freund meines Bruders wird ewig mein Freund, wird mein Bruder ſeyn, und für Verkanntwerden ſey ihm nicht bange!«

»O göttliche Freundin!« rief ich entzückt, und ſchloß ſie in die Arme, und heiß und ſüß brannte ihr kuſſiger Mund auf dem meinen.

Nahe war Mitternacht, trübe flimmerten die Lämpchen in den ſchlummernden Mimoſenbäumen. Wundervoll entfaltet ſtanden nun die drei Kaktusſonnen in ihrer herrlichſten Blüthenglorie. Tief hinab in des Blumenbodens grünen Grund konnten wir ſchauen, wie in ein enthülltes, ſüßes Geheimniß. Meinen Arm gelegt um Luiſens Alabaſternacken, tändelnd mit dem weichen Gelock ihres vollen braunen Haares, haltend am hochklopfenden Herzen ihre rechte Hand in meiner linken, ſtand ich vor den Blumen, ſtillſelig und ſtillbetrachtend.

So ſchnell wie dieſes Nachtkindes Strahlenblüthen hatte ſich meine Liebe erſchloſſen, und Luiſens Herz bürgte mir für eine ſchönere Dauer. Hoffnung leuchtete ja hell im Grunde des Silberkelchs.

Und heißer, inniger drückte ich das bebende Mädchen an mein glühendes Herz; der Kaktusblüthen Perubalſamduft, — gemiſcht mit dem Arom, das den ſchneeweißen Blüthen der baumartigen Datura entſtrömte, mit dem Wohlgeruch des gefüllten Jasminum Sambac, mit dem Düfteſtrom, den von Magnolien- und Orangenbäumen der laue Weſt aus dem Garten herein trug, — wiegte meine Sinne in eine ſüße Betäubung; ich wollte Luiſen nicht mehr aus meinen Armen laſſen. Horch, da klang über uns ein wunderbarer Ton, wie ein Lufthauch über einen Schlüſſel. Wir blickten empor, aus den Blättern eines ſchönen Baumes ſchien es zu kommen.

»Ach,« rief Luiſe, »das iſt die Hernandia sonora, die tönende Hernandie. Mein Bruder hat ſie noch nicht lange, es iſt die reife Nuß, die dieſen Laut von ſich giebt, wenn Luftzug ſie berührt. Uns ſey der Ton ein Ruf des Scheidens, es iſt ſchon ſpät, ſehen Sie die blühende Kaktus ſich noch einmal an, morgen finden Sie die Blüthe nicht mehr.«

»Morgen,« rief ich ihr zu:

„Morgen liebe, was bis heute
„Nie der Liebe ſich gefreut,
„Was ſich ſtets der Liebe weihte,
„Liebe morgen, wie bis heut!“

»Nur noch einen kleinen Gang durch den Garten, Geliebte,« bat ich ſie, und ſie reichte mir ſchweigend den Arm.

Hell und herrlich ſtrahlte Selene, Thau funkelte an den Blättern und Blumen, heiliges Schweigen lag über Flur und Hain.

Da ſchloſſen wir innig und feſt der Herzen Bund, da unter den Pinien und Laburnumbäumen ſchwuren wir uns ewige Liebe, und die Blätter ſäuſelten, und die Blumen des Gartens, unſrer Gelübde ſtille Zeugen, nickten halbträumend uns zu.

Stillweinend lag Luiſe an meiner Bruſt, als wir, ohne daß wir es gewollt hatten, an Theodorens Urne ſtanden. Da knieten wir nieder auf den Stufen des Monuments, da beteten wir um eine frohe glückliche Zukunft, beteten für des Bruders Wohl und Geneſung, und feſt umſchlungen blickten wir hinauf zu den Sternen, zu den geahneten Wohnſitzen der ſeligen Geiſter.

Reiner und himmliſcher Gefühle voll gingen wir dem Hauſe zu; noch ein minutenlanger Kuß, noch ein »Schlaf wohl, Geliebter! Träume ſüß, Geliebte!« und Luiſe verſchwand in ihr Zimmer.

Und wieder ſtand ich einſam am Fenſter meiner Stube, und blickte hinaus in die duftige Sommernacht, in die Mondſcheinpracht und in den Garten unter mir, voll Blumen und Thauglanz, und überdachte mein Schickſal. Hätte ich geſtern geahnet, was heute geſchah? So kommt oft unverhofft das Glück mit der günſtigen Stunde, und mir hatte ſie heute das Höchſte gebracht, hatte, eine Himmelsblume, der Liebe Silberkelch erſchloſſen, und mich daraus mit Nektar getränkt.

Am andern Tage bekannte ich Auguſt meine Liebe zu Luiſen, er ſchloß mich freudig in die Arme, er rief die Schweſter, küßte und ſegnete uns. — —

Und ſo that ich denn, wie Auguſt geſagt; ich gab meine magre Collaboratorſtelle am ***r Gymnaſium auf, und zog nach Zehren, wo bald Luiſe meine glückliche Gattin wurde. Wir tragen den Bruder auf den Händen, er wird immer heiterer, und wir hegen die freudige Hoffnung, ihn bald von allen Wunden geheilt zu ſehen, die ein trübes Geſchick ihm ſchlug.

Sphinx heißt wieder Sophie, aber ſie iſt noch nicht anders geworden, ſie übt ſich, die Phyſiognomien der drei Parzen in der Menagerie zu ſilhouettiren.

Willſt Du mich nun, vielgeliebter Leſer, in meinem Glücke beſuchen, willſt Du unſre

Sammlungen, unſre Menagerie, unſer
herrlichen Garten ſehen, ſo biſt Du freundlic
eingeladen, aber brich im Garten keine Blum
hüte Dich, in Auguſts Gegenwart, au
zarter Schonung, den Farbenſtaub vo
den Flügeln eines Schmetterling
zu ſtreifen. —

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Die Babenberger. Hiſtoriſche Skizze aus dem erſten Jahrzehend des zehnten Jahrhunderts . . . 5

Der Mönch. Ein Nachtſtück 99

Der Naturforſcher. Ein Phantaſieſtück . 121

Liebenſtein und Altenſtein.

Ein Fremdenführer.

Druck und Verlag des Verlags-Comptoir in Gotha.
1842.

Das

Mineralbad Liebenſtein,

ſein

Kaltwaſſer-Heilanſtalt

und ſeine

Umgebungen.

Druck und Verlag des Verlags-Comptoir in Gotha.
1842.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

Einleitung.

Ueber die Gefilde Liebenſteins hat die liebende Natur das Füllhorn ihrer unnachahmlichen Reize ausgegoſſen, und dem mit Sinn für ihre reinen Freuden begabten *Geſunden* erfüllen dieſe Gefilde mit Entzücken, dem *Kranken* fächeln ſie im balſamiſch-kräftigenden Wehen der Waldluft, Hoffnung, Stärkung und Geneſung zu, mag er ſich nun nach ſeines Arztes wohlgeprüftem Rath der mit heilſamen Mineralen geſchwängerten Quelle trinkend und badend anvertrauen, oder von der faſt chemiſchreinen Kryſtallfluth, die dem Granitſchoos des Hochgebirges entquillt, ſich belebend umwogen laſſen und ſich jener Kaltwaſſer-Kurmethode ganz hingeben, die ſchon ſo vielen Leidenden Geſundheit und Lebensfrohmuth wiedergab.

Sollte Liebenſtein, abgeſehen von der Quelle, nur im Bezug auf ſeine Lage und ſeine Naturſchönheiten verglichen werden mit irgend einem andern deutſchen Bade, ſo wäre dies nur das heitre Baden-Baden, wenn auch des letztern noch günſtigere ſüdliche Lage es in einer Hinſicht bevorzugt. Hier iſt freilich nur ein Dorf, wo dort eine Stadt, ein Kurhaus, wo dort ein Fürſtenſchloß, und in der Nähe nur die beſcheidne Werra, wo dort der breitfluthende Rhein, aber der äußere Charakter der Gegend gleicht ſich im Ganzen, was dort der Schwarzwald, iſt hier der Thüringerwald mit nicht leiſerm Sagenharfenrauſchen deutſcher Romantik. Auch dort, wie hier eine Burgtrümmer, maleriſch das Ruinengemäuer über den Baumkronen des dicht hinter dem Ort aufragenden Waldberges emporſtreckend, auch dort wie hier einladende Partien in Nähe und Ferne. Aber hier wohl größere Billigkeit, minderer Luxus, minderer Anreiz zur Befriedigung verderblicher Leidenſchaften, daher mehr geeignet für ein Gemüth, das im Genuß edler Freuden Befriedigung findet, und in ſelbſterwählter Zurückgezogenheit im kleinen freundlichen Kreiſe ſich ſchnell befreundender Menſchen hier neue Kräfte zu verjüngter Thätigkeit ſammeln will. Jeder billigen Anforderung nach Kräften zu entſprechen, iſt das Bemühen der Badedirection wie des Badewirthes, und wenn der gewährte Comfort auch nicht der Verwöhnung eines allzuweichlichen Luxus entſpricht, ſo wird ſich doch kein Gaſt den Entbehrungen jener Badeanſtalten ausgeſetzt ſehen, in denen anfangs faſt nichts vorhanden war, als das Waſſer, und die dennoch von Gäſten wimmelten, weil die allmächtig gebietende Stimme der Mode und der noch allmächtigere Trieb nach Heilung und Geneſung ſie dort verſammelte.

Die Lage des Ortes ſichert denſelben gegen die rauhen Nord- und Oſtwinde, ſo daß alle klimatiſchen Vortheile des Gebirges ohne deren Nachtheile geboten ſind.

Endlich bietet die Gegend von Liebenſtein dem Naturforſcher nach allen drei Reichen hin vielfache Ausbeute für entomologiſche, botaniſche, oryktologiſche und geologiſche Sammlungen dar.

In dieſen Blättern ſoll das Geſchichtliche des Ortes und Bades, neben der betreffenden Literatur zuerſt überſichtlich berührt, dann eine Schilderung von beiden in der Gegenwart gegeben werden.

Die nahe Umgebung mit der Burgruine, mit dem herzoglichen Sommerſchloß Altenſtein und ſeinem umfangreichen Naturpark, der großen Höhle u. ſ. w., bietet dann der Betrachtung manches anziehende Bild, und endlich leitet der Führer allen intereſſanten Punkten der Umgegend in größern Ausflügen zu.

Dieſer Punkte, an die ſich ein pittoreskes, naturhiſtoriſches, geſchichtliches oder romantiſches Intereſſe knüpft, ſind ſehr viele, und die meiſten ſind ohne Anſtrengung erreichbar, ſowie überhaupt dem Kurort nach allen Richtungen hin durch gute Kunſtſtraßen Verbindung nach außen gewährt iſt.

Freilich kann und ſoll hier keinem jener Punkte eine weitläufige Schilderung gewidmet werden, man will mehr auf dieſelben aufmerkſam machen, als ſie beſchreiben. Endlich empfängt der eigentliche Badegaſt eine ihm frommende Zugabe: Preiſe der Logis, der Lebensmittel, der Bäder, der Wagen und einen Poſtbericht.

Geſchichte und Literatur.

Das heutige Dorf Liebenſtein hieß in frühern Zeiten Surborn (Sauerbrunnen), ein Name, den ihm ſeine, den Umwohnern längſt bekannten, heilkräftigen Quellen verſchafften, und der noch bis heute im Namen des an Liebenſtein unmittelbar anſtoßenden Dörfchens Sauerbrunns-Grumbach fortklingt, zum Unterſchied vom Hofe (Unter-) Grumbach zwiſchen Altenbreitungen und Barchfeld. Beide danken ihren Namen dem Bache gleichen Namens. Das erſtere Grumbach iſt von höherm Alter, als Liebenſtein, ja es iſt wahrſcheinlich, daß die Quelle zunächſt Anſiedelung veranlaßte, doch mögen wohl auch einige zur Burg Liebenſtein gehörige Gehöfte vorhanden geweſen ſein.

Dieſe Burg, auf einem maleriſchen Felſen wie ein Adlerhorſt thronend, gehörte einem Zweige des alten und weitverbreiteten fränkiſchen Geſchlechts, der Freiherren von Stein, der ſich nach ihr nannte und ſchrieb, und auch Schloß Altenſtein, ſowie ein Schloß in Barchfeld beſaß. Da Burg Liebenſtein ſpäter als Altenſtein erbaut ward, hieß es auch der neue Stein, Novum castrum. Ein in den Trümmern aufgefundenes Ritterſiegel zeigt das Stein'ſche Wappen und die Umſchrift LEVIN STEIN ZVM LIENSTEIN. Ein ſpäterer Beſitzer der Burg war **Asmus von Stein**, Lehensmann Herzog Johann Friedrich des Mittleren, der ihm, bei Verluſt ſeiner Lehenspflicht, befahl, eine Anzahl Reiter anzuwerben, die Johann Friedrich zur Abwehr gegen die Reichsexecutions-Armee mit verwenden wollte, welche gegen ihn, als Schützer der geächteten Ritter, Wilhelm von Grumbach, Wilhelm von Stein u. A. heranzog. Nachdem die Kataſtrophe ſeines tragiſchen Geſchickes den unglücklichen Herzog von Gotha erreicht hatte, wandte ſich der Zorn des ſtrengen Reichsachtexecutors, Kurfürſt Auguſt von Sachſen, auch auf jenes Vaſallen, und obſchon Asmus von Stein nur ſeiner Lehenspflicht treu geblieben war, wurde er doch von einem Theil des Heeres, das Gotha belagert hatte, überzogen. Drei Monate lang wehrte ſich Asmus, endlich wurde Liebenſtein im Jahre 1567 erſtürmt und zerſtört, wobei wahrſcheinlich der Ritter ſein Leben einbüßte. Auch Asmus 5 Söhnen wurde ihr Lebenserbe entzogen, und ſie erhielten daſſelbe erſt nach fünf Jahren zurück. Hermann von Stein reſtaurirte die Burg und ſie blieb noch über ein Jahrhundert bei der von Stein'ſchen Familie, bis 1673 die Liebenſteiner Linie ausſtarb, und das Schloß gänzlichem Verfall überlaſſen wurde. Als eröffnetes Lehen fiel das Gericht Liebenſtein mit der Burg an Herzog Ernſt den Frommen von Gotha. Schon deſſen Vetter, Johann Caſimir, Johann Friedrich des Mittlern **Sohn**, hatte, nachdem er ſich öfter des Geſundbrunnens in Kiſſingen bedient, den ihm angerühmten Liebenſteiner Sauerbrunnen ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und 1610 Hermann von Stein veranlaßt, die Quellen mit Zuziehung eines Medicus, prüfen zu laſſen. Der letztere, Dr. Megebach aus Meiningen, fand bereits Rudera alter Faſſung der Quellen, und hörte von den Anwohnern, daß der Brunnen ſeit undenklichen Zeiten zum Trinken gebraucht worden ſei. Einem alten, in der Hauptquelle liegenden, ocherüberzogenen Weidenſtock wurde von den Landleuten die beſondere Heilkraft zugeſchrieben, und ſie ſahen ſehr ungern, daß dieſer Stock entfernt wurde.

Man führte viel übelriechenden Moraſt aus, und entdeckte 12 Schuh tief auf kieſigem Grunde etliche Quellen reinen Sauerwaſſers. Megebach fand dieſes ſtärker als das Kiſſinger, und ſchwächer als das Pyrmonter. Hermann von Stein und Amtmann Breithaupt auf Schloß Tenneberg erhielten nun Befehl zum Baue einer Brunnenfaſſung, zu der im Jahr 1614 aus dem Amte Salzungen 40 Fuder Steine angefahren wurden.

Bereits im Jahr 1610 erſchien die erſte Schrift über Liebenſtein, ein Tractat von 16 Bogen, unter dem Titel: D. O. M. A. Tractatus medicus physicus und Historia des vortrefflichen Casimirianiſchen Sauerbrunnen unter Liebenſtein, nicht fern von Schmalkalden gelegen ꝛc., deren Verfaſſer der Director des Coburger Gymnaſiums war, Dr. Andreas Libavius.

Zwei Jahre ſpäter wurde die nun überbaute Hauptquelle nochmals beſichtigt, und zugleich ein Brunnenmeiſter zum Reinhalten derſelben und zum Füllen der Krüge beſtellt, und der Brunnen von der Herrſchaft gebraucht, ſowie 1619 vom Fürſten Ludwig von Anhalt. Schon hob ſich der Ruf der Quelle, aber der dreißigjährige Krieg hemmte ihr Aufblühen, es konnte kein Waſſer mehr verſandt werden, und ihr fürſtlicher Protector ſtarb noch vor dem Ende jenes verderblichen Kriegs. Lange bedienten ſich nun wieder ausſchließlich die Umwohner des heilſamen Sauerwaſſers, die ſichernde Ueberdachung verfiel, der Brunnen lag unbedeckt, nur mit einem Zaun umgeben, und die Quellen waren blos in hölzerne Kübel gefaßt. Erſt hundert und acht Jahre nach ſeinem erſten Aufblühen, lenkte der Fürſtlich Heſſen-Kaſſeliſche Leibmedicus Dr. Waldmann die öffentliche Aufmerkſamkeit wieder auf den Geſundbrunnen in einer Schrift: Kurzer Bericht von dem Liebenſtein'ſchen Sauerbrunnen, welche zu Meiningen 1718 erſchien. Burg und Amt Liebenſtein war nämlich bei der Theilung unter den Söhnen Herzog Ernſt des Frommen mit dem ganzen Meiningiſchen Unterland an Herzog Bernhard I. gefallen. Dieſer überließ es wiederkäuflich dem Heſſen-Kaſſeliſchen Kammerrath Waldenberger zu Schmalkalden, und verpfändete es ſpäter, 1702, dem Hofrath Fr. Trier, welcher auch das nahe Glücksbrunn beſaß, für 20,000 Thaler. Von Trier gelangte Liebenſtein noch als Pfand an deſſen Schwiegerſohn, den Hof- und Kammerrath Fr. Albr. von Fiſchern, der es 1710 von Herzog Ernſt Ludwig käuflich als Eigenthum erwarb, und als nachheriger Geheimer

Hofrath und Oberamtmann das neue Schloß (das jetzige Kurhaus) erbaute, die Kirche reparirte, als Patron einen eignen Pfarrer berief, und ſich überhaupt um den Ort ſehr verdient machte. Er fand die beſte Quelle in einem ovalrunden mit Kupfer beſchlagenen und mit einem eiſernen Gitter verſehenen Zuber, die übrigen drei oder vier mehr ocherhaltigen Quellen waren in ein andres viereckiges, 4 Schuh tiefes Gefäß gefaßt. Nun überbaute Herr von Fiſchern den Hauptbrunnen mit einem rothen ſechseckigen Häuschen, ließ eine von ihm in der Nähe neuentdeckte Quelle von nicht minderm Gehalt faſſen und mit einem Schirm bedecken, richtete Wohnungen für Gäſte ein, und beſtellte den Schullehrer des Ortes zum Aufſeher. Dem Sohne Bernhard I., Herzog Ernſt Ludwig, widmete Dr. Waldmann ſein Schriftchen, nannte den Sauerbrunnen ein Kleinod, und ſchlug vor, dieſem den Namen des Erneſtiniſchen zu geben. Waldmann hatte bereits 1675 als Schmalkaldiſcher Arzt den Brunnen und deſſen edle Kräfte kennen gelernt, und ſich für denſelben bei den Beſitzern thätig verwendet. Bald darauf erſchien in den Breslauer Annalen, 1722, eine Mittheilung über die Quelle vom Licentiaten H. Ch. Winter, Phyſicus zu Suhl, durch welche der Fürſtlich Sächſiſch-Eiſenachiſche Hofmedicus und Stadt-Phyſicus, Dr. Johann Storch, Urgroß-vater des beliebten Dichters und Novelliſten Dr. Ludwig Storch in Gotha, ſich angeregt fühlte, die Quelle chemiſch zu prüfen, auch dieſelbe durch den berühmten Dr. Hoffmann, Königlich Preußiſcher Hofrath, Leibmedicus und Profeſſor zu Halle, den jede leidende Leſerin mindeſtens durch ſeinen ſchmerzſtillenden Liquor, die weltberühmten Hoffmannſchen Tropfen, kennt, prüfen zu laſſen, und das günſtige Reſultat dieſer Prüfungen nebſt den gemachten Erfahrungen in einer Schrift niederzulegen: Hiſtoriſch und Practiſche Observationes von dem Liebenſteiner Sauerbrunnen ꝛc. Meiningen, 1727, die er dem Geheimen Hof- und Kammerrath von Fiſchern dedicirte. In dieſer Zeit und auf ſolche Empfehlungen hin mehrte ſich der Fremdenbeſuch, wie der beſſere Anbau des Ortes; die Herzoge von Meiningen, von Gotha und von Eiſenach beſuchten Liebenſtein mit ihrem Hofſtaat, und ſchon 1715 begnadigte Herzog Ernſt Ludwig Liebenſtein mit der Marktgerechtigkeit und erhob den Ort zum Dorfflecken.

Neunzig Jahre blieb Liebenſtein im Beſitz der von Fiſchernſchen Familie. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts lenkte der ſehr verdienſtvolle, noch heute unvergeſſene Arzt, Dr. Fr. Jahn in Meiningen, von neuem die Aufmerkſamkeit ſeines Fürſten, des Herzogs Georg, auf Liebenſtein, und zwar in ſeinem „Verſuch einer populären Arzneikunde," darin er ſagte: „Vielleicht wendet ſich bald der Alles überſchauende Blick des Herzogs auf dieſes verwaiſte trauernde Oertchen. Vielleicht, daß er dem guten Willen und allgemeinem Wunſche bald Nervenkraft und Realität giebt. Kein Wiesbaden, Schwalbach und Ems war der Kultur ſo ſehr werth, als Liebenſtein." Der Herzog brauchte das Bad mit günſtigem Erfolge, und erfaßte mit der ihm eignen Genialität den Gedanken, im eignen Lande ein heilkräftiges Bad zu beſitzen, dem die Natur, vor vielen Andern es bevorzugend, tauſend Reize lieh. Wenige Jahre zuvor, 1791, hatte der Herzog mit dem Fürſten Leopold Friedrich Franz von Anhalt=Deſſau Kiſſingen beſucht, und ſelbſt dort ſeinen hohen Sinn für landſchaftliche und Naturſchönheiten bethätigt, indem er auf dem Gipfel der weſtlichen Anhöhe ein Cabinet und eine halbrunde Steinbank anlegen ließ. Er nahm nun den Brunnen in Pacht und ſchon im darauffolgenden Sommer ſah Liebenſtein einen glänzenden Cirkel von notabeln Brunnengäſten, auch der Herzog Georg innig befreundete Herzog Karl Auguſt von S. Weimar weilte in dem Kreiſe, der das Bad belebte.

Am 1. März des Jahres 1800 erkaufte und ertauſchte Herzog Georg Liebenſtein mit allem Zubehör für die Kaufſumme von 110,000 Gulden, und zog es in den Kreis ſeiner ſchöpferiſchen Anlagen, mit denen er die Reize der Natur dieſer arkadiſchen Gefilde durch die Kunſt verſchönerte, ſie genußreicher und zugänglicher machte. Ein ſchöner Plan nach dem andern wurde für Liebenſtein entworfen, und der erſte von J. Matth. Bechſtein und Bierling redigirte Jahrgang des Herzogl. Sch.-Meiningiſchen jährlichen gemeinnützigen Taſchenbuchs 1801 brachte ſchon die Anſicht eines neu projectirten Gaſthauſes, die des neuen Schloſſes mit projectirten Anbauten, die des Brunnengebäudes, des Comödien- und Badehauſes, nebſt betreffenden Grundriſſen, ein hübſches Bild der Ruine, einen geometriſchen Plan des Schloſſes und Sauerbrunnens zu Liebenſtein nebſt der Umgebung und eine kurze Geſchichte der Quelle von Dr. Panzerbieter, verbunden mit der chemiſchen Analyſe des Säuerlings vom Profeſſor Dr. Göttling in Jena. Zum bewundern viel war im Lauf eines Jahrs geſchehen, und wenn auch nicht jeder Plan analog der urſprünglichen Idee ausgeführt wurde, ſo brachte dagegen die Folgezeit noch manches ungleich ſchönere neue Gebäude, während auch die Hauſer der Dorfbewohner ſich mehrten, oder zum Theil abgebrochen und auf herrſchaftliche Koſten ſchöner und gefälliger aufgebaut wurden, womit bereits 1800 der Anfang gemacht ward — und zur Aufnahme von Badegäſten, die im Kurgaſthauſe kein Unterkommen finden konnten, oder für ſich leben wollten, eingerichtet wurden.

Schon auch fand Liebenſtein einen Sänger. Friedrich Sickler, ſpäter als Archäolog rühmlichſt bekannt geworden, edirte eine große Zeichnung des alten Bergſchloſſes, und gab, von der Muſe Neubecks begeiſtert, ein Gedicht in wohlklingenden Hexametern heraus, betitelt: Der Gesundbrunnen Liebenstein. Gotha, 1801, und dem Herzog Georg, dem Beschützer der Quellen und Stifter der gesellschaftlichen Freuden in Liebenstein gewidmet. Dem Gedicht iſt eine Anſicht des Hohlenſtein beigefügt.

Der zweite Jahrgang des genannten Taſchenbuchs brachte neben dem Bilde des Schloſſes Altenſtein und einiger Partien des Altenſteiner Naturparkes eine Anſicht vom Bad Liebenſtein mit der Ruine, dann die des Erdfalles, und als Anhang zwei Anſichten des Innern der großen Höhle bei Glücksbrunn, einen Grundriß und eine kurze Beſchreibung derſelben von Herzog Georgs eigner Hand.

Auf Anregung dieſes vortrefflichen, für Naturſchönheit, Freundſchaft und edle Geſelligkeit glühenden Fürſten ſammelte J. M. Bechſtein ein eignes Liederbuch: Lieder zur Erhöhung geſellſchaftlicher Freuden, vorzüglich im Bade zu Liebenſtein, Meiningen, 1802, das er mit einer Vorrede begleitete, aus welcher eine Stelle hier ſtehen mag, weil ſie noch heute, nach 40 Jahren, immer noch eine Wahrheit ausſpricht:

„daß die gebildete Welt zu wenig ſingt, das darf ich ohne Unart öffentlich ſagen, und daß ſie dem guten Luther grundfalſch auslegt, wenn ſie glaubt, er habe mit dem Geſange nur Opernmuſik, oder das Girren einer einſamen Seele am Clavier gemeint. Mag ſich das Vögelein im Bauer die Langeweile vertreiben, weil es in den Waldgeſang nicht einſtimmen kann; aber der geſellige Menſch muß geſellig aus froher Kehle im Chor ſingen, wenn die Harmonie die Wirkung des Weines und der geſelligen Freude bei ihm erhöhen ſoll.“

Selbſt die Melodien für Clavier wie für Blasinſtrumente wurden beſchafft, und es belebte die Kreiſe jener Zeit im Bade wohl ein lebendiger friſcher Geiſt, fern von vornehmer Abgeſchloſſenheit und Mediſance.

Der Liederauswahl allgemeinern Inhalts von bekannten Verfaſſern ward eine Reihe eigens für Liebenſtein gedichteter Bade- und Geſundheitslieder hinzugefügt, und ein heitrer Dichterkreis ſtimmte zur Freude des guten Herzogs ſein Saitenſpiel. Reinwald, Schillers Schwager, († als Hofrath und Bibliothekar in Meiningen) Dr. Reinecke, Bechſteins Schwager († als Gymnaſialdirector in Coburg), Friedrich Sickler († als Conſiſtorialrath und Gymnaſialdirector in Hildburghauſen), A. Vulpius († als Rath und Bibliothekar in Weimar), Georg Emmrich († als Conſiſtorialrath und Oberhofprediger in Meiningen) und Andere dichteten dieſe Lieder.

Der Herzog, überall anregend und fördernd, übernahm nicht nur die Ueberwachung der Oeconomie und Wirthſchaft, ſondern ſorgte auch für reichen Wechſel der Unterhaltung der Badegäſte durch Schauſpiele, Bälle, Maskeraden, Luſtpartien u. dgl.

Aber kaum war das Jahr 1803 mit ſeinen Badefreuden vorübergerauſcht, ſo ſtarb Herzog Georg, und die Trauer, die ſein ganzes Land theilte, hing auch über Liebenſtein ihren Flor. Doch die verwittwete Herzogin Luiſe Eleonore, welche für ihren minderjährigen Sohn, den Herzog Bernhard, als Obervormünderin und Landesregentin das Scepter führte, ſetzte im Geiſt ihres verewigten Gemahls die Bauten und Verſchönerungen zu Liebenſtein wie zu Altenſtein fort, und das Bad erfreute ſich bald eines ausgebreiteten Rufes und jener wechſelnden Frequenz, welche Zeitverhältniſſe theils, theils Kurmethoden beſtimmen. Die regierende Herzogin begünſtigte das neuerſtandene Bad, und brachte dort mit ihren fürſtlichen Kindern faſt jeden Sommer einen Theil der Saiſon zu.

Einen abermaligen Sänger fand Liebenſtein in J. C. Ihling († als emer. Profeſſor in Meiningen. Seine Gedichte über den Geſundbrunnen erſchienen 1804).

Friedrich Moſengeil, der ſinnig gemüthvolle Dichter, des Herzogs Erzieher († als Conſiſtorialrath in Meiningen) ſchrieb: Das Bad Liebenſtein und ſeine Umgebungen, Meiningen, 1815, worin er auf poetiſch-belehrende Weiſe den Fremden mit allem Schönen und Freundlichen, was das Bad und deſſen Umgebungen bieten, bekannt macht und die chemiſche Unterſuchung der eiſenhaltigen Sauerquelle (an Ort und Stelle 1812 durch den berühmten Chemiker Dr. Joh. Barth. Tromsdorf) hinzufügt. Später ließ er noch einmal daſſelbe anſprechende Büchlein, vermehrt mit einer Novelle unter dem

Titel: Liebenſtein und die neuen Arkadier. Naturgemälde und Erzählung, Frankfurt a. M. 1826, erſcheinen

Der Geburtstag der Herzogin Mutter, der 11. Auguſt, war jedesmal ein volksfeſtlicher Freudentag, an welchem aus der Umgegend nach Liebenſtein eilte, wem es irgend nur vergönnt war. Man pilgerte wie nach einem Mecca und Medina nach Liebenſtein und Altenſtein, und gab ſich den gebotenen Natur-, Tafel-, Theater- und Ballfreuden mit voller Seele hin, je nachdem Alter und Stimmung zu einem oder mehrern hinzogen. Oft gaben recht gute Schauſpielergeſellſchaften dort Vorſtellungen, oft beſchloß verſchönend den Freudenabend ein Feuerwerk, und faſt jedesmal eine glänzende Illumination des dicht hinter dem Kurhauſe liegenden Erdfalles, dieſer wundervollen Grottenpartie, in welcher das Gefunkel vieler hundert Lämpchen das Laubdunkel der hohen Bäume wie magiſcher Sternenſchimmer niederglänzte. Dazu Muſikklänge von der Felſenterraſſe, oder aus dem Grottendunkel, und eine belebte aber nicht laute Menge, in welcher jeder Einzelne ſich gern dem reinen und ſchönen Eindruck fühlend hingab, den dieſes alles auf das Gemüth hervorbringt. Und dabei wandelte immer Herzogin Luiſe wie eine Mutter unter ihren Kindern, unter dem ihr mit dankbarer Liebe und Verehrung zugethanem Volke. So blieb es lange Zeit. Und auch nachdem die Prinzeſſinnen Töchter vom Mutterherzen hinweg und in die Ferne gezogen waren, Herzog Bernhard die Regierung angetreten hatte, blieben immer Liebenſtein und Altenſtein die gern zum Aufenthalt während einiger ſchönen Sommermonate gewählten ländlichheitern Aſyle des Fürſtenhauſes. Treulich pflegte und pflegt noch immer Herzog Bernhard des Vaters ſchöne Schöpfung, und ſo iſt bis heute noch Liebenſtein das idylliſch-heitre Tempe am Schoos des Thüringerwaldgebirgs geblieben, anziehend durch die Kraft ſeiner Quelle, durch die Romantik ſeiner Ruine, durch die Lieblichkeit ſeiner Promenaden und Grotten und dem ganzen harmoniſchen Charakter ſeiner Umgebung.

Der als ärztlicher Schriftſteller bekannte Geh. Hofrath und Hofmedicus Dr. J. H. Schlegel zu Meiningen, Brunnenarzt zu Liebenſtein von 1824 an bis zu ſeinem 1839 erfolgten Tode, widmete dem Bade eine beſondere Monographie: Die Mineralquelle zu Liebenstein. Meiningen, 1827, die er ſpäter in den 12. Theil ſeiner Materialien für die Staatsarzneikunde aufnahm. Sie iſt mit gerechter Würdigung der Vorgänger und in einem wiſſenſchaftlichen Geiſt geſchrieben.

Außer dieſer Monographie und den bereits angeführten Büchern iſt Liebenſteins noch in vielen andern Schriften gedacht, und Ort und Bad mehr oder minder ausführlich geſchildert: In von Hoff und Jacobs: Der Thüringerwald. II. Band. Gotha 1807.

C. J. Walch († als Superintendent zu Salzungen) Hiſtoriſche, ſtatiſtiſche, geographiſche und topographiſche Beſchreibung der Königl. und Herzogl. Sächſiſchen Lande u. ſ. w. Nürnberg 1811.

Dr. Carl Herzog: Taſchenbuch für Reiſende durch den Thüringerwald. Magdeburg, 1832.

Profeſſor Dr. H. Wackenroder: Chemische Untersuchung der Mineralquelle zu Liebenstein im Herzogthum Sachsen-Meiningen. Beſonderer Abdruck aus dem neuen Jahrbuche der Chemie und Physik. Band V. 1832. Heft 9. und ſpäter im Journal für praktiſche Chemie IX., 4.

Profeſſor Dr. H. L. W. Völker: Das Thüringerwaldgebirge in phyſiſchen, geographiſchen, ſtatiſtiſchen und topographiſchen Verhältniſſen geſchildert. 1836.

Ludwig Beschstein: Wanderungen durch Thüringen. (III. Section des malerischen und romantischen Deutschlands. Leipzig. o. J. unter Andern mit Anſichten von der Burgruine Liebenſtein, der großen Höhle und des Schloſſes Altenſtein.

Ludwig Storch: Wanderbuch durch den Thüringerwald. Ilmenau, 1841.

Vom ärztlichen und phyſicaliſchen Standpunkt aus haben von Neuern Friedrich Jahn, Panzerbieter, Heim, Göttling, Hufeland, Trommsdorf, Ferdinand Jahn, Oſann und Wackenroder über Liebenſtein geſchrieben.

Alle Schriftſteller erkennen willig die Heilkraft der Quelle, die Reize der Gegend und alles das Liebe und Freundliche an, das Liebenſtein auszeichnet.

Da an vielen geeigneten Orten Deutſchlands nach dem Vorbilde in Gräfenberg Kaltwaſſerheilanſtalten errichtet wurden, ſo ward der günſtige Moment nicht verſäumt, auch Liebenſtein die Vortheile einer Heilanſtalt zu gewähren, die Vielen zum Bedürfniß geworden, Vieler Hoffnungen erfüllte, viele Leiden beſeitigte.

Der Herzog ſcheute keine Koſten, und im Jahr 1840 wurde mit Benutzung der überaus günſtigen Oertlichkeit die Anſtalt in das Leben gerufen, deren nähere Beſchreibung unten folgt, ſie hatte ſich ſchon im Anfang erwünſchter Frequenz zu erfreuen.

Gegenwart.

Der Kurort Liebenstein.

Freundlich liegt Liebenſtein am Fuß ſeines bewaldeten Ruinenberges, und blickt recht einladend mit ſeinen netten und reinlichen Häuſern aus dem Grün vielfacher Baumgruppen dem nahenden Fremdling entgegen. Maleriſche Felſenpartien zur Linken, leuchtende Wieſen im Vorgrund, die Ferne durch Thüringerwaldberge geſchloſſen, ruht mitten in einer großartigen Natur der Kurort wie ein reizendes Idyll, das eines göttlichen Dichters Laune in ein erhabenes Epos verwebte.

Das Dorf Liebenſtein liegt 1031 Fuß über der Meeresfläche, und zählt mit Obergrumbach 800 Einwohner in 130 Häuſern. Neben dem Feldbau, der Viehzucht und einigen andern Handwerken, treiben die meiſten Einwohner, ſo weit ſie nicht ihre Nahrungsquellen durch das Bad beziehen, Schloſſer- und Meſſerſchmiedearbeit. Beide Orte ſind Filiale von Schweina. Liebenſtein bildet ein eignes Forſtdepartement mit 32483 Acker Waldungen, auch iſt daſelbſt eine Poſthalterei und eine Hofgärtnerei.

Wo der Ort Obergrumbach endet, beginnt eine Allee neben der ſich rechts eine Reihe freundlicher Häuſer, meiſt in holländiſchem Geſchmack erbaut, darunter ein Gaſthaus und eine Garküche — zur Linken aber ein wohlgepflegter Promenadenweg hinzieht, da fliegt der Blick über gebautes Ackerfeld hinauf zur Höhe, wo iſolirt das lichte Gotteshaus für beide Gemeinden ſteht, das ſich maleriſch von der grünen Wand des Bergwaldes abhebt, und hoch oben ragt über die Baumwipfel ernſt und grau die alte Trümmerburg. Am Ende der Allee öffnet ſich ein heitrer, freier Straßenraum, und das Fürſtenpalais mit einer Glaskuppel, Säulen und einem blumenüberkleideten Balkon zeigt ſich eben ſo ſtattlich als freundlich zur Rechten. Es wurde von Herzogin Luiſe Eleonore 1804 bis 1807 erbaut und 1826 erweitert und verſchönert.

Gegenüber auf einer Terraſſe, die ein doppelter, mit Boskets und Blumenbeeten verſchönter Promenadenweg bildet, ſteht der ſogenannte lange Bau. Urſprünglich enthielt dieſes Haus, bevor noch das Fürſtenhaus ſtand, nur in ſeiner obern Etage Zimmer, und die untere enthielt Stallungen, jetzt aber enthält daſſelbe ausſchließlich Logis für Gäſte, und zwar oben einen Salon und 10, unten 11 Zimmer, und die geräumigen Stallungen und Remiſen wurden hinter daſſelbe verlegt. Neben dem Fürſtenpalais erhebt ſich das Theatergebäude, man erblickt das Brunnenhaus, einen Theil des Dorfes, folgt links einer Auffahrt, ein Bowlinggreen mit einer hoch ſpringenden Fontane und Boskets zur Seite laſſend, und gelangt zu dem ſchönen Platz vor dem Kurhaus, der eine mit einem Eiſengeländer verſehene Terraſſe bildet und von majeſtätiſchen Kaſtanien und Linden überſchattet wird. Dieſer mit Ruhebänken, Tiſchen und Tafeln verſehene Raum iſt meiſt der Sammelplatz der Badegäſte, der blos durchreiſenden Fremden und der zahlreichen Beſucher aus der Nähe, zumal an Sonntagen. Ein heitrer Hinabblick auf die Gebäude und Boskets des Vorgrunds und eine nicht minder heitre Fernſicht auf die Felder, Wieſen und Orte des Werrathales iſt dort gewährt; in den Morgenſtunden erfreuen während der Saiſon täglich die Vorträge anziehender Concert- und Opernſtücke durch die herzogliche Hofmuſik, die alljährlich einen Theil der Saiſon in Liebenſtein verweilt. Es folgt die lauter werdende Unterhaltung, und in tiefer Abendſtille iſt nur das Plätſchern der Brunnen noch hörbar, übt aber einen eigenthümlichen Zauber, wenn in lauen Nächten Mondſchein Nähe und Ferne mit magiſchem Dämmerlicht umkleidet. Oft erfreuen auch die Geſänge des Steinbacher Singvereins, und ſelbſt die Dorfmuſik wird höherer Ausbildung entgegengeführt.

Das Kurgaſthaus, das ehemalige von Fiſcherniſche Schloß, in den Jahren 1801 bis 1804 durch Anbauten vergrößert, iſt 3 Etagen hoch, mit einer Fronte von 19 Fenſtern. Es enthält, außer den zu den Bedürfniſſen des Kurgaſtwirthes gehörenden Räumen, den Zimmern für die Badedirection und die Badeärzte, einen Speiſeſaal, ein Billard- und ein Spielzimmer im Erdgeſchoß, im zweiten Stock ein geräumiges Converſationszimmer und im Ganzen über 60 Zimmer für Badegäſte und deren Bedienung.

Hinter dem Kurgaſthaus führen Stufen empor zu einer Terraſſe, auf der das Gebäude des raumreichen und heiter decorirten einſtöckigen Kurſaals mit einem Orcheſter und Nebenpiecen ſteht, in welchem gewöhnlich an frequenten Sonntagen geſpeiſt und Abends Ball gehalten wird. Derſelbe wurde mit der Beſtimmung, als Speiſe- und Ballſaal zu dienen, 1805 erbaut.

Die Mineralquelle.

Prüfungen der chemiſchen Beſtandtheile der Mineralquelle zu Liebenſtein erſchienen nothwendig, ſobald dieſelbe unter ärztlicher Aufſicht kurmäßig gebraucht werden ſollte; naturgemäß fielen dieſe Prüfungen verſchieden aus, je nach dem Standpunkt der mit hohem Aufſchwung weiter ſchreitenden Wiſſenſchaft der Chemie. Es würde zu weit führen, die Reſultate der frühern und früheſten Unterſuchungen hier mitzutheilen, welche zuerſt Waldmann, Hoffmann, Storch, ſpäter mit gründlicherer Kenntniß Göttling, Hoffmann und Trommsdorf veröffentlichten. Wir geben hier die neuſten Prüfungen der Quelle vom Profeſſor Dr. Wackenroder zu Jena. Dieſer bekannte Chemiker ſagt uns, daß der eiſenhaltige Säuerling völlig klar und waſſerhell, geruchlos und von angenehm ſäuerlichem und ſalzig eiſenhaftem Geſchmack ſei, und mit weißem Wein und Zucker ein angenehmes Getränk gebe. Langes ruhiges offen Stehen, Umrühren oder öfteres Ausgießen des Waſſers führt deſſen chemiſche Zerſetzung herbei. Den Transport verträgt dieſes Waſſer ſo wenig, als andere eiſenhaltige Säuerlinge, wenn die Flaſchen nicht äußerſt gut gefüllt und gepfropft ſind. Die Temperatur des Waſſers an der Quelle iſt 9° R. und gleichbleibend.

Profeſſor Wackenroder prüfte das Sauerwaſſer 1831 nach ihm zugeſandten wohlverſchloſſenen Flaſchen, dann nochmals im Herbſt 1836, wo eine Geſchäftsreiſe ihn nach Liebenſtein führte, an Ort und Stelle. Die Quelle rinnt aus dem Schooße des Liebenſteiner Schloßberges, der aus von darunter liegendem Granit emporgehobenem Dolomit (Rauhkalk) beſteht. Er fand die Quelle „in ſehr lebhafter Bewegung und Wallung, und ſchon hieraus, ſowie aus dem angenehmen und lieblichen Geſchmack des Waſſers, aus der völligen Klarheit und den übrigen ſinnlichen Eigenſchaften deſſelben konnte ſehr leicht die Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit der Quelle binnen fünf Jahren gewonnen werden.“ Eine Prüfung zunächſt mit Reagentien gewährte beim Vergleich mit der frühern Prüfung im Verhalten zu dieſem noch daſſelbe Reſultat, wie vor fünf Jahren. Zugleich zeigte ſich's aber auch, daß mehrere Reactionen des friſchgeſchöpften Waſſers ſtärker ſind, als des verſchickten, und zwar genau in der Weiſe, als es früher vom Herrn Profeſſor Wackenroder vermuthet und ausgeſprochen wurde. — „Abgeſehen alſo von den Naturſchönheiten Liebenſteins, von den zur Benutzung des Geſundbrunnens getroffenen zweckmäßigen Einrichtungen und von der fürſtlichen Gunſt, deren ſich Liebenſtein fortwährend zu erfreuen hat, zeigt auch der innere Gehalt dieſer Heilquelle, daß ſie dem kräftigſten Mineralwaſſer mit vollem Recht an die Seite zu ſtellen iſt.“

Der Liebenſteiner eiſenhaltige Säuerling enthält nach Profeſſor Wackenroders Analyſe:

	in 1000 Gran.	in 1 Civilpfunde od. in 16 Unzen.
Kryſtall. ſchwefelſaures Natron	0,40890 Gr.	3,1403 Gr.
Zweifach kohlenſaures Natron	0,03623 —	0,2783 —
Chlornatrium	0,16757 —	1,2869 —
Chlorkalium	0,02136 —	0,1641 —
Kryſtall. ſchwefelſaure Talkerde	0,08435 —	0,6478 —
Chlormagneſium (mit 5 Maaß Waſſer)	0,20356 —	1,5631 —

	in 1000 Gran.	in 1 Civilpfunde od. in 16 Unzen.
Kryſtalliſirt. ſchwefelſaurer Kalk	0,04017 Gr.	0,3085 Gr.
Zweifach kohlenſaurer Kalk .	0,81483 —	6,2579 —
Zweifach kohlenſaure Talkerde	0,28833 —	2,2144 —
Zweifach kohlenſaur. Eiſenoxydul	0,09563 —	0,7344 —
Zweifach kohlenſ. Manganoxydul	0,01958 —	0,1504 —
Kieſelerde mit Spuren von Alaunerde	0,00314 —	0,0241 —
	2,18365 Gr.	16,7701 Gr.
Freie Kohlenſäure	2,36878 —	18,1922 —
	4,55243 —	34,9626 —

Freie Kohlenſäure dem Volumen nach in 1000 Gran, od. in 1000 C.-C. Mineralwaſſ.
In 1 Pfund
1196,063 Gr. 31,8809 C.
C.-Centimt. Rhl. D.C.Zoll.

Große Aehnlichkeit hat das Liebenſteiner Mineralwaſſer mit dem Pyrmonter, welchem letztern der Beſtandtheil des Chlorkalium ganz abgeht.

Das Brunnenhaus.

Die Hauptquelle mit mehrern Nebenquellen befindet ſich zu bequemerer Benutzung für die Trinkenden in einer 25¼ Zoll Durchmeſſer haltenden Faſſung und in der Mitte eines aus Sandſtein aufgeführten runden 20 Fuß im Durchmeſſer und 11 Fuß Tiefe haltenden Baſſins, auf welchem eine 20 Fuß hohe Rotunde ruht. Eine Glaskuppel läßt das nöthige Licht von oben einfallen, eine Steintreppe mit Eiſengeländer führt hinab zur Quelle, deren Waſſerſtand auf der ſtets gleichen Höhe von 6½ Fuß erhalten iſt. Die Quelle liefert in 4½ Minute 1 Cubikfuß, circa 18 Maas oder ¼ Eimer Waſſer. Ein 20 Schritte langer unterirdiſcher Canal leitet das zuſtrömende Waſſer in ein Reſervoir, das auch das Waſſer einer vierten, etwa 30 Schritte von der erſten entſpringenden, doch verdeckten Quelle aufnimmt, während im Reſervoir ſelbſt noch einige Quellen ſprudeln, deren chemiſcher Gehalt kein anderer iſt, als jener der Trinkquelle. Das heitere Rund des jetzigen Brunnenhauſes, nach einem andern, als dem urſprünglichen Plane erbaut 1816 und 1817, umgiebt eine Colonnade, die ſeine Dachung ſtützt, und das Einladende dieſes Erquickung ſpendenden Tempels wohlthätiger Najaden vermehrt.

Das Badehaus.

Das Badehaus iſt mit dem in der Nähe der Quelle ſtehenden Theatergebäude verbunden, ſein Aufbau wurde 1800 begonnen und das Material dazu größtentheils aus dem alten Schloſſe zu Oepfershauſen, welches zu dieſem Zweck eingelegt ward, herbeigefahren. Das Mineralwaſſer wird zunächſt nach einem 10 Fuß langen und 4 Fuß 3 Zoll hohen mit Deckel verſehenen Kaſten geführt, der aus acht gußeiſernen Platten zuſammengeſetzt iſt. Von dieſem Reſervoir aus wird das Mineralwaſſer mittelſt Metallröhren in die ſieben aus inländiſchem bunten Marmor verfertigten Badewannen geleitet, die in ſechs bequem und zweckmäßig eingerichteten Badecabinetten ſich befinden. Da das Mineralwaſſer durch Erhitzung neben andern wichtigen Beſtandtheilen ſeinen großen Gehalt an kohlenſaurem Gas verlieren würde, ſo wird ihm mit dem heiß bereitgehaltenen Waſſer aus der Quelle des Erdfalls der für die Badenden nöthige Wärmegrad mitgetheilt. Dieſe Quelle liefert auch das Waſſer zum ökonomiſchen Gebrauche des Dorfes, und wird durch eine Röhrenleitung in eine größere und eine kleinere kupferne Siedepfanne in das Badehaus geführt. Der Geſchmack ihres Waſſers iſt rein und erfriſchend, ſeine Farbe kryſtallklar, doch enthält es nach Prof. Wackenroders Analyſe faſt alle chemiſchen Beſtandtheile des Liebenſteiner Säuerlings, mit Ausnahme der charakteriſtiſchen: der freien Kohlenſäure, und des kohlenſauern Eiſen- und Manganoxyduls. Außer den Marmorbädern iſt auch eine Douche und ein Gasbad vorhanden. Solchen Gäſten, deren Krankheit oder Wille Zimmerbäder bedingt, werden dieſe jederzeit mit gleicher Sorgfalt, wie im Badehauſe, bereitet. Ein kleiner Verſammlungsſaal iſt ebenfalls in neueſter Zeit im Badehauſe eingerichtet worden, ſowie in Bezug auf das ſchnelle Einſtrömen des Mineralbrunnens in das Badehaus neuerdings mehrere zweckmäßige Verbeſſerungen angebracht wurden. Die Bedienung der Badenden geſchieht durch beſonders angeſtellte und verpflichtete Perſonen. Es iſt noch die Einrichtung getroffen, daß nöthigenfalls auch Soolbäder genommen werden können, eben ſo mit Seeſalz bereitete Bäder.

Heilkräfte des Mineral-Brunnens und der Bäder.

Der Leſer erwarte hier weder eine marktſchreieriſche Anpreiſung, noch ein Aufzählen wichtiger Heilungen und Krankengeſchichten. Der Liebenſteiner Brunnen, nach des Arztes Ermeſſen getrunken oder als Bad, oder beides verbunden gebraucht, erweiſt ſich heilkräftig in allen Fällen, wo zunächſt ſtarke Stahlwaſſer geeignete Wirkſamkeit erproben können; das flüchtig reizende des kohlenſauern Gaſes wirkt belebend, der Eiſengehalt beſonders ſtärkend und zuſammenziehend auf das Gefäßſyſtem, die Muskeln, Faſern, Nerven, Schleimhäute, die äußere Haut, wie eröffnend und Säfte verbeſſernd, und ſo wird mit dem beſten Erfolge die Liebenſteiner Quelle nach richtigem und conſequentem Gebrauche bei Hypochondrie, Hyſterie, Unfruchtbarkeit, Cachexie, Nervenleiden, Krämpfen, Lähmungen, Gicht, chroniſchen Rheumatismen und Huſten, Hämorrhoiden, Chloroſis, Blutflüſſen ꝛc. ꝛc. ſich hülfreich erweiſen. Daß dabei angemeſſenes pſychiſches und phyſiſches diätetiſches Verhalten, Muth und Vertrauen die ärztliche Behandlung unterſtützen müſſen, verſteht ſich hier wie überall von ſelbſt.

Durchreiſenden Fremden, die, wie bisweilen geſchieht, ohne eine Kur zu brauchen, zum Brunnen eilen, um das Waſſer zu koſten, iſt die Vorſicht anzurathen, nicht zu viel auf einmal zu trinken, da nicht jeder Magen daſſelbe gleich verträgt und unmäßiger Genuß Beſchwerden herbeiführt. Wer aber an den Sauerbrunnen gewöhnt iſt, verträgt denſelben jederzeit, und die Dorfbewohner behaupten ſogar, man könne ſelbſt erhitzt ohne Nachtheil den Brunnen trinken.

Die Kaltwaſſer-Heilanſtalt.

Die Kaltwaſſer-Heilanſtalt wurde im Frühjahr 1840 auf Befehl und Koſten Seiner Durchlaucht, des Herzogs von Meiningen in Liebenſtein errichtet und eröffnet.

Ihre ärztliche Leitung und Ueberwachung wurde dem Dr. Martiny anvertraut, der ſeit fünf Jahren als ausübender hydropathiſcher Arzt bekannt und wirkſam iſt. Das Gebäude für dieſe Anſtalt ſteht rechts dem Kurhaus, und durch einen überdeckten Corridor mit dieſem in directer Verbindung, ſo daß kein Leidender dem Zug oder der übeln Einwirkung unzuträglicher Temperatur ausgeſetzt iſt. Das Badehaus enthält 13 Cabinette, in denen ſich die Wannen nebſt dem nöthigen Mobiliar befinden. Ein geräumiges Gemach ſchließt ein Baſſin ein, das 100 Eimer ſtets friſch einquellenden Waſſers umfaßt. Aus dieſem Baſſin läuft das Waſſer in jede Badezelle.

Regenbäder, aufſteigende Douchen, Quillbäder, Theilbäder und andere derartige Apparate ſind in genügender Anzahl vorhanden, und werden den ihrer bedürfenden Kurgäſten auf deren Zimmer geliehen. Damen, und unter Umſtänden auch Herren, können in ihren Schlafcabinetten baden, ohne daß dadurch beſondere Koſten verurſacht oder die Nachtheile eines weniger friſchen Waſſers fühlbar werden, oder das Feuchtwerden des Zimmers zu fürchten iſt.

Selbſt Sturzbäder und Douchen befinden ſich zum Theil in der Anſtalt ſelbſt, und ſind dann, wie die Kabinette, für die Jahreszeit heizbar.

Der ſämmtliche Waſſerbedarf dieſer Anſtalt wird durch eine 9168 Fuß lange Röhrenfahrt aus dem obern Theile des Thüringerthales hergeleitet, und hat einen Fall von 102 Fuß. Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit und Wahrung des Schicklichen haben bei Einrichtung der Douchen den Maaßſtab abgegeben.

Die erſte Douche befindet ſich in der eleganten Form eines Zeltes dicht hinter der Anſtalt; ſie ſteht mit der Waſſerleitung in directer Verbindung, und der volle

Druck ihres Strahles iſt gleich dem einer Waſſerſäule von 500 Fuß Höhe; allein derſelbe fällt nicht frei, ſondern durch Röhren gepreßt, und ſein Fall kann vom Arzte ſo modificirt werden, als dieſer den Waſſerdruck für nothwendig erachtet, ſo daß das Maaß der Waſſerkraft auf das Genaueſte regulirt werden kann. Die Temperatur der zur Kaltwaſſer-Heilanſtalt benutzt werdenden Quellen wechſelt in den verſchiedenen Jahreszeiten nur zwiſchen 1½ bis 7 Grad Reaumur.

Die beiden andern Douchen liegen in romantiſchen Wieſenthälern, die eine im Steinbacher, die dritte im Eckenzeller Grunde, wo kalte Waldbäche ſie mit köſtlichem Waſſer verſehen.

Ihr Raum iſt ebenfalls mit Dächern verſehen, die mittelſt einfacher Vorrichtung leicht abgenommen werden können.

Das Verſammlungszimmer ſowie das Aus- und Ankleidelocal der Damendouche ſind durch Papier- und Wachstuchtapeten, durch Mobiliar und Fußteppiche comfortabel ausgeſtattet. Aehnliche Sorgfalt iſt auf das Wellenbad verwendet, welches mit allen nöthigen Vorrichtungen bei Marienthal befindlich iſt. Zu den entfernten Douchen macht täglich ein herrſchaftlicher Omnibus einige Touren.

Die Badedienerſchaft iſt in keiner Weiſe der Willkür überlaſſen, ſondern angeſtellt und beſoldet. Sie erhält vom Arzt beſondere Inſtruction und ihre Zahl richtet ſich nach der der Kurgäſte. Nie haben über fünf Gäſte nur einen Badediener.

Wollene Decken ſind unter Controle der Badedirection nach Preis und Qualität zu kaufen. Das Vermiethen derſelben findet aus Rückſichten, die Geſundheit und Reinlichkeit gebieten, nicht Statt.

Handtücher werden aus der Bettmeiſterei in beliebiger Zahl verabreicht, und für den Gebrauch eines jeden täglich 1 Kreuzer Waſchgeld berechnet.

Der Arzt überwacht und ordnet die möglichſte Regulirung aller den Kranken entſprechenden Verhältniſſe; die Aufnahme findet zu jeder Jahreszeit ſtatt, und es wird für angenehmen Aufenthalt möglichſt Sorge getragen. Ueber die Preiſe ſiehe den Anhang.

Ein ſpecieller Proſpectus im Betreff der Kaltwaſſer-Heilanſtalt iſt durch den Dr. Martiny, ſowie durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Nähere Umgebungen Liebenſteins.

Der Erdfall und die Grotte.

Dicht am Kurgaſthaus öſtlich nimmt der Erdfall, ein umfangreicher, wohlgeebneter Raum, welchen nach drei Seiten amphitheatraliſch anſteigende Bergwände einſchließen, den Wanderer in ſeinen Schatten. Gleich am Eingang breitet eine mächtige alte Linde ihre Zweige zum prachtvollen Laubdach aus, andere Bäume ſtehen verſtreut umher, auch von den Bergwänden wölbt ſich Aſt an Aſt zur großen Rieſenlaube, welche dieſer einzig ſchöne Platz bildet. In ſeinem Hintergrund entfließt dem Rauhkalkfels ein lebendiger Quell, der oben erwähnte, und zwar aus einer weit in den Bergeſchoos zugänglichen Höhlung, und rieſelt als kryſtallklarer Murmelbach durch den Erdfall; über ihm gähnt düſter die mächtige Wölbung eines Felſenthores, Stufen führen hinauf, führen hinab und eine weite Strecke in das Bergesinnere. Das iſt die Grotte. Sie mißt vom Anfang bis dahin, wo nicht weiter vorzudringen iſt, über 60 Schritte, iſt an 20 Fuß breit und ihre mittlere Höhe beträgt an 30 Fuß. Enge Klüftungen führen an ihrem hintern Ende noch weiter in das Geſtein. In der Nähe der Grotte iſt rings von Baumgrün umgeben, noch mancher hübſche Platz, ganz geeignet für ein ſtillheiteres Zurückziehen, das ſich nicht allzuweit abſondern und entfernen, ſondern dem Laute des Lebens noch lauſchen will. Ueber ihr iſt ein freier Raum zum Turn- und Spielplatz beſtimmt. Neben der untern Grotte, aus welcher der Bach ſtrömt, befindet ſich ein verſchloſſener, tief in den Bergſchoos führender ausgehauener **Höhlengang**, der **Bierkeller**, in welchem ein köſtliches bayriſches Bier der Zeit entgegenharrt, in der ſeine Labe geſpendet wird. Der Bierſchank, ſonſt im Schloß (Kurgaſthaus), iſt jetzt dort blos auf Krugbier beſchränkt, der übrige findet in einem heitern Pavillon mit freier Ausſicht auf der Anhöhe links des

Erdfalles Statt, wo auch eine Kegelbahn eingerichtet ward.

Bietet der Erdfall an ſonnigen Tagen ſchon einen des Beſuches und Verweilens werthen Punkt, umfaßt er, wie nicht ſelten, die ganze Badegeſellſchaft an heitrer Tafelrunde — als die verwittwete Königin von England am 11. Auguſt 1834 den Geburtstag der hochverehrten Mutter in Liebenſtein mitfeierte, ſpeiſte der Hof und zahlreiche Fremde und Einheimiſche im Erdfall an weit über 300 Gedecken — ſo verklärt ſich ſein Reiz zu einem Feentempel, wenn er in heitern Nächten erleuchtet prangt, was wenigſtens ein Mal in jedem Sommer ſtatt findet, wenn bis hoch zu der Bäume Wipfeln hinauf die goldnen Lämpchen durch das Laubgrün flimmern, wenn Harmonienklänge darüber hintönen, und viele Hunderte feſtlich froh geſtimmt in dieſem wahrhaften Naturtempel wandeln.

Der Bernhardsplatz.

Am Erdfall vorbei leitet ein Promenadenweg zum Burgberg empor, und theilt ſich bald in zwei Arme, von denen der rechte immer durch düſtre Waldung höher führt, der linke aber, am Vorholz ſanft hinziehend, Ausſicht vergönnt herab auf den Kurort und darüber hin in das Werrathal und das in maleriſcher Form dieſem entſteigende kleine Gebirge, davon der Bleß, die Hunnen- und die Chriſtophskuppe die am höchſten ragenden Häupter bilden. Dann führt an einer Ruhebank vorbei der im großen Zickzack gekrümmte Weg zu einem freien mit einem Steintiſch und mit Bänken verſehenen Ausſichtspunkt, welcher gleichſam die letzte Station, bevor der Bergwanderer zur Ruine gelangt, bildet. Hier raſtet ſich's traulich. Der Wald gibt Schatten, der Blick mag feſſellos in die Weiten ſtreifen, auf fernen Gebirgszügen weilen. War der Erdfall ein Sammelplatz der Menge, wo ſich's ſelten ungeſtört raſten läßt, ſo mag ſich auf der freundlichen Höhe des Bernhardsplatzes das Gemüth ſammeln zu innerer Einkehr, zu heitrer Weltbetrachtung, die ihren Stand gern über dem Treiben der Menge hält, ohne dem, was auf Erden Gutes und Nützliches durch rege Thatkraft erzielt wird, ſich gänzlich fremd und fern zu ſtellen. Letzteres ſoll kein begabter und tüchtiger Menſch thun.

Weckt des Platzes Name ein Dankgefühl gegen Den, der in des verklärten Vaters Sinn und Geiſt hier durch ſinniges Erhalten ſchöner Anlagen und freundliches Vergönnen der ſich darbietenden Genüſſe unſichtbar dem Fühlenden die Hand bietet, ſo wird ſolche unausgeſprochene Huldigung der Seele hier ebenfalls ganz an ihrem Platze ſein.

Die Burgruine Liebenſtein.

Wenige Schritte am Saum eines Tannenwäldchens hin, deſſen Stämme vom Abendſonnengold an dieſer Stelle oft magiſch überpurpurt erſcheinen, und eine Biegung des Waldpfades, ſo ſieht plötzlich, in impoſanter Erſcheinung, das auf mächtigem Dolomitfels hochthronende Trümmerſchloß vor des Wanderers Augen da.

„In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen!“ —

Vergegenwärtigt ſich der Beſchauer den Bau einer mittelalterlichen Burg, bei der Betrachtung des „alten Liebenſtein,“ wie die Burg in der ganzen Gegend heißt, ſo leuchtet ein, daß dieſes keine *Hofburg* war, wie die Salzburg, die Wartburg, ſelbſt Burg Henneberg u. A.

in der Nähe, ſondern ein ſogenannter Burgſtall, ein „Stein" blos zur geſicherten Wohnung für den Burgherrn, weniges Geſinde und Vieh erbaut. Burgen dieſer Art hatten eine Umfaſſungsmauer, deren Spur auch hier noch deutlich gewahrt wird, und ein Haupthaus, welches das Berchfriet, die Küche, die Kemnate und den Palas in ſich faßte. Die Stallungen waren innerhalb des Mauerrings angebracht, zumal da, wo der Natur der Sache nach, der innere Burggraben nur trocken ſein konnte. Das Souterrain umſchloß die zum Theil in Fels gehauenen Keller. In alter Zeit hatte Burg Liebenſtein ihren Eingang zu ebner Erde. Asmus von Stein ließ die Eingangspforte höher legen, um eine Zugbrücke anbringen zu können. Es iſt der dermalige Eingang, über welchem die Jahrzahl 1551 eingehauen iſt. Auf einer mit Geländer verſehenen Freitreppe ſteigt man empor und betritt das Innere der Ruine, einen mäßigen Raum, neben welchem ſich links ein Gewölbe öffnet, vielleicht die ehemalige Küche. Dies iſt der Raum des Berchfriet, der Aufenthalt des Geſindes, allen ökonomiſchen Verrichtungen dienend. Unter Hollunderbüſchen wird hier eine Vertiefung bemerkt, wo das Erdreich ſich in ein unzugängliches Gewölbe hinabſenkte. Eine Treppe links führte von da aus zur Kemnate, wo die Wohnung des Burgherrn und der Burgfrau mit allen Bequemlichkeiten ſich befand. Noch höher nun, wie die Stellen, an welchen Balken eingelegt waren, bezeugen, war der Palas, der ſchönſte, fenſter- und ausſichtreichſte Raum, der mit weniger dicken Wänden, ja oft nur von Fachwerk aufgeführt, mit Kamin, Fenſtern auch Erkern wohl verſehen, die Räume für den Trinkſaal, auch für zuſprechende Gäſte u. dgl. umſchloß; darüber war nun immer noch Raum für Knappen und Wächter, zu welcher höchſten Höhe des Hauſes hölzerne Stiegen emporführten. So bildete hier, wie häufig auch andere Burgen, das Ganze nur einen mächtigen Thurm von mehrern Stocken, deſſen Vertheidigung leicht, deſſen Bewältigung ohne Geſchütz ſchwer war, ſo lange Waſſer und Lebensmittel nachhielten.

Durch die Fenſteröffnungen gewähren ſich mannichfache Landſchaftbilder in ſteinernen Rahmen, nach den heſſiſchen Bergen, nach dem gewerbthätigen Dorfe Steinbach, das lauſchig verſteckt in friedlicher Thalbucht mit ſchöner Kirche und zahlreichen Häuſern liegt; auf die Straße nach Glücksbrunn und auf die gigantesken Felsmaſſen darüber, wie nach Liebenſtein hinunter, auf das

Rhöngebirgebirge und in das Werrathal und die Salzunger Gegend.

Für die Erhaltung dieſer ſchönen und maleriſchen Burgtrümmer iſt ſchon viel Dankenswerthes im Laufe der Zeit geſchehen, und auch in der Gegenwart wird dieſelbe nicht vernachläſſigt.

Sind auch die geſchichtlichen Erinnerungen, deren Flügelſchlag um dieſe Felſenſtirne weht, nicht von hochbedeutſamen Intereſſe, ſo iſt eine ſolche Ruinenburg doch ſtets geeignet, ernſtes Nachdenken zu erwecken, ſei dieſes nun der düſtern Vergangenheit, der lebenvollen Gegenwart oder einer ereignißreichen Zukunft zugewandt. Der Gedanke: daß ſolcher Bau ſelbſt in Trümmern noch dem nagenden Zahn der Jahrhunderte trotzt, mag da friſche Lebenshoffnungen wecken, wo ein körperliches Siechthum des Geiſtes Heiterkeit trübt und allzu bange Befürchtungen aufkeimen läßt, denn oft bewährt ſich Schillers Ausſpruch: Neues Leben blüht aus den Ruinen.

Das Felſentheater.

Zwiſchen der Burgruine und dem Bernhardsplatz führt ein weſtwärts laufender Waldpfad durch düſtres Dickicht eine lange Strecke fort, und der Hauch tiefer Einſamkeit umwebt den Wandelnden. Jede Ausſicht iſt hier verſchloſſen und geheimnißvoll reichen die Aeſte der Nachbarſtämme herüber und hinüber. Endlich werden Felſen ſichtbar, und moosgrüne Steinſtufen führen empor. Da öffnet ſich ein kleiner freier Raum, den auf drei Seiten Felswände umſtarren, und hohe alte Bäume wölben auch hier ein dunkles Dach, in der Tiefe öffnet ſich ſchachtähnlich ein Höhlengang. Andere Stufen führen zu beiden Seiten zwiſchen den Felswänden abermals zur Höhe, und ſo iſt in der That der Anblick einer Bühne gewährt, aber keiner modernen, ſondern einer klaſſiſch antiken, über welcher auf hohem Kothurn Geſtalten der griechiſchen Tragödie paſſend wandeln könnten. Früher hieß dieſe ganz merkwürdige Felspartie die hohle Scheuer. So heißt ſie noch auf einer Abbildung im Meiningiſchen Taſchenbuch auf 1803.

Der Dichter Friedrich Moſengeil, der voll zarter Empfindung über alles in dieſen Gefilden zu Schauende einen leiſen Schleier elegiſcher Wehmuth weben ließ, nennt ſie in ſeiner eben angeführten Schrift: die ſtille Kirche. So fand der praktiſche Sinn des Landvolks die praktiſche, der für jede ſchöne Kunſt begeiſterte Sinn, der hier erkennend und verſchönernd thätig war, die künſtleriſche, und der gern aus dem Erdendunkel zum Licht der Höhen flüchtende Blick die nach oben lenkende Bezeichnung. Es iſt ein einſames, melancholiſches Plätzchen, ganz gemacht für den Schmerz, der ſich ungeſtört ausweinen will, ganz geſchaffen für ein gram- und trauererfülltes Gemüth, doch — durch eine Lichtung blickt hell und freundlich das thätige Dorf Steinbach und mahnt, Heilung für irgend einen großen Seelenſchmerz nicht in thatloſer Kummerniß und Abgeſchloſſenheit zu ſuchen, ſondern dem Leben und dem Schickſal, das die Wunden ſchlug, auch den heilenden Balſam für dieſe abzudringen.

Trinkpromenade und Werners Platz.

Aus dem Dunkel des Haines, ſo heißt in der That der Wald, der den Burgberg wie ein grüner Mantel umſchließt, gelangt der Wanderer auf einem ganz andern Pfade, als der, welchen er emporſtieg, wenn er den eine Strecke unter dem Felſentheater vorbeiführenden Fußpfad von Steinbach nach Liebenſtein gewonnen hat, zur neuangelegten Trinkpromenade, wo für die Kaltwaſſerkurgäſte mehrere ſehr gute Trinkquellen, namentlich der Aubrunnen und der Zigeunerbrunnen gefaßt ſind, und ihre reine Kryſtallfluth ſpenden — und zu einem gar lieben lichten Plätzchen an der Waldecke, wo Ruhebänke zum Verweilen einladen. Da breitet ſich ein weites Gefilde voll Höhen und Tiefen in maleriſcher Abwechſelung vor ihm aus. Unten wechſeln leuchtende Wieſengründe mit Ackerfeldern, die belebte Straße mit ihrer Allee zieht durch das Thal, mächtige Felſen, in maleriſchen Formen emporragend, unter ihnen der Hohlenſtein, ſcheinen zu näherer Betrachtung einzuladen. Der Weg führt durch die Feldflur zwiſchen dem Waldrande und den Dörfern dicht an dem freundlichen Gotteshauſe wieder nach den Anlagen des Badeortes zurück. Dieſer heitre Punkt hat den Namen „Werners Platz“ erhalten, zum Andenken des im November 1841 verſtorbenen Geh. Hofrath Werner, welcher 30 Jahre lang die Stelle eines Badedirectors bekleidete. An dieſer Stelle ſoll von mehreren Perſonen aus dem engern Kreiſe der Freunde des ſo lange Zeit auch für Liebenſtein thätig geweſenen Mannes in Verbindung mit mehrern frühern Brunnengäſten ihm ein entſprechendes Denkmal geſetzt werden.

Die Mooshütte.

Ein ähnlicher ausſichtreicher Platz an einer Waldecke, doch etwas entfernter, dafür aber ein ungleich größeres Terrain überblickend, iſt die **Mooshütte** am Aſchberge. Zu dieſer leitet der Weg öſtlich am Domanialgute vorüber, durch ein Wäldchen aufwärts zu einem Bergkopfvertiefung, wo ein kleiner ländlicher Tempel aus rohen Stämmen und mit Moos bedeckt und ausgepolſtert, errichtet iſt. Dort hat man das Dörfchen Meimers zu Füßen, und überſieht ein anziehendes Halbpanorama, darin die drei Dörfer Herren-, Frauen- und Altenbreitungen wie eine Stadt hingebreitet erſcheinen, und außerdem ſind bei hellem Himmel von dieſem Punkt aus nicht weniger als 33 Ortſchaften zu erblicken. Der Lauf der Werra läßt ſich eine gute Strecke über Barchfeld und Salzungen hinab verfolgen, und obſchon von den verſchiedenen Ausſichtpunkten um Liebenſtein und Altenſtein das Werrathal ſich immer wieder den Blicken zunächſt darſtellt, ſo gewährt doch jeder eine gewiſſe recht reizvolle Verſchiedenheit, die aufzufinden, dem Sinn des Schauluſtigen überlaſſen bleiben muß.

Das Thüringer Thal.

Wahrhaftig, der kannte das Land Thüringen und ſein innerſtes Weſen, der in grauer Vorzeit ſchon dieſem idylliſchen Thalgrunde vorzugsweiſe den Namen des Thüringer Thales lieh. Heitre Anmuth, trauliche Stille, ſüßer Frieden, Waldeinſamkeit, und dabei der Ernſt mächtiger und hoher Felſenwände, um welche die Sage mit der Zaubergerte der Romantik wandelt, mit der ſie nur an die Felſen rühren darf, um deren Pforten voll Geheimniſſe, Schätze und Wunder zu öffnen, charakteriſiren es als ächtes Kind des Waldgebirges.

Von Liebenſtein führt der Weg in einer guten Viertelſtunde oſtwärts zum Eingang dieſes Thales, wo gleich eine in einen Stein hufähnlich eingepreßte Vertiefung von der Sage als „Eſelsſprung" bezeichnet wird, die berichtet, daß Dr. Luther, oder gar Chriſtus ſelbſt auf einem Eſel reitend hier vom Fels geſprungen. Der Mineralog findet hier verſchiedene Arten Granit, Porphyr, Feldſpath, Trapp und Adular. Weiter oben bildet der Rennſteigberg die rechte Thalwand, auch merkwürdig durch den Namen; der eigentliche Rennſteig zieht viel weiter oben über den Gebirgskamm, allein es läuft auch über den genannten Berg vom Rennſteig ab bis nach Bairode eine alte verſteinte Grenzmarke. Im obern Theil des Thales iſt eine Wüſtung, das Atterod; ein Dorf ſtand dort, das ſpurlos verſchwand. Dort auch ſind die Quellen gefaßt, die der Kaltwaſſerheilanſtalt zugeleitet werden; von da an wird das Thal immer ſchöner, herrlicher Buchenwald, kräuterreiche Wieſen, voll blühender Silberdolden der großen Eberwurz, wohl auch das melodiſche Geläute einer Heerde.

Man muß es ſelbſt ſehen an einem warmen, ſonnigen Tage, aber auch Empfindung mitbringen für die Gaben, welche hier Natur aus ihrem Füllhorn ſchüttet. Wer im Walde nur Holz, im Graſe nur Futter, und in dem Granitfelſen nur taugliches Chauſſeematerial erblickt, kann den Weg ſparen.

Glücksbrunn und Schweina.

Zu dieſen beiden Orten führt von Liebenſtein aus eine gute Chauſſee größtentheils durch eine Pappelallee, von welcher aus ſich nicht nur ein hübſches Bild des Badeortes und der Ruine, ſondern auch ein grandioſes der mächtigen Granit- und Dolomitfelſen gewährt, die an dem weſtlichen Bergabhange zu Tage gehn, die zum Theil das Morgenthor bilden. Einer dieſer Felſen zeigt durch die Laune der Natur, von bezeichnetem Standpunkt aus geſehen, das deutliche Bild eines in ſeinen Mantel gehüllten coloſſalen Mannes, der vor ſich einen hohen Becher hält.

Es ſaß ein greiſer Zecher
Dort unter dem Altenſtein,
Hielt vor ſich ſeinen Becher,
Gefüllt mit goldnem Wein.

Er ſaß auf Felſenzinnen,
Hoch hob ſich ſeine Bruſt,
Er mochte nicht von hinnen,
Und ſprach in voller Luſt:

„Du ſchönes Land, wie blühend
Liegſt Du zu Füßen mir!
Wie lieb' ich Dich ſo glühend,
Kann nicht hinweg aus Dir!

„Ich liebe dieſe Steine,
Den Alten-, den Liebenſtein,
Und trink' im Feuerweine
Ihr ewiges Gedeihn!“

Der Zecher that ſich neigen:
„Dein Heil! Du ſchönes Land!“
Dann ſank er in tiefes Schweigen,
Den Becher in der Hand.

Und ſtieg nicht mehr herunter
Vom Felſenthron ins Thal.
Er ſaß, ein ſteinern Wunder,
Hoch droben im Morgenſtrahl. —

Der Wandrer, freudeglühend,
Schaut noch den Zecher ſo,
Die Auen liegen blühend,
Noch ſeines Segens froh.

Schweina iſt ein anſehnlicher Marktflecken, der mit dem dicht gegen ihn angrenzenden Ort Glücksbrunn 1400 Einwohner zählt. Glücksbrunn, jetzt ein reinlicher und blühender Ort, beſtand im 17. Jahrhundert nur aus wenigen Hütten armer Bergleute, und wurde davon der Hüttenhof genannt. Herzog Ernſt Ludwig von Sachſen Meiningen hatte es von ſeinem Vater Herzog Bernhard I. überkommen, aber an den oben erwähnten Hofrath Trier verkauſt, dieſen mit dem Bergwerk belehnt, und dem Ort glückwünſchend den Namen Glücksbrunn gegeben. Der fürſtliche Wunſch erfüllte ſich glänzend. Das Bergwerk auf Silber, Kupfer und Kobalt, aber hauptſächlich das Blaufarbenwerk gab eine jährliche Gewinnung von circa 40,000 Thalern, und nährte über 400 Menſchen. Es exiſtirt eine ſehr ſeltne Klippe von Kupfer, die einen Bergmann zeigt, der mit der Linken eine Mulde voll Erz auf der Schulter, und in der Rechten ein Hexalpha ✡ emporhält, mit der Umſchrift: VON GLÜCKSBRUNN AUFGEHENDE. 1715. Der Revers enthält einen Glückwunſch. Aber ſchnell kam das blühende Gewerk wieder in Verfall und Abnahme, ward veräußert, von Sachſen Gotha erworben und erſt 1818 wurde Glücksbrunn wieder von Sachſen Meiningen erkauft. Hierauf erwarb der jetzige Geheime Finanzrath von Weiß das Schloß nebſt Zubehör und legte eine Maſchinen- und Kammwollenſpinnerei an, von deren Großartigkeit die zahlreichen Gebäude und die hochragenden Schornſteine der Dampfmaſchinen Zeugniß geben, mit denen zum Theil dieſe Fabrik betrieben wird. Auf der herrſchaftlichen Domäne wird eine Muſterwirthſchaft betrieben.

Glücksbrunn bildet mit ſeinem ſtattlichen maſſiven, mit

Schiefer gedeckten Herrenhauſe, den Fabrik- und übrigen Gebäuden ein freundliches Ganze, und mit Schweina eigentlich nur einen großen Ort. Das von Weißiſche Schloß umgeben hübſche Parkanlagen, und ganz nahe liegt ein ſchattenkühler Erdfall von hohen Bäumen umgeben, in deſſen Grunde aus einer Felſengrotte mit mächtigem Brauſen der Bach aus der Höhle hervorbricht, der einen Theil der Fabrikwerke treiben hilft. Ueber dieſen Erdfall führt die Chauſſee nach Altenſtein empor.

Die große Höhle.

Da, wo die von Liebenſtein herkommende Chauſſee ſich theilt, die eine nach Altenſtein hinauf, die andere nach Glücksbrunn und Schweina hinabführt, leitet ein dritter Weg zu einer Vertiefung unter ein Tannenwäldchen, wo ein von Kaſtanienbäumen überſchatteter freier Raum den Eingang zur großen Höhe erblicken läßt. Dieſe Höhle wurde am 28. Juni 1799 durch einen Zufall beim Bau der Chauſſee nach Altenſtein entdeckt, auf Befehl des Herzogs Georg unterſucht, erweitert, zugänglich gemacht, aufgeräumt, und bildet nun eine der bedeutendſten Höhlen Deutſchlands. Es wurden in derſelben auch Knochen vorweltlicher Thiere gefunden. Ein gemauerter Stollen führt in das Bergesinnere, wo eine zweite Thüre den eigentlichen Eingang zur Höhle bildet. Mehrere kleine Seitenkammern ſind in deren Nähe befindlich; der Höhlengang erweitert ſich, wölbt ſich höher, und in immer grandioſern Umriſſen erſcheinen dem Auge die braunen Felsmaſſen. Ein freier Raum thut ſich auf. Gänge führen ſeitwärts zu höher liegenden Grottenräumen; der Hauptweg verengt ſich wieder und führt längs einer ſichernden 32 Schritte langen Bogenmauer hin in einen zweiten Saal, von dem aus wieder Nebenhöhlungen betreten werden können, in deren einer man durch eine Oeffnung in eine ſchaurige, vom Waſſer dumpf durchrauſchte Tiefe blickt. Weiter ſchreitend kann ein ſchmaler, rechts abführender Gang betreten werden, der an einem Eiſengitter endet, an welchem man die erhaben ſchöne, mächtig gewölbte untere Grotte erblickt, welche ganz von Waſſer erfüllt iſt, ſo daß ſie nur mit Hülfe eines Nachens zugänglich wird. Zur Linken führt wieder ein ſehr raumvoller Gang über 100 Schritte weit im Berge fort, und zu einer Stelle, wo man abermals den unterirdiſchen Bach rauſchen hört.

Dieſer Gang wäre noch zu verlängern, denn im jetzt noch unzugänglichen Schoos des Berges ſind noch mächtige Gänge und Höhlungen enthalten. Zu dem Punkt gelangt, wo die unterſte Grotte nahbar iſt, muß ein Kahn beſtiegen werden, der eine kurze Strecke zwiſchen den nahe ſtehenden Felswänden hin, dann aber in die raumvolle Felſenhalle gleitet, in welcher das Waſſer einen kleinen Teich und mit Geräuſch einen kleinen Fall bildet und in die Felſen hinabſchwindet, um im erwähnten Erdfall zu Glücksbrunn als ſtarker Bach hervorzubrechen.

Während der Badezeit wird die große Höhle jeden Sonntag in den Vormittagsſtunden mit zahlreichen Lichtern beleuchtet, und iſt in derſelben Harmoniemuſik, außerdem kann ſie jederzeit unter Anleitung eines Führers beſehen werden. Innerhalb der Höhle iſt die Temperatur durchaus nicht kalt, doch iſt beim Eintritt Vorſicht nöthig, daß ſie nicht erhitzt betreten werde, da im Stollen eine erkältende Zugluft unvermeidlich iſt. Sie iſt bequem zu durchwandern, ſicher, und reinlich gehalten.

Altenſtein.

Hinauf zum Herzoglichen Sommerſchloß Altenſtein führt dicht unter dem pittoresken Felſen des Hohlenſtein und ſeiner minder grandios aufragenden Nachbarn die Chauſſee, und erreicht bald einen herrlichen Laubwald, durch den ſie ſich aufwärts windet, und an deſſen Beginn unter einem großen Vogelbeerbaume ſich ein köſtlicher Ruheplatz befindet. Schon in ſehr früher Zeit ſtand droben eine Burg, der Stein, ſpäter der Markgrafenſtein, vielleicht von einem Gaugrafen als Hüter der Grenzmarken bewohnt, und erſt, nachdem Liebenſtein erbaut war, wurde der jetzige Name ſprachüblich. Die Dynaſten von Frankenſtein und die Adelsfamilie von Stein beſaßen die Burg, ſpäter kam ſie an den Landgrafen von Thüringen, Friedrich den Ernſthaften. Noch ſpäter empfing der Ritter Hund von Wenkheim die Burg und die dazu gehörigen Dörfer zu Lehen vom Kurfürſten Friedrich dem Weiſen und ſeinem Bruder Herzog Johann, von welchen ſie an Hanſens Bruder, Burkhart von Wenkheim überging. Dieſer war Amtmann zu Gotha, und erhielt 1521 von dem Kurfürſten den Befehl, in Gemeinſchaft mit dem Amtshauptmann auf Wartburg, Hans von Berlepſch, den von Worms nach Wittenberg heimkehrenden Dr. Luther, der ſeine Verwandten in Möhra beſucht hatte, heimlich aufzuheben und nach der Wartburg zu bringen.*) Im Jahr 1722 ſtarb der letzte Hund von Wenkheim, und wurde in der Familiengruft zu Schweina beerdigt. Altenſtein fiel als eröffnete Lehen an Sachſen Meiningen, und bildete fortan mit ſeinen Dörfern ein eignes Amt. Der Amtmann hatte im neuen Schloſſe ſeine Wohnung, welches bereits 1587 von Ernſt Friedrich Hund von Wenkheim maſſiv erbaut und von einem Nachkommen deſſelben 1699 erneuert worden war. Allein 1733 brannte es durch eine, bei einem Brande in Steinbach auf das Dach geflogene brennende Speckſeite entzündet, ab. Hierauf ward abermals ein neues Amthaus erbaut, welches Herzog Georg und nach ihm Herzog Bernhard von S. Meiningen ſehr verſchönten und zum Sommeraufenthalt der Herzoglichen Familie beſtimmten.

---

*) Im alten Kirchenbuche zu Schweina lag ein einzelnes Blatt, darauf hatte der Pfarrer Hattenbach geſchrieben: „Ao. 1521 Sonnabend nach Cantate den 4. May, Nachmittag zwiſchen 1 und 5 Uhr iſt der Hr. D. M. L. allhier zu Schweina durchgefahren, da er von Worms kommen, und ¾ Meil über Altenſtein bei dem Luthersbrunn uff Landſtraße nach Waltershauſen gefangen und auf Wartburg geliefert werden.“

Vom alten Schloß zeugen noch drei übereinander aufgeführte Mauerterraſſen, ein Thurmfragment und ſonſtige Mauerreſte, und es mag daſſelbe ein ſtattlich impoſanter Bau geweſen ſein, weil die Gegend beherrſchend, wie ein Wächter des Waldes über das breite Thal geſtellt; aber auch das neue freundliche Schloß hat eine beneidenswerthe Lage; hoch über den Terraſſen thronend und weit ſichtbar, Wälder mit Felſenkoloſſen zur Seite, überſchaut es das Werrathal in weiter Ausdehnung, und bietet hinlänglichen Raum für einen ländlichen Hofhalt dar. Außer den Appartements der höchſten Herrſchaften enthält es einen Salon mit einer kleinen Bibliothek, einen Speiſeſaal mit Tempera-Landſchaften, Anſichten Meiningiſcher Städte von Carl

Wagner, und die Wohnung für den Kaſtellan. Der vorhin erwähnte Thurm, ein Reſt des alten Markgrafenſtein, ruht noch trotzig auf ſeinem Felſenfundament, und bietet auf ſeinem geebneten, zugänglich gemachten Gipfelpunkt ſich als willkommenes Luginsland dar. Das Küchengebäude iſt traulich unter dem Schutz der mächtigen Felswand hingeſtellt und ein ſtarkfließender Brunnen verſieht mit dem köſtlichſten Bergwaſſer; an der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes, da, wo der Weg neben alten Bäumen dem Schloſſe zulenkt, iſt ein trauliches Plätzchen unter dem laubenartig gezogenen Dach einer Linde befindlich.

Vor dem Schloß und ſeiner Auffahrt treibt mitten aus einem von ſaftigen Raſengrün und Boskets umfangenen Baſſin eine Fontaine ihren Waſſerſtrahl hoch in die Luft, und es ſtellen ſich reinlich und einladend die zum Schloß gehörenden Wirthſchafts- und andere Gebäude im ſchönen Halbrund dar. Sie enthalten auf der einen Seite das eigentliche Wirthshaus mit Wohnung des Gaſtwirthes, geräumige Schenkzimmer, einen Saal und mehrere Nebenpiecen, auf der andern die Förſterwohnung und die Hofgärtnerwohnung, in der Mitte die Wohnung für einen Beamten u. ſ. w., und die beiden Zwiſchengebäude bilden Stallungen. Hinter dieſem Halbrund, das in der Mitte eine offne Durchfahrt hat, ſind mehrere neue Gebäude errichtet, die dem in Altenſtein beſtehenden blühenden herzoglichen Geſtüte dienen, das in erneuter Organiſation ſeit 1827 beſteht.

Die Altenſteiner Partien.

Der großartige Naturpark rings um das Schloß Altenſtein iſt für den Liebenſteiner Badegaſt eine Zugabe, die in ihrer Art anderswo kaum geboten werden kann, und jeder Leidende, dem es irgend vergönnt iſt, neben dem Heilquell auch im Hauche friſcher Bergeslüfte, im Arom der Waldeswieſen zu baden, der eile oft nach Altenſtein herauf, durchwandre, womöglich an der Hand der Liebe und Freundſchaft, dieſe entzückenden Höhen und Wälder, und erſtarke am mütterlichen Buſen der Natur. Er findet hier nichts Kleinliches, Tändelndes. Wo irgend die Kunſt nachhalf, ſtellt ſich das Gebild der Menſchenhand ſchlicht und einfach, ſichernd und ſchirmend, zugänglich machend und den Genuß erleichternd dar. Aber Zeit nehme ſich der, welcher hier belebenden Genuß ſucht, denn an einem heißen Sommervor- oder Nachmittag von Partie zu Partie eilen, alles ſehen, nirgend weilen, und wobei auch, um ja nichts zu verabſäumen, zu rechtsfrüher Tageszeit in Liebenſtein an der Tafel eintreffen wollen, das heißt weder ſehen, noch genießen. Nur dem kräftigen, geſunden Spaziergänger dürfte eine Promenade zuſagen, auf der er in kürzeſter Friſt alle nahen Partien um Altenſtein beſuchen und beſichtigen könnte, und für einen ſolchen folgen dieſe denn hier in ſolcher Reihe, wie ſie mit wenigſtem Zeitverluſt nach einander allenfalls zu beſuchen ſind.

Die Ritterkapelle.

Nahe der bereits erwähnten Ausſichtspartie des vom ehemaligen Markgrafenſtein herrührenden Thurmſockels und eines noch überragenden koloſſalen Felſen, welcher die „Terraſſe" heißt, führen zwiſchen Fels und Waldbäumen Stufen zu einem andern Felskegel empor, der die Ritterkapelle trägt. Dieſe bildet ein im ritterlichen Geſchmack und mit ſolchen Emblemen decorirtes, mit verſchiedenen alten Glasmalereien geſchmücktes und mit Tiſch, Sopha und einigen Seſſeln verſehenes gothiſches Häuschen, darin ein Fremdenbuch aufliegt. Zu beiden Seiten reichen Baumwipfel bis an die Fenſter, und ſo iſt hier ein ganz eigenthümlicher, luftig hoher und doch lauſchig-ſtiller Ruhepunkt geboten, in welchen ſich's wunderſam träumen mag. — Unterhalb der Kapelle breitet ſich ein freier Raum aus, über dem die herrliche, „große Linde" ihr gewaltiges Laubdach ſchirmend ausſpannt. Auch hier bilden Felſen den Hintergrund eines amphitheatraliſchen Halbrundes, und der wahrhaft ſchöne Platz beut ſich zum Genuß der Tafelfreuden im Freien wie zum Gaſtmahl der Gedanken und ſinnigſinnender Ruhe im kühlen Schatten gleich geeignet dar.

Waſſerfall und Sennhütte.

Anmuthig führt vom Platze der großen Linde ein gebahnter Waldpfad hinab in die Thalestiefe, und erreicht endlich ein Wieſengründchen, das ein murmelnder Bach durchſchlängelt. Dort wird an der Ausmündung dieſes Gründchens in das Thal der Schweina die Männerdouche der Liebenſteiner Kaltwaſſer-Heilanſtalt erblickt, wohin die Badenden faſt eine Stunde weit zu gehen haben. Dem dieſes Gründchen durchziehenden Bach entgegen wandelnd, wird bald ein leiſes flüſterndes Rauſchen vernommen, das immer lauter hallt, je mehr des Wanderers Fuß ſich ihm nähert, bis ein ſehr einladendes Bild vor ſein Auge tritt. Ein kleiner Weiher breitet ſich aus, und von einer mäßig hohen Felswand ſtürzt ſich in mehrern Strahlen eine rauſchende Kaskade nieder. Unten laden Steinbänke an einem Steintiſch zur Raſt und Betrachtung. Seitwärts ſteht ein im Schweizerſennhüttenſtyl erbautes Haus, das der Familie eines Gartenarbeiters zur Wohnung dient, und in ſeiner innern Einrichtung dem praktiſchen Bedürfniß ganz entſpricht. Es iſt über dieſes Gründchen, welches das Eckenzeller heißt, ein recht idylliſcher Naturfrieden ergoſſen, und Waſſerfall und Bach, Fels und Waldgrüne, verbunden mit dem Weiher und der über ihm ſtehenden Sennhütte einen ſich, ein harmoniereiches Naturbild zu gewähren. Auch hier ſpricht im Plätſchern des Waſſerfalles, im Rauſchen der Bäume, im flüſternden Schilf eine geheimnißvolle Stimme zu dem, der ihre Sprache verſteht und ihr zu lauſchen vermag, und enthüllt ihm hohe Wunder.

Die Teufelsbrücke.

Ein anderer kürzerer Pfad führt wieder bergempor und leitet zu einer Felspartie, durch die ſich eine kleine Grotte als Gang windet. Stufen führen darüber hinweg, und es wird ein Felſenkamm betreten, an deſſen Ende plötzlich die Ausſicht auf Altenſtein wieder frei, und ein tiefer Abgrund erblickt wird, aus dem herauf kaum die Wipfel hoher Bäume reichen. Gleich hoch ragt aus dem Waldgrün ein Felskegel empor, und beide verbindet eine breite hölzerne Hangebrücke von ſtarken Ketten getragen. Drüben ſteht eine Ruhebank, und iſt abermals eine köſtliche Ausſicht geboten, in der nun beſonders einige Partien der entgegengeſetzten Seite anlockend genug hervortreten, ſo daß dieſe faſt mehr feſſeln, als der Hinabblick in die Thalgründe und die zum großartigen Landſchaftbilde ſich hinbreitende Ferne. Dieß iſt die Teufelsbrücke, eine Partie, ungleich ſchöner als ihr Name, und über die ſchon mancher Engel ſchritt. Ein trefflicher Promenadenweg führt, wenn die Brücke verlaſſen ward, aus dem Walde und direct in die Nähe der Wirthſchaftsgebäude zurück, ein Umweg durch den Buchenwald, aber leitet zu einem intereſſanten Hochpunkt, wo ebenfalls Ruhebänke den Ermüdeten zur Raſt einladen, und wo die Fernſicht die umfaſſendſte und weiteſte iſt, welche die Nähe des Schloſſes Altenſtein bietet. Hier ſteht auch

das Fohlenhaus.

Nicht etwa ein Haus für die Fohlen des herzoglichen Geſtütes, ſondern ein Haus im arabiſch-perſiſchen Geſchmack, über einem ausgedehnten Fohlenweideplatz ſinnig und zierlich erbaut, mit bunten Fenſtern geſchmückt, die Innenwände mit oſtindiſchem Nankin überkleidet, die Bildniſſe ausgezeichneter Araberroſſe und in den räthſelhaften Schriftzügen des Oſtens manchen Kernſpruch enthaltend, der auf des Hauſes Beſtimmung Bezug hat. Hier möchte ſich's anmuthig ruhen auf den Ottomannen oder auf ſchwellenden Polſtern, während draußen ſich die ſchlanken blanken jungen Roſſe freudewiehernd tummeln, den Trank von Mekkah oder Roſenſcherbet zur Hand und die Bernſteinſpitze des gekrümmten Rohrs des Nargileh, der Waſſerpfeife, im Mund, und leicht könnte mitten aus dem Schoos der thüringiſchen Berge uns Phantaſus in den Zaubermährchenkreis Sheherzads enttragen. Doch Poeſie und Phantaſie machen nicht ſatt, drunten aber wartet der herrſchaftliche Pachtwirth nicht auf Schwärmer mit orientaliſchen Begehrniſſen, ſondern auf deutſche Gäſte mit deutſchem Durſt und deutſchem Appetit.

Die Stätte der Nauenburg.

Seitwärts links dem umfangreichen Gebäudehalbrund iſt ein gar anmuthiges Schattenplätzchen, wo ein Frühſtück nach einem ziemlich ausgedehnten Spaziergang trefflich mundet. Hier ſoll vor Zeiten auch eine Burg geſtanden haben, die Nauenburg, die aber bald wieder ihre Zerſtörung fand. Solche Neuburgen in der Nähe älterer Steinhäuſer rief nicht ſelten das Bedürfniß vermehrter Familie und Dienerſchaft hervor, man baute ſie am liebſten in die Nähe, bisweilen etwas tiefer, wenn die Oertlichkeit nicht anders zu bauen verſtattete, wie die Ober- und Unterburgen auf dem Kiffhäuſer und bei der Sachſenburg bezeugen, oder man führte eine Kemnate am Bergesfuß auf, wie unterhalb Tenneberg bei Waltershauſen.

Hiſtoriſche Bedeutſamkeit hatte dieſe altenſteiner Nauenburg nie, doch fand die bekannte Sage von der „lebendigen Mauer" hier, ſowie die vom eiſernen Landgrafen durch den noch vorhandenen Edelacker bei Steinbach ein Echo der Freiburger Sagen; übrigens iſt die Altenſteiner Gegend an eigenthümlichen Sagen ſo reich, daß ſie nicht anderweither ſolche zu entlehnen braucht. *)

Bonifaciusfels und -Kapelle.

Ungleich wichtiger, wie die von der Nauenburg, erſcheint die uralte Tradition, daß der Thüringiſche Apoſtel, Winfried Bonifacius, auf dem Altenſtein eine Kapelle erbaut, und in deren Nähe von einem hohen Felſen herab den heidniſchen Umwohnern das Evangelium

---

*) Die Liebenſteiner, Altenſteiner und Steinbacher Sagen ſind ziemlich vollſtändig aufgeführt in: Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. Vierter Theil. Meiningen und Hildburghauſen. 1838. Auch in dem Werke: Thüringen und der Harz. Zweiter Band. Sondershauſen, 1840, von Ludwig Storch erzählt.

gepredigt habe. Eine Chroniknachricht ſagt: Anno 721 kam der heilige Bonifacius in hieſige Lande. Der Ort, den er ſich zuerſt auserſehen, war der Wald bei dem Altenſtein zwiſchen Iſenach und Salzungen, nicht ſo gar weit von dem Werrafluß, wo er eine kleine Kapelle nebſt einem Hüttchen für den Prieſter baute.

Alſo, da die Oertlichkeit ſo genau bezeichnet wird, keine Verwechſelung mit Altenberga, wo Bonifacius ebenfalls gepredigt und ein Kirchlein gegründet haben ſoll. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſah man da, wo jetzt die ſogenannte Bonifaciuskapelle ſteht, verfallenes Mauerwerk und nannte die betreffenden Stellen Bonifaciusthurm und -Hügel. Jetzt iſt der hohe Felskegel durch eingehauene Steinſtufen bis zum Gipfel zugänglich gemacht, und eine etwas niedrigere dem Fahrweg zugekehrte Felspyramide ſchmückt ein ſtarkes Eiſenkreuz, ein Erinnerungsmal, wie das bedeutſame Kreuz, welches die Felswand in Worten zeigt:

GOTT.
Vaterland. Freiheit.
Friede.
MDCCCXIV.

Das Kapellchen ſchmiegt ſich eng an den Ueberhang des Bonifaciusfelſen, um welchen rings anmuthige Promenadenwege ſich winden.

Der Blumenkorb.

Folgt der Wanderer dem Weiterzuge dieſer Wege, ſo führen ſie an herrſchaftlichen Gemüſegärten, Blumenrabatten und an einem zweiten Fohlenweideplatz vorbei einem Walde zu, in welchem bald der höchſte aller Altenſteiner Felſenthürme vor das Auge tritt. An ſeiner ſenkrecht abgeplatteten Vorderſeite ſteht unter einer von der Natur gebildeten großen Niſche eine verzierte Steinbank, über welcher in den Tagen des Sommers eine Büſte der Herzogin Charlotte Amalie, Großmutter des jetzigen Herzogs, geſtellt wird. Der über 60 Fuß hohe Felsobelisk trägt auf ſeinem Gipfel einen koloſſalen Blumenkorb von Stein, der, von ovaler Form und 20 Fuß im Umfang, mit Erde gefüllt und mit Sommergewächſen bepflanzt iſt, und ſo bildet der Fels mit ſeinem Blumenkorb, mit Bank und Büſte ein eigenthümlich ſchönes und zugleich grandioſes Denkmal.

Von der hintern Bergwand iſt der Gipfel dieſes Felſen auf 22 durch den Stein gehauenen Stufen zu erſteigen, und wen es droben nicht ſchwindelt, der mag wie von einer hohen Warte weit umher auf die Pracht der grünen Wälder, auf das ſchöne Thal, auf die bläulichen fernen Gebirge blicken.

Die Rotunde.

In der Nähe des Blumenkorbes führt ein ſchattiger Weg zu einer nahen Mooshütte, neben der ſich ein geräumiger Grottengang öffnet, er führt „durch Nacht zum Licht," und man gelangt aus ihm mitten in eine Rotunde, in welcher man ſich plötzlich in eine ganz andere fremde Gegend verſetzt glaubt. Man überblickt freies Feld und hat die Ausſicht nach Liebenſtein hinüber. Ueber dem Bergabhang ragt nur ein Stückchen von der Spitze des Hohlenſtein mit ſeinem Häuschen empor. Dieſe Rotunde ſollte eine chineſiſche werden, als ſolche wurde ſie ſchon fertig im Meininger Taſchenbuch 1804 abgebildet, aber der Jahre Ungunſt hemmte ihren Bau, und erſt ſeit einigen Jahren ſteht ſie ſo da, wie ſie gegenwärtig iſt, doch noch keineswegs vollendet.

Der Hohlenſtein.

Dieſer impoſanteſte der Altenſteiner Felskoloſſe ſteht wie ein verſteinerter Gigant am ſteilen Abhang des nach Glücksbrunn hinab abgedachten Bergvorſprungs, umlagert von andern nicht minder gewaltigen, nur minder hochragenden Felſen. Vom Wege führen Stufen eine kleine Strecke abwärts bis zum Hohlenſtein, der den Namen von einer geräumigen thorartigen Höhlung hat und an dieſer vorbei zieht ſich der Pfad tief hinab zur Chauſſee und berührt auch noch eine offene ſchattige Felsgrotte. In der Höhlung des Hohlenſtein ſteht eine Ruhebank, und in einer Spalte derſelben iſt eine doppelte Aeolsharfe angebracht, deren Saiten, ſobald die Klappen geöffnet werden, im Lufthauch bald leiſe, bald lauter, ſanft ertönen. Solcher Klang, bei heitrer Feiertagsſtille hier vernommen, vermag unendliche Wehmuth und tiefe Sehnſucht zu wecken, und eine Welt erſtorbener Wünſche, begrabener Erinnerungen. Es iſt nicht immer wohl gethan, dieſe Geiſterſtimmen wach zu rufen, die auf leiſen lieblichen Tönen ſich in die Seele ſchmeicheln und das Herz bethören. Wen aber ein Mal die Zauberfei Erinnerung hier gefangen hält, der wird ſich kaum die Steinſtufen zum Felsgipfel hinauf bemühen wollen, wo ein einfaches Häuschen aus jedem Fenſter ein andres ſchönes Landſchaftbild darbietet. Doch thut auch bisweilen mitten in freudigerregter Gegenwart ein elegiſcher Wehmuthklang den Herzen wohl und weckt Vertrauen zu der lenkenden Hand aus der Höhe.

Das Morgenthor.

Auf dem betretenen Wege nach der wenige Schritte betragenden Ablenkung zum Hohlenſtein bleibend und weiter ſchreitend, wendet ſich der Blick mit Antheil den ungeheuern Felsmaſſen zu, die hier gelagert ſind, und ſanft emporgeleitet ſteht mit einem Male das ſchönſte Landſchaftbild der ganzen Gegend wie hergezaubert da.

Mitten durch Felſen hindurch zieht der Weg, ringsum lagern die grotesken ſtarren Gruppen, und nahe liegt Liebenſtein, mit der Ruine, mit der freundlichen Kirche, mit allen ſeinen Gebänden und Häuſern da. Es iſt dieſe Stelle, die Liebenſtein öſtlich liegt, mit Recht das Morgenthor geheißen, wer aber ihren vollen Reiz genießen will, der betrete ſie am Abend, wenn die Sonne ihre letzten Strahlen noch flammend auf dieſen lieblichen Gefilden weilen läßt, wenn ſie das ferne Ruinengemäuer und die nahen Dolomitklippen mit ihrem Purpurgold ſchmückt und ſo auch das ſtarre Geſtein verklärt. Einzelne Stellen dieſer Felſen ſind zugänglich gemacht und mit Geländern geſichert. Hier wird das Herz wieder weit und groß, wenn es vielleicht von peinlichen und ſchmerzlichen Gefühlen eingeengt war, und die Bruſt trinkt mit Wonnebeben den Bergesodem der Freiheit. Wohl dem, der auf ſolchem wundervollen Höhenpunkt ſich auch eines geiſtigen Hochſtebens bewußt ſein kann, und mit ruhigem freien Blick, wie hier über ein Felslabyrinth und mannichfache Fruchtgelände, des Lebens Klippen, Wirrniſſe und Blumenpfade zu überblicken und mit ernſtbeſonnenem Gleichmuth zu würdigen verſteht! —

Eine Bergwanderung.

Friſch auf und früh auf und den Wanderſtab zur Hand, wer Kraft und Luſt hat zu einer Wanderung über das Gebirge, geradezu in die dunkelgrünen Wälder hinein, zum hohen Grat der uralten Länderſcheide empor! Der Tag, und ſei es des Jahres längſter, darf erſt grauen, und der trauliche Badeort muß noch in ſeinem friedlichen Schlummer ruhn. Das Werrathal liegt von langgeſtreiften Nebelſchleiern überſponnen, die ſich, je mehr der Morgen heraufglüht, zu einem weitverbreiteten See verdichten. Die Luft weht friſch, der alte Liebenſtein hebt ſein graues Haupt recht ernſt in die Morgenbläue hinauf. Dort, über den fernen Baſalthöhen der Geba und des Dolmar erblühen ſchon die Roſen des Oſten, ſie ſtreuen Gluth herab auf den Pfad der frühen Wanderer. Ein Schatz liegt auf dieſem Pfad, liegt auf den Feldern rings verſtreut, ein Schatz, den die Nachwelt noch dankbar dafür heben wird, daß wir ihn liegen ließen, Eiſen, deutſches Eiſen, die herrlichſten, nur etwas ſtrengflüſſigen Glasköpfe! Wer nur Kohlen hätte, ſie zu ſchmelzen, denn das Holz der Wälder reicht nicht aus dazu. Höher hinauf! Dort winkt eine Felsgruppe, zum Theil aus zu Tage gehendem Schwerſpath beſtehend, es iſt der Weißenſtein auf dem Gipfel des Weißenberges; dort treffe der erſte Sonnenkuß die frühen Wandrer! Tief liegen alle die Felſen und Hochpunkte in Liebenſteins und Altenſteins Nähe, und in grandioſer Schönheit überragen mächtige Höhenzüge das Thalgefilde, Thüringerwaldberge im Oſten, mächtig gedehnte Bergkoloſſe in der Gegend nach Meiningen, und vom Süd- bis faſt zum Weſtpunkt die Rhön mit ihrem Kreuzberge, ihrem Gangolfsberg, ihrer ſagenumklungenen Milzburg; dann die Baſaltköpfe: Donnersberg, Ochſenberg, Sachſenburg, Baier u. A., weſtwärts der Meißner in blauer Ferne und andere Berge des Kattenlandes.

Weiter! Vom gewonnenen Hochpunkt wandert ſich's bequem in der duftigen Waldfriſche, und bald iſt der

Gipfel des Fleßberg erreicht. Durch die Büſche ragt es hoch, grau, zackig, wie ein gewaltiges Ruinengemäuer. Es ſind die Trümmer eines Kryſtallpalaſtes, den der Naturgeiſt einſt hier ſich wölbte. Eine tauſend Schritte lange, bisweilen 20, ja 40 Fuß hohe, vielfach zerklüftete Mauer von ſchimmerndem Flußſpath; tiefe Klüfte gehen hinab in den Schooß des Berges, die größte heißt das Flußloch, die 40 Fuß im Durchmeſſer hat, und in großer Tiefe abſinkt. Das nützliche Geſtein wird fleißig ausgebeutet von den Grenznachbarn, doch ſcheint auch dieſer Schatz ſchier unerſchöpflich.

Auf ſtillen Waldpfaden geht die Wanderung über **die Winterleite** fort, das Ende des Thüringer Thales bleibt unten zur Rechten, und die Ausſicht iſt verſchloſſen, bis eine überaus ſchöne Waldesmatte ſich aufthut, auf welcher die hohen Stengel der goldblumigen Arnica prangend und in zahlloſer Menge ſtehen. Hier ſtößt der bisher verfolgte Weg auf den Rennſteig, ſteht der Dreiherrenſtein auf dem großen Weißenberg. Nun dem alten fabelhaften Weg über den Kamm des thüringiſchen Gebirges, dem Rennſteig, weiter folgend, wird der „Hirſchbalz" erreicht, eine umfangreiche Waldwieſe voll Arom und den Gewächſen der reichen Gebirgsflora. Eine weite Ausſicht in das Thüringer- und in das Frankenland öffnet ſich, eine Thalrinne zieht am Abhang des Hochgebirges nach Steinbach, eine andere auf der entgegengeſetzten Seite nach Winterſtein hinab. Dann ſchließt wieder ſchöne Waldung den Blick in die Weite, bis nach kurzer Wanderung der Rennſteig an einer gigantiſchen Felspartie vorbeizieht, die nicht unbeſucht bleiben darf. Es iſt der Gerberſtein! Der Wanderer ſteht hier abermals auf den Trümmern eines Steinpalaſtes von grandioſeſtem Bau. Granitſäulen von 30 bis 40 Fuß Höhe ſtehen noch oder liegen in wilder Zerklüftung umher. Der Hochpunkt, weit über 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel, gewährt eine herrliche Fernſicht auf die ganze Rhönkette im Süden, im Norden bis zum Brocken, der dem ferndämmernden Harz entragt. Im Weſten ſäumen die Höhen bei Göttingen den Horizont, und im Oſten begrenzt der nahe mächtig hingelagerte Inſelberg, der Herrſcher dieſes Theiles des Gebirges, die Fernſicht. Prachtvoll iſt von dieſen maleriſch umgrünten Felſentrümmern der Hinabblick auf die Welt der Wälder, auf die grünen Matten, die tiefen Thäler. Da liegt zur Rechten ſo maleriſch ein Ort im tiefen Thalſchooß, ſo tranſich an die Buſen der Berge geſchmiegt, daß wohl die Luſt entſtehen mag, hinab zu gehen zu den reinlichen und freundlichen Wohnungen da drunten.

Es iſt die Ruhl, der Stadtflecken Ruhla, weitbekannt durch die eigenthümliche Sitte, Tracht und Sprache ſeiner Bewohner und ihrer Betriebſamkeit in Tabakspfeifenköpfen ꝛc. Da ohnehin auf der betretenen Strecke der Rennſteig ſich unwirthbar zeigt, ſo dürfte ſchon das leibliche Bedürfniß nöthigen, dem ſtillen, gaſtlich einladenden Rufe des Thalortes zu folgen, und ſo begrüßt nach der Wanderung einer kleinen halben Stunde vom Gipfel des Gerberſtein bald ein oder das andere Gaſthaus die Müden mit willkommener Labe. Rollendes Waſſer begleitet in muntern Sprüngen den Wanderer, von welcher Gebirgsſtelle er immer Ruhla ſich nahen mag, aus einer Menge kleiner Quellen entſteht endlich ein ſtarker Bach, der vom Orte den gleichen Namen leiht.

Am Engeſtieg zwiſchen dem Dönsberg im Orte Dornsberg oder vielmehr Dornſenberg genannt (immer wieder auf das alte Dor, Thor hindeutend) und Bärmer führt ein romantiſcher Pfad neben einem Bach, der ſich in lauter Kaskadellen zu Thal ſtürzt, wieder hoch, doch ſanft empor, und es wird im „Ottowald“ wieder ein herrlicher Ausſichtspunkt gewonnen, auf dem das idylliſch-reizende Wilhelmsthal überraſchend ſich vor Augen ſtellt, und dahinter ragt die ehrwürdige Wartburg, Thüringens Palladium und Heiligthum, hochromantiſch empor.

Es iſt eine Stätte, wo man lange, lange im Anſchaun verloren weilen möchte, auch vergönnt ſie den Blicken freien Flug über die zahlloſen Höhen und Tiefen und die Fernen des Weſtlandes. Doch nicht allzuweit darf dieſe Bergwanderung, die nur einen ſchönen Tag in Anſpruch nimmt, ausgedehnt werden, zumal wenn ſchon während der Raſt in Ruhla die Mittagsſtunde vorüberſchlich. Darum wird nun wieder umgekehrt und dem wieder aufgefundenen Rennſteig entlang ſüdoſtwärts gepilgert. Da führt der Weg zu einem freien Platze, der die „Ruhlaer Häuschen" heißt, weil dort einige Pirſchhäuſer früher ſtanden, und wo ein fünfarmiger Wegweiſer nach Eiſenach, Liebenſtein, Ruhla, Gumpelſtadt und Schweina die Pfade andeutete, der ſeine Wiederherſtellung erwartet. Ohnweit davon ſenkt ſich eine große Waldwieſe ſanft am Bergesabhang hinunter, das „Schlauchenthal" genannt, dann folgt die Vogelheide, eine ausgedehnte Nadelholzwaldung, durch deren einen Theil von einem Punkt auslaufend, ſechs Stallungen gebauen ſind, ein Spiel der Cultur, das man in dieſen Bergeinöden kaum erwartet. Ohnweit der Vogelheide, ſüdlich, hebt ſich ein andrer Bergkopf, ebenfalls mit köſtlicher Ausſicht, die Birkenhaide, wo ein vom Herzog von Sachſen-Meiningen erbautes Jagdhäuschen ſteht. Ueber den nach Ruhla abſinkenden „ungeheuern Grund“ (nicht mit dem „ungeheuern Grunde“ in der Nähe von Tabarz zu verwechſeln) zieht der Weg von Ruhla nach Altenſtein ſchräg herüber und begleitet, während der Rennſteig, der durch die Waldung zum Gerberſtein, dem Punkt, wo er verlaſſen wurde, läuft, eine gute Strecke. Da feſſelt am Gipfel des Glöckner, vulgo Glöckel, eine prächtige Granitfelſenkanzel, und an ihrer Wand ſteht die Lapidarſchrift: **1813** wurde hier gepflanzt für **1871.** Hier iſt wieder ein herrlicher, ausſichtreicher Hochpunkt gewonnen, von wo aus Altenſtein und ſeine Umgebung in reizender Ferne als anziehendes Totalbild ſichtbar wird. Oder man wandelt rechts zum Gipfel des Windsberg, unter dem vom „Jägerſtein,“ einer pittoresken Felspartie, eine köſtliche Ausſicht auf die tiefliegenden Gefilde Altenſteins und die niedern Bergterraſſen ſich bietet. Von da führt eine neuangelegt werdende Chauſſee in den Eckenzeller Grund hinab. Den Rennſteig oben verlaſſend, und da die Sonne ſich neigt, ebenfalls zu Thale wandelnd und dem Ruhlaer Weg nach Altenſtein folgend, wird die Gegend durchwandert, die man „zur Wallfahrt," auch „zum Glasbach" nennt, wo ehemals der Sage nach ein Nonnenkloſter geſtanden haben ſoll, deſſen Stätte ſelbſt, nachdem es längſt zerſtört war, noch von Wallfahrern beſucht wurde. Tief in ein ſtilles, einſames Thal zieht der Pfad einem Stein mitten im Weg vorbei, den, wegen der in ihm ausgetieften Form eines Mannesfußes, das Volk den „Luthersfuß" nennt. Es iſt das Thal, in welchem Dr. Martin Luther, Thüringens größter Sohn und Stern, aufgehoben und nach der Wartburg gebracht wurde, und bald iſt die Stätte erreicht, wo dieſe Aufhebung ſtatt fand. Zwar hat der Orkan des 18. Juli 1841 die altermorſche Lutherbuche niedergeworfen, doch blieb der Stamm mit einem Aſt noch ſtehen, und der Brunnen, aus dem Luther getrunken haben ſoll, quillt noch, und die Stätte wird immerdar eine der Erinnerung heilige bleiben. Vom Ausgang des Thales, da wo es in ein andres Seitenthal einmündet, iſt Schloß Altenſtein in einer ſtarken halben Stunde zu erreichen.

Vom harmoniſchen Getön der Heerdenglocken iſt der Wald durchklungen, den die letzten Sonnenſtrahlen vergolden, die zugleich die Liebenſteiner Ruine magiſch verklärend umfließen. In langem Zuge wandelt die zahlreiche Steinbacher Heerde heim, Stück um Stück biegt um einen Bergvorſprung; im gewerbthätigen Ort iſt auch Feierabend, und die kohlen- und eiſenſtaubgeſchwärzten Hände und Arme raſten, das Geſchrill der Schleifmühlen verſtummt. Auf ſanftgebahntem Pfad, von der untern Steinbach eine Strecke begleitet, wandelt ſich's nun noch gemächlich nach Liebenſtein am Saum des Waldes, welcher das Felſentheater verbirgt, während die letzte Abendgluth das ernſt in das Thal ſchauende Morgenthor noch mit Roſen kränzt.

Dieſe, nicht auf dem Papier, ſondern in der Wirklichkeit gemachte Wanderung wird keinem rüſtigen Berggänger reuen, wenn er zum heitern Wetter das heitere Gemüth mitbringt.

Touren in die Umgegend.

Nicht topographiſch ſchildernd und beſchreibend, ſondern nur andeutend, ſei hier noch in Kürze aller merkwürdigen und in der That ſehenswerthen Punkte der Umgegend Liebenſteins gedacht, um die Grenzen dieſer kleinen Badeſchrift nicht allzuweit auszudehnen. Gleichwohl dürfte es für fernhergekommene Fremde nicht ohne Intereſſe ſein, mindeſtens zu erfahren, was allenfalls in kurzer Zeit von Liebenſtein aus zu erreichen wäre. Ausführliche und doch überſichtliche, nichts Schönes und Wichtiges unberührt laſſende Belehrung giebt das ſehr empfehlenswerthe und leicht mitführbare „Wanderbuch durch den Thüringerwald. Für Bewohner und Beſucher deſſelben. Von **Ludwig Storch**. Gotha, 1841.“

Um allen intereſſanten Punkten in der Nähe Lieben-
s Beſuch und das nöthigſte Verweilen zu gönnen,
wenigſtens fünf verſchiedene Ausflüge nöthig, die
ſo viele Tage in Anſpruch nehmen würden, wobei
vorausgeſetzt wird, daß ſtellenweiſe ein gutes Zwei-
nn disponibel ſei, denn Wanderungen, wie die vor-
beſchriebene, die nothwendig zu Fuß gemacht werden
, ſind nicht Jedermanns Sache.

Erſte Tour.

Marienthal, Salzungen und Krainberg.

Von Liebenſtein führt ein Fahrweg entweder über
kobrunn und Schweina, oder direct über eine bewal-
Anhöhe nach dem Schlößchen **Marienthal**, eine
liche vom Herzog von Meiningen erworbene, früher
Fiſchernſche Beſitzung im Thal der Schweina, wo ne-
freundlicher Umgebung in der dazu gehörenden Wald-
lle hübſche Anlagen und in der Nähe das oben
hnte Wellenbad befindlich ſind. Dann führt der gut
ſirte Weg tiefer in das Werrathal, nach dem beſi-

ſchen Dorfe Barchfeld, wo das Schloß des Prinzen Ernſt zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld in einem Parke anmuthig liegt. Hier führt eine Brücke über die Werra, und der Weg über das ſtattliche Dorf Immelborn, über Etmershauſen und Allendorf nach Salzungen. Rechts drüben am jenſeitigen Flußufer liegt Kloſter Allendorf, dicht unter der Stätte eines ehemaligen Bergſchloſſes Frankenſtein, das die Wiege eines in der Gegend ſehr reich begüterten Dynaſtengeſchlechtes war. Salzungen iſt eine recht freundliche Stadt, hat ein herzogliches Schloß, eine bedeutende Saline, ein erfolgreich-wirkſames vielbeſuchtes Soolbad, eine Zuckerfabrik, viel Flachs- und Obſtbau und liegt wie ein heitres Bild ganz im grünen Ring von Gärten eingerahmt. Der Edelſtein dieſes Ringes iſt ein kleiner, aber ſchöner See von bedeutender Tiefe und von ſaliniſchen Quellen unterhalten, der dicht unter dem jähen Felſenhang des Burgberges in einer außerdem ſanft abgedachten, erdfallähnlichen Vertiefung liegt. Die ganze Umgebung dieſes Sees iſt durch die Kunſt paſſend verſchönt. Promenadenwege leiten zu einer impoſanten im Halbkreis ſich aufthürmenden Sandſteinfelſenwand, die ſogenannte Grube, wo ebenfalls noch ein ſehr tiefer unheimlicher Waſſerkrater ruht, der ohne ſichtbaren Zufluß, nur aus ſeinem Grunde genährt, ſein Waſſer als Bächlein dem großen See zuſendet. Hier ſind reizende Anlagen, und in dem trefflich benutzten Sandſteinberg herrliche Keller befindlich. An dieſe Anlagen ſchließen ſich andere, die zur Höhe locken, und es empfängt den nahenden Fremden auf dem „Seeberg“ nicht nur einer der ſchönſten Punkte des Landes, ſondern auch ein wohlthuendes Annähern der Einwohner, die ſich und Andern hier den reizenden Vergnügungsort gründeten, ohne kleinſtädtiſche Aufdringlichkeit, und ebenſo entſpricht die Reſtauration der Geſellſchaft jeder billigen Anforderung. Vor den Blicken breitet ſich ein großer Theil der Thüringerwaldkette mit den bedeutendſten Höhen aus, und an ihrem Fuße wird die ganze Gegend von Liebenſtein und Altenſtein überblickt, während die Stadt und der See dem entzückten Beſchauer ſtill zu Füßen liegen. Gegenüber, nordwärts, hemmt der höhere Mühlberg die Fernſicht, aber im Weſten ſchmückt der Krainberg mit einer Ruine die Gegend, und im Norden ſind grandioſe Waldberge hingelagert. Am ſchönſten nimmt ſich dieſe Landſchaft und das hier breite, ab und auf weit zu überſchauende Werrathal im Abendſonnenglanze aus und übt dann einen eigenthümlichen feſſelnden Zauber.

Da ſich aber ein Touriſt nicht leicht feſſeln läßt, ſo wäre noch Zeit zu einem Beſuch der zwei kleine Stunden von Salzungen entfernten Burgruine Krainberg.

Die Chauſſee führt über die Dörfer Laimbach und Kaiſerrode in Sachſen-Weimariſches Land; rechts drüben bleibt das Gut und Dörfchen Unterrhon, über welchem ein bebauter Hügel das „Schlößchen" genannt wird, den nach drei Seiten ein tiefer Wall umzieht, daher er wohl aus grauer Vorzeit her Bedeutung haben dürfte. In Tiefenort bietet ſich der Schauluſt eine ziemlich alte Kirche mit einigen Denkmälern. Der Krainberg iſt mit einem ſchönen Buchenwald beſtanden, die Ruine nicht mehr bedeutend, doch zeigt die Trümmer, daß das Schloß hoch und umfangreich war, auch nimmt ſie das geſchichtliche Intereſſe deshalb in Anſpruch, weil auf dieſer Burg die unglückliche Margaretha auf ihrer heimlichen Flucht von der Wartburg die erſte gaſtliche Ruheſtätte fand. Außerdem bietet ſich vom Krainberg eine weite Fernſicht in die Gegend von Vacha und Philippsthal und auf die nachbarlichen Baſaltberge, wie auf die Wartburg und das Werrathal, aufwärts auf Salzungen, Liebenſtein, Altenſtein, die Wallenburg und die Thüringerwaldkette. Auf dem Rückweg wäre vielleicht ein liebliches

Thalgründchen, darin ein Gut: „der Grundhof,“ ſich mit einer eiſenhaltigen Quelle birgt, zu beſuchen, und von da aus brächte der Fußpfad in einer halben Stunde nach Möhra, dem Dorfe, wo Luthers Eltern wohnten, wo Luther erzeugt und im Mutterſchoos ſeiner erſten Heimath enttragen ward. Gewiß ein Ort, ernſter Betrachtung werth, wenn man auch nicht an das alte unvollkommen anagrammatiſche Wortſpiel **MORA** und **ROMA** denken will. Mittlerweile könnte der Wagen auf dem Umweg der Chauſſee nachgekommen ſein und über Gumpelſtadt, wo ein thüringiſcher Geolog, Heim, Pfarrer war, der Weg zurückgenommen werden, wenn nicht ein Weg über Wieſen und Wald, der durch Kloſter Allendorf und dicht am Frankenſtein vorüberführt, zur Rückkehr nach Salzungen beliebt würde. Vom Kloſter Allendorf wandelt ſich's, wie auf einer Promenade, über das ſogenannte Haad neben einem umbuſchten Canal, zur Linken eine blumenreiche Wieſe, und dann ſieht ſich der Wanderer bald von den zahlreichen Gebänden der Saline umfangen, die ſo wenig wie die Badeanſtalt unbeſichtigt bleiben darf, wobei noch ein neuer Bohrbrunnen auf einem Steinſalzlager das Intereſſe in Anſpruch nimmt, da man hier, ſtatt der bisher gewonnenen 8-gradigen

Soole 36-gradige gewinnt, wenn der neue Fund ſich von ergiebiger Ausdauer zeigt.

Zweite Tour

Wilhelmsthal und Wartburg.

Dem Fußwanderer bieten ſich zu dieſen anziehenden Punkten in Liebenſteins Nähe von Altenſtein aus ſchöne Waldwege, die Fahrſtraße führt über Witzelrode, eine Poſtſtation zwiſchen Herrenbreitungen und Eiſenach, Gumpelſtadt, Waldfiſch und Etterwinden nach dem reizenden Wilhelmsthal, dem Sommeraufenthalt des Großherzoglich Sachſen-Weimariſchen Hofes. Ein Naturpark umgiebt dieſe heitere Geſellſchaft fürſtlicher Schlöſſer und Wohnungen, in deren Nähe auch das für den zahlreichen Fremdenbeſuch des Sommerluſtortes nöthige Gaſthaus nicht mangelt. Schweigende Haine, Brunnen, Kaskaden, Teiche und ein umfangreicher See erhöhen die idylliſche Lieblichkeit des Thalortes, der unter des unſterblichen Carl Auguſt Wirken wurde, was er iſt. Und in der Nähe die reizenden Partien: die Atchenbacher Hütte (früher Schmelzwerk, jeßt Wirthshaus) das wie eine Einſiedelei in ſtiller Abgeſchiedenheit, im tiefen Thalfrieden liegt; der trauliche, dann romantiſche Fußweg von Wilhelmsthal zur Hohenſonne hinan, an der feuchten Felswand des Hirſchſteins, mit einer grottenähnlichen Niſche, vorbei, dann der Hochgipfel ſelbſt mit weiter Fernſicht. Auf der „Hohenſonne,“ einem Forſt- und Gaſthaus, ſchneidet der Rennſteig die Fahrſtraße von Wilhelmsthal nach Eiſenach; dieſe zieht über einer romantiſchen Felſenſchlucht, dem Annenthale, hinab. Die Waldberge ruhen wie grüne Wogen weithinwallend, plötzlich taucht in der Ferne auf dieſem Meere, wie ein Geiſterſchiff, die „Wartburg“ empor. Unten am Bergesfuß leitet ſüdwärts ein Pfad rechts ab in einen langen, engen aber offnen Felſengang, der ſich innen erweitert: es iſt das „Landgrafenloch,“ und mit pittoresken Felsgruppen beginnt das „Marienthal.“ Hier führt ein Fußpfad, der nicht leicht zu fehlen iſt, anfangs ſteil, dann bequem zur Wartburg, die, wie eine Fürſtin, über der Pracht der Wälder, über der freundlichen Stadt Eiſenach thront, vom Heiligenſchein der Sage verklärt, mit dem Sternenmantel der Romantik bekleidet, die leuchtende Krone der Geſchichte auf dem greiſen Haupte tragend. Die Wartburg zu ſchildern, iſt hier nicht der Ort. Wäre ihr vielfach Merkwürdiges nicht feſſelnd genug, ſo daß nach nur kurzem Verweilen der Rückweg nach Liebenſtein eingeſchlagen werden müßte, und ſollte dieſer in anderer Richtung genommen werden, ſo würde der Fahrende eine Strecke lang die Chauſſee von Eiſenach nach Gotha, über Fiſchbach und Eichrodt zu verfolgen haben, würde dem öden, ſargähnlichen Koloß des ſagenreichen Hörſelberges nahe genug kommen, und dann aus dem Thale der Hörſel in das des Erbſtroms einlenken, wo bald der Weiler Wutha, dann das große Pfarrdorf Farnrode mit einem neuen Schloß und einem einzelnen alten Thurme erreicht wird. Hier zieht die Fahrſtraße durch einen hochromantiſchen Thalgrund, Felswänden vorbei, deren eine der „Wittgenſtein" heißt, von dem im Volksmunde noch anziehende Sagen lebendig ſind. Auf ſteilem Bergkegel horſtet die Bergtrümmer von „Scharfenberg," hauptſächlich aus einem koloſſalen epheubekränzten Rundthurm beſtehend, ein altes Thüringer Landgrafenſchloß, durch manche Fehde berühmt. Dicht an ſeinem Fuße ruht das Dorf „Thal," und ohnweit deſſelben der Gutshof „Weiſſenborn," einſt ein Wilhelmiterkloſter und der zu Einkehr einladende Gaſthof „Heiligenſtein." Immer dem rollenden Bach, welcher der Erbſtrom oder die Ruhla heißt, entgegen, bringt der Weg nach Ruhla, dieſem faſt eine Stunde lang in der Thalenge ſich hinſtreckenden Ort, von wo aus nun freilich der Fahrweg nach Altenſtein einen kundigen Kutſcher erfordert. Doch ſtehen in dieſem Theile des Gebirges an allen zweifelhaften Stellen gut erhaltene Wegweiſer.

Dritte Tour.

Inſelberg und Druſenthal.

Der Inſelberggipfel iſt ſo häufig Sehnſucht- und Reiſeziel, daß unter den wanderluſtigen Beſuchern Liebenſteins ſicher die Mehrzahl von ihm herabkommend, hier die erwünſchte Raſt ſucht, oder von hier aus ihm zuſtrebt, ja nicht ſelten eint ſich die ganze Badegeſellſchaft zur fröhlichen Waldfahrt dorthin. Von Altenſtein aus zieht ein Weg durch das Luthersbuchenthal allmählig zur Höhe des Rennſteigs hinan, wo man faſt ohne Anſtrengung zum Gipfel gelangt. Ein andrer Fußweg führt durch das Atterod; das iſt der von Liebenſtein aus gewöhnlich gewählte Weg, der durch ſtattliche Wälder und über prachtvolle Waldwieſen leitet. In drei Stunden iſt dann das Haupt des Gebirgskönigs erſtiegen. Ein Panorama breitet ſich vom Inſelberg aus, wie weder der Brocken des Harzwaldes, noch der Kreuzberg der Rhön ein ähnliches bieten. Anmuthig, wohlgerundet, nicht dem Blick allzufern gerückt, liegt das herrliche Land Thüringen mit Städten und Dörfern, Schlöſſern und Burgen in reizender Gruppirung unter dem Schauenden. Alles Zaubergold, das Mythe, Mähr und Sage, Romantik und Poeſie in Thüringens Berge und Wälder ſtreuten, liegt hier leuchtend zu Tage. Alle die ſagenumklungenen Höhen: der Hörſelberg, der hohe Wartberg, die graue Wartburg, der fabelhafte Kyffhäuſer, die Gleichen, Tenneberg und ſo mancher Berg und ſo manche Burg, alles iſt hier wie Blumen zu einem großartigen Poeſiekranz gewunden, der ſich um den Hochgipfel des Inſelbergs ſchlingt, und dieſer ſelbſt gleicht einer Zauberinſel. Wem vergönnt iſt, hier länger zu weilen, und prachtvolle Sonnen- und Mond-Auf- und Untergänge zu ſchauen, der ſteige dann hinab in das wunderſame „Felſenthal“ und pilgere nach Reinhardsbrunn, wo in einem der reizendſten Theile des Thüringerwaldes das in altdeutſchem Styl neuhergeſtellte Fürſtenſchloß, der Sommeraufenthalt des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, auf uralter Kloſterſtätte wie eine Perle in farbenſchillernder Muſchelſchaale ruht.

Dem Zurückkehrenden nach Liebenſtein öffnet ſich, wenn er nach dem Weg von einer Stunde den bedeutenden Ort Brotterode erreicht hat, abermals im romantiſchen Thalgrund, das Lautenbacher- weiter unten das Druſenthal. Aus dem Laubwald zu beiden Seiten des gut chauſſirten Wegs, der zwiſchen leuchtenden Wieſen oder am Waldesſaume hinzieht, und dem immer zur Rechten bleibend, der munter rauſchende Lautenbach folgt, blickt bald da, bald dort, ein Felsobelisk ernſt und maleriſch vor, ſo die Mummenſteine, der Hauptſtein u. A. Bald aber wird eine Felspartie erreicht, deren Großartigkeit, Mannichfaltigkeit und Schönheit kaum eine andere des ganzen Waldgebirges verglichen werden kann. Eine lange hohe Granitwand thürmt ſich an der rechten Seite impoſant empor, an der linken liegt, reizend übergrünt von wilden Balſaminen und Farrenkräutern, ein Felſenberg in Trümmern, nur ſchmaler Raum bleibt dem über die Steine toſenden Bach und der Fahrſtraße, die am Ausgang aus der Felsſchlucht die Orte Herges Vogtei und Auwallenburg erreicht. Von hier aus führt der

Weg über die „Mommel,“ ein lebhaftbetriebenes Bergwerk, und über offne Matten am Eingang des Thüringer Thales vorbei nach Liebenſtein zurück.

Vierte Tour.

Wallenburg, Stahlberg, Schmalkalden.

Wen das geognoſtiſch Merkwürdige der Liebenſteiner Gegend vielleicht nicht minder, wie die gewerblichen Intereſſen anzieht, für den wird ſich, auch wenn er bereits die zahlreichen Steinarten in der Liebenſteiner, Altenſteiner, Schweinaer und Gumpelſtädter Flur, und die Ausbeute an Gebirgsarten der höher gelegenen Ganggebirge angeſammelte, ein Ausflug nach Schmalkalden, der hiſtoriſchberühmten und wichtigen Stadt, lohnend erweiſen. Verſchiedene Wege führen dorthin, der eine, im Werrathale aufwärts, über die Orte Alten- und Herrenbreitungen, die Todtenwart, zwar etwas um, aber bequem; der andere wieder über die Mommel und Herges-Vogtei, ſo daß, wer das Druſenthal nicht auf dem Wege zum oder vom Inſelberg ſah, es auf dieſem Wege in Augenſchein nehmen kann, wo es nur von der Chauſſee aus den Abſtecher einer kleinen Viertelſtunde nöthig macht. Zur Linken bleibt auf dem Hinweg die hohe und ſchlanke Warte der Burg Wallenburg auf dem Hainberg, weit im Lande ſichtbar, die einen Beſuch verdient, obſchon der bewaldete Berggipfel, den der alte Thurm beherrſcht, weite Ausſicht nicht bietet. Der von Quaderſtücken aufgeführte runde Thurm hat noch ſein urſprüngliches Steindach; die Mauer, die innen gegen 24 Fuß Umfang hat, iſt 7 Fuß dick, und am Boden von Schatzgräbern gewaltſam durchbrochen. Wallenburg war eine Frankenſteiniſche Feſte und ging ſpäter an die Grafen von Henneberg und an die Reichsfreiherren von Boyneburg über. Wann die Burg zerſtört wurde, iſt unbekannt.

Die ſchöne neue Fahrſtraße zieht nun ſanft empor und führt über den Gipfel des Stahlbergs hinweg. Auch auf dieſer Höhe thut ſich nach Oſten und Nordoſten eine großartige Fernſicht auf in den Thalkeſſel, in welchem Schmalkalden liegt, und weit über dieſen hinaus auf das ganze öſtliche Gebirge. Aber auch im Schoos der Erde giebt es mannichfach Merkwürdiges zu betrachten. Der Stahlberg iſt ein Goldhort des Thüringerwaldes, er hält das größte Eiſenbergwerk deſſelben umſchloſſen, und ſein

Inneres verdient im hohen Grade befahren zu werden, zumal da er bequem zu beſuchen iſt. Es bricht darin Eiſenſtein mit Braunſtein und andern eiſenhaltigen Minern vermengt, und weite Gänge, großartige Höhlungen und Hallen nehmen in dieſem unterirdiſchen Labyrinthe des Beſuchers Intereſſe in Anſpruch.

Tief herab zum Thalgrunde ſenkt ſich die Chauſſee nach Seligenthal (Silgethal), in deſſen Nähe herrliche ſagenumklungene Felspartien zu erreichen ſind. Heitre Dörfer liegen in der Thalweite anmuthig verſtreut, und dem Bergflüßchen Schmalkalde folgt der Weg nach der Stadt, die wohl von jenem den Namen trägt, an mehreren Hüttenwerken vorüber, von denen eins durch ſein modernes Aeußere und die Großartigkeit ſeiner Anlagen imponirt. Durch die reinliche, meiſt von Feuerarbeitern, Schloſſern und Kleinzeugſchmieden bewohnte langgedehnte Weidenbrunnervorſtadt wird die alterthümliche, doch ſehr reinliche und freundliche Stadt erreicht. Schmalkalden iſt merkwürdig durch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen, die Fürſtentage und Convente, die Schmalkalder Artikel, Luthers Anweſenheit 1537, die ſtattliche gothiſche Kirche, das Gaſthaus zur Krone, darin der „Schmalkaldiſche Bund" beſchloſſen wurde, das Schloß: „die Wilhelmsburg“ auf dem Queſtenberge, die gewerbliche Betriebſamkeit und die ſchöne Umgebung in pitteresker und großartiger Natur.

Auch beſaß Schmalkalden eine Saline, welche jedoch eingegangen iſt; dagegen erfreut ſich die Stadt eines Soolbades, und mancher neuen und geſchmackvollen Anlage. Am Luthersberg, einem Vergnügungsort, iſt ein trefflicher Felſenkeller.

Fünfte Tour.

Meiningen und Landsberg.

Binnen vier kleinen Stunden fährt man von Lieben-
tein nach Meiningen, der Reſidenz des gleichnamigen
Herzogthums. Die Chauſſee berührt Barchfeld, den Hof
nter-Grumbach (wohin auch ein direkter, aber ſandiger
ahrweg von Liebenſtein aus führt), Alten- und Herren-
reitungen, die Burg Todtenwart, die Zwick, ein Gaſt-
aus, wo die Straße von Schmalkalden herabkommt,
nd in deſſen Nähe eine Maſchinenwollenſpinnerei des
errn Geheimen Finanzrath von Weiß zu Glücksbrunn

befindlich iſt; dann das große Dorf Schwallungen, und läuft beſtändig im Werrathal hin, das nicht arm iſt an landſchaftlichen Schönheiten. Die Orte alle ſtellen ſich reinlich und wohlgebaut dar. Bald tritt hinter einer Anhöhe überraſchend die Stadt Waſungen mit einem Reſt alter Ummauerung vor das Auge, und hoch über ihr ragt ein Thurm und das Gemäuer der ehemaligen hennebergiſchen Burg Maienluft empor, welche Ruine das maleriſche Landſchaftbild vollenden hilft, das beſonders von dieſer Seite überblickt, Stadt und Umgebung hier darbieten. Bald auch wird die neue Burg Landsberg ſichtbar, die der Herzog von Sachſen-Meiningen auf der Stätte einer frühern Burg im mittelalterlichem Styl neu aufführen ließ. Sie gewährt von jeder Seite ein andres, doch ſtets ſchönes Bild einer ſtattlichen Ritterburg, und hält mit den meiſten deutſchen Neuburgen am Rhein und anderwärts den Vergleich aus. Unter ihr liegt, auch recht maleriſch, Walldorf mit alter ummauerter Kirche am linken Ufer der Werra, über die hier eine Brücke führt. Weiter zieht, Burg Landsberg zur Rechten, der aufwärtsführende Weg durch Welkershauſen, und über eine Anhöhe, welche die Villa Jeruſalem, umgeben von Parkanlagen, ſchmückt, nach der Reſidenz.

Meiningen liegt zwar in einem etwas engen Theile des Thales, doch ſehr freundlich, und beſonders gewährt die von Liebenſtein her zuerſt erblickte neue Vorſtadt, die Bernhardsſtraße, einen ſtattlichen Anblick. Der Park, das Theater, der Bazar und ein herzogliches Palais bilden die eine Seite, große und ſchöne Privathäuſer und weiter oben noch ein herzogliches Palais die gegenüberſtehende Seite. Sehr freundliche Anlagen ziehen ſich um die ganze Stadt, das Reſidenzſchloß enthält nebſt den Zimmern der höchſten Herrſchaften auch die herzoglichen Sammlungen, eine Bibliothek, Gemäldegallerie u. ſ. w. Im Schloßgarten iſt das Naturalienkabinet befindlich. Der Markt, auf dem die Kirche ſteht, iſt raumvoll, die Straßen ſind angemeſſen breit und reinlich. Eine halbe Stunde von Meiningen liegt das Jagdſchloß und die herzogliche Forſtakademie Dreißigacker mit einem gutausgeſtatteten ornithologiſchen ꝛc. Kabinet. Manchen anziehenden und auch geſchichtlich merkwürdigen Punkt bieten die nahen Umgebungen Meiningens dar, ſo das alte hennebergiſche Grafenſchloß im Dorfe Untermaßfeld, das der Hauptſache nach erhalten iſt, und als Local einer Correctionsanſtalt dient. Grimmenthal, ein ehemaliger Wallfahrtort, jetzt Hoſpital mit einer ſehenswerthen alten Linde. Die Burgruine Henneberg, die Faſanerie, ein Luſtſchloß in einem Parkwald u. dgl. Der anziehendſte aller dieſer Punkte wird aber für die Folge immer das Schloß Landsberg mit ſeinen ſchönen baulichen Verhältniſſen, ſeiner architectoniſchen Zier, ſeinen hiſtoriſchen Wandgemälden, ſeinen Glasmalereien, ſeiner Hirſchgallerie, ſeiner Waffen- und Rüſtunghalle u. dgl. bleiben. Eine gute Chauſſee führt von der Reſidenz aus bis zum Berggipfel, wo von den Thürmen des Schloſſes ſich eine nicht ſehr umfangreiche, aber recht abwechſelnde Ausſicht darbietet. Da auch vom Fuß des Landsberg ein Fahrweg nach Walldorf führt, ſo iſt für einen Beſucher von Liebenſtein aus, der erſt in der Stadt weilte und von dieſer aus zur Burg kam, die Rückkehr nach der erſten nicht nothwendig.

Sechſte Tour.

Herren- und Frauenbreitungen, Frankenberg und Stoffelskuppe.

Noch einmal, und dieſesmal zu näherem Verweilen und Betrachten dürften die Orte Herren- und Frauenbreitungen zu beſuchen ſein, auf einer Tour, die zwar weder eine Stadt noch einen äußerſt renommirten Berggipfel zum Ziele hat, aber doch zu mehrern nicht unwichtigen Punkten leitet. Wenn man von Liebenſtein über den Mönel- und Töngesberg vorbei am Waldſaum der Marienthaler Anlagen und einem kleinen Friedhof der adeligen Familie von Stein zu Barchfeld nach Unter-Grumbach fährt, ſo erblickt man gegenüber einen Höhenzug in äußerſt maleriſchen, doch ſanften Formen und Wellenlinien. Vergebens fragt man nach dem Namen dieſes kleinen grünen Gebirges, das als ein eigenthümlicher Zweig und Auslaufer der Rhön zwiſchen dieſer und dem Thüringerwalde, die linke Wand des Werrathales, die rechte des Feldathales bildet. In geeigneter Beleuchtung nimmt ſich auch Herrenbreitungen ſehr ſtattlich aus, das noch ein altes Schloß ziert, davon der Name Burgbreitungen, welches der Bruder des letzten Grafen von Henneberg bewohnte, und das jetzt als Amthaus dient. Früher war hier ein Mönchskloſter, und es iſt ſowohl dieſer Ort, als das über der Werra drüben liegende Frauenbreitungen (beide Namen von Klöſtern, wie im Chiemſee die Herren- und Fraueninſel) von bedeutend hohem Alter. Ein herrlicher fiſchreicher See liegt nahe bei

Frauenbreitungen und erhöht die Reize der Gegend. Eine Anhöhe in des Sees Nähe nördlich gewährt einen ausnehmend ſchönen Standpunkt für die Ueberblickung des Thales, der Orte und des Thüringerwaldes.

Von Frauenbreitungen führt ein leidlicher Fahrweg nach Helmers, einem in einer ziemlichen Thalenge eingeſchloſſenem Dorfe, über dem ſich hoch und ſteil ein Ruinenberg erhebt, der die Trümmer des Schloſſes Frankenberg trägt. Dieſe Burg war vielleicht nächſt Frankenſtein eine der älteſten in dieſen Gauen; ſchon der Name deutet darauf hin, und es iſt nicht ſo ganz unwahrſcheinlich, daß, wie behauptet wird, die Burg Wohnſitz eines der alten Frankenherzoge geweſen ſei. Noch ſteht eine hohe viereckige Warte und vieles Mauerwerk, von einem tiefen Graben umzogen. Vom Frankenberg gewährt ſich ein hübſcher Blick in den Roosgrund mit ſeinen Seen und Teichen, welcher Blick aber noch umfaſſender und ausgedehnter iſt, wenn man die davon nicht allzuferne „Stoffelskuppe,“ wo ein Baſaltfels zu Tage ſteht, den die Volksſage ein verzaubertes Schloß nennt, erſteigt. Von da zieht ein waldiger Bergrücken zum Gipfel des noch höhern Bleß empor, der dieſes kleine Binnengebirge beherrſcht, und die Ausſicht auf den Thüringerwald, wie auf die Rhön hat.

An ſeiner Abdachung ſchaut die baſaltreiche Hunnenkoppe in das Werrathal nieder. Bald iſt wieder die Thalſohle beim Kraimerhof, einem freundlichen freiherrlich von Donop'ſchen Gute, erreicht, und der Weg von da nach Frauenbreitungen ein Spaziergang. Wollte Jemand dieſen Ausflug aber weiter ausdehnen, ſo könnte der Rückweg über den Bleß nach dem Dorfe Langenfeld und über Salzungen gewählt, oder von Helmers nach Roſa, Roßdorf, Bernshauſen gefahren werden, wo mehrere erdfallähnliche kleine Seen merkwürdig ſind, von denen namentlich die Bernshäuſer Kutte ſehenswerth iſt, ein von Wald umkränztes, tiefes, dunkles, geheimnißvolles Waſſerbecken.

Anhang.

Oekonomiſches und dieſem Verwandtes betreffend.

Das Mineralbad und die Kaltwaſſer-Heilanſtalt zu Liebenſtein ſtehen unter der obern Leitung der herzoglichen Landesregierung, und unter der unmittelbaren einer Badedirection.

Badedirector:
Kammerherr und Forſtdepartement-Chef von Fiſchern.

Brunnenarzt für das Mineralbad:
Dr. Hoffmann.

Arzt für die Kaltwaſſer-Heilanſtalt:
Dr. Martiny.

Die Kaſſeführung für die Bäder u. dergl. beſorgt:
Hofgärtner und Poſtmeiſter Jocher.

Bademeiſter für das Mineralbad:
Valtin Reum.

Bademeiſter für die Kaltwaſſer-Heilanſtalt:
Joh. Trautvetter.

Bademeiſterin:
Maria Hopf.

Badewärter werden von Seiten der Waſſer-Heilanſtalt je 4 bis 5 Kurgäſten ein beſondrer beigegeben.

Preiſe der Bäder.

Ein Mineralbad in den Marmorbädern des Badehauſes 30 Xr.

Ein Mineralbad auf dem Zimmer 24 Xr.

Ein Salzbad von 36gradiger Soole oder Mutterlauge 40 Xr.

Für ſämmtliche vom Arzt verordnete Kaltwaſſer-Bäder u. ſ. w. incl. Bedienung, wöchentlich 1 Fl. 45 Xr.

Wirkliche Arme ſind von den wöchentlichen Abgaben für Benutzung der Badeapparate befreit, ſowie ſie ebenfalls vom Arzte unentgeltlich behandelt werden.

Badegaſtwirthſchaft.

Dieſe iſt zwar verpachtet, jedoch der Controle der Badedirection unterſtellt, und ein Tarif über Logis, Speiſen und Getränke zur ſteten Einſicht der Gäſte im Vorplatze des Kurhauſes aufgehangen.

Gaſtgeber im Kurhaus: Herr Müller.

Logis-Preiſe.

Ein Zimmer mit Bett nach Verſchiedenheit der Qualität und Lage mit oder ohne Schlafkabinet im Kurhaus oder im Langenbau wöchentlich 1½ bis 5 Fl.

Anſtändige Privat-Logis im Orte ſind noch mit 2 bis 4 Fl. wöchentlich zu bekommen.

Preiſe der Speiſen und Getränke.

Im Kurhaus beſtehen ſowohl Mittags als Abends zwei Tables d'hôtes.

Bei der erſten koſtet ein Couvert Mittags mit 5 und mehr Schüſſeln 48 Kr., Abends 24 Kr.

Sonntag Mittags für Nichtkurgäſte 1 Fl.

Bei der zweiten für die Waſſergäſte Mittags 30 Kr., Abends 13 Kr.

NB. An dieſer Tafel iſt Weintrinken nicht geſtattet.

Die Preiſe für Kaffee, Thee, Chocolade u. ſ. w. werden nach billiger Norm angeſetzt; die Preiſe der Weine, die in genügender Auswahl rein und gut vorhanden ſind, werden möglichſt billig von herzoglicher Badedirection feſtgeſetzt.

Von Mineralwaſſern werden Ragoczi, Selterſer und Pölnitzer Bitterwaſſer ſtets vorräthig gehalten.

Für die nicht in den herrſchaftlichen Häuſern logirenden Kurgäſte werden auf Verlangen ebenfalls aus dem Kurgaſthaus, jedoch ohne Geſchirre, Speiſen zu mäßigen Preiſen verabfolgt; außerdem beſteht im Ort noch eine Garküche.

Auch können Gäſte bei vorausſichtlich langer Kur vorher oder während derſelben ſich mit dem Wirthe über ihre Aufnahme und billigere Verköſtigung beſonders benehmen, ſo daß in dieſer Beziehung ein längerer Aufenthalt den Kurgäſten erleichtert wird. Das geſammte Inventar im Kurhaus, Langenbau und in den Badeanſtalten ſelbſt iſt herrſchaftlich.

Poſten, Boten, Fuhren und Führer.

Die Poſterpedition befindet ſich im Wohnhaus des Poſtmeiſter und Hofgärtner Zecher; während der Badeſaiſon geht täglich ein Poſtbote nach der nächſten Poſtſtation Witzelrode zur Beförderung von Briefen und

Paqueten; Extrapoſten nach den nächſten Stationen, Salzungen, Schwallungen, Witzelrode, Schmalkalden, Eiſenach ſind nach den gewöhnlichen Poſttarifen verhältnißmäßig beſtimmt. Eine Fuhre nach Altenſtein oder nach der großen Höhle und zurück koſtet 1 Fl. 30 Xr.

Behufs der Bergpartien u. ſ. w. kann man nöthigenfalls Eſel zu miethen bekommen. Um größere Partien auf die wohlfeilſte Weiſe zu erleichtern, beſteht ein Omnibus für die Kurgäſte.

Der Beſuch der Höhle bei ſonntäglicher voller Beleuchtung und Muſik koſtet 30 Xr. Extra gewünſchte Beleuchtung der großen Höhle mit Lampen iſt mit 2 bis 4 Thalern zu beſtreiten; der Zutritt bei großer Illumination des Erdfalles und der Grotte in Liebenſtein iſt unentgeltlich geſtattet, außerdem iſt die große Höhle bei Glücksbrunn jedem Fremden jederzeit zugänglich, wobei der herrſchaftliche Gartenarbeiter Walther zu Glücksbrunn als Führer dient, für die nothwendige Beleuchtung mit Lichtern oder Pechfackeln ſorgt, und dafür eine Vergütung in Anſpruch nehmen darf.

Zu Führern in den Umgebungen und zu den weitausgedehnten Partien Altenſteins ſind die herrſchaftlichen

Gartenarbeiter auf Altenſtein beſtellt: ſie dürfen dafür keine Vergütung fordern.

Als Extraboten wie als wegkundige Führer in die Umgegend, namentlich auf den Inſelberg, Gerberſtein, Jägerſtein, zum Luthersbrunnen, in das Thüringer- und Druſenthal u. ſ. w. dienen Schneider Herrmann und Andreas Bodenſtein und Sohn in Liebenſtein; es iſt mit ihnen über den Lohn für einen ganzen oder halben Tag, je nach der Weite der Tour ſich vorher zu verſtändigen.

Damit die Badedirection von geeigneten Wünſchen und etwaigen gegründeten Beſchwerden der Kurgäſte auf dem kürzeſten Weg Kenntniß erhält, liegt paſſenden Ortes ein Deſiderandenbuch auf.

Inhalt.

Einleitung .... Seite V
Geſchichte und Literatur 1

Gegenwart 18
Der Kurort Liebenſtein 18
Die Mineralquelle 22
Das Brunnenhaus 25
Das Badehaus 27
Heilkräfte des Mineralbrunnens und der Bäder 29

Die Kaltwaſſer-Heilanſtalt 31

Nähere Umgebungen Liebenſteins 35
Der Erdfall und die Grotte 35
Der Bernhardsplatz 37
Die Burgruine Liebenſtein 39
Das Felſentheater 43
Trinkpromenade und Werners Platz 44
Die Moeshütte 46
Das Thüringer Thal 47
Glücksbrunn und Schweina 49
Die große Höhle 52

Altenſtein .... Seite 55
Die Altenſteiner Partien 59
Die Ritterkapelle 60
Waſſerfall und Sennhütte 61
Die Teufelsbrücke 63
Das Fohlenhaus 64
Die Stätte der Rauenburg 65
Bonifaciusfels und -Kapelle 66
Der Blumenkorb 68
Die Rotunde 69
Der Hohlenſtein 70
Das Morgenthor 71

Eine Bergwanderung 73

Touren in die Umgegend 82
Erſte Tour. Marienthal, Salzungen und Krainberg 83
Zweite Tour. Wilhelmsthal und Wartburg 87
Dritte Tour. Inſelberg und Druſenthal 90
Vierte Tour. Wallenburg, Stahlberg, Schmalkalden ... 93
Fünfte Tour. Meiningen und Landsberg 96
Sechſte Tour. Herren- und Frauenbreitungen, Frankenberg und Steffelskuppe 99
Anhang. Oekonomiſches und dieſem Verwandtes betreffend 104

Ay.

Sagenſchatz

des

Frankenlandes.

Der Sagenſchatz

des

Frankenlandes.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Würzburg,
bei Voigt und Mocker.
1842.

Die

Sagen des Rhöngebirges

und des

Grabfeldes.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

Würzburg,
bei Voigt und Mocker.
1842.

HALLE

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

An das Frankenland.

Frankonia! Land voll Väterruhm und Macht,
Deß Urzeitdunkel helle Morgenpracht
Der milden Chriſtuslehre früh durchglüht,
Eröffne deinen Wunderſagenſchacht.

Den Forſcher ſchreckt nicht düſtrer Höhlen Graus,
Nicht ein baſaltgefügtes Rieſenhaus.
Er ſchwingt in kräft'ger Hand den Zauberſtab,
Und eine Schaar Geſtalten wallt heraus.

Geſtalten, ſtolz vom Kronenreif umlaubt,
Geſtalten, mit dem Heil'genſchein ums Haupt.
Geſtalten auch, die ſchattenhaft und bleich,
Sind allen Glanzes, allen Schmucks beraubt.

Ein wimmelnd Heer drängt aus dem Felſenthor
Der düſtern Urzeit, tritt gigantiſch vor,
Bricht aus dem fernen Orient ſich Bahn;
Ein Heer, das ſeine Heimath dort verlor.

Der Donau Woge rauſcht um Schiff und Floß,
Sie trägt das Volk, vertrieben, heimathlos;
Mit ſtarker Hand erkämpft ſich ein Aſyl
Das Volk des Oſtens in des Weſtens Schooß.

Der Herrſcher lange Reihen wandeln kühn,
Schlachttoſen ſchallt durch Wälder, dicht und grün,
Und endlos wogt der Völkerſtämme Kampf,
Um den der Frühe Nebelſchleier zieh'n.

Ein Prieſter wandelt durch das Morgenroth,
Hoch ragt das Kreuz! Es hört ein neu Gebot
Das Volk der Höh'n, doch nah' der Herrſcherburg
Stirbt Gottes Bote blut'gen Martyrtod. —

Der Vorzeit Sage weiht Gebirg und Thal;
Sie ſpinnt um Kloſtertrümmer bleichen Strahl.
Sie wandelt durch der Burgruinen Schutt,
Und flüſtert über manchem Todtenmal.

Von Bach und Quelle ſingt, von Kreuz und Baum,
Von Bet- und Bildſtock, benedeitem Raum,
Von manchem Wunder uns der Sage Mund,
Ausdeutend früher Zeiten Mährchentraum.

Dort ſchweben irre Lichtlein überm Moor,
Dort tritt ein Zwerg aus ſtarrem Fels hervor,
Dort glüht, wie Kohlengluth, ein gold'ner Hort,
Dort rauſcht aus ſtillem See der Nix empor.

Das iſt urew'ger Poeſie Gewalt,
Ihr jugendliches Antlitz wird nicht alt.
Sie gleicht dem Memnon, der im Morgenſtrahl
Der Mutter denkend, Wundertöne hallt.

Das iſt der Volksmund, der bedeutſam ſpricht,
Oft in der Rede ſchüchtern, einfach, ſchlicht;
Doch ſtreuend reichliche Gedankenſaat,
Oft reicher, als manch prunkendes Gedicht.

Frankonia! Du reiches Sagenland,
Dir übergiebt des Forſchers reine Hand
Die Sagen, die er, dich durchwandernd froh,
In deinen Bergen, deinen Wäldern fand.

Es iſt ein Vätergut, dir aufgeſpart,
Was Sagenmund durch mich dir offenbart;
Vertrauend leg' ich das in deine Hut,
Veracht' es nicht und halt' es treu bewahrt.

Einleitung.

Indem ich mit einem neuen Unternehmen im Bereich der deutſchen Volksſage hervortrete, welches ich neben meinem Sagenſchatz des Thüringer Landes fortzuführen und zu beendigen hoffe, bin ich mir mit großer Dankbarkeit der Anerkennung bewußt, die meinen Beſtrebungen auf dieſem anziehenden Gebiete, ich kann ſagen faſt allſeitig, zu Theil geworden iſt. Solche Anerkennung iſt erforderlich, um zu unermüdlichem Weiterforſchen lebhaft und ſtets von Neuem anzuregen, und der beſte Dank dafür von meiner Seite wird immer der ſein, die Sage des Volks mit dauernder und unerſchütterlicher Liebe fortzupflegen und den Anbau dieſer lieblichen Poeſieblüthe immer mehr zu empfehlen und zu verbreiten. Ich werde dieß thun, ſo weit meine Kräfte reichen, wobei mich das gute Bewußtſein leitet, dem Volke ein hochwerthes Nationalgut retten zu helfen.

Daß ich meinen Sammeleifer nächſt Thüringen dem Lande Franken zuwende, iſt ſehr natürlich; waren doch beide Länder einſt nur eins.

Auf der Gränzſcheide zwiſchen dieſen beiden Ländern wohnend, folglich jedem gleich nah, in jedem gleich heimiſch, lernte ich bald erkennen, daß auch Franken eine Fülle Volksſagen im Schooſe ſeiner Berge und Wälder, ſeiner Schlöſſer und Burgen, ſeiner Kirchen und Kapellen, an den Ufern ſeines Stromes und ſeiner ſtillen Flüſſe hegt und in ſich hält, die zum größern Theil noch unbekannt, nirgend vollzählig in der Weiſe geſammelt ſind, die ich zu befolgen pflege. Daß dieſe Weiſe keine unrichtige, davon überzeuge ich mich mehr und mehr, und werde ſie ferner beibehalten.

Die Sagen Frankens tragen im Allgemeinen ganz denſelben Charakter der Sagen des übrigen Deutſchland's; ſie ſind theils urzeitlich, oder ſpäter geſchichtlich, in Chroniken aufbewahrt; theils örtlich, und dann immer wie überall mehr volksmündlich, und es iſt dabei nur das als beſonders charakteriſtiſch hervorzuheben, was entſchieden vorwaltet. Dieß iſt zunächſt bemerkbar, als Heiligen- und Wunderſage, im herrſchenden Glauben und im Kult des Landes von ſelbſt begründet. Aber gerade die oft legendenähnlichen Wunderſagen tragen meiſt eine ächt poetiſche Färbung. Das Wunder, „des Glaubens liebſtes Kind“, iſt ſelbſt Poeſie.

Und wie es immer zu geſchehen pflegt im friſchen Leben des Volkes, neben der Unbedenklichkeit, mit der das Wunder geglaubt wird, neben dem Ernſt der Andacht geht unbefangen das kindliche Weſen der Sage oft ſcherzend und heiter hin. Marien- und Heiligenbilder wandern, kehren zurück an die Orte, die ſie gezwungen verlaſſen mußten; gebenedeite Orte gewähren Aſyle, geweihte Höhen ſchützen ihre Beſucher vor Leibes- und Lebensgefahr; es kann da Niemand Schaden nehmen, wo aus der unermeßlichen Liebesfülle Gottes Heil und Hülfe von oben quillt. Die Poeſie, und hauptſächlich die Poeſie der Sage, ſieht alles nur im Lichte der Verſöhnung, der Allliebe; ſelten berührt ſie Kirchenzwiſte und Weltzerwürfniſſe, und ſchlägt mitunter doch etwas dahin Deutendes durch, ſo ſieht der Kundige ſogleich, daß es ein Anflug ſpäterer Zeiten, ein fremdes Pfropfreis auf dem grünen, Vogelgeſang durchklungenen Wunderbaum der Sage iſt, der blüthenvoll und ſchattenreich, heiligen Gottesfrieden rauſcht.

Sodann walten in Franken entſchieden vor die Sagen von verſunkenen Burgen und Ortſchaften, deren Bewohner meiſt in Folge zügelloſen Lebens das ſtrafende Gottesurtheil traf. Die große Menge Burgruinen und wüſte Burgſtätten im Lande Franken, deren theilweiſe Zerſtörung durch die verkörperte Ordalie, den Bauernkrieg, erfolgte, laſſen das Feſtwurzeln dieſer Tradition im Glauben des Volkes natürlich erſcheinen; das Verſinken in einer Nacht möchte hindeuten auf die ſchreckhafte Ueberraſchung, mit welcher die empörten Bauern den ſichern, und am Volke vielfach frevelnden Rittern, wie ein verheerendes Ungewitter nahten; nächſtdem trifft die Tradition hier wunderbar zuſammen mit einem moraliſchen Begriff, den die Sprache tief bedeutſam bezeichnet: in Laſter, in Verbrechen, in Gottloſigkeit verſunken.

Daß ſich, wie überall, ſo auch in Franken, an die Burgruinen auch die traditionelle Erſcheinung wandelnder, auf Erlöſung hoffender Jungfrauen knüpft, als Schätzehüterinnen mit beſondrer Bedingung der Erlöſung, zeigt uns, wie allverbreitet, tiefwurzelnd, unaustilgbar dieſe Incarnation der Sage iſt.

Häufiger faſt als in Thüringen begegnet in Franken die Nixenſage; die geräuſchloſen Flüſſe, die ſtillen Weiher und Seen des Landes begünſtigen ſie; ihr Vorwalten iſt charakteriſtiſch für Ebenen und ſanft gehügelte Landſtriche.

Dieſe Andeutungen werden künftig weiter auszuführen ſein. Ich beabſichtige ſolche Ausführung in einem ſelbſtſtändigen Buche, welches ſich über das Weſen der Volksſagen ausführlich verbreiten, Quellen namhaft machen, und nachweiſen, und, wie ich ſchon in einem Vorwort zum Thüringiſchen Sagenſchatz angedeutet, Schlüſſel und Commentar enthalten ſoll, nur kann ich ſolche Arbeit erſt in einigen Jahren verſprechen. Darin ſoll über die thüringiſche, wie über dieſe fränkiſche Sagenſammlung, genaue Rechenſchaft abgelegt werden.

Der vorliegende Band umfaßt die Sagen von einem großen Theil Unterfrankens. Es werden die Urſagen des Landes billig vorangeſtellt, dann eröffnet das Rhöngebirge den Sagenzug.

Dieſer beginnt im äußerſten Norden, ſchlingt einen Theil Buchoniens in ſeinen Kreis, und breitet ſich im Südweſten bis zum Bette der Sinn, im Südoſten bis zu dem der fränkiſchen Saale aus, bis wo die berühmte Salzburg eine Markſäule gegen das heute ſogenannte Grabfeld, ſteht. Dieſes umſchließt ein noch größeres Sagen-Gebiet, umfaßt das ganze fränkiſche Henneberg, reiht ſich an vielen Punkten an die betreffenden Kreiſe im Sagenſchatz des Thüringer Landes, und nimmt den Lauf des Mains im Oſt und Südoſt gegen Oberfranken, ſüdlich den der Werrn als Gränze an.

Bei einem ſo umfaſſenden Terrain liegt es gänzlich außer der Möglichkeit, alle und jede örtliche Tradition zu erfahren, mögten daher die Kundigen, wenn ſie finden, daß dem Sammler ſo manche Sage noch entging, dieſes nicht als Rüge fühlen laſſen, vielmehr durch gütige Mittheilung des Entgangenen bereichernd mitwirken, daß möglichſt vollſtändig der Schatz vaterländiſcher Sagen an das Licht gezogen werde. Es iſt mir bei mancher verſtändigen Kritik begegnet, daß mir Sagen, die der Kritiker vermißte, zwar angedeutet, aber dennoch nicht mitgetheilt worden ſind. Es paßt auch hierher das von mir öfters angezogene Beiſpiel eines Botanikers, der dem Florilegium obliegt. Wie wäre es möglich, daß er auf *einem* Gange alles, was im Lande wächſt und blüht, zuſammenfände? Viele Sagen blühen aller Orten, auf allen Triften, allgemein verbreiteten Pflanzen gleich, andere bergen ſich in Felsgeklüft, in Waldesdunkel, in feuchte Moore; ſie wollen ſorgſam geſucht ſeyn, und blühen nicht den ganzen Sommer lang. Die Sage ſelbſt drückt dieſes durch die *Glücksblume* aus, dieſe, die Blume, bedingt rechte Zeit und einen prädeſtinirten Finder, jene, die Sage, wenn nicht ebenfalls einen ſolchen, doch einen unermüdlichen Sammler.

Ur-Sagen des Frankenlandes.

Weit hinauf in die Dämmerräume der Frühzeit ragt, wie ein Hochgipfel in verhüllendes Gewölk, die zur Sage verklingende Geſchichte des Frankenlandes. Längſt verhallte Traditionen erblickten in dem weitverbreiteten und mächtigen Volke der Franken nicht Ureinwohner der von ihm beſeſſenen Länder, ſondern Einwanderer aus dem fernen Oſten. Doch iſt das Frankenvolk wohl ſicherlich ein urdeutſches, wenn auch die Wohnſitze ſeiner Stammväter in andern Gebieten und Gefilden des ſo großen gemeinſamen Vaterlandes gelegen waren, ein Volk, das in jenen umdunkelten Zeiten, in denen ganze mächtige Volksſtämme die heimathlichen Wohnſitze verließen und durch einander wogten, vom Norden nach Süden drängend zog, über einen großen Theil des ſüdlichen Deutſchland ſich ausbreitete, gegen die Römer kämpfte, Gallien ſich unterwarf, und dort einen Herrſcher erkürte, deſſen wachſende Macht weit über die alten Grenzmarken Germaniens herüberreichte. Während nun der neu eingewanderte Volksſtamm in Gallien ſich ſeßhaft machte, ſah ſich der im ſüdlichen Deutſchland angeſiedelte Thel oft hart bedrängt von ſeinen unruhigen Nachbarn, von Thüringern und Sueven, zum Theil ſogar vertrieben, bis der große Frankenkönig Chlodwig ihnen aus ſeinem Reich in Frankogallien zu Hülfe kam, die Thüringer beſiegte und ſie den Franken zinsbar machte. Darauf ward das Land in Gaue getheilt, deren jeder einen Gaugrafen bekam. Zum Unterſchied von Frankogallien wurde ſpäter das in Deutſchland liegende Gebiet, das von dem fränkiſchen Stammvolke bewohnt wurde, Oſtfranken genannt, weil es Frankogallien öſtlich lag, und nur von dieſem Oſtfranken iſt in den nachfolgenden Sagen aus der Frühzeit des Landes und Volkes die Rede.

1.

Des Frankenlandes Name.

Ueber den Namen Frank und Franken haben die Gelehrten mancherlei Meinung und Muthmaßung aufgeſtellt. Ein alter mythiſcher König Franco, von dem die Geſchichte nichts weiß, ſoll auch dem Volke ſeinen Namen vererbt haben. Andere ſagten: daß der Römerkaiſer Valentinian den Völkern, welche zuerſt aus den Gefilden Trojas ausgewandert, Antenoriten und ſpäter in Germanien Sicambrer genannt, den Namen Franken beigelegt habe; doch wird dieſes für eine ganz unhaltbare Meinung gehalten. Das Wort Frank iſt ein urdeutſches Wort, und gleichbedeutend mit frei, wie es ſich bis auf den heutigen Tag in der üblichen Redensart frei und frank, oder frank und frei erhalten hat. Das Volk legte ſich ſelbſt dieſe ehrenhafte Benennung bei, als ein Zeichen, daß es ſeine urſprüngliche Freiheit bewahren, ſich von keinem andern Stamm unterjochen laſſen, und keinem zinspflichtig und dienſtbar werden wollte, und ſuchte durch ſeine Tapferkeit und ſein mannhaftes Ankämpfen gegen jegliche Unterdrückung den ehrenvollen Namen zu behaupten und zu verdienen.

2.

Des Frankenlandes älteſte Herrſcher.

Die Geſchichte des alten Frankenlandes iſt von der Thüringens unzertrennlich, denn lange Jahresreihen hindurch breitete Thüringen ſeine Herrſchaft weit aus über die Gefilde des heutigen Franken, wieder andere Jahresreihen hielt Auſtraſien, das fränkiſche Oſtreich, über Thüringen den Herrſcherſtab. Das war zu den Zeiten, als Chlodio zwiſchen beiden Reichen ſeine Königsburg Diſpargum erbaute, als Merovig herrſchte, Attila durch die Länder wüthete, und des Oſtgothenkönigs Theodorich Schweſtertochter Amalberga vielfaches Unheil über das Thüringerland brachte, und ſeinen Sturz herbeiführte.

Als dieſer Sturz erfolgt war, thronten mächtig über dem Oſtreich, ſelbſt oder durch Majordome, Siegbert, Chlotar II. und endlich König Dagobert in vollſter Selbſtſtändigkeit. Unter dieſem geſchah es, daß Samo, ein fränkiſcher Kaufmann, der mit einer Handelskaravane zu dem Volk der Vineten oder Slaven gezogen war, ſich durch ſeine Klugheit zum König des weitverbreiteten Volkes aufſchwang. Dieſe Slaven, Vineten, Wenden, oder Winden hatten die Länderſtrecken des heutigen Böhmen, Mähren, Lauſitz und einen Theil Oeſtreichs inne, und bildeten unter Samo eine mächtige Schutzwehr des weſtlichen Deutſchlands gegen deſſen ſtets auf verheerenden Zügen wiederkehrende Feinde, die Hunnen und Avaren. Die Unweisheit eines Abgeſandten des Frankenkönigs Dagobert an Samo, Namens Sichar, welcher für einige auf Handelswegen von den Wenden erſchlagene Franken Rechenſchaft fordern ſollte, und den Herrſcher Samo einen abgefallenen Unterthan Dagoberts, ſein Volk aber heidniſche Hunde nannte, brachte namenloſes Unheil über die von Dagobert beherrſchten Länder. In einer großen dreitägigen Schlacht bei Voigtsberg wurden die Auſtraſier und die mit ihnen vereinten Thüringer total geſchlagen. Dagobert nahm in ſeiner Noth die gegen Erlegung von einem Tribut dargebotene Hülfe der Sachſen an, und ſetzte ſpäter, weil die Sachſen nicht Wort hielten, und er ſelbſt, unthätig und wollüſtig, keine Neigung zum Kampf hatte, ſeinen dreijährigen Sohn Siegbert als König Oſtfrankoniens ein, über Thüringen aber ſetzte er Radulf oder Rudolf, einen tapfern Herzog, der die Wenden ſchlug, und ſich unabhängig von dem Knaben Siegbert und deſſen Jugendleitern zu machen wußte, und nun Thüringen nicht minder, wie das anmarkende Frankenland beherrſchte. Durch ihn, den heidniſchen Regenten, wurden die im Frankenland bereits eingedrungenen Lehren des Chriſtenthums größtentheils wieder unterdrückt und verdrängt. Erſt unter ſeinem Sohn Heden oder Hetan fand das Chriſtenthum durch Hetans Gemahlin und frühe Wittwe, wieder Eingang in Franken.

3.

Des Frankenlandes heidniſcher Kult.

Alle Traditionen künden, daß das Volk der Oſtfranken, ſo lange es noch heidniſch war, neben der höchſten Gottheit Wuotan, einige jener Weſen der deutſchen Mythe verehrte, welche in einem großen Theil Germaniens als dämoniſche Gottheiten anerkannt waren. Wuotans (Odins) Anbetung war auch den Franken mit andern deutſchen Volksſtämmen gemein. Von der Verehrung des Donnergottes zeugen daſelbſt noch die Donnersberge; von den Gottheiten minder hohen Ranges nennen die Ueberlieferungen vornehmlich Hulda und Bertha, mit der römiſchen jungfräulichen Jagdgöttin Diana faſt identiſch. Hulda in Thüringen und Heſſen allbekannt, iſt es auch noch heute im nördlichen Franken. Sie iſt Führerin, oder Leiterin des wüthenden Heeres Wuotansheeres, davon der gemeine Mann noch jeden Tag erzählt; iſt Wintergöttin, Spinnefrau, weiße Frau, alles dieſes iſt auch Bertha, nur die Namen wechſeln in den verſchiedenen Gauen; vereint kommen dieſe zwei nie vor. Hulda neigt mehr nach Norden, Bertha nach Süden, wo ihre Spukſagen weit über des Frankenlandes Grenzen, bis nach Salzburg, und weiter hinauf gehen. Dieſſeits (nördlich) der Rhön waltet Hulda, jenſeits Bertha (Berchta), von der im Saalfeldiſchen nicht minder wie im Voigtlande anziehende Sagen erzählt werden. Sagen des Voigtlandes nennen auch neben der Frau Holle, eine Werra als geſpenſtige Flachsfrau, und di Flußnamen Wirre im Voigtland, Werra und Werrn in

Nordfranken ſcheinen hier bedeutſam anzuklingen. Verehrung der Gottheit ſand in heiligen Hainen Statt, davon zeugen in Franken noch eine Menge uralter Eichen und Linden, welche, geſchont, zum Theil jetzt noch Träger heiliger Bilder ſind, und manche Kloſterſtätte ſteht auf dem einſtigen Platz eines Opferhaines. Viel iſt des Aberglaubens, der auf den heidniſchen Kult der Frühzeit hinweiſt, noch im Volke lebendig.

4.

Von dem altfränkiſchen Götzen Lollus.

Man lieſ't noch von einem angeblichen Heidengötzen, deſſen Art und Name dem Frankenlande ganz allein eigen. Dieſes iſt Lollus, Löllus oder Lullus, deſſen beſondere Verehrung am Main, (bei der nachmaligen Stadt Schweinfurt) Statt gefunden haben ſoll. Man fand das Erzbild des Götzen, geſtaltet als einen Jüngling, goldhaarig und gelockt. Um den Hals hing über die Bruſt herab ein Kranz von Magſamenköpfen. Mit der rechten Hand griff das Bild nach dem Munde, und faßte mit Daumen und Zeigefinger die Zunge; mit der linken hielt es einen Becher Wein, in welchem Korn-Aehren ſtanden. Der Leib war ganz nackt, außer einem Schurz um die Lenden. In einem heiligen, umzäunten Haine zunächſt dem Main-Ufer ſoll das Bildniß geſtanden haben, und es ſollen ihm vom Volke zu gewiſſen

Zeiten Trauben und Aehren zum Opfer dargebracht werden ſein. Noch nennt man heutigen Tages eine Stelle an der weingeſegneten Mainleite das Löhle, oder Lölle.

Lollus ſoll zugleich mit der Diana im Frankenlande verehrt worden ſein, von der man ſagt, daß ihr Tempelheiligthum bis zur Ankunft des Frankenapoſtels Kilian über Würzburg auf dem Frauenberge geſtanden habe. Die einzige Quelle über dieſen Lollus, aus der alle Spätern, die über ihn geſchrieben haben, ſchöpften, iſt das dreibändige Werk eines Arztes: Dr. Joh. Laurent. Bauſch: Collectanea chronologica Swinfurtensia. Tom I. §. 4. S. 4. und Niemand weiß, wohin die Statue des angeblichen Götzen gekommen, noch wann, wie und wo überhaupt dieſelbe aufgefunden worden iſt.

5.

Vom Eingang des Chriſtenthums im Frankenlande.

Durch die Verbindung Auſtraſiens mit Neuſtrien, Oſtfrankens mit dem großen Weſtfrankenreiche, drang auch in das erſtere Land frühzeitig der Glaube an den Welterlöſer ein. War doch ſchon Clodios Gemahlin Chlotildis, des Burgundionenkönigs Chilperich Tochter, eine Chriſtin, und ihr Werk war es, ihren königlichen Herrn dem neuen beſeligenden Glauben zu gewinnen. Eine ſiegreiche Schlacht gegen die Allemannen und Sueven bei Zülpich, in welcher Chlodio vertrauungsvoll zum erſtenmale den Chriſtengott um Sieg anrief, gab die Entſcheidung. Mit dem Könige zugleich taufte Biſchof Remigius Chlodios Schweſter Albofledis und dreitauſend Franken hohen Ranges, und ſprach die Worte: „Betet an, was ihr zuvor verbrannt habt, und verbrennt, was ihr zuvor angebetet habt.“

So konnte es nicht fehlen, daß allmählig vom fernen Königshofe aus auch nach dem entlegenen Oſtreiche und nach Thüringen die erſten frühen Glaubensſtrahlen in die Nacht des Heidenthums drangen; doch brach ſich das Chriſtenthum nicht gewaltſame Bahn mit Schwert und Feuer, wie ſpäter Karl der Große es dem Volke der Sachſen aufzudringen verſuchte, ſondern es wandelte den ſchönen Weg milder Lehre und Ueberzeugung. Fromme Prieſter verkündeten theils dem Volke das Heil der Welt, theils brachten königliche Sendboten, Ueberſiedler oder auch fränkiſche Dynaſten, die Kriegsdienſt und Vaſallenpflicht zeitweilig nach dem königlichen Hoflager zog, die Chriſtuslehre nach Oſtfranken mit. So geſchah es, daß dieſe Lehre ſich allmählig im Volke ausbreitete, und ſelbſt dann nicht gänzlich unterdrückt und ausgerottet wurde, als Hunnen und Avaren, Wenden und Serben, Thüringer und Sachſen abwechſelnd verheerend über des Frankenlandes Marken und Gauen zogen, und die Gräuel des Heidenthums dem beſiegten Volke wieder aufdrangen, mindeſtens jedes äußerliche Zeichen des Chriſtenthums von der Erde tilgten.

Einige behaupten, daß ſelbſt der von dem Frankenkönige Dagobert eingeſetzte erbliche Herzog über Thüringen und Franken, Radulf, ein Chriſt geweſen, weil der chriſtliche Dagobert einen Heiden nicht zu ſo hoher Herrſcherſtelle würde berufen haben, aber wieder zum Heidenthum abgefallen ſei, um bei den Thüringern deſto mehr Anſehen zu gewinnen, wie auch der Franke Samo bei den Wenden gethan. Auch Radulfs Sohn Hetan, der über Frankenland herrſchte, und zu Würzburg thronte, war Heide, und wurde erſt durch St. Bilhildis dem Chriſtenglauben zugewandt.

6.

Die heilige Bilhildis.

Bilhildis war eines angeſehenen Frankengrafen Iberich Tochter; ihre Aeltern waren beide dem königlichen Hauſe Dagoberts verwandt; ſie wurde geboren in dem Orte, den man heutzutage Veits-Höchheim nennt, und es trug ſich zu, daß ſie, obſchon ihre Aeltern Chriſten waren, das Sacrament der Taufe nicht empfing, weil die landverderblichen Hunnen durch ihre Einfälle den Chriſtenglauben faſt ganz vertilgt und alle Prieſter getödtet, oder zur Flucht gezwungen hatten. Im dritten Jahre ihres Alters kam ſie zu einer Verwandten nach Würzburg auf deren Begehren, damit dieſe an der Holdſeligkeit Bilhildis die Freude empfinden möge, die ihr durch den Mangel eigener Töchter verſagt war. Dieſe Verwandte, Kunigunde mit Namen, war eine fromme, chriſtliche Matrone, die das zarte Kind in den Geheimniſſen des Chriſtenglaubens unterrichtete, und auch durch Prieſter unterrichten ließ, ſo daß Bilhildis unter die Zahl der Katechumenen aufgenommen wurde, welche demnächſt zur Taufe gelangen ſollten. Da geſchah abermals ein Hunneneinfall, die Taufe der Bilhildis unterblieb, und kam in Vergeſſenheit, ſie ſelbſt aber wußte nicht, daß ſie nicht getauft war.

Bilhildis erblühte, ſpäter wieder zu ihren Aeltern zurückgekehrt, zu einer ſehr liebreizenden Jungfrau, die ſich jedoch vornehmlich in den Schmuck der Tugend kleidete, und von allen Heidengräueln ſich fern hielt, ja ſchon frühzeitig dahin wirkte, daß gewiſſe anſtößige und der Tugend gefährliche Tänze und Gebräuche abgeſtellt wurden. Der Ruf ihrer Schönheit, Sitte und Anmuth flog weit in alle Gauen, und drang auch zu den Ohren Hetans, des Thüringerherzogs Radulf Sohn, welcher Wittwer war, und dem von ſeiner erſten Gemahlin zwei Söhne lebten. Dieſer warf ein Auge auf die ſeltene Jungfrauenperle, und warb um ſie. Vergebens wurde Bilhildis Jugend, und der Unterſchied des Glaubens eingewendet; der zudringliche Freier ließ ſich nicht abweiſen, und Bilhildis ward ihm vermählt. Willig dem Gebot ihrer Aeltern ſich fügend, fand ſie reichen Anlaß zu Schmerz und Kümmerniß, da ſie wahrnahm, daß ihr Gemahl kein Verlangen nach Bekehrung trug, und an ſeinem Hofhalt ſo Manches vorging, was ihren Anſichten und Grundſätzen widerſtrebte. Sie lebte daher ſehr eingezogen, aſcetiſch, ſchmucklos, und unterzog ſich harten Bußübungen und Kaſteiungen. Als die Zeit kam, daß die Herzogin Bilhildis ſich Mutter fühlte, brach ein neuer Krieg aus, und Hetan war beſorgt, wohin er ſeine Gemahlin ſicher bringen ſolle, falls der Ausgang des Krieges für ihn nicht ſiegreich wäre, und der Feind in das Land bräche. Ungern gab er ihren Bitten und ihrem Verlangen nach, ſie zu ihrer Mutter ziehen zu laſſen, doch ließ er dieſes endlich geſchehen. Vielleicht ahnete er, daß Bilhildis im Sinne habe, ihn ganz zu verlaſſen, die alle ihre Koſtbarkeiten und Kleinodien mit ſich hinwegnahm, ihre Dienerſchaft aber, die ſie als Herzogin bis nach Höchheim begleiten mußte, von da zurückſandte. Sie hatte ihr Vorhaben ſowohl ihrer Mutter, als dem König Siegbert, ihrem Verwandten, offenbart, und der letztere ſagte ihr nicht nur alle Hülfe zu, ſondern lud ſie auch nach Mainz ein. Da ſetzte ſich Bilhildis mit einigen vertrauten Jungfrauen eines Abends, als Niemand ihre heimliche Flucht ahnete, getroſt auf ein Schifflein, und fuhr den Main abwärts. Und es ruderten und lenkten Engel das Schiff, daß es mit wunderbarer Schnelle über den Strom glitt, und mit dem anbrechenden Tage Bilhildis vor Mainz anlegte. Dort lebte ſie nun unerkannt und in tiefer Verborgenheit.

Bilhildis genaß in Mainz eines ſchönen Prinzen, dem ſie den Namen Siegbert beilegen ließ, allein nach wenigen Jahren ſtarb dieſes Kind, und nicht lange nachher kam auch die Nachricht, daß Herzog Hetan mit Tode abgegangen ſei. Nun war Bilhildis ganz frei und konnte ſich nach ihrem Gefallen ohne ein weltliches Hinderniß dem heiligen Leben widmen, wie ſie denn auch that. Sie kaſteite ihren zarten Leib durch Bußkleider, härene Hemden, Faſten und Schlafentziehung, bis ſie die äußerſte Abmagerung zur Schau trug. Dabei war ſie eine Mutter der Armen, eine Tröſterin der Nothleidenden, eine Pflegerin der Kranken, und wurde Stifterin des Kloſters Alt-Münzer zu Mainz, (altum Monasterium), zu deſſen

Gründung und Erbauung ſie ihr väterliches Erbtheil verwendete. Hierauf nahm ſie ein geiſtliches Ordenskleid, führte das beſchaulichſte Leben und war lebhaft in einem übernatürlichen Glauben, feſt in Hoffnung, und vollkommen in der Liebe Gottes und des Nächſten.

Als das Leben der gottſeligen Frau ſich zum Ende neigte, offenbarte ein Traum dreien ihrer untergebenen Kloſterfrauen, daß Bilhildis, ihre Mutter und Oberin weder das Sakrament der Taufe, noch das der Firmung empfangen habe; dieſes Geſicht hinterbrachten die Drei, nach überwundenem Bedenken, der Bilhildis, die aber ihrer Rede wenig Glauben ſchenkte, bis auch dem Biſchof, dem ſie ſich anvertraute, die gleiche Offenbarung wurde. Nun bereitete Bilhildis ſich mit Ernſt und Andacht auf den Empfang dieſer Sakramente vor, und empfing ſie mit gottfreudigem Herzen.

Nach dieſem entzog ſich die Fromme allen zeitlichen Geſchäften, verſagte ſich dem Zuſpruch weltlicher Perſonen, faſtete ganze Tage und ließ ihren Geiſt durch den Verſchmack himmliſcher Freuden ſättigen.

Als es mit ihr zum Sterben gekommen und ihr ſeliger Geiſt eingegangen war in das Friedensreich, erſchien um ihre irdiſche Hülle ein ungewöhnlicher Glanz, und ein wunderſamer Wohlgeruch erfüllte ihr Sterbezimmer. Kranke genaßen in der Nähe der Entſeelten, Blinde erlangten ihr Geſicht wieder, Tode wandelten. Bilhildis war die erſte Heilige des Frankenlandes. Eine ſpätere, dankbare Zeit ſtiftete ihr einen Feſttag zu Veitshöchheim, ihrer Geburtsſtadt, und bewahrte dort ihre Reliquien auf.

7.

Der heilige Kilian, des Frankenlandes Apoſtel.

Das Licht des Chriſtenglaubens war wieder erloſchen, als ſein letzter Glanz mit den Anverwandten der frommen Bilhildis zu Höchheim ſich verloren hatte; die Oberhäupter des Volkes hielten ſich zu dem Heidenkult des Thüringiſchen Herrſcherſtammes, bis der Höchſte dem Lande neue Lehrer und Apoſtel erweckte.

Zu jenen Zeiten war in Schottland, Irland und England ein rühmlicher Eifer rege, die Heiden zum Chriſtenthum zu bekehren, und es wurden aus der Geiſtlichkeit der dortigen Klöſter fromme und gottbegeiſterte Männer gewählt, die unter dem Namen Regionarii als Miſſionare den Chriſtenglauben zu den Heiden aller Lande zu tragen bemüht waren. So fuhr denn auch ein als Regionar geweihter Biſchof, Namens Killena, (Kilian) mit noch eilf andern Gefährten im Jahr 685 auf das Feſtland herüber, um den deutſchen Heiden das Evangelium zu predigen, zu welchem Amte ſie in Rom Auftrag und Beſtätigung einholten. Nachdem die Bekehrer ſich in verſchiedene Regionen vertheilt, blieben bei Kilian der Prieſter Kolonat und der Diacon Totnan, und pilgerten in das Frankenland, wo Kilians frommer Wandel nicht minder wie ſeine feurige Beredſamkeit ihm bald Jünger und Anhänger zuführte. Damals herrſchte über Franken, im Namen des fernen Frankenkönigs, Herzog Gozbert, ein Sohn Hetans, welcher beſchloß, den Apoſtel an ſeinen Hof zu berufen und deſſen Lehre zu vernehmen. Herzog Gozbert hatte ſeine Reſidenz auf dem Berge über Würzburg, wo der Sage nach ein römiſcher Dianentempel ſtand. Kilian und ſeine Gefährten aber hatten ihren Wohnſitz in dem rauhen Rhöngebirge aufgeſchlagen, und dort auf dem höchſten Berge das Zeichen der neuen Lehre und des neuen Bundes, das heilige Kreuz, errichtet. Davon zeugen noch im Frankenlande die vielen, allerwärts vorkommenden Kiliansberge und Kilianskuppen, ſowie vornehmlich der Hochgipfel der Rhön, der heilige Kreuzberg. *)

Dieſe Höhenbenennungen erneuen das Andenken des fränkiſchen Apoſtels und nachmaligen Märtyrers Kilian fort und fort, und erinnern die Nachwelt, daß auch in den vaterländiſchen Gauen die Saat des Chriſtenthums nicht minder wie zu den Zeiten der Apoſtel, mit dem Blute ihrer Verkünder gedüngt werden mußte, um zum ſegenreichen Palmenwald emporzuſproſſen.

8.

Gozbert und Gailana.

Der Frankenherzog Gozbert zeigte ein für die Chriſtuslehre ſehr empfängliches und offenes Gemüth. Er hörte mit Antheil und Aufmerkſamkeit die Unterweiſungen des heiligen Kilian, und geſtattete, daß die heidniſchen Götzenbildniſſe auf dem Schloß und in der Stadt Würz-

---

*) Siehe Sagen des Rhöngebirges.

burg in den Main verſenkt wurden. Dieſe Bildniſſe ſind nach vielen Jahren beim Bau der ſteinernen Brücke aufgefunden und dann lange Zeit hindurch bei den Graden am Domſtift der Betrachtung blosgeſtellt geweſen, endlich aber hinweggekommen, daß Niemand weiß, ob ſie noch irgendwo vorhanden ſind. Hierauf führte Kilian die Anbetung des wahren Gottes ein, und Herzog Gozbert bekannte ſich freudig zu deſſen Lehre. Eines nur erregte die Unzufriedenheit des glaubenseifrigen Kilian; ſein Schutzherr Herzog Gozbert hatte die Wittwe ſeines Bruders, Gailana, geehelicht, was den ſtrengen Geboten der altchriſtlichen Kirche entgegen war, und er fürchtete deshalb für des Bekehrten zukünftiges Seelenheil. Der Heilige war vorſichtig genug, mit ſeinem Bedenken nicht gleich Anfangs, als er Gozbert bekehrte, hervorzutreten, denn er mußte fürchten, für ein unſtatthaftes Anſinnen ſammt ſeinen Gefährten außer Landes verwieſen zu werden, ſondern er wartete die günſtigere Zeit ab, wo Gozbert im neuen Glauben feſter war, dann aber deutete er dieſem eben ſo beſcheiden als entſchieden an, er müſſe ſich von ſeinem Weibe trennen, weil es dem chriſtlichen Geſetz zuwider ſei, des Bruders Wittwe zur Frau zu haben. Dieſe könne bei Verluſt ſeines ewigen Heils nicht beibehalten werden, und ſei folgſam abzuſchaffen. Kilians Worte ſollen dieſe geweſen ſein: Theurer Sohn Gozbert, Du biſt nun Chriſt, und in allen Dingen Gott wohlgefällig geworden, bis auf das *eine*, was Dir zu allermeiſt zu thun obliegt, nämlich, daß Du Dein Weib entläſſeſt, mit welchem Du Dich unrechtmäßig vermählt haſt, indem Dir nicht zuſteht, Deines Bruders Frau zur Ehe zu haben.

Dieſer Antrag des Gottesmannes überraſchte und befremdete den Herzog Gozbert nicht wenig. Er liebte ſein Weib von Herzen, und ſeine tiefgewurzelte Liebe widerſetzte ſich heftig, ſich von Gailana zu ſcheiden. Nach einem langen und ſchweren Kampfe und dem ſchwankenden Entſchluß, ob er lieber ſeine Gemahlin verſtoßen, oder lieber dem neugewonnenen Glauben entſagen ſolle? wußte Kilian die Entſcheidung zu Gunſten des chriſtlichen Geſetzes zu lenken; der Herzog beſchloß die Trennung von Gailana, und würde ſie ſofort vollzogen haben, hätten ihn nicht wichtige Sachen auf eine Zeitlang aus ſeiner Stadt hinweggerufen. Der Herzogin Gailana war indeß der Rath, den Kilian ihrem Herrn und Gemahl gegeben, nicht verborgen geblieben, und es ergriff ſie ein gerechter Zorn über die frommen Männer, denen nicht minder im Geiſt ahnete, was ſie von Gailana zu befahren hatten, die ein heftiges, und männlich geſinntes Weib war. In einer Nacht hatten die Sendboten des neuen Glaubens die Erſcheinung eines über die Maaßen an Geſtalt und Kleidung ſchönen Mannes, der ihnen ihr Märtyrerthum vorausſagte, und als dieſer entſchwunden war, drangen die von Gailana beſtellten Mörder herein, und enthaupteten Kilian, Kolonat und Totnan. Dieſes geſchah am achten Tage des Juli im Jahr 688. Gailana bot alles auf, ihre Unthat geheim zu halten. Sie ließ die Enthaupteten am Ort ihres Todes in eine Grube legen, und in dieſe zugleich alles, was ſie an Büchern, geheiligten Kleidern, Gefäßen und einem Chriſtusbild bei ſich gehabt, einſchließen. Niemand wußte um das Geheimniß, als die Thäter, und eine chriſtliche Matrone, Namens Burgunda, welche die Mordthat wahrnahm, indem ſie während derſelben ohnweit der Stelle, wo dieſelbe verübt ward, noch im Gebet wachte. Nachmals beſuchte ſie den Ort oft im Geheim, weinte und betete dort, Gailana aber, welcher das erwachte Gewiſſen keine Ruhe gönnte, ließ die traurige Stätte in einen Roßſtall verwandeln. Und dieſes war derſelbe Ort, wo noch heute unter dem Collegiat-Stift Neumünſter zu Würzburg in der Krypte die Grabſtätte der Märtyrer gezeigt wird.

Als Herzog Gozbert von ſeiner Fahrt zurückkehrte, war ſein erſtes Sehnen und Verlangen nach Kilian und ſeinen Gefährten, aber Niemand wollte von ihnen etwas wiſſen, am wenigſten Gailana. Da geſchah es aber, daß einer der Mörder unſinnig wurde, und ſich mit lautem Geſchrei dazu bekannte, das Blut der Prieſter vergoſſen zu haben. Er tobte und wüthete über alle Maaßen, fiel ſein eignes Fleiſch an, und gab den Geiſt auf, bei ſeinem Bekenntniß bleibend. Der zweite Mörder wurde bald darauf ebenfalls raſend, und erdolchte ſich. Und Gailana ſelbſt verfiel in tobenden Wahnſinn, und ſchrie es unter fürchterlichem Geheul aus, daß ſie von Kilian, Kolonat und Totnan ob ihrer Mordanſtiftung unſäglich gepeinigt werde. Unter entſetzlichen Qualen entfloh ihre Seele.

Danach geſchah es abermals, daß viele Franken wieder in ihre Heidengräuel zurückfielen, und das Land zumeiſt heidniſch blieb, bis Gott den frommen Winfried ſandte, welcher im Geleit ſeiner Gefährten und Gefährtinnen dem Frankenlande ein zweiter, dem Thüringerlande aber der erſte Apoſtel und Glaubensherold ward.

9.

Des Frankenlandes ſpätere Grenzen und Herrſcher.

Lange Jahre war Franken und Thüringen ein vereintes Reich, deſſen damalige Grenzmarken nicht mit Genauigkeit ſich beſtimmen laſſen, weil ſie wohl überhaupt nicht genau gezogen waren. Die Herrſcher, wie Radulf, Hetan und Gozbert, hielten ſich nur in geringer Abhängigkeit von den fernen Königen des großen Weſt-Auſtraſiſchen Reichs, und walteten ſelbſt mit königlichem Anſehen in freiheitsliebender Selbſtſtändigkeit. Auf Gozbert, den ſeine eignen Diener ermordeten, folgte ein zweiter Hetan, ſein und Gailana's Sohn, der ein Chriſt war. Er begünſtigte mit reicher Schenkung in den Gefilden Thüringens den Heidenbekehrer Willibrord, und ſaß auf der Veſte zu Würzburg, wo er die Schenkungsurkunde ausſtellte. Theodrada hieß ſeine Gemahlin, Thuring ſein Sohn.

Dieſer Hetan herrſchte tyranniſch und wurde von ſeinem Volke vom Throne geſtoßen, und ſammt den Seinen vertrieben. Damals bemächtigte ſich ein bayriſcher Fürſt, Theobald, eines großen Theiles von dem thüringiſch-fränkiſchen Reiche und ſchmälerte die alten Grenzmarken beträchtlich. Thüringen hörte auf bis zur Donau zu reichen, der Speſſartwald ſchied Franken von Baiern, der Nordgau war von Baierherzögen und Grafen beherrſcht. Thüringen wurde von den Sachſen bedroht, überwältigt und verwüſtet, ſo daß ſelbſt ſeine Bekehrer, Winfried Bonifacius und deſſen Genoſſen, das Land in einem Zuſtand trauriger Armuth fanden.

Da erhob ſich in Weſtfrankonien die Macht der Majordomen oder Hauemeier über die der Könige unter dem hochſtrebenden Pipin von Heriſtal, der das Ruder der Herrſchaft in ſtarken Händen hielt und dem König nur einen Schatten von Anſehen gönnte; ſeine Nachkommen nannten ſich Herzöge und Fürſten der Franken. Karl Martell hatte Thüringen und Franken den Sachſen entriſſen. Karlmann bekam in der Theilung mit ſeinen Brüdern Auſtrien, Suevien und Thüringen. Bald auch machte der Name Franken neben Auſtrien und Ruiſtrien, (Neuauſtrien, Oſtfranken) ſich für immer geltend. Karlmann konnte ſchon an das Stift Würzburg eine Menge Kirchen und Güter ſchenken. Pipin der Kurze, Karlmanns Bruder, beſtieg, als letzterer der Welt entſagte und in ein Kloſter trat, den Thron. Er übergab dem Biſchof Burkard zu Würzburg die Herzogwürde für ſich und ſeine Nachfolger, mit der Jurisdiction über Leute und Blut, welche die Würzburgiſchen Biſchöfe jedesmal von dem weſtfränkiſchen Königreiche zu Lehn empfangen ſollten, daher das Sprüchwort entſtand: Herbipolis sola judicat ense, stola. Pipins großer Sohn Karl war oft in Franken und Thüringen anweſend. Längſt war Franken in Gaue eingetheilt, die unter beſondern Gaugrafen ſtanden. Des Frankenlandes vornehmſte Gaue aber waren das weſtliche und öſtliche Grabfeld, das Radenzgau, Waldſaſſengau, das Tulifeld, und ehe dieſer abgetrennt wurde, der Nordgau, außer dieſen zerfiel das Land noch in eine Menge kleinerer Gaue.

10.

Karl der Große und die Nordelbinger.

Der mächtigſte Herrſcher der ausgedehnten fränkiſchen Monarchie, Karl der Große, führte gegen die Sachſen und Wenden blutige Bekehrungskriege, und zwang einen großen Theil der überwundenen Völkerſchaften zur Ueberſiedelung nach Franken, wo er ſie theils auf den kaiſerlichen Domainen als Arbeiter verwandte, theils zum Anbau noch wüſt liegender Strecken brauchte. Dieſe Sachſen wurden von ihrem heimathlichen Strome, der Elbe, Nordelbinger geheißen, und noch zeugt von ihnen mancher Ortsname in Franken und lehrt erkennen, daß ſie im ganzen Lande verſtreut lebten. Doch kamen auch in noch früherer Zeit manche edle Sachſen, meiſt Grafen und Herren, nach Franken, und machten ſich im Lande ſeßhaft. Die erſten Gefangenen wurden im Jahr 782 gewaltſam ihrer Heimath entriſſen, und in Franken eingeführt. Im Jahr 794 nach der Schlacht auf dem Sintfeld, trieb Karl der Große den dritten Theil der Bevölkerung Weſtphalens und Wigmodiens mit Frauen und Kindern nach den Frankengauen. Und im Jahr 804 ließ der Sachſenſieger das ganze Land im Norden der Elbe, namentlich Holſtein und Wigmodien, von den Bewohnern räumen, gab es den Obotriten ein, und ließ die Sachſen durch ſeine Armee in die fränkiſchen Provinzen führen. Eginhard zeugt, daß ihrer zehntauſend Männer, ohne die Frauen und Kinder, geweſen ſeien. Daher in Thüringen und Franken, beſonders auf den Gebirgen (wo es galt, unwirthbare Diſtrikte zu kultiviren) die vielen, an Bewohner des Sachſenſtammes erinnernden Namen, z. B. Waldſachſen bei Coburg, der Sachſenſtein auf dem Thüringer Walde, Sachſendorf im Amte Eisfeld, Wüſtenſachſen auf dem Rhöngebirge, Sachſenhauſen bei Frankfurt, Sachſenheim bei Königshofen ohnweit Schweinfurt und Würzburg, Sachſenflur bei Königshofen an der Tauber, Sachſenburg, ein Baſaltberg bei Dermbach an der Rhön, und Andere. Auch in Klöſtern wurden die aus ihrer Heimath Exilirten untergebracht als dienende Leute; ſo hatte das Kloſter Rohra bei Meiningen unter ſeinen Hörigen 18 Sachſen und 75 Slaven.

Zwar ſtellte Kaiſer Ludwig der Fromme am Anfang ſeiner Regierung den aus ihren heimathlichen Gauen Vertriebenen die Rückkehr in ihr Vaterland frei, doch mochten die meiſten von ihnen die neue Heimath liebgewonnen haben, und blieben. Viele von ihnen lebten ſpäter als freie Leute auf Kirchgütern, und ſolche Nordelbinger in der Würzburger Diöceſe waren es, die 200 Jahre ſpäter Kaiſer Heinrich II, 1017, in ſeinen beſondern Schutz nahm, und unter die höhere Gerichtsbarkeit des Biſchofs ſtellte.

Sagen

des

Rhöngebirges.

Jedes Gebirgsland iſt von Sagen des Volkes durchklungen, das eine mehr, das andere minder, je nach den Erinnerungen, die aus Väterſagen im Volke ſich vererbten, je nach dem Culturzuſtand, Glauben und Aberglauben der Bewohner, und je nach der daraus entſpringenden poetiſchen und gemüthlichen Richtung derſelben.

Das Rhöngebirge hat ſo wenig Mangel an Sagen, die zum Theil recht originell ſind, als der Thüringerwald, der Harz und andere deutſche Binnengebirge, allein dieſe Sagen ſind minder bekannt, als jene der größeren und mehr bereiſten Ländergebiete, und wollen ſorgſam aufgeſucht ſein. In den Büchern über die Rhön, deren wir einige recht gut geſchriebene beſitzen, iſt immer nur leiſe auf die hie und da vorkommende Sage hingedeutet; die ehrenwerthen Verfaſſer fürchteten vielleicht den Tadel, durch Kundmachung vaterländiſcher Traditionen ſich Blößen zu geben, und von den Verächtern der Sage als nicht aufgeklärt verſchrieen zu werden. Uns, die wir gegen Tadel ſolcher Art vom Kopf zu Fuß gepanzert ſind, ſo daß wir ſeine Pfeile mit Lächeln von uns abprallen ſehen, weil es uns ernſtes Strebeziel und Lebensaufgabe iſt, die verklingende Sage des Volkes an das Licht zu ziehen und in ihrer Reinheit und Aechtheit den Nachkommen aufzubewahren, iſt dadurch, daß wir ſo gut als keine Vorgänger auf der mühſamen Wanderung hatten, das Sammeln merklich erſchwert worden, dafür wird uns aber auch die Freude, des Neuen und vorher nicht Bekannten recht viel zu geben, und namentlich eine Menge mündlicher Sagen, die wir auf dieſen Wanderungen vernommen.

Die Rhön iſt ein Gebirgszug, welcher mit vielen, zum Theil baſaltiſchen Kegelgipfeln, wie mit langgeſtreckten triſtreichen Hochrücken, ſich im deutſchen Binnenlande impoſant und maleriſch vom Norden nach Süden hinbreitet, und in ſeinen meiſt engen Thälern eine Menge Ortſchaften und Dörfer birgt, aber auch beſonders reich an Einzelhöfen iſt, die auf Höhen und in Thälern verſtreut liegen, und dem Gebirgsländchen da, wo nicht die unwirthliche Oede Anſiedelungen ganz unmöglich machte, einen weit freundlicheren Charakter verleihen, als es, aus der Ferne geſehen, zu verrathen ſcheint. Es entſpringen im Schooſe dieſes Gebirges, und an deſſen weſtlicher und ſüdlicher Abdachung, die vielbeſuchten Heilquellen der Kurorte Kiſſingen, Brückenau und Bocklet, nebſt vielen andern mineraliſchen Waſſern.

Der Name des Gebirges wird verſchiedentlich hergeleitet. Eine Meinung will ihn von dem Worte rauh ableiten; eine zweite von dem längſt nicht mehr vorhandenen Dörfchen, das nach alter Urkunde Ronaha hieß; allein wie ſollte ein Einzelort einem ſo umfangreichen Gebirge die Benennung verſchaffen? Eine dritte, beſſere Meinung leitet von Rain her, ein Abhang, eine Grenze, womit auch Rinne, Rhein, ſprachverwandt iſt, und wohin nicht minder die Rennwege deuten, die auf deutſchen langgeſtreckten Gebirgsrücken öfters begegnen. Ein Zweig des Rhöngebirges nach Nordoſten iſt ein kleiner, reichbewaldeter Bergzug, der ſeinen Fuß in das

Werrathal ſetzt, und deſſen höchſte Gipfel der Bleß und die Hunnkuppe ſind. Dieſer Gebirgsſtock mit ſeinen nach verſchiedenen Richtungen auslaufenden Bergſtrahlen umfaßt ein Gebiet, das an mannigfachen Sagen reich iſt, welche wir, die Sagenwanderung nach der hohen Rhön an deren nördlichem Ende beginnend, veranſtellen.

* * *

I.

Sündershauſen.

Ohnweit Kalten-Nordheim unter dem hohen Aſch, einem Vorberge des Rhöngebirges, liegt ein Rittergut mit ſtattlichen Gebäuden und ſchönen Gartenanlagen, Sinnershauſen geheißen, das war vormals ein Wilhelmiter-Kloſter, wurde aber im Bauernkriege zerſtört und es blieb nichts davon übrig als die Kirche, die hernach zu einem Wohnhaus eingerichtet wurde. In dieſer Kirche fand ſich ein uraltes Bild von röthlichem Sandſtein an der Wand nach Oſten über der Sakriſtei, das ſtellte einen großen, ſtarken Mann dar, mit länglichem Angeſicht und krauſen, oben geſchornen Haaren, in einem engen Gewand ohne Falten, die Hände hielten einen Roſenkranz und auf der Bruſt ruhte ein dicker, großer ſchwarzer Stein. Später iſt dieſes Steinbild arg verſtümmelt und in eine Niſche der Gartenmauer gebracht worden, allwo er noch immer zu ſehen iſt. Dieſer Stein ſoll das Bildniß ſein von dem Stifter des ehemaligen Kloſters, und wird von demſelben dieſe Sage erzählt:

In den nachbarlichen Dörfern Eccards und Fridelshauſen ſaßen zwei fränkiſche Grafen, die waren Brüder, und gingen mit einander auf die Jagd in dem Gefilde unter dem hohen Aſch. Da entzweieten ſie ſich um ein Geringes, zogen die Schwerter gegeneinander, und es entbrannte ein wilder Zweikampf, darin der Graf Adalbert, der zu Eccards ſaß, ſeinen Gegner erſchlug. Zur Buße ſeiner Sünden pilgerte Graf Adalbert gen Rom zu Fuße, und der Papſt legte ihm auf, daß er an der Stätte, wo er den Brudermord begangen, ein Kloſter erbauen, und den erſten Stein dazu auf ſeiner Bruſt und ſeinen Händen von Eccards aus tragen ſolle. Der reuige Graf unterzog ſich pünktlich dieſer harten Buße, erbaute das Kloſter, und nannte es Sündershauſen*) oder auch Sündloshauſen, da er nun ſeine Sünde los war, worauf er zum ewigen Gedächtniß ſein Bild anfertigen und in der Kloſterkirche aufſtellen ließ, dann aber das Ordenskleid ſelbſt nahm.

Vor Zeiten hat auch zu Sündershauſen an der Kloſterkirche noch eine ſteinerne Kapelle mit einem wunderthätigen Bilde geſtanden.

2.

Das Wolfshaupt.

Am Bache Roſa, ohnweit Sinnershauſen und nahe beim Dorfe Roſa, liegt das Dorf Georgenzell, darinnen ſtand vor Zeiten ein Mönchs-Kloſter Ciſterzienſer Ordens, vielleicht das älteſte in dieſer Gegend. Der Stifter dieſer Zelle ſoll ein fränkiſcher Graf geweſen ſein, Namens Volkardts, der auch das Nonnenkloſter Völkershauſen bei Oſtheim gegründet, und auf dem hohen Frankenberge über Helmers gewohnt habe. Ueber dem Kirchenthor zu Georgenzell fand ſich ein großes Wolfshaupt eingehauen, von dem dieſe Sage geht: Als man das Kloſter erbaute, war, wie die Würzburgiſchen und Erfurtiſchen Chroniken berichten, auf drei vorhergehende, kalte, ungewöhnlich ſtrenge Winter, große Sommerhitze und Dürrung, harte Theurung und jählinges Sterben an Menſchen und Vieh erfolgt, ſo daß die wilden Thiere aus Mangel an Nahrung aus den Wäldern lieſen. Da fingen die Steinmetzen einen Wolf, nährten ihn und machten ihn zahm, dafür bewachte er den Bau, und ſie hieben zum Andenken das Wolfshaupt über das Kirchenthor, davon nannten Viele hernach das Kloſter Wolfszelle, ſtatt Georgenzelle.

---

*) Urkundlich 1294: Syndeloshusen.

3.

Das Fladdig.

In der Gegend um Sinnershauſen haben ſich in der Flurmarkung viele merkwürdige Benennungen erhalten, welche alleſammt darauf hindeuten, daß einſt eine große Schlacht dort ſtattgefunden habe, nicht minder ſind dort herum beim Ackern und Graben an manchen Stellen der Bergrücken uralte verroſtete Spieße, Schwerter ,Sporen und Hufeiſen gefunden worden. Dort liegt auch eine Wuſtung, Flaten geheißen und beim gemeinen Volk das Fladdig; ſie liegt zwiſchen Oernshauſen, Bernshauſen und Georgenzell mitternachtwärts, und wird behauptet, daſelbſt ſei die dritte Schlacht zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und Rudolph, dem Schwabenherzog, ſeinem Gegenkönig, geſchlagen worden, wiewohl ſonder Entſcheidung. Die Geſchichtſchreiber führen den Ortsnamen ſehr verſchiedentlich an, und nennen ihn Fladechheim, Fladechen, Fladenheim ꝛc. Es ſchreibt von dieſer Schlacht der Abt Bruno, daß ſie geſchehen ſei 1080 am 27. Januar. Heinrich der Kaiſer ergriff beim kaum angegangenen Treffen die Flucht. Graf Ludwig führte ihn auf unbekannten, ungebahnten, verborgenen Wegen nach Wartberg, und ſeine Armee folgte ihm langſam nach. Nun nennt das Volk in dieſer Gegend noch heute in der Nähe von Roßdorf einen ſtarken Aufwurf von ziemlicher Breite und Tiefe den Kaiſersgraben, und eine Anhöhe an der Flurgrenze von Kaltenlengsfeld und Frittelshauſen die Kaiſers-Ecke. Oben auf dem Berge über den Orten Oepfershauſen, Frittelshauſen, Hümpfershauſen, nennt man es die vordere Kaiſersrücke, und über Kloſter Sinnershauſen gegen Roßdorf hinauf die hintere Kaiſersrücke. Ueber Kaltenlengsfeld liegt ein breites Thal: die Schlageller, und darüber ein Aufwurf, hinter dem die obere Sachſenaue liegt. Gegen den Roßhof und Wieſenthal hin endlich liegt ein Flurſtück voll Wald und Wieſen, die untere Sachſenaue genannt. Aus dieſen Benennungen, von denen außerdem die Geſchichte einen andern Grund nicht kennt und nennt und aus den Funden an Kriegsgeräthen läßt ſich wohl folgern und ſchließen, daß jene Kaiſerſchlacht in dieſer Gegend geſchlagen worden, zumal da von ihr nicht allzuweit, im Jahr 1078 die große Schlacht bei Mellrichſtadt an der Streu ebenfalls geſchlagen wurde.

4.

Die Disburg.

Unter den baſaltigen Höhen des Vorgebirges der Rhön zeichnet ſich vornehmlich eine aus, die ſteil und iſolirt ohnweit des Gebaberges zwiſchen den Ortſchaften Aſchenhauſen, Wolmuthhauſen und Oberkatza ſich erhebt. Davon erzählt das Volk der Umgegend, daß in grauer Zeit auf dem Gipfel ein Schloß geſtanden, darinnen wohnte ein fränkiſcher König, doch nicht lange, ſo zog er fort nach Frankreich, und bald darauf wurde das Schloß zerſtört, und der nahe Hutsberg erbaut, auf welchem jedoch nur fränkiſche Herzoge reſidirten. Dieſer Frankenkönig, auf Disburg geſeſſen, ſoll nun kein anderer als Chlodio geweſen ſein, und die Disburg das von ihm erbaute Dispargum. Ein Ringwall von Baſalten umzieht den Hochgipfel dieſes Berges, ein mächtiger Felsblock ragt an ſeiner Mitte empor. Auch ſteht auf dem Berge ein alter Grenzſtein von ungewöhnlicher Größe, in welchem eine ſchüſſelähnliche Vertiefung eingehauen iſt, nebſt dem Bilde dreier Löffel. Hier grenzten die Aemter Lichtenberg, Kaltennordheim und Sand aneinander, und ſollen aus dieſer Schüſſel vor Zeiten bei Grenzbegehungen die Amtleute Suppe mit einander gegeſſen haben.

5.

Die ausgewühlte Glocke.

Auf einem Berge über dem Dorfe Wolmuthhauſen in der Nähe der Disburg wurde vor alten Zeiten, wie vielfach in der Gegend erzählt wird, von einem Schwein eine verſunkene Glocke ausgewühlt. Da über jenen Berg hin die Flurgrenze der Nachbarorte Wolmuthhauſen und Helmershauſen zieht, ſo machten beide Gemeinden, die der Stadt Helmershauſen und die des Dorfes Wolmuthhauſen ihr Anrecht an die Glocke geltend, und jede wollte ſich in deren Beſitz ſetzen. Darüber wäre es bald zu harten Streiten gekommen, wenn nicht ein alter Bauer den Rath gegeben hätte, Loos und Zufall entſcheiden zu laſſen, in weſſen Beſitz die Glocke gelangen ſolle. Man lud ſie auf einen Wagen und ſpannte ein Paar blinde Ochſen daran; da dieſe aber nach Helmershauſen gehörten, ſo witterten ſie ihre Heimath und zogen die Glocke nach dieſem Orte hin. Dort hängt ſie noch auf dem Thurme, und ſoll eine alte Inſchrift tragen.

6.

Schwedenſtücklein.

Das Dorf Hümpfershauſen, im Amte Sand, ſah im Jahr 1634 bis 37, als der landverderbliche dreißigjährige Krieg auch in dieſer Gegend wüthete, die trübſten Tage.

Erſt heerten, ſengten und brannten die Croaten auf das Grauſamſte, dann fielen die Schweden ein und marterten mit ihrer vielverrufenen, unmenſchlichen Tränke manchen Mann zu Tod. Als die meiſten Einwohner ſich in Wälder und Klüfte geflüchtet hatten, fingen dieſe Feinde den Ortsſchultheiſſen Balthaſar Baubert und wollten von ihm den Aufenthalt der Geflüchteten verrathen haben. Deß weigerte ſich der treue Mann beharrlich, da banden ſie ihm die Hände auf den Rücken, goſſen ihm Miſtjauche in den Hals, ſoviel als möglich, und traten ihn dann auf den Leib, bis ihm die Seele ausfuhr. Demohngeachtet geriethen dieſe nordiſchen Kannibalen in den Sinnershäuſer Kloſterwald, in den ſich Manche mit ihren Kindern und ihrem Vieh geflüchtet, und trafen da gleich einen jungen Burſchen an, Namens Hans Schleicher. Der ſollte wieder ſagen, wo ſeine Landsleute ſich verborgen hielten, that's aber nicht, und da knüpften ſie ihn mit einem Zündſtrick an einen Baum auf. Ueber eine kleine Weile, als dieſe Böſewichter von dannen waren, kam ein andrer Schwed, der ſah, daß Schleicher noch ein Paar gute Schuhe an den Füßen hatte, zog ſeinen Säbel und hieb die Lunte entzwei, daß der Erhenkte herabfiel, zog ihm die Schuhe aus, und ließ jenen für todt liegen. Dem aber hatte die böſe Procedur am Leben nichts geſchadet, er kam wieder zu ſich im Walde, lebte noch bis zum Jahre 1688, und hinterließ bei ſeinem Abſterben ſechs Kinder.

7.

Wald ohne Wipfel.

Vom Walde bei dem Dorfe Schwarzbach und um das Jagdſchloß Zillbach geht dieſe Sage: Einſt ward eine Jungfrau im Amte Sand, der Zauberei bezüchtigt, durch die Folter zum Geſtändniß gezwungen und zum Tode nach Friedelshauſen, dem Ort des Centgerichts geführt. Auf ihrem Todesgange und nahe am Scheiterhaufen betheuerte ſie mit tauſend Thränen ihre Unſchuld. Der weit über die Gegend verbreitete Wald rauſchte ſchauerlich mit ſeinen hohen Baumkronen und mächtigen Wipfeln, da rief ſie zu mehreren Malen: Dieſer Wald ſoll es zeugen, daß ihr eine Unſchuldige in mir gerichtet! Kranken und verdorren ſollen ſeine Wipfel, ſo wahr ein Gott lebt, der meine Unſchuld kennt.

Alle, die das hörten, erſchraken über dieſen Fluch der bezüchtigten und verurtelten jungen Hexe, und glaubten nur um ſo mehr an ihre Bosheit, und der Scheiterhaufen flammte.

Aber ſie war dennoch unſchuldig, und man nahm es mit Schaudern wahr, als nun die hohen Wipfel der Waldung wirklich zu kranken begannen und mählich abſtarben, und alle alten Bäume ohne Wipfel ſtanden. Der junge Nachwuchs zwar hebt ſie ſtolz und frei, aber zu einer gewiſſen Zeit, und ehe die Bäume noch ein hohes Alter erreichen, dorren die Wipfel ab.

Man hört aber auch manche Leute ſagen, der weite große Wald ſei vor alten Zeiten durch ungetreuer Räthe und Diener Hülfe und Practiken, ſeinem rechten Herrn, in deſſen Lande und auf deſſen rechtzuſtändigen Grund und Boden er doch liege, abgedrungen worden, und an einen andern Landesherrn gekommen, und weil darüber viel Zwiſt und Uneinigkeit ſich erhoben, auch die Unterthanen des einen durch Wild und Wald des andern viele Beſchwerniß erlitten hätten, ſo wäre der letzte ſchon viele tauſend Male verwünſcht werden, und würde es immer noch, deshalb könne kein Gipfel grün bleiben.

8.

Erſcheinender Nachfolger.

In Roßdorf, ſo hat gar ein ehrenwerther und wahrhaftiger Mann ſeinen Kindern erzählt: war mein Vater Pfarrer. An einem Sonnabend kam Abends noch nachbarlicher Beſuch, und der Vater ging hinauf in die Oberſtube, um noch in einſamer Stille zu ſtudiren, und die ſonntägige Predigt, die er des andern Tages zu halten gedachte, noch einmal zu repetiren.

Siehe, da findet er in ſeinem Sorgenſtuhl einen Mann ſitzen, den er gar wohl kennt, auch einen Geiſtlichen und zwar in vollem Kirchenornat.

Ruhig und gefaßt geht der bejahrte Prediger wieder in die Wohnſtube hinunter, und erzählt uns, den Seinen, daß er ſeinen Nachfolger droben habe ſitzen ſehen, und daß ſein letztes Stündlein nicht mehr fern ſein werde. Wir erſchraken, zumal die Mutter, und ſuchten es ihm auszureden, doch traute ſich keins hinauf, ſelbſt nachzuſehen. Und nach einer kurzen Weile lag der Vater auf der Bahre. Der Erblickte ward wirklich Pfarrer. Es iſt aber das Gleiche in dortigem Pfarrhofe Vielen widerfahren, und durch viele Familien beglaubigt worden.

9.

Das Kuppenfrauchen.

Auf der Stoffelskuppe (Chriſtophskuppe), welche ſich über Roßdorf und der Umgegend in der Nähe des Bleß hoch und ſteil emporgipfelt, ragt neben einigen niedrigen, ein hoher Baſaltfelſen nackt und ſteil empor. Dieſe Felſen ſind der Reſt eines verzauberten Schloſſes, in welchem das ſogenannte Kuppenfrauchen wohnt, und am großen Felſen iſt der, freilich unſichtbare Eingang in die Schatzhöhlung, welche, bis jetzt noch unentdeckt, unter der Kuppe ſich befindet. Das Kuppenfrauchen iſt ein altes alsfort verwünſchtes Weſen, das ſich von Zeit zu Zeit droben um den Berggipfel ſehen läßt, und den Wanderern winkt. Einſt hütete dort ein Hirte, der ſah das Frauchen, und das Frauchen ſah ihn und winkte ihm. Zaghaft ſchreitet er näher, folgt der Erſcheinung aufwärts, ſie zieht ſich in den offenſtehenden Fels zurück, immer winkend, er folgt nach, und drinnen ſtehen ganze Fäſſer voll Dukaten. Das Frauchen winkt, zuzulangen, und der erfreute Hirte füllt ſich alle Taſchen. Wie er wieder heraus iſt und ganz glücklich über ſeinen Reichthum, will er ſchon anfangen, und zählen, was er mit vollen Händen eingerafft, und greift haſtig in die

Taſchen, da ſieht er, daß er eitel verſchimmelte Erbſen trägt, thut einen Fluch und wirft ſie alle mit einander auf die Triſt. Zu Hauſe viſitirte er nochmals, er fühlt noch ein Paar, die durch ein Loch ins Futter gekrochen, grübelt ſie hervor, und ſiehe, es ſind wieder Dukaten. Jetzt eilig hinauf auf die Kuppe, an den Ort, wo die Erbſen weggeworfen wurden. Schweißtriefend kommt er an, ſchon von weitem ſieht er den Platz, und o Freude! alles goldgelb, wie verſtreute Dukaten.

Wie er nahe dabei iſt, ſind's kleine goldgelbe Schwämme, und weder Gelderbſen noch Ducaten! Da verwünſchte er das verwünſchte Frauchen noch etliche Mal, und Wald und Weg, und am meiſten ſeine Einfalt.

10.

Die Kutten.

In der Roßdorfer Gegend liegen einige ſehr tiefe kleine Seen, insgemein Kutten genannt, die ihren Urſprung Erdfällen danken, und vom Volk allgemein für unergründlich gehalten werden. Eine davon liegt in der Nähe von Roßdorf in umbuſchter Vertiefung, ſtill und einſam; ſie iſt ſehr fiſchreich, aber es gelingt nur ſchwer, ihrer Fiſche habhaft zu werden. Man ſagt, daß Flachs-Knotten, die in ſie geworfen worden, im Salzunger See zum Vorſchein gekommen wären. Eine zweite Kutte iſt die bei Bernshauſen, auch das grundloſe Loch genannt, wirklich von ungemeiner Tiefe, ein ganz dunkles tiefgrünes Waſſer, zehn Acker im Umfang haltend, von einem ſteilen holzreichen Abhang amphitheatraliſch umfangen, und ſchaurig ſchön; in dieſer wächſt nicht, wie in der Roßdorfer, Schilf und Geröhrig, und ihr Waſſer ſoll ſo kalt ſein, daß es außer Hechten, keine Fiſche duldet. Nur bisweilen, alle ſieben Jahre, ſchwimmt in ihr ein ſeltſamer Rieſenfiſch, doch Wenige haben ihn geſehen. Eine dritte Kuppe liegt eine gute Strecke von Bernshauſen tief unter der Stoffelskuppe, dicht am Sandberg, und wird der ſchöne See genannt. Das Waſſer dieſes Sees, der aber kleiner iſt, als die Bernshäuſer Kutte, erſcheint noch dunkler, als jene. Auch in ihm ſollen Knotten zum Vorſchein kommen, die in die Roßdorfer Kutte geworfen werden. Seine Umgebung iſt düſter, einſam und ungeheuerlich; oft ſchon ward er Zuflucht unglücklicher Selbſtmörder, deren Geiſter ihn umirren.

11.

Das Wandern.

Von mehreren Häuſern zu Roßdorf wird behauptet, daß es in denſelben wandere, von keinem aber mehr, als von der Schule. Ein alter Kantor, der nicht mehr am Leben, hat oft erzählt, daß ihm gleich nach Antritt ſeines Amtes, im Schulhauſe viel Unheimliches begegnet, wodurch er nicht wenig geängſtigt worden ſei. Mehr als ein Mal habe er an einem gewiſſen Ort ſich ſelbſt ſitzen ſehn, ohne daß dies doch, wie man von ſolcher Viſion glaubt, ſeinen nahen Tod vorbedeutet habe. Und in ſeiner Schlafkammer ſei es ihm begegnet, daß er mit dem Schlag der Mitternachtſtunde erwacht ſei, da habe er über ſich an der Decke einen runden hellen Lichtſchimmer erblickt, nach deſſen natürlicher Urſache er vergebens geforſcht, denn alles im Dorfe habe im tiefen Schlafe gelegen, in keinem Nachbarhauſe habe ein Licht gebrannt, und es ſei auch kein Mondſchein geweſen. Solches ſei ihm eine ganze Zeit hindurch jede und jede Nacht widerfahren, und habe ihn aufs höchſte beunruhigt. Endlich habe er die Decke einreißen und die Kammer verbauen laſſen, da ſei die Erſcheinung nicht wieder ſichtbar geworden.

12.

Das wüthende Heer.

In Roßdorf erzählen alte Leute, daß vor deſſen gar oft das wüthende Heer mit großem Lärm und Getöſe nächtlicher Weile durch den Ort gezogen, und wird beſonders das angemerkt, daß es ſeinen Durchzug gern und häufig durch ſolche Häuſer nahm oder nehme, deren Eingangsthüre auf die in den Hof führende Hinterthüre ſtößt. Da brauſe es hindurch mit entſetzlichem Getöſe, und wer es höre, müſſe ſich ſchweigend verhalten, oder, wenn er ſelbſt in der Flur befindlich, müſſe er ſich zu Boden werfen, und ſich ſchlafend ſtellen, ſonſt werde er mitgenommen, und über Wald und Wipfel fortgeführt. Und hört man in dieſer Gegend immer nur den Ausdruck wüthendes Heer, niemals wie in andern deutſchen Gauen die Benennung „wilder Jäger.“

13.

Die Schwerbeladenen.

Unter der Stoffelskuppe iſt es auch nicht ſicher; eine große Blöße heißt die Kuh-Eller; dort hüten die Roßdorfer Hirten. Eines Abends wandelte der Roßdorfer Schulze über dieſe Berges-Trift, da erblickte er auf der Waldblöße im Dämmerlicht zwei dunkle Männer, die in einiger Entfernung von einander gleichmäßig ſchritten, war froh, Geſellſchaft zu finden, und näherte ſich ihnen eilend. Jetzt endeckte ſein Auge, daß die beiden Männer einen übergroßen und mächtigen, baumartigen Balken auf ihren Schultern trugen, unter deſſen Laſt Beide faſt erlagen, und daß kaum zu begreifen war, wie ihrer Zwei eine ſo entſetzliche Laſt zu tragen vermochten. Deß wunderte den Mann gar ſehr, daß in ſo ſpäter Stunde an ſo einſamer Stelle noch Jemand alſo bemüht war und er rief die Tragenden an mit lautem „Hollah! Wer ſeid Ihr? Wo hinaus?“ Die Männer hörten ihn nicht und antworteten ihm nicht. Noch einmal rief er: „Wer ſeid Ihr, worauf geht ihr zu?“ Tiefes Schweigen. Nun rief der Schulze zum dritten Mal noch lauter: „Heda ihr Männer? Wo wollt ihr hin?“ Da ſcholl gleichzeitig von Beiden wie aus einem Mund und mit überaus ſchrecklicher Stimme die Antwort: Nach Ungnadhauſen! Und die Männer wandelten hin, und verſchwanden in die Nacht. Dem Frager aber kam ein übermächtiges Grauſen an und er konnte, ſo lange er lebte, welches nicht gar lange mehr war, jenen Ton und jenes Wort nicht vergeſſen, das wie eine Stimme des jüngſten

Gerichtes erklungen war. Auch Andere haben bisweilen jene Schwerbeladenen über die Waldblöße wandeln ſehen, doch ſich wohl gehütet, ſie fragend anzureden.

14.

Die fliegenden Knaben.

Es war am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als an einem Spätherbſttage drei muntere Knaben ohnweit des Städtchens Lengsfeld und zwiſchen dieſem und dem Baier auf immergrüner Waldwieſe eine Anzahl Rinder weideten. Kaum war die Sonne geſunken, die noch ihre letzten goldnen Strahlen auf den hohen nachbarlichen Berg warf, ſo fachten die Knaben nach ihrer Weiſe ein Feuer an, und ſtachen Raſen ab, um ſich eine Bank zu bauen, auf welcher ſie vertraulich und ſich am Feuer wärmend, ſitzen wollten. Wie es nun oft zu geſchehen pflegt, daß heitre unbedachte Jugend in lächerliche Wünſche ausbricht, deren Erfüllung ſchier unmöglich dünkt, ſo auch hier. Einer ſprach: „Wäre nur dieſes Stück Raſen ein Stück Eiſenkuchen!“ *) Kaum war dieſer Wunſch laut geworden, ſo trat ſchon ein unbekannter Mann auf die Triſt, begrüßte die jungen Hirten und ſprach: „Hört, ihr habt Eiſenkuchen gewünſcht! Hier habt ihr ſolche, laßt ſie euch ſchmecken!“ Und theilte Eiſenkuchen unter ſie

---

*) Ein in jener Gegend beliebtes Backwerk aus Mehl, Fett und Eiern, das auf einem erhitzten Eiſen von runder Form gebacken wird.

aus. Freudig und begierig ward die Spende angenommen und verzehrt, und der Mann erbot ſich, ſie täglich mit ſolchen Kuchen zu erfreuen, wenn er nur wüßte, auf welchem Hutplatz ſie immer anzutreffen wären. Die Knaben nannten den Platz, wo ſie am nächſten Tage hüten würden, und der Unbekannte hielt ſein Wort, und brachte das für die Knaben ſo leckere Mahl am nächſten Abend ihnen wieder. Als das verzehrt, und der Mann hinweggegangen war, trat eine alte Frau aus Lengsfeld den Knaben nahe, und bat ſie, doch einmal mit ihr zu dem nahen Thalbrunnen zu gehen, ſie wollte ihnen dort etwas zeigen. Die Knaben willfahrten ihr, wurden aber nichts gewahr, als daß die Alte ſie mit dem Waſſer des Brunnens beſprengte, und unverſtändliche Worte dazu murmelte, weßhalb ſie ihr bald entliefen und mit Gelächter zu ihrer kleinen Heerde zurückkehrten und dieſe wohlgemuth nach Hauſe trieben. Am dritten Tag trafen ſich die Knaben früh Morgens auf dem Weg zur Schule, grüßten ſich munter, und der eine ſprach zu dem andern: »Höre, ich fühle mich heute ſo federleicht, daß ich meine, ich müßte fliegen können, wie ein Vogel!« — »»Ich auch, ich auch!«« riefen die beiden Andern, und da hoben alle Drei die Arme empor, und flogen. Sie flogen auf die kleine runde Mauer, die den Marktplatz umzog, und über dieſer gegenſeitig hin und her, zum größten Erſtaunen aller ihrer indeß ſich zahlreich verſammelnden Schulkameraden. Die Kunde dieſes wunderbaren Ereigniſſes durchdrang mit Blitzesſchnelle das Städtchen und kam auch zuletzt zu den Ohren des Kantors, der nach beendigter Schulſtunde die drei Knaben aufrief, ihre Kunſt auch in der geräumigen Schulſtube zu üben. Sie traten auf den Tiſch und flatterten von ihm herab und ſchwebten auf und nieder. Den Kantor überfällt ein Grauſen und er entſendet eilig einen Boten zum Oberpfarrer und Inſpector, und läßt den geiſtlichen Hirten bitten, zur Schule ſich zu bemühen, und ſelbſt Zeuge eines nie erhörten Wunders zu ſein. Der Geiſtliche kommt und ſtaunt, und nimmt die Knaben ſcharf in das Verhör, denn er wittert Satans Trug und Tücke. Dieſe erzählen treuherzig alles, was ſich mit ihnen begeben, und fügen noch dieſes hinzu: „In der vergangenen Nacht machten wir uns den Spaß, und ſetzten uns zu Dritt auf einen Schimmel, der in unſers Nachbars Scheuer ſtand. Kaum ſpürte uns das Pferd, ſo ſetzte ſich's gegen unſern Willen in Trab und brachte uns an einen Ort, allwo es uns ſehr wohl gefiel; dann brachte es uns wieder nach Hauſe, und darauf fühlten wir uns ſo leicht.“ Der Oberpfarrer ging beſtürzt hinweg, um dem Gerichte Anzeige zu thun, damit dieſes ſich der ſicherlich Beheerten bemächtige, und ihnen den Proceß mache, denn fliegen zu können, ſchien ihm ein arges Verbrechen.

Mittlerweile kamen die Knaben arg- und ſorglos, und ihrer Fliegekraft froh, nach Hauſe, den Ihrigen das Wunder ſelbſt zu verkündigen oder zu beſtätigen. Der Vater des einen der Knaben war der Scharfrichter, hieß Michael Weber, erzürnte ſich ſehr über die Kunde, die er ſchon vernommen, glaubte ſein Kind ſei ein Teufelsbündner, und beſchloß, den Sohn zu opfern. Daher ſchwang er, als dieſer vor ihn trat, das Richtſchwert, und ſchlug ihm das Haupt ab. Zwei weiße Ströme Milch ſprangen ſtatt des Blutes zur Decke, und dem Scharfrichter entſank das Schwert.

Die zwei andern fliegenden Knaben, als ſie das geſehen, hoben ſich auf und davon, und Niemand hat ſie jemals wieder erblickt, und ſo kam keine Aufklärung über den tiefräthſelhaften Verfall zu Tage. Er ward vergeſſen, verklang zur Sage, und nur der Brunnen, wo das alte Weib die Knaben beſprengt, heißt von jener Zeit an der Hexenbrunnen.

15.

Der Goldborn am Baier.

Am Baier, einem der höchſten Baſaltkegel am Beginn des nordöſtlichen Rhöngebirges, in der Nähe von Lengsfeld und Weilar, 2300 pariſer Fuß über der Meeresfläche, der ſich durch ſeine iſolirte Lage von ſeinen nachbarlichen Höhen, dem Ochſenberg, Dietrichsberg und der Sachſenburg, welche mit andern verbunden ſind, auszeichnet, waren ehemals Bergwerke. Davon zeugt noch ohnweit des Hofes Fiſchbach eine kleine Vertiefung, die Schacht genannt, und ein Brunnen über dem Baiershof heißt noch heute der Goldborn. Vor alten Zeiten kam alljährlich ein wäliſcher Mann, der mit Mauſefallen und Hecheln handelte, auf den Baiershof, übernachtete mehrmals bei dem Pachter, hielt ſich ſehr ſtill und redlich, trieb ſeinen Kram in der Gegend umher, und verließ ſie nach einiger Zeit wieder. Manches Mal ſah man ihn am Goldborn, von dem die allgemeine Sage ging, daß derſelbe Gold in ſeinem Schooße führe und bisweilen heraufſprudele.

Eine Frau von Boineburg, die ein Verlangen trug, den berufenen Goldborn zu ſehen, ließ ſich in einem Tragſeſſel von Gehaus aus zu der Quelle tragen, und fand der Goldkörner ſo viele, daß ſie ſich davon zwei ſchwere und große Ohrringe machen laſſen konnte.

Es waren Jahre vergangen, der Mäuſefallen- und Hechelkrämer hatte ſich lange nicht mehr ſehen laſſen, und der Pachter auf dem Baiershofe glaubte, derſelbe ſei geſtorben. Da kam eines Jahres im Spätherbſt gegen Abend eine vierſpännige Kutſche vor den Baiershof gefahren, aus welcher ein alter und ein junger Herr in reichgallonirter Kleidung ſtiegen, die ſogleich mit einander in das Dickicht des Waldes gingen, in welchem der Goldborn ausquell. Nach einer kurzen Weile kehrten die Herren zurück, und kamen zu dem Pachter des Hofes, der mit ſeiner Familie und mit ſeinem Geſinde neugierig und verwundert bei der Kutſche ſtand. Der ältere der beiden Herren ging ſogleich auf ihn zu, grüßte ihn, drückte ihm die Hand, und ſprach zu ſeinem jungen Begleiter: »Dieſes iſt der gute brave Mann, zu dem ich vor Jahren oft um dieſe Zeit gekommen bin, und der mich immer gaſtfreundlich aufgenommen hat.« Während nun der junge Herr ſich dankbar äußerte, beſann ſich der Pachter, der ganz verlegen wurde, hin und her, wer dieſer Herr ſein möchte, der ſich ſeinen Schuldner nannte, konnte ſich aber nicht auf ihn beſinnen. Darauf ſtieg der alte Herr in den Wagen, und ſah gleich darauf aus dem Schlage heraus, in einem alten grauen Rock und auf dem Kopf einen ſchäbigen abgetragenen Filzhut. Augenblicklich erkannte jetzt der hocherſtaunte Pachter den armen Hechelkrämer von ehemals.

„Nicht wahr, nun kennt Ihr mich, mein wackrer Freund!“ rief lachend der alte Herr aus dem Wagen, in welchen der junge nun auch wieder einſtieg. „Unter dieſer armſeligen Kleidung war ich zum öftern bei euch, und holte hier mein Glück und meinen Reichthum aus dem verachteten Geldborn. Dieſes iſt mein Sohn, der aus Venedig mit mir hierher gereiſt iſt, und dem ich den Platz gezeigt habe, dem ich ſo viel verdanke. Lebt wohl, denkt manchmal an mich, denn nun ſehen wir uns niemals wieder.“ Die Kutſche rollte fort und verwundert ſahen alle Umſtehenden dem Wagen mit langen Hälſen nach, bis er ihren Augen entſchwunden war.

Jetzt aber eilte, wie von einem Gedanken getrieben, alles nach dem Geldborn, um dort geſchwinde noch etwas Geld zu finden, allein mit Schrecken nahmen die Getäuſchten wahr, daß nicht nur kein Geld zu finden ſei, ſondern daß auch das ſonſt klare und hellrieſelnde Brünnlein in eine umſumpfte Pfütze verwandelt war. Man erzählte ſich ſpäter, der Venetianer habe die Quelle durch Queckſilber verdorben, das er hineingeworfen. Das Queckſilber habe das Gold gefreſſen und die Umgebung zum Sumpfe gemacht.

15.

Die Goldfündner.

Es waren einmal zu Lengsfeld einige Bürger, die fanden am Baier gold- und kupferhaltige Steine, und bald verbreitete ſich das Gerücht von ihrem Glück im

Ort und kam auch zu den Ohren hoher Obrigkeit. Da wurden die Bürger vorgefordert und neben einer Menge von Zeugen, welche um die Sache wußten, und ſie weiter verbreitet hatten, abgehört. Einer der Fündner gab zu Protokoll: Ich ging einſt in der Dämmerung von Ober-Alba nach Lengsfeld über den Baier, ſah im Walde ohnweit des Wegs ein Feuer brennen, und ging in der Abſicht darauf zu, meine Pfeife anzuzünden. Auch vernahm ich Kinderſtimmen, ſah aber weder Kinder, noch verſtand ich, was ſie riefen. Da that ich ſelbſt einen Ruf und mit Blitzesſchnelle war das Feuer vor meinen Augen hinweg, und alles war ſtill. Nur war es mir, als hörte ich deutlich neben mir ſagen: Hier iſt der Ort, wo Geld und Silber liegt, doch ſah ich Niemand, und es ſchauderte mich. Es war dieſelbe Stelle, wo die Herren von Boyneburgh nach Erz graben. Ich nahm mir ſo viele Steine, als ich tragen konnte, und brachte ſie nach Hauſe, doch enthielten ſie kein Geld. Ein Anderer der Fündner ſprach: Ich ſuchte am Baier Einbeeren, die gut ſind gegen die ſchwarzen Blattern, da fand ich einen Stein, der glänzte wie Silber. So ſagte ein Dritter aus: Am Baier fand ich ein Loch, darin waren Steine, wie Tuffſteine, knietief unter der Erde verborgen, voller Glanz. Ich deckte das Loch zu, da täglich das Vieh darüber ging, und habe es ſelbſt nicht wieder finden können.

Ein Zeuge ſprach: Der erſte Fündner hat in ſeiner obern Stube einen Laborirofen, worin er das Geld ſcheidet, und hat auch ein Buch über das Schmelzen und Scheiden der Erze. Auch hat er mir eröffnet, daß er jetzt die rechte Geld- und Silberader wiſſe, und hat mir ein Stück Goldes, ſo groß wie ein Hühnerei gezeigt, und dabei geſagt, daß er dieſes ſchon ausgeſchieden habe. Ein Goldſchmied aus Salzungen zeugte, der zweite der Fündner ſei zu ihm gekommen, und habe ihm Minern angeboten, davon der eine ſchwarz, der andere wie Zinn, und der dritte wie grauer Sand ausgeſehen habe, welche Gold enthalten ſollten. Er habe ihn gefragt, was der Centner werth ſei, und ihm angeboten, die Steine auf der Kapelle zu prüfen und zu kaufen; er könne gewiß ſein Glück damit machen.

Alle befragten Fündner aber leugneten zitternd und mit blaſſem Geſicht vor den Gerichten, daß ſie Gold gefunden hätten.

17.

Die Wunderblume am Baier.

Ein Kützenmacher *) ging einſt am Baier da vorüber, wo man es bei der Schacht nennt, da fand er eine Blume von ausnehmender Schönheit. Er pflückte ſie ab, und da er an die Wand der Schacht kam, ſo öffnete ſich eine Thüre zu einem weiten und geräumigen Gewölbe. Der Mann trat hinein, und ſah eine Menge Fäſſer, die mit Erbſen, Korn, Waizen, Gerſte und andern Feldfrüchten gefüllt, in Reihen ſtanden. Er legte

---

*) Kützen, Tragkörbe verſchiedner Formen mit Achſelbändern, zum Tragen auf dem Rücken.

die Blume, die er in der Hand hielt, auf ein Faß, und ſteckte ſich ſeinen Brodſack voll Erbſen, die ihm ein willkommenes Gericht abgeben ſollten. Als er ſich genug und ſehr verwundert in dem Gewölbe umgeſchaut, ſchickte er ſich an, herauszugehen, da hörte er plötzlich eine Stimme laut rufen: Vergiß das Beſte nicht! Darüber erſchrickt der Kützenmacher ſo ſehr, daß er eilend herausſpringt, und hinter ihm ſchließt ſich mit Donnerkrachen der Bergeseingang, hinter ihm aber ſchießt jählings ein ſchwarzer Hund her. Voll Angſt ſchüttet der Mann ſeinen Sack mit Erbſen wieder aus und der Hund frißt ſie alle auf, und bleibt zurück. Zu Hauſe angelangt, klingelt noch etwas im Sack. Er ſchüttelt ihn aus, und es rollen einige goldne Erbſen auf die Diele. Hätte er die Blume nicht im Berge vergeſſen, konnte er überreich werden.

18.

Der Baier ein Wetterprophet.

Von dem Baier und ſeinem benachbarten Berge, dem Roß- oder Fröckenberg, des höchſten im Wieſenthaler Forſte, wird eine eigenthümliche und beſondere Wetterkündigung erzählt, die nach Ausſage der Umwohner ganz zuverläſſig iſt. Wenn nämlich die Gipfel beider Berge bei neblicher und Regenwitterung verhüllt und mit Wolken überlagert erſcheinen, iſt keine Ausſicht auf gutes Wetter. Klärt ſich der Baier auf und bleibt der Fröckenberg dunkel, ſo folgt noch an demſelben Tage gutes

Wetter, behält aber der Baier zuletzt die Nebelkappe, ſo bleibt Regen zu fürchten, wenn auch der Gipfel des Fröckenberges hell und klar zu ſehen iſt.

19.

Rockenſtuhl.

Bei Geiſa auf einem Berge lag einſt ein Schloß, Rockenſtuhl geheißen, das wurde zerſtört, als der ſtreitluſtige Fuldaiſche Abt Bertho II. von Leipolz wider die nachbarlichen Ritter zu Felde zog, und gegen fünfundzwanzig ihrer Burgen brach, der auch damals Geiſa zum Stift Fulda brachte. Heutzutage ſieht man von Rockenſtuhl faſt nichts mehr, nur die Stätte, wo die Burg ſtand, iſt noch vorhanden auf dem Berge gleichen Namens, ein freier Platz mit geringer Umwallung. Aber Berggeiſter, in Geſtalt grauer Männer, erſcheinen dort und treiben ihr Weſen, und oft fährt mit ſeinem Lärm und Getöſe und mit lautem Hundegebell der wilde Jäger über den waldigen Rockenſtuhl dahin. Der Berg iſt hoch und ſteil, ſpitz und baſaltſteinig. Den Namen ſoll Berg und Burg geführt haben nach einem buchoniſchen Gaugrafen Roggo, der dem heiligen Bonifacius die Mark Ratisdorf abtrat, und wie glaubhaft ſcheint, ſich tragen zu laſſen pflegte, daher vielleicht der Ort, wo er ſich gern niederließ, Roggen-Stuhl, ſoviel als Rogge's-Sitz genannt wurde. Auf Schloß Rockenſtuhl wohnte noch im 17. Jahrhundert der Fürſtabt Konrad IV., Graf von Hanau, dann ward es abgebrochen und ſein

Material nach Geiſa geführt, davon das alldort noch ſtehende Schloß erbaut wurde. So wurde der Roggenſtuhl vom Berg herab in das Thal geſetzt.

Der Engelsberg.

Ueber dem Städtchen Tann liegt auf hohem Berge, welcher der Engelsberg heißt, eine Wüſtung. Man findet noch Gewölbe und Spuren ehemaliger Wohnungen. Ein Schäfer, der die Heerde der nahen, auf dem Bergrücken gelegenen, von Tanniſchen Schäferei Friedrichshof dort hütete, ſah eine weiße Jungfrau wandeln, die, als er ſich ihr näherte, plötzlich verſchwand. An der Stelle, wo ſie geſtanden, lag eine goldne Kette. Die Umwohner erzählen, daß in den Gewölben allerlei Hausgeräthe, darunter auch ein Spinnrad, gefunden worden ſei, und daß das Oertchen, welches droben gelegen, im ſiebenjährigen Kriege den Untergang gefunden habe. Allein dieſe Erzählung iſt irrig, weil im Bezug auf Zeiträume die mündliche Sage immer ſchwankt, und es mag was auf dem Berge ſtand, wohl vor viel längerer Zeit zerſtört worden ſein. Manche ſagen, im dreißigjährigen Kriege. Das aber iſt gegründet, daß im ſiebenjährigen Kriege mehr als ein blutiges Scharmützel auf der weiten Fläche des Engelsberges ſtatt gefunden hat, daher die Verjüngung der alten Sage.

21.

Der Storchsbrunnen.

Im Dorfe Unterweid, das am Fuße des Baier gelegen iſt, befindet ſich eine gefaßte Quelle, die den Namen Storchsbrunnen führt, und eine abſonderliche Eigenſchaft hat, die den Bewohnern als Wetterkündigung dient. Wenn nämlich das Wetter noch ſo ſchön iſt, und das helle friſche Waſſer des Brunnens verliert ſeine klare Farbe, ſo regnet es binnen vierundzwanzig Stunden. Sobald er aber bei anhaltendem Regen wieder klar wird, ſo hat man binnen vierundzwanzig Stunden helles und angenehmes Wetter zu hoffen, wenn auch der Regen noch ſo ſtark fällt.

22.

Das Landgrafenbrünnchen und die Landwehr.

Nahe bei Unterweid liegt ein hoher Berg, der Ellenbogen, und auf oder an demſelben im Erbenhäuſer Forſt eine klare Quelle, neben welcher drei Baſaltſteine ſtehen. Dieſe Quelle heißt das Landgrafenbrünnchen, weil aus ihr ein gewiſſer Landgraf, der in dieſer Gegend jagte, getrunken haben ſoll. Auf den drei Steinen aber will die Sage, ſaßen einſt drei Grafen von Henneberg, als ſie im Begriff waren, den Wald um den Ellenbogen gegen einen Erbzins an die Gemeinde Oberweid zu verſchenken. Ehemals war über dem Landgrafenbrunnen ein kleines Haus erbaut, das Rhönhäuschen genannt, es iſt aber wieder durch Wetter und böſe Menſchen zerſtört worden. Merkwürdig iſt auch in dieſer Gegend die alte Landwehr, welche dort vorüberlaufend, vor Zeiten das Hennebergiſche Land umgab. Sie wurde als ein tiefer und breiter Wehrgraben und hoher Wall zu beiden Seiten im Jahr 1426 durch den Grafen Georg I. in Verbindung mit den Markgrafen von Meiſſen deshalb errichtet, um die Länder gegen Raubzüge fehdeſüchtiger Ritter zu ſichern. Noch im Jahr 1540 wurde eine ſolche Landwehr auf dem Stautenberge, dem Ellenbogen gegenüber, aufs Neue angelegt, welches durch den Grafen Wilhelm von Henneberg und die Edlen von Tann geſchah. Man nannte dieſe Landwehr auch Gebück oder Höhle, und ſetzte in jedem Ort einen Wächter über dieſelbe, den Höhlmann, der diejenigen ſtrafte, die ſie an andern Stellen, als den gewöhnlichen Päſſen, durchbrachen.

Die Oberweider Einwohner haben am Landgrafenbrünnchen auch einen Wetteranzeiger, denn, ſagen ſie, wenn der Wind über das Brünnchen her nach unſerm Ort bläſt, ſo kommt entweder binnen vier und zwanzig Stunden Regen, wo aber nicht, ſo bleibt das Wetter anhaltend ſchön.

23.

Der Weiber Wetzſtein zu Kalten-Weſtheim.

Kalten-Weſtheim liegt zwiſchen Kalten-Nordheim und Oberweid weſtwärts und iſt ein anſehnliches Dorf, weit und breit berühmt ob ſeines Weiber-Wetzſteins. Von dieſem ſchreibt ein Hennebergiſcher Hiſtoriker folgende ausführliche Relation:

„Wann man oben zu dem Dorff hinein reitet, ſo ſtehet lincker Hand der Straße ein Sand-Stein wie eine viereckigte Säule gehauen, etwa 3 Ellen hoch, welcher vor wenig Jahren neu aufgerichtet worden, weil ein Schalck zu Nachts den vorigen heimlich weggetragen hatte.

Und das iſt der Wetzſtein, an welchem aber Niemand zum Schabernack oder raillerie wetzen darf. Denn wo einer dieſes thut, und man wird deßen inne, ſo kömmt von Stund an die ganze Schaar der Weiber im Dorffe, denen eine Frau als Oberhaupt commandiret, die Stein-Schulzin genannt, welche ausdrücklich zu dieſem Amte erwehlet wird, herbei gelauffen, mit ihrem Gewehr, wie ſie es nennen, von Holtz gemacht, darunter eine große lange Beiß-Zange, Gabeln und dergleichen militairische Werckzeüge; dieſe verfolgen nun den Thäter ſo lange, bis ſie ihn erhaſchen, da er denn mit der Zange angefaßt, zum Waſſer geführet, und gebadet wird, er mag nun wollen oder nicht; wehret er ſich, ſo bekömmt er noch Stöße darzu, und muß doch hernach dieſe vexirerey mit einer Geld-discretion ablöſen. Ihm wird überdieß ein StrohCrantz aufgeſetzt, und ein Bund Heu vorgelegt; Und mit ſolchen Poſſen legitimiren die Weiber ihr vermeindes Privilegium, bey muthwillig veranlaßeter Gelegenheit, welches, der gemeinen Rede nach, ſie daher erlanget, weil zu der Zeit, da obbenahmter Fürſt Henrich von Henneberg mit ſeinen Vettern in Unfriede gelebt, dieſe aber einſt das Schloß zu Kalten Northeim belagert, unter andern auch die Weiber von Kalten Weſtheim daßelbige dermaßen wohl defendiret, daß die Feinde unverrichteter Sachen abziehen müßen. Dahero als Fürſt Henrich ihnen eine Gnade zu thun angebothen, ſie nichts mehr als dieſes ſeltſame Privilegium verlanget, und auch erhalten. Der Brief ſelbſt aber, ſaget man, wäre im Dreyßigjährigen Krieg verlohren worden. Einmahl iſt gewiß, daß es niemand noch bis dato wagen darf, an den Stein zu wetzen, will er ſich nicht gezwungen ſehen, wenn man es gewahr wird, der obbeſchriebenen vexation zu unterwerffen, immaßen denn, wie ich von glaubwürdigen Augen-Zeugen verſichert worden, des Höchſtſeel. Herzogs zu Sachſen Eiſenach Herrn Johann Georgen Hochfürſtl. Durchl. zu mehr mahlen dergleichen Ergötzung mit einem oder andern von Dero Suite, angeſtellet hat. Nebſtdem hat der Wetzſtein auch dieſes vor ſich, daß ihn niemand weder loben noch ſchelten darff, ſo lange man im Dorff iſt; denn wer das thut, der hat ein gleichmäßiges Tractament zu gewarten. Dahero ſagt man im Sprüchwort: Mann muß ihn nur gehen laßen, wie den Kalten Weſtheimer Wetzſtein, das iſt, weder loben noch ſchelten. Item, ſagt man von einem wunderlichen und moroſen Menſchen, dem es niemand recht machen kann: Biſtu doch wie der Wetzſtein zu Kalten Weſtheim; als welchen man nicht krumm anſehen, viel weniger loben oder ſchelten darff.“

24.

Burg Auersberg.

Auf einem Baſalthügel zwiſchen Tann und Hilters, doch dem letztern Orte näher, ſtehen noch die Ruinen der ehemaligen Burg Auersberg. Ein reiches Geſchlecht ſoll ſie in Vorzeittagen bewohnt und die Gegend beherrſcht haben, das in vielfache Fehden verwickelt geweſen, aber nunmehr gänzlich verſchollen iſt. Das waren die Herren von Nithardishauſen. Im Jahr 1554 erbaute Biſchof Albrecht von Würzburg hier ein neues Schloß, worauf Herren von der Tann ſpäter als Amtleute wohnten. Die Sage erzählt, daß der letzte Sproß des Geſchlechtes der Herren von Auersberg eine kinderloſe Wittwe war, die einſam in der öden Burg gewohnt. Eines Tages hatte ſie eine Luſtfahrt in der Gegend gemacht und kehrte heim, als ein ſtarkes Gewitter ſich in das Ulſterthal ergoß, wodurch der kleine, aber nach heftigen Wettergüſſen oft ſehr reiſſende Fluß mächtig anſchwell. Schon ſah ſie ihren heimathlichen Wohnſitz liegen, und gebot ihrem Kutſcher, den Fluß an der gewohnten Stelle zu durchfahren; der aber weigerte ſich deß, weil die Ulſter allzuſchnell durch das Thal ſchoß und übergetreten war. Die Herrin trieb ihn aber mit harten Worten an, hindurch zu fahren, und ſo gehorchte er zu ihrem Verderben. Die Wellen riſſen den Wagen um, der Kutſcher rettete ſich mit den Pferden nur mit Noth, und die letzte Frau von Auersberg ertrank.

Nach andrer Sage aber hatte es mit dem Tode der letzten Herrſchaft folgende Bewandtniß: Im Schwedenkriege nahm der letzte katholiſche Beſitzer eine Abtheilung der Truppen in das Schloß, welche gegen die Schweden kämpften. Darüber aufgebracht, berannten die Schweden Auersberg und nahmen die Burg ein. Die Gemahlin des Ritters entfloh, fand aber in den Fluthen der angeſchwollenen Ulſter den Tod, wo noch ein Steinkreuz den Ort bezeichnet, an welchem ſie mit ihrem Wagen verſank. Der Ritter aber, der ſein Schloß tapfer vertheidigt, ließ ein Fenſter im Schloß ausheben, und ſprengte, auf ſeinem Schimmel ſitzend, durch die Oeffnung hinab in die Tiefe, wobei er jählings umkam.

25.

Der letzte Herr von Auersberg.

Variante der vorherſtehenden Sage.

Der Letzte von den Beſitzern der Auersburg, der dieſe jetzt zertrümmerte Feſte bewohnte, gehörte der evangeliſchen Kirche an.

Eines Tages fuhr er mit ſeinem Kutſcher, welcher katholiſch war, über Feld, da überraſchte Beide ein furchtbares Gewitter, und es ergoß ſich eine unendliche Waſſerfluth, ſo daß bald weder Weg noch Steg zu erblicken war. Der Kutſcher kreuzte und ſegnete ſich und betete, der Herr aber fluchte. Der Kutſcher ſprach: Gott helfe uns, ich kann nicht weiter fahren, ſonſt ſind wir verloren! Darauf rief der Herr zornig aus: Der Teufel wird Dich nicht gleich holen! Fahre zu in des Teufels Namen! Der Kutſcher ſeufzte und ſprach: So will ich denn hinfahren, doch nicht in des Teufels, ſondern in Gottes Namen. — Bald kam die Kutſche in einen Waſſerſtrom, daß ſie ſchwamm, die Pferde häkelten ſich im Waſſer ab, und der Kutſcher entkam auf einem derſelben. Der gottloſe Herr aber mußte elendiglich ertrinken.

Auf dem Schloſſe wohnten lange Zeit würzburgiſche Burgmänner, ſpäter Amtmänner, daher ward auch ehedem das Amt Hilters nach dieſem Schloſſe Amt Auersberg benannt. Lange ging die Sage, es liege in einer Ecke des Hofraums der Burgruine ein großer Schatz vergraben, und ſo kam vor Jahren eine Geſellſchaft Schatzgräber dorthin, um den Schatz zu holen. Allein ſie wurden alleſammt vertrieben von einer erſchreckenden Erſcheinung, und ſoll der Schatz noch immer zu heben und zu holen ſeyn.

26.

Das Marienbild auf dem Battſtein.

Ohnweit Hilters liegt ein Dorf, Batten, darüber iſt der Battſtein, eine ſchöne Baſaltfelſengruppe, wo ein wunderthätiges und in der ganzen Gegend verehrtes Marienbild ſteht, welches das Chriſtuskind auf dem Schooße hält. Vor langen Jahren wühlten Schweine dieſes Bild aus dem Boden droben auf dem Battſtein, und die Hirten, die es fanden, ſtellten es auf den Fels. Dort fand es der Schulmeiſter in Batten, den dauerte das hübſche Bild, daß es ſo frei da ſtand in Wind und Regen, nahm es aus Frömmigkeit und trug es herab

ſeine Kirche. Am andern Morgen war das Bild
. Der Schulmeiſter verwunderte ſich ſehr und ſiehe,
er wieder auf den Battſtein ging, ſtand das Bild
der vorigen Stelle. Da merkten er und andere
mme, daß dieſes Bild dort oben verehrt ſein wolle,
ward ein großer Zulauf auf dem Battſtein, und das
d that viele Wunderzeichen. Nun wurde die Kapelle
über gebaut, die auf dem Berge ſteht. Von allen
ten der Umgegend kommen Waller zu dem Bilde.
len hat ihr Glaube dort geholfen.

27.

Die Milſeburg.

Die Milsburg oder Milſeburg iſt ein mächtiger
ngſteinberg der Rhön, den man in weiter Ferne mit
er eigenthümlichen Form über ſeine Nachbarberge
erragen ſieht. Dieſe Form gleicht einem der hoch-
ürmten Heuwagen, welche im Juni ſo zahlreich von
grasreichen Flächen des Hochgebirges in die näheren
ferneren Thalorte fahren, und heißt deßhalb das
ufuder. Er gleicht aber auch einem Sarge, und
d darum vom Volk die Todtenlade genannt Gleich
ern Hochgipfeln dient der Berg den Umwohnern als
terprophet, und dieſe ſagen ſtets richtig Regenwetter
aus, wenn die Milſeburg raucht, oder nach dem
druck des gemeinen Mannes: Klöſe kocht. Viele
kräuter und ſonſtige ſeltene Pflanzen wachſen auf
m Berge, und viele Sagen gehen von ihm im

Munde des Volkes um. Da der heilige Gangolfus dieſen Berg zum Lieblingsaufenthalt erwählt haben ſoll, ſo heißt er auch der Gangolfsberg, und es wurde die auf ſeiner Höhe ſtehende kleine Wallfahrtskapelle, welche im Jahre 1493 erbaut ſein ſoll, dieſem Heiligen geweiht. Vor langen Zeiten ſtand auf der Höhe des Berges eine Ritterburg, bewohnt von wilden Raubgeſellen, die auf dem von der Natur durch faſt unerſteigliche Klippen geſchirmten Felſenhorſt lange ungeſtraft ihre Unthaten zum Schrecken der ganzen Gegend verübten. Wer dieſe Burg erbaute, und wann ſie zuerſt erbaut wurde, weiß Niemand zu ſagen; ſie war aber eine der älteſten Burgen des Gaues, denn ſchon im Jahr 980 geſchieht ihrer in einer Urkunde des Kaiſers Otto II. Erwähnung. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts war ſie ein Beſitzthum des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Dieſer fing im Jahr 1114, als die Wartburg von Kaiſer Heinrich V. hart belagert wurde, den im Gefolge des Kaiſers mitgezogenen Abt Wolfhelm von Fulda, und hielt ihn drei Jahre lang auf der Milſeburg verſtrickt. Später gewann ein tapfrer Abt, Namens Erlof, mit gewappneter Hand dieſe und noch eine andere, dem Hochſtift entriſſene Burg, und beſetzte beide mit treuen Mannen, ſo wie er ſie von Neuem befeſtigte. Als aber hernachmals die Milſeburg wieder in Feindes Hände gekommen war, ſo wurde ſie nochmals belagert, die Beſatzung, die ſich nicht ergab, ausgehungert und hierauf, als kein Vertheidiger mehr am Leben war, die Burg ſo zerſtört und der Erde gleich gemacht, daß davon keine Spur mehr zu erſehen iſt, und nichts von ihr blieb, als der Schall des Namens, die Echo des Rufes der Vergangenheit. — Dicht unter der

Milſeburg liegt die Lydenkuppel, auch darauf ſoll vor Zeiten eine Burg oder Warte geſtanden haben.

28.

Der Teufelsſtein und die Teufelswand.

Viele wunderbare Baſalt- und Phonolitfelſenbildungen zeigen die Gipfel des Rhöngebirges, deren Entſtehung dem Teufel von der volksthümlichen Ueberlieferung zugeſchrieben wird, ſo, ganz nahe der Milſeburg, der Teufelsſtein, ähnlich den Ruinen einer alten Burg mit einer aufragenden Thurmpyramide. Als der Teufel ſah, daß man auf der Milſeburg eine Kirche baute, verhieß er einem Bewohner der Gegend, auf einem Nachbarberg ein Wirthshaus zu erbauen, und dieſer gelobte ihm ſich und ſeine Seele, wenn er das Wirthshaus nur einen Tag eher vollende, als die Kirche. Da aber beim Bau des Milſeburgkirchleins der heilige Gangolfus ſelbſt behülflich war, und auf deſſen Gebet die Steine ſich ſchneller fügten, wie auf des Teufels Flüche, ſo wurde das Kirchlein fertig, eben als der Teufel mit dem letzten Stein durch die Lüfte geflogen kam. Kaum ſah er, daß er ſeine Wette und obendrein eine Seele verloren hatte, ſo ſchleuderte er den mächtigen Felsſtein auf das Wirthshaus herab, und zertrümmerte ſeinen ganzen Bau, der noch alſo zu ſehen iſt. Die Felſen liegen übereinander her, wie geſpaltene Eichſtämme in einem Holzhaufen.

Der Teufelswand, auch Steinwand, wird ähnlicher Urſprung zugeſchrieben. An ihr ſtehen Säulen von

Baſalt 80 bis 90 Fuß hoch ſenkrecht empor, und ſie gleicht einer großen alten Mauer. Dort finden ſich auch die Teufelskanzel und die Milchkammer, Felſenbildungen eigenthümlicher Form, und ungeheure Trümmermaſſen, mit baſaltiſchem Gerölle durchmiſcht, verkündigen die unheimliche Einöde, in deren Schooße die Tradition gern den einſt ſo feſt geglaubten Feind des Menſchengeſchlechts heimiſch ſein läßt.

In der Nähe der Steinwand ragt ein Berg empor, der Eſelsborn geheißen, darauf ſpukt Lucifer in Geſtalt eines dreibeinigen Eſels.

29.

Der Brunnen des heiligen Gangolfus.

Der heilige Gangolfus hatte die Milſeburg zum Lieblingsort ſeiner Verehrung auserſehen, und es war ſein Wunſch und Wille, daß viele Menſchen auf den geheiligten Berggipfel wallfahrten ſollten, daher ſchien es nöthig, daß zur Labe der frommen Pilger und Bittgänger mindeſtens ein Brunnen am Berge fließe. Da kam nun eines Tages der Heilige nach Fulda, und ſahe da in dem Garten eines Bürgers einen überaus friſchen und klaren Brunnquell ſpringen, den er für geeignet hielt, auf der Milſeburg zu fließen. So trat er denn zu dem Eigenthümer des Gartens und redete ihn an mit der Frage, was der Brunnen koſten ſolle? Der Bürger zu Fulda war ein Schalk; er lachte innerlich über dieſe Frage, und dachte bei ſich ſelbſt: den Brunnen willſt du ihm wohl verkaufen, aber nicht den Platz; forderte daher einen leidlichen Preis für den Brunnen, und der gute Heilige zahlte, was jener forderte, und ſprach: Nun iſt der Brunnen mein! — Ja, der Brunnen iſt Dein, antwortete der Bürger höhniſch; aber der Platz, darauf er quillt, iſt mein und bleibt mein, den habe ich Dir nicht mit verkauft. Meinte Wunder, wie er den Gangolfus angeführt habe. Doch der heilige Mann ging hin, und kaufte ſich einen Kaſten von Holz, den ließ er voll von dem Waſſer des Brunnens laufen, und ſo wie der Kaſten voll Waſſer war, ſo hörte der Brunnen auf zu fließen, zu des Bürgers großem Schrecken. Ohne dieſen weiter eines Wortes zu würdigen, trug der Heilige ſeinen Kaſten auf die Milſeburg, und goß ihn eine gute Strecke unterhalb des Gipfels aus. Da entſtand alsbald jener kühle, klare und erquickende Brunnen, der unverſiegbar und weit und breit in der ganzen Gegend berühmt iſt, und bis auf den heutigen Tag der Gangolfsbrunnen heißt. Er wird als ein Heilbrunnen vom Volke verehrt, ſein Waſſer ſoll ſich wohl verſtopft, Jahre lang friſch und gut erhalten, und beſonders heilſam für die Augen ſein, aber auch noch die Eigenſchaft haben, unfruchtbaren Frauen zu Kinderſegen zu verhelfen.

30.

Gangolfskeller *).

Auf der Milſeburg befindet ſich auch des heiligen Gangolfs Keller, aber an welcher Stelle, weiß Niemand zu ſagen. Er iſt voll großer Schätze, aber verwunſchen und verſchloſſen. Keiner weiß ihn zu finden. Einſt war eine alte Frau ſo glücklich, mittelſt einer Schlüſſelblume, die ſie zufällig pflückte, dieſen Keller zu entdecken. Sie ſah ihn plötzlich offen ſtehen, doch ging ſie nicht hinein, denn es kam ihr ein Grauen an, und ſie ging von dannen, Andern anzuſagen, was ihr begegnet war, und was ſie geſehen hatte. Alle, welche die Mähr hörten, verwunderten ſich, und viele folgten der Alten an den Ort, aber da war der Keller wieder verſchwunden, und nimmermehr fand die Alte jene Stelle wieder.

31.

Muttergottesbild am Fels.

Wenn man unten von der Tanzwieſe und dem Hof, der denſelben Namen führt, zu den ſchroffen und ſteilen Felsklippen der Milſeburg emporſteigt, wo ſeltene Blumen und Kräuter wachſen, ſo führt ein ſchmaler und ſteiniger Pfad zum Gipfel, welcher der Kirchweg heißt. Dem

---

*) Nicht mit dem Gangolfsbergkeller auf dem Gangolfsberge zu verwechſeln.

Wanderer zur Linken ſteht auf dieſem Pfade, ganz nahe dem Weg, frank und frei auf einem Felsblock ein kleines, farbig angemaltes, ſteinernes Muttergottesbild, den Heiland im Schooß, und mit Perlen und Kränzen von frommen Händen geſchmückt, aber allem Ungeſtüm der Witterung auf dieſer rauhen Höhe ausgeſetzt. Einſt gedachten einige Gläubige, dieſes Bild beſſer zu ſchützen, damit es nicht Schaden leide vom Sturm und Wetter, und wölbten nur wenige Schritte von der Stelle, wo das Bild ſtand, aber zur rechten Hand des Felſenpfades, eine ſchützende Niſche. In dieſe trugen ſie mit Andacht das kleine Bildniß. Allein am andern Tage, als ſie nachſahen, ſtand es wieder an ſeiner vorigen Stelle. Dieß geſchah dreimal nach einander; dreimal wurde das Bild in die Niſche getragen, dreimal kehrte es auf den vorigen Stand zurück. Da ließ man daſſelbe ferner unangetaſtet. Das Bild iſt noch gar nicht zu alt; es iſt an ſeinem Fuße die Jahrzahl 1664 nebſt dem Namen GEORG STEPLING zu leſen. — Mächtig ſchützt der Segen der göttlichen Jungfrau den Ort und die Waller zur Höhe. Obgleich an gewiſſen heiligen Tagen Tauſende dieſe ſteilen und zerklüfteten Klippen und Schluchten beſteigen und beklettern, noch von Keinem hat man gehört, daß er einen gefährlichen Fall gethan und an ſeinem Leibe zu Schaden gekommen ſei.

32.

Von einem frommen Einſiedel auf der Milſeburg.

Auf der Milſeburg lebte vor langen Jahren ein frommer Einſiedel, mit Namen Johannes. Das Volk, das häufig zu ihm auf den Berg kam, um ſeinen Segen wie ſeinen guten Rath und heilſame Kräuter von ihm zu empfangen, nannte ihn nur den Milſehans. Er war es, der zuerſt auf dem einſamen Gipfel des Berges aus rauhen Steinen und Felstrümmern, eine kleine Kapelle baute. Mühſam trug er die ſchweren Steine zuſammen, und rief dabei oft den Beiſtand des heiligen Gangolf an. Wenn ein Block ihm zu ſchwer war, dann rief er munter: „Hopp! Gangolf! Hopp!“ und da hoppte und hüpfte der Stein von ſelbſt empor. Nahe am Brunnen des heiligen Gangolfs hatte der Eremit ſeine Zelle erbaut. Als die kleine Steinkapelle fertig war, beſchloß der Einſiedler, auch ein mächtig hohes Kreuz auf der Milſeburg zu errichten, ließ das in Fulda zimmern, und den ſteilen Berg hinauffahren. Vierundzwanzig Stiere zogen den Wagen mit dem ſchweren Kruzifix. Als dieſes auf der Höhe ankam, offenbarte ſich ein großes Wunder. Schon am Fuß der Milſeburg war, ohne daß es von Jemand bemerkt worden wäre, der Felgnagel verloren gegangen, und erſt oben wurde man gewahr, daß er fehlte. Und dennoch hatte der Wagen mit dem ſchweren Kreuz auf den Berg gefahren werden können. Solches Wunder that der heilige Gangolfus dem frommen Waldbruder zu Liebe und Dank, damit das Kruzifix durch den Fall nicht Schaden leide, und unverſehrt von der geweihten Höhe als ein Gnadenzeichen empor rage. Und als die Kapelle fertig und das Kreuz errichtet war, iſt der fromme Einſiedel auf dem Berge geſtorben. Niemand weiß ſein Grab.

33.

Vom Göllenhörner.

Den vorgenannten frommen Einſiedel Johannes verſchmilzt die Tradition des Volkes mit einem weit ſpätern Berg-Anachoreten, der ſich auch den Milſenberger Hannes, vulgo Melsberghans und Göllenhörner (Goldenhörner) nennen ließ. Dieſer war ein reicher Wirth zum goldnen Horn in Fulda, den das Unglück in die Wildniß trieb. In dem für Franken ſo verderblichen Schwedenkriege büßte der Wirth nicht nur Hab und Gut ein, ſondern verlor auch alle die Seinigen, und faßte in ſeiner Kümmerniß den Entſchluß, fortan der Welt zu entſagen, und ſich in die Einöde des Gebirges zu flüchten. Er wählte die Nähe vom Brunnen des heiligen Gangolfus, baute ſich daſelbſt eine Hütte, und lebte als Einſiedler dort, wo die Eremitage ſeines halbvergeſſenen Vorgängers geſtanden, deſſen Andenken er erneuerte, bis der Tod ihn abrief, in beſchaulicher Stille.

34.

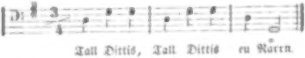
Die tollen Dittiſſer.

Zwiſchen der Milſeburg und der hohen Rhön liegt ein wohlhabender Ort, Ditges, in der Volksſprache Dittis genannt, von deſſen Einwohnern ſich die Nachbarn in der Runde viel ſeltſame Schnurren und Schnaken erzählen. Der ganze Ort dient dem Volkswitz der Rhönbewohner ſeit langen Jahren zur Zielſcheibe, und es ſoll ſich in ihm das Lalenbürgerthum erblich niedergelaſſen haben. Alles, was die neckenden Nachbarn der bekannten Städte und Ortſchaften, auf denen der Fluch der Lächerlichen ein Mal ruht, den Bewohnern dieſer Stätte in Scherz und Schimpf nachreden, alle Schildbürger- Kräwinkler- Polkwitzer- Waſunger- und andere Streiche, finden ihr nachhallendes Echo in dieſem Gebirgswinkel, und ſproſſen in Zuthaten weiter. Manche neue Mähr drängt ſich keck hervor, neben dem alten Bekannten, ein harmloſes Kind des Volkswitzes, und macht ſein Recht unbefangenen Daſeins geltend. Hier ſei einiges, was mündlicher Sage abgelauſcht wurde von dem zum Beſten gehabten Dittis, zum Beſten gegeben.

35.

Das Dittiſſer Geläute.

Die Dittiſſer mögen ſich ſträuben, wie ſie wollen, gegen die ihnen aufgebürdeten Lalenſtreiche, ſo hilft es ihnen nichts, denn, ſo ſagen die Nachbarn: ihre Glocken rufen ihnen allſonntäglich das zu, was ſie nicht gerne hören. Es töne nämlich der Accord



Dies heißt: „Tolles Ditges! Tolles Ditges! — Ihr Narren!

Wie es aber gekommen iſt, daß das Dittiſſer Geläute dieſen ſpottenden und verhöhnenden Klang angenommen, mag wohl ſeinen Grund im Kirchenbau zu Ditges haben, von dem auch eine Sage geht.

36.

Der Kirchenbau zu Dittis.

Als die Kirche zu Dittis erbaut wurde, ging allerlei abſonderlich Komiſches dabei vor. Die Kirche war zwar erbaut, aber die Fenſter waren vergeſſen, und ſo kam es, daß Niemand vor Dunkelheit darin ſehen konnte. Langward hin und her berathen, wie es wohl anzufangen ſei, den Tag in die Kirche zu bringen, und endlich nach vielen Debatten über Für und Wider, wurde von dem weiſen Ortsvorſtand beſchloſſen, einen expreſſen Boten nach Fulda zu ſchicken, daß dieſer dort dem löblichen Magiſtrat die Verlegenheit der guten Dittiſſer vortrage, oder ſchriftlich überreiche, und bitte, ihm den Tag für die Kirche mitzugeben. Der Bote war etwas lahm und hatte nicht das beſte Gedächtniß, vielmehr ein ſehr ſchlechtes. Dennoch richtete er ſeinen Auftrag getreulich aus. Der Rath in Fulda berieth über das Geſuch der Dittiſſer, belächelte ihre Schwachheit, und gab dem Boten die mündliche und ſehr verſtändige Antwort: „Sage den guten Dittiſſern unſern Gruß, und ſie ſollten nur Fenſter in ihre Kirche machen, ſo würde dann der Tag, der ſich nicht in Säcken verſchicken laſſe, ſchon von ſelbſt hinein fallen“

Der Bote, dem dieſer Satz zu lang war für ſein kurzes Gedächtniß, gedachte ſich hauptſächlich das Hauptwort zu merken, Fenſter, und immer vor ſich hinſprechend, „Fenſter, Fenſter,“ langte er auf dem großen Hutraſen, oberhalb Dittis, an, ſtolperte und fiel, und zugleich entfiel ihm das Wort. Als er wieder aufgeſtanden war, ſuchte er eine ganze Weile, konnte aber das Wort nicht wiederfinden, kehrte traurig nach Dittis zurück, und klagte ſeinen Verluſt. Da machte ſich das ganze Dorf auf mit Hacken und Schaufeln, und grub nach dem verlorenen Tag, und es wurden tiefe Löcher gewühlt, bis ſie endlich das Wort wieder fanden, und frohlockend den Tag in die Kirche nach Dittis brachten. Auf dem Hutraſen ſieht man noch die Spur jener Löcher, aus denen die guten Dittiſſer den Tag gruben; ich bin ſelbſt darüber hin gegangen.

37.

Die Weiberſtühle.

Bei dem berühmten Kirchenbau zu Dittis geſchah es auch, daß ein großer Zweifel entſtand, wie breit die Stühle der Weiber zu machen ſeien, und weil darüber guter Rath theuer war, ſo wurde in der Gemeinde beſchloſſen, die Stühle nach den Weibern abzumeſſen. Daher mußten die ſämmtlichen Frauen des Dorfes in der neuen Kirche ſich verſammeln, ſich auf die Bänke der Stände ſetzen, und nun maßen Zimmermann und Tiſchler die Schranken dadurch ab, daß ſie zwiſchen jeder Frau einen Strich mit Kreide machten, worauf die Schranken von Holz eingezogen wurden. Dies that eine Zeitlang recht gut, als aber ſpäter manche Frau ſehr ſtark wurde, und als die frühern Beſitzerinnen allmählich abſtarben, und einem jüngern Geſchlecht Platz machten, da war oft große Noth, denn manche dicke Frau zwängte ſich nun mit Aechzen in den allzuengen Sitz. Darum erſcholl ſo prophetiſch die Glockenſtimme, als zum erſten Mal das volle Geläute vom Thurme klang: „Tall Dittis! Tall Dittis, en Narrn!

38.

Die Steuerſimpeln.

Die Gemeinde zu Dittis ſoll an liegenden Gründen ein Vermögen von ſechzig bis achtzigtauſend Thalern beſitzen. Deshalb ſteht der Ort auch hoch in der Steuer angeſchrieben. Als nun einſtmals die Landesobrigkeit neun Simpla der Steuern ausſchrieb, wurde der Gemeindebote, vielleicht der nämliche, der den Tag in Fulda holen ſollte, und dem das Wort auf dem Hutraſen entfiel, zur Stadt geſandt, die erheiſchten neun Simpla zu bringen. Sein Weg führte ihn an einem tiefen Teich vorüber, es war warm, und drohte mit Gewittern. Im Teich ſchrien die Rühlinge mit ihren kläglichen Stimmen: Aicht, aicht, aicht, aicht! Der Bote glaubte, ſie riefen ihm zu, daß er acht Simpla trage, und ſchrie: »Nicht aicht (acht) ſondern nün! (neun). Die Rühlinge ſchrien aber immer fort: aicht, aicht! Darüber, daß die Rühlinge Recht behalten wollten, erboſete ſich der Bote ſo ſehr, daß er den ganzen Geldſack hervorzog, und ihn in den Teich warf, mit den Worten: »Wenn ihr es beſſer wißt, ſo zählt es ſelber! Neun ſind's, und nicht acht!« Als nun von dem Fall des Beutels in das Waſſer die Rühlinge plötzlich verſtummten, da rief der Bote triumphirend aus: »Nicht wahr, nun ſeht ihr, daß ich Recht hatte, und haltet's Maul!« — und kehrte zufrieden heim. Da nun aber damit die Steuern keineswegs bezahlt waren, ſo ſchmerzte es die Dituiſſer doch ſehr, daß der Bote das Geld in den Teich geworfen, und ſie gingen öfters hin und blickten wehmüthig hinein. Hierauf begab es ſich, daß an einem hellen Tage ein Dituiſſer auch in den ſpiegelklaren Teich blickte, da ſah er tief unten im Waſſer eine Schafheerde gehen, (die von einer nahen Anhöhe, ſich in der ruhigen und hellen Fluth abſpiegelte;) und lief voller Freude in das Dorf, und verkündete, daß Schafe im Teiche wären. Alsbald beſchloß die Gemeinde, daß man ſich für die verlornen

Steuerſimpeln, welche die Nüblinge nicht wieder herausgegeben, an dieſen Schafen erholen müſſe, und flugs zogen die Gemeindeälteſten, den Schulzen an der Spitze, dem Teiche zu. Am Ufer entſtand nur noch ein kleiner Rangſtreit, wer die Ehre haben ſolle, zuerſt in den Teich zu ſpringen, die man endlich dem Schulzen gönnte. Dieſer ſprach: Wenn ich rufe: »kommt!« ſo ſpringt ihr Alle nach. Damit ſprang er hinein, und wie er ſprang, ſo ſchallte das Waſſer: plomb! Die Dittiſſer hörten falſch, glaubten ihr Schulz habe gerufen: kommt, und ſprangen Alle nach. Keiner kam wieder heraus, und Steuern, Schafe und Gemeindeälteſten blieben verloren.

39.

Der Boinzeküppel.

Ohnweit Dittis liegt ein holzreicher, der Gemeinde zugehörender Berg, der Ponzenberg genannt, den das Volk ſpotweiſe den Boinzeküppel heißt. Dieſer Name ſchreibt ſich, ſo wird erzählt, von folgendem Dittiſſer Streiche her. Als einſt das Gemeindeholz auf dem Berge geſchlagen war, und nun an die Nachbarn vertheilt werden ſollte, erhob ſich ein Streiten über das Längenmaaß der Holzſcheiter, welcher endlich dahin verglichen wurde, daß der Gemeindevorſteher ſich auf jeden Stamm der Länge lang legen ſollte, wo dann nach jeder Länge ein Zeichen eingehauen werden müſſe. Dieſer Vorſteher nun führte aus beſondern, den Dittiſſern wohlbekannten Urſachen, den Spottnamen Boinz. Wie er nun einigemal mit dem

Körper die Holzſtämme zu richtiger Abklafterung gemeſſen hatte, geſchah es aus einem kleinen Verſehen, daß der Hauende ihm den Kopf abſchlug, vielleicht auch aus einem ihm nur allein wohlbekannten Grunde. Da fiel der Körper vom Stamm und der Kopf rollte den Berg hinunter, und die Dittiſſer ſchrieen: „Boinz oben! Boinz unten! Boinz hat's Haid (Haupt) verloirn!“ — und ſeit jener Zeit nannten ſie ihren Gemeindewaldberg: den Boinzeküppel.

40.

Die Kuh-Eier.

Eine ähnliche Sage wie die Ausbrütung der Eſelseier zu Waſungen hört man auch von den klugen Dittiſſern erzählen. Als das Dorf ſeinen Anfang genommen hatte, gab es noch keine Kühe in Dittis, ſondern blos Ochſen. Nun wollten die Leute doch auch gern Kühe und Kälblein haben; ſiehe, da fuhr eines Tages ein Mann mit einem Schiebekarren durch das Dorf, ruhete ſich aus, und ward gefragt, was er denn Schönes und Gutes in dem Korbe auf dem Karren fahre? Dieſer Mann war ein Schalk, der die Verſchlagenheit der Dittiſſer wohl kannte, und antwortete unbefangen: „Kuh-Eier!“ — Das wunderte und erfreute die Einwohner. „Ei wirklich, Kuh-Eier!“ riefen ſie: „und was koſtet die Mantel?“ — „Ich laſſe mich billig finden“, ſprach der Käſeführer, deckte den Korb auf, und die friſchen weißen Quarkkäſe lachten die Dittiſſer an. Es wurde eine Mantel der Kuh-Eier angekauft, und dabei ſuchten ſie die größten heraus. Unentgeltlich gab der Kaufmann noch die Belehrung, wie die Ausbrütung vorzunehmen ſei, nahm ſeine Zahlung und fuhr von dannen. Nun wurde alsbald ein Neſt gebaut, und die Frau Schulzin nebſt einigen andern Weibern wurden zu Bruthennen auserkoren. Das Neſt lag auf dem Berge über dem Ort. Als einige Tage gebrütet worden war, wuchſen Würmer in den Käſen, und biſſen die brütende Frau Schulzin, ſo daß dieſelbe unruhig hin und herrückte, und eines der Eier den Berg hinabrollte und in eine Hecke fiel. Alsbald ſprang ein Häslein aus der Hecke, worauf die Brütende vermeinte, es ſei das junge Kälbchen, aufſprang und ihm nachſchrie: „Hänschen hierher! Hänschen hierher! Kennſt'n Dine Moitter nich?“ Aber das Häslein lief davon, und die andern Eier waren alle verbrütet, daher für dieſesmal die Dittiſſer noch keine Kälber gewinnen mochten.

Dieß ſoll genug ſein von den Dittiſſer Streichen.

41.

Kilianskopf und Hof.

Im Amte Biſchofsheim liegt ein Bergkegel, der Kilianskopf genannt, ſonſt auch Kilmannskopf und Kilbigskopf. Dieſer Berg empfing davon ſeinen Namen, daß der heilige Kilian, als er die Chriſtuslehre nach Franken trug, hier zuerſt auf dem Hügel das Kreuz errichtete und den Umwohnern das Evangelium predigte. Erſt gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtand durch Verkauf öder Plätze und deren neueren Anbau der jetzige Weiler, Kilianshof genannt. Doch ſind ſeine Bewohner wie die der nächſten Umgegend, nicht wenig ſtolz darauf, daß ihre Vorfahren die erſten Chriſten dieſer Gegend geweſen ſind.

42.

Der Heppberg.

Ohnweit Ober-Elsbach in demſelben Landgericht Biſchofsheim erhebt ſich, mit Laub- und Nadelholz bedeckt, der Heppberg. Dieſer ſoll hohl und mit Waſſer erfüllt ſein. Wer auf ſeinem Gipfel ſich auf den Boden legt, und das Ohr zur Erde neigt, hört ein gewaltiges und dumpfes Brauſen. Die Sage geht, daß einſt der Berg ſeinen Schooß öffnen, und mit einer großen Sündfluth alles Land überſchwemmen werde.

43.

Das Muttergottesbild zu Urſpringen.

In der Kirche des S. Weimariſchen Dorfes Urſpringen am Fuße der hohen Rhön, befand ſich ein ſchönes, gut bemaltes und ächt vergoldetes Muttergottesbild aus Holz geſchnitzt, zu welchem die Frommen gern beteten und wallten. Zur Zeit nun, als die Reformation in dieſe Gegend drang, und Urſpringen lutheriſch wurde, ſuchten fromme Katholiken das verehrte Bild zu retten, und kauften daſſelbe um ein Geringes von der Gemeinde, die des Bildes nicht mehr achtete, und trugen es in eine andere, katholiſche Kirche. Aber da begab ſich's, daß das Bild nicht blieb, ſondern nach drei Tagen ſtand es wieder auf der alten Stelle in Urſpringen in der Kirche. Da ſahe man, daß es bleiben wollte, wo es zuvor geweſen, und es wurde ihm auch der Platz nicht ſtreitig gemacht. Seitdem iſt es geſchehen, daß die Katholiken der Umgegend bisweilen zahlreich nach Urſpringen gekommen, und während des lutheriſchen Gottesdienſtes vor dem Bilde beteten und es mit Kränzen ſchmückten an ſeinen Feſttagen. Und das Bild ſtand im Rufe hoher Wunderthätigkeit, half Gebrechen ab, heilte Krankheiten, erfüllte Wünſche. So hätte es noch lange ſeine Gläubigen um ſich ſehen, und eine der unzähligen Liebesſtrahlen bleiben können, durch welche die Gottheit die Herzen der Menſchheit an ihr eignes Herz zieht, denn unverwehrt blieb in der proteſtantiſchen Kirche den katholiſchen Wallern ihre Andacht; aber vor kurzem iſt die alte Kirche zu Urſpringen abgebrannt, und das ſchöne Muttergottesbild iſt mit ihr untergegangen.

44.

Der heilige Kreuzberg.

Der himmelanragende Hochgipfel der Rhön, das ſtolze, weitgenannte Rieſenhaupt dieſes Gebirges iſt der heilige Kreuzberg; er wird der Urſitz des Lichtes der Chriſtus-Lehre genannt, deſſen Strahlen von ihm aus über das alte Frankonien ſich verbreiteten. Eine fromme Sage läßt den heiligen Kilian mit ſeinen beiden Gefährten Colonat und Totnan zuerſt dieſe Gefilde betreten, den heidniſchen Kult verdrängen und vernichten, und das Symbol des chriſtlichen Glaubens, ein Kreuz, auf den damals unwirthbaren Gipfel aufpflanzen. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor dieſer Berg ſeinen jetzigen Namen empfing. Aichberg nannte ihn das Volk, und nicht unmöglich wäre es, daß er als Aſenberg in der Heidenzeit der germaniſchen Frühe ſchon den Umwohnern zu ihrem einfachen Naturtempeldienſt, gleich andern Hochwarten deutſcher Gebirge, heilig geweſen. Als das Jahr, in welchem St. Kilian mit ſeinen Genoſſen in dieſen Gegenden erſchien, wird 608 angegeben. Sie fanden am Fuße des Berges friedliche Anſiedler, welche die Fremden, die kamen, um das zu bekehrende Land zu überſchauen und kennen zu lernen, gaſtlich aufnahmen, und mit offenen Gemüthern den Verkündigungen lauſchten, welche die heiligen Männer ihnen brachten. Bald ſtrömten Hörer ihrer Lehre aus den Nachbargauen herbei, und das Chriſtenthum begann Wurzel zu ſchlagen. Und als die Gottesmänner in Würzburg den Märtyrertod erlitten hatten, als das Heidenthum den jungen Baum der Chriſtuslehre dort wieder mächtig überwucherte, ſoll in den Wäldern und Hainen um den Kreuzberg ſich die neue Chriſtengemeine heimlich zuſammengefunden und dem Heiland unter einem Kreuze da gedient haben, wo jetzt die Wallfahrtskirche ſteht. Noch wird der Kilianshof am Fuße des Kreuzberges als die Stätte genannt, die dem Heiligen ein ſchirmendes Obdach verlieh; noch zeigt man den Kilianskopf, darauf er gepredigt, und den Heilbronn, daraus er die Heiden getauft haben ſoll.

Die Jahrhunderte zogen vorüber, auch das Kreuz auf dem Aſchberge ſank, und erſt nach der Reformation ließ der glaubenseifrige Fürſtbiſchof Würzburgs, Julius Echter von Mespelbrunn, ein neues ſteinernes Kreuz an der Stelle des ehemaligen errichten, und verordnete, daß an kirchlichen Feſttagen einige Prieſter Gottesdienſt auf dem Berge halten ſollten, dem dann fromme Waller in Schaaren zuſtrömten. Eine ärmliche Kapelle erhob ſich und in dürftigen Hütten mußten ſich die Geiſtlichen gegen die oft rauhe Witterung ſchirmen. Im Jahre 1644 erbaute Fürſtbiſchof Joh. Philipp Graf von Schönborn ein kleines Kloſter in Biſchofsheim für ſechs Franziskaner, die im Winter dort, im Sommer aber auf dem Berge wohnen ſollten, und im Jahre 1679 wurde unter Fürſtbiſchof Peter Philipp von Dernbach eine raumvollere Kirche und ein Kloſter für zwölf Conventualen am nördlichen Bergesabhang, nahe dem Gipfel erbaut. Die Wallfahrten wuchſen, und das Kloſter blieb erhalten als ein Denkmal der Einführung des Chriſtenthums durch den Apoſtel des Frankenlandes; es wurde im Laufe der Zeiten verbeſſert, erweitert, und iſt noch heute, wenn auch mit verminderter Anzahl der Väter, den Frommen eine hochverehrte Stätte, dem Naturfreund ein willkommenes Aſyl und Hoſpiz, darin jeder gebildete Fremde, ohne Unterſchied der Confeſſion, mit der dankenswertheſten Gaſtlichkeit und Freundlichkeit ſich aufgenommen und bewirthet ſieht. Ein rieſengroßes Holzkreuz, das von Zeit zu Zeit der Erneuerung bedarf, ragt viele Meilen weit ſichtbar, vom höchſten Punkte des Berges empor, und gibt der alten Sage, daß von dieſer Höhe das Chriſtenthum den Bewohnern Frankens eben ſo geleuchtet, wie von dem alten Marienberge im

Thüringerwald durch Bonifacius den Thüringern — eine würdige und ſchöne Beſtätigung.

45.

Biſchofsheim.

Nahe am Kreuzberge liegt, von drei Seiten von hohen Bergen umſchloſſen, das uralte Städtchen Biſchofsheim. Als der heilige **Kilian** mit ſeinen Gefährten das Chriſtenthum in dieſe rauhen Gefilde brachte, fand er, der Sage nach, zuerſt hier ſichern Aufenthalt und friedliches Obdach. Darum wurde das Haus jener Anſiedler, die den hohen Fremdling beherbergten, das Biſchofshaus genannt, und als die Zahl der Häuſer zu einem Orte erwuchs, empfing dieſer den Namen Biſchofsheim. Auch in ſpäterer Zeit genoß Biſchofsheim rühmlicher Auszeichnung dadurch, daß **Lioba**, die fromme Schweſter des heiligen Bonifacius, ſich von ihrem Aufenthaltsort Kiſſingen dorthin begab, und eine Zeitlang dort wohnte. Vom Alterthum des Städtchens, das ſchon im Jahre 1270 ummauert war, zeugt noch ein Thurm im byzantiniſchen Bauſtyl am Königl. Rentamt, der wohl früher als Kirchthurm und Warte zugleich diente.

46.

Abt Fingerhut.

Eben im vorerwähnten Jahre 1270 reſidirte zu Fulda ein wackrer Abt, Bertho II., des Geſchlechts von Leipolz, der erſt ein Spott, und ſpäter ein Schrecken der die ganze Gegend der Rhön bedrückenden und unſicher machenden Raubritter war. Wegen ſeiner kurzen Geſtalt nannten dieſe den Abt nur ſchimpfsweiſe Abt Fingerhut, und trieben ihr zügelloſes Weſen ohne Scheu. Der Abt, der gerne ſeinen Unterthanen Ruhe vor den Bedrückungen der Raubritter verſchaffen wollte, wandte ſich bittend an den Biſchof von Würzburg um Hülfe, die er jedoch nicht zu gewinnen vermochte. Da ſammelte er ſeine Dienſtmannen, und weil ihm verkundſchaftet wurde, daß dieſe Ritter zum Theil unter ſich ſelbſt uneins, und gegen den Ritter Hermann von Eberſberg verbunden, ſich in Biſchofsheim verſammelt hielten, von wo aus, als einem ſichern, ummauerten Ort ſie ihre Raubzüge in die Gegend und auch in das Fuldiſche Gebiet unternahmen, ſo rückte er raſch vor Biſchofsheim, eroberte das Städtchen und nahm die Schnapphahnen ſammt und ſonders gefangen. Er ließ die Gedemüthigten zwar am Leben, prägte ihnen aber mehr Reſpect vor dem Beſitzthum Anderer und vor ſeiner zwar kleinen, aber tapfern und muthigen Perſon ein, ſo daß ſie gelobten, fürder vor dem Abt Fingerhut alle mögliche Scheu zu tragen, allein nichts weniger thaten, als ihrem Verſprechen nachzukommen. Dieſer tapfere Abt zerſtörte die Bergſchlöſſer Rieterſchlein, Frankenſtein bei Salzungen, Wartenburg in Franken, Schwarzenfels, Eiſenbach, Rockenſtuhl bei Geiſa, wo er zugleich Geiſa dem Stift Fulda gewann, und Blankenwald. Die Burg Haſſelſtein erkaufte er, und andere Burgen befeſtigte er mit Gräben und Umwallungen.

47.

Die Oſterburg.

Am Fuße des Kreuzberges gegen Biſchofsheim hin, liegen die geringen Reſte einer Burg, die Oſterburg, die einſt, nach ihrer Umwallung zu urtheilen, einen bedeutenden Umfang hatte, deren Geſchichte aber in Dunkel gehüllt iſt; eben ſo wenig kannte man ihre Beſitzer, doch will die Sage, daß ſie das Stammhaus Biſchof Heinrich IV. von Würzburg geweſen ſei, welchen man, ſeines ſparſamen Hofhaltes halber »Käs und Brod« nannte. Sie fand ihren Untergang in den Zeiten wilder Fehden, welche die Beſitzer dieſer und aller Nachbarburgen mit einander hatten, deren Streben kein anderes ſchien, als ſich gegenſeitig aufzureiben. Die Oſterburg erhielt ihr Trinkwaſſer von einer Quelle am Fuße des nahen Arnsberges, welche da entſprang, wo von Haſſelbach aus der Weg nach Wildfleck führt. Als nun der Feind die Burg, wiewohl lange vergeblich, umlagert hielt, fand ſich ein altes Weib, das von den Rittern der Oſterburg mochte gekränkt worden ſein, und nun aus Rache und gegen den Sold der Verräther die unterirdiſche Waſſerleitung entdeckte. Hierauf grub der Feind den Belagerten das Waſſer ab, zwang ſie ſo zur Uebergabe der Burg und zerſtörte ſie bis auf wenige Trümmer. Die Einwohner des Ortes Oberweiſſenbrunn erzählen dieſe Sage verändert alſo: Lange lagen die Belagerer vor der ſehr feſten Oſterburg, und vermochten nicht, ſie zu gewinnen und ihre Beſatzung zu überwältigen. Da geſchah es, daß das Pferd eines Reiters, der an einer gewiſſen Stelle hielt, zufällig heftig ſtampfte, wodurch ein Theil des Bodens unter ihm einſank, und ſo wurde die Waſſerleitung entdeckt, abgegraben, und die Oſterburg bezwungen. Eine Strecke vor dem Thore in Biſchofsheim wird noch ein Säulenkapital gezeigt, das von der zerſtörten Oſterburg herrühren ſoll, und in die Zeit des achten bis zehnten Jahrhunderts zu gehören ſcheint.

48.

Die Schwedenſchanze.

Nicht allzuweit von Biſchofsheim liegt auf ziemlicher Berghöhe die Schwedenſchanze, in Form eines Sechsecks mit Wällen und einem über den Semmelberg ſich weithin ziehenden tiefen Graben, der vielleicht als Laufgraben benutzt wurde, noch heute bemerkbar. In dieſes Lager hatten die Schweden, welche als die grauſamſten Barbaren in Feindes wie in Freundes Land hauſten, und obgleich ſie zum Schutz der proteſtantiſchen Lehre nach Deutſchland gerufen worden waren, in ihren greuelvollen Mißhandlungen der Bewohner deutſcher Länder keinen Unterſchied machten — dieſe mochten ſich zu einer oder zur andern beider Hauptconfeſſionen bekennen — ſich zurückgeworfen, nachdem ſie bei Nördlingen unterlagen, und 1634 aus Würzburg, Schweinfurt und Königshofen vertrieben wurden. Von hier aus führten ſie, durch das Gebirge und ihre ſtarke Verſchanzung geſichert, noch bis zum Jahr 1648 ihre Raubzüge, Erpreſſungen und Exceſſe aus, und es iſt nicht zu verwundern, wenn auch in dieſer Gegend das bekannte Sprüchlein als Schreckwort gegen dieſen rohen und unmenſchlichen Feind, wiewohl ſelten, gehört wird:

Bet', Kindle, bet',
Jetzund kommt der Schwed'!
Jetzund kommt der Oxenſtiern,
Wird die Kindle bete lehr'n!

Wohl, da Noth beten lehrt, lehrte auch die Schwedennoth, eine ſchwere Noth, die Leute beten.

49.

Burg Ravenſteiner Glocke.

Nahe dem Kreuzberg und dem Dammersfeld liegen die Ravenſteine oder Rabenſteine, auf denen nach der Sage, ehedem alte Burgen ſtanden, von welchen jetzt nichts mehr wahrgenommen wird, als wüſte und rauhe Trümmer baſaltigen Geſteins. Es waren Raubneſter, die in den Kämpfen des Mittelalters zerſtört wurden. Einſt geſchah es, daß ein Wildſchwein auf dem Ravenſtein eine Glocke von beſonderem Klang aus der Erde hervorwühlte, welche nach manichfachem Streit der Nachbarorte, die alle Anſpruch auf die Glocke machten, nach Spentra gebracht wurde, allwo ſie noch hängen und täglich geläutet werden ſoll.

50.

Die verſunkenen Dörfer.

Auf dem Rücken der hohen Rhön, da wo jetzt das rothe und das ſchwarze Moor ihre weiten und grundloſen Sumpfſtrecken breiten, ſtanden vor alten Zeiten zwei Dörfer; das auf dem rothen Moor hieß Poppenrode, und verſank in Folge laſterhaften Lebens ſeiner Bewohner oder eines über dieſe ausgeſprochenen Fluches. Das auf dem ſchwarzen Moor hieß Moor, ging auf ähnliche Weiſe unter und nichts iſt mehr davon übrig, als eine Art baſaltiſchen Pflaſters, das die Rhönbewohner unter dem Namen der ſteinernen Brücke kennen, und die altermorſche Moorlinde, die man als die Dorflinde des verſunkenen Dorfes betrachtet. Früher häufiger als jetzt zeigten ſich auf beiden Mooren die Moorjungfrauen des Nachts in Geſtalt glänzender Lichterſcheinungen; ſie ſchweben und flattern über die Stätte ihres ehemaligen Wohnplatzes. Oft kamen auch ihrer zwei oder drei nach Wüſtenſachſen und miſchten ſich unter die Kirchweihtänze, ſangen auch wohl gar lieblich, blieben aber nie über die zwölfte Stunde, ſondern wenn die Zeit ihres Bleibens herum war, ſo kam jedesmal eine weiße Taube geflogen, der ſie folgten; ſie wandelten ſingend zum nächſten Berg hinein, und entſchwanden ſo den Augen der Nachblickenden oder neugierig Nachfolgenden. Auch iſt das rothe Moor der Gegend ein Wetterzeiger. Wenn in der Frühe ein kleiner Dunſt darüber ſchwebt, ſo gibt es keinen ſchönen Tag; iſt der Dunſt ſtärker, ſo wird ſchlechtes Wetter, raucht gar der Moor, ſo kommen Regen, Schloſſen und Gewitter; tobt es aber und werfen die ſchlammigen Meerwäſſer Wellen, dann ſind Stürme, Orkane und ſogar Erdbeben zu fürchten.

51.

Die Moortänzerinnen.

Variante der vorhergehenden Sage.

Aus dem verſunkenen Dorfe Poppenrode waren nur zwei tugendhafte Mädchen übrig geblieben, die Gottes Strafgericht verſchonte. Einſt aber gingen ſie zum Tanze, ließen ſich allzuſehr vom Vergnügen verlocken und darauf ſind ſie auch plötzlich hinweggekommen; ſie wurden eifrig geſucht, man konnte ſie aber durchaus nicht finden; bis auf einmal den Suchenden ein Engel erſchien, der ihnen offenbarte, daß ihr Suchen vergebens wäre, ſie ſollten vielmehr eine Ruthe nehmen, und in das rothe Moor mit derſelben ſchlagen; wenn ſich Blut an ihr zeigte, ſo wäre alles Suchen vergebens. Und ſiehe, es zeigte ſich Blut. Die Jungfrauen wurden nie wieder geſehen.

52.

Von der Hildenburg.

Ueber den Dörfern Hauſen und Stetten, dem Gipfel der hohen Rhön nahe, und da, wo man nach den beiden Mooren geht, liegt, jetzt ein Bauerngut, der Hildenbergerhof, auch Hillerhof, Hilmerterhof genannt, neben der Ruinenſtätte der alten Hildenburg, eines Schloſſes, das ſeinen Namen von der frommen Hiltiburg erhalten haben ſoll, welche ſchon dem gelehrten und berühmten Fuldaiſchen Abt Rabanus Maurus beträchtliche Güter in der Gegend der dieſſeitigen Rhön und in dem Niedergau ſchenkte. Es wohnte auf Burg Hildenberg ein begütertes Dynaſtengeſchlecht, dem der ganze Bezirk der Würzburgiſchen Landgerichte Hilters und Flatungen und das Sachſen Weimar-Eiſenachiſche Amt Lichtenberg gehörte. Doch das reiche Geſchlecht erloſch, ſein letzter Sproß, eine Tochter, Adelheid, wurde die Gemahlin Otto's III., Grafen von Henneberg-Botenlauben, eines Sohnes jenes Otto II. von Botenlauben, welcher ein Minneſänger und der Gründer des Kloſters Frauenrode war. Auch dieſe Gatten widmeten ſich dem geiſtlichen Stande, und entſagten der Welt und ihren Freuden. Ihre Namen ſind verklungen im Munde der Sage, und nur von Schätzen, die unter dem Ruinenſchutt der Hildenburg vergraben liegen ſollen, von wandelnden Männern und Frauen in Mönchs- und Nonnentracht, die bisweilen über die langgedehnten Bergeshalden und Triften der hohen Rhön nach den Mooren und von da nach der Burg zurückſchreiten, und denen Feuermänner flackernd voranleuchten, weiß ſie unzuſammenhängende Mähr zu künden. Lange ſoll die Hildenburg geſtanden haben, als aber im Jahr 1525 der verderbliche Bauernkrieg losbrach, wurde ſie mit vielen andern Hennebergiſchen Schlöſſern zerſtört, und zwar aus Rache der Bauern aus Baſtheim, bei denen man nach Dr. Luther geforſcht hatte, um ihn aufzuheben.

53.

Gangolfsberg. Teufelskirche.

Zwiſchen Hiltenburg und Oberelsbach liegt der Gangolphsberg mit den Trümmern des Gangolphskloſters, oder einer natürlichen Felſengrotte, welche der Gangolphsbergkeller heißt. Auch dieſes Kloſter wurde im Bauernkriege zerſtört. Nicht weit davon iſt die Teufelskirche oder das ſteinerne Haus, über dem Dörfchen Ginolfs bei Weißbach gelegen. Es ſtellt ſich hier eine Baſaltzertrümmerung in höchſt maleriſch übereinander aufgehäuften Säulen in großer Regelmäßigkeit des fünf und ſechskantigen Geſteins dar, das bis zu 40 Fuß hoch aufgegipfelt iſt. Davon meldet die Sage des Volks: Einſt wollte man drunten im Thale eine Kirche erbauen und fuhr fleißig Steine zu dem Bauplatz hin. Darüber erzürnte ſich der Teufel mächtiglich, und trug jede Nacht eben ſo viele Steine vom Platz hinweg und auf dieſe Berghöhe, wo er ſie alſo neben und ineinander ſchichtete, daß man keinen davon hinwegnehmen konnte, und kein Menſch vermochte die Steine wieder herunter zu ſchaffen. Man ſpricht insgemein, daß da, wo der Teufel ſeinen Stein hinlege, es vergeblich ſei, dieſen hinwegzunehmen, denn ſo oft das auch geſchähe, ebenſo oft lege der Teufel denſelben Stein oder einen andern an die nämliche Stelle.

Im Februar 1803 erfror in der Nähe des ſteinernen Hauſes ein armer Taglöhner aus Willmars, Matthäus Rottmann, mit ſeiner fünfzehnjährigen Tochter Marie Katharine. Sie hatten auf der Rhön gebettelt. Die treue Tochter hatte dem ſterbenden Vater ihre Haube aufgeſetzt, ihn mit ihren Kleidern und mit ihrem Körper bedeckt, ihn mit ihren Armen umſchlungen. Noch hingen, als man die Leichen fand, die Zähren kindlicher Liebe gefroren an ihren Wangen. Sie ruhen in Oberelzbach.

54.

Die Teufelsmühle.

Eine Stunde von Biſchofsheim liegt in einer ſchauerlichen Gebirgsſchlucht an einem Bergbach, der ſich zwiſchen dem Holzberg und Bauernberge über eine achtzig Fuß hohe Felswand als Caſcade herabſtürzt, und das Schwarzbacher Waſſer bildet, ein mehrere Schuh tiefes Felſenbecken, die Teufelsmühle. In demſelben werden oft große Steine bei angeſchwollener Fluth malmend und unter wildem Strudeln und Wirbeln umgetrieben. Man will bei Gewittern oft einen ſchwarzen rieſenhaft gebauten Mann geſchäftig die Felswand auf und abklimmen und in wilden Sprüngen um ſeine Mühle rennend, geſehen haben.

55.

Der Spiel- oder Loosberg.

Als auf Abt Bertho II. Geheiß das Haupt des Ritters von Ebersberg gefallen war, ſchwuren nicht nur die Brüder des Hingerichteten, Albert und Heinrich von Ebersberg, dieſem Abt blutige Rache, ſondern ſie reizten auch alle ihre Freunde und Genoſſen an, Theilnehmer dieſer Rache zu ſein. So ſchloſſen ſich ihnen denn an, die Ritter Gyſo von Steinau, Albert von Brandau, Gyſo von Schenkwald, Eberhard von Spala, Konrad und Berthold von Lüpplen und Konrad von Rasdorf, und ſchwuren unter ſich einen Eid, den Abt Berthold zu ermorden, und wäre es, wenn ſie nicht anders an ihn kommen könnten, ſelbſt am Hochaltar. Der Sage nach ſpielten, d. h. würfelten oder looſten die Ritter darum, welcher von ihnen die Hand an den Geſalbten legen ſollte, und insgemein wird von dem Volke die Stätte einer alten Warte, ohnweit Ebersberg, der Wachtküppel genannt, als diejenige bezeichnet, wo dieſes frevelhafte Spiel geſchehen ſein ſoll, weshalb manche auch den Wachtküppel Loosberg nennen. Andere aber ſagen, das Würfelſpiel ſei vorgefallen am Abtsroder Gebirge auf der Höhe der großen Waſſerkuppe, welcher Punkt noch den Namen des Spielbergs, auch des Pfaffenberges, weil um des Pfaffen Leben geſpielt worden, führt. Endlich aber nennt die über die Thatſache des Spieles ſelbſt feſtwurzelnde Sage, auch die Burg Steinau, wo an einem Brunnen gewürfelt wurde, an welcher Stelle nach geſchehenem Meuchelmorde nie wieder ein Grashalm ſproßte.

56.

Die Ritter von Steinau.

Die Burg Steinau, wo ſich nach glaubhafteſter Sage, an einem Brunnen die Ritter zum Morde des Abtes Bertho II. verſchwuren, lag im buchoniſchen Gefilde, und ſah in ihren Mauern viel des Verderblichen und Blutigen. Gyſe von Steinau war es, den das Loos traf, Mörder des Abtes zu werden, doch gelobten alle

Verbündeten ihre blutige Hülfe. Am 15. April 1271, kamen die Ritter nach Fulda, und traten, unter dem Scheine beten zu wollen, in die Kapelle des heiligen Jacob, welche der Abt Berthe kurz zuvor erſt hatte erbauen laſſen, und in welcher er ſo eben das Hochamt hielt. Auf ein Zeichen Gyſo's von Steinau, wurde der Abt überfallen, ein Schwert nach dem andern bohrte ſich in ſeinen Leib, und von ſechs und zwanzig Stichen getroffen, verblutete er am Altare. Eilend warfen die Mörder ſich auf ihre zur Flucht bereitſtehenden Roſſe, und entritten gen Steinau, wo ſie Schutz fanden, doch nicht lange, denn raſch hatte in ſeiner Bedrängniß der Convent zu Fulda einen neuen Abt gewählt, Berthe III., von Mackenzell, der mit gewaffneter Hand ſich aufmachte, das Blut ſeines Vorfahren an den Mördern zu rächen. Dieſe vermochten ſich nicht in Burg Steinau zu halten, ſondern entflohen nach Haſel und Haſelſtein, wo ihr Schickſal ſie ereilte. Blieb nun auch Burg Steinau in dieſem Kampfe unzerſtört, weil einige ſeiner Beſitzer, namentlich Gyſo's Bruder, Herrmann der Lange, keinen Antheil an dem Abtsmord genommen, ſo erwachte doch in Herrmann das Gefühl der Rache für ſeinen grauſam hingerichteten Bruder; er begann Fehde gegen Fulda, in deren Folge ſein Antheil an der Burg ſeiner Väter zerſtört wurde. Noch ſteht in dürftigen Reſten ein Theil dieſer ritterlichen Feſte, von armen Anſiedlern bewohnt, und die Sage will, daß die Stube des einen Bauern die ehemalige Burgkapelle geweſen. Unter einem Eckſtein des Hauſes, etwa vier Fuß über der Erde, welcher das räthſelhafte Zeichen 80M (achtzigtauſend) trägt, ſoll ein Schatz von ſoviel Gulden Werth vergraben liegen, dazu beſtimmt, das alte Schloß neu aufzubauen. Immer auch noch wird der Brunnen gezeigt, um welchen kein Gras wächſt.

57.

Von der Burg Haſelſtein und der Ritter Schmach.

Unter den buchoniſchen Vorbergen der Rhön zeichnet ſich der geſchichtlich denkwürdige Haſelſtein, als Stätte einer ehemaligen Ritterburg, über dem Dorfe Haſel, durch ſeine ſteile Pyramidenform, ſeine iſolirte Lage, und ſeine rittereck-romantiſche Ausſicht, aus. Nur geringe Mauerreſte künden noch den Wohnſitz des längſt verſchollenen Rittergeſchlechtes, das einſt dieſe Burg bewohnte, die eine der älteſten Buchoniens war. Auch dieſes Geſchlecht ergab ſich zügelloſer Stegreifritterſchaft, und erſt Abt Erlolf war es, der jene Ritter vertrieb, nachdem er ihre und die Milſeburg 1119 erobert hatte; doch verſöhnten ſich die Ritter von Haſelſtein mit der Kirche, und erlangten 1135 ihren Wohnſitz wieder. Oft wechſelnd, war ſpäter Burg Haſelſtein bald im Beſitz der Ritter, bald in dem der fuldiſchen Aebte, die ſie in die Obhut beſonderer Burgmannen gaben. In der unglücklichen Abtfehde geſchah es, daß die Mörder des Abtes Bertho II. eine Zuflucht auf dem Haſelſtein ſuchen wollten, als der tapfere Bertho III., ſie verfolgend, ihnen mit ſeinen Mannen hart auf den Ferſen war. Der ganze Haufen, den ſie mit ihren Anhängern und Knechten bildeten, beſtand aus dreiundzwanzig Berittenen und dreißig Leuten zu Fuße. Sie fielen ſelbſt mit Pferden in die Kirche des Dorfes Haſel, beraubten dieſe, und verſpäteten ſich, ſo daß der nachſetzende Abt ſie dort überfiel. Zwar verrammelten die Raubritter alle Thüren des Gotteshauſes, aber die Verfolger ſprengten dieſelben, und es wüthete nun ein furchtbares Gemetzel unter den Eingeſchloſſenen, wobei zuerſt Gyſo von Steinau mit dem Leben ſeine Schuld bezahlte, indem er vor der Thüre erſchlagen wurde. Härtere Schmach traf die Gefangenen, zwei Ebersberger, dieſe wurden in Ketten nach Frankfurt geführt, und dort auf Befehl des Kaiſers lebendig gerädert. Darauf wurde verfügt, daß zum ewigen Schandzeichen alle Nachkommen des Geſchlechtes von Ebersberg ſtatt ihres bisherigen Wappen, drei Räder führen, und ſich nicht mehr von Ebersberg, ſondern von Weyers nennen ſollten, und die von Steinau mußten ihren Namen in Steinrück umwandeln. Der Haſelſtein und Ebersberg wurden geſchleift.

58.

Burg und Dorf Poppenhauſen.

Poppenhauſen liegt dicht am Fuße des Ebersberges; dort bauten die Herren von Ebersberg in Verbindung mit denen von Steinau, als ihre Burgen zerſtört und verlaſſen waren, eine neue Burgfeſte, die ſie auf alle Weiſe ſtark und unangreifbar machten, obwohl ſie nicht auf einer Berghöhe lag. Die Ritter, welche ſich in dieſem Burgbau hielten, vergaßen die blutigen Niederlagen und ſchimpflichen Demüthigungen, welche ihren Ahnherren widerfahren waren, und trieben gleich jenen Straßenräuberei und hochgefährliche Schädigung im Fuldaiſchen, wie im Franken- und Thüringerlande. Das Schloß zu Poppenhauſen war ſo feſt, daß es der, zur Unterdrückung der Raubritter mit dem Landgrafen Balthaſar von Thüringen vereinigte Biſchof Gerhard von Würzburg, und Abt Konrad von Fulda nicht zu überwältigen vermochten, obſchon ſie es lange fruchtlos belagert hielten. Erſt im Jahre 1459 gelang es dem Abt Reinhard, Sieger der Raubritter zu werden, und auch ihr Schloß in Poppenhauſen zu erobern und zu brechen. Späterhin hat ſich der genannte Ort zu gutem Wohlſtand erhoben und heißt heutzutage, ob ſeiner vielen Wirthshäuſer und ſonſtiger Qualitäten, in der ganzen Umgegend nicht mehr Poppenhauſen, ſondern Poppenluſtig.

59.

Das wackre Edelfräulein.

Auf der Eberszawckel, dem Auersberg und noch einer dritten nachbarlichen Burgfeſte ſaßen einſt drei Ritter, von denen die beiden erſten ſich gegen den Dritten zu Kampf und Fehde verbunden hatten. Sie eroberten deſſen Burg, ſtießen ſie mit Feuer an, und tödteten Alles, was vor ihr Schwert kam. Nur einer getreuen Magd gelang es, obſchon ſchwer verwundet, ein Kind, den Sohn ihres unglücklichen Herrn zu retten, indem ſie mit demſelben entfloh. Sie gelangte auf die Rhön, wo ſie nicht weiter

n gehn vermochte, ſondern mit dem hülfloſen Kinde ſter-
rnemüde niederfiel. Schon glaubte ſie ſich und das
ind verloren, da ſandte Gott einen Franziskaner des
nſamen Wegs, der fand die Todtkranke, hörte ſie Beichte
nd empfing von ihr das gerettete Kind. Von ihm ge-
gnet, ſtarb ſie. Der Mönch übergab das Kind einem
Bauer zur Pflege, der es groß zog, und dann kam der
Jüngling in die Dienſte eines alten Ritters, der ihn
echt liebgewann, und nicht wußte, daß es der Sohn
eines Feindes war, deſſen Burg er ſelbſt zerſtören helfen,
enn er war der Ritter von Ebersberg. Er hatte auch
ine junge Tochter; dieſe liebte den jungen Knecht
benfalls, ohne zu wiſſen, daß er ein Ritterkind war,
nd wurde von ihm wieder geliebt. Da brach eine
eftige Fehde der Ritter gegen den Fürſten von Fulda
os, in der auch der junge Grafenſohn mitritt, welche aber
ür die Ritter ſehr unglücklich ausfiel, denn ſie wurden
aſt alle gefangen, und auch der Geliebte des Edelfräu-
eins. Die liebende Jungfrau jedoch war ſtark und muth-
oll, und es gelang ihr, den Geliebten aus dem Kerker
u befreien. Später gerieth er noch einmal in Gefangen-
chaft und wurde abermals frei durch die entſchloſſene
Thatkraft des Fräuleins. Hierauf haben beide einander
geheirathet, und ſind glücklich geworden.

60.

Vom Guck-Ei.

In der Nähe des Dorfes Weyhers liegen viele Höfe, einer derſelben führt den Namen Guckei, und von ihm weiß die Sage folgendes zu berichten: Es lebte dort in der Nähe ein junges Liebespaar, davon der Jüngling ein armer Menſch war, welcher auf dem einzelnen Hofe wohnte; das Mädchen aber war die Tochter des ſtolzen und ſtrengen Ritters von Ebersberg, genannt Weyhers, die den armen, aber ſchönen Jüngling über alle Maaßen liebte. Die beiden Liebenden gaben ſich manches trauliche Stelldichein in einem Wäldchen zwiſchen dem Hofe und der Burg des Ritters. Lange wußte keine Seele von dieſer heimlichen Liebe, allein endlich fand ſich doch ein Verräther, der ſie entdeckte, und den Vater davon in Kenntniß ſetzte. Dieſer ließ ſich jedoch nichts merken, ſondern nur die Tochter heimlich beobachten. Doch auch dieſe nahm wahr, daß ihre Liebe entdeckt ſei und verabredete ein Zeichen mit dem Geliebten, nach welchem er blicken und vor Gefahr ſich hüten ſolle. Wenn ſie, wie gewöhnlich, ihren Spaziergang außer der Burg machte, ſpähte ſie ſorglich umher, ob kein Lauſcher ihr nachſchleiche, und barg jedesmal, wenn Gefahr drohte, an einem gewiſſen Ort ein Ei unter einen Stein, worauf ſie ſich wieder entfernte. Fand nun der Freund das Ei, ſo entfernte auch er ſich eilig, fand er keins, ſo eilte er in die Burgnähe, in die Arme ſeiner harrenden Geliebten. Eines Tags geſchah es, daß der Ort der ſtillgeheimen Liebe mit Spähern umſtellt wurde, bald nachdem das Fräulein ſich nach jener Stelle begeben, und das Ei unter den Stein gelegt hatte. Dieſesmal war man ihren Schritten gefolgt, neugierig ſahen die Reiſſigen umher. Einem fiel der Stein auf, er ſchritt darauf zu, erhob ihn, erblickte das Ei und rief laut: „Guck 'n Ei!“ — nahm auch das Ei hinweg, und verzehrte es. Bald darauf kam der Liebende, erhob ebenfalls den Stein, fand im fehlenden Ei das Zeichen der Gefahrloſigkeit und nahte dem traulichen Wäldchen. Dort ſtürmten die Reiſſigen mit dem wilden Geſchrei: „Guck Ei!“ auf ihn ein und durchſtießen ihn mit ihren Spießen, daß er in ſein Blut fiel, und den Geiſt aufgab. Als das Fräulein das vernahm, ſtach ſie ſich ihre Nadel in das Herz und ſtarb. Später wurde dort der Hof erbaut, und nach dieſer traurigen Begebenheit Guckei genannt. Man ſagt, daß der Schatten der beiden Liebenden noch dort wandere.

61.

Vom großen Auersberg*).

Der große Auersberg, der ſich neben dem Dammersfeld über den Silberhöfen nach Brückenau zu erhebt, iſt für die Rhönbewohner einer ihrer vielen Wetterpropheten. Wenn ſein Gipfel dampft, ja wenn nur das geringſte Nebelwölkchen in Geſtalt einer kleinen Rauchſäule aufſteigt, ſo ſagen ſie: „Aha! Die Gräfin Karoline kocht wieder Kaffee!« — das heißt ſo viel als: wir bekommen Regen. Wer aber dieſe Gräfin Karoline geweſen, darüber läßt ſich mit Beſtimmtheit nichts ermitteln. Häufiger noch hört man von dieſem Berge den Reimſpruch:

---

*) Nicht zu verwechſeln mit der Ruine Auersberg bei Hilders.

Hat der Auersberg einen Dunſt, ſo groß wie ein Butterfaß,
So macht er den Bauern den Buckel naß.

Eines Tages wurde am Auersberg eine auffallende und ſeltene meteoriſche Erſcheinung wahrgenommen, und zwar im Juli des Jahres 1797, des Mittags gegen zwölf Uhr. Da bildete ſich bei heiterm Himmel faſt oben an der Kuppe, auf der Seite des Sinngrundes ein kleiner blauer Dunſt, der ſich plötzlich unter einem fürchterlichen Knalle, gleich dem heftigſten Donnerſchlage, entzündete und in einem Augenblick einen ſtarken Platzregen, den brüllender Sturm begleitete, in das Sinnthal goß.

62.

Burg Ebersberg oder die Eberszwackel.

Eine Stunde von Gersfeld liegt auf hochragendem Baſalthügel die weit ſichtbare und ſchöne Ruine von der ehemaligen Burg Ebersberg, vom Volk Eberszwackel (Eberszwacke) genannt. Hier hauſte in den Tagen der Vorzeit ein tapferes Rittergeſchlecht, das ſich nach dieſer Bergfeſte ſchrieb und nannte. Unter allen Rittern von Ebersberg zeichnete ſich, als einer der trotzigſten, Herrmann beſonders aus. Dieſer war es auch, der fort und fort mit dem Abt Bertho II. zu Fulda, den die

Ritter ſpottweiſe Abt Fingerhut nannten, in Kampf und Fehde lag, aus welcher endlich für alle ſeine Genoſſen und Verbündeten nicht minder, wie für den Abt ſelbſt, das Verderben entſprang. Herrmann von Ebersberg war ein mannlicher und gewaltiger Degen, und nur nach der Sitte oder vielmehr Unſitte ſeiner Zeit mehr, als erduldbar war, und von den Landbewohnern ertragen werden konnte, der Fehdeluſt und Rachſucht ergeben. Der tapfre Abt, der ſchon gegen die in Biſchofsheim verſammelten Ritter ſiegreich geweſen war, als ſie ſelbſt ſich gegen jenen Herrmann verbündet hatten, griff nun auch dieſen an, und war ſo glücklich oder unglücklich, ihn in ſeine Hände zu bekommen. Da die übrigen Raubgeſellen, die er zu Biſchofsheim frei gelaſſen hatte, ihr Verſprechen, Friede zu halten, und die Unterthanen ungeſchädigt zu laſſen, nicht erfüllten, ſo beſchloß Abt Bertho, ein auffallendes und abſchreckendes Beiſpiel zu geben: er ließ ſeinen Gefangenen durch ein Gericht zum Tode verurtheilen und ihm durch Gerlach Küchenmeiſter zu Fulda auf öffentlichem Markt den Kopf abſchlagen. Ueber dieſe, wenn auch gerechte, doch grauſame That, erhob ſich eine ſolche Spannung und Zwietracht, daß ſowohl Abt Fingerhut, als auch viele Ritter und Edle das Leben darüber laſſen mußten, und auch die Burg Ebersberg zerſtört wurde. Erſt 1368 erlangte ein Ebersberger vom Fuldaiſchen Abt, Johann von Merlau, die Erlaubniß, die zerſtörte Burg wieder aufzubauen; doch Abt Reinhard von Weilnau brach ſie abermals, und ſie ziert ſeitdem nur noch in Trümmern die Gegend. Manche Sagen gehen von ihr im Mund des Volkes um, vornehmlich die von vergrabenen Schätzen. Schatzgräber wühlten in einem der Thürme ein Loch, doch erfolglos. Auch ein unterirdiſcher Gang ſoll von der Burg hinab nach Weyhers geführt haben.

63.

Die Ritter des Ebersberges.

An einer Abdachung des Ebersberges iſt ein kleiner Moorfleck; aus dieſem kommen, vornehmlich zur Adventszeit und in den zwölf Nächten, große geſpenſtige Feuermänner, mit Wehr und Waffen, die ſo heftig mit einander kämpfen, daß man in den nahen Höfen, welche am Fuß des Berges liegen, deutlich das Schwertgeklirr vernimmt. Dieſer Kampf dauert vom Einbruch der Nacht bis tief in dieſelbe, ja oft bis zur Morgendämmerung und bis zum Hahnenſchrei. Gewöhnlich ziehen ſich die ſtreitenden Flammengeſtalten allmählig bis zur Ruine Ebersberg und den zerfallenen Thürmen hinauf, wo ſie endlich, immer heftiger fechtend, in dem einen offenſtehenden Thurme mit fürchterlichem Gepraſſel verſchwinden. Die Umwohner ſagen, daß es die noch unerlöſten Geiſter der in jenen wilden Kämpfen um die Burg, und bei deren Vertheidigung, erſchlagenen und gefallenen Ritter ſeien.

64.

Verwünſchtes Schloß Dreiſtelz.

Ohnweit des ſchönen Bades Brückenau erhebt ſich ein Berg, der Dreiſtelz geheißen; jetzt liegt auf ihm ein Hof, der Dreiſtelzhof, vordem aber ſtand darauf ein prächtiges Schloß, und zwar an der Höhe nach Brückenau zu. In dieſem Schloß wohnten drei ſtolze Damen und man ſagt, daß man dieſe Fräulein nur die drei Stolzen genannt habe, wegen ihrer abſonderlichen Schönheit ſowohl, als wegen ihrer großen Pracht und Hoffart; und ihr Haus, das hieß man das Dreiſtolzenſchloß, daraus ſpäter Dreiſtelz geworden iſt. Die Fräulein führten ein üppiges Leben, waren aber hart gegen ihre Untergebenen und karg gegen die Armen. Eines Tages, als es auf den Abend zuging, kam ein armer Pilger daher, bat um Einlaß, um einen Imbiß, und um Nachtquartier; doch als ſein Begehren den drei Fräulein angeſagt wurde, ſo wurde ihm von ſeinen drei Bitten weder die eine gewährt, noch die andere, ſondern man hieß ihn gehen, und weil er nicht gehen wollte, hetzten die rohen und ebenfalls harten Diener ihn mit Hunden fort. Da rührte der Pilger die Hunde an mit ſeinem Stabe, und ſie verſtummten alsbald auf ewig, und fielen todt hin; dann ſchwang er den Stab gegen das Schloß, und ſprach einen erſchrecklichen Fluch, und alsbald fuhr das ganze Haus mit allen ſeinen Bewohnern in den Schoos des Berges hinab, und an ſeine Stelle trat ein kleiner See. Noch immer iſt am Dreiſtelz die Stätte zu erſchauen, wo das Schloß geſtanden hat, und zu gewiſſen

Tagen und Stunden hören Sonntagskinder einen Hahn in der Nähe krähen, denn das verwünſchte Schloß mit ſeinen Bewohnern ſteht noch unter der Erde, darinnen ſchlafen die Fräulein bis zum jüngſten Tag. Alle drei Jahre aber, an dem Tage, an dem das Schloß verflucht wurde, kräht dreimal der Hahn. Da wachen die Schläfer auf im Bergesſchoos, beten ein Ave Maria, und bereuen ihre Miſſethaten. Manche Leute erzählen auch, daß die verwünſchten Fräulein aus dem Berg auf Kirchweihen gekommen ſeien, und ſich unter die tanzenden Mädchen gemiſcht hätten; doch ſeien ſie immer blaß geweſen, und wären nie über den Glockenſchlag zwölf hinaus bei den Tänzen geblieben.

65.

Der feurige Mann.

Ein Bauer, der in finſterer Nacht von Stangenroth (unter den ſchwarzen Bergen) nach Wallbach ging, that in Gedanken den Wunſch: Wenn doch ein feuriger Mann käme und mir heimleuchtete! Kaum hatte er dieß gedacht, ſo ſtanden vor ihm zwei Lichter, das eine auf dieſer, das andere auf jener Seite des Weges. Um nicht irre geführt zu werden, ging er zwiſchen beiden durch, worauf die Lichter zuſammenfuhren und als ein feuriger Mann ihm vorleuchteten. Als ſie an des Bauers Haus waren, ſagte derſelbe zu ſeinem Begleiter: hier bleibe ſtehn; weiter habe ich nicht verlangt, daß Du mir leuchten ſollſt! Da mußte der feurige Mann zurückbleiben, welcher ſonſt ohnfehlbar in das Haus mitgegangen wäre.

66.

Die Schatzgräber.

Einem Manne hatte geträumt, daß bei Lauter, ohnweit Wallbach, ein Schatz vergraben ſei; allein er war außer Stande, ihn zu gewinnen. Als eine Bettlerin aus Katzenbach von dieſem Traume erfahren, verabredete ſie mit ihrem Bruder, der Student war, und einem benachbarten Pfarrer, das Geld durch Zauberei zu heben. In der Meſſe, welche dabei geleſen werden mußte, trug ſie die Erforderniſſe auf den Platz über dem Schatze, der Geiſtliche hielt dort die Meſſe und der Student diente ihm. Sie erlangten auf dieſe Weiſe das Geld, genoſſen es aber nicht, denn der Pfarrer ſtarb ohne Empfang der Sterbeſacramente nach zwei Stunden, und die Bettlerin und ihr Bruder waren nach zwei Tagen ebenfalls todt.

67.

Der Todtemannsberg.

Unter den ſchwarzen Bergen, die ſich in der ſüdlichen Nähe des Kreuzberges zwiſchen Brückenau und Kiſſingen düſter bewaldet erheben, liegt eine Höhe, der Todtemannsberg geheißen, deren Namen die Sage folgender Begebenheit zuſchreibt. Ein Reiſender verirrte ſich zur Winterszeit in dieſe etwas unwirthbare und öde

Gegend, in welcher die Dörfer ziemlich einzeln liegen. Die Nacht übereilte den Mann, er ſuchte Schutz gegen die Kälte, fand aber keinen andern, als einen Buſch, in welchen er, da er vor Ermattung nicht weiter konnte, ſich niederkauerte, und entſchlief. Er erwachte nicht wieder aus ſeinem Schlafe und Niemand wußte, wohin der Reiſende gekommen. Er ward vermißt, überall geſucht und ſein Signalement in Zeitungen beſchrieben, doch vergebens: er kehrte nicht zurück. Erſt im Vorſommer ließ ein Zufall auf einem hohen Baume am Berg einen todten Körper entdecken.

Der Baum war ſo tief eingeſchneit und der Schnee ſo feſt geweſen, daß der Reiſende den Baumgipfel für einen Buſch gehalten, in welchen er ſich gebettet, und als der Schnee hinwegthaute, war ſein Leichnam droben ruhig hängen geblieben. Daher vom todtgefundenen Baum des Berges Name.

68.

Die Gründung vom Kloſter Frauenrode.

Im Dörſchen Frauenrode ſteht ein uraltes Kirchlein, und war vor Zeiten daſelbſt ein Nonnenkloſter, das hatten Herr Otto von Botenlauben und ſeine Gemahlin Beatrix gegründet. Er, der Ritter, war ein geborner Graf von Henneberg, ſeine Gemahlin war eine Morgenländerin aus einem edlen Geſchlechte und ſehr nahe verwandt mit mehreren Königen von Jeruſalem.

Eines Tages luſtwandelten Herr Otto und Frau Beatrix auf ihrer Burg Botenlauben dicht über Kiſſingen. Da erhob ſich ein ſtarker Wind, welcher den Schleier der Gräfin von ihrem Haupte riß, und denſelben hoch in die Lüfte entführte. Da ſie dieſen Schleier hoch und werth hielt, ſo that ſie ein Gelübde, an der Stelle, wo er ſich wiederfinden würde, ein Kloſter zu erbauen, welchen frommen Vorſatz ihr Gemahl gern beſtätigte. Es wurden nun thalaufwärts, wohin der Schleier ſeinen Flug genommen, Boten ausgeſandt, doch fanden dieſe den Schleier nicht, wohl aber fanden ihn nach dreien Tagen einige Frauen in dem Thale, das von Burkartrode nach Waldaſchach ſich herabzieht, hängend auf einem blühenden Roſenſtrauch. Als der Graf und die Gräfin davon Nachricht erhalten, begaben ſie ſich alsbald ſelbſt an Ort und Stelle, und legten bald darauf zu dem Kloſter den Grund, das ſie Unſer Frauen Rod nannten, auf Latein: Novale sanctae Mariae. Beide Gatten begabten das Kloſter ſehr reichlich, und als ſie nach einem gottſeligen Leben ſtarben, (erſt der Graf, dann ſpäter die Gräfin), ſind beide im Kloſter vor dem Altar begraben, und es ſind ihnen ſteinerne Denkmäler errichtet worden, die noch heute in der Kirche zu ſehen ſind. Hierauf wurde ihr Sohn, auch Otto geheißen, welcher erſt eine Dynaſtentochter des Geſchlechts von Hiltenburg geheirathet, dann aber von ihr ſich mit ihrer Bewilligung geſchieden hatte, um ſich ganz dem gottſeligen Leben zu weihen, der Kloſterfrauen zu Frauenrode Proviſor.

Nachdem das Kloſter, welches lange Zeit ſich im beſten Flor befand, und in deſſen Kirche ſogar mehrere

Hennebergiſche Grafen, die es mit Schenkungen bedacht, ſich begraben ließen, in Verfall gerathen, iſt es endlich bis auf die Kirche ganz von der Erde verſchwunden. Die Gebeine der Gründer aber ſind nachmals wieder ausgegraben worden und in zwei Glaskäſten auf dem Altar aufgeſtellt, während ein dritter Glaskaſten, zwiſchen beiden, den Schleier enthält, welcher zur Gründung des Kloſters den erſten Anlaß gegeben*).

69.

Die luftige Brücke.

Bei der alten Kloſterſtätte zu Frauenrode iſt es, der Sage nach, nicht geheuer. Lodernde Feuer oder bläuliche Flämmchen werden in gewiſſen Nächten brennend auf dem Kirchhof oder in der Nähe der Kloſterkirche erblickt, welche einen großen dort vergrabenen Schatz anzeigen. Nicht weit von der Kirche erhebt ſich ein Hügel, auf welchem vor langen Zeiten erſt eine Burg, dann ein Theil des Kloſtergebäudes geſtanden. Von dort führte ein bedeckter Gang nach der Kirche, über welchen die Nonnen ſchritten, wenn ſie auf dem Chor ſich verſammelten, die Horas zu ſingen. Man ſieht noch überm Portal die vermauerte Oeffnung. Alljährlich in gewiſſen heiligen Nächten erblickt man dieſen Gang durch die Luft und den Zug geſpenſtiger Nonnen und ſieht die Kirche erleuchtet, doch iſt es nicht gut lange hinzuſehen, noch viel weniger die Kirche dann zu betreten, denn in dieſer halten die Geiſter Mette und es knieen vor dem Altar die Geſtalten des Stifters und der Stifterin und hinter ihnen alle, die in der Kirche begraben wurden; von dem Haupte Beatricens weht der weiße Schleier, und auf Otto's Haupte rauſchen die Blätter eines welken Lorbeerkranzes geiſterhaft im Hauche der Nacht. Nach der Mette ziehen die Nonnen alle ſtill zurück und ſchwinden in Nebel, wie ſie dem Hügel ſich nähern.

---

*) Vergl. unten S. 132.

70.

Waldaſchach.

Bei Waldaſchach erhebt ſich auf geringer Anhöhe über dem Ort ein ſchönes, noch wohl erhaltenes, althennebergiſches Grafenſchloß, darin jetzt die blühende Steingutfabrik des Herrn W. Sattler zu Schweinfurt. Daſſelbe ging von den Grafen von Henneberg an die Biſchöfe von Würzburg über, wurde von denſelben ſtattlich ausgebaut und auch außen mit manchem Wappen geſchmückt, denn die Biſchöfe benutzten es als Jagd- und Geſundheitsſchloß, wenn in ihrer Reſidenz bösartige Krankheiten herrſchend waren. Später gab es eine Wohnung für die Oberamtmänner des Amtes Aſchach. Die Sage geht, daß auf dem links an der Saale gelegenen, jetzt bewaldeten Theile des Berges, ebenfalls ein hennebergiſches Schloß geſtanden habe, die Altenburg genannt, weßhalb man noch heute den Berg Altenberg nennt. Graf Herrmann von Henneberg, dem das ſtattliche Schloß Aſchach in einer Theilung mit ſeinen Brüdern zufiel, machte darauf dieſen Reim:

Am beſten mir gefällt das Haus Aſchen,
So ich von meinen Brüdern hab' erhaſchen,
Denn es kann füllen Faß und Flaſchen,
Und auch Geld geben in die Taſchen.

Dort iſt das Bild eines ſehr großen Fiſches auf eine Tafel gemalt zu erſchauen, der einſt in der Saale gefangen worden.

Sagen des Grabfeldes.

Das Grabfeld, deſſen bedeutendſte Sagen die folgenden Blätter enthalten, iſt nach ſeinem Umfang und ſeinen Grenzen ſchwer abzumarken. In der Einleitung dieſes Buches iſt bereits darauf hingedeutet, in welchem Umfang wir dieſe ausgedehnte fränkiſche Provinz in Bezug auf ihre Volksſagen auszubeuten geſonnen ſind. Wir machen dabei zwiſchen dem Grabfeld und dem alten Saalgau keinen Unterſchied, ſondern ziehen den Letztern theilweiſe mit in den großen Kreis, da die ſpätere Zeit ihn ohnehin dieſem beigeſellte, während nach den Gaukarten nicht nur das ganze Rhöngebirge, ſondern auch alles Land bis zur Höhe des Thüringerwaldkammes, bis zur Sorbengrenze und zum Banzgau, alles, was dem Laufe des Majns zur Rechten gelegen, ſowie bis zum Werrngau und zum Speſſartwalde, dem weſtlichen und öſtlichen Grabfeld eignet.

Ein verdienter fränkiſcher Hiſtoriker, J. K. Bundſchuh, bezeichnet die Grenzen des öſtlichen Grabfeldes folgendermaßen:*)

„Gegen Abend die Alſter oder Ulſter nebſt den Rhöngebirgen. Sie machen nebſt der fränkiſchen Saale die Grenzſcheide zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Grabfelde. Bei Kreuzburg (Philippsthal) wurde das öſtliche Grabfeld durch einen Theil der Werra von der Thüringiſchen Provinz geſondert. Von da lief gegen Mitternacht die Grenze an der Werra aufwärts bis nach Salzungen, das aber ſchon zu Thüringen und nicht mehr zum Grabfelde gehörte. Von Salzungen ging die Grenze über den Werrafluß hinüber und ſchloß ſich oberhalb Schmalkalden an den Thüringer Wald an, deſſen Bergkette von nun an die Grenze zwiſchen Thüringen und Oſtfranken bildete. Von Schmalkalden zog die Grenze nach Schleuſingen, von da über Eisfeld und Schalkau bis nach Seßlach. Ohnweit Lichtenfels zog die Grenze über den Main hinüber und umfaßte noch den Bogen, den dieſer Fluß bis zu ſeiner Vereinigung mit der Regnitz macht, bei deren Einfluß wieder die Grenze über den Main hinüber geht, welcher von nun an, bis zum Ausfluß der Saale in den Main, die Scheidungslinie bildet. Zu Gemünden wendet ſich die Grenze des öſtlichen Grabfeldes wieder gegen Abend der Saale aufwärts, zieht bei Waldaſchach und von da bis Rotenbach hinüber bis zum Urſprunge der Ulſter an den Rhöngebirgen.“

---

*) Grundriß zum Vortrage der vaterländiſchen Erdbeſchreibung und Geſchichte in Franken. Schweinfurt. 1806.

Wir ſchlagen auf dem Sagengange durch dieſes bedeutende Gebiet folgende Wege ein. Das Rhöngebiet verlaſſend, beginnen wir mit der Gegend um Kiſſingen und folgen dem Laufe der Saale über Hammelburg abwärts bis Gemünden, wo wir das Weringebiet betreten und die Sagen von Schweinfurt aufnehmen. Von da mainaufwärts wird der Haßgau mit ſeinen Angrenzungen durchſchritten. Von dort ſtreifen wir in das Itzgebiet bis gen Coburg und nahen der Gegend von Ummerſtadt und Heldburg, von wo wir dann den althennebergiſchen Bezirken von Königshofen, Münnerſtadt, Neuſtadt mit der Salzburg uns zuwenden und hierauf Römbild mit den Gleichbergen, Hildburghauſen, ein Stück des Werrathales mit den linken Seitenthälern, Mellrichſtadt und Oſtheim berühren, welche Gegend noch heute vorzugsweiſe das Grabfeld heißt. — Dort ſchließt ſich mit den Rhöngebirgen und deſſen Vor- und Nachbarbergen der ganze Kreis ab.

1.

Jud Schwed.

Am Rathhaus der Stadt Kiſſingen ſchaut oben ein bärtiger Mannskopf, der ſich in den Haaren rauft, als ein Wahrzeichen herab. Das nennen die Einwohner den Jud Schwed und erzählen davon folgende Sage: Im dreißigjährigen Kriege, als die Schweden dieſe ganze Gegend heimſuchten, wurde auch Kiſſingen von ihnen belagert und hart bedroht. Doch widerſtand die Stadt tapfer und wäre vielleicht nicht erobert worden, wenn nicht ein Jude an ihr zum Verräther geworden wäre. Dieſer wußte einen unbewachten Ausgang durch die Mauer und führte die Feinde dort ein. Doch empfing er ſeinen Lohn und zum Andenken wurde ſein Bild, wie er ſich aus Reue die Haare ausrauft, am Rathhaus befeſtigt. Hernach kam es auch, daß man ihn und die Seinen nicht mehr bei ihrem wahren Namen, welcher der Vergeſſenheit überliefert wurde, rief, ſondern Schwed, zur ewigen Erinnerung; und dieſe blieb auch, denn noch heute leben Nachkommen von ihm zu Kiſſingen, welche den Namen Schwed führen.

Eine andere Sage von dieſem Juden kündet aber gerade das Gegentheil des vorſtehenden. Nach dieſer goß der Jude für die Bürger Kugeln, welche die geheimnißvolle Eigenſchaft hatten, unfehlbar zu treffen, und den Schweden ſo tödlich wurden, daß ſie abziehen mußten. Darauf wurde des Juden Kopf als Erinnerungszeichen dankbar am Rathhaus angebracht.

2.

Bienen retten Kiſſingen.

Ein anderer ſteinerner Kopf am Kiſſinger Rathhaus iſt, wie die Sage will, dem Andenken eines Bürgers, Namens Peter Heil gewidmet. Es war eben auch im Schwedenkriege, und zwar im Jahr 1643. Die Schweden hatten bereits die ganze Gegend von ihrem Lager über Biſchofsheim aus, verheert und geplündert, und drohten nun unter ihrem Führer Reichwald auch der Stadt Kiſſingen mit einem heimlichen Ueberfall, der an einem Jahrmarkt geſchehen ſollte. Der Feind barg ſich in dem nordöſtlichen Bergwalde, wo ihn jedoch einige Krämer entdeckten, und den Kiſſingern die nahe Gefahr anzeigten. So kam es, daß der Feind tapfern Widerſtand fand, der nun aber die Stadt mehrere Tage lang beſchoß und ſie durch einen Sturm zu gewinnen ſuchte. Kaum vermochten die kampfesmüden Einwohner dem immer heftiger andringenden Feind Widerſtand zu leiſten, als Peter Heil den Rath gab, die zahlreichen Bienenkörbe, welche die Bürger beſaßen, von der Mauer hinab auf den anſtürmenden Feind zu ſtürzen. Dieß geſchah, und die Bienen, ſo geſtört, fielen voll Grimm auf die Feinde und ſtachen manchen derſelben bis zum Tode. Da ward ſchleuniger Rückzug anbefohlen, und die Stadt war gerettet, dem Peter Heil aber, deſſen Rath ihr zum Heil geworden, ſetzten ſie das verewigende Denkmal.

3.

Von der Burg Botenlauben.

Ganz in der Nähe von Kiſſingen erhebt ſich die Burgruine Botenlauben, insgemein die Botenlaube genannt. Hier wohnte vor Zeiten ein berühmter Graf aus dem Geſchlechte der Henneberger, Herr Otto geheißen; der war ein Minneſänger und dichtete ſchöne Lieder, von denen noch viele bis auf unſere Tage gekommen ſind *). Früher hatte er die Burgen Lichtenberg bei Oſtheim und Habesburg bei Meiningen beſeſſen, die er aber verkaufte oder vertauſchte, und die Burg Botenlauben erwarb. Er zog als ein irrender Ritter nach dem heiligen Lande, kämpfte dort gegen die Sarazenen, und erwarb ſich den Ruhm eines mannhaften Streiters, nicht minder eine Braut, Beatrix, Tochter eines Grafen von Courtenay, Grafen von Tiberias und Fürſten von Edeſſa, welche mit den Königen von Jeruſalem ſehr nahe verwandt war, und die Herr Otto von Botenlauben als Ehegemahl auf ſeine heimathliche Burg führte. Dort lebten ſie in größter Eintracht, übten der frommen Werke viele und gründeten das Nonnenkloſter Frauenrode ohnweit Waldaſchach.

---

*) Vergl. **Botenlauben.** Vorläufer und Scizze, von Ludwig Bechſtein. Meiningen, 1841. (In Commiſſion bei Wetzſtein in Schweinfurt.)

Die Burg Botenlauben fand ihre Zerſtörung im Bauernkriege. Der Haufe von Aura griff ſie an, aber ihre feſten Mauern widerſtanden, und der Würzburgiſche Burgmann, der darin ſaß, einer des Geſchlechts derer von Steinrück, vertheidigte die Veſte wacker. Da fand ſich ein ſchnöder Verräther, der Koch, welcher den Bauern gegen guten Lohn verſprach, zur Nachtzeit heimlich das Thor zu öffnen, und zum Zeichen, daß dieß geſchehen, auf dem Küchenbrett zu hacken.

So wurde die Burg verrätheriſch gewonnen, die Beſatzung niedergemacht und das Haus in Brand geſteckt. Dem Koch aber gaben die Bauern ſeinen Verrätherlohn: ſie ſtachen ihm die Augen aus, und warfen ihn in die Flammen. Noch geht, ſo kündet die Sage, ſein ruheloſer Geiſt nächtlicher Weile um in den öden Räumen, und kann keine Erlöſung finden, und in ſturmvollen Nächten hört man deutlich das geſpenſtige Hacken auf dem Küchenbrette.

4.

Ilgenwieſe bei Kiſſingen.

Wenn man von Kiſſingen aus durch das ſchöne und romantiſche Kaskadenthal nach dem Forſthauſe Klaushof wandelt, ſo gelangt man im anmuthig ſchattigen Walde auf eine gar ſchön gelegene Wieſe, welche die Ilgenwieſe genannt wird. An dieſer Stelle ſtand vor Zeiten ein hübſches Dorf, das ſoll den Namen Breuersdorf geführt haben, aber vor vielen hundert Jahren ſchon verſchwunden ſein. Es war von böſen Menſchen bewohnt, von Zigeunerart, welche die Umwohner in der ganzen Gegend neckten und beſtahlen. Dieſe Leute verdarben den Kiſſingern die Felder, und ackerten in einer Nacht aus Tücke und Schabernack ganze Wieſen um; deßhalb wurden ſie verjagt und ihr Ort der Erde gleich gemacht. Zuweilen ſoll man in der Nähe der Ilgenwieſe auf Mauerfundamente ſtoßen, und des Nachts irrende Lichtlein unſtät über derſelben flattern ſehen.

5.

Liebfrauenſee.

Neben der romantiſch gelegenen **Kapelle bei Kiſſingen** liegt ein tiefer See, Liebfrauenſee, deſſen Abfluß treibt eine ſtarke Mühle. Manche wunderbare Mähr erzählen ſich von dieſem See die Umwohner, ganz auf ähnliche Weiſe, wie die Sage von dem berufenen Frickenhäuſer-See, ohnweit Mellrichſtadt. Er ſoll in ſeiner Grube Verbindung haben mit weitentlegenen mächtigen Gewäſſern, und ein ungeheuer großer Fiſch ſei einſt darin gefangen worden. Einem liebenden Jüngling, der aus Gram und Verzweiflung, daß er ſein geliebtes Mädchen nicht ſein nennen ſollte, ſich einſt in dieſen See ſtürzen wollte, erſchien warnend und in Verklärung über dem Waſſer ſchwebend „Unſre liebe Frau“, ſo daß er zurückſchrack, und allenthalben die Erſcheinung verkündete. Darauf wurde die Erkorne ſein, und der See erhielt den ſchönen bedeutungsvollen Namen.

6.

Arnshauſer Burg, Wunderbild und Quelle.

In Kiſſingens Nähe, nur eine Stunde davon, liegt ein Dorf, Arnshauſen; daneben ſtand auf einer kleinen Anhöhe über der Saale, nach der Sage, einſt eine Burg, von der man aber nichts mehr gewahrt, als einige grabenähnliche Vertiefungen. Der Name dieſer Burg ſoll Euringsburg geweſen ſein, und die alte Stätte heißt noch heute ſo. Ohnweit Arnshauſen, und nur ungefähr einen Büchſenſchuß von der Straße nach Würzburg abwärts, ſteht eine kleine Kapelle in einem ſehr anmuthigen Thalgründchen, die ein wunderthätiges Bild umſchließt. Um die Kapelle herum ſind viele Krücken aufgehängt, und auch Ketten ſolcher von Lahmheit und Gefangenſchaft Erlöſten, die gläubig zu dem Bilde gebetet. Einſt ſpottete ein Ungläubiger des Bildes und wollte nimmer glauben, daß es Heilkraft zu üben vermöge: der ſtürzte auf des Kirchleins Schwelle beim Herausgehen nieder und brach ein Bein. Ganz nahe der Kapelle ſpringt auch eine wunderſchöne, ſilberklare Quelle, welcher die Umwohner viel heilende und belebende Kraft zuſchreiben, abſonderlich für kranke Augen. Kein Tag vergeht, an welchem nicht vor der Kapelle Betende erblickt werden, oder ſolche, die gläubig aus der friſchen lebendigen Quelle ſchöpfen. Oefters ſoll man des Nachts von der Chauſſee aus die Kapelle erleuchtet erblicken; geht man aber darauf zu, ſo iſt Alles finſter. So erzählen auch alte Leute, man höre bisweilen dort angenehmen Geſang, welcher aber verhalle, ſowie man ſich nähere, und endlich werde Alles ſtill; je weiter man ſich entferne, deſto vernehmlicher tönten die Stimmen.

7.

Euerndorf.

Der jetzige Flecken Euerndorf hatte vor Zeiten noch keinen Namen. Einſt kam ein Fremder in dieſe Gegend, und da er von ferne einige Häuſer erblickte, ſo fragte er eine Frau, die ihm gerade in der Nähe des Ortes begegnete: Wie weit habe ich noch nach Euerm Dorf? Auf dieſe Rede lief die Frau voll Freude in den Ort, und verkündigte Allen, die ihr begegneten, daß derſelbe den Namen „Euerudorf“ habe, ſo eben habe ſie dieß von einem fremden Manne vernommen. Ueber dieſe Nachricht waren ihre Mitbürger gar ſehr erfreut und nannten den Ort Euerndorf, welchen Namen derſelbe auch noch heute führt.

8.

Amalbergs Schloß.

Auf dem ſogenannten Hammelburger Berg in der Nähe der alten Stadt Hammelburg ſtand ehemals ein Schloß, welches Amalberga, die Thüringer Königin, erbaut haben ſoll, von der denn auch die nahe Stadt den Namen getragen. Dieſer Berg liegt der Saale aufwärts, nach Weſtheim zu, und es ſind von dem Schloſſe noch einige Trümmer zu gewahren. Bei dieſen Trümmern hütete einſt ein Knabe die Schaaſe, und da es ein ſehr heißer Tag war, ſo ſchlief er vor Ermattung ein. Da erblickte er im Traum ein wunderſchönes

Frauenbild, das winkte ihm ſtill, zu folgen, und er folgte ihm. Beide kamen in ein prächtiges Schloß, und die ſchöne Frau winkte ihm von Zimmer zu Zimmer, ſo daß ſie alle Prachträume durchwandelten; dabei zeigte ſie ihm Truhen voll Goldes, Silbers und köſtlicher Edelſteine, von denen zu nehmen, die Frau dem Knaben durch Zeichen gebot. Es reizte ihn aber nichts, als eine ſchöne natürliche Blume, welche er auf einem Marmortiſche liegen ſah, die Frau reichte ihm dieſelbe, ſeinen Hut damit zu ſchmücken, und dann gingen ſie aus dem Schloß. Jetzt plötzlich erwachte der Knabe, und nahm wahr, daß er alles nur geträumt, und dennoch — war auf ſeinem Hut die Blume befeſtigt, und als er ſie anſah, war ſie von lauter purem Golde.

Dieß hat eine alte brave Frau erzählt, von der noch Enkel leben, und ſie hatte jenen Hirten gut gekannt, der auch ihr und Andern oft die Blume gezeigt. Auch viele andere unheimliche Mähr erzählt man ſich noch von dem alten Schloß.

9.

Der Thurm auf Burg Saaleck.

Auf den Burgruinen Saaleck über Hammelburg, wo man einer entzückenden Ausſicht genießt, ſteht noch ein großer, runder Thurm, von welchem die Sage geht, daß Amalberga ihn auch erbaut, wie denn Manche behaupten, Saaleck ſei die eigentliche Hammelburger Veſte geweſen. In dieſen Thurm ſperrte die ſchöne argliſtige Königin manchen jungen edlen Ritter, den ſie an ſich gelockt zu frevler Luſt, nachdem ſie dieſe gebüßt, und ließ ihn darin dann elendiglich umkommen. Darum iſt es auch droben nicht geheuer, und man erblickt des Nachts um den Thurm irrende Flämmchen, oder plötzlich auflodernde Feuer.

10.

Die Maid von Sodenberg und der Bildſtock.

Auf dem Sodenberge bei Hammelburg ſtand vor alten Zeiten auch ein Schloß, darin wohnete eine Zoſe, die hatte mit einem Knappen vom Schloſſe Reuſſenberg, davon heute ebenfalls nur noch Trümmer ſtehen, ein heimlich Einverſtändniß, und beſuchte ihn manche Nacht, oder er ſie. Doch da der Weg einer halben Stunde von einer Burg zur andern zu weit ſchien, und den Liebenden wenig Zeit zu ihrer Kurzweil blieb, ſo wünſchte die Maid durch die Luft fahren zu können, hinüber auf den Reuſſenberg zu ihrem Buhlen.

Da trat ihr der böſe Feind nahe, verlockte ſie, daß ſie einen Pakt mit ihm machte, kraft deſſen er ſie, ſo oft ſie wollte, in Geſtalt eines ſchwarzen Bockes durch die Lüfte tragen mußte. Da nun der Pakt um war, wollte der Böſe ſeine Beute mit ſich führen, da klammerte ſich aber die Maid verzweiflungsvoll an einen Bildſtock an, der dort noch heute ſteht, und griff ſo feſt in den Stein, daß die Spur ihrer zehn Finger noch daran zu erſehen; doch war alles vergebens, und die dem böſen Feinde verfallene Frevlerin ward hinweggeführt. Der Bildſtock trug früher eine Steintafel, auf welcher dieſe Mähr abgebildet war; die Zeit hat aber das Bild vernichtet, nur der Eindruck der zehn Finger iſt noch ſichtbar, und wunderbar iſt's, daß in ihn alle Hände, große oder kleine, genau in die zehn Finger einpaſſen, was von den Vorübergehenden oft probirt wird.

11.

Kloſterſtätte Wolfsmünſter.

Nahe dem Dorfe Wolfsmünſter ſtand einſt ein Kloſter, wohl das älteſte der Umgegend, das dem weit ſpäter entſtandenen Dorfe den Namen erſt gab. Noch wenige Reſte ſind davon zu ſehen. Der zweite Abt von Fulda, Gangolfus, deß Name noch in vielen Volksſagen fortlebt, den Andere auch Baugulf nennen, welcher Hammelburg, Hünfeld und noch andere Städte und Orte zum Stift Fulda brachte, und das Fundament zum Petersberge in Fulda legte, der vordem der Eulenberg hieß — baute, als ſein Kloſter in Fulda die anwachſende Zahl der Mönche nicht mehr faßte, eine Anzahl Zellen da und dort im fuldiſchen Gebiete, und ſo entſtand Baugolfs- oder Gangolfszell an der Stätte des heutigen Dorfes Wolfsmünſter. Als der fromme Mann im Jahre 802 die Abtwürde freiwillig niederlegte, und den geiſtlichen Hirtenſtab, den er drei und zwanzig Jahre geführt, in die Hände ſeines Nachfolgers Rathger gab, beſchloß er in der klöſterlichen Stille ſein Leben. Bald mehrten ſich die Zellen, das Monaſterium wuchs und wurde Golfsmünſter genannt, woraus im Laufe der Zeiten die Benennung Wolfsmünſter entſtand. Noch ſollen über der Trümmerſtätte des Kloſters ſich bisweilen wandelnde Lichtlein ſehen laſſen.

12.

Der Schatz bei Wolfsmünſter.

Am Ufer der Saale bei Wolfsmünſter lag ein großer verrufener Stein. Ein Zimmergeſelle, der zum öftern des Nachts dort vorüberging, vernahm jedesmal ein ſeltſamlich Getöſe, wenn er an den Stein kam, und es lautete gerade ſo, als rolle ein Faß den Berg herab. Da meinte der Zimmermann, er könne nichts beſſeres thun, als den Stein hinwegſchaffen, hob ihn, und ſtürzte ihn in die Saale, worauf er von dannen ging, und nun fürder kein Geräuſch vernahm. Er wußte aber nicht, daß unterm Stein ein großer Schatz verborgen lag. Später gingen zwei Geſellen mit einander des Nachts am andern Ufer der Saale hin, die erblickten an derſelben Stelle einen ganzen Haufen glühender Kohlen, und hätten gern etwas darauf geworfen, wenn der Fluß es nicht verhindert. Der Schatz iſt ungehoben und ſoll ſich manchmal zeigen; allein die Stelle iſt nicht zu finden, wo der Stein gelegen hat. Der Schatz aber ſoll noch vom alten Kloſter herrühren.

13.

Gemündens Name und früheſte Herren.

Beim Städtchen Gemünden einigen ſich die fränkiſchen Flüſſe Saale und Sinn, und münden in den Main; daraus iſt Gemündens Name entſtanden, wie ſich Aehnliches in deutſchen Landen vielfach wiederholt findet, weßhalb man die Stadt zum Unterſchied auch Fränkiſch-Gemünden nennt. Frühzeitig mögen an dieſem günſtigen Punkt Anſiedelungen Statt gefunden haben. Als älteſte urkundliche Beſitzer finden ſich die Grafen von Rieneck, die im Waldſachſengau, dazu Gemünden gehörte, ſehr begütert waren, und über der Stadt eine Burg hatten, die Slobe geheiſſen. In ſpätern Zeiten erblühte aus Vaſallen der Grafen von Rieneck das beſitzungenreiche Geſchlecht der Voite von Rieneck, während jenes alte Geſchlecht ſank, und das neue ſich zur Grafen- und Biſchofswürde erhob. Die Umfangmauern der alten Burgtrümmer zogen ſich den Berg herab bis zum Mühlthore und zum Main, und es wurden durch ſie die Häuſer der Vorſtadt von der übrigen Stadt abgeſchieden.

14.

Der Guckenberg.

Bei Gemünden liegt der Guckenberg; von dieſem geht die Sage, ähnlich der vom Barbaroſſa im Kyffhäuſer, daß vor langen langen Zeiten ein Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere in ihn verſunken ſein ſoll. Nun ſitzt er darin an einem ſteinernen Tiſche, und wenn ſein Bart dreimal um den Tiſch gewachſen iſt, ſo wird der Kaiſer mit all' ſeinen Wappnern wieder hervortreten. Einſtmals kam ein armer Knabe auf den Berg, welcher in der Gegend Semmeln zum Verkaufe trug, und traf daſelbſt einen ſteinalten Mann an, der ſprach freundlich mit dem Knaben; dieſer klagte ihm ſein Leid, daß er ſo wenig verkaufen könne, und ſein Verdienſt ſo gering ſei. Da ſprach der Alte: „Höre Kleiner, ich will Dir wohl einen Ort zeigen, wo Du alle Tage ſo viel Wecke verkaufen kannſt, als Du zu tragen im Stande biſt; aber Du darfſt bei Leibe Niemanden etwas davon offenbaren." Darauf führte der alte Mann den Buben in den Berg hinein, und es war im Berg wie in einer großen Stadt, und gar ein reges Leben darin. Viele Leute trieben Handel und Wandel, andere gingen in die Kirche, noch andere hielten einen Bittgang. Und an einem Tiſche ſaß der Kaiſer gewaltig, und ſein langer Bart war ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen. Dahin brachte nun tagtäglich der Knabe ſeine Semmelwecke, und empfing dafür uraltes Geld. Da aber nun in ſeinem Orte deſſen bald zu viel umlief, wurden die Leute ſtutzig, mochten es nicht mehr annehmen, und drangen endlich in den

Jungen, zu ſagen, wo er dieſes alte Geld bekäme. Da offenbarte er ſeinen ganzen Handel. Ein junger Freund von ihm drang ſich ihm nun beim nächſten Berggang zum Begleiter auf, um des Guckenberges innere Herrlichkeit auch wahrzunehmen; allein der Semmelbube fand nicht nur den Eingang nicht wieder, ſondern nicht einmal den Berg, und kam ihm die ganze Gegend anders und ſchier verwandelt vor.

15.

Seifriedsburg.

Es war ein Hirtenjunge, Fritz mit Namen, den ſeine Genoſſen Sau-Fritz nannten, weil er die Schweine hütete. Einſt ſchwemmte er ſeine Heerde im klaren Waſſer der fränkiſchen Saale. Da fand er einen Stein, womit er ſich rieb, und der machte ihn feſt gegen Hieb und Stich. Er ging in den Krieg und that, zumal er unverwundbar war, Thaten der Tapferkeit, und erwarb Rang und Reichthum. Vom Herrn des Gaues empfing er Erlaubniß, ſich eine Burg zu erbauen, und wählte die Stätte in ſeiner Heimath, wo er unterhalb ſeines Geburtsortes auf demſelben Berg eine Burg aufführen ließ, die nun nach ſeinem Jugendſpitznamen ſammt dem Dorfe Säufritzburg benannt ward, daraus ſpäter die Schreibart Seifriedsburg geworden.

Lange ſtand die Burg, als einſt ein ſchweres Unwetter heranzog, wie gerade das Burggeſinde im Heuen war. Alles eilte haſtvoll nach Hauſe, eine kecke Magd aber blieb und rief:

„Ei, es mag donnern oder blitzen,
So muß ich meinen Heuhaufen ſpitzen!“

Alsbald fuhr ein Wetterſtrahl aus dem Gewölk, der die Magd niederſchlug, und die Burg in Brand ſteckte, und das Wetter riß das Heu auf der ganzen Wieſe vom Berg ins Thal hinab. Seitdem iſt Seifriedsburg eine Trümmer, doch das Dorf führt den Namen fort.

16.

Lindwurm.

Zwiſchen Seifriedsburg und Schönau an der Saale liegt ein Wäldchen, welches den Namen Lindwurm führt. In der Nähe hauſte, ſo kündet die Sage des Volkes, ein Lindwurm, welcher von dem Ritter auf der Seifriedsburg erlegt wurde. Es wird hier ein überraſchendes Zuſammentreffen mit jener urdeutſchen Sage vom hörnenen Siegfried wahrgenommen. Auch dort erſt niederer Stand, dann Drachentödtung, Unverwundbarkeit, große Thaten, reicher Hort. Auch die Sage ſchreitet in mannichfacher Verwandlung durch die Jahrhunderte, wie ſie einſt durch die Länder ſchritt; aber ihr Leben iſt ein unſterbliches, und ſie ſelbſt ein unverwundbarer Siegfried, den weder der Speer falſcher Aufklärung, die gegen die Sage als wahnvolle Fabelei ankämpfen zu müſſen glaubt, noch die polirte Dolchſpitze des Hohns zu fällen vermag.

17.

Hohenburg ob der Werrn.

Auf einem Berge über dem friedlichen Flüßchen Werrn liegen die großartigen und weitläuftigen Trümmer des Schloſſes Hohenburg, das man auch die hohe Burg nannte. Darin ſaßen erſt Ritter, die ſich nach ihr nannten, dann kam die Burg an die Dynaſten von Bickenbach, welche fromm und gut waren und die Untergebenen nicht bedrückten. Aber ſie verarmten und mußten ihre ſtattliche Burg an Würzburg veräußern. Im Bauernkriege zog der helle Haufen, der mit ſeiner Hauptmannſchaft am Rodenberge, eine Meile von Hohenburg, gelagert war, nachdem er die nahe Burg Reußenberg gebrochen und verbrannt, am Mittwoch nach Miſericordia auch vor Hohenburg, und begehrte von der Beſatzung die Uebergabe; allein der Haufe ward mit tapferer Hand abgewehrt, und ſeine Macht zerſchellte an den Mauern der ſtattlich bewehrten Veſte. Erſt ſpäter iſt die Burg allgemach in Verfall gekommen. Der letzten, die Burg bewohnenden Amtleute einer war Philipp von Thüngen, welcher nebſt dem Amtmann auf Trimberg von ſo vielen adeligen Vaſallen des Hochſtifts allein nach Würzburg kam, als die von ihrem Herrn, dem Biſchof Friedrich von Wirsberg verlaſſene, durch Wilhelm von Grumbach eingenommene Stadt in großer Gefahr ſchwebte. Er war der Bruder des Capitelſeniors und händigte Grumbach in deſſen Namen den Vertrag vom 7. October 1563 ein, in deſſen Folge Grumbach ſein Volk aus der Stadt hinweg führte. — Von Hohenburg führen, wie die

Sage behauptet, unterirdiſche Gänge nach der nahen Burg Reuſſenberg, da beide Burgen auf einem und demſelben Berge liegen, deſſen Gipfelhaupt dieſe Burg trägt, während auf der ſüdlichen Abdachung auf freier, das Werrnthal überſchauender Höhe die Hohenburg horſtete, die jetzt, das einſt ſo ſtattliche, prangende Haus, ein Sitz der Geier und Eulen, der Marder und Iltiſſe iſt, ſelten beſucht, mit zerfallenen Thürmen und verödeter Kapelle.

18.

Sondheimer Kirchhof.

In der Nähe des Städchens Arnſtein, weſtwärts davon ſteht eine uralte Kirche in einem ſchönen Wieſenthale, und das iſt die Pfarrkirche der Stadt, welche Kirche den Namen Sondheim führt. Vor Zeiten ſoll ein Dorf dieſes Namens um ſie her gelegen haben, aber untergegangen, und nichts als dieſe Kirche davon ſichtbar geblieben ſein. In ihr hält man von Oſtern bis zum Tage Allerheiligen Gottesdienſt, und geht von Arnſtein aus in einer ſchönen Obſtbaumallee hinüber. Der Kirchhof nimmt ebenfalls die in der Stadt Geſtorbenen auf, und hat, wie die Kirche, manche alterthümliche und ſehenswerthe Grabſteine und Monumente. Darunter wird beſonders eines das der bekehrten Hexe genannt. Es lebte zu Arnſtein im vorigen Jahrhundert eine begüterte Frau, Cordula Beckin, deren Reichthum dem Volke nicht erklärlich ſchien, und man muthmaßte, daß ſie denſelben nicht auf gewöhnlichem Wege erlangt, redete ihr viel Böſes nach und nannte ſie geradezu eine Hexe. Und als es mit ihr zum letzten Stündlein gekommen, ſoll ſie viel Grauenvolles und Schweres in der Beichte von ihrem Herzen abgewälzt haben, und mit Gott verſöhnt, geſtorben ſein. Sie vermachte, und dieß iſt die Wahrheit, ein ſehr bedeutendes Legat zur Unterſtützung der Schullehrer in Arnſtein, wie zu der von armen Studenten oder Handwerkslehrlingen, welches Legat bis heute der Magiſtrat von Arnſtein verwaltet, und es wurde ihr das Epitaphium auf dem Sondheimer Kirchhof errichtet.

19.

Otelshauſer Glocke.

Ueber der Werrn drüben ohnweit Werneck breitet ſich eine weite Flurebene aus, auf welcher kein Dorf und kein Dach, kein Haus und kein Hof ſteht. Dort iſt es nicht geheuer, und man kann ſich leicht verirren, und Manchen hat es auch ſchon irre geführt. Mitten in dieſer Flurmarkung hat einſt vor vielen Jahren ein Dorf gelegen, Otelshauſen geheißen, wo in der Heidenzeit eine Gottheit verehrt wurde. Als nun St. Kilian auch in dieſen Gegenden das Chriſtenthum gepredigt hatte, und die Bewohner ſich zu demſelben bekannten, geſchah es, daß die Bewohner von Otelshauſen ſich wieder abwandten von der reinen Lehre, angeführt von den heidniſchen Prieſtern; da fluchte ihnen der Apoſtel und das ganze Dorf verſank mit allen Bewohnern. Die Flurmarkung deſſelben wurde darauf unter die Bewohner der Nachbarorte vertheilt, das ſind Theilheim vulgo Dälheim, Schwanfeld, Eßleben und Weigolshauſen, und ſoll von dieſer Theilung der Name von Theilheim herrühren, weil dort die Theilung geſchah, und dieſer Ort das Meiſte empfing. Auf der Markung von Theilheim ſcharrten lange nachher die Schweine eine Glocke aus der Erde, das war die Glocke aus der entweihten Chriſtenkapelle des verſunkenen Otelshauſen; ſie wurde eingeholt, auf den Kirchthurm gehängt, und iſt lange nachher geläutet worden. Zum Andenken nahm das Dorf Theilheim eine Glocke in ſein Siegel, und führt ſolches bis auf den heutigen Tag.

20.

Der Stadt Schweinfurt Urſprung und Alter.

Viele haben erzählt und behauptet, Schweinfurt habe ſchon länger denn zweihundert Jahre vor Chriſtus geſtanden. Von den Sueven, einem deutſchen Volksſtamm, habe es den Namen empfangen, welche an dieſer Stelle eine Furth über den Mainſtrom gehabt, und ſo ſei der Ort Suevenfurt genannt worden. Darüber läßt ſich freilich nichts Gewiſſes behaupten. Urkundlich tritt die von Alters her berühmte fränkiſche Stadt zuerſt unter der Benennung Suuinfurt, Svvinfurt und Suinuordo mit andern Orten der Gegend im 9. Jahrhundert, früh genug, in die Geſchichte, wo begüterte Grundeigenthümer Theile ihrer Beſitzungen an das Kloſter Fulda übergaben. Im Anfang des zehnten Jahrhunderts beſaß Schweinfurt Gottwald, ein Graf von Henneberg, aus deſſen Nachkommenſchaft die nachherigen Markgrafen (Gaugrafen der Schweinfurter Markung) hervorgingen, die dort eine Burg hatten. Unter dem Markgrafen Berthold wird ſchon gegen das Jahr 1000 Schweinfurt eine Stadt (urbs) genannt, nicht mehr, wie früher, eine villa. Berthold's Gemahlin hieß Heila oder Geila, und ihr war Schweinfurt als Erbgedinge verſchrieben.

21.

Die alte Stadt.

In den alten Zeiten lag die Stadt Schweinfurt nicht da, wo ſie jetzt liegt, ſondern eine Strecke weiter aufwärts am Main, da, wo man noch eine Anzahl Gärten und Weinberge die alte Stadt nennt. Viele der Weinbergslagen haben noch bis heute die einſtigen Benennungen, welche die Straßen führten, als da Häuſer ſtanden, wo jetzt Reben- und Obſtbaumpflanzungen grünen. So die „Heerdgaſſe,“ vielleicht von den Viehheerden, „die langen Schranken,“ wo der ehemalige Turnierplatz ſich befunden haben ſoll. Dort ſteht auch im Tannengarten „die grüne Tanne“, welche genau den Platz bezeichnet, wo vor Zeiten das Wirthshaus zum Tannenbaum ſtand, ein Baum, der ſtets neu gepflanzt wird, wenn der alte abſtirbt, damit das Andenken nicht erlöſche. Unter der alten Stadt ſollen noch große Schätze und Koſtbarkeiten liegen; wer ſie zu finden und zu heben wüßte, könnte ſehr glücklich werden.

22.

Vom Götzen Lollus.

Im Bereich der ſogenannten alten Stadt bei Schweinfurt, und zwar nicht weit von den langen Schranken, iſt ein Platz gelegen, welchen das Volk Lollus oder Lollo nennt; ein andrer aber, näher gegen die jetzige Stadt zu, in der Nähe des Stroms, wo vor Alters ein Wald geſtanden haben ſoll, wird das kleine Löllein oder das Lölle genannt. In dieſem Hain ſoll einſt in einer Umzäunung ein ehern Götzenbild geſtanden haben, welches von den Einwohnern verehrt wurde und blutloſe Opfer an Wein und Feldfrüchten empfing. Dieſes Bild hieß Lollus und war geſtaltet als ein nackter, geſchürzter Jüngling; trug auf dem Haupte gelbes Lockenhaar, einen Kranz von Mohnſamen um den Hals und über die Bruſt, hob die rechte Hand zum Munde, faßte mit dem Daumen und Zeigefinger die Zunge, und hielt in der Linken einen Pokal empor, in welchem Kornähren ſtanden. Ueber dieſen Lollus haben die Gelehrten viel geſchrieben, das Bild ſelbſt aber iſt hinweggekommen, Niemand weiß, wohin? Man vermuthet, es ſei in den Main verſenkt worden.

23.

St. Kiliansberg.

Auf dem Kiliansberge bei Schweinfurt predigte der heilige Kilian, und verbot die Heidengreuel, davon hat der Berg noch heute den Namen. Viele Einwohner wurden Chriſten, und dieſe waren es, welche das Bild des Loll in das Mainbette verſenkten. Als aber einige Jahre ſpäter der fromme Glaubensapoſtel zu Würzburg ſeinen Martyrertod gefunden, fielen die meiſten Bewohner der Gegend wieder ab, ließen ſich ein neues Götzenbild des Loll aus Erz gießen, und ſtellten es an dem Orte zur Verehrung auf, den man jetzt das kleine Löllein nennt. Später jedoch ward auch dieſes Bild vernichtet, und auf dem Kiliansberg erhob ſich ein Kirchlein, das aber im Laufe der Jahrhunderte auch wieder hinweggeſchwunden iſt.

24.

Die Markgrafen von Schweinfurt.

Aus dem Dunkel der Geſchichte treten die Namen einiger Markgrafen, welche im Nordgau herrſchten, als Beſitzer von Schweinfurt. Hezilo oder Heinrich, Sohn des Markgrafen Berthold, hatte ſeine Reſidenz meiſt zu Schweinfurt, während ſein Vater in Bamberg Hof hielt, und über weite Länder das Scepter ſeiner Macht ausſtreckte; ein zweiter Sohn desſelben hieß Burkard.

Hezilo war ein ehrgeiziger Mann. Als der Bayernherzog Heinrich, Heinrich des Zänkers Sohn, ſich um die Krone Kaiſer Otto III. bewarb, zog er auch den Markgrafen durch Begabungen und Verheißungen in ſein Intereſſe. Hezilo durfte hoffen, Herzog von Bayern zu werden, ſobald Heinrich die Kaiſerkrone aufs Haupt ſetzte. Dieſes erfolgte im Jahr 1002, nicht aber die Erfüllung von Hezilo's Hoffnung, wie treu und anhänglich dieſer auch dem deutſchen Könige, dem Vater der Mönche, diente. Müde des Harrens auf die Herzogskrone, fiel Hezilo von Heinrich II. ab und verband ſich mit den Herzogen von Böhmen und Polen gegen den Kaiſer. Doch die Ausführung des Planes, Heinrich zu entthronen, mißlang; die Veſten des Markgrafen, wie Ammerthal und Kruſſni (Kreuſſen) wurden belagert und genommen, Hezilo entkam mit den Seinen nach Crana (Cranach); doch auch dort hart bedrängt, ſteckte er dieſe Veſte ſelbſt in Brand und entfloh nach Böhmen. In Schweinfurt lebte Hezilo's Mutter, Geila, und erbaute dort auf der Petersſtirn ein Kloſter und eine Kirche. Da naheten des Kaiſers Krieger, auch Schweinfurt zu vernichten. Geila öffnete ihnen die Thore und bat um Schonung, widrigenfalls ſie drohte, ſich unter den Trümmern ihrer Kirche begraben zu laſſen. Da wurde denn doch die Kirche geſchont, und nur die Mauern nebſt vielen Gebäuden der Stadt abgeriſſen und verbrannt. Später ergab und demüthigte ſich Hezilo vor dem Kaiſer und bat um Gnade, aber Heinrich der Fromme ließ ihn ſofort auf den Giebichenſtein gefangen abführen. Das Herzogthum Bayern empfing der Bruder von Kaiſer Heinrichs Gemahlin Kunigunde, Herrmann von Luxemburg. Nach einem Siege des

Kaiſers über Boleslav erflehte der Biſchof Gottſchalk von Freiſingen die Freilaſſung des gefangenen Markgrafen von Schweinfurt mit den Worten: „Ich beſchwöre Dich Herr, im Namen und durch die Liebe deſſen, der ſeinem Schuldner zehntauſend Talente, das iſt, den Juden die Uebertretung ſeiner Gebote erlaſſen — daß Du Dich, theuerſter Herrſcher, Heinrichs, einſt Markgraf, doch nun, wie ich hoffe, ein reuiger Büßer, erbarmeſt, von Banden ihn löſeſt, und ihm Gnade ſchenkeſt, auf daß Du ſelbſt mit freierem Gemüthe heute zum Herrn flehen mögeſt: Vergib uns unſere Schuld!“

Dieſe eindringliche Rede bewirkte in der That Hezilo's Freilaſſung, und dieſelbe erfolgte; Hezilo eilte nach Schweinfurt und baute wieder auf, was im Kriege zerſtört worden war. Seine Gemahlin hieß Gerberga. Er ſelbſt ſtarb zu Schweinfurt und wurde im Kloſter daſelbſt, nicht weit von der Thüre, begraben. Hezilo's Sohn, Otto, findet ſich ebenfalls ſpäter im Beſitz des Markgrafenthums von Schweinfurt. Er wurde ein Herzog des Frankenlandes und erlangte den Ruf eines gerechtigkeitliebenden Herrſchers. Gleichwohl kam ein Fall vor, daß er das Freigut eines Vaſallen als Lehen einzog. Der Gekränkte, Burchard mit Namen, legte ſeinen Freibrief auf das Grab der Kaiſerin Kunigunde, die ihn mit dem Gute begnadigt hatte, und rief unter dem Geläute der Glocken mit kläglicher Stimme ihren Beiſtand an. Alsbald erkrankte der Herzog Otto und hatte eine Erſcheinung, in deren Folge er das genommene Gut dem Eigenthümer zurückgab. Otto ſtarb ohne männliche Erben, hinterließ aber mehrere Töchter, von denen Eilice einem Kloſter als Aebtiſſin vorſtand, Judith einen Herzog, Beatrix einen Markgrafen, Giſla einen Grafen und Bertha den Sohn eines Dynaſtengeſchlechtes heirathete. So zertheilten und zerſchlugen ſich die Beſitzungen der Markgrafſchaft, und Schweinfurt mit ſeinem Gebiete kam zum Antheil der Gräfin Beatrix, die auch dort ſtarb und neben dem Vater begraben wurde. Erzbiſchof Hartwig von Magdeburg kaufte von ihr das Caſtrum Suinford mit allen ſeinen Zugehörungen und 1112 fiel es dem Reiche anheim, obſchon auch das Bisthum Eichſtädt Anſprüche auf die Stadt erhob; dadurch geſchah es, daß das Stift die Stadt, mit Bewilligung Kaiſer Lothars und des Reichs, gegen die Reichsſtadt Gredingen vertauſchte. Davon urtheilte hernach der Eichſtädter Biſchof Moriz von Hutten: Ein Roß um eine Pfeife.

25.

Die Entführung.

In dem ſtarkumwallten und befeſtigten Kloſter, welches die Markgräfin Geila zu Schweinfurt geſtiftet hatte und deſſen Stätte da gelegen war, wo man es noch heutzutage die Petersſtirn nennt, über dem Wege nach dem Schloſſe Mainberg, von welchem Kloſter aber nichts mehr vorhanden, als einige Fundamentmauerreſte, wurde die Tochter des Markgrafen von Schweinfurt erzogen, Jutta, ein Wunder von Schönheit, davon der Ruf in alle Lande erging. Da machte ſich des Böhmenherzogs Sohn Brzetislav aus ſeiner Heimath auf, kam an den Hof der Henneberger Grafen, brachte es dahin, die holde

Jutta zu ſehen, und entbrannte ſo gegen ſie in Minne, daß er Alles daran zu ſetzen beſchloß, ſie ſein zu nennen. Doch ſchien der Wille derer, die über Jutta's Hand zu verfügen hatten, ihm nicht günſtig und er beſchloß eine Entführung. Er betrat als Reiſender das Kloſter mit einigen Gefährten, erlauerte den günſtigen Augenblick, wo Jutta in die Kirche ging, hob ſie auf ſeine Arme und trug ſie zur Pforte. Eine Kette ſperrte den Ausweg; mit einem Schwerthieb ſprengte ſie der kräftige Arm des Jünglings und trug Jutta vom Berge herab. In der Nähe, wo ein Brünnlein quoll, harrten mit Roſſen die Gefährten dicht über dem Main. Hier verlor Jutta einen rothen Schuh.

Als das beſtürzte Kloſter an den Kaiſer Konrad den Salier die Schreckensbotſchaft ſandte, der gar ein naher Verwandter Jutta's war, ward dem Boten zur Beglaubigung der Schuh mitgegeben, verſchwand aber, eben als er denſelben überreichen wollte.

Zwar zürnten die Verwandten, und dem Lande Böhmen drohte ein neuer verderblicher Krieg, doch empfing Brzetislav Verzeihung, da Jutta ſelbſt ſich fußfällig vor dem Kaiſer gedemüthigt.

26.

Die Jungfrauen der Petersſtirn.

Das Jungfrauenkloſter auf der Petersſtirn wurde in ſpäterer Zeit in ein Mönchskloſter umgewandelt und im Jahr 1283, als daſſelbe ſchon ganz verfallen war, wurde es an den Deutſchherrenorden abgetreten, der ein Ordenshaus daraus machte. Auf dem Berge, wo das Kloſter ſtand, der jetzt ganz mit Rebenpflanzungen überdeckt iſt, ſoll ein großer Schatz vergraben liegen. Viele haben ſchon zu verſchiedener Zeit und Stunde drei Jungfrauen in ſchneeweißen Kleidern auf dieſen Mauertrümmern ſitzen ſehen. — Einer Frau aus Schweinfurt erſchienen einſt dieſe drei Jungfrauen im Traume und ſagten ihr an, ſie möge auf die Petersſtirn gehen und dort einen Schatz heben. Sehr frühzeitig erwachte die Frau, kleidete ſich an und ward von einer wahren Sehnſucht nach jenem Orte erfüllt, dem ſie unverweilt zueilte. Schon ſtand ſie am Fuße des Berges, als die erſten Strahlen der Morgenſonne jene Mauertrümmer und das kleine Häuschen vergoldeten, welches daneben für die Weinbergshüter erbaut iſt; da erblickte ſie droben die drei Jungfrauen gerade ſo, wie ſie ihr im Traume erſchienen waren, freundlich winkend. Aber der wunderbare Anblick dieſer geiſterhaften Weſen erſchreckte die Frau auf den Tod, ſo daß ſie bewußtlos niederſank. Andere Weinbergsleute fanden ſie und brachten ſie wieder zum Bewußtſein. Haſtig blickte ſie nach den drei Jungfrauen, doch dieſe waren verſchwunden. Als die Frau zu ihrem Mann zurückgeführt wurde, ſchmälte dieſer ſie aus, daß ſie nicht mehr Muth an den Tag gelegt, ſie würde ihr und ſein Glück gemacht haben. Auch einem Bürger aus Schweinfurt ſind auf der Mainleite, dicht über der Petersſtirn, da er auf der alten Straße fuhr, in einer ſtürmiſchen Novembernacht die drei Jungfrauen, ſchleierweiß auf der Mauer ſtehend, erſchienen. Und es ſchauerte ihn, daß er eilend vorüberfuhr.

27.

Die goldgekrönte Schlange.

Auf der Petersſtirn iſt ſchon oftmals eine Schlange erblickt worden, die trägt auf ihrem Haupte ein goldenes Krönlein. Einſt ging ein Häcker (Weinbergsmann) den Berg hinauf, wo noch die geringen Mauerſchädel des alten Kloſters liegen; da rauſchte mit raſchem Ringeln ihm eine große und glänzende Schlange entgegen, die trug auf dem Haupt eine goldene Krone und im Maul ein großes Bund Schlüſſel, die glitzerten und klingelten wie Silber. Der Häcker entſetzte ſich, hob ſeinen Karſt, um nach der Schlange zu ſchlagen, da ſah ihn die Schlange wehmüthig an, und bezauberte ihn mit ihrem Blick, daß er regungslos ſtand, und da ſah er denn, daß ſie weinte wie ein Kind. Als das einige Minuten gedauert, ſchwand die Schlange in die Erde, und war ihm aus den Augen und hinweg und war nirgends im Boden ein Loch zu ſehen.

28.

Ausgehackte Fröſche.

Einem Weinhäcker aus Schweinfurt begegnete unter der Petersſtirn bei der Mainleite etwas ſehr Seltſames. Er war mit ſeiner Frau mit Brechen des Weinbergs, der unmittelbar unter der Trümmerſtätte liegt, beſchäftigt; die Frau hackte ſehr fleißig, und mit einem Mal hackte ſie bei jedem Schlag in die Erde einen Froſch heraus. So mochte ſie wohl fünf oder ſechs Fröſche herausgehackt haben, als es ihr auffiel und ſie zu ihrem Manne ſagte: „Pfui! Was ſind das garſtige Fröſche.“ Und jetzt kamen keine mehr. Und der Mann näher tretend, bückte ſich nach den Fröſchen und ſah keine, wohl aber leuchteten ſo viele Goldſtücke, als zuvor Fröſche zum Vorſchein gekommen waren, am Boden. Die hob er auf und ſteckte ſie ein, und zankte ſeiner Frau, daß ſie nicht ſtillſchweigend fortgehackt. Beide hackten und brachten den ganzen Tag damit zu, es gab aber keine Goldfröſche mehr.

20.

Die langen Schranken.

Im Bereich der alten Stadt liegt ein ſchöner, ebener Platz, welcher jetzt mit Obſtbäumen bewachſen iſt. Hier, ſagt man, ſei vor Zeiten der Turnierplatz geweſen, daher der Name „die langen Schranken“ noch bis auf den heutigen Tag ſich fortgeerbt habe. Einſt war ein glänzendes Turnier angeſtellt, zu dem kamen viele fremde Ritter. Einer derſelben erblickte unter den anweſenden Damen eine, die wohl auch fremd ſein mochte, und deren Schönheit ihn ſo bezauberte und umſtrickte, daß er ſich zu ihrem Kämpfer weihte, und Jedem den Handſchuh hinwarf, der ihr nicht den Preis der Schönheit zugeſtehen wollte. Er blieb auch wirklich Sieger, ſtreckte alle Gegner in den Sand und nahte nun der Holden, die ein meergrünes Kleid trug, ſittig, ihren Dank zu empfangen.

Sie lächelte ihn liebreich und holdſelig an, aber wie ward ihm, als er dabei wahrnahm, daß ſie grüne Zähne hatte? Er bebte zurück, ſie ſtieß einen Schrei aus, verwandelte ſich in ein Seeweiblein und rutſchte auf dem Schlangenleib dem Maine zu, in den ſie ſich ſtürzte und auf deſſen Oberfläche ſie eine Weile fortſchwamm, bis ſie niedertauchte und den Blicken der ſtaunenden Herren und Damen entſchwand. Da that ſich der Ritter ſeine Waffen und Rüſtung ab und trat als Mönch in einen der ſtrengſten Orden.

30.

Wahrzeichen der Stadt Schweinfurt.

Unter dem Mühlthore, wo es nach Mainberg geht, iſt in der linken Seitenwand ein uralter Adler, das Wappen der Stadt, das noch von den Markgrafen herrühren ſoll, eingemauert. Dieſer iſt das Wahrzeichen der Stadt, das Volk nennt ihn nur „die Eule,“ und jeder Handwerksburſche mußte die Eule kennen, die auf die Frage: Eule, was machſt Du? Nichts antwortet, wenn er in Schweinfurt in Arbeit geſtanden haben wollte. Aeltern ſagen ihren Kindern: frage doch die Eule, was ſie macht, ſie wird Dir Nichts antworten, und unzählige Mal geſchah dieſes, wenigſtens noch vor vierzig Jahren, daß man Kinder bei dem Bilde ſtehen ſah, die ihre Stimme erheben und riefen in ihrem Dialekt: Eul, was mächſt Du? und ſtets antwortete ſie nichts!

Noch ein Wahrzeichen ſoll am Balkon des Rathhauſes ſein, nämlich ein in Stein ausgehauenes Schwein — was jedoch Andere für ein Lamm anſehen wollen; Jene aber, die es für ein Schwein halten, deuten es auf den Namen der Stadt.

31.

Wolfsgaſſe und Wolfsbrunnen.

Vor mehreren hundert Jahren trug ſich's zu in einem ſehr harten und ſtrengen Winter, daß zum obern Thore zu Schweinfurt ein Wolf hereinkam, der ſich alsbald von einer großen Menſchenmenge gehetzt und verfolgt ſah. Er nahm ſeinen Weg in die erſte beſte Gaſſe und ſprang, als er ſich von allen Seiten umringt ſah, aus Angſt in einen Brunnen. Zum Gedächtniß erhielten Straße und Brunnen die Benennung Wolfsgaſſe und Wolfsbrunnen, und über letzterm wurde bildlich ein Wolf in Stein gehauen aufgeſtellt, ſo noch zu ſehen iſt.

32.

Die Alte mit dem Krüglein.

Bei Schweinfurt iſt eine Wieſe, heißt die Grafenrheinfelder Wieſe. Ein Mann, der mit ſeiner Tochter über Land geweſen war, ging eines Abends in der Dämmerung über dieſe Wieſe nach Hauſe. Sie mußten über einen Steg gehen; der Vater hatte dieſen bereits betreten, die Tochter war einige Schritte zurück, da vertrat ihr ein altes Mütterlein den Weg, die hielt ein wunderlich geformtes Trinkkrüglein in ihrer Hand und hob es zum Munde der Maid, mit dem Bedeuten, daß ſie trinken ſolle. Das Mädchen wehrte ab, da ihr ſolch Begehren nicht anſtand, aber die Alte bot immer von neuem an, und ſchien ihr gewaltſam den Trank aufdringen zu wollen. Da wurde das Mädchen unwillig und rief: „Laßt mich, ich habe keinen Durſt!“ und im Moment war die Alte mit dem Krüglein verſchwunden. Erſchrocken eilte die Jungfer ihrem Vater nach und erzählte ihm, was ihr begegnet, fragte auch, ob er die Alte nicht geſehen und ob er ſie nicht kenne? Der Vater hatte nichts geſehen, tadelte aber ſeine Tochter, daß ſie nicht einen Tropfen mindeſtens gekoſtet, damit habe ſie ihr Glück machen, entweder die Alte erlöſen, die wohl als Geiſt umwandeln müſſe und dazu verwünſcht ſei, oder einen Schatz finden können; denn es ſei auf der Wieſe nicht geheuer und möge wohl ein großer Schatz auf ihr vergraben ſein. Dabei zeigte er nach einem alten Baume ohnweit des Stegs, und ſagte ihr, daß um dieſen die Irrlichter zum Oeſtern zu tanzen pflegten.

33.

Hinze-Häuſele.

In einem gewiſſen Hauſe auf dem Marktplatz zu Schweinfurt wohnte vor mehr als hundert Jahren ein reicher Kaufmann, der einen Ladendiener hatte, welchen man nur den Hinze-Häuſele nannte; er war ſehr alt und galt alles im Hauſe und bei ſeinem Prinzipal. Eine eigenthümliche Tracht und Geſtalt machten ihn kennbar, bei Alt und Jung. Als Hinze-Häuſele endlich geſtorben war, verbreitete ſich bald das Gerücht, daß er ſpuke, und zwar gräulich, ſowohl im Haus und Laden, als vorzüglich im Wehrwäldchen, dem ſchönſten Spaziergang, der dem Maine entlang gelegen iſt. — Viele wollten ihn dort in ſeiner Perücke und ſeinem rothbraunen breitſchößigen Röcklein geſehen haben, die ſich des magern und ſchmächtigen grauen Männleins noch gar wohl erinnerten. Doch ohnerachtet ſeiner Magerkeit machte er ſich denen, welchen er ſich aufhockte, was eine ſehr unangenehme Liebhaberei des Geiſtes war, ſo ſchwer, daß ſie ihn kaum ſchleppen konnten. Alles fürchtete ſich vor dieſem Geſpenſt, und ſo wie die Dämmerung eintrat, ergriff vorzüglich die ſpielenden Kinder ein Schauer vor dem Hinze-Häuſele und ſie verließen eiligſt das Wäldchen. — Jenes Haus wurde wegen dieſer Spukgeſchichte ſpäter ſehr billig verkauft. Es iſt dasſelbe, in welchem, wie die Sage geht, vor mehreren hundert Jahren drei Könige an einer Tafel ſpeiſten, dem zum Gedächtniß in der Wand eine Schrifttafel eingelaſſen wurde.

An einem ſchönen Sonntagnachmittag ging ein Muſikant an das Seeloch am Wehrwäldchen und angelte. Gegen Abend auf dem Heimweg geſellten ſich noch einige junge Leute, ſeine Freunde, zu ihm, und die Rede kam auf Hinze-Hänſele und ſeine Neckereien. Der Muſikant dünkte ſich viel klüger und aufgeklärter als ſeine Begleiter und rief: „Schweigt mir doch vom Hinze-Hänſele, dem dummen Kerl.“ Plauz — hing auf ſeinem Rücken etwas Schweres, wie ein Mehlſack; er rüttelte ſich und ſchüttelte ſich, um es abzuwerfen, und rieb ſich an den Bäumen und ſchämte ſich zu ſchreien, und auf ihm blieb's, wie Blei, bis er an die Pfitz kam; da ſprang's von ihm, unverſehens, wie es gekommen war, und der Muſikant wiſchte ſich aufathmend den Angſtſchweiß von der Stirn, und ſchimpfte nie wieder auf Hinze-Hänſele, der die Verhöhnung an ihm gerächt hatte.

34.

Die Waſſerjungfrau im ſchwarzen Loch.

An dem Wehrwäldchen, einſt der Lieblingsſpaziergang der Schweinfurter, lag das ſtille Waſſer, welches das ſchwarze Loch hieß. Man hielt es für unergründlich; denn ſo ging die Sage: es hatte einmal ein Fiſcher drei Fahrbäume an einander gebunden und damit keinen Grund gefunden; ja er ging noch weiter, er kaufte ſich ein großes Knäul Bindfaden und hing an das eine Ende eine Bleikugel, dieſe ließ er hinab, aber das Knäul lief zu Ende und noch war kein Grund gefunden.

Derſelbe Fiſcher erzählte: als einſt in Sennfeld am Johannestage Kirchweih war, wurde im Wirthshaus tapfer getanzt, wozu auch viele junge Geſellen von Schweinfurt ſich einfanden; gegen Abend kamen drei wunderſchöne fremde Jungfrauen zum Plan, die jungen Geſellen zogen ſie zum Tanze, und ſie tanzten alle drei luſtig mit, bis gegen 11 Uhr. Da es aber 11 Uhr war, ſprach die eine: „Wir müſſen uns aufmachen, denn vor Mitternacht müſſen wir zu Hauſe ſein!“ — Die Geſellen aber baten, ſie möchten doch bleiben, ſie wollten ſie in einer halben Stunde nach Haus begleiten. — Einer der luſtigen Geſellen ging an die Uhr und richtete ſie zurück; die Mädchen tanzten aufs Neue mit vieler Luſt, und ſahen aber oft dabei nach der Uhr; als dieſe halb zwölf zeigte, ſchickten ſie ſich an, wegzugehen, und die drei Geſellen, ſo am meiſten mit ihnen getanzt hatten, begleiteten ſie. Wie nun die Jungfrauen in die Nähe des ſchwarzen Loches kamen, baten ſie ihre Begleiter, zurück zu bleiben, welche ihnen nun geſtanden, daß ſie die Uhr zurückgeſtellt hätten. Darüber wurden die Jungfrauen ſehr unruhig und traurig, und ſagten: „Nun müſſen wir *auf ewig* von euch Abſchied nehmen, ob wir euch gleich verſprachen, nächſtes Jahr wieder zu kommen!“ — Sie eilten auf das Waſſer zu, und verſchwanden darinnen. — Die Geſellen lauerten noch eine Zeit lang hinter den Bäumen, und als es etwas tagte, gingen ſie zum ſchwarzen Loch, und ſiehe, da quollen aus der Tiefe drei große Blaſen auf, die blutroth gefärbt waren. — Die Jungfrauen waren gerichtet und niemals kamen ſie wieder.

35.

Auferſtandene Frau.

Auf dem Schweinfurter Gottesacker iſt ein alter Grabſtein mit dem lebensgroßen Bildniß einer vornehmen Frau zu ſehen, welche ein eingewickeltes Kind zu ihren Füßen liegen hat. Dieſe war die Frau eines Syndikus Albert. Man ſagt von ihr, daß ſie ſehr ſchnell und plötzlich geſtorben ſei, und als ihr Tod erfolgt war, wurde ſie unter einem Schwibbogen, in welchem ſich ihr Familienbegräbniß befand, beigeſetzt. Ihr zurückgelaſſener Gatte betrauerte ſie ſehr aufrichtig. Der Todtengräber, ein habgieriger Mann, hatte jedoch an dem Finger der Leiche einen koſtbaren Ring bemerkt, den er der Todten nicht laſſen wollte; er machte ſich daher des Nachts heimlich auf, hob den Sargdeckel ab, und wollte der Leiche den Ring vom Finger ziehen; da richtete ſich dieſe plötzlich auf. Entſetzt lief der Todtengräber davon; die Frau im weißen Todtengewande entſtieg ihrem Sarg, wandelte ihm nach, und kam ruhigen Ganges vor ihr Haus, wo ſie anläutete. Eine Magd ſieht zum Fenſter hinaus: „Wer da?“ „„Ich bin's, die Frau! Oeffne!““ Schreiend ſtürzt die Dienerin zu ihrem Herrn: „Die Frau iſt unten an der Thüre, ich habe ſie an der Stimme erkannt!“ — Der Herr ſchüttelt ungläubig den Kopf, und läßt ſeinen Diener hinaus ſehen. „Oeffne mir um Gotteswillen! Ich komme um vor Kälte!“ Da eilt auch der Diener raſch zum Herrn: „Es iſt die Frau, ich erkenne ſie an ihrer Stimme“. — Der Herr aber ſagte: „Ihr ſeid Thoren und dümmer wie das

Vieh! Wenn meine Pferde zum Fenſter hinausſähen, würden ſie geſcheidter antworten, als ihr!“ Kaum iſt das Wort geſprochen, ſo kommt es mit Gelärm und Gepolter die Treppe herauf, und ſtampft und trappt und wiehert, — die Pferde ſind's — zur Stube herein, und ſie ſtecken die Köpfe durch die Fenſter, daß die Scheiben klirren und die Flügelbänder brechen, und beide ſehen vom Vorſaal hinab zum Fenſter hinaus und wiehern. Nun läßt der Herr, erſchrocken, ſchleunig öffnen, und die halberſtarrte Frau wird zu Bette gebracht und geneſet bald darauf eines Töchterleins. Doch Mutter und Kind lebten nicht lange mehr, und die erſte wurde zum zweiten Male begraben, und beiden dieſer Grabſtein zum Andenken geſetzt. — Alle Jahre am erſten Oſtertage iſt eine wahre Wallfahrt nach dem Gottesacker, der dann prächtig mit herrlichen Blumen geſchmückt iſt, aber das Erſte, was man den Kindern zeigt und was ſie alle gerne ſehen wollen, iſt die wiedererſtandene Frau mit ihrem Kinde.

36.

Der entrückte Mühlknappe.

Folgende Wundermähr berichtet uns eine alte geſchriebene Schweinfurter Chronik: Anno 1648, den 3. September: iſt Michael Stephen Beckenknecht in die Mühl gangen, wurd im ziemlich bang alldo, daß ihm der Schweis über das Geſicht gieng, Lufft zu ſchöpfen geht er aus der Mühl zum Brückenthor hinaus bis zum äußern Mayn, da ihm dann wieder etwas beſſer worden, darauf geht er in die Mühl zu mahlen, als Er kaum hinein, wird ihm wieder übel, ſich wieder zu helffen geht er wieder an den Orth wo er geweſen, nimmt eine Hand voll Waſſer und wäſcht ſich, da es wieder beſſer worden, und da er zum Thor herein will, kommt ein Wind und führt ihn in der Lufft 5 gute Meil nach Maynbernheim in ſein Vaterland, als Er aber nicht weis wie ihm geſchicht und den andern Morgen wieder zu ſich ſelbſt kommen, ligt Er außerhalb der Stadt auf dem Gottes-Acker zwiſchen zweien neuen Gräbern, an Händen und Füßen mit Wieden an ein dabei geſtandenes Creutz feſt angebunden, nicht wiſſend wo Er war. Als Er aber den Thürmer früh blaſen hört, wird er innen, daß Er in den Maynbernheimer Gottes-Acker liege, als ein Mann ohngefähr vorübergeht, höret Er ihn winſeln, gucket hinein und ſihet ihn, meldet's der Obrigkeit an, da wurd Er los gemacht und in die Stadt zu ſeinen Eltern geführt, da hat er's erzehlet, auch geſagt: Es habe ihn in der Nacht gedunkt, es gehe Vieh umb ihn herumb und rupfe Gras, auch wie Er los geriſſen worden, hab' Er eine Stimme gehört, die geſagt hat: „Gehe hin und reiße ein andermahl mehr aus“, habe aber niemand geſehen.

37.

Der reiche Rüffer.

In den Zeiten der Reformation zog von Würzburg nach Schweinfurt ein ſehr reicher Mann, Balthaſar Rüffer mit Namen und ließ ſich allda wohnlich nieder. Da nun die Stadt, wie damals zum Oeftern geſchehen, in große Noth und Bedrängniß kam, Geld erlegen ſollte und keines zu erlegen hatte, weil vielfache Feinde ſchon Alles abgepreßt, kein Menſch mehr helfen konnte und die Stadt ſchon an allen vier Enden angezündet werden ſollte, da erbarmte ſich der reiche Rüffer und gab drei Säcke mit Geld her, wodurch er die Stadt Schweinfurt erlöſte. Um ihm einen guten Dank dafür zu erweiſen, ward er und ſein Geſchlecht unter die Patricier der alten Reichsſtadt aufgenommen, und durfte fortan ein ritterlich Wappen führen, darinnen drei volle Säcke, welche die Geldſäcke bedeuten, womit er die gute Stadt erlöſt, ſeiner wackern That zum dankbaren Gedächtniß. Dieß Wappen iſt noch bis auf den heutigen Tag an einem ehernen Monument in der St. Johanneskirche zu ſehen. Balthaſar Rüffer lebte in hohen Ehren und ſtarb als gefeierter Richter und Reichsvogt der freien Reichsſtadt Schweinfurt.

38.

Sage von der alten Judenſchule.

Zu Schweinfurt ſteht noch ein Haus, das früher dadurch ausgezeichnet war, daß man an ihm einen gräulichen Drachen oder Lindwurm abgebildet erblickte. In dieſem Hauſe war vor Zeiten, als noch Juden zu Schweinfurt wohnen durften, ihre Schule oder Synagoge. Das Volk erzählt ſich manche unglaubliche Mährlein von grauſamer Kinderermordung, welche in dieſem Hauſe die böſen Juden verübt, und Niemand ging gern Abends in das unheimliche Gebäu, weil allgemein die Rede ging, daß es darinnen abſonderlich ſpuke. Das Allerſeltſamſte jedoch, was man von dieſem Hauſe zu erzählen wußte, war, daß ſich daſſelbe in jeglicher Nacht zur Mitternachtſtunde innen im Hofe umdrehe, und ſich in einen Garten verwandle, in welchem die Geiſter ſich ergingen.

39.

Jungfern-Kuß.

In der neuen Stadt Schweinfurt hatten die Kloſterherrn von Bildhauſen ein Haus, was gewöhnlich der Bildhäuſer Hof genannt wurde. Von dieſem ſoll ein unterirdiſcher Gang quer durch die Stadt bis zum Spital, welches ein Jungfrauen-Kloſter geweſen ſein ſoll, geführt haben, und von da wieder bis zum Carmeliter-

Kloſter; man will heute noch im Bildhäuſer Hof (welcher jetzt das königliche Landgericht iſt) im Pferdeſtall dumpfe hohle Töne vernehmen, wenn die Pferde unruhig ſind, die auf hohle unterirdiſche Räume ſchließen laſſen. — Nicht weit von dem Carmeliter-Kloſter (altem Waiſenhaus) ſteht auf der Baſtei der kleine Ueberreſt eines alten runden Thurmes, welcher noch heute der Jungfernkuß heißt. In den grauſamen und barbariſchen Zeiten des Mittelalters ſtand, ſo geht die Sage, in dieſem Thurme eine eiſerne Jungfrau, die in jeder ihrer Hände ein ſcharfes Schwert hielt. Dort wurde von den Carmelitern ein ſchauderhaft geheimnißvolles Strafrecht ausgeübt. Wenn ein Mönch ſich vergangen, oder ſonſt ein Verbrecher freiwillig oder durch die Marter zum Geſtändniß ſeiner Unthat gebracht war, und dieſe todeswürdig befunden wurde, ſo führte man ihn auf unterirdiſchem Wege in den Thurm, und gebot ihm, das eiſerne Jungfrauenbild zu küßen. So wie er aber auf die Stufe trat, dem Bilde zu nahen, ſo ſchlugen die zwei Schwerter zuſammen und ſchlugen den Kopf des Verbrechers ab, welcher ſammt dem Körper in einen Waſſerbehälter fiel, der unter dem Thurme war. Sah man nun manchmal das Waſſer dieſes Teiches geröthet, ſo ſprach man ſchaudernd: die Jungfrau hat gearbeitet, und betete für die Seele des Gerichteten.

40.

Geiſterbanner.

Am Eck der Fleiſchbank zu Schweinfurt ſteht ein Haus, worin vor mehr als hundert Jahren ein Bürgermeiſter wohnte; dieſer ſtarb und nach ſeinem Tode polterte und lärmte es im Hauſe dergeſtalt, daß die Wittwe und die übrigen Bewohner keine Ruhe hatten. Bald hieß es allgemein: der Bürgermeiſter geht um, und man ließ ſofort einen Meiſter kommen, welcher Geiſter bannen konnte. Die ganze Verwandtſchaft des Bürgermeiſters kam im Hauſe zuſammen, begab ſich mit der Dienerſchaft und allen übrigen Hausgenoſſen in das Staatszimmer und erwartete ängſtlich die Stunde der Mitternacht. Der Meiſter, welcher nicht auf ſich warten ließ, ſchickte ſich an, ſein Werk zu beginnen; er ganz allein trat dem Spuk entgegen; zuvor ſah man nichts, aber bald hörte man ein mißtöniges Geſchrei, wie das Kikriki eines Hahns und ein Getöſe, und der Meiſter huſchte dann mit einem Sack auf dem Rücken zur Thüre hinaus. Alles im Hauſe war ſtill und die verſammelte Familie traute ſich kein Wort zu ſprechen. Sie blieb im ſtillen Gebet verſunken, bis der Meiſter wieder zur Verſammlung eintrat und berichtete, er habe den Geiſt in der Geſtalt eines Hahns gefangen und in den Main getragen, es würde nun ruhig im Hauſe ſein. — Der Meiſter wurde reich beſchenkt und ſeitdem blieb in der That Alles ruhig im Hauſe.

41.

Die drei Jungfern.

In dem Walde, durch welchen die Chauſſee von Schweinfurt nach Königshofen geht, ſtehen drei ſteinerne Kreuze, und dieſe Waldpartie wird von den Bewohnern der Umgegend „zu den drei Jungfern“ genannt. Vor langen Jahren, ſo wird erzählt, warteten an dieſer Stelle drei Jungfrauen auf ihre Geliebten, welche drei Jäger waren; allein dieſe Jäger hatten einen Feind, der ſie bitter haßte, und ein ſehr böſer Mann war. Mit einem Male trat dieſer aus dem Dickicht des Waldes hervor und ermordete alle drei. Bald darauf kamen die Jäger, fanden mit Schrecken ihre Geliebten todt, und begruben ſie an dieſelbe Stelle, wo die Mädchen den Tod gefunden. Allein da die Jungfrauen ohne Beichte und Abſolution dahin gefahren waren, ſo fanden ſie keine Ruhe, bis die drei Kreuze auf ihre Gräber geſetzt wurden. — Um dieſe Kreuze ſchweift ängſtlich zur Mitternachtsſtunde der Geiſt des Mörders, der im Grabe keine Ruhe finden kann.

42.

Brunnen um Schweinfurt.

Die Sage des Volkes umwaltet traulich mit ihrem kindlichen Geflüſter ſelbſt die Brunnen der Fluren. Auf derſelben Straße, ohnweit welcher die drei Kreuze ſtehen, welche das Volk die drei Jungfern nennt, ſpringt ein waſſerreicher Quell etwas rechts auf der ſogenannten breiten Wieſe, an einer wohlgelegenen Stelle, den einſt drei große reich belaubte Linden beſchatteten. Von dieſen Bäumen nennt man noch den Ort das Lindenbrünnlein. Neben der offenen zu Tage ausgehenden Quelle, zu welcher man einige Stufen hinabſteigt, und die oft dem durſtigen Wanderer Erfriſchung darbeut, iſt eine rund gemauerte Brunnenſtube, die mit einem Mühlſtein bedeckt iſt. Dieſes Lindenbrünnlein wird beſonders von der unſchuldigen Kinderwelt zu Schweinfurt werth gehalten; denn aus ihm ſchöpfen die Ammenfräulein in ſilbernen Eimern die kleinen Kinder, und ſeine Fluth iſt nicht Waſſer, ſondern Milch. Wenn die Kleinen dahin kommen zu dieſem „Kindesbrunnen", ſo ſehen ſie durch das Loch des Mühlſteins hinab auf ſein ſtilles Waſſer, das ihnen das eigne Bild zurückſpiegelt, und glauben dann, ein Brüderlein oder Schweſterlein erblickt zu haben, das ihnen recht ähnlich ſieht.

Eine andere Quelle in der Schweinfurter Flur und 1/4 Stunde von der Stadt entfernt, heißt das Theuerbrünnlein. Dieſem Brünnlein wohnt etwas Prophetiſches bei. Läuft die Quelle ſtark, was öfters ſelbſt bei der trockenſten Witterung der Fall iſt, ſo ſteigen die Preiſe des Getraides; läuft ſie ſparſam oder verſiegt ſie ganz auf kürzere oder längere Zeit, ſo hat man wohlfeiles Getraide und überhaupt ein fruchtbares Jahr zu hoffen. Viele glauben noch feſt an die prophetiſche Eigenſchaft des Theuerbrünnleins.

43.

Enthaupteter läuft.

In Schweinfurt lebte vor Zeiten ein Mann, dem die Sorge und Obhut über die armen Waiſen übertragen war, weßwegen man ihn den Seelvater nannte. Dieſer war aber ein ſchlechter Haushalter, betrog gemeine Stadt um das ihm anvertraute Gut, und ließ die Waiſen ſchmachten und darben, indem er ſich ſo wenig um ihre Seelen, als um ihre Leiber kümmerte. Endlich kamen ſeine Uebelthaten vor die Richter, er wurde angeklagt, zum Geſtändniß gebracht, und zum Schwerte verurtheilt. Da bat er ſich noch eine Gnade aus für ſeine Erben, denen nichts blieb als der Bettelſtab, da ſein ganzes Vermögen eingezogen wurde, nämlich, dieſen ſoviel an urbarem Land zu gewähren, als er erlaufen werde, nachdem ſein Haupt vom Rumpfe getrennt ſei. Dieſes ſeltſamliche und abenteuerliche Begehren glaubten die Väter der Stadt dem armen Sünder unbedenklich bewilligen zu können, und ſo wurde er bald darauf hinaus zur Richtſtatt geführt. Er wurde ſtehend enthauptet, und ſei es, daß er einen Bund mit dem Böſen gemacht, oder ſei es durch Wirkung übernatürlicher Zaubermittel — der Körper ohne Kopf lief eine lange Strecke Wegs, bis er hinſank. Das einmal gegebene Verſprechen konnte nicht zurückgenommen werden, die Erben des Gerichteten erhielten das von dieſem erlaufene Grundſtück, und noch heute nennt man einen Weg in jenem Diſtrict den Seelvaterweg, und jenes Stück Land den Seelvateracker.

44.

Das Luciämahl.

Zu Schweinfurt lebte, wie die Sage kündet, eine reiche, doch dabei ſehr fromme und mildthätige Frau, Lucia geheißen. Dieſe rettete in einer ſehr bedrängnißvollen Zeit die Stadt Schweinfurt, welche entweder verpfändet oder in Feindes Händen war, durch das freiwillige Opfer einer großen Summe Geldes. Zum Andenken ward auf den Namenstag dieſer Wohlthäterin vom alten reichsſtädtiſchen Magiſtrat die Rathswahl verlegt, dieſelbe ſehr feſtlich mit einem Aufzuge und einem Mahle gefeiert, welches das Luciämahl hieß. Am frühen Morgen ward mit dem Schall von Trommeln und Pfeifen die Stadtfahne mit dem weißen Adler auf blauem Felde aus dem Zeughauſe geholt, dann zogen die Rathsherrn in die Kirche, während die Stadtmiliz aufmarſchirt war und paradirte. Es ward eine Predigt gehalten, und der Zug verfügte ſich in gleicher Ordnung auf das Rathhaus, woſelbſt nun die Herrenwahl vor ſich ging. Dann wurde das Mahl gehalten, und auch an die Kinder »Röckelein und Obſt« vertheilt. Späterhin iſt dieſes Mahl ganz abgekommen.

45.

Vom Schloſſe Mainberg.

Das alte Schloß Mainberg, früher Mainburg, auch Maienburg genannt, liegt eine Stunde von Schweinfurt über der Straße nach Bamberg und dem Mainſtrome maleriſch und in wohlerhaltener Alterthümlichkeit. Unten im Thalgrunde, wo man nach Uechtelhauſen geht, ſoll in den Heidenzeiten ein Opferplatz befindlich geweſen ſein. Eine Gräfin von Henneberg, welche dort eine uralte Eiche ausroden ließ, wobei altgermaniſche Opfergeräthe gefunden wurden, ließ an derſelben Stelle eine Kapelle erbauen, die ſie der heiligen Jungfrau weihte. Doch iſt keine Spur dieſer Kapelle mehr vorhanden. Dieſelbe ſoll der Quelle an der Schenkelsleite gegenüber geſtanden haben; die ein beſonders gutes Waſſer hat, von welchem die Umwohner ſagen, daß es in Krankeiten Geneſung verſchaffe, die kein Arzt habe heilen önnen. —

Aus der Dorfkirche von Mainberg, die am Fuße es Schloßberges liegt, habe, ſo geht die Sage, ein nterirdiſcher Gang hinauf auf die Burg geführt, und var in ein Brunnengewölbe.

Auch Mainberg war ein Eigenthum der Markgrafen on Schweinfurt und es führte bereits 1259 ein geflaſterter Weg vom Schloſſe nach der Stadt. Im Anng des vierzehnten Jahrhunderts beſaßen es die Grafen on Grundlach als ein Reichslehen und verkauften es den Grafen Walther von Barby um 2000 Goldulden. Einer derſelben verſchwägerte ſich mit dem

Grafen von Henneberg, und ſo blieb die Burg wieder bei dieſem berühmten Hauſe, bis ſie mit den dazu gehörigen Amtsdörfern und allen Grundſtücken von Henneberg an Würzburg verkauft und vertauſcht wurde, im Jahre des Herrn 1541, gegen die würzburgiſche Stadt und das Amt Meiningen und eine Geldſumme von 170,000 Gulden. Dieſe Verhandlungen leitete vornehmlich der fränkiſche Edle Wilhelm von Grumbach, damals Würzburgiſcher Rath und Amtmann, bald darauf Marſchall des Fürſtbiſchofs Conrad von Bibra.

In den tiefen und geräumigen Kellern des Mainberger Schloſſes, darin früher die Grafen von Henneberg ihre Weinvorräthe aufſpeicherten und darin man noch ſpäter die herrſchaftlichen Zehntweine aufbewahrte, ſoll es früher ſtark geſpukt haben. Oft hörte man des Nachts in den Kellern rumoren, wie wenn Büttner darin arbeiteten; ſah man aber nach, ſo war nichts zu erblicken und alles war todtenſtill.

Dieſe ſtattliche Burg wurde, als ſie bereits ſtark dem Verfall und gänzlichen Ruin entgegenging, vom Herrn Kaufmann Wilhelm Sattler zu Schweinfurt erworben, der ſie wohnlich und im Geiſt und Geſchmack des Mittelalters wieder herſtellen ließ, eine Tapeten- und Farbenfabrik in derſelben einrichtete, auch viele Sehenswürdigkeiten und Sammlungen dort aufſtellte.

46.

Der Haßgau und die Haßberge.

Im mächtigen Umfang des weit ausgedehnten Grabfeldgaues iſt auch der oder das Haßgau (Hassgeve) inbegriffen, jener Diſtrict, welcher vom Mainufer bei der Stadt Haßfurt bis zu den Haßbergen mit deren Inbegriff, ſich ausbreitete. Oft in alten Urkunden erwähnt, iſt dieſer Gau nicht ohne Merkwürdigkeit, nächſtdem hält er Orte und Schlöſſer in ſich, die einſt ſtark und mächtig waren, jetzt aber zum Theil unbedeutend und verfallen ſind. Wem daran gelegen, die ohngefähren Grenzen dieſes Gaues zu umgehen, der müßte von der Ruine Wildberg ohnweit Königshofen, am Haßberger Wald gelegen, oder Ober- und Stadt-Lauringen nach Markt Steinach wandern, von da zum Main herab über Theres und Haßfurt, dem Main entlang, etwa ſo weit, bis da, wo die Baunach einfällt, deren Laufe dann aufwärts zu folgen wäre, bis wieder zu ihrem Urſprung auf dem Haßberge. Das kleine Gebirge ſelbſt iſt gegen vier Stunden lang und zwei breit, von ziemlicher Höhe, ſehr bewaldet; ſeine Steigung beginnt ſchon bei Zeil, hebt ſich bis zur Bettenburg, heißt dort der große Haßberg, ſteigt dann wieder und ſenkt ſich als kleiner Haßberg nach Oberlauringen, Saal, Königshofen zu, nach dem heute ſogenannten Grabfeld hinab. Und wie der berühmte Rennſteig über den Kamm des Thüringerwaldgebirges hinzieht, ſo zieht auch über dieſes kleine Gebirge ein Weg hin, den die Umwohner den Rennweg nennen. Man erreicht denſelben vom

Dorfe Naſſach aus, er iſt verraint und verſteint, und erſtreckt ſich, nach der Jäger Bericht, oſtwärts bis nach Böhmen, weſtwärts bis nach Heſſen. Wo dieſer Rennweg über den Bramberger Wald hinzieht, heißt er die hohe Straße.

Die Baunach, die Naſſach und die fränkiſche Saale entſpringen dieſem kleinen Binnengebirge, dem die Schlöſſer und Bergtrümmer von Wildberg, Rotenſtein, Bettenburg ꝛc. einen romantiſchen Reiz verleihen, welchen die übrigen Burgen des Haßgaues: Königeberg, Schmachtenberg, Bramberg, Raueneck, Altenſtein, Lichtenſtein ꝛc. noch ſteigern. Das Land ſelbſt iſt fruchtbar, wohlangebaut, und von den Höhen gewähren ſich reizende Fernſichten auf das Thüringerwaldgebirge, das Rhöngebirge und den Steigerwald. Vom Haßberg ſoll das adelige Geſchlecht derer von Heßberg den Namen führen, deren Ritterſitz freilich in ziemlicher Weite von dieſem Gebirge entfernt lag. König Arnulph, der vorletzte Carolinger, dotirte einen gewiſſen Boſo mit Gütern in der Nähe von Wettringen bei Lauringen, allwo auch vor Alters ein Centgericht war, im Jahr 892.

47.

Kloſter Theres.

Da wo ſpäter das Kloſter Theres errichtet wurde, zwiſchen Haßfurt und Schweinfurt, lag vor alten Zeiten ein ſtattliches Schloß, welches dem Babenberger Grafen Adalbert gehörte, das führte den Namen Sonderieshus und dort habe Adalbert ein Kloſter gegründet. Alte Geſchichtſchreiber haben ausgeſagt, daß Graf Adalbert, der durch des Mainzer Biſchofs Hatto ſchändlichen Verrath in ſeines Feindes Gewalt gekommen war, dort in ſeinem eigenen Hauſe enthauptet worden ſei. Dieſes verneinen Andere und ſagen, Adalbert ſei im Feldlager unterhalb der Babenburg enthauptet und ſein Leichnam nach der Enthauptung in die Fluthen des Mains geworfen worden. Die Bewohner des Schloſſes aber hatten Kunde von der Unthat, zogen den Leichnam, den die Wellen trugen, aus dem Waſſer und rieſen weinend: „Der is, der is!“ (dieſer iſt es!) und darnach ſei der Ort Theris, ſpäter Theres genannt worden. In der Kloſterkirche wurde Adalbert feierlich beerdigt und ihm ein ſtattliches Epitaphium errichtet; es ſtand an der Wand, linker Hand gegen den Hochaltar, und der Graf war darauf abgebildet in ſeinem Harniſch und lebensgroß, ſtehend auf einem liegenden Löwen, und darum oder darunter die Worte: Anno Domini DCCCCVIII obiit nobilis Albertus comes de Babenberg qui hic jacet incineratus monasterii hujus fundator opum quantam dator, cujus anima requiescit cum sanctis. Amen. *) Nach der Zeit iſt die Kirche ſammt dem Kloſter neu gebaut worden, und man weiß nicht, wohin das Epitaphium gekommen.

---

*) Im Jahr des Herrn 908 ſtarb der edle Albert, Graf von Babenberg, deſſen Aſche hier beigeſetzt wurde, dieſes Kloſters Gründer, ein Geber reicher Güter, deſſen Seele ruhe mit den Heiligen. Amen.

48.

Adalberts, des Babenbergers Grab.

Von Adalberts Grab hat ſich die Sage erhalten, daß dasſelbe ein koſtbares, reich mit Schätzen gefülltes, und noch nicht wieder aufgefunden ſei. Alte Leute geben an, wenn man im Thore des Kloſterhofes geſtanden, und zwiſchen zwei Säulen, die einen Betſtock gebildet, hindurchgeſchaut habe, ſo habe man die Linie der Richtung gehabt, in welcher ſich das Grab befinde. Noch iſt der alte doppeltſäulige Bildſtock ohnweit des ehemaligen Kloſters vorhanden; man weiß aber nicht mehr recht, ob er noch auf der alten Stelle ſteht, und ſo wird Adalberts Grab wohl für immer unaufgefunden bleiben.

49.

Der Silbacher Krieg.

In der Nähe der Stadt Haßfurt, zwiſchen ihr und dem Dörfchen Silbach wird ein Mordfleck gezeigt, wo im dreißigjährigen Kriege viele Menſchen umgekommen. Es war im Jahr 1632, als alles Unglück über Stadt und Amt Königsberg kam. Erſt wurde die Stadt am 5. März von den Völkern Tilly's erobert, dann drei Tage lang geplündert, dann in Brand geſteckt, und thaten dabei die feindlichen Nachbarn den meiſten Schaden. In dieſem Unglücksjahre fiel ein Kroatenhaufe aus

Eltmann, ſammt einer Anzahl Haßfurter Bürger, in Rügheim und Holzhauſen ein, hieben die Bewohner unbarmherzig nieder und trieben das geraubte Vieh nach Haßfurt. Als davon die Nachricht nach Königsberg kam, ward Sturm geläutet und mit Doppelhaken vom Schloß eine Loſung gegeben, worauf die Bürger aus der Stadt und die Bauern aus den nächſten Orten Unfinden und Hellingen ihren Nachbarn zu Hülfe eilten, und die Feinde mit Spießen, Senſen und Dreſchflegeln verfolgten. Inzwiſchen trieben die Soldaten das Vieh aus Haßfurt über die Mainbrücke, und machten, durch eine andere Partie verſtärkt, einen Hinterhalt. Die Königsberger ſetzten nach bis an die obere Mühle bei Haßfurt, da fielen die Kroaten und Haßfurter in ſtarker Zahl aus ihrem Verſteck; die zu Pferde waren, entflohen, die zu Fuße wurden aber zwiſchen Haßfurt und Silbach jämmerlich niedergehauen, erſtochen oder erſchoſſen, und blieben ihrer achtzig auf dem Platze. Nach der Niederlage kam eine Partie Schweden von Schweinfurt her, und brannte die Brücke über den Main ab, durch welche dieſer Gegend alles Unglück zugezogen. Das Andenken an dieſen Trauerfall lebt noch heute unter dem Namen des Silbacher Kriegs im Munde der Leute, und manche wollen in gewiſſen Nächten auf dem Tummelplatz ein Geſchrei, wie von Kämpfenden, vernommen haben.

50.

Von der Burg Schmachtenberg.

Eine halbe Stunde von Zeil, und anderthalb Stunden von Eltmann ruhen auf einem hohen Berge die Trümmer der ehemaligen Burg Schmachtenberg, welche in den älteſten Zeiten ein Königshof war, und Castrum Zilanum, die Zeiler Burg, genannt wurde. Dieſe Burg hatte drei hohe Thürme, von denen man die Schlöſſer und Burgfeſten Altenburg bei Bamberg, Rotenſtein, Bramberg, die Waldburg bei Bamberg, Ebersberg, den Zabelſtein, Königsberg, Wildberg am Haßberg, die Lichtenburg bei Oſtheim, Henneberg und andre erblicken, und ihren Wächtern Zeichen und Feuerſignale geben konnte. Im Jahr 1525 drohte Schmachtenberg gänzliche Zerſtörung. Die empörten Bauern erhoben ſich auch in dieſer Gegend gegen den Druck, der auf ihnen laſtete, und begannen Verwüſtung und Plünderung aller geiſtlichen und ritterlichen Beſitzungen. Schon war der Schmachtenberg berannt, und von ihm aus ſollte die Stadt Zeil bezwungen werden, als der oberſte Hauptmann des fränkiſchen Bundesheeres, Georg Truchſeß von Waldburg, von Haßfurt aus anrückte, die Stadt rettete, und den Haufen von Schmachtenberg abtrieb. In der Folge aber erlag die Burg den wilden Truppen des Markgrafen Alcibiades von Brandenburg, die ſie plünderten und abbrannten. Später brach man die Steine zur Erbauung des Kaſtenhofes in Zeil von der Burg, und ſo blieben nur die Ringmauern, die Reſte zweier Rundthürme und ein Kellergewölbe übrig. Jetzt iſt die Ruine Beſitzthum der gräflichen Familie von Schönborn-Wiſentheid und iſt durch Verſchönerungen und Parkanlagen ein angenehmer Aufenthalt. Die Sage kündet nur, daß noch Schätze unter den Thürmen ruhen ſollen.

51.

Bergſchloß Königsberg.

Ueber der Stadt Königsberg in Franken liegen die Trümmer des mächtigen Bergſchloſſes gleiches Namens, von dem die Sage geht, dasſelbe ſei ſchon hundert Jahre nach Chriſti Geburt erbauet worden, und ſpäter eines Frankenkönigs Sitz geweſen. Davon zeugte noch lange der Heidenthurm, darauf vor Alters ein Haußmann geſeſſen, und der zehn Werkſchuhe dick, mitten im Hofe ſtand, bis im Jahre 1635 ein Blitzſtrahl ihn zerſchlug. Eine fränkiſche Königin ſoll den Thurm und eine andere die Burg erbaut haben. Auch das altadelige Geſchlecht der Herrn von Kunsberg ſoll von dieſer Burg den Namen führen, da in der volksüblichen Mundart auch der Name des Berges nicht anders als Künsberg geſprochen wird. Eine alte Kemnate neben dem Thurme deutete in ihrer Bauart nach den Zeiten Kaiſer Heinrich des Voglers hin. Das Schloß Königsberg, früher Eigenthum des herzoglichen Hauſes Meran, und hierauf des kaiſerlichen Stiftes Bamberg, war ſpäter eine Zeit lang Wohnſitz des erſten Fürſt-Grafen von Henneberg, Berthold, der dasſelbe nebſt der Stadt vom Kaiſer

Ludwig dem Bayer zu Lehn empfangen. Heutzutage iſt von den Reſten dieſes alten und ſtattlichen Schloſſes nicht viel mehr übrig. Die Sage kündet, daß von der Burg herab ein unterirdiſcher Gang bis an das Rathhaus unten in der Stadt geführt habe. Das Schloß erlag keiner feindlichen Gewalt, ſondern die Fahrläſſigkeit der Beamten oder die Hülfloſigkeit der frühern herrſchaftlichen Kaſſen, denen die Reparaturkoſten zu hoch erſcheinen mochten, hat es allgemach verfallen laſſen.

52.

Der Kirchenbau zu Königsberg.

An der ſchönen neuen Pfarrkirche zu Unſer lieben Frauen in Königsberg, erblickt man außen zwei Steingebilde in lächerlicher Geſtalt. Davon wird Folgendes erzählt. Der Kirchenbau, bereits 1397 begonnen, ſchritt äußerſt langſam vorwärts und verzögerte ſich an ſiebenundſechzig Jahre. Man hatte den Bau einem fremden Meiſter übertragen, dieſer aber zog von dannen, arbeitete anderswo, und ließ ſich lange mahnen und drängen, den Bau doch zu vollenden; darüber entſtand viel Unwillen in der Stadt und üble Nachreden des Meiſters, und beſonders konnten zwei Bürger und Rathsherrn, die der Kirche gegenüberwohnten, kein Ende ihres Scheltens über den Steinmetzen finden. Eines Tages erblickten die Wächter eine große Männerſchaar, die von Haßfurt her herannahte, und ſtießen in die Lärmhörner, denn es dünkte ihnen ein feindliches Heer, das einen Ueberfall verſuchen wollte. Die Bürgerſchaft griff zu den Waffen, ſchickte ſich an, den Feind abzuwehren, und ſandte einen Abgeordneten entgegen mit der Frage, was des Hauſens Begehren ſei? Da war es der beſtellte Steinmetz mit nicht weniger als vierhundert Geſellen, die er alleſammt herbeiführte. Und nun ging die Arbeit rüſtig und wacker von Statten; da aber dem Baumeiſter zu Ohren kam, daß die beiden Bürger ſo übel von ihm geſprochen, brachte er ihre beiden Geſtalten an der Kirche auf lächerliche Weiſe an.

53.

Der Agel-Orden.

Zu Königsberg war vor Alters auch ein Nonnenkloſter, das hat nahe bei der Gottesackerkirche geſtanden und war bereits 1269 begründet, und es hatten Mönche des Auguſtinerordens daſſelbe inne. Darauf that ſich 1391 zu Königsberg eine Schweſterſchaft frommer andächtiger Frauen zuſammen; dieſe Schweſterſchaft nannte ſich zur Agelblume (zur Aglei-Blume) und wandte dem Kloſter anſehnliche Gaben zu. Es durften nach den Ordensſtatuten der Schweſtern nicht über einunddreißig ſein, und die einunddreißigſte hieß die Königin, welche nach ihrem Ableben durch eine neugewählte erſetzt wurde. Zum Ordenshabit gehörte nothwendig eine ſilberne und vergoldete Agleiblume, welche jede gekleidete Schweſter bei ſich am Gewande tragen mußte, und wenn eine ohne die Blume angetroffen wurde, ward ſie gebüßt um ein halbes Pfund Wachs, daraus Kerzen gefertigt wurden, welche die Strafbare vier Wochen lang vor dem Allerheiligſten während der Meßopfer anzünden mußte. Jede Schweſter durfte bei ihrem Leben oder Sterben ſich eine unbeſcholtene Nachfolgerin wählen, und mußte vier Ahnen haben; daher finden ſich im Ordensregiſter viele gräfliche und freiherrliche Frauen aus den berühmteſten fränkiſchen Familien, meiſtens Wittwen.

54.

Die kühne Magd.

Vor vielen Jahren iſt am Breitenweg zu Königsberg, wo man auf Altershauſen ins Roth oder auf den Pappelſee zugeht, rechter Hand am Fahrwege gegen die Warte zu, eine Kapelle zur Ehre Unſer lieben Frauen erbaut worden. Schon im vierzehnten Jahrhundert wird ihrer gedacht. Im Jahre 1535 wurde ſie bei einer Kirchenviſitation vom Stattrath den Kaſtenpflegern zum Aufbau einer Hofſtätte bewilligt und deßhalb abgebrochen.

Von vielen Leuten wird für gewiß ausgegeben, daß bei dieſer Kirche eine denkwürdige Geſchichte ſich ereignet habe. Was die Zeit betrifft, ſo läßt ſich aus der Erzählung der Leute vermuthen, daß es nach der Reformation, da die Kapelle ohne Gebrauch und ohne Kapellmann geweſen, geſchehen ſei. In der Vorſtadt vor dem Haßfurter Thor hatten die jungen Dirnen eine Spinnſtube. Nun kam das Geſpräch auf die Kapelle, von der man immer ſagte, daß es darin nicht geheuer ſei, und das muthwillige Volk ſprach: Wer zur Kapelle laufe und ein Wahrzeichen zurückbrächte, ſolle ein neues Kleid bekommen. Eine kühne Magd lief auch wirklich in der finſtern Nacht zur Kapelle, da erblickt ſie vor der Thüre ein Pferd mit einem Bündel und vernimmt aus der Kirche ein großes Gewinſel und Wehklagen, ſie ſchneidet jedoch den Bündel vom Pferd und eilt heimwärts. Unterdeſſen kommt ein Reiter ihr ſtark nachgeritten, und die Magd verbirgt ſich in der größten Angſt hinter einem am breiten Weg liegenden Düngerhaufen. Als der Reiter vorbeigeſprengt, eilt, vor Furcht am ganzen Leibe zitternd und ſchreckenbleich, die Magd in die Spinnſtube, öffnet den Bündel, da finden ſich darin allerlei Koſtbarkeiten, Gold, Perlen u. dgl., wie auch Briefe, woraus ſie denn erſehen, daß eine reiche Jungfrau verreiſen wollte, aber von ihrem Gefährten, dem treuloſen Knecht, in dieſer Kapelle ermordet wurde.

55.

Wüſtung Erbrechtshauſen.

Ueberm Schloß Königsberg gegen Morgen, wo man nach Bramberg und Ebern geht, zwiſchen dem Sperbersheig und Roßberg, einem Walde, liegt einſam in der ebenen Feldflur ein Schaafhof und über ihm eine öde Kapellentrümmer. In dieſes Hofes Nähe ſtand einſt ein Dorf, deſſen Namen er fortpflanzt: Erbrechtshauſen, welches nach der Umwohner Sage verſunken iſt. Noch ſteht ohnweit des Hofes die Dorflinde neben einem Brünnlein, und die Kapelle hieß St. Jakobskapelle und hat zum Dorfe Erbrechtshauſen gehört. Noch nicht lange iſt's her, daß man nahe der Kapelle mehrere alte Leichenſteine liegen ſah, doch mit unlesbarer Schrift. Es ſoll dort nicht richtig und geheuer, und bisweilen in gewiſſen ſtillen Mondnächten das Dorf Erbrechtshauſen wieder ſo, wie es vordem geſtanden, auf der Oberfläche zu ſehen ſein. Dann ſteht auch die St. Jakobskapelle in ihrer alten Geſtalt wieder da, und man ſieht Schaaren von geſpenſtigen Männern und Frauen in dieſelbe zum Gottesdienſt eilen.

56.

Vom alten Schloß Bramberg.

Auf dem Bramberge, der höchſten Höhe unter denen, welche in der Gegend von Königsberg aufragen, liegt eine Burgtrümmer gleiches Namens, rings umwaldet und ſchwer nahbar. Doch hat der Wanderer ſich durch das niedere Geſtrüppe des ſchattendunkeln Eichwaldes und das mächtige Steingerölle empor gearbeitet, ſo lohnt ihn eine reizende Fernſicht, welche der Thüringerwald, das Rhöngebirge und der Steigerwald umgrenzen. Düſter ragt der Ruine mächtiges Gemäuer empor, gemieden von Furcht und Aberglauben, ſelten von menſchlicher Nähe begrüßt. Es war Burg Bramberg oder Braimberg, ein Hochſitz wilder Raubritter, und wurde ſchon auf Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's Geheiß zerſtört, weil „von ihm aus die Friedensruhe der ganzen Provinz oft unterbrochen und geſtört wurde, und beſonders bei vielen Veranlaſſungen die Würzburgiſche Kirche darunter litt.« Daher ordnete der mächtige Kaiſer an, zum Frieden der Kirche und zu ſeinem eignen Seelenheil, die Burg zu zerſtören, ſchenkte den Berg der Kirche Würzburg zum Eigenthum und verbot, ihn jemals wieder zu befeſtigen, oder das Schloß zu erneuen. Der gemeine Mann in der Gegend trägt ſich zwar mit der Sage, Burg Bramberg ſei erſt im Bauernkrieg zerſtört worden, und es hätten damals die Ritter darin ein ſchmähliches Ende gefunden, weßhalb ſie auch noch in manchen Nächten auf den Bergen ſpukten und die Wanderer ſchreckten; doch iſt nicht zu glauben, daß dieſe Burg gegen des Kaiſers ausdrücklichen Befehl erneut worden, noch weniger, daß Würzburg ſolches geduldet habe, auch finden ſich in urkundlichen Nachrichten keine ſpätern Beſitzer.

57.

Das Kirſchbäumchen auf Burg Raueneck.

Von den Trümmern des alten Bergſchloſſes Raueneck in Franken geht eine ganz gleiche Sage, wie von dem gleichnamigen Schloß bei Baden in Oeſterreich. Es liegt dort noch ein großer Schatz vergraben, den bewacht ein ruheloſer Geiſt, der ängſtlich auf Erlöſung hofft. Aber wer kann und ſoll dieſen Schatz wohl heben und den Geiſt erlöſen? Auf der Mauer ſteht ein Kirſchbäumchen; das wird einſt ein Baum werden, und der Baum wird abgehauen und daraus eine Wiege gemacht. Wer nun in dieſer Wiege als ein Sonntagskind geſchaukelt wird, wird erwachſen aber nur, wenn er rein und jungfräulich geblieben, in einer Mittagsſtunde den Geiſt befreien und den Schatz heben und über alle Maaßen reich werden, ſo daß er die Burg Rauneck und alle zerſtörten Burgen in der Nähe wieder aufbauen kann. Wenn das Bäumchen verdorrt oder ein Sturm es bricht, dann muß der Geiſt wieder harren, bis abermals ein durch einen Vogel auf die hohe Mauer getragener Kirſchkern aufkeimt und aufgrünt, und vielleicht zum Baume wird.

58.

Altenſtein.

Unter den Burgtrümmern des öſtlichen Frankens iſt die von Altenſtein eine der berühmteſten und beſuchteſten. Sie bildet mit den Bürgen Lichtenſtein und Rauneck einen Triangel. Hohes Alterthum und Schönheit der Lage zeichnen ſie gleich ſehr aus. Der gleichnamige Berg trug auf ſeinem nordöſtlichen Abhang noch eine Feſte, die Heidenburg, von der nur noch die Umwallung ſichtbar iſt und dieſe ſoll das eigentliche Stammhaus der weitverzweigten Familie von Stein zum Altenſtein ſein. Die ſpätere Burg war biſchöflich-würzburgiſches Eigenthum, welche Burgmänner darauf hielten. Die Ritter von Stein zum Altenſtein führen in ihrem Wappen drei Hämmer im rothen Schild, und es haben ſchmeichleriſche Genealogiſten die Sage erſonnen, daß die Familie vom ſcandinaviſchen Dennergotte, dem Aſen Thor abſtamme, und deſſen Hammer Miölner zum Zeichen ſo hoher

Abkunft im Schilde trügen. Vor ſolch kühnphantaſtiſcher Behauptung müſſen freilich jene Adelshäuſer weit zurückſtehen, die ihren Urſprung nur bis zu Karl dem Großen hinaufführen zu können vermeinen. Das ſtattliche Haus, noch groß in ſeinen Trümmern, ward lange bewohnt. Im Bauernkriege fiel es durch Verrath, da der damalige Burgherr, Klaus Ludwig von Stein zum Altenſtein, als Feldhauptmann am Rheine war.

Viele Bürger aus Ebern und Bauern aus Maroldsweiſach waren bei der Plünderung und Zerſtörung thätig, die im folgenden Jahre hart dafür gebüßt wurden. Doch iſt von der Familie das Schloß noch bis zum Jahr 1703 bewohnt worden, worauf ſie ihren Sitz nach Schloß Pfaffendorf verlegte, welches der genannte Klaus Ludwig zu bauen begonnen hatte, der den Bau jedoch nicht vollenden konnte, indem er von den Bauern zu Maroldsweiſach hernachmals erſchlagen wurde.

59.

Die zwölf Gerichteten.

Zu den Zeiten, als Biſchof Iring von Rheinſtein auf dem Biſchofsſitze zu Würzburg thronte, ſaßen auf dem Schloße Altenſtein dreizehn Ritter, Brüder des alten Geſchlechtes, die, von kriegeriſcher Art, das biſchöfliche Gebiet und deſſen Inſaſſen nicht immer in Ruhe ließen. Der Biſchof, auch ein kriegsluſtiger Mann und heldenmüthig, ſammelte ſeine Streitkräfte und zog vor den Altenſtein. Hier ſah er bald genug, daß die feſte, ſchier unüberwindliche Burg ihm lange genug Trotz bieten würde, denn die zwölf Ritter, (der dreizehnte Bruder, Seifried, Johanniterritter, war im Fremdland) wehrten ſich mannlich und ſchlugen jeglichen Angriff ab. Da griff der Biſchof zum unrühmlichen Mittel ſchnöder Liſt, denn er wollte um jeden Preis die Ritter bändigen und demüthigen; daher bot er den zwölf Brüdern friedlichen Vergleich an, und dieſe gewährten ſeinen Wunſch, öffneten dem Feind mit einigen ſeiner Mannen die ſichere Felſenfeſte und bewirtheten ihn köſtlich. Nach der Mahlzeit ging der Biſchof in ſein Gemach und heiſchte da mit den Brüdern zu reden und gütlichen Vertrages zu pflegen; doch mit jedem beſonders. Sowie nun einer der Ritter von Stein eintrat in das Zimmer des Biſchofs, ward er durch einen unverſehenen Schwertſtreich meuchlings gefällt. So waren eilf Brüder gefallen, als den letzten und mannlichſten der Ritter eine ſchwere Ahnung erfaßte; bewaffnet trat er ein, ſah den fürchterlichen Biſchof triumphirend über den Leichnamen der Gemordeten ſtehen und drang mit ſeinem Waidmeſſer auf den Biſchof ein; da packten ihn aber ſchon die Mordgeſellen, und er behielt nur noch Kraft, das Waidmeſſer nach dem Biſchof mit einem Fluche zu ſchleudern; doch traf es nicht des Mörders Hals oder Herz, ſondern nur ſeine Naſe, die davon um ein Kleines kürzer wurde. Dann ſank auch der tapſere Herdegen in ſein Blut. Im Kloſter Langheim wurden die zwölf Ritter beerdigt, andre ſagen, nur die Häupter. Noch zeigt man in den Burgruinen das Gemach, darin die ſchauderhafte Unthat verübt worden. Der Platz, wo ſie geſchehen, wird Untereichelboden genannt.

Seifried von Altenſtein kehrte aus der Fremde zurück, entbot dem Stiſt Fehde, und ruhte nicht, bis er in das Erbe ſeiner ermordeten Brüder wieder eingeſetzt war; er war es, von dem die ſpätern Altenſteiner ihre Abkunft herleiten. Man ſagt, Seifried habe eine Zeit lang ſich unerkannt gehalten, und habe als Maurer gearbeitet, und davon ſollen auch die drei Hämmer im Wappen herrühren.

60.

Alte Reime von der Ermordung der zwölf Ritter von Stein zum Altenſtein.

Eiring vom Reinſtein vom Adel gut
Zum Biſchof man erwehlen thut,
Danach der Geburt Chriſti man ſchreib
Zwölf hundert Jahr und fünfzig bleib.
Dieſer wohl ſechszehn ganze Jahr
Im biſchöflichen Amt auch war.
Er hatt aber grimmig auferlegt,
Wie man den Ungehorſamen pflegt,
Würzburg und Rothenburg den Städten,
Gar große Geldbuß, ſie es kaum hätten,
Dieſer ohne alle Mittel war
Ein grauſamer Tyran für wahr.
Er konnt' auch ſeine Tyrannei
Treiben ohne alle Furcht und Scheu,
Weil damals im Reich, wie man lieſ't,
Kein Haupt, noch Kaißer geweßen iſt.
Auch die von Altenſtein des ſeyn
Genug innen worden ingemein.

Ihr Zwölf aus ihrem Geſchlecht er hat
Heimlich erwürgt an einer Stat.
Welches ſich ſo zutrug, nun hör,
Hernach nicht unrecht judicir.
Als Eiring einsmahls auf ihr Schloß
(nach Altenſtein genannt war dos)
Da zwiſchen ihnen viel Hader war,
Kam und ſie hätt vertragen gar,
Und all's nun war im Vergeſſen geſtellt
Biſchof Eiring ſelbſt bößlich hält,
Denn, als er war von ihnen tractirt
Aufs Beſte, wie ſichs denn gebührt,
Und ihm wurd alle Ehr erzeigt,
Kein Dank bei ihm ſich doch neugt.
Sondern that wieder alle Lehr
Freundliche Wirthſchaft ſchwächt die ſehr,
Auch wieder ſeine Ehr' und Treu,
Die er Ihnen hat gelobet frey.
Da war das Abentmal vollend,
Einen jeden fodert er behend
In Sonderheit in ſein Gemach,
Als wollt er mit ihm halten Sprach;
So bald aber einer zu ihm kam,
Ließ er denſelben ſtracks fallen an,
Und niederhauen ohne Gnad.
Noch heut'ges Tags weiß man die Stat
Im ſchönen adeligen Hauß
Welches vor die Burg gebaut iſt raus.
Alſo geſchah den Eilſen all
Der Zwölfte aber merkt dieſen Fall,
Herdegen mit Namen, der ein Ritter war,

Der wehrt ſich ſteif in dieſer Gefahr,
Den Biſchof er in Winkel trieb,
Und ihm im Grimm die Naſ' abhieb.
Er mußt aber ſobald gleichwohl
Erhalten als die Anderen all.
Und wurden die zwölf entleibten Herrn
Von Altenſtein mit großem Trauern
Gen Langheim in das Kloſter geführt,
Allda begraben wie ſichs gebührt.
Wär nicht geweßen im fremden Land
Einer des Geſchlechts Seyfried genannt,
So wäre der ganze Stamm für wahr
In einer Stund vertilget gar.
Es ſtarb aber Biſchof Eiring
Als Rudolph noch nicht allerding
Zum Kaiſerthum beſtätigt war
Welches ledig ſtand 17 Jahr
Als nach des Herrn Chriſti Geburt
Tauſend 266 gezählet wurd.

61.

Der böſen That Gedächtniß.

Was Biſchof Iring von Rheinſtein an den Rittern von Altenſtein verbrechen, erbte in der Familie derſelben von Mund zu Mund bis zu den ſpäteſten Enkeln fort. Jene That ſoll ſich ereignet haben um 1254; nun trug ſich's zu, daß zu Würzburg zweihundert und fünfundachtzig Jahre ſpäter, nämlich 1539, ein Domherr, Hans von Stein, mit Tode abging. Den legten die Brüder in der ſchönen gothiſchen Grabkapelle in eine Gruft, darin ein Domherr des Geſchlechts von Rheinſtein, welcher einhundert und ſechsundvierzig Jahre früher, 1393, verſchieden, beigeſetzt war. Davon hörte des Altenſteiners Bruder, Endres von Stein, der als Amtmann auf Waldburg (über Eltmann) ſaß, kam nach Würzburg und beſtand darauf, daß ſein Bruder wieder ausgegraben werden müſſe; denn er werde nimmermehr zugeben, daß ein Altenſteiner ein Grab mit einem Rheinſteiner theile, wegen der unauslöſchlichen Schand- und Frevelthat jenes Biſchofs Iring. Da aber die Domherren die Ruhe des Todten nicht ſtören wollten und die Wiederausgrabung weigerten, ſo litt der Amtmann doch nicht, daß die Wappen beider verſtorbenen Domherren auf einem Stein das Grab bedecken ſollten, ſondern ließ ſeines Bruders Epitaphium allein darauf legen, und für den Rheinſteiner einen neuen Stein mit deſſen Wappen anfertigen, das unten an ſeines Bruders Grabſtein an eine Säule gelegt ward.

62.

Der hohle Stein.

Im Walde bei Altenſtein ſteht ein hoher Fels; das Volk der Umgegend ſagt, daß dieſer Felſen innen hohl ſei, und reich gefüllt mit Schätzen der Urzeit. Zu gewiſſen Zeiten und Stunden wäre Sonntagskindern vergönnt, die Felſenpforte geöffnet zu finden, oder mit der

Glücksblume ſie zu öffnen, dann liege reiche, blendende Pracht vor Augen. Eigenthümlich iſt es, daß auch bei dem Meiningiſchen Schloß Altenſtein ein Fels, der hohle Stein, liegt, und daß deſſen Höhlung offen, dieſe aber verſchloſſen iſt.

63.

Ruine Lichtenſtein und ihr Herrengeſchlecht.

Ueber dem freundlichen Thale, das die Baunach durchfließt, liegt auf ziemlich hohem Plateau der Ebene das Dorf Lichtenſtein, mit der wichtigen und merkwürdigen Ruine gleiches Namens. Sie beſteht aus mehreren Gebäuden, deren eins zur Förſterwohnung dient. Dort zeigt die Sage noch die Stätte eines Heidentempels und einer Folterkammer, darin ſie von den Martern der erſten Chriſten des Landes aus grauer Urzeit erzählt. Ein hoher Wartthurm ſteht noch allda, und der tiefe Ziehbrunnen dient noch heute dem Bedarf der Bewohner. Ringsum lagern in den umherverſtreuten Trümmern noch die Spuren ſtarker Befeſtigung, und ſogar das einer ſpäteren Zeit angehörige Jägerhaus hat noch Umgänge für die Vertheidiger, und einen hohen Thurm. In dieſem Thurme aber iſt es traulich wohnlich, denn es bietet ſich ein Gemach von dem Beſitzer, Herrn Grafen von Rotenhahn, zu gaſtlichem Verweilen eingerichtet, und die Seſſel zeigen die Wappen noch blühender, uralter hoher Geſchlechter der Umgegend, wie die der Grafen von Ortenburg u. A. Die Edeln von Lichtenſtein waren gar reich begütert in Ober- und Unterfranken, und ihnen waren die Burgen und Orte Lichtenſtein, Heiligersdorf, Wieſen, Geiersberg, Hohenſtein, Lautersburg und Lahm. Reichlich begabten ſie den Kloſterhof Tambach. Schon 1080 kommt ein Lichtenſteiner als turnierender Ritter vor und 1215 wird ein Lichtenſteiner, Heinrich, in einer Tambacher Urkunde genannt. Theil von Lichtenſtein ſchenkte 1304 den Zehnten zu Watzendorf an jenes Kloſter. Johannes von Lichtenſtein war um 1400 Pfarrer zu Meder, mit deſſen Bewilligung die Aebtiſſin zu Kloſter Weilsdorf „Laub und Gunſt“ *) gab, daß 1401 die Kirche zum heiligen Kreuz vor Koburg erbaut wurde. Michel von Lichtenſtein war zu Wilhelm von Grumbachs Zeiten Domherr zu Würzburg, und brachte es bis zur Würde des Domprobſtes in Bamberg. Denkmäler dieſer Familie ſind auf dem Schloſſe Hohenſtein bei Koburg, deſſen Erneuer dieſer Michel von Lichtenſtein geweſen ſein ſoll. So ſind auch Lichtenſteiner Denkmäler in den Kirchen zu Schottenſtein und zu Seßlach.

64.

Die lichten Steine.

Inmitten des Steinſchuttes der Burgruine Lichtenſtein erheben ſich hochragend zwei Felſenblöcke über dem Boden, und es geht die Sage, daß dieſelben ſeit undenklichen

---

*) Erlaubniß, noch im Worte Urlaub erhalten.

Zeiten in dieſer Stellung geſtanden, nämlich einer dicht über dem andern gelehnt und geneigt, ohne daß einer den andern berührt, und ſo dem Lichte zwiſchen ſich freie Bahn laſſend. Davon ſoll nun auch der Namen der Lichtenſteiner, ſowie ihr Wappen herrühren, welches zwei weiße gezackte Steine im rothen Felde, deren Spitzen ſich nicht berühren, zeigt.

Man ſagt, ſo lange dieſe Steine ſtänden, werde das Geſchlecht nicht gänzlich erlöſchen, und ſo lange ſei der alten Burg Wiederaufbau zu hoffen. Noch iſt auch das Geſchlecht der Freiherren von Lichtenſtein nicht erloſchen; doch gingen die meiſten der ehemaligen Beſitzungen in fremde Hände über, und viele wurden Eigenthum der Grafen von Ortenburg, Rotenhahn u. A.

65.

Das Schneidersloch.

Im Bereich der Burgtrümmer von Lichtenſtein befindet ſich eine in den Stein gehauene Felshöhle, die wird das Schneidersloch genannt. Wildes Geſtrüpp bedeckte die Oeffnung, und ſie konnte mit einem Steinblock verſchloſſen werden. Im Innern erblickt man eine Vertiefung am Boden, wie eine Feuerſtätte, und eine Art Futteral eingemeiſelt, für eine Scheere. Hier ſoll ſich, ſo geht die Sage, zur Ritterzeit ein keckes Schneiderlein verhalten haben, das lauerte den Knappen auf, wenn ſie einzeln, mit Beute beladen, in die Burg heimzogen, und erſchoß ſie tückiſch und meuchlings, worauf es denn herausfiel und die Gefällten beraubte. Dieſes Weſen trieb das Schneiderlein lange Zeit, bis endlich ſeine Unthaten an das Licht kamen, da iſt es mit feurigen Scheeren und glühenden Nadeln zu Tode gemartert worden.

66.

Die Fickmühle *).

Auf einer Felſenſpitze in der Nähe der Burgruine Lichtenſtein ſoll eine ſogenannte Fickmühle eingegraben ſein. Dort ſpielte einſt der Teufel mit einem Ritter. Gewann der Ritter, ſo mußte ihm der Teufel eine lange Reihe von Jahren dienſtbar ſein, ohne Lohn, gewann der Teufel, ſo war des Ritters Seele ſein eigen, ohne daß er demſelben zu dienen brauchte. Man weiß nicht, wer das Spiel gewonnen hat. Andre ſagen, hier habe Guſtav Adolph mit ſeinen Generalen um Dukaten geſpielt, und dieſe aus einem noch zu ſehenden ausgehöhlten Loch, das man das Dukatenloch nennt, genommen.

67.

Von der Kirche zu Lichtenſtein.

Im Dorfe Lichtenſtein ſtand nur eine kleine alte Kapelle, welche 1392 aufgeführt worden war. Da ge-

---

*) Anderorts Zwickmühle, das bekannte Bretſpiel, vom alten Ficca, hin- und herfahren.

ſchahe es, daß eine Freiin von Lichtenſtein, die ihren Schoos nicht geſegnet ſah, einſt träumte, ſie ſähe an der Stelle, wo die jetzige Kirche ſteht, einen Roſenſtock aufſproſſen und Blumen und Knospen tragen. Da gelobte ſie an jene Stätte einen Kirchenbau, und ſiehe, ſie empfing die erſehnte Nachkommenſchaft, und ließ eine freundliche Kirche anſtatt jener alten Kapelle aufführen.

68.

Seßlachs Alter.

Die Ortſchaften des Rodachgrundes ſollen die älteſten Frankoniens ſein. Ob der Ort Seßlach jenes Schesla ſei, darin Karl der Große einen Grenzvogt, Namens Madalgoz, zur Sicherung der Handelsſtraße 835 beſtellte, bleibt unerwieſen. Doch ſchenkte es in demſelben Jahre der Gaugraf Aſſis, Karl des Großen Enkel, nebſt Ummerſtadt, Walburg über Eltmann, Heldburg, Hellingen, Eishauſen, Gunzenhauſen und Gemünden an der Kreck, wo die Rodach einmündet, dem Stifte Fulda. Unter der Benennung Zezelacha wird dieſer uralte Ort bereits 838 in einer Urkunde erwähnt. Noch findet man beim Städtchen Seßlach, das gar anmuthig im Thale der Rodach liegt, Spuren einer alten Hochſtraße. Die Sage will, daß des Ortes Name herrühre von 6 Feldlagen, Sechslag.

69.

Eckartsdorfer Flur.

An der Seßlacher Flurmarkung und im dortigen Lagerbuch wird ein Theil der Felder „Eckartsdorfer Flur“ genannt; es iſt aber kein Dorf dieſes Namens vorhanden. Dort in einem ſchönen Wieſenthale, nahe dem Trümmerſchloſſe Geiersberg und Schloß Wieſen, lag das Dorf freundlich im Thalgrunde der lautloſen Kreck; aber im Dorfe war viel Unfriedens und Haders, die Bewohner waren ungaſtlich, gottlos und undankbar. Und da iſt es geſchehen, daß in einer Nacht das gottloſe Dorf verſunken und deſſen Stätte nicht mehr gefunden worden iſt.

70.

Das Abendläuten.

Die Edeln von Lichtenſtein-Geiersberg mögen wohl Schirmvögte der Seßlacher Kirche geweſen ſein, denn man findet in der dortigen Kirche unterſchiedliche Monumente dieſer Ritter. Auf dem Wege von Seßlach nach dem Geiersberg ſteht ein ſteinerner Bildſtock, mit dem Lichtenſteiner Wappen und dem der Stadt, einem lateiniſchen S, von ſehr hohem Alter. Eines Tages ging ein Fräulein von Lichtenſtein ſpazieren, verirrte ſich in dem wilden Gehölz, das man die Thiereller nennt, und fand ſich nur dadurch wieder auf rechtem Pfad, daß es die Glocken in Seßlach anſchlagen hörte. Da wurde eine Stiftung gemacht, nach welcher jedesmal beim Nachtwerden zu Seßlach mit einem beſondern Glöcklein geläutet wird. Dieß Glöcklein ſoll das Fräulein ſelbſt auf das Rathhaus geſtiftet haben, aus Dankbarkeit, daß die Seßlacher Glocken ihr den Weg aus dem ſchaurigen Gehege der Thiereller gezeigt. Es wird noch heute allabendlich geläutet.

71.

Die Eigensdörfer.

Drei Dörfer in Franken, zum Herzogthum Sachſen-Coburg gehörend, doch hart an der Grenze des Königreichs Bayern, hatten vor Zeiten eine eigne freie Gerichtsbarkeit, weshalb ſie noch heute vom Volk die **Eigensdörfer** genannt werden. Sie gehörten früher zum ehemaligen Kloſteramte, jetzt Herrſchaftsgerichte Tambach, und heißen Wazendorf, Goſſenberg und Neuſes an den Eichen, letztere Bezeichnung zum Unterſchied von Neuſes bei Coburg, dem freundlichen Sommerwohnſitz des deutſchen Dichters Friedrich Rückert. Das eigne freie Gericht beſtand noch zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Es wurde gehegt in einer öden Haide, eine Viertelſtunde von Wazendorf, welche die Thiereller heißt. Nach gehaltenem Gericht mußte der jüngſte Ehemann aus den drei Gemeinden die Stelle des Nachrichters verſehen und den von den Gerichtsſchöppen gethanen Ausſpruch an dem Verurtheilten vollziehen. Er empfing ein Paar neue Handſchuhe, zog ſie an, richtete, und warf ſie von ſich nach vollbrachter Exekution. Da die drei Dorfſchaften im Lauf der Zeiten aufhörten, freieigen zu ſein, ſo hörte auch das Gericht in der Thiereller auf. Noch blieb aber eine Zeit lang den drei Gemeinden das Recht der Niederjagd in ihrer Flurmarkung, und der Pfarrer war ſogar zur hohen Jagd berechtigt. In neuerer Zeit mag auch dieſes anders geworden ſein, denn ein alter Bauer ſagte, darüber befragt, in ſeiner altfränkiſchen Mundart: „Wo unern Nachten hem mer ner nuch du Rome.“

72.

Der Wunderſtrick zu Ahorn.

Im Dorfe Ahorn, (ohnweit Coburg,) begab ſich's einſtens, daß eine böſe Hexe aus dem Schlauche ihres Unwillens einen fürchterlichen Sturm losließ, welcher ſo heftig wüthete, daß der Thurm der Kirche Unſrer lieben Frauen davon krumm gebogen wurde. Darüber wurden die zu Ahorn gar oft verſpottet von den Nachbarn, und mußten ſich's gefallen laſſen, bis ſich ein Schäfer fand, welcher dem Uebel abzuhelfen verſprach. Er nahm ein langes und zwei Zoll dickes hanfenes Seil, befeſtigte es an einer Fichte, die noch am Bergesrande ſteht, und zog mittelſt desſelben und eines Bindnagels den Thurm unter dem Murmeln magiſcher Formeln wieder gerade. Im Kirchenbuche zu Ahorn ſoll dieſe Mähr aufgeſchrieben ſtehen, und auch der Strick wird dort auf dem Kirchboden noch gezeigt; die Jugend ſchaukelt ſich darauf, wann geläutet wird. Der dieſes ſchrieb, beſitzt ſelbſt durch Freundeshand davon ein kleines Stück, als einen Zeugen jener Sage.

Ahorn hieß früher eigentlich am Ahorn, daher es der Landmann auch Mahren nennt. Viele Ortſchaften des Frankenlandes heißen nach Bäumen, ſo Aiche, Birnbaum, Birken, Lind, Buch, Erl, Fichten, Eſchen, Tann, Weiden u. A., lauter fränkiſche Ortsnamen. Noch giebts ein Kirch-Ahorn und Frei-Ahorn in Oberfranken. Auch ward der Ahornbaum hochgehalten bei den alten Deutſchen. „Die ahornböm hett man hievor gor wert, daz man ſi zehe in der künig höf und win zu in geß.“ Das Dorf Ahorn hatte auch eine berühmte Wallfahrt zu unſrer lieben Frauen.

73.

Vom Namen und Wappen der Stadt Coburg.

Die alten Chroniſten wollen, daß Coburg ſeinen Namen ableite von den Kühen, die in der Gegend um die nachherige Stadt ſo fette Weide gefunden, daß man ihrer viele da gehalten habe. Küburg ſoll man den Stadtnamen wirklich in Urkunden um das Jahr 1300 geſchrieben finden, und wenn es wahr iſt, daß das nahe Schloß Kallenberg früher Kalbenberg hieß, ſo möchte der Name wirklich nicht minder vom Vieh herzuleiten ſein, als der der Nachbardörfer Oechslau, Roſſach, Roßfeld und Pferdsdorf. In der älteſten Zeit aber ſoll der Name Trufaliſtadt gelautet haben. Im Wappen führte die Stadt Coburg ſchon vor alten Zeiten neben dem offenen Mauerthurm, vor welchem eine Henne auf der Zinne ſteht, einen Mohrenkopf, der auch auf den älteſten

Coburgiſchen Münzen (Hohlpfennigen) ſchon vorkommt. Die Sage geht, daß die Leichname der heiligen drei Könige, auf ihrem Wege von Mailand nach Köln am Rhein, allwo ſie begraben liegen, durch die Stadt geführt worden, und eine Nachtraſt dort gehalten, und zwar vor dem Steinthore in dem ſogenannten Stetzenbach; und zum Andenken habe man den Mohrenkopf Balthaſar's in das Stattwappen aufgenommen.

Eine andre Meinung macht dagegen die Anſicht geltend, der Kopf ſei kein andrer, als der des ehemaligen Stadtpatrons St. Mauritius, dem auch die Hauptkirche gewidmet iſt. Und weil dieſer ritterliche Heilige aus dem Orient ſtammt, ſo habe man ihn mit einem Mohrenkopfe abgebildet.

74.

Der wandelnde Mönch.

Es war einmal zu Coburg ein Herzog, der führte Krieg mit dem Biſchof zu Bamberg. In einer Schlacht, welche er ſeinem Gegner lieferte, nahm er zwölf Junker gefangen, und ſandte ſie nach Coburg auf ſein Schloß, die alte Veſte. Die Junker wurden dort nicht allzuſtreng gehalten, und trieben oft innerhalb des Hofes und der Stiege mancherlei Kurzweil. Da geſchah's einmal, daß ſie auch beiſammen waren, und daß der Schloßkaplan, ein finſtrer Mönch, die offne Stiege herab in den Hof ſchreiten wollte, allein er glitt aus und iſt herabgefallen. Darüber ſchlugen die Junker ein helles und anhaltendes

Gelächter auf, was den Pfaffen ſehr verdroß. Er hob ſich zornig von dannen und verklagte die Junker bei dem Herzog, und ſagte ihm, unter ihnen ſei auch der Mörder des Vaters von dem Herzog. Da befahl dieſer in ſeinem Zorn, um Mitternacht ſollten ſo viel Häupter der Junker durch das Schwert fallen, als der Thurmwächter Stunden anblaſen würde, und der Thürmer erhielt noch dazu den Befehl, zwölfmal zu tuten. Das erfuhr die Herzogin, eine gute und fromme Frau, betrübte ſich darüber ſehr, und hätte die Junker gern gerettet. Sie bat den Herzog um deren Leben, und ihre Bitte beſänftigte den ſtrengen Herrn, ſo daß er ſagte, nur einer, und zwar der Mörder ſeines Vaters, ſolle des Todes ſterben. Die Herzogin wollte auch den Tod des einen hintern, ließ den Thurmmann rufen, und ihn in ein Gemach ſperren, daß er nicht tute. Aber der Mönch war im Nebenzimmer, und hörte alles mit an. Da es nun nicht mehr weit von zwölf Uhr des Nachts war, ſo wurden die Junker mit Fackeln unter dem Zulauf einer großen Menſchenmenge herab auf das Schaffot geführt, um ſie mindeſtens die Angſt des Todes empfinden zu affen. Indeß empfing der Thürmer in ſeinem Arreſt ine Flaſche Wein durch die Herzogin, die ganz heitern Muthes war. Da ſchlug es auf der großen Glocke wölf, und nach dem zwölften Schlag ſchallte ſchaurig as Horn vom Thurme, und zwölfmal rief es, und uf jeden Ruf ſank ein Haupt. Die Herzogin erſchrack um Tode, und der Thürmer wußte nicht, was das zu edeuten habe. Und auch der Herzog erſchrack heftiglich, enn er wollte nicht mehr der Jünglinge Tod, und ſandte Reiter nach der Richtſtatt, Einſpruch zu thun, und Gnade zu rufen, aber es war zu ſpät. Jetzt ſtieg er ſelbſt auf den Thurm, fand allda den Mönch, der noch des Thürmers Horn in Händen hielt, und frohlockend rief: So ihr Buben, nun werdet ihr meiner nimmer ſpotten! Da ergrimmte der Herzog, packte den Mönch und warf ihn vom Thurm hinunter, daß ſein Leichnam zerſchellte.

Nun tutet immerdar, wenn dieſe Nacht wiederkehrt, nicht der Wächter, ſondern der Mönch, welcher im Thurme der St. Moritzkirche wandelt, mit einem Schlüſſelbund, Wächterhorn und Roſenkranz; und auch um die Kirche die Runde macht. Es iſt nicht gut, ihm zu begegnen.

75.

Judenfrevel.

Vor alten Zeiten begab ſich's, daß ein Weib einem Juden eine große Summe Geldes ſchuldete. Da ſie nicht zahlen konnte, ſprach zu ihr der Hebräer, er wolle ihr die Schuld erlaſſen, aber ſie ſolle ihm geben etwas von ihrer Milch, da ſie gerade ein zu ſtillendes Kind hatte. Das Weib verſprach's zu thun. Als aber der Jude fort war, ward ſie nachdenklich über ſein Begehren, ging zum Stall und molk ein Mutterſchwein, von deſſen Milch gab ſie dem Juden, als er am andern Morgen wiederkam. Da es nun Abend worden, ging der Jude mit noch einem Geſellen zum Galgen, hieß jenen die Leiter hinaufſteigen, und die Milch in die Hirnſchale eines Gehenkten eingießen, und wohl umrütteln. Der Gefährte that's und der Jude fragte: „Was ſiehſt Du?“ — „Nichts!“

antwortete jener. So fragte der Jude noch einmal und auch zum dritten Mal, und beim dritten Male ſagte der Geſelle auf der Leiter: „Ich ſehe eine große Heerde Schweine!“ — „Waih!“ ſchrie der Jude, „ſo hat mich betrogen das vermaledeite Weib, und es wird kommen ein Sterb unter die Schweine, und nicht unter die Chriſten.“ Und als nun eine große Krankheit unter die Schweine kam, daran des Weibes Mutterſchwein auch drauf ging, merkte dieſe den Frevel, machte Anzeige, und es wurde nicht nur der Jude an den Galgen gehenkt, ſondern auch alle andern wurden aus der Stadt vertrieben.

76.

Pater Eckardt.

Zur Zeit, als in Coburg die Reformation Eingang fand, lebte in einem Kloſter ein alter frommer Pater, Namens Eckartt, dem ſchien das neue Licht allzuhell und allzugrell, und da machte ſich der achtzigjährige Greis auf, verließ die Stadt, erbaute ſich an einem waldigen Berge eine Hütte von Stein und wurde ein Einſiedler. Da hat er noch lange ſeines Glaubens gelebt, und manchen Roſenkranz gebetet, bis auch ihm die Stunde ſchlug, in der er zum ewigen Frieden einging. Man weiß nicht mehr, wo ſeine Hütte ſtand, aber der Berg wird noch nach ihm der Eckardtsberg genannt.

77.

Die ſteinernen Brunnenlöwen.

Auf dem Markte zu Coburg ſtehen im Brunnen zwei ſteinerne Löwen, denen das Waſſer aus dem Rachen rinnt; von dieſen Löwen wird folgende Sage berichtet. Einſt lag ein reicher Geizhals in Todesnöthen, und es wandelte ihn eine Großmuth an, all ſein Geld und Gut dem Waiſenhauſe zu vermachen; dafür ſollten aber auch alle Waiſenkinder um ihn weinen und über ſeinem Grabe beten. Als er dieſe Sehnſucht ausſprach und zugleich den Wunſch äußerte, die Sakramente zu empfangen, ſo hörte das der Abt des Barfüßer Kloſters, das damals noch zu Coburg war, und eilte raſch zu dem Sterbenden, gedachte aber unterwegs bei ſich ſelbſt: Was will der Mann den Waiſen all ſein Geld und Gut ſchenken? Könnten wir das nicht auch beſſer brauchen? Aber wie er ſo dachte, ſtrafte ihn Gott, denn plötzlich begannen die Brunnenlöwen zu brüllen, ſprangen von ihren Geſtellen, darauf ſie ſtanden, herunter, zerriſſen den Abt, verſchlangen ihn ſammt der Monſtranz und waren dann Steine, wie zuvor. Darauf wurden ſie in den Brunnen wieder eingemauert, der Abt aber ſoll derſelbe Mönch ſein, der auf dem Kirchthurm wandelt, und bisweilen die zwölfte Stunde mit ſchaurigem Hornruf anbläſt.

78.

Hexenleute in Coburg.

Zu Coburg ſind in den finſteren Zeiten des Hexenverbrennens erſtaunlich viele Hexen torquirt und hingerichtet worden. Alle bekannten Bündniß und Buhlſchaft mit dem böſen Feind, Geld von ihm erhalten zu haben, auf nächtliche Tänze geführt worden zu ſein, wo Schalmeier und Pfeiffer aufgeſpielt, und Wein und Weck geſpeiſt worden ſei. Einer hieß der infernaliſche Galan der ſchwarze Caspar, einer zweiten der freſſende Wolf, einer dritten Jäckel ꝛc. Die Tanzplätze waren bei dem Brunnen zum heiligen Kreuz, bei dem Weihers und auf dem Bauſenberg. Ein Knabe von zwölf Jahren wurde mit dem Schwerte hingerichtet und dann verbrannt, und zwei andere mußten zuſehen und wurden in der Meinung gelaſſen, daß ihnen eine gleiche Strafe zu Theil werden würde, weil alle drei gutwillig bekannt, daß ſie auf dem Mantel gefahren. *)

79.

Neunerlei Eſſen.

Einſtmals hoben zu Coburg einige Edeljungfrauen neunerlei Eſſen auf, und ſtellten es in der Chriſtnacht auf den Tiſch, ſich dazu ſetzend, um ihre Liebhaber zu erſchauen.

---

*) Vergleiche oben die fliegenden Knaben.

Darauf kamen ihre Liebſten alle, jeder brachte ein Meſſer mit, und wollte ſich zu ihnen niederlaſſen. Darüber erſchracken die Jungfrauen und entflohen mit Geſchrei aus dem Zimmer. Einer nahm ſein Meſſer und warf es den Fliehenden nach, da ſah ſich eine um, blickte den an, der geworfen, und hob das Meſſer auf. Dieſe hat ihren Liebſten bekommen. Es ſoll aber auch ſchon ſich zugetragen haben, daß bei ſolchem Frevel ſtatt der Liebhaber der leibhafte Tod eingetreten iſt, ſein Stundenglas vor eine hingeſetzt hat, und dieſe hat dann ſterben müſſen.

80.

Das Hemdabwerfen.

So ſaßen auch an einem Weihnachtsabend zu Coburg einige Mädchen beieinander, die ebenfalls ihre Liebhaber vorherſchauen wollten. Sie hatten am Tage zuvor neunerlei Holz geſchnitten, davon machten ſie ein Feuerlein im Zimmer, und nun zog die erſte ihr Hemde aus, warf es vor die Stubenthür, ſetzte ſich zum Feuer und ſprach:

Hier ſitz' ich ſplitterfaſernackt und blos,
Wenn doch mein Liebſter käme
Und würfe mir mein Hemde in den Schoos!

Und da wurde das Hemd wieder hereingeworfen, und der es that, zeigte das Geſicht ihres nachherigen Freiers, das ſie wohl merkte. Nun zogen die andern Mädchen ſich aus bis auf's Hemde, konnten aber nicht die Zeit erwarten, bis jede das ihrige einzeln zur Thüre hinausgelegt, ſondern warfen ſie bunt über- und durcheinander. Da konnten die entrückten Geiſter der Liebhaber ſie nicht finden, und erhoben vor der Thüre ſo greulichen Lärm, daß den Mädchen grauſte, dieſe eilig ihr Feuer ausgoſſen, und ohne Hemden in die Betten krochen. Am andern Morgen lagen ihre Hemden vor der Thüre, aber in tauſend Fetzen zerriſſen, und keine bekam einen Mann.

81.

Das Geſpenſt als Eheweib.

Herzog Johann Kaſimir hatte einen adeligen Stallmeiſter; mit dem trug ſich das Sonderbare zu, daß ein Geſpenſt in Geſtalt ſeiner noch lebenden Ehefrau ihm zum öftern erſchien und ihn äußerſt beunruhigte. Wie ſich die Ehefrau in Kleidern trug, ſo trug ſich das Geſpenſt, und erſchien regelmäßig in der Mittagsſtunde von 11 bis 12 Uhr. Die Frau ging deshalb, um ſich von dem läſtigen Geiſt unterſcheiden zu laſſen, nie ohne Begleitung, doch bei Tiſche wußte der Stallmeiſter manchesmal doch nicht recht, welches ſeine Frau war. War ein Geiſtlicher zugegen, ſo blieb das Geſpenſt weg. Eines Tags war der Beichtvater der Familie, Johann Bräſcher, eingeladen, und der Edelmann begleitete ihn beim Abſchied mit ſeiner Frau und ſeiner Schweſter bis zur Treppe; da ſtieg der Geiſt von unten die Treppe herauf und faßte durch ein hölzernes Gitter das Fräulein an der Schürze, daß es laut ſchrie, worauf das Geſpenſt verſchwand. Einmal lag es mit dem Arm auf der Küchenſchwelle, da fragte die Köchin: Was willſt Du? worauf es antwortete: Deine Frau will ich. Doch that es der Frau keinen Schaden. Dem Stallmeiſter ward von ſeiner Frau angerathen, die Wohnung zu wechſeln, die in der Spitalgaſſe war, und in das Haus, welches nachher Dr. Frommann bewohnt hat, zu ziehen; da wurde der Geiſt ſichtbar und laut und ſprach: „Du zieheſt gleich hin, wohin Du willſt, ſo ziehe ich Dir nach, und wenn auch durch die ganze Welt." Der Stallmeiſter zog aber doch aus, und da wurde die Thüre des Hinterhauſes mit großer Gewalt zugeſchlagen, und in dem verlaſſenen Hauſe der Geiſt nicht wieder geſehen, deſto mehr in dem neubezogenen. Dann zog der Stallmeiſter in ein anderes großes Haus in einer Vorſtadt nach der Roſenau zu, und endlich in das Schloß, die Ehrenburg, weil er Schloßhauptmann wurde. Dort endlich hat ſich das Geſpenſt verloren.

82.

Der Bauſenberg und die Teufelskanzel.

Der Bauſenberg, ganz in der Nähe der Veſte Coburg, iſt von Alters her ziemlich verrufen, daß es in und auf ihm nicht geheuer ſei. Ein mächtiger Felsklumpen dort heißt die Teufelskanzel. Einſt kam ein frommer Pilgersmann, der baute ſich unterm Fels eine Einſiedelei, hatte aber des Nachts vor dem böſen Feind keine Ruhe. Da hörte er von einem Köhler, dem er ſein Leid klagte, es liege unter dem Hügel einſam und vergeſſen ein altes ſteinernes Heiligenbild, das werde wohl den Spuk bannen. Der Einſiedler ſucht und findet das Bild und trägt es mit Mühe zu ſeiner Clauſe, aber um Mitternacht beginnt der Lärm der Hölle aufs Neue und das Bild hebt ſich von dannen, und verläßt die unheimliche Stätte, und war am Morgen da zu finden, wo es vorher gelegen. Noch einmal wird es erhoben, und an dem neuen Standpunkt aufgeſtellt, aber das Wunder wiederholt ſich, nur daß nun das Bild an der Stätte kniet, wo es erſt lag, dann ſtand. Mirakel! ruft nun der Pilger und Einſiedler durch das Land, Alles ſieht das Wunder, bald erhebt ſich Altar und Kapelle und ein Kloſter, und das war der Anfang von Mönchröden. Der Einſiedler verließ jene Felſenwohnung, welche den Namen der Teufelskanzel erhielt, und wurde des neuen Kloſters erſter Abt. Jetzt iſt auch das Kloſter nicht mehr vorhanden, doch ſeine Stätte, und auch das alte Bild ſoll noch ſtehen, und ſich zur Nachtzeit den Kühen der Landleute aufhocken, daß ſie abmagern.

83.

Der Pöpelsträger.

Aus dem Dorf im Thale zwiſchen dem Feſtungsberg und dem Bauſenberg ging eines Tags mit Lockpfeife und Garnen ein Vogelſteller. Lange irrte er in den verſchlungenen, oft ſich durchkreuzenden Pfaden des waldigen Berges, auf denen der Böſe und ſeine Sippen oft die

Wanderer am Tage in Geſtalt wilder Enten und Nachts als Irrlichter äffen und necken ſollen. Da geſellte ſich zu dem Vogelſteller plötzlich ein Mann in ſeltſamer und abenteuerlicher Tracht, trug einen weißen Sack, in dem etwas Lebendiges zappelte, und es ſchien ein übler Geruch von dem Sacke auszugehen. Der Vogelſteller bot dem Fremden die Zeit, fragte ihn, wohin er wolle, und was er trüge, und jener antwortete, wenn er eine Strecke mit ihm gehen wolle, ſo werde er es ſehen. Da der Tag für den Vogelfang ungünſtig war, ſo leiſtete der Vogler Folge, und der Fremde ging nach dem Entenſee zu, darüber oben die Teufelskanzel herabblickte. Als der Sumpf erreicht war, hieß der Fremde ſeinen Begleiter thun, was er ſelbſt thue, und zog ſeinen linken Schuh aus, welcher roth und mit Kreuzen gezeichnet war. Jener that daſſelbe, und nun ging der Fremde noch eine Strecke vorwärts, gewann einen kleinen Hügel, und ſprang von demſelben hinab. Der Vogelſteller folgte, es geſchah ein Donnerſchlag und tiefe Nacht umgab beide. Sie fanden ſich in einem ungeheuern dämmerhellen Gewölbe wieder, und der Fremde ſchritt immer vorwärts, bis er an einer Eiſenthüre ſtille ſtand, und ſeinem Begleiter durch Zeichen zu verſtehen gab, ein tiefes Schweigen zu beobachten. Er nahm ſeinen ſtinkenden Sack vom Rücken, und trat mit dem bekreuzten Schuh gegen die Thüre; dieſe dröhnte wie Donner, flog krachend auf und eine glührothe Feuerſäule ſtieg blendend und lodernd empor, und in dieſe Gluth ſchleuderte Jener den Sack, und die Flammenlohe ſank wieder in ſich zuſammen. Der Vogler war vor Angſt in die Knie geſunken, jetzt bedeutete ihn der Fremde, einen Blick in die Tiefe zu werfen. Es war die Hölle, in die ſie ſchauten, ein Feuermeer voll wimmelnder Larven, die unausſprechlich ſchreckliche Stätte ewiger Qual. Da vergaß der Vogelſteller die Warnung des Fremden, und ſchrie plötzlich, hinunterzeigend: „Ach Gott, dort iſt mein Hannes!“ Worauf ſich plötzlich ein furchtbares Donnern, Ziſchen, Schreien und Heulen erhob, und die Gluthwellen des Schwefelpfuhls zur Höhe flutheten. Eilend warf der Fremde die Eiſenpforte zu, und riß fliehend den Vogelſteller mit ſich fort. Doch dieſer war zu ohnmächtig ihm zu folgen, bald ſah er ihn nicht mehr — die ganze Hölle war hinter ihm her, vor ſich ſah er ein Waſſer, er ſprang hinein, und die Fluth ſchlug über ihm zuſammen. Deſſelben Tages ging ein Jäger durch den Wald, und hörte unter der Teufelskanzel ein klägliches Gewimmer und Aechzen. Nahe einem Köhlerhäuschen und wenige Schritte vom erſten Sumpfe, fand er den Vogler, welcher dem Tode nahe war. Mit matter Stimme erzählte er dem Jäger, was ihm begegnet ſei, dieſer hielt es für Phantaſie; doch der Vogler ſtarb. An ſeinem Leibe trug er noch den ſeltſam bekreuzten rothen Schuh, außer dieſem war ſeine Kleidung ganz zerſetzt, und außer dem Fuß, der ganze Leib mit Blut unterlaufen. Als man den Leichnam aus dem Walde trug, ſtand auf der Teufelskanzel ein großer Bock und meckerte höhniſch.

Der Fremde war ein Popanzträger, vulgo Pöpelsträger geweſen. Dieſe Leute verſtanden nach dem Glauben des Volkes die Kunſt, durch magiſche Formeln und Sprüche und durch die Kraft des Exorcismus die Poltergeiſter (Popanze, Kobolde) zu fangen, und ſie in Säcken an Orte zu tragen, wo ſie gebannt blieben, meiſt in

Sümpfe oder in Wildniſſe, und ein ſolcher Ort war der ſumpfige Entenſee unter der coburgiſchen Veſte und dem Bauſenberg.

84.

Die verſunkene Kirche im Lautergrund.

In dem ſchönen Thalgrund bei Coburg, darin das Dorf Tiefenlauter liegt, lag vor undenklichen Zeiten eine Stadt, darin wohnten lauter Glückliche, und als nun einmal der Feſttag Allerſeelen kam, da ſprachen die Einwohner, dieſen Tag brauchen wir nicht, denn hier gibt es nichts zu klagen. Darauf ſandte der Herr ein Sterben über die Kinder, auf daß die Einwohner einen großen Schmerz haben ſollten, und den Allerſeelentag in Demuth begehen. Und es konnten kaum Särge und Gräber genug gemacht werden für alle die Kinder, welche dahin ſtarben. Ach wie jammerten da die Eltern allzumal, und wie voll tiefer Schmerzen büßten und beteten ſie, als nun der Allerſeelentag wiederkehrte. Und wie ein endloſer Zug trauernder Väter und Mütter ſich in der Kirche eingefunden hatte, da ſah der Herr ihren Schmerz an, da ihnen in den Kindern all ihr Glück genommen war, und erbarmte ſich ihrer, und es ſank die Kirche ſammt ihrem umgebenden Friethof mit ſeinen Kindergräbern in die Tiefe hinunter. Darauf verödete die Stadt und die Stätte, wo dieſe ſtand, und erſt ſpäter ſiedelten ſich die Gründer des obengenannten Dorfes an. Und an manchen Feiertagen hört man die Glocken der verſunkenen Kirche aus der Tiefe läuten, und die Kinder wiſſen die Stelle wohl und lauſchen ſtill und ſchauern, und beten.

85.

Trämersdorf.

Ein müder Wandrer irrte in der Flur zwiſchen Coburg und Eisfeld, als ſie noch ſehr öde und wenig angebaut war, und da er kein Obdach fand, ſo ſah er ſich genöthigt, auf freiem Felde Nachtraſt zu halten. Er legte ſich auf den Raſen, entſchlief und träumte von einer Mühle und einem in ihrer Nähe liegenden ſchönen Dorfe. Neugeſtärkt erwachte er, und ſetzte ſeinen Weg eine weite Strecke fort; da kam er zu einer Mühle und ſiehe, es war dieſelbe, die er im Traum geſehen, aber das Dorf war nicht dabei. Der Wandrer ging zum Müller, erzählte ihm ſeinen Traum, und bat ihn, ſein Gehöft Träumersdorf zu nennen, weil er es mit einem Dorfe verbunden im Traume geſehen, und der Müller erfüllte ſeinen Wunſch und nannte ſein Gehöft Träumersdorf. Und da hat ſich allmählig ein Dorf angebaut, das den Namen in verderbter Ausſprache, Trämersdorf, bis heute führt, und in ſeinem Siegel führt es — einen ruhenden Wandrer.

86.

Von Ummerſtadt.

Ummerſtadt ſoll eigentlich den Namen Immerſtadt haben, wie früher Manche haben behaupten wollen, zum Zeichen, daß es ſtets und immer eine Stadt geweſen. Zu deſſen Zeugniß habe vormals an einem Schwibbogen (man weiß nicht, an welchem Gebäude) das griechiſche Wort ἀεῖ geſtanden, welches nichts anders als immer heißt. Doch iſt die Stadtgerechtigkeit dieſes Ortes erſt vom Jahre 1394 an nachzuweiſen, in welchem Jahre aber die Bürger beim Landgrafen Balthaſer von Thüringen eingekommen waren, ihnen die verlornen und verwahrloſten Urkunden und Briefe über die Stadtfreiheit, Jahr- und Wochenmärkte zu erneuen, was auch geſchah. Sonſt iſt Ummerſtadt in der Gegend bekannt wegen der Schildbürgerſtreiche, die ſeinen Bewohnern von den Nachbarorten aufgebürdet werden, und die ziemlich gleichlautend mit denen ſind, mit welchen man ſich von der Stadt Waſungen trägt, ſo wie mit manchen derer des Dorfes Dittis an der Rhön*). Die Ummerſtädter Haſenjagd, der Salzſack und andere Stücklein wären noch zu berichten.

87.

Ummerſtädter Prodigien.

Im dreißigjährigen Kriege hatte mit der ganzen Gegend auch Ummerſtadt ſehr viel zu leiden. Brand, Plünderung und alle Frevel rohen Soldatenübermuthes waren an der Tagesordnung. Der ſchrecklichſte Tag für Ummerſtadt war der 28. September 1632, an welchem die Kroaten einfielen, plünderten, und an fünf Orten zugleich Feuer anlegten, ſo daß 56 Wohnhäuſer, ohne die Scheuern und Stallungen, abbrannten. An dieſem Tage, ſo ward berichtet, zeigten ſich des Morgens am Himmel zwei weiße Kreuze; das eine ſtand über der Kirche, das zweite über dem Markt, welches man für eine ſchlimme Vorbedeutung nahm; für eine gute hingegen wurde gehalten, daß ſich, als der Feind auf die Feſtung einen Sturm unternehmen wollte, vier weiße Tauben um dieſelbe herumfliegend zeigten. Einem Kaiſerlichen Hauptmann, welcher bei der fürſtlichen Kammerkanzlei einfallen wollte, trat ein weißbekleideter Mann in der Thüre entgegen, ernſthaft zurückwinkend, und ſein Ausſehen war ſo, daß keiner der Feinde vermochte, einen Schritt weiter vorwärts zu thun.

---

*) Siehe oben in den Sagen des Rhöngebirges.

Einige Jahre ſpäter, im Anfang des Auguſt, wurde acht Tage lang in der abgebrannten, und noch nicht wieder aufgebauten Pfarrkirche vorn im Chor ein ſtarkes Seufzen vernommen, ſo daß man es häuſerweit gehört, und alles Nachſuchens ohngeachtet deſſen Urſache nicht hat entdecken können. Das ſoll nachfolgende Heimſuchungen durch den Krieg vorbedeutet haben, die auch nicht ausblieben. Und man hat das arme Ummerſtadt damals Nimmerſtadt, und Umbra- (Schatten-) ſtadt genannt, weil daſſelbe keine Stadt mehr, und vom Unglück überſchattet worden. Einen wilden, die hinter der Gottesackermauer ſich bergenden Einwohner hart bedrängenden Kroatenhaufen ſcheuchte ein Engel im Lichtgewand mit erhobener Rechte zurück.

88.

Neukirchen.

In der Nähe des Dorfes Lindenau, und zwar am Ende von ſeiner Flurmarkung gegen Antenhauſen zu, liegt ein Feldſtück, Neukirchen genannt. Dort ſoll es nicht geheuer ſein, eine Kirche und ein Dorf ſoll dort geſtanden haben; doch iſt von beiden keine Spur mehr vorhanden. Früher fand man noch Rudera an dieſer verrufenen Stelle, und ackerte bei Beſtellung des Feldes Menſchenſchädel und Gebeine aus.

Einſt wühlte in der wüſten Flur ein Schwein, und wühlte eine Glocke aus, darauf ſtanden die heiligen Namen Mathäus, Markus, Lukas, Johannes, Caspar, Melchior, Balthaſer.

Dieſe Glocke hängt noch auf dem Lindenauer Kirchthurme.

89.

Von der Heldburg und ihrem Namen.

Stolz und ſtattlich ragt von ihrem mächtigen Bergkegel aus Klingſtein die alte Heldburg, noch bewohnbar und größtentheils baulich erhalten, als eine Landeszier empor. Vor uralten Zeiten wurde ſie erbaut, davon zeugt noch der Name des älteſten Burgtheiles, den man Heidenbau nennt. In jener frühen Zeit, kurz nach dem Erſcheinen des heiligen Bonifacius im Frankenlande, wurde ihr Name Elidburg und Helidberga geſchrieben; damals im Jahr 837 und 838 ſchenkte ein in der Gegend reich begüterter fränkiſcher Gaugraf, Namens Aſſis, zu Ehren des heil. Martyrers Bonifacius die Elidburg dem Stift Fulda. Da Helid ein altdeutſcher Mannsname, ſo iſt dieſe Namensableitung des Burgnamens die wahrſcheinlichſte. Des Volkes Sage aber will, und alte Leute haben ſchon vor ein Paar hundert Jahren erzählt, es habe ein gewiſſer Hilpert den hintern viereckigen Bau aufgeführt und bewohnt, der auch Hildburghauſens Gründer geweſen. Andere ſagen, Berg und Burg hießen eigentlich ſo, wie das Volk ihren Namen ausſpreche, Hellburg, von der heitern, alle Nachbarberge überragenden und ausſichtreichen Höhe. An der Stelle der Ciſterne ſoll früher ein Heidentempel geſtanden haben. Das neue Schloß erbaute Johann Friedrich der Mittlere, und zu deſſen Zeiten wurde der ſehr ſchöne und tiefe Brunnen durch lauter harten Fels gehauen bis zur Bergestiefe. Man ſagt, der Brunnen habe ſo viel gekoſtet, als das ganze Schloß, denn die Arbeiter, wenn ſie einen ganzen Tag darin gepickelt hatten, brachten am Feierabend des Schuttes kaum ſoviel heraus, als ſie im Schoos ihres Kittels am Leibe tragen konnten. Nach Errichtung des Neubaues ſoll die Heldburg ſo viele Fenſter gehabt haben, als das Jahr Tage hat, und davon erhielt ſie den Namen die fränkiſche Leuchte. Die Stadt Heldburg war früher ein Dorf, und wurde vor Alters von Manchen das Lautenſtädtchen geheißen, da dieſelbe in der That in der Form einer Laute erbaut iſt, wie vom Burgberg herab noch heute gar wohl zu erkennen. Stadt und Vorſtadt nach Einöd zu, bilden das

Corpus, die Wernerthorvorſtadt den Hals, und die Häuſer gegen das Kapellthor den krummen Hals. Der Kopf iſt der Gottesacker mit der Kapelle.

90.

Sylva Gabreta.

In der Nähe von Heldburg liegt ein Thal, das Gawersthal geheißen, welches ſich über den Wald hinüber gegen Gawersſtadt erſtreckt. Da vermuthen Manche, es ſei dieſe Benennung der letzte Nachhall des alten Sylva gabreta, deſſen die älteſten Geographen, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela gedenken, und deſſen Lage zwiſchen dem Böhmerwald angezeigt wird, ſo daß dieſelbe wohl in dieſer Gegend geſucht werden könnte.

91.

Vom Dorf Weſthauſen.

Weſthauſen iſt einer der älteſten Orte ſeiner Gegend. Schon im Jahr 776 war Weſthauſen vorhanden. So iſt auch ſeine Pfarrſtiftung von ſo hohem Alter, daß keine gründlichen Nachrichten, wann dieſelbe geſchehen ſei, vorhanden ſind. Eine alte Kapelle zu St. Lorenz, die früher hier ſtand, iſt verſchwunden, doch fand man noch Spuren des bei derſelben gelegenen Kirchhofs. Und wie Weſthauſen der urkundlich älteſte Ort dieſes Landſtriches mit iſt, ſo war er auch der erſte, an welchem ein Anhänger der neuen Lehre Luthers Anſtellung fand, und zwar im Jahre 1521. Es war dieß der Wittenbergiſche Profeſſor der Philoſophie und Presbyter der Magdeburger Diöces M. Jodocus Morlin, welchen die Sachſenfürſten dem Biſchof Conrad von Würzburg als wohlgeeignet anempfohlen, und den auf Befehl des Weihbiſchofs Johannes von Guttenberg der Archidiacon Johannes von Lichtenſtein hier einführte. Luther hatte Morlin dem kurfürſtlichen Hofprediger Spalatin empfohlen. Da nun Weſthauſen als ein ſächſiſcher Ort dem Stift Allerheiligen in Wittenberg einverleibt war, ſo geſchah es, daß von dort aus die Pfarrſtellen in dieſer Gegend beſetzt wurden.

92.

Linden Elſa, die Engelſeherin in Gumpertshauſen.

Zu Gumpertshauſen, das vor Alters ein Filialdorf von Weſthauſen war, hat ſich im Jahr 1631 ein wunderlicher Fall zugetragen. Eine lahme Magd, Linden Elſa, hatte Engelerſcheinungen und prophetiſche Geſichte. Ein Engelein erſchien ihr mehrmals in einem Hemdchen von verſchiedener Farbe, blau, weiß, roth, blutroth, und gab ihr ein, gegen die Hoffart der Welt zu reden, gebot ihr auch, das was ſie vernehme, laut auszuſagen. Der Engel ſchrie Wehe über die großen Städte und ganz Deutſchland, verkündete großes Blutvergießen zwiſchen Auguſt und Michaeli, und nannte die Sünden, wegen deren ſo große Kriegsgewitter über Deutſchland verhängt ſeien, nemlich: Fluchen und Gottesläſtern, dicke blaue geſtärkte Krägen, blöchlete Schuh (Klötzchenſchuhe), geſchlitzte Wämſer u. dgl. Auch Hexenleute ſoll man abſchaffen, doch zuſehen, daß man keine Unſchuldige einmiſche. Würde die Hoffart nicht abgelegt, ſo würde ſolche Theurung entſtehen, daß das Kind in der Wiege verhungern müſſe. Am 8. September werde ſich etwas Großes ereignen, da ſolle man knieend beten, Alt und Jung ſolle zur Kirche eilen, und bitten, daß Gott ſich nicht abwenden möge. Der Engel gab auch das Lied an, welches die Gemeinde ſingen ſollte. Wenn nicht Buße gethan würde, ſo werde es den Leuten durch die Kroaten ſchlimmer ergehen, als denen zu Jeruſalem. Auch ein Erdbeben ward prophezeiht, wenn nicht der Kleiderprunk und die ſteifen blau und weiß geſtärkten Krägen abgelegt würden. Ueber den Churfürſten von Sachſen ſeien drei Ruthen gezogen. Dieſer Engel, der der lahmen Magd, die ſchon über dreißig Jahre contract, und eilf Jahre auf Händen und Füßen gekrochen war, auf ihrem Bette erſchien, nannte ſich Gabriel. Man ſolle, ſagte Gabriel zu Linden Elſa, Gott danken, daß er den König von Schweden in dieſe Lande gebracht; doch habe dieſer ſich vorzuſehen, denn man ſtelle ihm mit Liſt und Gewalt nach. Als ſie zu dem Engelein ſprach, weil man ihr das geboten: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn, ſo antwortete daſſelbe: Das danke dir ein guter Geiſt.

Die Aufzeichnungen über die Viſionen und Ausſagungen der Linden Elſa tragen den Stempel des Confuſen. Manche ihrer Ahnungen ſoll ſich jedoch erfüllt haben, und am meiſten erfüllten ſich ihre Prophezeihungen von den Heimſuchungen des Landes; denn was in dieſen Gegenden im darauf folgenden Jahre für Greuel durch Mordbrand, Plünderung und Peinigung der Bewohner durch die kaiſerlichen Kriegsvölker geſchah, überſteigt alle Schilderung.

93.

Der Steberich.

Bei Hellingen, hinter dem Gehölz bei Ollertshauſen, ein Ort, der nicht mehr vorhanden, iſt eine Wüſtung, die heißt der Steberich. Dort ſoll es nicht geheuer ſein, und ein irrer Geiſt umgehen. Sonſt, wenn in Ebern peinliches Halsgericht gehalten wurde, mußte der Büttel auch in den Steberich gehen, und das Halsgericht in dieſer Wüſtung ausſchreien. Da ſoll der Geiſt manchem Büttel erſchienen ſein, und ihn zum Tode erſchreckt haben. Hellingen iſt von Ebern eine halbe Tagereiſe entfernt.

94.

Von einem Poltergeiſt.

Zu Schwickershauſen, ſonſt ein Filial von Hellingen, trug ſich's zu, daß in der Woche vor Oſtern 1666 im Hauſe des Bauern Hans Kegel unter einem Bette etwas mehrmals klopfte. Als man nachſah, ſaß ein Kind darunter, das trug auf dem Haupte eine güldne Krone, und nannte ſich einen Engel, ſpäter aber die Seele einer verſtorbenen Frauensperſon. Viele Leute liefen hinzu, und da verhieß es jedem, der ihm die Hand geben würde, einen Schatz von neunzigtauſend Dukaten. Einige reichten die Hand hin, da fühlten ſie, daß die des Kindes eiskalt war, und entſetzten ſich. Bald darauf fing es an, in dieſem Hauſe ſchrecklich zu rumoren und zu poltern, ſo daß mehrere Bauern nach Hellingen zum Pfarrer gingen, und ihm ſagten, ſie müßten aus dem Dorfe ziehen, wenn der Spuk nicht gebannt würde. Der Pfarrer ging nach Schwickershauſen und hielt den Bauern eine Predigt, darin er ihnen ſagte, dieſer Geldgeiſt ſei kein guter, ſondern ein böſer Engel, der ſie mit ſeiner Teufelshand von Gott gelockt. Der Spukgeiſt kehrte ſich nicht daran, ſondern fuhr etliche Wochen mit ſeinem Klopfen in Kegels Haus unter dem Bette fort. Einmal rief er ſogar in des Pfarrers Gegenwart: Gebt mir ein Kind, ſo will ich weichen! Doch antwortete ihm der Pfarrer empfindlich. Jemand brachte heimlich geweihte Kräuter, und ſteckte ſie unter das Bette, da wurde das Toben nur noch ärger. Die Geiſtlichen hielten mit Beten und Singen wechſelsweiſe an, und der Hellinger Pfarrer blieb vierzehn Tage über Nacht in Schwickershauſen. Endlich entwich der Geiſt. Er mochte wohl des langen Betens ſatt und überdrüſſig geweſen ſein.

95.

Von der Burg Strauf.

Zwiſchen Hildburghauſen und Heldburg liegen auf hochragendem iſolirtem Baſaltberg die Trümmer der Burg Strauf, insgemein vom Volke der Umgegend Strauchhain und Strauchhan geheißen. Ein uraltes Haus der Grafen von Henneberg, und noch früher ein Beſitzthum des Markgrafen Albert des Bärtigen zu Sachſen, wird ſie ſchon in den Urkunden in der Mitte des zwölften Jahrhunderts als Castrum Struſe oder Struve genannt. Früher von Burgmannen bewohnt, bezog ſie nach des Hennebergers Poppo VI Tode deſſen Sohn Poppo VII, der ſich mit ſeinen Brüdern Berthold und Otto in die väterlichen Beſitzungen theilte. Berthold behielt die Stammburg zur Reſidenz, Otto wählte Burg Botenlauben bei Kiſſingen, und nannte ſich nach ihr, und Poppo VII nahm Burg Strauf zum Wohnſitz, davon er ſich ebenfalls oft comes de struve nannte. Dieſer Poppo war es, durch den das Geſchlecht der Henneberger fortblühte. Schon 1230 beſtand auf Burg Strauf ein Hennebergiſches Landgericht, auf ihr wurde das hennebergiſch-coburgiſche Erbmarſchallamt gegründet, das ein Ritter Griffo, der ſich von Struſe nannte, empfing. Von ihm entſtand das Adelsgeſchlecht der Marſchalke, Greif genannt. Der Bauernkrieg brach, gleich ſo vielen hennebergiſchen Burgen, auch dieſes hohe Haus. Ein alter hennebergiſcher Geſchichtſchreiber hat Folgendes von Straufhain aufgezeichnet:

„Im Jahr 1698 im April hörten die Leute, ſo im

Felde waren, ein gräßliches Geſchrei und Schießen auf dieſem Schloſſe. und daſigen Gehölze, so zweifelsohne ein Teufelsgeſpenſte oder das wüthende Heer geweſen ſein mag.“ .

96.

Das Ackerſteinkreuz.

Nicht gar weit von den Ruinen der Burg Strauf und von Streusdorf iſt eine Stelle im Waldgeheg, an welcher einſt ein Jüngling ſeinen Tod fand und begraben wurde. Seine trauernde Geliebte wollte ſein Andenken ehren durch ein bleibendes Gedächtnißmal; doch fehlten ihr dazu die Mittel. Da gab ihr die Liebe einen Gedanken ein, den ſie auszuführen nicht ſäumte. Sie legte mit ſorgſamer Hand ein Kreuz von Ackerſteinen auf die Trift. Und wie oft es geſchah, daß Bosheit oder Muthwille das Kreuz auseinander riß und zerſtörte, die Hand der Liebe war raſtlos thätig, das Kreuz fort und fort zu erneuen, bis das Mägdlein ſtarb.

Darauf hat das Volk jenes Kreuzes Erhaltung wie ein ſtilles Vermächtniß übernommen, und immerdar die Lücken wieder ausgefüllt, die durch Menſchenhand oder ſonſtigen Zufall in dem Steinkreuze entſtanden. So hat das Kreuz lange am Wege gelegen, und iſt zum friſch im Volksgedächtniß fortlebenden Sagenzeugen geworden.

97.

Von Königshofen.

Königshofen iſt ein uralter Ort des Grabfeldgaues, wahrſcheinlich, wie ſchon ſein Name anzeigt, ein Königshof, villa regia, und hatte ſchon im Jahre 770 eine Pfarrei. Es hieß vor Alters Chunigeshoven, auch Hoven ſchlechtweg. Die Sage will, daß ein fränkiſcher König, Pharamund oder Dagobert dort einen Königshof gehabt, und einen Meier darauf gehalten habe. Da auf der nahen Salzburg oft die deutſchen Könige weilten, ſo mußte ſich die Bedeutſamkeit des Königshofes um ſo mehr heben. Später kam Königshofen unter die Botmäßigkeit der mächtigen Henneberger, 1245 an deren neue Herrſchaft, und hob ſich unter dieſen Gebietern zu ſtättiſcher Blüthe; von Zeit zu Zeit beſaß aber auch das Stift Würzburg dieſe Stadt und unter Biſchof Rudolph von Scherenberg wurde ſie völlig Stiftseigenthum. König Ludwig der Bayer verlieh Königshofen im Jahr 1323 das Marktrecht und einen Freimarkt, der feierlich am Tage vor ſeinem Beginn um 12 Uhr mit der großen Glocke eingeläutet wurde. Noch ſteht auf dem Markt ein Kornmeßſtein, an welchem in wichtigen Sachen die Bürger öffentlich ſchwören mußten.

98.

Königshofen im Bauernkrieg.

Als ſich der Bauernkrieg anhob, lagerte ſich ein Haufe beim Kloſter Bildhauſen, deſſen Abt nach Königshoſen flüchtete. Die Bürger der Stadt errichteten unter ſich eine Ordnung, ſperrten ihre Thore, trugen für Mehlvorrath Sorge und ermahnten den Bildhäuſer Hauſen zur Ruhe und Ordnung. Den zu Würzburg auf den 2. Mai 1525 ausgeſchriebenen Landtag beſchickte die Königshofer Bürgerſchaft mit ihrem Stadtſchreiber Johann Martell, der in ſeiner Rede, womit er im Namen der Landſchaft die des Fürſtbiſchofs Konrad von Thüngen beantwortete, freimüthig genug ſagte, daß die Empörung veranlaßt worden durch den allgemeinen unleidlichen Druck der fürſtlichen Verwalter, noch mehr aber durch den der Geiſtlichen und Edelleute.

Jedenfalls hatte die Stadt Königshofen mit ihrer Bürgerſchaft ſich ſehr ſelbſtſtändig in der Empörung gezeigt, was ihr als eigenmächtig ausgelegt wurde, und ſie mußte zur Entſchädigung an die durch den Bauernaufſtand geſchädigte Ritterſchaft 2122½ Gulden in drei Zielfriſten entrichten; auch wurden dort, als der Biſchof Konrad auf ſeinem fürchterlichen Strafzuge am 28. Junius nach Königshofen kam, um Stadt und Amt, ſowie die Aemter und Schlöſſer Wildberg und Rothenſtein wieder einzunehmen, zehn Aufrührer hingerichtet. Das peinliche Gericht wurde außerhalb der Stadt, beim Brauhaus vor dem Mittelthore, auf dem ſogenannten Prügel, wo jetzt das Schießhaus ſteht, unter freiem Himmel gehalten. Der arme Sünder wurde gegen acht Uhr in einen Stock geſchloſſen, und eine Stunde lang, wie an einem Pranger, ausgeſtellt. Dann führte man ihn auf den von Schranken umgebenen Richtplatz, dabei ſchrie des Nachrichters Knecht, der Peinlein, dreimal ihn und ſein Verbrechen aus; einmal beim Herausnehmen aus dem Stock, zum andern beim Mittelthor und zum drittenmal vor der Schranke, mit folgenden Worten, je nachdem das Vergehen war:

Waffen, Waffen heut über
mein und dieß Lands-
Dieb, Dieb ja!
Mörder, Mörder ja!
Brenner, Brenner ja!
Räuber, Räuber ſo!
Fälſcher, Fälſcher ja!
Verräther, Verräther ſo!
Ketzer, Ketzer ja!
Kinds-Mörder, Mörder ſo!

Die Richtſtätte aber war auf einer Höhe gegen Herbſtatt zu befindlich.

Vom Bauernkriege lebt noch ein alter Reim im Volk, der die drei Haupträdleinsführer dieſer Gegend nennt:

Schnabel, Schaar und Schippel,
Brachten die Bauern aus gefütterten Röcken in leinene Kittel.

99.

Die Schweden in Königshofen.

Königshofen war am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſchon eine ſtarkbefeſtigte Stadt, die im Beginn des dreißigjährigen Kriegs eine Beſatzung von 300 Mann erhielt. Als aber die Schweden ſiegreich in Franken einbrachen und im Oktober 1631 vor Königshofen eilten, übergab der Kommandant, Hauptmann Tobias Eberlein, furchtſam die Stadt ohne Schwertſtreich, obgleich er Ueberfluß an Proviant und Munition hatte, und zog ſich auf Schloß Trimberg zurück. Die Schweden plünderten und brannten, ſchon ihr Anblick war den Bürgern ſchrecklich, ſie rauchten Tabak, und als die Königshofener das zum erſtenmale ſahen, meinten ſie, die Schweden hätten Feuer im Leibe, da ihnen der Rauch zum Hals herausging. Auch ſetzten ſich die Schweden in der Stadt feſt, vermehrten die Feſtungswerke, und brachen eine Vorſtadt von 43 Häuſern ab, welche bei einer Belagerung gefährlich werden konnte. Die arme Stadt mußte viel leiden und zahlen, ſo daß ſogar, um nur Geld aufzutreiben, die Einwohner ihr verarbeitetes Silber hergeben mußten, wodurch 119 ſilberne Becher und 28 ſilberne Löffel aufgebracht wurden, ein eigenthümliches Verhältniß, das in unſern Zeiten, der Becher- und Löffelzahl nach, ganz anders ausfallen würde. Vier Jahre und zwei Monate hatte Königshofen ſchwediſche Beſatzung, und zuletzt entſtand noch ein Tumult, in Folge deſſen ſechs Bürger von den Schweden erſchoſſen wurden. Nach Abzug der feindlichen Schweden kamen Kroaten, deren Mannszucht ungleich ſchlechter, wie die der Schweden war, und die in katholiſchen Orten nicht minder übel und gewaltthätig hauſten, wie die Schweden in proteſtantiſchen.

100.

Altes Schloß bei Ipthauſen.

Auf einem Berge ſüdlich von Ipthauſen ſoll ein altes Schloß geſtanden haben, von welchem man heute keine Spur mehr findet. Doch heißt noch ein hinaufführender Pfad der Eſelspfad, auf welchem durch Eſel das den Bewohnern nöthige Waſſer zur Burg emporgeſchafft wurde. Herren von Blankenburg ſollen das Schloß bewohnt und beſeſſen haben, die vielleicht nach deſſen Eingehen nach Waltershauſen zogen, und ſich nach dem neuen Wohnſitz ſchrieben und nannten. Jetzt iſt auf die ausſichtsreiche Höhe ein Hüterhaus gebaut.

101.

Der Judenhügel.

Merkwürdig iſt der umfangreiche Judenfriedhof auf einer Anhöhe über Kleinbardorf. Seit undenklichen Zeiten beſtatten die Juden der ganzen Umgegend hierher ihre Todten; von zwanzig bis vierundzwanzig Ortſchaften in der Runde werden die Verſtorbenen hierher gebracht. Da das Geſetz der Juden ihnen verbietet, in ſchon benutzte Grabhügel wieder andre Leichname zu beerdigen, ſo wächſt auf dieſer friedlichen Höhe die Gräberzahl zu Tauſenden an, und die kleinen weißen Grabſteine mit ſchwarzer hebräiſcher Schrift gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Dieſer Friedhof zahlt einen hohen Zins an die Grundeigenthümer, die Familie von Guttenberg, und wenn eine Erweiterung nöthig, muß jedesmal ein Feldſtück theuer erworben werden.

102.

Die Männer von Wenigen Ottilhauſen.

Nicht weit von Ottelmannshauſen, auch Dörfles genannt, und in der Nähe der ſogenannten Aubſtädter Linſenmühle, gegen die Milz zu, lag vor Zeiten ein Kirchdörſchen, Namens Wenigen Ottilhauſen, das dem Kloſter Veßra und der Familie von Waltershauſen zinſte. Wann es wüſte geworden, weiß Niemand; doch geht die Sage, daß es aus zwölf Einwohnern beſtanden habe, die wären untereinander ſo uneinig geworden, daß ſie ſich gegenſeitig erſchlagen, und ihrer keiner übrig geblieben. In die Flurmarkung von dieſem Ottilhauſen haben ſich die Gemeinden von Aubſtädt, Gollmuthhauſen und die Beſitzer des Schulerhofes getheilt.

103.

Vom Kloſter St. Johannis.

Eine Viertelſtunde vom Dorfe Sulzfeld und am Fuße des Trümmerſchloſſes Wildberg liegt der vormalige Kloſterhof St. Johannis. Dort war ein Ciſterzienſernonnenkloſter, das hat Gobra, eine Pfalzgräfin im Jahre 1209 geſtiftet. Eine Aebtiſſin, Namens Hedwig, ſoll dort im Geruch der Heiligkeit geſtorben, und an ihrem Grabe Heilungewunder an Menſchen und Vieh geſchehen ſein. Vor dem Hochaltar der großen Kirche, (das Kloſter hatte auch noch eine kleinere, wohl zum ausſchließlichen Gebrauch der Nonnen,) war das Grab des heiligen Gumbertus, der hier geſtorben ſein ſoll. Seine Reliquien übten an ſolchen Menſchen und Thieren Wunderkräfte, welche von der Waſſerſcheu befallen waren. Der heilige Gumbertus wird ein Sohn jenes Herzogs Gozbert genannt, unter welchem der Apoſtel des Frankenlandes, St. Kilian, den Märtyrertod erlitt; auch heißt er der erſte Graf von Rotenburg, und war Gründer des Stifts zu Onolzbach. Freilich ſoll er auch dort geſtorben und begraben worden ſein, doch fehlen die documentirenden Nachrichten darüber, welcher Ort mit dem meiſten Recht ſich die Gebeine dieſes Würzburger Stiftsheiligen (denn eine päpſtliche Canoniſation wurde Gumberto nicht zu Theil) aneignen mag. Die örtliche Sage von St. Johannis unter Wildberg will, daß auch die Hirnſchale des heiligen Gumbertus im Kloſter vorhanden geweſen, und als Trinkgeſchirr gedient habe. Aber auch zu Onolzbach befand ſich im Reliquienkaſten dieſes Haupt in Duplo, wie ein dortiges Verzeichniß ausſagte:

Nemblich

1) Ein Trüglein (kleine Truhe) mit Meß (ing) beſchlagen, darinnen St. Gumbrechts Haupt. Mehr

2) Aus einem Trüglein mit einem grünen Deckhel, ein Haupt- oder Todten-Kopf, ſo zerlegt vnnd dabey ein Rören von einem Arm, ſo auch für St. Gumprechts Haupt und Arm-Rören gehalten worden iſt, dieſes grüne Trüglein iſt hier geblieben ꝛc.

Ob nun das rechte und ächte Haupt nach Köln, wohin jene Onolzbacher Reliquien 1612 geſchafft worden, gekommen, oder ob es in Onolzbach geblieben, wo des Heiligen Sarkophag und Epitaphium gezeigt wird, oder ob es in St. Johannis unter Wildberg befindlich, dies iſt eine Frage, welche wir ebenſo unentſchieden, als unerörtert laſſen wollen.

104.

Schloß Wildberg.

Die Dynaſten von Wildberg zählen ſich unter die älteſten Adelsfamilien des Frankenlandes. Wie die Henneberger, entſtammten auch ſie den Gaugrafen des Grabfeldes, und zwar in ſo naher Verwandtſchaft mit jenen, daß dieſelben ohne Weiteres nach dem Erlöſchen des Wildberger Stammes in deren Erbe eintraten, wodurch die Grafſchaft Henneberg bedeutenden Zuwachs erhielt. Die Wildberger waren hauptſächlich im Haßgau begütert, dem ſie vielleicht als Gaugrafen beſonders vorſtanden, und ſo erbauten ſie ihr ſtattliches Schloß auf einem ſchöngelegenen Berge des ſüdlichen Abhanges eines kleinen Gebirges, das den Namen der Haßberge führt. Eine Menge Klöſter der Umgegend von Wildberg wurden von jenen Dynaſten reich begabt. Der letzte des Geſchlechtes hieß Konrad und ſtarb um 1305. Im Kloſter St. Johannis war das Erbbegräbniß, doch wie das Kloſter verſchwand, ſo ſind mit ihm auch alle Grabmäler verſchwunden. Schon am Ende des 13. Jahrhunderts hatten die Grafen von Henneberg eine Hälfte der Burg Wildberg inne. Später kam durch Veräußerungen ein Theil an das Stift Würzburg, das ohnehin ſchon früher die andere Hälfte beſaß, bis endlich das Schloß ganz und gar in Würzburgiſchen Beſitz gelangte. Auch die Herren von Truchſeß beſaßen eine Zeit lang Schloß und Amt käuflich, bis Biſchof Rudolph von Scheerenberg alles wieder ablöſte und zum Stifte brachte. Würzburg ſetzte Amtleute auf das Schloß, unter denen die Truchſeſſe von Weſthauſen die vornehmſten waren.

Der Bauernkrieg brach die ſtattliche Veſte, und ſeitdem liegt ſie in ihren Trümmern. Die Amtleute zogen auf den uralten Lindshof, der in frühern Zeiten Villa zu den Lynden hieß.

105.

Vom wüſten Schloß Thundorf.

Nicht weit von Stadt-Lauringen nach Münnerſtadt zu liegt über dem anſehnlichen Orte Thundorf die Ruine gleiches Namens, welche einſt die Stammburg des altfreiherrlichen Geſchlechtes derer von Thundorf war, die gleichen Urſprunges mit den fränkiſchen Grafen von Wildberg ſich rühmten, und die Burgen Thundorf und Wildberg, wie die Orte Stadt-Lauringen, Oberlauringen, Thundorf und Bundorf, Maßbach, Wettringen, Theinfeld und Völkershauſen beſaßen. Jetzt iſt von dieſem einſt ſtattlichen Schloß nichts weiter übrig, als eine Trümmerſtätte. Aber in ihrer Tiefe ſollen, der Sage nach, noch große Schätze ruhen; große Kellergewölbe voll des edelſten Weines ſollen ſich, jedem Auge verborgen und unerreichbar, darunter befinden. Von Zeit zu Zeit wandelt einſam und trauernd die weiße Jungfrau des Schloſſes über die Stelle, wo das Schloß einſt ſtand, und hofft Erlöſung. Dieſe kann aber nur von einem reinen Jüngling bewirkt werden, der in der Nacht, welche auf den goldnen Sonntag fällt, geboren wurde, und, wenn er dreimal ſieben Jahre alt, in derſelben Nacht grüßend zu der Jungfrau tritt, und ſie dreimal küßt. Dann geht die Jungfrau zur ewigen Ruhe ein, und der Herzhafte kommt in den Beſitz der verborgenen Schätze.

106.

Die heilige Jungfrau ſchützt Münnerſtadt.

Im dreißigjährigen Kriege, und zwar im Jahre 1641, wurde Münnerſtadt von den Schweden unter Anführung des Weimariſchen Generals Roſa hart bedrängt und belagert. Der Feind hatte auf dem Karlsberg ſeine Verſchanzungen und begann von ihm aus die Stadt zu beſchießen. In dieſer war eine fromme Brüderſchaft „zum heiligen Roſenkranz,“ die in ſolcher Bedrängniß heiße Gebete um Rettung zum Himmel ſandte. Als nun die Kanonade vom Karlsberge herab am heftigſten wurde, offenbarte ſich ein göttliches Wunder; denn die heilige Jungfrau erſchien in ihrer Glorie, umſchwebt von Engeln, im langen weißen Gewande und himmelblauen Mantel auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln auf. Darüber verwunderten und entſetzten ſich die Schweden, hoben die Belagerung auf und zogen von dannen. Zum Gedächtniß dieſer wunderbaren Rettung feiert Münnerſtadt bis heute noch ein Dankfeſt mit feierlichem Gottesdienſt und einer Prozeſſion, während welcher die Stadtthore geſchloſſen werden. Und am Marienaltar in der überaus ſchönen Pfarrkirche künden wohlklingende lateiniſche Diſtichen der Nachwelt dieſes Ereigniß.

107.

Münnerſtädter Wahrzeichen.

Außen an der Pfarrkirche zu Münnerſtadt, in ziemlicher Höhe, ſeitwärts über dem ſteinernen Hund, zur Rechten, erblickt man einen Wolf, der eine Henne frißt, zum Wahrzeichen. Man ſagt, die Henne bedeute die Grafſchaft Henneberg, zu welcher Münnerſtadt in den frühern Zeiten auch gehört, und der Wolf bedeute Würzburg, das Hochſtift, das ſich allmählig, die Verarmung des Grafenhauſes benutzend, ein Stück des Hennebergerlandes nach dem andern zu eigen zu machen gewußt. Seltſam iſt's, daß man jetzt an dem Steinbild weder vom Wolf noch von der Henne den Kopf ſieht.

108.

Steinerner Hund an der Kirche.

Am nördlichen Eingang zur Pfarrkirche, oben linker Hand, iſt ein ſteinerner Hund eingemauert. Man erzählt, daß dieſes Bild den Hund des Maurermeiſters der Kirche vorſtellen ſolle, der ſeinem Herrn überall hin nachlief. Als nun einſt der Architekt ſchon hoch oben am Dachſtuhl arbeitete, kam der Hund auch hinauf, und ſprang, da ihn ſein Herr bedrohte, von droben herab, ohne nur im mindeſten beſchädigt zu werden. Da fertigte der Meiſter zur Erinnerung an dieſen glücklichen Sprung das Bild ſeines treuen Hundes, und brachte es an der Stelle an, wo daſſelbe ſich noch jetzt befindet.

109.

Die ſcharfe Scheere.

Außen an der Pfarrkirche zu Münnerſtadt erſieht man einen Grabſtein, auf welchem eine Scheere eingehauen iſt. Der unter dem Grabſtein Ruhende war ein andächtiger Schneider, welcher ſich aber in ſeiner Andacht gar zu oft vom Teufel geſtört ſah. Dieſer erſchien ihm dann und flüſterte ihm zu, daß er recht viel Tuch in die Hölle werfen ſolle, und trieb auch ſonſt mit dem Schneider viele verfängliche Poſſen. Der Geplagte klagte ſeine Noth einem frommen Mann, und empfing von dieſem den Rath, ſo der Teufel das nächſte Mal ſich wieder einſtelle, ſolle er die Scheere nehmen, und ihm den Schwanz abſchneiden. Dieſem Rath beſchloß der andächtige Schneider zu folgen; er ſchärfte ſeine Scheere, und als der Teufel wieder kam, ſchnitt er ihm den Schwanz rups und kahl vom Leibe weg. Der Teufel ſchrie Mordjo! fuhr von dannen und ließ den Schneider fortan in Ruhe. Die Scheere blieb lange als Erbſtück bei der Familie. Auf dem Grabſtein grub man ihr Bild zum Gedächtniß ein. Seitdem ſich das zu Münnerſtadt begab, geht nun der Teufel ohne Schwanz unter den Leuten umher, und iſt gar nicht mehr zu erkennen; daher kommt es auch, daß ſo Viele ſagen, es gäbe keinen Teufel mehr. Nun kann man ſich weit weniger vor ihm hüten, als früher, wo er den ſtattlichen Schwanz noch hatte.

110.

Schloß Huhnberg.

Ueber Nüdlingen, zwiſchen Münnerſtadt und Kiſſingen gelegen, iſt eine alte Burgſtätte auf einem ziemlichen Hügel ſichtbar, welche heute Huhnberg genannt wird, vor Alters aber Henneberg genannt wurde, wie eine Urkunde vom Jahr 1243 deutlich ausſagt.*) Den Namen ſoll Burg und Berg von einem zahmen oder Haushuhn erhalten haben, das zur Zeit, als man die erſtere gründen wollte und für dieſelbe noch keinen Namen wußte, auf dieſen ein Ei gelegt. Zur Unterſcheidung des Namens von dem weit früher ſchon erbauten Stammſchloſſe Henneberg aber, habe man es ſpäter nicht Henne-, ſondern Huhnberg genannt, und dieſe Burg durch das Bild eines Haushuhns von dem Wappen der erſteren, einer

---

*) Cum vir nobilis Hermannus Comes de Hennenberg in monte dicto Hennenberg sito super villam Nutteling edificia — excessisset. 4. Mart. 1243. —

Wildhenne, unterſchieden. Die Sage verkündet, daß, von Erbauung dieſer Burg an, alle 100 Jahre Mittags und Mitternachts ein Huhn auf dem Schloßberge dreimal fröhlich ſchreie und ſo das Jahrhundert verkünde, wie man es zuletzt noch, namentlich im Jahr 1742, gehört haben will. Man mag 1842 aufmerken, ob das Huhn wieder ſchreit, und den alten Chronikenſpruch bewähret:

Hier hat gelegt das Huhn ein Ei,
Daß Burg und Berg benennet ſei.

111.

Schätze der Huhnburg.

Noch ſoll unter den verſchütteten Kellern und Gewölben der Huhnburg viel Geld und Wein verborgen ſein. Die Leute erzählen: jeder, der den Schloßplatz beſuche, finde bei ſeinem erſten Kommen, wenn er nicht an die Schätze denke und nicht auf deren Hebung ausgehe, eine kleine Oeffnung, welche in die Tiefen hinabführe; benutze er dieſes Glück, ſo könne er reich werden, doch nie werde zum zweitenmal dieſe Gelegenheit geboten. Wer die Oeffnung finde und einen Stein in ſie hinabwerfe, höre dieſen nicht auf den Grund fallen, ſo tief hinab gehen Keller und Gewölbe, ſo tief ruhen die Schätze. Verſuche, durch Nachgrabung ſie zu heben, ſchlugen gänzlich fehl, und mußten bald unterbleiben, denn die Grabenden ſahen ſich ſeltſam erſchreckt und in ihrem Vorhaben gehindert. Auch wurden Verſuche ſolcher Art obrigkeitlich unterſagt. Daher harren die Schätze noch auf den, der, wenn er die Oeffnung findet, ohne habſüchtige Abſicht ſich in ſie hinabläßt.

112.

Ausgewühlte Glocke auf Huhnberg.

Auf dem Schloßplatze bei dem vormaligen Brunnen der Huhnburg wurde lange nach der Zerſtörung des Schloſſes, ſo geht die Sage, eine große Glocke von Schweinen ausgegraben, und dieſe hing man dann in dem Thurm der Kirche zu Nüdlingen auf. Dieſer Glocke wohnte eine ſehr wunderbare Eigenſchaft bei; denn ſo weit in der Umgegend ihr heller Schall hörbar war, gab es weder Fröſte im Winter noch Gewitter im Sommer. Später aber wurde die Glocke gegen zwei andere, kleinere ausgetauſcht, und nach Würzburg gebracht, worauf ſogleich die Umgegend dieſer wohlthätigen Wirkung mit verluſtig ging. Nur an einem Theil des Schloßberges ſcheint noch der Segen zu haften, denn an deſſen Oſtſeite bleibt niemals der Schnee liegen, ſondern zerſchmilzt, ſowie er dorthin fällt.

113.

Todtenläuten zu Nüdlingen.

Zu Nüdlingen ging ein ſeltſamer Brauch im Schwang, davon alte Leute noch zu ſagen wiſſen. Nehmlich es beſtand dort die Gewohnheit, in Folge vom Ahn zum Enkel fortgeerbter Tradition, daß, zum Andenken an den Stifter der Kirche und deſſen Begräbniß, vier Männer einen fünften, welcher den verſtorbenen Stifter der Kirche vorſtellen ſollte, jedesmal am erſten Pfingſtfeiertag auf dem Schloßplatz umhergetragen hätten, zu welchem Act auch die wunderbare Glocke wäre geläutet worden. Nun hat zwar jener Umzug jetzt aufgehört, aber nicht das Läuten, denn als vor 50 Jahren der Pfarrer des Orts, Namens Glaubrecht, auch dieſes verbot, ſo läutete die Glocke von ſelbſt, und eine ſeltſame, tödliche Angſt erfaßte und verfolgte den Pfarrer ſo lange, bis er ſein Verbot wieder aufhob. Dieſen Gebrauch bezeichnet im Ort noch immer die Redensart: „Es wird zum Todten geläutet.“

114.

Von der Burg Steineck.

Im Walde Queſtenberg, wo ſich das Gebirge des Burg Wallbacher Forſtes hinabſenkt gegen die ſanften Ufer der fränkiſchen Saale, in der Nähe des ohnweit Bocklet gelegenen Marktfleckens Steinach, hart über dem Dörſchen Roth, liegt heutzutage die Trümmerſtätte der ehemaligen Burg Steineck. Dieſe wurde von Rittern bewohnt, welche ein heilloſes Leben führten, täglich zechten, fluchten, und an keinen Gott und keine Erlöſung glaubten. Dieſen Rittern diente eine alte, fromme und gottesfürchtige Magd, welche öfters in den langen Winterabenden den

Tummelplatz roher Luſtbarkeiten und Laſter verließ, und herabging nach Roth, um bei einfachen und guten Bauersleuten zu ſpinnen. Einſt am Chriſtabend, welcher auf Burg Steineck gänzlich ungefeiert blieb, ging die Alte auch herab, ſich mit den befreundeten Leuten der gnadenreichen Geburt des Weltheilandes zu freuen, und blieb über die Mitternachtſtunde in Roth. Als ſie den Weg zur Burg wieder betrat, und in deren Nähe gelangte, kam es ihr ſehr befremdlich vor, daß ſie nicht, wie ſonſt, ſchon von weitem wüſtes Geſchrei, Geſang und Becherklirren hörte; noch mehr aber verwunderte ſich die Alte, als ſie kein erleuchtetes Fenſter mehr ſah. Endlich miſchte ſich Schreck, Erſtaunen und Grauen in ihrem Innern, als ſie die Burg gar nicht wiederfand, ſondern an ihrer Stelle nur zerbrochene Außenmauern, und wüſte Trümmer. Die Burg war mit ſammt den gottloſen Rittern, deren Schändlichkeit in dieſer heiligen Nacht ihren Gipfel erreicht hatte, und mit ſammt den in ihr aufgehäuften, durch Raub zuſammengerafften Schätzen — verſunken. Die alte Magd glaubte zu träumen, oder einen Schlaf, ähnlich dem der Siebenſchläfer geſchlafen zu haben, und ging ganz beſtürzt und zitternd wieder nach Roth hinunter, wo ſie den Leuten erzählte, was ſich zugetragen, ſie zu einem gottgefälligen Leben ermahnte, und bald darauf zum ewigen Leben einging. Auf der Trümmerſtätte der Burg Steineck aber iſt es nicht geheuer. Geſpenſter haben dort ihr Weſen, vornehmlich in der Chriſtnacht, und doch ſoll es nur in dieſer Nacht möglich ſein, die Schätze zu heben, die in ihrem tiefen Schooße ruhen. Manche verſuchten das, doch iſt es noch Keinem geglückt.

115.

Der heilige Salzfluß.

Die Germanen gewannen auf dieſe Art ihr Salz, daß ſie das ſalzhaltige Waſſer auf glühende Bäume goſſen. Zwiſchen den Hermundern und Catten ſtrömte ein ſalzreicher Fluß, um deſſen Beſitz Krieg ausbrach. Denn die Germanen glaubten, eine ſolche Gegend liege dem Himmel nah, und die Gebete der Menſchen könnten von den Göttern nirgends beſſer vernommen werden. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in dieſen Fluß und in dieſe Wälder; nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meeresfluth zurückgewichen ſei: ſondern das Flußwaſſer werde auf glühende Baumſchichten gegoſſen, und aus der Vermiſchung zweier feindlicher Urſtoffe, des Waſſers und des Feuers, gehe das Salz hervor. Jener Krieg aber ſchlug den Hermundern glücklich, den Catten unſelig aus, und die Sieger opferten nach ihrem Gelübde alle eroberten Männer und Pferde. Viele behaupten, daß die fränkiſche Saale der heilige Salzfluß geweſen, andre halten dafür, daß es die Werra geweſen ſei, an deren Ufern noch heute mancher Salinenort blüht. — Noch wird zu Salz bei Neuſtadt ein Brunnen gezeigt, deſſen Waſſer in den Zeiten der Karolinger zu Salz verſotten wurde.

116.

Der goldene Brunnen.

Am Fuße des Veitsberges, in der Nähe von Neuſtadt an der Saale, quillt ein Brunnen, welcher der goldene genannt wird. Sein Waſſer ſoll das beſte in der ganzen Gegend, und beſonders für die Augen ſehr heilſam ſein. Früher ſtand auf dem Veitsberg ein Kloſter, und von da kamen die Nonnen herab, und holten Waſſer aus dem goldenen Brunnen. Auch jetzt, ſo geht die Sage, wird zu gewiſſen Stunden noch bisweilen die Geſtalt einer Nonne, vom Berg zum Brunnen herab oder vom Brunnen zum Berg hinauf wandelnd, erblickt. Wer ſie hinauf wandeln ſieht, dem ſteht ein Glück bevor, wer ſie aber herabkommen ſieht, und ihr ſpinnwebfarbiges Geſicht erblickt, dem kommt ein Grauen an, und er hat ſich nichts Guten zu getröſten. Kinder, die am goldenen Brunnen ſpielten, haben ſchon manchesmal goldene und ſilberne Schaupfennige mit Heiligenbildern dort gefunden, Erwachſene aber niemals.

117.

Die Salzburg.

Ueber Neuſtadt im alten Saalgau horſtet eine der älteſten und ehrwürdigſten Veſten des Frankenlandes, theils umfangreiche Trümmer, theils noch aus wohnlichen Gebäuden beſtehend. Dieſes iſt die Salzburg, einſt Palatium der fränkiſchen Könige, vielleicht die Wiege der lex salica, die Pharamund im Jahre 420 von den vier Gaugrafen des Salageve, Bodogeve, Windogeve und Wirogeve ertheilen ließ. Auch Carl Martell ſoll hier zu Zeiten gewohnt, und das alte Haus, die Salisburg, erneut haben, während der umfangreiche Salzforſt Jagdfreuden in Fülle den Herrſchern gewährte. Mehr denn ein Mal weilte in den Räumen der Burg der heilige Bonifacius auf ſeinen Apoſtelzügen durch Franken und Thüringen. Noch nannte die Sage jene Stätte der Kirche, die durch ein kleines einfaches Thor gekennzeichnet wurde, wo dieſer feurige und eifrige Heidenbekehrer, als Erzbiſchof, vor eintauſend einhundert Jahren, 741, drei Biſchöfe weihte, Burchard zu Würzburg, Witto zu Buriburg in Heſſen und Wilibald zu Eichſtädt, und an dieſer Stelle ward in unſern Tagen eine eilfhundertjährige Gedächtnißfeier begangen, und auf dem Fundament jener alten der Grundſtein einer neu zu erbauenden Kapelle gelegt, welcher Feier des Königs Majeſtät von Bayern und die Biſchöfe von Würzburg, Eichſtädt und Fulda beiwohnten. Letzteres geſchah am 12. Juli 1841.

Ein Jahr ſpäter, 742, hat Bonifacius abermals ein geiſtliches Concil auf der Salzburg gehalten. Kaiſer Karl des Großen Vater hielt 768 feſtliche Oſtern auf der Burg Salz, ſpäter jagte der große Kaiſer ſelbſt in dieſer Gegend und ruhte auf der Salzburg aus von ſeinen Mühen und Sorgen. Hier war es auch, wo Karl der Große, umgeben von den Edelſten des Frankenlandes, eine Geſandtſchaft des Byzantiniſchen Kaiſers Nikephorus feierlich empfing. Um dieſe Zeit kam auch Fortunat, Patriarch von Grado, zu dem Kaiſer mit koſtbaren Geſchenken, und ſuchte Hülfe für Iſtrien gegen einige Herzoge von Venedig. Er brachte unter andern koſtbaren Reliquien auch den Körper Joſephs von Arimathia mit, den Kaiſer Karl in den Dom zu Aachen gab. Auf der Salzburg endlich war es, wo Kaiſer Karl mit den von ihm durch dreiunddreißig Jahre bekämpften Sachſen Frieden ſchloß.

Und noch lange Zeit nach Karl dem Großen weilte eine Reihe deutſcher Könige karolingiſchen Stammes auf der Salzburg, die eine der ſtattlichſten deutſchen Kaiſerpfalzen war, ſo Ludwig der Fromme, Ludwig III., Ludwig der Deutſche, Arnulf und Otto I. Doch allmählig brachte der wachſende Glanz der Städte die Burgen um den ihrigen, und ſo verödete auch mit andern Pfalzen dieſer alte Herrſcherſitz, und blieb, ohne ſo großer Beſuchenden ſich zu erfreuen, der Pflege von Burgmännern überlaſſen.

118.

Wie die Salzburg an Würzburg kam.

Es war im Jahr des Herrn Eintauſend, als Kaiſer Otto III. (nachdem er bereits den Ort Oberſalza, das heutige Städtchen Neuſtadt, den Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen nebſt mehreren anſehnlichen Domänen, die zum Pallaſt Salz gehörten, geſchenkt hatte), auf Bitten des Erzbiſchofs von Köln, Heribert, und des Sachſenherzogs Bernhard, die Salzburg und alle noch ihr zugehörigen Ländereien dem Biſchof Heinrich zu Würzburg ſchenkte, einestheils wegen der Verdienſte dieſes Biſchofs, anderntheils zum Seelenheil ſeines Vaters und ſeiner Mutter, der verwittweten Kaiſerin Theophania, mit Ausnahme eines Gütchens, das ein tapferer Kriegsmann des Kaiſers, Gotzo mit Namen, empfing.

War nun das Hochſtift Würzburg im Beſitz der wichtigen Burg und eines großen Theils vom ehemaligen

Saalgau, ſo erlangte es auch nach einer Reihe von Jahren den Beſitz des nahen Neuſtadt; denn Richza, die Tochter jenes Pfalzgrafen Ezzo, Königin von Polen, vermachte bei ihrem Abſterben dem Hochſtift den Ort Oberſalza und die dazu gehörigen Güter.

119.

Die Voite von Salzburg.

Seit undenklichen Zeiten und ſchon unter den deutſchen Königen walteten Burgmänner auf der Salzburg als Advocati, als Vögte, das Schloß bewachend und bewahrend, die Gefälle von den Unterthanen erhebend, und ſtets bereit, die Herrſcher in Ehren zu empfangen, wenn dieſe die Burg heimſuchten. Dieſe Würde ward auch von Seite des Hochſtifts, nach dem dieſes im Beſitz der Burg war, gewiſſen ritterlichen Edeln anvertraut, und namentlich waren es Ritter aus dem Geſchlecht, das ſich von Windheim ſchrieb und nannte, entſtammend dem Hauſe Burgwindheim bei Kloſter Ebrach am Steigerwald. Späterhin ließen dieſe Ritter den frühern Geſchlechtsnamen fallen, und nannten ſich, wie das im Mittelalter üblich war, nach dem neuen Sitz, den Amtsnamen dieſem hinzufügend, Voite von Salzburg. Eine lange Reihe von Jahren dienten ſie dem Hochſtift, wie den Grafen von Henneberg als würzburgiſchen Burggrafen, als treue Vaſallen, und mancher zeichnete ſich aus durch Tapferkeit, wie durch Klugheit bei Turnieren, in Fehden, wie im Frieden. So wurde einer, Eberhard II., Meiſter des deutſchen Herrenordens. Von den hennebergiſchen Grafen trugen ſie den Salzforſt zum Afterlehn, nebſt Weingärten und Gütern.

Die Vogtei über den Salzforſt ſicherte ihnen je den dritten Baum, drei Jagden, drei Hirſche, ausſchließliche Fiſcherei in einem Diſtrikt, welcher der Grafen Herberg hieß, und das Recht, einen eignen Förſter darauf zu halten.

Allmählig mehrten ſich die Inſaſſen der Salzburg, die von vielen Ganerben bewohnt wurde, Geſchlechter blühten dort auf und wieder ab; doch am längſten bewohnte das der Voite von Salzburg, aus deren Reihe einer ſogar zur Würde eines Biſchofs von Bamberg gelangte, die alte, mehr und mehr dem Ruin anheimfallende Veſte.

120.

Die fränkiſche Saale ſchiffbar.

Die fränkiſche Saale, welche aus dem Salzbrunnen unterm Urſulaberge, in der Alsleber Markung, und aus dem Salzloche bei Ober-Eßfeld entſpringt, und durch die Landgerichte Königshofen, Neuſtadt, Münnerſtadt, Kiſſingen, Euerndorf und Gemünden fließt, iſt bei Neuſtadt noch ein kleines Flüßchen, dem man es nicht anſieht, daß es vor Zeiten ſchiffbar war. Aber dennoch trugen ſeine Wellen einſt den großen Kaiſer Karl, da er von Worms aus nach der Saalburg oder Salzburg ſchiffte, und das war das erſtemal, daß er in dieſes Land kam, im Jahre 790. Später hat man nicht vernommen, daß die Saale wieder einen ſo mächtigen Herrſcher getragen.

121.

Vom Mordhügel.

Bei dem Dorfe Milz liegt ein ganz runder, ſpitziger Hügel, darinnen ſoll noch ein güldener Degen bis auf den heutigen Tag ſtecken. Und zur Nachtzeit, wenn noch ein Wanderer am Hügel vorübergeht, erſcheint ihm ein Reiter, deſſen Pferd und er ſelbſt ohne Kopf iſt: der Wanderer eilt dann mit Grauſen vorüber und erinnert ſich an die ſchaurige Geſchichte. Es war nämlich im dreißigjährigen Krieg ein Hauptmann, der einen Bund mit dem Teufel gemacht hatte, und für das Verſchreiben ſeiner armen Seele bekam er von ihm einen goldenen Degen, der in den Gluten der Hölle gehärtet war. Nie konnte er überwältigt werden, auch das größte Heer vermochte es nicht, ſo lange er nur den Degen in der Hand hatte. Einſt ritt dieſer Feldhauptmann auf den obigen Hügel, um die Gegend zu überſchauen, da nahte ſich ihm ein Heer feindlicher Reiter und umzingelte den Hügel. Sie machten ſich hinauf und hieben ſich lange Zeit baß mit ihm herum: da traf ſich's, daß endlich einer durch einen glücklichen Streich des Pferdes Kopf abhieb, der Hauptmann fiel, weil das Pferd ſtürzte, herunter und im Fallen entfiel ihm der Degen. Da ſprang der, ſo des Roſſes Kopf abgehauen hatte, ſchnell hinzu und durch einen zweiten Hieb ſank auch der Kopf des

Hauptmanns herab. Darauf beraubten ſie ihn des Geldes und aller Kleinodien, die er, nebſt vielen koſtbaren Edelſteinen, bei ſich trug, und begruben ihn endlich auf dieſem Hügel. Den Degen aber ſteckten ſie mit der Spitze auf den todten Reiter, als er auf ſeinem Roß in der Grube lag; denn keiner wollte ihn, da er vom Teufel ſtammte, behalten, und dann warfen ſie Alles tief mit Erde zu. Daher wird heute der Hügel noch der Mordhügel genannt und von ihm die Sage erzählt mit dem Reiter ohne Kopf.

122.

Von der frommen Emhild.

Eines der älteſten Klöſter im ganzen Grabfeld war das Kloſter Milz, gegründet von Emhild, einer frommen und reichen Dame, die faſt ihr ganzes Erbtheil auf den Kloſterbau verwendete, und auch werthvolle Reliquien ihrer Stiftung einverleibte. Emhild wurde Aebtiſſin zu Milize, und zwar im Jahre 783, da Karl der Große noch lebte und regierte. Später übergab ſie dem Stift Fulda mit anſehnlichen Schenkungen ihr ganzes Kloſter mit allen Schweſtern, deren zweiundzwanzig waren, mit allen Kelchen, Kruzifixen, Glocken, Ornaten, nebſt den reichen Beſitzungen im Lande umher. Dazu gehörte Behrungen, das alte Baringe im Baringgau, Berkach bei Mellrichſtadt, Themar, zwei Dörfer des Namens Eßfeld, Hellingen, Hendungen, Hochheim, Irmelshauſen, Jüchſen, Römhild, Seidingſtadt, Streufdorf, Troſtſtadt und viele andere Ortſchaften, von denen zum Theil nichts mehr vorhanden iſt, als ihre, auch ſchon halb verklungenen Namen.

123.

Der ſteinerne Froſch.

In der ſchönen Stiftskirche zu Römhild, die der Jungfrau Maria und Johannes dem Täufer zu Ehren geweiht wurde, iſt an einem Schwibbogen über der Kanzel gegen die Empore zu, ein ſteinerner Froſch angebracht. Das ſoll ein Wahrzeichen ſein, daß da, wo jetzt die Kirche ſteht, in früheren Zeiten und vor ihrer Erbauung ein Sumpf geweſen. Wann aber an dieſem Ort zuerſt eine Kirche erbaut worden, weiß man nicht. Die Stadt Römhild iſt ſehr alt, und heißt in alten Urkunden Rotermulti, daraus die Gelehrten allerlei Behauptungen gezogen. So ſoll Rotmult ſo viel als rothe Erde heißen, Andere leiten den Namen von Römern und Helden ab. Die alte Stadt Römhild ſoll größer geweſen ſein, als die jetzige, und das Hospital noch in ihrem Umfang gehabt haben. So war auch früher Römhild, bevor es eine eigene Kirche hatte, ein Filial der Pfarrei Menthauſen.

Im Jahre 1450 gründete Graf Georg I. von Henneberg das Collegiatſtift mit zwölf Canonikern, und der Bau der Stiftskirche ward in demſelben Jahre, welches ein römiſches Jubeljahr war, von dem Steinhauermeiſter Albertus begonnen. In der Kirche befinden ſich ſeltene und ſchöne Denkmäler hennebergiſcher Grafen und Gräfinnen von Stein und Metall, nicht minder ein ſchöner kunſtvoller Altar, aus Holz prächtig geſchnitzt nach dem Muſter des metallenen in der Peterskirche zu Rom. Dieſer Altar iſt 1686 gefertigt; der Bildſchnitzer war aus Neuſtadt an der Saale, und hieß Fuchs, der Maler hieß Gedelar, aus Ungarn.

124.

Von den Gleichbergen.

Nahe bei der Stadt Römhild erheben ſich zwei mächtige Berge von ziemlich gleicher Höhe, doch ungleichem Umfang, der große und der kleine Gleichberg. Beide ſind baſaltreich, bewaldet und gewähren reizende Ausſichten auf die fränkiſchen Ebenen und die dieſelben umgrenzenden Gebirgszüge. Beide ſind der Umgegend Wetterpropheten, davon das Sprüchwort im Volke lebt, wenn ihre Häupter nebelumſchleiert ſind: „Die Gleichberge kochen, es wird heute noch eine Suppe geben.“ Viele haben behauptet, ſo oft es regnicht Wetter werden wolle, fange der große Gleichberg an zu brauſen, welches Getöſe man viel eigenthümlicher in der Ferne, als in der Nähe, hören könne, und es wären die um den Berg wohnenden Ackersleute dieſes Vorzeichens ſo gewiß, daß ſie, ſobald ſie ſolches Brauſen vernähmen, ungeſäumt ihr Heu und ihre Feldfrüchte ins Trockne zu bringen ſuchten. Auch ſollen Beobachtungen ſchon von Alters gelehrt haben, daß der Berg vom Johannistage an kein Ungewitter annimmt, ſondern dieſelben zertheilt.

Dem hennebergiſchen Geſchichtsſchreiber Junker erzählte der Pfarrer zu Mellenbach in Thüringen, M. Johann Holzhey, daß einſt ein Bergverſtändiger bei dem Herzog Johann Caſimir zu Coburg ſich anheiſchig gemacht, aus dem im Gleichberg ſich befindenden Gewäſſer einen ſchiffbaren Strom zu bringen; man habe aber ſolchem Vorſchlag darum kein Gehör gegeben, weil man beſorgt, es würde dadurch ein großer Strich Landes überſchwemmt werden. Bis in die neueſten Zeiten nimmt man öfters in der Nähe dieſer Berge auffallende meteoriſche Erſcheinungen wahr, Feuerkugeln und Säulen, aufſteigenden Dampf, mächtiges Knallen. Unten an einem der Gleichberge, wo man es den Nebler heißt, läßt ſich, nach Junkers Bericht, zuweilen ein feuriger Mann ſehen; oben aber iſt ein Loch zu finden, darin ſich Sommers und Winters Eis hält; das nennt man das Eisloch, Andere nennen es die kalte Hölle.

125.

Die Steinsburg.

Der kleine Gleichberg wird auch die Steinsburg genannt, und hat den Namen von den drei mächtigen Baſaltringwällen, die ihn umlagern, aber in der Nähe des Gipfels ſich zu großen Strecken ausbreiten. Des Volkes Sage will, daß einſt darauf eine Burg geſtanden, welche jedoch nicht allzuſehr feſt geweſen. Ihr Beſitzer war ein alter grämlicher Ritter, der aber eine ſehr ſchöne und tugendſame Tochter hatte. Düſter und zurückgezogen, der Welt grollend, hütete er mit einer alten Amme ſorgſam die Tochter. Doch die Liebe, die überall ihre Wege findet, fand ſie auch zu dem Herzen des Burgfräuleins, und ſie minnte einen jugendlichen Ritter, mit dem ſie oft außerhalb der Ringmauern Zwieſprach hielt, wenn der Vater fern und auf der Jagd war. So kam es dahin, daß der junge Ritter bei dem Alten um die Hand der Tochter ziemendlich anhielt; doch mit Hohn wurde er zurückgewieſen, da der Alte gar nicht daran dachte, die Tochter zu verheirathen. Der beleidigte junge Ritter drohte mit einem feindlichen Ueberzug, und verließ zornig und traurig die altermorſche Veſte, deren Mauern keinem Sturm Trotz bieten konnten. Jetzt erfaßt Bangen den alten Burgherrn, und er ruft den Böſen zu Hülfe, und verheißt ihm die Tochter zum Lohne, wenn er ihm die Burg mit einem unüberſteiglichen dreifachen Mauerring umgürte, bevor der nächſte Hahnſchrei den Tag verkünde. Der Böſe willigt ein, und es beginnt nun in Haſt der Bau; unzählbare dienende rieſige Geiſter ſchleppen endlos Steine, und es wächſt die Umwallung von Minute zu Minute rieſengroß.

Die Amme aber hatte den Bund belauſcht und ſchleicht gegen das Frühroth mit der Lampe zum Hühnerſtalle, und wie der Hahn das Licht ſieht, meint er, es werde Tag, und kräht überlaut. Da bricht das Höllengebäu ſammt der Burg in tauſend und aber tauſend Trümmerbrocken zuſammen, die noch heute den Berg umlagern; der Teufel, der noch einen Felſen zum Schlußſtein ſchleppte, läßt ihn vor Schreck auf einen Berg über Themar fallen, und errafft dafür des alten Ritters Seele. Dem jungen Paare ſtand kein Hinderniß zu ſeiner Verbindung mehr im Wege. Immer noch ſagen die Leute, man erblicke Treppen des alten Schloſſes, und ein großer Schatz liege noch im Bergesſchooſe, der nur durch eine weiße Blume gehoben werden könne. In der Geiſterſtunde läßt ſich auch droben eine wandelnde Jungfrau blicken.

126.

Die Heidenmauer.

Beim Dorfe Gleichamberg, das den Namen daher führen ſoll, weil es gleich am Berg, dem Gleichberge, liegt, beginnt ein weitfortſtreichendes Steinlager eigenthümlicher Art, das durch die Flurmarkung von Gleicherwieſen zieht, und letzteres Dorf berührt. Dann geht es durch Lind und Haubinde, in die Trappſtadter Markung, weiter zwiſchen Eſchelborn und Sternberg und zwiſchen Alsleben auf die Heckenmühle in der Obereßfelder Markung, und heißt beim Landvolk die Heidenmauer, nicht minder auch die Höllenmauer. Dieſes Steinfundament wollten manche Gelehrte für den Reſt einer Römerſtraße halten, weil in deſſen Nähe römiſche Münzen gefunden worden, das Volk aber ſchreibt es lieber dem Teufel zu. Das Steingeſchiebe iſt an den meiſten Orten nur 3 Schuh breit, doch dabei ſehr tief; ſo fand man in der Nähe von Trappſtadt in einer Tiefe von 18 Fuß noch kein Ende. Es läuft unter dem urbaren Felde hin, und kommt nur zuweilen beim Umackern zu Tage. Bei der erwähnten Heckenmühle breitet es ſich zu einem Steinfelde von dreißig Schuhen aus, und behält dieſe Breite auf ſechzig Ruthen Länge, hierauf verengt es ſich wieder bis auf drei Schuh. Dort geht die zweite Quelle der fränkiſchen Saale über dieſe ſogenannte Höllenmauer, welche nun über Brennhauſen, zwiſchen Frieſenhauſen und Eichelsdorf, auf Hofheim und Rügheim bis zum Mainufer ſtreicht. Selbſt unter dem Mainbette ſoll ſie durchziehen und ſich im Steigerwald verlieren.

127.

Der Stadt Hildburghauſen Urſprung und Name.

Die alten Chroniſten ſchreiben die Gründung der Stadt Hildburghauſen dem Sohne des Frankenkönigs Chlodwig, Childerich (Hilderich, Childbert, Hildbert) zu, welcher auf der Heldburg reſidirt, und da, wo jetzt Hildburghauſen ſteht, ein Luſthaus beſeſſen habe, wo er ſich zu Jagd und Vergnügen oft aufgehalten; eine Meinung, die ſich einestheils hören ließe, da der Name der nachmaligen Stadt in den älteſten Urkunden Hilteburgehusen geſchrieben vorkommt, anderntheils aber doch nicht wenig geſucht, und noch mehr unwahrſcheinlich iſt. Hiltiburg, Hiltburg iſt aber ein altdeutſcher Frauenname, und gar nicht unmöglich iſt es, daß jene Hiltburg, welche unter der Regierung König Ludwig des Frommen in Franken reich begütert war, und das Stift Fulda mit anſehnlichen Beſitzungen in Sundheim, Nordheim, Streu, Attenhauſen, Saal, Wettringen &c. zu ihrem Seelenheil dotirte, die urſprüngliche Beſitzerin oder Gründerin der erſten Anſiedelung war; dieſelbe Hiltburg, deren Namen auch noch das zerſtörte Schloß Hiltenburg auf der Rhön verewigen ſoll. Das älteſte Haus ſoll eine Steinkemnate, da, wo das heutige Rathhaus ſteht, geweſen ſein.

128.

Die Katz am Steg.

An einem Stein des ſteinernen Stegs, der von der Brücke zu Hildburghauſen bis an das Siechenhaus führte, und bei deſſen Beginn eine Marterſäule ſteht, ſah man das Bild einer Katze eingehauen. Davon geht dieſe Sage: Es war ein Mann, Namens Katz, der hatte ſein Leben verwirkt, und erbot ſich, zur Buße einige koſtſpielige Bauten aufzuführen, was ihm bewilligt wurde. So baute er den ehmaligen Thurm über dem unteren Stadtthor, auf welchem ſich ein Uhrwerk befand. Als Wahrzeichen erblickte man an dieſem Thurm einen Menſchenkopf, in die Stadt ſehend. Derſelbe Mann baute nun auch auf ſeine Koſten jenen Steg, und ließ zum Andenken an ſeinen Namen die Katze an den Stein meiſeln. Der Steg iſt verſchwunden, und nur die halbverwitterte Marterſäule ſteht noch heute an der Brücke. Man ſagt, Würzburg zahle alljährlich noch eine geringe Abgabe zur Erhaltung dieſes alten Steinbildes, darauf Chriſtus am Kreuz und ſeine Mutter mit dem Jünger Johannes abgebildet iſt. Zu beiden Seiten erblickt man den Apoſtel des Frankenlandes, den heiligen Kilian, und den erſten würzburgiſchen Biſchof, St. Burchardus.

129.

Der Hungerborn bei Häſelrieth.

Das Dorf Häſelrieth, welches Einige Heſelrieth ſchreiben, leitet ſeinen Namen von den Haſeln ab; deshalb heißt auch das dortige Wirthshaus zur Haſelſtaude. In der Nähe quillt bisweilen ein ſogenannter Hungerborn, von dem die Umwohner ſagen, er laufe nur, wann theure Zeiten einfallen, und will man angemerkt haben, jemehr deſſen Waſſer wächſt, oder je ſtärker es quillt, deſto höher ſteigt die Theurung, und fällt auch wieder, wie der Brunnen fällt. Solcher Brunnen gibt es noch mehr in dem henneberger Lande.

130.

Die Jungfrau mit dem Zopf *).

Einſt ſpielten zwei Grafen von Henneberg mit einander Kegel; ſie veruneinigten ſich mit einander, und zwar ſo heftig, daß der eine Bruder den andern erſchlägt, oder doch auf den Tod verwundet, worauf er das Weite ſucht. Ein Fuhrmann, zu dem der Flüchtige ſich unterwegs

---

*) Von dieſer ſind in unſerm Werke: Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes, Thl. III, S. 230 u. ff. bereits zwei Sagen mitgetheilt; hier folgt eine dritte Variante, wie wir überhaupt hier eine Anzahl Sagen des obern Werrathales nachholen, zu deren Kunde wir ſpäter gelangten.

geſellt, birgt ihn auf ſeinem Karren, und nimmt ihn mit nach Frankfurt. In dieſer großen Handelsſtadt lernte der junge Graf einen Kaufmann aus Moskau kennen, und folgte dieſem in ſeine ferne Heimath. Der Kaufmann hatte eine ſchöne Tochter, und in dieſe verliebt ſich der Graf, und verſpricht ihr die Ehe, ſobald er in ſein Vaterland werde zurückkehren dürfen. Dieſe Zeit kommt auch wirklich herbei, denn die Kunde gelangt bis nach Moskau, daß der Graf nichts mehr daheim zu fürchten habe, weil ſein Vater geſtorben, und er der alleinige Erbe des Henneberg-Schleuſinger Landes ſei. So zieht denn der Graf von dannen, wird aber durch ſeine Verwandtſchaft daheim gezwungen, eine ſtandesmäßige Verbindung einzugehen, ſo leid es ihm thut, und die Kaufmannstochter in Moskau bleibt ohne Nachricht. Da macht ſie ſich auf mit vielen Schätzen und kommt in des Grafen Land. Ueberall hört ſie feſtliches Glockengeläute, und erfährt auf Befragen, daß ihr Verlobter heute Hochzeit mache. Vor Schmerz reißt ſich die Betrogene ihren ſchönen Zopf aus, und geht in das Kloſter nach Troſtſtadt. Von ihrem Geld und Gut läßt ſie Brücken bauen und Wege beſſern, und begabt die Klöſter Troſtſtadt und Veßra. Nachher hat der Graf reuig und dankbar ihr Bild als Helmzier ſeinem Wappen einverleibt. Daher kommt im henneberger Wappen die Jungfrau mit dem Zopf.

131.

Von der plötzlich verſchwundenen Burg.

Wenn man von Themar den Wiesgrund hinauf nach Lengsfeld geht, ſo ſieht man, noch in ziemlicher Entfernung, einen langen und auch etwas hohen Berg, durch einen Sattel gleichſam in zwei Hälften getheilt, hinter dem Dorfe ſich erheben, der mit Fichten bewachſen iſt, aber auch viele größere und kleinere leere Stellen zeigt, und dieſer Berg wird die Burg genannt. Die linke Hälfte dieſes Berges weiſt die größte und ſchon in weiter Ferne ſichtbare kahle Stelle, wo der Boden ganz mit Steinen bedeckt iſt, und auf dieſem Platze ſoll in uralten Zeiten eine Burg geſtanden haben. Es hatte aber die Burg, weil ſie allzuhoch lag, keinen Brunnen und alles Waſſer, ſo viel nur die Bewohner bedurften, mußte auf Eſeln von dem Lengsfelder Brunnen den Berg hinauf geſchafft werden. Einſtmals wurde auch eine Ladung Waſſer mit Eſeln auf die Burg gebracht und der Treiber ging hinterdrein. Als er ſich an der Mitte des Berges befand, that plötzlich einer der Eſel einen ungeheuer lauten, gräßlichen und noch nie gehörten Schrei, der Treiber aber achtete nicht darauf und trieb zu. Ueber eine Weile ließ ſich von demſelben Eſel wieder ein ähnlicher Schrei hören, und noch über eine Weile wieder einer; da fiel es dem Treiber doch auf, weil dieſer Eſel nach dem dritten Schrei auch ſtehen blieb und nicht weiter gehen wollte. Mit Schlägen trieb er nun den Eſel an, aber er hatte große Mühe, ihn fortzubringen, denn jener ſchlug mit ſeinen Füßen hinten aus, und blieb lange trotz der Schläge ſtehen. Endlich gelangte der Eſelstreiber mit ſeiner Waſſerladung, nach manchen Hinderniſſen, auf den Scheitel des Berges, aber wie erſtaunte er, als von der großen und ſchönen Burg keine Spur mehr zu ſehen war! Sie war von der Erde verſchwunden, und nur einzelne Steinbrocken lagen auf dem Boden umher. Wohl hatte der Eſel ihren Untergang geahnet.

132.

Das Irrkraut auf dem Feldſtein *).

Wenn man oberhalb des Dorfes Henfſtedt, ohngefähr eine gute Viertelſtunde unter Themar, von der Chauſſee abgeht, links über einen Wieſenpfad nach der Dachbachsmühle zu, ſo gelangt man an einen Berg, worüber ein Weg nach dem drunten im Thal liegenden Dorfe Lengfeld führt. Geht man nun von dieſem Weg, am jenſeitigen Abhang, ab, und mehr links, ſo kommt man an einen Baſaltfelſen, welcher der Feldſtein genannt wird. Dieſer Fels beſteht aus ſchichtweiſe über einander aufrechtgeſtellten Baſaltſäulen und ſoll, wie die Leute verſichern, ſonſt ſo hoch geweſen ſein, daß man auf ſeiner Höhe die Veſte Coburg ganz genau ſehen konnte; aber da zum Ueberſchütten der Chauſſeen beſtändig Steine davon abgebrochen worden ſind, ſo hat er an Höhe ſehr

---

*) Eine andre Sage vom Feldſtein ſieh: Thür. Sagenſchatz, Bd. III, S. 222 und vergleiche in dieſem Bande Sage 174.

bedeutend abgenommen, denn er mag höchſtens noch 10 Schuh hoch ſein. Der Felſen war von hinten her zu beſteigen, weil er am Hang des Berges ſich befindet und mit dem Gipfel deſſelben ſonſt gleiche Höhe hatte, an der Vorderſeite aber iſt er ganz ſenkrecht. Man erzählt von dieſem Baſaltfelſen, daß auf ſeiner Höhe in einer kleinen Telle (zu der Zeit, wo er noch nicht ruinirt war), eine Pflanze gewachſen ſei, die die Leute Irrkraut nannten, und daß dieſe Pflanze die wunderbare Eigenſchaft gehabt habe, einen Jeden, der ſie überſchritten hatte, wirr und irr zu machen, ſo daß er ſich nur mit Mühe und Noth, nach langem Irren, aus dem Felſen habe herausfinden können. Gar Vielen iſt es ſo begegnet, daß ſie ſich nicht zurecht finden konnten nach Ueberſchreitung des Irrkrautes; und obwohl ſie das Dorf Lengfeld im Thale liegen ſahen und ganz genau wußten, wo ſie waren und wo der Weg hinausgehe, dennoch mußten ſie ſich Stundenlang irr und wirr auf dem Felſen im Kreis herumdrehen, ehe ſie den Ausgang wieder zu finden vermochten.

133.

Reiter ohne Kopf.

Unter dem Dorfe Lengfeld, am Fahrweg nach Themar, ſtand an einem Rain, woran von oben Aecker ſtoßen, in einem Nußheckengeſträuch ein ohngefähr dritthalb Fuß hohes, mooſiges Steinkreuz, das erſt vor noch nicht langer Zeit weggeriſſen worden iſt. Unter dieſem Kreuz liegt, der Sage nach, ein Reitersmann ſammt ſeinem Roß, denen beiden im dreißigjährigen Krieg an dieſer Stelle der Kopf abgehauen worden iſt, begraben; und allnächtlich in der zwölften Stunde beſteigt der Reiter ſein Roß, das, wie er ſelbſt, ohne Kopf iſt, und reitet langſam um das Kreuz herum; aber mit dem letzten Glockenſchlage iſt er auch wieder ſpurlos verſchwunden.

134.

Die Kameelskammer.

In demſelben Thale, in welchem Lengsfeld liegt, iſt eine Vertiefung, welche man die Kameelskammer nennt, und dort quillt ein Brunnen, deſſen Waſſer nach Themar zu läuft, der ebenfalls den Namen Kameelsbrunnen führt, und auf einem Stein dieſes Brunnens iſt ein Kameel bildlich gehauen. Das ſoll alles daher kommen, daß einſt ein ſolches Thier dort in der Irre herumlaufend geſehen worden ſei, und wollen Einige behaupten, das ſei damals geweſen, als die Geliebte des Grafen von Henneberg aus dem Morgenland gekommen, welche gerade ankam, als ihr Geliebter mit einer andern Hochzeit machte *).

---

*) Siehe droben Sage 130.

135.

Das Dreierlein.

Einſtmals ging ein Bauer zu Bachdorf zur Beichte, und während er ſeinen Beichtſchilling in das Becken einlegte, entwendete er daraus einen kleinen Silberdreier. Dieſe untreue That nahm er ſich aber bald darauf ſo zu Herzen, und ſein Gewiſſen ließ ihm ſo wenig Ruhe, daß er ganz melancholiſch wurde, und in den Ziehbrunnen ſprang. Man zog ihn jedoch noch lebend wieder heraus, aber er blieb tiefſinnig, und rief immer mit wehmüthig klagendem Ton: Ach das Dreierlein! Ach das Dreierlein! — bis er ſtarb.

136.

Die Bevölkerung Bachdorfs durch Zigeuner.

Man ſagt, daß Bachdorf in alten Zeiten (vielleicht damals, als faſt alle Dörfer von ſchlimmen Peſten, übeln und böſen Krankheiten entwölkert wurden) von einer furchtbaren Peſt heimgeſucht worden ſei, die ſo raſch und ſchrecklich um ſich gegriffen habe, daß in kurzer Zeit das ganze Dorf bis auf den letzten Mann ausgeſtorben. Kurz nachher ſoll es ſich ereignet haben, daß eine Bande Zigeuner die dortige Gegend durchzog und zufällig nach Bachdorf kam. Sie fanden das Dorf ganz öde und leer und von keiner Seele bewohnt, und faßten den

Entſchluß, ſich hier häuslich niederzulaſſen und das herumſchweifende Leben mit dem minder ruheloſen des Landmanns zu vertauſchen. Alle blieben da, vertheilten die Häuſer und Aecker unter ſich und trieben Ackerbau. Die Peſt war damals im ganzen henneberger Land und dauerte lange; deshalb kümmerte ſich Niemand um Bachdorf, da beinahe die meiſten Dörfer bis auf wenige Menſchen ausſtarben. Als aber die Peſt vorüber war, fand man ganz Bachdorf von Zigeunern bewohnt, und da ſie ſich mit Ackerbau beſchäftigten, ſo ließ man ſie im ruhigen Beſitz des Dorfes. Von dieſen Zigeunern ſollen die jetzigen Bachdorfer abſtammen, die ſich durch eigenthümliche, oft auffallende Geſichtsbildung, braune Hautfarbe und ganz ſchwarzes Haar auszeichnen.

137.

Vom wüthenden Heer.

Alte Leute wiſſen noch etwas vom wüthenden Heer und vom wilden Jäger zu erzählen, wie ſie über Neubrunn und ſeine Berge und Thäler gezogen ſind, am meiſten aber im Herbſt, wenn recht finſtere und ſchaurige Nächte wären; aber die jungen Leute wollen nicht daran glauben, ſie belachen das, was die Alten geſehen und gehört haben. Wenn das wüthende Heer nun einmal vorüber zieht und die Alten ſprechen: „jetzt zieht das wüthende Heer!“ ſo ſprechen die Jungen: „der Wind heult und pfeift, oder es kann ſein, daß Schneegänſe oder Kraniche ſchreien.“ Es zieht aber doch. — Sonſt, ſprechen die alten Leute, zog es immer in Neubrunn durch drei Häuſer; das kam aber daher, weil in den Häuſern drei Thüren gerade hinter einander waren, nämlich vorne die Hausthüre, in der Mitte die Küchenthüre und hinten hinaus noch eine Thüre, die alle in gerader Richtung gingen, und wo ſich die drei Thüren bei einem Hauſe in gerader Richtung finden, da zieht, es mag ſein wo es nur will, das wüthende Heer durch. Die Alten ſagen aber auch, wenn man auf der Straße oder im Hof wäre und das wüthende Heer zöge, ſo müßte man ſeinen Kopf zwiſchen die Speichen eines Wagenrades hinein ſtecken, dann könnte es einem nichts thun und es müßte vorbeiziehen, ſonſt drehte es einem den Hals herum. So hört man auch in Maßfeld noch von alten Leuten, das wüthende Heer ſei den Zinkenſtill (ein Theil des Waldes Still) herab über die Kreuzſtraße bei der Neumeſerbrücke, wo es überhaupt nicht geheuer ſein ſoll, dann über die Berge nach Dreiſſigacker gezogen. Viele wollen es geſehen haben, und bekräftigen es mit allen Eidſchwüren.

138.

Von dem Neunmann.

In Jüchſen hatte einmal in uralten Zeiten eine üble, böſe Krankheit ſich ausgebreitet, und ſo ſchnell um ſich gegriffen, daß man gar nicht anders denken konnte, als das ganze Dorf wolle ausſterben. Da iſt nun ein Mann geweſen, dem iſt ſeine Frau geſtorben und alle

Kinder bis auf ſeinen großen Jungen, und weil ihm gar nichts mehr in Jüchſen gefallen hat, ſo hat er alle ſeine Aecker und Sachen verkauft und iſt mit ſeinem Jungen nach Würzburg gezogen. Als er ſich nun eine Zeitlang darin aufgehalten hatte, ſo machte er ſich einmal auf und ging nach Jüchſen, aber am Tage hat er ſich nicht hinein ins Dorf getraut; daher legte er ſich in ein Holz, das man die Struth heißt, nieder, bis es Nacht geworden; hernach iſt er hinein und über die Gottesackermauer geſtiegen, um zu ſehen, wie es da ausſähe: da ſah er aber, daß noch Alles voll friſcher Gräber war, und iſt ſchnell wieder fort nach Würzburg gegangen. Nun hat er gar nicht wieder daran gedacht, daß er nach Jüchſen wollte, und iſt immerfort in Würzburg geblieben. Endlich iſt dieſer Mann geſtorben, und weil nun der Junge ſo ganz allein war, ſo hat es ihm nicht mehr da gefallen, und er iſt wieder nach Jüchſen gezogen. Als er nun hier ankam, ſo ſah er, daß ganz Jüchſen ausgeſtorben war, bis auf acht Nachbarn; und wie er zu ihnen ſpricht: er wäre auch von Jüchſen, ſo haben ſie es ihm nicht geglaubt, und ihn nicht annehmen wollen. Als ſie ſich nun lange genug mit ihm herumgeſtritten hatten, ſo ſagen ſie denn: ſie wollten ihn annehmen, er ſolle aber erſt ein Wahrzeichen angeben, wo er zu Hauſe geweſen wäre. Darauf ſpricht er: „ſein Vaterhaus hätte auf ſo einem Hügel geſtanden, gerade gegenüber wäre auch eine Mühle geweſen, an welcher ein großes Rad gehangen hätte.“ Aus dieſem Gekoſe hatten denn die acht Nachbarn doch geſehen, daß er von Jüchſen war, und daß er auf dem Tannenberg, einer Gaſſe, die man noch heute ſo heißt, zu Hauſe geweſen, und darauf haben ſie ihn angenommen. Weil er nun der neunte Mann im Dorfe war, ſo haben ſie ihn Neunmann genannt, und der Name iſt ihm recht geweſen, er hat ſich ſo geſchrieben und ihn fortgeführt. — Auch ſeine Nachkommen haben den Namen beibehalten, ſo lange nur das neunmanniſche Geſchlecht exiſtirt hat, und dieſes hat lange exiſtirt, denn es iſt vor noch nicht langen Jahren erſt ausgeſtorben.

139.

Von dem Burgweg.

Unter Neubrunn, links nach Wölfershauſen zu, geht ein Weg, welchen man den Burgweg nennt. Er ſoll, wie die Leute ſagen, der alte Weg ſein, der durch das Neubrunner Feld, über den Matzenberg, nach Bauerbach auf das Schloß oder auf die Burg Henneberg geführt, wenn die Grafen von Schleuſingen oder von Römhild kamen. Der alte Weg mit ſeinen tiefen Höhlen beſteht noch, aber die Burg iſt zerfallen, nur den ſpitzigen Berg ſieht man noch liegen; das Mauerwerk hat ſich in die Buchen verkrochen und kein Fuhrwerk fährt mehr den Burgweg hinunter zum Schloß hinauf.

140.

Von der weißen Jungfrau auf dem Behlriether Berg.

Unter den Bergzügen, die zwiſchen dem Werragrund und dem Jüchſengrund hinziehen, iſt ein ziemlich hoher Berg, der neben Neubrunn in die Höhe ſteigt, und der, weil man auf ſeiner Ebene nach der andern Seite hin das Dorf Behlrieth im Thal unten darunter liegen ſieht, der Behlriether Berg genannt wird. Oben auf ſeiner Kuppe iſt er eben und ohne Waldung, weil er ſonſt angebaut war; jetzt aber liegt er wüſte, nur hie und da ſind Gruppen von Fichtengeſträuch aufgewachſen. Unter dieſen Gruppen iſt auch eine, in deren Mitte ein langer und ſchmaler Hügel, ohngefähr wie ein Grabhügel, liegt. Vorn an dem Hügel ſteht eine alte, ganz krumme Fichte, die ſchlechteſte im ganzen Neubrunner Wald, die gar nicht wächſt und immer einmal bleibt, wie das andermal. Hiervon erzählen alte Leute eine ſchaurige Geſchichte. Es war einmal ein Ritter, ein wilder, unbändiger Mann, der auf einer nahen Burg hauſete; dieſer hatte ſeine Baſe zu ſich genommen, die mußte ihm haushalten. Sie war ein ſchönes, junges Mädchen, und bald hatte er ſich in ſie verliebt, aber ſie wollte nichts von ihm wiſſen. Weil er ſie nun alle Tage mit ſeiner Liebe plagte, und ſie ſich nimmer vor ihm retten konnte, ſo entlief ſie ihm. Der Ritter wurde es erſt gewahr, daß ihm ſeine Baſe entflohen, als ſie ſchon über alle Berge war, und eilte nun, da er erfuhr, welche Richtung ſie eingeſchlagen, wüthend hinter ihr drein. Auf dem Behlriether Berg neben der Fichte holte er ſie ein, packte ſie und fragte, ob ſie ihn noch immer nicht lieb hätte, und als ſie nein ſagte, zog er ſein Schwert aus der Scheide, und ſtieß es in ihr Herz. Das arme Mädchen ſtarb und wurde unter die Fichte begraben; hier geht ſie nun noch um, traurig und betrübt, in weißem Kleide und das Schwert in der Bruſt. Einmal ging der Peters Michel, der Neubrunner Zehner, vor vielleicht dreißig Jahren, mit ſeinem Zehnerſpieß auf dem Behlriether Berg herum und trug Zehnergarben zuſammen. Es war ein ſchöner, heller Sommerabend mit keinem Wölklein am Himmel, die Hitze hatte ſich gelegt und kein Lüftchen ging. Peters Michel hatte an ſeinem Zehnerſpieß zwei Waizengarben hängen und lief über die Aecker und vor die Fichte hin. So wie er nun hier vorbeikam, fuhr auf einmal ein Wind auf und ſauſete und brauſete, daß man nicht anders dachte, als die alte Fichte müſſe zuſammenbrechen oder aus der Erde geriſſen werden. Sie bog ſich bis auf den Raſen und ihre Aeſte rauſchten fürchterlich. Der Wind ging immer ärger, riß dem Zehner die Garben vom Zehnerſpieß herunter, und auf einmal ſtand die weiße Jungfrau mit dem Schwerte in der Bruſt neben ihm. Sie ſah ihn traurig an, er aber ging durch und lief ſo ſehr er nur konnte, immer zu: da ſchwebte ſie neben ihm her, und je ſchneller er lief, deſto ſchneller ſchwebte ſie. Als ſie es nun eine Weile ſo getrieben hatten, war mit einemmale die weiße Jungfrau fort und auch der Wind hatte aufgehört. Weil es nun wieder ruhig geworden war, ging er zurück, um ſeine Garben zu ſuchen; aber da war keine Aehre mehr bei der andern, ſie lagen auf allen Aeckern zerſtreut.

141.

Zigeuner beſprechen ein Feuer.

Im Jahre des Herrn 1707 iſt zu Neubrunn beinahe die eine Hälfte der Kirſichsgaſſe *), nämlich drei Häuſer und fünf Städel, abgebrannt. Es war in einem heißen Sommer, während der Heu-Aerndte, wo die meiſten Leute auf den Wieſen arbeiteten und Heu machten. Das Feuer war ſo ausgekommen: Ein Knecht hatte ein Fuder Heu nach Hauſe in den Stadel gefahren, und als es abgeladen war, hatte er ſich Feuer auf ſeine Tabakspfeife geſchlagen, und war ſodann wieder fort gefahren. Aber er hatte den brennenden Schwamm herunter fallen laſſen, und das kleine Fünkchen hatte in der vom Sommer dürren Dungſtätte Feuer gefangen. Der Schulmeiſter Weiß ſaß gerade mit ſeiner Frau unter dem Kirchenthor, er ſah den Dung rauchen, und ging herbei, um zu ſehen, was dieß ſei. Da ſah er nun, daß die Düngerſtätte eine ganze Strecke lang glimmte. Er ging aber erſt in ſein Haus, um einen Stutz voll Waſſer zu holen, und weil keines im Hauſe war, ſo lief er zum Brunnen, und holte ſich ſolches. Als er nun wieder zurück kam, da brannte ſchon das ganze Düngerſtroh und der Stadel hatte auch zu brennen angefangen. Hurtig lief er nun hinein in den Thurm, und ſtürmte mit der Glocke; ehe aber die Leute von den Wieſen nach Hauſe kamen, ſtand ſchon die Gaſſe im Brand. Da geſchah es nun, daß ein Haus, wo auf der einen Seite zwei Häuſer und zwei Städel und auf

---

*) Kirchhofsgaſſe.

der andern Seite ein Haus und zwei Städel abgebrannt waren, verſchont und ganz blieb, obgleich der Stadel in dem Hof an das Nachbarhaus, das höchſtens drei Schuhe davon ſtand, ſtieß, und beide Dächer beinahe zuſammenliefen. Das ging aber ſo zu. Der Mann, dem das Haus gehörte, hatte immer Zigeuner, deren es ſonſt ſo viele gab, und von denen man jetzt nicht einen einzigen mehr ſieht, aufgenommen und beherberget. Dieſe hatten zu ihm geſagt: „Väterchen, Väterchen, beherberge uns nur, es iſt dein Schade nicht. Wenn es einmal brennt, fürchte dich nicht; dein Haus brennt kein Feuer an, wir haben es beſprochen!“ Das iſt aber auch in Erfüllung gegangen, denn das Haus blieb ſtehen und ſteht noch, obgleich die Balken vom Brande des Nachbarhauſes kohlſchwarz geräuchert wurden. Die Leute ſprechen auch, es könnte in einem Haus nicht brennen, wenn nur Zigeuner darinnen geſchlafen hätten, ſie brauchten es nicht einmal zu beſprechen.

142.

Von dem Schloſſe auf dem Alberge.

(Variante der Sage 121.)

Wenn man am halben Wege von Neubrunn nach Wölfershauſen gegangen iſt, ſieht man links drüben einen hohen Berg liegen, der iſt unten, wo er noch mit Getraide angebaut wird, ziemlich ſteil, aber ein Stück weiter oben, wo ein Buchenwald iſt, ſehr ſteil, und dieſen Berg nennt man den Alberg. Nun ſieht man gerade bei der Neubrunner und Wölfershäuſer Grenze, oben auf der Schärfe, einen runden, ziemlich ſpitzigen Hügel aufſteigen, um den läuft ein Rain rings herum, und in der ganzen Gegend dort herum liegen viele Steine zerſtreut; an jener Stelle ſoll nun ein Schloß geſtanden haben, das aber ſchon in uralten Zeiten zerſtört worden iſt. In dieſer Burg lebte ein alter, ſehr reicher Ritter, der viele Feinde hatte, die ihm ſeinen Reichthum nicht gönnten. Die machten ſich nun einmal zuſammen, rückten hinauf vor das Schloß und belagerten es. Als ſie nun nach und nach dem alten Rittersmann ſeine paar Leute, die er um ſich hatte, erſchlagen hatten, ſtürmten ſie in die Burg hinein, nahmen dem Alten ſein Geld, ſchlugen ihn todt und zerſtörten die Burg von Grund aus, ſo daß man jetzt auch nicht ein Stückchen Mauer mehr ſieht. Nachdem die Feinde ihren Muth gekühlt hatten, nahmen ſie den Ritter und wollten ihn begraben; da ſahen ſie, daß er ein goldenes Schwert umhängen hatten, dieſes wollten ein Paar darunter auch noch nehmen, aber die andern ſagten: „Seinen Degen muß er behalten, wir wollen ihn mit ihm begraben, damit die, welche einmal da ſuchen, noch ein Andenken von ihm finden.“ Sein Grab iſt noch heute zu ſehen, wo die beiden, er und das goldne Schwert, darin liegen. — Einſtmals gingen die Wölfershäuſer her und wühlten das Grab auf, um den Degen und vielleicht auch Geld zu ſuchen; aber ſie hörten ſo ein ſchaurig Geächze, Gewimmer und Gepolter darin, daß ſie eiligſt die Flucht ergriffen.

143.

Vom Wallfahrerpfad, dem heiligen Kreuz, dem Himmelsfleck, dem Weihersbrunnen und dem Weihersgrund.

Hinter Neubrunn mitternachtwärts läuft neben einem kleinen Seitenthal ein Pfädlein den Bergwald hinauf, auf den Klauerberg, über ein Stück Leite hinüber, und dieſes Pfädlein heißt man den Wallfahrerpfad. Auf dieſem ſind in uralten Zeiten die Wallfahrer aus dem Grabfeld nach Grimmenthal oder Spital Wall gegangen und wer heute noch von Neubrunn nach Grimmenthal geht, muß dieſen Weg gehen. Das Seitenthal neben daran, an welchem das Pfädlein ein Stück hinläuft, hat auch von derſelben Zeit ſeinen Namen: man nennt es den Weihersgrund. Ein Stück weiter unten (wenn man von Neubrunn auf der Chauſſee nach Meiningen geht, rechts) wird das Feld das heilige Kreuz genannt; da ſoll vor alten Zeiten ein ſteinernes Kreuz geſtanden haben, unter dem die Wallleute ihre Andacht verrichtet haben, aber es ſteht jetzt nicht mehr; und noch ein Stück weiter unten (von der Chauſſee nach Meiningen aus, links) heißt man es das Himmelsfleck, hier haben ſich die Wallfahrer gelagert, um auszuruhen. Alle dieſe Oerter ſind nicht weit unter dem Dorf. Wenn die Wallleute nun gewallfahrtet hatten, welches gewöhnlich in der heißen Sommerszeit geſchah, und im Himmelsfleck ausruhten, hatten ſie manchmal recht Durſt; daher gingen ſie rechts über das Feld hinüber hinter das Dorf, wo aus dem Sannertsrange, unten bei den Wieſen, ein klarer, friſcher und kühler Brunn heraus quillt, und tranken das helle Bergwaſſer; daher heißt die Quelle heute noch der Weihersbrunnen. Alte Leute geben den Oertern und Gegenden die Namen noch, und erzählen von den Wallfahrern; aber man ſieht jetzt keine mehr den Wallfahrer-Pfad hinauf ziehen, die Zeit hat ſich geändert.

144.

Von der Riedmühle.

Wenn man von Neubrunn die Chauſſee nach Rütſchenhauſen geht, ſo ſieht man, auf halbem Wege rechts über dem Kanal und dem Sumpfe, oben neben dem Holze, eine große Buche ſtehen, die iſt kugelrund und ſo dick, daß, wenn es auch noch ſo ſehr regnet, die Erde darunter ganz trocken bleibt: es iſt die ſchönſte im ganzen Neubrunner Wald. Sonſt war ſie noch ſchöner und dicker, und wenn es ein paar Tage regnete, ging kein Tropfen Regen durch; aber es ſind ſchon gar viele Aeſte heraus gehackt worden, ſo daß ſie ſehr an ihrer Schönheit verloren hat. Links unter der Chauſſee, unten, ſind ſumpfige Wieſen, wo vor alten Zeiten eine Mühle geſtanden hat, die aber ſchon ſehr lange, vielleicht in der üb'len Zeit, zerſtört worden iſt. Die Mühle hat man die Riedmühle geheißen und danach heißt man das Thal, welches in den Wald hinauf geht, noch heutiges Tages das Riedmühls-Thal. In dieſem iſt es bei Nacht nicht ganz richtig und geheuer, wie ſchon viele Leute geſehen und gehört haben, es geht um. So wie die

Glocke in Neubrunn zwölf ſchlägt, rappelt und rumpelt ein feuriges Faß von der Buche und den Berg hinunter, über die Chauſſee hinüber bis zum Waſſergraben, hintendrein ſpringt ein ſchwarzer Hund, und wenn beide nun ins Waſſer kommen, ſo fängt es an zu rauſchen und zu brauſen, als wenn Mühlräder gingen, dann rappelt und praſſelt es, als wenn gemahlen würde; aber ſobald es zwölf geſchlagen hat, iſt alles hinweg und man hört nichts mehr. Auf jeden Fall mahlt da die alte Riedmühle.

145.

Von einem Schatz im alten Spital.

In Neubrunn die Augaſſe hinaus, wo die Chauſſee nach Jüchſen zu geht, liegen über der Brücke drüben noch vier Häuſer. Unter denen iſt eins, von unten herauf gezählt das dritte, welches der Peters Michel hat bauen laſſen; erſt aber hat auf demſelben Fleck eine alte Baracke geſtanden, die man das alte Spital hieß, und in dieſer hat der Peters Michel, ehe er das Häuslein darauf bauen ließ, gewohnt. Der Peters Michel war ein Weber und gar ein fleißiger Mann, der alle Nacht bis zwölf Uhr und alle Morgen noch ein Paar Stunden vor Tag gewebt hat. Da hat ſich nun, als er noch im alten Spital zu Hauſe war, einſtmals zugetragen, daß er in einer Nacht, in welcher er bis zwölf Uhr auf dem Webeſtuhl geſeſſen hat, hinaus geht und die Hausthür zumacht, um ſich dann ſchlafen zu legen; er hat aber kaum zugeſchloſſen, ſo ſchlägt es zwölf und eine Jungfrau, kreideweiß angezogen, huſcht die Treppe herunter und durch die verſchloſſene Thür hinaus. Er erſchrickt, legt ſich aber darnach ins Bett. Darüber fällt ihm ein, daß er ſchon vielmal bei ſeinem Nachtarbeiten oben über ſeiner Stube, wo er Knotten liegen hatte, ein närriſches Geräuſch und Arbeiten in den Knotten gehört hatte, das ihm aber immer gleichgültig geweſen war; doch gerade jetzt fällt's ihm ungeheuer auf. Um dieſe Zeit hatte nun der Peters Michel viel Arbeit bekommen, Tag für Tag ganze Bündel Garn zum Tuch machen; daher blieb er alle Nacht bis zwölf Uhr auf und früh ging er zwei Stunden vor Tag aus dem Bett, aber alle Nacht und alle Morgen hörte er das närriſche Geräuſch und Arbeiten auf dem Boden in den Knotten, und jedesmal, wenn er die Thür zuſchließt, ſchwebt die weiße Jungfrau die Treppe herunter und zur verſchloſſenen Thür hinaus. Dieſes hatte lange Zeit ſo gedauert. Endlich kömmt Peters Frau in die Wochen, und er muß ſelber einmal früh Feuer anmachen, weil ſie es nicht kann; er geht hinaus in die Küche, ſchlägt Feuer, brennt den Kien an, und ſteckt ihn in den Ofen, und wie er ihn hineinſteckt, ſo ſieht er einen großen Topf drinnen im Ofen ſtehn; da ſpringt er geſchwind hinein in die Stube und ſpricht: „Frau, unſer Blaſentopf iſt in den Ofen gefallen!“ ſie aber ſpricht: „Höre, das kann nicht ſein, ſonſt hätte ich es müſſen rumpeln hören!“ Darauf geht er wieder hinaus und ſieht hinein in den Ofen, aber da war der Topf fort und ſein ganzes Leben hindurch hat er nichts wieder davon geſehen. Wenn er ihn ſtillſchweigend nur ein kleines Stück zurück gerückt hätte, ſo würde er den Schatz gehabt haben, aber er hatte geſchwatzt, und fort war der Topf ſammt dem Schatze. Nachher hat es ſich weder in den Knotten hören laſſen, noch hat er die weiße Jungfrau wieder geſehen; aber als er einmal die Knotten mit einem Rechen fortſchaffte, da fand er kleine Stücke uraltes Geld darin, das er nicht und auch ſonſt kein Menſch gekannt hat.

146.

Der Alberg.

(Variante der Sagen 121 und 142.)

Zwiſchen Neubrunn und Bibro, über Wölfershauſen, erhebt ſich mit weit über die Nachbarhöhen emporragendem Gipfel ein hoher Berg, mit Wald bewachſen. Darauf ſoll eine Malſtätte der alten Germanen geweſen ſein, und daher des Berges Namen rühren, der eigentlich Malberg heißen ſollte. Sein Gipfel gleicht einem großen Tumulus oder Grabhügel der alten Deutſchen, und ſcheint von einem Steinring umfaßt, der aber zum Thal mit Raſen bedeckt und mit Moos übergrünt iſt. Mitten darauf ſteht eine hohe, uralte Fichte. Ein Schatz, ſagen die Leute, ſoll unter dem Berggipfel liegen, den aber ein Rieſe hütet, und Niemand weiß, wie der Schatz zu heben ſei. Einſt verſuchten einige Bauern, droben nachzugraben; da krachte und wankte die alte Fichte, gerade als wenn ſie auf die Grabenden ſtürzen wollte, ſo daß ſie entſetzt entflohen, und zwiſchen den Büſchen ſahen ſie die Geſtalt des Rieſen dräuend ſtehen. Vor langer

Zeit ſoll doch einmal ein Mann ein Schwert droben gefunden haben, von ganz alter Art, aber man weiß nicht, wo dasſelbe hingekommen iſt.

147.

Des Errkraut.

(Neubrunner Dialekt.)

Im Neubrönner Wahld wäſt e Kraut, doas häßt me des Errkraut; doas hoat ſen Neme doeher, weils die Leut, dan ſie drü nü [1]) ſchreite, ganz err o werr [2]) macht. Schu villmoal iſt geſche'äh, doaß Leut, die in die Beer ſenn gange oadder die ſüſt ürr Wak [3]) durch den Wahld gefuhrt hoat, off ämoal im Kohpf ganz werr ſenn worn, on dann ſe den Wak noch ſo gut geweßt honn. Wolle ſe nu den richtige Pfoad ſüch [4]), ſa meßte ſe Stonnlang [5]) in den Heckene röm krich on zuletzt kame ſe ëmmer wider hi, du ſe ausgange worn. Doas hoat ſich manchmoal drei- bis viermoal widderholt, daß ſe Stonnlang ſuchte on doch wider hi kame, du ſe ausgange worn. Bann's oaber äner weßt [6]), bi me des Errſenn vertreib ko [7]), on waſſelt [8]) ſei Schüh öm [9]), ſo fahnde [10]) den Wak gleich richtig on braucht niet lang ze ſüche. Viel Leut hunn derzoahlt [11]) doaß ſe, ſobald ſe ſich geſoatzt on err Schüh ömgewaſſelt hätte, geweßt hätte, bu ſe wärn on des Errſenn wär fortgewaſt, bi wakgeblaßt 1). De mëße ſich halt die Leut ſogar vo en Kraut, dam Errkraut, laß ſopp o laß uß 2).

---

[1]) Darüber hinüber. [2]) irr und wirr. [3]) Weg. [4]) ſuchen. [5]) ſtundenlang. [6]) wußte. [7]) kann. [8]) wechſelt. [9]) ſeine Schuhe um. [10]) fand er. [11]) erzählt.

148.

Vo der Drachewieſe.

(Neubrunner Dialekt.)

Wannme in Neubrënn eune 3) die Schuſſee naus gätt, ſe ſitt me rachts ſöüchte Wieſe en des Duhrf bis o den Weiberesbrënn zich, doas ſenn die Drachewieſe. Alle 4) Leute hen geſëät, doaß im dräißikjährige Kriek die Wieſe Soampf wärn gewaſt en daß Schloatig 5) drauf gewoſſe wär on ach zont eß die Wieſe noch ſchwenn 6) ſöücht on es ſenn vill Kröünzlöcher 7) dref. Süſte heat ſich villmoal eff dann Wieſene å Feuerdrach laß ſe'äh, der is ſo lanhk gewaſt bi e Hoapfeſtange, en heat än gruße feurige Kohpf geheat. Wann nu der Drach e Wälle 8) in der Luſt geſchwadt eß, dann hoat e ſich eff die Wieſe roagelaſſe, doaß gekracht hoat, on eß eff åmoal fortgewaſt.

---

1) weggeblaſen. 2) foppen und uhzen laſſen. 3) unten. 4) alte. 5) Schlotten. 6) ſehr. 7) Grunzlöcher, Feuerkrötenlöcher. 8) eine Weile.

149.

Wo dar Bibarſcher gruße Glócka.

(Bibraer Dialekt.)

Ueber Queiaföld [1]) döba [2]) eſs a Bahrk [3]), do ſoll ſüſt an alle Körche geſtanna hô, wo dar me noch zent [4]) e wênk Mauerwark ſo geſêha, en des eſs der Queiabahrk. Datöba hett nu ämoll, der Queiaféller Säuhêrt mit ſa Säu gehutt, en die henn, wi's halt die Säu macha, in der Arda [5]) rêm gegröba en gewuhlt, ober an [6]) aller weller Beer [7]) hett ſich ſo tief eingeſcharrt gehöt, daß a zleßt gor e gruß e ſchüe [8]) Glöcka rausgewuhlt hett. Wi nu die Glöcka zum Vürſchei kuem [9]), do eſs geröd e Fra dezu gekumma, die eſs nei ins Duhrf geſprönga en hott Larm gemocht. „Ü Leut," ſöttſa, „der Beer hott döba uf dan Queiabahrk gor e gruß en gor e ſchüe Glöcka raus gewuhlt!" Wi nu deß im Duhrf bekännt eſs wern, henn's ach die Bibarſcher derfarrn [10]), en die beeda Gemee [11]) ſenn eff dan Bahrk zemma kumma [12]), en hen ſich mit enand rêm e nêm [13]) geſtrita, dann es woll ſa jeda garn ho. Wall nu dar Streit lang genunk gewahrt hott, ſe hem ſa endlich ausgemacht, ſie wölle die Glöcka eff en Wêh löd [14]) on en blenna [15]) Gaul nô ſpann, en wu ſe dar hibröcht, die Gemee ſöll ſa ho. Das hem ſe dann ach gethue en der blenn Gaul hott die Glöcka noch Bibar [16]) geſchleppt. Do hott ſich des ganz Duhrf drû gefrêt en hott die Glócka nauf in Thorm gehanga, du ſa noch ämmer hengt. Sie loût ober in gor en ſchönna Tò, tief on feierlich, as bann ſa arſt ous der Arda rausgekumma wär, en bann ſa gezöh wörd, lout's gerod, als bann ſa ſpröhch:

---

[1]) Queienfeld. [2]) droben. [3]) Berg. [4]) jetzund. [5]) Erde. [6]) ein. [7]) alter wilder Beer (männliches Schwein). [8]) ſchöne [9]) zum Vorſchein kam. [10]) erfahren. [11]) beiden Gemeinden. [12]) zuſammen kommen. [13]) herum und hinumm. [14]) auf einen Wagen laden. [15]) blinden. [16]) Bibra.

Die well Sau hott mich rausgewuhlt,
Der blenn Gaul hett mich hergehult.

150.

Der Zällerſteig.

Zwiſchen Queienfeld und dem ins Amt Römhild gehörenden Dorfe Weſtenfeld iſt ein Platz, der Zällerſteig genannt, von dem geht folgende Sage: Es ſtoßen auf jenem Platz die Queienfelder, Weſtenfelder und Wolfmuthhäuſer Aecker zuſammen, und dort wohnte eine adelige Jungfrau, welche eine dabei liegende Wieſe beſaß. Da ſie nun wünſchte, auf dem Queienberge begraben zu werden, ſo vermachte ſie den drei Gemeinden dieſe Wieſe dergeſtalt, daß dieſe, aber auch ebenſo Fremde, ſie mochten kommen woher ſie wollten, Vieh darauf treiben und weiden durften, Fremde jedoch nur drei Tage, die Gemeinden aber immer. Dieſe Jungfrau ſoll, wenn ſie den Berg hinauf gegangen ſei, ſtets gezällert*) haben, und dann wieder ſehr ämſig fortgeeilt ſein. Davon ſoll jene Anhöhe den Namen Zällerſteig erhalten haben.

---

*) zällern, nachzällern: ſäumig gehen. Henneb. Idiotism.

151.

Der Otterkönig.

An einem ſchönen Sommertage fuhr ein Mühlknecht einen mit Mehl beladenen Karren nach Queienfeld, das keine Mühle hat und deßhalb in andern Ortſchaften mahlen läßt, und kam unterwegs an einem hellen und klaren Bach vorüber. Es war in der Mittagsſtunde, und er ſah den Otterkönig, der ſchneeweiß war und eine goldene Krone auf dem Haupte trug, daherkommen, die Krone am Ufer ins Gras legen und zum Bade in das klare Waſſer ſteigen. Er fuhr vorüber; aber da er noch mehrmals um die zwölfte Stunde hier vorbeikam, ſo ſah er auch jedesmal des Otterkönigs Bad an; denn zur Sommerszeit badet ſich der Otterkönig alle Tage in der Mittagsſtunde. Endlich fiel dem Mühlknechte doch ein, ſich den Beſitz der goldenen Krone zu verſchaffen. Eines Tages fuhr er etwas früher ſein Mehl nach Queienfeld, belud dort ſeinen Karren wieder mit Korn und Waizen und fuhr zurück. Als er an den Bach kam, war der Otterkönig noch nicht da, darum zog er ſeinen weißen Kittel ab und breitete ihn ins Gras an der Stelle, wo der Otterkönig ins Bad zu ſteigen pflegte. Ueber eine Weile kam derſelbe weiß und glänzend durchs grüne Gras dahergerauſcht, legte die Krone auf den Kittel und begab ſich ins Waſſer. Schnell machte ſich der Mühlknecht hinzu, ſchlug den Kittel zuſammen, legte ihn auf den Karren und fuhr fort. Als er ein gutes Stück weiter gefahren war, ſtieg der Otterkönig aus dem Bad, und da er ſeine Krone nicht fand, ſchnellte er hinter dem

Wagen drein. Er ſchlang ſich um die Pferde, ringelte ſich auf den Wagen, that den Rachen auf und ziſchte; aber der Knecht ließ die Krone nicht fahren. Endlich, als der Otterkönig ſah, daß er ſo ſeine Krone nicht wieder erhalten würde, that er einen gellenden und durchdringenden Pfiff, den er einigemal wiederholte, und ſogleich ſtellten ſich alle Ottern und Schlangen im weiten Umkreis ein, raſchelten heran, ziſchten, ſpieen Gift und krochen auf den Wagen, wühlten auf demſelben herum und zerbiſſen alle Säcke, daß das Korn und der Waizen auf die Erde fielen. Wie aber der Mühlknecht ſah, daß ſie ihm ſeine ganze Ladung verdarben und auch Anſtalt machten, über ihn ſelbſt herzufallen, nahm er die Krone, die er in ſeinen Buſen geſteckt hatte, und warf ſie auf die Erde: flugs ſetzte der Otterkönig ſeine Krone wieder auf, kroch voraus, und die übrigen Schlangen und Ottern krochen hinterdrein, ſo daß in einigen Augenblicken alle fort waren, als wenn ſie der Wind weggeweht hätte.

152.

Die Wallfahrt auf dem Queienberge.

Auf dem Queienberge, wo die Wallfahrtskapelle vor alten Zeiten geſtanden hat, und wohin beſonders alljährlich um Oſtern großer und zahlreicher Beſuch der Waller kam, erblickt man immer noch einige Trümmerreſte der alten Kapelle, und am Fuße des Berges ſpringt ein Brunnen, der noch jetzt der Weihersbrunnen (Weihbrunnen) heißt. Ein Eſel mußte das Waſſer zum

Kirchengebrauch von dort hinauf auf den Berg tragen, und davon hat noch eine Wieſe den Namen Eſelswieſe, Eſelsaeye, und gehört zur Beſoldung des Quienfelder Schullehrers. Die Kapelle ſoll ſchon im dreißigjährigen Krieg zerſtört worden, oder doch bald nachher verfallen ſein. Dennoch erzählt man, daß vor noch nicht allzuvielen Jahren immer noch Wallfahrer die Ruinen beſucht, und Geld zum Opfer hingelegt, und, weil dieſes Geld immer hinwegkam, geglaubt hätten, es ſchwinde hinab zu dem verborgenen Schatz, von welchem dermaleinſt die Kirche wieder aufgebaut werden ſolle. Dieß wäre aber keineswegs der Fall geweſen, ſondern der Flurer habe die Opfernden belauſcht, und ſich von dem öfter dort gefundenen Gelde im Wirthshaus gütlich gethan.

153.

Die armen Sünder.

Nach dem Bauernaufruhr erging über die rebelliſchen Bauern, welche gefangen waren, ein furchtbares Strafgericht, faſt in allen hennebergiſchen Orten. Viele wurden zu Dreißigacker oder zu Maßfeld hingerichtet. Im Dorfe Sulzfeld blieben von der geſammten Bauernſchaft nur zwei Männer am Leben. Als dieſe Beiden zur Richtſtatt geführt wurden, ſah man den einen weinen, und den andern lachen. Beide waren Ziegelbrenner, und da man den Weinenden nach der Urſache fragte, weßhalb er weine, ſo ſagte er: Nicht um meinen Tod weine ich, ſondern um die Gebäude der hohen Herrſchaft, die ich allezeit mit dauerhaften und guten Ziegeln verſehen habe. Keiner wird ſie wieder ſo gut verſorgen. Darauf wurde ihm das Leben geſchenkt, und nun befragte man den andern, der ein kleiner dicker Mann war, was er denn lache? Der antwortete kecklich: Es lächert mich, daß mir ſoll der Kopf abgeſchlagen werden; wo ſoll ich denn hernach meinen Hut hinſetzen? — Und mit dieſen Poſſen hat auch er Gnade erlangt.

154.

Die Hennenburg.

Von der Erbauung der Burg Henneberg iſt Folgendes in einer alten Handſchrift zu leſen:

„Da die Wenden in Rom lagen, und Roma und Italien faſt verſtört und verderbt hatten, das war nach Chriſti Geburt vierhundert und achtundfünfzig Jahre, da zog ein reicher Römer aus Rom um Unfriedens willen, das war einer von der Säule geheißen, de columna, von dem großen Geſchlecht, kam alſo in den Wald, da jetzo Henneberg liegt, mit ſeinen Dienern. Da behaget ihn, den Berg zu bauen. Da fand er ein Wildhuhn mit ſeinen Küchen, an derſelben Statt, darum nennt er das Schloß Henneberg.“

Faſt das Gleiche ward auch gefunden in einer Chronik, wo es von einem Römer aus dem erwähnten Geſchlecht heißt: „er zog in dieſe Lande und kam an das End und Berg, da jetzt Henneberg liegt, und ſchlug ſich allda nieder, da gefiel ihm die Gegend und der Ort ſo wohl, daß er anfing, ein Schloß darauf zu bauen, und als er das anfing aufzuſchlagen, und das Schloß zu bauen, da fand er an derſelbigen Stadt eine wilde Henne mit ihren jungen Hühnlein, davon gab er demſelbigen Schloß den Namen Henneberg und führte davon die Henne in ſeinem Wappen, er und alle ſeine Nachkommen, und nennet ſich der von Henneberg. Alſo ſind ſie herkommen.«

155.

Der beſtrafte Maurer.

Auf dem alten Schloß Henneberg iſt eine Blende in der Mauer zu ſehen, davon alte Leute erzählten, daß ein Maurer bei Aufbauung des Schloſſes ſeinen Sohn verkauft habe, damit, wenn das Kind in jene Vertiefung lebendig eingemauert werde, die Burg fortan unüberwindlich bleibe. Und der grauſame Vater habe das Kind ſelbſt eingemauert. Dieſes aß einen Dreierſemmel, und rief weinend, als der letzte Stein aufgelegt wurde: O Vater! o Vater! wie wird es ſo finſter! Und wie das Kind alſo rief, da ſchnitt die Stimme dem Manne durchs Herz, wie ein Meſſer, und er ſtürzte von der Leiter herab und brach den Hals.

156.

Henne huts Land!

Von den drei Schlöſſern Henneberg, Hutsberg und Landsberg (früher Landewehr), geht die Sage, daß das eben die drei grünen Berge ſeien, auf welchen im Wappen der Grafen von Henneberg die ſchwarze Henne ſteht, und daher ſei das Sprüchwort entſtanden: Henne huts Land. Die Henne hütet das Land. Jetzt liegen ſeit 1525 Henneberg und Hutsberg in Ruinen, und eben ſo lange lag Landsberg öde, aber in der neueſten Zeit hat ſich auf letzterem ein ſtattlicher Burgbau des Landesherrn in ritterlichem Styl erhoben, der eine wahre Zier der ganzen Gegend iſt.

157.

Von einem Traum.

In einem Wiesgrunde bei Harles, den man noch Altharles nennt, lagen ſonſt bedeutende Mauerüberreſte von einem Schloß, die ſpäter zu andern Bauten verwendet wurden, ſo daß jetzt keine Spur mehr davon zu ſehen iſt. Nun träumte vor vielleicht hundert Jahren dem Knechte des Pachters zu Harles, daß er in den Mauern des zerſtörten Schlößleins Altharles eine kleine Treppe hinabſteige und ein eiſernes Käſtchen in einem kleinen Gewölbe finde. Dieß erzählte er am Morgen ſeinem Dienſtherrn beim Frühſtück, wurde aber von dieſem, der an keine Träume glaubte, tüchtig ausgelacht. Aber es träumte ihm dasſelbe zum zweiten und drittenmale, alſo drei Nächte hintereinander, und jedesmal erzählte er es ſeinem Herrn, der ihn auch jedesmal auslachte. Da es ihm nun zum drittenmal geträumt hatte, bewog er dennoch ſeinen Herrn mit ihm zu gehen, und Beide nahmen Hauen und Schaufeln und gingen. Sie gruben mit großer Anſtrengung in den Ruinen einen halben Tag lang; als ſie aber ſchon ein tiefes Loch gegraben hatten und nichts fanden, wollten ſie wieder unverrichteter Sache weggehen; da entdeckten ſie eine Steinplatte, hoben dieſe weg und entdeckten eine kleine Treppe, die ſie in ein Gewölbchen führte, worin ſie richtig ein eiſernes Käſtchen fanden. Dies nahmen ſie mit nach Haus, machten es auf, und fanden es ganz voll von alten Papieren. Hierauf trug es der Pachter nach Waltershauſen zu dem letzten Marſchall von Oſtheim, der nachher in Jena bei einem Zweikampf erſtochen wurde und dem Harles gehörte, und dieſer empfing das Käſtchen mit großer Freude, denn es enthielt viele alte und wichtige Papiere. — So war der Traum des Knechtes doch wahr geweſen, obwohl ſein Herr ihn verlachte.

158.

Feindliche Reiter werden feſtgemacht.

Ohngefähr vor achtzig Jahren, während des ſiebenjährigen Krieges, wo beinahe ganz Deutſchland viele Drangſale und Bedrückungen erdulden mußte, ward das

Dorf Harles ſehr oft von den feindlichen Preußen, aber auch von den wilden Völkern des deutſchen Kaiſers, als Panduren, Kroaten, Ungarn und andern heimgeſucht, die mit großer Härte brandſchatzten und das Dorf auch auf andere Weiſe ſchädigten. Einſtmals kam eine Abtheilung preußiſcher Reiter ins Dorf und ritt ſpornſtreichs zu einem Hof hinein; die Frau des Hauſes ſtand vorm Fenſter und ſchlug die Hände zuſammen, als ſie ſah, daß ſie vor dem Hauſe Halt machten. „Ach,“ rief ſie aus, „wie lange iſt's, daß die Preußen uns erſt geplündert haben, jetzt ziehen ſie uns am Ende gar aus!“ Da befand ſich in der Stube gerade ein weiſer Mann aus Henneberg, Namens Neumann. Dieſer war in ſeiner Jugend weit in der Welt herumgekommen, hatte ſich vielfach verſucht und hatte auf lange Zeit in ausländiſchen Kriegsdienſten geſtanden, wo er auf ſeinen Fahrten und Zügen manchen kräftigen Bannſpruch und Zauberſegen erlernt hatte; aber, da er alt geworden, war er nach Henneberg zurückgekehrt, wo er als Holzhacker und Wundermann ſein Brod verdiente. Der tröſtete die Frau ſammt ihrem Manne und ſprach: „Auch nicht eines Stecknadelkopfes Werth ſoll euch von den Reitern entwendet werden, ſo ich es nicht will.“ Hierauf ging er zur Hausthüre hinaus in den Hof, wandelte dreimal, einen Zauberſpruch murmelnd, um die Reiterabtheilung herum, und ſobald dieß geſchehen war, ſtanden alle unbeweglich wie Todte, und keiner konnte ſich rühren noch regen, denn er hatte ſie feſtgemacht. Nun ließ er ſie eine Stunde lang unbeweglich auf ihren Roſſen ſitzen, und während dieſer Zeit regte auch nicht ein Einziger nur ein Glied. Als die Stunde verfloſſen war, ſprach der weiſe Neumann zu den Hausleuten: „Ich will ſie nun wieder ledig machen, aber ihr braucht euch darob nicht zu fürchten, denn wenn ſie trotz des früheren Bannes noch plündern wollen, ſo iſt es gleich geſchehen, daß ich ſie auch wieder feſtmache!“ Wiederum ging er in den Hof, wandelte dreimal, einen Zauberſpruch murmelnd, um die Reiter herum, und ſobald dieß geſchehen war, gaben die Reiter alleſammt ihren Roſſen die Sporen und jagten zum Hof und zum Dorf hinaus, als wenn ſie von den Schaaren der Hölle verfolgt würden. Neumann lachte und das Dorf war gerettet.

159.

Der Birnendieb.

Derſelbe Mann in Harles, den Neumann vor den Preußen beſchützt hatte, beſaß einen großen und ſchönen Obſtgarten, in welchem vorzüglich viele Birnbäume ſtanden; aber wenn er des Morgens in den Garten ging ſo ſah er auch jedesmal, daß ihm zur Nacht viele der Birnen geſtohlen worden waren. Er vermuthete wohl, wer der Dieb ſein möchte, hatte aber keine Gewißheit darüber und mochte ſo nichts laut werden laſſen. Endlich, da ihm das fortwährende Stehlen doch zu ſchlimm wurde, ging er nach Henneberg und fragte den weiſen Holzhacker Neumann um Rath in dieſer Sache. Dieſer ſagte, er wollte mit ihm nach Harles gehen, dort ließ es ſich beſſer abmachen, und beide gingen. Als ſie angekommen waren, ging's zum Garten, und Neumann wandelte, Bannſprüche zwiſchen den Lippen murmelnd, um jeden einzelnen Baum herum, wie er früher um die Reiter gewandelt war. Nach Beendigung ſeines Zaubers ſprach er zum Beſitzer des Gartens: „Jeder, der dieſe Birnbäume beſteigen wird, muß darauf hangen bleiben, deßhalb müßt ihr jeden Morgen vor Sonnenaufgang in den Garten kommen, um nachzuſehen, ob ſich einer der Diebe gefangen hat; denn wenn Sonnenſchein auf den Gebannten fällt, wird er augenblicklich zu Aſche!“ Neumann blieb nun in Harles bei dem Gartenbeſitzer, um gleich bei der Hand zu ſein, wenn der Dieb ſich fangen würde, auf daß er ihn losmachen könnte. Zwei Morgen hintereinander ging der Mann regelmäßig in ſeinen Garten vor Sonnenaufgang, aber niemals ſah er, daß der Dieb auf dem Birnbaum feſtgemacht war; doch in den beiden Nächten waren ihm keine Birnen geſtohlen worden. Aber am dritten Morgen hatte ſich der Dieb, den er früher ſchon vermuthet hatte, richtig gefangen, feſtgemacht ſaß er auf einem Aſt und rührte und regte ſich nicht. Sogleich wurde Neumann herbeigerufen, er kam und wandelte, leiſe den Zauberſegen ſprechend, von der andern Seite — da er früher von der rechten Seite ausgegangen war — um den Baum herum, worauf der Dieb ſaß, und ſchnell rutſchte dieſer herab. Beide, Neumann und der Gartenbeſitzer, ſtanden unten und fingen ihn auf, wie er herabkam, ergriffen ihn, nahmen einen Prügel, und walkten ihn weidlich durch, ſo daß er ſich nur mit Mühe nach Hauſe ſchleppen konnte. Nachher hatten die Birnen Ruhe und ihrer keine wurde je geſtohlen.

160.

Der Frickenhäuſer-See.

Oeſtlich von dem Pfarrdorfe Frickenhauſen, Landgerichts Mellrichſtadt im Untermainkreiſe, liegt ein ſtilles und tiefes Waſſer, faſt rundum von hohen Bäumen umſchattet, und von unergründlicher Tiefe, von ſteilen Bergen umgeben, der Frickenhäuſer See. Sein Waſſer iſt hell, hat einen natürlichen Geſchmack, und wird ungeachtet des geringen Abfluſſes doch nicht faul. Wunderbar ſind die Sagen und Mährchen, welche die Bewohner jener Gegenden über dieſen See zu erzählen wiſſen oder doch wußten. So behaupteten Einige, der See trage auf ſeiner Oberfläche durchaus keinen Körper, ſondern verſchlinge ihn urplötzlich. Neue Verſuche haben freilich gerade das Gegentheil dargethan. Andere wollen rieſenartige Fiſche in ihm geſehen, und von den Ahnen gehört haben, der See werde dereinſt mit Gewalt ausbrechen, und ganz Franken überſchwemmen; denn er ſei eine Ader des Meeres. Deßhalb beten auch viele Bewohner der Gegend zu Gott, daß er ſie dieſen Ausbruch des Sees nicht möge erleben laſſen, und in der Domkirche zu Würzburg würde, ſo ſagen ſie, alljährlich eine Meſſe geleſen, daß Gott die Ueberſchwemmung Frankens, durch den Frickenhäuſer See, verhüte. Darum getraue man ſich auch nicht, mit einem Kahn das räthſelhafte und verrufene Waſſer zu befahren. Fiſche ſollen darin ſich aufhalten, aber nur ſelten zu Geſicht zu bekommen ſein. Im Jahre 1793 erblickte ein Jäger aus der Nachbarſchaft einen Fiſch, der an Größe einem ausgewachſenen

Schweine nicht viel nachgab. Die Kunde von dieſem Fiſch verbreitetete ſich weit umher, und rief Leute in Menge herbei, um dieſen großen Wunderfiſch zu ſehen und anzuſtaunen. Allein Niemand ſah ihn mehr. Ein andrer Jäger ſchlief einſt an den Ufern ein, und hatte die mit einer Kugel geladene Büchſe neben ſich liegen. Ein heftiges Geräuſch im See erweckte ihn, und hinblickend, gewahrte er zwei rieſige Fiſchungeheuer, die ſich oben an der Seefläche zeigten. Sogleich ergriff er ſein Gewehr, zielte und ſchoß nach einem der Rieſenfiſche, worauf Beide ſogleich untertauchten. Aber einige Schuppen ſchwammen von dem Getroffenen auf dem Waſſer, die der Jäger auffiſchte, und den Leuten zeigte; ſie waren ſo groß, wie ein zinnerner Teller. — Oft trübt ſich das Waſſer dieſes Sees, wenn auch in der ganzen Gegend kein Regen iſt, und bei der anhaltendſten Dürre nimmt er nicht ab, obwohl man glaubt, daß die bei Sturmwetter ſich trübende ſtarke Quelle, die im Streugrunde bei Mittelſtreu mit ſtarkem Brauſen hervorbricht, und gleich bei ihrem Urſprunge einige Mühlen treibt, dem unterirdiſchen Ausfluß des Sees ihr Waſſer danke.

161.

Schlitzöhrchen.

Eine Strecke durch das nördliche Franken fließt ein ſchmales Waſſer, die Streu, davon der Streugrund ſeinen Namen hat, der ſich von Mälbers an, wo das Flüßchen entſpringt, über Fladungen, Oſtheim und

Mellrichſtadt bis nach Heuſtreu erſtreckt, wo jenes in die fränkiſche Saale fällt. In dieſem Flüßchen wohnt ein neckiſcher und boshafter Waſſergeiſt, genannt Schlitzöhrchen, weil er geſchlitzte Ohren hat. Dieſer Nix treibt ſein Weſen vornehmlich unter Mellrichſtadt nach Oberſtreu zu. Wer dort zu einer gewiſſen Zeit über die Streu geht, hat zu gewärtigen, daß Schlitzöhrchen herauffahre und ihn ins Waſſer ziehe, tüchtig untertauche, oder gar erſäufe. Das iſt nach alter Ausſage gar Manchem widerfahren.

162.

Die Schuhſohle.

Ohnweit Frickenhauſen liegt auch Wechterswinkel, ein Pfarrdorf, und ehemals ein bedeutendes Kloſter. Wenn man auf dem Wege von Mellrichſtadt bei dem Waſſermeer herum kommt, ſieht man in der äußeren Ringmauer des Kloſters eine Schuhſohle als Wahrzeichen eingedrückt. Eine Nonne in jenem Kloſter war beſchuldigt worden, das Gelübde der Keuſchheit gebrochen zu haben, und guter Hoffnung zu ſein. Sie war aber unſchuldig und trat mit ihren kleinen Füßen ſo heftig gegen den Stein, daß gleich in ihm die Spur ihres Fußes zum Wahrzeichen ihrer Unſchuld haften blieb.

163.

Das Alpdrücken.

Zu Wechterswinkel im Kloſter diente ein junger bildhübſcher Knecht, den drückte oft das Alp, und wußte ſich gar keinen Rath, dem Uebel abzuhelfen. So klagte er einem weiſen Manne ſeine Noth, und der ſagte ihm, es ſei nichts leichter, als das Alp zu bannen, der Knecht ſolle nur, wenn es wieder drücke, herzhaft dahin greifen, wo er es fühle, und das feſt halten, was er faſſe, und einſperren. Dieſem Rath folgte der Knecht, und als das Alp ihm wieder heftig drückend auf der Bruſt lag, ſo griff er zu, und faßte — eine Flaumfeder. Obſchon er nun nicht glauben konnte, daß dieſe leichte Feder ihn gedrückt, ſo war es ihm doch plötzlich federleicht zu Muthe, aller Druck war hinweg, er ſprang aus dem Bette, und ſchloß die Feder in ein kleines Käſtchen. Am andern Morgen ging ein Geſchrei durch das ganze Kloſter, es ſei eine Nonne in ihrem Bett erſtickt und alſo todt gefunden worden. Zufällig begegnete der Knecht dem weiſen Mann, und erzählte ihm das mit der Flaumfeder, und auch als etwas Neues, daß eine Nonne erſtickt ſei. Da ſprach jener Mann: „Um Gottes Willen, ſchließe deinen Kaſten auf, und laſſe die Feder fliegen!“ Der Knecht that's und da flog die Feder gerade in die Zelle der geſtorbenen Nonne, wo das Fenſter offen ſtand, und zur Stunde wurde jene wieder lebendig. Der Knecht hatte nie wieder Alpdrücken.

164.

Oſtheim vor der Rhön.

Einer der älteſten Orte des Grabfeldgaues iſt auch die heutige Stadt Oſtheim vor der Rhön, die ſchon in Urkunden des neunten Jahrhunderts als Villa genannt wird. Im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ſchrieb ſich bereits ein ritterliches Geſchlecht nach dem Ortsnamen, und trug Lehen von den Henneberger Grafen, hauptſächlich aber das Truchſeſſen- und Schenken-Amt. Außer dieſen, die als Schenken von Oſtheim lange in der Hennebergiſchen Geſchichte ſich behaupteten, waren aber an dieſem Orte in den früheren Zeiten ſo viele ritterliche Inſaſſen, wie kaum in einem andern Ort von gleicher Größe, ja die Sage will, daß die Stadt zunächſt aus adeligen Höfen entſtanden ſei, deren Hörige ſpäter die übrigen Güter gegen Dienſt in Beſitz genommen.

Neun ummauerte Burgen zählte Oſtheim noch vor nicht langer Zeit, oder zählt ſie noch, die den Familien der Schenke, von der Kehre, von Griesheim, von Jufraß, von Buttlar (genannt Neuenburg), von der Tann, von Steinau, von Weihers ꝛc. ihren Urſprung dankten. Die Schenke von Oſtheim erwarben viele der zu dieſen Ritterſitzen gehörenden Güter, und die Herren von Stein waren dort ebenfalls reich begütert.

Auch die Kirche zu Oſtheim iſt burgähnlich ummauert, und die Mauer mit hohen Thürmen verſehen. Die Mauer war ſogar doppelt und enthielt nach innen viele Gaden, auch ſchirmte Wall und Graben. Es ſoll ein unterirdiſcher

Gang von der Lichtenburg bis herab auf den Kirchhof führen. In frühern Zeiten hatte Oſtheim ſtarken und berühmten Weinbau, davon klingt noch der alte Vers in die Gegenwart:

Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Klingenberg am Main,
Und zu Oſtheim im Weingartenthal,
Da wächſt der beſte Wein überall.

Dieſer Weinbau wird dort längſt nicht mehr betrieben, dagegen iſt Oſtheim berühmt durch ſeine trefflichen Zwergkirſchen. Ein Oſtheimer Arzt, Dr. Chriſtian Klinghammer, ging im ſpaniſchen Erbfolgekrieg mit dem kaiſerlichen Heere als Feldmedicus, und fand dieſe Kirſchen in der Sierra morena, deren Boden ſeinem heimathlichen zu gleichen ſchien. Er brachte von dort Stämmchen mit, pflanzte ſie an, ſie gediehen, wurden vermehrt, und verſchaffen jetzt den Einwohnern eine nicht unbedeutende Einnahme durch den Erlös der Früchte und Stecklinge.

165.

Bergſchloß Lichtenberg über Oſtheim.

Auf ziemlich ſteilem Felskegel thronen über dem Städtchen Oſtheim noch die Ruinen der Burg Lichtenberg, eines alten Wohnſitzes Hennebergiſcher Grafen. Sie war ſehr feſt, hatte einen ſehr hohen Thurm, war weit ſichtbar und von hohem Alter. Der Wald, welcher die Burg faſt von allen Seiten umgiebt, heißt, wie ſo viele ähnliche Burgwälder, der Hain. In Oſtheim geht die allgemeine Sage, daß, als man die Lichtenburg erbaut habe, die Steine ſammt und ſonders aus Fulda zu gleicher Zeit angefahren worden ſeien, und der Wagenzug ſei ſo lang geweſen, daß, gerade als der erſte Wagen auf der neuen Burgſtätte anlangte, der letzte aus dem Thore von Fulda fuhr. Soviel iſt gewiß, daß die Burg aus ganz anderem Geſtein erbaut iſt, als in der Nähe gefunden und gebrochen wird, daher eine bedeutende Anfuhr aus der Ferne her ſtattgefunden haben muß. Lichtenberg war ein Fuldaiſches Pfandſchloß, daher die Tradition dorthin weiſ't. Auf der Höhe am Lichtenberger Hain ohnweit der Grenze hat man Spuren alten Mauerwerks gefunden; man nennt die Stelle: auf der Königsburg; vielleicht daß dieſe Bezeichnung von einem noch älteren fränkiſchen Königsſitz herrührt. Auf der Südſeite liegt ein Buſchwald, das Geſträup, dort wurde unter einer großen Linde, auf einem freien Platz, das Centgericht gehalten. Im Bauernkriege brach über alle Hennebergiſchen Schlöſſer dieſer Gegend, an einem verhängnißvollen Tage, das Ungewitter der Zerſtörung los; nur die Mauern der Lichtenburg und zwei feſte Thürme blieben ſtehen. Doch ſpäter wurde daran erneut, und die Burg ſogar in bedrohlicher Zeit kriegeriſch befeſtigt, aber ſie iſt jetzt doch nur eine maleriſche Trümmer, und an ihr Gemäuer ſind, Schwalbenneſtern gleich, dürftige Hütten armer Leute angeklebt.

Inhalt.

Seite.
An das Frankenland 7
Einleitung 11

Ur-Sagen des Frankenlandes.

1. Des Frankenlandes Name 21
2. Des Frankenlandes älteſte Herrſcher 22
3. Des Frankenlandes heidniſcher Kult 24
4. Von dem altfränkiſchen Götzen Lollus 25
5. Vom Eingang des Chriſtenthums im Frankenlande . 26
6. Die heilige Bilhildis 28
7. Der heilige Kilian, des Frankenlandes Apoſtel . . 32
8. Gozbert und Geilana 33
9. Des Frankenlandes ſpätere Grenzen und Herrſcher . 37
10. Karl der Große und die Nordelbinger . . . 39

Sagen des Rhöngebirges.

1. Sündershauſen 45
2. Das Wolfshaupt 46
3. Das Fladdig 47
4. Die Disburg 49
5. Die ausgewühlte Glocke 50
6. Schwedenſtücklein 50
7. Wald ohne Wipfel 52
8. Erſcheinender Nachfolger 53

Seite.

9. Das Kuppenfrauchen 54
10. Die Kutten 55
11. Das Wandern 56
12. Das wüthende Heer 57
13. Die Schwerbeladenen 58
14. Die fliegenden Knaben 59
15. Der Goldborn am Baier 62
16. Die Goldfündner 64
17. Die Wunderblume am Baier 66
18. Der Baier ein Wetterprophet 67
19. Rockenſtuhl 68
20. Der Engelsberg 69
21. Der Storchsbrunnen 70
22 Das Landgrafenbrünnchen und die Landwehr . . 70
23. Der Weiber Wetzſtein zu Kalten-Weſtheim . . 72
24. Burg Auersberg 74
25. Der letzte Herr von Auersberg (Variante der vorſtehenden Sage) 75
26. Das Marienbild auf dem Battſtein 76
27. Die Milſeburg 77
28. Der Teufelsſtein und die Teufelswand . . . 79
29. Der Brunnen des heiligen Gangolfus . . . 80
30. Gangolfskeller 82
31. Muttergottesbild am Fels 82
32. Von einem frommen Einſiedel auf der Milſeburg . 84
33. Vom Göllenhörner 85
34. Die tollen Dittiſſer 86
35. Das Dittiſſer Geläute 87
36. Der Kirchenbau zu Dittis 87
37. Die Weiberſtühle 89
38. Die Steuerſimpeln 89
39. Der Boinzeküppel 91
40. Die Kuh-Eier 92
41. Kilianskopf und Hof 93
42. Der Heppberg 94
43. Das Muttergottesbild zu Urſpringen . . . . 94.
44. Der heilige Kreuzberg 95

Seite.
45. Biſchofsheim 98
46. Abt Fingerhut 99
47. Die Oſterburg 100
48. Die Schwedenſchanze 101
49. Burg Ravenſteiner Glocke 102
50. Die verſunkenen Dörfer 103
51. Die Moortänzerinnen (Variante der vorhergehenden Sage) 104
52. Von der Hildenburg 104
53. Gangolfsberg. Teufelskirche 106
54. Die Teufelsmühle 107
55. Der Spiel- oder Loosberg 107
56. Die Ritter von Steinau 108
57. Von der Burg Haſelſtein und der Ritter Schmach . 110
58. Burg und Dorf Poppenhauſen 111
59. Das wackre Edelfräulein 112
60. Vom Guck-Ei 114
61. Vom großen Auersberg 115
62. Burg Ebersberg oder die Eberszwackel . . . 116
63. Die Ritter des Ebersberges 118
64. Verwünſchtes Schloß Dreiſtelz 119
65. Der feurige Mann 120
66. Die Schatzgräber 121
67. Der Todtemannsberg 121
68. Die Gründung vom Kloſter Frauenrode . . . 122
69. Die luſtige Brücke 124
70. Waldaſchach 125

Sagen des Grabfeldes.

1. Jud Schwed 131
2. Bienen retten Kiſſingen 132
3. Von der Burg Botenlauben 133
4. Ilgenwieſe bei Kiſſingen 134
5. Liebfrauenſee 135
6. Arnshauſer Burg, Wunderbild und Quelle . . 136
7. Euerndorf 137
8. Amalbergs Schloß 137

Seite

9. Der Thurm auf Burg Saaleck 138
10. Die Maid vom Sodenberg und der Wildſtock . . 139
11. Kloſterſtätte Wolfsmünſter 140
12. Der Schatz bei Wolfsmünſter 141
13. Gemündens Name und früheſte Herren . . . 142
14. Der Guckenberg 143
15. Seifriedsburg 144
16. Lindwurm 145
17. Hohenburg ob der Werrn 146
18. Sondheimer Kirchhof 147
19. Otelshauſer Glocke 148
20. Der Stadt Schweinfurt Urſprung und Alter . . 149
21. Die alte Stadt 150
22. Vom Götzen Lollus 151
23. St. Kiliansberg 152
24. Die Markgrafen von Schweinfurt 152
25. Die Entführung 155
26. Die Jungfrauen der Petersſtirn 156
27. Die goldgekrönte Schlange 158
28. Ausgehackte Fröſche 158
29. Die langen Schranken 159
30. Wahrzeichen der Stadt Schweinfurt . . . 160
31. Wolfsgaſſe und Wolfsbrunnen 161
32. Die Alte mit dem Krüglein 161
33. Hinze-Hänſele 163
34. Die Waſſerjungfrau im ſchwarzen Loch . . . 164
35. Auferſtandene Frau 166
36. Der entrückte Mühlknappe 167
37. Der reiche Nüffer 169
38. Sage von der alten Judenſchule 170
39. Jungfernkuß 170
40. Geiſterbanner 172
41. Die drei Jungfern 173
42. Brunnen um Schweinfurt 173
43. Enthaupteter läuft 175
44. Das Luciämahl 176
45. Vom Schloſſe Mainberg 177

Seite.
46. Der Haßgau und die Haßberge 179
47. Kloſter Theres 180
48. Adalberts, des Babenbergers Grab 182
49. Der Silbacher Krieg 182
50. Von der Burg Schmachtenberg 184
51. Bergſchloß Königsberg 185
52. Der Kirchenbau zu Königsberg 186
53. Der Agel-Orden 187
54. Die kühne Magd 188
55. Wüſtung Erbrechtshauſen 189
56. Vom alten Schloß Bramberg 190
57. Das Kirſchbäumchen auf Burg Raueneck . . . 191
58. Altenſtein 192
59. Die zwölf Gerichteten 193
60. Alte Reime von der Ermordung der zwölf Ritter von Stein zu Altenſtein 195
61. Der böſen That Gedächtniß 197
62. Der hohle Stein 198
63. Ruine Lichtenſtein und ihr Herrengeſchlecht . . 199
64. Die lichten Steine 200
65. Das Schneidersloch 201
66. Die Fickmühle 202
67. Von der Kirche zu Lichtenſtein 202
68. Seßlachs Alter 203
69. Eckartsdorfer Flur 204
70. Das Abendläuten 204
71. Die Eigensdörfer 205
72. Der Wunderſtrick zu Ahorn 206
73. Vom Namen und Wappen der Stadt Coburg . . 207
74. Der wandelnde Mönch 208
75. Judenfrevel 210
76. Pater Eckardt 211
77. Die ſteinernen Brunnenlöwen 212
78. Hexenleute in Coburg 213
79. Neunerlei Eſſen 213
80. Das Hemdabwerfen 214
81. Das Geſpenſt als Eheweib 215

Seite
82. Der Bauſenberg und die Teufelskanzel . . . 216
83. Der Pöpelsträger 217
84. Die verſunkene Kirche im Lautergrund . . . 220
85. Trämersdorf 221
86. Von Ummerſtadt 222
87. Ummerſtädter Prodigien 222
88. Neukirchen 224
89. Von der Heldburg und ihrem Namen . . . 224
90. Sylva Gabreta 226
91. Vom Dorf Weſthauſen 226
92. Linden Elſa, die Engelſeherin in Gumpertshauſen . 227
93. Der Steberich 229
94. Von einem Poltergeiſt 229
95. Von der Burg Strauf 231
96. Das Ackerſteinkreuz 232
97. Von Königshofen 233
98. Königshofen im Bauernkrieg 233
99. Die Schweden in Königshofen 235
100 Altes Schloß bei Ipthauſen 236
101. Der Judenhügel 237
102. Die Männer von Wenigen-Ottilhauſen . . . 238
103. Vom Kloſter St. Johannis 238
104. Schloß Wildberg 240
105. Vom wüſten Schloß Thundorf 241
106. Die heilige Jungfrau ſchützt Münnerſtadt . . 242
107. Münnerſtädter Wahrzeichen 243
108. Steinerner Hund an der Kirche 243
109. Die ſcharfe Scheere 244
110. Schloß Hubnberg 245
111. Schätze der Hubnburg 246
112. Ausgewühlte Glocke auf Hubnberg 247
113. Todtenläuten zu Rüdlingen 247
114. Von der Burg Steineck 248
115. Der heilige Salzfluß 250
116. Der goldene Brunnen 250
117. Die Salzburg 251
118. Wie die Salzburg an Würzburg kam . . . 253

Seite.
119. Die Weite von Salzburg 254
120. Die fränkiſche Saale ſchiffbar 255
121. Vom Mordhügel 256
122. Von der frommen Emhild 257
123. Der ſteinerne Froſch 258
124. Von den Gleichbergen 259
125. Die Steinsburg 260
126. Die Heidenmauer 262
127. Der Stadt Hildburghauſen Urſprung und Name . 263
128. Die Katz am Steg 264
129. Der Hungerborn bei Häſelrieth 265
130. Die Jungfrau mit dem Zopfe 265
131. Von der plötzlich verſchwundenen Burg . . . 267
132. Das Irrkraut auf dem Feldſtein 268
133. Reiter ohne Kopf 269
134. Die Kameelskammer 270
135. Das Dreierlein 271
136. Die Bevölkerung Bachdorfs durch Zigeuner . . 271
137. Vom wüthenden Heer 272
138. Von dem Neunmann 273
139. Von dem Burgweg 275
140. Von der weißen Jungfrau auf dem Belriether Berg 276
141. Zigeuner beſprechen ein Feuer 278
142. Von dem Schloſſe auf dem Alberg (Variante der Sage 121) 279
143. Vom Wallfahrerpfad, dem heiligen Kreuz, dem Himmelsfleck, dem Weihersbrunnen und dem Weihersgrund 281
144. Von der Bickmühle 282
145. Von einem Schatz im alten Spital . . . 283
146. Der Alberg (Variante der Sagen 121 und 142.) . 285
147. Des Errkraut. (Neubrunner Dialekt.) . . . 286
148. Vo der Drachewieſe. (Neubrunner Dialekt.) . . 287
149. Vo dar Bibarſcher gruße Glöcka. (Bibraer Dialekt.) 288
150. Der Zöllerſteig 289
151. Der Otterkönig 290
152. Die Wallfahrt auf dem Queienberge . . . 291
153. Die armen Sünder 292

Seite
154. Die Henneburg 293
155. Der beſtrafte Maurer 294
156. Henne huts Land 295
157. Von einem Traum 295
158. Feindliche Reiter werden feſtgemacht . . . 296
159. Der Birnendieb 298
160. Der Frickenhäuſer See 300
161. Schlitzöhrchen 301
162. Die Schuhſohle 302
163. Das Alpdrücken 303
164. Oſtheim vor der Rhön 304
165. Bergſchloß Lichtenberg über Oſtheim . . . 305

PROSPECTUS.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung wird erſcheinen:

Julius,
Echter von Meſpelbrunn,
Biſchof von Würzburg und Herzog in Franken.

Ein treues Bild ſeines Lebens und Wirkens größtentheils
aus archivaliſchen Quellen gezogen;

zugleich

eine Feſtgabe

zum Jubiläum der Gründung des Bisthums Würzburg

von

Dr. Joh. Nep. Buchinger,

K. Bayer. Rathe, vormaligem Archivar zu Würzburg und dermaligem erſtem
Adjunkten im königl. Reichsarchiv zu München, Profeſſor honorarius an der
Univerſität und a. o. Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften.

Aus der ehrwürdig-glänzenden Reihe der Namen ausgezeichneter Männer, welche — aus den mächtigſten und angeſehenſten Geſchlechtern des alten fränkiſchen Adels gewählt — als Biſchöfe von Würzburg, als Herzoge in Franken herrſchten, ragt vor Allen, hehr und erhaben, der Name des Fürſtbiſchofs **Julius** hervor, bedeckt mit dem unvergänglichen Ruhme großmüthiger Thaten, umſtrahlt von der Glorie tiefer Weisheit, Frömmigkeit und Menſchenfreundlichkeit, Ehrfurcht gebietend, wo er zum Ohre bringt oder das Auge die Werke ſieht, die, von ſeiner Hand geſchaffen, die ſchönſten Denkmale ſeiner Größe ſind.

Segen und Ruhe verbreitend über das ganze, damals hart bedrängte Land, durch die Milde und Weisheit ſeiner Regierung als geiſtlicher wie als weltlicher Fürſt; die Wiſſenſchaft fördernd und pflegend durch die Stiftung noch jetzt hochblühender Inſtitute; der Entſittlichung ſeiner Zeit, die ſelbſt des Clerus ſich bemächtigt, entgegentretend mit milder Strenge, am meiſten aber mit dem fruchtbringenden Beiſpiele des eigenen muſterhaften, gottesfürchtigen Wandels, ordnend und reſtaurirend mit kräftiger Hand die äußerſt verwirrten und ungünſtigen Verhältniſſe, beſonders die Finanzen des Landes; ſteuernd mit edler Menſchenfreundlichkeit und Hochherzigkeit dem Elende der Hülfloſen und Gebrechlichen — hat Biſchof Julius ſeinen Namen mit goldener Schrift in die Annalen Frankoniens gezeichnet, ſich einen Tempel ewigen Ruhmes in den Herzen der Bewohner ſeines Vaterlandes — einer dankbaren Nachwelt erbaut, deren Segnungen die herrlichſten Früchte einer herrlichen Ausſaat ſind.

Welcher Fühlende möchte unbewegt zu dem nach ſeinem Stifter benannten Hoſpitale treten, zu dieſer Quelle der wohlthätigſten, wahrhaft menſchenfreundlichſten Werke, welcher Tauſende alljährlich Rettung, Obdach und Leben verdanken? Welcher Cleriker, ſo er in der Pflanzſchule zu Würzburg die Weihe empfangen — welcher Staatsbürger, ſo er einſt der weltberühmten Univerſität als Jünger angehört — gedächte nicht verehrungsvoll ihres großen Stifters?

Es nahet die Zeit des Jubiläums der Gründung des Hochſtifts Würzburg, der Zeit, wo vor 1100 Jahren der heil. Bonifazius den heil. Burchhardt als erſten Biſchof auf den neubegründeten Stuhl zu Würzburg erhob. Als paſſende Gabe zu dieſem hohen Feſte legen Verfaſſer und Verleger die Geſchichte des Fürſtbiſchofs Julius, des würdigſten und ruhmreichſten Nachfolgers jenes erſten Biſchofs in Franken — in die Hände ſeiner Verehrer nieder. Der Verfaſſer hat ſich bemüht, ein vollſtändiges Bild des großen Fürſten und ſeines unermüdeten und erfolgreichen Wirkens zu geben; in wie weit ſein Werk auf dieſe Vollſtändigkeit Anſpruch habe, wird ſich aus nachfolgendem Inhaltsverzeichniß vorläufig ergeben.

I. Einleitung mit Rückblicken auf die Vorgeſchichte des Hochſtifts Würzburg und die religiöſen Zuſtände des deutſchen Reiches zur Gewinnung des Standpunktes, in welchem Biſchof Julius zu wirken begann.

II. Abſtammung des Julius von Echter, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, Beförderung zum Domdechant in Würzburg und Erwählung als Biſchof daſelbſt, ſowie ſeine feierliche Einführung in ſein hohes Amt.

III. Julius als Reichsſtand. Er überkommt Reichsgeſchäfte vom Kaiſer und beſucht perſönlich mehrere Reichstage.

IV. Julius rettet und wahret ſeines Hochſtifts Rechte und Beſitzungen in nachdrucksvollen Verhandlungen mit den benachbarten Fürſten und Städten ꝛc.

V. Julius errichtet im Kampfe mit vielen Schwierigkeiten die nach ihm genannte, noch jetzt hochblühende, Univerſität, nebſt zugehörigen Seminarien, und gründet auch andere wiſſenſchaftliche Inſtitute.

VI. Julius ſtiftet mit Ueberwindung großer Anſtände das nach ihm benannte allgemeine Spital in Würzburg und andere Spitäler im Hochſtift.

VII. Wie Julius den alten Glauben und die Kirchenzucht wieder herſtellte. — Klöſter, Pfarreien und Kirchen, welche vom Biſchof wieder aufgerichtet oder neu gegründet wurden.

VIII. Wie Julius das abgebrannte Schloß Marienberg ob Würzburg wieder herſtellte und viele andere Gebäude errichtete oder reſtaurirte.

IX. Geſetze und Anordnungen des Biſchofs in Juſtiz- und Polizeiſachen.

X. Wie Julius des Hochſtifts Rechte gegen die fränkiſche Ritterſchaft vertrat.

XI. Julius hält mehrere Landtage, löſet Schulden ab, kauft und erwirbt neue Güter für ſein Hochſtift.

XII. Privat-Charakter des Biſchofs Julius, ſein Tod, ſeine Leichenfeier, allgemeine Betrauerung ſeines Hinſcheidens und ihm errichtete Denkmale.

Beilagen.

1. Die Capitulation des Biſchofs Julius. — 2. Verzeichniß der während ſeiner Regierung beſtandenen Domherren. — 3. Verzeichniß der Aemter, Städte und Dorfſchaften, welche dem Biſchof von Würzburg ſpeziell angehörten.

Die Geſchichte des Fürſtbiſchofs Julius von Dr. Joh. Nep. Buchinger erſcheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung, welche mit um ſo größerer Vorliebe zu dieſem Unternehmen die Hand geboten hat, da es Abſicht iſt, ihre Verlagsthätigkeit ganz beſonders dem Vaterländiſchen zuzuwenden.

Das ganze Werk wird gegen 30 Bogen, anſtändigen Oktavformates umfaſſen und in zwei Abtheilungen — geheftet — ausgegeben werden, die erſte im Mai, die zweite im Juni dieſes Jahres; das Papier wird weiß und ſtark, der Druck gut und deutlich ſein.

Als beſondere Zierde wird das Bildniß des Fürſtbiſchofs Julius, copirt nach dem beſten vorhandenen Original, fein in Stahl geſtochen von einer der erſten vaterländiſchen Kunſtanſtalten, beigegeben.

Da das Werk lediglich in Bayern, zunächſt aber in Franken, ſein Publikum finden, ſomit eine ſtarke Auflage nicht erforderlich ſein dürfte, leitet die Verlagshandlung den Weg der Vorausbeſtellung ein. Hiernach wird die Stärke der Auflage bemeſſen, und es werden nächſt den vorausbeſtellten Exemplaren nur wenige für ſpätere Nachfrage noch abgezogen werden.

Wer ſomit als Beförderer des Unternehmens ſchon jetzt ſeine Beſtellung abgibt, erhält das Exemplar für den vorläufig feſtgeſetzten Preis von 1 fl. rhein; der ſpätere Preis dürfte ſich auf 2 fl. 24 kr. ſtellen.

Den fränkiſchen Adel, welcher in dieſem Buche gewiſſermaßen ein Blatt aus der Geſchichte glorreicher Ahnen findet, den Clerus, den die Thaten des hochherzigen Julius an die denkwürdigſte Epoche des Hochſtifts Würzburg mahnen, die Lehrer der altehrwürdigen Julius-Maximilians-Univerſität, des Julius-Hoſpitals und der übrigen vom Biſchof Julius errichteten hochblühenden Inſtitute — im Allgemeinen aber alle die zahlreichen Verehrer des großen Fürſtbiſchofs, ladet die Verlagshandlung zur Unterzeichnung ein. Die Namen der Unterzeichner werden dem Werke vorgedruckt werden.

Ferner ſind daſelbſt erſchienen:

Anſichten, zwei, von Würzburg zu Anfang des 17. Jahrhunderts, geſtochen von Merian. quer Folio. 45 kr.

Baumblatt, Luitpold, die Stiefmutter oder der errungene Preis. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit einer Abbildung 8. 1842.

— —, **der verführte Jüngling.** Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit einer Abildung 8. 1842.

Beerwind, Ferd., Rechtſchreiberegeln mit Uebungsaufgaben. Eine Anweiſung zur ſichern Begründung des orthographiſchen Unterrichts bei den Schülern der deutſchen Werktagsſchulen. Nach dem bair. Lehrplan bearbeitet. 1841. 8. br. 18 kr., roh 15 kr. In Partien billiger.

Portrait des Biſchofs Georg Anton zu Würzburg. Gez. von Steinle, geſtochen von C. Müller. Folio. Chineſ. Papier 2 fl. 12 kr.

Predl, F. A. M. A. von, Erinnerungen aus Griechenland in den Jahren 1832, 1833, 1834 und 1835, nebſt einer gedrängten Darſtellung des griechiſchen Freiheitskampfes von 1821 bis 1833. 2te ſehr vermehrte Auflage. 1841. 12. br. 3 fl. 12 kr.

Salzburg, die eilfte Säkularfeier der Weihe der erſten Biſchöfe von Würzburg, Eichſtätt, Erfurt und Buraburg durch den heiligen Bonifazius im Jahre 741, und die Grundſteinlegung zum Wiederaufbaue der Bonifaziuskapelle durch Se. Majeſtät, den König Ludwig. 1841. 16. cart. 1 fl. 36 kr.

Salzburgprogramm für das Feſt der eilften Säkularfeier der Stiftung fränkiſcher, thüringiſcher und heſſiſcher Bisthümer durch den heiligen Bonifazius auf der Salzburg bei Neuſtadt a. d. Saale, begangen den 12. Juli 1841. Mit einer geſchichtlichen Unterſuchung v. Prof. Dr. Müller. 1841. gr. 4. br. 24 kr.

Vatter, J. P., hohes Glück der erſten heiligen Communion und dazu erforderliche Herzensſtimmung. Feierliche Anrede an die erſten Communikanten der Pfarrei Haug. 8. br. 1842. 12 kr.

Verhandlungen der Verſammlung deutſcher Wein- und Obſtproduzenten, unter dem Präſidium des königlich bair. Regierungsdirektors v. Weinbach vom 7. bis 10. Oktober 1841. Herausgegeben von Dr. P. Ungemach, als Generalſekretär der Verſammlung. Mit einer illum. Abbildung. 1842. gr. 8. br.

Würzburg, im Januar 1842.

Buchhandlung
von Voigt & Mocker.

Dr 1272

Philidor.

Erzählung

aus dem Leben eines Landgeiſtlichen.

Von

Ludwig Bechſtein.

Druck und Verlag des Verlagscomptoir in Gotha.
1842.

a, 1905

Philidor.

C

a
eh
H
wi
hi
hei
de

erſ
Sc
der
ihn
und
wie

1.

Die Pegnitz-Hirten.

Ein prächtiger Junimorgen, den ſchönſten Tag
kündigend, leuchtete über den Gefilden der
rwürdigen Reichsſtadt Nürnberg, und viele
rzen guter Menſchen begrüßten dieſen Morgen
t frohen Gefühlen, denn es war ein Feſttag,
mmel, der ſo ſonnig und ſchön und freudever-
ßend herablachte. Es war der Jacobitag
Jahres 1702.

Die Gärten der Reichsbürger, von welchen
ern manche gar zierlich und prunkvoll mit
nörkelbeeten und geſchnittenen Laubwänden
Natur zu ſpotten ſchienen, da die Kunſt in
n alles und alles ſo vortrefflich angeordnet
geregelt hatte, ſtanden im ſchönſten Reiz,
kranzgeſchmückte Brautjungfern, die der Ver-

mählung des Lenzes mit der heißblütigen Aeſtas beiwohnen wollten. Die Statuen von Sandſtein waren allzumal friſch überweißt, und die Vögel hatten ſo viel Reſpekt vor ihnen, daß ſie ſich niemals auf eine derſelben ſetzten, ſondern viel lieber einander ſingend und jubelnd durch die dichteſten Zweige der Bäume jagten. Die Felder des geſegneten Fruchtlandes rings um die alte Noris ſtanden im lieblichſten Saatengrün, auf dem ſich Thauperlengefunkel im Sonnenkuß verflüchtigte, und die Wieſen am Ufer der ſtillen melancholiſchen Pegnitz waren dicht mit Blumen überblüht. — Von verſchiedenen Kirchthürmen erklang feierliches Geläute, das zum Gottesdienſt zahlreiche Schaaren verſammelte, während das ſonſt ſo laute kaufmänniſche und gewerbliche Treiben der volkreichen Reichsſtadt nur kaum in leiſeren Wellen wogte, wie ein im Morgengolde blitzender See, den der friſche Hauch des Oſtwindes kaum leiſe kräuſelnd überfährt.

So ſchritten denn auch drei Männer, ein Aelterer und zwei Jüngere, nach der Lorenzkirche, alle drei gleich würdig und ehrbar anzuſehen, wie Diener des göttlichen Wortes, in feiner ſchwarzer

nach dem Zuſchnitt der neueſten Mode
ger Zeit, ſchneeweißgepuderte Perucken auf
haupte, feine Schläppchen mit Bruſſeler
garnirt um den Hals, die dreieckigen
in den Händen tragend, ehrſamen Ganges
einander. Der Aeltere trug einen blin-
Stahldegen an der Seite. Den etwas
Weg, den ſie nach der Kirche zurückzu-
hatten, kürzten ſie mit Geſprächen.

n der That,“ hatte der Aeltere, welcher
n ſeinen jungern Begleitern einherſchritt,
Wort genommen: „der Himmel verſpricht
ute einen rechten Freudentag, und ich wußte
keine Zeit, in welcher ſich mein Gemüth ſo
eſtimmt gefühlt hätte, als heute, da mir
luck zu Theil wird, unſerm berühmten ge-
Blumenorden wieder zwei junge ehrenge-
Mitglieder zuzufuhren, welche gewiß zu
Flor und Gedeih’n redlichſt das Ihrige
en werden. Es iſt deren nur eine kleine,
userleſene Schaar geweſen, welche unter
Führung des oberſten Hirtenſtabes unſrer
haft, der Schäfer an der Pegnitz, bis jetzt
rebenden ſich zugeſellten, und die ich mit

Sinnſprüchen und Blumen begabte; von dieſen ſpiegelt ſich als Stern erſter Größe in unſrer Pegnitzfluth Menalcas, deſſen Kanzel-Licht jetzt über Wunſiedel leuchtet, mit ſeinem bürgerlichen, obſchon nicht wohllautenden Namen Johann Georg Pertſch geheißen. Ich habe ihm zur Blume das große Schlangenkraut gegeben. Leider verblühten zum tiefen Schmerz meines Herzens zwei andre von mir eingeführte Blumenordenträger frühzeitig, Lycidas, Herr Wolfgang Magnus Schweiher, wohlverdienter Banquier eines hieſigen, hochlöblichen Magiſtrats, mein guter Schwager, und ſeine Ehefrau, Amaryllis, meine liebe Schweſter, welcher ich den Liebſtöckel zugeeignet.“

„Friede ſei der Aſche beider,“ ſprach der eine Begleiter des Sprechers mit Salbung, und der zweite fügte feierlich ein „Amen“ hinzu.

Damon Noricus, dies war des Sprechers Hirtenname, oder der kaiſerliche Pfalzgraf, öffentlicher Profeſſor der Philoſophie, Moral, Wohlredenheit und Poeſie, an der löblichen Univerſität Altdorf, Herr Magnus Daniel Omeis, ſeufzte, fuhr ſich mit fein battiſtnem Tüchlein über die heiße Stirn, und ſprach weiter: „Es gibt eine

tteſkraft, die allen Erdenſchmerz uberwinden
t, und dies iſt die Poeſie. In ihr quillt,
Thau von Hermon, Seelenfrieden in das
egte Gemüth; ſie fällt wie ein Manna vom
nmel in des Lebens Wüſten nieder, und blüht
Roſe auf an den Dornenſträuchern, die zahllos
unſerm Pilgerwege ſtehn. Bleibt ihr mit
z und Sinnen immerdar treu, werthe Herren
Freunde, Ihr, mein ehrwurdiger Laurentius
lfgang Woytt, und Ihr Herr Samuel Chri-
n Thomä, die ich heute beide einführe in das
yrinth der Freundſchaft, in die Hutten der
müthsruhe, in den Poetenhain der Pegnitz-
en, mit Dichternamen erfreuen, und mit
men und weißen Ordensbändern ſchmücken
de.“

„Ich kann mir nichts Lieblicheres und Hoch-
eulicheres denken,“ nahm nun der zuerſt An-
dete, der junge Paſtor Woytt das Wort,
s ein Poet zu ſein und zu heißen, doch ſtrebe
nicht aus Weltluſt und ſchnöder Eitelkeit
dem Ehrentitel nach, ſondern weil eine Stimme
meinem Innern ſpricht, die mir zuruft: Du
ein Dichter! Ich ringe nach dem Kranz,
ich ihn zu verdienen glaube.“

„Zuverſicht ſteht wohl an, liebwerther Freund, doch darf ſelbige nicht ausarten in ſtolze Sicherheit!" ermahnte der andere Blumenordenscandidat, der Pfarrer Thomä ſeinen jüngern Amtsbruder und Nachbar, eben als die drei Poeten die kühlen Hallen des Gotteshauſes betraten, darin in einer hehren Denkmälerfülle die Kunſt ihre Verherrlichungen des Menſchengeiſtes aufgeſtellt, die hier in Erz und Marmor zum Erſtaunen hinriſſen, im Schmelzfarben köſtlicher Glasmalerei glühten, aus Sculpturen predigten und in zahlreichen Bildwerken lebendig waren. Die Eintretenden aber empfing voller rauſchender Orgelklang und Paul Gerhard's, heute zwar nicht mehr geſungenes, aber ewig ſchönes Lied, deſſen erſte Strophe lautet:

Geh' aus mein Herz und ſuche Freud'
In dieſer lieben Sommerzeit
An Deines Gottes Gaben.
Schau' an der ſchönen Gärten Zier
Und ſiehe, wie ſie Dir und mir
Sich ausgeſchmücket haben.

Da ſangen denn die drei befreundeten Männer freudig mit, und fühlten ſich innerlich erhoben auf den Schwingen der Poeſie des großen Liederhters, deſſen Fluge die Schwingen ihrer eignen rzen nachſtrebten, wie junge Adler dem zur nne fliegenden Königsaar.

Die Sonnenſtrahlen, welche gebrochen durch farbenglühenden Rieſenfenſter des Gotteshauſes en, über Monumente verklärend hinglitten, nches holde Geſicht der in den untern Ständen enden Frauen und Jungfrauen, wie mit leuchdem Morgenroth und ſideriſchen Flammen rgoſſen, erſchienen den Poeten als ein Sichtwerden des Gotteslichtes, das liebend über ganze Welt ergoſſen, innere Heiligung weckt, ſelbſt den roheren Menſchen beſſert und verlt, denn es iſt um die Sonne und das Vertniß des Menſchen zu ihr etwas Wunderbares, noch nicht erforſchte Magie, eine noch nicht gedeutete, aber innige und ewige Sympathie.

Die beiden Ordenskandidaten waren Jugendnde; der ältere, Thomä, aus dem Sachſenurg-Meiningiſchen Dorfe Neurieth bei Themar irtig, hatte ſeine academiſchen Studien auf in jener Zeit hochblühenden Univerſität Altdorf lvirt, war hierauf zum Pagen-Inſpektor am befördert, und ſpäter Pfarrer zu Hermannsfeld bei Meiningen geworden, hernach aber Pfarrer zu Jüchſen und Neubrunn. Der jüngere, der noch nicht das dreißigſte Lebensjahr erreicht hatte, **Wovtt**, ſtammte aus dem Sulzbachiſchen, ſtudirte ebenfalls in Altdorf, und hatte das Glück noch ſehr jung zum Pfarramt einiger Dorfſchaften in der Nähe von Coburg zu gelangen. Einige Jahre darauf wurde er Pfarrer zu Aſchenhauſen, einem ritterſchaftlichem Orte in der Nähe von Meiningen, von wo er die für ihn vortheilhaft ſcheinende Vocation als Pfarrherr eines Ortes der Frei-Fränkiſchen Ritterſchaft erhielt, nur eine Stunde vom Dorfe Jüchſen entlegen, wo der liebe Freund ihm wohnte. Dieſer für beide gemüthvolle Männer beglückenden Nähe erfreuten ſie ſich denn mit ganzer Seele, und da beide Schüler des würdigen Gottesgelahrten Omeis waren, beide auch in Nürnberg viele Freunde zählten, ſo war ihr beiderſeitiger Wunſch ein ſo natürlicher, einer Geſellſchaft als Mitglieder anzugehören, welche ſich zur Aufgabe geſtellt, die Poeſie zu pflegen, und die herrliche deutſche Sprache zu bilden und zu veredlen, welche Geſellſchaft zugleich die Machtvollkommenheit beſaß,

s Haupt eines jeden ihrer Mitglieder mit dem
rbeerkranze eines kaiserlich-gekrönten Poeten zu
mücken.

„Philemon! Auch ein Ordensglied!“ flüſterte
rr Omeis leiſe ſeinen Begleitern zu, als der
aconus an der Haupt- und Pfarrkirche zu
. Lorenz, Herr Nerreter die Kanzel betrat.
ch in dieſem Manne war die Aetherflamme
Poeſie entbrannt; und er ſtrahlte ſie aus in
er ſchönen Predigt. Nicht ohne Beziehung
te er an dem heutigen Feſttage, deſſen ubliche
iſtel jene Verſe aus dem Brief Pauli an die
mer Kap. 8, 28 bis 39 umfaßt, die von der
be Gottes unſterbliche Worte kunden, das
rhard'ſche Sommerlied gewählt, und beging
n im andächtigen Sinne und Geiſt eine chriſt-
e Frühlingsfeier. In herrlichen und herzlichen,
den Herzen der Hörer dringenden Worten
band er das erſt geſungene Lied und den Text
gelesenen Epiſtel, und es ſchimmerte eine an-
tende Beziehung hindurch auf das heutige
ndre Feſt des Blumenordens, doch ſo leiſe,
ſie nur den Eingeweihten und Gemüthbe-
ten verſtändlich ward, die ubrige chriſtliche

Gemeinde aber nicht ärgerte. Zudem ſtand der Pegnitz-Orden bei Jedermänniglich in hoher Achtung, denn ſeine Mitglieder gehörten zumeiſt dem geiſtlichen Stande, oder waren gefeierte Profeſſoren berühmter Hochſchulen, nächſtdem hatten viele Freiherrn und Edle, ſelbſt in fernem Ausland, es nicht verſchmäht, ſich in dieſem Dichterorden aufnehmen zu laſſen. Die Poeſie fand faſt überall eine höchſt anerkennende Verehrung, und ſo ſehr ihre Formen in jener Zeit ſich noch in engen Feſſeln fühlten, ſo ſehr der Genius noch zu ringen hatte mit dem Ausdruck, ſo ging doch ein ehrenhafter belebender Gedanke durch alle Strebungskreiſe jener Gegenwart, nehmlich der, durch Pflege der Poetik und Sprachveredlung das deutſche Vaterland zu verherrlichen, und ſeine innere geiſtige Entwickelung und Bildung zu höhern Stufen emporzuführen.

Philemon, der begeiſterte Kanzelredner, zeigte, wie Gottes allmächtige Liebe ſich in der Natur, und wie ſie ſich in Chriſtus offenbare. „Indem Jenen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen, dient ihnen auch die aufmerkſame Würdigung der Natur und ihrer millionenfachen

Allmachtwunder zum Beſten, nehmlich zur Erkenntniß des Höchſten, und zu dem aus dieſer entſpringenden Seelenheil. Wie Gottes, des Weltſchöpfers Wink die Weſen alle zu neuem Erwachen, zu neuen Daſeinsfreuden ruft, und alles in der Natur zur Zeit der höchſten Frühlingsblüthenpracht wonnejauchzende Freudigkeit athmet, und des Schöpfers Willen dient, ſo bewährt ſich auch im geiſtigen Sinn das hehre Bibelwort: Welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht, welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht.“ — Der Redner, deſſen Ordensblume die Narziſſe war, konnte ſich nicht verſagen, die Strophe zu recitiren:

„Die Bäume ſtehen voller Laub,
Das Erdreich decket ſeinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narziſſen und die Tulipan
Die ziehen ſich viel ſchöner an
Als Salomonis Seide.“

Weiter that der Redner dar, daß von ſolcher Gottesherrlichkeit im Naturleben alles und alles zeuge, und des Dichters Lied das unnachahmlich ſchön in einer Strophenreihe ausgeſprochen habe, von denen beſonders eine Strophe wie melodiſches Wellengerieſel erklinge, und wie Sommerſonnenſtrahlenfülle das Herz erwärme:

„Die Bächlein rauſchen in den Sand
Und malen ſich und ihren Rand
Mit ſchattenreichen Myrten.
Die Wieſen liegen hart dabei
Und klingen ganz vom Luſtgeſchrei
Der Schaaf' und ihrer Hirten.“

Es war natürlich, daß das Wort Hirten von Philemon ebenſo, wie vorhin Narziſſen betont wurde, und konnte nicht auffallen. Der eifrige Prediger ging Stufe für Stufe erbaulich weiter in ſeinem Text. Als er laut und mit tiefer Stimme die Fragen hinwarf: „Wer will uns ſcheiden von der Liebe Gottes? Trübſal? oder Angſt? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Fährlichkeit? oder Schwert?“ da überfuhr es den jungen Geiſtlichen Woytt mit jenem unwillkührlichen Schauder, von dem man zu ſagen pflegt, der Tod läuft einem über's Grab, und obſchon er auf dem Gange zur Kirche warm

rden, dieſen Schauder der Kühle des Got-
uſes zuſchrieb, ſo konnte er doch den ahnungs-
Gedanken nicht unterdrücken, es könne auch
ihm irdiſche Trübſal in Fülle begegnen,
e im Stande ſei, ihn von der Liebe Gottes
heiden, und er gelobte ſich in ſeiner Seele
und Standhaftigkeit in Tagen der Prü-
Auch wurde ſein Gemüth von ſolcher
ntanen Furcht erledigt durch die hohe Zu-
ht, in welcher der Prediger, um wieder auf
Lied kommend, abermals eine Strophe mit
Stimme recitirte:

„Ich ſelber kann und mag nicht ruh'n,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich ſinge mit, wenn Alles ſingt,
Und laſſe was dem Höchſten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.“

ar, als jubilire eine trillernde Lerche im
Aether über hoffnunggrünen Saatfeldern,
ls Philemon daran nun wieder den trö-
Spruch knüpfte: „Aber in dem Allen
nden wir weit, um Deß Willen, der uns
,“ und nun die ſchöne Einigung der Natur

und des Menſchen mit Gott, des Chriſten mit Chriſtus den erhebenden Schluß ſeiner Rede bildete, da wurden die Augen der Männer feucht, denn ſie empfanden die ganze wonnevolle Süße, welche in der Einigung des denkenden und fühlenden Geſchöpfes mit dem Schöpfer ruht, wie die Liebe zum Vater in eines guten Sohnes Herzen. Wie ein Triumphlied zog über des Redners begeiſterte Lippen die Stelle: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt — weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch eine andere Kraft uns ſcheiden mag von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn.“

Und ſo ſchloß er, mit betenderhobenen Händen, fromm emporblickend, der würdige Theilhaber an der Blumengenoſſenſchaft, nachdem er die Menſchheit mit einem Gottesgarten verglichen, in dem der Herr der Bäume und Blumen Mancherlei gepflanzt, einen Theil zum Nutzen und Fruchttragen, einen Theil zum Ergötzen und zu erfreuender Zier und ſo einen Jeglichen mannichfaltig begabt, wie die Bäume, die Blumen, die Pflanzen,

hrer Art zu blühen, zu duften und Früchte
ngen — wieder leiſe auf den Blumenorden
tend:

„Mach in mir Deinem Geiſte Raum,
Auf daß ich werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiben.
Verleihe, daß zu Deinem Ruhm
Ich Deines Gartens ſchöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben! — Amen." —

f dem Heimwege ward nun verabredet, an
n Ort man ſich des Nachmittags nach be-
m Gottesdienſt zu gemeinſchaftlicher Fahrt
eine kleine Meile von der Stadt Nürnberg
nen Poetenhain in der Nähe der Dörfer
hof und Neuhof einfinden wollte, und ſo
die Freunde von ihrem freundlichen Ge-
nn, um in ihrem beſcheidenen Gaſthaus,
eingekehrt, ein frugales Mittagmahl ein-
en, welches ihnen ihre feiertäglich erhöhte
ung, die Erwartung der bevorſtehenden
hnung und der Genius der Freundſchaft
r machten, als ein lukulliſches. Auch
ſie, was ſie gar hoch erfreute, an der
tafel noch einen Gaſt ihres Standes, den

Dekan und Stadtpfarrer Spengler zu Crailsheim im Markgrafthum Anſpach, der zu Beſuch anher gekommen war, mit welchem die Unterhaltung bald ſehr lebhaft wurde, zumal als ſich im Verlauf des Geſpräches offenbarte, daß der Zweck von Spenglers Beſuch kein andrer ſei, als heute ebenfalls am Hirtenfeſt der Pegnitzblumenordensgenoſſen Antheil zu nehmen, da er dieſen als Mitglied unter dem Namen Charikles bereits ſeit vierundzwanzig Jahren angehöre, und ſeine Blume der Yſop ſei, ſeine Deviſe aber: Im Glauben gekoſtet, laute. Dieſer betagte, aber jovialheitre Mann erzählte nun ſo viel von der löblichen Blumengenoſſenſchaft, pries ſich ſo glücklich im Genuß einer edlen Freundſchaft, und hielt die Poeſie ſo hoch, daß ihn die ihm gemüthsverwandten Freunde recht bald innig lieb gewannen.

2.

Der Irrgarten.

Ein Geſellſchaftswagen alten Styls, das will ſagen, ein Wagen von äußerſt ſchwerfälligem Bau, aber doch mit zierlich geſchnitzten und ſehr

it in allen ſchreienden Farben lakirtem Geſtell
g von kräftigen Fuhrmannsroſſen gezogen, auf
Landſtraße von Nürnberg nach Erlangen, die
nals freilich nur eine Sandſtraße war,
n Theil derer, welche ſich heute im Irrgarten
Kraftsdorf des Genuſſes freyer Stunden zu
euen gedachten. Die Segel dieſes Landſchiffes
Sandwüſte, nehmlich die gegen etwaigen
gen ſchirmenden Segeltücher waren eingerefft,
n der Himmel war ſonnig und heiter geblie-
, und prangte nur in den prachtvollſten ma-
cheſten Wolkengebilden, die in allen Nuancen
ner Formen und angemeſſener Farben, ſchwe-
de Berge und Alpenketten, über den moriſchen
ilden hingen. So war die Ausſicht nach
cher Richtung frei, und es lag die alte
chsſtadt mit ihrer ſtarken Ummauerung, ihren
ſſalen Rundthürmen, ihren zahlloſen ſchlanken
chenthurmen und ihren Palaſtgiebeln großartig
imposant vor den Blicken da, überragt von
ſtattlichen Burg, Nürnbergs Wehr und Nürn-
s Stolz, welche wie eine mächtige Schirm-
rin und Wächterin mit ihrem Luginsland ſich
orhob. Außer dieſem einzigſchönen Bilde einer

ächtdeutſchen Stadt voll ehrenfeſter Art im Aeußern wie im Innern, im Herzen der Bewohner nehmlich, bot ſich aber dem Blick, wie frei ihm die weiten Flächen auch umzuſchweifen vergönnten, nichts Erquickliches, und wie nun den Weiterrollenden mehr und mehr die Stadt fern trat, und zuletzt nur ein Kleinbild gewährte, ſo wandte ſich das Geſpräch dem Ziele zu, welchem man nahte.

Es hatten ſich zu dieſer gemeinſchaftlichen Fahrt zuſammengethan und gefunden: Herr Damon-Omeis, der Ordenspräſident, ſein Ehegemahl Maria Dorothea, Diana die Andre genannt, eine nicht mehr junge, aber lebhafte und feurige Frau, nicht ohne Spuren einſtiger hoher Schönheit, welche zu St. Lucar in Andaluſien, doch von deutſchen Aeltern geboren und der nicht ohne tieſer Bedeutung die Granatblüthe als Ordensblume verliehen war, ſodann Woytt und Thomä, die beiden Ordenscandidaten; Philemon, der Kanzelredner von heute Morgen und Herr Irenian, der altdorfiſche Profeſſor Wegleiter, Damons Phydias, ein Nürnberger Stadtkind; nicht minder hatte Charikles ein Plätzchen occupirt, und Herr Aſterio, der erſte Rath-

reiber Georg Arnold Burger, Conſiliarius und
ecretar der Geſellſchaft mußte ſchon als ſolcher
ben dem Ordensoberhaupt aſſiſtirend von der
artie ſein. Außer dieſen acht achtbaren Perſonen
ar auf dem Wagen eigentlich kein Raum übrig,
nnoch fullte den übrigen Raum die nicht ſehr
ine Lade der Geſellſchaft, welche die Statuten,
ſtickte weißſeidene Ordensbänder, Pergament-
ilde mit Deviſen und Aehnliches enthielt. Ein
eineres Kiſtchen, dem äußern Anſehn nach eine
nfangreiche Schatulle, barg kalte Küche und
ne Anzahl Flaſchen edlen Rebenſaftes, ohne
elchen Poeten nicht leicht gedeihen, und über-
aupt nicht wohl ſein können, nicht etwa des
egeiſterns wegen, denn die ihn dazu nöthig
ben, ſind als arme ohnmächtige Kranke zu
klagen, ſondern überhaupt, weil er gut ſchmeckt,
enn er gut iſt, und man ihn ſo mit Freunden
öhlich trinkt. — So war der Inhalt der Lade
ie des Kiſtchens der Art, daß man an die Un-
quemlichkeit, mit welcher beide den Raum be-
gten, ſich ſo wenig als möglich ſtieß, und die
töße, die man durch dieſelben erhielt, mit der
uhe trug, welche dem Weiſen ziemt.

Obſchon die beiden Ordenskandidaten nicht gänzliche Laien in der Geſchichte vom Entſtehen der Pegnitzhirtengeſellſchaft waren, da ſie in jüngern Jahren viel in Nürnberg und deſſen nachbarlicher Univerſitätsſtadt Altdorf geweilt, ſo hatten ſie doch damals nicht Anlaß genommen, ſich tieferes Wiſſen vom Entſtehen des rühmlichen Dichterordens anzueignen, und vernahmen nicht ungern während des langſamen Fahrens die Aufſchlüſſe über denſelben, welche wechſelsweiſe von den ältern Mitgliedern ertheilt wurden.

„Es iſt bekannt,“ ſprach Damon: „daß ſchon im vorigen Jahrhundert ſich in Deutſchland gelehrte Geſellſchaften zu dem gemeinſchaftlichen Zweck des Ideenaustauſches, der Mittheilung von Schriften und überhaupt zur Pflege edler und ſchöner Künſte und Wiſſenſchaften vereinigt haben. So wurde im Jahr ſechzehnhundert und ſiebzehn der Palmenorden zur Veredlung der deutſchen Sprache errichtet, von welchem fruchtbartragenden Palmbaum unſer, durch den unvergeßlichen Harsdörfer begründeter Pegneſiſcher Blumenorden gleichſam ein Abſenker iſt, wie der Liederdichter Johann Riſt die Elb-Schwanengeſellſchaft ſtiftete.“

„Unſer Anfang war gar klein und gering,“ nahm jetzt Charikles das Wort: „der Patricier und Rathsherr Harsdörfer hatte nur einen einzigen mit ihm nach gleichem Ziele ſtrebenden Freund, den Meiſner Johann Klai, mit dem er bei einer hohen Doppel-Vermählung in einem Schäfergedicht einen Wettgeſang aufführte, wo dem Sieger ein Blumenkranz als Preis ausgeſetzt war. Es entſtand zwiſchen den Freunden darauf ein Wettſtreit des Edelmuthes, da jeder dem Gegner den Kranz gönnte, und ſie kamen endlich dahin überein, daß jeder ſich nur eine Blume aus dem Kranze nahm. Dies und das Schäfergedicht gab Anlaß, ein poetiſchallegoriſches Band zu knüpfen, und unſre Geſellſchaft in das Leben treten zu laſſen, welches im Jahr ſechzehnhundert und vierundvierzig geſchah.“

„Welches iſt denn nun eigentlich der richtige und urſprüngliche Name der hochverehrlichen Geſellſchaft?“ warf Woytt die Frage auf, worauf ſogleich Profeſſor Wegleiter erwiedernd und belehrend das Wort nahm: „Schon im hohen Liede Salomonis fragt die Braut den Freund ihrer Seele als einen Hirten unter Blumen nach, und es geben ſolche bildliche Vergleiche durch jene ganze myſtiſche Dichtung. Darum ſtehet es wohl an, ähnlicher Bilder ſich verblümter Weiſe zu bedienen, und von dem ſchuldloſen Stande der Hirten ward die Benennung zunächſt hergenommen; der heimathliche Fluß bezeichnete paſſend und ſchön den Sitz der Geſellſchaft an den Pegnitz-Ufern, denn auf einer Halbinſel an der Pegnitz, welche anmuthig mit Bäumen beſetzt war, kamen zuerſt die Gründer des Ordens zuſammen, entwarfen den Plan zum erſten Schäfergedicht und nannten den ſchattenden Hain am ſanften Ufer des Fluſſes das Poetenwäldlein. Der erſte Name der Geſellſchaft war: Pegnitz-Hirten. Da die ſpätern Mitglieder meiſt kaiſerlich gekrönte Dichter waren, ſo kam allmählig auch der Name edelgekrönter Blumenorden auf, nicht minder nannten ſich die Mitglieder Blumengenoſſen, da ein Jeder bei der Aufnahme eine beſondre Blume empfängt; oder auch Blumen-Hirten, und gerade dieſes Schwanken in der Benennung hat etwas Angenehmes, da danach in Schrift und Rede [illegible] anmuthiger Wechſel mit dem Bundeswort geſtattet iſt.“

„Und von den Hirten,“ ſetzte Damon wieder ſelbſt die Erläuterung fort: „ward die ſiebenrohrige Panflöte zu einem Sinnbild für die Geſellſchaft erwählt, als Symbol des Wohlklanges, des Uebereinſtimmens, ſo wie des Preiſens des allumfaſſenden Weltenherrn, welcher *Hár* iſt, Alles in Allem.“

„Doch wurde dies Sinnbild nicht lange beibehalten,“ fügte der Secretarius Aſterio hinzu: „denn unter Floridans Führung ward beſchloſſen, der Blumengeſellſchaft auch eine Blume als Sinnbild einzuverleiben, und zwar eine ſolche, welche kein anderes Mitglied ſich jemals aneignen dürfe, und dieſe Blume iſt die tiefbedeutſame Paſſionsblume.“

„Wie rührend und gemütherhebend zugleich iſt dieſe Symbolik!“ rief Wevtt lebhaft aus, und das Herz hüpfte ihm vor Freude, nun bald ein Mitglied dieſes ſinnigen Bundes zu heißen, der offen und klar vor aller Welt ſein Strebeziel hingeſtellt, um ſein harmloſes, doch aber ächtes Wollen nicht hinter ein anlockendes und dann unbefriedigt laſſendes Geheimniß barg.

Noch Mancherlei ward herüber und hinüber geſprochen über das früher in Silber mit Schmelzwerk üblich geweſene Ordenskleinod, das an einem weißen Seidenbande um den linken Arm getragen wurde, und über den jetzigen einfacheren Gebrauch, da jedes Mitglied ſeine Blume in natürlichen Farben und nach richtiger Zeichnung von Seide geſtickt auf dem weißen Ordensbande trug. Auch Damons Eheliebſte gab geiſtreiche und muntre Bemerkungen in das Geſpräch, und ſo kürzte ſich der ſonſt langweilige Weg auf das Angenehmſte, bis der Wagen von Kraftshof aus von der Fahrſtraße ablenkte, und einem parkähnlichen Garten am Saum des Reichswaldes auf Sebalder Seite nahte, aus welchem hohe Bäume emporragten, und wo gewundene, dichtgezogene Laubwände den Blick der Neugier abhielten und hemmten. Einige ähnliche Geſellſchaftswagen, wie der war, welcher die Ankommenden herbeigeführt, und ein Paar alamodiſche Kutſchen ſtanden bereits, ihrer Inſaſſen entleert und abgeſpannt, vor dem hohen zierlichen Portal, das, von vier korinthiſchen Säulen gebildet, im Fronten neben zwei ſich ausſchüttenden Füllhörnern zwei Hirten zeigte, zwiſchen denen ein Schild mit der

Aufſchrift Irr-Wald ſich präſentirte. Aus dieſer Pforte traten freundlich begrüßend mehrere Herren und Damen in Feſtkleidern, erſtere die Häupter in viellockigen Wolkenperrucken, die Dreieckhüte in den Händen, Degen an der Seite, geſtickte Röcke mit breiten Schößen und ungeheuern Aermelaufſchlägen, feine Battiſttücher mit Brüſſeler Spitzen um den Hals, eben ſolche ſehr große Manſchetten, kurze Beinkleider, allemal von der Farbe des Rockes, und weiße Strümpfe nebſt Schnallenſchuhen, oder ſtatt der Schnallen auch Bandroſetten auf der Fußbekleidung. Statt der Perrucken zeigte ſich bei einigen Modeherren auch ſchon gepudertes eignes Haar mit dem myſteriöſen ſchwarzen Haarbeutel, an dem ebenfalls eine große Bandroſe prangte. Die Damen erſchienen noch gepudert, trugen ſehr lange Taillen mit ſteifen, hochheraufgehenden und enggeſchnürten Corſetts, mit Stickerei überladne Roben und Schleppen, enganliegende Aermel, aus denen doppelte und dreifache Manſchetten bauſchten, Schuhe, deren Farbe jedesmal die des Kleides ſein mußte, und endlich Fächer, in denen die Mode der Zeit gerade einen enormen Luxus zu entwickeln begann.

Die jüngern Damen, zumal die Jungfrauen, welche als Verwandtinnen der Ordensmitglieder bei einem heitern Feſte nicht fehlen durften, trugen zu ihren ſchlanken Taillen und kurzärmligen Kleidern von roſafarbenen, lichtblauen oder lichtgrünen Stoffen jene allerliebſten Schäferhütchen, welche manche holdblühende Schönheit voll Schalkhaftigkeit und Liebreiz unwiderſtehlich machen halfen, und bebänderte Schäferſtäbe. Lämmchen mangelten aber, da aus Lämmern nur gar zu ſchnell Schaafe werden, und von deren Appetit für den mit größter Sorgfalt gehegten und gepflegten Garten der Blumenordensgeſellſchaft allzuviel zu befürchten ſtand. Dieſer Garten nun war zwar ganz in dem Kunſtgeſchmack angelegt, der zu jener Zeit der herrſchende und allgemeinbeliebte war, zeichnete ſich jedoch auch wieder durch mannichfaltige Eigenthümlichkeit aus, welche den Eingeführten allgemach ſichtbar ward.

Nach vielfachen feierlichen Begrüßungen, gegenſeitigen Vorſtellungen, Complimenten und Knixen trennten ſich die Begegnenden ſowohl, als ein Theil der Neuangekommenen, und es blieb nur Damon bei Weytt und Thomä; die beiden Ordenskandidaten folgten ihrem Führer wie Neophyten dem Myſtagogen. Ein über zweihundert Schritte langer, ſchnurgerader, dichtgeſchloſſener und mit mancherlei Bäumen angelegter Laubbogengang, in welchem angenehme Kühle mit milder grüner Dämmerung ſich einte, hatte an der Pforte die Wandelnden aufgenommen, und durch eine Seitenöffnung jene entlaſſen, während die drei befreundeten Männer weiter ſchritten in dem Berceau, welches ſich ſo lang hinzog, als der Gartenraum breit war. Wo auch eine dünnbewachſene Stelle Durchblick vergönnte, fiel dieſer zur Linken auf eine mit wenigen Bäumen beſtandne etwas ſumpfige Wieſenmatte, welche wieder von einer hohen Laubwand eingegrenzt war, und zur Rechten auf ähnliche Wände, die ſtreng unter der Scheere gehalten waren, und Raſenplätze einfaßten. Zwiſchen dieſen Wänden zogen ſich in labyrinthiſchen Windungen zahlreiche Kiespfade, die ſich in Wellenlinien in einander verliefen, und das ganze Terrain war ſich ſo gleich, die Laubwände waren ſo dicht, daß ein in dieſen Gängen Umirrender ſelten wiſſen konnte, wo er ſich befand. Ueber der Thüre, die zu dieſen Irrgängen führte, ſtand mit großen Buchſtaben auf ſchwarzer Tafel die bedeutſam warnende Inſchrift: Irret nicht!

Unter mancherlei Geſprächen war von den Freunden der große Laubgang durchwandelt, und nahe ſeinem Ende, das ein perſpectiviſch auf Holz gemaltes Tableau mit täuſchender Treue zu einem beängſtigenden ad infinitum verlängerte, bog Damon in einen niedrigern und gleich allen übrigen, bis auf den eben durchwandelten, Gängen, oben offenen Weg, welcher zu einem Grasraum leitete, auf dem vereinzelt mehrere Ahorne, Eſchen, Linden und Fichten ſtanden, an welchen Bäumen hie und da ein Denktäfelchen in Form eines ritterlichen Wappenſchildes hing.

„Hier," begann Damon: „unter dieſer hohen und ſtattlichen Fichte hat zuerſt Myrtillus der andere, weiland Pfarrer druben in Kraftshof, ſich ein liebliches Plätzchen erkoren, hat hier dem Nachtigallenſang im Lenze gelauſcht, und zuerſt den glücklichen Gedanken empfangen, dieſen Garten anzulegen. Er begann das Werk mit aller Liebe, die dazu nöthig war, mit Mühen und Opfern eine dicht verwachſene Waldwüſtenei zugänglich, und, wo nöthig, urbar zu machen; ſelbſt das

Grundſtück von unſerm Magiſtrat erbzinslich zu erwerben, koſtete einige Mühe. Im Jahr ſechszehnhundert ſechs und ſiebenzig begann die Anlage, und ſchon nach zwei Jahren ſah unſer Dädalus ſein grünes Labyrinth kunſtreich vollendet. Unſer Orden erfreute ſich der willkommenen Schöpfung, und dankbar wählten wir den würdigen Myrtill, deſſen bürgerlicher Name Magiſter Martin Limburger war, zumal da er das älteſte Mitglied, zum Präſidenten an der Stelle des ſeligen Floridan, und mir ward die Ehre zu Theil, ihn einzuführen und mit feierlicher Anrede zu begrüßen. Er ruht nun auch ſeit langen Jahren im Frieden des Herrn, und hier auf dieſem feierlichfriedlichen Raum, den wir ob der Gedächtnißtafeln an unſre verſtorbenen Mitbrüder den Kirchhof nennen, erinnert auch an ihn ein dankbar errichtetes Votum."

Mit ſinnendem Ernſt wurden von den beiden Freunden die Votivtafeln betrachtet, auf welchen die Namen verſtorbener Ordensmitglieder, mit deutſchen oder auch lateiniſchen Gedächtnißverſen darunter, verzeichnet waren. Dann folgten ſie ihrem freundlichen Geleitsmann weiter, der ſie durch das ſchönverzierte Portal des Kirchhofs auf einen Raum treten ließ, von welchem aus nach drei verſchiedenen Richtungen hin Wege zwiſchen hohen Laubwänden ſich öffneten. Der Weg zur Linken führte zu einem Brunnen und zum Kuchenhäuschen, das am äußerſten Saum des Irrgartens gegen den Forſt hin gelegen war; der Weg zur Rechten leitete zu den labyrinthiſchen Gängen, und der gerade aus zur ſogenannten langen Allee, die aber auch nur durch geſchnittene Wände gebildet wurde, und in welcher die meiſten der im Irrgarten verſtreuten Laubhütten ſtanden, von denen jede einem oder zweien der Mitglieder eigenthümlich zuſtand. Dieſe Hütten zeigten ſich in ihrem Bau ganz als einfache Gartenlauben von Lattenwerk, mit Thüren verſehen, und von Linden, Buchen und andern Holzarten grünend umkleidet. Jede trug über der Thüre des Eingangs Blume und Deviſe oder ſonſt einen Sinnſpruch in damals beliebter allegoriſcher Weiſe, da der herrſchende Geſchmack die Allegorie als höchſte Poeſieblüthe achtete, und eine edle Pietät hatte auch die Sinnbilder und Sprüche der Längſtverſtorbenen an ihren Hütten gelaſſen, wo nicht

n Elemente jede Spur von Wort und
wiſcht. Auch hier wurde vor mancher
rweilt und nicht ohne Nachdenken dieſes
geleſen. So blieb Weytt mit großem
vor der Sinntafel Ferrando's I. lange
elche einen Hammer und Ambos und
lamander in der Gluth abgebildet zeigte,
ſich laut die darunter ſtehenden Denk-
r:

alt' aus! Es muß das Glück Dir endlich
wieder grünen;
er Hammer härtet nur das, was nicht leicht
zerbricht.
ie Flamme — zehrt ſich ſelbſt, den Salaman-
der nicht,
as Feuer wird Dir zum Glanz, der Streich
zur Stärke dienen.

e wunderbar ergreifen dieſe Reimzeilen
neres!" flüſterte Weytt halblaut zu ſich
ährend die beiden Gefährten ſchon weiter
en waren. „Immer iſt mir, als nahe
r ein bedrohlich Unheil, meine Kraft und
ärke zu erproben. Ob aber hier, ob
ſagt mir die innere Stimme nicht.
meinen Lieben dort Gefahr drohen? Mei-

nem guten Weibe? Meinem holden Kinde? Da ſei Gott vor! Sollte das Uebel von Außen anſtürmen, wie ein gewappneter Feind? Der Herr ſchütze mich! Es muß ja Aergerniß kommen, ſagt die Schrift, doch wehe dem, durch den es kommt! Auch das iſt ein dunkles Räthſelwort, das an Prädeſtination und Gnadenwahl erinnert, die unſer Glaube verwirft, verwerfen muß. Von Oben kommt Alles, doch zumeiſt das Gute und die himmliſche Hülfe. Doch hinweg von dieſen Bildern! Dies Labyrinth führt die Gedanken auf eine trübe Irrbahn, und ich muß ja jetzt geſammelt und heiter erſcheinen.“ — Wontt eilte mit raſchen Schritten den Freunden nach, die ſtehenbleibend ſeiner harrten. Jetzt wurde die große Geſellſchaftshütte erreicht, vor und in welcher faſt alle Gekommenen verſammelt waren, und in feierlicher Haltung geſchaart, die Ankömmlinge zu erwarten ſchienen.

3.

Philidor und Fidocles.

ter der achtbaren Verſammlung, welche ſich
eitern Begebung des Blumenordensfeſtes
ch eingefunden, grüßten jetzt abermals meh-
uswärtige Mitglieder den Präſidenten, und
dieſen befand ſich auch Menalkas, der
intendent Pertſch zu Wunſiedel, und Al-
, Frau Anna Maria Freifrau von Wei-
, eine ſchöne Wittwe und kaiſerlich gekrönte
rin, deren Blume die Nymphäa war. Alle
sglieder trugen jetzt das weiße Band mit
ume, und auch der Präſident Damen ward
m ſeinen von ſeiner Ehefrau ehrfurchtvoll
ickt.

nun eröffnete Damen in einem kurzen
g den Anweſenden, daß ihm die Freude zu
werde, mit der Feier des heutigen Jahres-
des Blumenordens zugleich die Aufnahme
würdiger Mitglieder zu verbinden, welche
uszeichnung ebenſo ſehr verdienten, als ſie
wünſchten. Es ſeien beide zwei fromme,
e und geſchickte Männer, Prediger des

Gotteswortes und begabte Poeten, zwar jetzt an den Grenzen des geliebten Frankenlandes wohnend, von Jugend auf aber der theuern Noris und der ſanften Pegnitz zugethan und befreundet, und ſomit ſchon ſeit lange durch ein geiſtiges Band mit dem Blumenorden verbunden. Er, der Redner, ſei bereits der Zuſtimmung ſeiner liebwerthen Genoſſen, dieſe Ehrenmänner zu recipiren, verſichert, und ſo konne und ſolle nun ohne Weiteres die Aufnahme als Krone der Feier dieſes feſtlichen Tages erfolgen.

Hierauf wandte ſich Damon zu Woytt und Thomä mit den Worten: „So begrüße ich denn Sie beide, wackre Männer und Freunde, als hochwillkommene Bundesglieder und vollziehe den Auftrag meiner hochgeehrteſten Mitgenoſſen, Sie mit Band und Blume, Spruch und Namen zu begaben. Empfangen Sie, ehrwürdiger Herr Laurentius Wolfgang Woytt das weiße Blumenordensband der Pegnitz-Hirten mit der beſcheidenen Pflanze des Sinn- oder Wintergrüns, und dieſe ſei Ihnen ein Sinnbild unſrer Hirten-Demuth. Ihre Ordensdeviſe, welche Sie uber der Pflanze eingeſtickt erblicken, ſei und bleibe:

den ewigen Lenzen hoſſend, die Sie
nit den Worten zu erläutern vergönnen
ı:

Es ſoll mich Epheu nicht, nur Wintergrün umkränzen,
Ich leide Froſt und Wind in dieſem Wald der Welt;
Verhoſſend, daß ich einſt im hellen Sternenzelt
Verherrlicht glänzen darf im ewiggrünen Lenzen."

en empfing das Ordensband mit Blume
Deviſe aus den Händen Aſterio's, und hing
opft um die Bruſt, worauf er weiter ſprach:
Hirten-Name ſei Philider, bedienen Sie
eſſen ſammt Spruch und Blume dem Him-
u Ehren, die Treue zu nähren, die
ache zu mehren!"
er Sprecher küßte den Neuaufgenommenen
em Kuß der Freundſchaft, und wandte ſich
f zu Thomä, nachdem Aſterio ihm ein
s Ordensband überreicht: „Empfangen
Sie, ehrwürdiger Herr Samuel Chriſtian
ä, aus meiner Hand das weiße Band des
enordens der Pegnitz-Hirten, darauf eine
ndige Nadel das purpurfarbne Wund-

kraut mit dem Sinnſpruch: Zu Thomä Glaubensſtärkung ſtickte, welchen Spruch ich folgendermaßen auszudeuten mich beehre:

> In ſein Seitenhöhl' und purpurfarbne Wunden
> Hat Thomas Glaubenskraft und Seligkeit gefunden.
> Er ſah und griffe ſie getroſt und freudig an.
> Doch ſelig, wer nicht ſieht und dennoch glauben kann.

Ihr Hirten-Name ſei Fidocles, den Sie ebenmäßig führen ſollen dem Himmel zu Ehren, die Treue zu nähren, die Sprache zu mehren.“

Als auch Thomä den Kuß der Weihe von Damen empfangen, ſetzte der Letztere ſeine Anrede an beide Neuaufgenommene fort, indem er würdevoll zu ihnen ſprach: „Der Höchſte ſei Ihre Stärke, Ihr Schutz und Ihre Hülfe! Thun Sie Beide das Ihrige, den Ruhm des edelgekrönten Blumenordens zu mehren. Und da die meiſten Glieder dieſes Ordens, Männer ſowohl als Frauen, die Dichterkrone tragen, ſo habe ich in Folge der mir von ſeiner kaiſerlichen Majeſtät, dem jetzt allergnädigſt regierenden Kaiſer, Leopoldus dem Glorreichen und Erſten, huldreichſt gewährten Vollmacht, laut des mir bereits vor einem Decennium mildeſt ausgefertigten Diploma's, welches mir die wirkliche Ehre und Würde eines Comes palatinus, das iſt kaiſerlichen Pfalz- und Hofgrafens mit andern hohen Gnaden und Freiheiten zuertheilt — Kraft und Gewalt: ſowohl Doctoren und Licentiaten beider Rechte, wie der Medicin zu ernennen, als auch Magiſter der freien Künſte und gekrönte Poeten. Und darum ernenne ich hiermit in dieſer hochanſehnlichen Verſammlung und vor dieſen lieben und befreundeten Zeugen, welche Sie einſtimmig ſolcher Auszeichnung und Dignität werth erachten, Euer Hochehrwürden Beide zu kaiſerlichen edelgekrönten Poeten im Namen Seiner Kaiſerlichen Majeſtät, und mit allen dieſer Würde anhaftenden Gnaden, Freiheiten, Vortheilen, Rechten und Gerechtigkeiten, aus eignem Bewegen, mit wohlbedachtem Muth und rechtem Wiſſen, in ſo kräftiger und beſter Form, als wenn hierüber das übliche, und mit meiner eignen Hand unterſchriebene, mit dem Palatinat-Inſiegel bekräftigte Diploma bereits ausgefertigt wäre."

Zwei Jungfrauen traten jetzt aus dem Zuhörerkreiſe mit Lorbeerkränzen in den Händen und krönten damit die beiden, vor Freude und Bangen und ſüßer innerer Bewegung glühenden jungen Männer, indem ſie einige Worte zu dieſer Handlung flüſterten, welche jedoch kaum hörbar verhallten. Auch ſprach der Redner ſogleich weiter: „Apollo, der Schirmherr und Hüter aller freien und ſchönen Künſte, ſei Ihnen ein freundlicher Geleiter durch den Irrgarten des Erdenlebens, und umſchatte Sie oft mit ſeinem kühlenden Lorbeer und grünenden Myrten. Nehmen Sie die Gaben gütig an, die unſer Orden Ihnen bietet, und widmen Sie die edeln Kräfte Ihres Geiſtes immerdar dem Lobe Gottes, der Liebe des Nächſten, und der Pflege der deutſchen Heldenſprache, denn das Vaterland iſt ein heiligtheures Gut, das wir nimmermehr genugſam ſchätzen, rühmen, ehren und lieben können.“

Philidor und Fidocles blieben den Dank für ſo viele Güte und Auszeichnung nicht ſchuldig. Beſonders führte der Erſtgenannte das Wort, ausſprechend, wie glücklich es ihn und ſeinen Freund mache, nun einen längſt in der Stille gehegten Herzenswunſch erfüllt zu ſehen.

„Immerdar,“ ſprach er, „wird das Andenken an die Feſtfreude dieſes ſchönen Tages in unſrer Erinnerung wie der Schlag einer liebeflötenden Nachtigall nachklingen, immerdar werden wir uns beſtreben im Sinn und Geiſt, im Leben und Streben dieſes edelgekrönten Blumenordens zu handeln und zu wandeln. Die Poeſie ſoll unſer Strebeziel, unſer Luſtwald, unſre Seelenfreude ſein, und wir wollen unſre Harfen nur zum Lobe des Höchſten und ſeines eingebornen Sohnes, nur zum Preiſe der ſchönen Natur und ihrer unzählbaren Gotteswunder, und endlich nur zur Verherrlichung aller edlen, ſchönen und das Herz erweiternden und erhebenden Gefühle der Menſchenſeele erklingen laſſen. Dies geloben wir mit Mund und Hand, und daß wir die bis jetzt noch unverdienten Kränze verdienen wollen, ſoweit unſre Kräfte uns dies verſtatten, und der Segen Gottes dabei mit uns auf unſern Wegen iſt.“

Als die Dankenden ausgeſprochen hatten, ſahen ſie ſich allſeitig von Glückwünſchenden umringt, gingen von einer Umarmung in die andere über, und empfanden in einer Ueberfülle das ſchöne hochherrliche Gefühl beglückender Freundſchaft, edler Geſinnung, liebreichen Entgegenkommens.

Es war ein ſchöner und reiner Geiſt, der jene Geſellſchaft einigte, und wirklich war die unſichtbare Kette, welche die Mitglieder zuſammen hielt, ein zartgewebtes Blumenband. Da war kein heimlicher Neid, kein Dünkel des Beſſerwiſſens oder Beſſerkennens, da war nur eine harmoniſche Uebereinſtimmung der Gemüther, wie der Empfindungen, eine gegenſeitige, allfreudige Anerkennung, es erblühte den Blumenordensgenoſſen eine ſaturniſche Aera. Aus ſolcher Blüthe erwuchs freilich leichter die Luſt und Neigung zu arkadiſcher Schäfertändelei, als zu kräftigem Ringen und männlichem Weiterſtreben, und ſelbſt die Poeſiepflege verzärtelte das Kind, daß es lange nicht recht gedieh, und hielt es allzulange und allzuſtreng in Wickeln und Windeln. — Aber wo iſt ſie hin, dieſe Freundſchaft der Dichter? wohin die Innigkeit der Gemüther? wohin das, die ganze Welt mit voller Liebe umfaſſende ſinnige, voll edler Empfindung ſchlagende deutſche Herz?

Der Nachmittag ward auf verſchiedenartige Weiſe verbracht. Ein Theil der Anweſenden blieb in der größern Geſellſchaftshütte, und unterhielt ſich durch gegenſeitige Mittheilung von Poeſieſchöpfungen; Andre vereinzelten ſich und ogen ſich zu zweien oder dreien in die ihnen igenthümlich zuſtehenden Laubhütten zurück, noch ndre durchwandelten ſpatzierend die mannichfach erſchlungenen anmuthigkühlen Gartengänge, und berließen ſich den Empfindungen, die ein ſchöner armer Sommernachmittag in ſolcher Umgebung m Gemüthe weckt. Zu dem heitern und beliebten Spiele des Federballſchlagens boten die Wieſen m Garten hinreichenden und willkommenen Raum, und ſo ſprang neben der ſtill und ſinnigwandelnden Freude die Jugendfröhlichkeit oft lautlachend hin, ohne daß eine der andern ſtörend in den Weg trat, denn die hohen grünenden Laubwände ſchieden beide. Jetzt ſcheiden nur unſichtbare Wände die Geſelligkeitskreiſe, aber es iſt weder eine ſinnige, ja kaum noch eine jugendfrohe Freude mehr in ihnen vorhanden.

Einige der ältern Frauen walteten in und um die Küche, denn es ſollte ein kleines Feſtmahl in der Form eines Picknicks den Tag beſchließen, alle Anweſenden enger zu einander geſellen, und auf dieſes die heitre Heimfahrt folgen.

Selbſt die Freunde hatten ſich getrennt. Fidecles, welcher etwas mehr Weltmann war, als ſein Freund und Genoſſe Philidor, unterhielt ſich in dem Zirkel der Frauen und Jungfrauen auf das Angenehmſte, ja man ſah ihn ſich dem bewegungsvollen Ballſpiele mit Luſt zugeſellen, er war ja hier als ein Poet und nicht als ein Pfarrer. Philidor aber hatte, da die Geſellſchaft ſich nach jeder Richtung hin verlor, den Augenblick wahrgenommen, wie Damon mit Menalkas und Charikles, die er beide lange nicht geſehen und geſprochen, freundlicher Mittheilung ſich hingab, einen einſamen Gang nach dem Irrwald einzuſchlagen. Sein weiches Gemüth war tief ergriffen von dem jüngſten Vorgang, der Aufnahme in den Blumenorden, ja, es durchzitterte ſein Inneres ein ſüßer Schmerz, faſt wie das ſehnſuchtvolle Bangen der erſten Liebe, und tiefnachdenklich ſchritt er auf dem ſchmalen Kiespfad dahin, wobei er, ohne es zu wiſſen, dem entlegendſten und unbeſuchteſten Theile des Gartens nahte. Geſpräch, Gelächter auch Geſang einiger Stimmen hallte nur noch wie aus weiter Ferne zu ihm über die Laubgänge herüber, welche an dieſer Seite merklich vernachläſſigt waren, und von der Scheere des Kunſtgärtners vergeſſen,

ahlreiche ſchlanke Cypreſſen nach oben und zur
eite ausbreiteten. Die Pfade kündeten, daß ſie
lten ein Fuß betrat, denn ſie waren mit grün-
chen und ſchwärzlichen Flechten überzogen, die
er feuchte, von der Sonne faſt nie getroffene
oden erzeugte. Dort ließen nackte Schnecken
ch's wohl ſein, und der Laubfroſch ließ aus
ichtem Laube Regen kündendes Quacken erſchallen.

Schon war der einſame Waller mit ſeinem
ewegten Herzen voll eigenthümlicher Empfin-
ungen und Ahnungen um einige Ecken des
anges gebogen, als dieſer ſich plötzlich wieder
hier ſchnurgerade endlos vor ihm ausdehnte.
em Ermüdenden, das einem ſolchen Wege
ets anhaftet, auszuweichen, bog Philidor in den
ſten Seitengang ein, der zur Linken ſich auf-
at, und ſah ſich nun im eigentlichen ſchattigen
aldesdunkel. Hier wehte die Luft etwas kühler,
ie in den beengenden Gängen, obwohl auch
er die Bäume nur Reſte des vormaligen Waldes
aren, und nur aus geregelten Gängen aufragten.
in übergrüntes Plätzchen lud zur Ruhe ein und
hilidor legte ſich darauf hin, und ſandte einen
eufzer zur Ferne, halb unbewußt, wie es bis-

weilen zu geſchehen pflegt, daß auch der nicht von Gram gepreßten Menſchenbruſt ein Seufzer entflieht. Es ſeufzt aus unſerm Innern dann immer ein Nachhall frühern Schmerzes, oder der Vorhall des künftigen, von dem wir uns keine Rechenſchaft zu geben wiſſen, und nichts weckt mehr ſolch ahnungsvolles Wehgefühl, als Sommertagſchwüle und Alleinſein im All der Natur, als fühlten wir da mit Wehmuth, wie fern wir der großen Mutter ſtehen, verirrte, verlorene Kinder.

Als Philider das Gewächs näher betrachtete, auf welches er ſich gelagert, ſah er ſich umblüht von den blauen reinen Glocken der lieblichen Vinca und das glänzende tiefe Grün ihrer Blätter leuchtete ihm ringsum entgegen.

„Welche Fügung!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Hier finde ich mich demnach auf den mir ertheilten Blumen ruhend. Wie ſprach Damon? Es ſoll mich Ephen nicht, nur Wintergrün umkränzen! Ich leide Froſt und Wind in dieſem Wald der Welt! — Alſo ein Sinnbild des Leidens ſollſt du mir ſein, du liebliches Pflänzchen, das faſt in jeder Provinz einen andern

amen hat? Doch ſei nicht nur des Leides, ſei
ich Sinnbild der Hoffnung. Sie nennen dich
odtenſchmuck und Todtenviole, Mädchenpalme
d Todtengrün. Was wirſt du mir denn
deuten? — Ach! und warum legt ſich alles
ſchwer auf mein Herz, wie ein Alp trüber
hnungen? — Selbſt meine Deviſe macht mich
chdenklich. Auf den ewigen Frühling hoffend!
arum denn nicht mehr auf einen irdiſchen?
in ich denn ſchon ſo alt? Fühlt mein Herz
h doch jünglingsfriſch und jünglingsfreudig;
hle ich doch noch nicht dreißig Jahre! Und
as fehlt mir denn zum irdiſchen Glück? Ich
be ein treues, geliebtes Weib mit einem edlen
erzen, habe ein holdes Kind, habe, was man
ne gute Stelle nennt, habe eine Gemeinde, die
ich ehrt und liebt, und bleibt in meiner amt-
hen Stellung auch noch Manches anders und
ſſer zu wünſchen, ſo iſt doch meine Häuslichkeit
ll Frieden und Glück. Aber ein Sehnen iſt
mir, für das ich nicht Wort, nicht Namen
be, ein poetiſches Sehnen, ein Sehnen nach
nem Herzen, das ich nicht kenne, nach einem
lück, das ich nicht erringen kann, ein Hinaus-

ſtreben nach der Fremde. So muß dem Vogel ſein, der bei uns im ſchönen Blüthenmond jung geworden, und den es dennoch von hinnen zieht nach einer fernen Zone. Er weiß nicht warum? er weiß nicht wohin?“

Während Philidor dies Selbſtgeſpräch hielt, wanden ſeine Hände einen Kranz von dem Immergrün, den er ſich auf das Haupt drückte, nachdem er den Lorbeerkranz ſich abgenommen. „Lorbeer gebührt mir ja wahrhaftig noch nicht, ſo ſehr ich ihn zu verdienen ſtreben will!“ ſprach er. „Du aber, holdes Wintergrün, du ſollſt, du ſollſt mich umkränzen!“ Dann erhob er ſich, den Lorbeer in der Hand tragend, und wandelte durch den Schlangengang in tiefen, ſüßen und ſchmerzlichen Gedankenträumen. Dieſen Schlangengang hatte die langweiligſte Spielerei mit der Natur erſonnen; er beſtand aus vier neben einander parallel laufenden immerdar ſich um Laubwände windenden Gängen, daraus ſich nur mit Mühe wieder auf einen geraden Weg zu retten war. Den zu einer ſtillen Schwärmerei geneigten Dichter umflogen, wie läſtige Inſekten, trübe Ideen. Endlich ſah er ſich nach langem Umirren

äußerſten Ende der großen Allee, und trat
dieſe ein wie ein aus Träumen Erwachender.
rt fand er den Freund, pries ſich deshalb
h, und wandelte an Fidocles Arm, wieder
ter werdend, der Geſellſchaft zu, die ſich jetzt
gemach zuſammenfand, um in Luſt und Freude
s Mahl einzunehmen.

4.

Jugenderinnerungen.

Poeſie, Geſang, heitre Scherze, ſelbſt Pfän-
ſpiele und Küſſe hatten den frohen Feſtabend
glücklichen Pegnitz-Hirten und Hirtinnen
ſchönt. Farbige Lampen ſtreuten magiſchen
himmer durch das Laubgrün, zahlloſe Leucht-
er ſchwebten durch die Büſche, flimmerten in
blühenden Roſenbecken, und über den fröh-
en Menſchen flammte der Aether mit ſeiner
ernenklarheit, ſeinen leuchtenden Welten. Das
r die heiterſte Heimfahrt nach Nürnberg, der
n ſich je erinnern konnte. Liebende ſaßen
ulichkoſend beiſammen, mancher Blick, mancher
ndedruck ward da getauſcht, und ein leiſer

Seufzer geſtand mehr, als hundert Worte auszudrucken vermögen. Die ältern Herren und Damen drückten ein Auge zu, manchem drückte Morpheus im Bunde mit Bacchus beide zu, und wer wollte, konnte getroſt ſchlummern im Bewußtſein, daß nichts vorgehe unter den jungen Leuten, wozu ſich nicht ſagen ließe: in Zuchten und in Ehren.

Die Freunde ſaßen beiſammen, und hatten ihre Luſt am Sternenhimmel, der ſo unausſprechlich ſchön ſich über den weiten Horizont breitete, und ihre Gedanken flogen nach dem Genuß irdiſcher Freude himmelan, zum Throne des Ewigen. Indem Beide von einer wahren ungeheuchelten Frömmigkeit durchdrungen waren, die ſie zu würdigen Genoſſen des geiſtlichen Standes machte, unterhielten ſie ſich gerne von göttlichen Dingen, und rankten ſich voll Zuverſicht empor in das überſinnliche unſichtbare Gottesreich.

„Ob es wohl möglich iſt,“ warf nach andern erhebenden Geſprächen Philidor die Frage auf: „daß der ſterbliche Menſch nach dem Glauben der Alten ſein künftiges Schickſal zu leſen vermag aus den Sternen?“

ott zählet die Sterne, und nennet ſie alle
amen!“ recitirte Fidocles eine Pſalmſtelle
igte hinzu: „aber nirgend ſteht in der hei-
Schrift eine Billigung der Sterndeuterei.
bens entbot Nebuchad-Nezar die Wahrſager
ternſeher, ſie wußten ſeinen Traum nicht
deuten. Und was frommte auch dem be-
kten Auge des Sterblichen der Blick in die
ft? Würden wir auch nur eine Stunde
ch ſein und des Lebens uns erfreuen können,
e heute, wenn uns offenbar werden könnte
Trube und Traurige, das uns noch bevor-
alle Leiden und Widerwärtigkeiten, alle
und alle Schmerzen, die uns drohen und
ns in dieſer Schule der Prufung ertragen
n muſſen? Gewiß nicht; unſer Leben wurde
angen ſein, voll Furcht und Zittern und
! Bringt doch oft dem Glucklichen der
e Tag, die nächſte Stunde Angſt und Schreck,
er und Trubſal, Unheil und Verzweiflung!“
O höre auf, mein Freund! Du machſt mir
und bange!“ bat Philidor. „Mußt auch
e geheime Beſorgniß meines Innern nähren,
n Unheil mir bevorſtehe, dem ich ſchon jetzt

entgegenzittre, ohne daß mir klar iſt, worin daſſelbe beſtehen könne? Wenn nur daheim kein Unglück — o lägen doch die vielen Meilen, die uns von der Heimath trennen, ſchon hinter uns!“

„Sei nicht kleingläubig, mein Herzensfreund!“ bat Fidocles ermuthigend, „denn ſonſt begehſt Du eine Sünde. Willſt Du von Gott ein Zeichen fordern, wie Gideon? Fürchteſt Du Dich die Lade des Herrn in Dein Haus zu bringen, wie David? Zagſt Du, wie die Jünger auf ſtürmiſchem Meere im ſchwankenden Schifflein, da doch der Herr bei ihnen war? Vermeinſt Du zu ſinken, wie Petrus, und kennſt Du nicht die Hand, welche Du faſſen mußt? Muß Thomas Dich beſchämen?“

„Du haſt Recht! Gottvertraun ſei mein Anker, Hoffnung mein Immergrünkranz!“ rief Philidor aus, und drückte des Freundes Rechte, ſtolz und freudig, daß er ſo glücklich war, ſolch einen Freund zu beſitzen.

Worte und Küſſe herzlichen und ſchmerzlichen Abſchiedes waren gegeben, und am andern Morgen trug ein leichter Wagen die befreundeten Reiſenden noch einmal in der Nähe des Irrgartens vorüber, deſſen hohe Baumwipfel jetzt über den wieder einſamen und öden Gängen im Winde rauſchten, denn das Wetter hatte ſich geändert, und die eintönigen Prophetien des Laubfroſches erfüllten ſich. Ueber das Fichtelgebirge wälzte ſich regenfeuchtes Gewölk, wehte eine rauhe Luft. „Wer hätte nun gedacht, daß wir heute ſo üble Witterung haben würden!“ rief Philidor mit inigem Unmuth aus, denn er hatte ſich zu ſehr iber die Gunſt des Wetters gefreut, die ihnen isher zu Theil geworden, und trübes Wetter irkt nun einmal verſtimmend, wie jegliches Trübe. Fidocles hatte, wie immer, eine befriedigende und ie Frage erledigende Antwort zur Hand: „Es t nun einmal eine alte Erfahrung und Bauern-egel,“ ſprach er, „daß, wenn die Sterne ſo cht glänzend hell ſcheinen, wie in der vorigen acht, dem ſchönen Himmel nicht recht zu trauen t, indem die größre Kühle, die meiſt ſolche ſter-enklare Nächte begleitet, mehr Dünſte und Nebel s der Erde lockt, die dann gegen Morgen mit acht aufſteigen, während, wenn wir die Sterne inder hell und flimmernd erblicken, die Dünſte on in den obern Luftregionen ſchwimmen, und dann gegen Morgen als Thau niederfallen, oder ſich zertheilen.“

„Ja, ja, es iſt nichts Schönes von Dauer hienieden, und Alles dem Wechſel unterworfen! Ein Gemeinſpruch, und darum nicht minder eine unumſtößliche Wahrheit. Laß uns auf andere Gegenſtände kommen!“ bat Philider.

„Mir ſcheint, mein geliebter Freund,“ nahm Fidecles hierauf mit allem Wohlwollen und aller Theilnahme, deren edle Freundſchaft fähig iſt, gegen Philider das Wort, indem er deſſen Hand ergriff und ſie ſanft drückte, „mir ſcheint, daß Du leideſt! Woran? ſcheinſt Du ſelbſt nicht zu wiſſen. Möglich, daß Dein fleißiges Studiren daheim in Dir die ſchwarzgallige Melancholei erzeugt, welche die ganze, liebe, ſonnenhelle Gotteswelt durch getrübte Gläſer ſieht. Ja, Du ſcheinſt Anlage zur Hypochondrie an den Tag zu legen, vor der Dich Gott bewahre, denn ſie iſt oft die Vergifterin der ſchönſten kräftigſten Mannesjahre, ſie iſt der Wurm in der reifen Frucht des Lebens, ſie macht ſelbſt den Apfel des Paradieſes voll Aſche. Was iſt's denn eigentlich, das Dich kümmert? Haſt Du ein laſtendes Geheimniß auf dem Herzen, fühlt Dein Gewiſſen ſich mit irgend einer Schwere beladen, ſo vertraue Dich mir, der ich Dein Freund, ja Dein Beichtvater bin, wie Du der meine! Laß der Liebe, die unſre Seelen an einander bindet, die Freude, Dir Troſtesworte in die Seele zu legen, wie edle Samenkörner, daß ſie darinnen wurzeln und aufgehen und als freudige Pflanzen gen Himmel ſproſſen. Oder iſt es nicht das, nun, was mangelt Dir? Wie heißt der Kummer, der Dich beugt? Vertraue Gott, ſo wird er Dir aushelfen, vertraue dem Freunde, den Du bereits erkannt haſt in der Noth, ja vertraue mir!“

„Dringe nicht in mich, mein theurer Fidocles,“ bat Philidor bewegt. „Gott ſei Preis, mein Gewiſſen iſt rein, mein Herz kummerfrei und von keinem Geheimniß einer Schuld beladen. Es iſt nur eine innere mir unerklärbare Angſt oder Bangigkeit vielmehr, die mich drückt und mag wohl, wie Du vermutheſt, in körperlicher Stimmung wurzeln, die zur Krankheit werden könnte, wiewohl ich mich vollkommen geſund und kräftig fühle. Das Blut wird es ſein, und mache Dir darum keine weitere Sorge, mein Bruder, und vergieb mir, wenn ich Dich ängſtigte. Vielleicht iſt dieſe Anlage zur Melancholie mir ſchon frühzeitig angepflogen, denn mein Leben gab mir mehr denn einmal bittern Trunk aus herben Schalen zu koſten, und ließ mich Leidenden ſolcher Art nahe ſein, deren Herzeleid mir die Seele erſchütterte, und ſich unaustilgbar tief in meine Erinnerung prägte.“

„Wohlan, ſo erzähle mir Einiges aus Deinem Leben, guter Philidor,“ ſprach Fidocles, „das wird Dich einigermaßen ablenken von trüben Befürchtungen, und uns den Weg kürzen helfen, der des Kürzens in ſeiner ermüdenden Langweiligkeit von Nürnberg bis Erlangen, ja bis Bamberg, gar ſehr bedürftig iſt. Dieſer Reichsforſt, der weder reich, noch wie ein rechter Forſt ausſieht, will auch gar kein Ende nehmen!“

„Wenn Du es wünſcheſt, will ich Dir gern zu Willen ſein, mein Theurer!“ entgegnete Philidor, „und wird meine Erzählung auch nicht erheiternd wirken, da ich nur von traurigen Dingen zu reden weiß, doch wird ſie einigermaßen zerſtreuen. Verwahre Dich in Deinem Mantel gegen den Sturm, der unſern Wagen umſchnaubt, wie ich es thue, drücke Dich in die Wagenecke und höre mir zu. — Ich war noch ein kleiner Knabe, Mutter und Vater lebten beide noch, und war der letztere ein armes Dorfſchulmeiſterlein, als Gott der Herr in einem Nachbardorfe meines Heimathortes Locha, über den etwa zwanzigjährigen Sohn eines Bauers, deſſen Name Paulus Renner war, alle Schatten ſo ſchrecklichen Tiefſinnes verhing, daß der junge Menſch in Ketten und Banden gelegt werden, und in ein ganz verfinſtertes Gemach geſperrt werden mußte. So lange der Unglückliche nun in ſeinem Paroxismus war, wüthete und tobte er fürchterlich und drohte Jeden ihm Nahenden zu ermorden. Wir Kinder hörten davon, und wie die Jugend immer neugierig und unbedacht zugleich iſt, ſo lief auch ich zu Renners, da ich den Franz kannte, und er ſich immer gegen mich ſehr liebreich gezeigt hatte. Und wunderbar, während er noch eben fürchterlich getobt, daß man glaubte, er werde alle ſeine Bande zerreißen, ſo wurde er, als ich zu ihm eintrat, ganz ſtille. Zwar ſprach er auch nicht mit mir, ſondern ſah mich nur beweglich und ſeufzend an. Er wurde von Stund an beſſer, und ward wieder hergeſtellt, blieb auch den ganzen Winter über ohne Anfechtung, aber zur Sommerzeit ging das Elend von Neuem an. Ich wurde oft von meinem Dorfe geholt, damit meine Gegenwart den Wahnſinnigen beruhige, und kam mir vor, wie Daniel bei den Löwen, ohne daß ich mir bis heute klar darüber geworden bin, welche Macht und Gewalt von mir, dem Kinde, ausging, daß mein Weſen die rohe Kraft wilder Wuthausbrüche in wohlthätigen Schranken hielt. Das Unglück des irren Kranken hielt einige Jahre mit wechſelnden Intervallen ſcheinbarer Geneſung an, bis er ſtarb.“

„Wunderbar in der That!“ ſprach Fidocles. „Wer müßte nicht dabei an Saul und David denken? Doch fahre fort.“

„Ich verließ das Aelternhaus frühzeitig, da ich ſchon im elften Jahr den feſten Entſchluß gefaßt, Geiſtlicher zu werden, und Gottes väterliche Leitung führte mich als einen armen Knaben nach Nürnberg, das mir aber drei lange Jahre hindurch ein wahres Mörrhenberg wurde, denn es ging mir dort über alle Maßen trübſelig, und ich lernte den bitterſten Mangel, gepaart mit aller Hartherzigkeit liebloſer Menſchen, kennen. Endlich fand ich meinen Samariter in einem frommen Prediger jener Stadt, der ſich mit ſeiner wackern und mir unvergeßlichen Frau meiner liebreich annahm, obſchon er ſechs eigne Kinder hatte. Meine Aeltern mißbilligten und tadelten meinen vorhin ausgeſprochenen Entſchluß, prophezeihten mir auf dem Lebenswege, den ich zu wandeln geſonnen war, alles Trübe, thaten nichts für mich, und konnten nichts für mich thun. Jene edle Pfarrfrau that an mir, der ich ein armes Currentſchülerlein war, was jene Frau Cotta zu Eiſenach an dem Knaben Martin Luther; ſie tröſtete und erquickte mich mit Wort und That. Faſt allabendlich durfte ich ſie beſuchen, und nach der Feierglocke ging ich wieder heim. Wohl nahm ich wahr, daß ein Zug von Schwermuth das ſchöne Antlitz der würdigen Frau verdüſterte, die noch faſt jugendlich blühte, obſchon ſie ihrem Eheherrn ſo viele Kinder geboren, allein ich war viel zu jung, um einen tiefliegenden Seelenkummer zu ahnen, der dieſes durchaus edle Frauengemüth hätte belaſſen können. Ich mußte ihr des Abends geiſtliche Lieder oder aus der heiligen Schrift verleſen, und jedesmal vor meinem Weggang mit ihr beten und ſingen. Ich glaubte immer, die Frau thue das, um mich in meinem Kummer durch das göttliche Wort aufzurichten, und ahnte nicht, daß in ihrem eignen Innern eine Stimme laut ſein mochte, die ſie beſchwichtigen wollte mit der Kraft des Gebetes. Ach, wer kennt die Dämonen alle, die Raum haben in den kleinſten Falten des Menſchenherzens! Wer iſt ſo rein, daß er nicht verfallen kann einer finſtern Macht, nicht in das Garn der Sünde flattern, wie ein bethörter Vogel!“

„Es war die zweite Nacht vor Andreastag, alles ſchlief im Pfarrhauſe, nur die Frau und ihre zwei Mägde, welche in der Wohnſtube ſpannen, waren noch auf, und länger als je verzögerte die gute Pfarrerin meinen Weggang. Ich mußte mit ihr das Lied ſingen: Zion klagt mit Angſt und Schmerzen, und ſie vergoß dabei zahlloſe Zähren. Dann ſangen wir: Wer nur den lieben Gott läßt walten, wobei ſie ruhiger wurde. Hierauf mußte ich den ſechſten, den zweiundzwanzigſten und den zweiundvierzigſten Pſalm leſen. Als ich die Strophe las: Mein Gott, mein

lott, warum haſt du mich verlaſſen? Da rang
e ſchmerzlich die Hände, und bei der Stelle:
Reine Thränen ſind meine Speiſe Tag und
lacht, da nickte ſie wiederholt bejahend mit dem
opfe, während die eine Magd, eine redliche
lte, bedenklich das Haupt ſchüttelte. Nach Le-
ing des Abendſegens wurde das Lied angeſtimmt:
us der Tiefe rufe ich, und als wir die letzte
trophe ſangen:

Nunmehr hab ich ausgeruft,
Jeſus kommet, machet Luft,
Seele, ſchwing dich in die Höh'!
Sage zu der Welt: Ade!

waren ihre Augen, die in Thränen ſchwam-
en, nach oben gerichtet, ihre Hände betend ge-
lten, und ſie gewährte einen überaus rührenden
nblick, gleich einer büßenden Magdalena, wie
ſie oft zu Nürnberg auf trefflichen Bildern
ſehen."

„Ich mußte nun ſcheiden, und die Frau ge-
tete mich ſelbſt mit der Lampe um die fünfte
achtſtunde, nach unſerm Zeitmaß um neun Uhr,
n oben herab bis an die Hausthüre, klopfte
r liebreich die Wange, und ſprach ſanft: „Sei

immer fromm, lieber Lorenz, bete fleißig und vertraue Gott! Denk' ſtets an Davids Worte: Habe Deine Luſt an dem Herrn, der wird Dir geben, was Dein Herze wünſcht. Dem Herrn befiehl Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Gott verläßt keinen Deutſchen! Gute Nacht, Lorenz!“ Und mit dem Worte gute Nacht ſah ſie mich ſo ſehnlich und ſchmerzlich an, daß ich dieſen Blick in meinem Leben nicht vergeſſe. Ich küßte ihr die Hand und ging bewegt heim. Ich liebte dieſe Frau wie eine zweite Mutter, und mußte den Abend immerfort an ſie denken, zumal der Gedanke ſich mir nun doch aufdrang, daß ein großer Kummer ihr Herz belaſten müſſe. Ich ſchlief unruhig, und Gott ſchreckte mich mit Träumen, die mir Grauen machten, denn mir träumte, die Pfarrfrau ſei ertrunken; ich erwachte ſchreckhaft, ſchlummerte wieder ein, und fort und fort ängſtigte mich derſelbe Traum. Kaum dämmerte der Tag, als ich vom Lager ſprang, und von innrer Angſt getrieben, mich ankleidete, zur Schule zu gehen, um nur aus dem Hauſe zu kommen, obſchon es noch lange nicht Zeit war. Kaum trat ich aus dem blauen Hof, darin ich ein Kämmerlein gemiethet, auf den Grünmarkt, ſo ſah ich Leute haſtig hin und her laufen, und ſich einander die Nachricht zurufen, es habe ſich eine Kindsmagd in der Pegnitz ertränkt. Gleich dachte ich an meinen Traum, daß er ſolch ein Unglück vorbedeutet, und war froh, daß nur in der Perſon Hypnos mich getäuſcht. Ich folgte denen, die hinzuliefen, und kam zum Neuen-Bau, wo ein Nachen am Pegnitzufer anlag, um den das Volk ſich neugierig drängte. Auch ich ſah hin, und ſank beinahe um vor Schreck, denn da lag — nicht eine Kindsmagd, nein, meine gute liebreiche Frau Pfarrerin, die kaum vor neun Stunden noch ſo fromm mitgebetet, mich ſo lieb mütterlich getröſtet, ſtarr und kalt, in demſelben weißen Kleide, darin ich ſie verlaſſen, eine Mutter von ſechs lebenden Kindern, davon das eine noch ein Säugling. Ach! die Leute wußten's noch nicht, wer ſie war, und auf meine junge Seele war die Laſt gewälzt, nun hinzugehen als Unglücksbote und den Ihrigen dieſe Jammernachricht zu bringen. Sie hatte ſich wahrſcheinlich von der Barfüßer Brücke in die Pegnitz geſtürzt, und ein Nachbar hatte unter dem Rauſchen des Falles dreimal den Angſtruf Jeſus vernommen und alſobald Lärm geſchrieen. Aber als man die Unglückliche aus dem Fluſſe zog, war ſie todt. Den Grund ihres freiwilligen Todes erfuhr ich ſpäter, doch bewahre ich ihn als das Geheimniß eines Sterbenden.“

„Wie jung ich auch noch war, ſo gelang es mir doch, die tiefbekümmerten Hinterbliebenen und ſelbſt den Gatten zu tröſten, zumal ich ihm über den letzten Abend meines Beiſammenſeins mit der Dahingeſchiedenen treulichen Bericht erſtatten mußte. Und ſo gereichte mir ſpäter dieſer mich in allen Tiefen meines Gemüthes erſchütternde Trauerfall noch zum Glück, denn der gütige Paſtor empfahl mich mit Wärme einem andern reichen Prediger, der mich hernach ganz zu ſich in das Haus nahm, und als Sohn hielt, aber auch dort führte mich mein eignes Geſchick wieder mit einer melancholiſchen Perſon zuſammen. Doch davon ein andres Mal, für heute ſei's der traurigen Erzählung genug.“

Philidor ſchwieg, und Thomä ſuchte auf eine freundliche Weiſe den Gefährten aufzuheitern,

t er Pläne entwickelte, wie ſie daheim ein
poetiſch ſchönes, gemuthsinniges Freundes-
mit einander führen wollten.

3.

Das Labyrinth.

s war ſchon faſt ein Jahr vergangen, ſeit
n Jacobitage, an welchem die Freunde und
barn Woytt und Thomä aufgenommen wor-
waren in den Pegneſiſchen Blumenorden, und
Nürnberg heimkehrend, ihre Wohnorte wieder
ßt hatten.

zwiſchen dieſen beiden Orten lag ein Wald-
mit unterſchiedlichen Blößen, welche als
und Triftraſen dienten, und es lief ein
athiger Weg am Saum des Waldes eine
iche Strecke lang hin. Die Waldung be-
zum Theil aus Buchen, doch war auch
er Birkenanflug untermiſcht und eine einzelne
ſtätiſche Tanne ließ ernſt ihr dunkelgrünes
vom Sturme wie von Frühlingslüftchen
ehen. An dieſer Stelle war gerade die Weg-

mitte zwiſchen den beiden Dörfern, und dort hatten ſich die Freunde ein anmuthiges Plätzchen geſchaffen, wo ſie an ſchönen Nachmittagſtunden einander trafen, ſich freundlich beſprachen, Bücher mit einander laſen, und ſich gegenſeitig die harmloſen Eingebungen ihrer Muſen mittheilten, welche meiſt geiſtlichen Inhaltes waren. Dieſes Plätzchen athmete lauter Frieden, vom Geräuſch der Straßen gänzlich fern, doch die Blicke frei laſſend auf einen maleriſchen Kranz waldiger Anhöhen, wie blumenreicher Wieſen und fruchtbarer Getraidefelder, bot die wuchernde Haide und ſchwellendes Moos weiches Lager. Unter der Tanne waren Sitze von Steinen, mit Moos überpolſtert, ja es hatte die Hand der Freunde mehrere ſchlanke Buchenſtämme in einander geſchlungen, da ein Dickicht, dort eine Lichtung in dem dichten Waldgeſtrippe gebildet, und ſich ſo einige laubenartige Gänge gewölbt, die ſie halb im Ernſt und halb im Scherz ihr Labyrinth nannten, und wobei ſie ſich ſtets mit neuer Freude an jenem Feſttag im Irrwald bei Kraftshof erinnerten.

So fand denn ein ſchöner Nachmittag, an welchem die Natur voll bräutlichen Verlangens am Buſen des Frühlings ruhte, die beiden Freunde abermals vereint, und immer noch in jener innigen Seelenſympathie, welcher ein goldner Schmuck ihres Lebens war. Der Tag war der dritte Pfingſtfeiertag.

Sie hatten bereits einander einige Poeſien vorgeleſen und lauſchten dem wonneſamen Geſang einer Nachtigall, die hoch oben im dunklen Tannengezweig ſaß, als Thomä das Wort nahm: „Wie ſchön iſt doch die Welt, und wie lobt auch dieſes Vöglein mit heller Stimme den Herrn ſeinen Gott!“

„Und wie glücklich ſind wir!“ fügte Wovtt hinzu. „Denkſt Du noch, mein Fidecles, an jenes Bangen, das ich fühlte, als wir, nun wird es bald ein Jahr, von Nürnberg heimreiſten, wo Du mir ſo freundlich Troſt in die Seele ſprachſt? Ich war doch recht thöricht. Zu Hauſe traf ich alles wohl an, die Frau und den Sohn, und als einige Monate darauf uns das jüngſte Kind, ein Töchterchen, beſcheert wurde, war die Hand des Herrn hülfreich bei uns. Alles Trübe, das ich damals mir ſo nahe glaubte, blieb fern, und bis hierher hat der Herr geholfen! Zwar iſt mein

Leben nicht ganz ohne Verdruß; es giebt Leute in der Gemeinde, denen ich ein Dorn im Auge bin, und auch die gnädige Herrſchaft iſt mir nicht grün, da ich am letzten Bartholomäustage in Gemäßheit des vorgeſchriebenen Evangeliums über die Schriftſtelle: Die weltlichen Könige herrſchen und die Gewaltigen heißet man gnädige Herren, neben den folgenden gepredigt, und das chriſtlichen Herrſchaften gebührende Benehmen gegen ihre Diener und Unterthanen mit gewohntem Freimuth in der Herrſchaft Gegenwart auseinandergeſetzt — wo denn freilich die Worte nicht haben ſchmecken wollen: Der Größeſte unter euch ſoll ſein, wie der Jüngſte, und der Vornehmſte, wie ein Diener. Aber ich kann und darf doch das heilige Bibelwort nicht ändern.“

„Laſſe Dir doch nicht leid ſein, von ſolcher Seite und aus ſolchen Beweggründen verkannt zu werden!“ ermahnte Fidocles. „Es können in dieſem Leben nicht alle Menſchen eines Sinnes ſein. Was dem Einen unſchuldige Freude macht, belächelt ein Andrer mit Hohn, oder tadelt es bitter. So fehlt es nicht an Allerweltstadlern, die unſer harmloſes Vergnügen in dieſem trau-

Revier ſcharf bekritteln und ſich darüber
ren, daß wir uns hier das kleine Labyrinth
fen, und daß wir bisweilen poetiſche Er-
an die Buchenſtämme heften und ſie den
n preisgeben, aber was ſchadet das? Wir
die Nehmlichen, und ſind niemals die
lichen. Odi profanum vulgus!"
Recht ſo, und ſolchen Momiſten zum Trotz
ch abermals einen Lobſpruch auf Gottes
Natur an dieſe Tanne heften," rief Phi-
und zog ein Blatt hervor, deſſen Inhalt
n Freunde mit freudigbewegter Stimme
:

„Nur Du, nur Du Natur, giebſt Frieden meiner Seele,
Wenn ſäuſelnd um mich her Dein Blüthenodem weht.
Wenn ſüßen Wohllauts voll das Lied der Philomele
Den jungen Lenz begrüßt, ſobald er auferſteht."

Sieh, wie unſre Gedanken harmoniſch zu-
nſtimmen, ſelbſt wenn wir nicht beieinander
ſprach Fidocles. „Auch mir kam der
Wunſch, heute hier ein Schrifttäfelchen zu
gen. Höre an, was ich darauf ſchrieb:

Mich umhallen tauſend Lieder
Und Du bliebeſt ſtumm, mein Herz?
Nein, auch Du erhebeſt wieder
Deine Jubel himmelwärts.
Laß im Frohgefühl, im ſchönen,
Eines heitern Erdenglücks,
Vollen Dank zum Himmel tönen
Ihm, dem Lenker des Geſchicks!“

Die Poeten hefteten ihre Verſe vergnugt an die Bäume, und gaben ſich dann ganz dem ſchönen Naturleben hin, das ſie rings umwogte und umblühte. Die Haide grünte ſo ſchön, ihre erſtorbenen Blüthenſtengel des vorjährigen Sommers waren ſchon faſt alle verſchwunden und neuen Trieben gewichen. Bunte Schmetterlinge durchflogen den Birkenwald, Potentillen erhoben die kleinen Goldſternchen ihrer Blumen aus dem Grün zum Licht, und die Erdbeere überblühte ganze Stellen des Haines ſo dicht, als habe dieſe die geheimnißvolle Waldfrau mit ihrer Wäſche überbreitet. Junge Fichten ſtanden mit friſchgrünen Sproſſen und hochrothen Blüthen wie Kerzen auf dem Altar der Natur, und der Hauch der Lufte trug balſamiſch wehend den Duft der Waldungen über die Berghöhen. Ferne Klänge von Muſik rden laut, doch nur wie verſtohlen drangen ſie einzelnen Intervallen an das Ohr der Ru- nden. Sie kam von den Pfingſttänzen aus n Dörfern, welche in die Niederungen recht llisch friedlich verſtreut waren, und wo die gend ihren Antheil von der Feſtfreude der all- erall froh begrüßten Pfingſten nahm.

„Darf ich Dich nicht heute daran erinnern, ber Philidor,“ nahm Fidycles das Wort, „daß u mir haſt erzählen wollen, welche Bewandtniß hatte mit jener traurigen Perſon in dem Hauſe s angeſehenen Geiſtlichen zu Nürnberg der Dich ſich genommen und als Sohn gehalten?“

„Wohl!“ erwiederte Philider, „wenn Dich nach verlangt, davon zu hören, ſo gebe ich ir gern den erwünſchten Beſcheid, und thue das ute mit weit beruhigterem Gemüth, als damals, ich voll Unglücksträume war, und faſt fürch- e, mit ſolchen Erinnerungen und Geſchichten en Unheilsdämon herauf zu beſchwören. Heute rchte ich mich nun ganz und gar nicht mehr; ißte auch nicht, was mir Uebels begegnen nnte und ſollte, alſo zur Sache, doch trinken r zuvor ein Mal, die Frühlingswärme wirkt rſterweckend.“

Wein, den ſich die gut dodirte Stellen innehabenden Paſtoren an ſo hohen Feſttagen in ihrem lieblichen Waldaſyle wohl bisweilen vergönnen durften, perlte aus einem Steinkruge, der unter kühlem Moos am nördlichen Fuße des Tannenbaums verborgen geruht hatte, in die mitgebrachten Becher, die Freunde klangen an, und Philidor rief: „Glück über alles!“

„Mein neuer Wohlthäter, an deſſen Tiſche ich aß,“ begann nun der Erzähler, „der mich in ſein Haus, ein ehemaliges Kloſter, genommen, mir Stube und Kammer eingeräumt, und ſich meiner als eines jungen Famulus bediente, war, obgleich vornehm und reich, hochangeſehen und hochgelahrt, doch mit einem großen Kreuz von Gott beſchwert und heimgeſucht. Er hatte eine einzige Tochter, reizend ſchön, kaum zwanzig Jahre alt, wohlerzogen und von dem beſten Herzen, und dieſes holdſelige Kind, das des Vaters höchſtes Glück hätte ſein können, war ſchon vor meiner Aufnahme in das Haus mit einer ſchweren Melancholie befallen. Niemand wußte, was ihm fehle, Keinem vertraute ſich das Mädchen an, und Niemand vermochte ihm eine rechte Rede abzugewinnen. Des Tags über ſaß dieſe Jungfrau

r und derſelben Stelle in der Wohnſtube;
uf die Anweſenden nicht im Mindeſten,
mand an, antwortete auf keine Frage,
ner traurig und in ſich gekehrt, und lachte
tunter unverſehens und ſo überlaut, daß
chrak, und gleich darauf ſah ſie wieder
urig und höchſt beſtürzt aus. Sie genoß
ts, als Waſſer und Brod, ging ſelten zu
nd war dabei ein Bild der vollkommenſten
eit, hatte ein Antlitz, wie Milch und
h! und einen ſo lieben, ſüßſchwermüthigen
ie nur immer eine zarte Mädchenroſe zur
er jungfräulichen Entfaltung. Obſchon
damals nur noch ein Junge war, ſo
mich Gott doch ſo glücklich, daß ich vor
dern Perſonen der traurigen Maid Rede
wort abgewann. Mit mir lächelte, mit
ch ſie, ſo daß mich ihre Mutter gleichſam
mittelnden Dolmetſcher brauchte, denn
n erhielt die Mutter von der Tochter
ntwort noch den geringſten Beweis kind-
ehorſams. Woher dieſe Melancholie der
ngfrau gekommen, erfuhr ich auch erſt
es war, wie Du wohl denken kannſt, eine

Herzensverirrung im Spiel. Oft wurden mir von den Anverwandten die Worte in den Mund gelegt, die ich an die Irre richten ſollte, und auf dieſe Weiſe gelang es endlich, binnen Jahresfriſt, einen Weg zu finden, der zur Heilung leitete und zum Heile. Wie ich nun durch dieſen Fall abermals den Beruf erfüllt, mit Melancholiſchen zu verkehren, ſo erwuchs mir auf der andern Seite daraus auch ein reichlicher Lohn, denn ich ward gehalten, wie ein Kind des Hauſes, und da der Zuſpruch durch Nürnberg reiſender großer Herren des geiſtlichen, wie des weltlichen Standes nicht abriß, weil mein Gönner eine der koſtbarſten Kunſt- und Raritätenſammlungen beſaß, die jeder Fremde gern beſah, ſo hörte ich manches nützliche Geſpräch, manche belehrende Aeußerung, und bereicherte meine Kenntniſſe von vielen Dingen durch Anſchauung weit mehr, als wenn ich über dies und das dicke Bände geleſen hätte. Gott vergelte jenem hochverehrtem Hauſe alles mir erwieſene Liebe und Güte!“

„Und was ward mit der Kranken?“ fragte Fidocles.

„Sie genas allgemach, als ihr gewiſſe Hoffgen gemacht wurden, dann wurde ſie mit dem ornen ihres Herzens verlobt, dem früher der tern Wille abhold geweſen war, und iſt jetzt noch immer bildſchöne Frau und glückliche tter vieler Kinder. Ich aber war das Werk- geweſen, deſſen ſich die Vorſehung bediente, dem Leben und dem irdiſchen Glück wieder führen. Sie hat mir hernachmals noch mehr n einmal die Hände gedrückt, mich ihren lie- , lieben Freund genannt, daß mir warm und nderlich dabei wurde, und ich ſie lieber ſelbſt e freien mögen, und zu mir geſprochen, indem mich immerdar Du nannte: Wenn Du nicht ſt, mein guter Lorenz, ſo war ich verloren in ner Troſtloſigkeit. Dich hat mir Gott als n hülfreichen rettenden Engel zugeführt.“

„Es iſt in der That auffallend, und möchte es eine ſonderbare Begabung nennen, daß ſolche geheimnißvolle Kraft zur Tröſtung und orrichtung ſeelenkranker Perſonen innewoh- “ bemerkte Fidocles, und fuhr fragend fort: er ſage mir, hat ſich auch dieſe Kraft in nen ſpätern Jahren und in Deiner Amtsfüh- bewährt, darin Du vorzugsweiſe berufen als Helfer und Seelenarzt zu erſcheinen?“

„O gar manches Mal!“ gab Philidor zur Antwort, „und meiſt mit gottgeſegnetem Erfolg habe ich Beladenen ihrer Laſt erledigt, Schwermüthigen zu leichterm Muth verholfen, doch davon darf kein Wort über meine Zunge, denn es ſind Beichtgeheimniſſe, und wollte ich hier den unredlichen Ausplauderer abgeben, würde ich vor meinem Gewiſſen nicht gerechtfertigt ſein.“ —

Die Freunde verließen nach dieſen und andern Geſprächen ihr Labyrinth, und wandelten auf dem ſtillen Raſen der Waldestrift noch ein Weilchen Arm in Arm und einmüthiglich umher, da jetzt der Nachmittag zu Ende ging, ein kühles Lüftchen ſich erhob, und die Schatten ſich verlängerten.

Da nahte des Weges eine weibliche Geſtalt von ſchlankem Wuchs und den edelſten Formen in ländlichem Sonntagsputz, den Rosmarinſtrauß und einige Maiglöckchen am bunten Mieder befeſtigt, in einem leichten Strohhut, langſam ſchreitend, und wie es ſchien gedankenvoll, und wie ſie näher kam, ſah Fidocles mit Erſtaunen ein Schönheitideal, das zum Bilde der lieblichſten Göttin hätte dienen können, wenn andre Gewande, als die bäuriſchen, das Mädchen umwallt hätten.

hre vom Gehen ohnehin höher gefärbten Wangen
glühten in voller ländlichblöder Befangenheit,
s ſie jetzt unvermuthet die beiden würdigen,
ſchon noch jungen Pfarrherren ſich ſo nahe
h; ſie grüßte ganz ſchüchtern, und ihre Augen
hwammen in einem feuchten Thau, von dem
cht zu erkennen war, ob er aus Thränen ſich
lde, oder ein Ausfluß ihrer jugendlichen Lieb-
zfülle ſei, und das Sehnen verkünde, das ſich
Alter zwiſchen ſechszehn bis ſiebzehn Jahren
r weiblichen Natur bemächtigt. Sie grüßte
rwirrt, und zitterte ſichtbar, als Philidor ſie
ſprach, nachdem ihr Gruß den Dank erhalten.

„Nun, Magdalene! Wohin willſt Du? Warum
t Du nicht beim Tanze drunten im Dorfe?“

„Nur ein wenig ſpazieren, Herr Pfarrer!
ſche Luft zu ſchöpfen;“ ſtammelte die Maid
großer Verlegenheit, und fügte leiſe hinzu:
ch habe keine Luſt am Tanze!“

„Gehe nicht zu weit, mein Kind, und Gott
ſe Dich auf guten Wegen wandeln immerdar!“
iederte Philidor mit Salbung, und ging mit
n Freunde weiter.

Dieſer fragte ganz verwundert: „Ei, wer

iſt dies wunderſchöne Kind? Habe ich doch lange nicht ſolch edelblühendes ſittſames Mägdlein geſehen!“

„Es iſt des Meiers oder Hausvogts Tochter auf dem herrſchaftlichen Gute drunten in meinem Dorfe,“ entgegnete Philidor. „Fürwahr ein gutes, liebes, frommes Kind, in Zucht und Ehren erwachſen. Sie kommt oft ins Pfarrhaus und geht meiner Frau in häuslichen Dingen mit zur Hand, welche, wie Du weißt, etwas ſchwächlicher Conſtitution iſt, und von mehr zurückhaltendem Weſen, als mir lieb, doch aber iſt ſie gar eine brave Hausfrau, die ich von Herzen ehre und liebe. Ich weiß nicht, was das junge Ding hat, daß ſie heute dieſen einſamen Waldweg geht, und will ihr nächſtens deshalb auf den Zahn fühlen. Heute mochte ich ſie in Deiner Gegenwart nicht beſchämen, ſie ſchien ohnehin verwirrt genug über unſer plötzliches Begegnen.“

Die Freunde wanden wieder um, und ſahen die junge Maid auf einem nahen Hügel ſtehen, ſie blickte nach ihnen herab, und hatte den Sommerhut abgenommen; ſo glich ſie einem wunderſamen Bilde, dem der dichte frühlingsgrüne Wald

s anmuthige Staffage diente. Die ſinkende
onne übergoß die hehre Geſtalt der Jungfrau
t einer Strahlenglorie und beide Männer ließen
e Blicke gern mit Antheil auf der lieblichen
ſcheinung weilen.

„Sie wird eines Liebhabers harren!“ muth-
ßte Fidocles; Philidor aber gab durch leiſes
pfſchutteln zu erkennen, daß er dieſe Vermu-
ung glaube verneinen zu dürfen.

Als die Freunde dem Hugel nahten, ſtieg
agdalene herab, blickte Philidor ganz eigen an,
d hauchte kaum hörbar: „Ich will nun wieder
m. Gruß Gott, Herr Pfarrer!“ worauf ſie,
ne Antwort abzuwarten, ſchwebenden Schrittes
d raſcher als ſie gekommen war, den Pfad
rfolgte, der nach dem Dorfe hinabführte.

„Seltſam!“ nahm Philidor das Wort. „Die-
Mädchen hat, was mir heute aber erſt recht
r geworden, in Wuchs, Wohlgeſtalt, Blick und
behrden die größte Aehnlichkeit mit der Tochter
ines Gönners, von der ich Dir vorhin erzählt,
d ich nehme mit einigem Bangen einen Zug
ihr wahr, der mich für ſie fürchten läßt.“

6.

Der Argwohn.

Am nächſtfolgenden Sonntag nach Pfingſten, welcher nicht minder von ſchöner Witterung begünſtigt war, wie der jüngſtvergangene Pfingſtdienſtag, war zwiſchen den poetiſchen Freunden Philidor und Fidocles wieder eine Zuſammenkunft in ihrem Labyrinth verabredet. Es war die Vesperzeit nahe, und der Erſtgenannte harrte bereits des trauten Genoſſen, der eine Abhaltung zu haben ſchien, und noch nicht zur Stelle war. Dagegen nahm Philidor die Tochter des Hausvogts wahr, welche einige Ochſen auf der Trift hütend, nach dem Schlage zu trieb, und ſich dem Pfarrherrn langſam und zögernd näherte. Das Mädchen trug heute keinen Putz, aber ein ſehr reinliches Gewand von ſchlichten Linnen, und erſchien auch in dieſem Kleide ſo ſchön, als Tags zuvor. Wohl aber erſchien ſie ungleich bekümmerter, und brachte nach dem Gruß nur die Worte hervor: „Ach, lieber Herr Pfarrer! ich möchte gar zu gern ein paar Worte allein mit Ihm reden!“

„Wohlan, mein Kind, was iſt Dein Anliegen?“
rwiederte Weytt.

„Ach, Herr Pfarrer!“ war die Antwort:
ich ſchäme mich vor dem Herrn Pfarrer von
üchſen, wenn der dazu käme — ach mein Herz
ill —“ Magdalena preßte ihre kleine wohlge-
rmte, wenn auch von der Landarbeit ein wenig
auhe Hand an die Stelle des Herzens und
ufzte ſchwer.

„So gehe durch den Schlag dort hinüber in
en Fahrweg, meine Tochter, ich werde Dir dann
achfolgen!“ rieth Weytt, und Magdalene ging;
er Paſtor wußte ſich nicht zu erklären, was
as Mädchen wohl möchte auf dem Herzen ha-
en, auf ſein eignes Herz aber fiel es plötzlich
it aller Schwere wie eine Ahnung, als möge
s ihn angehen und ihn ein Unglück treffen,
er ſich noch vor Kurzem ſo glücklich geprieſen,
ſicher gewähnt. Er folgte Magdalenens
Schritten, und fand ſie, ehe er noch den Fahr-
eg erreichte, auf einem Raſenhügel ſitzend, und
ie Augen niederſchlagend, aus deren ſchönen
Wimpern einzelne Thränen träufelten.

„Warum folgſt Du nicht meinen Worten und gehſt ganz hinüber auf den offenen Weg?“ fragte er, doch mit Milde. „Hier im Gebüſch kann ich nicht mit Dir weilen, da oft Leute vorüberwandeln und einen unwürdigen Verdacht ſchöpfen könnten. Zudem ſah ich vorn am Gehölz zwei Männer nahen, welche bald hier ſein dürften.“

„Ich darf mich nicht ſo weit von meinem Vieh entfernen,“ entgegnete Magdalene leiſe: „damit es nicht in den neugehauenen Schlag geht, ſonſt pfändet mich der Aufſeher, der immer dort iſt, und mein Vater würde mich übel traktiren.“

„Und warum ſagſt Du mir, was Du vorzubringen haſt, nicht in meiner Behauſung?“ fragte der Pfarrer weiter: „da Du oft genug dahin kommſt?“

Das Mädchen neſtelte verlegen an ihrem Schürzenband und ſprach dann ſchüchtern: „die Leute möchten glauben, daß ich etwas geſtiftet, wenn der Herr Pfarrer mich als lediges Menſch in ſeine Studirſtube führt.“

„Nun denn, ſo ſage an, was Du willſt, doch kurz und bündig!“ gebot Woytt, und aufs neue ſtürzten Thränen aus Magdalenens ſchönen Augen, und ſtatt ein Bekenntniß abzulegen, ſah ſie den jungen Pfarrherrn mit den wehmuthvollſten Blicken an, in denen ſo viele Unſchuld und Zärtlichkeit lag, und es kämpften Scham und Verlegenheit ſichtbarlich in ihr, während das heftige Zittern einer Buſennadel die Bewegung ihres Innern kündete. Der Anblick der leidenden Schönheit rührte Philidor innig, und wie Magdalene nun in die Worte ausbrach: „Ach, aber ich bitte den Herrn Pfarrer um Gotteswillen und tauſend, tauſendmal, daß er mir erſt verheiße, keinem, keinem, keinem Menſchen auf der ganzen Welt wieder zu ſagen, was ich Ihm vertraue!“ ſo reichte er ihr tröſtend ſeine Hand, und ſah ihr mit einem forſchenden Blick in die hränenvollen Augen. Da rauſchte es in den Büſchen, Männertritte nahten, und es gingen raußen auf dem Fußweg in geringer Entfernung wei Bauernburſche vorbei, nicht ohne ſpähende Blicke in das Dickicht zu werfen.

„Hier nicht, mein Kind, an dieſer Stelle icht!“ ſprach jetzt Philidor entſchieden; ging aſch von Magdalenen hinweg, und aus dem Walde heraus nach den Triftweg und in einer ſeltſamen Bewegung eine Strecke den Pfad entlang, dem Freunde entgegen. Fidocles kam, entſchuldigte ſein längeres Ausbleiben, und die Freunde begaben ſich unter ihre liebe Tanne. Heute aber vernahm die Dryade des Baumes keine lyriſchen Ergüſſe. Geſtört war durch das ſcheinbar ganz unerhebliche Ereigniß, daß ein Beichtkind ſeinem Pfarrer etwas anvertrauen wollte, die Ruhe, die ſonſt in Philidors Herzen gewohnt, und es war, als flüſtre eine Verahnung ihm zu, daß dieſes minutenkurze Beiſammenſein mit dem ſchönen Mädchen im Walde, das vom Felsgipfel abrollende Schneeſtäubchen ſei, welches, zur grauſigen Lawine anwachſend, ihm Glück und Frieden zertrümmern werde.

Dem biedern Freunde vertraute Philidor alsbald, was vergangen, und Fidocles, dem die Maid großen Antheil abgewonnen, forderte Philidor auf, ſich Magdalenen nur getroſt wieder zu nähern, während er ſelbſt in einiger Entfernung, beiden ſichtbar, ſtehen bleiben wollte.

Mittlerweile waren jene zwei Burſche nicht weiter gegangen, ſondern ſie warteten bei Magdalenens Vieh auf das Mädchen, das mit glü-

enden Wangen aus dem Gebüſche trat, um ſie
nit einem Strom beleidigenden Hohnworten zu
egrüßen, die wie Dolche im Herzen der Schuld-
ſen wuhlten.

„Grüß Gott, Lene!“ begann der eine, Hans
Zerrbach, gutsherrſchaftlicher Ochſenknecht: „Biſt
die rothen Beeren gegangen? Sind ſie denn
hon reif, und hat der Herr Pfarrer ſuchen
elfen?“

„Narr!“ erwiederte Magdalene, „ich weiß
icht, was Du willſt, hab' nichts vom Herrn
ſarrer geſehen!“

„Oder haſt eine Schneiße da drinnen ange-
gt und fängſt die ſchwarzen Krammetsvögel
m Pfingſten?“ höhnte der zweite Burſche, Diet-
ch Neufert, des Kreiſers hochaufgeſchoſſener
unge.

„Beſſer, als wenn ich einen Neuntödter finge,
ie Du einer biſt!“ gab ſie ſchnell zur Rede,
ach der Landmädchen Art.

„Warum biſt Du denn ſo roth, herzallerlieb-
er Schatz?“ fragte Werrbach; und Neufert
gte giftig hinzu: „Ei ei, wenn das Dein char-
anter Galan hört, der kaiſerliche Kürißreiter,

der bei euch im Hauſe auf Werbung liegt, da wird's wohl ein Duell mit dem ſchwarzen Huſaren geben! Warte nur, ich ſag's ihm!“

„Ich brauche weder den, noch euch zu Männern! Der Herr Pfarrer wird mir ſchon einen zehnmal beſſern freien! Aus euch dummen Jungen ſchwätzt der Branntwein!“ zürnte Magdalene, und drehte ihnen davongehend raſch den Rücken, verfolgt von der Burſche ſchallendem Gelächter, das bis zu den Ohren der droben auf der Bergestrifft wandelnden Freunde drang.

Hans und Dietrich verloren ſich im Gehölze und die ſchwergekränkte Maid trieb ihr Vieh auf einen Raſenrain unter der Höhe, der ſich längs einer Wieſe hinzog.

Jetzt nahten die Freunde dieſem Weideplatz, und da ſich auf der Wieſe der Aufſeher des Gehölzes zeigte, ſo ging Fidocles zu dieſem, und ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein, während Philidor Magdalenen näher ſchritt, ihr Geheimniß zu erfragen. Er hörte ſie ſchon von weitem heftig ſchluchzen, fand ſie bitterlich weinend, und es koſtete Mühe aus ihr heraus zu bringen, daß Werrbach und Neufert ſie bei dem Herrn Pfar-

r im Gebüſch hätten ſtehen ſehen, und ſie mit
orten voll ſchnöden Argwohns tief gekränkt,
elche Magdalene wiederholte. Dieſe Mitthei-
ng fiel Philidor ſchwer auf das Herz, denn er
nnte die Tyrannenmacht des Argwohns, kannte
s Hochgefährliche des böſen Scheines, und
ngte; ja die Furcht davor verwirrte den ſonſt
müthsruhigen und verſtändigen Mann ſo ſehr,
ß er nun gar nicht mehr an Magdalenens
ummer dachte, ſondern nur an ſich, und dar-
f ſann, wie er wohl am geeignetſten böſem
umund vorbeugen könne, und er zürnte faſt
f Magdalene, die ohne ihr Wollen ſeinen Ge-
üthsfrieden geſtört, und verließ ſie nicht freund-
ch, indem er den Freund bat, ihn gleich hinab
das Dorf zu begleiten, um Zeuge einer Ver-
ehmung der beiden Bauernburſche zu ſein, die
alsbald nach ihrer Zurückkunft in das Pfarr-
aus citiren laſſen wollte.

Fidocles widerrieth dieſes Verfahren als un-
ug, aber Philidor ließ ſich in ſeinem Entſchluß
icht wankend machen; das allzugroße Bangen
or dem Unheil, mit einem falſchen Verdacht
elaſtet zu werden, raubte dem jungen Geiſtlichen

jede verſtändige Ueberlegung. „Ich muß dieſe Burſche zur Rede ſetzen!“ rief er exaltirt, „und Du mußt mir den Freundſchaftsdienſt erzeigen, zugegen zu ſein, damit ſie die Sache nicht verdrehen. Meine Ehre iſt in Gefahr, mein guter Ruf ſteht auf dem Spiele! —

Einſam und von den Poeten heute nicht vernommen, ſang am ſtillen Abend um Sonnenuntergang die Nachtigall auf der hohen Tanne über dem Labyrinth der Freude. Wiederkäuend ruhte Magdalenens Vieh auf der ſtillen Bergestrifft, und das Mädchen ſchlich zitternd unter die Tanne, ſetzte ſich ſinnend auf die Moosbank, und ließ ihren Thränen freien Lauf. Dazwiſchen ſeufzte ſie leiſe: „O du lieber Mann, o mein Traumbild! Sei nicht hart, ſei nicht hart — daß ich dir Kummer mache — o wenn du wüßteſt, wie heiß dich meine Seele liebt!“ —

Das Pfarrhaus jenes reichsritterſchaftlichen Dorfes, neben einem großen dazugehörenden Garten wohlgebaut, an der Straße gelegen, empfing die Freunde. Der neunjährige Sohn Philidors ſprang fröhlich entgegen, und in der Wohnſtube grüßte die Gattin, das jüngſte Töchterchen auf den Armen, eine bleiche Frau, deren Züge wenig Ausdruck, aber um ſo mehr Gleichmuth ankündigten, welcher ſich oft ſogar als Gleichgultigkeit gegen alle Außendinge kund giebt. Schön konnte die Pfarrerin nie geweſen ſein, das ſah man auf den erſten Blick, und zehn Jahre des Eheſtandes waren hinreichend geweſen, auch die Spur einſtiger Blüthe zu verwiſchen. Der gleichmäßige Gang des Landlebens wirkt auf Frauen ſo wenig fortbildend wie auf Männer, wenn der innere Trieb zur Fortbildung mangelt, daher begegnet nicht ſelten in Familien von Landgeiſtlichen eine gewiſſe Verbauerung im Benehmen, wie in Gewohnheiten, und ſo ſchön die Phraſe lautet, daß das Haus des Weibes Welt ſein ſoll, ſo übeln Eindruck macht es in der Wirklichkeit, wenn die Frau eines Landgeiſtlichen für nichts auf der Welt Sinn hat, als für Hühner und Gänſe, Butter und Käſe, Kraut und Kohl, Leinwand und Wäſche. Einen großen Theil der Schuld davon tragen häufig die Männer ſelbſt. Viele vernachläſſigen ſich ſchon als Candidaten; ſie bringen aus dem rüden Studentenleben den gewaltigen Bierdurſt und den ewigen Tabacksqualm mit in die geiſtliche Studirſtube, haspeln ihre Amtsverrichtungen ab wie Tagelöhnerwerk, ſeufzen unaufhörlich über die vielen Geſchäfte, und verwünſchen die Conſiſtorien, welche nach ihrer Meinung immer neue Plackereien für den Pfarrer ausſinnen, ſo daß er des Lebens nicht froh werden, das heißt, nicht fünf volle Tage müßig gehn, oder mindeſtens der Oekonomie ungeſtört obliegen kann, und gewähren ſo der Frau das Bild eines öden, troſtloſen Seins ohne alle herzerfreuende Erregung, ſo daß deren Gemüth verarmen muß, wenn es vorher noch ſo reich war. Wenn nun dagegen ein geiſtbegabter Mann in ſeiner Gattin Wahl ſolchen Mißgriff gethan, daß ihm die Frau nicht viel beſſere Dienſte leiſtet, als eine Haushälterin, wenn ſeine Freuden nicht ihre Freuden, ſeine Begeiſterung nicht die ihre, und wenn alle ihre Tugenden, Treue, Gehorſam, Ehrerbietung gegen den Mann, Liebe zu den Kindern, Ordnung und Pünktlichkeit im Hausweſen nur Gewohnheitstugenden ſind, die nicht aus einem ſelbſtbewußten Willen hervorgehn, ſo trägt der Mann mitten in ſeinem ſcheinbaren häuslichen Glück ein unſichtbares Kreuz, denn r fühlt ſich geiſtig verwaiſ't, und vermißt die dlere Hälfte ſeines Seins, die nöthig iſt, um as Glücksſchiff des Lebens vor gefahrvollem Schwanken zu ſichern. Leider ſind aber die Beiſpiele ſolcher verfehlter Wahlen unzählig; den Einen verlockt Hoffnung auf Vermögen, den Andern Ausſicht auf Amtsnachfolge, wenn er die Tochter eines betagten Pfarrers heirathet, einen Dritten blenden die Sinne oder beſticht die hochgelobte Einfachheit und Schüchternheit eines Mägdleins, deren Weſen in der Ehe dann als Einfalt und Beſchränktheit zu Tage kommt, wenn nicht gar aus dem blöden Täubchen ein ſchnödes Teufelchen wird.

Von der letzten Art war nun die Frau des Pfarrers Woytt nicht, doch hatte er jüngſt mit wenigen Worten die Ehegenoſſin hinlänglich und treffend geſchildert, wenn er ſie eine brave Hausfrau nannte, die mit etwas mehr zurückhaltendem Weſen begabt war, als ihm lieb, nehmlich ihr Weſen war ein ſtilles, ſchüchternes, nicht geſchaffen, mit ihm poetiſchen Flug zu fliegen, dafür aber war ſie ganz die Frau, wie ſie ihm nöthig, tüchtig und thätig, ſorglich und wirthlich, liebend und vertrauend. Es war in Stube und Haus alles ſchmuck und ſauber, in der Flur trockneten auf reinlichen Stellagen in ganzen Reihen zahlloſe runde Handkäſe; die Treppe zur obern Etage war mit weißem Sand beſtreut, und ein Blick durch die Hofthure in den offenen Kuhſtall gewährte auch hier das lobwerthe Walten einer ordnenden Hand, oder doch einer ſorglichen Ueberwachung des ganzen Hausweſens. Die Studirſtube Philidors befand ſich der Wohnſtube gegenuber zu ebener Erde mit einem Fenſter nach dem anſtoßenden Garten und zweien nach der Straße, und die Freunde hatten ſie noch nicht lange betreten, ſo kam ſchon die Magd zuruck, welche die beiden Burſche vorgeladen, und kundete, daß Hans und Dietrich ihr auf dem Fuße folgten.

Als die Eingetretenen nun in der Stube ſtanden, verlegen ihre Pelzbardel vor ſich hin hielten und in den Händen drehten, einander bald anſahen, bald die Augen niederſchlugen, fixirte ſie Philidor mit ſcharfen Blicken, und begann dann: „Ich habe vernommen, daß ihr mich habt droben im Gehölz mit Hausvoigts Lehnchen reden hen, und euch darauf gegen das Mägdlein gebührlicher Reden uber mich bedient, ja euch Schmähworte und Läſterungen ergoſſen, die nicht über mich ergehen laſſen will, noch darf. t dem ſo, und was wißt ihr nichtsnutzige urſche mir für Leichtfertigkeiten nachzuſagen? agt es mir vor dieſem ehrwürdigen Manne d Zeugen geradezu und ohne Scheu."

„Der Herr Pfarrer iſt unwahr berichtet!" rtheidigte ſich Hans. „Erſt hat die Lene geugnet, daß der Herr Pfarrer bei ihr geſtanden, d uns iſt nicht in den Sinn gekommen, auf n ein Schmähwort auszuſtoßen."

„Wir haben weiß Gott nur Spaß gemacht, d die Dirne verirt, nichts weiter, Herr Pfar-!" fiel Dietrich ein, „und wollten ihr nur wenig bange machen."

„Wir wiſſen ja wahrlich vom Herrn Pfar- nichts Andres, als Liebes und Gutes zu gen," ſprach Hans, und Dietrich fügte hinzu: Der Herr Pfarrer iſt ja unſer lieber Herr ichtvater, und fällt uns nicht ein, ihm etwas ſes zuzutrauen. Das Menſch kann uns nicht den, obgleich der Hans und ich ihr gar gut ſind, und ihr Vater auch haben will, daß ſie einen von uns Beiden heuern ſoll.“

„Ja, Herr Pfarrer,“ begann Hans wieder, „die Lene hat auf uns gelogen, und ſollte uns ja ein und das andere Wort, doch wahrlich nur im Spaß, entfahren ſein, daß Ihn verdrießen thäte, ſo wollen wir hiermit herzlich um Verzeihung gebeten haben.“

„So laſſe der Herr Amtsbruder Gnade für Recht ergehen, vergebe der unerfahrenen Jugend die loſe Rede, und ihr Beiden enthaltet euch jeglicher unnützen Schwätzerei von dieſem Vorfall ein für allemal!“ rieth der verſtändige Fidocles.

Philidor war jedoch zu bewegt, um die Sache ſo einfach abzuthun, und ſo unklug, nicht einzuſehen, daß er durch ſein Benehmen Oel ins Feuer goß, indem er ſich im Gefühl ſeiner Schuldloſigkeit zu ſehr hinreißen ließ. Zwar ergriff er die dargebotenen Hände der beiden Burſche, aber er verzieh nicht mit der Milde des Chriſten, ſondern er ließ Drohungen fallen, und beſtätigte durch ſeine allzugroße Aengſtlichkeit, den leiſeſten Verdacht von ſich abzuwälzen, den Argwohn, der im Gemüthe der beiden jungen Bauern Wurzel gefaßt hatte, welche beide verſchmitzter waren, wie ſie ausſahen.

„Da ihr zwar in Abrede ſtellt, etwas Böſes wider mich geredet zu haben,“ ſprach Philidor, „euch aber doch zur Abbitte ſelbſt erbietet, ſo iſt es klar, daß ihr euch ſchuldig fühlt, mag aber damit abgethan ſein. Das jedoch ſage ich euch, redet ihr ferner über mich das mindeſte Nachtheilige, ſo verlaßt euch darauf, daß ich es bei der Abbitte nicht, wie heute, bewenden, ſondern an höhere Orte gelangen laſſe, und wenn die Sache hier nicht ausgeführt, will ich mein Recht weiter ſuchen, ſollte es mich auch tauſend Thaler koſten, und ich bis an den Kaiſer gehen müſſen. Weder könnt ihr, noch kann ſonſt ein Menſch mir einiges Böſe nachſagen, und keine ſündliche Urſache führte mich heute zum Walde, ſondern ich ging meinem lieben Freunde entgegen, der hier gegenwärtig iſt. Mußt ihr das eingeſtehen, ſo haltet euere Läſtermäuler bei den Leuten, und ſtiftet durch verkehrte Erzählung dieſer Begebenheit kein ärgerliches Nachdenken! Wiewohl ihr ſie erzählen könnt, wem ihr wollt, wenn ihr nur die lautre Wahrheit berichtet!“ —

„Genug, genug!“ rief Fidocles, der wie auf Kohlen ſtand bei dieſer langen, viel zu viel Gewicht auf die ganze Sache legenden Rede, aber immer war Philidor nicht zu Ende. Er warf einen beſorgnißvollen Blick durch die Fenſter in das Dorf, in deſſen Mitte ſich ein niedriger Hügel mit den Ruinen des alten reichsfreiherrlichen Schloſſes erhebt, welches im Bauernkriege ſeinen Untergang gefunden, davon aber noch ein Theil zu einer Verwalterswohnung wieder hergeſtellt war, den die Familie des Hausvogts mit inne hatte. Unter dem Burggraben, am Fuße dieſes Hügels pflegten häufig an Sommerſonntagen die Männer und Burſche in Gruppen umherzuſitzen, und der feiertäglichen Sache bei mancherlei Geſprächen zu genießen. Wie nun der Pfarrherr auch dort die vielen Männer ſitzen ſah, fiel ihm gleich ein, daß dieſe die Burſche beim Vorbeigehen ſpottend anrufen, und ſie fragen wurden, was ſie im Pfarrhofe gemacht, und es gab ihm ſeine Furcht ein, noch zu den Burſchen zu ſagen, als ſie eben weggehen wollten,

„Hört an! Die Neugierigen werden euch fragen, weshalb ich euch berufen laſſen? da könnt ihr ja nur ſagen, ich habe euch gefragt, ob ihr etwa einen Zettel, den wir vermiſſen, von einem Baume aus dem Labyrinth droben abgeriſſen hättet?“ —

Die Burſche gingen, und als ſie die Thüre des Pfarrhauſes hinter ſich hatten, ſahen ſie einander an und lachten, obgleich jedem das Herz voll Aerger und Galle war. Dann gab im Gehen Hans dem Dietrich ſcherzhaft einen liebreichen Puff in die Seite, und Dietrich dem Hans einen Fauſtſchlag ins Genick. Dieſer griff jenem derbrauſend in die Haare, und empfing eine klatſchende Maulſchelle als Recompens, und nun wurde aus dem Spaß Ernſt, beide lagen einander in den Haaren, riſſen, ſchlugen und balgten ſich herum, daß des Dorfes Jugend ſich auchzend um ſie ſammelte, und endlich einige kräfige Männer die auf einander erbitterten Nebenbuhler nicht ohne fühlbare Friedensdemonſtrationen von einander abbrachten. Selbſt der Tagwächter prang mit ſeinem langen Spieß Ruhe gebietend n das Getümmel. Hohnlachend ſtand auf dem

Saume des Hügels im blinkenden Kuras der ſchwarzbärtige kaiſerliche Werber, auf einen ſchlanken Rohrſtab mit goldnem Knopf geſtützt, und hatte ſeine Luſt an den Prügeln, welche die Störer ſonntäglicher Sabbathruhe reichlich empfingen. —

Zum erſten Mal ſchied Fidocles von dem geliebten Freund mit einigem Unmuth; er konnte deſſen übertriebenen Eifer nicht billigen, und fürchtete, daß er ſich durch dieſen viel Unheil bereitet haben werde.

7.

Bekenntniſſe.

Philider ſaß am andern Morgen an ſeinem Arbeitspulte, und rief die Muſen an, ihm Gedanken voll Himmelstroſtes zuzuflüſtern. Er arbeitete an einem geiſtlichen Liederbuche, welches er Nachtigallen-Schlage der Gott geheiligten Philomele betitele, und manche dieſer erbaulichen Dichtungen war ihm recht nach Wunſch gelungen. Heute verſagte die himmliſche Muſe den Dienſt; der Dichter ſchrieb und ſtrich aus, nie zufrieden mit dem Geſchriebenen, und fühlte mit einem tiefen Seufzer den Fittich der Poeſie gelähmt, der ſich ſchon oft ſo freudig erhoben, und ſein ganzes Sein himmelan getragen hatte.

Die ganze unerklärbare Angſt, die Philidor ein Jahr früher empfunden, legte ſich mit doppelter Schwere auf ſein Inneres, und es war an ihm die eigenthümliche Erſcheinung wahr zu nehmen, daß ein Mann von gutem und reinem Bewußtſein an dieſem ſich nicht erheben und halten konnte, und von der Angſt ſich mußte foltern laſſen, wie ein Verbrecher. Er überdachte ſein Leben, prüfte ſich ſtreng und insbeſondere im Bezug auf ſein Verhalten gegen jenes Mädchen, und fand keinen Grund irgend eines Vorwurfs gegen ſich. Magdalenchen war ein liebenswürdiges Kind geweſen, und ſchon als ſolches im Pfarrhauſe gern gelitten, ja vor andern Töchtern weit reicherer Bauern bevorzugt Jede Freundlichkeit und Liebkoſung, die man wohl gern einem ſchönen und artigen Kinde erweiſ't, war in aller Unſchuld gegeben und empfangen worden. Als das Mädchen zur Jungfrau erblüht war, hatte ſie manche gute Lehre, manche Warnung empfangen, und der Pfarrer hatte ſich ihr nie anders, als väterlich wohlwollend gezeigt; die Pfarrerin aber ſah in ihr eine junge hülfreiche Freundin, die mit Heiterkeit um ſie waltete, und ihr einförmiges Daſein verſchönen half, daher ſie ihr auch mit ſoviel Neigung, als ſie überhaupt zu gewähren vermochte, zugethan war.

Während nun Philidor noch mit dem Gedanken ſeiner Selbſtprüfung beſchäftigt war, und aus dieſer gerechtfertigt hervorging, nichtsdeſtoweniger aber ſeiner innern quälenden Angſt nicht Herr zu werden vermochte, klopfte es leiſe draußen an die Thüre ſeiner Studirſtube, und auf ſein Herein! erſchien Magdalene, demüthig grüßend, erglühend wie geſtern, aber in ihrer Verwirrung ſo ſchön, ach ſo ſchön, und ſo gänzlich ohne ſich dieſer Schönheit bewußt zu ſein, und einen Werth darauf zu legen, daß ſie im Stande geweſen wäre, im ſtrengſten Schüler der Stoa Wünſche zu entflammen.

Philidor erhob ſich mit Würde vom Stuhl,

trat Magdalenen einen Schritt entgegen,
hm nach gewohnter treuherziger Art die
reichte.

Es iſt mir lieb, daß Du ungerufen kommſt,
Kind,“ begann der Pfarrer, „denn ſonſt
ich Dich rufen laſſen, um Dir zu ſagen,
Du niemals wieder mich droben im Holze,
ſonſt wo im Freien, wenn Du mich allein
ohne Begleiter antriffſt, anreden und Ge-
anzuknüpfen ſuchen ſollſt, maßen ſich die-
icht ſchickt, und bei der argen Welt und
Leuten, wie ich geſtern leider durch Dich
zuerſt erfahren, Argwohn und falſchen
cht erweckt. Da Du jedoch etwas auf dem
zu haben ſcheinſt, das Du mir als Dei-
Beichtiger anvertrauen willſt, ſo erheiſcht
Amtspflicht, daß ich Dich anhöre, und
Befinden aus Gottes Wort tröſte, warne
rmahne und ſtrafe, je nachdem die Be-
heit der Dinge iſt, die Du mir vertrauen
— Du weinſt und zitterſt, ſo haſt Du
ine große Sünde auf dem Herzen, die Du
hoffe und glaube, ſchmerzlich bereueſt.
ſt aber ſchon ein gutes Zeichen, das zu

Deinem Gunſten ſpricht, darum verzage nicht, ſetze Dich und ſage Dein Anliegen."

Mit beſchämten Blicken und zögernd ſetzte ſich Magdalene auf den dargebotenen Stuhl, und barg ihr liebliches Geſicht laut ſchluchzend in ihr thränennaſſes Tuch, mühſam nach Faſſung ringend, endlich ſprach ſie: „Herr Pfarrer, mein Zuſtand iſt kummerlich. Mir iſt, als habe ich eine große Sünde begangen, und ich habe mit Wiſſen und Willen doch keine begangen, aber die Angſt bringt mich bald ums Leben. Ich bin in harte Verſuchung gefallen, habe ſie aber ſtandhaft abgewehrt und abgewieſen, und wollte viel lieber ſterben, als dem ſchlechten Menſchen Gehör geben!"

„Wen meinſt Du? Wer verſuchte Dich?" fragte Philider, und Magdalene antwortete:

„Der kaiſerliche Reiter, der bei uns im Quartier liegt! Ach hätte ihn mein Vater doch im Wirthshaus bleiben laſſen, wo er erſt lag. Der Herr Groß, unſer Gerichts-Verwalter, warnte den Vater gleich, aber weil der Vater in dem Reiter einen Glaubensverwandten fand, ſo that er ihm alles zu Gefallen, und nahm ihn in das Haus, wo er nun fort und fort mich mit Liebesanträgen quält, und ich will doch nichts, gar nichts von ihm wiſſen und habe ihm ein für allemal jede Gunſt rund abgeſagt.“

„Wenn dem ſo iſt, und ich erwarte, daß Du mir ſo lautre Wahrheit berichteſt, als wenn Du vor Deinem ewigen Richter ſtändeſt,“ ſprach Philidor weiter, ſo haſt Du daran Recht gethan, was iſt's denn aber weiter, daß Dein Gemüth ſo bange macht? Was haſt Du mit dem Hans und dem Dietrich? Sind dieſe Burſche Deine Liebhaber, und machteſt Du wohl Beiden zugleich Hoffnung? Dies wäre ein Unrecht, meine Tochter!“

„Nein, Herr Pfarrer!“ vertheidigte ſich Magdalene. „Weder dem Einen noch dem Andern machte ich die geringſte Hoffnung! Das wären mir ſaubre Freier, betrinken und prügeln ſich faſt alle Tage, und haben erſt geſtern Abend ſo argen Spektakel im Dorfe und vor dem Hauſe der Herrſchaft gemacht, daß die gnädige Frau ſie die ganze vorige Nacht über hat im Hundeloch ſtecken laſſen. Mein Vater mag ihnen einige Hoffnung gemacht haben, vielleicht auch nur im Trunk, und ſie thun mir viel mehr Schimpf an, als Liebes.“

„Alſo auch hier fühlt ſich Dein Gewiſſen rein und frei!“ ſprach Philidor verwundert, „ſo möchte ich doch nun endlich wiſſen, warum Du ſo in Aengſten befangen biſt? Vielleicht iſt es Krankheit, und Du mußt den Arzt um Rath fragen.“

Magdalene warf einen wehmuthfreundlichen Blick auf den Frager, und ſchüttelte leiſe das Haupt. Es dünkte ihr ſo ſeltſam, daß er ſie nicht verſtehe, und ihm zu ſagen, was ſie fühle, welche Empfindungen ſie durchſtrömt, wie ihr ganzes liebendes Innere nur in ihm und durch ihn aufgegangen, und in wonneſeligen Träumen ſie beglückt habe, wie hätte ſie das vermocht? Doch er fragte noch einmal, da ſie ihm zu lange verſtummte, und in ihrem Herzen einen mächtigen Kampf kämpfte: „Nun, wirſt du mir antworten, Magdalene?“ und ſo drängte ſie die Gegenfrage hervor: „Kann man auch im Traume ſündigen, Herr Pfarrer?“

Alles hätte Philidor eher vermuthet, als dieſe Frage. Seine Gedanken mußten wie Blitze durch

Winkel der Dogmatik leuchten, und da ſie
cht gleich zurecht finden konnten im Geſetz,
Propheten und den Kirchenvätern, ſo er-
te er zunächſt ſalbungsvoll mit den Wor-
s Predigers: „Wo viel Träume ſind, da
elkeit, aber fürchte Du Gott!“ und fügte
„ſo paßt recht auf dich, mein Kind,
hs Ausſpruch, wo er ſagt: Eigene Träume
ichts, und machen doch einem ſchwere Ge-
. Und was träumte Dir?“

lch, das kann ich nun und nimmermehr
nein, ich kann nicht — ach mein Herz
ſchwer, und im Traum war es ſo leicht,
glücklich! Ich liebte im Traume, und
wieder geliebt.“ —

aß Dir ſagen, Magdalene,“ ſprach Phili-
der ſtill Weinenden, „daß Träume
me ſind, Schäume der Tagesgedanken,
ne unſrer Neigungen und Wünſche, Luft-
ähnlich, die das ruhigſte Waſſer biswei-
wirft. Ein Chriſt ſoll nicht auf Träume
noch Hoffnungen an ſie knüpfen. Haſt
s Tages vielleicht frevle Gelüſte empfun-
nd dadurch Gottes Ungnade auf Dich ge-

laden, ſo führt der Feind jene Dir wieder als Träume vor die Seele, und Du fällſt in Verſuchung und Stricke. Jeremias, der Prophet ſagt: Gehorchet euern Träumen nicht, die euch träumen, ſo thue auch Du, mein Kind, und Deine Seelenangſt wird von Dir genommen werden. Ich ermahne Dich anzunehmen die Furcht Gottes, die Liebe und das Vertrauen zu Gott, chriſtliche Zucht in Worten, wie in Gedanken, und herzliches Gebet. Das wird Dich ſtärken und aufrichten, und Du wirſt den Verſuchungen des Feindes widerſtehen in dem Herrn! Mir aber mußt Du ohne Hehl Dein Inneres aufſchließen."

„Aber werden Sie auch keinem, keinem Menſchen es ſagen?" drängte die Maid mit banger Frage.

„Ich ſetze meine Seele Dir zum Pfande, daß ich, was Du mir auch ſagſt, gegen alle Welt ſchweigen werde, wie das Grab!" lautete Philidors Verſprechen.

„So ſagen Sie mir um Gottes Willen, Herr Pfarrer," flehte das bei dem Gedanken an ſataniſche Verſuchung vorhin bis zum Tode erſchreckende Mädchen, „kann der böſe Feind auch

Geſtalt eines frommen und unſträflichen
tes, auch eines Mannes wie Sie, Herr
er, annehmen, und in ſolcher ein armes
, wie ich, bethören und zur Sünde ver-
?“

Kind, Du ſtellſt verwunderliche Fragen, und
Deinen Träumen ſcheint ein böſes Geheim-
lauern,“ erwiederte Philidor, „Was ge-
Du meine Perſon zu Deinen Anfechtungen?“
O, Herr Pfarrer! Verzeihen Sie mir! Ich
ja nichts dafür, daß — daß Sie — daß
.“

tzt endlich erhellte ein neuer Gedankenblitz
isherige Nacht in Philidors Innern, und
m lag ein ſonniges, roſenüberblühtes Land
ſeliges Dſchinniſtan, die ganze reiche un-
liche Liebesfülle eines jungfräulichen, kind-
olden Mädchenherzens, das für ihn ſchlug,
ch ihm darbot als Kelch, vom Purpurwein
ebe übervoll — und ein Zittern der Ueber-
ng, freudigen Schreckens flog durch alle
Nerven. Verwirrt ſaß er da vor dem Bilde
ugend, voll Schönheit, voll Liebreiz und
Schmerz, und wie hinweggeweht vom Odem

eines Feuergeiſtes, waren alle Bibelſtellen und alle Gedanken an die Kirchenväter, und die ganze Moral erſchien ihm wie ein dürres geſpenſtigfroſtiges Gerippe, während Magdalene daſtand, wie die Verſuchung ſelbſt in lockendſter, ſinnbethörendſter Geſtalt, als mächtigſter Dämon, und Philidor hatte nicht einmal für ſie ein: „Hebe dich weg von mir!“

Aber Magdalene beſaß bei ihrer ländlichen Unſchuld doch ſo viel weiblichen Scharfblick, um zu gewahren, daß ihr Beichtiger verwirrt war, und daß ſie dieſe Verwirrung auf keine Weiſe für ſich zu benutzen ſuchte, zeugte von der Reinheit ihrer Geſinnung. Eine lockende Phryne wäre jetzt zu Philidors Füßen oder in ſeine Arme geſtürzt, hätte ihn mit Küſſen überdeckt und das Gefühl eines noch jungen Mannes, der ein dichteriſches Sehnen nach einem vollen, von Liebe überfließenden Herzen in ſich trug, das eigentlich noch nie in rechter Fülle befriedigt worden war, wäre erlegen — aber ſie gönnte ihm Sammlung, indem ſie bittend weiter ſprach: „Sein Sie nicht böſe auf mich, Herr Pfarrer, und haben Sie Mitleid mit meiner Betrübniß. Ich habe ja Nie-

als Sie, dem ich vertrauen kann. Die
r würde ſich zu Tode grämen, wenn ich
gen wollte, was mein Herz leidet, was es
et, und der Vater würde mich erwürgen
em Zorn, käme von mir eine Schande an
ag.“

r Philiders Augen gähnte plötzlich mitten
die Roſenflur, die zu ſeinen Füßen lag,
palt eines tiefen Abgrundes, vor dem er
hauderte, und ſo rettete er ſeine Feſtigkeit
rach: „Deine Sache erfordert ein reifliches
en, meine Tochter. Gehe jetzt von hinnen,
l mit mir ſelbſt zu Rathe gehen, wie Du
aufzurichten ſeiſt. So viel ich verſtehen
ſo fürchteſt Du von einer Traumſunde
; dies würde eine krankhafte Verwirrung
Gedanken anzeigen, oder aber, der böſe
hat Dir eingegeben, eine wirklich began-
ünde mit Lug und Trug zu überhüllen
r vorzuſpiegeln, es habe Dich geträumt,
u in Wahrheit, Gott mag wiſſen, mit
egangen.“

dieſe Worte ſchoſſen die Thränen ſtärker
omweiſe aus Magdalenens Augen, und

keines einzigen Wortes mehr mächtig, ſchritt die bekümmerte Maid aus dem Zimmer. Philider holte tief Odem, und ſeine Blicke ſtarrten nach der Thüre hin, und vor ihnen ſchwebte in ätheriſchen Formen das ſüße, liebreizende, durch Schmerz und Thränen unendlich verſchönte Mädchenbild.

„Herr! Führe mich nicht in Verſuchung!“ lallte Philider, während ihn Gedanken durchflammten, die ſeine Tugend tadelte, während ſeine Jugend ſie entſchuldigte. Ulrike, die Gattin, trat mit dem Morgenbrod in das Studierzimmer und fragte: „Was fehlt denn der Lene? Sie ſteht draußen und weint die bitterſten Thränen.“

„Das Mädchen hat einen Kummer, liebes Weib, den ſie mir als Beichtgeheimniß anvertraut hat,“ erwiederte Philider.

„So, ſo! Da thut ſie mir leid. Es iſt doch nicht gefährlich?“ bedauerte und fragte Ulrike weiter.

„Ich weiß nicht, was es iſt, fürchte aber viel Unheil,“ gab der Gatte zur Antwort.

„Sie hat Dich geſtern ſchon droben im Holze, in eurem Labyrinth, angetreten, wahrſcheinlich

Anliegen anzubringen, und hat bei Dir tief
Gebüſch geſtanden."

„Du weißt —?"

„Das ganze Dorf iſt voll davon, und alle
ler halten ein Klatſchfrühſtück mit Deinem
en."

Wohl bekomme es ihnen! Ich habe mir
n Vorwurf zu machen, liebes Weib!" ſprach
idor gefaßt.

Das weiß ich," erwiederte Ulrike mit ihrer
en Ruhe. „Du haſt ja am letzten Philipp-
Jacobitag gepredigt, daß, wenn ein Beicht-
Bedenken trüge, ſein Herz im Beichtſtuhl,
andrer Leute wegen, im Pfarrhauſe aus-
tten, ſo könne es auch, gleichſam wie zu-
, im Felde oder Holze geſchehen; denn wo
Beichtvater ſei, da ſei auch ſein Gewiſſen,
ehe ich nichts Arges darin. Aber die Men-
ſchließen gleich von ihren eignen argen Ge-
n auf Andre, und darum iſt auch der Schein
iden."

Wie ich nicht anders gethan, denn ich habe
t im Holze die Lene gar nicht angehört,
n ihr ausdrücklich geboten, auf den betre-

tenen Weg zu gehen, und ihr vorhin erſt geſagt, daß es ſich nicht ſchicke, ſich im Freien allein zu mir zu geſellen.“

„Wir wollen hoffen, daß das dumme Gerede ſich bald verliere, das gar nicht entſtanden wäre, wenn Du geſtern nicht den Hans und den Dietrich her citirt hätteſt. So haſt Du Dir die böſen Lügengeiſter ſelbſt beſchworen, die Dich nun anſchwärzen, wie ſie wiſſen und können,“ fuhr Ulrike fort. „Die gnädige Frau und die Herren Söhne haben auch ſchon davon gehört und wahrſcheinlich den beiden Burſchen Alles abgefragt, die gewiß tüchtig auf Dich gelogen haben. Da haben ſie im Schloß wieder ein willkommenes Häkchen, womit ſie Dir an den Kragen langen werden.“

„Ich ſuche Roſen in den Gründen,“ antwortete Philidor mit den Anfangsworten eines ſeiner Lieder; „was Wunder, wenn ich auch Dornen finde? Ich will mich nicht vergleichen mit dem Herrn Herrn; aber tröſtete nicht Er, der Allerunſchuldigſte, jenes verrufene Samaritaniſche Weib außer der Stadt beim Jacobsbrunnen? Sprach Er nicht die bekümmerte Maria Magda-

anz allein fruh im Dämmerlichte im Gar-
oſephs von Arimathia? Soll nicht ein
Hirte neunundneunzig Schaafe in der Wuſte
und einem einzigen verlornen nachgehen,
es gefunden hat?“

offe das Beſte, das Schlimmſte kommt
n unverhofft!“ ſprach Ulrike ernſt und ging,
eß den Gatten in kummerahnungsvollen Ge-
zuruck.

8.

Auf dem Wege.

ging ein Fluſtern durch die Gemeinde des
, und ein Scharfblicken, ein Augendrehen
n Kreuzigen und Segnen, das währte ei-
Wochen und Monate in der Stille fort.
alene ging nach wie vor in das Pfarrhaus,
r Ausſehen ward immer bekummerter, ihre
ollen Augen wurden immer truber, ſie trug
ngelsköpfchen jetzt geſenkt, das ſie ſonſt ſo
os keck getragen, und das freundliche an-
lle Lächeln, welches des Hausvogts Toch-

ter ſonſt für Jedermann gehabt, war einem wehmuthvollen Ernſt gewichen, der an träumeriſches Weſen grenzte und kaum noch einen Dank für einen Gruß hatte; ſo hörten nach und nach die Grüſſe auf, nur nicht die, welche ihr die liebſten waren, und die ihr alle Andern entbehrlich machten, was freilich, ihrer Meinung nach, kein Menſch ahnen konnte.

Der Pfarrer erging ſich an ſchönen Sommertagen oft in dem großen Hausgarten, leſend oder meditirend, und nahm mehr denn einmal die Gelegenheit wahr, wenn Magdalene vorbei ging, um Waſſer von dem nahe bei der Kirche gelegenen Brunnen zu holen, ihr ein freundlich tröſtendes Wort über den am Dorfwege hinlaufenden Staketenzaun zuzurufen, und ihre Antwort auf ſeine Frage, wie es gehe, die immer trüb lautete, mit einer tröſtenden Stelle aus dem lebendigen Worte Gottes zu erwiedern. „Laß die Traurigkeit aus Deinem Herzen!“ rief Philidor aus Samuel. „Wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröſtet!“ aus Tobias. „Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem Allen!“ mit einer Pſalmſtelle, und

r Tröſtungen väterlicher Antheilnahme mehr.
eſchah auch wieder, daß Magdalene mit
rnvollen Augen in Philidors Studirſtube
ind mit ihm redete, und da waren die zwei
e im Pfarrhauſe abſonderlich neugierig, zu
, was drinnen verhandelt werde, zogen die
he aus, ſchlichen an die Thüre und lauſch-
Da hörten ſie, daß das Mädchen drinnen
nd ſagte: „Ach! ach! es wird doch an das
kommen. Ach, ich ſpringe ins Waſſer!“
er Herr Pfarrer darauf antwortete: „Aus
Herzen kommen arge Gedanken, mein Kind,
rer Arges thut, der haſſet das Licht und
nicht an das Licht!“ Mehr vernahmen
cht, die lauſchenden Mägde; denn ganz
ſehens brannte jeder von ihnen eine recht
Ohrfeige am Backen, ertheilt von den eben
allzuzarten Händen der Frau Pfarrerin,
eiſe aus ihrer Stube tretend, die Lauſche-
erblickte und mit unerſchütterlicher Ruhe
gab, was ſie verdiente. Und wie jene nun
cken auffuhren und ſchimpfen wollten, er-
ihnen doch auf der Zunge jedes Wort, denn
farrerin ſprach ſelbſt keins, ſondern ſah ſie

nur an mit einem Alles ſagenden Blick und deutete in den Hof hinaus nach den Ställen, welchem verſtändlichen Handwink ohne Weiteres Folge geleiſtet wurde, während die Herrin ſtill, wie ſie herausgetreten war, in die Stube zurückging.

In der drei Stunden vom Wohnort Philidors entlegenen Reſidenz war Jahrmarkt vor Jacobi, einer vom Landvolk am häufigſten und liebſten beſuchten Märkte, da er kurz vor dem Beginn der Heuernte ſtatt fand, und in die ſchönſte Zeit des Jahres fiel. Solche Tage ſind für Landbewohner oft Feſttage, und waren es früher noch weit mehr, als in der Gegenwart. Da führte nach gemachten Einkäufen der wohlhabende Landmann ſein Weib, der Burſche ſein Mädchen zum Weinſchenken, wenn Letztere nicht vorzogen, dem Klang der ſchmetternden Zinken, Poſaunen und Fiedeln zu folgen, die vom Rathhausſaale herab erſchallten, wo die große Stadtfahne mit dem fünfgethürmten Wappen aushing, um bei dreißig Grad Hitze einen Schleifer oder alten deutſchen Dreher mitzuſpringen. An ſolchen Tagen, wenn die Feldarbeit nicht hinderte, blieben nur wenig Geſunde in den Dörfern, was irgend zur Stadt

en konnte, das ging, den Pfarrer und Schul-
ſter nicht ausgenommen. Fuhr doch ſelbſt die
dige Gutsherrſchaft im funfzigjährigen Galla-
gen nach der Reſidenz und beſuchte dort gaſt-
Verwandte.

An dieſem Tage nun, der ein recht ſonniger
warmer war, traf es ſich, daß auch Phili-
in der Stadt geweſen und auf dem Heimweg
iffen war. Er holte vor einem Dorfe, das
ſeinem Wege lag, einen Trupp heiter plan-
der Landleute beiderlei Geſchlechts ein, und
ahrte erſt, als er ganz nahe zu dieſen Leuten
, daß Magdalene ſich unter ihnen befand;
ſie hatte keine Geſellſchaft aus ihrem Dorfe
nmen; man begann ſchon, ſie zu meiden,
ihre Begleiter verließen ſie jetzt, einer andern
tung folgend, da, wo der Weg nach Mag-
lenens Heimath abging. So waren wieder die
Menſchen allein mit einander und auf dem
e beiſammen, von deren Beiſammenſein die
ſo viel Arges dachte und redete, und die be-
t waren, eines durch das andere viel Trübes
fahren, ohne alle Schuld. Es war allerdings
Welt, die ihr Argus- und Argwohn-Auge auf

Beide richtete, eine ungemein kleine, befangene, beſchränkte, aber es war nun doch einmal ihre Welt, und ſelten ſteht der Menſch ſo geiſtigfreien Blickes auf der Lebenshöhe, daß er, das Auge nach heitern Fernen richtend, das nebelvolle Thal des Gewohnheitslebens gar nicht mehr gewahrt und die drückende Schwüle ſeiner Atmoſphäre nicht einathmet.

Scheu und ſchüchtern ſah Magdalene ſich um, ob Niemand von ihren Bekannten in der Nähe? Es war ein Gefühl in ihr, das ihr ſagte, ſie dürfe nicht mehr um den Pfarrer ſein, und ſie hielt ihn ſo hoch und ſo innig werth, daß ſie ihn gern ſchonen wollte; dabei blickte ſie ihn zugleich ſo demuthvoll und bittend an, als wolle ſie ſagen: Verzeihe mir, Du lieber Mann, daß ich Dir nahe wandle, obgleich ſie nichts dazu konnte, denn er war ja gekommen, und ihr ganzes Weſen drückte tiefen Kummer aus.

Auch Philidor empfand einige Verlegenheit, allein er dachte zu groß und zu edel, um die Maid, die ihm mit ſo ſtarker Empfindung zugethan war und ihr ganzes Herz ihm offenbart hatte, durch Härte zu kränken, und mit dem

zen Stolz eines guten Bewußtſeins ſchritt er
en ihr, darüber innerlich erhoben, daß jeder
egnende oder Nachkommende ſolche Begleitung
erſt mißdeuten werde.

Und ſo ſpann ſich ein Geſpräch an, erſt ſto-
d und einſilbig, doch dann durch Philidor auf
gdalenens ängſtlichen Seelenzuſtand gelenkt,
zu thun er für Pflicht ſeines Amtes hielt.
antwortete unter öfterm Erröthen und unter
n Weinen auf ſeine Fragen, die einen Zu-
d berührten, den ſie nicht für möglich halten
te, und verſicherte wiederholt, wie ſchon frü-
daß ſie im Wachen von keiner ſträflichen
de wiſſe, ſtets ihre Ehre bewahrt habe, daß
eshalb weltliche Strafe nicht zu fürchten
che, und daß etwas Anderes der Grund
tiefen Traurigkeit ſei. Dieſes Andere war
eben das, was Philidor nicht hören wollte
durfte, und das ihm doch, wie verſchloſſen
dabei der Mund Magdalenens blieb, ſein
s Herz laut zurief.

ine altmodiſche Kutſche fuhr raſch auf dem
en Feldweg hinter dem Paare her und über-
es bald, es war der Wagen der Herrſchaft;

die alte gnädige Frau ſaß darin mit ihren bereits erwachſenen Herren Söhnen und ſchoß aus graugrünen Augen ſcharfe giftige Blicke auf Philidor und Magdalene. Der erſtere verbeugte ſich tief, wie die Kutſche vorbei raſſelte, und hörte die höhniſchen Worte aus dem Munde der Frau: „Seht doch, unſer Dorfhirte mit dem verlornen Schäflein in der Wüſte!“ und ein ſchallendes Gelächter. Das that ihm recht weh.

Ein Reiter ſprengte bald darauf deſſelben Wegs entlang, es war Martin, der kaiſerliche Werber. Er ſah das Paar ſcharf an und ſang, indem er ſein Pferd langſam traben ließ, ein altes Jägerlied parodirend:

„Was ſchau' ich dort im grünen Gras!
Gukuk!
Bei einer Gans ein Füchslein ſaß!
Gukuk!
Ich weiß nicht, ſoll ich ſchießen drein,
Oder ſoll ich's noch laſſen ſein?
Gukuk, Gukuk, Gukuk!“

Und wie er ganz nahe an Magdalenen hinritt, ſah er ihr tief in die Augen, die ſie aber unwillig vor ihm niederſchlug, und ſtimmte höhnend einen Liebesreihen an:

„Wie kommt's, daß Du ſo traurig biſt
Und gar nicht einmal lachſt?
Ich ſeh' Dir's an den Augen an,
Daß Du geweinet haſt!“

rauf er trällernd von dannen ſprengte. Den
arrer aber ſah er gar nicht an, denn dieſer
r in ſeinen intoleranten Augen ihm ein Greuel.
„Dieſer Menſch iſt mein Teufel! Mir grauſ't
ihm, mein ganzes Innere kehrt ſich um, wenn
ihn anſehe, wenn er mich anſieht,“ ſprach
gdalene zu Philidor. „Seit er weiß, wie
haßt er mir iſt, höhnt er mich ſtets, und da-
ſchen macht er mir wieder Anträge, ſpricht,
träume immer von mir, und fragt mich, ob
nicht von ihm geträumt habe, ob ich nicht im
ume glücklich mit ihm geweſen ſei? Wer ſagt
, was ich träumte? Giebt es Künſte, die
he Wiſſenſchaft lehren, hat er Zauberbücher,
er mit ſeinen Fragen ſo nahe an das Ziel
t, und nur aus Eigendünkel ſich für mein
umbild hält, ſich — ha, des Frechen! Lieber
die Arme des Moloch, als in die ſeinigen!“
„Dein Zuſtand iſt exaltirt, liebe Tochter!“
te Philidor mit milder Rede die Aufgeregte

zu beruhigen. „Auch wird ja endlich dieſer Mann unſern Ort verlaſſen, und Du wirſt Ruhe vor ihm haben, Ruhe, die Deiner Seele ſo nöthig iſt.“

„Ich werde niemals Ruhe haben, bis ich im kühlen Grabe liege!“ ſeufzte Magdalene, und ſo ſpann ſich das Geſpräch trub und traurig weiter.

Wie ſehr litt dabei Philidors weiches, empfindungvolles Herz! Das junge, ſchöne, immer ſo züchtige und ſittenreine Mädchen ſah er ſich verzehren in Gefühlen, die es nicht in Worte kleiden, geſchweige zur That werden laſſen durfte, er ſah ein Herz von Kummer angenagt, ohne im Stande zu ſein, durch geiſtliche Tröſtung den unſichtbaren Wurm abzutödten, und konnte, durfte nicht die Heilung gewähren, die in ſeiner Macht geſtanden hätte, wäre ſein Stand in jeder Beziehung ein andrer geweſen, und ſeine Zeit, in der er lebte, nicht die ſtrengſte Sittenrichterin.

Alles, was kommen werde und wie es kommen werde, ſah Philidor ahnend voraus. Jener erſte lautgewordene Argwohn, durch Unklugheit genährt, war nur der kleine Ring einer Kette, deren Glieder, größer und größer werdend, erſt peinlich drückten, dann den, welcher von ihr

lungen war, wie Laokoon von den Schlan-
ganz zu Boden riſſen.

s kamen des Wegs hinter den Langſamge-
n, denn Magdalene trug ſchwer an Ein-
n fur die Herrſchaft, noch manche Leute, und
uberholten ſie; aber ſollte der Troſter der
rigen von ihr gehen? Sollte er ſie dem
tte ruder Burſche und Dirnen uberlaſſen,
vein- oder bierfröhlich, lärmend und jauch-
hinten nach kamen, und unter deren weit-
nden Stimmen ſich die von Hans und Die-
vornehmlich kund gaben? Nein, er hielt
ſo ſehr ein natürliches Bangen ihm ſagte,
neuen Anlaß zu Verdacht gebe; er hielt
um ihr durch ſein Anſehn ein Schirm zu
egen jegliches rohe Wort ſeiner Beichtkinder;
var wirklich ein ehrenhafter Sieg, den Phi-
über den Kleinmuth gewann, welcher bis-
ihn zu übermannen drohte. Und in der
wie die Ausgelaſſenen auf ihrem Wege
farrer vor ſich her wandeln ſahen, hemm-
ihre Schritte, blieben zurück und wurden
ſtiller. Ungefährdet gelangte Magdalene
väterliche Wohnung mitten in der Burg-

trümmer. Unter dem alten Thorbogen lehnte nachläſſig der Werber, ſtrich ſich den gewichsten Bart und rauchte aus einem kleinen Pfeifenſtummel Tabak. Er grüßte Magdalenen, die an ihm vorüber mußte, aber ſein Gruß war Hohn, und ſie dankte ihm nicht.

Einige Zeit darauf wandelte Philidor ſeinem treuen Freund Fidocles wieder auf dem Waldweg entgegen. Die Ernte war ſchon in vollem Gang, und der Wald hatte nicht mehr den friſchen Frühlingsglanz. Heiße Tage hatten die Fluren geſengt mit glühenden Sonnenpfeilen, und es lag jene ermattende Schwüle über den Gefilden, die auch das Menſchengemüth, ja den ganzen vom Makrokosmos ewig beherrſchten und deſſen Einflüſſen ſtets geiſtig wie leiblich unterworfenen Mikrokosmos überwältigt. Ueber der nun in voller Blüthe ſtehenden Haide zog ein Summen, wie Töne ferner Glocken, das von den Bienen herkam, die um die Blüthen ſchwärmten. An heißen Rainen lauerte die Eidechſe in grünſchillernder Farbenpracht. Admiral und Segelvogel wiegten ſich auf den ſtarken Kronenköpfen blühender Diſteln, die am Wege ſtanden, während die Ränder einiger Sumpfſtellen der Triſtwieſen mit Argusfaltern ganz überſäet waren.

„O ſüße Unruhe eines poetiſchen Sehnens, das in den Frühlingstagen zum Haine mich trieb und in Liedern ſeine ſchöne Befriedigung fand, wohin biſt Du?“ fragte ſich Philidor mit Schmerz. „Welch anderer Unruhe biſt Du gewichen! Wie wahr, wie wahr ſingt der Blumenordensgenoſſe Ferrando:

Oft gibt die Welt zwar ſüße Reben
Und ſchenkt es auch am erſten ein.
Bald aber folgt der Fluch dem Leben,
Und des Geſetzes bittrer Stein.
So daß, wer Morgens erſt gelacht,
Das Abendlager netzt mit Zähren;
Kaum können ſolche Freuden währen,
So lang' die Sonn' am Himmel wacht.

Ja, ja, mein Labyrinth thut ſich auf; es öffnet mir Gänge voll Schatten und Schauer, und dort, dort in jenem Gebüſch, das mein Fuß an einem unglückſeligen Tage betrat, dort iſt ſein Eingang. Ferrandos Spruch ſollte darüber hängen:

Halt aus! Es muß das Glück Dir endlich wieder grünen,
Der Hammer härtet nur das, was nicht leicht zerbricht.“

Es nahte dem in truben Sinnen Wandelnden der Freund, und nicht minder ſorgenvollen Gemüthes. Bald genug lenkte ſich das Geſpräch der Männer auf das Naheliegende. „Freund,“ ſprach Fidocles, „ſiehe, wie dort aufſteigende Wetterwolken den Horizont umlagern, ſo zieht ein dräuend Unwetter ſich uber Deinem Haupte zuſammen. Die tauſendzungige Fama poſaunt nach allen Winden eine Kunde, die mich erſchreckt hat. Merkſt Du keine Veränderung in Deiner Gemeine?“

„Wohl, wohl!“ ſeufzte Philidor aus beklommener Bruſt. „Ich finde faſt mit jedem Sonntag die Kirche leerer, und muß vernehmen, daß meine Beichtkinder hinuber nach Nordheim und in andere Nachbardörfer zur Kirche gehen.“

„Siehſt Du, das iſt Alles Frucht und Folge jenes Argwohns, der gegen Dich erwacht iſt und von den böſen Zungen Deiner Haſſer und Widerſacher weiter getragen wird. Armer Freund! Wie herzlich beklage ich Dich! Wenn Du ſelbſt Dir verhehleſt, was die Leute ſagen, ſo darf der Freund doch nicht ſchweigen; er muß Dir Schmerzen machen, wie der Wundarzt, der in eines Kranken freſſendes Fleiſch ſchneidet. Ja, wiſſe es denn,

alle Welt ſchreit Zeter über Dich, und die Sache
lann nicht länger verhehlt bleiben, die Sache —
nit dem Mädchen.“ Philider lächelte ſchmerzlich
u dieſer faſt im Kanzelton und einigermaßen ver-
vurfsvoll ihm gemachten Erörterung.

„Auch Du mein Brutus?“ fragte er ſanft.
„Von mir kommt kein Aergerniß, da iſt Gott
nein Zeuge. Wehe denen, von welchen es kommt!
Seit lange her iſt mein Wahlſpruch das Igna-
ianiſche Wort: Meine Liebe iſt gekreuzigt, und
vas auch drohen und kommen mag, ich ſtehe
uthvoll unter dem Kreuze. Dieſes Bienlein,
as uns umſummt, kann ſich nicht freudiger auf
ie Haideblume ſetzen, als mein Herz ſeinem Gol-
atha entgegen geht. Die Welt iſt jenem Koh-
nmeiler dort ähnlich, was Wunder, wenn ſie
ns ſchwarz ſchilt!

Es ſoll mich Ephen nicht, nur Wintergrun
umkränzen;
Ich leide Froſt und Wind in dieſem Wald der
Welt!“

9.

Das Verhör.

Philidor ſah mit einem gefaßten und ſtandhaftem Gemüth dem drohenden Ungemach entgegen, das nun kommen werde, und war innerlich weit beruhigter, da er des Feindes Geſicht ſchaute. Nur ſo lange hatte ſein Herz in bangen Ahnungen gezittert und gezagt, als das Unglück, welches ihm die Ahnungsſtimme prophezeihte, ein geſtaltloſes war, nun es die Geſtalt eines ſchmählichen, beſchimpfenden, ja bei ſeiner amtlichen Stellung den Mann entehrenden Verdachtes angenommen hatte, war es zu packen, zu bekämpfen, und ſo erwartete Philidor den Feind nicht ungerüſtet. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten.

Es war am zwölften September deſſelben Jahres. Philidor hatte ſich Nachmittags zu dem Freunde begeben, um ihm bei einer Arbeit behülflich zu ſein, und verſah ſich keines Argen. Gerade an dieſem Tage fiel es aber der Gutsherrſchaft bei, einem Gerüchte, welches ſich nicht mehr verbergen ließ, auf den Grund kommen zu wollen, und ſo ſahen ſich nicht nur Magdalene,

ern auch Hans Werrbach und Dietrich Neu-
vorgeladen, in der Gerichtsſtube des guts-
ichen Schloſſes, welches ganz in der Nähe
alten, zerſtörten Baues nach dem Bauern-
e neu aufgeführt war, zu erſcheinen, und da
Frohnbote, welcher auch den Pfarrer gleich-
zu citiren hatte, dieſen nicht daheim antraf,
ef er mit ſeinem Schreiben eiligſt über Berg
Thal hinüber in das Nachbardorf und
te ihm im Hauſe des Amtsbruders den
tlichen Befehl, ſofort nach Hauſe und in
Schloß zu einer Vernehmung zu kommen.
Freund begleitete Philidor eine Strecke weit
iebender Tröſtung. Mit einer nicht zu be-
benden Empfindung wandelte jener dann
Weg nach ſeinem Dorfe. Alle Gefühle ge-
ter Ehre, unverdienter Schmach, gerechter
ſtung durchſtürmten ihn, und ſtimmten ſein
th bald weich, bald bitter. Er ſprach einige
heftig mit ſich ſelbſt, recitirte Stellen der
ft, und ward in Gleichniſſen laut. Als er
s Labyrinth gelangte, blieb er ſinnend ſtehen.
hier verlebten ſchönen, harmloſen, poeſie-
hten Stunden, gefeiert in dieſem Natur-

tempelheiligthum edler Freundſchaft, traten im ſonnigſten Lichtglanz der Erinnerung vor ſein geiſtiges Auge. Ach, wie ſtach dieſer Glanz ab gegen die Stunden in der Gegenwart! Der Wald war feucht vom Regen, der Wind wehte ſcharf aus Nordoſt, und der Himmel hing voll düſtergrauen Gewölkes. Stürme und wohl auch boshafte Hände neidiſcher Frevler hatten im Labyrinth verwüſtend gewaltet, den Sitz unter der Tanne zum Theil zerſtört, die verſchlungenen Zweige gelöſt. Alles gewährte ein unerfreuliches Bild, und ſpiegelte ſeine trübe Färbung in Philidors Seele wieder. Dennoch übte die geliebte Stätte einen Zauber aus auf den beklommenen Mann; er pflückte einige Blätterranken von dem Sinngrün, das er von dem im Irrgarten bei Nürnberg mitgebrachten Kranze mit eignen Händen im vorigen Jahre an eine paſſende Stelle dieſes Waldes gepflanzt — welches lieblich gediehen und emporgeſchoßt war, und dachte an Damons Denkſpruch.

Groß und ruhig, als ſtehe er vor dem Altar des Herrn, ſtand er unter der Tanne, aus deren Gezweig der Wind große Tropfen auf ſein fromm entblößtes Haupt ſchüttelte, wie eine Taufe des Schmerzes, und ſprach mit betend erhobenen Händen: „Laß, o Herr, nach Deinem heiligen Worte mich beweiſen in allen Dingen als Deinen Diener in großer Geduld, in Trubſal, in Nöthen, in Aengſten, in Gefängniſſen, im Aufruhr, in Langmuth, in Freundlichkeit, im heiligen Geiſt, in ungefärbter Liebe, im Wort der Wahrheit, in Gotteskraft, durch Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken! Laß mich vor Dir treu beſtehen in Ehre und Schande, durch böſe Gerüchte und gute Gerüchte, als ein Verführer und doch wahrhaftig; als ein Unbekannter und doch bekannt; als ein Sterbender, und ſiehe ich lebe, als ein Gezüchtigter und doch nicht ertödtet!“

Und ſich zum ſauern Gang immer mehr ermuthigend, mit dem Schilde des guten Bewußtſeins ſich deckend, ſprach Philidor, indem er die Waldung verließ:

„Ich will in mein Verhängniß gehen
Und Alles willig nehmen an,
Wie Gott es mit mir vorgeſehen,
Der Leid und Freude geben kann.“

Das Perſonal, welches in der Gerichtsſtube verſammelt war, um über die betreffende Sache ins Klare zu kommen, beſtand aus der alten Freifrau und ihren beiden Söhnen, von denen der eine, Chriſtoph, am Würzburgiſchen Hofe eine Dienſtbeſtallung bekleidete, der Andere aber, Friedrich, der Oekonomie befliſſen war. Der Gerichtsverwalter Groß, ein verdorbener Student und hölzerner Advokat, ſaß als Protokollführer mit geſpitzter Feder am Schreibetiſch, und ein Amtsbruder Philidors, der Pfarrer Kuhn aus Nordheim, der dieſem jedoch abſonderlich feindlich geſinnt war und ſich von Herzen der Gelegenheit freute, ihn gedemüthigt zu ſehen, war als Zeuge erbeten worden und ebenfalls gegenwärtig. Kuhn haßte Philidor, wie eben ein durch und durch proſaiſcher Menſch, deſſen enggezogener Geſichtskreis ſich nicht über die Scholle, an der er klebt, und nicht über die amtliche Wirkſamkeit, die zur Noth genügend erfüllt wird, hinaus erſtreckt, ein Dichtergemüth zu haſſen pflegt, wenn es abſichtlos ſeinen Weg durchkreuzt. Es iſt ſolcher Haß zumeiſt nichts Andres, als der Neid der großen Spinne über Schwingenkraft und Farbenpracht des goldglänzenden Kolibri. Da ſie kein Kolibri ſein kann, ſo iſt ſie ſein Feind, ſucht ihn zu fangen und ſaugt ſein Blut.

Vor dieſem Forum ſtand nun zuerſt die arme Magdalene voll Angſt und Schaam und tauſendfacher innerer Marter. Was in ihrem Herzen ls unausgeſprochenes Himmelsgefühl beſeligend rklungen war, wurde jetzt als eine vorwurfsvolle Frage laut im Munde höhnender und kaltherziger Menſchen. Sie weinte, wußte jedoch nichts zu ekennen, und wies jede verfängliche Frage, die uf ein ſträfliches Verhältniß mit dem Pfarrer indeutete, ebenſo empört als entſchieden von der Hand, ohne ſich durch die mancherlei Drohungen chrecken zu laſſen, die das Gericht nicht ſparte. Die beiden Bauernburſche ſchwuren hoch und heuer, daß ſie von dem Herrn Pfarrer nichts Böſes weder geſehen noch gehört, und daß ſie amals, als ſie ihn mit Magdalene im Walde rechend erblickt, nur aus Scherz und um das Mädchen zu ängſtigen, ſich argwöhniſch geäußert. ie glaubten, daß, wenn Magdalene verführt orden, die Schuld einzig und allein dem kaiſerchen Werber zur Laſt falle. Da ihre Ausſage keineswegs nach Wunſche des geſtrengen Gerichts ausfiel, ſo wurden die Burſche mit ſchnöden und drohenden Reden entlaſſen, was dieſelben auf das Aeußerſte gegen die Herrſchaft erbitterte.

Es ſollte auf den Rath der alten Freifrau ein Bote an jenen Mann, den Reiter, abgeordnet werden, ihn zu erſuchen, ebenfalls herüber zu kommen, um ſich in dieſer Sache vernehmen zu laſſen, und da man gegen einen Kriegsmann des Kaiſers einige Rückſicht zu nehmen hatte, ſo bemühte ſich der Gerichtsverwalter ſelbſt hinüber in des Hausvogts Wohnung. Schon von Weitem hörte er ein fürchterliches Fluchen, Geſchrei und Toben, und als er näher kam, ward er Zeuge einer entſetzlichen Scene. Der Hausvogt, trunken und von Zorn geſtachelt durch Magdalenens Vorladung, dadurch ſo manche anzügliche und ſtichelnde Rede der Bauern und des Geſindes, die er bisher anhören müſſen, Deutung und Erklärung erhielt, übte an der bejammernswerthen Tochter all die unmenſchliche Rohheit, die Bürger in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ ſo ſchaudervoll ſchildert.

Er ſchlang ihr fliegendes Haar um die Fauſt,
Er hieb ſie mit knotigem Riemen.
Er hieb, das ſchallte ſo ſchrecklich und laut,
Er hieb ihr die ſammetne Lilienhaut
Voll ſchwellender, blutiger Striemen.

Die Mutter miſchte verzweiflungvolles Geſchrei in die Jammerrufe der Tochter, und der Werber Martin ſuchte den Zorn des Alten zu hemmen. Da ließ dieſer ab von Magdalenen, und ſchrie den Werber an, ſich nicht in ſeine Kinderzucht zu miſchen und ohne Weiteres ein anderes Quartier zu ſuchen, darüber Martin zornroth wurde und ſchon den Stock drohend emporhob, ſeinem Wirth Reſpect vor dem kaiſerlichen Rock fühlbar beizubringen. Da trat nun Groß mit ſeiner Ladung dazwiſchen, die des Werbers üble Laune aufs Aeußerſte mehrte. Wild und trotzig ſtellte er ſich vor den Verwalter, ſtampfte dicht vor ihm mit dem gewaltigen Stock den Boden, daß deſſen blanker Metallknopf Groß dicht an der Naſe hinfuhr, und ſchrie ihn mit furchtbarer Stimme an: „Sage Er ſeiner alten Iſabell von Frau und ſeinen Krautjunkern von Herren meinen Empfehl, und es ſei mir nicht gelegen, vor ihrem Gericht zu erſcheinen. Ich bin kaiſerlicher und koniglicher Majeſtät wohlbeſtallter und hochbetrauter Werbehauptmann; weiß Er das nicht, Herr Groß? Ich bin, ſo lange ich mir kein Pönalvergeben in den Reichslanden zu Schulden kommen laſſe, nicht gehalten, mich vorladen zu laſſen von irgend einem Gericht, am wenigſten aber von ſo bärenhäuteriſchen Dorfjunkern! Weiß Er's?"

„Die reichsfreiritterſchaftlichen Gerichte" — wollte Groß einwenden; aber Martin ſtieß nochmals den Stock auf und ſchrie:

„Halte Er gleich ſein Maul, Verwalter! Ich parire nicht! Die reichsfreiritterſchaftlichen Gerichte haben mir nichts zu befehlen, und im Uebrigen reite ich noch heute aus eurem Neſte. Hutet euch, daß ich euch nicht ein Andenken hinterlaſſe! Zieht ab von der Schanze, oder ich fuchtle euch bei meinem Leben und beim heiligen Martinus, meinem hochgelobten Schutzpatron, daß ihr die Schwerenoth kriegt!" Der Reiter ſegnete ſich mit einem Kreuze und der reichsfreiritterſchaftliche Anwalt entfloh voll Graus. Jener ging in den Stall zu ſeinem Pferd. Magdalene lag wimmernd auf dem Bette, die Mutter weinend um ſie bemüht;

der Hausvogt ging voll Groll und Galle nach dem Wirthshaus hinüber, und ſo war es mit einem Mal wieder ſtill in dem Gehöft, das kurz zuvor noch Lärm und Geſchrei erfüllt hatte.

„Ach, mein Gott! Ach, mein Gott! Warum läßt Du mich zu Schanden werden!“ ſchluchzte Magdalene, und die Mutter tröſtete: „Sei ſtill, ſei ſtill, armes Kind! Gott züchtigt, die er lieb hat! Wie oft ſchlägt er nicht auch mich, mein böſer, harter Mann! Daß Gottt erbarm! Was werden wir noch erleben!“

Der Abend ſank nieder, als Philidor in das Herrenhaus trat, gleich nachdem der Gerichtsverwalter aus der Hausvogtswohnung zurückgekehrt war und treulich rapportirt hatte, was ihm der Werber geſagt. Dadurch war der Zorn der Dorfherrſchaft auf das Heftigſte erregt worden.

Die Freifrau ergoß ſich in Schmähungen, der Kammerjunker ſchwur, ein Klaglibell gegen jenen frechen Mann beim Reichskammergericht einreichen zu wollen, und der Oekonom hatte nicht übel Luſt, Sturm läuten zu laſſen, und an der Spitze eines mit Heu- und Miſtgabeln bewaffneten Bauerntrupps einen Feldzug gegen den Küraſſier zu eröffnen. Der Eintritt Philidors lenkte aber von jenem die zornigen Gedanken ab, und das elektriſche Feuer des Grolls entlud ſich auf den willkommenen Leiter.

„Der Herr Pfarrer hat ſich ein übel Gerücht, ja argen Stank gemacht in der Gemeine!“ begann die Freifrau, ohne auf Philidors ehrerbietige Verbeugungen zu danken. „Er hat durch häufige, abſonderlich auffallende Zuſammenkünfte und vertraute Geſpräche mit des Hausvogts Tochter ein Aergerniß gegeben, und wir werden ja ſehen, was weiter zu Tage kommt. Da ein dringender Verdacht vorliegt, wir aber keinen Pfarrer brauchen können, gegen den wir und die Gemeine alles Zutrauen verlieren müſſen, ſo wollen wir uns dieſer Sache ernſtlich annehmen, ſie ſtreng unterſuchen und richterlich aburtheilen laſſen.“

„Wir werden demnach dem Herrn Pfarrer einige Fragen in Gegenwart ſeines Herrn Confraters zu Nordheim, als Zeugen, vorlegen,“ nahm der Würzburgiſche Kammerjunker das Wort, „und befehlen ihm, ohne allen Umſchweif und Hinterliſt nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu antworten.“

„Rede, Herr. Dein Knecht höret!“ erwiederte

Philidor mit leiſer Ironie, indem er ſich demuthig
erneigte, und fügte hinzu: „Hinterliſt übte Iſabell
n Elia; mein Gewiſſen aber beißt mich nicht mei-
es ganzen Lebens halber.“

„Wo und wann hat der Pfarrer beſagtes
Menſch geſprochen?“ lautete die erſte Frage.

„Auf Wegen und Stegen, auf Triſt und Flur,
meinem Garten über dem Zaun, in meinem
auſe und Hofe. Ueberall, allwo es ſich gefügt
nd geziemt hat, mit Magdalene zu reden, und am
ellen lichten Tage,“ erwiderte Philidor ganz getroſt.

„Und warum hat man ſo oft mit derſelbigen
eſprochen,“ inquirirte der Patron weiter.

„Einestheils, weil ich immer gern mit allen
einen Beichtkindern mich unterrede, andern-
heils, weil Magdalene von ihrer Kindheit an im
farrhofe aus- und eingeht, und endlich, weil ſie
einen Zuſpruch und geiſtliche Tröſtung verlangt
at,“ ſprach Philidor.

Bei dem letzten Grunde ſchlug die Herrin eine
öhniſche Lache auf, in welches der jüngere Junker
nſtimmte, während der ältere fortfuhr zu fragen:
Und weshalb begehrte die Dirne Seinen Zu-
ruch? Welches war deren Anliegen?“

„Solches zu offenbaren, verbietet mir Amt und Gewiſſen,“ antwortete Philidor mit Freimuth. „Was die Magdalene mir geſagt, ſagte ſie mir im höchſten Vertrauen, und ich ſetzte ihr meine Seele zum Pfande, es nicht auszuſagen. Fragen Euer Gnaden ſie ſelbſt; will ſie es Ihnen offenbaren, ſo ſteht das bei ihr. Was ſie mir, dem Beichtvater, vertraut, iſt Gott vertraut, und ſo lange Gott ſchweigt, ſchweige auch ich.“

„So achtet Er ſich wohl ſelbſt einen Gott?“ rief zornroth, doch ſpöttiſch die Freifrau. „Man wird ſchon Mittel und Wege finden, Ihn zum Geſtändniß zu bringen!“

„Die Gewaltigen rathen nach ihrem Muthwillen, und die Prieſter, des Herrn Diener, trauern,“ ſchlug Philidor mit zwei Bibelſtellen die böſe Rede zurück, und ſprach weiter: „Solches Dräuen, wie mir an dieſer Stelle widerfährt, iſt zu weit aus den Augen. Ich fürchte mich nicht vor der Gewalt, wenn Gewalt vor Recht ergehen ſoll; lieber wollte ich mich ja verbrennen laſſen, als meiner Beichtkinder Heimlichkeiten offenbaren. Vielleicht ſagt die Beſchuldigte noch, was ſie bekümmert, was man gern wiſſen will. Warum ſoll ich es l, und, entgegen meiner Pflicht, ihr Verräther den? Die tiefe Traurigkeit, welche das Mägd- befallen hat, dünket mir nicht die Furcht vor licher Schande zu ſein, ſondern iſt ſicher etwas eres.“

Jetzt hob der Pfarrer Kuhn an zu ſprechen, zwar mit ſcheinheiliger und falſcher Freund- eit: „Meiner allergeringſten Meinung nach, der Herr Confrater das Verbrechen jener gd ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht verhehlen, ern ihr Zuſtand mag ſo oder anders ſein, uß ſelbiger offenbart werden!“

Und wo ſtände das geſchrieben?“ fragte dor gereizt. „Welcher Caſuiſt und Theolog r Kirche ſagt das? Iſt es vielleicht in heim eingeführt, oder ſteht es im Geſetzbuch er Gerichte? Gott ſchütze alle Angefochtenen Beichtvätern, die durch Verletzung des Sie- heiliger Verſchwiegenheit deren Schande be- rn. Chriſtus wurde zwar verrathen, verrieth Niemand. Das iſt meine Meinung, die der Gerichtsverwalter zu Protokoll nehmen mag, ich als Seelſorger für meine Perſon ger[illegible] willig alle Schmach und allen Spott, zumal von meinen Vorgeſetzten in Sanftmuth und Geduld ertragen, niemals aber irgend Jemand dergleichen verurſachen will. Will man aber an mich, wohlan, ſo ſtelle man mir meine Ankläger und deren Zeugen gegenüber, ich bitte darum. Kann man das nicht und will man auf Gerüchte und Alteweibergewäſche hin mich verhören und richten, ſo appellire ich an höhere Richter, und getroſte mich mit des Predigers Wort: Es iſt ein Unglück, daß ich ſahe unter der Sonne, nehmlich Unverſtand, der unter den Gewaltigen gemein iſt. Wer klagt mich eines Vergehens an? Ich will, ich muß es wiſſen! Man hat Leute über mich verhört. Was ſagten dieſe aus? Ich will die Akten ſehen!“

„Das iſt ja ein ſanfter und geduldiger Pfarrer!“ ſchrie die Freifrau ganz erboſt. „Er ſoll noch zu Kreuze kriechen! Ihm ſoll der Teufel das Licht halten! Erſt macht Er ſeinen Namen ſtinkend vor der Gemeine, und nun will Er auch noch ſeine Herrſchaft ins Angeſicht ſchmähen! Das ſoll Ihm gedacht werden. Das Wort von Unverſtand [illegible]ll Ihn reuen!“

„Alterire ſich die gnädige Frau Mutter nicht!“

at der Kammerjunker beſonnen, und ſprach ruhi-
er zu Philidor: „Die Leute haben nichts gegen
hn vorgebracht; unſer Wunſch und Wille iſt nur,
aß dieſer ärgerliche Handel beendigt wurde, und
der Verdacht verſchwände. Enthalte ſich der
err Pfarrer der häufigen Converſation mit jener
irne, zumal im freien Felde, auf daß die Leute
chts uber Ihn und ſie zu reden haben.“

„Das verſpreche ich gern, gnädiger Herr!“
wiederte Philidor, „habe es auch in letzter Zeit
nehin ſo gethan; ſo ich aber von Amts wegen mit
agdalenen reden muß, behalte ich mir vor, ſie in
s Pfarrhaus beſcheiden zu durfen.“

Dagegen wandte der Gutsherr nichts ein; aber
ſeiner Mutter kochte die Galle fürchterlich.
ie ſchrie: „Sein Amt allhier wird am läng-
n gedauert haben, denn es iſt noch mehr Grund
r Klage vorhanden. Aufs Jahr wird es wieder
lechte Kälber ſetzen, maßen der Farrechſe nichts
ugt, den Er wegen des Zehnten halten muß!“

„Es entgeht dieſem Ochſen nichts an Wartung
d Pflege, gnädige Frau!“ entgegnete Philidor;
t er aber nicht nach dem Wunſche hoher Herr-
aft, ſo kann ich nichts dafur, iſt auch nicht

meines Amtes, wegen des Brüllers hier Rede zu ſtehen.“

„Und wer ſonſt kann dafür?“ ging das Zanken der Frau weiter; „und warum ſollen wir einen Mangel nicht rügen dürfen? Der Reitochſe muß vom Pfarrer gehalten und verpflegt werden, folglich iſt es auch Seines Amtes, über ihn Rede und Antwort zu geben.“

Jetzt war Philidors Geduld zu Ende; mit ſtarker Stimme ſprach er: „Die gnädige Herrſchaft halte zu Gnaden! Solche Worte kann nur der Mund eines Weibes reden, und ich muß bitten, mit dergleichen mich ein für alle Mal zu verſchonen. Ich habe der anzüglichen Reden erſt ſchon genug gehört, und darf mein Amt nicht ſo beſchimpfen laſſen. Ich bin ein Seelenhirte und kein Ochſenhirte! Man will mich als einen Sklaven behandeln und bricht Albernheiten vom Zaun, um an mich zu kommen.“

Nun brannte es an allen Ecken. Die alte Freifrau ward blauroth im Geſicht vor Wuth und Grimm, wollte ſchelten, ſchnappte aber nach Luft, ſtieß nur die Worte hervor: „Fortjagen! fortjagen!“ und erhob ſich mit ſchlagenden Gliedern vom Stuhl, das Zimmer zu verlaſſen.

rauche Er Reſpekt vor ſeiner Herrſchaft,
wir wollen Ihn ſolchen lehren!" rief der
om, und der Kammerjunker zürnte: „Er
alle Veneration, die wir noch vor Ihm als
chen gehabt. Wir ſind Seine Epiſcopi und
cht Willens, mich von einem Pfarrer pro-
n zu laſſen!" worauf Philidor erwiederte:
ſchuldigen Reſpekt jederzeit, ſo ich behandelt
wie ein rechtſchaffener Pfarrer und nicht
Schelm und Bärenhäuter! Doch bitte ich,
im Unmuth ein allzu hartes Wort entfahren,
dige Herrſchaft um Verzeihung!"
r die Herrin wandte ſich ab und eilte im
us der Stube.
iſt gut, es iſt gut, wir werden Weiteres
en laſſen!" antwortete der Kammerjunker,
e beſorgt der Mutter nach. Der Oekonom
em Bruder, ohne ein Wort zu ſagen, doch
ender Geberde nach Philidor, dem Ehren-
gt ein ſteifes Kompliment machte und eben-
n dannen ging. Groß ſpritzte die Feder
aus, ſtand auf und ſagte ſpöttiſch zu
: „Der Herr Pfarrer hat ſich heute eine
ingebrockt, die Ihm den Magen verderben

wird!“ Jener aber erwiederte ebenſo: „bei welchem Gericht der Herr Verwalter als Conſiſtorialaſſeſſor mit Vergnügen zugegen!“ und ſo trennten ſich Beide. Zwar ging der Pfarrer verſtimmt aus dem Hauſe, aber doch auch erfreut, daß er ſich nicht gedemüthigt hatte. Wie er das Schloß verließ, ritt ſo eben im Reitermantel der Küraſſier Martin vorbei, indem er die Straße ins Frankenland einſchlug und ſang:

„Was hab' ich meinem Schätzlein zu Leide gethan?
Es geht wohl bei mir her und ſieht mich nicht an.
Es ſchlägt ſeine Aeuglein wohl unter ſich,
Und ſieht einen andern Schatz wohl lieber als mich!
Vale-Vale-Valeraleralala!“

6.

Das Geſtändniß.

Das heimliche Reden und Flüſtern in der Gemeinde dauerte fort und machte Philidors Tage kummervoll und ſorgenſchwer. Dennoch fand ihn die Muſe, wie ſie ja auch David fand in ſeiner Trübſal, wie ſie Jeremias die Harfe ſtimmte zu er-

reiſenden Threnodien. War es auch nur das
leine Leiden ſeines eignen Herzens, und nicht das
igantiſche eines Volkes oder doch einer großen Ge-
ammtheit; es laſtete darum nicht minder ſchwer
uf der beklommenen Bruſt. Manches Lied, ſpä-
r ſeinen „Nachtigallen-Schlägen“ einverleibt,
römte er in dieſer drangvollen Zeit auf das Pa-
ier, oft erhoben, oft nur noch kummervoller da-
urch geſtimmt. Schon aus den Anfängen mancher
ieder, wie: Geduld, Geduld iſt Gottes Kindern
oth; Steh' auf, mein Herz, und hülle dich in
lor; Wer kann der Läſterzung' entgehen? und an-
ren erhellt ſein bekümmerter Seelenzuſtand.

Dazwiſchen erfüllte ihn ein Gefühl des innigſten
itleides mit Magdalene, der welkenden Roſe,
e Schmerz und Angſt zur bleichen Lilie machte.
nes Tages ſchlich ſie wieder nach ~~dem Pfarr-~~
uſe, geſenkten Hauptes und ſcheu, als fürchte
von den Leuten geſehen zu werden, und klopfte
ſe an Philidors Stube. Er rief zwar: „herein!“
er als er ſie gewahrte, ſprach er ſanft zu ihr:
iebe Tochter, mir iſt bei Deinem Zuſpruch nicht
ohl, folge mir herüber in die Familienſtube und
ge mir im Beiſein meiner Frau, was Du mir

ſagen willſt. Du weißt, daß meine Frau bieder und verſtändig iſt und Dir ſtets wohl gewollt hat, auch Deinen Zuſtand mit mir auf das Innigſte bedauert.“

Das bekummerte Mädchen weinte und weigerte ſich nicht, dem Gebote zu gehorſamen. Als Philidor mit ihr hinuber kam, bot Ulrike Magdalenen ſchweigend die Hand und richtete einen forſchenden, ernſten, doch nicht ſtrengen Blick auf deren ganze Geſtalt.

„Liebes Weib, ich will Dich bitten gegenwärtig zu bleiben und mit anzuhören, was dieſe arme Dirne mir zu ſagen hat, auf daß der böſe Schein vermieden werde, nach Deinem wie nach meinem Wunſche,“ ſprach Philidor.

„Es wäre beſſer fruher ſchon geſchehen!“ verſetzte die Pfarrfrau. „Doch ſei nur getroſt, Lenchen; Gott richtet auch die Gefallenen auf, und ich breche nicht über Dich den Stab, ſtimme nicht ein in das Geklatſch der Bosheit und Verleumdung.“

Philidor hieß ſeinen Knaben aus der Stube gehen, ſo daß nur das jüngſte Kind, welches in der Wiege unwohl lag, noch zugegen war, und Mag-

lene ſprach nun unter ſtrömenden Thränen:
Bin ich denn gefallen? So wahr ein Gott über
r iſt! ich weiß es nicht. Wäre es geſchehen,
s ſollt' ich's leugnen? Ich bin nicht gefallen
Wiſſen und Willen, aber doch verloren.
hmach und Schande iſt über mich verhängt, ich
rde umkommen und verderben! Ach, und ich
llte es leicht ertragen; was iſt an mir gelegen?
er das frißt mir am Herzen, daß meinetwegen
Leute dem guten Herrn Pfarrer ſo Uebles nach-
en, von dem ich doch nicht das geringſte Böſe
ß, noch je erfahren, ſondern ſtets nur das
ſte, das Beſte.“ Ihre Träume ſtanden vor des
dchens Seele.

„Es iſt ein Verhängniß, meine Tochter,“
n Philider gefaßt das Wort, „daß Du ohne
nen Willen und ohne meinen Dank der Grund-
meines Unglücks werden ſollſt, da Du mich
bei Niemand in der Welt eines ſündlichen An-
ens zeihen kannſt. Ich war Dir ſtets treu-
rlich zugethan, und ob Du ſchon zum ſchönſten
chen unſeres Dorfes aufgeblüht und faſt täg-
n unſerer Wohnung eingeſprochen, hat Deine

holde jungfräuliche Blüthe doch nie einen ſtrafbaren Wunſch in mir erweckt.“

Ein Roſenſchimmer überflog auf wenige Augenblicke Magdalenens bleiche Wangen, als ſie gedachte, daß der von ihr in heiligſter, heimlichſter Stille des jungfräulichen Herzens angebetete Mann doch ihre Liebreizfülle mit Antheil wahrgenommen; aber es war nur eben ein kurzer Moment, der ſo ihr Herz erwärmte, daß es das Blut ſtärker nach den Wangen trieb; doch verklärte der liebliche Farbenwechſel im Geſicht die leidende Schönheit. Schmerzlich bewegt rief ſie aus: „Ach, verzeihen Sie es mir, Herr Pfarrer, und auch Sie, beſte Frau Pfarrerin, wozu ich ja nicht kann, und nur in Unbedachtſamkeit Anlaß gegeben, ſonſt drückt's mich vollends zu Boden. Ich uberlebe ohnehin nicht meine Schande. Tag und Nacht mahnt es mich, mir ein Leids anzuthun.“

„Trage das Leid, das Gott und Deine Schwachheit Dir angethan, mit chriſtlicher Faſſung und geſelle nicht freventlich Deine Seele zu der Schaar der Verdammten!“ ermahnte Philider. „Laß über Dich ergehen die irdiſche Schmach und

Verachtung der Welt, und nimm ſie hin, wenn
als Strafe ſündlicher Thaten, doch Gedan-
um Dein beſſeres Theil dem Herrn zu er-
n.“

Es berührte Magdalene ſchmerzlich, daß er
Gedanken ſündlich nannte, und ſie brach in
tes, lautes Weinen aus, ſo daß Ulrike dem
en mit einem Wink bedeutete, er möge die
mmerte ſchonen und ſie bei ihr allein laſſen.
fühlendes Weib lieſ't tiefer und beſſer in des
es Seele; der Mann findet in dieſem ewigen
r der Liebe die tauſend und aber tauſend Va-
en nicht ſo leicht, und findet er einige, ſo grü-
r oft zeitlebens darüber, ob er die richtige
t habe oder nicht. Das Herz der Frauen aber
n den meiſten Fällen ſtets die richtige Lesart.
on Tage zu Tage ſtieg die Fluth der Bitter-
in dem Kelche, den zu leeren Philidor be-
t war. Der ältere Gutsherr war zwar nach
burg gereiſt; aber die alte Freifrau ruhte
Kränkungen zu häufen und Brennſtoff zu
eln, um den ihr verhaßten Pfarrer unter je-
Vorwande auszuſchmauchen. Sie berichtete
Sohn jede neue üble Nachrede, die ſie über

den Pfarrer erlauſchen konnte, jede Klatſcherei und jede Verleumdung, die meiſt von ſolchen Gliedern der Gemeinde ausgingen, welche ſelbſt wegen fehlerhaften Lebenswandels Rügen von dem Pfarrer empfangen hatten, und vergrößerte noch dazu ſichtlich jedes nachtheilige Gerücht. Daß Magdalene nach wie vor im Pfarrhauſe aus- und einging, brachte jene Dame vollends in Wuth, und ward auf das Uebelſte gedeutet. Es wurde ſogar ein Gerücht verbreitet, daß das Mädchen einen Verſuch gemacht habe, ſich zu entleiben, wegen deſſen Philidor die Unglückliche ſelbſt durch zwei Boten nach einander beſchickte und ſie ernſt ermahnend und warnend verhörte, wo ſich die ganze Erzählung als unwahr herausſtellte. Die dem Pfarrer aufſäſſigen Bauern wurden beſtärkt in ihrer feindſeligen Geſinnung, und ſo entſtanden allmählig bei mehreren Gemeindemitgliedern ſelbſt Scrupel darüber, ob man bei einem ſo verrufenen Manne ohne Beſchwerung des Gewiſſens wohl beichten durfte.

Mit geſpreiztem Schritt trat an einem Oktobermorgen der Gerichtsverwalter Balthaſar Groß in das Pfarrhaus, klopfte an Philidors Studirſtube,

nd öffnete dieſelbe, ohne das „Herein!“ abzu-
arten, wie ein Brieſträger. Ein ſolcher war er
ın dieſes Mal auch in der That; denn er hielt
n Auszug eines Schreibens des Kammerjunkers
der Hand, den er ſelbſt genommen, und ſprach:
Hier habe dem Herrn Pfarrer einen Extrakt
itzutheilen aus dem Schreiben unſers älteſten
ıädigen Herrn an meine Wenigkeit, anbefohlener-
aßen, und wonach ſich zu achten. Ich habe dero-
lben das Schreiben gnädiger Herrſchaft extrahirt,
ımit der Herr Pfarrer nicht glaube, ich hätte aus
gner Machtvollkommenheit ein Ihm mißfälliges
örtlein hinzugefügt. Hier iſt das Original zu
liebiger Vergleichung. Der Herr will eine kathe-
riſche Reſolution haben, ob Er deſſen Befehl re-
ektiren will, oder ob Er ſich darüber moquire,
e es den Anſchein hat, um danach ſeine Maß-
geln zu nehmen.“

„Serviteur!“ erwiederte Philidor, und ruhig
Copie entfaltend und ſie flüchtig durchleſend,
ach er: „Ich höre ſchon, woher der Wind pfeift,
ın mir wohl denken, wer das Aviſo dieſer Lügen-
ichte nach Würzburg beſorgt, und werde mit
riftlicher Defenſion meiner erwiedern. Der Herr

Verwalter ſei beſtens bedankt. Bin ich vielleicht Copialgebühren ſchuldig?“

„O belieben doch der Herr Pfarrer nicht alſo ſpöttiſch zu werden!“ ermahnte Groß; „damit das Schiff Seines Stolzes nicht nöthig hat, hintennach die Segel einzuziehen!“

„Sorge des Steuermanns, Herr Verwalter!“ replicirte Philidor. „Der Arm der Hoffärthigen wird zerbrochen werden, nicht mein Ruder; ich ſtehe unter dem Maſtbaum des Kreuzes und fahre muthig durch die Wogen der Verleumdung, allen Calumnianten zum Trotz.“

„Recommande!“ brach Groß mit ſchneller Verbeugung das Geſpräch ab und ging, während Philidor ihm nachrief: „Servus! Servus!“ wobei ganz unentſchieden blieb, ob er mit dieſem lateiniſchen Wort ſagen wollte, er ſei des Verwalters Diener, oder ob er ſich über deſſen knechtiſche Anhänglichkeit an die Gerichtsherrſchaft luſtig mache, und ihm, wie im Herzen, ebenſo jetzt laut die Bezeichnung eines feilen Knechtes zuertheile.

Alsbald ſetzte ſich Philidor an ſeinen Pult und ſchrieb eine energiſche Vertheidigung, reich-

ch mit Schriftcitaten verſehen. Er ſchrieb, daß
r ſich nie den rechtmäßigen Befehlen ſeiner von
ott verordneten Obrigkeit widerſetzen werde,
erief ſich im Betreff der gegen ihn verbreiteten
erleumdungen auf das audiatur et altera pars,
hrte an, daß die beſten, ja heiligſten Männer,
on den Propheten bis Chriſtus, von den Kir-
envätern bis auf Luther den ſchändlichſten Ver-
eumdungen preisgegeben worden, und ſprach ſich
ahin aus, daß es ihm als einem Menſchen kei-
eswegs lieb, daß hie und da ſo viel Uebles von
m geredet werde, als ein Chriſt aber wiſſe er
as über ihn verhängte Ungemach freudenvoll zu
ragen.

Obſchon nun dieſe Antwort auf keine Weiſe
ie Formen des Anſtandes und des Reſpektes
erletzte, ſo erbitterte ſie doch den Empfänger
ufs Neue gar ſehr, und nach wenigen Tagen
ngte der Erb- und Gerichtsherr wieder in ſei-
er Heimath an, voll Grimm und Groll über
en Pfarrer und gewillt, die Sache auf die
öchſte Spitze zu ſtellen. Abermals ſetzte ſich ein
ericht zuſammen, dem der Kammerjunker prä-
dirte, und der Pfarrer Kühn mit dem Gerichts-

verwalter Groß aſſiſtirte. Mit Mühe brachte es der Sohn dahin, die gnädige Frau Mama, die noch niemals ſo ungnädig geweſen, als in dieſer Zeit, zu vermögen, nicht in Perſon, wie beim erſten Male, den Verhören beizuwohnen; doch ſtand zu vermuthen, daß ſie hinter dem Vorhang, der zwiſchen einem anſtoßenden Zimmer die Stelle der Thüre vertrat, lauſchend verweile.

Zuerſt wurde die unglückſelige Urſache allen unerfreulichen Haders, aller bösartigen Gerüchte, Magdalene, vernommen, und mit den beſchämendſten Reden gequält. Das arme Mädchen, deren Zuſtand ſich nun nicht länger bergen ließ, zerfloß in Thränen, als ihr mit harten Worten ihre Schande vorgerückt wurde, und man mit den ſpitzfindigſten Fragen es ihr ſo recht nahe legte, den Thäter zu nennen, deſſen Namen man zu vernehmen wünſchte. Aber ſie konnte das ja nicht; und hätte ſie es gekonnt, ſo würde ſie es doch nimmermehr gethan haben; denn je mehr ſie fühlte, was und wie ſehr und wie ſchwer er um ihretwillen leiden mußte, und ſeine geſchädigte Ehre, ſeine bedrohte Stellung, ſein geſtörtes häusliches Glück bedachte, um ſo mehr wuchs re Liebe zu ihm, bis zur Anbetung ſich ſteigernd. ie erblickte in ihm, der ihr nie mit einem uninen Wort genaht, einen Heiligen, und erkannte tiefſter Seele ſeine große Barmherzigkeit gegen , der alles das litt, ohne ihr ein Wort des nwillens zu ſagen. Und ſo that auch Philidors rau, dieſe Frau von eigenthümlichem Weſen d hoher Seelengröße, die bei ihrer merkwürgen Ruhe und anſcheinenden Schüchternheit, die ielen als Theilnahmloſigkeit und Blödigkeit erien, mit unendlich richtigem Takt das ganze ltſamgeartete Verhältniß durchſchaute, ohne über ſſelbe ein tadelndes oder verdachtvolles Wort ſprechen. Als nun Magdalene vor ihren Richrn heilig und theuer verſicherte, daß ſie nicht iſſe, wie ihr geſchehen, daß eines gottverhaßten indes Liſt ſie umgarnt haben müſſe, der in es Engels Geſtalt ihr im Traum erſchienen, d das Gerichtscollegium mit fauniſchem Lächeln nander Worte von Ueberſchattung und einem zengel zuraunte, ihr aber mit der härteſten rohung zuſetzte, wenn ſie nicht den Thäter nne, da gedachte ſie beim Worte Erzengel des zes, und beim Erze des Panzers, und beim

Panzer an jenen verhaßten Buhler um ihre Gunſt, und ſchaudernd vor dem Gedanken, daß dieſer Mann ihr Verderber könne geweſen ſein, ſprach ſie, doch faſt willenlos, wie von einer innern Macht getrieben, nicht von der Angſt der angedrohten Qualen, mit brechender Stimme: „Nun denn, Martin — der kaiſerliche Küraſſier“ — es wurde ihr ſchwarz vor den Augen — ſie ſank in Ohnmacht.

War nun mit dieſem endlichen Geſtändniß der auf den Tod Gequälten das Gericht zufrieden? Mit Nichten! Da wäre ja der Pfarrer verdachtfrei geworden, und verdachtfrei ſollte er nicht werden; denn die gnädige Frau hatte gleich dem ſtets wiederholten: ego vero censeo, Carthaginem esse delendam jenes ſtrengen Römers, beim Frühmahl und Mittagstiſch und Abendbrod gegen ihre Söhne nur immer das eine Wort: „Das ſage ich euch, der Pfarrer muß fortgejagt werden!“

Und es wurde nun die ganze Gemeinde entboten, erſt je acht Mann auf ein Mal, dann ein jeder Mann einzeln, und an Alle wurde von Groß die Anrede gerichtet: „Euch iſt bekannt,

der hieſige Pfarrer ſich leider mit des Haus-
ts Tochter ſehr ſchwarz und verdächtig ge-
cht hat, darum ſollt ihr auf Pflicht und Ge-
ſen mit einem Handſchlag angeloben, treulich
zuſagen, was ihr eures Ortes von ihm gehört
geſehen. Und dann, ob ihr euch bei dieſem
igen Stand der Dinge noch getraut, ihn ohne
l fernerhin für euren Beichtiger zu erkennen?
ſo ihr des Bedenken trüget, läßt euch die
dige Herrſchaft gebieten, es nur kecklich zu
en, auf daß man dem abzuhelfen, auf andre
ttel und Wege Bedacht nehmen kann.“

11.

Kleine Despoten.

Von funfzig Ortsnachbarn hatten doch nur
mit einer häßlichen Freude den deutlichen
f verſtehen wollen, ihren Pfarrer ſtürzen und
Amte bringen zu helfen, nur ſechs, die
chteſten, denen Beichte und Communion ſehr
hgültige Dinge waren. Dieſe erklärten, daß

ſie Bedenken trügen, bei dem Pfarrer ferner zu beichten. Alle übrigen Ausſagen der Abgehörten, welche ſich auf den angeblich verbotenen Umgang Philiders mit Magdalene bezogen, beſchränkten ſich darauf, daß die Nachbarn ihn bei ihr ſtehen, gehen und mit ihr reden geſehen hätten, und jegliche anderweite Beſchuldigung wurde der gemeinen Sage in den Mund geſchoben. Dagegen gab die bei weitem überwiegende Mehrzahl zu Protokoll, ſie wußten von ihrem Herrn Pfarrer nichts als Liebes und Gutes. Dieſe Aufrichtigen wurden aber keineswegs gut angeſehen. Das ganze Reſultat, welches aus den Protokollen hervorging, begründete durchaus keinen Rechtstitel, den Pfarrer zu removiren; dennoch ſollte er fort; er ſollte, die gnädige Frau wollte es nun einmal abſolut haben, und das allgemeine Geſpräch über ihn, die Anſchuldigung, welche mit Abſicht durch das Schloßgeſinde nach allen Seiten hin noch mehr verbreitet worden war, als ſie außerdem ſich Bahn gebrochen haben würde, brach ihm den Stab.

Es war wieder ein Sonntag, und zwar der dreiundzwanzigſte nach Trinitatis; die November-

ne ſchien hell und klar, und die ſchöne Jah-
zeit zeigte noch einmal der Erde ſcheidend ein
ymuthfreundliches Antlitz. Herbſtlich rauſchte
Luft in den Friedhofkränzen, und von den
umen, die um die ſchöne gothiſche Kirche des
tes ſtanden, ſank das letzte Laub. Sonnen-
hlen fielen noch herein auf den Altarſchrein
Malereien und vergoldeten Schnitzbildern,
noch beibehalten war aus der katholiſchen
, und glitt über die zahlreichen Steinmonu-
nte, welche viele der ruhmvollen Ahnen der
tsherrſchaft darſtellten, die Frauen in nonnen-
ger Tracht, die Männer zumeiſt in Wehr und
rniſch.

Im Harniſch des Bewußtſeins ſeiner Unſchuld
at Philidor die Steinkanzel und predigte über
vorgeſchriebenen Textesworte: Da gingen
Phariſäer hin und hielten einen Rath, wie
hn fingen in ſeiner Rede u. ſ. w. Manche
pielung ward in die Auslegung des Schrift-
s verwebt, welche ſich die zu Herzen nehmen
ten, die ſie anging. Hauptſächlich war die
von böſen und von guten Rathſchlägen,
da ward keines Rathes vergeſſen, den die

Schrift auſführt. Herr mache den Rathſchlag Ahitophels zur Narrheit! begann mit Davids Worten die Predigt; ſie bewies, daß Gott den Rath der Verkehrten ſtürze aus Hiob, ſprach mit Pſalmſtellen Segen über den, der nicht wandelt im Rathe der Gottloſen, verſicherte daß der Herr zu nichte mache den Rath der Heiden, und führte an, daß die weiſen Räthe Pharaonis im Rathe zu Narren geworden. Ferner ſprach Philidor über die argliſtigen Verſucher und Verläumder, und verglich ſie mit Schweinen, die den Namen ehrlicher Leute mit ihren Rüſſeln beſudelten, ſagte mit Hoſeas, daß der Rath Solcher auf allen Furchen im Felde grüne, wie Galle, und ſchloß mit einigen Schriftſtellen, welche nicht ohne Bezug auf ſeine Perſon lauteten: „Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte, alle den Rath Gottes. Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher euch wird ans Licht bringen, was im Finſtern verborgen iſt, und den Rath der Herzen offenbaren. Es thut mir wehe im Herzen, daß ich muß ein Narr ſein und ein Geſpötte, aber Du, Herr, leiteſt mich nach Deinem Rath, und nimmſt mich endlich mit Ehren an! Amen.“

Das alles machte bei der Herrſchaft böſes
Blut und das Uebel ärger.

Noch einmal benutzte Philidor den ſchönen
herbſttag zu einem Spaziergang nach den einſt
geliebten Waldanhöhen, wo der trübe Faden
eines Mißgeſchicks ſich anſpann. Fliegender
Sommer umwob ihn wie Schickſalsgeſpinnſte,
konnte ſich der Menge deſſelben gar nicht er-
ehren. Auf der alten Tanne ſaß ein Geier,
er in einem Gehöft ein Täubchen geraubt, und
reute, in die blutende Beute hackend, die weißen
edern umher, daß ſie um die Tanne flogen, wie
lüthenblätter vom Kirſchbaum, den der Früh-
ngswind ſchüttelt.

Sinnend ſaß Philidor unter der Tanne auf
dlich wiederhergeſtelltem Sitz, und überließ ſich
cht melancholiſchen Gedanken, da geſellte ſich
Freund zu ihm, den es auch noch einmal
raufgetrieben, und ſprach zu dem tief Ver-
nmten mit liebender Seele: „Zage nicht und
nicht muthlos. Sitze nicht zürnend in der
tte, wie Jona, da er voll Rachegedanken auf
nive's Untergang harrte.“

„Ich zürne nicht, aber ich bin betrübt bis zum Tode!“ erwiederte Philidor. „Faſt neun Jahre lang habe ich hier unſträflich gewandelt, nie einem Menſchen unanſtändig begegnet, nie Hader und Feindſchaft geſucht und auch mit der mir ſo aufſäſſigen adeligen Frau nie offenſive geſtritten, ſondern nur gegen ungerechtes Anſinnen mich und mein Amt vertheidigt. Uneigennützig habe ich eigennütziges Zurückhalten der Zehentgarben ertragen, nie einem Arbeiter den Lohn gekurzt, keiner hat bei feſtlichen Gelegenheiten andere Worte und Geſpräche von mir gehört, als erbauliche und liebreiche, keiner ſah je mich trunken, ich habe Handelſchaft, Schacher und Wucher vermieden. Ich habe die Armen reichlich bedacht, Leidende getröſtet, Bekummerte aufgerichtet, mein Leben war ſo ruhig, ſo voll Frieden, und nun uberſtürmt mich ſoviel Unheil, falſcher Verdacht, Schmähung, Schimpf und Schande!“

Philidor ſprach dieſe Worte nicht ohne Thränen, denn ſein gefuhlvolles Innere war übervoll von dem, was er erlitt.

„Mein lieber armer Freund!“ nahm Fidocles wieder das Wort, „wie ſehr beklage ich Dich!

ich doch Troſt für Dich. Nimm Dir den
der Aria zu Herzen, die ich für die gott-
gte Tafelmuſik gedichtet, welche der Hof-
ſt Johann Philipp Käfer drüben zu Römhild
ten ſetzt:

u freche Lügnerzunft, die du dich unterwindeſt,
u reden was du ſelbſt im Herzen falſch erfindeſt,
um wenigſten nicht haſt der Sachen Wahrheits-
grund.
ott bringt die Lügner um, hat Greu'l am falſchen
Mund." —

cht in ſo hohem Grade von der matther-
Proſa dieſer Aria erbaut, als Fidocles
entzückt war, ſprach Philidor: „Es hat
n jeher geahnt, daß ich allhier in ein La-
des Leids eintreten würde, und ich habe
Meinung auch ausgeſprochen gegen den
Gerichtsverwalter Groß, daß mir ſonder
hier viel Herzeleid aufgeſpart ſein werde,
nit einem zweifachen Leichenbegängniß be-
hier meine Amtsverrichtungen. Vor ſechs
ſchon blöckte mich im Mitten meines La-
es der gehörnte Minotaurus an, der Reit-
en der Pfarrer halten muß, wegen deſſen

angeblicher Untüchtigkeit auf den Antrieb der alten gnädigen Frau ich, der Pfarrer, gerichtlich belangt und zu Schadenerſatz angehalten wurde, und vor welchem Gericht? Hier, wo meine Anklägerin zugleich die Richterin war, die kein andres Geſetz kennt, als ihr kathegoriſches: So will ich, ſo befehle ich. Damals zog man mir von meinem Zehentgetraide den Werth von zweiundſiebenzig Reichsthalern und zehn Batzen ab, und ich trug das Unrecht mit Geduld und chriſtlicher Sanftmuth. Und da ſie jetzt will und befiehlt, daß der Pfarrer fort ſoll, ſo muß ich fort, und mit meiner bekümmerten Frau, mit einem kranken Kinde ins Elend ziehen."

„Du wirſt bei Deinem Rufe und Deinen Gaben nicht lange ohne Stelle ſein," tröſtete Fidocles, „auch ſteht mein geringes Haus Dir und den Deinen offen, wie mein Herz."

„Ach, wie viel ich auch hier erlitt und noch leiden werde," ſprach Philidor, „dennoch werde ich nicht ohne Wehmuth ſcheiden. Mein Leben hier war ein Idyll, ein Schäfergedicht, deſſen Schauplatz eine grüne Friedensaue und liebliche Weide, voll Blumen der Poeſie; es glich einem ſanft gekrümmten Bächlein, das leiſe die Fluren durchſchleicht. Jetzt plötzlich bricht ein Ungewitter los, ein Waldſtrom übergießt die ſtille Flur mit Ungeſtüm, wälzt Schlamm und Steine uber die Trift, und fur immer zerſtört iſt des Gefildes ſanfte Schönheit. Wo finde ich ſie wieder?“

„Ueberall, wohin ein reines Herz und ein gutes Bewußtſein Dich begleiten, uberall, wo Du mit Liebe walten und wirken wirſt!“ verſetzte Fidocles. „Wie ſehr Amt und Stand auch uns an eine kleine Scholle Landes feſſeln, wir finden, werden wir losgeriſſen, doch den Boden mit Gottes Hulfe wieder, in welchem wir wurzeln, denn einmal iſt die Erde uberall des Herrn und zum Andern iſt das beſſere Gefuhl, das wir durch Dichtkunſt verklären und läutern, unſer Wanderſtab und Wunderſtab, der, wie dürr und dürftig er oftmals ſcheine, doch uberall ausgrünt und Sproſſen und Ranken treibt.“

„Wohlan denn, ſo komme, was kommen ſoll!“ rief Philidor. „Ich ſage es nochmals gottgetroſt und freudig, wie ich auch ferner heimgeſucht werde:

Ich will in mein Verhängniß gehen,
Und alles willig nehmen an,
Wie Gott es mit mir vorgeſehen,
Der Leid und Freuden geben kann.
Ich will mich bücken und meinen Rücken
Nur bieten dar!
Nach Angſt und Leiden erblühen Freuden;
Der beſte Sieg folgt da, wo viel Gefahr.“

So innerlich gewappnet trat Philidor wieder vor die Schranken des Gerichts, das ſich zuſammengeſetzt hatte, ihm den Stab zu brechen. Langweilige, oft lächerliche Fragen in Menge wurden ihm vorgelegt, die zum Theil zur ſchwebenden Sache gar nicht gehörten. So wurde gefragt: Aus welchem Grunde er in der Kirche ſo oft die Kollekte ſinge: Schaff' in mir Gott ein reines Herz? und ob der Pfarrer nicht eingeſtehen wolle, daß das eine Neuerung? Da nun Philidor dieſe Anſchuldigung von ſich wies, ward eine andre Frage aufgeworfen, und zwar die, ob nicht der Pfarrer beim erſten Verhör ausgeſagt, Magdalene habe ſeit Jahr und Tag ihre Anfechtungen? Da nun auch dieſe Frage entſchieden verneint ward, ſo hielt der gnädige Herr ſeinen Zorn nicht länger zurück, ſondern ſprang vom Stuhle auf, und ſchrie: „Er hat es doch geſagt! Will Er mich zum Lügner machen? Will Er das? Wäre Er meines Gleichen, ſo wollte ich Ihm etwas Anderes zeigen!“

„Muthmaßlich die Degenſpitze!“ erläuterte Philidor die unziemliche Drohung. „Muß ich nicht ohnehin genug gegen den Stachel lecken? Die Gottloſen ziehen das Schwert aus, und ſpannen ihren Bogen, daß ſie fällen den Elenden und Armen, und ſchlachten die Frommen, aber ihr Schwert wird in ihr Herz gehen, und ihr Bogen wird zerbrochen!“

„Bleibe Er mit ſeinen Bibelſtellen daheim, und brauche Er dieſelben, wo ſie hingehören, in der Kirche und von der Kanzel!“ rief erbittert durch den ruhigen Widerſpruch der Kammerjunker. „Hier iſt keine Katechismus- und Kinderlehre. Er ſetzt allen Reſpekt gegen mich, ſowie gegen Herrn Pfarrer Kuhn hier aus den Augen!“

„O gnädiger Herr,“ gab Philidor zur Antwort. „Worauf ein Andrer kühn iſt, darauf bin ich auch kühn, und nicht geſonnen, mir den Mund verbieten zu laſſen, denn ich bin hierher gefordert, zu reden und nicht zu ſchweigen. Die Worte der Schrift ſind meine Wehr, da ich nicht, wie ein hochgeborner, mannhafter Junker, mit Rappieren, Hiebern oder Sauſpießen umzugehen pflege!“

„Reſpekt! Reſpekt ſoll Er zeigen vor ſeiner Obrigkeit, oder ich will Ihm Mores lehren. Weiß Er, was ich bin? Was meine Familie bedeutet? Verachtet er meinen Adel und will Er meinen Stammbaum, mein Wappen beſchimpfen?“ ſchrie der Baron in höchſter Aufregung, ohne daß Philidor aus ſeiner ruhigen Haltung kam, die jenen auf das Aeußerſte ärgerte, denn es ſchien Wunſch zu ſein, daß der Pfarrer ſich vergeſſe, um einen wirklichen Rechtsgrund gegen ihn zu haben. Der Pfarrer verbeugte ſich tief nach Anhörung der letzten Rede und ſagte: „Allen und jeden und den höchſten Reſpekt vor Hochdero venerabler Familie! Wo wäre eine edlere im Lande Franken, die zugleich eine der urälteſten iſt? Eine Familie, von welcher viele Glieder die angeſehenſten Ehrenſtellen bekleiden, und ſeit den älteſten Zeiten bekleidet; ja aus welcher einige ſogar den Herrſcher-Purpur getragen haben. Fern ſei es von mir, tugendhaften Adel zu ſchmähen oder zu mißachten, und nicht meine Schuld iſt's, wenn einſt mancher in Eitelkeit und Dünkel Hochwohlgeborene wünſchen muß, ein Niegeborener zu ſein! Was kann der edle Weinſtock voll ſaftiger Reben gegen ſeine knorrigen Auswüchſe und ſauern Härlingstrauben?"

„Der Pfarrer iſt ganz und gar des Satans! Will Er wohl die anzüglichen Reden laſſen!" zürnte der Kammerjunker und wurde ſo erboſt, daß er mit einer ſehr unzweideutigen Bewegung nach einem Stuhlbeine griff, doch hinderte Kühn mit abwehrender Gebehrde und warnendem Blick einen Ausbruch des Jähzorns, und Philidor nahm wieder das Wort:

„Weshalb alteriren ſich eigentlich der Herr Kammerjunker ſo heftig, und kommen ganz ab von der Sache, wegen welcher ich hier bin? Glauben Hochdieſelben nur, daß ich Dero angenommenen Zorn durchſchaue, mit welchem Sie thun, als wollten Sie mir ins Angeſicht ſpringen, wie eine wilde Katze, und iſt doch nicht Ihr Ernſt, ſintemal dazu ein verſtändiger Grund nicht vorhanden! Ich ſoll mich auch gleich Ihnen erboſen, ich ſoll mich zu einer criminellen

Verbalbeleidigung der ſogenannten hohen Herrſchaft hinreißen laſſen, damit man beſſern Grund habe, an mich zu kommen; allein ſolches thue ich nicht, dieſe Freude mache ich Ihnen nicht, und wenn mir fernerhin ſo unanſtändig mit Stuhlbeindemonſtrationen gedroht wird, ſo antworte ich nicht!"

„Wir werden die Akten über Seine Streiche auf eine Univerſität ſchicken und den Spruch des Schöppenſtuhls vernehmen!" ſprach etwas ruhiger, aber doch noch an allen Gliedern zitternd, der Kammerjunker. „Indeſſen bin ich Episcopus auf meinem Territorium, und ſie mögen ſprechen, was ſie wollen, ſo ſteht in meiner Macht zu thun, was ich will. Daß Er es nur weiß! Er iſt viel zu jung alſo vorlaut mit mir zu reden, und ich werde ſicherlich länger hier Regent ſein, als Er Pfarrer, darauf kann Er ſich verlaſſen!"

„Id est: der Pfarrer ſoll und muß fort!" verſetzte Philidor, „und ſo bedarf es weder Aktenverſendung noch Spruch und Urtel. Ich habe freilich die Ehre, nur vier Jahre älter zu ſein als der gnädige Herr, und bin neun Jahre länger ordinirter Pfarrer, als Hochdieſelben allhier

Dorfregent von Gottes Zorn. Der Pfarrer muß fort, und ſomit ſchabab; denn hätte ich auch allhier noch ein Recht zu ſuchen, ſo würde ich's doch nicht finden. Darum verſöhnen wir uns chriſtlich und laſſen die dort im Weſten ſinkende Sonne nicht über unſerm Zorn untergehen! Ich bitte darum! Hier iſt meine Hand! Ich bitte nochmals! Wer weiß, ob wir nicht dem Gericht Gottes näher ſind, als dem der Menſchen!“

„Es iſt, was Er mir zu Gemüth führen will, mein geringſter Kummer!“ erwiederte der Gutsherr. „Wir ſind geſchiedene Leute!“

„Gehen Dieſelben nicht im Zorn von dannen! Was geſchrieben iſt, mag geſchrieben ſein und der Prozeß ſeinen Lauf gehen; wir wollen nur als Chriſten uns perſönlich verſöhnen und gegenſeitig uns die harten Worte vergeben!“

„Dort iſt die Thüre! Er iſt entlaſſen!“ war die Antwort.

„So befehle ich dem Herrn meine Wege, und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen!“ ſprach Philidor, und der geſtrenge Patron ging ihm einige Schritte nach und ſprach zu dem ſcheidend ſich höflich Bückenden: „Ich bin Sein Diener!

Schicke Er mir nur den Schulmeiſter her und laſſe Er mir brav befehlen, ſo will ich jederzeit gehorſamſt aufwarten.“

„Des Herrn Wort iſt mir zu Hohn und Spott worden!“ verſetzte Philidor, und verband mit dieſer Schriftſtelle eine zweite, die den Gebieter noch mehr aufbrachte, indem er ſprach: „Es ſteht geſchrieben, und ſo thue ich: Ihr Knechte, ſeid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, ſondern auch den wunderlichen! — Euer Gnaden gehorſamer Knecht!“

12.

Kirchenbuße.

In völliger proceſſualiſcher Form ging nun die gegen Philidor anhängige Sache ihren Gang, und doch auch wieder nicht in rechter Proceßform, ſondern höchſt einſeitig. Die Akten wurden zwar verſchickt, aber nicht an das Spruchcollegium einer Univerſität, ſondern an das Miniſteſterium zu Schweinfurt, von wo die freifränkiſche

ichsritterſchaft in geiſtlichen Angelegenheiten
ath einholte. Vergebens bat zuvor der Beklagte
ndlich und ſchriftlich, ihm vor der Verſchickung
Akten zu zeigen, auch wie ſich gebühre, ſeine
rtheidigung beilegen zu dürfen und ihm zu ver-
nnen, bei der Inrotulation und Verſiegelung
genwärtig zu ſein; die heilloſe Macht despoti-
r Willkür weigerte jedes billige Anſinnen, und
war nie ein Druck ſo unerträglich, als der
uſtrechtnachhall ſelbſtſüchtiger kleiner Tyrannen,
mit unbeſchränkter Gewalt auf den Dörfern
ſogenannten wohlerworbenen Vorrechte genoſſen
ausübten.

Als alles mündliche und ſchriftliche Anſuchen
lidors bei dem Gerichtsverwalter, ihm die
ſicht in die geführten Akten zu verſtatten, er-
los geblieben war, und abermals Woche auf
che verſtrich, ſchrieb der Pfarrer noch einmal,
zwar am 9. December, eigenhändig an ſei-
bereits wieder nach Würzburg abgereiſten,
übelgeſinnten Patron und wiederholte in be-
bigen Worten die Bitte um Einſicht in die
n, damit er ſeine Verantwortung und Ab-
ung falſcher Beſchuldigungen danach ausar-

beiten und beilegen, und ſomit den jetzt nur halb dargeſtellten Thatbericht ergänzen könne. Der gnädige Herr möge bedenken, was der favor defensionis auf ſich habe, und daß ſolche Vergünſtigung nicht einmal dem Teufel zu verweigern ſei. Unmöglich könne ein Baum zu freiem Wachsthum gelangen, wenn Ziegen oder Rehen verſtattet ſei, ſein junges Gezweig von allen Seiten zu benagen, und ein Licht könne nicht brennen, wenn man es frei im größten Winde trüge, ſchirm- und ſchutzlos. Der feſteſte Platz könne vom Feind eingenommen werden, wenn der Commandant darin der Beſatzung die Gegenwehr verbiete. Philidor ermahnte den Erb- und Gerichtsherrn, er möge ſein Gewiſſen bedenken, ſich erſt nach Zulaſſung der erbetenen Defenſion des rechtlichen Informats bedienen und nicht durch ſeine ungnädige Verweigerung ſelbſt dem freien Lauf des richterlichen Urtheilſpruchs hemmend entgegen treten, widrigenfalls er, der Pfarrer, zwar reſpektvoll und demüthig, aber feierlichſt gegen jede etwa ungerechte und bei dieſer Art des Verfahrens vorauszuſehende Sentenz proteſtire.

Auch auf dieſes Schreiben erwartete Philidor

Antwort vergebens, während noch manche
kung von Seiten der alten Freifrau gegen
usging. Er aber trug geduldig jede Unbill,
neue über ihn ausgeſtreute Lüge und Ver-
dung, die ihm wohl zu Ohren kamen, und
rte er auch nur geſprächsweiſe kurz vor dem
lfeſt, daß ein Urtheilsſpruch vom Schwein-
Miniſterium angelangt und an demſelben
Magdalene nochmals vorgefordert und fünf
den lang verhört worden ſei, bei welchem
r die alte Herrin wieder präſidirt habe.
auch von dieſem Verhör, wie vom Inhalt
Spruchs erfuhr Philidor nichts weiter, als
ach Brauch und Herkommen der Gefallenen
fentliche Kirchenbuße, doch in der mil-
Form zuerkannt ſei, und dieſes Urtheil
ndete ſein Herz, obſchon er es hatte vor-
en können, und obſchon er mehr, weit
litt, als das unglückliche Mädchen. Der
Weihnachtsfeiertag, damals noch mit zwei-
m Gottesdienſt in der ganzen lutheriſchen
begangen, war zur Vollziehung dieſer Strafe
nt.

elch ein Sturm ſchmerzlicher, marternder

Gefühle ward in Magdalenens Buſen wach, als ſie, gerufen, im Pfarrhaus erſchien, und Philidor ihr nun von Amtswegen ſagen mußte, was über ſie verhängt ſei. Es bedurfte der ganzen Macht der Einwirkung Philidors auf des Mädchens Gemüth, ſie aufrecht zu erhalten; denn ſie ſchrie wie eine Verzweifelte und ſchwur, lieber ſterben zu wollen, als dieſe Strafe zu erleiden, die nicht entehren ſollte und doch entehrte. Selbſt Ulrike mußte beruhigend auf die Unglückſelige einreden, die bitterlich weinend von keinem Troſte hören wollte, ſondern nur ſtets davon ſprach, ſich umbringen zu wollen. Erſt als Philidor ihr recht eindringlich machte, daß ſie ſich durch ſolche Gedanken zum Höchſten und aufs Neue verſündige, daß ſie durch einen derartigen gewaltſamen Schritt ſich zeitlich und ewig von Gott und der Gemeinſchaft aller Chriſten ausſchlöſſe, und daß die auferlegte öffentliche Buße weder eine Schmach noch ein Schandfleck vor der Welt ſei, vielmehr ehrenhaft und wieder zu Ehren bringend, wurde Magdalene ſtiller und machte ſich allmählig mit dem ihr ſo ſchreckenvollen Gedanken vertrauter; denn ihr ganzes Herz hing immer noch mit voller

Hingebung an dem geliebten Mann, der über
dem Leid, das ihn betraf, die Fülle der Neigung
nicht faßte, die das Mädchen zu ihm trug, min-
eſtens nicht in ihrer ganzen Größe würdigte.

Als Philidor bei dieſer Gelegenheit, auch mit,
um Magdalenen ein Beiſpiel fremden Leides, näm-
ich des ſeinigen, das ihr aber kein fremdes war,
u geben, ſprach: „Bedenke, mein Kind, daß
Du dem Auge der ſtrengrichtenden Welt zwei
urze Stunden blosgeſtellt bleibſt, und dann,
enn Du die Buße gethan, Niemand Dir etwas
Verletzendes ſagen darf; ich aber muß der Eck-
ein ſein, der verworfen am Wege liegt, ein
Stein des Anſtoßes und ein Fels der Aergerniß,
nd doch muß ich's tragen“ — da floſſen ihre
hränen noch weit reichlicher, und als er fort-
ihr, doch ſanft und ohne ihr damit wehe thun
wollen: „Siehe, wir müſſen unſre Lenden
irten und zum Wanderſtabe greifen, denn der
ttre Haß beißt mich fort aus Amt und Brod,
d wer ſagt es mir, wo ich binnen heute und
ei Monaten mein Haupt hinlege, wo ich mit
n meinigen wandeln oder weilen werde?“ — da
rzte Magdalene wie vernichtet zu des Pfarrers

Füßen und rief: „Erbarmen! ach, Erbarmen! Ach, ich weiß, daß ich die Schuld trage, und doch, ſo wahr Gott lebt, ohne Schuld. Aber machen Sie mit mir, was Sie wollen! Schlagen Sie mich, wie mein Vater mich ſchlägt, treten Sie mich mit Füßen! Schaffen Sie mich von der Welt!“

Der Schmerz der Unglücklichen quälte das Herz ihres Freundes und ſtimmte ſein eigenes wo möglich noch milder. „Du ſollſt aufſtehen,“ ſprach er, „und dich chriſtlich faſſen! Du weißt, daß wir, Ulrike und ich, Dir nicht entgelten laſſen, was durch Dich über uns verhängt wird, ja — ein Verhängniß iſt es, was mich heimſucht. Faſſe Dich und bereite Dich würdig vor mit Seufzern und Gebet zu dem ernſten ſauern Schritt, damit es nicht von Dir heiße, wie die Schrift ſagt: ich habe ihr Zeit gegeben zur Buße für ihr Vergehen, und ſie thut nicht Buße.“ —

Die trübſten Weihnachten, die Philidor je gefeiert, ſo lange er im Amte war, beging er in dieſem verhängnißvollen Jahre. Sonſt hatte das heilige Feſt ihm und den Seinigen ſtets ſtillheitre, gemüthsfrohe Stunden gebracht; jetzt war es

r auch ſtill im Pfarrhauſe, aber nicht heiter;
Erhebung kehrte mehr ein, und das noch
ollendete Manuſcript der Nachtigallenſchläge
aubte im Pulte.

Und es läuteten die Glocken feierlich durch
Wintermorgen, und es wogte das Volk aus
Häuſern zur Kirche, die, wie geräumig ſie
doch kaum die Menge der Neugierigen faßte,
nicht nur die chriſtlichen Einwohner des
ſes zogen in Schaaren zum Gotteshaus, ſon-
auch die zahlreich dort anſäſſige gemeine
nſchaft eilte zum ſeltnen Schauſpiel einer
enbuße in den Tempel, nicht dadurch abge-
kt, daß ein Haufen junger Burſche und rü-
Knaben die Männer und Frauen des hebräi-
Volkes auf dem Kirchhof mit einem hagel-
n Bombardement von Schneeballen empfing,
mit höhniſchem Geſpötte, uneingedenk bei
Intoleranz, daß ſie ſammt und ſonders,
es in der Synagoge eine Feierlichkeit gab,
Beſchneidung oder Trauung oder langer Tag
Hamansfeſt, nicht minder neugierig hinzu-
ten, ohne daß die armen Juden daran den-
urften, den ſtörenden Andrang abzuwehren.

Aber auch aus den Nachbardörfern kamen viele Leute, ohnerachtet des Schneefalles, und ſo mußte Philidor von ſeiner Stube aus ſehen, wie lange vor dem Zuſammenſchlagen ein endloſer Zug Männer, Frauen und Kinder ſich haſtvoll zur Kirche bewegte, und es wurde ſchwerer und immer ſchwerer ſein Herz. Jetzt ſollte das von innerer Marter gefolterte Mädchen als Büßerin am Altar ſtehen, jetzt ſollte er es ſein, der von ihr und ihrer Schwachheit zur Gemeinde, zu ihr ſelbſt reden mußte; jetzt ſchlug die Stunde, zum dritten Mal ertönten die Glocken, und zwar alle zuſammen, und jetzt rollte die Kutſche der Herrſchaft vorbei, der alles Hausgeſinde des Schloſſes und Gutes nachfolgte.

Da hob in der Stille ſeiner Studirſtube Philidor die Hände auf und betete inbrünſtig um Kraft aus der Höhe für ſich und für ſie, die zitternd und zagend, mehr todt als lebendig mit ihrer Mutter drüben bei Ulriken war, und deren Kniee zu brechen drohten.

Schwarz wogte das drängende Getümmel derer, die nicht Raum in der Kirche gefunden hatten, auf dem Kirchhof und wurde faſt tumultua-

iſch, wurde faſt zum Handgemenge und zum
Kampf an allen Thüren; man ſchlug ſchon auf
ie Juden los, da trieb der herrſchaftliche Wa-
en einen Theil der Streitenden aus einander;
er Kutſcher hieb ſchonungslos links und rechts
uf jene; der Gerichtsverwalter hob den Stock
nit vergoldetem Knopf hoch empor, als Ruhe ge-
ietendes Zeichen, und der jüngere Freiherr ſprang
us dem Wagen und reichte ſeiner Mutter beim
lusſteigen den Arm. Dieſe triumphirte im Stil-
en, als ſie die Menſchenmenge erblickte, die ſich
öglichſt preßte, um ihr Raum zu geben. Bei
rem Eintritt in die Kirche begann der Schul-
eiſter das Orgelpräludium zu dem Liede: Straf
ich nicht in Deinem Zorn, das auf Kühns
nſtiften von der Herrſchaft anbefohlen war, weil
er Theolog Michael Albinus dieſes Lied für den
uſikchordirektor Johann Roſenmuller zu Leipzig
dichtet hatte, als derſelbe wegen eines fleiſch-
chen Vergehens landflüchtig geworden war; daran
llte der Pfarrer ſich ſpiegeln und ſich demüthigen.
er herrſchaftliche Wagen lenkte um, und einige
hr handfeſte Diener ſtellten auf einen Wink des
arons die Ruhe außerhalb der Kirche leidlich her.

Die Rohheit eines großen Theils der Menge hatte der Büßenden auch noch perſönliche Beleidigungen zugedacht; gegen dieſe aber ſchützte Ulrikens Vorſicht, denn zwiſchen ihr, der allgemein geachteten Pfarrfrau, deren praktiſcher Sinn ſich den Bewohnern des Ortes auf vielfache Weiſe, in Krankheiten zumal, thatkräftig hülfreich erwies, und zwiſchen dem ernſt und würdevoll einherſchreitenden Pfarrer wandelte Magdalene in ſchwarzer Kleidung, der Buſen von einem weißen Halstuch bedeckt, tiefgeſenkten Hauptes und ſo bleich, wie der Schnee auf der Kirchhofmauer. Ihre Mutter ſchritt hinter den Dreien weinend her.

Und Alles gab Raum, zumal Hans Werrbach und Dietrich Neuſert mit derben Fäuſten dieſen verſchaffen halfen, und ſelbſt auf viele der rohen Herzen machte der Anblick der leidenden Schönheit einen ſo erſchütternden Eindruck, daß jede Aeußerung, ja jede höhnende Miene unterblieb. Magdalene ſetzte ſich auf ein iſolirtes Bänkchen unter der Kanzel und blieb dort mit verhülltem Haupte ſitzen, nur an ihren Bewegungen ſah man, daß ſie unaufhörlich weinte und zitterte.

Der Gottesdienſt ging nach dem üblichen Ritus vor ſich, und wenn der Geſang endete, wenn Philidor am Epiſtelpult oder am Altar ſtand, war es todtenſtill in dem überfüllten Gotteshaus. Zum dritten Mal verließ er die Sakriſtei und wandelte aus dem hohen Chor in das Schiff der Kirche, an deſſen linker Wand vom Altar aus die gothiſche Steintreppe zur Kanzel emporführt. Der Tag war das Feſt Johannes des Evangeliſten, und der vorgeſchriebene Text war enthalten in den ſechs letzten Verſen des letzten Kapitels des Evangeliums dieſes Jüngers, mit den Worten beginnend: Petrus aber wandte ſich um und ſahe den Jünger folgen, den Jeſus lieb hatte.

Im Eingang hielt Philidor ſein Thema ganz llgemein, dann aber knüpfte er den Faden ſeiner Betrachtungen an die Frage, welche nach Johannes Erzählung Petrus aufwarf: Herr, was ſoll aber ieſer? und ſprach unter anderm alſo zu der aufmerkſam zuhörenden Gemeinde, aus der jedes und edes Auge auf ihn gerichtet war, nur nicht die hränenvollen Magdalenens: „Was ſoll aber die-er? Und was ſoll jener? ſo fragen wohl tauſend-ach aus dem Innern der Menſchen heraus der Zweifel, der Argwohn, der Neid, aber auch der

Kummer und die gekränkte Unſchuld, und es fällt Gottes Kindern oft recht ſchwer, ſich in des Vaters Weisheit zu ſchicken, ſie nur zu ahnen, geſchweige zu begreifen. Jedes der göttlichen Gebote ſehen wir übertreten, und bei einem jeglichen kann es kommen, daß der Uebertreter ſtraflos ausgeht, daß er ſich in ſtolzer Sündenſicherheit brüſtet. Da fragt der Gerechte bedenklich: Herr, was ſoll aber dieſer? Der Anbeter des Mammon rafft und reißt durch ſündlichen Wucher Geld und Gut an ſich oder bereichert ſich durch Fälſchungen mit fremdem Eigenthum — und iſt und bleibt dennoch ein ehrengeachteter Mann, dem es an nichts mangelt, während der unverſchuldete Arme kaum das Leben friſtet, und am Hungertuche nagend, bei ſich ſelber fragt: Was ſoll nun dieſer, mit dem Gottes Segen nicht ſein ſollte und doch zu ſein ſcheint? — Oder, um aus dem achten der heiligen zehn Gebote ein Beiſpiel anzuführen, denkt euch, meine Lieben, welches Anſehen ſogar häufig vornehme und gemeine Läſterer und Ehrenabſchneider genießen, während mancher fromme Chriſt, der gern die Schande ſeines Nächſten zudecken und, gewohnt, Alles zum Beſten kehren, lieber tröſten und auf-

hten als verhöhnen und in den Staub treten
öchte, verläumdet wird und verfolgt und alles
lſche Zeugniß und alles Böſe ſich muß nachſagen
ſſen! Soll nun ſolcher Arme nicht das Recht
ben, in ſeiner tiefen Kümmerniß hinzublicken auf
e, welche ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen
d ihn gern ganz zum Schemel ihrer Füße machen
öchten, und in der Stille zu ſeufzen: Herr, was
l dieſer und jene? Und was ſoll ihr Betragen?
as iſt's, daß ſie ſo zornig ſind und ſo gewaltig-
h toben? So auch ſtatt bei Ehrendieben, bei den
rklichen, deren Sünde aber doch geringer iſt,
nn alles Gut der Welt wiegt einen geſchändeten
amen nicht auf. Ferner, da wir einmal die Him-
elsleiter der göttlichen Gebote herabſteigen und
f die ſechſte Staffel gelangen, drängt ſich nicht
Frage gewaltſam auf: Was ſoll aber dieſer
d was ſoll jener, wenn wir Menſchen ſehen,
ren Lebenswandel nichts weniger als unanſtößig,
ren Thun Aergerniß über Aergerniß in der Ge-
inde gibt, und die vor der Welt doch ehrlich
iben und ungeſchändet, weil ſie klüglich den
hein meiden, während eingezogen Lebende und
ſchuldige Herzen von ſolchen Leuten an den

Pranger der Oeffentlichkeit geſtellt werden. Und nicht immer fragt der Gerechte, über den ſie höhnend triumphiren, vergebens: Was ſollen aber dieſe? ſondern der Herr weiß ſie zu finden, weiß ihnen die Heuchlerlarven abzuziehen von den häßlichen Armſündergeſichtern, er, der an das Licht bringt alles Verborgene. Nicht ſicher ſeid ihr Schuldbeladene und Sündenbewußte hinter Schlöſſern und Riegeln, hinter Burgen und Veſten, nicht ſicher hinter Glas- und Gitterſtänden im Gotteshaus, nicht ſicher — "

Ein ſtarkes Geräuſch im hohen Chor, wo der Herrſchaftsſtand in der Altarnähe befindlich war, unterbrach den Redner, lenkte Aller Augen von ihm ab und nach jener Gegend hin. Da ſah man die alte Freifrau haſtig aus dem Stande treten, gefolgt von ihrem Sohn, dem Oekonom und einer Jungfer, und mit zornesraſchen Schritten der nächſten Thüre zueilen, was ein ganz außerordentliches und allgemeines Aufſehen erregte.

„ — nicht ſicher, wohin euch auch euer böſes Gewiſſen dränge und treibe, in die Kirche oder aus der Kirche, ähnlich jenen Unglücklichen, die das fünfte Gebot übertreten und getödtet haben, denn

hr tödtet den guten Namen euerer Mitbrüder und
Schweſtern, ihr beſſeres Theil, ihr tödtet ihre
Seele, und die Hand des Herrn, die euch gezeich-
et hat, wird euch finden!“ predigte Philidor mit
rhöhter Stimme weiter. Jetzt war die erboſte
Frau mit ihren Begleitern aus der Kirche, und
ie Thüre ſchmetterte mit dröhnendem Schlage zu.
Da machte Philidor eine kleine Pauſe, bis das
Geräuſch und Geflüſter über dieſen jähen Ausbruch
er Herrſchaft ſich legte, dann fragte er, wie mit
Beziehung auf den ungeſtümen Hinweggang, ohne
us der Faſſung zu kommen, und nach der zuge-
orfenen Thüre blickend abermals: „Was ſoll
ber dieſes?“ und führte ſeinen Vortrag folgerecht
u Ende.

Das Amen war geſprochen, die Gemeinde er-
ob ſich, ſtehend das Gebet zu hören, das der
redigt folgte. Als auch dieſes vollendet und das
aterunſer gebetet war, herrſchte Todtenſtille in
er Kirche, denn nun, nun endlich kam der große
ugenblick, wo die Fürbitte für die Büßende vom
rediger geſprochen werden mußte. Ach, mit wel-
em marternden Gefühle redete Philidor, und wie
urchtoſte der Sturm der heftigſten Schmerzen die

unglückliche Dirne. Obſchon es ſo ſtille war und Philidor mit gedämpfter Stimme die vorſchriftmäßige Formel ſprach, klopfte es ihr doch ſo laut im Haupt und Herzen, daß ſie nahe daran war, umzuſinken. „Ihr ſeht hier, Geliebte im Herrn, vor euch ſtehn eine büßende Magdalene, die durch ihre Sünde Gott im Himmel und die liebe Obrigkeit erzürnt und Aergerniß gegeben hat in dieſer Gemeinde. Auf hoher Obrigkeit Anordnung wird ſie jetzt vor dem Altar knieend ihre Sünde bekennen und um Abſolution und Vergebung bitten. O ſo vergebt ihr, der Schwachen und Irregeleiteten, wie der Herr jener Sünderin vergab, und betet für ſie um Kraft und Standhaftigkeit, auch daß ſie ernſtlich bereue zum Preiſe Gottes, der nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß er lebe und ſich bekehre, und zum Heil ihrer Seele und Seligkeit! Amen!“ Philidor ſtieg die Kanzeltreppe nieder, der Schulmeiſter ſtimmte ohne Vorſpiel das Lied an: Erbarm' Dich mein, o Herre Gott, und nun reichte der Pfarrer der Bebenden, faſt Vernichteten die linke Hand und führte ſie, die ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, auch keinen einzigen Aufblick wagte, vor den wie an Trauertagen ſchwarzbehangenen Altar und ließ ſie dort auf den ſchwarzen Fußſchemel niederknieen, während er ſelbſt dicht vor die Knieende trat. Wie Donner des Weltgerichts dröhnte Orgelklang und Geſang der Männer in Magdalenens Ohr, und die hellkreiſchenden Weiber- und Mädchenſtimmen, alle im höchſten Diskant ſingend, ſchnitten ihr ins Herz, wie feurige Schwerter, und doch lag in den Worten des Bußliedes wieder ein Troſt, der Balſam auf die Seelenwunden träufelte, und ſo richtete ihr zerſchmettertes Herz ſich auf am Anker der ewigen Liebe und Erbarmung und duldete ſtill blutend der Menſchen ſchonungsloſes Richten.

Orgel und Geſang ſchwiegen, und Philidor ſprach nun vor dem Altar vom Amte der Schlüſſel, die der Kirche verliehen, Sünden zu binden und Sünden zu löſen, berührte Magdalenens Vergehen und ihr Begehren, ſich durch Buße und Reue mit Gott zu verſöhnen, führte die Beiſpiele reuiger Sünder aus der heiligen Schrift an, denen allen vergeben worden, und ſprach Sprüche des Heils und der Sühne. Dann begann er die vorſchriftmäßigen Fragen: „Bekennſt Du vor Gott und dieer Gemeinde, daß Du wider das ſechſte Gebot geſündigt, mit Deiner Sünde Gott und die Obrigkeit erzürnt und viele Chriſten geärgert haſt? Iſt dieſe Sünde Dir von Herzen Leid und begehrſt Du, Dich durch dieſe öffentliche Buße wiederum mit Gott und der geärgerten Gemeinde zu verſöhnen? — Glaubſt Du, daß Gottes Sohn, Dein Erlöſer, in die Welt gekommen, die Sünder ſelig zu machen, daß er auch für Dich gelitten habe und geſtorben ſei und Dir Vergebung Deiner Sünden und dazu das ewige Leben erworben habe? — Und gedenkſt Du fürder mit Gottes Hülfe und des heiligen Geiſtes Beiſtand Dein Leben zu beſſern, und glaubſt Du wahrhaftig, daß ich, als ordentlicher Diener dieſer Kirche, von Gottes wegen Macht und Gewalt habe, durch die heilige Abſolution Dir dieſe und jede andere Sünde zu vergeben?" — Und auf jede dieſer Fragen antwortete die Knieende mit einem leiſen, ſchmerzlichen, ſeufzerſchweren Ja, und Philidor legte ſegnend die Hände auf ihr gebeugtes Haupt und ſprach ſie feierlich und mit lauter Stimme los von allen ihren Sünden, nahm ſie wieder zu Gnaden an in die chriſtlichkirchliche Gemeinſchaft und endete ſeinen Segen mit den Worten: „Die Gnade und der Friede Gottes ſei mit Dir, hier zeitlich und dort ewiglich, Amen.“

Immer noch kniete Magdalene, obſchon entſündigt und losgeſprochen, dauerte noch die Buße fort. Es folgte ritualmäßig die Ermahnung an das Volk, und nach dem letzten Amen ſtimmte der Schulmeiſter ein Nachtmahlslied an. Ein großer Theil der Gemeinde communicirte, darunter auch Werrbach und Neufert, und Magdalene mußte knieend bleiben, bis dem letzten Mann, der letzten Frau oder Jungfrau das heilige Brod und der geſegnete Kelch gereicht war; dann durfte ſie ſich erheben, zitternd und ſchwankend nahen, und ſo empfing auch ſie aus Philidors Händen das Mahl der Liebe und Verſöhnung. Standhaft alle das Schwere tragend, was ihr auferlegt war, erlag ſie nicht, blieb in ihrer tiefen Erniedrigung groß, und auch ihr ertönte aus der Höhe die Stimme: „Sie iſt gerettet!“

13.

Rechtfertigung.

Die Stille, welche nach großen Erregungen des Gemüthes einzutreten pflegt, trat auch nach Magdalenens Kirchenbuße in Philidors Hauſe und Herzen ein. Es war, als ſei eine große Laſt von ihm genommen, es war, als ſei ein lange hoffnungslos leidender, aufgegebener Kranker ſanft entſchlummert und fromm zur Erde beſtattet worden, und dieſe innere Beruhigung würde eine dauernde geweſen ſein, wenn nicht die Stürme von außen ſich ſtörend und peinigend erneut hätten. Im ganzen Lande ward es ruchbar, daß der Pfarrer Woytt ſeine gnädige Herrſchaft im eigentlichſten Sinn aus der Kirche gepredigt habe, und dies Ereigniß ging mit den abenteuerlichſten Zuſätzen vom Mund zu Mund. Das für ſeine Herrſchaft Partei nehmende Schloßgeſinde ward in den ſchrecklichſten Drohungen laut, und Philidor durfte nicht wagen, Abends ſeine Wohnung ohne Begleitung handfeſter Männer zu verlaſſen. Nicht minder pflanzte ſich von Mund zu Mund das Gerücht fort, die Herrſchaft habe geſchworen, jeden Unterthan, der ſich mit Worten oder Werken des ſchändlichen Pfarrers annehmen werde, acht Tage bei Waſſer und Brod in das Hundeloch werfen zu laſſen oder ihn aus dem Dorfe zu jagen. Das konnten noch in der guten alten Zeit von Anno 1700 die gnädigen Herrſchaften. Und Alles, was geſagt und geredet, erfunden und erlogen wurde, ward Philidor hinterbracht, der jetzt da ſtand, ein verhaßter, verachteter, aufgegebener Mann, des Pöbels Hohn, ſchwer tragend an der Bürde, mit welcher Haß und Rachſucht, Verdacht und Verkennung, ja ſelbſt das Mitleid der Gutgeſinnten ihn belaſteten. Da beſchloß er, nach langem und ſchwerem Kampfe zu einem letzten verzweifelten Mittel zur Rettung ſeiner Unſchuld und ſeines guten Namens ſeine Zuflucht zu nehmen und in einer Predigt ſich glänzend zu rechtfertigen.

Der Tag vor Pauli Bekehrung ward von Philidor zu dieſem Zweck auserſehen. Er unterlegte ſeinem Text das Thema: Die ſüße Laſt des Kreuzes, und ſprach, nachdem er das vorgeſchriebene Feſtevangelium mit allen Nutzlehren erläutert, gegen das Ende der Predigt nachdrücklich über ſich ſelbſt zu der zahlreichen Verſammlung, denn die Kirche war wieder übervoll, da es mit Abſicht kein Geheimniß geblieben war, daß Philidor von der Kanzel über ſich ſelbſt reden werde, und es waren auch wieder aus Nachbarorten Zuhörer anweſend, nur die Gutsherrſchaft fehlte und betrat die Kirche nicht wieder, ſo lange Philidor noch in derſelben predigte.

„Ihr, des Kreuzes Feinde,“ ſprach Philidor, „und ihr eifrigen Splitterrichter, mögt wohl in euerem Innern ſprechen: Es redet Einer zu uns, der Andern predigt und ſelbſt verwerflich geworden iſt! Ja, leider iſt es landkundig, daß ihr meinen guten Namen und Leumund ſo mit dem Nebel euerer Lügen und Verleumdungen umzogen, daß es kein Wunder wäre, wenn ich hier nicht mehr ſichtbar vor euch ſtände!“

„Wohl bin auch ich ein ſündiger Menſch vor Gottes allſehendem Richterauge und kann nicht beſtehen vor dem Herrn, der auch in ſeinen Boten Thorheit findet, aber wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Warum hegt ihr fort und fort einen ſchmählichen Verdacht gegen mich? Iſt

Gehen, Stehen und ernſtes Reden bei und mit einem Weibe Sünde, dann haben ſich die heiligſten Perſonen vergangen. Noch bin ich euer Seelenhirte, der ich getreulich nun acht Jahre war, und ſo ſtehe ich hier auf meiner Huth und trete auf meine Veſte und ſchaue und ſehe zu, was mir geſagt werde, und was ich antworten ſoll dem, der mich ſchilt? Und frage euch auf euer Gewiſſen, ſagt mir, ihr Verleumder, ja auch ihr andern alle, die ihr mich kennt, meine lieben Beichtkinder, in welchem Gebote habt ihr mich jemals ſträflich erfunden?"

„Doch da es euch nicht ziemt, an dieſer Stätte laut zu antworten, wohlan, ſo beſchwöre ich euch bei euerem Gewiſſen und bei Verluſt euerer Seligkeit, gehet hin und zeihet mich vor dem weltlichen Gericht aller Sünden, die ihr von mir wißt. Ja, auch euch, meine Freunde, deren ich Gottlob noch viele habe in dieſer Gemeinde, auch euch beſchwöre ich, mich anzuklagen. Und ſo ihr das nicht wollt und wollt wiſſentlich verſchweigen, was euch Böſes von mir bekannt iſt, ſo möge euch dieſe unzeitige Verſchwiegenheit als Todſünde auf der Seele laſten. Ich will nicht bedeckt ſein mit dem

Mantel euerer chriſtlichen Liebe, ich will nackt und bloß unter dem Kreuze ſtehen und mich bücken unter ſeiner ſüßen Laſt!“

„Aber es denken wohl die Argen unter euch: man läßt die Menſchen nicht immer zuſehen, wenn man ſündigt, und nicht jedes Aergerniß wird offenbar vor der Welt, was auch wahr iſt: darum ſo ſei auch diejenige, mit welcher ich gegen mein und ihr Verſchulden in ſo übeln Ruf gekommen, die jetzt hier vor meinen und eueren Augen in dieſer volkreichen Verſammlung ſitzt, aufgerufen und beſchworen bei dem Richter aller Lebendigen und Todten — wenn ich ihr jemals mit Blick und Geberde und Wort unſittlich begegnet, dies in der nächſten Stunde zu offenbaren und meiner nicht zu ſchonen.“

„Oder hätte ſie Gaben und Verſprechungen empfangen, um zu ſchweigen, ſo beſchwöre ich ſie nochmals, dies anzuſagen, und müſſe ſolcher Lohn, wäre er geboten und empfangen worden, ihr nicht gedeihen, ſondern auf ihrer Seele brennen, wie Feuer der Hölle. Ich bin mir bewußt, daß ihr Gewiſſen ihr ſagen wird, wie unſchuldig ich bin, wie ich ſie ſtets nur väterlich ermahnt, nachdem ſie ihr Herz gegen mich ausgeſchüttet.“

„Doch ſelbſt das haben die Splitterrichter unter euch übel gedeutet, daß ich mit manchen Tröſtungen auch nach ihrem Fall der Gebeugten und Geängſtigten zugeſprochen, aber das ficht mich nicht an. Wohl hätte ich mir an einem hohen Ort günſtigere Geſinnung erwecken können, wenn ich das Siegel vertrauter Beichte gebrochen und ihr Geheimniß offenbart, allein wie hätte ich damit vor dem höchſten Ort beſtanden? Es iſt genug, daß Gott es weiß und ihr Gewiſſen gut heißt, was ich mit ihr geſprochen. Meint ihr, wenn mein eignes Gewiſſen mich nicht ruhig ließe und unerſchrocken bei ſo gefährlichen, bedrohlichen, unerhörten Anſchuldigungen und liſtigen Nachſtellungen, ich würde ſo getroſt hier vor euch ſtehen? Der Herr iſt mein Schild und ich wandle ſeine Wege, und ich fürchte mich nicht vor Menſchen, wie wunderlich es mir auch noch immer ergehen kann und wird!“

„Oder ſollte mein treues und geliebtes Eheweib mich beſchämen können, der die Verleumder unter euch ohne Scheu nachgelogen, ſie wiſſe um Alles, müſſe aber aus Furcht ſchweigen, ſo vernehme auch ſie vor dieſer Verſammlung, daß ich ſie für eine [illegible] Heuchlerin erkläre und halte, wenn ſie [illegible] ſchonen wollte. Wenn ſie mich einer [illegible], geheimgehaltenen Sünde gegen eines [illegible] zeihen kann, und thut das nicht, ſo ſoll ſie kein Theil am Reiche Gottes haben. Und obſchon ihr Zeugniß nichts gilt vor dem weltlichen Gericht, ſo gilt es doch vor dem ewigen Gerichte Gottes, vor deſſen Auge ſie jetzt mit mir ſteht.“

„Aber ſie kann nicht gegen mich zeugen. Wir haben in Liebe und friedfertiger Eintracht nun in das elfte Jahr mit einander gelebt, ohne Zank und Widerwillen, und in dieſer langen Zeit hat ſie mich redlich und treu und ſtets befliſſen erfunden, die Gebote des Herrn getreulich zu halten. — Oder wäre ſonſt ein Weib in der Gemeinde, die jemals einen verführeriſchen Blick oder ein ſolches Wort an mir wahrgenommen? die ſage es ohne Scheu, und ich will ſie darum nicht haſſen, ſondern ihr danken, daß ſie Gott mehr fürchtet, als mich, einen Menſchen, als mich, der ich jetzt am hieſigen Ort bin, wie ein Mann, der keine Hülfe hat.“

„Viele ſind unter euch, die glaubten und glauben mich ſchuldig, weil ich ſo lange geſchwiegen,

peil ich mit Sanftmuth und Geduld alle böſen
Gerüchte über mich ergehen laſſen, aber habe ich
emals euch mich anders gezeigt? Schweigen und
Reden hat ſeine Zeit und die Rache iſt Gottes, er
nag für mich ſtreiten. Ich aber habe mich euch
n allen perſönlichen Leiden hingeſtellt als ein Bei-
piel der Geduld, der Sanftmuth und der unver-
ückten Liebe. Und ſo vergebe ich euch von ganzem
herzen, euch, meinen anweſenden wie den ab-
weſenden Feinden und Feindinnen, alle mir an-
ethane Schmach und Unbill, ja, von ganzem Herzen,
enn noch nie habe ich zur Nacht mein Bette mit
nem unverſöhnlichen Gedanken gegen irgend
emand beſtiegen. Euch aber, die ihr mich ſo
nverſöhnlich haßt und verfolgt und verleumdet,
ich hätte es wohl geziemt, meine Vergebung
achzuſuchen, da es noch Zeit iſt und ich noch
nter euch weile; denn von der mir angethanen
chmach kann euch ſelbſt der höchſte Geiſtliche
cht abſolviren, ihr Ehrendiebe, die mir den gu-
n Namen abgeſchnitten, ja Gott ſelbſt kann euch
cht vergeben, wenn ich es nicht thue aus chriſt-
her Liebe und Nachſicht.“

„Wohl iſt mir kund ſeit lange, daß man am hieſigen Ort nicht gewohnt und gewillt iſt, das an das Licht zu ſtellen, was mich rechtfertigen könnte, ſondern man ſucht nur Alles hervor, was mich kränkt und kränken muß. Soll und muß ich denn mein bis heute noch immer friſch gehegtes Wintergrün welken ſehen? Geht hier Gewalt vor Recht? Nun denn, ſo bleibt mir doch immerdar eine heilige Stätte und ein herrliches Aſyl, wohin ich mich bergen und flüchten kann, wohin nicht Schmähung noch feige Bosheit, wohin nicht böswilliger Zorn und abſurde Tyrannei reicht, wo die Pfeile der Dummheit abprallen, wie von einem ehernen Schilde, das iſt die Stätte unter dem Kreuze, deſſen ſüße Laſt ich trage, der ich aber nicht erliegen werde, denn die ewige Erbarmung reicht mir aus Wolken die Liebeshand, und ich kann ſagen mit dem Herrn aller Herren: Mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht!“

Dieſe Predigt machte einen erſtaunlichen Eindruck auf die Gemeinde. Viele Zuhörer vergoſſen Thränen, und es mochten wirklich einige ſein, welche Thränen der Reue weinten. Als die Kirche aus war, ſtanden die meiſten Männer und Burſche noch innerhalb der Kirchhofmauer und bildeten

e Gaſſe, durch welche Philidor gehen mußte,
er mit entblößtem Haupte; und wie nun Phi-
or durch ihre Reihen ernſten Schrittes wandelte,
las er ſo viel Trauer und Reue, Liebe und
nerzlichen Antheil in den Geſichtern ſeiner
arrkinder, daß ſein tief bekümmertes Herz mäch-
davon erhoben ward.

Zu Hauſe trat ihm die Gattin freundlich ent-
gen, die in der Kirche nicht gefehlt hatte, bot
i die Hand und ſprach: „So war es recht, Lo-
g! Es war an Dir, zu reden. Du haſt mit
em Schlage mehr denn hundert Mäuler ge-
ſſen.“

„Mein Mund hat ſich weit aufgethan über
ne Feinde und iſt des Armen Hoffnung, daß
Bosheit wird ihren Mund zuhalten müſſen,“
iederte Philidor mit Bibelſtellen aus Samuel
Hiob, und legte das Ornat ab. Bald darauf
en mehrere Männer und Burſche in das Pfarr-
s und in die Wohnſtube, unter ihnen der
uldiener Hellmuth, der Bauer Juſt Werrbach,
er des Hans Werrbach, und Andre, und be-
gten unter Thränen ihr Beileid über ihres
rrers Unglück und ihren Schmerz über ſein

nahes Scheiden aus ihrer Mitte, denn daß ſolches bevorſtehe, war ihnen völlig klar, zumal ein Gerücht im Dorfe umlief, Philidors ſchriftlicher Abſchied ſei bereits von Würzburg angelangt. Dieſes Gerücht wurde alsbald zur Wahrheit, indem unvermuthet der Gerichtshalter Groß ebenfalls in die Pfarrſtube trat, der die Bauern verwundert und mit mißbilligenden Blicken anſah und dann mit einem ſchier ſpöttiſchen Bückling ein großes geſiegeltes Schreiben an Philidor überreichte. Ein Schmerzgefühl durchzuckte Philidor, ſeine Hand zitterte ein wenig, als er das Schreiben faßte; doch nur einen kurzen Moment dauerte dieſe Bewegung ſeines Innern. Er warf einen Blick auf die Adreſſe und las ſie laut: „Unſerm bisherigen Pfarrer Herrn Laurentio Wolfgang Woytt zu behändigen“ und ſprach mit Petri Worten: „Ihr Lieben, laſſet euch die Hitze, ſo euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltſames,“ und fügte aus Matthäus Evangelium hinzu: „Wo euch Jemand nicht annehmen (noch behalten) wird, noch euere Rede hören, ſo gehet heraus von demſelbigen Hauſe oder Ort und ſchüttelt den Staub von eueren Füßen!“

Hierauf erbrach und las Philidor das Schreiben mit großer Ruhe; Ulrike ſtand neben ihm und blickte mit hinein ſtill und ernſt, doch ſahen die Anweſenden zwei große Zähren über die Wangen der Frau rollen, ſonſt that ſich auf keine Weiſe kund, daß ihr Gemüth bewegt war.

„Der Herr Gerichtsverwalter," wandte ſich Philidor an Groß: „konnte mir gewiſſermaßen eine fröhlichere Botſchaft bringen als dieſe, da ch ſomit aus dem Labyrinthe meiner langwierigen Angſt, Qual und Verfolgung verwieſen werde. llein den Inhalt dieſer Zuſchrift belangend, kann ch ſo ſchlechter Gründe nicht zufrieden ſein, denn ie darin mir aufgebürdeten Beſchuldigungen ſind ir weder bekannt noch bewieſen, und bis zu eren Erweiſung proteſtire ich feierlich dagegen!"

„Die gnädige hohe Herrſchaft," erwiederte roß, „hat mir ausdrucklichen Befehl ertheilt, on dem Herrn Pfarrer keinerlei Proteſtation annehmen; ich habe das Schreiben Ihm behändigt, ich meines Auftrages entledigt, und ſomit Gott fohlen!"

Groß wandte ſich und ging. In der Thüre gegneten ihm noch mehrere Ortsnachbarn, bejahrte ſchlichte Männer, die aus der gleichen Abſicht kamen, ihrem Pfarrer ihr Beileid zu bezeugen und ihm zu verſichern, daß ſie keinen Antheil hätten an den gegen Philidor ausgeſtreuten Verleumdungen. Dieſer ſprach, als ſie eintraten, mit heitrer Würde ſeinen Lieblingsvers: „Ich will in mein Verhängniß gehen und Alles willig nehmen an!“ und wandte ſich dann an ſeine ihn trauervoll umſtehenden und ihm die Hände drückenden Pfarrkinder: „Seht der Herrſchaft Argliſt! Erſt ſucht ſie mich durch Bezüchtigung unkeuſcher Händel zu ruiniren, und nun ſteht in dieſem Abſchied davon kein Wort, ſondern ſie ſchiebt Alles auf die Gemeinde, als ſei euer Vertrauen zu mir wegen allerlei Feindſeligkeiten und Hader erloſchen. Da höret, wie es wörtlich lautet: „„Demnach die reichsfreihochwohlgebornen und ſo weiter, unſre Herren, wahrgenommen, was maßen zwiſchen dero bisherigem Pfarrer und der ihm anvertrauten Pfarrgemeine ſich allerlei Widerwärtigkeiten dergeſtalt ereignet, daß nicht allein das bisherige und höchſt nöthige gute Vertrauen gänzlich erloſchen, ſondern ſich auch noch andere Dinge ergeben, dadurch größeres Uebel und merkliches Aergerniß zu beſorgen, ja

leichſam ſchon vor Augen gelegen, ſo hat Ein-
angs gemeldete gnädige hohe Herrſchaft für höchſt
öthig befunden, hierinnen in Zeiten einige Aen-
erung vorzunehmen und genanntem Pfarrer kraft
ieſes anfügen wollen, wie er ſich um andere
farrdienſte bewerben und a dato innerhalb ſechs
Bochen unſre ihm bisher anvertraute Seelenſorge
nd Gemeinde quittiren möge. Allermaßen wir
n derſelben a dato dieſes Decreti wirklich ent-
ſſen und gegenwärtig unſre Dimiſſion und Ver-
dnung ihm zu ſeiner Nachricht kraft unſrer eigen-
indigen Subſcription und vorgedruckten Inſiegel
Wiſſen gethan wird."

Unter dem Vorleſen hatte ſich nicht nur die
Bohnſtube, ſondern auch die Flur und Philidors
tudirſtube immer mehr und ſo mit Angehörigen
r Gemeinde angefüllt, daß die Leute ganz ge-
ängt ſtanden, und es war, als der Pfarrer
wieg, nichts zu hören als Seufzer und Weh-
gen und Ausrufe des Schmerzes.

„Seid ruhig, meine geliebten Kinder!" rief
Philidor mit erhöhter Stimme ihnen allen zu;
ich macht dieſer ſchmähliche, überſchnelle und
gerechte Abſchied nicht ſchamroth, und euere

Thränen, euer Gewiſſen ſind mein beſtes und ſchönſtes Zeugniß, daß ich Keinem unter euch, wo es nicht mein Amt erfordert, je mit einem harten Worte oder Werke begegnet, ſondern mit lautrer und aufrichtiger Treue! Geht ruhig von dannen und ladet nicht durch allzugroßen Antheil an mir und meinem Schickſal, wie innig dankbar ich auch dieſen Antheil würdige, den Zorn und den Haß der Herrſchaft auf euch und die Eurigen. Ihr bleibet und ich gehe, aber mein Dank und mein Segen für euere Liebe bleiben bei euch, die können keinen ſchnöden Abſchied erhalten!“

Das Pfarrhaus und die Stuben wurden leer, und jetzt warf ſich Ulrike, die das in ihr mächtig ſtürmende Gefühl gewaltſam bekämpft, erſchüttert an des Gatten Bruſt und rief: „O Mann! Mann! Wir ſollen fort, und wohin? Wir ſollen fort! Fort in dieſer rauhen Winterwitterung mit dem armen kranken Kind! O Gott, warum hat doch Alles ſo kommen müſſen?“

„Frage den dort oben, nicht mich, liebes Weib!“ antwortete Philidor ſanft, und führte die Bekümmerte zur Kammer, darin das leidende Kind ächzend lag, darin auch Magdalene, des

Kindes liebevolle Wärterin, ſtillweinend ſaß; ſie
hatte Alles gehört, und es wühlte ihr wie Dolche
im Buſen, daß ſie, ſie die alleinige Urſache aller
dieſer Schmerzen und Leiden ſei.

„Faſſet euch!“ nahm an dieſer Stätte Philidor
wieder das Wort, indem er ſich mit aller Sorgen-
aſt eines Vaters, der ſein Kind leiden ſieht, über
as kranke Töchterchen beugte. „Dieſer Kleinen
wird, noch ehe wir gehen, der himmliſche Helfer
ahen und die zum Engel verklären, die hienieden
ur ein armes und ſchwaches Würmlein iſt. In
es Höchſten Hand ruht Alles, Alles! Er giebt
nd nimmt, und es iſt leicht, ihn im Glück zu
reiſen; aber der Gerechte ehrt das unerforſchliche
Walten auch im Staube und ſieht aus der Aſche
uf des Dulders und des Büßenden Haupt die
offnunggrünen Ranken jener Blume wachſen, die
n Sinnbild unſres Dichterordens iſt. Kein Leben
hne Paſſion, doch auch kein Leben ohne Troſt
us der Höhe.“

Als die Nacht über den Ort ſchattete, klopfte
leiſe an die Stubenthüre, und es traten die
urſche Werrbach und Neufert herein, ergriffen
hilidors Hände und küßten ſie, und Hans ſprach:

„Herr Pfarrer, wir wollen Ihn bitten, daß Er uns um Gottes Willen vergeben soll! Unſer verfluchtes Geſchwätz allein hat Ihn ins Unglück gebracht! Wir ſind nicht werth, daß die Sonne uns anſcheint. Ach, wir haben keine Ruhe mehr, unſer Gewiſſen martert uns wie tauſend Teufel.“ Reuſert warf ſich vor Philidor auf die Kniee und rief: „Ja, Herr Pfarrer, verzeihen Sie uns armen Knechten! Wir möchten vor Bosheit Einer den Andern todt ſchlagen, daß Jeder von uns ſo viel bittres Herzeleid über Sie gebracht, und wir haben auch hier keine bleibende Stätte mehr, denn die Jungen weiſen mit Fingern auf uns, werfen nach uns mit allerhand und rufen uns Pfarrklatſcher.“

„Wohl habt ihr bittres Leid mir zugefügt und mein Unglück begründet,“ ſprach Philidor, indem er Reuſert die Hand reichte und ihn emporhob. „Durch unbedachte Rede habt ihr mir böſen Leumund gemacht, der mich in das Elend treibt, doch verzeihe ich euch als Menſch und als Chriſt. Thut nichts Unbedachtes, wandelt auf guten Wegen und macht durch ein ordentliches Leben gut, was ihr Böſes an mir gethan!“

„Der Herr Pfarrer iſt ein Engel. Es muß ihm zeitlich und ewiglich wohl ergehen!“ riefen Hans und Dietrich weinend aus, und ſtürzten aus dem Pfarrhauſe.

Am andern Tage lief ein Gerücht durch das Dorf, daß dieſe beiden Burſche ſich in der Nacht heimlich auf und davon gemacht; ſie waren nirgends zu finden, und bald darauf hieß es, ſie ſeien unter die Soldaten gegangen.

14.

Kein Unglück allein.

Philidors trübe Ahnung war binnen wenigen Wochen in Erfüllung gegangen: das Kind war um Engel geworden, und des kleinen Bruders, ie Magdalenens lautaufweinender Jammer er- üllte das Pfarrhaus, während der Schmerz der efgebeugten Eltern ein ſtillerer und gefaßter war. it dem Tod des Kindes war die laſtende Sorge, ohin man das ſchwer Kranke bringen ſollte, enn nach Ablauf der ſechs Wochen die Despotie zum Räumen des Pfarrhauſes gezwungen hätte, hinweggerückt, und es konnte nun ohne jene Sorge an den Abzug gedacht werden. Tröſtend und liebevoll trat in das Haus der Trauer der Freund, und an ſeinem treuen Buſen konnte der Vaterſchmerz ſich ausweinen.

Und Philidor bedurfte jetzt in der That des Troſtes, denn auch in ſeinem großen und gerechten Schmerz um das verlorne Kind, blieb er nicht verſchont von den Pfeilen des Haſſes und blindwüthender Verfolgung, die alle einzig und allein von der Burg herabflogen.

Es gibt ſo gemein geartete Gemüther, die von einer achtungsvollen Feindſchaft keine Ahnung haben, die zu engherzig ſind, um über das Unglück ſelbſt eines Feindes Mitleid zu fühlen oder eine Thräne zu vergießen, ja, die es über ſich vermögen, einem ohnehin leidenden Verhaßten das Leid zu häufen. In den Herzenswüſten ſolcher Menſchen grünt aber auch kein einziges erfreuendes Kraut, fällt kein mildes Manna der Menſchlichkeit und Erbarmung vom Himmel, und nicht die von ihnen Verfolgten ſind die wahren Unglücklichen, ſondern ſie ſelbſt ſind die Bekla-

swertheſten; denn ſie ſind, indem ſie lieblos
, aller Liebe los, aller Liebe bar und bloß,
Verarmte.

Es war Brauch und Herkommen, daß bei
rbefällen, die ſich im Pfarrhauſe und bei den
zehörigen des Pfarrers ereigneten, zum Be-
gniß mit der großen Glocke geläutet, und
in der Kirche eine Leichenpredigt gehalten
rde, die, wenn der Ortspfarrer ſie nicht ſelbſt
halten vermochte, ſein Beichtiger hielt. Gern
te ſich zu letztem traurigen Freundſchaftsdienſt
ocles erboten, gern war das freundliche Er-
en angenommen worden, da kam mit einem
l der Befehl vom Schloß aus dem Munde
ungnädig Gnädigen, das Leichenbegängniß
nicht in der großen Dorf-, ſondern in der
nen Gottesackerkirche gehalten werden, und
anderer Geiſtlicher ſolle den Sermon ſprechen,
der Pfarrer zu Nordheim, Ehren-Kühn,
lidors Feind und Neider, und gleichzeitig
rde das Läuten mit der großen Glocke dem
ulmeiſter unterſagt.

Philidor beſeufzte dieſe neue Härte und trug
geduldig; der Pfarrer Kühn blieb unbemüht.

Ohne den erhebenden Klang der Glocken ging unter Abſingung eines Liedes der Leichenzug nach dem Friedhof; ein Kranz von Wintergrün, das Philidor unter Thränen im Labyrinth, wohin er es einſt in der freudigſt gehobenen Seelenſtimmung gepflanzt, aus dem Schnee geſchaufelt hatte, deckte den kleinen Sarg, hinter dem an Fidocles Seite der Vater ſchritt. Leiſe ward der Sarg hinabgeſenkt und dazu noch ein Vers geſungen, dann beteten die, welche gefolgt waren, ein ſtilles Vater Unſer, und die Ceremonie war beendet; aber dem Volke griff es an das Herz, daß das Kind ſeines lieben Seelſorgers ſo ſeltſam einfach beerdigt werden mußte, und in zahlloſen Thränen wie im Gemurr des Unwillens ſprach die erneute Theilnahme ſich aus. Dieſe Theilnahme ward aber auch in Worten laut, denn es traten mehrere Ortsnachbarn, Schorr, der Schulze, Rußwurm, Trautwetter, Werrbach, Rommel, Reinhardt, Ebert und andre auf dem Rückweg nach dem Dorfe, dem Pfarrer nahe, und Rußwurm und Trautwetter fragten im Namen der Uebrigen: „Herr Pfarrer! Wenn nun wir und die meiſten aus der Gemeinde wie-

er um Sie anhalten und das erlangen, wollen
Sie dann wohl bei uns bleiben?

„Nur ungern verläßt ein treuer Hirte ſeine
Heerde!" antwortete Philidor. „Wird mir die
neine wiederum anvertraut, ſo gebietet mir mein
Gewiſſen, euere Frage mit Ja zu beantworten,
und ſollte es mir am hieſigen Orte noch übler
rgehen, als es mir bisher ergangen."

Auf dieſe Antwort hin beſchloſſen die Bauern,
hre Maßregel zu nehmen. Philidors Entſchluß
var gefaßt; er hoffte nichts mehr, ließ ſeine
ffekten zum Wegzug packen und ſandte acht
eladene Wagen voll Hausrath nach der nahen
euen Herzogreſidenz Meiningen. — Mittlerweile
ielen recht ſonnige Troſtesſtrahlen in die Nacht
eines Leides, und er konnte, als Fidocles in
ieſen Tagen wieder einſprach, dem Freund frohe
Mähr verkündigen,

„Denke Dir, mein Lieber, Getreuer!" rief
r: „Wie oft mitten auf ſtürmiſcher See dem in
ohlenſchwarzer Nachtfinſterniß umirrenden Schif-
r ein Pharus mit ſeinem Glanzlicht auftaucht!
önte Nachrichten! Von zwei Seiten her thun
ch mir günſtige Ausſichten auf. Mein gnädig-

ſter Landesherr, Herzog Bernhard, hat wegen meiner an meine ungnädigen Herren ſchreiben und beantragen laſſen, daß ſie ſich, da ſie mich meines Amtes entſetzt, doch gefallen laſſen möchten, aus Seiner Durchlaucht Herzogthume einen Pfarrer, welchen ſie wollten, zu berufen, damit dann deſſen erledigte Stelle mir gegeben werden könne. Und dann hat auch der Durchlauchtigſte Herzog Karl zu Würtemberg-Oels mir huldreichſte und gnädigſte Verheißung gethan, bei erſter Erledigung eines Pfarrdienſtes in ſeinem Fürſtenthum Schleſien mich dorthin zu befördern. Alſo wieder eine Sorge vom Herzen! Gott zürnt nicht ewig! Nun werde ich die Gaſtfreundſchaft, die Du mir und den Meinen ſo liebevoll angeboten, nur wenige Tage in Anſpruch nehmen.“

„Mich ſchmerzt der Gedanke, Dich aus meiner Nähe zu verlieren, mein lieber Philidor!“ klagte Fidocles. „Wir trugen ſo lange in Eintracht Freud und Leid, und für immer zerſtört und zerriſſen iſt nun der Luſthain unſrer harmloſen Freude. Das Schöne hat keine bleibende Stätte auf Erden. Doch wann Du ziehſt, ſo ziehe mit Gott! Niemand wünſcht und

unt Dir treuer geſinnt als ich, ein neues
lück!“

„Du mein treuer Damon biſt es auch allein,
n ich ſchmerzlich vermiſſen werde, wenn ich
rn bin,“ erwiederte Philidor. „Uebrigens,
enn Gott ſieht, daß mein Dienſt in ſeinem
auſe nicht ohne Frucht iſt, wird er mich ſchon
ieder in das Amt bringen, in das er mich be-
hlen hat. Hier war für mich doch nur ein
edar und Meſech, aber —

Ich büße voll Wehmuth, ich blute ja gern,
Und küſſe in Demuth die Ruthe des Herrn!“ — .

Unter den mancherlei kleinern Sachen, die
ch nicht verpackt waren, hatte Ulrike eine
nde bunte Schachtel gefunden, deren Deckel
nicht aufbrachte, da jene lange nicht geöffnet
n mochte; Philidor ſollte öffnen, und er that
, und ſiehe, zwei welke Kränze lagen darin,
n Dichter-Lorbeer, mit dem ihn Damon Omeis
krönt, und jener Wintergrünkranz, den er an
nſamſter Stelle des Irrgartens an jenem glück-
hen, doch ahnungsſchweren Tage ſich ſelbſt ge-
unden. Philidor lächelte wehmüthig, als er
eſe raſchelnden Kränze faßte und aus der Hülle

hob: „Sieh', ſieh'!" ſprach er zur Gattin und zu dem Freunde; „meine Kränze, der Dichterkranz und der Erinnerungskranz, den meine Hand einſt wand und zum Bild der Hoffnung weihte. Wie ſchön taucht mir die Erinnerung an jenen ſchönen Tag auf, an welchem Du, mein Fidocles, und ich uns fröhlich aufgenommen ſahen in den edelgekrönten Blumenorden. Erfüllt ſind die dunkeln Schmerzensahnungen, die damals mitten im Genuß der Freude mein Herz belaſteten und bedrängten, und gelöſt iſt das Räthſel jenes Wortes: Es muß ja Aergerniß kommen. Wohl mir, daß es nicht durch mich, nicht durch meine Schuld gekommen iſt. Unſer Sänger-Lorbeer iſt welk geworden, Fidocles! Haben wir ihn verdient, haben wir die Hoffnungen erfüllt, die der Orden auf uns baute? Schwerlich! Du mit Deiner gottgeheiligten Tafelmuſik, ich mit meinen Nachtigallenſchlägen der gottgeheiligten Philomele, wir werden wohl beide nicht eingehen in die Nachruhmshallen deutſcher Poeten. Mag es ſein! War uns doch das Herz voll von dem, davon der liederſtammelnde Mund überging, und war es doch ein reines und beſeligendes Gefühl, das durch die Saiten unſrer Harfen bebte und jauchzte. Eins darf ich noch heute freudig bekennen, eins bin ich noch: auf den ewigen Lenzen hoffend! und reichlich iſt der Spruch an mir wahr geworden:

Es ſoll mich Epheu nicht, nur Wintergrün umkränzen,
Ich leide Froſt und Wind in dieſem Wald der Welt.

Bewahre dieſe Kränze heilig auf, liebe Ulrike, und lege ſie mir in den Sarg, wenn ich vor Dir abgerufen werde."

Noch einmal, nur einen Augenblick, ſetzte Philidor ſich den Wintergrünkranz aufs Haupt und legte ihn dann ſchnell wieder in ſeine Hülle zurück, dann ſchüttelte er den Kopf, als wolle er dadurch die Thränen aus den Augen bringen, die ihm voll Waſſer ſtanden, und fuhr fort: „Seltſam, daß die Kränze mich ſo bewegen! Es iſt immer etwas ſo Schönes um einen Kranz. Er iſt ein in ſich Abgeſchloſſenes, Vollkommenes, ein Ring, ein Ewigkeit-Symbol. Irdiſcher Ewigkeit vielmehr, die keinen Sommer währt, kaum einen Tag, eine Freudenephemere, wie ein Trauermonument. Vom Brautkranz zum Todtenkranz, wie eng gezogen iſt die Grenze. Schlingt beide ineinander, ſo habt ihr die Lebenskette. Wenn ich mein Leben überdenke, ſo hat es mir von früher Jugend an mehr Trauer und Trübſal als Luſt und Freude gebracht. Der Weg meiner Jugend war dornenvoll, ſpäter blieb ich nicht ohne Lichtblicke, jetzt aber werde ich mit Eſſig und Yſop getränkt, und ſo wird wohl auch mein Lebensabend ſtatt einer weichen Moosbank mir einen rauhen Felſenſitz bieten. Mir ſcheint ſchon mein Name dies ſymboliſch anzudeuten, und ich muß zu mir ſelbſt alſo ſagen:

Woytt, wie wirſt Du angefangen?
O Dein Anfang hat ein W,
Wo zum Ausgang wir gelangen,
Steht als zweifach Kreuz das T.
Yſop tränkt in Lebens-Mitten
Eh' der letzte Kampf geſtritten."

Ulrike that ihren Mantel um und ſchickte ſich zum Weggehen an.

„Wohin?" fragte der Gatte.

„Du weißt's!" ſprach ſie., „Zu ihr!" knirte gegen Fidocles und ging.

Philidor blickte ihr gerührt nach und ſprach dann zum Freunde: „Dieſes Weib iſt eine ſeltne Perle, mein Glück, mein Troſt, mein Anker, mein Aaronsſtab, der in der Dürre grünt. Weißt Du, wohin ſie geht? Zu Magdalenen, die vor einigen Tagen eines Knäbleins geneſen, um die Arme zu erquicken und ſie gegen des Vaters Rohheiten durch ihre Gegenwart zu ſchirmen. Wo wäre die Frau, die mit unerſchüttertem Vertrauen auf ihres Mannes Redlichkeit und Treue die hundert und aber hundert über ihn ausgeſtreuten Lügen anhörte, deren ihr keine anzuhören erſpart wird? Sie war der Lene immer gut und liebt jetzt die Unglückliche, durch die unſer Aller Glück und Ruhe ſo ſchwer getrübt, ja vernichtet worden, mehr denn zuvor. Ihr großes Herz ſteht hoch über dem Gemeinen und iſt angethan mit dem Panzer der Liebe, daß keiner der gegen mich gerichteten Pfeile des Haſſes, der Lüge und der Verleumdung es zu verwunden vermag. Mehr denn einmal habe ich ſie gebeten, mir aufrichtig zu ſagen, ob ſie mich in ihrem Innern für ſchuldig halte, und ſtets hat ſie darauf ein freudiges, zuverſichtliches Nein erwiedert. Dächte ſie anders, ſo würde wohl längſt

Gram über mich und Haß gegen Magdalene an die Stelle ſo vieler Liebe getreten ſein. Hat doch ſelbſt meine erbittertſte Feindin, die Alte im Schloß, mitten unter den ehrenrührigſten Läſterungen und Schandreden, die ſie über mich ergoſſen, ſich endlich vernehmen laſſen, ſie traue mir nicht zu, das Mägdlein verführt zu haben, allein das vielfache Reden über dieſe Sache ſei ihr ärgerlich geweſen, und mein Stolz unerträglich, und deshalb müſſe man mich abſchaffen.“

„Und weshalb hat denn die gnädige Frau noch immer, da Dein Weggang doch entſchieden iſt, über Dich geſchmäht?“ fragte Fidocles.

„Weil ihr zugetragen worden, daß die Ortsnachbarn ſich bereits einige Male beſprechen und berathen, bittend um meine Wiedereinſetzung einzukommen. Es ſoll bereits eine Supplik verfaßt worden ſein, um mit Joſeph von Arimathia um mich zu bitten. Darüber iſt das alte Weib außer ſich vor Wuth, und ſo wird der Bauern guter Wille mir nicht frommen, aber es rührt und erfreut mich doch.“

Fidocles lächelte, tröſtete und ſchied. Er wußte Alles; er war es, der auf des Schuldie-

und des Schultheißen Bitten die Schrift für
Gemeinde entworfen, von der er ſich guten
lg für den Freund verſprach, doch ſollte die-
icht um den Freundſchaftsdienſt wiſſen, um
Dankes überhoben zu ſein, und die Bauern
n ſagen, daß die Supplik in Römhild ver-
worden.

er Inhalt der Schrift drückte die Betrübniß
Gemeinde über die zwiſchen ihrem nun acht
e im Dienſt ſtehenden Pfarrer und einigen
eindegliedern entſtandene Mißhelligkeit und
blen Verdacht aus, weil die Gemeinde ge-
t, es werden von der Herrſchaft die dem
er zur Laſt gelegten Beſchuldigungen ihm
gründliche Zeugniſſe bewieſen wer-
önnen. Da Letzteres nicht geſchehen und der
te Seelſorger dennoch ſeines Amtes entſetzt
n, von dem ſie doch, bei ihrem beſten Ge-
, und mit Grund der Wahrheit nichts als
und Gutes wußten, wünſchten die Unter-
enen herzlich, daß er bei ihnen bleiben möge,
aten unterthäniglich, ihrem treuen Seelen-
das Amt wieder einzuräumen, da ſie ihm
Sündliches zutrauten. Der Pfarrer habe

ſich ja auf öffentlicher Kanzel gerechtfertigt, und ſie hätten nicht geglaubt, daß es ſo weit kommen werde, ſonſt würden ſie früher für ihn gebeten haben. Sie müßten ſehr fürchten, daß Gott um des vertriebenen frommen und unſchuldigen Mannes Willen den Ort ſtrafend heimſuchen werde. Es habe ja auch der Pfarrer geduldig und unerſchrocken alle falſchen Beſchuldigungen über ſich ergehen laſſen, und Freunde und Feinde müßten bekennen, daß er nie ein Kind beleidigt, ſondern jedem mit Liebe und Sanftmuth begegnet ſei. Sein ganzer Wandel ſei immerdar ſo übereinſtimmend mit ſeiner Lehre geweſen, daß keine Urſachen vorhanden, an ſeiner Gottesfurcht, Keuſchheit und herzlicher Aufrichtigkeit zu zweifeln. Viele von der Gemeinde müßten eingeſtehen, durch ihn andre und beſſere Menſchen geworden zu ſein, und es ſei zu fürchten, ſeines Gleichen nicht wieder zu bekommen. Er ſei des Ortes Ehre, denn in der Nähe und Ferne erſchalle ſein Lob.

Von nicht weniger als zweiunddreißig Ortsnachbarn und Hausbeſitzern, wie von ſieben Wittfrauen, welche eigenthümlichen Wohnſitz am

Orte hatten, war die Supplik unterzeichnet worden, welche der reichsfreihochwohlgebornen Herrſchaft in Unterthänigkeit überreicht und zugleich ein Duplicat nach Würzburg überbracht werden ſollte. Am Abend des dritten März 1704 traten vier Abgeordnete der Gemeinde in das Pfarrhaus, der Müller Reinhardt und die Bauern Nußwurm, Ebert und Nagelknopf. Der Erſte nahm das Wort: „Mit Gunſt, Herr Pfarrer! Wir ſind nach herzlicher Anrufung göttlichen Beiſtandes, und angetrieben von unſerm Gewiſſen, wie von Liebe und Vertrauen gegen Ihn Willens geworden, bei unſern Herrſchaften zu ſuppliciren, daß Er wieder ins Amt geſetzt werde, daraus Er ohne unſern Wunſch und Willen entlaſſen worden. Nun fragen wir aber zuvor, will der Herr Pfarrer auch, wenn wir Ihn erhalten können, Seinen Dienſt wieder antreten und fernerhin als unſer treuer Hirt und Seelſorger bei uns ausharren?“

„Meine lieben Beichtkinder!“ nahm Philidor ernſt das Wort. „Euere Liebe und Anhänglichkeit rührt mich tief und innig. Ich muß euch ſagen, daß ich ſelbſt zur Stunde mein hieſiges Seelſorgeramt nicht aufgegeben habe, ſondern nach Gottes Verhängniß durch ſchriftlichen Abſchied dazu gezwungen worden bin. Auch bin ich noch nicht anderswo zum Dienſt Gottes berufen, obſchon ſich mir dazu die erwünſchteſten Ausſichten bieten. Dennoch aber reizt mich euer herzliches Vertrauen ſo, daß mein Gewiſſen und die ſchuldige Gegenliebe mich bewegen, euch gern noch länger mit meinem Amt und Gebet zu dienen. Nur ſelbſt darum anhalten kann ich nicht, und könnt ihr es nicht zu Stande bringen, ſo muß ich meine Sache Gott anheimſtellen. An meinen Zuhörern iſt es, dahin zu trachten, daß ich, dem ſo großes Unrecht geſchehen, in integrum reſtituirt, aller mir angethane Schimpf aus dem Wege geräumt und mir von Allen und Jeglichen die mir gebührende Ehre künftig unverletzt gelaſſen werde.“

Hierauf ließen die Bauern Philidor die Supplik leſen, die er bei ſich behielt und ſie am andern Morgen mit einer Zuſchrift an die Nachbarn zurückſandte, worin er ohngefähr daſſelbe ausſprach, was er den vier Abgeordneten mündlich zu vernehmen gegeben. Dieſer Schritt, den die Gemeinde für ihn thun wollte, füllte ihn mit

Unruhe, er hoffte davon für ſich keinen Vortheil und fürchtete für die Liebe und Treue ſeiner Anhänger üblen Lohn. Er ſetzte daher mit Ulriken die Anſtalten zum Abzug fort und ſah reſignirt in die nächſte Zukunft.

15.

Verhaftnahme.

Zwei Männer waren mit der Supplik nach Würzburg gegangen, um dieſelbe dem Kammerjunker zu überreichen, zwei andere begaben ſich im Sonntagsſtaat auf das Schloß zur gnädigen Frau.

„Was wollen ſie? was wollen ſie?“ hörten ſie ſchon im Vorgemach bei der Anmeldung die heftige keifende Stimme erſchallen. „Ich will nicht hoffen! Sollen warten! ſollen warten!“ Eine peinliche halbe Stunde verging den ehrlichen Landleuten; ſie kannten nicht die Kunſt, mit Anſtand zu antichambriren, wünſchten ſich Stühle und ſahen keine; von Zeit zu Zeit ertönte eine

Schelle, es flog oder huſchte oder ſchlich bald ein Bedienter, bald ein Jäger, bald eine Zofe ſtill und ohne ſie anzuſehen, durch das Vorgemach, und ein kleiner Spitz, der aus den innern Gemächern herauswiſchte, bellte mit dem höchſten gellenden Diskant der Hundeſtimme ſie ohne Aufhören an, drinnen antwortete ein Chor von Dachshunden und Mopſen, und bisweilen ließ ſich auch die ſonore Stimme eines alten großen Pudels vernehmen, als wolle ſie den Kläffern Ruhe gebieten.

Endlich winkte ein Diener den Männern des Dorfes, ihm zu folgen, und führte ſie in die Stube der Herrin. Dieſe ſaß ſteif friſirt und gepudert, im Reifrock, eng geſchnürt und dick geſchminkt auf einem weißlackirten ſammetgepolſterten Lehnſtuhl am Kamin, darin ein helles Feuer brannte, rings von den Hunden umgeben, die allzumal, mit Ausnahme des Pudelgreiſes, eine Attacke auf die Beine der Bauern machten, ſo daß dieſe, die ohnehin mit Herzklopfen eintraten, in noch größere Verwirrung geriethen. Mit kaum merklichem Kopfnicken und ſtrengem Blick ſahen ſie ſich empfangen, und gleichzeitig trat aus einem Nebenzimmer der jüngere Baron.

„Gnädige Herrſchaft halte zu Gnaden," begann nach einigen mißrathenen Bücklingen der eine Abgeordnete, „wir bringen hier ein Schreibens, das die meiſten Nachbarn unterſchrieben oder haben unterſchreiben laſſen, und davon wir auch eine Abſchrift nach Würzburg an unſern gnädigen Herrn geſchickt haben. Es betrifft unſern Herrn Pfarrer."

„Eueren Pfarrer?" fuhr die Herrin böſe heraus. „Ihr habt jetzt keinen Pfarrer!"

„Halten zu Gnaden, unſern bisherigen Herrn Pfarrer!" verbeſſerte der zweite Bauer.

„Her!" ſprach jene gebieteriſch, und ſtreckte den dürren, braunen und runzelvollen Arm nach der Supplik aus, die ſie mit zwei Fingerſpitzen faßte und dem Sohn zum Oeffnen und Leſen überreichte.

So lange dieſer an der Titulatur der Adreſſe las, welche mehr als ſechs lange Zeilen füllte, nickte die Herrin beifällig, es war nichts Gebührendes vergeſſen; allein der Inhalt regte ihre Galle im höchſten Grade auf. Die Bauern ſahen bebend, wie die Augen Blitze ſchoſſen, wie ſie rollten und einen grünlichen Schimmer ausſtrahlten, wie die Freifrau ſchneller athmete und mit ihren zwei letzten Zähnen ein wenig knirſchte. Dennoch bezwang ſie ſich und ihren Zorn, nicht unterbrechend aufzuſpringen, ſondern ſie hörte, obſchon vor Wuth zitternd und bebend, bis zu Ende: da rauſchte plötzlich der Reifrock, da fuhr der Arm nach der Schrift, da flog die Schrift in das Kaminfeuer und loderte in Flammen auf, da ſchritt die Ungnädige zum Schellenzüge und riß mit ſo heftigem Ruck daran, daß der Griff ſammt dem Draht klirrend zu Boden fiel, wobei der zufällig von der Erzürnten hart auf das Sammetpfötchen getretene Spitz in ein fürchterliches Geheul ausbrach. Als hätten ſie draußen nur des Winkes geharrt, traten jetzt Jäger und Livreebediente ein, und mit zornwüthiger halberſtickter Stimme herrſchte die Freifrau dieſen [illegible], auf die Bauern deutend: „Ins Gefängniß!“

„Gnädige Herrſchaft! — Großer Gott!“ rieſen die beſtürzten Bauern, allein ſie wurden augenblicks zur Thüre hinausgedrängt und geräuſchvoll abgeführt.

„Rebellion! Siehſt Du wohl?“ ſchrie die Alte. „Das iſt unſer Dank für das viele Gute, ſo wir dieſem verfluchten Bauernpack erzeigen, das ohne uns verhungern müßte. Hätte ich gewußt, was in dieſem Wiſch ſtand, mit Hunden hätte ich die ſaubern Geſchäftsträger aus dem Schloß hetzen laſſen! Nach Würzburg habt ihr geſchickt! Wartet, ich will den Boten ihren Botenlohn geben; für jede der vierundzwanzig Meilen hin und zurück eine Stunde im Hundeloch! Gleich ſoll eine ſtrenge Unterſuchung gegen die Rädelsführer und alle Unterſchriebenen angeſtellt werden, gleich! Und der Erſte, der wieder ins Pfarrhaus läuft, ſoll den Staubbeſen bekommen und aus dem Dorfe gejagt werden.“

„Alteriren ſich doch die gnädige Frau Mama nicht allzuſehr,“ bat der junge Baron. „Die armen dummen Bauern ſind beſchwatzt worden, ſind Klötze, die man hinſchieben kann, wohin man will. Das hat der Sackermentspfarrer alſo anſtellig zu machen gewußt!“

„Muß auch ins Hundeloch! Muß, muß!“ ſchrie die Alte. „Und alle Bauern, die mit in der heilloſen Verſchwörung ſind, ſollen ſitzen bei Waſſer und Brod!“

„Ach, Mama, es iſt ja keine Verſchwörung! Glauben Sie mir!“ beruhigte der Baron. „Wir dürfen nicht durch übergroße Strenge das Volk gegen uns aufreizen, deshalb bleibt es doch bei unſerm Entſchluß: der Pfarrer muß fort!“

„Und was liegt an dem miſerablen Volke? Exemplariſch muß es geſtraft werden!“

„Was dort drüben liegt, Frau Mutter, das liegt am Volke,“ ſprach der Sohn ernſt und bedeutſam, indem er die eifernde, ſich vor Zorn ſelbſt nicht mehr kennende Freifrau zum Fenſter führte und hinüber wieß auf den Ruinenhügel der Stammburg. „Wir wollen doch zu verhüten ſuchen, nicht noch einmal ein neues Schloß bauen zu müſſen, wie unſre Vorfahren, denen die Wuth der über Gebühr gedrückten Bauern das alte über dem Kopf anzündete.“

Stillgrollend wandte die Erbitterte ihre rollenden Augen von den Trümmern ab; ſie ſchwieg, aber in ihrem Herzen kochte die Wuth fort, wie im Krater eines Vulkans die flammende Lava.

Philidor ſaß unwohl und ergriffen von ſo mancher Gemüthsbewegung am Abend des Donnerstags vor Judica, welches der ſechſte März war, in der wohldurchwärmten Wohnſtube und beſprach mit Ulrike die künftige Einrichtung, wobei ſich aber bald das Geſpräch auf das Mißgeſchick der armen Botengänger nach Würzburg lenkte, die nicht nur unverrichteter Sache wieder heimgekehrt, ſondern auch dort hart und ſchmähend angelaſſen, hier alsbald ergriffen und gefänglich eingezogen worden waren, nachdem man die Ueberbringer der Supplik am Ort wieder auf freien Fuß geſetzt hatte. Aber ſo ſehr waren die Bauern eingeſchüchtert, daß keiner mehr ſich in das Pfarrhaus wagte. Daher befremdete es faſt, als an der Hausthüre ſich wieder ein Klopfen wahrnehmen ließ, denn es war ſchwer zu glauben, es ſei ein Ortsnachbar, der noch am Abend den Pfarrer zu ſprechen wünſche. Die Magd öffnete; allein ſtatt eines Bauern trat der Bediente des Barons mit einer Laterne ein und zeigte eine ſchüchterne Höflichkeit. „Die gnädige Frau läßt dem Herrn Pfarrer einen guten Abend entbieten und ſagen, daß ſie Briefe von Würzburg bekommen und derohalben mit ihm reden wolle.“

„Heute Abend noch?“ fragte Ulrike verwundert und argwöhniſch. „Mein Mann iſt unwohl!“

„Das bin und war ich ſchon die ganze Woche, aber ich will doch hinauf ins Schloß, liebe Frau!“ nahm Philidor das Wort. „Es wird wohl wegen der Bittſchrift ſein und der Beſcheid vielleicht billiger und erfreulicher lauten.“

„Ich ginge nicht, wenn ich Du wäre!“ ſprach Ulrike.

„Der Herr Pfarrer wird die gnädige Frau ſehr verbinden; es ſcheint Ihro Gnaden viel daran gelegen, noch heute mit Ihnen Rückſprache nehmen zu können,“ nahm der Bediente das Wort. Philidor ſah ihn groß an und ſagte: „Von wannen kommt Dir ſolche ungewohnte Höflichkeit, mein Sohn? Ich will nicht hoffen, jetzt bei gefrornem Waſſer Sirenen zu finden!“ Philidor kleidete ſich an, küßte ſeine Frau und ſprach getroſt: „In einer Stunde denke ich wieder bei Dir zu ſein. Bleibe ich länger, ſo lege Dich ruhig nieder und ſei nicht bange!“

„Du weißt, daß ich's ſonſt nicht bin, heute aber bin ich bange!“ erwiederte Ulrike. „Du gehſt in Dein Unglück!“

„Solches fürchte ich nicht, ob ich ſchon wandre im finſtern Thale!“ entgegnete Philidor mit einer Pſalmſtelle und ging. Vorleuchtend ſchritt der Diener voraus, zwei andre, die mit ihm an das Pfarrhaus gekommen waren, ſich aber in das Dunkel der Thorpfeiler des Hofes geborgen hatten, folgten in kleiner Entfernung nach.

So ward Philidor in das Schloß geführt, in das Vorzimmer, aus dieſem in die Stube der Herrin, welche leer war, daraus in den Speiſeſaal, darin ein Eßtiſch ſervirt war, dann einige Stufen empor in ein kleines meublirtes Zimmer, wo der Diener ein Licht entzündete und die Verſicherung gab, die Herrſchaft werde ſogleich kommen, ſich entfernte und die Thüre hinter ſich zuzog, daß ſie ins Schloß fiel. Langſame Minuten ſchlichen vorüber, Niemand kam. Draußen hörte Philidor Geräuſch von Löffeln und anderm Tiſchgeräthe, auch ein flüſterndes Sprechen; doch konnte er nichts verſtehen und nahm nur ab, daß die Herrſchaft jetzt ſpeiſe, die ihn nach Tiſche wohl in den

Saal beſcheiden laſſen werde. Allein nach einer Weile hörte er nichts mehr, es war im Saal todtenſtill, nur eine große Wanduhr ſtand im ſchnörkelverzierten Gehäuſe, und der Perpendikel ſchwang eintönig hin und her. Philider druckte auf die Thürklippe — die Thure war verſchloſſen.

„Sollte ich in einer Falle ſein?“ fragte er ſich halb bang, halb ungeduldig. „War darum der ſchurkiſche Kammerknecht ſo höfiſch und geſchmeidig? Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps. Suß klingt lockendes Rohr, wenn den Vogel berucket der Jäger, iſt ſchon ein alter Spruch. Ward nicht Chriſtus auch in der Nacht durch Judas höflichen Kuß ſeinen Feinden überantwortet? — Es wäre doch furwahr unerhört!“

Immer noch erſchien Niemand, da ſchlug Philider endlich einigemal unſanft an die Thüre. Bald darauf erſchien der Diener mit einer Flaſche Waſſer, ſetzte ſie auf den Nachttiſch, warf ſich in die Bruſt und ſprach grob und protzig: „Die gnädige Herrſchaft läßt dem Herrn Pfarrer andeuten, daß er bis auf weiteren Beſcheid allhier im Arreſt verbleiben und ſich fein ruhig verhalten ſoll.“

„In Arreſt? Ich! Ein kranker Mann, wie ich Ihm ſchon zu Hauſe geſagt! Das iſt zu viel!“ rief Philidor aus. „Vermelde Er Seiner Herrſchaft meinen Reſpekt und meine Bitte, ſie möge mich, da ich unwohl, auf Parole die Nacht über nach Hauſe laſſen, ich wolle mich ja gern als ehrlicher Mann wieder ſtellen, wenn es denn ſo ſein muß, daß man mich einzukerkern geſonnen. Oder wenn dies billige Begehren mir verweigert wird, ſo möchte doch geſtattet werden, daß meine ohnehin alterirte und beſtürzte Frau zu mir komme, um mich zu pflegen, wenn mir in der Nacht was zuſtieße!“

„Der Herr Pfarrer wird nicht allein bleiben,“ erwiederte der Bediente, und ging, ohne wieder zu kommen; ſtatt ſeiner traten bald darauf zwei Wächter mit Spießen ein, wie die Tag- und Nachtwächter ſie noch in den fränkiſchen Dörfern führen, und Philidor war und blieb ein Gefangener.

Vergebens harrte die treue, bang beſorgte Gattin auf des Gatten Rückkehr, kummergequält und ſorgenvoll; er kam nicht, und die Gewißheit der ſo ſchnödliſtigen Gewaltthat trat lebendig vor ihre

Seele. Martervoll ging ihr die Nacht vorüber, martervoll der folgende Tag, denn auch an dieſem kam der Gatte nicht. Vergebens ging ſie in das Schloß, vergebens bat ſie die Dienerſchaft, ſie zu ihrem Mann oder vor die Herrſchaft zu laſſen; eins wie das Andere wurde ihr rund abgeſchlagen. Ihr Mann ſei gut aufgehoben, hieß es; ſie ſolle ſich nur um ſeinetwillen keinen Kummer machen, er werde ſchon wieder heim kommen, wenn es an der Zeit ſei. Die ſchwergeängſtigte, ohnehin auch über den Verluſt des Kindes noch tief bekümmerte Frau mußte das Aergſte fürchten und erkrankte in Folge der geiſtigen Schmerzen, die eine willkürvolle Zwingherrſchaft über ſie verhing.

In der Einförmigkeit der Arreſtſtunden, die Philidor mit Nachdenken und mit dem Ergeben im Gedankenirrgarten der Erinnerung ausfüllte, ereignete ſich für ihn nichts Beſonderes, außer daß ein Bote von Juchſen, der einen Brief von Fidocles nebſt deſſen jetzt fertig gedrucktem Büchlein der gottgeheiligten Tafel-Muſik zu überbringen hatte, und den die Pfarrfrau in das Schloß geſchickt, in die Arreſtſtube trat, als gerade der den Tag über im Vorzimmer bleibende Wächter ſich

tan entfern hatte. Der Bote richtete ſeinen
g aus, überreichte Brief und Buch, da
plötzlich der Wächter herein und riß Phi-
en Brief des Freundes gewaltſam aus der

h der zweite Tag war vergangen, und der
vor dem Sonntag Judica ſenkte ſchon
Schattenmantel uber die Fluren, als ein
den Gefangenen aufforderte, vor Gericht
einen. Er folgte ruhig und würdevoll und
bald vor einem Inquiſitortiſch, an wel-
e alte Freifrau, der Baron, der Pfarrer
nd der Gerichtsverwalter Groß Platz ge-
hatten. Groß nahm und fuhrte das
„Es hat der geweſene hieſige Pfarrer Lo-
ytt ſich beigehen laſſen, die hieſigen Unter-
egen ihre gnädige Herrſchaft aufzuwiegeln
zu Abfaſſung einer unehrerbietigen Bitt-
iner Reſtitution halber vermocht. Wenn
its den Ueberbringern ſolcher unziemlichen
des Expfarrers uberladenen und darin
er Herrſchaft enthaltenden Supplik fur
rmeſſenheit ihre gerechte Strafe und re-
Züchtigung geworden und noch werden

wird, ſo contentiret ſich gnädige hohe Herrſchaft dabei noch keineswegs, ſondern will wiſſen, auf was Art die Supplik angeregt worden, wer ihr Verfertiger, und zu welchem Ende die ehrenrührige Beſchuldigung eingeflochten worden, gnädige Herrſchaft habe dem Inculpaten nichts beweiſen können, da doch ein lebendiger ſchreiender Beweis in des Hausvogts Wohnung ſich vorfinden thut. Ein freies und aufrichtiges Bekenntniß wird hier vor allem andern frommen; Ausflüchte, Ränke und Praktiken werden den ohnehin ſchlimmen Caſus nur noch ſchlimmer machen.“

„Hierauf habe ich Folgendes zu erwiedern,“ nahm Philidor das Wort: „Erſtens iſt es eine eben ſo unerwieſene als lächerliche Beſchuldigung, daß ich aufgewiegelt, ſelbſt wenn ich die Leute zur Fürbitte für mich vermocht, daß ich aber nicht einmal Letzteres gethan, iſt Gott mein Zeuge. Daß die armen Leute wegen des Beweiſes ihrer Liebe zu mir, zu dem ihr Gewiſſen und ein gerechtes Mitleid ſie antrieb, ſo hart mit Strafen angeſehen worden, bewegt mein Gemüth aufs Aeußerſte und möchte darüber blutige Thränen weinen, bitte auch inſtändigſt, mit Strafen Ein-

thun. Anregung zur Supplik haben die
er in ſich ſelbſt gefunden, und wer dieſelbe
igt, iſt mir unbekannt. Bewieſen iſt mir
That nichts worden, und den letztangeführ-
reienden Beweis muß ich — da die gnä-
rau ſelbſt den Herrn Pfarrer von Nordheim
n laſſen, weil alle Ausſagen von des Haus-
Tochter zutrafen, jenen kaiſerlichen Reiter
ter bei der Taufe des Kindes zu nennen,
rr Kühn auch denſelben Mann, Martin,
ndig und ohne Clauſel und Bedingung als
des Kindes in das hieſige Kirchenbuch ein-
n, als eine infame Calumnie von der
veiſen."

rr Woytt, menagire Er ſich in Seinen
ken, oder es wird nicht gut!" fuhr der
auf.

kann nicht ſchlimmer werden, als es
ſt!" entgegnete Philidor. „Daß mir nicht
elegen, hier zu bleiben, zeigt wohl mein
begonnener Abzug. Ich habe acht Wagen
usrath vorläufig nach Meiningen ſchaffen
die alle hier am Schloß vorbeigefahren
d habe mir in der Stadt eine Wohnung

gemiethet; daß ich heimlich, liſtig, widerrechtlich in Verhaft gelockt, darin gehalten worden bin, wie ein Verbrecher angegriffen, krank, ohne Kunde von den Meinen und ohne ihnen Kunde von mir geben zu dürfen, überſteigt alle Begriffe von ſchnöder ungeſetzlicher Willkur, die man ſich hier gegen mich erlaubt hat.“

„So! Und hat Er ſich gegen Uns nichts erlaubt?“ fuhr jetzt die gnädige Frau den Pfarrer grimmig an. „Hat Er Seine Maleſiz-Predigten vergeſſen, in denen Er Uns und Seine Beichtkinder Narren genannt und mit Schweinen verglichen? Hat Er nicht damals, als das Menſch Kirchenbuße that, eine Predigt gehalten, daß es war, als muſſe nicht jene, ſondern die ganze Gemeinde öffentliche Kirchenbuße thun, und daß es nicht zum Aushalten war, ſondern zum Davonlaufen?“

„Wie die Gnädige denn auch gethan, — indeß ich habe Niemand genannt,“ vertheidigte ſich Philidor. „Wie weit meine Predigt die gnädige Herrſchaft getroffen, wird ihr Herz am beſten wiſſen. That ich damals Unrecht, warum zog man mich nicht gleich zur Verantwortung?

ich aber recht geredet, warum verfolgt man
achträglich? Ich leide jetzt Unrecht und
t, aber ich werde den Helfer finden. Die
aft wolle nicht vergeſſen, daß ſie nächſt
mmliſchen auch noch einen irdiſchen Richter
ch hat, einen gerechten und mir wohlge-
n Landesherrn."

er ſich in unſre reichsfreiunmittelbare Ju-
on weder miſchen wird noch darf," ent-
der Baron.

o iſt auch der Klageweg zu des Kaiſers Maje-
t mit Balken verlegt!" verſetzte Philidor feſt.
ſentire Er ſich in Seinen Arreſt!" gebot jetzt
frau. „Man wird Ihn wieder vorfordern!"
wird der Herr, mein Gott, mein Ge-
wenden und ſich meiner erbarmen!"
Philidor. „Freue Dich nicht, meine Fein-
ß ich danieder liege; ich werde wieder
nen, und ſo ich im Finſtern ſitze, ſo iſt
Herr mein Licht."

Gefangene verneigte ſich ehrerbietig und
ließ die Gerichtsbeiſitzer in Aerger und
heit zurück.

16.

Der Revers.

Trüb und traurig ſchlich dem Gefangenen der Sonntag Judica vorüber. Draußen wirbelten Lerchen als Frühlingsboten über den Feldern; die Wälder ſtanden voll ſchwellender Knospen, junges Grün zeigte ſich auf quellenreichen Wieſen. Philidors Erinnerungen gingen nur ein Jahr zurück. Wie war da ſo friedenvoll, ſo ruhig, ſo gottſelig ſein ganzes Sein und Wirken geweſen. Froh gehoben durch Poeſieſchwingen, durch häusliches Glück gekräftigt, durch edle Freundſchaft beglückt, heilſame Mittelſtraße wandelnd zwiſchen den Myſterien des Offenbarungsglaubens und der Gottesoffenbarung in der Natur, befriedigten Herzens und dabei mit bürgerlicher Wohlhabenheit geſegnet, konnte er als Bild eines in der That glücklichen Landgeiſtlichen ſeinem ſchönen Berufe leben, konnte ſich mit liebender Seele in die Arme des Frühlings werfen und dankbar den Schöpfer in Liedern feiern, der die Fülle guter

Gaben über ihn ausgeſchüttet. Und heute — welch eine wehvolle Wandlung! Welch eine Stofffülle für trübes Nachdenken!

Gegen Abend kam der Pfarrer Kuhn wieder von ſeinem Dorfe herüber und trat als Beſuchender in Philidors Arreſtzimmer. Er ward mit Höflichkeit empfangen, Herzlichkeit wäre Falſchheit geweſen. Nach einigem Stocken kam ein leidliches Geſpräch über gleichgültige Dinge in Gang; endlich konnte Philidor nicht länger an ſich halten und nahm fragend das Wort: „Ich erſuche den Herrn Amtsbruder, mir zu ſagen, was denn eigentlich die hieſige geſtrenge Herrſchaft noch mit mir machen und vornehmen will?“

Kühn zuckte die Achſeln und antwortete: „So viel ich vernommen, mit Gewißheit kann ich es jedoch nicht ſagen, wird der Herr Confrater wohl nicht eher loskommen, bis er einen Revers ausſtellt oder unterſchreibt.“

„Und weß Inhaltes?“ fragte Philidor geſpannt.

„Kann ich ebenfalls nicht wiſſen,“ erwiederte jener.

„Es iſt aber doch himmelſchreiend, daß ich ohne ein Thatvergehen hier in Haft gehalten werde!“ rief Philidor entrüſtet. „Geſetzt, ich hätte mich vergangen, iſt nicht meine Abſetzung vom Amte die äußerſte Strafe? Was hat man mit mir vor? Ich bin ein freier Mann, trotz dieſer ſchmählichen Haft!“

„Ich warne den Herrn Confrater freundlich, die Herrſchaft nicht noch mehr zu reizen,“ ermahnte Kuhn. „Es iſt Ihm wohl bewußt, daß wir hier im Ort Würzburger Cent haben, daß Würzburg die hohe Gerichtsbarkeit hier ausübt nach alten Rechten und Herkommen, obſchon wir im Lande eines andern Reichsfürſten wohnen. Es koſtet der hieſigen Herrſchaft einen Brief an den dort ſich aufhaltenden Herrn Kammerjunker, und dieſem ein Klagewort, ſo fällt man von dort zu, und wenn man Ihm auch weiter nichts thun kann, ſo kann man Ihn doch von hier gefangen wegführen und Ihm nachdrücklichen Schimpf anthun, was man im Betracht, daß es einem Ketzerpfarrer widerfährt, Würzburgiſcher Seits nicht ungern thun wird; es würde der Herr Confrater nicht der erſte reichsadelige Pfarrer ſein, dem ſolches widerfahren.“

Das ſind Argumente, die ſich hören laſſen,"
hilidor zur Antwort, „dennoch möchte ich
Schimpfes mich Glimpfes von Würzburgi-
Seite verſehen und gerechtfertigt aus dieſer
nität hervortreten."

Will es der Herr in Prozeſſen gegen unſre
haft aufnehmen? Will Er Sein Vermögen
hängen und es den Seinigen entziehen?"
Kühn. „Die Herrſchaft kann die Sache
Aeußerſte treiben, es mag koſten, was es

Nun, ſo helfe mir Gott! ich bin auch auf
leußerſte gefaßt, verhoffe jedoch noch als
r zu beſtehen," verſetzte Philidor, und Kühn
ihn, innerlich murrend, den Mann ſo un-
cken und feſt zu finden.

ch der folgende Tag fand Philidor noch
em Arreſte. Ulrike hatte ſich wieder erholt,
a ſie durch das Schloßgeſinde und die
ögtin doch Kunde von Allem empfing, was
rem Gatten vorging, ſo handelte ſie mit
nter Entſchiedenheit und ließ durch den
ein Schreiben an den Landesherrn auf-
darin ſie über ihres Mannes widerrecht-

liche Hafthaltung bittre Klage führte, welches Schreiben ihr Sohn zur Stadt bringen mußte. Leider gerieth dieſes Schreiben auf den Canzleiweg, der ſelten ein ſchneller iſt und in jenen Zeiten zumal ſolches nicht war; daher blieb die gehoffte Hülfe von jener Seite vorläufig aus.

Der Schall des Gemeinde-Glöckleins ſchallte ubers Dorf hin und berief die Ortsnachbarn zur Verſammlung auf den Burgplatz, wo die Linde ſtand. Philider konnte vom Fenſter ſeines Zimmers Alles ſehen und hören, was ſich begab. Die Männer ſtanden erwartungsvoll, manche mit bangen, andre mit ſchadenfrohen Geſichtern. Jetzt ſchritten der Baron und der Gerichtshalter aus dem Schloß; es bildete ſich ein ehrerbietiger Kreis, und Groß las aus einem Aktenheft eine Urtelsſentenz vor. In Kraft dieſes Urtheils wurde Hans Stephan Schorr, der Schultheiß, ein gerader und ſchlichter Mann, der erſte von denen, welche die Supplik unterſchrieben, vor der ganzen Gemeinde ein eid- und pflichtvergeſſener Rebell genannt, ſeines Schultheißen-Amtes entſetzt und mit einer Geldſtrafe von acht Reichsthalern gebüßt, womit noch ein Botengang nach Würz-

verbunden war. Die übrigen Männer, ſo-
die unterſchriebenen Frauen wurden je nach
Vermögen um acht, vier, drei, zwei und
Thaler geſtraft und jedem der Männer eben-
noch ein Botengang nach Würzburg auf-
, wobei es nicht an den ſchimpflichſten
ähworten gegen die armen Bauern fehlte.
hilidor konnte ſich über dieſe Behandlung
rmen Leute, die um ſeinetwillen ſolche Be-
ung erlitten, der Thränen nicht erwehren.
eigenes Unglück hatte er noch nicht beweint,
dieß ergriff ihn allzumächtig.

och bewegt von dieſem Auftritt fanden der
htshalter und Pfarrer Kühn den Leidenden,
e zu ihm eintraten, wo ihm Groß ſogleich
ereits von Kühn erwähnten Revers zur Un-
rift vorlegte. „Der Herr kommt nicht eher
annen,“ ſprach Groß, „als bis er dieſen
chriebenen Revers eigenhändig und verbo-
abgeſchrieben und unterſchrieben, es wäre
daß er zweitauſend Reichsthaler Caution
auch die klüglicherweiſe von der Supplik
mene und von einem aus der Stadt beru-
Notar vidimirte Abſchrift aushändige.“

Philidor las den Revers; dieſer enthielt das Bekenntniß, daß der Expfarrer wegen Mißhelligkeiten und Widerwärtigkeiten mit der Herrſchaft und der Gemeinde und daher gänzlich erloſchenen Vertrauens der letztern von erſterer in Frieden entlaſſen worden und auf alle und jede ſpätere Anſprüche und Forderungen Verzicht leiſte. Jener ſprach:

„Ich ſchreibe nicht und unterſchreibe nicht, denn es läuft gegen mein beſſeres Wiſſen; ich ſoll hier Dinge bekennen, von denen gerade das Gegentheil wahr iſt. Ich erbiete mich, eintauſend Thaler Caution zu beſchaffen, mehr vermag ich in der Kürze nicht aufzubringen.“

„Kann nicht acceptirt werden,“ verſetzte Groß; „es bleibt bei einmal gefaßter Reſolution und iſt überhaupt an der Caution weniger gelegen als am Revers.“

„Wohlan denn!“ ſprach Philidor reſignirt. „Gezwungener Eid iſt Gott leid! Ich bin ein Gefangener, kann mich bei keinem Rechtsgelehrten Raths erholen, was ich thun ſoll, und ſchreibe, wenn ich dieſes Papier copire, um nur endlich loszukommen, kein Jota aus meinem Innern. Alle geführten Akten, deren Einſicht mir illegal

renthalten wird, müſſen ſchnurſtracks gegen
t Inhalt dieſes Reverſes lauten, und mein
cht zu ſuchen, werde ich Mittel und Wege
den, wenn mir auch die bewußte Unterthanen-
upplik genommen wird, die ich allerdings co-
lich beſitze und „klüglicherweiſe“, wie dem
rrn Gerichtshalter zu ſagen beliebt, durch einen
chworenen Notar habe vidimiren laſſen. Mich
mmern die Meinen, die troſtlos ſind über meine
ge Haft und nicht einmal die Urſache meiner
fangennehmung kennen, wie ich ſie ſelbſt nicht
ne, das iſt ein mächtiger Beweggrund, mich
fügen, ja der mächtigſte. Niemand kann mir
den Meinen ein Schelmenſtück vorwerfen,
wenn es ja wahr wäre, daß ich den Ab-
ed ob verlornen Vertrauens der Gemeinde und
ei Widerwärtigkeiten erhalten, ſo wäre das
nichts Ehrenrühriges, geſchieht wohl öfter,
der Pfarrer kann doch ein ehrlicher und tüchtiger
r Mann ſein. Ich habe den Wink genugſam
tanden, den Herr Kühn mir geſtern gegeben,
habe keine Luſt, in Würzburg ſtiftmäßig ge-
ht zu werden. Alſo in Gottes Namen, ſagen
mir den Revers in die Feder, Herr Groß!“

Doch ehe er zu ſchreiben begann, blickte Philidor noch einmal dem Pfarrer Kühn feſt und ruhig ins Auge und ſprach zu ihm: „Herr Pfarrer! Ihm ſind die bisher wider mich geführten Akten, die ich nie zu ſehen bekommen, beſſer bekannt als mir; ich will alſo Seines Rathes pflegen. Sage der Herr mir aufrichtig, ſoll, kann und darf ich dieſen Revers mit gutem Gewiſſen unterſchreiben! Sage Er mir's bei Seiner Amts-Ehre, bei Seinem Gewiſſen!“

Kuhn wurde blaß und roth, und ſeine Verlegenheit gab ſich in einem leiſen Zittern kund, doch faßte er ſich und erwiederte: „Meint denn der Herr, daß Ihm etwas angeſonnen worden, ſo gegen das Gewiſſen läuft? Nach meinem geringen Dafürhalten kann Er die Schrift wohl unterſchreiben.“

Philidor ſchrieb und unterzeichnete mit zitternder Hand und mit klopfendem Herzen und eilte dann entlaſſen an das Herz ſeiner Frau, in die Arme ſeines Sohnes.

„Schuttle den Staub von Deinen Schuhen und gehe!“ rief er nach den erſten freud- und leidvollen Begrüßungen. „Unſers Bleibens kann

n nicht mehr hier ſein. Der Boden brennt
r unter den Füßen. Was hat nicht Alles mein
rz gelitten, theures Weib, um Dich, um mich,
uns Alle! Doch getroſt! Der Herr wird uns
ß dieſem Elend führen und weit hinweg von
n hieſigen Golgatha."

Mitten in ſeinen Schmerzen webte Hoffnung
rahlenkränze in die Gedankenträume des be-
ımmerten Mannes und er ſprach, als er ſich
freudigem Gefühle wieder in das eigne Bett
e, troſtreich zu ſeinem Weibe:

„Je mehr mein Gott das Tuch in Farbe taucht,
Je lieber er's zum Ehrenkleide braucht.
Beugt er Dich heut' ins Trübſalwaſſer nieder,
Geduld, mein Herz, er winkt Dir wieder."

17.

Der Abzug.

Der folgende Tag ließ Philidor bereuen, nicht
ſtandhafter geweſen zu ſein und den Revers
och nicht unterſchrieben zu haben. Der Lan-

desherr ſandte aus der nahen Reſidenz einen Commiſſarius, den Geheimſecretar Theuerkauf, mit der Inſtruction, die Erledigung des Pfarrers zu bewirken, nach der Urſache ſo harter Behandlung zu fragen und ſich von der adeligen Herrſchaft Einſicht in die Akten zu erbitten. Dieſer hochfurſtliche Abgeſandte wurde jedoch auf dem Schloſſe ſehr kuhl empfangen; man ſagte ihm, der Pfarrer ſei bereits losgegeben, zeigte ihm deſſen Revers und ein Aktenfascikel, das die Species facti enthalten ſollte. Als nun Theuerkauf fragte, ob dieſe Schriften auch wirklich aktenmäßig wären und um Einſicht derſelben nur auf eine Viertelſtunde bat, da er gleich ſehen werde, wie die Sache ſtehe, und damit er doch ſeinem gnädigſten Herrn Bericht erſtatten könne, ſchlugen der Baron und ſeine Mutter ihm dies Begehren rund ab mit den Worten: Die Akten ſind viel zu weitläuftig, als daß wir den Herrn mit deren Durchleſung moleſtiren können, und ſollen dieſelben lieber zu des geweſenen Pfarrers Glimpf und Zudeckung ſeiner Schande von uns verbrannt werden.

Da dem Commiſſar kein Zwangsmittel gegen

reichsfreiunmittelbare Herrſchaft zuſtand, ſo
ßte er unverrichteter Sachen abziehen, ſprach
r im Pfarrhauſe vor, verſicherte Philidor der
denreichen Geſinnung ſeines Fürſten und ließ
nun von dem Gekränkten den Hergang er-
len, wobei er nichts zu tadeln fand, als daß
lidor den Revers ſich habe abdringen laſſen.
„Konnte ich anders, hochzuverehrender Herr
eimſecretar?“ rief Philidor aus. „Konnte
mich ſo großer Gnade von meinem durchlauch-
en gnädigſten Fürſten und Herrn verſehen?
ſer Revers ficht mich nicht an! Er iſt eine
Arreſt mir abgenöthigte ungültige Schrift, ich
cire ſie im öffentlichen Druck, ich verwerfe
auf ewig. Der Revers hat keinen andern
ck, als den mir zugeſchickten Abſchied zu le-
iren und der Welt glauben zu machen, ich
die Unterthanen überredet, mir jene Lob-
t ſchreiben zu laſſen. Wenn ich einſt ſammt
er ungnädigen Herrſchaft und ſammt ihren
rthanen, meinen Pfarrkindern, vor Gottes
cht erſcheine, dann wird weder der Abſchied
mein Revers mich beſchämen, und unſer
iſſen wird das Urtheil ſprechen.“

„Nicht genug," fuhr Philidor im Eifer fort, „daß mir die Herrſchaft sans façon mein Amt genommen, ich ſoll auch noch an Korn und Waizen die Hälfte der künftigen Ernte von achtzehn wohlbeſtellten Aeckern einbüßen, die ich beſtellt, und an Heu und Stroh, das ich geerntet, muß ich ungleich mehr laſſen, als ich bei meinm Anzug hier vorgefunden. Sonſt iſt doch ein Herr verbunden, dem Knecht, den er Knall und Fall und ohne beſchwerende Urſache fortſchickt, ſeinen vollen Jahrlohn zu zahlen. Es ſind dies zwar nur irdiſche Dinge, aber ſie gehören zum Ganzen, zeigen den kleinlichen Sinn und die Habſucht der Dorftyrannen und verbittern ein Gemüth, das ſonſt nur dem Guten und Schönen, dem Hohen und Heiligen Opfer brachte, weil alles Irdiſchnothwendige im ſchönen Gleichmaß der Jahreszeiten ſich faſt von ſelbſt erledigte."

„Ich werde Ihre Klagen getreulich referiren und bedauere nur, daß, da Ihr Abzug bereits vor der Thüre, hier nichts mehr zu ändern und zu beſſern iſt. Möge Ihr Nachfolger glücklicher ſein!" ſprach Theuerkauf.

„Mein Nachfolger wird Ehren-Kuhn werden, der Herrſchaft Augapfel und rechte Hand, der beinahe täglich herüberläuft und hier den Hof macht, während er ſeine eigne beſſere Herrſchaft vernachläſſigt, aber die Nemeſis wird ihn finden!“ ſprach Philidor weiter. „Glauben Sie nicht, Herr Geheimſecretar, daß ich der erſte Pfarrer ei, der hier wider den Stachel lecken muß. Mein weiter Amtsvorfahrer war Herr Caspar Seyfart nd wurde de facto abgeſchafft, weil er ſich miß- iebig gemacht; mein nächſter Vorgänger, Herr ohann Juſtus Hauff ſeligen Andenkens, iſt auf ngemein ſchimpfliche Weiſe ſo ſchriftlich als ündlich behandelt worden, ſo daß er nach dem ermuthen Vieler ſich wegen entſetzlicher Stürme nd unerträglicher Feindſeligkeiten noch in jungen ahren das Leben abgegrämt hat. Und wenn auch or und nach ihm kein Predigerſeufzer dieſem Ort egolten, ſo ſind ihrer durch ihn allein genug, um ottes Strafgerichte über ſo manches Haupt hier beſchwören!“

„Es iſt Ihnen in der That nicht zu verargen, enn Sie im gerechten Unwillen über das erlittene recht der Welt ſagen, was hier vorgegangen,“ ßerte ſich Theuerkauf theilnehmend. „Sie ſind ſchon ſich ſelbſt eine öffentliche Ehrenrettung ſchuldig, wie Ihrem künftigen Patron, wo Sie eine neue Stelle finden.“

„Gewiß!“ bekräftigte Philidor, „und ich will und werde mich unter den Schatten des Kreuzes hinſtellen auf das hieſige Golgatha. Bin ich auch kein berühmter Mann, auf den das Auge der Welt mit allgemeiner Theilnahme blickt, iſt auch mein Leiden kein ganz ungewöhnliches und hochtragiſches, ſo bin ich doch ein Menſch, ein Chriſt, ein Kind und ein Diener Gottes und darf nicht dulden, daß die böſen und hoffärthigen Teufelsalchymiſten mit dem unweiſen Stein ihrer Läſterzungen das Gold meines guten Leumunds in Koth verwandeln und meine gottgegebene Ehre und meinen guten Namen in Unehre und Schande bringen.“

Am Freitag Nachmittag zwiſchen Judica und Palmarum wimmelte es in der Nähe des Pfarrhauſes von den Ortsbewohnern; theils war es liebe und ſchmerzvolle Theilnahme, theils gaffende Neugier, die das Haus umſtand, um den Pfarrer mit den Seinen ſcheiden zu ſehen und ihm das letzte Lebewohl zu ſagen. Das Haus war aus-

räumt, ſchon Vormittag war der letzte Wagen
t Effekten und Büchern weggefahren, das Vieh
ır verkauft, das Geſinde bis auf eine Magd
laſſen; dieſe trug in einem Korbe einige Unent-
ırlichkeiten nach der Behauſung des Freundes
Nachbardorfe, wo die Familie ein Paar Tage
ten wollte.

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und Philidor trat
ſeiner Frau und ſeinem Sohne, zur Fuß-
nderung gerüſtet, heraus; die Wege waren zu
er Zeit nicht gut fahrbar und die Entfernung
Nachbarorte zu gering, um zu fahren. Der
ıuldiener, der an der Thüre ſtand, weinte wie
Kind, als Philidor das Pfarrhaus abſchloß
den Schlüſſel in ſeine Hand gab mit den
rten: „Gehet aus von ihnen und ſondert euch
ſpricht der Herr. Lebe Er wohl, mein ge-
er Hellmuth, und der Herr ſei mit ſeinem
ıen bei Ihm immerdar!“ Männer und Frauen
ıgten ſich heran und reichten dem ſcheidenden
re die Hände; ſelbſt viele Juden und Juden-
en waren darunter, denn der Pfarrer hatte
Keinen gekränkt, ſondern jedem mit Rath
Thbat genützt, wo er konnte, und Ulrike hatte,

wenn ihre Hülfe in Anſpruch genommen worden, nie unchriſtlich einen Unterſchied in der Confeſſion gemacht. Den Knaben umringten die bäueriſchen Spielkameraden; ſie trugen Bohnenſtangen als Lanzen und an einer Hopfenſtange eine wehende Flagge und ſchickte ſich zur Begleitung ihres ſcheidenden Officirs an, der ſie in manchen Kampf gegen die Judenjungen geführt. Die Jugend iſt auf ſolchen Dörfern, wo Juden und Chriſten zuſammenleben, immer ſehr intolerant, nicht aus Glaubenseifer, der ihr gänzlich fremd liegt, ſondern weil Parteien nöthig ſind, um einander gegenſeitig zu bekämpfen und dieſe Parteien ſich naturgemäß von ſelbſt bilden.

Philider ſchritt nicht ſogleich von dannen; er ging, von der Menge begleitet, noch einmal hinüber in die Kirche, die Hellmuth eilend aufſchloß, entblößte ſein Haupt und ſprach: „Von dieſer heiligen Stätte, wo ich acht Jahre lang das Wort des Herrn verkündigt, ſcheide ich in Wehmuth und in Demuth. Ich beuge mich vor dem Dreieinen in kindlicher Furcht und entrichte ihm den Zoll meines Dankes, daß er mich gewürdigt hat ſeiner Vaterruthe, ſeines Kreuzkelches, aber auch ſeiner

roſtesſpeiſe! Euch, meine Lieben, von denen
mit Liebe und mit Segnung ſcheide, wie mich
bſt, muß das nicht beſtürzt machen, was nicht
ändern iſt. Ein großer Weiſer des alten Grie-
nlands, der tugendhafteſte Mann, mit Namen
okrates, trank mit Ruhe den Giftbecher leer,
n ſeine Haſſer ihm boten; ſollte es mich durch-
üttern, wenn die ewige Liebe prüfend mir einige
ropfen Wermuth in den Lebenswein miſcht?
as ſei ferne! Mich tröſtet der Gedanke, nie in
inem Amte fahrläſſig geweſen zu ſein, und weil
ne Seele durch mich verſäumt oder verwahrloſt
rden, ſo zeuge ich mit den Worten Pauli, da
Abſchied nahm von den Aelteſten mit vielen
ränen, an dem heutigen Tage, daß ich rein bin
n Aller Blut; denn ich habe euch nichts ver-
lten, daß ich nicht verkündigt hätte Allen den
th Gottes. Darum ſeid wacker und denket
ran, daß ich nicht abgelaſſen habe, acht Jahre
g und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu
mahnen. Und nun, lieben Brüder, und Du,
es Gotteshaus, lebet wohl! Ich befehle
h Gott und dem Wort ſeiner Gnade, der
mächtig iſt, euch zu erbauen und zu geben

das Erbe unter Allen, die geheiligt werden. Amen!“

Philidor ſchritt aus der Kirche, ſchüttelte noch Vielen die Hände, faßte Ulrike an der Hand und führte ſie aus dem Dorfe. Jubelnd und geräuſchvoll zog die Knabenſchaar voran, viele Männer begleiteten die Scheidenden eine Strecke Wegs bis auf die Anhöhe, wo der Wald begann. Dort ſtand Philidor mit den Seinen ſtill, winkte auch den Knaben zurückzukehren, und blickte noch einmal ſcheidend und ſegnend auf den Ort zurück, wo ihm ſo viel Liebes und ſo viel Trübes widerfahren war, und ſprach, indem er die Hand hinabſtreckte, mit bewegter Stimme: „Nun adieu, Du Stätte meiner Wonne und meiner Trübſal! Adieu, mit Deinem Glück und Deiner Ruhe, die mir nichts Andres als Unglück und Unruhe geweſen! Hätte ich in Dir auf den weichſten Polſtern und Teppichen des Orientes gelegen, ſo hätteſt Du mir doch das Lager mit Dornen und Diſteln beſtreut. Dein ſparſamer Zucker war mir nur Gift, und Dein Friede ein Krieg voll Argliſt geführt. Lebe wohl, mein Kedar und Meſech, der Abſchied von Dir betrübt mich nicht mehr, als

Israel betrübt war, da Moſes es aus Aegypten führte. Joſeph trauerte nicht, da er aus ſeinem Gefängniß ging, und der freie chriſtliche Taglöhner iſt glücklicher bei Brod und Waſſer, als der Türkenſklave bei Reis und Südfrüchten. Nie habe ich Dich, Du kleiner Ort, von dem ich nun auf immer ſcheide, für meine Welt gehalten, noch weniger für meinen Himmel! Ein Labyrinth biſt Du mir zuletzt geweſen und ein Kerker. Acht Jahre lang warſt Du mir eine hohe Schule, und Deine drei Facultäten Oratio, Meditatio und Tentatio haben mich ſchier grau gemacht. Ich abſolvire den Curſum und ziehe als alter fahrender Schüler von dannen. Ich will des Herrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn geſündigt, bis er meine Sache ausführe und mir Recht chaffe. Er wird mich ans Licht bringen, daß ch meine Luſt an ſeiner Gnade ſehe. Valet! Valet!“

Heiter und erleichterten Herzens ſchritt Phiidor, den Sohn an der Hand und die treue, uhigklare Frau an ſeiner Seite, den Fußpfad ntlang und nannte dem Knaben die Namen der wenigen Blumen, die der nahende Frühling ſchon hervorgelockt, die Pulſatille, die Draba und das die Raine frühzeitig ſchmückende Frühlingfingerkraut.

„Seht, meine Lieben," ſprach er, „wie immer wieder mit Zuverſicht auf einen neuen irdiſchen Frühling zu hoffen iſt, der nie ausbleibt, ſo ſollen wir auch mit Zuverſicht auf einen ewigen Lenz im Jenſeits hoffen, den Worten meiner Blumenordensdeviſe treu. Faſt will ſich ein Schmerzgefühl in mir zur Thräne verkörpern, da ich jetzt ſcheidend an der mir ſo lieben Stelle unſers Labyrinthes vorbeigehe, wo ich noch vor einem Jahre ſo ſchöne Stunden feierte. Einſam ragt dort und düſter der hohe Tannenbaum über die noch nackten, laubloſen Bäume, ſo ſtehe ich jetzt, ein hülfloſer, obdachloſer Mann, neben euch, meine Guten, die ich nähren, kleiden und ſchützen ſoll, und weiß noch nicht, wo ich den ſichern Boden für euch finde; doch getroſt! Der, welcher binnen kurzer Friſt dieſe Bäume mit dem lieblichſten Grün ſchmücken wird, wird auch euerer und meiner nicht vergeſſen." — Etwas Weißes leuchtete durch die Büſche, und raſch ſchritt Philidor vom Wege ab und hinein; verwundert ſah er eine Schrifttafel an der Tanne befeſtigt, die von einem Wintergrünkranz umſchlungen war; und ſiehe, auf der Tafel ſtand mit großen Buchſtaben der Name Philidor und darunter jener wohlbekannte Vers:

> Es ſoll mich Epheu nicht, nur Wintergrün bekränzen,
> Ich leid'e Froſt und Wind in dieſem Wald der Welt.
> Verhoffend, daß ich einſt im hellen Sternenzelt
> Verherrlicht glänzen darf im ewig grünen Lenzen.

„Das iſt des Freundes Liebe, die mich, den Scheidenden, freundlich ermuthigen will! O, ein Freund liebet allezeit! Ein treuer Freund iſt ein ſtarker Schutz; wer den hat, der hat einen großen Schatz.“

Da trat Fidocles hinter der Tanne hervor, die Augen voll Thränen, und fiel an des Freundes Bruſt, und die Männer hielten einander lange ſprachlos umſchlungen; dann bot Ulrike jenem grüßend die Hand und ſprach: „Sie haben es ſo gewollt, daß wir unſre nächſte Zuflucht zu Ihnen nehmen, und da kommen wir nun, wie wir ſind.“

„Seid Gott willkommen, ihr Lieben, Guten!“ rief dieſer. „Ich bin euch entgegen gegangen, euch einzuholen; doch raſtet hier ein wenig!“

„Ja, wir wollen hier raſten, hier an der Stätte, wo es ſo ſchön und ſo gut ſein war, daß wir uns Hütten bauten!“ rief Philidor erinnerungbewegt.

Die Nachmittagsſonne ſchien recht frühlingsfreundlich, und Philidors Knabe konnte ſchon einem braunrothen Schmetterlingserſtling nachſpringen. Fidocles hatte für eine leibliche Stärkung geſorgt, und ſo hielten die in Freundſchaft und Liebe innig verbundenen Menſchen an lieber Stelle ein frugales Scheide- und Willkommenmahl zu gleicher Zeit.

„Der heutige Tag iſt für mich einer der denkwürdigſten Tage meines Lebens,“ erzählte Philidor nach andern der Gegenwart geltenden Geſprächen, „und es iſt wirklich bedeutungsvoll, daß gerade heute mein Abzug erfolgt, mit welchem ſich ein Lebensabſchnitt ſchließt. Dem Tage, nicht dem Datum nach, ſind es heute gerade zwölf Jahre, daß ich, ein neunzehnjähriger Jüngling, nach völlig abſolvirten Studien im hochfürſtlichen

torium zu Meiningen im höchſten Beiſein
gnädigſten Landesherrn und des Geheime-
, Directors Meſſen, examinirt wurde, und
vom ſeligen General-Superintendent Hat-
ch, vom dermaligen General-Superinten-
und Hofprediger Doctor Reinhardt, vom
rintendenten und Conſiſtorialaſſeſſor Walch,
jetzigen Superintendenten Keyſer zu Kranich-
und dem Archidiakonus Koch. Zwei Tage
f, am Palmſonntag, wurde ich in der Stadt-
der Reſidenz feierlich ordinirt. Beruf macht
iger! Und das gereicht mir bei meinem heu-
Exodus zum Troſt, daß ich nie, weder zu
npreppach noch zu Aſchenhauſen, noch hier
nur mit einem Wort um die Stellen ange-
n habe. Ich habe den letzten Ort, der jetzt
r mir liegt, ſo wenig wie die daſige Herrſchaft
r geſehen, als bis ich meine Probepredigt
bſt hielt. Der alte, vor drei Jahren verſtor-
Freiherr hatte ſich ſehr genau nach mir er-
gt, viele Leute meinethalben und nach meinem
Ulrikens Wandel befragt und mich dann zu
Gaſtpredigt eingeladen, welche der Herrſchaft
en Zuhörern ſo wohl gefiel, daß man ſie als

Probepredigt gelten ließ und mir ſofort die Vocation zuſtellte. Und das geſchah nicht etwa aus Mangel an Geiſtlichen, ſondern ich erfuhr nachher, daß ſich zu der Stelle, die ich nicht geſucht, an zwanzig Pfarrherren und Studirte gemeldet. Das Berufungsſchreiben iſt in ſehr verbindlichen Ausdrücken abgefaßt, denn der alte Herr war zwar ſtolz, aber dabei doch gut und hatte Lebensart, die ich leider nachher bei den Seinen ſehr betrübt vermiſſen mußte.“

Theilnehmend hörten Ulrike und Fidocles den Mittheilungen Philidors zu, dem es ein wohlthuendes Gefühl erregte, ſich ausſprechen zu können. Immer freier und leichter wurde ihm ums Herz; es war ihm, als ſei er aus langem unruhvollen Traum erwacht, und ſeine Seele breitete wie ein verjüngter Frühlingsfalter neue Hoffnungſchwingen aus.

Endlich ward aufgebrochen; Philidor hob den Blick zum Himmel, indem er ſich auf ſeinen ſtarken Stab ſtützte, und ſprach: „Komm', Herr Jeſu! Dein Kreuz laß ſein meinen Wanderſtab, meine Ruh', meine Raſt Dein heiliges Grab!“

Dann bückte er ſich und hob von dem Winter-

n, das aus dem Boden jugendlich ſproſſend
hervorkroch, einiges zuſammt der Erde aus,
es in einen Blumentopf fortzupflanzen und
ter zu tragen an den künftigen Ort ſeiner Be-
mung.

Des Freundes gaſtliches Dach nahm die Wan-
den auf; der Friede des Gemüthes zog mit
n ein, und die trüben Schleier des erlittenen
es verklärten ſich, wie Gewölk am Abend-
mel nach Regentagen vom Sonnenkuß im mil-
Lichte ſchimmert.

18.

Vergeltung.

Wiederum war ein Jahr vergangen, und die
hlingsſonne ſpiegelte ihr Gold in den Fluthen
Mains, der in den ſanfteſten Krümmungen
durch die Rebengelände der Gegenden um
telbach, Kitzingen und Röbelſee windet. Im
rgarten des friedlichen Fleckens Markt Ei-
heim, ohnweit dem fränkiſchen Städtchen

Mainbernheim, und unter dem Ruinenhügel vom Schloß Speckfeld gelegen, tänzelte ein junges, ſehr hübſches Mädchen von etwas bleicher Wangenfarbe und einem ſchwärmeriſch ſchwermüthigen Zug um die Lippen, mit einem halbjährigen Kinde durch die Kießgänge, ſingend und ſchäkernd und das Kleine innig herzend, und dabei doch die Augen thränenfeucht. Ein blühender Knabe erſpähte an einer Kirſchenplantage längs des Zaunes die erſten reifen Früchte und pflückte ſie, doch ohne dieſelben zu naſchen, ſondern er trug ſie freudig zur Mutter, die in der Laube ſaß und friſchen Staudenſalat für das Abendbrod zurichtete. Aus dem Thore des neuen, dem Herrn Grafen von Rechtern-Limburg-Speckfeld gehörigen und von demſelben bewohnten Schloſſes trat mit zufriedenem Antlitz, ein Buch tragend, ein junger Mann, nach Gang und Haltung der Ortsgeiſtliche, und ſchritt dem Pfarrhofe zu. Bald darauf trat er in den Garten und ſprach: „Guten Abend, meine Lieben! Finde ich euch hier im Grünen! Hierher paßt der Vers, den ich einſt an einem ſorgenvollen Tag in meinem Meſech ſchrieb:

Hier lieg' ich vergnügt im Kühlen,
Wenn mich bange Hitze drückt,
Wo die braunen Schatten ſpielen;
Unterm Kreuz bin ich erquickt.

uten Abend, Lehnchen! Iſt das Kleine gut
ſen? Wie ſollte es nicht unter ſo liebevoller
erinhand, wie die Deine iſt? Deine treue
nglichkeit vergißt, daß es unſeres und nicht
s, das Du frühzeitig begraben haſt und dann
nachgefolgt biſt, verlaſſend den Ort, wo Dir
Freude mehr erblühen konnte. Hier an die-
friedenvollen Orte, wo ich ein Aſyl der Ruhe
nden nach ſo manchen Stürmen, hier haſt
Du ein ſolches gefunden und bleibſt bei uns,
wie Du gewollt, als Magd, ſondern als
ndin und Gehülfin meiner Frau.“

Wenn ſie nicht ein Andrer zur Gehülfin er-
t, unſer Schulmeiſter, wo wir ihm nicht
erlich ſein dürfen,“ warf Ulrike ein, wäh-
Magdalene bis an die Stirne erröthete und
abwandte.

Gewiß nicht!“ beſtätigte Philidor; „wenn
Wohlgefallen an ihr ſich in der Weiſe ſtei-
, daß er kein Bedenken findet über das Un-

glück, welches ſie gehabt, und das wir ihm nicht verheimlichen dürfen, hinwegzuſehen.“

Der Vater nahm das Kleine einen Augenblick aus Magdalenens Arm, küßte es und hob es dankbar empor: „Sieh’, wie gütig und gnadenreich der Höchſte iſt!“ rief er aus. „Dies liebe Kind gab er uns zum Erſatz für das Verlorne und machte es auch in allem Uebrigen gut, da die Feinde gedachten, es böſe zu machen. Eine liebevolle freundliche Herrſchaft, reicher und begüterter als jene, die wir dort verließen, und von höherm Rang, fand ich hier; hier bin ich Hofprediger, Beichtvater, Conſiſtorialis und Pfarrer; dort war ich ein ſimpler Dorfpfarrer, und die Herrſchaft war ſo ſtolz, daß ſie nicht einmal bei mir beichtete. Hier iſt ein ergiebiger Boden, ein milderes Klima; die Rebe gedeiht zur Segensfrucht, und was mir werden muß, wird vom Haß nicht geſchmälert und beſ[illegible]ten.“

Mit ruhevollem Herzen, durch erwünſchtes Wirken und durch häusliches Glück befriedigt, ſchritt Philidor durch den Gartengang nach einer andern ſchattigen Laube, neben welcher er ſinnend ein kleines Beet betrachtete. Dort war eine Wintergrünpflanzung in Form eines Kranzes in jungen Sprößlingen hervorgeſchoßt zu erblicken. „Wohlgerathen!“ ſprach Philidor zu ſich ſelbſt. „Gott läßt Alles wohlgerathen, was wir mit rechtem Ernſt und mit rechter Liebe ſäen und bauen, wenn es — zu unſerm Heile dient. Ihm ſei die Ehre!“ —

Die Zuckungen des ſpaniſchen Erbfolgekriegs zitterten bis in den Schoos der deutſchen Gefilde. Durchmärſche von Truppen aller Art fanden ſtatt; am Rhein ſtand ein großer Theil der Reichsarmee, die durch Werbeofficiere fleißig rekrutirt wurde. Kaiſer Leopold war am 5. Mai 1705 geſtorben, doch änderte dieſer hohe Trauerfall nichts an den kriegeriſchen Bewegungen der Zeit.

In Mainbernheim, wohin Magdalene eine Sendung behufs des Einkaufs häuslicher Bedürfniſſe an einem Markttage gegangen war, traf ſie einen großen Volksauflauf und hörte aus dem Munde der neugierig ſich um ein in zwei Reihen ſtehendes Soldatenbataillon drängenden Menge, daß zwei Soldaten ſo eben Spießruthen laufen müßten.

Gern wandte das gefühlvolle Mädchen ſich ab von dieſer grauſamen Strafvollziehung, die damals etwas Alltägliches war, deren Zuſchauerin ſie aber nicht ſein wollte, als ſie mitten aus dem Gewühl eines ſtattlichen Reiters anſichtig wurde, der ein Kommandirender zu ſein ſchien. Zufällig wandte dieſer jetzt das Geſicht nach ihr hin, und es ging ihr der Schreck wie ein Stich durchs Herz; es war Martin und kein Andrer! Ob er ſie erkannt, wußte ſie nicht; ſie wandte ſich eilend ab, verlor ſich ſchnell unter die Haufen ſtädtiſcher und bäuriſcher Käufer und Verkäufer und hütete ſich wohl, während ſie ihren Geſchäften nachging, wieder nach dem Reiter umzuſchauen. Dieſer drehte ſich, ihr lange nachblickend, den Schnauzbart und murmelte: „Beim heiligen Martinus, meinem Schutzpatron! Das Geſicht habe ich ſchon einmal geſehen! Das iſt das Geſicht, das ich in meinem Leben nicht vergeſſe! Das kann keine bloſe Aehnlichkeit ſein! Pulver und Panduren! Prinz Eugenius und Marlborough! Dort läuft ſie ins Gedräng und ich kann nicht nach, muß die nichtsnutzen Deſerteurs hauen laſſen. — „Heda!“ rief er ein Bauernweib an. „Schaut dorthin! Wer iſt die

ucke Dirne dort in dem blauen Mieder, alle-
bückt ſie ſich dort bei der Höckin!“

,Wäß niet!“ ſcholl die Antwort; da rief
eine andre Ungefragte: „'Seß die Pfarr-
yd von Mart Ebershän, a guat Stünla von
.“

,Danke, danke!“ rief der Kriegsmann, und
Augen rollten feuriger. Wildteufliſche Luſt-
flammte dämoniſch in ihm auf. Er dachte,
eicht iſt ſie jetzt williger, wie ſie gereifter iſt,
eicht —

Magdalenens Geſchäfte hatten ſich bis zum
hmittag verzogen. Sie war jetzt auf dem
mweg und hattte halb und halb den heutigen
reck vergeſſen, war auch geneigt, ſich zu
reden, daß ſie ſich wohl möge geirrt haben.
Schullehrer ihres Orts begleitete ſie auf
Heimweg, ein ſanfter, beſcheidner, liebe-
er Mann, der an ihrem ganzen Weſen das
gſte Wohlgefallen hatte und ſich nichts weni-
als Mühe gab, dieſes Wohlgefallen zu ver-
gen; doch waren ſeine Huldigungen ſchüchtern
ſittig, man mußte ihm gut ſein. Unter an-
Gegenſtänden kam das Geſpräch auch auf

die armen Soldaten, und Magdalene fragte, was ſie wohl verbrochen haben möchten?

„Was Soldaten heutzutage verbrechen, entweder ſie raufen ſich oder ſtehlen, oder deſertiren. Manches Mal Alles zugleich. Das aus aller Herren Ländern durch Werber zuſammengeraffte kaiſerliche Kriegsvolk thut's nicht anders. Die heute mit Ruthen Geſtrichenen ſollen von dem ſich ſeit einiger Zeit hier herumtreibenden Werbehauptmann früher angeworben, und nachdem ſie ihm deſertirt, wieder eingefangen worden ſein. Es mag nicht gut auszuhalten ſein unter dieſem Werber; er ſieht aus, wie der leibhafte Satanas — ach Herr Jeſus!“

Mit dieſem Ausrufe prallte der Schulmeiſter nach der Seite, und Magdalene ſtieß einen lauten Schrei aus; zwiſchen den Schultern beider friedlich Plaudernden ſchnaubte plötzlich ein Pferdekopf; ſie hatten im Eifer des Geſprächs nicht gehört, daß auf dem weichen Sandboden des Wegs ein Reiter daher getrabt kam, der ſie lange im Auge gehabt, und dieſer Reiter war Martin. Er blickte Beide grimmig an und rief: „Na, was erſchreckt's denn ſo mitnander? Wenn man den Wolf nennt, kömmt er haltr gerennt. Das Dirnl ſollt' ich kennen! Nicht? Von jenem Dorfe, des edelmänn'ſchen Hausvogts Tochter! Wie kommt's denn hierher? Iſt's dem ſchwarzen Huſaren nach markedentert? Werde Quartier bei ihm nehmen, von wegen der alten guten Bekanntſchaft. Iſt's Recht, Du ſauberes Schazerl?"

Bis zum Tode erſchrocken blickte Magdalene von dem ihr entſetzlichen Manne hinweg; dem jungen Schulmann ſchlug das Herz, er zitterte vor Schreck, und die Qual raſch erwachender Eiferſucht begann ihn zu foltern. Bekannt, dieſem bekannt, ſein Schatz? dachte er, und hoffte, daß Magdalene ſich verneinend äußern werde. Dieſe äußerte ſich aber gar nicht, ſie blieb abgewandt ſtehen und heftete, um nur einen Gegenſtand zu haben, an dem ſie ſich ſammeln konnte, ihr Auge auf einen kleinen Rollwagen, den ein Bauer lenkte und auf welchem ein bärtiger Grenadier ſaß, der, wie es ſchien, zwei Gefangene bewachen ſollte, aber vom vielem Wein und dem langſamen Fahren in einen gelinden Schlummer gewiegt war. Weit hinten nach Mainbernheim zu, in Viertelſtundenferne, hörte man Trommelſchlag und ein wildes verworrenes Jauchzen. Es war ein Trupp neugeworbener Rekruten, die ſich weinfröhlich ihrem Unglück in die Arme ſtürzten. Sonſt war der Weg von Marktgängern bereits leer.

Die Geſichter der Gefangenen ſahen bleich aus und verwildert; ihre Augen waren ſtier auf die Gruppe gerichtet.

„Herauf aufs Pferd zu mir, mein Schatzerl! Reit' mit bis in Dein Pfaffenneſt!“ rief Martin, und bog ſich im Sattel, indem er ſie bei der Schulter mit der einen Hand faßte und Miene machte, ſie gewaltſam zu ſich empor zu ziehn. Magdalene ſchrie laut auf; der Schulmeiſter wußte nicht, was er in ſolcher Noth beginnen ſollte, er, der Schwache, gegen den ſtarken bewaffneten Mann, der gewohnt war, ſich nach Kriegsbrauch im Freundes- wie im Feindeslande Alles zu erlauben. Die Gefangenen ſprachen mit einander durch wilde Blicke und flüſterten: „Weiß Gott, die Lene iſt's! Fluch dem Schinder!“

„Teufel! Teufel!“ ſchrie das Mädchen, und ſchlug Martin, indem ſie ſich los rang, mit der geballten Fauſt ins Geſicht.

„Beſtie! Du wehrſt Dich! Häkelſt, Katze!“ höhnte der Reiter erboſt, und wollte ſeine Gewaltthätigkeit fortſetzen, da krachte ein Schuß, und in ſeiner ganzen Schwere ſtürzte Martin kopfüber vom Pferde, ſo daß auch Magdalene, die er noch einen Augenblick hielt, kreiſchend mit nieder und in wirkliche Ohnmacht fiel. Ein kräftiger Ruck warf den jetzt erſt aus dem Schlaf emporgeſchreckten Grenadier, aus deſſen Gewehr, ihm raſch, doch leiſe genommen, der Schuß gefallen war, vom Wagen. Er ſchlug mit dem Kopf an das eine Rad und blieb betäubt liegen. Zwei Augenblicke ſpäter, ſo ſaß Hans Werrbach auf Martins Pferd und hieb mit dem, dem Gefallenen raſch aus der Scheide gezogenen Pallaſch die Stränge jenes Pferdes los, welches das Wäglein zog, während ſich Dietrich Reuſert auf das Pferd warf.

Wildwüthend führte Werrbach auf den Gefallenen, der nicht todt, aber ſtarr und gräßlich blickend, auf dem Rücken ſich ſchmerzvoll krümmend lag, noch einen Hieb über das ganze Geſicht und ſchrie: „Hier haſt Du Deinen Lohn, Teufel, für die Summe Deiner ſchwarzen Thaten, an uns und Andern verübt! In der Hölle, zu der Du fährſt, wollen wir Dich durch feurige Spieße jagen!“

Im Donnergalopp ſprengten die Reiter querfeldein, wild über die Wieſengräben ſetzend; ſie ließen Iphofen links und nahmen die Richtung nach dem Steigerwald, wo ſie ſich im Gehölze des dunkel vor ihnen aufragenden Schwabenberges verloren.

Der Schulmeiſter lag mit betend gefalteten Händen neben der ohnmachtbleichen Magdalene auf den Knieen; es zog ihm ſeine junge Bruſt ein ſo ungeheurer Schmerz zuſammen, wie er noch nie gefühlt, nie war ein Moment ſo gewaltig an ihm vorüber gegangen. Der Gerichtete blutete und ſtöhnte, und keine Hand war da, ihm beizuſtehen; der Bauer, der den Wagen geführt, ſaß ebenfalls noch ſtarr vor Schrecken und blickte mit aufgeriſſenen Augen ſeinem Pferde nach, dem beſten Theil ſeiner Habe, das er nie wieder ſehen ſollte.

Der Trupp der Rekruten kam näher; das luſtige trunkene Völklein, von einigen unter Martin dienenden Werbewaibeln geführt, die ſelbſt auf

Koſten der Neuangeworbenen tüchtig von deren Handgeld mitgezecht hatten, ſchien ſich eben nicht zu eilen und hatte von dem Schuß nichts gehört. Der Schullehrer zagte in Todesangſt; er fächelte Magdalene, er rüttelte ſie, er drückte einen Kuß auf ihre bleichen Lippen und fühlte den Lebenshauch zurückkehren.

„Ermanne Dich, ſtehe auf! Fort! fort von hier!“ flehte er mit bebender Stimme. Sie erhob ſich, wäre aber beim Anblick des gräßlich verwundeten Ungeheuers beinahe wieder umgeſunken. Er wandte ſie ab, legte ihren Arm in den ſeinen und führte die Zitternde fort. Martin ſah es mit dem einen Auge, das zweite war von Blut überſtrömt, und brüllte einen unverſtändlichen Fluch ihnen nach, vor dem ſich Magdalene ſo entſetzte, daß ſie zu laufen begann; dies war dem Schulmeiſter lieb; er ſtützte ſie, ſo gut er vermochte, und da Beide eilten und Markt Einersheim nur noch einen Büchſenſchuß von jenem Schauplatz des Schreckens lag, ſo erreichten ſie, den Ort theilweiſe umgehend und durch Gärten Richtwege einſchlagend, das Pfarrhaus beinahe in derſelben Zeit, als der Rekrutentrupp mit

Schauder, Schreck und Staunen dort anlangte, wo Martin und der Soldat, Beide anſcheinend leblos lagen, und der Bauer, wild umdrängt und von funfzig Stimmen zugleich befragt, Bericht erſtattete.

„Da ging ein Mädel und ein junger Herr, und der Küraſſier ſprach mit dem Mädel und packte ſie an der Schulter, wollte ſie aufziehen, und ſie wollt's nicht leiden, und da kracht's, und da fiel der Reiter vom Pferd, und der Grenadier ſchmieß vom Wagen, und die Teufelsbuben ſetzten ſich auf die Pferde, und einer hieb den dort noch auf den Kopf und ſagte was zu ihm, hab's aber vor Schreck nicht verſtanden. Ach, mein armes Pferd! Ach, mein ſchönes Pferd! Ach, ich bin ein geſchlagener Mann!"

Der arme Fuhrmann war das letztere nicht nur in der Einbildung, ſondern er ward es zugleich noch in der Wirklichkeit, denn er wurde mit Handgreiflichkeiten zur Handreichung gezwungen, die beiden Männer auf das Wäglein zu heben; ſo viele Burſche, als an die Deichſel gingen, mußten ziehen; andre ſchoben, und ſo ging es ſo raſch als möglich Einersheim zu, während ein Waibel vorauslief, den Chirurgen eilig herbeizuſchaffen.

Als die Rekruten ſahen, daß der Werbehauptmann ſo gut wie todt war und nur ein Waibel ſammt dem Trommler bei ihnen, hielten ſie ſich losgegeben, hörten auf zu ziehen und zu ſchieben, und ſowie der Waibel ſie ungeſtüm anſchrie, ward er in das Geſicht geſchlagen, zu Boden geworfen, mit Stricken, die ſich vorfanden, gebunden und unter den Wagen geworfen, während der Trommler lief, was er laufen konnte, um einem ähnlichen Schickſale zu entgehen. Wie Spreu, vom Winde verweht, ſtoben die Rekruten nach verſchiedenen Richtungen auseinander, ſich im Felde verſtreuend und ruhig nach ihren Häuſern zurückkehrend. Niemand blieb bei dem Wagen als deſſen Eigenthümer, der ihn jedoch nicht allein fortziehen konnte; er wäre gern auch fortgegangen, aber der Wagen lag ihm am Herzen, ſo blieb er.

Als der Trommler ſich nicht verfolgt ſah, nahm er die Trommel vom Rücken und trommelte einſam in der Feldflur marſchirend, Sturmſchritt, Generalmarſch und Feuerlärm. Des Waibels

Hülferuf hatte die Bauern allarmirt; ſie folgten in Haufen, der Chirurg war dabei; da gewährte das Neue, was indeß geſchehen, neuen Schreck und neue Verwirrung, zog dem Karrenbeſitzer neue Prügel zu, und mit Lärm und Geräuſch wurde der Gebundene befreit und die Scheintodten in das Dorf gebracht.

Magdalene war dem Umſinken nahe, als ſie die Pfarre erreichte; ſie ſetzte ihren Handkorb in die Küche, dankte dem Schullehrer für ſeine Unterſtützung und wankte in ihr Kämmerlein, wo ſich in einem Thränenſtrom ihr Herz erleichterte, wo endlich ihres Blutes ſchlagende Wellen wieder ebbeten und ſie einen frommen Aufblick zum Helfer im Himmel ſandte.

Der Schullehrer erſtattete Ulrike vor der Thüre Bericht über das Vorgefallene; Philidor machte einen Spaziergang auf die Schloßruine, was er gern im Abendſchein that, und war noch nicht zurückgekehrt. Ulrike bebte, ahnete aus den ihr mitgetheilten Reden des Reiters, daß es Martin geweſen ſein müſſe, den ſein verdientes Geſchick hier ereilt, und ſchwieg.

„Iſt der Mann todt?“ fragte ſie.

„Wahrſcheinlich!“ war die Antwort.

„Es muß hier ein Irrthum obgewaltet haben, ich weiß von keinem ſolchen Manne, den Magdalene könnte gekannt haben,“ ſprach die Pfarrfrau mit Bedacht.

Der Ortsſchulze kam haſtvoll geſprungen und fragte nach dem Herrn Pfarrer. Er berichtete, ſo gut er ihn kannte und aus durcheinander wirrenden Reden vernommen hatte, den unglücklichen Vorfall. Schon wollte der Schullehrer als Beſſerwiſſer ihm corrigirend in das Wort fallen, aber ein bedeutender Augenwink Ulrikens hemmte ſeine Rede, die hier ſehr unbedacht geweſen wäre. Ehe noch der Schulze ausgeredet hatte, kam Philidor und vernahm den Vorgang nebſt der Bitte, die der todtwunde Mann, der durch den Rücken in die Bruſt geſchoſſen war, hervorgeſtöhnt hatte, welche Bitte Beichte hieß.

Philidor machte ſich ſchnell fertig, nahm ein Crucifix von ſeinem Arbeitstiſch und folgte dem Schulzen in das Wirthshaus, wo er ein wüſtes Gedränge neugierigen Volkes fand; denn das ganze Dorf war zuſammengelaufen, ſo daß der

Schulze kaum Bahn brechen konnte. Der vom Wagen geſtürzte Grenadier hatte ſich von der Betäubung erholt, ſah noch etwas bläßlich aus, doch hatte er wieder Kraft genug gewonnen, mit einem Becher Wein zu liebäugeln, den der Chirurg zur Stärkung verordnet hatte, und den er nicht aus der Hand ließ.

Martin bot einen ſchrecklichen Anblick mit ſeiner tiefen Säbelwunde im Geſicht, die der Chirurg eilend zugenäht und zugepflaſtert hatte. Er athmete röchelnd, blickte Philidor ſtarr an, und dann zuckte es wie Krampf über den Theil des Geſichtes, den der Verband nicht deckte.

Philidor fragte, als die Stube von allen übrigen Leuten leer war, den Wunden mit einer Formel, ob er zu beichten geſonnen; er erkannte den Entſtellten nicht, hätte ihn auch vielleicht unentſtellt nicht wieder erkannt, da er nur wenig mit dieſem Mann in Berührung gekommen war. Jener zwinkte mit dem einen offenen Auge und regte langſam die Hand, nach dem Crucifix winkend. Philidor reichte es ihm, und er zog das Bild mühſam an die Lippen. Daraus erſah der

Pfarrer deſſen Confeſſion. Einigermaßen geſammelt, ſprach ſtockend und in abgebrochenen Sätzen der Verwundete:

„Ihr — zwar ein Ketzerpfarrer — doch Gottes Diener — ich ſterbe — könnt ihr, ſo ſprecht mich — meiner Sünden los — großer, ſchwerer Sünden — ich habe — meinen Lohn. Eine Dirne, — die ich — teufliſch einſt verdarb, mit einem Schlaftrunk — o, Höllenfeuer — hier — reizte heute mich — und zwei Schurken — auch aus ihrem Dorf, an der fränkiſchen Grenze — Deſerteurs, die ich heute — Spießruthen laufen ließ, ſchoſſen mich — Gott iſt gerecht — ich bin verloren, bin des — Teufels.“

„Allmächtiger Gott!“ ſprach Philidor laut, indem Erinnerungen ihn übergewaltig beſtürmten. Da lag nun machtlos, in des Todes Gewalt, Magdalenens Verderber, der Verderber jener ſüßen engelreinen Unſchuld, teufliſch im Schlummer geraubt und gemordet; da lag der blutige Pförtner zu dem ſo lange verſchloſſenen Geheimniß, gefällt und gerichtet von der ewigen Vergeltung. Da lag er, die himmliſche Vergebung hoffend, er, deſſen Frevelthat über Philidor jene Fülle von Leiden und Bitterniſſen gehäuft, ihn um die Ruhe und um den Frieden des Gemüthes beſtohlen, ihn der Schmach und der Schande, dem Verdacht und der Verleumdung preisgegeben, um deſſen That Willen er Amtsentſetzung und Gefängniß erlitten hatte, Magdalenens bittres Leid und thränenreiche Buße ungerechnet. — Philidor zitterte, als dieſe glühende Gedankenkette ihn marterte. Der Menſch und der Engel in ihm rangen mit einander; der Engel ſiegte.

„Mann des Todes, des Verbrechens!" redete er feierlich zu dem Kranken; „wenn nur ein Gedanke der Reue durch Dein erlöſchendes Gehirn fiebert, ſo wird Gott Dir Deine Sünden nicht behalten. Fahre in Frieden hin! Viel wird denen vergeben, die da viel ſündigen. Mit des heiligen Geiſtes Kraft und Kraft meines Amtes und der mit ihm verbundenen Macht zu löſen und zu binden, verkünde ich Dir im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit Deiner Sünden Vergebung" — „und auch ich vergebe

Dir! Amen! Amen!“ fügte er leiſe hinzu, als er wahrnahm, daß Martins Seele hinüber war. Große Tropfen entquollen Philidors Augen; er ſegnete den Todten und ging hinweg.

Wenige Tage darauf ward Magdalene durch ihren väterlichen Freund dem jungen Schullehrer verlobt.

„Nehmen Sie ſie hin!“ waren Philidors Segensworte im Beiſein Ulrikens. „Ihr Herz iſt engelrein; ſie hat mehr gelitten und mehr gebüßt, als ſie geſündigt hat, ein ſeltener Fall in dieſem Erdenleben. Sie hat mit Thränen geſäet, möge ihre Freudenärnte reichlich ſein!“

Ulrike umarmte Magdalene, küßte ſie zum erſten Mal und flüſterte:

„Du bleibſt meine Freundin, wie ich die Deine.“

„Ewig, ewig!“ ſchluchzte Magdalene, und barg ihr freudenthränenvolles Geſicht an des Bräutigams Bruſt.

Dieſer war ganz Dank, ganz Freude, ganz Hingebung. Als er im Uebermaß ſeines Glücks geſtand, daß er nie vorher die Liebe zu Magdalenen ſo ſtark, ſo innig empfunden, als wie ſie ohnmächtig, im Innerſten erſchüttert und von Gefahren umdroht, in ſeinem ſtützenden Arme geruht, und daß gerade jener Schreckensmoment den Impuls zur Entſcheidung gegeben, ſprach Philidor bedeutungvoller, als jener es ahnen konnte, die Worte des Propheten: „Solches geſchieht auch vom Herrn Zebaoth, denn ſein Rath iſt wunderbarlich und führt es herrlich hinaus! Auf euch zu Freud und Leid Verbundenen ruhe ſein Friede!“

Deutſches Dichterbuch.

Eine Sammlung

der beſten und kernhafteſten deutſchen Gedichte

aus allen Jahrhunderten.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

1914. 5342

Leipzig,
Georg Wigands Verlag.

HALLE

BIBLIOTHECA

Vorwort.

Längſt hegte der Herausgeber im Stillen den Wunſch, eine Auswahl gediegener deutſcher Gedichte aus allen Zeiträumen zuſammenzuſtellen. Dabei konnte nicht Abſicht ſein, die überreiche Zahl zum Theil vortrefflicher, zum Theil werthloſer und überflüſſiger Anthologien aufs Geradewohl um eine zu vermehren. Die leitende Idee zu der vorliegenden Sammlung war dieſe: Der aufblühenden Jugend und dem Volke für Schule und Haus eine Auswahl von Proben deutſcher Poeſie in lyriſcher Form, ohne Epiſches pedantiſch auszuſchließen, von möglichſt vielen Dichtern und auf allerbilligſtem Wege zugänglich zu machen.

Nicht nach metriſchen Formen, um dieſe den Lernenden durch Beiſpiele zur Anſchauung zu bringen, nicht nach Gattungen, und nicht nach ſogenannten Dichterſchulen ſollte hier die Aufeinanderfolge ſich bieten, ſondern nach chronologiſchen Reihen und Gruppen. Den Entwickelungsgang deutſcher Dichtung kennen zu lernen, erachte ich für wichtiger als die Formenlehre, welche beſondere Lehrbücher bedingt.

Die meiſten und darunter auch die gründlichen Sammler für den gleichen Zweck haben altdeutſche und mittelhochdeutſche Gedichte faſt ganz ausgeſchloſſen, doch gewahre ich in meinem Amte mit Freude, wie der Sinn unſerer Jugend unter Anleitung tüchtiger und einſichtsvoller Lehrer auch dieſen frühen Quellen zuſtrebt; daher wurde es mir Verpflichtung, mindeſtens mit einigen Proben älteſter Zeit und mehrern aus der Blüthenzeit der vaterländiſchen Poeſie unter den Hohenſtaufen, dieſe Sammlung zu ſchmücken. Es wird die Zeit nicht allzufern ſein, wo das Studium der alt- und mittelhochdeutſchen Sprache, in welcher der germaniſche Geiſt ſich ſo groß und ſchön offenbart hat, nicht mehr dem Studium der griechiſchen, römiſchen oder hebräiſchen in den deutſchen höhern Lehr- und Bildungsanſtalten nachſtehen muß.

Daß ich das deutſche *Kirchenlied* mit der ihm gebührenden Achtung berückſichtigte, wird kein Kundiger tadeln; jedes der aufgenommenen Kirchenlieder tritt hier in ſeiner ureigenthümlichen Geſtalt vor Augen, nicht nach ſpätern, oft ſehr willkührlichen Veränderungen. Ebenſo war andrerſeits das deutſche *Volkslied*, dieſe ewig friſchgrüne Ranke nationaler Dichtung, nicht hintan zu ſtellen, doch konnte ich auch hier mich in der Auswahl beſchränken, da es weder für das rein lyriſche, noch für das hiſtoriſche Volkslied an guten Sammlungen fehlt.

Selbſt in das ſpätere Volkslied flüchtete und rettete ſich der ganze Zauber deutſcher Gemüthsinnigkeit; deshalb wählte ich von vielen namhaften Dichtern mit Abſicht ſolche ihrer Lieder, die zu Volksliedern geworden ſind. In gleicher Abſicht wurde von ungenannten Dichtern eine erleſene Reihe Volkslieder an die Grenze zwiſchen das 18. und 19. Jahrhundert geſtellt. Es mag zwar Viele geben, denen dieſer Zweig am Baume der Nationalpoeſie nicht gefällt, aber wir wollen bei allem Ernſt, den die Gegenwart ſo gebieteriſch fordert, doch ja den Schatz gemüthsinniger Dichtung nicht verachten, den wir beſitzen, noch weniger ihn gegen politiſches Rauſchgold muthwillig vertauſchen und aufgeben.

Bei den Proben aus den frühern Perioden ſind überall die Quellen angegeben. Die Gedichte der *Minneſinger* wurden nach H. Fr. von der Hagen's großer verdienſtvoller

Sammlung, mit Beibehaltung der in derſelben angenommenen Gliederung der einzelnen Gedichte, wie der Orthographie, ſoweit letztere beibehalten werden konnte, aufgenommen. Accentuirung, welche Manche vermiſſen werden, lernen die, welche das Mittelhochdeutſche zum Studium machen, bald aus den gediegenen kritiſchen Ausgaben mittelhochdeutſcher Dichtungen eines K. Lachmann u. A.

Von der Zeit des deutſchen Krieges an habe ich moderne Rechtſchreibung eintreten laſſen, da die Orthographie durch ihre Verſchlechterung in jenen Perioden aufhört, den Dichtungen eine Eigenthümlichkeit mit zu verleihen. Die Lieder aus der Zeit des Bauern- deutſchen und dreißigjährigen Krieges gebe ich keineswegs als Muſterſtücke deutſcher Poeſie ſondern ich gebe ſie und auch mehrere der darauf folgenden Volkslieder, um Anſchauungs- Ausdrucks- und Gefühlsweiſe jener Zeit in einigen Proben darzulegen. Poeſie iſt wenig in dieſen Gedichten, aber viel Keckheit, Humor und kernige Naturfriſche.

An der Periode des Verfalles der vaterländiſchen Poeſie war raſch vorüberzugehen, ohne doch die namhaften Poeten auszuſchließen. Meiſt bediente ich mich hier vorzugsweiſe der Originalausgaben, und nur wo dieſe mir mangelten, griff ich zu guten Anthologien. Mir ſelbſt habe ich eigenmächtige Aenderung nie geſtattet.

Aus guten Gründen habe ich von manchen neueren Dichtern mehr Einzelgedichte aufgenommen, wie von älteren, bei denen ich mich meiſt auf eine Probe beſchränkte.

Daß ich auch der jüngſten deutſchen Lyrik die verdiente Beachtung widmete, (wobei gegen den Schluß des Buches hin ſtreng chronologiſche Folge zu beachten, unmöglich war,) wird man wohl finden, dennoch konnte nicht erzielt werden, von allen lebenden deutſchen Dichtern der Gegenwart ein Gedicht zu bringen. Möge Keiner dieß als Vernachläſſigung deuten! Auch maße ich mir nicht an zu glauben, daß ich hier in der Auswahl immer glücklich geweſen ſei, allein ich wollte dem

Beiſpiel ſolcher Sammler nicht folgen, die vor der Auswahl ganz zurückſchrecken, weil manches Gedicht ein Warnungsbeiſpiel abgiebt, wie man nicht dichten ſoll, und deshalb lieber die ganze jugendliche Beſtrebung in deutſcher Lyrik mit Nichtkennenwollen abfertigen, was zwar bequem, aber nicht löblich iſt.

Was ich von meinen eigenen Dichtungen gebe, möge darthun, wie ich überhaupt geſtrebt, bei der Auswahl wo möglich auch auf die perſönliche Eigenthümlichkeit der Dichter ſelbſt Rückſicht zu nehmen.

Bei alledem wird die vorliegende Sammlung nicht mängel- und tadelfrei befunden werden; möge indeß auch aus dieſem beſcheidenen Scherflein jene urewige Macht des Gottesgeiſtes vaterländiſcher Poeſie widerſtrahlen, deren Schöpferodem durch alle Jahrhunderte ſchaffend und belebend weht, und immerdar derſelbe iſt: Aufſchwung des Geiſtes und Gemüthes aus des Lebens Wirren und Feſſeln in das Wunderland des Genius, in die Heimath der Schönheit und der Freiheit.

Meiningen, im December 1844.

Ludwig Bechſtein.

Alphabetiſches Inhaltsverzeichniß

je nach den Anfangsbuchſtaben der erſten Zeile geordnet mit Angabe des Dichters.

A.

	Seite	Namen d. Verf.
Ach bleib mit deiner Gnade	181	Stegmann.
Ach edler Huß aus Francken	61	Löffel.
Alles liebt und paart ſich wieder	264	Becker.
Allhier auf dieſer Erden	209	Verf. unbekannt.
Als der weiſe König Salomo	686	Draxler-Manfred.
Als des Feindes Todeslanze	483	[illegible]
Als die Wieſe neu ergrünte	399	Blumenhagen.
Als Gott geſchaffen das Känguruh	632	v. Maltitz.
Als jüngſt mein Auge ſich in die	190	Brockes.
Als Knabe ſtieg ich in die Hallen	420	Uhland.
Alt iſt die Sage vom Gekoſe	362	v. Hammer.
Am Fenſter ſtand die Mutter	501	H. Heine.
Am Mäuſethurm um Mitternacht	489	Kopiſch.
Am Münſterthurm, dem grauen	422	Uhland.
Am Nordpol jagt' ich einſt	515	A. Gr. v. Würtemberg.
Am Rhein weht ſüßes Leben	606	v. Stolterfoth, Adelheid.
Am Strom der Thränen ſtehen Trauerweiden	613	Müller, Nicol.
An dem Sonnenglanze ſehen	325	Schmidt.
An den Rhein, an den Rhein zieh nicht	547	Simrock.
An der Donau (Elbe ꝛc.) Strand	307	Verf. unbekannt.
An der Saale hellem Strande	594	Kugler.
Anhalt der Mittler	659	Braun v. Braunthal.
An ſtillem Sommermorgen walle	676	Waiblinger.
An unſrer Väter Thaten	415	Uhland.
Auf auf, Gott will gelobet ſein	150	Spee.
Auf auf mein Herz u. du mein ganzer Sinn	155	Dritz.
Auf Bergen wohnt die Freiheit	374	Wetzel.
Auf dem grünen Tiſche prangen	591	Grün, A.
Auf der höchſten Alpen Höh	375	Wetzel.
Auf des Rheines blauen Wellen	688	Wagner v. Laufenburg.
Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du	217	Klopſtock.
Auf Felſen hoch im Thurme	339	Schütze.
Auf ihr Brüder, auf zum Jagen	288	Wildungen.
Auf Matroſen die Anker gelichtet	398	[illegible]
Ausgetrocknet zu Gerippen	411	Kerner, J.
Aus wie vielen Elementen	238	v. Goethe.

B.

Bald wieder eine große Stunde	328	Witſchel.
Baſtill beſuchte mich; zu Ehren	229	v. Thümmel.
Bemooſter Burſche zieh ich aus	461	Schwab.
Berauſche dich in allem Süßen	721	Niendorf, Emma v.
Bevor zum Dom ihr Steine findet	469	Follen.
Bis mir willekomen meines libes troſt	10	Bottenlauben.
Blauer Himmel, grüne Bäume	670	Zu-Rhein, Freiherr v.
Brauſe du Freiheitsgeſang	474	Follen.
Bringt mir Blut der edeln Reben	329	Arndt.

C.

	Seite	Namen d. Verf.
Chriſtus der uns ſelig macht	64	Weiſe, M.
Climene ſtarb und ſprach im Scheiden . .	188	Beſſer.

D.

Da draußen hallen die Schilde	387	de la Motte Fouqué.
Das iſt ein Burghof eine blanke Zier . . .	621	Schücking.
Das waren mir ſelige Tage	269	Overbeck.
Das Wort: Wir ſind [illegible]	271	Langbein.
Daß Gellert nur manch elend Lied . . .	209	Käſtner.
Daß ich jetzt geboren würde	326	Werner.
Deine Locken kannſt du's träumen . . .	636	Grüneiſen.
Dem gepreßten Herzen klinget	602	v. Feuchtersleben.
Dem Kaiſer Anaſtaſius	456	Rückert.
Der alte Barbaroſſa	447	Rückert.
Der Blitz der Königskronen	214	Unzerin.
Der Geißhirt ſteht am Felſenrand . . .	324	F. Kind.
Der Gott, der Eiſen wachſen ließ . . .	332	Arndt.
Der heiligen Leben thut ſtets	73	Spangenberg.
Der hohe Dom zu Cöln	441	Rückert.
Der Lenz will kommen, der Winter . . .	722	Scheuerlin.
Der Menſch hat nichts ſo eigen	190	Dach.
Der Morgen friſch, die Weide gut . . .	543	Lenau.
Der Menſch kann was er will	455	Rückert.
Der Mond iſt aufgegangen	231	Claudius.
Der Oſtermorgen lächelt	687	v. Eiſield.
Der Reiter reitet durchs helle Thal . . .	465	Schwab.
Der Ritter ſitzt im weiten Saal	681	Apel, Th.
Der Sinnwirth ders ſo gut verſtanden . .	613	Pfizer
Der Schöpfung Mittelpunkt	444	Rückert.
Der Schwerting Sachſenherzog, der . . .	612	Ebert, Egon.
Der Stärkſte ſoll der Starken König ſein . .	380	Streckfuß.
Der ſumer mit gewalde hat	17	Schenk Ulrich v. Winterſtetten.
Der Tannenbaum ſteht ſchweigend . . .	722	Scheuerlin.
Der Vorhang rauſcht und fliegt empor . .	642	Grün, A.
Des Haines Sänger ſchließen	348	v. Steigenteſch.
Des Himmels Jägerruf erſchell	614	Alex. Graf v. Würtemberg.
Des Menſchen Seele gleichet dem Waſſer . .	235	v. Goethe.
Des Sonntags in der Morgenſtund . . .	620	Reinick.
Deutſches Herz verzage nicht	330	Arndt.
Deutſchland, Deutſchland über Alles . . .	488	Hoffmann v. Fallersleben.
Dicht wob der Linde grünes Dach . . .	365	v. Helwig, Amalie.
Die Bauern wollten Freie ſein	701	Candidus, K.
Die der ſchaffende Geiſt	276	v. Schiller.
Die Eichen ſauſen, die Felſen ſtürzen . .	342	Emmrich.
Die Heere blieben am Rheine ſtehn . . .	492	Kopiſch.
Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . .	205	Gellert.
Die ihr mit ſcharfen Naſen ausgewittert . .	418	Uhland.
Die Liebe bleibt wie Roſen immer neu . .	460	Menzel, W.
Die Mitternacht zog näher ſchon . . .	493	H. Heine.
Die müden Glieder neigen ſich zur Erde . .	355	v. Schelling (Bonaventura)
Die Mutter koſet ihr Kind in Liebe . . .	663	Wildkomm.
Die Mutter ſitzt mit ihrem Kinde . . .	686	v. Kowaczynski.
Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch . . .	500	H. Heine.
Die Sonne geht nieder ſo blutig roth . .	458	v. Zedlitz.
Die Sonne ſinkt!	664	Neumann, C.

	Seite	Namen d. Verf.
Die Schatten fliehn, der Morgen lacht	269	v. Alxinger.
Die Thale dampfen, die Höhen glühn	396	Helmina v. Chezy.
Die Zeiten Brüder ſind nicht mehr	308	Verf. unbek.
Die Zeit zermalmet Stahl und Stein	206	Lichtwehr.
Dir ärgo der ist der ubelo	4	Sprichw. X. Jahrhdt.
Dort ſitzt eine Krähe auf dem Dach	636	Ferrand.
Dort unten in der Mühle	419	Kerner, J.
Do ſie an dem riſe	11	Her H. v. Veldegge.
Draus vor Schleswig an der Pforte	309	Brentano.
Drei Muſikanten tief gebräunt	724	Kaltenbaeck.
Drei Zeichen hat uns Gott beſtellt	677	Herwegh.
Droben ſtehet die Kapelle	418	Uhland.
Du biſt nur halb, o Menſch	454	Rückert.
Du Echo meiner Klagen	222	Zachariä.
Düſtre Wolken mich umſchweben	409	Ludwig, Kön. v. Baiern.
Du magſt den Lenz und Sommer preiſen	175	v. Hoffmannswaldau.
Dumpf des Waldes Bäume krachen	690	Schott.
Durch Himmelsplan die rothen Wolken ziehn	346	Tieck.
Durch Singen und mit Saitenſpiel	665	Nodnagel.
Du ſingſt o Nachtigall allein	725	Cronegk.

E.

	Seite	Namen d. Verf.
Edele Lieb wo biſt ſo gar bei uns verſtecket	146	Andreä.
Ein alter Mann mit weißen Locken	352	Kuhn, F. A.
Ein Deutſcher und ein Däne wars	430	Barth.
Ein edler Geiſt klebt nicht am Staube	261	Voß, J. H.
Ein feſte burg iſt unſer Gott	63	Luther.
Eine Hand voll Erde	316	Verf. unbek.
Ein Fürſt, ein Kind, ein Weiſer ſuchen	729	v. Nicolay.
Ein Geiger zog von Land zu Land	630	Sallet.
Ein gutes Werkzeug braucht	453	Rückert.
Ein Heide und ein Chriſt zumal	648	Genth.
Ein Häuslein bau ich für uns Zwei	597	Wackernagel.
Ein Jäger aus Churpfalz	303	Verf. unbek.
Ein Imam ſchickte ſeine Söhne	227	Pfeffel.
Ein Knabe ging zu ſuchen	362	Krug v. Nidda.
Ein Liedlein will ich ſingen	169	Harsdörfer.
Ein neues Lied hab' ich erdacht	125	Verf. unbek.
Ein newes Lied wir heben an	48	Luther.
Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen	275	v. Schiller.
Ein Sänger zog im ſtillen Hain	710	Mylius, Wilhelmine.
Einſam, einſam? — Nein das bin ich nicht	307	Verf. unbek.
Einſam in der Felſenhöhle	319	Schlegel, A. W. von.
Einſam wandelt ein Freund	278	v. Matthiſon.
Ein Wanderer ſchritt ich einſame Pfade	522	Bechſtein.
Empor zu Gott mein Lobgeſang	325	Krummacher.
Erhabne Herrſcherin der Welten	536	Storch.
Erhoben ſteht ſie, ihre Flammenblicke	314	Schreiber, Ch.
Eröffnet die prächtigen Pforten der Siege	203	Schmidt, C. A.
Er horſtet hoch auf alten Thürmen	531	Bechſtein.
Er lehrte dreißig Jahr	209	Käſtner.
Erſchoſſen liegen zu Namur im Sand	565	Moſen.
Es brauſt ein Strom von edlem Naß	661	Storch.
Es fährt das Schiff im Morgenglanz	643	Geibel.
Es geht ein Butzemann im Reich	125	Verf. unbek.
Es iſt nun einmal ſo gekommen	669	Seidl.
Es kann ja nicht immer ſo bleiben	290	v. Kotzebue.
Es kann uns nichts Schöner's erfreuen	114	Verf. unbek.
Es klingt ein Lied gar traurig	696	v. Brunnow.
Es lebe was auf Erden ſtolzirt in	473	Müller, W.
Es lebte hoch im Norden	652	Förſter, C.

	Seite	Namen d. Verf.
Es liegt ein Schloß in Oeſterreich	118	Verf. unbek.
Es peitſcht der Sturm die Wellen ſo wild	498	Wolff, O L. B.
Es rauſchen die Waſſer, es knarret	602	Schnetzler.
Es ſah eine Linde ins tiefe Thal	112	Verf. unbek.
Es ſaßen einſt zu Worms am Rhein	633	Grüneiſen
Es ſchlafen die drei Telle	378	Wetzel.
Es ſtand in alten Zeiten	423	Uhland.
Es ſtehen die Sterne am Himmel	115	Verf unbek.
Es ſteht ein Haus am Rheine	598	Stöber.
Es ſtieg ein trüber Nebelwind vom Rheine	451	Rückert.
Es that ein Mägdlein gehen	712	Sterzing.
Es ward von unſern Vätern mit Treuen uns	398	v. Chamiſſo.
Es war das Kloſter Grabow	446	Rückert.
Es war ein alter König	312	Verf. unbek.
Es wird der Ruf der Glocken	590	Pfizer, G.
Es wohnet Liebe bei Liebe	120	Verf. unbek. in des K ben Wunderhorn.
Es wollt' ein Jäger jagen	124	Klein. feiner Alman
Es zieht den hellen Strom hinüber	637	Frankl.
F.		
Fater unser thu in himilom bist	1	Maßmanns kl. Spr denkmäler.
Flieht düſtre Trauerwolken flieht	196	Gottſched.
Fóne démo limble	4	Sprichw. d. X. Ja
Franz der am Bücherſchrank	280	Haug.
Freiheit die ich meine	403	Sch. v. Schenkend
Fremdling laß deine Stute graſen	619	Freiligrath.
Freund die Tugend iſt kein leerer Name	199	v. Haller.
Freundlich glänzt an ſtiller Quelle	286	Müchler.
Freund was machen Ihre Muſen	647	v. Gaudy.
Freund wenn dein Stammbaum uns	280	v. Thümmel.
Freut euch des Lebens	280	Uſteri.
Friſch auf ihr tapfere Soldaten	142	Weckherlin.
Fröhlich wollen wir Halleluja ſingen	67	Agricola.
Fromm mit liebendem Gemüthe	281	Conz.
Frühling komm zu mir hernieder	407	Malsburg, Frhr. v
Früh wenn die Hähne krähn	575	Mörike.
G.		
Gebrochen war über ihn der Stab	673	Köhler.
Gedichte ſchriebſt du wie wir wiſſen	279	Weiſſer.
Geh aus mein Herz und ſuche Freud	161	Gerhard, P.
Geh ich neide dich nicht	242	v. Herder.
Geiſtern ſo die Welt durchkreiſen	185	Kongehl.
Gerne durchſchwärmet mein Geiſt	293	Neubeck.
Geſchäffte Zwang und Grillen	197	Hagedorn.
Geſtorben iſt meine junge Braut	710	Sterzing.
Gét us, ir innefrónam	4	Aus dem hohen XI. Jahrh.
Ging einſt ein Bote über Land	384	Miltitz, Frhr. v.
Gleich iſts den Philiſtern allen	678	Beck, K.
Glücklich — wer im engbegrenzten Raume	246	Bürde.
Gott der Vatter wohn' uns bei	66	Alberus.
Gottes Son iſt kummen	66	Horn.
Gott Lob nun iſt erſchollen	164	Gerhard, P.
Göttliches ſenkt ſich zur Erde	627	Kilzer.
Got thir eigenhaft ist	3	Neuntes Jahrh.
Graf Ulrich zog mit Helm und Schwert	402	Förſter, K.
Großes Feſt beging der Kaiſer	595	Wackernagel.
Großmutter ſchläfſt du	389	v. Chamiſſo.
Grün wird die Alpe werden	426	Uhland.

	Seite	Namen d. Verf.
Kuckguck hat ſich zu tod gefallen	109	Verf. unbek.
Guſtav Adolph aus Schweden	139	Nach Soltaus Samml.
Gute Nacht! meine Wallfahrt	317	Verf. unbek.
Guter Mond du gehſt ſo ſtille	304	Verf. unbek.

H.

Halte deiner Seele Spiegel	690	Schnetzler.
Harut und Marut die Engel gingen	443	Rückert.
Haſt deine goldne Sterne	647	Nathuſius.
Haſt du das Schloß geſehen	419	Uhland.
Heilig iſt die Jugendzeit	413	Uhland.
Heimath, friedenvolles Land	569	Storch.
Herr Heinrich ſitzt am Vogelheerd	504	Vogl.
Herr Konrad reitet durch Waldesgrün	683	Der, M. v.
Herz laß dich nicht zerſpalten	439	Körner, Th.
Herzog Johann von Sagan	634	Marggraf.
Hilf herrgot hilf	59	Zwingly.
Himmelblaue Waſſerflächen	479	Knapp.
Hoch lodert die Flamme	556	Stieglitz.
Hohe Lilie, hohe Lilie	387	A. v. Arnim.
Hört Wunder will ich melden	702	Debecke.

J.

Ich bin der beſte Schnitter	704	Weichſelbaumer.
Ich bin ein deutſches Mädchen	215	Klopſtock.
Ich bin vom Berg der Hirtenknab	416	Uhland.
Ich denk' an euch ihr himmliſch ſchönen Tage	338	Mahlmann.
Ich fahr in tiefe Schachten ein	305	Verf. unbek.
Ich frug die Sonn' im Morgenlicht	567	Nodnagel.
Ich grüze mit geſange	5	Kaiſer Heinrich.
Ich hate ze vröuden minen muot	7	Margrave O. v. Brandenburk, m. d. Pf.
Ich hab mich ergeben	456	Maßmann.
Ich habs gewagt mit Sinnen	59	Hutten, Ul. v.
Ich habs mein leblang ſo gemeint	607	Duller.
Ich han mir ſelber gemachet die	9	Grave Albrh. v. Niuwenburk.
Ich hör es ſei groß Leiden	177	Schwarz, Sibylle.
Ich kann den Blick nicht von euch wenden	616	Freiligrath.
Ich kenn' eine dürftige Kammer	649	Würkert.
Ich preiſe lebenslang den Wein	139	Moſcheroſch.
Ich ſaß bei Sturm und Gewitter	539	Haltrich.
Ich ſing zu lob und eren	88	Wetzell, Jörg.
Ich ſitze hoch auf dem Inſelbergſtein	527	Bechſtein.
Ich ſoll dich beten lehren	493	Wolff.
Ich ſpräche gerne ſo: weil ich dich	173	Schoch.
Ich ſtand auf Berges Halde	442	Rückert.
Ich ſtand auf deutſcher Berge Gipfeln	690	Creizenach.
Ich ſtund an einem Morgen	108	Nach e. offenem Blatt.
Ich trachte nicht nach ſolchen Dingen	188	Canitz, Frhr. v.
Ich trink' und trinkend fällt mir ein	223	Leſſing.
Ich vröu mich maniger bluemen rot	6	Kunik Chuonrat, d. j.
Ich wache umb eines ritters lip	10	Hohenburk, Markgr. v.
Ich wandle her, ich wandle hin	291	Baggeſen.
Ich war am indiſchen Ozean	445	Rückert.
Ich weiß nicht, ein ſüßes Sehnen	635	Ferrand.
Ich weiß nicht was es ſoll bedeuten	498	H. Heine.
Ich wil den winter enpfaben	8	Der Herzoge v. Anhalt.
Ich will vom Weine berauſcht	209	Uz.
Jeder Tag hat ſeine Plage	532	Grüneiſen.
Jeruſalem du hochgebaute Stadt	148	Mayfarth.

	Seite	Namen d. Verf.
Jeſaia dem Propheten	62	Luther.
Jeſus meine Zuverſicht	182	A. H. Kurfürſtin von Brandenburg.
Jetzt ſchwingen wir den Hut	277	Hebel.
Ihr herren wolt ir ſchweygen ſtill	95	Verf. unbek.
Ihr mit Roſen auf den Wangen	159	A. v Alberti.
Im Abendrothe, wann es den Niedergang	373	v Sonnenberg.
Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen	324	Humbold, W. v.
Im Kloſtergang zu Avila	696	Hub.
Im Kreiſe froher kluger Zecher	310	Verf. unbek.
Im Lorenzgarten liegt ein Stein	622	Stöber.
Im Mummelſee, im dunkeln See	600	Schnetzler.
Im quellenarmen Wüſtenland	544	Lenau.
Im Scharfenſtein gen Mitternacht	641	Dingelſtedt.
Im ſtillen heitern Glanze	261	Rudolphi, Caroline, E.
Im Süderſee gen Weſten	692	Böttger, A.
Im Walde liegt auf ſtiller Au	623	Stöber, A.
In Altengland, dem ſchönen Eiland	192	Bodmer.
In der Berge tiefem Keſſel	467	Schwab.
In lichten Friedhofs Räumen	723	Kind, Roswitha.
Insbruck ich muß dich laſſen	105	Verf. unbek.
Ins heil'ge Dunkel wallet	236	Jung, gen. Stilling.
In meinem Gärtlein iſts gar ſchön	715	Mylius, Wilhelmine.
Jüngſt haſt die Phraſe ſcherzend du geſtellt	718	von Droſte-Hülshof, Annette
Junge Lieder, junge Leiden	624	Küntzel, Heinrich.
K.		
Kalt u. erſtarrt liegt rings die Flur	284	Seume.
Kannſt du den Edelſtein mir ſagen	593	Zimmermann.
Kein Auguſtiſch Alter blühte	274	v Schiller.
Kennt ihr das Land ſo wunderſchön	282	Wächter.
Kommet her zu mir Ihr Alle	361	Th. Hell (Winkler.)
Komm o Frühling meiner Seele	431	Rückert.
L.		
Laſſet uns Maien und Kränze bereiten	176	v. Zeſen, oder Cäſius.
Laß o Welt, o laß mich ſein	675	Mörike.
Laß ſtürmen hin, laß ſtürmen her	367	Brachmann, L.
Laßt mich hinein zu meinem Herrn	476	Immermann.
Laß uns die herbſtlich ſchönen Tage	725	Löwe, Feod.
Laß uns Kind der Jugend brauchen	162	Schwieger, J.
Lauer wehten die Lüfte nach endlich	240	v. Herder.
Lauf an offner Tafelrunde	606	Strauß, D.
Lebt nun wohl ihr dumpfen Mauern	390	Gries.
Leitliche blikke unt grozliche riuwe	16	Morunge, Her Heinr. v.
Liebchen wallt im fernen Lande	232	Jacobi.
Liebe die du mich zum Bilde	180	Scheffler, gen. Angelus Sileſius.
Lieber Frühling ſage mir	540	Lenau.
Liebet Friede legt zur Seiten	171	Flemming.
Lobt Gott ir Chriſten alle gleich	73	Hermann, Nicol.
M.		
Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter	542	Lenau.
Magdeburg iſt eine ſchöne Stadt	120	Verf. unbek.
Manch deutſcher Sänger ſtarb	279	Verf. unbek.
Man höret oft im fernen Wald	428	Uhland.
Meinen Ueberzeugungen	406	Varnhagen v. Enſe.
Meiner Gnaden Sonne glänzet	580	Gräf. J. Hahn-Hahn.
Mein feines Lied iſt fern von mir	153	Zinkgräf.
Mein Heimathland, o du herrlicher Rhein	647	Matzerath.

	Seite	Namen d. Verf.
Mein Herz iſt ſtets vergnüget	189	Schmolck.
Menſch, es iſt der Schöpfung Pracht	443	Rückert.
Mir iſt das herze worden vro	7	Herzoge Heinrich von Preſſela.
Mir ſeit' ein ellender pilgerin	13	Her Ruodolf v. Rotenburk
Mit dem Juden der ein Pfund	418	Rückert.
Mit Ehrfurcht grüße jedes Menſchenhaupt	401	Schefer, L.
Mitleidsworte, Troſtesgründe	383	Robert, L.
Mit wie herrlich weitem Kleide	439	Rückert.
Mit zwanzig leichten Lenzen	462	Schwab.
Mögt ihr hinaus durch alle Räume ſchweifen	640	Gödecke.
Morgen reiſ' ich weg von hier	298	Volkslied ſpäterer Zeit, Verf. unbek.
Morgenroth	553	Hauff, W.
Narr wie du wiſt du arge Welt. (Auf Moritz Herz. zu Sachſen)	129	Verf. unbek.
Muth gefaßt, was ſoll das Zagen	600	Rochholz.

N.

Nach Sevilla, nach Sevilla	368	Brentano.
Nächtlich am Buſento liſpeln	496	v. Platen-Hallermünde
Nearch iſt lahm iſt blind	279	Weiſſer.
Nicht zürne daß mein Herz ſo heiſſen	181	v. Lohenſtein.
Nimm an den Ring, ihn trug	490	Kopiſch.
Nimmer das glaubt mir	273	v. Schiller.
Noch einmal Robert eh wir ſcheiden	314	Verf. unbek.
Nord oder Süd	345	Lappe.
Nothfutter iſt ein allgemeines	528	Bechſtein.
Nu bitten wir den heil'gen Geiſt	61	Luther.
Nun danket Alle Gott	141	Rinkhard.
Nun höre mich Vater, nun höre	643	Kinkel.
Nun will ichs heben an	102	Verf. unbek.
Nu ſint die liehten langen ſumertage	8	Markgrave Heinrich v. Mizen
Nu wol uf grüzen	12	Her Gôttfrit v. Niſen.

O.

O du Gott der Götter	200	Liebig.
O du in deren holden Blicken	233	Schiebeler.
Oft am Rande ſtiller Fluthen	225	Wieland.
Oft greift es mich wie Schelten oder	611	Dingelſtedt.
O goldne Zeit in der wir fröhlich leben	640	Gödecke.
O Gott du frommer Gott	145	Heermann.
O Herz ſei endlich ſtill	438	Schulze.
O Kind um deſſen heilge Wiege	173	Gryphius.
O könnt' ich doch den Streit vermeiden	450	Rückert.
O Meer verliehſt du nicht den brennend rothen	613	Freiligrath.
O mit welchem Frieden, welcher Ruh	354	Weſſenberg-Ampringen Frhr. v.
O ſchilt nicht dieſes Sehnen	331	Riemer.
O ſchöne Gegend welche mir	184	Abſchatz, Frhr. v.
O ſelig wen der Lenz erfreut	330	Dräſecke.
O Straßburg, o Straßburg	113	Verf. unbek.
O Tannenbaum, o Tannenbaum	306	Verf. unbek.
O Thäler weit, o Höhen	433	v. Eichendorff.
O was ſpricht ſo laut zum Herzen	285	Kulpius.
O welch' ein Segen iſt ein Freund	213	Cramer.
O wie manche manche Hütte	553	Stieglitz.
O wohl mir, daß ich deutſcher Strom	289	Blumauer.
O Vater unſer, Gott der Güte	398	Fink.

P.

	Seite	Namen d. Verf.
Pflanzt die Gläſer auf den Tiſch	263	Tiedge.
Philomele ſang einſt Liebeslieder	279	Haug.
Preiſend mit viel ſchönen Reden	410	Kerner, J.

R.

	Seite	Namen d. Verf.
Rang — ſogar im Vogelreiche	530	Bechſtein.
Rein gehalten dein Gewand	432	Rückert.
Rieſe mit der Eichenkrone	371	Stöber.

S.

	Seite	Namen d. Verf.
Sänger willkommen	521	Bechſtein.
Sankſt auch du in die Nacht der	273	Weſtphalen, Chriſtine.
Saragoſſa, Saragoſſa	[illegible]	Smets.
Schenket ein ſüßen Maienwein	658	Pocci, Graf v.
Schöne Fatme, ſchöne Fatme	320	Schlegel, A. W. v
Schöne Führerin auf deren Schwingen	472	Franz, Agn.
Schönheit iſt dem Muth beſchieden	321	Schlegel, A. W. v
Schon ſtrahlt auf alle Lande	284	Grün, A.
Schweigt ihr Stimme	292	Heidenreich.
Seele die du unergründlich	639	Hebbel.
Seit mich die Huld des Geſchickes	212	Göt.
Selge Ruh, o geuß Erquickungsſchlummer	267	Niemeyer.
Selig iſt ein Held zu ſchätzen	168	Riſt.
Seligſte der Lebensſtunden	270	v. d. Recke, Eliſe.
Setzt vom Munde nun die Flöten	594	Wackernagel.
Siegeslied iſt oft erklungen	287	v. Stägemann.
Sieh, die zarten Blüthen keimen	347	Tieck.
Sie haben ihn verfolgt mit bitterm Spotte	672	Köhler.
Sie ſaß auf des Gebirges Sonnenthrone	405	Kuhn, A.
Singe wem Geſang gegeben	417	Uhland.
Sit wille komen, vrou ſumer zit	16	Der Schenke v. Limpurk.
Sitzen wir im heitern Bunde	437	v. Holtei.
Schlafeſtu vriedel ziere	14	Her Dietmar v. Aſt.
So früh ſchon willſt du ſüßes Leben	395	K. Horn.
So großer Haß, ſo wilder Streit der Meinung	693	Wolf, O. L. B.
So iz uunt, so	4	Sprichw. X. Jahrh.
Sonſt hat ein hoher Wahn, ein Glaube	456	Rückert.
Sorgt ja, daß auch von euren Zügen	209	Käſtner.
So ſiehſt du denn zu ſchönerm Sein	344	Trinius.
So viel Stern' am Himmel ſtehn	300	Verf. unbek.
So will ich friſch und fröhlich ſein	118	Verf. unbek.
Sôs régenot, sô	4	Sprichw. X. Jahrh.
Stand ich auf hohem Berge	110	Verf. unbek.
Steh' ich in finſtrer Mitternacht	662	Hauff, W.
Stets am Stoff klebt unſre Seele	485	v. Platen Hallermünde.
Stunden hat der Tag nicht allein	243	v. Knebel.
Stunden, Tage Jahre zählen	303	v. Halem.
Süßer Wehmuth Gefährtin	283	v. Salis-Seewis.

T.

	Seite	Namen d. Verf.
Tapfer fechten die Bürger	603	v. Tſchabuſchnigg.
Tauſend Sternenheere loben	203	Kleiſt, E v.
Tief auf des Rheines Grunde	611	Stolterfoth, Adelh. v
Thih cot lopêmês	1	Tedeum, VIII. Jahrh.
Thoms ſaß am hallenden See	335	Falk.
Tod iſt nicht Trennung, denn	604	Ottenheimer, Henriette
Trauerweide, Trauerweide	706	Plönnies, Luiſe v.
Traute Stille dich begrüß' ich wieder	713	Mylius, Wilhelmine.
Trinkt Brüder, trinkt mit Wohlbehagen	616	Bechſtein.

U.

	Seite	Namen d. Verf.
Ube dir wé lot	4	Sprichw. IX. Jahrh.
Ube man allin	4	desgl.
Ubilo tuo	4	desgl.
Und die Sonne machte den weiten Ritt	331	Arndt.
Und rufſt du immer Vaterland	334	Arndt.
Unendlich fühleſt du	463	Rückert.
Unſar trohtin	4	3 Lied v. d. Petrus IX. J.
Unſtern dieſen guten Jungen	421	Uhland.
Unter allen die dort prangen	636	Grüneiſen.

V.

	Seite	Namen d. Verf.
Vaterland du riefſt den Sänger	459	Körner, Th.
Vater Noah, Weinerfinder	311	Verf. unbek.
Vater unſer im Himmelreich	64	Luther.
Vergangen iſt die Nacht	617	Freiligrath.
Verkennt denn euer Vaterland	216	Klopſtock.
Vieles Herrliche gebar	633	v. Maltitz.
Vöglein einſam in dem Bauer	313	Verf. unbek.
Vogeltopp füttre er	629	Bechſtein.
Vom alten deutſchen Meer umſchloſſen	295	Schmidt v. Lübeck.
Vom Hohenſtaufenſchloſſe	625	Küntzel, Heinrich.
Vom Himmel war ein Bild gefallen	373	Wetzel.
Vom hoh'n Olymp herab	296	Neumann.
Von Alter blind fuhr Beda dennoch fort	272	Koſegarten.
Von Hunderttauſenden, die für das Vaterland	208	Gleim.
Vor des Kreuzes heiligem Bilde	683	L. v. Erfurt (Hilſenberg).
Vor Jahren war ein Pawer alt	79	Hans Sachs.
Vor Zeiten ſchon lief aus dem Gotteshaus	337	Arel.
Vilu scône du bist	6	Aus dem hohen Liede XI. Jahrh.

W.

	Seite	Namen d. Verf.
Wann das Abendroth die Haine	348	Tieck.
War ein Graf des Frankenreiches	517	Bechſtein L.
Warumb betrübſt du dich mein Herz	77	Hans Sachs.
Warum das große Ich der Menſchheit	433	Rückert.
Was blaſen die Trompeten	333	Arndt.
Was frag' ich viel nach Geld und Gut	260	Miller.
Was gilt ein Wort in dieſer Zeit	609	Duller.
Was Gott thut das iſt wohlgethan	186	Rodigaſt.
Was hilft's, o Teutſchland	82	Menzer.
Was hör' ich draußen vor dem Thor	253	v. Göthe.
Was iſt lieben?	161	Homburg.
Was klingt daher für Toſen	477	Zimmermann.
Was plätſchert da draußen im See ſo ſacht	392	Wyß, d. J.
Was rollt der Donner durch die heitre Luft	397	Wendt.
Was ſchmiedſt du Schmied	430	Rückert.
Was ſchwebt der ernſte Schatten	578	Hahn-Hahn, Gr. Ida v.
Was ſingen die Cicaden	568	Gruppe.
Was wecken ſie den Abt von Lorch	700	Rapp.
Was wöl wir aber heben an	85	Hans v. Würzburg.
Was wollen wir aber ſingen	130	Verf. unbek.
Wehe, wer vom Leben froher Tage	437	Döring, G.
Weiden dort in grüner Pampa	634	Bube.
Welch ein Drängen, welch ein Laufen	675	Haltaus.
Wenn Alle untreu werden	341	v. Hardenberg (Novalis).
Wenn die Zeit auch ſchlecht geworden	606	Welcker.
Wenn ich ein Liedlein mach' auf Nichts	393	Caſtelli.
Wenn ich einſt das Ziel errungen	318	Verf. unbek.
Wenn ich ein Vöglein wär	303	Verf. unbek.
Wenn ich erwache denk' ich dein	211	Karſchin.
Wenn immer doch Mondſchein blieb	715	Mylius, Wilhelmine.

	Seite	Namen d. Verf.
Wenns immer, wenns immer	310	Verf. unbek.
Wenn Lieder oft den Dichter reichlich schmücken	[illegible]	Dräxler-Manfred.
Wenn mit frischen Jugendkräften	629	Sallet.
Wenn sich auf des Krieges Donnerwagen	366	Kleist, Heinr. v.
Wenn sie grausam dich entrücken	536	Grüneisen.
Wenn wir in höchsten Nöthen sein	71	Eber.
Wer auf Schwüre baut	174	Hoffmann von Hoffmannswaldau.
Wer auf schimmernden Pokale	536	Grüneisen.
Wer bist du Weib, mich dünkt ich soll dich	572	Seidl.
Wer ist der dunkle Reitersmann	637	Halirsch.
Wer ist heut in dem Kaiserhaus	707	Hofmann, F.
Wer nur den lieben Gott läßt walten	178	Neumark.
Wer reitet so spät durch Nacht und Wind	254	v. Göthe.
Wer ungeregt die Sonnen träget	172	Tscherning.
Wie ist der Abend so traulich	516	Spitta.
Wie ladest du zur Wellenbahn	670	Beck, K.
Wie lauscht vom Abendschein umzuckt	719	von Droste Hülshof, Annette.
Wie selig lebt ein frei Gemüthe	190	Günther.
Wies Gott gefällt, so gfällt mirs auch	75	Joh. Friedr. Churfürst von Sachsen.
Wie wandelt die Burgfrau von Falkenstein	570	Seidl.
Wie war die Zeit so lieblich	695	Strauß, V.
Willst hier auf diesen Gründen	239	Boje.
Windes Rauschen, Gottes Flügel	240	Schlegel, Friedr. v.
Wir graben in die Tiefe	637	Diefenbach.
Wir leeren bedächtig Glas für Glas	674	Halm (Münch-Bellinghausen)
Wir sehn den Stern am Himmelszelt	693	Karoline Leonhardt-Lyser.
Wo bist du hingeflohn geliebter Friede	219	Ramler.
Wo des Berges Spitzen schimmern	691	Pfizer, G.
Wo die drei Eichen stehn am Bergesrand	509	Stolterfoth, Adelh. v.
Wo die glänzenden Zinnen ragen	440	Rückert.
Wo Fürsten wie Tyrannen wüthen	230	Weiße.
Wo Gott der Herr nicht bei uns hält	55	Just. Jonas.
Wohl heute noch und morgen	391	Verf. unbek.
Wohl unter den Linden erklingt die Musik	603	H. Heine.
Wohl wehret sich die alte die freie Stadt	463	Schwab.
Wol auf ihr tapfere Soldaten	133	Verf. unbek.
Wol dem Menschen der wandelt mit	75	Oeler.
Wonne schwebet, lächelt überall	296	Brun, Sophie.
Worte, die dem vollen Glase	567	Dräxler-Manfred.
Wo solch ein Feuer noch gedeiht	676	Herwegh.
Z.		
Zarte kleine Wölkchen schweben	498	Graf von Löben.
Ziehet hin ihr meine Lieder	695	Hornfeck.
Zu Bamberg auf des Kaisers Grab	549	Simrock.
Zu Bamberg in dem Dome	377	Wetzel.
Zu Braunschweig in der Veste	663	Rouge.
Zu dem vollen Rosenbaume	475	Fröhlich.
Zu erfinden zu beschließen	256	v. Göthe.
Zu Frankfurt auf dem Römer	650	Simrock.
Zu Hameln fallen Mäus' und Ratzen	547	Simrock.
Zu lang schon waltest über dem Haupte	225	Hölderlin.
Zu Mainz am Mainstrom möchte wohl	481	Smets.
Zu Mantua in Banden	663	Mosen.
Zur Nacht ins weiche Bett geschmiegt	636	Frankl.
Zu Straßburg auf der Schanz	380	Verf. unbek.
Zu unsres Gottes Ruhme	685	Ottenheimer, Henriette.
Zu Worichen schwuren Tausend	662	Mosen.
Zwei Männer gehn zugleich hinaus	424	v. Schenk.
Zwei Sonnenstrahlen von der Sonne	434	Rückert.

I.

Proben althochdeutſcher Dichtung.

Achtes Jahrhundert.

Vater Unser.

(Massmanns kl. Sprachdenkmale des VIII.–XII. Jahrh. Quedlinb. u. Leipz. 1828.)

Fater unser thu in himilom biſt.
giuuihit ſi namo thin.
quaemo richi thin.
uuerdhè uuilleo thin.
ſama ſo in himile endi in erthu.

Broot unseraz emezzigaz
gib uns hiutu.
endi farlaz uns ſculdhi unsero
ſama ſo uuir farlazzem
ſcolom unserêm.
endi ni gileidi unſih in coſtunga.
auh irloſi unſih fona ubile.

Te Deum.

(Nach Jac. Grimms Hymnor. vet. eccles. XXVI. interpretatio theodisca. Gött. 1830. 4. aus W. Wackernagels altdeutschem Lesebuch I. Basel. 1839.)

thih cot lopêmês
thih truhtinan gehemês
thih êuuigan fater
êokiuuelih erda uuirdit êrêt

thir allê engilâ thir himilâ
inti allô kiuualtidô
thir (cerubin) inti (seraphin)
unbilibanlichêru ſtimmô forharênt

uuihêr uuihêr uuihêr
thruhtin cot herro
follin ſint himilâ inti erda
therâ meginchrefti tiuridâ thînêra

thih tiurlichêr potônô cart
thih uuiſſagônô loplichin ruava
thih urgundônô kaſcônnôt
lobôt heri

thih thurah umbiuurft erdônô
uuihiu gihit ſamanunga
fater ungimeʒenêrâ meginchrefti
êrhaftan thinan uuâran einagun ſun
uuihan auh trôſt âtum

thû chuninc therâ tiuridâ chriſt
thû fateres ſimbligêr piſt ſun
thû za arlôſanne antfingi mannan
ni leitlichêtôs therâ magidi ref

thû keribtemo ubaruuunnomo
tôdes anguie
intâti calaupentêm
richi himilô

thû za zeſuuûn cotes ſizis
in tiuridu fateres
ſuanâri * kelaupanne piſt uueſan chumftigêr

thih avur pittemês
thînêm ſchalchun hilf
theâ tiuremo pluate archauftês

êuuigêrô tua mit uuihêm thînêm
Garidu lônôt

kehaltan tua folch liut thinaʒ truhtin
inti (wola sage) erbe thinemu
inti rihti ſiê inti erhevi ſiê
unzi in êuuin

thurah einluzê tagâ uuela quhedemês thih
inti lobômês namun thinan
in uueralt inti inuueralt uueralti

kiuuerdô truhtin tage deſamo
âna ſunta unsih kihaltan

(milti) unſer truhtin
(milti) unſer

ſî (miltida) thinin ubar unſih
thiû meʒû uuântumês in thih

in thih truhtin uuânta
ni ſî kiſcentit in êuuin.

Neuntes Jahrhundert.

Gebet.

(Massmann l. c. und W. Wackernagel l. c.)

Got, thir eigenhaft iſt
thaʒ io genâthih biſt,
intfâ gebët unſar,
thëſ bethurſun wir fâr,

thaʒ uns thio ketinôn
bindent thëro ſundûn,
thinêrô mildo
genâd' intbindê baldo.

Lied vom heiligen Petrus.

(Massmann l. c.)

Unſar trohtin hat farsalt
ſancte petre gi uualt

daz er mac ginerian
ze imo dingentem man
Kyrie eleyſon chriſte eleyſon.

Er hapet ouh mit vuortun.
himilriches portun
dar in macher ſkerian
den er uuili nerian.
Kyrie eleyſon chriſte eleyſon.

Pittemes den goteſ trut
alla ſamant upar lut.
daz er unſ firtanen
giuuer do gina den.
Kyrie eleyſon chriſte eleyſon.

Zehntes Jahrhundert.

Sprichwörter.

(W. Wackernagels altd. Lesebuch. I.)

Fóne démo limble ſo beginnit tir húnt léder éʒʒen.

Dir árgo dér ist dér ubelo.

Vbe man állin dier fúrtin ſal, nehéin ſó harto ſo den man.

Vbe dír wê iſt, ſô niſt dér áber nieht wóla.

Sôʒ régenôt, ʒó naʒʒênt ti bôumá.

Sô iʒ uuat, ſô uuágôt iʒ.

Vbilo tûo: beʒʒereſ né wâne.

Elftes Jahrhundert.

Aus dem hohen Liede.

(Nach Hoffmanns Willirams Erklär. des H. Liedes.)

Stimme der Braut. Cap. III. v. 11.

Gêt uʒ, ir iuncfróuvon, ir da búiuuet in Syon: tûot uuára dés cúniges Salomonis unte der corônon, da in ſin múoter mit hât gezieret in ſinemo máheltáge unte in démo táge ſiner fréiuve.

Stimme des Bräutigams. Cap. IV. v. 1—4.

Vuie ſcóne du biſt, frùintin min; uuie ſcóne du biſt. Din óigen ſint tûbon óigon áne dáȥ daȥ án dir inlachenes uerhólan iſt.

Din vàhs iſt ſámo geiȥȥo córter dáz der gèt ûffe démo bérge Galaad, unte ſint ábo dine zéne ſamo daȥ córter déro gescórnen ſcáffo die der ûſ gènt uóne uuáske ál mit zuinelero zúhte, unte íro nechèin iſt umbárig.

Dine léfſa ſint ſámo èin rótiv binta, unte din gekóſe iſt ſûoȥȥe. Dine hûffelon ſint ſámo der brúch deȥ róten ápfeles áne dáȥ daȥ nóh inlachenes an dir uerhólan iſt.

Din hàls iſt ſámo Davidis uuighûs, da dim uuére óbena áne geuuórht iſt. Dûsent ſkilte hángent an déro uuére únte allerſláhto uuig geuuáffène.

II.

Proben aus den Minneſängern.

(Mittelhochdeutſch, XII. und XIII. Jahrhundert.)

1. Keiſer Heinrich.

Ich grueze mit geſange die ſuezen,
die ich vermiden niht wil, noch enmak;
Do ich ſi von munde rehte mohte gruezen,
ach, leider des iſt manik tak:
Swer nu diſiu liet ſinge vor ir,
der ich ſo gar unſenfteklich enbir,
ez ſi wib oder man, der habe ſie gegruezet von mir.

Mir ſint diu rich' unt diu lant under tan,
ſwenne ich bi der minneklichen bin;
Unde ſwenne ich geſcheide von dan,
ſo iſt mir al min gewalt unt min richtuom da hin;
Wan ſenden kumber den zelle ich mir danne ze habe:
ſus kan ich an vröuden ſtigen uf und ouch abe,
unt bringe den weſel, als ich wäne, durh ir liebe ze grabe.

Daz ich ſi ſo gar herzeklichen minne,
unt ſie ane wenken z' allen ziten trage,
Beide, in herze und ouch in ſinne,
under wilent mit vil maniger klage,
Waz git mir dar úmbe diu liebe ze lone?
Da biutet ſi mir 'z ſo rehte ſchone:
e ich mich ir verzige, ich verzige mich e der krone.

Er ſündet, ſwer des niht geloubet,
daz ich möhte geleben manigen lieben tak,
Ob joch nie mer krone kâme uf min houbet,
des ich mich an ſi niht vermezzen mak:
Verlúr ich ſi, waz het' ich danne?
da töhte ich ze vröuden weder wibe, noch manne,
unt wâr' min beſter troſt, beide, ze ahte unt ze banne.

---

2. Künik Chuonrat der junge.

Ich vróu mich maniger bluomen rot,
die uns der meie bringen wil;
Die ſtuonden e in grozer not,
der winter tet in leides vil:
Der meie wil's uns ergezzen wol
mit manigem wunneklichen tage; des iſt diu welt gar vrouden vol.

Waz hilfet mich diu ſummer zit,
unt die vil liehten langen tage?
Min troſt an einer vrouwen lit,
von der ich grozen kumber trage.
Wil ſi mir geben hohen muot,
da tuot ſi tugentlichen an, unt daz min vröude wirdet guot.

Swanne ich mich von der lieben ſcheide,
ſo muoz min vröude ein ende han,
O we, ſo ſtirbe ich liht von leide,
daz ich es ie mit ir began.
Ich enweiz niht, vrou, waz minne ſint:
mich lat diu liebe ſere engelten, daz ich der jare bin ein kint.

3. Herzoge Heinrich von Preſſela.

Mir iſt daz herze worden vro
umbe ein vil reine ſälik wip,
Des gat uf min gemuete ho,
ſi iſt mir lieb, alſo der lip;
Ich will mich's vröuwen offenbar,
an ir iſt alles wandels niht,
daz nim ich vür ein kriſpez har.

Diu reinen wip mit guotem ſite
diu ſint wol aller eren wert;
Die werden man lobe ich hie mite;
Got gebe in, ſwes ir herze gert.
Waer' al diu welt gemeine alſe,
dar umbe wolt' ich liden not,
unt wolt' ouch mit in weſen vro.

Diu mir wol vröude mak gegeben
der lib iſt aller ſälden ſchrin;
Ach Got, wan ſolt' ich ie mer leben,
unt mueſte ich danne bi ir ſin,
So vröut' ich mich der lieben tage:
ſwenne ich min vrouwen ane ſihe,
mir iſt, wie 'z allez roſen trage.

4. Margrave Otte von Brandenburk mit dem Pfile.

Ich hate ze vröuden minen muot
gepriſet an viel manigen tak
Umb eine ſchöne vrouwen guot:
daz mich daz niht gehelfen mak,
Daz klage ich, unde muoz mir dikke tuen ſo we;
o we, daz ich alſo ſelten mine ſchöne vrouwen ſe!

Swa ritter unde vrouben ſint,
al da mag eren vil geſchehen;
Ie doch iſt daz vil gar ein wint
da wider, und ich min liep mak ſehen:
Sie liuhtet, ſam diu ſunne, und iſt wandels vri;
viel ſälik ſi ir reiner lip, und allez, daz ir wone bi!

5. Markgrave Heinrich von Mizen.

Nu ſint die liehten langen ſumer tage
mir aber ane vröude hin geſcheiden;
Waz hilfet, daz ich ſenden kumber klage
der lieben, diu mich hat in ſenden leiden?
Doch muoz ir minneklicher ſchin
vor allen wiben
in minem herzen hiute und ie mer ſin:
o we ſol ich niht vro bi ir belieben.

Wil diu vil here, daz ich vor beſte,
ſo ſol ir roter munt mir guetlich lachen.
Daz von getriuwes herzen grunde uſge,
ſo wirt erloſt min herze uz ſenden ſachen.
Geſchiht des niht, o we der not,
ſo muoz verſwinden
min hoher muot, unt vröude iſt tot:
daz niht erget, ſol ich genade vinden.

Do ich die minneklichen erſt an ſach,
do bran ir munt, daz ſich min herze entzunde;
Da von ſo lide ich ſendez ungemach,
daz hat gewert da her vil lange ſtunde;
Unt wirde ouch nie mer me geſunt
von minen wunden,
mich heile danne ir roſe roter munt:
des kus hilft mir, und anders niht, geſunden.

---

6. Der Herzoge von Anhalt.

Ich wil den winter enpfahen mit geſange,
alle ſwigen ſtille diu kleinen vogellin;
Ich enwart noch nie ſo von ſinem getwange,
daz ich dur in lieze die minne vröude ſin;
Des danke ich doch der vil lieben vrouwen min;
ir roter munt, ir röſelehtez wange,
ir guete und ir wol lieht varwer ſchin
zieret ein lant wol al úmbe den Rin.

Wol mich, wol mich ie mer, mir iſt wol ze muete,
daz die argen ſchalke ze mir tragent haz;
Sie unerent ſich, doch ſo minne ich die guote;
wande min Got ſelber noch nie vergaz,
Do er ſchuof, merket alle wol, waz,
ein wip, diu mich het in ir huote,
daz ich mir ze lebene gan baz und ie baz;
des enſih' ich an ſchalkhafter diet niht daz.

Möhten ſi dem walde ſin louben verbieten
unt der heide ir bluejen, daz wäre getan;
Möhten ſie 'z geraten, wie gerne ſi daz rieten!
daz man guote vröude über al mueſe lan;
So mueſe man ſam die welve ſich gehan;
ich wil mich guoter vröude nieten.
vröude und ere die lat iu niht verſman:
alſe gebot mir diu liebe wol getan.

---

7. Grave Ruodolf von Niuwenburk.

Ich han mir ſelber gemachet die ſwäre,
daz ich der ger, diu ſich mir wil entſagen,
Diu mir z' erwerbenne vil lihte wäre,
die vliuhe ich, wan ſi mir niht kan behagen.
Ich minne die, diu mir 's niht wil vertragen,
mich minnent ouch die mir ſint doch kor märe:
ſus kan ich wol, beide, vlichen unt jagen.

O we, daz ich niht erkande die minne,
e ich mich hete an ſi verlan!
So hete ich von ir gewendet die ſinne,
wan ich ir nach minem willen niht han.
Sus ſtrebe ich uf vil tumben wan,
des vürhte ich groze not gewinne:
den kumber han ich mir ſelber getan.

8. Grave Otte von Bottenlouben.

Bis mir willekomen, mines libes troſt,
mins herzen vröude, vil lieber man unt herre min!
Got ich's ie mer lobe, der mich hat erloſt
uz ſergen, ouch danke ich's den tugenden unt den triuwen din,
Der ich doch was ſere in zwivel komen ſit:
du hateſt min vergezzen ſo langer zit;
waz half mich min ſchöne, min hoher name?
du vergäze min gar ane ſchame.

Nu iſt daz herze min richer tugende vro,
ſit ich mit armen han umbevangen lieben lip.
Lieber man, nu ſage, iſt dir lieb alſo?
Du ſeiteſt mir, ich wär' dir lieb vür elliu wip.
Ich gap dir uf din triuwe und uf din edelen tugent
miner vröuden krone, bluome, blüende jugent:
o we vil maniger abent ſender klage,
diu mich twanc, unze gegen dem tage!

9. Markgrave von Hohenburk.

Ich wache ümb eines ritters lip
und ümbe din ere, ſchönez wip:
wekke in, vrouwe!
Got gebe, daz ez im wol erge,
daz er erwache, unt nieman me:
wekke in, vrouwe!
Niht langer bit,
eſt an der zit,
ich bit euch niht wan dur den willen ſin.
wiltu 'n bewarn,
ſo laz in varn:
verſlaſt er ſich, ſo iſt diu ſchulde din.
wekke in, vruwe! —

„Din lip der mueze unſälik ſin,
wahter, und al daz wekken din!
ſlaf, geſelle!

Din wachen daz wär' allez guet,
din wekken mir unſanfte tuet:
ſlaf, geſelle!
Wahter, in' han
dir niht getan,
wan allez guet, daz mir wirt ſelten ſchin:
du gerſt des tages,
daz du verjages
vil ſender vröuden von dem herzen min:
ſlaf geſelle!“ —

Din zorn der ſi dir gar vertragen;
der ritter ſol niht hie betagen:
wekke in, vrouwe!
Er gap ſich uf die triuwe min,
do bevalh ich in den eren din:
wekke in, vrouwe!
Vil ſälik wip,
ſol er den lip
verlieſen, ſo ſin wir mit im verlorn.
ich ſinge, ich ſage,
eſt an dem tage;
nu wekke in, wan in wekket doch min horn:
wekke in, vrouwe!

10. Her Heinrich von Veldegge.

Do ſie an dem riſe
die bluomen geſahen
bi den blaten ſpringen,
do waren ſie riche;
Ir manikvalten wiſe
der ſi verjahen,
ſie huoben ihr ſingen
lute unt vröliche,
Nider unde ho;
min muot ſtat alſo,
daz ich wil weſen vro;
reht iſt, daz ich min gelükke priſe.

In dem aberellen,
ſo die bluomen ſpringen,
ſo louben die linden,
unt gruonen die buochen,
So haben ir wellen
da die vogel' ſingen,
wan ſi minne vinden
al da ſi ſi ſuochen
Reht an ir genoʒ,
wan ir blideſchaft iſt groʒ,
der mich nie verdroʒ,
doch ſi ir ſingen an den winter ſtellen.

Möht' ich erwerben
miner vrouwen hulde,
künde ich die geſuochen,
als eʒ' ir gezäme!
Ich ſol verderben
al von miner ſchulde,
ſine wolte ruochen,
daʒ ſi von mir näme
Buoʒe, ſunder tot
uf genade unt dur not;
wan eʒ Got nie gebot,
daʒ dehein man gerne ſolte ſterben.

11. Her Götfrit von Niſen.

Nu wol uf, grueʒen
wir den ſueʒen
der uns bueʒen
wil des winters pin,
Der uns wil bringen
vogelin ſingen
bluomen ſpringen
und der ſunnen ſchin!
Da man ſache
den kalten ſne,

da ſiht man gras,
von touwe naz,
pruevet baz,
die bluomen unt den kle.

Vor hin in walde,
uf der halde
hört man balde
wunneklichen ſchal.
In ſuezer wiſe,
gar von priſe,
hohe, liſe,
ſinget diu nahtegal.
Der vogelin ſanc,
der iſt niht ze kranc
hin gegen dem meigen.
megde, leigen,
wir ſüln reigen
den (lieben) ſumer lanc.

Des meigen bluete,
des ſumers guete,
hoch gemuete
git den vogellin:
Daz hilft mich kleine,
wan diu reine
tröſte al eine
noch daz herze min.
Ir brunez har,
ir ougen klar,
ir roter munt
hat mich verwunt
biz an den grunt,
ſwie vro ich doch gebar.

12. Her Ruodolf von Rotenburk.

Mir ſeit' ein ellender pilgerin
Ungevraget von der vrouwen min,
Wie ſi ſchöne wäre

unt da bi wol gemuot:
daz iſt mir ein mâre,
daz mir an dem herzen ſanfte tuot.

Got der gebe der lieben guoten tak,
Der ich anders niht gegruezen mak!
Alſo ſpriche ich ie mer
wider den morgen vrue,
unt vergizze ir nie mer
wider den abent, guoter naht dar zuo.

Miner ſinne ich halber da vergaz,
Da ich urloup nam, unt ſi da ſaz,
Si bran uf ſchone
ſam der abent rot:
wirt mir iht ze lone
daſt under ſniten gar mit ſender not.

Sie bat mich, da ich jüngeſt von ir ſchiet,
Daz ich ir ſande minin ſenden liet:
Diu wolte ich ir ſenden
nu enweiz ich bi weme,
der 'z ir wizen henden
ſchone bringe, und ir ze boten zeme.

Waz ob mich ein bote verſumet gar;
Ich wil me danne tuſent ſenden dar:
So ſi ir alle bringent
den vil ſuezen ſank
unt mir ſchone ſingent,
ſo wirt mir vil lihte ein habe dank.

13. Her Dietmar von Aſt.

„Slafeſtu, vriedel ziere?
Wan wekket uns leider ſchiere:
Ein vogellin ſo wol getan
daz iſt der linden an daz zwi gegan.“ —

„Ich was vil ſanfte entſlafen:
Nu rueſeſtu, kint, wafen!
Lieb ane leit mak niht (ge)ſin:
ſwaz du gebiuteſt, daz leiſte ich, min vriundin.“

Diu vrouwe begunde weinen:
„Du riteſt hinnen, unt laſt mich einen;
Wenne wiltu wider her zuo mir?
o we, du vuerreſt mine vröude ſant dir!“

14. Her Heinrich von Morunge.

Leitliche blikke unt grozliche riuwe
hat mir daz herze unt den lip nach verlorn;
Min alte not die klage ich vür niuwe,
wan daz ich vürhte der ſchimpfäre zorn.
Singe aber ich durch die, diu mich vröuwet hie bevorn,
ſo velſche dur Got nie man mine triuwe,
wan ich dur ſank bin ze der welte geborn.

Menger ſprichet: „ſeht, wie der ſinget!
wär' ime iht leit, er täte anders, danne ſo.“
Der mak niht wizzen, waz mich leides twinget;
nu tuon aber ich rehte, als ich tet do,
Do ich in leide ſtuont, do huob ich ſi gar unho;
diz iſt ein not, diu ſanges mich twinget:
ſorge iſt unwert, da die liute ſind vro.

Diu mines herzen ein wunne und ein kren' iſt,
vor allen vrouwen, die ich noch han geſehen,
Schöne unde ſchöne unde ſchöne, aller ſchoniſt
iſt ſi, min vrouwe, des muez ich ir jehen;
Al diu welt ſol ſi durch ir ſchöne vlehen.
noch wäre zit, daz du vrouwe mir loniſt;
ich han mit lobe anders torheit verjehen.

Sten ich vor ir unt ſchouwe daz wunder,
daz Got mit ſchöne an ir lip hat getan,
So iſt des ſo vil, daz ich ſihe da beſunder,

daz ich vil gerne wolt' ie mer da ſtan:
O we, ſo muoz ich vil trurik ſcheiden dan,
ſo kumt ein wolken ſo truebez dar under,
daz ich des ſchinen von ir niht enhan.

---

15. Der Schenke von Limpurk.

Sit willekomen, vrou Sumer zit,
ſit willekome, her Meie,
Der manigem hoch gemuete git,
unt ſich mit liebe zweie.
Ich ſihe min liep vür bluomen ſchin,
min liep vür vogel ſingen;
min liep muoz diu vil liebe ſin,
min liep daz kan wol zwingen:
und o we, liep, ſolt' ich mit liebe ringen!

Vil maneger hande varwe hat
in ſinem krame der meie:
Diu heide wunnekliche ſtat
mit bluomen manigerleie,
Sint gel, gruen, rot, ſint bla, brun, blank,
ſint wunneklich entſprungen;
diu vogelin höhent ir geſank;
mich mak diu liebe jungen:
hei, wirt ſi mir, ſo habe ich wol geſungen!

Min liep ſo vil ſchöne treit,
von dem ich ſinge hiure;
Min lieb iſt liep, es iſt niht leit,
min lieb iſt vil gehiure.
Min lieb iſt vro, daz laze ich ſin,
min lieb iſt rehter guete,
min lieb in rehter ſälden ſchrin:
daz ir Got ie mer huete,
wie gar min herze danne in vröuden bluete!

16. Schenk Uolrich von Winterſteten.

Der ſumer mit gewalde hat
bekleidet walt und ouwe;
Der anger vol gebluemet ſtat
in ſuezem meien touwe;
Diu heide breit
hat gruene kleit
an ſich geleit,
iſt mir geſeit,
in wunneklicher ſchouwe.
Min vrouwe iſt guot,
ſwie ſi doch tuot
mich ungemuot.

Min ungemuete iſt gar ze groʒ,
als ich iuch wil beſcheiden:
Ich ſten ir helfe leider bloʒ,
diu mich in ſenden leiden
Mit vremder tat
an' allen rat,
ſwie 'ʒ mir ergat
nu lange lat,
als einen wilden heiden.
Min vrouwe iſt guot,
ſwie ſi doch tuot
mich ungemuot.

Ich lobe ir kiuſche und ouch ir lip,
ir ſchöne und ir gebaren:
In' geſach nie minneklicher wip
bi allen minen jaren.
Swie deʒ mich nie
ir lop verwie,
doch ſang ich ie
dort unde hie,
ſwa ie die beſten waren.
Min vrouwe iſt guot,
ſwie ſi doch tuot
mich ungemuot.

Sol ich niht herze liep bejagen,
noch hehe vröude erwerben,
So mak ich doch von ſchulden klagen,
unt muoz von leide erſterben.
Kumt ir gerich
ſo grimmeklich
als über mich,
ſo ſcham ſi ſich,
ſol ich alſus verderben.
Min vrouwe iſt guot,
ſwie ſi doch tuot
mich ungemuet.

Mich bant ir liehter ougen blik,
unt wil mich niht endinden;
Ich want mich in ir minne ſtrik,
unt kan mich niht entwinden:
Sus wart ich wunt
zer ſelben ſtunt.
hei, roter munt,
nu tuo mir kunt,
ſül ich genade vinden?
Min vrouwe iſt guot,
ſwie ſi doch tuot
mich ungemuet.

---

17. Her Reimar der alte.

Hoh alſam diu ſunne ſtêt daz herze min;
Daz kumt von einer vrouwen, die kan ſtäte ſin:
Ir genade, ſwa ſi ſi.
ſi machet mich von allem leide vri.

Ich han ir niht ze gebene, wan min ſelbes lip,
Der 'ſt ir eigen; dikke mir diu ſchöne git
Vröude und einen hohen muot,
ſwanne ich daran gedenke, wie ſie mir tuot.

Wol mich des, daz ich ſi ſo ſtäte vant!
Swa ſi wonet, diu eine liebet mir daz lant:

Vuer' ſi über den wilden ſe,
dar vuer' ich hin; mir iſt nach ir ſo we.

Het' ich tuſent manne ſin, daz wäre wol,
Daz ich ſi behielte, der ich dienen ſol:
Schone unt wol ſi daz bewar,
daz mir von ir niht leides wider var.

Ich enwart nie rehte ſälik, wan von ir;
Swes ich ir gewünſchen kan, des gan ſi mir:
Säleklich ez mir ergie,
da diu ſchöne mich in ir genade vie.

---

18. Her Walther von der Vogelweide.

Ir ſült ſprechen wille komen,
der iu märe bringet, daz bin ich;
Allez daz ir habet vernomen,
daz iſt gar ein wint, nu vraget mich.
Ich wil aber miete,
wirt min lon iht guot,
ich ſage iu vil lihte, daz iu ſanfte tuot:
ſehet, waz man mir eren biete.

Ich wil Tiutſchen vrouwen ſagen
ſolhiu märe, daz ſi deſte baz
Al der werlte ſüln behagen:
ane groze miete tuon ich daz.
Waz wolde ich ze lone?
ſie ſint mir ze her;
ſo bin ich gevuege unt bite ſi nihtes mer,
wan daz ſi mich gruezen ſchone.

Ich han lande vil geſehen,
unde nam der beſten gerne war:
Uebel mueze mir geſchehen,
künde ich ie min herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde vremder ſite;
nu waz hülfe mich, ob ich unrehte ſtrite?
Tiutſchiu zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin,
unde wider unz in Ungerlant,
So mügen wol die beſten ſin,
die ich in der werlte han bekant.
Kan ich rehte ſchouwen
guot gelâze unt lip,
ſemmir Got, ſo ſwuere ich wol, daz hie diu wip
bezzer ſind, danne ander vrouwen.

Tiutſche man ſint wol gezogen:
rehte als engel ſint diu wip getan;
Swer ſi ſchiltet, der iſt betrogen,
ich enkan ſin anders niht verſtan:
Tugent unt reine minne,
ſwer die ſuochen wil,
der ſol komen in unſer lant, da iſt wunne vil:
lange mueze ich leben dar inne!

Der ich vil gedienet han,
unde ie mer gerne dienen wil,
Diu iſt von mir vil unerlan;
ie doch tuot ſi leides mir ſo vil:
Sie kan mir ſeren
daz herze unt den muot;
nu vergeb' ez ir Got, daz ſi an mir miſſetuot;
hernach mak ſi ſich's bekeren.

---

19. Her Hiltbolt von Swanegöu.

Ich wil der lieben aber ſingen,
der ich ie mit triuwen ſank,
Uf genade und uf gedingen,
daz mir truren werde krank,
Wi der ich alſo ſchone
an eine tanze gie,
ir zâme wol die krone,
ſo ſchône wip wart nie.
Elle und Elſe tanzent wol,
des man in beiden danken ſol.

Ine geſach ſo tugentriche
vrouwen nie, des muoz ich jehen,
Noch ſo rehte minnekliche;
ſwaz ich vrouwen han geſehen,
Des iſt ſi vor in allen
gewaltig ie mer min,
ſi muoz mir wol gevallen,
ſi ſuezer ſälden ſchrin.
Elle und Elſe tanzent wol,
des man in beiden danken ſol.

Sälik ſi diu ſueze reine,
ſälik ſi ir roter munt,
Sälik ſi, die ich da meine,
ſälik ſi ſo ſuezer vunt,
Sälik ſi diu ſueze ſtunde,
ſälik ſi, daz ich ſie erſach,
ſälik ſi, do ſi mich bunde,
diu bant ſi noch nie zerbrach.
Elle und Elſe tanzent wol,
des man in beiden danken ſol.

---

20. Her Wolfram von Eſchenbach.

Maniger klaget die ſchönen zit
unt die liehten tage:
ſo klage ich, daz mir ein wip getuot,
Diu mir leit zuo ſorgen git:
o we dirre klage,
waz iſt mir vür ſendez truren guot?
Aller vogele ſingen, aller bluomen ſchin,
elliu wip unt wibes kint,
ſwaz der lebende ſint,
tröſtent mich niht, wan ſo daz ſol ſin.

Mich hat leit in truren braht
und ein ſendiu klage
diu mich niht wan truren leren wil.
Mir hat lones ungedaht,

der ich mine tage
habe gedienet uz der maze zil.
Wer ſol mir nu lonen, unt gelit ſi tot?
geſchiht des niht, unt ſtirbe aber ich,
vrouwe min, nu ſprich,
uf wen erbe ich danne diſe not?

Hilf, hilf, guot wip, la beſehen,
ob du brechen maht
ſorgen bant, min vröude hinket dran.
Mir mak liep von dir beſchehen,
darzuo haſtu 'z braht,
dine guete bite ich unde man!
Manlich dieneſt, wiplich lon gelich ie wak,
wan an dir, vil ſälik wip:
kumber treit min lip,
die vernanten zit naht unde tak.

---

21. Her Wahsmuot von Mülnhuſen.

Sumer, ſumer, ſumer zit,
waz uns din kunſt vröude git,
als diu heide in gruene lit;
Dennoch ſo mak mich tröſten daz
ein wip, der ich noch nie vergaz;
wil diu, ſo wirt min vröude wit,
Und alſo wit,
ſwanne ich ſi mak ſehen,
ſo iſt mine herzen dem gelich,
alſo iſt min vrouwe tugende rich;
des helfent mir min ougen jehen.

Vrouwe, vrouwe, vrouwe min,
der dri der ſoltu eine ſin,
und aller tugende ein keiſerin;
Du biſt diu dri, unt biſt diu ein',
du biſt diu vierde, die ich da mein',
du biſt gelich der ſunnen ſchin.
Wan ich bin

tump, ſo iſt ſi vil wis;
daz ſol diu werde mir vertragen,
daz ich ir lop ſol hohe ſagen,
ſi wol gebluotez meien ris!

Roſe, roſe, roſen bluot,
du biſt noch bezzer, danne guot,
du biſt vil lieb unt wol gemuot,
Du biſt min troſt, min zuo verſiht,
min heil, min vrôude, und anders niht,
din lip hat ganzer tugende part:
Mir enwart
ſo liebes nie niht kunt.
ei, vrouwe min, joch meine ich dich;
dur alle tugende, küſſe mich,
vil liehten ougen, roter munt!

---

22. Her Hartman von Ouwe.

Min dienſt der iſt alze lank
bi ungewiſſem wane;
Nach der ie min herze rank,
diu lat mich troſtes ane.
Ich möhte in klagen,
und under ſagen,
von menizer zit,
ſit ich erkande ir ſtrit,
ſit iſt mir geweſen vûr war
ein ſtunde ein tak, ein tak ein woche, ein woche ein ganzez jar.

We, waz tâte ſi einem man,
dem ſi doch vient wâre!
Sit ſi ſo wol verderben kan
ir vriunt mit maniger ſwâre.
Mir tâte daz
des riches haz,
ſo möhte ich eteswar
entwichen ſiner ſchar.
diz leit wont mir alles bi
unt nimt von minen vrôuden zins, als ich ſin eigen ſi.

23. Kriſtan von Luppin, ein Dürink.

Si reine, ſi ſchöne, ſi herze liebe, guote,
ſi ſälik wip
Al eine wont gewalteklichen in minem muote,
ir lieber lip
Muoz mir doch iemer
der liepſte ſin:
ſo rot wart nie, noch enwirbet niemer,
als ir vil trutez mündelin.

Ir lachen, ir geläze, ihr liehten ougen blikken
ir werder gruoz
Kan machen, daz vor vröuden in dem lib erſchrikken
min ſele muoz.
Daz hab' ein ende:
ſelches wart nie niht,
durch Got, ſeht, ir kel, ir weichen hende,
die ſint wizer, danne ihtes iht.

Ich wolde ir gevangen ſin gerne unverdrozzen,
ſo daz ſi mich
Dort ſolte in ir blanken armen haben geſlozzen;
nie mer könd' ich
Min leit gerechen
an der truten daz:
ir mündel kuſt' ich, und wolde ſprechen:
„ſich, diner röte habe du daz!“

---

24. Her Uolrich von Liechtenſtein.

Nu ſchouwet, wie des meijen zit
gezieret hat den gruenen walt,
unt ſchouwet, wie diu heide breit
mit wunneklichen bluomen ſtat!
Die vogel ſingent wider ſtrit,
ir vröude iſt worden manikvalt,
vil gar verſwunden iſt ir leit,
der meie ſi getröſtet hat.

Der meie tröſtet al, daz lebt,
wan mich vil minne ſiechen man,
daz herze min iſt minne wunt,
des muoz ich ſunder vröude ſin.
Iſt daz min lib iht vröuden hebt,
daz herze ſiht mich weinend' an
unt jiht, ez ſi vil ungeſunt,
ſo muoz ich lan die vröude min.

Ein hohe minne gernder man
mit ſtätem muote, daz bin ich;
min hohe minne gernde gir
daz herze min unſanfte treit.
Vrouwe reine, gar valſches an,
wibes krone, verdenke dich
genädeklichen noch gegen mir,
dur din vil hohen werdekeit.

Si jehent, ich ſold' uf Gotes wege
din lop niht ſingen, vrouwe min;
ſit ez in an mir miſſehaget,
ſo wil ich ſprechen min gebet:
Din er' habe Got in ſiner pflege!
ſo muoz din lib enpfolhen ſin
Marien, der vil heren maget,
diu nie an nieman miſſetet.

---

25. Her Nithart.

Uf dem berge und in dem tal
Hebt ſich aber der vogelin ſchal,
Hiure, als e,
gruener kle:
rume ez, winter, du tuoſt we!

Die boume, die da ſtuonden gris,
Die habent alle ir niuwez ris
Vogelin vol,
das tuot wol,
da von nimt der meie den zol.

Ein eltiu mit dem tode vaht,
Weide, tal und ouch die naht,
Diu ſprank ſider,
als ein wider,
unt ſtiez die jungen alle nider.

26. Der tugenthafte Schriber.

Wol dir, wibes guete,
daz du biſt ſo guot,
Du nimſt ungemuete,
unt giſt hohen muot;
Wol dir hiute, wol dir ie mer mere:
du giſt al der werlte vrǒude und ere.

Ob ich zeigen kunne,
wa der ſpiegel ſi,
Al der werlte wunne
wont uns nahe bi:
Seht an wibes guete, ir ere, beide,
wa geſach man bezzer ougen weide?

Ich wil wibes ere
ſingen unde ſagen,
Und ir herze ſere
herzekliche klagen.
Eine vor in allen ich da meine:
ich diene allen vrouwen dur ſie eine.

27. Her Reimer vou Zweter.

Got, vatter unſer, da du biſt
in dem himel riche gewaltig alles des dir iſt,
geheiliget ſo werde din nam, zuo mueze uns komen daz riche din;
Din wille werde dem gelich
hie uf der erde, als in den himeln, des gewer unſich
nu gib uns unſer tegelich brot, unt ſwes wir dar nach dürftik ſin.

Vergib uns allen ſament unſer ſchulde,
als du wilt daz wir durch dine hulde
vergeben, der wir ie genamen
dekeinen ſchaden, ſwie groz er ſi:
vor ſünden bekor ſo mache uns vri,
und löſe uns ouch von allem übele. amen!

---

28. Der Marner.

Ez riuſchet, als ein windes brut,
ein lob in Tiutſchiu lant,
ez hillet unde ſchone lut,
vrou Ere kumt mit im gerant,
durch vil maniges herren hof ez vuerent riſen unt getwerk;
Ez riuchet, als ein edel krut
uz einer megde hant;
ez iſt ein ſchönez vrouwen trut:
ein herre hat ez uz geſant,
dem kumt ez hin wider hein, unt bringet ſiniu tage werk.
Warez lob iſt ſicherlichen hoher eren bote,
ez wirbet hie ze der werlte, unt wünſchet hin ze Gote.
daz hat verdienet er,
des ritterlicher muot ie ſtuont nach hoher wirde ger;
driu her man möhte wol mit ſinen richen tugenden wern;
er kan gewern,
unt kan der gernden gern:
wernde mueze er lange wern;
ze heile erſchine im tages ſunne, nahtes mane und iegslich ſtern!
gerndiu diet, ir ſprechet mit mir: amen! dem von Hennenberk.

---

29. Meiſter Götvrit von Strazburk.

Liute unde lant diu möhten mit genaden ſin,
wan, zwei vil kleiniu wortelin, Min unde Din,
diu driuwent michel wunder uf der erde.
Wie gant ſi vruetende unde wuetende über al,
unt tribent al die werlt ümbe als einen bal!

ich wåne, ir krieges ie mer ende werde.
Diu vertane gite,
diu wahſet alles ůmbe ſich, da her ſit Even zite,
und irret elliu herze und elliu riche.
deweder hant noch zunge
die meinent noch minnent niht wan valſch und anderunge:
lere unde volge liegent offenliche.

Gelůkke daz get wunderliche an unde abe,
wan vindet ez vil lihter, danne man'z behabe;
ez wenket, da man es niht wol beſorget.
Swen ez beſwåren wil, dem git ez e der zit,
unt nimt ouch e der zit wider, ſwaz ez gegit,
ez tumbet den, ſwem ez ze vil geborget.
Vrôude git den ſmerzen;
e daz wir ane ſwåre ſin des libes unt des herzen,
wan vindet e (..) daz gleſin glůkke,
daz hat kranke veſte:
ſwanne es under diu ougen ſpilt unt ſchinet allerbeſte
ſo brichet ez vil lihte in kleiniu ſtůkke.

30. Meiſter Johans Hadloup.

Wa vunde man ſament ſo manik liet?
man vunde ir niet
in dem kůnig riche
als in zůrich an buochen ſtat.
Des pruevet man dikke da meiſter ſank;
der Maneſſe rank
dar nach endeliche,
des er diu lieder buoch nu hat.
Gegen ſim' hove mehten nigen die ſingåre,
ſin lop hie prueven und anderswa;
wan ſank hat boum unde wurzen da:
unt wiſſe er, wa
guot ſank noch wåre,
er wurbe vil endelich daran.

Sin ſun, der kuſter, der treip'z ouch dar,
des ſi gar
vil edels ſanges,
die herren guot, hant zemne braht.
Ir ere pruevet man da bi;
wer wiſte ſi
des ane vanges?
der hat ir eren wol gedaht.
Daz tet ir ſin, der rihtet ſi nach eren;
daz iſt ouch in erborn wol an.
ſank, da man dizen vrouwen wolgetan
wol mitte kan
ir lop gemeren,
den wolten ſi niht lan zergan.

Swem iſt mit edlem ſange wol,
des herze iſt vol
gar edler ſinne;
ſang iſt ein ſo gar edlez guot;
Er kumt von edlem ſinne dar:
dur vrouwen klar,
dur edel minne,
von dien zwein kumt ſo hoher muot.
Waz wäre diu welt, wären wip niht ſo ſchöne?
dur ſi wirt ſo vil ſuezekeit,
dur ſi man wol ſinget unde ſeit
ſo guot getiht,
und ſuez gedöne:
ir wunne ſang uz herzen treit.

---

31. Meiſter Chuonrat von Würzeburk.

Jar lank uf der heide breit
valwent liehte roſen rot:
Daz iſt manigem herzen leit,
das durch minne lidet not.
Mannes ſinne

nach der minne
deſte me
trurent, do der kalte ſne
velwet bluomen unde kle.

Sendez herze wirt ermant
herzeklicher ungehabe,
So der linden ir gewant
valwet unde riſet abe.
Sende ſwáre
ein ſendebáre
vinden kan,
ſwenne entblözet ſich der tan,
unt die winde ſtozent dran.

Ir vil reinen guoten wip,
lat iuch vinden alſo guot,
Daz ir ſtäten vriundes lip
machet vröude richen muot.
Juwer guete
hoch gemuete
bringen ſol
dem getriuwen manne wol,
der vil kumbers von iu dol.

---

32. Meiſter Heinrich Vrouwenlop.

(geiſtlich.)

Maria, muoter Gotes, tohter, lebent brut,
ich man dich trut
an Gabriëles gruezen,
do du Got den ſuezen
nám' in din leben; ich man dich ouch an daz antwort buezen:
„ich bin ein dirn in Gotes gunſt, muoter ſins willen erſchine!“
Ich man dich, vrouwe, an die geburt ane under wegen,
do du den degen
gáb in den tempel ſchone,
herren Simeone.

ich man dich ouch der marter ſin, unde der tropfen vrone,
die bluotik var din ougen triben, we! uz dem herzen ſchone,
Die tropfen in der ahte min.
ich man dich der urſtende ſin,
des kindes din, —
der vröuden ſin,
do dir ſin himel vart wart ſchin,
unt daz dich Got ouch nam dar in,
der aller vröuden bis gemant: hilf mir von ſünden pine!

(weltlich.)

Maget, wib unt vrouwe, da lit aller ſälden goum,
maget iſt ein boum
der erſten kiuſche blomen;
von ir maget komen
heil, rich urſprink, des wunſches weſen aller ſinne gomen
die künden niht die ſuezen art vol loben der kiuſchen megede.
Wen aber der ſuezen bluomen luſt durch menlich liſt
gevallen iſt,
wib nennet man ſie denne,
ob ich reht erkenne;
den man wunne, irdiſch paradis ich von ſchulden nenne:
lop ſi dir, wip, durch vröuden name unt durch die bilt behegede;
Ouch ob ſie menlich reht begat
unt vruht gebirt, alreſt den rat,
daz hoheſt pfat
errungen hat;
vrou iſt ein nam, ir billih lat,
der ie uf al ir wirde ſtat:
vrouwe iſt ein nam, der menſchen ſin treit ze der luſt gejegede.

---

33. Der Chanzler.

Sumer wunne, ſwer dich ſchouwen
welle, der kere in die ouwen,
uf die berge und in diu tal.
Wilder miſſevarwen geſte
hant enpfangen boumen eſte,

wan ſiht bluomen über al.
Rilich gedöne in ſuezer wiſe
ſingent kleiniu vogellin.
meie, daz ſi dir ze priſe,
riſen, ſne, mit kaltem iſe,
ſwindent gegen der lüfte din.

Werden alten und ir jungen,
ſwer den winter was betwungen,
der enſol niht truren me:
Schouwent an die gruenen heide,
wie gar diu von leide ſcheide,
wie gar wunneklich ſi ſte!
Swem in bluomen, under bluete,
lieplich nahe ein ümbe vank,
hiure kündet wibes guete,
der laze allez ungemuete,
unt ſage des dem meien dank.

Uz einem roſen varwen munde
kumt vom wibes herzen grunde,
daz man gerne ſchouwen mak:
Reiner wibe ſuezez lachen
mak daz ſendez truren ſwachen,
danne ein bluete richer hak:
Swaz uz ſuezem done erklinget,
ſwaz der walt des loubes treit,
ſwaz diu heide bluomen bringet,
ſwaz diu nahtegal geſinget,
daſt gegen wiben ungereit.

34. Der Hennenberger.

Swer da gerne ritter wirt mit hoher wirdikeit,
der lege die tugent an ſich vür daz aller hoeſte kleit
und laze daz die künige, vürſten ſchouwen,
Unt dar zuo den beſten unt ſwer'z ſehen wil;
ſo wirt im lob unt da bi ſtäter eren vil;
ouch lobent in die tugenthaften vrouwen.

Daz ſwert nem' er durch ritters tat,
daz er ſich wer vor ſünden unt vor ſchanden;
er minne Got, habe rehten rat,
ſo wirt ſin lop gehoet in allen landen;
den ſchilt nem er durch rehten vride, ſo daz er dekke vor miſſetat,
und habe ritterlichez leben: ſo wizzet, daz ſin lop die volge hat.

III.

Nachhall des Minneſanges und Meiſtergeſang.

XIV. und XV. Jahrhundert.

Ulrich Boner.

(Aus dem Edelſtein, nach W. Wackernagels a. L.)

Man ſprichet „Dô der ſiech genas,
dô was er der er ouch ê was.“
wer bettet vil, und übel tuot,
der iſt ſälig wirt ſin ende guot.
umb guot geding und übel leben
wirt vil ſwacher lôn gegeben.
Eines zites daz geſchach,
ein wig ze ſiner muoter ſprach,
und klagte ir bitterliche nôt:
wan er was ſiech unz ûf den tôt;
er ſprach „Vil liebiu muoter min,
mich dunkt ez müg nicht anders ſin
wan daz ich muoz ſterben:
ſol ich ouch denn verderben
an der ſêl, daz iſt mir leit.
ſich an min grôzen arbeit,
und bit die götte daz ſi ſich
wellent erbarmen über mich.“
diu muoter ſprach „Min liebez kint,
die götte vaſt erzürnet ſint;
du hâſt erwekt der götten zorn:

ich fürcht du müeziſt ſin verlorn.
vil kûm die gôte vergezzent
des ſi ſich vermezzent
ze tuonde umb dine miſſetât.
uz vorchte nu din riuwe gât.
din riuwe iſt nu ze ſpâte komen:
er mag dich nu gar klein gefromen.
nâriuw der iſt ſelten guot.
mich dunkt er hab ein tumben muot,
der nâch der roſſen diepſtâl
alrêrſt beſliezen wil den ſtal.
der riuw der ſêle iſt nicht geſunt,
der von des tôdes vorchte kunt.
ein wolf was ſiech: dô er genas,
er was ein wolf als er ê was.
hettiſt du nicht erzürnet got
noch übergangen ſin gebot,
und hettiſt weder wip noch man
betrüebt, und hettiſt ab gelân
din böſiu werk in diner jugent,
und hettiſt dich geſetzt ûf tugent:
ſô möcht din gebet got dankber weſen,
und möchteſt an der ſêl geneſen.“
  Wer werden wil von got erhört
der achte daz diu ſünd zerſtört
werde, und ſin leben guot.
wâ bittent wort werk unde muot,
diu gebet ſol got erhören wol,
gânt ſie von herzen als ez ſol.
wer got bittet umb diu ding
diu der ſêle nütze ſint,
der wirt ân zwivel des gewert,
des er nâch nutz der ſêl begert.
wer bittet daz im ſchaden tuot,
wirt der erhört, daz iſt nicht guot.
got wil erhörn din gebet
nâch nutz, als er Sant Paulus tet,
und nicht nâch dem willen din,
mag ez der ſêlen ſchedlich ſin.

iſt daz du dar umb bitteſt got
mit werken hâſt verdienôt,
und du uz dînem herzen lâſt
ungunſt und des nîdes blâſt:
ſô wirſt du vetterlich gewert
von gotte wes dîn herz begert.

Johannes Tauler.

(Weihnachtslied. Aus K. E. P. Wackernagel: Das deutſche Kirchenlied.)

Vns kompt ein Schiff gefahren,
es brengt ein ſchönen laſt,
Darauff viel Engel ſcharen,
vnd hat ein groſſen Maſt.

Das Schiff kompt vns geladen,
Gott Vatter hats geſandt,
Es bringt vns groſſen ſtaden
Jeſum vnſern Heilandt.

Das Schiff kömpt vns gefloſſen,
das Schifflein geht am Landt,
Hat Himmel auffgeſchloſſen,
den Sohn herauß geſandt.

Maria hat geboren
auß jhrem Fleiſch vnd Blut
Das Kindlein außerkoren,
wahr Menſch vnd wahren Gott.

Es liegt hie in der Wiegen
das liebe Kindelein,
Sein Gſicht leucht wie ein Spiegel:
gelobet muſtu ſein.

Maria, Gottes Mutter,
gelobet muſtu ſein!
Jeſus iſt vnſer Bruder,
das liebe Kindelein.

Mögt ich das Kindlein küſſen
an ſeinen lieblichen Mundt,
Vnd wer ich krank, vor gwiſſe,
ich würd darvon geſundt!

Maria, Gottes Mutter,
dein lob iſt alſo bereit!
Jeſus iſt vnſer Bruder,
gibt dir groß würdigkeit. Amen.

Geißlerlied.

Nu iſt diu betevart alſô hêr,
Criſt reit ſelber gên Jeruſalêm,
er fuorte ein crûce an ſiner hant,
nu helf uns der heilant!

Nu iſt diu betevart alſô gût,
hilf uns, herre, durch din heilgez blût,
das du an dem crûce vergoſſen heſt
und uns in dem ellende gelôſſen heſt.

Nu iſt die ſtrâſſe alſô bereit,
die uns zû unſer frowen treit,
in unſer lieben frowen lant.
nu helfe uns der heilant.

Wir ſullent die bûſſe an uns nemen,
das wir gotte deſte bas gezemen
alldort in ſins vatter rich,
des bitten wir dich alle glich.

Sô bitten wir den heilgen Criſt,
der aller welte gewaltig iſt.

Vom jüngſten Gericht.

(Fragment einer Bilderhandſchrift meiner Sammlung.)

Ihr ſullet wiſſen das an deme jungiſten tage
Ober den ſunder ſol werden groſe clage.
Grewze nagle krone vnd ſper
Die wunden vnſers Herren vnd alles hymeliſche her,
Sullen alle kegen den ſunder ſtan,
Vnd alle element werden vor gote clage began.
Weme die erde clagit wie ſie en hat getragen vnd geſpeiſet,
Douan der ſundere gote keyne behegliche ere hot beweiſet.
Das fewer clagit wie is em gab hütze vnd licht,
Vnd hot des ny gote gedanket guter czuuerſicht.
Die Luft clagit das ſie em ſeyme leben den geiſt gab,
Douan hatte ſeyn ſcheppher keynen Dank ab.
Das waſſirs clagit das is em gab ſpeiſe vnd trank,
Vnd douan gote gab keynen behegelichen dank.
Seyn engel clagit das her em gedient het
Vnd hot em vor allem ſchaden bewaret beide fru vnd ſpet;
Vnd das her vor ſeyner kegenwertikeit
Nykein mal ſunde vnd bosheit vermeyd ꝛc.

Peter Suchenwirt.

Gedicht auf die Sempacher Schlacht (W. Wackernagel a. O.)

Schimph und freud und hôher muet,
euch darf wol gelangen:
verrâtnüſſ, mort, manſlehtig bluet
haben euch übergangen.
Vil klagender nôt ſich fuegen wolt
ſchier in kurzen tagen:
von Oeſterreich herzog Leuppolt
laider wart erſlagen;
Daz unvermezzenlich geſchach
ze Ergau in der gegent:
ain ſtat gehaizen iſt Sempach,
dâ man mit krieg was phlegent.
Die Swîtzer wolten niht erlân,
ſi zogten durch geſchauwen:

die wart man ſchier dâ ſichtig an;
daz was von miſſetrauwen.
Ain veint weſt von dem andern niht,
ſô ſi zuo vehte kâmen:
ez geſchach ân zuoverſiht.
ich klag den edeln ſtamen!
Der Fürſt wolt raumen niht daz velt
den veinden dâ zuo tratze.
klain was ſein her: grôz was die welt
auf ſeinem widerſatze.
Man riet im „herre, reit dâ von:
wir wellen mit in vehten.“
er ſprach „die ſchand tet mir gedon
vor fürſten ritter und knehten.
Piderben helt, nu rêt dar zuo
(wir ſullen preis erwerben),
daz jeder man daz peſte tuo.
geneſen oder ſterben
Wil ich mit eu in diſer nôt:
des ſult ir mir getrauwen.
pezzer iſt mit êren tôt
den ſchäntleich flên vor frauwen.
Swäwen und Etſcher hetten ſtôz:
daz was umb daz vor vehten.
igleicher nâch dem alten loz
wolt pleiben pei den rehten.
Die piderben helt die vielen ab,
und trâten zuo dem hauffen.
ain veint dem andern lützel gab
ſein harnaſch dâ zuo kauffen.
Mordax, ſwert und auch die ſpiez
ſach man niht vermeiden:
den veinten man zuo widerdriez
daz leben kund verſnaiden,
Daz ſi lâgen in dem pluot
tôt mit tiefen wunden.
ſi wart der edel fürſte guot
mit werenden henden funden.

Piz daz er ſein ende nam
pei ſein getrewen herren,
der hôch getewrert edel ſtam
kund ſich von ſchanden verren.
Grâven, ritter, edel knecht
mit êren dâ verdurben,
die mit ganzen trewen ſlecht
pei dem fürſten ſturben
Got der hab ir aller ſêl,
die mit im ſint verſchaiden;
der heilig engel Sant Michêl
ſol ſi zuo himel klaiden.
Ir hielten vil zuo roſſen ſtill
und ſâhen zuo mit ſchanden:
ir herz und auch ir aigen will
het zâgleich muot beſtanden.
Hieten all die reht getân
die mit dem fürſten riten,
den veinden wær geſigt an:
die ſlâhe ſi vermiten.
Herzog Leuppolt von Oeſterreich,
got hab ſein ſêl in huote:
er hât geübet wirdigleich
mit êren und mit guote.
Daz ſehs und achtzigiſt jâr regniert
mit maniger hande ſmerzen:
daz klag ich Pêter Suchenwiert
mit trewen in dem herzen.

Oſwald von Wolkenſtein.

(Tagelied.)

Herz muot leib ſel und was ich han,
das frewt ein lieplich angeſicht:
dem ſol ich weſen underton,
zu dienen ſtetiklich gericht.
Frow, du ſolt unvergeſſen ſein
in meinem herczen ewiklich:

und wer das auch der wille dein,
ſo ward nye kaiſer mein gelich.
Ich wolt du weſt an als gever
mein freuntſchaft halb die ich dir trag:
zwar du erfunſt vil lieber mer
von dir zu mir an alle frag.
Wie ferr ich bin, ſo nahet mir
inbrünſtiklich dein ſtolczer leib;
ſenlich dar nach ſtet mein begier:
du frewſt mich zwar für alle weib.

Suchenſinn.

(Quelle: Liederbuch der Clara Hetzlerin. In Oſwald von Wolkenſteins Liederbuch dieſem zugeſchrieben.)

Ain junger knab, on argt pein,
Der hett ain hubſches döchterlein.
Er ſprach: wilt du nun weſen mein,
So laſz uns lieb verſüchen.
Das döchterlin ſprach: wä wilt du hin?
Wi ſtatt dir hertz, müt oder all dein ſyn?
Sichſtu wol, das ich ain Junges törlin bin?
Die weiſen werdü uns flüchen!
Das döchterlin ſprach: ſüch dir ain weiſere frawen,
Ja die dir ratt und ler künn geben,
Zu weiſen dingen fügt ſy dir eben.
O du mynnecliches leben,
Laſz dich in eren ſchawen!

Manige fraw die hat den müt,
Das ſy irem diener gepieten tütt:
Far über Mer, verzer dein güt!
Darnach acht ſy ſein claine.
Auch manige fraw den ſyn nun hatt
Und haiſzt iren diener frü und ſpatt
Rennen prugg, perg, tal; und iſt mein rat,
Dabey chäin trin ich maine,
O Junger knab, die torhait ſolt du meidä!
Renuſt du prugg, perg und auch die tal,

Wirt dir ain vngefüger val,
Iſt es dein ernſt, es iſt ie ſchal,
Den wächſel kan ſy treiben!

Wär es, ob dir nun laid beſchäch
Von veinden, da man manhait ſäch,
Wiſz, das ich dich nymermer verſchmäch
Mit triwen in meinem hertzen.
Hab got lieb, ſprich frawen wol,
Bis fraidig, da man vächten ſol,
Ich wil dich machē fröden vol
Mit triwen one ſchertzen.
O Süchenſen, got wöll den Jungen preiſē.
Der knab was Jung, noch Jünger was die Maidt,
Ains redt dem andern wiedikait.
Wer ſöliche lieb in hertzen traitt,
Dem wil got lieb beweiſen.

Muſcatblüt. *)

Ain groſſe lug. (Ebendaſelbſt.)

Ain purdin ich
Hie lad vff mich,
Die iſt ſo ſwär.
Käm ainer her,
Der mir ſy hayen hulff tragen,
Das wär mir not,
Das ich die pot
Behalten möcht,
Ob es dann töcht,
Das ich nit ward zerſchlagen,
Sid alle ding ſind worden ſchlecht,
Die ſymoney zergangen,
Die prieſterſchafft die helt ſich recht,
In hochuart nymer prangen
Mit irem güt,
Kain übermüt
Hört man ſy ietzunt treiben.

---

*) Auch Muſkatblüt und Muſkatplüt.

Jr Fürſten, hôrent neüwe mår;
Kain wůcherr
Vindet man mer
Jn kainem herr;
Jr Jarzal ſol man ſchreiben.

Wer wůcher hatt,
Derſelb durch gott
Das gibt hinwider.
Jch ſprich, das ſeider
Die Fürſten reich ſind worden.
Wå ich hin ger,
Jch hôr nit me
Von geittikait,
Sey tůch geſait,
Aller gaiſtlicher orden.
Die Münich wol halb hailig ſind,
Ordenlich ſtatt ir leben,
Die nunnen tragū nymer kind,
Jr kuſch behaltens eben,
Wann ir gebett
Jſt allweg ſtätt,
Der Münich vnd auch der Nunnen.
Wer ſich umb get ergibt darein,
Der ſelb on pein
Jn himel fert.
Wår ich gelert,
Darein kåm ich entrunnen!

Fürſt, grauf vnd herr
Halten ir Er,
Die frawen diet
So tůnd ſich nit
Vff liegen vnd uff ſchmaichen.
Ritter vnd knecht
Halten ſich recht
Jn irer Er,
Es trâbt ſy ſer
Das man arm lewt thůt taichen.

Chain vnrecht gütt nemen ſy ein
Von iren armen lüten,
Ir chamer darff nit leiden pein,
Lieplich ſicht man ſy trewten.
Iren dienſt ſy nemen
Mit groſſem ſchämen,
Poſzhait laſſen ſy ſchleiffen.
So ſtänd die lannd in güttem frid,
All by der wid
Darr nyemant nicht
In ir gericht
Välſchlichen greiffen ꝛc.

Hans Roſenblüt.

Weinſegen. (Wackernagel a. L. u. Haltaus L. d. Cl. H.)

Nu gruße dich got, du edels getrangk!
Friſch mir mein lebern, ſie iſt krank,
Mit deinen geſunten heylſamen tropffen:
Du kanſt mir all mein trawer verſtopffen.
Selig ſey der hecker der vmb dich hackt;
Selig ſey der leſer der dich abtzwackt
Vnd dich in ein kubel legt;
Selig ſey der, der dich in die kalthern tregt;
Selig ſey der putner vnd die hant
Der dich mit reiffen vmb pant
Vnd dir da macht ein hulltzein hewß;
Selig ſey der, der dich ruffet awß;
Selig ſey der wirdt der ſchenken erdacht;
Selig ſey der pot der dich herrbracht;
Selig ſey der, der dich hat eingeſchenckt:
Vnſelig ſey der, der ein ſollichs erdenckt,
Das man die maß ſoll machen clein.
Nu behut dich got vor dem hagelſtein
Vnd vor des kalten reiffes froſt,
Du ganntz labung, du halbe koſt.
Nu muſſen alle die ſelig ſein,
Die do gern trinken wein;

Den muß got allzeit wein beſcheren
Vnd ſpeiſe damit ſie den leib erneren.
So wil ich der erſt ſein der anfecht,
Vnd wil einen trunk wol tun vnd recht.

Heinrich Wittenweyler.

Bauernwappen. (Aus einem noch ungedruckten komiſchen bäuriſchen Heldengedicht: Der Ring.)

An einem ſontag daz geſchach
Daz man do Bertſchin chomen ſach
Mit zwelf gſellen wol getan
Ze Lappenhauſen vf den plan.
Die ritten alſo vnverdroſſen
Sam ſi der regen hiet begoſſen.
Der erſt was vnſer Triefnaß
Ein held recht ſam ein gieſſaß.
Des wappen warend gablen zwo
In einem miſt der was er fro.
Der ander Chunz von Stadel hieſ
Ein helde ſam ein waldmies.
In ſinem ſchilt gemalet was
In grünem veld ein toter has.
Der dritte Chunzo waz genant
In allen ſchanden wol erkant.
Er fürt für ſeinen wappen
Zween hulzne chrieſholzen.
Dem vierden ſprach man junkher Troll
Ein cheker ſam ein anchenzoll.
Dez ſein zaichen was ein rechen
Der ſich vngern lieſ zerprechen.
Der fünft was Hanzo mit der geiſſ
Ein eſelman vnd Nittigmaiſſ.
Dem hiet der pharrer wappen geben
Drei nuſſ an einer weinreben.
Der ſechſte hiet den namen Twerg
Ein hochgeporn auf dem perg.
Des wappenrock gemalet was

Mit drei'n ſtengen in ein'm glas
Den ſibenden ſo nemet war
Her Eyſengrein ein ſnauſer war.
Er ſuft auf ſeinem drüſſel
Neun löffel in einer ſchüſſel.
Der aht der haiſt alz ich es main
Graf Burkhart mit dem oberpain.
Der lieſz um machen ſeinen wappen
Mit zwain ruben haiß gepraten.
Den neunten ich euch tauffen wil
Er haiſſet Penza trinkavil.
Daz er do in dem ſchilte trug
Daz warend rinder in eim pflug.
Der zehend legt nit one ſchaden
Er haiſt her Jächel grabinſgaden
Der ſurt von ſeiner alten g'purt
Vier rindrin chois auf einer hurd.
Des eilften namen ſei man gwiſſ
Der was her Rüſti leckdenſpiſſ.
Er was des torffes maiger
Sein wappen warend ayer.
Des leſten namen ich enweiſſ
Doch cham er auf denſelben chraiſſ
Geritten mit eim fuchſzagel
Ich wän es wär der pauren hagel
Her Neythart trun ein ritter chlüg
Der allen törpeln haſſ trüg.
Jr chlainet was das aller beſt
Ein kath in einem ſtorchenneſt ꝛc.

Conrad von Queinfurt.

Oſterlied. (H. Hoffmann: Geſch. d. deutſchen Kirchenliedes; auch bei K. E. P. Wackernagel.)

Dû lenze gût, des jâres tiurſte quarte,
zwâr dû biſt manger lûſte vol,
ſwaz creatûr den winter frôuden ſparte,
des hâſt dû ſie ergetzet wol.

wan dû biſt linde und niht ſô küele,
als ich wol an den winden vüele,
die iezunt ſô ſüezlichen wên.
Swaz kelte hielt in ir twanges zügele,
daz iſt nû ledic und frî,
ez klimm, ez ſwimm, ez gê od habe flügele,
ûz ſwelher ſchepfung daz ez ſî,
im luft, im wêg od ouch ûf erden,
daz ſelb bewîſet mit geberden,
wie im ſô liebe ſî geſchên.
Die Sunne ſpilt den liechten ſchîn:
nû ſinget, liebe vogellîn,
ir ſult dem ſchepfer lobes jên.

Vil hât der lenze luſt, ſwen wirz betrachten,
darzû hât er ouch einen tac,
wir alle mugen nicht ſin lop erachten,
daz kriſtentûm ſich fröuwen mac:
dez ûzerwelten tages wirde
ſuln wir iez loben mit begirde,
hôch heben unde frôlich ſîn.
daz iſt der tac, den uns got hât geſchaffen,
an im ſô ſuln wir fröude hân,
die leien ſulen lernen von den pfaffen,
wie er ſich wolte nennen lân:
der krieche paſchâ in beſchrîbet,
der jude bî dem phâſe blîbet,
er nennt ſich tranſitus latîn:
So er in dem tiutſchen lant
der heilig ôſtertac genant,
an im dô wander Adams pîn, ꝛc.

Heinrich von Loufenberg.

Ich wôlt, dz ich do heime wer. (Aus K. E. P. Wackernagels Geſch. d. d. Kirchenliedes.)

Ich wôlt, dz ich do heime wer
und aller welte troſt enber.

Ich mein daheim in himelrich,
deʒ ich got ſchowet ewenclich.

Woluf, min ſel, vnd riht dich dar,
do wartet din der engel ſchar.

Won alle welt iſt dir ze clein,
du kumeſt denn e wider hein.

Doheim iſt leben one tot
vnd ganzi fröiden alle not.

Do iſt geſundheit one we,
vnd wäret hût vnd iemer me.

Do ſind doch tuſent jor alſ hût,
vnd iſt ouch kein verdrieſſen nitt.

Woluf, min herʒ vnd all min mut,
vnd ſûch dʒ gût ob allem gût.

Wʒ dʒ nitt iſt, dʒ ſcheʒ gar clein
vnd jomer allzit wider hein.

Du haſt doch hie kein bliben nitt,
es ſye morn oder ſye hütt.

Sid es denn anders nit mag ſin,
ſo flûch der welte valſchen ſchin.

Vnd rûw din ſûnd vnd beſſer dich,
alſ welleſt morn gen himelrich.

Ade, welt! got ſegen dich,
ich var do hin gen himelrich!

Georgius Vuicelius.

Dum paſtores. (Deutſch.)

Den die Hirten lobeten ſehr,
erboten die Engel lob vnd ehr.

Fürchtet euch nimmer furthin mehr:
geboren iſt vns der König vnd HErr.

Zu dem die Königen kamen dar,
Gelt, Myrren, Weyrauch brachtens zwar.

Sie fielen nidder auff jre knie,
gelobet ſeieſtu HErr alhie.

Frewet euch heut mit Maria,
ſie iſt die himeliſche Jerarchia.

Hat uns heut geborn auff erden,
dem ſol lob vnd ehr werden.

Jheſu Chriſt von Himelreich,
nirgent findet man ſeinsgleich.

Dem gebt heut vnd allzeit mehr
Lobgeſang vnd alle ehr.

IV.

Zeit der Reformation.

XVI. Jahrhundert. (Neuhochdeutſch.)

Martin Luther.

Ein Lied von den zween Merterern Chriſti, zu Brüſſel von den Sophiſten von Löuen verbrannt. Geſchehen im jar M. D. xxiij. (1523. Zuerſt in den Erfurter Enchiridion von 1524, ſpäter in den meiſten Geſangbüchern von Luther, auch in einem m. Sammlung von 1543 aber nicht abgetheilt.) Die Abſchriften dieſes und mehrer folgenden nach Wackernagels D. K. L.

Ein newes lied wir heben an,
das walt Gott, vnſer Herre,
Zu ſingen, was Gott hat gethan
zu ſeinem lob vnd ehre.
Zu Brüſſel in dem Niderland
wol durch zween junge knaben
hat er ſein wunder macht bekand,
die er mit ſeinen gaben
ſo reichlich hat gezieret.

Der erſt recht wol Johannes heiſt,
ſo reich an Gottes hulden;
Sein Bruder Heinrich nach dem geiſt,
ein rechter Chriſt on ſchulden.
Von dieſer welt geſcheiden ſind,
ſie han die kron erworben,
recht wie die fromen Gottes kind
für ſein wort ſind geſtorben,
ſein merterer ſind ſie worden.

Der alte feind ſie fangen lies,
erſchreckt ſie lang mit drewen.
Das wort Gotts man ſie leucken hies,
mit liſt auch wolt ſie teuben.
Von Löuen der Sophiſten viel
mit jrer kunſt verloren,
verſamlet er zu dieſem ſpiel:
der geiſt ſie macht zu thoren,
ſie kunden nichts gewinnen.

Sie ſungen ſüß, ſie ſunge ſawr,
verſuchten manche liſten,
Die knaben ſtunden wie ein mawr,
verachten die Sophiſten.
Den alten feind das ſehr verdros,
das er war uberwunden
von ſolchen jungen, er ſo gros,
er ward vol zorn von ſtunden,
gedacht ſie zu verbrennen.

Sie raubten jn das kloſter kleid
die weih ſie jn auch namen.
Die knaben waren das bereid,
ſie ſprachen frölich Amen.
Sie danckten jrem Vater Gott,
das ſie los ſolten werden
des Teuffels larven ſpiel und ſpot,
darin durch falſche berden
die welt er gar betreuget.

Da ſchickt Gott durch ſein gnad alſo,
das ſie recht Prieſter worden:
Sich ſelbs jm muſten opffern da
vnd gehn im Chriſten orden,
Der welt gantz abgeſtorben ſein,
die heucheley ablegen,
zum himel komen frey vnd rein,
die Müncherey ausfegen
vnd menſchen tand hie laſſen.

Man ſchreib jn für ein brieflein klein,
das hies man ſie ſelbs leſen.
Die ſtück ſie zeichten alle drein,
was jr glaub war geweſen.
Der höchſte jrthumb dieſer war:
man mus allein Gott gleuben,
der menſch leugt vnd treugt imerdar,
dem ſol man nichts vertrawen.
des muſten ſie verbrennen.

Zwey groſſe fewr ſie zündten an,
die knaben ſie her brachten.
Es nam gros wunder jederman,
das ſie ſolch pein verachten.
Mit freuden ſie ſich gaben drein,
mit Gottes lob vnd ſingen.
der mut ward den Sophiſten klein
für dieſen newen dingen,
das ſich Gott lies ſo mercken.

Der ſchimpff ſie nu gerewet hat,
ſie woltens gern ſchön machen.
Sie thürn nicht rhümen ſich der that,
ſie bergen faſt die ſachen.
Die ſchand im hertzen beiſſet ſie
vnd klagens jrn genoſſen,
doch kan der geiſt nicht ſchweigen hie:
des Habels blut vergoſſen,
es mus den Kain melden.

Die aſchen wil nicht laſſen ab,
ſie ſteubt in allen landen.
Hie hilfft kein bach, loch, grub noch grab,
ſie macht den feind zu ſchanden.
Die er im leben durch den mord
zu ſchweigen hat gedrungen,
die mus er tod an allem ort
mit aller ſtim̃ vnd zungen
gar frölich laſſen ſingen.

Noch laſſen ſie jr lügen nicht,
den groſſen mord zu ſchmücken.
Sie geben für ein falſch gedicht,
jr gewiſſen thut ſie drücken.
Die heiligen Gotts auch nach dem tod
von jn geleſtert werden,
ſie ſagen: in der letzten not
die knaben noch auff erden
ſie ſolln haben vmbkeret.

Die las man liegen imer hin,
ſie habens keinen fromen.
Wir ſollen dancken Gott darin,
ſein wort iſt wider komen.
Der Somer iſt hart für der thür,
der winter iſt vergangen,
die zarte blümlin gehn erfür:
der das hat angefangen,
der wird es wol volenden. AMEN.

Der lobgeſang: Nu bitten wir den heiligen Geiſt.

Nu bitten wir den heiligen Geiſt
vmb den rechten glauben allermeiſt,
Das er vns behüte
an vnſerm ende,
wenn wir heim faren
aus dieſem elende. Kyrioleis.

Du werdes liecht, gib vns deinen ſchein,
ler vns Jheſum Chriſt kennen allein,

Das wir an jm bleiben
dem trewen Heiland,
der vns bracht hat
zum rechten Vaterland.
Kyrioleis.

Du ſüſſe lieb, ſchenk vns deine gunſt,
las vns empfinden der liebe brunſt,
Das wir vns von hertzen
einander lieben
vnd im friede
auff einem ſinn bleiben.
Kyrioleis.

Du höchſter tröſter in aller not,
hilff, das wir nicht fürchten ſchand noch tod,
Das in vns die ſinne
nicht verzagen,
wenn der feind wird
das leben verklagen.
Kyrioleis.

Das deutſche Sanctus.

Jeſaia dem Propheten das geſchach,
das er im geiſt den HErren ſitzen ſach
Auff einem hohen thron, in hellem glantz,
ſeines kleides ſaum den Chor füllet gantz.
Es ſtunden zween Seraph bey jm daran,
ſechs flügel ſah er einen jedern han,
Mit zween verbargen ſie jr antlitz klar,
mit zween bedeckten ſie die füſſe gar
Vnd mit den andern zween ſie flogen frey.
gen ander rufften ſie mit groſſem geſchrey:
Heilig iſt Gott der HERRE Zebaoth,
Heilig iſt Gott der HERRE Zebaoth
Heilig iſt Gott der HERRE Zebaoth,
Sein ehr die gantze welt erfüllet hat!

Von dem gſchrey zittert ſchwell vnd balcken gar,
Das haus auch gantz vol rauchs vnd nebel war.

Der XLVI Pſalm.

Deus noſter refugium et virtus etc.

Ein feſte burg iſt vnſer Gott,
ein gute wehr vnd waffen.
Er hilfft vns frey aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind
mit ernſt ers itzt meint,
gros macht vnd viel liſt
ſein grauſam rüſtung iſt,
auff erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit vnſer macht iſt nichts gethan,
wir ſind gar bald verloren:
Es ſtreit für vns der rechte man
den Gott hat ſelbs erkoren.
Fragſtu, wer der iſt?
er heiſt Jheſus Chriſt,
der HERR Zebaoth,
vnd iſt kein ander Gott
das felt mus er behalten.

Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
vnd wolt vns gar verſchlingen,
So fürchten wir vns nicht ſo ſehr,
es ſoll vns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer welt,
wie ſawr er ſich ſtelt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er iſt gericht,
ein wörtlein kan jn fellen.

Das wort ſie ſöllen laſſen ſtan
vnd kein dank dazu haben,

Er iſt bey vns wol auff dem plan
mit ſeinem Geiſt vnd gaben.
Nemen ſie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib:
las fahren dahin,
ſie habens kein gewin,
das Reich mus vns doch bleiben.

Das Vater vnſer.

kurtz vnd gut ausgelegt, vnd in geſangweiſe gebracht.

Vater vnſer im himelreich,
der du vns alle heiſſeſt gleich
Brüder ſein vnd dich ruffen an
vnd wilt das beten von vns han:
Gib, das nicht bet allein der mund,
hilff, das es geh von hertzen grund.

Geheiliget werd der name dein,
dein wort bey vns hilff halten rein,
Das auch wir leben heiliglich,
nach deinem namen wirdiglich.
HERR, behüt vns für falſcher lehr,
das arm verfüret volck beker.

Es kom dein Reich zu dieſer zeit
vnd dort hernach in ewigkeit,
Der heilig Geiſt vns wone bey,
mit ſeinen gaben mancherley,
Des Sathans zorn vnd gros gewalt
zerbrich, für jm dein Kirch erhalt.

Dein will geſcheh, HERR Gott, zugleich
auff erden wie im himelreich,
Gib vns gedult in leidenszeit
gehorſam ſein in lieb vnd leid,
Wehr vnd ſtewr allem fleiſch vnd blut,
das wider deinen willen thut.

Gib vns heut vnſer teglich brod
vnd was man darff zur leibes not,
Behüt vns, HERR, für vnfrid vnd ſtreit,
für ſeuchen vnd für thewer zeit,
Das wir in gutem frieden ſtehn,
der ſorg vnd geitzes müſſig gehn.

All vnſer ſchuld vergib vns HErr,
das ſie vns nicht betrüben mehr,
Wie wir auch vnſern ſchuldigern
jr ſchuld vnd fehl vergeben gern.
Zu dienen mach vns all bereit
in rechter lieb vnd einigkeit.

Für vns, HERR, in verſuchung nicht,
wenn vns der böſe geiſt anficht,
Zur lincken vnd zur rechten hand
hilff vns thun ſtarcken widerſtand,
Im glauben veſt vnd wol geruſt.
vnd durch des heilgen Geiſtes troſt.

Von allem vbel vns erlös,
es ſind die zeit vnd tage bös.
Erlös vns vom ewigen tod
vnd tröſt vns in der letzten not,
Beſcher vns auch ein ſeligs end,
nim vnſer ſeel in deine hend.

Amen, das iſt, es werde war.
ſterck vnſern glauben imerdar,
Auff das wir ja nicht zweiveln dran,
das wir hiemit gebeten han
Auff dein wort in dem namen dein,
ſo ſprechen wir das amen fein.

Juſtus Jonas.

Pſalm cxxiiij. Niſi quia dominus.

Wo Gott der HErr nicht bey vns helt,
wenn vnſer feinde toben,

Vñ er vnſer ſach nicht zufelt,
im Himel hoch dort droben,
Wo er Iſrael ſchutz nicht iſt
vnd ſelber bricht, der feinde liſt,
ſo iſt's mit vns verloren.

Was menſchen krafft vnd witz anfeht,
ſol vns billich nicht ſchrecken,
Er ſitzet an der höchſtē ſtet,
der wird irn Rat auffdecken,
Wenn ſies auffs klügeſt greiffen an,
So geht doch Gott ein ander ban,
Es ſteht inn ſeinen henden.

Sie wüten faſt vnd faren her,
alſo wolten ſie vns freſſen,
Zu würgen ſteht all yr beger,
Gottes iſt bei yn vergeſſen.
Wie Meeres wellen einher ſchlan,
nach leib vñ leben ſie vns ſtan,
des wird ſich Gott erbarmen.

Sie ſtellen vns wie Ketzern nach,
nach vnſerm blut ſie trachten,
Noch rhümen ſie ſich Chriſtē auch,
die Got allein gros achtē.
Ach Gott der theure Name dein,
muß ihrer ſchalckheit deckel ſein.
Du wirſt ein mal auffwachen.

Auffſperren ſie den rachen weit,
vñ wollen vns verſchlingen,
Lob vnd Dank ſey Gott allzeit
Es wird yn nicht gelingen.
Es wird ir ſtrick zureiſſen gar,
vnd ſtürtzen ire falſche lahr,
Sie werdens Gott nicht weren.

Ach Herre Gott wie reich tröſtu,
die gentzlich ſind verlaſſen.

Der gnaden thür ſteht nimer zu,
vernunfft kan das nicht faſſen.
Sie ſpricht, Es iſt nu als verlorn,
Da doch das Kreutz hat new geporn,
Die deiner hülff erwarten.

Die feind ſind all inn deiner hand,
darzu all ir gedanckẽ.
Jr anſchlag iſt dir wol bekand,
hilff nur das wir nicht wancken.
Vernunfft widder den glauben ficht,
auffs künfftig will ſie trawen nicht,
Da wirſtu ſelber tröſten.

Den himel vnd auch die erden,
haſtu HErr Gott gegründet.
Dein liecht las vns helle werden,
das hertz vns werd entzündet.
Jn rechter lieb des glaubẽs dein,
bis an das end beſtendig ſein,
die welt las imer murrẽ.

Johannes Agricola.

Der cxvij Pſalm: Laudate dominum omnes gentes. (Nach einem Geſangbuch Luthers m. Sammlung, Leipzig Jach. Schumann 1543)

Frölich wöllen wir Halleluia ſingen,
Aus hitziger gir, vnſers hertzen ſpringen,
Sein gnad, vertilget hat, All vnſer ſunden,
Jnn im haben wir reiche Schetze gefunden.

Als was lebt auff Erden ſol Gott loben,
Reichlich iſt ſein Gnad über vns erhaben,
Frewd, leben, ſterck vnd krafft, haben wir ererbet,
Hell, Todt, des Teuffels macht, Jſt durch yn verderbet.

Gott ſagt gnad zu, allen, die ym vertrawen.
Troſt, hülff, ſchickt er zu, den, ſo auff yn bawen.
Feſt ſteht, trewlich helt, on liſt vnd triegen,
wie ſein Wort vermelt, deñ er kan nicht liegẽ.

Gott ſey lob geſagt, Vnd ſeinem einigen Sone
Heiligem geiſt Gott von art, mechtig in eim throne.
Von anbegin er war, bleibt auch bis ans ende,
All welt ſihet yn klar, HErr von vns nicht wende, Amen.

Huldrych Zwingly.

Ein Chriſtenlich Gſang geſtellt durch Huldrych Zwingli, als er mit Peſtilentz angegriffen ward. (Aus Wackernagels D. K. L. wie die folgenden.)

1. Im Anfang der kranckheit.

Hilf, herr gott, hilf in diſer not!
ich mein, der tod ſyg an der tür.
ſtand, Chriſte, für,
dann du in überwunden haſt!
Zů dir ich gilf: iſt es din will,
zůch vs den pfyl, der mich verwundt,
nit laß ein ſtund
mich haben weder růw noch raſt.
Wilt du dann glych, tod, haben mich
inmitts der tagen min,
ſo ſoll es willig ſyn.
Tů wie du wilt: mich nüt befilt.
din haf bin ich: mach gantz ald brich.
dann nimmſt du hin den geiſte min
von diſer erd,
tůſt dus, daß er nit böſer werd
ald andern nit
befleck ir leben fromm vnd ſitt.

2. In mitten der kranckheit.

Tröſt, herr gott, tröſt! die kranckheit wachſt,
wee vnd angſt faſt min ſeel vnd lyb!
darumb dich ſchyb
gen mir, einiger troſt, mit gnad!
Die gwüſs erlöſt ein ieden, der
ſin hertzlich bger vnd hoffnung ſetzt
in dich, verſchätzt
darzů diſs zyts all nutz vnd ſchad.

Nun iſt es umb! min zung iſt ſtumb,
mag ſprechen nit ein wort,
min ſinn ſind all verdorrt.
Darumb iſt zyt, daß du min ſtryt
füriſt fürhin, ſo ich nit bin
ſo ſtarck, daß ich mög tapferlich
tün widerſtand
des tüfels facht vnd frefner hand;
doch wirt min gmüt
ſtät blyben dir, wie er joch wüt.

3. In der Beſſerung.

Gſunt, herr gott, gſund! ich mein, ich keer
ſchon widrumb her. Ja wenn dich dunckt,
der ſünden funck
werd nit meer bherſchen mich vf erd,
So müß min mund din lob vnd leer
vßſprechen meer dann vormals ie,
wie es joch geh,
einfaltiglich on alle gfärd.
Wiewol ich müß des todes büß
erlyden zwar einmal
villicht mit größrem qual
Dann ietzund wär geſchehen, herr
ſo ich ſunſt bin nach gfaren hin,
ſo will ich doch den trutz vnd poch
in diſer welt
tragen frölich umb widergelt
mit hilfe din,
on den nüt mag vollkommen ſyn.

Ulrich von Hutten.

Ain new lied herr Vlrichs von Hutten.

ICh habs gewagt mit ſinnen
vnd trag des noch kain rew:
Mag ich nit dran gewinnen
noch müß man ſpüren trew!

Dar mit ich main, nit aim allain,
wen man es wolt erkennen:
dem land zů gůt, wie wohl man thůt
ain pfaffen feyndt mich nennen.

Da laß ich yeden liegen
vnd reden was er wil!
Het warhait ich geſchwigen,
mir weren hulder vil:
Nun hab ichs geſagt, bin drumb veriagt,
das klag ich allen frummen,
wie wol noch ich nit weyter fleich,
vieleycht werd wyder kummen.

Vmb gnad wil ich nit bitten,
die weyl ich bin on ſchult;
Ich het das recht gelitten,
ſo hindert vngedult,
Das man mich nit nach altem ſit
zů ghör hat kummen laſſen:
Vileycht wils got, vnnd zwingt ſie not,
zů handlen diſer maſſen.

Nun iſt offt diſer gleychen
geſchehen auch hie vor,
Das ainer von den reychen
ain gůtes ſpiel verlor:
Offt groſſer flam von füncklin kam:
wer wais, ob ichs werd rechen!
Stat ſchon im lauff, ſo ſetz ich drauff,
můß gan oder brechen!

Dar neben mich zů tröſten
mit gůtem gwiſſen hab,
Das keiner von den böſten
mir eer mag brechen ab,
Noch ſagen, das vff ainig maß
ich anders ſey gegangen,
dan Eren nach, hab dyſe ſach
in gůtem angefangen.

Wil nun ye ſelbs nit raten
dyß frumme Nation,
Irs ſchadens ſich ergatten,
als ich vermanet han,
So iſt mir layd! Hie mit ich ſchayd,
wil mengen baß die karten;
byn vnuerzagt: Ich habs gewagt,
vnd wil des ends erwarten!

Ob dan mir nach thůt dencken
der Curtiſanen liſt:
Ain hertz laſt ſich nit krencken,
das rechter maynung iſt!
Ich waiß noch vil, wöln auch yns ſpil
vnd ſoltens drüber ſterben:
auff, landßknecht gůt vnd reutters můt!
laſt Hutten nit verderben!

Kunrad Löffel.

Ein ſchen new lied von dem von Hutten. Im thon, vonn erſt ſo wellen wir loben, Maria die reine mayt.

Ach edler Hutt auſz Francken,
nun ſich dich weiſzlich fur!
Got ſoltu loben vnnd dancken,
der wirt noch helffen dir
Die gerechtigkait vor fechten,
du ſolt bey ſtan dem rechten
mit andern ritteren vnd knechten,
mit frummen kriegs leuten gůt
beſchirmen das Chriſten blůt.

Du ſolt bey ſtan dem rechten
auſz Chriſtenlicher pflicht,
Solt ritterlichen fechten,
dann du biſt wol bericht,
Das buſz ſolt thuen auſz ſchulden,
wilt haben gottes hulden,

du ſolt kain falſch nit dulden,
wz Chriſten glauben antrifft,
ſo du verſtaſt die geſchrifft!

Laſz dich nur nit bethören,
du Chriſtlicher ritter gut!
Vom wort gots thue nit keren,
du haſt ains helden mût;
Gots wort ſolt frey erheben,
ſol alzeyt oben ſchweben,
daran ſollen wir vnſz heben,
ſo faren wir friſch vnuerzagt:
Hutt ains hat gewagt.

Ir Edlen grauen vnd Furſten,
o König vnnd Kaiſer her:
Das Chriſten volck thet durſten
nach Ewangeliſcher ler!
Lebendig waſſer wellen ſie haben,
gût brunnen hat Iſaack graben,
pfiliſtiner verworffen haben
die brunnen zugefült mit kot,
alſo es yetz auch geet.

Pfiliſtiner haben ſeer verworffen
die brunnen götlicher ler:
In ſtetten vnnd in dorffen
kain lautere predig mer
Thût man gar ſelten hören!
gots wort welenſz nur verkeren;
nach gelt vnd weltlichen eren,
nach gewalt vnd zeytlichem gwinn
ſtelln ſie iren mût vnd ſinn.

O was iſt news verhanden,
das ich mit frewden hör:
Vil Iſaac ſind aufgeſtanden
vns zu gut vnd got zu eer!
Woln lebendig quellen haben,
nach lauterem waſſer graben,

damit ſy vns erlaben
haimlich vnd offenbar:
got gebin in vil gutter jar!

Die frummen recht gelerten
die greyffens daſſer an,
Das die falſchen verkerten
werden mit ſchanden abſtan!
Ir geſatz vnd menſchen gedichte
Das wirt bald gar vernichte,
wir ſend in nit verpflichte:
nur wz got ſelb thet lern
zu dem ſollen wir vns kern!

Huttenus halt ſich veſte
Das hab ich gútten beſchert;
Er wolt gern thun das beſte
der frummen Chriſtenhait,
Thut ſein ſeel fur vns ſetzen,
acht nit, wer in thue letzen:
an leib vnd gut drum ſetzen,
er halt frey vnuerzagt
das Ewangely ſagt!

Fur war, ain gutter húrte
ſetzt ſein ſeel fur ſein ſchaff,
Bei dem man frummkeyt ſpúrte,
ſo er nit ligt im ſchlaff;
Thuet ſich der ſcheflin fleyſſen,
das die wolff ſie nit zerreiſſen,
verderben vnd zerbeiſſen,
der daglóner der flúcht,
ſo er den Wolff nur ſicht.

Herr got, laſz dich erbarmen
der Chriſtenhait trúbſal!
Kum bald zů hilff vns armen
in diſem jamertal!
Deine húrten thuen ſich zweyen,
die ſcheflin ſich zerſtrewen:

thue vns den weg recht zeygen
durch recht verſtendig leut,
ler ab der gleyſzner neydt!

Diſz liedle thue ich ſingen
zu lob einem Doctor werd.
Ich hoff jm werd gelingen,
er iſt groſz erenn werdt.
Vlrich von Hutten, ich ſagen,
thůt leib vnd leben wagen
vnd thät gantz nit verzagen:
got geb jm glück vnd ſick,
das er all ſach wol ſchick!
Der böſzen bück, Der frummen glück.

Michael Weiſſe.

„Vom Leyden vnd Todt Chriſti.“

Chriſtus, der vns ſelig macht,
kein böß hat begangen,
Der ward für vns inn der nacht
als ein Dieb gefangen,
Gefürt für Gottloſe leut
vnd felſchlich verklaget,
verlacht, verhönt vnd verſpeyt,
wie denn die Schriefft ſaget.

Inn der erſten tages ſtund
ward er vnbeſcheyden
Als ein Mörder dargeſtelt
Pilato dem Heyden,
Der jn vnſchuldig befand,
one ſach des Todes,
jn der halben von ſich ſandt
zum König Herodes.

Vmb drey ward der Gottes Son
mit Geyſſeln geſchmiſſen
Vnd ſein Haupt mit einer Kron
von Dörnern zerriſſen,

Gekleydet zu hon vnd ſpot
ward er ſehr geſchlagen,
vnd das Creutz zu ſeinem tod
muſt er ſelbeſt tragen.

Vmb ſechs ward er nackt vnd bloß
an das creutz geſchlagen,
An dem er ſein blut vergoß,
bettet mit weeklagen;
Die zuſeher ſpotten ſein,
auch die bey im hiengen,
biß die Sonn auch jren ſcheyn
entzog ſolchen dingen.

Jeſus ſchrey zur neundten ſtund,
klaget ſich verlaſſen;
Bald ward Gall inn ſeinen mund
mit Eſſig gelaſſen;
Da gab er auff ſeinen Geyſt,
vnd die erd erbebet,
des Tempels vorhang zerreyß
vnd manch Felß zerklübet.

Da man het zur Veſper zeyt
die ſchecher zerbrochen,
Ward Jeſus inn ſeine ſeyt
mit eim Sper geſtochen,
Darauß blut vnd waſſer rhan,
die Schriefft zu erfüllen,
wie Johannes zeuget an,
nur vmb vnſert willen.

Da der tag ſein ende namm,
der abent war kommen,
Ward Jeſus vons Creutzes ſtamm
durch Joſeph genommen.
Herrlich nach Jüdiſcher art
inn ein Grab geleget,
alda mit hütern verwart,
wie Mattheus zeuget.

O hilff, Chriſte, Gottes Son,
durch dein bitter leyden,
Das wir ſtetz dir vnterthan
all vntugent meyden,
Deinen tod vnd ſein vrſach
fruchtbarlich bedencken,
dafür, wiewol arm vnd ſchwach,
dir danckopffer ſchencken. Amen.

Erasmus Alberus.

Gott der Vater wohn vns bey.

Gott der Vatter wohn vns bey
vnd laß vns nicht verderben,
Mach vns aller ſünden frey
vnd hilff vns ſelig ſterben.
Vor dem Teüſſel vns bewar,
halt vns bey feſtem glauben
vnd auff dich laß vns bawen,
auß hertzen grund vertrawen,
dir vns laſſen gantz vnd gar,
mit allen rechten Chriſten
entfliehen teüffels liſten,
mit waffen Gotts vns friſten.
Amen, Amen, das ſey war,
ſo ſingen wir Halleluia!

Jeſu Chriſt, du trewer hort,
für vns auff rechter ſtraßen,
Der du biſt des Vatters wort,
darauff wir vns verlaſſen.
Du haſt vns durch deinen tod
das ewig reich erworben,
du biſt das licht vnd leben
vom Vatter vns gegeben;
du biſt vnſer Himmelbrot,
du biſt das haupt der Chriſtenheit,
der frid, der weg, die warheit,

der du von Maria gebern biſt,
gelobet ſeyſtu, Jeſu Chriſt!

Heiliger Geiſt, die dritt perſon
der Gottheit, gleicher ehren
Mit dem Vatter vnnd dem Son,
wölſt vns den glauben mehren.
Dich vns Chriſt beym Vatter hat
durch ſeinen tod erworben:
erſchein uns mit genaden,
ſo wirt das wort gerathen;
hilff, das ſich zů Chriſt dem Herrn
die armen leůt bekeren:
du kanſt von Chriſt recht lehren,
dem böſen Satan wehren.
Halleluia ſingen wir,
nun hilff vns, heiliger Geiſt, zu dir!

Burcard Waldis.

„Pſalm LXVII. Deus miſereatur.“

Herr Got, du wöllſt vns gnedig ſein,
laß vns leuchten deine gnaden ſchein,
Gib vns deinn ſegen gnediglich,
daß wir auff erd erkennen dich,
Auff das dein heyl in allem land
bey allen Heyden werd bekandt.

Wann ſie empfinden deine gnad,
ſo dancken dir die völcker, Got,
Jauchtzen, von hertzen frölich ſein
ob ſolcher groſſen güte dein.
Daß die du dir haſt außerwelt
dein hand regiert, ſchützt vnd erhelt.

Es dancken dir die völcker all,
daß du nach deinem wolgefall
dein wort jn reichlich geben haſt,
durchs blůt deins liebens ſons erlöſt,

Drumb das land ſein gewechs auch gibt,
in büß, glauben vnd lieb ſich übt.

Vns ſegne Got, der Vatter werdt,
der ſchöpffer himels vnd der erd!
Vns ſegne der Herr Jeſus Chriſt,
der vnſer Got vnd heyland iſt
Seins geyſtes troſt vnd gütigkeyt
ſegne die gantze Chriſtenheyt.

Johann Horn.

„Von der Menſchwerdung Jeſu Chriſti."

Gottes Son iſt kommen
vns allen zu frommen
hie auff dieſe erden
in armen geberden,
das er vns von ſünden
freyet vnd entbünde.

Er kompt auch noch heute
vnd leret die leute,
wie ſie ſich von ſünden
zur Buß ſollen wenden,
von jrrthumb vnd torheyt
tretten zu der warheyt.

Die ſich ſein nicht ſchemen
vnd ſeinn dienſt annemen
durch ein rechten glauben
mit gantzem vertrawen,
denen wird er eben
jre Sünd vergeben

Denn er thut jn ſchencken
inn den Sacramenten
ſich ſelbeſt zur ſpeyſe,
ſein lieb zu beweyſen,
das ſie ſeiner gnieſſen
in jren gewiſſen.

Die alſo beklieyben
vnd beſtendig bleyben,
dem Herren in allem
trachten zu gefallen,
die werden mit freuden
auch von hinnen ſcheyden.

Denn bald vnd behende
kompt jr letztes ende,
da wird er vom böſen
jre ſeel erlöſen
vnd ſie mit jm füren
zu der Engel Chören.

Von dannen er kommen,
wie denn wird vernommen,
wenn die Todten werden
erſtehn von der erden
vnd zu ſeinen füſſen
ſich dar ſtellen müſſen.

Da wird er ſie ſcheyden,
die frommen zur freuden,
die böſen zur hellen
in peinliche ſtellen,
wo ſie ewig müſſen
jr vntugend büſſen.

Ey nu Herre Jeſu,
ſchick vnſer hertzen zu,
das wir, alle ſtunden,
rechtglaubig erfunden,
darjnnen verſcheyden
zur ewigen Freuden!

Johann Matheſius.

Morgenlied.

Auß meines Hertzen grunde
ſag ich dir Lob und Danck
In dieſer Morgenſtunde
darzu mein Lebenlang,

O Gott in deinem Thron,
dir zu Preiß, Lob vnd Ehren
durch Chriſtum vnſern Herren,
deim eingebornen Sohn,

Vnnd daß du mich auß Gnaden
in dieſer vergangnen Nacht
Vor gfahr vnd allem Schaden
behütet vnd bewacht:
Ich bitt demütiglich,
wöllſt mir mein Sünd vergeben,
womit in dieſem Leben
ich hab erzürnet dich.

Du wöllſt auch gnediglichen
mich bhüten dieſen Tag
Vor des Teuffels Liſt vnnd wüten
vor Sünden vnd vor Schmach,
Vor Fewr vnd Waſſers noth,
vor Armut vnd vor Schanden,
vor Ketten vnnd vor Banden,
vor böſem ſchnellen Tod.

Mein Seel, mein Leib, mein Leben,
mein Weib, Gut, Ehr vnd Kind
In deine Händ thu geben,
darzu mein Haußgeſind,
Iſt dein Geſchenck vnd Gab,
mein Eltern vnd Verwandten,
mein Brüder vnd Bekandten
vnd alles, was ich hab.

Dein Engel laß auch bleiben
vnnd weichen nicht von mir,
Den Sathan zu vertreiben,
auff daß der böſe Feind hier
In dieſem Jammerthal
ſein Tück an mir nicht übe,
Leib vnnd Seel nicht betrübe
vnnd bring mich nicht zu fall.

Gott will ich laſſen rathen,
denn Er all Ding vermag;
Er gſegne meine Thaten,
mein vornemen vnnd Sach!
Dann ich jm heimgeſtellt
mein Leib, mein Seel, mein Leben
vnnd was Er mir ſonſt geben:
Er machs, wie's jhm gefellt!

Darauff ſo ſprech ich Amen
vnnd zweiffel nicht daran,
GOtt wird es alls zuſammen
jhm wolgefallen lan,
Vnnd ſtreck nun auß mein Hand,
greiff an das Werck mit frewden,
dazu mich GOtt hat bſcheiden
in meim Beruff vnd Stand.

Paul Eber.

„Das Gebet Joſaphat."

Wenn wir in höchſten nöthen ſeyn
vnd wiſſen nicht wo auß noch ein
Vnnd finden weder Hülff noch Rath,
ob wir gleich ſorgen früh vnd ſpat:

So iſt diß vnſer Troſt allein,
daß wir zuſammen inn gemein
dich anruffen, O Trewer GOtt,
vmb Rettung auß der Angſt vnd Noth.

Vnnd heben vnſer Augen vnd Hertz
zu dir in warer Rew vnd ſchmertz
Vnnd ſuchen der Sünd vergebung
vnd aller Straffen linderung.

Die du verheiſſeſt gnediglich
allen die darumb bitten dich
Im Namen deins Sohns JEſu Chriſt,
der vnſer Herr vnd Fürſprech iſt.

Drumb kommen wir, O HERRE GOtt,
vnd klagen dir all vnſer Noth.
Weil wir jetzt ſtehn verlaſſen gar
in großer Trübſal vnd Gefahr.

Sih nicht an vnſer Sünden groß,
ſprich vns derſelb auß Gnaden loß,
Steh vns in vnſerm Elend bey,
mach vns von allen Plagen frey;

Auff daß von Herzen können wir
nachmals mit frewdem dancken dir,
Gehorſam ſein nach deinem Wort,
dich allzeit preiſen hie vnd dort.

Nicolaus Hermann.

Geiſtliches Weinacht Lied.

Lobt Gott, ir Chriſten alle gleich
in ſeinem höchſten Thron,
der heut ſchleuſt auff ſein Himelreich
vnd ſchenckt vns ſeinen Son!

Er kömpt aus ſeines Vatters ſchos
vnd wird ein Kindlein klein,
Er leit dort elend nackt vnd blos
in einem Krippelein.

Er euſſert ſich all ſeiner gwalt,
wird nidrig vnd gering,
Vnd nimpt an ſich eins Knechts geſtalt
der Schöpffer aller ding!

Er leit an ſeiner Mutter Bruſt,
jr milch die iſt ſein ſpeis,
An dem die Engel ſehn jrn luſt,
denn er iſt Dauids Reis,

Das aus ſeim ſtamm entſpriſſen ſolt
in dieſer letzten zeit,
durch welchen Gott auffrichten wolt
ſein Reich, die Chriſtenheit.

Er wechſſelt mit vns wunderlich:
Fleiſch vnd Blut nimpt er an,
Vnd gibt vns in ſeins Vaters Reich
die klare Gottheit dran.

Er wird ein Knecht vnnd ich ein Herr.
das mag ein wechſſell ſein!
Wie könd er doch ſein freundlicher,
das hertze Jheſulein!

Heut ſchleuſt er wider auff die thür
zum ſchönen Paradeis,
der Cherub ſteht nicht mehr dafür,
Gott ſey lob, ehr vnd preis!

Johann Spangenberg.

„Der Hymnus Vita ſanctorum." *)

Der hailgen leben thût ſtets nach Gott ſtreben,
vnnd alle außerwölten hie auff erden
Solln Chriſt gleych werden, darumb iſt er gſtorben,
jn ſolchs zurwerben.

O Chriſt vom himmel, ernew vns von innen,
in diſen hailgen Oſterlichen tagen
Gar zû entſagen aller welte frewden
ernſtlich zû meyden.

Des Todes kempffer, Chriſt, Gottes Sun ſchöpffer,
mit preyß erſtanden von des todes banden,
Vnns erlöſet halt mitt theürbarem lone
alſo gewonnen.

Nun iſt erhaben ſein gewalt mit lebe,
ſitzet zû ſeines ewigen vatters rechten,
Endtlich zû richten aller menſchen boßhait
mit ernſtem vrtail.

O menſch, gedenck das fleyſſig on vnderlaß,
dein gmût ſtättigklich zû jm richt feſtigklich

---

*) Wol einer der früheſten Verſuche, die Sapphiſche Strophe in der deutſchen Dichtkunſt einzuführen.

Mit gantzem glauben, das du ſeiner frewden,
werdſt nit beraubet.

Das gib vnns vatter durch Chriſt deinen zarten
das wir deins willens mögen ſo erwarten,
In vnſerm leben deines gayſtes wirckung
empſindlich werden.

Ludewig Oeler.

Der erſte Pſalm.

Wol dem menſchen, der wandelt nit
in dem weg der gottloßen,
Noch vff den weg der ſünder brit,
noch ſitzt, da ſpötter koſen,
Sender hat ſeinen luſt gemein
in des herren geſetz allein
vnd redt das tag vnd nachte.

Der würt ſein wie ein baumes pflantz
bey güten waſſer bechen,
Der ſein frücht bringt in ſummersglantz,
ſein blat würt ſich nit ſchwechen:
Was er anfacht, würt glück bey ſeyn,
ſo die gotloſen faren hyn
gleich wie ſprewer von winden.

Die gotloſen in dem gericht
werden nit ſteen beleuben,
Auch ſunder bey gerechten nicht,
ſye werden all vertriben,
Dann gott kent der gerechten weg
vnd aber der gotloſen ſteeg
wurt durch ſein gewalt vmb kommen.

Eer ſey dem vatter vnd dem ſün
vnd auch dem heilgen geiſte,
Als es in anfang was vnd nün,
der vns ſein gnade leiſte,

Das wir wandlen in ſeinem pfad,
dz vns die ſünd der ſeel nit ſchad!
wer dz begert, ſprech Amen!

Johann Friedrich.
Curfürſt von Sachſen.

Wies Gott gefällt. (Nach einem fliegenden Blatt meiner Sammlung, mit noch einem Liede: Ich habs geſtalt ins Herrn gewalt ꝛc.) beide in ſeiner Haft gedichtet.

Wies Got gefellt, ſo gfellt mirs auch,
und laß mich gar nichts irren:
Ob mich zů zeyten beißt der rauch,
vnd wañ ſich ſchon verwirren
All ſachen gar, weiß ich fürwar,
Gott wirts zů letzt wol richten,
Wie ers will han, ſo muß beſtahn,
Sols ſein So ſeys ohn dichten.

Wies Gott gefellt, ich zfrieden bin,
das vbrig laß ich faren:
Was nit ſoll ſein ſtell ich dahin,
Got wöll mich recht erfaren.
Ob ich auch will, jm halten ſtill,
wird doch wol gnad beſcheren,
Dran zweifel nicht, Sols ſein (man ſpricht)
So ſeys, dem kan nichts wehren.

Wies Gott gefellt, ſo gfellts mir wol,
in allen meinen ſachen:
Was Gott fürſehen hat ein mal
wer kan das anderſt machen?
Drum als vmbſunſt, Wellt witz vnd kunſt,
hilfft auch nit haar außrauffen,
Murr oder beyß, Solls ſein, So ſeys,
weyls doch ſein weg můß lauffen.

Wies Gott gefellt, wils gſchehen lahn,
vñ mich darein ergeben:
Wellt ich ſeim willen widerſtahn,

müſt ich doch bleibẽ kleben.
Dweil gwiß vnd war, all tag vnnd Jar,
bey Got ſeind außgezehlet,
Drumb ſchick mich drein, geſchechs, Solls ſein,
So ſeys bey mir erwöhlet.

Wies Gott gefellt ſo wöls ergahn,
in lieb vñ auch in leyde:
Dahin mein ſach will gſtellet han
das ſie mir ſollen beyde
Gleich gfallen woll, darumb mich ſoll,
Ja oder Nein, nit ſchreckẽ,
Schwartz oder Weiß, Solls ſein, So ſeys,
denn wirt Gott gnad erwecken.

Wies Gott gefellt, da lauffts hinauß,
drauff laß ichs vögelein ſorgen:
Ob mirs Glück heut nicht kompt zu hauß,
ſo wart ich ſein auf morgen.
Bleybt vnerwehrt, was ich beſchert,
ob ſichs ſchon thüt verzichen,
Mich nit drumb reiß, Sols ſein So ſeys,
gfellts Got mein theil will kriegen.

Wies Gott gefellt, nichts weiters will,
von Gott noch ſonſt begeren:
Got hat meiner ſachen gſtelt ein zvl,
die bleiben müſſen werden.
Das leben mein, drumb gib mich drein,
auff gütten grundt will bauwen,
Und nicht auffs Evß, Soll ſein So ſeys,
wills Gott allein vertrawen.

Wies Gott gefellt, ſo nym̃ ichs an,
will vmb gedult nur bitten:
Gott iſts allein, der helffen kan,
vnd wañ ich ſchon wer mitten,
In angſt vnnd noth, leg gar am todt,
ſo wurd er mich wol rettẽ,
gwaltiger weiß, Sols ſein, So ſeys,
ich gewiñs, wer nur wolt wetten.

Hans Sachs.

Warumb betrübſt du dich mein hertz. (Aus Wackernagels d. K. L.)

Warumb betrübſt du dich, mein hertz,
bekümmerſt dich vnd tregeſt ſchmertz
nur vmb dz zeitlich gut?
Vertraw deinem Herrn vnnd Gott,
der alle ding erſchaffen hat.

Er kan vnnd will dich verlaſſen nicht,
er weyß gar wol, was dir gebricht,
Himel vndt Erdt iſt ſein,
Mein Vater vnd mein Herre Gott,
der mir beiſteht in aller not!

Weil du mein Gott vnnd Vatter biſt,
dein Kind wirſt du verlaſſen nicht,
du Vätterliches hertz!
Ich bin ein armer erden Kloß,
auff erden weiß ich keinen troſt.

Der Reich verleſt ſich auff ſein zeytliches gut,
ich aber wil dir vertrawen, mein Gott:
ob ich gleich werdt veracht,
So weiß ich vnd glaub veſtiglich:
wer dir vertrawt, dem mangelt nicht!

Helia, wer erneret dich,
ob es ſo lange regnet nicht
inn ſo ſchwer thewrer zeyt?
Eine Widwe auß Sedemer landt,
zu welcher du von Gott warſt geſandt.

Do er lag vnter dem Wacholder baum,
der Engel Gottes vom Himmel kam,
bracht im Speiß vnde tranck;
Er gieng gar einen weiten gang,
bis zu dem berg, Hereb genandt.

Des Daniels Gott nicht vergaß,
Da er vnter den Löwen ſaß:
ſein Engel ſandt er hin,
Vnd ließ im ſpeiſe bringen gut
durch ſeinen diener Habacuck.

Joſeph in Egypten verkaufft ward,
vom König Pharao gefangen hart
vmb ſein Gottsförchtigkeit:
Gott macht jn zu eim groſen HErrn,
das er kundt Vatter vnd Brůder ernehrn.

Es verliß auch nicht der trewe Gott
die drey Menner im Fewer ofen rot:
ſein Engel ſandt er jhn,
Bewart ſie für des fewres glut
vnd halff jhnen auß aller noht.

Ach Gott, du biſt noch heut ſo Reich,
als du geweſen Ewigkleich!
mein trawen ſteht zu dir:
Mach mich an meiner Seelen reich,
ſo hab ich gnug hie vnd ewigkleich.

Der zeitlichen ehr will ich gern entpern
du wölleſt mich nur des ewigen gewern,
das du erworben haſt
Durch deinen herben bittern todt,
des bit ich dich mein HERR vnd Gott!

Alles, was iſt auff diſer Welt,
es ſey Silber, Gold oder gelt
Reichthumb vnnd zeitlich gut,
Das wert nur eine kleine zeit
vnd hilfft doch nichts zur ſeligkeyt!

Ich danck dir, Chriſt, O Gottes Son,
das du mich ſolchs haſt erkennen lon
durch dein Gottliches Wort;
Verley mir auch beſtendigkeyt
zu meiner ſeelen ſeligkeit!

Lob, ehr vnd preiß ſey dir geſagt
für alle dein erzeigte wolthat,
vnd bit dich demůtig:
Laß mich nicht von deim angeſicht
verſtoſſen werden ewiglich. AMEN.

V.

Deutſche Volksdichtungen.

Zeit der Reformation bis Ende des dreißigjährigen Krieges.

(Viele der ältern wurden früheren Minne- und Meiſterſingerliedern nachgebildet.)

Hans Sachs.

Drei guter nützlicher lehr einer Nachtigal. (Nach einem fliegenden Blatt m. H. gedr. zu Nürnberg durch Valentin Neuber. 4.)

Vor Jaren war ein Pawer alt
Der het ein ſehr luſtigen walt,
Darinn het er ein grünen anger
Der war von Klee vnd Blümlein ſchwanger,
Dardurch ein Pechlein kam gerunnen
Von einem klaren külen Brunnen,
Darbey hört man der Vogel gſang
Das es gar wunniglich erklang,
Vnd ſonderlich ein Nachtigal
Der ſtim̃ erſchellt durch berg vnd thal,
Nun begab ſich an einem tag
Das müdthalben der Pawer lag,
Vnter eim Baum in ſeiner rhu
Vnd höret der Nachtigal zu,
Wie künſtlich ſie da figuriret
Jez hoch, dann nider, artlich zieret,
Mit ſchönen leufftlein vnterbrochen
Das nicht mag werden außgeſprochen,
Der Pawer im gedencken thet
O das ich die Nachtigal het,
Vnd ſtellet jr nach mit verlangen
Biß das ſie endlich wurd gefangen,
Als er ſie in der hand nun het
Die Nachtigal den man anredt,
Warumb haſtu ſo lange zeit
Auff mich gelegt ſo groß arbeyt,

Biß du doch haſt gefangen mich
Sag mir nun her was hilff ich dich.
Der Pawer ſprach zum vögelein
Da muſtu mein hoffirer ſein,
Mir ſingen beyde nacht vnd tag
Die Nachtigal ſprach ich dir ſag,
Du ſolſt vnd magſt mich gar nicht zwingen
Dir ein einiges gſang zu ſingen,
Der Pawer ſprach redſt ſo vermeſſen
So wiß vnd das ich dich wil eſſen,
Muſt dein trutz zalen mit der haut.
Die Nachtigal ſprach vberlaut,
ich kan nicht vil gehelffen dich
Mein Pawer wo du ſeudeſt mich
Wird ich ſo klein, das du am ſchlinden
Meines fleyſch wirdeſt kaum entpfinden,
Brätſtu mich dann ſo ſag ich dir
Das ich daruon noch kleiner wir,
Sag was möcht ich denn ſperſen dich
So du aber lieſt fliegen mich,
Wolt ich drey weyſer lehr dir geben
Die wern dir nützer in deim leben,
Denn guter ſeyſter Kelber drey
Der Pawer antwort wider frey,
So thu mir des ein ayd hie ſchweren
Das du mich die drey ſtuck wilt leren,
Sobald vnd ich dich fliegen laß
Die Nachtigal verhieß jm das,
Vnd ſich des mit aydeſpflicht verbant
Da ließ ers ledig auff der handt,
Die flog auff einen Aſt hindan
Vnd redt den Pawrn alſo an,
Nun merck mein lehr das erſten mals
Das du nicht ſolt gelauben als,
Was man dir ſagt voraus wo es
Der warheyt nit iſt gleych vnd gmeß
Die ander lehr merck der geſtalt
Als was dein iſt, das ſelb behalt,
Mit fleyß, auff das du ſein geneuſt

Die dritte lehr was du verleveſt,
Das man nicht wider bringen mag
Das ſelb auß deinem ſinne ſchlag,
Vnd thu des ſchadens bald vergeſſen
Thu dich nicht darumb kümern vnd freſſen,
So haſtu die drey weyſſen lehr
Heltſtas, ſie helffen dich gar ſehr.
Mit dem die Nachtigal ſich ſchwang
Hoch auff ein Linden grün vnd ſang,
Gott ſey lob in dem höchſten thron
Welcher hat dieſem Pawers man,
Sein leybliche augen verblent
Das er nit gſehen noch erkent
Hat, den köſtling Carfunckel ſteyn
Den ich trag in meinem leybe kleyn,
Der iſt wol dreyer lote ſchwer
Daruon mechtig reych worden wer,
Der Pawer het groß gut erworben
Ich aber müſt drob ſein geſtorben,
Wenn er mirn auß dem leyb het geſchnitten
Nun wil ich aller freud mich nitten.
Als der Pawer der red nam war
Schlug er ſein bruſt vnd raufft ſein har,
Mit ſeufftzen er weynet vnd klagt
O we mir armen er da ſagt,
War ich nicht meiner ſinn beraubt
Das ich dem Vogel hab geglaubt,
Sein wort vnd ließ jn fliehen hin
O het ich jetzund wider jn,
So müſt er gewiß den todt leydn
Ich wolt auß ſeinem leyb jm ſchneidn
Den köſtlichen Carfunckel ſteyn.
Da antwort die Nachtigal kleyn,
O du thor was betrübſtu dich
Und trawreſt alſo ſehr vmb mich,
Haſt der drey lehr ſo bald vergeſſen
Thet ich nit erſtlich dir ermeſſen,
Das du nicht glauben ſolt allzeyt
Als, was nicht gleych wer der warheit,

Weßhalb glaubſt dann den worten mein
Das inn mir ein Carfunckel ſteyn
Sey, der doch weg drey lot zu mal
Dieweyl vnd ich doch vberall,
Kaum wige eines lotes ſchwer.
Zum andern obs gleych alſo wer
Das in mir wer ein ſolcher ſteyn
Weyl ich war in den henden dein,
Warum bhieltzt mich dann nicht darin
Sunder du lieſt mich fliegen hin,
Zum dritten was trawerſt ſo faſt
Dieweyl du mich verloren haſt,
Kanſt mich nicht mehr herwider bringen
Was kůmerſt dich lang mit den dingen
Sunder ſolts in vergeſſen ſtelln
Dein hertz nit mit kůmern vnd queln.
Mit dem ſchwang ſich die Nachtigal
Frölich hin vber berg vnd thal,
Lieſz hinter jr den alten Pawren
Mit gſpot ſitzen in angſt vnd trawren.

(Der Beſchluß, d. h. die Moral, noch 23 Reimpaare, endet:

Das die ſund abnem vnd nicht wachs
In ſolchem vnfal ſpricht Hans Sachs.

Johann Fiſchart Menzer.

Ernſtliche Ermahnung an die lieben Deutſchen.[*] (Aus Gräters Bragur. 3. Bd.)

Was hilffts, o Teutſchland, daß dir gfallt
Dis Bild ſo herrlich Sighafft geſtallt?
Daß es bedeit der Teutſchen Macht
Die vnter ſich der Welt Macht bracht?
Vnd daß du weyſt, daß dein Vralten
Den Namen mit Ruhm han erhalten?
Wann du daſſelbig laſt veralten,
Was dein Voralten dir erhalten?
Wann nicht daſſelbig wilt verwaren
Was dein Vorfahren dir vorſparen?

---

[*] Zu einem Bildniß der Germania.

Wann nicht den Namen willt vermehren
Der auff dich erbt von groſſen Ehren?
Was iſts? daß man ſich rühmet hoch
Der Eltern, vnd folgt ihn nicht noch?
Biſt Alter Tugent groſſer Preiſer
Aber der Tugent kein Erweiſer?
Thuſt gut Alt Sitten hoch erheben
Vnd ſchickſt doch nit darnach dein leben?
Was rühmſt du dich vil Adelichs
Und thuſt doch nichts den Tadelichs?
Was Ruhm hat der junge Adler doch
Wann er ſich rühmt der Eltern hoch
Wie ſie frei wohnten inn Bergs klüfften
Und frei Regierten in den Lüfften,
Vnd er ſitzt gefeſſelt auff der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, jm fangen?
Alſo was iſt dir für eyn Ehr
Wann rühmſt die Alten Teutſchen ſehr,
Wie ſie für ihre Freiheyt ſtritten
Vnd keynen böſen Nachbarn litten,
Vnd du achtſt nicht der Freiheyt dein,
Kanſt kaum inn deim Land ſicher ſein,
Laſt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
An deinen Zaun forn vnd hinden?
Sollt auch ſolcher Feyger art gebüren
Daß ſie ſoll Kron vnd Scepter führen?
Ja jr gbürt für den Königsſtab
Eyn Höltzin Roß, welchs ſie nur hab,
Vnd führe für den Adler Kün
Eyn bundte Atzel nun forthin,
Vnd für den Weltapffel eyn Ball
Den man ſchlägt, wann er hupfft im fall:
Weil heut doch ſchier keym ernſt iſt mehr
Handzuhaben Freyheit vnd Ehr,
Sonder man ſchertzt nur mit der Freiheyt,
Sucht fremde Sitten, Bräuch vnd Neuheyt,
Vnd für Alt Teutſch Standhafftigkeit
Reißt ein Weibisch Leichtfertigkeyt.

Drum iſt nichts, daß man Adler führt
Wann man des Adlers Mut nicht ſpürt:
Nichts iſts, daß man den Scepter trägt
Vnd jn wider kein Vntrew regt:
Nichts iſt, daß man fürmalt die Welt
Vnd kaum ein Stück der Welt erhällt:
Sonder man muß erweiſen ſein
Dis, des man will gerühmet ſein,
Vnd nicht der Alten Wacker Thaten
Schänden mit Vbthun vngerathen:
Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig vnd Standhafft
Das gwinnt und erhällt Leut vnd Landſchafft:
Alſo wird man gleich vnſern Alten:
Alſo möcht man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auff die Nachkommen,
Daß ſie demſelben auch nachomen:
Vnd alſo kan man ſein eyn Schrecken
Den Nachbarn, daß ſie uns nicht wecken,
Sondern dem Hund lan ſeinen Tratz
Zu verwaren ſein Gut vnd Schatz.
Gleich wie man deren noch ſind etlich
Die ſolchem Raht nachſetzen redlich,
Vnd recht bedenken jre Würden
Wie jr Vorfahren Scepter führten:
Gott ſtärck dem Edeln Teutſchen Gblüt
Solch anererbt Teutſch Adlersgmüt.
Secht diß hab als eyn Teutſcher ich
Auß Teutſchem Gblüt Treuhertziglich
Euch Teutſchen, die herkomt von Helden,
Bei diſen Helden müſſen melden
So bald ich diß Teutſch Bild ſchaut an:
Gott geb, daß ihr es recht verſtahn,
Vnd beydes Treu ſeit euern Freunden
Vnd auch eyn Scheu alln euren Feinden.

Hans von Würzburg.

Ein ſchönes Lied von der Schlacht vor Pavia*). (Fliegendes Blatt m. Sammlung, ohne Jahrzahl. 8°. 4 Blätter, die Strophen ohne Abtheilung.)

Was wöl wir aber heben an, ein newes lied zu ſingē,
wol von dē künig auß Franckenreich, Meyland das wolt er zwingen,
Das gſchach da man zelt Tauſent fünff hundert jar, im fünff vñ zwantzigſten iſts geſchehen,
er zoch daher mit heeres krafft, hat mancher Lantzknecht geſehen.

Er zug für ein ſtat die heiſt Meylandt, dieſelbig thet er zwingen,
Darnach für eyn ſtat die heyſt Pauia, er meynt er wolts gewinnen,
Dariñ lag mancher Lantzknecht friſch, das het der künig verſchworen,
Er ſprach ſie ſolten die ſtat auffgeben, ſie were ſunſt ſchon verloren.

Wir hettē kurtzlich einen rath, einer fragt den andern,
Nu zeucht der künig nim̃er ab darnach ſteht ſein verlangen,
Rent ſich eyner mit name Graff eytelfritz, Die ſtat wöl wir nicht auffgeben,
wir bawen zwey polwerck die ſeyn feſt, es koſt recht leib vñ lebē.

Sie ſeyn mit mancher handt gemacht, zwey polwerck wol erbawen,
wir ligen die winter lange nacht, zu Pauia auff d'mauren,
da wöllen wir warten des külen weyn thut der Künig die maurē zerprechen,
es kumpt ein Fürſt auß O'ſterreich, den ſchaden würt er rechen.

Wir lagen die wintter lange nacht, vor kelt kunt wir nicht bleyben,
wir kunten nit erwarten des külen weyn, gar eylendt thet wir ſchreyben,
Vnd ſchriben dem Fürſten auß O'ſterreich, er ſöl nit auß beleybē,
ſol bringen manchen Lantzknecht friſch, den künig zu vertreyben.

Der fürſt het kurtzlich eynen rath, mit ſeinen Fürſten vnd herren,
wie bald er nach herr Jörgen ſchreyb, er war jm nit zu ferre.
Marx Sitig von Emß deſſelben geleych, er rüfft ſie an in trewē,
ſie ſollen jm treulich beyſtan, den künig zu vertreyben.

Sie wurden kurtzlich vnterricht, zu Jßpruck auff dem tage,
Würt manigs Fenlein auffgericht, im Teutſchland hort mās ſagē,

---

*) Dieß das ächte Pavierlied, nach deſſen Weiſe hernach ſo viele andere gedichtet und geſungen wurden.

Darunter zug mancher Lantzknecht friſch, thet in ſeynem harnaſch herklingen
wir zugen all gen Meyland hin ein, Gott wól das vns gelinge.

Als bald der kúnig das vernam, thet ſich nit lange beſinnē,
wie bald er die ſtat zum ſturm beſchoß, er meint er wolts gewinnē
daruor verlor er vil manchen man, dz thet dem kúnig zoren,
er ſprach ſie ſollē die ſtat auffgeben, ſie wer doch ſunſt verloren.

Der ſtúrm hat er fúnff gethan, vnd hat ſie all verloren,
Da zug herr Jórg Marx Sitig von Emß daher, die zween herren außerkoren,
legten ſich fur Pauia in das Feld, Pauia thet ſich des frewen,
der kúnig lag mit heres krafft dauor, man kert ſich nit an ſein trewen.

Die Lantzknecht machten jr ordnung feſt, ein rath der wurd beſchloſſen,
ein verlornen hauffen man machē ſol, ein Hauptman außgeſchoſſen,
hauptman Edel iſt er genant, man růfft jn an mit trewē,
min den verlornen hauffen zu handt, laß dich deyn leben nit rewen.

An Sanct Matheys tag da der tag herbrach, da fing wir an zu zihen,
Ich weiß wie den Schweytzern die Sach gefiel, ſie beguntħen gar bald fliehen,
da zugen wir in Tiergarten hineyn, darnach ſtund vnſer verlangen,
Sie hieſſen vns all got wilkummen ſeyn, auß Karthaunen vnd mit Schlangen.

Valteyn kop war auch darbey, mit manchen gůten ſchůtzen,
Darzů mancher frumer Lantzknecht, nach ehren thet ers nutzen,
das handgſchůtz hett er gar bey jm, mit ſampt zweyen knechten,
Schieſt drein ſchieſt drein jr frum̃e Lantzknecht, gar ritterlich wól wir fechten.

Herr Jórg ſchrey Valtein kopen an, ſol jm das gſchůtz herbringen,
Velta kop thet wie ein Ehrlich man, vnd ſich nit lang beſinnen,
er fůrts daher mit gantzer macht, gantz wol thet er ſich růſten,
wir ſchuſſen al zů halben man, wardt den Frantzoſen verdrieſſen.

Herr Jórg ein edler Ritter feſt, ſtund da mit ſeyner Helleparten,
Er ſprach es kumē vns frembe geſt, derſelben wól wir warten,

gegen jm zoch der Langenmantel daher, Herr Jörch verſich dich eben,
dů müſt hie meyn gefangner ſeyn, ob du wilt friſtē deyn leben.

Herr Jörg ſprach müß ich dein gefangner ſein, oder koſt es mich mein leben,
So hab ich getruncken des külen weyn, meyn leyb will ich dir nicht auffgeben,
ich hab ſo manichen Langknecht friſch, ſtehn da in jren halben hoſen,
ſtecht drein ſtecht drein jr frummen Langknecht, das ſein die rechten Frantzoſen.

Marx Sitig von Emß griffs zum erſten an, mit ſeyn frum̄en Langknechten,
wañ er ſtund ſelber fornen dran, gar ritterlich thet er fechten,
die ſchlacht die werdt ein kleyne weyl, da ward ſie ſchon verlorē
wurd manch Franzoß zutod geſchlagen manch kůreſſer außerkoren.

Ein graff genant auß Teutſchem land mit namen der von Salmen,
er gryff den künig ſelber an, die Langknecht warē zerſpalten,
der Viceregn deß ſelben gleych, manch ſper wurd in der mit zerſpalten,
da ſtach wir al mit freůden drein, der lieb got ſol ſein walten.

Die ſchlacht wert anderhalbe ſtund da war ſie ſchon vergangen,
wurd mancher Schweytzer zu tod geſchlagen, manicher wurd gefangen,
die langknecht bliben da hinden ſtan, als vil wil mich beduncken,
die ſum̄ man nit erzelen kan, die im waſſer ſein ertruncken.

Schweitzer du ſcheyſt mir ein dreck auf t'naß, vnd funffzehen in knebelbarte,
ch meyn wir haben dich bar bezalt, zu Paui im tiergarten,
u ſprichſt ich berům mich eygner ſchand, das iſt warlich erlogē,
u haſt dem Frantzoß verloren land vñ leut, biſt ſchentlich von jm gflohen.

Du haſt geſchriben in Teutſche landt, wie du die ſchlacht habeſt gewunnen,
u habeſt vns von vnſeren geſchütz geiagt, weren ſchendlich daruon entrunnen,
as wol Got heůt noch nymmer, kein Langknecht iſt geflohen,
as deyn haſtu dahin den g'lan, da wir zůſamen zogen.

Alſo habt jr vernummen wol, wie es den ſchweitzern iſt ergangk,
ſie heten geſchworen einen eyd, ſie nemen vnſer kein gefangē
ſie rüfften Maria gots müter an, das wir jr theten warten,
ich meyn wir haben ſie bar bezahl, zu Pauia im Tiergarten.

Der vns das liedlein newes ſang, von newen hat geſungk,
dz hat gethan ein langknecht güt, den reyen hatt er geſprungen,
wañ er iſt auff der kirchweyh geweſt, der pfeffer ward verſaltzen,
man richt jn mit langen ſpieſſen an, mit hellepartē geſchmaltzen.
Allein Got die Ehr.

Jörg Wetzell.

Lied von Weyſſenburg. In bruder Veiten Ton. (Fliegendes Blatt m. Sammlung. 6 Blätter s. a.)

Ich ſing zu lob vñ eren,
keyſerlicher majeſtat,
den Fürſten vnd auch herren,
hatt Gott verlaiihen gnad,
in Teützſch vñ welſchen landen,
auch in dem Römiſchen reich,
am reyn vnd bey dem Bonden,
in Lotringen des gleych.

Nü han ich all mein tagen,
vō Künig von Franckenreych,
groß wonder hören ſagen,
es leb keine ſeins gleych,
der ſolchs mög volbringen,
mit kriegen vnnd mit ſtreyt,
er wolt all weldt betzwingen,
bieß jar kam auch die zeyt.

Das er ſich müſt ergeben,
vnd ſelbs gefangē ſein
koſt manchem man ſein lebē
gingent am netzē ein,
gar vil der groſſen hanſen,

Karlus der außerwelt,
der hatt den ſig behaltē
dem könig ſein blůt geſtelt.

Dſchweytzer hont jn betrogē,
nament ein anders fůr,
in vbermůt getzogē,
dem Bondt gleich fůr die thůrz
woltent denn frum̄en herren,
von Wirtemberg ſetzen ein,
kondent jm ſein ſeckel leren,
brachten jn vmb das ſein.

Sie hont jr lob verloren,
das ſie lang hant gehapt,
thettent in viertzigk jaren,
noch nye kein erlich that,
ſie ſchabēts gelt von leůthen,
vnd nement gůte pfandt,
du weyſt wol wie ſie thettent,
dem hertzog von Meylandt.

Die pawern wolten lernen,
von ſchwytzern böſe ſtück,
vñ auch ſelbs herren werden,
das war jr vnglück,
mann můſt ſie anderſt taůffen,
bey Vlm in einer bach,
welcher nit mocht entlauffen,
gar baldt mañ jn erſtach.

Man lert die pawern thůch pleychen,
zu Wortza im Algey,
es geſchaen groſſe zeychen,
bey Marggraff Caſimey,
manchem iſt ſein licht verloſchen,
der nit wolt ſehen an, reůtter
reůtter oder pfaffen,
vnd auch kein edelmann.

Bei herrenberg in ſchwaben,
lert mañ pawern zacker gan,
jr wordẽ vil erſchlagen,
Zingelſingẽ vff dem plan,
vil mehr ſchlacht ſein geſcheen,
für war ſag ich eüch das,
ſie handts offt vberſehen,
pawr lern den reymen baß.

Der Lew vnd auch der adler,
nyſtent in eynem holtz,
es mag vil ſtetten ſchadẽ,
ein theyll warent zů ſtoltz,
mügẽt jrs hoch műts genieſſen,
man darff jn ſchlagẽ ein,
vnd jn den hvrſſen büſſen,
lert ſie gehorſam ſein.

Heylpron ich műß dich ſchelten,
haſt dich nit wol bedacht,
du magſt ſein noch entgelten,
du haſt vil leüth vmb bracht,
durch dich ſo iſt verdorben,
gar mancher bidermann,
vil ſeindt erſchlagen wordẽ,
da biſtu ſchüldig an.

Das du dich thets ergeben,
on alle not an pawern,
vñ haſt vil thieffer greben,
vñ auch ein gűte maûr,
das macht arm leüth erſchrockẽ,
die ſaſſent vff dem land,
in dorff vnd offen flecken,
vnd wyſtende keyn beyſtandt.

Du biſt and pfaffen gefarẽ,
haſts auch dem Lewen than,
vor ein vnd zwentzig jaren,
das ſein auch nemen lan,

ich darff nit weyther ſingē,
du merckſt zwar ſelbſt wol das,
den Leůwen lieſt du ſehen,
den theůffel in eim glaß.

Der Lew möcht dran gedenken,
es iſt noch nitt verſchworn,
ſein gůt theſtu jm hencken,
dem hyrß wol an ſein horn,
wie Necker ſolmbs iſt geſcheen,
als möcht es dir auch ergan,
ich meyn du habſts geſehen,
was Weinßberg iſt gethan.

Man thett die paůwern grůſſen,
zu Königshoffen in eim walt,
man maß ſie mit langen ſpieſſen,
es geſchach hernach gar bald,
zů Inzelſtat desgleichen,
ſetzt man jn kappen auff,
kondt jn die lenden ſtreychen,
thett nit der gweltig hauff.

Würtzpergk du magſt wol trawren,
das du haſt gnoſſen fůr,
verbendt dich mit den pawren,
des haſt du gar kein eer,
du wolteſt vn vertreyben,
den froñen herren dein
nůn můſt jn laſſen pleyben,
jm vnderthenig ſein.

Der Adler thet ſich maůſen,
der Lew brůmpt feindtlich ſer,
dem Stiefft vonn Meintz wart graůſen,
wol vor dem groſſen her,
desgleychen wardt nie geſehen
in teůſcher nation,
wer ein ding nit geſchehen,
man hets baß gryffen an.

Mañ warbs ein wenig pocht,
ſie hûbent vff jr hendt,
ſeindt auch zum creutz gekrochē,
das geſchach an manchem end,
ſtrinkaw hatt ſich ergeben,
wer hats ye mehr gehört,
mögent nûn frydlich leben,
ſonſt hett mans auch zerſtört.

Zû Franckfurt ſeindt die weyßen,
habent ſich erſt bedacht,
ſie hettent ſich vergeſſen,
vnd ſelber ordnung gemacht,
als ob kein Keyſer were,
vnd auch kein regiment,
ſtett fürſten vnd die herren,
ſollent verordnen all ſtendt.

Ich hoff ſie ſeindt vertragen,
mit Fürſten vnnd dem Bond,
noch eins hör ich gern ſagē,
das Wormbs nit vbel ſtond,
biß das der hochgeboren,
Fürſt ſelber zu jm kum
jr Biſchoff außerkoren,
iſt hertzog Heinrich from̃.

Noch was ein oleûb paûren,
mûtwiltent vff dem Reyn,
man ſagt von ſieben taûſent,
muſtent erſchlagen ſein,
ſie woltent theûſſel fahen,
dem Leûwen in ſeynn land,
es mocht jn wol verſchmahen,
das ſie jn gryffent an.

Zû Dyrmſtein iſts geſcheen,
verbrant man im ein hauße,
vnnd hingent jm ein diener,
oben zum laden auß,

hat jm ſeyn knecht erſtochen,
das thett dem Fürſten zorn,
es hats an jn gerochen,
der Pfaltzgraff hochgeborn.

Zpſederßheym vor der pforten,
ſchnyd man die wammeß an,
paúern woltents fürſten worten,
vñ plyben doch nit ſtan,
ſie woltent all entrynnen,
lyffent die wingart ein,
man ſach kein ſeiden ſpynnen
ſtachen ſie wie die ſchweyn.

Erſt mocht die pawern woll reúwen,
was ſie handt gfangen an,
jn riet hieuor in treúwen,
ein from̄er Edelman,
das ſie ab ſoltent keren,
vnd ziehen wider heym,
bedencket trew vnd eren,
vnd auch jr kinder klein.

Das thet Wilhelm vom habern,
der erlich Edelmann,
der kondt den paúwern wol ſagen,
was jn hernach würd gan,
iſt gen Weſthoffen gerytten,
vnnd auch jns Stifft vō Speyer,
thet pawern freúntlich pitten,
ja das ſie ſchontent jr.

Landaw hatt ſich beſonnen,
dergleychen Speyer am Reyn,
vnd ſeindt zum Lewen kommen,
des mag jn beſſer ſein,
dañ hettens müſſen kochen,
vil der ſeltzamer geſt,
leicht hett mann ſie zerbrochen,
ſie ſeindt nit narren geweſt.

Dſtatt Weyſſenburg iſt wordenn,
ein apt in kurtzen jaren,
vnd hett nit an den orden,
die plat was jn nicht geſchorn,
der Lew der wolt ſie weyhenn,
vnds kloſter geben ein,
er hatt ſie leren ſingen,
danheůſer zů latein.

Sie hant ſich laſſen hören,
was jn der Lew mög thůn,
ein rattē neſt zerſtören,
würgen ein altes hůn,
dzfalk hab jn vor erſchoſſen,
ein ent in eynem ſee,
ein Ganß ſoll der jn laſſen,
der Lew köndt auch nit meh.

Sie trattent auff dem plaſter,
hettent ein groſſen bracht,
redtent dem fürſten laſter,
habent jn gar veracht,
iſt lang vonn jn geſchehen,
vor ettwan manchem jar,
weyl mans hatt vberſehen,
meyntent ſie hettents gar.

Der Lew ließ ſich nit ſchrecken,
er nam die weingart ein,
thett zen gar greůwlich blecken,
vnd ſpie vnſawber dreyn,
das jn die maůr ward kracht,
mañ wer ſchier glaůſſinneyn,
gelt er vertrybjeß lachen,
lert ſie demůtig ſein.

Meinſt mag der Leůw erſchyſſen,
ein Ent vnnd auch ein Ganß,
jch glaub du bleſt jed bůchſſē,
ſehe für dich groſſer hůs

nitt mach den Lewen brum̃en,
erzörnen auch nit mee,
das er nit widder komme,
dies ratten neſt zerſtör.

Fürwar es nympt mich wunder,
das ein ſtatt hatt ſolchē bracht,
an dieſem vnd beſunder,
ein Fürſten ſo veracht,
der jn ſo wol iſt glegenn,
allenthalb vorm thor
ſich köndt kein burger regenn,
er ſing jn gleych daruor.

Sol ich die warheit jehen,
ſo iſt in mācher ſtatt,
die bůberey nit geſcheen,
vonn herren in dem radt,
nū von den böſē knaben,
richtenn zu die ſpyll,
die neůchſt daheymē habent,
die weltent gewinnē vil.

Der vns das neůw thůt ſingen,
vnd hat gemacht diß lied,
thůt ſich Jörg wetzell nennen,
geborn von Schůſſenryd,
der will das liedleyn ſchencken,
beyd frawen vnd auch mañ,
das yeder ſol gedencken,
was er vor hab gethan.

Ungenannte.

Das Lied von den Bauern.

Thon: es geht ein friſcher Sommer daher. (Fliegendes Blatt m. Samm lung 1526. 6 Bl.)

Ihr herren welt jr ſchweygen ſtill,
vnd hören was ich ſingen will;

ob yemandt thet belangen,
wie es jn gãtzem teútſchē landt
mit dem Baúwren iſt ergangen, ergangen.

Auf den Newen jarstag als mā zalt
wol fünff vnd zwentzig jar gar baldt,
bey kempten hant die Baúren,
das new jar auch gefangē an,
iſt jñ nit wol vßgangē.

Ins allgey kamen auch die meer,
gar baldt ſie jr gewer,
gonten zů felt außzihē, .
verſprachē all einander da,
keyner ſolt nit von yn flihen ja flihen.

Vier taúſent baúrn nit lang darnach
zwo meyl von Vlm den war auch gach,
wolten zůſammen ſchweren,
der bundt wie baldt er das erfur,
wolt ſie daruō abkerē, abkeren.

Am fünfftē tag nûn merck mich recht,
des mertzē hont ſich viel errecht,
am waltſee wol acht haúffē
gar bey ī dreyer woche friſt
ſein auch zůſamen gelaúffē, gelaúffe.

Der bundt als er die Sach bedacht,
außzog gar bald mit ſtarcker macht,
vff leypheym an der donen,
acht taúſſent baúren lagen da,
iſt jn nit wol bekomē, bekomen.

Drey taúſent als ich bin bericht,
ſind da erſchlagen auch man ſpricht,
acht hundert ſindt erſoffen,
der kopff auch manchem geſchlagē ab,
vil ſind daruon entloffen, entloffen.

Bei wirtzach warden ſie ereylt,
da hůb ſich auch ein neůer ſtreyt,
vill baůren warden erſtochen,
dē anderen genad vñ vngenad baldt wardt
durch denn bundt verſprochen verſprochen.

Bey weygarten merckent ebenn auff,
xiiij taůſent lag ein haůff,
denn wolt der bundt auch ſchlagē,
Graff hug vō mutfort thet jm recht
durch jnn wardt es vertragen vertragen.

Zu Wennſpurg geſchach eyn greůlich that,
Graff Ludwig·wardt gebē in todt
mit xxiij. edlen
wolt gott es wer geſchehē nicht
hett mancher noch ſein leben ja lebē.

Fünff taůſent baůren hent ſich geſam̄let
bey öbernmeſſig zuſam̄en kamen,
vnd greding eyngenomen,
viell ander flecken auch darbey
hont ſie darzů gewonē ge(wonnē.)

Fridreych pfaltzgraff wolbekant
fünff hundert pferdt hett mich verſtandt,
vnd Hertzog wilhelm auß Beyren
zů roß vñ fůß auch wol gerůſt
hont baůren gefůret an reyhen ja reyhen,

Ottingen wardt genom̄en eyn,
die klöſter auch geplündert darbey
xj. taůſennt waren der baůren
die hett Caſimirus der frum̄ fürſt
zertrēnet des ſie traůrē ja tra(urē.)

Elwangen die baůren nam̄en eyn,
wol an dem zehendē tag des meren,
der findt von jungen pfaltzgraffen
meer den iiij. hundert erſchlagen
auch gefangē vil entlaůffen entlaůffen.

Am xij. tag des monadts auch
xiiij. tauſent baûren darnach,
gar woll gerûſt verſamlet,
ſindt inn dem wirtemberger landt,
die all zûſamen kament ja kamēt.

Denn haûffen hat der edel bundt,
geſchlagen auch zur ſelben ſtundt,
vj. taûſent vnd iiij hundert,
ſindt vff der walſtat bliben todt,
viell ſindt jr hardt verwundet verwundet.

Vff weynſpurg iſt der bundt hernoch,
gezogen vff die baûren doch,
ſind die den graffen tödten,
vff wirtzburg all geflohē zu
ſie ſtundt in groſſen nöten ja nöten.

Weynſpurg dz wardt verbrennet gar
vnd alles, das darjnnen war,
mit ſampt fünff dörffer vmbher,
vier hunder auch erſchlagen hont
da war ein groſſer jamer (ja jamer).

Pfaltzgraff am rheyn ich melden thû,
Biſchoff von Trier gehört darzû,
vonn wyrtzburg auch den herrē
hertzorg ottenheinrich auch darbey,
die fürſten all mit eren ja eren.

Von heydelberg ſindt gezogē auß,
wol von dem wolgebaûten hauß,
ſeyn landt wider eingenomē,
vil hat d'fürſt geſtrafft
auch vil zû genaden genomen genomen.

Auch brußell zû derſelbē friſt,
vō fürſten eyngenomen iſt,
hat viertzingk man gefangē
dauon ſind ix. enthaûptet auch,
die ander ledig außgangen außgangen.

Vff neckers vlm der fürſt hernach
zog da er thet der gleichen auch,
die maůrenn vnnd thürn zůrriſſen,
die böſen auch geſtrafft hat
es möcht ſie wol verdrißen ver(driſſen.)

Im elſes war viel groſſer not,
võ baůren auch an manchem ort,
mit reyſſen vñ mit toben
das weret jn hertzog auß Lotring,
iſt war vnd nit erlogen erlogen.

Zů lupſtein bald ein ſchlacht geſchach,
zů zabern auch viell mancher man,
ſeyn lebẽ hat gelaſſen
bey ſchletſtatt des gleichẽ thet
viel thůn in darumb haſſen.

In Summa ſagt man jn gemeyn
võ im erſchlagẽ ſind allein,
wol dreyſſig taůſent baůren
des mancher noch vff dieſen tag
tregt ſchmertzen vñ groß traůren ja.

Türingen můß ich meldẽ yetzt,
da Tomas müntzer ward geſpitzt,
der thet die baůren leren
die fürſten waren nit vnbehend
begunden yhn zů wern zů weren.

Landtgraff auß heſſen kam gein voll *)
da warn vil baůren grob vñ doll,
hetten die ſtatt eyngenomen,
der fürſt jm ſturm wol taůſent tödt
die ſtatt hat widder gewonnen, gewonnen.

Die fürſtnn darnach allgemeyn,
vor Franckenhaußen iſt nit neyn,
die baůren hont geſchlagen
xj. taůſent ſind todt blieben
da dz hort mã manchen clagẽ ja clagẽ.

---

*) Fulda.

Mülhauſſen an dreyen orten hart,
vō fürſten auch belegert wardt,
zům ſturm auch wol beſchoſſen
der baurē hauff ſich werē wolt,
er hat ſein nit genoſſē genoſſē.

In Francken iſt der hauff nit klein,
geweſen ſindt ir als ich meyn,
wol Sechs vnd zwentzig taůſent,
bey Sechtzig ſchlöſſer hont zerſtöret
den adel vnnd klauſſen ja klauſſen.

Zů neckers Vlm zůſamen kamm,
der bundt vnd pfaltzgraff lobeſam
vff wirtzburg ſindt gezogen,
vnd fürter vber taůber gerůckt,
das thůt mā weytter ſagē ja.

Acht taůſent otenwelder hont,
ſich vff ein berg gelegt zů handt,
nit weyt von königshoffen,
des bundts, ſie noch nit wartē warn
ſie were gern geloffen ja geloffen.

Doch götz vonn berlingen genandt,
jr haůptmā war verſchwůnden baldt
man thet die baůren angreyffen
ſie flohen inn den nechſten wald,
vil mochtē nit entweychen ja weychen.

In dem acht tauſent baůren auch,
vō wirtzburg kamē den was gach,
den otenwelder zů helffen,
der bundt hieß ſie wol willkům ſeyn,
man hort ſie ſchreyen vnnd gelffen ja gelffen.

Von yhn kament des abends noch
iij. hundert in ein ſchloſſe hoch,
zerriſſen vnd zerſtöret,
hie leyt der bundt ein wenig not
ſie haben ſich geweret ja geweret.

Eynn gefangner zeyget an gar baldt,
wie ſich die and'n in dem waldt,
auch hetten wol verborgē
ſo ſchlůg man ſie ſchier alle todt,
ſie waren in groſſen ſorgen ja ſo(rgen.)

Zů handt der bundt auff Wirtzbůrg zoch,
das geſchůtz gieng auß dem ſchloſſe hoch
ſo greůlich dz vil baůren,
ſie machten ſich auß der Statt zů handt,
ſie vielen vber die maůren ja maůren.

Darnach die Statt ſich auch ergab,
die baůwren worden gſondert ab,
ſo des marckgraffen waren,
gar mancher do enthaůbtet iſt,
ſie handt nit wol gefarē geſa(ren.)

Zu Bomberg ſind auch xij. enthaůpt
iiij. hundert bůrger ſolchs mir glaůbt,
ſind auch daſelbſt entrůnnen,
der Biſchoff iſt geſetzet eyn,
vnnd halſtatt gar verbronnen verbronnen.

Marckgraff Caſimirus auch zog auß
manch baůrē er verbrant ſeyn hauß,
viel hat er vnderwegē,
erſtochen vñ geſtrofet vil
ſie ſeyndt gar vnden gelegen gelegen.

Ehe der pfaltzgraff wider herm kam,
hetten ſein baůren gefangen an
zů wůttē vnd zů tobē,
gar baldt der fürſt geen eppenheym kam
er iſt alzeit zů lobē zů lobē.

Pfederßheym was der baůwren hoff,
ſie meynten hie wer noch keyn ſtroff
ſie zogen den Reůttern entgegen,
ſie würgtenn wol vj. hundert da
der kůgel gont ſich legen ja legen.

Auff ſant Johānes tag es geſchach,
ſo manchen ſteyn mit vngemach,
thet man den baůren ſchicken
die ſtatt gar baldt ērgeben wardt
es thet jn nit wol glůcken ja (glůcken).

Bey Kemptē eylff taůſſent baůrē ſind,
gelegen warn des bundes feyndt
die hatt er auch getemmet,
von jn litt er die gröſte nott
doch ſindt ſie auch zertrennet zertrennet.

Hie bleyb es wol zů dieſer friſt,
wiewol noch viel vorhandē iſt,
es möcht yemant verdrieſſen
der villeycht vermeynt in ſeinem ſyn
er möcht ſein nit genießē genießē.

Das ſoll alleyn ſeyn yedem kundt,
das er betracht diß zeit vnd ſtůdt,
denck dz vns gott thůe ſtraffen
die wir ſeyn wort verachtten gar
wir werden nit entlaůffen entlauffen.

Das Lied von dem Danheuſer.

(Fliegendes Blatt m. S. o. J. 4 Bl. 8. Ohne Interpunction.)

Nůn will ichs heben an
Von dem Danheůſer zů ſingen
Vnnd was er hat wunders gethan
Mit ſeyner fraůwen Venůſinnen.

Danheůſer was ein ritter gůt
Wann er wolt wunder ſchaůwen
Er wolt in frauw Venus bergk
Zů andern ſchönen frawen.

Herr danheůſer jr ſeyt mir lieb
Daran ſolt jr mir gedencken

Jr habt mir eynen eydt geſchworen
Jr wôlt von mir nit wencken.

Frauw Venus das enthab ich nit
Jch wil das widerſprechen
Wann redt das yemant mehr dañ jr
Gott helff mirs an jm rechen.

Herr danheúſer wie redt jr nûn
Jr ſolt bey mir beleyben
Jch wil eúch mein geſpilen geben
Zû eynem ſtecten weybe.

Vnnd nem ich nûn ein ander weyb
Jch hab in meynen ſinnen
So mûſt ich in der helle glût
Auch ewigklich verbrinnen.

Jr ſagt mir viel von der helle glût
Vnnd habt es nye empfunden
Gedenck an meinen rotten mundt
der lachet zû allen ſtunden

Was hilffet mich eúwer rotter mundt
Er iſt mir gar vnmere
Nûn gebt mir vrlaub freúwlin zart
Durch aller fraûwen eren.

Herr danheúſer wôlt jr vrlaub han
Jch wil eúch keynen geben
Nûn beleybent edler danheúſer
Vnnd friſtet eúwer leben.

Mein leben das iſt worden kranck
Jch mag nit lenger beleyben
Nûn gebt mir vrlaub freuwlin zart
Von eúwerem ſtoltzen leybe.

Herr danheúſer nit redet alſo
Jr thuet eúch nit wol beſinnen
So gendt wir in ein kemerlein
Vnnd ſpilen der edlen minne.

Gebraûch ich nûn ein fremdes weyb
Ich hab in meynem ſinne
Frauw Venus edle frauwe zart
Ir ſeyt ein teûffterinne.

Herr danheûſer was redt jr nûn
Das jr mich gunnet ſchelten
Nûn ſolt jr lenger herinne ſein
Ir můſtent ſein dick entgelten.

Fraûw venus vnd das wil ich nit
Ich mag nit lenger bleyben
Maria mûtter reyne magde
Nûn hilff mir von den weyben.

Herr danheûſer jr ſolt vrlaûb han
Meyn lob das ſolt jr preyſen
Wo jr do in dem landt vmbfart
Nempt vrlaûb von dem greyſen

Do ſcheydt er wider auß dem bergk
In jamer vnd in reûwen
Ich wil gen Rom wol in die ſtatt
Auff eynes Babſtes traûwe

Nûn far ich frölich wol auff die ban
Gott můß ſein ym̃er walten
Zû eynem bapſt der heyſt Vrban
Ob er mich möcht behalten.

Ach bapſt lieber herre mein
Ich klag eûch meyne ſünde
Die ich meine tag begangen hab
Als ich eûch wil verkünden

Ich bin geweſſen auch ein jar
Bey venus eyner frauwen
So wolt ich beycht vnd bûß empfahẽ
Ob ich möcht got anſchauwen.

Der bapſt het ein ſtäblein in d'hant
Das was ſich alſo dürre

Als wenig es gegrůnen mag
Kumbſt du zů gottes hulde.

Nun ſolt ich leben nur ein jar
Eyn jar auff dieſſer erden
So wolt ich beicht vñ bůß empfahen
Vnnd gottes troſt erwerben.

Do zoch er wider auß der ſtatt
In jam̃er vnd in leyden
Maria můtter reyne magdt
Můß ich nůn von dir ſcheyden.

Er zog do wider in den berck
Vnnd ewiglich on ende
Ich wi. zů Venus meiner frawen zart
Wo mich got wil hyn ſende.

Seyt got wilkumen danheůſer
Ich hab eůwer lang emkoren
Seyt wilkumen mein lieber herr
Zů eynem bulen außerkoren.

Das weret biß an den dritten tag
Der ſtab hůb an zů grůnen
Der bapſt ſchicket auß in alle lande
Wo der danheůſer wer hyn kum̃en.

Do was er wider in dem bergk
Vnnd het ſein lieb erkoren
Des můſt der vierde bapſt Vrban
Auch ewigklich ſein verloren.

Insbruck, ich muß dich laſſen.

(W. Wackernagels d. Kirchenlied. Dritter Anhang.)

ISbruck, ich muß dich laſſen
ich far dahin mein ſtraſſen
in frembde land dahin,
Mein freud iſt mir genomen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im ellend bin.

Groß leid muß ich yetz tragen
das ich allein thu klagen
dem liebſten bulen mein.
Ach lieb, nun laß mich armen
im hertzen dein erbarmen,
das ich muß von dannen ſein.

Mein troſt ob allen weyben,
dein thu ich ewig bleiben,
ſtet trew der ehren fromb.
Nun muß dich Gott bewaren,
in aller tugendt ſparen,
bis das ich wider komb.

Hertzlich thut mich erfrewen.

(Daſelbſt.)

Hertzlich thut mich erfrewen
die frölich Sommerzeit,
All mein geblut vernewen
der May viel wolluſt geit,
Die Lerch thut ſich erſchwingen
mit jrem hellen ſchal,
lieblich die vöglin ſingen,
voraus die Nachtigal.

Der Kuckuck mit ſeim ſchreyen
macht frölich jderman,
Des abends frölich reien
die meidlein wolgethan,
Spatziren zu den brunnen
pflegt man zu dieſer zeit,
all welt ſucht freud vnd wonne
mit rheiſen fern vnd weit.

Es grunet in den welden,
die blümlein blüen fein,
Die röslein auff den felden
von farben mancherley;

Ein blümlin ſtehet im garten,
das heißt Vergis nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augen ſchein.

Ein kraut wechſt jnn der awen
mit namen Wolgemut,
Liebt ſehr den ſchönen frawen,
darzu Holunder blüt;
Die weiſs vnd roten roſen
helt man jnn groſſer acht,
gros gelt darumb geloſen,
ſchön krentz man daraus macht.

Das kraut jhe länger jhe lieber
an manchem ende blüt,
Bringt oft ein heimlich fiber
wer ſich nicht dafur hüt;
Ich hab es wol vernomen
was dieſes kraut vermag,
doch kan man dem vorkomen,
wer was liebs braucht all tag.

Des morgens jnn dem thawe
die meidlein graſen gan,
Gar lieblich ſie anſchawen
die ſchönen blümlein ſtan;
Daraus ſie krentzlein machen
vnd ſchencken ſie jhrem ſchatz,
thun ſie freundlich an lachen
vnd geben jhn ein ſchmatz.

Darumb lob ich den Summer
derzu den Meyen gut,
Der wendt vns allen kummer
vnd bringt viel freud vnd mut.
Der zeit wil ich genieſſen
dieweil ich pfennig hab,
vnd wen es thut verdrieſſen,
der fall die ſtigen hinab.

Ich ſtund an einem morgen.

(Daſelbſt, nach einem offnen Blatt; auch in Nicolais kleinem feinen Almanach I. 1777. mit verderbter Rechtſchreibung.)

Ich ſtund an einem morgen
haimlich an einem ort,
Do het ich mich verborgen,
ich hort klegliche wort.
Von einem frewlein hübſch vnd fein,
das ſtund bey ſeinem bulen:
es muſt geſchieden ſein.

Hertz lieb, ich hab vernummen,
du wölſt von hynnen ſchir:
Wenn wiltu wider kummen,
das ſoltu ſagen mir.
„Merckauff, feins lieb, was ich dir ſag:
mein zukunfft thuſt du fragen,
waiß weder ſtundt noch tag.“

Das frewlein waynet ſere,
ſein hertz was vnmuts vol:
So gib mir weyß vnd lere,
wie ich mich halten ſol.
Für dich ſo ſetz ich all mein hab,
vnnd wiltu hie beleyben
ich verzer dich jar vnd tag.

Der knab der ſprach auß mutte:
„dein willen ich wol ſpür,
So verzerten wir dein gutte,
ein jar wer bald hynfür.
Dannocht müeſt es geſchieden ſein:
ich wil dich freündtlich bitten,
ſetz dein willen darein.“

Das frewlein das ſchrey: mortte,
mort vber alles layd!
Mich krencken deine wortte,
hertz lieb, nit von mir ſchayd.

Für dich ſo ſetz ich gut vnd eer,
vnd ſolt ich mit dir ziehen,
kain weg wer mir zu ferr.

Der knab der ſprach mit züchten:
„mein ſchatz ob allem gut,
Ich wil dich freündtlich bitten
vnnd ſchlags auß deinem mut:
Gedencke an die freünde dein,
die dir kains argen günnen
vnnd teglich bei dir ſeyn.“

Do kert er ſich hynumbe,
er ſprach nit mer zu jr:
Das frewlein thet ſich ſchmügen
in einen winckel ſchir,
Und wainet, das es ſchir vergieng:
das hat ein ſchlemmer geſungen,
wie es einem frewlein gieng.

Guckguck hat ſich zu tod gefallen.

(Daſelbſt.)

Guckguck hat ſich zu tod gefallen
von einer holen weyden:
Wer ſoll vns dieſen Summer lang
die zeit vnd weyl vertreyben?

Ey, das ſol thun fraw Nachtigal,
die ſitzt auff grünem zweyge,
Sie ſingt vnd ſpringt, iſt allzeyt fro,
wenn ander vögel ſchweigen.

Mein Bul hat mir ein brief geſchickt,
darin da ſteht geſchriben,
Sie hab einen andern lieber als mich:
darauff hab ich verzigen.

Haſt du einen andern lieber als mich,
das acht ich warlich kleine,

Da ſetz ich mich auf mein aſchgrau Roß
vnd reit wol über die Haide.

Vnd da ich vber die Haide kam,
mein feins lieb trawret ſehre:
Laß faren, laß farn, was nit bleiben will,
man findt der ſchön jungfrewlein mehre.

Der vns diß liedlein new geſang,
von newen hat geſungen?
Das haben gethan zwei reiter gut,
ein alter vnd ein junger.

Stand ich auf hohem Berge.

(Altrheiniſche Mährlein und Liedlein. Coblenz, 1843. Die Erlachſche Sammlung hat drei minder ächte Varianten.)

Stand ich auff hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein,
Ein Schifflein ſah ich ſchweben — ſchweben, *)
Drei Grafen ſaßen drein.

Der jüngſte von den Grafen,
Der in dem Schifflein ſaß,
Gab mir einmal zu trinken — trinken
Guten Wein aus einem Glas.

Was zog er ab vom Finger?
Ein güldenes Ringelein:
Sieh da, du Hübſche, du Feine — Feine
Das ſoll dein eigen ſein!

Was ſoll ich mit dem Ringelein?
Bin gar ein junges Blut,
Dazu ein armes Mädchen — Mädchen
Hab' weder Geld noch Gut!

Biſt du ein armes Mädchen,
Haſt weder Geld noch Gut,

---

*) Die Volksmelodie, nach der ich dieß Lied ſingen hörte, wiederholt das Wort ſchweben ꝛc. nicht, ſondern giebt ihm eine eigenthümliche Dehnung. B.

So denk' an unſre Liebe — Liebe,
Die zwiſchen uns beiden ruht!

Ich weiß von keiner Liebe,
Weiß auch von keinem Mann,
In's Kloſter will ich gehen — gehen,
Will werden eine Nonn'!

Des Nachts, wohl um die halbe Nacht,
Da träumt es dem Grafen ſo ſchwer,
Wie daß ſein herzallerliebſter Schatz — liebſter Schatz
In's Kloſter gangen wär.

Steh' auf! ſteh' auf! lieber Reitknecht mein,
Sattle mir und dir zwei Pferd',
Vor's Kloſter wollen wir reiten — reiten
Der Weg iſt reitenswerth!

Und als er vor das Kloſter kam,
An's Thor, da klopft er an:
Gebt 'raus die jüngſte Nonne — Nonne,
Die zuletzt iſt kommen an!

Es iſt keine Nonn angekomm'n,
Es kommt auch keine 'raus.
So wollen wir das Kloſter anzünden — zünden
Das ſchöne Nonnenhaus!

Da kam ſie hergeſchritten,
Schneeweiß war ſie bekleid't:
Mein Haar iſt abgeſchnitten — ſchnitten,
Leb' wohl in Ewigkeit!

Der Graf entſetzt ſich in der Still'
Und ſaß auf einem Stein,
In dreimal dreizehn Stunden — Stunden
Brach ihm ſein Herz entzwei.

Mit ihren ſchneeweißen Händelein
Grub ſie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren ſchwarzbraunen Aeugelein — Aeugelein
Sie ihm das Weihwaſſer gab.

Mit ihrer ſchönen Stimme
Sie die Vigilien ſang,
Mit ihrer hellen Zunge — Zunge
Schlug ſie den Glockenklang.

Es ſah eine Linde ins tiefe Thal.

(Daſelbſt.)

Es ſah eine Linde ins tiefe Thal,
War oben breit und unten ſchmal.

Darunter zwei Verli die ſaßen,
Vor großer Lieb ihr Leid vergaßen:

Feinsliebchen, wir müſſen voneinander,
Ich muß noch ſieben Jahr wandern!

Mußt du noch ſieben Jahr wandern,
Heirathe ich doch keinen Andern.

Und als die ſieben Jahr ume war'n,
Sie meint', ihr Liebſter ſollt' kommen bald.

Sie gieng wohl in den garten,
Ihr Feinslieb zu erwarten.

Sie gieng wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten ſtolz:

Gott grüß dich, Mägdlein feine,
Was machſt du ſo alleine?

Iſt dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder haſt du heimlich einen Mann?

Mein Vater und Mutter ſind mir nicht gram,
Ich hab' auch heimlich keinen Mann.

Geſtern war's drei Wochen über ſieben Jahr,
Da mein Feinslieb ausgewandert war!

Geſtern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein Feinsliebchen hat Hochzeit gehabt!

Was thuſt du ihm nun wünſchen an,
Daß er ſein Treu' gebrochen hat?

Ich wünſch' ihm ſo viel gute Zeit,
Als viel, wie Sand am Meere breit.

Ich wünſch' ihm all das Beſte,
So viel der Baum hat Aeſte;

Ich wünſch' ihm ſo viel Wohlergeh'n,
So viel, als Stern' am Himmel ſteh'n!

Was zog er von dem Finger ſein?
Von Gold war es ein Ringelein.

Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weint' gar, daß das Ringlein floß.

Was zog er aus ſeiner Taſchen?
Ein Tuch, ſchneeweiß gewaſchen:

Trockne ab, trockne ab deine Aeugelein,
Du ſollſt hinfort mein eigen ſein!

Ich wollt' dich nur verſuchen,
Ob du mir würdeſt fluchen.

Hätt'ſt du mir einen Fluch gethan,
Von Stund' an wär ich geritten davon!

O Straßburg, o Straßburg.

(Alte und neue Soldatenlieder mit Bildern und Singweiſen v. F. Pocci und J. Jürgens; auch ſonſt allbekannt.)

O Straßburg, o Straßburg!
Du wunderſchöne Stadt! :|:
Darinnen liegt begraben
Ein mannicher Soldat. :|:

Ein mancher, ein mancher
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlaſſen hat.

Verlaſſen, verlaſſen,
Es kann nicht anders ſein.
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müſſen ſein.

Die Mutter, die Mutter,
Sie gieng vor's Hauptmanns Haus:
Ach Hauptmann, lieber Hauptmann,
Gebt mir den Sohn heraus!

Und wenn Ihr mir gebet
Auch noch ſo vieles Geld,
Euer Sohn muß doch jetzt ſterben
In weiter, breiter Welt.

In weiter, in breiter,
Allvorwärts vor den Feind,
Ob auch ſein ſchwarzbraun's Mädchen
So bitter um ihn weint.

Sie weinet, ſie greinet
Sie klaget gar zu ſehr:
Ade, mein Herzallerliebſter, *)
Ich ſeh' dich nimmermehr!

Es kann uns nichts Schöners erfreuen.

(Altrheiniſche Mährlein und Liedlein.)

Es kann uns nichts Schöners erfreuen,
ju ja erfreuen,
Als wenn der lieb Sommer ankömmt;
Dann blühen die Roſen im Garten,
ju ja Garten,
Soldaten marſchieren ins Feld.

Da kam ich nun weit in die Fremde,
Da ſehnt ich mich wieder nach Haus:
Ach! wär' ich zu Hauſe geblieben,
Und hätte gehalten mein Wort!

Und als ich nun wiedrum kam heime,
Feins Liebchen ſtand hinter der Thür:
Gott grüß' dich, du Hübſche, du Feine,
Von Herzen gefalleſt du mir!

---

*) Var. Gut Nacht mein herzig Schätzchen.

Was brauch' ich dir denn zu gefallen?
Ich habe ſchon längſt einen Mann,
Dazu einen hübſchen und feinen,
Der mich beſchützen kann.

Was zog er aus ſeiner Taſchen?
Ein Meſſer, war blank und ſpitz!
Er ſtach's ſeiner Liebſten in's Herze,
Daß 's rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und als er es wieder herauſerzog,
ju ja herauſerzog,
Von Blute war es ſo roth:
O großer Gott im Himmel,
ju ja im Himmel,
Wie bitter wird mir der Tod!

Es ſtehen die Sterne am Himmel.

(Daſelbſt.)

Es ſtehen die Sterne am Himmel,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

Mach auf, mein Schatz, dein Fenſter,
Laß mich zu dir herein,
Kann nicht lang' bei dir ſein!

Der Hahn thut lang ſchon krähen,
Er ſingt uns an den Tag,
Der nimmer lang bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten;
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiſen heut'!

Herzallerliebſte meine,
Komm, ſetz' dich auf mein Pferd,
Der Weg iſt reitenswerth;

Dort drinnen im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Haide,
Da iſt mein Haus gebaut,
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm', Schatz, zu mir herauf,
Weit fort geht unſer Lauf!

Wo willſt mich denn hinführen,
Ach Gott, was haſtu gedacht
In dieſer kalten Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein iſt nicht breit,
Der Weg iſt gar zu weit.

Leg' du allein dich nieder,
Herzliebſter mein, und ſchlaf'
Bis an den jüngſten Tag!

Es liegt ein Schloß in Oeſterreich.

(Daſelbſt; auch im Wunderhorn I. Bragur, Erlachs Sammlung u. A.)

Es liegt ein Schloß in Oeſterreich,
Das iſt gar wohl erbauet
Von Silber und von rothem Gold,
Mit Marmelſtein vermauert.

Darinnen liegt ein junger Knab'
Auf ſeinen Hals gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd'
Bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater kam von Roſenberg
Wohl vor den Thurm gegangen:
Ach Sohne, lieber Sohne mein,
Wie hart liegſt du gefangen!

Ach Vater, liebſter Vater mein,
Gar hart lieg' ich gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd'
Bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater zu dem Herren gieng:
Gebt mir los den Gefang'nen,
Dreihundert Gulden will ich euch geben
Wohl für des Knaben ſein Leben!

Dreihundert Gulden, die helfen da nicht,
Der Knabe, der muß ſterben,
Er trägt von Gold eine Ketten am Hals,
Die bringt ihn um ſein Leben!

Trägt er von Gold eine Kett' am Hals,
Die hat er nicht geſtohlen,
Es hat's ihm ein zart Jungfräulein verehrt,
Dazu hat ſie ihn erzogen!

Man bracht' den Knaben wohl aus dem Thurm
Und gab ihm das Sakramente:
Hilfreicher Chriſt vom Himmel hoch,
Es geht mir an mein Ende!

Man bracht den Knaben zum Gericht hinaus,
Die Leiter mußt' er ſteigen:
Ach Meiſter, lieber Meiſter mein,
Laßt mir noch eine kleine Weile!

Eine kleine Weile, die laß ich dir nicht,
Du möchteſt mir ſonſt entrinnen;
Langt mir ein ſeiden Tüchlein her,
Daß ich ihm ſeine Augen verbinde!

Ach, meine Augen verbinde mir nicht,
Ich muß die Welt anſchauen,
Ich ſeh' ſie heut' und nimmermehr,
Mit meinen ſchwarzbraunen Augen!

Sein Vater beim Gerichte ſtund,
Sein Herz wollt' ihm zerbrechen:
Ach Sohne, lieber Sohne mein,
Deinen Tod, den will ich rächen!

Ach Vater, liebſter Vater mein,
Meinen Tod ſollt ihr nicht rächen,

Bringt meiner Seelen ſchwere Pein,
Um Unſchuld ſo will ich ſterben.

Es iſt nicht um das Leben mein,
Noch um meinen ſtolzen Leibe,
Es iſt um meine Frau Mutter daheim,
Die weinet allzuſehre!

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel,
Man ſollt' ihn vom Gericht nehmen ab,
Sonſt würde die Stadt verſinken.

Es ſtund kaum an ein halbes Jahr,
Des Knaben Tod ward gerochen,
Es wurden mehr denn dreihundert Mann
Um des Knaben will'n erſtochen.

Wer iſt, der uns dies Liedlein ſang?
So frei iſt es geſungen?
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zu Wien in Oeſterreiche!

So wil ich friſch vnd frölich ſein.

(Kleiner feiner Almanach II, 1778.)

So wil ich friſch vnd frölich ſein,
Ich hoff mir ſol's gelingen,
Zu Dinſt der Allerliebſten mein,
Wil ich iezt frölich ſingen,
Mein Hertz das iſt in Freuden gantz,
Wenn ich ſie an thue blicken,
Sie leuchtet als der Sonnen Glanz,
Möcht mit ihr dantzen einen Dantz,
Mein Hertz mit ir verſtricken.

Jetzund zu dieſer Meienszeit,
Thut ſich herzlich erfreuen,
Manch Blümlein auf der Heiden breit,
Trauren will ich auch ſcheuen.

Vnd freun der Allerliebſten mein,
Der ich mich hab ergeben,
In irem Dinſt feſt emſig ſein,
Ich hoff ſie werd noch eigen mein,
Im Tod und auch im Leben.

Und nächten da ich bei ihr war,
That freundlich mit ihr ſchwätzen,
Ich ſprach: Gott grüß euch Jungfrau zart,
Leids thät ſie mich ergetzen,
Mit ihren Aermlein alſo ſchlank,
Thät ſie ſich zu mir ſchließen,
Mein Herze war vor Freuden krank,
Dank muß ſie hab'n ihr Leben lang,
Sie ſoll ſein noch wohl g'nießen.

Ich ſprach z' ihr: zart Jungfreulein rein,
Ein Kron' weiblicher Ehren,
Wollt Gott ſollt' euer Diener ſein,
Eu'r Lob und Preiß zu mehren.
Sie danket mir aus Herzens Grund,
Mit freundlicher Geberden;
Ich küß ſie an ihr'n rothen Mund
Mein'm Herz'n ward größer Freud nie kund
Dieweil ich lebt auf Erden.

Recht lieblich ſie mich anſach,
Mit ihren Aeuglein klare;
Gar freundlich ich auch zu ihr ſprach:
Mein' Jungfrau, glaubt fürwahre,
Mein Herz iſt euch in Treuen hold,
In Zucht und auch in Ehren,
Wo eu'r Gemüth daſſelbig wollt,
Dz unſer beider Freud ſich ſolt,
In Lieb und Züchten mehren.

Eu'r zücht'ger Wandel alſe fein,
Thut mir mein Herz zerſchneiden,
Wiewohl der Klaffer gar vil ſein,

Die mich darumb thun neiden,
Deßhalb bit ich noch Jungfrau ſchön,
Laſt euch doch nit verſühren,
Der falſchen Zungen Argewon,
Die mir vnd euch vil leides thon,
Solln eure Gunſt nit irren.

Zart wunnigliches Jungfräulein,
Laß mich der Treu genießen.
Eur ſteter Diener will ich ſein,
Euch in mein Herz verſchießen,
Mein G'blut vor Freuden allzeit wacht,
Dazu mein Gemüth und Sinne
Mein Herz nach euch in Ehren tracht,
Ade zu tauſend gute Nacht,
Ihr ſeid mein Kaiſerinne.

Und der uns dieſes Liedlein ſang,
Von Neuem hat geſungen,
Das hat ein freier Drucker g'than,
Ein freier und ein junger.
Er ſingt uns das und noch viel mehr,
Und hats gar frei geſungen,
Gott grüß mein Bulen, wo er wär',
Und b'hüt all' reinen Jungkfräulein ihr Ehr,
Vor allen falſchen Zungen

Es wohnet Lieb bei Liebe.

(Wunderhorn II. nach einem fliegenden Blatt.)

Es wohnet Lieb bei Liebe,
Dazu groß Herzeleid,
Ein edle Herzoginne,
Ein Ritter hochgemayt,
Sie hätten einander von Herzen lieb,
Daß ſie vor großer Hute
Zuſammen kamen nie.

Die Jungfrau, die war edel,
Sie thät ein'n Abendgang,
Sie ging gar traurigliche,
Da ſie den Wächter fand;
„O Wächter mein, trit her zu mir,
Selig will ich dich machen,
Dürſt ich vertrauen dir.“

„„Ihr ſollet mir vertrauen,
Zart edle Jungfrau ſein,
Doch fürcht ich nichts ſo ſehre,
Als eures Vaters Grimm.
Ich fürchte eures Vaters Zorn,
Wo es mir miſſelungen,
Mein'n Leib hab ich verlorn.“ “

„Es ſoll uns nicht mißlingen,
Es ſoll uns wohl ergehn,
Ob ich entſchlafen würde,
So weck mich mit Getön.
Ob ich entſchlafen wär zu lang,
O Wächter, traut Geſelle
So weck mich mit Geſang!“

Sie gab das Geld dem Alten,
Den Mantel an ſein'm Arm.
„Fahrt hin mein ſchöne Jungfraue
Und daß euch Gott bewahr,
Daß er euch wohl behüt!“
Es kränkt demſelben Wächter
Sein Leben und Gemüth.

Die Nacht, die war ſo finſter,
Der Mond gar lützel ſcheint,
Die Jungfrau, die war edel,
Sie kam zum hohlen Stein,
Daraus da ſprang ein Brünnlein kalt
Auf grüner Linde darüber
Frau Nachtigall ſaß und ſang.

„Was ſingeſt du Frau Nachtigall,
Du kleines Waldvögelein?
Woll mir ihn Gott behüten,
Ja warte hier ich ſein,
So ſpar mir ihn auch Gott geſund
Er hat zwei braune Augen,
Dazu ein'n rothen Mund.“

Das hört ein Zwerglein kleine,
Das in dem Walde ſaß,
Es lief mit ſchneller Eile
Da es die Jungfrau fand.
„Ich bin ein Bot' zu euch geſandt,
Mit mir ſollt ihr gleich gehen,
In meiner Mutter Land.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei der ſchneeweiſſen Hand,
Er führt ſie an das Ende,
Wo er ſein Mutter fand.
„O Mutter, die iſt mein allein,
Ich fand ſie nächten ſpäte
Wohl bey dem hohlen Stein.

Und da des Zwergleins Mutter
Die Jungfrau recht anſah:
„Geh führ ſie wieder geſchwinde,
Da du ſie funden haſt.
Du ſchaffſt gros Jammer und gros Noth,
Eh morgen der Tag hergehet,
So ſind drei Menſchen todt.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei der ſchneeweiſſen Hand,
Er führt ſie an das Ende,
Wo er ſie funden hat.
Da lag der Ritter verwundet in Tod
Da ſtand die ſchöne Jungfraue,
Ihr Herz litt groſſe Noth.

Sie zog aus ſeinem Herzen
Das Schwerdt und ſtieß es in ſich:
„Und hat es dich erſtochen,
So ſtech' ich's auch in mich;
Es ſoll nun nimmer kein Königs Kind
Um meinetwillen ſterben,
Sich morden mehr um mich.“

Und da es morgen taget,
Der Wächter hub an und ſang:
„So ward mir nie kein Jahre,
Kein Nacht noch nie ſo lang,
Denn dieſe Nacht wollt nicht vergehn.
O reicher Chriſt vom Himmel,
Wie wird es mir ergehn!“

Und das erhört die Königin,
Die auf dem Bette lag.
„O höret edler Herre
Was iſt des Wächters Klag?
Wie ihm die Nacht doch hätt gethan,
Ich fürcht, daß unſre Tochter,
Die hab nicht recht gethan.“

Der König zu der Königin ſprach:
„Zünd an ein Kerzlein Licht,
Und lug in alle Burge,
Ob ihr ſie findet nicht,
Kannſt du ſie in dem Bett nicht ſehn,
So wirds demſelben Wächter
Wohl an ſein Leben gehn.“

Die Königin war geſchwinde,
Sie zünd't ein Kerzlein Licht,
Sie lugt in alle Burgen,
Sie fand die Tochter nicht.
Sie thät ins Bette ſehn,
„O reicher Chriſt vom Himmel
Wie wird es heut ergehn!“

Sie lieſſen den Wächter fahen,
Sie legten ihn auf den Tiſch,
In Stücken thut man ihn ſchneiden,
Gleichwie ein Salmenfiſch.
Und warum thäten ſie ihm das,
Daß ſich ein andrer Wächter
Sollt hüten deſto baß.

Es wollt' ein Jäger jagen.

(Kl. fein. Almanach I.)

Es wollt' ein Jäger jagen,
Ein Hirſchlein oder ein Reh.
Drei Stündlein vor dem Tagen
Ein Hirſchlein oder ein Reh.

„Ach Jäger du haſt es verſchlafen,
Lieber Jäger jetzt iſt es Zeit.
Dein Schlaf thut mich erfreuen,
In meiner ſtillen Einſamkeit!“

Das that den Jäger verdrießen,
Dieweil ſie ſo reden thät,
Er wollt' das Jungfräulein erſchießen,
Dieweil ſie ſo reden thät.

Sie fiel dem Jäger zu Füßen,
Auf ihre ſchneeweiße Knie:
„Ach Jäger thu' mich nicht erſchießen!“
Dem Jäger das Herze wohl brach.

Sie that den Jäger wohl fragen:
„Ach edler Jäger mein,
Darf ich ein'n grün Kranz ferr tragen,
In meinem goldfarbnen Haar?“

Grün Kränzlein darfſt du nicht tragen,
Wie ein Jungfräulein trägt,
Ein ſchneeweiß Häublein ſollſt tragen
Wie ein jung Jägers Frau trägt.

Ein neues Lied hab ich erdacht

(J. Görres altteutſche Volks- und Meiſterlieder. Frankf. a. M. 1817.)

Ein neues Lied hab ich erdacht,
Wollt Gott, ich hätts zum End gebracht,
Fröhlich ſo wollt ich ſingen;
Könnt ich bei der Herzallerliebſten ſein,
Wie könnt mir daß gelingen, ja gelingen.

Es kann aber leider nit geſein,
Darum iſt betrübt das Herze mein,
Und iſt gar ſehr beſchweret,
So kann ich ſie doch aus meinem Herzen nit lan
Und wer ſie noch ſo ferr ja ferr.

Die Liebſte vor Allen iſt ſie fürwahr,
Ihr Mündlein (das) iſt Roſenfar,
Sie hat zwei rothe weiße Wangen,
Goldgeel und braun das trägt ſie gern,
Damit hat ſie auch mein Herz umfangen.

Wer iſt, der uns dies Liedlein ſang?
Ein armer Reuter iſt er genannt.
Er hats ſowohl geſungen;
Wär er bei der Herzallerliebſten ſein
Daheim geblieben, ihm wär' es längſt gelungen,
Er hätt ſie wohl überkummen.

Lieder aus der Zeit des deutſchen Kriegs, der Grumbachiſchen Händel und des dreißigjährigen Krieges.

Kriegslied gegen Karl V.

Wunderhorn I. Ohne den Eingang bei Hortleder: der röm. Kaiſer und königl. Majeſtäten Handlungen und Ausſchreiben.
Ausgabe von 1645. mit 30 Strophen.)

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, didum,
Bidi, bidi bum!
Der Kaiſer ſchlägt die Trumm

Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen!
Didum, didum, didum.
Ach Karle großmächtiger Mann,
Wie haſt ein Spiel gefangen an,
Ohn' Noth in deutſchen Landen?
Wollt Gott du hätt'ſt es baß bedacht,
Dich ſolchs nicht unterſtanden.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach Karle ſieh dich beſſer vor,
Bedenk den Feind vor deinem Thor,
Wenn du zu Papſt Gefallen
Solch greulich Mord willſt richten an,
Wovon die Land erſchallen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach denke an Papſt Hildebrandt,
Er regte Krieg im deutſchen Land,
Den Kaiſer zu vertreiben,
Und hetzte an viel Fürſten ſtark,
Im Bann mußt er ſtets bleiben.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Der Papſt zum Kaiſer wählen ließ,
Ein Fürſten Rudolph, Kaiſer hieß,
Ein Kron thät er ihm ſenden,
Gebot den Fürſten allzugleich,
Von Heinrich ſich zu wenden.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Da ward vergoſſen großes Blut,
Als ſich beſchützt der Kaiſer gut,
Und Rudolph hat verloren
Die Schlacht und ſeine rechte Hand,
Mit der er falſch geſchworen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach Hildebrand der feiert nicht,
Des Kaiſers Sohn er auch anricht,
Den Vater zu verjagen,

Das Reich darob zerriſſen ward,
Viel edles Volk erſchlagen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Der Kaiſer muß vorm Papſte ſtehn.
Im Sünderhemd ganz nackt im Schnee,
Der Papſt der ließ ihn ſtehen,
Er lag in ſeiner Buhlen Schooß,
So wird es dir noch gehen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Ach denk der ganze Kaiſerſtamm
Durch Päpſte in groß Jammer kam,
Die deutſche Macht zerriſſen,
Willſt du für ihre Büberei,
Noch den Pantoffel küſſen?

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Wir haben auch auf unſrer Seit'
Ein ſtarken Held der für uns ſtreit,
Vom Macht iſt nicht ſeins Gleichen,
Gott ewiger Sohn mit ſeinem Heer,
Dem mußt du doch noch weichen.

Es geht ein Butzemann u. ſ. w.
Das Liedlein iſt in Eil gemacht,
Einem jungen Landsknecht wohlgeacht
Zu freundlichem Gefallen;
Von einem der wünſcht Glück und Heil
Den frommen Landsknechten allen.

Als ging der Butzemann im Reich herum,
Dibum, bidum,
Bidi, bidi, bum!
Der Kaiſer ſchlug die Trumm,
Mit Händen und mit Füßen,
Die Kirchen uns wollt ſchließen,
Dibum, bidum, bidum!

Auf Moritz, Herzog zu Sachſen.

(Hortleder l. c.) Im Thon: Noch will ich mir nicht grauſen lahn.

MORr wie du wilſt du arge Welt,
Auf Gott hab ich mein Troſt geſtellt,
Der wird mich wohl erhalten,
Und wär' es gleich dem Teufel leid,
So thu ich nicht wieder mein' Obrigkeit,
Der lieb Gott woll' ihr walten,
ja walten.
ITZt ſoll's aber wohl ſtehn und ſein ſein,
Daß jeder ſein eigen Herr will ſein,
Hochmuthen und ſtolzieren,
Schmähbücher und Lieder erdenkt man viel
Ein jeder die Obrigkeit läſtern will,
Dem gemeinen Mann hoſieren,
hoſieren.
HERZlich mir das zuwider iſt,
Weil Gott die Obrigkeit zu aller Friſt
Heißt fürchten und auch ehren,
Gebt eurem Gott was Gott gebührt,
Dem Kaiſer auch was ihm gehört,
Thut Chriſtus uns ſelbſt lehren.
ja lehren.
O Gott verleih mir dein Genad,
Laß mich halten die rechte Wag,
Als lange währt mein Leben,
Will ich dein Wort bekennen ſchon,
Wie ſteht in der Confeſſion,
Zu Augsburg übergeben,
ja geben.
ZU aller Zeit will ich auch mehr,
Obgleich ihr viel drum zürnen ſehr,
Dem Kaiſer, was ſein iſt, geben,
Erkennen vor meine Obrigkeit,
Als einem Lehnmann wohl anſteht,
Königlich Majeſtät darneben,
darneben.
SACHSEN, Schwaben, ſein wer ſie woll'n,
Darum mich nicht verdenken ſolln',

Gott treulich helfen bitten,
Daß er im heilgen römiſchen Reich,
Sein Wort, guten Fried, erhalt zugleich,
Für Krieg uns woll' behüten, behüten.
Amen.

Belagerung der Stadt Magdeburg.

(Fr. L. v. Soltau: Einhundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder. 63. Variante im Wunderhorn II. und in O. L. B. Wolffs Sammlung deutſch. hiſt. Volkslieder. 1830. Beide nach fliegenden Blättern.)

Magdenburg iſt ein ſchöne Stadt, ein hochgewerthes Haus,
Kom̄en viel fremde Gäſte die wollen uns treiben aus.
Die Gäſt' und die uns kom̄en, ſein Münch= und Pfaffenknecht,
Hilf reicher Chriſt vom Himel, daß wir ſie machen recht.

Zu Magdenburg auf der Brücken da liegen drei Hündelein,
Sie heulen alle Morgen, kein Spanier laſſen ſie ein.
Zu Magdenburg auf dem Markte da liegt ein Faß mit Wein,
Will ihn der Kaiſer trinken, ein Landsknecht muß er ſein.

Zu Magdenburg auf der Mauer da ligt ein eiſener Mann,
Will ihn der Kaiſer gewinnen, ſein Spanier müſſen daran.
Zu Magdenburg auf der Maure da ſein zwei guldine Schwert,
Und g'wint ſie Herzog Moritz, ein's Churfürſten iſt er werth.

Zu Magdenburg in der werthen Stadt, da ſeind der Büchſen viel,
Sie trauren alle Morgen, daß der Kaiſer nit kom̄en will.
Zu Magdenburg in der werthen Stadt da iſt ein Kartenſpiel,
Die von Nürnberg haben's gemiſchet, die Seeſtädt ſpielen darmit.

Zu Magdenburg auf der Brücken da ſeind drei ſchöne Jungfräulein,
Sie machen alle Morgen drei ſchöne Kränzelein,
Das erſt gehört dem Churfürſten, das Andre ſeinem Gemahl,
Das dritt gehört Graff Albrechten, der hatt das beſt gethan.

Wer iſt der uns diß Liedlein ſang, von neuem geſungen hat?
Das haben gethan drei Landsknecht gut, zu Magdenburg in der Stat.

Die Echter in Gotha.

(Handſchriftlich in m. S. Vergl. v. Soltau Einhundert deutſche Volkslieder 67. Hier mit moderner Rechtſchreibung.)

Was wollen wir aber ſingen
jetzund zu dieſer Friſt?
von neugeſchehenen Dingen,
wie es ergangen iſt,
Neulicher Zeit in Thüringerland,
was ſich hat zugetragen
in der Stadt Gotha genannt.

In welcher ſich haben gehalten
dem Reich ſchädliche Leut,
ſonderlich Grumbach der alte,
ſchad' wärs lebt' er noch heut;
Sammt anderm wurmfreſſigen Geſind,
was Arg's ſie haben begangen,
weiß manches Mutter Kind.

Daſſelbig alls zu erzählen
in dem Lied wäre zu lang,
will es nur darauf ſtellen,
wie es gewann ein'n Ausgang,
Nachdem es nun ein Zeit und Friſt
vom Churfürſten zu Sachſen,
und dem Reich belagert iſt.

Nachdem ſie Schloß und Stadte
williglich gaben auf,
auf daß ſie erlangten Gnade,
ehe es alſo ging zu Hauf,
Welches iſt geſchehen fürwahr
am dreizehnten Aprilis
dem ſieben und ſechzigſten Jahr.

Darnach am funfzehenden
führt man nach Dresden gut
Herzog Hans Friederich behende,
mich dauret das fürſtliche Blut,
Daß er ſolche groß' Ungnad
wohl um der Echter willen
auf ſich geladen hat.

Darnach am achtzehenden
Aprilis ich euch ſag,
ungefährlich an dem Ende,
um acht Uhr Vormittag,
Ward Wilhelm von Erumbach der alt'
auf einen Seſſel getragē,
Vom Schloß auf den Markt bald.

Alda ward auf gemachet
ein gebretterte Bun,
als er ward dargebrachet,
als man ihn richten thut
Ward ihm vorgeleſen an dem End
ſein Urgicht von ein'm Schreiber,
welches war ſein bekennt.

Zu Hand thät ihn vermahnen
treulich der Prieſter Hauſ',
daräuf ruft er Gott ane,
bat auch als bald darauf
Ein Prieſter, daß er an dem Ort,
alda von ſeinetwegen
zum Volk wollt thun das Wort.

Als ſolches war geſchehen,
legt man ihn an den Ruck,
die Henker in der Nähen,
ſchnitten aus ihm vier Stuck,
Nahmen ſein untreu Herz zur Stund,
und ſchlugens ihm zweimale,
ſo friſch um ſeinen Mund.

Nach ſolchen geſchehenen Dingen,
ritt man zum Rathhaus hin,
Docter Bruckh auch dar zu bringen
als er kam auf die Bun',
Ward er mit gleicher Münz bezahlt,
Zu todt auch hingerichtet,
gleich wie Grumbach der alt.

Zum dritten thät man holen,
mit Namen Wilhelm von Stein,
als er Gott hatt befehlen,
treulich die Seele ſein,
Ward er knieend zu Schwert gericht,
darnach in vier Stuck zertheilet,
wie ihr vor ſeid bericht.

Noch einen thu ich nennen,
ward auch zur Richtſtätt geführt
werd ihn auch ſelbſt wohl kennen,
David Baumgartner genannt wird,
Iſt mit dem Schwerdt worden gericht,
williglich thät er ſterben,
Gott verlaß' die Seele nicht.

Ein's hätt' ich ſchier vergeſſen,
mit Namen Hans Barer er hieß,
iſt Fürſten Secretari geweſen,
den man auch bringen ließ,
Auf ein Seſſel, konnt gehen nicht,
denn der hatt' das Podagra,
wurd mit dem Strang gericht.

Etlich' ſitzen innen,
Eins Theils ſind aus dem Staub,
haben ſich gemacht von hinnen,
wär'n ſie noch da, ich glaub,
Sie müßten auch an dieſen Tanz,
denn wie ich hab vernommen,
iſt der Reihen noch nicht ganz.

Darbei ſo laß ichs bleiben,
jetzund zu dieſer Friſt,
weiter davon zu ſchreiben,
jetzt nicht Gelegenheit iſt.
Es iſt wahrlich geweſen Zeit,
daß man dieſes Ungeziefer,
einmal hat ausgereu't.

Der uns dies Lied hat geſungen,
hat auch zugeſehen dem Scherz,
darzu hat ihn gezwungen,
ſein friedliebendes Herz,
Der lieben Gerechtigkeit iſt er hold,
es wünſcht allen Schnapphähnen,
daß ihn'n ſo ergehen ſollt.

Vor Gotha und Grimmenſtein
Unſer gar viel gelegen ſein,
Sie looſen theuer um Leib und Leben
Und haben dennoch wohlfeil geben.

Magdeburgiſch Hochzeitlied.

(Offenes Blatt mit Bild: Augsburg, 1631. In der Melodie: Wie man die dennemärkiſche Schlacht ſingt.)

1. Soldaten.

Wol auf ihr tapffre Soldaten,
Und laßt uns fröhlich ſein,
Die Schanz iſt uns gerathen,
Wir haben ein Mägdlein fein
Durch Gottes Krafft erworben,
Und vnſeren Helden gut,
Nun wollens wir verſorgen,
Mit einem Bräutigamb gut.

2. Churfürſten.

Herr General Graf Tylli,
Der weitberühmte Held,
Hat zu ihr Luſt und Wille;
So es ihr auch gefällt,
So wolln wir Hochzeit machen,
Dem ganzen Reich zu Zier,
Wer nicht darbei will lachen,
Muß doch weinen mit ihr.

3. Magdeburg.

G'mach g'mach ihr lieben Soldaten
Zu freien g'lüſt mich nit,

Ich hab bißher erhalten,
Mein Jungfrauſchaft damit:
Daß ich kein andern Herren
Ohn Schwed'n zu liebn bedacht.
Darum ſoll mich nicht kehren,
Eu'r Drohen, Trutz und Macht.

4. Pappenheim.

Lieb's Mägdlein thut euch maſſen,
Dieß ſtolzen Muths und Sinn,
Wollt euch an Schweden laſſen
Das bringt euch keinen G'win,
Weil ihr zu lieben neiget,
So rath ich euch zu gut,
Kein Lieb euch beſſer tauget
Dann Herrn Graf Tylli Muth.

5. Tylli.

Wiewohl mich niemaln zwungen,
Kein zeitlich Lieb noch G'ſtalt,
Jedoch weil's mir gelungen,
So liebt mir's Mägdlein alt.
Ich hoff', ich woll ſie lenken,
Gott und dem Reich zu G'win,
Das ſie ſoll laſſen ſenken,
Ihr'n Stolz, Hochmuth und Sinn.

6. Vermeinter Biſchoff zu Hall.

Mir zwar bei ſolchen Ehren,
Kein Weib zu freien ziemt.
So will mich doch beſchweren,
Daß ſie ein'n Andern nim̃t,
Hab ich ohn Recht mit Vortheil
Ein Biſthum g'nommen an,
So hoff ich auch ohn Nachtheil,
Die Magd zu führn darvon.

7. Falckenberger.

Wohlan zu dieſem Reihen
Bin ich ein tapfrer Mann;

Das Mägdlein zu erfreyen,
Iſt mir gelegen an.
Graf Tylli iſt ein alter
Iſt ihr annehmlich nit,
Der Schwed iſt wohl geſtalter,
Der weiß ihrn Wahn und Sitt.

8. Schwed.

Deß Nehmens bin ich g'wohnet
In Schweden, wie bekant,
Mein Hand auch noch nicht ſchonet,
Was glückt in fremde Land.
Dieß Mägdlein zu erwerben
Verlangt mich herzlich ſehr,
Sollt ich darüber ſterben,
Soll's mir nicht ſein zu ſchwer.

9. Nieder-Sächſiſcher Kreis.

Ach Mägdlein thuts nicht achten,
Der König braucht ſein'n Muth',
Dein G'ſtalt thut er nicht achten
Er ſucht vielmehr dein Gut,
Laß dich da nicht betrügen,
Die fremde Lieb hat G'fahr,
Die Buhler pflegn zu lügen,
Das reuet dich noch viel' Jahr.

10. Pommern.

O daß ich könt' erleben
Der gnadenreichen Zeit,
Daß der Schwede thäte ſtreben
Von meinen Landen weit!
Das Mägdlein aus der Elbe
Wird ihn ziehen zu ſich,
Darum ich auch derſelben
Thorheit erfreue mich.

11. Leipzigiſche Union.

Wohlan ihr Herrn und Stände,
Die Hochzeit iſt bereit;

Der Schwed der iſt uns fremde
Er fordert unſer G'leit.
Die Braut hat uns geladen,
Sie iſt uns nahe verwandt,
Wir müſſens beid' ohn Schaden,
Verſichern in unſerm Land.

12. Holland.

Ihr Herren Ständ und Gemeinde,
Der Meinung ſein wir eins,
Zu dieſem Feſt der Freunde
Wir auch beſchrieben ſeind.
Nicht zwar g'meint zu verehren
Etwas bei dieſem Tanz,
Wohl aber uns zu mehren,
Aus dieſem ſchönen Kranz.

13. Engelland.

Wiewohl ich fern entſeſſen
Von dieſem Hochzeit-Spiel,
Hab ich doch nicht vergeſſen,
Meiner Commödien viel.
Daher ich zu erfreuen,
Mein liebe Freund und Gäſt,
Vorhabens mich zu nahen,
Zu ſpielen auf das Beſt.

14. Dännemark.

Ich muß vernehmen ferne,
Was ich befahr und ſorg,
Der Schweden König gerne
Daß Mägdlein auf der Burg
Wolt freyen und Hochzeit halten,
Das ohn mich nicht ſein laß,
Ich wills nicht laſſen walten,
Den Reſt noch wenden dran.

15. Türck.

Habt Dank, ihr liebe G'treuen,
Daß ihr mich ladt zum Spiel,

Die Freundſchaft laßt euch nicht reuen,
Ob's euch ſchon nutzt nicht viel,
Habt euch wohl zu erfreuen.
Daß ihr mein' Schwäger ſeid;
Wies gehn wird an dem Reihen,
Iſt mir wed'r lieb noch leid.

16. Kaiſer.

Wer ſoll euch doch bereden,
Daß die älteſt Tochter mein,
Dem tollen König in Schweden,
Verkuppelt ſolle ſein?
Hat ſie ihr G'lübt gebrochen,
Daß ſie will gfreiet ſeyn,
So bleibts nicht ungerochen,
Der Tylli nim̃ts allein.

17. Liga.

Soll z' Burg die Hochzeit folgen,
Ein's Mägdleins hübſch und fein,
Das nim̃t uns wunder Sorgen,
Daß wir nicht g'laden ſein.
Die Lieb zu unſrer Muhmen,
Die zwingt uns zu dem Tanz,
Daß wir zu Ehren kommen,
Dem Tyll zu geben den Kranz.

18. Kaiſerliche Armada.

Friſch auf ihr Herrn und G'ſellen,
Das Feſt iſt uns bereit,
Die Hochzeit wir anſtellen,
Mit Muth und Tapferkeit.
Dem Schweden wolln wir führen,
Zuzuſehn an den Tanz,
Graf Tylli wolln wir zieren,
Mit der Hochzeit'rin Kranz.

19. Bürger zu Magdeburg.

O weh ihr Herrn und G'ſellen,
Was ſolln wir klagen euch,

Die Hochzeit ſo wir anſtellen,
Iſt word'n zu einer Leich.
Die Jungfrau iſt verblichen,
Zerbrochen iſt der Kranz,
Alle Zier von ihr gewichen,
All Hochmuth, all ihr Glanz.

20. Reichs Städt.

Iſt dann ſo gar verſtorben,
Die Magd zu Burg an der Elb,
So iſt ja zu beſorgen,
Daß uns auch g'ſcheh daſſelb,
Hab'n wir die Hochzeit gern geſehn,
So gilt's auch unſre Schanz,
O Gott wie wirds uns gehen,
Waß an uns kömt der Tanz!

21. Reich.

Mich thut betrüben ſehre,
Daß mein Schweſter und Magd,
Ihrm Bräutigam vnd Herre,
Dem Kaiſer die Pflicht verſagt,
Ihr meine Freund vnd G'liebte,
Drum laßt euch gerathen ſein,
Und laß's euch nicht gelüſten,
Soll ſtets euer Spiegel ſein.

22. Gott.

All'r G'walt durch mich verſehen,
Ohn mich kein Macht beſteht,
Soll alſo nichts geſchehen,
Was mein'm Will wiederſtrebt.
Unglau] b kann ich nicht leiden
Ung'hor | ſam ſind nur Pein
Drum | wer die Straf will meiden
Muß] mir ergeb]en ſein.

Guſtav Adolphs Tod.

6. Nobr. 1632.

(Nach v. Soltau's Samml. 80. von Dav. Puſchmann.)

Guſtav Adolph aus Schweden,
Du königliches Blut,
Wer ſollt auch wohl bereden,
Das ganze Deutſchland gut,
Daß er nicht ſollte Zähren
Dir zu Ehren,
Weinen wie Tropfen Blut?

Kan̄ auch ein Herz ermeſſen
Die trübſelige Zeit,
Kan̄ auch ein Herz vergeſſen
Dieß große Herzenleid.
Wer iſt der dran gedenket,
Dens nicht kränket,
Zu trauren ſei bereit?

Dem nicht ein Weibsbild zarte
Gereicht hat ihre Bruſt.
Sondern ein Löw und Parther,
Der darob träget Luſt.
Ein Herz von Felſenſteinen
Sollts beweinen,
Dem dieß Elend bewuſt.

O Blei verflucht Metalle,
Wer macht dich doch ſo kühn?
Eins Königs Blut vor allen
Vergeuſt ſo ſchändlich hin,
Du ſchnödes Elemente,
So behende
Ein Helden tödſt mit Grimm.

O trauren über trauren,
Hört man in aller Welt,
All Creaturn es dauren,
Daß nun da liegt der Held.
All Vöglein in den Hecken,
Thun erſchrecken,
All' Blümlein in dem Feld.

Wer mitt'n in großen Freuden,
In vollem Lachen ſteht,
Gedenkt an dieſes Leiden,
Sein Herz ein Stoß empfäht,
Gedenkt im Augenblicke
Dieß Unglücke,
Alsbald ſein Freud vergeht.

O du geſchorne Rotte,
Du Päpſtiſche Cleriſey,
Weil nun der Held iſt todte,
Treibt dein Pfaffengeſchrei
Nun iſt die Sach gewonnen.
Angeſponnen
Durch unſer Heuchelei.

Papſt, Teufel, Jeſuiter,
Ganz Anti-Chriſten Hauf,
Meint nun lieg ganz darnieder
Des Evangeli Lauf:
Laß ab zu jubiliren,
Krieg zu führen,
Gott weckt ein andern auf.

Im Anfang deiner Thaten,
Ein tapfrer Gideon,
Am End iſt dirs gerathen,
Stirbſt gleich, wie ein Samſon,
Mit deinen Feinden alle,
Auch mit Schalle,
Trägſt doch den Sieg davon.

O Königliche Krone,
Sich was dir wiederfuhr,
Mit deim Tod ſprichſt du Hohne,
Der Babyloniſchen Hur,
Glorwürdig haſt vergoſſen
Unverdroſſen,
Dein Blut das glaub mir nur.

Er kam aus Schweden reiche,
Streit für die Religion,
Vertheidigt auch zugleiche
Augſpurgiſch Confeſſion,
Zu Troſt bedrangten Chriſten,
Die mit Liſten
Waren verjagt davon.

Die Marter-Kron jetzt träget
Der glorwürdigſte Held,
Jetzt iſt ihm beigeleget
Preiß, Ehr, in jener Welt,
Darnach du haſt gerungen,
Iſt gelungen,
Dein Sach iſt wohl beſtelt.

Ein König für den Andern,
Vergeußt ſein theures Blut,
Der König aus Schwedenlande
So thut mit friſchem Muth.
Wie Chriſti Blut vergoſſen
Er genoſſen
Alſo er wiedrum thut.

Gebenedeite Erden,
Wo nur ein Tröpflein klein,
Gepreiſet ſolltu werden,
Dieß Bluts getrocknet ein,
Kein edlers Königs Blute
Uns zu gute
Mag je vergoſſen ſeyn.

Als Jeſus ſtarb zur None,
Ein große Finſtre ward,
So trauret auch die Sonne
Guſtav Adolphum zart:
Von Nebel ein Traurkleide
Trug mit Leide,
Als er geſchoſſen ward.

O Deutſchland nim zu Herzen,
Mit deinen Sünden all
Haſt wiederum verſcherzet
Schwediſchen General.
Ihr Schweden allzumale,
Dank habt alle,
Ihr Helden mannichfalt.

O Evangeliſch Fürſten,
Nach eurm Land vnd Leut
Thut eurn Feind ſehr dürſten,
Drum trett zuſamm bei Zeit:
Augſpurgiſch Confeſſionen
Wöll beiwohnen
Gott jetzt und allezeit.
Amen.

VI.

Deutſche Kunſtdichter aus der zweiten Hälfte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Georg Rudolph Weckherlin.

Ermunterung an deutſche Krieger.

Wie die Soldaten man vor Zeiten
Laut mit dem Mund:
So ſie ietzund
Ermahnet der Poet zu ſtreiten.

Friſch auf, ihr tapfere Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth
Belebet, ſuchet groſe Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', friſch auf!
Das Land, die Freiheit ſich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig ſchlaget drauf,
Und überwindend triumphieret.

Der iſt ein Deutſcher wohl geboren,
Der von Betrug und Falſchheit frei,
Hat weder Redlichkeit, noch Treu',
Noch Glauben, noch Freiheit verloren.
Der iſt ein Deutſcher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit ſeinem Schwerdt
In einige Gefahr ſich waget.

Denn, wenn ihn ſchon die Feind verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Iſt Ruhm und Ehr' doch ſein Gewinn,
Und er iſt gar nicht überwunden.
Ein ſolcher Tod iſt ihm nicht ſchwer,
Weil ſein Gewiſſen ihn verſüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er ſein Blut ſo vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil ſein Lob die Nachkömmling' ſingen.
Die edle Freiheit iſt die Frucht,
Die er dem Vaterland verlaſſet,
Da der Herzloſ' durch ſeine Flucht
Wird ganz verachtet und gehaſſet.

Alſo zu leben und zu ſterben
Gilt dem aufrechten Deutſchen gleich;
Der Tod und Sieg ſind ſchön und reich
Durch beed' kann er ſein Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und der Verräther,
Und ihnen folget ein Geſtank,
Weil ſie verfluchte Uebelthäter.

Wohlan derhalb, ihr wahre Deutſchen,
Mit deutſcher Fauſt, mit deutſchem Muth,
Dämpfet nu der Tyrannen Wuth,
Zerbrechet ihr Joch, Band und Peitſchen.

Unüberwindlich rühmet ſie
Ihr Titul, Thorheit und Stolzieren;
Aber ihr Heer mit ſchlechter Müh'
Mag, überwindlich, bald verlieren.

Ha! fallet in ſie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht, ſie trennen ſich,
Ihr' böſe Sach' hält nicht den Stich,
Drum zu der Flucht ſie ſich ſchon mahnen.
Groß iſt ihr Heer; klein iſt ihr Glaub';
Gut iſt ihr Zeug; böſ' ihr Gewiſſen.
Friſch auf! ſie zittern, wie das Laub,
Und wären ſchon gern ausgeriſſen.

Ha! ſchlaget auf ſie, liebe Brüder!
Iſt die Müh' groß, ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sieg und Beut'; und wohl und recht
Zu thun, ſind ſie, denn ihr, viel müder.
So ſtraf', o deutſches Herz und Hand,
Nu die Tyrannen und die Böſen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf dieſe Weiſ' erlöſen.

Martin Rinkhard.

Nun danket alle Gott.

Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Händen,
der große Dinge thut an uns und allen Enden,
der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an
unzählig viel zu gut, und noch ietzund gethan.

Der ewig reiche Gott woll' uns bei unſerm Leben
ein immer fröhlich Herz und edeln Frieden geben,
und uns in ſeiner Gnad' erhalten fort und fort,
und uns aus aller Noth erlöſen hier und dort.

Lob, Ehr' und Preis ſei Gott, dem Vater und dem Sohne,
und auch dem heil'gen Geiſt, im hohen Himmelsthrone.
Dem dreieinigen Gott, als der urſprünglich war,
auch iſt und bleiben wird ietzund und immerdar.

Johann Heermann.

O Gott, du frommer Gott,
Du Brunnquell aller Gaben,
Ohn' den nichts iſt, was iſt,
Von dem wir alles haben!
Geſunden Leib gieb mir,
Und daß in ſolchem Leib
Die Seele unverletzt,
Rein das Gewiſſen bleib.

Gib, daß ich thu mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet.
Gib, daß ichs thue bald,
Zu der Zeit, da ich ſoll,
Und dann gerathe mirs
Durch deinen Segen wohl.

Hilf, daß ich rede ſtets,
Womit ich kann beſtehen,
Laß kein unnützes Wort
Aus meinem Munde gehen;
Und wenn in meinem Amt
Ich reden ſoll und muß,
So gib den Worten Kraft
Und Nachdruck ohn' Verdruß.

Find't ſich Gefährlichkeit,
So laß mich nicht verzagen;
Gib einen Heldenmuth,
Das Kreuz hilf ſelber tragen.
Gib, daß ich meinen Feind
Mit Sanftmuth überwind;
Gib Freunde, die mit Rath
Und That mir nahe ſind.

Laß mich mit jedermann
In Fried und Freundſchaft leben,
So wie es chriſtlich iſt.

Willſt du mir etwas geben
An Reichthum, Gut und Geld,
So gib auch dieß dabei,
Daß von unrechtem Gut
Nichts untermenget ſey.

Soll ich auf dieſer Welt
Mein Leben höher bringen,
Durch manchen ſauren Tritt
Hindurch ins Alter bringen,
So gib Geduld; vor Sünd
Und Schanden mich bewahr,
Auf daß ich tragen mag
Mit Ehren graues Haar.

Laß mich an meinem End
Auf Chriſti Tod abſcheiden;
Die Seele nimm zu dir,
Hinauf zu deinen Freuden.
Dem Leib ein Räumlein gönn
Bei frommer Chriſten Grab,
Auf daß er ſeine Ruh
An ihrer Seite hab.

Wann du die Todten wirſt
An jenem Tag aufwecken,
Wollſt du auch deine Hand
Zu meinem Grab ausſtrecken;
Laß hören deine Stimm,
Ruf meinen Leib hervor,
Und führ ihn, ſchön verklärt,
Zum auserwählten Chor.

Joh. Valentin Andreä.

Die verborgene Lieb.

Edele Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verſtecket,
Daß ſich dein hoch Ankunft ſo gar ſelten entdecket!
Aus Gnad biſt du geboren,

Gott ſelber hat dich zeugt,
Dem Menſchen auserkoren,
All Kreatur ſich beugt.

Liebliche Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft noch Kraft nicht ſchmecken heut noch morgen?
Die Welt thuſt du erfüllen
Mit ſüßem Honigſeim,
Das größt' Leid thätſt du ſtillen
Durch deinen milden Schein.

Innige Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verſchloſſen,
Daß wir zu deiner Treu uns ſchicken ſo verdroſſen?
Alles kannſt du verbinden,
Was durch die Erd zerſtreut;
In dir alles mag finden,
Was Menſchenherz erfreut.

Stetige Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verloren,
Daß dein Standhaftigkeit nit kommt für unſre Ohren?
Den Bund thuſt du feſthalten,
Der mit uns aufgericht,
Die Lieb mag nicht erkalten,
Ihr Treu kann roſten nicht.

Aufrichtig Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verdecket,
Daß uns dein Licht und Recht in unſerm Mund nit ſchmecket?
Das Wahr' thuſt du uns lehren,
Das Gut' du uns befiehlſt,
B'hältſt uns bei unſern Ehren,
Und nach dem Himmel zielſt.

Billige Lieb, wo biſt ſo gar bei uns vergraben,
Daß wir nicht achten werth dein theur' und ſchöne Gaben?
Du lehrſt dem Nächſten dienen,
Wie Gott verordnet hat,
Du läßt uns gar nichts rühmen,
Weil all's von Gottes Gnad.

Eifrige Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verworfen,
Daß dein Hitz unbekannt in Städten und in Dorfen?
Mit Ernſt lehrſt du uns treiben

Das evangeliſch G'ſatz,
Daß unter uns mög bleiben
Des Reiches Chriſti Schatz.

Tröſtliche Lieb, wo biſt ſo gar bei uns vertrieben,
Daß dein Muth uns nit ſtärkt, wie viel auch aufgeſchrieben?
Du nimmſt dem Kreuz ſein G'wichte,
Du nimmſt dem Kelch ſein Gall,
Daß ſich ein Chriſt aufrichte,
Trink mit den Brüdern all.

Heilige Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verſchlagen,
Daß wir dein Himmelsart ſtets unter uns verklagen?
Daß wir viel geiſtlich's Schwätzen
Und fleiſchlich's treiben fort,
Damit in G'fahr uns ſetzen,
Daß uns entgeh das Wort?

Andächtig Lieb, wo biſt ſo gar bei uns verjaget,
Daß an bei'm Gottesdienſt mancher Maulchriſt verzaget?
Mit leid, nit meid, nit giebet,
Mit faſt, nit laſt, nit raſt,
Mit bet, nit geht, nit tödtet —
Sich doch auf Gnad verlaſt.

Johann Matthäus Mayfarth.

Jeruſalem, du hochgebaute Stadt.

Jeruſalem, du hochgebaute Stadt!
Wollt' Gott ich wär' in dir;
Mein brünſtig Herz ſo groß Verlangen hat,
Und iſt nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
Weit über blaches Feld,
Schwingt es ſich über alle,
Und eilt aus dieſer Welt.

O ſchöner Tag, und noch viel ſchönre Stund'!
Wann wirſt du kommen ſchier,
Da ich mit Luſt, mit freiem Freudenmund,

Die Seele gib von mir?
In Gottes treue Hände,
Zum auserwählten Pfand,
Daß ſie mit Heil anlände
In jenem Vaterland.

Im Augenblick wird ſie erheben ſich
Bis an das Firmament,
Wann ſie verläßt ſo ſanft, ſo wunderlich,
Die Stätt' der Element,
Wie auf Eliä Wagen.
Hebt ſie der Engel Schaar,
Die ſie in Händen tragen,
Umgeben ganz und gar.

O Ehrenburg! ſei nun gegrüßet mir,
Thu' auf die Gnadenpfort,
Wie große Zeit hat mich verlangt nach dir,
Eh ich bin kommen fort
Aus jenem böſen Leben,
Aus jener Nichtigkeit
Und mir Gott hat gegeben
Das Erb' der Ewigkeit!

Was für ein Volk, was für ein' edle Schaar
Kömmt dort gezogen ſchon,
Was in der Welt von Auserwählten war,
Seh' ich, die beſte Kron',
Die Jeſus mir der Herre,
Entgegen hat geſandt,
Da ich noch war ſo ferne
In meinem Thränenland.

Propheten groß, und Patriarchen hoch,
Auch Chriſten insgemein,
Die weiland dort trugen des Kreuzes Joch
Und der Tyrannen Pein,
Schau ich in Ehren ſchweben,
In Freiheit überall,
Mit Klarheit hell umgeben,
Mit ſonnenlichtem Strahl.

Wann dann zuletzt ich angelanget bin
In's ew'ge Paradeis,
Von höchſter Freud erfüllet wird der Sinn,
Der Mund von Lob und Preis;
Das Halleluja reine
Man ſpielt in Heiligkeit,
Das Hoſianna ſeine
Ohn' End' in Ewigkeit.

Mit Jubelklang, mit Inſtrumenten ſchön
Auf Chören ohne Zahl,
Daß von dem Schall und von dem ſüßen Ton
Sich regt der Freudenſaal;
Mit hundert tauſend Zungen,
Mit Stimmen noch vielmehr,
Wie vom Anfang geſungen
Das himmeliſche Heer.

Friedrich von Spee.

(Erſte Ausgabe, Cöllen, 1649.)

Ermahnung zum Lob Gottes in ſeinen Werken.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Der Schöpfer hoch von Ehren:
Uns laß die Laut und Harfen rein,
Mit Saiten ſüß vermehren.
Die Sonn' mit edlem Strahlen-Kranz,
Den Schöpfer täglich weiſet,
Der Mond mit rundem Sternen-Tanz,
Den Schöpfer nächtlich preiſet.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Der Schöpfer groß von Machten,
Ich, bei dem Sonn- und Sternenſchein
Thu ſeinen Glanz erachten.
Wie klar muß er dann leuchten ſelb,
Wie wunder, wunder glitzen?
Weil jene Fackeln güldengelb,
So reines Licht beſitzen!

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Du blaues Feld, und Waſen:
Euch Himmel ich dort oben mein',
Ihr Zelt von Glas geblaſen:
Auch ihr unſichtbar Wäſſer klar,
So droben aller wegen
Von außen bleibet immerdar,
Den Himmeln überlegen.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Ihr Erd- und Himmelgloben:
Ihn loben alle Geiſter ſein,
Im Tempel ſein dort oben.
Faſt alles voller ſeiner Macht
Laut überall erſchallet;
Das Meer in ſteter Wellenjagd
Mit Brüllen weit erknallet.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein:
Ihn loben Wind und Regen,
Ihn loben Blitz und Wetterſchein,
Zuſammt den Donnerſchlägen:
Ihn lobet auch der Regenkreis,
Der Bogen bunt gefärbet;
Reif, Wetter, Wind und Sommereis
In Kieſel klein zerkerbet.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein;
Der Luft auch muſiciret:
Die Morgenröth ſich ſtellet ein,
Mit Roſenroth gezieret:
Die wohlgemalte Vöglein ſchwanck
Ihr Zünglein ſüßlich ſtimmen,
Dem Schöpfer ſagens Lob und Dank,
Auf, ab, in Lüften klimmen.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Laßt ihn mit Freuden preiſen.
Schau da die krauſe Vöglein
Den Luft mit Sang durchreiſen;

Uns laden ſie bei ſchöner Zeit
Zum gleichen Jubiliren:
Uns winken ſie mit Flügeln beid,
Mit beſtem Coloriren.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Laßt ihn mit Lüſten preiſen.
Geſchöpf, uns laden groß und klein,
Zum Lob uns unterweiſen.
Laut überall in aller Welt
Daß Gottes Lob ſich höret;
Wer nunmehr ſich nicht unterſtellt
Iſt freilich ja bethöret.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Ihm Lilien, ſchön und Roſen
In gelb und purpur Mäntelein,
Gar lieb und freundlich koſen.
Sie lächeln ihm gar ſchön gefärbt
In Kraut und Blumengärten;
Von ihm die Schönheit han ererbt
Sammt ihren Mitgefährten.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Ihr Kräuter, Staud und Hecken:
Ihn loben alle Blümelein,
So nur nach ihm thun ſchmecken.
Ihn lobet alle Kräuter Kraft,
Mags Niemand nit verneinen,
Auch Oel, Getraid, und Rebenſaft,
Dem uns die Trauben weinen.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Will ſein von uns geprieſen:
Ihn loben alle Berg, und Stein,
Ihn Felder all, und Wieſen.
Ihm alles Holz in Wälden grün,
Gar mächtig ausgerecket;
So freilich aller keck und kühn,
Das Haupt in Wolken ſtrecket.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Ihn loben Flüß und Brunnen,
Ihn Wäſſer all, und Wäſſerlein,
So Gang, und Lauf gewunnen.
Schau da was reines Waſſer-Glas,
Mit Freuden kommt gezogen?
Was manche fließend Silber-Gaß?
Was Bächlein krumm gebogen?

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Ihr warm und heiße Bäder;
Ihr wohlgeſotten Strahlen ſein,
Du ſchwefelreich's Geäder.
Ihn lobet auch das Erz, und Stahl,
Ihn Silber, Gold, und Eiſen,
Ihn alle Bergwerk, und Metall
Aus hohler Erden preiſen.

Auf, auf, Gott will gelobet ſein,
Bei ſchönen Sommertagen:
Laßt unſerm Gott, laßt ihm allein
Die Laut und Harfen ſchlagen,
Feu'r, Waſſer, Luft, Erd, aller End,
Die Wunder ſein verkünden;
Uns alle Welt, und Element
Zu ſeiner Lieb entzünden.

Julius Wilhelm Zinkgräf.

Mein feines Lieb iſt fern von mir.

Mein feines Lieb iſt fern von mir,
Ich hatt' mit ihr ſehr kurze Freud';
Sehr kurze Freud' hatt' ich mit ihr,
Das macht mir deſto größer Leid.
Mein' Tag' bring' ich mit Seufzen zu,
Mit lauter Unruh' meine Ruh':
Mein Herz hat ſie genommen mit,
Es half kein' Klag', es half kein' Bitt'.

Ihr Seufzer, ach ihr Seufzer mein,
Die ihr ſo häufig eilt von mir,
Fahrt hin zu meinem Liebelein,
Fahrt hin, und ſagt der edlen Zier,
Daß ihr getreuer Diener ſich
Um ſie bekümmer inniglich,
Ohn' Unterlaß in ſolchem Schmerz
Gedenkend an ihr keuſches Herz.

Gleichwie ein Turteltäubelein,
Das ſein' Geſellen hat verlor'n,
So ſitz' ich traurig und allein,
Das ſchwinde Scheiden thut mir Zorn.
Ach Scheiden, ach zum letztenmal;
Da fing erſt an die rechte Qual;
Zum letztenmal, da ſie fortrückt',
Mein Herz ich in ihr' Lippen drückt'.

Ich hab' mich zwar ſo lang erwehrt,
Daß ich kein Jungfrau fangen ſollt';
Nun ſeh' ich wohl, euch iſt beſcheert,
Daß ich euch mußte werden hold.
Ihr war't diejenig', ihr allein,
Ihr ſeid es, und ihr ſollt es ſein,
Die mich durch ihre Lieblichkeit
Und Tugend alſo hat verleit't.

Ach liebſtes Lieb! kehrt wieder um,
Kehrt um, ach liebſtes Liebelein,
Eh' dann ich ganz und gar umkumm',
Und gebt mir nur ein Zeichen klein;
Kann es nit mit dem Leibe ſein,
So laßt es doch ein Schreiben ſein,
Hab' ich ſo viel Genad' bei euch,
So frag' ich nach kein'm Königreich.

Martin Opitz von Boberfeld.

Auf die Weiſe des hundert und vierten Pſalms.

Auf, auf mein Herz', und du mein ganzer Sinn,
Wirf alles das was Welt iſt, von dir hin:
Im Fall du willt was Göttlich iſt erlangen,
So laß den Leib in dem du biſt gefangen:
Die Seele muß von dem geſaubert ſein
Was nichts nicht iſt als nur ein falſcher Schein,
Muß durch den Zaum der Tugend dämpfen können
Die ſchnöde Luſt der äußerlichen Sinnen.

Ein jeder Menſch hat etwas das er liebt,
Das einen Glanz der Schönheit von ſich gibt:
Der ſuchet Geld, und trauet ſich den Wellen;
Der gräbet faſt biß an den Schlund der Höllen
Viel machen ſich durch Kriegesthat bekannt,
Und ſtehn getroſt für Gott und für ihr Land:
Der denket hoch, und ſtrebet ganz nach Ehren
Und jener läßt die Liebe ſich bethören.

Indeſſen bricht das Alter bei uns ein,
In dem man pflegt um nichts bemüht zu ſein;
Eh' als wir es recht mögen innen werden,
So kömmt der Tod, und rafft uns von der Erden.
Wer aber ganz dem Leib' iſt angethan,
Und nimmt ſich nur der Himmels Sorgen an,
Setzt allen Troſt auf ſeines Gottes Gnaden,
Dem kan̄ noch Welt, noch Tod, noch Teufel ſchaden.

Den Anker hat der Noah eingeſenkt,
Da als er war mit Luft und See verſchränkt;
Der große Troſt hat Abraham erquicket,
Als er ſein Schwerd nach Iſaac gezücket.
Der Glaube muß von Gott erbeten ſein,
Der einig macht, daß keine Noth noch Pein,
Und Todes Angſt auch den geringſten Schmerzen
Erwecken kann in frommer Leute Herzen.

Drum ſchau', o Menſch, hinauf und über dich
Nach dem was nicht den Augen zeiget ſich,

Was niemand kann beſchließen in den Schranken
Der Sterblichkeit und flüchtigen Gedanken.
Vollbringſt du das, mein Herz', und du, mein Sinn,
Und legſt die Laſt der Erden von dir hin,
Sagſt ab dem Leib' in dem du biſt gefangen,
So wird Gott dich, und du wirſt Gott erlangen.

Herzog Wilhelm II. zu Sachſen Weimar.

Herr Jeſu Chriſt, dich zu uns wend.

Herr Jeſu Chriſt! dich zu uns wend
Und deinen heilgen Geiſt uns ſend,
Mit Hilf und Gnad er uns regier,
Und uns den Weg zur Wahrheit führ.

Thu auf den Mund zum Lobe dein,
Bereit das Herz zur Andacht ſein;
Den Glauben mehr', ſtärk' den Verſtand,
Daß uns dein Nam werd wohl bekannt.

Bis wir ſingen mit Gottes Heer:
Heilig, heilig iſt Gott der Herr!
Und ſchauen dich von Angeſicht
In ewger Freud und ſel'gem Licht.

Ehr' ſei dem Vater und dem Sohn,
Dem heilgen Geiſt in Einem Thron!
Der heiligen Dreifaltigkeit
Sei Lob und Preis in Ewigkeit.

Friedrich Freiherr von Logau. (Golaw)

Aufmunterung zu guter Hoffnung.

Hoffe, Herze! weil du kannſt,
Hoffe, weil etwas zu hoffen!
Wo du einſtens Hoffnung fand'ſt,
Dahin ſteht der Weg noch offen.
Hoff', es gehet alles an;
Was man ſterbend hoffen kann.

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur, was wankelmüthig;
Hoffnung zeigt ſich immerdar
Treugeſinnten Herzen gütig.
Hoffnung ſenket ihren Grund
In das Herze, nicht den Mund.

Felſen können in der See
So geſtalter Hoffnung gleichen;
Welche zwiſchen Wohl und Weh
Niemals von der Stelle weichen.
Alles ſchwindet, beugt und bricht;
Nur beherzte Hoffnung nicht.

Scheint das Glücke durch ſein Spiel,
Was man hofft zu unterbrechen;
Gnung, wenn nur der Himmel will;
So kann ich mit Freuden ſprechen:
Dieſes kommt von oben her;
Nichts unmöglich, ob gleich ſchwer

Johann Michael Moſcheroſch.

Lob des Weines.

Ich preiſe lebenslang den Wein:
Er lindert alle Sorg' und Pein,
Er kann Melancholie verjagen.
Das Waſſer, oh! bringt Traurigkeit,
Bringt Weh' dem Kopfe, wie dem Magen;
D'rum, Brüder, floh ich's allezeit.

Der edle Wein behagt mir baß.
Dem Waſſer ſchwur ich ſteten Haß.
Schon Mancher iſt darin erſoffen.
Das Waſſer iſt ganz ungeſund;
Beim Wein iſt Lieb' und Luſt zu hoffen;
Der Wein erfriſchet Herz und Mund.

Das ungeſchmackte Waſſer — nein!
Entweihen darf's nicht meinen Wein;

Er reucht wie Nägelein und Roſen,
So, daß mein Herz vor Wonne lacht,
Wird mir von Bachus Virtuoſen
Ein kleines Trinkfeſt zugedacht.

Weinhaſſer ſind belachenswerth;
Das Waſſer ekelt und beſchwert;
Im Wein beſteht das wahre Leben.
Ich ſcheue Waſſer, ſcheue Bier;
Denn Waſſer iſt ein Sclav der Reben;
Oft trüben's Vogel, Fiſch und Thier.

Fort Brunnentrank! Der Wein erfreut:
Im Wein vergißt man alles Leid;
Ein Menſch iſt, weinlos, halb erſtorben.
Der Wein bringt Scherz und Brüderſchaft;
Der Wein hat manchen Freund erworben,
Das Waſſer manchen abgeſchafft.

Wenn allzuſcharf dein Gegner ſtritt
Und wär'ſt du gern des Handels quitt,
Trink' einen Rauſch! Ergreif' den Degen!
Ein Rauſch, der wild im Eifer ficht,
Bangt nie vor Hieben oder Schlägen,
Ein Rauſch erbebt vor'm Teufel nicht.

Doch wenn ihr lieber Frieden ſchafft,
So wißt der Wein hat Zauberkraft:
Wenn Zwei ſich um die Haut geſchlagen,
So wallen höflich ſie zum Wein,
Dort ihren Zwieſpalt zu vertragen;
Kein Schiedsmann könnte beſſer ſein.

Der Wein macht um und um beherzt.
Wer gern mit ſeinem Liebchen ſcherzt,
Der ſoll zuvor ein Räuſchlein trinken.
Im Hui gewinnt er Kuß auf Kuß;
Die Holde folgt des Schmeichlers Winken
In ſüßer Minne Hochgenuß.

Man ſpricht: In Vino Veritas!
Das heißt: gebt mir ein großes Glas!
Dem Feind will ich das kleine gönnen.
Doch wer ein Räuſchlein fürchten kann,
Der will, man ſoll ihn nicht erkennen,
Und iſt gewiß kein Biedermann.

Dem Waſſer bleibet zwar ſein Nutz;
Doch beut der gute Wein ihm Trutz;
Seht, wo ihr wollt, den Zecherorden,
Wenn ſie in pacis cellula
Per omnes casus trunken werden,
So jubeln ſie: Hallelujeh!

Heinrich Albert oder Alberti.

Das deutſche Mädchen.

Ihr, mit Roſen auf den Wangen,
Und die Haare goldgeſchmückt!
Euer, wunderſtolzes Prangen,
Das nur Thoren hoch entzückt,
Werth iſt's meines Lobes nicht,
Wenn euch deutſcher Sinn gebricht.

Hat die Göttin auch des Glückes
Fürſtengüter euch beſcheert,
So, daß demuthvollen Blickes
Alt und Jung Verehrung ſchwört —
Wenn euch deutſcher Sinn gebricht,
Acht' ich aller Schätze nicht.

Eure höflichen Geberden,
Eure ſchöne Redekunſt,
Ob ſie laut geprieſen werden,
Sind nur Spiel und eitel Dunſt,
Und beſteh'n, ihr Jungfrau'n nicht,
Wenn euch deutſcher Sinn gebricht.

Käm't auch edlen Stammes wegen
Ihr den Königinnen gleich,
Dennoch wahrhaft überlegen
Bleibt ein deutſches Mädchen euch.
Hoher Stand beliebt uns nicht,
Wo der deutſche Sinn gebricht.

Deutſcher Sinn, das iſt die Gabe,
Wahrheit, Zucht und Redlichkeit,
Die ich auserkoren habe,
Und wenn einſt ein Gott verleiht
Mir ein Weib von deutſcher Art,
Glücklicher kein Mann noch ward.

Simon Dach.

Geſelligkeit.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
Nichts ſteht ſowohl ihm an,
Als daß er Lieb erzeigen
Und Freundſchaft halten kann.
Wenn er mit ſeines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verſpricht er nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur ſollen leben,
Und fern von Leuten ſein:
Wir ſollen uns befragen,
Und ſehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen
Die Einſamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.

Der kann ſein Leid vergeſſen,
Der es von Herzen ſagt;
Der muß ſich ſelbſt auffreſſen,
Der in geheim ſich nagt.

Gott ſtehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt:
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der mir ſich herzlich giebt.
Mit dieſen Bundsgeſellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen,
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wiſſentlich berührt!
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seele hold,
Und lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

Ernſt Chriſtoph Homburg.

Was iſt lieben?

Was iſt lieben?
Sich betrüben,
Sich ſtets widmen kranker Pein;
O wie weiſe
Der, ſo leiſe
Gehet, und mag ſicher ſein!

Lieb erwecket
Luſt, und ſchmecket
Anfangs einem jeden gut;
Bald ſich wendet,
Kurzweil endet,
Martert, daß es wehe thut.

Amor, Spötter
Aller Götter,
Amor aller Schalkheit voll,
Ohne Wunden,
Geht verbunden
Nur daß man ihn klagen ſoll.

Liebes Feuer
Hat noch heuer,
Sonſt auch, thränend Augen bracht;
Bald gegeben
Dem das Leben,
Dieſen krank und todt gemacht.

Drum iſt Lieben
Nur Betrüben,
Götter-Menſchen-Narrethei;
Man muß lachen
Ob den Sachen,
Ob der klugen Phantaſei.

Jacob Schwieger.

Die Jugend.

Laß uns, Kind, der Jugend brauchen,
Weil uns noch die Schönheit blüht;
Wenn die Geiſter einſt verrauchen,
Und die Todtenfarb' umzieht
Unſer runzlichtes Geſichte,
Wer begehrt dann unſern Kuß?
Nimm ſie an, der Roſen Früchte,
Eh' ihr Blatt verwelken muß.

Ob die Alten mürriſch zanken,
Nehmen ſie der Freude wahr;
Muß man drum mit ihnen kranken? *)
Nein, ich acht' es nicht ein Haar.
Sollte der mich Sitten lehren,

---

*) kranken] ſich ſchwach und traurig geberden, traurig ſein.

Der bereits hat ausgelehrt?
Dann werd' ich mich auch bekehren,
Wenn mein Alter ſich verkehrt.

Die beſüßten Frühlingstage
Laufen flügelſchnelle fort;
Dann ſo hilft uns keine Klage,
Kein erſeufzend Bittewort,
Sie gedenken nie zurücke,
Was hin iſt, das bleibet hin;
Dieß beruht auf einem Blicke,
Daß ich froh und traurig bin.

Drum ſo brauch, mein Kind, der Zeiten,
Weil die Zeiten grünend ſein,
Was uns bleibt, ſind Traurigkeiten,
Gehn uns dieſe Zeiten ein.
O! wie plötzlich kommt die Stunde,
Daß uns Klotho in der Eil
Schießt die Roſen von dem Munde
Durch des Todes Frevelpfeil.

So ſei mit den Scharlachswangen,
Schöne, ferner nicht zu theu'r;
Lindre meiner Qual Verlangen.
Kühl', ach! kühl der Liebe Feu'r.
Wo von den beſüßten Fluthen
Deines Zuckermundes Naß
Mir kein Thau iſt zu vermuthen,
Werd' ich noch vor Abends blaß.

Gieb zwei Küßchen, gieb mir eines,
Soll es ja kein mehrers ſein;
Gieb, mein Schatz, mir nur nicht keines,
Willſt du mich dem Todtenſchrein
Auf ein wenigs noch erſparen.
Was nutzt denn ein kalter Kuß,
Wenn ich auf der Leichenbahren,
Deiner Reu' erſt warten muß?!

Paul Gerhard.

I.

Nach dem dreißigjährigen Kriege.

Gottlob, nun iſt erſchollen,
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen ſollen,
Die Spieß und Schwerdter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!
O Deutſchland ſinge Lieder,
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und ſprich:
Herr deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdienet
Als ſchwere Straf und großen Zorn,
Weil ſtets bei uns noch grünet
Der freche ſchnöde Sündendorn.
Wir ſind fürwahr geſchlagen
Mit harter ſcharfer Ruth,
Und dennoch muß man fragen:
Wer iſt, der Buße thut?
Wir ſind und bleiben böſe,
Gott iſt und bleibet treu,
Hilft, daß ſich bei uns löſe
Der Krieg und ſein Geſchrei.

Sei tauſendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab',
Jetzt ſehn wir, was für frommen
Dein bei uns wohnen in ſich hab'.
In dich hat Gott verſenket,
All unſer Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm ſelbſt den Pfeil
Des Herzleids in das Herze,
Und löſcht aus Unverſtand,
Die güldne Freudenkerze
Mit ſeiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand beſſer
In unſre Seel und Herz hinein,
Als ihr zerſtörten Schlöſſer
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals ſchönen Felder,
Mit friſcher Saat beſtreut,
Jetzt aber lauter Wälder,
Und dürre wüſte Haid,
Ihr Gräber, voller Leichen,
Und blut'gem Heldenſchweiß,
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,
O Menſch! und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen;
Geh' in dein Herz, und denke nach,
Was Gott bisher geſendet,
Das haſt du ausgelacht;
Nun hat er ſich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und ſcharfen Dringen,
Zu deinem Heil, zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb und Gutes thun.

Ach! laß dich doch erwecken!
Wach auf! wach auf! du harte Welt,
Eh als das harte Schrecken
Dich ſchnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Chriſtum liebet,
Sei unerſchrocknes Muths;
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles Gut's.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da ſollt ihr bei Gott leben,
In ew'gem Fried und Ruh.

2.

Zur Sommerszeit.

Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud',
In dieſer lieben Sommerszeit,
An deines Gottes Gaben;
Schau an der ſchönen Gärten Zier,
Und ſiehe, wie ſie mir und dir,
Sich ausgeſchmücket haben.

Die Bäume ſtehen voller Laub,
Das Erdreich decket ſeinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narciſſen und die Tulipan,
Die ziehen ſich viel ſchöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft,
Das Täublein fleugt aus ſeiner Gruft,
Und macht ſich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glücke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt ſein Haus,
Das Schwälblein ſpeiſt die Jungen,
Der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh,
Iſt froh, und kommt aus ſeiner Höh
Ins tiefe Gras geſprungen.

Die Bächlein rauſchen in dem Sand,
Und malen ſich und ihren Rand
Mit ſchattenreichen Myrten.
Die Wieſen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Luſtgeſchrei
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroſſne Bienenſchaar
Fleucht hin und her, ſucht hier und dar
Ihr' edle Honigſpeiſe.

Des ſüßen Weinſtocks ſtarker Saft
Bringt täglich neue Stärk und Kraft
In ſeinem ſchwachen Reiſe.

Der Waizen wächſet mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der ſo überflüſſig labt,
Und mit ſo manchem Gut begabt
Das menſchliche Gemüthe.

Ich ſelber kann und mag nicht ruhn
Des großen Gottes großes Thun,
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich ſinge mit, wenn alles ſingt,
Und laſſe, was dem Höchſten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, biſt du hie ſo ſchön,
Und läßt du's uns ſo lieblich gehn
Auf dieſer armen Erden,
Was will doch wohl nach dieſer Welt
Dort' in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schloſſe werden?

Welch hohe Luſt, welch heller Schein
Wird wohl in Chriſti Garten ſein,
Wie muß es da wohl klingen,
Da ſo viel tauſend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm
Ihr Hallelujah ſingen!

O wär ich da! O ſtünd ich ſchon,
Ach! ſüßer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weiſ'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tauſend ſchönen Pſalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieſes Leibes Joch,

Auch nicht gar ſtille ſchweigen;
Mein Herze ſoll ſich fort und fort
An dieſem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und ſegne meinen Geiſt
Mit Segen der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir ſtetig blühe.
Gieb daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und ſpat
Viel Glaubensfrücht erziehe.

Mach in mir deinem Geiſte Raum,
Daß ich dir werd ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiben.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm,
Ich deines Gartens ſchöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur nächſten Reiſ'
An Leib und Seele grünen.
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und ſonſten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Johann Riſt.

Der Stärkſte.

Selig iſt ein Held zu ſchätzen,
So der Mißgunſt lachen kann.
Ha! wer wagt's ihn zu verletzen?
Schrecken wohl ihn Acht und Bann?
Ohne Kummer mag er leben,
Und zu Gott den Geiſt erheben.

Seines Pilgergangs Beſchwerden
Achtet er für Kinderſpiel,
Nie kann er zu Schanden werden,

Litt' er auch unſäglich viel,
Ihm wird Wohl und Weh behagen,
Denn mit Gleichmuth kann er's tragen.

Schalk' und Frevler, ob ſie klaffen,
Hält er keines Blickes werth,
All' ihr Klaffen kann nicht ſchaffen,
Daß ihm Arges widerfährt.
In des Weltlaufs bunten Kriegen
Pflegt ſein Mannſinn obzuſiegen.

Mancher König wird geprieſen;
Städt' und Feſten nahm er ein.
Laßt die Fabel von der Rieſen
Kühnem Aufruhr Wahrheit ſein!
Stärker doch kann wahrlich ringen,
Wer ſich ſelber weiß zu zwingen.

Schwer iſt's, gleich dem Babelvolke,
Thürme bis gen Himmel bau'n,
Schwer, wie Dädalus, die Wolke
Ueberfliegen ohne Graun;
Schwer iſt's, Löwenmütter binden —
Schwerer, ſelbſt ſich überwinden.

Der iſt überall zu loben,
Der ſein eigner Meiſter iſt,
Schrecklos bei des Unglücks Toben
Und verkappter Neider Liſt;
Ob er heute ſtirbt, ob morgen,
Ruhig ſtirbt er, ohne Sorgen.

Georg Philipp Harsdörfer.

Die Bienen.

Ein Liedlein will ich ſingen
Vom Honigvögelein,
Die hin und her ſich ſchwingen
Durch bunte Blumenreih'n,
Vom Völklein in dem Grünen,

Des Zeitlers Nutz und Freud';
Ich ſinge von den Bienen,
Dem Bild der Chriſtenheit.

Der Winter hält gefangen
Die Jungfrau-Innung zart,
Bis Froſt und Schnee vergangen,
Bis Laub ſich offenbart,
Und wenn die Weſte ſtimmen
Nach linder Frühlingsart,
So machen ſich die Immen
Auf ihre Blumenfahrt.

Statt Trommeln gilt ihr Summen;
Der Stachel iſt ihr Schwert.
Ihr Hummen und ihr Brummen
Hat Niemand noch gefährt.
Sie nehmen ſonder Morden
Der ſchönſten Blumen Raub,
Und ihre Beut' iſt worden
Der Blum' und Blüthen Staub.

Wie ſie die Wachsburg bauen,
Von gold'nem Pergament,
Kann Niemand ie beſchauen.
(Kein Künſtler von Talent
Kann ſo Bewundrung wecken!)
Die Zimmer all' ſind gleich,
Geſondert, mit ſechs Ecken,
Das Honigkönigreich.

Man ſieht ſie friedlich leben,
Ohn' Eigennutz und Streit,
In ſteter Mühe ſchweben
Zur Lenz und Winterzeit.
Sie pflegen einzutragen
Der Blumen Saft und Thau,
Und treiben, voll Behagen,
Geſammt den Zuckerbau.

Paul Flemming.

Liebet Friede.

Liebet Friede, legt zur Seiten
Haß und Streiten,
Als den Brunnquell aller Pein.
Werdet nicht hierinnen müde,
Weil zum Friede
Wir von Gott berufen ſein.

Friede wünſcht Gott allerwegen
Als den Segen;
Friede, den das höchſte Gut
Chriſtus, als er iſt geſtorben,
Hat erworben
Durch ſein Leiden, Tod und Blut.

Wer nach Friede nicht will ſtreben
Bringt ſein Leben
Um den Friede, den Gott giebt.
Unruh wird in Ketten ſchließen
Ein Gewiſſen,
Das nur Zank und Hader liebt.

Alle Creaturen werden
Feind auf Erden,
Ziehn zu Felde wider ihn.
Da, wo ewig Friede blühet,
Wohnung ſiehet,
Kommt ein ſolcher Menſch nicht hin.

Friede läßt dich deinen Biſſen
Recht genieſen,
Wie dein Herz ſelbſt begehrt.
Darum ſollſt du Friede ſuchen,
Krieg verfluchen,
Krieg verzehret: Friede nährt.

Andreas Tſcherning.

Lob des Geſanges.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wenn Künſtler ſingen
Und Saiten klingen,
Iſt taub an Ohren
Und krank geboren:
Weil ſonſt ſich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden,
Man ſoll ihn eben
Auch alſo loben:
Da wird das Singen
Viel ſchöner klingen.

Mehr Luſt für Ohren
Iſt nicht geboren;
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier ſich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David ſingen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

Andreas Gryphius.

Auf die Chriſtnacht.

O Kind, um deſſen heil'ge Wiege
Die Seraphim mit Zittern ſtehn,
Schau wie ich auf den Knieen liege,
Und wünſch aus Liebe zu vergehn.

Die Flammen, die ich in mir ſpüre,
Sind Zeugen, was ich, o mein Ziel
Jetzunder im Gemüthe führe,
Und wie ich vor dir ſterben will.

O ungemeine Liebes-Größe!
Du leideſt vor mich Ungemach,
Du kleideſt mich durch deine Blöße,
Und ehreſt mich durch deine Schmach.

O ſüßes Kind, nimm dieſe Thränen
Zu Zeugen der Erkenntniß hin;
Ich werde mich ſtets nach dir ſehnen,
So lang' ich auf der Erden bin.

Bis ich dich mit den Cherubinen
Dort in des Himmels Sonnen-Schein
Kann als ein reiner Geiſt bedienen;
Dann wird mein Mund voll Jauchzen ſein.

Johann Georg Schoch.

An Amöne.

Ich ſpräche gerne ſo: „weil ich dich laſſen ſoll,
Amöne, gute Nacht! gehab dich wieder wohl,
Gehab dich wohl, du Schöne!
Weil ich dich laſſen ſoll,
Du freundlichſte Amöne,
Gehab dich wieder wohl.“

Ich ſpräche gerne ſo, und wünſchte meiner Pein,
Weil ich dich laſſen ſoll, nun wieder frei zu ſein.
Ach! daß ich könnte ſagen:

„Amöne, gute Nacht!
Du kannſt mich nicht mehr plagen,
Ich hab' mich losgemacht.“

Ich ſpräche gerne ſo, nur du biſt Schuld daran,
Du gar zu liebes Kind! Daß ich nicht ſagen kann:
„Gehab dich wohl, du Schöne,
Weil ich dich laſſen ſoll,
Du freundlichſte Amöne,
Gehab dich wieder wohl.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau.

1.

Wer auf Schwüre bauet.

Wer auf Schwüre bauet,
Und auf Worte trauet,
So die Zeit zerbricht,
Dem glückt es nicht;
Ja wird leichtlich nein,
Und ein falſcher Schein
Reißt oft allen Fürſatz ein.

Zirkel der Gedanken,
Können leichtlich wanken,
Und der Liebe Schluß
Hält nicht lange Fuß.
Was die Welt erfreut,
Nennt die leichte Zeit
Wechſel der Ergötzlichkeit.

Allzu lange Sonne
Machet ſchlechte Wonne,
Muscateller Muſt,
Ja die höchſte Luſt
Bringet dem Verdruß
Der mit Ueberfluß
Solches ſtets genieſen muß.

Honig wird zu Gallen,
Greul will dem Gefallen
An der Seite ſtehn,
Und zu nächſte gehn.
Mancher Blume Pracht,
Heut als Geld geacht,
Wird in kurzer Zeit veracht.

Wer nicht Menſchen kennet,
Meint, daß alles brennet,
Was da Feuer ruft.
Ach, der Herzen Gruſt,
Denen Treu entweicht
Die viel Liſt durchſchleicht,
Hat kein Maaß noch Blei erreicht.

Dieſer Zeit Gemüther
Führen falſche Güter,
Weil der Zeug der Welt
Keine Farbe hält.
Trau nicht Wort und Hand!
Denke nur, kein Pfand
Iſt genug vor Unbeſtand.

2.

Von der Herbſtzeit.

Du magſt den Lenz und Sommer preiſen,
Mir, mir gefällt des Herbſtes Frucht,
Die man in großen Fäſſern ſucht,
In ſchönen Gläſern pflegt zu weiſen.
Wo fröhliche Gemüther ſein,
Da biſt auch du, o edler Wein!

Du kannſt den Helden Stärke machen,
Wenn ſich der Feind im Felde zeigt,
Wenn ehe man die Stadt erſteigt,
Die Mörſer und Karthaunen krachen.
Wo tapfere Soldaten ſein
Da biſt auch du, o edler Wein!

Du heiſt die Männer länger ſitzen
In löblicher Geſellſchafts-Luſt!
Wem die Melancholei bewuſt,
Kannſt du das kalte Blut erhitzen.
Wo die verliebten Herzen ſein,
Da biſt auch du, o edler Wein!

Du biſt der beſte Koch auf Erden,
Der beſte Leib-Arzt in der Welt,
Der zu Geſunden ſich geſellt,
Die Schwachen wieder ſtark läßt werden.
Darum ſoll mir, o edler Wein!
Der Herbſt ein ganzes Wein-Jahr ſein.

Philipp von Zeſen oder Cäſius.

Ermunterung zur Fröhlichkeit.

Laſſet uns Maien und Kränze bereiten,
Sehet, ach! ſehet die fröhliche Zeiten!
Sehet, ihr Brüder, und merket hierbei,
Welche Veränderung ſolches nur ſei.

Laſſet uns Weinen und Trauren vertreiben,
Klagen und Zagen ſoll heute verbleiben,
Klagen und Zagen verjaget itzund,
Heute ſeind luſtig und machet es kund.

Laſſet uns Zucker und Honig beſtellen,
Laſſet uns holen die guten Geſellen,
Laſſet herbringen den ſpaniſchen Wein,
Weil wir noch können beiſammen hier ſein.

Laſſet uns birkene Maien beſtellen,
Daß wir euch ſchenken, ihr gute Geſellen,
Laſſet den birkenen Maien umgehn,
Laſſet die Gläſer nicht ſtille ſo ſtehn.

Laſſet den Malvaſier heute beſuchen,
Laſſet auftragen Paſteten und Kuchen,
Gebet uns Gläſer und Krüge voll Bier,
Weil wir anitzund beiſammen allhier.

Laſſet die Lauten und Geigen erklingen,
Laſſet uns eilen zum Tanze, zum Springen,
Nehmen die Kugel und Boſſel in acht,
Laſſet uns ſpielen, bis kommet die Nacht.

Laſſet uns geiſtlich- und weltliche Lieder
Klingen und ſingen, ihr luſtigen Brüder,
Laſſet uns letzen: die Jugend vergeht,
Wehmuth und Trauren im Alter entſteht.

Sibylla Schwarz.

Troſtlied an einen Freund, Jäger mit Namen, der eine geliebte und noch junge Frau verlor.

Ich hör', es ſei groß Leiden
Sich lieben und ſich ſcheiden
Drum geht mir eure Pein,
Herr Jäger, ſelbſt zu Herzen;
Es kränkt mich euer Schmerzen
Gerad als wär es mein.

Mich deucht, ich ſeh euch klagen,
Mich deucht, ich hör euch ſagen:
Wo bleibt, wo bleibt mein Hort?
Wie ſehr mögt ihr euch kränken,
Wie oft mögt ihr gedenken
Und ſprechen dieſe Wort:

Da pflag mein Licht,*) zu ſtehen,
Dort pflag ſie bei mir gehen,
Hier ſtund ſie bei der Thür,
Bald ſaß ſie bei mir nieder
Dann ging ſie hin und wieder
Nun kommt ſie nicht herfür.

Das Haus iſt mir zu kleine,
Thu nichts als daß ich weine,

---

*) Mein Licht, nach dem lat. mea lux, mea amata, war dem 17. Jahrhundert ſehr eigenthümlich und wurde geradezu für: Schatz, Lieb geſetzt.

Geh nicht mehr bei den Tiſch
Bei mir iſt Trank und Eſſen
Und alle Luſt vergeſſen,
Mir ſchmeckt nicht Fleiſch noch Fiſch.

Doch laßt euch gleichwohl tröſten:
Obwohl die Noth am größten,
Es kommt gewiß ein Tag
An dem wir wieder kommen
Zu den'n die uns genommen;
Wir folgen ſchleunigſt nach.

Wohin ich mich auch wende,
Da naht es ſich zum Ende,
Da frißt der Krieg ſo viel!
Da liegen ſo viel Kranken,
Die in des Lebens Schranken
Gelanget ſind zum Ziel.

Drum ſtopft den Quell der Zähren
(Weil ſie der Noth nicht wehren)
Nur fein geduldig zu.
Sie weiß von keiner Quale,
Iſt in des Himmels Saale,
Und lebt in ſtolzer Ruh.

Georg Neumark.

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit:
Wer Gott dem Allerhöchſten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die ſchweren Sorgen?
Was hilft uns unſer Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen

Beſeufzen unſer Ungemach?
Wir machen unſer Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig ſtille,
Und ſei doch in ſich ſelbſt vergnügt,
Wie unſers Gottes Gnaden Wille,
Wie ſein' Allwiſſenheit es fügt:
Gott, der uns ihn hat auserwählt,
Der weiß auch ſehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freuden-Stunden,
Er weiß wohl, wenn es nützlich ſei,
Wenn er uns nur hat treu befunden,
Und merket keine Heuchelei,
So kömmt Gott, eh wir uns verſehn
Und läſſet uns viel Gut's geſcheh'n.

Denk nicht in deiner Drangſals-Hitze,
Daß du von Gott verlaſſen ſeiſt,
Und daß der Gott im Schooße ſitze,
Der ſich mit ſtetem Glücke ſpeiſ't,
Die Folge-Zeit verändert viel,
Und ſetzet jeglichem ſein Ziel.

Es ſind ja Gott ſehr ſchlechte Sachen,
Und iſt dem Höchſten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott iſt der rechte Wunder-Mann,
Der bald erhöh'n, bald ſtürtzen kann.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu!
Und trau des Himmels reichem Seegen,
So wird er bei dir werden neu,
Denn welcher ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht,

Wohlan mein lieber Gott, ich traue
Auf dich, und bitt verlaß mich nicht,

Mit Gnaden all' mein Thun anſchaue,
Du weiſt gar wohl, was mir gebricht,
Schaffs mit mir, wiewohl wunderlich,
Durch Jeſum Chriſtum ſeliglich.

Johann Scheffler, genannt **Angelus Sileſius.**

Liebe, die du mich zum Bilde.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht;
Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall haſt wieder bracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh als ich geſchaffen war;
Liebe, die du Menſch geboren,
Und mir gleich wardſt ganz und gar;
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erſtritten
Ewge Luſt und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn;
Liebe, die mich überwunden,
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich ewig liebet,
Die für meine Seele bitt;
Liebe, die das Lösgeld giebet,

Und mich kräftiglich vertritt:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umſtecken,
Mit dem Laub der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Joſua Stegmann.

Ach bleib mit deiner Gnade.

Ach bleib mit deiner Gnade.
Bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
Daß uns hinfort nicht ſchade
Des böſen Feindes Liſt.

Ach bleib mit deinem Worte
Bei uns, Erlöſer werth,
Daß uns beid hier und dorte
Sei Gut und Heil beſchert.

Ach bleib mit deinem Glanze
Bei uns, du werthes Licht;
Dein Wahrheit uns umſchanze,
Damit wir irren nicht.

Ach bleib mit deinem Segen,
Bei uns, du reicher Herr,
Dein Gnad und alls Vermögen
In uns reichlich vermehr.

Ach bleib mit deinem Schutze
Bei uns, du ſtarker Held,
Daß uns der Feind nicht trutze,
Noch fäll die böſe Welt.

Ach bleib mit deiner Treue
Bei uns, mein Herr und Gott!
Beſtändigkeit verleihe!
Hilf uns aus aller Noth.

Louiſe Henriette,
Kurfürſtin von Brandenburg.

Jeſus, meine Zuverſicht.

Jeſus, meine Zuverſicht,
Und mein Heiland iſt mein Leben;
Dieſes weiß ich, ſoll ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todes-Nacht
Mir auch für Gedanken macht.

Jeſus, er mein Heiland lebt,
Ich werd auch das Leben ſchauen,
Sein, wo mein Erlöſer ſchwebt,
Warum ſollte mir denn grauen?
Läſſet auch ein Haupt das Glied,
Welches es nicht nach ſich zieht?

Ich bin durch der Hoffnung Band
Zu genau mit ihm verbunden,
Meine ſtarke Glaubenshand
Wird in ihn gelegt befunden,
Daß mich auch kein Todes Bann
Ewig von ihm trennen kann.

Ich bin Fleiſch und muß daher
Auch einmal zu Aſche werden,
Das geſteh' ich, doch wird er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Um ihn ſein mög' allezeit.

Dann wird eben dieſe Haut
Mich umgeben, wie ich gläube,

Gott wird werden angeſchaut
Dann von mir in dieſem Leibe,
Und in dieſem Fleiſch werd ich
Jeſum ſehen ewiglich.

Dieſer meiner Augen Licht
Wird ihn, meinen Heiland, kennen,
Ich, ich ſelbſt, kein Fremder nicht
Werd in ſeiner Liebe brennen,
Nur die Schwachheit um und an
Wird von mir ſein abgethan.

Was hier kranket, ſeufzt und fleht,
Wird dort friſch und herrlich gehen:
Irdiſch werd ich ausgeſä'et,
Himmliſch werd ich auferſtehen:
Hier geh ich natürlich ein,
Nachmals werd ich geiſtlich ſein.

Seid getroſt und hoch erfreut,
Jeſus trägt euch, ſeine Glieder!
Gebt nicht Statt der Traurigkeit,
Sterbt ihr, Jeſus ruft euch wieder,
Wenn die letzt' Trompet' erklingt,
Die auch durch die Gräber dringt.

Lacht der finſtern Erden-Kluft,
Lacht des Todes und der Höllen:
Denn ihr ſollt euch durch die Luft
Eurem Heiland zugeſellen;
Dann wird Schwachheit und Verdruß
Liegen unter eurem Fuß.

Nur indeß den Geiſt erhebt
Von den Lüſten dieſer Erden,
Und euch dem ſchon jetzt ergebt,
Dem ihr beigefügt ſollt werden.
Schickt das Herze dahinein,
Wo ihr ewig wünſcht zu ſein.

Daniel Kaspar von Lohenſtein.

Das Herze.

Nicht zürne: daß mein Herz ſo heißen Brand ausübet,
Weil deine Schönheit ſelbſt der Flammen Zunder hegt,
Schuld und Entſchuldigung in ihren Augen trägt.
Das Meer kann nicht dafür daß ſich der Himmel trübet,
Sich mit den Wolken armt, der Erden Dünſte liebet,
Die Sonn iſts, die das Salz in allen Dingen regt,
Der Klüfte Gluth beſeelt, den Geiſt der Welt bewegt,
So Schnee als Eiſe Brand, den Steinen's Leben giebet.

Soll meine Seele nun entſeelter als ein Stein,
Mein Herze fröſtriger als Eiſe=Zapfen ſein?
Es brennt, und iſt von Lieb, als ſchmelzend Erz zerronnen,
Denn Lieb' iſt ja die Gluth der Seelen; ſie erfüllt
Mit Feuer unſer Herz, das aus den Augen quillt:
Die, ſind der Liebe Brunn, der Seelen ihre Sonnen.

Hans Aßmann Freiherr von Abſchatz.

Thüringer Wald.

O ſchöne Gegend, welche mir
Das alte Deutſchland ſtellet für,
Wie unſrer Tuiſconen Schaar
Vor Zeiten ſo vergnüget war,
Wie ſie dem linden Strome nach
Der Silber=hellen Spiegel=Bach
In ein begrüntes Thal hinaus
Gebauet manch geringes Haus,
In welchem ſie mit Fried und Ruh
Ihr langes Alter brachten zu,
Und, ohne ſchnödes Mein und Dein,
Mit dem vergnüget konnten ſein,
Was ſonder viel gebrauchte Müh
Darreichte Wieſe, Wald und Vieh.
O ſelig, wer zu dem bereit
Beſchließen kann den Lauf der Zeit,
In ſeines Vaterlandes Schooß,

Von guten Freunden nimmer blos,
Um Schätz und Güter unbetrübt,
In keine Pracht der Welt verliebt,
Läßt ſeine beſte Luſt allein
Freund, Bücher und Gewiſſen ſein;
Genieſt des Orts in ſtiller Ruh,
Der ſeinen Sitten ſaget zu.
Ihm zeiget ſich der grüne Wald
Nicht minder nütz als wohlgeſtalt,
Der Glut und Kühlung bei ſich trägt,
Und tauſend Sänger in ſich hegt.
Da ſieht er, wie der klare Fluß
Zum Trank und Spiegel dienen muß:
Da giebt ihm Ruhe bei der Nacht
Vor Sorgen=voller Betten Pracht,
Die mehr als Blei und Centner ſchwer,
Das aufgebreite Blumen=Heer,
Wenn ſeine Lichter ſchläfet ein
Der viel beſchaute Monden=Schein;
Der Himmel und ein freier Muth
Deckt ſeine Glieder mehr als gut.
Zur Speiſe dienet Frucht und Wild,
So den geſunden Magen füllt
Ohn eitle Sorge für den Leib.
Gedanken ſein der Zeit=Vertreib,
Die ſich ohn allen Kummer frei
Dem Sternen=Dache ſchwingen bei;
Und hat er keinen Ueberfluß,
So iſt nichts, was er darben muß.

Michael Kongehl.

Heimath.

Geiſtern, ſo die Welt durchkreiſen,
Fürchten keines Scythen Eiſen,
Achten nicht den blanken Stahl;
Halbbemonde Partiſanen,
Blutbeſpritzte Martisfahnen
Stürzen ſie in keine Qual.

Des entbrannten Aetna Spitzen
Und die zwei berühmten Stützen,
Die Alkmenens Sohn erbaut,
Werden oftmals überſtiegen,
Thule bleibt dahinten liegen
Und ſelbſt Peru wird durchſchaut.

Aber wenn das Rund der Erden
Mit viel tauſend Angſtbeſchwerden
Endlich überſtiegen iſt,
Mußt du doch zurückgedenken
Und die Sinnen heimwärts lenken
Wenn du nicht von Marmor biſt.

Du wirſt eh' nicht Ruh' empfinden,
Bis du von den Aeolswinden
Wirſt getrieben ſeewärts ein,
Bis du kannſt aus fremden Landen
Fröhlich an dem Ufer ſtranden,
Wo dein Herz zu Haus mag ſein.

Samuel Rodigaſt.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Es bleibt gerecht ſein Wille,
Wie er fängt ſeine Sachen an,
Will ich ihm halten ſtille.
Er iſt mein Gott,
Der in der Noth
Mich wohl weiß zu erhalten,
Drum laß ich ihn nur walten.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Er wird mich nicht betrügen,
Er führet mich auf rechter Bahn,
So laß ich mich begnügen

An ſeiner Huld
Und hab Geduld,
Er wird mein Unglück wenden,
Es ſteht in ſeinen Händen.

Was Gott thut, das iſt wohl gethan,
Er wird mich wohl bedenken,
Er als ein Arzt und Wundersmann,
Wird mir nicht Gift einſchenken
Für Arzenei;
Gott iſt getreu,
Drum will ich auf ihn bauen,
Und ſeiner Güte trauen.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Er iſt mein Licht, mein Leben,
Der mir nichts Böſes gönnen kann,
Ich will mich ihm ergeben
In Freud und Leid,
Es kömmt die Zeit,
Da öffentlich erſcheinet,
Wie treulich er es meinet.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Muß ich den Kelch gleich ſchmecken,
Der bitter iſt nach meinem Wahn,
Laß ich mich doch nicht ſchrecken,
Weil doch zuletzt
Ich werd ergetzt
Mit ſüßem Troſt im Herzen,
Da weichen alle Schmerzen.

Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Dabei will ich verbleiben,
Es mag mich auf die rauhe Bahn
Noth, Tod und Elend treiben,
So wird Gott mich
Ganz väterlich
In ſeinen Armen halten,
Drum laß ich ihn nur walten.

Johann von Beſſer.

Bei dem Tode meiner Gattin.

Climene ſtarb, und ſprach im Scheiden:
„Nun, Liſis, nun verlaß' ich Dich,
Ich ſtürbe willig und mit Freuden,
Liebt Eine Dich ſo ſehr als ich.“
Ach, ſprach er, mag Dich das betrüben?
Climene, nur Dein Tod iſt ſchwer:
Kannſt Du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz.

Zufriedenheit im niedrigen Stande.

Ich trachte nicht nach ſolchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich ſind;
Mein Geiſt ſucht nirgend durchzudringen,
Als wo er leichte Bahne ſind't.
Ich ruhe ſanft bis an den Morgen,
Wenn mancher, welcher voller Sorgen,
Nach eitler Hoffnung ängſtlich ringt,
Der blinden Göttin Weihrauch bringt.

Ich merke, daß in unſerm Leben
Was Göttliches mit unter ſpielt;
Wer ſich will zu den Sternen heben,
Und dieſen Trieb nicht bei ſich fühlt,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
Ja, ſich ſelbſt Höll und Henker werden:
Weil der, der ſich am meiſten quält,
Zuerſt oft ſeinen Zweck verfehlt.

Wer will, mag in den Lüften fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit;
Ich laſſe mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüht, und doch erfreut.

Ein andrer mag ſich knechtiſch beugen,
Um deſto höher aufzuſteigen,
Ich neid ihn nicht in meinem Sinn,
Und bleibe gerne wer ich bin.

Benjamin Schmolck.

Sorgenflucht.

Mein Herz iſt ſtets vergnüget,
Auch wenn das Glück mir ſcharfe Dornen ſtreut:
Ruh und Ergötzung welkt, wo blaſſer Kummer lieget,
In Trauren ſtirbt das Herz, und frißt ſein eigen Leid:
Allein Vergnügung kann aus Galle Honig ſeimen,
Cypreſſen werden ihr zu lauter Balſam Bäumen.

Auf wilden Fluthen ſchwimmet
Ein leichtes Schiff, das ſeinen Anker führt:
Kreuzt unſer Herze gleich, wo Nord und Süd ergrimmet,
Iſt doch die Hoffnung ſtets, die unſern Lauf regiert;
Lebt nur mein Geiſt vergnügt, ſo mag es immer blitzen.
In meines Schöpfers Schoos kann ich gar ruhig ſitzen.

Aus Dornen wachſen Roſen,
Aus Gifte wird oft eine Medicin.
Nichts iſt ſo mächtig ſonſt dem Glücke liebzukoſen,
Denn nur ein freudig Geiſt und ein vergnügter Sinn;
Es wird die Wüſtenei ihm zum gelobten Lande,
Rubinen lieſet er aus ſchlechtem Kieſel-Sande.

Kein Abend ohne Morgen,
Ohn End kann wohl kein Kummer ſein,
Ich laſſe Gott für mich, und auch für alle ſorgen,
Nur er giebt nach der Nacht der Morgenröthe Schein.
Steh ich in ſeiner Hand, und lieb ihn ſtets auf Erden,
So muß die Hölle ſelbſt mir auch zum Himmel werden.

Berthold Heinrich Brockes.

Das Firmament.

Als jüngſt mein Auge ſich in die ſapphirne Tiefe,
Die weder Grund, noch Strand, noch Ziel, noch End' umſchrenkt,
Ins unerforſchte Meer des hohlen Luftraums, ſenkt',
Und mein verſchlung'ner Blick bald hie- bald dahin liefe,
Doch immer tiefer ſank; entſatzte ſich mein Geiſt,
Es ſchwindelte mein Aug', es ſtockte meine Seele
Ob der unendlichen unmäßig tiefen Höhle.
Die, wohl mit Recht, ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn End' und Anfang, ſtammen,
Es ſchlug des Abgrunds Raum, wie eine dicke Fluth
Des bodenloſen Meers auf ſinkend Eiſen thut,
In einem Augenblick, auf meinen Geiſt zuſammen.
Die ungeheure Gruft des tiefen dunkeln Lichts,
Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schranken,
Verſchlang ſo gar die Welt, begrub ſelbſt die Gedanken;
Mein ganzes Weſen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts,
Und ich verlor mich ſelbſt. Dieß ſchlug mich plötzlich nieder;
Verzweiflung drohte der ganz verwirrten Bruſt.
Allein, o heilſams Nichts! glückſeliger Verluſt!
Allgegenwärt'ger Gott, in dir fand ich mich wieder.

VII.

Deutſche Kunſtdichter aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und bis zu Leſſings Auftreten.

Johann Chriſtian Günther.

Die Früchte eines guten Gewiſſens.

Wie ſelig lebt ein frei Gemüthe,
Das weder Liſt noch Rachgier hegt,
Und das des weiſen Schöpfers Güte

Auch in der größten Noth erwägt,
Ja das in allem, was es übt,
Gerechtigkeit und Wahrheit liebt!

Sein kluger Sinn verträgt die Thoren,
Und ſieht ſie blos mit Mitleid an;
Er ſchätzt die Stunde vor verloren,
Worinn er keinem Guts gethan;
Er beſſert eigner Schwachheit Schuld,
Und hat mit fremder gern Geduld.

Die Fehler ſind ſein Tugend-Zunder,
Und lehren ihn beſcheiden ſein.
Er ſieht mit Luſt des Höchſten Wunder,
Und nimmt verborgne Weisheit ein;
So heftig auch der Kreuz-Dorn ſticht,
Flucht er doch dem Verhängniß nicht.

Kein Undank macht ſein Wohlthun müde,
Kein Strafwort ſeinen Zorn erhitzt:
Er ſucht mit eignem Schaden Friede,
So oft nur dieſer andern nützt:
Er ſcheut und reizet keinen Feind,
Und redet allzeit, wie ers meint.

Er ſtrebt nicht mit Gewalt nach Dingen,
Die über ſein Vermögen gehn:
Er ſucht ſich nirgends hoch zu ſchwingen,
Als da wo fromme Seelen ſtehn,
Die Seelen, derer Beiſpiel zeigt,
Wie hoch Verſtand in Demuth ſteigt.

Ein ſolches Herz mag ohne Waffen
Durch See und Wüſte ſicher ziehn,
Es darf, wenn böſe Mäuler klaffen,
Nicht ſchamroth in den Winkel fliehn:
Sein Wandel widerlegt den Neid,
Und iſt ſein ſchönſtes Ehrenkleid.

Wovor ſich andre fürchten müſſen,
Geſpenſter, Träume, Höll und Tod,

Das tritt ſein weiſer Geiſt mit Füßen,
Und wenn ihm noch die Sünde droht,
So eilt es Salems Hügeln zu,
Und holt ſich dort Gewiſſens-Ruh.

Und hört es endlich auch die Stunde,
Die mit dem Leben Abend macht,
So giebt es mit getroſtem Munde
Den Eitelkeiten gute Nacht;
So bleibt es ſelig dort und hier:
Gott, ſo ein Herz beſcheere mir.

Bodmer.

Der Abt von Kantelburg.

Nach einer Altengl. Ballade.

In Altengland dem ſchönen Eiland,
Herrſchte vor alten Tagen ein König,
Johann genannt, gefürchtet, gehaßt,
Er that viel Unrecht, des guten wenig.

Er war dem Abt von Kantelburg gram,
Denn war der Abt gleich ein todter Mann,
Ein Münch, ſo liebt' er doch weltliche Pracht,
Er nahm ſich des Schilds und der Ritterſchaft an.

Er hatte Ritter und Edelknechte,
Die hatten von ihm in ſeinem Marſtall
Kaſtelan und Harniſch und waren bereit,
Mit ihm zu reiten, ſo oft er befahl.

Braunen Scharlat, gebracht von Gent,
Den man heißet Brautlachen,
Mehr andere Kleider feuerroth
Die ließ er dem Hofgeſind machen.

Itzt rief er den Abt zu ſich an den Hof,
Er ſah ihn im Zorn mit Scheelſucht an.
Seid ihr es, der Herr von Kantelburg,
Ein Münch von Orden und todter Mann?

Die Rede geht in meinem Land,
Daß ihr ein fürſtlich Gefolge habt,
Von Rittern und Knappen, der Staat geziemt
Mehr meinen Genoſſen als einem Abt.

Der Abt ſprach: ich ſag es beim heilgen Kreuz,
Was ich ausſpend iſt nicht fremdes Gut,
Mein König und Herr nehm es nicht übel,
Daß mild ich bin mit dem eignen Gut.

Ich macht euch verdächtig von Kantelburg Abt,
Als macht ihr Entwürfe wider mein Leben,
Ihr müßt den Verdacht mit dem Tode büßen,
Könnt ihr auf drei Fragen nicht Antwort geben.

Die erſte Frag: Auf dem Throne der König,
Die edle Herren vor ihm auf den Knieen,
Die Krone von Gold auf ſeinem Haupt;
Ihr müſſet ſagen, was dann ich werth bin.

Die zweite Frage: In wie viel Stunden
Ich um die Welt mag reiten herum.
Die dritte Frag: Ihr müßt mir ſagen,
Was ich izt denke. Nun ſeid nicht dumm.

Schwer ſind die Fragen, mein Witz iſt ſchaal,
Die Antwort iſt nicht im Steigreif bereit;
Doch dörft ich ſie wohl beantworten können,
Wollt ihr mir geben drei Wochen Zeit.

Drei Wochen geb ich euch, geiſtlicher Herr,
Drei Wochen und mehr nit will ich euch geben,
Könnt auf die Fragen ihr dann nicht antworten,
So iſt mir verfallen eu'r Land und eu'r Leben.

Hin ritt der Abt im Herzen betrübt,
Er ritt nach Kambrück und Ochſenforten,
Hier fand er nicht einen Meiſter ſo weiſe,
Der gelehrt ihm hätte, mit Witz antworten.

Verlegen und muthlos ritt er heim,
Im Felde begegnet ihm ſein Schaafhirt:

Viel Glück Herr Abt, willkommen zu Haus;
Dort waret ihr Gaſt, hier ſeid ihr Wirth.

Was bringet ihr gutes vom König Johann?
Nichts gutes, nichts gutes, mein Land, mein Leben,
Liegt auf der Waage, kann ich in drei Wochen
Ihm auf drei Fragen nicht Antwort geben.

Die erſte: Sitzt auf dem Throne der König,
Vor ihm die Herren und Lords auf den Knieen,
Die Krone von Gold auf ſeinem Haupt
Da muß ich ihm ſagen, was er werth ſei.

Die zweite Frag, in wie viel Stunden
Er reiten mag um die Erde herum.
Die dritte Frag iſt, ich muß ihm ſagen,
Was er itzt denkt, da bin ich zu dumm.

Mein guter Herr Abt ſeid nicht ſo verſtört,
Gebt Pferd mir, Bedienung, und euer Kleid;
Ein Narr hat oft den Weiſen gelehrt;
Ich reite zum König und geb ihm Beſcheid.

Pferd und Bedienung ſollſt du haben,
In Scharlat von Gent die Ritter und Knechte;
So gut der heilige Vater ſie hat,
Die Miter, den krummen Stab in der Rechte.

Willkommen Herr Abt, der von Kantelburg,
Ihr kommet recht in den berahmten Tagen,
Gerettet ſind euer Land und Leben,
Könnt ihr antworten auf meine drei Fragen.

Die erſte Frag, ich ſitz auf dem Throne,
Die Herren und Lords vor mir auf den Knieen,
Die Krone von Gold auf meinem Haupt,
Itzt ſollſt du mir ſagen was ich werth bin.

Um dreißig Pfenning verkauften die Juden
Den Sohn der Jungfrau, unſern Erlöſer:
Und neun und zwanzig mögt ihr werth ſein
Denn um einen Pfenning ſeid ihr wohl böſer.

Der König lacht' und ſchwur bei St. Jörg,
Daß ich nicht werther bin war mir unkund.
Nun zweitens ſag, in wie viel Stunden
Reit ich herum um die Erde rund.

Steht auf mit der Sonn und reitet mit ihr,
Bis folgenden Morgen ſie wieder aufgeht,
So reitet in zwanzig und vier Stunden
Ihr um die Erd und kommt nicht zu ſpät.

Der König lacht und ſchwur bei St. Paul,
Daß dieſes ſo ſchnell geht dacht ich nicht.
Die letzte Frage nun, was ich denke
Herr Abt von Kantelburg gebt mir Bericht.

Das thu ich, König, im Schimpf und Ernſt
Ihr denkt, daß ich Abt von Kantelburg bin,
Der bin ich nicht, ich bin ſein Schaafhirt
Und komme zu flehn für mich und für ihn.

Der König lachte und ſchwur bei der Meſſe,
Dir geb ich heut Kantelburg die Abtei.
Nein doch, Herr König, ihr thätet übel,
Ich kann nicht leſen, und zähle nicht drei.

So geb ich dir jede Woche vier Mark,
Du biſt ein ſchimpfreicher muntrer Mann;
Geh ſage dem Abt, wann du heim kömmſt,
Ihm verzeihe der gute König Johann.

Johann Chriſtoph Gottſched.

Singgedicht auf das Oſterfeſt.

Flieht, düſtre Trauerwolken, flieht!
Denn der erſtandne Heiland zieht
Aus dem verſchloſſ'nen Felſengrabe.
Ihr Thränen! fahret hin,
Daß den bisher betrübten Sinn
Ein Strahl der Freuden labe. W. A.
Betrübte Chriſtenheit!
Laß dein gemehrtes Grämen
Itzund ein Ende nehmen.

Die ſchmerzerfüllte Leidenzeit,
Die dein Erlöſer ausgeſtanden,
Iſt ſchon vorbei:
Auch von des Todes Banden
Macht unſer Held ſich frei.
Sieh! wie er aus dem Grabe geht,
Und rüſtig auferſteht.
   Theures Zion! freue dich!
   Laß in deines Tempels Chören
   Lauter Jubellieder hören;
   Fülle deinen Mund mit Luſt!
   Zeug den Flor vom Angeſichte;
   Labe die gekränkte Bruſt,
   Nahe dich zum Freudenlichte,
   Chriſti Grab eröffnet ſich.
Wiewohl es iſt noch nicht genug,
Du mußt auch ſelbſt dem Herren ähnlich werden.
Der Tod, der ihn zu Boden ſchlug,
Muß auch von dir
Empfunden werden.
Die Lüſte müſſen für und für
Im Leibe deiner Sünden
Das Kreuz empfinden.
Drum tödte nur in deiner Bruſt
Des alten Adams böſe Luſt;
Das Fleiſch laß untergehn,
Und deinen Geiſt mit Chriſto auferſtehn;
Ja dem erfolgten Leben
Ein neues Anſehn geben.
   Höchſter! laß den Oſtertag
   Auch zu meinem Heil gedeihen;
   Laß doch Chriſti Purpurſchein
   Meine Mergenröthe ſein:
   Und da er im Grabe lag,
   Auch mein Herz ſich hoch erfreuen.
   Höchſter! laß den Oſtertag
   Auch zu meinem Heil gedeihen.

Friedrich Hagedorn.

Die Land-Luſt.

Geſchäfte, Zwang und Grillen,
Entweiht nicht dieſe Trift:
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeßt mir nachzuziehn:
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.

Es webet, wallt und ſpielet
Das Laub um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen ſchwebet,
Gefällt und hüpft und ſingt;
Und alles, alles lebet
Und alles ſcheint verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Luſt und Sommer ſchmückt!
Euch, ungeſtört, zu ſehen
Iſt, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beſchämt der Gärten Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat iſt aufgeſchoſſen
Und reizt der Schnitter Hand.
Die blättervollen Sproſſen
Beſchatten Berg und Land.
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihrer Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moß und Raſen
Der Hirt in ſtolzer Ruh!
Er ſieht die Heerde graſen

Und ſpielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergötzet
Und ſcheut die Kenner nicht;
Natur und Luſt erſetzet
Was ihm an Kunſt gebricht.

Aus Dorf und Büſchen bringet
Der Jugend Kern hervor
Und tanzt und ſtimmt und ſinget
Nach ſeinem Haber-Rohr.
Den Reihen-Tanz vollenden
Die Hirten auf der Hut,
Mit treu-vereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.

Wie manche friſche Dirne
Schminkt ſich aus jenem Bach;
Und giebt an Bruſt und Stirne
Doch nicht den Schönſten nach.
Geſundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug und Herz,
Und reizt in ihren Zügen -
Und lacht in ihrem Scherz.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt ſich des Landmanns Glück,
Und Freiheit und Ergötzen
Erheitern ſeinen Blick.
Verläumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte ſclaviſch macht,
Das ſchwärzt nicht ſeinen Morgen,
Das drückt nicht ſeine Nacht.

Nichts darf den Weiſen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgiebt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Luſt und Freude,
Ihm malet die Natur.

Albrecht von Haller.

Die Tugend.

Sapphiſche Ode.

Freund! die Tugend iſt kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des guten Saame,
Und ein Gott iſt's, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Laß den Freigeiſt mit dem Himmel ſcherzen,
Falſche Lehre fließt aus böſem Herzen;
Und Verachtung allzuſtrenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbſt ſie belohne.

Iſts Verſtellung, die uns ſelbſt bekämpfet,
Die des Jähzorns Feuer-Ströme dämpfet,
Und der Liebe viel zu ſanfte Flammen
Zwingt zu verdammen?

Iſt es Dummheit, oder Liſt des Weiſen,
Der die Tugend rühmet in dem Eiſen,
Deſſen Wangen mitten in dem Sterben
Nie ſich entfärben?

Iſt es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daß ein jeder ſich im andren findet,
Und zum Lößgeld ſeinem wahren Freunde
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrſucht mit Erbarmen?
Der dem Unglück reicht die milden Armen,
Weint mit andern, und von fremden Ruthen
Würdigt zu bluten?

Selbſt die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend,
Haßt das gute, und muß wahre Weiſen
Heimlich doch preiſen.

Zwar die Laſter blühen und vermehren,
Geiz bringt Güter, Ehrſucht führt zu Ehren,
Bosheit herrſchet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden ſchaden.

Doch der Himmel hat noch ſeine Kinder,
Fromme leben, kennt man ſie ſchon minder,
Gold und Perlen find't man bei den Mohren,
Weiſe bei Thoren.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wolluſt ekelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer,
Tugend fehl nimmer.

Drum, o Damon, geht's mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen,
Einen Weiſen kleidet Leid wie Freude,
Tugend ziert beide.

Zwar der Weiſe wählt nicht ſein Geſchicke,
Doch er wendet Elend ſelbſt zum Glücke;
Fällt der Himmel, er kann Weiſe decken
Aber nicht ſchrecken.

Ehrenfried Liebig.

Friedenslied.

O du Gott der Götter,
Deines Volks Erretter,
Unſer Beiſtand in der Noth,
Mächtiger Herr Zebaoth,
Schenk uns Kraft von oben
Uns recht heilig zu erfreun,
Und dich hoch zu loben.

Wo der Feinde Schaaren
Uns zum Schrecken waren,
Wo man Blut und Leichen ſah,
Ruft man nun: Hallelujah.

Wo die Schwerdter klungen,
Wird dir von viel Tauſenden
Fröhlich Dank geſungen.

Man hört Lobgeſänge
Von der großen Menge,
Die ſich in den Tempel dringt,
Und ihr Friedensopfer bringt.
Herr, erſchein und höre,
Da erfreut jauchzen
Die Jeſu Chriſti Chöre.

Längſt bereit zum Ende,
Hebt der Greis die Hände
An des Todes offnem Thor,
Wie dort Moſes, hoch empor.
Er ſpricht lebensmüde:
Tod! nun biſt du doppelt ſchön:
Denn ich fahr im Friede.

Sieh den kleinen Chriſten!
Aus der Mutter Brüſten
Schmecket er die Süſſigkeit
Der vergnügten Friedenszeit.
Mach, o Gott, ſein Lallen
Heut dir ſelbſt zu einer Macht,
Laß dirs wohl gefallen!

Fried, o großer Segen,
Der um Chriſti wegen
Sich in reichem Strom ergeußt,
Und auf viele Länder fleußt,
Friede, ſei willkommen,
Mit zu Gott erhabner Hand
Wirſt du angenommen.

Fließt, ihr Freudenthränen!
Nach dem langen Sehnen,
Nach der Wehmuthsthränenfluth

Schenkt uns Gott das große Gut.
Die geſchlagnen Wunden
Werden durch das Friedensband
Sanft vom Herrn verbunden

Werdet, meine Glieder!
Werdet alle Lieder,
Widmet euch auf Lebenslang
Zum heilgen Lobgeſang!
Was ich bin und habe,
Werde Gottes Eigenthum,
Bleibe Gottes Gabe.

Unſer Gott, die Liebe,
Denkt mit Vatertriebe
An das lang geplagte Land,
Und knüpft ſelbſt das Friedensband.
Die erhitzten Feinde
Werden, da er mächtig ruft:
Friede: unſre Freunde.

Berge, ſchallt die Lieder
Unſers Lobes wieder!
Sprecht das Dankgebet jetzt nach,
Das des Glaubens Stimme ſprach,
Daß Gott ſeine Ehre,
Die des Chriſten Mund beſingt,
Vielfach ſchallen höre.

Bis der Bau der Erden
Wird zerſtöret werden,
Reitze Fried und gute Zeit
Unſer Land zur Frömmigkeit;
Sprich, gerechter Saamen,
Sprich aus voller Glaubenskraft:
Amen! Amen! Amen!

Chriſtian Ewald von Kleiſt.

Lob der Gottheit.

Tauſend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke;
Aller Himmelskreiſe Welten preiſen ſeiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die ſein Wink hervorgebracht,
Sind Poſaunen ſeiner Liebe, ſind Poſaunen ſeiner Macht.

Soll ich denn allein verſtummen? Soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geiſtes Flügel auch zu ſeinem Throne ſchwingen;
Und wenn meine Zunge ſtammelt, o! ſo ſollen nur allein
Dieſer Augen milde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht ſein.

Ja, ſie ſtammelt; ſieh, o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt ich gleich den blöden Pinſel in der Sonne Flammen tauchen,
Würde doch von deinem Weſen noch kein Riß, kein Strich gemacht;
Dir wird ſelbſt von reinen Geiſtern nur ein ſchwaches Lob gebracht.

Wer heißt Millionen Sonnen prächtig, majeſtätiſch glänzen?
Wer beſtimmt dem Wunderlaufe zahlenloſer Erden Grenzen?
Wer verbindet ſie zuſammen? Wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes ſanfter Athem, Herr! dein mächtigſtes Geheiß.

Alles iſt durch dich. Die Schaaren ungeheurer Sphären liefen,
Auf den Ton von deinen Lippen, durch die ewig leeren Tiefen.
Fiſche, Vögel, zahme Thiere, Wild, das Feld und Hain durchſtrich,
Und vernünftige Geſchöpfe ſcherzten drauf, und freuten ſich.

Du giebſt den erzürnten Blicken, zwiſchen kräuterreichen Auen,
Wälder, die ſich in den Wolken faſt verlieren, anzuſchauen.
Du machſt, daß darinn durch Blumen ſich ein helles Naß ergießt,
Das zum Spiegel wird des Waldes, und durch Muſcheln rieſelnd fließt.

Um des Sturmes Macht zu hemmen, und zugleich zur Luſt der Sinnen,
Thürmen Berge ſich, von ihnen läſſeſt du Geſundheit rinnen.
Du tränkſt mit der Milch des Regens, und mit Thau die dürre Flur,
Kühlſt die Luft durch ſanfte Winde, und erfreueſt die Natur.

Durch dich ſchmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unſre Grenzen,
Durch dich muß das Gelb der Aehren und der Trauben Purpur glänzen,
Du erfüllſt die Welt mit Freude, wenn die Kälte ſie beſiegt,
Wenn ſie eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln liegt.

Durch dich kann des Menſchen Seele in der Sternen Kreiſe dringen,
Durch dich weiß ſie das Vergangne, hat Begriffe von den Dingen,
Scheidt der Sachen Aehnlichkeiten von den Sachen ſelber ab,
Urtheilt, ſchließt, begehrt und ſcheuet; durch dich flieht ſie Tod und Grab.

O! wer kann die Wunderwerke deiner Liebe gnug erheben!
Selbſt das Unglück iſt uns nützlich, und beſeligt unſer Leben.
Zweifler rührt euch nicht die Liebe, o! ſo fürchtet ſeine Macht;
Zittert wie verſcheuchte Schaafe, wenn des Herren Grimm erwacht.

Schaut! der Mittag wird verfinſtert; es erwacht ein Schwarm von Eulen.
Schrecken überfällt die Lüfte; hört ihr ängſtlich hohles Heulen!
Schaut! wie dort der Sturm die Klippen, als zerbrechlich Glas zerſchmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet, und wie Fäden ſie zerreißt.

Finſtre Wolken, Bergen ähnlich, ſtoßen ungeſtüm zuſammen;
Schaut! aus ihren ſchwarzen Klüften brechen Meere wilder Flammen;
Wald und Fluren ſtehn in Feuer, Ströme ſcheu und fliehn das Land,
Krokodill, und Löw und Tieger bebt, und eilt aus Dampf und Brand.

Wälder ſtarker Maſten ſtürzen vor der Wuth der Waſſerwogen,
Auf zerſtückten Brettern kommen Kriegesheere angeflogen,
Die der Sturm, nebſt Steur und Segeln, zu der Wolke Höhe ſchwingt,
Bis ſie ſchnell der ſchwarze Rachen des ergrimmten Meers verſchlingt.

Sagt, wer donnert in den Wolken? Sagt, wer brauſet in den Stürmen?
Zweifler, ſprich! wer wälzt die Fluthen, die ſich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu:
O verwegenes Geſchöpfe! Dieß iſt Gott! Was zweifelſt du?

Herr, in meinem Munde ſollen deine Thaten ewig ſchallen:
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen.
Du, der du das Innre prüfeſt, ſieh der Seelen Regung an,
Die ſie ſelber zwar empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

Werd ich einſt vor deinem Throne mit gekröntem Haupte ſtehen,
Dann will ich mit edlern Liedern deine Majeſtät erhöhen.
O ihr längſt erwünſchten Zeiten, eilt mit ſchnellem Flug herbei,
Eilet, daß ich bald der Freude, ſonder Wechſel, fähig ſei!

Christian Fürchtegott Gellert.

Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt ſeinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preiſen die Meere;
Vernimm, o Menſch, ihr göttlich Wort.

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimms, und ſieh die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgeſtellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannſt du der Weſen unzählbare Heere,
Den kleinſten Staub fühllos beſchaun?
Durch wen iſt alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, ſollſt du vertraun.

Mein iſt die Kraft, mein Himmel und Erde;
An meinen Werken kennſt du mich.
Ich bins, und werde ſein, der ich ſein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung, und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Conrad Arnold Schmidt.

Der Siegesfürſt.

Erhöhet die prächtigen Pforten der Siege!
Erweitert mit Jauchzen die Thore der Welt!
Das Reich iſt nun Gottes; nun ruhen die Kriege!
Er naht ſich der König, der Held!

Er naht ſich; der ſiegende Tod wird zu ſchanden,
Er weiſt uns vergeblich ſein drohendes Grab.
Es fallen den Knechten des Todes die Banden
Von zitternden Händen herab.

Sie tragen, für Feſſeln, jetzt fröhliche Palmen,
Und Hoffnung umſtrömet, für Seufzer, die Bruſt.
Das Heulen der Kerker verkehrt ſich in Pſalmen,
Den Kummer verjaget die Luſt.

Die Boten der ewigen Herrlichkeit eilen,
Sie bringen Verſöhnung und himmliſche Pracht.
Wie Blitze die ſchüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt ſie die trauernde Nacht.

In ſtiller Empfindung bringt, nahe den Schmerzen,
Unfaßliche Wolluſt in Thränen herfür
Voll mildeſter Zärtlichkeit ſchmelzen die Herzen,
Voll, holder Erlöſer, von dir.

Dich, Heiland, dich ſuchet der Frommen Beſtreben,
Wie feſt um den Ulmbaum der Weinſtock ſich ſchlingt.
Dir folget die Liebe durch Tod und durch Leben,
Die Liebe, die Alles bezwingt.

Lichtwehr.

Der Kobold.

Die Zeit zermalmet Stahl und Stein
Thron, Schönheit, Schwerdt und Buch zerſtiebt durch ihre Feile,
Sie wirft auch Mauſoläen ein,
Ihr Zahn vertilgt die Vorurtheile.
Itzt iſt nichts unterm Himmel leer,
Itzt darf die Erde ſich, trotz Ketzermachern, drehen,
Itzt ſchmäucht man keine Hexen mehr,
Itzt kann ich ohne Furcht auf Gegenfüßlern ſtehen.
Ich lobe mir die Zeit, in der wir itzo ſind,
Wenn unſre Väter, wie wir leſen,
Der Eitelkeit mehr feind geweſen,
So ſind wir Kinder nicht ſo blind.

Als noch der böſe Nix die Wöchnerinnen ſchreckte,
Der Kobold hübſche Mädchens neckte,
Die weiße Frau dem Knecht das Deckebette nahm,
Und der verwünſchte Mönch des Nachts zur Köchin kam,
Ließ auch auf einer Burg ein Poltergeiſt ſich ſehen,
Klein wie ein Zwerg, von Anſehn alt,
Wie ein bejahrter Greis geſtalt,
Gekleidet, wie die Pilgrims gehen.
War je ein Kobold lobenswerth,
So war es dieſer hier: er ſtund für Stall und Heerd,
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonſt folgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabei beſaß er auch die Kunſt zu prophezeihn,
Nie fiel ein Sterbenstag bei dieſer Herrſchaft ein,
Da man nicht, eh der Fall geſchehen,
Den Zwerg in Boy verhüllt geſehen.

So ſuchte dies Geſpenſt durch Dienſt und guten Rath
Dem Geiſterpöbel vorzubringen,
Ich will nur einen Streich beſingen,
Den allerklügſten Streich, den je ein Kobold that.
Es ſah das Schloß nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefſten Trauer,
Ein abgekrempter Hut, der faſt den Mann verbarg,
Ein ungeheurer Flor, der ſich nicht enden wollte,
Dieß alles wies, daß bald ein Großer ſterben ſollte.
Die meiſten deuteten es auf des Burgherrn Sarg,
Viel riethen auf den Sohn und Erben
Ja mancher ſah ſie beide ſterben,
Man rieth ſich endlich ungeſund;
Indeſſen ſtarb des Burgherrn Hund.

Hier hörte man den Herrn auf ſeinen Kobold ſchmälen,
Was? willſt du einen Hund zu meiner Freundſchaft zählen?
Nur nicht zu hitzig, rief der Geiſt,
Wer ward von dir geküßt, aus deiner Hand geſpeiſt?
Wer lag an deiner Bruſt? Wer ſchlief in deinen Armen?
Wer war dein Augentroſt, und fand bei dir Erbarmen?

Wer anders, als dein Hund? es fiel mir alſo ein,
Daß er vielleicht dein Bruder wäre.

Hier ſchämte ſich der Herr. Du, merke dir die Lehre,
Wer Thier' als Menſchen liebt, der ſcheint kein Menſch zu ſein.

Gleim.

An die Feinde der deutſchen Muſe.

Von hundert tauſenden, die für das Vaterland
Geblutet haben, glänzet Kleiſt,
Der einzige, geliebt den Muſen und erkannt
Für Held und großen Geiſt.

Mehr als Schwerin und Keith, und du, o Winterfeld!
Glänzt er im Tempel, wo ſein Bild
Den deutſchen Barden reizt, den deutſchen Held
Durchaus mit Muth erfüllt.

Wer mit des Vaterlandes Muſe falſch es meint
Und weggewandt von Sohnespflicht,
Sich wider ſie mit fremdem Volk vereint,
Den ſingt die Muſe nicht.

Den läßt ſie todt ſein; läßt in dicker Finſterniß
Den Marſchalls- wie den Bettelſtab!
Begrübe ſie die Todten, o gewiß!
Sie ließ ihn ohne Grab!

Käſtner.

Gellerts hinterlaſſene Werke.

Er lehrte dreißig Jahr die Schönen Witz und Tugend.
Vernehmt auch, welchen Dank ihm eine Freundin gab:
Getreu verwahrte ſie die Fehler ſeiner Jugend,
Und ſetzte ſie dem guten Mann aufs Grab.

Geſpräch.

A. Daß Gellert nur manch elend Lied geſungen
Und Haller unten an bei Deutſchlands Dichtern ſteht;
So hat ein Mauvillon, ein Unzer, jüngſt geſchmäht.
B. Unmöglich! Mauvillon und Unzer ſind bekannt,
Die, weiß ich, haben mehr Verſtand,
A. Ja! Mauvillon und Unzer, doch, die jungen.

Auf einer Schreibtafel in der Hand meines Bildes.

Sorgt ja, daß auch von euren Zügen
Ein gutes Bild der Nachwelt übrig iſt:
So ſieht ſie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn ſie euch lange nicht mehr lieſ't.

Joh. Peter Uz.

Der Frühling.

Ich will, vom Weine berauſcht, die Luſt der Erde beſingen,
Ihr Schönen! eure gefährliche Luſt,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unſre Gefilde beherrſcht.

Fangt an! ich glühe bereits; fangt an holdſelige Saiten!
Entzückt der Echo begieriges Ohr!
Tönt ſanft durchs ruhige Thal! da lauſchen furchtſame Nymphen,
Nur halb durchs junge Geſträuche bedeckt!

Wer kommt vom Hügel herab, voll unausſprechlicher Anmuth,
Dem Glanz die fröhliche Stirne beſtrahlt,
Den Philomele begrüßt? Ihm duften frühe Violen;
Ihm grünt der Erde beſchatteter Schoos.

Wunſch meiner Muſe, du kommſt! O Frühling, Wonne Dionens,
Du kommſt vom feurigen Amor umarmt;
Und Amors muthige Fauſt ſchwingt ſiegbegierige Pfeile:
Die ſtolzen Sterblichen huldigen ihm.

Ein Schwarm der Freuden ereilt vor dir muthwillige Weſte,
In Tänzen, welche die Flöte belebt:

Vor dir ſcherzt Hebe dahin: es lachen lauere Lüfte
Dich, Kind der Sonne! gefälliger an.

Durchzeuch nicht länger, o Nord, verheerend unſre Gefilde!
Entfleuch nach ewigem Eiſe zurück:
Weil nun der ſchönere Lenz, den Zephyrs Fittige kühlen,
Siegprangend unſre Gefilde beherrſcht!

Sie blühn, vom Thaue beperlt, und Anmuth lachet in allen;
Es lacht die ganze ſmaragdne Flur,
In deren Arme ſo oft, bei friſcher Bäche Geſchwätze,
Der Schlaf mein williges Auge beſchleicht.

Berg, Thal und Aue beſät der Blumen prächtige Menge:
Voll Stolz auf ihre beliebte Geſtalt,
Bückt ſich doch jede daſelbſt vor dir, du Blume Lyäens,
Die ſüßem Scherze geheiliget iſt!

Schmückt itzt mein finſteres Haar! Wenn du mich, Roſe! bekränzeſt,
Und Bacchus meine Geſänge beſeelt:
Flieht ſchnell mein trauriger Ernſt! dann klingt die Laute bezaubernd
In meiner Muſe geſchäftigen Hand.

Sie ſelbſt auch werde bekränzt, die nicht mehr ſchläfrige Laute:
Denn itzt (willkommen o liebliche Zeit!)
Erwacht der frohe Geſang, und jed' entſchlafene Cither
Iſt auf erhabnere Töne bedacht:

Und auch die ganze Natur fühlt ſich aufs neue begeiſtert,
Da ſich die Sonne der Erde genaht;
Und jedes froſtige Thal, ſo Wald, als grüne Gebirge
Sind reg, und alle Gefilde belebt.

Drum iſt die Stille geflohn, verbannt in traurige Wüſten:
Der Lärm regieret im heiligen Hain:
Bald rauſcht ein fröhlicher Hirſch, der ſich im Fluſſe gebadet,
Durch friſchbethaute Gebüſche zurück:

Bald tönt durchs düſtre Revier die Brunſt unbändiger Heerden:
Wie girrt die zärtere Taube ſo ſanft!
Wie ſeufzt vom Laube bedeckt, Pandions einſame Tochter,
Wann kaum die nächtliche Stille beginnt!

Denn alles fühlet anitzt des Frühlings mächtige Triebe:
Wie hat der Liebe gefürchteter Arm
Was nun die wärmere Luft und Meer und Erde bewohnet;
Nur dich nicht, ſtolze Dorinde, beſiegt;

Doch Amor bändige dich! Er kommt zum Kampfe gerüſtet,
Und hat die blutige Sehne geſpannt.
Wie will ich ſeine Gewalt, bei frohem Weine, beſingen,
Wann du einſt ſeine Triumphe gemehrt.

Anna Louiſe Karſchin.

An Gott, als ſie bei hellem Mondſchein erwachte.

Wenn ich erwache, denk ich dein!
Du Gott! der Tag und Nacht entſcheidet;
Und in der Nacht mit Sonnenſchein
Den finſtern Mond bekleidet.

Er leuchtet königlich daher,
Aus hoher ungemeßner Ferne,
Und ungezählt, wie Sand am Meer,
Stehn um ihn her die Sterne.

Welch eine Pracht verbreitet ſich!
Die Dunkelheit geſchmückt mit Lichte
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angeſichte.

Du Sonnenſchöpfer! wie ſo groß
Biſt du im kleinſten Stern dort oben!
Wie unausſprechlich namenlos!
Die Morgenſterne loben

Dich mit einander in ein Chor
Geſchloſſen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort aus deinem Munde

Allmächtig dieſe Welten rief,
Am Firmament herum geſetzet.

Du ſprachſt, das Rad der Dinge lief,
Und läuft noch unverletzet.

Noch voller Jugend glänzen ſie
Da ſchon Jahrtauſende vergangen!
Der Zeiten Wechſel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles.
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!

Der Menſch verblüht wie prächtig Gras,
Sein Anſehn wird der Zeit zum Raube.
Der Weiſe, der in Sternen las,
Liegt ſchon geſtreckt im Staube!

Ich leſe, großer Schöpfer, dich
Des Nachts in Büchern, aufgeſchlagen
Von deiner Hand. O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen!

Sei meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entſtandnen Sterne!
Und blicke meinem Herzen zu,
Daß es dich kennen lerne!

Johann Nicolaus Götz.

Der Vergnügſame.

Seit mich die Huld des Geſchickes
Mit weiſer Einfalt verſehn,
Ließ ich die Kugel des Glückes,
So wie ſie rollete, gehn.

Bei kleiner Güter Genuſſe
Verſchmäht ich, was mir gebrach,
Und ſah dem eilenden Fluſſe
Der Jugendtage nicht nach.

Frei vom verzehrenden Neide,
Von Unvergnügſamkeit frei,
Wußt' ich, daß heutige Freude
Ein Quell der morgenden ſei.

Johann Andreas Cramer.

O welch ein Segen iſt ein Freund.

O welch ein Segen iſt ein Freund,
Der, Gott, durch dich mit mir vereint,
Mich zärtlich und vertraulich liebt,
Mit mir ſich freuet und betrübt.

Der, feſt vereinigt erſt mit dir,
In Einem Geiſte dann mit mir,
Der Tugend hohes Leben lebt,
Mit mir nach einem Ziele ſtrebt.

Gedanke, Neigung, Will' und That
Sind Eins in beiden, nur den Pfad,
Den wir in deinem Lichte ſehn,
Getreu, und Hand in Hand zu gehn.

Der Herzen Heil und Beſſerung,
Nicht eitler Lüſte Sättigung,
Der wahren Liebe voll Gefühl,
Iſt unſre Sehnſucht, unſer Ziel.

Wir theilen brüderlich dein Licht,
Das uns erleuchtet; jede Pflicht,
Uns zu erleichtern; jede Kraft,
Gleich fromm zu ſein, gleich tugendhaft.

Er, in Gefahr zu irren, hört
Auf meiner Liebe Ruf, und kehrt,
Durch meine Wachſamkeit gerührt,
Zurück vom Wege, der verführt.

Und wenn ich ſtrauchle: (denn wie leicht
Fällt nicht der ſchwache Menſch!) ſo reicht

Er ſeine Bruderhand auch mir,
Und führet mich zurück zu dir.

Stets durch einander weiſer, Herr,
Stets edler und vollkommener,
Verabſcheun wir die Täuſcherei
Der Schmeichler, redlich, offen, frei.

Kein Streit, kein Mißtraun, kein Verdacht,
Nichts, was uns froh und traurig macht,
Auch nicht des Glückes Unbeſtand,
Trennt unſrer Liebe feſtes Band.

Wir theilen alles; Luſt und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und Jedes Zärtlichkeit verſüßt
Dem andern, was ihm ſchmerzlich iſt.

Trennſt du auch ſelber Freund und Freund:
Die Herzen bleiben doch vereint,
Durch Liebe, durch Gebet, durch Rath,
Und, wo wir können, durch die That.

Vollenden wir den Pilgerlauf:
So nimmt uns, Gott, Ein Himmel auf;
Unendlich iſt die Seligkeit,
Die uns zugleich vor dir erfreut.

Da hab' ich ewig jeden Freund,
Der ſich mit mir durch dich vereint,
Mir Herz um Herz, o Vater, giebt,
Mich zärtlich, treu und ewig liebt.

Johanne Charlotte Unzer, geborne Ziegler.

Der Aufenthalt der Freude.

Der Blitz der Königskronen
Verjagt die Freude weit,
Die nur in Hütten wohnen,
Wo den Verluſt der Kronen

Genuß und Freiheit lohnen,
Und treue Zärtlichkeit.
Der Bliz der Königskronen
Verjagt die Freude weit.

Die Schmeichelei vom Glücke
Begehrt ein Schäfer nicht.
Der Schönen holde Blicke
Sind Schmeichelein vom Glücke,
Die Schäfern das Geſchicke
Nach ihrem Wunſch verſpricht
Ein wichtigeres Glücke
Begehrt ein Schäfer nicht.

Das ſüße Lied der Liebe
Der holden Nachtigall
Erweckt der Schönen Triebe,
Zu einem Lied voll Liebe,
Und in die frohen Triebe
Tönt, mit dem Wiederhall,
Das ſüße Lied der Liebe
Der holden Nachtigall.

Wie ſeid ihr zu beneiden,
Vertraute der Natur!
Ihr Hirten auf den Weiden!
Wie ſeid ihr zu beneiden!
Es blühen euch die Freuden
In Blümchen eurer Flur.
Wie ſeid ihr zu beneiden,
Vertraute der Natur!

Friedr. Gottlieb Klopſtock.

1.

Vaterlandslied.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein Aug' iſt blau, und ſanft mein Blick,
ich hab' ein Herz,
das edel iſt und ſtolz und gut.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
es haßt mein Herz
den, der ſein Vaterland verkennt.

Ich bin ein deutſches Mädchen,
erköhre mir kein ander Land
zum Vaterland,
wär mir auch frei die große Wahl.

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein hohes Auge blickt auch Spott,
blickt Spott auf den,
der Säumens macht bei dieſer Wahl.

Du biſt kein deutſcher Jüngling,
biſt dieſes lauen Säumens werth,
des Vaterlands
nicht werth, wenn du's nicht liebſt, wie ich.

Du biſt kein deutſcher Jüngling!
Mein ganzes Herz verachtet dich,
der's Vaterland
verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein gutes, edles, ſtolzes Herz
ſchlägt laut empor
beim ſüßen Namen Vaterland!

So ſchlägt mirs einſt beim Namen
des Jünglings nur, der ſtolz wie ich
aufs Vaterland,
gut, edel iſt, ein Deutſcher iſt.

2.

Ueberſchätzung der Ausländer.

Verkennt denn euer Vaterland,
undeutſche Deutſche! ſteht und gafft,
mit blöder Verwundrung großem Auge,
das Ausland an!

Wettſtreitet, wer am lautſten ſtaunt!
Verdorret iſt des Siegers Kranz!
Wir rufens euch zu; doch ihr betäubt euch
und ſtreitet fort.

Wir ſpotten eures Kampfes nicht;
das iſt des Mitleids Sprache nicht.
Unglückliche ſind uns heilig. Traut uns,
wir ſpotten nicht.

Dem Fremden, den ihr vorzieht, kams
nie ein, den Fremden vorzuziehn;
er haßt die Empſindung dieſer Kriechſucht;
verachtet euch,

weil ihr ihn vorzieht. Faßt ihr nun,
daß wir auf euch voll Mitleid ſehn?
Ergründet ihr nun, daß ihr unglücklich,
uns heilig ſeid?

3.

Auferſtehn, ja auferſtehn.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh,
Unſterblich Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben,
Halleluja!

Wieder aufzublühn werd ich geſät
Der Herr der Ernte geht
Und ſammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die ſtarben;
Gelobt ſei Gott!

Tag des Danks, der Freudenthränen
Tag, du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geſchlummert habe
Erweckſt du mich!

Wie den Träumenden wirds dann uns ſein:
Mit Jeſu gehn wir ein
Zu ſeinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, ins Allerheiligſte führt mich
Mein Mittler dann, lebt ich
Im Heiligthume
Zu ſeines Namens Ruhme,
Dann ſchau ich ihn!

Friedrich Carl Caſimir Freiherr von Creuz.

An das Glück.

Hier ſeh ich ferne dir zu, in den verlaſſnen Gründen,
Wo ich! o Glück! dich ohne Reu verlor!
Du ſtürzeſt Felſen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebſt du oft noch den kleinſten Staub empor.

Du ſtörſt dem Helden, der ſich in blutgen Siegesmälern
Verliebt beſieht, die Cirkel ſeiner Ruh,
Und gleich verrätheriſch ſiehſt du in des Todes Thälern
Der Fürſten und der Bettler Ankunft zu.

Wer, wenn du lächelſt, dir traut, ſchläft unter falſchen Schatten,
Und Schlangen ſchaun erboßt auf ihn herab;
Die Mörder ſieht er nicht, die auf dem Zweig ſich gatten,
Der untreu ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel ſich verliert:
Der Wolluſt Wünſche drehn ſich in eines Meeres Gründen,
Wo jede Luſt auf Sand und Klippen führt.

Ein unerbittlich Geſchick lenkt unſichtbar von oben,
Den leichten Wagen unſrer Lebenszeit;
Kein Weiſer wird einen Tag noch vor dem Abend loben;
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

Was noch kein Vorwitz erforſcht; noch kein Columb entdecket;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Archytas noch maß, kein Kriegsvolk noch erſchrecket,
Das iſt das Land jenſeits der ſtillen Gruft.

Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reiſe thue!
Wie ekelt mir, o Glück, vor deinem Spiel!
Dort iſt ein ſichres Geſtad; der niedre Sitz der Ruhe,
Die nie, o Glück, von deinen Sproſſen fiel.

Carl Wilhelm Ramler.

An den Frieden.

Wo biſt du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Haſt du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnſt du nicht noch auf Einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief verſteckt,
Wohin kein Wuchrer, keine Miſſethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

Nicht, wo mit Wüſten rings umher bewehret,
Der Wilde ſich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten ſeines Palmbaums nähret,
Vom Safte ſeines Palmbaums trinkt?

O! wo du wohnſt, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein ſüßer Feldgeſang
Von heerdenvollen Hügeln und aus Weinbeerhütten
Und unter Kornaltären klang!

Sieh dieſe Schäferſitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Roſengärten ſchön,
Nur ſparſamdünn, wie Bäumchen auf verbrannter Heide,
Wie Gras auf öden Mauren ſtehn.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze,
Die jüngſt verlobte Garbenbinderinn
Trägt ohne Saitenſpiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

Denn ach! der Krieg verwüſtet Saat und Reben,
Und Korn und Moſt; vertilget Frucht und Stamm;
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch ihm geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

Mit unſern Roſſen fährt er Donnerwagen,
Mit unſern Sicheln mäht er Menſchen ab;
Den Vater hat er jüngſt, er hat den Mann erſchlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberreſt!
Bind an der Hölle Thor mit ſiebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber feſt!

Chriſtian Felix Weiße.

Das goldne und eiſerne Zeitalter.

Wo Fürſten wie Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was ſie gebieten,
Und Dummheit den Verdienſten dräut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit ſtraft, der Tugend lohnet,
Die Künſte hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten,
Mit Nachbarn vor Gerichte ſtreiten,
Und Geld mehr gilt, als Billigkeit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,

Und gern bei Gläſern ſich vertragen,
Wenn ſie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren
Und wären ſie hochwohlgeboren
Mit Epheu krönt und Wunder! ſchreit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo zauberiſche Flöten ſpielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen
Die Welt verdienten Weihrauch ſtreut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küſſen,
Und mehr als ihre Mütter wiſſen,
Und buhlen blos aus Lüſternheit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo ſie erröthend widerſtreben,
Um ſiegender ſich zu ergeben,
Beſiegt von Treu und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet,
Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo er ungeſchwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, ſich deſſen freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Schönen griechiſch diſputiren,
Und mit Gronoven Kriege führen,
Von Dinteflecken nie befreit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch, wo ſie Gellerten empfinden,
Mit feinem Witz Verſtand verbinden,
Das Herz nicht den Verſtand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jünglinge kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen,
Der Greis, gekrönt mit Roſenkränzen,
Sich der genoßnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Friedrich Wilhelm Zachariä.

Das Clavier.

Du Echo meiner Klagen,
Mein treues Saitenſpiel,
Nun kömmt nach trüben Tagen
Die Nacht, der Sorgen Ziel.
Gehorcht mir, ſanfte Saiten,
Und helft mein Leid beſtreiten —
Doch nein, laß mir mein Leid,
Und meine Zärtlichkeit.

Wenn ich untröſtbar ſcheine,
Lieb ich doch meinen Schmerz;
Und wenn ich einſam weine,
Weint doch ein liebend Herz.
Die Zeit nur iſt verloren,
Die ich mit goldnen Thoren,
Bei Spiel und Wein und Pracht,
So fühllos durchgewacht.

Ihr holden Saiten, klinget
In ſanfter Harmonie!
Flieht, was die Oper ſinget,
Und folgt der Phantaſie.
Seid ſanft, wie meine Liebe,
Beſinget ihre Triebe,
Und zeigt durch eure Macht,
Daß ſie euch ſiegend macht.

VIII.

Deutſche Dichter in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Leſſing bis Goethe.

Johann Gotthold Ephraim Leſſing.

1.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Daß ſie, die Schöpfung, dreifach ſei,
Die nach der Reih der ſichtbarn Weſen
Der Allmacht Wink zum Sein erleſen.
Linnäus ſagts; doch ſagt er wohl,
Wie man ſie recht beſchreiben ſoll?
Vielleicht, daß ich es beſſer kann.
Ihr lacht? O hört mich doch erſt an!

Die Thiere ſind dem Menſchen gleich;
Und beide ſind das erſte Reich.
Die Thiere leben, trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben.
Der König, Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich.
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niederſinken.
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das andre Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und dies macht Sand und Demant gleich.
Kein Stein fühlt Durſt und zarte Triebe;

Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das lezte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Menſch, was bleibſt du noch? — Ein Stein.

2.

Der Hirſch und der Fuchs.

„Hirſch, wahrlich, das begreif' ich nicht,“
Hört ich den Fuchs zum Hirſche ſagen,
„Wie dir der Muth ſo ſehr gebricht?
„Beſieh' dich doch, wie groß du biſt!
„Und ſollt es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, ſo ſtark er iſt,
„Kann dein Geweih mit einem Stoß entſeelen,
„Uns Füchſen muß man wohl die Schwachheit überſehn;
„Wir ſind zu ſchwach zum Widerſtehn.
„Doch daß ein Hirſch nicht weichen muß,
„Iſt ſonnenklar. Hör' einen Schluß.
„Iſt jemand ſtärker als ſein Feind,
„Der braucht ſich nicht vor ihm zurückzuziehen;
„Du biſt den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfſt du niemals fliehen.“

Gewiß, ich hab' es nie ſo reiflich überlegt.
Von nun an, ſprach der Hirſch, ſieht man mich unbewegt
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widerſteh ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und ſobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederſchallt,
Fliehn ſchnell der ſchwache Fuchs und ſtarke Hirſch davon

⁂

Natur thut allzeit mehr, als Demonſtration.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegk.

An die Laute.

Du ſingſt, o Nachtigall! allein
Bei ſchauervoller Nacht:
Dein Lied ertönt im dunklen Hain,
Wo nur die Schwermuth wacht.

Dein Lied erfriſcht des Wandrers Herz,
Der tief im Wald verirrt,
Von mancher Furcht, von manchem Schmerz
Beſtürmt und troſtlos wird.

Er hört den kläglich ſüßen Ton
Mit ehrfurchtsvoller Luſt:
Die Hoffnung, die ſchon faſt entflohn,
Erwacht in ſeiner Bruſt.

Nun geht er durch die dunkle Bahn
Mit ſichern Schritten hin,
Sein Schutzgeiſt gehet ſtill voran;
Der Nächte Schrecken fliehn.

Wenn auf des Lebens dunkelm Pfad
Die Seele troſtlos irrt,
Und ohne Schutz und ohne Rath
Der Schwermuth Beute wird.

O ſanfte Laute! töne du
Bei ſtiller Mitternacht
Mir Hoffnung, Troſt und Ruhe zu,
Die Hirten glücklich macht.

Entfernt von prächt'ger Thoren Hohn
Lehrſt du mich ruhig ſein.
Mein Leben ſei, ſowie dein Ton,
Still, anmuthvoll und rein.

Der prächtigen Trompeten Klang
Iſt ſchön, doch fürchterlich:
Ganz leiſe tönet dein Geſang,
Und reizend nur für mich.

So ſei mein Leben ſtill beglückt,
Sanft, aber unbekannt,
Mit ſtillen Tugenden geſchmückt,
Im ſichern Mittelſtand.

Ein ſchimmernd Glück begehr' ich nie:
O wär' die Weisheit mein!
Erhabne Vorſicht, gieb mir ſie,
So werd ich glücklich ſein!

Der Lorbeer bleibt beſtändig grün
Den uns die Muſe reicht,
Wenn auch die Zeiten ſchnell entfliehn,
Der Jugend Scherz entweicht.

Mein Alter ſei nicht freudenleer,
Nicht ohne Scherz und Lied!
Der Tod iſt nur dem Thoren ſchwer,
Dem ſterbend Alles flieht.

Chriſtoph Martin Wieland.

Schmerz der Trennung.

Oft am Rande ſtiller Fluthen
Sitz' ich einſam da und zähle,
Zähl' an ihrem trägen Lauf,
Ach, die ſchleichenden Minuten
Unſrer langen Trennung auf.

Dann geh' ich hin und wanke
Durch Hain und Thal und Flur!
Mein einziger Gedanke
Biſt du, Geliebter, nur.

Bei jedem Lispeln
Aus dunklem Laube,
Bei jedem Flügelſchlag
Der Turteltaube,
Wie lauſcht mein Ohr,

Wie klopft mein Herz!
Und wenn ich Tage lang
Gelauſcht, geſucht — wie bang
Iſt dann mein Schmerz!

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Die Pilger.

An Lavater.

Ein Imam ſchickte ſeine Söhne
Nach Mekka zu des Sehers Grab,
Sie reiſten wie die Diogene,
Das heißt zu Fuß; beim Abſchied gab
Der fromme Greis, mit einer Thräne
Des Segens, jedem einen Stab,
Und ſprach: laßt dieſen euch regieren,
Ein Gott gab ihm die Wunderkraft
Euch ſtets den rechten Weg zu führen.
Sie traten ihre Pilgerſchaft
Jetzt muthig an. Einſt rief im Gehn
Der jüngſte Bruder: Laßt doch ſehn,
Wer wohl den ſchönſten Stecken führt.
Stracks blieb die Caravane ſtehn;
Die Stäbe werden recenſirt
Und in die Läng und in die Quere,
Gebrezt, gebogen, abviſirt;
Und jeder ſchwur bei Gott und Ehre,
Daß ſeiner doch der ſchönſte wäre.
Als man ſich heiſer demonſtrirt
So kam es wie in unſern Tagen,
Zum Schelten und zuletzt zum Schlagen.
Die Stöcke flogen durch die Luft;
Hier flog ein Ohr, dort eine Naſe;
Hier ſprang ein Zahn aus ſeiner Kluft;
Dort lag ein ſcheeles Aug im Graſe.
Ein Derwiſch, weiſ' und fromm, wie du
Freund, zog von ohngefähr die Straße:
Er lief auf die Athleten zu,

Und rief mit einer Seraphs Stimme:
Laßt ab, Unſinnige, laßt ab
Von eurem mörderiſchen Grimme!
Der Vater gab euch dieſen Stab,
Um euch auf rechter Bahn zu leiten;
Und den mißbraucht ihr ihm zum Hohn,
Zum Werkzeug toller Streitigkeiten,
Wie Chriſten die Religion.

Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay.

Der Sturm.

Ein Fürſt, ein Kind, ein Weiſer fuhren
Zugleich auf einem Schiff einher.
Ein ſtarker Sturm ergreift das Meer.
Der Todesangſt, des Schreckens Spuren
Erſcheinen auf des Fürſten Angeſicht;
Erbärmlich ſchreit das Kind; der Weiſe ſitzet
Nachdenkend, in die Hand die heitre Stirn geſtützet,
Als gälten ihm die Fluthen nicht.

Der blaſſe Fürſt, um lieber Zorn zu zeigen
Als Zagheit, ruft: „Der Junge macht mich toll
Durch ſein Geheul. Bringt ihn zum Schweigen!“ —
„Sonſt nichts als dies?“ verſetzt der Philoſoph, „das ſoll
Sogleich geſchehn.“ Von ſeiner Stelle
Steht er gelaſſen auf, tritt zu dem Knaben hin,
Faßt ihn bei'm Kragen, tauchet ihn
Vom Borde dreimal in die Welle.

Der naſſe Junge ſtaunt und ſchweigt.
„Herr,“ ſpricht der Philoſoph. „Dir hab' ich nun gezeigt,
Wie man ein Kind zum Schweigen bringt;
Ein Leichtes, wie du ſiehſt. Doch ſoll ich nicht
Dir zeigen, wie man auch des Sturmes Wuth bezwingt?
Auch dafür hab' ich Unterricht.“

O du, der Tugend ſanfte Stille!
In die Gefahr, ins Ungemach

Folgſt du dem Weiſen immer nach;
Doch in des Glückes größter Fülle
Biſt du dem Thoren unbewußt;
Es ſtürmet ſtets in ſeiner Bruſt.

Moritz August von Thümmel.

1.

An einen ſtolzen Herrn von Adel.

Freund, wenn dein Stammbaum uns nur erſt beweiſen kann,
Daß Glied vor Glied von deinem Ahnherrn an
Verſtand und Tugend abgenommen,
So tret' ich deiner Meinung bei,
Daß das Geſchlecht, von dem du abgekommen,
Das älteſte im Lande ſei.

2.

Der Beſuch.

Baſtill beſuchte mich; zu Ehren
Des gütigen Beſuchs gab mir mein Dämon ein,
Mit ihm ein Glas Burgunderwein
Auf gute Freundſchaft auszuleeren.
Jetzt iſt er nun mein Freund — allein
Wie dauert mich mein Wein — mein Wein!

Chriſtian Friedrich Dan. Schubart.

Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und ſeid ſtark!
Der Abſchiedstag iſt da.
Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Africa.

Ein dichter Kreis von Lieben ſteht,
Ihr Brüder, um uns her!
Uns knüpft ſo manches theure Band
An unſer deutſches Vaterland;
Drum fällt der Abſchied ſchwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den herzen Bruder, Schweſter, Freund;
Und alles ſchweigt und alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
Willſt mich verlaſſen, liebes Herz,
Auf ewig? Und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Iſt hart! — Drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarſch drein,
Der Abſchied macht uns ſonſt zu weich;
Wir weinten kleinen Kindern gleich!
Es muß geſchieden ſein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: Nicht für die kurze Zeit,
Freundſchaft iſt für die Ewigkeit,
Und Gott iſt überall.

An Deutſchlands Gränze füllen wir
Mit Erde unſre Hand,
Und küſſen ſie. Das ſei der Dank
Für deine Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge ſich
An unſern Schiffen bricht,
So ſegeln wir gelaſſen fort;
Denn Gott iſt hier und Gott iſt dort,
Und der verläßt uns nicht.

Und ha! wenn ſich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt,
So ſtrecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land,
Daß unſer Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Officier
Geſund an's Ufer ſpringt,
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
Nun ſind wir ja in Africa!
Und Alles dankt und ſingt.

Wir leben drauf im fernen Land
Als Deutſche brav und gut;
Und ſagen ſoll man weit und breit:
Die Deutſchen ſind doch brave Leut',
Und haben Geiſt und Muth!

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir feinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnſucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch;
Und Thränen fließen drein.

Matthias Claudius.

Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!

So ſind wohl manche Sachen
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel;
Wir ſpinnen Luftgeſpinſte,
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein!

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unſer Herr und Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt iſt der Abendhauch:
Verſchon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig ſchlafen!
Und unſern kranken Nachbar auch!

Johann Georg Jacobi.

Der Ring.

Liebchen wallt in fernem Lande:
Meine Küſſe geb' ich dir,
Goldnes Ringlein! dich zum Pfande
Ließ ſie, unter Küſſen mir.

Ach! da kam ſie, leiſer, trauter;
Hatt' ein Auge, rein und hold;
Und ein Herz! ein Herz, ſo lauter,
Schönes Ringlein! wie dein Gold.

Liebchen gab dich mir, und ſagte:
Nimm es, bleib' ihm ewig gut!
Und ich ſchwör' es dir: Ich wagte,
Dir zu Gunſten, all mein Blut.

Goldnes Ringlein! ſüßes, liebes!
Machſt daß mir die Sonne ſcheint;
Kommt ein Wölkchen oft, ein trübes,
Hat's in kurzem ausgeweint.

Du beginnſt die ſchöne Kette,
Die man von der Treu empfängt,
Die ſo ſüß am Sterbebette
Mit dem letzten Ringlein hängt,

Wo du noch, den matten Blicken
Schimmernd, Wonn' und Hoffnung biſt,
Weil in Welten voll Entzücken
Liebchen mich hinüber küßt.

Daniel Schiebeler.

Ines von Caſtro.

O du, in deren holden Blicken
Des heitern Himmels Glanz ſich malt,
O du, die jene Reitze ſchmücken,
Mit welchen Ines einſt geſtrahlt;
Du, die im Bilde dieſer Schönen
Das kälteſte Herz zu Thränen zwingt,
O lächle deines Dichters Tönen,
Der deiner Ines Schickſal ſingt.

Noch floß im Schooße ſtiller Freuden
Der jungen Ines Tag dahin.
Doch ach! ihr droht mit ſchweren Leiden

Des ſtrengen Glückes Eigenſinn!
Sie ſieht Alphonſus Sohn und kennet
Des edlen Jünglings ſeltnen Werth.
Ihr Herz klopft ſchneller und entbrennet
Von Gluth, die jede Stunde nährt.

Von gleich gewalt'gem Trieb entzündet,
Schlägt Pedro's junges Herz für ſie.
Wer ſingt was ſeine Bruſt empfindet?
Ihr göttlich Bild verläßt ihn nie.
Entfernt von ihr tönt ſeine Klage,
Fühlt er der Schwermuth ganze Macht.
Sie iſt ſein einz'ger Wunſch bei Tage,
Sie iſt ſein ſüßer Traum bei Nacht.

Die Liebe ſchaut von ihrem Throne
Des Mädchens Schmerz, des Jünglings Leid,
Und krönet ſie mit ihrem Lohne,
Mit ihrer beſten Seligkeit.
Beglückter Liebe zarte Zeugen
Befeſt'gen ſtärker ihren Bund;
Doch Pedro muß ſein Glück verſchweigen,
Die Furcht verſiegelt ihm den Mund.

Wie iſt, ſein Herze zu gewinnen,
So vieler Mädchen Blick bemüht!
Die Gunſt der größten Herrſcherinnen
Lacht ihm entgegen; doch er flieht.
Sein Volk wünſcht ihn verknüpft zu ſehen
An einer Königstochter Hand.
Er hörte ſeines Volkes Flehen,
Des Vaters Drohn: und widerſtand.

Alphonſus dürſtet zu ergründen,
Woher des Sohnes Weigrung ſtammt.
Wie? Sollt' er nicht den Trieb empfinden,
Der jedes Jünglings Herz entflammt?
„Nein, Pedro liebt, er liebt im Stillen!“
So ſpricht der König und ſein Blick
Dringt ſchnell durch die geheimſten Hüllen
Von des verſchwiegnen Jünglings Glück.

Ihm Ines durch den Tod zu rauben,
Beſchließt des harten Vaters Wuth.
Bethörter Unmenſch, kannſt du glauben,
Der Liebe Flammen löſche Blut?
Zückt auf die Würdigſte der Schönen
Des blinden Zorns verruchte Hand
Den Stahl, der einſt die Sarazenen
Im Dienſt des Himmels überwand!

Schon führt ein Haufe der Barbaren
Sie vor des Königs Angeſicht.
Er fühlet Mitleid; doch die Schaaren
Empfinden dieſes Mitleid nicht.
„Eilt ihren Tod uns zu gewähren!“
So brüllt das Volk. Die Schöne weint,
Und jede ihrer bittern Zähren
Beklagt die Kinder und den Freund.

So ſtand, die Augen voller Thränen
Polyxene am Schlachtaltar,
Als, den Achilles zu verſöhnen,
Des Pyrrhus Hand erhoben war.
Sie ſtand mit unerſchrocknem Herzen,
Geduldig wie ein zartes Lamm,
Und achtet nicht der eignen Schmerzen
Und fühlet nur der Mutter Gram.

„Kann dich die Menſchlichkeit bewegen,“
Seufzt Ines, „ſchau die Kinder hier!
Sie ſind dein Blut; ach! ihretwegen
Gib, König, gib das Leben mir!
Verbanne fern von deinen Blicken
Mich hin in finſtre Wüſtenein.
Dort will ich an mein Herz ſie drücken;
Dort ſoll mich Pedro's Bild erfreun.“

Alphonſus hört des Mitleids Stimme.
Er wünſcht dem Tod ſie zu entziehn.
Das kühne Volk im wilden Grimme
Heißt jeden ſanftern Trieb entfliehn,

Es ſtürzt, gleich der empörten Welle,
Auf Ines hin und bohrt mit Luſt,
Mit dem Triumph der ganzen Hölle
Ihr tauſend Schwerter in die Bruſt.

Sie ſinkt in Staub, und Ströme fließen
Aus ihren Wunden in den Staub;
So wird, dem Zweige früh entriſſen,
Die Roſe der Verwelkung Raub.
Sie hält den Pfändern ihres Bundes
Den Blick noch ſterbend zugewandt,
Vom letzten Seufzer ihres Mundes
Wird Pedro's Name noch genannt.

Johann Heinrich Jung genannt Stilling.

Das Seelenleiden Jeſu.

Ins heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menſchenſohn,
Aus ew'ger Nacht erſchallet
Des Zorns Poſaunenton.
Es lagern ſich die Sünden
Der ganzen Welt auf Ihn;
Kein Ruhplatz iſt zu finden,
Des Zornes Flammen glüh'n.

Wir folgen Ihm von ferne
Hin nach Gethſemane,
Und theilen mit Ihm gerne
Sein banges Ach und Weh.
Er trägt auch unſre Sünden,
Wird Bürge unſrer Schuld,
Und läßt uns froh verkünden
Die Botſchaft ſeiner Huld.

Mit blut'gem Schweiß umfloſſen,
In Todesangſt verſenkt,
Liegt Er wie hingegoſſen
Im Staube und gedenkt,

Des ernſten Vaters Willen,
Trotz jeder finſtern Nacht,
Mit Treue zu erfüllen;
Das Opfer iſt gebracht.

Er hebt ſich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbeſiegter Glaube
Strahlt ſonnenhell hervor.
Er iſt nun feſt entſchloſſen,
Den Kreuzesweg zu geh'n,
Mit Muth und unverdroſſen
Dem Tod ins Aug' zu ſeh'n.

Ach, Brüder! dieſe Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preiſt Ihn mit Einem Munde!
Beſchleunigt euren Lauf!
Ach, eilt zu ſeinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen,
Und bringt Ihm Preis und Ruhm.

Du, der Du auf dem Throne
Der Welten nun regierſt
Und in der Strahlenkrone,
Das Scepter herrlich führſt!
Wenn uns auf unſerm Pfade,
Beſtürmet Angſt und Weh,
Dann denk' mit Huld und Gnade
An Dein Gethſemane.

Joh. Caſpar Lavater.

Herr! lehre du mich deinen Willen.

Herr! lehre du mich deinen Willen
Mit Kindesfreuden zu erfüllen:
Dein Will iſt lauter Seligkeit.

An dir laß meine Seele hangen,
Sei du mein einziges Verlangen,
Du Freude mir, die nie gereut.

O Liebe, lehre du mich lieben,
In Demuth und Geduld mich üben,
Mich jeder fremden Freude freun!
Die Liebe iſt der Menſchheit Ehre;
O Liebe, Jeſus Chriſtus, lehre
Mein Herz dem deinen ähnlich ſein!

Mein Herz, das oft ſich ſträubt und wendet,
Sich oft mit Schein der Liebe blendet
Und o wie oft noch haßt und dräut, —
O wer wird dieß mein Herz entzünden?
Wer lehrt mich ſchnell und tief empfinden
Die Freuden der Verſöhnlichkeit?

Du kenneſt meiner Liebe Schwäche,
Nur auf des Herzens Oberfläche
Schwebt ſie, — und all mein Herz willſt du!
Ganz reine Lieb iſt, Gott, dein Wille,
O ſtröme mir aus deiner Fülle
Der Liebe Himmelsfreuden zu!

O Liebe, lehre mich mit Freuden
Das Beſte thun, das Schlimmſte leiden
Und immer froh in Liebe ſein!
O Liebe, du biſt Gottes Leben,
O Liebe, deine Luſt iſt: geben,
Und deine Freude: ſtill erfreun!

O Jeſus Chriſtus! das Entzücken
Der Liebe quillt aus deinen Blicken,
Aus deinem Herzen Freundlichkeit!
O Liebe, daß ich Liebe wäre!
O Liebe, Jeſus Chriſtus, lehre
Mich deiner Liebe Seligkeit!

Heinrich Chriſtian Bojé.

Schäferlehren, an Bürger.

Will du hier in dieſen Gründen
Freude, ſonder Ekel finden,
Freude ſanft und wonniglich;
Süßer Freund, ſo höre mich.

Auf dem ſaatbekränzten Hügel,
An des Teiches klarem Spiegel,
Auf der Au, im Buchenwald
Iſt ihr liebſter Aufenthalt.

In des Frühlings Blumenkleide
Schwebet leiſen Tritts die Freude,
Schwebt ſie ſelbſt auf dieſer Flur;
In der Stadt ihr Schatten nur!

Fühlſt du in der lauten Irre
Dieſes Baches, im Geſchwirre
Dieſer Vögel, in dem Kuß
Dieſes Weſts nicht ihren Gruß;

Biſt du nicht den Kräuterwaſen;
Nicht den Lämmern, die hier graſen,
Nicht dem kleinſten Blümchen hold:
Heim zur Stadt, und kriech' um Gold!

Stille Freude fehlet nimmer;
Täuſchend iſt der laute Schimmer;
Jede Leidenſchaft iſt Schmerz:
Nur die Liebe lohnt ein Herz!

Sie, die Mutter alles Schönen,
Müſſe deine Freuden krönen!
Doch, eh' ſie die Myrte flicht,
Höre, was die Weisheit ſpricht!

Jene Roſe lockt zum Brechen!
Hüte dich! Ihr Dorn kann ſtechen!
Jener Buſch reizt deinen Sinn;
Fleuch! die Natter lauert drin!

Kann ſie Dorf und Flur verlachen,
Wird ſie dich nicht glücklich machen;
Die der Schaafe ſpotten kann,
Sieht mit Spott den Schäfer an!

Unſchuld in der Hütte bilde
Dir ein Mädchen gut und milde;
Ungeſucht und ungeſehn,
Sei ſie dir allein nur ſchön.

Seelenwort ſei ihre Rede;
Schüchtern blicke ſie, nicht ſpröde,
Nicht mit falſcher Schaam um ſich,
Und ihr Herz erkenne dich!

Klugheit, deren Schein ſie fliehe;
Witz, um den ſie ſich nicht mühe;
Sanftes Mitleid, das ſchon weint,
Wenn nur krank ihr Lämmchen ſcheint;

Einfalt in Geſchmack und Sitte,
Anmuth in dem kleinſten Schritte;
Wahl in Kleidung, Abſicht nie,
Zier' und unterſcheide ſie!

Haſt du ſolch ein Kind gefunden,
O ſo ſegne deine Stunden!
Selig gibt ſie dir die Hand!
Gold und Ueppigkeit ſind Tand!

Johann Gottfried von Herder.

Das neue Saitenſpiel.

Lauer wehten die Lüfte nach endlich entflohenen Stürmen;
Frühling erneute die Welt.
Da erwärmte der Buſen ſich mir; zu Jugend-Verlangen
Kehrte die Seele zurück.
„Wäre das Saitenſpiel, das einſt ich ſpielete, mein noch!
Gäb' es Terpſichore mir
Wieder; wenn ſie mir nicht ein Schöneres ſchenkte! — Begehr' ich

Schweigende Muſe, zu viel? —
Nur der Schatten der Kränze, die einſt mich ſchmückten, erfleh' ich,
Nicht zur Zierde für mich.
Meinem Memmius möcht' ich ſingen ein Lied, wie ich einſt ſang! —
Schweigſt du, wie Niobe noch,
Felsgewordene Muſe?" — Ich ſah zum Himmel, und ſiehe,
Wolken umringeten mich.
Blitze fuhren; ich bebt', und wie mir ſelber entriſſen,
War ich in anderer Welt,
Und mir ſprach eine Stimme; ſie ſprach in das innerſte Herz mir:
(Meiner Gefährten vernahm
Keiner ein Wort.) „Undankbarer du, Alſatier, hoffſt du
Neue Geſänge von mir?
Da du das Saitenſpiel, das ich dir ſchenkte, zertrümmert,
Selber mit Füßen zertratſt.
Biſt du der Jüngling noch, der einſt dem Apollo gelobte?
Sage, wie biſt du verirrt?
Unmuth raubete dich dir ſelbſt; du haßteſt die Muſen;
Alle wir waren dir fremd'.
Und verdieneten wirs? Dich leſen Bataver und Franken;
Rom ſelbſt ſchenket dir Huld.
Und weil Neid dich neidet, ſo flohſt du unſre Geſpräche,
Trateſt die Cither zu Staub.
Undankbarer, und wagſt von uns eine neue zu fordern?
Statt Bellerophons Roß
Wähle das Roß Silens, und ſprich wie der Pöbel und ſchreibe
Wie es dem Pöbel gefällt. —
Dir nicht, einig dem Manne, für dem du die Leyer begehreſt,
Ihm nur ſenden wir ſie.
Wahre das Heiligthum; es entſinkt dir, eh du es denkeſt —"
Sprachs und die Wolke verſchwand.
Zitternd erhob ich mich, und ſieh vom heiteren Himmel
Segelt ein Schwanengeſpann
Zu mir nieder, je Zwei und Zwei; ſie trugen der Muſe
Köſtliches neues Geſchenk
Mir in den Arm, und huben ſich auf und ſchwangen ſich viermal
Kreiſend in Lüften umher.
Viermal ſangen ſie, Memmius, dich, und kehrten zum Himmel,
Singend zu Sternen zurück.

Als ich die Cither betrachtete, glänzend in Strahlen der Sonne,
Lilien ringsum beſät,
Sah ich deinen Namen auf ihr mit himmliſchen Zügen:
„Memmius!“ Memmius klang
Sie von ſelber, und ſingt, wenn ich den Namen ihr nenne,
Himmliſcher Schwäne Geſang.

2.

An einen deutſchen Schriftſteller.

Geh; ich neide dich nicht. Vollführe das Werk und gewinne
Läſterung dir zum Lohn!
Eile der Welt zu ſchenken ein Buch, das Herkules ſelber
Kaum zu tragen vermag. —
Wenn Wir ſchreiben, ſo bringen Wir Deutſche mit ängſtiger Eile
Blinde Hündlein ans Licht;
Kurzer Ruhm und ein langer, verdrießlicher Ekel verfolgt uns,
Daß man uns nennet — gelehrt.
Wie die Taube der Venus, ſo fleucht ein Blatt in die Lüfte;
Und kehrt nimmer zurück.
Wie die Frühlingsſchwalbe; ſie freut ſich des freieren Lebens,
Und kehrt nimmer zurück. —
Deutſche Natur iſt, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
Etwas in Allem zu ſein,
Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
Gerber, Schmidt und Poet,
Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur;
Alles ſind wir und Nichts. —
Deutſche Natur iſts, viele Papiere mit offenem Munde
Auszuwerfen, vergnügt.
Raſend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande,
Langſam zu ihm zu gehn.
Und zum ſchnelleſten Ruhm erſchwingt ſich mit Dädalus Flügel
Jeder trägeſte Kopf,
Achtet der Feile nicht, kennt nicht den glättenden Bimſtein,
Krauete nie ſich das Ohr.
Daher ſeufzen die Preſſen von ungeſcheuten Schriften;
Jeder Buchſtab' erſeufzt.

Und Italien lacht; Hiſpanien, jegliches Ausland
Lachet, wenn man — uns kennt.
Aber wir nähren als Patrioten mit unſeren Schriften
Motten und Krämer dafür.
Sei du anderer Art, o Geliebter, wenn du die Ehre
Wenn du das Vaterland liebſt;
Wenn du dir rathen läſſeſt; ſo ſteur' entgegen dem Strome;
Schäme der Feile dich nie.
Zehnmal glätte die Tafel von neuem, und lege den Finger
An die Lippe. Du darfſt
Ihn dir blutig auch kaun. Aus dieſem blutigen Tropfen
Springt eine Pallas hervor.
Wer von der ſpäteſten Welt ſich Ehre wünſchet, der ehre
Selber die ſpäteſte Welt.
Dann laß Feinde verläumden; es mag dein grauſamer Feind dich
Tadeln; der Tadel verfliegt,
Und dir bleibet dein Werk. Dein Ruhm erwächſt wie die Eiche
Langſam, die Pilze zerſtäubt.

Karl Ludwig von Knebel.

Die Stunden.

Stunden hat der Tag nicht allein: den Morgen, den Abend,
Und den heißen Mittag, und die verſchwiegene Nacht,
Stunden hat auch das Jahr, das Leben ſelber hat Stunden,
Und mit der Stunde des Tags eilt es auf Flügeln davon.

Als Aurora, die goldne, von ewigen Flammen entzündet,
Sie, die Unſterbliche, ſich ihrem Gemahle verlobt,
Bat ſie die Götter auch ihm unſterbliches Leben zu ſchenken;
Und ſie gewährten den Wunſch, ewiges Leben ward ihm,
Aber nicht ewiges Glück; denn dies vergaß ſie zu bitten.
Memnons Erzeuger, im Arm roſiger Liebe gepflegt,
Wird ein alternder Gott: Was nützt die Dauer der Jahre,
Ohne der Jahre Genuß? Ewig verzehrt er ſich ſelbſt.
Aehnlich iſt unſer Loos; der Zeit verheerende Sichel,
Was ſie an Jahren läßt, mäht ſie an Freuden uns ab.
Träume vergangener Zeit, wohin doch ſeid ihr entflohen!
Die ihr den dürren Sand oft mir mit Blumen bedeckt;

Oft, in Wolken gemalt, mit ſüßen Bildern mich täuſchet,
Wenn ich, vergnügt mit dem Tag, froher den kommenden ſah!
Iſt es der Dinge wahre Geſtalt, wenn nackt und entblättert
Nur ein trauriger Dorn unſerm Auge ſich zeigt?
Nichts kann ewig beſtehn; auch dies, was Leben wir nennen,
Iſt ein wechſelndes Rad immererneuter Geſtalt.
Unreif noch zur Geburt liegt tief im Schooße der Mutter
Eingeſchloſſen das Kind, faſt einem Wurme noch gleich;
Drängt es ſich dann hervor zum glänzenden Lichte des Tages,
Schmachtet und dämmert es auf unter Gewimmer und Schlaf.
Fröhlicher hüpft der Knab', und führt ſein gaukelndes Leben,
Von dem Momente beglückt, von dem Momente betrübt.
Aber der raſche Jüngling vertauſcht ſein eigenes Daſein
Gegen fremdes Geſchick, wenn ihn die Liebe bethört.
Iſt nun das Alter des Mannes zur hohen Reife geſtiegen,
Drücket des Geiſtes Spur tiefer den Dingen er ein;
Ehre täuſcht ihn und Namen, ein immer wachſend Verlangen
Treibt ihn hin nach dem Ziel, welches er nimmer erreicht.
Nach und nach entblättert ſich nun der Stamm, und die Zweige
Sinken; matt und entſtellt endet der zitternde Greis.
Auch mir eilet die Stunde mit ſchnellerem Fittig vorüber;
Meinen Schläfen entſproßt Blüthe des Alters bereits.
Mit den Locken des Hauptes entfallen Freuden und Freunde;
Nur dem ſchattigen Baum eilet der Wanderer zu;
Geht an dem hohen Stamm der trocknen Fichte vorüber,
Die ſich im goldnen Strahl wärmender Sonne noch letzt.
Sei mir indeſſen vergönnt, am ſteilen Hange des Felſen,
Fernhin horchend des Pans göttlich bezauberndem Lied,
Meine Seele zu weiden; wenn ringsum ſchweigen die Hügel,
Und mithorchend der Hain leiſe die Wipfel nur regt.
Auch ſei mir es vergönnt, zu beſuchen die lieblichen Gründe,
Wo der ſchellende Klang weidender Rinder mich lockt;
Dort am Falle des Stroms, der zwiſchen Blumen herabſtürzt,
Schöpf ich das Leben aus ihm, wie er ſich lebend ergeußt.
Immer verjüngt wie er, von der Abendſonne vergoldet,
Fließe mein Leben noch hin unter der Büſche Geſang.

Johann Georg Pfranger.

Grablied bei der Einſenkung eines Todten.

Gebt dem Tode ſeinen Raub,
Würmern ihre Habe!
Seelen werden nicht zu Staub,
Schlummern nicht im Grabe.
Hier iſt gut ſein! ſenkt ihn ein!
Laßt die Erde rollen;
Uns ihn ſegnen, und uns freun,
Daß wir ſterben ſollen.

Brüder, ſeht, nun liegt er ſchon:
Trocknet eure Thränen.
Laßt den dumpfen Grabeston
Siegsgeſang durchtönen!
Kämpfer Gottes! ſanft ſei dir
Nun dein Ruhebette! —
Und noch heute pflanzen wir
Roſen auf die Stätte.

Stimmt die hohen Lieder an
Von der Auferſtehung:
Von des Mittlers Siegesbahn,
Niedrigung, Erhöhung:
Wie er's gab und wiedernahm,
Sein unſterblich Leben.
Seit der Troſt vom Himmel kam,
Mögen Heiden beben!

Aerndtefeld! — Hier ruhen ſie,
Chriſten! unſre Brüder:
Kämpften; aber kämpfen nie
Nun auf Erden wieder.
Unter Gottes Hirtenhand
Schlummern ſie im Friede,
Bis dereinſt ſie, der erſtand,
Weckt mit Schall und Liebe.

Wenn er kömmt, und Stürmen gleich
Von den hohen Stufen:
Gräber! Gräber! öffnet euch! —
Seine Stimmen rufen:
Wenn die Schnitter emſiglich
Ihre Garben binden,
Und im Schooße Gottes ſich
Freunde wieder finden;

Dann mit welchem Jubelton
Nie geſtört von Leiden,
Froh im Palmenhain am Thron
Werdet ihr euch weiden!
Unzertrennlich neu gepaart
Durch die goldnen Hallen,
Menſchen, die ihr ſterblich war't,
Mit einander wallen!

Saaten der Unſterblichkeit!
Heilige Gebeine!
Bald verſtrömt auch unſre Zeit!
Ruft der Tod: erſcheine!
Ruf' er dann! wir ſind bereit:
Wer des Lebens Gabe
Nützet für die Ewigkeit,
Zittert nicht am Grabe!

Klamer Eberhard Karl Schmidt.

Lied um Liebe.

Liebt, o liebt! Es wird gereuen,
Wer nicht liebt, und wieder liebt!
Der verſchiebt das Glück von Zweien,
Wer ſein eignes Glück verſchiebt!

Liebt! das Glück iſt in der Schwebe;
Hier iſt's, wo es Fuß gewinnt.
Der beſinnt ſich, ob er lebe,
Wer auf Liebe ſich beſinnt.

Ladet Alles nicht zur Liebe?
Nicht das Vögelein im Neſt?
Nicht die Blum im Frühlingstriebe?
Nicht der leicht beſchwingte Weſt?

Wellen, die im Bache kreiſen,
Suchen, finden ſich ſo gern;
Der Magnetſtein zieht das Eiſen,
Und ein Stern den andern Stern!

Liebt! o liebt! was wäre lieber,
Als ein Blick von dir zu mir,
Und von mir zu dir hinüber!
Wir uns Eins und Alles wir?

Wir uns Eins, und wir uns Alles
Auf dem weiten Erdenraum!
Glück von Außen, ſteig' es, fall' es,
Was ſich liebt, gewahrt es kaum.

Liebt! weil noch die Jahr uns ſproſſen!
Flügel haben Lieb' und Glück!
Stunden, einmal hingefloſſen,
Fließen nie und nie zurück.

Ab ſtrömt Alles! Kein Erretter!
Nichts darf wieder Strom hinauf!
Liebt, und ſtreut der Roſenblätter
In des Stromes ſchnellen Lauf!

Daß, wenn ihr die letzten ſtreuet,
Euch die Liebe Zeugniß giebt:
Glückliche, die nichts gereuet!
Liebend, wurdet ihr geliebt!

Johann Chriſtian Wagner.

Wahrheit.

Seele, was iſt herrlicher
In der ganzen Welt,
Als ihr Schöpfer, als der Herr,
Welcher ſie erhält?

Wenn er kömmt, und Stürmen gleich
Von den hohen Stufen:
Gräber! Gräber! öffnet euch! —
Seine Stimmen rufen:
Wenn die Schnitter emſiglich
Ihre Garben binden,
Und im Schooße Gottes ſich
Freunde wieder finden;

Dann mit welchem Jubelton
Nie geſtört von Leiden,
Froh im Palmenhain am Thron
Werdet ihr euch weiden!
Unzertrennlich neu gepaart
Durch die goldnen Hallen,
Menſchen, die ihr ſterblich war't,
Mit einander wallen!

Saaten der Unſterblichkeit!
Heilige Gebeine!
Bald verſtrömt auch unſre Zeit!
Ruft der Tod: erſcheine!
Ruf' er dann! wir ſind bereit:
Wer des Lebens Gabe
Nützet für die Ewigkeit,
Zittert nicht am Grabe!

Klamer Eberhard Karl Schmidt.

Lieb um Liebe.

Liebt, o liebt! Es wird gereuen,
Wer nicht liebt, und wieder liebt!
Der verſchiebt das Glück von Zweien,
Wer ſein eignes Glück verſchiebt!

Liebt! das Glück iſt in der Schwebe;
Hier iſt's, wo es Fuß gewinnt.
Der beſinnt ſich, ob er lebe,
Wer auf Liebe ſich beſinnt.

Ladet Alles nicht zur Liebe?
Nicht das Vögelein im Neſt?
Nicht die Blum im Frühlingstriebe?
Nicht der leicht beſchwingte Weſt?

Wellen, die im Bache kreiſen,
Suchen, finden ſich ſo gern;
Der Magnetſtein zieht das Eiſen,
Und ein Stern den andern Stern!

Liebt! o liebt! was wäre lieber,
Als ein Blick von dir zu mir,
Und von mir zu dir hinüber!
Wir uns Eins und Alles wir?

Wir uns Eins, und wir uns Alles
Auf dem weiten Erdenraum!
Glück von Außen, ſteig' es, fall' es,
Was ſich liebt, gewahrt es kaum.

Liebt! weil noch die Jahr uns ſproſſen!
Flügel haben Lieb' und Glück!
Stunden, einmal hingefloſſen,
Fließen nie und nie zurück.

Ab ſtrömt Alles! Kein Erretter!
Nichts darf wieder Strom hinauf!
Liebt, und ſtreut der Roſenblätter
In des Stromes ſchnellen Lauf!

Daß, wenn ihr die letzten ſtreuet,
Euch die Liebe Zeugniß giebt:
Glückliche, die nichts gereuet!
Liebend, wurdet ihr geliebt!

Johann Chriſtian Wagner.

Wahrheit.

Seele, was iſt herrlicher
In der ganzen Welt,
Als ihr Schöpfer, als der Herr,
Welcher ſie erhält?

Sieh, die Natur
Iſt in ihrer Blüthenpracht
In dem Glanzgefild der Nacht
Ein Schatten nur!

Schöner, als der Sonne Strahl,
Iſt der Wahrheit Licht,
Das hier in das Nebelthal
Deiner Bildung bricht.
Doch nur von fern
Glänzet dieſes Lichtes Spur,
Es iſt Morgenröthe nur
Von Gott, dem Herrn.

Treu der Wahrheit Bahn zu gehn,
Um in ihrem Licht
Immer mehr von ihm zu ſehn,
Sei dir heilge Pflicht!
Verachte Spott!
Seele, frei vom Erdenhang,
Eil' hinauf den Stufengang,
Hinauf zu Gott!

Gottfried Auguſt Bürger.

1.

Das neue Leben.

Eia! wie ſo wach und froh,
Froh und wach ſind meine Sinnen!
O vor welcher Sonne floh
Meines Lebens Nacht von hinnen?
Wie ſo holden Gruß entbot
Mir das neue Morgenroth!

Mein erheitertes Geſicht
Siehet Paradieſe blühen.
Welche Töne! Hör ich nicht
Aller Himmel Melodien?
O wie ſüß erfüllt die Luft
Edens Amarantenduft!

Weingott, biſt du mir ſo nah,
Mir ſo nah bei jedem Mahle?
Kehrſt du in Ambroſia
Und in Nektar dieſe Schale?
Geber der Ambroſia
Und des Nektars, mir ſo nah?

Liebe, deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zum Glück der Götterſchaft
Mich hinieden ſchon erkoren.
Ohne Wandel! ewig ſo!
Ewig jung und ewig froh!

2.

Himmel und Erde.

In dem Himmel quillt die Fülle
Der vollkommnen Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieſer Fülle
Labſal für der Erde Leib.

Für das Leid, das meiner Tage
Schöne Roſenfarbe bleicht,
Das ich tief im Buſen trage,
Das ich Arzt' und Prieſter klage,
Welches keinem Balſam weicht.

Längſt ſind über Thal und Hügel
Alle Freuden mir entflohn.
Lahm ſind meiner Hoffnung Flügel.
Rauher Hinderniſſe Hügel
Sprechen ſelbſt den Wünſchen Hohn.

Dennoch ſetzt' ich auch auf Erden
Gern noch fort den Pilgerſtab.
Sollte Molly mir nur werden,
Trüg' ich aller Welt Beſchwerden
Noch den längſten Pfad hinab.

Leopold Friedrich Günther von Göckingk.

Flur und Wald.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken ſtreicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn durch ſein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein ſchließet:

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum ſeufz't: Wo bleibt der Abendſtern?
Weil er im Lerchengarne, ach! ſo gern!
Das Köpfchen voll Geſang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er ſo gern den Hecht, betrieft mit Blut
Am Widerhaken zappeln ſiehet.

Der biete nie mir ſeinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche ſingt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche ſpringt;
Weg mit dem Mann! Er macht mich bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit!
Du freueſt dich, wenn ein Geſchöpf ſich freu't,
Und härmſt dich mit bei ſeinem Harme.

Chriſtian Graf zu Stolberg.

Die Blicke.

(An Dora.)

Röthliche, goldbeſäumte Wolken hüllen
Ihre Strahlen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben hernieder!

Schimmernder blüh'n die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Blümchen athmet Freude,
Strahlt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um ſich.

Himmliſcher aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild ins Herz mir noch ungefühlte,
Selige Freuden!

Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulſe; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namen-
loſes Entzücken!

Aber ach! Wehmuth blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmuth und Trübſinn! Dann entquellen
Sehnſuchtsſeufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

Duftige Nebel locket ſo die Sonne
Aus dem Blumengefild' am Sommerabend;
Trübe ſteigt der wolkige Schleier, träufelt
Labende Kühlung. —

Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmuth
Mir in's liebende Herz! Auch ſie gewähret
Süßes namenloſes Gefühl, der Liebe
Traute Geſellin!

Bis du mir einſtens (Ahnung lispelt's leiſe —
Ahnung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reifte!)
Bis du Lieb' im ſchmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelſt!

Ludwig Heinrich Chriſtian Hölty.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch das Pilgerleben gehn;

Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle;
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einem rothen Mund!

Noch tönt der Buſch von Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerrißne Seelen Ruh!

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

IX.

Deutſche Dichter von Goethe bis zu Ende des 18. Jahrhunderts.

1.

Johann Wolfgang von Goethe.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Ein goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;

Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll ſüßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

2.

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir!
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort?
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

3.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,

Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verſchleiernd,
Leis rauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund
Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhle;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind.

4.

Künſtlerlied.

(Aus den Wanderjahren.)

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe, Künſtler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen ſchau, erfahre

Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſei's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart;
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens bittre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn,
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar.

5.

Elemente.

Aus dem weſtöſtlichen Divan.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied ſich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meiſter es mit Freuden hören?

Liebe ſei vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen;
Kann ſie gar das Lied durchdringen,
Wird's um deſto beſſer klingen.

Dann muß Klang der Gläſer tönen;
Und Rubin des Weins erglänzen.
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den ſchönſten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Drommete ſchmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt iſt unerläßlich,
Daß der Dichter manches haſſe;
Was unleidlich iſt und häßlich
Nicht wie Schönes leben laſſe.

Weiß der Sänger, dieſer Viere
Urgewalt'gen Stoff zu miſchen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfriſchen.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Der Harz.

Herzlich ſei mir gegrüßt, werthes Cheruſkaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geiſtes,
Denn das flache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur, aus der vergeudenden
Urne, männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir.
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Flut des Segens, und ſtrömt in den genügſamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schaafe weiden die Trift; auf der gewäſſerten
Aue brüllet der Stier, ſtampft das geſättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der ſchirmende Forſt deinem erhabenen
Nacken ſchattet! er nährt ſtolzes Geweihe dir!
Dir den ſchnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, ſelten mit goldenem
Fluche ſchwanger, verleiht nützendes Eiſen uns,
Das den Acker durchſchneidet
Und das Erbe der Väter ſchützt.

Dir giebt reinere Luft, und die teutoniſche
Keuſchheit, Jugend von Stahl; mooſigen Eichen gleich,
Achten ſilberne Greiſe
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeiſterung;
Felſen jauchzten zurück, wenn ſich der Barden Gang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Hermann vernahm's! Sturm war ſein Arm! ſein Schwert
Wetterflamme! betäubt ſtürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeſchlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopſtocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruſkia, dir! furchtbar und ewig ſteht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsſchlachten! und donnernd
Dich unſterblicher Lieder Klang!

Johann Martin Miller.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut

Was frag' ich viel nach Geld' und Gut
Wenn ich zufrieden bin?
Giebt Gott mir nur geſundes Blut;
So hab' ich frohen Sinn,
Und ſing' aus dankbarem Gemüth'
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher ſchwimmt im Ueberfluß',
Hat Haus und Hof und Geld,
Und lebt doch immer, voll Verdruß,
Und freut ſich nicht der Welt;
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie ſchweigen ſeine Klagen ſtill.

Da heißt die Welt ein Jammerthal
Und däucht doch mir ſo ſchön, —
Hat Freuden ohne Maaß und Zahl, —
Läßt Keinen leer ausgeh'n;
Das Käferlein, das Würmelein
Darf ſich ja auch des Lebens freu'n.

Und, uns zu Liebe, ſchmücken ja
Sich Wieſe, Berg und Wald,
Und Vögel ſingen fern und nah:
Daß Alles wiederhallt;
Bei Arbeit ſingt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei ſüßer Ruh!

Und, wann die gold'ne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und Alles in der Blüthe ſteht,
Und Aehren trägt das Feld;
Dann denk' ich: alle dieſe Pracht
Hat Gott zu unſ'rer Luſt gemacht.

Dann preiſ' ich Gott und lobe Gott
Und ſchweb' in hohem Muth'
Und denk': es iſt ein lieber Gott;
Er meint's mit Menſchen gut. —
Mich, dankbar, ſeiner Huld zu freu'n,
Soll täglich meine Weisheit ſein!

Ja, Wer ſich hier nicht freuen kann,
Daß Gott ſein Vater iſt,
Der freut ſich deß' ſo wenig dann;
Wann er im Himmel iſt;
Denn, Wer nur treu das Seine thut,
Hat's, wahrlich! ſchon auf Erden gut.

Johann Heinrich Voß.

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geiſt klebt nicht am Staube,
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geſchlecht noch Vaterland.
Die Sonne ſteig' und tauche nieder;
Sie ſah und ſieht ringsum nur Brüder:
Der Celt und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich einen Gott.

Doch ob der Geiſt den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderſchaar;
Ihn ſäumt der träge Leib, und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebahr.
Umſonſt von ſeines Staubes Hügel

Blickt auf der Geiſt, und wägt die Flügel:
Des Fluges Sehnſucht wird ihm Stand,
Sein All ein ſüßes Vaterland.

Er liebt die traute Vaterhütte,
Den Ahorntiſch, des Hofes Baum,
Den Nachbarn, und des Völkleins Sitte,
Des heimiſchen Gefildes Raum;
Er liebt die treuen Schulgenoſſen,
Der Jugendſpiel' harmloſe Poſſen,
Das angeſtaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenſpruch.

O du, in Fremdlingsflur verbannter,
Wie warſt du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrſt in ſchroffes Eisgefilde
Mit Luſt aus reicher Sonnenmilde,
Und weinſt auf deiner Väter Höhn
Von fern den blauen Rauch zu ſehn.

Schafft Freiheit jegliches Gewerbes
Gemeingeiſt und gemeines Wohl;
Baut jeder, ſorglos ſeines Erbes,
Hier Wiſſenſchaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht ſich der Bürde;
Ertheilt Verdienſt, nicht Anſpruch, Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!

Glückſelig, wem Natur und Tugend
Der Erſtlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim der Jugend
Zum Beiſpiel guten Bürger nennt!
Nicht eigenſüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verſchwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Gerhard Anton von Halem.

Neujahrslied.

Stunden, Tage, Jahre zählen
Mißvergnügte nur.
Ach, ſie hoffen —, fürchten immer;
Wollen leben, — leben nimmer;
Freude flieht die Spur.
Stunden, Tage, Jahre zählet,
Wer ſich weiſe lügt.
Wir —, wir zählen nicht und leiſe
Sagen wir uns: wir ſind weiſe;
Denn wir ſind vergnügt.

Chriſtoph Auguſt Tiedge.

Skolie.

Pflanzt die Gläſer auf den Tiſch!
Trinkt die ſchwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! ſinget Lieder!
Myrt' und Aſter ſind noch friſch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unſre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen ſprießen,
Gern des milden Thau's genießen:
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebenſaft begießen.

Hier ſoll Freud und Friede ſein,
Und der Kriegspoſaunenbläſer
Finde heute keinen Leſer!
Jedes Herz ſei hell und rein,
Rein und hell, wie unſre Gläſer!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finſterwolkig, brauſen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die ſanfte Fröhlichkeit
Ueber unſern Kreis gezogen.

Frohſinn würzt ein Feſtgelag.
Es macht Seel' und Leib geneſen.
Jener Kunſt von finſtrem Weſen
Soll zur Strafe Tag für Tag
Bonaparte's Thaten leſen!

Leben ſoll die beſſ're Zeit!
Und kein Gote ſoll die Blüthen
Ihres Lebens niederwüthen!
Leben ſoll die Menſchlichkeit,
Trotz den Goten und den Scythen!

Leben ſoll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts ſoll dieſen Kranz entzweien!
Klingt die Gläſer an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen!

Wilhelm Gottlieb Becker.

Alles liebt und paart ſich wieder.

Alles liebt und paart ſich wieder,
Liebend ſteigt der Lenz hernieder,
Und umarmt die junge Flur.
Süßes ſehnendes Verlangen,
Einem Weſen anzuhangen,
Lebt und webt durch die Natur.

Von des Jünglings Lieb' erkoren,
Schwebt, im holden Traum verloren,
Ahnungsvoll das Mädchen her;
Liebe bringend, Lieb' empfindend,
Unterliegt es überwindend,
Liebt und wird geliebt wie er.

Was Gefild und Hain belebet,
Was im Bach, in Lüften ſchwebet,
Hüpft und flattert Paar um Paar.

Reben, die noch einſam wanken,
Streben ſanft ſich zu umranken,
Und ein Baum wird ihr Altar.

Jedes Blümchen auf der Aue
Glüht in eines andern Thaue
Liebend, wie ſich Blicke nahn.
Jedes Knöspchen wird ein Gatte,
Jedes Gräschen auf der Matte
Schließt ſich an ein andres an.

Alles fühlt der Liebe Segen,
Lüftchen hauchen Lieb entgegen,
Bräutlich iſt die Flur geſchmückt.
Aber ach! ich irr' alleine,
Bis das Mädchen, das ich meine,
Mich an Mund und Buſen drückt.

Samuel Gottlieb Bürde.

Umſchränktheit.

Glücklich —, Wer im engbegrenzten Raume
Seiner Heimath tiefe Wurzeln ſchlägt
Und, gleich einem wohlgepflegten Baume,
Feſt ſteht und die Aeſte nur bewegt, —

Der des Lebens Nothdurft nur begehret
Und, allein auf Gegenwart beſchränkt,
Was er heut' erworben, heut' verzehret
Und ſich weder heftig freut noch kränkt, —

Den, die Welt zu ſehen, nicht gelüſtet,
Der mit Beſſer'm Gutes nicht vergleicht
Und, zur letzten Reiſe ſtets gerüſtet,
Sich geräuſchlos aus dem Leben ſchleicht! —

Ach, was hilft es, Land und Meer durchſtreifen?
Immer ſpannt die Neugier neuer Reiz.
Ach, was hilft's: des Wiſſens Schätze häufen?
Wie der Reichthum zunimmt, wäch'ſt der Geiz.

Nur umſonſt verdoppeln wir die Schritte;
Nie erreichen wir das Ziel der Bahn.
Immer ſteh'n wir in des Zirkels Mitte,
Und der Umkreis wächſt ſo wie wir nah'n.

Carl Ludwig Eberhardt Heinrich Freiherr von Wildungen.

Jägers Morgenlied.

Auf, ihr Brüder, auf zum Jagen!
Auf, zur frohen Arbeit, auf!
Seht Aurorens goldner Wagen
Fährt am Aether ſchon herauf!
Schon entſchlüpft des Hains Gefieder
Zwitſchernd ſeiner kurzen Ruh,
Und geſättigt eilet wieder
Alles Wild dem Forſte zu.

Auf, erhebt Dianens Ehre
Durch ein frohes Jagdgeſchrei!
Holet Jagdzeug und Gewehre
Mit Triumph und Sang herbei.
Gierig winſeln ſchon die Hunde
Nach des edlen Wildes Schweiß;
Auf, die goldne Morgenſtunde
Krönt mit Glück des Waidmanns Fleiß!

Weichling! der des Jägers Wonne
Bei Aurorens Wild nicht kennt,
Schlummre bis die Mittagsſonne
Dir den trägen Scheitel brennt!
Mächtige Diana, höre
Unſre Bitte: Gib, daß bald
Von dem Donnern unſrer Röhre,
Schalle der erſchreckne Wald!

Auguſt Hermann Niemeyer.

Um Mitternacht.

Selige Ruh, o geuß Erquickungsſchlummer
Ueber das Auge all der edlen Seelen,
Heiter ſei, wie der Sternenhimmel, ihr
letzter Gedanke.

Schwebt ihr Engel um das Lager der Unſchuld,
Schweigt ihr Stürme, athmet Maienlüfte,
Daß der ſchönen Thaten Schweiß von der Stirn der
Schlummernden trockne,

Heitrer ſie dann dem Morgenroth erwachen,
Wenn der kommende Tag von ſeinen Höhen
Niederglänzt, der edlen hohen Seelen
Thaten zu leuchten.

Caroline Chriſtiane Louiſe Rudolphi.

Der Mond.

Im ſtillen heitern Glanze
Tritt er ſo ſanft einher; —
Wer iſt im Sternenkranze
So ſchön geſchmückt wie er?

Er wandelt ſtill beſcheiden,
Verhüllt ſein Angeſicht,
Und giebt doch ſo viel Freuden
Mit ſeinem trauten Licht.

Er lohnt des Tags Beſchwerde,
Schließt ſanft die Augen zu,
Und winkt der armen Erde
Zur ſtillen Abendruh.

Schenkt mit der Abendkühle
Der Seele friſche Luft.
Die ſeligſten Gefühle
Gießt er in unſre Bruſt.

Du, der ihn uns gegeben
Mit ſeinem trauten Licht,
Haſt Freud' am frohen Leben,
Sonſt gäbſt du ihn uns nicht.

Hab' Dank für alle Freuden,
Hab' Dank für deinen Mond,
Der's Tages Laſt und Leiden
So reich, ſo freundlich lohnt.

Johann Baptiſt von Alxinger.

Morgengebet.

Die Schatten fliehn, der Morgen lacht,
Die Lerche preiſt dich, Herr, durch Lieder;
Und ich, den ſchlummernd hier bewacht
Dein Engel, ſänke nicht vor dir im Staub darnieder?

Ja, niemal öffne ſich dem Licht
Mein Aug, daß es nicht dankbar ſehe
Hinauf zum Himmel, daß es nicht
Mit Thränen des Gebets um deinen Segen flehe.

Wenn Krankheit ihren Bogen ſpannt,
So ſchütze mich! doch willſt du ſchlagen,
Anbetend ehr' ich deine Hand;
Gieb mir nur Muths genug, mein Uebel zu ertragen.

Gieb mir, wenn meiner Feinde Neid
Im Winkel mir zu ſchaden lauert,
Ein Herz, das ihnen gern verzeiht,
Mit Gutem Böſes lohnt, ſie liebet, und bedauert.

Laß mich die Güter dieſer Erd'
Als Werkzeug wohlzuthun nur achten,
Und was zur Nothdurft nicht gehört,
Stets als ein Eigenthum Unglücklicher betrachten.

Auch nichts mit ſtürmiſcher Begier
Verlangen, alles froh genießen;
Und ſo dieß Tröpfchen Leben mir
Still, doch nicht ungenützt, ins Meer der Zeiten fließen.

Chriſtian Adolph Overbeck.

Die Schifffarth.

Das waren mir ſelige Tage!
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal mein Liebchen und mich;
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da ſprangen im Waſſer die hellen,
Die ſilbernen Fiſche herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blümchen ſich ſchauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir ſpielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns manches zu lachen,
Und hatten des Spieles nicht Raſt.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Und alle begannen zu ſingen,
Und ich hielt mein Liebchen umfaßt.

Das waren mir ſelige Tage!
Mein blondes Mädchen, o ſage
Sie waren ſo ſelig auch mir!
Dann ſuch ich das Schifflein mir wieder,
Dann ſetz ich mich neben dir nieder,
Und ſchiffe durch's Leben mit dir.

Johann Aloys Blumauer.

An die Donau.

O wohl mir, daß ich, deutſcher Strom,
Dich unſer nennen kann!
Iſt wer, der's läugnen will, der komm,
Er komm und ſeh dich an.

Er ſeh' die deutſche Größe, die
  Du an der Stirne trägſt,
Den deutſchen Muth, wenn du, wie ſie
  Empöret, Wellen ſchlägſt.

Den deutſchen Rieſenſchritt ſeh' er
  In deinem Heldengang,
Und nenn' ein Volk, das ähnlicher
  Sich ſeiner Quell' entſchwang.

Er ſeh', wie brünſtig du dem Meer
  Die ſieben Arme reichſt,
Und ſage, welchem Volk du mehr
  Im Freundſchaftsbunde gleichſt.

In deinem ſtillbeſcheid'nen Lauf,
  Der mehr enthält, als weiſ't,
Da deck' er deine Tiefen auf,
  Und rufe: — Deutſcher Geiſt!

D'rum wohl mir deutſcher Vaterſtrom,
  Daß ich dich preiſen kann,
Und wer ein Dichter iſt, der komm,
  Und ſeh' ſein Urbild an.

Charlotte Eliſe Conſtantia Freifrau von der Recke.

Wonne der Andacht.

  Seligſte der Lebensſtunden,
Wenn der Geiſt zu Gott ſich ſchwingt!
Ganz mit Herrlichkeit umringt,
Hat dich meine Seel' empfunden,
Wenn ſie ſinnend; fern und nah,
Gottes ew'ge Liebe ſah!

  Schmückte die nicht unſre Fluren?
Schmückte ſie den Himmel nicht
Mit dem Sonn'n- und Sternenlicht,
Mit den glänzenden Naturen,
Wo in Gottes Wiederſchein
Sich die höhern Geiſter freun?

Stattete nicht zum Genuſſe
Gottes Huld dies Erdenthal,
Wie zu einem Liebesmahl,
Aus mit einem Ueberfluſſe,
Welcher, unverſiegbar mild,
Aus des Lebens Urnen quillt?

O, du Weſen aller Weſen!
Deine Güt' und Herrlichkeit
Füllt das weite Reich der Zeit.
Auch der Menſch iſt auserleſen,
Von der niedern Erde ſchon
Aufzuſchau'n zu deinem Thron.

Seligſte der Lebensſtunden,
Du entflammeſt mein Gemüth!
Meine ganze Seele glüht!
Dieſe Erd' iſt mir entſchwunden,
Vorgefühl der Himmelsluſt
Füllt und hebet meine Bruſt.

August Friedrich Ernst Langbein.

Zufriedenheit.

Das Wort: „wir ſind zufrieden,“
Macht unſ're Weisheit aus;
Wir ſeufzen doch hienieden
Vom Glück' nicht viel' heraus
Es führt nur ſchwere Karren,
Voll Gold- und Silberbarren,
Dem Dummkopf oder Narren,
Indem er ſchläft, in's Haus.

D'rum, Glück, ſind wir geſchieden,
Und feſt ſteht unſer Bruch.
Das Wort: „wir ſind zufrieden,‘
Bleibt unſer Sittenſpruch.

Nur klein ſei unſ're Habe!
Doch folg' uns einſt zum Grabe
Der Liebe Thränengabe
Und keines Menſchen Fluch!

Ludwig Theobul Koſegarten.

Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue, frohe Botſchaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf' zu Dorfe wallte
An ſeines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einſt leitet' ihn ſein Knabe in ein Thal,
Das überſät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtſinnig mehr als boshaft, ſprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menſchen ſind
Verſammelt hier und warten auf die Predigt.“

Der blinde Greis erhob ſich alſobald,
Wählt einen Text, erklärt ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, ſtrafte, tröſtete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederfloſſen in den grauen Bart.

Als, er, beſchließend, d'rauf das Vaterunſer,
Wie ſich's geziemt, gebetet und geſprochen:
Dein iſt das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten;
Da rieſen rings im Thal viel tauſend Stimmen:

Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen! —
Der Knab' erſchrak reumüthig kniet er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde. —
Sohn, ſprach der Greis, haſt du denn nicht geleſen:
Wenn Menſchen ſchweigen, werden Steine ſchrein.

Nicht ſpotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig iſt es, kräftig, ſchneidet ſcharf

Wie kein zweiſchneidig' Schwert; und ſollte gleich
Das Menſchenherz ſich ihm zu Trotz verſteinen;
So wird im Stein' ein Menſchenherz ſich regen.

Chriſtine Weſtphalen, geb. von Axen.

Das Grabmal der Freiheit Deutſchlands 1807.

Sankſt auch du in die Nacht der Vergeſſenheit, hehre Germana?
  Dieſer klagende Fels ſagt es mir, daß du einſt warſt!
Ha, dich umwandelt, zürnend, der Schatten Hermanns! ihm folgen
  Barden, Druiden, doch, ſieh! alle die Harfen umflort!
Trauerlieder ſingen ſie dir, der Geſunkenen, klagend:
  Daß die Gebiete des Lichts ſchwanden in Nebel und Nacht;
Daß den freien Kindern Thuiskons klirren die Ketten;
  Den hochſchwebenden Sinn beuge das feſſelnde Joch;
Daß die Redlichkeit ſank, die biedere Treue der Deutſchen,
  Und der Tapferen Muth; immer in Kämpfen bewährt;
Daß die ſprudelnde Quelle des Mimers verſiege, nicht töne
  Der Brunhilde Geflöt, nicht der Bardale Geſang! —
Wie? die Lieder verhallen? es ſchwinden die Schatten und Sänger?
  Alles dunkelt ſich mir? ſinket nicht ſelber der Stein?
Dich, Germania, rief ein Gott! Doch, welcher vernichtet
  So dein Daſein? O Fels, rede! — Auch du biſt nicht mehr! —
Wanderer! ehre die Stätte des Unglücks! Weint nicht, ihr Engel!
  Ja! Teutonia weint! — aber mit Hoffnung im Blick.

Friedrich von Schiller.

1.

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir
Erſcheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den luſtigen, habe,
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche, findet ſich ein.

Sie nahen, ſie kommen
Die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich
Die irdiſche Halle.
Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmliſchen Chor?
Schenket mir euer unſterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor.
Die Freude, ſie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!
Reich ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſein.
Sie rauſchet, ſie perlet,
Die himmliſche Quelle,
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

2.

Die deutſche Muſe.

Kein Auguſtiſch Alter blühte
Keines Mediceërs Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt;
Sie ward nie gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt.

Rühmend darfs der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Darum ſteigt in höherm Bogen,
Darum ſtrömt in vollern Wogen
Deutſcher Barden Hochgeſang,
Und in eig'ner Fülle ſchwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

3.

Die Macht des Geſanges.

Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm.
Erſtaunt mit wolluſtvollem Grauſen
Hört ihn der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Fluth vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht woher ſie rauſcht,
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſtehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts,
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude, mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt.

Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge.

So raſſt von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt;
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts irdiſches ſich nahn,
Und jede and're Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz,
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

4.

Die Größe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande.
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen,
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steu'r ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltſyſteme, Fluthen im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt du hier?“
„„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade,
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!““

„Steh! du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! du ſegelſt umſonſt — Pilger auch hinter mir! —
Senke nieder
Adlergedank', dein Gefieder,
Kühne Seglerin, Phantaſie,
Wirf ein muthloſes Anker hie.““

Johann Peter Hebel.

Abendlied.

Jetzt ſchwingen wir den Hut,
Der Wein, der Wein war gut.
Der Kaiſer trinkt Burgunderwein,
Sein ſchönſter Junker ſchenkt ihm ein,
Und ſchmeckt ihm doch nicht beſſer,
Nicht beſſer

Der Wirth, der iſt bezahlt;
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür,
Und hinten dran die Schuldgebühr;
Der Gaſt darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer ſein Gläslein trinkt,
Ein luſtig Liedlein ſingt,
In Frieden und in Sittſamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit;
Der Gaſt darf wiederkehren,
In Ehren.

Des Wirths ſein Töchterlein
Iſt züchtig, ſchlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut.
Und hat ſie keins, das iſt nicht gut,
Mußt eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt, Brüder! gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, ſo ſchläft er noch;
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und ſchlafen aus im Frieden,
Im Frieden.

Friedrich von Matthiſſon.

Adelaide.

Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umfloſſen,
Das durch wankende Blüthenzweige zittert,
Adelaide!

In der ſpiegelnden Fluth, im Schnee der Alpen,
In des ſinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne ſtrahlt dein Bildniß,
Adelaide!

Abendlüftchen im zarten Laube flüſtern,
Silberglöckchen des Mais im Graſe ſäuſeln,
Wellen rauſchen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Einſt, o Wunder! entblüht, auf meinem Grabe,
Eine Blume der Aſche meines Herzens;
Deutlich ſchimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide!

Friedrich Chriſtoph Weiſſer.

Sinngedichte.

An eine Dichterin.

Gedichte ſchriebſt du, wie wir wiſſen,
O Daphne, mehr als Einen Band
Reſpekt vor Deiner rechten Hand!
Allein die linke will ich küſſen.

Sänger-Grabſchrift.

Manch deutſcher Sänger ſtarb, gedrückt von jeder Noth;
Doch dieſen fütterte ſein hoher Gönner todt.
Ich ſchwör's; und zweifelt ihr noch länger,
So wißt, ein Zeiſig war der Sänger.

Der Greis.

Nearch iſt lahm, iſt blind, iſt taub,
Iſt halb ſchon der Verweſung Raub,
Und längſt die Beute ſchlauer Erben.
Wann wird der todte Mann doch ſterben?

Friedrich Haug.

1.

Die Nachtigall und die Lerche.

Philomele ſang einſt Liebeslieder,
Und ſie klangen vom Gebirge wieder,
Und die Vögel, ſchweigend, lauſchten auf,

Und die Bäche zögerten den Lauf
Und der Zephyr hielt im Fliegen inne.
Stille herrſcht' ob dem Geſang der Minne.
Aber plötzlich ſchweigt die Nachtigall,
Und die Lerche ruft: „O Zauberſchall! —
Sänger laß die Melodien erklingen!“
Doch beſcheiden ſprach die Sängerin:
„Nein! ich ſinge kurz, um gut zu ſingen.“

* * *

Manchen Dichtern, die nach Beifall ringen,
Wünſch' ich, Philomele, deinen Sinn.

2.

Franzens Tod.

Franz, der am Bücherſchrank
Oft lange Tage ſaß,
Oft Schlummer, Speiſ' und Trank
Ob ſeinem Werk vergaß,
Schrieb ſich berühmt und krank,
Und ſtarb dann vor der Zeit
An der Unſterblichkeit.

Auguſt Friedrich Ferdinand von Kotzebue.

Troſt beim Scheiden.

Es kann ja nicht immer ſo bleiben,
Hier unter dem wechſelnden Mond;
Es blüht eine Zeit und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menſchen
Lang' vor uns gelebt und gelacht;
Den Ruhenden unter dem Graſe,
Sei fröhlich ein Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menſchen
Lang' nach uns des Lebens ſich freun;

Uns Ruhenden unter dem Graſe
Den Becher der Fröhlichkeit weihn.

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,
Wir haben einander ſo lieb,
Erheitern einander das Leben;
Ach! wenn es doch immer ſo blieb'!

Doch weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freundſchaft recht feſt;
Wer weiß denn, wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt.

Doch ſind wir auch fern von einander,
So bleiben die Herzen ſich nah;
Und alle, ja alle wird's freuen,
Wenn einem was Gutes geſchah.

Und kommen wir wieder zuſammen
Auf wechſelnder Lebensbahn;
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

Karl Philipp Conz.

Stiller Sinn.

Fromm mit liebendem Gemüthe
Feſt vertrau'n der ew'gen Güte,
Ob der Erde Stürme weh'n, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
Ohne Wank muß es beſteh'n.

Wenn ich Nachts gen Himmel ſchaue
Nach der ſternbeſä'ten Aue,
Wo die Wunderblumen blüh'n,
O wie fühl' ich mich beſchwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
Nur von reinen Flammen glüh'n.

Schöne Bilder aus der Ferne
Stehn ſie da die goldnen Sterne,
Bilder der Beſtändigkeit,
Bilder ſonnenlautrer Klarheit,
Ewig unverrückter Wahrheit,
Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Güte!
Dieſe reine Himmelsblüthe
Blüht auch in der rauhſten Zeit.
Roſen mögen ſich entfärben,
Andre Blumen mögen ſterben,
Bis ſie ſpät der Lenz erneut.

Erde muß, was irdiſch erben,
Dieſe Blüthe kann nicht ſterben
Unvergänglich iſt ihr Mai,
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemüthe
Zeigt ſie dir ſich ewig neu.

Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter.

Unſer Vaterland.

Kennt ihr das Land ſo wunderſchön
In ſeiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den ſanften Höh'n
Die Traube reift im Sonnenglanz?
Das ſchöne Land iſt uns bekannt,
Es iſt das deutſche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb' und Treu'
Den Schmerz des Erdenlebens ſtillt?
Das gute Land iſt uns bekannt,
Es iſt das deutſche Vaterland!

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreiſe froher Menſchen wohnt?
Das heil'ge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land iſt uns bekannt,
Es iſt ja unſer Vaterland!

Heil dir, du Land, ſo hehr und groß
Vor allen auf dem Erdenrund!
Wie ſchön gedeiht in deinem Schooß
Der edlen Freiheit ſchöner Bund.
Drum wollen wir dir Liebe weihn,
Und deines Ruhmes würdig ſein!

Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis.

An die Erinnerung.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinnrung!
Wenn jene die Wimper ſinnend ſenkt,
Hebſt du den Schleier und lächelſt
Mit rückwärts gewandtem Geſicht.

Still und hehr, wie der ſchweigende Vollmond
Die Gräber beſcheint, betrachteſt du
Das Vergangene, weilendes Blickes,
Wie die Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder ſind lieblich,
Wie Abendroth; deine Stimm' iſt ſanft,
Wie der Flöte ſchwindender Nachhall,
Verrieſelnder Quellen Geräuſch.

Oftmals zeigſt du, in duftiger Ferne,
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild;
Oder reihſt in Kränze die Veilchen,
So Liebe mir, ſparſam nur, las.

Oft erſcheinſt du mir, lächelnd durch Thränen,
Und koſeſt mit mir, vertraut und lang,
Von den todten Lieben, an Gräbern,
Die höheres Gras ſchon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der Trauer,
Willkommen im heitern Silberflor!
Raſch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, ſinnende Tröſterin, weilſt!

Johann Gottlieb Seume.

Wohlthat des Herzens.

Kalt und erſtarrt liegt rund die Flur umher,
Wo der Gedanke nur die Gruppen ſtellt;
Und ohne Herz iſt unſre ſchöne Welt
Ein todtes Bild, und aller Freude leer.

Das Herz nur ſchafft in ſüßer Sympathie
Aus jedem Gegenſtand ſich Hochgenuß,
Hört in dem Sturm der Liebe Morgengruß,
Und ſammelt Freuden aus des Lebens Müh.

Das Herz gießt neu die Farben um ſich her,
Und haucht ein neues, glühendes Gewand
Mit ſchönem Zauber um das nackte Land,
Macht Arme reich, und giebt den Reichen mehr.

Das Herz ſchattirt der Auen Purpurſaum,
Wo ſorgenlos der frohe Knabe lief;
Und Heiligthum iſt, wo der Knabe ſchlief,
Die kleine Laube mit dem alten Baum.

Dem Herzen iſt das Oertchen eingeweiht,
Wo oft die Mutter einſt mit milder Hand
Mit ihrem Butterbrod zur Spende ſtand,
In unſrer Jugend ſchöner Roſenzeit.

Das Herz ſchafft ſich die kleine Raſenbank,
Wo ländlich auf des Lenzes weichem Gras
Jüngſt fröhlich das geliebte Mädchen ſaß,
Zum hohen königlichen Mormorgang.

Das Herz erhebt, in Lunens Silberſchein,
Wo jüngſt entzückt in zephyrleichtem Flug
Zum Abendlied ſie ihre Triller ſchlug,
Den kleinen Wald zu einem Götterhain.

Es zaubert ſich aus einer Felſenwand
Ein Blumenbeet zum Feierkleid hervor,
Wo ſtill die Lauſcherin mit leiſem Ohr
Bei ihrer Schweſter Philomele ſtand.

Das Herz erhöht die Hütte ſich zum Thron,
Macht harte Koſt zur ſchönſten Feerei,
Spricht Schuldner los und giebt Verdammte frei,
Und grüßt als Freund den letzten Erdenſohn.

Die ganze Trift wird harmonieenvoll,
Zur Oreade jeder Echolaut,
Und jeder Quell den Himmliſchen vertraut,
Und jeder Flötenhirte zum Apoll.

Das Paradies iſt eine Wüſtenei,
Wo das Gefühl die Schöpfung nicht beſeelt;
Und wo Vernunft nur ihre Pulſe zählt,
Elyſium ein ſchales Einerlei.

Laß, Himmel, mir — und klaget mir der Schmerz
Zuweilen auch in meiner ſtillen Ruh
Ein Elegienſtück der Wehmuth zu, —
Laß, Himmel, mir zum Troſte nur mein Herz.

Chriſtian Auguſt Vulpius.

Erinnerung.

O was ſpricht ſo laut zum Herzen:
Glücklich werden kannſt du nicht!
Selbſt mein Glück will ich verſcherzen,
Wenn dies nicht die Wahrheit ſpricht!

Wiege, Liebe, mich in Schlummer,
Daß die Wahrheit wachend flieht!
Daß mein Auge nicht voll Kummer
In der Wahrheit Spiegel ſieht!

Täuſche mich mit ſüßen Träumen,
Täuſche mich mit ſanftem Blick!
Laß mich keinen Traum verſäumen,
Rufe Seligkeit zurück.

Wiege mich mit ſanften Worten,
Fern vom Blick der Wahrheit ein;
Oeffne die geſchmückten Pforten,
Laß die goldnen Träume ein:

Luſtig rauſchet ihr Gefieder
Ueber meine Schläfe hin;
Bilder wanken auf und nieder,
Und erfüllen Herz und Sinn.

O, wie ſanft die holden Bilder
Allgemach vorüber ziehn!
Mild und ſüß, und immer milder,
Wiederkehrend ſelbſt im Fliehn!

Decke, Liebe, deine Schleier
Ueber dieſe Zauberwelt!
Immer wird die Ausſicht freier,
Immer ſchöner wird das Feld!

In dem Haine will ich wallen,
Wo den Mohn die Liebe ſtreut,
Wo mit ſanftem Wohlgefallen
Liebe jedes Herz erfreut!

Karl Müchler.

Das Vergißmeinnicht.

Freundlich glänzt an ſtiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume zart und helle;
O verkenn' dieß Blümchen nicht.

Schimmernd wie des Aethers Bläue,
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Iſt es ein Symbol der Treue,
Das zum Herzen tröſtend ſpricht.

Mild, wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Unſchuld Licht,
Ruft es warnend aus der Ferne:
O vergiß, vergiß mich nicht!

Wenn der Trennung Zähren fließen,
Folgſam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entſprießen,
Bittend: ach, vergiß mein nicht!

Doch, geliebte Seele, höre,
Was aus jedem Blättchen ſpricht;
Ach ſein Thau iſt eine Zähre,
Und ſie ſeufzt: Vergiß mein nicht!

Friedrich August von Stägemann.

Unſere Zeit.

1820.

Siegeslied iſt oft erklungen
Aus der gottgelobten Bruſt,
In den Gauen deutſcher Zungen,
Unſerm Volk zu Lieb' und Luſt.
Denn wo Gottes Geiſt gewaltet,
Hat ſich Licht und Lied entfaltet
Gottes innen ſich bewußt.

Siegeslied wird noch erklingen,
Denn die Zeit iſt nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff und Folter
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat geſprochen,
Und die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längſt verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Pabſt und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, beſpritzt Gemüther,
Und vergiftet edles Blut.
Aber von der Nacht geboren
Naht ſie nicht der Sonne Thoren
Nicht der Geiſter Glanz und Glut.

Haltet Wacht! Denn Prieſterfrevel
Iſt unſterblichen Geſchlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Huſſe links und rechts.
Aus verſunk'nen Marterkammern
Warnt uns noch der Unſchuld Jammern
Und der Märtirer Geächz.

Land der Eichen, Land der Treue
Männerſtammes reifer Kern,
Heil dir, deutſches Land, gedeihe
Freudig unter gold'nem Stern!
Geiſt und Arm erlöſ't vom Frohne
Tapfre Lanzen um die Throne;
Fürſten in der Furcht des Herrn.

Heil dir, Königsburg der Preußen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Nicht um deine Marmorſäulen
Schwebt die Nacht mit ihren Eulen,
Schwankt ihr ſchattengrau Geſpenſt.

Ueber hohen Brennusthürmen
Schwebt ein Aar, mit Bliz beſchwingt,
Deſſen Strahl den Schlangenwürmen
Brennend durch die Adern dringt.
Und den Götteraar begleiten
Siegesklång' aus Memnonsſaiten,
Wenn ſein Sonnenflug erklingt.

Heil den Völkern, Heil den Thronen!
Allen leuchtet Lieb' und Licht,
Wo der Tag die Roſenkronen
Um der Erde Scheitel flicht.
Betet, ihr in Mamre's Hainen,
Zu den Vielen, zu dem Einen!
Lenz und Liebe fehlt euch nicht.

Uns verkünde du, o Wahrheit!
Was der Herr und Meiſter ſpricht.
Du entzünd', o Geiſtesklarheit!
Uns dein evangeliſch Licht.
Helden, deren Sporn nur klinget,
Weisheit, die nur Meſſen ſinget,
Herr und Meiſter, gieb uns nicht.

Gieb uns, daß wir froh vollbringen,
Was wir ernſt durch dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geiſt der alten Nacht.
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell in Tagespracht!

Martin Uſteri.

Rundgeſang.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh ſie verblüht!

So Mancher ſchafft ſich Sorg' und Müh'
Sucht Dornen auf und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.
Chor: Freut euch des Lebens u. ſ. w.

Wenn ſcheu die Schöpfung ſich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So ſcheint am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! ſo ſchön.
Chor: Freut euch des Lebens u. ſ. w.

Wer Neid und Mißgunſt ſorgſam flieht,
Genügſamkeit im Gärtchen zieht,
Dem ſchießt ſie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.
Chor: Freut euch des Lebens u. ſ. w.

Wer Redlichkeit und Treue übt
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da ſiedelt ſich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.
Chor: Freut euch des Lebens u. ſ. w.

Und wenn der Pfad ſich furchtbar engt
Und Mißgeſchick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundſchaft ſtets
Dem Redlichen die Hand.
Chor: Freut euch des Lebens u. ſ. w.

Sie trocknet ihm die Thränen ab
Und ſtreut ihm Blumen bis ins Grab,
Sie wandelt Nacht in Dämmerung
Und Dämmerung in Licht.
Chor: Freut euch des Lebens u. ſ. w.

Sie iſt des Lebens ſchönſtes Band:
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand!
So wallt man froh, ſo wallt man leicht
Ins beſſ're Vaterland.

Chor:
Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe
Eh ſie verblüht!

Jens Baggeſen.

Am Geſtade.

Ich wandle her, ich wandle hin,
  Am Pilgerſtab,
    Wohl ohne Ruh und Luſt,
Mit wildem Blick, mit trübem Sinn —
  Bergauf, bergab —
    Ach! mit beklommner Bruſt.

Erlöſcht iſt ſchon des Tages Strahl;
  Die Gegend grau't
    In ſchwarzem Dämmrungsflor —
Und rings, wohin durch Berg und Thal
  Mein Auge ſchaut,
    Steigt Finſterniß empor.

Und immer hohler wird der Klang,
  Beim dumpfen Tritt,
    Am hallenden Geſtad —
Und immer bebender ſein Gang
  Mit bangem Schritt
    Auf immer engerm Pfad.

Und dennoch muß ich weiter fort;
  Stets weiter fort;
    Es kann nicht anders ſein —
Mein Weg geht durch das Dickigt dort
  Zum düſtern Ort;
    Und ach! ich muß hinein.

Karl Heinrich Heidenreich.

Andacht.

Schweigt, ihr Sinne! Dieſe heil'ge Stille,
Wo mein Geiſt, entbunden ſeiner Hülle,
Sich der reinſten Seligkeit erfreut;
Wo er auf der Andacht leiſen Schwingen
Strebt, zum Vater der Natur zu dringen,
Sei durch keinen Erdentand entweiht.

Sorgenlos ſich ſelbſt zurückgegeben,
Nimmt er aus dem engen, dumpfen Leben
Unverdorben ſeinen ſtillen Sinn.
Voll Vertrau'n, vergeſſend ſeiner Schranken,
Schwingt er ſich im Reiche der Gedanken
Bis zum höchſten aller Geiſter hin.

Schamvoll fliehen alle niedre Triebe
Nur die reinſte, mackelloſe Liebe
Folgt ihm vor des Ewigen Altar,
Und voll Demuth bringt er dieſe Gabe,
Als das Edelſte von ſeiner Habe,
Gern dem Ewigen zum Opfer dar.

Welch ein Glück, im freudigen Vertrauen
Frommer Unſchuld zu dir aufzuſchauen,
Der des Weltalls hohe Ordnung lenkt;
Im Gebet zu dir ſich zu erheben;
Nicht vor deinem Richterernſt zu beben,
Wenn die Seele ſüß erſtaunt dich denkt!

Vater, wenn des Herzens ſtille Leiden
Von den Freuden dieſer Welt mich ſcheiden,
Und mein letztes Glück in Staub zerfällt:
O dann tröſt' in ſolchen Augenblicken
Mich der Andacht heiliges Entzücken
Mit den Freuden einer beſſern Welt.

Valerius Wilhelm Neubeck.

Elegie an Heinrich Franke.

Gerne durchſchwärmt mein Geiſt die lieben Vatergefilde,
Hängt an dem Honigkelch heimiſcher Blumen ſo gern;
Wiegt ſich am Frühlingsſproß, im Nachtigallengehölze,
Wühlt in des Fruchtbaumwalds duftenden Blüthen ſo gern;
Schwebt auf Flügeln des Weſts um die vaterländiſchen Bäche,
Küſſet den Silberſaum jeglichen Wellchens im Flug;
Schwingt ſich empor mit dem Aar auf jenen zackigen Felſen,
Wo der Orkan durchſauſt eine zertrümmerte Burg;
Schreitet vertraut mit den Heldengeiſtern der tapferen Väter
Ueber den Eſtrich des Saals, wo ſie vor Zeiten geſchmauſt;
Wandelt umher auf ihrem Begräbnißacker und ſuchet
Ihres erhabenen Stamms mählich verlöſchende Spur,
Aber findet ſie nicht, und erblickt mit ernſten Gedanken
Dieſe verödeten Denkmäler der vorigen Zeit;
Sonnt ſich am goldenen Strahle des vaterländiſchen Himmels
Ueber den Wolken, und ſinkt freudig hinab in das Thal,
Ach, in das lachende Gerathal, in die Hirtengefilde
Planens und Siegelbachs, hallend vom Schellengeläut
Röthlicher Kühe, die ſchwimmend im Dufte der blühenden Kleetrift,
Durch die Bergflur ziehn, wo ich als Knabe geſpielt;
Säumt an jeglichem Ort, wo der Kindheit Scenen ihn anwehn,
Bald auf des Arnsbergs Höh'n, bald an der Friſche des Borns,
Dem die Najade des Thals aus ihrer Felſenbehauſung
Herzuſprudeln gebeut, rein, wie Banduſiens Quell.
Gern entſchwebet mein Geiſt zu dieſen Gefilden, und ruht hier
Gern in den Grotten aus, die mich als Knaben gekühlt.
O wie biſt du mir werth, Erinnerung voriger Zeiten;
Da mein Franke mir war früher Lehrer und Freund,
Da wir in heimiſcher Flur aufglühen ſahen das Frühroth,
Hesperus blinken ſahn, hinter zerſtreutem Gewölk!
Da ſein holdes Geſpräch des Winters Abenden Flügel
Gab, und belehrenden Ernſt würzte mit attiſchem Scherz!
Goldene Zeit, noch hier, wo die Majeſtät der Sudeten
Mich mit Staunen erfüllt, iſt dein Gedächtniß mir werth!

Ach! die Blüthen der Jugend, die Blüthen der himmliſchen Freundſchaft
Werden zerſtört und verweht von dem Orkane der Zeit.
Nur die Erinnerung bleibt, und reicht dem Pilger der Erde
Ihren Nepenthekelch, bis die Zypreß' ihn umweht.

Gottlob Adolf Ernſt von Noſtiz und Jänkendorf.

Hebe, ſieh'! in ſanfter Feier.

Hebe, ſieh'! in ſanfter Feier
Ruht die ſchlummernde Natur;
Aus azurnem Wolkenſchleier
Träufelt Stärkung auf die Flur.
Sie ſchlummern ſchon alle, die holden
Bewohner im Roſengeſträuch;
Dort ſinkt ſie, die Sonne, wie golden,
Sie malt ſich im wallenden Teich.

Ach, ſo ſinkt auch bald vergebens
Meiner Tage Licht hinab;
So verhallt der Ton des Lebens
Tief im ſchauerlichen Grab!
Ich wandle, ſeit du mich verlaſſen,
In Wildniſſen dunkel und dicht;
Die roſigen Wangen erblaſſen,
Wie Luna's verbleichendes Licht.

Eine Roſe wollt' ich pflücken,
Einſam aufgeblüht am Bach,
Dir das ſchöne Haar zu ſchmücken,
Als ihr Dorn mich blutig ſtach.
O gliche dies Bild meinen Tagen!
Gern wollt' ich den blutigen Stich
Der neidenden Dornen ertragen,
Sind nur alle Roſen für dich!

Friederike Sophie Chriſtiane Brun.

Freude in Unſchuld.

Wonne ſchwebet, lächelt überall;
Schwebt am lichtbegrünten Hügel,
Lächelt aus der Fluthen Spiegel
Wonne ſchwebet, lächelt überall!

Liebe waltet, wirket überall!
In des Haines kühlem Raume,
In dem weißen Blüthenbaume;
Liebe waltet, wirket überall!

Unſchuld weilet, unſichtbar doch nah;
Weilt auf hohem Buchenwipfel,
Weilt im Neſtchen unter'm Gipfel;
Unſchuld weilet, unſichtbar uns nah!

Freude tönet, jauchzet fern und nah!
Auf dem dicht beblümten Raſen
Hüpfen Kinder, Lämmer graſen;
Freude tönet, jauchzet fern und nah!

Auf und windet Kränze Mägdelein!
Seht die Blümlein ſich entfalten,
Unſchuld, Wonn' und Liebe walten;
Auf und windet Kränze, Mägdelein!

Hüpfend ſchwinget euch im Maientanze!
Horch! der Kuckuck fern am Weiher
Ruft den Sommer; Frühlingsfeier
Währt, ach währet, wie der Blüthenkranz!

Schmidt von Lübeck.

Für die Deutſchen.

Vom alten deutſchen Meer umfloſſen,
Bis an den alten deutſchen Rhein,
Ihr meine Freud- und Leidgenoſſen,
Mit mir aus einem Blut entſproſſen,
Mit euch ſoll deutſcher Friede ſein!

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutſcher Sinn fortan beſteh'n!
Und ob die Welt ſich neu geſtaltet,
So lang der Gott der Väter waltet,
Soll das Geſchlecht nicht untergehn!

Und haltet treu am feſten Glauben.
Es glänzen Sterne in der Nacht;
Und wißt, es blühen neu die Lauben,
Und todte Reben bringen Trauben,
Wenn ihren Kreis die Zeit vollbracht.

Es ſoll mit Gott uns doch gelingen,
Es muß, was Treue ſä't gedeihn!
So laßt die deutſchen Becher klingen,
Und Barden deutſche Lieder ſingen,
Und eure Herzen fröhlich ſein!

Denn hoch und herrlich wird vor Allen
Erſtehen deutſches Volk und Land;
Ich höre Klopſtocks Stimme ſchallen,
Ich ſeh' die Feuerſäule wallen,
Und in der Wolke Gottes Hand.

Karl Georg Neumann.*)

Vom hoh'n Olymp herab ꝛc.

Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beſcheert;
Drum, traute Brüder trotzt dem blaſſen Neide,
Der unſre Jugend ſtört.
Feierlich ſchalle der Jubelgeſang
Schwärmender Brüder beim Becherklang.

---

*) Der Verfaſſer hat dieſes Lied ſpäter weſentlich verändert.

Verſenkt in's Meer der jugendlichen Wonne,
Lacht uns der Freude hohe Zahl,
Bis einſt am Abend uns die helle Sonne
Nicht mehr entzückt mit ihrem Strahl.
Feierlich ꝛc.

So lang es Gott gefällt, ihr lieben Brüder,
Woll'n wir uns dieſes Lebens freun,
Und fällt der Vorhang einſt auch uns hernieder,
Vergnügt uns zu den Vätern reihn.
Feierlich ꝛc.

Herr Bruder, trink' aufs Wohlſein deiner Schönen,
Die deiner Jugend Traum belebt,
Laß' ihr zu Ehr'n ein flottes Hoch ertönen,
Daß ihr durch jede Nerve bebt.
Feierlich ꝛc.

Iſt einer unſrer Brüder dann geſchieden,
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
So weinen wir, und wünſchen Ruh' und Frieden
In unſers Bruders kühles Grab.
Wir weinen und wünſchen Ruhe hinab
In unſers Bruders kühles Grab.

X.

Deutſche Volkslieder ſpäterer Zeit von unbekannten Verfaſſern.

Morgen reiſ' ich weg von hier.

Morgen reiſ' ich weg von hier,
Und muß Abſchied nehmen;
O du allerſchönſte Zier,
Scheiden das macht Grämen;
Scheiden macht mich ſo betrübt,
Weil ich dich ſo ſehr geliebt,
Ueber alle Maßen,
Soll und muß dich laſſen.

Wenn zwei gute Freunde ſind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen ſich,
Ehe ſie ſich trennen;
Noch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
Ziehet in die Fremde,
Ziehet in die Fremde.

Hinter jenem grünen Holz
Blüht mein jung friſch Leben,
Werd' ich denn mein Lebenlang
In der Fremde ſchweben?
Hab' ich dir was Leids gethan,
Bitt ich, denk' nicht mehr daran,
Wollſt Verzeihung ſchenken,
Weil es geht zum Ende.

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke daß es Seufzer ſein,
Die ich zu dir ſende.

Tauſend ſchick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke,
Weil ich dein gedenke.

Allhier auf dieſer Erden.

Allhier auf dieſer Erden
Kann ja nichts Schönres ſein :,:
Als wenn zwei junge Herzen
Mit einander ſcherzen
Und treu verliebet ſein. :,:

Keine Kohle, kein Feuer
Kann brennen ja ſo heiß :,
Als die verborgne Liebe
Als die verborgne Liebe,
Von der Niemand nichts weiß. :,:

Man darf nicht Alles glauben,
Nicht Alles, was man ſagt, :,:
Hab ich in meinem Herzen
Nichts als Kummer und Schmerzen,
Bei Tag und auch bei Nacht. :,:

Da drüb'n an jener Linden,
Da liegt ein breiter Stein, :,:
Darauf da ſtehts geſchrieben,
Du ſollſt keine Andre lieben
Als nur wie mich allein. :,:

Da kam das klein' Waldvögelein,
Und ſang das Liedelein, :,:
„Begraben mußt du werden
Wohl in die grüne Erden
Vor lauter Liebestreu.“ :,:

Zu Straßburg auf der Schanz.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an:
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüber ſchwimmen,
Das ging nicht an!

Eine Stund' in der Nacht,
Sie haben mich gefangen gebracht,
Sie führten mich gleich vor's Hauptmannshaus,
Ach Gott! ſie fiſchten mich im Strome auf;
Mit mir iſt's aus!

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment,
Da ſoll ich bitten um Pardon,
Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon!

Ihr Brüder allzumal,
Heut' ſeht ihr mich zum letzten Mal,
Der Hirtenbub' iſt doch nur ſchuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag' ich an!

So viel Stern am Himmel ſtehen.

So viel Stern am Himmel ſtehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein, als da gehen
Auf dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal ſei du gegrüßt!

Soll ich dich denn nimmer ſehen,
Weil ich ewig fern ſein muß?
Ach, das kann ich nicht verſtehen,
O du bitterer Scheidensſchluß!

Wär' ich lieber doch geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben
Wär' ich jezt nicht ſo betrübt!

Weiß nicht, ob auf dieſer Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich dich wiederſehen ſoll!
Was für Wellen, was für Flammen!
Schlagen über mir zuſammen,
O wie groß iſt meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir,
Jeden Morgen will ich ſagen:
O mein Lieb, wann kommſt du mir
Jeden Abend will ich ſprechen,
Wann mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb, gedenk' an mich!

Nein, ich will dich nicht vergeſſen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein;
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein!

Wohl heute noch und morgen.

Wohl heute noch und morgen,
Da bleibe ich bei dir,
Wann aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier!

Wann kommſt du aber wieder,
Herzallerliebſter mein,
Und brichſt die rothen Roſen
Und trinkſt den kühlen Wein?

Wenn's ſchneiet rothe Roſen,
Wenn's regnet kühlen Wein:
So lang ſollſt du noch harren,
Herzallerliebſte mein!

Ging ſie in des Vaters Gärtelein
Und legt ſich nieder und ſchlief,
Da träumet ihr ein Träumelein,
Wie's regnet kühlen Wein.

Und als ſie da erwachte,
Da war es lauter Nichts,
Da blühten wohl die Roſen,
Und blühten über ſie.

Ein Haus thät ſie ſich bauen
Von lauter grünem Klee,
Thät auf zum Himmel ſchauen,
Wohl nach dem Roſenſchnee.

Mit gelb Wachs thät ſie's decken
Und weißer Lilie rein,
Daß ſie ſich konnt' verſtecken,
Wenn's regnet kühlen Wein.

Und als das Haus gebauet war,
Trank ſie des Herrgotts Wein,
Ein Roſenkränzlein in der Hand,
Schlief ſie darinnen ein.

Der Knabe kehrt zurücke
Und ging zum Garten ein,
Trägt einen Kranz von Roſen
Und einen Becher Wein;

Hat mit dem Fuß geſtoßen
Wohl an das Hügelein,
Er fiel, da ſchneit es Roſen,
Und regnet kühlen Wein.

Ein Jäger aus Churpfalz.

Ein Jäger aus Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her, gleichwie es ihm gefällt.
Ju ja ju — ja luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!

Knapp, ſattle mir mein Roß
Und leg' darauf den Mantelſack,
So reit' ich hin und her als Jäger aus Churpfalz.
Ju ja ju — ja luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!

Jetzt reit' ich nicht mehr heim,
Bis daß der Kukuk Kukuk ſchreit,
Er ſchreit die ganze Nacht allhier auf grüner Haid':
Ju ja ju — ja luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!

Wenn ich ein Vöglein wär.

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir.
Weils aber nit kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht kein Stund in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht,
Und an dich denkt,
Weil du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Guter Mond du gehſt ſo ſtille.

Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
In den Abendwolken hin;
Biſt ſo ruhig, und ich fühle,
Daß ich ohne Ruhe bin.
Traurig folgen meine Blicke
Deiner ſtillen, heitern Bahn.
O wie hart iſt das Geſchicke,
Daß ich dir nicht folgen kann.

Guter Mond, dir darf ichs klagen,
Was mein banges Herze kränkt,
Und an Wen mit bittern Klagen
Die betrübte Seele denkt!
Guter Mond, du ſollſt es wiſſen,
Weil du ſo verſchwiegen biſt,
Warum meine Thränen fließen
Und mein Herz ſo traurig iſt.

Dort in jenem kleinen Thale,
Wo die dunkeln Bäume ſtehn,
Nah bei jenem Waſſerfalle
Wirſt du eine Hütte ſehn;
Geh durch Wälder, Bäch und Wieſen,
Blicke ſanft durchs Fenſter hin,
So erblickeſt du Eliſen,
Aller Mädchen Königin.

Nicht in Gold und nicht in Seide
Wirſt du dieſes Mädchen ſehn;
Nur in ſchlichtem nettem Kleide
Pflegt mein Mädchen ſtets zu gehn.
Nicht vom Adel, nicht vom Stande,
Was man ſonſt ſo hoch verehrt,
Nicht von einem Ordensbande
Hat mein Mädchen ihren Werth.

Nur ihr reizend gutes Herze
Macht ſie liebenswerth bei mir;

Gut im Ernſte, froh im Scherze,
Jeder Zug iſt gut an ihr;
Ausdrucksvoll ſind die Geberden,
Froh und heiter iſt ihr Blick;
Kurz, von ihr geliebt zu werden,
Scheinet mir das größte Glück.

Mond, du Freund der reinſten Triebe,
Schleich' dich in ihr Kämmerlein;
Sage ihr, daß ich ſie liebe,
Daß ſie einzig und allein
Mein Vergnügen, meine Freude,
Meine Luſt, mein Alles iſt;
Daß ich gerne mit ihr leide,
Wenn ihr Aug' in Thränen fließt.

Da ich aber ſchon gebunden,
Und nur leider! zu geſchwind
Meine ſüßen Freiheitsſtunden
Schon für mich verſchwunden ſind;
Und daß ich nicht ohne Sünde
Lieben könne in der Welt —
Lauf' und ſag's dem guten Kinde,
Ob ihr dieſe Lieb' gefällt?

Ich fahr' in tiefe Schachten ein.

Ich fahr' in tiefe Schachten ein,
Davor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir Wege mühſam gräbt.

Und fürchte nicht den nahen Tod,
Den jedes Element
Mir tief im finſtern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt.

Nicht dieſes ſteilen Felſens Wuth,
Der auf mich niederhängt;

Nicht dieſe wilde Waſſerfluth,
Die ſich durch Felſen drängt.

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht;
Das ſtarke Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß ich dieſem Erdengrund
Die harten Adern auf,
Und bring' aus finſtrer Felſen Schlund
Der Erde Mark herauf.

Ein glänzend Spielwerk, das er ſich
Zu ſeinem Götzen macht,
Sich vor ihm beugt, und dich und mich,
Ja, ſeinen Gott verlacht.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das, ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihrem Herren zollt,
O was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den rauhen Bettelſtab,
Ein Bischen Salz und trocknes Brot,
Und meiſt ein frühes Grab.

O Tannenbaum, o Tannenbaum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Wie treu ſind deine Blätter.
Du grünſt nicht nur zur Sommerzeit,
Nein, auch im Winter, wenn es ſchneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Wie treu ſind deine Blätter.

O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Du konnſt mir ſehr gefallen.
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit
Ein Baum von dir mich hoch erfreut!

O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Du kannſt mir ſehr gefallen!

O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Dein Kleid will uns was lehren:
Die Hoffnung und Beſtändigkeit
Giebt Troſt und Kraft zu jeder Zeit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Das ſoll dein Kleid mich lehren.

Einſam? Einſam?

Einſam? Einſam? Nein das bin ich nicht
Denn die Geiſter meiner Lieben,
Die in ferner Heimath blieben,
Sie umſchweben mich.

Glücklich? Glücklich? Nein das bin ich nicht!
Denn bei ſtill geweinten Thränen,
Fühl' ich ſtets ein heimlich Sehnen
Nach der Heimath hin.

Traurig? Traurig? Nein das bin ich nicht!
Denn ich weiß, daß in Gedanken
Meine Theuern mich umranken
Und mir nahe ſind.

Hoffend? hoffend? Ja, das iſt mein Sinn!
Einſt mit den geliebten Meinen
Wiederum mich zu vereinen,
Das erfüllt mein Herz!

An der Elbe (Donau, Weſer ꝛc.) Strand.

An der Elbe Strand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele;
Aber meine Kehle
Iſt zu Haus am Rhein,
Dürſtet nur nach Wein.

Wem es Freude ſchafft,
Trinke Brüderſchaft
Mit den kalten Fröſchen;
Meinen Durſt zu löſchen,
Hol' ich mir vom Rhein
Lebenswarmen Wein.

Spricht ein kluger Mund,
Wein ſei nicht geſund,
Ei, ſo trink' er keinen!
Doch mir will es ſcheinen,
Der den Geiſt erfreut,
Thut dem Leib kein Leid.

Mancher Medicus
Trank ſich aus dem Fluß
Flüſſe in die Glieder.
Wein und frohe Lieder,
Heißt mein Recipe
Wider jedes Weh.

Und muß einſt es ſein,
Sterb' ich doch am Wein
Lieber als an Pillen!
Vor dem letzten Willen
Leer' ich erſt mein Faß
Bis auf's letzte Glas!

Die Zeiten, Brüder, ſind nicht mehr.

Die Zeiten, Brüder, ſind nicht mehr,
Wo Treu und Glauben galten;
Jetzt ſind die Worte glatt und leer,
So machten's nicht die Alten.
Wie Mancher ſchwört jetzt Stein und Bein,
Und nie ſtimmt ſeine That mit ein.
Wir wollen, wir wollen redlich ſein.

Daß Vater Noah Wein erfand,
Muß jeder Zweifler glauben;

Er ſchnitt die Reben mit Verſtand
Und kelterte die Trauben.
Oft, wenn ſich ſeine Kinder freun,
Berauſchen ſie ſich in dem Wein;
Wir wollen, wir wollen mäßig ſein.

Die Pflicht befiehlt, das Wohlergehn
Des Nächſten nicht zu neiden;
Man ſoll, wenn Andre muthlos ſteh'n.
Sie ſpeiſen, tränken, kleiden.
Der wahre Menſch fühlt ihre Pein,
Eilt, Troſt und Hilfe zu verleihn;
Wir wollen, wir wollen Menſchen ſein!

Wer nach verbotnen Schätzen ſtrebt,
Hat kein vergnügt Gewiſſen.
Es quälet ihn, ſo lang er lebt,
Mit gift'gen Schlangenbiſſen.
Ein Irrlicht führt mit falſchem Schein
Ihn in des Unglücks Sumpf hinein;
Wir wollen, wir wollen weiſe ſein!

Nie ſoll der Freundſchaft hoher Preis
Blos auf der Zunge ſpielen;
Ein Freund muß ihn durch treuen Fleiß
Und durch Verdienſte fühlen;
Er muß vom Eigennutze rein,
Ihr ſeine ganze Seele weihn.
Wir wollen, wollen Freunde ſein!

Die Welt bleibt doch die beſte Welt!
Zur Luſt iſt ſie geſchaffen.
Den Tadler, dem ſie nicht gefällt,
Mag ſein Verdruß beſtrafen;
Murrköpfe mögen ſich kaſtein!
Als Sünde unſern Scherz verſchrein:
Wir wollen, wir wollen fröhlich ſein!

Wenn's immer ſo wär'.

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!
Stets Frühling auf Erden, der Winter nicht mehr;
Stets lächelnde Fluren, der Vollmond im Schimmer,
Kein Wölkchen am Himmel und Sonnenſchein immer:
Wär' wohl unſer Leben an Freuden dann leer?
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!
Das Herz immer leichte, von Sorgen nie ſchwer;
Stets fertige Laune zum Scherzen und Singen,
Und Leichtigkeit immer zum Tanzen und Springen;
Wer walzte nicht freudig im Kreiſe daher?
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!
Stets Friede im Lande, kein Völkerkrieg mehr;
Die Fürſten ihr Fläſchchen in Einigkeit leerten,
Die Krieger nicht Städte und Dörfer zerſtörten
Wär' wohl unſer Leben an Ruhe dann leer?
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!
Nie Sorgen uns quälten, der Beutel nie leer,
Gefüllet der Keller zum traulichen Schmauſe,
Ein Weibchen voll Schönheit und Güte zu Hauſe:
Wer wünſchte zum Glücke des Lebens wohl mehr?
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'!

Im Kreiſe froher, kluger Zecher.

Im Kreiſe froher, kluger Zecher
Wird jeder Wein zum Göttertrank,
Denn ohne Weiber, ohne Becher
Bleibt man ein Narr ſein Leben lang.
Und alle Kehlen ſtimmen ein,
Es leben Weiber, Sang und Wein!

Wir Menſchen ſind ja alle Brüder,
Und jeder iſt mit uns verwandt;
Du, Schweſter mit dem Leinwandsmieder,
Du, Bruder mit dem Ordensband!
Denn jeder Stand hat aufgehört,
Wenn wir das erſte Glas geleert!

Der Mann auf ſeinem Throne lebe
Mit Allem, was ihm angehört;
Und unſer Vaterland umſchwebe
Der Friedensengel ungeſtört.
Der Menſch ſei Menſch, der Sklave frei,
Dann eilt die goldne Zeit herbei!

Wem für der Menſchheit gute Sache
Ein edles Herz im Buſen ſchlägt,
Wer gegen Feinde keine Rache,
Und gegen Freunde Freundſchaft hegt,
Wer über ſeine Pflichten wacht,
Dem ſei dies volle Glas gebracht!

Wer aus Fortunens Lotterädchen
Den Treffer rechten Werthes zog,
Der einem edlen deutſchen Mädchen,
Das innig liebt, nie Liebe log,
Wer deutſcher Weiber Tugend ehrt,
Sei ewig unſrer Freundſchaft werth.

Dem Dulder ſtrahle Hoffnungſonne,
Verſöhnung lächle unſerm Feind,
Dem Kranken der Geneſung Wonne,
Dem Irrenden ein ſanfter Freund!
Wir wollen froh durch's Leben gehn,
Und einſt uns beſſer wieder ſehn!

Vater Noah, Weinerfinder.

Vater Noah, Weinerfinder,
Dein Gedächtniß feiern wir;
Du, der Sorgen Ueberwinder,

Unſer Dank gebühret dir.
Ja, für dieſen edlen Trank
Singen wir dir, Noah, Dank.

Saft, den uns die Trauben geben,
Du erfriſcheſt unſer Blut,
Du verleihſt uns Kraft und Leben,
Du giebſt ſelbſt dem Blöden Muth.
Ja, ihr Brüder, ohne Wein
Würden wenig Freuden ſein.

Wenn euch Sorg' und Kummer plagen
O ſo trinkt nur Rebenſaft;
Alle Seufzer, alle Klagen
Hemmet ſeine Wunderkraft.
Denn von Sorgen frei zu ſein,
Trank einſt Vater Noah Wein.

Doch, wenn euch der Wein begeiſtert
So bedenkt des Weiſen Pflicht,
Denkt, wenn er euch übermeiſtert,
Zählt man euch zu Weiſen nicht.
Drum ſo denkt ohn' Unterlaß
An das Heidelberger Faß.

Vater Noah, Weinerfinder,
Dein Gedächtniß feiern wir;
Du, der Sorgen Ueberwinder
Unſer Dank gebühret dir;
Dauernd, gleich den Rebenhöh'n,
Noah, ſoll dein Ruhm beſtehn!

Es war ein alter König.

Es war ein alter König,
Ein König an dem Rhein,
Der liebte nichts ſo wenig,
Als Hader, Gram und Pein.

Es grollten ſeine Degen
Um einen Schaz im Land,
Und wären ſchier erlegen
Von ihrer eignen Hand.

Da ſprach er zu den Edeln,
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schädeln
Den Hort bezahlen ſollt!
Ein Ende ſei der Plage.
Verſenkt es in den Rhein!
Bis zu dem jüngſten Tage
Soll's da verborgen ſein.

Da ſenkten es die Stolzen
Hinunter in die Fluth.
Es iſt wohl gar geſchmolzen,
Seitdem es da geruht.
Vermählet mit den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt es die Trauben ſchwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein' jeder dächte,
Wie dieſer König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um ſeinen hohen Muth:
So ſenkten wir hier unter
Den Kummer in den Rhein,
Und tränken froh und munter
Von ſeinem Feuerwein.

Vöglein einſam in dem Bauer.

Vöglein einſam in dem Bauer,
Herzchen einſam in der Bruſt,
Beide haben große Trauer,
Um die ſüße Frühlingsluſt,

Um das Wandern, um das Fliegen
In dem Thal von Zweig zu Zweig,
Um das Wiegen, um das Schmiegen
An die Liebſte warm und weich.

Vöglein ſinge deine Klagen,
Bis die kleine Bruſt zerſpringt.
Herz, mein Herz, auch du wirſt ſchlagen,
Bis dein letzter Ton verklingt.

Noch ein Mal, Robert, eh' wir ſcheiden.

Noch ein Mal, Robert, eh' wir ſcheiden,
Komm an Eliſens klopfend Herz.
Ach, nicht mehr von der Liebe Freuden,
Es klopft nur von der Liebe Schmerz!
Schon hat die Stunde dumpf geſchlagen,
Schon mahnt dich grauſam deine Pflicht,
Und gönnt mir kaum noch dir zu ſagen,
Du Einziger, vergiß mein nicht!

Vergiß nicht unter fernem Himmel,
Die Alles gern um dich vergaß,
Und lieber als im Weltgetümmel
Bei dir in ſtiller Laube ſaß.
Da hing mein Auge voll Entzücken
An deinem freundlichen Geſicht:
Nun ſtarret es mit düſtern Blicken
Und weint dir nach: Vergiß mein nicht!

Nimm, Robert dieſen Kuß zum Pfande,
Daß dich Eliſe nicht vergißt;
Und kehrſt du einſt zum Vaterlande,
Noch treu und ſchuldlos, wie du biſt,
Nimm, was ich oft von dir empfangen,
Das Blümchen, das bedeutend ſpricht,
Und, welkend an Eliſens Wangen,
Noch bitten wird: Vergiß mein nicht!

Oft wann mit ſchauerlichem Beben
Durch's Laub die Abendwinde wehn,
Wird mich dein trautes Bild umſchweben,
Und weinend werd' umher ich gehn.
O trügen dann von jener Linde,
Wo ſich mein Nam' in deinen flicht,
Zu dir hin meinen Hauch die Winde,
Mein heißes Flehn: Vergiß mein nicht!

Verlaſſen werden jene Hügel,
Verödet dieſer Blumenhain,
Und trübe wird der Waſſerſpiegel,
Umwölkt der blaue Himmel ſein.
Kein Morgen wird ſich lieblich röthen:
Die Nachtigall im Dämmerlicht
Begleitet nur mit Trauerflöten
Den Sehnſuchtsruf: Vergiß mein nicht!

Wenn Zauberbande dich umſtricken
Hang' an Eliſens Thränenblick;
Wenn Schönere dir Blumen pflücken,
Denk' an die Dulderin zurück.
Nicht theilen ſollſt du ihre Leiden,
Nicht fühlen, wie das Herz ihr bricht:
Sei du umringt von tauſend Freuden,
Nur Glücklicher: Vergiß mein nicht!

Wenn ich einſt das Ziel errungen habe.

Wenn ich einſt das Ziel errungen habe
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann an meinem Grabe,
Die auf hingeſtreute Roſen fällt.

Sehnſuchtsvoll, mit hoher Ahnungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie beim Niedergang die Sonne,
Harr' ich, göttliche Vollendung, dein!

Eil', o eile, mich empor zu flügeln,
Wo ſich unter mir die Wolken drehn,
Wo im Lebensquell ſich Palmen ſpiegeln,
Wo die Liebenden ſich wieder ſehn.

Sklavenketten ſind der Erde Leiden;
Oefter, ach! zerreißt ſie nur der Tod!
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Weſthauch zu entblättern droht.

Eine Hand voll Erde.

Eine Hand voll Erde
Deckt mich einſtens zu,
Wenn ich müde werde,
Geh' zu meiner Ruh',
Dann ſtört mich kein Kummer
Sanft in kühler Gruft
Schlaf' ich Todesſchlummer
Bis Jehova ruft.

Eine Hand voll Erde
Soll mir heilig ſein,
Mehr als Prunkbeſchwerde
Von des Bildners Stein,
Schon mein Leben drückte
Mancher Tage Schmerz,
Und der Gram erſtickte
Oft mein fröhlich Herz.

Eine Hand voll Erde
Wird zuletzt doch mir,
Ob ich hier Beſchwerde
Litte für und für,
Ob mich Armuth quälte,
Oder ob ich reich,
Ob ich Ahnen zählte,
Iſt dann Alles gleich.

Eine Hand voll Erde,
Iſt für mich genung,
Weiß doch, daß ich werde
Würmerſättigung.
Doch im Grab' iſt Friede
Und der Kummer ruht,
Werde nicht mehr müde,
Und hier ruht ſich's gut.

Eine Hand voll Erde
Wirſt vielleicht mein Freund,
Traurig von Geberde,
Auf mein Grab und weint!
Wenn ich denn nur habe,
Der zum Hügel ſchleicht,
O dann wird im Grabe
Gottes Erde leicht.

Gute Nacht.

Gute Nacht!
Meine Wallfahrt iſt vollbracht.
Paradieſes Ruh und Frieden
Säuſeln um den Lebensmüden,
Tod, wo iſt nun deine Macht?
Gute Nacht!

Aufgethan
Liegt vor mir die Himmelsbahn.
Mit der Macht der Erdeleiden
Hat das Herz nicht mehr zu ſtreiten,
Sei willkommen, Vaterhaus!
Ruf' ich aus.

Angſt und Müh'
Hat das Leben ſpät und früh.
In der Leidenſchaften Wüthen
Kommt es nicht zu ſeinem Frieden;
Selig kann es hier nicht ſein:
Dort allein!

Gute Nacht!
Lebet wohl, die ihr noch wacht!
Nicht ſo traurig, meine Freunde!
Liebe, die uns hier vereinte,
Ueberlebt des Grabes Nacht.
Gute Nacht!

Weinet nicht!
Bleibt getreu des Lebens Pflicht;
Liebt das Wahre, liebt das Gute,
Denn es ſchläft mit frohem Muthe
Nur der edle Menſch allein
Ruhig ein!

XI.

Deutſche Dichter von 1800 bis 1830.

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

1.

Sibylle.

Einſam in der Felſenhöhle
Tiefen Ernſt in keuſcher Seele,
Wohnte Phöbus Prieſterin.
Oft, in ſtiller Nächte Hüllen,
Nahte ſich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel ſie vor ihm nieder,
Ihr erſchauerten die Glieder,
Die der hohe Gaſt durchdrang.
Und ſie öffnete die Lippen,
Und es ſchollen rings die Klippen
Von prophetiſchem Geſang.

Auf geweihte Palmenblätter,
Grub ſie dann den Spruch der Götter,
Vom Apoll ihr offenbart.
Vieler Menſchen Söhne kamen,
Fragten, laſen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, troß dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schuß und ohne Retter
Sauſend in die öde Luft.

Die Prophetin unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haſchte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Troſt gehofft und Troſt gebeten,
Fluchte dann auf ſein Geſchick.

Weisheit läßt mit ſich nicht ſcherzen;
Menſchen, haltet feſt im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüſte Toben
Maß und Ordnung weggeſtoben
Hoffet keine Wiederkunft.

2.

Die Erhörung

Schöne Fatme! ſchöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen ſieben Mandelbäume:
Willſt du nicht der Blüthen warten?

In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willſt du kommen, willſt du lauſchen,
Wie die ſüßen Lieder hallen?

In der Mondelbäume Schatten
Sprudelt eine Waſſerquelle:
Willſt die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen kühl und helle?

Schon ſo viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommſt nicht an dein Fenſter,
Giebſt mir weder Gruß noch Rede.

Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bei dem Dornenhügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer. —

Böſer Sänger! böſer Sänger!
Störſt mich ſo in meinem Schlafe.
Leiſe! leiſe! daß die Mutter
Nicht erwach' und mich beſtrafe.

Böſer Sänger! böſer Sänger!
Muß ich ſo hinunter ſchleichen,
Muß den Thau mit zarten Füßen,
Armes Kind! vom Raſen ſtreichen.

Nur behutſam, guter Abdul,
Nur behutſam ſpring die Mauer!
Wenn du fällſt und dich verwundeſt,
Ach, du gibſt mir Noth und Trauer!

3.

Kampaspe.

Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
Lieb' erobert ſich der Held;
Nach den Kämpfen war Alciden
Hebe's Blüthe zugeſellt.
Raſch beſiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Luſt:
Eine doch, vor allen andern
War das Kleinod ſeiner Bruſt.

Von der Perlen Vaterlande
Als die köſtlichſte bewahrt,
Sproßte ſie an Indus Strande,
Eine Blume, ſchlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig ſie dem Gatten
Leiſe Kühlung, ſüßen Duft.

Ihre Jugend darzuſtellen,
Eh die Zeit ſie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinſel taucht.

„Was ſie ſchönes hat und holdes,
Laß es mir unſterblich ſein,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sei, ſo viel du wünſcheſt, dein.“

Die ein Sohn des Zeus erkohren,
Spricht der Maler froh entzückt,
Iſt, zum Götterloos geboren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja du ſollſt die Göttin ſchauen,
Wie ſie halb noch knieend ſchwebt,
Wie die Locken um ſie thauen,
Da ſie aus dem Schaum ſich hebt.

Still geſenkt die Augenlider,
Folgt Kampaspe dem Geheiß,
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künſtlers Zauberkreis.
Sie enthüllt ſich, und erröthend
Flieht ſie in ſich ſelbſt zurück;
Sterbend und in Gluth ertödtend
Schwimmt ihr ſüß verwirrter Blick.

Und ſie neigt ſich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Bruſt,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewußt.
Stammelt ſie in Hellas Tönen,
Faßt ſie doch den Künſtler ſchnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht ſein Auge glänzend hell.

Es verklärt ſich mit den Zügen,
Die ſein Pinſel ſcheu entwirft:
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar ſchlürft.
Göttin nannt' er ſie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Geſetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh und Sinn iſt ihm entflohen,
Daß er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet ſein entflammter Muth.
Aber ſein Vertraun beſchämen?
Raub am theuren Pfand begehn
Nein, er will ſich ſtreng bezähmen,
Und die Wünſche nicht geſtehn.

Forſchend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch im Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.
Er iſt Ares, ſie Cythere;
Beide knüpft die ſchönſte Wahl,
Und ſein Werk, des Meiſters Ehre,
Wird ein Denkmal ſeiner Qual.

Ob er lächelnd ſie verhehle,
Ihn durchſchaut des Königs Blick.
Er beherrſcht die große Seele,
Und beſchließt des Freundes Glück.
„Magſt du nur mich treulos ſchelten!
Wunderbar gelang dein Fleiß,
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fordre von ihr ſelbſt den Preis.

Du biſt ihrer Schönheit Spiegel,
Und ſie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand zum Siegel,
Daß ich euren Bund gewollt.
Kannſt du ihren Reiz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunſt,
Und die Liebe laß vollenden,
Was begonnen deine Kunſt.“

Kar ilhelm Freiherr von Humboldt.

Morgen des Glückes.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauſchend ſtrömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu ſchauen.

Ich ſah den Morgen dort des Lebens grauen
Wenn Morgen heißet, wann zum erſten Male
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geiſt des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreiſes ſchmückte,
Die beiden ſtrahlverwandten Zwillingsſterne,
Die ſpät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundesnähe mir das Schickſal rückte
Da Bande, von der Liebe ſüß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Johann Friedrich Kind.

Das Licht im Thale.

Der Geishirt ſteht am Felſenrand,
Ein Dirnlein naht im Pilgergewand.
„Gelobt ſei Chriſt! — biſt du kein Geiſt,“ —
So frag ich den, wer jetzt noch reiſt.
„Was ſchimmert dort im matten Strahl?“
Das Feuerwürmlein fliegt im Thal.
„Schau, immer heller ſteigt's empor“ —
Der Irrwiſch hüpft aus Schilf und Moor.
„So feurig glimmt der Irrwiſch nicht“ —
So iſt's des Bergmanns Grubenlicht.
„Schau hin, wie Sternlein leuchten itzt“ —
Die Funken, die der Ambos ſpritzt.
„Nicht Hammer fällt, nicht Blasbalg facht“ —
Mein Enklein ſpinnt noch ſpät bei Nacht.

„Laub deckt der Spinn'rin Fenſterſchoß" —
Die Kerzen flimmern im Herrenſchloß.
„O, blinkt vom Schloß der Schein mir zu,
Schenk' Gott dem Kranken ſanfte Ruh!"
Der Junker ruht wohl ſanft genug;
Es ſind die Fackeln vom Leichenzug,
„Ach, ſinds die Fackeln vom Leichenzug,
Iſt mir die Klipp' nicht ſteil genug!"
Der Geis zu ſteil — gib mir die Hand —
„Wohl tiefer meine Angſt und Schand'!"
Geläut' und Todtenlied weht her,
Der Geishirt ſieht die Maid nicht mehr.
Durch Wolken dringt der Mondenſtrahl,
Die Maid liegt blutig im tiefen Thal.

Friedrich Adolph Krummacher.

Weihnachtslied.

Empor zu Gott, mein Lobgeſang!
Er, dem das Lied der Engel klang,
Der hohe Freudentag iſt da!
Lobſinget ihm! Halleluja!

Vom Himmel kam in dunkler Nacht,
Der uns das Lebenslicht gebracht!
Nun leuchtet uns ein milder Strahl,
Wie Morgenroth, im dunkeln Thal.

Er kam, des Vaters Ebenbild,
Von ſchlichtem Pilgerkleid umhüllt,
Und führet uns mit ſanfter Hand
Ein treuer Hirt ins Vaterland.

Er, der dort oben herrlich thront,
Hat unter uns, ein Menſch, gewohnt,
Damit auch wir ihm werden gleich
Auf Erden und im Himmelreich!

Einſt führet er zur Himmelsbahn
Uns, ſeine Brüder, auch hinan,
Und wandelt unſer Pilgerkleid
In Sternenglanz und Herrlichkeit.

Empor zu Gott, mein Lobgeſang!
Er, dem der Engel Lied erklang,
Der hohe Freudentag iſt da!
Ihr Chriſten, ſingt: Halleluja!

Johann Chriſtoph Schmid.

Die Nachtviole.

An dem Sonnenglanze ſehen wir dich ſtill beſcheiden ſtehen,
Einfach in gemeiner Tracht, ohn' Duft und Farbenpracht;
Und es zieht deshalb der Thor Dir die bunten Schweſtern vor.

Aber wenn der Mond erglänzet, ſich die Nacht mit Sternen kränzet,
Wenn das Lied der Nachtigal weckt des Waldes Wiederhall,
Haucheſt, ſtille Blume, du, ſüßen Wohlgeruch mir zu.

Holde Blum' der Nacht ich preiſe Menſchen deiner Art und Weiſe,
Deren Sinn in ſich gekehrt, keines Menſchen Lob begehrt,
Die, wenn aller Augen ruhn, noch im Stillen Gutes thun.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Das künftige Geſchlecht.

(Florenz im Mai 1812.)

Freie Gloſſe.

Daß ich jetzt geboren würde,
Leben dürfte, was ich ſchaue!,
Schwer iſt meines Lebens Bürde; —
Chriſtus lebet, ich vertraue!
Wenn ich ſeh', was jetzo reifet,
Mein geſtumpfter Blick durch Auen

Einer nahen Zukunft ſchweifet,
Wird es mir, als müßte ich ſcheiden
Spurlos — und mich überfällt ein Grauen
Und ein namenloſes Leiden! —
Herrlich ſeh' empor ich keimen
Ein Geſchlecht, geſchmückt mit Würde!
Ich, der ich, gereizt vom Scheine,
Mich entwürdigt, jetzt aus Träumen
Aufgeſchreckt, ich wünſch und weine:
Daß ich jetzt geboren würde! —

Denn es wird gereint durch Schmerzen,
Und erlöſt vom frechen Wahne,
Neu erſteht in deutſchen Herzen,
Die in Demuth reiſt, die Stärke;
Und der Auferſtehungsfahne
Werden neue Wunderwerke
Folgen, und ein hohes Streben
(Mag dämoniſch auch die ſchlaue
Selbſtſucht uns in Schlummer gähnen!)
Wird ſich neu ein Volk erheben!
Daß den Zeitpunkt ich erſehnen,
Leben dürfte, was ich ſchaue!

Alle müſſen wir's betrauern,
(Ich beſonders, Andre minder!)
Daß wir denen, welche lauern
In der Tiefe trübem Dunkel,
Uns zu fah'n, des Lichtes Kinder
Durch den Dünkel, durch's Gefunkel
Schnödben Scherzes, gier'ger Lüſte,
Daß wir ihnen, von der Hürde
Unſers Hirten, welcher treue
Hütet, folgten nach der Wüſte!
Darum ſeufz' ich oft mit Reue:
Schwer iſt meines Lebens Bürde. —

Seh' ich Mainachts dann den Himmel,
Fiorenza's klaren, ſtillen;
Blüthen, Reben im Gewimmel

Mich, der Leben zu verlieren
Bang, ſo lebensvoll umquillen;
Seh' des Sternenhimmels Zieren,
Die, geregelt im Vereine
Ziehn zur Sonnen, und ich ſchaue
Bebend dann, durch Nacht gebunden
Oſtwärts — hör' ich der Gemeine
Pſalmen: „Tod iſt überwunden!“
Chriſtus lebet! — Ich vertraue! —

Johann Heinrich Wilhelm Witſchel.

Der letzte Abend im Jahr.

Bald hat wieder eine große Stunde
In der Lebensglocke ausgetönt!
Schweigend ſitzt die Nacht auf ihrem Throne,
Und mit Sternen iſt ihr Haupt gekrönt.

Feierlich umſchließet mich die Erde;
Noch bin ich im heil'gen Dienſt der Zeit;
Aber hinter Wolken ſteht und winket
Schon der Bote der Unſterblichkeit.

Vater, daß du über Sternen walteſt,
Daß du ewig nah' und ferne biſt,
Daß mich ſtündlich deine Güte mahnet,
Wenn mein Herz im Staube dich vergißt;

Dieſes tröſtet mich am Scheidewege,
Wo der Wechſel und der Tod erſcheint.
Laß mich an die Morgenſonne denken,
Wenn der Abend ſeine Thräne weint.

Lieblich, wie der Mond vorüberziehet,
Sind die Tage der Vergangenheit;
Und auf jedem Lebenspfade glänzet
Eine Zinne deiner Herrlichkeit.

Vater, hochgelobet, hochgeprieſen
Sei dein Walten, deine Mildigkeit;
Sei dein heitres Auge dort im Himmel,
Deine Liebe in der Ewigkeit!

Habe Dank, du Geiſt der ſtillen Liebe,
Habe Dank für das entſchlafne Jahr!
Leite mich nach deinem Wohlgefallen
Bis zum Wechſel an der Todtenbahr'!

Ernſt Moritz Arndt.

1.

Weinlied.

Bringt mir Blut der edlen Reben
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
Durch den Wein.

Bringt mir Epheu, bringt mir Roſen
Zu dem Wein!
Mag Fortuna ſich erboſen,
Selbſt will ich mein Glück mir loſen
In dem Wein!

Bringt mir Mägdlein hold und mundlich
Zu dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich,
Greif' ich mir die Luſt freundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — was nicht darf fehlen
Bei dem Wein,
Rechte treue deutſche Seelen,
Und Geſang aus allen Kehlen
Zu dem Wein!

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe,
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe,
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne,
In dem Wein!
Ha! Schon ſchau' ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne
In dem Wein.

Höchſter Klang, wem ſollſt du klingen
In dem Wein?
Süßeſtes von allen Dingen,
Dir, o Freiheit! will ich's bringen
In dem Wein.

2.

Deutſches Herz verzage nicht.

Deutſches Herz verzage nicht,
Thu' was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Stehn dir wohl, du Sohn vom Teut.

Wohl ſteht dir das g'rade Wort
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht,
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Welſchen Meuchelei
Du ſei redlich, fromm und frei!
Laß den Welſchen Sclavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir.

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stahl,
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten Alles durch,
Dieſe halten tapfer aus,
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu' was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts!

3.

Die Sternlein.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: Du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir! dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeuglein
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond
In der Nacht!
Ihr verſteht, was ſtill in dem Herzen wohnt,
In der Nacht!
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

4.

Vaterlandslied.

1813.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannenſold
Der Menſchen Schädel ſpalten;
Denn wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heilges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir aufs neue.
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Den ſpeiſen Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutſche alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

5.

Das Lied vom Feldmarſchall.

1813.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus;
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter, wie greiſender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Der iſt der Mann geweſen, als Alles verſank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen ſchwang;
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Den Wälſchen zu weiſen die preußiſche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der heiße Jüngling in'n Sattel ſich ſchwang!
Da iſt ers geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Wälſchen der Athem ging aus,
Daß Tauſende liefen dort haſigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach ers auch hat bewährt,
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt;
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Da nehmet, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld,
Und hinterdrein ließ erklingen ſein: Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht;
Da lagen ſie ſo ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

6.

Warum rufe ich?

1813.

Und rufſt du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht raſten?
Und doch wie bald umrollt der Sand
Auch deines Staubes Leichenkaſten;
Die nächſte Ladung trägſt du ſchon
Geſchrieben hell auf weißer Scheitel —
Gedenk des weiſen Salomon,
Gedenk des Spruches: Alles eitel.

Ja, darum ruf ich Vaterland
Und Freiheit! dieſer Ruf muß bleiben,
Wann lange unſrer Gräber Sand
Und unſern Staub die Winde treiben,
Wann unſrer Namen dünner Schall

Im Zeitenſturme längſt verklungen,
Sei dieſes Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgeſungen.

Ja, darum, weil wir gleich dem Schein,
Der Morgendämmerung verſchweben,
Muß dieß die große Sonne ſein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müſſen wir an dieſem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geiſterau
Einſt ſelig können niederſchauen.

O Vaterland! mein Vaterland!
Du heilges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben
Du wirſt Jahrtauſende durchblühn
In deutſchen Treuen, deutſchen Ehren:
Wir Kurze müſſen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unſterblich währen.

Johann Daniel Falk.

Der arme Thoms.

Thoms ſaß am hallenden See;
Ihm that es im Herzen ſo weh.
Es klagten der Nachtigall Töne:
Helene!
Helene!
Wehklagte der Nachhall am See.

Thoms ſaß am hallenden See:
Ihm that es im Herzen ſo weh!
Er ſeufzt in der Winde Geſtöhne:
Helene!
Helene!
Antworten Winde vom See.

Thoms ſaß am hallenden See
O wehe mir, rief er, o weh!
Verſiegt iſt die brennende Thräne:
Helene!
Helene!
Rief dumpf aus der Tiefe der See.

Ich folg', o hallender See!
O kühle das brennende Weh!
Dann lache des Todten und höhne,
Helene!
Helene!
Rief leiſe verhallend der See.

Wer wankt am wogenden See,
Und ſeufzet, o weh mir, o weh!
Wen ſucheſt du, einſame Schöne?
Helene!
Helene!
Ach, ſuch' ihn im wogenden See!

Johann Christian Hölderlin.

Der Zeitgeiſt.

Zu lang ſchon walteſt über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang iſt's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe ſeh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserſchüttrer! wo du nicht wäreſt.

Laß endlich, Vater! offenen Augs mich dir
Begegnen! haſt denn du nicht zuerſt den Geiſt
Mit deinem Strahl aus mir geweckt? mich
Herrlich ans Leben gebracht, o Vater!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn ſie ſtill im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger weckſt du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrſt
Die Alten weiſe Künſte; der Schlimme nur
Wird ſchlimmer, daß er bälder ende,
Wenn du, Erſchütterer! ihn ergreifeſt.

Johann Auguſt Apel.

Der heilige Ambroſius.

Vor Zeiten ſchon lief aus dem Gotteshaus
Das Volk nach geendigter Predigt heraus,
Trieb vor der Thür manch loſes Spiel
Und andrer Narrentheidinge viel,
Verführt auch wohl ein Lärmen groß,
Das Küſter und Prieſter ſehr verdroß.
Darum, zu der Kirch' und Gottes Ehren,
Dem leidigen Aergerniß abzuwehren,
Droht oft der Archidiakonus
Von der Kanzel herab mit Kirchenbuß'.
Der Küſter trat wohl an die Thür,
Stellt den Leuten vor das Ungebühr,
So vor der Zeit in hellen Haufen
Aus der heiligen Kirche wegzulaufen.
Doch kaum verlieſt man das Kirchengebet,
Alles Volk wieder aus der Kirche geht.
Da winkt der Küſter dem Erzbiſchof,
Hinaus zu ſehn auf den Kirchenhof,
Wie dort das Volk in böſer Zucht
Bewähre ſeiner Lehren Frucht.
Ambroſius lächelt, nimmt ſein Buch,
Folgt auf den Kirchhof nach dem Zug
Dort thut er mitten unter ſie treten,
Und mit lauter Stimme weiter beten,

Darob das Volk ſich verwundert ſchier.
Der Erzbiſchof ſpricht: „Was ſtaunet ihr?
Wo die Schaafe ſind, muß der Hirte ſein;
Geht ihr wieder zur Kirche hinein,
So will ich mit euch zurücke gehen;
Wo nicht, ſo kann ich auch draußen ſtehen,
Denn wo dem Herrn die Gläubigen dienen,
Da iſt er mitten unter ihnen.
Als nun das Volk die Worte hört,
Es ſchnell zurück zur Kirche kehrt,
Faltet wieder betend die Hände,
Wartet die Kirch' ab bis zu Ende,
Und bis der Prieſter: missa est! rief,
Kein Menſch mehr aus der Kirch' entlief.

Siegfried Auguſt Mahlmann:

Troſt der Vergangenheit.

Ich denk' an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage
Der ſeligen Vergangenheit!
Komm, Götterkind, o Phantaſie, und trage
Mein ſehnend Herz zu ſeiner Blüthenzeit.

Umwehe mich, du ſchöner goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen ſchlug.

Umglänze mich, du Unſchuld früher Jahre,
Du, mein verlornes Paradies!
Du ſüße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenſchein und Blüthenwege wies.

Seid noch ein Mal an's treue Herz geſchloſſen,
Ihr Freunde meiner Jugendzeit!
Wo ſeid ihr hin, ihr traulichen Genoſſen,
Ihr Lieben, die ſich ſonſt mit mir gefreut?

Ach, Viele ſchon hält tiefe Nacht umfangen!
Sie ſchlummern in der Mutter Arm.
Blüht wieder auf, ihr eingeſunknen Wangen!
Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umſonſt, umſonſt! Mein Sehnen ruft vergebens
Erſtorb'ne Freuden wieder wach.
Sie welken ſchnell, die Blumen unſers Lebens,
Und wir, wir welken ihnen langſam nach.

O ſchönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
O ſchönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die ſehnſuchtsvoll zu dir empor geblickt.

Uns allen iſt ein ſchwerer Traum beſchieden,
Wir alle wachen fröhlich auf!
Wie ſehn' ich mich nach deinem Gottesfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

Johann Stephan Schütze.

Ausſicht des Gefangenen.

Auf Felſen, hoch im Thurme,
Umbrauſ't von wildem Sturme,
Sitzt ein gefang'ner Mann;
Er ſieht den Himmel an:
Vorüberziehn die Sterne,
Still wandelnd, ewig ferne
Glänzt ihm die Welt heran.

Die Städt', in weiter Fläche,
Die Dörfer, Ström' und Bäche
Sie winken weit hinaus;
Er ſieht das Thal nicht aus.
Durchſchweifet Wieſ' und Felder,
Schwebt hin am Grün der Wälder,
Und — bleibt im Kerkerhaus.

Und die in grüne Auen
Aus niedern Hütten ſchauen,
Beklagen oft ſein Loos,
Und doch — im Freiheitsſchoos.
Die mächtig gar ſich wähnen,
Wie wenig faßt ihr Sehnen,
Wie ſind ſie arm und blos!

Wie viele Lieder klingen
Von ſchönen, beſſern Dingen
Auf Sternen hoch geſtellt;
Weit breitet ſich die Welt,
Fern ſchweifen die Gedanken,
Indeß in eig'ne Schranken
Von allem wenig fällt.

Wenn tauſend Segel ſchwellen,
Berühren leichte Wellen
Uns kaum in enger Bucht;
Wir ſehn bei karger Frucht
Das Schaffen und das Werden
Wie wechſelnde Geberden,
Wie Wolken auf der Flucht.

Gefang'nen gleich zu achten
Laßt uns im Schaun und Trachten
Am Größern uns erfreun,
Hell bricht der Tag herein;
Wenn wir in And'rer Streben
Mitfroh den Geiſt erheben,
Schließt uns kein Kerker ein.

Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel.

Im Walde.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Roſſes Bügel,

Schwingt ſich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinauf gefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen
Zaubert Blumen aus dem Schmerz,
Trauer doch in linden Wellen
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild,
Wird zur ſchönſten Liebesfülle,
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht,
Frei gegeben alle Zügel
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

Friedrich von Hardenberg. (Novalis.)

Treue.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.

Für mich umſing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden;
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſein mit dir!
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Georg Karl Friedrich Emmrich.

Der Gang des Schickſals.

Die Eichen ſauſen; die Felſen ſtürzen:
Wer will den Knoten des Schickſals ſchürzen?
Wer will das Steuer der Welt regieren,
Den Wunſch des Herzens zum Ziele führen?

Wer will den Gipfel des Glücks erſtürmen,
Wo über Alpen ſich Alpen thürmen? —
Ach! nimmer können des Schickſals Rollen
Wir ſpielen, wie wir ſie ſpielen wollen! —

Es ſchwingt uns raſch in geheimen Tänzen
Und krönt die Sieger mit Dornenkränzen;
Es dreht die farbigen Lebensräder;
Die Laune macht es zur Weltenfeder;
Es hält im Hoffen und im Verzagen
Uns, her und hin von dem Sturm verſchlagen;
Es ſpielt ſtatt Würfeln mit Menſchenleben:
Dem Zufall hat es uns Preis gegeben!

Es ſchlingt den Zwang um des Mannes Tritte;
Verkrüppelt tückiſch der Tugend Schritte;
Die Farben wechſelt's im Sonnenlichte;
Zum Irrlicht macht es die Weltgeſchichte;
Te Deums ſingt es, wenn Erdenjammer
Eleiſon wimmert in dunkler Kammer,
Und zieht mit ſchmeichelnder Hofgeberde
Die Täuſchung über das Thal der Erde.

Es läßt den Thoren mit ſeinen Puppen
Sich kräuſelnd drehen in bunten Gruppen;
Es läßt den Stolzen ſich trotzig blähen,
Verachtet ferne die Demuth ſtehen;
Der Arbeit läßt es den Lohn entwinden
Und Faulheit Garben des Fleißes binden;
Der Tugend giebt es die Stoppelweide,
Wo Bosheit mähte den Halm der Freude.

Den Frevler läßt es den Luſtkelch leeren,
Was Weiſe bauten, die Narr'n zerſtören,
Die Wahrheit bis an die Pole bannen,
Der Lüge luſtiges Schiff beſpannen,
Das Laſter prunken im Kronenſchimmer,
Die Freiheit weinen auf Schutt und Trümmer,
Die goldnen Thore des Rechts verriegeln
Und Despotismus die Welt umflügeln.

Wer will hier feſt auf Verdienſte pochen,
Eh' noch dem Neide der Staar geſtochen;
Hier, wo die Selbſtſucht die Tugend dränget,
Das Herz verſpottet, den Buſen enget;
Wo Dummheit unter dem Golde keuchet
Und Hunger neben der Weisheit ſchleichet;
Wo nie wir unter dem Himmelsbogen
Die Wage finden, die recht gewogen?

Laß Erdentröſtung vorübergehen
Und Narren lachend den Waizen mähen;
Laß Edle, ſtill im Gefühl der Narben,
Betrogen weinen auf ihre Garben:
Ward uns doch nimmer das Sein gegeben,
Um hier vollkommen uns auszuleben;
Die Himmelswage den Lohn wird meſſen
Dem Edlen, welchen der Staub vergeſſen!

Hat gleich noch Niemand den Grund ergründet,
Wo Schickſalstücke das Ende findet:
Wer in die Heimath der Welt des Böſen
Verwirrung ſandte, der wird ſie löſen!
Der Geiſt der Liebe, er heilt und pfleget
Die Wunden, welche das Schickſal ſchläget,
Weil's wirkt im dunklen, geheimen Grunde
Mit höhern Mächten im trauten Bunde! —

Karl Bernhard von Trinius.

Himmelsſchlüſſelchen.

So ſiehſt du denn, zu ſchönerm Sein erlöſt,
Des Himmels Licht, du freie Erde, wieder!
Wie dehnet ſie, der ſchweren Band' entblößt,
Und regt mit Luſt und badet ſich die Glieder!

Schon drängt ſich, ſpeerbewehrt, die junge Saat;
Der Strauch zerreißt der Zweigeſchoſſe Hüllen;
Der Baum, der Wald bricht auf mit ſchöner That
Die Hoffnung aller Herzen zu erfüllen.

Schon trägt die Lerche jubelnd himmelwärts
Zum Thron des Herrn das Feierlied der Erden;
Und dennoch mag, und immer nicht das Herz
Recht froh bewußt des jungen Frühlings werden.

Wie üppig auch ſein grünes Buſenband
Der Bach mit Gold- und Silberblumen ſchmückte,
Kein Bienchen kommt, es bückt ſich keine Hand,
Die ſie zum Strauß für die Geliebte pflückte.

Aus erd'gem Duft im feuchten Schooß erzeugt
Steht ihr Kryſtallgebild emporgeſchoſſen;
Kein Himmelsthau hat liebend ſie geſäugt,
Die ehern noch im Firmament verſchloſſen.

Wann — ſieh! er naht, aus Südgewölk hervor
Des Himmels Pförtner naht mit Sturmes Roſſen,
Und krachend aufgethan das heil'ge Thor
Strömt Regen aus, vom goldnen Blitz erſchloſſen.

Auffährt, erwacht aus Träumen, die Natur:
Der Frühling wandelt über die Gefilde,
Und ſtreut ein Zeichen aus auf ſeiner Spur:
Der goldnen Schlüſſel duftige Gebilde.

Karl Lappe.

So oder ſo.

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Buſen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Muſen,
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geiſtesarmuth kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft, und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht.

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume.
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume

Zum Schatten vor der Sonne Brand!
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden!
Wer hat das Glück ſchon außer ſich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Außenwelt iſt Tand.

Blaß oder roth!
Doch auf den bleichen Wangen
Nur Sehnſucht, Liebe, Zürnen und Erbangen,
Gefühl und Troſt für fremde Noth!
Es ſtrahlt der Geiſt nicht aus des Blutes Welle,
Ein andrer Spiegel brennt in Sonnenhelle.
Blaß oder roth!
Nur nicht das Auge todt!

Schlaf oder Tod!
Willkommen, Zwillingsbrüder.
Der Tag iſt hin; ihr zieht die Wimper nieder,
Traum iſt der Erde Glück und Noth.
Zu kurzer Tag! zu ſchnell verrauſchtes Leben!
Warum ſo ſchön, und doch ſo raſch verſchweben?
Schlaf oder Tod!
Hell ſtrahlt das Morgenroth!

Ludwig Tieck.

1.

Dichtkunſt.

Durch Himmelsplan die rothen Wolken ziehen,
Beglänzet von der Sonne Abendſtrahlen,
Jetzt ſieht man ſie in hellem Feuer glühen,
Und wie ſie ſich ein ſeltſam Bildniß malen:
So oftmals Helden, große Thaten blühen,
Aufſteigend aus der Zeiten goldnen Schaalen,
Doch wie ſie noch die Welt am ſchönſten ſchmücken,
Fliehn ſie wie Wolken und ein ſchnell Entzücken.

Was dieſer fliehende Schimmer will bedeuten,
Die Bildniſſ', die ſich durch einander jagen

Die Glanzgeſtalten, die ſo furchtbar ſchreiten,
Kann nur der Dichter offenbarend ſagen;
Es wechſeln die Geſtalten wie die Zeiten,
Sind ſie euch Räthſel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt ſtehn in ſeinem Lied gedichtet,
Was die Natur ſchafft und im Rauſch vernichtet.

Es wohnt in ihr nur dieſer enge Wille
Zu wechſeln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht ſie ab die dunkle Hülle,
Die Tön' erweckt ſie aus dem todten Schweigen,
Ein Lebensquell regt ſich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder ſteigen,
Nur Phantaſie ſchaut in das ewge Weben,
Wie aus dem Tod erblüht verjüngtes Leben.

2.

Die Blumen.

Sieh die zarten Blüthen keimen
Wie ſie aus ſich ſelbſt erwachen,
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe iſt im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das iſt ihre höchſte Wonne.

An den Küſſen zu verſchmachten,
Zu vergehn in Lieb' und Wehmuth;
Alſo ſtehn die eben lachten
Bald verwelkt in ſtiller Demuth.

Das iſt ihre höchſte Freude,
Im Geliebten ſich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in ſüßem Leide.

Dann ergießen ſie die Düfte,
Ihre Geiſter, mit Entzücken,

Es berauſchen ſich die Lüfte
Im balſamiſchen Erquicken.

Liebe kommt zum Menſchenherzen,
Regt die goldnen Saitenſpiele,
Und die Seele ſpricht: ich fühle
Was das Schönſte ſei, wonach ich ziele,
Wehmuth, Sehnſucht und der Liebe Schmerzen

3.

Andacht.

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abſchiedsflammen küßt, —
Wann im prächt'gen Morgenſcheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —

O dann werf ich Jubellieder
In's Lobpreiſen der Natur,
Echo ſpricht die Töne wieder,
Alles preiſt den Ew'gen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müſſen,
Der uns ſchirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall:
Und wir ſollten nicht beſingen,
Da die Freude überall? —

August Friedrich Freiherr von Steigenteſch.

Der arme Thoms.

Des Haines Sänger ſchliefen und verſtummten,
Da wallte Thoms, den oft ſein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer ſummten,
Und über ihm die ſchnelle Schwalbe flog.

Am Grabe ſeines Vaters ſank er nieder:
Der Mangel ſtieß ihn in die Welt hinaus,
Dort waren alle Menſchen ſeine Brüder,
Die große weite Erde war ſein Haus.

Er trug das wunde Herz, vom Gram zerriſſen,
Zu ſeines Vaters kaltem Grab zurück.
Der Hügel ſeines Vaters war ſein Kiſſen,
Und eine Thräne ſein errungnes Glück.

Es ward ihm hier ſo heimlich und ſo bange,
Dem Staube nah', von dem er Troſt empfing;
Er drückte ſeine bleich gehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude,"
So ſprach er zu dem Todten: „bin ich hier.
Du findeſt Menſchen, wenn ich von dir ſcheide;
So ſprachſt du, als dein Auge brach, zu mir.

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menſchen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Bruſt zu legen,
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt;
„„Geh',"" ſagte ſie, „„ſuche Brod, du bleibſt den Deinen,
Kommſt du zurück, wie meinem Herzen werth.""

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfaſſen,
Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu ſchwach,
Da weint' ich laut, vergeſſen und verlaſſen,
Kein Auge ſah, der Felſen ſprach mir nach.

„Am Thor der Heimath ſetzt' ich krank mich nieder,
Und Agnes kam zum Birkenwalde her,
Ich ſprang empor und rief: „„Du haſt mich wieder!""
Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr.

„Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin;

Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater! hin.

„Bald, Vater! wird auch mich die Erde decken,
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie ſie, den armen Thoms nicht mehr.“

Jetzt ſah er, wie im Weſten freundlich ſchwebend
Der Alend ſich in Thetis Arm verlor,
Da hob er ſeine Hände, kalt und bebend,
Und ſeinen Blick zum Geiſt der Nacht empor.

Und kalte, feuchte Morgennebel floſſen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her.
Da war ſein Blick für dieſe Welt geſchloſſen,
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

Johann Heinrich Bernhard Dräſeke.

Lobgeſang von der treuen Liebe.

O ſelig, wen der Lenz erfreut
Mit ſeinen Wunderſtrahlen,
Die Gottes Huld und Herrlichkeit
Auf jede Blüthe malen.
Doch paradieſiſch iſt die Flur
Am Buſen treuer Liebe nur.

O ſelig, wenn der ſtille Heerd
Zu voller Gnüge giebet;
Wer mehr als Gold und Goldeswerth,
Den Kreis der Seinen liebet.
Doch nur das Haus iſt wohl beſtellt,
Wo treue Liebe Wache hält.

O ſelig, wer, wenn Gotteshand
Die Lebenspfade trennet,
Des Seelenbundes heilig Pfand
In tiefſter Seel' erkennet.
Doch dieſes Pfand dem keines gleich,
Nur treue Liebe giebt es euch.

Zu dir, der Seelen höchſte Luſt,
Steigt unſer brünſtig Flehen.
Du wolleſt unſer Aller Bruſt
Mit Liebeshauch durchwehen.
Herr den allein die Liebe preiſt,
Gieb uns der treuen Liebe Geiſt.

Friedrich Wilhelm Riemer.

Liebe.

O ſchilt nicht dieſes Sehnen,
Iſt auch das Herz ſo ſchwer:
Wenn Liebe nur dein Wähnen,
Liebe! was willſt du mehr?

Wenn Liebe nur dein Wähnen,
Bleibt doch das Herz nicht leer;
Und blickſt du auch durch Thränen,
Liebe! was willſt du mehr?

Und blickſt du auch durch Thränen,
Lieb' iſt ſo ſüß und hehr:
Thränen die Welt verſchönen,
Liebe! was willſt du mehr?

Thränen die Welt verſchönen,
Locken den Himmel her:
Thränen die Liebe krönen,
Liebe! was willſt du mehr?

Thränen die Liebe krönen,
Heben ſie hoch und höh'r;
Schilt nimmer dieſes Sehnen,
Liebe! was willſt du mehr?

Joſeph von Hammer.

Widmung von Gül und Bülbül Ihrer K. K. H. Erzherzogin Sophie.

Alt iſt die Sage vom Gekoſe
Der Roſe und der Nachtigall,
Es tönt in Oſtens Vers und Proſe
Davon der duft'ge Widerhall.
Erhaben thront und ſtrahlt die Roſe,
Gefeiert durch des Sproſſers Schall,
Und ihre Blätter ſind die Looſe
Der Schönheit in dem Weltenall.
Der Soſi ſtickt' in dieſen Rahmen
Vergeiſtigend des Büd's Magie,
Er ſtreute lichter Weisheit Samen
In's Blumenfeld der Poeſie;
Er wird verklär't durch Deinen Namen,
O Licht, o Schönheit, o Sophie!

Friedrich Adolph Kuhn.

Der frohe Greis.

Ein alter Mann mit weißen Locken
Der ſaß vor ſeines Hauſes Thor
Ihm ſchwebten rein, wie Blüthenflocken
Die Bilder ſeines Lebens vor,
Und tauſend helle, goldne Stunden,
Die ſahen freundlich hin auf ihn,
Und wie von Kränzen eingewunden,
So ſah er ſie vorüberziehn.

„Dich, Wein, in deiner ſüßen Schale,
Dich hab' ich wahrlich nie verſchmäht,
Ward oft beim frohen Freudenmale
Von deinen Geiſtern angeweht;
Aus Roſen hob ich meinen Becher
Und herrlich flog des Lebens Traum,
Ein Pfeil aus Phöbus goldnem Köcher
Mit Flügeln aus des Bechers Schaum!

„Und zu dem Becher, zu den Roſen,
Da trat die Liebe ſchön und jung,
Mit Flammen bald und leichtem Koſen,
Auf ihren Lippen Himmelsſchwung.
In ihres Meeres laue Fluthen
Da tauchte tief der reine Schwan,
Und ſchloß ſich, ſtark in ſeinen Gluthen,
An Aphroditens Buſen an.

„Und zu dem Wein, dem goldnen Becher,
Und zu der Liebe großem Feſt,
Da trat Apollo mit dem Köcher,
Der nimmer von den Seinen läßt.
Und wenn wir hoben unſre Schaalen
Und Amor warf die Fackeln aus,
Dann ſtreute Phöbus auch die Strahlen
Der Lieder weit ins frohe Haus.“

So ſprach der Greis in heil'gem Feuer
Und griff mit ſeiner ſtarken Hand
In alle Saiten ſeiner Leier,
Zu ſagen ſeines Herzens Brand,
Und hob empor zu Jovis Throne
Die Augen ſelig ungeſtüm,
Und pries des Lebens ſchöne Krone,
Vor allen Göttern herrlich ihm.

Und da begann ein leiſes Wehen
Und Götter traten ſelbſt hervor,
Des Greiſes ſchönes Haupt zu ſehen,
Der lächelnd ſaß an ſeinem Thor.
Der ſchöne Gott, der Thyrſusſchwinger,
Der Trauben um die Erde flicht,
Und Aphroditens Roſenfinger
Und Phöbus ſelber fehlte nicht.

Und wie ſie liebreich ihm ſich zeigen
Und ihm gewähren Lob und Gunſt,
So flechten bald den Götterreigen
Die Grazien mit ihrer Kunſt,

Und wie die Göttlichen ſich gürten
Zu ihres Reigens Kranz und Luſt,
So flechten Reben, Roſ' und Myrten
Sich üppig um des Greiſen Bruſt.

Und flechten immer neue Kränze
Und drängen ihn, doch ohne Schmerz,
Und in dem neu gebornen Lenze
Ermattet faſt des Greiſen Herz.
Er kann die göttlichen Geſtalten,
Den Kranz, der mächtig ihn umlaubt,
Nicht mehr mit ſeinen Blicken halten, —
Und in die Roſen ſinkt das Haupt!

Doch ſeine Roſen, ſeine Lieder,
Die Phöbus aus der Hand ihm nahm,
Die fand der Greis wohl alle wieder,
Als er ins Land der Schatten kam,
Und wenn er in der Helden Kreiſe
Erhob des ſchönen Liedes Ton,
Da lobten ihn die Schatten leiſe,
Und nannten ihn — Anakreon.

Ignaz Heinrich Freiherr von Weſſemberg-Ampringen.

Das Lied der Mutter.

O, mit welchem Frieden, welcher Ruh',
Liebling meines Herzens, ſchlummerſt du!
Schlummre fort! Kein Traum von Erdenpracht
Wecke dich aus deines Friedens Nacht!

Nur des Aethers Bläue, klar und hell,
Nur die Roſe, ſpiegelnd ſich im Quell,
Locke dir beim Schein von Morgengold
Auf die Wang' ein Lächeln, ſüß und hold!

Und erwachſt du, höchſtes Lebensglück,
Strahl' in dich der Mutter Wonneblick!
Mild verkünd' er dir: die Liebe nur
Zeig' auf Erden ſchon des Himmels Spur!

Friedrich Wilhelm Joſeph von Schelling.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen ſich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen,
Es ſieht mich an mit flehender Geberde
Das ſtumme Bild, und dringt mich noch zu ſprechen!
Warum, o Erde! hatt'ſt du keinen Mund,
Und warſt ſo träg, die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit ſtummen Glanz erfüllen,
Iſt das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Menſch, was er geſehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falſcher Eidſchwur und ein feiger Willen?
Laß mich nicht ſterben, Gott, in meinen Sünden!
Nimm dieſe Laſt von der gedrückten Seele,
Und laß dies Blatt den rechten Leſer finden!
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich geſehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Gräuelthat verhehle! —
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke ſich entzündet,
Als einſam ich beim Wort des Herrn gewacht,
Auf daß am nächſten Morgen ich's verkündet';
Daß unverſehens zwo dräuende Geſtalten,
(Wie es geſchehn, hab' ich noch nie ergründet)
Indem ich ſinnend ſitze, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
So wart ihr da, ihr ſchirmenden Gewalten?
War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Dem Frommen eine feſt Burg und Mauer
Vor böſem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon ſank ich in des ſichern Todes Trauer;
Die Seele wandte ſich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löſte kalter Schauer;
Doch während ſo das Härt'ſte ich erdichte,
Das Aeußerſte zu dulden ſchon mich rüſte,
Geſchah es mir, wie ich wahrhaft berichte.

Es iſt ein Ort, nicht fern von Meeresküſte; —
Verwittwet ſteht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer, ſand'ger Wüſte,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
Befahl der Eine: „Willſt die Glieder laben,
So folge mir zu ſpätem Hochzeitſchmaus!
Du kannſt das wohl nicht alle Tage haben!"
Der Andre ſprach: „Nimm dieſes Gold und eile!
Wo nicht, ſo biſt du morgen ſchon begraben!"
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
Der Weg iſt wohl von einer halben Meile.
Die Sterne ſtanden an des Himmels Bogen,
Sonſt war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fernher toſten dumpf die Meereswogen.
Doch unſres Weges einz'ger ſichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen!
Denn ſchnell durchs Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reiſe, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie ſprachen mit einander durch Geberden,
Drauf gaben ſie den Augen eine Hülle,
Wodurch ſie nur die innre Nacht vermehrten.
Ich wurde nun in meiner Seele ſtille,
Und wiederholte gläubig ſtets die Worte
Voll Troſt und Kraft: Herr, es geſcheh' dein Wille!
Und bald gelangt' ich zu dem ſtillen Orte,
Wohin ſo oft voll Andacht ich gegangen;
Und auf ein Zeichen öffnet ſich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet, kenn' ich alle Schritte,
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.
Ich hört' Geräuſch, als wären's Menſchentritte,
Und leiſe Laute durch die Stille ſchweben;
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.

Jetzt aber ſchien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meiſter,
Und dachte: nun wird ſich's zum Ende geben.
So machte Furcht und Schrecken ſelbſt mich dreiſter,
Daß ich die Stimme herzhaft ſo erhoben:
„Seid abgeſchiedne ihr, doch gute Geiſter,
Die Gott den Herrn und Jeſum Chriſtum loben,
So ſprecht! was treibt euch noch zurückzukehren
In dieſe Welt von jener Welt dort oben?
Doch ſeid ihr nicht aus jenen ſel'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch alſo zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieſes Orts zu ſtören?“
Doch hört' ich, kaum war dies vergönnt zu ſprechen
Ein ſchrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und ſtark wie Felſen durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weder Fragen mehr, noch Klagen;
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn ſelbſt die Kraft des Wollens war zerſchlagen.
Die Hülle fällt, und ſchon ſteht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den prieſterlichen Segen;
Das Mädchen mit dem friſchen Kranz im Haare,
Zwar ſchön, doch bleich, als käm' ſie aus dem Grabe;
Der Jüngling in der erſten Blüth der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein friſch geöffnet Grab.
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals ſonſt geweſen.
Es waren eigne ſeltſame Geſichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu leſen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Weſen.
Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als ſonderbare Klänge,
Dergleichen auch den ſtärkſten Sinn erſchüttern.
Und als verſtummten Orgel und Geſänge,
An Sprach' und Weiſe keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen ſich die Menge,

Das Mädchen gegen mich ſich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn immer ſchauen! —
Und dieſer Blick ſchien mir ein willig Zeichen.
Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblaſſe Hand,
Um ſie dem ſchönen Jüngling anzutrauen; —
Wie war's, daß ich das Zittern nicht verſtand,
Als ihre Hand zu ſeiner ſich gewendet?
Und warum knüpſt' ich ſolch' unſelig Band?
Kaum war der letzte Segensſpruch vollendet,
(In griech'ſcher Zunge, wie man mir befohlen)
So wurden mir die Augen neu verblendet;
Woraus ſich Thränen nicht umſonſt geſtohlen.
So ſchied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen ſie ein Crucifix ſich holen,
Auf das ich mußt' mit heller Stimm' und laut
Ein ewig Schweigen dieſer Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dies war mir noch die härteſte der Proben!
Und als auch dieſen Zwang ich überſtanden,
Ward ich zur Kirche ſtill hinaus geſchoben.
Nun frei, löſt ich ſogleich mich von den Banden,
So mir die Augen ſtarr und feſt umzogen,
Die ſich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne ſtanden noch am Himmelsbogen,
Sie ſahen auf des alten Dorfes Trümmer,
Und näher brauſten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch ſchwacher Flimmer;
Doch bald drauf ſah ich's dunkel drinnen werden,
Und es erſtarb des Lichtes letzter Schimmer.
So legt', ermüdet von der Nacht Beſchwerden,
Kraftlos und ſchwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber;
Es däuchte mir, es wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In all'n Gliedern ſchien es mich zu packen;
Ich ſah noch einmal in die Nacht hinüber, —

Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und, fliehend ſchnell durch Dornen, Schilf und Moor
Als ſäße Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauſes offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltſam nieder;
Doch früh am Morgen riß es mich empor:
Nicht Ruh noch Raſt für die zerſchlagnen Glieder!
Noch eh' die Sonn' emporſtieg an dem Himmel,
Stand ich ſchon vor der alten Kirche wieder.
Verſchwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel;
Die Kirche färbte ſich mit goldnem Saume;
Es legte ſich der Sinne wild Getümmel,
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume!
War es des heitern Morgens friſche Kühle,
Die alte Still' in dieſem heil'gen Raume;
War es der Troſt der himmliſchen Gefühle,
Die dieſer Ort ſo oft auf mich ergoſſen
In mancher Leiden ſchwerer banger Schwüle: —
Mir war die Nacht wie ein Geſicht zerfloſſen!
Aufs Neue war das Herz dem Glauben offen;
Und ſchon hatt' ich die Kirche aufgeſchloſſen.
Der erſte Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Iſt jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es, ſtark im Hoffen, —
So tief iſt mir das Zutraun eingedrückt!
Ich öffn', und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —
Die bleiche Braut, ſo ich dem Tod verbunden! —
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
Nicht ſchwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran ſo viele Qualen ſaugen,
Was hinderte dich damals abzuſterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählig mich zerſtören,
Was wehrt euch, damals gleich mich zu verderben?
Und ſo viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und ſo mir ſelbſt den Weg zu Gott verwehren!

Indeß der Tod ſchon meine Stunden zählet,
Und vor mich ſtellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einſt vermählet.
O ſelig jeder, welchem ſanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewiſſen
In innrer Bruſt der Friede Gottes quillt!
Und dieſen Frieden mußt' ich lange miſſen!
O Quell des Heiles, unerſchöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn!
Laß ſchlafen endlich, laß ſich endlich brechen
Des Herzens Noth und des Gewiſſens Dorn!
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
Und neigſt dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß dieſe Schrift zur fernen Zukunft ſprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten!

Johann Dietrich Gries.

Wanderlied.

Lebt nun wohl, ihr dumpfen Mauern!
Endlich lächelt mir das Glück.
Alles Zagen, alles Trauern
Laß' ich fröhlich hier zurück.
Wohl! ich wandre nun ins Weite;
Frühling lockt mich und Natur.
Meine Cither an der Seite,
Streif' ich raſch durch Thal und Flur.

Immer fröhlich, immer heiter,
Geht ſich's leichter durch die Welt.
Morgens wandr' ich wieder weiter,
Bleibe nur wo mir's gefällt.
Mit der erſten Himmelsröthe
Schallt mein Liedchen durch den Hain,
Und der Nachtigall Geflöte
Lullt mich ſanft am Abend ein.

Was bedarf ich vieler Habe?
Wenig nehm' ich mit mir fort;
An dem leichten Wanderſtabe
Kommt man leicht von Ort zu Ort.
O ich weiß es, gute Götter
Wachen über mein Geſchick;
Heitrer lächelt nach dem Wetter
Der entwölkten Sonne Blick.

Sag, wo ſoll ich einſt dich finden,
Meiner Sehnſucht ſtilles Thal,
Sicher vor des Nordes Winden,
Sicher vor des Mittags Strahl?
Wo in Nachtigallentöne
Ein Geſang der Liebe ſtimmt,
Und den Wandrer gern die Schöne
In ihr freundlich Hüttchen nimmt.

Karl Gottfried Theodor Winkler.

(Theodor Hell.)

Lied.

Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Die mit Mühſal Ihr beladen,
Kommet her, in meiner Quelle
Stärkungsfluthen Euch zu baden,
Kommet her zum Kelch der Liebe,
Hin zu dem die Durſt'gen blicken,
Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Denn ich will Euch gern erquicken.

Alſo lautet die Verheißung,
Die der Vater uns gegeben,
Und in ſeinen Troſtesworten
Liegt die Kraft uns und das Leben;
Und mit ſeinen Vaterhänden
Hebt die Laſt er uns vom Rücken!
Wer mühſelig und beladen,
Den will er ja gern erquicken.

Tragt drum ruhig Eure Bürde,
Freuet Euch der ſchweren Laſten,
Denn Ihr werdet um ſo froher
Nach der bangen Mühe raſten;
Nach der Arbeit wirrem Drängen,
Ob ſelbſt Leiden Wunden drücken,
Wird er Euch mit Himmelsthaue
Um ſo herrlicher erquicken.

Einen Hafen nach dem Sturme,
Eine Rettung vor den Qualen,
Eine Lind'rung in der Hitze
Heißer Lebensſonnen-Strahlen,
Einen Troſt in allen dunkeln
Bangverworrenen Geſchicken
Habt Ihr! — Geht zu dem, Ihr Alle,
Der Euch will ſo gern erquicken.

Und die Krone der Vollendung,
Die dem Kämpfer nur beſchieden,
Und die Seligkeit der Ruhe,
Und der Eingang zu dem Frieden,
Der durch Müh' nur wird gefunden,
Wird Euch dann auf ewig ſchmücken:
Darum gehet hin, Ihr Alle,
Denn der Herr will Euch erquicken.

Friedrich Albrecht Franz Krug von Nidda.

Abendgang.

Ein Knabe ging zu ſuchen,
Er wußte ſelbſt nicht was,
Doch irrt' er unter Buchen
Durch's hohe Wieſengras.
War's nur ein Bild aus Träumen,
Das ſeinen Sinn betrog,
Das ihn zu Waldesräumen
Ins grüne Düſter zog?

Doch als er nun im Thale
Hinſchweifte ſo allein,
Des Thaues Thränenſchaale
Erglüht' im Abendſchein;
Die Berge höher ſtiegen
Längs ſeiner Wandelbahn,
Vöglein aus hohen Wiegen
Vertraulich niederſahn;

Und zu ihm niederſangen:
Was buhlſt du, armes Kind,
Mit ſehnendem Verlangen
Hier mit dem Abendwind?
Da ward's dem ſtillen Gänger
Erſt kundig, was ihn quält;
„Wohl!“ ſprach er, „liebe Sänger,
Wohl ahn' ich, was mir fehlt!

„Was draußen mir entriſſen
Vom frechen Tageslicht,
In euren Dämmerniſſen
Kommt's eh' mir zu Geſicht:
Der Heimath milde Klänge,
Der Minne ſüßes Spiel,
Und Nachtigallgeſänge —
Und Wonn' und Lenzgefühl!

„Was mag's auch Schönres geben,
Als hier im Morgenſchein
Als Vöglein zu verſchweben,
Und doch ſtets heimlich ſein!
Ein Hängebett ſich bauen
Gewebt aus Waldeshaar,
Von da durch's Land zu ſchauen,
Doch ſelber unſichtbar!

„Weh' mir! im rauhen Gleiſe
Des öden Weltgewühls
Verhallt die ſüße Weiſe
Harmloſen Maienſpiels!

Des Tages Wetterleuchten,
Der Nächte dumpfer Graus,
Liſcht ſelbſt die Thrän' im feuchten,
Erſtarrten Auge aus!"

Der Knabe ſchwieg; doch wieder
Kam ihm der Ruf zurück:
„„Wirſt dich der Gram einſt nieder,
Dann theile unſer Glück!
Zu bald nur, herzzeriſſen,
Wirſt du uns wiederſehn, —
Erſt mußt du Höchſtes miſſen,
Soll dich der Schmerz erhöhn.""

Und wie er fürder wallet,
Thautropfen im Gewand,
Ihm Liebchens Stimm' erſchallet,
Doch ach! an Feindes Hand!
„„Ade, du Waldesgänger,
Den ich nicht fürder mag!
Ade, du Herzensdränger,
Mich zieht ein Andrer nach!

„Was treibt dich, blöden Thoren,
Hinweg vom Tänzerreihn?
Nun haſt du erſt verloren,
Was ehe wirklich dein!
Magſt du im Licht nicht leben,
Du ſcheuer Schmetterling,
Muß ich mich dein begeben
Und achte dich gering!""

Der Knab', zum Tod getroffen,
Erſtarrt im jähen Lauf;
„Fahr' hin all irdiſch Hoffen!
Waldſchatten, nehmt mich auf!
Ade, du Welt der Schmerzen
Willkommen, nächt'ger Hain!
Schied ich aus Liebchens Herzen,
Soll Schmerz mein Buhle ſein!"

Amalie von Helvig, geb. von Imhoff.

Abſchied.

Dicht wob der Linde grünes Dach
Den Schatten um mich her;
Es wallte ſilberklar der Bach
Vom ſchilfumkränzten Wehr;
Mit dunklem Purpurlicht umgoß
Das Abendroth den Hain,
Und roſig in der Quelle floß
Der zarte Wiederſchein.

Und wie die Welle ſank und ſchwoll,
So hob mir unbewußt
Sich ſchmerzlich jetzt und ahnungsvoll
Die tief bewegte Bruſt.
Vom duftenden Geſträuch des Mai's,
In Silberflor gehüllt,
Brach ich manch blüthenvolles Reis,
Geſchiedner Freuden Bild.

Und, wie im Traume, ſchuf die Hand
Ein blühendes Gewind;
Es ſchien der Freude lächelnd Pfand
Und war der Wehmuth Kind.
So ging ich durch den Lindengang,
Der ſtill und einſam war;
Das blühende Gewinde ſchlang
Ich um den Felsaltar.

Den zarten Weſen war der Kranz
Mit frommem Dank geweiht,
Die nächtlich hier der luſt'ge Tanz
Im Abendthau erfreut;
Ihr Nymphen, die ihr dieſem Quell,
Wie Frühlingsblüthen leicht,
Und wie des Mondes Strahlen hell,
Im Dämmerlicht entſteigt,

Wenn ihr, umwallt von ſüßem Duft,
Um dieſe Pappeln ſchwebt,
So gönnet mir, daß durch die Luft
Zugleich mein Name bebt.
Ich ſprach's, und eine Wolke ſchwoll
Am Ufer hoch empor,
Und aus der Fluth ſtieg anmuthsvoll
Die Nymphe mir hervor.

Der Zephyr küßt ihr goldnes Haar,
Ihr bläuliches Gewand;
Leicht ſchwebte ſie zum Felsaltar,
An dem ich bebend ſtand.
Mild ſtrahlt ihr glänzend Angeſicht;
Ihr feuchtes Auge winkt
Gewährung; doch ſie redet nicht,
Sie ſeufzet, und verſinkt.

Heinrich von Kleiſt.

Der höhere Friede.

Wenn ſich auf des Krieges Donnerwagen
Menſchen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menſchen, die im Buſen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe ſchuf:

Denk' ich, können ſie doch mir nichts rauben
Nicht den Frieden, der ſich ſelbſt bewährt,
Nicht die Unſchuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Haſſe wie dem Schrecken wehrt.

Nicht des Ahorns dunkeln Schatten wehren,
Daß er mich, im Waizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht ſtören,
Die den ſtillen Buſen mir entzückt.

Louiſe Brachmann.

Das Lied des Ritters von der feſten Treue.

Laß ſtürmen hin, laß ſtürmen her,
Mein Herz, und zage nicht:
Sei ruhig wie der Fels im Meer,
An dem die Woge bricht.

Zwar trennt von ihr, für die du ſchlägſt,
Dich grauſam das Geſchick;
Sei dennoch ruhig, Herz, du trägſt
In dir dein Leid und Glück.

Sie bleibt dein Theil, ſie bleibt dein Gut,
So weit, ſo fern ſie iſt;
Wer raubte, was mit Felſenmuth
Ein liebend Herz umſchließt?

So wahr' es denn in tiefer Bruſt
Dies Kleinod, feſt und rein:
Wenn alles du verlaſſen mußt,
Bleibt treue Lieb' allein.

Sie iſt dir Troſt, ſie iſt dir Licht,
Wenn alles dich verläßt;
Wenn alles weicht und ſtürzt und bricht,
Steht ſie doch ewig feſt.

Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué.

Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer ſind hart an einander
Ihr Knappen, waffnet euch ſchnell!

Was ſteht ihr, und werdet ſo trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran!
Ach Gott! ich hatt' es vergeſſen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileſchauer, ſie trafen
Die Schulter und auch die Bruſt
Her kommt der Tod mir gezogen;
Und hin mir welket die Luſt.

Und wär' nur der Tod gekommen
Nach ſeiner geſtrengen Pflicht,
Da ſchlief' ich ſtill bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauſet der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir ſitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann;
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und ſieht ſo trübe mich an.

Clemens Brentano.

Spaniſches Lied.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehen,
Aus den Fenſtern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen ſehen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenſter ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da ſehnt mein Herz ſich hin.

In Sevilla, in Sevilla,
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, ſtille Kammer;

In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer:
Poch' ich, macht die Jungfrau auf.

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich zu ihren Füßen,
Sie zu ſehen, ſie zu ſprechen,
Sie zu herzen, ſie zu küſſen,
Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr.

2.

Die Gottesmauer.

Draus vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden ſie das erſte Ziel.
Waffenſtillſtand iſt gekündet,
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Ruſſen, Schweden ſind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht,
Draus vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgeſetzt.

Draus vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr in deinen Schooß ich ſchütte
Alle meine Sorg und Pein!“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuſter Zeit,
Hat, den Bräutigam zu ſchauen
Seine Lampe nicht bereit.
Draus vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,

Nimm in deine Burg uns ein!"
Mutter, ſpricht der Weltgeſinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht ſo geſchwinde
Euer lieber Gott heraus!
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Enkel, feſt iſt mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will iſt wohl beſtellt."
Trommeln rumdibum rings praſſeln,
Die Trompeten ſchmettern drein;
Roſſe wiehern, Wagen raſſeln;
Ach nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Ruſſe mit Geſchrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n ſie vorbei.
Und der Enkel ſpricht in Sorgen:
Mutter, uns verräth das Lied!
Aber ſieh! das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenſter ſtürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte und ſingt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Koſakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt ſie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es ſtill: „O ſchaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm er ſonſt heraus;
Daß er Gottes Allmacht ſpüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch draus.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

„„Ja der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuſchauen!""
Sprach der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

Ehrenfried Stöber.

Dem Vogeſus.

Rieſe, mit der Eichenkrone,
Mit der Tanne dunkelm Kranz,
Blick', in deinem Götterglanz,
Huldvoll von dem Wolkenthrone!
Laß in heilgen Felſenhallen
Deines Sängers Lieder ſchallen,
Vogeſus!

Gleich den ernſten Runenſteinen
Spricht das grau bemooſte Maal,
In der Dämmrung bleichem Strahl,
Still hervor aus deinen Hainen;

Dich belebt die fromme Sage,
Eine Welt erloſchner Tage,
Vogeſus.

In des Thales niedern Fluren
Wogt umher der Menſchen Thun,
Die nicht raſten, die nicht ruhn;
Zu der Dichtung goldnen Spuren
Führeſt du durch Schauergrüfte,
Durch des Abgrunds öde Klüfte,
Vogeſus!

In dem goldumſäumten Lüften
Schlägt verjüngt das wunde Herz;
Leiſe ſchwinden Gram und Schmerz,
Von den waldumkränzten Triften;
Friedensengel ſegnend ſchweben
Wo ſich deine Berge heben,
Vogeſus!

Blaue Glöcklein blühn im Mooſe,
Gelbe Blüthen an dem Strauch';
Labend weht der Freiheit Hauch!
Aus geheimnißvollem Schooße
Wiegt ſich, in kryſtallner Helle,
Deiner Bächlein Silberquelle,
Vogeſus!

Und der Heerden froh Getümmel
Tönet in der Vögel Chor;
Von dem Felſen ſchwingt empor
Sich der Adler zu dem Himmel,
Badet ſich in Sonnengluthen,
Grüßet aus den Aetherfluthen,
Vogeſus!

Und ein ſeliges Beginnen
Reget ſich in dem Gemüth,
Das von ſüßer Ahnung glüht,
Auf der Höhe Purpurzinnen;

Deiner Berge Felſenkette
Wölbet ſich zur Tempelſtätte,
Vogeſus!

Und die goldnen Sterne neigen
Sich um deinen Scheitel hin,
Mondumglänzte Nebel ziehn
Wie ein frommer Geiſterreigen;
Wie verklärt glühn deine Wieſen,
Berg der Väter! — Sei geprieſen,
Vogeſus!

Franz Anton Joſeph Ignaz Maria von Sonnenberg.

Natur und Schönheit.

Im Abendrothe, wann es den Niedergang
Mit Roſenflammen purpurn umteppichte,
Und Wieſ' und Bach mit Gold umflorte,
Lag ich als Knab' in des Hügels Blumen,

Und weinte Thränen jungen Gefühles dir,
Natur! und ſuchte kindlich dich überall,
Um deiner Einfalt hohen Lehren
Von dir zu hören im Heiligthume.

Und deiner Schöne Hoheit entzündete
Mein ganzes Innre; liebender ſucht' ich dich,
Wie ſeine Mutter ſucht ein Säugling;
Fand dich, und hing wie ein Kind nun an dir.

„Bleib meine Mutter immer, durchs Leben, mir!"
Sie nahm mit warmen Muttergefühlen mich
An ihren Buſen, ließ mir reichen
Was ſie den Lieblingen Holdes darreicht.

Gefühl des Schönen pflanzte ſie tief ins Herz,
Und hing ihr Bildniß mir an dem Herzen auf!
Die Schönheit nahte ſich, und rief mir,
Leiſe, wie Stimme der Geiſter, dieſes:

„In dieſem Bildniß ſiehſt du mich wieder ganz,
Umarmſt du dies, umarmſt du mich wieder ſelbſt,
Nichts iſt in ihm, was nicht in mir iſt,
Hieran erkenne mich und die Mutter.

So bin ich bei dir, wenn du mich auch nicht ſiehſt,
Ich bin dir näher, wie ich es andern bin,
Und wenn du ſelbſt mich nicht erblickeſt,
Siehſt du mich immerdar doch im Bilde.“

Friedrich Gottlob Wetzel.

1.

Auf Aller-Deutſchen-Feſt.

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebensluſt vollauf!
Wo Berge ſind, iſt Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf.

Auf Bergen iſt das Feuer auch geboren,
Der Freiheit höchſtes Bild!
Da wächſt der Wein, aus Sonnengluth vergohren,
Der uns mit Feuer füllt.

Victoria! Victoria dem Feuer!
Im Feu'r wohnt Gottes Macht!
Im Feu'r erſcheint der Herr uns als Befreier
In jener Rieſenſchlacht.

Drum ſei das Feuer unſer Bundeszeichen,
Die Berge ſein Altar,
Und Alle ſollen ſich die Hände reichen
Als Freie immerdar!

Und alle Berge flammende Altäre
Des neuen Bundes ſein,
Doch auf den Feind, und wenn's der Teufel wäre,
Wie Hekla Feuer ſpein!

Wenn hoch die Gluthen von den Bergen wehen
Durch Nacht und Finſterniß,
Wenn auch kein Deutſch — die Sprache, die verſtehen
Die Fremden doch gewiß!

Und wie das Irdiſche von Schlack' und Schlamme
Im Feuer ſich verklärt,
Alſo auch wir; es läutre uns die Flamme
Auf dieſem heil'gen Heerd'!

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebensluſt vollauf!
Wo Berge ſind iſt Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf!

2.

Das Paradies der Thiere.

Auf der höchſten Alpen Höh'
Ueberm Schnee
Iſt eine grüne Aue,
Schöner, als man ſagen kann,
Hoch in Himmels Blaue.

Bär und Wolf im feiſten Klee
Mit dem Reh
Und mit Lämmlein ſcherzen,
Gemſ' und Steinbock luſtig ſpringt,
Taub' und Weih' ſich herzen.

Noch manch ſelten Wunderthier
Weidet hier,
Nirgend ſonſt zu ſchauen:
Schneeweiß Eichhorn, Vogel Greif,
Singende Meerfrauen.

Als des Menſchen Unſchuldſtand
Einſt verſchwand,

Paradies verloren,
Wider fromme Thiere ſich
Seine Wuth verſchworen:

Flüchtete das ſcheue Wild
Vom Gefild
Nach den blauen Höhen,
Wo der Thiere Paradies
Heute noch zu ſehen.

Doch in hundert Jahren nur
Trifft die Spur
Einer nach den Lägern,
Und ein Einz'ger auch nur aus
Hundert Gemſenjägern.

3.

Das Wunderbild.

Vom Himmel war ein Bild gefallen,
Gleich als die Sonne hell und klar,
Kein Meiſter forſcht es aus von allen,
Aus welchem Stoff das Bildniß war;
Des Goldes Glanz, der Edelſteine
Erloſch an dieſes Bildes Scheine.

Und wie die Wundermär erklungen,
Da macht alsbald ſich Hauf bei Hauf
Aus allen Landen, allen Zungen,
Den ſeltnen Schatz zu heben, auf;
Doch keinem will der Fund gelingen,
Ob auch viel Tauſend ſuchen gingen.

Ein Knabe ſaß bei ſeinen Schafen,
Ein Knabe, ſchön, wie Engel ſind;
Ein's Tages war das Kind entſchlafen,
Erwacht am kühlen Abendwind,
Und wie es aufſteht von der Erde,
Fehlt ihm das liebſte Lamm der Heerde.

Der Knabe weint, das Lamm zu miſſen,
Sucht auf den Bergen weit und breit,
Und — plötzlich liegt vor ſeinen Füßen
Das Bild der ew'gen Herrlichkeit;
Das Kind, es bleibt verwundert ſtehen,
Und ſteht und kann nicht weiter gehen.

Da will das Bild lebendig werden,
Es küßt des Knaben Angeſicht,
Und ſieh', von nun an iſt auf Erden
Des Knaben Bleiben länger nicht;
Kein Auge ſah hinfort den Knaben
Und Niemand weiß, wo er begraben.

4.

Bamberger Wage.

Zu Bamberg in dem Dome
Ruht Kaiſer Heinrich wohl,
Der Zweite dieſes Namens,
Den Jeder deutſchen Samens
Mit Recht hochhalten ſoll.

Auf ſeinem Grab gehauen
Steht die Gerechtigkeit,
In ihrer Hand die Wage
Davon geht eine Sage
Aus grauer Väterzeit.

Das Zünglein an der Wage
Nicht ganz die Mitte hält;
Wenn's aber gleich wird ſtehen,
Wird man anbrechen ſehen
Das Ende dieſer Welt.

In Walſerland bei Salzburg
Ein wilder Birnbaum iſt,

Ganz ausgedorrt zu ſchauen,
Der, einmal umgehauen,
Friſch immer wieder ſprießt.

Wenn er zum vierten Male
Ausſchlägt und Früchte trägt,
Wird ſein in Walſerfelden
Wohl eine Schlacht der Helden,
So all' die Böſen ſchlägt.

Dann herrſchen die Gerechten
Auf Erden eine Zeit
Noch vor dem jüngſten Tage,
Bis innen ſteht die Wage
Ew'ger Gerechtigkeit.

5.

Die drei Telle.

(Gedichtet im Jahr 1814.)

Es ſchlafen die drei Telle
Im edlen Schweizerland
In einer Felſenzelle
Im Rütli an dem Strand,
Wo noch die Welle brauſend
Vom Vierwaldſtätterſee,
Da ſchon ein halb Jahrtauſend
Sie ruhn in ſtiller Höh'.

Die alten Landesretter,
Wer weckt ſie aus der Nacht?
Es fahren böſe Wetter
Wohl über's Land mit Macht;
Kaum ſtehn die Alpen wieder
Und halten noch ſich frei,
Und Zwietracht reißt die Glieder
Der Bundeskett' entzwei.

Ein Sagen wird vernommen:
Wann nun die Zeit der Noth
Für's Vaterland gekommen,
Und es ſchier liegt am Tod,
Da gehn ſie ſonder Weilen
Hervor in ihrer Kraft,
Die Telle, die drei Säulen
Der Eidgenoſſenſchaft.

Eins Tags ein Hirtenknabe
Verirrt, ein frommes Kind,
Sich zu dem Felſengrabe,
Wo die drei Schläfer ſind:
Da hat ſich aufgerichtet
Der wahre alte Tell,
Das Angeſicht gelichtet,
Die Augen friſch und hell.

Und welch' Zeit iſt's auf Erden?
Hat er das Kind gefragt
Mit freundlichen Geberden;
Und als der Knabe ſagt:
Hoch Mittag — ſpricht er wieder
So iſt es noch nicht Zeit!
Und legt ſich ſchlafen nieder
Den andern Zwei'n zur Seit'.

Das Kind läuft heim zur Hütte,
Erzählt' die Mär' zur Stell',
Und was er ſprach, der Dritte,
Der eigentliche Tell.
Der Vater mit ſein'n Geſellen
Fuhr aus ums Morgenroth,
Zu wecken die drei Tellen
Für's Vaterlandes Noth.

Doch wie ſie manche Stunden
Auch ſuchten alſo ſehr,
So haben ſie gefunden
Die Höhle nimmermehr.

Es ſchlafen die drei Telle
Seitdem manch graues Jahr
In ihrer Felſenzelle
Noch immer — immerdar.

O ſchliefen ſolche Tellen
Für Deutſchland irgendwo,
Ich ſucht' mit mein'n Geſellen
Wohl Tag und Nacht alſo,
Bis ich die Höhle fände,
Und läg' ſie unbekannt
Weit ab an der Welt Ende,
Am allerletzten Strand.

Und wie Gewitter brauſend
Erhüb' ich meine Stimm'
Im Jammer all' der Tauſend
Und all' der Tauſend Grimm
Von meinen deutſchen Brüdern,
Die Jahre lang noch ſchrei'n,
Und Niemand will's erwiedern
Und will ihr Helfer ſein!

Karl Streckfuß.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkſte ſoll König der Starken ſein,
Der Größte Herrſcher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, ſo ſchwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorſam weihn,
Zu Childerich ſei er verſtoßen!“

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vaſallen.
„O ſeht auf die Franken, ihr Völker, her.
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürſt iſt Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht juſt ſein Helmbuſch dem Marſchall ans Maul;
Doch iſt er auch klein, ſo iſt er nicht faul
Zu trotzigem, ſtolzem Befehle.“

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüſtern,
Mit Murren folgend gen Welſchland ziehn,
Ihm ſäumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürriſcher täglich verdüſtern.

Und ſtark im Geiſte, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weiſen Gedanken.
„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtſpiel die Schranken.

„„Herbeigebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm ſtellen!““
Wohl ſeltſam ſcheint die Beſtellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen ſtolzen Geſellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balkon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie ſchwach doch, wie ſchwankend das Gitter.

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm ſitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er ſich trefflich ſicher geſtellt,
Zu ſchaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht in's vergitterte Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er ſchreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd ſieht ſich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und ſchreitet getroſt in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und ſtrecket ſich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da ſchaut ein Kampfſpiel, ein würdiges, ſchaut!
Wer ſich zu meſſen mit dieſem getraut,
Den nenn ich den erſten der Sieger.““

Und ein Ziſcheln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leiſe,
Bald, wie wenn, ſtärker und ſtärker beſchwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So ſauſet's und brauſet's im Kreiſe.

Und kecklich empor tritt Gerhardt von Stern,
Der frechſte der frechen Kumpane;
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir laſſen dir's gern,
Herab von dem ſichern Altane.“

„„So ſei's!““ ſpricht Pipin, und ſich ſchwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und ſehnig,
Vom Balkon herab auf den ſandigen Platz.
„„Auf Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!““

Und ſchlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf ſchnellt der Leu, wuthſchauernd im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, ſchlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entſprudelt dem grauſigen Schlund,
Und über ſich ſtürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er ſtreckt ſich, und zuckt und verendet.

Stolz ſchaut der König im Kreiſe herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erſtaunt und ſtumm,
Und der Hohe dreht ſtill verachtend ſich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

Ernſt Friedrich Ludwig Robert.

Der Verlaſſenen Klage.

Mitleidsworte, Troſtesgründe,
Neue Dornen dieſem Herzen.
Was ich ſehe, hör', empfinde,
Alles ſchärfet meine Schmerzen.

Schweſterſeele, ſchuldlos-Reine!
Zürne nicht, wenn ich der Zähren
Mich nicht länger kann erwehren,
Ach, verzeihe, daß ich weine;
Laß die Traurige alleine,
Fliehe vor dem Unglückskinde;
Denn vielleicht, was ich empfinde,
Möcht' ich undankbar erzählen,
Dir verrathen, wie mich quälen
Mitleidsworte, Troſtesgründ!

Mitleidsworte, Troſtesgründe:
Wiederhall der eignen Klagen,
Die mich doppelſchneidend plagen,
Weil ich Leid im Troſt nur finde. —
Als ein Abſchiedsangebinde
Ließ er Thränen mir und Schmerzen;
Dieſen Troſt würd' ich verſcherzen,
Wenn ich nur an Troſt gedächte;
Ja ſchon der Gedanke brächte
Neue Dornen dieſem Herzen!

Neue Dornen dieſem Herzen?
O wie froh wollt' ich ertragen

Neue Leiden, neue Plagen,
Um die alten zu verſchmerzen;
Doch es ſind dieſelben Schmerzen,
Die ich nimmer überwinde,
Die ich immer wieder finde,
Weil ſie ſo mit mir vereinigt,
Daß mich Alles, Alles peinigt,
Was ich ſehe, hör', empfinde.

Was ich ſehe, hör', empfinde
Der Natur geheimes Walten,
Meine eignen Traumgeſtalten
Was ich leidend mir erſinde,
Mitleidsworte, Troſtesgründe:
Neue Dornen dieſem Herzen!
Und doch wollt' ich's gern verſchmerzen,
Wüßt ich ihn geliebt und liebend —
Nein, auch dies iſt nur betrübend,
Alles ſchärfet meine Schmerzen!

Karl Borromäus Freiherr von Miltitz.

Die beiden Boten.

Ging einſt ein Bote über Land,
Bei nächt'ger Sterne Funkeln,
Es war ſein Weg ihm wohlbekannt
Er hat den ſichern Stab zur Hand,
Und graut ihm nicht im Dunkeln.

Friſch naht er ſich dem finſtern Wald
Und ſchreitet raſch im Düſtern,
Wo keines Sängers Weiſe ſchallt,
Wo einſam nur ſein Fußtritt hallt
Und leiſ' die Wipfel flüſtern.

Da glaubt er, nah am ſchilf'gen Moor
'nen Wandrer zu erblicken.

Er ſteht — er horcht — er ſpitzt das Ohr —
Da tritt es hinterm Baum hervor,
Winkt mit vertrautem Nicken.

„Grüß dich!“ — ſo ruft's ihm freundlich zu —
„Laß dir vor mir nicht grauen!
Bin auch ein Bote ſo wie du,
Früh auf, früh auf, ſpät erſt zur Ruh,
Stets unterwegs zu ſchauen!“

„„Biſt du ein Bote, ſo wie ich,
Und ſoll mir nun nicht grauen,
So ſag mir an, wer ſendet dich?
Wie heißt dein Ort, dein Name? Sprich
Dann will ich dir vertrauen.““

Der Fremde drauf: „Ich bin geſandt
Von dem, den Alle kennen,
Die Heimath mein heißt Ruheland,
Mein Name klingt: aus Gottes Hand!
So magſt du auch mich nennen.“

Der Bote denkt: „Gar wunderſam
Klang wohl, was ich vernommen,
Doch was von ſeinen Lippen kam,
War chriſtlich, wie ſein eigner Nam',
Mag wohl der Seele frommen!““

Sie gehen ſchweigend ihren Gang,
Bis ſich die Wege theilen.
Dem Boten wird's ſo ahnungsbang,
Als jetzt der Fremde ſpricht: „Entlang
Des Bachs dort muß ich eilen.

Allein mein Werk iſt bald verricht't,
Wo ich bin, gilt kein Säumen.
Auch du, mein Bote, zaudre nicht,
Vollbring' die aufgetragne Pflicht,
Dann darfſt du ruhn und träumen!“

Und leiſe wandelnd, gleitend ſchier,
Wie Weſt ob Blumenbeeten,
Sieht dort aus niedrer Hüttenthür
Und aus Palaſtes Pforten hier
Der Bot' ihn ruhlos eilen.

Und als nun wieder kommt die Nacht,
Schon tief die Schatten ſinken,
Der Bote all ſein Werk vollbracht,
Und heimwärts ſchon ſich aufgemacht,
Sieht er den Fremden winken.

„Da biſt du ja, du treues Blut,
Nun darf ich mich entdecken;
Du thuſt dein Werk in frommem Muth,
Dafür erſchein ich mild und gut
Dir heut — darfſt nicht erſchrecken.

„Sieh mir ins Auge! Kennſt du mich?
Ich bin der Freund der Müden.
Nach Tageshitze kühl' ich dich
Mit leiſem Fittig ſänftiglich,
Weh' dich in Schlaf und Frieden!"

Da leuchtet's auf wie Morgenroth;
Der Bote, voll Verlangen,
Ruft laut: „„Du Erdenluſt und Noth,
Leb wohl!"" — ſinkt nieder und iſt todt!
Doch lächeln Mund und Wangen.

Wilhelm Gerhard.

Matroſenlied.

Auf Matroſen die Anker gelichtet,
Segeln geſpannt und den Kompaß gerichtet!
Liebchen Ade!
Scheiden thut weh;
Morgen geht's in die wogende See.

Noch einen Kuß von roſiger Lippe,
Und ich fürchte nicht Sturm noch Klippe.
Günſtig ſind
Wetter und Wind,
Und das Schifflein ſegelt geſchwind.

Ohne zu ſcheitern und ohne zu ſtranden,
Fliegen wir weit nach entlegenen Landen;
Rum und Wein
Tauſchen wir ein,
Zucker, Muskaten und Nägelein.

Fahren dann heim, das Schiff befrachtet,
In den Hafen, wo's Liebchen ſchmachtet.
Brauſ' o See!
Wimpel weh'!
Wenn ich mein Liebchen nur wieder ſeh'.

Ludwig Achim von Arnim.

Hohes.

Hohe Lilie, hohe Lilie!
Keine iſt ſo ſtolz wie du;
In der ſtillen milden Ruh,
Hohe Lilie, hohe Lilie!
Ach, wie gern ſeh' ich dir zu.

Hohe Zeder, hohe Zeder!
Keine ſteht ſo einſam da,
Doch der Adler iſt dir nah,
Hohe Zeder, hohe Zeder!
Der dein ſichres Neſt erſah.

Hohe Wolken, hohe Wolken
Ziehen über beide ſtolz,
Blitzen in das ſtolze Holz,
Hohe Wolken, hohe Wolken
Sinken ins entflammte Holz.

Hohe Flamme, hohe Flamme!
Tauſend Lilien blühen drauf,
Tauſend Zedern zehrſt du auf;
Hohe Flamme, hohe Flamme!
Sag, wohin dein ſtolzer Lauf?

Ludwig Adalbert von Chamiſſo.

1.

Der Birnbaum auf dem Walſerfeld.

Es ward von unſern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter ſie ihnen überbracht;
Wir werden unſern Kindern vererben ſie aufs neu;
Es wechſeln die Geſchlechter, die Sage bleibt ſich treu.

Das Walſerfeld bei Salzburg, bezeichnet iſt der Ort,
Dort ſteht ein alter Birnbaum verſtümmelt und verdorrt,
Das iſt die rechte Stätte, der Birnbaum iſt das Maal,
Geſchlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

Und iſt die Zeit gekommen und iſt das Maaß erſt voll, —
Ich ſage gleich das Zeichen, woran mans kennen ſoll, —
So wogt aus allen Enden der ſündenhaften Welt
Der Krieg mit ſeinen Schrecken heran zum Walſerfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad ſein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rothe Ströme die Wieſenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Böſen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, ſo deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen ſich zur Ruh,
Und wann der junge Morgen beſcheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenſchild.

Nun ſag ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauret nun entehret, verſtümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, ſchlug dreimal auch zuvor
Er ſchon aus ſeiner Wurzel zum ſtolzen Baum empor.

Wann nun ſein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morſchen Holze aufs neu lebendig rinnt;
Und wann den grünen Laubſchmuck er wieder angethan,
Das iſt das erſte Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat es ſeine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit;
Und ſchmückt er ſich mit Blüthen, ſo iſt das Ende nah;
Und trägt er reife Früchte, ſo iſt die Stunde da.

Der heuer iſt gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wunderſame Kunde betroffen ausgeſagt;
Ihn wollte ſchier bedünken, als rege ſich der Saft
Und ſchwöllen ſchon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maaß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel ſchon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich Eins wohl klar:
Es ſind die Zeiten heuer gar ernſt und ſonderbar.

2.

Die Großmutter.

„Großmutter, ſchläfſt du? Deine Lippen pflegen
Wie betend ſich im Schlafe zu bewegen,
  Wie biſt du heute regungslos und bleich?
Die Hände ſtarr auf deiner Bruſt vereinet,
Die nicht dein Athem zu erheben ſcheinet,
  Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.

Blick' auf, erwache, rede! wie betrübeſt
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebeſt?
  Was thaten wir? wir waren Beide fromm.
Du zürneſt uns? Du hörſt nicht unſ're Stimmen?
Sieh' her! die Lampe flackert im Verglimmen,
  Und ſchon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und willſt du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müſſen wir erſtarren in dem kalten

Und finſt'ren Haus; zu ſpät erwachſt du dann,
Auch wir beharren ſtumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Bruſt erwarmen,
Du ruf'ſt die Heiligen vergebens an.

Großmutter, o wie kalt ſind deine Hände!
Wir wollen ſie in unſern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da haſt du dein Geſangbuch, nimm es wieder,
Du haſt es fallen laſſen, ſing' uns Lieder —
Du nimmſt es nicht, und nichts erwiederſt du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umſtrahlt von ſeinem Licht:
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und ſprich vom beſſ'ren Leben nach dem Tode, —
Was iſt der Tod? — du brichſt dein Schweigen nicht!"

So hallte lange noch der Waiſen Klage,
Die Nacht brach ein, ſie wich dem jungen Tage,
Die Thurmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag;
Zur off'nen Thüre lauſchend ſah die Kleinen
Am Sterbebette knieen, beten, weinen
Ein Wand'rer ſpäte noch am andern Tag.

Philipp Wilhelm Georg Auguſt Blumenhagen.

Die Geſchenke.

Als die Wieſe neu ergrünte,
Und der Schnee zerrann,
Schenkte ſie drei Schneeglöckchen
Dem geliebten Mann!

„Schneeglöckchen blüht im Eiſe
Farbenlos und kalt;
Doch das Blümchen flüſtert freundlich:
Frühling kehret bald!" —

Und als in den Maienbüſchen
Nachtigall erſchien,
Gab ſie ihm die grüne Schärpe.
Von dem Buſen hin.

„Hat auf einem Kinderherzen
Treu und ſtill geruht;
Schütze den im Speergemenge,
Dem die Jungfrau gut.“ —

Und als blau die Trauben glänzten
An der Rebenwand,
Zog ſie liebehold ein Reifchen
Von der kleinen Hand.

„Ringlein hat nicht End', nicht Anfang,
Iſt der Treue Bild;
Iſt für dich des Lebens Blume
Du der Blume Schild!“ —

Wieder in den weißen Mantel
Hüllte ſich die Flur,
Weinend gab ſie da vom Halſe
Ihm die Perlenſchnur.

„Perlen, Perlen deuten Thränen!
Wünſche ferner nicht!
Kann dir nur noch Thränen geben,
Bis das Auge bricht.

„Sterbend lag der einz'ge Bruder,
Des Geſchlechtes Glanz;
Für ſein Leben gab dem Heiland
Ich den Mädchenkranz.

„Doch in klöſterlicher Zelle
Keiner mir verwehrt,
Perlenſchnüre dir zu knüpfen,
Treu und ungeſtört.“ —

Und des Helmes Schmuck und Kleinod
Reißt der Ritter ab,
Zieht die Perlenſchnur am Helme,
An das heil'ge Grab.

Von dem Schlachtgeheul erzittert
Hieroſolyma;
Auf der höchſten Sturmesleiter
Man die Perlen ſah.

„Pflanzte ſeines Kreuzes Banner
Auf den hohen Wall;
Da zerriß die grüne Schärpe
Ein gekrümmter Stahl.

„„Perlen, Perlen deuten Thränen;
Thränen künden Schmerz!““ —
Drückte Schärpe, Ring und Perlen
Sterbend feſt ans Herz.

Johann Rudolph Wyß, der Jüngere.

Die Schifferin.

„Was plätſchert da draußen im See ſo ſpät?
Lieb Töchterchen, ſieh doch zu!“ —
's iſt Nachbars Ente, die ſchwadern geht;
Schlaf', Mütterchen, ſchlaf in Ruh!

„Was rauſchet im Waſſer ſo heftig, ſo laut?
Ach, Töchterchen, mir iſt bang!“ — —
Wohl ſchwemmt ein Bauer ſein Rößlein traut;
Schlaf, Mütterchen ſüß und lang'!

„Das brauſet ja ſchaurig, wie Sturmeswuth;
Horch, Töchterchen, Nothgeſchrei!“ — —
Es ſingt und rudert ein Fiſcher gut;
Schlaf, Mütterchen, ſorgenfrei!

„O Jammer, o Wehe! nun muß ich hinaus,
Nun bricht mir mein armes Herz!“—
Sie ruft's und flieget hinab vom Haus,
Die Mutter voll Angſt und Schmerz.

Und ſtill zu des Ufers beſchilftem Rand
Treibt todt ſich ein Leib heran;
Da liegt er bloß in dem ſchwarzen Sand,
„Barmherziger Gott, mein Mann!“ —

„Nun, Töchterchen, will ich dir ſchlafen, nun
Will ſchlafen die ganze Nacht!
Will lang und ſüß und in Freuden ruhn,
Den Schlaf, der nie erwacht.“

Ignaz Friedrich Caſtelli.

Nichts und Etwas.

Wenn ich ein Liedchen mach' auf Nichts,
So mach' ich denn doch immer Etwas, —
So manch Gedicht enthält ja Nichts
Und — doch ſchreit man es aus für Etwas;
Von andern wieder ſagt man Nichts,
Ob ſchon daraus zu lernen Etwas,
D'rum gilt mir Lob und Tadel Nichts
Und alle Tage dicht' ich Etwas.

Das Beiſpiel lehrt: Der tauge Nichts,
Der plötzlich kommt von Nichts zu Etwas. —
Der Eine macht aus Etwas Nichts,
Der Andre macht aus Nichts ſchnell Etwas.
Man ärgert oft ſich über Nichts,
Wird wieder gut auch ohne Etwas.
Gott ſchuf die ganze Welt aus Nichts,
Und — Menſch! — Du glaubſt, du ſeieſt Etwas?

Biſt arm du und beſitzeſt Nichts,
So giebt dir keine Seele Etwas;

Im Gegentheil, bedarfſt du Nichts,
So bietet alle Welt dir Etwas; —
D'rum hoffe von den Freunden Nichts,
Und lege Dir bei Seite Etwas;
Ich meine Geld nicht, das iſt Nichts,
Doch Wiſſenſchaften, die ſind Etwas.

Wer alles Andre hält für Nichts,
Die Tugend nur allein für Etwas;
Dem kümmert und dem ſchadet Nichts,
In ſeinem Buſen flüſtert Etwas:
Du thateſt hier des Böſen Nichts,
Doch thateſt du des Guten Etwas
Und wirſt du einſtens hier zu Nichts,
So hoffe, Jenſeits iſt ein Etwas.

Chriſtian Schreiber.

Freiheit, Wahrheit, Liebe.

Erhaben ſteht ſie, ihre Flammenblicke
Zurückgewandt zum Glanz des Alterthums.
Zu ihren Füßen wandeln die Geſchicke
Die Stirne ſchmückt der ewge Kranz des Ruhms.
Und wo ſie ihre Schwingen hebt, da grünen
Im Frühlingshauch der Menſchheit Saaten auf;
Da wirft der Geiſt, erzürnt, dem Staub zu dienen
Die Feſſeln ab, beginnt den Siegeslauf.
Sie weckt, ſie nährt die Blüthen jedes Strebens,
Ihr Nam' iſt Freiheit, Mutter alles Lebens.

Verſchwiſtert folgt ihr, die in ſtille Zellen
Vor dem erborgten Prunk der Welt entwich:
Ihr ernſtes Wort ruft zu der Weisheit Quellen,
Wenn nicht der Strahl des Himmliſchen erblich.
Und wo ſie waltet, da zerrinnt der Schimmer
Des langen Wahns, der Kraft und Glück zerſtört;
Vor ihrem Sonnenlicht entflieht auf immer,

Was täuſchend je den ſchwachen Sinn bethört.
Ihr Auge glüht in unerſchöpfter Jugend,
Ihr Nam' iſt Wahrheit, Mutter aller Tugend.

Dann krönt den Bund, die bringend das Entzücken
Natur und Geiſt vereint zur Harmonie.
Das Weltall hängt an ihren Zauberblicken,
Sie zieht es an mit mächt'ger Sympathie.
Und wo ſie naht, da wird das Todte Leben
Und jedes Leben wird ein ſüßer Tod;
Und Alles heiligt ſich in ihrem Streben,
Denn ſie entſtammt dem reinſten Urquell, Gott!
Sie regt und ſtillt des Herzens tiefſtes Sehnen,
Ihr Nam' iſt Liebe, Mutter alles Schönen.

Franz Horn.

Verjüngung.

So früh ſchon willſt du, ſüßes Leben, ſinken?
So früh ſchon wollt ihr alten Träume ſchwinden,
Ich ſoll kein Herz, kein mir verwandtes finden,
An der Geliebten Bruſt nie Wonne trinken?

Will ſich der Morgen ſchon zur Nacht hinwenden?
Darf mir kein Abend helle Kühlung ſtrahlen?
Wird nach ſo tiefen, endlos bangen Qualen
Kein Gott die Ruhe mir vom Himmel ſenden?

So klagt' ich ſtill in einſam trüben Nächten,
Und hörte nur zur Antwort meinen Klagen
Des Sturmwinds Flügel an die Fenſter ſchlagen,
Daß keine ſanftre Töne Freude brächten.

So klagt' ich einſt in mitternächt'ger Stunde:
Da ſchien's, als öffne ſich der Zukunft Pforte,
Ich hörte heilge, nie gehörte Worte,
Die Lindrung hauchten für des Schmerzens Wunde.

Nicht ſagen darf ich, was ich hier vernommen,
Nicht nennen, was mir hier vergönnt zu ſchauen;
Ich kann es nie den Worten anvertrauen,
Doch war das neue Leben angeglommen.

Nicht iſt der Morgen mehr zur Nacht gewendet,
Es will ein jeder Tag mir Kühlung ſtrahlen,
Des Lebens Quell trink' ich aus goldnen Schalen:
Ein ſtiller Gott hat Ruhe mir geſendet.

Wilhelmine Chriſtiane von Chezy.

(Helmina von Chezy.)

Jägerchor aus Euryanthe.

Die Thale dampfen, die Höhen glühn!
Welch fröhlich Jagen im Waldesgrün!
Der Morgen weckt zu friſcher Luſt,
Hoch ſchwillt die Bruſt, des Siegs bewußt.
Dringt muthig durch Schluchten und Moor!
Laßt ſchmettern die Hörner im Chor!
Ihr Fürſten der Waldung hervor!

Nun freudig ſieget das goldne Licht,
Vom Bogen flieget des Pfeils Gewicht,
Ereilt den Aar auf luftgen Horſt,
Erlegt die Schlang' im dichten Forſt.
Wohlauf denn durch Schluchten und Moor.
Laßt ſchmettern die Hörner im Chor!
Ihr Fürſten der Waldung hervor.

Gottfried Wilhelm Fink.

Vater Unſer.

O Vater Unſer, Gott der Güte,
Erbarmungsreicher Herr der Macht!
Vom ganzen Herzen und Gemüthe
Sei ſtammelnd dir ein Lob gebracht!

Dein Name müſſe hier auf Erden,
Wie ihn der Himmel heilig preiſt,
Von allem Volk verherrlicht werden,
Erfüllt von deines Sohnes Geiſt.

Dein Reich der Huld und jeder Gnade
Verein' uns ſchon in dieſer Zeit,
Und leit' uns auf des Glaubens Pfade,
Zu immer höh'rer Seligkeit.

Hilf deinen Kindern treulich ringen,
Und lehr uns deinen Willen thun.
Wie deine Sel'gen ihn vollbringen,
Daß wir in ihrem Frieden ruhn.

Und daß wir Muth zu ſtreben haben
Nach dem, was unſerm Geiſt iſt noth,
Gieb von der Erde reichen Gaben
Uns Allen unſer täglich Brot.

Vergieb, bei oft verkehrtem Streben,
All' unſre Sünden, Gott der Huld!
Wie wir den Schuldigern vergeben,
So tilg' uns Allen unſre Schuld!

Und in des Herzens ſchwachen Stunden
Führ' uns, Herr, in Verſuchung nicht;
Vom Böſen hilf durch Chriſti Wunden,
Und geh' nicht mit uns in's Gericht!

Denn über Alles hocherhaben
Iſt, Vater, deine Lieb' und Macht!
Dir ſei, in Jeſu Chriſti Namen
Ein ewig ſteigend Lob gebracht.

Amadeus Johann Gottlieb Wendt.

Die vergrabenen Bergknappen.

Was rollt ein Donner durch die heit're Luft?
Der Berg erbebt, in ſeinen Eingeweiden,
Ein grimm'ger Leu; geſtürzte Felſen ſcheiden

Vom freien Tag' die martervolle Gruft. - —
Die ſich gerettet aus dem ſchwarzen Schlunde,
Sie lallen todtenbleich die ſchwere Kunde.

Doch d'runten ſchmachten noch im Todesſchweiß
Sechs treue Knappen, die der Berg gefangen;
Zur Seite liegt mit faſt verblich'nen Wangen
Der Steiger, müde von der Arbeit Fleiß;
Vom ſtillen Grubenlichte matt beſchienen,
Verkläret leuchten dort des Alten Mienen.

Die Stunde laſtend weilt mit ſchwerer Pein,
Und viele ſchwanden ſchon in bangem Harren;
Wann endlich wird des Felſens Pforte knarren,
Dringt nie ein Strahl des gold'nen Lichts herein?
Nein, — Alles ſchweigt in freudenloſer Höhle,
Und dürftig nährt die Flamme ſich vom Oele. —

Schon haben ſie das ſchwarze Kummerbrot
Mit Thränen redlich unter ſich vertheilet, —
Ihr Freunde droben, rettet, rettet, eilet!
Denn immer näher rückt der bitt're Tod. —
Schon fangen an die Glieder zu ermatten,
Die Schatten wanken zu dem Reich' der Schatten.

Bald iſt der letzte Vorrath aufgezehrt,
Das Hoffen ſchon in's finſt're Grab geſunken;
Da flammet friſch empor des Glaubens Funken:
„Nach unſer'm Heiland ſei der Blick gekehrt!
Zu ihm laßt uns erheben alle Stimmen,
Durch Angſt und Weh' zu ſeinem Thron' zu klimmen!“

So rief ein Jüngling, den mit holder Zier
Die Braut erſehnt in qualenvoller Stunde;
Da hall't es laut und feſt aus Aller Munde:
„„Aus tiefer Noth ruf ich, o Herr, zu dir!““
Und betend kniet im blaſſen Lampenſcheine
Zu Gott gekehrt, inbrünſtig die Gemeine.

Als nun das Lied durch finſt're Wölbung ſcholl,
Da iſt der alte Steiger auferſtanden,
Als wie entlaſſen aus des Todes Banden,

Und blickt' umher des heiligen Dranges voll,
Und greift zurück und zieht aus ſeiner Taſche,
Die unter ihm gelegen, Brot und Flaſche;

Und ſpricht: „„„Mir träumt', ich war im Himmelshaus!
Und der Erlöſer ließ mich vor ſich rufen.
Da trat ich zu des lichten Thrones Stufen,
Jedoch mein Blick hielt ſolchen Glanz nicht aus;
Demüthig ſank ich hin zu ſeinen Füßen,
Und fühlte ſeiner Wunderkraft Ergießen.“““

„„„Er aber ſprach: Wach' auf aus dunk'ler Nacht,
Ich habe dich zu heil'gem Werk erkoren,
Wach' auf und ſtärk' im Glauben, die verloren
In Todesangſt mir fleh'n aus dumpfem Schacht';
Reich' ihnen meinen Leib, mein Blut zu trinken,
Damit ſie nicht verzweifelnd unterſinken!“““

„„„Noch trinkt mein Ohr der ſüßen Labung Laut,
Noch athm' ich ſelig ſeines Athems Wehen,
Und Wunderkraft fühl' ich in mir entſtehen,
Die Gottes Frieden auf Euch nieder thau't.
Wohlan, ſo nah't mit brünſtigem Verlangen,
Ihr ſollt des Herren Leib und Blut empfangen!“““

Ein Bote Gottes ſteht im Silberhaar'
Der Alte da, den längſt verehrten Alle;
Zur Kirche wird die ſchauerliche Halle,
Des Felſen Tafel wird zum Weihaltar',
Und in des Grubenlichtes ſchwachem Scheine
Tritt um ihn her die gläubige Gemeine.

D'rauf bricht er andachtsvoll das letzte Brot
Und ſpricht: „„„Nehmt hin den Leib, für euch gegeben;
Er ſtärk' im Glauben Euch zum ew'gen Leben,
Und geb' Euch Troſt in bitt'rer Todesnoth!“““
Und Alle ließen ſich aus ſeinen Händen
Die Himmelskoſt, geweih't mit Thränen, ſpenden.

Und eine Lampe, die längſt ausgebrannt,
Ergreift er dann in hoher Andacht Triebe,
Und weih't ſie feierlich zum Kelch der Liebe,

Und gießt hinein den Wein mit frommer Hand,
Und ſpricht: — „„„„Wie dieſer Wein ſich jetzt ergoſſen
So iſt für Euch das theure Blut gefloſſen!““““

„„„„Nehm't hin den Kelch und trinket Alle d'raus;
Das iſt das Blut, das aus dem Himmel quillet,
Das jeden Durſt der müden Seelen ſtillet,
Euch, Arme, ſtärket in des Todes Graus!““““
Und Alle trinken auf dem Todespfade
Sich Himmelsſtärkung von dem Quell der Gnade.

Durchglüh't von reiner Liebe Himmelsluſt,
Umarmen dann ſich ſtumm der Noth Genoſſen,
Und als der Rührung Thränen g'nug gefloſſen,
Da ſpricht der Greis gefaßt, aus voller Bruſt
Des Herrn Gebet; und als er ausgeſprochen,
Iſt ihm ein neues Leben angebrochen.

Er ſinkt zurück, und wie er niederſinkt,
Da ſtirbt auch ſchnell der Lampe letzter Schimmer;
In Nacht verſinkt der Wände matter Flimmer,
Nur ſparſam Seufzen durch die Höhle dringt,
Und mancher gräbt in harter Lagerſtätte
Mit ſchwacher Hand ſich ſchon ſein Ruhebette.

Da horch, es rauſcht der Arbeit munt'rer Schall
Hoch über'm Haupt der ſechs getreuen Knappen,
Und richten ſtaunend ſich empor und tappen
Und geben froh dem Rufen Wiederhall
Und hören ſchon der Freunde Stimme wieder;
Ein Liebesruf durchdringt des Berges Glieder.

Und endlich iſt beſiegt die letzte Pein,
Es weicht der Felſen, der ſich vorgeſchoben,
Und von der hehren Himmelsleuchte droben
Zuckt wonnevoll ein neuer Strahl herein.
Berauſchet wanken von der Freude Drange
Jetzt die ſechs Knappen aus dem düſter'n Gange.

Da feiert man ein frohes Wiederſeh'n,
Und dankend wird des Vaters Huld geprieſen,
Der ſeinen Treuen gnädig ſich erwieſen. —

Am Tage d'rauf die Knappen ſchweigend geh'n,
Tief in der Erde mütterlichen Schatten
Des wackern Steigers Hülle zu beſtatten.

Wie oft der Tag der Schmerzen wiederkehr't,
So feiern ſie mit Andacht ſein Gedächtniß,
Empfangen dann das heilige Vermächtniß
In der Gemeine, wie's der Herr gelehrt;
Und bauten fleißig an des Berges Stufen,
Bis ſie der Meiſter endlich abgerufen.

Leopold Schefer.

Weltgruß.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menſchenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegen wandelt,
Ja jedes Kind, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie dieſe Erde,
Jung wie die Blumen, an der Erde ſtill
Mit Blumen ſpielt. Denn weißt du, wer es iſt? —
Es iſt ein Wunder, wie die Blume — nur
Ein größeres und lieblichers. Und willſt du;
So grüße auch die Roſe! willſt du auch,
So küſſe ſie: „Im Namen Gottes!“ gehe
Nicht ſtumm und dumpf am Steine ſelbſt vorüber,
Denn wiſſe, ſchau' und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie ſind!“ Du träumſt ein Sandkorn nicht hinweg,
Es ruht und glänzt im Sonnenſchein vor dir;
Sie ſind in einem Himmelreich mit dir,
Sie ſind Genoſſen deines Lebens, ſind
Wie du in dieſen feſten Zauberhallen,
Daraus ſie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin ſie bleiben, wie ſie ſich auch wandeln.
Was da iſt, iſt ein unausſtaunbar Wunder.
Und willſt du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greiſe, den ſie ſanft im Sarge

Vorüber tragen! Willſt du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das ſie dir ins Auge trieb!

Karl Förſter.

Graf Ulrich.

Graf Ulrich zog mit Helm und Schwert
Zum heißen Ungarſtrauß.
Es kehrt des Kaiſers Heer, doch kehrt
Graf Ulrich nicht nach Haus.

„Ihn traf," — ſo geht's von Mund zu Mund —
„Des wilden Feinds Geſchoß;
„Er ſank und lag, zum Tode wund,
„Bis er ſein Auge ſchloß."

Darob zerſchlug den ſchönen Leib
Die fromme Wendelgard,
Des tapfern Ulrich frommes Weib,
Nach Büßerinnen Art.

So oft der Todestag erſchien,
Sah man von Thal und Höh'n
Heran zu ihr die Armen zieh'n,
Und Keinen ledig geh'n.

Und als nun ſchon zum vierten Mal
Der Tag gekommen war,
Stand ſie zu Buchhorn — ohne Zahl
Umher der Armen Schaar.

Und Einer ruft, hervorgedrängt:
„O Herrin, ein Gewand!" —
Sie reicht ihm eins, und er umfängt
Sie haſtig, liebentbrannt.

Und hält ſie feſt mit Ungeſtüm
Und herzt und küſſet ſie.
Da ruft ſie, weil ſie ringt mit ihm:
„Ach! wär' mein Ulrich hie!

„Denn nimmer litt er ſolche Schmach,
Wie mir der Pilger bot.
„Daß mir's geſchah, d'ran merk' ich ach!
„Daß er wahrhaftig todt!“ —

Die Diener dräu'n; doch Jener reißt
Stracks auf ſein Haargewand,
Und wie er ihr die Wunde weiſ't,
Hat ſie ihn gleich erkannt.

Denn Ulrich iſt's! und wieder ſcheint
Die Sonn' auf Buchhorn-Au,
Und eine zweite Hochzeit eint
Für's Leben Herrn und Frau.

Ferdinand Max Gottfried Schenk von Schenkendorf.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt deine Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch, bei grünen Bäumen
In dem luſtgen Wald,
Unter Blüthenträumen
Iſt dein Aufenthalt.

Ach das iſt ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauſchen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.

Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt.

Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunkeln Wällen
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,

Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das iſt rechtes Glühen
Friſch und roſenroth,
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt!

Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art.

August Kuhn.

Poeſie.

Sie ſaß auf des Gebirges Sonnenthrone,
Von dem ſmaragdnen Blättergrün umlaubt,
Und leicht umflog, wie eine Strahlenkrone,
Das goldne Haar ihr Roſenhaupt.

Ich ſah ſie auf den Blumen ſanft ſich wiegen,
Ich hörte ihrer Lieder Jubelſchall,
Und ihre heiligen Geſänge ſtiegen
Herunter in das ſtille Thal.

Da wollt' ich auf mich zu der Holden ſchwingen,
Ich ſehnte mich ins helle Sonnenland,
Doch konnte nimmer mir der Flug gelingen,
Im Thale war ich feſtgebannt.

Da griff ich rauſchend in der Laute Saiten,
Ein Lied entſchwoll der ungeübten Hand,
Und des Geſanges Töne ſah ich gleiten
Hinan, hinan zur Felſenwand.

Da ſchaute ſie ins ſtille Thal hernieder,
Da rief ſie mich in weicher Melodie;
Ich flog hinan, ſank ihr zu Füßen nieder,
Und wanke nun, und weiche nie.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe.

Wie es geht.

Meinen Ueberzeugungen,
Freier Wahrheit hehem Recht,
Wollt' ich ſonder Beugungen
Treulich folgen grad' und recht.

Rings umwogt von Streitenden,
Hart, im Wechſel, Mann an Mann
Bot nach allen Seiten den
Gegnern Stirn und Bruſt ich an.

Siegend durch gefährlicher
Kämpfe dunkelwirren Drang,
Wohl geprüft in ehrlicher
Wunden Geben und Empfang.

Doch nach überſtandenen
Ernſten Tagewerks Gewinn,
Waltet im Vorhandenen
Schon nicht mehr der erſte Sinn.

Ob dem friſch Vertrauenden
Will' und Hoffnung war geneigt, —
Dem zurücke Schauenden
Sich die Mißerfüllung zeigt.

In des Wegs Geſtaltungen
Vielgekrümmter Windung Spiel;
Weiterer Entfaltungen
Trübes zweifelhaftes Ziel!

In des Tags Erſcheinungen
Sucht man, wie man kann, die Bahn;
Im Gedräng' der Meinungen
Wird Geſinnung leicht zum Wahn.

Ernſt Friedrich Otto Freiherr von der Malsburg.

Frühlingsleben.

> Frühlingsleben, Liebeswonne,
> Schließ mich in die Arme ein,
> Kinder, Blumen, Liebchen, Sonne,
> Aller Wonne iſt ja mein.
>
> O. H. Graf von Löben.

Frühling, komm zu mir hernieder,
Knabe mit dem Veilchenkranze,
Breit' im lau umhauchten Glanze
Dein blauleuchtendes Gefieder,
Laſſe wieder alle Lieder
In dem Wald, am Silberbronne
Sich entfalten aus der Sonne,
Gieb den Liedern bunte Schwingen
Und die trunknen Lüfte ſingen:
Frühlingsleben, Liebeswonne.

Liebeswonne, Frühlingsleben!
Ja, der Frühling iſt die Liebe,
O, daß Frühling immer bliebe!
Frühling, laß mich mit dir ſchweben,
In dem Leben mich erheben,
Wo im ewigen Blüthenſchein
Wonnen ſich an Wonnen reihn;
Lächle, lieblicher Genoſſe,
Liebesbote, Blüthenſproſſe,
Schließ' mich in die Arme ein!

Schließ' mich ein in deine Arme,
Daß ich aus den ſtarren Zonen
Dort, wo Lieb' und Milde wohnen
Und dein Heil ſich mein erbarme,

Nach dem Harme ſüß erwarme;
Laß mich trinken aus dem Bronne
Aller Gluthen, aller Wonne,
Und in deinem Lichtpalaſte
Bitt' die Freuden mir zu Gaſte:
Kinder, Blumen, Liebchen, Sonne!

Sonne, Liebchen, Blumen, Kinder,
Blüthenbäume, Turteltauben,
Schmetterlinge, Liebeslauben,
Ströme rühmen dich nicht minder,
O du linder Ueberwinder!
Miſchen Sänger in dem Hain,
In die Strahlen, Saiten rein;
Tönen Lauten, hauchen Flöten,
Sag' es deinen Abendröthen:
Aller Wonne iſt ja mein.

Otto Heinrich Graf von Löben.

Wölkchen.

Zarte kleine Wölkchen ſchweben
Hoch am Himmel her und hin,
Führen leichtes, lichtes Leben,
Haben unbewußten Sinn.

Dieſe weißen, weh'nden Flocken
Fängt ein ſtiller Abendſtrahl,
Und die Sonne ſpinnt am Rocken,
Goldgewebe ziehn durch's Thal.

Alſo auch durch deinen Himmel,
Süße Liebe, Lebensruh',
Zieht ein flockigtes Gewimmel
Von Gedanken immer zu.

Und mit deinen klaren Blicken
Ordneſt du, was lockigt kraus,
Und mich ſel'ger zu umſtricken,
Wird ein goldnes Netz daraus.

Ludwig I., König von Baiern.

Königsklage.

Düſtre Wolken mich umſchweben,
Um mich waltet dunkle Nacht,
Hin iſt alles, um das Leben
Bin ich frühe ſchon gebracht.

Was ich ſuche muß ich meiden,
Ach es iſt noch nicht genug,
Durch Verläumdung ſelbſt zu leiden;
Bringe üb'rall hin den Fluch.

Wenns für mich iſt ein Vergehen
Mit den Menſchen Menſch zu ſein,
Sollen ſie mich auch nicht ſehen,
Bin ich unter ihnen doch allein.

Ein Verlaßner in der Menge,
Wandle wie ein Schatten ſtumm,
Einſam ſelber im Gedränge,
In der Heimath fremd herum.

Fliehend von den Menſchen ferne,
Um das Herz ſchlingt Schwermuth ſich;
Mir nur leuchten keine Sterne,
Schwarz Gewölk umfinſtert mich.

Stiller werd ich, ſtiller immer,
Mir gleichgültig wird Natur;
Sie verlor den heitern Schimmer,
Ich für mich bis auf die Spur.

Sagt, was habet ihr gewonnen,
Wenn mein Weſen ſich umeiſt,
Wenn der frohe Sinn zerronnen,
Dumpf und trüb erſtarrt der Geiſt? —

Andreas Juſtinus Kerner.

1.

Der Wandrer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh
Und ſah dem Räderſpiele,
Und ſah den Waſſern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Faſern bebend,
Sang dieſe Worte ſie.

Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter ſah ich fallen,
Mir ward's um's Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

2.

Der reichſte Fürſt.

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.

Herrlich, ſprach der Fürſt von Sachſen,
Iſt mein Land und ſeine Macht,
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefem Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürſt von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöſter,
Ludwig, Herr von Baiern, ſprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht ſteht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge ſilberſchwer;

Doch ein Kleinod hälts verborgen: —
Daß in Wäldern, noch ſo groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachſen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr ſeid der reichſte,
Euer Land trägt Edelſtein!

3.

Die vier wahnſinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen
Sitzen in des Wahnſinn's Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen ſtarr ſich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch ſchlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet ſich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
„Dies irae, dies illa,
Solvet saecla in favilla.“

Waren einſt vier ſchlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Beim Geſang' verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geſchwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben ſprach der Alte
Zu den ſchlimmen Söhnen vier:
„„Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier:
Dies irae, dies illa,
Solvet saecla in favilla.““

Und er ſprach's und war verſchieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden,
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nach der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geſchwärmet
Ward es wieder lange Jahr',
Andrer Noth ſie nie gehärmet,
Keinem greiſer wird das Haar.
Luſt'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' iſt Gott und Teufel.

Einſt als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd ſie vom Schmauß';
Horch! da tönt Geſang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
„Laſſet euer Bell'n, ihr Hunde!“
Schreien ſie aus Satans Munde.

Stürzen, die verruchten Wichte,
Brüllend durch das heil'ge Thor,
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernſte Chor:
„Dies irae, dies illa,
Solvet saecla in favilla.“

Und ihr Mund — weit ſteht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geh't,
Gottes Zorn hat ſie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild ſteh't,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnſinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen
Sitzen in des Wahnſinn's Haus
Nun die vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen ſtarr ſich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch ſchlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet ſich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
„Dies irae, dies illa,
Solvet saecla in favilla.“

Johann Ludwig Uhland.

1.

Geſang der Jünglinge.

Heilig iſt die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düſtrer Einſamkeit
Dumpf die Tritte widerſchallen!
Edler Geiſt des Ernſtes ſoll
Sich in Jünglingsſeelen ſenken,
Jede ſtill und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Gehn wir in's Gefild hervor,
Das ſich ſtolz dem Himmel zeiget,
Der ſo feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling ſteiget!
Eine Welt von Fruchtbarkeit
Wird aus dieſer Blüthe brechen.
Heilig iſt die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsſeelen ſprechen!

Faſſet die Pokale nur!
Seht ihr nicht ſo purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Muthes trinken!
Daß ſich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig iſt der Rebenſaft,
Iſt des Jugendſchwungs Geſpiele.

Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet ſich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter, himmliſcher Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenſchein,
Unſre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig ſoll das Mädchen ſein,
Denn wir reifen uns entgegen!

Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernſt in euch zu ſaugen;
Stärkt an Frühling euch und Wein
Sonnet euch an ſchönen Augen!
Jugend, Frühling, Feſtpokal,
Mädchen in der holden Blüthe,
Heilig ſei'n ſie allzumal
Unſerm ernſteren Gemüthe!

2.

Das Herz für unſer Volk.

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbau'n;
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n;
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergeſſen
In Aller Luſt und Schmerz:
Das nennt man wohlermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz.

Was unſre Väter ſchufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Menſchen läſtern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil ſie dem Plan von geſtern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz!
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unſer Volk kein Herz.

Jetzt, da vom neuen Lichte
Die Hoffnung ſich belebt,
Und da die Volksgeſchichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürſt! für deſſen Ahnen
Der Unſern Bruſt gepocht,
Und unter deſſen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unſerm Schmerz!
Ja! du vor Allen zeige
Für unſer Volk ein Herz!

3.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

4.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all herab.
Die Sonne ſtrahlt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus,
Er bräuſt vom Fels im wilden Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh' ich doch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und ſchwing' mein Schwert, und ſing' mein Lied!
Ich bin der Knab' vom Berge

5.

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt!
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl geheime Kunden,
Nekromantik, Alchimie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

6.

An die Bundſchmecker.

Die ihr mit ſcharfen Naſen ausgewittert
Viel höchſt gefährlicher, geheimer Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen euch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Peſt, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnſucht, daß ein Deutſchland ſich begründe,
Geſetzlich frei, volkskräftig, unzerſplittert;

Doch Andres weiß ich, und vernehmt ihr's gerne,
So will ich einen mächt'gen Bund verrathen,
Der ſich in ſtillen Nächten angeſponnen:

Es iſt der große Bund zahlloſer Sterne,
Und wie mir Späher jüngſt zu wiſſen thaten,
So ſteckt dahinter ſelbſt das Licht der Sonnen.

7.

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Fluth;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide.
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht."

8.

Die Lieder der Vorzeit.

Als Knabe ſtieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen,
Und ſah die hohen Münſter an.
Da war es, daß mit ſtillem Mahnen
Der Geiſt der Vorwelt bei mir ſtand,
Da ließ er frühe ſchon mich ahnen,
Was ſpäter ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort vom ew'gen Preiſe,
Die heil'gen Lieder, einſt gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreiſe
Beim Feſte des Geſangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geſchlechte
Und warf den Brand in's frohe Haus.
Die Schweſtern flohn im Graun und Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche ſchmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen,
Umhergeirret, krank und müd,
Sie iſt dem ſchweren Kram erlegen,
Und ſang noch einmal, eh ſie ſchied.

In eines armen Mädchens Kammer,
In einer Andern Aufenthalt,
Sie miſcht ſich in der Freundin Jammer,
Wann ſtill der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menſchen Herz gewinnen
Und ſinget ſanft zum Saitenſpiel.

Getroſt! ſchon ſinken eure Bande
Und Boten ziehn noch Oſt und Weſt,
In eine Stadt am Neckarſtrande
Zu laden euch zum neuen Feſt.
Ihr Heitern kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das roſige Gewand!
Ihr Ernſten, wallt im Nonnenſchleier,
Die weiße Lilie in der Hand!

9.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote her geflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah iſt Unſterns Hochzeitfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſein,
Ließe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſei die Seele,
Die er eben holen ſoll,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefſte Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut' und böſe Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

10.

Münſterſage.

Am Münſterthurm, dem grauen,
Da ſieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägt's der Stein.

Einſt klomm die luft'gen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwin's, des Meiſters, Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären
Was unvollendet war! —

Der Name war geſchrieben,
Von Wenigen gekannt;
Doch iſt er ſtehn geblieben
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?

11.

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich:
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;

Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „nun ſei bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll,
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtrahl hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh' dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſei vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

12.

Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Herden,
Fuhr erſt der Schnee zu Thal.
Euch ſtellt, ihr Alpenſöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eiſes Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da brauſt der wilde Schächen
Hervor aus ſeiner Schlucht,

Und Fels und Tanne brechen
Von ſeiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggeſpült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben ſchritt ein Andrer
Zur Brücke, da ſie brach;
Nicht ſtutzt der greiſe Wandrer,
Wirft ſich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adler Schnelle,
Trägt ihn zum ſichern Ort:
Das Kind entſpringt der Welle,
Den Alten reißt ſie fort.

Doch als nun ausgeſtoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da ſtehn um ihn, ergoſſen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in ſeinem Grunde
Des Rothſtocks Felsgeſtell,
Erſchallt's aus einem Munde:
Der Tell iſt todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verſchied:
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied.

„Da liegſt du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Geſicht dein greiſes Haar.
Hier ſteht, den du gerettet,

Ein Kind wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth:

Die Kraft derſelben Liebe,
Die du dem Knaben trugſt,
Ward einſt in dir zum Triebe
Daß du den Zwingherrn ſchlugſt.
Nie ſchlummernd, nie erſchrocken,
War Retten ſtets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärſt du noch jung geweſen,
Als du den Knaben fingſt,
Und wärſt du dann geneſen,
Wie du nun untergingſt,
Wir hätten draus geſchloſſen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch ſchön iſt nach dem großen
Das ſchlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch iſt zu ihm gedrungen
Ein ſchwacher Ruf der Noth.
Der iſt ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, ſich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Geſund biſt du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfreichen, frommen,
Verließ dich erſt dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieſes Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem ſichern Strahl,
Dort ſteht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du geſtorben,
Dem Kind ein Heil zu ſein,
Haſt du dir nur erworben
Ein ſchmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgeſungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch ſpäte Zeit;
Doch ſteigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod."

13.

Die verlorne Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Pfad ſich dehnet,
Aus der Verderbniß dieſer Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr,
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonneklar,
Sich öffnet eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll, ſo glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geſchlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;

Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte' Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet.

Karl Barth.

Wappenurſprung eines Flensburgers.

Ein Deutſcher und ein Däne war's,
Sonſt muntre Kameraden,
Die waren am Schluß des Studienjahrs
In den Rathhaus-Keller gerathen;
Da ſaßen ſie und tranken
Eine Zeit, wie in Gedanken.

Der Eine war ein Bauernſohn,
Rechtskundig und ſpitzer Zunge,
Der Andere ein Reichsbaron,
Hielt ſein Rappier im Schwunge;
Sie hatten ſchon oft geſtritten
Ob Adels und Bürgers Sitten.

Des Junkers großer Pfeifenkopf
War ſäuberlich bemalet;
Halbvolle Flaſche ohne Pfropf,
Im rothen Felde ſtrahlet:
Der Rechtsmann brach das Schweigen,
Als er gewahrt das Zeichen.

„Herr Bruder, hilf mir aus dem Traum!
Wie iſt's mit dieſem Wappen:
Die Flaſch', gefüllt zur Hälfte kaum,
Auf einem rothen Lappen?
Man ſänne wohl zeitlebens
Dem Sinnbild nach vergebens.

O wohl dein Ahn' ein Gaſtwirth war,
Der ſaure Weine führte,
Von denen nie ein Zecher gar
Ein Glas leert, wie's gebührte;
Oder der ſtets vergeſſen,
Die obre Hälft' zu meſſen?“

Der Junker ward vor Aerger blaß,
Und hub ſo an zu ſprechen:
„Den Ahn' unangetaſtet laß,
Würd' ihn ſonſt an dir rächen,
Scham wird dich überkommen,
Haſt du die Mähr vernommen.

„Die Dän'ſchen Bauern hielten's Feld
Den Schweden gegenüber.
Der Schwede focht zwar wie ein Held,
Doch Dänenarm ging drüber.
Sie hatten die Schlacht gewonnen,
Als eben der Tag verronnen.

„Die Zunge klebend an dem Gaum
Dürſteten die Geſunden,
Kein Waſſer rings im blut'gen Raum,
Wie lechzten erſt die Wunden:
Die Wache muß ſich gewöhnen,
Statt Muſik, an Seufzen und Stöhnen.

„So ſchritt lang über Leichenreihn
Mein Ahn' auf ſeinem Poſten,
Und ſpähte, bei des Mondes Schein,
Wo Naſſes ſei zu koſten:
O Glück! eine volle Flaſche
Guckt aus einer Halftertaſche.

„Er ſetzt' die Bierflaſch an den Mund,
Will eines Zugs ſie leeren,
Da ſieht er beinlos, todeswund,
Einen Rumpf ſich aufwärts kehren,
Der zeigt in ſeinen Nöthen
Auf den Mund, zu ſchwach zum Reden.

„„Herr Gott, wie iſt der zugericht't!““
Mein Ahn' ruft, „ſollſt nicht dürſten
Nun länger mehr, du armer Wicht,
Obgleich ich keinem Fürſten
Die Labung abgetreten,
Die ſelbſt mir ſo vonnöthen!

„„Da nimm ſie hin und ſtärke dich,
Gäb' ſie dir Beine wieder!
Ich ſelber wohl behelfe mich
Und kämpf mein Dürſten nieder;
Sei dir ſie ſüße Labe
Und letzte Reiſegabe!““

„Der Schwede mit der rechten Hand
Die Flaſche faßt, zu trinken,
Doch zieht zugleich' aus dem Gewand
Ein Piſtol mit der Linken;
Haßt noch den Feind im Sterben,
Will ihn zum Dank verderben.

„Es kracht der Schuß, doch fährt vorbei
Die Kugel ohne Schaden;
Kaltblütig greift die Flaſch' aufs Neu'
Der Dän', und ſpricht: „„Kannſt laden
Noch einmal, iſt's dein Wille,
Derweil den Durſt ich ſtille.““

„Nun trinkt er halb die Flaſche aus
Behaglich in zwei Zügen,
Reicht ſie zurück dann und ruft aus:
„„Nun muß die Hälft' dir g'nügen,
Mag dich es auch verdrießen
Das ſei die Straf' für's Schießen.““

„Der König, der es bald vernahm,
Schlug ihn dafür zum Ritter;
(Freund, kömmt Dir nun nicht an die Scham,
Erſchlag' Dich das Gewitter! —)
Schenkt' ihm die Flaſch zum Wappen,
Dem Ritter einen Rappen.“

„Ja, wahrlich, wohl ein ächter Mann!
Dein Ahn' war ohne Tadel,
Der König auch that recht daran,
Daß er ihm gab den Adel.
Hoch leben ſolche Helden,
Von denen Flaſchen melden!

„Doch was der König auch gethan,
Den Wackern auszuzeichnen,
Er war vorher derſelbe Mann,
Und hat, Du kannſt's nicht leugnen,
Den Adel ſchon getragen
In ſich, oh̃n' Ritterſchlagen.“

Joſeph von Eichendorff.

Im Walde.

O Thäler weit, o Höhen,
O ſchöner grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt.
Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäft'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel luſtig ſchlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen

Das trübe Erdenleib,
Da ſollſt du auferſtehen
In junger Herrlichkeit!

Da ſteht im Wald geſchrieben
Ein ſtilles ernſtes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menſchen Hort.
Ich habe treu geleſen
Die Worte ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Ward's unausſprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlaſſen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf bunt bewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernſts Gewalt
Mich Einſamen erheben;
So wird mein Herz nicht alt.

Eduard von Schenk.

Judas und Dismas.

Zwei Männer gehn zugleich hinaus
Aus ihrer Väter niedrem Haus,
Doch auf verſchiednen Wegen,
Wohl beide im Gewand des Knechts,
Doch Einer zum Verderben rechts,
Der Andre links zum Segen,
Beide dem Tod entgegen.

Der Eine, Dismas, war bekannt
Als nur in Sündengluth entbrannt,
Verſchwendriſch, wild von Sitten;
Der Andre, Judas, ſparſam ſtets,

Nur Freund des Faſtens und Gebets,
Bei Prieſtern und Leviten
Von Kind an wohlgelitten.

Dismas ſtürmt hin, von Noth umgrauſt,
Wo eine Räuberhorde hauſt,
In Wälder und Gebürge,
Stellt ſich dem blut'gen Hauptmann dar,
Vereint ſich mit der frevlen Schaar,
Daß er, ſein Eid iſt Bürge —
Mit ihnen raube, würge.

Doch Judas, ſtillen Schrittes, geht
Dorthin, wo der Meſſias ſteht
Und eben Kranke heilet,
Und wird, weil er ſo fromm ſich ſtellt,
Der Schaar der Jünger beigeſellt,
Mit denen Jeſus weilet
Und Brod und Obdach theilet.

Er hört ſtets des Erlöſers Wort,
Wandert mit ihm von Ort zu Ort,
Iſt ſeiner Wunder Zeuge,
Er ſieht, wie Alles nah und fern
Herbeiſtrömt auf den Weg des Herrn,
Wie Meeresſturm ihm ſchweige,
Der Tod ſich vor ihm beuge.

Dagegen hat drei Jahre lang
Dismas gefröhnt dem argen Hang,
Gottlos umher zu ſchweifen,
Bis ihn die Krieger, ausgeſandt,
Vom Raub zu reinigen das Land,
Auf ſeinen blut'gen Streifen
Erſpähen und ergreifen.

Und an dem Tag, wo er gebracht
Nach Salem wird in Kerkers Nacht,
Sieht er im Feſtgepränge
Zum Tempel den Erlöſer ziehn

Und palmenſtreuend vor ihm knie'n
Die freudetrunkne Menge,
Ihn grüßen durch Geſänge.

Und Judas auch iſt mit im Zug,
Doch ſchon das Herz voll Tück' und Trug,
Dann, während Eiſenringe
Jetzt Dismas reuig duldend trägt,
Fällt er, den Jeſu Wort gepflegt,
In des Verſuchers Schlinge
Um dreißig Silberlinge.

Und er verkauft in ſchnödem Geiz,
Geblendet durch des Mammons Reiz,
Den Gott, der Menſch geworden.
Vier Tage nach dem Palmengruß
Verräth er ihn durch einen Kuß
Am Oelberg, Nachts, den Horden
Der Feinde, die ihn morden.

Als nun muß dulden Gottes Sohn
Gefängniß, Schläge, Geißeln, Hohn,
Ein ganzes Meer von Plagen,
Undank voll Wuth den Stab ihm bricht,
Unrecht ſein Todesurtheil ſpricht,
Und er zermalmt, zerſchlagen
Sein eignes Kreuz muß tragen;

Da denkt im grauſenvollſten Schmerz
An Judas noch ſein göttlich Herz
Und betet unter Weinen:
Verrathen hat ein Jünger mich;
Laß, Vater, mir, ich bitte dich,
Statt des verlornen einen,
Der ihn erſetzt, erſcheinen! —

Doch muß er unter Schmach und Grau'n;
Beweint von Kindern nur und Frau'n,
Den Schädelberg beſteigen;
Um ihn rauſcht läſterndes Gewirr,

Die Freunde ſelber werden leer,
Die Jünger fliehn und ſchweigen,
Kein neuer will ſich zeigen.

Schon hangt durchbohrt am Kreuzesſtamm
Und dorngekrönt das Gotteslamm,
Um Tilgung zu erlangen
Der Schuld des menſchlichen Geſchlechts;
Da ſieht er Mörder links und rechts,
An Kreuzen aufgehangen,
Der Sünden Lohn empfangen.

Dismas iſt's, der zur Rechten hangt;
Und Jeſus denkt: Wenn Alles bangt,
Wenn Alle ſchreckt mein Sterben,
Wenn zweifelnd flieht der Freunde Schaar,
Muß ich aus dieſem Räuberpaar,
Aus hölliſchem Verderben
Mir den Bekenner werben.

Da öffnet Dismas ſeinen Mund
Und macht die Gottheit Jeſu kund,
Beſchämet den Verräther
Und ruft: O Herr, o Jeſu Chriſt,
Wenn in dein Reich du kommen biſt,
Denk' an mich Miſſethäter,
Sei Hort mir und Vertreter! —

Gerührt von ſolchem Glaubensruf,
Vom Wunder, das er ſelber ſchuf,
Sagt Jeſus: Statt der Hölle
Wirſt du noch heut, — die Macht iſt mein, —
Mit mir im Paradieſe ſein! —
So, an des Todes Schwelle,
Nimmt Dismas Judas Stelle.

Den aber treibt Verzweiflungswuth,
Daß er ob dem verkauften Blut
Selbſt mordend ſich verdamme,
Und während Dismas freudig ſtirbt,

Am Kreuz den Himmel ſich erwirbt,
Stürzt Judas auch vom Stamme,
Hinab zur ew'gen Flamme.

O Gottes dunkle Gnadenwahl!
Dem Glauben ew'gen Heiles Strahl,
Der Untreu ſtrenger Rächer!
Der Gott ſo nah ſtand, fällt in Schuld,
Der fern ihm ſtand, fühlt ſeine Huld;
Der Jünger wird Verbrecher,
Zum Jünger wird der Schächer.

Ernſt Conrad Friedrich Schulze.

Entſagung.

O Herz, ſei endlich ſtille,
Was ſchlägſt du ſo unruhvoll?
Es iſt ja des Himmels Wille,
Daß ich ſie laſſen ſoll!

Und gab auch dein junges Leben
Dir nichts als Wahn und Pein;
Hat's ihr nur Freude gegeben,
So mags verloren ſein!

Und wenn ſie auch nie dein Lieben
Und nie dein Leiden verſtand,
So biſt du doch treu geblieben
Und Gott hat's droben erkannt.

Wir wollen es muthig ertragen,
So lang nur die Thräne noch rinnt,
Und träumen von ſchöneren Tagen,
Die lange vorüber ſind.

Und ſiehſt du die Blüthen erſcheinen,
Und ſingen die Vögel umher,
So magſt du wohl heimlich weinen,
Doch klagen ſollſt du nicht mehr.

Gehn doch die ewigen Sterne
Dort oben mit goldenem Licht,
Und lächeln ſo freundlich von ferne,
Und denken doch unſer nicht

Friedrich Rückert.

1.

Deutſchlands Feierkleid.

Mit wie herrlich weitem Kleide
Ganz bedeckend deinen Leib,
Könnteſt du in Sammt und Seide
Prangen, Deutſchland, edles Weib.

Da du aus dem Sack der Aſchen,
Wo du hielteſt lange Raſt,
Aufſtandſt, und dein Kleid gewaſchen
In dem Blut des Feindes haſt.

Wenn nur in der Hand des Böſen
Deines Kleides nicht ein Stück,
Statt es ganz dir einzulöſen,
Man vergeſſend ließ zurück.

Wenn nur jetzt nicht deine Kinder,
In nicht liebevollem Streit,
Jedes für ſich einen Flinder
Riſſ' aus ihrer Mutter Kleid.

Mit wie herrlich weitem Kleide
Ganz bedeckend deinen Leib,
Könnteſt du in Sammt und Seide
Prangen, Deutſchland, edles Weib'.

2.

Gaſele.

Wo die glänzenden Zinnen ragen,
Ueber denen die Sonnen tagen;
An die Pfoſten der Ewigkeit, wo
Der Unendlichkeit Wogen ſchlagen;
Und die Lieb' in der Welten Mitte
Sitzt, vom ſchwebenden Thron getragen.
Wo, getrieben von ihrem Hauche,
Sphärenwirbel vorüber jagen;
Und die Engel, vorüber ſchwebend,
Aufzublicken zum Thron nicht wagen:
Dahin ward ich empor geriſſen,
Dahin ward ich empor getragen;
Dahin hat mich emporgehoben
Der Begeiſterung Flammenwagen.
Vor der ſtrahlenden Mittelpforte
War der Hüter nicht zu erfragen.
Doch ich ſelber, zum Eingang ſtrebend,
Wagte pochend daran zu ſchlagen.
Als die Pforten ſich mir eröffnet,
Wollt' ich vor der Erhörung zagen.
Um die irdiſchen Sinne fühlt' ich
Glanz des Himmels zuſammenſchlagen
Und zu Boden zu Engeln ſank ich,
Die anbetend verhüllt da lagen.
Doch ich hörte: „Die Binde nehmet!"
Zu den Engeln die Liebe ſagen.
„Nehmt, und ſchlingt ihm die Bind' ums Auge,
Eh die Glänz' es mit Blindheit ſchlagen.
Durch die duftige Binde werd' ihm
Lichtes Schärfe zum Wohlbehagen.
Laßt verhüllet ihn ſchaun, was Augen
Unverhüllete nicht ertragen!
Ihm, dem ſchauenden durch die Hüllen,
Wird mein Lächeln ſich nicht verſagen.
So im dämmernden Duft ſoll Freimund
Mir am Throne die Saiten ſchlagen.

3.

Der Dom zu Köln.

Der hohe Dom zu Köln!
Ein Denkmal alter Zeit,
Der deutſchen Herrlichkeit,
Im Alter längſt ergraut,
Und noch nicht ausgebaut,
Der hohe Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Der Meiſter, der's entwarf,
Baut es nicht aus und ſtarb;
Niemand mocht' ſich getraun
Seitdem ihn aufzubaun,
Den hohen Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Die deutſche Herrlichkeit
Ging unter mit der Zeit;
Wer dacht', in ſolchem Graun
Daran, ihn aufzubaun,
Den hohen Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Es lag in Finſterniß
Des Meiſters Plan und Riß,
Jüngſt hat man aus der Nacht
Den Plan ans Licht gebracht
Vom hohen Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Umſonſt ward nicht entdeckt
Der Plan, der war verſteckt.
Der Plan ſagt es uns laut:
Jetzt ſoll ſein ausgebaut
Der hohe Dom zu Köln!

4.

Abendlied.

Ich ſtand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und ſah wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich ſprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und ſchick mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle ſchließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Beſänftiget im Bach.

Nun hat der müde Silphe
Sich unters Blatt geſetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entſchlummert thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Roſenblatt;
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerſtatt.

Die Lerche ſucht aus Lüften
Ihr feuchtes Neſt im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirſch und Reh.

Wer ſein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin ſich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich faſſet ein Verlangen,
Daß ich zu jeder Friſt
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath iſt.

5.

Die gefallenen Engel.

Harut und Marut, die Engel, gingen,
Himmliſche Grüße der Welt zu bringen;
Hofften ſich, wann ſie beſchaut die Erde,
Wieder zum Himmel empor zu ſchwingen;
Denn ſie verwahrten das Wort des Lebens,
Welches ſie ſcheidend vom Herrn empfingen.
Wo auf der Erde die beiden zogen,
Saß Anahid und begann zu ſingen.
Sich vom Geſange die Engel ließen
Fangen in irdiſcher Liebe Schlingen;
Und um der Liebe Gewährung wollten
Mit Anahid ſie, der ſchönen, ringen.
Doch Anahidis, die ſchön' und kluge,
Wollte von ihnen ſich eins bedingen:
Daß ſie ihr ſagten das Wort, durch welches
Man ſich zum Himmel vermag zu ſchwingen.
Wie ſie ſprachen das Wort, entſanken
Ihnen die tragenden Himmelsſchwingen.
Doch Anahid mit dem Wort des Lebens
Schwang ſich, zum Himmel empor zu bringen;
Und die gefallenen Engel hören
Ihren Geſang aus den Sternen klingen.

6.

Der Schmuck der Mutter.

Menſch! es iſt der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht.
Einen Theil hat ſich zur Luſt
Die Natur hervorgebracht.

Darum ſingt die Nachtigall,
  Wo du ſchlummerſt in der Nacht.
Und die ſchönſte Blume blüht,
  Eh des Tages Aug' erwacht.
Und der ſchönſte Schmetterling
  Fliegt, wo Niemand ſein hat Acht.
Perle ruht im Meeres-Schooß,
  Und der Edelſtein im Schacht.
Kind! da reichlich Aug' und Ohr
  Dir mit Füllen iſt bedacht!
Gönn' der Mutter etwas auch,
  Das ſie zum Geſchmeid ſich macht.

7.

Aus dem Liebesfrühling.

Der Schöpfung ew'ger Mittelpunkt.

Der Schöpfung ew'ger Mittelpunkt
  Iſt in des Menſchen Herzen,
  Aus welchem durch die Welten funkt
  Ein Strahl von Luſt und Schmerzen.
Des Menſchen Seel' erwärmt allein
  Der Erde ſtarre Glieder,
  Und gießt durchs eherne Gebein
  Des Frühlings Schauer nieder.
Es füllt allein des Menſchen Geiſt
  Mit Leben aus die Räume,
  Bis wo die letzte Sphäre kreiſt,
  Ausſendend Liebesträume.
Die Bälle, die, im Kreis geführt,
  Dem Bann der Schwere fröhnen,
  Wie ſie der Liebe Blick berührt,
  So leuchten ſie und tönen.
Zum unbewußten Kind der Au
  Die Liebe ſpricht: Erwache!
  Im Auge der Empfindung Thau,
  Der Sonn' entgegen lache!

Der ew'gen Hoffnung Morgenröth'
Im Oſten angeflogen,
Und in den Wolken ſteht erhöht
Des Glaubens Regenbogen.
Die Perle naht, der Edelſtein,
Aus Schacht und Meeresgründen,
Zum Dienſt der Liebe ſich am Schrein
Der Sonne zu verbünden.
Ich möcht' ein Stern nicht ſein, wenn ich
Kein liebend Aug' entzückte,
Und keine Blume, wenn nicht mich
Der Liebſten Finger pflückte.
Die Geiſter alle der Natur
Mit ſehnſuchtsvollen Mienen,
Sie drängen ſich heran, um nur
Zum Gleichniß dir zu dienen.
Ich greif' ins glänzende Gewühl,
Und ſuch' in tauſend Bildern
Ein unausſprechliches Gefühl,
Mein Lieben dir zu ſchildern.

8.

Ich war am indiſchen Ocean.

Ich war am indiſchen Ocean
Einſt eine Palm' entſprungen,
Du warſt die blühende Lian'
Um meinen Schaft geſchlungen.
Ich war einmal ein Blüthenaſt
In Edens ſchönſter Laube,
Da hatteſt du auf mir die Raſt
Gewählt als girrende Taube.
Du wareſt einſt ein Morgenduft
Um Schiras Gartenbeete,
Da war ich eine Morgenluft,
Die ſpielend dich verwehte.
Du warſt auf Sinas Moſchusflur
Die einſame Gaſelle,

Ich fand im Thaue deine Spur
Und ward dein Spielgeſelle.
Ich war ein lichter Tropfen Thau,
Und als ich nieder ſprühte,
Warſt du ein Blumenkelch der Au,
Und nahmſt mich ins Gemüthe.
Ich war ein klarer Frühlingsquell,
Ich hab' es nicht vergeſſen,
Du ſtandſt, und trankeſt meine Well',
Als ſchlankſte der Cypreſſen.
Ich war ein Funken Gold im Schacht,
Da hab' ich ganz alleine
Zum Ringe mich, und dich gemacht
Zu meinem Edelſteine.
Ich war einmal ein Mondenſtrahl,
Du Abendſternes Blinken,
Da ſaheſt du viel tauſendmal
Mich dir von ferne winken.
Du wareſt vor mir auf der Flucht,
Vor meinem Blick geſchwunden.
Ich habe damals dich geſucht,
Nun hab' ich dich gefunden.

9.

Beſtrafte Ungenügſamkeit.

Es war das Kloſter Grabow im Lande Uſedom,
Das nährte Gott vor Zeiten aus ſeiner Gnade Strom.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Es ſchwommen an der Küſte, daß es die Nahrung ſei
Den Mönchen in dem Kloſter, jährlich zwei Fiſch' herbei.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Zwei Störe, groß gewaltig; dabei war das Geſetz,
Daß jährlich ſie den einen fingen davon im Netz.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Der andre ſchwamm von dannen, bis auf das andre Jahr,
Da bracht' er einen neuen Geſellen mit ſich dar.
Sie hätten ſich ſollen gegnügen!

Da fingen wieder einen ſie ſich für ihren Tiſch;
Sie fingen regelmäßig Jahr aus Jahr ein den Fiſch.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Einſt kamen zwei ſo große in einem Jahr herbei;
Schwer ward die Wahl den Mönchen, welcher zu fangen ſei?
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Sie fingen alle beide; den Lohn man da erwarb,
Daß ſich das ganze Kloſter den Magen dran verdarb.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Der Schaden war der kleinſte, der größte kam nachher:
Es kam nun gar zum Kloſter kein Fiſch geſchwommen mehr.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

Sie hat ſo lange gnädig geſpeiſet Gottes Huld;
Daß ſie nun deß ſind ledig, iſt ihre eigne Schuld.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

10.

Barbaroſſa.

Der alte Barbaroſſa,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinab genommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt,
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſen,
Er iſt von Feuersgluth,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und ſieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

11.

Kaiſer Karls Rechtſpruch.

Mit dem Juden, dem ein Pfund
Seines Fleiſches er verpfändet,
Zieht der Kaufmann kummervoll
Hin zu König Karl gewendet,
Der zu Recht entſcheiden ſoll.

Neuer Zuwachs ſeiner Noth
Iſt ihm auf dem Weg bereitet:
Schlafend liegt ein Bauernkind,
Das der Kaufmann überreitet,
Alſo macht die Angſt ihn blind.

Und mit klagendem Geſchrei
Läuft der Bauer ihm zur Seite,
Doch „das erſte Recht iſt mein,“
Spricht der Jude, „dein das zweite,
Schweig, und geh uns hinterdrein!“

Angelangt im Königsſchloß,
Schläft der Kaufmann auf dem Söller,
Und im ängſtigenden Traum
Wälzt er ſchwer ſich, wie ein Böller,
Fällt herab zum untern Raum.

Weich auffällt er, doch erſchlägt
Einen dort entſchlafnen Ritter;
Klaggeſchrei erhebt der Sohn.
Spricht der Jud: Als unſer dritter
Komm nur mit zum Königsthron!"

Karol ſitzt zu Thron, und ſinnt,
Wie er ſoll zu Recht verfügen;
Dreien Klägern ſoll zur Friſt
Ein verfallnes Leben gnügen,
Das zumal unſchuldig iſt.

Zu dem Juden ſpricht er erſt:
„Streng gerecht iſt deine Klage.
Daß dein Pfund geſchnitten ſei,
Bring das Meſſer, und die Wage,
Es zu wiegen, bring herbei!

„Wenn ein Loth darüber iſt,
Oder fehlt, ſo mußt du ſterben."
„„Herr, aus Mitleid ſteht dein Knecht
Von dem Anſpruch ab; erwerben
Laß den zweiten Mann ſein Recht!""

Doch zum Bauern Karol ſpricht:
„Wohl haſt du ein Kind verloren;
Daß es dir erſetzet ſei,
Lege der, die es geboren,
Dieſen Mann zur Strafe bei!"

„„Herr, ich thu' aufs Recht Verzicht;
Werde ſeines hier dem dritten!"
Karl zum Ritterſohne ſpricht:
„Was dein Vater hat erlitten,
Leide nun der arme Wicht!

„Leg' ihn hin, wo jener lag,
Den er todt ſiel; niederfallen
Magſt du ſelbſt, und tödten ihn!"
„„Herr, daneben möcht' ich prallen
Meine Klage leg' ich hin.""

Kaiſer Karol blickt umher:
„Wer den armen Mann verklage,
Meldet ſich kein Kläger mehr?
Nun, ſo geh mit Gott und ſage
Dank ihm, groß und mild iſt Er."

12.

Geſtörter Frieden.

O könnt' ich doch den Streit
In der Natur verſöhnen,
Und zur Verträglichkeit
Die Menſchen auch gewöhnen!

Daß, wenn ich ſtill verſank,
Und mich in Frieden ſtreckte,
Nicht bald ein lauter Zank,
Und bald ein Sturm mich weckte!

So ſelten iſt der Bruſt
Ein reines Glück beſchieden,
Und immer ſtört mit Luſt
Die Welt den kurzen Frieden.

13.

Aus den geharniſchten Sonetten.

Was ſchmiedſt du Schmied?

Was ſchmiedſt du Schmied? „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten ſeid ihr ſelbſt geſchlagen.
Was pflügſt du Baur? „Das Feld ſoll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielſt du Schütze? „Tod dem Hirſch, dem ſetten.“
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen.
Was ſtrickſt du Fiſcher? „Netz dem Fiſch, dem zagen.“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?
Was wiegeſt du ſchlafloſe Mutter? „Knaben.“
Ja, daß ſie wachſen, und dem Vaterlande,
Im Dienſt des Feindes, Wunden ſchlagen ſollen.
Was ſchreibeſt Dichter du? „In Gluthbuchſtaben
Einſchreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen.“

14.

Aus den geharniſchten Sonetten.

Es ſtieg ein trüber Nebelwind.

Es ſtieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf deſſen Fitt'gen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutſchen Himmelsbogen,
Darob verfinſtert wurden alle Haine.
Die Freiheit, die im Maienſonnenſcheine
Luſtwandeln ging an den kryſtallnen Wogen,
Sah's und erſchrak, und flüchtete betrogen
Zur tiefſten Grotte, daß ſie einſam weine.
Nun hat ein ſtarker Nordwind ſich erhoben,
Und hat mit ſcharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geſchnoben.
Nun auf, o Freiheit, deutſche Jungfrau, ſchaue
Getroſt du wieder, wie vordem, nach oben,
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

15.

Aus Mewlana Dſchelaleddin Rumi.

Gaſele.

Komm, o Frühling meiner Seele, Welten wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und nieder mache neu!

Setze mit dem Sonnenknaufe blau der Lüfte Turban auf,
Und der Fluren grünen Chaftan, holder Chider, mache neu!

Mache Wieſen friſch von Kräutern, und von Sproſſen Haine jung!
Roſen-Schnürbruſt und der Lilje ſchlankes Mieder mache neu!

Schmelze mit dem Hauch, des Winters Helm und Panzer, mit dem Blick
Brich den Froſtſpeer; unſern Frieden, Weltbefrieder, mache neu!

Ohne Oſtwind iſt die Luft todt, und der Roſen Othem ſtockt.
Aus dem Schlummer weck den Oſtwind, ſein Gefieder mache neu!

Roll' in Donnern, geuß aus Wolken auf die Erde Moſchusfluth,
Laß von Kopf zu Fuß uns baden, alle Glieder mache neu!

Pinie ſchlägt im Winde Pauken, Platanus mit Händen Takt.
Hauch der Liebe! deine Traumdüft' unterm Flieder mache neu!

Reben ringeln ſich an Ulmen zur Verehrung Gottes auf,
Veilchen küſſen Staub; Lenzandacht, o Gebieter, mache neu!

Hyacinthe koſ't mit Tulpen, und von Roſen Nachtigall,
Turtel girret ſüße Weiſen; Parſilieder mache neu!

Zünd' in Blüthen Opferfeuer, Weihrauchgluth in Düften an.
Und als Flöten alle Gräſer Rohr' und Rieder mache neu!

Laß die Blätter Zungen ſpitzen, Liebesfragen auf der Flur
Zu verhandeln, ihren Scharfſinn für und wider mache neu!

Hörſt du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht ruft: Steh früh im Frühling auf,
Freund, mit Frühthau deines Geiſtes Augenlider mache neu,

Daß du Lenzgeheimniß ſchaueſt! Blumenſchmelz iſt Alchimie:
Feſtgeſchmeid im bunten Feuer, rüſt'ger Schmieder, mache neu.

16.

Rein gehalten dein Gewand.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.

Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenſchmutz die Hand.

Rein von Erdentrug das Herz,
Und von Gier der Lippe Rand.

Außen ſei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauſes Wand;

Daß einſprechen könn' im Haus
Reiner Gaſt aus Himmelsland.

Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.

Sohn! die äußre Reinigkeit
Iſt der innern Unterpfand.

Rein gehalten Hand und Mund!
Rein gehalten dein Gewand.

17.

Aus dem Lehrgedicht:

Die Weisheit des Brahmanen.

56.

Unendlich fühleſt du dich in dir ſelbſt, doch endlich
Nach außen hin, und biſt dir ſelber unverſtändlich.

Verſteh! Unendliches und Endliches, das dir ſcheint
So unvereinbar, iſt durch Eines doch vereint.

Du biſt ein werdendes, nicht ein gewordnes Ich,
Und alles Werden iſt im Widerſpruch mit ſich.

Unendliches, das wird, muß endlich ſich geberden,
Und Endlichs will, indem es wird, unendlich werden.

57.

Warum das große Ich der Menſchheit ſich geſpalten
In viele kleine, die uns auseinander halten?

Daß auseinander ſie uns halten, ſtatt zuſammen,
Iſt Schuld der Einzelnen, die aus dem Einen ſtammen;

Daß ſie in Einzelheit die Einheit nicht behüten,
Wie einen Blüthenbaum ausmachen alle Blüthen;

So ſollten, ohne daß ſie in einander ſchwammen,
Die Eine Gluth beſeelt, auch ineinander flammen;

Ein Baum der Weltvernunft, verzweigt in ſeine Ranken,
Sich denkend Eines Geiſts einträchtige Gedanken;

Wo jeder göttliche Gedanke wär' ein Glanz
Für ſich, doch erſt ein Licht zuſammen alle ganz.

Annäherung dazu iſt jedes Geiſtes Macht,
Der alles denket nach, was andre vorgedacht,

Der ſelber denket vor, was nach ihm fort ſich denkt,
In jede Denkform ſich, und jed' in ſich verſenkt.

Vorahnend löſt ſein Geiſt der Geiſter Widerſpruch,
Wie Frühling Wald und Feld in Einen Wohlgeruch.

39.

Du biſt nur halb, o Menſch, wie dich hervorgebracht
Hat die Natur, und halb, wie du dich ſelbſt gemacht.

Sie hat den feſten Grund gelegt, an den du rühren
Nicht darfſt, dir aber bleibt der Bau drauf auszuführen.

Bei jenem kannſt du nichts, bei dieſem alles thun,
Und dieſes iſt genug, um träge nie zu ruhn.

Nie ruhe, bis du gut das was du ſchlecht gemacht
An dir, und was du falſch gemacht, haſt recht gemacht.

Dazu iſts nie zu früh, dazu iſts nie zu ſpät;
Denn ſtets im Werden, biſt du nie geworden ſtät.

40.

Zwei Sonnenſtrahlen, von der Sonne ausgegangen,
Vergaßen unterwegs, von wannen ſie entſprangen.

Und hätten ſie es nicht vergeſſen, wären ſie
Zur Sonne heimgekehrt, gelangt zur Erde nie.

Zur Welt gelangten ſie, und wirkten da geſchäftig,
Sonnenvergeſſen zwar, wirkten ſie ſonnenkräftig.

Da kamen ſie ſich nah in ihrem Wirkungskreiſe;
Wer biſt du und woher? befragten ſie ſich leiſe.

Ich weiß es nicht, allein du ſcheinſt ein Fremdling mir;
So bin ich einer auch, ich fühls, ich gleiche dir.

Und ſind wir Fremdlinge, wo iſt die Heimath nun?
Dahin zuſammen laß uns doch die Reiſe thun. —

Der Sonn' Erinnrung ging in beiden Strahlen auf,
Und freudig Hand in Hand nahmen ſie heim den Lauf,

Sich denkend unterwegs, daß jeder das gefunden,
Im Blick des andern, was ihm ſelber war geſchwunden.

Wie ſollten ſie vereint zur Sonne nicht gelangen,
Die hier dem einen ſchon im andern aufgegangen?

105.

Der Menſch kann was er will, wenn er will was er kann;
Iſt wohl ein guter Spruch, doch gnügt er nicht dem Mann.

Der Menſch kann was er will, wenn er will was er ſoll,
Zu dieſem iſt das Maß der Mannestugend voll.

Das iſt der Zauberbann, womit du alles ſtillſt:
Wolle nur was du ſollſt, ſo kannſt du was du willſt.

106.

Ein gutes Werkzeug braucht zur Arbeit ein Arbeiter,
Und gute Waffen auch zum Waffenſtreit der Streiter.

Du Streiter Gottes und Arbeiter, merk's, o Geiſt,
Daß deines eignen Leibs du nicht unachtſam ſeiſt.

Das iſt dein Arbeitszeug, das iſt dein Streitgewaffen;
Das halte wohl in Stand, zu ſtreiten und zu ſchaffen

O wie du dich bethörſt, wenn du den Leib zerſtörſt,
Der dir ſo angehört; wie du Gott angehörſt.

Wie du Gott angehörſt, gehört dein Leib dir an,
Und ohne deinen Leib biſt du kein Gottesmann.

108.

Sonſt hat ein hoher Wahn, ein Glaube mich gehoben:
Ich müſſe leben, weil ich viel noch müß' erproben;

Ich müſſe leben, weil ich viel noch müſſe ſchaffen;
Nun will der hohe Wahn, der Glaube, mir erſchlaffen.

Ich fühle, daß geprobt, geſchaffen iſt genug;
Und unterbleiben kann, was übrig iſt, mit Fug.

Nun kann, ſtatt der, die brach, mich nur die Stütze halten:
Gott, der gewaltet hat ſo lang, mag ferner walten!

18.

Das Waſſerſchloß.

Dem Kaiſer Anaſtaſius
Iſt prophezeiet worden,
Daß er durch Feuer ſterben muß
Nichts anders würd' ihm werden.
Um dem Geſchick zu weichen aus,
Erbaut' er ſich ein Waſſerhaus
An voller Ströme Borden.

Die Waſſer rauſchen über's Dach,
Und brauſen um die Schwelle,
Durchfluthen jedes Wohngemach
Und füllen jede Zelle;
Da liegt im heißen Sommer kühl
Der Kaiſer weich auf Roſenpfühl
Und lauſcht dem Spiel der Welle.

Von Süden kommt ein heißer Wind,
Von Gottes Zorn geſchüret;
Die Flur verſengt er ungelind,
Wo ſie ſein Hauch berühret:
Doch von der Waſſer friſchem Duft
Gebrochen, wird als laue Luft
Er nur im Schloß geſpüret.

Darauf durchraſt die Feuersbrunſt
Konſtantinopels Gaſſen,

Durch keine Hilf und keine Kunſt
Will ſie ſich dämmen laſſen;
Doch nur der Flamme Widerſchein
Dringt in des Kaiſers Schloß hinein,
Ihn kann ſie nicht erfaſſen.

Nun aber zieht ein Wetter ſchwer
Am Himmel ſich zuſammen,
Und Feuer kommen eben her,
Die ſelbſt aus Waſſer ſtammen;
Der Kaiſer ſtirbt, berührt vom Blitz;
Den rettet nicht des Waſſers Witz,
Der ſterben ſoll in Flammen.

Heinrich Döring.

Schwermuth.

Wehe, wer vom Leben froher Tage
Beglückte Dauer ſich verſpricht!
Flüchtig, wie ein Traum dahin geſchwunden,
Sind des Lebens ſchönſte Weiheſtunden:
Wahre Freude währt auf Erden nicht!

Schwing' ich mich auf der Erinn'rung Flügel
In die Vergangenheit zurück:
Als ich ſorglos in das Leben blickte,
Als mich Lieb' und Freundſchaft hoch beglückte,
Trübt die Wehmuth mir den heitern Blick.

Düſter wall' ich, einſam und verlaſſen,
Des Lebens dunkeln rauhen Pfad;
Sehen mußt' ich, wie mit blindem Wüthen
Mir das Schickſal jene zarten Blüthen
Meiner Hoffnung ſtürmend niedertrat!

Traurend denk' ich der entflohnen Wonne,
Die zweimal uns kein Gott gewährt!
Ach! der Lieb' und Freundſchaft zarte Bande
Dauern nur in jenem fernen Lande,
Wo der Wandrer nimmer wiederkehrt!

J. Chr. Freiherr von Zedlitz.

Das Weib des Räubers.

Die Sonne geht nieder ſo blutigroth,
Als wäre mein Liebſter gefangen und todt:
Sie ſind hinunter, den Felſenſteg,
Sie lauern im Thal, ſie lauſchen am Weg.

Sie liegen in Graben und Hecken verſteckt,
Hinter Klippen und alte Mauern geſteckt;
Und die Schlucht iſt beſetzt, und die Straß' iſt umſtellt
Und Einer dort Wacht auf der Höhe hält.

O, ſchlafe, mein Kindlein, ſchlaf' ruhig fort,
In der Grotte kühl, an der Quelle dort;
Ich will dir ſingen ein Liedlein fein
Von der Elfen nächtlichen Ringelreih'n! —

„Ihr Elfen webet“ — Ha, horch! ein Schuß! —
Das war der rüſt'gen Geſellen Gruß!
Und wen er getroffen, den traf er gut,
Der aufgehoben und ſicher ruht! —

„Ihr Elfen webet den Schleier lind“ —
Horch, wieder! — und Blitz auf Blitz geſchwind!
Im Thale wölkt ſich der Pulverdampf;
Warum iſt heute ſo heiß der Kampf?

„Ihr Elfen webet den Schleier lind,
Den Schleier für mein herzliebes Kind!“ —
Das war ſeine Büchſ', ich kenn' ihren Knall,
Keine andere dröhn't ſo donnernden Hall!

Und Schuß auf Schuß — Ha — Reiſende nicht,
Das ſind die Häſcher vom Blutgericht!
Das gilt nicht Beute, nein, wagend jetzt
Wird Leben um Leben zum Kampf geſetzt.

Weh' mir, — wie wird mir die Stirne ſo kalt!
Die Schüſſe des Liebſten, ſie ſind verhallt: —
Ich hör' ihn nicht mehr — ſeine Büchſe ſchweigt!
O, wie mir das Blut ſo zum Herzen ſteigt! —

Mir wanken die Knie! o weh', mein Kind!
O, fort von hinnen, geſchwind, geſchwind! —
Die Sonne geht nieder ſo blutigroth,
Als läg' mein Liebſter erſchlagen und todt! —

Theodor Körner.

1.

Troſt.

Herz! laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er iſt der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einſt bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen
Hat ſie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt;

Wird ſeinen Thron zermalmen,
Schmelzt deine Feſſeln los,
Und pflanzt die glühnden Palmen
Auf deutſcher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er iſt der Freiheit Gott.

2.

Mißmuth.

Vaterland, du riefſt den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig haſſend deine Dränger,

Hielt nicht Leid und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Unt er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde ſchönen Reihn,
Tauchte in der Trennung Schmerzen, —
Und war dein.

Thränend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit geſandt;
Auf des Liebs melodſcher Brücke
Stieg der Geiſt zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach! er ſchwärmte nur vergebens;
Denn der Stunden rohe Haſt
Warf ihn in den Lärm des Lebens
Sturmgeſaßt.

Doch was ſoll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenroth? —
Gieb die friedlichen Geſänge,
Oder gieb des Krieges Strenge;
Gieb mir Lieder, oder Tod!
Laß mir der Begeiſtrung Thränen,
Laß mir meines Liebens Nacht,
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cymbeln ſchmettern drein.
Deutſchland — wirft um ſeine Kronen;
Und hier ſoll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter ſein?
Soll ich in der Proſa ſterben? —
Poeſie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber ſchnell!

Guſtav Schwab.

1.

Burſchenabſchied.

Bemooſter Burſche zieh ich aus.
Behüt' dich Gott, Philiſterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß ſelber nun Philiſter ſein!

Fahrt wohl, ihr Straßen grad' und krumm!
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Geſang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all von mir?
Mein Bleiben iſt nicht mehr allhier;
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durſtig Herz nicht warm!

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie ſteht ihr in Parade da!
Ihr dumpfen Säle, groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr hinein!

Auch du, von deinem Giebeldach,
Siehſt mir umſonſt, o Carcer, nach!
Für ſchlechte Herberg' Tag und Nacht
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und ſchalle noch!
Leb', alter Schlägerboden, hoch!
In dir, du treues Ehrenhaus,
Verfechte ſich noch mancher Strauß

Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus,
O Kind, ſchau' noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und weiter, weiter geht mein Lauf;
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht iſt mein Sinn, und froh mein Pfad,
Gehab' dich wohl, du Muſenſtadt!

Ihr Brüder, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht ſchwer!
Auf friſchem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang!

Im nächſten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein!
Nun denn, ihr Brüder, ſei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß!

2.

Der Rückblick.

Mit zwanzig leichten Lenzen
Lag ich in dieſem Wald,
Und ſeh' ihn heute glänzen
In gleicher Lichtgeſtalt;
Es duften ſeine Würzen
Und ſeine Bäche ſtürzen,
Ja, nimmer wird er alt.

Mit rüſt'gen Mannesſchritten
Geh' ich noch durch ihn hin,
Ich bin an Willen, Sitten,
Ich bin der Alt' am Sinn;
Und dennoch muß ich ſagen,
Ich muß mit Schmerzen klagen,
Daß ich ein Andrer bin!

Die Buchen und die Eichen,
Mit Wurzeln tief und breit,
Sie waren meinesgleichen,
Was wußt ich von der Zeit?
Gleich dieſen Felſenquadern
Fühlt ich in allen Adern
Getroſt Unſterblichkeit.

Wohl bin ich jetzt ein Andrer,
Bin kein Gewächs des Hains;

Ich bin ein flücht'ger Wandrer,
Und denke nur an Eins:
Daß ich wie Windeswehen —
Durch dieſen Wald muß gehen —
O kurzer Traum des Seins!

3.

Der Fleiſcher von Conſtanz.

Wohl wehrt ſich die alte, die freie Stadt,
Den herrlichen römiſchen Namen ſie hat,
Und römiſchen Muth
Und deutſches Blut
Und Chriſtenglauben,
Den ſoll ihr der ſpaniſche Henker nicht rauben.

D'rum kämpfen die Bürger vom Thurm' und am Thor'
Und drängen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauſchet er d'rein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der toſenden Wellen Getöne.

Wer ſtreitet am kühnſten für Ehr' und für Heil?
Das iſt der Fleiſcher mit hauendem Beil'.
Sonſt ſchlägt er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut' muß er ſie ſchlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er ſteht auf der Brücke zuvorderſt im Schwarm',
Den Aermel geſtülpet, mit nervigtem Arm',
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er ſie ſpöttiſch wandern.

O weh', ihr Brüder! verlaſſet ihr ihn?
Es doppelt das ſpaniſche Heer ſich, ſie flieh'n,

Sie rufen ihn mit:
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geſelle.

Vorn Einer, und hinten da nahet ein Paar,
Die wildeſten Knechte der ſtürmenden Schaar,
Sie packen in Eil'
Des Fleiſchers Beil —
Er iſt verloren;
Da denkt er: es ſoll ſie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die faſſen die Zwei:
Und woll't ihr Ein Leben, ſo opfr' ich euch Drei!
Er hält ſie umſpannt,
Er drängt ſie zum Rand',
Er ſendet die Blicke
Hinab zu dem ſchäumenden Rhein' von der Brücke.

Und ſchnell an's Geländer, eh' Andere nah'n,
Drückt er ſie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieh't man ihn ſtürzen im tödtlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verſchlinget die Fluth,
Lang' wiegt ſie, lang' trägt ſie den Bürger gut,
Jetzt zeigt ſie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß',
Die Schultern, die blanken,
Das lockige Haupt und den Nacken, den ſchlanken.

Da ſucht ihn das fremde Geſchoß; doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
In's feſtliche Grab,
Dort ruh't er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen:

Dort ſchläft ohne Traum er den ſüßeſten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf.
Man trügt, man raubt
Ob ſeinem Haupt' —
Freiheit und Glauben,
Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben.

4.

Der Reiter und der Bodenſee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodenſee;

Noch heut' mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf ſchlimmem Weg über Dorn und Stein,
Er brauſ't auf rüſtigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felſen aus;

So flieget er hin eine Meil', und zwei
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt ſein Ohr;

Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauſcht das Waſſer, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.

Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe giebt er den ſcharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mags ſein?“

Die Maid ſie ſtaunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſpräch', aus dem Nachen ſtiegeſt du.“

Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm in die Höh',
„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du ward'ſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut?
Der hungrigen Hecht in der kalten Fluth?“

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;

Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fiſch!

Der Reiter erſtarrt auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.

Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſt noch die Gefahr.

Es ſieh't ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.

Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

5.

Das Denkmal am Thunerſee.

In der Berge tiefem Keſſel,
Zwiſchen Blüthe, Wald und Schnee
Ein Gefangner in der Feſſel,
Ruht und brütet Grimm der See.
Kann nicht grünen, kann nicht blühen,
Kann nicht ſchmelzen und vergeh'n,
Darf nicht mit dem Fluſſe ziehen,
Muß nur ewig ſtille ſteh'n:

Darum wirft er blaſſe Wellen
Hoch empor in Zorn und Neid,
An die Ufer will er ſchwellen,
Streifen weg ihr buntes Kleid.
Knickt in Gärten Roſen, Liljen,
Bricht die Bäume mit der Frucht,
Alles Leben möcht' er tilgen,
Leckt nach ihm in Thal und Schlucht.

Um verborg'ne Felſenriſſe
Läßt er ſtille Waſſer ſteh'n,
In die Tiefe zieht er Schiffe,
Die ein freudig Segel bläh'n.

Und mit ſeinem breiten Rücken
Deckt er alle Trümmer gleich,
Legt ſich hin und ſchläft in Tücken
Wie ein frommer Gartenteich.

Und der Weſt mit leichten Flügeln
Koſet an dem ſtillen Strand,
Und der Hirte von den Hügeln
Wagt ſich an den hellen Rand.
Wagen rollen tief im Gleiſe,
Längs dem Ufer, ungeſtört;
Frauen wandeln, Kinder, Greiſe,
Keine Welle ſich empört.

Sieh'! da nah'n, den Kranz im Haare,
Mägdlein zwei und Knaben zween;
Heil dem ſchönen Doppelpaare,
Lieblicher's ward nie geſeh'n!
Jene ſchwarzgelockt, er golden,
Dieſe blond, er braunumwallt,
O wie ſelig zieh'n die Holden,
Während Brautgeſang erſchallt.

Und am Ufer, feſtgehalten
Von dem See, der ſpielend quillt,
Bleiben ſtehen die Geſtalten
Und beſchau'n ihr feuchtes Bild.
Lauter Leben, lauter Blüthe
Spiegelt ſich in ſeiner Fluth,
Lauter Liebe, lauter Güte —
Jetzt erwachet ſeine Wuth.

Seine grüne Woge blitzet,
Wie ein Auge neidiſch grollt,
Seine wilde Fluth ſich ſpritzet,
Wie von Stürmen aufgerollt;
Strecket nach den ſüß umſchlung'nen
Ihren Wellenarm heraus,
Fährt zurück mit den Bezwung'nen,
Und begräbt ſie mit Gebraus.

Und nun dehnt in böſem Schlummer
Wieder friedlich ſich die Fluth;
An dem Rande weint der Kummer
Und verzehrt ſich Schmerzensgluth,
Treuer Eltern Hände mauern
An das Ufer einen Stein,
Graben unter Thränenſchauern
Vier geliebte Namen ein.

Doch der See ſtemmt ſich dawider,
Und das Denkmal ſtehet kaum,
Als er halb es zwinget nieder
In den trüben Wellenſchaum.
Und der graue Stein erzittert,
Seit Jahrhunderten vom Stoß,
Und mit Namen, die verwittert,
Hängt er in der Waſſer Schooß.

Auguſt Adolf Ludwig Follen.

Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verſchwindet,
Euch Schwätzern rühm ichs ins Geſicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelſteine ſchießen.“
Nun höret, was der Andre ſpricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin in Stein gefaßt:
Soll ſtehn vollendet, was ich baue,
Soll ſchwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmaſt.

Erſt dann, wie unter Moſes Stabe,
Wird euch des reichſten Quelles Labe

Entſpringen aus dem Münſterflur;
Der Quell entſpringet nur den Händen,
So dieſen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meiſter, hört den Schwur! —

Auf ſeinem Steine ſteht der Meiſter,
Die Seinen ruft er, ſtellt und weiſt er,
Das Pergament in feſter Hand;
Auf ſpringt der Erde Felſenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er ſenkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand erſteht es wieder
Das lebenreiche Samenkorn:
Das Kleeblatt quillt aus ſeinem Schooſe,
Die Lilie ſteigt, es flammt die Roſe
Aus ſeinem unerſchöpften Born.

Die Säulenäſt' im Dach verwoben;
Wie eine Bruſt im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, ſteigt der Chor;
Wie mit Geſang hinangeſchwungen,
Wie im Gebet erſtarrte Zungen,
Stehn tauſend Blumenthürm empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ewge Morgenröthe ſchon:
Du darfſt die Königin der Frauen
Im Seraphinenkranze ſchauen,
An ihrer Bruſt den ewgen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meiſter
Vergebens forſchend ſeine Geiſter,
Die Stirne drückt der ſchwarze Wahn:
Er pocht am Hügel, in den Tiefen;
Doch alle Nixen, Elfe ſchliefen,
Drum hebe mit dem Höchſten an.

Und endlich ſprengt des Hauſes Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich.“
Sie wirft der Schweſter Knie umſchlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen ſich.

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
In ſeine höchſten, tiefſten Sorgen
Hat dich der Meiſter eingeweiht;
Sein Name tönt im Pſalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume:
Nun Schweſter übt Barmherzigkeit.“

Sie ſprach: „Mein Glück will Glück nur ſehen,
Geſchehe mir, was mag geſchehen!
Heb', Schweſter, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einſt geſtanden,
Das Pergament in ſeinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell.“

Und kaum hat Jener Kund empfangen,
So kommt er ſtolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier iſt der Moſesſtab!“
Er ſchwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und luſtig ſpringt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meiſter naht im Grimme,
Er ſingt mit feierlicher Stimme,
In ſeiner Hand das Pergament:
„Ich leg euch, Thürm', in Zauberbande!
Hinunter Quell, verdürſt im Sande!“
So ſang der Meiſter und verſchwand.

Erloſchen ſind des Himmels Kerzen,
Es ſtarren zwei gebrochne Herzen
Die Thürme noch vom Kölner Dom:
Doch mögt ihr Nachts geruhig lauſchen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauſchen
Und Geiſter hadern in dem Strom.

Agnes Franz.

An die Phantaſie.

Schöne Fährerin, auf deren Schwingen
Ew'ger Morgenröthe Purpur glüht;
Deren Stimme zauberiſches Klingen
Leis das Herz uns aus dem Buſen zieht;
Sprich' iſt der, den du zu deinen Freuden
Aus dem Reich der Wirklichkeit gezogen,
Jener Fährmann auf den bunten Wogen,
Zu bedauern, oder zu beneiden?

Sanftem Frieden harmlos hingegeben,
Schlägt das Herz von keinem Sturm bewegt,
Bis in ihm ſich deine Schwingen heben,
Und dein Flug es aus der Heimath trägt.
Da erwachen tief in ſeinen Gründen
Tauſend Kräfte, wunderbar ſich regend,
Unſers Lebens ſtillen Strom bewegend,
Das entfernte Zauberland zu finden.

Roſenkronen ſchmücken nun die Fluren,
Götter ziehn in unſre Lauben ein,
Bis im Kreis unſterblicher Naturen
Selbſt der Träumer wähnt ein Gott zu ſein.
Selig taucht er in die Farbenſchöne
Deiner Gluthen ſeine Erdenlenze,
Schlingt um Staubgebilde Strahlenkränze,
Daß er ſie mit Götteranmuth kröne.

Aber ach, dieſelbe Hand, die milde
Uns des Himmels Seligkeit gereicht:
Wandelt Licht in düſtre Nachtgebilde,
Wenn der Schimmer froher Hoffnung weicht.
Und gewaltſam, mächtig, wie die Freuden,
Die uns ihre Götterhuld gegeben,
Treten Schmerzen, Qualen nun in's Leben,
Die zerſtörend, unſern Lenz entkleiden.

Darum ſprich: iſt glücklich der zu preiſen,
Den du, Grauſame, mit leiſer Hand
Aus der Wirklichkeit beſcheidnen Kreiſen
Hingelockt in's fremde Wunderland?
Spielen wird er mit der Iris Schimmer,
Wird die Reize Edens überſchauen,
Aber ruhen auf den Palmenauen,
Süßen Friedens — hier auf Erden nimmer!

Wilhelm Müller.

Jägers Luſt.

Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!

Wie luſtig iſts im Grünen,
Wenn's helle Jagdhorn ſchallt,
Wenn Hirſch und Rehe ſpringen,
Wenns blitzt und dampft und knallt!

Ich hab mir ſchwarz geſenget
Das rechte Augenlid:
Was thuts, da mich mein Dirnel
So ſchwarz auch gerne ſieht?

Mein Stutz und meine Dirne
Sind die mir immer treu,
Was thu ich weiter fragen
Nach Welt und Kleriſei?

Im Walde bin ich König;
Der Wald iſt Gottes Haus,
Da weht ſein ſtarker Odem
Lebendig ein und aus.

Ein Wildſchütz will ich bleiben,
So lang die Tannen grün,
Mein Mädchen will ich küſſen,
So lang die Lippen glühn.

Komm Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau ich ein Hüttchen dir.

Dann ſteig ich nimmer wieder
Ins graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir mein Grab!

Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild ſoll drüber ſpringen,
Kein Kreuz im Wege ſtehn.

Karl Follen.

Bundeslied.

Brauſe, du Freiheitsſang;
Brauſe wie Wogendrang
Aus Felſenbruſt!
Feig bebt der Knechte Schwarm:
Uns ſchlägt das Herz ſo warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenluſt.

Gott Vater dir zum Ruhm
Flammt Deutſchlands Ritterthum
In uns aufs neu;
Neu wird das alte Land,
Wachſend wie Feuersbrand,
Gott, Freiheit, Vaterland,
Altdeutſche Treu!

Stolz, keuſch und heilig ſei,
Gläubig und deutſch und frei,
Hermanns Geſchlecht!
Zwingherrſchaft, Zwingherrnwitz
Tilgt Gottes Racheblitz —
Euch ſei der Herrſcherſitz,
Freiheit und Recht!

Freiheit, in uns erwacht;
Iſt deine Geiſtermacht;
Heil dieſer Stund'!
Glühend für Wiſſenſchaft,
Blühend in Jugendkraft,
Sei Deutſchlands Jüngerſchaft
Ein Bruderbund.

Schalle, du Liederklang,
Schalle, du Hochgeſang,
Aus deutſcher Bruſt;
Ein Herz, ein Leben ganz,
Stehn wir wie Wall und Schanz
Bürger des Vaterlands,
Voll Thatenluſt.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Lebensworte.

Zu dem vollen Roſenbaume
Sprach der nahe Leichenſtein:
„Iſt es recht in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Troſt erfüllen?“

Aus den Grüften ſagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,

Heller noch denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu ſtiften
Und ich blühe tröſtend fort
Ein lebendig Gotteswort.

Karl Lebrecht Immermann.

Liebesſegen.

Laßt mich hinein zu meinem Herrn,
Laßt mich hinein zum Alten!
Ich hab in gutem, böſem Stern
Lang mit ihm ausgehalten.

Der graue Sänger ſchlug zurück
Den Vorhang von dem Lager.
„Was willſt du, Freund, mit friſchem Blick,
Beim Siechen, bleich und mager?“

Ein Liedlein will ich ſingen dir,
Zu lindern deine Schmerzen,
Und hilft es nicht, ſo kam es mir
Doch aus getreuem Herzen!

Der Sänger rückte ſich heran
Den Stuhl zu Königs Füßen,
Und ſtimmte achtſam, und begann
In Tönen, tiefen, ſüßen.

Er ſang von ſpäter Winterszeit,
Er ſang vom Eis und Froſte,
Sang von des Schnees weißem Kleid
Durchwühlt vom kalten Oſte.

Dann aber ſang er von der Blum,
Die, in dem Schnee geboren,
Der Himmel ſich zu ſeinem Ruhm
Ausdrücklich hab erkoren.

„Wallt es im Lenz von Blüth und Duft,
Was giebt's da ſehr zu loben?
Wenn Gott im Winter Blumen ruft,
Dann werd er hoch erhoben!“

Er wollte weiter im Geſang,
Der König rief: Jetzt ende!
Und ſprang vom Bett herab, und ſchlang
Um ihn die Arm und Hände.

„Du haſts getroffen! Dir entquell,
Was frommt der Bruſt, zerriſſen,
Und von des Königs Thorheit ſoll
Allein der Sänger wiſſen!“

Er küßt ihn, der's ſo treu gemeint,
Ihn ſtreichelnd lind und leiſe,
Und durch das Fenſter ſanft beſcheint
Das Abendroth die Greiſe.

2.

Der Student von Prag.

Was klingt daher für Toſen? Welch lärmend Feſtgelag?
Des Vaters Gut verpraſſet der wilde Student von Prag,
Er ſitzt und ſinget Lieder, davor dem Menſchen grauſ't,
Die Dirne auf dem Schooße, den Becher in der Fauſt.

Der alte Diener ſchleichet herzu und flüſtert ſcheu:
Wollt ihr nicht enden, Junker? 's ſchlägt Zwölfe meiner Treu!
„Schweig ſtill, du alter Rabe, und laß dein heiſ'res Schrei'n!
So lang der Wein hier helle, will ich noch luſtig ſein.“

Auf hebt er ſeinen Becher; ein großer Wurm liegt drin:
Gott giebt ein Zeichen, Junker, o wendet Euren Sinn!
„Schweig ſtill, du alter Rabe, und krächze Andern was!
So lang die Dirne küſſet, hab' ich noch guten Spaß.“

Er will die Dirne küſſen, die auf vom Schooß ihm fährt,
Sie ſchreit, greift nach dem Herzen und ſinket todt zur Erd';
Der alte Diener ſtürzet vor ihm auf beide Kniee:
Gott giebt ein Zeichen, Junker, o ſieh das Zeichen! ſieh!

„Zur Hölle, du Unglücksvogel! Für all mein rothes Gold
Kauf' ich mir Wein die Fülle, iſt jede Maid mir hold!
So lang' der alte Thor noch, mein Vater, lebt und giebt,
Ich ſchwör's beim Höllenpfuhle, wird auch gezecht, geliebt.“

Der Diener trägt entſetzet die Leiche aus der Stub',
Auf's Lager wirft erſchöpfet ſich hin der wilde Bub';
Die Kerze flackert trübe in Streifen blauen Scheins,
Die Eulen heulen draußen, die Glocke ſchlägt halb Eins.

Da rauſchet auf die Thüre, da weht ein Grabeshauch,
Ein Schatten weht zum Lager, gleich einem bleichen Rauch;
Er blickt mit Jammermienen auf den verlornen Sohn;
Der Student knirſcht frech im Traume, er lacht mit wüſtem Hohn.

Der Schatten hebet warnend empor die Geiſterhand,
Raſch greift der Student im Traume nach dem Tuche an der Wand;
Er ſchlägt mit ſeinem Tuche nach ſeines Vaters Bild,
Da zittert und zerrinnet der Schemen irr' und wild.

Der Student fährt aus dem Schlafe mit verſtörtem Angeſicht,
In's Fenſter blickt der Morgen mit aſchenfahlem Licht;
Der Diener bringet weinend einen Brief mit ſchwarzem Rand,
Dem Studenten ſträubt die Locke, er hat die Schrift gekannt:

„Dich grüß't die Mutter, welche zur Wittwe du gemacht,
Dein Vater iſt geſtorben in dieſer letzten Nacht;
Dein Vater hat zu Tode um dich gegrämet ſich,
Und hat nicht ſterben können aus Noth und Sorg' um dich.

„Er lag im Todeskampfe ſtill einmal eine Weil',
Ich hofft' er ſei gegangen zu ſeinem ew'gen Heil,
Da ſchrie er auf: der Bube ſchlägt mich mit ſeinem Tuch!
Und gab dir im Verſcheiden, mein Sohn, des Vaters Fluch.“

Der Student von Prag läßt fallen den Brief und wanket fort;
Er ſetzet ſtumm ſich nieder an einem düſtern Ort,
Und ſchneidet mit der Scheere ab ſeiner Haare Schopf
Und nimmt in beide Hände den kahlgeſchornen Kopf.

Was klingt denn nun für Singen aus des Studenten Haus? —
Es ſind acht Leichenträger, es iſt ein Leichenſchmaus;
Sie ſingen vom Geſangbuch und trinken dazu Wein,
Der Student trinkt nicht mit ihnen und ſtimmt in's Lied nicht ein.

Albert Knapp.

Arbon am Bodenſee.

Himmelblaue Waſſerflächen,
Drin die Sonnenſtrahlen ſich
Sanft mit goldner Fülle brechen,
Seid gegrüßet inniglich! —
Truget ihr nicht einen Knaben
Einſt in euren Armen klar,
Der die Glorie von Schwaben
Und des Reiches Hoffnung war!

Dort an Bodenſee-Geſtaden,
Wo das alte Schlößlein blinkt,
Durfte Conradino baden,
Deſſen Bild uns nie verſinkt.
Wenn er jene Fluth durchſchwommen,
War er nicht dem Monde gleich,
Der vom Himmel halb verglommen
Niederſteigt ins Waſſerreich?

Nicht geahnet hats der Holde,
Als er ſpielend, wonneſam
In des Sommers Abendgolde
Durch die lauen Fluthen ſchwamm.
Friedſam wallte Lock an Locke

Um den Nacken, den ſo bald
Zu dem blutbefloßnem Blocke
Zog ſataniſche Gewalt.

Reine Wellen! ach ihr hättet
Conradino nicht ertränkt,
Hättet liebend ihn gerettet,
Wenn ein Fall ihn wo verſenkt.
Jede Fluth wär angeſchwollen,
Von mitleidger Kraft entbrannt,
Ihn auf ſanftem Arm zu rollen
An des eignen Reiches Strand.

Treibe friedlich deine Wogen,
Schöner Schwabenſee dahin,
Drin, von Jugendflor umzogen,
Einſt geſchwommen Conradin!
Friſch, wie deine keuſchen Wellen,
Geht noch ſein Gedächtniß aus,
Und wenn dich die Stürme ſchwellen,
Denken wir ans Staufenhaus:

Wie das Herrliche muß ſterben,
Eh es ewig leben kann;
Wie den Ruhm mag Niemand erben,
Der nicht Wunden erſt gewann;
Wie des Morgens ſchönſte Wolke
Sich in Wetterahnung regt,
Und ein Held nur glänzt im Volke,
Wenn er ſchlafen ſich gelegt.

Philipp Carl Joſeph Anton Johann Wilhelm Smets.

1.

Auguſtina.

Saragoſſa, Saragoſſa! Iſt der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in dir erſchallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nun vor Schmach und Schande bangen?

Saragoſſa, wie ſo ſtill iſt's auf den Mauern doch geworden?
Willſt du ſchlimmer als der Feind denn ſelber deine Freiheit morden?....
Aber ſieh, es naht ein Mägdlein, ſich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte ſchwer im Korb am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will ſie laben, will mit Speiſ' und Trank ihn ſtärken:
Weh, da muß ſie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmt, ſchwingt behend ſie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft ſie heftig, daß ich dir es Franzmann lohne!

Und der Donner, überraſchend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erſchöpften, zum Geſchütze ſich zu ſtellen.
Und, wie aufgeſchreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger ſtürmen,
Männer, Weiber, Greiſe, Kinder kämpfen ſchon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tauſend Weiſen ſchaffen,
Siedend Oel und Felſenſtücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung ſchmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleiſcht er endlich weichen,
Aus der Luft noch überſchüttet von emporgeſprengten Leichen. —
Saragoſſa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speiſ' und Trank zum Liebſten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich geſtärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebſten liegen ſah in ſeinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preiſ' in Liedern, Saragoſſa, deine Heldin Auguſtina!

2.

Heinrich Frauenlobs Beſtattung.

Zu Mainz am Mainſtrom möchte wohl
Ein braver Sänger ſterben,
Könnt' er ein ſolches Grabgeleit
Wie einſt zu Meiſter Heinrichs Zeit,
Sich wohl verdient erwerben.

Das war Herr Heinrich Lobeſan,
Ein Domherr gar in Meißen,
Der ward nach ſeiner Liederart
Zu Lob und Preis der Frauen zart
Ein Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm lohnen
Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter ſtill
Die Bahr mit ſammt dem Sarge:
Er hatt' es wohl verdient um ſie,
Ihr Lob geſungen ſpät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann ſenkten ſie den Leichnam ein
Mit lautem Weh' und Weinen,
Und Kränz' und Blumenſträuß' zu Hauf
Mit vollen Händen ſtreuten drauf, —
Die mochten's magdlich meinen!

Jedoch das Beſte kam zuletzt.
Aus großen Zubern floſſen
In Kannen blank und Becher fein
Die Ströme hell vom duft'gen Wein,
Zu Hochheim aufgeſchoſſen.

Und nun die Mägdlein allzumal
Und Frauen unverdroſſen
Aus Kanhen blank und Bechern fein,
Auch manches Thränlein tropfte drein,
Mit Wein das Grab begoſſen.

Da ward das Grab ein gold'ner See,
Die Kränze ſchwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab,
Zwar iſt's ſchon lang, daß ſich's begab,
Die Zeiten ſind vorüber!

Drum möchte wohl zu Mainz am Main
Ein braver Sänger ſterben,
Könnt' er ein ſolches Grabgeleit'
Wie einſt zu Meiſter Heinrichs Zeit,
Sich wohl verdient erwerben

3.

La Tour d'Auvergne.

Als des Feindes Todeslanze
Traf bei Neuburg im Gefechte
Frankreichs erſtem Grenadier:
Schmückten mit dem Eichenkranze
Ihn die Seinen zur Beſtattung,
Gaben auch ihm in die Rechte
Der Grenade ſchlichte Zier.

Doch ſein Herz, das nur geſchlagen
Treu und wacker hoch und muthig,
So voll Milde, ſo voll Kraft,
Haben ſie davon getragen,
Daß es immer ſie begleite
Zu den Schlachten kühn und blutig,
Auf der Fahne heilgem Schaft.

Und ſo oft herbei ſie kamen,
Wenn zum Aufruf laut geworben.
Trommelwirbel auf und ab,
Hörte man den theuren Namen
Stets zuerſt: La Tour d'Auvergne!
Und der Ruf: Er iſt geſtorben
Auf. dem Schlachtfeld! Antwort gab.

Doch, es will ſofort der Kaiſer,
Daß im Haus der Invaliden
Ruhen ſoll das Heldenherz.
Laut erſt murren ſie, dann leiſer,

Sinnend rächende Vergeltung;
Von dem heil'gen Pfand geſchieden
Sind ſie dann in ſtummem Schmerz.

Und als drauf zum neuen Kriege
Rief gen Oeſtreich ſeine Heere
Mächtig auf Napoleon,
Folgten ihm, zum Tod und Siege
Stets bereit die alten Schaaren;
Drohend wie Gewitterſchwere,
Zogen ſie zum Rheine ſchon.

Doch nicht ſo die Grenadiere,
Die geführt in zwanzig Schlachten
Frankreichs erſter Grenadier:
Bis die Fahne wieder ziere
Jenes Heldenherz des Hauptmanns,
Würden ſie des Rufs nicht achter.
Aus des Kaiſers Hauptquartier.

Kaum hat der dies Wort gehöret,
Naht er ſchnell, im düſtern Grimme
Ritt die Reihn er auf und ab;
Und er ſprach: es ſei gewähret!
Beſſer doch, ich dezimirt' euch! —
Und die Schaar mit dumpfer Stimme:
Auf dem Schlachtfeld: Antwort gab.

Sieh, nun prangt das Kleinod wieder,
Gleich dem Sinnbild heilger Rechte,
Auf der Fahne ſammt dem Aar.
Schlacht beginnt, — drauf Siegeslieder! —
Doch, dem Todeswort verfallen,
Fiel im blutigen Gefechte
Auch der zehnte Theil der Schaar.

XII.

Deutſche Dichter von 1830 bis 1844.

Auguſt Graf von Platen-Hallermünde.

1.

Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unſere Seele, Handlung
Iſt der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyriſche Dichter.

Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer ſich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Drama's
Schöpfer den Schauplatz:

Aber Pindar's Flug und die Kunſt des Flaccus,
Aber dein ſchwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt ſich uns nur langſam in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß.

Jenen ward blos geiſtiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umſchwärmten Putztiſch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menſchheit, doch es geſellt ſich ihnen
Selten freundſchaftsvoll im Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefſinn.

2.

Das Grab im Buſento.

Nächtlich am Buſento liſpeln, bei Conſenza, dumpfe Lieder,
Aus dem Waſſer ſchallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes beſten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier ſie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken ſeine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Buſento reihten ſie ſich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben ſie ein friſches Bette.
In der Wogen leeren Höhlung wühlten ſie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüſtung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und ſeine ſtolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächſe wüchſen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale ward der Fluß herbeigezogen,
Mächtig in ihr altes Bette ſchäumten die Buſentowogen.
Und es ſang ein Chor von Männern: ſchlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers ſchnöde Habſucht ſoll dir je dein Grab verſehren!
Sangen's und die Lobgeſänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze ſie, Buſentowelle, wälze ſie von Meer zu Meere.

Hans Friedrich Maßmann.

Leben und Sterben fürs Vaterland.

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb' und Leben,
Mein deutſches Vaterland.

Mein Herz iſt entglommen,
Dir treu zugewandt,
Du Land der freien Frommen,
Du herrlich Hermannsland.

Ach Gott! Thu erheben
Mein jung Herzensblut
Zu friſchem, freud'gem Leben,
Zu freiem frommen Muth!

Laß' Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu ſterben
Für's heilge Vaterland!

Karl Eduard von Holtei.

Trinklied.

Sitzen wir in heit'rem Bunde,
Bei der Flaſchen Honigſeim,
Geh'n die Gläſer in die Runde,
Aus dem Munde geht ein Reim.
Rundum zieht
Lied auf Lied;
Ohne Liebes Luſt und Klage
Giebt's kein deutſches Zechgelage;
Sänger, haltet gleichen Schritt,
Trinker, ſingt den Rundreim mit.

Lied, auf deinen Doppelſchwingen
Steig' ich in des Aethers Blau,
Hör' im Unglück Sphären klingen,
Trink' im Elend' Morgenthau.
Wenn du ſchwebſt,
Mich erhebſt,
Mir gehören Erd und Sonne,
Mir die ganze Welt der Wonne.
Sänger, haltet ꝛc.

Eins nur macht mich manchmal bange,
Macht mich demuthsvoll und ſtill:
Ob dem wechſelnden Geſange
Wohl die Welt auch lauſchen will?
Aber nein,
Hab' ich Wein,
Bin ich frei von ſolchen Sorgen,
Hier ſind Lieder wohl geborgen;
Sänger, haltet ꝛc.

Iſt ein Lied nicht eine Blume
Aufgeblüht bei Frühlingsweh'n?
Kann es denn zu langem Ruhme,
Wie ein Baum ſo ſicher ſteh'n?
Es verklingt,
Darum ſingt,
Ohne Gram und ohne Reue,
Singt nur immer wieder neue!
Sänger, haltet ꝛc.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Deutſchland über Alles.

Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es ſtets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zuſammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etſch bis an den Belt.
Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutſche Frau'n und deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten ſchönen Klang,
Und zu edler That begeiſtern
Unſer ganzes Leben lang.
Deutſche Frau'n und deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutſche Vaterland!
Darnach laßt uns Alle ſtreben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieſes Glückes,
Blühe, deutſches Vaterland!

Wolfgang Menzel.

Zur Roſenzeit.

Die Liebe bleibt, wie Roſen, immer neu,
Ob ihre Blüthe morgen auch vorbei
Und wir von geſtern keiner uns erinnern.

Die Lieb' iſt voll, wie einer Roſe Schooß,
Woraus ſich hundert Blätter ringen los,
Und hundert andere glühen noch im Innern.

Die Lieb' iſt feurig, wie ein Roſenblatt,
Das ſeine Flammen angezündet hat
Am erſten Morgenſtrahl der Himmelsroſe.

Die Lieb' iſt himmliſch, wie ein Bild genau
Vom Himmelsrund in jedem Tröpfchen Thau
Die Roſe trägt in ihrem tiefen Schooße.

Die Lieb' iſt ſüß, wie würz'ger Roſenduft,
Der unſichtbar beſeelt die warme Luft
Und trunken macht die honigdurſt'gen Bienen.

Doch Lieb' iſt kurz auch, wie der Roſe Tag,
Der ſchneller endet, als der ſüße Schlag
Der Nachtigall, die ſie beweint im Grünen.

Auguſt Kopiſch.

1.

Der Mäuſethurm.

Am Mäuſethurm um Mitternacht
Des Biſchofs Hatto Geiſt erwacht:
Er fliegt um die Zinnen im Höllenſchein,
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen haſt du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht:
Drum wird jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuſelein.

Du flohſt auf den Rhein, den Inſelthurm,
Doch hinter dir rauſchte der Mäuſeſturm!
Du ſchloſſeſt den Thurm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür,

Sie fraßen die Speiſe, die Lagerſtatt,
Sie fraßen den Tiſch dir und wurden nicht ſatt!
Sie fraßen dich ſelber zu Aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn ſchwirrend dein irrender Geiſt erwacht,
Er fliegt um die Zinnen im Höllenſchein,
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

2.

Das Kloſter Himmelreich.

„Nimm an den Ring, ihn trug mein Schweſterlein,
Eh' zu dem See ſie ging im Herthahain,
Wo ſie der Göttin Opfer mußte ſein!" —

Friedhilde ſank zurück, wie lichter Schnee;
Der Jungfrau Mutter aber ſprach: „„O weh!
Ihr ſeid kein Chriſt, ihr opfert in dem See?!""

„Viel edle Frau, Herr Siegbert, ſei mir mild:
Bin ich kein Chriſt, doch trag' ich Speer und Schild
Und herzlich lieb' ich eu're Friedehild!" —

Held Siegbert ſprach: „„Geh Griſo, werd' ein Chriſt,
Schwör' ab den Götzenfrohn, in dem du biſt:
Dann wird Friedhilde dein, in kurzer Friſt!"" —

Der Jüngling geht und — kehret nimmermehr!
Friedhilde weint: es ſtirbt ihr Vater hehr,
Die Mutter auch, da weinet ſie noch mehr! —

„Will Gott mich einſam, will ich einſam ſein!
Ade, ade, du Burg auf hohem Stein,
Im Walde bau' ich mir die Wohnung mein!"

Nun überwölbten Eichen ihr Gemach,
Die harten Felſen ſangen all' ihr nach,
Wenn ſie am Kreuz davor laut betend ſprach.

Mild ward ihr Schmerz allda in wenig Zeit:
Vom Kreuz herab troff Himmelsſüßigkeit,
Und Frieden kam und nahm ihr alles Leid.

Auch auf den Wald kam Frieden weit und breit:
Da that kein Thier dem andern was zu Leid,
Und Ur und Bär ſtand vor ihr wie gefeit.

Und Singevögelein bauten Neſter hier,
Und Hirſch und Reh und allerlei Gethier,
Das ſchüchtern iſt, fand Ruh in dem Revier.

Und, brach ſie einen grünen Zweig, ſo kam
Das All' heran und Jedes aß und nahm,
Sie heilete ſie auch, — war Eines lahm.

Was ſie gepflanzt trug reichlich überall:
Grub ſie im Gärtlein, flog die Nachtigall
Ihr auf das Haupt und ſang mit ſüßem Schall.

Trat ſie im rothen Morgenlicht hervor,
Sang jedes Vöglein mit ihr Morgenchor:
Am höchſten ſtieg der Lerche Lied empor!

Von Blum' und Blüthe duftete der Hain
Und Bienenſchwärme flogen aus und ein
Durch ihre Zell' und bauten Waaben drein.

So lebte ſie allda in Einſamkeit:
Da kam einſt, um die Abendglockenzeit,
Ein Engel, und ſie war zum Tod bereit.

Der betete mit ihr, und als ſie ſchwieg,
Sank hin der Leib und ihre Seele ſtieg
Empor zum Himmel, aus der Erde Krieg.

Da kam rings jedes Vögelein heran
Und hing die Flüglein, als der Himmelsmann
Ihr ſtilles Grab zu graben nun begann.

Da kamen Hirſch' herzu und Elenn' auch
Mit ihren Schaufeln aus dem grünen Strauch
Und gruben mit allda, nach Menſchenbrauch.

Und als ſie in der Ruheſtätte war,
Trug jeglich Thier ein grünes Zweiglein dar,
Die Vöglein aber Blumen in ihr Haar.

Der Engel legte nun den Stein hinauf
Und ſchrieb ſodann der Frommen Lebenslauf
Mit wunderbarer Himmelsſchrift darauf.

Einſt jagte Griſo einen Hirſch zu Wald,
Der machte bei Friedhildens Grabe Halt,
Des Helden Speer verlor da die Gewalt!

Denn als er mächtig ihn erhub und da
Die wunderbare Schrift am Grabe ſah:
War ihm Friedhildens Friedenszauber nah,

Und ſchuf ihn um, den Kühnen, daß er gleich
Abſchwur die Götzen, fromm und mild und weich
Er baut' ein Kloſter da: das Himmelreich;

Thät Buße drinn und ſchor ſein blondes Haar
Und lebt' im Himmelreiche manch ein Jahr,
Bis dann ſein Ende wie Friedhildens war.

3.

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine ſtehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher ſprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn iſt nicht ſo ſchwer.
Wo ſteht der Feind?“ — „„Der Feind? — dahier!““
„Den Finger drauf, den ſchlagen wir!
Wo liegt Paris?“ — „„Paris? — dahier!““
„Den Finger drauf! das nehmen wir!

Nun ſchlagt die Brücken übern Rhein
Ich denke der Champagnerwein
Wird, wo er wächſt, am beſten ſein!“

Oskar Ludwig Bernhard Wolff.

1.

Segen.

Ich ſoll dich beten lehren, ſüßes Kind!
Das lehrt ſich nicht — es lebt im Menſchenherzen,
Daß wir bei unſ'rer Luſt, bei unſern Schmerzen
Des Blicks nach oben ſtets bedürftig ſind.

Als deine Mutter dich, mein Kind, gebar
Und man in deines Vaters Arm dich legte,
Als ſich zum erſten Mal dein Leben regte,
Das nur geahnt von uns, erhofft nur war:

Da ſchwieg ich, denn zu voll war meine Bruſt;
Ich hatte nur des Dankes heiße Zähren:
Die Gottheit fleht' ich, viel noch zu gewähren —
Viel braucht ich nun, was ſonſt ich nicht gewußt.

Doch Worte fand ich nicht — ich ſchlug den Blick
Für dich, mein Erſtgeborenes, nach oben, —
Es fühlte ſich mein Geiſt emporgehoben,
Als könnt' ich deutlich leſen dein Geſchick.

Und wie ich ſo, mein Kind, für dich gefleht,
Und Angſt und Luſt dem Himmel anvertraute,
Wie deine Mutter ſegnend auf dich ſchaute,
So ſei dein ganzes Leben — ein Gebet!

2.

Kampf der Zeit.

Der Greis.

So großer Haß! ſo wilder Streit der Meinung!
Und wofür kämpft Ihr denn mit ſolcher Wuth?
Nur ein Phantom iſt's, leeren Trugs Erſcheinung,
Das nimmermehr auf feſtem Grunde ruht.

Ihr nennt es Freiheit; doch Ihr bleibt die Knechte
Des eignen Sinns: Ihr ſeht nicht die Gefahr,
Daß Euer Treiben Eure Nerven ſchwächte;
Ihr findet nicht auf ſolcher Bahn das Rechte. —
Ach! leider iſt es nicht mehr, wie es war.

In meiner Jugend war Genuß des Lebens,
War Luſt am Daſein, herrſchte heit'rer Scherz;
Nach Euern Freuden rennet ihr vergebens,
Denn ihr bewahret nicht vor Haß das Herz:
O kehrt zurück, vernehmt von meinen Tagen,
Von meinen Freuden, ungetrübt und klar:
Wir kannten Eins nur: innerſtes Behagen;
Ihr aber müßt ſchon jetzt mit Thränen klagen:
Es iſt nicht mehr ſo, Freunde, wie es war. —

Der Mann.

Genug! Genug! Du kannſt uns nicht verſtehen!
Der Jahre Laſt hat deine Gluth gedämpft:
Du haſt uns auf dem Schlachtfeld nicht geſehen,
Als den Tyrannen wir mit Luſt bekämpft.
Da waren wir des deutſchen Vaterlandes
Getreue Söhne! eine heil'ge Schaar,
Jedweden Glaubens und jedweden Standes,
Die feſten Fäden eines feſten Bandes. —
Wohl iſt es jetzt nicht mehr ſo, wie es war.

Doch kennſt du nicht den Grund. — Wir aber wiſſen,
Was man uns einſt gelobt — und was man brach.
Was man, als Zwingherrnketten wir zerriſſen,
Mit glattem Wort und heuchleriſch verſprach.
Und das ſchmerzt tief — allein, es will das Leben
Entſagung — und den Unſern droht Gefahr,
Wenn wir mit Ernſt nach unſern Rechten ſtreben;
So mag die Klage ſelbſt uns Tröſtung geben:
Es iſt nicht mehr ſo, Freunde, wie es war.

Der Jüngling.

O heil'ge Freiheit! hör' nicht die Verlornen;
Der Mammon iſt allein ihr Fürſt und Gott;
Uns, deine Diener, deine Auserkohrnen,
Verfolgen ſie mit ungerechtem Spott.
Sie wollen raſcher Jugend nicht gewähren,
Was ſie doch zu erreichen nie gewußt;
Wir aber knie'n an deinen Hochaltären,
Wir wollen uns an deinen Brüſten nähren,
Und dich erringen, ſei die höchſte Luſt.

Zwar tadelt uns der Feigen großer Orden,
Sie ſprechen unſerm erſten Wirken Hohn;
Doch wir ſind auf dem Schlachtfeld alt geworden,
Und deine Siegeskrone ſchmückt uns ſchon.
Jedwede Waffe gilt uns gleich: wir ſtreiten
Im offnen Kampf; wir ſind die heil'ge Schaar,
Die Auserleſenen, ſind die Geweihten,
Und unſer Ruf durchſchmett're alle Zeiten:
Es iſt, Gottlob! nicht mehr ſo, wie es war!

Die Zeit.

Vereinet Euch — das Gut liegt in der Mitte,
Nach dem Ihr Alle ſtrebt — mit mir zieht fort!
Du Jüngling ehre du der Väter Sitte!
Greis! gönne du der Jugend auch das Wort!
Du aber, Mann! Dir ziemt ſich's, ernſt zu walten. —
Sei du der Kette Ring in der Gefahr. —
Dann wird ſie feſt, dann wird ſie ewig halten;
Dann wird ſich herrlich Euer Ruf geſtalten:
Es iſt, Gottlob! weit beſſer, als es war.

Die Poeſie.

Und wenn zu drückend oft der Kampf des Lebens,
Wenn trüb und dunkel euch die Gegenwart,
Dann flüchtet euch zu mir, wo, nicht vergebens,
Auf ſüßen Troſt ihr fromm und gläubig harrt.

Ich will euch grüßen mit den reinſten Tönen,
Ich öffne euch den Himmel, hell und klar,
Will mit dem Haß der Erde euch verſöhnen,
Denn in dem heitern Reich des wahrhaft Schönen
Da bleibt es ewig, Freunde, wie es war.

I.

Der fliegende Holländer.

Es peitſcht der Sturm die Wellen ſo wild
Und jagt das Schiff mit Macht.
Blitz hellt das Dunkel — doch kein Bild
Kein Sternbild blickt durch die Nacht.

Was auf dem Schiffe Leben hat,
Das hilft an Segel und Maſt.
Weh', wenn die brauſende Welle ſich naht,
Die wüthend den Lebenden faßt.

Sie ſchlägt von der einen Seite heran
Und wirft ſich über den Bord,
Und nimmt den vergeblich ſich ſträubenden Mann
Als einen Todten mit fort.

Der Sturm brauſt lauter und lauter auf,
Die Segel ſind noch nicht herein.
Wer klettert die ſchwankenden Leitern hinauf
Und zieht die flatternden Segel ein?

Da raſ't der Sturm ſo wüthend ſchnell
Und beugt und bricht den Maſt.
Es leuchtet dazu ſo gelb und hell
Der Blitz, der unheimliche Gaſt.

Und immer wilder und wilder wühlt
Das aufgeregte Meer.
Der Sturm iſt[illegible], der kein Erbarmen fühlt
Und das Schiff ſchleudert hin und her.

Da — da — und weggeſpült iſt das Boot,
Nun Alles verzweifeln muß.
Sie beten — ſie fluchen in banger Noth
Und löſen Schuß auf Schuß.

Da ziſchet der Blitz noch einmal übers Meer,
Und zeigt den dräuenden Felſenriff.
Halt an! ſeht dort! was rauſcht daher
Mit vollen Segeln? Es iſt ein Schiff!

Sie rufen, ſie ſchießen, es kommt heran,
Durchkreuzet raſch die wüthende See.
Jetzt ſeh'n ſie es Alle — jetzt langt es an —
Es iſt der fliegende Holländer, Weh!

Das Schiff ſo ſchwarz, und die Maſten ſo,
Die Segel ſo ſchwarz wie der Tod;
Am Steuer der Böſe, lacht ſchadenfroh
Ob der armen Schiffbrüchigen Noth.

Der Donner rollt, der Blitz löſcht aus,
Und an den Himmel ſchlägt ihr Geſchrei;
Das Beten, das Fluchen, — Angſt und Graus —
Und der fliegende Holländer jagt vorbei.

Die Sonne ſcheint auf's weite Meer,
Sie bringt den Morgen ſtill herauf;
Die Wellen fluthen ruhig her,
Die Fiſche tauchen ſpielend auf.

Verſtummt iſt der Armen banges Geſchrei;
Gerad' in derſelben Zeit und Stund',
Als der fliegende Holländer jagt vorbei,
Da ging das arme Schiff zu Grund.

Heinrich Heine.

1.

Die Loreley.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Dem Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley gethan.

2.

Belſatzar.

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtummer Ruh lag Babylon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß;

Dort oben in dem Königsſaal'
Belſazar hält ſein Königsmahl;

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein!

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht',
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Gluth,
Im Wein' erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort';

Und er brüſtet ſich frech, und läſtert wild;
Die Knechtenſchaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit ſtolzem Blick';
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehova's geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand;

Und er leert ihn haſtig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit ſchäumendem Mund:

„Jehova! dir künd ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!“

Doch kaum das grauſe Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Buſen bang.

Das gellende Lachen verſtummte zumal;
Es wurde leichenſtill im Saal'.

Und ſieh'! und ſieh! an weißer Wand
Buchſtaben von Feuer, und ſchrieb und ſchwand.

Der König ſtieren Blick's da ſaß,
Mit ſchlotternden Knieen und todtenblaß.

Der Knechtenſchaar ſaß kalt durchgraut,
Und ſaß gar ſtill, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch Keiner verſtand
Zu deuten die Flammenſchrift an der Wand.

Belſatzar ward aber in ſelbiger Nacht
Von ſeinen Knechten umgebracht.

3.

Das Jägerhaus.

Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald, unter rauſchenden Bäumen,
Wandle ich ſchweigend umher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhaus;
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Forſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

4.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchaun die Prozeſſion?"

„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör und ſeh;
Ich denk an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh."

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Cöln am Rheine,
Da geht die Prozeſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie ſingen beid' im Chore:
Gelobt ſeiſt du, Marie!

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr beſtes Kleid;
Heut hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel kranke Leut.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferſpend,
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund;
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir ſei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch iſt ſie todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund.

Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeiſt du, Marie!“

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten ſo laut.

Da lag dahin geſtrecket
Ihr Sohn und der war todt;
Es ſpielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, ſie wußte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe;
Gelobt ſeiſt du, Marie!

5.

Die Waſſerleute.

Wohl unter den Linden erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſchen und Mädel,
Da tanzen zwei, die niemand kennt,
Sie ſchaun ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Purpurlilie,
Die wächſt nur tief im Meeresgrund —
Ihr ſtammt nicht aus Adams Familie.

Ihr ſeid der Waſſermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab Euch erkannt beim erſten Blick
An Euren fiſchgräthigen Zähnen.“

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir, warum ſo naß der Saum
An Eurem weißen Gewand iſt?

Ich hab Euch erkannt beim erſten Blick
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Mühmchen, die Nixe.“

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die beiden.
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

Niclaus Vogl.

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich ſitzt am Vogelheerd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tauſend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Gluth.

In Wieſ' und Feld und Wald und Au
Horch, welch' ein ſüßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die ſüße Nachtigall!

Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich d'rein:
„Wie ſchön iſt heut die Welt!
Was gilt's? Heut gibt's 'nen guten Fang
Er lugt zum Himmels Zelt.

Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn'
Das blondgelockte Haar,
„Ei doch! was ſprengt denn dort herauf
Für eine Reiterſchaar?“

Der Staub wallt auf, der Hufſchlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott! Die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!“

„Ei nun! — Was gibt's?“ — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht ihr, Herrn? ſagt an.“

Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn! —
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! — Hoch
Des Sachſenlandes Stern!“

Dieß rufend, knie'n ſie vor ihn hin
Und huldigen ihm ſtill,
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„S'iſt deutſchen Reiches Will'!“

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt,
„Du gabſt mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie dir's gefällt.“ —

Philipp Heinrich Welcker.

An die Unzufriednen im Vaterland.

Wenn die Zeit auch ſchlecht geworden,
Wenn auch Pilger, weggewandt,
Von den tauſend Schiffesborden
Fluchen ihrem Vaterland,
Wenn auch an dem heimſchen Herde
Dich der Unmuthsalp befällt: —
Daß dir leicht die Seele werde,
Braucht es einer neuen Welt?

Iſt dir nicht noch viel geblieben
Das nach Jammer und Verluſt
Du noch ehren, du noch lieben,
Du noch ewig preiſen mußt? —
Haſt du von den vielen Träumen
Keinen mehr, der muthbelebt,
Wie von des Gebirges Säumen
Himmelauf, ein Adler, ſchwebt?

Kannſt du nirgends hier noch faſſen
Eine Hoffnung, deutſcher Mann,
Eh du wanderſt, muthverlaſſen,
Uebers Meer in fernen Bann?
Giebts kein Herz mehr, keine Klauſe
Und kein Grab mehr, Deutſchlands Sohn,
Wo noch gern dein Kummer hauſe,
Gern noch deine Liebe wohn'?

Wenn dich heiße Wunden brennen,
Einen Fluß doch, der ſie kühl',
Einen Berg doch wirſt du kennen,
Zu ermannen dein Gefühl, —
Einen Sang, nach welchem lauſche
Gern dein Ohr, und einen Hort,
Einen Wald doch, welcher rauſche
Dir ein hohes Glaubenswort!

Fliegt dir ungehört die Kunde
Großer alter Zeit vorbei?
Treu noch iſt Natur! Im Bunde
Mit ihr bleibt der Edle frei.
Sieh es kommt ſchon die Aurore
Ferner Tage, wundergleich,
Und mit offnem Friedensthore
Auf ein beßres deutſches Reich!

Franz Freiherr Gaudy.

Wer weiß wozu das gut iſt?

Freund, was machen Ihre Muſen? —
„Ruhen. Ich ſtudire Sprachen.“ Wie? —
„Ja, der Kamtſchadalen und Tunguſen.“ —
Gott! weshalb denn juſt grade die? —
„Ei, wer kann es mir verkünden,
Was im Schooß der Zukunft ruht?
Ob nicht einſt für unſre Sünden —
Kurz, wer weiß wozu das gut?“

Thorheit! Doch zu andern Dingen.
Auf Sie rechn' ich bei der Jagd. —
„Nichts. Ich lerne wie man Schlingen
Zu dem Fang der Zobel macht.“ —
Zobelfang in unſern Kiefern?
„Möglich, daß ich als Tribut
Einſt noch muß manch Dutzend liefern —
Kurz, wer weiß wozu das gut?“

Aber Freundchen, welche Schrollen?
Eingeſchenkt, ein einzig Glas! —
„Trinken Sie, ſo viel Sie wollen.
Mein Getränk iſt Schnaps und Quaß.
Spritzen übe man bei Zeiten,
Eh' den Giebel packt die Gluth.
Vorher muß man ſich bereiten —
Kurz, wer weiß wozu das gut?“

Adelheid von Stolterfoth.

1.

Rheiniſches Leben.

Am Rhein weht ſüßes Leben
Aus längſt vergangner Zeit,
Ich ſehe Geiſter ſchweben
In alter Herrlichkeit,
Ich höre Lieder klingen
Mit wunderbarem Gruß,
Die leiſ' ich wieder ſingen
Und wieder träumen muß.

Seh ich den Vogel ziehen
Hoch durch der Lüfte Blau,
Und ſeh ich Schiffe fliehen
In fernes Nebelgrau:
Iſt mirs als ob im Fluge
Ein Wort der Vogel ſingt,
Als ob im ſchnellen Zuge
Vom Schiff ein andres klingt.

Hier flüſtern Geiſterworte
Aus leichtbewegter Fluth,
Dort um die Kloſterpforte,
Wo Pilger einſt geruht.
Und wenn die Höhen glänzen
Im ſtillen Mondenſtrahl,
Beginnt in Rebenkränzen
Der Elfentanz zumal.

Doch ſchau ich an der Mauer
Verfallner Burg hinauf,
So ſteigt ein leiſer Schauer
In meinem Buſen auf;
Denn in den öden Trümmern
Tönts bald wie Kampf und Sturm,
Bald hör' ichs leiſe wimmern
Aus dem Verlies am Thurm.

Bald reden Erz und Steine
Von der Vergangenheit,
Bald ſagt das Volk am Rheine,
Die Mähren alter Zeit.
Wir erbten manche Sage
Und glaubten ſie getreu,
Wer wagt die ſchnöde Frage,
Ob ſie wohl Wahrheit ſei?

Treu meld' auch ich den andern
Was ich einſt hört' und fand,
Wer es nicht glaubt mag wandern
In unſer ſchönes Land.
Und auf den Höhn und Gründen
Lauſch' er am Abend ſtill,
Das Herz kann immer finden,
Wenn es nur ſuchen will.

2.

Drei Romanzen.

Der Wanderer.

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da ſtand ich oft und ſah hinab ins Land,
Da träumt ich oft von dir im Morgenſchein,
Mein ſüßes Lieb und dacht am Abend dein.

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da gabſt du weinend mir die weiße Hand,
Dein Vater trieb mich fort und ſagte: geh;
Mein Lieb, mein Lieb, wie thut das Scheiden weh!

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da hab ich mich noch einmal hingewandt,
Ein grünes Zweiglein reiß ich ſtill mir ab,
Das ſoll man legen einſt zu mir in's Grab.

Der Krieger.

So muß ich ſterben fern vom Vaterland,
Verbluten hier im heißen Wüſten-Sand, —
Araberſäbel blitzen um mich her,
Mein Aug' iſt dunkel, und mein Haupt iſt ſchwer!

Verzeih dir Gott, du Mann, der mich vertrieb
Verzeih dir Gott — denn treu iſt mir mein Lieb',
Du brichſt zwei Herzen um dein ſchnödes Gold,
Verzeih dir Gott! das haſt du nicht gewollt.

O Eichenzweig! du ruhſt auf meiner Bruſt,
Verdorrt und welk wie jede Freud' und Luſt,
Mein brechend Aug' erliſcht in Todesnacht,
O Lieb, mein Lieb — treu hab ich dein gedacht!

Das Grab.

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Da ſitzt ein Greis und ſtarrt hinab ins Land,
Zu ſeiner Seite ruhet trüb und bleich
Das einz'ge Kind, an Gold und Schätzen reich.

„Noch eine Bitte, Vater, thu' ich dir"
„„O Tochter! alles ſei gewährt von mir"" —
So laß mein Grab an dieſer Stelle ſein,
Bald, bald, mein Vater, laß ich dich allein." —

Wo die drei Eichen ſtehn am Bergesrand,
Schaut niemand mehr hinab in's weite Land.
Ein kleines Grab mit einem Marmorſtein
Glänzt dort im Abendroth und Morgenſchein

3.

Das rechte Wort.

Tief auf des Rheines Grunde
Da liegt ein goldner Hort,
Du findeſt ihn zur Stunde,
Weißt du das Zauberwort,
Das rechte Wort, zu halten
Mit einem einzgen Klang
Die mächtigen Gewalten
Des Stroms in ſeinem Gang.

Im Thale liegt vergraben
Ein Schwert, das immer ſiegt,
Und wer es könnte haben,
Hätt' bald die Welt bekriegt.
Ein Wort nur muß erſchallen,
Dann ſpringt der Boden auf,
Und aus den Felſenhallen
Glänzt hell der Stahl herauf.

Und droben auf den Bergen
Da liegt in dunklem Schacht
Ein Schlüſſel, der von Zwergen
Und Gnomen wird bewacht;
Er öffnet alle Pforten,
Und iſt auf immer dein,
Weißt du von tauſend Worten
Das rechte nur allein!

Wie hab ich ſchon geſonnen
Vergebens manches Jahr,
Und Wort um Wort begonnen,
Bis es ein Liedlein war.
Doch immer noch verborgen
Sind Schlüſſel, Schwert und Hort,
Und was ich ſang mit Sorgen
War nie das rechte Wort.

Karl Egon Ebert.

Schwerting der Sachſenherzog.

Der Schwerting, Sachſenherzog, der ſaß bei Feſtesmahl,
Da ſchäumten Weine perlend in eiſernem Pokal,
Da rauchten Speiſen köſtlich in eiſernem Geſchirr,
Da war von Eiſenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting ſaß,
Mit ſtaunender Geberde die Eiſenketten maß,
So dieſem niederhingen von Hals und Bruſt und Hand,
Und dann die Eiſenſpangen am ſchwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was ſoll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu ſolcher Tafelrund?
Als ich herab gezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand.

„Herr König, Gold dem Freien, und Eiſen für den Knecht
Das iſt der Sachſen Sitte, und ſo allein iſt's recht.
Ihr habt in Eiſenbande der Sachſen Arm gezwängt;
Wär' eure Kette gülden, ſie wäre längſt geſprengt.

Doch mein' ich, giebt's noch Mittel, zu löſen ſolches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz.
Das muß den Arm befreien, gefeſſelt hundertfach,
Das muß den Eidſchwur löſchen und tilgen niedre Schmach!"

Als ſo der Fürſt geſprochen, da traten in den Saal
Zwölf ſchwarze Sachſenritter, mit Fackeln allzumal.
Die harrten ſtumm und ruhig auf Schwertings leiſes Wort,
Und ſprangen dann in Eile, die Brände ſchwingend, fort.

Nicht lang, da ſcholl von unten zu Herrn und Gaſtes Ohr
Ein Kniſtern und ein Praſſeln von Feuerswuth empor,
Nicht lang, da ward's im Saale gar ſchwül und ſommerheiß,
Und: „'s iſt die Stund' gekommen," ſprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn ſtark:
„Halt!“ ſteh' und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält' es dem rauhen Gegner, der unten praſſelt, ſtand,
Dein ſei die Sachſenkrone, dein ſei das Sachſenland!“

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre ſinkt in Trümmer, die Lohe ſchießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut:
„Herr ſei den Seelen gnädig, die ſelber ſich befreit!“
Der Herzog doch ſieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König ſinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, du ſtolzer Sieger! erzittre, feiges Herz
So löſt man Eiſenbande, ſo ſchmilzt dein mächtig Erz!“
Er ruft's, und ihn erfaſſet der Flamme wild Geſaus,
Und nieder ſtürzen alle, und nieder ſtürzt das Haus.

Paul Achaz Pfizer.

Andreas Hofer.

Der Sandwirth der's ſo gut verſtanden,
Wie man das Wild auf Alpen hetzt,
Hat ſich vom Streit mit Söldnerbanden
Zu Insbruck an den Tiſch geſetzt,
Und ſeine kecken Schützen liegen
Des Rufs gewärtig, müd vom Siegen.

Da regt ſichs drängend in den Gaſſen,
Vermiſchte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge faſſen,
Und Jung und Alt erwartend ſchaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lebehoch dem Sandwirth bringen.

Doch er, des Landes Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:

„Laßt das, ich bin ein ſchlichter Schütze,
Und wenn ich ſelbſt der Kaiſer wär;
Ihr ſolltet einen Höhern preiſen,
Daß er uns beiſteht — wills euch weiſen."

Drauf faltet er die rauhen Hände
Und Jeder auf den Knien fleht,
Daß Gott des Sieges Engel ſende;
Viel tauſend Seelen ein Gebet!
Die Kämpfer ziehn — und wenig Stunden
So ſtrömt ihr Blut aus friſchen Wunden.

Und ſoll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das iſt der Fluch von unſern Sünden,
Daß er, der feſt am Glauben hing,
Verlaſſen ſtarb den Tod der Schächer,
Und fand nur droben einen Rächer.

Doch nun der Sandwirth ausgeſtritten,
Seit ihm die Kugel ſchlug durchs Herz,
Kränkt euch der Tod, den er gelitten,
Er aber ſchwang ſich himmelwärts,
Und jagt wohl, wo die Sterne blitzen,
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

Alexander, Graf von Würtemberg.

1.

Das Gewitter.

Des Himmels Jägerruf erſcholl
In fernen Donnerſchlägen,
Aus ſchwarzen Wetterwolken quoll
In ſchweren Tropfen Regen.

Ich ſtand in tiefer, dunkler Schlucht,
Auf einen Bock zu blatten;
Es hüllt der Eiche Blätterwucht
Mich ein in düſtre Schatten.

Vom Wetter aufgeſchreckt, in Haſt
Kam ſcheu das Reh geſprungen;
Mein Blei hat ſchnell das Ziel erfaßt,
War ihm ins Herz gedrungen. —

Zumal das laute Wetter ſchlug,
Vom Sturme hergetragen.
Der große Jäger auf dem Zug
Hat wohl ein Wild erſchlagen. —

2.

Aus den Liedern des Sturms.

Nordpol.

Am Nordpol jagt' ich einſt
Des Eismeers ſtarre Berge,
Den Wallfiſchfängern ſchlug
Ich draus kryſtallne Särge.

War eine wahre Luſt,
Die Rieſen zu zerſtören,
Bei ihrem jähen Sturz
Dem Donnern zuzuhören.

Ich trieb ein tolles Spiel
Mit eiferſüchtgen Wogen,
Die die Giganten ſchnell
Zu ſich hinunter zogen.

Am Ufer eine Reih'
Von überhängigen Felſen
Macht lüſtern mich ſogleich
Nach ihren ſchlanken Hälſen.

Ich brach ſie ſpielend ab,
Am Ufer zu zerſchellen
Mit der gewaltgen Wucht
Die eiserſtarrten Wellen.

Schon wollt' ich weiter ziehn
Von jenen rauhen Klippen,
Da ſah ich einen Troß
Von lebenden Gerippen.

Die Mannſchaft eines Schiffs,
Das ſich hier feſtgefahren,
Gefangen in dem Eis
Seit manchen bangen Jahren.

Gewiſſen Hungertod
Sie ſahen vor der Thüre,
Hilft ihnen kein Gebet
Und keine rauhe Schwüre.

Ich ward zum erſten Mal
Begrüßt mit keinem Fluche
Wie ſonſt, wenn ich die Herrn
Auf hoher See beſuche.

Zum erſten Male hallt
Die öde Küſte wieder,
Die ich von Eis befreit,
Vom Ton der Jubellieder.

Das hat mein Herz erfreut,
Ich zähmte meine Wellen,
Und ſchenkte gute Fahrt
Den jubelnden Geſellen. —

Karl Johann Philipp Spitta.

Abendfeier.

Wie iſt der Abend ſo traulich,
Wie lächelnd der Tag verſchied;
Wie ſingen ſo herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müſſen wohl ſchweigen,
Kein Ton iſt Blumen beſcheert,
Doch, ſtille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und ſchaue,
Iſt Abendandacht. Im Strom
Spiegelt ſich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und alles betet lebendig
Um eine ſelige Ruh,
Und alles mahnt mich inſtändig:
O Menſchenkind, bete auch du!

Ludwig Bechſtein.

1.

Vrai amour ne change.

Ballade.

War ein Graf des Frankenreiches,
Ohne Falſch und ohne Trug;
Dem in Minne traut ein gleiches
Edles Herz entgegenſchlug.
Doch — er zog ins heil'ge Land;
Treue ſchwur mit Mund und Hand:
Vrai amour ne change. : | :

Durch Italiens blüh'nde Gauen
Zog der biedre Rittersmann.
Holde Mädchen, glüh'nde Frauen
Blickten ihn verlangend an.
Treue bleibt von Untreu fern;
Hell im Herzen flammt ſein Stern:
Vrai amour ne change. : | :

Mit den Sarazenenhorden
Kämpft der Ritter, wie ein Leu,
Aber ach — gefangen worden
Iſt der Held, ſo ſtark und treu.
Auch in Kerkernächte fällt
Sternenſtrahl, der mild erhellt:
Vrai amour ne change. : | :

Und die Sultanstochter ſahe,
Wie der treue Ritter litt;
Und ſein Leid geht ihr ſo nahe,
Daß ſie zärtlich zu ihm tritt.
Doch — ſie lieben — kann er nicht.
Und er dankt ihr heiß, und ſpricht:
„Vrai amour ne change.“ : | :

Thränen fallen auf die Ketten,
Ihren Augen ungewohnt.
Wahre Liebe weiß zu retten,
Wenn auch Gegenlieb' nicht lohnt.
„Ziehe hin und wandle frei!
Denke mein — und bleibe treu!“
Vrai amour ne change.“ : | :

Seine Heimath grüßt der Ritter,
Grüßt der Liebſten Schloß erfreut.
Aber ach! wie gallenbitter
Iſt der Kelch, den Heimath beut!
Seiner Theuern brach das Herz
Herbes Sehnen, Trennungsſchmerz.
Vrai amour ne change. : | :

O wie ſchien ihm nun das Leben
Troſtlos öde, fahl und ſchal,
Und wie werth es hinzugeben!
Bald — erlag ſein Herz der Qual.
Auf des Grafen Leichenſtein
Gruben ſie den Schildſpruch ein:
Vrai amour ne change. : | :

2.

Der Graf von Klettenberg.

Zech-Romanze.

„Trinkt Brüder! Trinkt mit Wohlbehagen,
Und wer von uns zuletzt wird gehen,
Die güldne Kette ſoll er tragen,
Kann er nur irgend aufrecht ſtehen!

Und ob er auch ein wenig wanke,
Dies Kleinod nehm er hin zum Danke!
Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

So klang es in der Ritterhalle
Zu Ellrich, voll von ſtarken Mannen.
Die wackern Kämpen tranken alle,
Leerten der Humpen viel und Kannen.
Das güldne Kleinod ſahn ſie blinken;
Sie mußten ringen, ſingen, trinken.
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Ein Goldpokal ging in die Runde
Von Hand zu Hand, nach Rang und Ehren,
Stets friſch gefüllt von Mund zu Munde,
Und jeder thät ihn oftmals leeren.
Sie ſaßen feſt, die wackern Zecher;
Sie klangen an, die Lanzenbrecher,
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

So ging die frohe Becherreiſe
Wohl mehr als eine Stunde fort;
Bis endlich aus dem Zecherkreiſe
Hier einer ſank und einer dort.
Doch immer hielten noch Kumpane
Im Feld des Weingotts hoch die Fahne.
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Und bis auf Zwei nun lagen alle
Die Streiter dort, gefällt vom Wein;
Rings drehte ſich um ſie die Halle. —
„Das Kleinod — Bruder — es iſt — Dein!"
So rief der Eine, faſt ſchon fallend,
Zum Andern, kaum ſich haltend, lallend:
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Und ſammelt ſeine letzten Kräfte
Und ſchlingt's dem Bruder um den Hals
Drauf, nach vollendetem Geſchäfte
Sinkt er zu Boden, ſchweren Falls.
Der Graf von Klettenberg, der Sieger
Singt dankend zu dem Unterlieger:
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Und ſchwingt, geziert mit güldner Kette
Sich wankend auf ſein Roß geſchwind;
Das trabet fort — zu heilger Stätte,
Und kreiſchend fliehen Weib und Kind.
Die Orgel klingt zu frommer Weiſe,
Der trunkne Ritter ſummet leiſe:
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Mit Schreck erfüllt es die Gemeine,
Zornbräuend ſteht der Prieſter Schaar.
Es dröhnen dumpf Metall und Steine,
Vom Roſſeshuf am Hochaltar.
Der Ritter wird den Fehl kaum inne,
Er ſchwankt und wankt mit düſtern Sinne.
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Dem lieben Gott verdroß dies Schallen,
Und nahm ſich's an für Hohn und Spott,
Und gleich ließ die vier Eiſen fallen
Dem Rößlein ab der liebe Gott.
Jetzt trabte fort das Röſſlein ſachte;
Der Ritter ſang nicht mehr, er dachte:
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!" : | :

Von Klettenberg, der edle Grafe
Fand ſeinen Weg und ritt nach Haus!
Zu Bette legte ſich der Brave,
Und ſchlief den ſtarken Brummer aus.

Es war ihm wüſt und ſchlecht zu Muthe,
Doch ſang im Traume noch der Gute:
„Trinkt Brüder, trinkt
Bis der Letzte ſinkt.“ :|:

Und hat nachher auch unverdroſſen
Noch manchen guten Trunk gethan,
Mit Zechkumpanen und Genoſſen,
Und ließ ſich gar nichts fechten an.
Iſt als ein frommer Chriſt verſchieden
Wohlſeliglich. Er ruh' in Frieden †!
„Trinkt Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“ :|:

3.

Deutſcher Sängergruß.

Sänger willkommen! Willkommen ihr Alle,
Nah her und fern her zum Feſte gewallt,
Daß aus der Lieder melodiſchem Schalle
Blühe dem Leben ein edler Gehalt.
Sänger willkommen! Ihr traget, wir tragen
Banner der Liebe, der Freude durch's Land,
Herzen begeiſternd, die freudig uns ſchlagen;
Dichtung bekränzt uns mit ſegnender Hand.

Aber nicht Dichtung allein ſoll uns Flammen
Streuen auf's Haupt, ſoll uns weihen den Mund:
Vaterlandsliebe ſoll Allen zuſammen
Gelten als Lade vom heiligſten Bund.
Vaterlandsliebe! Wie Harfen der Engel
Klingt uns das Herzen durchglühende Wort!
Denkt nicht des Trüben, nicht denket der Mängel,
Denket der Treue und hütet den Hort.

Sondert euch nur nicht nach Fahnen und Farben
Und nach Provinzen ſondert euch nicht!
Sond'rung ſchlägt Wunden, die langſam vernarben;
Söhne Germania's, ſondert euch nicht!

Deutſche, ſeid Deutſche! Was braucht ihr der Bänder?
Eintracht nur ſei allumſchlingendes Band!
Gönnet den Mächt'gen die Scepter der Länder,
Unſer iſt Deutſchland, das einige Land.

Unſer iſt Deutſchland, dem Treue wir ſchwören!
Treue der Sitte, der Ordnung, dem Recht.
Jubelt es laut in kraftbrauſenden Chören,
Pflanzet den Schwur von Geſchlecht zu Geſchlecht.
Singet und ſagt es, ſie ſollen es hören
Ueber dem Rhein, und wo immer es ſei,
Wo ſie mit Liſten uns wollen bethören:
Deutſchland iſt einig, iſt ſtark und iſt frei.

4.

Der Himmelsbote.

Ein Wandrer ſchritt ich einſame Pfade
Durch düſtern Hochwald unter knorrigen Föhren;
Die Wipfel rauſchten und die Felskaskade,
Sonſt war in meiner Nähe nichts zu hören.

Kein Vogel ſang, es ward kein Laut vernommen,
Tief unter mir ließ ich die Eiſenhämmer,
Die Hütten, denen ich vorbeigekommen,
Der Heerden Läuten, das Geſchrei der Lämmer.

Den höchſten Gipfel ſtrebt' ich zu gewinnen
Zur Zackenkrone klomm ich aus dem Thale.
Der Nebel floß um ihre ſtarren Zinnen
Und wich nicht vor der Morgenſonneſtrahle.

Glatt war der Pfad, feucht troff es von den Zweigen,
Des Berges Haupt war wolkenüberſchattet;
Ich ſchauerte in dem erhabnen Schweigen,
Und fühlte mich vom ſteilen Pfad ermattet.

Doch ſtieg ich aufwärts in das Reich der Lüfte;
Den Fels erklomm ich, meines Berges Krone,
Wand mich empor durch Spalten und Geklüfte,
Und wählte ſeine Zinne mir zum Throne.

Dort ſaß ich raſtend, hochaufathmend, lange,
Der Thau des Morgens perlt' in meinen Locken,
Mein Herz ſchlug laut vom angeſtrengten Gange —
Aus tiefer Ferne klangen Kirchenglocken.

Dem Porphyrgrat entgrünten mannichfaltig
Stein- und Korallenmooſe, roth von Spitzen,
Graugrüner Byſſus, Flechten, vielgeſtaltig;
Und Farrenkraut kroch aus den feuchten Ritzen.

Hier hatten Geier Mahlzeit ſchon gehalten,
Vom Marder fand ich Fährten ſeiner Klauen.
Ein naher Baum ſtand ganz vom Blitz zerſpalten;
Doch Menſchenſpur war keine zu erſchauen.

Und ich verſenkte mich in ſtilles Denken:
Was birgſt du dich ſo tief in Einſamkeiten?
Wer heißt dir, hier herauf den Schritt zu lenken?
Wer heißt dir, dieſe Klüfte zu beſchreiten?

Was ſuchſt du hier in wilder Bergesöde,
Und zeigeſt ihr dein unwillkommnes Bildniß?
Mit Grauen ſieht, im Wahn, daß Jeder tödte
Den Menſchen ſtets das ſcheue Thier der Wildniß!

Und haſt du Schmerz vielleicht, und haſt du Klagen?
Treibt Haß dich fort aus deinen niedern Gründen?
Mußt du das Niedrige zur Höhe tragen
Und kommen, ihr dein irdiſches Leid zu künden? —

Auf ſolche Fragen an mich ſelbſt gerichtet,
Rang Antwort ſich aus meines Herzens Tiefen:
Mein Innres hat ein großer Schmerz vernichtet,
Und Stimmen auferweckt, die lange ſchliefen.

Wie Berg und Thäler — ſo hab' ich empfunden —
Von nächtlichem Gewölk ſind überſchleiert,
So liegt die Menſchheit unſichtbar gebunden,
Und träumt nur, daß ſie Siegesfeſte feiert.

Sie richtet nicht mehr ihren Blick nach oben,
Sie ſucht kein göttlich Vorbild ihres Wandels;
Sie wird nicht mehr durch Poeſie erhoben,
Sie ward ein Sklave des Verkehrs, des Handels.

Die Dichter müſſen ſich in Oeden flüchten,
Verkündend Wüſten ihres Herzens Ahnen;
Die Menſchen lauſchen nicht mehr den Gedichten,
Erſchütternd wirken jetzt nur — Eiſenbahnen. —

Doch als ich ſo voll Schmerz zu mir geſprochen,
Im Innern denkend mancher lieben Dichtung,
Ward meiner Klagen Ausbruch unterbrochen
Und umgelenkt des Sinnes trübe Richtung.

Denn um die Felſen plötzlich floß ein Schimmer,
Und ein Arom, ſüß, wie von Veilchenſteinen.
Es dufteten die rieſigen Porphyrtrümmer
Und einen Engel ſah ich mir erſcheinen.

Ja, einen Engel, wie ſie Dichter malen;
Von göttergleicher Anmuth übergoſſen,
Glich er ſo ganz den hohen Idealen,
Und war von einem Aetherkleid umfloſſen.

Im klaren Auge ſchwamm ihm milde Feuchte,
Verkünderin von Liebe, wie von Treue.
In ſeiner Rechten trug er eine Leuchte,
Die Linke hob er zu der ew'gen Bläue.

Die Leuchte war ein Stab, drauf eine Flamme
Entbrannt war, wie von einer Naphthaquelle;
So nahte die Geſtalt dem Felſenkamme,
Und von ihr aus floß überird'ſche Helle.

„Wer biſt Du?“ fragt' ich, mich vom Fels erhebend,
So freudig wie der Adler ſchwebt vom Horſte;
„Wer biſt Du, deſſen Anblick ſo belebend?
Des Nähe heiligt dieſe rauhen Forſte?“

„Biſt du die Liebe, holde Lichterſcheinung?
Biſt du das Licht, du liebliches Gebilde?
Lebſt mit Unſterblichen du in Vereinung,
Und grüßeſt ſegnend irdiſche Geſilde?

„Biſt du die Wahrheit, die im Sonnenrothe
Einhertritt, rings die Nebel zu verſcheuchen?
Biſt du die Freiheit, holder Himmelsbote,
Und naheſt, alle Feinde dein zu beugen?"

„O ſprich, o ſprich! auf daß mein Mund dich nenne,
Da deines Anblicks ich gewürdigt werde!
O gieb mir Kunde, daß ich dich erkenne,
Und von dir zeugen kann auf dieſer Erde!" —

Da, göttlich mild den Blick zu mir gewendet,
Als habe ſie Süßliebes mir zu ſagen,
Sprach die Geſtalt zu mir, der faſt geblendet:
„Nun will ich Antwort geben deinen Fragen:"

„Ich bin die Liebe, ja, die allerbarmend
Vom Himmel ſteigt, Erlöſung zu verkünden.
Ich bin das Licht, das froh die Welt umarmend
Die Pfade hell macht den Verirrten, Blinden.

„Ich bin die Wahrheit auch, die rings erhellend,
Der Lüg' und Finſterniß Dämonen bändigt.
Prometheus, der, ſelbſt ewgem Licht entquellend
Der Menſchheit Himmelsfeuer eingehändigt.

„Die Freiheit bin ich, die verheißungsreiche,
Der Menſchheit öffnend des Weltfriedens Pforte!"
Des Sprechers Angeſicht, das ſonnengleiche
Erflammte höher noch bei dieſem Worte.

„Ich bin die Macht, die euer Aug' entſiegelt,
Und euern Blick durchs Meer der Sterne lenkte,
Die ſtarrer Berge finſtern Schoos entriegelt,
Und Gänge für euch unter Strömen ſprengte."

„Ich bin der Lehrer der gedankenſchnellen
Verkündigungen eurer Telegraphen,
Ich leite ſicher über Meereswellen
Zum fernen Port die Wucht des Pyroskaphen.“

Ich bin die Macht, die raſtlos vorwärts ſchreitet,
Die mit Titanenſchritten weiter wandelt,
Die Segensſchwingen übern Erdkreis breitet,
Die Völker nähert, für ſie denkt und handelt.

Ich liebe, lehre, ſegne, ſorge, ſtärke,
Erfinderin bin ich, aus Gott geboren,
Ich bin ein Schöpfer ewig hoher Werke,
Zum Genius der Menſchheit auserkoren.“

So klang das Wort, die Felſen fühlt ich ſchüttern,
Und ſah die göttliche Geſtalt entſchweben.
Zwar fiel ich auf mein Angeſicht mit Zittern,
Doch fühlt ich mich durchpulſt von friſchem Leben.

Nie hatte noch ſo froh mein Herz geſchlagen,
Ich wünſchte Schwingen mir, ihr nachzufliegen,
Prophetiſch blickt ich nach der Zukunft Tagen,
Und ſah ſie gottgeſegnet vor mir liegen.

Und leuchtend lagen unter mir die Länder,
Die ich vom Felsgrat überſchauen konnte,
Die Städte, Dörfer, und der Flüſſe Bänder,
Und grüne Wälder, magiſch hell beſonnte.

Die Welt erſchien im jungen Roſenlichte,
Entledigt aller Schlacken, aller Rohheit,
Und nun erſt werth unſterblicher Gedichte,
Verklärt durch edle Sitte, Geiſteshoheit. —

Und als ich dieß geſchaut, was ich verkündet,
Stieg ich begeiſtert wieder in die niedern
Gefilde meiner Heimath, gluthentzündet,
Und dieſes Wort ſprach ich zu meinen Brüdern:

„Ihr ſollt nicht immer um die Blüthen klagen,
Die Zeit und Schickung von dem Weltbaum wehen;
Nach neuen, friſchen Blüthen ſollt ihr fragen
Nach junger Kräfte freud'gem Auferſtehen!“

„Was auf der Berghöh ich erſchaut, beweiſt es,
Und ward zur Richtſchnur neugebornen Strebens,
Der höchſte Aufſchwung nur des Menſchengeiſtes
Iſt auch die höchſte Poeſie des Lebens.

5.

Ein thüringſcher Dichter.

Ich ſitze hoch auf dem Inſelbergſtein
Und überſchaue das Land, das *mein*.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Da liegt es, da liegt es zu Füßen hier,
Ich ſchwur ihm Treu' und es huldigt mir.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Die deutſche Sage, ſo lieb und traut,
Thront neben mir, meine hohe Braut.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Mein Kämmerer ſchmückte den Thron uns ſchön
Mit Purpurblumen der Heimathhöhn.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Mein Truchſeß Bergwind trägt mir im Nu
Ambroſia würziger Düfte zu.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Mein Erbſchenk dorten, der Murmelquell
Er beut mir Nektar, lauter und hell.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Mein Erzmarſchall, der treue Genoß
Heißt Frohmuth, er zäumt mir das Flügelroß.
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Und ſollt' ich ein Uſurpator ſein,
Weil ſtolz ich ſage: dieß Land iſt mein!
Ich bin der Fürſt des Gebirges!?

Sei euer im Berge das todte Metall,
Mein iſt im Berge der Wiederhall!
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Sei euer der Wald, wie weit ihr ihn ſchaut,
Sein Rauſchen iſt mein und ſein Flüſterlaut!
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Sei euer der Fiſch in des Baches Kryſtall,
Mein iſt ſein Plätſchern, ſein Silberfall!
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Sei euer der Heerden wandelnde Zahl,
Mein iſt ihr Glockengeläut durchs Thal!
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Sei euer die Veſte, das Dorf, die Stadt,
Mein iſt der Thron auf dem Porphyrgrat!
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

Sei euer Gethier, Gehölz und Geſtein,
Die Herzen, die Herzen, die Herzen ſind mein!
Ich bin der Fürſt des Gebirges.

II.

Aus einer neuen Naturgeſchichte der Stubenvögel.

Fragmente.

Rothfutter.

Rothfutter iſt ein allgemeines,
Das müſſen die Gefangnen freſſen.
Unmöglich iſt es, jedem ſeines
Nach eignem Wunſche zuzumeſſen.

Wer giebt Oſtindiens Sämereien
Den Sängern, die von Oſten kamen?
Wer reicht den Vögeln aus Braſilien
Der Paranayba-Wälder Samen?

Allmählig lernt ſich jeder Magen
Mit unſrer magern Koſt begnügen,
Magen und mager ſind zwei Stämme
Die einer Wurzel Schoos entſtiegen.

Nur gieb bisweilen etwas Grünes,
Das freut die Vögelein herzinnig.
Da denken ſie des frühern Glückes;
Ach, etwas Grünes iſt ſo ſinnig.

Wenn Schickſal uns die Koſt der Nöthen
Bei Druck und Mangel reicht mitunter —
Miſcht ſanft erbarmend uns die Hoffnung
Mit milder Hand was grünes drunter.

Hauptregel.

Vogeltoby, füttre Er
Seine Vögel nicht zu ſehr,
Denn ſie werden ſonſt zu fett,
Und dann ſingen ſie nicht mehr.

Lerche ſteigt nur dann empor,
Wenn ihr Kropf und Magen leer.
Nur ſo lang ſingt Nachtigall
Als das Herz ihr ſehnſuchtſchwer.

Sehnſucht lebt in Sängerbruſt,
Wie der Delphin lebt im Meer,
Und des Daſeins Räder treibt
Liebe — und noch ein Begehr.

Ach, manch Werk der Poeſie
An Gedanken hoch und hehr,
Hat der Mangel nur erzeugt
Mit der Sorge im Verkehr.

Darum, wer Singvögel hält,
Nehme dieſes ſich zur Lehr:
Stets iſt weisliche Diät
Der Verfettung Gegenwehr.

Rang.

Rang? Sogar im Vogelreiche?
Ei, fürwahr, das will ich meinen!
Weislich ſind zu unterſcheiden
Stets die Großen von den Kleinen.

Von den Schreiern ſind die Sänger
Wohl zu ſondern, und zum Täuber
Kannſt du nicht den Falken ſperren,
Nicht die Beute zu dem Räuber.

Fremde gelten mehr als Heime;
Stolz zum Staar ſprach einſt ein Sittig:
„Wurden wir auf einem Leime
Denn gefangen? Matz! Ich bitt' Dich!“ —

Manche ſind, die gern verſtecken
Ihre Neſter tief in Dornen.
Andre bauen hoch und hecken;
Dieſe ſind die Hochgebornen.

Viele zeigen ſtolz im Putze
Federnpracht an Leib und Schwänzen,
Wären ſie auch ſonſt nichts nutze
Als im Kabinet zu glänzen.

Darum iſt Syſtem ſo wichtig,
Darum ward Linnés berufen,
Art und Ordnung recht und richtig
Zu beſtimmen, Gattung, Stufen.

Erſt die Geier ſammt den Aaren,
Dann die Falken, dann die Eulen,
Dann die Raben, Spechte, Staaren,
Alles wußt' er einzutheilen.

Erſt die Großen, dann die Schönen,
Papageien, die nur ſchwatzen;
Gimpel mit gelernten Tönen,
Ortolanen dann und Spatzen;

Und zuletzt — die edeln Geiſter,
Und die beſten im Geſange.
O Linné, du weiſer Meiſter!
Sänger ſtehen tief im Range.

Der Thurmfalke.

Er horſtet hoch auf alten Thürmen
Die noch aus Vätertagen ſtehen.
Er trotzt der Zeitenflügel Stürmen
Die um die grauen Warten wehen.

Sein Kleid iſt einfach, ſeine Sitten,
Sind Sitten eines rothen Sperber.
Auf Höfen iſt er ſchlecht gelitten,
Iſt artiger Manier Verderber.

Grau iſt die Farbe ſeines Kleides;
Die Frau erſcheint roſtbraunen Glanzes,
Das Männlein, wie das Weiblein, beides,
Trägt ſchwarz die Federn ſeines Schwanzes.

In ſeiner Heimath iſt er mäßig,
Frißt Spatzen, Mäuſe, Käfer, Grillen.
Gefangen wird er gern gefräßig,
Und thut dem Wärter viel zu Willen.

Durch Taubenfleiſch, Wildpret und Lebern
Könnt ihr ihn ſehr zutraulich machen,
Und oft, bei koſtfrei biedern Gebern,
Hört ihr ihn gleich den Täuber lachen.

Die Freiheit lernt er leicht vergeſſen,
Und er bekommt kein Sehnſuchtfieber.
Ein warmes Neſt, ein leckres Freſſen
Und guter Trunk, das iſt ihm lieber.

Zum Aus- und Einflug in die Städte
Läßt er dadurch ſich leicht gewöhnen.
Nur mit dem Zwang der Etikette
Lernt er ſich etwas ſchwer verſöhnen.

Doch lebt mit Hunden und mit Katzen
Verträglich ſonſt er auf dem Hofe.
Er wird zum Dank ein wenig kratzen,
Und necken wird er deine Zofe.

Karl Grüneiſen.

1.

Abendmahlslied.

Jeder Tag hat ſeine Plage,
Jedes Herz hat ſeine Klage,
Jedes Haus hat ſeine Laſt;
Aber Stärkung und Begabung
Fließet allen aus der Labung,
Herr, die du bereitet haſt!

Leſ' ich in des Herzens Mitte,
Folg ich jedem meiner Schritte,
Den ich rechts und links gethan,
O ſo kann ich dem Erquicken
Heut nur mit geſenkten Blicken
Und gebeugter Seele nahn!

Aber du willſt mit den Deinen
Dich im heilgen Feſt vereinen
Und ihr Wirth voll Gnade ſein;
Dann wird dem lebendgen Glauben
Frucht der Aehren, Saft der Trauben
Wunderbar zum Heil gedeihn.

Ach wer ſollte ſich nicht gerne
Aus der Nähe, von der Ferne,
In die Zahl der Gäſte reihn?
Ach wer hätte nie empfunden,
Wie das kranke Herz geſunden
Kann bei deinem Brod und Wein?

Drum in herzlichem Verlangen
Komm ich heute mitgegangen,
Komme bittend allermeiſt:
Daß du mir zu eigen geben
Wolleſt, als dein wahres Leben,
Deinen werthen heilgen Geiſt;

Daß, gleichwie mit der Gemeine
Heut' ich als dein Gaſt erſcheine,
Du bei mir auch kehreſt ein,
Nicht als Gaſt nur Herberg nehmen,
Nein in Gnaden dich bequemen
Mögeſt, immer da zu ſein!

Tief geſegnet wall ich weiter,
Weil du ſelbſt mir Schutz und Leiter
In des Lebens Luſt und Qual;
Was ich wünſche, was ich ſinne,
Was ich leide, was beginne,
Sei mir ernſt wie dieſes Mahl!

Auch wodurch ich mich erfriſche,
Nähr und ſtärk am eignen Tiſche
Oder in der Freunde Zahl,
Sei mir dann, weil du zugegen
Täglich biſt mit Zucht und Segen,
Heilig durch dein Abendmahl!

2.

Eberhard im Bart.

Es ſaßen einſt zu Worms am Rhein
Der Kaiſer Max bei frohem Mahl
Und um ihn her in bunten Reihn
Die deutſchen Fürſten ohne Zahl.
Da duften rings die Braten friſch,
Da perlt der Wein zum Becherklang.
Und um den reich beſetzten Tiſch
Erſchallt Trompet und Feſtgeſang.

Schon labte ſich der heitre Muth
An mancher Rede froh und traut
Und von dem edlen Rebenblut
Alsbald ward jede Zunge laut.
Und wie ſie nun ein Bruderbund
Umjauchzt den kaiſerlichen Hort,
Da that mit Lächeln ſeinen Mund
Der Pfälzer auf und ſprach das Wort:

„Ihr Herrn, wer rühmt ein Erbe ſein
Gleich mir? von meinen Höhn ergießt
Aus vollem Borne ſich der Wein,
Der Allen heut zur Labe fließt.
Wie herrlich iſts, von dieſen Höhn
Hinunter nach dem alten Rhein
Auf's fruchtgeſchwellte Land zu ſehn
Bei einem ſolchen Glaſe Wein!“

Drauf ſprach der Sachſe ſtreng und ſchlicht:
„Hat euch allein das Glück gelacht?
Wohl auf den Bergen ſind ichs nicht,
Doch unten tief im Bergesſchacht.
Ich nenn euch gültigen Erſatz:
Seht nur mein liebes Sachſen an!
Iſt nicht das Eiſen auch ein Schatz,
Das ich im Schweiße mir gewann?“

Dann hub der Baiern Kurfürſt an:
„Nicht Wein noch Eiſen iſt mein Glanz;
Doch ſteh auch ich nicht hintenan
In deutſcher Fürſten ſtolzem Kranz.
Seht der Paläſte kühnen Bau,
Der Gotteshäuſer Kuppelreihn,
Die Burgen ſeht in jedem Gau —
Und dieſes Alles nenn ich mein!“

So rühmte, wie's begonnen ward,
Sich Jeder nach der Reihe fort,
Und kam zuletzt an Eberhard,
Den Grafen Würtembergs, das Wort:

„Faſt ſollt ich ſchämen mich, ihr Herrn
Vor eurer Länder prunkem Schein!
Doch wollt ihr hören, preiſ' ich gern
Auch meines Landes Edelſtein!

„Verirr ich mich in einem Wald,
In einem dichten, finſtern Tann,
Und kommt des Weges alſobald
Ein Würtemberger mir heran,
So leg' ich mich in ſeinen Schooß
Und ſchlafe ſanft und ſicher ein;
Und ſel'ger als im Fürſtenſchloß
Wird mein erquickt Erwachen ſein.“

Da blickten ſie den frommen Herrn
Mit großen Augen ſtaunend an,
Und reichten ihm den Preis ſo gern
Und ſchämten ſich vor ſolchem Mann;
Er aber ſtrahlte licht und hehr
Und ſo von Luſt und Liebe warm,
Als ob er juſt entſchlafen wär
In eines Würtembergers Arm.

3.
Sternbilder.
Der Becher.

Wer aus ſchimmerndem Pokale
Gern ſich labt mit hellem Sinne,
Blicke Nachts bei frohem Mahle
Aufwärts nach der Himmelszinne.
Unter all den tauſend Zeichen
Winkt ein Becher ſeinem Munde.
Möcht' er nicht das Glück erreichen,
Den zu ſchlürfen bis zum Grunde?

Wer von dieſem Wein getrunken,
Hat den Durſt geſtillt auf immer;
Und ſein Blick, in's All verſunken,
Labt ſich an der Gottheit Schimmer.

Der Mond.

Unter Allen, die dort prangen
Seh' ich einſam Einen ſchleichen;
Und ſo blaß ſind ſeine Wangen,
Daß ſie mir das Herz erweichen.

Schöner Jüngling! welche Trübe
Hemmt den friſchen Strom des Lebens?
Iſt's das Glück geträumter Liebe,
Das du ſuchſt, und ach! vergebens?

O willkommen dann; und werde
Bruder mir und Troſt dem Herzen,
Daß allein nicht auf der Erde
Solche Thränen ſind und Schmerzen!

Die Locken der Berenice.

(An Irene.)

Deine Locken — kannſt du's träumen? —
Die du jüngſt dir aufgebunden,
Hab' ich in des Himmels Räumen
Heute wiederum gefunden.

Ja! dein Haar, das glänzend weiße,
Hat dem Himmel ſo gefallen,
Daß er's trug in ſeine Kreiſe,
Seit du's nimmer ließeſt wallen.

Scheint's doch, daß zum Kranz der Lichter
Er dich ſelbſt noch rauben werde; —
Dann verlöre wohl der Dichter
Seinen Himmel auf der Erde.

Die Leier.

(An Irene.)

Wenn ſie grauſam dich entrücken,
Wird mein Leben hier verſchwinden;
Ewig werd' ich aufrecht blicken,
Bei den Sternen es zu finden.

Doch vielleicht, wirſt du's verlangen,
Ruft den Dichter man zur Leier,
Die dort oben aufgehangen,
Harrend auf die ſchönſte Feier.

Und dann jubeln im Gewimmel
Alle Sphären luſtentglommen,
Nun mit dir ein neuer Himmel
In den Himmel iſt gekommen!

Ludwig Halirſch.

1.

Die Geiſtermeſſe.

Wer iſt der dunkle Reitersmann,
Den nie ein Schlaf erquicket?
Kein Menſchenantlitz ſchaut er an,
Kaum hat ihn eins erblicket;
Er zieht ſo kalt und todt dahin,
Als hätt' er für kein Leben Sinn,
Und aus den Augen flammt es doch
Von allen wilden Lüſten noch!

Der hat wohl nie an Gott gedacht,
Weil's ihm vor Kirchen grauet;
Drum liebt er nur die Mitternacht,
Weil er dem Tag nicht trauet.
Vielleicht treibt gar ein Brudermord
Den düſtern Fremdling fort und fort —
Vielleicht ein Einbruch — Freundverrath —
Vielleicht noch eine ſchwärz're That!

Horch! ächzt die Geiſterſtunde nicht
Herüber da vom Thurme,
So lang', wie wenn ein Leben bricht
Im tollen Sündenſturme?

Er hört's und achtet nicht darauf,
Schlägt wohl gar noch ein Lachen auf,
Ein Lachen, das die Nacht erſchreckt,
Die alle ihre Todten weckt! —

Jetzt ſteht er vor dem Gotteshaus,
Weit offen ſind die Thore,
Viel tauſend Lichter ſchau'n heraus,
Und laut ertönt's vom Chore:
„Halleluja! Halleluja!
Der Herr iſt groß, der Herr iſt nah!"

Und wie er nun ſo mitten ſteht
In den geweihten Hallen,
Wo kein lebend'ger Odem weht
Und Sang und Klang doch ſchallen;
Da kommt ihn der Gedanke an:
Er ſteh' am Ende ſeiner Bahn!
Und was er that und was er ließ,
Es packt ihn jetzt mit Wolfsgebiß. —

Nicht lange währt's, ſo höret er
Ein helles Glöcklein klingen,
Voll wird das Haus, das erſt ſo leer,
Und tauſend Zungen ſingen,
Und tauſend Schatten fahl und bleich,
Entwinden ſich dem Geiſterreich,
Zu feiern in der Mitternacht
Des Herren Kraft, des Herren Macht.

Und manch bekanntes Auge blickt
Dem fremden Gaſt entgegen,
Und immer ärger preßt und drückt
Die Macht, der er erlegen;
Mag dies dein gemordeter Bruder ſein?
Droht dir nicht dort der Vater dein?
Schau' doch — des Freundes blaſſer Mund
Klagt ob gebroch'nem Treuebund!

Da packt es ihn mit Rieſenkraft
Und ſchüttelt ſeine Glieder:
„Du Lebender in Todtenhaft,
Sink in den Staub danieder!
Dein Maaß iſt voll, die Zeit verrinnt,
Von allen, die verſammelt ſind,
That Keiner das, was du gethan,
Der kaum mehr Gnade hoffen kann!“

Jetzt öffnet ſich die Sakriſtei,
Der Prieſter giebt den Segen,
Und lieſ't die Meß' mit heilger Weih',
Und Keiner mag ſich regen —
Blut wird der Wein, Fleiſch wird das Brod,
Die Nahrung thut ſelbſt Geiſtern Noth;
Zuletzt noch funkelt die Monſtranz
In jedes Herz den Gottesglanz.

Auch in das ſchwarze Sünderherz!
Gebet wird ja ſein Weinen,
Und ſchüchtern ſchaut er himmelwärts
Zum Vater aller Reinen. —
Wohl dir, wohl dir, ſolch' Thränenfluth
Macht alle deine Frevel gut.
Die Geiſtermeſſe hörteſt du:
Sie ward geleſen deiner Ruh!

2.

Bitte.

Ich ſah bei Sturm und Gewitter
Eine luſtige Hochzeit gehn;
Ich ſah eine traurige Leiche
Beim ſeligſten Frühlingswehn;

Auf dem Schlachtfeld hört ich oft jubeln
Trotz der blutigſten Todesqual,
Und im Faſching hört ich oft weinen,
Trotz dem feſtlich geſchmückten Saal.

Auf alten verwitterten Trümmern
Stand ein Greis mit trunkenem Scherz;
Und im Roſenwäldchen daneben
Schoß ein Sohn ſich die Kugel durchs Herz;

Wie oft hat die ſeligſte Freude
Dich zum weinenden Kinde gemacht,
Und wie oft, im bitterſten Leide,
Haſt ſchallend du aufgelacht!

So iſt der Menſch und das Leben —
Drum bitt ich euch, tadelt es nicht,
Wenn die Luſt zu euch mit Thränen,
Und der Schmerz mit Lachen ſpricht!

Nicolaus Lenau.

(Nicolaus Niembſch Edler von Strehlenau.)

1.

An den Frühling.

1838.

Lieber Frühling ſage mir,
Denn du biſt Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einſt zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungeſtümer Haſt,
Frißt die Eiſenbahn herein,
Dir ein ſchlimmer Gaſt.

Bäume fallen links und rechts,
Wo ſie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geſchlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küſſe deinen letzten Kuß,
Frühling ſüß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeſchwind und ſchnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüt und Andacht unters Rad,
Sauſend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Menſch die Freiheit ſich,
Die erſehnte Braut?

Lohnt ein ſchöner Freudenkranz
Deine Opfer einſt!
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie ſcheinſt?

Oder iſt dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unſrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Feſſelſchmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, ſchweißend Glied an Glied
Unſer Eiſenband?

Brauſt dem Zug dein Segen zu,
Wenns vorüber ſchnaubt?
Oder, Frühling, ſchüttelſt du
Traurig einſt dein Haupt?

Doch du lächelſt freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben ſoll
An die Bahn des Heils.

Amſelruf und Finkenſchlag
Jubeln drein ſo laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die erſehnte Braut.

2.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieſeneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit ſeiner Blitze Flammenruthen
Peitſcht er ſchneller die beſchäumten Fluthen,
Daß ſie ſtürzen mit empörtem Grimme.

Indianer ſtehn' am lauten Strande,
Lauſchen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgeſtöhne,
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend ſeine Jahre,
Die zwei Andern ſeine ſtarken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und ſein Blick ſich dunk'ler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel ſchwärzen,
Und ſein Aug' verſendet wild're Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er ſpricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf ſie fuhren,
Die einſt, Bettler, unſern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch' dienſtbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felſenriffe,
Das ſie nicht hat in den Grund geſchmettert!"

„Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unſ're Küſte mit Verderben.

Nichts hat uns die Räuberbrut gelaſſen,
Als im Herzen tödtlich bitt'res Haſſen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen ſterben!“

Alſo ſprach der Alte, und ſie ſchneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf ſie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen ſie weithin die Ruder,
Armverſchlungen Vater, Sohn und Bruder,
Stimmen an, ihr Sterbelied zu ſingen.

Laut ununterbroch'ne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, ſturmesmunter,
Und die Männer kommen, feſtentſchloſſen,
Singend ſchon dem Falle zugeſchoſſen,
Stürzen jetzt den Katarrakt hinunter.

3.

Seemorgen.

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle;
Und brauſend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir ſo ſchnelle.

Die Wogen ſtürzen ſich heran;
Doch wie ſie auch ſich bäumen,
Dem Schiff ſich werfend in die Bahn,
In toller Mühe ſchäumen.

Das Schiff voll froher Wanderluſt
Zieht fort unaufgehalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh ich die Fluth ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich ſo lang euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Laub und Blüthe! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme;
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme.

4.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüſtenland
Arabiſcher Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld, und grollet ſtill,
Daß noch ſein Herz nicht brechen will.

Die Sonn auf ihn herunter ſprüht
Die heißen Mittagsbrände;
Von ihrem Flammenkuſſe glüht
Das Schwert an ſeiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Rachegluth der Sonnenſtrahl?

Sein Leib neigt ſich dem Boden zu
Mit dürſtendem Ermatten.
Der ſänke gern zu kühler Ruh
In ſeinen eignen Schatten;
Der tränke gern von dürrer Gluth
Schier ſeine eigne Thränenfluth.

Doch ſolche Qual ſein Herz nicht merkt,
Weils trägt ein tiefres Kränken.
Er ſchreitet fort, vom Schmerz geſtärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal ſein Mund Koszinsko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Gras ihn an:
O ſchlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft. Der fremde Baum
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Schon kommt in Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heiß gejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und wohlgelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt,
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie ſehn der Narben Heiligthum
Auf blaſſer Stirn und Wange:
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunknen Helden naht,
Mit Schritten gaſtlich leiſe,
Ein alter, finſterer Nomad,
Und Labetrunk und Speiſe,
Das Beſte, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder ſeine Stelle dann.
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild;
Und ſingen ihm zur Ehre
Geſänge tief und ſchlachtenwild
Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er ſteht auf Oſtrolenka's Feld; —
Wie lauſchet der Entzückte,
Vom ſtürmiſchen Geſang umweht,
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihm in Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint:
Da wirft er ſich zur Erd — und weint.

Karl Joſeph Simrock.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehſt die Mädchen ſo frank und die Männer ſo frei,
Als wär' es ein adlig Geſchlecht;
Gleich biſt du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen ſo ſchön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmſt du zu ſchwindelnden Höhn
Und blickſt hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und haſt du ihr Lächeln geſehn,
Und ſang dir die Lurley mit bleichem Mund,
Mein Sohn, ſo iſt es geſchehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus:
Nun ſingſt du nur immer: „Am Rhein, am Rhein,“
Und kehrſt nicht wieder nach Haus.

2.

Der Rattenfänger.

Zu Hameln fechten Mäuſ' und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;
Der Hungertod iſt vor der Thür:
Was thut der weiſe Rath dafür?
Im ganzen Land macht er's bekannt.
Wer von den Räubern
Die Stadt kann ſäubern,
Des Burgemeiſters Töchterlein
Die ſoll zum Lohne ſein eigen ſein.

Am dritten Tage hört man's klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben ſingen:
Der Rattenfänger zieht heran:
O ſeht den bunten Jägersmann!
Er blickt ſo wild
Und ſingt ſo mild:
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen,
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall
Ertränkt ſie in der Weſer all'.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken ſchallen:
Des Burgemeiſters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers ſein.
Der Vater ſpricht:
„Ich duld' es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren:
Mit Sang und Flötenſpiel gewinnt
Man keines Burgemeiſters Kind.“

In ſeinem bunten Jägerſtaate
Erſcheint der Spielmann vor dem Rathe:
Sie ſprechen all' aus einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht ſein;
Herr Rattenfänger,
Müht euch nicht länger!
Eu'r Flötenſpiel iſt eitel Dunſt
Und kam wohl von des Satans Kunſt.“

Am andern Morgen hört man's klingen,
Wie wenn die Nachtigallen ſingen,
Ein Flöten und ein Liederſang
So ſüß vertraut, ſo liebebang.
Da zieht heran
Der Jägersmann,

Der Rattenſänger
Der Wunderſänger
Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In dichten Schaaren hinterdrein.

Und hold und holder hört man's klingen,
Wie wenn die lieben Englein ſingen
Und vor des Bürgermeiſters Thür
Da tritt ein einzig Kind herfür:
Das Mägdelein
Muß in den Reih'n;
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen:
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall
Und nach der Weſer zieh'n ſie all'.

Die Aeltern liefen nach den Thoren,
Doch jede Spur war ſchon verloren:
Kein Eckart hatte ſie gewarnt,
Des Jägers Netz hält ſie umgarnt,
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins ſtumm:
Aus ihrem Munde
Kam keine Kunde:
Da hob der Mütter Jammer an:
So rächte ſich der Wundermann.

3.

Bamberger Wage.

Zu Bamberg auf des Kaiſers Grab,
Der einſt der Welt gebot,
Der ihr Geſetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal iſt von Stein,
Da thronet hoch Gerechtigkeit,
Die ſoll auch ſteinern ſein.

Die Wage hält ſie in der Hand,
Und ſo geziemt's der Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Nur eins befremdet euch zu ſeh'n,
Daß, wie ſich deutlich zeigt,
Die Zunge, ſtatt gradeinzuſtehn,
Sich einer Seite neigt.

Und eine alte Sage ſpricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch ſcheint's bemerkenswerth:
Wenn einſt der Wage Zünglein
Sich mitten inne ſtellt,
Das ſoll ein ſich'res Zeichen ſein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt poſaunt,
Es iſt zum nahen Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.
Poſaunen Jericho's, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr ſeht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

4.

Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt auf dem Römer war heute Königswahl,
Und Abends drehn Vermummte ſich bei der Fackeln Strahl:
Der König iſt gekoren!
Des Reiches Noth beſchworen,
Ihr Masken ſchwingt euch froh im Saal.

Zum Tanze lädts, zum Tanze! der König fliegt dahin
Und mit dem ſchwarzen Ritter die junge Königin:

Wer iſt wohl der Beglückte?
Den ſolche Ehre ſchmückte?
Sie wäre Fürſten Hochgewinn.

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer keucht:
Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz gereicht?
Es iſt der ſchwarze Ritter,
Er tanzt fürwahr nicht bitter,
Ja keiner ſchwebt ſo frei und leicht.

Und immer iſt's der Schwarze, der ſie zum Tanze führt:
Doch iſt ſie wohl zu tadeln, daß ſie den Tänzer kührt?
Die Larven werden fallen
Dann muß ſein Name ſchallen,
Dann zeigt ſich, ob es ihm gebührt.

„Wollt ihr euch nicht entmummen, Herr Ritter, es iſt Zeit,
Die Larven alle fielen, laßt ſchauen, wer ihr ſeid?“ —
„Das, Herrin, nicht begehre!
Bei dein und meiner Ehre,
Du forderſt unſer beider Leid.

„Wärt ihr des Reiches Aechter,“ begann der König hehr,
„Hier dulden Ehrenwächter jetzt keine Maſken mehr.“
Da kann er ſich nicht bergen:
„Der Scharfrichter von Bergen!“
Erſchrocken ſchallt es rings umher.

„Unehrlicher, dein Athem befleckt die Königin,
Den Frevel wirſt du büßen, der Tod iſt dein Gewinn,
Legt Hand an ihn, ihr Schergen,
Den Scharfrichter von Bergen,
Zum Richtplatz ſchleift ihn ſelber hin.“

„Was könnt es helfen?“ fleht er, „die Kön'gin blieb' entehrt,
Ich will euch beſſer rathen, Herr König, zieht das Schwert,
Schlagt mich damit zum Ritter:
Beſchimpft ſie dann ein Dritter,
Das räch' ich ritterlich bewehrt.“ —

„Der Rath iſt gut, knie nieder, ich lohn' ihn mit der That:
Du biſt ein Schelm geweſen und ſchelmiſch war dein Rath,
So heiße Schelm von Bergen:
Der darf ſich nicht verbergen,
Dem dies der Deutſchen König that.“

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer keucht:
Wem hat die junge Kön'gin die Hand zum Tanz gereicht?
Es iſt der ſchwarze Ritter,
Er tanzt mit offnem Gitter,
Kein Reichsfürſt tanzt ſo frei und leicht.

Wilhelm Hauff.

1.

Soldatenliebe.

Steh ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb
Ob mirs auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

Jetzt bej der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein,
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch, wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt;
Sei ruhig, bin in Gottes Hut
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund'
Und löſt mich ab zu dieſer Stund;
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein.

I.

Reiters Morgengeſang.

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich das Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach! die Roſen welken all'!

Darum ſtill,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Adolph Bube.

Der Roſſebändiger.

Weiden dort in grüner Pampa am Paraguaygeſtade,
Schnaubend, mit erhobnen Schweifen, mähnenreiche wilde Roſſe,
Dann, geweckt von ihrem Wiehern, naht auf ſchilfbedecktem Pfade,
Leiſe ſchleichend, wie die Schlangen, oft ein Bänd'ger ihrem Troſſe;

Wählt mit ſichrem Blick das ſchönſte ſich zur Beute, wie ein Kenner,
Schwingt im abgemeſſnen Sprunge ſich auf ſeinen glatten Rücken,
Schlingt ſich feſt an ſeinen Nacken, drückt die Lenden an den Renner,
Und zerreißt mit ſcharfen Sporen beide Flanken ihm in Stücken.

Wüthend ſchlägt das Roß die Lüfte, ſchüttelt ſich und ſträubt ſich bäumend,
Doch es hält ſich ohne Sattel, ohne Bügel feſt der Reiter,
Haut es raſtlos wild und wilder, treibt es, blutbefleckt und ſchäumend,
Durch die ungeheure Fläche, durch die hohen Halme weiter.

Wem ſich naht der Roſſezähmer, den befällt ein Todesſchrecken,
Pfeilſchnell flüchten Hirſch und Stiere, Mataeanis durch's Gefilde,
Schwimmen brüllend durch die Fluthen, ſich im Urwald zu verſtecken,
Selbſt die Tereſey am Strande birgt ihr Haupt im bunten Schilde.

Bis zum dunklen Waldesdickicht dauert aus die Kraft der Stute,
Dann erſchöpft ſtürzt ſie zu Boden, röchelt, ſucht ſich zu erheben,
Sinkt auf's neu' und ſtreckt ſich zuckend aus in ihrem hellen Blute:
Alſo, über ſich den Bänd'ger, haucht ſie aus ihr edles Leben.

Wenn nun ſo nach kurzer Stunde der gewalt'ge Ritt zu Ende,
Dann zerlegt das Roß der Reiter, ſchlürft des Blutes friſche Welle,
Streift die Haut mit raſchem Griffe von dem Bug und ſpeiſt die Lende,
Läßt zuletzt nur das Gerippe an des Mahles blut'ger Stelle.

Langſam ſchleicht er fort und lagert ſich im Schilf, im Waldesdunkel,
Doch nicht lang', ſo ſpäht er wieder, ob er nicht ein Roß gewahre.
Die Begier zu neuem Ritte glüht in ſeines Blicks Gefunkel, —
Hütet euch, ihr edlen Roſſe, flieht, entflieht dem Jaguare! —

Hütet euch, ihr edlen Seelen, ihr der Menſchheit ſchönſte Zierde,
Hütet euch, ihr unbefang'nen. Es umſchleicht mit Tigerkrallen,
Unvermerkt und leis', wie Schlangen, euch die lechzende Begierde:
Manchen faßt und ſpornt ſie raſend, bis er muß ihr Opfer fallen.

Heinrich Stieglitz.

1.

Der Wanderer.

O wie manche, manche Hütte
Muß ich noch vorübergeh'n!
Ach, und wie bei manchem Schritte
Bleibt mein Fuß verweilend ſtehn!
Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden
Für den Wandernden hienieden?

Aber weiter, immer weiter
Treibt es ihn durch Thal und Höh',
Schon verlor er den Begleiter
In der weiten, tiefen See;
Ihm ward Ruhe, ihm ward Frieden,
Aber wandernd nicht hienieden.

Ja, vergebens ſuchſt im Wandern
Frieden du von Ort zu Ort,
Denn von einem zu dem andern
Treibt dich's unſtät fort und fort;
Für den Wanderer hienieden
Giebt nur Eines ſüßen Frieden.

Eines nur, wenn Lieb' um Liebe
Sich zum Wechſelbund vermählt,
Und die Fülle aller Triebe
Mit der Wahrheit Hauch beſeelt;
Dann iſt Ruhe, dann iſt Frieden
Auch im engſten Raum hienieden.

2.

Der Thürmer.

Hoch lodert die Flamme, wild wüthet der Sturm
Und rüttelt den feuergerötheten Thurm,
Die ganze Ebene weit umher
Glüht rings, ein wogendes Feuermeer.

Der Thürmer ſchwinget mit ſtarker Hand
Die Glocke, verkündend den lodernden Brand;
Laut jammernd umſtehen ihn Weib und Kind:
O rette dich, Vater, o rett' uns geſchwind!"

Und lauter tönet die Glocke nach,
Schon dringt der Qualm durch Sparren und Dach;
„Und bis mir ermattend die Kraft gebricht,
Nichts reißt mich hinweg von der heiligen Pflicht."

Laut praſſelt die Flamme, wild wirbelt der Sturm
Und treibt ſie je höher und höher zum Thurm;
Da ſtürzt die Glocke dumpf donnernd herab,
Und deckt den Thürmer — und wird ſein Grab.

Ludwig Storch.

1.

ΑΝΑΓΚΗ.

Erhabne Herrſcherin der Welten,
Du eiſerne Nothwendigkeit,
Du Mutter aller wahren Helden,
Du Schöpfrin jeder großen Zeit!
Du wandelſt ernſt im hehren Schweigen
Von Land zu Land, von Herd zu Herd,
Wird auch dein heilig Götterzeichen
Im Chriſtentempel nicht verehrt.

Du wählſt dir aus der bunten Menge
Mit raſchem Griff den Liebling aus
Und ſchleuderſt ihn in Sturmgedränge
Und führeſt ihn durch Nacht und Graus.
Du taufeſt ihn mit Feuerregen,
Du wirfſt ihn nackt in grimmen Froſt.
Verzichtung iſt dein Mutterſegen,
Entbehrung deines Sohnes Koſt.

Sie wandeln nicht auf Blumenbeeten,
Die du mit Götterhand ergriffſt.
Du ſtürzeſt ſie in tauſend Nöthen,
Wenn du mit ihnen meerwärts ſchiffſt.
Du winkſt, und Rieſenwogen wälzen
Sich auf des Lieblings ſchwaches Schiff;
Du wirfſt es in des Ufers Felſen,
Und es zerſchellt am ſcharfen Riff.

Wenn du den Schiffer nicht erſchlagen,
Wenn ihn die Tiefe nicht verſchlang,
Dann führeſt du ihn zu kühnerm Wagen,
In neuen wilden Lebensdrang.
Er keucht empor auf rauhen Pfaden,
Von Sonnenflammen überglüht,
Zu wandeln auf des Berges Graten,
Wo ihm kein Halm entgegen blüht.

Nur Lebensdrang ſtählt die Gefühle
Der Wahrheit und des ew'gen Rechts.
Nicht von des Reichthums weichem Pfühle
Erſtehn die Helden des Geſchlechts.
Still wandeln ſie als Morgenſterne
In kalter Früh dem Tag voran;
Sie brechen in die lichte Ferne
Durch Trümmerhaufen neue Bahn.

Sie tragen des Gedankens Kerzen
Kühn in der Geiſter dumpfe Nacht,
Und alles Große ward mit Schmerzen,
Von ihnen nur zur Welt gebracht.

Dafür dem Haſſe und dem Hohne
Verfallen und des Pöbels Spott;
Sie ſahn den Kerker meiſt zum Lohne,
Den Scheiterhaufen, das Schaffot. —

In meine heitern Knabenſpiele
Du drängteſt ſchon dein ernſt Geſicht;
Rings frohe Augen lachten viele,
Dein düſtres Auge traf ſie nicht.
Nur meines ſah hinein erſchrocken
Und war gebannt von deinem Blick.
Du ſtrichſt aus meiner Stirn die Locken
Und ſchriebſt auf ſie dann mein Geſchick.

Da floſſen banger Ahnung Schauer
Mir ſchmerzlich ſüß durch Mark und Bein.
Und in die Schatten ſtiller Trauer
Du hüllteſt meine Jugend ein.
Auf meiner Stirn dein dunkles Zeichen,
In meinem Herzen dein Gebot,
Mein Loos erkannt' ich: Dulden, Schweigen,
Und Drang und Kampf mit bittrer Noth.

Wenn in die kindlichen Geſänge
Der Freude ſüßer Mund gelacht,
Dann ſandte dein Befehl mich ſtrenge
Allein hinaus in Sturm und Nacht.
Und daß am Maaß des Leids nichts fehle,
Gefüllt ſchon bis zum hohen Rand,
Warfſt du in meine Kindesſeele
Der Lieder unheilvollen Brand.

Als Jüngling mit des Zornes Grollen
Hab' ich mich gegen dich gebäumt;
Es glüht' in mir ein ſtarkes Wollen
Dem Ziel zu, das ich einſt geträumt.
Da haſt du mir die Frucht, die ſüße,
Vor meinen Lippen weggeraubt.
Du warfſt mich unter deine Füße
Und tratſt mich höhnend auf das Haupt.

Am Boden hab' ich mich gewunden,
Schmerzzuckend mich emporgerafft;
Das Band, mit dem du mich gebunden
Geſprengt mit junger Simſonskraft.
Du haſt zum Lohn für das Gelingen
Mit neuer Noth mich überhäuft;
Und ſo war ich in Kampf und Ringen
Schon früh zum Mann herangereift.

Geworfen aus der Freude Tempel,
Erſtrebt' ich kühn des Ruhmes Haus,
Doch hier auch ſchloß dein düſtrer Stempel
Auf meiner bleichen Stirn mich aus.
Ich ſah auch hier mich ſtreng verſtoßen
Auf dein erſchütterndes Geheiß.
Viel Andre pflückten ſpielend Roſen:
Mir reichteſt du ein Dornenreis.

Ich ſah des Glückes Kinder ſchwelgen
Am reichbeſetzten Lebenstiſch;
Mich tränkteſt du aus dürftgen Kelchen
Mit Wermuthlabe kalt und friſch.
Laut jubelten die reichen Erben
In Saus und Braus bei Becherklang,
Indeß ich von der Armuth Scherben
Mein karges Mahl hinunter ſchlang.

Doch Heil mir! welche reiche Ernte
Warfſt du dafür mir in den Schooß!
Durch dich in Schmerz und Nöthen lernte
Ich früh mich fühlen frei und groß.
Du haſt mich durch die ew'gen Bande
Vom irdſchen Sklavenjoch befreit,
Die ich als Herrin mir erkannte,
Du göttliche Nothwendigkeit.

Du wirſt mir rauhe Pfade wählen
Bis an des Ziels verhüllten Stein,
Du wirſt mir Kraft und Willen ſtählen,
Zum Kampfe ſtets bereit zu ſein.

Und kann ich auch dein ſtrenges Walten
Mit mir nicht immer klar verſtehn:
Doch fühl' ich deinen Hauch, den kalten,
Bezwingend meine Stirn umwehn.

Laß mich durch deine Nächte ſchreiten,
Das Haupt erhoben ſtolz und kühn!
Laß deine Wetter mich begleiten!
Laß deine Blitze mich umglühn!
Wenn Sturmeswuth und Meereswogen
Mir immer Haar und Kleid zerzauſ't:
Du haſt das Herz mir groß gezogen,
Daß mir's in keinem Sturme grauſ't.

2.

Heimath und Jugend.

Heimath, friedenvolles Land,
Thal, wo meine Wiege ſtand,
Grüne, wipfelſtolze Bäume,
Die ihr mich in Schlummer ſangt,
Ach! mein krankes Herz verlangt
Stets in eure ſtillen Räume,
Wieder ſich in euren Schatten
Mit dem Jugendtraum zu gatten,
Denn mich quält im fernen Land
Mittagsſchwüle, Sonnenbrand.

Bergumkränztes Wieſenthal,
Ging ich nur ein einzig mal
Noch auf deinem Sammetraſen!
Hört' ich nur im Eichenhain
Noch einmal beim Abendſchein
Ferne Jägerhörner blaſen!
Und es ſtieg auf tiefem Grunde
Noch zur ſpäten Abendſtunde
Grün-beſchwingter Männer-Chor
Zu der Felſenbank empor!

Zu der mooſ'gen Felſenbank,
Wo an's Herz mir Lina ſank,
Süß berauſcht von Liebesgluthen.
Ha! welch' zauberiſche Nacht,
Als in dunkler Waldespracht
Einſam wir zuſammen ruhten!
Unten rauſchten kühle Quellen,
Zogen ſingend Jagdgeſellen;
Sang und Quell verhallten fern,
Leuchtend ſtieg der Liebe Stern.

2.

Stromfahrt.

Es brauſ't ein Strom von edlem Naß
Durch alle Erdenzonen;
Man füllt davon auf manches Faß,
Man trinkt davon aus manchem Glas,
Bei allen Nationen.
Soll ich des Stromes Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Doch muß es einmal ſein:
Es iſt der edle Wein.

Es fliegt ein ſtolzes Schiff geſchwind,
Auf dieſes Stromes Rücken;
Die bunten Segel bläht der Wind,
Und in des Schiffes Raume ſind
Viel Wackre zu erblicken.
Soll ich des Schiffes Namen nennen,
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Ihr habt ihn lang gewußt;
Es iſt die Jugendluſt.

Auf dieſem Schiffe fährt gar gut,
Ein Häuflein wackrer Jungen,
Die ſchöpften fleißig aus der Fluth,
Und haben recht in Jugendmuth,

Manch heitres Lied geſungen.
Soll ich der Sänger Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Es weiß ja jedes Kind,
Daß wir es ſelber ſind.

Du Strom, du brauſe immer fort!
Du Schifflein fahre munter!
Es ſchall' des Liedes klingend Wort!
So fahren wir von Ort zu Ort,
Vergnügt den Strom hinunter.
Dann grüßen mächt'ge Meereswellen
Uns graue, fröhliche Geſellen,
Wenn wir im Ocean
Einſt glücklich langen an.

Julius Moſen.

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Zu Warſchau ſchwuren Tauſend auf den Knien:
Kein Schuß im heilgen Kampfe ſei gethan!
Tambour ſchlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn!
Fragt Oſtrolenka, das uns blutig nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen;
Doch hatte keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! Das heilge Vaterland verloren!
Ach fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen friſch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefſte Wunde brennt?
Ach, Polen kennt ſein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſrer Seite dort wir ſtürzen ſahn!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimath ewig iſt's gethan;
Herr Gott im Himmel ſchenk ein gnädig End
Uns letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſtrem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: Wer da? ſchallt; ſie ſtehen feſtgebannt,
Und Einer ſpricht: vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!

2.

Sandwirth Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Der Sandwirth Hofer ging
Mit ruhig ſanften Schritten,
Ihm ſchien der Tod gering,
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ringen ſah,
Da rief er laut: Gott ſei mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finſtre Thor;
Der Sandwirth noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei
Der Mann vom Land Tyrol!

Dort ſoll er niederknieen!
Er ſprach: das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz;
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal
Und Sandwirth Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

3.

Der ſächſiſche Tambour.

Erſchoſſen liegen zu Namur im Sand
Wohl wackere Leut' aus Sachſenland.

Sie wollten nicht weichen vom Sachſenpanier,
Erſchoſſen liegen die Braven hier.

Und gingen die Andern in's himmliſche Haus,
Der Eine ſteigt Nächſtens vom Grab heraus.

Er ſitzt auf dem Hügel in tiefem Schmerz,
Durchlöchert von Kugeln das treue Herz.

Er ſinget mit knöchernem Todtengeſicht:
Ich fürchtete euere Kugeln nicht!

Dem Sachſenkönige galt mein Eid:
Ihn hab' ich gehalten zu aller Zeit!

O, Vaterland, das du zerriſſen biſt!
Wie könnt' ich noch ſchlafen zu dieſer Friſt?

Die Trommel ſchlug ich in mancher Schlacht,
Dürft' ich ſie rühren in ſolcher Nacht!

Mußte denn Alles brechen entzwei,
Mit dem deutſchen Reiche die deutſche Treu?

So ſinget Nächſtens auf Namur's Sand
Der todte Tambour vom Sachſenland.

August Nodnagel.

1.

Ein kluger Spielmann.

Durch Singen und mit Saitenſpiel
Fand Mancher Gold und Ehre viel;
Doch wißt ihr, wer durch Hornesklang
Einſt Land und Leute ſelbſt errang?

Das war, als König Karl, der Held,
Nach den Lombarden zog zu Feld,
Ein Mann, der ihm den Pfad gezeigt,
Wo heimlich durch's Gebirg man ſteigt.

Der König ſprach: Nun, künde mir,
Wie lohn' ich ſolche Dienſte dir?
Was du begehrſt, bei meinem Bart!
Zuhand ſei dir dein Wunſch willfahrt.

Der Schalk darauf: So ſprich das Wort,
Daß wenn von jenem Berge dort
Ertönet meines Hornes Schall,
Mir, die ihn hören, dienen all.

Der König lacht: dir ſei gewährt
Das Land, ſo weit dein Horn man hört,
Und jeder ſei dein Eigenmann,
Der es vernahm und ſagt's dir an!

Vom Berg das muntre Horn erſcholl
Das war ein Ton, ſo lang und voll,
Der ſchmetterte durch Flur und Wald
Ringshin mit ſiegender Gewalt.

Der Spielmann ſtieg herab und fragt
Die ihm begegnen alle: ſagt,
Vernahmet ihr den Hornruf da? —
Die Männer aber ſprachen: Ja.

Laut lacht der Schalk und gab ſogleich
Jedwedem einen Backenſtreich, —
So folge nur dem Horn fortan,
Von heut biſt du mein Eigenmann!

Dem Himmel Dank, daß nicht noch jetzt
Ein Spielmann, der den Herrn ergötzt,
Auch ſolchen Lohn empfängt ſogleich,
Was hälf' uns ſonſt vor'm Backenſtreich?

2.

Was iſt Poeſie?

Ich frug die Sonn' im Morgenlicht
Sag', was iſt Poeſie?
Sie hob ihr Flammenangeſicht
Sie ſchoß die Pfeile ſcharf und dicht;
In ſtolzer Ruhe ſchien ſie fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug der Sterne wimmelnd Heer:
Sagt, was iſt Poeſie?
Sie goſſen aus ihr Strahlenmeer,
Sie flimmerten und glänzten hehr;
In ſtiller Pracht ſie zogen fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug das Meer im Wogenſchwall:
Sag', was iſt Poeſie?
Es grollt' und ſchäumte mit Donnerſchall,
Die Brandung ächzt' am Felſenwall,
Im wilden Toben wogt' es fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug den Wald am Bergeshang:
Sag', was iſt Poeſie?
Die Bäume ſchüttelten ſich lang
Und neigten ſich und horchten bang,
Im grünen Dämmer ſchweigſam fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug den muntern Silberquell:
Sag', was iſt Poeſie?
Der wanderluſtige Geſell
Von Stein zu Steinen hüpft er ſchnell,
In Eile plaudernd zog er fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug die Roſe leichbethaut:
Sag', was iſt Poeſie?
Das Maienkind, die Lenzesbraut,

Erröthete ſo lieb und traut;
In ſüßer Scham ſie glühte fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug die Sängerin der Nacht:
  Sag', was iſt Poeſie?
Sie ſchmetterte mit Zaubermacht,
Der Buſch erklang, das Echo wacht';
In leiſem Schluchzen ſang ſie fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug die Liebſte träumend leis:
  Sag', was iſt Poeſie?
Sie legte ihre Wangen heiß
An meine Stirn, o Liebespreis!
Sie lacht' und koſte fort und fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Und als ich All' umſonſt gefragt:
  Sagt, was iſt Poeſie?
Als jede Antwort mir verſagt,
Da hat's im Herzen erſt getagt;
So glänzt und blüht, rauſcht, koſt nur fort
Mir iſt gelöſt das Räthſelwort.

Otto Friedrich Gruppe.

Frühlingslied.

Was ſingen die Cicaden
So eifrig im Grün?
Sie ſingen: Laßt das Leben,
Das Leben nicht verblühn.
Die Blumen blühn und bleiben,
Und ewig grünt der Baum:
Uns will der Tod vertreiben
Aus dieſem Blüthenraum.

Was klagen die Nachtigallen
Bang in die Mondennacht?
Sie klagen: Ach, die Roſen
Verblühn mit aller Pracht.
Auch unſer Leben fliehet,
Gleichwie die Roſe fällt,
Der Menſch, der Menſch nur blühet
So ewig wie die Welt.

Auf ſeiner Wange weilet
Ein ſonnig Roſenroth,
Er zählt die Jahr' als Tage,
Und kennet keinen Tod;
Und kennet keine Sorgen,
Und liebet ohne Qual,
Allſelig und geborgen
Im Paradieſesſaal!

Johann Gabriel Seidl.

1.

Abſchied.

Es iſt nun einmal ſo gekommen,
Ich bleib' allein, — du gehſt von hier
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden iſt das Leben,
Doch aber zäh', unendlich zäh';
Er überdauert Luſt und Beben,
Er überdauert Wonn' und Weh.

Darum entſchlage dich des Bangens;
Zieh' ruhig — frage nicht um mich,
Troß alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh' jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,

Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er ſingt in ſeinem Haus.

Tritt hin, vermehre ſeinen Jammer,
Schlag ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finſtrer Kammer,
Und ſingt ein Schmerzenslied dabei.

Und ſo gedenk auch ich zu leben,
Beraubt zwar meines Augenlichts,
Zu ſchwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd ich, fürchte nichts!

Und ſo gedenk' auch ich zu ſingen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir erſetzte Licht und Schwingen, —
Ich werde leben, — glaube mir! —

2.

Der beinerne Tiſch.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenſtein
So prunkend im gold'nen Geſchmeide!
Sie blickt in den ſpiegelnden Teich hinein,
Mit übermüthiger Freude.
„Wer ruft ſie, thut mir's in Kärnthen gleich,
Ich bin an Gold wie an Schönheit reich;
Was mancher ſich wünſcht in der Stille,
Das hab' ich in üppiger Fülle!

Ich hab' an hölzernen Tafeln geſpeiſt,
Bald hat mich des Holzes verdroſſen;
Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geiſt
An marmornen Tiſchen genoſſen;
Da tauſcht' ich für matten, verwitternden Stein
Bald ſchimmernde Platten von Silber mir ein;
Nun mag ich an goldenen Tiſchen
Mich kaum nach Behagen erfriſchen!“

Zum Scherz möcht' ich nun einmal nur
Auf beinernem Tiſche noch eſſen,
So hätt' ich das ganze Reich der Natur
Mit ſiegender Laune durchmeſſen!
Man ſagt, das Glück ſei flüchtig und ſchwank:
Mir lebt's ſeit Jahren ſchon treulich zu Dank,
Und jagt' ichs mit Schlägen und Würfen,
Es bäte mich, bleiben zu dürfen!"

Und ſo, wie den Ring, den ich hier vom Teich
Auffangen laß' und verſchlingen,
Kein Taucher vermag aus dem Waſſerreich
An's Licht mir wieder zu bringen,
So wird auch die Burgfrau von Falkenſtein
Allimmer die reichſte, die ſchönſte ſein;
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernet auf Erden."

So ruft ſie im ſchwellenden Uebermuth
Und ſchleudert den Ring von dem Finger.
Mit leiſem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen kryſtallenen Zwinger.
Das Burgvolk ſieht es mit fröſtelndem Grau'n,
Doch lächelnd wandelt die reichſte der Frau'n,
Um ſchwelgend an goldenen Tiſchen,
Den lüſternen Sinn zu erfriſchen. —

Drei Tage verrinnen, da ſtürzt in's Schloß
Ein Fiſcher mit eilenden Schritten.
„Dieß Hechtlein fing ich, — ſo ſpricht er zum Troß, —
Erſt hat es mein Meſſer zerſchnitten;
Da find' ich im Bauche das Ringlein klar,
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
Drum ſoll der Verluſt ſie nicht kränken:
Sie wird's dem Finder gedenken!"

Der Fiſcher ſpricht es, dem Burgvolk graut,
Es ſendet belohnt ihn von hinnen.
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erſchaut,
Da geht es ihr ernſtlich zu Sinnen. —

Drei Tage wandelt ſie düſter und ſtumm,
Dann herrſcht ſie wie früher, ſich brüſtend, herum;
Was mag ſie das Mährchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr ſchimmern. —

Drei Jahre ſchwinden in Saus und Braus,
Da raſſelt's von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen ſich aus
Und ſchrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenſtein
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubſucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt ſchleppt ſich die Burgfrau fort
Mit ſiechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo ſie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwiedern;
Und was ſie verweigert den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten ihr's nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß ſie zuſammengekauert am Pfad
Ihr Brot auf den Knien verzehren,
Und mancher von ihr Verſpottete naht,
Den Spott auf ſie nun zu kehren;
Und ſieht er ſie gierig mit emſ'gen Bemüh'n
Aufleſen die Broſam'n von dürren Knie'n,
So höhnt er ſie: „Ei nun erfriſche
„Dich einmal am beinernen Tiſche!“

3.

An die moderne Muſe.

Wer biſt du, Weib? mich dünkt, ich ſoll dich kennen,
Es liegt ein Zug in deinem Angeſicht,
Der mich gemahnt, dich wohlbekannt zu nennen —
Ja — ja, du biſt's — doch nein! du biſt es nicht.

Du trittſt ſo kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen Ungeſtüm einher,
Als ſollte jeder Fürſt Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Scepter mehr.

Geſetze willſt du eigenmächtig ſprechen,
Willſt einer neuen Ordnung Pathin ſein,
Willſt über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der ſüße Fried' iſt deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der Kämpfende iſt dir ein Mann,
Zuſammenballen willſt du einen Knäuel,
Damit ihn deine Fauſt entwirren kann.

Bald blickſt du wieder ſchmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig, witzelnd, trotzig, wolluſtſatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzog'ner Miene,
Die für das Heiligſte ein Lächeln hat.

Bald ſprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufſt,
Du wirfſt der Suade falt'gen Mantel drüber,
Und Alles iſt und heißt dir, wie du's taufſt.

Der Beduine muß ſein Roß dir borgen,
Der Perſer muß dir ſeine Roſen ſtreu'n,
Der Hindu dich mit Gangesfluth verſorgen,
Nur deiner Heimath magſt du dich nicht freu'n. —

Bald ſteckſt du ſo viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt;
Bald läſſeſt du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die Jedes unter ſeinem Werth benennt.

Und forſch' ich nach der Frauen ſchönſter Gabe,
Nach Frömmigkeit, — o ja — du haſt ſie auch;
Nur ſchämſt du dich, zu geh'n an unſerm Stabe,
Dich zu erbau'n nach unſerem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willſt du läutern,
Er iſt dir zu proſaiſch, wie er iſt;

Du willſt auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu ſein, daß ſein Geſchöpf du biſt.

Du taumelſt fort in Wunderphantaſien,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts,
Du hüllſt den hohlſten Sinn in Melodien,
Nur Eins vermiß' ich, wenn du ſingſt, — das Herz.

Nein, nein, — du biſt das Weib nicht, das ich ſuche,
Biſt nicht die Muſe, der ich Treue ſchwor,
Und die, wiewohl verfolgt von Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor;

Die traute, keuſche, wahre, fromme Muſe,
Die einſt durch Deutſchlands Auen friedlich ſchritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduſe,
Wenn Fremdlings-Hohn ihr gutes Recht beſtritt.

Die traute Muſe, die ſo herzlich bieder
Der Heimath Recht und Sitten einſt vertrat,
Und ſtolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beſchwicht'gend ausſtreut' ihre Friedensſaat.

Die keuſche Muſe, die Paläſt' und Hütten
Heimſucht als Botin einer ſchönen Flur;
Nie unbeſcheiden, immer wohlgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muſe, welche jedem Dinge
Den ächten, ungeſchminkten Namen lieh;
Wohl wiſſend, daß zum Herzen das nur dringe,
Was aus dem Herzen kam, wie ſie.

Die fromme Muſe mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt in ſeiner Schöpfung Bild,
Und nur bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr ſchlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja, du, du biſt die Muſe, die ich wähle,
Du biſt die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einſam zieh'n,
Und — kann ich dir nicht mehr als Prieſter dienen
Doch wenigſtens vor deinem Altar knie'n!

Eduard Mörike.

1.

Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben!
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

Was ich traure weiß ich nicht,
Es iſt unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Thränen ſehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, ſo mich drücket
Wonniglich in meiner Bruſt.

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben!
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

2.

Lied.

(Aus „Maler Nolten.“)

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo drein
In Leid verſunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloſer Knabe!
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Wilhelm Friedrich Waiblinger.

Das Vaterland.

1827.

In ſtillem Sommermorgen walle
So gern ich durch die Einſamkeit,
Wo ſich des Tempels Säulenhalle
Dem Göttervater einſt geweiht,
Wo ſich in tauſendjähr'ger Trauer
Der Eintracht nun zertrümmert Haus,
Des Kapitoles ew'ge Dauer,
Aus Schutt erhebt und ödem Graus.

Gern blick' ich, wenn der Dämmrung Schleier
Die ſieben Hügel ſchon umwebt,
Dem Grabe mächtiger und freier
Der Geiſt des Alterthums entſchwebt,
Hinunter in die dunkeln Tiefen,
Wo, mir zum ernſten Freund erwählt,
Von jenen Helden, die entſchliefen,
Der alte Tibergott erzählt.

Gern wandl' ich auf verlaßnen Wegen,
Die kaum ein trüber Schein erhellt,
Mit ſchauderndem Gefühl entgegen
Des Coloſſeums Trümmerwelt;
Wenn furchtſam von den wilden Schrecken
Des ſchwarzen Ungethüms verſcheucht,
Der ſcheue Mond, ſich zu verſtecken,
In einer Wolke Schooß entfleucht.

Oft daß der furchtbaren Geſtalten
Ehrwürdger Ernſt mein Herz erfüllt,
Und mir der Gottheit ſtrafend Walten
Ihr hoher Sehergeiſt enthüllt,
Wenn Michel Angelo's Propheten
Gleich Stürmen aus den Himmeln wehn,
Und bei des Weltgerichts Trompeten
Die Todten aus dem Grab erſtehn.

Oft daß ich ſelig mich erhebe
In Tabors heiligem Geſicht,
Daß ich dem ſanften Geiſt erbebe,
Der überſtrahlt von reinem Licht,
Mit Gottes glanzumfloßnem Sohne,
Von ſeinen Jüngern treu verehrt,
Im Angeſicht vor Gottes Throne,
Der Erd' entſchwebend, ſich verklärt.

Ich ſah wie vom begrünten Saume
Der Felswand in gewalt'ger Wuth,
Dumpf donnernd in zerſtäubtem Schaume
Hinunterbrauſt des Arno Fluth,
Wie tief in uraltfinſtern Klüften
Der Meergott in den Waſſern rauſcht,
Und oben in den milden Lüften
Im Tempel die Sibylle lauſcht.

Wenn endlich an Dianens Bade
Durch Alba's duftgen Veilchenwald
Fernhin das blumige Geſtade,
Das Echo Jubel wiederhallt,

Durchs Schattenlaub, o welch Entzücken!
Des Abends goldner Regen träuft,
Durch blendend helle Blätterlücken
Der Blick zum nahen Meere ſchweift, —

Doch ohne Zagen, ohne Schwanken,
Weih' ich ſelbſt im Elyſium
Nur einem herrlichen Gedanken
Mein Herz zum treuen Heiligthum,
Ob mir der Zauber aller Fernen
Und aller Meere ſich erſchließt,
Doch glaub' ich, daß ihn fliehn zu lernen
Auf dieſer Welt kein Lethe fließt.

Du biſt es, große theure Wiege,
Ach einſt mein einzig Paradies,
Du Heimath ſchwer errungner Siege,
Die ich voll bittern Grams verließ,
O Mutter, die vom eignen Sohne
So ſchrecklich zürnend los ſich wand,
Verſchließe meinem Klagetone
Dein Ohr nicht, deutſches Vaterland!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

1.

Ulrich von Hutten.

Was ſchwebt der ernſte Schatten
Nur dort am Zürcher See? —
Zu Ufnaus grünen Matten
Senkt er ſich aus der Höh!
Er ſchaut mit düſterm Sinnen
Aufs ferne Vaterland,
Wo für ſein kühn Beginnen
Er keine Stätte fand.

Doch wußt er wohl zu führen
Die Feder wie das Schwert,
Verſtand den Muth zu rühren,
Zu kämpfen für den Herd.

Und Max, der edle Kaiſer,
Um ſeine Stirne wand
Des Dichters Lorbeerreiſer
Durch ſchönſter Jungfrau Hand.

Doch weil für Wahrheit werben
Er wollt' die ganze Welt,
So mußt er flüchtig ſterben
Der ritterliche Held.
Kein Platz war ihm geblieben
In Deutſchlands weitem Gau,
Und einſam ſtarb er drüben
Auf einer Schweizer-Au.

Jahrhunderte, ſie zogen
Ob ſeiner Aſche hin,
Und auf- und abgewogen
Ward viel mit engem Sinn.
Allein für Unterdrückte
Wohl ſelten Einer ſagt, —
Der nie der Macht ſich bückte —
„Getroſt, ich habs gewagt.“ —

Jetzt Knaben kindiſch ſpielen
Mit Huttens ſcharfem Speer,
Doch falſch und falſch ſie zielen,
Er iſt der Hand zu ſchwer.
Er trifft nur, wenn nicht Lüge
Noch Eigenſucht ihn lenkt,
Wenn man ihn nach dem Siege
Vor Ueberwundnen ſenkt.

Drum ſchwebt der ernſte Schatten
Dem Vaterlande fern,
Auf Ufnaus grünen Matten,
Bleich wie der Morgenſtern.
Was ſoll er hier noch ſehen,
Wo man die Wahrheit höhnt?
Laßt ihr Pannier erſtehen,
Dann iſt ſein Geiſt verſöhnt.

2.

Ferdouſi.

Meiner Gnaden Sonne glänzet
Allen Dienern fern und nah,
Alle ſind beſchenkt, bereichert,
Hoch in Anſehn, ſpricht der Schah,
Wer mir diente, mich erfreute,
Ward belohnt durch meine Huld,
Für Ferdouſi, meinen Sänger,
Bin ich nur allein in Schuld

Wer von Helden hat geſungen,
Wer die Herrſcher hochgeſtellt,
Dem gebührt der Platz der Ehren
Bei dem König einer Welt!
Nehmet Gold und Purpurkleider,
Nehmt ein Roß und Schmuck und Wehr,
Grüßt vom Schah den holden Sänger,
Bringet mir Ferdouſi her!

Und die Schranzen ſtehn erſchrocken
Vor des Herrſchers Machtgebot,
Niemand kennt Ferdouſi's Hütte,
Niemand ahnet ſeine Noth.
Niemand weiß, daß oft dem Dichter,
Obdach und das Brod gebricht,
Schah-Nameh kennt wohl ein Jeder,
Doch wo er iſt, weiß man nicht.

Und gehorſam ihrem Herrſcher
Ziehen ſie durchs Perſerland
Mit den köſtlich reichen Schätzen,
Die dem Dichter er geſandt.
Fragen forſchend an den Thoren
Aller Städte groß und klein,
Ob hier lebt der holde Sänger,
Ob hier mag Ferdouſi ſein?

Endlich klingt auf ihre Fragen
Die erſehnte Antwort: Ja! —
O wie groß iſt ihre Freude!
„O wie froh wird ſein der Schah!
Und ſie nahen mit Kleinodien,
Gold und Purpur ſeiner Thür.
„Heil Ferdouſi! Heil dem Dichter!
Heil des Perſerlandes Zier!“

Jauchzen tönt von allen Lippen,
Jubel ſchallt um's ſtille Haus;
Sieh da öffnet ſich die Pforte
Und Ferdouſi zieht heraus,
Zieht heraus als ſtille Leiche,
Der Verweſung ſich'rer Raub,
Und die Huldigung des Herrſchers
Senket ſich auf ſeinen Staub.

Anaſtaſius Grün.

(Anton Alexander Graf von Auersperg.)

1.

Unſere Zeit.

1831.

Auf dem grünen Tiſche prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, ſchwarz gekleidet, ſitzen ernſt dort zu Gericht;
Denn ſie luden vor die Schranken unſre Zeit, die Frevlerinn,
Weil ſie trüb und unheildrohend und von ſturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, ſie hat nicht Zeit,
Kann nicht ſtille ſtehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
Während ſie zwei Stunden harren, iſt ſie ſchon zwei Stunden fern;
Doch ſie ſendet ihren Anwalt, alſo ſprechend, zu den Herrn:

„Läſtert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr ſie, ſo ſchmäht ihr euch!
Denn es iſt die Zeit dem weißen unbeſchriebnen Blatte gleich;
Das Papier iſt ohne Makel, doch die Schrift darauf ſeid ihr!
Wenn die Schrift nicht juſt erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchſichtigen Glaſes iſt die Zeit: ſo hell, ſo rein!
Wollt des ſüßen Weins ihr ſchlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es iſt die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz ſtattlich ſonſt ſich aus,
Freilich ſeit ihr eingezogen, ſcheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es iſt die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Diſteln ausgeſät,
Ei wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Roſen ſteht?
Cäſar ficht auf ſolchem Felde Schlachten der Unſterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, iſt es ſattſam groß und weit.

Zeit iſt eine ſtumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarſchaft! —
Nun wohlan, ſo greift begeiſtert, wie Amphion, feſt darein,
Daß auch Strom und Wald euch lauſche, Leben fahre in den Stein!"

2.

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauſcht und fliegt empor,
Ein alter Gauner tritt hervor
Mit Flitter ſattſam ausſtaffirt,
Sein ehrlich Antlitz roth beſchmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerſt du mich im Herzen gar;
Der du vorm Grabe gaukelnd ſpringſt,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln erzwingſt!

Ein Lächeln über ein greiſes Haar
Und über die nahe Todtenbahr'!
Dieß eines Lebens höchſter Preis,
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greiſes Hirn iſt ſchwach und alt,
Der Liebſten ſelbſt vergißt es bald,
Du aber zwängſt mit Müh' und Pein
Noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greiſes Arm iſt abgeſpannt,
Man ſieht nur noch die müde Hand

Zum Segen für Kinder und Enkel erhöht
Und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand ſchlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüſtem Wort,
Und all die Mühe, armer Mann,
Damit der Pöbel lachen kann!

Und ſchmerzt dich auch dein morſch Gebein,
Ei was, 's iſt längſt ja nimmer dein,
Du magſt wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann! —

Der Greis ſich in den Lehnſtuhl ſetzt,
Ei wie das ſeine Glieder letzt:
„Der macht ſich's auch bequem, fürwahr!“
So murmelt's ſpöttiſch durch die Schaar.

Mit leiſem, abgebrochnem Ton
Beginnt er mühſam den Sermon,
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!“
So zürnt es ſtrafend rings umher.

Der Greis lallt nun manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch iſt ſein Spruch nicht ganz heraus,
Da ſchweigt er, als ging' ſein Athem aus.

Das Glöcklein ſchellt, der Vorhang ſinkt,
Wer ahnt's, daß ein Todtenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnt's, daß ein Leichenlied dieß ſei?

Der Alte lehnt im Stuhle todt,
Doch Leben heuchelt der Schminke Roth,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angeſicht,
Wie eine Grabſchrift, die da ſpricht,
Daß alles Lug und Trug und Dunſt,
Sein Leben, Treiben, ſeine Kunſt!

Sein Wald, gemalt auf Leinwandgrün,
Rauſcht über ſein Grab nicht klagend hin;
Es iſt ſein ölgetränkter Mond
Um Todte zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunſtgenoſſen umſtehen den Greis
Und Einer ſpricht zu ſeinem Preis:
„Heil ihm, denn traun ein Held iſt der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!“

Ein Gaunerdirnlein als Muſe gar
Legt dann dem Greis in's Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Von vielem Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer ſind ſein Leichenzug,
Die ſind, den Sarg zu tragen g'nug;
Und als ſie ihn zu Grabe gebracht,
Hat Niemand geweint und Niemand gelacht.

1.

Held Theuerdank.

(Aus dem letzten Ritter.)

Schon ſtrahlt' auf alle Lande das Frühroth hell und warm,
Da lehnte Max im Sammtſtuhl, ein Buch hielt er im Arm;
Das Buch war's ſeiner Thaten, genannt der Theuerdank,
Der Spiegel ſeines Lebens, ſein eigner Schwanenſang.

Er lieſt in ſeinen Thaten! — Der Engel, der geſandt,
Die Augen ihm zu ſchließen, ſchwebt ſchon gen Oeſtreichs Land.
Er lieſt in ſeinen Thaten! — Ihr Fürſten, blickt nun her,
Lernt, was kein Mönch euch lehret, zu ſterben ſo wie der.

Er lieſt, wie Junker Fürwitz oft an des Abgrunds Rand,
In Flammen und in Fluthen zur Kurzweil ihn geſandt,
Und wie der Meuchler Unfall auf's Sturmmeer ihn geſetzt,
Den Fels auf ihn geſchleudert, den Leu auf ihn gehetzt.

Er lieſt es, ſieht nach oben, und preiſt der Gottheit Kraft,
Die Noth, Gefahr und Drangſal ſo ſiegreich weggerafft,
Die ihn aus hartem Kampfe mit Element und Natur
Geſund und glorreich führte, da doppelt kräftig nur!

Er lieſt nun fort, wie Neidhart, der arge, böſe Greis,
Ihm gern vom Haupt geriſſen ſo Kron, als Lorbeerreis,
Und Heere gen ihn ſandte, gewaltig zu Roß und Schiff,
Den Gifttrank für ihn miſchte und Meucheldolche ſchliff.

Er lieſt's, greift an den Buſen und preiſt des Menſchen Kraft,
Die herrlich ſich bewährte im Kampf der Leidenſchaft,
Sie, die im Streit der Herzen ſein großes Herz ließ ſiegen,
Und in dem Streit der Schwerter ſein Schwert nie unterliegen.

Fort lieſt er; blühend liegt nun vor ihm die ferne Zeit,
Es nahn der Jugend Bilder in Schaaren dicht gereiht,
Die alten Kampfgenoſſen entſteigen froh der Gruft,
Und Morgenroth umhaucht ſie, Freiheit und Bergesluſt!

Im weißen Brautgewande, mit grünem Myrtenzweig,
Steht vor dem Kaiſerjüngling Prinzeſſin Ehrenreich;
Da glänzte Maxens Antlitz hell wie des Morgens Strahl,
„Maria!“ ſchluchzt' er leiſe, — „Maria!“ verhallt's im Saal.

Ein mildes Lächeln glühte auf ſeiner Wang' empor,
Und eine helle Thräne brach aus dem Aug hervor;
Still hatte ſich zum Buſen ſein Haupt herabgebeugt,
Und zu den Knieen mählich nun Buch und Hand geneigt.

So fanden ihn die Seinen; ſo ſaß er regungslos,
Das Denkbuch ſeiner Thaten lag offen in ſeinem Schoos.
Mild glomm das letzte Lächeln, das um den Mund ihm ſtand,
Klar hing die letzte Thräne an ſeiner Wimpern Rand.

Und, feuchten Auges knieten jetzt nieder all' im Kreis,
In feierlichem Schweigen, um den entſeelten Greis! — —
Seht, wie ein Fürſtenleichnam ſo herrlich ſich verklärt,
Und leicht des Schlachtentodes und Trauerpomps entbehrt!

Der Tag, da Max geſtorben, iſt Nacht für Oeſterreich,
Gebrochen alle Herzen, jed' Aug an Thränen reich!
Und doch glüht kein Komete, kein Sturm verheert das Land,
Kein Todtenvogel wimmert, kein Städtchen ſteht in Brand.

Nein! glänzend ſtrahlt der Himmel, und Frühlingslüfte wehn,
Voll Segen ſtehn die Felder, voll Reben glühn die Höhn,
Friſch grünen Wald und Wieſe, die Quellen ſprudeln klar,
Im Aether jubeln Lerchen, zur Sonne ſteigt der Aar.

Friedrich Wilhelm von Kawaczynski.

Schaumgebilde.

Die Mutter ſitzt mit ihrem Kinde
Am Gartenweg auf grünem Raſen,
Und bläſt aus zierlich ird'ner Pfeife
Dem Kleinen bunte Seifenblaſen.

Sie ſteigen auf im Sonnenſcheine;
Sie ſpiegeln Erd' und Himmel wieder,
In wunderbarer Form und Farbe;
Dann — ſinken ſie — zerſpringend nieder.

Wie ſtreckt verlangend ſeine Händchen
Der Knabe aus, um ſie zu fangen;
In ſeinen Augen ſteht's geſchrieben:
Beſitzen möcht' er ſie, — erlangen! —

O Bild des Lebens! Gold'ne Träume,
Von kühnen Wünſchen leicht gehoben,
Wie malt ſie farbig aus die Jugend!
Wie bald ſind ſie verweht, — zerſtoben!

Was bleibt uns von den Zauberbildern,
Die wir im Lebenslenz erſehnen?
Den Schaumgebilden gleich — nur Tropfen;
Und dieſe Tropfen? — bitt're Thränen!

Drägler-Manfred.

(Karl Ferdinand Dräxler)

1.

Toaſt.

Worte, die dem vollen Glaſe
Als Begleitung mitgegeben,
Des Getränkes ſchöne Phaſe
Zur Bedeutung oft erheben.

Solche Worte hör' ich gerne,
Wie ſie jüngſt ein Freund geſprochen,
Funkelnd mit dem Augenſterne
Und mit lautem Herzenspochen:

„Laßt die Gläſer hoch uns ſchwinge
Brüder, Deutſchland möge leben,
Ob es auch herabzubringen
Sich ſo Viele Mühe geben!

Hoch der Glaube, wie der meine!
Den kein andrer mir verdränge;
So wahr ich zu dieſem Weine
Keinen Tropfen Waſſer menge!

Hoch die Satzung, die von Vätern
Uns verblieb als heilig Erbe,
Das zu wahren vor Verräthern
Lieber freudig Jeder ſterbe!

Hoch das Wort, das freie, ſchöne,
Wie es Gott in's Herz uns legte,
Ob ſich's nun in Lippentöne
Oder Typenformen prägte!“

— Nach dem Glaſe Jeder faßte
Und die dunklen Augen blitzten.
Wie ſo ſchön doch ſind Toaſte,
Wenn ſie nur auch Etwas nützen!

2.

Salomo's Ring.

Als der weiſe König Salomo geſtorben war,
Lebte noch der Zauber, der durch ihn erworben war,
Kräftig feſtgebannet an den heil'gen Siegelring,
Der an ſeinem Finger als ein Geiſterzügel hing.

Aber die Geſpenſter, die ihm dienend unterthan,
Da die Königsſonne ſinken ſie bergunter ſah'n,
Griffen, ſelbſt zu herrſchen, aus der ewig dunkeln Nacht
Kühn und frech vermeſſen nach des Rings Karfunkelpracht.

Da krachte das hohe Gebäude
Der fürſtlichen Weisheit zuſammen,
Die luſtigen Strahlen der Freude
Beſchienen den Jammer als Flammen;
Was ehmals der Gnade entblühte,
Jetzt muß es der Bosheit entſtammen,
Und jegliche Stimme der Güte,
Sie wurde zum ſtillen Verdammen.

Tief ſeufzte das Volk und es blickte
Auf ſeines Beherrſchers Palläſte,
Der niemals die Seinigen drückte,
Der Weiſe, der Größte, der Beſte:
Wie kommt es, daß er ſo entſetzlich
Jetzt quälen ſie ließe und preßte;
Doch oben da klang es ergötzlich,
Als gäb' es nur ewige Feſte.

Und den todten König künſtlich hat der Böſen Schaar
Aufgerichtet, als ob er ein lebend Weſen war;
Auf dem Thron der Leiche haben feſt ſie unterſtützt,
Daß der Zepter ſtrahlend auf das Volk herunterblitzt.

Vierzig Tage floh'n, ſeit man das Volk geblendet hat,
Als indeß der Holzwurm auch ſein Werk vollendet hat,
Abgenagt den Stab hat, der die morſchen Glieder hält,
Und des Königs Leiche nun auf einmal niederfällt; —

Da ſtürmet in wüthenden Wogen
Das Volk zum Pallaſt aus den Gaſſen,
Die Frevler, die frech es betrogen,
Mit rächendem Arme zu faſſen.
Sie dringen hinein und erbeben,
Die Muthigſten ſelber erblaſſen,
Die böſen Geſpenſter erheben
Zum Kampf ſich in drohenden Maſſen.

Doch wurde das Volk bald zu Rieſen;
Der Leiden gedenkend in Schnelle,
Verdrängt es mit wildem Umſchließen
Die feindlichen Geiſter zur Hölle.
Den Ring aber, welchen im Wüthen
Verloren die Schaar an der Schwelle,
Ein künftiges Leid zu verhüten,
Verſenken ſie raſch in die Welle.

„Sei gewiß, daß, wenn du gut und wahr und weiſe biſt
Sonnen mit dem Ring der Lieb' du aus dem Kreiſe ziehſt.
Wehe, wenn der Zauber je zu Theil den Böſen war!“
Dieß der Spruch, der auf des Ringes Stein zu leſen war.

Dieſes Märchen kommt von Oſten her den weiten Pfad;
Doch was der Geſpenſter Herrſchen zu bedeuten hat,
Und wohin die Inſchrift auf dem Königsſiegel zielt:
Nimm es, Welt, als Räthſel, beſſer noch als Spiegelbild.

X.

Dichterlohn.

Wenn Lieder oft den Dichter reichlich ſchmücken,
Und ihn gleich einem Baldachin umgeben,
Wenn ſie zur ſchönen Zierde ſich verweben,
Um auf ſein Haupt als Kränze ſich zu drücken:

O glaubt es nicht, daß ſie ihn je beglücken,
Daß ſie als milde Engel ihn umſchweben,
Ihm für ſein banges vielbewegtes Leben
Die Blume ſtiller Seligkeit zu pflücken.

Er iſt dem armen Taucher zu vergleichen,
Der in die Fluth des Meeres ſich muß ſenken,
Dem reichen Kaufherrn Perlen zu erjagen:

So zieht das Dichterherz nach allen Reichen,
Um dich, o Welt, mit Schätzen zu beſchenken,
Und einen armen Lohn davon zu tragen.

Guſtav Pfizer.

1.

Abhängigkeit.

Es wird der Ruf der Glocken,
Der feſtliche Geſang
Zur Kirche keinen locken,
Dem nicht das Herz ſchon klang.

Nie hat der Reiz der Farben
Halb blindem Blick gefrommt;
Im Paradies wird darben,
Wer nicht bekränzt ſchon kommt.

Und dünkſt du dich auch Meiſter
In einer hohen Kunſt:
Doch zwingſt du nicht die Geiſter!
Du wirbſt um ihre Gunſt.

Es giebt ein Maaß, zu lohnen
Die Tugend und die Pflicht,
Doch frei vertheilt die Kronen
Der Schönheit Preisgericht.

Dem Tauben zu befehlen —
Was nützt dein lauter Ruf?
Drum danke Gott, der Seelen,
Dich zu verſtehen, ſchuf!

2.

Die Rettung.

Wo des Berges Spitzen ſchimmern
In der Sonne letztem Roth,
Klimmt ein Jüngling an den Trümmern
Schnell empor in Todesnoth.
Iſt's ein frevelnder Verbrecher?
Hat er Heiliges beraubt?
Wüthend ſtreckt der nahe Rächer
Aus die Hand nach ſeinem Haupt.

Losgegürtet von den Hüften
Fliegt der faltige Talar;
In den abendlichen Lüften
Flattert hin das goldne Haar;
Ach es ſcheint ihn noch zu ketten
Und zu hemmen ſeine Bahn!
Beut kein Adler, ihn zu retten,
Ihm die mächt'gen Flügel an?

Bunte, ſchwärzliche Gedanken
Flattern flüſternd um ihn her;
Seine irren Sinne wanken
Und der Aether dünkt ihm ſchwer.
Pfeilſchnell über Fels und Matten!
Hügel ab und Hügel auf!
Und ihn ſpornt der eigne Schatten
Zu beſchleunigen den Lauf.

Ach! aus des Verfolgers Zügen
Leuchtet nicht der Menſchheit Spur!
Mit entſetzlichem Vergnügen
Raſ't er durch die feuchte Flur,
Schon, ſchon kann er ihn erreichen
Mit dem heißen Hauch der Bruſt,
Doch ihn ängſtend weiter ſcheuchen
Dünket ihn die höchſte Luſt!

Und in raſendem Entſetzen
Stürmt der Jüngling nun bergab;
Eilt in wilden, luſt'gen Sätzen
Er entgegen ſeinem Grab?
Ueber ihm von Zorn verzerret,
Schwingt der Feind die Todeswehr,
Und die weitre Flucht verſperret
Weitgedehnt das ſtille Meer.

Vor ſich nun die ew'ge Tiefe!
Aber hinter ſich den Stahl!
Und ihm iſt's, als ob es riefe
In der bittern bangen Wahl:
„Nimm was das Geſchick dir gönnte!
Kühle deiner Glieder Brand!
Leichter iſt's, im Elemente
Sterben, als von Menſchenhand!“

Hoffnungslos von ſchroffer Stelle
Springt er mit empörtem Blut,
Aber friedlich, ſanft und helle
Theilt ſich unter ihm die Fluth!
Und das Waſſer voll Erbarmen
Kühlt ihn mit dem naſſen Blau
Und er ruhet in den Armen
Einer göttlich ſchönen Frau.

„Süßer Flüchtling, kommſt du wieder
In das ſtille grüne Haus?
Täglich ſandte Blick und Lieder
Ich nach dem Geliebten aus!
Aber nun! — du biſt geborgen!
Ewig, ewig biſt du mein;
Und es bricht der Meeresmorgen
Dort mit grünen Flammen ein!

Ja, ich fühl's, wenn halb mit Zagen
Du mich an den Buſen drückſt;
Daß wie in vergangnen Tagen
Du dich neu mit mir entzückſt!

Selbſt dem Mann, der ohn' Erbarmen
Droben deine Seele ſucht,
Dank' ich; denn aus meinen Armen
Wehrt er ewig dir die Flucht."

Kuß auf Kuß und Well' auf Welle!
Ew'ger Wechſel, gleiche Luſt!
Wundervolle Räthſelquelle,
Kühler Meerfrau heiße Bruſt!
Bittre Todesſorgen ſchmelzen
In der Liebe ſüßem Glück;
Und die blauen Wogen wälzen
Nur das Kleid zum Strand zurück.

Wilhelm Zimmermann.

Der zerſchlagene Edelſtein.

Kannſt du den Edelſtein mir ſagen,
Der dunkelroth in ſtummem Schmerz
In dreien Kronen glänzt zerſchlagen
Wie ein zerrißnes blut'ges Herz?

Da hat, der ſtets die Schuld gerochen,
Der Geiſt der Zeit den Edelſtein
Kühn aus der größten Kron' gebrochen,
Und faßt in rauhen Stahl ihn ein.

Es hält der Geiſt der Zeit erhaben
Den ſtahlumgürteten Rubin,
In der Geſchichte Erz zu graben
Ein großes Wort der Menſchheit hin.

Und kannſt du ſagen, was er ſchreibet,
Das große, feierliche Wort?
Geäzt mit Blut vom Herzen, bleibet,
Was dort er eingräbt, ewig fort.

Franz Theodor Kugler.

Abſchied.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn,
Ihre Dächer ſind zerfallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Tönet nimmer Speer noch Schild;
Doch dem Wanderer erſcheinen
Auf bemooſten alten Steinen
Nachtgeſtalten zart und mild.

Drüben winken ſchöne Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund,
Und der Wandrer ſieht von Ferne,
Schaut in blauer Aeuglein Sterne,
Herz iſt heiter und geſund.

Doch der Wandrer muß von dannen,
Weil die Abſchiedsſtunde ruft.
Und er ſinget Abſchiedslieder;
Lebewohl; kehrt nimmer wieder;
Tücher wehen durch die Luft.

Wilhelm Wackernagel.

1.

An die deutſchen Dichter.

Setzt vom Munde nun die Flöten,
Legt die Lauten aus der Hand!
Seht ihr nicht den Himmel röthen
Wechſelſtreitend Blut und Brand?

Fort mit euren Roſenkränzen!
Andre Zierden thun euch Noth:
Denn es ſtreicht zu andern Tänzen
Nun der alte Meiſter Tod.

Heder ziemt der Dichtergilde
Schwert zur Hand und Harniſch an,
Daß der Flammenſchein vom Schilde,
Funkelnd widerleuchten kann.

Worte ziemen euch, die wettern
Wie ein Schwert im Schlachtengang
Töne ziemen euch, die ſchmettern
Wie der Kriegsdrommeten Klang.

Zierlich liſpelnd, zärtlich raunend
Ginget ihr ſo manches Jahr:
Jetzt mit lautem Ruf poſaunend
Schreit' einher die Prieſterſchaar.

Laß es tönen, laßt es dröhnen!
Blaſet, blaſet, daß es gellt,
Daß in Schutt ob ihren Söhnen
Jericho zuſammenfällt!

2.

Spielmannslohn.

Großes Feſt beging der Kaiſer
Friedrich mit dem rothen Bart:
Speere brachen da wie Reiſer,
Schilde wurden nicht geſpart,
Reiche Spenden
Stoben da von milden Händen.

Wer die Geige ſtreichen lernte
Oder Gauklerkünſte pflag,
Eine übervolle Ernte

Schuf ihm dieſer Freudentag:
Reich der beider
Ward er dießmal, Roß und Kleider.

Zwiſchen zwei'n gar weiſen Leuten
Saß zu Tiſch der Kaiſer werth,
Welche das Geſetz zu deuten
Kundig waren und gelehrt.
Zu den beiden
Sprach er: „Wollet mich beſcheiden.

Alles dienet meinem Schwerte,
Alles beugt ſich meiner Hand:
Was ich thäte, niemand wehrte
Meinen Willen mir im Land;
Meine Rede
Schaffet Friede, ſchaffet Fehde.

Sagt, bin ich von Gotteswegen
Angethan mit ſolcher Macht?
Hat der Herr ſo reichen Segen
Kaiſerkronen zugedacht?
Sagt ob ihnen
Alſo muß die Erde dienen?“

„Gottes Will' iſt was ihr wollet.“
Sprach der Meiſter linker Hand.
„Gotte zollet, wer euch zollet,
Euer iſt von Gott das Land.
Der euch krönte
Wollte, daß euch alles fröhnte.“

„Wehe, wehe dieſem Worte!“
Sprach der Meiſter rechter Hand.
„Wehe, wenn dies Wort die Pforte
Eures Herzens offen fand!
Herr, o leihet
Mir die Ohren und verzeihet.“

„Euer Recht iſt nur das Rechte,
Euer Unrecht iſt kein Recht:

Denn der Herr gab ew'ge Rechte
Auch dem dienenden Geſchlechte.
  Die Gewichte
Prüft er, daß er beide richte."

„Wenn Ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,
Weh, ſo ſchadet's eurem Heile,
Daß ihr je zur Krone kamt:
  Auch des Kornes
Denket einſt der Herr voll Zornes."

Sinnend ſprach der gute Kaiſer
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Hie ein Weiſer, dort ein Weiſer
Beide treu und wohlgelahrt:
  Einem Jeden
Will ich lohnen ſeine Reden.

Der du ſagſt mein Wille gelte,
Wenn er Gottes Wille ſei,
Daß ich dir dieß Wort vergelte,
Gib du der Geſetze drei,
  Du ſtatt meiner:
Was du findeſt, ſchelt es keiner!

Doch der ſagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürſtenhand die gnadenvolle
Lohnt auch dir nach mildem Brauch:
  Roß' und Kleider
Nimm, und freue dich der beider."

3.

Tröſtung.

„Ein Häuslein bau' ich für uns zwei
  Von Veilchen und von Roſen,
Frau Nachtigall ſei auch dabei
  Mit ihrem ſüßen Koſen,

Schuf ihm dieſer Freudentag:
  Reich der beider
Ward er dießmal, Roß und Kleider.

  Zwiſchen zwei'n gar weiſen Leuten
Saß zu Tiſch der Kaiſer werth,
Welche das Geſetz zu deuten
Kundig waren und gelehrt.
  Zu den beiden
Sprach er: „Wollet mich beſcheiden.

  Alles dienet meinem Schwerte,
Alles beugt ſich meiner Hand:
Was ich thäte, niemand wehrte
Meinen Willen mir im Land;
  Meine Rede
Schaffet Friede, ſchaffet Fehde.

  Sagt, bin ich von Gotteswegen
Angethan mit ſolcher Macht?
Hat der Herr ſo reichen Segen
Kaiſerkronen zugedacht?
  Sagt ob ihnen
Alſo muß die Erde dienen?"

  „Gottes Will' iſt was ihr wollet."
Sprach der Meiſter linker Hand.
„Gotte zollet, wer euch zollet,
Euer iſt von Gott das Land.
  Der euch krönte
Wollte, daß euch alles fröhnte."

  „Wehe, wehe dieſem Worte!"
Sprach der Meiſter rechter Hand.
„Wehe, wenn dies Wort die Pforte
Eures Herzens offen fand!
  Herr, o leihet
Mir die Ohren und verzeihet."

  „Euer Recht iſt nur das Rechte,
Euer Unrecht iſt kein Recht:

Denn der Herr gab ew'ge Rechte
Auch dem dienenden Geſchlechte.
  Die Gewichte
Prüft er, daß er beide richte."

„Wenn Ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,
Weh, ſo ſchadet's eurem Heile,
Daß ihr je zur Krone kamt:
  Auch des Kornes
Denket einſt der Herr voll Zornes."

Sinnend ſprach der gute Kaiſer
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Hie ein Weiſer, dort ein Weiſer
Beide treu und wohlgelahrt:
  Einem Jeden
Will ich lohnen ſeine Reden.

Der du ſagſt mein Wille gelte,
Wenn er Gottes Wille ſei,
Daß ich dir dieß Wort vergelte,
Gib du der Geſetze drei,
  Du ſtatt meiner:
Was du findeſt, ſchelt es keiner!

Doch der ſagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürſtenhand die gnadenvolle
Lohnt auch dir nach mildem Brauch:
  Roß' und Kleider
Nimm, und freue dich der beider."

3.

Tröſtung.

„Ein Häuslein bau' ich für uns zwei
  Von Veilchen und von Roſen,
Frau Nachtigall ſei auch dabei
  Mit ihrem ſüßen Koſen,

Und ein viel guter heller Wein
Das ſoll der Trunk der Minne ſein:
Ei Lieb und Luſt in beider Weiſ':
Ei Rebenſtock, du ſchönſtes Reis
Von allen grünen Reiſern!"

Da kam ein kühler ſcharfer Wind
Von Morgen hergeſchnoben,
Zerführte mir mein Haus geſchwind,
Das Dach, das war zerſtoben.
Da regnet's Veilchen ohne Zahl,
Die Roſen fielen all zu Thal,
Sie fielen in den kühlen Wein,
Und auch die lieben Waldvöglein
Sind all davon geflogen.

Wer ſich ein Haus von Roſen baut,
Der will dem Winde trauen,
Und wer auf Weiberworte traut,
Iſt viel ein ſchlimm'res Bauen.
Drum laß' mir meinen hellen Wein,
Der hat allzeit denſelben Schein,
Bei Wind und Wetter, früh und ſpat —
Und wer ein Lieb verloren hat,
Der ſoll's beim Wein vergeſſen.

Auguſt Stöber.

Seliger Tod.

1839.

Es ſteht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fiſcherhaus.
„Du allerliebſte Meine,
Du Meine,
Schau mir einmal heraus!"

Heraus will ich wohl ſchauen,
Auch treten vor die Thür,

Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!

„Und mag dir nimmer grauen,
So iſt's die beſte Zeit,
Und willſt du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein ſteht bereit!“

Sie ſpringen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind,
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küſſen ſich ſo lind.

Ein Blitzſtrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb wohl, leb wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich.

Der Sturm, der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
Ins weite Meer hinein.

Die Sonne ſchaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Ja Wellen,
Treibet der Todtenſchrein.

Auguſt Schnetzler.

1.

Gnome.

Halte deiner Seele Spiegel
Unter jedem Hauche rein,
Göttlicher Gedanken Siegel
Soll auf deiner Stirne ſein.

Ob darüber auch ſich ſchaare
Dunkle Maſſe Wolkengrau,
Oder lächle ſanſt das klare
Vaterauge himmelblau;

Wenn der Sturm mit Rieſenflügeln
Durch das Urgebirge toſt,
Oder über Wieſenhügeln
Zephyr mit den Blumen koſt;

Sei's im wirren Weltgetriebe
Drang und Sturm der Meinungen,
Sei's der Wechſel in der Liebe
Lieblichen Erſcheinungen —

Bleibe feſt! ſei nicht im Schlamme
Das bewegte, ſchwanke Rohr,
Hebe dich mit freiem Stamme
Aus dem niedern Wald empor;

Droben in der Krone ſinge
Wonnevoll die Nachtigall,
Und aus deinem Kern entſpringe
Frucht und Segen überall!

2.

Die Lilien im Mummelſee.

Im Mummelſee, im dunkeln See
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen ſich, ſie biegen ſich,
Dem loſen Wind zum Spiele;

Doch wenn die Nacht herniederſinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entſteigen ſie dem Bade
Als Jungfern ans Geſtade.

Es brauſt der Wind, es ſauſt das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen ſchlingen ſich
Von ſelbſt zu einem Kranze;
Und ſchweben leis umher im Kreis,
Geſichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es brauſt der Sturm, es ſauſt das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durchs naſſe Gras
Dreht ſich der Reigen ohne Maaß
Und immer lauter ſchwellen
Ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm ſich aus der Fluth,
Die Rieſenfauſt geballet,
Ein triefend Haupt dann, ſchilfbekränzt,
Vom langen Bart umwallet,
Und eine Donnerſtimme ſchallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da ſtockt der Tanz — die Mädchen ſchrein
Und werden immer bläſſer.
„Der Vater ruft: puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewäſſer!“
Die Nebel ſteigen aus dem Thal,
Es dämmert ſchon der Morgenſtrahl,
Und Lilien ſchwanken wieder
Im Waſſer auf und nieder.

3.

Im Thal.

Es rauſchen die Waſſer, es knarret die Säge,
Fern tönen des Hammers gewichtige Schläge,
Es dampfen die Höhen, da leuchtet der Strahl
Der ſinkenden Sonne dem Wand'rer durch's Thal.

O ſag' mir, mein Herz, was bedeutet dein Pochen,
Dann wieder dein Stocken, als wärſt du gebrochen?
O Thränen, was tretet ihr wieder heraus?
Wohl bleibt ihr nicht gern in dem brennenden Haus!

Es rauſchet das Waſſer: „zu mir ſtürze nieder,
Ich kühle den Schmerz der ermatteten Glieder!“
Es knarret die Säge: „Dir ſäg' ich ein Haus,
Da ruhſt du zur froheren Wanderung aus.“ —

Da wandelt und ſinget durch's Wieſengefilde
Der lächelnden Müllerin Engelsgebilde;
Sie ſinget ein Liedchen vom ſilbernem Klang:
„Mein Herzallerliebſter, wo weilſt du ſo lang?“

Es dunkeln die Höhen: im Wandrer wird's helle,
Verſieget der Thränen verzehrende Quelle;
Es klappern die Räder: „Herz, ſchlage friſch zu!
Am liebenden Herzen da findeſt du Ruh!“

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben.

Accorde.

Dem gepreßten Herzen klinget
Mancher tröſtende Accord:
Aber wahren Frieden bringet
Nur ein einz'ges, ſtrenges Wort.

Pflicht, geübt mit feſtem Herzen,
Bleibt allein euch ewig treu;
Sie allein heilt alle Schmerzen,
Sie allein macht Menſchen frei.

Kraft und Weisheit, Licht und Friede
Blüh'n aus ſtreng geübter Pflicht —
Horcht! denn in dem ſtillen Liede
Kündet ſich das Weltgericht.

A. Ritter v. Tſchabuſchnigg.

Der alte Huſar.

Tapfer fechten die Bürger, am öden Wall'
Liegen nun Alle in tödtlichem Fall'.
Und durch's zerſprengte, ächzende Thor
Brauſt jäh der Feind in Gaſſen hervor.

Vor der Stadt ſtand Mancher mit kräftigem Muth,
Nun modert er draußen in ſeinem Blut!
„Rächt eure Brüder!“ zornerfüllt,
Ruft's der Feldherr, der Soldat folgt lüſtern, wild.

Und durch die Stadt wird's nun ſchaurig laut,
Die Flamme ſchleicht buhlend dem Mord nach als Braut,
Und die Glocke vom ſtillen Liebfrauenthurm,
Sonſt Sonntaggeläute, heut kündet ſie Sturm.

Das Thor ſpeit Horde auf Horde aus,
Verſchont bleibt nicht Kirche, nicht friedlich Haus,
Schadenfroh dazu kriecht die finſt're Nacht,
Zum Schlimmen hat ſie das Schlimmſte gebracht.

Den Säbel in der Fauſt, mit grauendem Haar,
Stürmt unter den Rächern auch ein alter Huſar,
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenſchein,
Sang heut' erſt eine Kugel in Schlummer ein.

„„Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen ſchütt' ich dir noch in's Grab!““
Er jagt durch die Gaſſen mit zornſchnellem Lauf,
Eilt wild in das ſtattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, im ſtillen Gemach'
Steh't eine Wiege, d'rin ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Menſch, geſtellt
Zu Luſt und Wehe auf die wechſelnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein,
Seltſam mild ſchau'n die Sterne dabei herein:
„„O verdorrte Kindheit, kehrſt nimmer mehr,
Wer noch ſo ein lächelnd Knäblein wär'!""

Und das alte Mährchen, das längſt zerrann,
Faßt den Alten im Dolman von Neuem an,
Die Zeit, da er einnickt' bei Mütterchens Lied,
Auf der Haide ſaß einſam, bis die Sonne ſchied.

Wie er Knab ward, auf's erſte Pferd er ſich ſchwang,
Und ſtolzer nun jagte die Steppe entlang,
O Erny, o Liebe, o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

„„Schlaf' wohl, mein Bruder, du Mädchen ſüß,
Im Paradiesgarten ſpielt ihr gewiß!"" —
Der Alte ſtarrt ſtill in den Sternenſchein
Und wiegt und ſchaukelt das Knäblein ein.

Henriette Ottenheimer.

Tod und Trennung.

Tod iſt nicht Trennung, denn der Glaube webt
Aus ächtem Gold der Treue feſtes Band,
Das zieht vom Reich, wo frei die Seele lebt,
Sich unſichtbar durch dieſes Pilgerland,
Das rauſcht um lieber Weſen Todtenhügel,
An welchem ſchmerzbethränt das Auge weint
Wie Harfenklang, wie freier Engelsflügel
Verheißung — daß uns Liebe noch vereint.

Tod iſt nicht Trennung; was des Herzens Gluth,
Was warm und rein umfaßt ein friſcher Sinn,
Bleibt unverlierbar unſer ſchönes Gut,
Zog es beflügelt auch zum Thore hin.
Wohl wandelt fern auf ungeſeh'nen Bahnen
Das Herrliche in anderer Geſtalt,
Doch wo wir hoffnungsreich und gläubig ahnen,
Iſt's oft ſein Hauch, der tröſtend uns umwallt.

Tod iſt nicht Trennung. Reiches Leben reiht
Sich an die Stunde, die ein Auge ſchloß,
Und Treue nur iſt's, die das Leben weiht.
Drum blüht ſie ſchöner in des Himmels Schooß.
Drum kann der Tod Verbundenes nicht trennen,
Ob er auf Augenblicke auch entzieht;
Einſt fühlen wir bei'm ewigen Erkennen,
Daß, was uns rein entflammte, fortgeglüht.

Nur wo mit rauher liebeleerer Hand
Die Täuſchung eines innigen Gefühls
Die Saiten rührt, im Herzen aufgeſpannt,
Zerreißt der ſüße Einklang ihres Spiels,
Ertönt des Scheidens ſchmerzlichtödtend Zeichen,
Erkaltung iſt der Trennung Machtgebot,
An deſſen Hauch die Lebensfarben bleichen,
Tod iſt nicht Trennung, aber Trennung Tod.

2.

Das Echo.

Zu unſ'res Gottes Ruhme ertönt mein ſchwaches Lied,
Als heißen Dankes Blume dem Herzensgrund entblüht,
Es zieht durch lichte Bläue empor zum Ohr der Huld,
Singt des Erhab'nen Treue, Erbarmen und Geduld.

O Schöpfer aller Seelen, und aller Seelen Hort,
Kann deinen Ruhm erzählen ein armes Menſchenwort?
Der Elemente Meiſter, im Reich der Harmonie
Preiſt dich die Schaar der Geiſter, mit Sphärenmelodie.

Doch ſingt in deinem Tempel, was deine Hand beglückt,
Denn Wohlthun iſt dein Stempel, den Welten aufgedrückt;
Drum bringt, dich zu erheben, auch meiner Saiten Ton
Dem Athem aller Leben ein Lied am Königsthron.

Horch, wie von meiner Leier rings wiedertönt der Klang,
Es wird zu deiner Feier der Ströme Lauf Geſang,
Die Vögel ſingen wieder, was aus dem Herzen ſchallt,
Die Lüfte werden Lieder, zur Hymne wird der Wald.

Kaum jauchzen meine Lippen: der Herr regiert das All!
So tönt von Bergesklippen der Worte Wiederhall.
Und jubelt mein Gemüthe: der Himmel Fürſt iſt gut!
So haucht mir's nach die Blüthe, ſo rauſcht mir's nach die Fluth

Und ſing' ich deine Milde, ſo einen ſich zum Chor
Die Blumen der Gefilde, und liſpeln es empor.
Und rühm' ich, wie im Raume dein Hauch allein beſeelt,
So hör' ich wie am Baume das Blatt mir's nacherzählt.

Du, den nicht Namen nennen, den kein Verſtand erweiſ't,
Den Herzen nur erkennen, der Welten großer Geiſt,
Nicht ungehört verhallen wird was mein Lied dir ſingt,
Weil Opfer dir gefallen, wenn ſie die Liebe bringt.

Victor Strauß.

Der geheime Bund.

Laut an offner Tafelrunde,
Wo auch Horchern nichts entſchlüpft,
Singen wir von einem Bunde,
Den wir heimlich angeknüpft.
Willkühr und Gewalt erſchrecken,
Wenn er handelt, wenn er ſpricht,
Doch er iſt nicht zu entdecken,
Zu zerſprengen iſt er nicht.

Sonſt geſchahs, daß man im Dunkeln
Sich mit Hand und Mund beſchwor,
Sich berieth beim Sternefunkeln,
Sich beſprach von Ohr zu Ohr.
Andre Zeiten, andre Leute;
Denn die Leute ſind die Zeit.
Frank und frei bekennt man heute
Dieſem Bunde ſich geweiht.

Und ſo laſſen wir ihn leben!
Daß er ſich in ſeiner Macht
Wie ein Löwe mög' erheben,
Der aus ſeiner Ruh erwacht;
Daß er wie die Sonne wandle
Nach des Morgens Purpurlicht;
Daß er wachſe, wirke, handle,
Bis die letzte Feſſel bricht.

Leiſe keimts in ſeinen Saaten;
Ja die Ernte kommt heran,
Und wir dürfen ihn verrathen,
Den man nicht verrathen kann:
Von des Rheines goldnen Fluthen
Bis an Polens blutgen Sand
Iſts der ſtumme Bund der Guten
Für ein freies Vaterland.

Eduard Duller.

1.

Lied.

Ich hab's mein Leblang ſo gemeint
Und will's mein Leblang halten:
Kein Schatz ſo reich als wie ein Freund
Bei Jungen wie bei Alten;
Kein Wein ſo ächt, kein Gold ſo gut,
Ging's zehnmal auch durch's Feuer,
Als wie ein Freund mit friſchem Muth; —
Der Herrgott iſt nicht treuer!

O armer Mann, du reicher Mann,
Haſt nichts als Schloß und Riegel! —
Trau' ich mein Herz dem Freunde an,
Liegts unter'm beſten Siegel.
O reicher Mann, du armer Mann,
Wenn du ein Lieb haſt funden! —
Doch Weibertreu fängt luſtig an
Und endigt aller Stunden.

Und wer das kann und brütet da
Allein vor'm goldnen Weine, —
Dem ſchlage doch das Podagra
In's Herz ſtatt in die Beine.
Und wer das kann, und ſitzt im Glück,
Und kann den Freund entbehren,
Dem wünſch ich gleich den beſten Strick,
Und zur Geſellſchaft — Bären.

Die Freundestreu, der ächte Wein
Erſtarken mit den Jahren;
Drum ſetz' ich drauf mein Leben ein
Und will's zum Wucher ſparen.
Dann blieb es meine eine Luſt,
Könnt ich nach hundert Jahren
In alter Freunde treuer Bruſt
Grad' auf zum Himmel fahren!

2.

Kaiſers Wort, Gottes Wort.

Was gilt ein Wort in dieſer Zeit?
Das lohnte ſich zu wiſſen,
Daß ſich die That in Worte breit
Recht faſ'rig hat verſchliſſen.
Ein Wort, ein Wort, ſagt an, was gilt's?
Kann man's noch brauchen ſtatt des Schild's,

Vor Strolchen ſich zu wehren?
Hei! Redlich Wort
Find't ſchlechten Ort,
Man hält's nicht mehr in Ehren.

Da reiten zwei, ſo friſch und frei,
Sie haben gut Vertrauen;
Ein Kaiſer-Wort, das hält wohl treu,
Darauf läßt ſich wohl bauen?
Und ob die Pfaffheit uns bedräut,
Der Kaiſer gab uns frei Geleit,
Der Kaiſer wird's wohl halten.
Ein Kaiſer-Wort
Iſt guter Hort
Wie Kaiſer-Mantels Falten.

Zween Meiſter ihr aus Böhmerland,
Ihr ſolltet's beſſer wiſſen;
Ein Mannes Wort zu Mannes Hand,
Das iſt ein ſich'rer Kiſſen.
Kein Mann gab's, nur der Kaiſer ſprach's; —
Hei! ſchmilzt ſein Wort wie ſchnödes Wachs
Im Kirchenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort,
Wer wird dein Recht dir ſchaffen?

Zu Coſtniz war ein heißer Tag,
Die Sonn' ſtand juſt im Krebſen;
Wohl mancher Pfaff bei Tafel lag,
Oder lag bei ſeiner Kebſen.
Aus Böhmerland die Meiſter Beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid,
Von aller Welt verlaſſen;
Im dunklen Thurm,
Bei Molch und Wurm,
In eiſernen Ringen ſie ſaßen.

Ha! iſt das auch ein frei Geleit,
Geleit' zum Scheiterhaufen?

O Zeit des Wort's, o böſe Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feuer und dann in Blut;
Das alte Uebel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Aſch' zerſtäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

O was ein freier Mummenſchanz
Zu Coſtnitz vor den Thoren?
Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
Und ſchüttelte die Ohren.
Sie ſchwenkten manches Weihrauchsfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh
Wie leeres Stroh
Des Kaiſers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meiſter beid'
Wichen nicht von einander,
Sie hielten aus in Lauterkeit,
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher fraß,
Bis ſie an Huſſens Herzen ſaß
Als wie ein hung'riger Geier,
Da ſprach der Huß
Den Abſchiedsgruß
Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frißt ein Kaiſerwort,
Man weiß nicht, ob's geweſen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort
In Flammen ſteht's zu leſen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiſerwort haſt du erkannt,
Es hält nicht gar beſtändig.

Doch Gott iſt treu,
Drum werde frei,
Gott macht die Todten lebendig!“

Und als der Leib in Aſch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen.
Es mußte gar ein böſes Spiel
Der Henker ſchnöd' entſchaffen.
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Huſſes heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaiſers Wort —
Soll't er ſein's Bleibens finden.

Doch Vöglein kamen allerhand
Geſchäftig hergeflogen,
Sie wuſchen rein am Meeres Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und ſtahlen treu des Märt'rers Staub
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umſchanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo iſt das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?
Es iſt das ganze Böheimer Land,
An Grabesruh zu kennen,
Ja, Freiheit iſt zu Grab' gebracht;
Da kam eine linde Maien-Nacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch' Knöſplein ſtand
Im Böhmer-Land,
Und ſeine Blüth' ward theuer.

Manch' Knöſplein ſchwoll, von Rache ſchwoll's,
Der Lenz hat's aufgeſchloſſen;
Er heiſchte gütig ſeines Zoll's,

That auf die blut'gen Sproſſen.
Und Rache wuchs all überall,
Sie wuchs als dichter Blüthenwall
Rings um des Landes Marken;
Gezeugt von Muth,
Geboren von Wuth,
Und Blut macht ſie erſtarken.

Des Kaiſers Wort war leeres Stroh,
Vollkörnig war die Rache;
Wohl manch' ein Brand ſchlug lichterloh
Als Leichenfeier und Wache.
Und mitten in dem Flammen-Ring,
Der treu das Böhmerland umfing,
Saß Freiheit zu Gerichte.
'Ne Keule ſchwer
Traf gut umher
Im feiſten Glatzen-Gezüchte.

Wie mancher Purpur wurde bleich,
Bepurpert mancher Bleiche;
Das that der Keule ſch'rer Streich
Weit um im Böhmer Reiche.
Und manche Kebſe weinte viel,
Weil mancher Kebſe Rothſtrumpf fiel;
Kein Heiliger kam zu retten.
Doch Gottes Wort,
Das lebte fort,
Man zwingt es nicht in Ketten.

Und als man ſchlug die Prager Schlacht,
Schlug man das Volk zu Schanden,
Schlug zu der Freiheits-Sarg bei Nacht,
Schlug feſt den Leib in Banden.
O Böhmer-Land, du armes Land,
Ein Aſchenhügel nach dem Brand,
Ein Grab bleibſt du beſtändig.
Dein Volk iſt todt,
Dein Klang ein Spott,
Doch Gottes Wort bleibt lebendig.

Nicolaus Müller.

Das Thränenparadies.

Im Strom der Thränen ſtehen Trauerweiden,
Ihr Holz ſchmeckt bitter, wie der Seele Leiden,
Die Zweige flattern wie gelöſt Haar
Verzweiflungsvoll betrübter Frauen Schaar.

Des Stromes Wellen ſeufzen hin in Klagen,
Die Felſen ächzen, wild von ihm geſchlagen,
Iſop und Wermuth grünt an ſeinem Strand,
Und keine Blume ſchmückt das öde Land.

Da kommt ein Kind, das wie die Sonne leuchtet,
Schöpft Waſſer aus dem Strome und befeuchtet
Damit das Land, da ſproſſen alſobald
Der Blumen viel, und blühen mannichfalt.

Aus Thränen treuer Liebe ſproßt die Roſe,
Der Freundſchaft Thrän' entſproſſen hell im Mooſe
Vergißmeinnicht und Veilchen himmelblau,
Und Freudenthränen zieren ſie als Thau.

Der Weiner Seelen, ausgeweinet, kommen
Den Strom als Schwäne ſtill herabgeſchwommen,
Sie ſteigen aus auf goldnem Uferkies
Und gehen ein in's Thränenparadies.

Wo jedem Herzen das verwandte winket,
In unzertrennlicher Umarmung ſinket
Die Sehnſucht der Erfüllung an die Bruſt,
Und Alle leben Ewigkeiten Luſt.

Ferdinand Freiligrath.

1.

An das Meer.

O Meer, verliehſt du nicht den brennend rothen Saft,
Den heil'gen Purpur, d'raus man Kön'gen Mäntel ſchafft,
Den Männern von Beryt und Tyrus?

O finſtres Meer, lag nicht in deiner grauen Fluth
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Gluth
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des ſchwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedeckteſt du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen?
O Meer, dein dunkler Schoos verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — iſt nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarſt du nicht ſelbſt Aphroditen?

Ja, du biſt reich! ich ſah bis auf den Grund dich Meer!
Wie dem von Sidon du die Muſchel gabſt, daß er
Den Purpur auf die Welle drücke:
So haſt du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließeſt du im Geiſt mich deine Pracht empfahn,
Auf daß ſie meine Lieder ſchmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Horte, die man einſt in dich verſenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Waſſer blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen ſpeit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachſchuppenkleid
Das anvertraute Gut beſchützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umſpannt, die Keines Augen ſahn,
Als meine, die mit ſieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es ſchmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleicherſonne ſenkt durchs Waſſer ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umſchlungen);

Die Städte, die dein Mund in ſeine Tiefe riß —
(Als Wächter ſtehn am Thor und fletſchen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —)
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond dereinſt verſchluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;

Das Grab Neptun's — in das, als er geſtorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als jeder ſich an Heil'ge wandte,
An Fiſchefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einſt verbrannte. —

Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — ſie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verſchlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenſtein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhuben;

Die Flaſchen, die der Ring des Salomo verſchloß,
Die ſeit Jahrtauſenden dein Waſſer ſchon umfloß,
Die Krüge, gläſern oder irden,
In denen Geiſter ſind, entſetzlich von Geſtalt,
Die losgelaſſen dich, o Weltmeer, wie Asphalt
In lichte Flammen ſetzen würden: —

All' hab' ich es geſehn! — du haſt dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichſt den Purpur mir: mein Lied iſt das Gewand,
Auf dem er glühen ſoll, ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben.

Sieh', wie es funkelt! ſieh', ſchon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China ſchmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeſchuppt, in ſeiner Pracht einher;
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich ſonnt im Buſen von Biscaya.

2.

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anſchaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geſchäftgen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beſchwert,
Das ihr, aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank;
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Miſſouri alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trankes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tſcherokeſe,
Ermattet, von der Jagd beſtaubt;
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

O ſprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
Im Speſſart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimath Berge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Waizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

X.

Ein Lied Memnon's.

Vergangen iſt die Nacht! Weiß dampft es auf dem Nile;
Auf rafft ſich Pharao von ſeinem Purpurpfühle;
Schlaftrunknes Murmeln füllt die Hekatompylos.
Wie Fackeln, licht und ſchlank daſteh'nd im dunkeln Thale
Blutroth im erſten Sonnenſtrahle,
Glühn Obeliskus und Koloß!

Nach Weſten weithin fällt ihr ungeſchlachter Schatten;
Die Sphinxe werden wach auf ihren Marmorplatten,
Und ſchauen träg empor an Thurm und Säulenknauf.
Der Ibis ſchickt ſich an, um ihre Stirn zu ſchweben;
Sie aber recken ſich, und geben
Sich gähnend ihre Räthſel auf.

Der Geier flattert her nach ihren Fußgeſtellen;
Gleichwie ein Tempelwart; von ihren glatten Fellen
Streift mit dem Fittig er der Wüſte nächtigen Staub.
Leis flüſternd grüßen ſich die dorn'gen Palmenbäume;
Sich zu erzählen ihre Träume,
Bewegen ſie der Kronen Laub.

Und laut und lauter wirds in Thebens alten Mauern,
Auf deren Zinnen ernſt gegoßne Löwen kauern;
Vom Schall des Morgens dröhnt mein einzig Königshaus.
Das Herz Aegyptens pocht in ſeiner ehrnen Hülle,
Und rieſelt ſeines Blutes Fülle,
Nach allen ſeinen Gliedern aus.

Es ſprudelt, und es gährt, und ſprengt die hundert Pforten;
Es bricht ſich brauſend Bahn, und fluthet aller Orten,
Wo ſich die Wüſte dehnt, und wo die Nilfluth rollt.
Das nenn' ich heißes Blut: Kriegsheere, Karavanen!
Es pulſt einher in ſand'gen Bahnen,
Und ſchwemmt zurücke Ruhm und Gold.

So grüßt Aegyptenland, du Strahlender, dein Kommen!
Bald übern Strom ſchon iſt dein Spiegelbild geſchwommen;
Die Wüſte fährt empor, dich jubelnd zu empfahn.
Und ich auch, der ich nur ein Wächter bin im Sande,
Ertöne, ſeh' ich dich am Rande,
Des Felsgebirgs im Oſten nahn.

Denn wie ein Kriegesfürſt im Lande der Araben,
So läſſeſt du einher die muthgen Roſſe traben,
Die flackerndes Geſtrahl aus ihren Nüſtern ſprühn.
Dein Herold Morgenwind führt eine Golddrommete;
Dein Frühzelt iſt die Morgenröthe,
Dein Abendwind des Weſtens Glühn.

Und wie ein Emir auch kannſt du die Feinde drängen!
Wenn du zu Wagen ſteigſt, den Himmel zu durchſprengen,
Mit ihren Schatten dann entweicht die dunkle Nacht.
So ſchier weiß Pharao ein Mohrenheer zu jagen
Wenn er auf goldnem Sichelwagen
Einherbrauſt übers Feld der Schlacht.

Und wie ſein Arm befreit die Völker und die Lande,
Und wie ſein blutig Schwert ſich öffnen heißt die Bande,
In die des Feindes Grimm die Kriegsgefangnen ſchlug,
So auch zerſchmetterſt du, anſpornend deine Pferde,
Die Feſſeln, deren Wucht die Erde
Auf das Geheiß des Dunkels trug.

Sieh' da! ſie öffnen ſich! ſie ſpringen und ſie ſchmelzen!
Die Erde war ein Grab; — doch du, den Stein zu wälzen
Von ſeiner Thüre, nahſt! — hin fällt er, und zerbricht.
Ich aber grüße dich in deiner Pracht und Schöne;
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einzgen Worte: Licht!

6.

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dies iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!"

Er ſprach: „Gern will ich mich entgürten!"
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er ſetzte ſich zu ſeinen Wirthen;
Des Wüſtengeiers Flügel ſchwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf ſeinen Knien.
Die Roſſe mit den blanken Stangen,
Die finſtern Reiter mit den langen
Gewanden, und den bärtgen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farbgen Stiften ſchuf er glühend
Ein Bildniß dieſer Wüſtenraſt.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend
Und ſchlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten ſingend ihren Gaſt:

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dies iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Robert Reinick.

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenſtund
Wie 'wandert's ſich ſo ſchön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da ſingts und jubelts drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt ſich gut
In all die Luſt hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozeſſion
Aus der Kapelle zieht.

Und ernſt in all die Herrlichkeit
Die Burg herniederſchaut,
Und ſpricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das alles beut der prächtge Rhein
An ſeinem Rebenſtrand,
Und ſpiegelt recht im hellſten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme treue Vaterland
In ſeiner vollen Pracht,
Mit Luſt und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Levin Schücking.

Der Burghof.

Das iſt ein Burghof, eine blanke Zier!
Aus deinen Mährchen iſt's ein Luftgebilde,
Es iſt ein ſpaniſch Schloß, wie Träume ſchier
Es aufbau'n nur auf einem Feenſchilde.

Im Viereck, eng' — der alte Nußbaum nickt,
Wie um den ganzen Hof zu überzweigen,
Vom Thor, das ihm die feinſten Aeſte knickt,
Bis wo ſchlankauf des Donjons Zinnen ſteigen,

Mit Erker, Wappen, Zinn' und Fenſterros'
Und Thüren hoch, die ſpitz zuſammenbiegen;
Man blickt hindurch in Säle düſter, groß,
Worin die Schwalben um die Pfeiler fliegen;

Das iſt ſo feierlich, ſo ernſt, ſo hehr,
Das liegt ſo ſtill, tief in dem Wald von Eichen,
Der Wolken Segel flattern drüber her,
Als ſei's verſunk'ner Bau in Meeresreichen.

Verſunken iſt's, aus einer hohen Zeit
Geſunken in dies wäſſ'rige Jahrhundert,
Man glotzt es an mit Augen gläſern, weit,
Wie ſich der Haifiſch ob Vineta wundert. —

Du lehnſt dich lächelnd auf die Steinbank hin,
Dein gelb Gelock fließt um des Epheu's Ranken,
An deiner Schulter deiner Dogge Kinn,
Auf deinem Schooß ruhn ihre braunen Pranken.

Auf deine fromme, kluge Stirne ſcheint
Der Sonnenſtrahl durch's Blätterwerk der Laube;
Dein blinder Falke blinzelt, ſtutzt und meint,
Es ſei der Schimmer der Demantentraube,

Die ſich ums Haupt einſt deiner Ahnen ſchlang,
So er umkreiſte mit geſtreckter Schwinge;
Nun ſitzt er träumend, Niemand weiß, wie lang',
Und regt ſich kaum in ſeinem Silberringe. — —

Ich liege läſſig in dem Graſe da,
Und ſeh' des Nußbaums rothe Blüthen ſinken,
Und ſeh' den gold'nen Lenzesabend nah',
Ob meinem Haupte in den Scheiben blinken;

Und laſſe draußen die Belag'rer ſtehn —
Burgfrau, du haſt den müßigſten Vaſallen,
Er rührt ſich nicht, ob fremde Banner weh'n
Vor deinem Schloß und ihre Hörner ſchallen!

Vor deinem Blick ja ſenkt ſich ihre Wehr,
In deinem Blick, wer wäre nicht geborgen?
Vor deinem Blick zerſtäubt das grimmſte Heer
Der Dichterbruſt und des Jahrhunderts Sorgen!

Adolph Stöber.

1.

Das Grab im neuen Münſter zu Würzburg.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da ſchwirren die Vöglein aus und ein
Und pfeifen und ſingen helle.

Es iſt ein alter Leichenſtein,
Von Trauerweiden beſchattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz beſtattet.

Die Vöglein waren ſeine Luſt,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte ſelber in der Bruſt,
Wie muntre Vöglein ſpringen.

Der Sänger lauſchte mit Acht und Muth,
Der Lerche Ton zu lernen;
Auch ſchallt ein Lied wie Morgengluth
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Koſen,
Drum ſingt er oft mit ſüßem Schall
Von Minneluſt und Roſen.

Auch liebt' er wie die Vögelein
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus und ein,
Die Flügel friſch zu rühren.

So ſtreift' er über den Wieſengrund
Und über den Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Neſtchen fand
Auf einem ſtolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Nam,
Ein Vöglein ſaß im Schilde,
Und als er nun zu ſterben kam
Bedacht' er ſie ganz milde.

„Vier Löcher höhlt in meinen Stein
Und ſenkt darein vier Tröglein
Und ſchüttet Waſſer und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!“

Und was er bat im letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Kloſterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig:

Herr Walther von der Vogelweid
Iſt unſer Meiſter geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Heid
Und ſingen ihm friſche Weiſen.

2.

Der Schatzgräber im Seelhof.

Im Walde liegt, auf ſtiller Au,
Seelhof, ein alter Kloſterbau.

Dort grub ein armes Bäuerlein
Nach Schätzen einſt im Mondenſchein.

Da trat aus einer geheimen Thür
Eine weiße Kloſterfrau herfür.

Sie reicht ihm ein ſeltſam Waldblümlein:
„Das lege dort auf den alten Stein.

Aufſpringen wird alsbald der Grund
Und finden wirſt du den beſten Fund.“

Und als er die Blume kaum erfaßt,
Durchſchauert's ihn wie Fieberhaſt.

Fort, aus dem Seelhof ſtürzt' er hinaus,
Und kam in Todesangſt nach Haus.

Der arme Bauer am dritten Tag
Entſeelt auf ſeinem Strohbett lag.

Gefunden hat er den beſten Schatz:
Jenſeits den ewigen Ruheplatz.

August Kündel.

1.

Leid und Lied.

Junge Lieder, junge Leiden
Sind des Dichters höchſte Luſt,
Und es graben ſich die beiden
Auch am tiefſten in die Bruſt.

In dem jungen Liede ſchäumet
Wild der Jugend Rauſch und Braus,
In dem jungen Liede träumet
Sich die erſte Liebe aus.

In dem jungen Liede gähret
Feurig unſrer Jugend Wein,
Seiner Wogen Gold verkläret
Sich im lichten Morgenſchein.

Junge Leiden ſchneiden kräftig
Ein ſich in des Lebens Mark;
Junge Wunden bluten heftig,
Machen Jünglingsſeelen ſtark.

Junge Leiden wählten zeitig
Sich zum Bett das junge Herz,
Daß in ihm ſich himmelsfreudig
Spiegelt einſt der Erde Schmerz.

Keine Lieder ohne Leiden
Jedem Lied das tiefſte Leid;
Und ich lebe aus in beiden
Meine ſchöne Jugendzeit.

2.

Hic Caesar transibat.

Vom Hohenſtaufenſchloſſe,
Kaum hebt die Sonne ſich,
Eilt ſchon der Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friderich,
Hinab zu der Kapelle
Am untern Bergeshang;
In alle Gauen helle
Des Glöckleins Läuten drang.

Es rufet die Bewohner
Des Berges zum Gebet;
Des deutſchen Reiches Throner
Auch unter ihnen geht.
Es wallt um ſeine Glieder
Das härene Gewand,
Als Büßer ſteigt er nieder,
Ein Kreuz in ſeiner Hand.

Und ehe noch die Schwelle
Berühret des Kaiſers Fuß
Sinkt nieder er zur Stelle,
Spricht leiſe ſeinen Gruß.

Tritt dann, die Bruſt bekreuzend,
In die Kapelle ein,
Um's Tabernakel reizend
Spielt goldner Sonnenſchein.

Der Prieſter ſingt die Meſſe
In ahnungsvollem Drang
Der Orgel tiefſte Bäſſe
Begleiten ſeinen Sang.
Er öffnet's Tabernakel
Und zeiget die Monſtranz,
Das Brodwandlungsmirakel
Geht vor in heil'gem Glanz.

Auf ſeinen Knieen lieget
Der Rothbart ſtill und fleht
In Himmelsruhe wieget
Ihn ein ſein fromm Gebet.
Und während ſchon die andern
Aus der Kapelle fort
Zum Schloſſe aufwärts wandern,
Kniet noch der Kaiſer dort.

In Andacht hingegoſſen
Denkt er an's heil'ge Grab,
Und reiche Zähren floſſen
Von ſeinen Wangen ab.
„Du biſt für mich geſtorben,
Du Gottes ew'ger Sohn;
Durch deine Gnad' erworben
Hab' ich des Reiches Thron!

Du haſt mir Kraft gegeben,
Was wär ich ohne dich!
Mein Leben und mein Streben
Weiht dir nur fortan ſich.
Ich zieh zum heil'gen Lande,
Wo wandelte dein Fuß;
Wo einſt der Engel ſandte
Der Jungfrau ſeinen Gruß.

Den Richtplatz will ich grüßen,
Ausweinen meinen Schmerz;
Die heil'ge Erde küſſen,
Und läuteren mein Herz.
Und dort, wo du geduldet
Den Welterlöſungstod,
Büß' ich, was ich verſchuldet,
Im ſpäten Abendroth!"

Fort zog in ſeinen Ehren
Der greiſe Held beglückt;
Als Sieger dacht' zu kehren
Nach Staufen er zurück.
Doch ſah er nicht die Stätte,
Worin der Heiland lag;
In Selephs Wogenbette
Sein Heldenauge brach.

Verſunken ſind die Hallen,
Verſunken iſt ſein Schloß;
Mit Konradin gefallen
War Staufens letzter Sproß.
Nur die Kapellenpforte,
Durch die der Kaiſer trat,
Blieb ſtehen mit dem Worte:
„Hic Caesar transibat!"

Wilhelm Kilzer.

Hohe Sendung.

Göttliches ſenkt ſich zur Erde,
Liebend ziehet ſie es groß;
Doch es ruht mit Klaggebärde
Weinend in der Mutter Schooß.
Mag ſie noch ſo Vieles geben,
Fremd doch fühlet es ſich hier,
Und es fehlt dem Götterleben
Dornenloſer Roſen Zier.

Aus dem Dunkel ſeh' ich ragen
Einen Berg auf Kreta's Flur.
Kinderweinen, Kinderklagen
Leiſe ſchallt's durch die Natur.
Höchſter Gott, als hilflos Weſen,
Ruht er in der Grotte da.
Kann er irdiſch auch geneſen,
Iſt ihm Nahrung, Pflege nah?

Leiſe, leiſe! Bienen bringen
Für das Kind den Honig her;
Tauben regen ihre Schwingen,
Tragen Speiſe übers Meer.
Auch die Ziege tränkt den Knaben,
Göttliches nährt ird'ſcher Trank.
Für die Pflege ſoll ſie haben
Reichen Lohn und hohen Dank.

Seh'n wir nicht aus Himmelsfernen
Noch das Bild der Pflegerin?
Lächelt ſie nicht aus den Sternen,
Bringt ihr Horn uns nicht Gewinn?
Wer den Göttern hier zu dienen
Freudig ſeine Kräfte weiht,
Wird ſich ringen auf zu ihnen
Aus des Staubes Niedrigkeit.

Göttliches ſenkt ſich zur Erde,
Nachzieh'n will es unerkannt,
Aus der irdiſchen Beſchwerde,
Was ihm geiſtig iſt verwandt.
Nicht verſchmäht es, ſich zu kleiden
In die rauhe Erdentracht,
Hat es nur nach kurzen Leiden
Seine Sendung ſchön vollbracht.

Friedrich von Sallet.

1.

Weinſtock und Dichter.

Wenn mit friſchen Jugendkräften
Blüth' und Blatt der Weinſtock treibt,
Schwillt er ſo von Lebensſäften,
Daß kein Raum im Stamme bleibt.

Darum fließen ſie als Thränen,
Herbe Tropfen, auf das Land,
Und er weint voll Jugendſehnen,
Weinſtock iſt er drum genannt.

Alſo in der Jugend Tagen
Wird ſo voll des Dichters Herz,
Daß es ſich ergießt in Klagen,
Daß er weint in ſüßem Schmerz.

Und wie dann die Trauben ſchwellen,
Reifend an der Sonne Gluth,
Und die goldnen, duft'gen Wellen
Strömen aus ihr köſtlich Blut,

Das, gefüllt in helle Becher,
Duftend ſchon die Sinne labt,
Und die eingeweihten Zecher
Schnell mit ſel'gem Rauſch begabt:

Alſo reift an Liebesgluthen
Still des Dichters reich Gemüth,
Bis es ſeine Lebensfluthen
Tönend überſtröme in Lied,

So daß ächte Zecher lauſchen
Haltend mit dem Trinken ein,
Und ſich gern am Lied berauſchen
Wie an ſtarkem Feuerwein. —

Dichter, ſollſt den Weinſtock ehren,
Denn als Bild ſchwebt er dir vor;
Und ihr, Zecher! unſern Chören
Leiht beim vollen Glas ein Ohr.

I.
Der Geiger.

Ein Geiger zog von Land zu Land
Um ſeine Kunſt zu zeigen;
Was je ein Menſchenherz empfand
Das wußt' er vorzugeigen.

Er ſpielte leiſ', er ſpielte ſtark
Ihn Tönen vielgeſtaltig;
Sein Geigen drang durch Bein und Mark
Ergreifend allgewaltig.

Es ſchallt das Lob. Der Geiger ſtand
Und blickt' in tiefem Sinnen:
„Den ſchönſten Klang, den ich gekannt,
Den hab' ich doch nicht innen!“

Mein alter Vater ſpielte mir,
Als ich ein Kind, die Weiſe,
Sie klang — ich bebt' und weinte ſchier —
So wunderſtark und leiſe.“

„Doch wie ich ſinne hin und her,
Ich weiß ſie nicht zu geigen,
Und Ruhe find' ich nimmermehr
Bis ſie mir wieder eigen.“

Er ſpricht und ſpielet leiſ' und ſtark
Und ſinn't und ſpielet wieder,
Geht auch ſein Ton durch Bein und Mark,
Er ſenkt den Bogen nieder.

„Ha! leere Schnörkel, todt und kalt!“
Ruft er und ſeufzet lange;
Er geht, und eine Thräne wallt
Herab die bleiche Wange.

Er wandert hin, er wandert her;
Dann wandert er nach Hauſe.
Das Haar wird grau, die Hand wird ſchwer,
Er wohnt in ſtiller Klauſe.

Doch ſinnt er ſtets und ſinnet noch
Und findet nicht die Weiſe:
„O guter Gott, erbarm' dich doch,
Gieb Ruh' mir ſchwachem Greiſe!“ —

Der Knabe, den er geigen lehrt,
Sieht Morgens einſt ihn träumen;
Er lächelt ſanft, er ſchwebt verklärt
Wohl jetzt in Himmelsräumen.

Als er erwacht, da ſpricht er mild:
„Dank, Dank dir, Herr dort oben!
Ich ſah im Traum' des Vaters Bild,
Von Silberhaar umwoben.“

„Die Weiſe, die ich nimmer fand,
Hört' ich ihn kräftig geigen.
O! gieb die Geige von der Wand:
Jetzt iſt der Klang mein eigen.“

Der Knabe reicht die Geige dar,
Der Alte ſpielt die Weiſe.
Der Knabe horcht, es tönt ſo klar,
So wunderſtark und leiſe.

Die alte Hand ermüdet nicht,
Stets ſchallt es voller tönend;
Dem Aug' entſtrömt ein ſelig Licht,
Das alte Haupt verſchönend.

Der letzte Ton verhallet leiſ',
Es ſinkt der Bogen nieder;
Erbleichend lächelt noch der Greis —
Nun hat er Ruhe wieder. —

Apollonius von Maltitz.

1.

Das Känguru.

Als Gott erſchaffen das Känguru,
Das noch kein Dichter beſungen,
Gab er ihm 'nen Beutel und fügt' hinzu:
„Der Sack iſt für deine Jungen.“
Kaum aber war das Beutelthier fern,
So zuckt' es die Achſeln über den Herrn
Und ſprach: (die albernen Thiere!)
„Der Sack iſt für meine Papiere.“ —
Alsbald entſagt es dem häuslichen Glück,
Ergab ſich gänzlich der Politik,
Nichts war von Schriften ſo leer, ſo eitel,
Was es nicht ſteckt' in ſeinen Beutel,
Wo nur ſich trübten Ordnung und Ruh',
War ſicher dabei das Känguru,
Tief unter'm Herzen trug es ſo
Ein Radicalportefolio,
Und jeder Umſichtige mußte ſpüren,
Dieß Thier muß nächſtens ſich kompromittiren.
Die Warnung blieb auch kein Getändel,
Das Känguru gerieth in Händel,
Das Känguru verfiel in Verdacht,
Es ward verfolgt und eingebracht,
Es konnte kaum geh'n vor lauter Papieren,
Zwei ſtarke Männer mußten es führen,
Der Sack ward ſorgfältig verſiegelt,
Die Unterſuchung nicht eben beflügelt. —
Nun ſitzt es im Kerker und härmet ſich
Und iſt noch nicht entſprungen,
Drum, Freunde, laßt eure Papiere im Stich,
Und denkt an eure Jungen!

2.

Die Teufelsſonate.

Vieles Herrliche gebar,
Vieles Große, Schöne
Welſchlands Himmel, rein und klar,
In dem Reich der Töne.

Große Meiſter, weltbekannt,
Die wie Sterne glühen,
Ließ dies gottgeweihte Land
Mit dem Lorbeer blühen.

Doch vor Vielen ſah der Ruhm
An Pirano's Grenzen
Als ſein ſchönſtes Eigenthum,
Ihn, Tartini, glänzen;

Jenen Meiſter, deſſen Geiſt,
Deſſen wildes Feuer
In die Welt der Töne reißt
Sturmbeſchwingt die Leier;

Jenen Meiſter, deſſen Hand
Hieß den Bogen gleiten,
Wie mit Wunderkraft geſpannt,
Ueber Zauberſaiten.

Doch was er auch ſchuf und rang,
Nie wollt's ihm gelingen
Seines Herzens wilden Drang
So recht auszuſingen;

Auszuſingen ſeiner Bruſt
Glühend heißes Sehnen,
Seiner Träume ſüße Luſt,
Seines Kummers Thränen.

Und der Schwermuth Nebel ſank
Auf des Künſtlers Streben,
Und an Geel und Körper krank,
Stand bedroht ſein Leben.

Da, in wilden Phantaſien,
Hört' er dumpf Getöſe,
Und im Fieberwahn erſchien
Plötzlich ihm der Böſe,

Blickte ſeine Seele an
Und, o Wunder, ſpielte
Ihr aus tiefſtem Innern dann
Alles, was ſie fühlte.

Spielte aus des Künſtlers Bruſt
Tief heraus ſein Sehnen,
Seiner ſchönſten Träume Luſt,
Ach! und ſeine Thränen.

Ziſchte dann ihn ſchlangicht an:
„Meiſter! ſollſt hienieden
Spielen ſo wie ich es kann,
Willſt dafür mir dienen.“

Und der Künſtler, deſſen Sinn
Taumelt in Entzücken,
Reicht die Hand dem Böſen hin
Unter leiſem Drücken:

Reißt dann fieberhaft entbrannt,
Seine Gluth zu kühlen,
Schnell die Geige von der Wand
Und fängt an zu ſpielen.

Spielt, o Wunder! welche Luſt!
Unter Wonnethränen
Sich herauf aus tiefſter Bruſt
All' ſein glühend Sehnen.

Spielt und ſetzt in Fiebergluth
Alles was er ſpielet,
Was im tiefſten Buſen ruht
Und ſein Sehnen kühlet.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder ſtets und wilder.

Spielet tief bis in die Nacht,
Bis die Sterne blinken,
Und gelähmt von Fiebermacht
Seine Kräfte ſinken.

Da reißt plötzlich, wild erfaßt
Wie durch böſe Geiſter,
Jede Saite und — erblaßt
Liegt der edle Meiſter —

Liegt erblaßt von Todeshand —
Alſo geht die Sage.
Doch ſein Werk blieb weltbekannt
Bis zum heut'gen Tage.

Eduard Ferrand.

(Eduard Schulz.)

1.

Waldträume.

Ich weiß nicht, ein ſüßes Sehnen
Erwacht in meiner Bruſt,
Und meinen Buſen dehnen
Lenzträume und Maienluſt.

Mir iſt, als ſollt ich träumen
Im abendſonnigen Wald,
Wenn unter ſchattigen Bäumen
Das Waldhorn rufend hallt.

Mir iſt, als ſollt ich ſinken
Ins abendfeuchte Gras,
Aus Blumenkelchen trinken
Des Thaues Perlennaß;

Als ſollt ich über mir ſchauen
Eilender Vögel Flug
Und hoch im ſonnigen, blauen
Aether der Wolken Zug;

Als ſollt ich ſie lächelnd fragen:
Wohin ſie ſo eilig ziehn?
Und mich in ſüßem Behagen
Dehnen im weichen Grün.

Mir iſt, als wären wieder
In dieſer Winternacht
Die alten Träume und Lieder
Im Herzen aufgewacht.

Wie konnt es im Buſen nur bleiben
So warm und frühlingslicht,
Und eiſige Flocken treiben
Mir in das heiße Geſicht.

2.

Winter.

Dort ſitzt eine Krähe auf dem Dach,
Und ſchaut durch das Fenſter mir in's Gemach.

In dichten Flocken ſinkt der Schnee
Aus nebelgrau umwölkter Höh'.

Die Krähe ſchaut mich frierend an:
„Was biſt du ſo trübe, du bleicher Mann?" —

Ich trag einen Winter in mir herum,
Der macht mich ſo trübe, der macht mich ſo ſtumm.

Das iſt ein Winter, ſtreng und hart —
Mein Herz iſt verſchneiet, mein Herz iſt erſtarrt.

Du ſchüttelſt vom Flügel den dichten Schnee,
Du ſchwingſt dich empor — mir wird ſo weh.

O könnt' ich ſo in fröhlicher Haſt
Vom Herzen ſchütteln die Winterlaſt!

Lorenz Diefenbach.

Sprachforſchung.

Wir graben in die Tiefe, da ſpringt empor der Quell,
Aus dichter Nacht geboren und doch ſo ſtrahlenhell.
Der Erde Schooß verhüllet den zarten Keim in Nacht,
Und doch erſprießt zum Lichte daraus der Blüthen Pracht.

Und ſo des Goldes Funkeln, des Silbers milden Schein
Hielt dunkle Nacht gefangen im feſſelnden Geſtein;
Da hat das Licht die Boten geſendet in den Schacht
Und hat ſein ſchönes Erbtheil gefordert von der Nacht.

Und ſo dehnt ſeine Zweige rings um den Erdenrund
Der Wunderbaum der Sprache und wurzelt tief im Grund;
Tief in der Vorwelt ſprudelt der reiche Quell der Kraft,
Die, heut noch nicht verſieget, des Wortes Wunder ſchafft.

Dort, wo der Menſchheit Jugend im Sagenſchooße ruht,
Dort grüßt ein Strom des andern ihm urverwandte Fluth;
Dort finden ſich die Völker, äonenlang getrennt,
In einem Hauſe wieder, das jedes Heimath nennt.

Und dieſer Wunder Kunde, die bringen wir herauf;
Den Weg zum Quelle zeigt uns der Sprachenſtröme Lauf,
Und ihre Wogen rauſchen uns tief verſtanden an,
Wo dumpfen Schall nur hören der Ungeweihte kann.

Ludwig Auguſt Frankl.

1.

Begegnen.

Es zieht den hellen Strom hinüber —
Ein holdes Mägdlein ſitzt im Kahn,
Ein Wandrer träumt ihr gegenüber,
Ihr Antlitz glüht, ſieht er ſie an.

Sie wagt den Blick nicht aufzuſchlagen,
Schaut nur ſein Bild an in der Fluth,
Und etwas Traulichs ihr zu ſagen,
Fehlt ihm das Wort, fehlt ihm der Muth.

Das Ruder ſchlägt, die Wellen ſchäumen,
Den Himmel färbt das Abendroth —
Und Friede weht aus allen Räumen,
Und an das Ufer ſtößt das Boot.

Sie ziehn getrennt jetzt durch die Fluren,
Im Buſen ewge Wehmuth, hin —
Zwei Seelen, die mitſammen fuhren,
Die ſich erkannt, ſich ewig fliehn.

2.

Moderne Legende.

Zu Nacht, ins weiche Bett geſchmiegt,
Der junge Pred'ger ſinnend liegt.
Zwei Kerzen geben hellen Brand,
Er hält die Predigt in der Hand,
Im Herzen hegt er liebe Sorgen
Er hält die erſte Predigt morgen.

Er lieſt und lieſt ſie wieder dann
Und denkt: „Du biſt ein ganzer Mann!
Wie Alles dieß ſo prächtig klingt,
Erbaulich in die Seele bringt.
Der Text nur hat Erklärung nöthig,
Mein Sinn erſt macht ihn ſechzehnlöthig!"

So denkt er viel noch her, noch hin,
Da überkommt der Schlummer ihn,
Und langſam zu der Thür herein
Tritt es, ein bleicher Schatten, ein,
Er kann es deutlich nicht erkennen,
Wie ihm vor Schlaf die Augen brennen.

Es naht und faßt ihn bei der Hand
Und führt ſie zu der Kerze Brand, —
Und plötzlich wird's im Zimmer licht,
Daß ihm es in die Augen ſticht;
Und weh, in hellen, rothen Flammen
Brennt ſeine Predigt ihm zuſammen.

Erſchrocken will er retten noch,
Der Schlaf bewältigt ihn jedoch,
Nur der Gedanke peinigt ihn:
Sein Rednerruhm iſt morgen hin,
Wenn die Gemeinde ſich verſammelt
Und er gebrochne Reden ſtammelt.

Der Morgen kommt nach langer Nacht,
Der junge Pred'ger iſt erwacht,
Da iſt der lang erſehnte Tag.
Doch pocht ſein Herz in ſchnellerm Schlag;
Iſt froh, daß Alles Traum geweſen
Und will nochmals die Predigt leſen.

Doch weh', als Aſche liegt zerſtreut,
Was ſelbſtgefällig ihn erfreut.
Auf ſeinem Bett, auf ſeinem Haupt,
Was er ſo ſchön, ſo tief geglaubt;
Der Text, der heilgen Schrift entſchrieben,
Iſt unverſehrt nur liegen blieben.

Friedrich Hebbel.

Leben.

Seele, die du, unergründlich
Tief verſenkt, dich aetherwärts
Schwingen möchteſt, und allſtündlich
Dich gehemmt wähnſt durch den Schmerz, —
An den Taucher, an den ſtillen,
Denke, der in finſtrer See
Fiſcht nach eines Höhern Willen:
Nur vom Athem kommt ſein Weh.

Iſt die Perle erſt gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er ſchnell empor gewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft;

Was ſich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihm im Abgrund quälte,
Eben nur ſein Leben war.

Karl Gödeke.

1.

Aurea aetas.

1838.

O goldne Zeit, in der wir fröhlich leben! -
Wir dürfen eſſen wenn wir Speiſe haben,
An gutem Wein für gutes Geld uns laben,
Beim Klang der Geigen muntre Tänze weben.

Uns vor das Thor ins Freie frei begeben,
Sei's daß zu Fuß, ſei's daß zu Pferd wir traben, —
Nur achtet links und rechts am Wege den Graben! —
Wir dürfen gar den Blick zum Himmel heben.

Was fehlt uns noch? wir dürfen Athem ziehen,
Und Dank erſtattet, daß man dies geſtattet,
Daß dieſe Freiheit gnädiglich verliehen:

Wir dürfen handeln, wandern, Gold erwerben,
Und das zuerſt, mit dem ſich Schande gattet —
O goldne Zeit! wir dürfen auch noch ſterben!

2.

Verborgenheit.

Mögt ihr hinaus durch alle Räume ſchweifen,
In jedem Blick ein Glück der Liebe ſchauen,
Aus jeder Stunde mag Genuß euch thauen,
Und jede Frucht für euch erquickend reifen.

Mir gnügt es, einſam durch die Flur zu ſtreifen,
Von fern zu ſehn Geſtalten ſchöner Frauen,

Zum Himmel ſtill und heiter aufzuſchauen,
Nach Blüten läſſig, ohne Zweck zu greifen.

Gekannt von Wen'gen, im verborgnen Frieden,
Von Wünſchen frei, befreit auch von Beſchwerden,
Nichts ſein und wollen was mir nicht beſchieden:

Wohl manches Glück ward ausgetheilt auf Erden,
Kein ſchönres aber dünkt mich giebts hienieden
Als dies Vergeſſen und Vergeſſenwerden.

Franz Dingelſtedt.

1.

Durſt nach Ruhm.

Oft greift es mich, wie Schelten oder Mahnen
Und reißt mich fort aus meinen engen Grenzen
Hinaus in eine Welt, wo ernſtre Bahnen
Im Morgenſtrahl lebendig wehn und glänzen.

Mich widerts an, das knabenhafte Ahnen,
Die Liebelei in ewiglichen Lenzen,
Und nicht von Myrten träum' ich, von Cyanen,
Mich dürſtet heiß nach kühlen Lorberkränzen.

Doch will ich dann dem Banne mich entraffen
Und in die Welt, die ferne, wundervolle
Mich aus beſchränkten Lebenskreiſen retten:

So fühl' ich treulos meine Kraft erſchlaffen,
Ich klebe wieder an der dunkeln Scholle
Und meine Dichtung knirſcht in ihre Ketten.

2.

Altheſſiſche Sage.

Im Scharfenſtein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufſchlag und wie Schwerterklang hörſt du's tief drinnen beben;
Das rauſcht ſo dumpf und dröhnt ſo ſchwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg ſich kreiſend hebt und aufthut aller Orten.

Dann ſtürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Geſellen,
Die ſich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen ſtellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Führer ſammelt ſich das ſtille Heer geſchwinde.

Fort brauſen ſie ins bange Thal, daß helle Funken ſpringen,
Sie tummeln ſich, ſie hetzen ſich, wie auf des Thurmes Schwingen
Ins Vaterland! zum Tiberſtrand! die Stunde hat geſchlagen!
Und wenns uns heute nicht gelingt, ſo wolln wirs nimmer wagen!

Der Scharfenſtein, der weiß die Mähr aus alten Römertagen,
Da ward an ſeinem ſteilen Fuß die beſte Schlacht geſchlagen,
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken
Und Romas Adler ſieggewohnt in deutſchem Staube ſinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeſchoſſen,
Von Feind' und Felſen aller Seit die Römer eingeſchloſſen;
Hei! flogen ihre Hiebe nicht und ſtürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Weizenfeld, mäht ſie die Senſe nieder!

Da warf ſich in der größten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator, ſtolz zu Roß, hernieder an die Erde:
So rette du, du beſter Gott, du größter, uns vor Schande,
Berg, nimm uns auf! ein freies Grab in dem Barbarenlande.

Und ihm zur Rechten donnerts laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Es ſpaltet ſich im Nu der Berg, entſetzlich anzuſchauen,
Verſchlungen iſt ſo Freund wie Feind im dunkeln Felſenrieſen
Und drüber ſieht man ſtarr und ſtumm den Scharfenſtein ſich ſchließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müſſen aus geborſtner Gruft die Römer ſich erheben.
Den Weg gen Süden ziehn ſie hin, ein langes Heer von Leichen,
Und ziehn und können nimmermehr der Reiſe Ziel erreichen.

Und bei dem erſten Hahnenſchrei dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenſtein und rüttelt an den Pforten;
Die öffnen ſich, wie dazumal, mit Toſen und mit Flammen
Und thun ſich ob dem letzten Mann ganz todtenſtill zuſammen.

Gottfried Kinkel.

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin ſatt des Lebens und will nun fort;
Was ſoll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geſchwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab ich nimmer dein Antlitz geſchaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegoſſen ins Blut,
Es lohet zu ſcharf, es verzehrt die Glut
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab ich geſchafft;
Es hat zum Tode mein Hunnenſchwert
Genug der Helden gerafft.
Mich ſcheuet der Tod, ſeit ich Hagnen ſchlug,
Du hole mich nun, das iſt Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern ſteht feſt mein Palaſt;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Iſt meinem Marke verhaßt.
Wohl zog ich den Ur in dem finſtern Wald,
Doch iſts zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er ſtand im Forſt:
Das hörte der Vater bald:
Auf lauſchte der Held, das Gezweige borſt,
Ein Hirſch brach her aus dem Wald.

Wohl griff Herr Dietrich zum Weidgeſchoß,
Doch hatt' er zur Stelle kein ſchnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er ſich umſah unmuthsvoll,
Da ſtand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufſchlag ſcholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War ſchwarz und glänzend, da ſchwang er ſich auf,
Und ſpornt es zum Jagen im ſchnellſten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da ſchnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüſtern entloht,
Und ſtürmet dahin wie ein Wüſtenhauch,
Dem folget der ſchwarze Tod.
Da hebt ſich jauchzend die Heldenbruſt,
Da fühlt ſich jung wie in Schlachtenluſt
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
Vorbei jagt Felſen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der ſtraffe Zaum:
Es ſtürmt, das iſt nicht Galopp noch Trab,
Iſt Windsbrautſauſen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne. .

Ihm ſchließt ſich das Aug und es ſtarret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da ſchaut er, und höher wächſt ihm der Muth,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der faſſet die Hand ihm; wie fühlt er ſich ſtark,
Wie ſchwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne!

So ſprach der Vater: Mein ſtolzer Sohn,
Du haſt dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich ſelber dich holen ſchon,
Schon rittſt du ein Geiſterpferd:

Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagſt du mit mir in der wilden Jagd,
Mein ſtarker Dietrich von Berne!

Emanuel Geibel.

Auf dem Rhein.

Es fährt das Schiff im Morgenglanz, hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Moſel wallt,
Und an der Lurlei ſchwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt.

Und ſieh! Am Maſt des Schiffes ſteht gelehnt ein fröhlicher Geſell,
Die Wange brennt ihm gar ſo tief, das Auge blitzt ihm gar ſo hell,
Und wie empor aus hohem Schlot des Dampfes ſchwarzer Wirbel zieht,
Da ſingt er in der Räder Takt mit lauter Stimm' ein friſches Lied:

„So ſei gegrüßt, du ſchöner Strom, ſo klar und tief und doch ſo wild,
Fürwahr du biſt in deiner Pracht des deutſchen Sinnes ſchönſtes Bild,
Drum, wer das Auge nur verſenkt in deine Fluth, gewaltger Rhein,
Der denket unbewußt mit Stolz des Glücks, ein deutſcher Mann zu ſein.

O heilger Strom behüt dich Gott! O deutſches Reich ſei ſtark und eins,
So weit das deutſche Wort erklingt, ſo weit man trinkt des deutſchen Weins,
Halt feſt zuſammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner ſei du gleich, in dreißig Farben froh geſtickt.

Kein Haufen ſei vom rohen Stein, der formlos ſich zuſammenfand,
Nein, ein Gebäude ſtolz und hoch gefügt von eines Meiſters Hand,
Mit Giebeln und Altan geſchmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Thurm,
Auf ſichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Wenn Quader feſt an Quader ſchließt, ſo ſteht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Baſchkirenbrüderſchaft;
Nur fülle jeder ſeinen Platz, und wer zum Eckſtein nicht erſehn,
Dem ſei's der Ehre ſchon genug, als Mauerſtein im Bau zu ſtehn.

Ihr Fürſten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O dämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit iſt mächtiger, denn ihr,
Nein, weiſ' und mäßig ſteuernd nutzt, indem ihr ſie beherrſcht, die Fluth,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr das Volk iſt treu und gut.

Ihr Ritter, die ihr reich und hehr auf euren Adelsſchlöſſern hauſ't,
Die ihr im hohen Rathe ſitzt, und führt das Schwert in eurer Fauſt,
Die Erſten ſteht in jedem Kampf, wo's Recht und Licht und Wahrheit heißt,
Denn eure Würd' iſt hohler Schall, ſo ihr nicht adlich ſeid von Geiſt.

Ihr Bürger, ſchaffet fröhlich fort am Herd im ſichern Eigenthum,
Ein treu Gemüth ſei euer Dank und eure Pflicht ſei euer Ruhm,
Seid eurem Land ein feſter Wall, ein feſter Wall dem alten Recht,
Denn wer ſich willig knechten läßt, verurtheilt ſelber ſich zum Knecht.

Und du mit Spaten, Hack und Pflug, Gott grüß dich wackrer Bauernſtand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und goldne Aerndten deinem Land;
Sei fromm und einfach, ſchlecht und recht, halt feſt an Gott und Fürſtenhaus,
Gewiß, des Landesvaters Huld, des Himmels Segen bleibt nicht aus.

Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es iſt genug geſcherzt, geſpielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr drin gefielt,
Nicht ſinget dumpfen Sinnenrauſch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuſcher Schönheit führe ſanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blüthenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So ſchreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall,
Des Geiſtes Ritter ſollt ihr ſein, der Väter Glauben ſei euch werth,
Ein klarer Spiegel euer Sinn und euer Wort ein flammend Schwert.

Fürwahr, ſie irrten, die geſagt, die deutſche Poeſie ſei todt,
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, ſo dämmert bald das Morgenroth;
Schon ſeh ich fern am Horizont des neuen Tages goldnen Schein,
O laßt in ſeiner Frühe mich der erſten Lerchen eine ſein!“

So ſang der Sängerknab und fing im hellkryſtallenen Pokal,
Darin das Gold der Rebe ſchwamm, des Morgens ſonnenrothen Strahl,
Dann ſchwenkt er hoch den Wein und goß ihn opfernd von des Schiffes Rand,
Und von den Bergen klang es nach: Geſegnet ſeiſt du, deutſches Land!

Philipp Engelhard Nathuſius.

Abendgebet.

Haſt deine goldnen Sterne
Ueber den Himmel geſä't,
Der über Näh', über Ferne
Ewiger Bläue da ſteht:

Saat großer ernſter Gedanken,
Die durch die einſame Nacht
Feierlich wachſen und ranken,
Schwellend in ſchweigender Macht,

Die zu der Erde hernieder
Sproſſen von Blüthen umkränzt,
Daß die beſeelte hinwieder
Stern unter Sternen erglänzt.

Vater der ewigen Sterne,
Vater der ſeligen Luſt,
Nimm mich, den Einſamen, gerne
Still an die ruhige Bruſt.

Chriſtian Joſeph Matzerath.

Lied vom Rhein.

Mein Heimathland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Weſtens, grün goldige Fluth,
Deine Männer ſind ſtark, deine Frauen ſind gut,
Es iſt eine Luſt, dein Kind zu ſein!

Wie blauet dein Himmel ſo tief und ſo klar!
Wie wallt in goldenen Aehren das Land,
Auf den Hügeln, zu Thal, an der Ebene Rand,
Wie ſchwilleſt von Segen du wunderbar:

Von deinen Bergen wie ſieht es ſich weit!
Wie athmet die Seele ſo kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Zögernd hinweg aus der Herrlichkeit.

Im Hochland aber da halten ſie Wacht
Noch immer die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl erdröhnet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir ſie, nun vorbei ihre Macht.

O Rhein .... und es ſpiegeln ſich Dome groß
In der Fluthen, der leiſe ſchauernder, Schaum,
Gewaltige Kaiſer träumen den Traum
Verſunkener Glorie in ihrem Schooß!

Mein Heimathland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Weſtens, grüngoldige Fluth,
Deine Männer ſind ſtark, deine Frauen ſind gut,
Es iſt eine Luſt, dein Kind zu ſein!

Wilhelm Genth.

Morgenopfer.

Ein Heide und ein Chriſt zumal,
Zu beten beim erſten Morgenſtrahl
Enteilten früh dem Haus.
Noch ſtand auf dem Berge der Heidenſtein,
Ein Kirchlein auch hell im Sonnenſchein
Sah weit in das Land hinaus.

Vor jenem glutbegeiſtert ſtand
Das Auge Sonnenwärts gewandt,
Der Heide dann und rief:
„Ich grüße dich, Allvater, laut,
Deß Auge über die Berge ſchaut,
Und in die Thäler tief!“

Der Andre warf ſich demuthvoll,
Indeß im Aug' die Thräne quoll,
Dort nieder am Altar:
„O Herr; vergieb mir meine Schuld,
Ich bringe deiner Vaterhuld
Mein Herz als Opfer dar!“

Und über den Bergen flammt das Licht,
Und durch des Kindleins Fenſter bricht
Ein milder Glorienſchein,
Und draußen in dem Morgenwind
Und vom Altare ſäuſelt's lind:
„Ich will dein Vater ſein!“

Und dankend hebt der Heide die Hand,
Zieht jauchzend dann von Land zu Land
Mit ſeinem Wanderzelt.
Der Chriſt hebt freudig ſich empor
Und ſchreitet aus des Kirchleins Thor
Hinaus in die bunte Welt.

Dieß Lied auf hoher Bergeswacht
Hab' ich in ſtiller Mitternacht
Erlauſcht von einem Stern.
Nun zwiſchen Kapell' und Heidenmal
Begrüß' ich den erſten Morgenſtrahl
Und jauchze Gott dem Herrn.

Ludwig Würkert.

Das Bajonet.

Ein Bild in drei Rahmen.

I.

Ich kenn' eine dürftige Kammer,
Drin ſteht ein ſtrohernes Bett,
Und über dem Bette da hanget
Ein blankes Bajonet.

In die dürft'ge Kammer tritt ſchweigend
All' Abend ein zitternder Greis
Den Bettelſack legt er zu Boden,
In die Ecke das geleſene Reis.

Dann aber erhebt ſich faſt kräftig
Die bleiche Kummergeſtalt.
Und über das Weſen des Bettlers
Ergießt ſich's wie höh're Gewalt.

Still ſchreitet er hin zu dem Lager
Und ſteht und faltet die Hand,
Und blicket mit glänzenden Augen
Auf's blanke Bajonet an der Wand.

Leis murmelt er Worte vom Kriege,
Von Donner und Schlachtenblitz,
Nichts weiter doch kann man verſtehen
Als „Kaiſer" und „Auſterlitz."

Und ſo oft er den Kaiſer nur nennet:
Neigt tief er ſein ſchneeiges Haupt, —
Ihm ward das Bajonet ja zum Kreuze,
Der Kaiſer zum Gott, den er glaubt. —

II.

Das Abendgebet iſt geſprochen,
Die Kammer des Bettlers wird kalt,
Abwirft er die Schuh' und den Kittel
— Durchlöchert, zerriſſen, gar alt.

Und nieder auf's ſtroherne Lager
Streckt er ſich zur nächtlichen Ruh,
Den Kittel noch hebt er vom Boden
Und decket ſich ſtill damit zu.

Kaum hat er die Augen geſchloſſen,
Da ziehen die Träume herein,
Kanonen hört er und Trommeln
Und Schlachtgetümmel und Schrei'n.

Er ſieht die behelmten Regimenter,
Sieht Reiter und Infanterie,
Doch plötzlich empor fährt der Schläfer
Und fällt in dem Bette auf's Knie.

Ihm träumt's, es reite der Kaiſer
Auf ſchweißigem Schimmel herbei
Und winke mit der Hand den Soldaten,
Wie die Schlacht zu ſchlagen jetzt ſei.

Und raſch ſtreckt der Bettler die Hände
Nach der Waffe, die über ihm blitzt,
Er reißt ſie herab, er will folgen
Dem Kaiſer, der zu Roſſe ſtill ſitzt.

Und hart aus dem ſtrohernen Bette
Stürzt der Träumer, — ein Schrei — und ein Schmerz —
Denn geſtürzt iſt der Träumer in's Eiſen,
Vom Bajonet durchſtoßen ſein Herz.

Noch ehe der Traum ganz verſchwindet,
Umſpinnt den Bettler der Tod, —
Das blanke Bajonet tief im Herzen —
So trifft ihn das Morgenroth.

III.

Aus der dürftigen Kammer da heben
Vier Knechte einen Sarg am Seil,
Der Sarg iſt ungehobelt,
Nur ſchlecht gezimmert vom Beil.

Kein Crucifix liegt auf dem Deckel,
Ihn ſchmücket kein Leichentuch,
Kein Glöcklein höret man klingen,
Man vernimmt keinen troſtvollen Spruch.

Vom Selbſtmord nur höret man reden, —
Und ſcheu weicht die Menge beiſeit;
Dem Frevler rinnt keine Thräne
Und Niemand giebt ihm Geleit.

So ſchreiten die Knechte von dannen
Und ſchaffen zur Stadt ihn hinaus;
Vom Himmel fällt Nebel und feuchtet
Dem Todten ſein Schlummerhaus.

In des Kirchhofs entfernteſtem Winkel,
Wo Dornen und Diſteln nur ſtehn,
Und dicht an der Mauer, wo niemals
Man Kreuzlein und Hügel geſehn!

Da ſetzen die Knechte ihn nieder
Den Sarg mit dem Todten zugleich,
Und ſchaufeln ein Loch in die Erde,
Zwar tief, doch glatt nicht und weich. —

Und als ſie dann fertig, ſtößt Einer
Noch lachend den Deckel vom Sarg, —
Da plötzlich blickt nieder die Sonne,
Die früher in Wolken ſich barg.

Sie ſcheinet ſo warm und ſo goldig
Dem Todten in's Angeſicht —
Und ſchmückt ſeinen Sarg mit Roſen
Als wolle ſie halten Gericht.

Sie blitzt auf die eiſerne Waffe,
Die dem Todten zur Seite noch ruht —
Und dem blanken Bajonet entſtrömt es
Wie Feuer und Demantgluth.

Da ziehen die Knechte die Mützen, —
Ihnen däucht's: der Himmel ſelbſt ſprach;
Sie verſcharren den Todten und ſenden
Ein ſtilles Vaterunſer ihm nach.

Ernſt Förſter.

Die deutſche Kunſt.

Es lebte hoch im Norden ein edel Magedein;
Die ſollte von ihres Gleichen die allerſchönſte ſein;
Den Hammer ſchwang ſie kräftig, wenn ſie vor'm Marmor ſtand,
Mit Pinſel und Palette man ſie bei der Arbeit fand.

Sie forſchte nach edlem Maaſſe, arbeitet manches Jahr,
Hell war's in ihrem Herzen, in ihrem Auge klar;
Sie ſchaute alle Morgen hin nach dem Sonnenlicht,
Doch draußen blieb es dunkel, es kam die Sonne nicht.

Da ſchnürte ſie das Bündel, ergriff den Wanderſtab,
Und ging durch alle Länder und ging bergauf, bergab.
Sie ſchaute zu den Domen mit frommer Scheu hinauf,
Da ging in heiligen Nächten ihr manches Sternbild auf.

Sie kam in blühende Städte am grünen Arnofluß,
Dort über verfallne Mauern tönt ihr der Morgengruß;
Sie zog durch Romas Thore zum hohen Vatican,
Da brach mit tauſend Strahlen der helle Morgen an.

Doch ob in Schönheit prangte das wunderſame Kind,
Sie fand der Freunde wenig, die Welt war bös geſinnt;
Da ſchloß ſie ſich gar ſchüchtern in's enge Kämmerlein,
Ein Blick in den lichten Morgen mußt' all' ihre Tröſtung ſein.

So lebte ſie verborgen, arbeitete mit Fleiß,
Es ward ihr oft von Sorgen die hohe Stirne heiß.
Mit frommer Lieb' arbeitet ſie manches ſchöne Jahr;
Man frug nicht nach ihr, verlachte, verſpottete ſie gar.

Da kam ein deutſcher Fürſt hinab ins welſche Land,
Dem war das Herz im Buſen von heilger Gluth entbrannt,
Er ſog mit trunknen Blicken ein all' die Herrlichkeit,
Von Romas Größe ward ihm die Bruſt ſo hoch und weit.

Der ſah in ihrer Werkſtatt das edle Magedein:
„Du biſt's, ſprach er, du biſt es, ſollſt mir willkommen ſein!
Ich kenne dich ſchon lange aus manchem Kindheitstraum,
Zu deinem heil'gen Haine pflanzt' ich ſchon manchen Baum.

Nun folge mir über die Alpen zurück ins Heimathland,
Dort ſollſt du alles finden, wonach dein Trachten ſtand,
Dann ſchwindet vor allen Blicken die trübe, kalte Nacht,
Dann haſt du ſelbſt den Morgen, den du erſehnt, gebracht!“

In des Kirchhofs entfernteſtem Winkel,
Wo Dornen und Diſteln nur ſtehn,
Und dicht an der Mauer, wo niemals
Man Kreuzlein und Hügel geſehn!

Da ſetzen die Knechte ihn nieder
Den Sarg mit dem Todten zugleich,
Und ſchaufeln ein Loch in die Erde,
Zwar tief, doch glatt nicht und weich. —

Und als ſie dann fertig, ſtößt Einer
Noch lachend den Deckel vom Sarg, —
Da plötzlich blickt nieder die Sonne,
Die früher in Wolken ſich barg.

Sie ſcheinet ſo warm und ſo goldig
Dem Todten in's Angeſicht —
Und ſchmückt ſeinen Sarg mit Roſen
Als wolle ſie halten Gericht.

Sie blitzt auf die eiſerne Waffe,
Die dem Todten zur Seite noch ruht —
Und dem blanken Bajonet entſtrömt es
Wie Feuer und Demantgluth.

Da ziehen die Knechte die Mützen, —
Ihnen däucht's: der Himmel ſelbſt ſprach;
Sie verſcharren den Todten und ſenden
Ein ſtilles Vaterunſer ihm nach.

Ernſt Förſter.

Die deutſche Kunſt.

Es lebte hoch im Norden ein edel Magedein;
Die ſollte von ihres Gleichen die allerſchönſte ſein;
Den Hammer ſchwang ſie kräftig, wenn ſie vor'm Marmor ſtand,
Mit Pinſel und Palette man ſie bei der Arbeit fand.

Sie forſchte nach edlem Maaſſe, arbeitet manches Jahr,
Hell war's in ihrem Herzen, in ihrem Auge klar;
Sie ſchaute alle Morgen hin nach dem Sonnenlicht,
Doch draußen blieb es dunkel, es kam die Sonne nicht.

Da ſchnürte ſie das Bündel, ergriff den Wanderſtab,
Und ging durch alle Länder und ging bergauf, bergab.
Sie ſchaute zu den Domen mit frommer Scheu hinauf,
Da ging in heiligen Nächten ihr manches Sternbild auf.

Sie kam in blühende Städte am grünen Arnofluß,
Dort über verfallne Mauern tönt ihr der Morgengruß;
Sie zog durch Romas Thore zum hohen Vatican,
Da brach mit tauſend Strahlen der helle Morgen an.

Doch ob in Schönheit prangte das wunderſame Kind,
Sie fand der Freunde wenig, die Welt war bös geſinnt;
Da ſchloß ſie ſich gar ſchüchtern in's enge Kämmerlein,
Ein Blick in den lichten Morgen mußt' all' ihre Tröſtung ſein.

So lebte ſie verborgen, arbeitete mit Fleiß,
Es ward ihr oft von Sorgen die hohe Stirne heiß.
Mit frommer Lieb' arbeitet ſie manches ſchöne Jahr;
Man frug nicht nach ihr, verlachte, verſpottete ſie gar.

Da kam ein deutſcher Fürſt hinab ins welſche Land,
Dem war das Herz im Buſen von heilger Gluth entbrannt,
Er ſog mit trunknen Blicken ein all' die Herrlichkeit,
Von Romas Größe ward ihm die Bruſt ſo hoch und weit.

Der ſah in ihrer Werkſtatt das edle Magedein:
„Du biſt's, ſprach er, du biſt es, ſollſt mir willkommen ſein!
Ich kenne dich ſchon lange aus manchem Kindheitstraum,
Zu deinem heil'gen Haine pflanzt' ich ſchon manchen Baum.

Nun folge mir über die Alpen zurück ins Heimathland,
Dort ſollſt du alles finden, wonach dein Trachten ſtand,
Dann ſchwindet vor allen Blicken die trübe, kalte Nacht,
Dann haſt du ſelbſt den Morgen, den du erſehnt, gebracht!“

Das Kind aus hohem Norden merkt auf den neuen Klang,
Wie ihr die helle Freude durch alle Nerven drang!
Sie folgte dem hehren Fürſten zurück ins deutſche Land,
Es wird ſeitdem ihr Name nicht ohne Ihn genannt.

Nun ſchmückt ſie die Altäre, nun ſchmückt ſie Stadt und Land,
Es regt ſich ohne Ende die kunſtgeübte Hand.
Sie ſchloß mit ſicherm Griffe den griechiſchen Himmel auf,
Sie maß in kühnem Fluge der alten Heroen Lauf.

Sie ſchweift durch alle Zeiten, ſie ſchlägt an jedes Thor,
Sie ruft der Helden Geſtalten aus ihrem Grab hervor;
Von alten Künſtlern ſpricht ſie, erzählt der Väter Ruhm,
Erfaßt in tauſend Bildern das ganze Chriſtenthum.

Kennt ihr aus hohem Norden das auserwählte Kind?
Kennt Ihr den deutſchen Fürſten, der alſo iſt geſinnt?
Die hohe Jungfrau heißt man die neue deutſche Kunſt,
Zu freien Thaten führte ſie König Ludwigs Gunſt

Herrmann Marggraff.

Herzog Hans vor Droſſen.

Herzog Johann von Sagan, der böſe Hans genannt,
Zog her mit ſeinen Mannen in's Brandenburger Land,
Er ſtillt ſein Mordgelüſten an Kampf und Schlachtengluth,
Und ſeine Augenweide iſt Dörferſchutt und Blut.

Gen Droſſen ziehet ſengend und brennend Hanſens Heer,
Es rüſten ſich die Bürger zur tapfer'n Gegenwehr.
O Droſſen, armes Städtlein! nun wird dir zugeſetzt,
Die Lanzen ſind geſchliffen, die Klingen ſind gewetzt.

Schon dröhnet Speereſchwingen und wilder Roſſe Lauf;
Schon ſammeln ſich die Feinde am Thore all' zu Hauf;
Umſchildet ſtürmen mächtig die wilden Haufen an,
Von Spießen rings umſtrahlet, ſo dränget Mann an Mann.

Die Bürger ſtehen droben und rufen mauerab,
„Bereitet uns dort unten ein wohlgebettet Grab!
Daß wir, zu Grund gefallen, am Boden liegen weich,
Und ſanft gelagert kommen in's liebe Himmelreich!“ —

Nun geht es an ein Stürmen, daß rings der Boden dröhn't,
Daß unter Roſſeshufen die Erde bangt und ſtöhn't,
Und zu dem Schweiß' des Tages rinnt rother Todesſchweiß,
Und an der Mauer liegen die Todten ſtufenweiſ'.

Schon klimmt an Leichenhaufen der kühne Feind empor,
Aus weiter Ferne windet ſich neu Geſchwärm' hervor.
Hei! wie durch Staubeswirbel die Heereswirbel zieh'n;
Da überfällt die Städter ein Schrecken — ſie entflieh'n.

Was Männer nicht erfochten, ha'n Weiber wohl vermocht,
Die ha'n in Topf und Keſſel ſiedheißen Brei gekocht,
Und gießen von der Mauer ſo manchen ſchönen Guß,
Darin Herr Hans von Sagan beinah' ertrinken muß.

Die Feinde, die gekommen ganz trocken, wohl und kalt,
Die flieh'n verbrannt, durchfeuchtet, und ohne Aufenthalt;
Und noch ein Sprüchlein gehet durch's ganze Märkerland:
„Herr Hans hat ſich vor Droſſen am Brei das Maul verbrannt!

Karl Haltaus.

Cäſar's Tod.

„Welch' ein Drängen heute, welch' ein Laufen
In der Weltſtadt an dem Tiberſtrom?
Dicht geſchaart, wie Mauern, ſteh'n die Haufen,
Welch' ein Feſt begeht das ſtolze Rom?
Keine ſieggekrönten Kriegerhorden
Schreiten zu den ſieben Hügeln hin,
Und kein Redner ſpricht mit Freiheitsworten
Zu dem Volk der Völkerkönigin.

Zum Theater des Pompejus wallen
Senatoren kummerſchwer hinein,
Furcht und Zittern herrſchen in den Hallen,
Auf den Herzen laſtet's wie ein Stein.
Weh! was glänzet dort auf jenem Throne?
Eine Krone und ein Scepter drauf?
Iſt es möglich, Rom und eine Krone?
Sonne, ſtehe ſtill in deinem Lauf!

„Rom kann nur durch einen König ſiegen,
„Nur ein König rächen Craſſus Tod,
„Und das wilde Parthervolk bekriegen!“
Der Sibylle Götterſpruch gebot.
Von der Freiheit, Römer, wollt ihr laſſen,
Von der Freiheit, eures Lebens Mark?
Eurer Väter Fluch wird euch erfaſſen,
Die für Freiheit glühten löwenſtark!

Freiheit wollt ihr freveln Sinn's vernichten,
Schamlos opfern für ein Königthum?
Furchtbar wird der Götterzorn euch richten,
Habt zertreten ihr das Heiligthum!
Wenn einſt Cäſars Auge zu euch lächelt,
Ihr euch ſonnt in ſeiner Gnade Schein,
Wenn des Hofes Weihrauchluft euch fächelt,
Könnt ihr, Römer, dann wohl glücklich ſein?

Nur auf Freiheit fußet Heldenſtärke,
Fußen Ehre, Ruhm und Glanz und Pracht,
Römertugenden und Römerwerke,
Die das kleine Rom ſo groß gemacht.
Mit der Götterſcheu ſank eure Tugend,
Mit der Freiheit fällt auch euer Recht,
Und ihr ſchleichet zum Geſpött der Jugend,
Marklos, ein entartetes Geſchlecht.

Lebt kein Römer mehr, der Dolche zücket
Und ſein Leben weiht der Republik?
Welcher Wahn hat Römerſinn berücket,
Daß kein Arm greift in das Weltgeſchick?

Wo ſind Römer, die wie Brutus wagen,
Die wie Cato fürchten nicht den Tod?
Kann auch Brutus ſchlafen noch und zagen,
Wenn der Sturz der Freiheit Rom bedroht?

Rom, noch biſt du nicht ſo tief geſunken,
Daß kein Römerbuſen ſchlüge mehr.
Sieh' die Männer dort, in ſich verſunken,
Das ſind Felſen im empörten Meer!
Tief gehüllt in ihrer Togen Falten,
Mit verſtörtem Blick, doch feſten Gang,
Schreiten ſie, gleich höheren Geſtalten,
Zum Theater hin dem Volk entlang.

Was ſie ſinnen, liegt im Schoos des Dunkeln,
Eine Römerthat, die muß es ſein!
Zorn und Rache aus den Augen funkeln,
Blutigroth iſt ihrer Blicke Schein.
Cäſar, deine Würfel ſind gefallen!
Welcher Rachen trägt dich und dein Glück?
Eile nicht in des Pompejus Hallen,
Dich erfaßt ein ehernes Geſchick.

Dunkle Kunde bringt zu ſeinen Ohren,
Böſe Zeichen ſchickt der Götter Hand:
Cäſar bleibe, ſonſt biſt du verloren,
Stehſt an eines ſchwarzen Abgrunds Rand!
Stöhnend fuhr empor aus Traumgedanken,
Nachts Calpurnia, das Römerweib,
Denn ſie ſah des Hauſes Giebel wanken,
Und im Blute ſchwimmen Cäſars Leib.

Cäſar wankt, er ſieht der Gattin Zähren,
Hört ihr Bitten, hört ihr heißes Fleh'n;
Eine Krone liegt auf Roms Altären,
Doch die Gattin ſiegt, er will nicht geh'n.
Da naht Brutus, von der Furcht getrieben,
Raunt ihm ſpöttiſch zu: „es harrt die Stadt!
„Soll denn der Senat die Wahl verſchieben,
„Bis ein Weib einſt beſſ're Träume hat?“

Cäſar geht — ihn zieht ein finſt'res Fatum,
Reißt hinweg ihn von Calpurnia,
Geht — und ſieht Spurinna: „Trifft das Datum?
„Deines Märzes Iden ſind nun da!“
„„Da, doch nicht vorbei!““ — raunt der verſtohlen.
Cäſar geht — Artemidorus bricht ſich Bahn:
„„Unglück heftet ſich an deine Sohlen,
„„Lies die Schrift!““ — Doch Cäſar geht und hält nicht an.

Und er ſchreitet in die hohen Hallen,
Setzt ſich auf den Ehrenſtuhl von Gold,
Um ihn ſteh'n die Römer wie Vaſallen,
Selbſt die Götter ſcheinen heut' ihm hold.
Großer Tag, an dem ein neu Jahrhundert
Für das ſtolze Königreich bricht an,
Und ein Heros, von der Welt bewundert,
Völkern zeigt: Die Freiheit ſei ein Wahn!

Plötzlich jene Männer ihn umkreiſen;
Schweren Kummers nahet Cimber ſich:
„Heute wo dich Millionen preiſen,
„Ruhmgekrönter, zeig' auch gnädig dich!
„Fluchbeladen irrt in fremden Landen
„Noch mein Bruder, löſ', o löſ' den Bann!“
Mehr als ſechzig fleh'n für den Verbannten,
Drängen küſſend näher ſich heran.

Hart bleibt Cäſar, ob die Hände ringen
Und ob Cimber bittend vor ihm kniet,
Von dem Stuhle will er ſchnell aufſpringen:
Plötzlich Cimber an der Toga zieht.
Wie wenn Eumeniden raſend toben
Mit der Rache wildem Feuerbrand,
Die Verſchwornen wüthend ſich erhoben,
Als in Cäſars Hals ſtieß Caſca's Hand.

„Ha, Verräther,“ brüllt mit Donnerſtimme
Cäſar, und erwiedert ſchnell den Stoß,
Aber mit gereiztem Tigergrimme
Stürzen die Verſchwornen auf ihn los,

Zücken ihre ſcharfgeſchliffnen Stahle,
Lechzend nach des Freiheitsräubers Blut.
Grauſen und Entſetzen herrſcht im Saale,
Der Senat flieht vor der Mörder Wuth.

Cäſar, der ſo oft den Tod erblickte,
Wenn er focht für Ehre, Reich und Thron,
Bebt, — als Brutus auch den Mordſtahl zückte,
Und ruft ſeufzend aus: „auch du mein Sohn?“
In die Toga hüllt er Haupt und Glieder,
Trägt ergeb'nen Sinn's das Hochgericht,
An Pompejus Säule ſinkt er nieder,
Wo im Todeskampf ſein Auge bricht.

Was er kühn gethürmt, fiel ſchnell zuſammen,
Rom zerbrach das Joch der Tyrannei,
Und im Feuermeer von Oriflammen
Schwor herauf der Freiheit Feldgeſchrei.
Der den Fuß auf freie Männer ſetzte,
Ward gefaßt vom ehernen Geſchick,
Doch das Römervolk, das tief verletzte,
Blieb ein faules Holz der Republik.

Braun von Braunthal.

Der Zinsgroſchen.

Anhält der Mittler; ſeine Züge
Hat heil'ger Gram bereits gebleicht,
Was will von ihm der Mann der Lüge,
Der grinſend ihm ein Goldſtück reicht?

Zwar ſeine Seele liegt am Tage,
Die wie ſein Blick voll Falten iſt;
Der graue Heuchler wagt die Frage,
Die ſpürende; an Jeſus Chriſt:

„Sag', iſt es recht, daß man dem Kaiſer
„Zins gebe, Meiſter, iſt es recht?“
Und Jeſus ſpricht, ein freier Weiſer,
Zum ſchlauen Phariſäerknecht,

Ihn faſſend mit dem Seherblicke,
So ernſt, ſo tief und doch ſo mild:
„„Weß iſt das Bild auf dieſem Stücke?““
Der Mann verſetzt: „des Kaiſers Bild.“

„„Nun denn““ ſagt Chriſt „„gieb Gott was Gottes,
„„Dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!““
Damit nun biegt der Mann des Spottes
Und des Verraths ſcheu ab vom Chriſt.

Das Bild hat keine weit're Lehre,
Als die aus Jeſu Worten ſpricht;
Sie lautet klar: „Gieb Gott die Ehre
„Und thu', was deine Bürgerpflicht!“

Ernſt Ludwig Rochholz.

Des Genius Mahnung.

Muth gefaßt! was ſoll das Zagen
Deinem edlen Streben frommen?
Wenn ſich Hoffnungen vertagen,
Haſt du nicht zum weitern Wagen
Heil'ge Pflichten übernommen.

Suchteſt du umſonſt die Hyder
Tauſendfacher Pflicht zu morden?
Warfſt du nicht den Zweifel nieder,
Sind nicht deines Willens Glieder
Kräftiger im Strauß geworden?

Darum ſollſt du Schmerzen ſchlürfen
Daß dein Geiſt einſt Freude koſte,
Daß dein Sollen und dein Dürfen
Sammt den himmliſchen Entwürfen
Nutzlos nicht in dir verroſte.

Denn wo ein Geſchick des bleichen,
Kummervollen Dulders ſpottet,

Da entfliehn beſtürzt die Feigen;
Doch die tapfern Göttergleichen
Hat die Zeit mit Recht vergottet.

Hoffnungsſaaten, die ſie ſchufen,
Sahen ſie in Staub getreten
Von des Schickſals rohen Hufen,
Doch den Muth hervorzurufen,
Hieß bei dieſen Helden beten.

Solche unbezwungne Rieſen,
Die kein Erdenſturm gelähmet,
Magſt zum Vorbild du erkieſen,
Da ſie nicht vom Rechten ließen,
Auch geächtet und vervehmet.

Lerne drum in frühen Jahren
Schmerzlichen Verluſt verſchmerzen,
Dann vermagſt du deine Laren,
Wenn ſie dir nicht mehr willfahren,
Wie Aeneas noch zu herzen.

Aus des Wiſſens dürren Ranken
Mußt du Liebestränke preſſen,
Laß die endlichen Gedanken,
Die ſich ſehnen, in den Schranken
Wüſten Lebens Staub zu eſſen.

Und dem Himmel Licht zu rauben,
Steige in der Forſchung Tiefen;
Gönne ſanft dem Aberglauben
Seine finſtern Nebelhauben,
Welche ihm ſein Glück verbrieſen.

Willſt du den Barbaren ſteuern,
Die den Hain der Weihe plündern,
Die noch immer abenteuern,
Mit des Unſinns ungeheuern,
Mißgebornen Findelkindern?

Mag der Dünkel um die Klippen
Seiner Unberühmtheit raſen,
Deſſen unbeſchnittne Lippen
An des Reimes Futterkrippen
Kebſen mit erſtohlnen grasen.

Was nicht eigner Kraft entfloſſen,
Wird fortan als Niete gelten,
Denn erhabne Götterſproſſen
Jagen mit den Sonnenroſſen
Der Begeiſt'rung um die Welten.

Friedrich Wilhelm Rogge.

Der Löwe zu Braunſchweig.

Zu Braunſchweig vor der Veſte,
Da ſteht ein ehrner Leu,
Dem geht kein kundger Wandrer
Gedankenlos vorbei.

Der mahnt an einen Helden
Aus einer ſtarken Zeit,
Der mahnt an große Thaten,
An manchen harten Streit!

Nun ſieht er ernſt und traurig
Nun ſieht er düſter gar,
Man ſagts, er ſchüttle nächtlich
Oft wild ſein Mähnenhaar!

Im Herbſt vernahm der Wächter
Sein hallendes Gebrüll,
Der ſtund und frug ſich ſorglich:
Was wohl der Löwe will?

Und als er mächtger tobte
Herab von dem Geſtell,
Da ſchlugen auf zum Himmel
Des Schloßbrands Flammen hell!

Da ſtrebt er zu erwecken
Den alten todten Herrn,
Den er vordem geleitet
Aus Paläſtina fern.

O, daß er ſtracks erſchiene,
Es thäte wahrlich gut,
Da würde wieder wachſen
Dem Volk ein froher Muth!

Heißt's nicht, wenn Barbaroſſa
Aus ſeinem Schlaf erwacht,
Kehr auch aus ſeinem Sarge
Einſt Herzog Heinrichs Macht?

O, wär's kein leeres Träumen
Und wahr dies fromme Wort,
Wie lang ſie möchten ſäumen,
Es gäb doch einen Hort!

Du führſt die Hut da droben,
Du treuer Löwe, fort,
Bis einſt dich niederſteigen
Hieß deines Herren Wort!

Ernſt Willkomm.

Der tolle Junker.

Die Mutter koſet ihr Kind in Liebe,
Am Himmel ſchimmern die Sternlein trübe.
„Lieb' Mutter, was dämmert durchs Fenſter herein?"
— Der mitternächtliche Mondenſchein. —

„Kommt heute der tolle Junker vorbei?
— Bei der Seigerſchalle zwölftem Schrei!
„Lieb Mutter, lieb' Mutter, da muß ich's ſehn,
Wie die Köpfe im Rücken gewendet ſteh'n!

Bewahre, mein Kind! Es wäre dein Tod,
Sähſt nie mehr ein dämmerndes Morgenroth! —
„Ach, Mutter, er thät mir gewiß nichts zu Leid!
Ich ſeh' ihn verſtohlen blos an von der Seit'.“

— Um Gottes Willen, Kind, frevle nicht,
Sieh, Wolken ſchon decken des Mondes Licht!
Die Seigerräder kreiſchen im Thurm,
Schon heulet's von fern wie ein raſender Sturm! —

Und dumpf erdröhnt's von Süd und Weſt,
Das Kind umklammert die Mutter feſt.
Zum zwölften Male die Glocke ſchallt,
Es wiehern die Roſſe, die Peitſche knallt. —

Und durch die trübe Mondnacht tollt
Der Junker, von ſchnaubenden Pferden gerollt.
Die Scheiben klirren, es wubert das Haus,
Vom Luftzug flackern die Lichter aus. —

— Was zitterſt du, Kind? Was irrt dein Blick?
Geh' leg' dich zu Bett, eh er kommt zurück!
„O, warte, lieb' Mutter, du darfſt mir trau'n,
Doch möcht' ich ihn gern noch einmal ſchau'n.“

Noch ſträubt ſich die Mutter, noch bittet das Kind,
Da knirſchen die Räder auf Eins geſchwind,
Es kommt — der Knabe, zum Fenſter hinan,
Starrt todt vom Rücken die Mutter an. —

Caspar Neumann.

Wo iſt Ruhe?

Die Sonne ſinkt!
Ihr fluthet noch ein goldnes Meer. —
Der Abend tritt ſo mild und ſanft einher,
Begrüßet alle Müden,
Beut ihnen Frieden
Und ſüße Ruh'.

In mir erwacht,
Ein heilig ſchauerndes Gefühl. —
Und immer ſtummer wird des Tags Gewühl.
Den Herrn am Himmel oben
Die Sterne loben
In goldner Schrift.

Mir iſt zu Sinn,
Als ob ein Heiligthum ſich ſenke,
Zum Frieden alles Schickſal lenke,
Und alle Klagen ſchwänden; —
An allen Enden
Wär wahre Ruh'.

Und tief in Nacht
Hüllt ſich die ſchlummernde Natur,
Hochheilge Stille herrſcht in Wald und Flur.
Kaum leiſ' ein Zephyr rauſchet,
Und kaum vertauſchet,
Das Blatt den Raum.

Ich lauſchte lang!
Da ſtieg es auf zu Gottes Ohr,
Wie Freudenlied und Dankgebet empor,
Wie Weinen, Seufzen, Klagen. —
Da hört ich fragen:
Wo Ruhe wär? —

Friedrich Horneffer.

Die Herrlichkeit des Liedes.

Ziehet hin, ihr meine Lieder,
Durch mein liebes Vaterland!
Seinem Volk, ſo treu und bieder,
Reich' ich grüßend meine Hand.
Was in heitern Feierſtunden
Ich gedacht und ſtill empfunden,
Eilet mir in Ton und Wort
Leicht beſchwingter Lieder fort.

Ernſt und Scherz, und Schmerz und Freude,
Der Begeiſtrung mächt'ger Klang,
Hoher Andacht Feſtgeläute,
Rauſchet mir im kühnen Sang.
In des Himmels hohem Dome,
In der Zeiten tiefem Strome,
In dem Land der Sagen kreiſt
Liederklang und Liedergeiſt.

Rauſchet, meiner Seele Saiten,
Singt des Lebens wirren Traum!
Singt ein Lied verklungnen Zeiten,
Eins dem häuslich ſtillen Raum!
Tönet von den Felſenſitzen,
Meiner Berge hohen Spitzen!
Aus der Wälder dunklem Grün
Soll des Liedes Flamme ſprühn!

Singt des Frühlings duft'gen Blüthen,
Und des Grabes düſterm Grund!
Singet Troſt dem Lebensmüden,
Und der Liebe heil'gem Bund!
Jedem Guten, allem Schönen,
Müſſen Feſteshymnen tönen!
Durch des Frühlings Sternennacht
Schwimm' des Liedes ſtille Macht!

Wenn in trüben Kummernächten
Aengſtlich ſich mein Geiſt verwirrt,
Dornenkronen mir zu flechten,
Mich der Sorgen Heer umſchwirrt:
Steigt ein Friedensengel nieder,
Aus dem Zauberreich der Lieder,
Und des Unmuths banger Drang
Weicht des Liedes ſanftem Klang.

Auf vom Staub der Erdenſorgen
Trägt das Lied uns himmelan;
Ahnend einen ſchönern Morgen
Droben auf der Sternenbahn. —

Wenn der Welten Schranken fallen:
Lehrt es zu dem Vater wallen;
Schließt uns nach dem Pilgerlauf
Paradieſespforten auf.

Tönet in der Väter Weiſe,
Singet edler Männer Bund;
Daß das Wort die Thaten preiſe,
Geht das Lied von Mund zu Mund.
Pflanzet ihrer Siege Fahnen
Auf die Gräber tapfrer Ahnen;
Kündet es den Enkeln an,
Was ſie Großes einſt gethan.

Kampf und Schlacht, und Sieg und Ehre,
Gold'ner Früchte blut'ge Saat,
Singt das Lied, das hohe, hehre,
Und die edle ſtille That.
Aus dem Odem der Geſänge
Weh'n des Nachruhms Silberklänge;
Um der Stirne hellen Glanz
Winden ſie den Lorberkranz.

Aus des Liedes klaren Quellen
Trinket der Gefall'ne Ruh,
Rudert auf der Töne Wellen
Einer Friedensinſel zu.
In den Wipfeln hoher Palmen,
Flüſtert es als heil'ge Pſalmen;
Kühlt das wundenheiße Herz,
Führt die Seele himmelwärts.

Tobet, raſet, wilde Triebe!
Sei entfeſſelt, freche Luſt! —
Euch bezähmt der Geiſt der Liebe,
Strömt er aus des Sängers Bruſt.
Der Verzweiflung Schreckgeſtalten
Fliehn, wo Liederzauber walten,
Die uns über Zeit und Welt
Flügeln in das Sternenzelt.

Und was drüben wir zu hoffen,
Malt des Sängers Phantaſie,
Sieht den Chor der Geiſter offen,
Lauſchet ihrer Harmonie;
Steiget kühn zum Orkus nieder.
Mächt'ges Wehen ſeiner Lieder
Oeffnet ihm das dunkle Thor,
Lockt die Schatten ſtill hervor.

Sieh' er rührt mit Kraft die Saiten,
Singt ein Lied vom Menſchenſohn,
Singt des Ew'gen Schmach und Leiden,
Göttlich Dulden, hohen Lohn.
Alles lauſcht dem ſüßen Worte,
Wie der dunkeln Grabespforte
Unſer Herr und Hort entſtieg. —
Heil dem Sieger! Heil dem Sieg!

Töne, die vom Himmel ſtammen,
Harfenſäuſeln leis und mild,
O ihr kühlt der Hölle Flammen,
Wandelt ſie zum Luſtgefild.
Ja, ihr ſprengt der Gräber Riegel,
Löſ't des Jenſeits ſchweres Siegel,
Daß ein Stern der Wonne lacht
Durch des Todes finſtre Nacht.

Franz, Graf von Pocci.

Lied zum Maiwein.

Schenket ein ſüßen Maienwein!
Blümlein auf den Frühlings Auen
Will ich mir dazu erſchauen!
Weil ſie mir ſo freundlich winken
Muß ich ihre Würze trinken.
Schenket ein ſüßen Maienwein!

Schenket ein ſüßen Maienwein!
In dem Winter blüht kein Blümlein,
Und da giebt es keinen Maiwein.
Nur im Frühling labt die Sinne
Maientrank und holde Minne.
Schenket ein ſüßen Maienwein.

Schenket ein ſüßen Maienwein!
Liebe Sonne laß dich grüßen,
Die du uns den Trank, den ſüßen,
Jährlich haſt ſo treu geſpendet
Dir ſei dieſer Dank geſendet.
Schenket ein ꝛc.

Schenket ein ſüßen Maienwein!
Schöne Frauen laßt's euch munden
In des Wonnemondes Stunden,
Denn bedenkt, ich muß es künden
Euer Mai auch wird entſchwinden!
Schenket ein ꝛc.

Schenket ein ſüßen Maienwein!
Blumen, Trank und holde Frauen
Darf euch nicht zuviel vertrauen,
Denn es ſchwinden gern die Sinne
Wie vom Weine, ſo von Minne!
Schenket ein ꝛc.

Schenket ein ſüßen Maienwein!
Seht wie in den goldnen Wellen
Zarte würz'ge Kräuter ſchwellen,
Alſo geht das Herz mir über
Und mein Aug wird immer trüber!
Schenket ein ꝛc.

Schenket ein ſüßen Maienwein!
Hei! der Trank will mich entrücken
In ein wonnevoll Entzücken:
Welch ein freudenreiches Schauen
Ringsum Blumen, ringsum Frauen!
Schenket ein ſüßen Maienwein!

Friedrich Beck.

Lied auf dem Waſſer zu ſingen.

Wie ladeſt du zur Wellenbahn
O Sonne Himmelsſchein!
Es wieget leiſe ſich der Kahn
Die Ruder tauchen ein!
Schon ſchweben wir im Flug dahin,
Entlang dem dunklen Wald.
Er rauſcht und neigt ſich, mitzuziehn,
Wir aber ſcheiden bald.

Denn immer weiter führt die Fluth,
Der ſtillen Hoffnung Trieb,
Als ſuchte ſie ein ſüßes Gut,
Das in der Ferne blieb.
O Echo, das vom Berge ſchallt,
Du gleicheſt unſerm Glück:
Wenn einſt die Gegenwart verhallt
Erinnrung tönt zurück.

Friedrich August Freiherr von Zu-Rhein.

Sommerreiſe.

Blauer Himmel, grüne Bäume,
In dem Herzen froher Sinn,
Ringsum duft'ge Blüthenträume,
Zieht ſich's da nicht luſtig hin?

Morgen ſteigt mit Roſenwangen
Aus dem kühlen Bett der Nacht,
Funkelnde Geſchmeide prangen
Durch der Locken goldne Pracht.

Aufgeſchloſſen ſind die Pforten
Jeder Freude, jeder Luſt,
Und es ziehet aller Orten
Frohſinn in die offne Bruſt.

Wonnerauſch in tauſend Kelchen
Brauſet auf der grünen Flur,
Durſt'ger Zecher, komm, zu ſchwelgen,
An dem Tiſche der Natur!

Hier genügt kein zagend Nippen,
Was des Tages Gunſt gefüllt,
Leere ganz mit heißen Lippen
Voll, wie dir's entgegenquillt!

Ach, wie iſt ſo reich das Leben,
Und wie ſpendet es ſo viel,
Und wie klein oft unſer Streben,
Und wie arm oft das Gefühl!

Sieh, die ſchillernde Libelle,
Kurz iſt nur ihr flücht'ger Tag,
Aber auf des Lebens Welle
Schwimmt ſie dem Genuſſe nach!

Und du wollteſt dich verſchließen
In der Sorge düſtres Haus?
Lockt, wenn ringsum Blüthen ſprießen,
Dich das Sehnen nicht hinaus?

Wenn des Lenzes Stimmen rufen,
Oeffnet ſich ja jedes Grab,
Denn es ſteigt auf Blüthenſtufen
Ein Erlöſer mit herab.

Sinke weinend hin und bete
An dem Altar der Natur:
Neuen Lebens Morgenröthe
Leuchtet dann auf deine Spur.

Blauer Himmel, grüne Bäume,
In dem Herzen froher Sinn,
Ringsum duft'ge Blüthenträume,
Laß uns ſelig weiter ziehn!

Ludwig Köhler.

Der Gottesleugner.

Sie haben ihn verfolgt mit bitterm Spotte,
Aus ihrer Mitte grauſam ihn vertrieben,
Weil er nicht betete zu ihrem Gotte
Zum ſtrengen Gott; von dem die Väter ſchrieben.

Weil er ihn nicht geſucht in Tempelmauern
Und ihm nicht ſang in dumpfeintön'gen Weiſen,
Weil er ihn fühlte nur in Blüthenſchauern,
Drum haben ſie Gottleugner ihn geheißen.

So irrt er raſtlos, ruhlos durch die Gauen
Und kein Aſyl beut ihm erſehnten Frieden;
Man naht dem Fremdling nur mit ſcheuem Grauen,
Der ſich von Gott und Gottes Sohn geſchieden.

Zum Tod ermattet iſt er hingeſunken;
Ein Baum beſchattet ihn mit friſchen Zweigen;
Es tanzen alle Blüthen freudetrunken
Im Hauch des Zephyr's ihren Feenreigen.

Nach einem Labtrunk ſeine Lippen brennen:
Da naht ein Prieſter mit dem heil'gen Gute;
Der Fremdling winkt ihm, den ſie heilig nennen,
Ihm mitzutheilen von dem Traubenblute.

„Glaubſt du an Gott?“ fragt feierlich der Prieſter.
„„Gott iſt die Welt, er wohnt in allen Weſen;
In jede Blume ſeinen Abglanz gießt er
Und hat dies Herz zum Tempel ſich erleſen.““

„Du leugneſt Gott!“ ruft jener mit Entſetzen,
„Und beteſt nur das Werk an, nicht den Meiſter!
Dich darf des Heilands heil'ges Blut nicht letzen,
Verworf'ner aus dem Reich der ſel'gen Geiſter!“

Der Prieſter geht. Da ſchweben Blüthenflocken
Und laſſen auf den Fremdling ſanft ſich nieder;
Die Zweige ſchütteln ihre grünen Locken,
Mit Thauestropfen ſtärkend ſeine Glieder.

Da hat er ſeine Hände fromm gefaltet
Und alſo betend zu ſich ſelber ſpricht er:
Ein güt'ger Gott iſt's der im Weltall waltet;
Der Menſch nur iſt ein unbarmherz'ger Richter."

2.

Die Löwin.

Gebrochen war über ihn der Stab
Und aufgeworfen ſein dunkles Grab,
Schon blitzte lechzend des Henkers Stahl,
Des Schauſpiel's harrte das Volk zumal.

Nun naht der Mörder, im weißen Gewand
Mit ſchwarzen Schleifen; er regt die Hand,
Schaut rings umher: „Bei der Hölle Kind!
Dies Schauſpiel werde zu Rauch und Wind!"

Dann fleht er die Richter mit Thränen an:
„Nur eine Stunde mir armen Mann!
Ihr kennt die Löwin — will ſcheiden von ihr —;
Sie liebte mich mehr als ſonſt ein Thier." —

Im Käfig ſitzt das Löwenweib,
Behaglich geſtreckt den ſtolzen Leib,
Sie duldet das Spiel der jungen Brut,
Die koſend an ihrem Buſen ruht.

Er tritt hinein, die Löwin ſchaut
Mit treuen Augen ihn an, ſo traut,
Sie leckt ihn und ſchmiegt mit treuem Sinn
Alsbald zu ſeinen Füßen ſich hin.

Er ſtößt ſie hinweg mit zürnendem Fuß —
Sie duldet ſchweigend den ſchlimmen Gruß;
Seine Fauſt greift in der Mähne Gold —
Sie aber vor Schmerz nur leiſe grollt.

Da hat er der Mutter ihr Kind geraubt
Und ſchwingt es hoch ſich um das Haupt
Und ſchleudert's zur Wand, daß ſie erklingt,
Ein Blutſtrahl ihm entgegenſpringt.

Ein Blick voll Schmerz und Verzweifelung —
Dann ſtreckt ſich die Löwin zu mächt'gem Sprung
Und ſtürzt ſich auf ihn voll heißer Wuth —
Und ſein Leben flieht mit ſeinem Blut. —

Sie ſchmiegte ſich drauf an ſeine Bruſt,
Leckte ſeine Wunden mit liebender Luſt
Und nahm nicht Speiſe und nahm nicht Trank,
Bis todt ſie zu dem Todten ſank.

Friedrich Halm.

(Baron F. von Münch Bellinghauſen.)

Trinklied.

Wir leeren bedächtig Glas für Glas
Als wenns zur Frohne wär!
Den Wein macht erſt der Trinkſpruch naß;
Auf, — einen Trinkſpruch her!
Wir ſitzen fröhlich beim vollen Glas
Im wirren Zeitendrang,
Wir ſchwätzen über dieß und das
Und hell tönt Liedesklang.
Drum leb vorerſt Geſelligkeit,
Die allen Trübſinn wehrt,
Und Eintracht und Herzinnigkeit
Die alle Freuden mehrt.

Wir bringen ihr dieß voll Glas,
Wir leeren es ihr zur Ehr!
Den Wein macht erſt der Trinkſpruch naß; —
Auf, — einen Trinkſpruch her!

Und wieder greif ich zu meinem Glas —
Freund Nachbar ſchenk mir ein! —
Wie ſchäumt und perlt das goldne Naß,
Wie duftet ſüß der Wein!
Und auch im Leben iſt eine Zeit
Voll Duft und Saus und Braus —
Und wer ſich ſeines Lebens freut,
Der ſtürz ſein Gläschen aus!

Wir bringen ꝛc.

Und wieder heb' ich das volle Glas;
Der Hoffnung bring' ich's zu;
Sie tröſtet mit — ich weiß nicht was —
Und wiegt das Herz in Ruh!
Und täuſcht mich oft die Zuverſicht, —
Iſt doch die Täuſchung ſüß;
Und eine Hoffnung täuſchet nicht
Und Eins bleibt uns gewiß.

Wir bringen ꝛc.

Und weiter ſag ich Euch allgeſammt,
Der Liebe dieſes Glas!
Der Liebe die vom Himmel ſtammt
Die ohne Zeit und Maaß!
Und wär' das Leben ein Freudenmeer
Voll Blüthen um und um,
Wenn nicht die Liebe drinnen wär
Ich gäb kein'n Heller drum!

Wir bringen ꝛc.

Und weiter frag ich dich Bruderherz,
Was ſenkſt du den feuchten Blick?
Und grollſt mit deinem finſtern Schmerz
Mit deinem Mißgeſchick? —
Der Schmerz auch iſt ein gutes Ding,
Wie Eſſig am Salat;
Fürwahr den acht ich ſehr gering,
Der nie gelitten hat.

Wir bringen ihm ꝛc.
Noch einmal denn', zum letzten Mal
Stoßt an, und thut Beſcheid!
Gott ſende ſeines Lichtes Strahl
Ins Wirrſal unſrer Zeit;
Er gebe heil'ger Wahrheit Sieg
Und Eintracht aller Welt; —
Und jedes Wahnes Kette lieg
Wie dieſes Glas zerſchellt!
Gott gebe heil'ger Wahrheit ꝛc.

Georg Herwegh.

Rheinwein für's Vaterland.

Wo ſolch ein Feuer noch gedeiht,
Und ſolch ein Wein noch Flammen ſpeit,
Da laſſen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an, ſtoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein;
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!

Herab die Büchſen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem wälſchen Land
Den Rhein will einverleiben.
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falſch, wie klingt es ſchlecht!
Kein Tropfen ſoll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an, ſtoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!

Der iſt ſein Rebenblut nicht werth,
Das deutſche Weib, den deutſchen Herd,
Der nicht auch feurig ſchwingt ſein Schwert
Die Feinde aufzureiben.
Friſch in die Schlacht hinein!
Hinein für unſern Rhein!
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!

O edler Saft, o lauter Gold,
Du biſt kein eller Sklavenſold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher ſchreiben.
Hurrah! hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

2.

Die drei Zeichen.

Drei Zeichen hat uns Gott beſtellt,
Daß wir die Herren dieſer Welt:
Das iſt der goldne Wein,
Das iſt durch's Land der grüne Strom,
Das iſt der hohe heil'ge Dom,
Der Dom zu Köln am Rhein.

O Traubenblut, o adlig Blut!
Wer ſchafft wie du ſo kühnen Muth,
So friſch und froh Gedeihn?
Der Meiſter, der den Plan gemacht,
Hat ſicher ihn beim Wein erdacht,
Den Dom zu Köln am Rhein.

Dir, deutſcher Strom, den zweiten Gruß!
Von freien Alpen kommt der Fluß
Um deutſches Land zu frein;
Kann ich ſein Rauſchen recht verſtehn,
So heißt's: Ich will ihn fertig ſehn,
Den Dom zu Köln am Rhein.

Ja, wie der Meiſter dich erſchaut,
Bis zu den Sternen auferbaut
Sollſt du, o Tempel, ſein!
Damit man einſt am jüngſten Tag
Noch ſingen und noch ſagen mag
Vom Dom zu Köln am Rhein.

Was will des Teufels Witz und Spott?
Es kehret ſchon der rechte Gott
Auch bei den Deutſchen ein;
Nur friſch, Geſellen, friſch zur Hand!
Macht Platz für's *ganze* Vaterland
Im Dom zu Köln am Rhein

Karl Beck.

Die Eiſenbahn.

Gleich iſts den Philiſtern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es ſchallen,
In die Augen muß es ſpringen,
Ihres Mundes Thor iſt offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, ſchleicht das Hoffen,
Ringsumher auf tauſend Zehen.

Wie ſie rechnen, wie ſie ſinnen:
Unſre Gelder — in Papieren,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eiſenſchlange.

Tobt ihr nun im gelben Fieber?
Möcht es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen ſind euch lieber,
Als des Geiſtes höchſtes Schaffen.

Regen iſt euch eben Regen,
Kieſe ſind euch eben Kieſe:
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Rieſe.

Nur der Dichter ſteht im Bunde
Mit den Geiſtern, kann ſie hören,
Kann, ein Fauſt, aus jedem Hunde
Einen Geiſt herauf beſchwören.
Und nach neuen Welten taſtet
Er mit jedem Herzensſchlage;
Baut, zerſtört und baut — und raſtet
Nicht, wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen, — fallen, — o Gemeinheit!
Mir ſind die Papiere — Noten,
Ausgeſtellt auf Deutſchlands Einheit.
Dieſe Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blankgegoſſen,
Liebend tauſchen ſie die Länder,
Und die Ehe wird geſchloſſen.

Eiſen! du biſt zahm geworden,
Sonſt gewöhnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließeſt endlich dich verſöhnen!
Magſt nicht mehr dem Tode dienen,
Liebſt am Leben feſt zu hangen,
Und auf deinen ſpröden Schienen
Wird ein Hochzeitfeſt begangen.

Hört ihr drauſen die Karoſſen?
Deutſche Länder ſitzen drinnen,
Halten brünſtig ſich umſchloſſen,
Wie ſie koſen! Wie ſie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen ſingen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Raſend rauſchen rings die Räder,
Rollend, grollend, ſtürmiſch ſauſend,
Tief im innerſten Geäder
Kämpft der Zeitgeiſt freiheitsbrauſend.
Stemmen Steine ſich entgegen,
Reibt er ſie zu Sand zuſammen,
Seinen Fluch und ſeinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Theodor Creizenach.

Der deutſche Jude.

Ich ſtand auf deutſcher Berge Gipfeln
Und ſah der Sonne Morgenrauch;
Da kam von fernen Cedernwipfeln
Zu mir ein längſt vergeßner Hauch.
Ich träumte von dem heilgen Strome,
Vom Tempel, der ſo herrlich war;
Und ſchaute ſtatt der hohen Dome
Nur Zions ſtürzenden Altar.

Da flüſterten die alten Sagen:
Am Libanon da hat's gebrauſt,
Wie in der Urwelt grauen Tagen,
Als meine Ahnen dort gehauſt;
Und als im Sturm die Flammen glühten,
Worin die Welt ſich hat erneut,
Ward auch das Volk vom Sturmeswüthen
Nach allen Winden hin zerſtreut.

So ward ein Flüchtling hin verſchlagen
Vom Jordan bis zum alten Rhein;
Und wo die Ritterburgen ragen,
Da muß ich nun ein Fremder ſein.
Es haben ſich in goldne Halmen
Die deutſchen Felder eingehüllt;
Allein von Palmen und von Pſalmen
Iſt ganz mein Sehnen angefüllt.

So wie ſich auch ein lautes Mahnen
Noch regt an die vergangne Zeit,
Sind meine Dienſte doch den Fahnen
Des jungen ſtarken Kampfs geweiht.
Und wie aus längſt verfallnen Veſten
Noch Moos und Bäume blühn hervor,
So ſteigt auch aus den alten Reſten
Der Drang zum neuen Licht empor.

So regt ſich's mir im Buſen heftig:
Die Zeit vollendet ihren Lauf!
Es ſteht der Geiſt des Lebens kräftig
Aus modrigen Geſteinen auf.
Drum laſſen wir uns nicht verkümmern
Im Staub die alte Herrlichkeit;
Denn hoch erſteht aus Schutt und Trümmern
Der Freiheitsbaum der neuen Zeit.

Theodor Apel.

Jägers Braut.

Der Ritter ſitzt im weiten Saal,
Umkränzt von den Vaſallen:
„Heut' Töchter wählt mir den Gemahl,
Wählt ihn mir zu Gefallen;
Dann ſoll des alten Vaters Herz
Sich froh ergehn in Luſt und Scherz,
Die Burg ertöne vom Geſang,
Trompetenſchall und Hörnerklang."

Die Erſt' und Zweite hatten ſich
Den Gatten bald genommen,
Und Beide hieß gar ritterlich
Der alte Herr willkommen.
„Nun wähl' auch du, mein jüngſtes Kind,
Und ſei ſo edel auch geſinnt,
Wie hier dein holdes Schweſterpaar,
Gleich würd'gen Gatten bringe dar."

Und ſchüchtern tritt das Mägdlein hin
Mit purpurrothen Wangen:
„Mein Vater ſieh, nicht trägt mein Sinn
Nach Ehr' und Ruhm Verlangen.
Den Mann, dem ſich mein Herz vermählt,
Hat Lieb' allein ſich auserwählt,
Es iſt der Jäger, den ihr kennt,
Den euer Kind als Gatten nennt."

Da wird ringsum Gemurmel laut,
Hoch thät der Herr ſich heben:
„Wohlan, ſo ſei des Jägers Braut,
Dem Knecht will ich dich geben;
Der hol' dich morgen in ſein Haus,
Doch tilg' ich dich als Tochter aus,
Und all' dein Gut, dir lieb und werth,
Sei deinen Schweſtern nun beſcheert."

Und ernſt darauf der Jäger ſich
Vor'm alten Herrn verneiget:
„Bei Gott, als Sohn empfängſt du mich,
Sobald der Tag ſich zeiget!"
Und wilden Blickes eilt er ab,
Das Mägdlein ſich hinweg begab,
Und klaget Gott, was ſie bedrängt,
Bis milder Schlummer ſie umfängt. —

Der Morgen kam, das Dunkel ſchied,
Als fern ein Zug ſich zeiget,
Und Hörnerklang und Jubellied
Des Ritters Burg erreichet;
Gefolgt vom ſtolzen Knappentroß,
Auf hohem, goldgeziertem Roß,
Mit reicher Rüſtung angethan,
Ruft ſo den Herrn der Jäger an:

„Ich komme jetzt als Schwiegerſohn,
Dein Töchterlein zu holen;
Mein Vater ſitzt auf Kaiſers Thron,
Das ſag' ich unverholen;

So gieb mir denn dein holdes Kind,
Das nicht nach Ehr' und Glanz gewinnt,
Und ihr, Vaſallen, rufet laut:
Es lebe hoch die Jägersbraut!“

Karoline Leonhardt-Lyſer.

Still und bewegt.

Wir ſeh'n den Stern am Himmelszelt,
Als ob er ſich nicht regt,
Doch er iſt eine große Welt
Und mannichfach bewegt.

Wir ſeh'n manch ruhig Angeſicht,
Es redet nicht der Mund,
Nur das belebte Auge ſpricht
Und giebt die Seele kund.

Wir ſeh'n das Meer, ſo rein ſo klar,
Dem hellen Spiegel gleich,
Doch in der Tiefe wunderbar,
Lebt ein geheimes Reich!

Das Herz bewegt oft Luſt und Weh',
Doch, ob's vor Leid auch bricht,
Kein Seufzer hebt es in die Höh',
Wir ſeh'n ſein Klopfen nicht.

Eins ſteht im Leben nie allein,
Ruh iſt nur, wo ſich's regt;
Wer nicht verſteht: ganz ſtill zu ſein,
Der war auch nie bewegt.

Max von Oer.

Der Ritter von der Wieſenblume.

Herr Konrad reitet durch Waldesgrün,
Er ſieht gar traurig vor ſich hin:
„Man heißt mich einen Degen gut,
Weil Keinem gewichen mein kühner Muth.

Mein Schild und Helm trägt manche Zier, —
Mein Herz iſt ohne Glanz und Zier;
Im Kampf ruft Jeder ſein Liebchen an,
Ich kämpfe ſtets ein ſtummer Mann!“

Da, ſieh, am Bach auf ſchwankem Steg
Ein Mägdlein kommt ihm in den Weg,
Die Augen funkeln ſo dunkelklar,
Im Winde wallet ihr glänzend Haar.

Herr Konrad ſieht ihr ins Angeſicht,
Verwenden kann er die Blicke nicht:
„Gott grüß' dich, ſchöne Magedein,
Willſt meinem Wege Glück verleih'n?“

Sie hebt zu ihm den hellen Blick:
Wohl möcht' ich bringen euch das Glück! —
Herr Konrad ſpringet vom Roſſe mit Macht:
„O, Maid, du haſt es ſchon gebracht!

Mein Herz, das Keiner eigen war,
Dein eigen iſt es ganz und gar,
Du wunderholde Magedein,
Laß mich fortan dein Ritter ſein!“

Sie pflückt ein Wieſenblümelein:
Herr Konrad, nimm und denke mein. —
Da küßt Herr Konrad ihren Mund;
Die Blume trug ſein Helm zur Stund.

Im ganzen Lande klang der Ruhm
Des Ritters von der Wieſenblum',
Und im Turnei und in der Schlacht
Ward hoch vor Allen ſein gedacht.

Vom Dänenland die Königin
Sandt' einſt in weite Lande hin,
Lud männiglich zum Feſtturnei,
Wollt' prüfen, wer der Beſte ſei.

Da ward gekämpfet viel und heiß
Der ſchönen Königin zum Preis,
Herr Konrad aber ganz allein,
Der ritt für ſeine Dame ein.

Und der die Wieſenblume trug
Mit Ehren wohl Alle niederſchlug,
Und alle Barden ſangen den Ruhm
Des Ritters von der Wieſenblum'.

Da tritt die Königin hervor, —
Herr Konrad ſchauet kaum empor:
„Herr Konrad denkeſt du noch mein?
Du wollteſt einſt mein Ritter ſein.“

Da kennt er die Augen ſo dunkelklar,
Wie damals wallet ihr glänzend Haar;
Sie neigt zu ihm den hellen Blick:
„Nun will ich bringen dir das Glück!“

Ludwig von Erfurt.

(Ludwig Hilſenberg.)

Die Kreuze zu Jona.

Vor des Kreuzes heil'gem Bilde beuget demuthvoll den Sinn,
Als ein Zeichen der Erlöſung ſtellt' es uns der Höchſte hin,
Und er hat ſein' Kreuz erhöhet zu den Wolken himmelan,
Daß es Alle, All' erblicken, daß ſie gläubig beten an;
Und in tiefe Meeresfluthen hat er es hinabgeſenkt,
Daß der Schiffer es erſchaue, wogenwärts den Blick gelenkt,
Daß es ihn zur Ehrfurcht mahne vor des Glaubens hohem Licht,
Daß es einen Frevel künde und les Gottes Strafgericht.

Seht ihr unter den Hebriden jenes Eiland von Baſalt,
Wo in mächt'gen Rieſentönen Fingal's ſtolze Harfe ſchallt,
Wo die abgeſchied'nen Barden ob dem Helden Thränen weinen,
Die melodiſch niederfallen und als Klänge dir erſcheinen? —

Wendet rechts die Blicke, ſchauet nun das Nachbareiland an,
Das, der Schotten heil'ge Zuflucht, einſt bewohnte Columban,
Columban, der Bote Gottes, der den Völkern nah und fern
Mit des Glaubens Feuergluthen predigte das Wort des Herrn.

Seht die Trümmer dort des Domes, welchen ſeine Hand erbaut,
Als des Menſch geword'nen Leuchte kaum der Völker Tag ergraut!
Mit Prophetenmunde kündet' einſt der Prieſter dieſes Wort:
„Jona wird nicht untergehen, ſpült die Sündfluth Alles fort,
Auf den Wogen wird's getragen, ein Aerarium des Herrn,
Weil den Schotten hat geleuchtet hier zuerſt der Morgenſtern!“
Und des frommen Prieſters Ausſpruch wird im Schottenreich bekannt,
Dringt nach Gallien hinüber, dringet hin nach Dänenland;
Vieler Kön'ge irdſche Hülle ſchafft der Völker Liebe her,
Daß ſie ruhig ſchlummern mögen, nach dem Eiland übers Meer;
Bei des Dom's vermorſchten Hallen ruhen noch die Denkgeſteine,
Und in langer, langer Reihe tiefverſcharret die Gebeine.

Sankt Columban aber richtet Jeglichem ein Kreuz empor,
Der das ſtille Eiland ſelber ſich zur Ruheſtatt erkor,
Und die hohen Felſenkreuze, aufgepflanzt in großer Schaar,
Sind der frommen Pilger Menge ein geweihter Hochaltar;
Für die Ewigkeit gebauet blicken ſie hinaus in's Meer,
Gläubig neigt das Haupt der Schiffer; treibt ſein Fiſcherboot hierher.

Doch es naht die Zeit der Frevel — die Altäre ſtürzt man um,
Allen Schmuckes, allen Kleinods wird beraubt das Heiligthum,
Nach den ſtillen Königsgräbern und dem Dome ſtürzt die Rotte,
Was des Tempels Hallen bargen wird gemeiner Welt zum Spotte.
„Was die Kreuze auf dem Eiland?“ fragen ſie mit bitterm Hohn,
„Beſſer nützen ſie den Märkten, auf! und führet ſie davon!“
Und die hohen Zeichen fallen — auf ein Schiff ſind ſie geladen,
Wo ſie lang gethront, entwendet friedlich heiligen Geſtaden,
Und die Rotte Gottesräuber, neuer Glaubenslehre hold,
Jubelt, auf dem offnen Meere — aber ſieh' — der Himmel grollt.

Und es thürmen dunkle Wolken ſich zu Bergen in der Luft,
Und die See erbrauſet — nächtig wird's wie in der Gruft,
Gelbe Blitze raſſeln nieder, dumpfer Donner rollt heran,
Und das Schiff erbebt, geworfen auf und nieder vom Orkan;

Furcht und Todesgrau'n erfaſſet all' die Räuber auf dem Schiff,
Praſſelnd ſtößt das ſchwache Fahrzeug auf ein nahes Felſenriff,
Und vom Himmel wird geſchleudert nun ein Blitz mit mächt'ger Hand —
Hand —
Rieſig ſchwellen auf die Wogen, — in der Fluth das Schiff verſchwand.

Ruhig ſpielen nun die Wellen, blau der Himmel glänzt und klar,
Und im Grund der grünen Waſſer wird die Kreuze man gewahr
Denn in tiefe Meeresfluthen hat er ſie hinabgeſenkt,
Daß der Schiffer ſie erſchaue, wogenwärts den Blick gelenkt,
Daß ſie ihn zur Ehrfurcht mahnen vor des alten Glaubens Licht,
Daß ſie einen Frevel künden und des Himmels Strafgericht.

Otto Ludwig von Eisfeld.

„Die Steine werden zeugen.“

Der Oſtermorgen lächelt,
Ein Bräutgam, in die Welt,
Vom Frühlingsduft gefächelt,
Steigt er aus ſeinem Zelt.

Und rings herum das Schweigen,
Der Wald, er ſteht ſo ſtill,
Kein Blümlein ſich verneigen,
Kein Blättchen rauſchen will.

Im fernen Kirchlein ſinget
Die fromme Chriſtenſchaar;
Da von den Steinen klinget
Das Echo wunderbar.

Als wenn aus Berges Tiefen
Das Singen kläng' hervor;
Als wenn die Felſen riefen:
Er lebt! er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! da lauſchen
Die Blümlein, neigen ſich,
Da bücket ſich mit Rauſchen
Der Wald ſo feierlich.

Und mächt'ger immer wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein,
Mir läuft ein Schauer nieder
Im tiefſten Mark und Bein;

Und denk' — und muß mich beugen —
Was dort geſchrieben iſt:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Menſch vergißt.

Ernſt von Brunnow.

Herzog Ulrich von Würtemberg.

Es klingt ein Lied gar traurig,
Aus ſchönem Schwabenland,
Die Mähr' iſt wild und ſchaurig,
Wie keine noch bekannt.

War Herzog einſt in Schwaben
Ulrich von Würtemberg,
Thät einen Geſellen haben,
Erfahren im Waidmannswerk.

Ein Meiſter war er zu Roſſe,
Im Armbruſtſchuß und Turnier
Der Ritterſchaft beſter Genoſſe,
Des Stammes von Hutten Zier.

Herrn Hanſen von Hutten dem blühte
Ein Weiblein ſchön wie 'ne Fee,
Wie Röslein ihr Mund erglühte,
Ihr Buſen war weiß wie Schnee.

Im Buſen aber da regte
Ein Herz ſich ohne Treu,
Doch Ritter von Hutten hegte
Vertrauen ſonder Scheu.

Dem Herzog, heiß und munter,
Frau Kunigund gefiel,
Er trieb es immer bunter,
Und trieb ein falſches Spiel.

Der Ritter ward es innen,
Wies ſeinen Herrn zu Recht,
Fragt', was er ſoll beginnen,
Das Hutten'ſche Geſchlecht.

Heim fordert ihn nach Franken
Der Vater auf ſein Schloß;
Der Ritter wollt' abdanken
Und ſattelte ſein Roß.

Da ſprach der Herzog milde:
„Lieb Hans, dein Will' geſcheh',
Zieh mit dem ſchönen Bilde,
Daß ich es nimmer ſeh'!

Doch eh' im raſchen Ritte
Du meideſt Schwabenland,
Gewähr' noch eine Bitte,
Gieb mir darauf die Hand.

Auf Samstag gilt's den Hirſchen
Im Böbelinger Wald,
Da ſollſt noch mit mir pirſchen,
Wenn froh das Jagdhorn ſchallt.“

Der Hutten war's zufrieden;
Es kamen von nah und fern,
Zur Hirſchenjagd beſchieden,
Viel Grafen an und Herrn.

Als nun den Wald ſie ſchauen,
Der Herzog dem Hutten ſich naht,
Ihm Wichtiges noch zu vertrauen;
Drauf ritten ſie einſam den Pfad.

Laut lärmend begann nun das Pirſchen,
Die Hörner ſchmetterten hell,
Viel ſanken von edlen Hirſchen
Bei klaffendem Rüdengebell.

Schaut auf, mit blutigen Mähnen
Des Hutten weißes Roß,
Im Lauf ausſtreckend die Sehnen,
Ohne Reiter vorüberſchoß!

Und die Jäger erfaßt ein Ahnen
Von unheilvoller That,
Nachſpürend des Roſſes Bahnen,
Verfolgen ſie haſtig den Pfad.

Da hing an dürrer Eiche,
Von Blut und Wunden roth,
Herr Hutten eine Leiche —
Der Herzog ſchlug ihn todt!

Albert Schott.

Das Marienbild und der Bodenſee.

1.

Dumpf des Waldes Bäume krachen,
Und es krachet dumpf der See;
Auf den Bergen, auf den flachen
Lande wüthen Froſt und Schnee.

Bald ſieht nächtlich man die Sterne
Feuerballen gleich erglüh'n,
Weil ſie von uns in die Ferne
Alle Wärme an ſich zieh'n;

Und bald gießet ſich der Himmel
In den weißen Flocken aus,
Ihr verworrenes Gewimmel
Decket zu des Landmanns Haus.

Aber unter all den Leiden
Denken doch die Menſchen dran,
Daß, wo ſanft nur Schiffe gleiten,
Jetzt für Roß und Wagen Bahn.

Von des Schweizerlands Geſtaden
Wälzt ein Zug ſich eilend wild,
Führet auf den ſeltnen Pfaden
Mit ein Muttergottesbild.

Daß man es da drüben pflege,
Von der lieben Heimath weit,
Bis es auf demſelben Wege
Kehre heim nach langer Zeit.

Alſo ſteht's in der Kapelle,
Trauert in dem fremden Land,
Weggeführt von heil'ger Schwelle,
Wo es manch Jahrhundert ſtand.

Und hier wollen ſie's nicht kennen,
Denn ſie haben's nie geſeh'n;
Wenn ſie and're betend nennen,
All an ihm vorübergeh'n.

Siehſt am See du die Kapelle?
Ihren harten Fuß von Stein
Netzt die kalte flücht'ge Welle
In des Mondes trübem Schein.

Auf dem Dach die alte Fahne
Klirrt im herbſtlich rauhen Wind
Und auf einem morſchen Kahne
Rauſcht vorbei das Schifferkind.

An dem Ufer von den Bäumen
Fallen welke Blätter dicht,
Und zu langen Winterträumen
Schließt die Fluth ihr Augenlicht.

Traurig ſchweigen alle Weſen
Ob des ſchlimmen Winters Nah'n;
Eines nur iſt auserleſen,
Das ſich jetzo freuen kann.

Und es harrt mit ſtillen Sorgen,
Bis vorbei die lange Nacht,
Ob der kalte Wintermorgen
Neues Eis dem See gebracht.

Ob nicht bald zu Eis erſtarret
Seine ganze Fläche ſei;
Doch es hat umſonſt geharret
Und der See iſt wieder frei.

Manches blanke Segel ziehet
Ueber leichte blaue Fluth,
Und des Schiffer's Auge glühet,
Leicht und fröhlich ſchwillt ſein Muth.

Aber dort in der Kapelle
Trauert ſtill das arme Bild,
Weil die klare flücht'ge Welle
Wieder ihm zu Füßen ſchwillt.

Adolf Böttger.

Stavoren.

Im Süderſee gen Weſten lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland grün und blühend, wie keines rund umher,
D'rauf ragt die Stadt Stavoren, an Gold und Silber reich;
Die größten aller Städte, ſie kamen ihr nicht gleich.

Einſt lebte dort und ſchwelgte ein ſchmuckes Mägdelein,
Wohl mochte keines reicher und keines ſchöner ſein;
Sie hatte Land und Schlöſſer und Leute treu und gut,
Da kam wohl in dem Fräulein der arge Uebermuth.

Mehr Schätze aufzuhäufen, das war ihr einzig Ziel,
Die Armen zu verſpotten, ihr allerliebſtes Spiel,
Und höhnen, läſtern, fluchen, das war der Jungfrau Brauch,
Ach! leider thaten Viele der Stadt ein Gleiches auch.

Oft ging ſie längs dem Strande zu ihrem Schiffer hin:
„Fahr aus nach fernem Lande und bring' nach meinem Sinn
Mir eine reiche Ladung des Edelſten nach Haus!“ —
Da ſinnt und denkt der Fiſcher: „Was ſuch' ich Edles aus?“

Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen gold'nen Born,
Da liegen zum Verkaufe viel Säcke Mais und Korn:
„Ja dieſe Gottesgabe iſt edel wohl und gut!“
D'rum füllt mit Korn der Alte das Schiff mit frohem Muth.

Kehrt wieder nach Stavoren zu der Gebieterin:
„Nein, ſag' mir alter Schiffer, was kam dir in den Sinn?
In Afrika, ſo meint' ich, läufſt du im Hafen ein,
Und handelſt treu und bieder um Gold und Elfenbein!“

„Mein Fräulein! meine Herrin, verzeiht dem Schiffersmann,
Ich landete nicht ferne in Danzigs Hafen an!
Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen gold'nen Born,
Da kauft' ich tauſend Säcke mit Waizen und mit Korn.“

„„Und brachteſt du mir Waizen, ſo ſag' ich dir zur Stund':
Du ſchütteſt mir die Ladung tief in den Meeresgrund.““
Der Mann erbleicht: „O ladet nicht auf euch Gottes Zorn,
Iſt doch des Herren Gabe das kleinſte Samenkorn.“

Und ſie befahl zum Zweiten, da nahten arme Leut'
Und baten um Erbarmen und um Barmherzigkeit,
Sie weinten und ſie baten, ſie flehten auf den Knie'n —
Allein das harte Fräulein thät kalt vorüberzieh'n.

Und ſie gebot zum Dritten, da trat der Schiffer vor
Und ſprach und rang die Hände und hob ſie hoch empor:
„Du ladeſt Fluch und Sünde, Verfluchung auf dein Haupt,
Wirſt künftig daran darben, was jetzt die Woge raubt.“

„„So wahr ich nimmer wieder das goldne Ringlein ſeh',
Das ich vor euren Augen hinwerfe in den See,
So wahr wird fern mir bleiben wohl bis an meinen Tod,
Was ihr mir ſagt von Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth.““

Das Ringlein flog hinunter und auch der Waizen ſank,
Er wirbelt auf und nieder bei einer ſand'gen Bank; —
Doch als am andern Morgen das Fräulein ſaß zu Tiſch,
Fand ſie zum höchſten Schrecken den Ring in einem Fiſch.

Das war das erſte Zeichen, nun folgte Schlag auf Schlag:
Der Fluch des vor'gen Tages war Fluch dem neuen Tag;
Es floh der Stolz, der Reichthum, und Elend kam und Noth,
Und fluchend und verzweifelnd ſtarb ſie den Hungertod.

Im Lenze ging der Waizen hoch auf wie Gras und Ried,
Doch fruchtlos blieb er immer, wenn auch der Sommer ſchied.
Die Leute in Stavoren, ſie ſah'n das Wunder auch,
Doch lebten ſie in Sünden nach ihrem alten Brauch.

Da kam die ſchwere Strafe wohl einſtmal über Nacht,
Da ſank die Stadt Stavoren zum Theil in Meeresſchacht,
Und aber ſank ein Stücke, und noch ein Stücke ſank,
So fand durch Schuld und Frevel die Stadt den Untergang.

Und noch alljährlich ſtürzen dort kleine Hütten ein,
Auch mag in dieſen Hütten kein Fried' und Segen ſein,
D'rum ſtehn ſie ſo verlaſſen, von Außen ſtill und todt,
Doch innen wüthet Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth.

Und noch ſchießt aus dem Meere im Frühling Gras und Ried,
Doch fruchtlos bleibt es immer, wenn auch der Sommer ſchied,
Die Sandbank, wo es ſproſſet, die iſt im ganzen Land
Nach jener Schreckensſage genannt der Frauenſand.

Victor Strauß.

Die Zwerge.

Wie war die Zeit ſo lieblich, der Tag ſo froh und klar,
Als noch mit jedem Morgen der Zwerge bunte Schaar
Stieg aus den Bergesklüften, herab in Wieſ' und Feld;
Wie haben ſie ſo traulich den Menſchen ſich geſellt.

Da ſchadete kein Regen, kein Hagel dem Getreid,
Die klugen Zwerge wußtens, ſie ſchnittens vor der Zeit;
Sie ſchafften in den Feldern, in Haus und Hof und Stall
Und Menſchen, Vieh und Früchte gediehen überall.

Da droben an der Wieſe, noch ſteht der Ahorn da,
Wo man auf ſchwankem Aſte die Zwerglein ſitzen ſah;
Dort ſaßen ſie im Schatten, die kleinen Geſellen treu,
Wenn drunten die Mähder wandten das friſche, duftge Heu.

'S iſt über Nacht geſchehen, daß man zerſägt den Aſt,
Er hing nur noch am Stamme, ihn hielt ein Streiflein Baſt.
Arglos am Morgen kamen die Kleinen allzugleich,
Sie klommen auf den Ahorn und ſprangen auf den Zweig.

Da iſt der Baſt geriſſen, der Aſt erkracht und fällt,
Die treuen Zwerglein ſtürzen gar jämmerlich ins Feld.
Wer mochte da ſich freuen, der das mit angeſehn?
Wer mochte da noch lachen? Und dennoch iſts geſchehn.

Sie aber rafften eilig ſich von dem Boden auf
Und hoben Händ' und Stimmen erzürnt zum Himmel auf:
„O dort der blaue Himmel; wie iſt er hoch und hehr,
Und o wie groß die Untreu! Heut hier und nimmermehr!“

So riefen ſie und gingen. Da iſt die Zeit ergraut;
Es bringt nicht Heil noch Segen was dort der Landmann baut;
Die Saaten hageln nieder und Scheun' und Stall ſind leer.
Die treuen Zwerge ſchieden und kehren nimmermehr.

Ignaz Hub.

Das Auto da Fé der Todten.

Im Kloſtergang zu Avila
Dort hält um Mitternacht
Der Prior von Segovia
Auf ſeinem Grabe Wacht.

Die Domuhr zu Sevilla ruft
Den Kardinal zur Beicht;
Mit Stab und Inful aus der Gruft
Der alte Sünder ſteigt.

Herr Ferdinand von Aragon
Verläßt ſein Todtenſchloß;
Der Ständerath von Tarragon
Geleitet ſeinen Troß.

Und dumpf erdröhnt zu Avila
Der Grabesriegel Klang;
Den Prior von Segovia
Gemahnet der Empfang.

Die Gäſte nah'n in ſtummer Qual
Mit der Verzweiflung Hohn;
Im Scharlachkleid der Kardinal,
Der König mit der Kron'.

Im ſchwarzen Habit der Prior
Zur Beichte ſitzt bereit.
Es brauſ't dem Kardinal ins Ohr:
„Verflucht in Ewigkeit!“

Der ſtreckt empor den Knochenarm:
„Du ſei vermaledeit,
So wahr ſich nie die Höll' erbarm',
In alle Ewigkeit!“

Der König wirft die gold'ne Kron'
Vom Haupt im bittern Spott:
„Mir Fluch und euch von Tarragon,
Dir Fluch, dem Rächer, Gott!

Und durch den öden Gang erſchallt
Ein Wehruf tauſendfach,
Daß es durch Spanien wiederhallt
Und weckt die Opfer wach.

Der Mönche Schwarm in Ordenstracht,
Die Familiares all,
Erheben ſich aus Grabesnacht,
Als ging's zu Feſt und Ball.

Dann wallt das Armeſünderheer
Der Inquiſition
Im gelben Sanbenito her,
In langer Prozeſſion.

Die ſpitzige Karoza baß
Auf ihren Schädeln kahl,
So geht der Zug ohn' Unterlaß
Und rächt ſein Tribunal.

Inmitten trägt ein Todtenchor
Drei Särge, roth geflammt;
In einem lieget der Prior,
Im andern der in Sammt.

Im dritten der in Hermelin,
Bedeckt von Alterſchnee —
So wallt die Todtenſchaar dahin
Und hält Auto da Fé.

Und ſchrecklich hallt wie Donnerſchlag
Ihr Fluch durch Welt und Zeit:
„Verflucht bis an den jüngſten Tag,
Verflucht in Ewigkeit!"

Ludwig Wagner von Laufenburg.

Die Wölfe.

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein ſchnelles Schiff,
Zieht vorüber Städten, Burgen,
Manchem Dorf und Felſenriff.

Pilger ſitzen viel darinnen,
Kommend von dem Gnadenort,
Ziehen mit Gebet und Liedern
Zu der Heimath wieder fort.

Pilger ſitzen auch darinnen
Muntern Schlages, luſtgen Bluts,
Und das Bad, wo man geneſen,
Läßt man immer frohen Muths.

Fröhlich ſind von Herzen alle,
Hundert dreißig an der Zahl,
Zwei nur ſcheinen bang und traurig
Und an allen Freuden kahl.

Weinend ſitzt da eine Mutter,
Ach! von greiſen Haaren ſchon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der kranke Sohn.

Irr und wild ſind ſeine Sinne
Wohl ſeit vielen Jahren her;
Alle Bäder und Arzneien
Machen den geſund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern ſcherzen, lachen,
Sprechen die kein einzig Wort.

Da erbrauſet aus der Ferne
Wildes Toſen und Gekrach,
Wie wenn über Felſenklippen
Wellen ſtürzen ſchnell und jach.

Und mit blödem Starren hebet
Sich der Kranke nun mit Haſt,
Der mit flehender Geberde
Seine Mutter feſt umfaßt.

Mutter, o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum haſt du doch uns heute
Anvertraut der falſchen Fluth?

Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß der wohl der ſchlimmſte Feind,
Der im Innern Tücke heget,
Wenn er außen freundlich ſcheint?

Hörſt, o Mutter, du nicht ſchallen
Da von Fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraße ſchlimmen Wölfen
Werden alle wir zu Theil.

Mutter, o den Sohn, den kranken,
Siehſt du in ſo arger Noth,
Mutter, weißt du, wer kann heilen,
Alle Krankheit? — nur der Tod.

Immer jammert ſo der Kranke
Zu der greiſen Mutter auf,
Und das Schiff den Rhein hinunter
Reißt der Wellen haſtger Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffsmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum
Wohl mit Recht die Wölfe nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
Kann der eine Helfer Tod!
Weh, wie rings die Wölfe jappen!
Weh dir Schiff in deiner Noth.“

Nun Gebet und frohe Lieder
Sind mit einem Mal verhallt,
Flutgebrauſe, Schiffeskrachen,
Lauter Jammer nur erſchallt.

Weh, geborſten iſt das Fahrzeug
Am verborgnen Klippenpfahl,
Und der Pilger ſind verſunken
Hundert dreißig an der Zahl.

G. Rapp.

Die Kaiſergräber.

Was wecken ſie den Abt von Lorch?
„Nach deiner Kirche geh' und horch:
Es klingt heraus wie Todtenlieder,
Und Flammen ſteigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenſter Farbenpracht."

Er lauſcht, er betet ſtill, er bebt,
Denn zu des Altars Stufen ſchwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Der ſeufzet aus im Todesbangen;
Im Chor der Mönche Geiſterkreis
Beklaget ihn ſo tief und heiß. —

Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren letzten auf!"
Da rauſcht und klirrt es in den Grüften
Die ihre Wappenſteine lüften.
Gekrönte Häupter ſehn heraus:
„Was willſt du ſchon im Moderhaus?"

„„Sie haben mich verſcharrt in Schmach,
Da warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich muthig ließ erſchlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab —
Und deutſche Treu' will mit hinab.""

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht;
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem letzten Sohn in ſtillem Harme,
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen ſeine Heldenruh.

Und tiefes Weh zum Himmel ruft;
Dann ſchließt ſich ſchweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt am Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geiſterton
Das Requiem dem letzten Sohn.

Karl Candidus.

Der Bauernkrieg.

Die Bauern wollten Freie ſein,
Das nahm ein ſchlecht Gelingen!
Schenkt rothen Wein, o ſchenket ein,
Dann will ich das Lied euch ſingen.

Die Bauern wollten Freie ſein,
Sie thäten zuſammen ſich raffen,
Sie ſagtens der Stadt ins Geſicht hinein,
Den Herren und den Pfaffen.

Den Bundſchuh haben ſie aufgericht' —
„Ach Gott was iſt das für ein Weſen,
Wir können vor den Edlen nicht,
Noch vor den Pfaffen geneſen!“

Und haben ſich zuſammengethan,
Das nahm ein ſchlecht Gelingen!
Es zog mit ſeinen Rotten heran
Der Herzog von Lotharingen.

Zu Lupſtein war die erſte That,
Da fielen viertauſend Bauern;
Drauf ſechzehntauſend durch Verrath
Zu Zabern vor den Mauern.

Zu Dambach, wo die Kapelle ſteht,
Da liegen ſechstauſend begraben,
Und wo der Wind zu Enſen weht,
Die Henker gerichtet haben.

Drauf baute man wieder im ganzen Land
Die zerſtörten Klöſter und Schlöſſer.
O Bauernſtand, du armer Stand!
Nun drückten ſie dich erſt beſſer.

O Ittel Jörg, du freier Muth,
Du wackrer Schultheiß von Roſen!
Zu Straßburg, ach, da iſt dein Blut,
Dein theures Blut gefloſſen!

Es gehn vom Bauernkrieg ſofort
Im Elſaß die blutigen Sagen:
Darum die Bauern alle dort
So rothes Bruſttuch tragen.

Ach! wie das Bruſttuch euer roth,
So habt ihr die Freiheit geliebet:
Und wie das Herzblut euer roth,
So habt ihr ſie geliebet.

Franz Oebeke.

Kaiſer Karl im Deſenberge.

Hört, Wunder will ich melden
Aus einer alten Mähr'.
Noch lebt mit ſeinen Helden
Karol, der Kaiſer hehr.

Wohl in dem Deſenberge
Ruht er von Siegen aus,
Und zaubermächt'ge Berge
Bewachen ihm das Haus.

Da ruh'n auch in den Hallen
Seine Treuen lang gereiht,
In trunknen Schlaf verfallen,
Von ſchwerem Bann gefei't.

Rings blanke Wehr im Kreiſe
Lockt ſchimmernd wie zum Krieg;
Sie aber athmen leiſe
Und träumen Streit und Sieg.

Und Karl am Felſentiſche,
Das Haupt vom Arm geſtützt,
Im Antlitz Jugendfriſche,
Inmitten der Halle ſitzt.

Lang fällt in weißen Wellen
Hernieder Bart und Haar;
Mit ſeinen Heergeſellen
Harrt er ſchon manches Jahr.

Oft iſt's, als ob ſie ſpüren
Des Lebens neuen Tag;
Dann geht ein freudig Rühren
Entlang das Felsgemach.

Aufſteh'n all die Genoſſen
Ergreifen Schild und Speer;
Doch bleibt der Blick geſchloſſen,
Die Seele ſchlummert ſchwer.

Dem Kaiſer nur erhellet
Sich Aug' und Geiſt zumal,
Er ruft, daß weit es gellet:
„Sagt Zwerge des Jahres Zahl!"

Und horcht, und Dunkel wieder
Umſchattet ſein Geſicht:
„Legt Kämpen, legt euch nieder!
Die Zahl iſt unſ're nicht."

Mit dumpfem Raſſeln gleiten
Zu Boden Mann an Mann:
Sie ſchlafen und warten der Zeiten,
Die löſen ihren Bann.

Und er ſitzt wieder am Tiſche
Mit weißem Bart und Haar,
Der Kaiſer, voll Jugendfriſche
Das Antlitz wunderbar.

Karl Weichſelbaumer.

Lied des Todes.

Ich bin der beſte Schnitter,
Und immer grünt mein Feld,
Und meine Halmen reifen
In dieſer ganzen Welt.

Ich bin der beſte Ritter,
Der allergrößte Held,
Denn alle Burgen fallen,
Erricht ich mein Gezelt.

Ich bin ein fleiß'ger Schnitter;
Bei Nacht und Sonnenſchein,
Bei Sturm und Ungewitter,
Führ' ich die Garben ein.

Ich bin ein ſtolzer Ritter
Mit einem ſchnellen Roß,
Und überall macht Splitter
Mein treffliches Geſchoß.

Giebt keinen ſchlauern Fiſcher,
Am Ufer lauſch' ich ſtets,
Mein Angel ſind die Klippen
Und Wellen ſind mein Netz.

Ich bin ein guter Schütze,
Der nie ſein Ziel verfehlt,
Und nach gar vielen Schüſſen
Den Jäger ſelbſt erwählt.

Ich bin der ſtrengſte König;
In meinem kleinen Haus
Hat Keiner viel, noch wenig,
Und giebt es keinen Strauß.

Auch als Republikaner
Thu' ich's den Beſten gleich,
Bei mir iſt Keiner mächtig,
Bei mir iſt Keiner reich.

Und ſchlöſſe man in Marmor
Den ſtolzen Todten ein,
Sammt ſeinem Mauſoleum
Muß er doch Aſche ſein.

Als munterer Geſelle
Treib' ich ſo manchen Scherz,
Weiß liſtig zu erſchrecken
Das feige Menſchenherz.

Ich trete bei den Memmen
Als Beingerippe ein
Und raßle mit den Nägeln
Und mit dem Todtenſchrein.

Dem Armen klopf' ich ſelten,
Doch oft dem reichen Mann,
Hier ſag' ich düſt'res Ende,
Dort goldnen Anfang an.

Dem Schlimmen gönn' ich wachend
Und ſchlafend keine Ruh,
Und deck' ihm ſelbſt im Sterben
Den lichten Himmel zu.

Ich trete wie ein Räuber
In eines Mächt'gen Haus,
Und hole alle Freuden
Und jedes Gut heraus.

Doch zu dem Frommen komm' ich,
Schön, ſanft und engelmild,
Entriegle ſeinen Blicken
Das himmliſche Gefild.

Er fühlt ſich ſanft gehoben
Vom Moder dieſer Zeit,
Hört lebensvoll erbrauſen
Das Meer der Ewigkeit.

Und fürchtet er auch, zagend,
Verluſt und Leid bei mir,
So tröſt' ich zart: „ich nehme
Nur deine Schmerzen dir!“

Louiſe von Plönnies.

Die Trauerweide.

Trauerweide, Trauerweide!
Warum ſenkſt in tiefem Leide
Du die Zweige ſtill herab?
Neigeſt dich auf jedes Grab?
Warum nicht in heit're Lüfte,
In das Meer der Aetherdüfte
Hebſt du friſch und frei das Haupt?
Wer hat dir das Glück geraubt,
Trauerweide, laß dich fragen,
Welches Leid hat dich geſchlagen?

Von dem letzten Wort erſchüttert
Sah ich bang die Weide ſchwanken;
Wie von mächt'gem Blitz zerſplittert
Sah ich beben ſie und wanken.
Säuſelnd durch die ſchlanken Zweige
Drang ihr Wort, das Schmerzenreiche:

„Trauerweide iſt mein Namen,
Und mit Recht,
Leid und Trauer trägt im Samen
Mein Geſchlecht.
An der Trauer ich mich weide
Ewiglich,
Denn der Herr ſprach: „„Traure, Weide,
Still für mich!““
Ach! ich ward vom ſünd'gen Hohne
Frech mißbraucht,
Ward in's Blut von Gottes Sohne
Einſt getaucht.
Meine Zweige, wild geſchwungen
Von der Wuth,
Tranken, willenlos gezwungen
Einſt ſein Blut.
Doch in's Mark von meinem Leben,
Drang ſein Schmerz;
Nie mehr kann ich mich erheben
Himmelwärts;
Und ſein Blut, das ich vergoſſen,
Beugt hinab
Meine Zweige, wie ſie ſproſſen
Still zum Grab.
Wie ſein Leben gab der Eine
Allen hin,
So auf allen Gräbern weine
Ich um Ihn!

Friedrich Hofmann.

Der Glücklichſte.

Wer iſt heut in dem Kaiſerhaus
Der Glücklichſte zu nennen?
Es gehen Viele ein und aus,
Den Einen möcht' ich kennen.

Ein armer Knabe ſteht am Thor;
Er hat beim Weihnachtsſchimmer
Nichts, als den kalten Wind am Ohr,
Im Aug' des Schnees Geflimmer.

Da kommt des Kaiſers junger Sohn,
Im wärmſten Feſtſchmuck heute.
Er kennt noch nicht des Vaters Thron,
Er liebt noch alle Leute.

Was willſt du? Dieſen Tannenſtrauß
Verkauft' ich gern bei Zeiten;
Dem Mütterlein will ich zu Haus
Die erſte Luſt bereiten.

Mein Vater zog gegen die Ketzer mit aus,
Hat lang nicht mehr geſchrieben.
Wir wohnen hier in des Kaiſers Haus,
Doch ſind wir arm geblieben.

Da hängt ein Bild an unſrer Thür,
Mit Farben, goldnen und blauen,
Die Himmelspfort iſt's und dafür
Sanct Peter ſelbſt zu ſchauen.

Und Männer dort, ein ganzer Trott,
Die mit 'nander ſingen müſſen:
Wir glauben all' an einen Gott.
Das Bild iſt ganz zerriſſen.

Da bin ich in den Wald hinaus
Am frühen Tag gelaufen,
Und holte dieſen Tannenſtrauß,
Und wollt ihr den nicht kaufen?

Und kauf' ich dann das Bildchen ein,
Heft's an die Thür noch heute,
So mach' ich meinem Mütterlein
Die erſte Herzensfreude.

Da ſinnt des Kaiſers Sohn für ſich:
Papa blickt immer trüber;
Erfreu' ich ihn, geht wohl für mich
Sein Zorn in Freude über.

Hier nimm und bringe der Bilder zwei.
Der Knabe fliegt zu Thale
Und kommt: Mit dem bunten Conterfei
Eilt der Kaiſerſohn zu Saale. —

Er beſteck's an die goldne Thür,
Da wird er es ſchon ſchauen.
Der finſtre Kaiſer tritt herfür
Mit wetterſchweren Brauen.

Wird Ketzerwort von Prinzenhand
Mir noch ans Thor geſchlagen?
Soll jeder Baum in meinem Land
Mir Gift ſtatt Balſam tragen?

Das Kind raſch aus dem Saale ſtieß
Des Kaiſerworts Unwetter,
Und raſch ihm nach der Zugwind blies
Des Bilds zerriſſ'ne Blätter.

Und zitternd geht des Kaiſers Sohn
Im wärmſten Feſtſchmuck heute.
Ihm zuckt im Herzen noch der Hohn,
Was kümmern ihn die Leute?

Er ſchleicht zum Hofe. Dort hinein
Ging ja der arme Knabe.
Und dankt wohl ihm ſein Mütterlein
Die fromme Kindesgabe?

Sie quälet Argwohn nicht und Spott,
Sie halten ſich umſchlungen:
Wir glauben all' an einen Gott!
Wird brünſtig da geſungen.

Die Mutter froh in Sohnes Arm —
Kein ſchön'res Bild auf Erden!
Wie muß das Herz ſo voll von Harm
Dem Purpurkinde werden!

Dort in der Bruſt ein Himmelreich,
Hier erſte wilde Schmerzen,
Und ging doch beiden Kindern gleich
Die Gabe treu von Herzen.

Da glänzt dem Einen Luſt heraus,
Wo den Andern Thränen brennen.
Wer iſt nun in dem Kaiſerhaus
Der Glücklichſte zu nennen?

Georg Friedrich Sterzing.

Der Ungarknabe und die Willi.

„Geſtorben iſt meine junge Braut,
Geſtorben, o Gott! geſtorben:
Ich hatt' ein ſchönes Gärtlein gebaut,
Darin iſt alles verdorben.
Es hatte der Tod die Blümlein erſpäht
Und mit der Senſe hinweg gemäht
Das kann ich nimmer vergeſſen!

„Die Augen heller wie Spiegelglas,
Hat ihr das Grab geſchloſſen,
Darüber her wächſt grünes Gras
Und bunte Blümlein ſproſſen;
Es fällt des Mondes blaſſer Schein
Auf ihren weißen Leichenſtein,
Ich kann ſie nimmer vergeſſen!“ —

Es ſprach's ein ſchöner Ungarknab',
Er ſchluchzt' und ſeufzte bange,
Und ſtrömend rannen Thränen herab
Von ſeiner bleichen Wange;

Drauf ſtürmt' er durch das Dorf in Haſt
Um Mitternacht bei Sternenglaſt
Wohl auf die grüne Haide.

Und als er über die Haide ſchritt,
Da traf er luſtigen Reigen,
Der raſch an ihm vorüber glitt,
Doch ohne Flöten und Geigen:
Es war der Willis nächtlicher Tanz,
Es flattert' im Haar der bräutliche Kranz,
Der Treuring flammt' am Finger.

Es blähte das weiße Brautgewand
Sich um die ſchwellende Hüfte,
Es wehte der Schleier, es bebte das Band
Und zitterte durch die Lüfte;
Die Augen glühten in wilder Luſt,
Es ſtieg und ſank die weiße Bruſt,
Der Thau fiel in die Locken.

Der Vollmond flimmerte geiſterhaft,
Geſpenſtig blinkten die Sterne,
Dem Mohn' entkropfte der Schlummerſaft,
Die Donau rauſcht' in der Ferne:
Der Raben- und Eulenſchwärme viel
Umkreiſten des Tanzes buntes Spiel
Und ſchaurig nickten die Bäume.

Da ſah der Ungarknabe die Braut,
Die Braut den Ungarknaben:
„Hihi! mein Feinslieb hab' ich erſchaut,
Mein Feinslieb muß ich haben!
Der Knab' iſt mein und bleibet mein,
Die Hochzeit ſoll noch heute ſein,
Wir woll'n den Knaben fangen!“

Da tanzt' es die Kreuz, da tanzt' es die Quer,
Die Braut ſie führte den Reihen;
Da tanzt' es näher und näher her,
Dem Liebſten die Liebſte zu weihen:

Im Haar das ſprühende Kränzlein hing,
Am Finger der glühende Treuering,
So nahte dem Knaben ſein Bräutchen.

Sie riß ihn flugs in den Tanz hinein
Und riß ihn ans Herz voll Feuer,
Sie küßt' ihn und koſete mit ihm ſein,
Heiß küßte ſie ihr Getreuer:
So tanzten ſie fort, ſaſa! huhu!
So tanzten ſie zu und immer zu
Bis daß die Hähne krähten.

Und als des Morgens friſcher Hauch
Ins Land begann zu blaſen,
Lag unter einem Roſenſtrauch
Der Knab' auf grünem Raſen:
Sein pochend Herz nun ruhig war,
Geſchloſſen lag ſein Auge klar,
Er konnte ſie nicht vergeſſen.

Ernſt Sterzing.

Das Todtenkränzchen.

Es thät ein Mägdlein gehen
In's Gärtlein vor dem Haus,
Die Bäumlein thäten wehen,
Und ſtreuten Blättlein aus:
Das Mägdlein bückt ſich hin und her,
Es wollte Röslein brechen,
Da fand es keine mehr.

Sie waren abgefallen,
Es hatt' ein kühler Wind,
Den rothen Röslein allen
Her bracht den Tod geſchwind.
Das Mägdlein bückt ſich her und hin,
Und pflückte nur den grünen,
Den dunklen Rosmarin.

Sie thät ein Kränzlein flechten,
Schlang's in ihr goldgelb Haar; —
Ein Sträuslein in der Rechten, —
Als wollt' ſie zum Altar:
„Ach Mutter, wie iſt mir ſo weh!"
Sie legt' ſich in das Bettlein,
Sie war ſo weiß wie Schnee.

„Warum, o Tochter, Liebſte,
Trägſt du ein Kränzlein grün?"
„„Ach, gute Mutter, Liebſte,
Kein Röslein fand ich blühn!
Ach Mutter, liebſte Mutter mein,
Es iſt das Kränzlein grüne,
Mein Todtenkränzlein.

Mein Buhl' iſt ſchlafen gangen,
Darum traur' ich ſo ſehr,
Erblaßt ſind ſeine Wangen —""
Das Mägdlein ſprach nichts mehr;
Mit ſeinem Todtenkränzelein,
Mit ſeinem Kränzlein grüne,
Schlief es in Frieden ein.

Wilhelmine Mylius.

1.

An die Stille.

Traute Stille, dich begrüß' ich wieder,
Dich, du weicher Schoos voll Seligkeit;
Heimath meiner Träume, meiner Lieder,
Dir ſei dieſes friſche Lied geweiht.
Draußen blüht ſolch ſüße Freude nimmer,
In dem bunten Drang der Außenwelt;
Nur die Stille iſt vom goldnen Schimmer
Süßern, höhern Lebens traut erhellt.

Dir, o Stille! dir bin ich ergeben,
Kehre froh vom lauten Markt zurück.
Heiter wohnt bei dir mein ſchaffend Leben,
Dir entkeimt mein trautverborg'nes Glück.
O, ſo fröhlich in dem Land der Träume
Schwärm' ich auf und ab in ſel'ger Luſt,
Zieh verkläret durch die Himmels-Räume,
Lauſch' dem Klang und Sang in meiner Bruſt.

Süße Stille, o du Welt voll Frieden,
O du Freiheit, du Glückſeligkeit!
Was vom Schickſal Trübes mir beſchieden,
Hier vergaß ich allen Gram und Leid.
Wann ich kam, die Bruſt voll Schmerz und Wunden,
Wann ich kam gekränkt, voll bittern Harm
Durft ich an dem friſchen Quell geſunden
Göttlich hoher Liebe, ſüß und warm.

In der Stille hab' ich dann vergeben
Allen, die mir Kränkung angethan;
Denn es darf dem lichten Götterleben
Nur ein rein und liebend Herz ſich nah'n.
Niedres iſt verdeckt mit dichtem Schleier
Hoch im Licht die Friedensbanner wehn;
Ueberwindung trägt die Seele freier
Nach dem Wunderland der ſel'gen Höh'n.

Stille, Stille! Wolle nie verſchließen
Meiner Seele deine Bilderwelt!
Laß die Geiſtesblüthe mir entſprießen
Daß ſie Leben ſegensvoll behält.
Stets will ich dir nah'n mit frommem Triebe
Bis verronnen mir der letzte Sand
Wiegt dann mein Leben, meine Liebe
Sanft hinüber nach dem Heimathland.

2.

Wunſch und Gruß.

Wenn immer doch Mondſchein blieb!
Ich blickt' all' Abend ſo gerne,
In den Mond und die goldnen Sterne,
Und dächte dabei in die Ferne:
Gut' Nacht, gut' Nacht, mein Lieb! —

Wenn immer doch Mondſchein blieb!
Und ſommr'ge Abendmilde!
Und dem Herzen die ſchönen Gebilde!
Wie froh grüß' ich über Gefilde:
Gut' Nacht, gut' Nacht, mein Lieb! —

Wenn immer doch Mondſchein blieb!
Wie flimmerts am Himmelsraume,
Wie zittert's im Waſſers-Schaume,
Wie lispelt's ſo halb im Traume:
Gut' Nacht, gut' Nacht, mein Lieb! —

3.

Mein Gärtlein.

In meinem Gärtlein iſt's gar ſchön,
Am ſonnigen Ufergrün,
Da ſchauen herüber die Bergeshöh'n,
Die waldigen Häupter ſo kühn.

Und viele Vöglein wohnen darin,
Und holde Blümlein gar viel,
Die Sänger wecken mir frohen Sinn,
Die Blumen ein frommes Gefühl.

Und gold'ne Käfer mit lautem Geſumm'
Umſchwärmen die Blum' im Tanz,
Und Schmetterlinge gaukeln herum,
Und Libellen am Uferkranz.

Da hab ich mir eine Bank gebaut
Am Hollunderbuſch und Jasmin,
Daneben rauſchen ſo lieb und traut
Die Wellen des Stromes hin.

Und rauſchen fröhlich das Thal entlang,
Und grüßen mit herzigem Gruß,
Und locken die Blümlein mit leiſem Sang
Vom Ufer hernieder zum Kuß.

Und ſitze ich da ſo ſtill allein,
Und flüſtert es heimlich vom Baum,
So wiegt das Rauſchen, das Flüſtern mich ein
Zu ſüßem, holdſeligem Traum.

Da weile ich früh wenn der Morgen ſtrahlt,
Beim lauſchigen Fliederſtrauch,
Und bis der Abend mein Weſten malt,
Und die Sternlein grüßen mich auch.

Das iſt das Gärtlein am Stromesſtrand
Der einſamen Sängerin,
Das macht ſie zu ihrem Fabelland,
Und alle Zauber ſind drin.

4.

Sänger und Blume.

Ein Sänger zog im ſtillen Hain,
Süß träumend Bild auf Bild.
Ein Sänger wandert gern allein,
Wenn ſanft und voll
Im Buſen ihm
Die Liebeswelle quillt.

So zog er fort in Einſamkeit
Hin wo nicht Wandrer gehn,

Dort ſtill in zartem Lilienkleid
Sieht fromm und ſchön
Auf ödem Rain
Er eine Blume ſtehn.

Und innig das beſcheid'ne Bild
Sein weiches Herz bewegt;
Hin ſinkt er, vor die Blume mild
Und ſpricht: „wie doch
So wunderbar
Die Oede Blüthen hegt!

Du einſam' Kind, für Gott erblüht,
Hier wo kein Wandrer nah't,
Wo dir nur ſtill der Himmel glüht,
Kein tückiſch Herz
Den Schmuck dir raubt,
Wo dich kein Fuß zertrat.

Du einſam Kind, für Gott erblüht
In ſtillem, tiefem Werth.
Dein Auge klar zum Himmel ſieht
Voll Thränenthau,
Und Huldigung
Von Menſchen nicht begehrt.

Und o, der Blume, zart im Moos,
Tönt's ſanft vom Purpurmund:
„Ich blüh' in der Vollendung Schoos,
In Himmelsluſt
In Himmelsruh
In meines Schöpfers Bund."

Da ſteigt des Sängers frommer Blick
Empor, zum Himmel ein,
Und ihn umſchwebt ein holdes Glück,
Ihm wird das Herz
Süß ahnungsvoll,
Sein Sinn ſo blumenrein.

Annette von Droſte-Hülshof.

1.

Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Jüngſt haſt die Phraſe ſcherzend du geſtellt
„Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache ſich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreiſe, drin ſich alle Strahlen fangen.“
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür:
Die Inſchrift draußen und das Volksgedränge,
Und durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Ziehe Opferduft und heilige Geſänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus andrem als den eignen Herzen fließen,
Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn
Als aus der ſelbſtgebotnen ſich ergießen!
O glücklich ſein, geliebt und glücklich ſein —
Möge ein Engel mir die Pfade deuten!
Da ſchwillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hör' ich's wie Echo durch die Falten gleiten.

Standeſt an einem Krankenbette du je
Nach wochenlangen ſelbſtvergeſſnen Sorgen,
Hobſt deine ſchweren Wimpern in die Höh
Zu einem Dankgebete nach dem Morgen,
Und ſahſt um des Geneſenden Geſicht,
Ein neuerwachtes Seelenſchimmern ſchweben
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Hielteſt du je den Griffel in der Hand
Und rechneteſt mit froh'm Geiz zuſammen
Die Groſchen, die du ſelber dir entwandt,
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
Des Schatzes für den fremden Sorgenpfühl,
Um den du deine Freuden ſchlau betrogen,
Und haſt in deines Reichthums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Bruſt gezogen?

Und der Moment, wo eine Rechte ſchwimmt
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo ſie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um freudig an das fremde es zu legen:
Haſt du ihn je erlebt und ſtandeſt dann,
Die Arme ſtill und freundlich eingeſchlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann biſt du glücklich, biſt geliebt und reich,
Ein Fels, an dem ſich alle Blitze ſpalten,
Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten;
Dann biſt der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem die Freudenſtrahlen quillen,
Und was ſo friſch der Bäche Ufer ſchwellt,
Wie ſollte ſeinen Born es nicht erfüllen!

2.

Das Haus in der Haide.

Wie lauſcht, vom Abendſchein umzuckt,
Die ſtrohbedeckte Hütte,
— Recht wie im Neſt der Vogel duckt, —
Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fenſterloche ſtreckt das Haupt
Die weißgeſtirnte Stärke,
Bläſt in den Abendduft und ſchnaubt
Und ſtößt an's Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein ſtilles Kind,
Das ſcheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt ſie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut ſich ſtrecken,
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüſte wecken.

Und von der Tanne ab und an
Schallt es wie Hammerſchläge,
Der Hobel rauſcht, es fällt der Span,
Und langſam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendſtern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er ſich mild zu neigen.

Es iſt ein Bild, wie ſtill und heiß
Es alte Meiſter hegten,
Kunſtvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten.

Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig —
Und rings der Gottesfriede.

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Iſt etwa hier im Stall vielleicht
Chriſtkindlein heut geboren?

Emma von Nindorf.

Gemeinſames Loos.

Berauſche dich in allem Süßen,
Den jungen Mai ruf ihn zurück,
Umringe dich mit ſeinen Grüßen,
Belade dich mit ſeinem Glück.

Denk dir des Frühlings Wonneſchauern,
So heiß du es empfunden haſt,
Denk dir des Frühlings Himmelstrauern,
Denk dir die ganze ſel'ge Laſt.

Denk dir die tauſend Vogelkehlen,
In denen Dank und Liebe girrt,
Den Duft von tauſend Blumenſeelen,
Der wie ein Kuß zum Himmel irrt.

Die Nachtigall, die ſtumm geboren,
Denk dir zu ſolcher Blüthennacht,
Das kleine Herz, das ſchmerzverloren
Und ſehnſuchttrunken lautlos wacht:

Nicht einen Ton das Weh zu ſchildern!
So einſam in der Seligkeit!
Nicht einen Gruß den Sternenbildern,
Den Lebenskelchen nah und weit!

Und jede Bruſt der Wonn' und Klagen
Kennt ſolch geheimen Wiederhall,
Und jede Bruſt muß in ſich tragen
Die ſtummgeborne Nachtigall.

G. Scheuerlin.

1.

Der Tannenbaum.

Der Tannenbaum ſteht ſchweigend,
Einſam auf grauer Höh'; —
Der Knabe ſchaukelt im Nachen
Entlang den blauen See.

Tief in ſich ſelbſt verſunken
Die Tanne ſteht und ſinnt; —
Der Knabe koſt der Welle,
Die ſchäumend vorüber rinnt.

„Du Tannenbaum dort oben,
Du alter finſtrer Geſell,
Was ſchauſt du ſtets ſo trübe
Auf mich zu dieſer Quell?"

Da rühret er mit Trauern
Der Zweige dunklen Saum
Und ſpricht in leiſen Schauern
Der alte Tannenbaum:

„Daß ſchon die Axt mich ſuchet
Zu deinem Todtenſchrein,
Das macht mich ſtets ſo trübe,
Gedenk ich, Knabe, dein!"

2.

Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter iſt aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus,
  Heraus ihr Schläfer in Flur und Heid,
  Es iſt nicht länger Schlafenszeit;

Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald,
Die Blüthen erwachen, ſie kommen bald;
Und wer noch ſchlummert im Winterhaus —
Zu Weben und Leben heraus, heraus! —

So läutet Schneeglöckchen durch's weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich alleſammt aufgewacht;
Und läutet noch immer und ſchweigt nicht ſtill,
Bis auch dein Herz erwachen will.

So öffne nun doch den engen Schrein,
Zeuch aus, in die junge Welt hinein;
In das große, weite Gotteshaus
Erſchwing' dich, o Seele, und fleuch hinaus,
Und halte Andacht und ſtimme erfreut
In das volle, ſüße Frühlingsgeläut!

Roswitha Kind, geb. Kind.

Tiedges Grab.

In lichten Friedhofs Räumen
Da ſchläft ein Dichtergreis,
Der trug den grünen Lorbeer
Auf Locken, ſilberweiß.

Den Lorbeer hat geſpendet
Das ganze deutſche Land,
Den Kranz, den hat gewunden
Der Frauen zarte Hand.

Und was der Greis geſungen,
Kein Zeitenſturm verweht,
Weil's mit des Glaubens Worten
Tief in den Herzen ſteht. —

In lichten Friedhofs Räumen
Da grünt ein Dichtergrab,
Dort legt der müde Pilger
Zur Ruh' den Wanderſtab.

Und fühlt der Seele Zweifel
Am Sängergrab' vergeh'n,
Und träumt von ew'ger Liebe
Und träumt vom Wiederſeh'n

Und dankt dem Greis im Grabe,
Der in entſchwund'ner Zeit
Das hehre Lied geſungen
Von der Unſterblichkeit!

J. P. Kaltenbaeck.

Die Muſikanten.

Drei Muſikanten tief gebräunt
Am Marktplatz einſt erſchienen —
Noch ſah' ich kaum den dunklen Zug
In ihren ernſten Mienen.

Die Augen glänzten wunderbar,
Wie eine alte Sage,
Und um die Lippen bebt' es ſtill,
Wie eine alte Klage.

Die Geigen aber ſpielten hell
Des Ländners frohe Weiſe,
Zwei muntre Jungen keck und frei,
Geführt vom Baß, dem Greiſe.

Und laut begrüßte rings das Volk
Der Heimath ſchöne Klänge;
Die Fiedler ſtanden regungslos
Im jubelnden Gedränge.

Doch plötzlich ſchien's, als ſollt' auch ſie
Der Freude Thau befeuchten,
Ein Lächeln flog um ihren Mund,
Gleich fernem Wetterleuchten.

Wie wirbelten die Geigen jetzt
Im raſchen Fugenſchritte;
Wie tobte mit der Altgeſell
Die kecke Jugendſitte!

„Iſt dieß zu Hauſe wohl ihr Ruf
Beim frohen Feſt zu tanzen;
Faſt klingt es aus dem Sturmeslied,
Wie längſt zerbrochne Lanzen?“

So frug ich mich — die Menge ſchwieg,
Vom bangen Weh durchdrungen;
Die fremden Fiedler ſchlichen fort,
Die Muſik war verklungen.

Manch Jahr iſt wohl ſeitdem entflohn,
Manch Hoffen, manches Scheinen,
Doch fühlt' ich beim Ragotzi ſtets,
Wie Völker tanzend weinen.

Feodor Löwe.

Dreizeilen.

Laß uns die herbſtlich ſchönen Tage faſſen,
Gehegter Zweifel trübe Klage haſſen,
Der ſpätern Zeit die ernſte Frage laſſen.

Du ſiehſt die Sonne Abends niedergehen
Doch wirſt du ſie am Morgen wiederſehen
Und noch ein Glied im Ring der Glieder ſtehen?

Der Vogel, der im Baum ſein Neſt erbauet,
Er hat dem Schutz des Laubes feſt vertrauet,
Daß ſicher er des Sommers Neſt erſchauet.

So bau auch du und wolle nicht verzagen
Der Sturm wird nie das goldne Licht verjagen,
Doch mußt du nie des Tages Pflicht vertagen.

Den Pflichten ſind wir alle untergeben,
Mit nichten ſchilt man die, die munter ſtreben,
Mit lichten Farben Trübes bunter weben.

Will uns die Sorge ihre Fallen legen,
So laß uns nur das rechte Wollen pflegen,
Und Freude grüßt uns dann auf allen Wegen.

So lang noch Wein der Trieb der Reben ſpendet,
Und nicht der Liebe ſüßes Geben endet,
Sei unbeſorgt, wie ſich das Leben wendet!

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite.	Strophe.	Zeile.		
192	—	—	lies:	Johann Jacob Bodmer.
193	3	1	=	Ihr statt: Ich.
206	—	—	=	Magnus Gottfried Lichtwehr.
208	—	—	=	Johann Wilhelm Ludwig Gleim.
=	—	—	=	Abraham Gotthelf Kästner.
239	1	1	=	Willst.
257	3	3	=	heitre Rose.
279	—	—	=	Johann Christoph Friedrich Haug.
295	6	1	=	Maientanz.
296	5	2	=	Jugendfreude: st. Jugend.
297	3	4	=	Das.
317	2	5	=	den st.: denn.
372	2	1	=	In den.
383	3	10	=	Trostesgründe.
431	2	1	=	Ob wohl.
513	1	3	=	Stand st.: stand.
524	3	4	=	Sinnens st.: Sinnes.
531	5	6	=	dem Zauber.
552	2	1	=	Knieen.
557	3	1	=	springen.
612	4	3	=	schlug zu den.
624	—	—	=	Heinrich Künzel, statt: August Künzel.
627	4	4	=	Weinend.
630	3	2	=	In Tönen.
649	1	2	=	Kirchleins st.: Kindleins.
674	5	1	=	volle.
687	1	4	tilge	das erste „Hand.“ —
689	2	3	lies:	es.
690	5	3	=	auf dem.
722	6	2	=	Haid.

Palmenzweige.

Eine Sammlung
geiſtlicher Lieder und Dichtungen
für die häusliche Andacht.

Herausgegeben

von

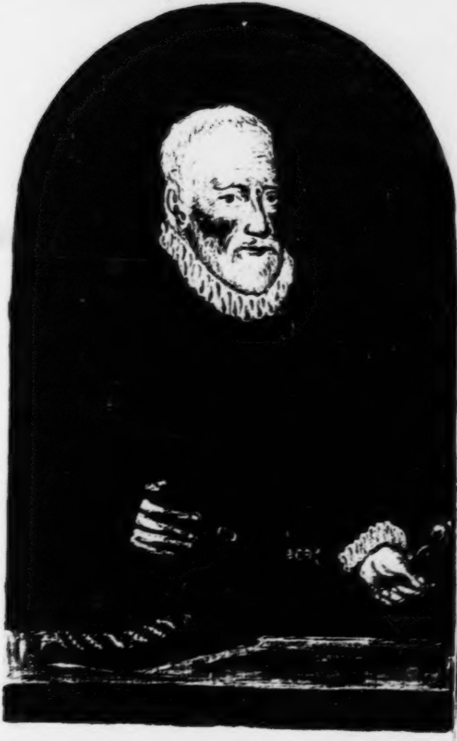
Moritz Alexander Zille,

Dr. ph. und Nachmittagsprediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig.

Preis 10 Sgr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. rh.

Inhaltsverzeichniß.

I. Gebet.
II. Lob und Dank.
III. Liebe zu Gott und Chriſto.
IV. Vertrauen zu Gott.
V. Hausſtand.
VI. Dürftigkeit.
VII. Krankheit.
VIII. Geſundheit.
IX. Geburtstag.
X. Jahresſchluß.
XI. Jahresanfang.
XII. Frühling.
XIII. Sommer.
XIV. Herbſt.
XV. Winter.
XVI. Morgen.
XVII. Mittag.
XVIII. Abend.
XIX. Sonntag.
XX. Weihnachten.
XXI. Feſt d. Geſch. Chriſti.
XXII. Charfreitag.
XXIII. Oſtern.
XXIV. Himmelfahrtsfeſt.
XXV. Pfingſten.
XXVI. Dreieinigkeitsfeſt.
XXVII. Beichte.
XXVIII. Abendmahl.
XXIX. Tod.
XXX. Ewiges Leben.



Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches

Taſchenbuch

für

Thüringen und Franken.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein und Georg Brückner.

Erſter Jahrgang

1844.

Meiningen.

In der Keyßner'ſchen Hofbuchhandlung.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Vorwort.

Aus dem Einzelnen baut ſich das Ganze auf; wie in Allem, ſo auch in Geſchichte und Statiſtik. Deshalb in neueſter Zeit die rege Bethätigung der Arbeiten auf allen Einzelgebieten deutſcher Gauen — zum Gewinn für die Wiſſenſchaften, für die tiefere Einſicht der Behörden in die Vergangenheit und in die Gegenwart der ihrer verwaltenden Obhut anvertrauten Länder, für den forſchenden Vaterlandsfreund und für die aufſtrebende Jugend.

Zu ſolchem Ziele mit Andern uns Verbundenen hinzuſtreben, begründen wir unſer hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Taſchenbuch. Thüringen und Franken, zwei Länder, an deren früheres Leben unſer liebes Heimathland, das Herzogthum Sachſen Meiningen, geknüpft iſt, indem es aus Theilen Thüringens, wie Frankens hervorging — bilden das weite Gebiet, auf dem unſer Taſchenbuch das in öffentlichen und Privat-Archiven noch unbenutzt und vereinzelt liegende hiſtoriſche Material an das Licht ziehen und zuſammenſtellen, Lücken und dunkle Partieen der Geſchichte durch Bearbeitung und Benutzung des bereits gedruckten und noch nicht gedruckten urkundlichen Stoffes aufhellen, wenig geſtützte Darſtellungen begründen, irrthümliche Auffaſſungen berichtigen, und zugleich die gegenwärtigen Zuſtände in möglichſt ſcharfen Umriſſen zeichnen will.

Bei dieſem Zwecke, dem Ganzen wie dem Einzelnen zu nützen, und bei reichhaltig zu Gebote ſtehender Stofffülle hegen wir eben ſo ſehr die Hoffnung auf theilnahmevolle Unterſtützung der Freunde des Vaterlandes und der vaterländiſchen Geſchichte, als zugleich das Vertrauen, daß die Behörden in beiden Ländern das Unternehmen fördern werden, da es als Sammlung zerſtreuter hiſtoriſcher, wie ſtatiſtiſcher Akten Ueberſicht und Kenntniß der Vaterlandskunde bezweckt.

Wir beginnen mit dem Jahr 1844, als dem dreihundertjährigen Jubeljahr der Reformation im Lande Henneberg, und ſtellen deshalb eine Ueberſicht der kirchlichen Verhältniſſe der Stadt Meiningen aus jener Zeit voran, wie wir mit einer kurzen Darſtellung der ſtattgefundenen Jubelfeierlichkeiten im ganzen Bereich der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg das Buch beſchließen, ſo daß der dießjährige Jahrgang zugleich als ein Erinnerungszeichen und Denkmal dieſer Feier zu betrachten iſt. Für die Aufnahme ſtatiſtiſcher Arbeiten gebrach es diesmal an Raum; die nächſten Jahrgänge werden dies Gebiet nicht übergehen.

Meiningen im März 1844.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Vorwort. S. III.

Geſchichte der kirchlichen Verhältniſſe der Stadt Meiningen, von Eduard Schaubach. . . . . . 1.

Geſchichte des Herzogthums Meiningen. von (0—1037) von G. Brückner. = 97.

Aelteſte Geſchichte des Gerichts Altenſtein, von Emil Rückert. . = 237.

Aehrenleſe auf dem Felde der Fränkiſch Hennebergiſchen Geſchichte, von Ludwig Bechſtein. . . = 307.

1) Zum Portraitbilde des Fürſten Georg Ernſt von Henneberg. . . . = 314.

2) Gegenreformatoriſcher Erlaß des Fürſten Wilhelm von Henneberg. . = 317.

3) Margaretha, Gräſin von Henneberg und die 365 Kinder. . . . . = 320.
4) Bevölkerung, Beſteuerung und Victualienpreiße im Amt Meiningen, in den Jahren 1631 -- 1674. . . = 330.
5) Das dritte Hennebergiſche Reformationsjubelfeſt. . . . = 333.
6) Überſicht der, durch das Hennebergiſche Reformations Jubiläum hervorgerufenen Schriften, Denkmünzen und Bilder. . = 369.

Berichtigung.

Seite 19 iſt ſtatt 1680 zu leſen 1583.

Geſchichte
der
# kirchlichen Verhältniſſe
der
Stadt Meiningen.

Von

Eduard Schaubach.

Erſter Abſchnitt.

Von den älteſten Zeiten bis zur Reformation.

Wie die ältere Geſchichte der hieſigen Gegend überhaupt im Dunkel liegt, ſo läßt ſich auch nichts mit Beſtimmtheit über die Art und Weiſe angeben, wie das Chriſtenthum hierher gekommen ſey. Der heilige Kilian wirkte gegen das Ende des 7. Jahrhunderts in Franken, kam bis an die Grenzen von Henneberg und ward 689 zu Würzburg erſchlagen. Bonifacius entwickelte ſeine Thätigkeit in Heſſen und Thüringen im folgenden Jahrhundert (war in Altenſtein) und an die Bemühungen dieſer Männer knüpft ſich unſtreitig auch die Ausbreitung des Chriſtenthums in der Gegend von Meiningen. Die älteſte Kirche war die St. Martinskirche auf dem ehemaligen Gottesacker. Sie war die eigentliche Pfarrkirche der Stadt und ſoll nach Güth ſchon lange vor der Zeit Karls des Großen geſtanden haben, ſo daß ſie in die Zeiten des Bonifacius und Burchard verſetzt wird. Iſt dieſe Nachricht nun gleich nicht durch Urkunden erwieſen, ſo ſcheinen doch alle Verhältniſſe für das hohe Alterthum der Kirche zu ſprechen, ſo wie dafür, daß, wie die Stadt ſich allmählig ausbildete und als Mittelpunkt der Umgegend angeſehen werden mußte, ſo auch gleiche Umſtände in kirchlicher Beziehung ſich geltend machten. Bei den Einfällen und Verheerungen der Ungarn ſoll 923 der alte Lehrer und Prieſter im Werragrund, Ott, mit den Füßen an zwei Baumgipfel gebunden und zerriſſen worden ſeyn. Der bekannte Hennebergiſche Geſchichtsforſcher Nathanael Caroli, nennt ihn **martyrem et doctorem gregis Dei pastoralis apud Meiningenses.**

Im Jahre 1003 wurde die jetzige Stadtkirche auf dem Markte erbaut. Darf man Vermuthungen Raum geben, ſo drängen ſich folgende Bemerkungen auf. Meiningen war in der älteſten Zeit ein Hof, ſpäter wird die Burg erwähnt, welche Veranlaſſung zur allmählichen Entſtehung der Stadt gab, indem um dieſelbe, wie an den meiſten Orten Deutſchlands, ſich viele Anſiedler fanden. Durch die Vorkehrungen, welche Heinrich I. gegen die Ungarn traf, drängte ſich die Bevölkerung dichter zuſammen und ſo erwuchſen die eigentlichen Städte, indem ſie eigenthümliche Gerichtsbarkeiten erhielten und ein Gemeinweſen bildeten. Sollte es unwahrſcheinlich ſeyn, daß der alte Viehhof hauptſächlich das jetzt ſogenannte Stadtgut umfaßt und dort geſtanden habe, wo bis in die neuern Zeiten der Schaafhof in der Nähe des

Gottesackers war? Dann war es ganz natürlich, daß in der Nähe die Kirche errichtet wurde, ſo wie ſich auch denken läßt, daß in der Umgegend nach der Burg zu, oder auch nach der andern Seite, einzelne Häuſer ſtanden, woher auch die Sage ſtammen mag, daß die Stadt ehedem viel größer geweſen ſey und ſich bis an den Kirchbrunnen erſtreckt habe: man darf nur nicht an eine eigentliche Stadt, ſondern an einzelne Häuſer denken. Als unter Heinrich I. die Städte befeſtigt wurden, was auch hier geſchah, ſo eignete ſich dazu mehr die ſüdliche Gegend, indem die von der Werra abgeleiteten Graben am zweckmäßigſten benutzt werden konnten. Die Ungarn hatten ohnehin vorher Alles verwüſtet, es war zu erwarten, daß die Häuſer nicht wieder vereinzelt, ſondern innerhalb der zur Sicherung dienenden Schranken aufgebaut wurden, und ſo entſtand nach und nach die jetzige Stadt. Daher wurde nun die neue Pfarrkirche in der Mitte derſelben erbaut, indem die Martinskirche nun wegen ihrer Lage weniger geeignet erſchien. Nach Güth verweilte Kaiſer Heinrich II. am heiligen Dreikönig-Abend 1003 bald nach ſeiner Wahl zum Kaiſer einige Tage hier wegen großen Gewäſſers. Die Stadt war damals noch eine villa regia, eine dem Kaiſer zuſtehende Domäne. Ein kaiſerlicher kinderloſer Ritter Namens Roſenkranz, erbat ſich von dem Kaiſer die Erlaubniß, auf einen ihm zuſtehenden Platz eine Kirche zu erbauen. Der Kaiſer genehmigte dieß, ließ für ſich die Thürme bauen, ſchenkte dieſer neuen Kirche viele Güter und ließ ſie durch den Biſchof von Bamberg einweihen. Die Kirchweihe wurde anfangs auf St. Ulrichstag, dann auf Urbani gehalten, ſpäter auf Quaſimodogeniti verlegt, wobei zugleich der jetzt noch beſtehende Jahrmarkt, der Kirchmeßmarkt, ſeinen Urſprung nahm. Aus dieſer Zeit rührt die nördliche Seite der Kirche her nebſt dem untern Theil der Thürme; die ſüdliche iſt, nachdem das Gebäude Brandbeſchädigung erlitten hatte, ſpäter neu gebaut, auch das Chor gehört ſpäterer Zeit. Die ältere Kirche vor dem untern Thor verlor aber ungeachtet der neuen Stiftung ihr Anſehen nicht. Im Jahre 1007 übergab Kaiſer Heinrich II. dem Biſchof von Würzburg die Stadt Meiningen zur Ausgleichung wegen des von ihm errichteten Bisthums zu Bamberg. Der Biſchof Heinrich begab ſich demnach hierher und weihte bei dieſer Gelegenheit am Martinstage die alte Pfarrkirche vor dem untern Thore wieder zur Ehre des heiligen Martin ein, nachdem ſie mit einigen neuen Altären geſchmückt war. Es entſtand bei dieſer Veranlaſſung der Martini-Jahrmarkt. 1017 verordnete er, daß jährlich am Palmſonntage aus der Stadt eine Wallfahrt nach der Martinskirche gethan werden ſollte *). 1033 nahm Biſchof Bruno von Würzburg

---

*) Dieſe Wallfahrt wird wieder im Jahr 1340 erwähnt, indem bei derſelben Hermann von Schlitz, des Stifts Fulda Marſchall, in einer Fehde gegen den Biſchof

die Huldigung ein und erweiterte die Pfarrkirche. Höchſt wahrſcheinlich iſt unter der Würzburgiſchen Herrſchaft das Chor der Kirche erbaut, wo auch bekanntlich auf einem Stein der Würzburgiſche Kreuzpfennig (eine Münze, die Biſchof Meinhard 1022 zuerſt prägen ließ) eingehauen iſt, welcher als das Wahrzeichen gilt.

Die einzige Nachricht, die man nach längerer Zeit wieder über kirchliche Verhältniſſe vorfindet, iſt die Begründung eines Hauſes der Tempelherrn bei dem Quellbrunnen am Fuße des Drachenbergs, der hiervon den Namen Kirchbrunnen führt, im Jahr 1129. Nach Aufhebung des Ordens wurden die Einkünfte zur Pfarrkirche geſchlagen und 1316 von den Steinen der eingeriſſenen Kirche an der Landſtraße unweit der Werra das Siechenkirchlein zum heiligen Kreuz erbaut. Bei einem heißen Sommer 1175 ſchlug der Blitz am 3. Juli in die Pfarrkirche, verſehrte den Thurm, zerſchmelzte die größte Glocke, verbrannte das Dach der Kirche, auch die Kapelle der heiligen Jungfrau unter dem Thurme, zündete 6 Häuſer neben der Kirche an, wobei auch der Pfarrhof (der mithin damals in der Nähe der Kirche war) abbrannte. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wurde ein Jahrgedächtniß geſtiftet, jährlich an dieſem Tage eine beſondere Bet-

---

von Würzburg in die Stadt zu dringen ſuchte, jedoch zurückgeſchlagen ward.

ſtunde gehalten und die Wetterglocke geläutet; wobei der Kirchner mit ſeinen Gehülfen ein Viertel Getränks zu Lohn erhielt. Dieſer Brauch dauerte bis zur Reformation. 1227 errichtete die heilige Eliſabeth zum Andenken an den Abſchied von ihrem Gemahl, den Landgrafen Ludwig, der Antheil an einem Kreuzzug nahm, hier eine Kapelle. Nach ihrem Tode entſtand eine Wallfahrt zu derſelben, die jedoch bald (1236) wieder aufgehoben wurde: die Kapelle verfiel und man weiß nicht, wo ſie geſtanden hat. Als 1804 die Kirchmauer eingeriſſen wurde, fand man auf der Seite, wo die Sakriſtei der Stadtkirche iſt, das Fundament eines kleinen Gebäudes, welches eine Kapelle geweſen zu ſeyn ſchien und es läßt ſich vermuthen, daß dieß die Eliſabethen-Kapelle geweſen ſey.

Der baldige Verfall dieſer Kapelle hatte wohl ſeinen Grund in dem lebendigen Intereſſe, welches die Stiftung eines Minoritenkloſters im Jahr 1239 erweckte. **Hoc anno coepit fundari monasterium fratrum minorum in oppido Meiningen, eleemosynis domicellorum et castellanorum circumiacentium nec non et civium oppidanorum ibidem et aliorum Christi fidelium multorum**, führt Güth aus päbſtlichen und biſchöflichen Urkunden an. 1242 ward das Kloſter vollendet und am 18. Mai, als am Sonntage Cantate durch den Biſchof Hermann von Würzburg eingeweiht. Der mit dieſem Sonntage in Verbindung ſtehende Jahrmarkt die Brüder-Kirchweihe genannt, hatte hierin ſeinen Urſprung.

1249 deckte ein heftiger Sturmwind das Dach der Martinskirche ab und ſtürzte den Thurm derſelben. Am 7. Juni 1278 als am zweiten Trinitatisſonntage wurde die Pfarrkirche zum zweitenmal durch den Biſchof Berthold von Würzburg zur Ehre unſrer lieben Frauen eingeweiht. Es entſtand bei dieſer Gelegenheit der jetzt noch nach dieſem Sonntage beſtehende Jahrmarkt, der ſogenannte Kapitelmarkt. Wie es gekommen iſt, daß jetzt Michaelis als Kirchweihtag der Stadtkirche gefeiert wird, iſt unbekannt.

Im Jahre 1286 erhielt das Kloſter eine beträchtliche Stiftung. Graf Berthold von Henneberg beſtimmte nämlich den Mönchen eine jährliche Holzabgabe von 13 Klaftern aus dem Forſt zu Sülzfeld mit der Bedingung, ſeinem Vater ein Jahrgedächtniß zu halten. 1339 beſtätigte er dieſe Schenkung*). 1295 kam Biſchof Mangold von Würzburg hier an, hielt die Meſſe ſelbſt und ſetzte einen neuen Pfarrer ein. Das Jahr darauf aber, 1296, ſchlug der Blitz am Sonnabend vor Jakobi wieder in die Kirche, verbrannte das Dach, lief von da nach dem Thurm, verbrannte ihn mit allen Glocken, auch die im Thurme befindlichen Briefe, Freiheiten und Gnadenbullen, Stadt und Kirche betreffend und die neu gebaute und wieder gebaute Kapelle unter dem Thurme. Die Stiftung zu derſelben ward nun zum St. Annen-Altar geſchlagen. Man mußte eine Glocke von Walldorf borgen. Einige Tage darauf ſtarb der Pfarrer Hartmann an den Folgen des Schreckens und wurde ſeinem Verlangen gemäß in der verbrannten Kapelle begraben (vielleicht dort, wo das Marienbild iſt, welches zu der Kapelle gehört zu haben ſcheint, ſ. ob. S. 7).

---

*) 1583 ſchenkte Graf Georg Ernſt dem in ein Hoſpital verwandelten Kloſter ſtatt dieſer Holzabgabe ein Gehölz, den ſogenannten Mönchskopf bei Sülzfeld. S. Guth, S. 280.

In dieſe Zeit gehören auch die Stiftungen von Seelenbädern. Es waren Stiftungen von Bädern für Arme, die man als verdienſtliche gute Werke in remissionem peccatorum machte. Folgende werden erwähnt: 1370 ſtiftete Günther von Roth 4 Seelenbad jährlich auf den Dienſtag vor den 4 Goldfaſten zu einem Seelengericht ſeiner Hausfrau und ſeiner Vorältern. 1435 gab Berthold Thomas $^3/_4$ Acker dem Bader und jedem nach ihm, davor ſie alle Jahr Dienſtags in der Charwoche ein Seelenbad halten ſollen. 1440 ſtifteten Berthold Thomas und Andreas Fürſt noch ein Seelenbad in der Charwoche. 1460 gab Heinrich Stennſeckel der Badſtuben hinter der Pfarrkirchen einen Artacker, wofür der Bader jährlich 2 Seelenbad halten und den Leuten für 6 ggl. Brods um Gottes willen geben ſoll. In den Reformationsakten wird die Pfarrbadſtube, die der Pfarrei zu Lehen gieng, von den

Viſitatoren dem Rath geſchenkt, mit der Bedingung, daß dafür, wie zuvor, 1 fl. Zins jährlich gegeben werde.

Da zur Wiederherſtellung der Kirche manche Ausgaben nöthig ſeyn mochten, war es wohl um ſo natürlicher, die Einkünfte der eingegangenen Tempelherrnkirche, wie bereits oben erwähnt iſt, zur Pfarrkirche zu ſchlagen. Noch ſcheint hier erwähnt werden zu müſſen, daß um dieſe Zeit die älteſte Glocke, die jetzt noch vorhanden iſt, die ſogenannte Meßglocke, gegoſſen ſeyn mag. Sie führt die Inſchrift: **Matthæus. Marcus. Lucas. Johannes.** Die Schriftzüge ſprechen für dieſe Zeit und da jedenfalls Glocken wieder angeſchafft werden mußten, ſo hat dieſe Vermuthung vieles für ſich: etwas ſpäter, vielleicht um 1350, iſt, nach den Schriftzügen zu urtheilen, die Betſtundsglocke gegoſſen, mit der Inſchrift: **Magister Hermanns filius Sifridi de Nurenberg fecit istam campanam.** Noch ſpätern Urſprungs iſt die kleine Glocke, mit der Inſchrift: **Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum:** um das Jahr 1400 ſind viele ſolcher Glocken gegoſſen worden.

In einer Urkunde (in Schöppachs Urkundenbuch, S. 74) wird der Name des hieſigen Pfarrers vom Jahre 1319 angegeben. Er hieß Albrecht Wolf, und war wahrſcheinlich Hartmanns Nachfolger: ſchon 1309 wird er auch außerdem erwähnt.

Als Kaiſer Ludwig der Baier hier anweſend war und der Stadt viele Freiheiten und Gerechtſame ſchenkte, beſuchte er auch am Burkhardi-Tage mit dem Biſchof Otto von Würzburg die Kirche. Es entſtand bei dieſer Gelegenheit der Burkhardi-Markt.

Die Juden hatten um dieſe Zeit eine Synagoge auf dem Platze, welcher die Kapelle heißt, wo ſich jetzt das Spritzenhaus befindet. Im Jahr 1349 ſollten ſie nach der Erzählung der Chronik den Vorſatz gefaßt haben, die Chriſten am Charfreitage, während ſich dieſelben in der Kirche befänden, zu überfallen. Eine Magd, die ſich verſpätet hatte und noch zum Gottesdienſt eilte, hörte im Vorbeigehn in der Synagoge Geräuſch, horchte, vernahm ihre Anſchläge und machte ſofort Lärmen, worauf die Juden von den Bürgern gefangen genommen und dem Biſchof Albert von Würzburg zur Beſtrafung übergeben wurden, welcher ſie verbrennen ließ. Die Synagoge ward verſchloſſen und an der Stelle derſelben wurde eine mit einem Thurm geſchmückte Kapelle gebaut und am Tage der Maria Magdalena 1384 auf Vergünſtigung des Biſchofs Gerhard von Würzburg durch deſſen Weihbiſchof Johann von Ebron, Barfüſſer Ordens (der deshalb auch bei ſeiner Ankunft allhier im Kloſter abſtieg) ſammt dem Kirchhof und dem Altar zur Ehre des Frohnleichnams unſers Herrn Jeſu Chriſti und der Maria Magdalena oder nach Andern, zur Ehre Jeſu Chriſti, der drei Könige, des heiligen Eucharius und der heiligen Barbara geweiht und mit großem Ablaß verſehen. Bei dieſer Gelegenheit entſtand der Marien-Magdalen-Jahrmarkt und der Tag hieß **Fest. indulgentia-**

rum *). Nach der Reformation wurde die Kirche dem Stadtrath verkauft und eingeriſſen, die Einkünfte wurden zur Pfarrkirche geſchlagen.

Aus den folgenden Zeiten ſind uns wieder die Namen einiger Geiſtlichen erhalten. 1376 ſtiftete nämlich ein Bürger, Johann von Ulm, das ewige Licht in das Chor der Pfarrkirche und dabei wird erwähnt, Pfarrer ſey Franz Wellinger geweſen. Der älteſte Rector, der erwähnt wird, Hermann Gottfried, um 1390, muß Geiſtlicher geweſen ſeyn, denn mit Bewilligung des Pfarrers hatte er Meſſe zu leſen zu St. Martin. S. die Urkunde in Schöppachs Geſch. d. lat. Schule zu Meiningen. 1843. S. 3. Als 1435 Zigeuner hierher kamen und mit wunderlichen Gebehrden auf dem Markte tanzten, ſo daß die Herrn des Raths mit Vergnügen zuſahen und ihnen Brod, Fleiſch, Wein verehrten, ließ ſie der Pfarrer Berthold mit Gewalt hinaustreiben. In einer Urkunde wird er Berthold Han genannt. Es hatte zwiſchen ihm und dem Stadtrath Streitig-

---

*) Die meiſten Jahrmärkte ſind bei kirchlichen Veranlaſſungen entſtanden, ſo, wie bereits erwähnt iſt, Quaſimodog., Cantate, 2 p. Trin., Burkhardi, Martini und dieſer. So ſoll der Jahrmarkt auf Fab. Sebaſt. nach Güth auf Veranlaſſung einer Prozeſſion entſtanden ſeyn, die man wegen Peſtkrankheit und Sterben gehalten habe. Solche Zeiten, wo großes, ungewöhnliches Sterben erwähnt wird, waren 1350, 1380, 1462 und 1482.

keiten gegeben, die 1449 durch Schiedsrichter verglichen wurden. Es wurde dabei namentlich feſtgeſetzt, daß er den Schulmeiſter, wie herkömmlich, an der Koſt habe, daß der Rath denſelben annehme, der Pfarrer aber für einen bitten möge, ihn anzunehmen. Er ſoll, wie vor Alters, auch zu St. Martin Meſſe leſen laſſen. Über mehrere Einkünfte wurde zugleich Beſtimmung getroffen. Um 1380 werden Helba und Dreißigacker als Filiale von Meiningen erwähnt.

Auch Unglücksfälle werden uns von dieſen Zeiten erzählt. 1432 brannte die Martinskirche ab, am 12. September 1461 der Thurm der Kloſterkirche. 1475 am 28. März, den dritten Oſtertag wurde der größte Theil der Stadt eingeäſchert. Die Pfarrkirche und die Kapelle wurden gerettet, auch das Kloſter durch einen Mönch, welcher furchtlos den auf der Mitte der Kloſterkirche ſtehenden Thurm erſtieg und dem Feuer Einhalt that. Am 10. Auguſt 1490 ſchlug der Blitz das Kreuz und den Knopf vom Thurme herab, daß es auf dem Markte vor dem Hirſch niederfiel und ein Loch ins Pflaſter ſchlug.

Als 1450 die hieſigen Stadtrechte urkundlich aufgezeichnet wurden*), haben ſich unterzeichnet: d. Erſamen prieſter Herr Peter Heppe (Happe), Gwardian des convents, Herr valkmar kelner und Herr Heynrich forſter beide vicarien der mergnanten Stadt Meyningen. Ein Verzeichniß der zum Bisthum Würzburg gehörigen Pfarreien aus dieſer Zeit *) giebt über Meiningen folgende Verhältniſſe an: **Meyningen. Primissaria ibidem. Vicaria S. Martini ibidem** (die nachmalige Gottesackerkirche). **Vicaria S. Kiliani ibidem. Vicaria S. Nicolai ibidem. Vicariæ B. Mariæ Virginis** (die Stadtkirche). **Vicaria Sanctæ Crucis** (das Siechenkirchlein zum heiligen Kreuz bei dem Armenhaus, welches von den Steinen der eingeriſſenen Tempelherrnkirche erbaut wurde). **Vicaria Apostolorum. Vicaria corporis Christi** (die Magdalenkapelle). Die hier erwähnten und ſonſt nicht bekannten Vikarien bezeichnen entweder Kapellen oder beſondere Altäre in den verſchiedenen Kirchen. Hierauf hafteten beſondere Lehnsnutzungen, wofür Meſſe geleſen wurde und unter der Leitung des Pfarrers wurden dieſelben von einzelnen Prieſtern (z. B. aus dem Kloſter) beſorgt. 1420 ſtiftete Johannes Valler (?) die **vicaria S. Kiliani & sociorum ejus** in der Pfarrkirche, Vikarius war Heinrich Forſter. Es waren 400 fl. Kapital und wurden jährlich 30 fl. Zins gegegeben, halb auf Martini, halb auf Petri. Jede Woche ſollten auf dem neugeſtifteten Altar 3 Meſſen geleſen werden: der Vikar wurde zur Reſidenz im Orte verpflichtet. In einer Urkunde von 1515 wird der Vikarius des St. Marien-Magdalenaltars in unſerer lieben Frauen Kapelle, Herr Silveſter, erwähnt (ſ. d. alten Rathsakten). Das ganze Bisthum war in mehrere Archidiakonate abgetheilt: die Kapitel Geyſa, Melrichſtadt und Coburg bildeten Ein Archidiakonat, Meiningen gehörte zum Kapitel Melrichſtadt. — Der Biſchof Gottfried kam mit Fürſt Wilhelm III. von Henneberg am 17. Juli 1446 hierher und hörte eine Meſſe in der Kirche an.

---

*) Die Urkunde iſt gedruckt im Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg 6r Bd. 2s St. 1840. S. 24—38. und im hieſigen Volksblatt 1843. Nr. 8, 9, 13.

---

*) Es heißt: Archidiaconatus Herbipolensis. Ex libro Pergameno, nuncupato Synodali, conscripto Tempore Godefridi de Limburg Episcopi Herbipolensis circa annum 1453. Gedruckt iſt es in v. Schultes Beiträgen zur fränk. u. ſächſ. Geſch. I. p. 348.

Während 1488 die Wallfahrt nach dem Grimmenthale aufkam, regte ſich doch bereits zu gleicher Zeit ein freierer Geiſt. Im Kloſter lebte 1489 ein von hier gebürtiger Mönch, Georgius Dothanus oder Doth, der ſich mit Poeſie beſchäftigte und unter andern Wilhelm V. von Henneberg Reiſe ins gelobte Land in lateiniſchen Verſen beſang *). Da allenthalben die Studien emporkamen und beſonders die Schriften des Erasmus wirkſamen Einfluß gewannen, ſo rieth 1510 der hieſige Pfarrer Balthaſar Regler, aus Baiern, ein wackerer, verſtändiger und

---

*) S. Emmrichs Archiv I. S. 30. Eine Schrift von Doth iſt 1545 noch vorhanden geweſen und damals mit andern Büchern nach Schleuſingen gekommen.

gelehrter Mann, dem Stadtrathe, die Schule zu verbeſſern.

Konnte nun freilich, da die Stadt auch in bürgerlicher Beziehung dem Biſchof von Würzburg angehörte, von der Reformation hier keine Rede ſeyn, ſo zeigten ſich doch ſchon frühzeitig reformatoriſche Bewegungen. Als 1525 der Bauernkrieg ausbrach, waren auch die hieſigen Bürger auf der Seite der Bauern. Der ſchon bejahrte Pfarrer **Michael Kellermann** las deutſche Meſſe und theilte (nach einer handſchriftlichen Nachricht im Superintendenturarchiv) das Abendmahl den Laien nach Chriſti Einſetzung aus. Aus Furcht vor einer Belagerung brach man die Martinskirche und das Siechenkirchlein ab, nahm auch Leichenſteine aus dem Kloſter, um die Stadt zu befeſtigen. Bald wurde aber die Stadt vom Kurfürſten von Sachſen eingenommen und dem Biſchof wieder übergeben, welcher die Rädelsführer ſtreng beſtrafte. Der Pfarrer Kellermann ward hingerichtet, ob er gleich flehentlich um ſein Leben bat. Der Biſchof, Konrad von Thüngen, erklärte die Stadt ihrer bisherigen Gerechtſame für verluſtig: 1528 verbot er allen Fränkiſchen Pfarrern, ſich der Sächſiſchen Viſitation zu unterziehen, da nämlich mehrere Ortſchaften in Lehens- und Patronatsverbindung mit Sachſen ſtanden. Er ſtarb am 6. Juni 1540 und es wurde hier ein feierliches Leichenbegängniß mit Vigilien und Seelenmeſſen gehalten, wobei 7 Prieſter thätig waren. Die eingeriſſenen

Kirchen wurden wieder hergeſtellt, der Weihbiſchof von Würzburg kam und reconſecrirte den Gottesacker nebſt der Martinskirche. Nach einer Urkunde im Rathsarchiv hatte ſie damals 3 Altäre; nämlich 1) im Chor der Kirche einen Altar, als deſſen Patrone genannt werden Virgo Maria, Martinus, Joh. Baptista, Paulus, Apostoli et Evangelistæ, Stephanus, Nicolaus, Gregorius, Augustus, Ambrosius, Hieronymus, Erasmus, Magdalena, Margaretha, Lucia, Agatha, Dorothea. 2) einen Altar außen vor dem Chor in commemorationem omnium sanctorum et animarum. 3) einen Altar in der (nordweſtlichen) Ecke der Kirche beim Beinhauſe, deſſen Patrone waren S. Leonhardus, Christophorus, Valentinus, Barbara.

Am 25. Mai 1535 ſtarb der Pfarrer Balthaſar Pfnör und wurde in der Kirche vor dem damaligen mittlern Altar unten am Chor begraben, mit folgender Inſchrift auf Meſſing: anno a Christo incarnato 1535 d. Martis 25 Maii obiit venerabilis Dn. Balthasar Pfnör, parœcianus in Meiningen et decanus capituli ruralis in Mellerstadt; cuius animæ Deus misereatur. Amen. Sein Nachfolger war Heinrich Imel, aus Meiningen gebürtig. Er war der letzte Geiſtliche vor der Reformation. Dieß führt uns zum folgenden Abſchnitt.

Zweiter Abſchnitt.

Von Einführung der Reformation zu Meiningen bis 1680.

Im Jahre 1542 gieng der für Meiningen ſo folgenreiche Tauſch vor, vermöge welches der Biſchof das Hennebergiſche Amt Mainberg erhielt, dagegen den Grafen von Henneberg Stadt und Amt Meiningen abtrat. Nun wurde die Reformation möglich. Schon längſt waren in hieſiger Gegend Viele der Kirchenverbeſſerung im Stillen vom Herzen zugethan, insbeſondere unter den Ständen. Man ſah dieß im Bauernkriege, als, wie bereits oben erzählt iſt, der Pfarrer Kellermann deutſche Meſſe hielt und den Kelch reichte. Die häufigen Zuſammenkünfte der evangeliſchen Fürſten und Theologen zu Schmalkalden konnten nicht ohne Einfluß bleiben, nur die Gewalt hielt vom offenen Bekenntniß zurück. Fürſt Wilhelm von Henneberg hielt noch feſt am Papſtthum, begünſtigte die Wallfahrt nach dem Grimmenthal und legte den Geiſtlichen einige Fragpunkte vor, die er durch den Kurfürſten von Sachſen auch Luthern vorlegen ließ, begnügte ſich aber mit der angeblichen Widerlegung Luthers durch ſeine katholiſchen Geiſtlichen*). Sein Sohn und Mitregent, Fürſt

Weimar

---

*) Weinrichs K. u. Sch St. S. 241 ff.

Georg Ernſt, der letzte Graf von Henneberg, bewog ihn aber nach und nach, den Proteſtanten freie Ausübung ihrer Religion zu geſtatten, ſo daß er, „um die Stände zu befriedigen und die Gewiſſen nicht zu ängſtigen“, darein willigte, einen evangeliſchen Prediger zu berufen, um das Kirchenweſen zu ordnen, wenn er gleich noch mit ſeinem Hofe der katholiſchen Kirche treu blieb: ein modus zu beſſerer Einrichtung der Kirche ward vorläufig verabredet.

Man darf nun aber nicht glauben, daß mit Einem Schlage Alles eine andere Geſtalt angenommen habe, der neue Zuſtand bildete ſich allmählig heraus. Die biſchöfliche Gewalt war noch nicht geſetzlich aufgehoben, man hoffte noch, ſich über eine Verbeſſerung der Kirche gegenſeitig vereinbaren zu können und die Tridentiniſche Kirchenverſammlung ſollte dazu dienen. Im Volke war Neigung zu den evangeliſchen Grundſätzen, die ganze Richtung der Zeit gieng dahin und mehrere Umſtände wirkten fördernd ein, alle Verhältniſſe waren jedoch ſchwankend und blieben es auch noch geraume Zeit. Erſt nach 1555 wurde der Zuſtand ſicherer.

Fürſt Georg Ernſt berief um 1543 von Wittenberg den bekannten Dr. Johann Förſter, welcher Pauli Bekehrung zu Schleuſingen die erſte evangeliſche Predigt hielt und höchſt wahrſcheinlich im Laufe des Jahrs die nöthigen Entwürfe und Vorbereitungen traf. Erſt 1544 wurde nämlich von ihm in Gemeinſchaft mit mehreren Hennebergiſchen Räthen, den

Beamten von Meiningen, Schleuſingen und Themar Wolf Müllich, Michael Dilherr, dem Kanzlar Jäger und Michael Streittel, die Viſitation gehalten, welche als der eigentliche Anfang der Reformation im Hennebergiſchen angeſehen wird, weshalb denn auch 1644 und 1744 die Jubelfeier, jedoch am Tage Pauli Bekehrung begangen wurde.

Der Pfarrer Imel mochte mit der bevorſtehenden Umänderung, von welcher wohl viel die Rede war, nicht zufrieden ſeyn. Er bat in einem Schreiben, welches noch in den Rathsacten enthalten iſt, um ſeine Entlaſſung, weil die Pfarrwohnung verfallen und verwüſtet ſey, daß man vor Regen und Ungewitter ſchwerlich darin wohnen könnte, und weil kein Kaplan und kein Vikar unter den Religioſen oder andern Prieſtern mehr zu finden ſey. Es wirft dieß ein Licht auf die damaligen Verhältniſſe. Seit dem Bauernkriege waren viele kirchliche Einkünfte geſchwunden, die ältern Verhältniſſe ſtarben ab, es fehlte an Mönchen und Prieſtern. Imel mochte aber auch aus innern Gründen der Veränderung abhold ſeyn, wahrſcheinlich verzögerte ſich die Entſcheidung, er verließ die Stadt daher heimlich am 4. Oktober, ohne Abſchied zu nehmen, nahm die Kirchenſachen mit ſich, nach einer Nachricht im Superintendur-Archiv, und begab ſich nach Karlſtadt in Franken. So war die Pfarrei ganz leer, nur ein Prieſter war vorhanden, Wolfgang Benkert, der Kropfpfarrer genannt*), der Meſſe leſen, aber nicht predigen konnte. Unter dieſen Umſtänden ſchickte der Rath nach Obermaßfeld und ließ den Pfarrer Valentin Mey bitten, er möge Sonntags Nachmittags kommen und das Evangelium erklären. Mey kam, es wurde nur mit einer Glocke geläutet und weder deutſch, noch lateiniſch geſungen. Da ſprach der Schulmeiſter Georg Zeiß den Pfarrer an, wenn er dazu riethe und ihn vertheidigen wollte, ſo wollte er das deutſche **Pater noster** oder **Credo in Deum patrem**, wie es in **D.** Luthers Geſangbüchlein ſtünde, mit den Schülern (die Alle das Büchlein hätten) ſingen, weil es gar zu ſpöttiſch anſtünde, wenn der Pfarrer ſtillſchweigend auftrete und abgehe. Es gefiel dem Pfarrer und ſo begann der Lutheriſche Geſang. An dem das Chor umſchließenden eiſernen Gitter ſtand der Weber Gotthard Scholl und rief den Schülern zu: „Ihr Geſellen, ihr fangts wohl an, ſehet, daß ihrs auch hinausführt.“ Er fürchtete nämlich eine Reaction, wie nach dem Bauernkriege. Damals hatte er, als der Pfarrer Kellermann enthauptet wurde, laut gerufen: es wäre Schade für ihn, daß er ſo erbärmlich um ſein Leben kommen ſollte! Der Scharfrichter griff alsbald nach ihm, um ihm gleichfalls den Kopf abzuſchlagen, doch ward er ihm entriſſen.

---

*) Er war höchſtwahrſcheinlich im Kloſter, trat ſpäter zur lutheriſchen Kirche über und ſtarb 1559 im Hoſpitale.

Zum Glück war ſeine Befürchtung ungegründet, Fürſt Georg Ernſt bekannte ſich 1544 zur Augsburgiſchen Confeſſion und die nun ins Werk tretende Viſitation brachte geſetzliche Ordnung in die ſchwankenden Verhältniſſe.

Als Förſter hier zum erſtenmal predigte, hörte man unter der Predigt wiederholt den Ruf: Feuer, Feuer zur Gans! *) Förſter ermahnte das Volk, da ſich nichts an der Sache fand, es ſolle ſich nicht an das Teufelsgeſpenſt kehren, es verdrieße den Teufel, daß er um Chriſti Wort des Evangelii aus ſeinem Tempel und Neſt, das er ſo lange Zeit in Frieden gehabt, weichen ſolle, man ſolle an dem Teufelsgeſpenſt erkennen, wie ungern der Satan ſeinen innegehabten Palaſt räume. Als hierauf ein altes Weib überlaut zu jauchzen anfieng, ließ ſie der Rath ins Hundehaus werfen, bis ſie wieder zu ſich kam.

Bevor die Viſitatoren, welche die ganze Grafſchaft durchgiengen, hier ankamen, war bereits ein Prediger, Jakob Thein, bisher Vikar zu Benshauſen, früher in Thüringen, hierher berufen, um die leer ſtehende Pfarrei zu verwalten, jedoch mit dem Befehl, nichts zu ändern, bis die allgemeine Ordnung ihn dazu ermächtige. Er kam Lätare 1544. Er iſt der erſte Archidiakonus, verſah lange Zeit hindurch alle Geſchäfte allein und ungern vermißte

---

*) Der Platz vor der Gans iſt da, wo die Schau geſtanden hat.

man ihn in Benshauſen *). Auch hier war man in mancher Hinſicht ſehr mit ihm zufrieden, doch klagte der Rath bei der Viſitation, daß er mit zornigen Worten auf der Kanzel ſchelte, die Leute mit Namen zu nennen drohe, beſonders über die Gewaltigen, die ſich auf ihre Macht verließen, ſich ereifere; er vermaledeie und eigne dem Teufel mit Leib und Seele zu Alle, die aus Ängſtlichkeit den Kelch ſich reichen zu laſſen ſcheuten, weil ſie an den Bauernkrieg und die traurigen Folgen der damaligen Religionsänderungen denken mochten. Die Viſitatoren ſchritten vermittelnd ein. Thein war hier bis 1548 und von ſeinen weitern Lebensumſtänden iſt nichts bekannt.

Die Viſitatoren hatten eine beſondere, in den Rathsacten noch erhaltene Inſtruction d. d. Petr. Paul. 1544. Nach derſelben ſollten ſie darauf hinwirken, daß 1) das Evangelium rein gepredigt, die Sacramente nach Chriſti Einſetzung verwaltet werden. 2) Daß in allen Kirchen der Herrſchaft ſoviel möglich gleichförmige Ceremonien gehalten würden, weshalb auf die Nürnberger Agende verwieſen wurde. 3) Jeder Pfarrer ſoll regelmäßig in vorgeſchriebener Ordnung die Predigten halten. 4) Die Leichenbeſtattungen ſollen mit Geſang und Predigt gehalten werden. 5) In jede Kirche ſoll die deutſche Bibel, eine Poſtille, Kirchenordnung, Agende und Katechismus

---

*) Die Ortsvorſteher kamen darum ein, man möge ihn zu Benshauſen laſſen (ſ. die Rathsacten).

angeſchafft werden. 6) Allenthalben ſollen ehrbare und geſchickte Pfarrer und Kirchendiener angeſtellt werden. 7) ein Inventarium über die vorhandenen Kirchengüter und Einkünfte ſoll an jedem Ort hergeſtellt werden. 8) Die kirchlichen Gebäude ſollen in ordentlichem Stand gehalten werden. 9) Ein Inventarium ſoll über die Kirchenkleinodien angelegt, das Überflüſſige zum Beſten der Kirchkaſſe verkauft werden. 10) Überall ſollen Schulen gehörig eingerichtet, von den Pfarrern beaufſichtigt, Gotteskaſten zum Beſten der Armen verordnet werden. 11) Heimliche Eheverlöbniſſe ſind nicht geſtattet; die angehenden Eheleute ſind dreimal aufzubieten. 12) In allen wichtigern Eheſachen wird an D. Förſter, als oberſten Superintendenten, berichtet, der mit Zuziehung weltlicher Räthe darüber entſcheiden wird. 12) Die Geiſtlichen ſollen einen prieſterlichen Wandel führen, beim Predigen im Chorrock erſcheinen, beim Halten der Meſſe die Alba und Caſel anlegen. Das Sacrament iſt nicht als geweiht aufzubewahren, ſondern jedesmal von neuem zu conſecriren. 13) Die Kirchendiener ſollen über die Hauptpunkte des chriſtlichen Glaubens examinirt werden.

Der Rath ſtellte den Antrag, man möge bei der Veränderung die Stadt nur nicht mit neuen Laſten beſchweren, bat vielmehr um mehrere geiſtliche Güter zu gemeiner Stadt Beſten. Mit letzterer Bitte wurde er abgewieſen, weil die Stiftungen erhalten werden ſollten, in Bezug auf das erſte Geſuch erhielt er die Antwort, daß gleichmäßig hier, wie an allen Orten verfahren werden ſollte. Aus den geführten Verhandlungen geht über die hieſigen kirchlichen Verhältniſſe vor der Reformation folgendes hervor. Der Pfarrer nahm für ſich einen Kaplan an und verſah ihn mit Koſt und Lohn. Den Schulmeiſter nahm der Rath an und präſentirte ihn dem Pfarrer, der ihn wie den Kaplan gleichfalls an der Koſt hatte oder ſich dafür in Geld mit ihm abfand: der Schulmeiſter hielt ſich vorkommenden Falls einen Geſellen oder Baccalaureus als Gehülfen. Die Anſtellung des Kirchners hieng vom Rath ab. Das geſammte Pfarreinkommen (wozu die jetzt noch zur Pfarrei gehörigen Äcker gerechnet ſind) war vom Pfarrer Imel zu 200 Gulden angeſchlagen. Die Äcker hatte der Pfarrer an einen Ackerbauer gegeben, der für die Beſtellung den halben Ertrag erhielt. Auch die Accidentien an Geld, Wachs, Eiern, Erbſen u. dergl. ſind in den Rathsacten über die Einführung der Reformation aufgezeichnet. Unabhängig von den unmittelbaren Pfarr- oder Kircheneinkünften beſtanden beſondere Lehenſchaften und Stiftungen, die von einzelnen Perſonen begründet waren, beſondere Altäre, Seelmeſſen, Jahresgedächtniſſe (Seelengeräthe). Dieſe Lehen hiengen von den Patronatsherrn ab (vom Landesherrn, dem Rath, dem Pfarrer, von Privatperſonen, je nach der Stiftung), beſtanden in Häuſern, Gärten, Geldeinkünften und dergleichen mehr, waren an den Pfarrer, an Vikare, auch an

Auswärtige verliehen, welche die Nutznießung hatten, dafür aber durch einen Vikar das von dem beneficium abhängige officium zu beſorgen hatten, wobei die Mönche im hieſigen Kloſter wahrſcheinlich hauptſächlich wirkſam waren. Eine ſolche Stiftung hieß auch vicaria, ſo z. B. vicaria s. crucis und neben dem Pfarrer und Kaplan werden auch noch beſondere Vikarien erwähnt, deren Wirkſamkeit hieraus zu erklären iſt.

Bei der Viſitation, die hier Sonnabends nach Matthäi 1544 ihren Anfang nahm und die Woche hindurch dauerte, wurde durch Vereinigung ſämmtlicher kirchlichen Einkünfte zuvörderſt die Kirchkaſſe gebildet. Zu dieſem Endzweck überwieß man dem Rath der Pfarrer Einkommen, auch die Lehen Nicolai, Crucis, Urbani, Landeswehr, Apoſtolorum, alte Frühmeß (kömmt auch in einer frühern Urkunde als Gotteslehen der Frühmeſſe unſerer lieben Frauen in der Pfarrkirche zu Meiningen vor, welche der Kaplan Jakob Hape als Vikar zu beſorgen hatte), Martini, Corporis Chriſti, Wechmar Lehen, die Präſenzgelder (geſtiftete Jahrsgedächtniſſe), Brüderſchaft Corporis Chriſti *), Wieſen und Äcker der

---

*) Dieſe Brüderſchaften waren religiöſe Vereine zu beſondern gottesdienſtlichen Handlungen, Andachten, Meſſen, die auch gewiſſe Einkünfte hatten. S. Weinrichs K. u. Sch. St. S. 179 ff. Man ließ ſich in dieſelbe aufnehmen, um ihrer verdienſtlichen ſogr.

Pfarrei, nebſt der Anlage von 12 Gnacken auf jedes Haus. Der Rath ſollte zwei aus ſeiner Mitte zur Verwaltung wählen, dieß waren die Kirchenpröbſte. Die erſten waren Joh. Michael Götz und Antonius Hübner*). In Anſehung der Geiſtlichen ſetzten die Viſitatoren feſt, die Stadt ſolle mit einem gelehrten Theologen als Pfarrer verſehen, neben demſelben ein zweiter Prediger und außerdem noch ein Kaplan angeſtellt werden. Man ſetzte eine fixirte Beſoldung

---

nannten guten Werke zur Seligkeit theilhaftig zu werden, ſo wie man ſich auch Antheil an den Verdienſten und guten Werken eines Kloſters erkaufen konnte.

*) Später trat Ein **Kirchenprobſt** an die Stelle. Er war Adminiſtrator der Kirchkaſſe und hatte das Bauweſen bei den kirchlichen Gebäuden zu beſorgen. Gewöhnlich wurde ein Rathsmitglied damit beauftragt, als aber 1669 der Stadtrath ohne Concurrenz des Superintendenten einen Kirchenprobſt erwählt hatte, ſo entſtanden darüber weitläufige Verhandlungen, die zu Gunſten des Superintendenten entſchieden wurden, indem man feſtſetzte, daß die Wahl eine gemeinſame ſey. Der Kirchenprobſt ſtand zunächſt unter der Aufſicht des ſtädtiſchen geiſtlichen Untergerichts. Bei der Organiſation der ſtädtiſchen Verfaſſung 1835 hörte das Geſchäft auf, indem die Kämmerei die Adminiſtration der Kirchkaſſe, der Magiſtrat das Bauweſen ſelbſt reſp. als ſtädtiſches Kirchen- und Schulenamt übernahm. Der letzte Kirchenprobſt war der Archivrath W. E. **Hönn**.

aus, für den erſten 200 fl., für den zweiten 100 fl., für den dritten 50 fl., nebſt einigen Ländereien, wogegen alle Accidentalbezüge wegfallen ſollten: es ſcheint dieß jedoch nicht ins Leben getreten zu ſeyn. Zugleich wurden für die Schule 3 Lehrer angeſtellt, ein Rektor, ein Kantor *) (beide gelehrt, d. h. ſie ſollten ſtudirt haben) und ein Infimus (Bakkalaureus oder Geſelle). Dem Rath wurde geſtattet, auch ferner, wie von alten Zeiten her, den Schulmeiſter anzunehmen, jedoch nach Prüfung des Superintendenten. Bei dem Gottesdienſte wurde die Nürnberger Agende eingeführt.

Sogleich bei der Viſitation wurde nun neben dem bereits vorher angeſtellten oben erwähnten Archidiakonus Thein noch ein Diakonus, Hieronymus Pfnör, einer bekannten ausgebreiteten Familie angehörig, berufen. Er war ſchon zu Würzburg früher als katholiſcher Prieſter geweiht, wurde nun vom D. Förſter **manuum impositione** zum **ministerio verbi** beſtätigt und trat mit Michaelis ſein Amt an. Schon im folgenden Jahre aber ward er zum Diakonus nach Schleuſingen berufen **). 1545 wurde der erſte eigentliche Pfarrer angeſtellt, M. Mauritius Caroli (Moritz Karl). Er war 1508 zu Biberbach bei Coburg geboren, beſuchte die Schule zu Zwickau und ſtudirte zu Erfurt und Wittenberg. Über 9 Jahre war er Rector zu Eisfeld, wurde am 6. Februar 1544 zu Wittenberg von Luther ſelbſt ordinirt und Pfarrer zu Schleuſingen, von wo aus er zum hieſigen Paſtorat berufen wurde. Er war von exemplariſchem Leben und in der gedruckten Leichenpredigt auf ſeinen Tod ſagt der Hennebergiſche Superintendent Fiſcher, ſein Nachfolger: er ſey eine der Säulen und zwar die fürnemſte geweſen, die dieſes Landes Kirchen und Schulen nächſt Gott getragen und man werde des theuren Mannes gleichen, ſo lange Meiningen ſtehe, nicht bekommen; die ganze Commun habe ſich bei ſeinem Tode hoch bekümmert und ſolch Bekümmerniß mit ihrem Weinen und mit Zähren beſtätigt.*) Mit ihm beginnt das hieſige Kirchenbuch. In dieſem Jahre wurde dem Kirchenprobſte befohlen, einen gemeinen Kaſten zu machen, ihn in die Kirche neben den Altar zu ſetzen und die Sonn- und Feiertage mit einem Säcklein herumzugehen und das geſammelte Geld hineinzulegen (Klingelbeutel), eine Einrichtung, die 1551 auch auf das Land ausgedehnt wurde. Dieſer Gotteskaſten heißt auch der Almoſenkaſten, weil Arme daraus Unterſtützung empfiengen, wie denn überhaupt zu jener Zeit die Armenſachen mit den Kirchenſachen in unzertrennlicher Verbindung ſtehen. 1546 wurde die Orgel aus dem Kloſter durch den Nürnberger Orgelmacher Nikolaus Kopſ in die Stadtkirche gebracht. Am 19. Juli deſſelben Jahres kamen die Häupter der Proteſtanten, Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen und Landgraf Philipp von Heſſen, in dem Religionskriege durch die hieſige Stadt. 1548 bekannte ſich ſelbſt Fürſt Wilhelm von Henneberg zur Augsburgiſchen Confeſſion und wieß die Befehle und Anträge Karls V., das Augsburger Interim einzuführen, ſtandhaft zurück *). Da es die Natur der Sache mit ſich brachte, daß nach Einführung der Reformation manche kirchliche Einkünfte wegfielen, während die Ausgaben durch Anſtellung ordentlich gebildeter Geiſtlichen, ſo wie durch die Fürſorge für das Schulweſen ſich ſteigerten, ſo ſah man ſich 1552 genöthigt, eine Anlage zu machen, die Abgabe der Kirchenſchillinge **). 1554 wurde das ehemalige Kloſter am untern Thore in ein Hoſpital umgewandelt. Es hatte nämlich ein Hoſpital vorher zwiſchen dem innern und äußern

---

*) S. Schöppachs Programm über die Geſchichte der hieſigen Schule. 1843.

**) 1559 kam er von da als Pfarrer nach Schmalkalden und ſtarb daſelbſt an der Peſt 1566.

---

*) Er ſtarb am 26 April 1571 und wurde Tags darauf unter dem Altar begraben, wobei 30 Geiſtliche anweſend waren. Er erhielt ein Monument in der Kirche, deſſen Inſchrift in Weinrichs K. u. Sch. St. S. 362 erhalten, welches aber ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr vorhanden iſt.

---

*) S. Güth, S. 243. Weinrich, S. 286 ff.

**) Jedes Quartal 1 Schilling, d. h. im Jahre 3 ggl. von jeder Haushaltung. Vgl. d. Fortſ. d. Chron. II. S. 71.

Thor (wo jetzt der Sächſiſche Hof iſt) geſtanden. Da die Thore bei den Gefechten im Jahr 1554 gelitten hatten und wieder hergeſtellt werden mußten, ſo brach man das Spital weg und verlegte es in das Kloſter, welches ſtädtiſches Eigenthum wurde. Zugleich wurde Valtin Dieners Haus, welches von Alters her ein Beguinenhaus geweſen, für betagte Weiber geſtiftet war und gewöhnlich das Nonnenhaus genannt wurde, für das Spital verkauft, und die Weiber in das Spital gewieſen. Das Hoſpital bildete eine eigne Parochie, zu welcher die daſelbſt wohnenden Perſonen, ingleichen der untere Thorthurm, nebſt den darauf befindlichen Gefängniſſen und dem Gerichtsdiener gehörte. Der jedesmalige Diakonus war Hoſpitalpfarrer und hatte in der ehemaligen Kloſterkirche (der nachmaligen Waiſenkirche) am Sonnabend, um den übrigen Gottesdienſt nicht zu unterbrechen, Predigt, auch dreimal im Jahre Communion zu halten. Auch das im Bauernkriege eingeriſſene Siechenkirchlein zum heil. Kreuz wurde wieder erbaut: die Seelſorge bei demſelben war dem Archidiakonus übertragen.

Als der Archidiakonus Thein von hier abgegangen war, kam an ſeine Stelle M. Paulus Krauß (Cruſius), der in Wittenberg ſtudirt hatte und zu Coburg ordinirt war. 1552 wurde er Pfarrer zu Mühlfeld, dann Pfarrer und Dekan zu Suhl, kam 1562 als Profeſſor der Mathematik nach Jena, von da aber 1570 als Superintendent nach Orlamünde.

Er hat mehrere mathematiſche und aſtronomiſche Schriften herausgegeben und wird in alten Nachrichten ein „gottesfürchtiger und gelehrter Mann, in Gottes Wort wohl ſtudirt und erfahren, wohl geübt im Predigtamt und von einem feinen, gottſeligen, züchtigen Leben“ genannt. Das Diakonat war nach Pfnörs Abgang eine Zeitlang nicht beſetzt, 1552 wurde M. Johannes Längguth aus Hildburghauſen zu Maßfeld als Diakonus für die hieſige Kirche ordinirt, er rückte aber ſogleich ins Archidiakonat vor und hatte bei der Generalviſitation ein herrliches Zeugniß. Die Pfarrei Maßfeld wurde um dieſe Zeit von hier aus durch ihn verwaltet. Er blieb Archidiakonus bis 1556. Um 1576 wird J. Langguth als Pfarrer zu Solz angeführt, vielleicht iſt es derſelbe. Valtin Merz (**Martius**) aus Meiningen, war Rektor von 1547 bis 1555, und verwaltete ſeit 1552 daneben auch das Diakonat; 1555 folgte er einem Rufe ins Badenſche, wurde ſpäter von dort vertrieben und ſtarb zu Jena.

Da **D.** Förſter wieder abgegangen war, eine obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ſich als dringendes Bedürfniß darſtellte, und die bei der erſten Generalviſitation getroffenen Einrichtungen nicht allenthalben ins Leben eingedrungen waren, ſo wendete ſich Georg Ernſt an Melanchthon, der ihm zum Superintendenten den aus Joachimsthal gebürtigen damaligen Paſtor zu Jüterbock **M.** Chriſtoph Fiſcher (Viſcher) empfahl. Als derſelbe kam, ſo hielt man ih: für zu jung, weil man einen „betagten, grundgelehrten, erfahrnen und anſehnlichen Mann“ erwartet hatte; Fiſcher verſah indeſſen ſeine Geſchäfte als Generalſuperintendent der Grafſchaft Henneberg mit der größten Geſchicklichkeit und dem glücklichſten Erfolge, da er durch Gelehrſamkeit und Feſtigkeit des Charakters gleich ausgezeichnet war.*) Da 1555 durch den Religionsfrieden die Proteſtantiſche Kirche feſten Beſtand erlangt hatte, ſo ſchien es um ſo geeigneter, durch eine Generalviſitation die kirchlichen Verhältniſſe der Grafſchaft in geregelte Ordnung zu bringen.**) Nach Caroli's Tode kam Fiſcher von Schmalkalden, wo er das Paſtorat verwaltet hatte, hierher am 3. Nov. 1571 und blieb Pfarrer an der Stadtkirche und Generalſuperintendent der Grafſchaft bis 1574, wo er nach Celle im Lüneburgiſchen gieng.

Noch 1555 ſtiftete Chriſtoph Geroldshöfer zum Hoſpital 200 fl. frk. 1567 Johann Hoch, Vikarius im Grimmenthal, 525 fl. zu einem Stipendium, welches vom Superintendenten und dem Stadtrathe zu Meiningen verwaltet wird, 1570 Kunigunde Molter aus Bettenhauſen, die nach Sülzfeld verheirathet war, 130 fl. frk., die ſie als Wehrgeld für ihren erſchlagenen Sohn erhalten hatte, ſo daß von den Zinſen ſchwarzes Tuch angeſchafft und 1 Jahr in Sülzfeld, 1 Jahr in Bettenhauſen,

---

*) Weinrich, S. 282 ff. 297.

**) Weinrich, S. 297 ff. erzählt ausführlich den Hergang.

1 Jahr in Meiningen an Arme vertheilt werden ſollte. Die Kirchenpröbſte Linhard Rußwurm und Valtin Ell verkauften mit Genehmigung das unter Walldorf gelegene Pfarrholz,*) welches von Alters her der Pfarrei Meiningen gehörte, an die Gemeinde Walldorf 1558 mit Grund und Boden für 330 fl., den Gulden zu 42 Gnacken. 1556 verkauften die Viſitatoren dem Stadtrathe die Kapellkirche (ſ. ob.) für 60 fl. 1572 wird erwähnt, daß bei einer Leiche zum erſtenmal mit 3 Glocken geläutet worden ſey. Die Martinskirche wurde zur Gottesackerkirche gemacht und am 17. April 1579 hielt der Archidiakonus Kaiſer die erſte Predigt auf dem neuen Predigtſtuhle.

Während dieſer Zeit folgte im Archidiakonat nach Langguths Abgange Hieronymus Steyger aus Joachimsthal, der aber Meiningen ſchon im folgenden Jahre 1557 wieder verließ und von dem ſonſtige Nachrichten nicht bekannt ſind. In ſeine Stelle rückte der Diakonus Erhard Kirchner aus Schmalkalden bis 1562, worauf Johannes Steuerlein aus Schmalkalden folgte, aber noch in demſelben Jahre wieder abgieng. Severus Zeth aus Meiningen, ſpäter Dekan zu Hentingen, war hierauf Archidiakonus von 1563 bis 1570. Ihm folgte 1571 Nikolaus Heyden, der bereits 1573 als Pfarrer nach

---

*) Walldorf war früher ein Filial von Meiningen. In der Reformationsacten wird angeführt, daß die daſige Pfarrei von der hieſigen zu Lehen gehe.

Mühlfeld verſetzt wurde. Hierauf wurde Jakob Fohmann aus Erfurt angeſtellt, (geb. 1533) früher Konrecktor zu Schleuſingen, ein allgemein geachteter, aber etwas kränklicher Mann, Freund von Melanchthon und Mattheſius. Er legte die Schulſtelle nieder, würde aber 1572 hierher als Archidiakonus berufen, aber ſchon 1573 als Pfarrer und Dekan zu Schleuſingen angeſtellt, wo er 1589 ſtarb. Der Superintendent Schaller ſagt von ihm in der gedruckten Leichenpredigt: „als er geringes Leibes, auch die 15 Jahre über durch ſtätige Schul- d. i. ärger als Eſelsarbeit an Kräften gar ſehr erſchöpft geweſen, hat er gemeinet, einmal privat zu werden und ſich die übrige Zeit ſeines Lebens in Ruhe zu nähren: hat ſich dennoch wieder gen Erfurt in ſein geliebtes Vaterland und Geburtsſtadt begeben, ſich auch daſelbſt eine Weile privat gehalten. Wie er mit aber oft ſelbſt erzählt, hat doch bei ſolchem ſeinen Privatleben weder Glück noch Gedeihen ſeyn wollen, daß er dabei ſpüren müſſen, es wolle ihn unſer lieber Herre Gott nicht außerhalb, ſondern in ſeiner Kirche Dienſte haben.“ Johann Münch aus Erfurt trat am 11. Jul. 1573 an Fohmanns Stelle, verließ dieſelbe aber bereits 1574.

Auf Valentin Merz folgte 1555 im Diakonat Georg Link, kam aber bald nach der Generalviſitation als Pfarrer nach Ritſchenhauſen. An ſeine Stelle trat Erhard Kirchner, der zugleich eine Schulſtelle bekleidete, und als er Archidiakonus im

J. 1557 geworden war, Severus Zeth von 1557 bis 1562. Auf dieſen folgte Petrus Schnetter aus Jena von 1563 bis 1567. Gabriel Caroli, Sohn des erſten hieſigen Pfarrers Mauritius Caroli, war Diakonus von 1567 bis 1571, wo er ins Ausland als Geiſtlicher kam: ihm folgte ſein Bruder Nathanael Caroli, der bekannte Hennebergiſche Geſchichtsforſcher vom 29. Jul. 1572 bis 1574.

Als Fiſcher von hier nach Celle abgegangen war, wurde M. Joſua Loner dom. Exaudi 1574 zum Pfarrer berufen. Er war zu Olsnitz im Voigtlande 1536 geboren, ſtudirte zu Wittenberg, kam 1558 an die Schule zu Naumburg, dann zu Thamsbrücken, wurde 1561 Diakonus zu Weiſſenſee, ſpäter Pfarrer zu Bibra, hierauf zu Themar, von wo er hierher kam. Mehrere Predigten ſind von ihm im Druck vorhanden, insbeſondere 30 Predigten über den Propheten Jonas, die er in der Stadtkirche gehalten hat. Er war hier ſehr beliebt, erhielt aber ſeinen Abſchied bei den bald zu erwähnenden liturgiſchen Streitigkeiten, indem er nicht in Abſchaffung des Exorcismus willigen wollte, 1581. Während er das Paſtorat verwaltete, waren im Archidiakonat der bereits erwähnte Nathanael Caroli von 1574 bis 1576, wo er als Pfarrer nach Schwarza kam, M. Johann Kleußdorf aus Hildburghauſen von 1576 bis 1577, M. Georg Kayſer (Cæsar) aus Waſungen, von 1577 bis 1582, Andreas Grumbach aus Meiningen bis 1586. Im Diakonat folgten ſich zu dieſer Zeit Eberhard Gänslein aus Schleuſingen von 1574 bis 1575, Philipp Schmied aus Schleuſingen von 1576 bis 1580, Andreas Grumbach von 1580 bis 1582, wo er Archidiakonus wurde, Tobias Kayſer (Cæsar) aus Waſungen von 1582 bis 1584.

Der ſtete Wechſel der Geiſtlichen hatte ſeinen Grund in der ganz geringen Beſoldung: zudem mangelte es an geeigneten Leuten im proteſtantiſchen Deutſchland überhaupt und es fehlte nicht am Fortkommen an andern Orten. Der Rath kam daher 1580 darum ein, man möge die dritte geiſtliche Stelle einziehen, allein es wurde dieſer Vorſchlag vom Hennebergiſchen Conſiſtorium nicht genehmigt, weil der Pfarrer auch Dekanats- und Conſiſtorialgeſchäfte zu beſorgen habe, außerdem auch ein Filial mit der Stadt verbunden ſey. Um dem Mangel an Theologen zu begegnen, wurde hauptſächlich das Gymnaſium zu Schleuſingen gegründet. Zeigte ſich hierbei der wohlthätige Einfluß der Reformation, ſo wurde derſelbe auch in Anſehung der ſtädtiſchen Schulanſtalten wahrgenommen. Es wurden 1544 ſogleich 3 Lehrer angeſtellt, wovon die beiden erſten wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſeyn ſollten. 1552 wird ein beſonderer Mädchenſchullehrer angeſtellt, woran man in frühern Zeiten nie gedacht hatte: mit dieſer Stelle war lange Zeit hindurch die Organiſtenſtelle verbunden. Die Schule zu Meiningen hob ſich, beſonders unter dem Rektor Wolfgang Müller, der als Kind hier zuerſt nach Lutheriſcher

Weiſe getauft wurde.*) Die Bevölkerung war um dieſe Zeit hier im Steigen; von 1545 bis 1554 wurden durchſchnittlich 26 Paare getraut, 117 Kinder getauft, 64 Perſonen begraben. Nimmt man an, daß der 34ſte ſtirbt, ſo läßt dieß auf eine Einwohnerzahl von 2500 ſchließen.

In Bezug auf kirchliche Einrichtungen iſt zu merken, daß die Grafſchaft Henneberg in Dekanate eingetheilt und daß der Pfarrer zu Meiningen zugleich Dekan war. Vielleicht rührte dieß noch aus der katholiſchen Zeit her, denn der oben erwähnte katholiſche Pfarrer Pfnör heißt 1535 decanus capituli ruralis in Mellerstadt: es iſt aber auch möglich, daß eine neuere Eintheilung in Dekanate vorgenommen wurde und von dem Pfarrer Caroli wird bei ſeinem Tode geſagt, er ſey sex annis ecclesiæ Meiningensis et conjunctarum decanus geweſen, was auf das Jahr 1565 führt. Wichtig war insbeſondere die Errichtung eines Hennebergiſchen Conſiſtoriums zu Meiningen. Als nach Einführung der Reformation die biſchöfliche Gewalt im Hennebergiſchen aufgehört hatte, fehlte es an einer geregelten Leitung der kirchlichen Angelegenheiten. Der Fürſt nahm ſich derſelben an und ließ ſie durch ſeine Viſitatoren beſorgen, d. h. durch eine von ihm verordnete Commiſſion. Sie beſtand aus dem Superintendenten Förſter, dann deſſen Nachfolger Fiſcher, denen als Gehülfen öfters beiſtanden die Hofprediger Hermann, Schertiger, der Pfarrer Caroli zu Meiningen, nebſt einigen weltlichen Beamten. Namentlich waren auch die Eheſachen an dieſelben gewieſen. Da aber dieſe Commiſſion nicht dauernd vereinigt war, ſo zeigten ſich manche Übelſtände: in vielen Fällen ſtanden die Pfarrer ganz unabhängig, jeder ordnete die Kirchengebräuche willkürlich, wenn ſie gleich zunächſt an die Nürnberger Agende gewieſen waren, beſonders übten ſie das Strafamt von der Kanzel aus mit vieler Härte und thaten die Leute ſofort in den Bann. Dieß veranlaßte den Fürſten Georg Ernſt, ſich deshalb an Melanchthon zu wenden, welcher den Rath gab, ein Conſiſtorium als geiſtliche Behörde zu errichten. Der Fürſt befürchtete anfangs, es ſchmecke dieß nach papiſtiſchem Sauerteig und werde dadurch der Obrigkeit Arm verkürzt; Melanchthon aber erwiederte, es ſtehe unter dem Landesherrn, der nicht blos geiſtliche, ſondern auch weltliche Räthe dazu beſtelle, und die Oberaufſicht behalte. Am 3. Mai 1574 trat dieſe Behörde ins Leben, die Dekane Schertiger zu Kühndorf, Schaller zu Maßfeld, Löner zu Themar (und hierauf zu Meiningen) Streck zu Suhl wurden Kirchenräthe d. h. geiſtliche Mitglieder des Conſiſtoriums.

---

*) Vgl. Schöppachs Geſch. d. lat. Schule z. Meiningen. Progr. 1843.

Noch eine wichtige Unternehmung führte Fürſt Georg Ernſt durch, die Einführung einer neuen Kirchenagende. Es herrſchte ſehr viel Willkür und der Fürſt beabſichtigte eine gewiſſe Ordnung und Gleichförmigkeit, wenn er gleich allem überflüſſigen Ceremonienweſen abhold war. Dadurch gab er Veranlaſſung, daß man ſeine Geſinnung als calviniſtiſch verdächtigte, während man das Streben nach Gleichförmigkeit im Ritus für papiſtiſch ausgab. Er ließ ſich indeſſen keine Mühe verdrießen, legte ſelbſt Hand ans Werk, ließ mehrere Gutachten einholen, und den gemachten Entwurf mehrfach überarbeiten. Endlich wurde 1580 vom 8. bis 11. Auguſt eine allgemeine Synode der Hennebergiſchen Geiſtlichkeit zu Obermaßfeld unter dem Vorſitz eines weltlichen Beamten, des Kanzlers, und der Kirchenräthe gehalten und die neue Kirchenagende angenommen. 1582 erſchien ſie im Druck*) und ſie war bis nach 1682 hier im Gebrauche.

Fürſt Georg Ernſt von Henneberg hatte das große Verdienſt, die Reformation in ſeinem Lande eingeführt und ihr ſichern Beſtand gegeben zu haben. Hatte er durch die großen Viſitationen 1544 unter Förſters, 1555 unter Fiſchers Leitung die Sache geordnet, ſo ward ihr durch die Errichtung einer kirchlichen Behörde, des Conſiſtoriums, und zuletzt durch Agende und Kirchenordnung feſte Geſtalt verliehen. Nicht lange jedoch überlebte er dieſe zuletzt von ihm getroffene Einrichtung: 1583 ſtarb er, der letzte Graf von Henneberg und zwar zu Henneberg, wohin er in ſeinem frühern Leben nie gekommen war. Nach dem Ausſterben des Grafenhauſes gelangte die Grafſchaft in Folge der beſtehenden Erbverträge an das Haus Sachſen.

---

*) ſ. d. Geſch. d. Einführung dieſer Agende in Emmrichs Archiv B. 1. S. 103 ff. Die Agende ſtimmte mit den meiſten ältern Agenden zuſammen, ſtrebte aber nach möglichſter Einfachheit, und war gehäuftem Ceremonienweſen abhold. Merkwürdig war insbeſondere, daß nach derſelben der Exorcismus im Hennebergiſchen nicht ſtattfinden durfte.

Dritter Abſchnitt.

Vom Ausſterben des Henneberger Grafenhauſes bis zur Begründung des Specialhauſes S. Meiningen.

1583 — 1680.

Obgleich die Grafſchaft Henneberg zwiſchen den verſchiedenen Linien des Sächſiſchen Hauſes getheilt werden ſollte, ſo konnte man ſich doch nicht ſofort darüber vereinigen und da ſpäterhin durch den 30jährigen Krieg alle Bande geſetzlicher Ordnung gelöſt wurden, und an keine Verhandlung zu denken war, ſo blieb das Land bis 1661 ungetheilt.

Im Namen des Landesherrn beſorgte die Regierungsangelegenheiten ein Statthalter und Oberaufſeher zu Schleuſingen, ingleichen eine zu Meiningen errichtete Regierung: die Kirchenſachen leitete das daſelbſt beſtehende Conſiſtorium. Ein Mitglied der Regierung war von jetzt an gewöhnlich Conſiſtorialpräſident, das Collegium beſtand außerdem noch aus einem weltlichen Rathe und drei Kirchenräthen. Letztere Stellen bekleideten meiſtens die 3 Superintendenten von Meiningen, Schleuſingen und Suhl. Bisher wurde der erſte Geiſtliche der Grafſchaft Superintendent oder Generalſuperintendent genannt, (ſo Förſter und Fiſcher): jetzt wurden 3 Superintendenten angeſtellt, deren jeder mehrere Dekanate unter ſich hatte. Ihr Rang war nach dem Dienſtalter beſtimmt und der älteſte unter ihnen führte gewöhnlich den Namen Generalſuperintendent. Unter dem hieſigen Superintendenten ſtanden damals die Dekanate zu Maßfeld, Waſungen, Sand und Kaltennordheim.

Das Conſiſtorium kam viermal im Jahre zu 8tägigen Seſſionen zuſammen; anfangs, wie es ſcheint, wöchentlich 2 mal. Im Allgemeinen iſt nun hier zu erinnern, daß man in jener Zeit eine ins Einzelne gehende Verwaltung nicht kannte. Die Verhältniſſe waren geordnet und ſtanden feſt: es erfolgte in vorkommenden ſtreitigen Fällen rechtliche Entſcheidung. Zu dem Geſchäftskreiſe des Conſiſtoriums gehörten die Eheſachen, die Handhabung der Kirchenzucht, die Ordination und Anſtellung der Geiſtlichen: eine Candidatenprüfung kam nicht vor, ſondern ſtatt derſelben beſtand die Einrichtung, daß keinem die Kanzel eröffnet wurde, der nicht zuvor bei dem Gymnaſium zu Schleuſingen einen Beweis ſeiner Kenntniſſe durch eine Disputation, Rede oder Erklärung einer Stelle eines klaſſiſchen Schriftſtellers abgelegt hatte. Von Zeit zu Zeit wurden durch das geſammte Conſiſtorium große Viſitationen gehalten.

Schon iſt erwähnt, daß bei den über Abfaſſung der Agende entſtandenen Streitigkeiten der Pfarrer Loner von hier abgieng. An ſeine Stelle kam am 30. Okt. 1584 Thomas Schaller, bisher Pfarrer und Dekan zu Maßfeld, auch Mitglied des hieſigen Conſiſtoriums. Er war zu Rotdorf bei Blankenhain 1534 geboren und wurde nun hier in Folge der eingetretenen Veränderungen der erſte Superintendent. Er wird öfters „der berühmte Hennebergiſche Theologus“ genannt. Dieſen Namen hat er wohl daher erhalten, daß er nicht allein im Conſiſtorium die vorkommenden Sachen dirigirte, ſondern auch die Abfaſſung von Gutachten, die in Anſehung der damaligen Religionsſtreitigkeiten, welche von Hennebergiſchen Theologen öfters eingeholt wurden, hauptſächlich thätig war. So lieferte er ein Bedenken zur Beilegung des Sakramentsſtreits in der Pfalz und entwarf die Inſtruction für die zum Colloquium in Maulbronn abgeordneten Hennebergiſchen Theologen; ſo daß ſeine Wirkſamkeit von Einfluß bei Abfaſſung der Concordienformel war. Bei Errichtung des Gymnaſiums zu Schleuſingen war er thätig und ſehr gemäßigt äußerte er ſich in ſeinem Gutachten bei Abfaſſung der neuen Agende. Schon 1572 erhielt er einen Ruf zur Uebernahme einer Profeſſur in Greifswalde, den er aber ausſchlug. Die Chronik ſagt von ihm:

„er war ein tapferer, gelehrter und eifriger Theologus, hat unter allen Hennebergiſchen Theologen am meiſten in theologiſchen Sachen gearbeitet und ſich unſterblich verdient gemacht, daneben war er auch ein guter Juriſte und Medicus, der vielen nicht allein gemeinen Standes Leuten, ſondern auch vornehmen und Wohl-Adlichen und fürſtlichen Perſonen in zugeſtandenen Leibesſchwachheiten mit treuem Rathe wohl zu ſtatten kommen.“ Während er das Pfarramt Meiningen bekleidete, trat 1588 ein gewiſſer Stubenrauch mit fanatiſchen, wahrſcheinlich von den Wiedertäufern herrührenden Ideen auf: Schaller ſuchte ihn eines Beſſern zu belehren.*)

Mit Schaller zugleich wurde der Diakonus Adam Wenigel eingeführt, da Tob. Kayſer von hier abgegangen war. Da der Archidiakonus Grumbach 1585 als Pfarrer nach Dermbach kam, rückte an ſeine Stelle der bereits zum Diakonus berufene, in der Folge bekannt gewordene M. Joachim Zehner, und bei deſſen Verſetzung nach Mühlfeld M. Chriſtoph Schad sen. Dieſer kam 1591 nach Herpf und ihm folgte M. Johannes Grumbach, ein wackerer und gelehrter Mann, der allgemein beliebt war und dem Zehner in der Leichenpredigt das Zeugniß giebt, daß er innerhalb der Grafſchaft Henneberg niemand gehabt, der ihm, ſo viel die Gaben zum Predigen anlangt, hätte gleich geachtet, viel weniger vorgezogen werden können. Er ſtarb 1604 und an ſeine Stelle rückte M. Johann Friedrich. Was das Diakonat zu dieſer Zeit betrifft, ſo wurde Wenigel ſchon 1585 als Pfarrer nach Maßfeld verſetzt, M. Joachim Zehner an ſeine Stelle berufen, aber alsbald zum Archidiakonat befördert, ſo daß noch in demſelben Jahre M. Melchior Strenger Diakonus wurde: er kam aber bald darauf als Pfarrer nach Goldlauter und M. Chriſtoph Schad rückte an ſeine Stelle, die er bis 1587 bekleidete. M. Johannes Henkelmann aus Münnerſtadt wurde nun Diakonus, bis er 1592 nach Wiedersbach verſetzt wurde, worauf der Rector M. Johannes Link bis 1595, wo er nach Solz als Pfarrer berufen ward. Ihm folgte M. Friedrich Ludwig Müller von 1596 — 1602, dann Wolfgang Fleiſchmann, der aber ſchon 1603 ſtarb und in der Gottesackerkirche begraben ward. Bis 1604 war M. Johann Friedrich Diakonus und hierauf bis 1615 M. Kaſpar Halbich.

---

*) S. Weinrich K. u. Sch. St. S. 819 ff.

Um dieſe Zeit hob ſich der Wohlſtand der Stadt durch den blühenden Barchenthandel außerordentlich. Die Bevölkerung ſtieg, ſchon 1583 ſah man ſich genöthigt, eine neue Lehrerſtelle, das Conrectorat zu begründen, 1609 ſtellte man zwiſchen dem Kantor und dem Elementarlehrer den Quartus an, ſo daß die Schule von nun an 5 Klaſſen zählte. Die Zahl der Einwohner, die bei Einführung der Reformation über 2000 betragen mochte, ſtieg nach Durchſchnittsberechnung um das Doppelte. Eine Hauptreparatur wurde mit der Kirche vorgenommen. 1594 wurde der Thurm der Kloſterkirche abgebrochen und von den Steinen deſſelben der große Kirchthurm, der bisher in gleicher Höhe mit dem andern Thurm war, erhöht, auch die auf denſelben führende Wendeltreppe erbaut, während bisher der Thürmer ſeinen Weg durch die Kirche zu nehmen hatte. Es wurde jetzt die in der Spitze des großen Thurms befindliche Schlagglocke gegoſſen, mit der Inſchrift: „Gottes Wort bleibt ewig, Glaub dem mit der That, biſt ſelig, Chriſtoph, Glockengießer zu Nürnberg goß mich, 1594.“ Die Arbeit am Thurme koſtete 1800 fl. fr. Auch das Innere der Kirche wurde verſchönert: eine neue Orgel wurde durch Martin Sömmering aus Erfurt gebaut, der noch vorhandene Krankenkelch wurde 1597 geſtiftet. Die bisherige Gottesackerkirche zu St. Martin war zu klein, man brach ſie ab und baute eine neue, ſo wie auch der Gottesacker ſelbſt erweitert wurde. 1618 wurde die große Glocke und 1619 die jetzt wieder in dem neuen Leichenhauſe angebrachte Gottesackerglocke durch Melchior Möhring aus Erfurt gegoſſen: erſtere wiegt 36¼ Centner und der dabei gemachte Aufwand belief ſich auf 1013 fl. frk. Die Koſten wurden durch eine Einſammlung von Beiträgen gedeckt, wobei nach alter treuherziger Weiſe nicht blos die Namen derjenigen in die Rechnung eingetragen ſind, welche Geld zahlten, ſondern auch ſolche, die dazu Glück wünſchten und bei denen man den Willen für die That nahm. Auch mehrere milde Stiftungen zeichnen dieſe Zeit aus und beurkunden die zunehmende Wohlhabenheit. Der Stadtſchultheiß Valentin Link und deſſen Ehefrau Anna geborne Hallenberger aus Themar ſtifteten 300 fl. rhn., von deren Zinſen jährlich am Thomastage Tuch unter arme Knaben in der Schule durch das geiſtliche Miniſterium vertheilt wird *). Hiermit ſteht noch in

---

*) Mit dem geiſtlichen Miniſterium hat es folgende Bewandniß. Durch die Reformation wurde feſtgeſtellt, der Geiſtliche ſey nicht Herr, ſondern Diener der Kirche, minister ecclesiae. Wo nun mehrere Geiſtliche zuſammen zu wirken berufen waren, wie in den Städten, ſo hieß die Geſammtheit derſelben das Miniſterium. Je größer die Städte waren, um ſo eigenthümlicher und umfaſſender wurden die Rechte dieſer Corporationen, z. B. in den Reichsſtädten, wo ſie ein kirchliches Collegium bildeten. Ueberhaupt war dieß früher mehr der Fall, als die Städte ſelbſtſtändiger waren. Wie die größern Städte gewöhnlich unabhängig von den Unterbehörden und unmittelbar den obern Landesbehörden untergeben waren, ſo ſtanden die geiſtlichen Miniſterien mit ihnen auf gleicher Stufe unmittelbar unter den Conſiſtorien. Kleinere Städte haben daher nicht immer ein Miniſterium mit beſondern Rechten, ſondern ſtehen unter den kirchlichen Unterbehörden.

Auch das geiſtliche Miniſterium zu Meiningen ſtand unmittelbar unter dem Conſiſtorium. Hatten ſich die Mitglieder deſſelben bei Beſoldungs-, Bauſachen u. dgl. an das damit beauftragte ſtädtiſche geiſtliche

Verbindung das Karliſche Legat, geſtiftet von Chriſtoph Karl 1619 und das Vermächtniß von einem alten frommen Bürger, Hans Hartung. Der 1604 zu Walldorf verſtorbene Hennebergiſche Kanzlar Bernhard Marſchalk von Oſtheim ſchenkte der hieſigen Kirchenkaſſe das in der Michelau bei Walldorf liegende Kirchengut, nebſt Erbzinſen und Lehenſchaften, deren Ertrag ſich jährlich auf 100 fl. frk. beläuft. Der Hennebergiſche Kanzlar Michael Strauß sen. ſtiftete 1609 bei ſeinem Tode 100 fl. frk. Legat zur Beſoldung des geiſtlichen Miniſteriums.

Der Superintendent Thomas Schaller konnte bei zunehmendem Alter den pfarramtlichen Geſchäften

---

Untergericht (welches der Superintendent mit den Bürgermeiſtern bildete) zu wenden, ſo waren ſie demſelben doch nicht für ihre Perſon oder dienſtlich ſubordinirt. Sie wurden durch eine Conſiſtorialcommiſſion eingeführt und kamen Verordnungen durch das geiſtliche Untergericht, ſo wurden ſie auf dem Communicationswege mitgetheilt. Das geiſtliche Untergericht pflegte bei mehreren Sachen, z. B. bei Abhörung der Kirchenrechnung, Aufſtellung des Inventariums, das Miniſterium zuzuziehen. Bei Vakanz der erſten Stelle trat ſofort der folgende vikarirend beim geiſtlichen Untergerichte ein.

Zu den Geſchäften des hieſigen geiſtlichen Miniſteriums gehört: 1) die collegialiſche Berathung kirchlicher Angelegenheiten, z. B. hinſichtlich der Liturgie, ſo weit dieſelbe der Willkür des Geiſtlichen überlaſſen iſt, inſofern daß keiner eigenmächtig handeln darf, nicht mehr vorſtehen. Der beliebte Archidiakonus Grumbach ſollte daher Vice-Paſtor werden, ſtarb aber noch vor der Einführung in dieſe Stelle in ſeinem 41ſten Jahre. **Johannes Güth**, Pfarrer zu Roßdorf (Großvater des Verfaſſers der Meiningiſchen Chronik), wurde daher zum Vice-Paſtorat berufen: Schaller ſtarb in ſeinem 78ſten Jahre 1611 und wurde in der Kirche vor der Sakriſtei begraben: Güth rückte in ſeine Stelle als Mitglied des Hennebergiſchen Conſiſtoriums, Pfarrer und Superintendent ein. Mehrere Generalviſitationen wurden während ſeiner Amtsführung vom Hennebergiſchen Conſiſtorium gehalten, und 1617 wurde das Jubelfeſt der Refor-

---

ſondern mit den andern in Uebereinſtimmung; oder bei Anſchaffung von kirchlichen Geräthſchaften, Agenden u. dgl. 2) Die Verwaltung der kirchlichen Legate und Stiftungen. 3) Mitwirkung in Anſehung der Kirchkaſſe. 4) Fürſorge für den Gottesdienſt bei Verhinderung eines oder des andern Geiſtlichen. 5) Der Confirmandenunterricht nach getroffener Verabredung. 6) Theilnahme am Examen der Stadtſchule. 7) Die Begleitung bei feierlichen Leichenbegängniſſen oder ähnlichen Feierlichkeiten. 8) Collatur des Hagenſchen Stipendiums. 9) Collatur des Spießiſchen Stipendiums. 10) Verwaltung der Link-Hallenbergeriſchen Tuchſpende und des Karl-Hartungiſchen Legats. 11) Verwaltung des Höppingiſchen und des Deahna'ſchen Armenlegats. 12) Aufſicht über die Kratzeriſche Stiftung. 13) Erſtattung gutachtlicher Berichte über kirchliche Angelegenheiten.

mation feierlich begangen. 1627 und 1628 war hier eine heftige Blatternepidemie, die viele Kinder hinwegraffte, ſo daß die Diakonen nicht mehr mit den Leichenpredigten fertig werden konnten. Die Lehrer wurden daher beauftragt, die Predigten, welche der Archidiakonus im Siechenkirchlein (dem ſogenannten untern Hoſpital), der Diakonus in der Hoſpitalkirche am vormaligen Kloſter zu halten hatte, abzunehmen und erhielten dafür eine Vergütung aus der Hoſpitalkaſſe. Auch einige Stiftungen gehören in dieſe Zeit. Matthäus Gerike aus Magdeburg war hier zum Beſuche bei der mit ihm verwandten Straußiſchen Familie; auf der Rückreiſe ſtarb er 1624 in Kühndorf, wurde aber hierher gebracht und in der Gottesackerkirche begraben, wofür ſeine hinterlaſſene Wittwe, eine geborne Strauß, zur Beſoldung des geiſtlichen Miniſteriums 100 fl. beſtimmte. Jobſt von Hagen, durch welchen der Barchenthandel ſo ſehr in die Höhe kam, ſtiftete 1624 ein Kapital von 1000 fl. frk. zur Beſoldung der Geiſtlichen, der Lehrer und für Stipendien, deren Collatur dem geiſtlichen Miniſterium zuſteht. 1627 vermachte Eliſabeth, Georg Ernſt Links Hausfrau, 100 fl. frk. zu einem Bücherlegat für die Schule.

Der Archidiakonus Friedrich kam 1619 als Pfarrer nach Ritſchenhauſen, an ſeine Stelle trat G. E. Schad, bisher Diakonus. Als dieſer das Paſtorat 1624 übernahm, wurde Samuel Zehner Archidiakonus. Im Diakonat folgten ſich nach Halbichs Abgange 1615 G. C. Schad bis 1619, Samuel Zehner bis 1624, worauf Samuel Link eintrat.

Wegen Schwächlichkeit und Abnahme des Gedächtniſſes konnte Güth die pfarramtlichen Geſchäfte nicht mehr beſorgen, weshalb 1624 eine Änderung vorgenommen und der Archidiakonus Schad zum Paſtor ernannt wurde. 1629 ſtarb Güth und Schad wurde nun auch Superintendent und Mitglied des Hennebergiſchen Conſiſtoriums. Er war ein ſehr kräftiger und entſchiedener Mann, was auch um ſo nöthiger war, da jetzt durch die Greuel des dreißigjährigen Kriegs alle Verhältniſſe zerrüttet wurden *). 1634 wütheten hier und in der ganzen Grafſchaft die Kroaten unter Iſolani am Tage Galli, weshalb an dieſem Tage ſpäterhin immer ein Bußtag gehalten wurde. Den Superintendenten Schad ſchleppten ſie an den Haaren durch die Stadt. Erſt im folgenden Jahre ertönten wieder muſikaliſche Inſtrumente beim Gottesdienſt. Die kriegeriſche Zeit und die dadurch herbeigeführte Gelegenheit zur katholiſchen Kirche überzutreten, veranlaßten den Superintendenten Schad, in einem Ephoralſchreiben vor dem Abfall von der evangeliſchen Kirche zu warnen, denn in den benachbarten katholiſchen Stiftern wurden bei der damaligen

---

*) S. hierüber: Meiningen im dreißigjährigen Kriege, eine Abhandlung im Archiv d. Henneb. alterthumsforſchenden Vereins, L. 1. S. 51 ff.

Noth vorzüglich arme Leute gelockt und zum Übertritt bewogen. Krankheiten und Sterbefälle nahmen überhand; wegen der herrſchenden Peſt wurde der Diakonus Hunneshagen ausſchließlich für die Seelſorge der Peſtkranken beſtimmt und zum pestilentiarius ernannt. Es ſtarben 1635 an der Peſt 500 Perſonen, allein im November 106. Weil die übrigen Conſiſtorialen von Suhl und Schleuſingen bei der Unſicherheit der Straßen nicht regelmäßig zu den Conſiſtorialſitzungen hierher kommen konnten, ſo hatte der Superintendent Schad häufig die Geſchäfte allein zu beſorgen. So mußte derſelbe auch 1640 allein auf dem Rathhauſe die Anſtellung des Organiſten Hofmann beſorgen, weil die Herrn des Raths wegen Kriegsgefahr ſämmtlich entwichen waren. In ſeinen ſpätern Jahren konnte er nicht mehr, wie früher, ſeine Viſitationsreiſen zu Pferde machen, daher wurde für ihn durch Beiträge der Heiligenkaſſen ein „Kutſchwägelein" angeſchafft. Die Schule mußte wegen Einquartirung, Mangel an Holz, Belagerung der Stadt oft ausgeſetzt werden: die Beſoldungen wurden nicht ausgezahlt, manche Lehrer giengen fort, die Stellen wurden nicht wieder beſetzt. Rohheit und Sittenloſigkeit nahm überhand. Aus Mangel ſah man ſich genöthigt, die große Glocke zu verſetzen und mußte ſie hernach mit ſchweren Koſten wieder einlöſen. 1641 wurde die Gottesackerkirche von der kaiſerlichen Beſatzung eingeriſſen, ſo wie 1642 die Schweden das Siechenkirchlein abbrechen ließen, um dem Feinde allen Vortheil zu benehmen. Die Bevölkerung ſank bis auf 1300 Einwohner herab: in der Umgegend waren mehrere Orte ausgeſtorben, an manchen waren keine Geiſtlichen und ſo mußte auch eine Zeitlang, bis zum Jahre 1658, Maßfeld von hier aus als Filial beſorgt werden. Wegen Unſicherheit konnte man zu Zeiten nicht auf den Gottesacker kommen, weshalb um 1642 meiſtens im Hoſpitalkirchhof (wo jetzt das Gymnaſium ſteht) begraben wurde. In Anſehung der Stiftungen iſt zu bemerken, daß 1631 der Kanzlar Schröter 750 fl. Kapital zur Beſoldung der Geiſtlichen und Schullehrer beſtimmte, daß 1636 die Wittwe Anna Maria Schober 375 fl. für die Geiſtlichen, 1647 der Kaufmann und Rathsherr Johann Munk 450 fl. für Kirche, Schule und Hoſpital vermachte. 1644 ſollte am Tage Pauli Bekehrung hier wie in der ganzen Grafſchaft das Jubelfeſt der Einführung der Reformation im Hennebergiſchen gefeiert werden, Meiningen wurde aber an dieſem Tage von den Kaiſerlichen belagert, beſchoſſen und eingenommen, ſo daß die Feier hier, wie an vielen andern Orten der Grafſchaft unterblieb. 1632 kam der Archidiakonus Samuel Zehner nach Schleuſingen, der Diakonus Link rückte an ſeine Stelle, bis er 1643 nach Schleuſingen gleichfalls berufen wurde, worauf ihm der Diakonus Hunneshagen folgte: er ſtarb ſchon im folgenden Jahre, und Kaſpar Thomas Müller, bisher Pfarrer zu Ellingshauſen, trat in ſeinen

Dienſt ein. Das Diakonat bekleideten zu dieſer Zeit von 1632 bis 1635 Moritz Rienecker, dann Melchior Hunneshagen bis 1643, hierauf Chriſtoph Schad jun. Im Jahre 1647 ſtarb der Superintendent Schad und Samuel Link, der ſchon früher an der hieſigen Kirche geſtanden hatte, wurde von Schleuſingen hierher an ſeine Stelle berufen, ein ſehr gelehrter und dabei äußerſt beſcheidener Mann. Der erſehnte Weſtphäliſche Friede wurde 1650 durch ein beſonderes Jubelfeſt in der ganzen Grafſchaft begangen und 1652 ſollte durch eine Generalviſitation, die durch das Hennebergiſche Conſiſtorium gehalten wurde, der in den Kriegsjahren eingeriſſenen Unordnung geſteuert werden. 1652 wurde die kleine Kindtaufsglocke zum erſtenmal geläutet, 1653 die Gottesackerkirche wieder aufgerichtet, und 1658 bei der Beerdigung eines alten Mannes, Hans Limpert, Stößer genannt, zum erſtenmal gebraucht, 1655 das Jubelfeſt des Augsburger Religionsfriedens feierlich begangen, 1656 wurde die neu erbaute Kirche zu Dreißigacker als Filialkirche von Meiningen feierlich eingeweiht und „zur Barmherzigkeit Gottes“ benannt. Bisher war Dreißigacker nach Meiningen ſelbſt, ohne eigne Kirche eingepfarrt: von nun an wurde es durch den Diakonus alle 14 Tage beſucht, ſo jedoch, daß der Superintendent wie bisher der eigentliche Pfarrer blieb. 1659 werden zuerſt die Currentſchüler erwähnt. 1660 wurde das Dach der Kirche ausgebeſſert. Der Archidiakonus Kaſpar

Thomas Müller ſtarb 1653 und ſchenkte ſeine Bibliothek der Stadtkirche; mit ſeiner Frau, einer gebornen Dilherr, begründete er das bekannte Stipendium für Verwandte und hieſige Bürgersſöhne, welches vom Magiſtrat und in Gemeinſchaft mit dem Superintendenten vergeben wird. An ſeine Stelle rückte der Diakonus Schad, Diakonus wurde Johann Sebaſtian Steuerlein*). 1656 ſtarb der Superintendent Samuel Link.

Um dieſe Zeit wurden im Hennebergiſchen Kirchenconvente zur Handhabung der Kirchendisciplin errichtet. Sie beſtanden aus der Geiſtlichkeit des Orts, den Beamten, Richtern (Schultheißen auf den Dörfern) und den Kirchenälteſten. Sie kamen in der Regel alle Quartale zuſammen, immer die Woche vorher, ehe die 3 Hennebergiſchen Superintendenten zu einer großen Conſiſtorialſitzung (den ſogenannten Ehegerichtsterminen) zu Meiningen zuſammentraten, um die nöthigen Berichte zu dieſen Seſſionen einzuſenden. In Meiningen hatte man 4 Kirchenälteſten, 2 aus dem Rath und 2 aus den Bürgern. An die Stelle der erſtern traten 1693 die Viertelsmeiſter, aus der Bürgerſchaft wurden zu Kirchenälteſten meiſt die Centſchöppen genommen, woher ſich die ſpätere Sitte ſchrieb, daß gewöhnlich die 2 älteſten Viertelsmeiſter und die 2 älteſten Heiligenmeiſter Centſchöppen waren. Die Kirchenzucht war damals ſehr ſtreng. Alle Uneinigkeiten kamen, wenn ſie nicht ſofort ihre Löſung fanden, vor den Beichtvater und konnte dieſer keine Verſöhnung ſtiften, ſo brachte er die Sache an das ganze geiſtliche Miniſterium, vor welchem die Streitenden einen Vorſtand in der Sakriſtei hatten. Half dieſes nicht, ſo kam die Verhandlung vor das geiſtliche Untergericht. Vor ſtattgefundener Verſöhnung durfte niemand zum h. Abendmahle gehen und dieſe Entfernung wirkte ſo ſtark, daß es faſt immer zum Zwecke führte. Wer nicht zum Abendmahl gegangen war, wurde nicht ehrlich begraben. Seltenes Einfinden ward nachdrücklich in den Lebensläufen gerügt, die bei den Leichenpredigten verleſen wurden: wer nicht in der Kirche geweſen war, wurde von den Kirchenälteſten zur Anzeige gebracht.

---

*) Sein Vater, Johann Steuerlein, Stadtſchultheiß zu Meiningen, iſt Componiſt der eigenthümlich ſchönen Melodie: Herr Jeſu Chriſt, wahr'r Menſch und Gott ꝛc.

Nach Links Tode wurde M. Theodoſius Wider, bisher Dekan zu Ilmenau an ſeine Stelle in das Hennebergiſche Conſiſtorium, ingleichen als Pfarrer und Superintendent berufen. Er war ein ſehr ſorgfältiger, pflichttreuer Mann. Seine Genauigkeit iſt noch aus einem ausführlichen Pfarrprotokoll erſichtlich, in welchem er mehrere Jahre hindurch alle pfarramtlichen Vorgänge aufgezeichnet hat. An die Stelle des 1657 nach Schleuſingen verſetzten Diakonus Steuerlein rückte der bisherige Rector M. Joh. Sebaſtian Güth.

1661 wurde die Grafſchaft Henneberg vertheilt, die hier beſtehenden Collegien, Regierung und Conſiſtorium, wurden aufgelöſt; der Bezirk der Aemter Meiningen, Maßfeld, Themar und Behrungen fiel an das Haus S. Altenburg und zwar zu dem Theil der Altenburgiſchen Lande, welcher das Fürſtenthum Coburg ausmachte, daher unter die Altenburgiſchen Collegien zu Coburg. Der Superintendent Wider war der geiſtliche Aufſeher dieſes Bezirks und hatte außer ſeiner Immediatinſpection die Dekanate Maßfeld und Themar unter ſich; er ſelbſt ſtand unter dem Generalſuperintendenten und dem Conſiſtorium zu Coburg. In demſelben Jahre ſtarb der letzte Sächſiſch-Hennebergiſche Kanzlar D. Joh. Michael Strauß jun. und wurde in der Stadtkirche begraben, wo auch noch ſein Epitaphium vorhanden iſt. Er beſtimmte 100 fl. frk. zu einem Legat für die Geiſtlichen und Schullehrer. Albert Sturm, aus den Niederlanden gebürtig, ein Schwiegerſohn Chriſtoph Röths, durch welchen der Barchenthandel empor kam, ſtiftete einen großen Abendmahlskelch, einen gleichen der von hier gebürtige Stadtrichter Sebaſtian Schott zu Schleuſingen 1660, ein dritter großer Kelch, dieſen beiden erwähnten ganz ähnlich, ſtammt unſtreitig aus derſelben Zeit. Desgleichen ſtiftete der Hof- und Kammerrath Born zum Andenken ſeiner in der hieſigen Gottesackerkirche begrabenen Frau eine vergoldete Abendmahlskanne und ein Kapital von 50 Rg. wovon die Zinſen den Armen zu Theil werden. Anſerdem iſt 1669 zu erwähnen, daß der bekannte M. Joh. Michael Dilherr Profeſſor und Oberpfarrer zu St. Sebald zu Nürnberg, 150 fl. zu einem Bücherlegat für die hieſige Schule beſtimmte, die er in ſeiner Jugend beſucht hatte. 1674 ſtiftete der Hennebergiſche Regierungsrath Salomo Zink ein Bücherlegat von 100 fl. fr. wozu ſpäter ſein Sohn, der Oberbürgermeiſter Georg Chriſtoph Zink noch 50 fl. fr. fügte.

1662 wurde durch den Conſiſtorialpräſidenten August Carpzov und den Generalſuperintendenten Dr. Seifart aus Coburg eine Generalkirchenviſitation gehalten. Während der Altenburgiſchen Herrſchaft wurde 1670 vom Conſiſtorium zu Coburg der Pfarr- und Schullehrerwittwenfiscus begründet, wozu auch die hieſigen Geiſtlichen und Schullehrer gehören.*)

1672 ſtarb bereits das Altenburgiſche Haus aus und der hieſige Hennebergiſche Bezirk fiel demnach an Herzog Ernſt den Frommen von Gotha. Daher wurde 1674 eine Kirchenviſitation von Gotha aus hier gehalten und es knüpfte ſich hieran die Einführung der Gothaiſchen kirchlichen Ordnung. Es entſtanden als kirchliche Unterbehörden die geiſtlichen Untergerichte, beſtehend aus dem Superintendenten und den Beamten, und den Bürgermeiſtern in den Städten. Namentlich ſollte die ſogenannte Information oder regelmäßige Katechiſation in der Kirche mit den jüngern und ältern Perſonen nach gewiſſen Klaſſen eingeführt werden, was aber nur nach Beſeitigung mancher Schwierigkeiten ſehr allmählig durchzuſetzen war. Bei einem zu Gotha gehaltenen Convent, wozu auch der Sup. Wider von hier in Anſehung der Hennebergiſchen Landestheile berufen war, wurde die Liturgie berathen, die nun mit Berückſichtigung der Hennebergiſchen Eigenthümlichkeit nach der Gothaiſchen umgeändert wurde. Die Caſimirianiſche Kirchenordnung, die früher ſchon in Gotha beſtand, wurde mit den Gothaiſchen kirchlichen Geſetzen namentlich mit dem bekannten Synodalſchluß v. 1645 hier geltend.

---

*) ſ. hierüber Emmrichs Archiv, B. 1. S. 299 ff.

Während dieſer Zeit ging mit den geiſtlichen Stellen folgende Veränderung vor. Noch 1661 ſtarb der Archidiakonus Schad, der Diakonus Güth rückte an ſeine Stelle, Diakonus wurde M. Vitus Koch, vorher Pfarrer in Ellingshauſen. 1668 wurde Güth als Superintendent nach Hildburghauſen berufen, Koch wurde Archidiakonus, dagegen M. Chriſtoph Keyſer aus Dorndorf Diakonus. Während Koch das Archidiakonat bekleidete, brannte ſeine Dienſtwohnung 1676 ab und er kam kaum mit dem Leben davon: es wurde hierauf das Archidiakonat neu erbaut. 1678 wurde wieder eine Generalviſitation von Gotha aus gehalten. Im Aug. dieſes Jahres wurde beſchloſſen, bei halben Leichen nicht mehr mit der großen Glocke zu läuten.

Vierter Abſchnitt.

Von 1680 bis auf die neuſte Zeit.

Nachdem Herzog Ernſt der Fromme zu Gotha 1675 geſtorben war, ſchritten ſeine Söhne zur Theilung ſeiner Lande und Herzog Bernhard nahm hier ſeine Reſidenz. Es wurde daher hier wieder ein Conſiſtorium zugleich mit den übrigen Landescollegien errichtet. Die Mitglieder deſſelben waren der Geheimerath v. Gabelkoven als Präſident, der Hof- und Juſtizrath Dr. Brückner, der Sup. Wider und der Hofprediger Joh. Adam Krebs, der mit dem Herzoge aus Ichtershauſen hierher kam. Da bei der Landestheilung das Dekanat Themar nicht zu dem hieſigen Bezirk kam, ſo hörte die bisherige Verbindung deſſelben mit der hieſigen Diöceſe auf, die ſich von nun an auf den jetzigen Umfang beſchränkte. Da der Sup. Wider jetzt auch im Conſiſtorium beſchäftigt und der ihm untergebene Dekan zu Maßfeld ein alter Mann war, ſo wurde der Diakonus Keyſer zum Adjunctus der Ephorie unter der Leitung des Superintendenten ernannt. Die Herzogin Maria Hedwig war noch zu Ichtershauſen geſtorben, die Leiche wurde hierher gebracht und in der unter der Sakriſtei der Stadtkirche neu errichteten Gruft beigeſetzt, weil der Schloßbau erſt begonnen hatte. Einſtweilen wurde auch durch den Hofprediger Krebs im alten Schloß, wo jetzt die Reſidenz war, ein Privatgottesdienſt für den Hof eingerichtet. In der Stadtkirche wurden mehrere Veränderungen mit den Weiberſtänden und Emporkirchen vorgenommen, weshalb 1681 einmal der Gottesdienſt in der Gottesackerkirche gehalten wurde. Die 1596 erbaute Orgel wurde nach Kaldenſondheim verkauft, dagegen die neue Orgel durch Arnold Wedemann von 1682 bis 1685 erbaut: die Koſten beliefen ſich mit Einſchuß des Aufwands für das doppelte Chor auf 1835 fl. 11 ggr. 7½ pf. Die Patronatverhältniſſe die bisher ſchwankend waren, wurden feſtgeſtellt, ſo daß dem Stadtrath bei den Diakonats- und obern Lehrerſtellen die Recommendation, bei den untern Lehrerſtellen eigentliches Patronatrecht, jedoch beides mit Zuziehung des Superintendenten eingeräumt wurde: die Wahl des Oberpfarrers hängt ganz von der Oberbehörde ab, der Stadtrath ſtellt aber die Vocation aus. In ältern Zeiten ſogleich nach der Reformation wurde bald vom Landesherrn oder dem Hennebergiſchen Conſiſtorium ein Geiſtlicher dem Stadtrath vorgeſchlagen, der ſich hierüber dann erklären mußte, bald kam der Stadtrath Namens der Gemeinde bittweiſe ein. Hierher rührt das Recommendationsrecht, während ein ſtrenges Patronatrecht auf Fundation oder Dotation beruht. Daß hauptſächlich die Stadtkinder berückſichtigt werden ſollten, hatte Fürſt Georg Ernſt ausdrücklich ausgeſprochen. Es erſchien die Meiningiſche Agende, welcher die

Gothaiſche mit Berückſichtigung der Hennebergiſchen zu Grunde liegt, ferner die Ordnung, wie es beim Gottesdienſte gehalten werden ſoll. *) 1683 erſchien zum erſtenmal das hieſige Geſangbuch, 1682 wurde die Frühkirche angeordnet, ſo daß jeden Sonntag dreimal gepredigt wurde, früh vom Archidiakonus, in der Hauptkirche vom Superintendenten, in der Nachmittagskirche vom Diakonus. Bisher war der Archidiakonus Nachmittagsprediger und der Diakonus hatte alle 14 Tage das Filial Dreißigacker zu beſor-

---

*) Der ältere Ritus beim Gottesdienſt wurde von Luther dem Meßkanon entlehnt und an das Beſtehende angeknüpft, nur wurde die Predigt zum Mittelpunkte des Ganzen. Dieſer ſächſiſche Ritus iſt in die meiſten ältern Kirchenordnungen Norddeutſchlands übergegangen und fand ſich auch hier vor, (auch nach der Hennebergiſchen Agende) Die jetzige Form beruht darauf, iſt nur zuſammengezogen, und vereinfacht. Die Ordnung iſt eigentlich folgende. Der Gottesdienſt beginnt mit dem Geſang: Komm H. Geiſt ꝛc. Kyrie, Gott ꝛc. worauf der Geiſtliche den Kelch auf den Altar ſtellt (denn Communion fand faſt immer ſtatt) und das Gloria intonirt. Chor und Gemeinde antwortet mit dem Liede: Allein Gott in der Höh ꝛc. Hierauf folgt Intonation, Collecte, Vorleſung der Epiſtel, das Hauptlied pro concionis materia, ein bibliſches Kapitel (nach Ernſt des Frommen Anordnung ſtatt der Vorleſung des Evangeliums, welches auf der Kanzel ohnehin vorkam) die Muſik und das Lied: Wir glauben All' ꝛc. Sodann die Predigt. Communion und Schluß mit dem Segen und kurzen Geſang.

gen, mußte aber jedesmal zur Communion wieder hier in der Kirche ſeyn, am Sonntage hatte er in der Regel nicht zu predigen, was aber bei den vielen Hochzeit- und Leichenpredigten, ingleichen den ſtark beſuchten Wochenpredigten gar nicht in Betracht kam. Da jetzt der Diakonus Keyſer als Adjunctus der Ephorie viele Geſchäfte erhielt, ſo wurde ihm das Filial Dreißigacker abgenommen und daſelbſt eine eigene Pfarrei errichtet. Der Archidiakonus Koch, ein betagter Mann, erhielt einen Subſtituten an ſeinem Sohne, Samuel Koch. Für die Verbeſſerung der hieſigen Schule ward eine eigne Commiſſion niedergeſetzt. 1684 ſtarb der Hofprediger Krebs, 1685 der Superintendent Wider. An des letzten Stelle trat der bereits zum Hofprediger ernannte bisherige Superintendent M. Jonas Chriſtian Hattenbach zu Waſungen: zum Hofprediger wurde der würdige, ſpäter in den Pietiſtiſchen Streitigkeiten bekannt gewordene Joachim Juſtus Breithaupt aus Kiel, wo er Profeſſor war, berufen und hier ordinirt. Schon 1687 ging er von hier, zum großen Bedauern der Bürgerſchaft, bei welcher er ſehr beliebt war, nach Erfurt, weil er durch ſeine Pflichttreue, ſeinen Ernſt und ſeine Sittenſtrenge in Mißverhältniſſe gekommen war. Es wurde inzwiſchen der Pfarrer Georg Walch aus Friedrichswerth bei Gotha als Hofdiakonus berufen, um den Privatgottesdienſt bei Hofe einſtweilen bis zur Vollendung der Schloßkirche zu beſorgen.

Von Stiftungen aus dieſer Zeit iſt zu erwähnen das Bücherlegat der Frau Magdalena Margaretha Amthor geb. **Hegel** aus Themar, das Bücherlegat des Sup. **Wider**, 50 Thlr. an Betrag für die hieſige Schule 1685, das Semmellegat des Bäckers **Karl Grumbach** 40 fl. nebſt 15 fl. für die Lehrer, die Schenkung einer kleinen ſilbernen Abendmahlskanne vom Diakonus **Keyſer**, und von 30 fl. von dem Notarius **Kolbe**, wofür nach Gutbefinden des geiſtlichen Miniſteriums der kleine Kelch für Privatcommunicanten 1685 angeſchafft wurde. Der Rathsherr **Balthaſar Schott** begründete durch Schenkung von 100 fl. fr. das von ihm benannte Stipendium für Studirende, deſſen Collatur dem geiſtlichen Untergerichte zukam.

Herzog Bernhard ſchloß mit den Ganerben zu Walldorf einen Receß, in welchem er denſelben ſeine Episcopalrechte abtrat; die zu Walldorf gehörigen Filiale und eingepfarrten Orte wurden zu andern Pfarreien geſchlagen und ſo wurden von nun an **Helba und Welkershauſen** Filiale von Meiningen, nachdem Dreißigacker, wie oben bereits erwähnt iſt, ſelbſtſtändige Pfarrei geworden war. Der Archidiakonatsſubſtitut **Koch** erhielt 1685 die Verwaltung der neuen Filialpfarrei. In demſelben Jahre wurde eine allgemeine Kirchen- und Schulviſitation gehalten, der Superintendent Hattenbach wurde Generalſuperintendent. Bei mehrfachen Veranlaſſungen z. B. Kriegsgefahr u. dgl. wurden um dieſe Zeit immer beſondere

Bußtage angeordnet: als 1690 die Rathspredigt gehalten wurde, wurde jeder Bürger, welcher nicht dabei erſchien, mit ¼ Rthlr. Strafe belegt. Eine neue Kanzel wurde 1691 in der Kirche angebracht. Als ſich 1679 ein hieſiger Bürger um das Leben gebracht hatte, wurde bei der Leiche nur mit der kleinen Glocke geläutet: 12 Schüler giengen in der Stille, ohne das Kreuz, vor dem mit ſchlechten Tüchern behangenen Sarg, der Kantor und der Diakonus giengen für ſich in die Kirche, wo eine Bußpredigt gehalten wurde. 1693 hatte ſich eine Frau aus Melancholie umgebracht. Gegen Erlegung von 200 Thlr. wurde geſtattet, ſie mit einer Bußpredigt zu begraben. Bei dem Tode eines höheren Staatsdieners, der lange Jahre nicht zum Abendmahle gegangen war, hielt es noch 1775 ſchwer, Träger zu erhalten, weil der Mangel an Religioſität verabſcheut wurde.

Im Jahr 1690 ſtarb der Archidiakonus M. Vitus Koch. Der Adjunctus und Diakonus Keyſer rückte an ſeine Stelle, der bisherige Archidiakonatsſubſtitut Samuel Koch wurde Diakonus und behielt die Pfarrei Helba und Welkershauſen, ſowie auch die Seelſorge im Hoſpital.

1692 war die Schloßkirche vollendet und wurde am 9. Nov. feierlich eingeweiht. Im feierlichen Zuge zog man aus der Stadtkirche mit den heiligen Geräthſchaften in die Schloßkirche, wo Vormittags und

Nachmittags feierlicher Gottesdienſt gehalten wurde.*) Zum Hofprediger war der bisherige Superintendent zu Salzungen Dr. Reichard berufen, die Anſtellung des Hofdiakonus Walch iſt ſchon oben erwähnt. Durch eine Verordnung vom 18. Januar 1695 wurden in die Schloßkirche eingepfarrt: Alle, die zum Hofſtaat gehörten, die Hofkavaliere, Hofgeiſtlichen, Officianten, Bedienten, Marſtall, Hofhandwerker, Schloßwache, mit ihren Familien, Geſinde, Wittwen und Kindern. Da die Schloßkirche zunächſt nur Kapelle für den Privatgottesdienſt des Hofes war, keine Schule, kein eigentliches Geläut, keinen eigenthümlichen Gottesacker hatte, ſo wurden bei Leichen die Stadtſchule, das Geläut der Stadtkirche, der ſtädtiſche Gottesacker gebraucht. Daher hat das ſtädtiſche Kirchenbuch aus jenen Zeiten auch die Sterbefälle der Schloßparochie, auch wenn ein Hofgeiſtlicher als Beichtvater die Leichenpredigt hielt. Erſt ſpäter wurde das völlige Parochialrecht der Schloßkirche auch rückſichtlich der Beerdigungen üblich. Aus den frühern Verhältniſſen ging hervor, daß bei ganzen Leichen der Hofgemeinde, wo die ganze Schule zur Proceſſion gehörte, auch das geiſtliche Miniſterium der Stadtkirche amtlich Antheil nahm. Die in die Schloßkirche gehörigen Kirchenbußen wurden auch der Stadtkirche überwieſen.

---

*) Die Einweihungsfeierlichkeiten ſind in einer beſondern Schrift im Druck erſchienen. Vgl. auch die Fortſetzung der Meining. Chron. S. 33 ff.

Erſt um 1718 ſind auch die Kollegienmitglieder, die früher zur Stadtkirche gehörten, der Hofparochie überwieſen worden. Da außer der Freitagskirche auch am Dienſtage Predigt in der Schloßkirche gehalten werden ſollte, ſo wurde der Gleichförmigkeit wegen auch in der Stadtkirche die Mittwochspredigt auf den Dienſtag verlegt. Mit den geiſtlichen Stellen giengen bald darauf wieder einige Veränderungen vor. Der Generalſuperintendent Hattenbach an der Stadtkirche konnte wegen Altersſchwäche ſeinen Dienſt nicht mehr regelmäßig verſehen: daher wurde der Hofdiakonus Walch beauftragt, ſtatt ſeiner alle 14 Tage in der Stadtkirche zu predigen; die Predigt in der Schloßkirche hielt dafür an dieſen Sonntagen der Candidat und Pagenhofmeiſter Joh. Martin Erk, welcher bald wirklich als Hofcollaborator ordinirt wurde. Walch wurde 1694 mit Beibehaltung dieſer Verhältniſſe zum Viceſuperintendenten ernannt und namentlich wurden die Diakonen angewieſen, wenn ſie von der Kanzel aus etwas Specielles ſtrafen wollten, darüber zuvörderſt mit ihm Rückſprache zu nehmen. 1695 ſtarb Hattenbach; der Hofprediger Dr. Reichard ward nun zugleich Generalſuperintendent; Walch wurde dagegen zum wirklichen Superintendenten und Oberpfarrer an die Stadtkirche befördert. Zugleich erhielt der Archidiakonus Keyſer einen Ruf als Hofdiakonus nach Gotha, weshalb der Diakonus Koch zum Archidiakonus befördert wurde. Der Hofcollaborator Martin Erk wurde dagegen Diakonus, und dieſe drei, Walch, Koch, Erk wurden zugleich am 29. Dec. in ihre neuen Ämter eingeführt. Zum Hofdiakonus wurde der Adjunctus zu Herpf*) M. Joh. Adam **Krebs**, Erzieher des Herzogs Ernſt Ludwig, berufen, ſo wie er auch in das Conſiſtorium trat, deſſen geiſtliche Mitglieder außerdem, wie gewöhnlich, die beiden erſten Geiſtlichen an der Schloß- und Stadtkirche waren.

Im Jahre 1697 wurde angeordnet, daß bei Betſtunden nicht mehr mit der großen, ſondern mit der zweiten Glocke geläutet werden ſollte, die daher den Namen Betſtundglocke führt. Man fuhr fort mit den Reparaturen der Kirche: die vierte Emporkirche nebſt dem Himmel wurde um dieſe Zeit verfertigt, 1700 eine neue Kanzel und ein neuer Leſepult errichtet. Als Schenkung erhielt die Kirche 1693 eine neue ſilberne Abendmahlskanne von den Erben einer gewiſſen Magdalena **Link**. 1699 erſchien das ſogenannte Kirchenbuch (Sammlung der beim Gottesdienſt üblichen Gebete und bibliſchen Abſchnitte).

---

*) Die Dörfer Herpf und Stepfershauſen wurden bei der Hennebergiſchen Landestheilung 1661 von der hieſigen Diöces getrennt und mit dem an das Haus Gotha gefallenen Unterlande vereinigt. In Folge der ſpätern Verhältniſſe, da Ernſt der Fromme 1672 auch den Altenburgiſchen Theil, namentlich Meiningen und Maßfeld erhielt, kamen dieſe Dörfer wieder in die Diöces Meiningen. Zu Herpf beſtand aber eine beſondere, dem Superintendenten untergebene Adjunctur, zu welcher auch Stedtlingen, Hermannsfeld und Bettenhauſen gehörten. Die Diöces Meiningen erhielt nach Aufhören des Dekanats Maßfeld und der Adjuncturen zu Meiningen und Herpf allmählig ihre jetzige Geſtalt.

1703 wurde durch Herzog Bernhard das **Waiſenhaus** in dem ehemaligen Kloſter oder Hoſpitalgebäude begründet: von Seiten der Stadt wurde dieſes Lokal dazu eingeräumt, auf Koſten der Hoſpitalkaſſe hergeſtellt, ſo wie auch die Überſchüſſe der Hoſpitalkaſſe der Waiſenkaſſe zugewieſen wurden. Am 13. April 1703 erfolgte die Einweihung der Anſtalt in dem wieder hergeſtellten Hoſpitalkirchlein, der ehemaligen Kloſterkapelle. An derſelben wurde einer der älteſten Candidaten, der dafür das ſogenannte Exſpectantenſtipendium erhielt, als Katechet angeſtellt. Katecheten waren auf dieſe Weiſe bis zur Errichtung einer eigentlichen Waiſenhausparochie 1719: Elias Link, Johann Hörning, Johann Schott, Georg Balthaſar Sell, Johann Michael Rienecker. In demſelben Jahre ſtiftete Jungfrau **Anna Margaretha Lange**, die in Dienſten bei der älteſten Prinzeſſin geweſen war, 128 fl. zur Stadtkirche für die Armen, desgleichen einen Abendmahlskelch in die Schloßkirche. 1705 ſchenkte der Obriſtwachtmeiſter von Frieſen der Waiſenkapelle einen Kelch. Die Stadtſchule ward zum Lyceum erhoben und als erſter Lehrer deſſelben **M. Joh. Auguſt Krebs** angeſtellt. Eine neue Auflage des Meiningiſchen Geſangbuchs erſchien in dieſem Jahre, indem zugleich viele Lieder aus dem Coburgiſchen Geſangbuche in daſſelbe aufgenommen wurden. Späterhin iſt daſſelbe Geſangbuch wiederholt herausgegeben worden, namentlich 1761 und mit einem Anhange vermehrt 1774.

Mit den geiſtlichen Stellen giengen in den folgenden Jahren folgende Veränderungen vor: 1706 ſtarb der gelehrte Generalſuperintendent D. Reichard, der Superintendent Walch wurde als **Superintendens primarius** erſter Geiſtlicher des Landes, der Hofdiakonus Krebs wurde dagegen Oberhofprediger. Zum Hofdiakonus wurde Joh. Georg Fulda, bisher Pfarrer in Metzels, berufen: 1711 kam derſelbe als Superintendent nach Waſungen und der bisherige Inſpector des Lyceums, M. Joh. Auguſt Krebs, Bruder des Oberhofpredigers, ein ſehr ausgezeichneter, eben ſo gelehrter, als würdiger und frommer Mann, trat an ſeine Stelle. In demſelben Jahre ſtarb der Archidiakonus Joh. Samuel Koch und der Diakonus Martin Erk rückte in das Archidiakonat, der eben erſt an der Schule angeſtellte Inſpector Joh. Daniel Silchmüller wurde Diakonus. Schon 1713 ſtarb der Hofdiakonus M. Joh. Aug. Krebs und der Diakonus Silchmüller kam ſtatt ſeiner an die Schloßkirche; Diakonus wurde Friedrich Wilhelm Walch, Sohn des Superintendenten Walch und Bruder des berühmten Jenaiſchen Theologen Joh. Georg Walch.

1717 wurde die Jubelfeier der Reformation 3 Tage hindurch nach Vorſchrift einer gedruckten Verordnung feierlich begangen. 1718 wurde die Waiſenhausanſtalt im Hoſpitalgebäude erweitert und ein Zucht- und Spinnhaus damit verbunden. Das Hoſpitalkirchlein wurde jetzt als Waiſenhauskirche völlig hergeſtellt und 1719 eingeweiht. Der Katechet Kaſpar Juſtus Sell wurde als Waiſenpfarrer ordinirt, zugleich zum Collaborator bei der Schloß- und Stadtkirche. Zu der Waiſenhausparochie gehörten die Waiſenkinder, die Züchtlinge und die bei der Anſtalt angeſtellten Perſonen.

1722 ſtarb der Superintendent Walch und der Oberhofprediger Krebs wurde nun auch zum Generalſuperintendent ernannt. Der Hofdiakonus Silchmüller kam an die Stadtkirche als Pfarrer und Superintendent; er und der Archidiakonus Erk wurden zu Conſiſtorialaſſeſſoren ernannt. 1723 wurde der bisherige Inſpector M. Joh. Michael Weinrich Hofdiakonus. In demſelben Jahre wurde die größere der beiden Schloßglocken gegoſſen. 1726 ſtarb der Generalſuperintendent Krebs, 1727 der Hofdiakonus Weinrich, bekannt als gründlicher Forſcher der vaterländiſchen Geſchichte. Da nun beide geiſtliche Stellen an der Hofkirche erledigt waren, ſo wurden die Vikarie dem Waiſenpfarrer Sell, als Hofcollaborator übertragen. Die Nachmittagspredigten wurden durch die abwechſelnd hier predigenden Landgeiſtlichen beſorgt, was aber bei der langen Dauer dieſer Vikarie viele Koſten verurſachte und Klagen veranlaßte, weil die betreffenden Gemeinden ihnen Vergütung für ihre Reiſe geben mußten. Die Leichenpredigten bei Honoratioren hatte der Superintendent Silchmüller zu beſorgen, desgleichen die damals höchſt ſeltenen und nur vermöge beſonderer Dispenſation ſtatt findenden Haustaufen und Haustrauungen. Die Herzöge Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich regierten gemeinſchaftlich und konnten ſich wegen Wiederbeſetzung der erledigten Stellen nicht vereinigen, weshalb dieſelben 20 Jahre lang unbeſetzt blieben. Der Superintendent Silchmüller wurde als erſter Geiſtlicher des Landes **Superintendens primarius**.

Welkershauſen war bis jetzt nach Helba eingepfarrt. Es wurde eine neue Kirche daſelbſt gebaut und 1728 eingeweiht. Von nun an gieng der Diakonus, welcher das Filial jeden 3ten Sonntag zu beſuchen hat, einmal nach Helba, einmal nach Welkershauſen.

Der Waiſenpfarrer Sell kam 1729 als Kaplan nach Waſungen. Seine Stelle erhielt Joh. Georg Wolfhart, der als Hofcollaborator gleichfalls wie ſein Vorgänger den Hofgottesdienſt in Gemeinſchaft mit den Landgeiſtlichen zu beſorgen hatte. 1730 wurde am Lyceum in Folge der großen Henflingiſchen Stiftung eine **Classis selecta** errichtet: Henflings Stiefmutter begründete zugleich ein Hufeiſenlegat für die Schule, ſo wie ein Semmellegat kurz vorher vom Hofdiakonus Weinrich geſtiftet war.

1730 wurde das Jubelfeſt der Übergabe der Augsburgiſchen Confeſſion drei Tage hindurch in Gemäßheit eines beſondern Directoriums feierlich begangen. In demſelben Jahre wurde die Mauer um den Gottesacker erneuert: die Koſten wurden durch eine Umlage aufgebracht, indem jeder Bürger ½ Termin Steuer entrichten mußte. 1731 wurden des Nachts die Leuchter aus der Gottesackerkirche geſtohlen.

Das Jahr 1732 war merkwürdig durch 2 Züge Salzburgiſcher Emigranten, die aus ihrem Vaterlande um des evangeliſchen Glaubens willen vertrieben nach Preußen auswanderten. Ein gedrucktes Patent erſchien über die Empfangsfeierlichkeiten. Die Bürgerſchaft verſammelte ſich am 19. Auguſt auf dem Rathhauſe, das geiſtliche Miniſterium, die Lehrer, die Candidaten, die Schul- und Waiſenkinder in der Kirche, von wo man den Emigranten auf dem Wege nach Maßfeld bis auf die Bauwieſe entgegenzog. Dort wurden ſie durch eine Rede des Superintendenten Silchmüller bewillkommt und dann in Proceſſion unter Läutung und Abſingung der Lieder: Wo Gott der Herr nicht ꝛc. Wär Gott nicht ꝛc. bis in den Schloßhof geführt. Daſelbſt ſtellten ſie ſich auf in der Mitte von Rath und Bürgerſchaft; der Superintendent Silchmüller hielt von der Treppe, die zur Schloßkirche führt, auf welcher zu beiden Seiten die Lehrer und Candidaten ſtanden, eine Rede und beſchloß dieſelbe mit dem Gebete um Erhaltung der Kirche und reinen Lehre. Darauf folgte das Lied: Erhalt uns, Herr ꝛc., der Segen und der Geſang: Nun danket ꝛc. Die Emigranten wurden einquartirt und überall freudig aufgenommen. Am 20. Aug. wurde ein feierlicher Gottesdienſt für ſie gehalten: das Thema der Predigt des Superintendenten Silchmüller war nach Matth. 2, 15. der allerheiligſte und größte Emigrant, 1) wer er geweſen, 2) welch' eine Emigration er gethan.*) In einer Nachmittagsbetſtunde hielt der Diakonus Walch eine Katechiſation mit ihnen über ihre Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit. Am 21. Aug. zogen ſie ab, wurden aber zuvor wieder in den Schloßhof geführt, wo der Superintendent Silchmüller eine Abſchiedsrede an ſie hielt. Sie erhielten ein Viaticum von 700 fl. und wurden feierlich von der ganzen Proceſſion unter Geläut und Geſang bei ihrer Abreiſe begleitet. Am 4. September kam eine andere Abtheilung von 1100 Emigranten, die einem großen Bußtage beiwohnten, übrigens auf gleiche Weiſe aufgenommen wurden.

Wegen des herannahenden Alters des Conſiſtorialaſſeſſors und Archidiakonus Martin Erk wurde der Pfarrer zu Oberellen, Ernſt David Nattermann als **collaborator ministerii** hierher berufen: der Bürgerſchaft wurde ein einfacher Steuertermin auferlegt, um die Transportkoſten zu beſtreiten. 1737 ſtarb Erk, der Diakonus Friedrich Wilhelm Walch wurde Conſiſtorialaſſeſſor *) und Archidiakonus, Nattermann wirklicher Diakonus.

---

*) Die Predigt nebſt den übrigen Reden, wie auch mit Nachrichten über den Hergang der Feierlichkeiten iſt gedruckt in Silchmüllers Salzburgiſchem Denkmal. Meiningen. 1732. 4.

1744 am Sonntage Septuageſimä, als am Tage Pauli Bekehrung wurde das Jubelfeſt der vor 200 Jahren erfolgten Einführung der Reformation, welches 100 Jahre zuvor wegen der Kriegsunruhen nur hie und da gefeiert werden konnte, in der ganzen vormaligen Grafſchaft Henneberg feierlich begangen. Ein Directorium ſchrieb das Nähere vor: man hatte dieſelben Texte beibehalten, über welche im vorigen Jahrhundert gepredigt werden ſollte. Das Thema der Predigt des Superintendenten Silchmüller war über Jerem. 15, 16: die ſehnliche Bitte des Hennebergiſchen Zion um Erhaltung des göttlichen Worts. Der Diakonus Nattermann handelte Nachmittags nach Pſ. 67 über: das jauchzende Henneberg an ſeinem andern Jubiläo.

Folgende Stiftungen ſind aus dieſer Zeit zu bemerken: Die Wittwe des hieſigen Bürgers Theodor Lipſius ſtiftete 1730 ein Kapital von 125 fl. zur Beſoldung der Geiſtlichen, 1735 der Sekretär

---

*) Da die Stellen der Hofgeiſtlichen nicht beſetzt waren, ſo waren um dieſe Zeit die Archidiakononen Conſiſtorialaſſeſſoren, damit 2 geiſtliche Mitglieder im Collegium wären.

Euſebius Emanuel Krebs ein Kapital von
900 fl. zur Beſoldung der Geiſtlichen und Lehrer,
1735 der Bürgermeiſter Ernſt Ludwig Hübner
und deſſen Frau, an Kapitalien 125 fl. dem Wai-
ſenhauſe, 125 fl. dem Hoſpital, 2000 fl. den Haus-
armen, hauptſächlich Anverwandten, 750 fl. für die
Geiſtlichen und Schullehrer, 300 fl. als ein Bücher-
egat für die Schule. Der Landſchaftsſekretär Joh.
Jacob Höpping und ſeine Frau ſtifteten 1740
50 fl. für Hausarme, ein Legat, welches im Na-
men des geiſtlichen Miniſteriums vom Archidiakonus
erwaltet wird, 250 fl. für das Armenhaus, 250 fl.
Kapital zur Beſoldung des Diakonus, 250 fl. Ka-
ital für den Mädchenſchullehrer. 1744 ſtiftete die
rau des Kanzliſten Bahn ein großes Kreuz zum
ortragen bei Leichenproceſſionen. Noch iſt hier zu
rinnern, daß die kleine Schloßglocke 1742 gegoſſen
orden iſt.

Nach dem 1746 erfolgten Tode Herzog Friedrichs
bernahm Herzog Anton Ulrich die Alleinregie-
ung. Das Conſiſtorium, welches damals aus dem
onſiſtorialrath Zink, dem Superintendenten Silchmül-
r, dem Archidiakonus Walch beſtand, erhielt wie-
r einen Präſidenten in der Perſon des Geheimen-
ths Nadler. An der Schloßkirche, welche 20
ahre lang keinen beſondern Geiſtlichen gehabt hatte,
urde der bisherige Pfarrer zu Oberellen, Joh.
rnſt Melzheymer als Hofdiakonus angeſtellt.
er Waiſenpfarrer Volkhart kam als Adjunctus

nach Frauenbreitungen; Waiſenpfarrer wurde Joh. Friedrich Molter. Herzog Anton Ulrich ordnete am 29. April 1747 an, daß alle Räthe, Hof- und Militärbediente und was zum Hof und den collegiis gehöre, die geiſtlichen Handlungen in der Schloßkirche verrichten laſſen ſollten. Dieſe Verordnung, welche die Parochialgrenzen beſtimmte, wurde 1776 erneuert.

1748 wurde der Diakonus Nattermann zum Superintendenten nach Waſungen berufen, er ſtarb aber noch vor ſeinem Abgange. Der bisherige Inſpector des Lyceums, M. Chriſtoph Albrecht Erk wurde an ſeiner Stelle Diakonus: der Archidiakonus Walch erhielt wegen anhaltender Kränklichkeit einen Subſtituten an dem bisherigen Pfarrſubſtituten Georg Siegmund Link zu Sülzfeld. Walch ſtarb 1754; Erk wurde Archidiakonus, Link Diakonus. Der Hofdiakonus Melzheymer ſtarb 1757, nachdem er 4 Jahre hindurch ſo krank geweſen war, daß er den Dienſt nicht mehr hatte verſehen können. Er wurde in der Gottesackerkirche begraben. Während ſeiner Krankheit hatte der Waiſenpfarrer Molter den Gottesdienſt für ihn beſorgt und mußte ſich dieſem Geſchäfte auch ferner unterziehen, da die Stelle wieder längere Zeit unbeſetzt blieb. 1753 wurde verordnet, daß vor und zwiſchen den Kirchen niemand zum Thore hinausgelaſſen werden ſollte. 1756 wurde das baufällige Dach auf dem Glockenthurme eingelegt und neu hergeſtellt. 1757 ſtarben beim Jahresſchluß unter den einquartirten Soldaten und den Bürgern ſo viele, daß faſt täglich 6 — 8 Leichen waren. Feierliche Leichenbegängniſſe wurden um dieſe Zeit häufig bei Nacht gehalten.

Zwei tüchtige Kenner der vaterländiſchen Geſchichte ſtarben 1758, der Archidiakonus Eck und der Conſiſtorialrath J. Chr. Zink. Da der Superintendent Silchmüller ein bejahrter Mann war, der wegen Altersſchwäche auf die Kanzel geführt wurde und dort ſitzend zu predigen pflegte, ſo mußten um dieſe Zeit die Landgeiſtlichen oft in die Stadt, um ihn zu unterſtützen, beſonders wenn der Diakonus Link die Filiale zu beſuchen hatte. 1759 ſtarb Silchmüller und Link war jetzt der einzige Geiſtliche bei der Stadtkirche, wie der Waiſenpfarrer Molter bei der Schloßkirche. Noch in dieſem wurde Link Archidiakonus, der Rector M. Joh. Theodor Meiſart Diakonus. Das Conſiſtorium beſtand nur noch aus dem Präſidenten Radler: wenn Prüfungen oder andere geiſtliche Verrichtungen vorkamen, ſo wurde der Archidiakonus Link vi commissionis damit beauftragt.

Mehrere milde Stiftungen ſind aus dieſer Zeit zu erwähnen. Der Hofrath Chr. W. Grimm ſchenkte 1750 der Kirche eine ſilberne Abendmahlskanne; der Candidat Joh. Philipp Gatzert 1756 ein Semmellegat für die Schule, 1757 der Bürgermeiſter Chr. Fr. Felix Rauſchardt 187 fl. 30 kr. Kapital für den Mädchenſchullehrer ſtatt des Schulgeldes armer Kinder. 1759 begründete die Wittwe des Archidiakonus **Erk**, Joh. **Maria Charlotte** geb. **Strauß** ein beträchtliches Vermächtniß für die Armen, für die Geiſtlichen, die Schullehrer; ſie ſtiftete eine Stelle zu dem Henſlingiſchen Convict, ein Hufeiſenlegat, gab die Bücher ihres Bruders, des verſtorbenen Pfarrers **Strauß** zu Schwallungen zur Begründung der Rathsbibliothek, ſchenkte der Kirche einen Abendmahlskelch. 1760 ſtiftete Frau **Anna Maria Otto** geb. Wunder ein Hufeiſenlegat für die Mädchenſchule, 1762 der von hier gebürtige Superintendent **Spieß** zu Waſungen 1250 fl. Kapital zu Beſoldung der Geiſtlichen und Schullehrer, ingleichen für 2 Stipendien nach Maaßgabe des Hagenſchen Legats*), deren Collatur dem geiſtlichen Miniſterium zuſteht, 1764 Frau **Anna Margaretha** v. **Berger** 750 fl. zur Beſoldung des Mädchenſchullehrers ſtatt des Schulgelds armer Kinder, 300 fl. für die Armen, wovon die Zinſen durch den Oberbürgermeiſter vertheilt werden, 1766 ſtiftete die Äbtiſſin zu Gandersheim, **Eliſabethe Erneſtine Antonie**, Schweſter des Herzogs Anton Ulrich, 300 fl. für die Armen, 4294 fl. 30 kr. zur Beſoldung der Hof- und Stadtgeiſtlichen**), 1773 der Bothenmeiſter **Franz** 300 fl. zu einem Bücherlegat.

1762 kam der Waiſenpfarrer **Molter** als Superintendent nach Waſungen: Waiſenpfarrer wurde

---

*) Hagen war ſein Ururgroßvater.

) S. hierüber **Emmrichs Archiv, Bd. 2. S. 152 ff.

Georg Friedrich Fleiſchmann. Da auch der Conſiſtorialpräſident **Nadler** ſtarb, ſo verſah der Sekretär **Beinersdorf** ſämmtliche Conſiſtorialgeſchäfte, indem er zu geiſtlichen Verrichtungen den Archidiakonus Link beauftragte.

1763 ſtarb Herzog **Anton Ulrich** zu Frankfurt, die Leiche wurde am 10. Febr. in der fürſtlichen Gruft unter der Schloßkirche beigeſetzt, wobei der Archidiakonus Link eine Rede hielt. Die Herzogin Charlotte Amalie zog hierher in die Reſidenz, das Conſiſtorium wurde wieder vollſtändig beſetzt, auch die geiſtlichen Stellen kamen nun wieder in Ordnung. Zum Oberhofprediger und Conſiſtorialrath wurde M. **Chriſtian Huldreich v. Gohren** aus Jena 1764 berufen, das Hofdiakonat erhielt 1765 **Joh. Georg Wilhelm Volkhart**, bisher Subſtitut ſeines Vaters zu Frauenbreitungen; der Archidiakonus **Link** wurde Superintendent, Oberpfarrer und Conſiſtorialaſſeſſor, der Diakonus **Meiſart** wurde Archidiakonus, Diakonus M. **Eberhard Heinrich Georgii.** Als der Superintendent Link durch den Oberhofprediger von Gohren eingeführt werden ſollte, wurde letzterer plötzlich bedeutend krank, ſo daß die Handlung unterbleiben mußte und am Sonntage darauf durch den Superintendenten Molter aus Waſungen vollzogen wurde. Die obere Spitze des großen Thurmes mußte 1763 wegen Baufälligkeit abgenommen werden.

Der Oberhofprediger v. **Gohren** ſtarb ſchon 1766 und wurde in die Stadtkirche begraben. Im folgenden Jahre wurde der Hofdiakonus **Volkhart** zum Oberhofprediger und Conſiſtorialrath befördert, an ſeine Stelle trat der Erzieher des Prinzen Karl, **Lebrecht Chriſtian Rattermann**, ein Sohn des verſtorbenen Diakonus Rattermann. In demſelben Jahre wurde in der Schloßkirche ein neuer Altar aufgeſtellt. 1768 ſchlug der Blitz in den großen Kirchthurm, jedoch ohne zu zünden. Der Waiſenpfarrer **Fleiſchmann** ſtarb und an ſeine Stelle kam **Johann Wilhelm Vitus Sell**. 1772 wurde der Hofkaplan Rattermann, ein ſehr ſtrenger, würdiger Geiſtlicher, Superintendent zu Schalkau; als Hofkaplan wurde der Pfarrer **Johann Kaſpar Scharfenberg**, der früher am Lyceum als Collaborator geſtanden hatte, berufen. 1774 wurde der Waiſenpfarrer **Sell** Pfarrer zu Bachdorf, ſeine Stelle erhielt **Anton Chriſtoph Götze**. 1776 ſtarb der Superintendent **Link**, an ſeine Stelle kam der Superintendent zu Salzungen, **Georg Kaſpar Hopf**: dagegen wurde der Hofkaplan **Scharfenberg** als Superintendent nach Salzungen verſetzt und zum Hofprediger der bisherige Pfarrer zu Streſſenhauſen, **Johann Georg Pfranger** berufen. 1776 entſtand das Landſchullehrerſeminarium,*) zugleich wurde

---

*) Über deſſen Entſtehung ſ. **Walchs** Beſchr. d. Meining. Lande, S. 109 ff. Mit dem Seminarium ward eine **Armenſchule** verbunden, aus welcher die jetzige **Volksſchule** hervorgegangen iſt. 1780 trat an

auf Michaelis eine Schulpredigt angeordnet und die Einlage in den Klingelbeutel an 4 Sonntagen zu einer Schulkaſſe beſtimmt. 1777 wurden die halben Feiertage auf die Sonntage verlegt und überhaupt die Zahl derſelben verringert. Der Kanzler v. **Eyben** ſtiftete ein Legat für das hieſige Chor, welches dafür jährlich am Todestage ſeiner 1778 verſtorbenen Gemahlin vor ſeinem Hauſe (jetzt dem Gaſthofe zum Erbprinzen) das Lied: Auf Gott und ꝛc. ſingen muß; die Begräbnißfeierlichkeit fand von Seite der Hofgeiſtlichen, aber in der Stadtkirche ſtatt.

1780 wurde der Waiſenpfarrer **Götze** als Pfarrer nach Sülzfeld verſetzt: an ſeine Stelle trat der Katechet und Vorſteher des Seminariums, **Ernſt Ludwig Walch**; das Seminarium wurde in unmittelbare Verbindung mit dem Waiſenhauſe gebracht. Der Diakonus **Georgii**, ein ſehr beliebter Prediger, kam 1780 als Superintendent nach Waſungen und an ſeine Stelle trat im folgenden Jahre der bisherige Rector **Johann Chriſtian Volkhart**.

---

ihre Stelle die **Waiſenſchule**, nach Vertheilung der Waiſenkinder in Familien die ſogenannte **Hofſchule**, 1788, die aber 1799 aufhörte, während das Seminarium eine neue **Armenſchule** zur Uebungsſchule erhielt. Dieſe beſtand als **Freiſchule** noch nach Verlegung des Seminariums fort, wurde 1836 ſtädtiſche Anſtalt und bei der 1838 erfolgten Organiſation des ſtädtiſchen Schulweſens zur **Volksſchule** mit erweitertem Umfange.

Im Jahre 1782 wurden mehrere liturgiſche Veränderungen vorgenommen. Merkwürdig war es, daß 200 Jahre zuvor nämlich 1582 die Hennebergiſche Agende, 100 Jahre zuvor, im Jahre 1682 die aus der Gothaiſchen hervorgegangene Meiningiſche Agende erſchienen war. Die ſtehenden Lieder, das Singen der Collecten, das Läuten an Sonn- und Feſttagen in der Nacht um 3 Uhr, das Vorleſen des Katechismus beim Gottesdienſt hörte auf, die Wahl der bibliſchen Kapitel wurde freigegeben. Die Frühkirche, die bisher jeden Sonntag gehalten wurde, ſollte von an nur alle 4 Wochen ſtattfinden, weshalb dem Archidiakonus, dem dieſer Gottesdienſt zukam, aufgegeben wurde, dagegen jeden Sonntag Nachmittags zu predigen, wenn der Diakonus das Filial beſuchte. 1787 wurde Copulation und Tanz zur Adventzeit erlaubt, 1788 die Kirchenbuße abgeſchafft, die allgemeine Beichte eingeführt, die Waiſenkinder wurden in Familien untergebracht, ſo daß die Waiſenkirche von nun an eigentlich nur Zuchthauskirche war. Mehrere dieſer Veränderungen waren nach dem Wunſche Herzog Karls vorgenommen: vielen Einfluß hatte dabei der Diakonus Volkhart und der Waiſenpfarrer Walch, wiewohl letzterer ſpäterhin nicht damit zufrieden war, ſondern äußerte, daß manches abgeſchafft worden ſey, was man hätte beibehalten ſollen.

Frau **Anna Luiſe Friederike Schröter** geb. Zink, Wittwe des Amtmann Schröter zu Maßfeld; ſtiftete zum Beſten der Schullehrer 1784 ein Kapital von 1250 fl.

1790 ſtarb der Archidiakonus Meifart, bald darauf der Hofprediger Pfranger. An die Stelle des erſten kam der Inſpector des Lyceums Johann Adam Emmrich: Hofprediger wurde 1791 Johann Lorenz Bierling. 1792 wurde der Diakonus Volkhart Superintendent zu Schalkau, der Waiſenpfarrer Walch kam als Diakonus an die Stadtkirche, vertauſchte aber ſchon 1793 dieſe Stelle mit der Superintendentur zu Salzungen, wogegen der Rector M. Johann Kaſpar Buzer zum Diakonat befördert wurde. Die Waiſenpfarrſtelle nebſt der Direction des Seminariums wurde dem bisherigen Rector und Collaborator zu Sonneberg, Theodor Gottlieb Karl Keyßner übertragen.

Im Jahre 1793 wurden die neuen ſehr genauen Kirchenbücher eingeführt. Im folgenden Jahre erſchien das neue Geſangbuch, welches von Pfranger begonnen, vom Bibliothekar Reinwald vollendet war.

1796 ſtarb der Archidiakonus Emmrich: man theilte die dritte geiſtliche Stelle, indem zwei Lehrer des Lyceums, der Rector Johanes Walch und der Conrector Adam Gottlieb Lange zu Collaboratoren ernannt wurden. Die Einrichtung bewährte ſich nicht, ſie war weder für die Kirche, noch für die Schule vortheilhaft. Als daher Walch 1799 Adjunctus zu Schweina geworden war, ſtellte man die früheren Verhältniſſe wieder her; der Diakonus Buzer wurde Archidiakonus, der Collaborator Lange Diakonus. 1797 wurde der Oberhofprediger Volkhart zum Generalſuperintendenten ernannt, jedoch wegen ſeiner ſchwachen Bruſt vom Predigen dispenſirt; der Superintendent Hopf, bisher Conſiſtorialaſſeſſor, wurde Conſiſtorialrath, der Hofprediger Vierling wurde Conſiſtorialaſſeſſor und hauptſächlich mit Leitung des Schulweſens beauftragt. Die Mädchenſchule erhielt ein neues Lokal und einen zweiten Lehrer, das Armenweſen wurde zweckmäßig eingerichtet. *) Frau Regina Margaretha Kalbitz geb. Lotz, ſchenkte 1797 zur Beſoldung des erſten Mädchenſchullehrers ſtatt des Schulgelds armer Kinder 100 fl. fr. Johann Valentin Otto begründete ein Semmellegat für die Knabenſchule. 1799 wurde das Zuchthaus von hier verlegt und es hörte nun die Parochie der Waiſenkirche auf: der Waiſenpfarrer, Landſchulinſpektor Keyßner war als Lehrer am Seminarium und am Lyceum beſchäftigt, half aber auch ferner bei gottesdienſtlichen Verrichtungen in der Schloß- und Stadtkirche aus.

Im Jahre 1800 ſtarb der Generalſuperintendent und Oberhofprediger Volkhart: der Hofprediger Vierling rückte in die erſte geiſtliche Stelle vor und die zweite übernahm der Hofcollaborator Johann Georg Sachs. Als derſelbe 1802 zum Pfarrer nach Herpf befördert war, wurde der Con-

---

*) S. das Meininger Taſchenbuch 1801.

rector Georg Karl Friedrich Emmrich Hofcollaborator, 1804 aber zum Hofkaplan ernannt. Der Superintendent Hopf konnte wegen Altersſchwäche ſeinen Dienſt nicht mehr beſorgen, daher übernahmen die beiden Diakonen, Buzer und Lange, unterſtützt von den Lehrern und Candidaten, ſeine Geſchäfte. Als Hopf 1803 geſtorben war, dauerte das Verhältniß fort, indem die Superintendentur einige Jahre unbeſetzt blieb. Um dieſe Zeit wurde das ſogenannte Frühgebet, eine Frühbetſtunde, aufgehoben.

1801 erſchien eine Verordnung, nach welcher liturgiſche Freiheit mit Feſtſtellung des Weſentlichen, geſtattet wurde, desgleichen eine Verordnung über die Einrichtung der Pfarrarchive. Was die kirchliche Sitte anlangt, ſo wurden die öffentlichen Leichenbegängniſſe mit Sang, Klang und Predigt immer ſeltner, beſonders in den bald eintretenden Kriegsjahren. Nach denſelben wurden die Begleitungen wieder häufiger, auch wurden Reden von den Geiſtlichen am Grabe gehalten, bis dieß endlich faſt ſtehender Gebrauch wurde.

1806 wurde der Archidiakonus Buzer Superintendent, Oberpfarrer und Conſiſtorialaſſeſſor; der Diakonus Lange wurde Archidiakonus und zwar mit Beibehaltung der Filiale und ſämmtlicher zwiſchen den Diakonen ſonſt wechſelnden Caſualverrichtungen. Dagegen wurde als dritter Geiſtlicher ein collaborator ministerii, Johann Gottlieb Auguſt **Köhler** angeſtellt, welcher die Predigten in der Frühkirche und Nachmittags an den Sonntagen zu beſorgen hatte, wenn der Archidiakonus die Filiale beſuchte, außerdem in vorkommenden Fällen aushalf.

1803 ſtiftete der von hier gebürtige Geheimerath Freiherr v. **Gatzert** zu Darmſtadt 2000 fl. für zwei Meininger Studirende, welche die hieſige Schule beſucht haben. 1811 wurde in der Stadtkirche das neue Geſangbuch eingeführt, in demſelben Jahre die letzte Leichenpredigt in der alten Gottesackerkirche zu St. Martin gehalten. Bei dem Rückzuge der Franzoſen wurde dieſe Kirche zu einem Lazareth gebraucht und konnte ſeitdem nicht mehr zum Gottesdienſte benutzt werden. Als 1813 das ruſſiſche Hauptquartier nach der Schlacht bei Leipzig hier eintraf, wurde die Stadtkirche zu einem Getraidemagazin gebraucht und es mußte der Gottesdienſt einige Wochen ausfallen. Bald darauf wurde auch einmal von einem Preußiſchen Feldprediger für die hier liegenden Truppen in der Stadtkirche Predigt und Communion gehalten.

1816 wurde der Hofprediger und Conſiſtorialrath **Bierling** zum Generalſuperintendenten und Oberhofprediger, der Superintendent **Buzer** zum Conſiſtorialrath, der Hofkaplan **Emmrich** zum Hofprediger ernannt: in ihren Geſchäften gieng aber dadurch keine Veränderung vor.

1817 wurde das Reformationsfeſt feierlich nach Vorſchrift eines gedruckten Directoriums begangen. Bei dieſer Gelegenheit wurde die ehemalige Viertelſtunden-Schlagglocke, die in der höchſten, 1763 abgetragenen Spitze des großen Thurms befindlich geweſen war, zu den übrigen Glocken gebracht und ſeitdem an Feſttagen (die Luthers- oder Reformationsglocke benannt) gebraucht. Die Schullehrer erhielten Beſoldungszulagen. In dieſem Jahre wurde der Bau des Bernhardinums begonnen, weshalb die Waiſenkirche (das ehemalige Hospitalkirchlein) eingeriſſen wurde. Seit Aufhebung der Parochie im Jahr 1799 wurde ſie nur an den Communionstagen der Seminariſten, einigemal von den Reformirten, ſpäter auch von den Katholiken an Feſttagen für ihren Gottesdienſt benutzt. Wegen der Theurung in den Jahren 1816 und 1817 wurden die erſten Ärndtewagen feierlich in die Stadt eingeholt, bei welcher Gelegenheit eine Dankbetſtunde vom Archidiakonus Lange in der Kirche gehalten wurde. Zum Andenken an dieſe Zeit wurde eine Einſammlung unter der Bürgerſchaft veranſtaltet und ein neues Altartuch angeſchafft, welches ſeitdem am Ärndte- und Reformationsfeſt gebraucht wird.

1818 ſtarb plötzlich am Pfingſtheiligabend der Superintendent Buzer an einem Schlagfluſſe. Mit Ende des Jahrs trat der Archidiakonus Lange an ſeine Stelle. 1819 wurde der Collaborator Köhler Archidiakonus; Diakonus wurde Friedrich Wilhelm Vierling. Die Diakonatſtellen wurden wieder ſo hergeſtellt, wie es früher geweſen war, indem man dieß als das Zweckmäßigſte anerkannte. In dieſem Jahre ſtarb auch der um das Kirchen- und Schulweſen des Landes höchſt verdiente Geheimerath und Conſiſtorialpräſident Heim. Der Diakonus Vierling ſtarb, nachdem er kaum ein halbes Jahr ſeine Stelle bekleidet hatte: Diakonus wurde Ed. Schaubach. 1821 wurde das Gymnaſium Bernhardinum eingeweiht, wobei der Stadtrath das Stipendium Bernhardinum ſtiftete. 1822 wurde die Gedächtnißfeier der Verſtorbenen angeordnet und zum erſtenmal begangen. 1823 erhielten die Oberbehörden eine neue Einrichtung: die Eheſachen und Rechtsſachen der Geiſtlichen wurden dem Conſiſtorium abgenommen und dem Oberlandesgericht überwieſen; dagegen erhielt das Conſiſtorium die Geſchäfte der bisherigen Armencommiſſion und der Schulcommiſſion, unter welcher das Seminarium geſtanden hatte.

1824 wurde eine Hauptreparatur mit der Stadtkirche vorgenommen. Das Dach wurde neu hergeſtellt, der Fußboden durch neue Platten geebnet, die Fenſter wurden gereinigt, die Orgel vollſtändig reparirt, das Ganze erhielt einen neuen Anſtrich und Vergoldung. Die Koſten beliefen ſich auf 11600 fl. Als die Arbeit, die über ein halbes Jahr dauerte, vollendet war, ſangen die Handwerker in der Kirche das Lied: Nun danket Alle ꝛc. Am 1. Adventſonntage fand die Einweihung durch feierlichen Gottesdienſt ſtatt. Während des Sommers konnte nur unterbrochen Kirche gehalten werden; weshalb die Stadtgeiſtlichkeit auch einmal Communion in der Schloßkirche hielt. Taufen und Trauungen wurden in der Sakriſtei verrichtet.

Von 1825 an wurde die Confirmation, die bis dahin Oſtern gefeiert wurde, Pfingſten verrichtet. Im Jahre 1826 wurde angeordnet, daß die ordinirten Geiſtlichen, ſtatt des Mantels eine gleichförmige Amtskleidung, nämlich den längſt in der evangeliſchen Kirche üblichen Chorrock*) und ein ſchwarzes Barret tragen ſollten. 1826 ſtarben kurz nach einander der Superintendent und Conſiſtorialrath Lange und der Archidiakonus Köhler. Im folgenden Jahre trat der Conſiſtorialrath und Hofprediger D. Ronne von Hildburghauſen auch als Mitglied in das hieſige Conſiſtorium; das Seminarium wurde mit dem zu Hildburghauſen vereinigt. Der Hofprediger Emmrich wurde Conſiſtorialrath; der Diakonus Schaubach Oberpfarrer und Superintendent. Zum Archidiakonat wurde der Pfarrer zu Sülzfeld, Jakob Friedrich Storandt berufen, zum Diakonat der Lehrer am Johanneum zu Hamburg, Auguſt Gottlieb Calmberg. In dieſem Jahre wurde die alte, ganz unbrauchbare Gottesackerkirche zu St. Martin eingeriſſen.

---

*) Auch hier war derſelbe bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts gebräuchlich.

1828 wurde der Grundſtein zu dem neuen Georgenkrankenhaus mit religiöſer Feierlichkeit gelegt. 1829 hörte die dritte Bußtagskirche auf, wogegen dem Diakonus zur Pflicht gemacht wurde, die Filiale wechſelnd an den Bußtagen zu beſuchen. Mit dem 1. April des Jahres 1829 wurde das Conſiſtorium von hier nach Hildburghauſen verlegt: die Stadtkirche verlor dadurch die Ordinationen, die bisher in ihr vom geiſtlichen Miniſterium verrichtet wurden. Bald darauf hörten die geiſtlichen Untergerichte auf, die der Superintendent bisher mit den Beamten zu Maßfeld, zu Meiningen und mit dem Stadtrath daſelbſt gebildet hatte: dagegen wurde Ein Kirchen- und Schulenamt für die geſammte Diöces errichtet, beſtehend aus dem Superintendenten und dem Oberbeamten, in Anſehung der Stadt blieb der Zuſtand ſchwankend. Es wurden Predigervereine im ganzen Lande, ſo auch hier, ins Leben gerufen. Der Generalſuperintendent **Bierling** ſtarb in dieſem Jahre und der Hofprediger **Emmrich** rückte als Oberhofprediger 1830 in die erſte geiſtliche Stelle der Schloßkirche.

Das 100jährige Jubelfeſt der Henſlingiſchen Stiftung wurde 1830 feierlich begangen. Allgemeine Theilnahme fand auch das Jubelfeſt der Uebergabe der Augsburger Confeſſion, welches, wie früher, drei Tage gefeiert wurde. Am Abend vorher wurde das Feſt eingeläutet, und der Geſang einiger alter Lieder der proteſtantiſchen Kirche, die wieder beſonders gedruckt waren, auf dem Markte angeſtimmt. Der zweite Tag war zu Schulfeierlichkeiten beſtimmt. Die Kirche war feſtlich geſchmückt und eine neue Stiftung, die Beleuchtung des Altars durch Wachskerzen, trat durch den hieſigen Bürger, Georg Kratzer und ſeine Frau Roſine geb. Carl ins Leben.

1831 wurde die zweite geiſtliche Stelle an der Schloßkirche durch Anſtellung des Hofkaplans Guſtav Lotz wieder beſetzt: er wurde, wie dieß auch früher bei den Hofgeiſtlichen geſchah, in der Schloßkirche ordinirt. Das neue Georgenkrankenhaus wurde in dieſem Jahre feierlich eingeweiht. 1832 wurde der Anfang des Nachmittagsgottesdienſtes in der Schloßkirche, der früher um 2 Uhr ſtatt gefunden hatte, auf 1 Uhr feſtgeſetzt: auch wurde in der Schloßkirche eine Frühkirche für die Communicanten eingeführt. 1833 wurde das Dach des großen Thurmes reparirt. 1834 wurde die Einrichtung getroffen, daß nur Eine Betſtunde am Mittwoch ſtatt der bisherigen 2 am Montag und Donnerſtag gehalten werden ſollte. 1835 trat eine neue Stadtverfaſſung und mit ihr ein neues ſtädtiſches Kirchen- und Schulenamt ein, beſtehend aus dem Superintendenten und den beiden Bürgermeiſtern. Zur Einführung dieſer Behörde kam der Oberconſiſtorialrath D. Nonne von Hildburghauſen hierher. Das Gymnaſium wurde in dieſem Jahre von der Stadtſchule getrennt, neu organiſirt und zur Staatsanſtalt erhoben. Auf dem Platze der alten St. Martinskirche wurde der Bau einer fürſtlichen Begräbnißkapelle begonnen. Im Jahr 1835 ſtarb der Archidiakonus Storandt, und der Diakonus Calmberg wurde hierauf 1836 zum Archidiakonus befördert: der Hofkaplan Lotz kam als Pfarrer nach Mupperg. Die Vikarie beſorgten die Pfarrvikare Müller, Ausfeld und Höfling. 1837 ſtarb der Oberhofprediger Emmrich, bald darauf der Landſchuleninſpector und vormalige Waiſenpfarrer Keyßner, nachdem er am Schluß des Jahres zuvor ſein Jubiläum begangen hatte. In derſelben Zeit ſtarb der Stadtkirchner Johann Georg Behlert, der in einigen Monaten ſein Dienſtjubiläum hätte feiern können. Seinen Dienſt erhielt ſein Sohn, Gottfried Behlert, bei welcher Gelegenheit der Neujahrsumgang des Kirchners abgelöſt und fixirt wurde. Der bisherige Pfarrvikar Auguſt Müller wurde Diakonus an der Stadtkirche. In demſelben Jahre wurde der bisherige Archidiakonus zu Jena, D. Ackermann zum Hofprediger an die Schloßkirche berufen, 1838 der Pfarrvikar Höfling zum Hofkaplan ernannt. In dieſem Jahre wurde die Realſchule errichtet, die Bürgerſchule neu organiſirt, eine neue Begräbnißordnung*) eingeführt.

---

*) Die alten Begräbnißfeierlichkeiten bis zu der Zeit, wo die Leichenpredigten aufhörten, waren folgende. Bei der ſogenannten ganzen Leiche (dem feierlichen Leichenbegängniß) wurden einige Geſänge vor dem Hauſe vom Chor geſungen, worauf ſich der Zug unter vollem Geläute und Vortragung des Kreuzes, voran

1839 wurde wegen Kränklichkeit des Kantor Rier der Lehrer Walter zum Kantor ernannt.*) 1840

---

die ganze Schule mit dem Lehrercollegium, das geiſtliche Miniſterium, dann der Sarg, die Leidtragenden und übrigen Begleitenden, in Bewegung ſetzte. Beim Eingang in den Gottesacker wurde die Leiche vom Todtengräber in Empfang genommen und in die Kirche begleitet. Vor der Predigt wurde der Geſang angeſtimmt: In Chriſti Wunden ſchlaf ich ein ꝛc. Nach der Predigt wurde der Lebenslauf geleſen. Der Gottesdienſt ſchloß mit Collecte und Segenswunſch. Unter dem Geſang: Nun laßt uns den Leib ꝛc. begab man ſich zum Grabe und nahm die Beerdigung vor: bisweilen fand noch eine beſondere Parentation oder Abdankung ſtatt. Bei der halben Leiche (dem einfachen Leichenbegängniß) wurde die Leiche nur von der Hälfte der Schule, 1 Geiſtlichen, 1 Lehrer als Sänger begleitet: nur das ſogenannte kleine Geläut wurde dabei gebraucht. Auf dem Gottesacker wurde alsbald die Beerdigung vorgenommen, während der übrige Zug in die Kirche gieng, wo die Leichenpredigt gehalten, der Lebenslauf geleſen und auf die gewöhnliche Weiſe geſchloſſen wurde. Bei einer Viertelsleiche erſchien nur eine Schulklaſſe mit dem Geiſtlichen und dem betreffenden Lehrer, es wurde nur mit 2 Glocken geläutet und ſtatt der Predigt ein bibliſcher Abſchnitt wie in der Betſtunde verleſen. Ganz ſtille Leichen waren nach der ältern Anſicht unehrlich.

*) Früher war der Tertius der lateiniſchen Schule Kantor: der Conrector wechſelte in Anſehung der Accidentalverrichtungen mit ihm Woche um Woche, wie der Archidiakonus und der Diakonus in der ſogenannten Wöchnerei zu wechſeln pflegen. An die Stelle

wurde in der Stadtkirche Klingelbeutel und Beichtgeld abgeſchafft. Daſſelbe geſchah mit dem Klingelbeutel bald darauf auch in der Schloßkirche, Beichtgeld war in derſelben nie entrichtet worden. Von dem Silber der abgeſchafften Klingelbeutel wurde 1841 ein neues Taufbecken in der Stadtkirche verfertigt. Im Jahr 1841 wurde der neue Friedhof nebſt dem Leichenhauſe feierlich eingeweiht. 1843 kam der Organiſt Butzert als Hoforganiſt zur Schloßkirche: vorläufig wurde der Kantor Walter beauftragt, mit Beibehaltung des Kantorats das Orgelſpiel zu beſorgen, während einige Lehrer abwechſelnd ſtatt ſeiner bei Leitung des Geſanges aushelfen ſollten.*). Mit Michaelis dieſes Jahres gieng der Hofkaplan Höfling von hier als Pfarrer nach Queienfeld, der Pfarrer Graf aus Rieth wurde Hofkaplan.

Conrectors trat ſpäter in dieſer Beziehung der Quartus. Noch ſpäter wurde der Quartus der eigentliche Kantor und der Tertius ſein Gehülfe, der in Anſehung des Kirchendienſtes ſich durch einen andern des Geſangs kundigen Lehrer gegen Vergütung vertreten zu laſſen pflegte. In der neueſten Zeit wurden dieſe Verhältniſſe bei der Schulorganiſation abgeſtellt und der Kantor ausſchließlich (abgeſehen von ſeinem Geſchäft als Lehrer) mit dem Kirchendienſt beauftragt.

*) Ehedem war der Mädchenſchullehrer Organiſt. 1701 wurde Joh. Nik. Meder Senator, legte ſeine Schulſtelle nieder, behielt aber die Organiſtenſtelle bei, und ſeitdem war beides getrennt.

Geſchichte

des

Herzogthums Meiningen

(von 0—1037)

von

G. Brückner.

Die Geſchichte des Meininger Landes.

1) Die heidniſche Zeit.

(0 — 720.)

Im ſchönen Herzen Deutſchlands, wo der Thüringerwald *) liegt, auf dem Gürtel, wo ſich Nord- und Süddeutſchland nach Raum, Klima, Nahrung, Münze, Sprache, Sitte, Tracht und Religion ſcheiden, wo Franken und Thüringen an einander ſtoßen,

---

*) Der Thüringerwald hieß bei den Thüringern ſchlechtdin der Wald oder characteriſtiſch Laube, Leube, Leibe, ein altes Wort, was noch vorkommt 1) als Bezeichnung thüringiſcher Orte — auf leibe, leben: 2) als Benennung der innern Kirchenetagen — Porläm, Emporladen, Emporleben; 3) der Ueberbauten an den Hinterhäuſern — Porläm, Porladen: 4) der Halbhallen, die bei den Wohnungen durch den Ueberbau des zweiten vordern Stockwerks entſtehen, Kaufhallen - Laden. Die Slaven nannten den Thüringerwald mit gleichem Namen Leube, Loibe, und noch in ſpätrer Zeit, theilweis noch jetzt führt er dieſen Namen.

zwiſchen Preußen, Sachſen, Baiern und Heſſen liegt das Herzogthum Meiningen.

Der Thüringerwald und Striche der fränkiſchen und thüringiſchen Platte bilden den Boden des Landes, doch vorzugsweiſe iſt es jener Kettenzug, der dem Lande Richtung und Form und durch Luft, Waſſer und Producte einen eigenthümlichen Character gibt, und der deshalb ebenſowohl die Axe als die Seele des Landes iſt. Viel länger als breit, bald mehr, bald weniger eng zieht der Hauptkörper deſſelben längs des obern Werrathales von da, wo die Rhön und der Thüringerwald dicht zuſammentreten, bis zur Quellgegend der Schleuſe und Werra und krümmt ſich an der obern Itz und Steinach über den breiten ſchieferigen Oſtrücken des Gebirgs nach der Saale und kleinen Orla hinüber; von dieſem Körper abgeſondert, liegen einzelne Stücke im mittlern Werra-, Ilm- und Saalgebiet. Somit iſt das Land kein gerundetes Ganze, ſondern eine langſchmale, ein- und ausſpringende, zum Theil zerriſſene Fläche. Es iſt zwiſchen drei Flußgebiete (thüringiſche Saale, Main und Werra, oder Elbe, Rhein und Weſer) und zwiſchen drei Salzpunkte (Salzungen, Friedrichshall und Neuſulza) eingeſpannt, und ſteigt von der obern Grenze der Weinkultur aufwärts bis zur obern Grenze der Buchenregion. Neuſulza, 360′ über dem Meer, iſt ſein tiefſter, das Kieferle, 2717′ über dem Meer, ſein höchſter Punkt; der größte Theil des Bodens bildet eine Berg- und Hügellehne von 600′ –

1800′, auf der die Hauptbevölkerung Meiningens wohnt. Das ganze Land, $44,_{41}$ Quadratmeilen groß ($^{3}/_{5}$ von Henneberg unter Berthold VII., $^{1}/_{20}$ des wettiniſchen Hauſes, $^{3}/_{11}$ der erneſtiniſchen Lande, $^{2}/_{5}$ vom Land des Ernſt des Frommen), trägt eine Bevölkerung von 150000 Menſchen.

Wie der Boden dieſes Landes, das einen Theil des alten Herminonien bildete, vor Chriſti Zeit beſchaffen war, welches Volk (Kelten) ihn damals bewohnte, welche Thäler bebaut wurden, welche Sitten und Gebräuche hier herrſchten, wir wiſſen dies Alles nicht, denn die Urgeſchichte aller Völker und Länder iſt unauflöslich dunkel. Aber ſelbſt während der nächſtfolgenden ſieben Jahrhunderte wirft die Geſchichte nur ſchwache Blicke auf unſere Heimath, ſo daß auch dieſe Zeit hindurch Land und Volk noch wenig deutlich erſcheinen.

Als die Rhein- und Donaugegend durch die Römer ins Licht der Geſchichte trat; als an dieſen Strömen, die aus dem Innern und Norden Deutſchlands vordringenden Germanen einen glorreichen vierhundertjährigen Kampf gegen Rom kämpften und daſelbſt das Chriſtenthum die Veredlung des deutſchen Lebens begann: damals wohnten — und dies allein läßt ſich für dieſe Zeiten in Bezug auf die Gaue des Meininger Landes ſicher annehmen — im Norden und Südweſten des Thüringerwaldes Hermunduren, an ſeinem Südfuß vorübergehend Alamannen und nach ihnen Burgunder (von 290 bis um

412 nach Chr.) und neben ihnen vorgeſchobne vereinzelte Katten- und Hermundurencolonien; dagegen muß der Südoſten oder das Plateau des Gebirgs, was ſeine Beſchaffenheit noch um 1000 nach Chr. beweiſt *), damals waldbedeckt, öde und unbewohnt geweſen ſein.

Die Hermunduren und Katten, beides ſueviſche Stämme, waren zwei Kernvölker der deutſchen Nation, die durch ihre Kämpfe gegen Rom, durch ihre Kämpfe unter einander und gegen andre germaniſche Stämme und durch ihre Colonien **) für Deutſchland und insbeſondere für unſere Heimath höchſt wichtig und merkwürdig ſind. Ihr Land hieß noch bis zu Ende des dritten Jahrhunderts Suevia. Die Hermunduren ſaßen im herminoniſchen Duria (althochdeutſch **Duringa**, ſpäter Thüringen, zwiſchen dem Harz und Thüringerwald, der Saale und Werra), daher ſie bei den römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern Hermunduren (Ermin-Duren; herminoniſche Thüringer) und Teuriochämen heißen *). Seit dem vierten Jahrhundert, als der allgemein gewordne Name „Germane“ und das Auflöſen der Stämme in größere Völkerbündniſſe die alte Eintheilung und Benennung Deutſchlands (Iſtävonien, Herminonien und Ingävonien) unbrauchbar gemacht hatten, fällt die Unterſcheidung herminoniſch weg und ſeitdem kommt der Name Thüringen (Duringa) allein und ſchlechthin vor. Die Katten, die ihren Hauptſitz ur-

---

*) Noch 1030 heiſt die Gräfenthaler Gegend Einöde.

**) Eine Kolonie der Hermunduren hatte ſich im erſten Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung im Markomannenland angeſiedelt, ſ. Dionis Cassii fragm. Paris 1800 p. 7. Tac. Germ. c. 41. Später, von den Bojoaren gedrängt, nahm ſie ihren Sitz an der untern Altmühl gegen die Donau hin, wo ſie noch im 5. und 7. sec. (Saulfeldia in confinio Thuringorum) getroffen wird. Dieſe Hermunduren waren es beſonders, die mit den Römern in freundſchaftlichem Verkehr ſtanden. Die Franken am Rhein waren z. Th. kattiſcher Abſtammung.

---

*) Die Identität der Hermunduren und Thüringer hat Zeus (Die deutſchen und die Nachbarſtämme S. 102. 353), ſoweit ſich dies erweiſen läßt, dargethan. Wenn dagegen L. v. Ledebur (Nordthüringen und die Hermunduren oder Thüringer) Hermundulen, Thurhauer, Tungern, Turonen, Turcilinger und Therwinger für Hermunduren hält, ſo bedarf dieſe Behauptung doch eines beſſern Beweiſes, als von ihm beigebracht iſt. Zeus erklärt übrigens den Namen Hermunduren durch Starkmuthige (Ermin: mächtig, thoran: muthig). Der Thüringerwald hat noch jetzt das Wort Herm, Hermen als Bezeichnung des Bocks, in Uebereinſtimmung mit der Bemerkung von Grimm, daß überhaupt mit Herm das männliche Thier als das Starke bezeichnet wurde. Inſofern nun nach altgermaniſcher Anſchauung im Mann das Volk repräſentirt wurde, ſo dürfte unſer arm, das noch in dem Ausdruck eines alten Liedes „arme Chriſtenheit“ in der Bedeutung von Volk vorkommt, damit zuſammenhängen.

ſprünglich zwiſchen dem Taunus, der Rhön, Werra und Diemel hatten; ſtießen im Gebiet der Werra (noch 933 n. Chr. **Wesera** genannt) an die Hermunduren. Die an Salz äuſſerſt reiche Werragegend (Allendorf, Kreuzburg, Salzungen, Schmalkalden) wurde kurz nach Chriſto das Kampffeld zwiſchen beiden Völkern; die Hermunduren ſiegten 58 n. Chr. und ſeitdem gehörte die Gegend von Salzungen bis Allendorf zu Thüringen *). Bald darauf treffen wir die Katten und bald auch die Hermunduren, nach einem kurzen friedlichen Verkehr mit den Römern, im Kampf gegen Rom, jene am Rhein, dieſe an der Donau. Im dritten Jahrhundert vereinigten ſich die Katten mit mehrern benachbarten germaniſchen Stämmen unter dem gemeinſamen Namen Franken und dieſer Völkerbund bricht die römiſche Macht am Rhein und dehnt ſeine Eroberungen jenſeit und darauf dieſſeit des Rheins aus. Während dem verliert ſich der Name Katten im Kattenland; dagegen tritt ſpäter der Name Heſſen **), urſprünglich die Benennung eines kleinen kattiſchen Gauvolks, an ſeine Stelle.

---

*) Daß nur hier der bekannte Salzkrieg vorgefallen ſein kann, dafür ſprechen bedeutende Gründe, die in dem nächſten Jahrgang d. T. mitgetheilt werden ſollen.

**) Katten und Heſſen ſind zwei verſchiedene Namen. Nach der Grammatik kann der eine nicht aus dem andern hervorgehen.

Behaupteten beide Völker, Hermunduren und Katten, ihren urſprünglichen Boden als bleibenden Wohnſitz, ſo war dies dagegen mit den Völkerſchaften im Maingebiet, ſomit im Grabfeld, nicht der Fall. Hier wechſelten gleichſam wie auf einer Völkerſtraße die Völker und dies dauerte bis zur Occupation des Landes durch die Franken. Vor 290 (n. Chr.) treffen wir die Alamannen als Bewohner faſt des geſammten Maingebiets; von da an bis um 412 ſaßen im obern und mittlern Maingebiet die Burgunder, die mit ihren damaligen Weſtnachbarn, den Alamannen, der Grenze und der Salzquellen wegen häufig Streit hatten und die darauf zum größern Theil um 412 über den Rhein gingen, wodurch die obere Maingegend ſehr entvölkert wurde. Ein Theil der Burgunder mußte damals und zwar im Grabfeld noch zurückgeblieben ſein, weil Procopius angibt, daß die Thüringer ſüdlich an die Burgunder ſtießen; aber dieſer Reſt zog gleichfalls ſpäter weſtlich und es blieben hier nur noch einzelne, entweder ſchon früher oder damals vorgeſchobne hermunduriſche und kattiſche Colonien. Auf jene weiſen die thüringiſchen Ortsnamen auf leben hin, deren das Grabfeld jetzt noch 7 *) hat, früher mehrere **) zählte; auf dieſe die Localnamen ſowohl der allgemeinen kattiſchen Volksbenennung, wie **Cazza**, **Cazzaha**, **Catzburg**, **Cazzwarte**, **Cazzerode**, **Cattenlöcher**, **Catterberg** oder **Cattenstein**, **Hazeriet**, **Catzenbach**, als auch die der urſprünglichen Gaubezeichnung **Hassi**, wie **Hassfurt**, **Hessberg**, **Hassberg**, **Hassenberg**, **Hassagau** (Haßgau). In dieſe durch die Burgunder entvölkerten Striche drang nun von Weſten her die ſiegreiche fränkiſche (oberfränkiſche) Bevölkerung ein, und es kann leicht ſein, daß erſt damals, durch das Drängen der Franken *) nach Oſten, der heſſiſche Gauſtamm als fränkiſches Volk ſich zum Theil im Grabfeld feſtſetzte. Der thüringiſche Wald ſchied nun die Franken von den Thüringern, weshalb auch dieſer Bergzug den Namen Frankenwald **) bekam, eine Benennung, die ſich ſpäter nur von dem das Fichtelgebirg und den Thüringerwald verbindenden Hügelland erhielt. Zu gleicher Zeit, oder wenigſtens bald darauf, rückten von Oſten her ſlaviſche Stämme ein und ſetzten ſich für immer in dem Oſten des Meininger Landes feſt.

---

*) Dingsleben, Bodenleube, Alzleben, Ettleben, Zeitzleben, Unzleben, Aſchleben (Adolfesleibe).

**) Herbirslebo; Dawirlewe oder Deſertshauſen u. a.

Aus dieſen bleibenden Volksſtämmen, beſonders aus Hermunduren, Katten, Franken und Slaven ***)

---

*) Schon 489 drängte Chlodwig die Thüringer zurück. Dies und die Ermordung des Königs Siegbert von Köln im Buchoniſchen Wald beweiſt, daß die Franken ſchon damals bis zur Werra vorgedrungen waren.

**) nemus francorum in der Legende des heiligen Bonifacius.

***) Dazu kamen im 8. und 9. Jahrhundert ſächſiſche Coiſt die Hauptbevölkerung des Landes hervorgegangen, doch ſo, daß das Volk im Süden des Waldes mehr kattiſch-fränkiſch, im Norden mehr hermunduriſch (thüringiſch) geblieben, dagegen das ſlaviſche Volkselement von den übrigen Stämmen, durch ihre ſeitdem ſtetigen Einwirkungen auf daſſelbe, aufgenommen wurde, ohne indeß alles ſlaviſche Leben zu verwiſchen, wie noch jetzt manche Orts-, Wald- und Flußbenennungen, manche Opferſtätten, Gebräuche, Ausdrücke (ſo Huſche = Gans, Bile = Ente, pritſch = verloren ꝛc.) und Sagen, ferner der Agriculturſinn und die Characterbildung der Saalbewohner an die frühere Exiſtenz der ſorbiſchen Nationalität in unſrer Heimath erinnern. Das Herrliche dagegen, was den Thüringern und Franken inwohnte, ihre Lebendigkeit und ihr rühriges Streben, ihr hoher, freiherziger Sinn, ihre, beſonders der Thüringer ſchöne Singluſt und muſikaliſche

---

lonien, die durch die Carolinger auch in unſre Gegend verpflanzt wurden. Vom Jahr 788 heißt es in Annal. Petav.: multos vinctos Saxones adduxerunt in Franconiam; daſſelbe geſchah 791, 796, 797, 801. Wahrſcheinlich daher Sachſenbach im Amt Waſungen, ferner Sachſendorf, das ſchon urkundlich im 11. Jahrhundert vorkommt, alſo nicht von den im Jahr 1497 des Hüttenbaues wegen in die Eisfelder Waldgegend herbeigezogenen ſächſiſchen Bergleuten gegründet ſein kann. Ob die Wüſtung Sachſenau von ſolchen Coloniſten abſtammt, iſt ungewiß. Auch zu Rehr waren nach einem alten Zinsregiſter 18 Saxones, 75 Slavos.

Neigung, das iſt ein Beharrendes und Feſtes in der Hauptbevölkerung des Landes geblieben und findet Nahrung und Halt in ihrem ſchönen Berg- und Hügelland.

Noch vor der Zeit der Völkerwanderung mußten bis auf das Oſtplateau die Hauptthäler und Vorberge des Thüringerwalds und das ihm vorgelagerte platte Land angebaut und an günſtigen Stellen Wohnſtätte (zerſtreute Höfe) errichtet ſein, denn die Hermunduren und Katten trieben, wie berichtet wird, neben Viehzucht auch Ackerbau; auch deuten die Volksverhältniſſe, wie ſie ſchon damals beſtanden, auf einen geordneten Anbau des Bodens. Die Bewohner des Landes waren übrigens theils Freie, theils Unfreie. Jene, die Herrn und Beſitzer des Bodens, bildeten das eigentliche Volk; dieſe, die Hörigen oder Hinterſaſſen, die Leibeignen und Freigelaßnen, waren rechtlos und ſtanden im Dienſt der Freien (Frohndienſt — Dienſtmannen). Alle Gewalt lag in der Hand der Freien oder der Grundherrn. In öffentlichen Verſammlungen, die im Freien an geheiligten Stätten (Mall als Gerichtsſtätte noch jetzt vorkömmlich — Dingsleben, Harras) gehalten wurden, wählten ſie ihre Gauvorſteher (Grafen), fanden ihre Geſetze, ſprachen Recht, entſchieden über Krieg, Frieden, Verträge und über die Aufnahme des jungen Germanen unter die Wehrmänner und vertraten ihre Hörigen bei allen Klagen und Forderungen. Im Frieden ordneten ſie ſich ihren Gauvorſtehern als Ordnern der öffentlichen Angelegenheiten unter; im

Krieg folgten ſie ihren für die Dauer deſſelben erkornen Herzogen oder Feldhauptleuten. Hatte man dieſe auf Lebenszeit gewählt, ſo hießen ſie Könige, wie dies der Fall bei den Thüringern war; indeß die Herzoge wie die Könige wählte man ohne feſte Erbfolge aus waffenberühmten Kunnen oder Geſchlechtern. Der Freie war wehrpflichtig und diente auf eigne Koſten in dem Heerbann (Landwehr). Neben dieſer Landwehr beſtand die Gefolgſchaft oder Kriegsgeſellſchaft, deren Führer Lohn und Rang unter die Genoſſen (Geſellen) vertheilte. In dieſen gegliederten Gefolgſchaften lag zum Theil der Keim des Waffenadels und Feudalweſens.

Das Land war in beſtimmte Bezirke oder Gaue getheilt und dieſe zerfielen wieder in kleinere Theile, in Centen oder Sprengel (Hundreden, Hunderte) und dieſe in Marken, welche mehrere abgegrenzte Fluren mit mehr oder weniger zerſtreut liegenden Gehöften bildeten.

Hier wohnte der Freie auf dem Herrnhof (Frohnhof), um dieſen herum die Hörigen oder Dienſtmannen in Nebenhöfen. Einen Theil ſeines Herrnguts bebaute er ſelbſt durch ſein Hofgeſinde; dieſer Theil hieß Salgut; den andern (Manſen) vertheilte er gegen Zinſen und Dienſtleiſtungen an Freigelaſſne oder Leibeigne, deren eigenthümliche Wirthſchaft **casata** hieß. Dem Gau ſtand ein Graf (Gaugraf) vor, der Cent ein Unterrichter (Centener, Centgraf), der Mark ein Markrichter (Schultheiß). Der Graf leitete die Verſammlungen der Freien ſeines Gaues, ſprach das Urtheil der Volksgemeinde aus, beſtrafte alle höhern Verbrechen und ſchlichtete alle allgemeinen Angelegenheiten. So wie der Graf über den Gau, ſo übte der Centener die Rechtspflege über die Cent; der Schultheiß über die Mark. Die Marken hatten meiſt eine bedeutende Ausdehnung. So faßte die Breitinger Mark noch zu Kaiſer Heinrichs Zeit das Gebiet vom Gerberſtein bis zum Bleß zwiſchen der Schweina und Druſa und zwiſchen der Roſa und dem Almbach. Und noch 1049 rechnete man zur Helidunger **marca** Ermaneshuſen, Rieden, Stadelhoven, Muſlidorp, Helidungen und Sulzedorp. Zur Nordheimer **marca** gehörte unter andern Buribah (Bauerbach) und Einharteshuſen (Einödhauſen). Nicht minder ausgedehnt waren die übrigen, wie die von Roßdorf, Herpf, Meiningen.

Wie bei den übrigen germaniſchen Stämmen, ſo wurde auch bei den Thüringern und Katten durch Sitte und Gemüthsart Sittenſtrenge und das Gefühl für Ehre und Redlichkeit gepflegt, durch Geſinnung und That Leibeskraft und Kriegsluſt genährt und durch Religion der Glaube an Unſterblichkeit und Todesverachtung gelehrt und verwerthet. Man verehrte mehrere Gottheiten, von denen ſich im Volk noch Spuren finden *), beſonders vom Wodan (der Will, der Wüthende; wilder Jäger), vom Thor (Donnershauk; Donnersjung), von der Frau Holle (Hulleſtä) oder Bertha.*) Man feierte die Jahreswenden mit Feuern auf den Bergen (daher die Sylveſternachtfeuer im Gericht Altenſtein, die Johannisfeuer im Stalthal, der Zimmetsberg, d. h. Sunnwendberg im Amt Eisfeld; die noch üblichen Züge auf hohe Berge in der Johannisnacht) und mit Aufzügen (Herſchekleis).

---

*) So in dem alten Gebetlein gegen das Alpdrücken:

Unter der Leitung einer einflußreichen Prieſterſchaft brachte man an den drei großen Jahresfeſten, Weihnachten, Oſtern und Johanni, in heiligen Hainen Opfer (daher noch der Glaube im Volk an Opfer.) Weisſagende Jungfrauen bildeten einen Theil der Prieſterſchaft und ſtanden in göttlichem Anſehn (noch lebt die Welleda in Sagen im Orlagau. Der Körper des Verſtorbenen wurde verbrannt und die in irdener Urne geſammelte Aſche unter einem Steinhügel (Hünengräber) beigeſetzt. —

Während der Kämpfe gegen Rom und während des heftigen Sturmes der Völkerwanderung, der be-

---

Das Wallala
Alle Berge dorchſchwa
Alle Bächle dorchbåt
Alle Blättle åb blått
Onnerdeſſe wörds Tågk.

*) Holle, Hulle im Werragrund, Pertha (Perchtha) im Saalthal und Orlagau.

ſonders unſre Werra-Maingegend erſchütterte, hatten ſich die germaniſchen Völkerbündniſſe verdichtet und die königliche Macht war bei ihnen nothwendig und bleibend geworden. Bald nach der Völkerwanderung treffen wir deshalb auf dem hermunduriſchen Boden ein Königreich, das Reich der Thüringer, das an Macht dem Reich der Franken am Rhein nicht nachſteht und das manche Volkstrümmer in ſich aufnahm, darunter wahrſcheinlich die Angeln und Wariner, von denen noch die vielen gleichlautenden Ortsnamen auf thüringiſchem Boden ſtammen ſollen. Im Norden hatte Thüringen die Sachſen zu Nachbarn, im Oſten die Slaven, im Weſten die Heſſen, im Süden bekam es zu Nachbarn die Franken, die nach ihrem Sieg über die Alamannen ſich in die Main- und obere Werragegend bis zum Thüringerwald (daher damals Frankenwald) ausdehnten und dieſem Land die Namen Neuſtrien, Auſtrien, Neufranken, Oſtfranken, Franzien, ſeit dem 11. Jahrhundert Franconien oder Franken brachten.

Wie ſchon früher, ſo hatten auch damals*) die Thüringer nach Süden hin Eroberungen und Anſiedelungen (daher die einzelnen thüringiſchen Ortsnamen im Grabfeld) verſucht, doch war dies nur vorübergehend und nicht allgemein, was aus der meiſt mit dem Kamm des Thüringerwaldes zuſammentreffenden ſcharfen Grenze zwiſchen thüringiſcher und fränkiſcher Sprache, aus der im Volk vorhandnen uralten, an Flüſſen und Thälern haftenden Unterſcheidung einer fränkiſchen und thüringiſchen Seite des Thüringerwaldes,*) aus den wenigen thüringiſchen Spuren im Süden des Thüringerwaldes, ja ſelbſt aus Namen, wie **Durngestat** (Duringeſtatt), **Duristadl****) hervorgeht, indem dieſe beweiſen, daß in Franken das thüringiſche Volkselement nur ein ſporadiſches, nicht aber das allgemeine Volksleben gebildet habe.***)

---

*) Wozu beſonders die Entvölkerung des fränkiſchen Bodens durch den Abzug der Burgunder Veranlaſſung gegeben hatte.

---

*) Daher die vom Annaliſten Saxo angeführte Bezeichnung der uralten Völkerſcheide: silva, quae Thuringiam dirimit a Francia

) **Duristadla (d. h. Thüringerſtadt) im Grabfeld kam um 800 durch die an Grundbeſitz reiche Emhild an Fulda.

***) Dieſe Annahme wird überdies von vielen im Mund des Volks und in alten Chroniken lebenden Sagen unterſtützt, in deren Hintergrund die Thatſache als hiſtoriſche Wahrheit liegt, daß die Thüringer zwar die Südgegend des Thüringerwaldes zu erobern geſtrebt haben, daß ſie aber ſtets zum Thüringerwald zurückgedrängt worden ſind und deshalb keinen dauernden Sitz daſelbſt gewinnen konnten. Nach alten Sagen nehmlich ſollen die Thüringer vom Thüringerwald aus verſchiedene Völker im Werra-Maingebiet angegriffen und zu verdrängen geſucht haben, und zwar zuerſt die Katten, dann die Sueven (wahrſcheinlich Alamannen, Burgunder) und darauf die Franken, die ſie ſelbſt gegen die ſiegreichen Sueven zu Hülfe gerufen und die ſich

Nachdem die Franken und Thüringer in unſerer Heimath aneinanderſtießen, erkannte man in Thü-

---

angeblich 40,000 Mann ſtark (worunter 30,000 Ackerbauer, 2,886 Handwerker, der Reſt Weiber und Kinder) im Jahr 410 feſtgeſetzt hatten. Dieſelben Franken haben, geht die Sage, ſchon 460 aus der Moſelgegend den Wein ins Grabfeld verpflanzt; ferner ſind laut der Sage von fränkiſchen Edlen und Prinzen (Genebald I., Sune) die älteſten Werraburgen gegen die Thüringer erbaut und außerdem viele Orte der Werragegend (Debertshauſen von Dagobert, Meiningen als Stadt von Genebald III.) angelegt worden. Offenbar war die Werra-Maingegend ein Kampffeld für verſchiedne Nationen, die ſich darauf feſtzuſetzen ſuchten, dies aber nicht konnten, weil ſie die Straße der Völkerſchiebungen theils nach dem Rhein, theils nach der Donau bildete. Darin liegt auch der Grund, daß dies Gebiet bald beſetzt, bald geräumt wurde, nie aber bis zur Occupation durch die Franken, wo das germaniſche Leben oſtwärts zu ſtrömen begann, ein einzig Volk zur bleibenden Bevölkerung hatte. Wenn es thüringiſches Land war, alſo Thüringer, wie man annimmt, darin ihren Sitz hatten, wie konnten dann die Franken eine Militärgrenze an den Südfuß des Thüringerwaldes, alſo mitten in thüringiſches Land legen? Waren die Thüringer im Norden der Lände zu fürchten, warum nicht die dieſſeits? Warum traf man in dieſem Südgebiet nie auf thüringiſche Sprache, ſondern allein nur auf Rechte und Sprache der Franken? Warum hielt man beide Theile, die Nord- und Südgegend dieſer Lände in kirchlicher und bürgerlicher Beziehung auseinander, wenn ſie doch von ein und demſelben Volk bewohnt ringen, daß bei dem Streben des jungen fränkiſchen Reichs, ſich mehr und mehr auszudehnen, Reibung

---

waren? Warum zog das Volk der Südgegend dem Hermanfried und ſpäter dem Radulf nicht zu Hülfe? Warum zogen die Franken nicht auch gegen die angeblichen Mainthüringer? Warum findet ſich noch zur Stunde jenſeits der Unſtrut das thüringiſche Volkselement vor, während es im Süden des Thüringerwaldes verlöſcht iſt, verlöſcht ſein ſoll, obſchon jenes Land, wie angeblich dieſes, zu gleicher Zeit von Thüringen abgeriſſen wurde und unter eine fremde Hoheit kam? Warum nannte man das Maingebiet nicht Südthüringen, da doch das nordwärts der Unſtrut gelegne Land „Norththuringowa, Norththuringa“ hieß? Ja, dieſer thüringiſche Volkscharakter, damit Sprache, Sitte, Tracht und Recht, muß in dieſem vermeinten Werra-Mainthüringen ſehr frühzeitig verwiſcht worden ſein, da ſchon der Fuldaiſche Abt Rhaban, der ebenſowohl die Völker als die Sprachen des Binnendeutſchlands genau kannte, keine Thüringer in dem Grabfeld kennt, indem er von dieſem Land, bei ihm Francia orientalis, behauptet: pars Germaniae, quam Franci, qui orientales dicuntur, habitant. Zudem haben ſelbſt alte Berichterſtatter nicht anders gewußt, als daß das Königreich Thüringen ſüdlich nur bis zum Thüringerwald gereicht habe. So heißt es im Chronicon. Quedlinb. apud Leibnit. T. II. p. 273. von dem Thüringen, was den Franken bei der, mit den Sachſen unter dem fränkiſchen König Theoderich I. geſchloſſenen Theilung zufiel: Terra, quam Louuia(Lände) et Haerz sylvae concludunt. In der Legende St. Bonifacii, wo der Umfang des alten Thüringens ge-

und Kampf zwiſchen beiden Völkern nicht ausbleiben konnte. Daher verbanden ſich zur Zeit Chlodwigs, des fränkiſchen Herrſchers, Irmenfried, Berthar und Baderich, die Söhne des thüringiſchen Königs Baſin, deſſen Weib nach der Sage durch Untreue Chlodwigs Mutter war, mit dem großen Oſtgothenkönig Theodorich, ja Irmenfried knüpfte dieſe politiſche Verbindung dadurch noch enger, daß er Theodorichs Nichte, Amalaberga, ehelichte. Unter den drei Brüdern indeß entſtand, wie die Sage meldet, bei der Theilung des thüringiſchen Reichs Zwietracht, die

---

nau beſchrieben wird und der faſt durchaus genau mit den kirchlichen Diöceſanregiſtern zuſammentrifft, wird gleichfalls die Laube als Südgrenze Thüringens angegeben. Aber auch die den Thüringern, welche 531 zu dem Reich der Franken geſchlagen wurden, auferlegte Jahresſteuer von 500 Schweinen (nach Andern waren es Kühe) iſt gleichfalls ein ſehr beſtimmter Beweis, daß es kein Mainthüringen gab. Dieſe Steuer wurde bis zum Jahre 1002 entrichtet und zwar von der ſpäter ſo gen. Landgrafſchaft Thüringen. Wenn nun die Main-Werragegend gleichfalls thüringiſch geweſen wäre, ſo hatte nothwendig dies thüringiſche Gebiet einen Theil dieſer Steuer zu leiſten und die Thüringer im Norden der Laube, die ſich gern gegen jede neue Abgabe auflehnten, hätten gewiß nach der Einverleibung des ſ. g. Mainthüringens nicht die ganze Abgabe, vielmehr nur einen proportionalen Theil derſelben entrichtet. Dies geſchah jedoch nicht und ſomit kannten ſowohl die Steuerberechtigten als auch beſonders Irmenfried dadurch veranlaßt haben ſoll, daß er auf Anſtiften ſeines Weibes nach der Alleinherrſchaft über Thüringen ſtrebte. Einen ſeiner Brüder ſoll Irmenfried allein, doch den andern nur mit Hülfe des fränkiſchen Herrſchers überwunden haben. Daß Thüringen den Franken gegenüber nur als ein ungeſpaltenes Ganze Stärke und Beſtand haben könnte und daß deshalb Irmenfried, der mächtigere unter den fürſtlichen Brüdern, die Einheit des Ganzen wünſchen und wo möglich gewinnen müßte, davon waren der umſichtige und thätige Gothe Theodorich

---

die Steuerpflichtigen nur ein fränkiſches Thüringen zwiſchen der Unſtrut und Läube. Vollkommen entſcheidend iſt endlich die Angabe des Geogr. Ravenna: in qua Francorum patria transeunt plurima flumina, id est, Logna (Lahn), Nida, Dubra (Tauber) Movit (Movin, Main). Demnach fällt jene von vielen Hiſtorikern curſirende Annahme von einem Mainthüringen in ſich zuſammen, wobei immer die Nachricht der Alten als wahr gelten kann, daß zur Zeit, als die Markomannen und Narisken ſich nach der Zertrümmerung des hunniſchen Reichs mit den Hermunduren zu einem großen Bund vereinigt hatten, dieſe Völker unter dem Namen Thüringer auftraten. Daher konnte denn auch das Gebiet der Nab und des Regens damals zu Thüringen gerechnet werden, ohne daß das Volk thüringiſch war. Zu den trüben Vorſtellungen von einem Mainthüringen hatte die oben S. 102 n. 2 erwähnte Colonie der Hermunduren Veranlaſſung gegeben.

und Amalaberga überzeugt, was die Sage von dem für Irmenfried halbgedeckten Tiſch und Theodorichs Schreiben an ihn beweiſen. Ein Schritt zu dieſem Ziel war im Jahr 517 Berthars gewaltſamer Tod, an dem übrigens Irmenfried nicht wohl Theil haben konnte, da er die Kinder des Ermordeten zu ſich nahm, da ferner Radegunde, Berthars Tochter, in ihren Klaggeſängen, die ſie nach dem Fall des thüringiſchen Reichs dichtete, ihren Oheim als ihren zweiten Vater verehrt und da endlich es erſt mehrere Jahre nach dieſer Begebenheit zum Bruch zwiſchen Irmenfried und Baderich kam, in dem jener mit Hülfe der Franken ſiegte. Weil er aber dem fränkiſchen Herrſcher den ihm hierbei zugeſicherten Lohn vorenthielt; ſo ſann dieſer auf Rache. Um 528 zog deshalb der Franke gegen Thüringen und beſiegte in Verbindung mit den Sachſen um 530 den König der Thüringer, worauf das königliche Geſchlecht dieſes Volks unterging und das Land ſelbſt von den Siegern getheilt wurde, und zwar ſo, daß Nordthüringen (vom Harz bis zur Unſtrut) dem ſächſiſchen, Südthüringen (von der Unſtrut bis zum Thüringerwald) dem fränkiſchen Volke zufiel.

Mit der Bewältigung dieſes mächtigſten Reichs im Innern Deutſchlands faſten hier die Franken feſten Fuß. Unſer heimathlicher Boden ſtand nun demnach ganz unter fränkiſcher Hoheit, enger die Bevölkerung im Süden des Thüringerwaldes, als die im Norden, indem jene als fränkiſches Volk vollkommen dem Reich der Franken, dieſe nur mittelbar einverleibt wurde. Eben dieſe Stellung Frankens zu Thüringen und das Auftreten der Sorben nöthigte die Franken, ihre vorderſte Militärgrenze den Main aufwärts über das Grabfeld bis zum Thüringerwald vorzuſchieben und in Franken eine Mark, die oſtfränkiſche Mark, zu errichten. Hierdurch ward fränkiſchen Coloniſten und fränkiſchen adligen Geſchlechtern, ſowie ſpäter dem Chriſtenthum der Eintritt und die Anſiedlung in den Gauen des Meininger Landes eröffnet. Beſonders mußte zugleich mit der Errichtung der oſtfränkiſchen Mark eine große Anzahl fränkiſcher Edeln aus den Rheingegenden hieher vorgerückt, zu Grenzwächtern gemacht und nach der damaligen Verfaſſung mit anſehnlichen, unmittelbar nur von der Krone abhängigen Gütern (Dienſtgüter) verſehen werden. Daß die adligen Geſchlechter fränkiſcher Abſtammung waren, beweiſen außer der politiſchen Nothwendigkeit, in die Marken der Treue wegen nur Vaſallen deſſelben Volks ſetzen zu können, die altfränkiſche Form mehrerer noch erhaltener alter Burgthürme (Frankenberg, Wallenburg), die Sagen, daß viele Burgen des Landes von fränkiſchen Herzögen (unter andern angeblich Sonnenberg vom fränkiſchen Herzog Sune) erbaut ſein ſollen, endlich nicht allein die Namen einzelner Burgen, wie Frankenſtein, Frankenberg, ſondern ganze Gruppen von Orten, deren Namen ſich im altfränkiſchen Gebiet (in den Niederlanden und am Rhein) wiederfinden. Daß aber im Grabfeld ſchon damals dieſer Adel ſehr zahlreich war, beweiſen einmal die vielen Schenkungen, die von ihm im 9. und 10. Jahrhundert an Fulda gemacht wurden, zum andern die Erſcheinung, daß um dieſe Zeit in der Provinz Grabfeld im Ganzen nur noch wenige königliche Kammergüter vorkommen und daß deshalb der Gaugraf im Gau Grabfeld mehrere andere oſtgrabfeldiſche Gaue und ſeit dem 10. Jahrhundert öfters den Gau Tulliſeld mit ſeiner Gaugerichtsbarkeit verbinden konnte, eine Erſcheinung, die nur dadurch erklärlich wird, daß der größte Theil des Landes an die Vaſallen übergegangen war und daß es ebendarum der größern und kleinern Dynaſten viele geben mußte, wie denn in der That deren eine große Zahl mit alten, frühen Beſitzungen hervortritt, ſobald unſre Gegend in der Geſchichte deutlich wird.

Südthüringen, auf das von jetzt an vorzugsweiſe der Name Thüringen überging, war zwar unter das fränkiſche Reich geſtellt und ihm heerbannpflichtig geworden, doch war damit noch keineswegs das Nationalgefühl der Thüringer gebrochen, vielmehr benutzten ſie jede Gelegenheit, ihre politiſche Selbſtſtändigkeit wieder zu gewinnen; indeß dies gelang nur einmal vorübergehend mit Erfolg. Thüringen iſt wie Schwaben und Alamannien ſeitdem niemals wieder ſelbſtſtändig geworden. Die Wachſamkeit der Franken von Frankonien aus, namentlich vom Werrathal, beſonders unter dem kräftig auftretenden Karolingergeſchlecht und der Andrang der

Slaven und Avaren erhielt Thüringen in ſeiner Unterordnung unter Franken. Demungeachtet blieb unter den Thüringern die Erinnerung an ihre ehemalige Unabhängigkeit friſch und ſetzte ihren urſprünglich lebendigen Geiſt in einen gegen Staat und Kirche unbeugſamen, unruhigen Sinn um, den erſt das wettiniſche Haus vollkommen zu bewältigen verſtand.

Kurz nach der Zeit des Untergangs des thüringiſchen Reichs zeigt das ſparſame Licht *), das die Geſchichte auf unſre Saalgegend wirft, von 567 — 596 Avaren in der Elbgegend, die nach Thüringen Raubzüge unternahmen und darauf ſlaviſche Völker, die offenbar **) durch die Avaren und Bulgaren (letztere ein Hunnenreſt) vorwärts gedrängt waren und unter dem Namen Wenden oder Sorben in dem Orlagau bis zum rechten Saalufer, bald darauf auch in den Hauptthälern des thüringiſchen Waldplateaus und ſelbſt nach Franken hinein ſeßhaft wurden. Wegen der ſlaviſchen Bevölkerung hieß der Wald ſüdlich von Saalfeld, die jetzige Herrſchaft Gräfenthal, ſchlechthin damals der ſlaviſche Wald (saltus Slavorum). Dies und die vielen alten in der Saalgegend vorkömmlichen Ortſchaften mit ſlaviſchen Namen beweiſen, daß hier die Sorben ſchon ſehr frühzeitig und zahlreich ſaßen. Im Grabfeld und Tullifeld trifft man ſchon um 740 auf Slaven, was daraus hervorgeht *), daß Bonifacius beim Pabſt anfragt, ob die im würzburgiſchen Gebiet wohnhaften Slaven Steuer zu zahlen hätten. So führten die fuldaiſchen Güterverzeichniſſe Slaven zu Salzungen, Bibra und Rohr auf. In gleicher Weiſe ſetzt das Chronicon Gottwicenſe **) Slaven an den Main und an die Werra, was überdies durch mehrere urkundlich ſicher ſorbiſche Orte (Walurames-Winidi, ſpäter Walrabs bei Hildburghauſen; Windiſch-Neurieth oder Windiskin Rugeriet und Windiſch-Roſa) beſtätigt wird. Doch ſind viele dieſer in Klöſtern und auf Gütern vorkömmlichen Slaven offenbar als Kriegsgefangne dahin verſetzt worden und befanden ſich deshalb auch im Zuſtand der Leibeigenſchaft. Wann und wie, ob durch das Schwert oder durch ungeſtörtes Einrücken die Sorben in die Saal- und Maingegend vorgedrungen ſind, iſt dunkel. Wahrſcheinlich geſchah es, als die Bevölkerung unſrer Heimath noch ſpärlich war und Franken, ſowie Thüringen, zwei dem Mittelpunkt des fränkiſchen Reichs entlegene Länder, unter den Zerwürfniſſen der Merowinger längere Zeit wenig oder nicht hinreichend beachtet und geſichert werden konnten. Indeß ſchon Dagobert, unter dem ſich das Frankenreich wieder kräftigte, ſetzte ihnen Widerſtand entgegen und leitete den Kampf der Deutſchen ein, die Heimath ihrer Ahnen, die durch die Slaven verloren gegangen war, wieder zu gewinnen oder die alte zu ſchützen. Deshalb wurden längs der Saale, welche auf altthüringiſchem Boden die Grenzmark zwiſchen deutſcher und ſlaviſcher Zunge bildete, die geeigneten Punkte theils zur Deckung des umliegenden Landes gegen Überfälle, theils um von da aus Angriffe zu machen, befeſtigt, wie unter andern Camburg, Kranichfeld, die Sorbenburg (hoher Schwarm) zu Saalfeld und der Wespenſtein.

---

*) Der fränkiſche Schriftſteller Fredegar erwähnt ein Bündniß, das Samo 631 mit Derwan, einem König der Sorben, ſchloß. Wenn dieſe ſchon damals zwiſchen der Elbe und Saale ſaßen und dem Bündniß zufolge an den Verheerungszügen nach Franken und Thüringen Theil nahmen, ſo fällt ihre Einwanderungszeit ſehr früh.

**) Neſtor ſagt ausdrücklich, daß die Slaven durch die Bulgaren von der Donau nordwärts gedrängt worden ſind.

---

*) Eccart comm. de rebus Franc. orient. II, § 95.

**) Im Chronic. Gottwic. heißt es vom limes sorabicus, er ſei benannt a multitudine incolentium Soraborum Slavorum, qui in ripa Salae citeriore usque ad Moenum et Werram colonias suas produxerunt, unde terra regio Slavorum apud Schaffnab. ad annum 1075, saltus vero Slavorum Lovia appellabantur.

Die Sorben waren, nach alten Schilderungen, nicht minder für Ackerbau und Viehzucht thätig, als der Muſik und dem Geſang ergeben, weshalb ſie recht geeignet waren, die öden Striche und undurchdringlichen Waldungen unſrer öſtlichen Heimath allmählig in tragbare fruchtreiche Auen umzuſchaffen und auch die Viehzucht und die Singluſt auf dem Thüringerwald mitzupflegen und zu erhalten.

Ihre Religion, welcher der Gedanke an eine Offenbarung fehlt und welche deshalb das hohe Alter des Volks beweiſt, beſtand nur aus drei Dogmen: neben dem Begriff vom alleinigen Gott als höchſtem Vertheiler von Belohnung und Strafe nahm man die Exiſtenz eines böſen Geiſtes oder eines ſchwarzen Gottes; der mit dem weißen Gott kämpfte, an und glaubte die Unſterblichkeit der Seele; dazu kam noch eine Spur der Erinnerung an eine Unthat, die man ſühnen muß, was aus dem Gebrauch der Opfer hervorleuchtet. Ohne Offenbarung, Myſterium und religiöſes Wort gibt es keine Prieſterſchaft, daher fand bei den alten Slaven weder ein erbliches, noch ein Wahl=Prieſterthum ſtatt. Da außerdem keine Halbgötter und Heroen zugelaſſen wurden, ſo konnte eine Ariſtokratie ganz und gar nicht entſtehen, indem dieſe ſich überall auf eine andere Abſtammung als die der übrigen Sterblichen, auf einen göttlichen Urſprung gründet. Deshalb mußte das ſlaviſche Volk ohne Prieſter, ohne Geburtsadel und Könige ſein; aber wie ohne priviligirten Stand, ſo auch ohne Sklaverei, jaſelbſt ohne einen Namen zur Bezeichnung der Kaſten. Ihre Todten verbrannten ſie und ſetzten ihre Aſche in Urnen bei.

Der Keim ihrer geſelligen Verfaſſung war nicht Burg, Kirche und Stadt, ſondern Gemeinde und Dorf, deſſen Anlagen an Flüſſen, in Thälern, da wo der Boden bebaubar war, nach dem Beſchluß der Alten geſchah und deſſen Grenzen durch den

Pflug, mit einem ſchwarzen und weißen Ochſen beſpannt, bezeichnet wurden. Jedes Dorf (**Swoboda** oder **Slovoda**) hatte unter ſeinen freien Plätzen einen geheiligten Wald, Rok genannt, in dem religiöſe Verrichtungen, öffentliche Verſammlungen und Gericht gehalten wurden, eine umzäunte befeſtigte Stätte zu Schutz und Wehr, und einen Opferhügel. Jede Gemeinde ſtand unter dem Rath von Alten, die die öffentlichen Verhandlungen, die ländlichen Verrichtungen und feierlichen Gebräuche leiteten. Der Boden war Eigenthum der Gemeinde; der Familie gehörte nur ein kleiner Gemüſegarten und nur das Hausgeräth und der Erwerb ging als Erbſchaft auf die Nachkommen über. Die Felder und Wieſen wurden gemeinſam bebaut und die Ärnte in gemeinſame Magazine gebracht. Man kannte keine andere Lebensweiſe als die des Ackerbaues, der ſlaviſche Landmann durchging, wie heute noch, alle Stufen der ländlichen Beſchäftigung. Zuerſt hütete er die Gänſe, dann das Vieh, ſpäter wurde er Senſenmann, dann Pflüger, endlich bekam er im Alter die prieſterliche Würde des Sämanns. Bei dieſem Leben konnte das Volk nur in Dörfern wohnen. Religion, Wiſſenſchaft und Künſte hatten hier keinen Boden, ſelbſt nicht einmal die Kunſt des Gewinnens, Gieſſens und Bearbeitens der Metalle; die Entwicklung des einen oder andern dieſer Gegenſtände muſte den Organismus des ſlaviſchen Lebens zerſtören. Aus dieſem Gemeindeleben, wo eine vollkommene Gleichheit, gemeinſame, Jedem entſprechende Arbeit Ordnung war, entſprang der fröhliche, ſing- und tanzluſtige Charakter der Slaven („Slavus saltans"). Neben Geſang und Tanz liebte er die geheimnißvolle und phantaſtiſche Erzählung und Fabel. Sowie die germaniſchen Sagen von Hexen, Drachen und Nixen, ſo gingen die vielen Geſpenſtermärchen der Slaven und ihre Erzählungen von Däumlingen, von ungeheuern Vögeln und Würmern in die Ammen- und Rockenſtuben über und klingen noch jetzt in den Sagen des Volkes nach.

Die Nothwendigkeit einer Abwehr gegen Anfälle von Außen vereinte an den Rändern des Slaventhums die Niederlaſſungen zu gemeinſamem Intereſſe und unterwarf ſie einerſeits der Regierung eines zeitweiligen Herrſchers, denn nur nothgedrungen und auf beſtimmte Zeit wählten ſie ſich Anführer, weil ſie, wie die Byzantiner mit Recht von ihnen ſagen, ein Volk ſind, welches weder zu regieren noch zu gehorchen verſteht, andererſeits waren ſie dadurch gezwungen, ihr Land in größere und kleinere Sudpanien (Diſtricte) zu theilen, deren Vorſteher Sudpane hießen. Die Seele der wahren Volksbeſchützung, Bildungstrieb und tapfrer ritterlicher Sinn, fehlte indeß den Slaven, deshalb mußte das deutſche Volkselement im Zuſammenſtoß mit den Slaven über das ſlaviſche das Übergewicht erhalten.

Mit dieſem Volke kamen die Franken, als Thüringen, die Vormauer gegen die Slaven, ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, in Berührung und Kampf. Die Slaven, welche in Franken und an der Saale ſaßen, wurden bald zinspflichtig gemacht, dagegen ſuchten die ſchon um 600 mächtigen Slaven in Böhmen häufig Thüringen und Franken auf Raubzügen heim. Um mit Kraft gegen ſie zu handeln, hatten die fränkiſchen Herrſcher um 640 den thüringiſchen Edeln Radulf zum Herzog der Thüringer beſtellt. Dieſer ſicherte nun unſere Heimath vor den Einfällen der Slaven, wußte aber zugleich durch Erweckung volksthümlicher Intereſſen, durch den Bund mit den Sorben und Baiern und mit Benutzung der Umſtände im fränkiſchen Reich ſich faſt unabhängig zu machen. Er behauptete ſich nicht allein in dieſer Stellung, ſondern nöthigte auch die Franken, ihn ſogar als erblichen Herzog über Thüringen anzuerkennen. Indeß unmittelbar nach ihm erſcheint kein Herzog der Thüringer mehr, offenbar darum, weil den fränkiſchen Hausmeiern die herzogliche Gewalt, welcher die Militairmacht der ganzen Provinz anvertraut war, bei den Thüringern zu gefährlich dünkte. Denn daß Radulf im Sinn des thüringiſchen Volks gehandelt, die Stellung der alten thüringiſchen Könige gegen die fränkiſche Macht eingenommen und die Sympathie ſeiner Nachbarn erregt hatte, das erkannte der fränkiſch-auſtraſiſche Herrſcher zu wohl, deshalb ruhte dieſer zufolge der Angabe ſeines Lebensbeſchreibers *) nach Radulfs Tod

---

*) Sigebert v. Gembl. in vita S. Sigeberti ſagt: Quia cum aetate ei (dem König) robur et industria

nicht eher, als bis die Thüringer ſeiner Herrſchaft vollkommen unterworfen waren. Bei dieſem Streben mußte ebenſowohl die Selbſtſtändigkeit Thüringens aufgehoben, als auch die Anhänger und Nachkommen Radulfs unterdrückt werden. Dazu ſtellte er Thüringen unter Franken, ſetzte über dieſe Doppelprovinz einen Statthalter aus einem andern, ihm ergebenen Geſchlecht mit dem Herzogstitel und legte deſſen Statthalterſitz nach Würzburg, alſo aus der Peri-

---

accrevit, non antea ab inimicorum insecutione destitit, quam superbiam eorum domuit et Thoringos, qui instinctu Rodulfi rebelles erant, sub jugo dominii sui victos et confusos reflexit. Die Annahme, daß die Herzoge von Franken-Thüringen Radulfs Nachkommen geweſen ſeien, wird hierdurch vollkommen widerlegt. Der Frankenfürſt hatte nach Radulfs Tod noch mit dem Widerſtreben der Thüringer, das von Radulf ausgegangen war und in ſeinen Nachkommen nothwendig einen Stützpunkt finden mußte, hart zu kämpfen; wie konnte er ihnen, die er zu beugen hatte, eine neue, zudem erweiterte Macht übertragen? Stände dies nicht mit der ganzen Sachlage im Widerſpruch? Die Gründe, wodurch man jene Meinung zu ſtützen ſucht, ſind: daß Hethan I. der Sohn Hruods und der Name Hruod eins mit Radulf ſei; daß Geßbert in Thüringen Güter gehabt; daß Hethans II. Sohn Thuring geheißen habe. Allein keiner dieſer Punkte beweiſt, was bewieſen werden ſoll. Denn die Franken geben, ſo oft ſie den Thüringer Radulf nennen, ſtets den Namen in dieſer, niemals in der zuſammengezogenen Form, deshalb pherie des Reichs dem Centrum näher. Dieſe Umſtände, daß der Frankenfürſt noch nach Radulfs Tod die Unterjochung der Thüringer erzwingen mußte, daß er dies Land zu Franken ſchlug und den Statthalterſitz aus Thüringen weg verlegte, beweiſen hinreichend, wie vorſichtig man hierbei verfuhr und wie man unmöglich der radulfiſchen Familie, deren Intereſſe er in Thüringen zu bekämpfen hatte, die Statthalterſchaft über Franken und Thüringen geben

---

möchte die Angabe Hethan Hruodi filius eher auf ein fränkiſches Geſchlecht zu beziehen ſein, indem der Name Hruod bei den Franken und Alamannen häufig vorkommt. Ferner der Name Thuring war in Franken ein üblicher Perſonenname. So findet man in Schann. Ann. F. ad ann. 791 und 814 die fränkiſchen Namen Thuring, Altthuring und Halbthuring. Endlich daß ein und daſſelbe Dynaſtengeſchlecht Güter in verſchiedenen Ländern beſaß, war damals eine zu häufige Erſcheinung, als daß darauf ein beſonderer Beweis der Abſtammung geſtützt werden kann. Denn da Hethan auch im Franken Güter beſaß, von denen er 716 einige, bei Hammelburg gelegen, dem Miſſionär Willibrord gab, ſo läßt ſich aus dieſen Beſitzungen nichts folgern, ſo lange man nicht die Urſprünglichkeit der einen oder andern Güter darthun kann. Uebrigens deutet gleichfalls die Nachricht, die Willibald im Leben von Bonifacius gibt, daß die Würzburger Herzoge nur mit dem ſtärkſten Zwang Thüringen in Unterordnung zu erhalten vermochten, mehr auf einen fränkiſchen, als thüringiſchen Urſprung dieſer Familie.

konnte, was offenbar ihre Beſtrebungen und Zwecke fördern hieß.

Die Statthalter *) der Doppelprovinz waren Hethan I., der um 651 auf einem Feldzug fiel, dann ſein älterer Sohn unbekannten Namens, darauf von 686 ſein jüngerer Sohn Gotzbert und endlich ſein Enkel Hethan II., Gotzberts Sohn, den aber die Thüringer und Franken gleich im Anfang ſeiner Regierung wegen ſeiner Tyrannei verjagten und mit ihm alle ſeine Kinder und Verwandten. Der Hausmeier Karl Martell verleibte darauf Franken ſeinem Herzogthum Auſtraſien ein und Thüringen machte er zu einem Krongut oder zur Domaine des fränkiſchen Herrſchers. Dieſe Einigung Thüringens mit dem fränkiſchen Reich wurde damals durch mehrere Umſtände geſichert und befeſtigt, beſonders bewirkten einerſeits die erneuten Bedrängniſſe und Zerrüttungen, in welche Thüringen durch die Einfälle der Sorben und Sachſen verſetzt wurde, andrerſeits die Kraft und Ordnung, die damals das fränkiſche Reich durch ſeine karolingiſchen Hausmeier gewann, daß ſich Thüringen enge an dies Reich anſchloß. Dieſer Anſchluß wurde vor Allem für die Cultur des Landes wichtig.

---

*) Willibrord nennt Hethan nur illuster vir; daher mag dieſer Statthalter nur den Titel dux gehabt haben.

2) Die gaugräfliche Zeit oder von Bonifacius bis zum Hervortreten der Grafen von Henneberg.

(Von 720 — 1037.)

1.

Wenn das Chriſtenthum zuerſt in unſere Heimath gekommen, läßt ſich nicht ermitteln. Schon die frühe Verbindung der Thüringer mit den Oſtgothen in Italien konnte ihm den Eingang geſtatten; der auch, wenn gleich nur für wenige Familien, erfolgt ſein muß, was ſich aus einzelnen, ſicheren Spuren des Chriſtenthums in Thüringen vor Bonifacius ergiebt; indeß jene Verbindung war zu kurz und der Fall des königlichen Hauſes der Thüringer erfolgte zu bald, als daß der Anbau des Chriſtenthums in Thüringen Dauer und Wirkſamkeit haben konnte. Erfolgreicher war die Thätigkeit der Miſſionäre Martin und Kilian, von denen letzterer unter Gozbert das Chriſtenthum von Würzburg aus durch die fränkiſchen Gaue bis an die obere Werra (Kiliansberg, Kilianseiche.) ausbreitete. Am nachhaltigſten jedoch wirkte unter der Begünſtigung des Hausmeiers Karl Martell der Angelſachſe Winfried oder Bonifacius (719 — 755.) Mit ihm begann für unſere Heimath eine neue Periode. Durch die Thätigkeit dieſes Miſſionärs der Deutſchen beginnt nicht allein die alte Nationalreligion dem chriſtlichen Leben zu weichen, ſondern es fällt auch das erſte helle Licht auf unſere Gaue. Durch ihn und ſeine Mitarbeiter erhoben ſich bald an verſchiedenen Gegenden Frankens *) und Thüringens Kapellen (der Bonifaciusfelſen, jetzt die Bonifaciuskapelle auf dem Altenſtein), Kirchen **), Klöſter ***) und Gemeinden, von denen aus an dem Bekehrungswerk und kirchlichen Bau des Landes weiter gebaut wurde; zu gleicher Zeit und in Folge der kirchlichen Einrichtungen treten plötzlich die Namen vieler Orte unſeres Landes hervor; von denen die meiſten zufolge ihrer damaligen Beſchaffenheit noch in eine weit frühere Zeit zurückreichen. Zu dieſen damals genannten Orten gehören unter andern:

774 Nordheim.
775 Salzungen.
776 Weſthauſen. Nach andern erſt 813 genannt.
782 Rostorp.
783 Militze (Milz), Helidunga (Hellingen), Hoheimis (Klein-Hochheim, ſpäter Mönchshof).

---

*) Schon 730 meldet Pabſt Gregor die Verdienſte des Bonifacius um die Bekehrung des öſtlichen Frankenlandes, wozu das Grabfeld gehörte. 741 ſtiftete Bonifacius zu Würzburg ein oſtfränkiſches Bisthum.

**) Um 742 Kirchen im Grabfeld, z. B. zu Eigesveld.

***) Klöſter Milz 783; Rohr vor 821.

788 Sülzfeld, Heripha (Herpf), Zunallunga.
795 Baringe, Troſtueſteti (Troſtadt.)
800 Beinhereſtad (Beinerſtadt), Tingeslein (Dingsleben), Hintifeld, Juchiſe (Jüchſen), Rotmulti (Römhild), Dagamar (Themar), Sibucheſtadt (Seidingſtadt), Struphidorp (Streufdorf).
811 Bunaha (Buchhof), Birchinafeld.
824 Maharesfeld (Marisfeld, damals noch zwei beiſammenliegende Orte gleiches Namens), Dörrenſolza (die Wuſtung Dörrenſolz).
827 Bulſricheshuſun (Wölfershauſen).
837 Mahesfeld (Maßfeld), Wentilgerishus (wahrſcheinlich Welkershauſen), Helidberg (Heldburg), Bunderangew (wahrſcheinlich Ummerſtadt).
840 Waſunga.
857 Rodahuſen (Rodhauſen), Niunbrunnen (Neubrunn).
860 Fiſclesdorp (Veilsdorf), Bokolſeſtat (Bockſtatt).
864 Starkfrideshuſen (Stepfershauſen).
867 die beiden Gleichberge (Steinberg und Bernberg) bei Römhild.
870 Weſtenfeld.
874 Kazaha, Trebunesthorp (Treppendorf).
876 Saalfeld.
883 Aſiſeshus (Eishauſen), Hagenowa (Haina), Suabinchuſen (Schwabhauſen), Bachdorp.

889 Buribah (Bauerbach), Einhardeshuſen (Einödhauſen).

890 Dahbehu (Tachbach).

900 Egilershuſon (Ellingshauſen).

903 Walarameswinida (Wallrabs)*)

907 Ruotsuuindeshuſon (Ritſchenhauſen).

914 Smeheim, Henſeſtatt, Sigismarishuſon (Simmershauſen).

919 Heyd.

933 Bretinga. Die Berge: Bleſſus (Bleß), Gerbineſtein (Gerberſtein); die Flüſſe: Wiſeraha (Werra), Arabenbach (Armbach), Roſaha, Schweinaha, Truſanda (Druſa).

944 Belliried (Belrieth), Schilteresde (Schirnrode).

957 Gozarſtatt **) (Mönchgoſſerſtett), Otunpach (Uttenbach).

962 Miminingа, Meyninga (Meiningen), Wahladorp (Walldorf).

999 Stuba (Stüben).

1015 Sewa (Seba).

1016 Buchſe (Bushof).

1031 Haſelbach, Uzenhuſen (Ottenhauſen).

1049 Ried.

1058 Queienfeld.

---

*) Demnach muß es zwei Wallrabs gegeben haben, ein wendiſches und ein rein deutſches.

**) Gozarstatt in pago Usiti in comitatu comitis Wilhelmi.

1060 Mupperg.

1071 u. 1074 Nyhuſen (Neuhaus), Germarisdorf (Garnsdorf), Godawini, (auch Gothwin, Jüdewein), Gunpreshutten (Hütten), Inurdawini (Schlettwein), Kediken (jetzt das wüſte Ködiz), Leſtini (Lehſten), Prilep und Prilep (Unter- und Oberpreilipp), Remichzi (Remſchitz), Uridebach (Friedebach), Schade (jetzt Wüſtenſchade, ½ Stunde von dem jetzigen Langenſchade, das ſpätern Urſprungs iſt und im Volk gleichfalls Schade heißt. Von Wüſtenſchade, im 30jährigen Krieg zerſtört, ſind noch Trümmer (Keller) zu ſehen); Byrkenheyde (Birkenheide), Willersdorf (Wöhlsdorf), Werbach (Unterwirrbach), Grabin (Graba), Immelden (Milda), Barkvelda (Barchfeld).

Auf dieſe Weiſe wurde nicht allein der Segen des Evangeliums in die Meininger Gaue gebracht, ſondern auch das Land entdeckt. Um die kirchlichen Angelegenheiten beſſer zu leiten und zu fördern, wurden Diöceſen gebildet und dieſe auf den Grund der alten Gaueintheilung in Archidiakonate und letztere wieder in Landdechaneien getheilt. Unſern fränkiſchen Boden ſtellte Winfried unter Würzburg; für Thüringen, das er als Bisthum ſich ſelbſt vorbehalten, weil dies Land ſein Lieblingsland geworden war, hatte er anfänglich Erfurt als Bisthumsſitz beſtimmt, ſtellte indeß, ſobald er zum Erzbiſchof der Diöceſe Mainz ernannt war, daſſelbe unter dieſe Kirche.

Damals gehörte im Süden des Thüringerwaldes alles Land, bis auf die Stadt Salzungen, den Moorgrund und das ehemalige Gericht Altenſtein, zu Franken und zwar zur Provinz Grabfeld *), die in Weſt- und Oſtgrabfeld zerfiel. Die Gaue dieſer Provinz, welche zu unſerer Heimath gehörten, waren im

Weſtgrabfeld: Tullifeld,

Oſtgrabfeld: Grabfeld (im engern Sinn), Baringau und Banzgau.

Das **Tullifeld**, noch jetzt im Munde des Volks Töllfeld genannt, lag an der Nordlehne der Rhön, auf beiden Seiten der Ulſter, von der Fulda bis zur Katza, nach andern (Wenk) bis zur Herf ausgedehnt und befaßte außer heſſiſchen und eiſenachiſchen Gebietstheilen das ehemalige Amt Sand, das reichsritterliche Gebiet von Roßdorf und vom Amt Salzungen, was auf dem linken Ufer der Werra und des Armbachs lag, die Stadt Salzungen ausgenommen.

---

*) Grabfeld oder Graffeld kommt urkundlich 739 vor, hat aber ſowie die ehemalige Stadt Graffeldonaburg bei Münnerſtadt ſeine Wurzel in dem Gravionarium des Ptolemäus. Bekannte Ableitungen ſind von graben (roden), vom Graf (Grafenfeld), von grau (angeblich von der Farbe ſeines Bodens), von grob (von der Beſchaffenheit des Bodens) ꝛc. Seine alte allgemeine Bedeutung hat es erſt ſeit dem 18. Jahrh. verloren, denn noch 1361 heißt Eisfeld, Hildburghauſen und Heldburg das Land im Grabfeld.

Der Grabfeldgau (im engern Sinn; gleichfalls im Mund des Volkes lebend, aber in beſchränkterer Bedeutung als vormals) beſaßte von unſerm Land die Gegend der Werra von ihrem Urſprung bis Breitungen, dann die Gegend der obern Itz, Rodach, Streu (der Heldburger) und Milz — oder die Ämter Eisfeld Hildburghauſen, Themar, Meiningen, Waſungen (ohne das Amt Sand), Römhild (ohne Behrungen), Heldburg und einen Theil von Schalkau.

Der Baringau (Baringowe) längs der Flüßchen Bahra und Streu (der Oſtheimer), wo Behrungen der Hauptort war.

Der Banzgau erſtreckte ſich vom nordöſtlichen Thüringerwald zwiſchen der Steinach und Itz bis zum Main und beſaßte auf unſerm Boden das Amt Sonneberg mit Neuhaus und einen Theil von Schalkau.

Dieſe vier Gaue ſtanden in kirchlicher Beziehung unter Würzburg und zwar das Tullifeld unter dem Landcapitel von Geyſa, die drei andern unter den Landcapiteln von Melrichſtadt und Coburg; zu Melrichſtadt gehörte beinahe die ganze alte Grafſchaft Henneberg, zu Coburg die ſpäter ſ. g. neue Herrſchaft oder die Pflege Coburg. Dies kirchliche Verhältniß dauerte bis zur Reformation, wo aus den einzelnen Landcapiteln mehrere beträchtliche Ephoralbezirke gebildet wurden.

Die übrigen Theile des Meininger Landes gehörten zu dem alten thüringiſchen Boden:

zum Weſtgau, Weſtergau (der von der Unſtrut ſüdlich über den nordweſtlichen Thüringerwald bis zur Werra reichte), die Stadt Salzungen, der Moorgrund und die alte Breitunger Mark *) oder das nachmalige Gericht Altenſtein und die 3 Breitungen;

zum Orlagau, Orlgau (der ſich längs der Orla zwiſchen der obern Elſter, der obern Saale und dem Frankenwald ausdehnte) Saalfeld, Gräfenthal und Pößneck;

zum Ilmgau oder Languizza, auch Lenguizza (längs der Ilm, an den Huſitingau im Nordoſten anſtoßend) Kranichfeld;

zum Huſitingau (Uſiti) (der zum Land Pliſni als Zurbagau geſchlagen wurde) die Grafſchaft Camburg.

Als die Sorben das Land zwiſchen der Saale und Mulde beſetzten, waren ſie auch Herrn des Huſitin-, wie des Orlagaus. Mit der Wiedereroberung dieſes Saal-Muldeſtrichs durch die Deutſchen wird derſelbe als ſorbiſche Mark (die Mark Thüringen, richtiger die thüringiſche Mark genannt); ſpäter, ſeit dem 12. Jahrhundert als Oſterland, **) zu dem 1382 auch der Orlagau hinzukam, bezeichnet. In kirchlicher Beziehung ſtand Thüringen unter Mainz; es war in vier Archidiakonate getheilt, in Ohrdruff

---

*) ſ. Kuchenbeckers Annal. Hass. Coll. XII p. 299.

**) Das Altenburger und Vogtländer Gebiet befaſſend.

(1344 nach Gotha verlegt), Jechaburg, Bebra und Erfurt. Da das von Bebra frühzeitig nach Erfurt verlegt wurde, ſo waren hier demnach zwei Archidiakonate, das zu St. Mariä und das zu St. Severi. Dieſem war das Herzogthum Eiſenach und auch unſere Salzunger Gegend unterſtellt, jenem unſer Saalvaterland und zwar gehörte Kranichfeld und ſeine Umgegend zum Dekanat Alkersleben, Camburg zum Dekanat Altenbich, Saalfeld mit Gräfenthal und der trocknen Orlgegend, ſelbſt Jüdewein zum Dekanat Remda, Pößneck zum Dekanat Pößneck. Mit dem Jahr 968 kam aber das nachmalige Oſterland, unſer Orldiſtrikt ausgeſchloſſen, unter das neue Erzſtift Magdeburg und zwar unter das Stift Zeitz, das 1029 nach Naumburg verlegt wurde.

Durch die chriſtliche Religion, durch die ſie begleitende Cultur des Lebens und durch die Befeſtigungen der kirchlichen Einrichtungen hatte Bonifacius die dem chriſtlichen Licht gewonnenen Deutſchen, insbeſondere die den Franken abgeneigten Thüringer an das Reich dieſes Volkes zu knüpfen gewußt und Thüringen blieb darauf längere Zeit hindurch ruhig; doch der Druck des Heerbannes unter Karl dem Großen, das aufregende Beiſpiel der ſächſiſchen Freiheitskämpfe und die wiederholten Beunruhigungen durch die Sorben, die Bedrückungen fränkiſcher Grafen, die von den Sendboten des fränkiſchen Herrſchers ungeahndet blieben, dies empörte 786 die Thüringer und trieb ſie unter der Leitung des mächtigen thüringiſchen Grafen Hardrat und im Bunde mit den Sachſen zu dem Verſuch, ihre Selbſtſtändigkeit wieder herzuſtellen. Indeß ſie unterlagen dem kräftigen Karl; die Häuptlinge wurden hart geſtraft und ihre Güter an fränkiſche Herrn verſchenkt, das geſammte Volk aber dem ſtrengen Heerbann und der harten Zehntabgabe, die daſſelbe jedoch nicht anerkennen wollte, unterworfen und unter meiſt fränkiſche Gaugrafen als Kronbeamte geſtellt, wozu man Männer aus den in Thüringen oder im Grabfeld begüterten und angeſehenen fränkiſchen Dynaſtengeſchlechtern nahm.

Schon während des ſächſiſchen Kriegs hatten die Provinzen Thüringen und Frankonien durch die öftern Einfälle der Slaven viel Ungemach zu leiden. Zwar hatte Karl der Große dies Volk über die Saale zurückgedrängt und zinsbar gemacht, indeß daſſelbe blieb demungeachtet nach ſeiner Zeit durch erneute Streifzüge eine Landplage für das öſtliche Deutſchland. Um dieſen Oſtprovinzen Ruhe zu verſchaffen, ſchritt Ludwig der Deutſche ernſtlich zur dauernden Bekämpfung und Unterwerfung der Sorben. Beſonders war in dieſem Kampf Thüringen wegen ſeiner Stellung zu dem feindlichen Volk von Wichtigkeit, weshalb auch von da aus die erſten Hauptangriffe auf die Sorben erfolgten. Es galt zunächſt, den an Thüringen ſtoßenden Boden des rechten obern Saalgebiets zu gewinnen, daraus eine thüringiſche Mark zu machen und ſie unter beſondere Markgrafen, mit dem Titel Herzoge, zu ſtellen. Als der erſte dieſer

Markgrafen, deren Heerbanne die wehrpflichtigen Freien Thüringens von der Laube bis zur Unſtrut folgen mußten, während die Civilverwaltung nicht ihnen unterſtellt war, ſondern beſondern Gaugrafen, die vom König und ſeinen Sendboten überwacht wurden, kommt von 850—873 Tachulf vor; auf ihn folgt Radolf und um 850 Poppo, aus dem mächtigen popponiſchen Geſchlecht im Grabfeld, Bruder des muthigen und klugen Markgrafen Heinrich in Frankonien. Poppo, tapfer und am Hofe anfänglich von Einfluß, ſo daß 881 ſeine Zuſtimmung die Wahl eines Erzbiſchofs von Mainz entſchied, hatte im Innern Thüringens an Egino und am Hofe an der aufſtrebenden, dem königlichen Hauſe verwandten konradiniſchen Familie, die mit der popponiſchen in Franken um Würden und Boden kämpfte, wirkſame Gegner. Schon 892 wurde er, da man ihm die Schuld an dem Tod des würzburgiſchen Biſchofs, der auf einem Feldzug gegen die Sorben getödtet wurde, beiſchrieb, ſeiner Würde entſetzt und ſeine Stelle dem Konradiner Konrad übertragen. Dieſer indeß gab ſie wegen eines beſſern Schauplatzes für ſeine Thätigkeit in Heſſen bald wieder auf, worauf ihm ein Verwandter ſeines Geſchlechtes, Burchard, folgte.

In Folge aller dieſer ſlaviſchen Kämpfe waren die Sorben, welche ſich in Frankonien angeſiedelt hatten, meiſt bis um 820, die aber, welche zwiſchen der Saale und Mulde ſaßen, erſt gegen 900 vollkommen und ſicher in hörige Verhältniſſe, damit aber auch in die drückendſte Leibeigenſchaft gebracht. Ihr Land wurde nicht blos zinsbar gemacht, ſondern auch Grund und Boden verſchiedenen Zwecken (Reichsdomainen, Kirchengüter, Herrnbeſitz) zugeführt. Ihr Name wurde, weil man ſie meiſt zu Leibeigenen der freien Herrn machte, ein Zeichen der niedrigſten Knechtſchaft. Dieſer Zuſtand mag ſie lange gegen ihre Herrn und gegen das Chriſtenthum eingenommen haben, indem dem Unterdrückten nur das Gut bleibt, daß er verachten kann *). Hierzu kam noch, daß die Geiſtlichen, die das Bekehrungswerk trieben, der ſlaviſchen Sprache nicht mächtig waren, daß die Götterlehre der Slaven ſinnlicher, daher für ſie anziehender war, als die Religion der Chriſten, und

---

*) Die bekannte Bezeichnung der Thüringer mit Heringsnaſe kam in dieſer Zeit auf, in der die Thüringer Chriſten; die Sorben noch Heiden, aber bereits Hörige waren. Zur Faſtenſpeiſe der Thüringer gehörte der Hering. Der Sorbe, im Haſſe gegen den Feind ſeines politiſchen Lebens und ſeines Glaubens, belegte dieſen mit dem Namen Heringsnaſe, gleichſam als dem Symbol des gehaßten Volkes und Cultus. Noch findet ſich dies Schimpfzeichen an der Nordſeite der alten Stadtkirche zu Saalfeld nach Thüringen zu in Stein gehauen, und noch jetzt ſagen die Knaben im Orlagau beim Zank: Schimpft mich, wie ihr wollt, ſchimpft mich nur nicht Heringsnaſe. Auch die zehntgierige Geiſtlichkeit mag damals mit dem Namen Pelſenſchnitzer bezeichnet worden ſeyn.

daß ſie an die Geiſtlichkeit einen jährlichen Zins zu zahlen hatten. Deshalb konnte ihre Verſchmelzung mit dem deutſchen Volk und ihre Bekehrung zum Chriſtenthum nur langſam vor ſich gehen und ebendeshalb iſt der Orlagau im Jahr 1070 noch größtentheils von Sorben bewohnt.

Wohl war es nach einem faſt hundertjährigen Kampf gelungen, den Landſtrich zwiſchen der Saale, Pleiße, Mulde und dem böhmiſchen Gebirg zu erobern, woraus die thüringiſche Mark, das ſpätere Oſterland, gebildet wurde, dagegen bahnte ſich in der traurigen Zeit Ludwigs des Kindes und zur Zeit des Markgrafen Burchard unter den Zerwürfniſſen der deutſchen Fürſten ein neuer Feind in die deutſchen Gaue den Weg. Dieſer Feind waren die Ungarn, ein Volk, dem Ackerbau feind, menſchlichen Gefühlen und edler Sitte fremd, im Angriff und auf der Flucht ſchnell und furchtbar, auf ihren Raubzügen gegen Alles ſchonungslos. Sie überflutheten Thüringen und Franken, vernichteten 908 unweit Eiſenach den thüringiſchen Heerbann, an deſſen Spitze der Markgraf Burchard fiel, 910 den gegen ſie ausgezogenen fränkiſchen Adel; darunter den Konradiner Gebhard, verheerten auf wiederholten Raubzügen bis zum Rhein hin das deutſche Land. Zu dieſem Elend, wo der wildgierige Feind ſiegreich und nur mit Gold zu befriedigen, wo der König ein Kind und das Volk zaghaft war, kamen noch Hunger- und Peſtjahre, ſo daß man dieſe allgemeine Noth als Gottes Strafe anſehen mußte. Zum Glück ſtarb der junge Ludwig 911 und auf den Vorſchlag des ſächſiſchen Herzogs Otto, der nach Burchard zugleich die ſüdthüringiſche Mark überkommen, die ihm angetragene Krone des Reichs dagegen wegen ſeiner Altersſchwäche nicht angenommen hatte, ward Konrad, der Herzog der Franken, zum König gewählt.

Obſchon tapfer und für das Wohl des deutſchen Landes bieder geſinnt, konnte Konrad doch die Ungarn von ihren Raubzügen nach Deutſchland nicht abhalten, weil er bei dem damaligen ſchlaffen Lebensband in einheimiſche Fehden, beſonders in Kampf gegen den Sachſen Heinrich, Sohn des Herzogs Otto, verwickelt war. Dieſer folgte ſeinem Vater 912 nicht allein als Herzog von Sachſen, ſondern behauptete auch das ſchon von jenem als Reichslehn verwaltete Thüringen und war zudem Territorialherr bedeutender Beſitzungen in Thüringen (zu denen auch die Breitunger Mark gehörte, welche er 933 gegen andre thüringiſche Güter an Hersfeld vertauſchte) geworden. Den Zumuthungen des Königs, Thüringen an ſeine Verwandten Burchard und Bardo *) die von Hein-

---

*) Bardo, um 912 Gaugraf vom Gau Huſtein (Comburg), ſpäter Herr konradiniſcher Güter im Grabfeld, war Tochtermann des Königs Konrad. Rommel Geſch. v. Heſſen, 1, 231) hält nach dem Vorgang von Wenk den Grafen Burchard II. für einen Schweſtermann des Königs Konrad. Indeß, wie Gensler

rich aus Thüringen verjagten Sohne des 908 erſchlagenen Burchard, abzutreten, widerſtand Heinrich mit dem Schwert in der Hand, ſchlug den gegen ihn geſendeten Herzog Eberhard, Konrads Bruder, nahm dem Mainzer Erzbiſchof Hatto ſeine thüringiſchen Güter weg und zwang den König ſelbſt, ihn im Beſitz ſeiner thüringiſchen Gewalt anzuerkennen. Als Heinrich, nach dem Wunſch des 918 verſtorbenen Konrad, 919 zum deutſchen König gewählt wurde, waren der allgemeinen Ruhe wegen nicht allein die deutſchen Stammherzoge in ihre Schranken zurückzuweiſen, ſondern auch die Ungarn zu bewältigen, die noch fortdauernd ihre Raubzüge wiederholten, wie ſie denn im Jahr 923 viele Orte unſrer Heimath (Meiningen) verwüſteten. Beides gelang dem durch die Schnellkraft ſeines Geiſtes und Charakters tüchtigen Manne, jenes durch die Aufſtellung von Pfalzgrafen in den Herzogthümern, dieſes durch ein verändertes wirkſames, tief ins Volksleben eingreifendes Kriegsſyſtem. Eine gleichzeitige doppelte Niederlage, welche die Ungarn in Thüringen 933 erlit-

---

durch Conjecturalgründe feſtzuſtellen geſucht hat, iſt nicht Burchard, ſondern Bardo der Gemal, weil ſeine Nachkommen im Beſitz konradiniſcher Güter in Frankonien angetroffen werden, und zwar Gemal nicht der Schweſter, ſondern der Tochter Konrads geweſen, indem Bardo jünger als die Schweſter des Königs war.

ten, ſchreckte ſie auf längere Zeit von Einfällen nach Deutſchland ab und verherrlichte den Namen Heinrichs durch alle deutſchen Gaue. Die Leitung der von Heinrich geordneten deutſchen Verhältniſſe übernahm nach deſſen Tod (936) ſein älteſter Sohn Otto I., deſſen Regierung meiſt in ſtets erneuten Empörungen und Verſchwörungen mächtiger Herzoge und ſeiner Verwandten beſtand. Auch Franken und Thüringen nahmen lebhaften Antheil an dieſen Fehden, Franken, weil ſeine konradiniſchen Herzöge den herrſchenden ſächſiſchen Stamm haßten, und Thüringen, weil es in der offenen Unterſtützung der ſich auflehnenden königlichen Familienglieder, wie es ſcheint, ſeine alte Unabhängigkeit zu erringen ſtrebte. Indeß dies war für beide Länder ohne Erfolg. Thüringens aufrühreriſche Grafen*) wurden unterworfen und dies Land blieb wie unter Heinrich I., ſo auch unter Otto I. und ſeinem Nachfolger in Rückſicht auf die Civilverwaltung einzelnen Grafen und in Rückſicht auf den Heerbann dem ſüdthüringiſchen Markgrafen unterſtellt.

In Folge einer der heftigſten Empörungen gegen Otto im Jahr 953 hatte Conrad Kurzbold, Herzog der Franken, der tapferſte und klügſte Mann ſeiner Zeit, in wilder Leidenſchaft gegen den König die Ungarn gerufen, deren Schaaren ſofort plündernd durch Baiern und Schwaben bis nach Frankreich zogen. Auf ihrem Rückzug vernichtete ſie Otto, an der Spitze des deutſchen Heerbannes, auf dem Lechfeld im Jahr 955 nach einem heißen Schlachttag, an dem auch Konrad fiel. Dieſe Niederlage bewirkte, daß Deutſchland von nun an von den Raubzügen der Ungarn verſchont blieb.

---

*) Unter dieſen befanden ſich Graf Wilhelm, wahrſcheinlich Graf von Weimar, und der angebliche Stammvater des wettiniſchen Hauſes, Graf Dedo, der anfänglich auf Seiten des Königs, ſpäter gegen ihn ſtand.

In der ſüdthüringiſchen Mark, deren Aufſicht und Leitung ſich Otto anfänglich nach dem Vorgang ſeines Vaters vorbehalten hatte*), erſcheint als beſonderer Markgraf 968 Graf Günther, der auch in dieſer Würde, eine kurze Verbannung abgerechnet, bis zu ſeinem Tod 982 blieb, worauf ihm ſein Sohn Eccard I. folgte. Dieſer durch Muth und Umſicht und durch ſeine Treue gegen die Könige Otto II. und Otto III. ausgezeichnete Held erhielt zur Markgrafſchaft Thüringen noch die von Meiſſen hinzu und gewann in Thüringen ſelbſt, ungeachtet ihm hier mehrere mächtige Grafen und darunter Wilhelm von Weimar, der damals mächtigſte und reichbegüterſte von allen, aus dem Burggrafthum von Orlamünde und angeblich mit dieſem aus der grabfeldiſchen popponiſchen Familie abſtammend, entgegenſtanden, dennoch ſolchen Einfluß, daß ihn das thüringiſche Volk zum Herzog über Thüringen erwählte. Auch ſeine Könige ehrten ihn hoch und Otto III. verwandelte den größten Theil ſeiner Güter in Erbgüter, ſo daß er einer der mächtigſten der deutſchen Fürſten wurde. Nach dem frühen Tod Otto's III. wurde er jedoch inmitten ſeines ehrgeizigen Strebens, ſelbſt deutſcher König zu werden, 1002 ermordet. Von nun an verwalteten von Neuem einzelne Grafen Thüringen, keiner wurde Herr des Landes, nicht einmal der mächtigſte unter ihnen, Wilhelm von Weimar, obſchon dieſer von dem neugewählten König Heinrich II. den Erlaß des Tributs von 500 Schweinen, den die Thüringer ſeit der fränkiſchen Eroberung zu leiſten hatten, für das Land erhalten und dadurch ſich die Thüringer verbindlich gemacht hatte. Erſt Wilhelms Nachkommen folgten auf die eccardiſche Familie als Markgrafen ſowohl in Meißen als in der ſüdthüringiſchen Mark, keineswegs aber als Herrn von Thüringen, indem hier vielmehr die Gaugrafen nach und nach ihre urſprünglichen Ämter in Erbterritorialbeſitz verwandelten oder ſich neue Geſchlechter als mächtige Grundherrn hervorthaten. Unter den thüringiſchen Gaugrafen kommen außer Burchards I. Söhnen, Burchard II. und Bardo, die beide vor 913 Gaugrafen in Thüringen waren (dieſer im Gau Huſitin; wo jener, iſt unbekannt) und außer den meißniſchen Markgrafen, die zugleich neben ihrem Markgrafthum meiſt auch noch Grafſchaften in Thüringen und im Oſterland beſaßen, unter andern Männer aus einigen bedeutenden Familien*) vor, wozu die wilhelmiſche (Weimar-Orlamünde) und die buziciſche**) gehören. Während jene ihre Hauptbeſitzungen in Südthüringen hatte, hier lange Zeit hindurch bedeutende Grafenämter, die ſie in Erbbeſitz umzuſchaffen wußte, beſaß und von da aus nach Würden und Gütern in der ſüdthüringiſchen Mark und in Meiſſen ſtrebte, begann jene von Nordthüringen, namentlich vom Schwabengau aus ihr Erbeigen und ihre Macht zu vergrößern. Ob das buziciſche Haus, das Stammhaus der Wettiner, ſlawiſchen oder deutſchen Urſprungs ſei, ob es von Wittekind dem Sachſen oder von der fränkiſchen markgräflich burchardiſchen Familie oder von der ältern gräflich mannsfeldiſchen Linie abſtamme, darüber iſt zwar viel gemuthmaßt, aber nichts Sicheres entſchieden worden. Offenbar war dies Haus aus einem alten deutſchen Dynaſtengeſchlecht entſproſſen, da ſchon der Buzice Theodorich (Dietrich) († 982) von den Chroniſten als ein Mann von ausgezeichneter Freiheit (vir egregiæ libertatis), im Gegenſatz zu dem niedern Adel, der mit keinen Grafenämtern verſehen wurde, bezeichnet wird. Hatte dieſe buziciſche Familie ſchon im 10. Jahrhundert mehrere Grafenämter in Thüringen erlangt, ſo tritt ſie bereits zu Anfang des 11. zugleich in Beſitz der Grafſchaft Kamburg auf, wodurch der erſte Erbbeſitz, den das wettiniſche Haus auf unſerm heimathlichen Boden erlangte, gewonnen war. Als der erſte Graf von Camburg*) erſcheint um 1030 der Buzice Gero, von väterlicher Seite Urenkel des genannten Friedrich, von mütterlicher Enkel des meißniſchen Markgrafen Eccard I. Er ſoll einer der 12 Stifter und Erbauer der Domkirche zu Naumburg (1027, nach Andern 1029 eingeweiht) geweſen ſein.

---

*) Doch mag aller Wahrſcheinlichkeit nach Otto ſchon um 910 dem nordthüringiſchen Markgrafen Gero den Kriegsbefehl auch über die ſüdthüringiſche Mark mitübertragen haben.

---

*) Das ſchon in alten Liedern und Mythen verherrlichte Billunger Geſchlecht, aus dem im 9. und 10. Jahrhundert Grafen in der Mark Meißen vorkommen, hatte im Kamburgiſchen reiche Beſitzungen, von denen der Graf Billung, der 967 ſtarb, einige an Otto I. vertauſchte. Ob aber aus dieſem Geſchlecht Gaugrafen über dieſe Gegend geſetzt waren, läßt ſich nicht ermitteln.

**) Buzico iſt Verkleinerung von Buzo oder Bucco und dies die verkürzte niederdeutſche Form von Burchard.

---

*) Fabricius und Andre führen Dedo (Geros Großvater oder Bruder?) ſchon als Grafen von Camburg auf, indeß vor Gero kommt weder ein Buzico noch ein Anderer vor, der ſich Graf von Camburg geſchrieben hat. Zur Verdeutlichung der Abſtammung Geros laſſen wir ſeine Stammtafel folgen:

Dedo (um 953)
|
Theodorich (Dietrich) I.
† um 982
|
Dedo
† 1009
|
Dietrich II.
† 1034
(Gemalin Tochter des Markgr. Eccard I.)
Friedrich, Dedo, Thimo, Gero, Konrad, Riddag, Hidda
† 1062
Graf v. Camburg.

Dagegen in der ſüdthüringiſchen Mark folgt auf Eccard I. von ſeinen Söhnen zuerſt Hermann und dann ſeit 1031 Eccard II., den König Heinrich III. ſeinen treuen Eccard nennt und der ſich durch ſeine Thaten gegen die Slaven auszeichnet. In den letzten Jahren des Markgrafen Hermann war Ludwig mit dem Bart als Fremdling*) aus Franken nach Thüringen gekommen und hatte unter ihm und unter Eccard in kleinen Ankäufen den Grund zu einer großen Macht gelegt.

Dies war in dieſer Periode der politiſche Zuſtand von Thüringen; es bleibt nun übrig, den von Frankonien für eben dieſe Zeit in Bezug auf unſre Heimath darzuſtellen.

Frankonien, das von Karl Martell, wie wir eben erwähnten, mit Auſtraſien verbunden war, wurde, als die Herrſchaft der Merowinger an das karolingiſche Geſchlecht überging, zu einer Kammerprovinz, die als ſolche dem König von Seiten der Gerichtsbarkeit und der Einkünfte unmittelbar unterworfen war. Ihre Verwaltung geſchah von Kammerboten, unter denen die einzelnen Diſtrictsinſpectoren oder Gaugrafen ſtanden. Wie in allen übrigen Kammerprovinzen, ſo ſtieg auch hier das Anſehen und die Macht der Kammerboten mit der zunehmenden Schwäche der karolingiſchen Herrſcher. Da man überdies zur Beſetzung ſolcher Stellen meiſt begüterte, im Land angeſeſſne Männer nahm, und ihnen für ihre Dienſte Land und Leute als Beneficien übergab, ein Verhältniß, das auch bei den Gaugrafen ſtattfand, ſo hatten ſie ebenſo wie dieſe manchfache Gelegenheit, ihre Macht zu vergrößern und ihren Alodialbeſitz zu erweitern. Als der erſte dieſer königlichen Boten in Frankonien kommt um 795—800 ein Hunroch (Heinrich) vor, der nach einer Urkunde Ludwigs I. einen Tauſch zwiſchen dem Stift Würzburg und Kaiſer Karl, die Pfarrei St. Martin zu Eigesvelt betreffend, vollzog. Bald nach ihm kommt dieſe Würde an das popponiſche Haus.

---

*) Die Abſtammung Ludwigs des Bärtigen iſt, wie Rommel 1 B. Anm. S. 118—121 bewieſen hat, keine franzöſiſche, ſondern eine deutſche (altfränkiſche) und zwar aus dem Hauſe Konrads von Heſſen.

Unter den Gaugrafen Frankoniens oder des Grabfelds treten uns ſchon unter Karl dem Großen Männer aus zwei Familien, der mantoniſchen und popponiſchen*), wovon jene bald darauf ſich in der konradiniſchen als dem Erben ihrer Güter und Beſtrebungen fortſetzt, entgegen, die im Land bereits durch ihre reichen Beſitzungen, mehr indeß noch durch ihr Streben nach Macht, durch ihr Ringen um die gaugräflichen Würden des Grabfelds und ſelbſt, als die Konradiner an die Stelle der Mantonen getreten waren, um die markgräflichen Stellen von Franken und Thüringen und durch ihren Rangſtreit und gegenſeitigen Vertilgungskampf, — ein Vorſpiel der großen deutſchen Tragödie zwiſchen den Welfen und Hohenſtaufen, — merkwürdig ſind. Auf dem Urſprung dieſer drei Geſchlechter *), die, auſſerdem daß

---

*) Der Name Poppo kommt zwar auch in andern mächtigen Geſchlechtern des Mittelalters vor, wie in den der Andechs, Felsberg, Ziegenhain, Reichenbach, ſelbſt in dem Schweinfurter Markgrafengeſchlecht,

---

doch in keiner ſo vorherrſchend und mit dem Namen Heinrich, Barthold und Wilhelm abwechſelnd, als in der grabfeldiſchen popponiſchen Grafenfamilie.

*) Die Mantonen ſetzt Genßler zufolge Egilwards Angabe, ut vix aliqua eis (dem Geſchlecht Hetbans) reipublicae dignitas in eadem provincia remanserit, mit Hetbans Schweſterſöhnen in Verbindung; allein dieſe haben, wie Hetbans Tochter, Irmina, keine hiſtoriſche Gewißheit Die Popponen leiten einige Hiſtoriker, unter andern Genßler, von dem oben genannten Hunroch, den Fritze für einen Gaugrafen von Tullifeld hält und den Eccard aus der Friaulſchen Herzogsfamilie abſtammen läßt, wegen der gleichen Namen in beiden Familien (Heinrich und Adalbard) ab; Rommel dagegen führt ſie auf die Nachkommen der hetbanſchen Familie zurück, wobei er ſich mit Unrecht auf Genßler bezieht. Auch das Geſchlecht der Konradiner wird nach Einigen aus

ſie die höchſten Beamten und reichſten Grundbeſitzer unſer fränkiſchen Heimath durch dieſe ganze Periode hindurch waren, noch durch die vielen, von ihnen abſtammenden Familien, welche in der nächſten Periode als Territorialherrn auf dem Grabfelder Boden erſcheinen, höchſt bedeutſam ſind, ruht ein Dunkel, das ſich nicht löſen läßt. Wie viele Vermuthungen auch über ihr Herkommen ausgeſprochen ſind, ſo haben dieſe doch insgeſammt keine hiſtoriſche Sicherheit; und nur das Eine ſteht feſt, daß dieſe Geſchlechter von uralten fränkiſchen Edeln entſproſſen ſind, was ihre Beſitzungen in Frankonien und Heſſen und ihr Kampf um den Adel des Bluts*) und um die höchſten Würden Frankoniens beweiſen. Neben dieſen Geſchlechtern ſaßen gleichfalls ſchon zu Karls des Großen Zeit viele begüterte Edlen im Grabfeld, welche, wie die des Huntolf (ſein Sohn Egilolf, ſeine Enkel Helpholf und Huswart), des Manolf, Hochbert, Altfried, Oto, Egilrich, Sighart, durch ihre Schenkungen an Fulda bekannt geworden und wahrſcheinlich die Vorfahren von manchen Geſchlechtern ſind, welche am Ende dieſer Periode und in der nächſten nach beſtimmten Orten benannt hervortreten.

---

dem welffranzöſiſchen Hauſe (Graf Konrad von Paris) hergeleitet; Andre dagegen (Rommel) halten, was wahrſcheinlicher iſt, daſſelbe für Nachkommen der Grafen im Lahngau. S am Ende die Stammtafeln.

*) Regino ſagt ad ann. 855: der Kampf der Konradiner und Pepponen ſei ein Kampf de nobilitate carnis.

Von den beiden grabfeldiſchen Hauptfamilien erſcheint die mantoniſche zuerſt im Oſtgrabfeld, die popponiſche im Tullifeld. Jene, dem karolingiſchen Hauſe nah verwandt und für das Stift Fulda höchſtwohlthätig geſinnt, behauptete faſt ein Jahrhundert hindurch die Graugrafenwürde im öſtlichen Grabfeld. Aus den reichen Schenkungen ihrer Familienglieder (Emhild, die Stifterin des Kloſters Milz 783, Aſis, Megingoz, Othelm, Hradgoz) an Fulda kann man auf ihren Reichthum an Gütern, beſonders in den Aemtern Heldburg, Römhild, Meiningen und Waſungen ſchließen. Der erſte oſtgrabfeldiſche Gaugraf aus dieſem Hauſe war, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, Manto I., der kurz vor 788 ſtarb. Von ihm ſtammt offenbar des Kloſter Mattenzell*) zu Einfirſt, das älteſte Kloſter im öſtlichen Grabfeld, dem dann das zu Milz und darauf das zu Rohr (um 800) folgte. Nach ihm kam ſein Sohn Manto II. bis 809. Von da bis 837 überkam der Tullifelder Gaugraf Poppo (I), der ſowohl durch ſeine Macht als auch durch ſeine Klugheit einer der angeſehenſten Grafen Auſtraſiens war und deshalb zu Staatsberathungen (832) gezogen wurde, zugleich die Gaugrafenwürde im Oſtgrabfeld. Nach ſeinem Tod (um 837) fiel indeß dieſe Würde wieder an das mantoniſche Haus zurück, bei dem ſie bis 876 blieb. Die

---

*) Manto heißt auch urſprünglich Matto, daher der Name des Kloſters.

Gaugrafen aus dieſem Geſchlecht waren Aſis, Manto III., Kriſtan I. († 871) und Kriſtan II. († 876). Im Tullifeld dagegen, das ſeit 856 als Provinz vorkömmt, behauptet der popponiſche Stamm das Gaugrafenamt in Poppo (II). Durch ſeine beiden Söhne, wovon Heinrich, der ältere, das Tullifeld überkam; Poppo (III), der jüngere, Markgraf der ſüdthüringiſchen Mark wurde, gewinnt die Macht des popponiſchen Hauſes die größte Ausdehnung, die es jemals beſeſſen; beſonders iſt es Heinrich, der die ſchöne, freilich kurze Blüthe deſſelben ſchuf, an die ſich Sage und Poeſie geknüpft hat. Im Dienſte der Karolinger erwarb ſich dieſer ebenſo kluge und tapfere, als fröhlich thätige Held nicht allein die Stelle eines Statthalters von Frankonien mit Militair- und Kameralgewalt, ſondern auch die Gaugrafſchaft von Oſtgrabfeld, welche die Mantonen ſo lange verwaltet hatten. Er fiel im Kampf gegen die Normannen unfern von Paris, leider zu früh für ſeine Familie und für die Befeſtigung der Macht ſeines Hauſes. Denn da auf den Glanz des aufblühenden popponiſchen Hauſes das damals gleichfalls aufſtrebende Grafengeſchlecht der Konradiner, der Agnaten und Erben der eben ausgeſtorbenen mantoniſchen Familie, und der nahen Verwandten und Freunde des Königs, ſcheel ſah, ſo bedurfte es ſeines Geiſtes und ſeiner bewältigenden Kraft, um dieſe noch längre Zeit für das Gebiet und Anſehen ſeines Hauſes unſchädlich zu machen. Nach ſeinem Tode muſten deshalb, da beide Geſchlechter in Frankonien reich begütert waren und auf dieſem Boden nach dem höchſten Anſehen rangen, ihre Beſtrebungen zu Groll und Kampf führen. Von Heinrichs drei Söhnen, Adelbert, Adelhart und Heinrich, folgte ihm zwar der älteſte als Gaugraf vom Grabfeld und Tullifeld und auch als Markgraf und Kameralſtatthalter von Frankonien, doch gelang es jetzt ſchon den Konradinern, mehrere Gaue, die ſein Vater beſeſſen hatte, zu erhalten; ja ſelbſt nach der Abſetzung des ſüdthüringiſchen Markgrafen Poppo, die nicht ohne Einfluß der vier Söhne des Konradiners Udo, Konrad, Eberhard, Gebhard und Rudolph, der Schwäger des Königs Arnulph, erfolgte, kam Konrad an deſſen Stelle, und deſſen eitler, ſtolzer Bruder Rudolph, wurde Biſchof von Würzburg. Der lang verhaltene Groll beider Familien ſchlug 897 in eine offne Fehde aus, die das Fauſtrecht und damit die innern Zerrüttungen Deutſchlands, welche der in Italien erkrankte Arnulph nicht mehr beſchwichtigen konnte, eröffnet. Im Frühling des Jahres 902 lieferten ſich beide Parteien bei Bamberg ein Treffen, in dem Eberhard ſchwer verwundet, Heinrich getödtet, Adelhard gefangen und auf Befehl des Pfalzgrafen Gebhard enthauptet wurde. Adelbert, durch den Tod ſeiner Brüder um ſo erbitterter und unverſöhnlicher geworden, ſetzte, obſchon der König Ruhe geboten und ihn ſeiner Lehne verluſtig erklärt hatte, doch den Kampf fort, verjagte den Biſchof von Würzburg und

Eberhards Wittwe aus ihren Beſitzungen am Speiſart und tö[illegible] 905 in einem Treffen bei Fritzlar den Grafen Konrad. Darauf wurde Adelbert vom König Ludwig, den der Tod Konrads, ſeines Vetters, ſchwer kränkte, auf einem Reichstag nach Tribur gefordert und, weil er nicht erſchien, zu Bamberg belagert und durch die Treuloſigkeit des Mainzer Erzbiſchofs Hatto zur Uebergabe gezwungen, worauf er nach dem Urtheil des Fürſtenrathes durchs Schwert fiel. Seine Familie, aus der die ſiegreichen babenbergiſchen Herzoge Oeſtreichs abſtammten, wurde aus Frankonien, wo ſie bedeutende Güter, unter andern Meiningen beſaß, nach Oeſtreich verdrängt; ihre Würden kamen zum größern Theil an die Konradiner und ſelbſt viele ihrer Beſitzungen, die der königliche Fiskus als Reichsdomainen (Meiningen) an ſich genommen hatte, wandte Ludwig dem Herzog Konrad, dem Sohne des bei Fritzlar erſchlagnen Konrad, zu.

Somit hatten die Konradiner geſiegt und konnten umſomehr, da der König Ludwig das Kind ihr Vetter war, ihre Macht ungehindert erweitern, wie denn auch Konrad Herzog und Pfalzgraf von Franken, darauf 912 deutſcher König, ſein Bruder Eberhard dagegen ſein Nachfolger in Franken wurde. Zwar war von 903 bis gegen 920 Adelbraht, der älteſte Sohn des abgeſetzten thüringiſchen Markgrafen Poppo, Gaugraf vom Tullifeld und Grabfeld und ſein Bruder Poppo IV. Gaugraf im Volkfeld geworden, doch beſaß jener das Grabfeld nicht ganz, indem einen Theil deſſelben die konradiniſche Familie und der ihr verwandte verwandte Burchard **II.**, der ſchon um 908, noch vor ſeiner Verdrängung aus Thüringen, die Gegend von Hildburghauſen als Gaugraf beſaß, in Beſitz genommen hatte. In gleich beſchränkter Weiſe überkam ſie noch nebſt Tulliſeld ſein Sohn Poppo*) (**V**), der ſich auch in dieſer Würde von 922 — 945, offenbar wegen ſeiner Verbindung mit den ſächſiſchen Kaiſern, erhielt. Nach ihm erſcheint nur noch in Tulliſeld, deſſen Gauwürde ſeit faſt 150 Jahren der popponiſchen Familie geblieben und von dem der größere Theil ihr erbeigen war, im Jahr 963 ein einziges Glied dieſes Hauſes; in der übrigen Zeit dieſer Periode wird hier wie im Oſtgrabfeld Niemand mehr aus dieſer Familie genannt. Und ſomit tritt von 945 — 1036 dieſelbe aus dem Grabfeld, ſeit 963 auch im Tullifeld ganz zurück und nur einzelne Spuren in dieſer Zeit deuten an, daß die vom öffentlichen Schauplatz in Franconien zurückgedrängten Popponen doch in eben dieſen Gegenden fortbeſtehen, wie es denn wahrſcheinlich iſt, daß die beiden Poppo, die im Jahr 1015 vorkommen, der eine als Abt im Kloſter Fulda, der andre und ſein Bruder Graf Wilhelm in der Lupenzmark im Weſtergau (S. p. 138), aus dieſem grabfeldiſchen Geſchlecht abſtammen.

---

*) Die Zeit dieſes Poppo fällt mit der eines Poppo zuſammen, der als Kanzler oder Geheimerrath Heinrichs I. und dann Ottos I. ſich in vielen ihrer Urkunden unterzeichnet hat. Zuerſt kommt er in dieſer Eigenſchaft 931. 18. Kal. Maii Quitilinburg, zuletzt 941 in einem Diplom Ottos I., worin dieſer der Kirche St. Mauritii zu Magdeburg das Gut Billingi übergibt, dazwiſchen noch vierzehnmal vor. In mehreren Urkunden hat er ſich ad vicem Friderici Archicapellani, dagegen in andern als Cancellarius unterzeichnet. Dieſer Poppo konnte leicht, weil ſeine Zeit genau mit dem obengenannten Poppo zuſammentrifft, mit dieſem für eine und dieſelbe Perſon gehalten werden, wenn nicht dem entgegenſtünde, daß die cancellarii der Könige meiſt geiſtlichen Standes waren. Wahrſcheinlich iſt es Poppo, der 961 — 983 Biſchof von Würzburg und mit dem frankoniſchen Markgrafen Heinrich verwandt war und den Kaiſer Otto I. ſeinen Neffen nennt.

Die Konradiner, die alle Gaue von der Diemel bis zum Rhein beſaßen, gewannen mit dem Verdrängen des popponiſchen Hauſes zu der fränkiſchen Herzogswürde, welche ihnen ſeit dem Sturz der Babenberger durch die ganze Periode blieb, nach und nach die Gaue und ſeit 940 für ihren Verwandten Berthold, den Enkel des thüringiſchen Burchard I., auch die Markgrafſchaft*) dieſes Landes, die nach Vertheils ſtetig von ſeinen Nachkommen, welche ihren Sitz zu Schweinfurt nahmen, behauptet wurde. Das Grabfeld kam 945 an die Nachkommen des Wetterauers Gebhard, an Udo I., Gebhards Sohn (945 — 949), Udo II. († 982), Udo III. († 1010), dann an ſeinen Vetter, den Herzog Hermann († 1012), darauf an Gebhard († 1016) und endlich an deſſen Bruder Otto, Grafen von Hammerſtein und Gaugrafen der Wetterau († 1036).

---

*) Die oſtfränkiſche Markgrafſchaft war nach dem Sturz der Babenberger an den Baiern Arnulph gekommen. König Konrad hatte indeß dieſen verdrängt und das Herzogthum Baiern an Burchard II. und die oſtfränkiſche Markgrafſchaft an ſeinen Bruder, den Herzog Eberhard gegeben, der ſie urkundlich 911 beſaß. Der aus Ungarn, wohin er geflohen, wieder zurück-

Als Hermann, der Erbe der grabfeldiſchen Beſitzungen Udos III., kinderlos geſtorben war, fielen ſeine Güter an ſeine beiden ältern Schweſtern, an Mathildis, Gemalin Ernſts von Kärnthen, und an Giſela, die reiche, ihrer Weisheit wegen viel geprieſne Gemalin König Konrads des Saliers. Die grabfeldiſchen Beſitzungen der Mathildis ſind allem Vermuthen nach an den Hammerſteiner Grafen Otto, der eine Tochter derſelben geheirathet hatte, gekommen; von den an die Giſela gefallnen bedeutenden grabfeldiſchen Gütern verlieh ihr Gemahl Konrad einen Theil an ihren Verwandten Ludwig den Bärtigen, und zwar einen großen Strich Landes der Leube, der, außer thüringiſchen Gebieten am Nordabhang des Waldes, beſonders Schmalkalden und

---

gekehrte Arnulph war darauf von Heinrich I. 918 in ſeine Würden wieder eingeſetzt worden. Nach Arnulphs Tod übertrug Otto I. die Markgrafſchaft dem oben genannten Berthold das jetzige Amtsgebiet Eisfeld *) begriff; ihre übrigen Güter kamen an ihre andern Verwandten und an das Stift Würzburg.

So wie die Güter der Giſela zerſtückt und an verſchiedene Häuſer vertheilt wurden, ebenſo erging es den fränkiſchen Beſitzungen des Hammerſteiners Otto oder dem grabfeldiſchen Erbgut der Mathildis. Da Otto 1036 im Bann, den ſeine Ehe mit Irmengard ihm zugezogen hatte, geſtorben war, ſo ſuchten außer ſeinen Verwandten und Erben der kaiſerliche Fiskus, der Biſchof von Würzburg und mächtige Dynaſten im Grabfeld ſich ſeiner Allodialländereien zu bemächtigen. Von ſeinen Verwandten gelang es beſonders

---

*) Daß Eisfeld zu Thüringen gehörte, beweiſt einmal die Stelle der Annal. brev. de Landgrav. Thur. ap. Pistor. et Eccard in histor. geneal. princ. Sax. p. 814: Inde (Ludovicus Thur. Comes, Ludwig des Bärtigen Sohn) L mansos et supradictae sylvae Leybe (Louniae) id est in provincia Franciae orientalis in villa Askefelt dicta cum vinctis Bivang (comprehensionibus) et mancipiis ac diversarum utilitatum appendiciis. Dieß Askefelt iſt offenbar Eisfeld, da im Grabfeld an der Laube kein andres Askfelt vorkommt und da das Volk noch jetzt nicht Eisfeld, ſondern Asfeld ſpricht. Auch waren nach einer Urkunde vom Jahr 1227 (ſ. Reinhards Sammlung ſeltner Schriften Thl. 2. S. 241) die Eisfelder Burgmänner, die Marſchalle Greif, Dienſtmannen des Landgrafen von Thüringen. Ueberdieß vergleiche Reinhards Sammlung rc. S. 233. 234.

dem Valkenburger Gozwin, Sohn der Irmengard aus ihrer zweiten Ehe, und ſeinem Neffen, dem Markgrafen Otto von Schweinfurt, einen großen Theil ſeiner Alodialbeſitzungen zu gewinnen, den ſie gemeinſchaftlich verwalteten.

Um dieſe Zeit muß gleichfalls ein Theil des konradiniſchen Erbguts an die Grafen von Wildberg, die gleich darauf im Haßgau, im Gebiet von Heldburg und Hildburghauſen angeſeſſen waren, übergegangen ſein, wobei ſich indeß eben ſo wenig beſtimmen läßt, in welchem verwandtſchaftlichen Zuſammenhang dieſe Geſchlechter mit den Konradinern ſtanden, noch von welcher Linie ihre grabfeldiſchen Güter ſtammten.

Aber ſelbſt auch die reichen Beſitzungen des markgräflich Schweinfurter Hauſes, die daſſelbe theils durch eigne Thätigkeit gewonnen, theils durch ſeine Blutsverwandtſchaft mit den Konradinern geerbt hatte, und die in unſrer Heimath von Salzungen bis Sonneberg mehr oder minder zerſtreut lagen, ſollten bald ein gleiches Schickſal des Zerſtückelns erleiden. Schon unter dem Markgrafen Heinrich (Hezilo † 1017), Sohn des Markgrafen Berthold, war ſeiner Markgrafſchaft ein bedeutendes Gebiet entzogen und zu einem Erbgut gemacht worden. Es hatte ſich nehmlich der lotharingiſche Pfalzgraf Ehrenfried (Ezo) 990 mit der Schweſter des Königs Otto III., Mathilde, vermählt und dadurch viele Reichsgüter als Mitgift erworben, von denen ein großer Theil in dem Koburgiſchen und in dem Meininger Oberland lag. Zu dieſem Heirathsgut bekam Ehrenfried 1011 vom König Heinrich II., der ihn dadurch zu verſöhnen und zu gewinnen ſuchte, das jetzige Amt Saalfeld, das damals gleichfalls Reichsgut war. Seine Reſidenz nahm derſelbe zu Saalfeld, wo er 1035 ſtarb. Von ſeinen Kindern erbte die älteſte Tochter Richza, die Gemalin des polniſchen Herzogs Micislaus (der ſich den königlichen Titel beilegte) die Coburger und Saalfelder Lande. Da ſie nach dem Tod ihres Gemahls (1034) durch ihre Staatswirthſchaft als Vormünderin ihres Sohnes die Polen unzufrieden machte, ſo wurde ſie 1036 vertrieben, worauf ſie mit ihrem Prinzen nach Saalfeld flüchtete und daſelbſt lebte. Unter den Miniſterialen, die ſie aus der Rheingegend, ihrer eignen urſprünglichen Heimath, gerufen hatte, wurden beſonders die Grafen Sterker für unſer Oberland bedeutend, indem Richza ihre Dienſte mit Beneficien aus ihrer Koburger Herrſchaft (darunter unter andern Effelder) belehnte, ſo daß ſie auf dieſe Weiſe bald darauf als Dynaſten in dieſer Gegend, als Grafen von Wolweswak (Wolfsbach) und darauf als Grafen von Schaumberg*) auftreten. Mit dem ehrenfriediſchen Koburger Erbgut war zwar nur das Gebiet der Inſpection der Schweinfurter Markgrafen geſchmälert worden, keineswegs ihr Alodialbeſitz angegriffen und zerſtückt worden, indeß dies erfolgte bald darauf, denn 1057 ſtarb der Markgraf Otto, der Sohn Heinrichs, und nun gingen, wie in der nächſten Periode gezeigt werden ſoll, ſeine bedeutenden grabfeldiſchen Ländereien an verſchiedne, wenn auch verwandte, doch neue Dynaſten (Meran, Vohburg) über.

---

*) Der Zuſammenhang zwiſchen der ſterkerſchen, wolfsbachiſchen und ſchaumbergerſchen Dynaſtie hat Schultes (Coburger Ldgeſch. des Mittelalters S. 10. 28 ꝛc.) ſcharfſinnig dargethan; die Erſcheinung übrigens, daß dies Geſchlecht in einem Zeitraum von 100 Jahren ſeinen Namen mehrmals wechſelte, iſt merkwürdig. Was neulich behauptet worden iſt, daß die Grafen

Hatten ſchon überhaupt ſeit 945 die im Grabfeld ſehr raſch gewonnenen konradiniſchen Beſitzungen und damit die Gaue des Grabfelds ſelbſt eine allmählige Zerſtückelung erfahren, ſo war dies, wie eben erwähnt wurde, ganz beſonders in den Jahren 1012, 1036 und 1057 geſchehen, wo drei grabfeldiſche Hauptlinien ohne männliche Erben ſtarben und dadurch eine vielfache Zertheilung ihrer Güter an nahe und ferne Verwandte und an aufſtrebende Geſchlechter veranlaßten. Dadurch hatten ſich aber auch überhaupt die frühern Verhältniſſe dieſer oſtfränkiſchen Provinz umgeſtaltet. Denn war nicht in dieſem Land, wo be-

---

von Wolfsbach zugleich auch den Namen von Schaumberg geführt haben, beruht auf einer unächten Urkunde (in Plac. Sprengers diplom. Geſch. der B. A. Banz. Beil. XVI) und iſt deßhalb unrichtig. Mit dem Jahr 1170 hört der Name Wolfsbach in dieſem Geſchlecht auf, an ſeine Stelle tritt der von der Burg Scowenberg, d. h. Schaumberg.

reits am Schluß dieſer Periode der Biſchof von Würzburg ſo ſchöne, indem von der gaugräflichen Gerichtsbarkeit befreite Ländereien (neben dem Gozfeld und Salzgau noch viele andere wichtige Beſitzungen, wie 1002 Solz, 1008 Meiningen, Walldorf, Leutersdorf, Queienfeld) erworben, wo der mächtige und reiche Abt von Fulda, wo die verſchiedenen konradiniſchen Eigenthumserben (darunter Ludwig der Bärtige in Schmalkalden und Eisfeld, die Dynaſten von Wildberg im Gebiet von Heldburg und Hildburghauſen, die Grafen von Valkenburg im Heldburgiſchen und Römhildiſchen, der Markgraf von Oſtfranken zu Schweinfurt beſonders im Banzgau), wo die Grafen von Roßdorf im Tullifeld, wo Richza neben ihrer Herrſchaft Saalfeld im Koburgiſchen und im Meininger Oberland und ebendaſelbſt bald darauf die durch ſie begüterten Dynaſten von Wolweswak, wo endlich die Nachkommen der popponiſchen Familie und andre kleinere und größere freie Geſchlechter anſehnliche Güter beſaßen und wo ſie ſich und ihre bedeutenden Beſitzungen von der Civilbothmäßigkeit des Gaugrafen befreit hatten, war nicht auf dieſe Weiſe die Macht und Herrlichkeit der alten grabfeldiſchen Gaugrafenwürde vernichtet? Mußten nicht an die Stelle dieſer zur Scheingeſtalt herabgedrückten Würde, deren gaugräfliche Titel der Biſchof von Bamberg überkam, neue Machtformen treten, die ihren Charakter, ihre Sicherheit und ihr Anſehn von der Größe und Selbſtſtändigkeit des errungnen Erbeigenthums, zu deſſen

Beſitz vor Allen das letzte Jahrhundert dieſer Periode hingearbeitet hatte, vernehmen? Die Benennung der Geſchlechter nach ihrem Erbeigen, die in unſerm Vaterland von den kleinern Geſchlechtern ausging und ſchon am Schluß dieſer Periode *) erfolgte, war der Stempel der neuen Geſtaltung der Dinge, des Siegs der Territorialmacht über die Gauherrlichkeit.

Wenn ſomit unſer Land fränkiſcher Seits um 1036 von zahlreichen Geſchlechtern beſetzt und erbeigen beſeſſen war, ſo ſchien es deshalb damals nicht wohl möglich, daß auf dieſem Gebiet ſich eine einzige, Alles umfaßende Dynaſtie geſtalten konnte. Und wenn dennoch dies geſchah und ſogleich nach dieſer Zeit ein Geſchlecht hervortritt, das in Kurzem den bei Weitem größten Theil dieſes Terrains gewinnt und hier eine bedeutende Macht gründet, ſo muß man mit Recht nach dieſem Geſchlecht und nach der Urſache ſeines Emporkommens fragen. Die Antwort darauf gibt die nächſte Periode, welche es mit der Geſchichte dieſes Geſchlechts vorzugsweiſe zu thun hat.

B.

In der Zeit von Bonifacius bis zu Conrad dem Salier gingen, wie anderwärts in Teutſchland, ſo auch in unſerer Heimath wichtige Veränderungen und Zerſetzungen im innern und äußern Leben des

---

*) Die Herrn von Wildprechtrode ſchon 996, die von Mannsbach 1027 vorkömmlich.

Volkes vor. War das deutſche Reich noch zu Karls des Großen Zeit von einem freien Volke bewohnt und in Gaue eingetheilt, deren Gliederungen *) und Namen durch das Chriſtenthum deutlich werden; fielen die Grafſchaften noch mit den Gauen zuſammen und waren ſie damals Amtsbezirke für den Heerbann, für die Bezirksgerichte, Hoheitsrechte und gemeinen und königlichen Einkünfte; richteten die freien Gaubewohner oder die kleinen Landeigenthümer in ihren Centgerichten ſich ſelbſt und beſaßen ſie mit dem erbeigenen Grund das Waffen- und Schutzrecht, beides unter der Leitung von Gaugrafen, die in ihrer Civil- und Militärfunction von königlichen Sendgrafen (Miſſi) überwacht wurden: ſo wurde im Verlauf dieſer Periode dies Alles allmählig anders. Der unter den Karolingern wachſende Einfluß des romaniſchen Lebens, das an den perſönlichen Bedientendienſt die höchſte Ehre knüpfte, die mit der Verbreitung des Chriſtenthums eingeſetzte, ſofort nach Grundbeſitz und weltlicher Macht ſtrebende Kirche und die fränkiſche Kriegsführung, Geſetzgebung und Verwaltung, wo oft der Druck der ſchweren öffentlichen Laſten die kleinen Landeigenthümer zwang, einem Stift oder Territorialherrn ihr Erbe als Eigenthum gegen Lebensunterhalt und Schirm zu überlaſſen, zudem die Schwäche der Nachkommen Karls des Großen und die innern Unruhen des Reichs —

---

*) Gaue, Marken und Villen.

dies waren die Momente*), welche die Umgeſtaltung des bisherigen deutſchen Lebens, herbeiführten, wodurch die Würde des deutſchen Gemeindeweſens verdrängt, das Leben der Freiheit in das der Treue, der unabhängige Grundbeſitz mit ſeinen Ehren (Waffenrecht, Mallrecht) in Dienſt- und Lehngüter mit beſtimmten Dienſten oder mit andern Worten, das Alod, in Feod und dadurch der freie Mann in einen abhängigen Vaſallen, die alten Gaue und Gerichte in weltliche und geiſtliche Lehngebiete, die dem Volke den höhern Schutz, den Schöffen die Unabhängigkeit, den Bezirksgerichten das Anſehen und ſich durch beſondere Privilegien der höhern Aufſicht entzogen, verwandelt und die verſchiedenen ſcharfgeſonderten Volksklaſſen des Mittelalters geſchaffen wurden. War die frühere Gemeinde und das ganze Volk eine Genoſſenſchaft Gleicher, ſo hatte das Gefolgſchafts-, Dienſt- und Lehnsweſen des Mittelalters zum Character die Unterordnung des Ungleichen; galt dort gegenſeitige Beihülfe und Verbürgung, ſo hier ein Dienen des Geringern zum Beſten des Mächtigern, ein Schutz des Niedern durch den Höhern. In dem Proceß, der das Alte zerſetzte, das Neue auswirkte, ging nothwendig der große ehrbare Stand der Freien, ehemals der Kern und die Kraft des Volks, in der alten Form unter und nur in Franken und in dem von Slaven unvermiſchten Thüringen erhielt ſich noch in dieſer Periode hie und da die Gemeindefreiheit, ſtärker freilich in der Erinnerung, ſchwächer in der Wirklichkeit. Das Amt der Gaugrafen, von denen die meiſten auf unſerm Boden altfränkiſchen Geſchlechts waren, wurde Erbgut; der im Gau begüterte Graf wurde Erbherr und beſaß die Gerichtsbarkeit nicht als kaiſerlicher Beamte, ſondern als Erbgraf. Durch Verleihung, Kauf, Erbſchaft und Gewaltthat wurden Gebiete gewonnen und verloren, zuſammengehalten und vermehrt oder zerſplittert. Somit mußte die alte Gauverfaſſung erlöſchen; indeß dabei konnte nicht der Volksſinn, der ſie hervorgerufen hatte, ſofort verdrängt, und nicht jede Geſtaltung, in der ſie wirkſam geweſen, vollkommen vernichtet werden, indem alles Neue zum Frühern in einem urſachlichen Verhältniß ſteht. Und dies trifft nicht allein das bürgerliche, ſondern auch das ſittlich religiöſe Leben, da die Umbildung der Volksverhältniſſe niemals eine einſeitige, ſondern ſtets eine allmählige allſeitige Entwicklung iſt. Deshalb erhielt ſich auch einerſeits inmitten der Lehnseinflüſſe in der Bruſt des Volks das wache Gefühl des „Rechtens" und im äußern Leben manche alte Rechtsform und

---

*) Zur Erzeugung des Feudalweſens wirkten offenbar dieſe Umſtände zuſammen und nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, die Gefolgſchaften allein; denn der rein germaniſche Gemeindegeiſt mit ſeinem ſcharf ausgeprägten Recht konnte niemals das Feudalweſen aus ſich hervortreiben, ſo lange er nicht durch fremde Einflüſſe umgeſtaltet wurde.

Einrichtung, andrerſeits bei aller Einwirkung des Chriſtenthums lange noch im Verborgenen heidniſcher Glaube*) und ſogar öffentlich heidniſche Geſinnung und Weiſe. Wie mehrere alte Gaunamen (Töllfeld, Grabfeld, Orlgau) im Volke fortlebten, ſo retteten ſich viele Formen und Gebräuche des früheren Lebens (die Eintheilung der Kinder in Kinder und Mädchen; „ſoviel Mund, ſoviel Pfund"; Hammer, Span, Halm), und ebenſo dauerte auch in dieſer Periode die alte Eintheilung des Landes in Gaue und Marken und die Theilung des Artlandes in Huben nach uraltem, gleichem Maaße fort. War ferner dem alten Deutſchen der Wald, der Baum, der Hain vor Allem heilig, hatte er allda ſeinen Wohnſitz, ſeinen Gottesdienſt, ſeine Gerichtsſtätte, ſeine Verſammlungen jeder Art und ſein Todtenbett, ſo blieb ihm auch jetzt noch dieſe Verehrung der Natur, indem die Kirchen und Kapellen auf den Stätten des alten Gottesdienſtes gebaut, die Gerichte auf den alten Dingplätzen, unter Linden oder Eichen gehalten, die Häuſer mit ſpitzen Giebeln und geäſteten Verzierungen, den emporragenden, reichgeäſteten Bäumen ähnlich, bereichert und die Bäume des Hains zu den Feſtzeiten (der Tannenbaum als Chriſt- und Kirchweihbaum, die Balſampappel und der Hollunder für die traulichen Winterſtuben, die Birke zur Pfingſtfeier, die Linden als der heilige Mittelpunkt der Dörfer zu heitern und ernſtern Vereinen, das Eichenlaub zu Schmuck und Kränzen) geweiht und verwendet wurden. Auch im Gebiet des Glaubens iſt, wie ſchon früher angedeutet wurde, die altheidniſche Weltanſchauung nicht gänzlich vor der Macht der chriſtlichen Wahrheit zurückgewichen. Denn ſeit dieſe den deutſchen Gottheiten entgegen trat, gingen ſie entweder in bösartige, teufliſche Mächte oder in zwar gutartige, doch beſchränkte Weſen über und darauf beruht der in dieſer und in der ſpätern Zeit fortlebende Volksglaube, der ſowohl in den Ausdrücken: Quirch, Nix, Rüpel (Knecht Ruprecht), Butz, Butzigel, Donner und Teufel, Donnerwetter, Börner, — als auch in der Furcht vor dem Will und der Frau Holla oder Perchtha, die nur in den Kinderliedern als Maria in freundlicher Geſtalt erſcheint, ferner in der Volksvorſtellung, daß die Saale jährlich, die Werra alle 7 Jahre ihr Opfer fordere, daß Waſſerjungfern Abends aus den Lachen ſteigen, um an der Freude der Menſchen Theil zu nehmen, in den Wichten und Kobolden, in dem Zeichendeuten und Geſtaltengießen zur Zeit der 12 Nächte, in dem Kräuterſammeln der Sommerſonnenwende, in der beſonders geachteten Schutzkraft des „Till, Baldrian, Thorand und Doſten“, in dem Gebrauch des Oſterwaſſers, in der Faſchingsluſt (Spurkalien des Hornungs), in den Leichenmahlen (Fortdauer der Mahlzeiten der alten Deutſchen auf den Gräbern ihrer Verſtorbenen) die heidniſche Gotteswelt durchſchimmern läßt. Dies war im Allgemeinen das Reſultat der Arbeit dieſer Zeit; wir betrachten nun das Leben in ſeinen Gliederungen und Verhältniſſen.

---

*) Dieß beweiſt die 1824 im Gothaiſchen (bei Wetninghauſen) gefundne, dem 10. oder 11. Jahrhundert gehörende Platte mit dem Bild des Wodan und mit den Worten: hilliatio Woudano.

Die Geſchlechter, welche große Beſitzungen als Erb- und Freigüter (Alode) beſaßen, machten urſprünglich den Adel allein aus. Sie waren die edeln Landherrn (viri illustres, optimates, dynastæ), mit denen die Könige in wichtigen Angelegenheiten zu Rath gingen, und aus denen die reichſten und verdienſtvollſten zu Hofwürdeträgern oder zu Herzogen und Grafen beſtellt wurden. Dieſen gegenüber bildete das eigentliche Volk einen freien Stand, der zwar keinen Antheil an der Regierung des Landes hatte und deshalb nicht zum urſprünglichen Adel gerechnet wurde, aber auch anfänglich zu keiner Abgabe und allein nur zum Heerbann oder Kriegsdienſt verpflichtet war. Er beſaß kleine Landſtücke vermöge ſeiner perſönlichen Rechte und bildete ſomit die Klaſſe der kleinen freien Landeigenthümer. Aus dieſen freien Männern (milites) entſtand nun in Folge des Alles umgeſtaltenden Lehnsweſens ſowohl zum Theil der niedere Adel, als auch zum Theil der Stand der Bürger und der Hörigen, während der alte Adel den hohen Adel bildete. Der freie Mann und der Adel beſaßen, bevor noch die Kirche außer den Herzen Land begehrte, allein und ſpäter mit ihr alles Land. Einen Theil des Eigenthums bildete ſammt Weib und Kind der Hörige, der durch Verbrechen oder durch Unterjochung ſeine Freiheit verloren oder durch Druck und Armuth ſich derſelben begeben hatte und deſſen Stand, da der Druck in dieſer Periode beſonders auf die Volksſchicht der freien kleinen Landeigenthümer ging, in ſtarkem Zunehmen war. Zu dieſen Ständen kam noch die Geiſtlichkeit, die ſich durch die kirchliche Geſetzgebung und durch die Privilegien der weltlichen Gebieter von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreite und ſich dieſe Rechte bis zum 13. Jahrhundert erhielt. Erſt von da an ſetzte die Landeshoheit, früher in unſrer thüringiſchen, ſpäter in unſrer fränkiſchen Heimath die richterliche Gewalt in geiſtlichen Sachen durch. Genau genommen, gab es in dieſer Zeit nur drei Klaſſen des Volks, vollkommen Freie (der hohe und niedre Adel und die Geiſtlichkeit); die ſich und ihre freien Beſitzungen zu ſchützen wußten; die Halbfreien, die zwar perſönlich frei waren, aber ihre Grundſtücke mit Laſten und Gefährdungen beſaßen oder als Zinsbauern auf fremden Huben und Manſen Schutz und Unterhalt ſuchten; die Unfreien, die nicht ſich, ſondern mit all dem Übrigen einem Andern gehörten. Zum Kaiſer und Reich ſtanden die größern Grundbeſitzer, zu dieſen die Gutsherrn (Ritter), die ſich wie jene am Schluſſe dieſer Zeit von ihren Burgen einen Geſchlechtsnamen beilegten, in Lehnsabhängigkeit und beiden waren ihre Hörigen mit Leib, Dienſt und Gut und die kleinen Landeigenthümer mit ſtarken Laſten und Beläſtigungen unterſtellt. Manche der Bergbewohner (Ritter) begannen indeß ſchon jetzt nach Unabhängigkeit und Freiheit für ſich und für ihre Stamm- und Lehnsgüter (Patrimonialgerichtsbarkeit) zu ſtreben, womit natürlich, wo es gelang, die volle Gewalt über die Hörigen verbunden war.

Da die Könige urſprünglich keine Abgaben von dem freien Volk beziehen durften, ſo lag darin für ſie in Abſicht auf ihren Unterhalt die Nothwendigkeit eines Domainenbeſitzes. Von dieſen Domainen übertrugen indeß die Könige allmählig die eine und andere als Benefiz an verdienſtvolle Miniſterialen, an gewichtige Parteigänger und an Stifte. Bis zum Jahr 1000 waren faſt die meiſten königlichen Domainen unſrer Heimath übertragen, bis zum Jahr 1300 faſt alle Regalien. Domainen auf dem Meininger Boden waren zu Anfang dieſer Periode die geſammte Saalfelder Gegend und größtentheils das Grabfeld,*) weshalb auch hier die Gaugrafen zugleich Pfalzgrafen auf der Salzburg waren. Mit der allmähligen Verwendung dieſer Dominialgüter als Beneficien an weltliche Herrn oder an Stifte mußte natürlich dieſer Ausfall an Domainenrevenüen durch anderweitig gebotene Einkünfte gedeckt werden und ſo nahmen die Könige in dieſer Zeit ihren Unterhalt außer von dem Abwurf des ihnen gebliebenen Domainenbeſitzes, von Zöllen, von Strafgeldern, von den eingezogenen Gütern der Verurtheilten, vom Bergbau und Münzrecht, von urſprünglich freiwillig, jetzt erzwungnen Lieferungen, von Naturaldienſten (Spanndienſte) und von Beeden d. h. Abgaben, die nach römiſchem Brauch und Recht auf jeden Grund und Boden (Gült, Grundzins) gelegt wurden. Wer kein Grundſtück beſaß, mußte ein Kopfgeld bezahlen, ſo die Leibeignen und Juden. Auf den Gütern ihrer Vaſallen und Dienſtmannen gehörte ihnen Hochflug, Hochwild und Hochwald. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Güter beſorgten Kammerboten.

---

*) Zu den königlichen Orten gehörten unter andern: Salzungen, Solz, Walldorf, Meiningen, Belrieth, Vachdorf, Leutersdorf; Beinerſtadt, Queienfeld, Haina, Milz u. a.

Der Herzog hatte die oberſte Polizei und das Kriegsweſen in einer ganzen Provinz*) zu beſorgen. Da in Frankonien die Karolinger ſelbſt Herzoge wären, ſo hatte dies Land von Karl Martell bis auf Konrad I. keine eigne Herzoge, ſondern Kammerboten zu Statthaltern. Thüringen ſtand in Rückſicht auf ſein Kriegsweſen in dieſer Zeit unter Markgrafen, in Bezug auf ſeine Polizei und Gerichtsbarkeit unter Gaugrafen, über die ein königlicher Miſſus oder ein Pfalzgraf die Inſpection führte.

---

*) Provinz und Herzogthum waren anfänglich eins, ſeit 930 verſchieden.

Unter den Herzogen und Markgrafen oder, wie es in Thüringen der Fall war, unter dem König unmittelbar ſtanden die Gaugrafen, welche die Gerichtsbarkeit nur über das freie Volk hatten, indem der Adel, die Biſchöfe und Äbte dem Gericht des Königs oder in ſeinem Auftrag dem des Pfalzgrafen unterſtellt waren. In der ſüdthüringiſchen Mark hatte der Markgraf alle Gewalt, die militairiſche und bürgerliche. Für die königliche Gerichtsbarkeit war in jeder Provinz ein Hofgericht oder allgemeines Landgericht, bei dem der Herzog oder der Pfalzgraf des Königs richterliche Stelle vertrat.

Mit der Exemtion des Adels und der Stifte von der gaugräflichen Gerichtsbarkeit war zu deren Beſchränkung Bahn gebrochen; nach einer gleichen Stellung ſtrebten nun alle untergeordneten Glieder des Gauverbandes, wie denn beſonders diejenigen edlen Geſchlechter, welche im Dienſt des Königs oder der Kirche Kriegspfründen, Vogteien und Gerichtsbarkeiten erwarben, Untergaue oder Centgerichte von der Aufſicht der Gaugrafen zu befreien und ihre durch Burgen beſchützte Stammes- oder Lehngüter mit dem Blutbann zu verſtärken ſuchten. Dadurch muſte es kommen, daß am Schluſſe dieſer Zeit die gaugräfliche Gerichtsbarkeit ihre Ausdehnung und Macht verlor. Aber auch der Titel Graf, da er nicht mehr an das geſchwächte gaugräfliche Amt gebunden war, konnte von jetzt an durch Geburt oder veraltete Anſprüche gewonnen werden, ſo daß es bald mehr Grafen als Grafſchaften gab*).

Alles Recht, in unſerm Werra-Maingebiet war fränkiſch, in unſerm Saal-Ilmgebiet thüringiſch. Hier wie dort beſtanden, jetzt noch nur einheimiſche Gebräuche und Gewohnheiten. Länger erhielten ſich die heimathlichen Weisthümer in Franken als in Thüringen, wo ſchon in der folgenden Periode das ſächſiſche Recht Raum gewann. Zu den fränkiſchen Rechtsbeſtimmungen gehörten unter andern die Feſtſtellung der Jahre der Unmündigkeit oder Beſcheidenheit für Knaben bis zum 12., für Mädchen bis zum 14 Lebensjahre; die Ausſchließung der Töchter von der Erbfolge in Stammgütern, womit noch heute zuſammenſtimmt, daß nur Söhne Kinder heißen, das Symbol des Halmes bei Uebergaben oder Entſagungen. Recht ſprach nicht mehr, wie vordem, das geſammte freie Volk über Alle und Jeden, ſondern das gegenwärtig und durch die nächſte Zeit in gleicher Weiſe fortgeführte Rechtſprechen war, da nur Gleiche einander richten konnten, ein verſchiedenſtändiſches, ja ſogar genoſſenſchaftliches geworden. Denn es gewann nicht allein der Ritterſtand ſeine eigenen Gerichte (Manngerichte) und die Gemeinden und die jetzt aufkommenden Städte die ihrigen, ſondern es gab ſogar Hübner- und Landſiedelgerichte unter Voigtei, wie Herrengerichte für die Hörigen.

---

*) S. Rommel 1. B. p. 121.

Die Dörfer hatten ihre Dorf- oder Heimbürgergerichte, die ſich nur auf eine einzige Gemeinde und auf die Schlichtung kleinerer Civilſtreitigkeiten beſchränkten, die wichtigen, ſchweren Fälle dagegen dem Centgericht überlaſſen mußten. Die Gerichte der Heimburger waren offenbar ein Reſt der alten Gemeindeverfaſſung. Die Centgerichte oder Grebengerichte, wofür jetzt auch ſchlechthin der Name Gericht aufkam, umfaßten ganze Gemarkungen oder einen Kreis von Dörfern und Höfen, der in der Regel nicht groß war, weshalb auch ſpäter mehrere von ihnen zu einem Amt vereinigt werden konnten. Auch der Umfang ihrer Spruchmacht erlitt mit der Zeit und zwar ſchon in dieſer Periode Veränderungen. Während ſie anfänglich weder über unbewegliche Güter noch über Leibeigne, weder über Freiheit noch Tod*) ſprechen durften, ſo erwarben ſie jetzt gegen das Ende dieſer Periode, bei der Auflöſung der Gaugrafſchaften die Macht über alle dieſe Fälle. Solcher Centgerichte waren unter andern zu Friedelshauſen, Herrnbreitungen**), Waſungen, Meiningen***), Themar,

---

*) Capit. I de anno 810 c. 2: „Im Gerichtstag eines Centrichters ſoll Niemand zum Tod oder zum Verluſt der Freiheit oder zur Zurückgabe von Gütern und Leibeigenen verurtheilen. Hierüber kann nur im Beiſein des Grafen oder unſers Miſſi abgeſprochen werden.“

**) Dazu gehörten Frauenbreitungen und Wernshauſen.

***) 1153 erhielt Meiningen laut ſeiner Urkunden von

Römhild, Strauf (Heldburg), Hildburghauſen, Eisfeld, Saalfeld. Nach den Weisthümern der Schöffen, die das Volk unter der Leitung eines gaugräflichen, ſpäter landesherrlichen Beauftragten wählte, entſchied in dieſen Centgerichten, von denen manches in die Rügegerichte der Städte und Dörfer übergegangen iſt, der Centgraf oder Richter. Das Verfahren in dieſen Centgerichten war öffentlich, mit beſtimmten Feierlichkeiten verbunden und raſch, alles noch im Geiſte des alten öffentlichen Lebens, doch hie und da nicht ohne Druck und Beeinträchtigung, da nehmlich, wo die Gerichte erblich, als ſolche verliehen, verſetzt und verkauft und dadurch ſchädlichem Wucher zugänglich wurden. Die Beweisart war einfach; beſonders lag in dem Zweikampf das Gefühl der männlichen Kraft und die Erinnerung an die alte Freiheit, und im Eid, auf den Gebeinen der

---

ſeinem geiſtlichen Machtherrn nicht allein ein eignes Stadtgericht, ſondern auch ein Landgericht, das „mit alten verſtändigen und unbeſcholtenen Schöffen zu beſetzen und unter dem Vorſitz des Voigtes in jedem Monat zu halten war.“ Da aber vorher Meiningen ſchon eine Stadt war und damit eine beſtimmte Civilordnung hatte, da ferner ein Meininger Centkreis beſtand, derſelbe nehmlich, der zum landgerichtlichen Kreis gezogen wurde, ſo war offenbar das Neue und Wohlthätige der biſchöflichen Beſtimmung vom Jahr 1158 die nöthige Exemtion vom alten Gau- oder Territorialnexus.

Heiligen geſchworen, eine ernſte Feierlichkeit; für die Eigenen oder Hörigen entſchied man bisweilen die Ungewißheit durch die Probe mit Feuer oder Waſſer. Die Strafen, welche man in den Centgerichten, ſowie in den höhern Gerichten verhängte, waren zum Theil nach Herkommen, zum Theil durch neue königliche Geſetze beſtimmt und beſtanden in Geld, Verluſt des Amtes und des Standes und in körperlichen Züchtigungen. Unter den letzten galten beſonders der Staupenſchlag (Schinden der Haut), das Haarſcheeren und Brandmarken auf beiden Backen als Strafmittel für das menſchliche Leben gefährdende Plackereien*). Indeß die Centgerichte, wie die ſich jetzt geſtaltenden Stadtgerichte, ließen eine Appellation zu und bildeten deshalb niedere Gerichte. So lange die gaugräfliche Verfaſſung beſtand, gehörte dem königlichen Hofgericht unter dem Herzog oder Pfalzgrafen als dem königlichen Bevollmächtigten der Spruch über Hals und Hand oder der Blutbann, zudem die höchſte Entſcheidung in Civilangelegenheiten. Mit der Zertrümmerung jener Verfaſſung treten auch hier Veränderungen ein, indem allgemeine Centgerichte ſich als oberſte Inſtanzen bildeten. Als eine höchſte Appellationsinſtanz entſtand damals für unſre fränkiſche Heimath das Brückengericht oder allgemeine Landgericht zu Würzburg, das von dem Burggrafen*) von Würzburg als vorſitzendem Centgrafen feierlich und öffentlich gehalten wurde und außerdem mit einem Schultheißen als Mitrichter und mit 9 Schöffen als rechtsverſtändigen Männern beſetzt war; für unſer thüringiſches Land**) war der Dinghof zu Buttelſtedt eine höhere, das allgemeine Landgericht zu Mühlhauſen die letzte, höchſte Inſtanz. Dadurch jedoch, daß nun nicht mehr ſämmtliche Freie das Urtheil fanden, ſondern ſich dazu beſondere Organe ausbildeten, ſchwächte ſich nothwendig das rechtliche Bewußtſein in dem Volk, jetzt zwar noch allmählig, indeß raſcher in der folgenden Zeit, in der fremde Vorſchriften und Namen das ſchlichte heimiſche Recht zurückdrängten.

---

*) Noch im Jahr 1021 drohte der Kaiſer (ſ. Wenk. heſſ. Landesgeſchichte. 3. B. Urkundb. Nr. 19) den hersfeldiſchen und fuldaiſchen Dienſtleuten, die ſchon oft Mord und Todtſchlag veranlaßt hatten, daß denjenigen, die dergleichen wieder verüben würden, die Haut geſchunden und das Haar abgeſchnitten, ihre Rädelsführer und Theilnehmer noch überdem auf beiden Backen gebrandmarkt werden ſollten. Die Advokaten ſollten hierauf achten und wenn ſie durch die Finger ſehen würden, ſollten ſie abgeſetzt, die Aebte aber in dieſem Fall um 2 Pfund Goldes beſtraft werden. Wären die Thäter Kämmerer, Schenken oder andere angeſehene Dienſtleute der beiderſeitigen Aebte, ſo ſollten ſie nach dem Ermeſſen ihres Abtes entweder mit obigen Strafen oder mit einer Geldbuße von 10 Mark Pfennigen belegt werden.

---

*) In der nächſten Periode hatten es die Grafen von Henneberg als Burggrafen von Würzburg zu halten.

**) Von Pößneck aus konnte man indeß zuerſt nach Saalfeld appelliren.

Die mehrfachen Leiſtungen, welche der häufig gebotene Kriegsdienſt unter den Karolingern forderte, ſchwächten das Eigenthum des kleinen Grundbeſitzers und machten dieſen dadurch zu einem häufigen Heerbann zu arm, um ſo mehr dies, als ſeit Heinrich I. der Kriegsdienſt Reuterdienſt, deshalb die Bewaffnung koſtſpieliger und ſchwieriger wurde. Deshalb entzogen ſich viele Freie, indem ſie ſich als Schutzhörige den Stiften oder weltlichen Großen übergaben, dem Heerbann, was zwar durch königliche Geſetze erſchwert wurde, aber nicht verhindert werden konnte. Schon dadurch alſo, daß der Kriegsdienſt ein Vorrecht der Reichen wurde und an die Stelle von Bogen und Pfeilen nun Lanzen, Schilder und bepanzerte Streitroſſe traten, mußte das alte Landwehrweſen verfallen und die Berge, Dienſtmannen und Rüſtungen das Übergewicht erhalten. Zu dem kam, daß bei der Ausbildung des Lehnsgefolges die freien Wehrmänner nicht mehr weſentlich ſchienen; und ſo zog denn nicht mehr das geſammte freie Volk (Heerbann) unter ſeinem Herzog oder Grafen in den Krieg, ſondern nur der Lehnsherr mit ſeinen Unfreien, woraus die Dienſtmannſchaft (Privatminiſterialſtand), ſpäter das Söldnerweſen entſtand. Der Lehnsherr vertrat alle heerbannpflichtigen Inſaſſen ſeines Gebiets im Reichsdienſt, forderte aber dafür als Entſchädigung eine Kriegsabgabe (dies der Urſprung der eigentlichen Steuer). Somit wurde das Volk natürlich vollkommen entwaffnet und durch den Verluſt ſeiner kriegeriſchen Ehre der Hinterſaſſe ſeines Schutzherrn; auf ihn fielen vorerſt die Beiſteuerungen zum Kriegsdienſt und nach und nach; die Hörigen mit eingeſchloſſen, alle Laſten der bürgerlichen Geſellſchaft. Bei dieſem ſo geſtalteten Kriegsweſen gewannen die Großen des Landes. Die Zahl ihrer Dienſtleute nahm zu, weil ihr Unterhalt durch die dem Volk auferlegten Laſten gedeckt und ihr Dienſt erblich wurde. Dadurch war für den Privatminiſterialſtand, den die großen Grundherrn nach dem Muſter der königlichen Dienſtmannſchaft gebildet und zwar anfänglich aus ihren Unfreien errichtet hatten, eine Umbildung angebahnt, die auf den Stand des niedern Adels von großem Einfluß wurde. Indem nehmlich die Freien nicht allein durch ihre eigne Schutzloſigkeit, ſondern auch durch die ſichre Schutzgewährung der weltlichen und geiſtlichen Grundherrn, die ihre Beſitzungen zu vergrößern und abzurunden ſuchten, in die Dienſtverhältniſſe dieſer letztern mit bedingter (Ehrendienſtmannen) oder unbedingter Hingabe eintraten und ihr neues Verhältniß durch Lehnsreichung oder Lehnsauftrag feſtſtellten; ſo mußte die Miniſterialität gehoben und ſomit veredelt werden. Da anfänglich die Lehne, gleichviel ob aufgetragen oder gereicht, klein waren und meiſt nur aus wenigen Hufen beſtanden, ſo konnten natürlich ſolcher Dienſtmannen mehrere an ein und demſelben Ort zugleich begütert vorkommen; allmählich aber erhielten dieſe im Verhältniß der ſteigenden Macht ihrer Herrn mehr und mehr Güter und Gerechtſame, wodurch die Rittergüter entſtanden. Durch den Eintritt der Freiſaſſen in Dienſtverhältniſſe war die Verſchmelzung der unfreien Dienſtmannen mit den freien Lehnsmannen zu Einem Geſammtkörper vorbereitet und bald auch, beſonders durch den am Schluſſe dieſer Zeit hervortretenden Geiſt des Ritterthums gewonnen und vollendet. Auf dieſe Weiſe trat, indem das Dienſtrecht in dem Lehnrecht aufging und ſich die Miniſterialen dem Stand der Freiſaſſen wieder näherten, der niedre Adel als beſonderer Stand hervor und zwar ſofort mit ſchroffer Stellung gegen den jugendlichen Bürgerſtand, dagegen zur Zeit noch meiſt in untergeordneter Haltung gegen den höhern Adel *).

Auch im kirchlichen Leben geſtaltete ſich in dieſer Zeit nach und nach Vieles anders, als anfänglich von den Verkündigern des Evangeliums, von den kirchlichen Einrichtungen und den Beſchlüſſen der fränkiſchen Könige bezweckt war. Das geiſtige und leibliche Wohl des Volkes im Auge, wollte Karl der Große jedes Biſthum zu einem Sitz ſegensreichen, mit der bürgerlichen höchſten Macht zuſammenſtimmenden Wirkens machen. Ein jeder Biſchof, heißt

---

*) S. Dr. Märckers Burggrafthum Meiſſen p. 261 ꝛc.

es in einem ſeiner Geſetze*), ſoll einmal im Jahr ſeinen Bezirk bereiſen, er ſoll wiſſen, daß ihm die Sorge der Gemeinen und Armen, ihr Schutz und ihre Vertheidigung obliege; wenn er ſieht, daß Richter und Mächtige der Armen Unterdrücker ſind, ſoll er dieſelben erſt durch eine geiſtliche Ermahnung zu Recht führen; werden ſie es verſchmähen, ſich zu beſſern, ſo ſoll ihre Anmaßung zu den Ohren des Königs gelangen, damit die, welche die geiſtliche Mahnung nicht rühre, durch die Macht des Königs von der Ungerechtigkeit abgehalten werden." In dieſem Geiſte waren die kirchlichen Gerichte, der Send, nach Analogie der bürgerlichen Sendmacht errichtet. So lange noch die Sendſchöffen oder Geſchwornen unbeſtochen und die Grenzen zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit unverwiſcht blieben, hatte der Send nicht allein in der Zügelung roher Begierden, in der Schwächung und Verdrängung heidniſchen Aberglaubens und Lebens und in der Beſtrafung ſolcher Vergehen, die der weltliche Arm nicht erreichen konnte, ſondern auch in der Unterſtützung des Rechtlichen und in dem Überwachen der kirchlichen Zucht ſein Heilſames und für die Sitte der Zeit ſein Wohlthätiges. Doch dies wurde im Laufe dieſer Zeit anders. Daß die Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu päpſtlichen Commiſſarien herabſanken und im Namen des Papſtes ihre Kirchenſprengel verwalteten; daß der mönchiſche Geiſt immer mehr Anſehen und Boden gewann, wodurch das Streben, Klöſter zu ſtiften, auch in unſrer Heimath heimiſch wurde, und dieſe durch den Druck, der auf den kleinen Landeigenthümern laſtete, Gut und Leute erhielten; daß man jetzt ſchon die Pfarrer meiſt aus den Klöſtern, ja ſogar aus dem hörigen Stand*) nahm und die Geiſtlichen nach ſtreng mönchiſcher Disciplin zu leben anhielt und daß endlich die geiſtliche Gerichtsbarkeit ihre Grenzen tief in die weltliche Gerichtsbarkeit hinein legte: dies begründete die Macht der Geiſtlichkeit und durch ihre Stellung die Hinrichtung der Gemüther auf Rom und die allmählige Gewöhnung an römiſchen Stil und Geiſt. Andrerſeits darf man jedoch nicht verkennen, daß die Stifte und Kirchen in den erſten Zeiten ihrer Gründung und ſelbſt manche während dieſer Periode durch ihre Unabhängigkeit für den Schutzbedürftigen, durch die milde Behandlung der Hörigen, durch die Bethätigung des Landbaues, durch die Aufnahme, Aufmunterung und Unterſtützung der zu Gewerben und Künſten Unbemittelten, durch die Strenge in Zucht und Sitte nicht ohne Nutzen geweſen ſind, wie ſie denn auch noch vor der Entſtehung freier Städte allein verhinderten, daß nicht alle menſchliche Gleichheit in der Muthloſigkeit der neuen Diener und in dem Trotz der neuen Herrn zu Grunde ging.*)

---

*) Capitul. reg. franc. addit. III c. 93.

---

*) Dies fand indeß damals auch ſchon nachdrückliche Rüge.

Die Kirchenämter vergab der Biſchof, bei Patronatſtellen mit Berückſichtigung der vom Grundherrn (Patron) Präſentirten. In den kirchlichen Sprengeln des Biſchofs oder Erzbiſchofs führten die Archidiakonen die Aufſicht über die Geiſtlichen, über die kirchlichen Gebäude und über den Gottesdienſt und Wandel der Gemeinden; auch vollzogen ſie als Commiſſaire oder Officialen die geiſtliche Jurisdiction, gewannen aber dadurch meiſt eine unabhängige Stellung, die ihnen erſt wieder durch die Einlenkung der Biſchöfe in eine mehr kirchliche Thätigkeit genommen wurde. Die Unkoſten, die zum Unterhalt der Sendrichter nöthig waren, hatten die Gemeinden zu beſtreiten und noch jetzt findet man aus jener Zeit Sendhafer und Sendgelder unter den landesherrlichen Einkünften. Dieſe geiſtliche Gerichtsbarkeit dauerte bis zur Reformation. Die Strafen, die dieſes Gericht nach den Bußcanonen dictirte, wurde eine Quelle reicher Einkünfte; die reichſte Quelle des kirchlichen Einkommens aber wurde einerſeits die Einführung des Zehnten, die in Franken 779 erfolgte, in Thüringen zwar 784 von Karl dem Großen geboten, aber nicht ſofort anerkannt wurde; andrerſeits theils die Noth, theils der fromme Glaube der Weltlichen, wodurch dieſe angetrieben wurden, den Stiften ihre

---

*) S. Rommel 1, 150.

Güter zu verkaufen, zu Lehn anzutragen oder zu ſchenken.

Indem, wie oben erwähnt wurde, der niedere Adel ſich unter einander verband und ſich zugleich als Vaſall und Dienſtmannſchaft eng an die Großen des Landes anſchloß, die Geiſtlichkeit ebenſo ihrerſeits als körperſchaftliche ſelbſtſtändige Macht auftrat und ſich dadurch ein Theil des Volks aus dem alten gegliederten Ganzen ausſchied, ſo war natürlich auf dieſe Weiſe das geſammte Volk in zwei Maſſen zerfallen, wovon die eine kriegeriſche und geiſtliche Ehre und hiermit Macht und Reichthum, die andere Schutz für ihr Leben und Treiben ſuchte. An der Stelle der alten allgemeinen Volkseinheit treten nun manchfache Corporationsverbindungen auf, die durch den Feudalgeiſt und die Hierarchie hervorgerufen wurden und durch das Mittelalter hindurchwachſen und Blüthen treiben. Denn wie in der einen Maſſe des Volks der Adel und die Geiſtlichkeit als ſolche abgeſchloſſne Corporationen hervortreten, ſo beginnen in der andern Keim und Anſatz zu den Corporationen des Bürgers und der Induſtrie mit der Beſtimmung, die alte Volksfreiheit und Volkseinheit in andern, neuen Formen zu verjüngen. Auf dieſe Weiſe barg und erhielt ſich die angeſtammte Freiheit des deutſchen Volks in dem Augenblick, als ſie in der Form des Gauweſens unterging, anfänglich ſchwach, mit der Zeit erſtarkend, in einer neuen Form, in den Bürgergemeinden, deren leiſer Beginn in dieſe Zeit fällt. Mit der Ausſcheidung dieſer neuen günſtigen Vereinigung iſt aber auch zugleich die Zerſetzung des Volks vollendet, indem als Niederſchlag deſſelben nur noch „die Maſſe", der Bauer und der hörige Stand übrig blieb.

Vor 800 hatte unſer Boden nur Höfe, Weiler und kleine Dörfer, einzelne Kirchen, Kapellen und Burgen; dagegen von 800 — 1000 ziehen ſich viele zerſtreutliegende Höfe zu Dörfern zuſammen, entſtehen neue, von den Höfen trotzig herabſchauende Burgen und den Blick weithin tragende Wartthürme, zudem günſtig gelegene Orte, Kirchen und Klöſter, mit Mauern umgeben. Auf dieſe Geſtaltung, wodurch das Bild des Landes gegen früher verändert wurde, hatten die Kriege der Sorben, die Seng- und Raubzüge der Ungarn, das Feudalweſen und die in dieſer Zeit begonnenen unaufhörlichen Fehden des Adels, ſowie ſpäter die Kreuzzüge, die ihre Folgen auch in unſre Gaue trugen, den größten Einfluß. Durch dies Alles war man nehmlich genöthigt, Höfe und Dörfer der größern Sicherheit wegen zuſammenzuziehen, wodurch einzelne eingingen (die erſten Wuſtungen), andere dichter und bedeutender wurden, zudem erbaute man nicht allein Wartthürme, wovon ſich noch manche aus dieſer Zeit erhalten haben,*) ſondern auch Grenz- und Schutzburgen, wie dies anfangs dieſer Zeit von Karl dem Großen, der bei Saalfeld eine Schutzburg, die Sorbenburg, erbauen ließ, dann in den Jahren 924—30 von Heinrich I. geſchah, auf deſſen Geheiß Meiningen, Belrieth, Bachdorf, Leutersdorf, Saalfeld, wahrſcheinlich auch, was aus der gleichen Befreiung der Grundgüter aller dieſer Orte vom großen Handlehn hervorgeht und mit ihrem urſprünglichen Burg- und Wehrrecht zuſammenhängt, Waſungen, Schwallungen, Herf, Stepfershauſen und Bettenhauſen befeſtigt und die beiden Landwehren bei Meiningen aufgeworfen wurden. Dadurch war ſchon ein Unterſchied in die Orte gebracht, demzufolge ſie in offne und ummauerte zerfielen und wovon jene den Zehnten, der Handlehnpflichtigkeit und den ſchweren Frohnen unterworfen, dieſe dagegen vom großen Lehngeld und von den Erbfrohnen gegen die Entrichtung einer fixen Beede befreit waren; ein anderer Unterſchied lag in ihren innern Verhältniſſen, wonach es damals noch dreierlei Orte gab, Freiorte (Gemeinden mit freien Leuten), Herrnorte (dem Adel oder der Geiſtlichkeit eigen und lehnpflichtig) und Miſch-

---

*) Offenbar gehört auch dieſer Zeit der alte Thurm zu Eiſfeld, den das ſogenannte, aus 9 Coloniſten be-

---

ſtehende „Dörflein“, der älteſte Theil des Orts, erbaute. Seine Wächter beziehen noch jetzt von den 9 Inhabern der Güter des Dörfleins einen Theil ihres Unterhalts, zum Beweis, daß er von ihnen erbaut und in der Nothzeit benutzt wurde und daß nicht allein der Adel, ſondern auch freie Landleute ſolche Thürme erbauten.

orte (wo neben einer freien Gemeinde ein Theil der Höfe und Feldmarken Herrengut war). Von dieſen Orten treten in unſerm Land einige, durch die Zeitumſtände begünſtigt, vor den andern hervor und erheben ſich allmählig zu Städten.

In den Bedingungen einer ſolchen Erhebung *) gehörte, daß dieſe Orte günſtig gelegen, königliche Villen (Meiningen, Saalfeld, Pößneck) oder kirchliche Inſpectionsſitze (Pößneck) oder Handel- und Induſtrieorte (Salzungen) waren, daß ſie durch Mauern geſchützte und das Land ſchützende, mit ritterlichen und freien, zum Kriegsdienſt verpflichteten Mannen beſetzte Wehrgemeinden (burgum) bildeten und daß ſie um oder an Burgen lagen, in deren Nähe ächtes Eigenthum zu ſichern war. Wo die eine oder andere dieſer Begünſtigungen fehlte, ſo entbehrte auch der Ort des Keimes zur Bildung einer Stadt, daher denn viele unſrer Mauerorte, welche ſeit Heinrich I. eine Wehrgemeinde und ſelbſt Befreiungen von Reallaſten beſaßen, doch nur feſte Dörfer blieben.

Daß aber hier zerſtreute Kräfte ſich auf engem Raum einem Zwecke unterordneten und eine bleibende

---

*) Dieſe Darſtellung hat ſtreng die Städtebildung unſres Landes im Auge, ſie zeigt übrigens zugleich, daß die Entſtehung unſrer binnendeutſchen Städte eben ſo wenig von der vorübergehenden Anordnung und Anregung Heinrichs I. als von den römiſchen Städten der Donau und des Rheins ausging.

Einheit bildeten und daß dieſe neuen Gemeinden anfänglich Wehren und Aſyle des ächten Eigenthums waren, deshalb unter ihren Stiftern meiſt Adelige *) getroffen werden, dadurch mußte ſich die Ablöſung aller Grundſaſſen-Verhältniſſe und das Recht perſönlicher Freiheit und Bürgſchaftsſtellung als nothwendige Bedingung ihres weitern Beſtehens auswirken. Dieſe Umſtände, ſo wie die hinzutretenden königlichen Begnadigungen (Wehrrecht, Befreiung vom Lehngeld und von den Erbfrohnen, Markt- und Zollgerechtigkeit) hätten natürlich zur Folge, daß ſolche Orte, wie dies in Meiningen, welches ſchon 930 einen Vieh- und Wochenmarkt, einen Marktpfennig und neben Burg, Mauer und Kemmaten noch zwei Landwehren beſaß, und auch um dieſe Zeit in Salzungen, Saalfeld und Pößneck geſchah, den Anſatz zu einer eignen Localverfaſſung und Gerichtsbarkeit gewinnen, mit ihren Feldmarken aus der Unterordnung unter die Grafen oder aus dem bisherigen Verband mit der Grafſchaft und Cent, nothwendig mit Bewilligung der Grafen, denen ſie zu Dienſt waren und Beede und Ungeld zahlten, heraustreten und dadurch zu Geburtsſtätten des Stadtrechts

---

*) Die ſich vom offnen Land in die ummauerten Orte gezogen hatten, daſelbſt in errichteten Steinhäuſern (Kemmaten) wohnten und ihre Güter auf dem Land durch Hörige als Wirthſchaftsbeamte oder Meier bewirthſchaften ließen.

werden mußten. Die allmählige, auf dem eröffneten Fluß der höhern Begnadigungen beruhende Ausbildung dieſes Rechts gehört übrigens der nächſten Zeit an.

Außer den eben angedeuteten und überkommenen Vorrechten vor den Bewohnern der offnen Orte erhielten die Stifter der Bürgergemeinden den Genuß von Reichshöfen, welche meiſt in der Nähe ihrer ummauerten Orte lagen und welche ſie als Lehn behaupteten, bis ſie ſpäter entweder als eröffnet dem Landesherrn heimfielen, was natürlich früher da eintrat, wo der aus dem freien Volk hervorgegangne Bürgeradel urſprünglich wenig zahlreich war und zudem bald ausſtarb, oder durch die Begünſtigung der Territorialherrn, wie dies in Pößneck 1350, in Saalfeld 1413 der Fall war, auch an die weiblichen Erben der Bürger, alſo für immer auf die Bürgercommunen übergingen.

Zu dieſen urſprünglichen Bewohnern der ummauerten Orte zogen allmählig freie und unfreie Leute, Männer des Kriegs und der Induſtrie, von denen indeß nur jene urſprünglich die eigentliche bürgerliche Gemeinde mitbildeten, dieſe dagegen rechtlos waren. So blieb es dieſe Zeit hindurch und nur erſt in der nächſten Zeit gelang es dem gegenſeitigen Bedürfniß und Zuſammenleben, den Unterſchied der anfänglichen Ungleichheit zwiſchen Freien und Unfreien dadurch aufzuheben, daß der unfreie Bürger ſich durch Gewerbfleiß, Handel und Ökonomie materielle und durch Geſinnung und Haltung moraliſche Stärke als Gegengewicht gegen die Rechte und Anſprüche der Freien erwarb.

Die Korporationen: Adel, Geiſtlichkeit und Bürgergemeinden, gaben durch die Errichtung der für ihre Zwecke geeigneten eigenthümlichen Bauten (Warten, Burgen, Kemmaten, Klöſter, Gaden, Mauerorte, Landwehren) dem Land einen neuen, von der frühern Zeit ganz verſchiedenen Ausdruck. Vor Allem geſchah dies jetzt durch die Burgbauten, welche der Adel auf den Berghöhen anlegte und womit er die bereits vorhandenen anſehnlich vermehrte. Denn daß ſchon frühzeitig der unruhigen, feindſeligen Nachbarn wegen eine doppelte Schutz-, gleichſam Militairgrenze durch unſer Land gezogen werden mußte, einmal längs der Werra gegen die Thüringer, dann an der thüringiſchen Saale gegen die Sorben, dies hatte nach der damaligen Kriegsführung zur Folge, daß an und nah dieſen Flüſſen zwei Reihen von Burgen als Grenzfeſten errichtet wurden: die Werra- und Saalreihe, wovon jene meiſt an den Thalausgängen des Thüringerwaldes oder ihnen gegenüber, dieſe auf den die Übergänge der Saale und ihre Nebenthäler beherrſchenden Höhen lagen, und deren Trümmer zum Theil noch vorhanden ſind.

Zu dieſen allen Burgen kamen nun die, welche der Adel in dieſer und in der nächſtfolgenden fehdereichen Zeit durch die Hörigen bauen ließ und in denen das Bergleben des Ritterſtandes ſeine Blüthe ſeierte. Wir ſtellen hier wegen der Vollſtändigkeit der Sache die früher, jetzt und ſpäter erbauten Burgen und Warten unſres Landes zuſammen. Zur Werrareihe gehören: die Schnepfenburg, Wildprechtrode, der Frankenſtein,*) der Alte und Neue Ringelſtein,**) der Altenſtein (Markgrafenſtein), die Naumburg, der Liebenſtein, Frankenberg, Roßdorf, die Warten von Helmers und Dörrenſolz, die Blumenburg, Wolfsburg,***) die Todtenwart, Schwallungen, die Maienluft,****) die Haßburg (Habichtsburg), Landswehr (Landsberg), Walldorf, Welkershauſen, Meiningen, Unter-Maßfeld, der Hutsberg, Henneberg, die Wackburg, Belrieth, Henfſtädt, Oſterburg, Marisfeld, Neurieth, Bibra, Nordheim, Schwickershauſen, Hartenberg, Schweikershauſen, Bedheim, Hellingen, Heldburg, Strauf, die Warte bei Lindenau, Heßberg, die Trigelesburg *); Schwarzbach, Engenſtein, Eisfeld, die bei Hinterrod **), Grub, Schaumberg, Rauenſtein, Sonneberg, Neuhaus. Zur Saalreihe: Camburg (Ober- und Unterburg, Schmiedehauſen, die Sorbenburg, der Kizerſtein; Culm, die Weißenburg, Kochburg, der Weſpenſtein, Kranichfeld (Ober- und Niederburg), die Schleuſenburg, Taubenburg, Kaſſenburg, Schaumburg ***). Da aber die Burgen ihre Bedeutung und Blüthe nur in der Macht und Herrlichkeit ihrer Bewohner, der edlen Geſchlechter, hatten, ſo nennen wir hier zugleich von letztern diejenigen, welche in dieſer Zeit oder gleich in der nächſten Periode als die bedeutendern Grund- und Lehnsherrn in unſerm Lande vorkommen. Dahin gehörten: die Herrn von Auſſeeß, Arnshaug, Auerochs, Baumbach, Bedheim, Berg, Betelndorf, Beulwitz, Bibra, Billung, Blankenburg, Boblas, Boineburg, Bojeck, Boſen, Brandenſtein, Bratten, Buttler, Camburg, Coburg, Craluck, Diemar, Dillſtädt, Eckdorf, Egloffſtein, Entzenburg, Erſa (836), Erthal, Frankenberg, Frankenſtein, Geyſa (Geyſaha), Gräfendorf, Grinbunde, Grumbach, Gruſſen, Gültenberg, Hanſtein, Hauna,

---

*) Das ſogenannte Schlößchen beim Grundhof und das angebliche Schloß bei Neundorf ſollen dem Volksglauben nach Burgen geweſen ſein, die in Verbindung mit dem Frankenſtein ſich gegenſeitig Zeichen gaben; offenbar waren beide Punkte blos alte thüringiſche Wälle.

**) Bei Etterwinden Neu- und bei Waldfiſch Altringelſtein.

***) Zu Oberkatz.

****) Bei Waſungen werden vom Volk noch mehrere Burgen aufgeführt, unter Andern die Himburg und die Burg am Morthal, doch waren, wenn anders ſich dieſe Sagen auf etwas Sicheres ſtützen, dieſe angeblichen Burgen nur Wartthürme.

---

*) Bei Weilsdorf.

**) Der Burgberg bei Hinterrod, an einem Wiesgrund, Altdorf genannt, wo ehedem ein Dorf, ein Schloß und eine Stadt geſtanden haben ſollen.

***) Außer den genannten Burgen werden noch mehrere Punkte des Landes (Ried, Reichmannsdorf, Graba ꝛc.) genannt, wo Burgen geſtanden haben ſollen

Helba, Heldritt, Henneberg, Henning, Herbilſtadt, Heerda, Heßberg, Hiltburg, Huſen, Kera, Kirchberg, Kochberg, Könitz, Kohlhauſen, Kreyenberg, Krolipp, Kühndorf, Künsberg, Lauter, Leimbach, Lichtenhain, Lichtenſtein, Lilienſtern, Linden, Mansbach (1029), Maſſenhauſen, Marſchall, Miltitz, Milz, Moſen, Obernitz, Orlamünde, Oſterhauſen, Oſtheim, Reckrodt (1069), Reuß, Rodhauſen, Roßdorf, Rotenhan, Rügerieth (Reurieth), Rumrod, Rußwurm, Salza, Schaumberg, Schleinitz, Schleuſenburg, Schmeheim, Schrimpf, Schwallungen, Schwarzburg, Schweinshaupten, Sonneberg, Speſſart, Stang, Stein, Sternberg (948), Sterker (Wolweswal, Schaumberg), Struch, Stube, Tautenburg, Todtewart, Truchſeß, Tümpling, Ummerſtadt, Utenhoven, Vitzthum, Waldsburg, Wampach, Wechmar, Wenkheim, Weſthauſen, Wildprechtrode (996), Wolfskehl, Zufraß.

So wie viele von dieſen Geſchlechtern ihren Hauptſitz im Ausland hatten, demungeachtet auf unſerm Boden Güter und Gerechtigkeiten beſaßen, eben ſo war es mit den Stiften, die wir hier, obgleich die Gründung der meiſten erſt in die nächſte Periode fällt, doch mit den in dieſer Zeit gegründeten zu einem Ganzen zuſammenſtellen.

Neben dem, daß das Bisthum Würzburg über unſre fränkiſche, das Erzbisthum Mainz über unſre thüringiſche Heimath die kirchliche Oberhoheit hatte, kamen an dieſe und zugleich an andre Stifte durch

Schenkungen frommer Weltlichen, durch Geldmangel der Gutsherren, durch Belaſtung der kleinen Landeigenthümer, durch Geringſchätzung der Ländereien, durch Bekehrung der Heiden, wofür namentlich Saalfeld und Probſtzelle geſtiftet wurden; durch milde Behandlung und Beſchützung der Hörigen von Seiten der Stifte, immer mehr Beſitzungen und Gerechtigkeiten und durch Begünſtigung des Ackerbaus und der Induſtrie viele Hörige und Vaſallen an die Stifte, ſo daß ſchon um 1200 ein Fünftheil von Land und Leuten unſrer Heimath der Kirche gehörte. Zu den Stiften, die bereits in dieſer Zeit bedeutende Güter im Meininger Land erworben hatten, gehörten das Kloſter Milz, das aber nur von 783—800 beſtand und deſſen Güter größtentheils an Fulda übergingen; das Kloſter Rohr, das vor 824 gegründet wurde; das zu Herrnbreitungen, ſchon 989 vorkömmlich;*) das zu Georgenzell, 996 geſtiftet; dann die Abtei Fulda, an die viele reichbegüterte Familien unſers Landes, beſonders Glieder der Mantonen und Konradiner,**)

---

*) S. Schöttg. et Kreysig. diplom. I. p. 22. No. 57; nach Weinrichs hiſtoriſchen Unterſuchungen beſtand dies Kloſter ſogar ſchon zu Pipins Zeiten; dagegen ſ. Kuchenbecker Annal. Hass. XII, 289.

) Wir geben hier nur die Namen der bis zum Jahr 900 im Meininger Land vorkömmlichen Wohlthäter für Fulda: 788 Manto und Reginaoz, 789 Ericheo, 795 Egilolf, 800 Embild, 813 Sigihart und [illegible], 814 Reginolt, Halbthuring und Werinolt, [illegible] Geranſehnliche Beſitzungen aus den jetzigen Ämtern Waſungen, Meiningen, Römhild und Heldburg vermachten; endlich das Bisthum zu Würzburg, das zu ſeinen reichen Beſitzungen im Main-Saalgebiet 1002 Solz und 1008 Meiningen, Walldorf, Leutersdorf, Vachdorf und Queienfeld erhielt, und das Bisthum Naumburg*), das im thür. Saalthal viele Beſitzungen gewann. In den nächſten zwei Jahrhunderten, der Blüthezeit der Hierarchie, vermehrten nicht allein die genannten Stifte, das eingegangene Milz ausgenommen, ihre Beſitzungen, ſondern auch die neugegründeten inländiſchen und viele ausländiſche erwarben Land und Leute innerhalb der Marken unſres Vaterlandes. Hieher gehören die Erzbisthümer Köln (Amt Saalfeld) und Magdeburg (Stüben), das Bisthum Bamberg, die Abteien zu Hersfeld und Erfurt, die inländiſchen Klöſter: Oberellen, Allendorf, Frauenbreitungen) (kurz vor 1170 geſtiftet), Sinnershau-

---

trud, 824 Folkrat, Zitwart und Bernhard, 825 Germunt, 827 Sigilouz, 828 Widarolt, 829 Bern, 830 Trudhild, 837 Hachho, Aſis und Fruochanger, 838 Altman, Theodrat, Euvich und Witerph, 845 Seſſa und Waltun, 857 Zazo und Kriſtan, 860 Erpho, 862 Reginbald, 867 Adalolt, 868 Wargaſt, 874 Kunihilt, 889 Meginfried, 890 Altman.

*) Naumburg erhielt, wie oben erwähnt iſt, 1029 den Sitz eines Biſchofs.

**) Frauenbreitungen, urſprünglich Breitungen, ſeit 1100 Königsbreitungen, von 1324 an Frauenbreitungen und Königsbreitungen abwechſelnd genannt.

ſen (vor 1300), Theim oder Oberwelbach (um 1306), Meiningen (1239), Troſtadt (1176), Veilsdorf *) (1180), Eisfeld, Saalfeld (das Benedictinerſtift 1071, das Barfüßlerkloſter um 1250, das Ciſterzienſterkloſter 1267 geſtiftet, aber ſchon 1275 nach Stadt-Ilm verlegt), Pößneck (Carmeliterkloſter um 1250), St. Cyriaci bei Camburg (vor 1078 gegründet, dem Kloſter Neumark zu Halle gehörig) **); die ausländiſchen: Frauenſee, Schmalkalden (1205), Bildhauſen, Veßra (1131), Frauenrode (1244), Wechterswinkel (1140), Coburg (daſelbſt 2 Klöſter im 12. Jahrhundert vom Saalfelder Benedictinerſtift gegründet), Mönchröten (das Kloſter zwiſchen 1103 — 1139 durch Biſchof Otto den Heiligen zu Bamberg gegründet, um 1150 die daſige Abtei durch die Brüder Graf Sterker und Burggraf Hermann zu Meißen geſtiftet), Banz***) (1069), Sonnenfeld (1260 von den Dynaſten von Sonneberg geſtiftet), Zella bei Kaltennordheim (vor 1305), Zella St. Blaſii (im 12. Jahrhundert entſtanden), Reinhardtsbrunn (1090), Eiſenberg (vor 1207), Sulze, Lausnitz, Bürgel

---

*) Von 1180—1343 ein Nonnenkloſter, von da bis 1525 ein Mönchskloſter.

**) Außer den genannten ſoll noch ein Kloſter zu Ried und eins auf dem Circusberg bei Neidſchütz geweſen ſein. Offenbar war das zu Ried nur ein Nonnenhof von Sonnenfeld.

***) Dazu gehörte Mupperg.

(1123), Weißenfels *), Hauſen **), Königsberg (1269), Neuberg ***), St. Antonskloſter im Biſthum Baſel ****); dann die geiſtlichen Stifte zu Schmalkalden (1319) und Römhild (1450), die Stifte der Tempelherrn zu Meiningen und zu Leutersdorf (1129) und endlich viele Kapellen. Daß letztre ſchon in dieſer Zeit mit anſehnlichen Einkünften und Gütern bereichert waren, ergibt ſich ebenſo aus Urkunden, wie aus ihrem ſpätern Güter- und Revenüenbeſtand. So heißt es unter andern in einer Urkunde der Gräfin Alberade von Banz im Jahr 1071: „Wir übergeben (dem Kloſter Banz) auch unſere herrſchaftlichen Kapellen zu Mupperg und Effeltern mit ihren Gütern, Zehnten und Gebieten, ſo wie wir ſie von uralten Zeiten her beſaßen (sicut ab antiquo possedimus) mit ewigem Recht.“ Beſonders wurden die Kapellen, zu denen man wallfahrte, ein Gegenſtand der bereichernden Andacht, wie denn die Kirche zu Chriſtes aus dieſer Zeit noch jetzt Güter in Metzels, Wallbach und Welkershauſen beſitzt. Die Wallfahrtskapellen dieſer Periode, zu denen auch die Martinskirche in Meiningen und mehrere Kapellen auf den Waldübergängen gehörten und von denen noch manche dem Volke unter dem Namen „Wallder“ bekannt ſind, kamen indeß dadurch außer Cours, daß allmählig andre Wallfahrtspunkte (Eliſabethenkapelle zu Meiningen, *) Queienfeld, Ehrenberg, Ottilienkapelle auf dem Häſelrietherberg, Antoniuskapelle zu Eicha, Marienhilfbrunn zu Stelzen, St. Brandis **), Wolfgang zu Töpfersdorf ***), Reichenbach, Wolfgang zu Hermannsfeld, Vierzehnheiligen (unfern Jena) und Grimmenthal) aufkamen und einander aus der Achtung des Volks verdrängten.

---

*) Die Klöſter Eiſenberg, Lausnitz, Bürgel und Weißenfels hatten viele Güter und Lehen im Camburgiſchen.

**) Hauſen beſaß Güter zu Queienfeld.

***) Bettenhauſen und Geba gehörten bis 1300 dieſem Kloſter.

****) Dies Kloſter beſaß eine Kapelle zu Eicha.

Durch dieſen ganzen Zeitabſchnitt hindurch hatte natürlich unſer Land mehr Kapellen als Kirchen, was ſich unter andern aus der Breitinger Mark (Frauenbreitunger Mark) ergibt, für die noch bis 1183 nur eine Mutterkirche (Marienkirche zu Frauenbreitungen), dagegen 6 Kapellen (Burgbreitungen, Banebach, Barchfeld, Schweina, Alterode, Glasbach) beſtanden. Außerdem lagen noch in derſelben Gegend die wahrſcheinlich älteſte Kapelle unſres Landes, die ſ. g. Bonifaciuscapelle ****) auf dem Kirchberg oder Altenſtein,

---

*) S. p. 8.

**) Zwiſchen Wickersdorf und Schmiedefeld.

***) Töpfersdorf, eine Wuſtung bei Reichmannsdorf. Kapellen zum heiligen Wolfgang waren außer der zu Töpfersdorf und Hermannsfeld noch zu Heubach und Holzhauſen.

****) Bekanntlich führt die Bulle des Pabſtes Lucius III. vom Jahr 1183 nur die obengenannten 6 Kapellen dann Eckenzell und die Wallfahrtskapelle am Gerberſtein. Wie hier, ſo war es in den übrigen Marken. Beſonders baute man die Kapellen an ſolche Orte, wo eine dichte Bevölkerung fern von der Mutterkirche wohnte, oder an Straßen, die häufig begangen wurden, meiſt an die Uebergänge *) über den Thüringerwald, um dem waldeinſamen Wandrer Gebets- und Zufluchtsſtätten zu gewähren. Zu den wenigen Kirchen, die in dieſer Zeit beſtanden, gehören außer der Mutterkirche zu Frauenbreitungen, die ſchon 830 vorkommt, die Martinskirche zu Meiningen, die Stephanskirche zu Marisfeld, eine zu Bunaha (Klein Mönchshof), der ſchon 814 gedacht wird, die Johanniskirche zu Saalfeld, die Hauptkirche zu Mei-

---

im Breitunger Sprengel auf. Dieß iſt aber kein Beweis gegen ihr Daſein, weil ſie, wie unten Dr. Rückert in der Geſchichte Altenſteins zeigt, fuldaiſches, nicht hersfeldiſches Lehn, alſo in der Breitunger Mark nicht begriffen war. Daß übrigens der Antoniusberg bei Schweina ſchlechthin nur der Dorfsberg hieß und noch heißt, obgleich ſchon 1183 eine Kapelle auf ihm ſtand, dagegen der Altenſtein ſeit den älteſten Zeiten den Namen Kirchberg führt, iſt ein offenbarer Beweis, daß dieſer Berg früher als jener ein Kirchlein trug.

*) Man findet noch jetzt Spuren von Kapellen an all den alten Uebergängen über den Thüringerwald, ſo die Wallber am Gerberſtein, die Würzburger Kapelle bei Sießübel, St. Wolfgang zu Heubach.

ningen, 1003 gebaut *) Man baute in dieſer Zeit mehr in die Fläche als in die Höhe, nach derjenigen byzantiniſchen Weiſe, die die rohen Maſſen mehr begünſtigte und unverkennbar von der ſpätern römiſchen abſtammte (der Kirchthurm zu Meiningen); erſt im nächſten Jahrhundert tritt an den Bauten der reine byzantiniſche Stil hervor (Paulinzella, Kloſter Veßra, Wartburg, Breitungen, Oberpreilipp, Apotheke zu Saalfeld, der Saal auf der Heldburg, einige noch ſtehende Bogen der Burg Henneberg.)

In dem Verhältniß als der Adel, die Geiſtlichkeit und die ſich als bürgerliche Corporation geſtaltende Mannſchaft der Mauer- und Marktorte nach Freiheit und Macht ſtrebten, in eben dem begann das Feudalweſen den Landbewohner zu beſchränken und zu belaſten, ſo daß ſowohl die Kluft, die zwiſchen ihm und den übrigen Corporationen entſtand, größer, der Druck von oben ſtärker, die daraus entſpringende Armuth und geiſtige Vernachläſſigung fühlbarer werden mußten; daher denn auch die Landbewohner ſchlechthin „die armen Leute“ hießen. Sie waren ſowohl durch die ſich in dieſer Zeit immer ſchärfer ausprägende neue Verfaſſung, als auch durch die Bevorzugung der höhern Stände in eine unerträgliche Stellung gebracht, aus der ſie ſich meiſt

---

*) Die 770 in Urkunden erwähnte Kirche zu Eichsveld iſt nicht nach Eisfeld, ſondern nach Unteresfeld zu legen.

nur dadurch befreiten, daß ſie ihre Güter dem Adel oder, was häufiger geſchah, der Kirche zu Lehn auftrugen oder ſich in den Dienſt derſelben begaben[*]. Wenn ſchon Karl der Große einerſeits 805 verbot, daß ſie nicht ohne Erlaubniß ihre Freiheit aufgeben ſollten[**], andrerſeits 811 ſie durch ein Geſetz gegen die beiden privilegirten Stände in Schutz nahm[***], ſo änderten dieſe, ſo wie auch ſpätere, dem Bauernſtand günſtige Beſtimmungen nichts in der Sache, da das Mißverhältniß dieſes Standes in dem ganzen Geiſt der neuen bürgerlichen Einrichtung lag. Schon daß ſie zu den manchfachſten Unterwerfungsverträgen gezwungen und den neuen Hofrechten als Zinsbauern unterworfen waren, brach den Halt ihrer alten Freiheit, um ſomehr dies, als die übrigen Stände nur Rechte, aber keine Pflichten gegen ſie anerkannten und ſie von der Theilnahme an der kriegeriſchen Ehre und an der Rechtsausübung zurückdrängten. Darin lag auch der hauptſächlichſte Grund einerſeits der unaufhaltſamen Verminderung der freien Bauern und der Vermehrung der Hörigen, andrerſeits die Verarmung derer, die ihre Beſitzungen nicht aufgaben. Zwar betrieben ſie Viehzucht und bauten außer Buchweizen und Kartoffeln faſt alle unſre jetzt bekannten Feldgewächſe, allein einmal waren ſie zu vereinzelt und durch die oft wiederkehrenden Peſtjahre und durch die Folgen der Hörigkeit zu ſehr gelichtet, als daß der Landbau dadurch gehoben werden konnte, zum andern, da ihren Gewinn, wenn nicht die öftern Raubzüge fremder Horden und einheimiſcher Parteigänger, doch die wachſenden Abgaben verzehrten, zu belaſtet, als daß ſie ſich zu einem wohlhabigen Zuſtand erheben konnten. Nach dem menſchlichen Geſetz, daß die Laſtträger der bürgerlichen Geſellſchaft in Rohheit und Niedrigkeit der Geſinnung verſinken, mußte der Feudaldruck und die kirchliche Gewöhnung an eine äußerliche, ſtrengförmige Frömmigkeit die Ausbildung und Ausprägung der eigenthümlichen mittelaltrigen Gemüthslage und Sitte des deutſchen Volkes vorbereiten und begründen. Dabei konnten indeß ſeinen innern Kern, ſeinen geſunden Verſtand und ſein warmes Gemüth mit ſeiner Ehre und Treue und ſeine alten einfachen Sitten weder die Dienſtbarkeit, in die es als Ackerbauer verſetzt war, noch die Waffenführung der Bergbewohner, noch die Erſtarrung des chriſtlichen Kultus unterdrücken; es blieb dieſer geſunde, innige Geiſt bei allen Störungen und Beſchränkungen die unverwüſtliche Grundlage deutſchen Lebens.

---

[*] Die Urkunden der Abtei Fulda geben dafür reichliche Belege.

[**] Capit. ad a. 805 c. 15.: De liberis hominibus, qui ad servitium Dei se tradere volunt, ut prius hoc non faciant, quam a nobis licentiam postulent. Hoc ideo, quia audivimus, aliquos ex illis non tam causa devotionis, quam exercitum seu aliam functionem regalem fugiendo, quosdam vero cupiditatis causa ab his, qui res illorum concupiscant, circumventos audivimus et hoc ideo fieri prohibemus.

[***] Capit. ad a 811: (Der Druck der Bauern ſei ſo groß; usque dum pauperes facti nolentes volentes suum proprium traderent aut venderent et hoc aequaliter clamant super episcopos et abbates et eorum advocatos et super comites et centenarios.

In den Gegenden, wo ummauerte Orte entſtanden waren, trat für deren Bewohner eine Erleichterung ihrer Laſten und für die Umwohner derſelben größere Sicherheit ihrer Errungenſchaften ein, ſo daß dadurch ſie eben ſowohl ihre Lage erträglich fanden, als auch die Wohlthat des Zuſammenwohnens und gemeinſamen Wirkens kennen lernten. Denn in ſolche mit Mauern, Thürmen, Waſſergräben und andern Wehren geſchützte Plätze*), deren Bewohner Burgrechte erhalten hatten und dadurch von manchen Reallaſten befreit waren, flüchteten ſich in kriegeriſchen und fehdereichen Zeiten freiwillig oder auf Befehl des Gaugrafen die Bewohner des platten Landes, wodurch es geſchah, daß außer manchen Bauernhöfen beſonders Söldnerhöfe, die in friedlichen Tagen durch Anbau der Marken entſtanden waren und deren es in vielen Dorffluren oft eine große Anzahl gab, als Wohnorte zum Theil ganz aufgegeben wurden. Außer den Burgorten umgaben viele freigelegene Orte ihre Kirchen, um die Bewohner gegen Überfälle, die Früchte gegen Raub zu ſichtern; mit Maueth, Gaden *) genannt, einer Wehr, welche die Dorfſchaften noch in ſpätern Zeiten als ihre heilige Dorfburg benutzten.

---

*) S. eben p. 191.

Die Gaue des Landes zerfielen in Marken **), dieſe in Villen und Villeren oder in größere und kleinere Fluren, deren Boden Wonne und Weide hieß, wovon jenes den angebauten, dieſes den unangebauten Boden bezeichnete; die Fluren, in ruhigen Zeiten zu zweckmäſſigen Ausbauten cultivirt, wären in größere und kleinere Theile nach dem alten Maaß der Morgen, wo möglich in abgerundete oder wenigſtens geſchloſſene Güter, die man Beſang (bifang, septum, captura) nannte, zerſchnitten. Eine villa umfaßte eine größere, villaris, eine kleinere Anzahl von Huben, Manſen und Hofſtätten.

---

*) Gaden heißt urſprünglich jedes einſtockig einräumige Haus, dann jedes Gemach, endlich jedes Gewölbe als Vorrathskammer. In letzterm Sinn hier, weil dieſe Wehrmauerringe um die Kirchen zugleich nach innen mit einzelnen Aufbewahrungsräumen verſehen waren. Solche Gaden hatten Vachdorf, Leutersdorf, Walldorf, Sülzfeld, Obermaßfeld, Mendhauſen, Weſthauſen, Sieglitz.

**) Die Gaue und Marken ſchied man durch den Scheitel der Berge, durch Schneten (Schneiden, ausgehauene Waldgänge), durch Hegbäume und durch Gewäſſer, die kleinern Landſtücke meiſt durch lebendige Befriedigung. So wurde die Roßdorfer und Breitunger Mark durch thia hugisbuochen und Roudelahesbrunnen getrennt.

Eine Hube enthielt damals wie ſpäter 30 Morgen*) Artland. Ein Hubenbeſitzer (Hübner, Erbe, Gebur, Bauer) hieß vorzugsweiſe colonus**), ein Hubengut eine colonia***). Man theilte ſie nach ihren Herrn und Bearbeitern ein in hubæ regales, dominicales und serviles****), die letztern nach der verſchiedenen Beziehung zu ihren Bebauern gerade ſo wie die **mansi serviles.** Die Manſen befaßten weniger Morgen Artland oder einen kleinern Bezirk von Äckern, Wieſen und Waldungen als die Huben, weshalb erſt mehrere Manſen eine Hube ausmachten. Die Wieſenfläche der Manſen betrug meiſt zwei Morgen (eine Mannsmatt). Sobald die Herrn ihren Hörigen oder freien Bauern gegen einen beſtimmten Zins Manſen (oder Huben) einräumten, ſo hießen dieſe Güter **mansi** (oder **hubæ**) **serviles**, wenn ſie von dem Geſinde, **mansi** (oder **hubæ**) **lediles**, wenn ſie von Liten, **mansi** (oder **hubæ**) **ingenuiles**, wenn ſie von freien Bauern bebaut wurden; dieſe letztern waren dann **coloni** oder **tributarii**. Die Manſen **serviles** hießen auch **m. vestiti**, ſo lange das Geſinde auf ihnen wohnte, dagegen **mansi absi**, wenn der Knecht verjagt oder geflüchtet war; in dieſem Fall jedoch fielen ſie dem eignen Anbau des Herrn als **mansi dominicales** (Bronmanſen) zurück. Ließ ſie der Herr durch ſeine **servos non casatos** (Hofgeſinde) bebauen, die unter der Aufſicht eines Maiers am Bronhof (Herrnhof, **curtis**) beiſammen wohnten, ſo hießen ſie Salgüter. Ein ſolches Herrngut *), ohne die Leibeignen und ohne die dazu gehörigen Bauerngüter war das freie Eigenthum oder Allodium und hieß ſchlechthin **dominicale** oder **terra salica** *), ächtes Eigenthum.

---

*) Schannat tr. nr. 61. una Hoba, quod est XXX jugera terrae araturiae; nr. 580 in pago Grapfeld in Bernriod quinque Hobas cum quinque mansis et ad unamquamque Hobam XXX jugera.

**) Auch die freien Bauern auf Klöſter- und Herrngütern hießen coloni, wenn ſie gegen einen Zins darauf als Bebauer ſaßen.

***) Daß Hubenbeſitzer und coloni oder Bauern gleichbedeutend ſind, beweiſt Schann. nr. 78. novem trado colonias (hoc sunt Hobunnae).

****) Schann. nr. 551 in pago Grapfeld nuncupato, in loco qui vocatur Helmerichesusa tres Hobas Regales. Deßgl. nr. 621. Ein gewiſſer Albhard gab an das Kloſter Fulda duas Hobas Regales. Aus dieſer letzten Stelle geht hervor, daß die Hobae regales auch dieſen Namen beibehielten, wenn ſie von den Königen auf ihre Vaſallen übergingen. Ferner ſ. Eberhardi Summaria in Schann. C. I. nr. 148 p. 287 Fridurih et uxor ejus Hadulag donant in villa Kisceche et in terminis ejus Hubas dominicales duas, serviles vero novem, in Munerichestat Hubam unam et unum dominicale, serviles vero hubas 14, in villa Wangenheim Hubas serviles 8 etc. S. Histor. Novion. Monaster. bei Martene Anecd. T. III. p. 1132 mansus serviles.

---

*) Dipl. Adelberti A. Ep. Mogunt. a. 1123 in Gud. Cod. Dipl. 1 p. 53. Comes Gotefridus de Caphenberch et frater ejus Otto — omne patrimonium suum, quod habuerunt in villa, que vocatur

Die uralte germaniſche Geſchloſſenheit der Güter iſt zwar ſchon in dieſer Periode, wie aus den Schenkungen an Fulda hervorgeht, welche Grundſtücke von allen Gröſſen, von einem bis zu vielen Morgen, ja ſelbſt von wenig Ruthen **) enthalten, nicht überall und durchaus feſtgehalten; indeß im Allgemeinen iſt ſie nicht aufgegeben worden, was man aus den vielen damals vorkömmlichen ganzen Huben erkennt und aus dem in den meiſten Gemeinden unſres Landes zu allen Zeiten erhaltnen Schluß der Güter. Denn ſelbſt, wo ſpäter eine Theilung der Güter in Viertel und Achtel oder gar eine vollkommne Zerſtückelung derſelben vorkam, hat man das

---

Elevestat, preter ministeriales beato Martino contradiderunt, videlicet ecclesiam cum universis decimationibus, mancipiis et appendiciis suis. Insuper etiam dominicalia sua, agros, vineas, silvam, prata, culta et inculta, que specialiter suis usibus mancipaverunt. Preterea mansionarios cum mansis et omni ipsorum justitia. S. Schannat tr. nr. 507 unam capturam (Beſang) — cum dominicali (Allodium).

*) Schann. tr. nr. 606 ann. 1048 excipiens unam curtem, Mulinhusen vocatam, ejus scilicet terram salicam cum triginta hubis. Vergl. nr. 582; 614.

**) Schann. tr. ann. 814: partem capturae de illis arboribus quae nuncupantur Lahbouma duas Virgas.

bei demungeachtet niemals die Beziehung der Theile auf das Ganze und deſſen Namen aufgegeben, was ſich aus der Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Krieg, wo in mehreren Gemeinden die Fluren von Neuem getheilt werden mußten, deutlich ergibt, indem bei den damals aufgelöſten Verhältniſſen dennoch meiſt die alte Eintheilung und das Princip des alten Güterſchluſſes gewahrt worden iſt.

Außer dieſem, in Huben und Manſen getheilten Kulturboden (**terra araturia** — **Schann**) beſaßen gleichfalls anfänglich die meiſten Villen oder Gemeinden noch wüſtes Land oder allgemeines ungetheiltes Gemeindegut, das Almende*) hieß und zur Hutung diente und von dem in vielen Fällen allmählig einzelne Stücke an neue Anſiedler gegen Zins und Frohndienſt abgetreten wurden, woher es denn auch kam, daß ihre Landſtücke außerhalb der alten Gemeindegüter lagen. Dieſe Anſiedlungen hießen **hovestati** (Hofſtätten, **areae**, **ariales**, **curteloci**,

---

*) Wenk heſſ. Landesgeſch. 1 Thl. Urk. S. 16 Nr. 13: **Villani vero e contra dicebant, sibi communionem, quae vulgo Almenda vocatur, in eodem rubo** (d. h. Birrha oder Harrozen) **de jure competere.** Der Name Almende kommt noch mehrfach in unſerm Land vor, unter andern in Steinbach; auch mag die in vielen Fluren vorkömmliche Bezeichnung Alme eine Verkürzung deſſelben Wortes ſein, da ſeine von unſern Gemeinden feſtgehaltne Bedeutung mit der von Almende zuſammenfällt.

jetzt noch in dem Namen Hoſiet erhalten) und waren gewöhnlich einige Morgen bis ½ Hube groß. Ihre Bewohner, meiſt arme Leute, hatten weder die Rechte noch die Pflichten der eigentlichen Gemeindemitglieder, ſie gaben in Vergleich zu den Hübnern nur geringe Abgaben, wie dies die Urbarien in der nächſten Periode darthun, und zwar in dem Verhältniß von 1 zu 40 Schilling, die Spann- und Handleiſtungen der Hübner nicht gerechnet. Einige Hofſtätten gaben nicht einmal 1 Schilling, ſondern nur 1 Faſtnachthuhn; außerdem hatten manche noch einen Schneidetag zu leiſten. Sie ſind demnach eins mit den Söldnergütern, von denen noch in der folgenden Periode viele mit keinen oder ſehr geringen Abgaben*) verzeichnet ſind, während die Huben „Rechtes Geld, Voigthaber, Wiſung und Rothbeede“ geben mußten. Merkwürdig bleibt übrigens, daß bisweilen Huben als Pertinenzen einer Hofſtatt vorkommen.

In den Gemeinden indeß, wo auf dieſe Weiſe die Almende vertheilt war oder wo ſie der Communalintereſſen wegen unzerſtückt blieb, konnten arme Leute als neue Anſiedler nur Wohnrecht, alſo nur ein Haus erhalten, wodurch dieſe bodenloſen Hinterſiedler, welche die nächſtſpätre Zeit mit dem ſinnigen Namen Tröpfe und deren Haus mit dem Ausdruck

---

*) So hatte in der Cent Koburg ein Söldnergut zu Beygersdorf nur 1 Schillinge zu zahlen.

Tropſhans bezeichnet, gezwungen waren, durch Taglohn oder Gewerbe den Unterhalt ihres Lebens zu decken.

Aus dieſen Verhältniſſen heraus mußte ſich, da die Bauern der einzelnen Villen in der jetzigen und nächſtfolgenden Zeit zu einem dichtern Zuſammenrücken genöthigt waren, ein verſchieden abgeſtuftes Gemeindeleben ausbilden, indem Bauern, Söldner und Häusler mit verſchiednen Rechten, Verpflichtungen, Thätigkeiten und Beſitzungen das Ganze ausmachten, worunter natürlich die Bauern („Erben“) den eigentlichen Patrizierſtand bildeten und ſich oft ebenſo ſchroff gegen die Söldner und Häusler ſtellten, wie die Bergbewohner gegen die kleinen Landeigenthümer. Dieſe allmählig neugeſtalteten Verhältniſſe haben ſich von da an meiſt ſo feſt und tief ins Dorfleben eingeſchnitten, daß ſie noch in vielen Gemeinden fühlbar ſind.

In den gleichfalls verſchieden abgeſtuften Banden der Hörigkeit oder Unfreiheit gab es an den Stifts- und Herrnhöfen Hörige, Leibeigne, Liten (Leute), Schutzhörige (servientes, Dienſtmannen) und Erbzinsleute (tributarii, coloni). Die Hörigen (servi) waren an die Güter der Grundherrſchaft gebunden und wurden zum Feldbau, zum Hüten (Schäfer, Viehhirten) und zu Gewerben verwandt. Die Leibeignen dagegen (mancipia) wurden als bewegliche Güter betrachtet und zu Haus- und Kriegsdienſten gebraucht. Dieſe urſprüngliche Unterſcheidung ließ man indeſſen ſchon jetzt meiſt fallen, und ſo machten beide, die verſchenkt, verkauft, vertauſcht, und verſetzt werden konnten *), das Geſinde (Gaſinda) oder die Familie der Herrn aus. Von den Eigenen unterſchieden ſich urſprünglich die Liten (lidi), die als Gefolge ſich auf den herrſchaftlichen mansis niedergelaſſen hatten und öfters das jus optimum **) erhielten. Beide, die Eigenen und Liten, zwiſchen denen ſich gleichfalls der Unterſchied bald verwiſchte, konnten freigelaſſen werden, worauf ſie durch Verleihung von Gütern in das Verhältniß der coloni und tributarii ihrer Herrn traten, wie ſich dies aus den früheſten Zeiten des Kloſters Rohr und der Abtei Fulda ***) ergibt. Was ſie für die Uebernahme der Landſiedelleihe an Zins; Erzeugniſſen und perſönlichen Dienſten zu leiſten hatten, war feſt beſtimmt. Meiſt wurden die Abgaben mit Geld, Wachs, Honig, Spelz, Schweinen, Eiern, Leinwand und Eiſen*) gelöſt. Über alle auf den Manſen und Huben der Herrn geſeßnen Mancipien, Liten und Kolonen hatte ein Meier, welcher ein freier Mann ſein mußte und Vaſall des Grundbeſitzers war, einen Gerichtszwang, der aus einer anfänglichen Beſchränkung nach und nach zu größerer Gewalt über die Hörigen (Patrimonialgerichtsbarkeit) erweitert wurde. Schon in dieſer Zeit, mehr noch in der folgenden erſchwerte man das Heirathen der Familien in einander, weil dadurch entweder die eine oder andre Familie zum Nachtheil des betreffenden Herrn geſchwächt wurde. Heirathete eine freie Perſon eine hörige, ſo folgten die Kinder der ärgern Hand. Beim Tod eines Hörigen galt das Hauptrecht. Wie nehmlich nach der fränkiſchen Heerbannsverfaſſung der Hauptmann nach dem Tod des Heermanns das beſte Pferd an ſich nahm, ſo erhielten die Herrſchaften von den Hörigen nach dem Tod eines hörigen Mannes das beſte Haupt (Vieh) und für die Erbſchaft einer Frau das beſte Kleid, wofür ſie den Schutz erneuten und die Nachfolge im Dienſt und Schutz gewährten. Von den Gütern hatten manche aus den alten Zeiten her beſchränkte Rechte (Voigtrecht), andre nicht; letztre waren freieigen (vrieigen) und die Beſitzer ſolcher Güter hatten die unbeſchränkte Vollmacht, ſie zu verkaufen, zu vertauſchen, zu verleihen, zu verſchenken. Bei der Verleihung war der Unterſchied feſtgehalten, ob das Gut blos zum Bauen und Pflanzen ohne alle dem ächten Eigenthum „anklebenden Rechte,“ oder ob mit dieſen (cum omni proprietate et absque ulla restrictione, quoad jura praedialia) vergeben wurde; im erſten Fall war es Colonat, im zweiten Precarei. Verpflichtete jene Verleihung zur Theilnahme an der Fehde des Herrn, ſo war dagegen dieſe davon frei und hatte nur die an den Genuß des Bodens geknüpfte Verpflichtung der Eigenthümer zur Landesvertheidigung, es ſei denn, daß geſchloßne Contracte auch die Theilnahme von Fehden mitbegriffen. Wurden Güter verſchenkt, ſo konnte dies nur mit dem Conſens der betheiligten Familienglieder geſchehen, ein uralter Brauch*), der auch dieſe und die folgende Zeit ſtreng beobachtet wurde.

---

*) Schann. tr. nr. 248 anno 813: trado mancipia VII — id est servum nomine Vuillirum et uxorem ejus Ratrud cum filys eorum cum sumtu et cum omni suppellectili eorum traditumque in perpetuum esse volo ea videlicet ratione ut — vos — ea habere, possidere, vendere vel quicquid ex eis elegeretis facere firmissimam in omnibus potestatem habeatis.

**) Schann. tr. nr. 611, wo ſich Einer das jus optimum lidorum ausbedingt.

***) Nach den fuldaiſchen Urkunden wird dies Emporarbeiten des Hörigen auch von den Slaven angegeben, denn dieſelben führen beim Jahr 1028 Slavi liberi, triduani und tributarii auf.

---

*) Der Rumburg (Naumburg) zinsten nach Schöttgen I; 47 slavi tributarii VII huba una, de qua ferri massa solvitur.

Außer dem Getraide- und Flachsbau und der Viehzucht wurde auf dem platten Land Weinbau und Bienenzucht betrieben. Zu dem zahmen Vieh, das man zog, gehörten Pferde, Rinder, Schaafe und

---

*) Schon in Hethan's Urkunde vom Jahr 716 heißt es: Ego Hedenus subscripsi cum Theodrada. Ego Thuringus filius Hedeni donationem patris mei firmavi.

Schweine; beſonders aber waren es die letztgenannten Thiere, die man zahlreich und heerdenweis hielt. Der Genuß von Pferdefleiſch, geräuchertem Speck, rohen Schinken und roher Wurſt war urſprünglich allgemeiner Gebrauch, dem Bonifacius mit der päpſtlichen Verordnung entgegenwirkte, daß Pferdefleiſch unerlaubt ſei, Schinken, Speck und Wurſt entweder durchräuchert oder Schinken und Wurſt gekocht ſein müßten und vor Oſtern nicht genoſſen werden dürften, deshalb ißt man jetzt noch keinen rohen Speck vor Oſtern und noch gilt als Brauch „erſt zu Lichtmeß ſoll man die große Wurſt eß." Von den Getraidearten baute man Hafer, Roggen, Weizen und Gerſte. Hafer diente zu Brei, Gerſte zum Hausgetränk, und Roggen und Weizen zu Brod und Kuchen. Obſchon die Bevölkerung in dieſer Zeit, was ſich aus den damals ausgedehnten Waldungen ergiebt, noch dünn war, ſo reichte doch oft das gebaute Getraide nicht aus, weil daſſelbe bei dem Mangel an Bauern, die durch häufige Kriegszüge dem Landbau entzogen wurden, nicht hinreichend gebaut werden konnte, weshalb ſchon 779 Karl der Große den Getraidehandel ins Ausland verbot. Da zu dieſem öftern Mangel noch ſehr häufig Viehſeuchen und Mißjahre kamen, ſo gab es damals viele Hungersjahre*), in denen die Volksnoth überdies noch durch den Kornwucher geſteigert wurde. Gegen dieſen hatte Karl der Große 794 feſtgeſetzt, daß nach guten und ſchlechten Jahren das Getraide gleichen Preis [illegible]

---

*) Die Annaliſten bezeichnen mit Hunger und Peſt in der Zeit von 779 — 1028 nicht weniger als 114 Jahre,

---

[illegible] von denen manche eine ſo furchtbare Noth gebracht hatten, daß die Menſchen einander ſelbſt zu verzehren gezwungen waren. Im Jahr 896 heißt es: magna fames homines se invicem comedere persuasit. Da die Jahre 1004, 1005 und 1006 drei Hungerjahre waren, ſo gab es der vor Hunger Geſtorbenen ſo viele, daß die Todtengräber, um ihre überhäufte Arbeit vollenden zu können, Todte und noch athmende Kranke zugleich begruben. S. Sigeb. Gembl. Lamb. Schaffn. Als Beleg der großen Noth im Jahr 850 erzählen die Annal. Fuld.: Ein Mann aus dem Grabfeld zog mit ſeinem Weib und ſeinem kleinen Sohn über das Gebirg nach Thüringen, um daſelbſt ſich und die Seinen vor dem Hungertod zu retten. Im Gebirg überwältigte ihn die Verzweiflung des Hungers. Er ſchlug ſeinem Weibe vor, den Sohn zu ſchlachten, und entriß ihn, als dieſe ſich dem widerſetzte, ihren Armen. Schon hatte er das Schwert zum Kindesmord gezückt, als er von fern zwei Wölfe erblickte, die im Begriff waren, einen Hirſch zu verzehren. Darauf verjagte er, durch den Heißhunger wüthend, die hungrigen Wölfe, bemächtigte ſich ihrer Beute und kam zu ſeinem jammernden Weib mit dem unbeſchädigten Sohn zurück. In ihrer Angſt ſah ſie nur das blutende Fleiſch des Hirſches in ſeiner Hand und ſank, in der Meinung, daß es das Fleiſch ihres Sohnes ſei, ohnmächtig nieder. Er brachte ſie nur mit Mühe zum Leben zurück, und nun hielten ſie von dem rohen Wildpret eine reichliche Mahlzeit.

behalten ſollte und zwar das Maaß Hafer 7, Gerſte 14, Korn 21, Weizen 28 xr. Die Bienenzucht, urſprünglich Waldbienenzucht, bildete einen uralten Nahrungszweig der deutſchen Stämme, wie denn ſchon das ſaliſche Geſetz dreierlei Bienenſtöcke (von Holz, Baumrinde, Flechtwerk) kennt. Auch der Weinbau iſt in Frankonien alt, offenbar kam er mit fränkiſchen Coloniſten vom Rhein, nach der Sage von der Moſelgegend im Jahre 460, nach dem Grabfeld. Eine beſondere Anregung und Pflege erhielt jedoch erſt die Cultur der Reben und Bienen durch die Kirche; indem die Geiſtlichkeit des Weines und des Wachſes zum Kirchendienſt, des Honigs und des Meths zu ihrem Leben bedurfte. Daß die erhöhte Cultur dieſer Bedürfniſſe ſchon in dieſe Periode fällt, eweiſen viele Umſtände. In den Urkunden der Abtei ulda wird ſeit 765 des Weinbau's im Grabfeld, 73 deſſelben namentlich in der Werragegend Sal- ungens gedacht; beim Jahr 826 heißt es, daß eine wiſſe Germunt von Marisfeld nach Rohr Wachs liefern hatte*), und nach einer Urkunde von 889 urde, oft die Steuer in Honig bezahlt. Die Stif- ngsurkunde für die Abtei Saalfeld vom Jahr 1074 nnt **Prilep** (Preilip) **cum duabus vineis.** In adtchroniken wird gleichfalls ſehr frühe der Wein- erwähnt, wie unter andern die von Meiningen berichtet, daß die Jahre 1069 und 1124 für den Werragrund große Wein-Mißjahre, dagegen 1070 und 1186 überaus fruchtbare Weinjahre geweſen ſeien, in denen man zur Aufnahme des gebauten Weines nicht genug Fäſſer gehabt habe. Wenn auch dieſe letztern Angaben nur von dem Weinbau des 11. und 12. Jahrhunderts reden, ſo ſetzt doch ſeine damalige weite Verbreitung in unſerm Vaterland voraus, daß derſelbe offenbar früher, ſchon in dieſer Periode, wenn auch in geringerer Ausdehnung beſtand, wodurch der fuldaiſche Bericht beſtätigt wird; dafür ſprechen gleichfalls auch die noch erhaltenen Namen ſehr vieler Berglehnen und Thäler unſeres Landes; ſelbſt die Namen einiger Orte, die, wie Jüdewein, ſchon urkundlich 1074 vorkommen, ferner das frühzeitig Städten und Stiften gewährte Schenkrecht ihres ſelbſt gebauten Weines, endlich die Weinlehen*) und für die frühzeitige Bienenzucht die Zeidellehen**), die bereits im 10. und 11. Jahrhundert vorkommen.

---

*) S. Schann. tr. nr. 241 ao. 815: unusquisque III Denarios in Cera per singulos annos folvatit.

---

*) 1170 bekommt Breitungen den Weinzehnten von Gebeſee; 1196 ſchenkte der Markgraf Dietrich dem Kloſter zu Altenzella den Weinzehnten von den Weinbergen bei Camburg.

**) Nach Hildburghauſen hatte (auf den Bericht eines alten Hildburghäuſer Büchleins) ein Hinterſaß aus Häſelrieth „3 Vierding Wachs, jerlich Palmarum vom Weinberg, gelegen am Queſtenberg (oder Attelsberg, jetzt Häſelrietberberg genannt) als Zins für unſere lieben Frauen zu geben.“

Wenn gleich dieſe Zeit noch keine Gartenkultur kennt, die erſt von den Klöſtern allmählig auf das Land überging, ſo ſind doch ſchon 775 zu Salzungen Anfänge, wie durch Waſſerleitungen zu einer beſſern Wieſenpflege, ſo durch beſondre Anlagen zur Obſtkultur gemacht worden, was ſich aus einer Urkunde *) Karls des Großen ergibt. Außer dem zahlreichen, ſo genannten Wild gab es viele Wölfe, Bären und wilde Schweine, die oft die Waldſtriche (beſonders die damals noch unangebaute Gräfenthaler Gegend) unſicher machten. Urſprünglich waren alle Waldthiere friedlos, da die Jagd jedem freien Manne gehörte, indeß, um das Wild zu erhalten, wurden viele Wälder von den Königen foreſtirt oder mit dem Königsbann zu einem gebannten Forſt gemacht und ſo der gemeinen Jagd entzogen; nur die Raubthiere blieben friedlos. Bei der Anlegung oder Verſchenkung eines königlichen Wildbannes war indeß die Zuſtimmung der dabei

---

*) Wenk. Urkundb. z. B. nr.. 5 p. 7 & 8. hoc est decima parte de villa nostra in pago Torrinziae quae dicitur ad Salsunga super fluvium Unifera id est tam terris mansis campis pratis silvis pumiferis (Obſtgärten), uuatriscapis (Waſſerleitungen, ſ. du Cange s. hac voce) aquis aquarumque decursebus, gressis et ingressis communiis perviis sessis-salinariis ubi patellas ad sale facere ponuntur, cum omnibus aisgenciis (Nutzungen) ibidem pertinentis ad ipsa decima parte de ipsa curte pertinet et Lullo episcopus antea in nostro beneficio habuit.

betheiligten Herrn nöthig [*]); doch wurden dabei manchmal die freien Eigenthümer in ihren wohlhergebrachten Rechten durch die königliche Machtvollkommenheit und durch die Gütergier der Klöſter gekränkt, wie ſich dies aus mehreren Urkunden dieſer Zeit ergibt. Hie und da wahrten jedoch bei ſolchen Schenkungen die mächtigen Herrn ſtillſchweigend ihre Rechte, was namentlich der Fall bei den Grafen des Grabfeldes war, die, als Kaiſer Otto III. im Jahr 1000 den großen Salzforſt dem Stift Würzburg ſchenkte, ſich ihre Rechte [**]) vorbehielten, denn noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts genoſſen die Grafen von Henneberg den dritten Theil der Holz- und Jagdnutzungen im Salzforſt und waren im Genuß der Fiſcherei in den durch dieſen Forſt fließenden Waſſern [***]). Da der größere Theil des Meininger Landes urſprünglich königliche Domaine war, ſo gehörten auch die meiſten Waldungen den Königen, die von den Pfalzen Salzburg und Saalfeld aus (Karl der Große, Otto der Große) ihre Forſte oft beſuchten und durchjagten; nur ein kleiner Theil des Waldes war im Beſitz der freien Landeigenthümer. Doch ſchon gegen das Ende dieſer Periode gingen mit den königlichen Domainen auch die Waldungen an verſchiedne Stifte und Territorialherren über. Wie urſprünglich die Jagd auf eignem Boden als Ausfluß des ächten Eigenthums behauptet wurde, in gleichem Verhältniß ſtand es mit dem Recht über die an Fiſchen noch reichen Gewäſſer. Das Fiſchen in Privatgewäſſern gehörte den Privaten, das in öffentlichen Waſſern mußte erſt durch Privilegien erworben werden. Das Fährentreiben, das Flößen und das Goldwaſchen *) war königliches Recht, wurde indeß ebenfalls nach und nach an geiſtliche und weltliche Herrſchaften übertragen.

---

[*]) S. Schannat tr. nr. 595.

[**]) Die Grafen beſaßen ⅓ der Einkünfte dieſes Forſtes.

[***]) S. Urkunde in Schultes H. Geſch. I. n. 19. p. 98.

Auch den Bergbau finden wir ſchon in dieſer Zeit auf dem Meininger Boden und zwar iſt es die Altenſteiner Gegend, die ſich wie überhaupt durch Bildung und Charakter ihrer Natur, durch Geſchichte, Sitte, Recht und Sprache ihrer Bevölkerung, ſo auch durch die früheſte bergmänniſche Betriebſamkeit vor allen andern Punkten des Landes hervorthut. In dem Fuldaer Zinsverzeichniß, das um 1025, zur Zeit Konrads des Saliers, unter den Slaven der Buchonia slavi tributarii und darunter scutarii (Schildſchmiede) mit der Lieferungspflicht von Schilden aufführt, werden zwar nicht Atterode (Odenrode, jetzt Wüſtung) und Schweina genannt, weil dieſe Orte mit ihrer ganzen Mark (Breitungen) ſeit

---

*) Daß man frühzeitig die Goldwäſchereien betrieb, beweiſt Hist. Novion. Monast. bei Martene Anecd. T. III. p. 1132. molendinis cum piscationibus ac forestis, jus nautae cum investigatione auri.

933 hersfeldiſch waren, wohl aber wird Gumpelſtadt erwähnt. Wenn nun gleich die Geſchichte in dieſem Ort keine Slaven kennt, ſo iſt doch dadurch auf Slaven in der Umgegend hingewieſen und dieſe finden ſich in einem urkundlichen Bericht*), dem zufolge 7 Slaven von einer Hube auf die Nauenburg (Numburg) einen Eiſenzins zu leiſten hatten. Dieſe Numburger Hube mit dem Eiſenzins mag mit der Schleifkothe Peters des Schmieds, die nach dem Metſchiſchen Kaufbrief**) jener Numburg jährlich eine Barte und eine Axt zinſte, ein und daſſelbe ſein. Obige Angaben unterſtützt noch die Nachricht einer Chronik***) der Thüringer, daß Wenden „am Schwarzwald, der nun der Thüringerwald heißt, Salz, Eiſen und ander Erz" ſuchen. Da kein anderer Strich dieſes Waldes Erz und Salz zugleich beſitzt, als allein die Altenſteiner Umgegend (Schmalkalden, Salzungen); ſo kann der Bericht der Chronik nur auf dieſen Theil unſres Landes gehen. Das hohe Alter des Altenſteiner Bergbaues wird aber nicht allein durch dieſe Angaben, ſondern auch durch ſeine Eigenthümlichkeit ſelbſt bewieſen. Die drei alten parallelen Haldenzüge, die ſich hier finden, ſind auf den drei parallelen Eiſengängen der Südweſtwand des Thüringerwaldes angelegt. Ihr Bau war ein

---

*) Schöttg. I., 48. S. oben p. 216.

**) Schöttg. I., 46, Heims Chron. II., 355.

***) Schöttg. I., 85.

Tagbau, der, obſchon er ohne alle Technik und nur auf leichtflüſſiges Eiſen getrieben wurde, wobei man das ſchwerflüſſige als unbearbeitbar fallen ließ, doch wegen ſeiner regelmäßigen Führung und bedeutenden Ausdehnung höchſt merkwürdig iſt und in der Art auf dem Thüringerwald nicht weiter vorkommt. Er iſt älter als der Eiſenbau auf der Mommel und dem Stahlberg, weil man hier unterirdiſch baute, obgleich das Eiſen hier ebenſo wie in den Altenſteiner Bergen zu Tag ausging; er iſt aber ſelbſt auch viel älter als der alte Bergbau in Leheſten, weil dieſer mit Feuerſätzen getrieben wurde, jener nicht. Dieſer Bergbau nun, deſſen Mittelpunkt Atterode bildete, hatte ſchon jetzt die Thäler der Altenſteiner Gegend ſtark bevölkert, was aus ihren zahlreichen Wüſtungen, deren Namen allein ſich noch erhalten haben, und aus den vielen Kapellen, die ſich hier vorfanden, deutlich hervorgeht. Natürlich führte der Bergbau dieſer Gegend, der übrigens nicht blos auf Eiſen, ſondern auch zugleich auf Kupfer ging, zur Ausbildung der Metallinduſtrie, die wir in den folgenden Zeiten daſelbſt, beſonders in Steinbach, wohin ſich ein Theil der Einwohner von Atterode (der andre nach Schweina) überſiedelte, als die Hauptnahrungsquelle einer ſtarken Bevölkerung*) finden.

---

*) Nur denke man hierbei nicht, daß, wie dies vielfach ausgeſprochen worden iſt und worauf die oben mitgetheilten Angaben von daſigen Slaven als tributbaren

Wurden die Gewerbe vor 800 von Leibeignen und Weibern getrieben, weil man ſie dem Geiſte der Freigebornen widerſprechend hielt, ſo geſchah,

---

Waffenſchmieden führen könnten, die Atteröder-Steinbacher Bevölkerung wegen ihrer bergmänniſchen Betriebſamkeit und Metallinduſtrie ein ſlaviſcher Volksreſt ſei. Die alte Fabel, daß die Slaven den Bergbau in Deutſchland und ſo auch auf dem Thüringerwald hervorgerufen hätten, iſt bereits oben bei Darlegung des urſprünglichen ſlaviſchen Gemeindelebens als mit dieſem unvereinbar angedeutet worden; ſie muß aber auch von einer beſonnenen Prüfung der Sache überhaupt als unwahr zurückgewieſen werden, wie dies ſchon längſt von mehreren Hiſtorikern (unter andern Adelung Direct. XIV) geſchehen iſt. Mitten in ſlaviſchen Ländern (Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, Rußland) iſt der Bergbau durch Deutſche begründet worden und deutſche bergmänniſche Ausdrücke, keineswegs ſlaviſche, was doch ſein müßte, wenn der Bergbau von den Slaven hervorgerufen wurde, ſind ſelbſt in die ſlaviſchen Länder übergegangen. Die Folgerung aus dieſer hiſtoriſchen Thatſache für den Bergbau in Deutſchland iſt leicht zu machen. Was nun noch die oben genannten slavi scutarii betrifft, ſo waren dies Hörige und hatten als ſolche ſich in alle Gewerbe, die ihnen Ort und Zeit, weltliche und geiſtliche Herrn geboten, hineinzuarbeiten, weshalb weder von ihrer erzwungenen Arbeit ein bergmänniſcher Character des ſlaviſchen Volks, noch von ihrer geringen Zahl, in der die Slaven hier wie auf andern Punkten unſrer Werragegend vorkommen, die Steinbacher Bevölkerung abzuleiten iſt.

dies jetzt in den Klöſtern von Hörigen oder in den Landgemeinden von Häuslern; mit der ſtädtiſchen Entwickelung gingen meiſt die Induſtriöſen der Sicherheit und des Verdienſtes wegen in die ummauerte Stadt. Wie ſchon frühzeitig zwiſchen unfruchtbaren und fruchtbaren Strichen und zwiſchen dem platten Lande und den volksdichteren Orten*), ſelbſt nachweislich in unſerm Land zwiſchen ſlaviſchen und deutſchen Ortſchaften ein Handel mit Früchten, Wein, Vieh und Getraide entſtanden war, der ſich beſonders an beſtimmten Tagen des Jahres, meiſt an kirchlichen Tagen, für eine Markung in der Nähe der Mutterkirche zuſammendrängte, ſo mußten nun vorzüglich die ummauerten Plätze und unter dieſen beſonders die zu Städten heraustretenden Orte den Verkehr mit Producten der Natur und der menſchlichen Hand beleben. Der Handel ging ebenſo wie die Induſtrie allmählig vom platten Land in die ſtädtiſchen Orte, wie ſich dies deutlich bei Meiningen herausſtellt, indem nach dieſem Platze Heinrich I. den Markt von Walldorf verlegt. Neben dieſen Localbedürfniſſen, die auf verſchiedenen Punkten den gleichen Verkehr hervorriefen, konnte aber auch auf den Verkehr unſers Landes der Umſtand nicht ohne Einfluß bleiben, daß ein Theil des damaligen Welthandels durch unſre Gaue hindurch ging. Der uralte Handel nehmlich, den ſchon die Hermunduren laut des taciteiſchen Berichts mitunterhielten und der von Magdeburg nach dem Saalthal und von da entweder über Camburg, Saalfeld, Gräfenthal und Coburg oder über Erfurt, Tambach, Wallbach, Dreißigacker, Bibra und Deſertshauſen nach dem Süden Deutſchlands und zwar über Forchheim nach Regensburg, dem Stapelplatz des orientaliſch levantiniſchen Handels, oder der von Erfurt aus über Waltershauſen, Salzungen, Vach, Fulda nach Mainz, alſo nach dem Weſten Deutſchlands ging, überſchritt den Thüringerwald, ſeinen Kamm, wo thunlich, meiſt auf längern Strecken benutzend, auf verſchiedenen Satteln, ſo zu Judenbach, Schmalkalden, Altenſtein, außerdem auch zu Kahlert, Waſſenrod und Frauenwald. Die Straßenzüge dieſes alten Handels führten überall möglichſt über die Bergrücken, gewöhnlich auf denſelben zwiſchen zwei Thälern hin, daher dieſe Straßen Hochſtraßen oder auch wegen des Weinvertriebs Weinſtraßen hießen, unter welchem Namen ſie noch dem Volke bekannt ſind. Die Handelsartikel, welche auf ihnen verführt wurden, waren Getraid, Wein, Vieh, Gewürze und Bernſtein. An dieſen Hochſtraßen finden ſich häufig heidniſche Grabhügel, zum Beweis, daß ſie ſchon lange vor Carl dem Großen gangbar waren, wie denn überdies außer dem Angegebenen aus andern Thatſachen nachweisbar iſt, daß die alte Hochſtraße, die von Magdeburg über Erfurt, Tambach, Wallbach, Walldorf, Dreißigacker, Henneberg und Defertshauſen dem Baunachsgrund zu ging," in vorchriſtlicher Zeit beſtand*). Ebenſo war die Mainz-Erfurter Straße über Salzungen und Fulda eine uralte Handels- und Kriegsſtraße. Sie fand noch der bekannte Sturm zu Fulda, wobei es von ihr heißt: **ubi platea super Fuldam vadit, quae de Thuringiorum regione mercatores Moguntiam ducebat.** Auf ihr war ſchon der Römer gezogen, darauf auch Dietrich von Metz, von dem vielleicht die gleichnamigen Berge an dieſem Weg (Dietrichsberg bei Kreuzberg, bei Gelnhauſen, bei Bach an der Grenze von Thüringen) ihren Namen haben; ſelbſt Heinrich **IV.** (1074 — **ubi platea ad Thuringos ducebat**) und Adolph von Naſſau (1294), (der damals Salzungen und Frankenſtein eroberte), zogen gegen die Thüringer dieſen Weg. Denſelben Weg bezeichnet auch das Capitular Karls des Großen vom Jahr 805, wonach es den Kaufleuten verboten wurde, nicht über Erfurt hinaus nach der ſlaviſchen Grenze zu ziehen, woraus hervorgeht, daß dies bisher geſchehen war.

---

*) So hatte Walldorf ſchon vor Heinrich I. ſeinen Michaelismarkt.

An dieſen alten Handelswegen baute übrigens frühzeitig der fromme Geiſt dieſer Zeit Kapellen, der weltliche Geiſt Burgen, Fuhrmannsdörfer, die nicht allein Tranſitowaaren ſpeditirten, ſondern zum Theil ſelbſt in der ſpätern Zeit Weinhandel zu treiben begannen, und endlich Judenſitze (Judenbach). Schon in dieſer Zeit finden ſich Juden auf Herrnhöfen und in ummauerten Orten unſres Landes. In Meiningen hatten ſie laut der Chronik dieſer Stadt eine Straße, die Höckergaſſe genannt, die indeß dicht an der Burg und an den um die Burg erbauten Kemmaten angebracht, alſo unter den Schutz des Burgvoigts, der Krieger und der Adeligen geſtellt war, woraus die mißliche Stellung der Juden zum Volk und ihre von dem Adel theuer erkaufte Exiſtenz hervorgeht, ein Verhältniß, das durch das ganze Mittelalter hindurch dauert, ſogar oft auch durch das Prieſterthum einen geſchärften Charakter annimmt. Wie überall, ſo waren ſie auch in unſerm Land im Kleinhandel und im Wechſeln rührig, aber auch durch Wucher läſtig, von dem Geſetz unmenſchlich gedrückt und von Herren und Knechten oft auf das empörendſte mißhandelt. —

---

*) S. v. Oeſtreicher, Geſchichte des Königshofs Forchheim S. 1—11.

So war denn von 720 — 1037 das Werk, das allen Verhältniſſen des Mittelalters einen feſten, ſcharf ausgeprägten eigenthümlichen Character gab, vollbracht. Die Gauverfaſſung war allmählig in eine Feudal-Territorialverfaſſung umgeſchaffen, damit aber auch das geſammte Volksleben, ſelbſt der Anblick des Landes umgewandelt. Hinter den Gittern der Klöſter lebte der Geiſtliche, auf den Spitzen der Berge in feſten Burgen der Adel, in ummauerten Orten der Bürger, auf dem platten Land in Dörfern und Höfen der kleine Landeigenthümer und Hinterſiedler, an Herrn- und Klöſterhöfen der Hörige, neben Kemmaten der Jude. Mit den Mauern und Gittern oder mit der Kutte und dem Harniſch war indeß eine Zeit gekommen, welche, wie jede zwar um ihrer ſelbſt willen da iſt, aber zugleich auch für die nachfolgende vorbereitet, in gleichem Bezug einen eignen, großartig ſelbſtſtändigen Geiſt in ſcharfen Gegenſätzen, einen geharniſchten Corporationsſtolz von oben und einen bitter duldenden Trutz von unten dem Land und Leben brachte, daneben aber auch in den aufſtrebenden Städten einen Hebel für neue Ordnungen und zu neuen Geiſtesthaten gewann. Und darin eben, daß ſich aus dem Kaſtengeiſt des Lehnsweſens die Zünfte und aus dieſen die freien Inſtitutionen der ſpätern Zeit geſtalteten, hat die organiſche Entwicklung des deutſchen Lebens einen Anknüpfungspunkt in dem Leben der übrigen Kulturvölker der Geſchichte.

I. Stammtafel des konradiniſchen Hauſes.

Konrad
(790, im Lahngau begütert)

Udo,
(Graf im Niederlahngau, 821 — 832)

Gebhard I.
(Herzog in Oſtfranken, Graf im Niederlahngau, 832 — 841)

Gebhard II.
(Gemalin Gerburg, Ludwigs des Deutſchen Tochter, 841 — 872 — wird Mönch)

Udo, Berthold, Beränger, Waldo.
(861 - 975)

Konrad, Graf in Heſſen, 886 — 905
Gebhard, Graf der Wetterau und vom Oberrheingau, † 910
Eberhard, Graf im Niederlahngau † 902
Rudolph, Biſchof, † 908

Konrad, König 911 — 919
Eberhard, Herzog der Franken, † 939
Otto, Graf, † 919
Udo s. II. Stammtafel.
Hermann I. Herzog in Schwaben † 949
Konrad Kurzbold, Herzog in Franken, Graf im Niederlahngau † 948

Mathildis, Gemalin Bardos, des Pfalzgrafen der oberfränkiſchen Mark und Stammvater der Schweinfurter Markgrafen.

II. Stammtafel des konradiniſchen Hauſes.

Udo I.
Graf der Wetterau, vom Oberlahngau und vom Grabfeld — † 949

- **Gebhard** † 938
- **Udo II.** Graf im Grabfeld, Herzog von Franken † 982
  - **Udo III.**, Graf im Grabfeld † 1010 kinderlos
  - **Hermann I.**, Herzog in Schwaben † 1004
    - **Hermann II.** Herzog in Schwaben, Graf im Grabfeld † 1012
    - **Mathildis**, Gemalin Herzogs Konrads II von Kärnthen und Franken
    - **Giſela**, Gemalin Königs Konrads II 1024—1039 (vorher Gemalin Ernſts u. Brunos
    - **Hedwig**
  - **Kuno**, Empörer, geächtet † 1023
- **Konrad**, Graf im Oberrheingau, Herzog von Schwaben, † 997 kinderlos
- **Heribert**, Graf in der Wetterau † 997
  - **Gebhard**, Graf im Grabfeld und in der Wetterau † 1016
  - **Otto**, Graf von Hammerſtein, Graf der Wetterau und im Grabfeld † 1036 Gemalin Irmengard, Tochter Konrads von Kärnthen, die dann Graf Gerhard von Walkenburg ehelichte, aus welcher Ehe Goswin abſtammte.

III. Stammtafel der popponiſchen Familie.

- **Poppo I.,** Gaugraf im Tullifeld (819 — um 836)
  - **Poppo II.,** Gaugraf im Tullifeld (836 — um 866)
    - **Heinrich,** Markgraf und Herzog in Franken, Miſſus in Frankonien, Gaugraf im Tullifeld und Grabfeld, † 886
      - **Adalbert,** Markgraf und Kammerbote in Franken, Gaugraf im Tullifeld und Grabfeld ꝛc. 905 enthauptet
        - **Adelbert,** Stammvater der Markgrafen von Oeſterreich
      - **Heinrich,** † 902 erſchlagen
      - **Adalhard,** † 902 enthauptet
    - **Poppo III.,** Markgraf der ſüdthüringiſchen Mark, † um 893
      - **Adalbert,** Graf im Tullifeld und Grabfeld, 903 — um 914
        - **Poppo V.** Graf im Tullifeld und im Grabfeld (922 — 945) ſtarb kinderlos
      - **Poppo IV.** Graf im Volkfeld
        - **Poppo VI.** Graf im Tullifeld † 963

Aelteſte Geſchichte

des

Gerichts Altenſtein

von

Emil Rückert.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das Gericht Altenſtein, welches ſchon vor 500 Jahren dem Hauſe Sachſen huldigte, zeichnet ſich nicht nur durch Naturſchönheiten und Merkwürdigkeiten, ſondern auch durch ſeine beſondere Geſchichte, Verfaſſung und Sitte vor manchen andern Gebieten unſers Herzogthums ſo merklich aus, daß ihm auch in dieſem erneuerten vaterländiſchen Taſchenbuche ebenſo wohl, wie es in dem Vorgänger deſſelben geſchah (ſ. Hermanns hiſtoriſche Nachrichten von der Burg und dem Amte Altenſtein, in dem Meininger Taſchenbuche von 1802, p. 42 ff), einige Blätter gewidmet werden mögen. Der für dieſen Jahrgang beſtimmten ältern Geſchichte unſers Gerichts bis 1300 ſchicken wir zum Verſtändniß eine Ortsbeſchreibung in wenigen Umriſſen voraus.

I.

Localumriß.

An das nordweſtliche Ende des Thüringerwaldes gegen Mittag hin angelehnt, umfaßt das Gericht

Altenſtein 4 gleichlaufende Gebirgsthäler, die ſich in ſüdlicher Richtung gegen das weite Thal der nordweſtlich ſtrömenden Werra zu öffnen. Die waldigen Häupter des Hochgebirgs, der Rennſtieg, Hirſchbalz, Mühlberg, Gerberſtein (2228 F.), die mehr hervortretende und iſolirte Granitkuppel des Windsbergs, die Birkenheide, die Vogelheide, der langgeſtreckte Glimmerſchieferrücken des Arnsbergs und der bei Waldfiſch vorgeſchobene niedrige Streiſlingskopf bilden den dunkeln Hintergrund, aus welchem die grauen Dolomitterraſſen des Hohlenſteins und Altenſteins nackt und ſteil in die freundliche Gegend hinausragen. 1) Das öſtliche unter jenen Thälern, das Thüringerthal, der Nachbar des romantiſchen Druſenthals in Heſſen, entſteht auf der Hochebene des Gebirgs, auf dem mit Felsblöcken überſtreuten weiten Krätzersraſen und zieht, ſich verengernd, zwiſchen dem Rennſtiegsberge und dem Frauenberge hinab, wo es öſtlich ein Thälchen von der Wedleite und Klinge her aufnimmt; die hier, im Atterode; vereinigten Gewäſſer verſchwinden jedoch, ſobald ſie den Urgebirgsgrund verlaſſen, von dem alten ſchenkiſchen Stollen und den Weitungen des Flötzkalks verſchluckt, und kommen erſt in der Grotte hinter Liebenſtein wieder zu Tage; ein kleiner Theil derſelben ſammelt ſich in den Schläuchen des höhlenreichen Kalkgebirgs und tritt zur Zeit der Schneeſchmelze hinter der alten Burg, unter dem Felſentheater, in dem trichterförmigen Erdfalle, das Getränk genannt, als ziemlich ſtarker Bach hervor, der ſich, wie das Waſſer der Grotte, in die Grumbach ergießt. Das Thüringerthal dagegen bleibt vom Löcheskopfe an bis zu der Porphyrfelſenpforte des Eſelsſprungs und Katzenſteins waſſerlos, und ſammelt erſt von dort an, bei Beyerode, wieder einiges Gewäſſer, welches an dem Wolfsberge und der Farnbach vorbei, bei Altenbreitungen in die Werra geht. 2) Die Steinbach, auf der Höhe des Gebirgs (der ſ. g. Hüne), zwiſchen Steinbach und Winterſtein, in der Nähe des Weißenbergs entſpringend, durch einige Seitengewäſſer verſtärkt, zwiſchen dem Hirſchbalz und dem Mühlberg, der Winter- und der Sommerleite, den ſchmalen Schleifkuttengrund durcheilend, empfängt in Steinbach am Eiſenhammer die aus dem Glasbach (zwiſchen Altenſtein und Ruhla) und Luthersborne entſtandene Kallmich (Kaltenbach), windet ſich dann, in der Ebene angekommen, in Schlangenkrümmungen, denen ſie nun den Namen der Grumbach verdankt, an dem thurmgekrönten Haine des alten Liebenſteins bei Sauerbornsgrumbach (einem Theile des Dorfs Liebenſtein) vorbei,und von Oſten her durch den Aubern, den Zigeunerborn, das Waſſer des Erdfalls und des Sauerborns vergrößert, zieht ſie an der Rabelsgrube, der Sorge und an Meimers vorüber, der Werra bei dem Edelhofe Niedergrumbach zu. 3) Dem Gebirgskamm zwiſchen Arnsberg und Höllkopf entquillt die Schweina, zu welcher ſich von der Rechten her die drei Borne und das über ſchimmernden Glimmerſchiefer rieſelnde Waſſer des Silbergrunds; von der Linken her die Finſterbach (zwiſchen Vogelheide und Birkenheide) und die aus dem Goldborn (zwiſchen Birkenheide und Windsberg) über Granittrümmer herabrinnende Steinrütſche, dann, nachdem ſie den von ihr benannten breiten Wiesgrund zwiſchen Arnsberg und Windsberg verlaſſen und aus dem Gebirge ins Freie hervorgetreten, am Fuße des Altenſteins das den Waſſerfall in der Eckenzell (Louiſenthal) bildende Haſelwaſſer geſellen; im Orte Schweina rauſcht ihr das ſtarke, nimmer geſrierende Höhlenwaſſer entgegen, welches, in den unterirdiſchen Gewölben des Hohlenſteins ſich ſammelnd, im Schatten hoher Buchen und Linden ſich aus dem Munde der Glücksbrunner Grotte ergießt und die daſigen Gewerke treibt; zwiſchen welligen Hügeln wallt ſie dann, an Marienthal (Wenigen-Schweina) hin, bei Barchfeld der Werra zu. 4) Die Fiſcha endlich, dem Fuße des hohen Kiefels unter den Trümmern des alten Ringelſteins entſtrömend, berührt Waldfiſch, empfängt bei der Erbachsmühle den Namen Erbach (Erlbach), nimmt in Gumpelſtadt die dem Kühborn entſtammende Dorlich (Dorfbach), bei der Moormühle das Waſſer aus dem Kalter (einem alten Stollen), bei Profiſch (ſonſt Bruch- d. h. Sumpf-Fiſcha) das gleichnamig, von mehreren Teichen genährte Waſſer zur Linken, zur Rechten aber das Moorwaſſer auf, das von Möhra her den mit krauſem Erlgebüſche durchflochtenen flachen Moorgründe träg durchſchleicht, und fällt unter Barchfeld in die Werra.

Die Rücken, welche die genannten futterreichen Thäler trennen, gehören zunächſt am Urgebirge der Zechſteinformation, weiter hinab, wo ſie ſich gegen das Werrathal hinſenken, dem bunten Sandſteine an. Die rauhe Beſchaffenheit der an der Gränze des Hochgebirgs liegenden Fluren erwarb dem ganzen Amte den verächtlichen Namen des Dornheckenamtes, womit es in Acten des weimariſchen Archivs beehrt wird. Vom Thüringerthale (Atterode) bis Steinbach zieht ſich terraſſenartig die emſig und mühſam beſtellte Steinbacher Flur bis hoch hinan zum Waldſaume des Gebirgs, wo nur noch Sommerfrucht gedeiht. Der Hohlenſtein läßt weniger Feldbau an ſeinen ſteilen Seiten, als auf ſeinem Plateau zu, wo die Äcker des Altenſteiner Guts liegen. Fruchtbarer ſind die Fluren von Schweina und Gumpelſtadt auf den größerntheils thonigen Hochebenen zwiſchen beiden Orten, und die waizenreiche Flur von Waldfiſch, meiſt im Gebiete des dort zwiſchen dem Zechſteine und dem Urgebirge eingeſchobenen Rothliegenden, ſowie die Sandfelder auf den Wellenhügeln um Marienthal und Profiſch. Zum Erſatz für die Unfruchtbarkeit der Oberfläche wären und ſind zum Theil noch die Striche am Urgebirge mit mineraliſchen Schätzen geſegnet. Von Atterode bis zur Birkenheide hin ſtreichen Eiſenſteingänge, bisweilen ſehr mächtig, doch in den oberen Teufen abgebaut. Von Schweina gegen Gumpelſtadt, Möhra und Kupferſuhl hin erſtreckt ſich unter dem Zechſteine das Gebiet des einſt ſo blühenden Kupferſchiefer- und Kobaldbergbau's. Die jetzt auf das Gebirg beſchränkten Buchen- und Eichenwaldungen mögen in der Urzeit, wie einzelne Reſte bei Liebenſtein, Marienthal, Profiſch und Witzelrode andeuten, auch die Niederungen bedeckt haben, bis Ackerbau und Bergbau ſie lichtete, und die Torflager im Moorgrunde und bei Schweina, worin man öfters Hirſchgeweihe und Thierknochen fand, zeugen von den Sümpfen, welche die Waldgründe erfüllten. Von den Bären, die einſt der Thüringerwald, die Läube genannt, in Menge hegte (ſiehe **Monach. Brunvill.** bei **Leibnitz, Script. rer. Brunsvic. 1, p. 380**) erzählen uns die Ortsbenennungen Bärenloch, Bärengraben im Thüringerthale; die Bärenknochen dagegen, die man bei Entdeckung der Glücksbrunner Höhle in Maſſe fand, ſollen der ausgeſtorbenen Gattung der Höhlenbären, **ursus spel.**, angehören.

2.

Hermunduren, Katten, der Salzkrieg.

Welcher Menſchenſtamm zuerſt ſich durch dieſe Urwälder Bahn brach und daſelbſt Hütten aufſchlug, meldet uns weder Geſchichte, noch Sage. Doch läßt ſich mit gutem Fuge behaupten, daß von der Römerzeit an das mächtige Volk der Hermunduren, welche an den nördlichen Abhängen des Thüringerwaldes, des Erzgebirgs und der Sudeten ſich weithin gegen Oſten erſtreckten und ſich zu Zeiten über dieſen langen Gebirgswall hin auch gegen Süden bis zum Maine, ja ſelbſt zur Donau hin verbreiteten, auch unſere Gegenden beſeſſen habe. Sowie es ſprachlich feſtſteht, daß der Name der Hermunduren, verwandt mit dem der Hermionen, das große, zahlreiche, weitumfaſſende Volk der Duren bedeutete (zu dem von Grimm, deutſche Myth. p. 83. 216 Beigebrachten mag man noch „arm“ d. h. die gemeine, große Menge, **plebs**, hinzufügen), ſo iſt es geographiſch erwieſen, daß die Hermunduren genau die Sitze der ſpäter an ihrer Stelle genannten Turonen, das **Teuriochæmon**, d. h. Türenheim des Ptolemäos, den Thurengau, **Thoringuba**, Thüringen des Mittelalters, bewohnten und von den Thüringern nicht verſchieden waren (ſ. v. Ledebur: Nordthüringen und die Hermunduren). Während nun die Thüringer im fernen Oſten ſich als Thervinger den Gothen anſchloſſen, ſtießen ſie im Weſten an die Chatten und hier bildete die Werra noch im Mittelalter die Gränze zwiſchen beiden Völkern (**Lambert. Schafn. ad ann. 1074**). Hier erſtreckte ſich der thüringiſche Weſtergau vom Eichsfeld bis gegen Breitungen herauf und an mehreren Stellen über die Werra hinüber, ſo daß er auch das am linken Ufer des Fluſſes liegende Salzungen umfaßte (**villa Salzhungen super fluvium Wisara in finibus**

Thuringiae, d. h. im thüringiſchen Gebiete, **Schannat. Trad. Fuld.** 454. vom J. 842). Iſt es nun entſchieden, daß weder die Chatten bis zur thüringiſchen Saale, noch die Thüringer, wenigſtens nicht in Maſſe, bis zur fränkiſchen Saale wohnten, ſo kann auch der Krieg um die Salzquellen, welchen die Hermunduren mit den Chatten im Jahre 59 p. Chr. führten, weder an der einen, noch an der andern Saale, ſondern nur an demjenigen Fluſſe ſtattgefunden haben, welcher beide Völker von jeher trennte (ſ. v. Ledebur p. 49). Wenn auch Tacitus den an Salzquellen reichen Fluß, um den man ſtritt, nicht nennt, ſondern nur meldet, daß es ein erbitterter Vernichtungskrieg war, in welchem ein Theil den andern den Göttern zum Schlachtopfer weihte, ſo ſieht man doch leicht ein, daß ein ſo heftiger Zuſammenſtoß nur hier, wo blos der Werrafluß, nicht aber, wie an der fränkiſchen Saale, die weite Wildniß des Buchenwaldes, beide Völker ſchied, erfolgen konnte. Da nun die Salzquellen von Salzungen und Allendorf an der Werra größtentheils auf der linken Seite des Fluſſes ſich befinden, ſo ſcheint es, daß urſprünglich die Chatten im Beſitze derſelben waren, und durch die Thüringer daraus verdrängt, die zunächſtliegenden Landſtriche am linken Werraufer an dieſe abtreten mußten, daher ſich Thüringen noch im Mittelalter gerade an jenen Stellen auch über die Werra hinüber erſtreckt. Dies iſt der erſte ſchwache Schimmer der Geſchichte, welcher, gleich dem

Strahle des, bald wieder hinter Wolken verſchwindenden Mondes, unſere Landſchaft vorübergehend beleuchtet, worauf ſie dann wieder in tiefe Nacht zurückſinkt, bis ihr in der 1ten Hälfte des 10ten Jahrhunderts der Morgen ihrer Geſchichte graut.

II.

Die Mark Bretinga im thüringiſchen Weſtergau. Der Rennſteig.

Im Jahre 933 vertauſchte König Heinrich die ihm zugehörigen Ortſchaften Parchfeld und Breitungen (**Barcvelda & Bretinga**) im Weſtergau in der Grafſchaft Meginwarchs an den Abt Megingoz von Hersfeld gegen die hersfeldiſchen Güter Wiehe und Burgdorf. Bei dieſer Gelegenheit wurde in der hierüber zu Frankfurt den 1ten Juni 933 ausgeſtellten Urkunde, dem koſtbarſten Kleinode des hennebergiſchen Archivs zu Meiningen, die zur Mutterkirche Breitingen (nachmals= Königs=Breitungen, oder von dem Kloſter: Frauenbreitungen genannt) gehörige Mark folgendermaßen beſchrieben: Deren Anfang iſt, wo die Sveinaha in die Wiſaraha fällt, aufwärts dem Bette dieſes Baches entlang bis zu deſſen öſtlichen Quellen (dem Goldborn), von da zu einem Orte, welcher Gerweneſtein heißt, von da zu einem Flüßlein, welches die weiße Druſanda heißt, dann zu der ſchwarzen Druſanda, dann zur Aldaha (in **aldaha**) und aus dieſer gerade über die Wiſaraha hinüber und am Ufer der Roſaha aufwärts bis zur Fiſchbach, dann zur Marcbach, und ſo erſtreckt ſie ſich weiter zu den **Hugesboychun (thin Hugesboychun**, die Haynbuchen), zum Ruodelahesbrunnen und über den Berg Bleſſe zur Krahenbach und in dieſer hinab zur Wiſeraha und dieſelbe wieder aufwärts, bis dahin, wo die Speinaha in ſie fällt (ſ. Schöppachs Hennebergiſches Urkundenbuch **I.**, p. 1). Nachdem nun ohngefähr 200 Jahre nachher das Frauenkloſter zu Königs-Breitungen gegründet worden, welches durch bedeutende Schenkungen ſchnell emporkam, beſtätigte 1183 Pabſt **Lucius III.** dieſe Schenkungen und die Parochialgerechtſame des Kloſters in dem beſchriebenen Pfarrbezirke mit ausdrücklicher Beziehung auf die königliche Urkunde von 933 (Schöppach p. 16) und mit namentlicher Aufführung der in jenem Bezirke befindlichen 6 Kapellen zu Barchfeld, Schweina, Glaſebach, Atterode, Vanebach (Fambach) und Burg-Breitungen (Herrn-Breitungen.)

Dieſe 2 Urkunden, die königliche und die päbſtliche, eröffnen, gleich zwei ſtattlichen Thorpfeilern, würdig die Geſchichte unſers Gerichts und können ihr allein zur ſichern Baſis dienen, um unhaltbare Vermuthungen, welche in unſern einheimiſchen Geſchichtsbüchern zum Theile noch als unbeſtreitbare Wahrheit fortgeführt und überliefert werden, zurückzuweiſen.

Die Urkunde König Heinrichs beſchreibt mit den Gränzen der Mark Breitungen zugleich den Gränzzug des Thüringer Weſtergaues im Südweſten, gegen die fränkiſchen Gaue Tulliſeld und das öſtliche Grabfeld hin. Die thüringiſch-fränkiſche Gränze reichte alſo hier über die Werra hinüber bis zum Bleßberge, welcher das Werrathal von dem Feldathale im Tulliſeld trennt, wendete ſich dann ſüdöſtlich an der Roſe hinab der Werra zu und auf der rechten Seite derſelben an der Druſe hinauf zur Höhe des Thüringerwaldes, auf deſſen Kamme ſie dann bis zu dem Urſprunge der Saale, über 30 Stunden weit unter dem Namen des Rennſteigs fortlief. Der noch gangbare Name Rennſteig, ſonſt Rinneſtieg, Rinneweg, ſpricht deutlich die Beſtimmung dieſes Weges, eine Gränze zu bezeichnen, aus, indem er von Rain, die Feld- oder Flurgränze, abſtammt. Einen zu dieſem Zwecke im Walde ausgehauenen Pfad pflegte man ſonſt wohl auch mit dem Worte Schnede (Schneide), Schneiſſe, Schnett zu benennen, welches jetzt noch von den zum Vogelfange eingerichteten Waldgängen gebraucht wird.

Der Rennſteig ſoll nach Herzog (Geſch. des thüringiſchen Volks, p. 56) ſeit Karls des Großen Zeit die eigentliche Gränze zwiſchen Thüringen und Franken gebildet haben und bereits im 9ten Jahrhunderte urkundlich unter jenem Namen vorkommen (Herzog, Taſchenb, für Reiſende durch den Thür. Wald, p. 283). Die Benennung Rennſteig, Renneweg, ſcheint in der That fränkiſchen Urſprungs zu ſeyn, denn in dem alten Frankenlande Lothringen heißt eine römiſche Straße, welche die Verbindung zwiſchen Trier und Saarbrück unterhielt, in der Gegend zwiſchen dem Schauenberge bei Tholey und dem Walde am Steinweiler, die Rennſtraße, d. h. Gränzſtraße, „weil zwei Felder theilend" (ſ. Hall. Lit. Zeit. Oct. 1833; Nro. 82; p. 666) und in der Richtung gegen die römiſchen Befeſtigungen beim Kloſter Wörſchweiler führt dieſelbe den Namen Rennſteig. Wenn aber der Thüringer Rennſteig die alte Gränze zwiſchen Thüringen und Franken war, ſo mußte er am Inſelsberge aufhören, denn dort verläßt die fränkiſch-thüringiſche Gränze den Gebirgsrücken und läuft an der Druſe hinab zur Werra und ſelbſt über dieſe hinüber. Der Name des Rennſteigs ſetzt ſich aber vom Inſelsberge noch weiter nordweſtlich fort, und zwar im Gerichte Altenſtein bis gegen den hohen Kieſel hin und ein daranſtoſſender Berg nebſt ſeinem Waldrevier, welcher das Thüringerthal auf ſeiner linken, öſtlichen Seite bis in das Atterod begleitet, heißt ebenfalls der Rennſtieg. Die Urkunde König Heinrichs', welche dieſen Gränzzug der Breitunger Mark von der Quelle der Druſe über den Gerberſtein bis zur öſtlichen Quelle der Schweina (Goldborn auf dem Neufang) berührt, nennt den Rennſteig nicht. Der frankenſteiniſche Kaufbrief von 1330 dagegen nennt ihn an 3 Stellen, und zwar bei Beſchreibung der Wildbahn, welche an Henneberg abgetreten wird, zuerſt an der oben erwähnten Strecke vom Kiesling bis zum Enſisberge, d. h. Inſelsberge, und dann wieder beim Reſſelberge (wo ihn die Straſſe vom Schmalkalden nach Tambach ſchneidet). An der leztern Stelle kann er unter dem alten thüringiſchen Landgrafenſtamme nicht Landesgränze geweſen ſeyn, weil Schmalkalden, obgleich im fränkiſchen Gaue Grabfeld gelegen, von Ludwig dem Bärtigen an bis zum Ausſterben ſeines Stammes zur Landgrafſchaft Thüringen gehörte und dann erſt an Henneberg fiel. Zum dritten Male erwähnt jener Kaufbrief den Rennſteig, **Rinnesteig**. bei Aufzählung der an Henneberg verkauften Güter: **item sylvam dictam Winterkasten, sicut dividit vicus dictus Rinnesteig** (Heim **II**. p. 195). Durch einen Irrthum des Abſchreibers iſt dort aus der **via. dicta: Rinnesteig**, ein vicus, ein Dorf Renneſteig geworden. Der durch den Rennſteig getheilte Wald Winterkaſten, deſſen Name ſich auch bei Bensheim in der Nähe des oberrheingauiſchen Frankenſteins wiederfindet; liegt nicht weit von unſerm Frankenſtein zwiſchen dem Hetzenberge und Tiefenort in der Niederung nach der Werra hin, und ganz auſſer dem Höhenzuge des Thüringerwaldes. Wie der Name Rennſteig nun hier von einem Waldpfade gebraucht iſt, der zur Waldgränze diente, ſo ſcheint er denn auch überhaupt auf dem Gebirgskamme des Thüringerwaldes urſprünglich nicht ſowohl politiſche Landes- und Volksgränze, als vielmehr Wald- und Jagdgränze geweſen zu ſeyn, welche die Holzgerechtigkeiten und Wildbahnen der anliegenden Gemeinden und Herrſchaften trennte und über die Scheitel und Nacken der Berge gleich einem Haarſtrang (vgl. das weſtphäliſche Gebirge dieſes Namens) hinlief, um deren üppigen Haarwuchs, die reichen Waldungen, nach beiden Seiten hin zu ſcheiteln. So wird der Rennſteig 1445 als Gränzſcheide des hennebergiſchen Jagd- und Geleiteregals angeführt und dabei bemerkt, daß außer den Grafen von Henneberg Niemand dieſſeits des Rennſteigs auf dem Thüringerwalde gejagt habe. Darum heißt er auch „der Wendeweg", weil der Thüringer Landgraf, wenn er ſeine Forſten durchjagte, hier wenden mußte, und ſeine Wildbahn hier endete und wendete. Aus dem Wendeweg wurde dann auch ein Viende- oder Feindeweg, weil er wohl auch öfters zu heimlichen Überfällen und Streifzügen, doch nicht etwa, wie Gelehrte meinten, der Wenden, benutzt wurde (Brückners Gothaiſcher Kirchen- und Schulenſtaat). Allein zu einer förmlichen Heerſtraße (**via militaris** nach Heim **III.**, p. 352) war er gewiß eben ſo wenig beſtimmt, als zu einem Handelswege, wenn er auch, wie von den Bauern als Holzweg und von den Herren als Pirſchweg, ſo von Fuhr- und Handelsleuten als Fahrſtraße an paſſenden Stellen gebraucht wurde. An den mythiſchen Iringsweg und den altthüringiſchen Helden Iring zu denken, verbietet die Etymologie, vor welcher ſich die Verſtümmelung der Wurzelſylbe nicht rechtfertigen läßt *).

---

*) Das Wort Rennſtieg iſt unſer Rainſtieg, alſo Grenzweg. Rain kommt in der Bedeutung 1) eines zwiſchen Ackerfeldern ungepflügt liegen bleibenden Grenzſtreifens 2) als abhängiger Rand eines hochgelegenen Terrains in unſerm Volk und überhaupt in Mitteldeutſchland noch vielfach vor; in ältern Zeiten war indeß ſein Gebrauch in einfacher und zuſammengeſetzter Form viel ausgedehnter als jetzt, wie unter andern die Ausdrücke: Rainbaum, Rainſtein, Raingenoß, Mitrainer, anrainende Landſchaften beweiſen. Rennſtieg, Rennweg wurde übrigens in engerm und weiterem Sinn, als Flur- und als Landesgrenze, meiſt aber von einer Grenze gebraucht, die über den Rücken der Berge wegläuft. Da nun die Flur- oder Landesgrenze auf eine natürliche Weiſe meiſt von den Bergrücken gebildet wurde und früher die Hochſtraſſen (ſ. p. 230) wo möglich über dieſe hinführten, ſo hat hie und da der Ausdruck Rennſtieg den Namen Hochweg verdrängt, wie dies auf dem Haßberg bei Naſſach der Fall iſt, oder beide Namen wechſeln mit einander ab. So in Schannats dioecesi fuldensi f. 216 (538) Rennewec via bei Saalmünſter, f. 375 Heriſtrazza. In Piſtorii Antiq. Fuld. f. 572. Et sic surſum ad viam quae vocatur Renniwech — in terminis aquarum et ſylvarum monaſterii Salechen. In Paulini ſyntagmate rerum Germ. p. 11. wird die Lage einiger Orte, welche in einem Diplom Kaiſer Konrads ad ann. 1039 vorkommen, beſtimmt, darunter Maingeſalbach „als ein Ort im Amt Schwarzwald, der an den kalten Mark oder bloſſen Läuben und den Rennſtieg ſtößt,

Wenden wir uns wieder zu der Breitunger Mark im Weſtergaue, ſo hören wir aus jener Urkunde von 933, daß ſie zur damaligen Zeit unter dem Grafen Meginwarch ſtand, welchem zur ſelbigen Zeit auch noch andere thüringiſche Gaue, der Engelgau, der Nabelgau und der Gau Langwieſen untergeben waren (**Schannat Trad. Fuld. n 932.** Wenck, heſſ. Geſch. II, p. 26). Dem Namen nach zu urtheilen, könnte Meginwarch, d. h. Meginbrecht, Meinbrecht oder Meinhard, Einer aus dem Geſchlechte der Grafen von Mühlberg geweſen ſeyn, bei denen dieſer Name vorkommt,

---

wo ſich Sachſen und Heſſen ſcheidet“. In einer Urkunde, die Pfarrei Mupperg betreffend, vom Jahr 1162 (Oeſtreichers Geſch. der Herrſch. Banz 2 Thl. p. XXXIX) heißt es: Cauſa igitur ventilata. tali ſententia finem controverſie accepit. ut eligerentur et parte utriusque defenſoris ſcilicet et adverſarii viri conſtantes et probabiles qui iure iurando confirmarent. secundum antiquitus veritatem. se limites eccleſie deſignaturos — Inferior autem per limitem qui dicetur rinnestich usque in amnem Vispach. Dieſer Rennſtieg ging auf den Höhen zwiſchen den Flüſſen Fiſchbach und Rottenbach und führte ſeit alten Zeiten — secundum antiquitus veritatem — dieſen Namen. Der Rennſtieg auf dem Thüringerwald muß in gleicher Weiſe eine uralte Grenzbezeichnung ſein, da er genau mit der Schneeſchmelze zuſammentrifft und auf allen Punkten der großen Ausdehnung des Gebirgsrückens ſchon im Mittelalter unter dieſem Namen vorkommt. Offenbar

z. B. Meginbrecht von Mühlberg, der mit Walther von Vargel 1211 nach Ungarn abgeſandt wurde, um die Prinzeſſin Eliſabeth nach Thüringen heimzuführen. Vielleicht iſt auch der Ort Meimers, welcher in alten Urkunden Meinbrechts oder Einbrechts heißt, von dieſem Gaugrafen benannt.

In kirchlicher Hinſicht gehörte die Breitunger Parochie, wie ganz Thüringen, zur Mainzer Diöceſe, während die angränzenden fränkiſchen Gegenden dem Würzburger Biſthume einverleibt waren. Da das eine der vier Thüringer Archidiaconate, Dorla, im

---

bildete er urſprünglich nicht blos Flur-, ſondern Völker- oder Landesgrenze und behielt auch dann noch den Namen bei, als politiſche Gewalten, wie dies der Fall im Schmalkaldner und Eisfelder Gebiet war, Land zu beiden Seiten des Waldes in Beſitz nahmen. Daß man auf eine ſolche natürliche Länderſcheidung, wie ſie auf dem Thüringerwald geſchehen war, immer wieder zurück kam, zeigt eine Stelle in den Freib. Samml. II., 100: „Wenn man ein holang vor Ungewiter und ſnee nicht gerainen mecht (die Gemerke oder Landesgrenzen von dem Böhmerwald feſtſetzen) 1392". Wenn übrigens Herzog (Geſch. des thür. V. p. 56) ſagt: So wurde um dieſe Zeit (786) der Thüringerwald die ſüdliche Grenze Thüringens — ſo beruht dieſe Behauptung auf der falſchen Annahme, daß das alte Thüringen ſich über den Thüringerwald ſüdlich erſtreckt habe. Man ſehe aber S. 113 d. T.

Die Redaction.

Weſtergau lag, ſo wird es wohl den ganzen Gau und ſomit auch den Breitunger Kirchſprengel in ſich begriffen haben*) (Wolfs Eichsfelder Kirchengeſchichte p. 30), indem nach v. Ledeburs ſorgfältigen Forſchungen die kirchliche Eintheilung des Mittelalters ſich meiſtens der alten Gauverfaſſung anbequemte.

4.

Ethnographiſche Vermuthungen.

Mit der kirchlichen und politiſchen Gränze fällt auch die Sprachgränze zuſammen, und ſelbſt der Unkundige kann ſchon an der Diminutivendung che, welche von Breitungen an im Unterlande herrſchend wird, und die fränkiſche Endung le verdrängt, bemerken, daß er hier in ein anderes Sprachgebiet, nämlich aus dem fränkiſchen in das thüringiſche, eingetreten ſei. Das fränkiſch-hennebergiſche Recht hat ſich zwar auch über Breitungen hinabwärts bis Salzungen verbreitet, weil dieſe Gegend frühzeitig unter hennebergiſche Botmäßigkeit kam, allein in dem Gerichte Altenſtein, welches von den Frankenſteins aus unmittelbar an das Haus Sachſen fiel, mußte es dem ſächſiſchen Rechte weichen. Auch in andern Dingen macht ſich hier der Unterſchied zwiſchen thüringiſcher und fränkiſcher Sitte geltend. Vor den Bewohnern der Niederungen zeichnen ſich wiederum durch beſondere Eigenthümlichkeit die Steinbacher aus, welche mit den Einwohnern der benachbarten Gebirgsorte

---

*) S. dagegen oben S. 139. D. R.

uhla, Broterode, Kabarz und Tabarz einen eignen
Stamm bilden. In ihrer Mundart ſind ſie vorzüglich
urch das ſchnarrende R kenntlich, daher der Spott-
ame Schlürfſteinbach zum Unterſchiede von dem
hmalkaldiſchen Steinbach. Nicht grundlos ſcheint
ie Sage der Tabarzer, ihre Vorfahren ſtammten
om Harze und hätten ſich in dieſem Thüringer Ge-
irge des Bergbau's wegen angeſiedelt, denn am
idlichen Fuße des Harzes wird ein Ort Rula ge-
annt (Archidiac. Jechaburg, sedes Sussra, ſ.
Benck, heſſiſche Geſch. Thl. II. p. 498), und
ergleute, Köhler, Hammer-, Schwert- und Meſſer-
hmiede bildeten in älterer Zeit und bilden zum Theil
och heute den Stamm der Bevölkerung in dieſen
rtſchaften, aus welcher Beſchäftigung ſich ihre Eigen-
ümlichkeit im Gegenſatze gegen die der Ackerbau
eibenden Bewohner der Niederungen entwickelte.
amentlich iſt ihnen die Liebe zu Muſik und Geſang
it allen Bergleuten und Gebirgsbewohnern gemein.
uch iſt der Eiſenſteinbergbau auf den Gängen von
roterode über Atterode und Steinbach gegen Ruhla
n allem Vermuthen nach älter, als der Bau auf
upferſchiefer zwiſchen Schweina und Gumpelſtadt,
elcher eine höhere Stufe des Bergbau's vorausſetzt.
a nun der uralte und beträchtliche Eiſenſteinbergbau
on Schmalkalden nicht ohne Wahrſcheinlichkeit von
enden abgeleitet wird (ſ. Häfners Beſchreibung des
reiſes Schmalkalden, 1, p. 40 ff.), welche auch in
n ſüdöſtlichen Gegenden des Thüringerwaldes viel

Bergbau trieben und es darin den Deutſchen zuvorthaten*), ſo iſt es nicht unmöglich, daß ſich, wie man in der Tracht der Tabarzer bemerkt haben will, jenem Bergvölkchen auch ein ſlaviſches Element beigemiſcht habe; in Maſſe jedoch hat ſich der ſlaviſche Stamm in unſerer Nähe kaum über die Saale, höchſtens bis zur Ilm ausgedehnt, wie ſchon die Bildung der Ortsnamen beweiſt.

Die übrige Volksmaſſe unſerer Gegend gehört unbezweifelt dem Thüringer Stamme an. Anklänge an Ortsnamen des innern Thüringens finden ſich nur in den beiden älteſten Orten der Gegend, Breitungen, welches mit Ortſchaften der güldnen Aue zuſammen erwähnt wird (**Archidiac. Jechaburg**, sedes **Berga** infer. bei Wenk, heſſ. Geſch. Th. 11, p. 498) und Barchfeld, welches bei Krannichfeld und dann noch einmal in der Elbgegend erſcheint. Barg oder Burg nannte der Angelſachſe die hohen Grabhügel, die in jenen flachen Gegenden wohl für Berge gelten mochten. Da nun Barchfeld weder einen Hügel, noch eine alte Burg aufzuweiſen hat, wovon es benannt ſein könnte, ſo könnte der Name Barchfeld, d. h. Grabfeld, Gräberſtätte, allenfalls von Angeln herrühren, die mit den Warinern aus dem Norden einwanderten, von den Thüringern aufgenommen wurden und daſelbſt die Namen Engilingau, Angelhauſen, Angelrode hinterließen, ſo wie ſie aus dem Norden her die Ortsnamenendung leben, alt:

---

*) S. dagegen oben S. 227. 228. D. R.

leyba, läube, d. h. Hütte, nordiſch **lof**, nach Nord- und Südthüringen, ja vereinzelt ſelbſt nach Franken verpflanzten. Auch die Participialendung **ing** iſt der hieſigen Mundart mit der angelſächſiſchen gemein und die alte Stabsverfaſſung unſeres Gerichts könnte wohl mit derjenigen der Angeln und Angelſachſen verglichen werden, ſowie die ſeltſame Formel: „Lau ab“, womit die verſammelte Gemeinde entlaſſen zu werden pflegt, an das angelſächſiſche **law**, **lag**, Geſetz, Gericht, anklingt. Doch wir verlaſſen dieſes unſichere Gebiet, und kehren auf den gebahnten Weg der Geſchichte zurück.

3.

Die fränkiſchen Grafen vom Tullifeld, Grabfeld und der ſorbiſchen Mark. Der Markgrafenſtein.

Nachdem der Thüringer König Ermenfried 528 von den vereinten Franken und Sachſen beſiegt, ſein Reich unter beide Völker getheilt und Südthüringen zur fränkiſchen Provinz geworden war, ließen ſich die ſiegreichen Franken auch in dem eroberten Lande nieder, doch nicht als Volk in Maſſe, ſondern vereinzelt als gebietende Herren der unterworfenen Thüringer, in deren Lande den fränkiſchen Kriegsleuten Güter zum Lohne der Tapferkeit, und um das Land in der Unterwürfigkeit zu erhalten, angewieſen wurden. Am nächſten lagen den Franken die ſüdlichen Theile des Weſtergaus dieſſeits des Waldes und hier mögen ſie die Burgen Frankenberg und Frankenſtein erbaut und nach denen ihrer weſtlichen Stammländer, nach Frankenberg bei Achen, Frankenſtein bei Darmſtadt und in den Vogeſen, benannt haben. Vielleicht iſt es auch nicht Zufall, ſondern rührt von dieſer fränkiſchen Beſitznahme her, daß wir Ortsnamen, wie Allendorf, Langenfeld, Leimbach, Kaltenborn hier in der Nähe des Frankenſteins, wie in den alten Sitzen der ripuariſchen Franken an der Eifel beiſammen finden. So wenig nun fränkiſche Coloniſation in unſerer Gegend geläugnet werden kann, ſo heißt es doch, die Geſchichte umkehren und auf den Kopf ſtellen, wenn man die alten Merowingerkönige auf dem Frankenberg und der Diesburg wohnen und von da aus über den carbonariſchen Wald nach **Cameracum** in Gallien ziehen läßt, wie Heim und andere heimiſche Schriftſteller gethan haben. Vielmehr iſt es durch Ledeburs gründliche Unterſuchungen unwiderſprechlich erwieſen, daß das Salland an der Iſſel der Urſitz der ſaliſchen Franken war (ſ. v. Ledebur, das Volk der Brukterer p. 77. ff.), von wo aus ſie zuerſt über den Rhein nach Brabant zogen. Auf der Duysburg bei Löwen (**in finibus Tongrorum**, der Tongern, nicht: **Thoringorum**) ſaß König Chlodio und fiel von da aus über den nahen Köhlerwald und **Cambray** in Gallien ein. Nach der Schlacht bei Zülpich breiteten ſie ſich dann immer mehr rheinaufwärts aus und drangen endlich am Main herauf bis zum Thüringerwalde vor, ſo [illegible] daß hier nicht die erſten, ſondern die letzten und äußerſten Sitze der Franken zu ſuchen ſind.

In dieſen öſtlichen Gegenden des Frankenreichs nun, im Tullifeld, Grabfeld und Volkfeld erhob ſich das Haus der Popponen zu bedeutender Macht. Poppo des Erſten, Grafen in Buchonien und dem öſtlichen Grabfeld (ſt. 865), jüngerer Sohn, Heinrich, ein kühner Frankenheld, Markgraf von Lothringen und der normänniſchen Mark zu Antwerpen, der im Kampfe gegen die Normannen vor Paris blieb (886), zeugte mit Baba, des Sachſenherzogs Otto Tochter und Schweſter des nachmaligen Königs Heinrichs I., die ruhmvollen, aber unglücklichen Babenberger Adalbert, Heinrich und Adelhard (enthauptet 905), deren Geſchlecht im weſtlichen Grabfeld, im Iphigau, Volkfeld, und Radenzgau anſäſſig, lange die böhmiſche oder Nordmark, bisweilen auch die ſorbiſche Mark (an der Saale) und ſpäter die untere Oſtermark gegen die andringenden ſlaviſchen Stämme ſchützte. Heinrichs Bruder aber, Poppo II., Graf in Tullifeld, wurde zum Markgrafen der ſorbiſchen Mark und zum Herzoge von Thüringen erhoben (880). Aus deſſen Hauſe nun ſtammen die Markgrafen von Weimar und Orlamünde, ſowie die Grafen von Henneberg, welche ſich von Poppo III. (ſt. 910) herleiten, und weithin am Rheine (Durlach), Odenwald (Lindenfels), Main (Schweinfurt) und an der Werra hinab bis über den Thüringerwald hin (in der Lupnitzer Mark bei Eiſenach hatte der Markgraf Heinrich von Schweinfurt und die Brüder Poppo und Wilhelm, Stifter von Georgenzell bei Frankenberg, Güter, Heim II. p. 153 ff.) reich begütert waren. Da auch König Heinrich I. von großmütterlicher Seite her dieſem Geſchlechte verwandt war, ſo mögen wohl daher Heinrichs Güter in Salzungen, die er dem Abte von Fulda ſchenkte (**Schannat Trad. Fuld. nro. 588 p. 241**), ſowie die in Barchfeld und Breitungen, die er an Hersfeld vertauſchte, und nicht weniger jene Güter zu Meiningen und Walldorf, welche ſein Verwandter, Kaiſer Heinrich II. der Heilige (1008) zu Gunſten des von ihm gegründeten Stiftes Babenberg an den Biſchof von Würzburg gegen einige Güter deſſelben im Volkfeld und Radenzgau vertauſchte (ſ. Schöppach Nr. 2), hergerührt haben. Zu derſelben Zeit, als Graf Meginwarch die Jurisdiction über die thüringiſchen Gaue, Weſtergau, Langwieſengau, Engelgau und Nabelgau, welche damals unter dem Markgrafen der böhmiſchen und ſorbiſchen Mark, dem Babenberger Adalbert II. (ſt. 933) ſtanden, ausübte, war Poppo IV. Graf im Tullifeld und öſtl. Grabfeld (929) und beſtrafte als ſolcher einen unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehenden gewiſſen Criſtan, der dem Abte zu Fulda bei Salzungen einige wilde Pferde geraubt hatte, mit Confiscation ſeiner Güter zu Bachfeld und Heiden (bei Schalkau; ſ. Krauſe Hildburgh. Geſch. IV. p. 434; derſelbe noch 960: **Rossdorf in pago Tullifeld, in comitatu Poppo-**

nis, Schannat Trad. Fuld. p. 239). Dieſe fränkiſchen Grafen waren dann auch auſſerhalb ihrer fränkiſchen Gaue Tullifeld und Grabfeld, in den benachbarten thüringiſchen Gauen, obſchon dieſe von andern Gaugrafen verwaltet wurden, anſäſſig, namentlich in der Lupnitzermark bei Eiſenach, und in unſerer Gegend des Weſtergaues dieſſeits des Waldes, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß eben unter ihnen die Burgen Frankenberg und Frankenſtein, ſowie die alte Burg zum Stein, der Altenſtein, entſtanden ſind. Wenn aber von einheimiſchen Schriftſtellern verſichert wird, die Markgrafen der ſorbiſchen Mark, und namentlich Poppo II., Herzog von Thüringen, hätten ihren Sitz auf dem Altenſtein gehabt, und dieſer davon den Namen Markgrafenſtein erhalten, ſo verfällt man damit wieder in jene patriotiſchen Phantaſien, die vor der Geſchichte nicht beſtehen können. Denn, abgeſehen davon, daß Altenſtein viel zu weit von der ſorbiſchen Mark ablag, zu deren Schutze vielmehr die Burgen Saalburg, Saalfeld, Orlamünde und Dornburg erbaut waren, ſo erſcheint auch der Altenſtein in den älteſten Urkunden (1268) nur unter dem einfachen Namen: der Stein, dann 1337, zum Unterſchiede von der mittlerweile entſtandenen neuen Burg zum Steine (Liebenſtein), unter dem Namen Altenſtein, endlich, nachdem 1345 die Burg an das markgräfliche Haus Sachſen verkauft worden war, im Jahre 1379 zum erſten Male und dann noch

2 mal in ſächſiſchen Theilungsurkunden von 1382 und 1445 unter dem Namen Markgrafenſtein, welcher jedoch bald wieder dem frühern wich. Hieraus erhellt, daß er dieſen Namen keineswegs den längſt verſchollenen Markgrafen der ſorbiſchen Mark, ſondern vielmehr den thüringiſchen Landgrafen meißniſchen Hauſes, welche ſo häufig in Urkunden und Chroniken den bloßen Titel der Markgrafen führen, verdankte. Eben ſo irrig iſt, um beiläufig eine ähnliche Täuſchung zu beſeitigen, jene, der klaren thüringiſchen Geſchichte zum Trotze aufgeſtellte Behauptung, die Naumburg (eine Nebenburg des Altenſteins) ſei jene von Ludwig dem Springer erbaute (ſ. Heim **III.**, p. 348 ff. und Hermann im Mein. Taſchenb. v. 1802), welche doch urkundlich und unläugbar bei Freiburg an der Unſtrut lag, und die an jene ſich anknüpfenden Geſchichten, unter andern das von Ludwig dem Eiſernen den tyranniſchen Edelleuten auferlegte eigenhändige Pflügen des Ackers hätte ſich in der Umgebung von Altenſtein ereignet und ein Acker der Steinbacher Flur, der Landgrafenacker, ſei davon benannt worden. Der Landgrafenacker könnte allerdings irre führen, wenn nur nicht das Altenſteiner Lehnbuch von den Grundſtücken Lorenz Landgrafens, ohnſtreitig eines ſchlichten Steinbacher Meſſerſchmiedes, zu ſagen wüßte, und dadurch den wahren Grund jener hochtönenden Benennung verriethe.

6.

Die Bonifaciuskapelle auf Altenſtein.

Das Daſein der Burg Altenſtein im Anfange des 8. Jahrhunderts ſcheint durch die Nachricht von dem Aufenthalte des Bonifacius daſelbſt Beſtätigung zu erhalten. Mehrere alte Chroniſten erzählen nämlich, Bonifacius habe im Jahre 724, von Baiern nach Thüringen reiſend, in dem weiten Walde zum Altenſteine, zwiſchen Eiſenach und Salzungen, wohin er zuerſt gekommen, vor den Großen des Landes das Evangelium gepredigt, daſelbſt ein Prieſterhäuslein nebſt einer Kapelle erbaut, den älteſten Chriſtentempel in Thüringen, und nachdem er eine Zeitlang da gewohnt, bei ſeiner Abreiſe nach Weſtphalen (Heſſen) einen Prieſter dort zurück gelaſſen (Petrus Albinus, um 1490, in ſeinem specimen hist. Thoring. bei Sagittar. antiqq. regni Thur. p. 375. Zach. Rivander, thür. Chronica, 1596. p. 65. Joannes Latomus, geſtorben 1600, in ſeinem Catalogus archiepisc. Mogunt. bei Mencken, Script. rerum German. III., p. 443). Mit dieſer Nachricht ſtimmt die alte örtliche Überlieferung zuſammen, von welcher Heim (II., p. 325) berichtet: „Von dieſem Kirchlein finden ſich noch heutigen Tages Merkmale. Nicht weit vom Schloſſe ſteht noch einiges alte Gemäuer und vor demſelben ein Hügel, die man Bonifaciusthurm und Bonifaciushügel nennt, allwo ſich Bonifacius ſoll aufgehalten und in welcher er ſoll Meſſe geleſen haben. S. Höhn: „Lex. Topogr. des fränkiſchen Kreiſes I. p. 390.“ Jenes alte Gemäuer iſt ſeitdem verſchwunden; der erwähnte Bonifaciushügel, dem Schloſſe gegenüber auf gleicher Höhe, trägt einen ſchroffen Dolomitfelſen, deſſen Spitze, von einem eiſernen Kreuze geziert, die Wipfel der umgebenden Buchen überragt; an der hintern Seite birgt ſich im Schatten der Buchen eine niedliche gothiſche Kapelle, Herzog Georgs ſinnige Schöpfung, unter der überhängenden Bergwand. Dort, wenn der ſinkenden Sonne Gold die ſchlanken Stämme ſtreift und die bunten Spitzbogenfenſter durchglüht und die Abendglocke aus der Tiefe des Thals in die ſtille Einſamkeit herauftönt, träumt man wohl gern von der fernen Vergangenheit, wo jener große Geiſt das weltbeſiegende Kreuz auch in dieſen Wäldern erhob und mit donnernder Rede die ſtarken Seelen unſerer Vorfahren unter das ſanfte Joch des Evangeliums beugte, alſo daß ſie willig ihre zeitlichen Güter für das ewige Heil darbrachten und Kirchen und Klöſter ſtifteten in der alten Wildniß, die ſich ſeitdem in freundliche, fruchtbare Fluren umwandelte. Und iſt es nicht ſo glaublich, daß Winfried, von Baiern nach Thüringen wandernd, das Kreuz zuerſt dieſſeits des Waldes aufrichtete, ehe er das unwegſame Gebirg überſchritt? Fand er nicht hier, auf der Gränzfeſte gegen Thüringen, Einige der fränkiſchen Edlen, an die er vom Pabſte und von Karl Martell empfohlen weil, und unter deren Schutze er die Neubekehrten des benachbarten Thüringens um ſich ſammeln konnte? Pflegte er, nicht das Heidenthum an ſeinen Hauptſtätten aufzuſuchen, um es in der Wurzel zu zerſtören, wie dort bei der Thoreiche von Geismar; und iſt es nicht wahrſcheinlich, daß auch hier ein ſolcher war, daß unſere Vorfahren, welche oft auf Felſen opferten (ſ. Indiculus pagan. der syn. Liptin. von 743; Art. VIII de his, quae faciunt super petras) hingen, dieſe aus dem Gebirge kühn hervortretenden Felſen zu Opferplätzen wählten, daß hier jene halbchriſtlichen, halb heidniſchen Prieſter Thüringens, wie Berthar, Derthwin u. a. dem Donnergotte Opfer ſchlachteten, daß hier in der heiligen Nacht der Winterſonnenwende bei weithinſtrahlender Flamme dem Sonnengotte Freyr das Eberopfer dargebracht wurde, wovon ſich in dem Antoniusfeuer auf dem Dorfsberge bei Schweina noch ein chriſtlich umgeſtalteter Reſt erhalten haben mag? Mußte dann nicht hier erſt das Heidenthum umgeſtürzt werden, ehe Bonifacius weiter, in das Innere Thüringens dringen konnte? Wie Vieles vereinigt ſich alſo zur Beglaubigung jener Nachricht von des Bonifacius Aufenthalte auf dem Altenſteine!

Prüfen wir aber deren Ächtheit ſorgfältig und unbefangen, ſo erheben ſich manche Bedenken dagegen, die wir nicht verſchweigen dürfen. Der älteſte Zeuge, der meißniſche Geſchichtſchreiber Albinus, meldet Folgendes: „Im Jahre 724 kam Wynfried zu den Thüringern und wurde deren Apoſtel. Der Ort, an welchen er zuerſt kam, war waldig, bei Aldenſtein zwiſchen Eiſenach und Salzungen, nicht gar weit von dem Werrafluſſe, woſelbſt er ein Häuslein nebſt einer Kapelle errichtete und es bewohnte. Ebendaſelbſt aber iſt im Jahre 1142 das Kloſter S. Georgenthal von Sitticho, Grafen von Kevernburg, gegründet worden.“ Bei dieſen Worten ſchaltete nun ſchon ein alter Gloſſator Folgendes ein: „Daraus erhellt, daß der Ort jenes erſten Tempels nicht Aldenſtein, ſondern, wie Einige ſchreiben, Alteberga geheiſſen habe, denn Alteberga iſt nicht weit von Ohrdorf, und, wenn man will, könnte man jene ſpätere Erbauung durch Sitticho auf eine Erneuerung der Ohrdorfer Kirche beziehen.“ In der That ſteht jener Zuſatz, daß ebendaſelbſt ſpäter das Kloſter Georgenthal gegründet worden ſei, mit der früheren Ortsbeſtimmung in Widerſpruch und weiſt auf Altenberg hin, welches bei Georgenthal liegt, ſo daß Altenberg die urſprüngliche Lesart ſcheint, welches nachmals mit Altenſtein verwechſelt wurde, wozu dann die nähere Beſtimmung: „zwiſchen Eiſenach und Salzungen“, als Interpolation von ſpäterer Hand hinzugefügt wurde. Albinus erzählt dann weiter, wie Bonifacius zu Altenſtein einen Prieſter zurückgelaſſen habe, hierauf nach Weſtphalen gereiſt ſei, wo er das Götzenbild Jupiters zu Geismar zerſtörte, von da nach Thüringen im Jahr 727 zurückgekehrt, eine 2te Kirche zu Ohrdorf und ſpäter noch mehrere zu Kahla, Erfurt und Leipzig errichtet habe, und beruft ſich ſchließlich auf das Chronicon Thuringicum c. VI. und auf die Eiſenacher Chronik c. 197 p. 200. Greifen wir nun begierig nach dem Eiſenacher Chroniſten, Rothe (ſt. 1434), welcher unſerm Altenſteine am nächſten wohnte und von dem wir deßhalb am ſicherſten über die daſige Bonifaciuskapelle Auskunft erwarten dürfen, ſo hören wir, daß Bonifacius, als er zuerſt nach Thüringen gekommen, in dem Walde — nicht etwa: zum Altenſteine bei Eiſenach, ſondern: zum Aldenberge bei Jorgenthal gewohnt und daſelbſt ein Kirchlein mit einem Hauſe daran gebaut habe, wo er von den Krähen viel leiden mußte, ſo daß er Gott bat, ihn davon zu befreien; dies ſei geſchehen und bis auf dieſe Stunde ſetze ſich keine Krähe mehr auf jene Kirche, die nun größer gemacht ſei. Dies, ſetzt er hinzu, ſei die erſte und älteſte Pfarrkirche in Thüringen. Befragen wir nun die Urkunden, ſo ergeht es uns nicht beſſer. Zwar nennt uns eine Urkunde Heinrichs von Salza, eines ehemaligen Beſitzers von Altenſtein, worin derſelbe zu Gunſten des Kloſters Herrnbreitungen ſein Vogteirecht über die Wüſtung Hildigers aufgiebt, als Zeugen einen Herrn Reinhard, Pfarrer auf dem Altenſtein (25. April 1337, ſ. Heim II., p. 406), woraus ſich ergiebt, daß damals, 1337, bereits eine Burgkapelle auf dem Altenſteine ſtand, allein in der Bulle Pabſt Lucius III., worin die im Bezirke des Breitunger Sprengels liegenden 6 Kapellen aufgeführt werden, werden uns wohl die von Schweina, Atterode und Glasbach genannt, jedoch nach der Bonifaciuskapelle von Altenſtein, welche ihrer Lage, ihres Alterthums und ihres berühmten Stifters wegen nicht übergangen werden durfte, ſehen wir uns vergebens um, ein Stillſchweigen, welches an dieſem Orte ſehr bedenklich und faſt einem Beweiſe gleich erſcheinen muß.

Wer es indeſſen mit hiſtoriſcher Kritik nicht ſo genau nimmt und ſich den frommen Glauben, daß jenes ſchöne Plätzchen auf Altenſtein durch den Apoſtel der Deutſchen geheiligt worden ſei, nicht rauben laſſen will, mag ſich damit beruhigen, daß doch ſchon frühzeitig die Lesart Altenſtein in das Chronicon Thuringicum aufgenommen worden ſein müſſe, und ſchwerlich auf einer bloßen irrthümlichen Verwechſelung mit Altenberge, ſondern auf dem Grunde der keineswegs geradezu verwerflichen Ortsſage vom Bonifaciusthurm und Hügel zu Altenſtein beruht haben möge. Mit demſelben Rechte, womit ſo viele Kirchen, auf bloße Legenden geſtützt, ſich ihres Urſprungs von Bonifacius rühmten, womit man behauptet, daß von ihm eine Kapelle zu Möhra geſtiftet und zu Schmalkalden der ſlaviſche Götze Svantevit zerſtört worden ſei (ſ. Häfner, Herrſch. Schmalk. 1, p. 43) mag man auf Treu und Glauben auch die Bonifaciusſage von Altenſtein hinnehmen. Nur ein, dem Geſchichtforſcher genügender Beweis läßt ſich nicht führen, und eben ſo wenig darf die Kapelle zu Altenſtein derjenigen zu Altenberga den Ruhm des erſten chriſtlichen Tempels im Thüringerlande ſtreitig machen! Zur Vertheidigung der Altenſteiner Bonifaciusſage und zur Erklärung des verdächtigen Stillſchweigens der päpſtlichen Urkunde läßt ſich auch noch Folgendes anführen. In einer Berechnung, welche Abt Marquard von Fulda (zu Kaiſer Konrads II. Zeit, 1024—1039) über die Einkünfte ſeines Stifts aufſtellt, wird gleich nach Salzungen und Gumpelſtadt aufgeführt: in Nuenburc lidi XVI; servitores LIV; sclavi tributarii VII; huba una, de qua ferri massa solvitur (Kreising. Diplom. I, p. 47. Heim III, p. 351). Dies läßt ſich am bequemſten von der Rauenburg, einer Nebenburg dicht hinter dem Altenſtein, auf derſelben Hochebne, deuten, weil von dem Hofe Kallnbach (jetzt Wüſtung), welcher ¼ Stunde hinter Altenſtein im Walde lag und von Bergleuten bewohnt wurde, noch in neuern Zeiten eine Quantität Eiſen als Erbzins (jetzt buttleriſches Lehn) entrichtet wurde. Da nun die alte Bonifaciuskapelle nicht im Burgringe des Altenſteins, ſondern im Bereiche der ehemaligen Rauenburg, dem ſog. Brandgarten, ſtand, ſo muß ſie, gleich dieſer, fuldiſches Beſitzthum geweſen ſein und konnte als ſolches nicht von der zum Stifte Hersfeld gehörigen Mutterkirche Breitungen in Anſpruch genommen werden. Auch ſpricht dieſer Umſtand zu Gunſten der Sage, daß der Stifter Fulda's, Bonifacius, hier eine Kapelle gegründet. Wenigſtens mag ſchon in frühern Zeiten hier von Fulda aus eine Kapelle zu Ehren des Heiligen erbaut worden ſein.

7.

Die Kapelle zu Atterode.

Dieſe Kapelle wird in der mehrerwähnten päpſtlichen Bulle von 1183 unter den 6 Kapellen aufgezählt, welche zum Frauenbreitunger Kirchſprengel und unter die Parochialgerechtſame des Kloſters gehörten. Das von Bergleuten bewohnte Dorf Atterode oder Otterode, eine halbe Stunde hinter Liebenſtein am Gebirge gelegen, wurde von den Frankenſteins 1330 an den Grafen von Henneberg verkauft, welches Tutto von Stein (zu Mosburg und Barchfeld) mit dem Gute zu Ottinrode und den „minnern Heynen“ (hinter der Burg Liebenſtein nach Atterode zu) belieh (Heim III., p.361). Bald darauf kam Atterode mit den Ortſchaften Schweina, Steinbach, Gumpelſtadt und Waldfiſch an das Haus Sachſen und wurde ein Beſtandtheil des Gerichts Altenſtein, womit 1492 Hans Hund von Wenkheim beliehen wurde (Über die Streitigkeiten dieſer Familie mit Broterode wegen der Gränze im Walde hinter Atterode zwiſchen dem 2. und 3. Dreiherrenſtein ſ. Heim III., p. 72). Im Jahre 1400 entſtand zwiſchen der Gemeinde Atterode und dem Kloſter Frauenbreitungen Streit über den Kelch, das Meßgewand und das Evangelienbuch der Kapelle. Die Gemeinde nahm dieſe Gegenſtände durch Heinrich Möllern und Kunz Hecken als ihr Eigenthum in Anſpruch und behauptete, ſie habe ſonſt regelmäßigen Gottesdienſt gehabt. Da Johannes von Cuza, Probſt des Kloſters, dem widerſprach, ſo wurde Dietrich, Abt zu Herrnbreitungen und Konrad Frankenſtein, Pfarrer zu Schweina, zu Schiedsleuten erbeten, luden beide Parteien in das Kloſter Herrnbreitungen und erklärten das Kloſter Frauenbreitungen für ſchuldig, der Gemeinde 2 Schock meißniſche Groſchen oder einen Kelch deſſelben Werthes zu geben, ihnen auch einen Pfarrer zu beſtellen, der den Gottesdienſt, wie es von Alters hergekommen, beſorge, und dem die Atteröder als getreue Pfarrleute unterthan ſein ſollten (**Kiliani 1400.** Heim II, p. 378). Nach Heim II, p. 339) ſoll der Ort im Bauernkriege zerſtört worden ſein. Man begreift nicht recht, was die Bauern, deren Zerſtörungsluſt mehr auf die Burgen und Klöſter gerichtet war, wie ſie namentlich in der Nähe den Frankenberg und die beiden Breitunger Klöſter verwüſteten, gegen dies arme Bergdörflein aufgereizt haben mag, es wäre denn deſſen Zuſammenhang mit dem Kloſter Frauenbreitungen und Anhänglichkeit an das Papſtthum geweſen. Fürſt Wilhelm von Henneberg, der ſtandhafte Bekenner des alten Glaubens, ließ auch nach der Zerſtörung und Auflöſung des Kloſters die davon abhängigen Pfarreien wieder mit andern (katholiſchen) Geiſtlichen beſetzen (Heim II., p. 386) und erſt 1547, alſo 3 Jahre ſpäter, als es in dem übrigen Henneberg geſchah, ließ deſſen Sohn, Georg Ernſt, das Evangelium zu Frauenbreitungen predigen und gab den zum Kloſter gehörigen Kapellen Schweina, Barchfeld und Burg-Breitungen eigne Pfarrer, welche aus den Einkünften des eingezogenen Kloſters Zulagen erhielten (Heim. II. p. 388). Daher mag es kommen, daß von dem ſogenannten Atteröder Erbe Erbzinſen in die Pfarrei nach Schweina entrichtet werden. Dieſe Flur ſelbſt wurde der von Steinbach einverleibt, wohin die Mehrzahl der Atteröder zog, weil ſie dort ihren Eiſenbergbau fortſetzen konnten; die andern wendeten ſich nach Schweina, wo ſie ebenfalls als Bergleute Nahrung fanden. Der Sage nach konnten ſich die Auswandernden nicht über die Glocke vereinigen und ſtellten daher die Entſcheidung einem blinden Schimmel anheim, den ſie vor die Glocke ſpannten und am Scheidewege ſeiner eignen Eingebung überließen, welche ihn nach Schweina führte, ſo daß alſo die daſige große, ſpäter umgegoſſene Glocke aus Atterode ſtammt. Durch den Zuzug der Atteröder vermehrte ſich die Gemeinde Steinbach ſo, daß dieſer, früher nach Schweina gepfarrte Ort 1575 ſeine eigene Pfarre erhielt.

Von der Atteröder Kapelle ſind keine Reſte mehr vorhanden; nur eine Erhöhung des Bodens auf dem Kirchhofshügel (Kirſich) an einer Waldecke des Rennſteigbergs, zwiſchen dem Thüringerthale und dem der Weed- oder Windleite, deutet die Stelle an, wo ſie einſt ſtand. In der Nähe bezeichnet ein alter Ahorn die Stelle, wo der Kellerborn (wahrſcheinlich der Dorfsbrunnen), der ſeit einigen Jahren in eine Brunnenkammer und Leitung gefaßt, die Kaltwaſſerheilanſtalt zu Liebenſtein mit friſchem Urgebirgswaſſer von bedeutendem Gefälle verſieht, ſonſt zwiſchen zwei großen Gneisblöcken und hohen Farrenkräutern hervorſprudelte. In dem unterhalb des Kirchhofs vorbeifließenden Waſſer des Thüringerthals hat man vor einiger Zeit ein Glöcklein mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, von Weinranken umgeben, gefunden, welches wahrſcheinlich einſt in der Kapelle zum Meßglöcklein diente. Jede Spur des Orts iſt jetzt von der Erde verſchwunden, aber von der unterirdiſchen Emſigkeit derjenigen, die dort unter dem Raſen des Kirchhofhügels ſchlummern, zeugt die Menge von Schachten, womit die Umgebungen durchwühlt ſind und beſonders der Löcheskopf wörtlich durchlöchert iſt. Seit einiger Zeit wird die Kirchhofſtille des ausgeſtorbenen Thals wieder durch Bergleute aus Schweina unterbrochen, welche den in mächtigen Gängen hier brechenden Eiſenſtein in größerer Tiefe aufſuchen und unter andern auch vorzüglich ſchöne Glasköpfe zu Tage fördern. Die Eiſenſteingänge ſtreichen von Südoſt gegen Nordweſt in der Richtung gegen Steinbach hin. In dieſer Richtung, im Walde des Floßbergs, findet der Geognoſt einen Flußſpathgang von ſeltener Mächtigkeit, der einer hohen, halbzertrümmerten Mauer gleich, mit

Bäumen bewachſen und an den Seiten von tiefen alten Schächten umgeben, aus dem verwitterten Granitgebirge hervorragt. In das tiefſte dieſer Löcher, ſo erzählt das Volk, iſt der Geiſt eines gottloſen Säufers und Spielers gebannt, den man darin um Mitternacht fluchen und „Trumpf aus" rufen hört.

8.

Die Kapelle zu Glasbach.

Von der Kapelle zu Glasbach oder Glisbach, welche in der päpſtlichen Bulle von 1183 neben jener zu Otterode erwähnt wird, bemerkt man noch einige Spuren in dem Walde zwiſchen der Luthersbuche und dem Gerberſtein, welcher in der Urkunde von 933 Gerwinſtein genannt wird, und auf der Höhe des Thüringerwaldes ſeine gewaltigen Granittrümmer, in wilder Verwirrung ausbreitet. Der Glasbach, auch Glisbach, von ſeinem kryſtallhellen Waſſer genannt, gab dem Orte den Namen, wie der Kallnbach, d. h. Kaltenbach, dem etwas unterhalb liegenden Orte Kallnbach (gewöhnlich Kallmich). Bei dem Letztern werden noch einige Rodeländer im Walde angetroffen. Beide Orte können unmöglich von Bedeutung geweſen ſein und haben wohl nur aus wenigen Bauernhöfen und Hütten von Köhlern und Bergleuten beſtanden, welche aus den dort über das Gebirge ſtreichenden Eiſenſteingängen Eiſen gewonnen und ſogleich an Ort und Stelle in Rennfeuern verſchmelzten; daher denn von den Grundſtücken zu Kallnbach ſtatt der Früchte eine Quantität Eiſen als Erbzins an die Lehnsherrn (jetzt die von Buttler zu Wilprechtsrode) abgeliefert wurde. Die Kapelle zu Glasbach verdankte demnach ihr Daſein nicht ſowohl dem religiöſen Bedürfniſſe der wenigen Ortsbewohner, als vielmehr der weiſen und milden kirchlichen Einrichtung des Mittelalters, in der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit der Gebirgspäſſe Heiligthümer nebſt Prieſterwohnungen für die Andacht ſowohl, als zum Schutze der Reiſenden anzulegen, wie deren der Thüringerwald eine ziemliche Anzahl aufzuweiſen hat. Auf jenen Höhen konnte der Reiſende, nachdem er einen Theil der Beſchwerden überwunden hatte, ausruhen und ſich durch Gebet zur Fortſetzung ſeiner Reiſe ſtärken; dort fand er eine geheiligte Zufluchtsſtätte vor verfolgenden Wegelagerern, und wenn die Nacht ihn im öden Waldgebirge überraſchte, tönte ihm die Veſperglocke der Kapelle tröſtend entgegen und verhieß ihm menſchliche Nähe, gaſtliches Obdach, und nöthigenfalls Labung, Pflege oder Hülfe. Dieſem wohlthätigen Zwecke war gewiß auch die Kirche zu Glasbach, an einer der Hauptſtraßen, die aus den weſtlichen Gegenden nach Thüringen, zunächſt von Salzungen über den Altenſtein nach Waltershauſen führte, liegend, gewidmet, und mochte wohl auch in den Ruf beſonderer Heiligkeit gekommen, zu einem Wallfahrtsorte geworden ſein, wie ſie noch jetzt den Namen: die Wallfahrt, oder Walverträgt. Nach der Abtretung Glasbachs von Frankenſtein an Henneberg, 1330, hören wir nichts mehr von dieſem Orte und ſeiner Kapelle. Ob er ſchon in der Fehde zwiſchen Landgrafen Friedrich II. von Thüringen und Graf Heinrich XII. von Henneberg, 1346, wo der nahe Altenſtein von den Thüringern und der jenſeitige Scharfenberg von den Hennebergern beſetzt war, oder in der Zeit, als die Schnapphähne auf dem Altenſteine (Markgrafenſteine) hauſten, (Güt, Mein. Chro. 1379) und die Sternergeſellſchaft Thüringen heimſuchte, oder wann ſonſt er verlaſſen worden iſt, gleich den andern kleinen Gebirgsdörfern: Köllnbach, Reckenzell (Eckenzell), Wolrpolderode (Wölfertrod), Ungeburnthal (Ungernthal), Kauchsthal (Gauſchel), Mohrbrunn u. a. m. deren Bewohner ſich aus dem unſichern Gebirge in die benachbarten größern Orte Steinbach, Schweina und Gumpelſtadt zogen, meldet uns keine Kunde. Aber heiliger Schauer umweht noch jetzt die bemooſten Trümmer der Wallfahrtskapelle im ſtillen Waldesdunkel, und die Sage läßt dort bisweilen eine Jungfrau in weißem Gewande erſcheinen. Ein Kind, deſſen Mutter dort im Spätherbſte Reiſig las, führte ſie in ihren herrlichen Garten voll Blumen und reifer Beeren und verſprach ihm, es bald wieder dorthin mit zu nehmen. Heimgekommen klagt ſich das Kind, und erkrankt, und ſehnt ſich nach der Jungfrau und ihrem ſchönen Garten; endlich ruft es freudig: „ſeht ihr die Jungfer, da kömmt ſie!“ und ſtirbt.

Die himmliſche Jungfrau hat es zu ſich hinauf in ihr immerblühendes Gärtlein heimgeholt, wo es nimmermehr Froſt noch Hunger und Schmerz fühlt. Auch Münzen hat man dort früher und vor Kurzem einen alterthümlich geformten Schlüſſel gefunden und Schatzgräber haben an jener Stelle öfters ihr finſteres Weſen getrieben.

V.

Die Kapelle und das Fackelfeſt auf dem Antoniusberge bei Schweina.

Da die Breitunger Mark von der Druſe einerſeits, andererſeits von der Schweina begränzt wurde, ſo kann die Kapelle von Schweina, welche die Bulle von 1183 in jenem Sprengel angiebt, nicht an der Stelle der jetzigen Kirche, welche auf dem jenſeitigen rechten Ufer des Baches liegt und laut der Inſchrift über der Hauptpforte im Jahre 1513 erbaut worden iſt, geſtanden haben; ſondern muß auf deſſen linker Seite geſucht werden. Dort erhebt ſich hinter dem Dorfe und unterhalb des ſteilen Höhlenſteins der ſanft anſteigende, bis zur Spitze urbar gemachte Dorfsberg, auch Tunzelsberg genannt, woſelbſt auch der örtlichen Überlieferung zufolge ſich eine Kapelle befunden haben ſoll, und bisweilen beim Pflügen Münzen ausgegraben worden ſind. Einige Lehnbücher haben den Namen Tillgelsberg in Danielsberg verwandelt, das Lehnbuch von 1662 aber ſchreibt ihn richtiger den Thöniusberg, welcher Name, wie der Töniesberg bei Minden, **Mons S. Antonii**, und der Tunzenſtein bei Andernach mit ſeinem Antoniuskloſter auf den h. Antonius zurückweiſt. Der Name Dorfsberg ſcheint im Gegenſatze zu dem gegenüberliegenden Kirchberge zu ſtehen. So heißt nämlich in alten Lehnbüchern der Hohlenſtein von der Glücksbrunner Höhle an bis nach Steinbach, zu deſſen Flur die darin liegenden Äcker gehören. Vielleicht hatte er ſeinen Namen von dem Bonifaciuskirchlein, welches auf der Ebene dieſes Bergrückens hinter dem Altenſteine ſtand, und wohl lange Zeit die einzige Kirche dieſer Gegend geweſen war; bis ſich gegenüber auf dem Dorfsberge die Antoniuskapelle erhob und zur Dorfkirche des darunterliegenden Ortes wurde, während jene nur zur Burgkapelle für die Bewohner des Altenſteins und der Rauenburg diente.

Der Dorfs- oder Antoniusberg wird als die Stelle der alten Dorfkirche noch heutiges Tags durch einen alterthümlichen Brauch der Dorfjugend geheiligt. In der Adventszeit, deren lange Abende von Kirchengeſängen ſowohl der Erwachſenen in den Wohnungen, als auch der Kinder vor den Thüren ertönen, baut die Dorfjugend auf dem Gipfel des Thoniusbergs aus Feldſteinen mit dazwiſchen gelegtem Mooſe und Raſen einen Thurm, auf welchem am heiligen Chriſtabende eine ſtarke, mit Reiſigbündeln an der Spitze verſehene Stange aufgepflanzt wird. Die Buben rüſten ſich ebenfalls mit Stangen, an deren Ende ſie Bündel von Spänen oder Beſen befeſtigen, um ſie als Fackeln zu gebrauchen, und um dieſe Zeit iſt kein Beſen in Höfen, Scheuern oder Ställen ſicher. Iſt endlich das Chriſtfeſt eingeläutet und dunkelt der heilige Abend, dann ziehen ſie zum Dorfsberge hinauf und bald ſteigt die Flamme hoch empor und verkündigt mit heller Schrift am nächtlichen Himmel: „Das Wort ward Fleiſch, das Licht ſcheinet in der Finſterniß!“ Um die größere Flamme ſchaaren ſich kleinere zu einem Lichtkranze und immer heller tritt der Gipfel des Berges hervor, während ſein Fuß in Nacht ruht. Über uns, wie in den Lüften ſchwebend, erblicken wir einen Halbkreis menſchlicher Geſtalten und geheimnißvoll, wie aus höherer Welt herab, tönt Luthers Lied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her,“ ins finſtre Thal hernieder. Dann aber macht ſich der jugendliche Muthwille Luft durch Fackelſchwingen, Fackelrennen und allerlei Späße; endlich wandeln die Lichter in vielen Richtungen, bald verſchwindend, bald wieder hervorkommend, allmälich verlöſchend, in die Tiefe herab. Unten, auf dem Markte, wird noch ein Kirchenlied geſungen, und gleiches geſchieht, freilich auch wechſelnd mit muntern Volksliedern, Jubeln und Zechen, die ganze Nacht hindurch in vielen Wohnungen. Um Mitternacht wird's auf dem Kirchthurme lebendig, und zwiſchen 3maligen Glockenpulſen wird geblaſen und geſungen. Nach wenigen Stunden der Ruhe und nicht einmal immer der Ruhe, läutet es zur Frühmette und Alt und Jung, die Kleinen an der Hand oder auf den Armen, wallt zur Kirche. Aus den hohen Spitzbogenfenſtern ſchimmert ihnen helles Licht entgegegegen und wirft einzelne Streifen hinaus auf die Hügel und Kreuze des Kirchhofs, und Geiſterklängen gleich rauſcht die Orgel durch das nächtliche Schweigen des Friedhofs hin. Mit freudigem Staunen aus dem ſchauerlichen Dunkel in das blendende Lichtreich eingetreten, miſchen ſie ihre Stimmen in das Alleluja der Gemeinde und vernehmen dann aus dem Munde eines mit weißem Chorhemde bekleideten Waiſenknaben das Evangelium von der Erbarmung des himmliſchen Vaters. Nie verfehlt dieſe Feier ihren tiefen Eindruck und es darf uns nicht befremden, daß ſich die ſehr am Alten hängenden Ortsbewohner weder durch weltliches, noch durch kirchliches Verbot ihr Fackelfeſt und die nächtliche Weihnachtsfeier haben nehmen laſſen. Aus dem Weihnachtsfeſte ſelbſt ſchon läßt ſich jenes Bergfeuer genügend herleiten und kann ohne Bedenken für einen rein chriſtlichen Brauch gelten, welcher die den Hirten auf dem Felde zu Theil gewordene himmliſche Lichterſcheinung nebſt dem Geſange der himmliſchen Heerſchaaren darſtellen ſoll.

Wer es indeſſen liebt, den Spuren altdeutſcher heidniſcher Religion nachzugehen, der mag darin auch ein chriſtlich umgeſtaltetes, ehemaliges heidniſches Solſtitialfeſt erblicken. Es iſt bekannt, daß die alten Deutſchen, gleich ihren nordiſchen Brüdern, die 4 Wendepunkte des Jahrs, die Solſtitien und Äquinoctien, feſtlich begingen. Auf dem Thüringerwalde haben ſich noch manche Reſte dieſer Jahresfeſte erhalten. In Eiſenach wird auf **Laetare** der Tod (Winter) ausgetrieben und ein Strohmann ins Waſſer geworfen, in Ruhla wird das Laubmännchen, ein mit grünen Zweigen umhüllter Burſche, der Beſieger des Winters, ſonſt auch Maigraf oder Blumengraf genannt (ſ. Grimms deutſche Mythol. p. 448 ff. p. 455) von den Mädchen unter Geſang umtanzt. Auf dem Inſelsberge loderten noch im vorigen Jahrhunderte die Johannisfeuer und noch jetzt wallen die Umwohner hinauf, um die kürzeſte Nacht droben zu feiern. Das wilde Treiben des wüthenden Heers (Jolafolk, Heer der Frau Holla, die im Hörſelberge hauſt) wird in der Adventszeit, beſonders am Herrſcheklaſentage (S. Nicol. den 6. December) auch bei uns durch Mummerei und Peitſchenknallen nachgeahmt, bei den Burgundern der Schweiz durch die Poſterlijagd (Poſterli, wie ein ſtößiger Ziegenbock geſtaltet, iſt der Püſterich, der puſtende, brauſende Wettergott Thor der Thüringer, daher Poſterſtein, wie Thorſtein). Die Sonnwendfeuer auf Johannis, ſowie die Oſterfeuer waren verbreiteter, als die Weihnachtsfeuer, von denen Grimm (p. 357) nur das im Münſterlande und die fränkiſche **Souche de Noel (Juel)** kennt. Doch führt Mone auch Weihnachtsfeuer als langobardiſche Sitte in Oberitalien auf (Myth. un. Symb. der nord. Völker, II., p. 142, nach **Canciani** zum **Indiculus** c. 15).

Ein ſolcher heidniſcher Brauch, von den Angeln, den ehemaligen Nachbarn der Langobarden an der Nieder-Elbe, nach Thüringen verſetzt, lieſſe ſich denn auch hinter unſerem Weihnachtsfeuer auf dem Antoniusberge vermuthen und man könnte allenfalls auch den Faden nachweiſen, der dieſe heidniſche Feier in chriſtlicher Zeit an den h. Antonius knüpfte.

Die durch Reibung von Hölzern hervorgebrachten Notfeuer, beſonders die auf Johannis, waren nämlich Sühnungen, wobei, wie an dem römiſchen Hirtenfeſte der Palilien, nicht nur die jungen Leute darüber ſprangen unter Tanz und Geſang, ſondern auch das Vieh hindurch getrieben wurde, um es das Jahr hindurch vor Seuchen zu bewahren, z. B. das wilde Feuer zu Hohen-Hammeln im Hildesheimiſchen, wo man zuerſt die Schweine, dann die Kühe, zuletzt auch die Gänſe hindurchjagt (Grimm p. 342 ff.). Nun wirkte aber nach dem Glauben des Mittelalters der h. Antonius ſchützend und heilend bei verderblichen Seuchen, beſonders bei der Syphilis, dem ſ. g. perſiſchen Feuer, welches im 12. Jahrhunderte heftig wüthete, und von dem Heiligen den Namen Anthingsfeuer erhielt (ſ. Heim in der Vorrede zum III. Th. das Spottlied auf die Eroberung von Solz, wo ein Kriegsgeſelle den Bauern 5 Anthingsfeuer und den Veitstanz dazu auf den Hälz wünſcht). Derſelbe Heilige wurde zugleich als Schutzpatron des Viehes angerufen, um es vor Seuchen zu bewahren, wie denn noch jetzt an ſeinem

Feſte (28. Januar) feierlich der Segen über das aus der Campagna herbeigetriebene Vieh der Landleute geſprochen wird. Vor allen nimmt S. Antonius die zarten Saugſchweinchen in ſeinen Schutz wider das Feuer, eine entzündliche Hautkrankheit der Schweine und Kühe, und auf ſeinen Bildern ſieht man daher nicht blos die Kirche und Schelle in ſeinen Händen, die ihn als Urheber des Kloſterlebens bezeichnen, ſondern auch ein Paar Schweinchen zu ſeinen Füßen geſchmiegt. In dieſer Eigenſchaft wurde „der heilige Antonius mit den Suckeln“ als Patron der Schweine in einer uralten Kapelle zu Eicha (Träg, d. i. an der Eiche) bei Römhild verehrt, wo ehedem eine ſtarke Eichenwaldung dieſen Thieren reichliche Maſt gewährte. (Graf Friedrich von Henneberg übergab dieſe Kapelle im Jahre 1414 dem Antoniuskloſter zu Yſenheim bei Baſel (Schultes 1, p. 724 ff.). Die wunderthätige Kraft des Heiligenbildes reizte noch in neuern Zeiten die katholiſchen Bauern der Nachbarſchaft zu mehrmaligen, durch die wachſamen Ortsbewohner jedoch immer vereitelten Verſuchen, den Heiligen aus der ketzeriſchen Kirche zu ſtehlen. Auch zu Eichenberg bei Themar, welches von ſeiner Eichenwaldung genannt iſt, war dem H. Antonius eine Kapelle gewidmet, weil die Kloſterherren von Veßra ihre Heerden dorthin auf die Weide ſchickten. So werden wir denn zu der Vermuthung hingeleitet, daß auch die Kloſterfrauen von Breitungen demſelben Heiligen aus gleichem Grunde eine Kapelle zu Schweina geweiht haben, indem ſie ihn zum himmliſchen Schirmherrn ihrer Heerden erkoren, wie ſie den Herrn von Frankenberg und von Stein (Altenſtein) den weltlichen Schutz ihres Eigenthums anvertraut hatten, wofür ſie ihm ein Schwein zu liefern und eins mit den ihrigen zu mäſten verbunden waren. Auf dieſen Heiligen, deſſen Feſt in den Winter fiel, konnte dann auch der heidniſche Gebrauch des Notfeuers übertragen und zur Zeit der Reformation endlich auf das Weihnachtsfeſt verlegt worden ſein. Wie dem aber auch ſei, für eine Kapelle zu Schweina, welcher Ort jedenfalls von der Schweinszucht benannt iſt, war der himmliſche Schirmherr dieſer Thiere der angemeſſenſte Patron. Noch eine Kapelle, der h. Katharina geweiht, ſtand am Fuße des Altenſteins, in der Gegend, die in den Lehnbüchern „zu Sant Katharilen“, im gemeinen Leben „das Kathrinchen“ heißt (vgl. das Kathrinchen am Hörſelberge bei Eiſenach). Als durch den ſtarken Betrieb des Kupferbergbau's die Bevölkerung von Schweina ſich beträchtlich mehrte, wurde die Erbauung einer größeren Kirche nothwendig, und im Jahre 1547 wurde die noch jetzt ſtehende Kirche gegründet. Der Parochialnexus aber zwiſchen Schweina und der Mutterkirche zu Königs- oder Frauenbreitungen, dauerte fort, auch nachdem Schweina an das Haus Sachſen, Breitungen aber an Henneberg gekommen war und Letzteres machte ſein Schirmvogtrecht über das Kloſter fortwährend auch an der vom Kloſter abhängigen, obſchon unter ſächſiſcher Hoheit ſtehenden Kirche zu Schweina geltend. Denn obgleich die Beſitzer Altenſteins, Hans und Burkhard Hund von Wenkheim, eifrige Freunde Friedrichs des Weiſen und Luthers waren, ſo hinderte doch der ſtandhafte Bekenner des alten Glaubens, Fürſt Wilhelm von Henneberg die Einführung der Reformation in den vom Kloſter Frauen-Breitungen abhängigen Pfarreien Burgbreitungen, Barchfeld und Schweina, beſetzte dieſelben, auch nachdem im Bauernaufruhre das Kloſter zerſtört worden war und ſich gänzlich aufgelöſt hatte, wieder mit katholiſchen Geiſtlichen und geſtattete erſt in dem Jahre 1547, als er ſelbſt nach langem Zaudern eben unter den für die evangeliſche Kirche bedenklichſten Umſtänden übergetreten war, daß auch im Breitunger Bezirke das Evangelium gepredigt wurde, was im übrigen Henneberg größtentheils ſchon 1544 beim öffentlichen Übertritte ſeines Sohnes Georg Ernſt geſchehen war. Das Kloſter wurde nun erſt förmlich eingezogen und ein Theil ſeiner Einkünfte zu Zulagen für die zu Burgbreitungen, Barchfeld und Schweina geſtifteten evangeliſchen Pfarreien verwendet (Heim II. p. 388). Dieſen Umſtand aus der neueren Geſchichte unſerer Gegend, die Verſpätung der Reformation in Schweina und den dahin eingepfarrten Ortſchaften Steinbach und Liebenſtein, wüßten wir uns alſo nicht zu erklären, würde er uns nicht durch die päpſtliche Urkunde von 1183 und die damit zuſammenhängende königliche von 933 aufgehellt.

10.

Die Herren von Frankenſtein und Frankenberg.

Als im 11. Jahrhundert aus den Trümmern der Gaugrafſchaften die erblichen Herrſchaften der mächtigen Geſchlechter erwuchſen, bildete ſich in dem fränkiſchen Gaue Tulliſeld und dem anſtoßenden Landſtriche des thüringiſchen Weſtergaues die weitläufige Herrſchaft Frankenſtein, welche von Berka an der Werra hinauflief bis über Breitungen und von dem Rücken des Thüringerwaldes bis zum Höhenzuge zwiſchen dem Felda- und Ulſterthale reichte. Die Abſtammung dieſes Geſchlechtes liegt noch im Dunkeln. Die Thüringer Chroniſten (ſ. beſonders **Kreising, Diplom. I., p. 86.**) erzählen, die Frankenſteins ſtammten aus Franken und hätten von dem Könige Merwig Güter dieſſeits und jenſeits des Waldes erhalten. Ein Frankenſtein habe mit ſeiner Bruderswittwe Metile (Mathilde) getheilt, und dieſe habe den Wald und die Dörfer gegen Norden erwählt, und den Metilenſtein bei Eiſenach erbaut, lange vor der Erbauung der Wartburg, mit deren Erbauer, Ludwig dem Springer, die Frankenſteins über den Beſitz des Berges gerechtet hätten (1067). In Urkunden kommt zuerſt 1090 ein Ludwig von Frankenſtein als Zeuge bei Verlegung des Kloſters

Aue bei Eſchwege nach Blankenheim zum Vorſchein (ſ. Gottſchalks Ritterburgen Th. VIII.), ob als Burgmann oder als Freier, bleibt ungewiß. Soviel iſt den Thüringer Chroniken zu glauben, daß die Frankenſteins fränkiſchen Stammes waren, daß ſie Güter um Eiſenach, und namentlich den Metilenſtein daſelbſt, beſaßen, und daß die Beſitzer derſelben nicht gleichgültig zugeſehen haben werden, wie der Thüringer Graf eine Burg der ihrigen gegenüber anlegte. Am meiſten Vertrauen verdient jedoch der Beſraer Mönch, wenn er in ſeinen Annalen berichtet, Graf Poppo von Henneberg (Waſungen), welcher 1118 geſtorben, habe von ſeiner Gemahlin, Beatrix, einer Tochter des Grafen Erwin von Gleichen, 3 Söhne hinterlaſſen, Poppo von Irmelshauſen, Gottwald von Waſungen und Ludwig von Frankenſtein. Auch werden in einer Urkunde vom Kloſter Lorſch von 1119 Poppo, Graf von Irmelshauſen und Lichtenberg, und Ludwig von Frankenſtein, als Söhne des obigen Poppo von Henneberg aufgeführt, welcher Vogt dieſes Kloſters geweſen war und deſſen Umgegend an der Alb bei Durlach, und im Odenwalde eine bedeutende Herrſchaft beſeſſen hatte (ſ. Beſchreibung der Burg Lichtenberg in Gottſchalks Ritterburgen Th. VIII, wobei nicht zu überſehen, daß nicht weit vom Lichtenberg im Odenwalde die Burg Frankenſtein bei Darmſtadt lag, nach welcher vermuthlich der Frankenſtein benannt iſt). Aus den Gütern des hennebergiſchen Hauſes im Gaue Tullifeld und in der

Lupnitzer Mark, ſowie aus denjenigen, welche Poppo (VIII.) von Henneberg durch ſeine Gemahlin Hildegard, Tochter Ludwigs des Bärtigen von Thüringen, und deſſen Sohn Poppo (IX.) durch Beatrix, Tochter des Grafen von Gleichen in dem Weſtergau und den anliegenden thüringiſchen Gegenden erheirathet hatten, mag daher die Herrſchaft Frankenſtein entſtanden ſein, welche Ludwig von Frankenſtein 1116 von ſeinem Vater Poppo (IX.) zum Erbe erhielt. Von dieſem Ludwig von Frankenſtein laſſen ſich denn auch die fernern Beſitzer dieſer Herrſchaft bis zu deren Auflöſung um Mitte des 14. Jahrhunderts mit ziemlicher Sicherheit ableiten, wie es von Heim ausführlich geſchehen iſt. Aus dieſem Stamme ſproßten die Nebenlinien Kreyenberg und Frankenberg hervor, von welchen uns zunächſt die Letztere beſchäftigt, weil aus ihr wiederum eine vom Steine benannte Nebenlinie entſprang.

Der Frankenberg ſteigt, den Roſagrund und das Werrathal bei Frauenbreitungen beherrſchend, auf der öſtlichen Vorſtufe des baſaltiſchen Pleßberges, dicht über dem Dörflein Helmers empor. Sein noch friſch ausſehender viereckiger Thurm, welcher ſelbſt den Verheerungen des Bauernaufruhrs Trotz bot, dient gegenwärtig, von ſchlanken Hainbuchen umgeben, einer Familie von Wanderfalken zum Wohnſitze, welche, ungeachtet der Verfolgungen von Seiten der kecken Dorfjugend, jährlich wiederkehrend auf den hohen Zinnen horſten. Unterhalb der Burg lag in dem abgeſchiedenen Roſagrunde das Klöſterlein Georgenzelle, welches nach einem alten Kloſterpergamente um das Jahr 1000 Wilhelm, Graf von Franken und Henneberg, geſtiftet haben ſoll (Heim II, p. 56). Er und ſein Bruder Volkbach, der Stifter des Kloſters Völkershauſen bei Oſtheim, beſaſſen auch Güter um Eiſenach (Heim p. 153) und ihr Vater, Graf Gottwald, herrſchte über den ganzen Landſtrich von Schweinfurt über Henneberg bis Salzungen (Spangenb.). Ihre Mutter war eine Tochter König Heinrichs I., welchem Königsbreitungen gehört hatte, und König Otto ſchenkte dem Grafen Wilhelm, ſeinem Vetter, das Dorf Roſa, ein königliches Lehen, zur Begründung der Kloſterſtiftung. Wahrſcheinlich hatte der alte kinderloſe Stifter, Graf Wilhelm, ſeine Wohnung auf dem nähegelegenen Frankenberge. Im 13. Jahrhunderte war ſie der Sitz einer frankenſteiniſchen Linie, von welcher uns drei Gebrüder genannt werden, Heinrich und Otto von Frankenberg, und Poppo vom Steine. Die beiden Erſteren waren Schirmvögte des benachbarten Kloſters Frauenbreitungen und genehmigen 1247 als ſolche die Verlegung einer baufälligen Kloſtermühle an eine andere Stelle, gegen die erwähnte jährliche Abgabe eines Schweines und Mäſtung eines andern (ſ. Schöppach p. 22. nr. 31.). Im folgenden Jahre verzichtet Heinrich von Frankenberg auf ſein Vogteirecht über ein Gut zu Altenbreitungen zu Gunſten jenes Kloſters, und ruft ſeinen Bruder, Poppo vom Steine und den edlen Herrn Heinrich von Frankenſtein zur Aufrechthaltung des Vertrags auf (1248 Heim II., p. 166). 1285 erläßt Heinrich von Frankenberg, an einer ſchweren Krankheit darniederliegend, dem Kloſter die Abgabe von Schweinen, ſowie von 11 Maltern Korn und ſchenkt ihm ſeinen im Kloſterbezirke gelegenen Hof (curia) nebſt allen ſeinen Gütern zu Breitenbach, in der untern Grumbach und zu Hochheim (Wuſtung hinter Liebenſtein), an Häuſern, Äckern, Wieſen und Waldungen (das Hochheimer Holz bei Liebenſtein. Schöppach p. 32. nr. 44). Dieſe Schenkung beſtätigt er 1286 und fügt noch hinzu 15 Schweine, 8 Kühe, 10 Ackerpferde und ſein Reitroß (equum ambulatorium. Schöppach p. 32. nr. 45). Zwei Jahre darnach 1288 trug er ſeine Burg Frankenberg der Abtei Hersfeld zu Lehn auf, welche dies Lehn ſammt der Vogtei über Frauenbreitungen dem mächtigen Grafen Berthold von Henneberg verlieh (Heim II. p. 169). Seinem Lehnsmanne, Hartnid vom Berge, ſchenkte er 1289 eine Hube zu Stille als freies Eigenthum, welche dieſer wiederum dem Kloſter Frauen-Breitungen wegen ſeiner darin aufgenommenen Schweſtertöchter übergab (Schöppach p. 34. Nro. 48. 49). Nachdem er bald darauf kinderlos verſtorben war, beſtellte 1296 Graf Berthold einen gewiſſen Hartnid, der ſich nunmehr vom Frankenberge nennt, zum Vogte daſelbſt, wahrſcheinlich den obigen ehemaligen Lehnsmann des verſtorbenen Heinrichs von Frankenberg (Schöppach p. 36. Nro.

54) und ſeitdem beſaß Henneberg das dominium directum über dieſe Burg, während das dominium utile an die bei Ausgabe des Lehns erwähnten Erben und Miterben, d. h. die vom Steine und von Frankenſtein, überging.

II.

Die freien Herren vom Steine.

Heinrichs Bruder Poppo war ohnſtreitig freier Herr vom Steine, wie jener vom Frankenberge. Nun gab es zwar in den benachbarten Gegenden Thüringens und Frankens mehrere Burgen zum Stein, z. B. bei Plaue auf der nordöſtlichen Seite des Thüringer Waldes, ſpäter Liebenſtein genannt, ferner an der Werra bei der Stadt Allendorf, früher Stein, dann Altenſtein genannt, von Herrn von Berlepſch bewohnt und bisweilen mit unſerem Altenſteiner verwechſelt (z. B. bei Heim II., p. 326 und Letzner Chronik derer v. Berlepſch c. 12), endlich der fränkiſche Altenſtein, Sitz der Familie Stein zum Altenſtein, welche durch das tragiſche Ende der 11 Brüder berühmt iſt. Indeſſen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Wohnſitz jenes Poppo vom Steine kein anderer, als unſer Altenſtein, geweſen iſt, welcher nur einige Stunden von der Burg Frankenberg entfernt lag und in früheren Zeiten ebenfalls einfach der Stein hieß, wie z. B. die Thüringer Chronik erzählt, Landgraf Friedrich habe von den Herren von Salza den

Stein, zwiſchen Eiſenach und Salzungen gelegen, erkauft.

Jener Peppo vom Steine verkaufte 1268 einige Güter zu Kupferſuhl, einem 2½ Stunden von ſeiner Burg entfernten, vom Kupferbergbau benannten Orte, an den Orden Sanct Lazari zu Wachenhauſen, einen der Krankenpflege gewidmeten Ritterorden, welcher von der heiligen Eliſabeth aus Ungarn nach Thüringen verpflanzt, in dem Hoſpitale von Sanct Maria Magdalena zu Gotha ſeinen Hauptſitz und zu Wachenhauſen, jetzt Wachenhof, zwiſchen Kupferſuhl und Eckartshauſen eine Landcommende hatte. Noch in demſelben Jahre brachte der Landcommenthur Bruder Wilhelm (**Frater Wilhelmus, humilis magister provincialis domus militia S. Lazari Hierosolymitani, ordinis S. Augustini, per Allemanniam**) von dem Stifte Fulda die Dörfer Flachsland und Wachenhauſen an ſeinen Orden gegen einen Wachszins und die Verpflichtung, eine Kapelle nebſt Altar zu Ehren des h. Bonifacius zu bauen. Dies geſchah, und von der Kirche zu Wachenhauſen aus wurde der Gottesdienſt zu Ettenhauſen, Eckartshauſen, Möhra und Etterwinden verſehen. Kurz vor der Reformation 1510 wurde die in Verfall gerathene Commende zu der gothaiſchen geſchlagen. Die dazu gehörigen Pfaffenberge brachten zur Zeit der Reformation die Hunde von Wenkheim auf Altenſtein an ſich. An dem einen der beiden Bauernhäuſer des Wachenhofes, welcher hinter Kupferſuhl oberhalb eines Teiches, am Ende eines Wieſgrundes liegt, bemerkt man noch einige Spuren von dem alten Gemäuer der Commende, hinter welcher auf einer Anhöhe, der heilige Stock genannt (vermuthlich von einem Standbilde des h. Bonifacius), die nun verſchwundene Kapelle lag. Als Poppo vom Steine die Güter zu Kupferſuhl an den Orden verkaufte, forderte er ſeinen Bruder, Heinrich von Frankenberg nebſt ſeinen beiden Stiefſöhnen Heinrich von Schenkenwalde und Friedrich von Neidhardshauſen, auf, den Vertrag aufrecht zu halten, und verſichert, daß im Falle ſeines baldigen Ablebens ſein Sohn Göſſo (Gottfried) denſelben erfüllen werde. Als Zeugen werden angegeben: Heinrich von Salzungen, Dietrich von Asbach (bei Waltershauſen), Sincerinus von Weiler, Ludwig von Allendorf und Johannes von Ettenhauſen, meiſt frankenſteiniſche Vaſallen aus der Umgebung.

Dieſe Urkunde gewährt uns einigen Aufſchluß über Poppo's Familienverhältniſſe. Seine Gemahlin war eine verwittwete von Neidhardshauſen geweſen und hatte ihm zwei Stiefſöhne zugebracht, deren einer ſich von Schenkenwalde an der Ulſter, dem Gute der fuldaiſchen Erbſchenken, der andere von dem Stammorte Neidhardshauſen an der Fulda nannte. Sie ſcheinen die Letzten dieſes edlen und freien Geſchlechts geweſen zu ſein, welches auch Fiſchberg, Auersberg und Kaltennordheim beſaß und den Häuſern Henneberg und Frankenſtein verwandt war; daher ſich auch dieſe in deſſen Güter theilten. Auch Poppo's rechter Sohn, Götzo, ſcheint keine Nachkommen hinterlaſſen zu haben, denn bald darauf finden wir ſeine Burg, den Stein, und die umherliegenden Ortſchaften wieder im Beſitze der Frankenſteins und der mit ihnen verſchwägerten Herren von Salza (Langenſalza).

Poppo's andrer Bruder, Otto, welcher nebſt ſeinem Bruder Heinrich ſich von Frankenberg nannte und Advocat des Kloſters Frauen-Breitungen war (1247), läßt Heim gleich dem Poppo auf dem Steine wohnen (II. p. 167) und identificirt ihn mit jenem Grafen Otto vom Steine, deſſen heimfallende Lehen in Thüringen von Hersfeld dem Landgrafen Hermann 1192 verheißen und 1216 übergeben wurden. Da aber dieſer Graf Otto vom Steine zwiſchen 1192 und 1216 geſtorben ſein muß, ſo kann er unmöglich dieſelbe Perſon mit jenem Otto geweſen ſein, der 1247 noch lebte, und deſſen Bruder erſt um 1289 ſtarb. Vielmehr ſcheint er einem ganz andern Hauſe anzugehören, demſelben, wie Graf Berengar vom Steine, welcher mit den Grafen von Eberſtein, Lora, Gleichen, Hirſchberg und Weyda eine Urkunde Herzog Heinrichs von Sachſen wegen des Kloſters Homburg bei Langenſalza unterzeichnete, (Göſchel, Chronik von Langenſalza I. p. 121), und hatte wahrſcheinlich ſeinen Sitz in der Herrſchaft Stein an der Mulde bei Lößnitz, in deren Nachbarſchaft auch Hersfeld vom Kloſter Memleben her bedeutende Lehen beſaß. (Wenck, heſſ. Geſch. II. p. 482 ff.)

12.

Die Burgmannen zum Steine.

Nur kurze Zeit blühte alſo der vom Frankenſtein auf den Frankenberg und von da auf den Stein verpflanzte Zweig der einſt in dieſen Gegenden weit und breit herrſchenden Dynaſtie Henneberg-Frankenſtein, und beſchränkte ſich nur auf Poppo vom Steine und deſſen Sohn Götzo, welche in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebten und auf der Burg zum Stein wohnten.

Das Geſchlecht ihrer Vaſallen dagegen, der Burgmannen zum Steine, die ſich ebenfalls davon benannten und ſogar, vermuthlich aus gevatterſchaftlichen Rückſichten, dieſelben Taufnamen führten (z. B. Poppo, Götzo), überdauerte weit dasjenige der Lehnsherrn, breitete ſich weithin aus und grünt noch heute, theils ganz in der Nähe des urväterlichen Stammſitzes zu Barchfeld, theils im Grabfelde zu Nordheim und Völkershauſen.

Zwar pflegt man den Namen dieſes Hauſes von Liebenſtein abzuleiten, welches der früheren Sitz der barchfeldiſchen Linie war und ehedem (1330) das neue Schloß zum Steine hieß, allein der Name dieſer Familie iſt weit älter, als dieſe, erſt gegen Ende des 13. Jahrhunderts entſtandene Burg und kann folglich nur von der alten Burg zum Steine, d. h. dem Altenſteine, herſtammen. Auch wird Wezel vom Steine 1342 ausdrücklich als Burgmann auf Altenſtein erwähnt und in den Lehnbüchern des Amts Altenſtein werden die ſteiniſch-altenſteiniſchen Lehen (10 procent Hauslehn) von der ſteiniſch-liebenſteiniſchen (15 procent) beſtimmt unterſchieden. Desgleichen hat ſich in dieſer Familie die mündliche Ueberlieferung erhalten, daß ihre Ahnen, die zu Liebenſtein-Barchfeld, ehemals neben denen Hund von Wenckheim die Mitbeleihung zum Altenſtein (d. h. nicht zum ganzen Gerichte, aber doch zu den Burggütern vom Altenſteine) erhalten hätten, daß aber einer ihrer Vorfahren es verabſäumt habe, ſich dieſelbe ertheilen zu laſſen, weil zu ſeiner Zeit der hundiſche Stamm in 6 Linien verzweigt und ſo blühend war, daß man an ein baldiges Ausſterben deſſelben kaum denken konnte, und die Mitbeleihung alſo eine verlorne Mühe ſchien.

Die ſteiniſche Ahnenreihe eröffnet Dudo von Stein, welcher 1116, als Graf Poppo von Henneberg einen Theil von Salzungen dem Stifte Fulda ſchenkte, hinter Gotbert, Grafen von Henneberg, Kunimund von Hiltberg, Erf von Rithardshauſen, Gerlach von Geyſaha, und vor Reginhard von Salzungen, Ermenold von Schlitz, Dudo von Fulda u. m. als Zeuge auftritt (Schannat. Trad. Fuld. p. 260). Er war Vaſall von Henneberg, von welchem erſt 1118 nach Graf Poppo's Tode die Herrſchaft

Frankenſtein abgelöſt wurde und an deſſen Sohn Ludwig von Frankenſtein gelangte. Zugleich mochte er aber auch, wie ſein Nachfolger, im fuldaiſchen Lehnsverbande ſtehen.

An ihn reiht ſich nämlich 1133 Poppo vom Steine, welcher, ohnſtreitig als fuldaiſcher Dienſtmann, einer Verhandlung des Stifts Fulda mit dem Kloſter Paulinzelle wegen des Dorfes Göſſelborn nebſt dem Landgrafen Ludwig, Grafen Ernſt von Tonna, Grafen Ludwig von Lara, Adelhier und Werbet von Witzleben und Ludwig von Wangenheim beiwohnte (Ayermann, Sylloge anecdot. p. 284). Das Hoſpital zu Königs=Breitungen beſchenkte er 1137 mit 2 Huben Landes zu Rufrideswinden (Winnehof bei Herrn=Breitungen) und bei der Beſtätigung dieſer und anderer Schenkungen durch den Abt Heinrich von Hersfeld erſcheinen als Zeugen, nächſt den Geiſtlichen, von Freien: Landgraf Ludwig von Thüringen, Advocatus des Stifts Hersfeld, Wilhelm, Pfalzgraf von Orlamünde, Gotebald, Graf von Henneberg, Sicho, Graf von Schwarzburg, Ernſt, Graf von Tonna, Ludwig von Lengsfeld (wahrſcheinlich ein Frankenſtein) und Erf von Ritbardshauſen; ſodann von fuldaiſchen Dienſtmannen: Poppe vom Stein, und ſein Bruder Hartung von Scharfenberg, ſowie Reginhard von Salzungen, endlich von hersfeldiſchen Miniſterialen: Widelo von Handſchuchsleben, Widkle von Griesheim, Lüdiger von Dornsdorf, Erkenbert von Lengsfeld, Folnand von Grumbach u. a. m. (Heim II, p. 362). Daß Poppo vom Steine ausdrücklich unter den fuldaiſchen Dienſtmannen aufgezählt wird, rührte wohl nicht blos von den fuldaiſchen Lehen, die er jenſeits des Waldes beſaß, her, ſondern hatte noch einen näheren Grund darin, daß die Rauenburg, die Nachbarburg der alten Burg zum Stein, fuldaiſches Eigenthum und wahrſcheinlich dem Poppo vom Steine zu Lehen gegeben war. Poppo's Bruder, Hartung, nannte ſich vom Scharfenberge, einer Burg, deren hoher runder Thurm noch jetzt von waldiger Höhe herab das Dorf Thal unterhalb Ruhla überſchaut. Hartungs Schweſter, Bertha, Wittwe Criſtans von Goldbach, übergab in demſelben Jahre 1137 Oberellen an Fulda (Schannat. Trad. Fuld. p. 265). Sein Sohn, Heinrich von Scharfenberg, iſt Zeuge bei der Schenkung des Orts Gebeſee an das Kloſter Frauen-Breitungen (Heim II, p. 368). Demſelben Kloſter widmet Poppo vom Stein 1168 ſeine thüringiſchen Güter in Asbach (Aſchbach), Bufleben und Leine, und Abt Burkhard von Fulda, ſein Lehnsherr, genehmigt dieſe Schenkung fuldaiſcher Lehne an jenes Kloſter, weil daſſelbe bereits viele Töchter fuldaiſcher Dienſtmannen in ſeinen Schooß aufgenommen habe (Heim a. a. O.). Jene beiden Brüder, Poppo und Hartung, wohnten alſo nachbarlich beiſammen, kaum 2 Stunden von einander entfernt, der eine auf dem Scharfenberge jenſeits, der andere auf dem Steine dieſſeits des Waldes. Beide waren fuldaiſche

Dienſtmannen, beide dienten aber auch dem Hauſe Henneberg-Frankenſtein, denn auch der Scharfenberg gehörte den Grafen von Henneberg, war von dieſen namentlich im thüringiſchen Erbfolgekriege beſetzt und kommt faſt bei allen Erbtheilungen Hennebergs vor.

Otto vom Steine begegnet uns 1153 unter den Zeugen bei der vom Abte Heinrich zu Hersfeld angeordneten Trennung der Mönche und Nonnen des Breitunger Kloſters, dann 1153 bei einem Tauſche des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit Abt Wilibald von Hersfeld, wegen der Vogtei Kieſelbach (Wenck heſſ. Geſch. III, p. 71), endlich 1168, als Abt Burkhard von Hersfeld den Nonnen zu Frauen-Breitungen das Recht der Probſtwahl ertheilt (Heim II, p. 369), an allen drei Stellen, wie es ſcheint, als hersfeldiſcher Miniſteriale. Vermuthlich iſt er dieſelbe Perſon mit jenem Advocatus Otto, deſſen Schenkungen über Fahnern, Asbach, Oppershauſen und Abts-Heiligen (hersfeldiſche Lehen bei Langenſalza) an das Kloſter Frauen-Breitungen in der päpſtlichen Bulle von 1183 beſtätigt werden. Wenigſtens beſaß Poppo vom Steine Güter zu Asbach und in der Umgegend.

Tutto vom Steine, welcher 1223 bis 1225 in Urkunden der Gieſen von Ziegenhain vorkömmt (Wenk II, p. 151. 153.), vergl. Eberhard von dem Steine 1294 in einer ziegenhainiſchen Urkunde, Wenk II, p. 235,) wird wohl mit Unrecht von Häſner hieher gezogen, da auch bei Ziegenhain ein Ort Stein liegt, und kann auf keinen Fall als Vater der Folgenden betrachtet werden.

Hundert Jahre darauf, um 1272, finden wir einen **Advocatus** Poppo vom Steine zu Schmalkalden, einen Mann von hohem Anſehen und großem Vermögen, dem von dem Grafen von Henneberg ein Drittel der Herrſchaft Schmalkalden verpfändet war. Er war nebſt Marquard von Lichtenberg und den Gebrüdern von Heldrit hennebergiſcher Burgmann auf der Mosburg. Da aber dieſe Burg, auf einem hohen Porphyrfelſen bei Rotterode gelegen, nach der Unſitte jener Zeit zu einem Raubſchloſſe geworden war, ſo zerſtörte ſie Graf Berthold von Henneberg im Jahre 1314. Indeſſen ſcheint ſie bald wieder hergeſtellt worden zu ſein, und die von Stein, welche vielleicht weniger Antheil an den Räubereien der Burgmannen genommen hatten, behielten ihr Burglehn daſelbſt. Um 1312 wohnten Eberhard und Dietrich von Stein, letztrer hennebergiſcher Kanzler, auf der Mosburg. Gottfried von Stein (Götzo) zu Mosburg wurde 1301 von Kaiſer Albrecht wegen der Zehnten zu Nordheim gegen den Biſchof von Würzburg in Schutz genommen (Schultes I., p. 175), woraus der auch durch die gleichen Wappen beſtätigte Zuſammenhang der nordheimiſchen und barchfeldiſchen Familien von Stein ſich ergiebt. Als Stifter der nordheimiſchen Linie gilt Siegfried, welcher 1317 Erbburggraf zu Würzburg wurde und 1342 Burgmann zu Lichtenberg bei Oſtheim war. Gottfrieds Söhne, Tutto und Heinrich wurden 1330 von Henneberg mit den Gütern zu Atterode, den minnern Haynen (hinter Liebenſtein) und dem, was ſie als Burgmannen zu dem Steine (Altenſtein) beſaßen, beliehen (Schultes II., p. 60) und waren auch zu Springſtille, Viernau, Nieder-Grumbach, Sontra und Stadt-Hosbach begütert (1371 — 1375). Ihre Güter gingen, als dieſe Linie mit Tuttos Sohne Götzo um 1381 erloſch, an die altenſtein-liebenſteiner Linie über. Dieſe beginnt mit Wezilo, welcher 1342 Burgmann zu Altenſtein und Liebenſtein war (Schultes II., p. 240), verſchwindet dann vom Altenſteine, und theilt ſich 1567 wieder in die Linien Liebenſtein und Barchfeld, deren Erſtere mit Raimund, 1673, ausſtarb. Das Nähere hierüber findet ſich bei Häfner IV. Tab. II., a. und b. Für unſern Zweck genügt es, die Familien von Stein zu Barchfeld und Nordheim (Völkershauſen) auf ihren gemeinſchaftlichen wahren Urſprung zurückgeführt zu haben. An ihrem alten Namen haftet die älteſte Kunde von dem Daſein der Burg zum Stein, und ſoviel wiſſen wir nun wenigſtens mit Beſtimmtheit, daß dieſe Burg ſchon 1116 exiſtirt hat und von einem hennebergiſchen Burgmann Dudo vom Steine bewohnt war. Doch mögen ihre Mauern ſchon lange vorher geſtanden haben, ehe ſich noch die Burgmannen von den Burgen, die ſie bewachten, zu benennen pflegten. Darauf leitet uns die Betrachtung der Rauenburg hin.

Dieſe Nachbarburg des Altenſteins ſtand, wie wir oben ſahen, ſchon um 1024 zu Kaiſer Konrads Zeit, wo ſie dem Stifte Fulda angehörte. Vergleichen wir nun die Lage beider Burgen, den Altenſtein auf ſchroffen Felſen am ſteilen Bergabhange, der das Thal beherrſcht, dieſe dagegen weiter zurück auf der Bergfläche liegend, deren unbedeutende Unebenheiten jetzt unter der verſchönernden Hand der Kunſt gänzlich verſchwunden ſind, ſo ſpringt es in die Augen, daß jene Stelle bei weitem vortheilhafter gewählt war, als dieſe, und daß die Vorzüge derſelben demjenigen, der zuerſt auf dieſen Höhen eine Burg anzulegen beabſichtigte, gar nicht entgehen konnten. Gewiß iſt alſo zuerſt jener Bau auf dem Steine, d. h. dem Felſen, die Burg zum Altenſteine, und ſpäter erſt unter dem Schutze und als Nebenbau oder Erweiterung der Erſtern die Nauenburg entſtanden. Auf daſſelbe Ergebniß führt uns die Lage der beiderſeitigen Burggüter, denn die zum Altenſtein gehörigen befinden ſich in deſſen nächſter Umgebung, der Nauenburg dagegen wurde nur eine Hube in weiterer Entfernung mitten im Walde gerodeten Landes (das Kallmich, Kallenbach) angewieſen. Dieſe Betrachtung berechtigt uns daher zu der Annahme, daß die Nauenburg eben wegen ihrer ſpäteren Entſtehung neben der älteren und feſteren Burg auf dem Steine den Namen der neuen Burg, Nuenburk, erhalten habe. Hierdurch wird, da dieſe neue Burg ſchon um das Jahr 1000 ſtand, das Alter ihrer älteren Schweſter auf dem Steine wieder um ein Beträchtliches hinaufgerückt und könnten die Grundſteine des alten Schloßthurms uns berichten, auf weſſen Geheiß ſie auf jene Felſen gefügt worden ſeien, ſo würden wir wohl vernehmen, daß es Einer des tapferen Popponengeſchlechts geweſen ſei, welches im Oberrheingaue an der Alb, der Weſchnitz und dem Odenwalde angeſeſſen, nochmals die fränkiſchen Eroberungen gegen Thüringen hin durch eine Reihe von Burgen ſchirmte und hier am Thüringer Waldgebirge die Namen der freundlichen rheiniſchen Heimath, wie Stein am Rheine, der alten Frankenſtadt Worms gegenüber (dabei Nordheim und Oſtheim, Bobſtadt, d. i. Poppenſtadt und Lorſch, deſſen Vogtei von den Hennebergern verwaltet wurde), und in einiger Entfernung davon Frankenſtein an der Bergſtraße, wieder erweckte.

Aehrenleſe

auf dem Felde

der

Fränkiſch Hennebergiſchen

Geſchichte.

Von

Ludwig Bechſtein.

ſe
ei
ke
ge
di
in
bu
E
E
E
E
H
ſe
re
rei
nu
ble
der
ni
thä

[illegible]

Der Anbau der hennebergiſchen Geſchichte, die ſo vielfach in die thüringiſche und fränkiſche Geſchichte eingreift und mit derſelben verwachſen iſt, wurde zu keiner Zeit verſäumt. Eine nicht geringe Zahl begabter Männer ließ ſich's mit Eifer angelegen ſein, dieſe Geſchichte aufzuhellen. Wem bei uns, der irgend Antheil nimmt an dieſen würdigen Beſtrebungen, wären die Namen Sebaſtian Glaſer; Cyriak Spangenberg, Nathanael Caroli; Ernſt Tentzel; Joh. Sebaſtian Güth; Joh. Chriſtian Juncker; Joh. Michael Weinrich; Chriſtoph Albrecht Erck und Joh. Ludwig Heim unbekannt? Dem eifrigen Sammelfleiße dieſer Männer dankt die vaterländiſche Geſchichte manche reiche Garbe. Nicht minder legten Fritze und Zinck reichhaltige Materialien-Sammlungen an, deren Benutzung der künftigen Geſchichtforſchung vorbehalten bleibt, da dieſe Sammlungen hier in Meiningen aufbewahrt werden. Für die übrigen zum Theil meiningiſchen und hennebergiſchen Landestheile wären thätig und wirkſam Johann Werner Krauß durch ſeine „Beiträge zur Erläuterung der Hochfürſtlich-Sachſen-Hildburghäuſiſchen Kirchen, Schul- und Landeshiſtorie, die über die Städte, Amtsbezirke und Diöceſen von Heldburg, Hildburghauſen, Eisfeld, Schalkau und Königsberg die dankenswertheſten Nachrichten aufbewahren; G. P. Hönn durch ſeine Sachſen-Coburgiſche Hiſtorie, die auch für uns im Bezug auf das Oberland wichtig iſt, wie Brückners „Sammlung verſchiedner Nachrichten zu einer Beſchreibung des Kirchen- und Schulenſtaates im Herzogthum Gotha, 3 Bände, auch für Meiningen und Henneberg im Bezug auf Crannichfeld, Themar, Kloſter Allendorf, Kloſter Georgenzell, Mehlis, und andere Orte. Über die ehemals hennebergiſche Herrſchaft Schmalkalden arbeitete der dortige Kantor Geiſehirt ein ſchätzbares hiſtoriſches Manuſcript in 2 Foliobänden aus, welches das Schickſal von Junckers Ehre der gefürſteten Grafſchaft Henneberg theilte; beide, etwas weitſchichtige Werke gelangten nie zum Druck.

Keßler's von Sprengseyſen „Fränkiſches Magazin für Statiſtik, Naturkunde und Geſchichte“ liefert manchen ſchätzbaren Beitrag im Bezug auf thüringiſche und fränkiſche Topographie und Statiſtik. In der neuern Zeit erwarb ſich Joh. Adolph von Schultes um die vaterländiſche Geſchichte durch ſeine gediegenen und auf Urkunden geſtützten Werke das größte Verdienſt. Des Oberhofpredigers ꝛc. Johann Andreas Genßlers Geſchichte des fränkliſchen Gaues Grabfeld, 2 Bde, berührt unmittelbar auch uns; für die Geſchichte der Herrſchaft Schmalkalden war Pfarrer Dr. Häfner zu Barchfeld thätig; für Saalfeld Oberpfarrer Wagner; Rector Müller hier, ſpäter Pfarrer in Roſa, beſchrieb hennebergiſche Burgen in anziehenden Programmen. Ernſt Julius Walch baute das Feld der vaterländiſchen Geſchichte fleißig an, theils in Einzelabhandlungen, theils in ſeiner „hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen geographiſchen und topographiſchen Beſchreibung der Königlich und Herzogl. Sächſ. Häuſer und Lande ꝛc." Eine ſehr ausführliche Geſchichte des Salzunger Salzwerkes und der daſigen Pfännerei blieb bis jetzt noch Manuſcript. Vor, mit und nach ihm war Oberhofprediger Georg Carl Emmrich neben ſeinem Amte rühmlich und unabläſſig wirkſam für vaterländiſche Geſchichtforſchung. In dem von ihm in den ſpätern Jahrgängen redigirten Herzogl. S. Coburg-Meiningiſchen jährlichen gemeinnützigen Taſchenbuch entwickelte er die wichtigſten Momente der alten Meininger Landes- wie der Meininger Stadtgeſchichte; ihn unterſtützten andere Mitarbeiter, ein Walch, Hermann, Hartmann, Kremmer, Reinwald, G. Th. Heim, und Andere. Seinem Fleiße danken wir die zum Theil ausführlichen Biographien der meiſten Mitglieder unſeres angeſtammten Fürſtenhauſes, welche theils in der Encyclopädie von Erſch und Gruber, theils in dem Archiv für die Herzogl. S. Meiningiſchen Lande (2 Bände) enthalten ſind. Die Biographie Herzog

Georgs füllt ausſchließlich den Jahrgang 1805 des Meininger Taſchenbuchs.

Die ehrenvolle Aufgabe rüſtigen Weiterſtrebens auf dem Gebiete vaterländiſcher Geſchichtforſchung ſtellte ſich denn auch der 1832 ins Leben gerufene hennebergiſche alterthumsforſchende Verein, der nach mehr als einer Richtung hin thätig, manches zu Tage förderte, anderes vorbereitet, und in ſeinem Strebeſinne wurde auch das vorliegende hiſtoriſche Taſchenbuch ins Leben gerufen, beſtimmt, größere und kleinere Bauſteine zur thüringiſch-fränkiſchen Geſchichte zu liefern.

Im Auftrag des hennebergiſchen Vereins begann C. Schöppach, Gymnaſiallehrer, die Herausgabe des **Hennebergischen Urkundenbuchs**, und arbeitete außerdem eine Geſchichte der hieſigen Gelehrtenſchule aus.

Neben dem Zuſammengeſtellten und Zuſammengehörenden in der Geſchichtforſchung findet ſich aber gar häufig Vereinzeltes, Verzetteltes, und dennoch Aufhebenswerthes, zu dem kaum ein paſſenderes Bild als jenes der Aehren gefunden werden mag, daher dieſes Bild denn auch ſeit lange ein viel gebrauchtes, ja verbrauchtes geworden iſt. Jenes iſt namentlich der Fall bei den documentalen Nachrichten aus der hennebergiſchen Geſchichte. Zwar bewahren jetzt die Archive ſorglich und treu das Meiſte und Beſte, allein es war nicht immer ſo, es gab Zeiten, wo die tadelnswertheſte Fahrläſſigkeit Urkundliches verſchleppte und verſchleuderte, wo dieſes und jenes Document oder Aktenſtück für unwerth und unwichtig gehalten, und geradezu entfernt wurde. Zeiten des Krieges und der Drangſale trugen das Ihrige hauptſächlich dazu bei, auch in dieſer Beziehung zu ſchädigen. Es iſt gar nicht auszuſprechen, welche Verluſte der Bauernkrieg und der dreißigjährige Krieg hauptſächlich den Familien-, Kirchen- und Kloſterarchiven, aber auch den ſtädtiſchen beigebracht haben. Man heizte mit Bibliotheken, und ſtreute ſtatt Strohes Urkunden und Archivakten den Pferden unter.

Aber auch in friedlichen Zeiten, die minder fern liegen, ward noch vieles durch Unkenntniß oder Gleichgültigkeit mancher Beamten dem Untergang überliefert. Um Räumlichkeiten zu gewinnen, ſind wagenvolle Ladungen alter in geſchichtlichen Beziehungen doch gewiß zum Theil noch wichtige Rechnungen u. dgl. in die Papiermühlen zum Einſtampfen verkauft worden, und die Krämer erſtanden centnerweiſe die alten Acten, um ſie zu Düten zu verwenden. Nur das mindeſte werthvolle davon ward aufbehalten, und ging in den Privatbeſitz dieſes oder jenes Geſchichtsfreundes über.

Dergleichen wieder ſorgſam geſammelte Aehren vom Felde der Geſchichte, gleichviel, welcher Zeit und welchem ihrer Gebiete ſie angehören, ſollen einen ſtehenden Artikel unſers Taſchenbuchs bilden, und ſich in den folgenden Jahrgängen reichhaltiger darbieten, da der Raum im dießjährigen ihre Mittheilung in etwas beſchränkte.

1.

Zum Portraitbilde des Fürſten Georg Ernſt von Henneberg.

Von dem letzten Fürſten von Henneberg exiſtiren noch viele Bildniſſe. Er war ein ſchöner, ſtattlicher Mann, dieß zeigt am beſten ſeine Denkmalſtatue in der Schleuſinger Begräbnißkapelle. Nach dem Kopf derſelben und nach einigen auf Speciesthalern dieſes Fürſten befindlichen Profilportraits modellirte Hofgraveur und Senator Tubal Höfling in Suhl den Kopf ſeiner zum Andenken des dritten Hennebergiſchen Reformationsjubiläums gravirten und in Gold, Silber, Bronce und Zinn ausgeprägten und wohl gelungenen Denkmünze. In vielen Kirchen des Henneberger Landes iſt das Bildniß Georg Ernſts, mehr oder minder gelungen, noch anzutreffen, meiſt Bruſtbild, ſeltner, wie in Schleuſingen, Waſungen, u. A. in lebensgroßer, ganzer Figur. Nach des Fürſten Tod wurde es als Andenken zahlreich vertheilt, wobei die vielen Bildniße freilich etwas fabrikmäßig angefertigt worden ſein mögen. Zunächſt erhielten die höhern Diener des Fürſten ein Bildniß, dann die ſämmtlichen Hofjunker, Pagen und Edelknaben, die Amts- und Canzleiperſonen, der Jägermeiſter, die Hofmeiſterin, die 4 Hoffräulein, die Hofzwergin; die Geſchäftsträger und Geſandten, welche Perſonen alle bei Spangenberg und Güth namentlich aufgeführt ſind, daher das häufige Vorkommen der Georg Ernſt darſtellenden Ölgemälde auch in Privathänden. Die ſpätern Bilderhandſchriften der Veßraer Annalen haben auch Georg Ernſt, und zwar im Ganzen dem Bilde ähnlich, das dieſem Bande unſeres Taſchenbuchs vorangeſtellt iſt. Das Originalbild zu letzterem, das nach einer vortrefflichen und treuen colorirten Copie vom Herrn Architecturmaler Eberlein in Konturen genommen wurde, befindet ſich in der Kaiſerlich Königlichen Ambraſer Sammlung zu Wien, in einer aus dem Ende des **XVI.** Jahrhunderts gemalten Sammlung würtembergiſcher Portraite, fein mit Deckfarben ausgemalt, nebſt dem ſeiner zweiten Gemahlin Eliſabeth von Würtemberg. Ein Holzſchnittportrait Georg Ernſts habe ich in meinem deutſchen Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung Jena 1842) Band 1. S. 261 nachgewieſen, wo ch mehrere Holzſchnitte eines talentvollen Dilettanen in der xylographiſchen Kunſt, des Magiſter Joann Mylius aus Meiningen, der in Themar, nd hierauf in Schleuſingen Diaconus, ſpäter Pfarrer Exdorf war, und von dem ich einige Holzſchnitte beſitze, von welchen der Fürſt **Georg Ernſt** von Henneberg darſtellende der gelungenſte iſt. Der Fürſt iſt ähnlich wie auf unſerem Bilde dargeſtellt, nur zeigt die Schaube ſtatt Sammt — Pelzwerk, und über der Bruſt hängt an einer Kette ein Schmuck, vielleicht eine Hundepfeife, in Form eines Fiſches. Derſelbe Schmuck findet ſich auch in einer Bilderhandſchrift und ſonſt, und es ſcheint, daß G. E. ſolchen wirklich getragen habe.

Auf dem colorirten Portrait des Fürſten, in der Ambraſer Sammlung, das wie geſagt, unſrer Konturzeichnung zum Vorbild diente, ſteht an der linken Seite mit Goldſchrift:

GEORG ERNST FVRST
ZV HENNEBERG
SEI: ALTERS 70 IAR
WARD GEBORN
A: 1511 27
MAI
STARB A 1583
DĒ. 27 DECE

Das dünne Haar und der Bart ſind weiß, das Geſicht hat noch viel lebensfriſche Farbe, die Augen ſind blaugrau. Die hohen Knöpfe am Gewand ſind Gold, der Schwertknopf iſt Stahl oder mit Silber eingelegt. Am Barett ſind die Perlenreihen abwechſelnd bläulich und gold, muthmaßlich waren erſtere große künſtliche Perlen. Der Grund iſt violett.

Es möchte ſchwerlich unter den vielen vorhandenen Bildniſſen des letzten Fürſten von Henneberg ein noch treueres und ähnlicheres geben.

2.

Gegenreformatoriſcher Erlaß des Fürſten Wilhelm von Henneberg.

Alle Kenner unſrer vaterländiſchen Geſchichte wiſſen, daß der überfromme vorletzte Fürſt von Henneberg, Wilhelm VII., Vater Georg Ernſts, ſich lange Zeit gegen die Glaubens-Neuerungen ſträubte, welche Luthers Lehre herbeigeführt hatte, und daß er erſt in ſpätern Jahren ſich ſelbſt zur Letzteren bekannte, dann aber auch mit gleicher Charakterfeſtigkeit und Glaubensfreudigkeit wie an der frühern, mit der Muttermilch eingeſogenen, an der ſpät gewonnenen und ernſt geprüften neuen Überzeugung hing.

Lange vor 1544, dem Jahre der öffentlichen Einführung der Reformation in der Grafſchaft Henneberg, hatten die Bewegungen der neuen Zeit in dieſem Lande Wurzel geſchlagen, ja Henneberg-Römhild und ſein Grafenhaus ſcheint ſich in einzelnen Gliedern, lange bevor durch Georg Ernſt der öffentliche Schritt geſchah, ſchon zur Lehre Luthers bekannt zu haben. Auch in der Herrſchaft Schmalkalden regte ſich die Sehnſucht nach Verbeſſerung der Glaubensformen, nach Glaubensläuterung.

Im erſten Band meines vorhin angeführten Deutſchen Muſeum habe ich unter der Aufſchrift: Reformatoriſcher Verſuch in Schmalkalden durch den nachmaligen Wirth Dr. Martin Luther's, Balthaſer Wilhelm daſelbſt, eine Mittheilung gegeben, wie dieſer Balthaſer Wilhelm, welcher ſpäter Rentmeiſter wurde, 1525 gegen den damaligen Pfarrer und Prior des Auguſtinerkloſters mit mehrern corrigirenden Artikeln auftrat, von der Geiſtlichkeit hierauf verklagt, und als er ſich Hülfe ſuchend, an den Landesherrn Fürſt Wilhelm wandte, von dieſem ſehr ernſt zur Ruhe verwieſen wurde.

Allein der nach allen Winden geflogene Saame des unverfälſchten Bibelwortes ließ ſich nicht unterdrücken, und drei Jahre ſpäter begann ſelbſt ein noch katholiſcher Pfarrer in Schmalkalden Neuerungen im Gottesdienſt, welche dem ſtrenggläubigen und aller Neuerung abholden Fürſten ſehr unlieb waren.

Es erfolgte demnach an die Bürgermeiſter und den Stadtrath zu Schmalkalden nachfolgende Strafepiſtel, die hier in moderner Rechtſchreibung mitgetheilt wird.

Von Gottes Gnaden Wilhelm,
Graf und Herr zu Henneberg.

Unſern Gruß zuvor, Lieben, Getreuen! Wir werden berichtet, wie unſer Pfarrer zu Schmalkalden wider den alten hergebrachten Gebrauch eine neue Ordnung in der Pfarrkirche zu Schmalkalden fürnehmen ſolle, welches uns von Ihm nit wenig befremdet; begehren derohalben, nachdem die Pfarre und das Pfarrvolk uns zum halben Theil zuſtändig*), Ihr wollet bei dem Pfarrer verfügen, ſeine fürgenommene neue Gebräuche, bis auf weitern unſern Befehl, beruhen zu laſſen, auch Solches von ihm nit geſtatten, andere Gebräuche, denn wie von Alters herkommen, fürzunehmen, damit Wir Solches gegen kaiſerliche Majeſtät verantworten mögen. Daran thut Ihr Unſere Meinung, und wollen Uns Solches zu Euch, zu geſchehen, verlaſſen. Datum Schleuſingen am Tag omnium Sanctorum (Aller Heiligen) Anno Di. 1528.

Den ehrſamen weiſen, Unſern lieben
Getreuen Bürgermeiſtern und Rath zu
Schmalkalden.

Die Bürgermeiſter in jenem Jahre hießen Leonhard Funk und Matthäus Merkel; die Gemeindevormünder waren Georg Ziegelmann und Hans Pichtel. Es beſtand die Obſervanz, daß jedes Jahr zwei neue Bürgermeiſter gewählt wurden, von den Gemeindevormündern aber ging blos der erſte ab, und der zweite war das nächſtfolgende Jahr der erſte.“

---

*) Die andere Hälfte Schmalkaldens ſtand bekanntlich unter heſſiſcher Oberherrſchaft.

Im Jahr 1830 wurde in Schmalkalden die Reformation vollſtändig eingeführt.

3.

Margaretha,

Gräfin von Henneberg,

und die 365 Kinder.

Nicht um eine ſchon hundertmal aufgetiſchte Sage nochmals aufzutiſchen, ſondern dieſelbe näher zu erörtern, iſt der Zweck dieſer Mittheilung.

Graf Hermann I. von Henneberg, ein ausgezeichneter Mann, von dem die Chroniken ausſagen, er ſei „ein freudiger, mannhafter Held, **vir hilaritate famosus**, darneben verſtändig, weiſe, klug und vorſichtig“ geweſen, verlebte ſeine erſte Jugend auf dem väterlichen Stammſchloſſe, der Burg Strauf, (Strauchhahn über Seidingſtadt) und bewohnte ſpäter das Schloß zu Aſchach, zuletzt Coburg. Sein Leben war ein vielfach kriegeriſch bewegtes, voll Kampf und Fehden, Reiſen und Heerfahrten. Wäre er etwas reicher geweſen, als er war, ſo hätten die

Kürer des Reichsoberhauptes nach dem Tode des Gegen-Königs Friedrichs II. und Konrad IV. Wilhelms von Holland, deſſen Schwager er war, ihm die Kaiſerkrone aufs Haupt geſetzt.

Ein Jahr ſpäter, als Wilhelm zum Gegenkönig Friedrich II. nach Heinrich Raspes Tode erwählt wurde, reiſte Graf Wilhelm nach den Niederlanden und lernte dort am Hofe des Grafen Florentin IV. Wilhelms Schweſter Margaretha kennen und — lieben. Das Fräulein zählte erſt 15 Jahre, als Graf Herman um ſie warb; ſie ward ihm zugeſagt, und die Vermählung im Jahr 1250 gefeiert. Die Ausſtattung der jungen Gräfin betrug 48,000 Gulden, und dann beſchenkte noch König Wilhelm 1253 ſeinen Schwager mit dem Schloß und Reichslehen zu Offenheim, auch eignete die indeß verwittwete Königin Mechtildis ihrer Tochter 1261 ihre Güter und das Dorf Redewerfe erblich zu. Als König Wilhelm im Jahr 1251 mit Eliſabeth, Herzog Otto's zu Braunſchweig Tochter, feſtliches Beilager hielt, reiſte auch Graf Hermann mit ſeiner Gemahlin zu dieſem Feſte aus Coburg; aber es bedrohte den Wirth und die Gäſte ein großes Unheil, denn in der Nacht brach in der Burg Feuer aus, und Braut und Bräutigam mußten ſich faſt nackend aus ihrem Gemache flüchten. Wilhelms goldne Krone blieb dahinten und zerſchmolz in der Glut. —

Margaretha von Henneberg wurde von ihrem Gemahl innig geliebt; ſie gebar ihm einen Sohn, Poppo und eine Tochter, Jutta, die ſie freudig groß zog, und es ward ihr vergönnt, das Glück zu erleben, daß ihre Tochter ſich 1268, freilich auch noch ſehr jung, dem Markgrafen Otto dem Langen zu Brandenburg vermählte. In ihrem 42. Lebensjahre reiſte Gräfin Margaretha nach ihrem Heimathlande, um ihre Freunde und Verwandten dort zu beſuchen, und dort im Haag ſoll ſich nun jenes wunderliche Ereigniß zugetragen haben, das als Sage allbekannt und allverbreitet iſt, in zahlloſe Schriften überging, und obſchon der Grundſtoff dieſer Sage vielfach ſich wiederholt, und namentlich im Hauſe der Welfen, in den Familien der Grafen von Querfurt, wie der Hunde von Wonkheim und Anderer, ſo beſchränkt ſich doch meiſt die Zahl der angeblich auf einmal gebornen Kinder auf 9 und 12, und geht mithin minder in das Ungeheuerliche, verſteigt ſich nicht zu einer Höhe von 365. Spangenbergs Hennebergiſche Chronik hat uns jenes ſagenhafte Factum umſtändlich überliefert.

Eine Menge älterer Schriftſteller erzählen oder erwähnen noch jene Geſchichte, der Neueren nicht zu gedenken. Spangenberg ſelbſt zitirt Ludw. Guiccardini, Jacobus Maierus, Baptiſte Fulgoſus, Reusnerus, Cuspinianus, Ludw. Vives, Erasmus von Rotterdam und Georg Pictorius und theilt auch die Inſchrift der im Kloſter Losduinen befindlich geweſenen lateiniſchen Gedenktafel mit, welche das Mirakel verkündete. ...

Unter andern ältern Schriften berichten dieſe Geſchichte noch, theils mit kleinen meiſt unerheblichen Abänderungen, theils weit abſchweifend: das magnum Chronicon Belgicum in Pistor. Scriptor. rer. Germanicar. Tom. III. p. 249; es nennt aber die Gräfin mit dem Namen ihrer Mutter: Mechtild und läßt ſie noch lange nach ihrer unglaublichen Niederkunft leben. Zach. Conr. von Uffenbach führt in ſeinen merkwürdigen Reiſen Theil 3. S. 328 an, das Epitaphium Margarethens befinde ſich in der Abtei von Egmond. Er erzählt von zwei Kindern, welche die Gräfin zugleich, und zwar auf einen Charfreitag bekommen, nennt die Kinder Hermann und Poppo, und iſt einer der erſten, der die Sage naturgemäß zu deuten verſucht, wobei er ſich auf Cornelius von Alkemode ſtützt. Damals habe das neue Jahr mit Oſtern begonnen, und wenn daher die Gräfin am Charfreitag 2 Kinder geboren, ſo ſeien dieß eben ſo viele geweſen, als noch Tage im Jahre übrig waren. In den Zuſätzen zum Pirnaiſchen Mönch in Schöttgen und Kreyſigs diplomatiſcher Nachleſe der Hiſtorie von Ober-Sachſen Th. 2. S. 240, wird der Sage auch gedacht, aber ganz irrig Margarethe eine Gräfin von Holſtein genannt, und das Jahr 1315 angegeben.

Tentzel in ſeinen monatlichen Unterredungen vom Jahr 1692 S. 359 giebt ein anderes, von dem in

Spangenberg befindlichen merklich abweichendes Epitaphiographon, ſo auch Boxhorn in ſeinem **Theatrum Hollandiæ** p. 170 und 171.

Zum Theil in leoniniſche Verſe gebunden erſcheint die Inſchrift bei Alb. Miräus: **Opera diplomatica et historica. Tom. II. p. 850.**

Ista tenet fossa matronæ nobilis ossa,
Quæ dum vivebat Lausdunis læta manebat.
Atque vocabatur Margrèta, quiete fruatur.
Quæ fuit germana Wilhelmi illustris Regis Germaniæ et Comitissa in Hennebergh,
quæ obiit anno Domini CIↃ. CC. LXXVI.
ipso die Paresceves horâ nonâ. Orate pro eâ.

Auch in den Glaſerſchen Rhapſodien geſchieht der „unglaublichen" Geburt Erwähnung, und ihr Herausgeber bemüht ſich nach Kräften, dieſelbe in das Gebiet der Fabel zu verweiſen.

P. L. Berckenmeyer giebt in ſeinem neuvermehrten curiöſen Antiquarius S. 288 und 289 die Sage ebenfalls, nebſt einer deutſchen Inſchrift, welche mit der lateiniſchen im Spangenberg auch nicht ſtimmt, und noch 2 lateiniſche Verſe, die über und unter der deutſchen (holländiſchen) Inſchrift der Gedächtnißtafel zu Losduinen ſtehen ſollen, nämlich:

oben:

En tibi monstrosum nimis et memorabile factum,
Quale nec a munde conditione datum.

unten:

Hæc lege, mox animo stupefactus, Lector, abibis.

Ein anderer Autor bringt in dem Rheiniſchen Antiquarius S. 876 und 885 die Sache ebenfalls zur Sprache, und theilt, indem er der beiden Taufbecken gedenkt, in welchen die Kindlein quæst. getauft worden ſein ſollen, auch die Inſchrift an, oder über dieſen Becken mit. Dieſe ſoll lauten:

„**In deze twee Beckens zyn alle deze Kinderen ghedoopt.***)

Nach ihm S. 876, auch eine Denktafel in Delft.

Da dieſe Sage mich ſchon vor vielen Jahren lebhaft intereſſirte, und ich gerne wiſſen mochte, wie weit die ſo vielfach angeführten Zeugen derſelben: Becken und Inſchriftentafeln, noch in unſre durchaus nicht ſagengläubige Gegenwart reichten, und wie es mit dem, was man an Ort und Stelle ſich allenfalls noch davon erzähle, ſich verhalte, ſo ſchrieb ich im Jahr 1832 an einen damals im Haag lebenden Jugendfreund, und bat ihn, ſich in Perſon nach Losduinen zu verfügen, und dem Sagenräthſel nachzuſpüren.

Die Antwort ließ etwas lange auf ſich warten, endlich ſchrieb der Freund:

„Verzeihe, mein geliebteſter Freund, die verſpätete Antwort Deines lieben letzten Briefes. Ich verfügte mich gleich nach Empfang deſſelben nach Loosduinen, um an Ort und Stelle mit eigenen Augen zu ſehen, was es mit der wunderlichen Inſchrift für eine Bewandniß habe. Loosduinen iſt ohngefähr eine gute Stunde vom Haag entfernt, in ſüdweſtlicher Richtung. Der Weg führt einen Kanal entlang an allerliebſten Landhäuſern vorbei. Die Kirche liegt außerhalb des Dorfes, öſtlich. Sie iſt der einzige Überreſt eines alten, und nach dem noch in der Erde vorgefundenen Mauerwerke zu ſchließen, einſt ſehr weitläuftigen Kloſters. Zwar ſollen unter demſelben noch bedeutende Souterrains vorhanden ſein, welche zu Grabgewölben beſtimmt geweſen; dieſe ſind aber dermalen unzugänglich und leer. Von einem Grabſtein der **illustrissima comitissa Margaretha** habe ich nichts erfahren können. Die Inſcription, von der Du mir ſchreibſt, welche das Geburtsmirakel enthalte, iſt nicht in Stein und Erz gegraben, ſondern findet ſich, wenigſtens ihrem weſentlichen Inhalte nach, auf einer großen hölzernen Tafel, ſowohl in lateiniſcher, als auch für die gläubigen Laien in holländiſcher Sprache. Dieſe Tafel hing vormals in der Kirche, rechts von der Kanzel, iſt aber dermalen abgenommen, weil das Holz anfing zu verfaulen.“

---

*) In dieſen zwei Becken ſind alle dieſe Kinder getauft.

Hierauf berichtet nun der Freund die Sage, wie ſie allbekannt iſt, und erwähnt der beiden kupfernen Taufbecken „die bis auf den heutigen Tag dem neugierigen Curioſitäten-Schnüffler in der Kirche zu Losduinen (ſprich Losdeunen) gezeigt werden. Das Gepräge des Alterthums iſt ihnen unverkennbar eingedrückt. Die Knaben bekamen in der Taufe den Namen Johannes, die Mädchen Eliſabeth, doch ſo geſund ſie auch das Licht der Welt erblickt, ſo ſtarben doch nachher die Kindlein, das Datum iſt nicht angemerkt worden, an einem und demſelben Tage, nebſt der Mutter und wurden in der Kirche zu Losduinen begraben. Die lateiniſche Denkſchrift enthält noch die bedeutungsvollen Worte:

Stupefactus Lector abibis.“ —

Dieß wäre alſo noch die Inſchrift, deren Verdenmeyer ſchon gedenkt.

Vom Vorhandengeweſenſein eines Grabſteins hat mein gefälliger Freund an Ort und Stelle nichts erfahren und erforſchen können. Er verſucht in ſeinem Briefe das Wunder mit der ſchon oben angeführten Deutung natürlich zu erklären, gleichwohl hat die anatomiſch kritiſche Zergliederung eines Poeſiegeſchöpfs, und ein ſolches iſt jede Wunderſage, immer etwas Mißliches und Nüchternes, und kommt mir vor, wie das, was der findet, der einen Irrwiſch gefangen. Er ſagt: „In jener Zeit gehörte noch das Oſterfeſt zu den unbeweglichen Feſten, und das Kirchenjahr begann mit ihm. Erſt während der ſpaniſchen Herrſchaft in den Niederlanden wurde eine Veränderung in dieſer Hinſicht vorgenommen. Nun aber iſt auch bei uns die ſcherzhafte Rede noch im Gebrauch, wenn ein Kind zwei Tage vor dem neuen Jahr geboren wird, zu ſagen, daß es ſo viel Augen — und wenn nur einen Tag vorher — daß es ſo viele Naſen habe, als Tage im Jahr.“

„Noch geht die Sage in Losduinen, daß das ganze Kloſter wegen ruchloſen Lebens der Bewohner in einer Nacht verſunken, und daß man an einer gewiſſen, nicht ſtets zu findenden Stelle immerdar ein gewaltiges Brauſen und Kochen in der Tiefe vernehme. Auch legt das Volk noch heute den beiden Taufbecken eine wunderwirkende Kraft bei. An dieſe Becken brauchen unfruchtbare Frauen nur nach und nach eine Handvoll Sand anzuwerfen, um der Mutter Natur den erſehnten Segen zu entlocken.“

„Noch jetzt ſteht am Eingange des Dorfes Losduinen rechter Hand, beinahe iſolirt, ein ziemlich großes Haus mit der Aufſchrift über dem Thor:

IN DEN HENNENBERG.“

So weit die erbetene Mittheilung meines Freundes. Bringt ſie auch der Sage keine anderſeitige Beleuchtung, ſo iſt ſie mir doch inſofern anziehend und dankenswerth geweſen, als ich darin einen neuen Beweiß fand, wie das Leben der Sagen überhaupt, und dieſer in Sonderheit, unvernichtbar iſt und wie die Tradition ſtill durch die Jahrhunderte fortſchreitet, ihre Geſtalt nicht verwandelt, ihre Züge nicht ändert.

Die Verſchiedenartigkeit der Inſchriften erklärt ſich leicht dadurch, daß man, wenn eine der Zeit zum Raube anheim fiel, darauf bedacht war, ſie zu erneuen. Und ich glaube unbedenklich jene oben angeführte Inſchrift mit den leoniniſchen Verſen als die älteſte anſprechen zu dürfen.

In dem Werke: **La Genealogie des Comtes de Flandre par Olivier de Wree** iſt p. 37 die Zeichnung eines ſehr ſchönen großen Siegels der Gräfin Margaretha mitgetheilt; die Gräfin ſitzt auf einem byzantiniſch verzierten Thronſeſſel, das Haupt von einem einfachen Kronenreif umgeben; in der rechten Hand hält ſie eine Lilie empor; auf ihrem Schoos liegt ein Buch oder ein Käſtchen. Die Umſchrift lautet: **SIGILLVM MARGARETE COMITIS DE HENNENBERCH ✝.** Dabei iſt auch ein kleines Siegel ihres Sohnes Poppo **VIII (XIV)** befindlich. Eine Henne auf einem Berge, vor ihr ein kleiner Löwe, (der Belgiſche), und mit der Umſchrift: **S. BOPPONIS DE HENNENBERCH.**

4.

Bevölkerung, Beſteuerung und Victualienpreiße

im Amt Meiningen

in den Jahren 1631 — 1671.

Die Wehen des dreißigjährigen Krieges entvölkerten nebſt vielen andern deutſchen Ländern, auch die Gebiete der ehemaligen Grafſchaft Henneberg wie die Stadt und das Amt Meiningen. (Vergleiche Ed. Schaubach: Meiningen im dreißigjährigen Kriege in den Beiträgen zur Geſchichte deutſchen Alterthums, herausgegeben von dem hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein durch Friedrich Kümpel, 4. Lieferung, Meiningen, 1842.) Einige handſchriftliche Einzelblätter, eingelegt in eine Spangenbergiſche Chronik, geben folgende Notizen:

Anno 1631

haben ſich an Unterthanen in dem Amt Meiningen befunden; als

811 in der Stadt Meiningen, (ſoll doch wohl heißen, ſteuerpflichtige Unterthanen).

157 in dem Dorf Bachdorf.

74 in dem Dorfe Leutersdorf.

135 in dem Dorf Queienfeld.

4 auf einem Erbe zu Walldorf, und hat an einem Steuer-Termin ertragen:

in der Stadt Meiningen 235 fl. 3 gr. 7 ₰

in dem Dorf Vachdorf.	69 fl.	16 Gr.	6 ₰.
〃 〃 〃 Leutersdorf	33 〃	18 〃	9 〃
〃 〃 〃 Queienfeld	53 〃	3 〃	½ 〃

Dieß war zu einer Zeit, wo die Meininger Gegend noch ziemlich verſchont geblieben war.

Anno 1659

haben ſich an Unterthanen in dem Amt Meiningen befunden: als

365	in der Stadt Meiningen.
71	im Dorf Vachdorf
37	〃 〃 Leutersdorf.
82	〃 〃 Queienfeld.
4	auf einem Erbe zu Waldorf.

und hat an Steuer zum Termin ertragen, als

in der Stadt Meiningen	147 fl.	11 Gr.	½ ₰
in dem Dorf Vachdorf	51 〃	17 〃	1 〃
〃 〃 〃 Leutersdorf	22 〃	10 〃	6 〃
〃 〃 〃 Queienfeld	36 〃	11 〃	9½ 〃

Im Bezug auf die Victualienpreiße wären jene Zeiten, nach den Stürmen des Krieges, im Verhältniß zu den unſrigen goldne zu nennen, wenn nicht ein allgemeiner Geldmangel das damals theuer erſcheinen ließ, was uns jetzt wohlfeil erſcheint.

Anno 1670 71 und 72

haben die Victualien in hieſigen Landen gekoſtet, wie folgt:

1 ℔ Butter	1 Batzen auch 15 ₰
1 Gans	2½ Batzen.
1 Huhn	2 Gr.

1 Kalb	1 Thaler.
1 ℔ Kalbfleiſch	7 auch 8 ₰
1 Fuder Heu	3 fl. fränkiſch.
1 ℔ Fiſch	2 Gr.
1 s Wildpret	7 ₰

Anno 1673 und 1674

nach geſchehener Landestheilung, haben die Victualien gekoſtet:

1 ℔ Butter	2 Batzen und auch 3 Gr.
1 Gans	6 s
1 Huhn	3 s
1 Kalb	2 Thaler.
1 ℔ Kalbfleiſch	1 Batzen.
1 Fuder Heu	6. 7. 8. fl.
1 ℔ Fiſch	4 Gr.
1 ℔ Wilpret	9. 10 auch 12 ₰

Alſo war eine Theuerung eingetreten, welche die meiſten Bedürfniſſe noch einmal ſo hoch trieb; eine Theuerung, die wir jetzt als eine köſtliche wohlfeile Zeit preiſen würden, mit Ausnahme der Fiſchpreiſe, die ſich nicht weſentlich geändert haben, obgleich kaum der vierte Theil der früheren zahlreichen Teiche noch vorhanden iſt.

5.

Das dritte Hennebergiſche Reformations-Jubelfeſt.

Der erſte Aufſatz dieſes Taſchenbuchs giebt den Leſern ein klares Bild der Einführung der Reformation im Lande Henneberg mit beſonderer Bezugnahme auf die Stadt Meiningen. Wir erſehen daraus S. 54., welch ſchwerer Druck der Zeit vor 200 Jahren auf dem Lande laſtete, und faſt aller Orten im Jahr 1644 die erſte Jubelfeier der 1544 in Henneberg eingeführten Reformation unmöglich machte. Vor hundert Jahren, 1744, wurde das Feſt überall im Henneberger Lande kirchlich gefeiert, und ſo haben auch wir, die Zeitgenoſſen einer neuen Aera, den Dank nicht vergeſſen für die unſterblichen Güter des Lichtes und der reinen chriſtlichevangeliſchen Wahrheit, die in ſchweren Kämpfen mit Heldenmuth und Feuereifer Luther und die übrigen Reformatoren auch uns errungen und gewonnen haben.

Nach gemeinſamen Berathungen der Königlich Preußiſchen, Großherzogl. S. Weimar-Eiſenachiſchen und Herzogl. S. Meiningenſchen kirchlichen Oberbehörden und nach eingeholten höchſten resp. allerhöchſten Genehmigungen wurde feſtgeſetzt, in den ſämmtlichen vormals zur Grafſchaft Henneberg gehört habenden Landestheilen in gleicher Weiſe und an denſelben Tagen, die dritte Säcularfeier der Reformation im Hennebergiſchen, wie ſie in den beiden vorhergegangenen Jahrhunderten celebrirt worden war, zu begehen. Und zwar ſollte wieder am Tage Pauli Bekehrung, den 25. Januar, weil an dieſem Tage, obwohl ſchon 1543, die erſte evangeliſche Predigt in Schleuſingen, der damaligen Reſidenzſtadt des Henneberger Landes, gehalten wurde*) durch Vor- und Nachmittagsgottesdienſt, und am folgenden Tage von Seiten der Schuljugend ein auch mit Gottesdienſt verbundenes Feſt in ſämmtlichen Schulanſtalten ſtattfinden.

Im königlich Preußiſchen Lande erſtreckte ſich die Feier auf den ganzen Kreis Schleuſingen, 2 Ephorien mit 15 Mutter- und 13 Filialkirchen; im Großherzogthum Sachſen Weimar-Eiſenach auf die Diöces Ilmenau, 6 Parochien in 9 Kirchen, und in den Herzogl. Sachſen Meiningenſchen Landen auf die Diöceſen Meiningen mit 20 Mutter- und 14 Filialkirchen; Waſungen mit 8 Mutter- und 11 Filialkirchen und Themar mit 6 Mutter- und 4 Filialkirchen.

Nachdem dieſe alſo beſchloſſene hochwichtige Feier auf geeigneten Wegen bekannt gemacht, und an die betreffenden Unterbehörden das Nöthige ergangen war, begannen in allen betheiligten Orten die [illegible] Vorbereitungen zu derſelben ſowohl von Seiten der Geiſtlichkeit und Schullehrer, als auch von Seiten der Literatur und Kunſt, die ihren Antheil an dieſem wichtigen Feſte gern bethätigen wollte.

In nachfolgender überſichtlicher Schilderung müſſen wir uns auf gedrängte Kürze beſchränken, und uns im Betreff der auswärtigen Städte zumeiſt an die uns durch die Güte Befreundeter gewordenen, zum Theil etwas lückenhaften Mittheilungen halten. Wir können auch die Feier in den einzelnen Dörfern, wie würdig, erhebend und paſſend ſie immer geweſen ſei, nicht im Beſondern berühren, genug daß in allen betheiligten Orten dieſes Feſt ſinnvoll, mit Andacht und mit chriſtlicher Freude begangen wurde.

In der Königlich Preußiſchen Kreishauptſtadt Schleuſingen wurde gemäß der höchſten Verordnungen am Vorabend des Feſtes, 24. Januar, mit allen Glocken daſſelbe eingeläutet, nachdem ſich die geſammte Schuljugend und viele Erwachſene in die Kirche begeben hatten. Dort war das Bild des Fürſten Wilhelm VII. von Henneberg auf dem Altar aufgeſtellt, und es wurde, da dieſer Tag der Sterbetag des Fürſten Wilhelm war, vom Superintendenten Dr. Oehler dieſer Fürſt der Jugend als ein glaubenseifriger und glaubenskräftiger Held geſchildert. Hierauf erfolgte der Zug der Jugend auf den Markt unter Glockengeläute, und es wurde von dem Schülerchor das Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott" geſungen, wobei bengaliſche Flammen den Markt erhellten.

Am Morgen des 25. Januar zog die Liedertafel mit ihren Fahnen auf den Markt, und ſang unter Begleitung von Blaſeinſtrumenten denſelben urkräftigen Choral Luthers, und darauf eine geeignete Motette, worauf ſie ſich im Zuge auf das Rathhaus begab.

Von da begaben ſich, als die Glocken zur Kirche riefen, der Magiſtrat, die Stadtverordneten, die Gymnaſiallehrer ꝛc. in einem feſtlichen Zuge in die Kirche. In derſelben waren die lebensgroßen und noch wohlerhaltenen Bildniſſe Luthers, Fürſt Wilhelms und Fürſt Georg Ernſts, mit Guirlanden geſchmückt, auf den Altar geſtellt. Vor der Feſtpredigt, welche Superintendent Dr. Oehler über den vorgeſchriebenen Text hielt, wurde ein großer Hymnus von Hummel aufgeführt.

Am Morgen des zweiten Feſttages kamen die nach Schleuſingen eingepfarrten Gemeinden der Orte Rappelsdorf, Gethles, Geiſenhöhn, Fiſchbach, Ratſcher, Gottfriedsberg und Heckengereuth mit Muſik und mit Fahnen in die Stadt gezogen, und die Kinder der Volksſchulen wohnten mit ihnen dem für die Jugend beſonders berechneten Gottesdienſt bei.

Im Gymnaſium fand in den Vormittagsſtunden ein feierlicher Schulactus Statt: Nach einem Choral hielten die Gymnaſiaſten Büttner und Rückert, (Sohn des Dichters Friedrich Rückert) Reden, und der Direktor Dr. Hartung ſprach über den Einfluß der Reformation auf die Wiſſenſchaften und deren gründliches Studium.

Nachmittags hielten die Kinder, über 500 an der Zahl einen Feſtzug, bei welchem die Mädchen alle weiß und blaue Fähnchen*), die Knaben weiß und ſchwarze Fähnchen trugen. Zum Andenken empfingen die Kinder ein Feſtbüchlein vom Lehrer Ernſt Heß verfaßt, das in ſehr faßlicher Sprache und ſchlichter Darſtellung die Geſchichte der Reformation in drei Hauptabſchnitten:

I. Die chriſtliche Kirche in ihrem Urſprung und die mit der Zeit eingetretenen Gebrechen.
II. Die Wiederherſtellung oder Reinigung der chriſtlichen Lehre durch Dr. Martin Luther.
III. Die Einführung der Reformation in der Heimath durch den Grafen Georg Ernſt.

behandelt, und dem eine gewichtige Nachſchrift für Erwachſene von Superintendent Dr. Oehler angehängt iſt.

Von den Schleuſinger Filialgemeinden erhielten ihre Schullehrer zum Andenken die unten ausführlich erwähnte Jubelfeſtmedaille in Silber, und hier wie in den übrigen Dorfgemeinden gab man den Kindern freien Tanz, Bier ꝛc.

Die Feſtfeier in Suhl wurde nach den eingegangenen höchſten Anordnungen bereits unterm 14. Juli 1843 von Seiten der ſtädtiſchen Behörden und des Kirchen- und Schulvorſtandes vorberathen, und unterm 10. Januar 1844 ein von denſelben Behörden erlaſſenes Feſtprogramm von Seiten des Magiſtrats zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

---

*) Man ſcheint irrthümlich im Königl. Preußiſchen Henneberg weiß und blau für die alten Landesfarben gehalten, und dem gemäße Decorationen vorgenommen zu haben. Es waren aber die Farben der Grafen und nachherigen Fürſten von Henneberg ſchwarz und gold, von der ſchwarzen Henne im goldnen Felde.

Am 3. Sonntag nach Epiphania wurde das Feſt in beiden Pfarrkirchen der Stadt von der Kanzel abgekündigt, und am Vorabende Abends von 7 bis 8 Uhr eine Stunde lang auf beiden Thürmen in 3 Pulſen feierlich eingeläutet. Am Morgen des Jubelfeſtes ertönte wieder ein feierlicher Gruß der Glocken beider Thürme und von Blasinſtrumenten vom Thurm der Hauptkirche der Choral: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.“

Der Feſtgottesdienſt begann in beiden Kirchen um 9 Uhr, mit Abendmahlsfeier in der Hauptkirche an welchem der Oberpfarrer und die Lehrer Theil nahmen. Der Oberpfarrer Dr. Werther hielt über den vorgeſchriebenen Text eine erbauungsvolle und zu Herzen ſprechende Predigt. Der in die Kreuzkirche zu Suhl eingepfarrte Nachbarort Suhlaer-Neuendorf begab ſich in einem Feſtzuge nach der Stadt und in ſeine Pfarrkirche. Voran die Jugend mit ihrem Lehrer, mit Muſik und einer Fahne, welche auf der einen Seite die Inſchrift: „Jubelfeſt der Reformation 1844“ auf der andern die: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ trug, in Begleitung ihres Geiſtlichen, des Paſtor Kommer, des Dorfgerichts, Presbyterimus, Schulvorſtandes, der beiden Caſſenrendanten und eines großen Theils der Gemeinde, welchen Zug das feierliche Geläute der Glocken begrüßte. Vor der Kirche wurde das, von einem Henneberger, Joſua Stegmann, geboren zu Sülzfeld bei Meiningen im Jahr 1588 gedichtete ſchöne Lied: „Ach bleib' mit deiner Gnade“, von ſanfter Muſik begleitet, geſungen, worauf ſich der Zug in die Kirche ordnete.

Die Einrichtung des Gottesdienſtes war folgende:

1) das Lied im Suhler Geſangbuche Nr. 137 „Komm heiliger Geiſt ꝛc.“

2) Die 3 erſten Verſe von dem Liede Luthers Nr. 440 „Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc.“

3) Die Collecte auf dem Altare: „Ehre ſei Gott in der Höhe.“

4) Nr. 151 „Allein Gott in der Höh ſei Ehr ꝛc.

5) Die Liturgie.

6) Die 2 letzten Verſe aus dem angefangenen Liede: „Eine feſte Burg ꝛc.“

7) Nr. 5 „Heilig iſt Gott der Vater.“

8) Die Feſtpredigt vom Paſtor Kommer.

9) Das Canzellied nach dem Eingange der Predigt 445 „Laß mich dein ſein und bleiben ꝛc.“

10) Aus dem höchſten Ortes vorgeſchriebenen Text Jerem. 15, 16. über die Worte: Indeß enthalte uns dein Wort, daß wir's kriegen, nach dem Grundtexte: dein Wort o Gott, komme zu uns, erfülle, erquicke uns, wir wollen es voll Verlangen annehmen“, das Thema: „die willige Entſchloſſen-

heit unſrer Vorältern im Hennebergiſchen in der Annahme der Kirchenreformation Lutheri"

1) dieſelbe hiſtoriſch bewieſen,

2) erörtert, unter welchen Umſtänden dieſelbe in unſern Tagen noch Statt findet.

11) Nach der Predigt mit Gebeten und Segenswünſchen, das höchſten Ortes anbefohlene Lied, Nr. 172 V. 1 und 2.

12) Einſetzung des heil. Abendmahls.

13) Während der Communion die folgenden Verſe des voranſtehenden Liedes.

Nach dem Gottesdienſte verſammelte ſich die Schuljugend mit der Gemeinde vor der Kirche und nun ging die Proceſſion in oben beſchriebener Ordnung, mit Fahne und erheiternder Muſik zurück nach Suhlaer-Neundorf vor die Wohnung des Schultheißen Schlegelmilch, wo ein Halbkreis geſchloſſen, das Lied Nr. 358 „Nun danket alle Gott ꝛc." mit Muſik geſungen, darauf das Vater unſer ꝛc. mit dem Spruche: der Name des Herrn ſey gelobet und gebenedeiet ꝛc. von dem Geiſtlichen geſprochen, und ſomit dieſe religiöſe Feierlichkeit beſchloſſen wurde.

Nachmittags um 2 Uhr wurde blos in der Kreuzkirche Gottesdienſt gehalten. Zu dieſem Behufe verſammelten ſich die Schulkinder und die Mehrzahl der erwachſenen männlichen Bewohner der Stadt auf dem Marktplatze und ordneten ſich zu einer feſtlichen Prozeſſion, welche mit feierlicher Würde nach jener Kirche zog. Den unüberſehbaren langen Feſtzug eröffnete die Bürger-Schützen-Compagnie mit ihrer Fahne. Hierauf folgten mit ihren Lehrern die feſtlich geſchmückten Kinder aller 14 Schulklaſſen, deren jeder eine Feſtfahne im maleriſchem Farbenwechſel vorangetragen wurde. An der Spitze der Schulkinder aber befanden ſich 2 aus ihrer Mitte gewählte Marſchälle mit weiß und blau verzierten Schärpen und Stäben. Nach den Kindern kamen, als Zugführer der Erwachſenen, 2 Marſchälle mit weißen Atlas-Schärpen und Stäben. Hierauf folgten die Geiſtlichen, in deren Mitte ſich der Superintendent Ritter Dr. Holzapfel aus Benshauſen befand. Die Mitglieder des Presbyterii und des Schulvorſtandes und die Heiligenmeiſter reiheten ſich an, und an dieſe weiter ſämmtliche bei der Königl. Gewehr-Reviſions-Commiſſion angeſtellte oder commandirte Ober- und Unteroffiziere, ſämmtliche Beamte des Königl. Land- und Stadtgerichts, die Medicinal-Perſonen, die Kaufmannſchaft und die Gewerke nach dem Looſe. Jedem dieſer Gewerke wurde eine Fahne vorgetragen, und viele dieſer ſchönen Fahnen waren mit recht ſinnreichen und entſprechenden Emblemen geziert. Die Stadtverordneten, die Bezirksvorſteher, die Schiedsmänner und deren Stellvertreter folgten ſodann, und der Magiſtrat mit ſeinen Beamten beſchloß den Zug, der unter dem Geläute aller Glocken ſich fortbewegte.

Sämmtliche erwachſene Theilnehmer der Feſtprozeſſion nahmen den ganzen unterſten Raum der Kreuzkirche ein. Die 3 Emporkirchen auf der Seite des Rathsſtandes waren dem weiblichen Geſchlecht überwieſen, die gegenüberliegenden Emporkirchen aber den Perſonen männlichen Geſchlechts, welche nicht am Feſtzuge Theil nahmen. Feſtredner war der obengenannte Superintendent, der, nach Anleitung des Textes: Röm. 11., 22. Geiſt- und Gemüthergreifende zeitgemäße Worte ſprach, welche die des Segens der Reformation ſich Erfreuenden auf ihre Stellung zur Reformation und auf die Güte und den Ernſt Gottes, die ſich in der Reformation ſo fühlbar geoffenbaret, hinwieſen.

Nach Beendigung dieſes, einen ungemein feierlichen Eindruck in allen Gemüthern zurücklaſſenden Gottesdienſtes bewegte ſich der Zug in derſelben Ordnung und unter dem Geläute aller Glocken wieder nach dem Marktplatze zurück, und ging erſt, nachdem daſelbſt das Lied: „Nun danket Alle Gott“ geſungen worden war, ſtill auseinander.

Freitag, der 26. Januar, war beſonders als Jubelfeſttag für die Schulkinder beſtimmt. Dieſe verſammelten ſich wieder im feſtlichen Schmucke, Vormittags um 9 Uhr in ihren Klaſſen, zogen dann mit ihren Fahnen nach dem Marktplatze, und ordneten ſich zum Feſtzuge. Wiederum eröffneten die zwei jugendlichen Marſchälle den Zug, und den einzelnen Klaſſen der Mädchen und Knaben, welche abwechſelnd auf einander folgten, wurden die denſelben zugehörenden Fahnen von geſchmückten Fahnenträgern oder Fahnenträgerinnen vorgetragen. An den Zug hatten ſich die Geiſtlichen und die Deputationen der erwachſenen Kirchengemeinde, und namentlich die Fahnenträger der Gewerke mit ihren Fahnen angeſchloſſen. Auf den Ruf der Glocken ſetzte ſich der aus mehr als 1300 Kindern beſtehende Zug um 10 Uhr in anmuthigſter Ordnung in Bewegung nach der Kreuzkirche. Diaconus Müller hielt über 1. Tim. 6, 20. eine allgemein anſprechende Predigt, in welcher er den Kindern die Verdienſte Luthers um die Schulen lebendig vor die Seele führte, und ſie zum Bewahren deſſen was ihnen vertrauet iſt, zum Dank gegen den theuern Gottesmann, und gegen den, der ihn geſendet, und zu ſeinem Beginne: Ja und Amen geſprochen, herzlich ermahnte.

Nachdem der Gottesdienſt beendigt war, zog die Jugend wieder zurück nach dem Marktplatze, ſchloß daſelbſt einen weiten Kreis, ſang 3 Verſe eines Feſtliedes, und hierauf gingen die Kinder in größter Ruhe nach Hauſe mit den Eltern, die in herzlicher Freude und Rührung Zeugen des Feſtes ihrer Lieblinge geweſen waren.

An dieſem Tage holten den Paſtor an der Kreuzkirche die Vorſteher der Sublaer-Neundorfer Gemeinde mit der feſtlich geſchmückten Jugend mit Fahne und Muſik von ſeiner Behauſung aus zu ſeiner in ihrer dortigen Kirche zu haltenden Schulpredigt ab.

Nach derſelben ging der Feſtzug, woran auch ein 84jähriger noch rüſtiger Greis Antheil genommen hatte, nach der Schule zurück, wo die Kinder geſpeiſet und getränkt wurden, und Nachmittags zu ihrer Beluſtigung Tanz Statt fand. Abends war ein frohes Mahl in dem daſigen Gaſthofe veranſtaltet, wobei auch der Armen gedacht wurde.

Nicht minder wurden auch in Suhl die Armen geſpeiſt, und die Kinder durch Spenden von Seiten einzelner Gewerke erfreut.

In dem Flecken Benshauſen, wurde ebenfalls ſchon am Vorabend nach Maßgabe der unterm 19. Mai erlaſſenen königlichen Cabinetsordre das Feſt eingeläutet, und am Feſtmorgen durch erhebenden Glockenklang begrüßt. Um acht Uhr wurde zum erſten Male zur Kirche geläutet, und die Schulen verſammelten ſich unter der Linde mit einer ſchönen Fahne, die ihnen zum Andenken dieſes Jubiläums der Kaufmann und Rittergutsbeſitzer Ernſt Anſchütz verehrt hatte, während ſich auch die Gewerke des Ortes mit ihren Fahnen und die königlichen Beamten mit dem Ortsgeiſtlichen, den ſchon erwähnten Superintendenten ꝛc. Dr. Holzapfel, in der Gerichtsſtube verſammelten. Es ordnete ſich ein großer und ſtattlicher Zug. Ihn führte der Cantor Merkel mit der ältern Knabenſchule unter Vortragung der Fahne, mit 8 Knaben, die als Aufſeher kleine Fähnchen mit Nationalfarben trugen. Dieſem ſchloß ſich Organiſt Grimm mit der ältern Mädchenklaſſe, und der Elementarlehrer Dreyhaupt mit den jüngern Schulkindern an. Hierauf das Muſikchor, die königlichen Beamten, der Ortsgeiſtliche, der Kaufmannsſtand mit Inbegriff der zahlreichen Weinhändler mit einer prächtigen neuen Fahne, das Fleiſcherhandwerk, der Fuhrmannsſtand, das Hufſchmied- und Wagnerhandwerk, alle mit neuen ſchönen Fahnen, zuletzt der Männerchor mit ſeiner Fahne und zwei Marſchällen. Unter der Linde, wo der Zug ſich ordnete, wurden die erſten Verſe des Liedes: Ein' feſte Burg ꝛc. geſungen, und dann ging unter Vortretung zweier Marſchälle der Zug in der angegebenen Ordnung vom Markt nach der ſogenannten Pfarrwieſe, wo der 2. Vers des Liedes geſungen wurde. Hierauf gieng der Zug durch mehrere Straßen des Ortes wieder unter die Linde, von wo derſelbe, nach Abſingung des 3. Verſes, ſich in die Kirche bewegte, in welcher während des Einzugs das Lied zu Ende geſungen und für die Aufſtellung der Fahnen am paſſenden Ort Sorge getragen wurde. Nach Aufführung einer Kirchenmuſik, und der gewöhnlichen Liturgie, hielt der Superintendent ꝛc. Holzapfel über den vorgeſchriebenen Text: Jeremias 15. 16 eine ergreifende Feſtpredigt. Den Gottesdienſt beſchloß nach dem Segen das Herr Gott dich loben wir, unter Inſtrumentalmuſik.

Im Nachmittagsgottesdienſt las der Cantor Merkel, da der Superintendent ꝛc. Holzapfel ſich zur Feſtpredigt nach Suhl begeben hatte, eine Reformationspredigt von Grobe zur Erbauung der Gemeinde ab.

Der zweite Tag des Feſtes war auch hier vorzugsweiſe für die Schuljugend beſtimmt und wurde faſt in ähnlicher Weiſe begangen, nur daß ſtatt des Liedes: Ein' feſte Burg, jenes: Nun danket alle Gott, in drei Abtheilungen geſungen wurde. In der Kirche redete Dr. Holzapfel am Altar über Markus 10. 14. „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“, und ermahnte die Gemeinde, dieſe dritte Reformationsſäcularfeier durch eine Stiftung zu verherrlichen, und der Männerchor trug den 82. Pſalm: Herr unſer Herrſcher, vor, worauf eine Katechiſation über die Bedeutung des Feſtes erfolgte und mit Gebet und Segen der Gottesdienſt beſchloſſen wurde.

Nach demſelben wurde den Kindern, die ſich in ihren Klaſſen verſammelt hatten, von der Gemeinde eine kleine Spende zu Theil.

Die Aufforderung zu einer Stiftung fand vollen Anklang, und es gingen ſchon unmittelbar nach der Kirche namhafte Beiträge ein, unter andern von Herrn Weinhändler Heinrich Werner ein Geſchenk von 50 Thalern.

Am Nachmittage dieſes Tages wurde in Anerkennung, daß die Filialgemeinde Ebertshauſen allen Feierlichkeiten, die während des Feſtes in Benshauſen ſtattgefunden, beigewohnt hatte, von der Benshäuſer Gemeinde beſchloſſen, derſelben in Proceſſion ihren Dank abzuſtatten, was auch geſchah und von der dortigen Gemeinde ſehr herzlich und dankbar aufgenommen wurde, indem ſolche mit dem Lehrer, und Vorſtehern nebſt der Schuljugend jener bis vor den Ort entgegen zog und ſie mit dem Liede: „Ach! bleib' mit deiner Gnade ꝛc.“ empfing und zur Kirche, welche die älteſte im Henneberger Kreiſe iſt, und alle 3 Säcular-Reformationsfeſte geſehen hat, führte. Hier angelangt, hielt nun nach Abſingung des Liedes: „Laß mich dein ſein und bleiben ꝛc.“ Superintendent Dr. Holzapfel eine vortreffliche Rede in Beziehung auf der Kirche Alter, Würdigkeit und ihrer in der neueſten Zeit erfolgten Ausſchmückung, was als ein ſchöner Schlußſtein des Ganzen anzuſehen war.

Als die Benshäuſer Gemeinde von Ebertshauſen zurück kam, wurde unter der Linde noch: Lob, Ehr und Preiß ſei Gott ꝛc. geſungen und von dem Cantor Merkel in einer kurzen Rede den Anweſenden Dank für ihre rege und herzliche Theilnahme abgeſtattet.

Während des Feſtes wurden auch in dieſem Ort die Armen nicht vergeſſen, und deren über 100 von verſchiedenen Familien geſpeiſt.

Für die betreffenden Landestheile des Herzogthums Meiningen erging ein Herzogl. Conſiſtorial-Reſcript, des Inhaltes:

daß nach einem genehmigten höchſten Reſcripte vom 14. November 1843 die dritte Säcularfeier der Einführung der Reformation in dem Hennebergiſchen den 25. und 26. Januar 1844 wie in den vorhergehenden Jahrhunderten feſtlich begangen und am 1. Tage bei feierlichem Gottesdienſte, wie früher über die Schriftworte Jeremias 15. 16. und Pſalm 67 gepredigt werden ſolle, während der 2. Tag mehr für die Schule beſtimmt ſein und in einem hauptſächlich für die Kinder berechneten Gottesdienſte, einer Feier in dem Gymnaſium und einem Kinderfeſte beſtehen ſolle —

an das Herzogl. Kirchen- und Schulenamt der Reſidenzſtadt.

Hierauf wurde vom geiſtlichen Miniſterium ein Directorium berathen und entworfen, und daſſelbe ſpäter nach der Anordnung des Herzogl. Conſiſtoriums in einer Conferenz mit der geſammten Schloß- und Stadtgeiſtlichkeit, ingleichen mit den Directionen des Gymnaſiums und der Realſchule vervollſtändigt.

In ähnlicher Weiſe wurde auch für die Diöceſen Waſungen und Themar die Feier berathen, und dann am 3. Sonntag nach Epiphania in den Kirchen abgekündigt.

In der Reſidenzſtadt wurden die für das Feſt beſtimmten „Lieder zur kirchlichen Feier des Hennebergiſchen Reformationsjubelfeſtes“ beſonders gedruckt, weil dieſelben im Geſangbuch theils ganz fehlen, theils nicht in ihrer urſprünglichen Ächtheit enthalten ſind. Es waren die Lieder „Ein' feſte Burg ꝛc. Komm heil'ger Geiſt ꝛc. Es wolle Gott uns gnädig ſein ꝛc. Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort ꝛc. (ſämmtlich von M. Luther) Ach bleib mit Deiner Gnade ꝛc. (von Joſua Stegmann) Nun danket Alle Gott ꝛc. (von Martin Rinckert) Komm, komm Du Licht in Gottes Pracht ꝛc. (von Chriſt. Friedr. Sachſe) Feſt ſteht zu Gottes Ruhme ꝛc. (von J. Andreas Cramer)“ und als Zugabe „Werth der evangeliſchen Katechismuslehre“ in dem Liede: „Die Verachtung giebt es Kindern heim ꝛc. (von Ernſt Woltersdorf).“

Am Mittwoch, den 25. wurde Nachmittag 4 Uhr zur Vorfeier das Feſt mit allen Glocken eingeläutet; ſämmtliche Schulanſtalten der Stadt zogen auf den Markt und bildeten dort einen großen Kreis; es waren weit über tauſend Schüler und Schülerinnen, und nun ertönte unter der feierlichen Begleitung von Blaſeinſtrumenten und Pauken das Lied: „Ein' feſte Burg ꝛc.“ Dieſer Vorfeier, an welcher auch die Geiſtlichkeit beider Kirchen Theil nahm, wohnten die höchſten Herrſchaften mit einem Theil des Hofſtaates auf dem Rathhauſe bei.

Den Feſtmorgen begrüßte ein Inſtrumentalchoral vom Thurme, und es wurde in drei Pulſen mit allen Glocken zum Gottesdienſt geläutet.

Beim Ausläuten zogen die ſtädtiſchen Schulen, wie die Privatinſtitute in feierlicher Proceſſion zur Kirche, woran ſich vom Rathhauſe aus die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat nebſt den Stadtälteſten anſchloß. Den Gottesdienſt, der auf die an hohen Feſttagen übliche Weiſe gehalten wurde, eröffnete eine Muſik durch die hieſige Liedertafel; der Altar war mit den Abendmahlsgeräthſchaften feſtlich geſchmückt, die Predigt vom Superintendent Schaubach wurde, wie in den frühern Jahrhunderten, über Jerem. 15. 16. gehalten und in ihr das Thema: „Was macht uns die heutige Feſtfeier zu einem ſo frohen Tage? erbaulich behandelt. (Die Predigt iſt im Druck erſchienen.) Beim Gebet wurde geläutet und ſämmtliche Glocken ſtimmten ein, als nach der Predigt unter Poſaunenbegleitung das Lied: „Ein' feſte Burg ꝛc." wieder ertönte.

In der Schloßkirche erſchienen auf höchſten Befehl die Staatsdienerſchaft in voller Uniform, das Militair in Kirchenparade.

Am Altare wurde das Gloria intonirt, worauf das Singechor reſponſirte, und hernach Händels Halleluja aufführte.

Am Epiſtelpult theilte der zweite Hofgeiſtliche zur Erläuterung der vorgeſchriebenen Pſalmſtelle und zur Erbauung jenen merkwürdigen Brief des vorletzten Fürſten von Henneberg, Wilhelm VII. an Kaiſer Karl V. mit, worin derſelbe eben ſo ehrerbietig und beſcheiden, als charakterfeſt und glaubensfreudig, die Annahme des Interims verweigerte, welcher Brief in Spangenbergs Hennebergiſcher Chronik, in der Quartausgabe S. 480 bis 483 Wort für Wort ſteht.

In der Feſtpredigt, welche ebenfalls im Druck erſchienen iſt, ſprach Hofprediger Dr. Ackermann im Betracht „anregender und begeiſternder Rückblicke auf die erſten Häupter und Gründer unſerer Hennebergiſchen Reformation“ über die Fürſten — die Geiſtlichen — und das Volk jener Zeit gewichtige und inhaltſchwere Worte.

Bei einer am Hofe Statt gefundenen Feſttafel brachte Herzog Bernhard Erich Freund von Sachſen Meiningen ꝛc. den ſchönen ſinnvollen Trinkſpruch aus:

> Daß die Segnungen der Reformation unverkümmert auf unſere ſpäteſten Nachkommen gelangen mögen!

Der Nachmittagsgottesdienſt wurde in beiden Kirchen in angemeſſener Weiſe begangen. In der Stadtkirche predigte Archidiaconus Calmberg über Pſalm 67, und hatte zum Thema: der dreifache Zuruf unſeres Jubelfeſtes:

1) Gedenke der Vergangenheit — und danke.
2) Beachte die Gegenwart — und prüfe.
3) Blicke in die Zukunft — und hoffe.

In der Schloßkirche predigte Hofkaplan Graf über denſelben Pſalm und das Thema: Der evangeliſche Geiſt zeige, daß er ſich als Glied einer großen Geſammtheit fühlt.

Der zweite Tag war hauptſächlich für Schulfeierlichkeiten beſtimmt. Beim Ausläuten begaben ſich ſämmtliche Schulen, die ſtädtiſchen ſowohl wie die höhern Lehranſtalten und die Privatinſtitute in die untern Räume der Kirche an die ihnen daſelbſt angewieſenen Plätze, während die übrigen Anweſenden die Emporkirchen einnahmen. Nach einem Geſange wurde eine Altarrede durch den Diaconus Müller an die Verſammlung gehalten, in welcher derſelbe ein Bild Luthers des Schulreformators entwarf, und dann beſonders den Gedanken hervorhob: Wie, wenn Luther in unſern Tagen als Schulviſitator erſchiene! Wonach würde er fragen und wie würde er es befinden? — Worauf mit Geſang und mit dem Segen geſchloſſen wurde. Im Ständeſaale des Herzogl. Reſidenzſchloſſes begingen um 11 Uhr deſſelben Tages das Gymnaſium und die Realſchule eine gemeinſame Feſtfeier, welche die höchſten Herrſchaften mit ihrer Gegenwart beehrten.

An dieſer Feier nahm die geſammte Geiſtlichkeit und ein zahlreiches Publikum Theil.

Nach dem Choral: Ein' feſte Burg ꝛc. ſprach der Conſiſtorial- und Schulrath Dr. Peter: Über das Verhältniß der Kirche zur Schule, dann der Direktor der Herzogl. Realſchule Knochenhauer: Über die durch die Reformation vermittelte Einheit der Kirche und der Schule. Hieran ſchloß ſich eine Rede des Realſchüler Hermann Schneider: Über die Einführung der Reformation in Henneberg; dann ſprach der Gymnaſiaſt Rudolph Heinze: Ueber die Verdienſte Herzog Ernſt des Frommen zu Sachſen und die Fortbildung der Reformation. Zum Beſchluß hielt Profeſſor Panzerbieter eine gemüthvolle Rede über die Wichtigkeit des Feſtes für das Gymnaſium. Mit dem Choral: Nun danket Alle Gott, wurde dieſer Feſtactus beſchloſſen.

Um allen Angehörigen der beiden Herzoglichen Schulanſtalten ein Andenken zu gewähren, beſtimmte der Herzog für jeden Lehrer, ſo wie für die beiden jungen Feſtredner die Höſlingſche Jubiläumsmedaille in Gold, und für jeden der übrigen Schüler beider Anſtalten in Bronze.

Des Nachmittags kamen die Kinder der ſtädtiſchen Schulanſtalten zuſammen, wobei die Lehrer zu denſelben in den verſchiedenen Abtheilungen nochmals über die Bedeutung des Feſtes ſprachen; in den obern Klaſſen wechſelten Deklamation und Katechiſation, zuletzt wurde der Geſang: Nun danket Alle ꝛc. angeſtimmt. Auf Veranſtaltung des Magiſtrats erhielt jedes Schulkind als bleibendes Andenken an dieſen Tag ein Exemplar der zu dieſem Endzweck hier gedruckten und mit einer hiſtoriſchen Einleitung verſehenen Augsburgiſchen Confeſſion; auch wurden die Kinder nach beendigter Feier mit Speiſe und Trank erfreut. Ähnliches fand auch in den Privatinſtituten Statt.

Eine Wittwe, Frau Hoflakirer Herrmann, ſtiftete ein Kapital an 125 Gulden rhn., deſſen Zinſen ſie zur Bekleidung einer armen im Chriſtenthum feſten Confirmandin der Schloßgemeinde beſtimmte.

Auch in den Meiningiſchen Dörfern wurde das Feſt ſchön und freudig begangen, ſo wie manche Stiftung gemacht. In Henneberg war die Kirche mit Tannenreiſig aufs ſchönſte decorirt. Die Gemeinde Bettenhauſen erfreute ihren Prediger, Pfarrer Dittmar, und ſeine Familie mit dem Ehren-Nachbarrechte.

In Waſungen wurde am Nachmittag des 24. Januar gegen 3 Uhr in drei Glockenpulſen das Feſt eingeläutet. Abends gegen 5 Uhr verſammelten ſich die Lehrer mit ihren Schulkindern, der Muſikchor und Viele aus der Bürgerſchaft vor dem Rathhaus, und ſangen unter Muſikbegleitung das Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.“ Am erſten Feſtmorgen mit Tagesanbruch fand in gleicher Weiſe Verſammlung Statt und man ſang unter Muſikbegleitung das Lied „Komm, komm du Licht in Gottespracht ꝛc.“ Beim erſtenmal Läuten zum Frühgottesdienſt verſammelten ſich der Bürgermeiſter und die Stadtverordneten auf dem Rathhaus, der Geſangverein in ſeinem Local, die Schulkinder in den Schulen und die Zünfte in den Häuſern ihrer Obermeiſter. Beim zweitenmal Läuten zogen die Zünfte mit ihren Fahnen, die Bürger mit ihrer Fahne, die Burſchen mit ihrer Fahne und die Mädchen auf den Markt, wo 4 Feſtordner einen weiten Kreis bilden ließen, in denſelben zogen die Schulkinder mit ihren Lehrern und bildeten ebenfalls wieder einen Kreis, in deſſen Mitte der Geſangverein mit ſeiner Fahne, der Muſikchor und zuletzt die Geiſtlichkeit einzog. Als Eingang der Feier auf dem Markt, wurde vom Geſangverein die Hymne „Der Herr iſt Gott" aufgeführt, dann wurde das Lied 574 des alten Meininger Geſangbuchs: „Wir Menſchen ſind ꝛc. V. 1 und 2. geſungen und zugleich unter Begleitung der Muſik in die Kirche gezogen; erſt die Schulkinder mit ihren Lehrern, die Burſchen und Mädchen, dann die Geiſtlichkeit, der Muſikchor und Geſangverein, der Stadtrath, die Zünfte, die Bürger außer den Zünften. Die Fahnen der Zünfte, der Bürger und Burſchen wurden in Reihenfolge ohnweit dem Altar, auf welchem 2 Wachskerzen brannten, aufgeſtellt; nach dieſem nahm der Gottesdienſt ſeinen Anfang, und wurde in folgender Weiſe abgehalten:

I. geſungen a) 230 des alten Meingiſchen Geſangbuchs: Allein Gott ꝛc.

b) nach der Liturgie 664 Ach! bleib mit deiner Gnade ꝛc.

II. gepredigt über Jeſaiae 15, 16: Der Zuruf des Jubelfeſtes: „Haltet feſt am Worte des Herrn; denn wir haben es durch die Reformation

1) empfangen

a) als Geſchenk aus Gottes Hand b) als die Frucht des ſauern Schweißes unſerer edelſten Vorfahren c) auf immer für alle Zukunft.

2) es iſt unſers Herzens Freude und Troſt —

a) das bezeugen die Edelſten unſers Geſchlechts, beſonders aus der Zahl der Reformationsfreunde;

b) nur darum haben ſie ihm bereitwillig jedes, auch das ſchwerſte Opfer gebracht;

c) nur ſein Segen bleibt, wenn alle irdiſche Herrlichkeit vom Strom der Zeit verſchlungen wird.

3) dazu verpflichtet uns unſer Name (Proteſtanten)

a) was dieſer Name bedeute;

b) daß er ein guter, ja der beſte Name ſei;

c) daß wir mit ihm uns ſelbſt aufgeben, zu tiefer Schmach erniedrigen würden;

d) daß wir ihn nur durch Feſthalten an der Sache, der wir ihn verdanken, erhalten können.

III. geſungen: 577 Wir danken dir ꝛc.

IV. Collecte und Segen, womit der Gottesdienſt geſchloſſen wurde.

Nach dem Gottesdienſt wurde wieder auf den Markt gezogen, und die Stellung von den 4 Feſtordnern eben wieder ſo wie früh genommen; hierauf wurde das Lied „Nun danket Alle Gott ꝛc.“ von der Verſammlung geſungen, worauf dieſelbe auseinander ging.

Nachmittag predigte Diaconus Meſſert über den vorgeſchriebenen Text Pſ. 67.

Thema: Wie werden wir die dritte Jubelfeier der bei uns eingeführten Kirchenverbeſſerung würdig begehen?

Lieder: Eine feſte Burg ꝛc.
577 Wir danken ꝛc. 1 — 2
973 Sei Lob und Ehr ꝛc. 7 — 9.

Am Morgen des zweiten Feſttages verſammelten ſich beim zweiten mal Läuten die Schulkinder in ihren Schulen, die Bürgerſchaft in der Umgebung der Schulen; beim dritten mal Läuten zogen die Schulkinder, von ihren Lehrern geführt, und die Bürgerſchaft in die Kirche; es wurde

1) geſungen: 579.
2) kurze Altarrede über Pſ. 126, 3: Der Herr hat Großes an uns gethan, deß ſind wir fröhlich.
3) Katechiſation des Rectors mit den Schülern des Rectorats über die kirchlichen Mißbräuche, Vorbereitung der Reformation — Einführung derſelben in dem Hennebergiſchen.
4) geſungen: 566. Ein' feſte Burg ꝛc. V. 1 — 2 von den Schulkindern allein, 4ſtimmig, V. 3 — 4 mit Einſtimmung der Gemeinde.
5) Collecte, Segen zum Schluſſe. —

Nach beendigtem Gottesdienſt zogen die Schulkinder, ebenfalls von ihren Lehrern geführt, und die Gemeinde auf den Markt, hier wurde das Lied geſungen „Nun danket All' und bringet Ehr ꝛc.“ Nach dieſem zogen die Schulkinder wieder in die Schule, wo ein Jedes auf Koſten des Stadtraths eine Bratwurſt und Semmel erhielt. Um 2 Uhr Nachmittags verſammelten ſich die Schulkinder wieder in ihren Claſſen; der Muſikchor holte ſie ab, führte ſie, von ihren Lehrern begleitet, unter Muſik durch die Straßen, zuletzt verſammelten ſie ſich wieder vorm Rathhaus und ſangen Claſſe um Claſſe Schullieder.

Auch in der Diöces wie in der Stadt Themar wurde das Jubelfeſt auf eine ſehr feierliche und wahrhaft erhebende Weiſe mit der allgemeinſten freudigſten Theilnahme begangen.

Schon der 24. Januar war ein wahrer Rüſttag, und wer durch die Straßen wanderte, ſah beſonders die Jugend emſig beſchäftigt, den Kirchweg und die Räume um die Kirche wie das Innere derſelben mit Tannenbäumchen, mit Kränzen aller Art, und zum Theil recht ſinnig gewundenen, auszuſchmücken. Am Mittage des 24. Januars von 12 bis halb 1 Uhr ſang auf dem Markte der Männerchor unter Begleitung von Inſtrumenten und bei Glockengeläute das Lied: „Nun danket Alle Gott ꝛc.“ Am Morgen des 25. Januars weckte ein Choral vom Thurme, durch das Muſikchor abgeblaſen, die Bewohner der Stadt zur Feſtfeier. Um halb 10 Uhr wurde vom Rathhauſe aus unter Glockengeläute in Prozeſſion in die Kirche gezogen. Dieſe, merkwürdig durch ihr Alter und mehrere ſehr wohlerhaltene und intereſſante Kunſtwerke des Mittelalters, war herrlich mit Kränzen und Guirlanden ausgeſchmückt, ſowie vor den Kirchthüren, vor der Rathhausthüre, und an mehrern Orten der Stadt friſche Tannenbäume, von Guirlanden und Kränzen umhangen, von kleinen Fahnen und

Bandſchleifen geſchmückt, gepflanzt waren. Die ſämmtlichen Schulkinder, geleitet von ihren Lehrern, eröffneten den Zug, der außerdem von den Geiſtlichen, den Civilbeamten der Stadt, dem Gemeinderath und dem uniformirten Schützenchor mit Fahnen, in Begleitung zahlreicher Bürger und Landleute gebildet wurde. Nach abgehaltenem Frühgottesdienſte wurde von beiden Männerchorgeſangvereinen Mittags 12 Uhr auf dem Markte das Lied: „Ein' feſte Burg ꝛc.“ geſungen.

Beim Nachmittagsgottesdienſt trug der ältere Geſangverein allein durch Aufführung einer trefflichen Motette zur Erhöhung der Feier bei.

Als derſelbe beendigt war, ſammelte ſich eine anſehnliche Honoratioren-Geſellſchaft im Rathsſaale, wo am Abend ein heitres Feſtmahl, dem ein Ball folgte, die Feier des Tages beſchloß. —

Am 26. Januar zogen die ſämmtlichen Schulkinder der Stadt in Prozeſſion und unter Glockengeläute über den Markt und in die Kirche. Kaum war dieſer Zug vorüber, als auch ſchon die Schulkinder von Tachbach und Ehrenberg mit ihren Fahnen und unter Begleitung eines Muſikchors und des größern Theils der Bewohner von den genannten Orten durch die Stadt und zur Kirche zogen. Es wurden die frohen feſtlich geſchmückten Dorfkinder beim Weggang aus der Kirche mit Muſik empfangen und heim begleitet. Die Ehrenberger hatten beſonders noch eine Fahne, und der Schulze mit den Älteſten ſchöne Kränze mit fliegenden Bändern am rechten Arm, die von den Kindern ihnen dargebracht waren.

Der Gottesdienſt wurde nach hoher Vorſchrift ganz für die Schulkinder eingerichtet und abgehalten. Von 12 Uhr Mittags an hielten die Themarer Schulkinder unter Begleitung des ſtädtiſchen Muſikchores Umzüge durch die Stadt, und begaben ſich zuletzt in das Rathhaus, wo ihnen nach Veranſtaltung des Gemeinderathes Bier und Semmeln verabreicht und eine Tanzbeluſtigung zu Theil wurden. In ähnlicher und zum Theil ganz gleicher Weiſe iſt's auch auf den Dörfern der Diöces gehalten worden. Und ſo hat dieſe Feier gewiß viel beigetragen, das Bewußtſein der proteſtantiſchen Gemeinſchaft zu wecken, und den Gemeinden neue Liebe zur evangeliſchen Kirche einzuflößen.

In den Großherzogl. S. Weimar-Eiſenachiſchen Landen war die Feier für die Diöceſen Ilmenau, Oſtheim und Kaltenordheim angeordnet*), wo dieſelbe ebenfalls am 3. Epiphanienſonntag von den Kanzeln abgekündigt wurde, und wo dieſelbe in folgender Weiſe Statt gefunden hat.

---

*) Oben S. 334 muß es Zeile 17 heißen: Ilmenau 6 Parochien in 9 Kirchen, Diöces Lichtenburg zu Oſtheim, 4 Parochien in 5 Kirchen, und Diöces Kaltennordheim 8 Parochien in 17 Kirchen.

In Ilmenau**) bewegte ſich mit dem Ausläuten, nachdem zuvor ein Choral geblaſen und dann das vorgeſchriebene Lied angeſtimmt worden war, ein feierlicher Zug vom Rathhauſe an in der Weiſe, daß die Schuljugend mit ihren Fahnen voranzog, ihre Lehrer zur Seite, hierauf das Muſik- und Adjuvantenchor, dann die Geiſtlichkeit, Amts- und Stadt- und ſonſtige Behörden, die herrſchaftliche Bergknappſchaft von Kammerberg, nebſt ihrem Vorgeſetzten und Schichtmeiſter, mit einer Fahne nachfolgte, und wer ſich hierauf freiwillig anſchloß. Mit dem Einzug in die Kirche begann die Orgel und hierauf wurde das Lied 99: Komm heiliger Geiſt; dann Gloria vor dem Altar geſungen, worauf der zweite Vers des Liedes 11: Wir loben, preiſ'n, anbeten dich ꝛc. anhob. Nach Intonation, Collecte und Vorleſen des Pſalm 67 begann die Kirchenmuſik, die aus einer Arie und aus einer Mozart'ſchen Hymne beſtand. Auf das Hauptlied 111: Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc. folgte die Jubelpredigt des Superintendenten ꝛc. Schmidt, welche im Druck erſchienen iſt, nachdem als Kanzellied der 1. Vers des 360. Liedes: Unſern Gott, den Gott der Ehre ꝛc. angeſtimmt worden war. Der würdige Redner wählte das Thema: Die Einführung der Reformation

---

**) Die Feierlichkeit in der ganzen Diöces Ilmenau iſt in der Schrift vom Super. Schmidt (ſiehe unten) ausführlich beſchrieben.

im Henneberg ſei, als ein hochheiliger Gewinn, unſers Mundes Rühmen, unſers Herzens Freude, unſers Lebens Halt, und in alle Zukunft unſer Troſt. Daran ſchloß ſich ſogleich nach dem Gebete und dem 8. Verſe des Lutheriſchen Liedes 134: Ob bei uns iſt der Sünde viel ꝛc. die Beichtrede des Oberpfarrers und die allgemeine Beichte und Abſolution, hierauf, nachdem das Lied 123: Schaffe in mir Gott ꝛc. und auf das Vaterunſer, 63: Chriſte, du Lamm Gottes ꝛc. von der Gemeinde und die Weihworte geſungen waren, die öffentliche Kommunion, während die Lieder 322: Es woll' uns Gott genädig ſein ꝛc. und 119: Laß mich dein ſein und bleiben ꝛc. ertönten. Zur rechten Seite des Altars war das Bildniß des Grafen Poppo, Bruders von Georg Ernſt, aufgeſtellt, eines Wohlthäters von Ilmenau.

Der nachmittägige Gottesdienſt ward mit dem Liede Luther's 100: Komm heiliger Geiſt, Herre ꝛc. angefangen, ein Chor mit Muſik aufgeführt, hierauf 127, V. 3. u. 4.: Der Frevler mag die Wahrheit ꝛc. angeſtimmt, vom zweiten Stadtgeiſtlichen gepredigt und mit 362: Nun danket Alle Gott! geſchloſſen. Der Text dieſer Predigt war Pſalm 67, und ihr Hauptgedanke die Frage: Wozu müſſen wir durch die heutige Jubelfeier uns veranlaßt fühlen?

Des andern Morgens früh 10 Uhr zog die Schuljugend feſtlich unter Geläute und während des Geſanges 294: Lobe den Herrn, meine Seele ꝛc. vom Markte aus, in die Kirche, umſtellte den Altar mit ihren Fahnen, von wo aus, nach dem Liede 110: Ach bleib' mit deiner Gnade, letztgenannter Geiſtlicher eine Rede über die Wichtigkeit der Reformation für die chriſtliche Jugend und deren Bildung hielt. Die Schuljugend beſchloß ihren Zug zum Marktplatz, dort angelangt, mit dem 3. Verſe des Liedes 302: Lob, Ehr' und Preis ꝛc., und wendete ſich dann ihren Klaſſen zu, wo die Lehrer die Feierlichkeit mit einem Gebete beſchloſſen und die Kinder mit einer Erquickung beſchenkt wurden. Außerdem hatte die ſtädtiſche Behörde eine der Suhlaer Denkmünzen in Silber der Kirche verehrt, jeder Schule eine ſolche in Bronze, und 6 Dutzend liniirte und 4 Dutzend nicht liniirte Schreibbücher, 17 Exemplare des Landeskatechismus und 25 Halliſche Bibeln, gebunden, freundlichſt zuerkannt. Frauen und Jungfrauen der Stadt und eingepfarrten Ortſchaften wurden eingeladen, unter ſich eine Kollekte zu bewerkſtelligen, um von dem Ertrage eine paſſende Bekleidung des Altars, der Kanzel und des Taufſteins ſpäteſtens bis zum nächſten Konfirmationstage anzuſchaffen. Mit großer Willigkeit wurde beigeſteuert, ſo daß ſich die Summe auf 47 Thaler 12 Sgr. beläuft. Von den milden Gaben, welche den erſten Feſttag in die Kirchkäſten gelegt waren, wurde einigen ſtillen Armen ein froher [illegible]

Tag bereitet. Zur Umwandelung der Beichtgebühren ward von Seiten der Geiſtlichkeit die Hand geboten.

Ähnliche Feierlichkeiten waren auch in den übrigen Landgemeinden angeſtellt worden und iſt nur noch zu erwähnen, daß die Seelſorger derſelben über die früher vorgeſchriebenen Texte, zuerſt über Epheſ. 1, 3. und zum zweiten Mal über Epheſ. 5, 8., 9. gepredigt haben, während die Stadtgeiſtlichen die ſpäter zugeſendeten Texte benutzten.

In Oſtheim fand die Feier des Reformationsjubelfeſtes in folgender Weiſe Statt. Am Nachmittage des 24. Januar gegen 4 Uhr erfolgten von dem maleriſch über der Stadt gelegenen alten Hennebergiſchen Bergſchloſſe Lichtenburg drei Karthaunenſchüſſe, worauf in der Stadt das Geläute aller Glocken in drei Pulſen begann, während das Schießen fortdauerte. Ebenſo wurde der erſte Feſttag begrüßt, und zugleich erklangen von Muſikinſtrumenten Choralmelodien proteſtantiſcher Feſtlieder. Nach dem dritten Ausläuten begann der Gottesdienſt in der an hohen Feſttagen üblichen Ordnung. Die Liedertafel ſang vor der Predigt das **Te Deum laudamus** von Schicht. Die in Druck gegebene Feſtpredigt hielt über den vorgeſchriebenen Text der Pfarrer und Diöceſan Vicar Auguſt Schramm, und wird den Ertrag derſelben dem zu begründenden Fond eines ſtädtiſchen Krankenhauſes widmen. Nach der Predigt ward das heilige Abendmahl geſpendet. Der Nachmittagsgottesdienſt war dem an hohen Feſttagen gleich.

Das Jubelfeſt des zweiten Tages verſammelte unter Glockengeläute die Schulkinder, worauf in Begleitung der Geiſtlichkeit und der Lehrer die drei Knabenklaſſen und die Mädchenſchule in die Kirche zogen und im Schiff derſelben die vorderſten Bänkereihen einnahmen. Das Lied: Komm heiliger Geiſt, begann die Feier, und darauf ſang die Liedertafel einen Feſthymnus von Bernhard Klein. Nun ſangen die Kinder, an der Zahl 400, ohne Orgelbegleitung Vers 1 bis 4 des Liedes: Ach bleib mit deiner Gnade, dann hielt Pfarrer Schramm eine kurze Rede, und Rector Ortmann ein kurzes Examen über die Geſchichte der Reformation und die geſchichtliche Bedeutung und Bedeutſamkeit dieſer Feier. Dann ſangen die Kleinen das Lied am Gedächtnißtage Luthers, in welches die Gemeinde einfiel, worauf die Liedertafel die Feier mit einem Lobgeſang beſchloß, und die Kinder im Zuge nach den Schulen zurückkehrten. Um 1 Uhr ertönte wieder feſtliches Geläute das die Kinder abermals in ihre Klaſſen rief. Der Zug ordnete ſich vor dem Schulhauſe und der Superintendentur, und ſchritt unter Glocken- und Blasinſtrumenten-Begleitung des Liedes: Ein' feſte Burg, das Muſikchor und die Geiſtlichkeit voran, feierlich durch die Straſſen, wo an mehreren Stellen Halt gemacht und ein Liedervers geſungen wurde. Am Rathhauſe wurde mit dem Liede: Nun danket Alle Gott, geſchloſſen, und es empfingen im Rathhausſaale die Mädchen, die Knaben in ihren Schulklaſſen

Kaffee und Brätzeln; dann wurden die Knaben mit Muſik auf das Rathhaus abgeholt, wo ſich die Jugend im Beiſein der Lehrer bis zum Einbruch der Dämmerung, ſchuldlosheiterm Vergnügen hingab.

In Kaltennordheim war die Jubelfeier Folgende: Am 24. Januar Nachmittags 3 Uhr wurde, zum Zeichen, daß der Feſttag nahe, in 3 Zwiſchenräumen geläutet und in jedem Zwiſchenraum von dem Muſikchor die Melodie des Liedes „Eine feſte Burg ꝛc.“ geblaſen.

Den 25. Jan. früh, vor dem Anbruch des Tages, ſammelten ſich die Horniſten auf dem Hof des Schloſſes, das einſt die Grafen von Henneberg auch bewohnt, und verkündeten durch das Blaſen einiger Choräle den Anfang des Feſtes. Dieſes wiederholte ſich auf dem Markt vor dem Rathhauſe und vor der Kirche. Als der Tag grauete durchzog volle Janitſcharen-Muſik die Straßen des Orts und erweckte die etwa noch Schlafenden. Hierauf folgte volles Geläute mit allen Glocken. Gegen 7 Uhr erſchien die dortige Liedertafel vor dem Schloß und auf dem Markt und erfreute durch einige gut gewählte und vorgetragene, auf die Feier des Tages paſſende, Arien die ſich verſammelnden Bürger. Gegen 9 Uhr zogen die Knaben und Mädchen, aus der Rector- und Organiſten-Schule, geführt von dem Superintendent Geilfuß und den beiden Lehrern Rector Dolch und Organiſt Helmbold, im Feſtſchmuck, paarweiſe auf den Schloßhof. Ihnen voran ging das Muſikchor. Hier wurde dieſer Zug von dem Dirigenten des Juſtizamtes, den Actuaren, Regiſtratoren, dem Rentamtmann und Förſter empfangen. Nachdem ein Lied geſungen worden war, und ſich ein Kreiß, ſowohl von den Kindern, als den Erwachſenen gebildet hatte, hielt der Superintendent eine kurze Feſtrede, worauf ſich der Zug, voran das Muſikchor, paarweiſe geordnet, unter dem Geläute aller Glocken zur Kirche in Bewegung ſetzte Nachdem die gut gewählten Lieder und die paſſende und gut vorgetragene Muſik die Herzen aller Anweſenden recht feierlich geſtimmt hatte, hielt der Superintendent die Jubelpredigt über den Text Epheſ. 1, 3. „Gelobt ſei Gott ꝛc.“ und gab eine kurze Ueberſicht, über die Geſchichte der Reformation im Amte Kaltennordheim, ſowie über das Wirken der Geiſtlichen und Lehrer. Am Nachmittag wurde abermals Gottesdienſt gehalten und über Epheſ. 5, 8. 9. gepredigt, und dieſer Tag mit der größten Ruhe und Stille beſchloſſen.

Den 26. Jan. Vormittags 10 Uhr verſammelte ſich die Schuljugend in ihren Lehrzimmern, wurde dort von dem Juſtizbeamten und Superintendenten ſowie von dem Stadtrath und den Kirchenälteſten, abgeholt, und in Begleitung der Lehrer, unter dem Geläute der Glocken und dem Schalle der Muſik aufs Rathhaus geführt, wo eine große Anzahl von Erwachſenen bereits verſammelt war. Nachdem einige Liederverſe geſungen waren, hielt der Superintendent eine

Rede, nach deren Beendigung der Rector Dolch über das Weſen und die Vortheile der Reformation recht freiſinnig, gemüthlich und ergreifend ſprach. Ein Schulknabe ſprach ein Gebet und der Geſang einiger Liederverſe machte den Schluß. Hierauf wurden den Kindern einige Ergötzlichkeiten gereicht und ein Tanz geſtattet. Abends gegen 5 Uhr wurden ſie entlaſſen, und durch Muſik das Zeichen gegeben, daß ſich nunmehr auch die erwachſenen Burſche und Mädchen freuen könnten. Ein Tanz, an welchem auch Verheirathete Antheil nahmen, Muſik und Geſang beſchloß dieſes Feſt, welches die Honoratioten, Bürger und die Jugend, einträchtig, als ein wahres Volksfeſt, feierten.

Ein ſchönes Zeichen der Zeit ergab ſich faſt überall durch das bereitwillige Mitwirken der Liedertafeln zu dieſem religiöſen Feſte.

Wir ſchließen die Beſchreibung dieſer Jubelfeſtfeier, mit der Bitte um Entſchuldigung des mancherlei Mangelhaften in derſelben, da die Nachrichten nur fragmentariſch eingingen, während der Druck dieſer letzten Bogen beſchleunigt werden mußte. Vielleicht findet ſich ein Mann, welchem Neigung und Muße vergönnen, den Nachkommen dieſe ſeltne Feier ausführlicher und mit Berückſichtigung jedes Hennebergiſchen Einzelortes zu ſchildern.

Es wolle der Wunſch und Spruch unſers geliebten Landesvaters, des Herzogs Bernhard Erich Freund zu Sachſen, der vor allen übrigen „Fürſten von Henneberg“ mit den Seinen perſönlichen Antheil an dieſem Feſte genommen, ſich unter dem Schutze und der Gnade des Allmächtigen erfüllen: „Daß die Segnungen der Reformation unverkümmert auf unſre ſpäteſten Nachkommen gelangen mögen!“

6.

Ueberſicht

der

durch das Hennebergiſche Reformations-Jubiläum

hervorgerufenen

Schriften, Denkmünzen und Bilder.

I. Schriften.

1) Die Verbreitung und Einführung der Kirchenreformation in der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, dargeſtellt von J. G. Sauer, Pfarrer zu Bachdorf. Schleuſingen, 1843.

2) Kleine Feſtgabe für die Jugend zum Andenken der dritten Jubelfeier der evangeliſchen Kirchenreformation im Hennebergiſchen, von Ernſt Heß. Schleuſingen, 1844.

3) Die Augsburgiſche Confeſſion, angenommen in der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, neugedruckt zur dritten Säcularfeier am 25. und 26

Januar 1844. Meiningen, 1844. (Die Redaktion beſorgte Diaconus Müller daſ. und es wurde die Schrift für die Gemeinde der Reſidenzſtadt beſonders aufgelegt.)

4) Lieder zur kirchlichen Feier des Hennebergiſchen Reformationsjubelfeſtes. Meiningen, 1844.

5) Predigt zur dritten Jubelfeier der Hennebergiſchen Reformation am 25. Januar 1844 in der Hofkirche zu Meiningen gehalten von **Dr. E.** Ackermann. Meiningen 1844. (Voran ſteht: Ein offener Brief an die Bewohner der ehemaligen Grafſchaft Henneberg.)

6) Predigt zur dritten Jubelfeier der Hennebergiſchen Reformation am 25. Januar 1844 in der Stadtkirche zu Meiningen gehalten von E. Schaubach, Superintendent. Meiningen 1844.

7) Dritte Jubelfeier der Hennebergiſchen Reformation den 25. und 26. Januar 1844 in der Diöces Ilmenau nebſt Predigt und Chronick von F. A. Schmidt, Superintendent und Oberpfarrer zu Ilmenau. Daſelbſt 1844.

II. Denkmünzen.

1) Medaille in Gold, Silber, Bronze und Zinn vom Hofgraveur und Senator Tubal Höfling in Suhl.

Avers. Das rechts gekehrte barhäuptige, bärtige Bruſtbild Georg Ernſts, mit gefalteter Halskrauſe und im Harniſch. Umſchrift **GEORG ERNST FÜRST VON HENNEBERG.**

Revers. Das in vier Felder getheilte Henneberg-Schleuſinger Wappen, in zwei Feldern die Henne auf dem Berge, und in den zwei andern das Wappen des Burggrafthums Würzburg, ein halber Doppeladler über acht Schachfeldern. Auf dem einen Helm die Zier einer Jungfrau ohne Arme mit einem Zopf, auf dem zweiten ein Hut mit zwei Rohrkolben. Umſchrift **DRITTES HENNEBERG. REFORMATIONS - JUBILAEUM. MDCCCXLIV.**

Dieſe Medaille, in der Größe eines preußiſchen Drittelthalerſtücks, in Gold 4 Dukaten ſchwer, iſt ein treffliches Kunſtwerk. Das Portrait iſt nach dem in Schleuſingen befindlichen Denkmal, nach Oelgemälden und Thalern des Fürſten Georg Ernſt ſehr ausdrucksvoll modellirt; das Wappen iſt ungemein ſcharf und reinlich wieder gegeben. Die Horizontalſtriche der vier Schachfelder im burggräflichen Wappen haben hier keine heraldiſche Bedeutung, ſonſt müßten ſie verticale ſein, da dieſe Felder roth und weiß tingirt ſind. Es wurden in den verſchiedenen Metallen über 1400 Stück abgeſetzt.

2) Wiederholung dieſer Medaille in Zinn, durch den Zinngießer Heidenreich in Suhl.

Avers wie vorige,

Revers. Wappen und Schrift wie vorige, nur die Jahrzahl mit deutſchen Ziffern.

Die Münze hat die Größe eines Thalerſtücks, der Wappenmantel iſt einfacher, und bei weitem minder kunſtvoll, wie auf der vorigen. Sie iſt gegoſſen, und es fehlt ihr an Schärfe. Man kann ſie nur als ſchlechte Nachahmung bezeichnen.

3) Medaille in Zinn.

Avers. Unter einem ſtrahlenden Dreieck ein runder Altar, auf welchem die Bibel aufgeſchlagen liegt. Am Altar eine Henne auf dem Berge.

Revers. DRITTE SECULARFEIER DER EINFÜRUNG DER REFORMATION IN HENNEBERG. 1844.

Auch dieſe Münze iſt nur gegoſſen. Größe eines rheiniſchen Guldenſtücks.

4) Medaille in Zinn.

Avers. Embleme des Chriſtenthums, ein Abendmahlskelch, eine Patene, die Bibel ꝛc. Umſchrift: SEI GETREU BIS IN DEN TOD SO WILL ICH DIR DIE KRONE DES LEBENS GEBEN.

Exergue. REFORMATIONSFEIER 1844.

Revers. DRITTE SECULARFEIER DER REFORMATION IN HENNEBERG. DEN 23. IAN. 1844.

Dieſe Münze iſt gut geprägt, aber der Avers iſt von einer frühern Looſiſchen Medaille entlehnt, und im Bezug auf das Datum der Feier iſt dem Verfertiger ein Irrthum begegnet.

III. Bilder.

1) Das Portraitbild Fürſt Georg Ernſts vor dieſem Taſchenbuch, oben ſchon erläutert, iſt als hervorgerufen durch das Jubelfeſt, zu betrachten. Stahlſtich in Konturen.

2) Portraitbild Dr. Martin Luthers. Lithographie; in einem gothiſchen Bogen die Worte: **Zur Erinnerung an die dritte Säcularfeier des luther. Glaubensbekenntniſſes in den Henneb. Landen, den 25. Jan. 1844.**
Unten einige chronologiſche Daten mit Bezug auf Luthers Leben.

8 XXV 07

Hiſtoriſch = ſtatiſtiſches

Taſchenbuch

für

Thüringen und Franken.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein und Georg Brückner.

Zweiter Jahrgang

1845.

Meiningen.
In der Keyßner'ſchen Hofbuchhandlung.

8 : XV, [illegible]

Vorwort.

Indem wir den Freunden der Geſchichte dieſen zweiten Jahrgang unſers hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Taſchenbuchs übergeben, ſprechen wir unſern Dank aus für die demſelben vielfach gewordene Anerkennung, und den Wunſch, daß das darin niedergelegte Material nicht minder reichhaltig und entſprechend befunden werden möge, wie der Inhalt des erſten Jahrgangs.

Die Fortſetzung der Geſchichte des Herzogthums Meiningen von **Brückner** mußte vorerſt einem ſpätern Jahrgang vorbehalten bleiben, da die Erforſchung derſelben noch manches ſchwierige Studium der Quellen aus den frühern Jahrhunderten und deren ſorgſame Prüfung erheiſcht. Daſſelbe iſt der Fall mit der Fortſetzung der Geſchichte Altenſteins von Dr. E. Rückert und mit der in der Ankündigung des zweiten Bandes verſprochenen urkundlichen Geſchichte des zerſtörten Hennebergiſchen Schloſſes Habichtsburg bei Meiningen, von Bechſtein.

Der ſchätzbaren Arbeit unſers Freundes, des Herrn Profeſſor Bernhardi über die Salzunger Saline ꝛc., welche auch als ein Separatabdruck aus unſerm Taſchenbuche erſchien und als ſolcher bei der Badedirection in Salzungen zu haben iſt, gedenken wir im nächſten Jahrgang eine documentale Geſchichte des dortigen Salzwerkes anzureihen.

Meiningen im Auguſt 1845.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Beiträge zu einer hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Skizze der Saline und des Soolbades zu Salzungen, von Profeſſor **M. Bernhardi** . . . . S. 3.
Disbarg und die Heimath der Franken, von **G. Brückner** . . . . . . = 109.
Die Bauernhochzeit im Hennebergiſchen, von **demſelben** . . . . = 153.
Das Geſchlecht der Herren von Marſchalk in genealogiſcher Hinſicht, von **demſelben** . . . . = 181.
Einige hiſtoriſche Angaben, von **demſelben** . . . . = 201.
1) die Stiftungszeit des Kloſters Waſungen.

2) Der Stifter des Kloſters zu Sinnershauſen.
3) Die angebliche Schlacht bei der Wüſtung Fladenheim.
4) Die Bevölkerung mehrerer Meininger Orte während der letzten 210 Jahre.
5) Die Grafen Erſo und Chriſtan und die Frauen Cunihilt und Emhild.

Hiſtoriſche Mittheilungen, von **Ludwig Bechſtein**.

1) Die Bevölkerung der Stadt Hildburghauſen im Jahr 1412 . . . S. 221.
2) Ein fränkiſches Ritterbündniß und eine große Turnirgeſellſchaft . . . . = 230.
3) Der Kirchenſchatz des St. Egydienſtifts zu Schmalkalden . . . . = 246
4) Die ſieben und zwanzig Artikel des Raths und der Bürgerſchaft zu Arnſtadt im Bauernkriege . . . . . . = 264.
5) Atterode . . . . = 277.

Beiträge

zu

einer hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Skizze

der

Saline, und des Soolbades zu Salzungen.

Von

Prof. A. Bernhardi.

Geſchichtliches.

Die Saline zu Salzungen iſt ohne Zweifel eine der älteſten in unſerem deutſchen Vaterlande. Schon in einer Urkunde Karls des Großen vom Jahr 775 wird ſie genannt und zwar auf eine Weiſe, welche einen geregelten Betrieb derſelben vorausſetzt*), was wohl als ein ſicherer Beweis angeſehen werden darf, daß die dortigen Salzquellen weit früher bekannt und benutzt waren. Der Brunnenſchacht der, wahrſcheinlich zuerſt bekannten und benutzten Quellen (des Stadtbrunnens) ſteht, nach ſicheren Angaben bis zu einer Tiefe von 15', in einem Hügel lockeren Schuttlandes, welches mit Aſche, Kohlen, halbverbrannten Überreſten von Holz u. dgl. durchmengt iſt, — eine Erſcheinung, die dafür zu ſprechen ſcheint, daß hier einſt die in der bekannten Stelle des Tacitus (Annal. XIII. 57) erwähnte Methode der Salzgewinnung (durch Übergießen der Soole auf brennende Holzſtöße — **super ardentem arborum struem**) üblich war, wenn auch eine, dieſes beſtätigende Sage, welche in Salzungen herrſcht, wohl ohne Zweifel neueren Urſprungs iſt. Die mehrfach angeregte Frage, ob Salzungens Soolquellen diejenigen ſeyen, auf welche ſich die erwähnte Stelle des Tacitus zunächſt bezieht, nämlich diejenigen, um welche die Hermunduren und Catten kämpften, dürfte wohl noch lange ihrer endlichen Entſcheidung entgegenſehen.*)

---

*) Vgl. Jahrg. I. (Geſchichte des Herzogth. Meiningen von G. Brückner). p. 223 nota., wo die betreffende Stelle der Urkunde abgedruckt iſt.

Im Jahre 1321 erhielt die Pfännerei zu Salzungen von Heinrich, Abt zu Fulda, ihr erſtes Privilegium. Das Salzwerk, welches ſeitdem von dieſer Corporation im Betriebe erhalten wurde, das ſogenannte alte Werk, erhielt bis auf die neueſte Zeit (1842) die nöthige Soole aus zwei oder drei Brunnen, nämlich

1) dem ſchon erwähnten Stadtbrunnen. Er enthält mehrere Quellen und lieferte in der Stunde

---

*) Wir haben jedoch Ausſicht, ſie recht bald dieſer endlichen Entſcheidung näher gebracht zu ſehen. Nach Jahrg. I. p. 101 gen. Taſchenbuches ſprechen bedeutende Gründe dafür, daß dieſer Salzkrieg nur in der an Salz ſo reichen Werra-Gegend (zwiſchen Schmalkalden und Allendorf) vorgefallen ſeyn könne. Eine ausführliche Darlegung dieſer Gründe, welche ſchon für dieſen Jahrgang des Taſchenbuchs verſprochen war, iſt nur durch andere Arbeiten der Vf. für jetzt unmöglich geworden und wird deßhalb erſt im nächſten Jahrgange erfolgen.

etwa 90 — 95 Cubikfuß Soole von $7\frac{3}{4}$ — $8\frac{1}{4}$° nach der v. Beuſt'ſchen Soolſpindel, d. h. von $7\frac{3}{4}$ — $8\frac{1}{4}$ Quentchen Salz in einem Pfunde (à 16 Unzen) Soole. Die Soole dieſer Brunnen wurde mehrmals genauen chemiſchen Analyſen unterworfen, nämlich vom verſtorbenen Prof. Trommsdorff*) und von Herrn Hofr. Wackenroder.**) Die Ergebniſſe dieſer Analyſen weichen merklich von einander ab. Nach Trommsdorf enthielt die Soole

	im Pfund à 16 Unzen —	in 1000 Theilen:
Salzſaures Natron	464,462 Gr.	60,476 Thle.
Salzſaure Bittererde	17,026 —	2,217 —
Salzſauren Kalk	3,744 —	0,487 —
Schwefelſaures Natron	8,920 —	1,161 —
im Ganzen	494,152 —	64,341 —

nach der Analyſe des Hrn. Hofr. Wackenroder aber in 1000 Theilen:

Chlornatrium	67,2505 Thle.
Chlorkalium	0,1445 —
Chlormagneſium	1,5953 —
Schwefelſ. Kalk	1,5493 —
Kohlenſ. Kalk	0,3986 —
Brommagneſium Kohlenſ. Eiſenox. Kieſelerde	geringe Mengen
im Ganzen	70,9382

---

*) Vgl. deſſen neues Journ. d. Th. Bd. VII. p. 63. (1822).

**) Vgl. Archiv d. Pharm. ꝛc. 2te Reihe Bd. XVII. (1839).

Es ſind bei dieſen Analyſen die Verbindungen der in der Soole enthaltenen Stoffe freilich nach ganz verſchiedenen Grundſätzen berechnet, allein auch ganz abgeſehen von den dadurch entſtandenen Verſchiedenheiten der Endreſultate, beweiſen dieſe doch, daß die Soole dieſes Brunnens in ihrem Gehalte nicht völlig conſtant war. Ein ſolcher, wenn auch verhältnißmäßig geringer Wechſel, war auch den Beamten der Saline nicht unbekannt, wenigſtens wurde mir von einem derſelben verſichert, daß man, „wenn der Brunnen ſehr ſtark angegriffen worden ſei“ d. h. wenn ſtets alle Soole, welche er lieferte, durch die Pumpe gehoben wurde, ein geringes Abnehmen ſeines ſpecifiſchen Gewichtes bemerkt habe. Es erklärt ſich dieſes auch einfach daraus, daß alsdann den ſogenannten wilden Waſſern der Zutritt zu den aus größerer Tiefe kommenden Soolquellen erleichtert war, ſo daß ſie ſich in größerer Menge damit miſchen konnten. Ueber den jetzigen ſehr merklich geringeren Gehalt dieſer Soole vergleiche man das weiter unten Geſagte.

2) Dem alten Nappenthorer Brunnen. Er enthält, ſicheren Angaben zufolge, mehrere, namentlich 8 Quellen von verſchiedenem Gehalte und lieferte im Ganzen ungefähr 150 Ctf. Soole in der Stunde, welche aber nach Witterung und Jahreszeit in ihrem Gehalte weit größerem Wechſel unterworfen war, als die des Stadtbrunnens, indem ſie in naſſen Jahren und Jahreszeiten an der oben genannten

Soolſpindel nur etwa 4½—5°, in trocknen Jahren dagegen, z. B. 1822, bis 7° gezeigt haben ſoll*). Doch ſcheinen, nach der von ihm vorhandenen Analyſe dieſe Angaben zu hoch zu ſein, oder es wurde die der Analyſe unterworfene Soole zu einer ſehr ungünſtigen Jahreszeit gefüllt. Sie wurde ebenfalls von Trommsdorff unterſucht und dieſer fand

	im Pfund à 16 Unzen	—	in 1000 Theilen
Salzſaures Natron	171,908 Gr.	—	22,387 Thl.
Salzſaure Bittererde	8,374 —	—	1,089 —
Salzſauren Kalk	5,556 —	—	0,723 —
Schwefelſaures Natron	4,926 —	—	0,641 —
im Ganzen	190,764		24,840

3) Dem neuen Rappenthorer Brunnen, auch Berth's Brunnen genannt, welcher zu Anfang dieſes Jahrhunderts entdeckt, in einen 14 F. tiefen Schacht gefaßt, und mit dem alten Rappenthorer Brunnen, von welchem er nicht weit entfernt iſt, durch einen unterirdiſchen Kanal verbunden wurde**). Er enthält ebenfalls mehrere Quellen und lieferte in der Stunde etwa 51 Cff. Soole, welche Menge aber ſich faſt auf das Dreifache ſteigerte, wenn die Soole

---

*) Salzungens Heilquelle ꝛc. von J. H. G. Schlegel. Meiningen 1835 p. 40. Nach Walch (hiſt. ſtat. Beſchreibung der Königl. u. Herzogl. Sächſ. H. u. Lande. Nürnberg 1611 p. 216) ſoll die Stärke der Soole 5° betragen haben, aber durch eine Verbindung mit dem folgenden Brunnen auf 6° geſtiegen ſein.

**) Walch a. a. O.

fortwährend von Grund aus gehoben wurde. Über den Gehalt derſelben konnte ich keine genügende Auskunft erhalten. Eine genaue Analyſe ſcheint niemals damit vorgenommen worden zu ſein.*)

Dieſe 3 Brunnen liegen auf dem linken Ufer der Werra.

Im Jahr 1740 wurde die Saline durch Errichtung des ſogenannten neuen Werkes bedeutend erweitert, welches durch zwei auf dem rechten Ufer der Werra befindliche Soolbrunnen die nöthige Soole erhielt, nämlich

1) den ſogenannten großen Haadbrunnen, auch Gabe Gottes genannt. Er enthielt angeblich elf Quellen und lieferte in der Stunde 600 — 660 Ckf. Soole, deren Stärke, ebenfalls dem Wechſel der Witterung und der Jahreszeiten unterworfen, auf 4—5° der genannten Spindel angegeben wird, womit jedoch die Analyſe von Trommsdorff auch nicht völlig übereinſtimmt. Nach dieſer enthielt ſie:

	im Pfund à 16 Unzen	—	in 1000 Theilen
Salzſaures Natron	170,230 Gr.	—	22,165 Thl.
Salzſaure Bittererde	6,326 —	—	0,823 —
Salzſauren Kalk	2,666 —	—	0,347 —
Schwefelſaures Natron	4,598 —	—	0,597 —
im Ganzen	183,820 Gr.	—	23,932 —

---

*) In einer amtlichen Urkunde, deren Einſicht mir geſtattet war, wird die Stärke dieſer Soole auf 5½° angegeben, was aber mit der oben erwähnten Angabe von Walch nicht übereinſtimmt.

2) den kleinen Haadbrunnen, oder das ſogenannte kleine Börnchen. Dieſe Quelle wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Hrn. Geh. Rath von Beuſt in einer Tiefe von 90—100′ erbohrt — alſo ähnlich wie der Soolbrunnen in Schmalkalden und ſehr viele andere Bohrbrunnen Deutſchlands, längſt ehe die ſogenannten Arteſiſchen Brunnen in Deutſchland bekannt wurden! Er lieferte in der Stunde etwa 120 Cff. Soole, deren Stärke auf 3° angegeben wird. Eine genaue Analyſe ſcheint nie damit vorgenommen worden zu ſein. Auch wurde er nur abwechſelnd für die Saline benutzt.

Von allen dieſen, verhältnißmäßig reichen Quellen wird für die Saline keine mehr benutzt, ſeitdem die in der neueſten Zeit unternommenen Bohrverſuche mit einem ſo glänzenden Erfolge gekrönt wurden.

Der erſte Bohrverſuch, unweit der Rappenthorer Brunnen angeſetzt, wurde begonnen am 18. Auguſt 1840 und dauerte bis zum 7. Januar 1842. Schon bei 242′ brach eine über 5° Kochſalz haltende Soole (vgl. unten die Analyſe Nro. **III.**) mit 12′ Überdruck und in ſolcher Mächtigkeit hervor, daß ſie als Aufſchlagwaſſer benutzt werden kann, bei 501′ aber erhielt man, nachdem ein ſteinſalzhaltiges Thonlager durchbohrt war, eine geſättigte, über 26 % Kochſalz haltige Soole, welche faſt 200′ in dem Bohrloche in die Höhe ſteigt und durch eine 482′ tief in dem Bohrloche hinabreichende Pumpe gehoben wird.

Der einſtimmige Wunſch der Pfännerei, es möge dieſer, ihr ſo werthvolle Brunnen zugleich als ein bleibendes Denkmal den Namen des geliebten Landesvaters, welcher jedes, den Flor des Landes bezweckende Unternehmen ſo bereitwillig und thätig fördert, den dankbaren Nachkommen überliefern, wurde von Sr. Hoheit huldreichſt gewährt und ſo erhielt dieſer erſte Bohrbrunnen den Namen Bernhardsbrunnen.

Ungeachtet die Soole dieſes Brunnens völlig geſättigt iſt,*) kann ſie doch nicht, ſo wie ſie der Brun-

---

*) Nach einer von Herrn Hofrath Wackenroder (Archiv der Ph. 2te Reihe Bd. 39. Heft 3. p. 267. — Sept. 1844) bekannt gemachten Analyſe hinterläßt dieſe Soole beim Abdampfen 26,67 pCt. feſten Rückſtand und enthält in 100 Theilen:

Chlornatrium	25,5154.
Bromnatrium . . .	0,0386.
Schwefelſaures Natron	0,1388.
Chlorkalium	0,2356.
Chlormagneſium . . .	0,0017.
Schwefelſauren Kalk .	0.3084.
Kohlenſauren Kalk . .	0.0142.
Kohlenſaure Talkerde .	0,0827.
Kieſelerde	0,0400
im Ganzen:	26 4284.

Die Reſultate der von mir vorgenommenen Analyſe ſiehe unten. In Beziehung auf die Hauptbeſtandtheile ſtimmen beide Analyſen ziemlich genau überein; in Beziehung auf einige Nebenbeſtandtheile weichen ſie aber merklich von einander ab. —

nen liefert, verſotten werden, weil ein geringer Eiſengehalt das Salz roth färbt. Man läßt ſie deßhalb einmal durch ein Gradirwerk fallen und allmählich durch mehrere Reſervoirs fließen, wo ſie dann faſt alles Eiſen abſetzt.

Da aus dieſem einen Bohrloche nicht ſoviel Soole gefördert werden konnte, als zum gegenwärtigen Betriebe der Saline erforderlich iſt, ſo wurde bald, an einer kaum 100 Schritte vom Bernhardsbrunnen entfernten Stelle ein zweiter Bohrverſuch begonnen, welcher ähnliche, jedoch mit Rückſicht auf dieſe geringe Entfernung merklich abweichende Reſultate lieferte. Bei 228′ brach eine über 3% Kochſalz haltende Soole (vergl. unten Analyſe Nro. IV.) mit bedeutendem Überdruck hervor. So wie an Gehalt, ſo ſteht ſie auch an Maſſe dem oben erwähnten Abfluſſe des Bernhardsbrunnens merklich nach, ſtrömt aber immer noch mächtig genug hervor, um mit jenem vereinigt als Aufſchlagwaſſer auf das Kunſtrad benutzt zu werden.*) Bei 474′ wurde dann die faſt geſättigte

---

*) Die Waſſermenge dieſer beiden in einer gewiſſen Wechſelwirkung ſtehenden Abflüſſe ſcheint nach Witterung und Jahrszeit einem nicht unbedeutenden Wechſel unterworfen zu ſein, weßhalb die Reſultate der darüber zu verſchiedenen Zeiten angeſtellten Unterſuchungen ſehr von einander abweichen. Nach einer früher (wahrſcheinlich ehe der zweite Bohrverſuch begonnen wurde) vorgenommenen Unterſuchung ſoll der Abfluß des Bernhardsbrunnen in der Minute 70

Soole (ihre Analyſe folgt weiter unten) erbohrt, welche ebenfalls faſt 200′ im Bohrloche in die Höhe tritt, ſo daß das Rohr der Pumpe, wodurch ſie gefördert wird, nur 300′ tief eingeſenkt zu werden braucht. Dieſe Pumpe wird nur abwechſelnd, wie der Bedarf es erfordert, in Thätigkeit geſetzt, da die Saline bei den jetzt beſtehenden Beſchränkungen des Salzhandels, bei weitem nicht ſo viele Soole verarbeitet, als aus dieſen beiden Brunnen gefördert werden könnte. Man würde nämlich aus beiden Brunnen in der Stunde gegen 180 Cff. Soole gewinnen können.

Cubikfuß, alſo in der Stunde 3200 Cubikfuß Soole geliefert haben. Nach den im Laufe dieſes Monats (März 1845, alſo nach lang anhaltender ſtrenger Winterkälte, wo viele Brunnen bedeutend abnahmen) von Herrn Salzgraf Schüler auf meine Bitte vorgenommenen Unterſuchungen lieferte der Abfluß des Bernhardsbrunnen in der Minute 40 Ckf. Soole (2400 in der Stunde), der Abfluß des zweiten Bohrbrunnens aber 14 Ckf. (840 in der Stunde). Es wird aber ausdrücklich dabei bemerkt, daß beide Abflüſſe gegenwärtig ungewöhnlich ſchwach ſind. Auch ſoll zuweilen in Beziehung auf die relative Waſſermenge beider Abflüſſe ein ganz anderes, ja wohl gar das umgekehrte Verhältniß eintreten.

Die Geſchichte des Soolbades zu Salzungen beginnt erſt mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, wo zuerſt einzelne Leidende auf ärztlichen Rath anfingen, hier Soolbäder zu gebrauchen. Der in vielen Fällen auffallend günſtige Erfolg mehrte nach und nach die Zahl derer, welche dieſe Bäder benutzten oder zu benutzen wünſchten, und in Folge davon beſchloß die Pfännerei im Jahr 1821, eine öffentliche Badeanſtalt einzurichten. Da hierzu ein Haus, welches früher als Wohnung eines Salinen-Beamten gedient hatte, benutzt werden konnte, ſo wurde ſie bereits im Jahr 1822 eröffnet. Dieſes bis zum Jahr 1838 benutzte Badehaus enthielt 9 Badezimmer, ein Verſammlungszimmer ꝛc. Auch waren darin ſchon die nöthigen Einrichtungen zu Douche-, Tropf- und Dunſtbädern vorhanden *).

Da es bei der mehr und mehr ſteigenden Zahl der Badegäſte dem Bedürfniß nicht mehr genügte, ſo wurde im Jahr 1837 ein ganz neues Badehaus erbaut und den, gegenwärtig an eine ſolche Anſtalt gemachten Anforderungen gemäß eingerichtet. Außer einem mit Balkon verſehenen, ſchönen Salon, der als Verſammlungs- und Unterhaltungszimmer der

---

*) Vgl. das oben citirte Werkchen von Schlegel, welches eine ziemlich ausführliche Geſchichte des Bades bis zum Jahr 1835 enthält, auch die Heilkräfte derſelben ausführlich beſpricht und mehrere Krankengeſchichten mittheilt.

Badenden dient, dem Zimmer für den Arzt ꝛc. enthält es 18 Zimmer zu gewöhnlichen Wannenbädern, 2 zu Douchebädern, 2 zu Schlammbädern, 3 zu Sooldunſtbädern und Dampf-Douchen nebſt den dazu gehörigen Zimmern zum Aus- und Ankleiden, Ausruhen ꝛc., ferner ein beſonderes Zimmer zu örtlicher Anwendung des Sooldampfes auf einzelne Körpertheile, und endlich die nöthigen Vorrichtungen zu Bädern in irreſpirabelen Dünſten und Gasarten.

Bei Anlage und Einrichtung der ganzen Anſtalt hat man die neueſten, über dieſen wichtigen Zweig der Heilkunde gemachten Erfahrungen ſorgfältig berückſichtigt und, ſoweit ſie den örtlichen Verhältniſſen entſprachen, benutzt, ſo daß in dieſer Hinſicht nicht blos dem Bedürfniß vollſtändig genügt wird, ſondern auch in Beziehung auf Reinlichkeit, auf Bequemlichkeit, und ſelbſt Eleganz, ſo wie auf freundliche und aufmerkſame Bedienung, wohl kein Badegaſt die Anſtalt unbefriedigt verlaſſen dürfte*).

Die Wannen erhalten die kalte Soole zu den gewöhnlichen Bädern aus dem Stadtbrunnen, von wo ſie bei einem Fall von 36′ in Röhren von 3½—4″ Durchmeſſer hergeleitet wird, ſo daß ſie mit bedeutender Kraft und Schnelligkeit in die Wannen ſtürzt und auch zu kräftigen kalten Douchen angewendet werden kann. Zur Erwärmung der Bäder dient Soole aus dem Rappenthorer Brunnen, welche in einem eignen Raume des Badehauſes durch Dämpfe erhitzt und von da nach den Wannen geleitet wird. Über die Einrichtung und Heizung der Dampfbäder wird weiter unten das Nähere angegeben werden.

---

*) Auch iſt gegenwärtig beſchloſſen, die nächſten Umgebungen des Badehauſes, die manches zu wünſchen übrig ließen, in freundliche Garten-Anlagen und Spaziergänge umzuwandeln. —

Bei dem großen Reichthum an Soole von dem verſchiedenſten Gehalt kann, ganz nach der Beſtimmung des Arztes, Soole von jeder beliebigen Stärke zu den Bädern verwendet werden und kaum dürfte in irgend einem andern Bade eine ſolche Maſſe derſelben zur freien Diſpoſition des Brunnenarztes und der Badenden geſtellt werden können. Mit Rückſicht darauf hat man auch den Wannen eine bedeutende Größe und Geräumigkeit geben können, was für die Badenden eine große Annehmlichkeit iſt. — Auch das darf wohl als ein Vorzug hervorgehoben werden, daß hier alle Soole, ſelbſt die völlig geſättigte, ganz ſo wie ſie die Natur liefert (ohne einer Gradirung zu bedürfen), zu den Bädern verwendet wird. Die geringhaltige, 3—5, procentige, welche in der Regel zu den Bädern benutzt zu werden pflegt, iſt, wie ſich aus dem oben Geſagten ergiebt, in ſolcher Menge vorhanden, daß täglich Tauſende von Bädern geſtellt werden könnten, und da aus den beiden Bohrbrunnen weit mehr gefördert werden kann, als der gegenwärtige Bedarf der Saline erfordert, ſo kann auch von dieſer geſättigten Soole, ſobald es verlangt wird, eine ſehr bedeutende Quantität an die Badeanſtalt abgegeben, und durch Zuſatz derſelben die Stärke der einzelnen Bäder auf jeden beliebigen Grad erhöht werden. In ſolchen Fällen aber, wo die Soole, wie ſie die Natur hier ſpendet, zu ſtark und alſo eine Verdünnung derſelben rathſam erſcheinen ſollte, bietet, ſowohl dafür, als auch zu Flußbädern die Werra das trefflichſte Waſſer dar, denn erſt hier verläßt dieſe den Fuß des thüringer Waldgebirges, worin ſie entſpringt und von welchen ſie bis hierher faſt alle ihre Zuflüſſe, wenigſtens alle bedeutenderen erhält.

Bei dem Ueberfluß an geſättigter Soole ſcheint es weder nöthig, noch in techniſcher Hinſicht vortheilhaft, dieſelbe ſoweit als möglich auszuſieden (ſ. unten die Analyſe der Mutterlauge Nr. VI.) und es iſt deshalb die bromreiche Mutterlauge in ſolcher Menge vorhanden, daß ſelbſt bei ſehr zahlreichem Beſuche des Bades und bei ſehr ausgedehntem Gebrauche deſſelben das Bedürfniß vollſtändig gedeckt werden könnte. Wird aber dieſelbe abgedampft, daß der größte Theil des Kochſalzes zur Kryſtalliſation kommt, ſo werden die nicht kryſtalliſirenden Salze und namentlich die Brommetalle mindeſtens um das Dreifache concentrirt, und auch von dieſer concentrirten Mutterlauge könnte auf Verlangen eine nicht unbedeutende Menge zur Dispoſition der Badegäſte geſtellt werden.

Der Badeſchlamm, welcher zu den Schlammbädern benutzt wird, beſteht aus einer in der Nähe vorkommenden eiſenhaltigen, moor- oder torfartigen Erde, welche mit ſo vieler Mutterlauge verſetzt wird, daß das Ganze eine breiartige Maſſe bildet. Sie wird dann, ehe man ſie zu Bädern verwendet, mindeſtens 8—9 Monate, in Räumen, wo ſie dem Zutritt der Atmosphäre ausgeſetzt iſt, aufbewahrt. Die erwähnte Moorerde iſt, abgeſehen von dem ſchon erwähnten, nicht unbedeutenden Eiſengehalt, ein Gemenge von Erde (d. h. den gewöhnlichen unorganiſchen Beſtandtheile der Dammerde) mit einer überwiegenden Menge verweſter und verweſender organiſcher, namentlich vegetabiliſcher Stoffe.

Vielleicht könnte ſich Manchem hier die Frage aufdrängen, warum dieſer, unſtreitig wichtige Beſtandtheil der Schlammbäder keiner genaueren chemiſchen Analyſe unterworfen wurde, und ich kann dieſelbe einfach und treffend mit den Worten eines unſerer erſten Chemiker beantworten, welche ich deshalb hier zu wiederholen mir erlaube. Hr. Prof. Wöhler ſagt nämlich in Beziehung auf den Nenndorfer Badeſchlamm, welcher, abgeſehen von dem, die Eigenthümlichkeit deſſelben begründenden Gehalte an Schwefel und Schwefelwaſſerſtoff, ein ähnliches Gemenge wie der oben beſchriebene zu ſeyn ſcheint*) „von einer ſo zuſammengeſetzten und in einem fortſchreitenden Veränderungsproceſſe begriffenen Maſſe, wie dieſer Schlamm iſt, eine exacte, chemiſche Analyſe zu liefern, in der Art, wie wir die Zuſammenſetzung eines Mineralwaſſers oder überhaupt unorganiſcher Subſtanzen beſtimmen können, iſt, wenigſtens gegenwärtig noch, eine Unmöglichkeit. Man kann zwar das Vorhandenſein gewiſſer einzelner Beſtandtheile darin nachweiſen, man kann im allgemeinen angeben, daß der Schlamm ein Gemenge von Erde mit verweſten Pflanzenſtoffen iſt, wie es ſcheint, verſchieden von der gewöhnlichen Dammerde, weil der Verweſungsprozeß unter Waſſer vor ſich gegangen iſt; allein wenn wir verſuchen, uns von allen ſeinen einzelnen, durch den Verweſungsprozeß aus den Pflanzen entſtandenen Beſtandtheilen Rechenſchaft zu geben, ſo ſtoßen wir immer auf die Unſicherheit, ob das, was wir daraus ausſcheiden, wirklich als ſolches darin enthalten war, oder ob es erſt durch den Einfluß der zur Analyſe angewendeten Mittel entſtanden iſt. Aus dieſem Grunde glaubten wir uns einer näheren Analyſe des Nenndorfer Badeſchlamms entheben zu können; denn jedenfalls mußten wir im Voraus überzeugt ſein, daß ſie am allerwenigſten in Beziehung auf ſeine allgemeine mediciniſche Wirkſamkeit ein Reſultat liefern würde . . . . . . und ſind der Anſicht, daß diejenigen, welche durch die chemiſche Analyſe vielleicht die größere Wirkſamkeit des Schlammes von einem andern Orte beweiſen wollten, unmöglich ſelbſt im Ernſt an eine ſolche Behauptung glauben können.“

---

*) vgl. die Schwefelquellen zu Nenndorf von Dr. d'Oleire u. Dr. Fr. Wöhler in den Annalen der Pharmazie Bd. XVII. p. 312 sq.

Aus den hier ſo trefflich und klar entwickelten Gründen dürfte die Vornahme und Veröffentlichung einer genauen chemiſchen Analyſe ſolcher Stoffe in den Augen unbefangener Sachverſtändigen leicht den Verdacht einer gewiſſen Charlatanerie erregen.

Die Preiſe der Bäder ſind äußerſt billig geſtellt:
Ein gewöhnliches Soolbad koſtet 30 xr (= 8½ Sgr)
„ Sool-Dunſtbad „ 45 „ (= 12¾ „)
„ Sool-Schlammbad „ 50 „
„ Sool-Douchebad „ 9 „
ꝛc. ꝛc., wobei die Badegäſte die nöthigen Handtücher ꝛc. unentgeltlich erhalten. Bei Kindern tritt nach Umſtänden eine billige Minderung der hier angegebenen Preiſe ein.

In den letzten Jahren wurde die leichte Soole, welche der Abfluß des zweiten Bohrbrunnens liefert (ſ. Analyſe Nr. IV.), von manchen Badegäſten mit dem beſten Erfolge getrunken; viele trinken aber andere Mineralwaſſer, welche hier ſtets friſch und gut zu haben ſind. Kaum eine kleine halbe Stunde von dem Badehaus entfernt, — in der Nähe des Grundhofs — quillt ein Säuerling, welcher ſeit längerer Zeit gefaßt iſt, aber wenig benutzt wird. — Eine genauere chemiſche Unterſuchung iſt, meines Wiſſens, bis jetzt nicht damit vorgenommen worden. Ich bin

Willens, ihn, wo möglich in dieſem Jahre, einer Analyſe zu unterwerfen. —

In der Vorausſetzung, daß es den Leſern dieſer Blätter nicht unangenehm iſt, hier auch über die Preiſe der Wohnungen und ſonſtigen Bedürfniſſe der Badegäſte einige Nachrichten zu erhalten, laſſe ich hier dasjenige folgen, was mir durch zuverläſſige Mittheilungen darüber bekannt geworden.

Zimmer für einzelne Perſonen koſten einſchließlich der Mobilien und Betten je nach Beſchaffenheit und Lage 2—5 fl. rhn. wöchentlich. Wohnungen für Familien, aus mehreren Zimmern und Kammern beſtehend, werden, je nach Größe und Einrichtung und je nachdem Zimmer für Bedienung, Stallung und Remiſen dabei verlangt werden oder nicht, in der Regel für 6, 8, 10, 12, 15 fl., auch wohl mehr für die Woche vermiethet. —

Die Portion Kaffee, welchen der Badegaſt gewöhnlich in ſeiner Wohnung erhält, koſtet, ausſchließlich des Gebäckes (wofür der Ladenpreis berechnet wird) 8, 10 und 12 xr. Der Mittagstiſch iſt für 12, 15, 18, 24 und 36 xr zu haben, der Abendtiſch zu verhältnißmäßigen Preiſen. Im Gaſthaus zum Sächſiſchen Hofe koſtete bisher das Couvert an table d'hote 36 xr, im Abonnement für den Badegaſt aber nur 24 und in den beiden letzten, ungewöhnlich theueren Jahren 30 xr.

Das Bedürfniß eines größeren, den in der neueren Zeit ſo ſehr geſteigerten Anſprüchen genügenden

Gaſthofes wurde bisher bei dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Beſuche des Bades lebhaft empfunden. Es iſt aber jetzt ein ſolcher dicht vor der Stadt, in einer ſchönen, freien Lage, umgeben von einem großen Garten, erbaut worden, und wenn ſeine noch nicht vollendete innere Einrichtung ꝛc. den Erwartungen entſpricht, zu welchen das Äußere deſſelben berechtigt, ſo wird er in Zukunft auch ſolche Gäſte, welche an größere Eleganz und Bequemlichkeit gewöhnt ſind, vollkommen befriedigen und überhaupt den beſſeren Gaſthöfen größerer Badeorte in keiner Weiſe nachſtehen. —

Außerdem iſt die nähere und entferntere Umgebung des freundlich gelegenen Städtchens reich an ſolchen Punkten, welche dem Freunde der Natur Genuß und Erholung gewähren und denen, welche in geſelligem Verkehre Zerſtreuung und Unterhaltung ſuchen, fehlt es auch dazu nicht an Gelegenheit. Der kleine, aber reizende See, welcher die Mauer des Städtchens beſpült, füllt den Boden eines nur nach einer Seite geöffneten Thalkeſſels größtentheils aus, und in ſeiner nächſten Umgebung finden deshalb diejenigen, welche auf ihre Geſundheit ſchonende Rückſicht nehmen müſſen, meiſt auch dann Gelegenheit zu einem angenehmen Spaziergang, wenn rauhere Lüfte ſie von anderen Orten zurückſcheuchen. Wenn aber dieſe Rückſicht wegfällt, ſo findet man auf dem Seeberge, der ſich unmittelbar hinter dem See erhebt, und eine herrliche Ausſicht in die Nähe und Ferne gewährt, ein geräumiges, gut eingerichtetes Geſellſchaftslokal, von freundlichen Garten-Anlagen umgeben, wo — ungeachtet es Eigenthum einer geſchloſſenen Geſellſchaft iſt — jeder Badegaſt die freundlichſte Aufnahme findet. — Ausflüge nach Altenſtein und Liebenſtein, nach Wilhelmsthal, ins Druſenthal ꝛc. können, bei den vortrefflichen Kunſtſtraßen, die jetzt dahin führen, in den Nachmittagsſtunden gemacht werden, und kann man etwas mehr Zeit dazu verwenden, ſo laſſen ſie ſich leicht bis nach dem Inſelsberg, dem Felſenthal und Reinhardsbrunn, oder nach Eiſenach und der Wartburg ausdehnen — Punkte, die bekanntlich zu den ſchönſten des thüringer Waldes gehören und, weil jeder derſelben uns durch andere, ihm eigenthümliche Reize anzieht, eine Abwechſelung gewähren, wie man ſie wohl ſelten in ſolcher Nähe beiſammen findet. —

Geognoſtiſches.

In der nächſten Umgebung von Salzungen iſt bunter Sandſtein die vorherrſchende Formation. Im Werrathal wird ſie in abwechſelnder Breite und Mächtigkeit vom aufgeſchwemmten Lande (Dammerde und darunter Grus und Werrageſchiebe) bedeckt, einzelne Baſaltkegel, welche wohl am richtigſten als die äußerſten Ausläufer der mächtigen Baſaltformation des Rhöngebirges angeſehen werden, durchbrechen ſie im Süden (große und kleine Huhnkuppe, Bleß, Stopfelskuppe) und Südweſten (großer und kleiner Hundskopf) und im Norden und Nordoſten lehnt ſie ſich an das thüringer Waldgebirge, deſſen höchſter Grat (der Rennſteig) in gerader Richtung nicht viel über 2 Stunden, deſſen Fuß (im ſtrengeren, geognoſtiſchen Sinne dieſes Wortes) nicht viel über eine Stunde von Salzungen entfernt iſt. Hierhin, namentlich auf die Gegend von Schweina, Altenſtein ꝛc. muß man den Blick richten, wenn man Aufklärung ſucht über diejenigen geognoſtiſchen Verhältniſſe, welche in der nächſten Umgebung von Salzungen der direkten Beobachtung entzogen ſind, wohin auch namentlich die auf Entſtehung der Soolquellen bezüglichen Verhältniſſe gehören.

Sehr richtig ſuchte ſchon der verewigte Heim*) nicht in, ſondern unter der Formation des bunten Sandſteins den Urſprung der Soolquellen zu Salzungen und Schmalkalden, er irrte jedoch, wie jetzt außer Zweifel iſt, theils darin, daß er ihn in dem Zwiſchenlager zwiſchen dem älteren Kalkſtein und dem beſagten Sandſtein (in ſeinem „mittleren Thonlager") ſuchte, theils auch, wie es mir ſcheint, darin, daß er glaubte, dieſes mittlere Thonlager gehe in der Gegend von Salzungen, an den tieferen Stellen des Werrathales, namentlich bei der Allendörfer Brücke, bei Ettmarshauſen ꝛc. zu Tage aus. Es wäre dies an ſich wohl nicht unmöglich, da, wie ich weiter unten zeigen werde, die älteren Flötzlager in einer Richtung, welche durch eine von Schmalkalden nach der Gegend von Ober- und Unterrohnla gezogene Linie angedeutet werden kann, höchſt wahrſcheinlich etwas mehr gehoben wurden; indeß habe ich die an den bezeichneten Stellen zu Tage gehenden Thonmaſſen nicht als ſolche erkannt, welche zur Formation des älteren Flötzkalkes gehören und da die beiden Bohrlöcher über 150′ tief in der Formation des bunten Sandſteins niedergehen, ſo iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß in ſo geringer Entfernung davon die älteren Flötzlager zu Tage liegen ſollten.

---

*) Geol. Beſchr. des thür. Waldgebirges Th. II. Abth. 5. p. 263 vgl. p. 228.

Der Geh. Hofrath Schlegel*) ſpricht die ganz richtige Vermuthung aus, daß die Salzunger Sooſquellen in den Gypslagern der älteren Flözkalkformation ihren Urſprung haben und wenn er dieſe Gypslager als in dem „Kupferſchieferflötz“ liegend bezeichnet, ſo darf das wohl nur als eine Verwechslung der Namen angeſehen werden. Dagegen dürftte deſſen irrige Behauptung, daß hinter Kloſter Allendorf mächtige Lager vom rothen todten Liegenden vorkämen, vielleicht durch Mißverſtändniß der oben erwähnten Angabe Heim's veranlaßt ſeyn.

---

*) Salzungens Heilquelle p. 8.

Die hie und da geäußerte Anſicht, daß die Salzunger Soolquellen aus ſalzhaltigen Mergel- und Gypsſchichten der Formation des bunten Sandſteins entſpringen, konnte ſich denen, welche nur die *nächſte Umgebung* zu beobachten Gelegenheit hatten, als die wahrſcheinlichſte darſtellen; wer aber die geographiſchen Verhältniſſe der Gegend genauer kennt, der konnte dieſer Meinung, auch ehe ſie durch die Bohrverſuche widerlegt war, nicht beipflichten. Geht man nämlich von Salzungen über Witzelroda und Profiſch nach Schweina, ſo gelangt man kurz vor dem letztgenannten Orte aus der Formation des bunten Sandſteins in die des älteren Flötzkalks (des Zechſteins), welcher ungefähr in ſüdweſtlicher Richtung und nicht ſehr ſteil unter den bunten Sandſtein einfällt. Vergleicht man damit das Vorkommen von beſchränkten Kalklagern zwiſchen Ober- und Unterrohna, bei Schmalkalden, Birnau ꝛc. welche höchſt wahrſcheinlich der Zechſteinformation angehören und alſo dafür ſprechen, daß dieſe in einiger Entfernung vom Gebirge (— namentlich auf der oben bezeichneten Linie —) nochmals mehr emporgehoben wurde, ſo konnte man ſchon daraus mit ziemlicher Sicherheit auf den Urſprung der Quellen ſchließen*). Die

---

*) Vgl. H. Credner's Ueberſicht der geognoſt. Verhältniſſe Thüringens und des Harzes. Gotha 1843 p. 117. In Beziehung auf die Schmalkalder Soolquelle, welche ohne Zweifel zu demſelben Quellenſyſteme ge-

Reſultate der Bohrverſuche haben dieſen außer Zweifel geſetzt. Das des Bernhardsbrunnens ſteht zuerſt 12′ in Dammerde, Grus und Geſchieben, dem Alluvium des Werrathals, dann ungefähr 160′ in Sandſtein, der Formation des bunten Sandſteins angehörig, 74′ in rothem Schieferletten, welcher in ſeinen unteren Lagen Kalkſtein und Gyps enthält*), 65′ in feſtem dolomitiſchem Kalkſtein, dem oberen Theil der Zechſteinformation angehörig, 40′ in gelblichem Schieferthon, dann in einem 27—28′ mächtigen Gypslager und endlich in grauem und braunem Thon mit Gyps- und Steinſalz.

An der Stelle, wo das zweite Bohrloch angeſetzt wurde, waren mehrere dieſer Lagen weniger mächtig, namentlich die Sandſteine ſo wie der gelbliche Schieferthon und der Gyps, welcher dort, unmittelbar auf

---

hört, habe ich deshalb auch ſchon früher (Archiv der Pharm. 1841 2te Reihe Bd. XXVI. p. 1) bemerkt: „die hier zu Tage ſtehende Formation iſt b. Sandſtein. Die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Umgegend . . . . . läßt jedoch kaum einen Zweifel, daß die Quelle aus der Zechſteinformation entſpringe.“

*) Heims mittleres Thonlager (vgl. a. a. O. p. 228. 258. 263), welches aber zum großen, vielleicht zum größten Theil (denn die eigentliche Grenze läßt ſich wohl nicht ſcharf ziehen) noch zur Formation des b. Sandſteins gehört, vgl. Hausmanns Ueberſicht der jüngeren Flötzgebilde im Fl. d. W. Göttingen 1824 §. 33. Hoffmanns Ueberſicht der orogr. u. geogr. Verh. d. n.-w. D. Leipzig 1830 p. 410. H. Credner a. a. O. p. 80.

dieſen letzteren folgend, einen mächtigen Stock bildet, ſcheint hier ganz zu fehlen. Es wurde deshalb, wie oben bereits bemerkt, die geſättigte Soole in einem um 77' höheren Niveau erbohrt. Bei der ſo geringen Entfernung beider Bohrlöcher von einander ſind dieſe Abweichungen bedeutend und ſprechen deshalb dafür, daß die Lagerungsverhältniſſe hier ziemlich unregelmäßig ſind, was vielleicht auch als eine Beſtätigung der oben geäußerten Anſicht, daß hier ein Emporheben ſtattgefunden habe, angeſehen werden darf.

Daß übrigens die früher vorhandenen natürlichen Salzquellen aus dieſen tieferen Lagen ihren Salzgehalt ſchöpften, wird ſchon an ſich wohl Niemand bezweifeln, es wird dieſes aber auch durch den unverkennbaren Einfluß, welchen dieſe Bohrverſuche auf mehrere dieſer älteren Quellen ausgeübt haben, völlig außer Zweifel geſetzt. Wenn der Stadtbrunnen, welcher 1821 über 64% und 1839 über 70% feſte Beſtandtheile enthielt, jetzt kaum noch 46% beſitzt, ſo kann das gewiß nicht blos auf Rechnung der Witterungsverhältniſſe geſetzt werden. Auch iſt ein ſo auffallender, ſchon durch das ſp. G. ſogleich erkennbarer Wechſel im Gehalt dieſer Soole, ſo lange als ſie zum Betriebe der Saline benutzt wurde, nie bemerkt worden. Ob ſich der Gehalt und die Waſſermenge der übrigen ältern Quellen völlig gleich geblieben, iſt nicht mit Sicherheit bekannt, da ſie faſt gar nicht mehr benutzt werden und deshalb in der neueſten Zeit nicht genauer unterſucht wurden, aber einige ſchwächere Salzquellen, welche früher in der Wuſtung Mittelrohna zwiſchen Ober- und Unterrohna, da wo das oben erwähnte Kalklager zu Tage geht) exiſtirten*), ſind, zuverläſſigen Angaben zufolge, ſeit dem Eröffnen der beiden Bohrlöcher, gänzlich verſiegt.

Bedürfte überhaupt der bekannte Ausſpruch des Plinius: „tales sunt aquae qualis est natura terrae per quam fluunt“ jetzt noch neuer Beweiſe, ſo wäre vielleicht kaum eine Gegend geeigneter, deren zu liefern, als die nähere und entferntere Umgegend Salzungens und es iſt deshalb wohl nicht ohne Intereſſe, auf einige der dort zu beobachtenden Erſcheinungen in dieſer Beziehung aufmerkſam zu machen. Die durch die oben angeführe Worte ſo einfach und treffend ausgeſprochene Anſicht, nach welcher die Mineral- und Soolquellen ihre Beſtandtheile dadurch erhalten, daß die aus den atmosphäriſchen Niederſchlägen gebildeten Quellen tiefer in die Erde eindringen, dort die vorhandenen löslichen Stoffe aufnehmen und mit dieſen je nach Umſtänden mehr oder weniger geſättigt, wieder hervorbrechen, iſt bekanntlich ſchon von Ariſtoteles, Plinius, Galenus und den meiſten älteren Naturforſchern gehegt und vertheidigt, in neuerer Zeit aber von mehreren Seiten für unhaltbar erklärt und mehr als ein Verſuch gemacht worden, die Entſtehung der Quellen und namentlich der Mineralquellen auf andere Weiſe zu erklären.

---

*) Walch a. a. O. p. 216.

Es laſſen ſich dieſe Verſuche auf zwei geiſtreiche, aber freilich durch unſere phyſikaliſchen, chemiſchen und geognoſtiſchen Erfahrungen keineswegs begünſtigte Hypotheſen zurückführen. Eine derſelben, welche vorzüglich Steffens*) vorgetragen und vertheidigt hat, wozu ſich aber auch manche andere**) entſchieden bekannt haben, kann man die electro-galvaniſche nennen, denn nach ihr ſollen die Mineralquellen das Product galvaniſcher Thätigkeit ſeyn, die Berge und Erdſchichten, aus denen ſie entſpringen, ſollen gleichſam große galvaniſche Batterien ſeyn und als ſolche entweder aus unbekannten Stoffen oder durch bloſe ſchaffende Kraft den Gehalt der Quellen erzeugen. Die andere Hypotheſe, welche man die organiſch-phyſiologiſche nennen könnte, betrachtet den Erdkörper als einen lebenden Organismus und die Quellen als das Produkt ſeiner organiſchen Thätigkeit, namentlich des Athmungsprozeſſes der Erde, wie Keferſtein***), oder eines Secretionsprozeſſes, den man mit den Functionen der thieriſchen Haut vergleicht — „als die Poren der Erdhaut", wie C. S. Wagener*).

---

*) Geognoſtiſch-geologiſche Aufſätze Hamburg 1810.

**) Voigt in Hermbſtädts Bulletin Jahrg. 1810. Wurzer: phyſ. Beſchr. der Schwefelquellen zu Nenndorf. Caſſel 1815 p. 37 sq. u. deſſen Beſchr. der Heilquellen zu Hofgeismar Leipzig 1816 p. 18—19. — Anglada mem. pour servir à l'hist. gen. des eaux minerales sulfureuses et des eaux thermales. Paris 1827 I. p. 15 sq.

***) Deutſchland geogn. geol. dargeſtellt ꝛc. Weimar 1827 V. p. 1 sq. und Naturgeſchichte des Erdkörpers Leipzig 1834. I. p. 2 sq.

Gegenwärtig geben jedoch die meiſten Naturforſcher mit Recht der oben erwähnten älteſten und einfachſten Theorie unbedingt den Vorzug. In Beziehung auf die Soolquellen (welche eigentlich von den übrigen Mineralquellen nicht ſcharf geſchieden werden können) haben die in neuerer Zeit an ſo vielen Orten mit dem beſten Erfolge unternommenen Bohrverſuche dieſelbe als richtig erwieſen und die Arbeiten von Berzelius**), Fournet***), von Hoff****), Biſchof†), Löwig††), Munke†††), de Laplace††††) u. v. a. haben auch rückſichtlich der übrigen Quellen, namentlich der eigentlichen ſogenannten Mineralquelſen und Thermen gezeigt, daß dieſe Theorie am beſten mit unſeren jetzigen Kenntniſſen und Erfahrungen übereinſtimmt und alſo die bei weitem wahrſcheinlichſte iſt. Es läßt ſich jedoch nicht läugnen, daß demohngeachtet manche Zweifel dagegen erhoben, manche Einwürfe dagegen gemacht werden können und wirklich nicht ſelten gemacht werden, welche beſonders in den Augen derjenigen von ſehr großem Gewicht zu ſein ſcheinen, denen die zu einer ſchärferen Prüfung derſelben dienenden Thatſachen und Erfahrungen nicht ſogleich gegenwärtig ſind. Unter dieſen Einwürfen iſt einer der wichtigſten, welcher ſehr häufig wiederholt wird, der, daß nach dieſer Theorie aus dem Inneren der Erde eine ſolche Maſſe von Stoffen fortgeführt werden müßte, daß große Aushöhlungen und in Folge davon Einſtürze der Erdoberfläche die unausbleiblichen Folgen ſeyn würden. Er hat zwar von vielen Seiten bereits die gebührende Würdigung gefunden*) und könnte in ſofern als beſeitigt angeſehen werden; es ſcheint mir jedoch, als ob dabei ein Umſtand nicht genug beachtet, oder doch nicht ſo, wie er es verdient, hervorgehoben werde, auf welchen ſo manche Gegenden, worin Sool- und Mineralquellen vorkommen, namentlich auch die Gegend von Salzungen ſo deutlich hinweiſen, nämlich das in ſolchen Gegenden gar nicht ſeltene Vorkommen von größeren oder kleineren Erdfällen, wodurch jener Einwurf nicht nur gänzlich entkräftet wird, ſondern

---

*) Das Leben des Erdballs ꝛc. Berlin 1828 p: 311.

**) Unterſuchung der Mineralwaſſer zu Carlsbad in den Abhandl. der kön. Akad. zu Stockholm 1822 u. daraus in verſch. Zeitſchr.

***) Kaſtners Archiv III. p. 109.

****) Geſchichte der . . . Veränderungen der Erdoberfl. Gotha 1824 II. p. 87 sq.

†) Die vulk. Mineralquellen Deutſchl. u. Frankr. Bonn 1826 p. 321 sq. Wärmelehre ꝛc. Leipzig 1837 a. v. St., ſo wie in verſchiedenen Zeitſchriften, Poggendorffs Annalen XXXII. p. 261 ꝛc.

††) Mineralquelle von Baden ꝛc. Zürich 1837 p. 130 sq.

†††) Gehlers phyſ. Wörterbuch n. A. Bd. VII. p. 1028. Art. Quelle.

††††) Annales de chim. & de phys. XIII. p. 412.

---

*) L. v. Buch (Bergmann Journ. Freiberg 1792. 383), Biſchof (Schweiggers Journ. XLIII. 221), von Hoff (geogn. Bem. über Karlsbad p. 95), Struve (über Nachbildung der Heilquellen Hft. I. 44), Liebig (Kaſtners Archiv VI. 91) Löwig (a. a. O. 179 sq.) u. v. a. haben durch genaue Berechnungen ꝛc. nachgewieſen, daß die durch die Quellen aufgelöſten Maſſen, wenn ſie auch, an u. für ſich betrachtet, außerordentlich groß erſcheinen und deshalb jenen Einwurf auf den erſten Blick als begründet erſcheinen

---

laſſen, doch im Verhältniß zu der Maſſe der Erdrinde nur ſehr klein genannt werden können. Ich erlaube mir dieſes hier durch ein von Hrn. von Hoff entlehntes Beiſpiel anſchaulich zu machen. Nach Gilbert (Annalen LXXIV. 199) ſollen die ſeit 1347 ſicher bekannten Quellen von Karlsbad jährlich gegen 130,000 Ctr. Natron, 200,000 Ctr. Glauberſalz und außerdem eine große Menge Kochſalz, Kalkerde, Kieſelerde, Eiſenocher ꝛc. liefern. v. Hoff fand aber durch genaue Berechnung (unter der Vorausſetzung eines ſp. Gew. von 2, 7 für die aufgelöſten Maſſen), daß ein Würfel dieſer Maſſen, deſſen Seite 410 par. Fuß beträgt, 5 Jahrhunderte ausreichen würde, die Karlsbader Quellen mit ihren feſten Beſtandtheilen zu verſehen, u. daß etwa 14 ſolcher Würfel, welche alſo jene Quellen 7000 Jahre ſpeiſen könnten, zur Ausfüllung des Thales von Karlsbad erforderlich ſeyn würden. — Eine Höhle von dieſem Umfange im Innern der Erde würde aber nur als eine unbedeutende Blaſe erſcheinen u. wenn ſie nicht nahe unter der Oberfläche vorhanden wäre, keinen Einſturz von einiger Bedeutung beſorgen laſſen.

ſogar der Theorie, wogegen er gerichtet, zu einer neuen Stütze dienen muß.

Manche dieſer Erdfälle entſtanden in einer nicht ſehr fernen Zeit: in der durch Bäder und reiche Mineralquellen berühmten Gegend von Iſſoire (Dep. Puy de Dome in der Auvergne) erfolgte ein langſames Verſinken des Bodens in einer Ausdehnung von circa 150 Morgen Landes*). Auch in der Gegend von Pyrmont finden ſich bedeutende Erdfälle, die dort allgemein unter dieſem Namen bekannt ſind, was doch wohl auf ihre Entſtehung in hiſtoriſcher Zeit deutet. Eben ſo in der Nähe von Liebenſtein und in dem an Sool- und Mineralquellen reichen Thüringen (Artern, Halle, Dürrenberg, Kötzſchau, Teuditz, Bibra, Wiehe, Rieſtedt ꝛc.) bildete ſich in neuerer Zeit unweit Helbra ein 40—50′ tiefer Erdfall**). Außerdem ſind in der ganzen dortigen Gegend zahlreiche Erdfälle vorhanden und auch die beiden dort vorkommenden größeren Seen (der ſüße und der ſalzige See bei Seeburg) dürfen nach dem Urtheile eines ausgezeichneten Geognoſten als durch Erdfälle entſtanden angeſehen werden***).

---

*) v. Hoff. Geſchich. der . . . . Veränd. der Erdoberfl. (nach Luloff und den phil. Tranſact.) III. 21.

**) v. Hoff. a. a. O. 27 (nach v. Zach's monatl. Correſp. V. 441.

***) Credner Ueberſicht der geogn. Verh. Thür. u. des Harzes Gotha 1843 p. 33.

Dieſelbe Erſcheinung bietet nun auch in ſehr ausgezeichneter Weiſe die Gegend von Salzungen dar. Sowohl der oben erwähnte, über 40 Morgen große und gegen 15 Klaftern tiefe See, welcher ſalzhaltige Quellen enthält, als auch die durch einen künſtlichen Kanal damit zuſammenhangende ſogenannte Grube oder Teufelskutte ſind ohne Zweifel ſolche durch unterirdiſche Auswaſchungen entſtandene Erdfälle. Eben ſo zeigt der Buchen- oder Büchenſee unweit Wildprechtrode ganz den Charakter eines Erdfalls, und vielleicht dürfte auch der ſogenannte Stinkteich in der Gegend von Immelborn, in deſſen nordweſtlicher Ecke ſich eine Salzquelle befindet, einem Erdfalle ſeine Entſtehung verdanken, ungeachtet ſeine Form und Lage gerade nicht für dieſe Meinung ſprechen.

Analyſen der Soolquellen zu Salzungen.

A. Allgemeine Bemerkungen darüber.

Wenn bei einer ſolchen Arbeit kein neues, von dem gewöhnlichen abweichendes Verfahren beobachtet wird, ſo kann eine ſpecielle Angabe aller einzelnen dabei vorgenommenen Operationen nur den Zweck haben, die Leſer zu überzeugen, daß der, welcher eine ſolche Analyſe unternimmt, mit dem dabei zu befolgenden Gange hinlänglich vertraut iſt. Eine weitere Controle für die Sicherheit der mitgetheilten Reſultate kann ſie, wie Jedem einleuchtet, nicht gewähren. Bei einer vor einigen Jahren vorgenommenen Unterſuchung der ſaliniſchen Quelle zu Schmalkalden habe ich, aus dem angeführten Grunde, die Details der Analyſe ausführlich angegeben und glaube deshalb, mit Hinweiſung auf jene Arbeit (Archiv der Pharm. 2te Reihe, Bd. XXVI. 1841) mich jetzt einer ſo ausführlichen Darſtellung um ſo mehr überheben zu dürfen, als eine ſolche hier unvermeidlich zu Weitläufigkeiten und Wiederholungen führen würde. Ich beſchränke mich deshalb auf eine kurze Darſtellung des beobachteten Verfahrens. Dieſes war im Allgemeinen das, welches Liebig (vgl. Handwörterbuch der Chemie Bd. I. p. 349) für die Analyſe ſaliniſcher Quellen vorſchreibt und welches in folgende Arbeiten zerfällt:

A. Beſtimmung der gasförmigen Beſtandtheile.

Dieſe beſtehen bei den Salzunger Soolquellen nur aus Kohlenſäure, deren Menge überdieß nicht bedeutend iſt. Sie wurde, ſo weit die Beſchaffenheit der Brunnen es geſtattet, ebenfalls nach Liebig's bekannter Methode beſtimmt.

B. Beſtimmung der nicht gasförmigen Beſtandtheile, und zwar

1) Beſtimmung der ganzen im Waſſer enthaltenen Quantität Eiſen, Kalk, Bittererde, Kieſelerde

(Mangan, durch Ausſcheidung jedes dieſer Beſtandtheile).

2) Beſtimmung des ganzen Gehaltes an Schwefelſäure.

3) Beſtimmung des ganzen Gehaltes an Chlor.

4) Beſtimmung des Kalkes, Eiſenoxids (Manganox.), der Bittererde, Kieſelerde, in dem Niederſchlage, welcher ſich beim Kochen des Waſſers bildet.

5) Beſtimmung des Kalks, der Bittererde (des Eiſenoxids?), welche nach dem Kochen gelöſt bleiben.

6) Beſtimmung des Gewichtes aller Chlormetalle und

7) Beſtimmung des Gewichts des Chlornatriums (und Chlorkaliums, ſo wie deren Trennung).

Außerdem habe ich aus gleich näher anzuführenden Gründen noch vorgenommen:

8) Beſtimmung des Geſammtgehalts an nicht gasförmigen Beſtandtheilen und

9) Beſtimmung des Chlorcaliums und Chlormagneſiums, welche in dem, durch Abdampfen des Waſſers auf dem Waſſerbade, erhaltenen Salzrückſtande befindlich ſind und bekanntlich durch Ausziehen deſſelben vermittelſt Alkohol, abgeſchieden und dann auf die bekannte Weiſe einzeln beſtimmt werden können.

Auch dem, welcher mit chemiſchen Arbeiten nicht näher vertraut iſt, wird es wohl von ſelbſt einleuchten, daß bei Vergleichung der auf dieſem Wege gefundenen Reſultate, ein etwa vorgekommener Fehler ſogleich erkannt werden muß und alſo durch wiederholte Verſuche verbeſſert werden kann, da faſt jede der oben angeführten Beſtimmungen durch eine oder mehrere der übrigen controlirt wird.

Gegen den Nutzen der beiden zuletzt erwähnten Beſtimmungen laſſen ſich allerdings manche gegründete Einwendungen machen, mir ſcheinen jedoch die Gründe, welche für denſelben ſprechen, überwiegend, nur darf man ſich über den Grad der Sicherheit, welchen ſie ſelbſt, ſo wie die Schlüſſe, die man daraus zieht, gewähren, keiner Täuſchung hingeben. Was nun die Beſtimmung des Geſammtgehalts der fixen Beſtandtheile durch Abdampfen des Waſſers und Erhitzen oder Glühen des Rückſtandes betrifft, ſo liefert dieſe, wie bekannt, namentlich bei ſaliniſchen Waſſern, ſtets unſichere, nicht übereinſtimmende Reſultate. Die ſo gefundene Menge der Beſtandtheile iſt ſtets etwas zu gering, da ſich das Chlormagneſium beim Glühen und theilweiſe auch ſchon beim ſtärkeren Erhitzen zerſetzt. Die Verſuche, dieſe Zerſetzung durch Zuſatz von Salmiak (nach Liebig) oder eines beſtimmten Gewichtes von geſchmolzenem kohlenſauren Natron (nach Mohr) zu verhüten, ſind mir nicht gelungen, ja ich fand in dem letztern Falle, ſogar mehrmals, daß der, nach Abzug des zugeſetzten Natrons bleibende Rückſtand noch etwas geringer war, wovon ich den Grund nur darin ſuchen kann, daß der Zuſatz von kohlenſauerem Natron eine viel anhaltendere Hitze nöthig macht, und daß dabei wahrſcheinlich Chlormetalle als ſolche verflüchtigt oder mit den Waſſerdämpfen in die Höhe geriſſen werden, wie denn, nach meinen oft und mit Sorgfalt wiederholten Verſuchen, ein ſolches Entweichen von Chlormetallen ſelbſt bei dem vorſichtigſten Abdampfen des Waſſers nicht ganz vermieden werden kann, was alſo auch, wenn gleich nicht bedeutend, dazu beiträgt, die Menge des Rückſtandes zu vermindern und die auf dieſem Wege gefundenen Beſtimmungen (auch die unter Nr. 6 und 7 aufgeführten) etwas weniger genau zu machen. Die Analyſen des Sooldunſtes beweiſen, daß beim Sieden der Soole eine beſtimmbare Menge der darin enthaltenen Salze mit in die Höhe geriſſen werden, wahrſcheinlich geſchieht dieſes aber, wenn auch in geringerem Grade, ſchon weit unter der Temperatur, wobei die Soole ſiedet. Iſt es doch eine alte, durch viele, nicht zu bezweifelnde Zeugniſſe, und durch mancherlei Erſcheinungen beſtätigte Erfahrung, daß die Atmosphäre in der Nähe der Salinen und Gradirhäuſer, des Meeres ꝛc. Salze enthält. Wenn auch die Menge der auf dieſe Weiſe aus der verdampfenden Soole entweichenden feſten Beſtandtheile verhältnißmäßig ſehr gering iſt (vgl. unten die Analyſen des Sooldunſtes), ſo iſt ſie doch merklich genug, um, auch abgeſehen von der Zerſetzung des Chlormagneſiums, zu verhindern, daß die auf dieſe Weiſe gefundenen Reſultate vollkommen mit denen übereinſtimmen, welche auf anderen Wegen erhalten werden, wo ein ſolcher Verluſt nicht zu befürchten iſt, namentlich alſo durch Beſtimmung der meiſten einzeln ausgeſchiedenen Beſtandtheile (Nr. 1—5). Ich ſehe deshalb dieſe Beſtimmungen ſtets als die Grundlagen und den zuverläſſigſten Theil der ganzen Analyſe an und habe deshalb die meiſten derſelben mindeſtens einmal und bei nicht genügender Übereinſtimmung mehrmals wiederholt, auch die Reſultate derſelben bei den verſchiedenen Analyſen beſonders aufgeführt.

Aus dem Geſagten ergibt ſich nun freilich, daß man auf die Beſtimmung des Geſammtgehaltes an fixen Beſtandtheilen (Nro. 8) keinen ſehr großen Werth legen darf. Kennt man aber ohngefähr die dabei möglichen Verluſte, ſo daß man ſie wie z. B. den Verluſt des Chlors beim Glühen des Chlormagneſiums, mit einiger Sicherheit in Anſchlag bringen kann, ſo kann eine ſolche Beſtimmung doch zur Vergleichung und Controle benutzt werden. Überdieß iſt ſie ſeit alten Zeiten üblich und wird von den meiſten Chemikern auch noch immer beibehalten. Schon aus dieſem Grunde hätte ich ſie nicht aufgeben mögen, es kam aber bei einer, früher ſchon mehrmals analyſirten Salzunger Quelle, dem Stadtbrunnen, noch ein anderer Grund hinzu. Es ließ nämlich hier ſchon das ſpecifiſche Gewicht mit Beſtimmtheit eine ſo bedeutende Abweichung von dem früher gefundenen Gehalte erwarten, daß dieſe nicht blos auf Rechnung des, allerdings ſehr naſſen Jahres 1844 geſetzt werden konnte und deshalb jedes Mittel angewendet werden mußte, um möglichſt genaue Vergleichungen mit den früher gefundenen Reſultaten anſtellen zu können, indem dieſe, beſonders in Beziehung auf die Wirkung, welche die in den letzten Jahren eröffneten Bohrlöcher auf die früher vorhandenen Quellen ausgeübt haben, von Intereſſe ſein dürften. Es wurde deshalb auch bei Beſtimmung des Geſammtgehaltes dieſer Quelle ganz genau daſſelbe Verfahren beobachtet, welches Hr. Hofrath Wackenroder bei ſeiner früheren Unterſuchung derſelben angewendet und in dem Archiv der Pharmacie (2te Reihe Bd. XVII. — 1839) ausführlich beſchrieben hat. Es wurde nämlich der Rückſtand vorerſt nur ſolange erhitzt, als ein Verkniſtern ſtatt fand, hierauf gewogen und dann erſt geglüht, wobei noch ein merklicher Gewichtsverluſt erfolgte. Bei den übrigen Quellen wurde das Gewicht des Rückſtandes nur nach vollſtändigem Glühen beſtimmt und zwar auf folgende Weiſe: Das Abdampfen des Waſſers geſchah auf dem Waſſerbade, bei den geringhaltigern Sorten ꝛc. in einer tarirten Porzellanſchale, da mir ein hinlänglich großes Platingefäß nicht zu Gebote ſtand. Der trockene Rückſtand wurde in der Schale gewogen, mit einem Piſtill fein zerrieben und dann ſogleich ein abgewogener Theil in einem Platintiegel vorſichtig bis zum völligen Glühen erhitzt und mit dem Tiegel gewogen. Nach dem ſich ergebenden Gewichtsverluſte wurde dann der Verluſt, den der Geſammtrückſtand erlitten haben würde, berechnet. Bei den (geſättigten) Soolen der beiden Bohrbrunnen und bei der Mutterlauge, wo es nicht nöthig war, eine ſo große Menge abzudampfen, geſchah das Abdampfen und Glühen in einem und demſelben Platingefäße. Ähnlich wurde bei Beſtimmung ſämmtlicher Chlormetalle (Nro. 6) ſowie des Chlornatriums ꝛc. (Nro. 7) verfahren. Auch bei dieſen wurde ſtets das Gewicht der geglühten (nicht der geſchmolzenen) Maſſe in Rechnung gezogen, weil dieſes, nach wiederholten Verſuchen, eine genügendere Übereinſtimmung gewährte, als das, wenn auch nur wenig geringere Gewicht der geſchmolzenen, wovon ich den Grund auch nur in einer Verflüchtigung von Chlormetallen ſuchen kann.

Die ſpecielle Beſtimmung des in dem abgedampften Rückſtande enthaltenen Chlorcalciums und Chlormagneſiums (Nro. 9) habe ich vorgenommen, um für meine Berechnung der wahrſcheinlich in dem Waſſer vorhandenen Verbindungen einen Anhaltspunkt mehr zu bekommen. Über dieſe Berechnung bin ich aber noch einige Auskunft zu geben verbunden, um ſo mehr, da ſie von den Anſichten der ausgezeichneten Chemiker, welche vor mir eine dieſer Quellen (den Stadtbrunnen) unterſuchten, weſentlich abweicht.

Über die Art, wie mehrere in einer Auflöſung befindliche Beſtandtheile von Salzen mit einander verbunden ſind, haben wir bekanntlich nur, mehr oder weniger wahrſcheinliche, Vermuthungen und deshalb ſollte man, wie es mir ſcheint, das directe und ſichere Ergebniß einer Analyſe — nämlich die Angabe der gefundenen Menge jedes einzelnen, in einer ſolchen Auflöſung aufgefundenen und daraus abgeſchiedenen Beſtandtheils, — ſtets ſtreng ſcheiden von der Angabe der Verbindungen, in denen ſich dieſelben muthmaßlich befinden. Über dieſe letzteren können, da hier faſt ſtets mehrere Fälle möglich ſind, die Anſichten verſchieden ſein (vgl. das, was unten bei der Analyſe der Mutterlauge geſagt iſt), und deshalb halte ich es für nöthig, hier diejenigen näher anzugeben, welche mich bei der Art, wie ich jene Verbindungen zu beſtimmen verſucht habe, leiteten:

1. Die beim Kochen des Waſſers niederfallenden kohlenſauren Erdſalze wurden als ſolche berechnet, eben ſo das dabei niederfallende Eiſenoxidhydrat als kohlenſaures Eiſenoxidul, da bei den erſteren wohl kaum bezweifelt werden kann, daß ſie, wie auch allgemein angenommen wird, als doppelt kohlenſaure Salze im Waſſer vorhanden ſind, und bei der ſo geringen Menge des letzteren ſich nicht ermitteln ließ, ob vielleicht ein Theil deſſelben mit Quellſäure verbunden ſei, was aus manchen Gründen nicht unwahrſcheinlich iſt. — Ließen ſich vielleicht auch gegen dieſe Berechnung von dem rein theoretiſchen Standpunkte aus Zweifel erheben, ſo hat doch, namentlich bei jeder zur Salzgewinnung oder zum Baden beſtimmten Soole, das Ausſcheiden dieſer Salze eine ſo

große praktiſche Wichtigkeit, daß wir ſie ſchon um deswillen direct beſtimmen und abgeſondert aufführen müſſen, denn ſowohl dem Arzte, als dem Saliniſten muß es ſehr wichtig ſein, genau zu wiſſen, welche Beſtandtheile ſich ſchon beim erſten Aufſieden, ja theilweiſe ſchon beim mäßigen Erwärmen, oder bei längerem Stehen an der Luft aus dem Waſſer ausſcheiden. Zugleich gibt das Vorhandenſein oder der Mangel alkaliſcher Reaction vor und nach dem Sieden des Waſſers directe Auskunft über Vorhandenſein oder Abweſenheit kohlenſauer Alkalien. —

2. In Beziehung auf die übrigen (nicht kohlenſauren) Salze, welche auch nach dem Kochen des Waſſers gelöſt bleiben, gebe ich im Allgemeinen der Anſicht derjenigen den Vorzug, welche annehmen, daß dieſe ſo in der Auflöſung enthalten ſind, wie ſie beim langſamen Verdunſten derſelben ſich ausſcheiden (ohne jedoch dieſe Annahme für mehr, als für eine wahrſcheinliche Vermuthung zu halten) und da es auch hinſichtlich dieſer in praktiſcher Beziehung von Intereſſe iſt, zu wiſſen, welche Verbindungen wir erhalten, wenn wir das Waſſer bei einer beſtimmten Temperatur verdampfen laſſen, ſo habe ich die Soole ſtets auf dem Waſſerbade abgedampft, den Rückſtand (nach der früher allgemein üblichen Methode) mit Alkohol ausgezogen und auf dieſe Weiſe die darin enthaltenen Mengen von Chlorcalcium und Chlormagneſium direct beſtimmt. Es ſchien mir das

auch um deswillen nicht überflüſſig zu ſein, weil man bei Beſtimmung des Gewichtes aller Chlormetalle (Nr. 6), wie ſie a. a. O. vorgeſchrieben wird, dieſes Gewicht nur indirect durch Abzug der damit gemengten ſchwefelſauren Salze erhält, dieſe erſt wieder aus der gefundenen Menge der Schwefelſäure berechnet werden müſſen, und, wie ſich aus dem Geſagten ergibt, verſchieden berechnet werden können, was auch auf das Gewicht derſelben von einigem, wenn auch geringem Einfluſſe iſt.

Wenn nun z. B. auf die oben erwähnte Weiſe (durch Kochen) aus einem Pfunde Waſſer des Salzunger Stadtbrunnens 1,418 Gr. Kalkerde in Verbindung mit Kohlenſäure ausgeſchieden wurden, ſo reichte nun ſchon die übrige Kalkerde nicht mehr aus, um die darin aufgefundene Schwefelſäure zu ſättigen, und es läßt ſich alſo mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß ein Theil der Schwefelſäure an Natron gebunden ſei. Die Menge des ſchwefelſauren Natron aber ergibt ſich aus den Mengen des Calciums und Magneſiums, welche mit Chlor verbunden oder als Kalk- und Bittererde in den kohlenſauren Salzen enthalten, und auf die erwähnte Weiſe direct beſtimmt ſind. Werden dieſe von dem Geſammtgehalte beider Stoffe abgezogen und die Überreſte (wenn ſolche vorhanden) als ſchwefelſaure Kalk- und Bittererde berechnet, ſo muß der dann bleibende Überſchuß von Schwefelſäure als mit Natron verbunden angeſehen werden. Eine Beſtätigung dieſer Annahme und eine, wenn auch nur annähernd genaue Controle dieſer Berechnung erhält man, wenn man das Chlor, welches nach Abzug des in den 3 direct beſtimmten Chlormetallen enthaltenen übrig bleibt, als Chlornatrium berechnet und die ſo gefundene Menge desſelben mit derjenigen vergleicht, welche durch directe Beſtimmung (Nr. 7) auf die bekannte Weiſe gefunden wird. Dieſe letztere muß, wenn in dem Waſſer ſchwefelſaures Natron vorhanden iſt, das Natron deſſelben als Chlornatrium (— in manchen Fällen auch als kohlenſaures Natron —) enthalten*) und alſo bei jener Vergleichung einen entſprechenden Überſchuß darbieten. Ohne auf die von mir hier befolgte Methode, die verſchiedenen, in unſeren Soolen enthaltenen Verbindungen zu berechnen, in *theoretiſcher Hinſicht* einen beſonderen Werth zu legen, halte ich die Vortheile, welche ſie in praktiſcher Beziehung gewährt, für wichtig genug, um ihr vor andern den Vorzug zu geben.

---

*) Werden zur Beſtimmung des Chlornatriums (Nr. 7) aus der gekochten Soole durch Barytwaſſer, die Schwefelſäure, die Talkerde nebſt einem Theil der Kalkerde, u. dann durch kohlenſaures Ammoniak die übrige Kalkerde u. die überflüſſig zugeſetzte Baryterde gefällt (vgl. den oben citirten Art. des Handwörterbuchs der Chemie Bd. I. p. 343 u. 360), ſo wird, wenn ſchwefelſaures Natron vorhanden iſt, das frei werdende Natron zunächſt, ſoweit es ausreicht, das mit Chlor verbundene Calcium u. Magneſium als Kalk- u. Bittererde ausſcheiden, indem es ſich mit Chlor verbindet. Wird nun die Baryterde u. die etwa noch vorhandene Kalkerde durch kohlenſaures Ammoniak gefällt, die Flüſſigkeit filtrirt und abgedampft, ſo muß der Rückſtand nicht blos das in dem Waſſer urſprünglich vorhandene Chlornatrium (u. Chlorkalium) ſondern auch noch einen Ueberſchuß enthalten, welcher (wenigſtens annähernd) der Menge des mit Schwefelſäure verbunden geweſenen Natrons entſpricht,

Noch bemerke ich, daß mir Gelegenheit gegeben war, mehrere Tage in Salzungen zu verweilen und dort diejenigen Unterſuchungen und Arbeiten vorzunehmen, welche an Ort und Stelle vorgenommen werden müſſen, wie die Unterſuchung der Temperatur, die Beſtimmung der Kohlenſäure ꝛc. Ich konnte

---

vorausgeſetzt, daß Chlorcalcium u. Chlormagneſium in hinlänglicher Menge vorhanden waren. Im entgegengeſetzten Falle wird auch kohlenſaures Natron in dem Rückſtande enthalten ſein, was ſich ſogleich durch alkaliſche Reaction verräth. Wenn es deshalb a. a. O. p. 330 heißt: „die geſchmolzene Maſſe iſt Chlornatrium (Chlorkalium) gemengt mit ſchwefelſauren Salzen“, ſo iſt das, ohne Zweifel, ein Druck- oder Schreibfehler u. ſollte heißen: *gemengt mit Salzen, welche ſich aus den etwa vorhandenen alkaliſchen Baſen ſchwefelſaurer Salze gebildet haben*; denn da nach p. 313 die Fällung der Bittererde ꝛc. durch Barytwaſſer bewirkt werden ſoll, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſchwefelſaure Salze hier nicht mehr vorhanden ſein können —

deshalb auch alles zu den Analyſen zu verwendende Waſſer ſelbſt füllen, verkorken und verſiegeln, die Abſätze der Quellen beobachten und ſammeln und dergl. und in ſofern war ich, im Vergleich mit denen, welche vor mir die eine oder andere dieſer Quellen analyſirten und das Waſſer dazu aus fremder Hand erhielten, im Vortheil. Wer nicht ſelbſt Chemiker iſt, weiß mit dem beſten Willen oft nicht die nöthige Vorſicht bei dieſen, ſcheinbar ſo einfachen und unbedeutenden Operationen anzuwenden, und gewiß iſt nur darin der Grund zu ſuchen, weshalb die im Laboratorio des Hrn. Hofr. Wackenroder analyſirte Soole des Bernhardsbrunnens (vergl. das Archiv der Pharmazie 2te Reihe Bd. XXXIX p. 267. Jahrg. 1844) kein Eiſen mehr enthielt. Die kleine Menge des darin enthaltenen Eiſens fällt nämlich ſo leicht nieder, daß ſie ſich nur in dem, mit der größten Vorſicht gefüllten und aufs ſorgfältigſte verſchloſſenen Waſſer längere Zeit erhält. In techniſcher Hinſicht hat aber nichts deſto weniger dieſer Beſtandtheil eine nicht unbedeutende Wichtigkeit. — Vergl. oben p. 9.

„Die mir zur Verfügung ſtehende Menge Waſſers war groß genug, um zur Beſtimmung von faſt jedem einzelnen Beſtandtheil eine abgeſonderte Menge verwenden und überhaupt zu den verſchiedenen Beſtimmungen angemeſſene Quantitäten aufwenden zu können. So wurden z. B. bei der verhältnißmäßig geringen Menge der kohlenſauren Salze, zur Beſtimmung derſelben jedesmal mindeſtens 2 ℔ (à 16 Unzen) Soole verwendet. —

Die quantitative Beſtimmung des Broms, welches in faſt allen Salzunger Soolquellen, verglichen mit andern ähnlichen, in ziemlicher Menge vorhanden iſt, wurde nur bei den Analyſen der geſättigten Soolen (des 1ſten und 2ten Bohrbrunnens) und der Mutterlauge vorgenommen. Es iſt bekannt, daß dieſe Beſtimmung eigenthümliche Schwierigkeiten hat, daß ſcheinbar unbedeutende, mit der größten Aufmerkſamkeit und Sorgfalt kaum zu vermeidende Fehler oder Verſehen einen ſehr bedeutenden Einfluß auf das Endreſultat ausüben können und daß alſo das Vertrauen auf die Richtigkeit dieſes letzteren durchaus bedingt wird durch das Verfahren, welches bei einer ſolchen Beſtimmung angewendet wurde. Ich halte es deshalb nicht für überflüſſig, das meinige hier ausführlich anzugeben. Es war zwar im Allgemeinen das bekannte, zuerſt von H. Roſe angegebene, wozu ſpäter Berzelius, eine theilweiſe, wie es mir ſcheint, ſehr zweckmäßige Abänderung vorſchlug (vergl. H. Roſe, analyt. Chem. 4te Aufl. Bd. II. p. 572 und 573 und Handwörterbuch der Chem. Bd. I. p. 950 sq. und Bd. II. p. 173 sq.), allein, da in den erwähnten Soolen, wegen der ſo großen Menge der vorhandenen Chlormetalle, eine Concentration des Bromgehaltes durchaus nöthig ſchien, wenn das Reſultat die gewünſchte Sicherheit (ſo weit dieſe überhaupt bei Beſtimmungen der Art für jetzt möglich iſt) gewähren ſoll, ſo muß ich den, zu dieſem Ende eingeſchlagenen Weg hier näher angeben. Die a. a. O. (Roſe, analyt. Chem. p. 574) zu dieſem Zwecke vorgeſchlagene Methode, wovon ich früher bei der Analyſe der Schmalkalder Soole Gebrauch machte, hatte hier, eben wegen der ungewöhnlich großen Menge der Chlormetalle bedeutende Schwierigkeiten; ein anderes, ſonſt häufig angewendetes Verfahren (vergl. Archiv der Pharm. 2te R. Bd. XVII. p. 26 sq.) beſteht bekanntlich darin, die Soole mit Chlor zu behandeln und dann durch Schütteln mit Aether ꝛc. das Brom von dem größten Theil der Chlorverbindungen zu trennen. Es wollte mir jedoch nicht gelingen, dieſes ohne merkliche Verluſte an Brom zur Ausführung zu bringen, um ſo weniger, da die Operation ſtets mehrmals wiederholt werden muß, wenn alles Brom abgeſchieden werden ſoll. Ich wählte deshalb folgendes Verfahren, welches mir, nach mehrfach angeſtellten vergleichenden Verſuchen dem beabſichtigten Zwecke am meiſten zu entſprechen ſchien. Es wurden nämlich mehrere Pfunde Soole langſam verdunſtet, bis ſich die meiſten kriſtalliſirbaren Salze ausgeſchieden hatten. Dieſe wurden von der noch übrigen Mutterlauge getrennt, mit möglichſt wenig warmem Waſſer abgewaſchen und die Mutterlauge, nachdem das zum Abwaſchen benutzte Waſſer damit vereinigt war, in eine Retorte gegeben, welche mit einem Tubulus verſehen war, der durch einen gut eingeriebenen Glasſtöpſel luftdicht verſchloſſen werden konnte. Der lange und enge Hals der Retorte führte in eine kalt gehaltene Vorlage mit Kalilöſung, in welche das Ende deſſelben eingeſenkt war. Durch den Tubulus wurde das faſt ſenkrecht abwärts gebogene Rohr einer Gasentbindungsflaſche bis faſt auf den Boden der Retorte geführt und durch Kork und Verband ein luftdichter Anſchluß des Rohrs an den Tubulus bewirkt. In die Gasentbindungsflaſche wurde Kochſalz, Braunſtein und Schwefelſäure gegeben, und nachdem der Apparat auf die angegebene Weiſe zuſammengeſetzt war, durch Erwärmung Chlor entwickelt, ſo lange als die ziemlich bald ſichtbar werdende gelbliche Färbung der Mutterlauge dunkler wurde, wobei das aus dieſer entweichende Gas (dem Anſcheine nach vorerſt meiſt Chlor) durch den Hals der Retorte in die Kalilöſung übertrat. Während dieſer Entwickelung wurde die Retorte vermittelſt einer Spirituslampe vorſichtig und ſchwach erwärmt, damit bei der dadurch entſtehenden Bewegung der Mutterlauge die Zerſetzung der Bromverbindung vollſtändig vor ſich gehe. Wenn dieſes bewirkt war (was ſich nach einigen Verſuchen ziemlich ſicher aus der Färbung beurtheilen läßt), wurde die Entwickelung des Chlors ermäßigt und zugleich die Spirituslampe ſo weit von der Retorte entfernt, daß in Folge der dadurch bewirkten Abkühlung die Kalilöſung langſam in dem Hals der Retorte aufzuſteigen begann, alsdann das Gasentbindungsrohr raſch aus dem Tubulus entfernt, dieſer eben ſo ſchnell mittelſt des Glasſtöpſels luftdicht verſchloſſen und nun durch Annähern der Lampe die Mutterlauge in der Retorte allmählig bis zum Sieden erhitzt. Das Übergehen von Brom- und Chlorbromdämpfen fand gewöhnlich kurz vorher, ehe die Flüſſigkeit zu ſieden begann, am Stärkſten ſtatt und hörte dann bald auf oder wurde doch unmerklich. Anfangs erfolgte meiſt ein Niederſchlag derſelben in dem noch kalten Rohr der Retorte, aber die nachfolgenden Waſſerdämpfe führten dieſen alsbald in die Kalilöſung. Die Mutterlauge wurde, auch nachdem ein Uebergehen von Bromdämpfen nicht mehr bemerkbar war, noch einige Minuten im Sieden erhalten und dann der Tubulus geöffnet, um ein Zurückſteigen der Kalilöſung zu verhüten. Es entwich dann in der Regel noch Chlor, was nach Löwig (Mineralquellen von Baden p. 30) als ein Beweis der vollſtändigen Austreibung des Broms angeſehen werden kann. Mehrere Verſuche, durch eine wiederholte Behandlung der Mutterlauge mit Chlor, noch Brom frei zu machen, waren ohne Erfolg und beſtätigten alſo die Richtigkeit jener Angabe. — Die in der Vorlage befindliche Kalilöſung mußte alſo alles Brom als bromſaures Kali und Bromkalium und außerdem eine nicht unbedeutende Menge Chlor, in ähnlichen Verbindungen enthalten*). Nachdem ſie langſam bis zur Trockenheit abgedampft, dann der Rückſtand heftig geglüht, hierauf in Waſſer gelöſt und mit Eſſigſäure geſättigt war, wurde Brom und Chlor durch Silberſolution gefällt, das Brom und Chlorſilber durchs Filter abgeſchieden, ſorgfältig getrocknet, in einem kleinen genau tarirten Porzellanſchälchen mit ebenem Boden geſchmolzen, ſo daß die geſchmolzene Maſſe in Form einer dünnen Scheibe den Boden bedeckte, und dann gewogen. Der auf dem Filtter bleibende geringe Rückſtand wurde, um das Brom- und Chlorſilber nicht durch die Aſche des Filtters zu verunreinigen, für ſich ermittelt und ſpäter in Rechnung gezogen. Das Schälchen mit dem geſchmolzenen Brom- und Chlorſilber wurde in eine kleine, aber tiefe Abrauchſchale geſetzt, auf das Chlor- und Bromſilber ein Stückchen Zink von entſprechender Form und Größe gelegt und mit Waſſer übergoſſen, ,dem einige Tropfen reine Salzſäure zugeſetzt waren. Die Reduction begann alsbald und war meiſt nach 12 Stunden vollſtändig beendigt. Das Waſſer wurde nun vorſichtig abgegoſſen, das Zink entfernt, das reducirte Silber, ohne es aus dem Schälchen zu nehmen, mit einem Glasſtäbchen in mehrere Stücke zerdrückt, von neuem mit Waſſer übergoſſen, welchem einige Tropfen Salzſäure zugeſetzt waren und vor-

---

*) Ein eigenthümlicher, dem Geruche des Petroleum ähnlicher Geruch ließ in dieſer Flüſſigkeit noch irgend

---

eine andere flüchtige Verbindung vermuthen, allein ihre Menge war offenbar ſehr gering u. es gelang mir nicht, ſie näher zu ermitteln. —

ſichtig bis zum Sieden des Waſſers (was durch Bedecken der Abrauchſchale mit einer Glastafel oder dgl. ſehr beſchleunigt werden kann) erhitzt. Nachdem daſſelbe Verfahren dann mindeſtens noch zweimal mit reinem Waſſer (ohne Zuſatz von Salzſäure) wiederholt war, wurde das Schälchen mit dem Silber aus der Abrauchſchale genommen, auf das Waſſerbad geſetzt, bis es völlig trocken war und dann in einer flachen Platinſchale über der Spirituslampe bis zum heftigen Glühen erhitzt, wobei zuletzt die Flamme mit Hülfe des Löthrohrs von oben auf das glühende Silber geleitet wurde. Dieſes erſchien nach dem Erkalten in der rein-weißen Silberfarbe und mit allen Eigenſchaften des reinſten Silbers. Es wurde (in dem Porzellanſchälchen) genau gewogen, ſein Gewicht mit dem des Brom- und Chlorſilbers verglichen und daraus die Menge des Broms auf die bekannte Weiſe berechnet.

Da ſelbſt ein unbedeutender Verluſt an Silber die nur durch Berechnung aufzufindende Menge des Broms ſehr merklich vergrößert, ſo war mein Hauptſtreben dahin gerichtet, einen ſolchen Verluſt möglichſt zu verhüten, und ich glaube dieſes durch das angegebene Verfahren, wobei das Wiegen des Brom- und Chlorſilbers, ſo wie des reducirten Metalls in einem und demſelben genau tarirten Gefäße geſchichtet, ohne daß ein Filtriren, oder auch nur ein Entfernen aus dem Gefäße dazwiſchen ſtatt findet, erreicht zu haben, ſo weit das überhaupt zu erreichen iſt. Es ſind dabei aber freilich manche Vorſichtsmaßregeln zu beobachten, von denen ich einige der wichtigſten hier wenigſtens andeuten will. Ehe man das reducirte Silber mit Waſſer übergießt; iſt es durchaus nothwendig, daſſelbe vorſichtig zu befeuchten (am beſten mittelſt eines nahe darüber zu haltenden Tropfglaſes), weil ſonſt feinere Silbertheilchen von dem Waſſer in die Höhe gehoben und weggeführt werden können. Aus demſelben Grunde muß man beim Abgießen der Flüſſigkeit von dem Silber mit der größten Vorſicht verfahren. Ich habe das Schälchen ſtets nur ſo weit zur Seite geneigt, daß der größte Theil des Waſſers langſam ablief und dann den letzten Reſt deſſelben mittelſt eines Streifen Fließpapier, deſſen eine Ecke ich an die tiefſte Stelle des Schälchens hielt, aufſaugen laſſen. — Soviel über das Verfahren bei Beſtimmung des Broms.

Daß die Salzunger Soolquellen Jod, wenn gleich in geringer Menge enthalten, zeigte ſich bei folgendem Verfahren ſehr deutlich: Ich ließ mehrere Unzen Mutterlauge bei gelinder Wärme ſo weit verdunſten, bis faſt alle kriſtalliſirbaren Salze ausgeſchieden waren, trennte dann die noch übrige concentrirte Mutterlauge davon und dampfte ſie, bei nicht allzuſtarker Wärme zur völligen Trockenheit ab, brachte auf den feſten Rückſtand, nachdem er in der Abdampfſchaale (von weißem Porzellan) fein zerrieben war, einen Tropfen Stärkekleiſter (von nicht zu großer Conſiſtenz), ließ auf dieſen einige Tropfen Salpeterſäure oder Schwefelſäure fallen, und rührte dieſes Gemiſche mit einem Glasſtäbchen durcheinander, ſo daß Stärke und Säure von der Mitte aus nach und nach mit der umgebenden Salzmaſſe in Berührung traten. Es erſchien dann ſogleich die blaue (oder nach Umſtänden violette) Färbung zunächſt in einem Kreiſe der ſich allmählich weiter ausbreitete. Hatte ich die kriſtalliſirbaren Salze möglichſt vollſtändig entfernt, ſo trat eine blaue Färbung ein und ſelbſt die zuletzt kriſtalliſirten Salze zeigten dann, auf ähnliche Weiſe behandelt, noch eine violette Färbung; waren ſie aber nicht vollſtändig entfernt, ſo erſchien dann auch bei dem letzten feſten Rückſtand die Färbung gewöhnlich nur violett. Dieß iſt auch der Fall, wenn man von dem Stärkekleiſter oder den Säuren zuviel oder zu wenig anwendet. In dieſen Fällen kann man aber durch vorſichtiges Hinzufügen von Salz oder von dem einen oder dem andern Reagens gewöhnlich die blaue Färbung hervorrufen. Noch ſtärker war die Jodreaction, wenn ich den zuletzt erhaltenen feſten Rückſtand der Mutterlauge ſo lange an der Luft ſtehen ließ, bis er ziemlich feucht geworden war und an der Oberfläche zu zerfließen begann. Nahm ich dann die noch übrige feſte Maſſe aus der Schale weg und behandelte das, was in der Schale zurückblieb, auf die angegebene Weiſe, ſo erhielt ich eine intenſiv blaue Färbung, welche auch ganz conſtant war, während die ſchwächeren Färbungen gewöhnlich allmählich grünlich wurden, bis endlich eine dunkelgelbe Farbe (in Folge der ſtarken Bromreaction) an ihre Stelle trat. Dieſe ſtarke Bromreaction dürfte auch wohl Urſache ſein, daß in den Salzunger Soolen die Jodreaction, bei den ſonſt üblichen Prüfungen auf Jod, weniger deutlich hervortritt, und theils aus dieſem Grunde, theils weil das beſchriebene Verfahren ſo einfach iſt, daß jeder, wer in ſolchen Arbeiten einige Uebung hat, es leicht wiederholen und ſich von der Anweſenheit des Jods überzeugen kann, habe ich es hier ſo ausführlich beſchrieben. Ich ſelbſt wurde darauf geleitet durch Hrn. Dr. H. Emmrich, welcher, als eine größere Menge des feſten Rückſtandes der Salzunger Mutterlauge zu einem anderen Zwecke mit Schwefelſäure behandelt, und zufällig mit Stärkekleiſter in Berührung gebracht wurde, die deutliche Jodreaction bemerkte.

Will man das Jod in den einzelnen Soolquellen nachweiſen, ſo muß natürlich eine verhältnißmäßig größere Menge der Soole (alſo von den beiden Bohrbrunnen etwa die vierzigfache Menge) abgedampft werden. Im Stadtbrunnen habe ich ebenfalls (auf die angegebene Weiſe) Spuren davon entdeckt. Von den beiden Abflüſſen der Bohrbrunnen hatte ich nicht Soole genug, um dieſe Verſuche mit Ausſicht auf Erfolg anſtellen zu können.

Dagegen konnten durch die ſorgfältigſten Prüfungen keine ſichere Spuren von Phosphorſäure, von Strontianerde und von Fluor entdeckt werden. Es waren aber freilich die Mengen der Stoffe, welche zu dieſen Unterſuchungen, namentlich zu der Prüfung auf Phosphorſäure und Strontianerde verwendet werden konnten, verhältnißmäßig ſehr gering, denn ſelbſt die unterſuchten Abſätze der Quellen enthalten, verglichen mit anderen, nur geringe Mengen von Thonerde und von kohlenſauren Salzen, in deren Verbindung oder Begleitung jene Stoffe vorzukommen pflegen.

Lithion ſcheint dagegen in den Salzunger Soolquellen, wenigſtens in den beiden reichhaltigſten, denn nur dieſe und die Mutterlauge wurden darauf geprüft, vorhanden zu ſein. Wurde nämlich von den beiden Bohrbrunnen eine größere Menge Soole bis auf ein geringes Volum abgedampft, aus der übrigbleibenden Mutterlauge durch Kochen mit überſchüſſig zugeſetztem kohlenſauren Natron alle Erden niedergeſchlagen, die filtrirte Flüſſigkeit mit reiner Phosphorſäure verſetzt, zur Trockenheit abgedampft und der Rückſtand mit Waſſer behandelt, ſo blieb ein kleiner Reſt ungelöſt, welcher vor dem Löthrohr zu einer klaren Kugel ſchmolz, die im Augenblicke des Erſtarrens weiß und undurchſichtig wurde, wodurch alſo die Anweſenheit von Lithion, mit aller für jetzt erreichbaren Sicherheit nachgewieſen iſt. Ja die Menge deſſelben ſchien, namentlich in der Soole des zweiten Bohrbrunnens, und in der Mutterlauge, verhältnißmäßig nicht unbedeutend zu ſein, doch würde eine irgend zuverläſſige quantitative Beſtimmung desſelben eine größere Quantität von Soole erfordert haben, als ich für jetzt darauf verwenden konnte. Auch dürfte eine ſolche Beſtimmung nicht von bedeutender praktiſcher Wichtigkeit ſein. —

I.

Erſter Bohrbrunnen (Bernhardsbrunnen.)

Das Bohrloch iſt 501' tief, das Pumpenrohr reicht aber nur 486' tief hinab.

Temperatur des Waſſers beim Ausfluß aus dem Ausflußrohr der Pumpe: 10,5° R. bei 17° Lufttemperatur den 8. Auguſt 1844.

Specifiſches Gewicht: 1,20606 (bei 10,5° R.)

Das Waſſer iſt völlig klar und waſſerhell, perlt ziemlich ſtark, beſitzt keinen Geruch, aber einen ſehr ſtarken, faſt *rein ſalzigen* Geſchmack, reagirt weder ſauer noch alkaliſch, und eben ſo wenig ſchwärzt es Bleiſolution. Bei längerem Stehen an der Luft (bei circa 17° R.) ſchoßen Kochſalzkriſtalle an und es ſetzte ſich ein, freilich nur unbedeutender Niederſchlag in Form bräunlich gelber Flöckchen ab.

Gasförmige Beſtandtheile: 8,2750 Cubikzoll Kohlenſäure (nämlich 8,2253 freie und 0,0497 ſogenannte halbgebundene) im Pfunde à 16 Unzen.

Feſte Beſtandtheile (im waſſerfreien Zuſtande berechnet):

	in 1000 Theilen		im Pfunde à 16 Unzen
Chlor	158,1242	——	1214,3938 Gran
Brom	0,0105	——	0,0806 —
Schwefelſäure	2,7927	——	21,4479 —
Natrium	103,8066	——	797,2346 —
Kalium	0,1711	——	1,3140 —
Calcium	1,3051	——	10,0231 —
Magneſium	0,0975	——	0,7488 —
Eiſenoxidul	0,0151	——	0,1159 —
Kieſelerde	0,0026	——	0,0199 —
Jod	Spuren		
Lithion			
Thonerde			
Mangan			
Organiſche Stoffe			
	266,3254	——	2045,3786 —
Dazu kommt noch Sauerſtoff (an die Baſen der ſchwefelſ. und kohlenſ. Salze geb.) und	0,5690	——	4,3699 —
Kohlenſäure (der kohlenſ. Salze)	0,0331	——	0,2542 —
	266,9275		2050,0027 —

Wahrſcheinliche Verbindungen dieſer Stoffe:

A. in 1000 Theilen:

Chlornatrium	260,7312 =	157,3371 Chl.	+	108,3968	Na.
Clorkalium	0,3256 =	0,1545 —	+	0,1711	Ka.
Chlorcalcium	0,7828 =	0,4959 —	+	0,2869	Ca.
Chlormagneſium	0,2018 =	0,1437 —	+	0,0581	Mg.
Brommagneſium	0,0122 =	0,0105 Br.	+	0,0017	—
Schwefelſ. Natron	1,2568 =	0,7061 SO^3	+	0,5507	NaO.
—— Kalkerde	3,3400 =	1,9528 —	+	1,3872	CaO.
—— Bittererde	0,2017 =	0,1331 —	+	0,0686	MgO.
Kohlenſ. Kalkerde	0,0520 =	0,0227 CO^2	+	0,0292	CaO.
—— Bittererde	0,0019 =	0,0010 —	+	0,0009	MgO.
—— Eiſenoxidul	0,0245 =	0,0094 —	+	0,0151	FeO.
Kieſelerde	0,0026 =	mit Alkalien verbunden?			

Jodmagneſium
Chlorlithion
Thonerde
Mangan mit Chlor z. Th. auch wohl mit Kohlenſäure verb.*)
Organiſche Verbindungen.

} Spuren.

(* vgl. d. Analyſen der Mutterlauge u. des Badeſchlammes.)

266,9561

B im Pfunde à 16 Unz.

Chloratrium	2002,4386	Gran.
Chlorkalium	2,5006	—
Chlorcalcium	6,0119	—
Chlormagneſium	1,5498	—
Brommagneſium	0,0936	—
Schwefelſ. Natron	9,6522	—
—— Kalkerde	25,6512	—

——	Bittererde	1,4905	—
Kohlenſ.	Kalkerde	0,3993	—
——	Bittererde	0,0145	—
——	Eiſenoxidul	0,1013	—
Kieſelerde		0,0199	— mit Alkalien verb.?
Jodmagneſium		Spuren, reſp. geringe Mengen.	
Chlorlithion			
Thonerde			
Mangan (mit Chl. u. CO^2.? verb.)			
Organiſche Verbindungen.			
		2049,9234.	

Die Geſammtmenge der feſten Beſtandtheile, welche durch Verdampfen des Waſſers und ſtarkes Glühen des Rückſtandes erhalten wurde, betrug von 1000 Gran als Mittel von 2 nur um 0, 1 Gr. abweichenden Verſuchen, 266,00 Gran, alſo im Pfd. à 16 Unz.: = 2042,88 Gran.

II.

Zweiter Bohrbrunnen.

Das Bohrloch iſt 472′ tief, das Pumpenrohr cht aber nur 300′ tief hinab, da die Soole bis hin von ſelbſt in die Höhe ſteigt.

Temperatur des Waſſers beim Ausfluß aus dem Abflußrohr der Pumpe = 10° R. (bei 17° Lufttemperatur den 8. Auguſt 1844.)

Specifiſches Gewicht 1,20501. (bei 10° R.) In ſeinen übrigen phyſikaliſchen ꝛc. Eigenſchaften ſtimmt er mit dem Waſſer des Bernhardsbrunnens überein.

Gasförmige Beſtandtheile: 6,8553 Ckz. Kohlenſäure, nämlich 6,7125 Ckz. freie und 0,1428 Ckz. ſog. halbgebundene.

Feſte Beſtandtheile:
Geſammtmenge (auf dieſelbe Weiſe wie beim Bernhardsbrunnen beſtimmt) = 260,68 in 1000 Theilen alſo im Pfunde à 16 Unzen = 2002,022 G. = 4 Unzen 82 Gran.

Die einzelnen Beſtandtheile ſind:

	in 1000 Theilen		im Pfd. à 16 Unz.	
Chlor	155,0837	——	1191,0428	Gr.
Brom	0,0082	——	0,0629	—
Schwefelſäure	2,6885	——	20,6476	—
Natrium	100,8354	——	774,4158	—
Kalium	0,0562	——	0,4316	—
Calcium	1,4734	——	11,3157	—
Magneſium	0,4588	——	3,5235	—
Eiſenoxidul	0,0081	——	0,0622	—
Kieſelerde	0,0032	——	0,0245	—

Jod Lithion Thonerde Mangan	Spuren		Spuren
Organ. Stoffe	geringe Mengen		geringe Mengen
	260,6155		2001,5266
Dazu kommen noch:			
Sauerſtoff	0,5662	an d. Baſen der ſchwefelſ. u. kohlenſ. Salze geb.	4,3484
und Kohlenſäure (der kohlenſ. Salze	0,0833		0,6397
	261,2650		2006,5147

Wahrſcheinliche Verbindungen dieſer Stoffe in 1000 Theilen.

Chlornatrium	253,8106	=	153,1644 Chl.	+	100,6532 Na.
Chlorkalium	0,1069	=	0,0507 —	+	0,0562 Ka.
Chlorcalcium	0,7634	=	0,4836 —	+	0,2798 Ca.
Chlormagneſium	1,5180	=	1,1180 —	+	0,4000 Mg.
Brommagneſium	0,0095	=	0,0082 Br.	+	0,0013 Mg.
Schwefelſ. Natron	0,5528	=	0,3106 SO^3	+	0,2422 NaO.
—— Kalkerde	3,8970	=	2,2786 —	+	1,6184 CaO.
—— Bittererde	0,1504	=	0,0993 —	+	0,0511 MgO.
Kohlenſ. Kalkerde	0,0734	=	0,0321 CO^2	+	0,0413 CaO.
—— Bittererde	0,0889	=	0,0460 —	+	0,0429 MgO.
—— Eiſenoxidul	0,0133	=	0,0052 —	+	0,0018 FeO.
Kieſelerde	0,0032, mit Alkalien verbunden?				

Jodmagneſium	Spuren.
Chlorlithion	
Thonerde	
Chlor Mangan	
Organ. Verbindungen, geringe Mengen.	
	250,9964

Im Pfunde à 16 Unzen.

Chlornatrium	1949,3345
Chlorkalium	0,8109
Chlorcalcium	5,8629
Chlormagneſium	11,6582
Brommagneſium	0,0729
Schwefelſ. Natron	4,2455
—— Kalkerde	29,9289
—— Bittererde	1,1550
Kohlenſ. Kalkerde	0,5637
—— Bittererde	0,6827
—— Eiſenoxidul	0,1021
Kieſelerde (mit Alkalien verb ?.)	0,0245
Jodmagneſium	Spuren.
Chlorlithion	
Thonerde	
Mangan (mit Chl. verb. ?)	
Organiſche Verbindungen: geringe Menge	
	2004,4118

III.

Abfluß des Bernhardsbrunnens.

Dieſer mächtige Waſſerſtrom bricht aus einer Tiefe von 247′ hervor.

Temperatur: 10° R. (bei einer Lufttemperatur von 17° am 8. Aug. 1844.)

Specifiſches Gewicht = 1,0415 bei 10° R.

Gasförmige Beſtandtheile: 2,289 Cfz. Kohlenſäure, nämlich 1,704 Cfz. freie und 0,585 Cfz. ſog. halbgebundene (im Pfd. à 16 Unz.).

Das Waſſer iſt völlig klar, perlt nur ſehr wenig, beſitzt keinen Geruch, einen ſtarken, ziemlich reinſalzigen Geſchmack, reagirt weder ſauer noch alkaliſch und ſchwärzt Bleiſolution nicht. In der Abflußrinne ſt nur ein ſchwacher, wie es ſcheint, faſt ganz us kohlenſaurem Kalke beſtehender Abſatz bemerkbar.

Feſte Beſtandtheile (im waſſerfreien Zuſtande be-

chnet):	in 1000 Theilen;		im Pfd. à 16 Unz.
Chlor	31,7000	——	243,456.
Schwefelſäure	0,7161	——	5,500.
Natrium	20,4882	——	157,354.
Kalium	0,0970	——	0,745.
Calcium	0,4067	——	3,124.
Magneſium	0,1765	——	1,356.

Brom Kieſelerde Thonerde Eiſenoxidul Organ. Stoffe	geringe Mengen
	53,5845 —— 411,535.

Dazu kommt noch:			
Sauerſtoff (an die Baſen der ſchwefelſ. und kohlenſ. Salze geb.	0,1601	——	1,309
Kohlenſäure (der kohlenſ. Salze)	0,0762	——	0,585
	53,8211	——	413,429

Wahrſcheinliche Verbindungen dieſer Stoffe:

A im Pfunde à 16 Unzen.

Chlornatrium	394,781 Gr.	=	238,427 Chl.	+	156,354 Na.
Chlorkalium	1,419 —	=	0,674 —	+	0,745 Ka.
Chlorcalcium	1,349 —	=	0,854 —	+	0,495 Ca.
Chlormagneſium	5,075 —	=	3,735 —	+	1,340 Mg.
Schwefelſ. Natron	2,459 —	=	1,382 SO^3	+	1,077 NaO.
—— Kalkerde	7,042 —	=	4,118 —	+	2,924 CaO.
Kohlenſ. Kalkerde	1,300 —	=	0,569 CO^2	+	0,731 CaO.
—— Bittererde	0,030 —	=	0,016 —	+	0,014 MgO.
Kieſelerde (mit Alkalien verb.?) Thonerde Kohlenſ. Eiſenoxidul Brom mit Mg. verb.? Organiſche Verbindungen	geringe Mengen.				
Sum. 413,455					

B in 1000 Theilen.

Chlornatrium	51,4034.	
Chlorkalium	0,1848.	
Chlorcalcium	0,1756.	
Chlormagneſium	0,6608.	
Schwefelſ. Natron	0,3202.	
—— Kalkerde	0,9169.	
Kohlenſ. Kalkerde	0,1692.	
—— Bittererde	0,0039.	
Kieſelerde mit Alkalien verb.?		geringe Mengen.
Thonerde		
Kohlenſ. Eiſenoxidul		
Brom mit Mg. verb.?		
Organ. Verbindungen.		
	53,8348	

Die durch Verdampfen eines Pfundes Waſſer und durch ſtarkes Glühen des Rückſtandes erhaltene Geſammtmenge der feſten Beſtandtheile betrug 410,396 Gr., alſo in 1000 Theilen 53,424.

IV.

Abfluß des zweiten Bohrbrunnens.

(Trinkquelle.)

Dieſe ebenfalls ſehr mächtige Quelle wurde bei 232′ erbohrt und ſtrömt eben ſo wie die vorher beſchriebene mit ſolcher Kraft aus dem Bohrloche hervor, daß ſie nebſt jener als Aufſchlagwaſſer auf das Kunſtrad benutzt wird.

Temperatur: 10° R. (bei 17° Lufttemp. d. 8. Auguſt 1844.)

Secifiſches Gewicht: = 1,0262 bei 10° R. Das Waſſer ebenfalls vollkommen waſſerhell, perlt nicht ſtark, reagirt weder ſauer noch alkaliſch, noch ſchwärzt es Bleiſolution, beſitzt keinen Geruch, wohl aber einen ſtarkſalzigen Geſchmack. In der Abflußrinne ſchlägt ſich ein ziemlich ſtarker ocherartiger Abſatz nieder. — Vgl. unten deſſen Analyſe.

Gasförmige Beſtandtheile: 2,962 Cfzoll Kohlenſäure, nämlich 2,079 Cfz. freie und 0,883 Cfz. ſog. halbgebundene. (Im Pfund à 16 Unzen.)

Feſte Beſtandtheile (im waſſerfreien Zuſtande berechnet.)

	in 1000 Theilen	im Pfund à 16 Unz.
Chlor	18,9661	145,664 Gran.
Schwefelſäure	0,4849	3,724 —
Natrium	12,0552	92,588 —
Kalium	0,0605	0,465 —
Calcium	0,3582	2,751 —
Magneſium	0,1754	1,347 —
Kieſelerde	0,0032	0,025 —
Brom Thonerde Eiſenoxidul Organiſche Stoffe	geringe Mengen.	
	32,1035	246,564 —

Dazu kommt noch:			
Sauerſtoff (an die Baſen der ſchwefelſ. und kohlenſ. Salze gebunden)	0,1207	9,927	—
Kohlenſäure (der kohlenſ. Salze)	0,0666	0,512	—
Sum.	32,2908	248,003	—

Wahrſcheinliche Verbindungen dieſer Stoffe.

A. im Pfunde à 16 Unzen.

Chlornatrium	233,342 =	140,808 Chl.	+	92,534 Na.
Chlorkalium	0,886 =	0,421 —	+	0,465 Ka.
Chlorcalcium	1,600 =	1,011 —	+	0,589 Ca.
Chlormagneſium	4,723 =	3,476 —	+	1,247 Mg.
Schwefelſ. Natron	0,167 =	0,094 SO^3	+	0,073 NaO.
—— Kalkerde	5,778 =	3,378 —	+	2,400 CaO.
—— Bittererde	0,382 =	0,252 —	+	0,130 MgO.
Kohlenſ. Kalkerde	1,080 =	0,478 CO^2	+	0,602 CaO.
—— Bittererde	0,075 =	0,039 —	+	0,036 MgO.
Kieſelerde	0,025 mit Alkalien verbunden?			
Thonerde				
Brom (Magneſium?) Eiſenoxidul mit Kohlenſäure, vielleicht auch mit Quellſäure verb. Organiſche Verbindungen.	geringe Mengen.			
	248,058			

B. in 1000 Theilen

Chlornatrium	30,3830
Chlorkalium	0,1153
Chlorcalcium	0,2083
Chlormagneſium	0,6149
Schwefelſaures Natron	0,0217
— Kalkerde	0,7523
— Bittererde	0,0497
Kohlenſaure Kalkerde	0,1406
— Bittererde	0,0097
Kieſelerde (mit Alkalien verb.?)	0,0032
Eiſenoxidul mit Kohlenſäure oder vielleicht mit Quellſäure verb.	geringe Mengen
Brom (mit Mg. verb.?)	
Thonerde	
Organiſche Verbindungen	
	32,2987

Die durch Verdampfen eines Pfundes Waſſer ꝛc. erhaltene Geſammtmenge der feſten Beſtandtheile betrug: 245,052 Gran, alſo in 1000 Theilen: 31,9017.

V.

Stadtbrunnen.

Dieſer Soolbrunnen beſteht aus einem, genauen Angaben zufolge, 42′ tiefen Schachte, in welchem das Waſſer mehrerer Quellen ſich vereinigt, und dann durch eine Pumpe in ein kleines hölzernes Reſervoir gehoben wird, von wo es theils zu Bädern in Privathäuſern abgeholt, größtentheils aber in die Badeanſtalt geleitet wird, denn die Soole dieſer Quellen, welche höchſt wahrſcheinlich unter allen hier in Salzungen vorkommenden am früheſten bekannt und benutzt worden ſind, dient ſeit Erbohrung der ſchweren geſättigten Soole (I und II.) nicht mehr zur Salzbereitung, ſondern wird nur noch zum Baden benutzt.

Temperatur des Waſſers (im Brunnenſchachte): 9,75° R. bei 17° R. Luſttemperatur den 8. Auguſt 1844.

Specifiſches Gewicht: = 1,03505 bei 10° R.

Das Waſſer iſt völlig klar und waſſerhell, perlt nicht ſtark, beſitzt keinen Geruch (in dem Brunnenhauſe bemerkt man jedoch bald mehr, bald minder, den Geruch von Schwefelwaſſerſtoff), aber einen ſtark ſalzigen Geſchmack. Es reagirt weder ſauer noch alkaliſch, auch war, bei wiederholten Verſuchen, keine auf Schwefelwaſſerſtoff deutende Reaction deſſelben auf Bleiſolution ꝛc. bemerkbar. In dem hölzernen Reſervoir und den Abflußrinnen ꝛc. erzeugt ſich ein eigenthümlicher Abſatz (vergl. unten deſſen Analyſe).

Gasförmige Beſtandtheile: 4,732 Cfzoll Kohlenſäure, nämlich 2,619 Cfz. freie und 2,133 ſog. halbgebundene im Pfunde à 16 Unzen.

Feſte Beſtandtheile (im waſſerfreien Zuſtande berechnet):

	in 1000 Theilen	im Pfd. à 16 Unz.
Chlor	27,2916 —	209,600 Gr.
Schwefelſäure	0,5195 —	3,990 —
Natrium	17,4158 —	133,746 —
Kalium	0,2167 —	1,665 —
Calcium	0,3098 —	2,380 —
Magneſium	0,2808 —	2,157 —
Kieſelerde	0,0032 —	0,025 —
Organiſche Stoffe (bei 80° R. getrocknet)	0,0097 —	0,075 —
Brom Jod Eiſenoxydul Thonerde	geringe Mengen, resp. Spuren	
	46,0471	353,638 —
Dazu kommt noch:		
Sauerſtoff (an die Baſen der Sauerſtoffſalze geb.)	0,1882	1,256 —
Kohlenſäure der kohlenſ. Salze:	0,1613	1,239 —
	46,3966 —	356,133 —

Wahrſcheinliche Verbindungen dieſer Stoffe:

A. im Pfunde

Chlornatrium	334,993 =	202,146 Chl.	+	132,846 Na.
Chlorkalium	3,171 =	1,506 —	+	1,665 Ka.
Chlorcalcium	0,414 =	0,262 —	+	0,152 Ca.
Chlormagneſium	7,685 =	5,660 —	+	2,025 Mg.
Schwefelſ. Natron	2,768 =	1,556 SO^3	+	1,212 NaO.

Schwefelſ. Kalkerde	4,042 =	2,364 —	+	1,578 CaO.
—— Bittererde	0,122 =	0,082 —	+	0,040 MgO.
Kohlenſ. Kalkerde	2,520 =	1,102 CO²	+	1,418 CaO.
—— Bittererde	0,265 =	0,137 —	+	0,128 MgO.
Kieſelerde	0,025 mit Alkalien verbunden?			
Kohlenſ. Eiſenoxidul Brommagneſium Jodmagneſium	geringe Mengen.			
Organiſche Verb.	0,075 darunter harzige Stoffe, Spu-			
	356,050			

ren von Quellſäure, vielleicht mit Eiſenoxidul verb. und ein eigenthümlicher Stoff, vgl. die Analyſe des aus dieſer Soole ſich bildenden Abſatzes.

B. in 1000 Theilen

Chlornatrium	43,6188
Chlorkalium	0,4128
Chlorcalcium	0,0539
Chlormagneſium	1,0006
Schwefelſ. Natron	0,3604
— Kalkerde	0,5263
— Bittererde	0,0158
Kohlenſ. Kalkerde	0,3281
— Bittererde	0,0345
Kieſelerde	0,0032
Brommagneſium Jodmagneſium Eiſenoxidul, mit Kohlenſäure, vielleicht zum Theil mit Quellſäure verb. Thonerde	geringe Mengen.
Organiſche Verbindungen	0,0097
	46,3641

Die Geſammtmenge der feſten Beſtandtheile, welche durch Verdampfen von einem Pfunde Waſſer erhalten wurden, betrug, nachdem der Rückſtand ſo lange erhitzt war, als ein Verkniſtern der Salzmaſſe bemerkt wurde: 353,6 Gran, was 46,0416 Theilen in 1000 Theilen Waſſer entſprechen würde, während Herr Hofrath Wackenroder im Jahr 1839 in 1000 Theilen Waſſer 70,9380 Theile feſten Rückſtandes fand.

Durch ſtarkes Glühen verloren die 353,6 Gran noch 1,85 Gr. an Gewicht, ſo daß alſo 351,75 Gr. übrig blieben.

VI.

Analyſe der Mutterlauge.

Die von mir unterſuchte Mutterlauge beſaß bei 10° R. ein ſpec. Gewicht von 1,2145, war vollkommen klar, aber ſchwach gelblich gefärbt, beſaß keinen Geruch (bei gewöhnlicher Temperatur, bis zum Sieden erhitzt, ließ ſie einen faſt laugenartigen Geruch wahrnehmen) und einen ſcharf ſalzig-bitteren Geſchmack. Sie reagirte weder ſauer noch alkaliſch. Langſam (auf dem Waſſerbade) verdunſtet, kriſtalliſirte zuerſt noch eine nicht unbedeutende Menge Kochſalz und es blieb zuletzt eine, bei dieſer Temperatur nicht völlig austrocknende Salzmaſſe zurück, welche von 1000 Gr. Mutterlauge 330 Gr. betrug. Wurde dieſe ſtärker erhitzt, ſo bemerkte man ſehr bald eine reichliche Entwicklung ſalzſaurer Dämpfe und längere

Zeit ſtark geglüht, blieben nur 241 Gr. übrig. Hiervon löſten ſich in Waſſer gegen 230 Gr. auf und aus dieſer Auflöſung konnten über 200 Gr. ziemlich reines Kochſalz durch Kriſtalliſation erhalten werden. Der ungelöſt gebliebene Rückſtand beſtand größtentheils aus Talkerde mit geringen Spuren von Kieſelerde u. dgl.

Wurde die Mutterlauge vorſichtig abgedampft, ſo lange als noch ziemlich reines Kochſalz kriſtalliſirte, dieſes durch Filtriren getrennt, mit wenig warmem Waſſer ausgewaſchen und die übrig gebliebene Mutterlauge (nachdem das zum Abwaſchen des Salzes benutzte Waſſer damit vereinigt und das Abdampfen noch ſo lange fortgeſetzt war, bis ſich abermals eine Salzhaut zeigte) der Einwirkung der Kälte (bei — 3° — 14°) längere Zeit ausgeſetzt, ſo konnte man unter den, am Boden des Gefäßes kriſtalliſirenden Salzen, Kriſtalle von ſchwefelſaurem Natron (Glauberſalz) deutlich wahrnehmen. Wenn ich nun nichts deſto weniger unter den in der Mutterlauge muthmaßlich vorhandenen Verbindungen kein Glauberſalz mit aufführe, ſo geſchieht das aus folgenden Gründen: Bekanntlich wird, wenn man eine Auflöſung von Chlornatrium und ſchwefelſaurer Bittererde über 40° R. erhitzt, oder unter den Frierpunkt (0° R.) abkühlt, ſchwefelſaures Natron ausgeſchieden — wahrſcheinlich weil dieſes bei Froſtkälte von den 4 Salzen, welche möglicher Weiſe in der Auflöſung enthalten ſein können (Chlornatrium, ſchweſelſaure Bittererde, ſchwefelſaures Natron und Chlormagneſium), die geringſte Löslichkeit beſitzt, und bei einer Temperatur über 40° ſich als waſſerfreies Salz abſondert. Aus dieſem letzten Grunde bildet es einen Beſtandtheil des Pfannenſteins (vgl. deſſen Analyſe) und ſo dürfen wir wohl ſeine Anweſenheit in der Mutterlauge nicht vorausſetzen, auch wenn man ſie in der Soole ſelbſt für möglich oder wahrſcheinlich hält. Ueberdieß wurde bei der Analyſe der Mutterlauge das Chlornatrium (deſſen völlig genaue Beſtimmung hier nicht von großem Intereſſe ſein kann, da ſein Gehalt bei Mutterlaugen von verſchiednem Sud gewiß nicht völlig gleich iſt) nicht direct beſtimmt, ſondern aus dem (genau beſtimmten) Gehalt des Chlors und der übrigen Chlormetalle berechnet (weshalb bei dieſer Analyſe auch die Mengen der einzelnen Beſtandtheile und ihrer muthmaßlichen Verbindungen vollkommen übereinſtimmen). Aus dieſem Grunde fehlte es zugleich an allen Anhaltpunkten, um, ſelbſt wenn man das Vorhandenſein von Glauberſalz annehmen wollte, die Menge deſſelben auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen. Es wurde deshalb alle nicht von Kalkerde gebundene Schwefelſäure als mit Bittererde verbunden angeſehen.

Die Analyſe der Mutterlauge gab folgende Beſtandtheile derſelben:

	in 1000 Theilen	—	im ℔ à 16 Unzen.	
Chlor	167,4812	—	1286,2556	Gr.
Brom	0,3309	—	2,5413	—
Schwefelſäure	2,9129	—	22,3710	—
Natrium	85,0637	—	653,2892	—
Kalium	3,4340	—	26,3731	—
Calcium	0,9416	—	7,2314	—
Magneſium	12,8578	—	98,7479	—
Mangan	0,0731	—	0,5614	—
Jod Lithium Kieſelerde Organiſche Stoffe	geringe Mengen oder Spuren			
	273,0952	—	2097,3709	
Dazu kommt noch: Sauerſtoff (an die Baſen der ſchwefelſ. Salze geb.)	0,5811	—	4,4629	—
	273,6763	—	2101,8338	

Wahrſcheinliche Verbindungen dieſer Stoffe: in 1000 Theilen:

Chlornatrium	214,5011	=	129,4374	Chl.	+	85,0637	Na.
Chlorkalium	6,5369	=	3,1029	—	+	3,4340	Ka.
Chlorcalcium	2,0344	=	1,2888	—	+	0,7456	Ca.
Chlormagneſium	35,5609	=	23,5556	—	+	12,0053	Mg.
Chlormangan (Mn. Chl.2)	0,1666	=	0,0935	—	+	0,0731	Mn.
Brommagneſium	0,3944	=	0,3309	Br.	+	0,0635	Mg.

Schwefelſ. Kalkerde	0,6560 =	0,3835 SO^3 +	0,2725 CaO.
—— Bittererde	3,8330 =	2,5294 — +	1,3036 MgO.
Jodmagneſium Chlorlithion Kieſelerde Organ. Stoffe	geringe Mengen oder Spuren.		
	273,6763		

Im Pfunde à 16 Unzen:

Chlornatrium	1647,3914
Chlorkalium	50,2003
Chlorcalcium	15,6242
Chlormagneſium	319,9077
Chlormangan (Mn Chl^2)	1,2795
Brommagneſium	2,9521
Schwefelſaure Kalkerde	5,0382
—— Bittererde	29,4374
Jodmagneſium Chlorlithium Kieſelerde Organiſche Stoffe	geringe Menge reſp. Spuren
	2101,8338

VII.

Abſatz aus der Soole der beiden Bohrbrunnen

(wird als Badeſchlamm benutzt).

In den Behältern, worin die durch Pumpen gehobene Soole der beiden Bohrbrunnen aufbewahrt wird, ſetzt ſich eine gelblich-graubraune, breiartige Maſſe ab. Wird dieſe z. B. in einem hohen Glascylinder mit kaltem Waſſer geſchüttelt und dann ruhig hingeſtellt, ſo ſetzt ſie ſich nur ganz allmählich wieder zu Boden und das überſtehende Waſſer bleibt viele Tage lang trübe und gelblich gefärbt. Verliert ſich endlich die, offenbar durch höchſt fein vertheiltes Eiſenoxidhydrat hervorgebrachte, gelbliche Färbung, indem ſich gelbliche Wölkchen in dem unteren Theile des Waſſers zuſammenziehen ohne völlig zu Boden zu ſinken, ſo wird doch der obere Theil des Waſſers nicht wieder völlig klar. Er bleibt trübe, faſt opaliſirend und geht allmählich in Fäulniß über unter Verbreitung eines unangenehmen Geruches ganz ähnlich dem, welcher ſich aus faulendem Leimwaſſer entwickelt.

Wird jener Abſatz (im friſchen Zuſtande) mit Waſſer gekocht, ſo zeigt ſich derſelbe Geruch, welchen ich beim Kochen des Abſatzes aus dem Stadtbrunnen wahrgenommen und weiter unten näher zu beſchreiben verſucht habe; es wird ein bräunlich gelber Stoff abgeſondert und in Form eines ſteifen ſchmierigen Schaums ausgeſchieden, welcher ſich auch nach dem Erkalten nicht wieder ſenkt. Ein gallertartiges Gerinnen der ganzen Maſſe — wie dieſes bei dem Abſatz des Stadtbrunnens der Fall iſt — bemerkte ich aber hier nicht.

Ein Theil des Abſatzes wurde, um ihn von aller anhängenden Soole zu befreien, ſorgfältig ausgewaſchen, was, wie ſich aus dem eben Geſagten ergibt, nur mit vieler Mühe, und nicht ohne einigen Verluſt von Stoffen, welche von dem Waſſer aufgenommen werden, bewirkt werden konnte. Nachdem die ausgewaſchene Maſſe auf dem Waſſerbade getrocknet und fein pulveriſirt war, wurden 100 Gran derſelben in einer Porzellanſchale allmählich erhitzt, bis eine darüber gelegte kalte Glastafel keine Spur von Feuchtigkeit mehr zeigte. Die vorher gelblichte Maſſe wurde zimmtbraun und wog nur noch 96 Gr. Eine beginnende Zerſetzung organiſcher Stoffe hatte man dabei noch nicht wahrnehmen können. Stärker erhitzt, wurde ſie nun aber ſchwarz unter Verbreitung eines ſtarken, brenzlich und ſtechend riechenden Rauches, welcher vorübergehend mit heller Flamme brannte, und bis zum heftigſten Glühen erhitzt, blieb ein, nach dem Erkalten, dunkel rothbrauner Rückſtand, welcher nur noch 72 Gran wog.

Die Analyſe deſſelben ergab folgende Beſtandtheile:

Quarzſand und kleine Bruchſtücke von Geſteinen (auch von Ziegeln) nebſt Spuren von Gyps	18,00 Gr.
Kieſelerde (zum Theil vielleicht als feiner Quarzſand in dem Abſatz vorhanden)	3,50 —
Thonerde	0,40 —
Eiſenoxid (in dem Schlamme als Eiſenoxidhydrat und quellſaures Eiſenoxid vorhanden) mit geringen Mengen von Manganoxid	19,50 —

Kohlenſaure Kalkerde	28,25 —
— — Bittererde	2,27 —
	71,92 —
Dazu die flüchtigen Beſtandtheile, namentlich Waſſer und organiſche Stoffe .	28,00 —
	99,92 —

Eine genauere Unterſuchung dieſer organiſchen Beſtandtheile ergab, daß ſie Quell- und Quellſatzſäure in verhältnißmäßig nicht unbedeutender Menge, enthielten, ſodann Spuren von Humusſäure und geringe Mengen des Stoffes, der bei der Analyſe des Abſatzes aus dem Stadtbrunnen näher beſchrieben wird.

Die von Einigen meiner Freunde und mir ſelbſt gemachten Verſuche, durch das Mikroſcop in dem Eiſenocher dieſes Abſatzes, ſo wie der Niederſchläge, welche ſich aus dem Waſſer des Stadtbrunnens und der Trinkquelle (vgl. die folg. Seite) abſetzen, die Pänzer von Infuſorien zu erkennen, führten zu keinem Reſultate — vielleicht daß das Mikroscop nicht ſtark genug vergrößerte!

IX.

Abſatz aus dem Ausfluß des zweiten Bohrbrunnens (der Trinkquelle).

In dem Gerinne, in welchem dieſe ſehr ſtarke Quelle abfließt, bildet ſich ein pulveriger Bodenſatz von ochergelber Farbe, welcher, wie die Analyſe zeigt, größtentheils aus Eiſenoxidhydrat beſteht. Da er, wie die meiſten Abſätze der Art, keine einfache chemiſche Verbindung, ſondern ein Gemenge iſt, ſo wurden verſchiedne Mengen deſſelben der Analyſe unterworfen, aber ſehr genau übereinſtimmende Reſultate erhalten, wonach (als mittleres Ergebniß berechnet) 100 Theile dieſes auf dem Waſſerbade getrockneten Abſatzes enthalten:

Kieſelerde mit wenigem, ſehr feinem Quarzſande (auch Spuren von Thonerde enthaltend)	7,05
Thonerde	2,12
Eiſenoxid mit etwas Eiſenoxidul	65,50
Kohlenſaure Kalkerde	7,88
— — Bittererde	0,45
Flüchtige Beſtandtheile, namentlich Waſſer und organiſche Stoffe	17,00
	100,00

Die Menge der organiſchen Stoffe iſt, mit Ausnahme von Quellſäure, welche nach annähernden Beſtimmungen etwa 0,5 betragen dürfte, ſehr unbedeutend. Quellſatzſäure wurde in dieſem Abſatz nicht aufgefunden.

X.

Abſatz aus der Soole des Stadtbrunnens.

Wenn man in das erwärmte Badewaſſer kalte Soole (des Stadtbrunnens) einſtrömen läßt, ſo bemerkt man einen eigenthümlichen Geruch, welcher auf einen beſonderen, wenn auch nur in geringer Menge in der Soole vorhandenen Stoff ſchließen läßt. — Der beim Kochen von 2 Pfund Soole ſich bildende Abſatz gab einen in verdünnter Salzſäure unlöslichen Reſt von 0,2 Gran, wovon beim Glühen 0,15 zerſtört wurden, nachdem die Maſſe zuvor unter Verbreitung eines brenzlichen Geruches ſchwarz geworden war, und dann vorübergehend mit heller Flamme gebrannt hatte, wobei ich einen bituminöſen Geruch wahrzunehmen glaubte. Eine genauere Unterſuchung geſtattete jedoch dieſe geringe Menge nicht, auch ſchien dieſe mir überflüſſig, weil ſich an den Wänden des hölzernen Reſervoirs, in welches die Soole aus dem Brunnenſchachte gehoben wird, in den Rinnen und Röhren, durch welche ſie fließt ꝛc. *), ein eigenthümlicher Abſatz bildet, worin ſich wohl ohne Zweifel

---

*) Da die Soole dieſes Brunnens jetzt nur zum Baden benutzt wird, ſo ſind dieſe Kaſten, Rinnen ꝛc. nicht immer gleich hoch angefüllt, ſondern bald ganz voll, bald nur halb voll, zu Zeiten auch wohl ganz leer.

jene Stoffe finden, und wovon deshalb mehrere Unzen zu einer genaueren Unterſuchung geſammelt wurden.

Es erſcheint dieſer Abſatz als eine ſchleimige Maſſe, welche Körnchen von Sand, Eiſenoxidhydrat u. dgl. einſchließt, ſo daß dieſe nur ſchwer davon zu trennen ſind. Auch nach ſorgfältigem Auswaſchen iſt er ſchwarz, zeigt einen eigenthümlichen, faſt moderartigen Geruch (an den Geruch mancher Sumpf- und Waſſerpflanzen z. B. **Chara vulgaris** erinnernd), aber faſt gar keinen Geſchmack. — Wird dieſe Maſſe, die offenbar reich an organiſchen Stoffen iſt, mit Waſſer gekocht, ſo bemerkt man Anfangs einen Geruch, der mich lebhaft an denjenigen erinnerte, welchen viele warme Quellen verbreiten, und welcher gewöhnlich mit dem Geruche von Fleiſchbrühe verglichen wird; bei längerem Kochen aber ſchien mir der Geruch mehr dem von kochendem Leim ähnlich zu werden. Beim nachherigen Erkalten geſteht dann das Ganze — ſelbſt wenn verhältnißmäßig vieles Waſſer zugeſetzt wurde — zu einer ſteifen, voluminöſen Gallerte, welche ſich aber weder in kaltem noch in ſiedendem Waſſer vollſtändig aufzulöſen ſcheint, denn, ſelbſt ſiedend auf ein Filter gebracht, tropft nur weniges reines Waſſer ab, die gallertartige Maſſe bleibt zurück und trocknet zu dünnen Blättchen zuſammen, welche ſich leicht vom Filter ablöſen. Werden dieſe der trocknen Deſtillation unterworfen, ſo erhält man als Deſtillat eine ſtark nach brenzlichem Oele riechende, theerartige Flüſſigkeit und (kohlenſaures) Ammoniak, und in der Retorte bleibt ein ſchwarzer, pulveriger Rückſtand, welcher ſich nur ſchwer (und ohne mit Flamme zu brennen) einäſchern läßt. — Gegen viele Reagentien zeigt die durch Kochen erhaltene Gallerte ein ähnliches Verhalten wie Pflanzenſchleim, wovon ſie ſich jedoch durch den, dem erwähnten Verſuche nach, nicht unbedeutenden Gehalte an Stickſtoff unterſcheidet *).

Wird der ausgewaſchene Abſatz mit einer Auflöſung von kohlenſaurem Natron gekocht, ſo löſt ſich die ſchleimige Subſtanz darin auf. Die nicht ganz

---

*) Auf einem Theile dieſer Gallerte, welche längere Zeit an einem der Sonne ausgeſetzten Orte in meinem Laboratorio ſtehen geblieben war und welche, ehe ſie eintrocknete, zu faulen begann, fand ich eine Menge Schmeißfliegen-Eier, was auch wohl für einen nicht unbedeutenden Gehalt von Stickſtoff ſpricht.

Da in manchen Pflanzen z. B. „in ulva crispa der Pflanzenſchleim ſo reichlich vorkommt, daß beim Aufkochen mit Waſſer die Flüſſigkeit gallertartig geſteht" (vgl. Mulder: Verſ. einer allg. phyſiol Chem. Braunſchweig 1844. p. 245.), ſo darf man wohl annehmen, daß die hier in Frage ſtehende gallertartige Maſſe vorherrſchend aus Pflanzenſchleim beſtehe, außerdem aber noch eine ſtickſtoffhaltige Verbindung (Protein? Pflanzenalbumin? vgl. Berzelius Jahresbericht XXII. p. 241 nach Braconnot im Journ. de Chim. med. VII. 531.) und, wie ſich aus ihrem Verhalten gegen Jodlöſung ergab, auch geringe Mengen von Moosſtärke u. Spuren von gewöhnlicher Stärke enthalte. —

klar durchs Filter laufende Auflöſung trübt ſich bei Zuſatz von Säuern und von Galläpfel-Aufguß, und es bildet ſich allmählig ein (im erſten Falle graulicher, im zweiten ſchwärzlicher) nicht unbedeutender Niederſchlag. Aus dem in kohlenſaurem Natron unlöslichen Reſte laſſen ſich durch Behandlung mit Ätzkali ꝛc. kleine Mengen von Quell- und Quellſalzſäure abſcheiden.

Ein Theil des Abſatzes wurde auf dem Waſſerbade getrocknet, pulveriſirt, 20 Gr. mit Alkohol von 0,85 übergoſſen und bis zum Sieden des Alkohols erhitzt. Die abfiltrirte, gelb gefärbte Auflöſung auf dem Waſſerbade abgedampft, verbreitete dabei einen Geruch, welcher dem ähnlich war, den ich beim Einlaſſen der kalten Soole in das warme Badewaſſer bemerkte, und hinterließ einen gelblichen Rückſtand (0,5 Gr.), welcher an der Luft feucht wurde, ſich beim Erhitzen erſt aufblähte und dann unter Verbreitung von Horngeruch verkohlte. Von dem ungelöſt gebliebenen Rückſtande löſte Äther nur ſehr wenig (kaum 0,1 Gr.) auf, was beim Verdunſten des Äthers als ſchwärzlicher Rückſtand zurückblieb und auf der Spitze eines Platinſpatels an der Lichtflamme erhitzt, unter Verbreitung eines bituminöſen Geruches zuſammenſchmolz (ein Verbrennen mit Flamme war jedoch, wahrſcheinlich wegen der ſehr geringen Menge, nicht bemerkbar).

Ein Theil des auf dem Waſſerbade getrockneten und von dem beigemengten gröberen und feineren

Sande möglichſt gereinigten Abſatzes wurde im Platinlöffel allmählig bis zum heftigſten Glühen erhitzt. Es entwickelte ſich Anfangs Rauch von unangenehm ſcharfem Geruche, beim beginnenden Glühen brannte die Maſſe vorübergehend mit heller Flamme und hinterließ einen ſchwärzlichen, faſt ſchlackenartigen Rückſtand (deſſen Analyſe ſiehe unten) von genau 60 pCt.

Dieſe Verſuche beweiſen, daß der fragliche Abſatz ein vielfach zuſammengeſetztes Gemenge von anorganiſchen und organiſchen Stoffen iſt und daß ſelbſt die letzteren keineswegs als eine einfache chemiſche Verbindung angeſehen werden dürfen, weshalb auch von einer weiteren, blos chemiſchen Zerlegung kein genügender Aufſchluß über ihre eigentliche Natur zu erwarten iſt.

Bei den von mir (mit einem ſonſt guten, aber zu ſolchen Unterſuchungen freilich nicht ſtark genug vergrößernden Inſtrumente) angeſtellten Beobachtungen erſchienen die organiſchen Beſtandtheile des Abſatzes als eine ſchleimige Maſſe, in welcher man dünne durchſcheinende Membranen und eine ziemlich große Menge kugel- oder eiförmiger Körperchen deutlich bemerken konnte. Eine ſelbſtſtändige Bewegung derſelben konnte ich nicht wahrnehmen. Die unterſuchte Maſſe war freilich einige Zeit vorher geſammelt und in einem wohl verſchloſſenen Glaſe transportirt worden. —

Vergleicht man die Reſultate dieſer (wie ich mir nicht verhehle, ungenügenden) Unterſuchungen mit den Beſchreibungen, welche von den, in den meiſten warmen Quellen vorkommenden, organiſchen Stoffen, dem ſogenannten Baregin, Glairin, Zoogen ꝛc. gemacht werden*), ſo läßt ſich, wie es mir ſcheint, eine große Aehnlichkeit des von mir unterſuchten Stoffes mit jenen nicht verkennen. Da ich jedoch nie Gelegenheit hatte, die in den Thermen vorkommenden Stoffe genau zu unterſuchen und ſie alſo nur aus den, überdies nicht einmal übereinſtimmenden Beſchreibungen kenne, ſo kann ich eine genügende Vergleichung dieſer Stoffe nicht anſtellen, ſondern kann über das nähere Verhältniß, in welchem ſie zu einander ſtehen, nur Vermuthungen äußern, da, meines Wiſſens, bis jetzt ſolche Stoffe in (kalten) Soolquellen nicht wahrgenommen oder doch nicht beachtet worden ſind.

Im Allgemeinen theile ich die von Löwig (a. a. O. p. 127) ausgeſprochene Anſicht, „daß das Waſſer, und noch ehe es zu Tage gekommen, eine organiſche Materie enthält, welche aus einem ſchleimigen Haufwerke gebildet iſt, entſtanden durch Abſatz von Theilchen, welche ihren Urſprung in der Zerſtörung von

---

*) Löwig: die Mineralquellen von Baden im Canton Aargau ꝛc. Zürich 1837. p. 116 sq. — Gmelin's Chemie 3te Ausgabe p. 1052; Liebigs und Poggendorffs Handwörterbuch der Chem. Bd. I. p. 66. sq. Monheim über die Quellen von Aachen u. Burtſcheid p. 248 sq. u. v. a.

Pflanzen und Thieren, beſonders (?) von Inſuſorien haben, und daß dieſe rohe organiſche Materie unter dem Einfluſſe von Licht (?) und Luſt . . . . . . die Bildung von niederen Organiſmen, namentlich Oscillatorien, Conſerven ꝛc. veranlaſſe" (oder wenigſtens begünſtige). — Bekanntlich hält Turpin, welcher dieſe Stoffe am genaueſten unterſucht zu haben ſcheint*), dieſelben für ſolche niedere Vegetabilien, namentlich das Baregin von Neris für eine unter dem Namen **Nostoch thermalis** bekannte Pflanze, wie auch ſchon früher Richard, Dutrochet, Bory St. Vincent u. a. die in verſchiednen warmen Quellen beobachteten organiſchen Stoffe für Oscillatorien erklärt und unter den Namen: **Tremella thermalis**, **Anabaina thermalis** und **monticulosa** aufgeführt haben.

Höchſt wahrſcheinlich dürften jedoch dieſe Organiſmen in verſchiednen Quellen mehr oder weniger verſchieden ſein, worauf ſchon der Mangel an Übereinſtimmung in den verſchiedenen Beſchreibungen deutet, und ſollte ſich meine Vermuthung über den von mir unterſuchten Stoff bei wiederholten genaueren Unterſuchungen beſtätigen, und derſelbe alſo aus ähnlichen Organiſmen beſtehen, ſo läßt ſich wohl ſchon im Voraus vermuthen, daß dieſe, welche in einer ziemlich ſtarken Salzſoole von nicht ganz 10° R. ihre Entſtehung und Nahrung finden, ſpecifiſch verſchieden ſein werden von denen, welche in Thermen von 30—40° R. und darüber und von ganz anderer chemiſcher Zuſammenſetzung beobachtet worden ſind.

---

*) Er ſah, daß die in der ſchleimigen Maſſe des Baregin's vorkommenden Membranen aus feinen Fäden beſtehen und erklärte die kugel- u. eiförmigen Körperchen für Sporen. —

Was die unorganiſchen Beſtandtheile dieſer Abſätze betrifft, ſo ſind dieſe natürlich nach dem Gehalte der verſchiednen Quellen ſehr verſchieden, wie dieſes ſchon die hier zuſammengeſtellten Analyſen der Abſätze aus mehreren, nahe bei einander befindlichen und, in Beziehung auf ihre qualitative Zuſammenſetzung, einander ähnlichen Sool-Quellen beweiſen.

Der Abſatz des Stadtbrunnens enthielt, nachdem er ſorgfältig ausgewaſchen, von dem gröberen und feineren Quarzſande möglichſt gereinigt, und auf dem Waſſerbade getrocknet war, in 100 Theilen:

Eiſenoxid mit etwas Eiſenoxidul und Spuren von Manganox.	43,53
Kieſelerde (nicht ganz frei von feinem Quarzſande und auch noch Spuren von Thonerde enthaltend)	6,65
Thonerde	1,65
Kohlenſaure Kalkerde	6,68
— — Bittererde	1,44
Schwefelſäure, wahrſcheinlich an Kalkerde gebunden	Spuren
	59,95

Außerdem:	
Flüchtige Beſtandtheile (Waſſer und organiſche, durch Glühhitze zerſtörbare Stoffe)	40,00
	99,95

Übrigens beſteht, wie bereits oben bemerkt, die nächſte Umgebung des Brunnenſchachtes, zuverläſſigen Angaben zufolge bis zu einer Tiefe von 15′, aus einer ziemlich lockeren Erdmaſſe (mit Salz geſchwängert), worin man größere und kleinere Holzkohlen, unvollkommen verbrannte und theilweiſe vermoderte Stückchen Holz u. dgl. deutlich unterſcheiden kann und welcher eine nicht unbedeutende Menge von Aſche beigemengt zu ſein ſcheint. Ob dieſe Umgebung vielleicht dazu beitrage, den Gehalt des Stadtbrunnens an organiſchen Stoffen — wodurch er ſich vor den übrigen von mir unterſuchten Quellen auszeichnet — zu vermehren, wage ich nicht zu entſcheiden. Da aber nach den Unterſuchungen von Vogel, Biſchof u. a. organiſche Stoffe in Waſſer, welches ſchwefelſaure Salze enthält, ſehr leicht die Bildung von Schwefelwaſſerſtoff bewirken, und Löwig dieſes namentlich von der in dem Badener Mineralwaſſer vorkommenden organiſchen Materie beſtätigt (a. a. O. p. 128), ſo ſcheint mir die, auf den erſten Blick auffallende Erſcheinung, daß der Stadtbrunnen die einzige Quelle in Salzungen iſt, in deren Nähe man den Geruch von Schwefelwaſſerſtoff wahrnimmt, durch ſeinen größeren Gehalt an organiſchen Stoffen hinlänglich erklärt zu werden. Ueberdieß kann aber auch der Umſtand, daß hier das Waſſer ſich in einem verhältnißmäßig großen, ſo viel mir bekannt, hölzernen Brunnenſchachte anſammelt und längere oder kürzere Zeit darin verweilt, mit dem Holzwerk der Pumpen und dgl. in Berührung kommt ꝛc., zur Bildung von Schwefelwaſſerſtoff beitragen. —

XI.

Analyſe des Sooldunſtes in den Dunſtbädern.

Der Sooldunſt in den Dunſtbädern der Salzunger Badeanſtalt wird auf die Weiſe erzeugt, daß man Kufen, welche mit beweglichen, durchlöcherten Deckeln verſehen ſind, bis etwas über die Hälfte mit geſättigter Soole (die nach Befinden mit Mutterlauge verſetzt wird) anfüllt, und dieſe durch hineingeleitete Dämpfe zum Sieden bringt. Es kam alſo zunächſt darauf an, von dem dadurch erzeugten Dunſte ſoviel zu verdichten, als zu einer zuverläſſigen Unterſuchung erforderlich iſt. Hierbei mußte zugleich darauf Rückſicht genommen werden, daß der zu verdichtende Dunſt möglichſt in demſelben Zuſtande ſei, wie er mit dem Körper deſſen, der von dem Bade Gebrauch macht, in Berührung kommt. Durch folgende höchſt einfache Vorrichtung dürfte dieſer Zweck ſo vollſtändig, als es unter den gegebenen Umſtänden überhaupt möglich iſt, erreicht worden ſein: Es wurde eine große Porzellanſchale an diejenige Stelle geſtellt, welche gewöhnlich von dem Badenden eingenommen wird — ein etwa in der mittleren Höhe des Badezimmers angebrachtes Brettergerüſte — und in dieſe Schale der Bauch einer ſehr großen tubulirten Retorte gelegt, ſo daß der Tubulus nach oben, der Hals der Retorte aber über den Rand der Porzellanſchale ſchräg nach unten gerichtet war und alſo, wenn Waſſer in die Retorte gefüllt wurde, dieſem einen Abfluß nach außen gewährte, ſobald es bis etwa 3 Zoll unter die Öffnung des Tubulus ſtieg. Ein gebogenes, oben mit einem Trichter verſehenes Metallrohr ward nun durch ein in die Wand des Zimmers gebohrtes Loch eingeführt, und durch die Öffnung des Tubulus in die Retorte geſteckt, wo es bis nahe an den Boden derſelben herabreichte. Durch dieſes Rohr konnte von Außen kaltes Waſſer in die Retorte gefüllt werden, während das warm gewordene durch den Hals derſelben abfloß. Ein etwa 1½—2′ über dem Apparate angebrachtes Brett verhinderte, daß Tropfen, welche in dieſen Bädern fortwährend von der Zimmerdecke herabfallen, ſich mit dem an der kalten Retorte ſich verdichtenden Dunſte miſchen konnten.

Da man wünſchte, daß der Gehalt des Sooldunſtes bei verſchiedner Temperatur unterſucht werde, ſo wurde, nachdem der beſchriebene Apparat aufgeſtellt war, das mit Dunſt gefüllte Badezimmer durch fortwährende raſche Entwickelung der Dünſte auf eine merklich höhere Temperatur gebracht, als bei dem gewöhnlichen Gebrauche der Dunſtbäder gegeben zu werden pflegt, und es ſchlugen ſich ziemlich raſch 8—10 Unzen verdichteten Sooldunſtes in dem Apparate, welcher fortwährend durch Einfüllen von kaltem Waſſer abgekühlt wurde, nieder. Er wurde entleert und wieder hingeſtellt und nun die Temperatur auf die gewöhnliche Badetemperatur (36—40° R.) ermäßigt. Die Dünſte ſchlugen ſich jetzt weit langſamer an dem ſtets kalt gehaltenen Apparate nieder, ſo daß erſt nach 4—5 Stunden 10—12 Unzen Flüſſigkeit erhalten wurden. Eine ſorgfältige Unterſuchung der ſo gewonnenen Flüſſigkeiten lieferte folgende Reſultate:

A. Sooldunſt bei der gewöhnlichen Temperatur der Dunſtbäder (36—40° R.) verdichtet.

Die Flüſſigkeit war vollkommen waſſerhell, beſaß einen ſchwachen, eigenthümlichen Geruch, welcher aber meiſt von dem Holzwerk des Badezimmers (harzhaltiges Nadelholz, wie es ſchien, auch mit Öl oder Ölfirniß getränkt) herzurühren ſchien, einen ſchwach ſalzigen Geſchmack und ein ſpecifiſches Gewicht, welches nur wenig von dem des deſtillirten Waſſers verſchieden war. Ein ſogenanntes Tauſend-Gran-Fläſchchen, welches 1001,5 deſtillirtes Waſſer von 10° R. faßte, faßte 1001,85 dieſer Flüſſigkeit von derſelben Temperatur. Nachdem ſie einige Zeit in einer ſorgfältig verſchloſſenen Flaſche und an einem ziemlich dunklen Orte aufbewahrt worden war, hatte ſich ein ſchleimig ausſehender Bodenſatz in Form einer etwa 4 — 5 Linien dicken, locker zuſammenhängenden Schicht von grauer Farbe erzeugt, aus welchem ſich im warmen Zimmer kleine Bläschen entwickelten. Das Mikroſcop zeigte, daß derſelbe aus Conferven beſtand, welche ich jedoch nicht näher beſtimmen konnte.

Zehn Unzen der Flüſſigkeit, auf dem Waſſerbade verdunſtet, hinterließen einen Rückſtand von bräunlich gelber Farbe, welcher genau 3 Gran wog, beim Erhitzen ſich ſchwärzte, und bis zum Glühen erhitzt, unter Verbreitung eines brenzlich riechenden Rauches, als eine graulich-weiße Salzmaſſe von 2,7 Gran zurückblieb. Dieſe ſchmeckte wie Kochſalz und löſte ſich in Waſſer leicht auf bis auf einen unbedeutenden (kaum 0,1 Gr. wiegenden) Rückſtand, welcher bei Zuſatz von einem Tropfen Salpeterſäure ſich faſt gänzlich auflöſte. Der ſehr geringe, ungelöſt bleibende Reſt ſchien aus kohligen Theilchen zu beſtehen, wenigſtens zeigte ſich bei dem Verſuche, ihn vor dem Löthrohre mit Phosphorſalz zuſammen zu ſchmelzen, keine Spur von Kieſelerde. Nach einer mit möglichſter Vorſicht und Genauigkeit vorgenommenen Unterſuchung, wobei das Chlor aus der noch übrigen, faſt 2 Unzen betragenden Flüſſigkeit niedergeſchlagen und dann auf die entſprechende Menge (10 Unzen) berechnet wurde, enthielten jene 3 Gran feſte Beſtandtheile:

Chlor	1,590	
Schwefelſäure	0,027	
Natrium	0,988	(nicht direct beſtimmt, ſondern durch Rechnung gefunden)
Calcium	0,032	
Magneſium	0,017	
Flüchtige Beſtandtheile	0,300	(darunter namentlich organiſche Stoffe)
	2,954	
Dazu noch	0,006	Sauerſtoff, an die Baſis des ſchwefelſ. Salzes geb.
	2,960	

Da unter den durch Glühen verflüchtigten Stoffen auch der größte Theil des an Magneſium gebundenen Chlors enthalten iſt, ſo hat bei dieſer Analyſe allerdings ein verhältnißmäßig nicht unbedeutender Verluſt ſtatt gefunden, was jedoch bei den kleinen Quantitäten, womit operirt werden mußte, nicht zu vermeiden war.

Wahrſcheinliche Verbindungen der aufgefundenen Stoffe:

2,452 Chlornatrium = 1,480 Chl. + 0,972 Na.
0,087 Chlorcalcium = 0,055 — + 0,032 Ca.
0,072 Chlormagneſium = 0,055 — + 0,017 Mg.
0,049 ſchwefelſ. Natron = 0,027 SO^3 + 0,022 NaO.
0,300 flüchtige Beſtandtheile

2,960

Die Annahme, daß die geringe Menge der Schwefelſäure nicht mit der vorhandenen Kalkerde, welche ſie etwa zur Hälfte ſättigen würde, ſondern mit Natron verbunden ſei, iſt, wenn ſie auch bei der kleinen Quantität des zu unterſuchenden Stoffes durch keine directe Verſuche wahrſcheinlich gemacht werden konnte, doch wohl hinlänglich dadurch begründet, daß in der Soole, woran die Dünſte entwickelt werden (vgl. deren Analyſen und die Analyſen des Pfannenſteins), ſchwefelſaures Natron vorhanden iſt, und daß der in ſehr geringer Menge darin vorhandene ſchwefelſaure Kalk mindeſtens (nach Gieſe) 380 Theile kaltes und 385 Theile heißes Waſſer zur Auflöſung bedarf (nach Buchholz ſogar 460), während Chlorcalcium in weniger als der Hälfte ſeines Gewichtes kalten, und in noch viel weniger heißen Waſſers löslich iſt.

Reducirt man die aufgefundenen Mengen der im Sooldunſte aufgefundenen Stoffe zur beſſeren Überſicht auf 10,000 Theile, ſo würden dieſe demnach enthalten:

5,108	Chlornatrium,
0,181	Chlorcalcium,
0,150	Chlormagneſium,
0,102	ſchwefelſaures Natron,
0,625	flüchtige Beſtandtheile.
6,166	
Dazu noch 0,084	Verluſt, welcher bei der Analyſe ſtatt gefunden.
Sma. 6,250.	

Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß der Sooldunſt auch andere, in der Soole und Mutterlauge enthaltene Stoffe, namentlich Bromverbindungen u. ſ. w. in verhältnißmäßigen (natürlich ſehr geringen) Mengen enthalte. Indeß wurde bei der geringen Quantität des Materials, welches der Unterſuchung unterworfen werden konnte, gar kein Verſuch gemacht, ſie durch directe Verſuche nachzuweiſen.

B. Sooldunſt, welcher bei höherer Temperatur verdichtet wurde.

Die bei höherer Temperatur des Badezimmers verdichtete Flüſſigkeit war ebenfalls vollkommen waſſerhell, auch in Beziehung auf Geruch und Geſchmack der ſo eben beſchriebenen völlig ähnlich, zeigte aber ein noch etwas geringeres ſpec. Gewicht, nur 1001,8, und hinterließ auch beim Verdampfen einen merklich geringeren Rückſtand feſter Beſtandtheile, nämlich auf 5 Unzen nicht ganz 1 Gran. Dieſe allerdings auffallende Erſcheinung dürfte, wie es mir ſcheint, ihre Erklärung darin finden, daß die Verhältniſſe, unter denen beide Arten von Sooldunſt verdichtet wurden, nicht ganz dieſelben waren, worauf ich aber leider zu ſpät, nämlich erſt durch die verſchiedene Beſchaffenheit deſſelben aufmerkſam geworden bin. Es wurde nämlich zum Anſammeln des Sooldunſtes ein Badezimmer zur Verfügung geſtellt, die Kufe deſſelben mit friſcher (kalter) Soole und Mutterlauge gefüllt, dieſe durch raſches Einſtrömen der Dämpfe raſch zum heſtigen Sieden gebracht und darin erhalten, ſo daß die Temperatur des Zimmers ſehr bald **merklich über** 40° R. ſtieg, worauf dann ſogleich mit Verdichten und Anſammeln des Dunſtes begonnen und die oben erwähnte Quantität in verhältnißmäßig kurzer Zeit (1 — 2 St.) erhalten wurde. Hierauf — alſo nachdem das Sieden der Soole ſchon mehrere Stunden gedauert hatte, ließ man die Temperatur auf 35° R. ſinken, wobei ſich dann, wie oben erwähnt, erſt im Laufe von 4 — 5 Stunden die gewünſchte Quantität des Sooldunſtes niederſchlug. Da ich den Gehalt beider Arten von Sooldunſt nicht gleich an Ort und Stelle ermittelte *), ſo war ich außer Stand, mir durch wiederholte Verſuche Gewißheit über die hier ausgeſprochene Vermuthung zu verſchaffen. Indeß iſt ſie vielleicht der Beachtung und gelegentlicher Prüfung (durch Verſuche) nicht unwerth.

In qualitativer, und, ſoweit es ſich bei der geringen Menge ermitteln ließ, auch in Beziehung auf die relative Quantität der einzelnen Beſtandtheile war in beiden Arten von Soolbunſt kein weſentlicher Unterſchied zu bemerken.

---

*) Das ſpec. Gewicht wurde zwar ſogleich an Ort und Stelle unterſucht und die Differenz bemerkt, ich hielt aber dieſen geringen Unterſchied für zufällig oder vielmehr durch ein Verſehen von meiner Seite herbeigeführt, bis mich ſpäter mehrere, mit aller Sorgfalt wiederholte Beſtimmungen vom Gegentheil überzeugten und die Analyſe für die Richtigkeit der Gewichtsbeſtimmung ſprach. —

XII.

Analyſe des Pfannenſteins.

Der Pfannenſtein erſcheint in Form einer, mehrere Linien dicken ſchmutzigweißen Kruſte. Die untere (den Wänden der Pfanne zugekehrte) Fläche derſelben iſt ziemlich eben, aber voller ſchwarzer und gelber Flecken und Punkte (ohne Zweifel durch das Eiſen der Pfanne bewirkt); die obere dagegen iſt ſehr uneben und voller Vertiefungen, in denen man gewöhnlich eine Menge von Salzkriſtallen wahrnimmt. Er beſitzt eine bedeutende Feſtigkeit und iſt in dünnen Stücken, und an ſcharfen Kanten durchſcheinend. Seine innere Maſſe iſt dicht, oder vielmehr halb kriſtalliniſch, denn aus der dichten Maſſe mit unebnem Bruche ſchimmern kleine Kriſtallflächen in Menge hervor. Bei genauerer Betrachtung laſſen ſich mehrere Lage unterſcheiden: zu unterſt eine ſehr dünne von graulichweißer Farbe, welche wie gefrittet ausſieht, dann folgt eine 2te faſt rein weiße, hierauf eine 3te von graulichweißer Farbe, von welcher ſich die 4te (oberſte) nur durch etwas geringere Dichtheit und Feſtigkeit und eine ſich mehr ins Gelbliche ziehende Färbung unterſcheidet. Alle dieſe Lagen ſind feſt mit einander verbunden, doch läßt ſich zwiſchen der unterſten und 2ten eine ſcharfe Grenze wahrnehmen, während die 3 andern ganz allmählich in einander übergehen. An der Luft wurde der Pfannenſtein nach einiger Zeit feucht, aber nur oberflächlich (ohne Zweifel wegen der ihm anhängenden Salze), trocknete bei einer kaum bis zur Siedehitze ſteigenden Temperatur ſchnell wieder ab und verlor dann auch in der Glühhitze nicht merklich mehr an Gewicht. Mit kaltem Waſſer raſch abgewaſchen, verlor er 4,7 pCt. an Gewicht, und durch Eindampfen dieſes Waſchwaſſers ließen ſich über 2 pCt. ziemlich reines Kochſalz gewinnen.

Zur genaueren Unterſuchung wurde der (nicht abgewaſchene) Pfannenſtein fein pulveriſirt und zuerſt mit Alkohol von 85°, dann mit heißem Waſſer behandelt. Durch Alkohol ließen ſich, außer Kochſalz, nur ſehr geringe Mengen von Chlormagneſium und Spuren von Chlorcalcium ausziehen. Bei der Behandlung mit heißem Waſſer blieben (bei 2 Verſuchen, deren Reſultate nur um 0,8 pCt. abwichen) ungefähr 74 pCt. ungelöſt zurück, welche aus ſchwefelſaurem Kalke mit ſehr unbedeutenden Mengen von baſiſchem Chlormagneſium (nur 0,35), von feinem Quarzſande und von Kieſelerde (?) beſtanden. Da ſich erwarten ließ, daß verſchiedne Stücke des Pfannenſteins in ihrer Zuſammenſetzung keine vollkommene Übereinſtimmung zeigen würden, ſo wurden 100 Gran von 2 verſchiedenen Stücken (A & B) analyſirt und folgende Reſultate erhalten, wobei aber, da eine vollkommen genaue Beſtimmung des Kochſalzgehaltes hierbei nicht von Wichtigkeit iſt, dieſer Beſtandtheil nicht direct beſtimmt, ſondern aus der Menge der übrigen, direct beſtimmten, durch Rechnung gefunden wurde:

	A.	B.
Schwefelſaurer Kalk (mit ſehr geringen Mengen von baſ. Chlormagneſium [0,35 Gr.], feinem Quarzſande und Kieſelerde?), welcher ungelöſt geblieben . .	74,325	—73,525
Schwefelſ. Kalk, welcher ſich im Waſſer aufgelöſt hatte . . .	4,120	— 2,710
Schwefelſ. Natron (waſſerfreies) .	4,976	— 6,440
Chlornatrium	16,571	—17,317
Chlormagneſtum	0,008	— 0,008
Chlorcalcium	Spuren	Spuren
Eiſenoxid	Spuren	Spuren
	100,000	100,000

Da es bei dieſem Gehalte an ſchwefelſaurem Natron von Wichtigkeit zu ſeyn ſchien, nachzuweiſen, daß das ſchwefelſaure Natron wirklich als ſolches in dem Pfannenſtein vorhanden und nicht etwa ein Product des analytiſchen Verfahrens ſei, ſo wurden 4 Unzen des Pfannenſteins (ungefähr mein ganzer noch übriger Vorrath) fein pulveriſirt, mit ſiedendem Waſſer digerirt und ausgelaugt; die filtrirte Auflöſung wurde eingedampft, bis ein großer Theil des aufgelöſten Gypſes niedergefallen war und das Kochſalz zu kriſtalliſiren begann, dann, um das Ausſcheiden des Gypſes zu befördern, etwas Alkohol zugeſetzt, filtrirt, das Filter mit Waſſer, dem Alkohol zugeſetzt war, ausgeſüßt und die filtrirte Löſung abermals eingedampft, bis ſich am Boden der Schale Spuren von ſchwefelſaurem Natron zeigten. Als ſie hierauf an einen kalten Orte (deſſen Temperatur unter 0 R. war) hingeſtellt wurden, ſchoß Glauberſalz in ziemlich großen Kriſtallen an. Von der Mutterlauge getrennt und mehrere Tage in einem mäßig warmen Zimmer aufbewahrt, bis es völlig trocken war und zu verwittern begann, wog es ¾ Unzen (360 Gr.) und erfolgt in dem Glaſe Nro. I hierbei.

Da dieſes Salz nach Berzelius 56 pCt. Waſſer enthält, ſo würden dieſe 360 Gr. alſo gegen 158,4 Gr. waſſerfreies ſchwefelſ. Natron enthalten, was über 8 prCt. des Pfannenſteins betragen würde. Wollte man nicht vorausſetzen, daß verſchiedne Stücke deſſelben in ihrem Gehalte an Glauberſalz bedeutend abweichen, ſo müßte man annehmen, die oben angeführten Analyſen ſeyen in ſo fern nicht ganz richtig, als durch die Behandlung mit Alkohol vielleicht nicht alles Chlorcalcium ausgezogen wurde und alſo ein Theil der in der wäſſerigen Löſung gefundenen Kalkerde als Chlorcalcium berechnet werden müßte, wodurch ſich natürlich die (aus der Menge der Schwefelſäure ꝛc. durch Rechnung gefundene) Menge des ſchwefelſ. Natrons höher ſtellen würde.

Eine Vergleichung der bei dieſem Verſuche wirklich gefundenen Menge des Chlornatriums mit der, welche bei den beiden Analyſen indirect aus der Menge der übrigen Beſtandtheile beſtimmt wurde, ſcheint faſt dafür zu ſprechen. Es wurden nämlich aus der Löſung, woraus das Glauberſalz kriſtalliſirt war, 307,2 (nicht vollkommen reines) Kochſalz gewonnen. Dieſes würde genau 16 prCt. entſprechen, alſo etwas weniger betragen, als die Berechnung bei jenen Analyſen ergab, ſo daß, wenn man einen Theil der Kalkerde als Chlorcalcium und den entſprechenden Theil der Schwefelſäure als ſchwefelſ. Natron berechnete, eine hinreichend genaue Übereinſtimmung ſtatt finden würde. Wiederholte Analyſen würden leicht darüber entſcheiden laſſen, doch fehlte mir dazu das Material. Auch dürften dieſe, in praktiſcher Beziehung, inſofern keinen ſehr großen Werth haben, als ſie die Frage, ob aus dieſem Pfannenſtein das Glauberſalz im Großen mit Vortheil gewonnen werden könne, doch nicht zur Entſcheidung bringen würden. Dieſe Frage wird doch nur durch einige, nach einem größeren Maaßſtabe und auf eine im Großen ausführbare Weiſe anzuſtellenden Verſuche entſchieden werden können.

Unterſuchung eines von Herrn Salzgraf Schüler mir überſendeten Salzes, welches bei ſehr kaltem Wetter (Dec. 1844) aus der Mutterlauge kriſtalliſirte.

Das Salz war in einer Schachtel aufbewahrt, welche, als ich ſie erhielt, ganz durchnäßt, und nur noch etwa zur Hälfte angefüllt war. Auch das Salz ſelbſt war ganz feucht. Es trocknete indeß an einem trocknen Orte ziemlich ſchnell und vollſtändig ab, fühlte ſich körnig an und beſtand, wie ſich durch eine Loupe deutlich erkennen ließ, aus kleinen Körnern, welche als Würfelchen mit mehr oder weniger abgerundeten Kanten und Ecken erſchienen — alſo in den Kriſtallformen des Kochſalzes (Chlornatriums); auch ergab eine nähere Unterſuchung ſogleich, daß es Kochſalz war, nur durch einigen äuſſerlich anhängenden Schmutz verunreinigt. Durch Auflöſung in reinem Waſſer und durch Filtriren davon befreit, kriſtalliſirte aus der allmählich abgedampften Löſung ein ſehr reines, völlig weiſſes Kochſalz (wovon eine Probe in dem Glaſe Nro. II) und die Löſung enthielt nur *unbedeutende* Spuren von ſchwefelſaurer Bittererde (oder Kalkerde) Chlorcalcium und Chlormagneſium.

Es leidet hiernach wohl keinen Zweifel, daß jenes Salz urſprünglich das Chlornatrium-Hydrat — eine

Verbindung von Kochſalz mit Waſſer — war, welches bei einer Kälte von etwa — 8° R. aus einer geſättigten Salzlöſung (wie die an Chlornatrium reiche Mutterlauge iſt) kriſtalliſirt, bei höherer Temperatur aber ſehr leicht wieder zerfließt. Nach Fuchs ſoll es 47,9, nach Mitſcherlich aber nur 38 prCt. Waſſer enthalten. Das Chlornatrium-Hydrat kriſtalliſirt zwar nicht in Würfeln, ſondern in tafelförmigen Kriſtallen, dieſe waren aber ohne Zweifel bei Eintritt des gelinderen Wetters (als ich das Salz erhielt, war die Temperatur über 0° R.) zerfloſſen und in Folge davon hatte die Umbildung in waſſerfreies Chlornatrium und die dieſem eigenthümliche Kriſtallform ſtattgefunden. —

Disbarg

und

die Heimath der Franken.

Von

G. Brückner.

Die Geſchichte der Vermuthungen über die Localität der Burg Disbarg[1], des bekannten Königsſitzes der Merovinger, iſt höchſt lehrreich und dient ganz beſonders für den Beweis, wie leicht die bloße Namensähnlichkeit oft ſelbſt die beſonnenſten Hiſtoriker zu falſchen Annahmen verführen könne. In all dieſen Irrzügen der hiſtoriſchen Forſchung liegt ebenſoviel Komödie als Tragödie und nur das Eine, das auch in ihnen ſich beurkundende Streben nach ſichrer Gewißheit, ſöhnt uns wieder mit ihnen aus.

Die gedachte Frage übrigens iſt keine einfache, vielmehr eine mit andern hiſtoriſchen Fragen eng verbundne, ſo daß ihre Löſung nur mit der Berückſichtigung des zuſammenhängenden geſchichtlichen Stoffes gewonnen werden kann. Vor Allem ſteht und fällt ſie mit dem urſprünglichen Sitz der ſaliſchen Franken. Frankonien und beſonders Henneberg iſt bei der Löſung dieſer Frage betheiligt, denn man hat nicht allein das Disbarg in der Werragegend geſucht und angeblich gefunden, ſondern auch die bekannten drei, in dem Rechtsbuch der ſaliſchen und ripuariſchen Franken vorkömmlichen Gaue Salaghewe, Bodeghewe und Windoghewe[1]) — nach Oſtfranken, Thüringen und Heſſen verlegt, dazu noch einen in dem ſaliſchen Geſetzbuch gar nicht erwähnten Wiſoghewe gefabelt und ihn entweder in das Werragebiet gelegt oder ihn für den oſtfränkiſchen Weringau ausgegeben; Dies Alles konnte natürlich gar nicht behauptet werden, wenn man nicht das Volk ſelbſt, welchem Disbarg, das Geſetz und die Gaue gehörten, nämlich die ſaliſchen Franken, nach Frankonien als ihrer urſprünglichſten Heimath verlegte, was natürlich um ſo leichter geſchehen konnte, als man beſonders durch den Namen des Landes Franken und den der fränkiſchen Saale in Verſuchung geführt wurde und nach dieſer vorgefaßten Meinung die hierher gehörenden, nachfolgenden hiſtoriſchen Hauptquellen deutete.

---

[1] Urkundlich: Diſparg, Diesberg, Diosberg, Esbargem, Hesbargem.

Gregor von Tours[2]) († 594) berichtet: Nach der Erzählung Vieler ſind die Franken aus Pannonien gekommen, haben zuerſt an den Ufern des Rheins gewohnt, darauf den Fluß überſchritten und ſich in Thoringien feſtgeſetzt. Auch gibt man an, daß damals (nach Theodemers Ermordung) Chlodio, ein tüchtiger Mann und der edelſte in ſeinem Volke, König der Franken geweſen ſei, der ſeinen Sitz in der Burg Disbarg, die in der Grenzmark der Thoringer lag, gehabt habe. Auf dieſer Seite aber, d. h. gegen Mittag, ſaßen Römer bis zur Loire hin, jenſeits derſelben herrſchten die Gothen. Als nun Chlodio durch abgeſchickte Kundſchafter bis zur Stadt Cameracum (Cambrai) alles hatte ausforſchen laſſen, folgte er ſelbſt, ſchlug die Römer und nahm ihre Stadt, wo er auf kurze Zeit ſeinen Sitz nahm und bis zur Sumina (Somme) herrſchte.

---

[1]) Die Heroldiſche Ausgabe hat: Salhain, Bodohain und Windohain.

[2]) Gregor. Turon. L. II. c. 9: Tradunt multi eosdem (sc. Francos) de Pannonia fuisse digressos et primum quidem litora Rheni amnis incoluisse, dehinc transacto Rheno Thoringiam transmeasse. Ferunt etiam tunc (post occisionem Theodemeri) Chlogionem utilem ac nobilissimum in gente sua Regem Francorum fuisse, qui apud Dispargum Castrum habitant, quod est in termino Thoringorum. In his autem partibus, id est ad meridio-

Aimoin [1]) erzählt: Während ſie (die Franken) durch die unausgeſetzte kriegeriſche Beunruhigung der

---

nalem plagum habitabant Romani usque Ligerim fluvium, ultra Ligerim fluvium vero Gothi dominabantur. Chlogio autem missis exploratoribus ad urbem Cameracum perlustrata omnia ipse secutus, Romanos proterit, civitatem apprehendit, in qua paucum tempus residens usque Suminam fluvium occupavit.

[1]) Aimoini Gesta Francor. L. II. c. 4: Finitimos itaque bello lacessendo Thoringorum, qui Germaniae incolunt fines depopulantes castellum quoddam Dispargum nomine occupant, in quo Rex Clodio sedem sui constituit regni.

Thoringer, welche die Grenzen Germaniens bewohnten, ihre Nachbarn entvölkern, haben ſie eine gewiſſe Burg Disbarg inne, worin der König Chlodio ſeinen Herrſcherſitz genommen hat.

Sigebert[1] ſchreibt: Chlodio drang nach Thoringien und nahm ſeinen Sitz eine Zeit lang in der thoringiſchen Burg Disbarg.

Im Chronikon Moiſſiacenſe[2] heißt es: Der König Chlodio ſchickte von Disbarg aus Kundſchafter bis zur Stadt Cameracum. Als dieſe alles ausgeforſcht hatten, überſchritt er ſelbſt mit einem großen Heer den Rhein, ſchlug und tödtete viele Römer. Er drang in den carbonariſchen Wald, behauptete eine Stadt und rückte von da bis zur Stadt Cameracum raſch vor. Als er hier viele Römer getödtet hatte, eroberte er die Stadt, machte ſie einige Zeit zu ſeinem Sitz und herrſchte von hier bis zur Summa (Somme).

---

[1] Sigebertus Gembl. in Pistorii S. R. S. ed. Struvii T. I. ad. a. 431: Chlodio Thoringiam invadit et in Dispargo castello Thoringorum aliquamdiu habitavit.

[2] Chronic. Moissiacense in Bouquet Scr. Hist. Gall. et Franc. T. II. p. 849. Chlodio Rex misit exploratores de Dispargo usque ad urbem Cameracum. Cumque perlustrassent omnia ipse cum multo exercitu Rhenum transiit, multo populo Romanorum prostrato fugavit. Carbonariam silvam ingressus, urbem obtinuit et exinde usque ad Cameracum urbem properavit. Ibique interfecto multo populo Romano, urbem capit, pauco tempore residit et exinde usque ad Summam fluvium occupavit.

In den Geſtis der fränkiſchen Könige wird berichtet[1]), daß nach Faramunds Tod deſſen Sohn Chlodio König geworden, daß dieſer ſich mit ſeinen Franken im Gebiet der Thoringer feſtgeſetzt und er ſelbſt in der Burg Disbarg, im Gebiet der Thoringer, auf der Grenze Germaniens, geſeſſen habe.

Fredegar[2]), der Epitomator und Fortſetzer Gregors von Tours, erzählt, daß Chlodio, der tüchtigſte Mann in ſeinem Volke, König der Franken geworden und zu Hesbargem, einer im Gebiet der Thoringer gelegenen Burg, geſeſſen habe.

---

[1]) **Gesta Reg. Franc.** (Bouquet S. H. Gall. et **Franc.** T. II. p. 545): Mortuo Faramundo, Chlodionem filium ejus crinitum in regnum patris elevaverunt. Tunc temporis crinitos Reges in initium sublimaverunt. Venientesque sagaciter in finibus Thoringorum ibique resederunt. Habitabat itaque Chlodio Rex in Dispargo castello in finibus Toringorum, in regione Germaniae.

[2]) Fredegarii Scholastici hist. Francorum epitom. c. 9. (in Bouquet Scr. Hist. Gall. et Franc. Tom II. p. 559): Substituitur filius ejus Chlodio in regnum utilissimus vir in gente sua, qui apud Hesbargem castrum residebat, quod est in termino Toringorum.

In dem Prolog des ſaliſchen Geſetzes heißt es:[1] Bei dem hehren Volke der Franken, das unter Gottes Leitung gebildet, tüchtig in Krieg, von Friedensbündniſſen beſchirmt, an Einſicht tief, von edlem, ungeſchwächtem Leibe, durch weiße, herrliche Geſtalt ausgezeichnet, kühn, raſch und friſch, vor Kurzem für den katholiſchen Glauben gewonnen und frei von ketzeriſcher (arianiſcher) Geſinnung iſt, haben, als daſſelbe noch im barbariſchen (vom Chriſtenthum noch nicht erleuchteten) Zuſtande war — ſeine vornehmſten Männer, die zu der Zeit Gaurichter waren, das ſaliſche Volksrecht aufgezeichnet (gaben ein Weisthum, d. h. ſie haben das im Bewußtſein der einzelnen, zum ſaliſchen Volke verbundnen verſchiednen Stämme lebende Gewohnheitsrecht zu ſchriftlichem, natürlich übereinſtimmendem Ausdruck gebracht, keineswegs aber ein neues Geſetzbuch gemacht). Von mehrern Männern wurden 4 ausgewählt, nämlich Wiſogaſt, Bodogaſt und Windogaſt[1], in den Diſtricten Salaghewe, Bodoghewe und Windoghewe. Sie kamen auf den 3 Gaugerichtsſtätten zuſammen, gingen ſorglich bei jeder Rechtsform bis auf ihre Quellen zurück, unterſuchten jede einzelne Materie und ſetzten als Recht folgendes feſt.

---

[1] Lex Salica: Gens Francorum inclyta, authore Deo condita fortis in armis, firma pacis foedere, profunda consilio, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera, nuper ad catholicam fidem conversa, immunis ab heresi, dum adhuc teneretur barbarie — dictaverunt salicam pacem proceres ipsius gentis, qui tunc temporis apud eandem erant rectores. Sunt autem electi de pluribus viris quatuor, his nominibus Wisogast, Bodogast, Salogast, et Windogast, in locis quibus nomen Salagheve, Bodagheve et Windogheve. Qui per tres mallos convenientes omnes causarum origines sollicite discurrendo, tractantes de singulis, judicium decreverunt hoc modo.

Dies ſind die hauptſächlichen Quellen, auf die man ſich bei der Frage über die Örtlichkeit von Disbarg und über den urſprünglichen Sitz der Franken geſtützt hat. An und für ſich und ohne falſche Deutung genommen, müßten ſie uns nöthigen können, die darin enthaltnen geographiſchen Beſtimmungen in den Niederlanden zu ſuchen, indeß da ſie demungeachtet Gegenſtand der verſchiedenſten Deutungen geworden ſind, ſo iſt vor Allem und zwar von ihnen ganz unabhängig erſt die Frage zu beantworten, wo kennt die Geſchichte mit unſtrittiger Gewißheit die erſten Sitze der Franken?

---

[1] Offenbar hat man hier nicht die eigentlichen Perſonennamen dieſer Männer, ſondern nur ihre Benennungen nach ihren Gauen, indem darauf, nicht aber auf ihren Perſonennamen der Accent liegt. Dafür ſprechen die Formen: Kaſtvoigt, Gaſthold (bei den Longobarden ſoviel als Verwalter), Hathugaſt (Gauvorſteher des Heſſengaues) und der nordbrabantiſche Meiſtergaſt (Meiſtergeſelle).

Die erſte ſichre Nachricht über die Franken gibt die peutingeriſche Tafel, welche nach der neueſten gründlichen Unterſuchung um 230 (n. Chr.) für die militairiſchen Zwecke Roms gearbeitet worden iſt und welche die Heerſtraßen und Stationen des römiſchen Reichs verzeichnet hat; ſie iſt ſomit das älteſte geographiſche Denkmal, das wir über das Abendland beſitzen. Dieſem officiellen Werke zufolge ſaßen nicht allein damals die Franken am rechten Ufer des untern Rheins, ſondern dieſer Landſtrich wird auch Franzien genannt. Ebendahin ſetzt ſie der faſt gleichzeitige Bericht des Flavius Vopiscus, nach welchem ſie um 240 vom Unterrhein nach Gallien einbrechen; ebenda, „am Rheinufer bis zum Ocean“, ſitzen ſie nach dem Referat des Griechen Libanius aus dem 4. Jahrhundert; ebendaſelbſt „von Anfang an“ nach dem des mit Libanius gleichzeitigen Panegyriſten **Eumenius**[*]), als auch nach dem des Procopius aus dem 6. Jahrhundert. Letzterer erzählt: „Der Rhein ergießt ſich in den Ocean. In den daſigen Sümpfen wohnten urſprünglich Germanen, ein barbariſches Volk, anfänglich keiner

---

[*]) Eumenius in paneg. Constantino Aug. c. 6: infimas Franciae nationes non jam ab his locis, quae olim Romani invaserant, sed a propriis ex origine suis sedibus, atque ab ultimis barbariae litoribus avulsas.

Erwähnung werth, die nun Franken genannt werden.“ Ebenſo beſtimmt als dieſe rein geographiſchen Nachrichten über den urſprünglichen Anſitz der Franken geben die hiſtoriſchen Berichte über die Verdrängung der Franken durch die Sachſen, als auch die über den Krieg, den die Franken ſeit dem Jahr 240 gegen die Römer eröffneten, den ſichern Beweis, daß die urſprüngliche Heimath der Franken am rechten Ufer des Unterrheins und zwar der Landſtrich zwiſchen der ſlaviſchen Iſſel und der Vechte war. Nach der Mittheilung des Zoſimus wurden „die Salier, ein Glied des Frankenbundes, von den Quaden d. h. Chauken, einem ſächſiſchen Volksſtamm, aus ihrer Heimath vertrieben.“ Da wir nun auf der peutingeriſchen Tafel die Chauken im Iſſelland (Salland) neben den Franken (**Chaci, Chamavi qui et Franci**) treffen, ſo wird dadurch klar, daß das von den Chauken eingenommene Land urſprünglich ſaliſcher Boden war. Und daß dies an dem iſt, läßt ſich auch dadurch erweiſen, daß nicht allein das Land auf dem rechten Ufer des untern Rheins als erſtes Franzien vorkommt, von dem dann der Name durch die Franken auf die eroberten Länder übergetragen wurde, ſondern daß auch theils der Diſtrict zwiſchen der untern Iſſel und Vechte der Salgau (**Salon pagus**) oder das Salland hieß, theils hier mehrere Ortsbenennungen getroffen werden, die nicht durch die ſächſiſche Bevölkerung verwiſcht wurden und deshalb auf den ehemaligen uralten Anſitz der Franken hindeuten[1]). So liegt an der Iſſel oder Sala (Sale, Iſala) der Ort Saleck oder Salck, im Salland die Stadt Oldenſal oder Altenſal, neben dem Salgau oſtwärts in der Provinz Oberiſſel der Twentdiſtrict oder Twentogau (Windogau) und weſtwärts Batuwe oder Batau (Batavorum terra — Bodogau). Auf daſſelbe Reſultat führt der Umſtand, daß in dem von den Chauken beſetzten Salland die ſaliſchen Geſetze galten, daß das theils von den Franken eroberte, theils von dem Kaiſer Conſtantius dieſem Volke überlaſſene Land zwiſchen der Maas und Schelde francia secunda hieß, wodurch dasjenige Gebiet, woher die Franken ihre erſten Angriffe auf Belgien machten, d. i. das Salland als francia prima vorausgeſetzt wird; daß endlich, da die Eroberung der Salier in den Niederlanden weſtwärts ging und Batavien für ſie, was hiſtoriſch feſt liegt, ein erobertes Land war, die beiden fränkiſchen Flußnamen Iſſel und Vechte in Batavien die ſpätern Benennungen, die im Salland die frühern, alſo jene die fortgepflanzten, dieſe die urſprünglichen ſein mußten. Wie überhaupt die Fortrückung oder Verpflanzung vieler Localbenennungen, beſonders wenn dies gruppenweiſe geſchieht, bei allen

---

[1]) Horum (sc. Francorum) vestigium remanet; ad Salam seu Isalam. S. Commentarius praevius ad S. Sigebertum reg. Franc. bei den Bollandiſten, d. i. Acta Sanct. mens. Febr. T. I., 207.

Völkern mit ihren räumlichen Bewegungen zuſammenhängt, indem ſie nicht allein Geſinnung, Sitte und Sprache, ſondern auch die heimathlichen Localnamen in die Fremde mittragen, daſſelbe gilt auch von den Franken. Die Orte Salheim, Bodersheim, Wintershofen, Salek (Salk), die ſaliſchen Wieſen und fränkiſchen Acker, Punkte, die alle unfern der Stadt Halen im ehemaligen Tungriſchen liegen, ſind offenbar von den Franken in die eroberte neue Heimath übertragene Benennungen, die in ihrem Wiederklingen auf die alten Frankenſitze im Salland deutlich hinweiſen. Selbſt die fränkiſchen Ortsendungen auf haim, heim, hem, em, die, abgeſehen von den noch jetzt im ſlaviſchen Salland vorkommenden, auf hem oder em auslautenden Ortsnamen, ſich in den 3 Orten des ſaliſchen Geſetzbuches Salhaim, Bodohaim und Windohaim als fränkiſch ausweiſen, haben ſich, was leicht dargethan werden kann, mit den Eroberungen der Franken nach Belgien, den Rhein und Main aufwärts ausgebreitet und müſſen darum, wie die Ortsendungen in England auf Friesland und die Eidergegend hindeuten, ebenſo als Beſtätigung des Ausgangs der Franken aus dem Unterrheinland von Wichtigkeit ſein.

Aus dieſer urſprünglichen Heimath von den Sachſen weſtwärts gedrängt, ſuchten ſich die Franken auf der bataviſchen Inſel, zwiſchen der Waal und dem Leck, feſtzuſetzen. Hier vereinigten ſie ſich mit denjenigen Sigambrern, die zur Zeit des Auguſtus über den Rhein in den ſ. g. Gau Marſum in Batavien verpflanzt waren.

Während von nun an hier der Name Sigamber als Volksname verſchwindet, wohl aber dies in der Erinnerung der fränkiſchen Hiſtoriker und Dichter lebendig blieb, daß ihr merovingiſches Fürſtengeſchlecht aus ſigambriſchem Blute entſproſſen ſei, wie denn auch in der That die Sigambrer, da die Franken als Geſammtvolk zuweilen Sigambrer heißen, den Kern des fränkiſchen Volks gebildet haben mußten; ſo verbreitet ſich dagegen der Name Franken von da den Rhein aufwärts und wird in Kurzem allgemeine Benennung für die benachbarten deutſchen Stämme. Aus dem, daß dieſe Vereinigung raſch erfolgte, wird klar, daß der Grund derſelben nicht allein in dem durch die damalige Zeit gebotenen kriegeriſchen Zuſammenwirken zu ſuchen iſt, ſondern auch theils in der nahen Verwandtſchaft der Stämme zu einander; worauf überdies die Verwandtſchaft der bei allen dieſen verbundnen Stämmen geltenden ſaliſchen und ripuariſchen Geſetze leiten muß, theils in dem damals über ganz Deutſchland verbreiteten Streben, durch die Aufhebung der Vereinzelung eine feſtere politiſche Exiſtenz zu gewinnen. Germanien hatte ſolche Entwicklungsmomente, wenn immerhin die frühern Verbindungen der Iſtävonen, Ingävonen, Hermionen, der Sueven, Markomannen und Hermunduren aus ähnlichem Trieb hervorgegangen waren, doch nie zuvor in der Stärke und Allgemeinheit des Bedürfniſſes gehabt, als jetzt, wo die Völkerſtämme am untern Rhein ihren hiſtoriſch bedeutſamen Bund ſchloſſen und wo um dieſelbe Zeit all diejenigen Verbindungen entſtanden, die für die deutſche Geſchichte den nachhaltigſten, nie wieder zu verlöſchenden Einfluß hervorbrachten, und die, wenn ſich auch einzelne Stämme von dem Kern der einen Verbindung wiederloslöſten und ſich einem andern zuwandten, doch im Weſentlichen durch die folgenden Jahrhunderte auf der urſprünglichen Grundlage geblieben ſind, Beweis genug, daß mehr innere als äußere Bedingungen die neue Geſtaltung des germaniſchen Völkerlebens geboten. Wenn frühere Hiſtoriker die Behauptung, daß diejenigen Stämme, die vor dem 4. Jahrhundert unter beſondern Namen am Unterrhein bekannt waren, von da an als Franken auftraten, als entſchieden richtig vorausſetzten, ſo iſt dieſe Annahme durch neuere Forſcher als hiſtoriſche Thatſache erwieſen [1]). Der Bund der Franken umfaßte nicht allein die Sigambrer und Salier, ſondern auch die Bructerer, Chamaven, Chatuarier, Katten und offenbar auch die Cherusker, Chaſuarier, Kauchen, Tubanten und Frieſen, alſo alles Land von der Rheinmündung bis zur Sieg und Werra.

---

[1] **Grupen**, Observatio de primis Francorum sedibus originariis. Hanoverae 1758.
v. Ledebur, das Land und Volk der Brukterer. S. 250.
W. Loebell. Gregor von Tours u. ſ. Zeit
Außerdem: Möſer, Wenk, Wilken, Werſebe, Pfiſter, Luden, Mannert, Zeuß, Rommel, Huſchberg, G. Müller.

Von dieſer natürlichen, hauptſächlich nur auf die Zeugniſſe und Winke der Geſchichte geſtützten Anſicht über den Urſitz und über die Entſtehung der Franken ſind zwei andere Auffaſſungen zu unterſcheiden, von denen die eine der oben gegebenen nur theilweiſe, die andere indeß ihr ganz entgegen liegt. Die erſtere rührt von Eichhorn (deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte I. S. 107. 131) her und beſteht in der Behauptung, daß die urſprünglichen Franken aus den Geſellſchaften verſchiedener deutſcher Stämme entſtanden wären und ſich unabhängig von ihren Stammvölkern auf dem eroberten römiſchen Boden niedergelaſſen und durch fortgeſetzte Eroberungen den Grund zu dem großen fränkiſchen Reich gelegt hätten. Dieſe Annahme hat darin ihre Wahrheit, daß die Gefolgſchaften, die beſonders bei den Franken ſcharf ausgeprägt hervortreten, zur Bildung des Frankenbundes mit wirkſam waren, fehlt aber dadurch, daß ſie nur eine einzelne, untergeordnete Urſache zur allgemeinen und ausſchließlichen erhebt, weshalb ſich auch aus ihr ebenſowenig die in Frage ſtehende Erſcheinung weder in Rückſicht auf die damalige Weltlage, noch in Rückſicht auf ihre Stetigkeit und Stärke erklären läßt, als die gleichzeitigen ebenſo bedeutſamen Völkervereine, bei denen das Gefolgweſen wenig oder gar nicht zur Wirkſamkeit kam. Die zweite Auffaſſung, die in den Franken eine urſprüngliche ſelbſtſtändige Völkerſchaft annimmt, iſt wieder eine zwieſache, wovon die eine auf frühern Sagen, die andere auf falſchen Auslegungen der wirklichen Verhältniſſe oder auf unhiſtoriſcher Auslegung beruht.

Nach alten Sagen *) ſollen die Franken aus Pannonien vom mäotidiſchen See oder aus Troja ins Abendland gekommen ſein. Merkwürdig iſt, daß in dieſen Sagen die Sigambrer eine bedeutende Rolle ſpielen, woraus, wenn man nicht Grupens ſcharfſinniger Vermuthung beitreten will, daß hier die Sigambrer, dieſe rheiniſchen Cimbern, mit den Cimmeriern, von denen der Bosporus der cimmeriſche hieß, verwechſelt wären, die bedeutende Stellung der Sigambrer bei den fränkiſchen Volksſtämmen zu erkennen iſt. Das frühe Daſein der Sage, daß Panno-

---

*) Gregor. Tur. II., 9 ſ. oben.

Vita Remigi T. I. scr. ver. Franc. p. 524. Cum gentis Francorum — pars videlicet XII. millia in finitimas Pannoniae partes secus Meotidas paludes pervenerunt. Ibique civitatem advenientes aedificarunt, quam ob suam memoriam Sicambriam vocaverunt, in qua multis annis habitaverunt et in gentem magnam usque ad tempora Valentiniani Imper. creverunt.

Ein Gleiches erzählen Autor vitae Sigeberti und Gesta regn. Franc ſ. du Chesne I. p. 591 u. 692.

nien die Heimath der Franken geweſen, beſtätigt Gregor von Tours; aber er giebt dieſelbe nur als Sage1); ebenſo muß er die Fabel, daß die Franken aus Troja ſtammen, wohl gekannt haben2), indeß, indem er ſie mit Stillſchweigen übergeht, hat er ihr das Urtheil der Unwahrheit geſprochen. Dagegen fand ſie bei Fredegar, Gregors Fortſetzer und Epitomator, ſpäter in Liedern des Mittelalters, darauf durch Trittheim, der nach einem angeblichen Hunibald ſogar die ganze Reihe der fränkiſchen Könige von Priamus an in Cours zu ſetzen ſuchte, aber auch ſchon deshalb von gleichzeitigen und ſpätern Schriftſtellern der Schuld reiner Erdichtung bezüchtigt wurde, endlich in neuerer Zeit bei Mone, Görres

---

1) Auch ſelbſt wenn die von Gregor von Tours angegebene Sage einen hiſtoriſchen Kern hat, ſo kann ſie leicht aus der umgekehrten Sachlage entſtanden ſein. v. Ledebur hat nemlich in ſeiner Schrift über das Land und Volk der Brukterer S. 146 u. 318 dargethan, daß eine wahrſcheinlich aus den niederländiſchen Sigambrern ausgehobene Legion ihr Standquartier in Pannonien hatte u. daß von ihr das alte Buda, urſprünglich Sicambria, jetzt Ofen, gegründet wurde. Es kann demnach um ſo leichter der ſecundaire Standpunkt zum primairen gemacht worden ſein, weil in den Niederlanden der Name Sigambrer unterdrückt, dagegen in Pannonien noch im 11. Jahrhundert (ſ. Adam v. Bremen hist. eccles. I. c. 3) fortdauerte.

2) S. Loebel, Gregor von Tours ꝛc. S. 123.

und Phillips Annahme und Verherrlichung; indeß beide Sagen ſind wie früher, ſo neulich von gründlichen Forſchern, unter allen am tüchtigſten von Loebell[1] in ihrer wahren Geſtalt dargeſtellt, zugleich aber die Quelle dieſer Erdichtung aus dem Streben abgeleitet worden, dem emporgekommenen, den Einflüſſen der römiſchen Cultur ausgeſetzten fränkiſchen Volke Glorie und Ahnenwürde durch eine alte, aus dem fernen Oſten abgeleitete Abſtammung zu geben. Somit muß denn die auf Sagen gegründete Auffaſſung von der Kritik als vollkommen überwunden betrachtet werden. Zugleich mit dieſer Antiquirung fallen die Hauptſtützen der Meinung, die K. A. Menzel aufgeſtellt hat. Dieſer Hiſtoriker läßt nämlich zu dem Bunde der Völkerſchaften am Niederrhein noch ein beſonderes Frankenvolk, das unter dem Namen Baſtarnen aus der Geſchichte der macedoniſchen Könige bekannt iſt, an den Rhein wandern und daſelbſt deſſen Namen auf jenen niederrheiniſchen Völkerverein übertragen. Da indeß Menzel die Begründung dieſer Annahme einerſeits auf Sagen ſtützt, die aus der Erdichtung von der trojaniſchen Herkunft der Franken gefloſſen ſind, andrerſeits auf einen angeblichen Contraſt zwiſchen dem ſächſiſchen Volk als dem eigentlichen deutſchen Volk und dem öſtlichen Wanderungsſtamm baut und dieſem nach dort

---

[1] S. Loebell S. 480—491, wo die gründliche Unterſuchung u. Zurechtweiſung dieſer Fabel nachzuleſen iſt.

Geſittung, hier Rohheit vorherrſchen läßt, ſo muß ſeine Meinung nothwendig haltlos werden, weil im erſten Fall die Fortſpinnung einer Erdichtung, im zweiten die falſche Vorausſetzung eines Contraſtes, indem gerade auf Seiten des öſtlichen Wanderungsſtammes die Gothen und ſelbſt die Burgunder als die früher geſittetſten deutſchen Stämme ſtehen, unmöglich gültige Beweiſe ſein können.

Nicht viel jünger als die eben erwähnte Sage iſt die vom Geograph von Ravenna gegebene Nachricht, daß die Franken aus Maurungana oder Mauringa, einem Landſtrich, den er in die öſtliche Elbniederung ſetzt, abſtammen. Da dieſe Nachricht übrigens ausdrücklich als zuverläſſige Gewißheit (certissime) gegeben und damit von Sagen und unbegründeten Angaben unterſchieden wird, ſo kann man wohl nicht, wie es einige gethan, ſie, wenn ſie gleich nicht ganz klar iſt, als aller hiſtoriſcher Grundlage bloß und bar zurückweiſen, wir haben offenbar in ihr eine Andeutung beſtimmt hiſtoriſcher Thatſachen. Wahrſcheinlich gilt ſie jener Zeit, wo die Chauken, nachdem ſie weſtlich bis zum ſlaviſchen Salland vorgerückt waren, ſich ſelbſt auf einige Zeit dem fränkiſchen Bund angeſchloſſen hatten. Da dieſe Völkerſchaft ſich bis zur Elbe hin ausdehnte, und vermuthlich vor ihrer weſtlichen Bewegung theilweiſe auch in der öſtlichen Elbniederung geſeſſen haben mag, ſo gilt des Geographen Angabe ohne alle Beſchränkung von den Chauken als Franken, wobei leicht die Behauptung von einem Theil auf das Ganze übergetragen werden konnte.

Einige haben neulich das Maurungana gegen des Geographen beſtimmte Erklärung in die Niederlande verlegt und zwar daſſelbe entweder an der Merwede (Merwe) — oder zwiſchen der obern Schelde und Sambre zu finden geglaubt. Das letztere that Hermann Müller (der **lex salica &c.** Alter und Heimath S. 105), indem er Maurungana mit Mervingia und dies mit Nervierland identificirt; allein nimmt man ſeine angebliche Begründung genau, ſo ſind es eitel Hypotheſen, die ihre Berechtigung an bloße Namen knüpfen, aber darum nicht mehr Wahrheit haben, als wenn ein Lüneburger das Maurungana in ſein Land zu verlegen Luſt bekäme, weil daſelbſt zwei Orte Marwede und Marwedel vorkommen. Einen ganz andern Weg, die Herleitung der Franken aus Maurungana und ſelbſt ihre Abſtammung aus Pannonien hiſtoriſch zurecht zu legen, ſchlägt Fr. G. Müller dadurch ein, daß er beide Angaben mit der Entſtehung der Franken aus den niederrheiniſchen Stämmen zu verbinden ſucht. Er nimmt nehmlich an, die Vereinigung der fränkiſchen Völkerſchaften ſei durch die damals beſonders hervortretende kriegeriſche Verfaſſung (Gefolgſchaften) der Oſtgermanen (Pannonien) und durch die Völkerbewegung auf der cimbriſchen Halbinſel angeregt und beſchleunigt worden. Dieſer Vermittlungsverſuch indeß erklärt durchaus nicht die Möglichkeit, daß ſich in dieſem Fall ſo beſtimmte Sagen und Angaben bilden konnten; auch ſetzt ſie, was mit der Geſchichte nicht vereinigt werden kann, voraus, daß die fränkiſchen Völkerſchaften, die wir vor und nach dieſer Zeit als ſtets regſam, zu Krieg und Eroberungen allezeit geneigt und bereit kennen, diesmal gegen ihre Natur paſſiv, erſt von Außen her zu einer für ſie ſo wichtig gewordenen Verbindung angeregt werden mußten. Aus dieſen Gründen kann ich dieſer Deutung der damaligen Völkerverhältniſſe nicht beipflichten.

Von den auf unhiſtoriſcher Vorausſetzung ruhenden, nicht einmal von Sagen getragenen Herleitungen der Franken können wir einige ganz unbeachtet laſſen, weil ſie das Willkürliche und Fingirte zu offen an der Stirn tragen,[1] wohin unter andern beſonders die Ableitung der Franken aus celtiſchen Stämmen in Oberdeutſchland gerechnet werden muß, die von ältern Franzoſen aus dem eiteln Streben erdichtet wurde, um das germaniſche Blut aus dem franzöſiſchen Körper auszutreiben;[2] indeß eine dieſer hierher gehörigen Anſichten bedarf hier darum einer beſondern Berückſichtigung, weil ſie die fränkiſche Gegend betrifft. Es iſt die von einigen neuern Hiſtorikern, beſonders nach Eccards Vorgang, von Kremer, Gensler, Wenk und Werſebe geltend gemachte Behauptung, daß die Franken urſprünglich an der fränkiſchen Saale geſeſſen, daſelbſt ihr Geſetz aufgezeichnet und von da aus den Anfang ihrer großartigen Eroberungen gemacht haben. Dieſe Anſicht hat das Urtheil mancher beſonnener Hiſtoriker (v. Schultes, Rommel) beſtochen und ſelbſt noch in der neueſten Zeit haben einige (von Ledebur, Fr. H. Müller) ihr Conceſſionen gemacht, die ſie nicht verdient. Zu der Herleitung der Franken aus dem Saalmaingebiet, der einzigen Anſicht noch, die ſich derjenigen gegenüber mit Glück gehalten hat, welche die Franken aus dem Zuſammenſchmelzen der niederrheiniſchen Völkerſchaften entſtehen läßt, haben mehrere Umſtände verführt, zuerſt ungenaue geographiſche und ethnographiſche Beſtimmungen, die ſich vorzüglich in der Auffaſſung der oben vorangeſtellten Quellenangaben nachweiſen laſſen, dann das Gewichtlegen auf ähnlich klingende Namen, ferner Mangel an ſpecieller Kenntniß der niederländiſchen Gegenden und endlich die Eitelkeit einiger fränkiſcher Hiſtoriker (Eccard, Gensler), Frankonien und insbeſondere das alte Grabfeld als Heimath der Franken zu verherrlichen.

---

[1] So fand Gundling den Urſprung der Franken im niederdeutſchen Sumpf Mota; der Dichter Nigelius im 9. Jahrhundert ließ ſie von den Dänen abſtammen.

[2] Faſt allen franzöſiſchen Geſchichtſchreibern bis auf den heutigen Tag fällt es ſchwer, einzugeſtehen, daß ſie ihre edelſten Säfte der germaniſchen Nation verdanken und daß ſie durch die Deutſchen wieder ein tüchtiges Volk geworden ſind, während ſie vor und zu der Zeit der Römerherrſchaft bis auf den tiefſten Grund des Volkslebens entartet waren.

Gensler, den wir bei der Unterſuchung über die Herleitung der Franken aus dem Grabfeld beſonders beachten müſſen, weil ſich bei ihm dieſe Anſicht am durchgeführteſten findet, ſetzt außer den Turonen noch die Marvingi in das Grabfeld, von denen er wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß ſie aus Maurungana, der vom Geographen von Ravenna angegebenen Urheimath der Franken, eingewandert wären und daß von ihnen die Merovinger, die Herrſcher der Franken, abſtammten. Und nachdem er dieſe Combination, die nur auf bloße Namensähnlichkeit, keineswegs aber auf irgend einer hiſtoriſchen Baſis ruht, gewonnen hat, ruft er aus: Wie viel Gründe, um Merovinger und Franken zuſammenzudenken! Um aber dieſe angeblichen Gründe zu ſtützen und die Quellenangaben über dieſe Völker für ſeine Meinung zurechtzulegen, muß er in des Geographen von Ravenna Beſchreibung eine Stelle als angeblich weggelaſſen einſchalten, muß in der oben angeführten, die Abſtammung der Franken aus Pannonien ableitenden Sage des Gregor von Tours aus Rhein Regen machen und das in den hierher gehörenden Quellen vorkommende Thoringien*) ſtatt an die Maas ins Vogtland ſetzen. Wer aber ſo die urkundlichen Sagen radebrecht, wer willkührlich verändert, hinzuſetzt, wegläßt und beſtimmte Angaben, ſobald ſie ſeinen Anſichten nicht entſprechen, unberückſichtigt läßt, wie es Gensler hier gethan, kann unmöglich mehr als eine Kette von Hypotheſen ſchmieden. Die Spitze der Beweisführung

---

*) Davon weiter unten.

Genslers beruht auf der Annahme, daß die Marvinger im Grabfeld ſaßen und Franken geweſen ſein müſſen, weil ſie aus Maurungana kamen und weil von ihnen die Merovinger abſtammten. Allein nach dem Ptolemäus, der unter allen alten Schriftſtellern die Marvinger allein nennt, ſtehen die Sachen anders. Er ſagt nehmlich: Auf der Oſtſeite des abnobiſchen Gebirgs[1]) wohnen neben den Sueven[2]) (d. i. neben ſeinen Langobarden-Sueven, die an der Lahn wohnten) die Kaſuari,[3]) nach ihnen die Nerterianer,[4]) dann die Danduten: unterhalb (ſüdlich) derſelben die Turonen und die Marvinger; hinter den Chamaven wohnen die Chatten und die Tubanten und auf dem Sudetengebirge[5]) die Teuriochämä[6]) und unter denſelben die Variſtä.[7]) Nun folgt der Gabretawald. Dem zufolge ſaßen die Marvinger im Oſten des Abnobagebirgs und zwar demſelben näher als dem Thüringerwald, da ſie Ptolemäus in der Reihe derjenigen Völkerſchaften aufführt, deren Sitze durch das Abnobagebirg beſtimmt werden; auch darum gehören ſie nicht nach Binnendeutſchland, weil ſie unter und neben Völkerſchaften genannt werden, die in Weſtphalen und in der Lahngegend ſaßen und weil ſie Ptolemäus da nicht nennt, wo er die Völker am Thüringerwald angiebt. Saſſen aber die Marvinger nicht im Grabfeld, ſo fällt auch die Spitze der Gensleriſchen Annahme und ſomit die Stütze für ſeine Behauptung der urſprünglichen Heimath der Franken im Main-Werragebiet. Daß die Marvinger aus Maurungane ſtammen und daß von ihnen die Merovinger herzuleiten ſind, dieſe Hypotheſen können wir nun füglich übergehen, auch abgeſehen davon, daß ſie geſchichtlich völlig haltlos ſind. Für eben dieſe Anſicht, die Gensler vertritt, hat man außer dem bereits Beurtheilten beſonders noch dreierlei Stützen zu finden geglaubt, indem man

---

[1]) Das weſtphäliſche rheiniſche Bergland, in dem noch das Elbegebirg liegt.

[2]) Die Sueven am Abnobe nennt Ptolemäus auch die Langobarden-Sueven, die er von den Langobarden an der Elbe unterſcheidet. Jene ſind die Lahnbewohner.

[3]) Die Anwohner der osnabrückiſchen Haſe.

[4]) Die Anwohner der Nidder oder des Quellberglands der Idder u. Itter unſern Corbach, wo noch die Orte Nerder und Nerderbeck vorkommen.

[5]) Der Thüringerwald und das Fichtelgebirg, wahrſcheinlich auch das Erzgebirg; dagegen iſt der hercyniſche Wald dem Ptolemäus das Rieſengebirg.

[6]) Die Thüringer auf und an dem Thüringerwald.

[7]) Ledebur (Bructerer S. 57)ſetzt die Variſtä darum an die Werra, weil ſie den Werragauern entſprächen.

Allein beide Namen haben gar keine Beziehung zu einander, indem die Werra bis in das Mittelalter nicht Werra, ſondern Veſera hieß und an ihr kein Werragau exiſtirte, alſo auch keine Werragauer. Vielmehr ſind die Variſtä des Ptolemäus die Variſci des Tacitus und die Nariſtä des Dio Caſſius, die dieſſeits des Thüringerwaldes von der obern Werra bis zur obern Pfalz wohnten.

ende Anſichten geltend machte, daß die hieher
örenden Quellenſchriftſteller ſelbſt Thoringen als
nzgebiet der fränkiſchen Urheimath bezeichnet hät-
daß die drei Gaue des ſaliſchen Geſetzes in
nendeutſchland lägen und endlich daß die Geſetze
Thüringer und Franken einander verwandt wären.
Was nun den erſten Punkt betrifft, ſo haben
rdings mehrere Codices des Gregor von Tours und
meiſten der ſpätern Quellenſchriften (**Gesta Fran-**
um, Fredegarii Scholastici hist. Franc. u. a.)
Ausdrücke **Toringia** und **Tungri** oder **Tongri**;
ß entſcheidend iſt in der Sache, daß der uralte
ex zu Tours die von einerlei Hand geſchriebenen
rte **Tongriam vel Toringiam** hat, daß ſich fer-
in zwei alten Codices, welche Rainart anführt,
em **Codex Badii** und **Codex Regm.**, und in
Codex von Clugny, wie **Bouquet** berichtet,
grorum, nicht **Toringorum** findet, und daß der
ex Camerac. der **Gesta Reg. Franc.** gleich-
Tungrorum ſchreibt. Das Gewicht dieſer Co-
s bewog daher auch ſchon die meiſten ältern Hi-
ker und Herausgeber des Gregor von Tours,[1])

Vignier, de origine veter. Franc. in du Chesne I. S. 155.
Morelli, in ſeiner Ausgabe des Gregor von Tours.
Wendelin, natale solum legum salicarum.
Chiflet, lumen I salicum.
Pontan, orig. Franc. II., c. 12.

die Lesart **Tongriam** und **Tungri** für die richtige annehmen, und auch die neuere Geſchichtsforſchung hat dieſelbe Ueberzeugung gewonnen, nicht allein dies aus Berückſichtigung des eben berührten Umſtandes, ſondern beſonders aus Nöthigung der von den Quellenſchriftſtellern berichteten Sachlage.

In Batavien waren nehmlich die Salier, Sigambrer und Chamaven zu einem größeren Ganzen zuſammengeſchmolzen und von dieſem Landſtrich, den ſie ſchon unter Conſtantius Chlorus beſetzt hielten, hatten ſie, noch vor der Ankunft Julians in Gallien, die Waal überſchritten und ſich ſüdlich ausgedehnt, namentlich hatten die Salier Toxandrien, ein Gebiet zwiſchen der Maas und Schelde, eingenommen. Zwar wurden ſie durch Julian über die Waal zurückgedrängt und auch durch das 4. Jahrhundert hindurch auf dieſe Gegend beſchränkt, indeß mit dem angehenden 5. Jahrhundert wo die große Völkerbewegung aus dem Oſten nach dem Weſten begann, rückten auch die Franken in die Landſchaft zwiſchen der Maas und Schelde vor und beſetzten dieſelbe, was daraus erhellt, daß die bekannte officielle Aufzeichnung der von den römiſchen Heeren damals behaupteten Punkte ein befeſtigtes Lager bei Tongern

---

Laurentius, Monumenta Romanor. in Thuringia l. II. c. 2.

Raſinart, Bucher und Struv waren der entgegengeſetzten Anſicht.

als die nördlichſte von den Römern beſetzte Heerſtation aufführt, wonach alſo der ganze Landſtrich an der untern Maas und Schelde nicht mehr römiſch, nothwendig von den Franken des Unterrheins beſetzt war. Mit dieſen Angaben, die den Hiſtorikern der römiſchen Geſchichte entlehnt ſind, ſtimmt der Bericht des Gregor von Tours überein, demzufolge die Franken das Rheinuſer bewohnt, darauf den Rhein überſchritten und das Land der Tungrer, das zwiſchen der Maas und Schelde lag, eingenommen hatten. Damals (um 428) war nach ebendemſelben Berichterſtatter Chlodio, ein tüchtiger und zugleich der edelſte Mann in ſeinem Stamm, König der Franken, der in dem Caſtel Disbarg, in der Grenzmark der Toringer gelegen, hauſte. Von hier aus hat er das Land gegen Cambrai hin auskundſchaften laſſen und nach deſſen Eroberung bis zur Somme geherrſcht.

Demnach lag das ſo genannte Toringen zwiſchen dem Rhein und dem römiſchen Gebiet. Nun waren aber nicht die Thüringer Grenznachbarn der Römer, ſondern die Tungrer, nicht jene wohnten jenſeits des Rheins, wie nach dem einſtimmigen Bericht der Quellenſchriftſteller angenommen werden müßte, ſondern die Tungern, nicht jene ſaßen in der Nähe von Cambrai, wie des Erzbiſchofs Ado Chronicon meldet, ſondern dieſe; nicht jene waren, nach dem Zeugniß des Aimoin[1]), ein Grenzvolk Germaniens, ſondern dieſe. Überdies hat die Annahme, daß Chlodio vom binnendeutſchen Thüringen den Landſtrich um Cambrai auskundſchaften läßt, gar keinen Sinn. Es konnte für dieſen König bei ſolcher Entfernung kein Intereſſe haben, die Römer auf belgiſchem Boden anzugreifen, und nicht vielmehr an der Donau oder im mittlern Rheingebiet, alſo an Punkten, die ihm näher lagen und auf die auch ſtets die Angriffe der binnendeutſchen Stämme gerichtet waren. Ferner das ſo genannte Toringen iſt nach dem Zeugniß der Quellenſchriftſteller von den ſaliſchen Franken erobert, coloniſirt und bewohnt worden. Dies iſt jedoch nie mit dem binnendeutſchen Thüringen der Fall geweſen, das zwar gleichfalls von den Franken erobert, niemals aber von ihnen coloniſirt und bewohnt wurde. Allerdings könnte man dies von der Maingegend, wenn man ſie im Sinn einiger Hiſtoriker zu Thüringen rechnet, behaupten; allein nimmt man dann die Urſitze der Franken in dieſer angeblich ſüdthüringiſchen Gegend an, ſo konnte es doch unmöglich in den Quellen heißen: Die Franken wären nach Thüringen eingedrungen. Aber auch ſelbſt zugegeben, daß die Franken urſprünglich im Grabfeld ſaßen, mußte nicht für dieſen Fall der Name Francia hier zuerſt vorkommen, und mußte nicht die ganze geographiſche und ethnographiſche Unterlage der Quellen aus dem Binnendeutſchland genommen ſein? Keins von beiden iſt geſchehen und ſo verbietet auch dieſer Umſtand, das Toringen der Quellen für Thüringen zu nehmen. Mehr noch, wie konnte bei eben derſelben Vorausſetzung der Prolog des ſaliſchen Geſetzes vom fränkiſchen Volke ſagen, es habe ſich von dem römiſchen Joch frei gemacht[1]? Ueber das Grabfeld hat nie der Römer geherrſcht, demnach konnte auch der Franke daſelbſt nicht dieſen Druck erlebt, alſo auch da nicht gewohnt haben, vielmehr geht dieſe hiſtoriſche Erinnerung allein auf die Rheinſitze und auf das 4. Jahrhundert, wo von Julian an die Franken, natürlich die den Römern am nächſten wohnenden, beſonders die in Batavien ſeßhaften Stämme, über die Chlodio als König auftritt, in Zaum gehalten wurden. Zu dem Allen kommt noch hinzu, daß im 6. und 7. Jahrhundert die Thüringer allen bekannt, die Tongrer dagegen aus dem lebendigen Bewußtſein der Völker verſchwunden waren und daß ebendeshalb der bekanntere Name Thüringer leicht in den Codices an die Stelle des Namens Tungrer treten konnte. Und daß dies wirklich geſchah, beweiſt auf das ſchlagendſte folgende Stelle im Procop[2]: „Nach ihnen (den

---

[1]) Aimoin, Gesta Francorum l. II, c. 4: Thoringorum, qui Germaniae incolunt fines.

---

[1] Leges Francorum Salicae et Ripuariorum (edit. Joh. Georg Eccard 1720) Proloq. p. 7. Haec est enim gens, quae fortis dum esset et robore valida, Romanorum jugum durissimum de suis cervicibus excussit pugnando.

[2] Procopius de bello Gothico l. I. I. c. 12. p. 12.

Bewohnern der Armorika) kommen gegen Oſten hin die Thoringer, ein barbariſches (fremdes) Volk, das unter Vergünſtigung des erſten (römiſchen) Kaiſers Auguſtus daſelbſt Sitz nahm." Wie aber hier unbeſtreitbar nicht die Thüringer, ſondern die Tungern gemeint ſind, von denen es hiſtoriſch gewiß iſt, daß ſie frühzeitig den Rhein überſchritten[1] und dann unter Kaiſer Auguſtus das Gebiet an der Maas eingeräumt erhielten, wo noch jetzt Tongern liegt, eben ſo ſind unter den Toringern, welche in den hier in Frage ſtehenden Quellen genannt werden, die Tongern zu verſtehen.[2]

Was nun den zweiten Punkt betrifft, ſo haben ſeit Leibnitz und Eccard[3] mehrere Hiſtoriker, beſonders Kremer,[1] Heineccius, Wenk, Gensler und v. Werſebe[4] die primitive Aufzeichnung des ſaliſchen Rechts im innern Deutſchland und zwar in der fränkiſchen Saalgegend vollziehen laſſen und damit die Herleitung der Franken aus dieſer Gegend zu begründen geſucht; einige andre, wie L. v. Ledebur und Heinrich Müller geben, obſchon ſie die Vereinigung und den urſprünglichen Sitz der Franken nur an dem Unterrhein als hiſtoriſch annehmen, doch die Möglichkeit von der Entſtehung des ſaliſchen Geſetzes in Frankonien zu, wenn daſelbſt die in dem Prolog dieſes Rechtsbuches vorkommenden Gaue nachgewieſen werden könnten.[1]

---

[1] Tacitus Germania c. 2 — qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, nunc Tungri, tunc Germani vocati sint.

[2] Die Sache dürfte nach dem Vorliegenden hinreichend bewieſen ſein, ohne daß man erſt noch mit Hermann Müller oder Ledebur („die Hermunduren") anzunehmen braucht, Tongria habe darum auch Toringia geheißen, weil es eine Colonie der binnendeutſchen Thüringer geweſen ſei.

[3] G. W. Leibnitz de origine Francorum bei Eccard l. c. p. 249—264.

[4] Kremer, rheiniſches Franzien.
Heineccius, Antiq. Germaniae I, 266.
Wenk, heſſiſche Landesgeſchichte II, 122.

Die entgegengeſetzte Anſicht hielt die frühere Zeit durchaus feſt. Schon im Prodr. des Chronicon Gottwicenſe ſind Erklärungen über die Lage der 3 Gaue in den Niederlanden gegeben und auch die Bollandiſten[2], dann Schilter, Clüver, Maskou und Teſchenmacher[3] finden ſie daſelbſt. Ebendahin ſetzen ſie die meiſten neuern Hiſtoriker, ſo Gebhardi[4],

---

Gensler, Geſchichte des fränk. Gaues Grabfeld 229. 230.

v. **Werſebe**, Länder- und Völkerbündniſſe 165.

[1] v. Ledebur ſcheint, genau genommen, in ſeiner Schrift: Das Land und Volk der Brukterer zwiſchen beiden Hauptmeinungen zu ſchwanken, denn S. 67 u. 254 ſpricht er ſich für die Anſicht der Aufzeichnung der ſaliſchen Geſetze in Frankonien, S. 77, dagegen aus.

[2] im Commentar. praevius ad S. Sigebertum regem c. 9, p. 207. in Acta Sanctorum mensis Febr. I.

[3] Annal. Cliviae ed. II. p. 75.

[4] Geſchichte der erbl. Reichsſt. I, 111.

Heinrichs[1], Grupen[2], Wiarda[3], v. Türck[4], Philipps[5], Eichhorn[6], Herm. Müller[7], Huſchberg[8]. Außerdem ſuchten Freher und Gundling die Heimath des ſaliſchen Geſetzes im Wormſiſchen und Conring zwiſchen Mainz und Oppenheim, zwei Annahmen, die wir mit Fug übergehen können, da die genannten Gegenden erſt unter Chlodewig fränkiſches Gebiet wurden.

Aber auch die Anſicht, daß das ſaliſche Rechtsbuch im innern Deutſchland entſtanden ſei, muß aus folgenden wichtigen Umſtänden zurückgewieſen werden. Zuerſt brauchten die Franken, ſolange ſie noch unvermiſcht unter Deutſchen wohnten, kein ſchriftlich abgefaßtes Rechtsbuch; hier reichte das Richten nach ihrem urſprünglichen Herkommen aus, weil die Verhältniſſe auf derſelben Grundlage blieben. Die Nöthigung ſowohl zur Erweiterung der ſeitherigen Geſetze als auch zur ſchriftlichen Beſtimmung derſelben mußte da eintreten, wo die Volksverhältniſſe ſich änderten und dies geſchah bei allen deutſchen Völkern, die durch Eroberungen Herren erweiterter Beſitzungen wurden. Der Beſiegte wie der Sieger mußte, wenn ein dauerhaftes ſtaatliches Zuſammenleben erzielt werden ſollte, durch Geſetze, jener beſchützt, dieſer beſchränkt werden. Daher denn bald nach der großen Völkerbewegung die Periode der deutſchen Geſetzgebung kommen mußte und kam, weil alle Völker, welche Eroberungen gemacht hatten, in die nämliche Lage eingetreten waren: ſie hatten römiſchen Boden erobert und römiſches Volk unterjocht und lebten nun mit dem Rechte der Sieger eine Zeitlang nach altväterlichen Gewohnheiten, aber die verwickelten Verhältniſſe gegen die Untergebenen nöthigten ſie bald, ſchriftliche Geſetze anzunehmen, damit die Verwicklungen durch beſtimmte neue Anordnungen beſeitigt werden konnten [1]). Sowie nun die Geſetze der Weſtgothen (um 480), der Oſtgothen (um 490) und der Burgunder (um 500) auf erobertem Boden entſtanden, ſo denn offenbar auch die der Salier. Demnach iſt nicht Binnendeutſchland, ſondern das rheiniſche Niederland als Heimath des ſaliſchen Geſetzes anzunehmen. [2])

---

[1] Deutſche Reichsgeſchichte I, 148.

[2] Observat. de primis Francor. sedibus originar. Hannov. 1758. S. 5.

[3] Geſch. u. Ausleg. des Sal. Geſetzes S. 28. 29.

[4] Hiſtor. Forſchungen Heft III. S. 48. 49.

[5] Deutſche Geſchichte 1, 29.

[6] Staats- u. Rechtsgeſchichte 1, 88.

[7] Der lex salica etc. Alter u. Heimath p. 50.

[8] Geſch. der Allemannen u. Franken S. 179.

---

[1]) S Mannert S. 133. 131.

[2]) Der hier geltend gemachte Grund kann nicht dadurch entkräftet werden, daß man an die Geſetze der binnendeutſchen Thüringer erinnert, indem deren Geſetze erſt in Folge ihrer Unterjochung von den Franken und daher viel ſpäter entſtanden ſind.

Zweitens können unmöglich zwei oben aus dem Prolog des ſaliſchen Geſetzes angeführte Stellen, nehmlich weder die, wo an die Befreiung der Franken vom römiſchen Joch, noch die, wo daran erinnert wird, daß das ſaliſche Geſetz kurz vor dem Uebertritt des Volkes zum Chriſtenthum ſchriftlich aufgezeichnet worden ſei, für die Annahme der Entſtehung des ſaliſchen Rechts in Binnendeutſchland gelten, jenes nicht, weil Frankonien das Grabfeld niemals römiſch war, alſo auch nicht der unterjochte Sitz der Franken geweſen ſein konnte, dieſes nicht, weil das Chriſtenthum bis zur Zeit des Bonifacius noch keine Wurzeln in Binnendeutſchland gefaßt hatte und doch ſchon lange vorher das ſaliſche Geſetz aufgezeichnet war. Beide hiſtoriſchen Bezüge ſind aber wahr, ſobald wir ihnen den Niederrhein als Heimath der Franken unterlegen.

Drittens die 3 in Frage ſtehenden Gaue müſſen nach dem Sinn des Prologs und nach natürlichen Verhältniſſen Nachbargaue geweſen ſein, da ſonſt nicht leicht erklärlich wird, warum dazwiſchen liegende Gaue bei der ſchriftlichen Abfaſſung des Weisthums nicht als betheiligt beitreten ſollten. Auch konnten die Bewohner dieſer Gaue nicht ſelbſtſtändige größere Völker ſein, weil ſich deren herkömmliche Rechtsformen, wenn immerhin ſie im Einzelnen einander verwandt ſein mochten, doch im Weſentlichen und Ganzen als ſelbſtſtändige, für die beſondern Volksverhältniſſe gebildeten Ausdrücke geſtaltet haben mußten und ebendeshalb auch die verſchiedenen Völker ihre beſondern Geſetze als Beweis ihrer beſondern Nationalität ſchriftlich beſtimmt haben. Demnach muß man die Meinung zurückweiſen, nach der unter den 3 Gauen die Länder: Frankonien, Heſſen und Thüringen oder Frankonien und Thüringen zu verſtehen ſein ſollen, je nachdem man die 3 Gaue in jenen 3 oder nur in dieſen 2 Ländern findet und annimmt. Bei dieſer Annahme, die Leibnitz und Eccard zu begründen geſucht haben, würde aber überdies zu dem Allen noch der Widerſpruch hinzukommen, daß die Thüringer einmal ihre beſondern Geſetze und dann wieder in Verbindung mit andern Völkern Vereinsgeſetze gehabt hätten, ein Widerſpruch, der ſich allerdings durch die Meinung Herrn. Müllers, daß die Thüringer, deren Geſetze wir kennen, in Holland ſaßen, heben ließe, wenn nur nicht eben dieſe Behauptung eine kühne Hypotheſe und alles poſitiv Hiſtoriſchen bar wäre. Hat man alſo bei obiger Annahme Salogheve als oſtfränkiſchen Saalgau, Bodagheve als Land der Bode, Windogheve als Gegend der Unſtrut (nehmlich Unſtrut = Windſtrut, vorausgeſetzt oder von Winde, einem Nebenflüßchen der Unſtrut, abgeleitet) aufgeſtellt und dazu noch einen im Text des Prologs gar nicht befindlichen Wiſogheve 1) oder Wi-

---

1) Weil 3 Gaue den Namen dreier Gaurichter entſprechen, glaubte man, für den vierten Gaurichter auch einen vierten Gau annehmen zu müſſen, be-

ragheve entweder als Werragau, der indeß nie exiſtirte, oder als Weringau fingirt, ſo iſt dies ebenſo haltlos, als die Meinung Andrer (Gensler), welche die Gaue nur in Frankonien ſuchten und fanden und zwar den Salogheve an die Saale, den Windogheve nach Windsheim legten und den Bodagheve mit dem Bodanagau identificirten. Der Halt dieſer Meinung liegt indeß nur in dem Aehnlichklingen der Namen und darauf allein läßt ſich nichts ſicher ſtützen. Auffällig bleibt bei dieſem Streite über die Lage der 3 Gaue der Umſtand, daß die Vertheidiger der binnendeutſchen Lokaliſirung entweder gar nicht die niederländiſchen gleich lautenden Diſtricte kennen[1]) und deshalb auch ſich für die binnendeutſchen ähnlich oder gleich klingenden entſcheiden oder daß ſie dieſelben faſt unberückſichtigt laſſen und alſo nicht auf eine Abwägung der Gründe für und wider eingehen.

Endlich hat ſich Gaup,[2]) weil die Geſetze der Thüringer und Franken in mehrern ſehr wichtigen Punkten zuſammen ſtimmen, für Binnendeutſchland als Urheimath der Franken ausgeſprochen und damit angenommen, daß die Geſetze der Franken während

---

dachte indeß nicht, daß Volksangelegenheiten nach altem germaniſchen Brauch nur auf 3 Mallis verhandelt wurden.

[1]) Eccard führt blos die Meinung Wendelins an, der die Gaue in den niederländiſchen Orten Zelhem, Wintershoven und Bögenhoven findet.

[2]) Gaup, das Geſetz der Thüringer S. 261.

des nachbarlichen Nebeneinanderwohnens der beiden Völker entſtanden ſeien; allein dieſer Grund reicht keineswegs aus, um dieſen Schluß zu ziehen, denn zuerſt würde in dieſem Fall einzig und allein die Räumlichkeit, nicht aber die Macht hiſtoriſcher und innerer nationaler Momente in Anſchlag gebracht werden, was durchaus nicht zuzugeben iſt, zweitens hebt Gaup ſelbſt das Gewicht dieſer Behauptung durch ſeine eigene beſtimmte Erklärung wieder auf, durch die nehmlich, daß alle germaniſchen Völkerrechte in vielen der wichtigſten Lehren übereinſtimmen.

Wir halten ſomit die Behauptung, daß die urſprüngliche Heimath der Franken, ſoweit die Geſchichte nachkommen kann, der Niederrhein geweſen, daß daſelbſt auch die ſaliſchen Geſetze aufgezeichnet worden ſind und daß jede andere Annahme eitel Hypotheſe iſt, für erwieſen und können nun auf dieſem gewonnenen Boden die Frage, wo Disbarg lag, ſofort dahin beantworten: nur in den Niederlanden.

Aber wo da? Dieſe weitere Frage kann verſchieden beantwortet werden, weil in den verſchiedenen Handſchriften der Quellenſchriftſteller verſchiedne Formen (**Disparg, Diosberg, Diesburg, Esbargem, Hesbargem**) vorkommen, wodurch der Spielraum der Beziehung größer wird, und dann weil ſich in den Niederlanden der gleichlautenden Orte mehrere finden. So Diſt oder Diſtheim an der Demmer, nordweſtlich von Tongern, Duisburg (Dysberch, Deuſeburg) in Brabant zwiſchen Löwen und

Brüſſel, am Ausgang des Sognewaldes, Dusburg bei Arſchot, Doesburg bei Wageningen in der Veluwe, Doesburg (Dusburg) an der geldriſchen Yſſel und, nimmt man mit Herm. Müller an, daß Fan oder Famars, zuſammengezogen aus fanum Martis, der von den romaniſchen Kelten aus dem Deutſchen übertragene Name Disburg ſei, auch Disburg bei Valenciennes, im Nordoſten von Cambrai. Alle dieſe Orte, Doesburg bei Wageningen ausgenommen, haben nach der einen oder andern Anſicht der Hiſtoriker für Disbarg gelten müſſen. Da indeß eben dieſer in Frage ſtehende Ort nach den Quellen, beſonders nach dem **Chronicon Moissacense** offenbar nahe am Rhein und zwar im Tongriſchen gelegen haben muß, ſo dürfte vor allen die Stadt Diſtheim, die nach dem Zeugniß der Bollandiſten 1) zwei alte Burgen hatte, wovon die eine noch im vorigen Jahrhundert Disburg hieß, die Stelle des alten Disbarg beſitzen. Aus dieſem Grund ſind auch viele ältere (Henſchen, Chiflet 2)) und neuere Hiſtoriker dieſer Anſicht beigetreten. Für das geldriſche Doesburg entſchied ſich G. Horn (Prof. zu Leyden); Wendelin

---

1) Commentarius praevius ad S. Sigebertum regem Fr. c. 9: Disthemium esse oppidum, cujus alterum castrum etiamnum Disburgum appellatur, primi forte conjecturavimus.

2) Chiflet gab indeß ſpäterhin dieſe Meinung auf und entſchied ſich für Dykberch.

läßt die Wahl zwiſchen dieſem Ort und Duisburg am Rhein.

Wie in den Niederlanden, ebenſo findet ſich auch in Deutſchland eine Reihe gleichlautender Orte und es fehlte nicht an Stimmen, die ſich für den einen und andern Ort erklärten. Duisburg am Rhein nahmen Ortel, Petavius, Pontan, Teſchenmacher, Sagittar, Ferdinand v. Paderborn, Nic. Sellius und Cocceji als Disbarg an. Peter von Streithag ſchrieb eine beſondere, jetzt ſeltne Abhandlung über Disbarg und gab Heinsberg an der Maas im Jülichiſchen dafür aus, wofür ſich gleichfalls Aegid. Bucher und Herm. Ewichius erklärten. Struv behauptet in einer Note zu Sigebert von Gemblours, Dilsberg am Neckar, oberhalb Heidelberg gelegen, ſei unter Disbarg zu verſtehen, weil es nahe an Heſſen liege, das ſonſt zu Thüringen gehört habe. Chr. Brower hält Dietesburg im buchoniſchen Wald in der fuldaiſchen Diöces, Aeg. Galen dagegen das der v. Spiegeliſchen Familie gehörige Schloß Dieſenberg im Paderborniſchen dafür. Rommel ſagt: Ob übrigens Deſenberg an der Diemel (in der Nachbarſchaft des Herſtalle oder Heriſtallum, einer der Tradition nach von Karl dem Gr. genommenen Stellung, und des Zierenbergs, Thüringerbergs) nördlich von Kaſſel, oder Dietesburg im Fuldaiſchen oder Diesburg im Hennebergiſchen unter Dispargum gemeint ſei (immer iſt es ein altdeutſcher bedeutender Name), liegt in ſo großem Dunkel als die Grenze des alten thüringiſchen Reichs ſelbſt.

Noch zwei Hypotheſen, die auf unſre Werragegend Bezug haben, machten einiges Glück, ja die eine derſelben hat ſich bis zur Stunde, wie die eben angeführte Stelle von Rommel bezeugt, bei einem Theil der Hiſtoriker erhalten. Der von Oberkatz im ehemaligen Amte Sand gebürtige Prof. Dithmar zu Jena gab 1709 ein Programm 1) heraus, in welchem er den bei Oberkatz gelegenen Berg, die Dißburg genannt, für das fränkiſche Dispargum erklärte. Dieſe Annahme gewann ſehr bald den Beifall berühmter Hiſtoriker, namentlich bekannten ſich zu ihr H. v. Eckhart (R. F. O. I p. 27), Georgiſch (Corpus jur. Germ. Vorrede), Wenk und mit ganz beſonderer Vorliebe und am weitläuftigſten ward ſie von J. L. Heim erörtert. Eine Abbildung von der Dißburg findet ſich in Reinhards Beiträgen zur Geſchichte des Frankenlandes (Th. III). Auch v. Schultes pflichtete in ſeinen frühern Schriften dieſer Meinung bei, bis Hr. Oberhofprediger H. A. Genßler zu Hildburghauſen mit großem Eifer der Sander Dißburg den Vorzug ſtreitig machte und das alte Schloß Heßberg bei Hildburghauſen für Dispargum oder Hesbargem

---

1) Dieſes Programm wurde ſeiner Seltenheit wegen von M. Joh. L. Heim in deſſen Beſchreibung der fränkiſchen Bergſchlöſſer Dißburg und Hutsberg wieder abgedruckt.

ausgab und dadurch den Hr. v. Schultes verleitete, auf ſeine Seite zu treten.

Daß aber alle Annahmen irgend eines deutſchen Orts für Disbarg keine hiſtoriſche Unterlage haben, iſt oben dargethan; und demgemäß muß auch das Grabfeld die Ehre fahren laſſen, die Wiege der Franken zu ſein. Wie übrigens, um noch eines intereſſanten Punktes in der Sache zu gedenken, der oberkatzer Dithmar einen Punkt der Umgegend von Oberkatz für Disbarg erklärte, ſo thut dies Gensler in ſeiner Gegend und ſo andre in Bezug auf ihre Heimath. Es zeigt ſich darin allerdings eine Vorliebe für die nächſte Heimath, aber dieſelbe darf keineswegs beſchränkt ſein und ſich durchaus nicht vor der freien Beurtheilung des Gegenſtandes hartnäckig erweiſen, wie es namentlich bei mehreren Hiſtorikern in dieſer Sache der Fall geweſen iſt.

Die Bauernhochzeit

im

Hennebergiſchen.

Von

G. Brückner.

Deutſchen ſelber führ ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich nach der Natur menſchlich der Menſch noch erzieht.

Über ein Kleines und es wird auch in unſerm Volk die Sage gehen, daß einſt koſtſpielige Leichenbegängniſſe und mehrtägige Hochzeiten gefeiert wurden. Zwar hat die Sitte, dieſe zwei großen Pulſe des Lebens mit und in dem ganzen Körper der Verwandtſchaft feſtlich zu begehen, auch bei uns ihre feſten Bezüge zur Geſittung und zum Glauben gehabt und ſich als ſolche ſcharf ausgeprägt, weshalb ſie auch Jahrtauſende hindurch beſtehen konnte; indeß vor der beſchleunigten Cultur unſrer Tage iſt ſie grau und alt geworden und auf dem Zug zum Grab begriffen. Ihre ſittigende Wirkung, die ihr Entſtehen, Bedeutung und Halt gab und ohne die ſie niemals dies Alter erreichen konnte, wird zwar an andere, ſich neu geſtaltende Gebräuche übergehen, denn der ſittliche Volksgeiſt ſchafft ſich ſtets ſeine geeigneten Formen, in denen er als greifbares Leben und als erziehende Macht wirkt, aber das ſteht feſt, daß unſere dermaligen verkürzten Hochzeitsfeſte nicht viel über das Mahl hinausgehen und außer dem kirchlichen Akt keinen beſtimmten Character haben. Unſere ehemaligen Bauernhochzeiten waren dramatiſch lebendig, die jetzigen ſind todt; jene verbanden Ernſt mit

Humor, das beharrende Alte mit dem beweglichen Neuen; ſie knüpften und erneuerten mit nahen und fernen Verwandten ein Band, das bei gutgeſinnten Gemüthern fortdauerte; ſie hemmten durch ihren Aufwand und dadurch, daß die Ehe durch zwei Feierlichkeiten hindurch, durch Verlobung und Hochzeit, zu ihrer Verwirklichung gehen mußte, das unbedachtſame Heirathen; ſie forderten allerdings große Opfer, allein theils blieben die koſtſpielig angeſchafften theuern Hochzeitkleider ein Feſtſchmuck für das ganze Leben und die vom Brauch geforderten Geſchenke der Gäſte erſetzten zum großen Theil die Unkoſten der Hochzeitfeier und aus der Beiſteuer der Geladenen war der Bedarf für die neue Haushaltung ſicher gedeckt und in den ſchönen Erinnerungen der Feſttage ragte die Poeſie in das monotone eheliche Leben hinein*).

---

*) Aus einer in unſerm Volk lebenden Sage geht übrigens deutlich hervor, daß ihm die ſiebentägige Hochzeit keineswegs eine zu lange Feſtzeit iſt; doch warnt dieſelbe Sage ebenſo natürlich als ſinnig vor der Vernachläſſigung der laufenden, gewöhnlichen Hausſorgen. Die Sage iſt:

Es hat einmal eine Hochzeit ſieben Jahre gedauert, und ſo lange hat die Kuh im Hauſe nichts zu freſſen bekommen; da fängt ſie an und ruft:

Währt denn die Hochzig noooog!!!

Da ruft des Hauſes Hahn.

Jg wöllt, ſü dauert noch ä Jooooer!!!

Darauf ſpricht die Gans:

Trägt mir's auch noch was, was, was,
was, was, was!!

Das Alles haben unſere, wenn auch an Speiſe und Trank reich verſehenen Hochzeitſchmäuſe verloren.

Der Verlobungsakt iſt eine uralte vorchriſtliche Sitte. Er beſtand im Allgemeinen darin, daß die jungen Leute, deren Herzen ſich gefunden, die Anerkennung ihrer beabſichtigten Verbindung bei den Ihrigen nachſuchten und die erfolgte Einwilligung als eine öffentliche Familienthat feierten. Was die beſondern Vorgänge hierbei betrifft, ſo waren ſie im Weſentlichen folgende:

Der Pathe oder Vater des heirathsluſtigen Jünglings begab ſich in feſtlichem Anzug zu den Ältern des auserleſenen Mädchens oder zu ihrem Vormund, wenn ſie älternlos daſtand, und hielt mit beſtimmtem Redeſatz um dieſelbe an, d. h. verlangte das Mädchen als Weib für den Jüngling. Da der öffentlichen Anfrage ſtets die geheime Verſtändigung der betreffenden jungen Leute vorausging, ſo erfolgte in der Regel keine Verneinung der Anfrage, ſondern die erwartete Bejahung und in dieſem Fall zugleich die Bewirthung des feierlichen Bittſtellers mit Brod und Salz und mit einem Trunk, und hierzu wurde der Jüngling als nunmehriger Bräutigam eingeholt. Von nun an beginnt das häufige Zuſammenkommen der jungen Leute unter den Augen der Ihrigen und unter der Schau und Begutachtung des Publicums. Die Sitte gebot, daß dieſer Zeitraum, der von der Verlobung bis zur Hochzeit, auf eine längere Zeit ausgedehnt werden mußte; durch eben dieſe Andauer iſt dieſer Abſchnitt, die Brautzeit oder der Brautſtand, in mehrfacher Hinſicht von Bedeutung geweſen, einerſeits dadurch, daß den Verlobten auf manchfache Weiſe in bald engern, bald weitern Verhältniſſen Gelegenheit gegeben war, ſich näher kennen zu lernen, ſich durch freien, ungezwungenen Umgang an einander zu gewöhnen, oder bis dahin verborgen gehaltene Gebrechen, die eine Heirath nicht rathſam machen laſſen, zu entdecken, andrerſeits dadurch, daß die Gemüther im nahen Umgang an das Entſagen gewöhnt und zugleich die Bevölkerungszunahme verkürzt wurde; denn rechnet man die Zeit der weiblichen Fruchtbarkeit auf 22 Jahre, ſo vermindert der Ausfall eines Jahres die Zunahme der Bevölkerung um 4—5 pCt. Es hatte übrigens dieſe Pauſe noch darin ihre nothwendige und wohlthätige Seite, daß nicht allein dem Hochzeithalter, ſondern auch den Verwandten des Brautpaars die nöthige Zeit geſtattet war, um die zur Hochzeit nöthigen Bedürfniſſe anſchaffen und den Familienhaushalt der jungen Leute im Weſentlichen decken zu können. — Wir überſpringen nun dieſe Zwiſchenzeit mit all ihrer Zurüſtung, ihrer Sorge und Hoffnung, nehmen an, daß das in den Dörfern ſich glücklicher Weiſe noch erhaltene Sittengericht die Braut nicht durch irgend ein brandmarkendes Zeichen, ſei es während ihres Aufgebots durch Steinrollen auf den Emporleben der Kirche oder durch Streuen von Häckerling, Knotten oder Loh vor dem Brauthaus, als unkeuſch verurtheilt, ſondern für rein und keuſch erklärt — und eilen dem Sonntag des dritten Aufgebots zu, an dem das Älternhaus der Braut, in welchem die Hochzeit „ausgerichtet“ d. h. vollzogen wird, und welches darum das Hochzeithaus heißt, reges Leben gewinnt.

Wir finden das Haus in allen ſeinen Theilen blank geſcheuert, alles gewöhnliche Geräth zur Seite, das beſſere in reinlichem Zuſtand herbeigethan und die Speiſekammer mit den nöthigen Vorräthen gefüllt. Dieſe Zurüſtung war das Werk der letzten Tage, an welchen zuerſt das Maſtvieh geſchlachtet, das Bier gebraut und der Schnaps eingekauft und zuletzt, in der Regel am Vorabend, das Brot, in größern und kleinern Laibern, halb aus Waizen- und halb aus Roggenmehl bereitet und die Kuchen in verſchiedenen Formen und Dimenſionen und zu verſchiedenen Beſtimmungen, ſo der *Stolperkuchen*, der *Schürn*, der *kaulige Kuchen* (in der Form eines Brodes) gebacken wurden. Zu der Herſtellung[*] dieſer Vorräthe liefern die Eingeladenen Rahm, Milch, Butter, Eier und außerdem auch Hühner, von denen dieſe Vorzeit die Höhnerhochzeit heißt.

In eben dieſe Vorwoche, oft auch in die Woche des erſten und zweiten Aufgebots, fällt der *Umgang* oder die *Anrede*, d. h. die Einladung zur Hochzeit. Der Einlader, Lader oder hochzige Bitter oder Hochzigbitter genannt, iſt der Pathe des Bräutigams oder der Schullehrer des Orts. Der Brauch will, daß er in Hut, in blauem Mantel, langſchwarzem Oberrock, mit langem ſpaniſchen Rohr und mit einem Strauß am Rock dies verrichte. Der Kreis der Einzuladenden erſtreckt ſich auf die Verwandten mehrerer Grade und auf die Umgangsbekannten der Verlobten; irgend ein Glied aus den Verwandten und Bekannten auszuſchließen, würde deſſen Ehre verletzen, ja noch mehr, es würde dies Unrecht ſein, weil man in der gerechten Erwartung einer Einladung darauf geſpart, ſelbſt Ankäufe gemacht und ſeine Geſchäfte rückſichtlich der Hochzeitwoche geordnet hat. Da die Verlobten meiſt nicht nur ein und demſelben Orte angehören, indem die Burſche der Dörfer nicht dulden, daß fremde in die ihrigen „ſpil genn“, d. h. einem Mädchen derſelben die Cur machen, ſondern auch von ein und demſelben Range ſind, indem die Dorfpatricier nicht in die Dorfplebejer heirathen, ſo umfaßt der Verwandtſchaftskörper meiſt nur Bewohner eines Orts und auch da nur die des einen oder andern Standes. In vielen Dörfern unſrer Gegend iſt zwar der langerhaltene Unterſchied zwiſchen Häuslern und Erben (Bauern) verſchwunden, indeß das Streben der vermögenden jungen Leute in vermögende Familien zu heirathen, deutet demungeachtet ebenſowohl auf die frühere Gewohnheit, als auch auf das ächte Bauerngefühl, daß

---

[*] Die Nothwendigkeit dieſer Beiſteuer lag in den frühern geſelligen Verhältniſſen des Volks.

Grundbeſitz den ächten Bauer macht und politiſchen und moraliſchſocialen Halt giebt.

Dem Sonntag des dritten Aufgebots ſind noch manche kleine Sorgen und leichte Beſchäftigungen aufgeſpart; aber ſchon hier tritt der neckende Geiſt in das Sorgliche, der Humor mitten in den Ernſt herein und die Verbindung dieſer Elemente bildet den Character der ganzen Feierlichkeit, gleichſam als Protyp des ehelichen Lebens, indem daſſelbe beide Seiten, das Ernſte mit heiterm, ſcherzendem Sinn verweben und ertragen ſoll. Beſonders zeigt ſich dies am Abend, der zum Leſen des für das Hauptmahl beſtimmten Hirſe verwendet wird. Zur Beſeitigung dieſes Geſchäfts verſammeln ſich die Geſpielinnen der Braut im Hochzeithaus, zugleich erſcheinen aber auch vor demſelben die geladenen Burſche und bringen nach Abſchleudern einer Menge alter Töpfe an die Thür des Hauſes ein Ständchen entweder mit wirklichen Inſtrumenten oder mit Gießern, Fäſſern und andern lärmenden Geräthſchaften; darauf rücken ſie in die Wohnſtube, um den mit Hirſeleſen beſchäftigten Mädchen angeblich zu helfen, in der That aber ihre Arbeit zu erſchweren, indem ſie Lein oder Gleis, Erbſen und Linſen in den Hirſe werfen. Von der neckenden That geht das junge Volk zur neckenden Rede über. Von dieſem polternden Charakter der jugendlichen Geſellſchaft heißt dieſer Abend der Polterabend oder Tiſchruck. Am Schluß des

Hirſeleſens und des Abends erhält die Polterjugend Kuchen und Kaffee oder Bier und Kuchen.

Tags darauf, am Montag, dem ſogenannten Vorabend der Trauung, trifft der Koch im Hochzeithaus die nöthige Vorbereitung für die nächſten Tage in der meiſt auf dem Hof des Hauſes erbauten Küche, ſchürt den Keſſel und die Bratröhren und präparirt die Hauptbraten und die Hauptfleiſchſpeiſen. Zugleich am Vormittag dieſes Tages hat das Brautpaar ſeine Pathen und den Pfarrer einzuladen und jedem einen Kuchen und ein Tuch, dem Pfarrer noch beſonders einen Trunk, meiſt eine Flaſche Wein, zu überbringen. Gegen Mittag wird im Hochzeithaus ein Vorſchmauß, meiſt in kalter Küche, in Bier, Branntwein, Wurſt und Brod beſtehend, gehalten, wozu ſich die Gäſte einfinden; wird indeß dies Vormahl warm gegeben, ſo hat der Koch das Recht, durch einen Piſtolenſchuß den Anfang ſeiner Thätigkeit zu bezeichnen und durch einen zweiten, der erfolgt, ſobald das Fleiſch geſotten iſt, die Gäſte beizurufen. Erſt am Abend dieſes Tags, nach dem Abzug der Gäſte und der mit den Vorbereitungen beſchäftigt geweſenen Perſonen, wird es ruhig im Brauthaus, und nun, was iſt natürlicher, als daß den Ältern der Braut das nah bevorſtehende Scheiden ihrer Tochter in ſeiner ganzen Stärke vor die Seele tritt und daß ſie aus der Fülle des Herzens ihr Zuſpruch, Winke weiſer Erfahrung und herzliche Ermahnungen für ihr neues Leben ertheilen. Um dieſer Vorgänge willen, wo die herzliche Liebe der Ältern Verſtand und Herz der Tochter von der Vergangenheit in die Zukunft hinaus führt, heißt dieſer Abend die Lichtnacht, ein ſinniges Wort, ſinnig wie Lichtmeß im kirchlichen Leben.

Mit dem anbrechenden Morgen des Dienſtags, dem erſten Haupttag des Feſtes, wird vor dem Brauthaus von dem zum Feſt beſtimmten Muſikchor ein Ständchen gebracht und damit tritt reges Leben in das Brauthaus und in's Dorf. Die erſte Hauptſorge gilt dem Brautpaar und zwar dem Anzug deſſelben.

Die Braut, der bei dieſem Act eine erfahrene Verwandte oder zuweilen die Schulmeiſterin des Orts aſſiſtirt, wird in allen Stücken neu gekleidet, als Zeichen, daß ſie von nun an das alte Verhältniß aufgeben müſſe und wie nach außen, ſo nach innen neu in ein neues Leben eintrete. In ihrem Putz, von dem ſie ſelbſt nichts arbeiten darf, tritt neben dem Rock von gutem Tuch, dem Mieder aus Sammt oder feinem Tuche und dem dichtfaltigen Mantel mit ſtolzen Treſſen, der Halskrauſe, der an der Halskette (Rüſter) befeſtigten, auf dem Rücken herabhängenden hochrothen Bandſchleiſe (Rüſterbuſch, Rüſterband) und neben der weißen, geſtickten Schürze am hervorſtechendſten ihr Kopfputz hervor, der darin beſteht, daß der Braut die Haare nach oben ſtramm angezogen, auf dem Scheitel zu einem Bündel zuſammengebunden und mit einem kleinen Kranz geſchmückt werden. Dies nennt man Baaret (Baarhaupt, Bloßhaupt), oder Glitſchhaid, Flitterkranz, Brauthaid. In dieſem Brautſchmuck darf ſie, bevor ſie getraut iſt, ſich weder niederſetzen, noch über die Dachtraufe gehen. Auch der Bräutigam (Schümpfer) erſcheint in neuem, blankem Anzug, zudem in bloßem Haupt, weshalb er den Hut in der Hand trägt. Das Hemd, das er anzieht, iſt von der Braut gearbeitet. Ein kleines Kränzchen, entweder aus wirklichen Blumen oder aus Goldflittern und Glasperlen beſtehend, ſitzt ihm auf der linken Seite des faſt kahl geſchornen Kopfes oder auf dem linken Arm. Rock oder Jacke, jener von dunkelblauem oder ſchwarzem Tuch, dieſe von ſchwarzem Sammt, eine kurze mancheſterne, lederne, oder ſchwarztuchene Hoſe, weiße Strümpfe, Schuhe mit Schnallen (jetzt oft Stiefeln) und ein buntſeidenes Schnupftuch (Wiſchlappen) in der Hand, das iſt ſein Putz, und in dieſem Anzug bringt ihn das Muſikchor ins Brauthaus, wo ſich unterdeß bis auf die Pathen des Brautpaar's und den Geiſtlichen die geladenen Gäſte und das dienende Perſonal eingeſtellt haben. Den eingetretenen Bräutigam empfängt und beſchenkt die Braut mit einem aus Rosmarin und Kirſchlorbeerblättern beſtehenden Strauß nebſt einer Citrone, dagegen überreicht er ihr ein Myrthenkränzchen, um ihr Haid damit zu ſchmücken. Darauf erhält von dem Brautpaar nicht allein der Brautführer einen Strauß und zwei ſeidene Tücher, die ihm, an jeder Schulter eins, angeſteckt werden, ſondern auch jeder Muſikant ein rothes Band, womit ſein Inſtrument geziert wird, und jeder männliche Gaſt erhält ein Schnupftuch und einen langen Rosmarinſtengel. Und nun ladet die Brautmagd alle Anweſenden zu einem Frühſtück ein, Braut und Bräutigam,*) oder an manchen Orten Braut und ihre Anzugsfrau zu einer beſondern einfachen Suppe (Brautſuppe, Ehſtandsbrüh), die übrigen zu Kaffee und Kuchen oder zu einer Fleiſchbrühſuppe und zu einem Stück Fleiſch und Brod. Hierauf begeben ſich die Gäſte heim, um ſich in ihren Feſtputz zu werfen. Nach ihrer Rückkehr rüſtet man ſich zum Zug in die Kirche, der ſich, ſobald die Glocken das Zeichen geben, nach beſtimmter Ordnung in Bewegung ſetzt. Voran der hochzige Bitter, dann die Muſikanten und darauf der Bräutigam, ihm zur Seite ſein Schwer (Schwiegervater) und ſeine Doten (Pathen), hinter dieſen die Burſche und Männer Paar für Paar; und nun die Braut, ihr zur Rechten der Brautführer, für ſie eine ſymboliſche Begleitung, nicht etwa daß das Zarte des Starken bedarf, ſondern daß ſie als Weib ihre Vollendung und Ergänzung fortan nur im Mann finden ſoll; hinter ihnen die Mädchen und

---

*) Wenn Braut und Bräutigam zuſammen die Hochzeitſuppe eſſen, was aus einer Schüſſel geſchehen muß, ſo trachtet jedes darnach, den letzten Löffel voll zu bekommen, indem dieſes im Eheſtand das Regiment führen wird.

Frauen in feierlichem Anzug, jene wie die Braut baaret, dieſe im Schnippenhaupt. Den Zug zur Kirche ſucht übrigens das neckende Dorfsvolk vielfach zu hemmen, beſonders durch das Ziehen von Schnüren quer über die Straße; daneben ſtreut die Jugend Blumen und Kränze. Soviel nun auch Reiz und Gelegenheit da iſt, ſich umzuſehen, ſo darf dies doch weder Braut noch Bräutigam thun, wenn ſie einander treu bleiben wollen; damit aber auch der ſtets gegenwärtige feindſelige Geiſt der Welt keine Macht über ſie gewinne und nicht ihre künftigen Tage verbittre, trägt die Braut, wie ſie dies ſchon während ihres Kirchgangs beim zweiten Aufgebot that, auch jetzt auf dieſem Zug einen Beſchreiſtengel. In der Kirche angelangt, ſtellen ſich die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken. Eine Kirchenmuſik, ein paſſender Choral, Predigt und Umzug der Gäſte um den Altar, um „einzulegen", d. h. einige Geldſtücke zu opfern, dies alles geht dem Trauakt voran. Sobald der Geiſtliche an den Altar und der Bräutigam vor denſelben getreten iſt, holt der Brautführer unter Verbeugung die Braut und ſtellt ſie dicht neben den Bräutigam, darum dicht, damit ſelbſt des Teufels Macht ſie nicht zu trennen vermag. Bei der Aufforderung des Geiſtlichen, ſich laut die Treue zu geloben, reichen ſie ſich die Hände und wechſeln ihre Ringe, worauf ſie in derſelben Form abtreten, als ſie angetreten ſind. Neugierige Blicke unterſuchen ſofort die Stellen, wo beide geſtanden. Weſſen Standpunkt feucht befunden wird, ſtirbt eher.

Mit dem Schluß des Liedes: Nun danket alle Gott, ſetzt ſich der Zug heimwärts in Bewegung *); doch diesmal folgen auf das einen Marſch blaſende Muſikchor die beiden Getrauten neben einander, hinter ihnen der Geiſtliche, Brautführer, die Schwer und Doten, und dann die Gäſte in der alten Ordnung. Auf dieſem Heimzug werden ſie mit Schüſſen begrüßt und von der Jugend und den Armen des Dorfs begleitet, unter die der Bräutigam von Strecke zu Strecke Geld in kleinen Sorten in die Kräppe wirft, d. h. ausſtreut, wodurch um das ausgeworfene Geld ſich bald verdichtende, balgende, rauſende, bald wieder ſich auflöſende, auseinanderfahrende Haufen entſtehen.

Iſt der Zug vor dem Brauthaus angekommen, ſo werden ſie von den Aufwärtern und Aufwärterinnen, die ſich weiße Schürzen vorgebunden haben, mit Bier oder Branntwein und Kuchen bewillkommt und tractirt. Sobald man in das Haus eingetreten, bringen die Gäſte dem Brautpaar ihre Glückwünſche dar, der Bräutigam trinkt auf das Wohl ſeiner Braut, und ebenſo die Männer auf das der Frauen. Darnach begeben ſich die Gäſte heim, um ſich umzukleiden,

---

*) Hier und da wird vor die Kirchthüre ein Glas Bier geſtellt. Wer von den Getrauten beim Herausgehen daſſelbe zuerſt ergreift, hat das Regiment im Haus.

und nun kehrt man zum Hauptmahl zurück, wozu jeder Gaſt Meſſer, Löffel, Gabel, oft ſogar einen Teller und eine Serviette mitbringt. Nach alter Sitte betet vor dem Eſſen der Schullehrer oder Bräutigam; am Schluß der Mahlzeit wird das Lied „Nun danket alle Gott“ geſungen. Den Anfang des Mahls, bei dem die Braut den Hochſitz oder Ehrenſitz hat und ihr zur Seite der Pfarrer ſitzt, macht eine Reisſuppe, dann folgt Rindfleiſch mit Meerrettig oder oberſigen Rüben, hierauf Hühner oder Kalbfleiſch mit Roſinenbrühe, Schweinefleiſch und Sauerkraut, mit Zwetſchenhutzeln belegter Hirſebrei *), zerriſſene Hoſen, Mustorte und Kuchen; dazwiſchen Bier und Branntwein. Bei den erſten Gängen übt das junge Ehepaar Enthaltſamkeit und Wohlthun, indem es ſeine Portion an die Armen, die ſich in und vor dem Brauthaus reichlich eingefunden haben, und die während der Mahlzeit geſpeiſt werden, vertheilen läßt. Die von der Braut an die Armen verabreichte Portion heißt die Brautdocke. Während der Mahlzeit ſchichtet jeder Gaſt ſeine nicht bezwungenen Antheile der einzelnen Gänge auf ſeinen (mitgebrachten) Teller, der überdies durch das von den Pathen und den nächſten Anverwandten der Getrauten beſorgte reichliche „Auf-

---

*) Kommt beim Gaſtmahl der Hirſebrei an die Reihe, ſo werden viele Brodſchnitte davon beſtrichen und dieſelben unter Scherz vertheilt. Dieſe Schnitte heißen hochzige Weche oder Hirſchbreiweche.

legen“ von Kuchen und Gerichten zu bedeutender Höhe anwächſt, und darauf, mit einem Tuch umbunden als „hochzige Bündel“ heimwandert. Am Schluß des Mahls geht für das aufwartende Perſonale ein Teller zum Einſammeln bei den Gäſten herum, wobei die Köchin oft zum Scherz einen verbrannten Lappen auf den Teller legt, angeblich, daß ihre Schürze verbrannt ſei und ſie eine neue haben müſſe. Bald indeß kehren die Gäſte in das Hochzeithaus zurück und nun wird von der Braut oder dem Brautführer einem jeden Burſchen und ſelbſt einem jeden Mann, jenem eine Jungfrau, Kranzmädchen oder Kranzſchümpfern genannt, dieſem eine Frau als Tänzerin zugewieſen *), worauf der Zug, an der Spitze der Bräutigam mit einer weißen Schürze und dem Schnapskrug in der einen, der Bierräße in der andern Hand, dann der Brautführer mit der jungen Frau an der einen, mit ſeiner ihm zuertheilten Braut an der andern Hand, und nach ihnen Paar um Paar, entweder zuerſt zur Linde zu einem Tanz um

---

*) An manchen Orten wählen ſich die Mädchen ihre Tänzer ſelbſt, ja ſie dürfen ſogar fremde, nicht zur Hochzeit geladene Burſche herbeiholen Dies geſchieht in der Art, daß ſie ihren Kopfſchmuck nebſt Kuchen, Fleiſch und Hirſebrei auf einen Teller legt und dem auserwählten Burſchen überſchickt, der nun in Feſtputz ins Hochzeithaus kommt und das ganze Feſt mitfeiert. Dafür hat er ſeinem Kranzmädchen ein Ständchen bringen zu laſſen.

dieſen Baum und von da zum Tanzboden oder ſofort zu dem letztern gemacht wird.

Den Hochzeitreihen oder Brautreihen, d. h. die drei erſten Tänze der jungen Frau, die bis zum Abend des zweiten Tags als Braut gilt, macht nicht der junge Ehemann, der vielmehr die Gäſte zu bedienen hat, ſondern der Brautführer, doch ſucht der neckende Geiſt der Tänzer ihn bei dieſen ſ. g. Brautreihen durch aufgeſtreute Erbſen zum Stürzen zu bringen, in welchem Fall er der Geſellſchaft einen Schmauß zu geben hat. Den Reſt des Tages, meiſt die Mitternacht und oft ein gutes Stück vom Morgen des nächſten Tags vertanzt man, beſonders geſchieht dies mit nicht zu ermüdender Ausdauer von den jüngern Gäſten, während die ältern bald nach dem aus Wurſt und Brod beſtehenden Abendeſſen ſich zur Ruhe zurückziehen.

Der Mittwochen, an dem ein Kuchen an einer Stange vor dem „hochzige Haus“ aufgeſtellt wird, iſt der Schenktag; bei dreitägigen Hochzeiten, wo ſich alle Hauptereigniſſe der ſiebentägigen Hochzeit auf eine kürzere Zeit zuſammendrängen, geſchieht dies am Dienstag, oder am erſten Haupttag.

Im Hochzeithaus werden um neun Uhr die Gäſte zu einem Frühſtück erwartet. Da indeſſen um dieſe Zeit von dieſen noch viele feſt ſchlummern und doch ihr Zuſammenkommen und Zuſammenwirken für das Feſt nöthig iſt, ſo geſchehen entweder drei Schüſſe oder die Muſik weckt durch einen Umzug im Dorf die müden Gäſte zu neuem Leben auf. Wer von ihnen nach Verlauf dieſer Zeichen ſich verſpätet, wird von den bereits ſich eingeſtellten Burſchen auf Schiebkarren, an denen lange Stricke befeſtigt ſind, woran 15 — 20 Burſche ziehen können, auf Tragbarren oder in großen Heukörben unter großem Jubel, Scherz und Lärm, den beſonders der Gebrauch der knallenden Peitſchen vermehrt, eingefahren oder eingetragen. Dieſer Preßzug, dem eine brennende Laterne voranſchreitet, wird an jedem Morgen der folgenden Feſttage wiederholt, und muß wiederholt werden, weil alle Tänze bis über die Mitternacht hinaus dauern, ſomit die Urſachen des Verſpätens bleiben und doch das Zuſammenwirken aller Gäſte Bedingung des Feſtes iſt. Nach dem Frühſtück, das durch ſcherzhafte Reden, durch humoriſtiſche Erzählungen der einzelnen Vorfälle am vorigen Tag, durch die Witze des an ſolchen Feſten entweder von ſelbſt ſich geltend machenden oder abſichtlich dazu ausgeſuchten und eingeladenen „Spaßmachers“ gewürzt und verkürzt wird, begeben ſich die Gäſte heim, um ſich zu einem neuen Act, zur Beſchenkung und Ausſtattung des jungen Ehepaares zuzuſchicken. Zu dem Ende ſtellt man einen Tiſch entweder im freien Hofraum oder in dem Speiſezimmer auf, woran ſich das Brautpaar, oder die Braut allein, ihr zur Rechten die Mutter, zur Linken die Schwiegermutter ſetzt. Sobald ſich nun die Gäſte mit ihren Gaben eingefunden haben, ſo treten ſie in beſtimmter Ordnung vor den Schenktiſch, um den Brautrocken oder die Hauswärmet d. h. ihre Geſchenke den jungen Eheleuten zu übergeben, was unter mancherlei bald ernſtern bald heitern Glückwünſchen geſchieht, wie:

Der Herr ſegne die Frau,
Behüte den Stall und auch die Sau.

Die Pathin des Bräutigams hat einen kupfernen Keſſel mit einer Kanne, der ſ. g. Probkanne, die Pathin der Braut das Dotenkiſſen, die andern Gäſte haben mancherlei andre, zweckmäßige Geräthſchaften ins Haus der jungen Eheleute, und dem Hochzeithalter Geſchenke an Geld zu überreichen. Unter den Gaben ins Haus zeichnet ſich vor allen das Dotenkiſſen (Brautkiſſen) aus, das mit bunten Tüchern und Bandſchleifen behängt und ſo dicht mit Federn gefüllt ſein muß, daß die daraufgeſtellte ſchwere Probkanne keinen Eindruck zu machen im Stande iſt und daß damit ein ganzes Bett gefüllt werden kann. Nach Beendigung dieſes wichtigen Acts, der ebenſowohl die Unkoſten der Hochzeit zum großen Theil deckt, als auch das Drückende bei der Einrichtung eines neuen Hausſtandes entfernt und noch die uralte, auf Gemeinſinn beruhende gegenſeitige Unterſtützung in den wichtigſten Ereigniſſen des Lebens beurkundet, ſtürzt die Braut, ſobald die Geſchenke weggenommen ſind, den Tiſch um und hierauf ſchreitet man zum Mittagsmahl, bei dem die Braut obenan ſitzt und der Bräutigam aufzuwarten hat. Die

Hauptgänge beſtehen in verſchiedenen Braten und beſonders noch in einem Gericht Sauerkraut und Schweinefleiſch. Wie am erſten Tag, ſo wird auch jetzt nach alter Familienſitte mit Gebet begonnen und mit Geſang geſchloſſen. Auf dieſes Mahl folgt Kaffee und Kuchen und am Spätnachmittag der Zug zum Tanz. Bis zum Abend dieſes Tags dauert in gewiſſer Beziehung der Brautſtand der neu Vermählten fort, weshalb auch beide bis dahin ihre Kränze tragen müſſen, und die Braut, die überhaupt den Mittelpunkt der Feierlichkeit dieſes Tags, ſowohl bei den Geſchenken als bei dem Mahl und bei dem Tanze bildet, ſich zu den Mädchen zu halten hat. Zwei ſymboliſche Handlungen ſind es beſonders, die jetzt vollzogen werden müſſen, der Sieg der Frau über das Mädchen und das mühſame, aber glückliche Ringen des Mannes um ſeine von den Frauen als Frau anerkannten, zur Frau erhobenen Braut. Es entſteht nehmlich an dieſem Abend zwiſchen den Frauen und Mädchen, die ſich als zwei feindliche Mächte einander gegenüber aufſtellen, um die Braut ein Kampf, indem jene, im Bewußtſein ihres an Freuden und Lebensfülle reichen Mädchenſtandes, ſie als die ihrige zu erhalten ſuchen, dieſe dagegen bemüht ſind, ſie zu „kappen“, oder nach Abnahme ihres Myrthenkranzes ſie unter die Haube, welche ſie bereit halten und welche die Form einer Schneppe hat, zu bringen, und mit dieſem Sinnbild ſie zu einer Frau zu machen. Offenbar liegt dieſem Kampf das ſchöne Gefühl von der hohen, reichen Bedeutung eines jeden dieſer beiden Stände zu Grunde.

Die Frauen mit dem Recht der Natur und der Geſittung ſiegen, und fangen die Braut den Mädchen ab; zugleich aber hat auch der Bräutigam ſie zu gewinnen. Zwar folgt ſie ihm zum Tanz, aber bald entſpringt ſie ihm und flüchtet ſich hinter die dicht geſchaarten Weiber, unter denen ſich auch ihre Pathin befindet. Der nacheilende Bräutigam ſucht ſie einzuholen, umſonſt, ſucht ſie darauf von den Frauen zu erbitten, endlich mit Gewalt zu erlangen, alles umſonſt. Ergrimmt zieht er ab. Darauf kommen einige, meiſt als Juden verkleidete Hochzeitgäſte, mit Säcken voll Federn und Scherben beladen, und fragen die Frauen: Jo, git es kai Kalbe zu ſchachern? Die Pathin bejaht es und ſtellt die Braut als Kalbe hin, um welche nun gehandelt wird. Während dem kommt der Bräutigam zurück; er fragt die Juden, was es hier zu ſchachern gäbe. Sobald er es erfahren, fragt er weiter,. welches das letzt gethane Gebot ſei? Darauf überbietet er die Juden und nun wird ihm die Braut zugeſchlagen *). Die Juden, ärgerlich, daß ihnen die Kalbe entkommen, ſchütten ihre Scherben und Federn in den Tanzſaal und entfliehen. Hiermit hat das

---

*) Auf mehreren Dörfern herrſchte früher der höchſt merkwürdige Brauch, daß die Braut von den Frauen in neue weiße Leinwand eingenäht und in dieſer Form dem Bräutigam ausgeliefert wurde.

Brauthänſeln — ſo nennt man dieſe Vorgänge — ein Ende; und nun ſchreitet, nachdem die Scherben und Federn von dem Tanzboden entfernt ſind, der Tanz ungehindert bis über die Mitternacht fort.

Der dritte und jeder nachfolgende Tag des Feſtes gehört der munterſten Freude und dem überkommnen, ſtehenden und dem neuen, von den gegenwärtigen, tonangebenden Spaßmachern abhängigen Witz und Scherz der Gäſte. Indem aber das Intereſſe an dieſen Tagen von dem Bräutigam und der Braut als nunmehrigem Ehepaar auf die Gäſte übergeht, übernehmen auch dieſe zum Theil die Unkoſten dieſer Tage, wenngleich das „hochzige Haus“ Mittelpunkt der Feſtlichkeit und der Gaſterei bleibt. Deshalb geben der Pathe der Braut und der Brautführer an dem dritten und vierten Tag die Hauptmahlzeiten und für den fünften und ſechsten werden die Bedürfniſſe durch Umzüge, auf denen man allerlei Eßwaaren „zuſammenfechtet“, zu decken geſucht.

Am Donnerstag, ſobald die Gäſte, von denen auch diesmal viele aus dem Bette beigeholt werden mußten, beiſammen ſind, rüſtet man ſich nach dem Frühſtück zu einem Umzug durchs Dorf und ſogar nach den nahgelegenen Dörfern, wenn daſelbſt mehrere der Hochzeitleute wohnen. Zu dem Ende verkleiden ſich die Burſche und jungen Männer in mancherlei Geſtalten, in ſchreckhafte und komiſche, in gewandte und plumpe, von denen einige mit Körben, andere mit Schiebkarren verſehen ſind. Auf dieſem Zug, dem die Muſik voranſchreitet, macht ſich der kernige, derbe Humor der Bauern in vielfachen Zügen geltend, vergißt aber bei allen Neckereien keineswegs die Hauptaufgabe, für die nächſten Tage hinreichende Lebensmittel einzuſammeln. Nach der Rückkehr von dieſer Fahrt, die oft mehrere Stunden dauert, wird das Mittagsmahl in gewohnter Art eingenommen und darauf am Nachmittag nach dem Kaffee der Hahnenſchlag ausgeführt. Dazu bindet man einen Hahn auf einen Schiebkarren, ſpannt dieſem ſechs Burſche vor und drei ziehen mit Hauen vorwärts. Alles, was in den Weg kommt, das Unbedeutendſte, ſelbſt der kleinſte Stein, hemmt den Zug; man hackt, drückt, ſchiebt, dies alles, um das ſcheinbare Hinderniß zu entfernen, dabei muß man, um die in Anſpruch genommenen Kräfte zu erſetzen, gehörig trinken, weshalb die Bierrätze nie fehlen darf. Iſt man endlich auf der beſtimmten Wieſe angelangt und von der daſelbſt aufgeſtellten Muſik empfangen, ſo wird der Hahn losgebunden und unter einen Topf gebracht, zugleich wird einem Mitglied der Gäſte, dem die Augen verbunden ſein müſſen, eine Stange in die Hand gegeben, mit der er den Topf ſammt dem Hahn zu ſuchen und zu ſchlagen hat. Alle Irrgänge, jede Bewegung nach der entgegengeſetzten Seite und alle vergeblichen Schläge erregen das laute Halloh der Anweſenden. Wem es endlich glückt, den Topf zu treffen und den Hahn todt zu ſchlagen, der iſt der Held des Tags und hat das Recht, mit der

Braut, wenn es ein Burſche, mit dem Bräutigam, wenn es ein Mädchen war, den Tanz zu eröffnen. Von hier, wo auch oft noch andere Spiele aufgeführt werden, wie unter andern das Wettrennen nach einem Schürn (Chriſtſtollen), der mit einem ſeidenen Tuch geſchmückt iſt, zieht man nun, den Sieger im Hahnenſpiel an der Spitze, unter Begleitung der Muſik nach dem Tanzboden, welcher die Gäſte den Reſt des Tags feſthält.

Den Freitag, den wegen des auf die Spitze getriebenen Humors ſogenannten tollen Tag, an dem der Morgen gleichfalls mit Preßzügen und Umgängen zugebracht wird, hat in der Regel der Brautführer die „hochzige Leut“ in ſeinem Hauſe auf den Mittag zu bewirthen. Hierzu wird ihm aus dem Hochzeithaus ein „Viertel“ Rindfleiſch abgeliefert. Auf Stangen aufgelegt oder aufgehängt, wird daſſelbe von den jungen Burſchen mit Muſik in das Haus des Brautführers gebracht und dort zum Mahl zugerichtet. Suppe, Fleiſch, und ſpäter Kaffee, den man aus Töpfen und Schüſſeln trinkt, und Kuchen, der mit Äxten zerhackt wird, werden hier den Gäſten geboten, von denen die jüngern durch Spiele (worunter beſonders Blinzelmuis) und Redereime ſich die Nachmittagszeit bis zu dem Augenblick vertreiben, wo man von Neuem auf den Tanzboden zieht und den Tanz beginnt. An dieſem Abend erſcheint im Tanzſaal ein als Fuhrmann verkleideter Burſche mit einem Schiebkarren, auf den er zwei Fäſſer, das eine mit Bier, das andre mit Branntwein angefüllt, geladen hat. Er ſucht gegen baare Zahlung ſeine Waaren zu verkaufen und es dauert nicht lange, ſo hat er, obſchon das Bier mit einem Fingerhut, der Branntwein mit einer Nußſchaale ausgeſchenkt wird, einen großen Theil an das fröhliche Publicum abgeſetzt.

Am Sonnabend kommen ſämmtliche Gäſte erſt gegen Mittag im Hochzeithaus zur ſogenannten Trollſuppe, d. h. zum Abſchiedsmahl zuſammen. Sobald ſich die Gäſte vom Tiſch erhoben haben, tritt die Mutter der Braut mit dem Kehrbeſen in die Stube und beginnt die Gäſte zum Haus hinaus zu kehren, damit dieſes blank geſcheuert und zum Sonntag zugerüſtet werde. Hierauf greifen die von den „Hochzigeleuten“ zurückbleibenden Mädchen das Werk rührig an, werden aber anfänglich vielfach von den wieder erſcheinenden Burſchen geneckt, geſtört und commandirt. Natürlich geben die gewandteſten Mädchen den Burſchen Vieles mit Witz und Wahrheit zurück und fordern dieſe ſogar auf, ſelbſt zu ſcheuern, wenn ſie es beſſer verſtänden. Und in der That, dies geſchieht, aber Fußböden, Bänke, Tiſche, Stühle und Eßgeſchirre werden nun mit Ruß, Kohle und Lehm fleißig gerieben, ſo daß dadurch zum großen Ärger und Kummer der Mädchen Alles entſtellt und ihre Mühe des Scheuerns verdoppelt wird. Dieſe haben jetzt keine andere Wahl, als die Burſche zu verjagen, und die Arbeit ungeſtört zu vollenden. Wenn dies vollbracht iſt, begeben ſich auch die Mädchen heim und im Hochzeithaus wird's nun wieder ſtill und feierlich.

Am folgenden Sonntag werden von dem Bräutigam nicht alle Gäſte, ſondern nur die nächſten Verwandten zu einem Mittagsmahl und zum Kaffee eingeladen, gleichſam als Zeugen und Mitgenießende der wirklichen Freuden ſeines Hauſes. Mit ihrem Weggang endet das Hochzeitfeſt. Dem jungen Ehepaar ſowohl, als den Gäſten treten nun zwar die Hochzeittage in die ferne Erinnerung, aber eins bleibt ihnen ſtets gegenwärtig und lebendig, das iſt das vertraute, ſtark befeſtigte Band und gegenſeitige Intereſſe eines ganzen Verwandtſchaftskörpers, denn man iſt ſich in Scherz und Ernſt näher getreten und hat die gegenſeitige Unterſtützung geübt und üben gelernt.

Das Geſchlecht

der

Herrn von Marſchalk

in genealogiſcher Hinſicht.

Von

G. Brückner.

Unter allen adligen Geſchlechtern, welche in der frühern Geſchichte Hennebergs Bedeutung hatten, ſteht, wenn man den Umfang ihrer Beſitzſtände, die Größe ihres auf die politiſchen und geiſtigen Verhältniſſe des Landes ausgeübten Einfluſſes und die Zahl und Tendenz der von ihnen zum Segen des Volkes gemachten Stiftungen beachtet, keins dem der Herrn von Marſchalk gleich. Die Darſtellung einer Geſchichte dieſes Geſchlechts iſt für die Geſchichte des hennebergiſchen Landes, in der man keinen Schritt thun kann, ohne auf dieſe Familie zu ſtoßen, ein großes Bedürfniß; einen vorläufigen Beitrag zu einer ſolchen Arbeit geben die nachfolgenden Tabellen, welche das Geſchlecht, ſoweit es in unſre vaterländiſchen Verhältniſſe eingreift, genealogiſch darſtellen.

Taf.

1168 Heinrich I. Marſchalk

1194 Heinrich II. Marſchalk
1200 Heinrich II. Marſchalk,
1206 Heinrich II. Marſchalk
1212 Heinrich II. Marſchalk
Heinrich III. Marſchalk von Oſtheim oder auch von

Heinrich IV. M. v. Oſtheim*) 1309. Er und ſein Sohn
männer und Unterthanen der Grafen
1317 verkaufte er ſein ½ der Vogtei

Heinrich V. M. v. Wallbach, Ritter, genehmigt 1333 den von ſeinem verſtorbenen Bruder Friedrich geſchehenen Verkauf des Schwickershäuſer Zinsguts, verbindet ſich 1334 mit Mainz gegen Henneberg zur Oeffnung von Burgwallbach, † 1351.

Heinrich VI. M., Ritter. Seine Burg Wallbach wurde von Würzburg erobert und geſchleift, aber 1357 zurückgegeben.

Mangeld M. 1357.

Otto M. 1359.

Berthold M. † jung 1366.

Adolph I. M., deſſen Verdienſte um Würzburg in der Urkunde von 1416 gerühmt werden.
vid. Tab. II.

Hermann M. † 1398 ohne Kinder.

Chriſtine M., Nonne zu Wechterswinkel, lebte noch ca. 1420.

---

*) In einer Urkunde von 1309 heißt er H. M. v. Lure.

I.

ter den Zeugen des vom Kaiſer Friedrich I. dem Biſchof zu
rzburg verliehenen fränkiſchen Herzogthums. Frieſe nennt
Marſchalk v. Oſtheim)

Lure, Zeuge (S. Fritze Vol. 16. B. 24)

Lure (J. Aſchbach, Geſch. d. Grafen von Wertheim II. S. 23)

Lure (Fritze V. 16. B. 25)

Lure (Schöttgen u. Kreiſig II. S. 624)

e 1264, wird 1271 mit henneberg. Lehen an 19 Orten be-
n; 1275; war 1281 Burgmann zu Münnerſtadt; 1291; 1292;
elt 1299 die Dörfer Schönau und Wegfurt in Verſatz.

rich V. wurden anno 1312 Dienſt-
thold und Heinrich von Henneberg.
feld.

Margaretha, verh. von Thünfeld 1299.

edrich I. M., war 1333
, hatte ſeinen Schwickers-
er Erbzins an das Kloſter
Veßra verkauft.

Carl I. M. von Oſtheim 1309, 1317, Burgmann zu Schleuſingen, beſaß Lehen zu Gertles, verkauft Ramsbach 1315 und Herpfer Lehne 1328.

nrich VII. M. verkauft
Zinshube zu Sinners-
en. Gemahlin Jutta,
rſcheinlich Friedrich von
Herbilſtadt Tochter.

Johann M. war 1340 Pfründner im Kloſter Veßra.

Diezel I. M. 1336 Knecht, 1343 Vogt zu Meiningen.

ann M.
ehmigt
den Ver-
lauf.

Diezel II. M. ertauſcht Güter zu Gertles 1362, zu Oberkatz 1380, wird 1386 Erbmarſchall. Gem. Eliſabeth. 1386 und 1393 heißt er Diezel der Alte v. Marisfeld. 1450 waren längſt keine Nachkommen von ihm da.

Fritz II. M. 1362, 1367, 1380, 1382. Seine Wittwe Catharina heirathete Caspar Wolf zu Walldorf.

v. Tab. V.

Sittich I. M. v. O. zu Marisfeld 1397, 1402, 1420, 21, 27. † 1435. Gem. Felice, lebte noch 1453.

v. Tab. VI.

Tab.

Stammtafel derer von Marſchalk zu

Adolf Marſchalk I., deſſen Verdienſte der Biſchof Johann Rotenſtein, ux. N. N. von Karlſbach.

Adolph II. Marſchalk wurde anno 1416 mit dem Hauſe lehnbaren Schloſſes Walterſhauſen, war 1455 von 1450—1460 Proceß und erlangte dadurch das und dem Zehnten zu Sundheim v. d. Röhn belehnt. 2) Magdalene Fuchs von Bimbach.

1\.
Werner Marſchalk wohnte auf der Salzburg, lebte noch 1517. ux. Anna von Thüngen. † ohne Deſcendenz. Er kaufte anno 1475 den Steinauſch. Antheil von der Salzburg.

1\.
Reinhard M. war von 1500—1522 Amtmann zu Römhild. † unverheirathet.

1\.
Hartmann (Hartung) M., Ritter, Stadtvogt zu Onoldsbach, lebte noch anno 1518. † ohne Kinder.

Philipp Marſchalk, pfälziſcher Vicedom zu Neuſtadt an der Hardt, kaufte 1499 den Wolfſberg, verkaufte anno 1501 ſeine Hälfte von Walterſhauſen an ſeinen Bruder. † anno 1511. ux. Margaretha Landſchad von Steinach.

Anna † 1564. verh. an Wolfgang v. Gemmingen.

Barbara verh. 1518 an Andr. Fuchs v. Rügheim.

Agnes verh. 1) an Philipp von Gemmingen, 2) an Philipp von Helmſtadt.

Eliſabeth † ledig.

II.

Burgwallbach, Waltershauſen ꝛc.

von Würzburg rühmt, war anno 1416 todt, geſeſſen zu

Wallbach wieder belehnt. 1433 Pfandinhaber des nach Römhild
Amtmann zu Fladungen und wohnte auf dem Hillenberg, führte
hennebergiſche Erbmarſchallamt, wird 1456 mit Wallbach
† 19. November 1466. ux. **Catharina** von Maßbach 1435.

1.
Chriſtoph M. zu Wall-
bach und Waltershauſen
1463, kauft ſeinen Brü-
dern anno 1473 Walters-
hauſen ab. † 1488, 19.
Juli. ux. **Eyda** v. Her-
ilſtadt.

2.
Bernhard M. erhielt anno 1445 Burg Wallbach zugetheilt, verkaufte ſie anno 1489 an Anton von Bibra. † 1494 unverheirathet.

3.
Heinrich M. zu Raueneck 1500 (Angabe von Biedermann).

Moritz I. M. geb. 1474,
.-Novbr. † 24 nach † Erhöh.
523, war würzb. Amtmann
u Raueneck. ux. 1) Mag-
alena von Füllbach 1500.
) . . . geb. v. Bibra, verw.
en Thüngen 1521.

Eva M. verh. an Eberhard v. Maßbach.

Cecilia M. † 1494 verheir. an Hanns Truchſeß von Wetzhauſen.

1.
eorg Her-
ann, Chri-
oph Moritz
Mariola,
Chriſtoph,
tarben in der
Kindheit.

1.
Georg Marſchalk geb. 9. Octobr. 1504, † 1549. ux. Afra von Heßberg.

vid. Tab. III.

2.
Anna gb. 8. Aug. 1522, verheirath an Chriſtoph v. Seckendorf.

2.
Gertraud gb. 12. Novbr. 1523, verh. 1) an Pancraz Ochs v. Gunzendorf, 2) an Georg Andreas Stiebar v. Buttenheim.

Tab.

von Marſchalk zu Walters

Georg Marſchalk von Oſteim, geb. 1504, † 1542.

Philipp M., geb. 1530, † 28. Februar 1563 in franzöſ. Kriegsdienſten zu Montpellier.	**Margaretha** geb. 1531, † 17. Aug. 1606, verh. an Georg Metſchiedler von Gerau.	**Magdalena** geb. 1532, verh. an Conrad v. Steinau g. Steinrück.	**Cäcilia** geb. 1533, verh. 1562 an Hanns von Bibra.

Georg Philipp Marſchalk von Oſtheim, geb. 30.
† 29. April 1626. ux. Felicitas Eva von Münſter,

Caſpar Adam Marſchalk von Oſtheim, geb. 14. Auguſt
anno 1664 das von münſterſche Gut zu Trabelsdorf
Rittergut Brünn (bei Nürnberg), verheirathet 1650
Kinder, von denen mehrere jung geſtorben ſind.

Wolf Dietrich M. geb. 5. Mai 1633, kaiſ. Obriſtwachtmeiſter. † 24. Juli 1668 bei der Belagerung von Ofen.	**Bernhard Heinrich M.**, geb. 1657, kaiſ. Rittmeiſter. † 1690 in Ungarn.	**Sittich M.** geb. 1658, kaiſ. Rittmeiſter. † 1690 in Ungarn.	**Johann Ernſt M.** geb. 1659, † 1676.

III.

hauſen, Unterharles ꝛc.

ux. Afra von Heßberg, † 1561.

Wilhelm M. geb. 1535, † 1584 ohne Deſcend.	Barbara, Cordula, Zwillingsſchweſtern, geb. 1536, verheir. Veit von Salzburg. | v. Gelbitz.	Moritz M. geb. 1539, † 1607. ux. Anna Schenk v. Schweinsberg. † 23. Jan. 1606. Er beſaß Walterskhauſen, erwarb 1578 Unterharles, ſie beſaß Sinnershauſen.	Wolf Chriſtoph M. geb. 1542, † 1590 unverh.

October 1594, fing 1618 den Walterskhäuſer Schloßbau an, welche ſich anno 1628 an Hanns Caſp. von Bibra verheirathete.

1625, † 30. October 1679. Er kaufte und nachher das von heßbergiſche mit Maria Salome Truchſeß von Wetzhauſen. anno 1680 wurde Sinnershauſen verkauft.) | 3 Kinder ſtarben in der Kindheit. (Sie hatten 15

Marie Doroth., verh. an Philipp Reinhard von Thüngen.	Anna Juſtine, verh. an Johann Wilhelm von Greßhard zu Aſchenhauſen u. Unsleben.	Philipp Erdmann M. v. O. beſaß Waltershauſen, Harles, Trabelsdorf, Dankenfeld ꝛc., verkaufte Brünn anno 1699. † 4. März 1719. ux. Eliſab. Lucretia von Roſenau, welche ihm Gumpertshauſen zubrachte.	Chriſtoph M. v. O., bamberg. u. mainz. Oberjägermeiſter, lebte noch 1726. ux. Anna Maria von Schrottenberg. 1690. † 1730 ohne Kinder.

Tab. IV

Tab.

Philipp Erdmann Marſchall von

Ernſt Friedrich M. v. O., geb. 16. März 1720. ux. Charlotte Catharina von Winzingeroda, † 19. Mai 1774.

Eva Roſine M., Stiftdame. † 7. Nov. 1743.

Johann Friedrich Philipp M. v. O., kurpfälz. und bamberg. Geh. Rath ꝛc., bamberg. Untererbmarſchall ꝛc., geb. 5 Juli 1723. † 28. October 1768. ux. Wilhelmine Roſine von Stein zu Nordheim ꝛc. geb. 10. Juni 1733, verh. 28. October 1758. † 23. April 1769.

Fridrich Chriſtian Auguſt M. v. O., geb. 5. Sept. 1760, † 20. Novbr. 1782 in Göttingen und beſchloß dieſe Linie, wodurch ein Theil von Walterſhauſen an die Lehnhöfe zu Würzburg und Römhild zuruckfiel, welche es dem Herrn von Kalb verkauften, Unterharles fiel an S. Meiningen zurück.

Charlotte Sophie Juliane, geb. 1761, verheir. an den Major Heinrich v. Kalb 1783.

IV.

ſtheim.

arie Juliane M. erheir. an Joh. Phi pp v. Hutten 1705.	Eva Suſane M. Stiftsdame. † 28. April 1690.	Carl Chriſtoph M. v. O., würzburg. Dragonerhauptm. † 26. Auguſt 1749.

arie Juliane Eleonore M., geb. 10. Mai 1722, ver
irathet 1747 an Carl Johann Alexander von Rothenhan.

Wilhelmine, . 1762, verheir. 82 an Gottfried aldner v. Freundſtein. † 1785.	Eleonore Sophie geb. 1764, verh. an Auguſt Alexander v. Kalb, S. weimar. Cammerpräſident.	Caroline, geb. 1766, verh. an den bair. Hauptmann .. von Geiſpitzheim.

Tab.

Marſchalk von Oſtheim

Fritz Marſchalk von Oſtheim verkaufte 1362 ſeine Güter beſaß er den ſchrimpfiſch. Hof zu Schwallungen als Wolf zu Walldorf verheirathet und 1410 wieder

Sittich II. (jun.) M. v. O. kommt von 1386 bis 1435 oft vor. Er und ſein Bruder Wilhelm heißen mehrmals Fritz M. Söhne, ſie kauften 1410 und 1417 die Herbilſtadt. Güter zu Meiningen. Landeswehre, Walldorf ꝛc. und 1425 beſaß Sittich auch den Antheil ſeines Bruders Wilhelm. Seine Frau hieß Felice. (anno 1420 hatte er noch keine Söhne, ſondern nur 2 Töchter, die ſpäter nicht vorkommen.)

Friedrich M. v. O. Er und ſein Bruder Carl tauſchten anno 1448 die meining. Pfarreilehne zu Walldorf gegen 24 Acker Wieſen ein. Fritz kaufte 1464 die Truchſeß. Lehne zu Walldorf ꝛc. und 1466 die Vaſelt. und Rußwurm. Höfe zu Waſungen, 1469 das Schloß Oberſtadt und die Wüſtung Schneebach. † 1476. ux. Catharina Schrimpf von Berg. (Biedermann.)

Carl M. v. O. 1477 mit Walldorf, 1495 mit Oberſtadt, Waſunger u. Herpfer Stücken beliehen, † 1501. ux. Dorothea v. Lichtenſtein.	**Sittich III.** M. v. O., 1477 belehnt, iſt jung geſtorben.	**Ottilie**, verh. 1476 an Hanns Zufraß zu Henfſtadt.

Hieronymus M. v. O. auf Walldorf 1502. † 9. April 1556. ux. 1) Ottilie v. Guttenberg 1510. 2) Brigitte v. Leonrodt, verw. v. Truchſeß 1523.	**Anton** M. v. O. auf Oberſtadt 1502. † 11. April 1536. ux. Cathar. Förtſch v. Turnau. † 28. Juni 1557 (ohne Kinder).	**Sittich** M. v. O., Domherr zu Bamberg und Würzburg 1521. † 6. Jan. 1544.

5 Söhne ſtarben in der Kindheit.	**Bernhard** M. v. O. geb. 5. Jun. 1531. † 7. Oct. 1604. ux. Chriſtiane v. Buchenau. † 1596. (ſ. deſſen Leben Meining. Taſchenbuch Jahr 1804 S. 94 sq.	**Anaſtaſia** v. Retenhan.	**Magdalena** von Lichtenſtein.

V.

zu Walldorf.

an der Haſel und 1367 das Vorwerk zu Neßfeld (1380), 1382 Pfand. Seine Wittwe Catharina war nachmals an Caſpar Wittwe.

Wilhelm M. v. O. kommt von 1386 bis 1432 vor. Er verkaufte 1425 ſeinen Antheil an den Walldorfer Gütern ꝛc. an ſeinen Bruder Sittich. Er ſcheint kinderlos geſtorben zu ſein.

Tochter N. N. ux. Simons von Brandan.

Carl M. v. O. Er und ſein Bruder Fritz zu Walldorf waren von Henneberg belehnt mit 10 Acker Stauerſchlacher Wieſen, einem Gut zu Herpf und 1½ Huſen zu Utendorf; ux. Cunigunde v. Buttler (Biedermann).

Dietz M. v. O. wurde 1467 für ſich und ſeine jüngern Brüder mit abgetheilten Walldorfer Gütern belehnt, desgl. 1496, kaufte 1487 die Tann. Höfe zu **Unterkaß** v. **Melkers**, wohnte zu Unterkaß bis 1520. ux. 1) Amalie Dietz v. d. Tann zu Selz Tochter, 2) Catharina v. Seckendorf.

Hanns M. v. O. † 1525.

Cecilie † als Kind.

Hanns M. v. O. 1467 begleitete 1476 u. 77 den Grafen Wilhelm v. Hbg. nach Paläſtina, lebte anno 1487 nicht mehr.

Caſpar M. v. O. 1461 — 1526. ux. Eliſabeth v. Stein zu Liebenſtein.

Georg M. v. O. Amtmann zu Königshofen, beſaß würzburg. Lehne daſelbſt zu Salzburg 1314. 1588. † 26. Aug. 1588. ux. Anna Maria v. Wichſenſtein, Wittwe Ulrichs v. Kuntsberg.

Amalie, ux. Friedrichs von Siebenhaar.

Anna, ux. Conrads von Streitberg.

Tab.

Diezel Marſchalk, der

Sittich I. (sen.) Marſchalk von Oſtheim zu Maris-
feld, Diezen Sohn, 1397 bis 1435. ux. Felice.

Wilhelm I. Marſchalk von Oſtheim, Sittichs Sohn,
feld belehnt, kauft 1453 den Leubold. Hof daſelbſt,
. . . ux. Felice.

Georg M. v. O. erhielt 1464 in der brüderlichen Theilung die Gertleſer u. andere z. Th. allodiale Stücke. Er war ca. 1467 Erbmarſchall u. wurde 1488 nochmals als ſolcher belehnt, lebte noch 1492. ux. Margaretha, Hannſen von der Tann zu Solz Tochter, welche ihm Schmerbach, Gandes, ½ des Bettenhäuſer Zehnten x. zubrachte.

Veit M. v. Oſth. erhielt 1464 ½ von Marisfeld, lebte noch 1478.

Wilhelm II. oder [illegible] M. v. O. erhielt 1464 ½ von Marisfeld. 1478, 82, 97, 1508, 11, 18—1526, er verkaufte anno 1511 ſeinen Antheil von Marisfeld u. ſein ⅓ der Gertloſer Güter an die drei Brüder Wolf, Hanns und Chriſtoph Marſchalk.

Kilian Marſchalk, unehelicher Sohn, beſaß einen Hof zu Oſtheim 1546, war 1532 todt.

Wolf M. v. O 1500, theilt ab mit ſeinen Brüdern anno 1515, war Erbmarſchall, wohnte zu Oſtheim und beſaß Güter zu Oſtheim, Willmars, Wuſt. Solz u. 1 Hof zu Marisfeld. † 1517, lag im Kloſter zu Meiningen begraben. ux. Barbara v. Seckendorf. 1517. 33.

Hanns M. v. O. 1500. 1515, beſaß den Stepfertshäuſer Hof 1518, 30, 44 (ſoll nach Biedermann 4 Söhne gehabt haben).

Chriſtoph M. v. O., Canonicus cap. zu Fulda, Probſt von Rohra † 1521. (Tag Mar. Empf.)

Margaretha, 1529 Wittwe Reinhards v. Meſſen

Georg Sittich M. v. O. 1520 mit Marisfeld, 1530 mit dem Erbmarſchallamte belehnt, war würzb. u. henneberg. Amtmann, theilte mit Hannß Marſchalk 1544 den von Wilhelm II. M. v. O. hinterlaſſenen Antheil von Marisfeld. † 26. Feb. 1572. ux. Catharina von Schaumberg. vid. Tab. VII.

Hector M. v. O. 1520. 1530.

Friedrich Chriſtoph M. v. O. 1520.

V I.

olte zu Marisfeld 1386. 1393.

dCarl. Dietz. Martin. Elſe. Cunne (Cunigunde).
(waren anno 1485 alle geſtorben.)

als Erbmarſchall und Pfandinhaber des Schloſſes Maris-
erhält 1456 die Marisfelder Pfandſchaft als Mannlehn. † 1463.

Adolf M. v. D. erhielt
Anno 1464 ½ von Maris-
feld, lebte noch 1476. 82.
1512. ux. 1) Chriſtine
gb. Greuſſing 1508. 2)
Chriſtine geb. v. Schott,
Wittwe 1526.

Bartholomäus M. v D. erhielt 1464 ½ von Marisfeld, lebte noch 14.., war 1488 todt.

Dorothea, ux. Reinhards von Wechmar 1464.

Wilhelm III. (jun.) M. v. D. 148[illegible] u. 1517 mit Marisfeld. Gütern belehnt, beſaß Lehen zu Oſtheim ꝛc. 1518. † vor 1544.

Georg M. v. D. 1488 minderj.

Moritz v. D. 15.7. 1530 mit Maris-
feld belehnt. † 25 Auguſt 1460. ux.
Ottilie Truchſeß von Wetzhauſen.

Margaretha, verh an Heinz von Stein zu Barchfeld 1517.

Matern M. v. D. ſuccedirte 1604
mit einem Theil der von Bernhard M.
v. D. zu Walldorf hinterlaſſene Lehne.
† . . . . ux Eva von Hundels-
hauſen. vid. Tab. VIII.

Marie Magdalene, ux. Wolf Truchſeß von Wetzhauſen zu Sternberg und Schwickershauſen. † 1552.

Tab.

Georg Sittich Marſchalk von Oſtheim

Adam Georg M. v. O. wird 1576 mit Marisfeld und dem Erbmarſchallamte belehnt, † 1590. ux. 1) Maria, Adams von Guttenberg Tochter 1575. 2) Maria, Jakobs von Guttenberg, geb. 1556, verh. 1576. Er kaufte von Matern Marſchalk halb Marisfeld, beſaß alſo dieſes Gut allein und ganz.

Barbara geb. 1577, † 1609. ux. Dietrichs von Zettwitz.	**Chriſtoph Bernhard** M. v. O. geb. 1579, geſt. als Kind.	Eliſabethe Magdalene, geb. 1580. ux. Balthaſar Rab von Spreßhardt zu Aſchenhauſen. † 1624.	**Georg Friedrich** M. v. O. geb. 1581, † jung.

VII.

u Marisfeld, cf. Tab. VI. † 1572.

Hanns Wolf M. v. O.   Chriſtoph M. v. O.

dam Melchior R. v. O., geb. 18. Decbr. 1582. Be- tzer von Maris- eld und Erbmar- ſchall. † 1634.	Maria Eva, geb. 1584. ux. Moritz Burkh. v. Stein zu Oſtheim.	Anna Maria, geb. 1585.	Sibylle, geb. 1586.

Seine Mannlehne, nämlich zu Marisfeld, Stepfershauſen, Ober-
aß, Sandes, Bettenhauſen, Schmeheim und das Erbmarſchall-
mt erhielt ſein Vetter, Moritz Hermann Marſchalk v. O., der
Hof zu Gleichamberg iſt dem Herzog Joh. Ernſt heimgefallen,
ie Söhne- und Töchterlehne zu Marisfeld erhielt ſeine Tochter.

Maria Eva, verheirathet an Otto Hermann von und zu der
Tann auf Nordheim, lebte noch 1675.

Tab.

Maternus Marſchalk von Oſtheim, verkaufte ſein
erlangte 1607 die Succeſſion in das Marſchalliſch

Georg Hermann,
† als Kind.

Bernhard M. v. Oſth., † 1
ux. Anna Juliana, Tochter Heinrich
ſen. Rußwurm,

Ernſt, Moritz, Adolph, Bernhard Caſpar
ſtarben in der Kindheit.

Johann Friedrich M. v. O., geb. 1643, † 1688. ux. Soph

Franz Friedrich M. v. O. erhält
in der Theilung von 1705 Walldorf ꝛc.
† 24 Juli 1744.

Ernſt Dietrich M
v. O. † 1703

Friedrich Gottlieb M. v.
O., geb. . . . . ., erhält 1752
Walldorf, † 14. Novbr. 1762.
ux. Sophie Franciſca Bern-
hardine geb. von Ilten. 1744.

Eliſabetha Fran-
ciſca, ux. Fried.
Wilh. Guiß von
Guißenberg.
1755.

Chriſtian
Philippine
Louiſe.

Dietrich Chriſtian
Ernſt M. v. O.

Wilhelmine Chriſtiane Henriette Joh.
ux. Ernſt Ludwig Freiherr von Wol
zogen (1763).

VIII.

Hälfte von Marisfeld anno 158* an Adam Georg Marſchalk, Gut zu Walldorf ꝛc.

Moritz Hermann M. v. O. zu Walldorf, wird 1635 Erbmarſchall und ſuccedirte 1536 dem Adam Melchior M. v. O. in das Mannlehn zu Marisfeld, † 1638. ux. 1) Margaretha, Wolf Chriſtophs von Schaumberg Tochter. 2) Anna Margaretha, Wolf Dietrichs von Stein zu Altenſtein Tochter, 1625.

Georg Sittich, † als Kind.

Chriſtian M. v. O. wurde 1639 Erbmarſchall, † 1649. ux. Eva Maria Magdalena von Bibrach.

Francisca von Bettendorf.

Franz M. v. O. † jung.

Louiſe Chriſtiane, ux. Melchior von Baumbach.

Hanns Heinrich M. v. O. erhält in der Theilung von 1705 Marisfeld. † 4. Juni 1731. ux. Eliſabethe Dorothea Sophie von Bibra (aus Höchheim?).

Eleonore Marie.

Heinrich Auguſt M. v. O. erhält 1752 Marisfeld ꝛc.

Sophie Erneſtine Amalie.

Friedericke Caroline.

Einige

hiſtoriſche Angaben,

1) die Stiftungszeit des Kloſters Waſungen,
2) den Stifter des Kloſters zu Sinnershauſen,
3) die angebliche Schlacht bei der Wuſtung Fladenheim,
4) die Bevölkerung mehrerer Meininger Orte während der letzten 210 Jahre,
5) die Grafen Erfo und Chriſtan und die Frauen Cunihilt und Emhild

betreffend.

Von

G. Brückner.

1.

Das Wilhelmiterkloſter zu Waſungen (Thein oder Oberwelbach genannt, jetzt ein Domänengut) wurde nach der allgemeinen Angabe der hennebergiſchen Hiſtoriker um 1303 geſtiftet. Daß dieſe Beſtimmung indeß nicht richtig iſt und das Kloſter ſchon 1299 beſtand, demnach ſeine Stiftung früher, offenbar in das 13. Jahrhundert fällt, wo die meiſten Klöſter der Umgegend gegründet wurden, beweiſt nachfolgende Urkunde, die wir hier nicht allein zur Berichtigung der ſeitherigen vorgenannten Annahme, ſondern auch zur Ergänzung des Urkundenbuchs von Schöppach abdrucken laſſen.

Graf Berthold zu Henneberg verleiht den Wilhelmiter-Mönchen zu Waſungen das Patronatrecht über die daſige Stadtkirche.

7. December 1299.

Testamentum suum non bene disposuit qui terrenis tantum testatur heredibus, Christum vero sue non constituit substancie coheredem, quanquam autem in extremis legare quidem et distribuere cum cessat vsque terrenorum valeat quodammodo prævalere tantum creditur multifarie cum quis vite adhuc compos in membri caput suscipit datorem quam bonorum omnium in pauperibus refouere permittitur quam se in illis esurientibus refici conmemorat et quod ex suis minimo expenditur sibi perhibet esse factum. Hinc est quod nos Bertoldus dei gracia comes de henneberg, cura fratres heremitas ordinis sancti Wilhelmi, viros religiosos fauore singulari deuotionis affecti ob spem mercedis indesinenter orationum suarum & benefactorum mediantibus suffragiis consequende de consensu conthoralis nostre dilecte et heredum ceterorum beneuolo in fratres & ordinis memoratos Jus patronatus & presentacionis ecclesie parochialis in Wasingen pure transferimus per presentes, volentes vt post decessum domini Gerhardi plebani ibidem de ipsa se intromittant ecclesia ordinaturi super eadem iuxta priuile-

giatos et indulta sedis apostolice nec non reverendorum patrum quorum interfuerit huiusmodi negociis perinde nichil in ea juris peremtus nobis aut nostris heredibus reseruato. Testes huius rei sunt Gotfridus de Katza, Heinricus Schrimpf, Bertoldus advocatus in Wasingen, Hertnidus in Monte, Hertnidus Meysser milites nostri cum pluribus aliis fide dignis Ne autem error huic facto inposterum intercedat aut dubium presentem paginam nostro sigillo fecimus communiri Sigillo conthoralis nostre similiter coapenso Datum Anno domini M° cc° xcix° vij ydus decembris.

2.

Über den Gründer des Kloſters zu Sinnershauſen iſt viel gefabelt worden. Heim, dem bis jetzt faſt alle hiſtoriſchen und geographiſchen Schriftſteller über das Meininger Land gefolgt ſind, gibt (Henneb. Chron. II. p. 62) die allgemeine Sage: „Nach der Gemeinden Sagen ſoll zu Eccards ein Graf gewohnt haben oder ein Herr und zu Frittelshauſen auch einer. Beide ſollen um der Jagd willen uneins worden ſein und der Eccardſer ſoll den Frittelshäuſer auf der Stelle, wo jetzo das Kloſter ſteht, entleibet haben. Der Eccardſer ſei, ſeine Sünde zu büſſen, nach Rom zu Fuß gegangen; da ihm dann von dem

Papſt auferlegt worden, ein Kloſter zu bauen und darinnen ſeine Sünde zu büſſen: welches er auch gethan, an dieſe Stelle ein Haus erbaut, ſolches Sünderhaus genennet habe, ſei darauf ſelbſt hineingegangen und ein Mönch worden.“ — Indeß auch dieſe Angabe, die durch den unverſtandnen Namen des Orts und durch ein in Sinnershauſen noch erhaltenes ſteinernes Bild, welches einen Mönch, mit einem großen runden Stein auf der Bruſt, darſtellt und für den Stifter des Kloſters gehalten wurde, entſtanden ſein mag, müſſen wir als unrichtig zurückweiſen. Nicht ein Herr von Eccards, ſondern ein Ritter aus dem alten, im Sandland reich begüterten Geſchlecht der Herrn von Oberkatza war der Gründer des Kloſters. Den Beweis gibt das Registrum Ebracense vom Jahr 1340 — 1350, wo es heißt: Exemti (wahrſcheinlich Eremitae) fratres Wilhelmitae habent priorem et conventum domus in Synderleshusen seu in valle Rosarum im Sand, dioec. Herbipol. prope castrum Rosdorf, fundati ac dotati a milite dicto de Katza (Oberkatz), destructo postea castro nobilium de Kehr. S. Uſſermann*) Episc. Wirceb. proleg. p. XXXII. p. 502.

---

*) Uſſermann ſucht den Ort fälſchlicher Weiſe bei Roßthal und Cadolzburg.

3.

Der Ort, wo Kaiſer Heinrich IV. den 27. Jan.
79 von den Thüringern und Sachſen geſchlagen
d dadurch genöthigt wurde, auf die Wartburg zu
chten, heißt bei den Quellenſchriftſtellern (**Lam-
rtus Schaffnab., Marianus Scotus u. Bruno**)
ereinſtimmend Flatechheim (Fladechheim). Während
ſelben einige der frühern Hiſtoriker für Fladen-
m an der Elſter, andere für Flächheim oder Flarch-
m bei Langenſalza, noch andere für Fladungen im
irburgiſchen hielten, vertheidigte der Solzer Pfarrer
L. Heim anfänglich die letztere Annahme in einer
ondern, in Reinhardts Beiträgen zur Hiſtorie des
nkenlands (3, 112) abgedruckten Abhandlung, gab
r ſpäter, durch mehrere Localbenennungen ſeiner
gend beſtimmt, dieſe Meinung auf und nahm das
annte Schlachtfeld bei der, unfern Roſa gelegenen
ſtung Fladenheim an. Seine Gründe dafür legte
in dem Schriftchen: Von derjenigen Schlacht bei
denheim, welche Kaiſer Heinrich IV an den Grän-
des Amtes Fiſchberg gehalten. Meiningen 1766
nieder. Hierdurch hatte derſelbe ein hiſtoriſches
gniß mehr in das Meininger Land gelegt; indeß
em Ermeſſen nach mit Unrecht. Heim war nehm-
überraſcht, auf dem Hahnbergrücken des Amts
d und zwar zwiſchen Kaltenlengsfeld und Sin-
hauſen eine Reihe von Lacalnamen zu finden, die
t auf ein Schlachtfeld gedeutet werden können;

dahin gehören: Kaiſersgraben, Vorderkaiſersdruck, Hinterkaiſersdruck, Streitgrund, Hadereller, Oberſachſenau, Unterſachſenau. Da nun überdies 2 Stunden weſtlich von Sinnershauſen die Wuſtung Fladenheim vorkommt, alſo ein Ort, deſſen Name mit dem der oben gedachten Schlacht ähnlich klingt, ſo lag es nahe, Fladenheim und die erwähnten Punkte auf dem Hahnberg in Zuſammenhang zu bringen und, wozu beſonders die Benennungen Kaiſer, Sachſen und Fladenheim aufforderten, auf die Schlacht vom J. 1079 zu beziehen. So ſicher auch der patriotiſch geſinnte Heim in dem Zuſammentreffen aller dieſer Lokalnamen ſeine Meinung geſtützt glaubte, und ſo vertrauensvoll ihm hierin einige neuere Hiſtoriker nachfolgten, ſo zwingen uns doch mehrere Gründe, uns gegen ſeine Anſicht zu erkären.

Zuerſt muß man bedenken, daß der ſchmale Hahnberg gar kein Schlachtfeld für eine ſolche bedeutende Heermaſſe, wie ſie nach dem Bericht der Quellen in der Schlacht des Jahrs 1079 (Ende d. Jan.) zuſammenſtieß, abgeben kann, am allerwenigſten im Hochwinter, wo der Hahnrücken kaum für Fußvolk, geſchweige denn für Reuterei gangbar iſt. Zweitens lag das Schlachtfeld, wie urſprünglich beſtimmt angegeben wird, an einem zwar nicht *breiten*, aber *tiefen* Fluß; einen ſolchen ſucht man aber ſowohl auf dem Hahnberg als in der Niederung des ganzen Amtes Sand vergeblich. Ferner wie konnte Heinrich, der von Süden her gegen die Sachſen und Thüringer vorgerückt war und nach Norden hin ſeine Feinde vor ſich hatte, dennoch auf die Wartburg fliehen, wenn die Schlacht im Amt Sand vorgefallen wäre? Rückwärts, nicht vorwärts geht die Flucht. Aber auch angenommen, die Schlacht ſei auf dem Habuberg geſchlagen worden, ſo konnte ſie dann nicht nach dem Ort Fladenheim benannt werden, weil mehrere andre bedeutendere Orte*) näher an dem Schlachtfeld lagen, als Fladenheim. Endlich entſprechen ſelbſt die Namen, worauf Heim ſo viel Gewicht legt, dieſer Anſicht keinesweges. Sachſenau (die obere und untere) deutet gar nicht auf einen Kampf, ſondern auf einen ruhigen Anbau. Die Benennungen Hadereller und Streitgrund haben localprivate Beziehung und kommen mehrfach in den Flurbüchern des Meininger Landes vor. Kaiſersdruck und ebenſo Kaiſersgraben ſind wahrſcheinlich nach ihrem Beſitzer benannte Feldſtücke, wie der Markgrafenacker in der Steinbacher Flur ſeinen Namen von einem Bauer in Steinbach hat.

Aus dieſen Gründen müſſen wir dem Habnberg die Ehre, das in Frage ſtehende Schlachtfeld zu ſein, und der Wuſtung Fladenheim den Ruhm, der Schlacht den Namen gegeben zu haben, nehmen und das Schlachtfeld wo anders, am natürlichſten in der Ebne Thüringens, bei Flachheim unfern Langenſalza, ſuchen.

---

*) Kaltenlengsfeld, Oepfershauſen, Sinnershauſen, Roßdorf, Roſa.

4.

Die hiſtoriſche Wahrheit, welche die nachſtehende Tabelle für mehrere, meiſt zum Verwaltungsamt Meiningen gehörende Orte enthält, iſt auch zugleich auf viele andre Gegenden Deutſchlands anwendbar. Für die Werragegend begann der 30jährige Krieg in Rückſicht auf ſeine, Land und Leute verheerende Gewalt erſt mit dem Jahre 1631 und deshalb zeigen die Jahre 1631 und 1659, jenes den eigentlichen Stand der Bevölkerung vor, dieſes den nach dem 30jährigen Kriege. Wenn nun die Zuſammenſtellung des Jahres 1759 mit 1631 die furchtbare Verwüſtung des Kriegs anſchaulich darſtellt, ſo zeigt die Vergleichung der Jahre 1759 und 1843 mit dem Jahre 1631, wie nur allmählig die allſeitige Volksdichtheit eines Landes gewonnen wird und wie zwar mancher Ort die Bevölkerung des Jahres 1631 wieder erreicht, ſie hie und da ſelbſt überſtiegen hat, aber auch mancher weit hinter ihr zurückgeblieben iſt.

	Familien (Unterthanen)				Feuerſtellen			
	1631	1639	1739	1843	1631	1659	1750	1843
Meininchen	811	365	—	1359	616	389	—	545 (596)
Bachdorf	157	71	97	152	163	76	107	122 (134)
Leutersdorf	74	37	52	79	69	40	54	65 (75)
Queienfeld	135	47		118	123	82		105 (115)
Untermaßfeld	81	21		113	75	16	52	79 (91)
Obermaßfeld	70	23		73	71	24	42	59 (67)
Einhauſen	60	29		88	42	28	50	61 (67)
Belrieth	75	17		79	74	21	36	55 (63)
Wölfershauſen	36	12		59	53	13	30	52 (58)
Ritſchenhauſen	48	18		57	35	18	30	50 (54)
Neubrunn	65	28		74	70	27	60	65 (72)
Jüchſen	190	55		165	184	52	123	155 (165)
Berkach	17	8		99	17	8		90 (105)
Sülzfeld	136	38		109	107	86	77	96 (107)
Henneberg	76	30		104	79	27	51	90 (104)
Hermannsfeld	42	16		61	44	19	40	50 (58)
Stedtlingen	96	88		68	54	30	44	59 (69)
Bettenhauſen mit Seeba	186	76		145	158	62	110	148 (158)
Herpf	150	48		128	120	44	50	111 (121)
Stepfershauſen	150	54		135	128	53	81	113 (118)
Solz	46	22		54	40	19	28	35 (45)
Dreißigacker	41	24		80	45	22		65 (77)
	2742	972		3374	1767	756		2320 (2565)

5.

Unter den Grafen des Grabfeldes kommen mehrere vor, welche die Geſchichte in Bezug auf ihre Abſtammung nicht recht unterzubringen weiß. Dahin gehören beſonders Erfo und Chriſtan, beide in der Mitte des 10. Jahrhunderts in dem Grabfeld angeſeſſen. Wir führen zuerſt ihre Schenkungen an, um daraus die Größe ihrer Beſitzungen und die Gegend ihres Wirkens zu erkennen.

Ums Jahr 856 ſchenkte Erfo dem Kloſter Fulda und dem Hochſtift Würzburg beträchtliche Güter. S. Schannat. tr. u. **Eberh. Summ. C. II. no. 113.**

A. an Fulda ſeine Güter zu

Ronesdorf,

Hersin (Herpf im heſſiſch. Amt Friedewald),

Berchohe (Berkach),

Erpholestetin (Herbſtadt, ſüdlich von Römhild im Baieriſchen),

Zwirgemaresfeldun (Marisfeld, Amt Themar. Man kennt jetzt nur einen Ort des Namens; wahrſcheinlich lagen beide beiſammen und ſind zuſammen gefloſſen),

Luhhisunterun (Sontra),

Rore (Rohra, Amt Kühndorf im preuß. Henneberg),

Heutinge (Hendingen, im baier. Landgericht Mellerichſtadt),

Fiselesdorp (Veilsdorf bei Hildburghauſen),

Arifelde (Eisfeld im Meiningiſchen),

Walabure (Walbur im Koburgiſchen),
Helidungon (Hellingen im Amt Heldburg),
Altunsteti (Allſtadt im koburg. Gericht Rodach),
Botolfestat (vielleicht Bockſtadt bei Eisfeld ohnweit Heid, mit dem es mehrmals zugleich vorkommt, oder Bettſtadt zwiſchen Königsberg, Kirchlautern und Eltmann),
Greifesdorf (Streufdorf bei Hildburghauſen oder Greisdorf im Baunachsgrund),
Zwirgenlichesfeldun (vermuthlich Lichtenfels am Main),
Sulzitorph (Sülzdorf, Amt Römhild),
Marchereshusen (Merkershauſen, Landgericht Königshofen),
Othelmeshuson (Ottelmannshauſen, Landgericht Königshofen),
Birchinafelde (Birkenfeld bei Hildburghauſen),

B. an das Stift Würzburg ſeine Güter in:

Quirnahu (Körnach) } beide im Gau Gozfeld nord-
Bleichfeldun (Bleichfeld) } öſtlich von Würzburg,
Tungide (Thüngen im Weringau bei Carlſtadt),
Suuabohuson (Schwabhauſen, im Amt Römhild),
Ziberon (Zimmerau, im Landgericht Königshofen),
Geturne,
Scebach (Scheppenbach nördlich von Dettelbach),
Turnilohun (Thuers, Wuſtung bei Zillbach?)
Vuanen (Wahns im ehemaligen Amt Sand? Nach Andern ſind beide Orte entweder Theres und

Wohnfurt am Main oder Oberdorla (ſ. dipl. **Henrici I. R. a. 932** in **Schmink monum. Hass. p. 657**) und Fahnern zwiſchen Gotha, Erfurt und Tonna.)

Reodun (der Hof Rieden im Amt Kaltennordheim),

Brustlohun (Proßelheim, nordweſtlich von Dettelbach. v. Schultes hält es irrig für Brandlohe am Einfluß der Aiſch in die Regnitz. S. deſſen dipl. Beiträge 1792 S. 324),

Saxahu (Wüſtenſachſen im Landgericht Fladungen),

Tonnahu (Thüngen? Thüngersheim?),

Erſo war demnach im öſtlichen Grabfeld reich begütert und mußte darum auch König Ludwigs Feldzüge gegen die Sorben mitmachen. Auf einem ſolchen Zuge gegen die Daleminzier und Böhmen kam Graf Erſo im Jahr 856 ums Leben. **Annal. Fuld.** a. 856: **In qua expeditione perierunt comites Bardo et Erpf cum aliis quam pluribus.** Im **Necrol. Fuldens.** iſt beim Jahr 860 angemerkt: **Erpho comes.** Dieſe Angabe iſt indeß falſch, wie ſchon Eckhart (**II.** p. 450) richtig geſehen hat. Erſo ſcheint ein Verwandter der gleichfalls im öſtlichen Grabfeld begüterten Emhild, der Stifterin des Kloſters Milz, geweſen zu ſein, weil beide mehrfach an denſelben Orten angeſeſſen waren.

Emhild	Erſo
783. 799.	856.
Hendingen	**Hentinge**
Sulzitorp	**Sulzdorf**

Bercohe	**Berchohe**
Helidungen	**Helidungon**
Greifesdorf	**Greifesdorf**
Heriolfestat	**Erpholestetin**
Othelmeshus	**Othelmeshuson**

Erfo tritt 856 vom Schauplatz ab und 857 kommt Chriſtan zuerſt als Graf im Grabfeld vor. Wahrſcheinlich war Chriſtan nicht allein der Nachfolger, ſondern auch ein Verwandter des Erfo, indem jener unmittelbar auf dieſen folgt und dann in derſelben Gegend wirkſam und an mehrern Orten, wo dieſer begütert war, gleichfalls angeſeſſen iſt. Chriſtan wird öfters und zwar nicht allein als Wohlthäter der Klöſter, ſondern auch als „verdienſtvoller, treuer Beamter" gerühmt, weshalb ihn auch ſein König mit Gütern beſchenkte.

Im Jahr 857 übergibt er ſeine Güter zu Jüchſen an das Kloſter Fulda. S. Schannat **T. F. tr. 486: Ego Christan — trado deo et S. Bonifacio Martyri ejus — de illa etiam hereditate, quam Vuaho meae fidei tradendo commendavit, ut duorum electionem habere potuissem, ut aut inde loca sanctorum honorarem seu etiam id propria pecunia redimerem. hoc est quod trado: in provincia Grapfeldonum in villa quae Juchisa vocatur et in terminis ejus, quicquid ibi de proprio jure in jus et dominationem tradidit. Facta est haec traditio publice in villa Juchisa — Signum Christani comitis.**

Bei der Zuſammenkunft Ludwigs, Carls des Kahlen und Lothars II. zu Koblenz 860 waren unter andern zugegen die Oſtfranken Hatto (von Mainz), Adalbert, Burchart (Wettereiba) und Chriſtian (Grabfeld), Leutulf (?), Heſſo (Saalgau), Sigehard. S. Baluze **Capit. T. II p. 137.**

864 befiehlt König Ludwig (**Praeceptum Ludovici Reg. a. 864 VI Kal. Febr.**) den Grafen Lutolf, Chriſtan und Heſſo (**provincialibus per Buchoniam constitutis**), **ut coloni, qui agros Fuldensis monasterii colunt et ad regiam curiam censum persolvere debent, eundem in posterum Rudolfo monacho qui praeest scolaribus, ad ministerium suum persolvant.** S. Schann.*) **Buchon. vet. p. 330 ad III Coloni.**

Im J 866 ſchenkte König Ludwig der D. dem Grafen Chriſtan 14 königliche **mancipia**, ohne weitere Bemerkung über ihren Wohnort. S. **Dipl. in Guden.****) **Cod. dipl. I. p. 344 — quidam** illustris fidelisque Comes noster, nomine Christianus, veniens ad Procerum nostrorum presenciam, postulavit serenitatem nostram, ut quedam mancipia nostra propria — ei in proprium concessissemus — Dedimus itaque prescripto fideli Comiti nostro Christiano hec mancipia nostra propria utriusque sexus, quorum nomina sunt etc. 8 Id. Julii ao. 28 Regni in orientali Francia — Actum Gisestad (Bisestad).

---

*) Dieſer von Schannat bekannt gemachte Befehl Ludwigs an die Grafen Lutolf, Chriſtan und Heſſo iſt, ſeine Aechtheit vorausgeſetzt, weder vom Kaiſer Ludwig dem Frommen, noch vom Jahr 834, ſondern vom König Ludwig dem Deutſchen und vom Jahr 864, weil damals jene 3 Grafen lebten.

**) Guden ſchreibt dieſe Urkunde mit Unrecht dem König Ludwig III. im Jahr 881 zu, was Heumann (de re dipl. II. p 317) und Andre ſchon gerügt und corrigirt haben.

Im Jahr 866 ſteht unter den Zeugen der Vollziehung einer Schenkung (ein gewiſſer Nordmann hatte im Auftrag ſeines verſtorbenen Herrn und Grafen Heſſo Güter in den 3 grabfeldiſchen Orten Alsleben, Eyershauſen und Herbſtädt an Fulda zu übergeben) auch Chriſtan. S. Schannat tr. 499.

Um das Jahr 870 wird der Ort Frienhuſen in Comitatu Christani genannt. S. Schann. tr. 515. Der Ort iſt unbekannt, offenbar lag er im öſtlichen Grabfeld, weil die Zeugen daher waren.

Im Jahr 874 werden im Grabfeldgau folgende Orte als zu der Grafſchaft Chriſtans gehörig angegeben:

Grinstat (es gibt weder einen Ort noch eine Wüſtung des Namens in dieſer Gegend, wahrſcheinlich ſoll es Grumbach ſein, deren eins bei Breitungen, eins bei Liebenſtein und zwei bei Schmalkalden liegen),

Suuallunga (Schwallungen)

Smalacalta (Schmalkalden),

Vuasunga (Waſungen),
Kazaha (Katza),
Heripha (Herpf),
Gervateshus (Gerthauſen im Amt Kaltennordheim),
Vualtrateshus (Waltershauſen im Landgericht Königshofen),
Ibinstat (Groß= oder Kleineybſtadt unfern Königshofen),
Sala (Saal bei Neuſtadt),
Heilidunga (Hellingen),
Glismuoteshus (Gleismuthhauſen im Landgericht Seßlach),
Botolvestat (Bettſtadt),
Isanheim (Eiſenheim).

Im Jahr 876 wird Oſtheim in der Grafſchaft des Chriſtan aufgeführt. S. Schann. tr. 519.

König Ludwig entſchied auf dem Reichstag zu Ingelheim den Zehentſtreit zwiſchen Mainz und Fulda in Gegenwart vieler oſtfränkiſcher Biſchöfe und Grafen, darunter war auch **Kristan comes.** S. Schann. **Diœc. et Hier. Fuld. prob.** p. 239.

Nach dem fuldaiſchen Sterberegiſter iſt Graf Chriſtan den 12. März 871 geſtorben und es müßte demnach, dies als richtig vorausgeſetzt, ein Chriſtan **II.** angenommen werden, auf den die obigen Angaben von den Jahren 874 und 876 zu beziehen wären. In dieſem Fall, dem mehrere Hiſtoriker gefolgt ſind, würde Chriſtan **II.** nur einige Jahre Graf geweſen ſein, indem nach dem Jahr 876 im Grabfeld kein

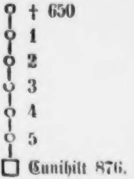
Graf deſſelben Namens, wohl aber 53 Jahre ſpäter ein Chriſtan als ein im Schalkauiſchen begüterter Herr vorkommt. Es kann aber immer auch möglich ſein, daß das im fuldaiſchen Sterberegiſter angegebene Todesjahr falſch iſt und daß wir nur Einen grabfeldiſchen Chriſtan haben. Der Edle Chriſtan, der im Jahr 929 genannt wird und der damals ſich Pferde, welche ungezähmt waren und dem Abt zu Fulda gehörten, angeeignet hatte, aber zu deren Herausgabe verurtheilt wurde, hatte ſeine Beſitzungen zu Bachfeld und Heid, zwei Ortſchaften im Meininger Oberland und wahrſcheinlich ſaß er und ſein Geſchlecht auf der bei Bachfeld, auf dem Gruber Berg vordem befindlichen Burg, von der nur noch die Umriſſe des Wallgrabens und der Name („Grüber Burg“) erhalten, deren Mauern und Bäulichkeiten aber ſchon längſt verſchwunden ſind und die urkundlich nirgends als beſtehende Burg erwähnt wird, ein Beweis, daß ſie ſchon in ſehr alter Zeit vergangen ſein muß. Keßler von Sprengseyſen hat ſchon dieſe Muthmaßung in Bezug auf unſern Chriſtan (ſ. Topographie des Meininger Oberlandes p. 183) aufgeſtellt, ob er gleich einige Stellen der Urkunde unrichtig ausgelegt hat.

Unter den Frauen, die im Grabfeld in dem 8. und 9. Jahrhundert reich begütert waren, ſind beſonders zwei wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen das Stift Fulda hervorzuheben, die oben erwähnte Emhild Ende des 8. und Cunihild im 3. Viertel des 9. Jahrhunderts, jene hauptſächlich in den Ämtern Römhild und Hildburghauſen, dieſe in den Ämtern Waſungen und Heldburg und in Schmalkalden angeſeſſen. Emhild, über deren Abſtammung mehrere Hypotheſen aufgeſtellt worden ſind, beſaß Güter zu Milz, Rotmulti (Römhild), Hentingi (Hendungen im L.G. Mellerichſtadt), in 3 Hochheim (Höchheim bei Aubſtadt, Höchheim oder Mönchshof bei Menthauſen; das dritte iſt unbekannt), Sulzitorf (Sulzdorf im Amt Römhild), in 3 Geochhuſen (Gehaus im Weimariſchen an der Rhön, Hauſen bei Fladungen, Hohnhauſen im L.G. Hofheim), in 3 Berchohen (Berkach im Amt Römhild), Wilantesheim (?), Helidunga (Hellingen), Baringe (Behrungen), Hintifeld (Hindfeld im Amt Römhild), Duriſtodla (Duringſtadt bei Staffelſtein), Buidano (Oberhaid im L.G. Bamberg), Gelteſtad (?), Tagamar (Themar), Beinheresſtad, Troſcesſtad, Tingesleia (Dingsleben), Struſidorf (Streuſdorf), Norddorf (?), Siduchesſtat (Seidingſtadt), Greiſesdorf (Greisdorf im L.G. Ebern), in beiden Eichesfelt (Ober- und Unteresfeld im L.G. Königshofen), Hisheresbus (Eyershauſen im L.G. Königshofen), Heriolfeſtad (Herbſtadt, ebendaſelbſt), Othelmeshus (Ottelsmannshauſen, ebendaſ.), Irminolteshuſon (Irmelshauſen, ebendaſ.), Gerwineshuſen (Germelshauſen, Wuſtung unfern Kühndorf), Wigfrideshus (?), Bullinaſtat (?), Grimdeoſtat (vielleicht Krottenſtadt im L.G. Mainberg). Emhild ſchenkte den größten Theil ihrer Beſitzungen, ſowie auch das Kloſter Milz, das ſie 783 geſtiftet und reich begabt hatte, aber bei den damals häufigen Einfällen der Sorben nicht geſichert fand, dem mächtigen Stift Fulda, ſie ſelbſt begab ſich in das Kloſter Biſchofsheim.

Cunihilt übergab 867 alle Beſitzungen, die ſie von ihrer Mutter Waldrade zu Höret in der grabfeldiſchen Mark Wölfershauſen ererbt hatte. S. Schann. **tr. 506: Ego Cunihilt trado — in provincia Grapfelde in finibus Vuolfricheshusano in villa nuncupata Hohireod quicquid mater mea Vualrat manu potestativa mihi tradidit. Acta est haec traditio in villa Hohireod, quae a quibusdam Vualtratehus dicitur** (Ein Irrthum des Concipienten der Urkunde, denn weſtlich von Wölfershauſen liegt Hohenrod, öſtlich Waltershauſen). Ferner übergab ſie 874 ihre Güter zu Grinſtat (lag wahrſcheinlich an der Grumbach), Snuallunga, Smalacalta, Vuaſunga, Kazaha, Heripha, Gerratcshus (Gerthauſen), Vualtratcshus (Waltershauſen), Ibinſtat (Eybſtadt), Sala (Saal), Heilidunga, Glismuoteshus (Gleismuthhauſen), Botolveſtat (Bettſtadt oder Bockſtadt), Iſanheim (Eiſenheim).

Es fragt ſich, wie kam damals ein Frauenzimmer zu ſo vielem ächten Grundeigenthum? Die **lex sal. tit. 26**, die **lex Rip. tit. 36**, die **lex Angl et Werin. tit. 6** ſchließen die Töchter von der Succeſſion ins ächte Eigenthum gänzlich aus, ſo lange noch

Schwertmagen (lancea) bis zum 5ten Grad der Verwandtſchaft da ſind, in deren Ermangelung aber post quintam (generationem) filia ex toto sive de patris sive de matris parte in hereditate succedat et tunc demum hereditas ad fusum (Spillmagen) a lancea transeat. Späterhin ward dieſe Beſtimmung durch Einwirkung einiger Lehren des kanoniſchen Rechts bis zum 7. Grad ausgedehnt und ſo hat der Sachſenſpiegel I. Art. 3 die Regel aufgeſtellt. Der Vater der gedachten Cunihilt mußte alſo bis zum 5ten Grad keine Agnaten haben.



Ein gleiches Bewandniß hat es mit der Edlen Emhild.

* * *

Hiſtoriſche Mittheilungen

von

Ludwig Bechſtein.

1) Die Bevölkerung der Stadt Hildburghauſen im Jahr 1412.
2) Ein fränkiſches Ritterbündniß und eine große Turnirgeſellſchaft.
3) Der Kirchenſchatz des St. Egydienſtifts zu Schmalkalden.
4) Die ſieben und zwanzig Artikel des Rathes und der Bürgerſchaft zu Arnſtadt im Bauernkriege.
5) Atterode.

Die Bevölkerung der Stadt Hildburghauſen im Jahr 1412.

Im erſten Jahrgang unſers hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Taſchenbuches gab ich einige kleine vereinzelte Notizen unter dem Sammeltitel: Aehrenleſe auf dem Felde der Fränkiſch-Hennebergiſchen Geſchichte, welche ich im vorliegenden Jahrgang, aber ohne dieſen Sammeltitel, erweitert fortſetze. Es iſt zu ſolchen Beiträgen ein unerſchöpfliches Material vorhanden, und für Leſer die geſchichtlichen Nachrichten überhaupt hold ſind, bietet daſſelbe gewiß ein mannichfaltiges Intereſſe dar. Wenn auch jede vereinzelte Nachricht in irgend einem Zuſammenhang ſteht mit dem geſchichtlichen Geſammtintereſſe der Zeit aus welcher ſie zu uns herüberklingt und uns aufbewahrt blieb, ſo iſt es doch nicht immer möglich, ja nicht einmal nöthig, jenes Geſammtintereſſe weitläuftig zu erörtern, und die vereinzelt hingeſtellte

Kunde büßt deshalb von ihrem Werth nichts ein, wenn ſie ſich eben blos als ſolche giebt.

Die den ſtädtiſchen gelehrten Anſtalten Hildburghauſens überwieſene ehemalige Herzogliche Bibliothek daſelbſt bewahrt neben manchem ſchätzbaren und werthvollen Werk auch ein altes Stadtbuch in klein Folio auf, welches wohl früher Eigenthum des Magiſtrates geweſen ſein dürfte, und mancherlei anziehende Nachrichten, auch Urkundenabſchriften und dergleichen enthält. Dieſem iſt nachſtehendes Verzeichniß der Bevölkerung Hildburghauſens vom Jahr 1412 entnommen.

Wenn auch nur Namenverzeichniß, iſt daſſelbe doch nicht ohne Intereſſe, regt zu Vergleichungen an, läßt gewahren, welche noch blühende Familien dort ihre Vorſahren bis in jene Zeit hinauf geführt ſehen, und ſo manches Andre. Mir ſelbſt war es überraſchend, meinem eignen Zunamen darin zu begegnen, da ich denſelben dort nicht vermuthen konnte. Auch ſehen wir, wie wenige Adelsfamilien dort anſäſſig waren, ſehen, daß mancher Name nur vom Gewerk, nicht vom Geſchlecht gegeben ward, der erſt ſpäter erblich wurde, daher die überaus zahlreichen Familiennamen Müller, Schneider, Schmid, Wagner, Fiſcher, Weber, Seiler, Koch u. A. überhaupt. Juden finden ſich noch nicht zahlreich dort anſäſſig; die Bezeichnung Jude wurde in dieſer Zeit ſtets dem Namen hinzugefügt, ſo auf Urkunden, wie auf dieſen Verzeichniſſen. Man liebte es, den Nichtchriſten auf jede Weiſe zu kennzeichnen, und ſtatt, daß der Jude mit Gewalt gezwungen wurde, das Eigenthümliche ſeiner Tracht abzulegen, wie jetzt in Rußland und Polen, ſah er ſich von der Gewalt des Staates, der ihn duldete, dahin gewieſen, auch durch Kennzeichen der Kleidung ſich vom Chriſten im alltäglichen Leben zu unterſcheiden. In dieſer Beziehung war es meiſtens der ſpitze gelbe oder lichtgraue Judenhut, welchen zu tragen, dem Iſraeliten unerläßlich war. Dieſer erſcheint auf bibliſchen oder auf rechtsalterthümlichen Bilderhandſchriften des 12 – 15 Jahrhunderts häufigſt und kennzeichnet ſeine Träger immer als Juden, beſonders da, wo dieſelben in Maſſe, als Volk, als Männer, erſcheinen; Frauen und Knaben tragen ihn nicht.

Im nachfolgenden Verzeichniß iſt die urſprüngliche Rechtſchreibung beibehalten worden, nur einige Namen erhielten zu näherem Verſtändniß in Klammern die Bezeichnung der Umwandlung in die heutige Sprech- und Schreibweiſe.

*Daz sint dy hertstat *) zu Hilpurghusen Anno xii. (1412) In vigilia sci (sancti) Kyliani.*

Thytz Smit.
Rabnolts Kint.
Herman Keyner.
Cuntz Wayner (Wagner).
Hans Seiffert.
Heintz Harcher (Heinrich H.)
Grethe Kindehans.
Heintze Liebe.
Gutkint iude **).
Apel Schonreder (Schönreder).
Heintz Clusener (Klauſner).
Peter Hocke.
Cuntz Bewmer (Conrad Bäumer.)
Heinrich Bechstein.
Heintze Renke.
Hans Tultner.
Junge Umlicheim Hus ***).
Heintz Slegel.
Els Eberthartin.
Heintz mit der Hant.
Hans Bewtl (Beutel).
Claus Smid.
Cuncz Wiel.
Wilhelm Fischer.
Claws Smit.
Clauws Thein.
Claws Rörich.
Hanns Tölr.
Petze Schade (Berthold Schade).

---

*) Herdſtätten, Häuſer.

**) Dieſer Jude Gutkind kommt in Hennebergiſchen Urkunden nicht ſelten vor; er ſcheint mit den Grafen Wilhelm II. und III. von Henneberg mancherlei Geldgeſchäfte gemacht zu haben und wohlhabend geweſen zu ſein.

***) Hier iſt nur das Haus bezeichnet; vielleicht ſtand es leer.

Thyz Heribolt (Dietrich H.)
Heintze Grymme.
Claws Breitbach.
Katherin Boppin.
Claws Unger.
Hans Unger.
Hans Wylant.
Herman Hewbner. (Heubner).
Hans Mulluelt (Mülfeld).
Herman Kuner.
Heintz Hartmut.
Heintz Uneben.
Hans Stor.
Peter Smit.
Herman Hoffer.
Hans Schubart.
Hans Schuwart.
Hans Ffron.
Heintz Tuber.
Hermann Schypel.
Hans van Erl.
Hans Slusung.
Claus Star.
Herman Humel.
Fritz von Glichin (Gleichen).
Seiffert Essgae.
Claws pfister oder Congot.
Hans Metzler.
Hans Shwemlein (Schwemmlein).
Heintz Ortlein.
Hans Sneider.
Hans Swemlein der junge.
Hans Reiff.
Hans Goltsmit.
Henric Mulner (Müller).
Hermann Stissel.
Petze Sasse.
Ebirhart Mulner.
Hans Sloszer.
Teutlteup.
Heintz Kalkgruber.
Hans Hoffman.
Heintz vō Birkinfelt.
Cuntz Kerchner (Kirchner).
Herman Smit.
Thomā vān der Linden.
Claus Petze.
Heintz Seuberlich.
Hans Baumgartner.
Heintz Renner.
Contz Buheler.

Contz Seiler.
Juden huse *).
Contz Wagners Hus.
Thitz Latolff.
Hans Keylholtz.
Thytz Putner.
Heintz Seiler.
Bartelmes und Rebelin.
Herman Petze.
Claws Sloszer.
Hans Esell der jung.
Thitz Schmider.
Hans Esell der alt.
Hans Hatzig.
Eerman Schypel.
Jacoff Schuwart.
Apel Heyn.
Apel Meye.
Swembach Brewhus **).
Hans Brunqual.
Hans Ditzel.
Hans Reinhart.
Hans Curing (oder Kurnig).
Heintz Beheim.
Karl Sneiter.
Claus Theyn.
Hermann Stedeler.
Cuntze Tilger.
Dytzel Steinfelt (Dietrich St.)
Heintze Waszermann.
Hans Knot.
Hermann Phurtz.
Henne Phartz.
Peter Bornquel.
Hans Pauls.
Schunerin ma (Maria?).
Claus Bretbach.
Endres Ruckhut.
Conr. Mulner.
Cuntz Thrymer.
F. Specherin Sim.
Hertwig.
Alban.
Hans Grubner.
Lutz Geiselbrecht.
Hans Weber.
Vanebach.
Petz Grubner.

---

*) Wieder ein Haus ohne Namen des Bewohners.

**) Wahrſcheinlich kein Name, ſondern Brauhaus am Schwemmbach.

Hans Trichtreman.
Seitze Schuwert.
Cuntz Gotze.
Lange Herman.
Cuntz Urselt.
Heietz Genslein.
Peter Snewsz (Schneaß).
Thitz Helwig.
Hans Pole.
Peter Hase.
Peter Hehtzolt.
Heintz Spiszlein.
Luty Jeger.
Cuntz Fruman.
Heintz Kelsa.
Conr. Sneiters Frau.
Hans Bruwr (Brauer).
Herman Schultheiss.
Hans Mulich.
Herman Langot. (Langgut)
Apel Sasse.
Cuntz Schypel.
Cuntz Hok.
Swemlins Hoffstat.
Albrecht Heffner.
Toldi Phart.
Heintz Oehlein.
Cuntz Borich.
Heintz Kremer.
Claws Weiggut.
Licher Hans.
Herman Hypel.
Kunne Kestin. (Kunigunde K.)
Hans Endris.
Hans Bopp.
Petz Hertleip.
Heintz Bohler.
Claws Heinkel.
Eberhart Kilger.
Heintz Lube.
Cuntz Lehener.
Hans Marting.
Hans Hermans.
Claus Kuefner.
Herman Rosenschin.

Daʒ sint dy Husgenoʒʒin[*]*).*

Kunne Bechsteinein.
Heintz vom Sighärt.
Hans Kremer.
Peter Wolmacher.
Hans Mynuling.
Cuntz Theyn.
Hans Schmider.
Hans Frumann.
Petz Weber.
Apel Gernot.
Heintz Czymmermann.
Herman mit der Thür.
Seiffert Eszge' (?)
Endres Kremer.
Thitz Srimff.
Diz Bachmann.
Hans Vasold d' iunge.
Hans Grokusz.
Petz Seiloch.
Brunquælein. (Brunnquellin)
Fritz Rudolff.
Claus Rorich.
Veke Chzg'nein (?).
Heintz Bopp.
Cuntz Friman (Freimann).
Hans Sidenswanz.
Itell Ortlein.
Hans Narpp.
Ditzel Mospach.
Claus Hübner.
Petz von Nitzenhusz.
Hans Kessler.
Kune Slusing.
Hanns Pauls der iunge.
Cuntz Sidenswanz.
Hans Schultheisz.
Hans Seitze.
Petz Pecke.
Thytz Warich.
Ditzel Toporn.
Claus Sneider.
Conz Slusung.
Cuentzchein Vasolt (Kunzchen V.).
Endres Schuwart.
Hanns Karl Sneiders Eydem.
Cunrat vō Wasungen

---

[*]) Hausgenoſſen, Miethlinge.

Engelhart Weber.
Barthelmes.
D'jng Jentsch (Der junge Jentſch).
Hanns Hewreuchl.
Hanns Biderman.

Vor dem Thor.

Peter Heffner.
Fritze Heffner.
Cuntze Noller.
Cuntze Grewlich.

Daz sint dy usswarten *).

Hans Reinhart.
Hans Mullner von Struffdorf.
Hans Roming.
Petze Fflade.
Heintz Mullner von Heselrit.
Ffritz Kune.
Hans Masvelt.
Eberhart Tilger.
Hans Bopplein der ält.
Heintz Kewdel (Keudel).
Mertin Hase.
Heintz Kremer.
Cuntz Petze zu Walraben (Walrabs).
Heintz Petze.
Contze Petzen muter.
Hans Lube von Birkenfelt.
Cuntz Mulner von Heldpurg.

---

*) Auswärtige, wahrſcheinlich ſolche, die in der Stadt oder im Weichbild, vielleicht auch vor den Thoren, Beſitzungen hatten.

Ein fränkiſches Ritterbündniß, und große Turnir-Geſellſchaft,

aufgerichtet zu Schweinfurt 1387 am 23. September.

Ritterbündniſſe zur Verfolgung beſonderer und gemeinſamer Zwecke waren im Mittelalter nicht ſelten. Manche derſelben erlangten hiſtoriſche Bedeutſamkeit, ſo in Heſſen zur Zeit des Landgrafen Hermann der Bund der Sterner, welcher eine weitverzweigte Verſchwörung gegen dieſen, den Landesherrn bildete, und deſſen Oberhaupt ein Graf von Ziegenhain war. Von deſſen Wappen wurde ein Stern als Bundeszeichen angenommen, und an Helmen und Hüten heimlich oder auch öffentlich getragen. Dieſer Bund gegen den Landgrafen gedieh zu ſolcher Macht, daß dieſer nur bei ſeinem Volke und bei befreundeten Nachbarfürſten, ja beim Kaiſer ſelbſt Hülfe gegen ihn ſuchen mußte, und daß es ihm nur mit großer vereinter Waffengewalt gelang, die rebelliſche Ritterſchaft zu überwältigen und die Macht des Sternbundes zu brechen.

Die Zeit rief indeß auch noch andere Bündniſſe hervor, zu minder ſtaatsgefährlichen Zwecken, meiſt nur zu gegenſeitigem Schutz, der dann freilich immer in ein Maſſemachen gegen die Fürſtenmacht umſchlug, ſobald einzelne Glieder ſich durch dieſe geſchädigt glaubten. So entſtanden in Heſſen die Sitticher, die Bengler oder Klopfer, in Weſtphalen die Falkner; am Rhein die Ritter von dem grimmen Löwen, des Wolfs und Andere. Von vielen dieſer Bündniſſe bewahren alte Chroniken nur die Namen auf, andere leben in den Sagen des Volkes oder in Romanen fort, wie die Löwenritter, von Spieß, und nur von wenigen, wie von den Sternern und Sittichern iſt Ausführliches und Gewiſſes aus dokumentalen Überlieferungen bekannt.

Auch unſer Frankenland brachte einige ſolcher Ritterbündniſſe hervor, theils nur Turniergeſellſchaften, wie die des Einhorns, des Bären und Andere, doch aber auch noch einen Bund erweiterter Richtung, und obſchon derſelbe ſich keinen Namen gemacht zu haben ſcheint, ſo hatte ich dafür die Freude, ſeine Statuten aufzufinden, welche ein treues Bild von Brauch und Sitte dieſer Bündniſſe überhaupt gewähren, und hier im beſondern ſowohl durch die Geſetze und Einrichtungen, als auch durch die Mitglieder ſelbſt von geſchichtlichem Intereſſe iſt.

Es war eine ſehr anſehnliche Geſellſchaft von Einhundert und ſieben und dreißig fränkiſchen Grafen, Rittern und Edelknechten, die ſich im Jahr 1387 zu Schweinfurt vereinten zu gegenſeitigem Beiſtand aller für einen und eines für alle, zu gemeinſamer Kleidung bei Turnieren oder Fehdezügen, zu einem förmlichen Kapitel, unter dem Vorſitz eines Königs und zweier Räthe; zu einer Bundeskaſſe u. ſ. w. Das Bundesoberhaupt, der König, ſollte alle Jahre aufs Neue gewählt werden, und dieſe ſollte, doch mit Bewilligung der Geſellſchaft, ſeine beiden Räthe ſelbſt aus ihrer Mitte küren; dieſe drei ſollten unpartheiiſche Richter in allen ſtrittigen Angelegenheiten des Bundes ohne Anſehen der Perſon ſein; ihnen ward im erſten Jahr freigeſtellt, Wen ſie in den Bund aufnehmen wollten, ſpäter aber ſollte das Capitel über Neuaufzunehmende entſcheiden. Den verſtorbenen Mitgliedern ſollte der Bund am nächſten Capitel ein Todtenbegängniß halten. Söhne der Mitglieder durften vom 18. Jahr an,. wenn ſie geeignet befunden wurden, in den Bund treten. Neuaufgenommene wurden auf die Bundesmatrikel verpflichtet, und mußten an dieſelbe ihr Siegel hängen, auch durch Handſchlag Treue geloben. Wer ſeine Geldbeiträge nicht entrichtete, mußte ſich gefallen laſſen, daß bei Juden oder Chriſten durch Anweiſungen auf ihn gezogen wurde. Wer das Ordenskleid anzulegen verſäumte, wenn es zu tragen nöthig war, fiel in Geldſtrafe. Ohne Anzeige und mit Wiſſen des Königs und der Räthe ſollte Niemand, aus dem Bunde treten. Auswärtige Mitglieder, d. h. nicht in Franken ſeßhafte, waren von Geldbeiträgen befreit; ebenſo diejenigen, welche vom Capiteltage wegzubleiben, durch eine der „vier Nöthen“ gezwungen wurden. Dieſe vier Nöthen waren Waſſer, Feuer, Haft und Krankheit; doch mußte dieſe Abhaltung bewieſen werden. Zerwürfniſſe der Mitglieder unter ſich ſollte der König mit den Räthen anhören und vertragen, und dazu beſtimmte Gerichtstage ausſchreiben.

Dieß ſind im Allgemeinen die Grundſätze des Bundes; ſie ſind klar, durchdacht und verſtändig.

Die mir vorliegende, im Hennebergiſchen Geſammtarchiv als Pergament-Urkunde Nr. DCLXIII aufbewahrte Matrikel beſteht in einem großen Pergamentblatt, 1 Fuß 10 Zoll rhn. hoch, 2 Fuß breit, hat 76 lange Zeilen, verblaßte Schrift, viele braune Flecken und iſt im Ganzen nicht gut gehalten. Ob dieſe das Originaldocument, laſſe ich dahin geſtellt. Auf der Rückſeite ſteht von alter gleichzeitiger Schrift:

> **Dem hogeborn fürſten vnd herrn**
> **herrn wylhelm graffen vndt**
> **herrn zu henneburch meynem**
> **gl. herrn.**

An einer andern Stelle ſteht von ſpäterer Hand: Ein Geſellſchaft Ritter übergiebt in einem offnen Brief Gr. Wilhelm zu Henneb. unterſchiedliche tournir-Leges, mit Bitte ſolche zu confirmiren. Montag vor Micheli 1387.

Der Schreiber dieſer Aufſchrift hat das Document entweder nicht geleſen oder nicht verſtanden. Es enthält kein einziges eigentliches Turniergeſetz, und kein Wort von der Bitte einer Beſtätigung durch den Grafen Wilhelm; dieſe müßte etwa beſonders beigelegen haben, und vielleicht noch aufgefunden werden.

Eine Beſtätigung des Bundes aber durch den Grafen Wilhelm von Henneberg iſt weiter auch nicht denkbar, als höchſtens die des Zutrittes der Hennebergiſchen Vaſallen, denn die Grafen von Wertheim, Rieneck, Caſtell und die zahlreichen fränkiſchen Edle, meiſt Vaſallen Würzburgs, bedurften keine Beſtätigung von Seiten Hennebergs. Eher möchte die Zuſendung der Matrikel eine Aufforderung zum Beitritt geweſen ſein.

Die Siegel, welche wie es ſcheint, um den ganzen umgebogenen Rand herum hingen, fehlen ſämmtlich, und nur mehrere Pergamentſtreifen und Einſchnitte künden deren Vorhandengeweſenſein.

Für Freunde der Geſchichte laſſe ich nun in treuer Abſchrift das Dokument ſelbſt folgen. Es bietet in ſeiner Eigenthümlichkeit viel Anziehendes und läßt ein Licht fallen auf das geſellſchaftliche Leben im Mittelalter, das denn doch nicht ſo regellos und ſchrankenlos war, als Viele glauben, irregeleitet durch falſche und unrichtige Darſtellungen und Auffaſſungen deſſelben. In dieſer Hinſicht giebt oft ein einziges ächtes, unverfälſchtes Dokument mehr Aufſchluß und mehr Belehrung, als manches Buch ununterrichteter Autoren.

Wyr die hernachgeschriben grauen herren rytter vnd knehte bekennen öffenlichen an diesem offen brieffe fur vns vnd vnser erben, daz wir durch gueter dinge willen vnd durch

freuntschafft willen vns freuntlichen vereinet haben vnd einer gesselleschaffte vber ein kumen sein also mit sulchem vnterscheid, als hie nach geschriben stët.

Zu dem ersten also, daz wir beholffen sullen sein vnser yeglicher dem andern zu dem türney getrewlichen wider aller mengklichen on geuerd, der wider vns sein wölte. Auch so süllen wir vns kleyden in ein vnd röcke tragen jn ein also dick vnd als offte wir dez zu rate werden von der gesellschafft wegen, wie der kunk *) vnd die zwen zu rate werden die dann daz jar dor zü gesetzzet sint. Wir süllen auch einigs türneys überkumen als dick vnd als offte wir dez zu rate werden jn dem capitel, als hie nachgeschriben stet. Wer auch, daz vnter vns grauen, herren, ritter vnd knehte einem eyn danck gegeben würde, ez wer zum turney oder zum stechen, den mack er laszen beschreyen. vnd gelegen an gelegenlich stet. Dem sullen wir alle dor z(u) beholffen sein mit der coste, mit dem swerte vnd mit dem sper, ob sich der hofe also hische, als der vnterscheyden wirt vnd hie nach geschriben stet. Wir süllen aüch jegliches jares zwir mid zu capitel kümen vnd ein capitel suchen zu Wirczbürg. Wer aber sache, daz vnsern

---

*) König.

gesellen kein geleyt jn der selben stat niht werden konde oder mohte, so mag ez der künk vnd die zwen, die der zu geseʒʒet sint, legen an gelegen stete, wo man danne geleyt gehaben mage, vnd welcher vnter vns dar niht kümen mage, ez sey von leybes note wegen oder ob er krank wer oder ob in herren not hindert oder ander sache wegen daz in bileichen hindert vnd irret, der sol dar senden sein mahte*) zu dem capitel vnd ist er ein graue oder ein her, so sol er dar senden zehen guldein, eyn ritter sol dar senden drey guldein vnd ein knehte auch drey guldein zu der coste zu dem capitel. Auch sol ein graue oder ein herre jn vnser gesselleschaffte zu unser hofen als vil ein, ez sey mit frawen vnd mit pfeningen als vil der künk erkennet vnd auch die zwen, die dor zu geboren, auzgenumen welcher auz dem land wer, der jn diser gesellschafft ist, der bedarf auch der egeschriben guldein niht geben. **Wer** auch, daz jemand von dem andern ihte west oder erfüre, daz im hertlichen sein ere rürte, daz mack der selbe wol offenbar machen in dem capitel, vnd daz man auch mit dem selben, der die schult oder sache auf im hat, reden mack vnd in dez vnter rihten sol, wie er sich dar näch in der geselleschaft halden sülle. Tet aber er dez nihte, so solt er die gesellescahfft abtun, wann in daz sein kunk hitz vnd die zwen mit im oder vnter in der mererteyl, vnd sol auch furbaz nymmer mer kein gesellschafft an sich nemen noch halten, weder mit vns noch mit anders niemand. Wer auch daz, ob in vnser gesellescahfft einer oder mer die gesellescahfft aufgeben wöllt von muetwillen, der selb sol auch furbaz in kein gesellescahfft kuemen in aller mosze vnd weyse, als vorgeschriben stet. Wer auch daz, ob vnter uns einer oder mer von dez turneys wegen zu fede oder zu krieg quemen, daz den turney an treffe, dem sullen wir alle dor zu beholffen sein getrewlichen mit coste vnd mit lewten also daz das der kunk vnd die zwen mit im oder vnter in der merteyl erkennent, ob ez anders den turney an treffe. Auch so sol vnter vns, vnser jeglicher den andern getrewlichen verantwuerten an allen steten, wo er hörte daz seinen gesellen an sein ere vnd gelympfe rurte. Auch so sullen wir vnser ieglicher je einer dem andern getrewlichen zu legen on geuerde, waz den turney an triffet. Auch so nemen wir vns in diser gesellescahfft auz, waz vnser jeglicher seinem gerehten hern schuldig vnd pflichtig ist zu tun von trewen vnd eyde wegen, daz sol im keinen schaden brengen vnd niht hindern noch irren in diser geselleschafft. Auch so sullen wir in diser geselleschaft alle jar einen kunk kyesen zu capitel vnd der selb kunk sol suelch gantze gewalt, maht haben als hie vor vnd nach geschriben stet. Wer auch sache, ob vnter vns bruche oder zweyiing wurde wie daz queme, der selben sache sullen wir beleyben bey den, die hernachgeschriben sten. Die selben suellen dann fruntschaffte vnd rehtes maht haben, auzgenumen eygen erbe guet vnd lehen, daz sullen wir auztragen an den steten, da ez von rehtes wegen hin gehorte. Auch ob wir also veberquemen eines hofes vnd einem ein dank gegeben würde, so sol vnser jeglichere rotte, die danne eines helms sein, die sullen danne so vil ffrawen*) zu dem hofe brengen als vil in dann der kunk benent vnd die zwen, die der zu gehoren. Vnd welche rotte dann der selben anzal der frawen niht brehte, so sullen sie so vil geltes dor fur geben zu der koste, zu dem capitel, als vil im dann der kunk benennet vnd die zwen die der zu gesatzzet sind. Auch vnser röke, die wir tragen von vnser geselleschafft wegen, der sol vnser jeglicher seinen rock behalten jare, dar nach mag er in wol hin geben. Auch ist geredet worden, daz vnser kunk der sol zwen zu im

---

*) Vollmacht.

---

*) frawen ſcheint hier für framen, Lanzen, zu ſtehen.

men auz vnser geselleschafft, die in dünkent
der zu tügen vnd nutzze sein doch also
wizzen vnd worte vnser geselleschaffte
d die der zu gekorth, vnd gemein sein vns
en ie einem als dem andern on geuerde.
r künk vnd die zwen sullen auch gantzzen
walte mahte haben jn diser geselleschaffte
b alle stück vnd artickel, daz die geselle-
afft rürte vnd an triffet zu rehten in dem
itel vnd als hie vor vnd nach geschriben
, daz sie im hulffen zu der wer, ob dez
geschech, zu der coste, zu den höfen oder
ning auf zu seczzen den gesellen, vnd waz
dar inne heischet vnd mächt, dez sullen
ganzen gewalt maht haben, wie sie daz
zzen vnd machen oder vnter in der merteyl,
sol niemand widersprechen on alle arge-
vnd on alle geuerde. Der künk vnd die
n sullen alle geleich gemein sein grauen,
en rittern vnd knehtèn alz sie daz erken-
auf ir trewe vnd gesellschafft dem reichen
dem andern in allen sachen, vnd sol auch
künk vnd die zwen keinen vorteyl suchen
inne on alles geuerde vnd on alle arge-
. Auch mag der künk vnd die zwen jn
n ersten jare in vnser geselleschafft nemen,
sie dünket der dor zu gut vnd nuczz sey.
ach so sullen der künk vnd die zwen
nut in die geselleschafft nemen ez sey

dann in einem gemeinen capitel. Auch so sol ein jeczlich künk in der gesselleschaffte, der dann gekoren ist worden, der sol disen brief innen haben vnd sol den furen czu capitel als dick [in] an capitel hoet, eb in an dez bedurffe, daz man den weysen vnd lesen lasze. Wer auch, daz wir im lande oder auzzer lande zu turney quemen vnd vnser gesellen einer oder mer mit einem hern da weren, der in verkoste, der sol seinen helm setzzen zu vnser gesselleschafft der mererteyl, ez wer dann, daz im die gesellen erlewten, seinen helm zu setzzen bey dem herren, mit dem er da wer. Wer auch, ob der gesellen jn vnser gesselleschaffte einer oder mer stürben, so sol man denselben begien in dem nehsten capitel, wie dann der künk vnd die zwen mit im über ein kumen. Auch ist geredt worden, ob vnter vns einer oder mere einen sun oder mere hetten, wann danne der selb suen zu ahtzehen jaren kümbte, so söl er in die gesselleschaffte bringen ob jn dünket den künk vnd die zwen vnd die gesselleschaft, ob er dar zu gut vnd nutzze sey, so serre sie mügen on alle geuerd als vorgeschriben stet. Wer auch, ob der künk vnd der merteyl der gesselleschafft in deme capitel ihtz über ein quemen, daz (vnser) gesselleschafft nützz vnd guet wer, da mit wir vnser gesselleschafft gebezzern mohten von turneys wegen, daz sullen der künk vnd die zwein gantz gewalt maht haben on alle widersprach. Auch wer in diser gesellescha\ufb00t ist, vnd dor innen sein wil, der sol sein insigel an disen brief henken vnd sol auch geloben mit hantgeben trewen dem kunge, der geselleschaffte stete zu halten alles daz an disem brieff geschriben stet. Auch ist geredt worden ob yemand sewmick würd an dem gelte, daz dann aufgesatzzet ist, daz er dez niht sendet vnd gebe in die geselleschafft, als vorgeschriben stet, so hot der kunk vnd die zwen gantzzen vnd vollen gewalt, daz sie daz gelt zu juden oder cristen nemen mügen, vnd waz schad[en] dann dor auf get, den sol der tragen vnd auzzrihten, der danne daz selb gelt schuldig ist vnd versaumt hat vnd da sullen wir alle dor zu beholffen sein. Auch ist geredt worden wo wir zu houen quemen, welcher dann jn vnser geselleschafft ist, der seinen rock niht an treyt, den er hat von der geselleschafft wegen, der sol einen guldein geben in die gesellschafft zu dem hofe die ersten näht. Auch ist geret worden, ob ein oder mer auz der gesellschafft kümen wölt, als vorgeschriben stet, dez sol er niht tün, er tü ez dann mit wizzen vnd wort des kungez vnd der zweyer, die dar zu gesetzzet seind. Auch so seint wir alle, die in der geselleschafft sein vnd die zu Sweinfurthe gewesen sein zu capitel, grauen herren, ritter vnd knehte, an dem nehsten montag vor sant Michels tage nach Cristus geburt drewzehenhundert jar vnd dar nach in dem siben vnd achtzzigsten jar einmutiklichen uberkümen vnd vnter vns der merteyl, welcher vnser gesellen in den landen niht geenwer, der bedarf kein gelt senden noch geben weder zu hofen noch zu capitel, vnd welchen vnsern gesellen hindert der vier not eine, mit namen wasser, fewr, gefenknüsse, krankheit seines leibes, da er an seinem brief wol derweisen mack, den er der gesellschafft senden sol vnd ez dar an nimbt auf seinen eit, den er seinem herren getan hat daz in der vier note einer gehindert habe on geuerd der bedarff weder zu capitel noch zu dem hofe, do er gewest solt sein, kein gelt geben. Auch daz man furbaz capitel halten sol, je uber ein jar vnd alle jar an dem nehsten suntage vor sant Michelstage, wer dorumb, daz man daz capitel alle jar newr einfart . . . daz ist . . . . . . wolden durch frides w[illen] vnd fruntschafft vnd bestantnusse vnser geselleschaffte, ob zwischen vns, die in der gesellenschafft sein oder noch dar ein kumen mohten vnwille zweyung, aufleuff erstand oder weren, ob ein geselle den andern beklagen müste oder wolte vor dem kunge, daz er niht mohte oder könde eines capitels erpeiten, so hat der künk maht vnd gewalt in tage zu setzzen vnd zu der nennen ausz bede seiten fur sich vnd fur die zwen die sache zu verhoren vnd maht zu haben sie darumb zu rihten gutlichen oder rehtlichen als obgeschriben stet jn disem brieff. Auch so sullen alle die auf den tag reiten, die der künk dar betagte auf bede seiten, die die sache an rurte vnd sullen daz halten, als vnser geselleschafft stet beschriben an disem brieff mit guten trewen on alles geuerde.

So seint diez die, von den vorgeschriben stet zum ersten graue Hans von Wertheim, graue Heinrich Herre zu Henneberg, graue Ludwig von Rineck, graue Wilhelm von Kastel, her Cunrat von Brauneck, graue Friderich von Henneberg, der herr von Leisseneck der junge, Berhtolt von Bibra, Hans Zollner, Hans von Wenkheim, Hans von Hesseburk Apel von Hesseburk Heinrich von Absperg zu Rimburk Erkinger von Hesseburk, Cunrat von Hesseburk, Erkinger Zollner, Friderich von Aufsesse, Heinrich von Lichtenstein, Hans von Lichtenstein, Eberhart von Marsbach, Hans von Brenden, Berhtolt von der Ker, Peter von Tunfelt, Otto von Tunfelt, Frowin von Vestenberg, Albreht von Vestenberg, Peter von Hermstat, Peter Trussesse, dise alle sind ritter Steffan Zollner, Berhtolt von Bibra, Wartwein von Marsbach, Cuntz Zollner, Herman Trussesse, Heintz Trussesse, Kümunt von Witzleben, Otte vom Hofe, Eberhart vom Rotenhan, Albreht von Grewssen, Apel von Sweinshaubten, Cuntz von Eyserstcten, Heintz vom Lichtenstein, Hans von Tunfelt, Peter von Tunfelt, Götzze von Fullebach, Cuntz von Reuhrit, Eberhart Foit, Hertnik von Brenden, Gorge vom Rotinhan, Apel vom Lichtenstein, Hermann von Weiers, Hans Trussesse, Heincz von Waltershausen, Teyn Trussesse, Gotzze von Vssikem, Cuntz von Rosenberg, Hans von Rosenberg, Gotzze Foit, Fritz von Bibra, Hans Foit, Hans Marschalk, ritter Hans Marschalk, Heintz von Brenden, Hans von Witzleben, Adolf von Bibra, Eyrink von Kunstat, Antonig von Bibra, Hans von Bibra, Seifrit von der Kere, Eberhart von Munster, Gotzze von Rosenberg, Cuntz von Vechenbach, Eberhart von Hesseburk, Herman von der Ker, Cuntz Marschalk, Fritz von der Taun, Dietz Marschalk, Jorge Marschalk, Steffan Zöllner, Hans von Vestenberg, Wilhelm Zöllner, Hans von Vestemberg, Cuntz vom Rotenhan, Lutz vom Rotenhan, Reichart von Marsbach, Fritz vom Stein, Dietz Trussesse, Reinhart Foit, Apel Foit, Peter Foit, Reichart von Marsbach, Hans von Hesseburk, Karl vom

Stein, Peter von Reuhrit, Klaws vom Rotenhan, Simon von Münster, Mangolt von Ostheim, Dietz Trussesse, Peter vom Rotenhan, Hans Zöllner, Eyring Zöllner, Eberhart von Riedern, Arnolt Zollner, Hans von Hesseburk, Arnolt von Brenden, Hans von Ostheim, Eyrink von Hessebuck, Caspar von Hermstat, Heintz vom Stein, Hans von Swanfelt, Wolfram vom Stein, Apel Zollner, Karl Zollner, Endres Zollner, Reĭcholf von Wenkheim, Otte von Hesseburk, Eberhart von Streitberg, Albrecht Grosse, Vlrich von Aufsesse, Wilhelm von Streitberg, Herman von Streitberg, Heintz von Wenkheim, Hans von Wenkheim, Fritz von Herd, Wilhelm von Puchenaw, Per von Eysenbach, Eberhart von Vechenbach, Engelhart von Rosenberg, Cuntz von Vssikein, Arnolt von Rosenberg, Otte von Vestenberg, Hertnit vom Stein, Karl von der Ker, Otte von der Ker, Gotzze vom Rotenha[n], Adam von Hesseburk, Albrecht von Gleich, Wilhelm Sweigerer.

Der Kirchenſchatz des Stift St. Egidii und Erhardi zu Schmalkalden.

Obſchon das Ländergebiet der ehemaligen Grafſchaft Henneberg nicht übergroß war, ſo umfaßte es doch verhältnißmäßig ſehr viele Klöſter, Abteien und Stifter, welche von dem frommen, gottesfürchtigen Sinne der Oberherren Zeugniß geben. Unter dieſen waren manche von hohem Alter und von großer Bedeutung. Als das vielleicht älteſte Hennebergiſche Kloſter iſt Rora anzunehmen, die Klöſter Herren- und Frauenbreitungen beſtanden ſchon im 10. Jahrhundert, die Gründung von Georgen-Zell wird 996 angegeben. Das berühmte Kloſter Gottesau im Bisthum Speier ſoll ebenfalls (1010) einem Grafen von Henneberg ſeine Gründung verdankt haben. Die prächtige Prämonſtretenſer Abtei Veßra entſtand 1130, das Minoritenkloſter zu Meiningen 1239; einem Mönche deſſelben verdankt die Stadt ihre älteſten Brunnenleitungen. Die Johanniter-Ordens-Komthurei zu Schleuſingen entſtand 1291, die zu Kühndorf 1315. In Schmalkalden wurde ein bereits beſtehendes Klöſterlein zu St. Jacob 1319 in ein Collegiatſtift verwandelt; Römhild erhielt ſein reiches Stift 1450.

Dunkeln, oder doch zum Theil ſehr frühen Urſprungs waren die Hennebergiſchen Klöſter zu Waſungen*), Sinnershauſen, Schmalkalden (Auguſtiner),

---

*) über welches oben S. 202 eine vereinzelte Urkunde vom Jahr 1299 mitgetheilt iſt.

Milz, Wächterswinkel, Hauſen, Troſtatt (1182) Zelle unter Kaltennordheim, Frauenrode (1234), Allendorf bei Salzungen u. A.

Der Geſchichtſchreiber dieſer **Hennebergia sacra**, Johann Michael Weinrich, gedenkt in ſeinem „Kirchen- und Schulenſtaat des Fürſtenthums Henneberg“ S. 77 der Heiligthümer des Schmalkalder Egidienſtifts mit der ihm eignen heftigen und intoleranten Polemik: „Gleichwie dieſes Stift mitten in den gröbſten Finſterniſſen und recht in denen **seculis barbaris** ſeinen Urſprung genommen; alſo iſt leicht zu erachten, daß es auch mit den größten Greueln verſchiedener **Superstitionen** müſſe angefüllt geweſen ſein: ſonderlich hat man darinnen gleichſam ein **Boutique** von die **Reliquien** aufgerichtet, und derſelben eine faſt unbeſchreibliche Menge zur Verehrung aufbehalten. **An.** 1340 hat **Hugo de Slusingen, Custos** des Stifts Schmalkalden, ein ordentlich **Inventarium** aller daſelbſt in der Stifftkirche befindlichen Heiligthümer und **Ornaten** gemacht ꝛc.“

Dieſes Inventarium, aus welchem Weinrich nur einen ſehr kurzen Auszug giebt, iſt noch vorhanden; es wurde daſſelbe 1489, nicht 1449, durch den Stiftscuſtos Hugo verfertigt, und bildet ein vielfach anziehendes Dokument. Es iſt Nr. **DCLXX** der Pergament-Urkunden des Hennebergiſchen Geſammt-Archivs, mißt in der Höhe 1 Fuß 3 Zoll rhein., in der Breite 1 F. 4 Z., hat 62 Zeilen fetter Schrift mit feinen Schnörkeln, und alle großen Buchſtaben ſind roth durchſtrichen; es iſt mehrfach durch Löcher beſchädigt. Von zwei anhängenden Siegeln blieb nur eins übrig; dieſes iſt rund, in grünem Wachs ausgedrückt, und zeigt die ſitzende Figur eines h. Biſchofs, der die rechte Hand ſegnend erhoben, in der linken den Krummſtab hält. Die Schrift iſt **S. CAPITVLI ECLESIE IN SMALK AD CADSAS +**. Die Schrift um den Biſchof iſt unlesbar geworden, doch ſcheint ſie **S. EBERHARDVS** gelautet zu haben.

Allerdings war der Reliquienſchatz des Egidienſtifts ein ungemein anſehnlicher und hochwerthvoller, allein der Werth der Reliquien an ſich beruhte doch nur auf der Schätzung der gläubigen Seelen, und war ein eingebildeter. Wer aber Domſchätze ſah, und weiß, in welchen koſtbaren und kunſtvollen Gefäßen oft die ſehr winzigen Partikeln irgend eines oder einer oder mehrer Heiligen eingeſchloſſen waren und ſind, der würdigt dieſe Schätze auch nach materiellem Maasſtab, und erſtaunt über die Fülle von Koſtbarkeiten, Edelſteinen, Prachtgefäßen, Altar- und Prieſterbekleidungen, die nur allein in dieſem einen Stift aufbehalten wurden.

Ich gebe für Laien unſrer Leſer, deren Sache das Studium der Urkunden nicht iſt, nur einen Auszug, laſſe aber für Kundige das Dokument ganz abdrucken, da es mannichfach lehrreich erſcheint, namentlich auch im Bezug auf die mitverzeichnete Kloſterbibliothek, ſo wie auf die vielfachen, im claſſiſchen Latein ungekannten Ausdrücke für die Kirchengeräthe und Ornamente.

Das Dokument vom 13. Januar 1389 beginnt mit dem Bekenntniß des Cuſtos Hugo, daß er das vorgefundene Inventarium genau verzeichnet habe, und über alles zu jeder Zeit Rechenſchaft abzulegen bereit ſei.

Hierauf werden aufgeführt:

Ein Arm des h. Egidius mit einem Ring und großem Saphir. Reliquien des h. Erhard in goldner Büchſe mit ſilbernem Fuße. Ein Finger des h. Andreas, umſchloſſen von einer kryſtallenen Monſtranz. Ein Finger des h. Longinus mit Gold und Silber und einem Ring mit Saphir geſchmückt. Das Öl der h. Katharina, aufbewahrt in einer kryſtallenen Monſtranz mit ſilbernem, vergoldetem Fuß und dergleichen Speiſekelch (**Ciborium** im Gegenſatz zu **Calix**). Eine Kryſtallmonſtranz, mit vergoldetem Silber und Edelſteinen verziert. Eine Kryſtallmonſtranz mit ſilbernem vergoldeten Fuß, mit Gemmen verziert, darin ein Splitter des h. Kreuzes. Eine andere dergleichen mit Reliquien der h. h. Egidius und Erhard, Mauritius, Thomas und Anaſtaſia. Eine dergleichen Monſtranz in Form eines Monobrium (?), darin auch Reliquien. Eine dergleichen theilweiſe vergoldete Monſtranz, enthaltend im Obertheil ein Crucifix mit Reliquien der h. Barbara. Eine Monſtranz in Form eines Kryſtallkreuzes mit Reliquien der Apoſtel und anderer Heiligen. Ein ſilbernes

Kreuz mit ſilbernen vergoldeten Bildniſſen der Jungfrau Maria und Johannes, das der König von Dazien dem Grafen von Henneberg gegeben. Dann zwei hölzerne, in vergoldetes Silber verziert gefaßte Kreuze mit zehn großen Kryſtallen, unter denen wiederum Reliquien befindlich. Ein Kreuz, von vier Kryſtallen zuſammengeſetzt. Ein goldenes Kreuz mit vier Saphiren und kleinen Perlen geſchmückt, hängend an einer ſilbernen Kette, darinnen ein Splitter des h. Kreuzes. Dann ein ſilbernes vergoldetes Kreuz mit einer großen Gemme und andern Edelſteinen, auch an ſilberner Kette. Eine kleine unverzierte Monſtranz, darin (ein Dorn) von der Krone Chriſti. Das Öl der h. Wallburgis in einem kleinen Fläſchchen. Eine Monſtranz von Kryſtall, mit dem Bilde der h. Jungfrau. Eine aus einem Edelſtein geſchnittene Monſtranz mit ſilbernem Fuße, und einem kleinen Crucifixe. Zwei Reliquientafeln, mit 24 Kryſtallſtücken mit Gold und Edelſteinen verziert. Eine Monſtranz, aus dem Stein Atenſtein genannt (Bernſtein, Agtſtein), darin ein Theil vom Kleid der h. Jungfrau. Dann der Reiſealtar von Jaspis, welchen Kaiſer Ludwig ſchenkte, mit Edelſteinen geziert. Ein anderer marmorner Reiſealtar. Fünf Lädchen von Elfenbein, Perlen und Holz, mit Heiligen-Reliquien. Sechs Büchſen aus verſchiedenen Stoffen, mit Gold und Korallen verziert, mit dergleichen. Vier Kryſtallleuchter mit ſilbernen, vergoldeten Füßen, nebſt mehrere andere von

Erz, Blei und Eiſen. Ein Kelch, angeblich 7 Mark ſchwer, zum Gebrauch an den höchſten Feſten. Außerdem noch kleinere Kelche, theils vergoldet, theils nicht, in allem vierzehn. Zwei ſilberne Kannen und zwei große zinnerne. Ein großes ſilbernes Weihrauchgefäß an ſilbernen Ketten. Eine Weihrauchbüchſe von Silber mit Gemmen, und eine von Kupfer mit Kryſtallen verziert. Vier grüne Kirchenfahnen, zwei davon mit Adlern und Edelſteinen, die beiden andern mit Bildern der vier Evangeliſten, mit vergoldeten Kreuzen und Kryſtallen geſchmückt. Vier andere Fahnen.

Dann die Chorornamente: Zwei ſeidene geſtickte Teppiche mit den Bildern der Verkündigung und Paſſion im Chor neben dem Altar hängend; drei Vorhänge am Hochaltar, vier dergleichen zu den Chorſtühlen, und viele andre Tücher und Teppiche mit Bildniſſen der Jungfrau Maria, der Stiftspatrone, auch von Königen und Biſchöfen. Die Altarornamente: Eine geſtickte, rothe Sammt-Decke mit der Krönung der Maria, und eine mit Goldſtreifen für den Hochaltar; drei Enveloppen voll Goldborden mit perſiſchen Seidenfranſen, und viele andere reiche Altardecken mit Bilderſchmuck und den dazu gehörigen Goldborden. Es waren überhaupt in der Stiftskirche folgende Altäre: Der Hochaltar den Stiftsheiligen geweiht; der Altar der h. Jungfrau; die Altäre der h. h. Barbara, Agnes, Katharina; zwei Altäre vor dem Chor; der Altar des

h. Kreuzes; die Altäre der h. h. Petrus und Paulus,
Johannes des Evangeliſten und des h. Martins.

Überaus zahlreich waren die kleinen Geräthſchaften
des Kirchendienſtes, und faſt alles in den beſten
Stoffen oder edeln Metallen vorhanden. Die Prieſter=
kleidungen waren prachtvoll, für alle heiligen Zeiten
im reichen Wechſel vorhanden, Stolen, Manipeln,
Mäntel (cappae) und Pluviales in allen Farben,
ebenſo die Meßgewänder (casulae) mit den pracht=
vollſten Stickereien in Gold, Silber und Seide, mit
Perlen und Edelſteinen und Goldborden beſetzt, weiß
für die Chriſtusfeſte, Gründonnerſtag, Kirchweihe
u. dgl.; roth für Pfingſten, Apoſtel= und Martyrer=
feſte; grün für die Feſtzeit der Erſcheinung Chriſti
und von der Pfingſtwoche bis zum Advent, violett
für die Advents= und Faſtenzeit bis zum Oſterheilig=
abend, ſchwarz für den Charfreitag und bei allen
Todtenmeſſen und Exequien für Erwachſene; für
Kinder iſt die Kirchentrauer weiß.

Endlich noch zwei Goldringe für den Prieſter mit
Edelſteinen. Die Bücher: Sieben Miſſales, zwei
Bände Legenden der Heiligen, Sommer= und Winter=
theil; ein Homilienbuch; fünf Paſſionalia, drei Anti=
phonarien (Chorgeſangbücher), eine Agende, acht
Pſalterien, zwei Breviarien und zwei Gebetbücher
an Ketten; dann die **Summa confessorum**, die
historia scholastica, zwei Bände **Proprietates
rerum**; die Decretalen (von Bonifacius **VIII.**), die
Summa Iohannis und noch zahlreiche andere theo=

giſche und kirchengeſchichtliche Werke, darunter eine Handſchrift des Lebens der heil. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen; auch die Werke des Galien und Avicenna u. ſ. w.

Und wohin kam dieſer anſtaunenswerthe Reichthum? Zerſtreut iſt er nach allen Winden. Was die Reformation Luthers nicht entfernte, entfernte die Reformation Calvins. Vielleicht kam ein Überreſt der Handſchriften nach Kaſſel. Von den Meßgewändern iſt vielleicht noch ein einziges erhalten, das ich vor einiger Zeit von einem hieſigen Bürger für meine Sammlung erwarb, der mir ſagte, es ſtamme aus Schmalkalden. Es iſt eine grüne Caſula, mit kunſtvoller alterthümlicher Borde, aber die früher darauf befindlichen Goldborden fehlen. Ihr beſter Schmuck iſt ein Kreuz von uralter ſchöner Gold- und Seidenſtickerei; den Beſuch und die Verkündigung am Stamm, die Geburt des Heilands am Querbalken darſtellend, im obern Ende des Stammes die lobſingenden Engel. Auch hier ein Wiederhall der alten Wahrheit: Sic transit gloria mundi.

In nomine domini amen. Ego Hugo custos ecclesie sancti Egidii et Erhardi in Smalkalden recognosco publice profitendo, me inventarium de verbo ad uerbum, vt est infra scriptum, invenisse et clenodia et ornamenta in eo particulariter contenta in meam custodiam ac curam ea omnia et singula integre recepisse. De quibus receptis et inantea ad dictam custodiam recipiendis seu michi committendis me presentibus obligo secundum formam litterarum super eo conscriptarum, raciones redditurum, quum et quociens decanus et capitulum ecclesie prenotate hoc decreuerint faciendum.

Primo brachio sancti Egidii cum annulo et magno saphiro. Item reliquias sancti Erhardi cum tycla aurea in pede argenteo. Item digitum sancti Andree cum monstrancia cristallina. Item brachium sancti Longini ornatum auro et argento et annulo cum saphiro et cum lancea. Item oleum sancte katerine ornatum cum monstrancia cristallina et cum pede et cyboriis argenteis deauratis. Item monstranciam cristallinam ornatam argente deaurato et lapidibus preciosis, in qua est demensale domini. Item vnam monstranciam cristallinam habentem pedem argenteum deauratum ornatum gemmis, in qua est particula de sancta cruce. Item vnam monstranciam cristallinam cum pede et cyborio deauratis, in qua sunt reliquie beatorum Egidii et Erhardi, Mauricii, Thome Cantuariensis et Anastasie virginis. Item vnam monstranciam cristallinam factam ad modum monobrii habentem pedem argenteum pro parte deauratum, habens in superiori parte crucifixum, in qua sunt reliquie Barbare virginis. Item vnam monstranciam ad modum crucis cristallinam cum argenteo pede pro parte deaurato, in qua sunt reliquie apostolorum et aliorum sanctorum. Item crucem argenteam cum ymaginibus argenteis beate Marie et beati Iohannis deauratam, quam rex Dacie dedit domino comiti. Item duas cruces ligneas ornatas et circumdatas argento deaurato et magnis cristallis decem, sub quibus recondite sunt reliquie sanctorum ornatas eciam gemm[is et] cristallis. Item vnam crucem cristallinam compositam ex quatuor cristallis. Item crucem auream ornatam quatuor saffiris et paruulis margaritis pendens in cathena argentea in qua recondita est [particula] de ligno domini. Item crucem argenteam deauratam cum gemma magna et aliis lapidibus preciosis pendens in catena argentea. Item unam paruam monstranciam non ornatam auro nec argento, in q[ua est spina de co]rona domini. Item oleum sancte Waltpurgis in flascula plumbea. Item monstranciam de cantro cristallino factam cum pede argenteo pro parte deaurato, habens in superiori parte ymaginem beate virginis

Marie, in q[ua . . . . . .]rtatur corpus Christi. Item vnam monstranciam factam de gemma cum pede argenteo pro parte deaurato et desuper paruulo crucifixo. Item duas tabulas cum viginti quatuor peciis cristallinis ornatas auro et lapidibus preciosis reliquiis sanctorum inclusis. Item vnam monstranciam factam de lapide dicto atenstein, in qua est de peplo beate Marie virginis. Item altare viaticum jaspideum, quod dominus Ludovicus imperator cum listis aureis dedit, et gemmis preciosis ornatum. Item viaticum marmoreum cum listis argenteis deauratus. Item tres ladulas vnam eburneam et vnam de perlinis factam, terciam ligneam, in quibus sunt reliquie sanctorum. Item *sex* pixides, *quatuor* eburneas, quintam de coreo factam, sextam ligneam circumdatam auro et corallis, in quibus sunt reliquie sanctorum. Item duas ladulas ligneas, in quibus sunt reliquie sanctorum. Item quatuor candelabra cristallina cum pedibus argenteis deauratis. Item duo capita lignea. Item candelabra plumbea et duo erea et quinque ferrea. Item plenarium ornatum auro et argento et gemmis preciosis. Item vnum calicem ponderantem septem marcas vt dicitur, qui habetur pro summis festis. Item octo calices deaureatos et quatuor non deaureatos, et vnum calicem pertinentem ad altare beate virginis, et sunt in toto xiiij calices. Item duas ampullas argenteas et duas magnas ampullas stagneas ad vinum et aquam. Item magnum turibulum argenteum, pendentem in cathenis argenteis et vnum feriale. Item duo vasa turis, vnum argenteum ornatum cum gemmis, aliud cupreum ornatum cristallis. Item caldare aspersorium argenteum et unum plumbeum. Item quatuor vexilla, que sunt viridi coloris, quorum duo sunt ornata aquilis et pullis cum tyclis deauratis ornatis lapidibus preciosis, reliquia duo ornata quatuor ewangelistiis, habentes cruces cupreas deauratas ornatas cristallis et duo vexilla rubei coloris et duo ferialiatis. Item ornamenta chori. Primo duos pannos sericeos contextas ymaginibus annunciacionis et passionis pendentes in choro circa altare. Item tres curtinas irsrutas*), que ponuntur ante summum altare et duas paruas irsrutas pro anniuersariis et vnum pannum pro festis apostolorum. Item quatuor curtinas pertinentes ad sedes chori. Item quatuor pannos sericeos pendentes circa sedes chori et vnam rotundam curtinam, que supponitur cantoribus. Item duo longa curtina extendentes se de choro ad ecclesiam. Item curtinam contextam cum coro-

---

*) *Irsrutas* steht in der Urkunde, wahrscheinlich soviel als hirsutas.

nacione beate virginis et ymaginibus beatorum Egidii et Erhardi, pendentem ante chorum. Item curtinam paruam longam pendentem ante chorum que est contexta regibus et episcopis. Item curtinas magnas pendentes circa altare sancte Agnetis et ex opposito contextas natiuitate Christi. Item pannum sericeum ornatum clypeis pendentem ante organo. Item duas pannos dictos rukkelachen, que suspenduntur sub organis. Item curtina cum ymagine beate Marie stirpis Yesse. Item vnum pannum partitum, cum quo tegitur monumentum. Item vnum velum templi. Item duo panni rubei coloris modicum valentia. Item sex cussinos pro celebrantibus summi altaris, tres sericeos et tres feriales. Item quinque paruos sericeos pertinencia ad plenarium. Item ornamenta altariorum. Primo vnum bonum pannum ruffum consutum cum coronacione beate virginis et vnum pannum cum striphis aureis, pertinentes ad summum altare et tres mappas cum bortis aureis persisque filis sericis. Item ruffum pannum consutum cum auro et serico et ymagine beate virginis ante altare eiusdem et vnum sericeum cum mappa, cum lista persisque filis sericis, quod pertinet ad altare beate virginis. Item vna mappa cum borta modica persisque filis lineis, pertinet ad altare beate Barbare. Item ad altare sancte Katerine pertinet vnus pannus sericeus cum mappa. Item ad duo altaria ante chorum pertinent duo panni sericei cum duobus mappis. Item ad altare sancte crucis pertinet vnus pannus sericeus cum mappa. Item ad altare sanctorum Petri et Pauli pertinet vnus pannus sericeus cum mappa. Item ad altare sancte Agnetis pertinet vnus pannus sericeus cum mappa. Item ad altare sancti Iohannis ewangeliste vna mappa, ad altare sancti Martini pertinet vnus pannus laneus cum vna mappa. Item vna mappa pertinet ad baptismum. Item vnum mensale quod habetur in cena domini et duo manuteria. Item vnum peplum sericeum cum listis aureis et vnum manuterium album pertinentem ad ministracionem corporis Christi. Item cantros quatuor et duos cyphos pertinentes ad mandatum. Nouem cappas, primo vnam samiticam rubeam ornatam bortilinis bonis et lapidibus preciosis in pectore. Item blauiam samiticam cum bortilinis, habens aquilam de margaretis. Item cappam albam samiticam diuisam cum bortilinis paruis. Item vnam contextam auro et serico viridi habentem duo tenacula argentea deaurata et vnam cappam in exteriori parte contextam auro et serico viridi, et in interiori parte argento et serico viridi, habens duo tenacula argentea et magno monili argenteo deaurato. Item duas rubeas sericeas, vnam cum listis et vnam cum quatuor bortilinis. Item tres giluas, duas cum bortilinis et vnam cum listis. Item tres albas cappas sericeas, quarum vna est ornata cum bortilinis, alie due cum listis. Item vnam stripheam et giluam. Item vnam sericeam violacii coloris cum bortilinis. Item vnam schilerinam viridem subductam schetero*) rubeo cum bortilinis. Item sericeam viridem ornatam cum bortilinis. Item sericeam stripheam contextam animalibus. Item blauiam sericeam cum listis. Item vnam mixtam nigro et albo serico. Item duas cappas equales rubei et viridi coloris contextas auro et volucribus. Item octo cappas communes dictas rasthart et quatuor cappas purpureis, qui nullius valoris. Nouem albas, primo albam sericeam cum vmerali. Item tres albas giluas, duas ornatas cum bortilinis et pannis sericeis ornatam et vmeralibus cum bortis. Item quatuordecim albas gilbas et albas ornatas, que habentur in ſestiuitalibus. Item decem et nouem communes albas albei et gilui coloris cum vmeralibus et quatuor albas quadragesimales. Nouem casulas, primo casulam samiticam irsrutam violatici coloris cum pallio ornato margaretis et lapidibus preciosis. Item casulam rubeam samiticam irsrutam ornatam margaritis, volucribus et litteris ff cum duabus tunicis eiusdem coloris ornatas cum bortilinis. Item samiticam casulam albam irsrutam ornatam bortilinis et aquilis et duabus tunicis eiusdem coloris ornatas cum bortis. Item samiticam casulam blauiam irsrutam ornatam cum margaritis que fuit domini Rudigeri custodis. Item casulam contextam auro et rubeo serico cum duabus tunicis eiusdem coloris. Item casulam contextam auro et nigro serico cum duabus tunicis contextas auro et albo serico. Item casulam samiticam rubeam planam ornatam cum bortilinis bonis Item tres casulas rubeas sericeas ornatas bortilinis cum dua[bus tuni]cis eiusdem coloris ornatas bortilinis. Item duas casulas rubeas sericeas ornatas cum aureis listis. Item casulam schilcrinam viridem cum duabus tunicis eiusdem coloris ornatas cum bortis. Item casula[m vnam ser]iceam cum aureis striphis et duabus tunicis eiusdem coloris. Item casulam sericeam violetici coloris ornatam cum bortilinis cum duabus tunicis eiusdem coloris absque bortis. Item casulam sericeam blaui[am . . . . cum bortis cum duabus tunicis grisei coloris cum bortilinis. Item casulam gilui coloris cum bortilinis. Item casulam gilui coloris et giluo serico cum subducto cindato rubeo. Item casulam sericeam albam cum arbore rosarum consuto. Item casulam sericeam con . . . . rubeo et viridi serico. Item casulam sericeam rubei coloris cum subductu viridi ornatam bortis. Item casulam sericeam albam ornatam bortis. Item casulam samiticam cum striphis et cum clypeis de auro contextam. Item casulam rubei et viridi serico contextam. Item casulam de viridi zindato cum subducto schetero. Item duas casulas purpureas contextas cum volucribus et vnam contextam cum leonibus et ceruis. Item duas feriales. Item quinque albas casulas lineas quadragesimales et tres rubeas casulas qua habentur in passione domini. Item sex tunicas purpureis cum quatuor albis. Item quatuor pannos sericeos, vnum viridi coloris contextam aureis volucribus, secundum nigri coloris contextum cum aureis volucribus, alii duo diuersi coloris. Item stolas et manipulas duplices contextas auro et serico cum nolis argenteis deauratis et duos cingulos, vnum conte[x]tum cum auro et serico, alium de serico. Item sex paria stolarum contextas serico et auro. Item quinque paria stolarum contextas serico. Item sex paria stolarium communium. Item duos annulos aureos, vnum cum magno lapide blauio, aliud cum saphiro modico. Nouem libros, primo septem libri missales et duo volumina legendarum, quarum vna pars est estiualis, altera hyemalis, et vnus liber omeliarum quadragesimalium. Item quinque passionalia, tria antiphonaria, duo gradalia et duo collectaria et vna agenda et octo psalteria, duo breuiaria et duos libros matutinales, que iacent in cathena. Item summam confessorum. Item scolasticam hystoriam. Item proprietates rerum in duobus voluminibus. Item librum decretalium cum sexto. Item alium sextum. Item summam Iohannis paruam. Item manipulus florum. Item compendium theoloice veritatis. Item miracula beate virginis Marie et Tundolus. Item apokalipsis. Item librum dyalogorum beati Gregorii. Item vitam beate Elyzabet lantgrauie. Item statuta provincialiacum Clementinis. Item quatuor hystorias in vno volumine et canonem cum preparacione altaris. Item Galienum. Item Auicennam. Item questiones quarti libri senteneiarum. Item summam virtutum et viciorum. Item duo libri matutinales antiqui. Item ornatum summi altaris feriale cum ornatu quadragesimali. Item vnum coreum quo proprie dicitur lederlachen depictum et vnum pannum quod dicitur harlachen, cum quo teguntur curtinae. Item vnum paruum cyphum habentem pedem argenteum deauratum qui portatur cum corpore Christi pro infirmis et vnam ladulam ligneam ro corporalibus et duo altaria viatica, vnum uidem magnum aliud paruum depictum.

---

*) Scheter: undichte Leinwand; im heutigen Steifscheter ist dies alte Wort noch erhalten.

In cuius rei euidens testimonium presens instrumentum sigilli supradicti capituli ac mei consignacione firmiter feci communiri. Datum anno domini M° C. C. C°. octogesimo nono, in octaua epyfanie feria quarta.

Sieben und zwanzig Artikel des Raths und der Bürgerſchaft zu Arnſtadt im Bauernkriege.

Die Neuzeit hat über den deutſchen Bauernkrieg 1525, mehrere werthvolle Schriften ins Leben gerufen, allein erſchöpft iſt die Geſchichte dieſer eigenthümlichen und mächtigen Volksbewegung noch gar längſt nicht. Tauſendfache Einzelzüge ſind noch verſchloſſen und vergraben, noch nicht ans Licht der Öffentlichkeit getreten, und erſt der Zukunft wird es gelingen, ein großes Totalbild des Bauernkriegs mit ſeinen Verzweigungen in jeder Provinz, die er mit berührte, zu entrollen. Es war ja kaum ein Krieg; es war mehr ein Weheruf der gedrückten untern Stände, ein Bewußtwerden des Drucks, ein zorniges Aufflammen des Volksgeiſtes, da und dort ein roher Ausbruch der Gewalt gegen Gewalt, und in dieſem die Bürgſchaft ſichern Untergangs. Wären damals Männer des Volkes mit der Geiſteskraft eines Luther

Hutten und Sickingen ausgerüſtet, an die Spitze getreten, hätten ſie die brauſende Fluth geregelt, ſo wäre wohl ohne Blutvergießen mancher Frevel abgeſtellt, manche Unbill geſühnt, manche Laſt abgenommen, manches viel, viel beſſer geworden. Auch Thomas Münzer hätte vielleicht beſſere Erfolge und keinen blutigen Tod erſtrebt, wenn er die Intereſſen des Volkes nicht mit denen der Religion und des Glaubens vermengt und verwechſelt hätte; glaubte doch ſelbſt der große Luther mit dem alten Sinaigewitter gegen die armen Bauern andonnern zu müſſen. Es war des Predigens kein Ende, und man rief gegenſeitig Gott und die himmliſchen Heerſchaaren an, um den Feind todtſchlagen zu helfen.

Die Zeit wollte Reformen, verſtand aber unglücklicherweiſe noch nicht, dieſe auf geſetzmäßigem Wege zu verlangen, wie zu erlangen, oder man hatte auch eben von der andern Seite keine Luſt zu derlei Zugeſtändniſſen, bis Karſt und Miſtgabel und Dreſchflegel anrückten, und Noth und heilloſe Verwirrung hereinbrach. Es erſcheint faſt befremdend, daß überall die Städte ſich ſo leicht und ſchnell in das Bündniß der Bauern begaben. Sie hätten dieß nicht zu thun gebraucht, wenn ſie es nicht gern gethan hätten, denn die Städte und Städtchen im Mittelalter waren allzumal gefeſtet mit Wallgräben und Ringmauern, Thürmen und Zugbrücken; ſie waren voll wehrhafter Bürger; ſelbſt Söldner fehlten oft nicht, die ſtädtiſchen Rüſt- und Zeughäuſer waren voll Wehr und

Waffen, und die Bauern waren des Krieges ungeübt, waren rohe ſchlecht bewehrte Haufen, die oft kluger Führer entbehrten, und die mit Stückkugeln aus den Schießſcharten der Stadtmauern begrüßt, bald abzutreiben geweſen wären, denn die Burgen, welche die Bauern brachen, die Klöſter, welche ſie in Brand ſteckten, waren meiſt unbemannt, und gar nicht oder ſchlecht vertheidigt, wenige ausgenommen. Allein man ſah ſich nicht gemüſſigt, die Bauern abzutreiben. Die Bürger und Stattträthe hielten die Bewegung des Landvolks und die Bedrängniß der Fürſten für ganz geeignet, auch ihrerſeits mancherlei Uebelſtände zur Abſtellung zu bringen und ermangelten nicht, mit ihren Forderungen hervorzutreten, als ihnen die rechte Stunde dazu gekommen ſchien.

Welcher Art dieſe Übelſtände waren, zeigen unter andern nachfolgende Artikel, die Rath und Gemeinde zu Arnſtadt ihrem Landesherrn, dem Grafen Günther von Schwarzburg übergeben. Die Faſſung war diplomatiſch höflich im Eingang, aber das merkwürdige „kurzumb“ am Schluß ſieht einer Fauſt, die ſich um einen Schwertgriff ballt, ganz ähnlich.

Im zweiten Band meines deutſchen Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung habe ich unter dem Titel: Stücke aus dem Bauernkrieg, beſonders den Hennebergiſchen ins Auge gefaßt, und deſſen Beginn, mit vielen Originaldocumenten belegt, geſchildert. Während im Monat März im Lande Franken der Aufſtand begann, gährte es auch jenſeits des Thüringerwaldes ſchon mächtig, und auf dem Walde ſelbſt, deſſen Bewohner gen Arnſtadt rückten. Daher konnte Graf Günther von Schwarzburg auch ſeinem Schwiegervater, dem Fürſten Wilhelm von Henneberg keinen hülfeleiſtenden Zuzug thun.

Unterm 25. April erließen Rath und Bürgerſchaft zu Arnſtadt die nachfolgenden Artikel; ob dieſelben angenommen und erfüllt wurden, darüber mangeln mir noch zur Zeit die Nachweiſe, jedenfalls erſcheinen dieſelben nicht unbillig, es wurde um Beherzigung gebeten, und des Fürſten Rechte und Eigenthum wurden unangetaſtet gelaſſen; man bat nur um einen evangeliſchen Pfarrer, um Erlaß einer neuen Steuer, um Steuerpflichtigkeit des Adels und der Geiſtlichkeit gleich der des Bürgerſtandes, um Aufhebung eiſerner Zinſen an Klöſter, deren Heiſchung gar nicht documentirt war; um ſtatutenmäßig dem Rath zuſtehende Rechte im Bezug auf das ſtädtiſche Regiment, den Marktverkehr, die Zwinger, das Walperholz; um Abſchaffung des Betriebes bürgerlicher Gewerbe durch Nichtbürger, Ermäßigung der Güterkaufſteuer, Abſchaffung pfäffiſcher Afterlehnsherrlichkeit, der allzuhohen Erbzinſen, und neuer beſchwerlicher Auflagen. Man verlangte geordneten Gang der Rechtspflege, Unterſtellung des eigenmächtig handelnden Spitalmeiſters (zu St. Georgen, dem ſehr wohlhabenden Spital der Stadt) unter die Rathsaufſicht; Rückgabe widerrechtlich innehabender Gemeindegüter; Reſtitution mehrer Siedelhäuſer, die der Gemeinde zinſten; Erfüllung eines längſt gegebenen Verſprechens; Schirm und Aufrechthaltung der Statuten; Aufhebung einer der Stadt ſchädlichen Gewerkhütte; des muthwilligen Schadens an der Flur durch Schiff und Geſchirr, Jäger, Hunde und Pferde, des Erbgütergerichts und Aufhören der Schinderei von Klägern und Beklagten durch Fürſprecher (Anwälte) und Schreiber, und endlich — (hier griff man freilich dem Fürſten ans Herz) Minderung der Koſtſpieligkeit des Hofhaltes, die eine Schatzung nach der andern verurſache.

Dieſe Nachvolgende Artickell, Bitten vnd begernn Ein Erbar Rathe vnd gemeine Burger zu Arnſtadt von dem Edeln vnd wolgebornen hern Gunthern Grauen zw Schwarczburgk, herrn zw Arnſtadt vnd Sunderſhawßen, vnßerm genedigen Herrenn; genedicklich zw beherzcigen, Eines Erbarn Raths vnd gemeyne, Nucz, fromen, beſchwerheyt, vnd vngedeyen, möcht betrachtet, vnd der billigkeit nach dar Innen gehandelt werden. Des ſich ein Rathe, vnd gemeyne, etzlicher maſſen beſchwert empfunden. Geſcheen Dinſtags Marcy, Anno ct. xxv.

1. Erſtlichen das ein Rathe, ſampt der gemeyne, Einen pfarherrn, Der das heylig Euangelium, dem Volke nach Chriſtlicher Ordenung, möcht predigenn, vnd auß rechtem guten grunde, der heyligen ſchrifft möcht außgelegt, vnd vnderweyſt werden, zcuerwelen zcu ſetzen vnd zcuentſeczen

macht haben, Alſo das nicht das volck, dar durch vorfurtt, adir Irre gemacht werde, Wie dann byſſ here geſcheen, Was einer vormittage predigt, durch einen andern nachmittage widderruffen, Das gedenckt ein Rathe vnd gemeine, in keynen wegk lenger zcudulden.

2. Zum Andern, das der vierde pfennig abgethan werde,

3. Zum Dritten, das von dem Adell, vnd den geyſtlichen Alle Ire ligende grunde, Ecker, Wyßen vnd wyngarthen hawß hoff ꝛc. verſchoſſen vnd verwachen, wie ein ander gemeyner bürger, thun muß außgeſchloſſen vnßer g. h. (gnädiger Herr.)

4. Zcum Vierden, beſchwert ſich ein gemeine, Das ſie vill gatter geld*) Dem Cloſter vnd andern geyſtlichenn hir vnd zcu Erffurdt, Als awff widderkawff, auffzcehn adir zwolff ſchog,**) eins, lange Zeit gegeben habn Alſo das etzlicher prieſter; Auch das Jungkfrawecloſter ir gelt woll zcehenfach widder auffgehoben haben, vormenen Inen das fürder, nicht zugeſtehen, zuuoran, den geiſtlichen, der wir Inen lenger zcugeben, nicht geſindt, Sie haben den des redlichen ſchynn Irer ankunfft, wie ſie ſolche Erb-Zcynße, auff vnßrn güttern erlangtt, vnd wie ſie auff vnßere gütter komen, vnd ſunderlichen der wiederkewff-

---

*) Gater-Gülte, war ein eiſerner Jahrzins.

**) Schock.

lichen zeinſe, Adir gatt'geld, das lange geſtanden, do ſie Ir Hewbtgelt, vorlengſt hinwegk habenn, Monchen, Nonnen vnd pfaffenn, lenger nicht zeugeben, Sundern begern das ſolchs, abgeſtalt wurde, Auß vrſachen dan ſie pflegen e. g.*) Dar von gar nichts, So wiſſen wir vns Irer, gar nichts zeu tröſten. Vnd vns ja wenigk, Adir vill hanthaben. Aber verteyding konnen.

5. Zum Fünfften, das der Probſt zw Ichterſhawſſen vngeuerlich bey vierzigk eckern weinwachs, In dem Flur zew Arnſtadt ligen hatte, vnd nichts darvon gibt Gedenckt ein Rath. ſampt der gemeyne auch nicht lenger zu dulden. Sundern gleich die mit vns v'ſchoſſen vnd vorrechten,

6. Zum Sechſten. Nachdem der Rathe vormals, die thörm- vnd thorhewßer, zeubeſetzen macht gehabt, nach Irem gefallen, Desgleichen auch, kirchner, Schulmeiſter, Stadtgeſynde, auch den Marckt, gewichtt vnd alle feltſcheden Zeu regyren, lauts vnßer Statuttenn des ſich vnſer genediger herre vnderſtanden. Bit ein Rathe, ſampt der gemeyne, ſolchs dem Rathe vnd der Stadt, In keynen wegk, Adir nicht zeu entzeyhn.

7. Zum Sibenden, Nachdem vnßer gnediger Herre etzliche gemeine, Als die weyden, vnd das ſchutzenhaus vnd gras, vor ſich oder ſeyner genaden geſinde gebraucht. Bitt auch ein Rathe, ſollichs abzuſtellen, desgleichen zwinger vnd gra-

---

*) Euer Gnaden.

denn, In Irer gewalt zcu behalten. Nicht einſagen, noch hindern.

8. Zum Achten, begert ein Rathe vnd gemeyne, des walper*) Holzes, Dem probſt mit ſeynem Vihe, Nicht alleyn dareyn zcu weyten geſtatten, Sundern frey. vnd nach Irer notturſt zeugebrauchen, Die weil doch der Probſt, mit ſeynem Vihe auff vnſere gutter vnd gemeyne treybett. Vnd deſſelbigen Holezes, Ein orth abgezeichnet, Dem Rathe vnd gemeyne Erblichen volgen, vnd bleiben zeulaſſen, Das ander was bleybt, vnßerm g. h. wem es ſein gnade eygendt, aber geben werden, auch volgen zu laſſenn.

9. Zum Neunden. Nachdem der probſt mit ſeynem vihe, die Mawrn, zwiſſchen dem newen thore vnd dem Rietthore, verterbet, vnd ſchyre Ellen tieff, vnther den Füllemundt außgetrett, Solchs wider von des cloſters gelde, zu machen,

10. Zum Zcehenden, das Barbara von Hawßen. Ein Hawß des gleichen Liechtenbergl. Hawße, do kolbe Innen ſitzt, Schoſſer ſindt, vnd wollen die frey gehalten haben, Gedenken ein Rathe vnd gemeyne, auch nicht lenger nachzeulaſſen,

---

*) Das Walperholz, noch heute ſo genannt, iſt ein ſchöner Bergwald, auf den in frühen Zeiten ein Kloſter ſtand, das der h. Walpurgis geweiht war, daher noch Walperholz, Walperkirchhof, letzterer eine kleine Pläne über der maleriſchen Felſenwand, an welcher das Sommerluſthaus, die Eremitage, liegt.

Auch brawet Barbara von Hawffen, kewfft vnd verkewfft, wie ein ander Bürger, das auch ein Rathe vnd gemeyne, nicht lenger zeu dulden geſindt, Darzeu hat ſie, Ein tawben Rath*) vnd hat, wedder ecker noch wyßen, vor der Stadtt,

11) Zum Eylfften, Wann das Lehn Corporis Chriſty. ledig ſtirbett, das ſollich lehenn, nicht forder vorlyhenn werde, Sundern daſſelbige Gelt. Einer gemeyne zu nucz komen mochte, Desgleichen auch andere lehnn, die von einem Rathe zeu lehn gehenn

Zum Eilfften, Das vnßer gnediger Herre, eczliche hantwergkmeyſter. In der Stadt hat. Die In Schoſbarn Hewßern ſitzen, Die ſein gnade auch wollen frey gehalten haben, Das bitth auch ein Rathe vnd gemeyne abzuſtellen.

12. Zum Zwolfften, bitten Rathe vnd gemeyne, So burger hinfurtter, gütter kewffen wurden. Tewr**) adir wolfeyle, Das man nicht mehr dann funff ſchneberger lawen geldt. Zeu lehn gelde geben möchte, vnd der verkeuffer, Einen aufflaßße ſchillingk vnd gedencken zew vnßern güthern keinen andern lehnhrn zu haben widder Monche noch pfaffen. Dan alleine vnßre gnedige Herren.

---

*) Ein Tauben-Rath, iſt analog dem Wort Hausrath gebildet, und heißt ein Taubenflug, den zu halten nach ſtädtiſchen Rechten überall nur Feldgrundbeſitzern von Alters her gebührt.

**) Theuer oder wolfeil.

13. Zum Dreyzcehnden, Bith ein Rathe vnd gemeyne, Das ſich vnßer gnediger Herre, mit dem Fiſchwaſſer, Holcz vnd weydewergk. Wie ander Fürſten, Grauen vnd Herrn gegen Iren Stetten halten gegen vns ſeiner gnaden vnderthanen, auch genedigklichen zuuerzceygen.

Auch ſindt etzliche gütter faſt hoch. mit erbZeinßen beſchwerdt, Das ein Arm man. ſolcher groſßen zeinße halben, der gütter, gar nichts genieſſen kan, Sundern vmbſunſt arbeyten. Begeren ſolche Zeinße zeu lindernn.

14. Zum Vierzcenden, bitt ein Rathe vnd gemeine. Vnßrn gnedige. Herren. Alle auffſetze, So auff die Stadt vnd gemeine geſaczt, vnd mit beſchwerth Si dermals die Stadt An die Edeln vnd Wolgeboren herrſchafft von Schwarczpurg komen, Sundern bey dem Alten herkomen, wie die an die wolgedachte herſchaft komen, Bey bleyben laſſen.

15. Zum Funffzcenden beclagt ſich die gemeyne, ſo ſie mit Imande zeuthun haben, Das nymandts nichts erlangen magk, adir zeu recht komen, vnd bitten vnßrn gnedigl herren, genedigklich dar ein zeußehen, das Inen rechts geholffen mocht werden.

16. Zum ſechzcenden, begern Rathe vnd gemeyne, Das ein Rathe Einen Spittelmeyſter zeuſetzen vnd zeu entſetzen Macht haben, Auß Vrſachenn, das der Spittelmeiſter, Dem Spittall, vnd den

armelewthen nicht gleich vorſtehett, Sundern eraczt vnd ſchirret, auff ſeinen kuchen. Vnd verkeufft was er mag zu gelde machen, Als korn, putter vnd keße, vnd brichts den Armen lewthen abe, vnd arbeitt mit den pferden ander lewthen vmb lohn vnd leßt ſein ecker vber winther vnbeſebet lyhen.

17. Zum Sibenzcenden, begern die gemeyne Alles das der gemeyne zeuſtendigk iſt, wer das Innen hat, der gemeine widder heym zeu ſtellen.

18. Zum Achtzcenden, Sind auch etzliche Sedelhewſer In der Stadt geweſt, Die zew Scheunen, Schweynſtellen vnd andern ſtellen, gemacht ſindt, wöllen die gemeyne Alles widder zew Sedelhewßern gemacht haben, lewthe darein zeuſetzen, die Zeynße vnd geſchöſſe, mit tragen möchten.

19. Zum Neunzcenden, begert die gemeine, das, die mehr dan ein hawß haben, dieſelbigen zeuverkewſſen, das auch burger darein, möchten geſacht werden, wie dan von vnßerm gnedigl. Herren,/ vnd dem Rathe, vorlengſt der gemeyne alſo zeu geſcheen angeſagtt, Solichs nochmals Alſo v'ſagenn,

20. Zum Zwenczigſten, das vns vnßr g. h. bey prinilegien, vnd Statutten, wolt bleiben laſſen den Richtern vnd Andern. Ichtes da widder zeu handeln nicht geſtatten.

21. Zum Einvndzwenczigſten. Beſchweren ſich die Gemeine Vnd eczliche Arme lewthe, ſamptt dem

Rathe ſehr, Der Hütten halben, das ſie der Armen gemeyne, groſſen ſchaden thun, vnd zeuſagen, mit Iren ſchlacken, vnd dar durch das waſſer, Etzlichen, Ire ecker nymptt, Des gleichen die viehtrwſſt verterbet, Derhalben gemeyhe Stadt, Zeynße vnd geſchöſſe, entperen müſſen.

22. Zum Zewehvndzwenczigſten, Das die Schifferey. So der probſt vor Arnſtadt hatt. Beſchwert ſich die gemeine, Desſelbigen mergklichenn ſchadens, So In vnßern Fluren vnd Feld geſchicht, daſſelbige auch abzeuſtellen, vnd auff kunfftig Michelstag, gentzlichen von der Stadt wenden vnd abthnn.

23. Zum Drey vnd zwenczigſten, wan vnßers guedigen Herrn Diener, mit pferden adir Hunden Im Felde ſindt. Mergklichen ſchaden. In weyngarten vnd getreydichen, mit den pferden, muthwilligklich thun.

24. Zum xxiiij. Begern vnd wollen die gemeyne, das hinfürtter, kein gericht ſall gehallten werden vber Schult vnd Erbguther. Auff das, das Arme volck, nicht in ſo groſſe ſcheden, geſchatzt vnd geſchunden ſoll werden, von den vorſprechen, vnd ſchreibern, vnd mancher In Iaren vnd tagen nicht hat konth, zu ſeinen rechten komen, Sundr wo einer den andern verclaget In einem amptt, adir vorm Rathe, ſolt man fleyſſig horen, vff clage vnd anthwurtt, vnd mit fleyſſe erforſchen vnd welcher recht hatt,

Das eiß genieſſie, Den Andern da hin weyßen, das er möchte nachlaſſen vnd alſo criſtlich vnd bruderlich zu lebenn, Damit ſolche Schynderey v'bleyben möchte.

26. Zum xxv. Iſt das auch ein vnleydlichs, Das ſich vnßer g. h. teglich mit vill groſſen Rähten belett, Die ſelbigen mit Irem geſynde, des Jars zweymall kleytt. Auch denſelbigen vber das, mergklichen Jar ſolt, Darzeu Erbliche Manlehn verſchreyben, darzcw wir vnßer bluth vnd ſchweys geben müſſen, vnd derhalben, vns Armen, Ein ſchatzunge vber die andern auffgelegt wirt, welchs der gemeyne ſchwehr, vnd hinfürd'r nicht leydn noch tragen kan, Es were aber begebe ſich dann, land-nodtt,

27. Zum xxvij Sagen die tuchmacher, das ſie mergklich beſchwert, mit Zinßen, von der mullen. Dar vber ſindt etliche in der Stadt mit namen wichman harthman, Der Schoßr vnd hans kremer, die dy wollen auff vilen Scheffereyen, bereit beſprochen haben, vnd vberſetzen dieſelben, das wir Armen Tuchmacher, nicht hynnach komen können. wan ſie wiſſen bereyt wo ſie do mit hyn ſollen, vnd verkewffen ſie, awß dem Lande.

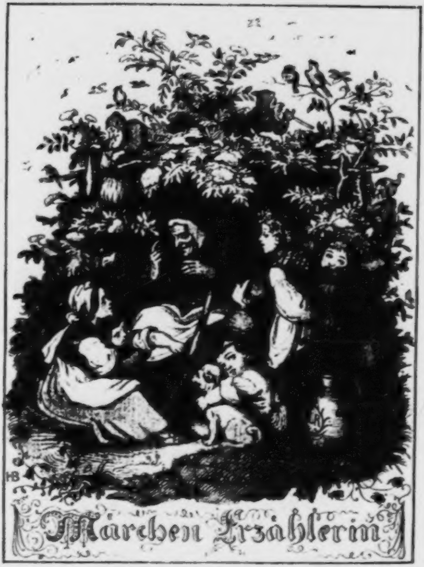
Das wullen kurzumb Ein Rathe vnd gemeyne, abgeſtalt haben.

Atterode.

Bei Erwähnung der Kapelle und des Dorfes
terode im vorigen Jahrgang unſers Taſchenbuchs
richt der Herr Verfaſſer (S. 273) einen Zweifel
s gegen die Angabe Heims **II.** S. 339, daß
eſer Ort im Bauernkrieg zerſtört worden ſein ſollte.
Dem Bauernkrieg wird überhaupt ganz mit Un-
cht die Zerſtörung von Dörfern aufgebürdet; er
andte nur gegen Burgen und Klöſter ſeine Geiſel
nd ſeine Brandfackel. Aber weit ältere verheerende
riege machten Hunderte von Ortſchaften wüſt; man
enke nur an die Fehden zwiſchen dem Landgrafen
lbert den Entarteten mit ſeinen eignen Söhnen,
urch die Kaiſer Adolphs Volk zur Verwüſtung Thü-
ingens hereingezogen wurde.

Was das aufgefundene Glöcklein betrifft, deſſen
er Herr Verfaſſer S. 275 auch gedenkt, ſo wurde
ieß vor mehreren Jahren im Thüringerthalbach ge-
funden, und durch die Güte des Herrn Pfarrer
Ortmann zu Steinbach der Alterthümerſammlung des
Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins ein-
verleibt. Es diente indeß wohl nicht in der Kapelle
zu Atterode als Meßglöcklein, ſondern es iſt ein
kleines Cymbel- (Klingelbeutel-) Glöckchen von einer

ſilberähnlichen Erz-Miſchung, Nürnberger Fabrikat, wie dergleichen faſt in allen ältern Klingelbeuteln unſrer Dorfkirchen ſich finden. Es iſt im Guß ſehr roh ausgefallen und ſein Schmuck beſteht auf der einen Seite aus einem Crucifix in einem einfachen Schild, auf der andern in der h. Jungfrau mit der Glorie; die Zwiſchenräume zwiſchen den beiden Schilden ſcheinen von Früchten ausgefüllt. Der Rand iſt ausgezackt.



Märchen Erzählerin

Deutſches

Märchenbuch.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

[illegible]

Preis 10 Silbergr. = 30 Kr. C.M. = 36 Kr. rhn.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1845.

Vorwort.

Die Wenigſten halten den Unterſchied zwiſchen Sage, Märchen und Mythe in Gedanken feſt, die Meiſten verwechſeln beide erſtern oft, und halten ſie für gleichbedeutend, Manche auch für gleich unbedeutend.

Ich möchte verſuchen, hier mit wenigen Worten darzulegen, wie Märchen und Sage unterſchieden werden müſſen.

Märe iſt freilich nach dem alten Wortbegriff: Kunde, Nachricht, Erzählung, Fabel, Abenteuer und ſonach ihr Gebiet das weiteſte; wie ſich aber der Begriff des Märchens ſpäter ausgebildet und abgegrenzt hat, müſſen wir ihn feſthalten, ihn von Sage und Mythe trennen.

Sage und Mythe können der Geſchichtforſchung noch als Quelle dienen, wenn auch als zweifelhafte, trübe; das Märchen kann dies nie, es wäre denn in Bezug auf Kulturgeſchichte.

Die Sage haftet am Oertlichen, an Geſchlechtern, Namen, Denkmalen, Kirchen, Schlöſſern, Burgen; an beſtimmten Stellen der Wälder, Haine, Wieſen und Wege, Brücken und Stege; das Märchen aber iſt der ruhe- und heimathlos ſchwebende Paradiesvogel kindlicher Tradition. Iſt es ja an Oertliches gebunden, ſo verſchmilzt es mit der Sage. Ein Beiſpiel davon giebt dieſe Sammlung im Märchen: Der Schmied von Jüterbogk.

Das Märchen iſt dem Kindesalter der Menſchheit vergleichbar; ihm ſind alle Wunder möglich, es zieht Mond und Sterne vom Himmel und verſetzt Berge. Für das Märchen giebt es keine Nähe und keine Ferne, keine Jahrzahl und kein Datum, nur allenfalls Namen, und dann entweder ſehr gewöhnliche, oder ſehr ſonderbare, wie ſie Kinder erfinden.

Die Sage iſt dem Jugendalter zu vergleichen; in ihr iſt ſchon ein Sinnendes, Ahnungsvolles, ihr Horizont iſt enger, aber klarer, wie der des Märchens. Sie deutet bisweilen ſchon an, wann und wo dieſes und jenes geſchehen ſei, in welchen Zeitperioden, in welchen Kriegen, ſei dieſe Andeutung auch noch ſo unbeſtimmt und unhiſtoriſch: ſie ſtrebt in gewiſſen Zügen doch ſchon dem Alter der Reife, der Geſchichte, zu.

Auch was Mythe iſt, nennen Viele Märchen. Mythe iſt ſchon inniger mit der Sage verſchmolzen, häufig aber ſelbſtſtändig. Es iſt das große weite Reich der Geiſterwelt. Die orientaliſchen Märchen zwar, dieß könnte entgegnet werden, haben häufigſt ſolche Maſchinerie, allein wir begegnen in ihnen keinem ausgebildeten Mythus. In Deutſchland iſt es anders. Wir haben Götter, blieb auch von ihnen nur da und dort ein leiſer Nachhall in halbverklungenen Mythen; wir haben eine reiche Dämonenwelt von Elfen, guten und böſen, Kobolden, Berg- und Waſſergeiſtern, wir haben mythiſche Perſonen in Menge, und von allen dieſen eine Fülle anziehender Geſchichten. In dieſes Gebiet gehört alles, was von Wuotansheer, Frau Holle, Berchta, Hackelberg, Rübezahl, von Hütchen und Hinzelmann ꝛc. erzählt wird, alles dieſes habe ich aus dem vorliegenden Märchenbuche ausgeſchloſſen, um es in einem deutſchen Mythenbuche zuſammen zu ſtellen. In dieſes Gebiet gehören auch die Kyffhäuſergeſchichten. Nur der Teufel iſt überall zu Hauſe, in Mythen, Märchen, Sagen und Legenden.

Selbſt das Wort Legende halten noch immer Viele, auch Gebildete, für ganz einerlei mit Sage und Märchen, und ſo begegnet z. B. die Lächerlichkeit des Ausdrucks: Legenden vom Rübezahl.

Legende iſt Geſchichte der Heiligen und Märtyrer, ihres Wandels und ihrer Wunder, ſie umfaßt ausſchließlich den chriſtlichen Mythus, und in ihm einen großen Poeſieſchatz.

Wir haben an guten ächten Märchenſammlungen in dem vorgezeichneten ſtrengen Sinne keinen Ueberfluß. Daß die vielen und mancherlei Märchen, welche einzelne Dichter erfunden haben, wenn dieſelben auch ſchön und poetiſch ſind, nicht hierher gehören, verſteht ſich von ſelbſt; ich meine nur Märchen, die aus dem Volksmund überliefert, meiſt noch in ihm lebendig, oft auch Nachhall alter Dichtungen ſind. Meiſt ſind jene neuerfundenen ſogenannten Märchen an eine mythiſche oder ſagenhafte Ueberlieferung angeknüpft und novelliſtiſch verſponnen. In dieſem Sinne dichtete Muſäus ſeine mit Recht beliebten, für Viele anziehenden Erzählungen, die er Volksmärchen der Deutſchen nannte; ebenſo wenig ſind die Volksmärchen der Benedicte Naubert ächte deutſche Märchen, und welche Unzahl von Nachahmern fanden nicht Muſäus und die Naubert!

Die anerkannt beſte ächte Märchenſammlung bilden die „Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm,“ man könnte faſt ſagen, ſie machten jede andere überflüſſig. Faſt alle Märchen darin ſind dem Volksmund entnommen. Doch laufen viele derſelben in andern Ländern vielfach verändert um, wie auch die Sagen ſich mannigfach wiederholen, kreuzen und es geht ein Märchen oft ganz in ein andres über. So finden ſich die ſelbſtſtändigen Züge des Märchens vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen, alle im „Bruder Luſtig“ der Grimm'ſchen Sammlung I. 81. wieder, in welchem aber zugleich auch jene des Märchens vom Schmied von Jüterbogk vereinigt ſind *). Ebenſo iſt: Das Thränenkrüglein in dieſer Sammlung nahe verwandt mit: Das Todtenhemdchen in Grimms Sammlung II. 10).

Albert Ludwig Grimm giebt in ſeinen Märchenbüchern neben vielem Fremdländiſchen auch viel Selbſterfundenes, ſo daß ich Benutzung ſeiner Bücher mit Abſicht ganz vermieden habe.

Was nun meine Auswahl betrifft, ſo habe ich unter den Ueberſchriften meine Quellen angegeben, und das meiſte theils nach alten Schriften, theils nach mündlicher Ueberlieferung niedergeſchrieben. Nur die erſte Nummer: „Des Märchens Geburt,“ iſt einleitende Dichtung. Der verſchiedene Ton in der Erzählung iſt von ſelbſt bedingt durch die Stoffe; auch die Märchenblumen müſſen verſchiedene Farben haben. Hülfreiche Hand boten im Niederſchreiben volksthümlicher Märchen meiner Heimath eine junge talentvolle Dichterin: Fräulein Wilhelmine Mylius in Themar (Roſenkönigin, Goldmarie und Pechmarie, Hirſedieb, goldne Rehbock, Nußzweiglein, Zauberer und ſeine Kinder, Hänschen und Grethchen, Hühnchen und Hähnchen, das goldene Ei u. a.), dann der Dichter und Novelliſt Ludwig Köhler aus Meiningen, (Schwan, kleb an, die drei Hunde, Zitterinchen, Beſenſtielchen, Knabe mit den goldnen Sternlein u. a.) und der Dichter und Sprachforſcher Friedrich Sterzing in Neubrunn, der auch das aus M. Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum entlehnte Märchen: Die drei Proben, mir aus meiner eignen Jugend noch gar wohl erinnerlich, zuerſt erzählte, (des Teufels Pathe, Haſenhüter, die drei Muſikanten) und ſo wurden mir auch anderorts her noch einige ächte Mär-

---

*) Wo in den Anmerkungen unter den Ueberſchriften Grimm's Sammlung angezogen iſt iſt immer die große Ausgabe „der Kinder- und Hausmärchen“ Göttingen, 1840. 2 Bände, gemeint.

chen oder Märchenſtoffe mitgetheilt, wofür ich allen Gebern freundlichſten Dank ſage.

Eigenthümlich iſt dem Thüringerwaldgebiet das Räubermärchen, oft mehr nur ſchlichte Erzählung von ſchlimmen Thaten und wunderbarer Errettung, oder kecker Ueberliſtung, als eigentliches Märchen, doch habe ich einige dieſer weit verbreiteten Stoffe aufgenommen.

Daß ich auch etliche Thiermärchen aufnahm, halte ich für wohlgerechtfertigt, da ſie keine gewöhnlichen ſind. Auch die Grimm'ſche Sammlung enthält mehrere ſolcher Stoffe, die an die Fabel angrenzen.

In den Schachten mittelhochdeutſcher Poeſie liegen noch reiche Märchenſchätze, die einem größeren Publikum zugänglich zu machen, verſtattet bleiben muß. Wir ſehen da recht, wie reich wir ſind, und daß wir weder die Feereien Frankreichs, noch die Scheherazaden des Orients bedürfen, um nationelle Märchenbände zu füllen.

Damit auch freundliche Kunſt dies Buch verſchöne, ſtellt ihm der Verleger ein Bild voran, das der Künſtler Herr L. Richter in Dresden, ſinnig ſelbſt deutet, indem er ſagt: „Ein altes Märchenmütterchen ſitzt unter dem Hollunderbuſch, von einem Kranze Kinderchen umgeben, die alle aufmerkſam zuhören. Selbſt der Mops verhält ſich ſchweigſam, (vielleicht intereſſirt ihn die Geſchichte von den drei Hochzeitgäſten). In den träumeriſchen Duft der Hollunderblüthen hat ſich eine Schaar Vöglein verſenkt, denen irgend ein neckiſcher Däumling ein Liedchen vorpfeift, während ein anderer ſeines Gelichters an einem Rocken den goldnen Märchenfaden weiter ſpinnt, und ein Dritter einen Knaben äfft, dem darüber ein Gruſeln ankommt."

Möchte dieſe Sammlung bei den Kennern Nachſicht und bei ihrem Publikum Theilnahme finden!

Meiningen, im Auguſt 1844.

Ludwig Bechſtein.

Inhalt

Seite
Des Märchens Geburt . . . 1
Vom tapfern Schneiderlein . . . 5
Das Märchen von den ſieben Schwaben . . . 12
Vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen . . . 18
Die Probeſtücke des Meiſter-Diebes . . . 21
Die verzauberte Prinzeſſin . . . 28
Die Roſenkönigin . . . 35
Der Teufel iſt los . . . 39
Der Schmied von Jüterbogk . . . 44
Vom Zornbraten . . . 46
Hänſel und Grethel . . . 55
Das Rebhuhn . . . 60
Die Goldmaria und die Pechmaria . . . 62
Hirſedieb . . . 65
Des Teufels Pathe . . . 68
Die Jagd des Lebens . . . 77
Der goldne Rehbock . . . 78
Das Nußzweiglein . . . 81
Der alte Zauberer und ſeine Kinder . . . 85
Gevatter Tod . . . 88
Staar und Badewännelein . . . 91
Die beiden kugelrunden Müller . . . 94
Der Richter und der Teufel . . . 97
Hans im Glücke . . . 100
Die ſieben Raben . . . 103
Die drei Federn . . . 107
Das Thränenkrüglein . . . 109
Vom Hänschen und Grethchen, die in die rothen Beeren gingen . . . 110
Die ſchöne junge Braut . . . 111
Die Kornähren . . . 113
Vom Hühnchen und Hähnchen . . . 114
Die drei Hochzeitgäſte . . . 115
Das Märchen vom Mann im Mond . . . 117
Die Königskinder . . . 118
Der beherzte Flötenſpieler . . . 122
Gott Ueberall . . . 125
Der Haſe und der Fuchs . . . 127
Der Haſenhüter . . . 128
Der kleine Däumling . . . 131
Der König im Bade . . . 136
Tiſchlein deck dich, Eſel ſtreck dich, Knüppel aus dem Sack . . . 140
Mann und Frau im Eſſigkrug . . . 145
Der Zauberer Wettkampf . . . 149
Die drei Gaben . . . 152

Seite

Des kleinen Hirten Glückstraum 154
Goldener 159
Der Schäfer und die Schlange 163
Die drei Muſikanten 166
Die drei Nüſſe 172
Der Müller und die Nixe 175
Kippchen Käppchen 179
Das Kätzchen und die Stricknadeln 180
Der Fuchs und der Krebs 181
Des Königs Münſter 183
Des Hundes Noth 184
Die ſieben Geislein 187
Das Märchen vom Schlauraffenland 189
Das Märchen vom wahren Lügner 192
Die Perlenkönigin 194
Schneeweißchen 197
Der Mönch und das Vögelein 205
Die ſieben Schwanen 206
Das Dornröschen 211
Vom Knäblein, vom Mägdlein und der böſen Stiefmutter . . 214
Schwan, kleb an. 215
Der Garten im Brunnen 219
Die drei Hunde 221
Zitterinchen 225
Beſenſtielchen 228
Aſchenbrödel 232
Mäuslein Sambar oder die treue Freundſchaft der Thiere . . . 236
Der Mann und die Schlange 238
Der Hahn und der Fuchs 240
Die Lebensgeſchichte der Maus Sambar 242
Bruder Sparer und Bruder Verthuer 249
Der Knabe mit den goldenen Sternlein 250
Helene 253
Goldhähnchen 255
Das Märchen vom Ritter Blaubart 262
Die Nonne, der Bergmann und der Schmied 265
Die drei dummen Teufel 268
Die dankbaren Thiere 273
Die drei Bräute 275
Die hoffärtige Braut 278
Die vier klugen Geſellen 281
Vogel Holgott und Vogel Meſam 287
Von zwei Affen 288
Vom Wolf und den Mauthunden 291
Das goldene Ei 296

Des Märchens Geburt.

Es war einmal eine Zeit, da es noch keine Märchen gab, und dies war betrübend für die Kinder, denn es fehlte in ihrem Jugendparadieſe der ſchönſte Schmetterling. Und da waren auch zwei Königskinder, die ſpielten mit einander in dem prächtigen Garten ihres Vaters. Der Garten war voll herrlicher Blumen, ſeine Pfade waren mit bunten Steinen und Goldkies beſtreut, und glänzten wetteifernd mit dem Thaufunkel auf den Blumenbeeten. Es gab in dem Garten kühle Grotten mit plätſchernden Quellen, hoch zum Himmel aufrauſchende Fontainen, ſchöne Marmorbildſäulen, liebliche Ruhebänke. In den Waſſerbecken ſchwammen Gold- und Silberfiſche; in goldenen großen Vogelhäuſern flatterten die ſchönſten Vögel, und andere Vögel hüpften und flogen frei umher, und ſangen mit lieblichen Stimmen ihre Lieder. Die beiden Königskinder aber hatten und ſahen das alle Tage, und ſo waren ſie müde des Glanzes der Steine, des Duftes der Blumen, der Springbrunnen und der Fiſche, welche ſo ſtumm waren, und der Vögel, deren Lieder ſie nicht verſtanden. Die Kinder ſaßen ſtill beiſammen und waren traurig: ſie hatten alles, was nur ein Kind ſich wünſchen mag, gute Aeltern, die koſtbarſten Spielſachen, die ſchönſten Kleider, wohlſchmeckende Speiſen und Getränke, und durften tagtäglich in dem ſchönen Garten ſpielen — ſie waren traurig, obſchon ſie nicht wußten, warum? und nicht wußten, was ihnen fehle.

Da trat zu ihnen ihre Mutter, die Königin, eine ſchöne hohe Frau mit mildfreundlichen Zügen, und ſie bekümmerte ſich darüber, daß ihre Kinder ſo traurig waren und ſie nur wehmüthig anlächelten, ſtatt mit Jauchzen ihr entgegen zu fliegen; ſie betrübte ſich, daß ihre Kinder nicht glücklich waren, wie doch Kinder ſein ſollen und ſein können, weil ſie noch keine Sorgen kennen, und weil der Himmel der Jugend meiſt ein wolkenloſer iſt.

Die Königin ſetzte ſich zu ihren beiden Kindern, die ein Knabe und ein Mädchen waren, und ſchlang um jedes derſelben einen ihrer vollen weißen Arme, welche goldne Spangen ſchmückten, und fragte gar mütterlich und liebreich: „Was fehlt euch, meine lieben Kinder?“

„Wir wiſſen es nicht, theure Mutter!“ ſprach der Knabe. „Wir ſind ſo traurig!“ ſprach das Mädchen.

„Es iſt ſo ſchön hier in dieſem Garten, und ihr habt alles, was euch Freude machen kann; macht es euch denn keine Freude?“ fragte die Königin, und eine Thräne trat in ihr Auge, aus dem eine Seele voll Güte lächelte.

„Nicht genug Freude macht uns, was wir haben,“ antwortete dieſer Frage das Mädchen. „Wir wünſchen uns was, und wiſſen nicht, was!“ ſetzte der Knabe hinzu.

Die Mutter ſchwieg bekümmert, und ſann nach, was wohl die Kinder wünſchen möchten, das ſie mehr erfreue, als die Pracht des Gartens, der Schmuck der Kleider, die Menge der Spielſachen, der Genuß edler Speiſen und Getränke, aber ſie fand nicht, was ihre Gedanken ſuchten.

„O wäre ich nur ſelbſt wieder ein Kind!“ ſprach die Königin ſtill zu ſich, mit einem leiſen Seufzer: „dann fiele mir wohl bei, was Kinder froh macht. Um Kindeswünſche zu begreifen, muß man ſelbſt ein Kind ſein. Aber ich bin ſchon zu weit gewandert aus dem Jugendlande, wo die goldnen Vögel durch die Bäume des Paradieſes fliegen, jene Vögel, die keine Füße haben, weil die Nimmermüden irdiſcher Ruhe nicht bedürfen. O käme doch ein ſolcher Vogel her, und brächte meinen theuern Kindern, was ſie glücklich macht!“

Siehe, wie die Königin alſo wünſchte, da wiegte ſich plötzlich über ihr in den blauen Lüften ein wunderherrlicher Vogel, von dem ein Glanz ausging, wie Goldflammen und Edelſteinblitze, der ſchwebte tiefer und tiefer, und es ſah ihn die Königin, es ſahen ihn die Kinder. Dieſe riefen nur: „Ah! ah!“ und Staunen ließ ſie keine anderen Worte finden.

Der Vogel war überaus herrlich anzuſehen, wie er, immer tiefer ſchwebend, ſich niederſenkte, ſo ſchimmernd, ſo glänzend, im Regenbogenfarbengefunkel, faſt das Auge blendend, und doch immer wieder das Auge feſſelnd. Er war ſo ſchön, daß die Königin und die Kinder vor Freude leiſe ſchauerten, zumal ſie jetzt das Wehen ſeiner Flügel fühlten. Und ehe ſie es ahneten, ſo hatte ſich der Wundervogel nieder gelaſſen in den Schooß der Königin, der Mutter, und ſah aus Augen, die wie freundliche Kinderaugen geſtaltet waren, die Kinder an, und doch war etwas in dieſen Augen, das die Kinder nicht begriffen, etwas Fremdartiges, Schauerhaftes, und ſie wagten darum nicht, den Vogel zu berühren, auch ſahen ſie jetzt, daß der ſeltſame, überirdiſch ſchöne Vogel unter ſeinen glänzendbunten Federn auch einige tiefſchwarze Federn hatte, die man aber von Weitem nicht gewahrte. Indeß blieb den Kindern zu näherer Betrachtung des ſchönen Wundervogels kaum ſo lange Zeit, als nöthig war, dieß zu erwähnen, denn alsbald hob ſich der Vogel wieder empor, der Paradiesvogel ohne Füße, ſchwebte, ſchimmerte, flog immer höher, bis er nur eine im Aether ſchwimmende bunte Feder ſchien, dann nur noch ein goldner Streif, und dann entſchwand — ſo lange aber, bis das geſchah, ſahen ihm auch die Königin und die Kinder mit Staunen nach. Aber o Wunder! Als Mutter und Kinder wieder niederblickten, wie ſtaunten ſie da auf's Neue! Auf dem Schooße der Mutter lag ein goldnes Ei, das hatte der Vogel gelegt, und das ſchimmerte auch ſo grüngolden und goldblau wie der köſtlichſte Labradorſtein und die ſchönſte Perlenmuſchel der Meerestiefen. Und die Königskinder riefen aus einem Munde: „Ei! das ſchöne Ei!“ Die Mutter aber lächelte ſelig, und ahnete voll Dankgefühl, das müſſe der Edelſtein ſein, der noch zum Glück ihrer Kinder fehle, das Ei müſſe in ſeiner zauberfarbigſchillernden Schaale ein Gut enthalten, das den Kindern gewähre, was dem Alter verſagt iſt, Zufriedenheit, und das ihre Sehnſucht, ihre kindiſche Trauer ſtille.

Die Kinder aber konnten ſich nicht ſatt ſehen an dem prächtigen Ei, und vergaßen bald über dem Ei den Vogel, der es brachte; erſt wagten ſie nicht, es zu berühren, endlich aber legte das Mägdlein doch eines ſeiner roſigen Fingerchen daran, und rief plötzlich, indem ſein unſchuldvolles Geſichtchen ſich mit Purpur übergoß: „Das Ei iſt warm!“ Nun tippte auch der Königsknabe vorſichtig und leiſe an das Ei, um zu fühlen, ob die Schweſter wahr geſprochen. Endlich legte auch die Mutter ihre zarte weiße Hand auf das köſtliche Ei, und ſiehe, was begab ſich da? Die Schaale fiel in zwei Hälften auseinander, und aus dem Ei kam ein Weſen hervor, wunderbar anzuſehen. Es hatte Flügel, und war nicht Vogel, nicht Schmetterling, Biene nicht und nicht Libelle, und doch von allen dieſen Etwas, aber nicht zu beſchreiben; mit einem Wort, es war das buntgeflügelte, farbenſchillernde Kinderglück, ſelbſt ein Kind, nämlich das des Wundervogels Phantaſie, das **Märchen.** Und nun ſah die Mutter ihre Kinder nicht mehr traurig, denn das Märchen blieb fortan immer bei den Kindern, und ſie wurden ſeiner nicht müde, ſo lange ſie Kinder blieben, und ſeit ſie das Märchen hatten, wurden ihnen Garten und Blumen, Lauben und Grotten, Wälder und Haine erſt recht lieb, denn das Märchen belebte alles zur Luſt der Kinder; das Märchen lieh ſelbſt den Kindern ſeine Flügel, da flogen ſie weit umher in der unermeßlichen Welt, und waren doch immer gleich wieder daheim, ſobald ſie nur wollten. Jene Königskinder — das waren die Menſchen in ihrem Jugendparadieſe, und die Natur war ihre ſchöne mildfreundliche Mutter. Sie wünſchte den Wundervogel Phantaſie vom Himmel nieder, der ſo prächtige Goldfedern und auch einige tiefdunkle hat, und er legte in ihren Schoos das goldne Märchenei.

Und wie die Kinder das Märchen innig lieb gewannen, das ihre Kindheittage verſchönte, in tauſenderlei Geſtaltungen und Verwandlungen ſie ergötzte, und über alle Häuſer und Hütten, über alle Schlöſſer und Paläſte flog, ſo war des Märchens Art auch dieſe, daß es ſelbſt den Erwachſenen gefiel und ſie ſich ſeiner freuten, wenn ſie nur etwas aus dem Garten der Kindheit mit herübergetragen in das reifere Alter, nämlich die Kindlichkeit des Herzens.

Vom tapfern Schneiderlein.

(Wegkürzer.)

Es war einmal ein Schneiderlein, das ſaß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte auf eine Zeit, da es arbeitete, einen Apfel neben ſich liegen, darauf ſetzten ſich viele Fliegen, wie das Sommerszeiten ſo gewöhnlich, die angelockt waren von dem ſüßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte ſich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen laſſen, ſchlug auf den Apfel, und befand im Hinſehn, daß damit ſieben Fliegen erſchlagen waren. Ei, dachte bei ſich das Schneiderlein, biſt Du ſolch ein Held?! Ließ ſich ſtracklich einen goldnen Harniſch machen, und auf das Bruſtſchild mit goldnen Buchſtaben ſchreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog das Schneiderlein mit ſeinem Harniſch angethan umher auf Gaſſen und Straßen, und die es ſahen, vermeinten, der Held habe ſieben Männer auf einen Streich gefällt, und fürchteten ſich.

Nun war in demſelben Lande ein König, deſſen Lob weit und breit erſchallte, zu dem begab ſich der faule Schneider, der gleich nach ſeiner Heldenthat Nadel, Scheere und Bügeleiſen an den Nagel gehangen, trat in den Hof des Königspalaſtes, legte ſich alldort in das Gras und entſchlief. Die Hofdiener, ſo aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harniſch ſahen, und die Goldſchrift laſen, verwunderten ſich ſehr, was doch jetzt, zu Friedenszeiten, dieſer ſtreitbare Mann an des Königs Hof thun wolle? Er däuchte ſie ohne Zweifel ein großer Herr zu ſein.

Des Königs Räthe, ſo den ſchlafenden Schneider gleichfalls geſehen, thaten ſolches Sr. Majeſtät, ihrem allergnädigſten König, zu wiſſen, mit dem unterthänigſten Bemerken, daß, ſo ſich kriegeriſcher Zwieſpalt erhebe, dieſer Held ein ſehr nützlicher Mann werden und dem Lande gute Dienſte leiſten könne. Dem König gefiel dieſe Rede wohl, ſandte alsbald nach dem geharniſchten Schneider, und ließ ihn fragen, ob er Dienſte begehre? Der Schneider antwortete, ebendeshalb ſei er hergekommen, und bäte die Königliche Majeſtät, wo höchſtdieſelbe ihn zu brauchen gedächte, ihm allergnädigſt Dienſte zu verleihen. Der König ſagte dem Schneiderlein Dienſte zu, verordnete ihm ein ſtattliches Loſament und Zimmer, und gab ihm eine gute Beſoldung, von der es, ohne etwas zu thun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währete es nicht lange Zeit, ſo wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung hatten, dem guten Schneider gram, und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn ſie mit ihm uneins würden, möchten ſie ihm nicht ſattſam Widerſtand leiſten, da er ihrer ſieben allwege auf einen Streich todſchlagen würde, ſonſten hätten ſie ihn gern ausgebiſſen, und ſo ſannen ſie täglich und ſtündlich darauf, wie ſie doch von dem freiſlichen Kriegsmann kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfſinn etwas kurz zugeſchnitten war, wie ihre Röcklein, ſo fanden ſie keine Liſt, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden ſie Rathes mit einander, alle zugleich vor den König zu treten, und um Urlaub und Entlaſſung zu bitten, und das thaten ſie auch.

Als der gute König ſahe, daß alle ſeine treuen Diener um eines einzigen Mannes willen ihn verlaſſen wollten, ward er traurig, wie nie zuvor, und wünſchte, daß er den Helden doch nie möge geſehen haben; ſcheute ſich aber doch, ihn hinwegzuſchicken, weil er fürchten mußte, daß er ſammt all ſeinem Volk von ihm möchte erſchlagen, und hernach ſein Königreich von dem ſtracklichen Krieger möchte beſeſſen werden. Da nun der König in dieſer ſchweren Sache Rath ſuchte, was doch zu thun ſein möge, um alles gütlich abzuthun und zum Beſten zu lenken, ſo erſann er letztlich eine Liſt, mit welcher er vermeinte, des Kriegsmannes (den Niemand für einen Schneider ſchätzte) ledig zu werden und abzukommen. Er ſandte ſogleich nach dem Helden und ſprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein gewaltigerer und ſtärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden ſei, denn er, (der Schneider). Nun hauſeten im nahen Walde zwei Rieſen, die thäten ihm aus der Maaßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch ſonſt wie beikommen, denn ſie erſchlügen alles, und ſo er ſich's nun unterfangen wolle, die Rieſen umzubringen, und brächte ſie wirklich um, ſo ſolle er des Königs Tochter zur eheligen Gemahlin, und das halbe Königreich zur Ausſteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hülfe gegen die Rieſen mitgeben.

Auf dieſe Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zu Muthe und däuchte ihm ſchön, daß es ſollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Ausſteuer empfangen; ſprach daher kecklich: er wolle gern dem König, ſeinem allergnädigſten Herrn, zu Dienſten ſtehen, und die Rieſen umbringen, und ſie wohl ohne Hülfe der hundert Reiter zu tödten wiſſen. Darauf verfügte er ſich in den Wald, hieß die hundert Reiter, die ihm auf des Königs Befehl dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickigt, und lugte umher, ob er die Rieſen irgend wo ſehen möchte. Und endlich nach langem Suchen fand er ſie Beide unter einem Baume ſchlafend, und alſo ſchnarchend, daß die Aeſte an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin und herrauſchten.

Der Schneider beſann ſich nicht lange, las ſchnell ſeinen Buſen voll Steine, ſtieg auf den Baum, darunter die Rieſen lagen, und begann, den einen mit einem derben Steine auf die Bruſt zu werfen, davon der Rieſe alsbald erwachte, über ſeinen Mitgeſellen zornig ward und fragte, warum er ihn ſchlüge? Der andere Rieſe entſchuldigte ſich beſtens, ſo gut er's vermochte, daß er mit Wiſſen nicht geſchlagen, es müſſe denn im Schlafe geſchehen ſein; da ſie nun wieder entſchliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein, und warf den andern Rieſen, der nun auffahrend über ſeinen Kameraden ſich erzürnte und fragte, warum er ihn werfe? der aber nun auch nichts davon wiſſen wollte. Als beiden Rieſen nun die Augen nach einigem Zanken vom Schlafe wieder zugegangen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den andern, daß er es nun nicht länger ertragen mochte, und auf ſeinen Geſellen, von dem er ſich geſchlagen vermeinte, heftig losſchlug; das wollte denn der andere Rieſe auch nicht leiden, ſprangen beide auf, riſſen Bäume aus der Erde, ließen aber doch zu allem Glück den Baum ſtehen, darauf der Schneider ſaß, und ſchlugen mit den Bäumen ſo heftig auf einander los, bis ſie einander gegenſeitig todt ſchlugen.

Als der Schneider von ſeinem Baume ſahe, daß die beiden Rieſen einander todt geſchlagen hatten, ward ihm beſſer zu Muthe, als ihm jemals geweſen, ſtieg fröhlich vom Baume, hieb mit ſeinem

Schwerte jeglichem Rieſen eine Wunde oder etliche, und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Rieſen entdeckt oder ob er ſie nirgends geſehen habe? „Ja," ſagte der Schneider, „entdeckt und geſehen und alle zwei todt geſchlagen — habe ich, und ſie liegen laſſen unter einem Baume." Das war den Reitern verwunderlich zu hören, konnten und wollten's nicht glauben, daß der eine Mann ſo unverletzt von den Rieſen ſollte gekommen ſein, und ſie noch dazu todt geſchlagen haben, ritten nun ſelbſt in den Wald, dieß Wunder zu beſchauen und fanden es alſo, wie der Schneiderheld geſagt hatte. Darob verwunderten ſich die Reiter gar ſehr, und empfanden einen grauslichen Schrecken, ward ihnen auch noch übler zu Muthe, denn vorher, da ſie fürchteten, der Sieger werde ſie alle umbringen, wenn er ihnen Feind würde; ritten heim und ſagten dem König an, was geſchehen.

Da nun der Schneider zum Könige kam, ſeine That ſelbſt anzeigte, und die Königstochter ſammt dem halben Königreich begehrte, gereute den König ſein Verſprechen, das er dem unbekannten Kriegsmann gegeben, gar übel, denn die Rieſen waren nun erwürgt, und konnten keinen Schaden mehr thun; dachte darüber nach, wie er des Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindeſten geſonnen, ihm die Tochter zu geben. Sprach daher zum Schneider, wie er in einem andern Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm ſehr großen Schaden thue an Fiſchen und Leuten; daſſelbe ſolle er doch auch noch fangen, und ſo er dieſes vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben. Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauſte, und befahl ſeinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er wolle allein hineingehen und allein die That beſtehen, wie er die gegen die zwei Rieſen auch allein und ohne andere Hülfe beſtanden. Als der Schneider eine Weile im Walde umher ſpazirt war, erſieht er das Einhorn, das gegen ihn daher rennt mit vorgeſtrecktem Horn und will ihn umbringen. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn gar nahe an ihn herankam, und als es nahe bei ihm war, ſchlüpfte er raſch hinter den Baum, neben dem er zu allernächſt ſtand, und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und ſich nicht mehr wenden konnte, mit aller Haſt gegen den Baum, daß es ihn mit ſeinem ſpitzen Horn faſt durch und durch ſtieß, und das Horn unverwandt darin ſtecken blieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baume feſt zappeln ſah, hervor, ſchlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an den Baum vollends feſt, ging heraus zu ſeinen Jagdgeſellen, und zeigte ihnen ſeinen Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf ging das Schneiderlein zum König, thät demüthiglich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunſches, und erinnerte beſcheidentlich an das königliche zweimalige Verſprechen. Darob ward der König über die Maaßen traurig, wußte nicht, was zu thun ſei, da der Schneider der Tochter begehrte, die er doch nicht haben ſollte. Und begehrte noch eins an den Kriegsmann. Dieſer ſolle nämlich auch das grauſame Wildſchwein, das in einem dritten Walde liefe und alles verwüſte, einfahen, und ſo er auch dieſes vollbringe, dann wolle der König ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wolle ihm auch ſeine ganze Jägerei zur Hülfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht ſonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit ſeinen Geſellen zum Walde hinaus, und befahl ihnen, als der Forſt erreicht war, draußen zu bleiben. Des waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildſchwein hatte ſie ſchon öfter dermaßen empfangen, daß ihrer Viele das Wiederkommen auf immer vergeſſen hatten, und ſie Alle nicht mehr begehrten, ihm nachzuſtellen, dankten daher dem Schneider ſehr aufrichtig, daß er ſich allein in die Fahrniß wage und ſie in Nummero Sicher dahinten laſſe. Der Schneider war noch nicht lange in den Wald getreten, ſo wurde das Wildſchwein ſeiner anſichtig, und ſtürzte auf ihn zu mit ſchäumendem Rachen und wetzenden Hauern und wollte ihn gleich zu Boden rennen, ſo daß ſein Herz erzitterte und er ſich ſchnell nach Rettung umſah. Da ſtand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, darin man vor Zeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabei ſtand, und die Kapelle erſah, ſprang er mit einem Satz hinein, aber auch der Thüre gegenüber mit einem Luftſprung durch ein Fenſter, darin keine Scheiben mehr waren, wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildſau, die nun in der Kapelle rumorte, der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wiſchte vor an die Thüre, warf ſie eilends zu, und verſperrte ſo das grauſame Gewild in das Kirchlein, ging dann hin zu den Jagdgeſellen, zeigte ihnen ſeine That an, die kamen hin, befanden die Sache alſo wahr und richtig, und ritten heim mit großer Verwunderung, dem König Bericht erſtattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen glückhaften Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht, das mag ein Jeglicher, ſelbſt mit geringem Verſtand, leichtlich ermeſſen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben, oder fürchten, daß dieſer ſeine Heldenkraft, davon er drei ſo erſtaunliche Proben gegeben, gegen ihn ſelber wenden dürfte. Doch iſt wohl zweifelsohne, hätte der König vollends gewußt, daß der Held ein Schneider wäre, ſo hätte er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, denn ſeine Tochter geſchenkt. Ob nun aber der König einem Manne ohne Herkunft und ohne Geburt, außer der von ſeiner Mutter, ſeine Tochter mit kleiner oder mit großer Bekümmerniß, gern oder ungern, gebe, danach fragte Schneiderlein gar wenig oder gar nicht, genug er war ſtolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu ſein. Alſo wurde die Hochzeit, nicht mit all zu großer Freudigkeit von königlicher Seite begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.

Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin, wie ihr Herr und Gemahl im Schlafe redete, und vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wamms — flicke mir die Hoſen — ſpute dich — oder ich — ſchlage Dir das Ellenmaaß über die Ohren!“ Das kam der jungen Königsgemahlin ſehr verwunderlich vor, merkte ſchier, daß ihr Gemahl ein Schneider ſei, zeigte das ihrem Herrn und Vater an, und bat ihn, er möge ihr doch von dieſem Manne helfen. Solche Rede durchſchnitt des Königs Herz, daß er habe ſeine einzige Tochter einem Schneider antrauen müſſen, tröſtete ſie auf das Beſte, und ſagte, ſie ſolle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, ſo ſollten vor der Thür etliche Diener ſtehen, und wenn ſie wieder ſolche Worte vernähmen, ſollten dieſe Diener hinein gehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ ſich die junge Frau gefallen und verhieß alſo zu thun. Nun hatte der König aber einen Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold, und hatte des Königs untreue Rede gehört, verfügte ſich daher eilend zu dem jungen König und eröffnete ihm das ſchwere Urtheil, das über ihn ſo eben jetzt ergangen und gefällt war, und bat ihn, er möge ſeines Leibes ſich nach beſten Kräften wehren. Dem ſagte der Schneider-König ob ſeines Warnens großen Dank, und er wiſſe wohl, was in dieſer Sache zu thun ſei. Wie nun die Nacht gekommen war, begab ſich zu gewohnter Zeit der junge König mit ſeiner Gemahlin zur Ruhe und that bald, als ob er ſchliefe. Da ſtand die Frau heimlich auf und öffnete die Thür, worauf ſie ſich wieder ganz ſtill niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König, wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören konnten: „Knecht, mache mir die Hoſen — bletze mir — das Wamms, oder ich will dir das Ellenmaaß über die Ohren ſchlagen. Ich — hab' Sieben auf einen Streich — todt geſchlagen — zwei Rieſen hab' ich — todt geſchlagen — das Einhorn hab' ich gefangen — die Wildſau hab' ich auch gefangen — ſollt' ich Die fürchten — die draußen vor der Kammer ſtehen?“

Als die vor der Kammer ſolche Worte vernahmen, ſo flohen ſie nicht anders, als jagten ſie tauſend Teufel; und keiner wollte der ſein, der ſich an den Schneider wagte. Und ſo war und blieb das tapfre Schneiderlein ein König all ſein Lebetag und bis an ſein Ende.

Das Märchen von den ſieben Schwaben.

(Volksbuch und altes Bild.)

Es waren einmal ſieben Schwaben, die wollten große Helden ſein, und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit ſie aber ein gut Gewaffen hätten, ließen ſie ſich einen Spieß machen, ſieben Mannslängen lang, den faßten ſie zu ſiebend an, und gingen in einer Reihe hinter einander. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der Mannlichſte unter ihnen; dann kam der Jackli, genannt der Seehaas, hierauf der Marli, genannt der Neſtelſchwab, dem folgte der Jergli, war der Blitzſchwab geheißen; hernach ging der Michel, Spiegelſchwab zubenamſet, dann kam der Hans, Knöpfleſchwab, und zuletzt kam Veitli, das war der Gelbfüßler. Dieſe Beinamen hatten alle ihre gute Urſach. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus dem Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodenſee geſeſſen; der Neſtelſchwab führte darum ſeinen Namen, weil er ſtatt der Knöpfe Neſteln an den Hoſen hatte, und letztere faſt immer mit der Hand in die Höhe hielt, dieweil die Neſteln oftmalen abgeriſſen waren. Der Blitzſchwab hieß alſo, weil er ſich die Redensart: Potz Blitz! angewöhnt hatte. Der Spiegelſchwab hatte die Gewohnheit, ſeine Naſe allezeit an den Vorderärmel ſeines Jankers *) abzuputzen, der davon einen gewiſſen Spiegelglanz annahm, das ſchaffte jenem den ſaubern Namen. Knöpfleſchwab war ein Mann, der verſtand, gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das iſt im bairiſchen Deutſch Knötel, und im ſächſiſchen Deutſch Klöße. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopſinger Landſchaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfüßler ſchimpfen, darum, daß ſie einſtmals einen Wagen voll Eier, den ſie ihrem Herzog als Abgabe bringen müſſen, recht voll ſtampfen wollen, und die Eier mit den Füßen feſt getreten, davon denn die Eier etwas Wenigs zerbrochen, und die Füße der Bopſinger gegilbt hätten.

Zogen nun die Sieben alleſammt guten Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der ſpäten Dämmerung über eine grüne Wieſe, da hob ſich eine Hurnauspe nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecke hervor,

---

*) Jacke.

und flog vorüber. Darob erſchrak der Schulz, Allgäuer, mächtiglich, und begann Angſtſchweiß zu ſchwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten, und ſchrie ſeinen Kriegsgeſellen zu: „Horcht! horcht! Der Feind trommelt ſchon!“ Da ſchmeckte der Jackli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl, wohl! Etwas iſt vorhanden! Ich ſchmecke ſchon das Pulver!“ Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und ſprang über einen Zaun, kam aber gerad auf die Zinken eines Rechens zu ſpringen, und da fuhr ihm der Stiel ins Geſicht und gab ihm einen ungewaſchnen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und ſchrie: „Gieb Gnade! Ich ergeb' mich!“ Die andern Sechs waren nachgeſprungen über den Zaun, und da ſie ihren Anführer alſo ſchreien hörten, ſo ſchrieen ſie Alle: Giebſt du dich, ſo geb' ich mich auch! Giebſt du dich, ſo geb' ich mich auch! Aber es war Niemand vorhanden, der die ſieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da ſie das merkten, ſchämten ſie ſich ihrer wenigen Herzhaftigkeit, und verſchwuren ſich, dieſe ihre erſte Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter ſo kamen die ſieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie ſie ſo tapfer darauf los marſchirten, merkten ſie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer ganz nahe an ihm war. Als der den Bären ſah, war er hin vor Schreck, ſtolperte und ſtieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und ſchrie dazu gottsjämmerlich: „Ein Bär! ein Bär!“ Vermeinte, ſein letztes Brod wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch rührte ſich der Bär nicht, dieweil er maustodt war. Des war der Allgäuer hoch erfreut, ſchaute um nach ſeinen Brüdern, und ſah mit neuem Schreck, daß alle für todt mäusleinſtill auf dem Boden lagen, meinte, er habe ſie gar mit dem Spieße hinterrücks erſtochen, und erhub ein Wehegeſchrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefreſſen, denn ſie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten ſie vorſichtiglich in die Höh, und wie ſie ſahen, daß der Bär todt war, erhoben ſie ſich friſch und geſund, traten um den Bären herum und auf ihn, und unterſuchten, wie tief wohl die Wunde ſei, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzſchwab ſagte: „Potz Blitz! Der Bär iſt verreckt und ſchon lange todt!“ — „O ja,“ ſprach der Jackli: „Man ſchmeckt den Braten.“ Wurden eins, dem Bären das Fell abzuziehen und als Siegeszeichen mit zu führen, das Aas aber liegen zu laſſen. „Mögen den Bären nun die Schaafe freſſen, wie er zuvor die Schaafe gefreſſen hat!“ ſprach einer unter ihnen, und ſo zogen ſie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Und da geſchah es, daß die guten Geſellen auf ihrer Weiterfahrt an einen weiten blauen See kamen, ſo dünkete es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, der ſchlug Wellen im Wind, und droben an ſeinem Abhang ſtanden die ſieben Schwaben und lugten hinunter, wie ſie wohl am geſchwindeſten über dieſen See kommen möchten. Es war aber kein Waſſer da drunten, ſondern ein Feld voll Flachſes, der ſo recht in ſeiner ſchönſten blauen Blüthe ſtand.

„Potz Blitz!“ rief der Blitzſchwab, „was iſt da zu thun? Ueber das wilde Waſſer müſſen wir!“

„Allgäuer, Du trag uns hinüber, wie weiland St. Chriſtoph die Pilgrimsleute!“ ſagte der Seehaas. — „Bygoſt!“ antwortete der Allgäuer: „ins Waſſer ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging als an den Hals.“ Der Neſtelſchwab griff mit der Hand an ſeinen Hoſenbund, das edle Kleidungsſtück feſt zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand ſchwimmen thäte; dem Knöpfleſchwab war das Ding gar nicht einerlei; er lugte ſcharf, ob kein Haifiſch, Walfiſch oder Krokodil im Waſſer brauſe; und ſo ſtanden auch die Andern ganz verlegen da, bis der Blitzſchwab ſich hinter ihnen herum drückte, und ein Paar hinunter ſtieß, indem er ausrief: „Friſch gewagt, iſt halb geſchwommen!“ Da die nicht unterſanken, faßte ſich auch der Gelbfüßler ein Herz, und that einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blitzſchwab und der Neſtelſchwab mit beſſerem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten einer auf den andern, bis ſie merkten, daß ſie mit der Naſe in ein grünes Gras gefallen waren, und allgemach mit etwas gequetſchten Rippen ſich wieder aufmachten, und an dem Spieße wiederum fürbaß ſchritten.

Nach mehr als einem andern Abenteuer, das zu lang wäre, zu erzählen, gelangten die ſieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da ſagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte: „das iſt der Bodenſee.“ An deſſen Ufern ſollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hauſen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die ſieben tapfern Schwaben ſich feſt vorgenommen hatten. Da ſie nun des Sees anſichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer ſich aufhielt, man wußte nicht, war's ein gräulicher Lindwurm oder ein feuerſpeiender Drache, ſo fiel ihnen zumeiſt das Herz in die Kniekehle, ſie machten Halt, und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpfleſchwab noch zu guter Letzt, (denn wer konnte wiſſen, ob das Unthier ſie nicht alleſammt mit Haut und Haar verſchlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß), eine Mahlzeit Knöpfle und Spätzle bereite, und ſtellten während dem Eſſen Todesbetrachtungen an. Und nach dieſem begannen ſie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer ſagte, er ſei nun bislang immer der Vorderſt geweſen, wäre Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterſt ſei, und es ſolle der Blitzſchwab voran. Der meinte aber: „Kuraſchi hab' i gnueg im Leib, aber nit Leib genueg für die Kuraſchi und das Beeſt von Ungeheuer.“ Der Spiegelſchwab wiſchte ſich die Naſe am Aermel und that den Vorſchlag, es ſolle doch wohl beſſer ſein, wenn Einer für Alle ſterbe, und meinte, der Knöpfleſchwab könne ihnen dieſen kleinen Gefallen thun; der aber ſchrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihn ſchon am Schlafittig. Und ſo ſprachen und ſtritten ſie noch eine Weile hin und her, bis ſie ſich friedſam einigten und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts ſchritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hauſen ſollte. Ehe ſie den erreichten, kamen ſie an einen Rain davor, da ſaß ein Haas und macht' ein Männlein, und ſtreckte die langen Löffel in die Höh, das war den Schwaben grauslich anzuſchauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und beſannen ſich, ob ſie vorwärts rücken und auf's Unthier eindringen ſollten mit lang vorgeſtrecktem Spieß, oder ob ſie ſich zur Flucht wenden ſollten; doch hielt jeder feſt am Spieß. Da nun das Veitli hinten zumeiſt in Nummero Sicher war, ſchwoll ihm der Kamm und er ſchrie dem Schulzen zu, der voran ſtand:

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sohnſcht wünſch ich, daß ihr mächt erlahma!“

Der Hans, des Veitli Gelbfüßler Vordermann, Knöpfleſchwab, ſpottete der Kuraſche des Veitli, indem er ſagte:

„Beim Elament, Du hauſcht guat ſchwätze
Du biſcht der Letzſcht beim Drachahetze!“

Dem Michel ſträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, ſondern ſprach mit abgewandtem Geſicht, indem er den Aermel ſeinem Geſicht näherte:

„Es wird nit feihla um an Haar,
So iſt es wohl der Teufel gar!“

Jergli luegte dem Michel in's Geſicht, und ſchaute auch gar nicht hin nach dem Büſter von Ungeheuer, indem er zaghaft beiſtimmte:

„Blitz! iſt erſch nit, ſo iſcht ſei Mutter,
Oder des Teufels ſein Stiefbruder!“

Dem Marli Neſtelſchwab, der ſich ſchon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle geſpießter Lerchen, gefiel ſein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte ſich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzuſehen, und rief dem Veit zu:

„Gang Veitli, gang, gang Du voran,
I will dahinda vor Dir ſtahn!“

Veitli drückte aber ſeine Ohren auf, und that als hörte er nicht; worauf der Marli zu Jackli ſagte:

„Gang Jackli, gang, gang Du voran!
Du haſcht Sporn und Stiefel an,
Daß Dich der Drach nit beiſſe kann!“

Aber Jackli fand ſeinen Troſt darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes, der ſieben Schwaben und des zu beſtehenden Abenteuers ſtand, und ſagte:

„Herr Schulz, der muß der Erſchte ſein,
Denn ihm gebührt die Ehr allein.“

Schulz Allgäuer faßte ſich ein Herz und ſprach muthig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So zieht dann herzhaft an den Streit
Hieran erkennt man tapfre Leut!“

Und ſo ging es in Gottes Namen und im Sturmſchritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz boperte, konnte er ſich ſeiner Angſt nicht erwehren und ſchrie: „Hau hurlehau! hau! hauhau!“ Da erſchrak der Haas und gab ſporſtreichs Ferſengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Potz Veitli, luag, luag, was iſcht dahs?
Das Ungeheuer iſcht nur an Haas!“

„Haſchtu geſehn? Haſchtu geſehn?“ fragten ſich nun die Andern unter einander. „Potz Blitz! Ein Ding, wie ein Kalb!“ rief der Blitzſchwab. Der Neſtelſchwab thät ſeinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß Dich das Mäusle beiß! Ein Thier wie ein Maſtochs!“ „Oho!“ rief der Knöpfleſchwab: „ein Helifant iſt nur ein' Katz gegen das Unthier.“ „Bygoſt,“ erwiederte der Allgäuer: „wenn das kein Haas geweſen, ſo weiß ich keinen Dreimännerwein vom Rachenputzer zu unterſcheiden!“

„Nu nu!“ vermittelte der Seehaas: „Haas her, Haas hin! Ein Seehaas iſt halt größer und grimmiger, als alle Haaſen im heiligen römiſchen Reich.“ „Wie der Seewein ſaurer und herber, als alle Weine im heiligen römiſchen Reich,“ ſpottete hinten der Gelbfüßler, und über dieſe Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas faſt ein Paar Watſchen gegeben, denn er fühlte ſich in ſeinem Nationalgefühl verletzt.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den ſieben Schwaben ſo glückhaft beſtanden war, wurden ſie eins, nunmehr von ihren Thaten auszuruhen, und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber thue Noth, ein Siegeszeichen zu errichten, das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfre Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache ſein Fell zu Markte getragen und der Haas in ſeinem Balg wohlbehalten entkommen war, ſo wurden die guten Geſellen dahin eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächſtgelegene Kapelle zu ſtiften, die hieß man hernach die Kapell zum ſchwäbiſchen Heiland. Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Neſter getragen.

Vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen.

(Wegkürzer.)

Als unſer lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern, das Evangelium predigte und viele Zeichen that, kam zu ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab, und fragte ihn: „Mein Leiden-Geſell, wo willt Du hin?“ Da antwortete ihm unſer Herrgott: „Ich ziehe um, und mache die Leute ſelig.“ So ſagte der Schwab: „Willt Du mich mit Dir laſſen?“ — „Ja,“ antwortete unſer Herrgott, „wenn Du fromm ſein willt und weidlich beten.“ Das ſagte der Schwab zu. Als ſie nun mit einander gingen, kamen ſie zwiſchen zwei Dörfer, darinnen läutete man. Der Schwab, der gern ſchwätzte, fragte unſern Herrngott: „Mein Leiden-Geſell, was läutet man da?“ Unſer Heiland, dem alle Dinge wiſſend waren, antwortete: „In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zum Begängniß eines Todten.“ — „Gang Du zum Todten!“ ſprach der Schwab, „ſo will ich zur Hochzeit gehn.“

Darauf ging unſer Herrgott in das Dorf und machte den Todten wieder lebendig, da ſchenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab thät ſich auf der Hochzeit um, half einſchänken, einem Gaſt um den andern, und auch ſich ſelbſt, und als die Hochzeit zu Ende war, da ſchenkte man ihm einen Kreuzer. Das war der Schwab wohl zufrieden, machte ſich auf den Weg und kam wieder zu unſerm Herrgott. Alsbald, wie der Schwab dieſen von Weitem ſahe, hub er ſein Kreuzerlein in die Höhe und ſchrie: „Lug, mein Leiden-Geſell! Ich hab Geld; was haſt denn Du?“ trieb alſo viel Prahlens mit ſeinem Kreuzerlein. Unſer Herrgott lachet ſeiner, und ſprach: „Ach, ich hab' wohl mehr als Du!“ thät den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden ſehen. Der aber war nicht unbehend, warf geſchwind ſein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden, und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen alles gemein mit einander haben!“ Das ließ unſer Herrgott gut ſein.

Nun als ſie weiter mit einander gingen, begab es ſich, daß ſie zu einer Heerde Schafe kamen, da ſagte unſer Herrgott zum Schwaben: „Gehe, Schwab, zu dem Hirten, heiße ihm uns ein

Lämmlein zu geben, und koche uns das Gehänge oder Geräuſch zu einem Mahle." „Ja!" ſagte der Schwab, that, wie ihm der Herr geheißen, ging zum Hirten, ließ ſich ein Lämmlein geben, zog's ab und bereitete das Gehänge zum Eſſen. Und im Sieden da ſchwamm das Leberlein ſtets empor; der Schwab drückt's mit dem Löffel unter, aber es wollte nicht unten bleiben, das verdroß den Schwaben über alle Maßen. Nahm deshalb ein Meſſer, ſchnitt das Leberlein, dieweil es gahr war, von einander und aß es. Und als nun das Eſſen auf den Tiſch kam, da fragte unſer Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wär? Der Schwab aber war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe keines gehabt. „Ei!" ſagte unſer Herrgott: „wie wollte es denn gelebt haben, ohne ein Leberlein?" Da verſchwur ſich der Schwab hoch und theuer: „Es hat bei Gott und allen Gottes-Heiligen keines gehabt!" Was wollte unſer Herrgott thun? Wollte er haben, daß der Schwab ſtill ſchwieg, mußt' er wohl zufrieden ſein.

Nun begab es ſich, daß ſie wiederum mit einander ſpazierten, und da läutete es abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Lieber, was läutet man da?" — „In dem Dorf läutet man zu einem Todten, in dem andern zur Hochzeit," ſagte unſer Herrgott. „Wohl!" ſprach der Schwab. „Jetzt gang Du zur Hochzeit, ſo will ich zum Todten!" (vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen). Fragte den Herrn weiter: „Lieber, wie haſt Du gethan, daß Du den Todten auferweckt haſt?" — „Ja," antwortete der Herr, „ich ſprach zu ihm, ſteh auf im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes! Da ſtand er auf." — „Schon gut, ſchon gut!" rief der Schwab: „nun weiß ich's wohl zu thun!" und zog zum Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das ſahe, rief er mit heller Stimme: „Halt da! Halt da! Ich will ihn lebendig machen, und wenn ich ihn nit lebendig mache, ſo henkt mich ohne Urtel und Recht!"

Die guten Leute waren froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und ſetzten die Bahre, darauf der Todte lag, nieder. Der Schwab thät den Sarg auf, und fing an zu ſprechen: „Steh auf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" Der Todte aber wollte nicht aufſtehen. Dem Schwaben ward angſt, er ſprach ſeinen Segen zum andern und zum dritten Mal, als aber jener Todte ſich nicht erhob, ſo rief er voll Zorn: „Ei ſo bleib liegen in tauſend Teufel Namen!" Als die Leute dieſe gottloſe Rede hörten, und ſahen, daß ſie von dem Gecken betrogen waren, ließen ſie den Sarg ſtehen, faßten den Schwaben und eileten demnächſt mit ihm dem Galgen zu, warfen die Leiter an und führten den armen Schwaben hinauf.

Unſer Herrgott zog fein gemachſam ſeine Straße heran, da er wohl wußte, wie es dem Schwaben ergehen werde, wollte doch ſehen, wie er ſich ſtellen würde, kam nun zum Gericht, und rief: „O guter Geſell, was haſt Du doch gethan? In welcher Geſtalt erblick ich Dich?“ Der Schwab war blitzwild und begann zu ſchelten, der Herr hätte ihm den Segen nicht recht gelehrt. „Ich habe Dich recht belehrt,“ ſprach der Herr. „Du aber haſt es nicht recht gelernt und gethan, doch dem ſei, wie ihm wolle. Willt Du mir ſagen, wo das Leberlein hinkommen iſt, ſo will ich Dich erledigen!“ — „Ach!“ ſagte der Schwab, „das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt! Wes zeiheſt Du mich?“ — „Ei Du willſt's nur nicht ſagen!“ ſprach der Herr. „Wohlan, bekenn es, ſo will ich den Todten lebendig machen!“ Der Schwab aber fing an zu ſchreien: „Henket mich, henket mich! So komm' ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein, und hört doch wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat! Henket mich nur ſtracks und flugs!“

Wie ſolches unſer Herrgott hörte, daß ſich der Schwab eher wollt henken laſſen, als die Wahrheit geſtehen, befahl er, ihn herab zu laſſen, und machte nun ſelbſt den Todten lebendig.

Als ſie nun mit einander wieder von dannen zogen, ſprach unſer Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen, und dann von einander ſcheiden, denn wenn ich Dich allewege und überall ſollte vom Galgen erledigen, würde mir das zu viel.“ Nahm alſo die zweihundert Gulden und theilte ſie in drei Theile. Als Solches der Schwab ſahe, fragte er: „Ei Lieber, warum machſt Du drei Theile, ſo doch unſrer nur zween ſind?“ — „Ja,“ antwortete unſer lieber Herrgott, „der eine Theil, der iſt mein; der andere Theil, der iſt Dein, und der dritte Theil, der iſt deſſen, der das Leberlein gefreſſen hat!“ Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab' ich's bei Gott und allen lieben Gottes-Heiligen doch gefreſſen!“ Sprach's und ſtrich auch den dritten Theil ein, und nahm alſo Urlaub von unſerm lieben Herrgott.

Die Probeſtücke des Meiſter-Diebes.

(Thüringiſches Märchen; mündlich, auch in M. Haupt Zeitschrift für deutsches Alterthum III., von G. Fr. Stertzing erzählt.)

Es wohnten in einem Dorfe ein Paar ſehr arme alte Leute mutterſeelen allein in einem geringen Häuslein, das ganz weit draußen ſtand, und hörte gerade mit dieſem Häuslein das Dorf auf. Die beiden Alten waren brav und fleißig, aber ſie hatten keine Kinder. Einen Sohn, einen einzigen, hatten ſie gehabt, aber der war ein ungerathener Bube geweſen, und heimlich auf und davon gegangen, hatte auch ſein Lebetag nichts wieder von ſich hören und ſehen laſſen, und ſo glaubten die beiden Alten, ihr Einziger ſei lange todt und bei Gott gut aufgehoben.

Nun ſaßen einſtmals die beiden Alten vor ihrer Hausthür, an einem Feiertage, da fuhr zum Dorfe herein ein ſtattlicher Wagen, den zogen ſechs ſchöne Roſſe, und darin ſaß ein einzelner Herr, hintenauf ſtand ein Bedienter, deſſen Hut und Rock von Gold und Silber nur ſo ſtarrte. Der Wagen fuhr durch das ganze Dorf, und die Bäuerlein, die gerade aus der Kirche kamen, meinten ſchier, es fahre ein Herzog oder gar ein König vorbei, denn ſolche Pracht konnte der Edelmann, der droben im alten Schloß wohnte, nicht aufwenden. Da hielt mit einem Male der Wagen vor dem letzten Häuslein ſtill, der Bediente ſprang vom Bocke und öffnete dem darin ſitzenden Herrn den Schlag, welcher ausſtieg, und auf die beiden Alten zueilte, die ſich ganz beſtürzt von ihrer Bank erhoben hatten. Er bot ihnen freundlich guten Tag und Handſchlag und fragte, ob er nicht ein Gericht Kartoffelhütes (Klöße) mit ihnen eſſen könne? Darüber verwunderte ſich am meiſten das Mütterlein, aber der junge hübſche und ſehr vornehm gekleidete Herr ſtillte alsbald ihr Staunen, indem er ſagte, daß ihm noch kein Koch dieſe Hütes habe recht machen können, er wolle ſie einmal von Landleuten zubereitet eſſen, wie in ſeiner Jugend. Da luden die Alten den edlen Junker, für den ſie den Fremdling hielten, freundlich in ihre Hütte, und er ließ den Wagen mit Kutſcher und Bedienten einſtweilen in das Wirthshaus fahren. Das Mütterlein holte eilends Kartoffeln aus dem kleinen Keller des Häusleins herauf, ſchälte, rieb und preßte ſie, ließ Waſſer ſieden, that die geballten Klöße, zu denen ſie etwas Schmalz gethan, hinein, und ſegnete dieſes Eſſen mit dem frommen Spruch: „Gott behüt es,“ davon denn auch die Klöße an vielen Orten Südthüringens Hütes heißen. In dieſer Zeit, daß die Alte ihr Mahl bereitete, war ihr Mann mit dem Fremdling in das Hausgärtchen gegangen, wo er an kurz zuvor gepflanzten jungen Bäumen ſich eine kleine Beſchäftigung machte, und nachſah, ob die Pfähle, an welche die Stämmchen mit Weide gebunden waren, noch feſt hielten, und der Wind keine Weide losgeriſſen hatte, und wo dieß geſchehen war, da band der Alte jedes Stämmchen wieder feſt. Da hub der junge Fremde an zu fragen: warum bindet Ihr dieſes kleine Stämmchen dreimal an? — „Ja!“ ſprach der Alte, „da hat es drei Krümmen, darum bind' ich's feſt, daß es gerade wächſt.“ „Das iſt recht, Alter!“ ſprach der Fremde; „aber dort habt Ihr ja einen alten krummen Knorz von Baum! Warum bindet Ihr den nicht auch an einen Pfahl auf, daß er gerade wird?“ — „Hoho!“ lachte der Alte: „alte Bäume, wenn ſie krumm ſind, werden nicht wieder gerad. Wenn man ſie gerade haben will, muß man ſie jung gut ziehen.“ — „Habt Ihr auch Kinder?“ fragte der Fremde weiter. „O lieber Gott, Euer Gnaden!“ antwortete der Mann, „gehabt hab' ich einen Jungen, war ein erzer Nichtsnutzer, hat wilde böſe Streiche gemacht, und iſt mir zuletzt davon gelaufen, und ſein Lebtag nicht wiedergekommen. Wer weiß, wo ihn der liebe Gott hingeführt hat, oder der Böſe.“ — „Warum habt Ihr denn Euern Sohn nicht bei Zeiten gerad gezogen, wie dieſe da, Eure Bäumchen!“ ſprach betrübt und vorwurfsvoll der Fremde. „Wenn er nun ein ungerathner krummer Knorz und Wildling worden, ſo iſt's Eure Schuld. Aber wenn er Euch nun wieder unter die Augen käme, werdet Ihr ihn wohl erkennen?“ — „Weiß auch nicht, lieber Herr!“ erwiederte der Bauer: „er wird wohl in die Höhe geſchoſſen ſein, wenn er noch lebt, doch hatte er ein Muttermal am Leibe, daran allenfalls könnt' ich ihn kennen. Der kommt aber doch erſt am Nimmermehrstag wieder heim.“ Da zog der Fremde ſeinen Rock aus, und zeigte dem Alten ein Muttermal; der ſchlug die Hände übern Kopf zuſammen, und ſchrie: „Herr Jeſ's! Du biſt mein Sohn — aber nein — Du biſt ſo ſchrecklich fürnehm. Biſt Du denn ein Graf geworden, oder gar ein Herzog?“ — „Das nicht, Vater,“ ſprach der Sohn leiſe, „aber etwas anders, ein Spitzbub bin ich geworden, weil Ihr mich nicht gerade gezogen habt, doch laßt's gut ſein, ich hab' meine Kunſt tüchtig ſtudirt, bin nicht etwa ſo ein miſerabler Pfuſcher, wie's ihrer viele giebt.“

Der alte Mann war ganz ſtumm vor Schreck und vor Freude, führte den Sohn an der Hand ins Haus, und zur Mutter, die juſtement die Klöße fertig hatte und auftrug, und ſagte ihr alles. Da fiel das Mütterlein ihrem Sohn an das Herz und um den Hals, küßte ihn und weinte und ſagte: „Dieb hin, Dieb her! Du biſt doch mein lieber Sohn, den ich unterm Herzen getragen habe, und mir hüpft das Herz hoch in der Bruſt, daß ich Dich in meinen alten Tagen wieder geſehen! Ach, was wird Dein Herr Pathe ſagen, droben auf dem Schloß der Edelmann!“ — „Ja!“ ſprach dazwiſchen der Vater, während alle drei nun mit einander tapfer in die Klöße einhieben: „Dein Herr Pathe wird nichts von Dir wiſſen wollen, bei ſo bewandten Umſtänden, wie es mit Dir ſteht; er wird Dich am Ende an dem lichten Galgen zappeln laſſen.“ „Nun, beſuchen will ich ihn doch, den Herrn Pathen!“ antwortete der Sohn, ließ ſeinen Wagen anſpannen und fuhr auf's Schloß hinauf.

Der Edelmann war ſehr erfreut, ſeinen Pathen, den er als armes Kind aus Gnaden zur Taufe gehoben, ſo ſtattlich wieder vor ſich treten zu ſehen, als dieſer ſich ihm zu erkennen gab. Aber darüber freute er ſich nicht im Mindeſten, als auf Befragen, was er denn in der Welt geworden ſei, der junge Pathe zur Antwort gab, er wäre ein ausgelernter Spitzbube geworden. Sann alſo bald darüber nach, wie er mit guter Art einen ſo gefährlichen Menſchen in Zeiten los werden möchte.

„Wohlan!“ ſprach der Edelmann zu ſeinem Pathen, „wir wollen ſehen, ob Du das Deinige ordentlich gelernt haſt, und ein ſo großer Dieb geworden biſt, den man mit Ehren laufen laſſen kann, oder nur ſo ein kleiner, den man an den erſten beſten Galgen henkt. Letzteres werde ich in meinem Gerichtsbann mit Dir unfehlbar thun, wenn Du nicht die drei Proben beſtehſt, die ich Dir auferlegen werde!“ — „Nur, her damit, geſtrenger Herr Pathe! Ich fürchte mich vor keiner Arbeit.“

Der Edelmann ſann eine kleine Weile nach, dann ſprach er: „Hör' an! Dieſes ſind die drei Proben. Zum Erſten: ſtiehl mir mein Leibpferd aus dem Stalle, den ich wohl bewachen laſſe von Soldaten und Stallleuten, die jeden todtſchlagen, der Miene macht, in den Stall zu dringen. Zum Andern, ſtiehl mir, wenn ich mit meiner Frau im Bette liege, das Betttuch unterm Leibe weg, und meiner Frau den Trauring vom Finger, doch wiſſe, daß ich geladene Piſtolen zur Hand habe. Zum Dritten und Letzten, — und merke, das iſt das ſchwerſte Stück: ſtiehl mir Pfarrer und Schulmeiſter aus der Kirche und hänge ſie beide lebend in einem Sack in meinen Schornſtein. Thor und Thüren im Schloſſe ſollen Dir dazu offen ſtehen.“

Der Meiſter-Dieb bedankte ſich freundlich bei ſeinem Herrn Pathen, daß er ihm ſo leichte Stücklein aufgegeben, und ging ſeiner Wege, um in nächſter Nacht gleich das erſte Stück auszuführen. Der Edelmann traf alle Anſtalten, ſein Leibroß gut bewachen zu laſſen. Sein erſter Reitknecht mußte ſich darauf ſetzen, ein anderer Diener mußte den Zaum faſſen, ein dritter den Schwanz, und vor die Thüre ordnete der Herr eine Soldatenwache. Die wachten und wachten, froren und fluchten, denn es war kalt, und Alle waren durſtig; da zeigte ſich ein altes müdes Mütterlein, das trug ein Fäßlein auf einem Korbe, hüſtelte ſchwer und keuchte zum Schloßhof hinein. Das Fäßlein weckte in der Seele der Soldaten ganz beſonders anziehende Gedanken, nämlich die, daß möglicherweiſe Branntwein darin ſein könne, und daß Branntwein ein Specificum gegen den Nachtfroſt ſei und gegen die böſen Nebel. Riefen daher das alte Mütterlein zum Feuer, daß ſich's wärme, und forſchten nach dem Inhalt des Fäßleins. Richtig geahnet! Branntwein war darin, und noch dazu veredelter, Doppelpomeranzen, Spaniſchbitter oder ſo eine Sorte. Auch war das Fäßlein nicht tückiſcher Weiſe verpicht und verſpundet, ſondern es war ein Hähnlein daran, und die Frau hatte, das war das Beſte, den Branntwein zu verkaufen. Da kauften die Soldaten ein Becherlein ums andere, riefen's auch den Wächtern im Stalle zu, daß draußen im Hofe der Weizen blühe, und das alte Frauchen hatte alle Hände voll zu thun mit Einſchänken, ſo daß ihr Fäßlein ſchier leer war. Die alte Frau war aber kein anderer Menſch als der Erzdieb, der ſich gut verkleidet und in den Schnaps einen barbariſchen Schlaftrunk gemiſcht hatte. Es währte gar nicht lange, ſo fiel ein Soldat nach dem andern in Schlaf und den Wächtern im Stalle fielen auch die Augen zu, und es war gut, daß der Dieb ſchon im Stalle bei dem Pferde ſtand, ſo konnte er den Reitknecht in ſeinen Armen auffangen, als dieſer gerade vom Pferde fiel, und ihn ſanft rittlings auf die Schranke ſetzen und was weniges anbinden, damit der gute Menſch nicht etwa auch da herunter falle und Schaden leide. Dem Leibkutſcher, der den Zaum hielt, und in der Ecke ſchnarchte, lieh der Dieb einen Strick in die Hand, und dem Stallknecht ſtatt des Roßſchweifes ein Strohſeil. Dann nahm er eine

Pferdedecke, ſchnitt ſie in Stücken, wickelte ſie um des Roſſes Füße, ſchwang ſich in den Sattel, und heidi, haſt Du nicht geſehen — zum Stall und zum offen gebliebenen Schloßthor hinaus.

Als es heller Tag geworden, ſah der Edelmann zum Fenſter hinaus, und ſah einen ſtattlichen Reiter daher galoppirt kommen, auf einem nicht minder ſtattlichen Roß, das ihm ſo bekannt vorkam. Der Reiter hielt an, und bot guten Morgen hinauf zum Schloßfenſter. „Guten Morgen, Herr Pathe! Euer Pferd iſt Goldes werth!“ — „Ei daß Dich alle Teufel!“ rief der Edelmann, wie er ſah, daß das Pferd ſeine Schäcke war. „Du biſt ein Gaudieb! Nu, nu — nur zu! Laß Deine Kunſt weiter ſehen!“ Der Edelmann nahm ſeine Reitpeitſche und ging nach dem Stalle voller Zorn; als er aber die wunderlichen Gruppen der noch immer ſchlafenden Wächter ſah, mußte er laut auflachen; gedachte aber bald in ſeinem Herzen: wenn der Gauner dieſe Nacht kommt, mir das Betttuch zu ſtehlen, will ich ihm eine Kugel durch den Kopf ſchießen, denn ſolch einen gefährlichen Kerl möchte ich nicht in meiner Nähe wiſſen.

Da nun die Nacht herbeigekommen war, legte ſich der Edelmann mit ſeiner Frau zu Bette, und neben ſich legte er eine geladene Piſtole und unterſchiedliche andere Wehr und Waffen, ſchlief auch nicht ein, ſondern blieb wachſam, horchte und lauſchte, ob ſich nichts regte. Lange blieb alles ſtill, jetzt endlich, es war ſchon ziemlich dunkel, war es, als würde eine lange Leiter angelehnt, und bald darauf wurde draußen am Fenſter die Geſtalt eines Menſchen ſichtbar, der herein ſteigen wollte. „Erſchrick nicht, Frau!“ rief leiſe der Edelmann, nahm die Piſtole, zielte gut, drückte los, und ſchoß den Räuber mitten durch den Kopf, dieſer wankte und gleich darauf hörte man unten einen ſchweren Fall. „Der ſteht nicht wieder auf,“ ſprach der Edelmann, „doch möcht' ich Aufſehen vermeiden, ich will deshalb geſchwind die Leiter hinunter ſteigen, daß im Hauſe kein Lärm wird, und den Erſchoſſenen bei Seite ſchaffen.“ Das war der Edelfrau recht, und ihr Mann that, wie er geſagt. Bald darauf kam er wieder herauf und ſprach zur Frau: „Der iſt mauſetodt; ich will dem armen Teufel aber doch, ehe ich ihn in die Grube werfe, in einen Leilacken hüllen, und da er um Deines Ringes willen ſein Leben hat laſſen müſſen, ſo wollen wir ihm dieſen anſtecken; gieb mir den Ring und auch das Betttuch.“ Die Frau gab beides her, und jener ſtieg eilend wieder hinunter. Es war aber nicht der Edelmann, ſondern der Meiſter-Dieb, der, um ſein Stücklein auszuführen, vom erſten beſten Galgen, (damals gab es in Deutſchland noch allewege viele Galgen) einen friſch Gehenkten abgeſchnitten und ihn dann auf ſeine Schultern geladen hatte, als er die Leiter emporſtieg. Wie drinnen der Schuß fiel, ließ er den Leichnam hinunter ſtürzen, ſtieg eilend die Leiter herab, und verſteckte ſich. Und wie nun der Edelmann herunter kam, und ſich mit dem vermeintlich Erſchoſſenen zu ſchaffen machte, wiſchte er raſch hinauf ins Zimmer der Frau, ahmte des Pathen Stimme nach, und forderte Ring und Betttuch.

Am anderen Morgen ſah der Edelmann wieder nach ſeiner Gewohnheit zum Fenſter hinaus, da ging drunten ein Mann auf und ab, der hatte, wie es ſchien, Leinwand zu verkaufen, mindeſtens trug er ein zuſammengeſchlagenes Bündel über der Schulter, und ließ einen ſchönen Ring in der Morgenſonne blitzen und funkeln. Mit einem Male rief der Mann hinauf: „Schönſten guten Morgen, Herr Pathe! Ich wünſche Ihnen und der Frau Pathin recht wohl geruht zu haben!“ — Der Edelmann war wie vom Donner gerührt, als er ſeinen Pathen, den er die vorige Nacht mit eigner Hand erſchoſſen und mit derſelben Hand in eine Grube geworfen, leibhaftig ſtehen ſah, und fragte haſtig ſeine Frau nach Ring und Tuch. „Nun, Du haſt mir's ja dieſe Nacht abverlangt!“ erwiederte die Dame. „Der Satan! Aber ich nicht!“ tobte der Edelmann — doch gab er ſich bald wieder, in Erwägung, daß der kühne Dieb noch mehr hätte nehmen können. Er machte dem Pathen eine Fauſt zum Fenſter hinaus, und rief: „Erzgauner! Das Dritte! das Dritte bringt Dich ſicherlich an den Galgen!“

In der auf die vergangene nun folgenden Nacht begab ſich etwas Seltſames auf dem Gottesacker. Der Schulmeiſter, der dieſem zunächſt wohnte, wurde es zuerſt gewahr, und meldete es dem Herrn Pfarrer. Ueber den Gräbern wandelten kleine brennende Lichtlein in unſtäter Bewegung umher. „Das ſind die armen Seelen, Schulmeiſter!“ flüſterte der Pfarrer mit Grauſen. Plötzlich erſchien eine große ſchwarze Geſtalt auf den Stufen der Kirchthüre, die rief mit hohlem Tone:

Kommt All' zu mir, kommt All' zu mir,
Der jüngſte Tag iſt vor der Thür!
O Menſchenkinder, betet ſtill!
Die Todten ſammeln ſchon ihr Gebein!
Wer mit mir in den Himmel will,
Der kreuch in dieſen Sack hinein!

„Wollen wir?“ fragte der Schulmeiſter den Pfarrer mit Zähneklappern. „Zeit wär's, vorm Thorſchluß. Der heilige Apoſtel Petrus ruft uns, das iſt keine Frage. Aber Reiſegeld?“ „Ich habe mir zwanzig Kronen erdarbt,“ wisperte das Schulmeiſterlein. „Ich habe hundert Dicketonnen (Laubthaler) für den Nothfall zurückgelegt!“ ſprach der Pfarrer. „Holen wir's und nehmen's mit!“ riefen beide, und thaten alſo, dann näherten ſie ſich der ſchwarzen Geſtalt mit Furcht und Zittern. Dieſe war der Meiſter-Dieb; hatte Krebſe gekauft und ihnen brennende Wachslichterlein auf den Rücken geklebt, das waren die armen Seelen, hatte einen Mönchsbart und eine Mönchskutte, und einen Hopfenſack, in den er die beiden Schwarzröcke aufnahm, nachdem er ihnen ihr Erſpartes abgenommen. Jetzt ſchnürte er den Sack zu, und ſchleifte ihn hinter ſich her, durch das Dorf, und durch einen Tümpfel, wobei er rief: „Jetzt geht's durch das rothe Meer!“ dann durch den Bach: „Jetzt gehts durch den Bach Kidron,“ dann durch die Schloßflur, allwo es kühl war: „Jetzt geht's durch das Thal Joſaphat,“ dann zur Treppe hinauf: „Dieſes iſt ſchon die Himmelsleiter,“ endlich hing er den Sack im Schornſtein auf an einen Haken, daran man die Schinken räuchert, machte darunter einen ziemlichen Qualm und rief mit ſchrecklicher Stimme: „Dieſes iſt das Fegefeuer! Dieſes dauert etwelche Jahre!“ und machte ſich fort. Da ſchrieen Pfarrer und Schulmeiſter Zeter Mordio, daß das ganze Hausgeſinde zuſammen lief. Der Meiſter-Dieb aber trat kecklich zum Edelmann: „Herr Pathe, meine dritte Probe iſt auch gelöſt. Pfarrer und Schulmeiſter hängen im Schornſtein, und ſo es Euch gefällig, könnt Ihr ſie ſelber zappeln ſehen und ſchreien hören!“ — „O Du Erzſchalk und Erzgauner, Du Erzböſewicht und Meiſter-Dieb aller Meiſter-Diebe!“ rief der Edelmann, und gab gleich Befehl, jene aus dem Fegefeuer zu erlöſen. „Du haſt mich überwunden, Hebe Dich von dannen! Hier haſt Du ein Goldſtück. Hebe Dich von dannen, komme mir nicht wieder vor Augen, und laß Dich für Dein Geld henken, wo es Dir gefällig iſt.“

„Danke zum Allerſchönſten, geſtrenger Herr Pathe, und will ſo thun!“ antwortete der Spitzbub, „aber wollt Ihr nicht die Pfänder auslöſen, die ich redlich erworben habe? Euer Leibroß mit 200 Kronen, Eurer Gemahlin Trauring und das Tuch mit 100 Kronen, des Pfarrers und Schulmeiſters Geld mit 120 Kronen! Wo nicht, ſo fahr' ich damit von dannen.“ Den Edelmann rührte faſt der Schlag; er ſprach: „Lieber Pathe, das war ja alles nur ein Spaß, Du wirſt dieſe Güter nicht an Dir behalten wollen; ich ſchenke Dir ja das Leben.“ „Nun ſo will ich gehen, und alles wieder holen!“ ſprach der Meiſter-Dieb; ging und ließ ſeinen Wagen anſpannen, ſeinen alten Vater und ſeine Mutter hineinſetzen, ſetzte ſich ſelbſt auf des Edelmanns Roß, ſteckte den prächtigen Ring an den Finger, und ſchickte dem Edelmann nur das Bettuch mit einem Brieflein, darin ſtand: Gebt dem Pfarrer und dem Schulmeiſter ihr Geld zurück, ſonſt ſtiehlt Euch Eure Frau

Dero unterthäniger Pathe und Meiſter-Dieb.

Da bekam der Edelmann große Furcht, trug den Schaden und wollte nichts mehr von ſeinem Pathen wiſſen, erfuhr auch nichts mehr von ihm, denn der war mit ſeinen Aeltern in ein fernes Land gezogen und ein ehrlicher und angeſehener Mann geworden.

Die verzauberte Prinzeſſin.

(Nach mündlicher Ueberlieferung. In Grimms Kinder- und Hausmärchen Band I. Seite 108. Die weiße Schlange — nur annähernd.)

Es war einmal ein ſchlichter Handwerksmann, der hatte zwei Söhne, die hießen Hellmerich und Hans; dieſer ging einſt aus ſeinem Dörflein in die nahe Stadt, um Geſchäfte mancherlei Art abzuthun. Als er am Abend, ſchon auf dem Heimweg begriffen, in der äußern Schenke noch einen ſtärkenden Trunk that, machte ihn ein höchſt lebhaftes Geſpräch, das einige junge zechende Männer führten, aufmerkſam; er lauſchte mit Augen und Ohren, denn die Rede jener Leute ging von nichts Geringerem als davon, daß ein herrliches Schloß mit unermeßlichem Gold und Gütern zu gewinnen ſei. In dieſem Schloſſe ſchmachte eine holde Prinzeſſin verzaubert nach Erlöſung, welche Prinzeſſin dem Glücklichen, der ſie durch pünktliche Erfüllung dreier Proben, die ihm auferlegt würden, erlöſen würde, die königliche Hand reiche und ihn zu ihrem Gemahl erhebe. Derjenige, dieß war aber der Zuſatz, der die drei Aufgaben nicht löſe, ſo er doch die Prinzeſſin begehrt, müſſe das Leben laſſen und kehre nimmer wieder.

Nachdenklich und mit hochſchlagendem Herzen ſchritt der ehrliche Meiſter über die vom Abenddämmer umſponnene Heimathflur ſeinem Dörflein zu. Schon ſah er in Gedanken ſeinen älteſten Sohn, Hellmerich, den er ungleich mehr liebte als ſeinen andern, Hans, im Königſchloß, und die holde Prinzeſſin als ſeine hochverehrteſte Schnur.

Daheim theilte er nun ſeinem lieben Weibe und ſeinen Söhnen die goldene Neuigkeit mit, und alle waren ganz erſtaunt über dieſe Mär. Der Vater gebot nun gleich ſeinem Lieblingsſohn Hellmerich, ſich aufzumachen, und das Wageſtück zu beſtehen; die Sache litt keinen Aufſchub; ſollte Hellmerich das ſchöne Schloß gewinnen und die Prinzeſſin einnehmen, ſo mußte das Werk raſch unternommen und ausgeführt werden, denn es leuchtete dem klugen Meiſter als ganz natürlich ein, daß viele Andere ſich auch daran wagen könnten und würden. Und Hellmerich war auch ſo entzückt und begierig, und bereits in ſeinem ſtolzen Herzen des Sieges ſo gewiß, daß er ſchon mit Hoffarth und verächtlichen Blicken die kleinliche Welt um ſich her maaß, und ungeduldig der Stunde entgegen harrte, da er auf einem ſchön gezäumten Roß davon fliegen und dem ihm beſtimmten Glück in die Arme eilen ſollte. Endlich ſchlug die erſehnte Stunde. Scheidend verhieß Hellmerich, ſchon im Gefühl ſeiner Königswürde voll unausſprechlicher Huld und Güte, ſeinen armen Eltern, deren ganzes Vermögen ſich in das ſtolze Roß verwandelt hatte, er wolle ſie, ſammt ſeinem dummen Bruder Hans, in einem ſechsſpännigen Wagen abholen laſſen, ſobald er die Prinzeſſin erlöſet habe.

Hans weinte, denn er fühlte ſich gar ſehr zurückgeſetzt und gekränkt. Indeſſen, er arbeitete treulich und bald wieder fröhlich für den Unterhalt ſeiner lieben Aeltern.

Hellmerich reiſete ſtattlich von Ort zu Ort, des Sommers blumenreiche Gefilde breiteten ſich immer lieblicher und erquickender vor ſeinen Blicken aus; je mehr er ſich dem herrlichen Ziele näherte, je zauberiſcher und prächtiger geſtaltete ſich die Natur; rauſchende Wälder und trauliche Bäche, klarduftende Wieſen, ſpiegelnde Teiche, anmuthige Höhen und wogende Saatfelder wechſelten auf das angenehmſte mit einander ab; hier ſchien es ſo paradieſiſch, daß Hellmerich keinen Zweifel hegte, das zu gewinnende Königsgebiet bereits betreten zu haben. Und wirklich ſchimmerte endlich in der ſonnenlichten Ferne ein goldglänzender Punkt. Da zitterte die wildeſte Freude durch Hellmerichs Herz. Er jauchzte laut, und ſchlug mit der Reitgerte weit um ſich. So trabte er am Saume eines friſchen Laubwäldchens hin und ſcheuchte die Vöglein, die goldgefiederten, harmloſen Sänger von den Zweigen. Bald kam er an einen großen Ameiſenhügel, der im Wege lag, und er ließ ihn muthwillig von ſeinem Roß zertreten und zerſtampfen, ſo daß die erzürnten Geſchöpfe an ſein Pferd und an ihn ſelbſt krochen und ihre Rache mit ſchmerzerregenden Biſſen ausließen, bis Hellmerich wüthend ſie alle zerſchlug und zertrat. Und weiter kam er an einen ſilberhellen Teich, da ſchwammen zwölf weiße Entchen. Der böſe Hellmerich lockte ſie ans Ufer und trat ſie todt; nur ein einziges entkam. Dann kam er an einen ſchönen Bienenſtock, und tödtete aus purem Frevelmuth auch die kleinen fleißigen Künſtler. So übte er an allem, was ihm aufſtieß, die Tücke eines böſen Herzens.

Immer herrlicher erhob ſich in der Ferne das Königsſchloß, ſein Dach war gülden, auf den zierlichen Thürmen wehten hellſchimmernde Fahnen. Das Gebäude war von Marmor aufgeführt, die hohen Fenſter blinkten wie Flammenſpiegel, und rings war es umrauſcht von ſchattenden Myrthenbäumen, umblüht von den herrlichſten Blumen und Roſenbüſchen. Doch immer geheimnißvoller wurde das Schweigen, das ſich über dieſem Zauber verbreitete.

Hellmerich ſtand jetzt an der hohen Pforte und klopfte ungeduldig, bis ein altes Mütterlein, mit ſpinnenwebfarbigem Geſichte und ſchreckendem Geſpenſterputz, erſchien, und mit Widerwillen nach ſeinem Begehren fragte. „Nun, die Prinzeſſin will ich erlöſen,“ war Hellmerichs kecke Antwort: „ſage, was ſoll ich thun, altes Weib?“ „Da mußt Du morgen früh neun Uhr wieder kommen,“ ſprach das Mütterlein, „wo ich Dich hier erwarten, und das Weitere mit Dir vornehmen werde.“

Zur beſtimmten Zeit ſtellte ſich Hellmerich ein; das Mütterlein erſchien, und trug ein kleines Faß voll Leinſamen, den ſie bald auf einer ſchönen Wieſe ausſtreute, und zu Hellmerich ſagte: „Leſe alle Körner wieder zuſammen, auf daß nicht ein's fehle, in einer Stunde komme ich wieder, mein Sohn, da muß dieſe Aufgabe gelöſt ſein.“ Aber der hochfahrende Hellmerich mochte ſich nicht bücken in ſeinem modiſch engen Gewande und ſpottete der albernen Aufgabe. Er ſpazierte auf und ab, bis das Mütterlein wieder kam, und mit hohnlächelnden Mienen das leere Fäßlein anblickte. Nun hatte ſie zwölf goldene Schlüſſel, die ſie in den nahen ſpiegelnden Teich warf, und ſie ſagte zu Hellmerich: „Dieſe Schlüſſel ſollſt

Du wieder herausholen, auf daß kein einziger fehle, in einer Stunde komme ich wieder, mein Sohn, da muß dieſe Aufgabe gelöſt ſein.“

Hellmerich ſpähte hinein in das Waſſer, er ſchnitt Baumzweige ab und häkelte hinein, aber er brachte keinen einzigen Schlüſſel heraus. Er ſtieg ſelbſt ins Waſſer, und kam nur mit Mühe wieder ans Ufer, ohne einen Schlüſſel gefunden zu haben. Mütterlein kam, und Hellmerich hatte ſeine Aufgabe nicht gelöſt. Da führte ſie ihn die ſchöne Marmortreppe hinan, und öffnete des Schloſſes hohe goldene Pforte, dann ſchritt ſie weiter voran durch herrliche Zimmer und Säle, bis ſie endlich in ein anmuthiges Gemach traten, wo tiefſchweigend drei verſchleierte Frauen ſaßen. Eine war wie die andere gekleidet. „Nun wähle Dir Eine von dieſen Frauen,“ ſprach das Mütterlein, „zwei davon ſind böſe und eine iſt gut; wählſt Du die Gute, ſo biſt Du ewig glücklich, wählſt Du aber eine Böſe, ſo befiehl Deine arme Seele. In einer Stunde komme ich wieder, mein Sohn, da muß dieſe Aufgabe gelöſt ſein.“

Nun ſtand Hellmerich ſchwankend und unſchlüſſig, bis es zwölf Uhr ſchlug, und Mütterlein hereintrat. Da deutete er flugs nach der Rechten. Die Zaubergeſtalten erhoben ſich, und die Schleier rauſchten zur Erde. Die Mittelſte war ein holdſeliges Mägdlein, ihr ſchöner Liliennacken war umwallt von reichen Locken, ihre Hände und Bruſt waren mit funkelndem Geſchmeide behangen, und auf dem Haupte trug ſie eine goldene Krone. Ihr wehmüthiger, thränender Blick haftete eine kurze Minute auf Hellmerichs Angeſicht, dann ſenkte ſie das Thränenauge, und der Schleier ſank wieder leiſe über die zarte, holde Geſtalt hin. Die Beiden aber zur Rechten und Linken waren häßliche Furien, ihre Augen ſprühten feurige helle Flammen, ihre Zähne ſchlugen knirſchend an einander und an ihren Häuptern wuchſen Hörner hervor und an den Händen abſcheuliche Krallen. So ſtürzten ſie mit hölliſcher Freude nach dem Unglücklichen, und ſchleuderten ihn zum Fenſter hinaus, wo er in einem dunklen Abgrund auf immer verſchwand. Und dann verſchwand auch alles Uebrige, Schloß, Prinzeſſin und Zauberhain.

Ein Jahr war verfloſſen, und wieder ſchmückten des Frühlings roſige Blüthen die Erde, aber bei dem armen Handwerksmann war noch kein ſechsſpänniger Wagen angekommen, und auch keine Kunde, daß die Prinzeſſin erlöſt ſei. Die Eltern gaben ſchmerzlich ihren Sohn Hellmerich auf. Und Hans fühlte heimlich eine herzliche Luſt, auch einmal ſein Glück zu verſuchen, wiewohl er dieß Vorhaben ſorglich vor ſeinen Eltern verbarg. In einer hellen Mondnacht ſchlich er ſich davon, ohne Roß und ohne Reiſegeld, und wanderte wohlgemuth durch Länder und Städte. Er nährte ſich von Waldbeeren und Wurzeln, trank aus der klaren Quelle, ſang mit den frommen Vögeln, und ſchlief ſorglos und harmlos auf dem weichen Mooſe des dunkeln Waldes.

So wanderte er fröhlich fort, bis er eines Mittags an ein ſchattiges Laubwäldchen kam; dort begann das Gebiet des Zauberſchloſſes. Wie ſelig ſchlug ſein Herz als er dieſes paradieſiſche Land überſchaute. Verklärt von röthlichem Schimmer lag es vor ſeinen Blicken ausgebreitet, und von mächtigem Zauberreiz war er alſo ergriffen, daß er trunkenen Sinnes auf ſeine Kniee ſank. Es umfing ihn ein ſüßer Schlummer, und er träumte lange, auf dem kühlen Waldmooſe ruhend. Eine holde Frau, umwallt von hellſchimmerndem Gewande, ſtieg zu ihm hernieder und reichte ihm eine Schaale voll ſüßen Waſſers, das er trank, und welches ihn himmliſch erquickte; und weiter thaten ſich goldene Herrlichkeiten vor ſeinem Traumblicke auf, liebliche Mägdlein in blumigen Gewändern umtanzten ihn und trugen ihn empor auf einen goldenen Thron, wo die holde Frau ſaß, die ihm lächelnd und liebeſeligen Blickes eine blitzende Krone überreichte.

Alſo ward Hanſens gutes, frommes Herz im Traume von Seligkeiten erquickt.

Als er erwachte, trat die Morgenſonne in roſigem Schimmer aus den dunkeln Pforten der Nacht; er wanderte raſch von dannen, und kam bald an einen großen Ameiſenhügel, der halb zertreten und zerriſſen im Wege lag, und er blickte ſinnend den fleißigen Thierchen zu, wie ſie emſig zuſammentrugen und an ihrem Bau arbeiteten. Er ſelbſt wollte helfen; allein bald krochen die Thierchen an ihn und biſſen ihn. Da las er ſie alle von ſich herunter und tödtete keines.

Weiter wandernd kam er an den ſchönen Teich, und es ſchwammen abermals zwölf weiße Entchen darauf; ihre Federn glänzten wie Silber. Und ſie ſchwammen ans Ufer, und er ſtreute ihnen Futter, hatte ſo ſeine herzliche Freude an ihnen.

Bald auch kam er an einen großen Bienenſtock, und freute ſich über den Fleiß der Thierchen und über ihre Kunſt. Still betrachtend pries er die Größe, Weisheit und Güte des liebevollen Schöpfers.

In goldener Klarheit lag nun das wunderſam herrliche Schloß vor ihm, ſeine Augen vermochten kaum den Glanz zu ertragen, der es rings umſtrahlte. Zagend ſchritt er näher und zweifelte gänzlich an der Erfüllung ſeines vermeſſenen Vorhabens; doch ſtärkte ihn mächtig der Gedanke an ſeinen wunderſamen Traum, und es trieb ihn vorwärts, ob er auch zagte und zitterte. So ſtand er an der Pforte des Schloſſes und klopfte leiſe, bis das Mütterlein erſchien und nach ſeinem Begehr fragte. Beſcheiden ſprach er: „O Mütterlein, glaubſt Du, daß ich die Prinzeſſin erlöſen kann? Sieh, ich bin ein armer Knecht, ſo Du meinſt, ich ſei zu geringe, will ich das ſchöne Schloß nur anſchauen und wieder heim wandern.“ Mütterlein aber nahm freundlich des Jünglings Hand, und ſtrich ihm mit ihren kalten knöchernen Fingern die Locken von der Wange, und muſterte ſeine ſchöne Geſtalt und beſcheidene Kleidung. „So Du drei Proben beſtehſt,“ ſagte ſie, „iſt die Prinzeſſin und das reiche ſchöne Schloß Dein, und Du biſt König über dieſes holde Land. So Du ſie nicht beſtehſt, da Du ſie doch begehrt, wird es Dich Dein Leben koſten.“

Mit dem Muthe eines reinen Herzens blickte Hans empor und ſprach: „Wohlan, Mütterlein, ſage was ich thun ſoll.“ Und die Alte brachte das Fäßlein voll Leinſamen, und ſtreute ihn rings auf die grünende Wieſe aus, und ſprach: „Leſe alle Körnlein wieder zuſammen, auf daß nicht eines fehle, in einer Stunde komme ich wieder, mein Sohn, da muß dieſe Aufgabe gelöſt ſein.“

Wie unendlich fleißig las Hans die Körnlein von der Wieſe; aber es ſchlug ſchon dreiviertel und er hatte das Fäßlein nicht halb voll. Da verzagte er ſchier, doch erwartete er das geſtrenge Urtheil mit Ergebung. Aber ſiehe, plötzlich kroch eine Schaar ſchwarzer Ameiſen heran, die trugen alle Körnlein zuſammen in das Faß, daß es in wenigen Minuten ſo voll war wie vorher. Das Mütterlein kam; o wie freudig trug ihr Hans das Fäßlein entgegen! Darauf warf ſie die zwölf Schlüſſel in den nahen Teich und ſprach: „Dieſe Schlüſſel ſollſt Du wieder herausholen, auf daß kein einziger fehle, in einer Stunde komme ich wieder, mein Sohn, da muß dieſe Aufgabe gelöſt ſein.“ Nun gab ſich Hans die größte Mühe, brachte aber keinen einzigen Schlüſſel aus der Tiefe. Verzagend ſaß er am Ufer und ſahe ſchon das furchtbare Gericht über ſich ergehen. Und ſiehe, da ſchwammen zwölf ſilberweiße Entchen heran, und ein jedes trug einen goldenen Schlüſſel in ſeinem Schnäbelein, und warfen ſie an das friſchgrüne Ufer. — Glückſelig trug Hans die goldenen Schlüſſel dem Mütterchen entgegen und ſandte ſtill ein Dankgebet zum Himmel empor, daß ihm ſo wunderbare Hülfe widerfahren.

„Nun kommt die letzte Probe, mein Sohn, doch auch die ſchwerſte,“ ſagte das Mütterlein und führte den Jüngling in das Zauberſchloß, durch hohe herrliche Säle und Zimmer, bis ſie in das Gemach der drei Schleierfrauen gelangten. „Nun wähle Dir eine von dieſen Frauen,“ ſprach das Mütterlein, „zwei davon ſind böſe, und eine iſt gut; wählſt Du die Gute, ſo biſt Du ewig glücklich, wählſt Du aber eine böſe, ſo befiehl Deine arme Seele. In einer Stunde komme ich wieder, mein Sohn, da muß dieſe Aufgabe gelöſt ſein.“

Wie zitternd und zagend blickte Hans die drei ſchweigſamen Zaubergeſtalten an! Eine wie die andere ſaß ruhig und geheimnißvoll. — Sein Auge verdunkelte ſich, ſeine Seele ſchwebte zwiſchen Todesangſt und glückſeliger Hoffnung. Da ſank er auf die Kniee und betete. Ein leiſes Summen um ſein Haupt, unterbrach die angſtvolle Todtenſtille, es umflüſterte ihn eigenthümlich, wie Geiſterſtimmen. Da blickte er empor und ſahe unzählige Bienen ſein Haupt umkreiſen, und es ſchwirrte ganz leiſe aus jeglichem Bienenmund: „die Mitt'le, die Mitt'le, die Mitt'le.“ Da trat Mütterlein herein, und Hans deutete auf die mittelſte Zaubergeſtalt.

Rauſchend fielen die Schleier der Frauen zu Boden. Zu beiden Seiten ſtanden die häßlichen Furien, und mitten innen das holdſelige Mägdlein. Ein Donnerſchlag erſchütterte die Luft, durchbebte die Erde; und die ſcheußlichen Furien ſtürzten heulend zum Fenſter hinaus, in den furchtbaren Abgrund.

Aber die Prinzeſſin voll unausſprechlichem Liebreiz umfing den glücklichen Jüngling, und liſpelte wonneſelig: „Habe Dank, Du Theurer! ſiehe, Dein reines, frommes Herz, hat mich befreiet, und nur ein reines, frommes Herz konnte mich befreien. Du biſt nun mein und ich bin Dein, mein ſüßer Bräutigam!“

Darauf hatte Hans in ſeiner Freude nichts eiligeres zu thun, als einen goldnen Wagen mit ſechs Pferden beſpannt in ſeine Heimath zu ſenden, und ſeine Aeltern holen zu laſſen. Und alle lebten glücklich in dem Zauberſchloß bis an ihr Ende.

Die Roſenkönigin.

(Mündlich.)

Es war einmal ein König, der lebte ſehr glücklich mit ſeiner ſchönen, tugendſamen Gemahlin; ein einziges Söhnlein war ihnen vom Himmel geſchenkt, und dieſes war die Luſt der Aeltern. Doch nicht nur in des Königs hoher Familie war es ſo friedſam, ſondern in ſeinem ganzen Lande; überall, auch in dem kleinſten Dörflein war Verdienſt und Wohlſtand, und das Volk war zufrieden und freundlich. Einer weiſen, milden Regierung entblüht Ordnung; Ordnung aber bringt Wohlſtand, Wohlſtand Zufriedenheit, Freundlichkeit.

Der gute König mußte jedoch ein gar herbes Schickſal erfahren; ſeine liebe Gemahlin ſtarb und ließ ihn einſam zurück, mit dem nun mutterloſen Prinzen. Tief trauerte der König und das ganze Land mit ihm. Auch das kleine fromme Kindesherz des Prinzen war ſehr betrübt, denn es hatte mit aller kindlichen Liebe an ſeiner Mutter gehangen. Auf dem Sterbebette hatte ſie ihn geſegnet, und ihn noch ſcheidend zu allem Guten ermahnt, zum treuen Glauben an Gott, zur Liebe und Milde gegen alle Menſchen.

„Und wenn Du ein Jüngling worden biſt" waren ihre letzten Worte „ſo wähle Dir nur ein Mägdlein frommen, guten Herzens zu Deiner Gemahlin, und ehre das Andenken Deiner Mutter und ihrer letzten Worte." Dieſes hatte einen tiefen Eindruck in das weiche Herz des Knaben gemacht, immerdar gedachte der Prinz ſeiner ſterbenden Mutter, und es kam ihm oft vor, als umſchwebe ſie ihn und lächle ihm ſelig zu. So wuchs der Prinz in frommer Sitte empor, und wurde ein ſchöner, blühender Jüngling.

Doch das königliche Vaterauge war verblendet worden von einer fürſtlichen, liſtigen Dame, die den Herrſcher gar bald mit ihren erkünſtelten Reizen alſo ſchlau zu feſſeln wußte, daß er ihr nachgab und ſie ihn völlig beherrſchte. Bald fand das glänzende Hochzeitgelag ſtatt. Der bejahrte König, ſonſt ſo gut und milde, war zum alten Thoren geworden, und hatte ſein Leben an ein liſtiges, böſes Schlangenherz gekettet; nur zu bald mußte er die bittere Frucht ſeiner Thorheit koſten; das böſe Weib ſtiftete allenthalben Unheil an, erregte den Vater wider den Sohn, und den Sohn wider den Vater und die Herrſchaften wider die Diener, und übte ihre frev'le Verblendungskunſt immer fort, ſo daß ſie die Herzen alter und junger Männer für ſich entflammte. Eine kurze Zeit, und das reuevolle Leben des Königs hatte geendet. Der Prinz wurde König und beherrſchte das Volk mit der Klugheit und Milde, die überall zum wahren Wohle des Landes dient. Aber an ihm übte die arge Stiefmutter ihre Künſte vergebens, er verachtete ſie im Stillen und ſuchte ſich immer in heilſamer Entfernung von ihr zu halten.

Da wünſchte das Land, daß der jugendliche König ſich vermähle; auch er in ſeinem Innern trug das ſtille Verlangen, ſein Glück mit einem würdigen Frauenbilde zu theilen, aber nicht Stand und Reichthum oder eine Krone ſollten diejenige ſchmücken, die er ſich wählen wollte, ſondern ein gutes, frommes Herz, wie es ſeine ſterbende Mutter gewünſcht. Und ein ſolches hatte er gefunden, zwar nur das eines armen, ſchlichten Gärtnermädchens, das aber voll war von reiner Liebe und frommen Glauben. Dieſe Jungfrau war dem Königsſohn bald ſo innig befreundet, daß der Jüngling ihr zu Füßen ſank und ihr ewige Liebe und Treue ſchwur. Zärtlich und in Thränen ſchmiegte ſich das liebliche Mädchen an die Bruſt des Jünglings und liſpelte: „Ach, Du darfſt mich ja nicht zur Gemahlin nehmen, ſiehe ich bin ja arm, bin keine Prinzeſſin.“ — „Sei ruhig, lieb Herz“ ſprach der Jüngling „Du ſollſt meine Gemahlin, meine Königin werden, Du und keine Andere.“

Der Wunſch nach der Vermählung des Königs wurde lauter und dringender; von allen Seiten her begannen die Väter fürſtlicher Töchter dem Könige Vorſchläge zu machen. Die böſe Stiefmutter wähnte den ſo jungen König gänzlich unter ihrer Herrſchaft, daß ſie ſich anmaßte, eine Gemahlin für ihn zu wählen. Sie ordnete glänzende Feſtlichkeiten an, wozu viele Prinzeſſinen geladen waren, die reich geſchmückt und voll Hoffnung zur Schau kamen. Acht Tage hatten die Feſte ſchon gewährt und der König hatte noch keine Prinzeſſin zur Braut erwählt, und hatte auch alle Vorſchläge ſeiner Stiefmutter unbeachtet gelaſſen. Am neunten und letzten Feſttag ſollte ſich's entſcheiden, ſo hatte der König ſelbſt verheißen. Die Stiefmutter glaubte voll Zuverſicht, daß der König in ihre Wahl eingehen werde, denn ſie hatte eine hohe Prinzeſſin, zwar häßlich von Geſicht und Geſtalt, aber unſäglich reich an Gut und Geld für ihn auserwählt. Ein glänzender Ball ſollte die Feſte beſchließen, und diesmal waren alle Prinzeſſinnen doppelt mit Juwelen und Schmuck beladen, da eine jede glaubte, den Sieg davon zu tragen. Doch wie alle in geſpannteſter Erwartung dem König entgegen harrten, that ſich die Flügelthüre auf, und der König trat lächelnd mit ſeinem lieblichen Gärtnermädchen herein, die ſo ſittig und beſcheiden in einem weißen Kleidchen und völlig ohne Schmuck erſchien. Da ſprühten manche Augen im Kreiſe der Prinzeſſinnen voll Aerger und Wuth, doch die der Stiefmutter rollten am wildeſten und ſchleuderten grimme Blitze nach dem glücklichen Liebespaar. Jetzt nahten ſich dieſe Beiden der königlichen Stiefmutter, die in der Mitte des Saales, von boshaft lächelnden Prinzeſſinnen umgeben, weilte; und der König ſprach mild und freundlich: „Hohe, verehrte Mutter, hier bringe ich Euch meine liebe, fromme Braut und bitte mit ihr um Euren Segen.“ Aber die Dame ſprach voll Zorn und Wuth: „König, ſolltet Ihr alſo Eurer Ehre vergeſſen und eine gemeine Dirne freien? O ſchämet Euch, mich ſo tief zu kränken, und um meinen Segen für eine ſchlechte Magd zu bitten.“ Und ſie wandte ihm den Rücken, und ſchritt voll Grimm und Bosheit einem Nebengemach zu. Aber der König folgte ihr nach und ſprach mit einem ſtrengen, drohenden Ernſt: „Weib, das Wort ſoll Euch ſchwer wiegen. Wahrlich, ich will Euch zeigen, daß dieſes arme Mädchen würdiger iſt, Königin zu heißen, als Ihr und alle eitlen Prinzeſſinnen. Eine Kunſt habe ich einſtmals von einem alten Einſiedler erlernt: die Menſchen zu verzaubern, ihre Herzen zu prüfen, ob ſie gut oder böſe ſind. Schwört, hohe Frau, mir dann die ſchönſte zu wählen, wenn alle hier anweſenden Jungfrauen verzaubert, in Geſtalt einer Blume ſtehen, ſo will ich Euch gehorſam ſein. Aber trifft Eure Wahl dann mein armes Gärtnermädchen, ſo falle der Zauber auf Euch, daß Ihr ewig darinnen verſtrickt bleibet.“ — Der König ſchwieg; und die ſtolze Dame grinzte voll Zuverſicht ob ihres Sieges. „Ach mein hoher Künſtler“ entgegnete ſie „verzaubert immerhin alle anweſenden Jungfrauen, ich will Euch die ſchönſte wählen, und bin gewiß daß ich nicht Eurer Drohung theilhaftig werde. Euere ſeltſame Laune ſoll mir ein ergötzlicher Scherz ſein.“

Und ſie ließ ſich auf einem ſammtenen Seſſel nieder und harrte der Dinge, die da kommen ſollten.

Da breitete der königliche Jüngling ein großes weißes Tuch aus, führte ſchweigend eine Prinzeſſin um die andere in das Nebengemach und verhüllte ſie damit, wo ſie alle ſobald einſchlummerten. Dann ſchnitt er einer Jeglichen das Herz aus, zuletzt auch ſeinem lieben Gärtnermädchen. Der Ballſaal verwandelte ſich in eine grünende Gartenflur, von einem goldenen Zaun umſchloſſen, von ſingenden Vögeln durchflattert. Da vergrub der Jüngling die Herzen, und ſprach bei einem Jeglichen:

Blühe, blühe, blühe
Aus der Erde auf!
Biſt du rein
Wirſt du hold gedeih'n.
Aber treibe wilde Dornen
Wenn du bös wirſt ſein.

Bald keimten und ſproßten Zweiglein und Blättlein empor. Wilde Dornſträuche wuchſen raſch aus der Erde; nur hie und da erſchloß ſich eine farbige Blüthe.

Aber in des Garten Mitte ſtand ein Blüthenſtengel, deſſen zartem Kelch entfaltete ſich eine herrliche Roſe, eine Roſenkönigin. Glänzender Thau träufte auf ſie nieder, und das grüne Laub ſchmiegte ſich zärtlich an die Blüthen. Jetzt kam eine Schaar Nachtigallen geflogen, die die Roſenkönigin umkreiſeten und ſangen:

Holde Roſe, holde Roſe,
Hehre Blumenkönigin!
Du die ſchönſte unter Allen,
Du die reinſte unter Allen
Sollſt die ganze Welt bezwingen
Mit der frommen Liebe Sinn.
Hehre Roſenkönigin!

Aber um die Dornenſträuche flogen ſchwarze Raben und krächzten auch ihr Lied:

Wilde Dornen, wilde Dornen,
Schwarz wie unſer Nachtgewand.
Sollt am beſten uns gefallen
Mit den tauſendfachen Krallen.
Sollet dienen in der Höllen,
In der ew'gen Pein, zum Brand.
Schwarze Dornen, Nachtgewand.

Da führte der König die ſtolze Dame herein in den Garten, auf daß ſie die ſchönſte der Blüthen für ihn wähle, und als ſie die zauberſchöne Roſe ſah, und die Nachtigallen ſingen hörte, die über ihr im Kreiſe flatterten, als ſie das liebliche Liedlein vernahm — da ſtand ſie ſo beſchämt, und war von der Roſe zaubervoller Macht ergriffen und gerührt, ihr war als fühle ſie eine warme Liebe, und ſie gedachte in dieſem Augenblick reuevoll an ihre verübten Bosheiten und Ränke. Und als ſie nun die Dornenſträuche ſah, darüber die ſchwarzen Raben ein Höllenlied krächzten, da überlief ſie eine Angſt, ein Todesgrauen; und ſie ſprach: „Mein Königsſohn, ich muß Euch die holde Roſe wählen, ſie iſt die Schönſte.“ Nun bewegten ſich alsbald der Roſe Zweige und Blätter und Blüthen, und verſchmolzen ſanft zum Körper eines lieblichen Mädchens, das keine andere war als das fromme Gärtnermädchen. Und es ſchien noch ſchöner und beſcheidener als zuvor.

Aus den andern Blumen und Dornenſträuchen bildeten ſich wieder Prinzeſſinnen, die wie aus einem ſchweren Traum erwachten. Aber des Königs Stiefmutter war vor Scham und Reue niedergeſunken und lag in Betäubung. Und die ſchwarzen Rabenvögel hackten ihr das Herz aus, und ſie wurde zu Stein, von wilden Dornen umſtarrt. Die Prinzeſſinnen eilten ſcheu davon, wurden aber beſſer und demüthiger in ihren Herzen.

Und der König lebte glücklich und fromm mit ſeiner Gemahlin, dem Gärtnermädchen, und des Himmels Segen war mit ihnen.

Der Teufel iſt los
oder
das Märlein, wie der Teufel den Branntwein erfand.

(Mündlich aus Thüringen und nach des Herausgebers Thüring'ſchem Sagenſchatz.)

Es hatten einmal zwei Landesherren einen Grenzſtreit; da waren auf jeder Seite Zeugen, die das Recht behaupteten, und darunter waren zwei, die hatten vom Teufel die Schwarzkunſt erlernt und ihm dafür ihre Seelen verſchrieben.

Dieſe Beiden haben einmal ein Jeder in der Nacht wollen falſche Grenzſteine ſetzen, ſo, wie jeder von ihnen die Grenze behauptete, und haben die Steine mit ſchwarzer Kunſt wollen machen, daß ſie ausſähen, als ob ſie ſchon viele, viele Jahre da geſtanden hätten. Da ſind ſie alle zwei, als feurige Männer, hinauf auf die Höhe gegangen. Und wie der Eine hinauf kommt, da iſt der Andere ſchon da. Aber keiner hat etwas von dem andern gewußt, daß dieſer denſelben Gedanken hatte.

Da fragte der Eine den Andern: „Was machſt Du da?“

„„Was haſt Du danach zu fragen? Sage mir zuvor, was Du da machen willſt?““

„Grenzſteine will ich ſetzen, und will den Grenzzug machen, wie dieſer eigentlich ſein muß."

„„Das habe ich ſelbſt ſchon gethan, und da ſtehen die Steine, und ſo geht der Grenzzug.""

„Das iſt nicht richtig, und ſo geht der Grenzzug. Mein Herr hat geſagt, ich hätte Recht, und ich ſolle nicht nachgeben."

„„Wer iſt denn Dein Herr? Das wird auch ein ſchöner Monſieur ſein!""

„Der Teufel iſt mein Herr! Haſt Du nun Reſpect?"

„„Das iſt nicht wahr, das iſt mein Herr, und derſelbe hat mir geſagt, ich habe Recht und ſolle nicht nachgeben. Packe Dich den Augenblick, oder es geht Dir ſchlecht!""

Und ſo kamen die Zwei hintereinander, und zuletzt da gab der eine feurige Mann dem andern eine Maulſchelle, daß ihm der Kopf herabflog und hullerte den ganzen Berg hinab. Und der feurige Mann ohne Kopf rannte hinter ſeinem feurigen Kopfe her und wollte ihn haſchen und wollte ihn ſich wieder aufſetzen. Aber er konnte ihn nicht einholen bis ganz drunten im Graben.

Wie nun der Eine dem Andern die Maulſchelle gegeben hatte, und jener hinter ſeinem Kopfe herlief, da kam auf einmal der dritte feurige Mann dazu, und fragte den, der oben blieb: „Was haſt Du da gemacht?

„„Was geht es Dich an und was haſt Du mir zu befehlen? Den Augenblick packe Dich Deiner Wege, oder ich mache es Dir gerade ſo wie jenem.""

„Hallunke! Haſt Du nicht mehr Reſpect vor mir? Weißt Du nicht, daß ich Dein Herr, der Teufel, bin?"

„„Und wenn Du zehnmal der Teufel ſelbſt biſt, ſo liegt mir gar nichts daran; Du kannſt mich meinetwegen recht ſchön rein machen!""

„Dieſen Gefallen will ich Dir thun, Du ſollſt aber Dein Lebtag daran gedenken!"

Und da fing der Teufel an und machte ihn rein, daß die Feuerputzen auf dem ganzen Bergrücken herumflogen.

Aber wie er ihn ſo rein machte, da erſah mein feuriger Mann den günſtigen Augenblick, und griff hin und erwiſchte den Teufel im Nacken, hielt ihn feſt und ſagte ihm:

„Nun biſt Du in meiner Gewalt; nun ſollſt Du ſehen, daß Du in der Menſchen Händen biſt! Du haſt Dein Lebenlang genug armen Leuten den Hals herumgedreht, nun ſollſt Du auch ſelbſt einmal erfahren, wie es thut, wenn einem der Hals umgedreht wird!“

Und fing an, und wollte dem Teufel den Hals herumdrehen. Wie der Teufel ſah, daß der feurige Mann Ernſt mit ihm machte, legte er ſich aufs Bitten und gab ihm die himmelbeſten Worte, er ſolle ihn doch gehen laſſen und ſolle ihm den Hals nicht herumdrehen; er wolle ihm auch alles thun, was er nur von ihm verlangte. Da ſagte ihm der: „Weil Du alſo erbärmlich thuſt, ſo will ich Dich nur gehen laſſen; aberzuvor mußt Du mir meine Verſchreibung wieder geben, in welcher ich Dir meine Seele verſchrieben habe, und mußt mir auch verſprechen, ja Du mußt mir das bei Deiner Großmutter beſchwören, daß Du kein Theil mehr an mir haben willſt, auch all Dein Lebetage von keinem Menſchen Dir wieder die Seele verſchreiben laſſen.“

Wollte der Teufel wohl oder übel, einmal ſtak er in der Klemme, und wenn er los kommen wollte und wollte nicht den Hals herumgedreht haben, ſo mußte er in einen ſauern Apfel beißen, und gab ihm ſeine Verſchreibung wieder und verſprach's ihm und verſchwur ſich bei ſeiner Großmutter, daß er keinen Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auch alle ſein Lebetag von keinem Menſchen ſich wieder laſſen die Seele verſchreiben. Wie er das Alles gethan hatte, ließ jener den Teufel los.

Wie aber der Teufel wieder ledig war, da that er einen Sprung zurück, daß ihn Jener nicht etwa unverſehens noch einmal erwiſchen konnte, und ſtellte ſich hin und ſagte: „So, nun bin ich wieder ledig; wenn ich Dir, Du Schalksnarr, nun auch meine Verſchreibung wieder gegeben habe und habe Dir verſprochen und beſchworen, daß ich kein Theil mehr an Dir haben wolle, ſo habe ich Dir doch nicht verſprochen, daß ich Dir auch nicht den Hals umdrehen wolle, ſo ich wieder ledig wäre. Und auf dem Flecke d'rauf ſollſt Du alleweil ſterben, dafür, daß Du mich gegurgelt haſt, und haſt mir wollen den Hals umdrehen!“

Und damit fuhr der Teufel auf ihn hinein, und wollte ihm den Garaus machen, der aber riß aus und lief zum Walde hinein. Und der Teufel immer hinter ihm her. Und endlich erſah es Jener, und kam an eine alte Buche, die war hohl und hatte unten ein Loch. Da kroch er geſchwind hinein und wollte ſich verſtecken vor dem Teufel. Aber er war nicht weit genug hinein gekrochen, und die Fußzehe guckte ihm noch heraus. Und weil er über und über feurig war, da leuchtete die Zehe durch die Nacht, und der Teufel wurde es gewahr, wo Jener ſich hin verſteckt hatte, und kam und wollte ihn an der Fußzehe erwiſchen.

Aber der in ſeinem Baume hörte es, wie der Teufel getappt kam, wie er nach ihm greifen und ihn erwiſchen wollte, da zog er ſich vollends hinein, und machte ſich weiter im Baume hinauf. Da kroch der Teufel auch hinein, und Jener machte immer weiter im Baume hinauf und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich da hatte der Baum oben in der Höhe ein weites Aſtloch, da kam Jener d'ran und kroch heraus. Und wie er draußen war, da nahm er etwas und verkeilte das Aſtloch, wo er herausgekrochen war, und ſtieg geſchwind herab und verkeilte auch das untere Loch, und machte es mit ſchwarzer Kunſt ſo feſt, daß es der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter und die ganze Hölle nicht wieder aufbringen konnten. Darnach ging er ſeiner Wege.

Und da ſteckte nun der Teufel in der alten Buche, und konnte nicht herauskommen, und half ihm Alles nichts, er mußte d'rin ſtecken bleiben. Und da hat er lange Zeit darin geſteckt, und vielmal zu jener Zeit, wenn Leute des Wegs über jenen Berg gegangen ſind, da haben ſie ihn darin hören blöken und grunzen in ſeiner Buche. Endlich aber, wie der Holzſchlag dort hinauf gekommen iſt, da iſt die Buche abgehauen worden. Da iſt er endlich wieder herausgekommen und iſt wieder frei geworden, der Teufel. Wie er nun wieder los war, da machte er ſich auf und ging heim in die Hölle und wollte ſehen, wie es ausſähe? Aber da war Alles leer darin, wie es in der Kirche in der Woche iſt, und war keine Seele mehr zu hören noch zu ſehen. Seit der Teufel damals fortgegangen und nicht wieder gekommen war, und auch kein Menſch nicht gewußt hatte, wo er hingekommen war, da war nicht eine einzige Seele wieder in die Hölle gekommen. Und da war ſeine Großmutter für Herzeleid geſtorben, und wie die todt war, da packten alle die armen Seelen, die dazumal in der Hölle waren, auf, und machten ſich auf und davon und gingen alle mit einander in den Himmel. Und da ſtand er, Maus-Mutter-Stern allein in der Hölle, und wußte ſeines Leibes keinen Rath, wie er's wohl anfinge, daß er wieder arme Seelen bekäme, weil er es nicht mehr thun durfte, und hatte es damals bei ſeiner Großmutter verſchwören müſſen, daß er von keinem Menſchen ſich wieder wollte die Seele verſchreiben laſſen, und auf andere Weiſe bekam er damals keine Menſchen in die Hölle. Und da ſtand er und wußte ſeines Herzeleids kein Ende, und wollte ſich die Hörner aus dem Kopfe raufen vor lauter Herzeleid und Jammer. — Da fiel ihm auf einmal etwas ein.

Wie er in der alten Buche geſteckt hatte und nicht herausgekonnt, da war ihm zuletzt die Zeit lang geworden, und da hatte er über allerlei nachſimulirt und den Branntwein erdacht und erfunden. Das fiel ihm allerweit mitten in ſeinem Herzeleide wieder ein, und da dachte er ſich, das müſſe ein Mittelchen ſein, wie er doch wieder arme Seelen in die Hölle bekommen könne.

Und da packte er auf der Stelle auf und ließ die Hölle Hölle ſein, und ging nach Nordhauſen und wurde ein Schnapsbrenner und machte Branntwein drein und drauf und ſchänkte ihn in die Welt hinein. Und er zeigte auch den Nordhäuſern allen mit einander, wie der Schnaps gemacht wird, und verſprach ihnen viel Geld und Gut, wenn ſie's lernten und Branntwein brennten. Und die Nordhäuſer ließen ſich's auch nicht zweimal ſagen, und wurden alle Schnapsbrenner, und machten Branntwein, und ſchänkten ihn in die Welt hinein. Seit dieſer Zeit ſchreibt ſich's her, daß bis auf den heutigen Tag ſo viel Branntwein in Nordhauſen gebrennt wird, wie an keinem andern Orte in der ganzen Welt.

Aber wie ſich's der Teufel gedacht hatte, alſo ging es auch. Wenn die Leute erſt ein wenig Branntwein im Leibe hatten, da fingen ſie an zu fluchen und zu ſchwören, und fluchten und ſchwuren ihre Seele zum Teufel, daß ſie der Teufel bekam, wenn ſie geſtorben waren, und brauchte ihnen darum nicht zu dienen, wie er ſonſt hatte thun müſſen, wenn er eine arme Seele hatte haben wollen. Und wenn ſie ſich den Kopf erſt richtig vollgeſoffen hatten im Branntwein, da fingen ſie auch an und zankten ſich und prügelten ſich und brachen ſich ſelber die Hälſe, daß ſich der Teufel nicht erſt brauchte die Mühe zu geben und brauchte ſie ihnen herum zu drehen. Und wenn der Teufel ſonſt mit aller Mühe und Noth hatte alle Wochen einmal eine arme Seele in die Hölle bekommen können, da kamen ſie jetzt dutzend- und ſchockweiſe alle Tage hinein, und es dauerte kein Jahr, da war die Hölle zu klein geworden und konnte der Teufel die Seelen nicht mehr unterbringen und mußte ein ganz neues Stück laſſen anbauen an die Hölle.

Und kurz und gut, ſeit der Teufel aus der alten Buche jenesmal wieder losgekommen iſt, ſeit der Zeit iſt der Branntwein aufgekommen, und ſeit der Branntwein in der Welt iſt, da kann man erſt recht eigentlich ſagen:

„Der Teufel iſt los!“

Der Schmied von Jüterbogk.

(Mündlich und nach des Herausgebers Kiſſhäuſerſagen.)

Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen ſich Kinder und Alte ein wunderſames Märlein. Es war dieſer Schmied erſt ein junger Burſche, der einen ſehr ſtrengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reiſen und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in ſeiner Kunſt über alle Maßen geſchickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinktur, die jeden Harniſch und Panzer undurchdringlich machte, welcher damit beſtrichen wurde, und geſellte ſich dem Heere Kaiſer Friedrichs II. zu, wo er kaiſerlicher Rüſtmeiſter wurde und den Kriegzug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiſer geſtorben war, mit vielem Reichthum in ſeine Heimath zurück. Er ſah gute Tage, dann wieder böſe, und wurde über hundert Jahre alt. Einſt ſaß er in ſeinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Eſel geritten, das ſich ſchon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeiſt bewieſen hatte. Dieſes Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Eſel beſchlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heiſchen. Darauf ſagte das Männlein zu Peter, er ſolle drei Wünſche thun, aber dabei das Beſte nicht vergeſſen. Da wünſchte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen geſtohlen, es ſolle Keiner, der auf den Birnbaum geſtiegen, ohne ſeinen Willen wieder herunter können — und weil er auch in der Stube öfters beſtohlen worden war, ſo wünſchte er, es ſolle Niemand ohne ſeine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüſſelloch. Bei jedem dieſer thörichten Wünſche warnte das Männlein: „Vergiß das Beſte nicht!“ und da that der Schmied den dritten Wunſch ſagend: „Das beſte iſt ein guter Schnaps, ſo wünſche ich, daß dieſe Pulle niemals leer werde!“ — „Deine Wünſche ſind gewährt,“ ſprach das Männchen, ſtrich noch über einige Stangen Eiſen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, ſetzte ſich auf ſeinen Eſel und ritt von dannen. Das Eiſen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort bei gutem Wohlſein, denn die nie verſiegenden Magentropfen in der Pulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn ſo lange vergeſſen zu haben ſchien; der Schmied war ſcheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labſal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht ſelbſt mehr beſteigen könne aus großer Altersſchwäche. Der Tod ſtieg auf den Baum, und der Schmied ſprach: „Bleib droben!“ denn er hatte Luſt, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen ſeine Faſten an, und vor Hunger verzehrte er ſich ſelbſt mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ſo ein ſcheußlich dürres Gerippe iſt. Auf Erden aber ſtarb Niemand mehr, weder Menſch noch Thier, darüber entſtand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zu dem klappernden Tod und accordirte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe laſſe, dann ließ er ihn los. Wüthend floh der Tod von dannen und begann nun auf Erden aufzuräumen. Da er ſich an dem Schmied nicht rächen konnte, ſo hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieſer ihn hole. Dieſer machte ſich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, ſchloß ſeine Thüre zu, hielt mit den Geſellen einen ledernen Sack an das Schlüſſelloch, und wie Herr Urian hindurch fuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und nun ganz unbarmherziglich mit den ſchwerſten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verſchwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm geſtorben waren, des Erdenlebens ſatt und müde wurde. Machte ſich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er beſcheidentlich an Thore anklopfte. Da ſchaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm ſeinen Schutzpatron und Schutzgeiſt, der ihn oft aus Noth und Gefahr ſichtbarlich errettet und ihm zuletzt die drei Wünſche gewährt hatte. Jetzt aber ſprach Petrus: „Hebe Dich weg, der Himmel bleibt Dir verſchloſſen; Du haſt das Beſte zu erbitten vergeſſen: die Seligkeit!“ — Auf dieſen Beſcheid wandte ſich Peter, und gedachte ſein Heil in der Hölle zu verſuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbogk im Anzuge ſei, ſchlug er das Höllenthor ihm vor der Naſe zu und ſetzte die Hölle gegen ihn in Vertheidigungsſtand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle ſeine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, ſo iſt er hinab in den Kiffhäuſer gegangen zu Kaiſer Friedrichen, dem er einſt gedient. Der alte Kaiſer, ſein Herr, freute ſich, als er ſeinen Rüſtmeiſter Peter kommen ſah und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm der Burgruine Kiffhauſen flögen? Und als Peter das bejahte, ſo ſeufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaiſers Handpferd und die Pferde der Prinzeſſin und die der reitenden Fräulein beſchlägt, bis des Kaiſers Erlöſungsſtunde auch ihm ſchlagen wird. — Und das wird geſchehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinſt die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und auf dem Rüthsfeld nahe dem Kiffhäuſer ein alter dürrer abgeſtorbener Birnbaum wieder ausſchlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiſer hervor mit all ſeinen Wappnern, ſchlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt ſeinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit ſeinem Geſinde zu der ewigen Ruhe.

Vom Zornbraten.

(Nach einer altdeutſchen gereimten Mär, in des Freiherrn von Laßberg Lieder-Saal.)

Es war einmal ein Ritter, der hatte neben vielem Geld und Gut ein böſes Weib, das wußte er nimmer zu bemeiſtern, und war ſchier auf Erden kein ärger Weib zu finden. Er aber war ehrenhaft und ſanften Muths. Beide hatten eine einzige Tochter, und die erzog die Mutter alſo in ihren eignen böſen Sitten und nach ihrem Schlag, daß ſie arg und karg, mückiſch und tückiſch wurde. Gleichwohl hatte Gott das Maidlein zu einer ſchönen Jungfrau gebildet, daß, wer ſie ſchaute, dem däuchte ſie ein Bild voll minniglicher Güte, wer aber näher mit ihr bekannt wurde, der nahm bald ihre Argheit wahr und mied ſie gänzlich. Nun war die Jungfrau achtzehn Jahre alt und hätte gern einen Mann genommen, aber Keiner kam, der ihrer begehrt hätte.

Das bekümmerte den Vater mächtiglich, und eines Tages ſprach er zu ihr: „Tochter, Deiner Mutter Sitten und ihr übler Rath machen, daß Du ohne Mann bleibeſt, oder aber, ſo einer Dich nimmt, der nicht Luſt hat, wie ich, böſe Weibertücken geduldig zu tragen, ſo wirſt Du öfter geſchlagen, als das Jahr Tage zählt, und wird Dich noch das gereuen, daß Du ſo in allen Stücken Deiner Mutter gefolgt biſt und gefolgt haſt.“

Das hörte die Tochter des frommen Ritters ſehr ungern, und ſprach zorniglich: „Ei, Herr Vater! Ihr könnt viel reden, ehe mir Eurer Worte auch nur eins gefällt! Ihr habt meiner Mutter auch immer viel zu viel gute Lehren gegeben, die ſie Euch nicht danket. Wißt Ihr was? Thut, was Euch gut dünket, und mich laſſet gewähren. Denn wenn auch ſchon morgen ein Freier käme, der mein begehrte, ſo wollte ich doch allezeit in der Ehe das längere Meſſer tragen.“

„O meine Tochter!“ antwortete der Rittersmann, „das dünkt mich nicht gut, daß Du ſolche Gedanken haſt. Du ſollteſt doch darauf denken, beſſer zu ſein, wie Deine arge Mutter, ſonſt könnte es wohl kommen, daß Du einen Mann bekämeſt, der ſo biderb und fromm iſt, daß er Dich bezwingt, und Du hernach mit Scham, mit Schimpf und Schande nachgeben mußt.“

„O ja wohl!“ antwortete die Tochter. „Eh der Markt aus iſt, giebt es noch mehr ſelben Koſents zu kaufen!“ und ſolche häßliche Spottreden mehr, die ſie dem Vater gab, ſo daß er zornig ausrief: „O Du böſe Chriemhilt! So Du deinem Vater nicht folgen willt, ſo ſoll Dir dein Rücken ſatt von Schlägen werden! Wer immer Dein begehre, er ſei Ritter oder ſei Knecht, der ſoll Dich haben, und ſoll Dich ziehen nach ſeinem Willen!“

„Oder ich ihn nach dem meinen!“ erwiederte trotzig die Tochter, und andere Reden mehr, bis dieſer Wortwechſel endete.

Nun ſaß etwa drei Meilen weit von der Burg dieſes guten Ritters ein anderer Rittersmann, der war reich an Geld und Gut und hatte Freiersgedanken, war auch hübſch von Angeſicht und höflich von Sitten, der vernahm auf Fragen und Sagen, wie ſchön und wie häßlich zugleich jenes Nachbarn Tochter ſei, und dachte: ich wag es frei, und wende ihr Gemüth zur Tugend, und mache ſie gut, wo nicht, ſo will ich ſie doch um ihrer Schöne wohl oder übel nehmen. Ritt darauf mit ſeinen Gefreunden zum Vater der Maid und bat ihn um ſeine Tochter. Dieſer Rittersmann offenbart dem jungen Werber wie ſeine Tochter geſittet ſei, und jener ſprach: „Ich hab' es wohl vernommen, aber gebt Ihr mir ſie nur zum Weibe! Will Gott, daß wir nur ein Jahr mit einander leben, ſo ſollt Ihr ſehen, wie gut ſie wird!“ — Darauf antwortete de künftige Schwäher: „Gott ſoll Euch behüten vor ihrem Uebelmuth! Hütet Euch, denn wenn ſie auf ihrer Mutter Spur kommt, ſ lebt ihr bei Ihr, wie lang ſie lebe, nimmer einen guten Tag.“ De Freier beharrte aber bei ſeinem Entſchluß, und es ward ein Uebereinkommen getroffen und eine Eheberedung, daß der junge Ritter, ſobald er wieder käme, die Maid mit ſich nehmen und heimführen ſolle.

Die Mutter wußte von dieſer Verhandlung weder viel noc wenig, ſondern gar nicht, daß die Tochter einem Mann verlob war, und als ſie's nun erfuhr, ward ſie überaus zornig, rief di Tochter, und ſprach: „Tochter, wiſſe, daß mein Fluch Dich trifft, wenn Du nicht Deinem Manne ſo widerſtehſt, wie Deinem Vate ich mit Krieg und harter Rede allezeit und an jedem Ort. Höre, was ich Dir anſage: Ich war ein kleines Mägdelein, als ich zu Deinem Vater kam, viel geringer als Du, denn Du biſt vollgewachſen. Drei Wochen lang ſchlug mich alle Tage Dein Vater, da ich krank wurde, und gab mir Waſſer zur Labe, und doch hab' ic meinen Streit gewonnen und mein Recht bis da immer behauptet!“

„Mutter!“ antwortete das feine Töchterlein, „ich ſage Euch und ſollt' ich tauſend Jahre leben, ſo mache ich meinen Mann zum Affen.“

Inzwiſchen kam nun der Tag der Heimführung; da kam de Ritter heran auf einem ſchönen Roß von hohem Preis, führte auch mit ſich ein ſchlankes Windſpiel und trug auf der Hand eine wohlgethanen Falken, nahm die Maid in Empfang ohne Weiteres und ſetzte ſie hinter ſich auf ſein Roß, entſandte ſeine Diene alle, daß ihrer keiner mit den Zweien ritt, und nahm gleich Urlau vom Vater ſeiner Braut. Der ſprach zum Abſchied ein bewegliches Wort: „Gottes Güte ſei mit Dir, o Tochter! Er gebe Di Ruhe im Glück und ein friedlicheres Herz, als ich an meiner Fra erfunden habe!“

Kaum war dieſe Rede geſprochen, ſo ſchlug die Mutter eine Lärmen auf und ſchrie der Tochter nach: „Vernimm auch mei Wort! Du ſollſt alle Deine Lebetage Deinem Mann unterthar ſein, ſo, wie ich Dich gelehret habe!“ und die Tochter rief zurück „Wohl, meine Mutter, ſo ſoll es geſchehen nach Deiner Lehre.“

So ritten nun die Beiden ganz allein miteinander hin, abe der Ritter vermied die Straße, um der Braut Argheit willen, un ritt einen unbequemen, ſteilen und engen Seitenweg, wohl einer Meile lang, doch ritt er raſch, daß er in kurzer Zeit eine halbe Meile zurücklegte auf dem rauhen, ungebahnten Steinpfad. Da kamen ſie an einen umbuſchten Werder und der Falke begann nach ſeiner Art mit den Flügeln zu ſchlagen und von der Hand zu begehren, weil er auf Reiher ſtoßen wollte. Sprach der Ritter: „Mit Deinem Federſchlagen laß es gut ſein, oder ich reiße Dir den Kopf ab.“ Bald darauf ſah der Falke eine Krähe fliegen, der wollte er nach; da ſprach wiederum der Ritter: „Du biſt betrogen, wenn Du nach Ungemach ſtrebſt und nicht gern in Ruhe Dich hältſt, und ſo will ich Dir gleich Dein Recht thun. Stirb, da Du nicht meinen Willen halten willſt!“ Und er erwürgte den Falken, wie ein Huhn.

Die Maid erſchrak ob dieſer Rede und der tödtlichen That und begann, den Ritter zu fürchten. Nun wurde der Pfad immer enger, ſteiniger und dorniger, und dem Windſpiel ſchmerzten die Füße, und es vermochte nicht mehr, ſich wie vor an des Pferdes Seite zu halten. Der Ritter, der es an einem Riemen führte, mußte es immer nachziehen, das war dem Ritter ungelegen, und er ſchalt das Windſpiel: „Du böſer Hofwart, hab' Acht, es kommt Dir zum Unheil, daß Du mir den Arm ſo zerziehſt!“ Der arme Hund vermochte aber nicht zu folgen, und da zog der Ritter ſein Schwert und hieb ihn todt.

Die Maid unterdrückte einen Schrei des Unwillens, aber das Herz in der Bruſt erſchrak ihr, es ward ihr weh zu Muthe, und ſie dachte: Herr Gott, welch ein Wüthrich iſt dieſer Mann! brachte mich denn der Teufel zu ihm? — Der Ritter aber behielt das Schwert blank in der Hand und begann nun mit ſeinem Roß zu ſchelten: „Was ſchnaubſt Du? Warum gehſt Du nicht Paß oder Trab? Du willſt wohl nur auf ebnem Plan gehen? Du mußt ſterben!“ Da nun das arme Roß nicht Paß traben konnte, welcher Gang ihm nie gelehrt worden war, ſo ſprach der Ritter: „Frau, ſteiget ab!“ Sie ſprach: „Ich thue, was Ihr mich heißt.“ Darauf ſtieg der Ritter auch ab, und hieb dem Pferd das Haupt vom Rumpfe, ſprechend: „Wäreſt Du nach meinem Sinn gegangen, ſo wäre Dir nicht der Tod geworden. Frau, dies iſt geſchehen, wie Ihr ſeht. Mir war das Pferd gar unlieb geworden, wie auch Windſpiel und Falke. Nun aber iſt mir ein ungewohnt und beſchwerlich Ding, zu Fuße zu gehn, und ich habe des keine Uebung. Ich werde nun Euch reiten!“ und damit begann er, ihr Riemen und Bande anzulegen und auch den Sattel wollte er ihr aufſchnallen. Sie ſprach: „Herr, ich trüge ſchon genug an Euch, laſſet den Sattel und die Seile, viel herzlieber Herr mein, ich trage Euch ja ſanfter und beſſer ohne ihn.“

„Ei, Frau, wie ſtände mir das an, daß ich Euch ritte ohne Sattel und Zeug?“ fragte der Ritter heftig. „Ihr habt böſe Sitte, daß Ihr gegen meinen Willen zu reden Euch erkühnet!“ Und da ließ ſie ſich gefallen, daß er zur Stund ſie ſattelte und aufzäumte, wie ein Roß, und ihr Zaum und Gebiß in den Mund legte, und gab ihr die Steigbügel in die Hände, die ſtramm zu halten, ſaß dann auf, und ritt ſie ſo eine kleine Weile, etwa dreier Speerlängen weit, bis ihr die Ohnmacht zuging von der ſchweren Laſt.

Da ſtieg der Ritter von ihr ab, und ſprach: „Frau, ſchnappt Ihr nach Luft?“ — „O nein, Herr!“ antwortete ſie. Weiter ſprach er: „Das iſt ein ſchönes Feld, da könnt Ihr nun im Zelt (Schritt) gehen.“ Sie ſprach, indem ſie auf Händen und Füßen weiter kroch: „Ich will es gern thun. Auf meines Vaters Hofe laufen viele Pferde, denen hab' ich Zeltgang abgelernt.“

„So wollt Ihr alles thun, was ich will?“ fragte der Ritter, und ſie gegenredete: „Und wenn ich tauſend Jahre leben ſollte, ſo wollte ich thun, was Euch lieb iſt!“ Da hieß er ſie aufſtehn, und nahm ſie ſchön an der Hand, und führte ſie ſittſamlich heim in ſein Schloß, wo ſeine Freunde verſammelt waren, die grüßten ſie ehrfurchtsvoll und geleiteten ſie in ihr Zimmer. Das geſchah mit großen Freuden, und die Frau war das allerliebſte Weib, ehrbar und wohlgezogen, ohne Luſt und Trug, treu, ruhig mild, keine Tugend fehlte ihr. Ihre Gäſte empfing ſie freundlich und fröhlich, und ohne Haß und Unwillen erfüllte ſie, wie ein biedres Weib thun ſoll, die Wünſche ihres Eheherrn.

Als nun ſechs Wochen vergangen waren, fuhren der jungen Frau Vater und Mutter zu ihrer Tochter hin, zu ſehn, wie es ihr ergehe und wie ſie ſich gehabe. Bald genug erfuhr die Mutter, was geſchehen war, und wie ihre Tochter ihrem Manne gehorſamte, als ſie dieſe zornig ſchalt und ihr zurief: „O über Dich unſeliges Weib! Was ich ſehen und hören muß, läßt mich zweifeln, daß Du mein Kind biſt. Was? Du läßeſt Deinen Mann Deinen Meiſter ſein?“ Und dabei ſchlug die böſe Mutter die Tochter ins Geſicht und wo ſie ſonſt hinkam, und fiel ihr in die Haare und raufte ſie, ſchlug und ſchalt und trieb einen ſchrecklichen Unfug. Die junge Frau weinte und ſchrie: „Seid Ihr hergekommen zu ſchelten, ſo wartet doch, bis ihr deß Urſach findet! Ich habe den allerbeſten Mann, und er iſt gut und bieder, wer aber ſeinen Willen nicht thut, dem geht er in ſeinem Zorn gleich ans Leben. Darum, Mutter, habt weiſen Sinn und hütet Euch, Arges wider ihn zu ſprechen, denn er iſt ſo zornmüthig, daß er alles, was ſeinem Willen entgegen iſt, im Zorn richtet und vernichtet."

„Hoho! Morgen iſt auch noch ein Tag!" höhnte die Mutter. „Wie ſchlimm Dein Mann ſei, das macht mir den geringſten Kummer! Nicht ein Haar ſtark acht' ich ſeiner! Du alberne Trine! Dir muß der Teufel durch's Hirn fahren, daß Du wagſt, mir, Deiner Mutter, mit Deinem Mann zu dräuen!'

„Mutter, ich dräue Euch ja nicht!" vertheidigte die Tochter ſich. „Ich ſage Euch ja nur die Wahrheit; ich darf Euch doch wohl rathen, meinen Mann baß zu grüßen, denn wolltet Ihr ihm thun, wie meinem Vater, ſo zerbläut er Euch den Rücken, und obſchon Ihr nicht viel Haares mehr habt, iſt's deſſen noch genug, daß er's Euch ausreißt!"

„Das wäre ein Hauptwerk!" erwiderte böſe die Mutter." Ich fürcht' ihn nicht, und wenn er ſo groß wie ein Berg wäre; nicht mehr und nicht weniger fürcht' ich ihn, wie Deinen Vater! Was hat der ausgerichtet mit mir nun die zwanzig Jahre? Noch heute geb' ich ihm um kein Haar breit nach!"

Während dieſer Schalkrede der ältern Frau ſtanden der Schwäher und der Tochtermann an einer heimlichen Stelle, wo ſie jedes Wort hörten und der Alte ſprach leiſe zu ſeinem Schwiegerſohn: „Ich bin inniglich froh, daß Ihr meiner Tochter ſtarren Sinn bezwungen, und gern hinterlaſſe ich Euch und ihr mein Hab und Gut, wenn ich dahin fahre." Der Schwiegerſohn bedankte ſich für die freundliche Geſinnung des Schwähers, der dann wieder zu ihm ſprach: „Rathet mir doch, wie ich Eurer Schwieger thue, die mir allezeit widerſtrebt und mir mein Leben ſo bitterlich vergällt! Wär es nur zu machen, daß ſie etwa ein Jahr vor ihren Tod wenigſtens von ihrer Härte ließe, ſo hätte ich die ſonderſte Freude und all mein Leid ein Ende!"

Darauf verhieß der Schwiegerſohn die Schwiegermutter gut zu machen auf ſeine Weiſe, wenn der Schwiegervater ihm das nicht wehren wolle. Der ſprach: „Ich will Euch nichts verwehren, ſiedet oder bratet ſie, ſo will ich noch Holz dazu tragen."

Der Ritter nahm alsbald heimlich vier flinke ſtarke Knechte, vermaß ſich großen Zorns, und ging nach der Kemnate, wo noch die

Alte ſaß, und immerfort auf ihn und ihre Tochter ſchalt. Als ſie ihn kommen ſah, grüßte ſie ihn ſpöttiſch: „Seid Gott willkommen, Herr Engelhart!“ „„Schönſten Dank, Frau Schlechthart!““ klang ſein Gegengruß, und dabei trat er feſt an ſie heran und ſprach: „Frau, laßt Eure Unart, das bitt ich Euch, gegen Euern und meinen Herrn. Er ſollte Euch ungezählte Schläge auf Euern Rücken mit einer eichenen Elle zumeſſen, bis Euch ſo weh würde, daß Ihr ein gut Weib würdet.“

„Ei!“ ſprach ſie: „ich höre wohl, daß Ihr Viele ſo erſchlagen habt, lieber Herr Guguguk! Ich habe aber doch bisher noch Haut und Haar behalten, hoff' es auch noch länger zu tragen! Was hab' ich aber Euch gethan?“

„Ihr ſcheltet täglich meinen Herrn, Euern Mann, und verleidet ihm ſein eignes Haus!“ antwortete der junge Ritter; ſie war aber gleich mit der Gegenrede zur Hand: „In meinem Hauſe heiße ich Kratzmaus! Ich kann darin ſein Meiſter ſein, wie mein eigner, und es ſoll ihm Gott, ſo lang ich lebe, nun keinen einzigen guten Tag mehr geben!“

„Und giebt Gott mir Glück,“ ſprach der Schwiegerſohn, „ſo acht' ich, daß Ihr noch, ehe wir von einander gehen, Eure böſen Ränke und Schwänke laßt.“

„Daß es Euch nur nicht mißglücke! „rief ſie, „ſonſt habt Ihr, ſo mir der große Gott von Schaafhauſen, nur Schande und Spott davon!“

„Ich weiß, was Euch ſo irr' und wirr und böſe macht,“ nahm der Ritter wieder das Wort. „Ihr habt zwei Zornbraten hier an jeder Hüfte, davon kommt's, daß Ihr ſo üble Sitte habt, wenn Euch die Wer ausſchnitte, das wär vortrefflich gut, denn Ihr würdet fröhlicher als jemals eine Frau, und für Euern Mann wär's nicht minder gut.“

„Ach! Ich freue mich, daß Ihr ſo ein guter Arzt ſeid, lehrt doch Eure Kunſt meiner Tochter!“ war ihre Antwort. „Habt Ihr auch Bertram feil und Nieswurz? Ihr miſcht wohl Beifuß zum Tranke?“ —

„He! Euer Spott iſt groß!“ rief der Ritter, „aber er wird Euch gleich verſalzen werden, ſobald wir Eure Zornnieren und Zornbraten haben, ſo werdet Ihr beſſer und frommer als ein Kind werden!“

„Genug mit Euren Klaffen, Klaffer!“ ſchalt die Frau. Da griffen aber die Knechte auf des Ritters Wink ſie an, warfen ſie nieder, und der Tochtermann wetzte ein großes ſcharfes Meſſer, das ſetzte er ihr an ihre Hüfte und ſchnitt ihr durch Gewand und Hemde eine lange tiefe Wunde, daß ihr Hohnlachen ihr ganz verging, dann ſprach er, indem er ein Stück Fleiſch in ein Gefäß warf: „Seht, Frau, Ihr ſeid manches Jahr ein ſchlimmes Weib geweſen, daran waren Eure Zornbraten Schuld, die kann ich Euch nicht länger laſſen.“ Sie aber lag traurig und ſchreiend: „Daß wußt ich an mir ſelbſt nicht, aber ich weiß, welcher Teufel Ihr mich berathen habt!“

„Ja, Ihr habt noch einen Zornbraten,“ ſprach der Ritter: „an Euerm andern Bein, der muß noch heraus!“

„Ach,“ klagte ſie faſt weinend: „der iſt ganz klein, der ſchadet mir nicht zu viel! Helfe mir Gott! der, den Ihr ſchon ausgeſchnitten habt, der war an allem Schaden Schuld. Ich bin alles Zornes ledig, und will ſtill ſein, laßt nur den andern ungeſchnitten.“

Da ſprach die Tochter heiter zu ihrem Gatten: „Bedenket wohl, was Ihr thut; ich fürchte, wenn der andere Zornbraten nicht auch herfürkommt, ſo iſt die große Arbeit an dem einen verloren, und am Ende bekommt der andere Zornbraten Junge, ſo Ihr den nicht auch ausſchneidet.“

„Nein, nein, liebe Tochter!“ rief die Mutter, „ſprich ihm doch zu, daß er mich unverſehrt laſſe, ich will ja gut ſein!“

„Frau Mutter,“ antwortete die junge Frau: „Ihr gabt mir den Rath, wider meinen Mann zu ſtreiten, ihm nicht unterthan zu ſein; darum, und daß ſie meinem Vater ſo übel mitgeſpielt, ſchneidet nur ihren Zornbraten aus!“ Und da griff der Ritter zum andern an, jene aber ſchrie: „Nein, nein! Es iſt mehr als genug! Tochter, denke, daß ich Dich unterm Herzen getragen, und gewinne mir Friede von Deinem Mann! Ich will beſchwören, daß ich gütevoll leben will, und der milde und gerechte Gott behüte mich vor Zorn. Den großen Zorn hat mir der Ritter ſchon genommen, und der kleine iſt keines Eies werth zu achten!“

„Wohl,“ ſprach der Ritter „begehrt ſie Friedens, ſo laſſe ich ab von ihr, doch gelobe ſie zur Hand, daß wenn ſie den Zorn nicht meidet, ſie ſich aber will ſchneiden laſſen.“ Hierauf ward ſie aufgehoben und ihre Wunde verbunden.

Und die Frau warf allen Krieg und Hader unter die Füße, wurde ein gut ſittig Weib, ließ ab von ihrer böſen Heftigkeit, und als der andere Tag kam, nahm ſie Urlaub mit ihrem Mann von dem Schwiegerſohn, und er wünſchte ihr, daß Gott ſie bewahren möge vor allem Uebel.

Wenn ſie nun nach der Hand dennoch noch manchmal etwa ein Wörtlein oder mehr zu ihrem Manne ſprach, das ihm leid und unlieb war, ſo durfte er nur ſagen: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß nach unſerm Tochtermann ſenden" ſo wurde ſie roth vor Furcht, und ſprach: „Es iſt nicht Noth darum, ſein Kommen wäre mir nicht zum Heile. Ich habe ja Muth und Sinn, zu thun, was Euch lieb iſt, und rathe auch allen Frauen, daß ſie ihren Männern das entbieten, was ich jetzt dem Meinen, ſo ſie nämlich in Frieden beſtehen wollen."

Damit hat dieſe Mär ein Ende, und kann davon eine beliebige Nutzanwendung jeder Mann und jede Frau ſich ſelbſt machen. Der alte Dichter aber, der dieſe Mär erzählt, giebt noch folgenden Rath:

Wenn Wer ein übel Weib hat,
Der thu' ſich ihr'r in Zeit ab,
Empfehl ſie dem Ritter
Und leg' ſie auf ein'n Schlitten,
Und kauf' ihr ein Bäſtchen,
Und henk' ſie an ein Aeſtchen.
Und henk' dabei
Zwei Wölf' oder drei.
Wer ſah dann ein'n Galgen
Mit böſeren Balgen?
Es ſei denn, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwiſchen hing.

Hänſel und Grethel.

(Mündlich; auch bei Grimm; nacherzählt und illuſtrirt von Fr. v. Pocci, desgleichen ſelbſtſtändig erzählt von Gubitz. Volkskalender 1844. u. A.)

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit ſeiner Frau und zwei Kindern in einer dürftigen Waldhütte. Die Kinder hießen Hänſel und Grethel, und wie ſie ſo heranwuchſen, gebrach es immer mehr den armen Leuten an Brod. Auch wurde die Zeit immer ſchwerer und alle Nahrung theurer, das machte den beiden Aeltern große Sorge. Eines Abends als ſie ihr hartes Lager geſucht hatten, ſeufzte der Mann: „Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt, und wir für uns ſelbſt nichts haben!“ Und da erwiederte die Mutter: „Keinen andern Rath weiß ich, als daß Du ſie in den Wald führſt je eher je lieber, giebſt jedem noch ein Stücklein Brod, machſt ihnen ein Feuer an, befiehlſt ſie dem lieben Gott, und gehſt hinweg.“

„O lieber Gott! wie ſoll ich das vollbringen an meinen eigenen Kindern, Frau?“ fragte der Holzhauer bekümmert. „Nun wohl, ſo laß es bleiben!“ fuhr die Frau böſe heraus: „ſo kannſt Du eine Todtenlade für uns alle Viere zimmern, und die Kinder Hungers ſterben ſehen!“

Die zwei Kinder, welche der Hunger in ihrem Moosbettchen noch wach erhielt, hörten mit an, was die Mutter und der Vater mit einander ſprachen, und das Schweſterlein begann zu weinen, Hänſel aber tröſtete es und ſprach: „Weine nicht, Grethel, ich helfe uns ſchon,“ wartete, bis die Alten ſchliefen, wiſchte aus der Hütte, ſuchte im Mondſchein weiße Steinchen, verbarg ſie wohl, und ſchlich wieder herein, worauf er und das Schweſterlein bald entſchlummerten.

Am Morgen geſchah nun, was die Aeltern vorher beſprochen. Die Mutter reichte jedem Kind ein Stück Brod und ſagte: „Das iſt für heute alles; haltet's zu Rathe.“ Grethel trug das Brod, Hänſel trug heimlich ſeine Steinchen, der Vater hatte ſeine Holzart im Arm, die Mutter ſchloß das Haus zu und folgte mit einem Waſſerkruge nach. Hänſel machte ſich hinter die Mutter, ſo daß er der letzte war auf dem Wege, guckte oft zurück nach dem Häuschen, und wie er es nicht ſah, ließ er gleich ein weißes Steinchen fallen, und nach ein paar Schritten wieder eins, und ſo immer fort.

Nun waren Alle mitten in dem tiefen Walde, und da machte der Vater ein Feuer an, wozu die Kinder des Reiſigs viel herbeitrugen und die Mutter ſagte zu den Kindern: „Ihr ſeid wohl müde, jetzt legt euch an das Feuer und ſchlaft, indeß wir Holz fällen, nachher kommen wir wieder, und holen euch ab.“

Die Kinder ſchlummerten ein wenig und als ſie erwachten, ſtand die Sonne hoch im Mittag, das Feuer war abgebrannt, und da Hänſel und Grethel Hunger hatten, verzehrten ſie ihr Stücklein Brod. Wer nicht kam, das waren die Aeltern. Und nachher ſind die Kinder wieder eingeſchlafen, bis es dunkel wurde, da waren ſie noch immer allein, und Grethel fing an zu weinen und ſich zu fürchten. Hänſel tröſtete ſie aber, und ſagte: „Fürchte Dich nicht, Schweſter, der liebe Gott iſt ja bei uns, und bald geht der Mond auf, da gehen wir heim.“

Und wirklich ging bald darauf der Mond in voller Pracht auf und leuchtete den Kindern auf den Heimweg und beglänzte die ſilberweißen Kieſelſteine. Hänſel faßte Grethel bei der Hand und ſo gingen die Kinder mit einander fort ohne Furcht und ohne Unfall, und wie der frühe Morgen graute, da ſahen ſie des Vaters Dach durch die Büſche ſchimmern, kamen an das Waldhäuslein und klopften an. Wie die Mutter die Thür öffnete, erſchrak ſie ordentlich, als ſie die Kinder ſah, wußte nicht, ob ſie ſchelten oder ſich freuen ſollte, der Vater aber freute ſich, und ſo wurden die beiden Kinder wieder mit Gottwillkommen in das Häuslein eingelaſſen.

Es währte aber gar nicht lang, ſo wurde die Sorge aufs Neue laut und jenes Geſpräch und der Beſchluß, die Kinder in den Wald zu führen und ſie dort allein und in des Himmels Fürſorge zu laſſen, wiederholten ſich. Wieder hörten die Kinder das traurige Geſpräch mit an, bekümmerten Herzens, und der kluge Hänſel machte ſich vom Lager auf, wollte wieder blanke Steine ſuchen, aber da war die Thüre des Waldhäusleins feſt verſchloſſen, denn die Mutter hatte es gemerkt und darum die Thüre zugemacht. Doch tröſtete Hänſel abermals das weinende Schweſterlein und ſagte: „Weine nicht, lieb Grethel, der liebe Gott weiß alle Wege, wird uns ſchon den rechten führen.“

Am andern Morgen in der Frühe mußten Alle aufſtehen, wieder in den Wald zu wandern, und da empfingen die Kinder wieder Brod, noch kleinere Stücklein wie zuvor, und der Weg ging noch tiefer in den Wald hinein, Hänslein aber zerbröckelte heimlich ſein Brod in der Taſche, und ſtreute, ſtatt jener Steine, Krümlein auf den Weg, meinte, danach ſich mit dem Schweſterchen wohl zurückzufinden. Und nun geſchah alles, wie zuvor auch; ein großes Feuer wurde entzündet, und die Kinder mußten wieder ſchlafen, und wie ſie aufwachten, waren ſie allein, und die Aeltern kamen nimmer wieder. Und der Mittag kam, und Grethel theilte ihr Stückchen Brod mit Hänſel, weil der ſeines verſtreut in lauter Bröſelein auf dem Weg, und dann ſchliefen ſie wieder ein und erwachten Abends verlaſſen und einſam. Grethel weinte, Hänſel aber war gottgetroſt, meinte den Weg durch die Brodbröſelein wohl zu finden, wartete, bis der Mond aufgegangen war, nahm dann die Grethel bei der Hand und ſprach zu ihr: „Komm, Schweſter, nun gehen wir heim.“

Aber wie Hänſel die Krümlein ſuchte, war ihrer keines mehr da, denn die Waldvögelein hatten alle, alle aufgepickt und ſie ſich wohl ſchmecken laſſen. Und da wanderten die Kinder die ganze Nacht durch den Wald, kamen bald vom Weg ab, verirrten ſich und waren ſehr traurig. Endlich ſchliefen ſie ein auf weichem Moos, und erwachten hungrig, wie der Morgen graute, denn ſie hatten keinen Biſſen Brod mehr, und mußten ihren Durſt und Hunger nur mit den ſchönen Waldbeeren ſtillen, die da und dort ſtanden. Und wie ſie ſo im Walde herumirrten, ohne Weg und Steg zu finden, ſiehe, da kam ein ſchneeweißes Vöglein geflogen, das flog immer vor ihnen her, als wenn es den Kindern den Weg zeigen wollte, und ſie gingen dem Vöglein fröhlich nach. Mit einem Male ſahen ſie ein kleines Häuschen, auf deſſen Dach das Vöglein flog; es pickte darauf, und wie die Kinder ganz nahe daran waren, konnten ſie ſich nicht genug freuen und wundern, denn das Häuschen beſtand aus Brod, davon waren die Wände, das Dach war mit Eierkuchen gedeckt, und die Fenſter waren von durchſichtigen Kandiszuckertafeln. Das war den Kindern recht, ſie aßen vom Häusleindach und von einer zerbrochenen Fenſterſcheibe. Da ließ ſich plötzlich drinnen eine Stimme vernehmen, die rief:

„Knusper knusper, kneischen!
Wer knuspert mir am Häuschen?“

Darauf antworteten die Kinder:

„Der Wind, der Wind,
Das himmliſche Kind!“

und aßen weiter, denn ſie waren ſehr hungrig geweſen, und ſchmeckte ihnen ganz vortrefflich.

Da ging die Thür des Häusleins auf, und trat ein ſteinaltes, krummgebücktes, triefäugiges Mütterlein heraus von nicht geringer Häßlichkeit, Geſicht und Stirne voll Runzeln und in mitten eine große große Naſe. Hatte auch grasgrüne Augen. Die Kinder erſchraken nicht wenig, die Alte aber that ganz freundlich und ſagte: „Ei, traute Kindelein, kommt doch herein ins Häuschen, kommt doch herein! Da giebts noch viel beſſern Kuchen!“

Die Kinder folgten der Alten gerne, und drinnen trug die Alte auch auf, daß es eine Luſt war. Da gab es Herz was magſt Du? Biskuit und Marzipan, Zucker und Milch, Aepfel und Nüſſe, und köſtlichen Kuchen. Und während die Kinder immerfort aßen und fröhlich waren, richtete die Alte zwei Bettchen zu von feinen Dunenkiſſen und lilienweißen Linnen, da hinein brachte ſie die Kinder zur Ruhe, die meinten im Himmel zu ſein, beteten einen frommen Abendſegen und entſchliefen alsbald.

Es hatte aber mit der Alten ein gar ſchlimmes Bewenden. Sie war eine böſe und garſtige Hexe, welche die Kinder fraß, die ſie durch ihr Brod- und Kuchenhäuslein anlockte, nachdem ſie ſie erſt recht fett gefüttert. Dies hatte ſie auch mit Hänſel und Grethel im Sinne. In aller Frühe ſtand die Alte ſchon vor dem Bette der noch ſüß ſchlafenden Kinder, freute ſich über ihren Fang, riß Hänſel aus dem Bette und trug ihn nach dem eng vergitterten Gänſeſtall, verſtopfte ihm auch, damit er nicht ſchreie, den Mund. Dann weckte ſie die arme Grethel mit Heftigkeit und ſchrie ſie mit rauher Stimme an: „Steh auf, faule Dirne! Dein Bruder ſteckt im Stall, wir müſſen ihm ein gutes Eſſen kochen, auf daß er fett wird, und für mich einen guten Braten giebt!“

Da erſchrak die Grethel zum Tode, weinte und ſchrie, half aber nichts, ſie mußte gehorchen und aufſtehn, Eſſen kochen helfen, und durfte es ſelbſt nach dem Stalle tragen, und mit ihrem eingeſperrten Bruder weinen. Sie ſelbſt ward von der Hexe gar gering gehalten. Das dauerte ſo eine Zeit, während welcher die Alte öfters nach dem Stalle ſchlich und Hänſel befahl, einen Finger durch das Gitter zu ſtecken, damit ſie fühle, ob er fett werde. Hänſel aber ſteckte immer ein dürres Knöchelchen heraus, und ſie verwunderte ſich, daß der Junge trotz dem guten Eſſen ſo mager blieb. Endlich war ſie das müde und ſprach zur Grethel: „Kurz und gut, heute wird er gebraten,“ und machte ein mächtiges Feuer in den Backofen, der neben dem Häuschen ſtand, da ſchob ſie hernach Brod hinein, damit ſie Friſchbackenes zum Braten habe. Das Grethel wußte ſeines Herzens keinen Rath, und endlich hieß ihm die alte Hexe ſich auf die Schiebeſchauſel zu ſetzen und in den Backofen zu lugen, die Alte wollte ſie nur ein biſſel in den Ofen ſchieben, damit die Grethel ſehe, ob das Brod braun ſei, eigentlich aber wollte ſie das arme Mägdlein gleich zuerſt drinn braten.

Da kam aber das ſchneeweiße Vögelein geflogen, und ſang: Hüt Dich, hüt Dich, ſieh Dich für! Und da gingen der Grethel die Augen auf, daß ſie der Alten böſe Liſt durchſchaute und ſagte: „Zeiget mir's zuvor, wie ich's machen muß, dann will ich's thun.“ Gleich ſetzte ſich die Alte auf das Ofenbret, und die Grethel ſchob am Stiel, und ſchob ſie weit in den Backofen, als der Stiel lang war, und dann klapp, ſchlug ſie das eiſerne Thürlein vor dem Ofen zu, ſchob den Riegel vor, und da der Ofen noch erſtaunlich heiß war, mußte die alte Hexe drinnen brickeln und braten und elendiglich umkommen zum Lohn ihrer Uebelthaten. Grethel aber lief zum Hänſel, ließ den aus dem Gänſeſtall, und der kam heraus und fiel vor Freude dem treuen Schweſterchen um den Hals, küßten ſich und weinten vor Freude und dankten Gott.

Und da war das weiße Vöglein wieder da, und auch viele viele andre Waldvöglein, die flogen auf das Kuchendach des Häusleins, darauf war ein Neſt, und daraus nahm jedes Vöglein ein buntes Steinchen oder eine Perle, und trugen ſie hin zu den Kindern, und Grethel hielt ſein Schürzchen auf, daß es alle die vielen Steinchen faſſe. Das ſchneeweiße Vöglein ſang:

„Perlen und Edelſtein,
Für die Brodbröſelein.“

Da merkten die Kinder, daß die Vöglein dankbar dafür waren, daß Hänſel Brodkrumen auf den Weg geſtreut hatte, und nun flog das weiße Vöglein wieder vor ihnen her, daß es ihnen den Weg aus dem Walde zeige. Bald kamen ſie an ein mächtiges Waſſer, da ſtanden ſie rathlos, und konnten nicht weiter und nicht darüber. Plötzlich aber kam ein großer ſchöner Schwan geſchwommen, dem riefen die Kinder zu: „O ſchöner Schwan, ſei unſer Kahn!“ Und der Schwan neigte ſeinen Kopf und ruderte zum Ufer, und trug die Kinder, eins nach dem andern, hinüber an's andre Ufer. Das weiße Vöglein aber war ſchon hinüber geflattert, und flog immer vor den Kindern her, bis ſie endlich aus dem Walde kamen, wieder an der Aeltern kleines Haus.

Der alte Holzhauer und ſeine Frau ſaßen traurig und ſtill in dem engen Stüblein und hatten großen Kummer um die Kinder, bereuten auch viele Tauſendmal, daß ſie dieſelben fortgelaſſen, und ſeufzten: „Ach, wenn doch der Hänſel und die Grethel nur noch ein allereinzigesmal wieder kämen, ach, da wollten wir ſie nimmermehr wieder allein im Walde laſſen“ — da ging gerade die Thüre auf, ohne daß erſt angeklopft worden wäre, und Hänſel und Grethel traten leibhaftig herein! Das war eine Freude! Und als nun vollends erſt die koſtbaren Perlen und Edelſteine zum Vorſchein kamen, welche die Kinder mitbrachten, da war Freude in allen Ecken und alle Noth und Sorge hatte fortan ein Ende.

Das Rebhuhn.

(Nach einer Handſchrift der Leipziger Univerſitätsbibliothek, auch in Haupt und Hoffmann's Altdeutſchen Blättern. I.)

Es war ein reicher Jude, der reiſte durch ein Königreich und trug mit ſich einen großen Schatz an Geld und Gute. Da ihn nun ſein Weg durch einen großen Wald führen ſollte, fürchtete er ſich, daß er um ſeines Geldes willen darin etwa ſein Leben laſſen müſſe, und ging daher zu dem König des Landes, reichte ihm ein Geſchenk dar und bat, daß der König ihm einen ſichern Mann mitgebe zum Geleite durch den Wald und durch ſein ganzes Reich. Da gebot der König ſeinem Schenken, dem Juden das Geleit zu geben, und dieſer that, was ihm geboten war, und geleitete den Juden.

Als nun dieſe Beiden in den Wald gekommen waren; da gelüſtete dem Schenken nach dem Schatz des Juden, und er ſtand ſtill auf dem Weg, und ſprach zu ihm: „Gehe voran!“ Der Jude erſchrak, ahnete des Schenken böſe Abſicht und wollte nicht vorangehen. Der Schenke zog alsbald ſein Schwert aus der Scheide und rief: „Jud, ſo mußt Du hier von meiner Hand ſterben!“ — „„O lieber Schenke, thut das nicht!““ rief der Jude: „„Solche Mordthat an mir würde nicht verborgen bleiben! Und ob heimlicher

Mord von allen Menſchen ungeſehen vollzogen wird, ſo werden ihn die Vögel offenbaren, die unter dem Himmel fliegen!“ “

Wie der Jude das noch ſprach, flog eben ein Rebhuhn im Walde auf, und über ihnen Beiden hin. Da hohnlachte der Schenke und ſprach ſpöttiſch: „Hab' Acht, Jud, das Rebhuhn wird's dem Könige ſicherlich anſagen, daß ich Dich hier ermordet.“ Und ſo ermordete der Schenke den Juden im Walde, nahm ihm alle ſein Geld und ſeinen Schatz, den er bei ſich trug, begrub ihn heimlich und ging wieder zu Hofe.

Und es verging ein ganzes Jahr nach des Schenken ungetreuer That, da geſchah es, daß dem, Könige Rebhühner geſchenkt wurden, die gab der Schenke dem Koch, ließ ſie wohl bereiten, und brachte ſie hernach zur Tafel. Und wie er die Rebhühner vor den König hin auf den Tiſch ſtellte, gedachte er an den Juden, den er ermordet hatte, und an deſſen letzte Rede von den Vögeln und mußte lachen. Der König ſah es, und fragte, worüber er lache? Der Schenk aber gab dem Könige eine falſche Urſache ſeines Lachens an.

Nachher über vier Wochen geſchah es, daß der König ſeinen Amtleuten und Dienern ein Gaſtmahl gab, dabei war auch der Schenke, und der König ſelbſt war ſehr fröhlich und heiter, ſcherzhaft und luſtig, und ließ ſo viel Wein und edle Getränke auftragen, daß Etliche ſeiner Diener trunken wurden. Und da Alle ſo luſtig waren, ſprach der König zum Schenken: „Lieber Schenk, jetzt ſage mir die freie Wahrheit, worüber haſt Du gelacht unlängſt, da Du Mir die Rebhühner auftrugſt, denn Du haſt Mich damals nicht mit wahren Worten berichtet!“ Der Schenk war trunkenen Muthes, denn wenn der Wein eingeht, geht die Weisheit aus, und ſprach: „Ei, mein Herr König, als der Jude ſchrie, die Vögel würden ſeinen heimlichen Mord offenbaren, die unter dem Himmel fliegen, da flog eben ein Rebhuhn in die Höhe, deſſen mußte ich gedenken und darüber lachen.“

Der König ſchwieg auf dieſe Rede ſtill, ließ ſich nichts merken, und that als ſei er nicht in ſeiner Fröhlichkeit geſtört. Aber des andern Tages ging er zu Rathe mit ſeinen heimlichen Räthen, und ſprach alſo fragend zu ihnen: „Was hat Der verſchuldet, der von des Königs wegen einen durch das Reich ſicher geleiten ſollte, und hat denſelben ſelbſt ermordet und beraubet?“ Darauf antworteten die Räthe einſtimmig: „Der hat den Galgen verdient!“ Darauf ſaß der König öffentlich zu Gericht, beſtellte einen Kläger, der den Schenken anklag [illegible] nd da er ſeine That vor Zeugen im Rauſche erzählt, ſo mußte [illegible] auch vor Gericht bekennen, und wurde zum Galgen verurtheilt. So ward der heimliche Mord durch die Rebhühner kund und offenbar.

Die Goldmaria und die Pechmaria.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

Es war einmal eine Witwe, die hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter; beiden hießen Maria. Aber die rechte Tochter war als Kind von ihrer Mutter ſehr verzärtelt worden, auch war ſie von Charakter nicht gut und fromm, daher ſie, als ſie nun zur Jungfrau herangewachſen war, nicht nur eigenſinnig und hoffärtig, ſondern auch ſehr anmaßend und gefühllos war; ſie hatte für nichts Sinn als ſich immer mit ſchönem Putz zu bekleiden, in den Spiegel zu ſehen und Vergnügungsorte zu beſuchen, worin ſie ihre ſchwache Mutter noch beſtärkte. Dagegen war die Stieftochter, die älteſte, ein beſcheidenes, ſittiges Mädchen, das aber gar viele Kränkungen und Zurückſetzungen von Mutter und Schweſter erdulden mußte. Doch ſie war ſtets freundlich, that die Küchenarbeiten unverdroſſen, und weinte nur manchmal heimlich in ihrem Schlafkämmerlein, wenn ſie von Mutter und Schweſter ſo viel Unbilliges zu leiden hatte. Aber bald war ſie dann allemal wieder heiter und friſchen Muthes, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Sei ruhig, der liebe Gott wird dir ſchon helfen." Dann that ſie fleißig ihre Arbeit, und machte alles nett und ſauber. Ihrer Mutter arbeitete ſie aber immer nicht genug; eines Tages ſagte dieſe ſogar: „Maria, ich kann dich nicht länger zu Hauſe behalten, Du arbeiteſt wenig und iſſeſt viel, und Deine Mutter hat Dir kein Vermögen hinterlaſſen, auch Dein Vater nicht, es iſt alles mein, und ich kann und mag Dich nicht länger ernähren, daher Du ausgehen mußt, Dir einen Dienſt bei einer Herrſchaft zu ſuchen." Und ſie buk von Aſche und Milch einen Kuchen, füllte ein Krüglein mit Waſſer, gab Beides der armen Maria und ſchickte ſie aus dem Hauſe.

Maria war ſehr betrübt ob dieſer Härte; doch ſchritt ſie muthig durch die Felder und Wieſen, und dachte: es wird Dich ſchon Jemand als Magd aufnehmen, und vielleicht ſind fremde Menſchen gütiger als die eigene Mutter. Als ſie Hunger fühlte, ſetzte ſie ſich in's Gras nieder, zog ihren Aſchenkuchen hervor und aß und trank aus ihrem Krüglein, und viele Vöglein flatterten herbei, pickten an ihrem Kuchen, und ſie goß Waſſer in ihre Hand und ließ die munteren Vöglein trinken. Und da verwandelte ſich unvermerkt ihr Aſchenkuchen in eine ſüße Torte, ihr Waſſer in köſtlichen Wein. Geſtärkt und freudig zog die arme Maria weiter, und kam, als es dunkel wurde, an ein ſeltſam gebautes Haus, davor waren zwei Thore, eins ſah pechſchwarz aus, das andere glänzte von purem Gold. Beſcheiden ging Maria durch das minder ſchöne Thor in den Hof, und klopfte an die Hausthüre. Ein Mann vorſchreckbar wildem Anſehen that die Thüre auf und fragte barſch nach ihrem Begehren. Sie ſprach zitternd: „Ich wollte nur fragen, ob Ihr nicht ſo gütig ſein möchtet, mich über Nacht zu beherbergen?“ und der Mann brummte: „Komm herein!“ Sie folgte ihm, und bebte noch mehr zuſammen, als ſie drinnen im Zimmer nichts weiter ſah und hörte als Hunde und Katzen, und deren abſcheuliches Geheul. Es war außer dem wilden Thürſchemann (ſo hieß dieſer Menſch) Niemand weiter in dem ganzen Hauſe.

Nun brummte der Thürſchemann der Maria zu: „Bei Wem willſt Du ſchlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?“ Maria ſprach: „Bei Hunden und Katzen.“ Da mußte ſie aber gerade neben ihm ſchlafen, und er gab ihr ein ſo ſchönes weiches Bette, daß Maria ganz herrlich und ruhig ſchlief. Am Morgen brummte Thürſchemann: „Mit wem willſt Du frühſtücken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?“ Sie ſprach: Mit Hunden und Katzen.“ Da mußte ſie mit ihm trinken, Kaffee und ſüßen Rahm. Wie Maria fortgehen wollte, brummte Thürſchemann abermals: „Zu welchem Thor willſt Du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?“ und ſie ſprach: „Zum Pechthor.“ Da mußte ſie durchs goldene gehen, und wie ſie durchging, ſaß Thürſchemann oben darauf und ſchüttelte ſo derb, daß das Thor erzitterte und daß Maria ganz von Gold überdeckt war, das von dem Goldthore auf ſie herabfiel.

Nun ging ſie wieder heim, und ins älterliche Haus eintretend kamen ihre Hühner, die ſie ſonſt immer gefüttert, ihr freudig entgegen geflogen und gelaufen, und der Hahn ſchrie: Kikiriki, da kommt die Goldmari! Kikiriki! Und ihre Mutter kam die Treppe herunter und knixte ſo ehrfurchtsvoll vor der goldenen Dame, als wenn es eine Prinzeſſin wäre, die ihr die Ehre ihres Beſuches ſchenkte.

Aber Maria ſprach: „Liebe Mutter, kennſt Du mich denn nicht mehr? Ich bin ja die Maria.“

Jetzt kam auch die Schweſter, ganz erſtaunt und verwundert, wie die Mutter, und beide voll Neides, und Maria mußte erzählen, wie wunderbar es ihr ergangen, und wie ſie zu dem Golde gekommen war.

Nun nahm ſie ihre Mutter wohl auf, und hielt ſie auch beſſer wie zuvor, und Maria wurde von Jedermann geehrt und geliebt; bald fand ſich auch ein braver junger Mann, der Marien als Gattin heimführte und glücklich mit ihr lebte.

Der anderen Maria aber wuchs der Neid im Herzen, und ſie beſchloß, auch fort zu gehen und übergoldet wiederzukommen. Ihre Mutter gab ihr ſüßen Kuchen und Wein mit auf die Reiſe, und wie Maria davon aß, und Vöglein geflogen kamen, um auch mit zu ſchmauſen, jagte ſie dieſelben ärgerlich fort. Ihr Kuchen aber verwandelte ſich unvermerkt in Aſche, und ihr Wein in mattes Waſſer. Am Abend kam Maria ebenfalls an Thürſchemanns Thore; ſie ging ſtolz zu dem goldenen hinein, und klopfte dann an die Hausthüre. Wie Thürſchemann aufthat und brummig nach ihrem Begehren fragte, ſagte ſie ſchnippiſch: „Nun, ich will hier übernachten.“ Und er brummte: „Komm herein!“ Dann fragte er auch ſie: „Bei Wem willſt Du ſchlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?“ Sie ſagte ſchnell: „Bei Euch, Herr Thürſchemann!“ Aber er führte ſie in die Stube, wo Hunde und Katzen ſchliefen, und ſchloß ſie hinein. Am Morgen war Mariens Angeſicht häßlich zerkratzt und zerbiſſen. Thürſchemann brummte wieder: „Mit Wem willſt Du Kaffee trinken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?“ „Ei, mit Euch,“ ſagte ſie, und mußte nun gerade wieder mit Katzen und Hunden trinken. Nun wollte ſie fort. Thürſchemann brummte abermals: „Zu welchem Thor willſt Du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?“ und ſie ſagte: „Zum Goldthor, das verſteht ſich!“ Aber dieſes wurde ſogleich verſchloſſen und ſie mußte zum Pechthor hinaus, und Thürſchemann ſaß obendrauf, rüttelte und ſchüttelte, daß das Thor wackelte und da fiel ſo viel Pech auf Marien herunter, daß ſie über und über voll wurde.

Als nun Maria voll Wuth ob ihres häßlichen Anſehens nach Hauſe kam, krähte der Gückelhahn ihr entgegen: Kikiriki, da kommt die Pechmarie! Kikiriki! Und ihre Mutter wandte ſich voll Abſcheu von ihr, und konnte nun ihre häßliche Tochter nicht wieder vor den Leuten ſehen laſſen, die hart geſtraft blieb, darum, daß ſie ſo auf Gold erpicht geweſen.

Hirſedieb.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

In einer Stadt wohnte ein ſehr reicher Kaufmann, der hatte am Haus einen großen und prächtigen Garten, in dem auch ein Stück Land mit Hirſe beſäet war. Da nun dieſer Kaufmann einmal in ſeinem Garten herumſpazierte — es war zur Frühjahrszeit, und der Same ſtand friſch und kräftig — ſo ſah er zu ſeinem größten Aerger und Verdruß, daß verwichene Nacht von frecher Diebeshand ein Theil von ſeinem Hirſeſamen abgegraſt worden war, und gerade dieſes Gartenäckerlein, darauf er alle Jahre Hirſe hinſäete, war ihm ganz beſonders lieb, wie manchmal die Menſchen eine ausſchließliche Vorliebe für eine Sache haben. Er beſchloß, den Dieb zu fangen, und dann nachdrücklich zu ſtrafen, oder dem Gericht zu übergeben. Daher er ſeine drei Söhne, Michel, Georg und Johannes, zu ſich rief, und ſprach: „Heute Nacht war ein Dieb in unſerm Garten und hat mir einen Theil Hirſeſamen abgegraſt, was mich höchlich ärgert. Dieſer Frevler muß gefangen werden, und ſoll mir büßen! Ihr, meine Söhne, mögt nun wachen die Nächte hindurch, einer um den andern, und welcher den Dieb fängt, ſoll von mir eine ſtattliche Belohnung bekommen.“ Der Aelteſte, Michel, wachte die erſte Nacht; er nahm ſich etliche geladene Piſtolen und einen ſcharfen Säbel, auch zu eſſen und zu trinken mit, hüllte ſich in einen warmen Mantel und ſetzte ſich hinter einen blühenden Hollunderbuſch, hinter dem er aber bald hart und feſt einſchlief. Wie er am hellen Morgen erwachte, war ein noch größeres Stück Hirſeſamen abgegraſt, als in voriger Nacht. Und wie nun der Kaufmann in den Garten kam, und das ſahe, und merkte daß ſein Sohn, anſtatt zu wachen und den Dieb zu fangen, geſchlafen hatte, war er noch ärgerlicher, und ſchalt und höhnte ihn als einen braven Wächter, der ihm ſammt ſeinen Piſtolen und Säbel ſelbſt geſtohlen werden könne!

Die andere Nacht wachte Georg; dieſer nahm ſich nebſt den Waffen, die ſein Bruder vorige Nacht bei ſich geführt, auch noch einen Knittel und ſtarke Stricke mit. Aber der gute Wächter Georg ſchlief ebenfalls ein, und fand am Morgen, daß der Hirſedieb wieder tüchtig gegraſet hatte. Der Vater ward ganz wild, und ſagte: „Wenn der dritte Wächter ausgeſchlafen hat, wird die Hirſeſaat vollends zum Guckuk ſein, und es wird dann keines Wächters mehr bedürfen!"

Die dritte Nacht kam nun an Johannes die Reihe. Dieſer nahm trotz allem Zureden keine Waffen mit; doch hatte er ſich im Geheimen mit recht probaten Waffen gegen den Schlaf verſehen; er hatte ſich Diſteln und Dornen geſucht, und dieſe, als er ſich Abends in den Garten an ſeinen Wächterplatz verfügt, vor ſich aufgebaut. Wenn er nun einnicken wollte, ſtieß er allemal mit der Naſe an die Stacheln, und wurde gleich wieder munter. Als die Mitternacht herbeikam, hörte er ein Getrappel, es kam näher und näher, machte ſich in den Hirſeſamen, und da hörte Johannes ein recht fleißiges Abraufen. Halt, dachte er, hab' ich dich! und er zog einen Strick aus der Taſche, ſchob leiſe die Dornen zurück und ſchlich dem Dieb vorſichtig näher. Als er hinzukam — wer hätte ſich das vermuthet? — war der Dieb — ein allerliebſtes kleines Pferdchen. Johannes war innerlich erfreut; hatte auch mit dem Einfangen gar keine Mühe; das Thierchen folgte ihm willig zum Stall, den Johannes feſt verſchloß. Und nun konnte er noch ganz gemach in ſeinem Bette ausſchlafen. Früh, als ſeine Brüder aufſtiegen und hinunter in den Garten gehen wollten, ſahen ſie mit Staunen, daß Johannes in ſeinem Bette lag und feſt ſchlief. Da weckten ſie ihn, und höhnten ihn mit allerlei Neckerreden, daß er der beſte Wächter ſei, da er ſogar nicht einmal die Nacht ausgehalten habe auf ſeiner Wache. Aber Johannes ſagte: „Seid Ihr nur ganz ſtille, ich will Euch den Hirſedieb ſchon zeigen." Und ſein Vater und ſeine Brüder mußten ihm zum Stalle folgen, wo das wunderſeltſame Pferdlein ſtand, von dem Niemand zu ſagen wußte, woher es gekommen und wem es zugehöre. Es war allerliebſt anzuſehen, von zartem und ſchlanken Bau, und dazu ganz ſilberweiß. Da hatte der Kaufmann eine große Freude, und ſchenkte ſeinem wackern Johannes das Pferdchen als Belohnung, der nahm es freudig an und nannte es Hirſedieb.

Bald darnach vernahmen die Brüder, daß eine ſchöne Prinzeſſin verzaubert wäre im Schloß, das auf dem gläſernen Berge ſtehe, zu welchem Niemand wegen der großen Glätte empor klimmen könne. Wer aber glücklich hinauf und dreimal um das Schloß herumreite, der erlöſe die ſchöne Prinzeſſin, und bekomme ſie zur Gemahlin. Gar unendlich Viele hätten ſchon den Bergritt probirt, wären aber alle wieder herabgeſtürzt und lägen todt umher.

Dieſe Wundermär erſcholl durchs ganze Land, und auch die drei Brüder bekamen Luſt, ihr Glück zu verſuchen, nach dem gläſernen Berg zu reiten, und — wo möglich die ſchöne Prinzeſſin zu gewinnen. Michel und Georg kauften ſich junge, ſtarke Pferde, deren Hufeiſen ſie tüchtig ſchärfen ließen, und Johannes ſattelte ſeinen kleinen Hirſedieb, und ſo ging es aus zum Glücksritt. Bald erreichten ſie den gläſernen Berg, der Aelteſte ritt zuerſt, aber ach — ſein Roß glitt aus, ſtürzte mit ihm nieder und Beide, Roß und Mann, vergaßen das Wiederaufſtehen. Der Zweite ritt, aber ach — ſein Roß glitt aus, ſtürzte mit ihm nieder, und Beide, Mann und Roß, vergaßen auch das Aufſtehen. Nun ritt Johannes, und es ging trapp trapp trapp trapp trapp — droben waren ſie, und wieder trapp trapp trapp trapp trapp und ſie waren dreimal um's Schloß herum, als wenn Hirſedieb ſchon hundertmal dieſen gefährlichen Weg gelaufen wäre. Nun ſtanden ſie vor der Schloßthüre; dieſe ging auf, und es trat die reizendſchöne Prinzeſſin heraus; ſie war ganz in Seide und Gold gekleidet, und breitete freudig die Arme gegen Johannes aus. Und derſelbe ſtieg ſchnell vom Pferdlein und eilte die holde Prinzeſſin, und ſomit ſein ganzes überaus großes Glück zu umfangen.

Und die Prinzeſſin wandte ſich zum Pferdlein, liebkoſete daſſelbe und ſprach: „Ei, Du kleiner Schelm, warum warſt Du mir denn entlaufen, daß ich nicht mehr die einzige Nachtſtunde, die mir vergönnet war, unten auf der grünen Erde zu weilen, genießen konnte, da Du mich nicht mehr den gläſernen Berg hinunter und wieder herauftrugſt? Nun darfſt Du uns nimmermehr verlaſſen." — Und da ward Johanns gewahr, daß ſein Hirſediebchen das Zauberpferdlein ſeiner himmelſchönen Prinzeſſin war. Seine Brüder kamen wieder auf von ihrem Fall, Johannes aber ſahen ſie nicht wieder, denn der lebte glücklich und allen Erdenſorgen entrückt mit ſeinem Engel im Zauberſchloß auf dem gläſernen Berge, aber auch zu dieſem Berge fand kein Menſchenkind mehr den Weg, weil der Zauber gelöſt war, und die Prinzeſſin von ihrem Bann befreit werden durch ihr kluges Rößlein, was den rechten Befreier und Gemahl ihr zugetragen.

Des Teufels Pathe.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

Nicht weit von einem Städtchen wohnte ein armer, aber redlicher Fiſcher in einer elenden Hütte, der ſich und die Seinen, eine Frau mit neun Kindern, kümmerlich nährte. Es war der erſte Mai, ein ſchöner heiterer Tag, als der Fiſcher auf die helle See hinausfuhr: kein Wölkchen trübte die lichte Bläue des Himmels, an dem Seegeſtade ſangen die Nachtigall und noch andere kleine Vögelein, die ſich des Frühlings freuten, in den ſchöngeſproßten Weiden- und Erlenhecken. Ruhig fiſchte der Mann, bis der Abend herzu ging und die glühende Sonne hinter die den See umgebenden Berge ſank; dann ruderte er heimwärts und trat eben aus dem Kahn, als der Abendſtern an dem blauen Gewölbe des Himmels empor ſtieg. Als er nun in die niedrige Hütte eintrat, fand er ſeine Frau mit dem zehnten Kinde, welches ein Sohn war, niedergekommen. Der Fiſcher hatte eine ungemein große Freude darüber und nur eine kleine Beſorgniß trübte ſeine heitere Seele. Er ſprach: „Liebe Frau, ſage mir doch, wen wollen wir zu Gevatter bitten? Unſere Freundſchaft iſt klein; ſchwer war es, für die neun früheren Kinder Pathen zu finden und wie wird es nun mit dem zehnten werden? Wer wird Pathenſtelle an einem ſo armen Fiſcherkinde vertreten wollen?“ Als er hin und her geſonnen hatte, ſagte er: „Ich will morgen früh bald auf die große Landſtraße gehen und die erſte männliche Perſon, die mir begegnen wird, will ich bitten, Gevatter zu ſtehn.“

Mit dieſem Entſchluſſe legte er ſich ruhig nieder, und ſobald der Tag graute, lief er hinaus auf die Landſtraße, die vor ſeiner Hütte vorbeiführte, und wanderte auf derſelben munter dahin. Er war aber noch nicht weit gegangen, als ein reichgeſchmückter Reiter auf einem ſchwarzen Pferde daher und ihm entgegentrabte; dieſem getraute er aber doch nicht ſeinen Antrag zu machen, daher lief er immer neben dem Reiter her und ſah ihn bittend an. Da ſprach endlich der Reiter: „Lieber Mann, ich ſehe es ihm an, Er mag gern mit mir ſprechen: was will Er? Rede Er doch frei von der Leber weg.“ Da ſprach der Fiſcher: „Wenn Ihr es doch befehlt, ſo will ich es Euch ſagen: meine Frau iſt geſtern mit einem Sohne niedergekommen und ich entſchloß mich zuletzt, da ich nicht wußte, wem ich die Gevatterſchaft antragen ſollte, den erſten, welcher mir auf der Landſtraße begegnen würde, als Pathen für mein Söhnlein anzuſprechen; nun ſah ich Euch, mein lieber Herr, getraute mir aber nicht, es zu ſagen." Als der Mann ausgeredet hatte, ſprach der Herr: „Da ſoll Er gleich meine Antwort hören. Nothwendiger Geſchäfte halber kann ich zwar nicht ſelbſt kommen und euern Sohn aus der Taufe heben; beſtellt aber einen Stellvertreter, dann wird es eben ſo gut ſein als hätte ich es ſelbſt gethan und das Kind wird mein Pathe ſein und bleiben. Am Abend des Tauftags aber werde ich bei Ihm einſprechen. Doch wann wird es getauft?" Der Fiſcher antwortete: „Morgen! Aber erlaubt, ich bin ein armer Fiſcher und werde nicht die Bewirthung geben können, die Euch gebührt." — „Habe Er nur gar keine Sorge," antwortete der Reiter: „ich werde alles beſorgen und die ganze Mahlzeit ausrichten." Da ſich nun der Fiſcher ſehr vielmal bedankt hatte, ſo kehrte er fröhlich nach Hauſe: er war aber noch nicht weit gegangen, ſo kam der Reiter wieder auf ihn zugejagt und rief: „Noch habe ich was vergeſſen, das Kind ſoll in der Taufe den Namen Hans bekommen!" Nun kehrte er linksum und ritt im flüchtigen Galopp davon. Der Fiſcher freute ſich unausſprechlich, ſtand noch eine Weile da und blickte ihm noch ſo lange nach, bis er ihn aus den Augen verlor und nur die Staubwolke noch ſah, welche die flüchtigen Hufe des Roſſes erregten. Als er nun nach Hauſe kam, erzählte er den Vorfall ſeiner Frau: dieſe aber ſchüttelte den Kopf und ſprach ängſtlich: „Ach Mann, was für albernes Zeug wirſt Du gemacht haben! Du kennſt doch wohl den Förſter, der drüben im Holze wohnt, dem hat dieſer Herr auch einen Sohn aus der Taufe gehoben; nachher iſt dem Förſter aber das Licht aufgegangen und er hat wahrgenommen, daß es der Teufel geweſen iſt; und dem Sohn hat er den Namen Hans geben laſſen." Der Mann aber tröſtete ſie und ſprach: „Sei nur nicht ſo bänglich und erwarte die Zeit, es kann dieſer ja auch ein anderer Herr ſein."

Das Kind wurde nun am andern Tage getauft und alles ſo gethan, wie der fremde Herr befohlen hatte. Als nun der Abend kam, an dem ſich dieſer einſtellen wollte, war es den Aeltern doch nicht wohl zu Muthe. Auf einmal aber öffnete ſich die Thüre und der nämliche Herr, der dem Fiſcher begegnet war, trat herein, begleitet von zwei Dienern, die die koſtbarſten Speiſen auftrugen ohne daß man ſah, wo ſie ſolche hernahmen. Doch als ſie ſpäter auch in blitzenden Bechern den edelſten Wein herbei brachten, da wurden die Aeltern endlich doch fröhlich, die Mutter aber nur zum Schein. Sie hatte nach den Füßen des Herrn geſehen und hatte wahrgenommen, daß unter ſeinem langen Beinkleid zuweilen ein Pferdefuß hervorkam, und da war ihr alle Freude und Hoffnung verſchwunden. Als nun die Glocke in dem nahen Städtchen elf ſchlug und die dumpfen Schläge durch die rabenſchwarze Nacht hallten, da ſprach der Herr: „Bald, lieben Leute, muß ich von euch ſcheiden; erzieht alſo euern Sohn, wie es guten Aeltern zukommt und behaltet ihn bis ins vierzehnte Jahr, dann werde ich kommen, um ihn zu mir zu nehmen, werde ihn etwas, worauf er ſich gut nähren kann, lernen laſſen und ferner für ihn ſorgen.“ Kaum ſchlug es zwölfe, ſo rief der Fremde dem ehrlichen Fiſcher noch ein Lebewohl zu, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und jagte im ſauſenden Galopp davon und die heulenden Sturmwinde brauſten neben ihm her. Dem Fiſcher aber und ſeiner Frau ſtanden die Haare zu Berge und die Frau rief weinend: „Ach, wenn uns doch nur Gott beſchützte! Unſer geliebtes Kind iſt in Teufels Klauen: wenn es klein iſt, haben wir nur Mühe und Plage von ihm; wenn es dann groß iſt, daß wir Freude an ihm haben ſollten, dann holt es der Teufel und wir ſehen es vielleicht in unſerm Leben nicht wieder.“ Sie lebten nun ferner ſo miteinander wie vorher, der Vater trieb ſein Fiſcherhandwerk und die Mutter verrichtete ihre häuslichen Geſchäfte. Indeſſen wuchs der Sohn heran zur Freude und zum Wohlgefallen der Aeltern. Dieſe ſchickten ihn in die Schule, wo er ſehr fleißig lernte und einen großen Verſtand zeigte. Als er aber nun das dreizehnte Jahr zurückgelegt hatte, ſagte er eines Tages zu ſeinem Vater (es war eben der Tag, wo er aus der Schule entlaſſen worden war): „Vater, ich bin nun groß genug und will nun auch etwas lernen, worauf ich mein ferneres ehrliches Fortkommen gründen kann.“ — „Wozu haſt Du denn eigentlich Luſt?“ fragte da der Vater „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll,“ erwiederte der Sohn, „zu einem Jäger.“ Der Vater bewilligte es durch ſeine Zuſtimmung und brachte ihn zu jenem Förſter, der nicht weit von ſeiner Hütte in einem Walde wohnte. Bei dieſem wurde er denn ein ſo geſchickter Schütze, daß ihm kein Wild, weder Hirſch noch Haſe, entrinnen konnte. Bald hatte er das vierzehnte Jahr zurückgelegt. Da beſuchte er einſtmals ſeine Aeltern, und dieſe entdeckten ihm nun Alles, was am Tage ſeiner Geburt und Taufe vorgefallen war und was ſie ihm zeither aus gewiſſen Urſachen verheimlicht hatten. Der Sohn aber erſchrak nicht darüber und auf ſeinem Geſichte glänzte Muth, daher ſprach er: „Wenn es weiter nichts iſt, liebe Aeltern, ſo will ich die Sache ſchon abmachen! Wenn mein Geburtstag herbeikommt, wo mich der Teufel holen will, da komme ich zu Dir, Vater, fahre dann mit Dir hinaus auf den See und da werde ich ihn erwarten.“

Als nun der erſte Mai kam, ging der junge Jäger früh, ehe der Morgen graute, zu ſeinem Vater und fuhr mit ihm auf den See. Es war noch dunkel, bald aber ſtrahlte die Sonne im hellen Glanze hervor und röthete die Gewäſſer. Dieſer Tag war wieder gerade ein ſo ſchöner Tag wie der, an welchem der Fiſcher den ganzen Tag gefiſcht und am Abend in der Hütte den neugebornen Sohn angetroffen hatte. Nichts hatte ſich um den See herum geändert, die Vögel ſangen wieder ſo anmuthig wie damals und die Weidenhecken ſtanden wieder wie damals mit neuem Leben um den See herum. Nur in dem Gemüthe des Fiſchers war eine große Veränderung vorgegangen, denn vor vierzehn Jahren war er heiter und unbeſorgt geweſen, jetzt aber war er ſchwermüthig und beſorgt um das Leben ſeines Sohnes. Als ſie nun eine Weile auf dem See hin und her gefahren waren, ließ ſich der Herr mit dem ſchwarzen Pferde am Ufer ſehen und winkte dem Fiſcher mit der Hand. Schnell entriß da der Jäger ſeinem Vater die Ruderſtange und ruderte, ſo ſehr ſich auch dieſer weigerte, auf den Herrn zu. Als er nun faſt das Ufer erreicht hatte, hielt er ſeinen Kahn an. Da ſprach der Herr: „Wie geht es Dir denn, mein Sohn?“ Der Jäger aber antwortete: „Darnach haſt Du nichts zu fragen!“ Darauf ſprach der Herr wieder: „Haſt Du denn auch was gelernt?“ Der Jäger erwiederte: „Ich bin ein Jäger! Aber warum fragſt Du?“ Der Herr ſprach: „Komm mit mir, ich will Dir ein beſſeres Waidwerk lehren!“ — „Ich gehe nicht mit Dir!“ ſprach der Jäger. Darauf ſprach der Herr: „Warum duzeſt Du mich? Ich bin ja Dein Pathe, komm doch einmal näher!“ Nun ruderte der Jäger auf ihn zu und als er beinahe das Ufer erreicht hatte, hieb er mit ſeiner Ruderſtange den Teufel ſo auf den Kopf, daß dieſer augenblicklich betäubt ins Waſſer fiel und darin herumſchwamm. Der Jäger lenkte nun den Kahn mitten auf den See, der Teufel aber, der einſah, daß er beſiegt war, zerrte ſich an dem Ufer empor, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und galoppirte davon: er dachte aber darüber nach, wie er den loſen Buben beſtrafen wollte und bald fiel es ihm ein. Als der Jäger dem Teufel noch nachſah, erfaßte ihn auf einmal ein ſo ſtarker Wirbelwind, daß er ſich nicht mehr im

Kahn erhalten konnte, ſondern in die Höhe getrieben und ſo lange fort gejagt wurde, bis er endlich, wohl nach einer Stunde, auf einem Berge nieder fiel.

Er ging nun hin und her, um den Ort zu unterſuchen, und wurde gewahr, daß der Berg ganz ſteil wie ein Fels war. Wie komme ich hier hinab, dachte er: doch ehe er noch auf ein Rettungsmittel ſinnen konnte, erfaßte ihn der Wind von neuem und trieb ihn wieder weit fort, bis er endlich, über eine hohe Mauer geworfen, in einen ſehr ſchönen Garten niederfiel. Da lag er nun, durch die ſchnellen Luftreiſen müde gemacht, und fiel in einen tiefen Schlaf. Als er erquickt und völlig geſtärkt von dieſem erwachte, ging er in dem Garten umher, um ſich umzuſehen. Das war aber ein herrlicher Garten. Er ging durch die zierlichſten Laubengänge, Blumenbeete und Gebüſche, um ihn und über ihm ſangen wunderſchöne Vögel, wie er noch keine geſehen und gehört hatte, und alle waren ſo kirre, daß ſie ihm faſt auf die Hände flogen. Blumen von unvergleichlicher Schönheit und dem ſüßeſten Geruche ſtanden umher, die Luft würzend, und glashelle Brünnlein und Bächlein rieſelten kühl durch den Garten: kurz der Jüngling glaubte im Paradieſe zu ſein. Unaufhörlich wandelte er darin umher, bis er endlich in eine groſe, ſchöne, blühende Laube kam; darin fand er ein Tiſchchen, mit den wohlſchmeckendſten Speiſen und Getränken reichlich beſetzt, und weil er Hunger hatte, ſo ſetzte er ſich daran und aß ſich ſatt. Als es Abend geworden war, legte er ſich auf die in der Laube befindliche Ruhebank von Raſen und ſank in einen tiefen Schlummer. Früh, als die Sonne kaum aufging, weckten ihn ſchon der Vögel wunderbare Lieder, er ſtand auf und wandelte wieder durch den Garten. Da hörte er auf einmal ein furchtbar Geraſſel und bald ſah er, was es zu bedeuten hatte. Die dicke hohe Mauer ſchob ſich auseinander und eine prächtige Kutſche, mit vier Apfelſchimmeln beſpannt, rollte herein und im Nu ſtand ein herrliches Schloß da; die Mauer ſchob ſich wieder zu, und ein Herr und ein ſchönes Frauenzimmer ſtiegen vor dem Schloſſe aus jener Kutſche. Der Jäger wollte nicht bemerkt ſein und ſich geſchwind hinter einen Buſch verkriechen, aber der Herr hatte ihn ſchon bemerkt. „Wie biſt Du in meinen Garten gekommen?" fragte er ihn; und der Jäger erzählte umſtändlich ſeine Geſchichte. Darauf ſprach der Herr: „Nun, wenn Du ein Jäger biſt, ſo ſollſt Du bei mir bleiben! Außerhalb dieſes Gartens iſt ein Berg, der mir gehört, da wird ſich ſehr zahlreiches Wild finden und da ſollſt Du mir täglich meinen Braten ſchießen,“ der Jäger blieb nun bei ihm und mußte mit dem Herrn an einem Tiſch eſſen.

Täglich ging er mit ihm in den Garten; der Herr trat dann jedesmal vor die Mauer und ſogleich ſchob ſie ſich auseinander und ſie gingen hindurch; doch jedesmal begleitete ihn der Herr und half ihm durch Auseinanderſchiebung der Mauer auch wieder herein Der Jäger hatte aber beſondere Fähigkeiten, gleichſam als wären ſie vom Teufel eingegeben worden; denn als ihn der Herr auf die Probe ſtellen wollte, machte dieſer einen ſchwarzen Punkt an einen Baum, der Jäger ſchoß und traf den Punkt glücklich. Dann lief ein Haſe vorbei; der Herr ſprach: „Scheuß dieſen Haſen!“ Er aber ſprach: „Wir wollen ihn noch ein wenig laufen laſſen!“ Als der Haſe nun ſo weit war, daß man ihn kaum noch ſehen konnte, ſchoß der Jäger zu und der Haſe wälzte ſich in ſeinem Blute, oder vielmehr Schweiße, wie die Waidmänner ſagen. Da ſprach der Herr: „Solch ein Burſche fehlte mir ſchon lange, Du biſt mir eben recht!“ So verlebte denn der Jäger hier die beſten Tage und ſeine ganze Arbeit beſtand darin, daß er täglich ſeinem Herrn einige Haſen oder ſonſtiges Wild verſchaffte. Bald wurde ihm dieſer Aufenthalt noch angenehmer, denn die ſchöne Tochter ſeines Herrn gefiel ihm über alle Maaßen und auch ſie hatte ihr heimlich Wohlgefallen an dem jungen Jäger. So kam es denn endlich zwiſchen beiden zum Geſtändniß und zum treuen Angeloben ihrer Liebe. Eines Tages luſtwandelten ſie beide im Garten, da erlaubte ihm ſogar die Prinzeſſin, daß er zu ihrem Vater gehe und um ſie werben dürfe. Der Mittag war dazu beſtimmt, und als die Mahlzeit vorüber war, brachte der Jäger ſein Wort vor. Da ſprach der Herr: „Mein lieber Sohn, ich liebe Dich von ganzem Herzen und dieſe Liebe wird Dir auch meine einzige Tochter nicht verſagen und abſprechen.“ Der Jäger war außer Faſſung vor Freude über dieſe Zuſage. Die Hochzeit wurde auf die nächſten Tage feſtgeſetzt, nur bat der Jäger noch um die Erlaubniß, zuvor mit ſeiner Braut zu ſeinen Aeltern fahren zu dürfen, um ſie mit ſeinem Glücke zu überraſchen. Der Herr erlaubte ihm dieſes. Schon den nächſten Tag fuhr der freudige Jäger mit ſeiner ſchönen Braut in einem glänzenden Wagen, mit vier Apfelſchimmeln beſpannt, durch die Mauer, die ſich bei der Annäherung ſogleich öffnete und hinter dem Wagen ſogleich wieder ſchloß. Unterwegs gab die Braut dem entzückten Bräutigam einen Ring und ſprach: „So oft Du dieſen Ring an Deinem Finger drehſt, öffnet ſich Dir die Mauer von ſelbſt.“ Sie fuhren nun lange,

auf das Gerathewohl durch die Länder; doch endlich kamen ſie, wie
von unſichtbaren Mächten geleitet, auf den Weg, der zu ſeiner Hei-
math führte. Bald gelangten ſie in das kleine Dörſchen, das nur
Fiſcher und arme Leute bewohnten. Doch wie erſtaunte die Braut,
als er vor einer ärmlichen Hütte Halt! rief. Er ſtieg aus. Sie
aber ſprach: „Alſo ſoll ich die Gattin eines ganz armen Menſchen
werden? Ich fahre nach dem Wirthshaus.“ Er jedoch trat unge
ſtört in die Hütte ſeiner Aeltern und die Freude des Wiederſe
hens war groß. Als er aber die Geſchichte ſeines Glückes ihnen
erzählt hatte, begab er ſich nach dem Wirthshauſe, um mit der ge
liebten Braut, die ihn zwar durch ihren Stolz gekränkt hatte, wie
der zurück an den Ort ſeines Glücks zu fahren. Doch wie erſtaunt
er, als er hörte, die ſchöne Prinzeſſin ſei gar nicht ausgeſtiegen, ſi
hätte ſich nur durch einen kühlenden Trunk erquickt und ſei dann
in aller Eile fortgefahren. Da ſtand er wie niedergedonnert
Traurig ſchlich er fort, ohne zu wiſſen wohin, bis er endlich den Ber
vor ſich liegen ſah, wo ihn der Wirbelwind des Teufels ſchon einma
hinverſetzt hatte. Da regte ſich die Hoffnung in dem verzagten He
zen wieder. „Vielleicht wird Dir Dein Pathe Teufel auch dies
mal helfen!“ dachte er und ſtieg freudigen Schrittes den Ber
hinan. Bald war er auf der kahlen Stelle, wo ihn ehedem de
Wirbelwind ſo unſanft niedergeſetzt hatte, aber noch fand ſeine Hof
nung keine Hülfe. Unter ihm brauſte ein fürchterlicher Tanne
wald. „Dort wird ſich Rettung finden!“ rief er und ging muth
gen Schrittes hinein. Da ſah er unter einer großen Tanne dr
wilde Männer ſtehen, die ihm Räuber zu ſcheinen ſchienen, den
ſie zankten und ſtritten heftig miteinander und ſchon ſollte zugeſchl
gen werden, als er unter ſie trat und ſprach: „Sagt mir, wesw
gen ihr euch ſtreitet? Vielleicht kann ich euch Rath ertheilen od
wohl gar den Streit ſchlichten!“ Die Räuber antworteten: „W
haben einen Zauberer beraubt und dieſem einen Mantel abgenom
men, der die Eigenſchaft hat, unſichtbar zu machen, wenn man i
umthut; dann einen Wünſchhut; wenn man dieſen auf den Ko
ſetzt, wie er ſitzen muß, und dazu ſpricht, ich wünſche, daß ich
oder dort wäre und einen Ort nennt, welcher es auch ſein mag,
iſt man ſogleich dahin verſetzt, dreht man aber dann den Hut h
um und ſetzt ihn verkehrt auf, indem man ſich an den vorigen
zurück wünſcht, ſo iſt man ſogleich auch wieder dort; und endl
haben wir noch genommen ein Schwert, wenn man damit nur
mandem den Kopf berührt, ſo liegt dieſer ſogleich zu den Füßen, ri

tet man aber das Schwert mit der Spitze gegen den Himmel und ſteckt es dann in die Scheide, ſo ſteht der Kopf wieder an ſeinem alten Ort. Ueber die Theilung dieſer koſtbaren Sachen ſind wir nun ſtreitig. Jeder will den Hut, den Mantel, das Schwert, und es iſt doch nicht zuläſſig, daß Einer dieſe drei Stücke erhält und die Andern nichts.“ So ſprachen die Räuber, forderten von ihm einen Ausſpruch über die Theilung, dem ſie ſich willig unterwerfen wollten, und übergaben ihm ſogar, unverſtändig genug, dieſe drei Sachen zur Probe. Er that den Mantel um, und keiner der Räuber ſah ihn mehr, dann nahm er das Schwert und ſchlug allen Dreien die Häupter ab und endlich ſetzte er den Hut auf, wie es ſein mußte, und ſprach: „Ich wünſche wieder in dem Schloſſe zu ſein, wo ich ehemals war!“ Und im Augenblick, ohne daß er wußte wie es zuging, war er vor der Schloßmauer. Er that ſeinen Mantel ab, drehte den Fingerring und im Augenblick ſchob ſich die Mauer auseinander und er ging ins Schloß. Er erſtaunte, da er dort alles aufs herrlichſte geſchmückt fand; aus der Küche kam ihm der Geruch von köſtlichen Speiſen entgegen und darinnen herrſchte rege Beweglichkeit und geſchäftiges Getümmel. Da ging er hinein und fragte, was dies alles zu bedeuten habe? Darauf erhielt er zur Antwort, daß der holdſeligen Prinzeſſin Hochzeit gefeiert werde, denn ſie hätte ſich von ihrer Reiſe einen ſchönen jungen Grafen, ihren Bräutigam, mitgebracht und ſich geäußert, ſie werde nie ſich dem Sohne eines armen Fiſchers vermählen. Schrecklich erſtaunt über all das Gehörte warf des Teufels Pathe ſeinen Mantel über und um ſich und machte ſich unſichtbar. Dann ging er in die Stube, wo die Hochzeitgäſte verſammelt waren, und ſah den neuen Bräutigam bei ſeiner Braut ſitzen. Voller Aerger ſetzte er ſich zwiſchen beide, aber ſie ſahen ihn nicht. Sie hatten ſo eben einen Teller voll Suppe vor ſich ſtehen; den ergriff er und ſchüttete ihn aus. Ganz erſtaunt ſahen ſich die Verlobten an und wußten nicht, durch welche unſichtbare Macht ſich der Teller hob und die Speiſen abwarf. Nun ergriff der Bräutigam ein Stück Fleiſch und wollte es zum Munde führen, aber ſchwapp! da lag es unterm Tiſche. Nun verſuchte es die Braut, aber ſammt der Gabel flog der Biſſen in eine Ecke. Alle Hochzeitgäſte waren erſtaunt und es wandelte ſie Grauſen und heimliche Furcht an, ſo daß allen die Haare zu Berge ſtanden. Da warf der Jäger ſeinen Mantel ab und wie erſtaunte die Braut, als ſie ihn zwiſchen ſich und dem Bräutigam ſitzen ſah. Er ſprang auf und ſprach zu dem Bräutigam: „Wer giebt Dir die Erlaubniß, mir die Braut zu entführen?“ und im Augenblick lag ſein Kopf zu Boden. Die Braut aber fiel dem Jäger um den Hals, herzte und küßte ihn. „Ach, beſter Schatz,“ ſprach ſie, „wie ſehr habe ich Dich beleidigt, da ich Deine reine Liebe aufgab gegen Hoheit und Würde! Noch iſt der Bräutigam nicht durch Prieſterhand mit mir verbunden; ach, vergieb mir meinen Fehltritt, ich liebe Dich noch ſo innig als zuvor, und nimm mich wieder als Deine Braut an!“ Darauf antwortete er: „Ich vergebe Dir und will ſogleich die Feier dieſes Tages zu unſerer Vermählung benutzen; Dein zweiter Bräutigam aber, der mir weder als ein böſer noch als ein guter Menſch bekannt iſt, wird ſo gut ſein und zurücktreten!“ Sogleich ergriff er ſein Schwert, richtete es mit der Spitze gegen den Himmel und ſteckte es in die Scheide, da ſtand im Nu der Kopf des Grafen wieder auf dem Halſe. Alles erſtaunte. Der Graf aber ſank ihm gerührt zu Füßen und dankte ihm, daß er ihn wieder ins Leben zurückgerufen habe. Er erklärte, daß er freiwillig zurücktreten wolle und der Jäger möge nur immer die früher verlobte Braut behalten, nur ſolle er die Kopfabſchlagung nicht wieder mit ihm vornehmen. Dann reiſte der Graf ab. Es wurde nun ein Geiſtlicher herbei geholt, der das fröhliche Paar zur heiligen Ehe einſegnen ſollte. Als dies geſchehen war, dachte der Jäger an die drei Räuber, die Lenker ſeines Glücks, und es dünkte ihm unrecht, ſie dem Tode auf ewig zu überlaſſen. Denn noch lagen die Köpfe zu ihren Füßen und er beſchloß, ſie wieder an den alten Ort zu ſtellen. Da richtete er das Schwert gegen den Himmel und ſtieß es in die Scheide, und war dadurch feſt überzeugt, daß die Räuber wieder belebt waren, aber auch, daß ſie ſich nun nicht mehr über die Theilung zu ſtreiten brauchten. Der Jäger aber lebte im ungeſtörten Glücke mit ſeiner Gattin bis an ſein Ende.

Die Jagd des Lebens.

(Altdeutſche Mär, nach Laßbergs Liederſaal. I.)

Es war einmal ein Jäger, der ging zu Wald in eine öde Wildniß, dort zu jagen. Da kam er einem Thiere auf die Fährte, als er dieſes aber endlich entdeckte, wünſchte er es nimmermehr geſehen zu haben, denn es war ein mächtiges Einhorn, welches ſich gegen ihn ſtellte. Eilig wandte er ſich zur Flucht, und ſtets verfolgte ihn das Einhorn, bis er auf eine ſteile Felswand kam, deren ſchroffen Abhang tief unten die Wellen eines dunklen Sees beſpühlten. In dem See ſchwamm ein ungeheurer Drache, der den Rachen gähnend aufriß, und plötzlich glitt der Jäger aus, und wäre gerade hinab in den See und in des Drachen Schlund geſtürzt, wenn er nicht an einem einer Felsritze entſproßten Strauch ſich feſtgehalten hätte. Da war nun des Jägers Lage eine todängſtliche. Droben ſtand, wie ein Wächter das ſchreckliche Einhorn, drunten lauerte auf ſeinen Hinabſturz der gräuliche Seedrache. In dieſer Noth ward ſeine Angſt und Quaal aber noch vermehrt, denn mit einem Male erblickte er zwei Mäuſe, eine weiße Maus und eine ſchwarze Maus; die begannen an den Wurzeln der Staude zu nagen, und der Jäger vermochte nicht, ſie hinwegzuſcheuchen, weil er ſich mit beiden Händen anhalten mußte. So mußte er jeden Augenblick gewärtig ſein, daß die Wurzeln des Strauchs dieſen nicht mehr halten würden. Ueber ihm ſtand ein Baum, von dem träufelte ſüßer Honig nieder, und gar zu gern hätte der Jäger dieſen Baum erlangt, denn damit meinte er aller Quaal erledigt zu ſein, und über den Baum vergaß er aller ihm drohenden Gefahr. Wir wiſſen nicht, ob es ihm gelungen, aus ſeiner dreifachen Quaal erlöſt zu werden, oder ob die Mäuſe des Strauches Wurzeln ganz abgenagt.

Der alte Dichter dieſer Märe giebt ihr ein allegoriſche Deutung, indem er ſagt: Der Jäger, das iſt der Menſch, und das Einhorn, das iſt der Tod, der ihm begegnet, ehe er es vermeint und ihn immerdar verfolgt. Die ſteile Felswand iſt die Erde und der Strauch iſt das Leben, daran der Menſch nur mit ſchwachen Banden hängt. Die weiße und die ſchwarze Maus, welche das Leben an der Wurzel benagen, iſt Tag und Nacht, oder die raſtloſe Zeit, die an unſerm

Leben zehrt. Der dunkle See iſt die Hölle, und ſein Drache der Teufel, die darauf lauern, daß der Menſch falle und in ihren Rachen ſtürze. Der Honigbaum aber iſt die Liebe, die das Leben verſüßende, welcher der Menſch zuſtrebt und ſie zu erlangen hofft zwiſchen Noth und Tod, zwiſchen Quaal und Pein, keiner Gefahr achtend, und in deren Erringung er ſeine irdiſche Seligkeit findet. Doch ſoll der Menſch ſich täglich hüten, da die Mäuſe ihn an der Lebenswurzel zehren, daß er nicht in den See des Verderbens falle.

Der goldne Rehbock.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

Es waren einmal zwei arme Geſchwiſter, ein Knabe und ein Mädchen, das Mädchen hieß Margarethe, der Knabe hieß Hans. Ihre Aeltern waren geſtorben, hatten ihnen auch gar kein Eigenthum hinterlaſſen, daher ſie ausgehen mußten, um durch Betteln ſich fortzubringen. Zur Arbeit waren beide noch zu ſchwach und klein; denn Hänschen zählte erſt zwölf Jahre, und Grethchen war noch jünger. Des Abends gingen ſie vor's erſte beſte Haus, klopften an und baten um Nachtquartier, und vielmal waren ſie ſchon von guten, mildthätigen Menſchen aufgenommen, geſpeiſet und getränket worden; auch hatte mancher und manche Barmherzige ihnen ein Kleidungsſtückchen zugeworfen.

So kamen ſie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln ſtand; da klopften ſie an's Fenſter, und als gleich darauf eine alte Frau herausſah, fragten ſie dieſe, ob ſie hier nicht über Nacht bleiben dürften? Die Antwort war: „Meinetwegen, kommt nur herein!" Aber wie ſie eintraten, ſprach die Frau: „Ich will euch wohl über Nacht behalten, aber wenn es mein Mann gewahr wird, ſo ſeid ihr verloren; denn er iſſet gern einen jungen Menſchenbraten, daher er alle Kinder ſchlachtet, die ihm vor die Hand kommen!" Da wurde den Kindern ſehr angſt; doch konnten ſie nunmehr nicht weiter, es war ſchon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen ſie ſich gutwillig von der Frau in ein Faß verſtecken, und verhielten ſich ruhig. Einſchlafen konnten ſie aber lange nicht, zumal da ſie nach einer Stunde die ſchweren Tritte eines

Mannes vernahmen, der wahrſcheinlich der Menſchenfreſſer war. Deß wurden ſie bald gewiß, denn jetzt fing er an mit brüllender Stimme auf ſeine Frau zu zanken, daß ſie keinen Menſchenbraten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das Haus wieder, und tappte ſo laut, daß die Kinder, die endlich doch eingeſchlummert waren, darüber erwachten.

Als ſie von der Frau etwas zu frühſtücken bekommen hatten, ſagte dieſe: „Ihr Kinder müßt nun auch etwas thun, da habt ihr zwei Beſen, geht oben hinauf und kehrt mir meine Stuben aus, deren ſind zwölf, aber ihr kehret davon nur elf, die zwölfte dürft ihr um's Himmelswillen nicht aufmachen. Ich will derzeit einen Ausgang thun. Seid fleißig, daß ihr fertig ſeid, wenn ich wieder komme.“ Die Kinder kehrten ſehr emſig, und gar bald waren ſie mit den elf Stuben fertig. Nun mochte Grethchen doch gar zu gerne wiſſen, was in der zwölften Stube wäre, das ſie nicht ſehen ſollten, weil ihnen verboten war, die Stube zu öffnen. Sie guckte ein wenig durchs Schlüſſelloch, und ſah da einen herrlichen kleinen goldenen Wagen, mit einem goldenen Rehbock beſpannt. Geſchwind rief ſie Hänschen herbei, daß er auch hinein gucken ſollte. Und als ſie ſich erſt tüchtig umgeſehen, ob die Frau nicht heimkehre, und da von dieſer noch gar nichts zu ſehen war, ſchloſſen ſie ſchnell die Thüre auf, zogen den Wagen ſammt Rehbock heraus, ſetzten drunten auf der Straße ſich hinein in den Wagen und fuhren auf und davon. Aber nicht lange, ſo ſahen ſie von weitem die alte Frau und auch den Menſchenfreſſer ſich entgegen kommen, gerade des Weg's, den ſie mit dem geraubten Wagen eingeſchlagen hatten. Hänslein ſprach: „Ach, Schweſter, was machen wir? Wenn uns die beiden Alten entdecken, ſind wir verloren.“ „Still!“ ſprach Grethchen, „ich weiß ein kräftiges Zauberſprüchlein, welches ich noch von unſrer Großmutter gelernt habe:

Roſenrothe Roſe ſticht;
Siehſt Du mich, ſo ſieh mich nicht!

und alsbald waren ſie verwandelt in einen Roſenſtrauch. Grethchen wurde zur Roſe, Hänslein zu Dornen, der Rehbock zum Stiele, der Wagen zu Blättern.

Nun kamen beide, der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, daher gegangen und letztere wollte ſich die ſchöne Roſe abbrechen, aber ſie ſtach ſich ſo ſehr, daß ihre Finger bluteten, und ſie ärgerlich davon ging. Wie die Alten fort waren, machten ſich die Kinder eilig auf, und fuhren weiter und kamen bald an einen Backofen, der voll

Brod ſtand. Da hörten ſie aus demſelben eine hohle Stimme rufen: „Rückt mir mein Brod, rückt mir mein Brod.“ Schnell rückte Grethchen das Brod, und that es in ihren Wagen, worauf ſie weiter fuhren. Da kamen ſie an einen großen Birnbaum, der voll reifer ſchöner Früchte hing, aus dieſem tönte es wieder: „Schüttelt mir meine Birnen, ſchüttelt mir meine Birnen!“ Grethchen ſchüttelte ſogleich, und Hänschen half gar fleißig aufleſen, und die Birnen in den goldenen Wagen ſchütten. Und wieder kamen ſie an einen Weinſtock, der rief mit angenehmer Stimme: „Pflückt mir meine Trauben, pflückt mir meine Trauben!“ Grethchen pflückte auch dieſe und packte ſie in ihren Wagen.

Unterdeſſen aber waren der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, daheim angelangt, und hatten mit Ingrimm wahrgenommen, daß die Kinder ihren goldenen Wagen ſammt Rehbock geſtohlen, gerade wie dieſe beiden ebenfalls vor langen Jahren Wagen und Rehbock geſtohlen, und noch dazu bei dem Diebſtahl auch einen Mord begangen hatten, nämlich den rechtmäßigen Eigenthümer erſchlagen. Der mit dem Rehbock beſpannte Wagen war nicht nur an und für ſich von großem Werth, ſondern er beſaß auch noch die vortreffliche Eigenſchaft, daß, wo er hinkam, demſelben von allen Seiten Gaben geſpendet wurden, von Baum und Beerſtrauch, von Backofen und Weinſtock. So hatten denn dieſe Leute, der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, lange Jahre den Wagen, wenn auch auf unrechtmäßige Weiſe, beſeſſen, hatten ſich gute Eßwaaren ſpenden laſſen, und dabei herrlich und in Freuden gelebt. Da ſie nun ſahen, daß ſie ihres Wagens beraubt waren, machten ſie ſich flugs auf, den Kindern nachzueilen und ihnen die köſtliche Beute wieder abzujagen. Dabei wäſſerte dem Menſchenfreſſer ſchon der Mund nach Menſchenbraten; denn die Kinder wollte er ſogleich fangen und ſchlachten. Mit rieſigen Schritten eilten die beiden Alten den Kindern nach, und wurden dieſelben bald von ferne anſichtig, weil ſie vorausfuhren. Die Kinder kamen jetzt an einen großen Teich, und konnten nicht weiter, auch war weder eine Fähre, noch eine Brücke da, daß ſie hinüber hätten flüchten können. Nur viele Enten waren darauf zu ſehen, die luſtig umher ſchwammen. Grethchen lockte dieſe ans Ufer, warf ihnen Futter hin und ſprach:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, ſchwimmt zuſammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Da ſchwammen die Enten einträchtiglich zuſammen, bildeten eine Brücke und die Kinder ſammt Rehbock und Wagen kamen glückſich ans andere Ufer. Aber flugs hinterdrein kam auch der Menſchenfreſſer, und brummte mit häßlicher Stimme:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, ſchwimmt zuſammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Schnell ſchwammen die Entchen wieder zuſammen, und trugen die beiden Alten hinüber — meint ihr? nein! in der Mitte des Teiches, da das Waſſer am tiefſten war, ſchwammen ſie auseinander, und der böſe Menſchenfreſſer nebſt ſeiner Alten plumpten in die Tiefe und kamen um. Und Hänschen und Grethchen wurden ſehr wohlhabende Leute, aber ſie ſpendeten auch von ihrem Segen den Armen viel und thaten viel Gutes, weil ſie immer daran dachten, wie bitter es geweſen, da ſie noch arm waren und betteln gehen mußten.

Das Nußzweiglein.

(Nach mündlicher Ueberlieferung. In Grimms Sammlung „das ſingende und ſpringende Löweneckerchen,“ aber ungleich weiter auseinander geſponnen.)

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der mußte in ſeinen Geſchäften in fremde Länder reiſen. Da er nun Abſchied nahm, ſprach er zu ſeinen drei Töchtern: „Liebe Töchter, ich möchte euch gerne bei meiner Rückkehr eine Freude bereiten, ſagt mir daher, was ich euch mitbringen ſoll?“ Die Aelteſte ſprach: „Lieber Vater, mir eine ſchöne Perlenhalskette!“ Die Andere ſprach: „Ich wünſchte mir einen Fingerring mit einem Demantſtein.“ Die Jüngſte ſchmiegte ſich an des Vaters Herz und flüſterte: „Mir ein ſchönes, grünes Nußzweiglein, Väterchen.“ — „„Gut, meine lieben Töchter!““ ſprach der Kaufmann, „ich will mir's aufmerken, und nun lebet wohl.“

Weit fort reiſete der Kaufmann, und machte große Einkäufe, gedachte aber auch treulich der Wünſche ſeiner Töchter. Eine koſtbare Perlenhalskette hatte er bereits in ſeinem Reiſekoffer verpackt, um ſeine Aelteſte damit zu erfreuen, und einen gleich werthvollen Demantring hatte er für die mittlere Tochter eingekauft. Einen grünen Nußzweig aber konnte er nirgends gewahren, wie er ſich auch darum bemühte. Auf der Heimreiſe ging er deshalb große Strecken zu Fuß, und hoffte, da ſein Weg ihn vielfach durch Wälder führte, endlich einen Nußbaum anzutreffen; doch auch dies war lange vergeblich, und der gute Vater fing an betrübt zu werden, daß er die harmloſe Bitte ſeines jüngſten und liebſten Kindes nicht zu erfüllen vermochte.

Endlich, als er ſo betrübt ſeines Weges dahinzog, der ihn juſt durch einen dunkeln Wald, und an dichtem Gebüſch vorüberführte, ſtieß er mit ſeinem Hut an einen Zweig, und es raſchelte, als fielen Schloſſen darauf; wie er aufſah, war's ein ſchöner, grüner Nußzweig, daran eine Traube goldner Nüſſe hing. Da war der Mann ſehr erfreut, langte mit der Hand empor und brach den herrlichen Zweig ab. Aber in demſelben Augenblick ſchoß ein wilder Bär aus dem Dickicht und ſtellte ſich grimmig brummend auf die Hintertatzen, als wollte er den Kaufmann gleich zerreißen. Und mit furchtbarer Stimme brüllte er: „Warum haſt Du meinen Nußzweig abgebrochen, Du Wurm? ich werde Dich auffreſſen.“ Bebend vor Schreck und zitternd ſprach der Kaufmann: „O lieber Bär, friß mich nicht, und laſſ' mich mit dem Nußzweiglein meines Weges ziehen, ich will Dir auch einen großen Schinken und viele Würſte dafür geben!“ Aber der Bär brüllte wieder: „Behalte Deinen Schinken und Deine Würſte! Nur wenn Du mir verſprichſt, mir Dasjenige zu geben, was Dir zu Hauſe am erſten begegnet, ſo will ich Dich nicht freſſen.“ Dieß ging der Kaufmann gerne ein, denn er gedachte, wie ſein Pudel gewöhnlich ihm entgegenlaufe, und dieſen wollte er, um ſich das Leben zu retten, gerne opfern. Nach derbem Handſchlag tappte der Bär ruhig ins Dickicht zurück; und der Kaufmann ſchritt, aufathmend, raſch und fröhlich von dannen.

Der goldene Nußzweig prangte herrlich am Hut des Kaufmanns, als er ſeiner Heimath zueilte. Freudig hüpfte das jüngſte Mägdlein ihrem lieben Vater entgegen; mit tollen Sprüngen kam der Pudel hinter drein; und die älteſten Töchter und die Mutter ſchritten etwas weniger ſchnell aus der Hausthüre, um den Ankommenden zu begrüßen. Wie erſchrak nun der Kaufmann, als ſeine jüngſte Tochter die Erſte war, die ihm entgegen flog! Bekümmert und betrübt entzog er ſich der Umarmung des glücklichen Kindes und theilte nach den erſten Grüßen den Seinigen mit, was ihm mit dem Nußzweig widerfahren. Da weinten nun Alle und wurden betrübt, doch zeigte die jüngſte Tochter noch den meiſten Muth und nahm ſich vor, des Vaters

Verſprechen zu erfüllen. Auch erſann die Mutter bald einen guten Rath, und ſprach: „Aengſtigen wir uns nicht, meine Lieben, ſollte ja der Bär kommen und Dich, mein lieber Mann, an Dein Verſprechen erinnern, ſo geben wir ihm, anſtatt unſrer Jüngſten, die Hirtentochter, mit dieſer wird er auch zufrieden ſein.“ Dieſer Vorſchlag galt; und die Töchter waren wieder fröhlich, und freuten ſich recht über die ſchönen Geſchenke. Die Jüngſte trug ihren Nußzweig immer bei ſich; ſie gedachte bald gar nicht mehr an den Bären und an das Verſprechen ihres Vaters.

Aber eines Tages raſſelte ein dunkler Wagen durch die Straße vor das Haus des Kaufmanns, und der häßliche Bär ſtieg heraus und trat brummend in das Haus und vor den erſchrockenen Mann, die Erfüllung ſeines Verſprechens begehrend. Schnell und heimlich wurde die Hirtentochter, die ſehr häßlich war, herbeigeholt, ſchön geputzt und in den Wagen des Bären geſetzt. Und die Reiſe ging fort. Draußen legte der Bär ſein wildes, zotteliches Haupt auf den Schoos der Hirtin und brummte:

„Graue mich, grabble mich,
Hinter den Ohren, zart und fein,
Oder ich freſſ' Dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen fing an zu grabbeln; aber ſie machte es dem Bären nicht recht, und er merkte, daß er betrogen worden; da wollte er die geputzte Hirtin freſſen, doch dieſe ſprang raſch in ihrer Todesangſt aus dem Wagen.

Drauf fuhr der Bär abermals vor das Haus des Kaufmann, und forderte furchtbar drohend die rechte Braut. So mußte denn das liebliche Mägdlein herbei, um nach ſchwerem bitteren Abſchied mit dem gräßlichen Bräutigam fort zu fahren. Draußen brummte er wieder, ſeinen rauhen Kopf auf das Mädchens Schoos legend:

„Graue mich, grabble mich,
Hinter den Ohren, zart und fein,
Oder ich freſſ' Dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen grabbelte, und ſo ſanft, daß es ihm baß behagte, und daß ſein furchtbarer Bärenblick freundlich wurde, ſo daß allmählig die arme Bärenbraut einiges Vertrauen zu ihm gewann. Die Reiſe dauerte nicht gar lange, denn der Wagen fuhr ungeheuer ſchnell, als brauſe ein Sturmwind durch die Luft. Bald kamen ſie in einen ſehr dunkeln Wald, und dort hielt plötzlich der Wagen vor einer finſtergähnenden Höhle. Dieſe war die Wohnung des Bären. O wie zitterte das Mädchen! Und zumal da der Bär ſie mit ſeinen furchtbaren Klauen-Armen umſchlang und zu ihr freundlich brummend ſprach: „Hier ſollſt Du wohnen, Bräutchen, und glücklich ſein, ſo Du drinnen Dich brav benimmſt, daß mein wildes Gethier Dich nicht zerreißt.“ Und er ſchloß, als Beide in der dunkeln Höhle einige Schritte gethan, eine eiſerne Thüre auf, und trat mit der Braut in ein Zimmer, das voll von giftigem Gewürm angefüllt war, welches ihnen gierig entgegenzüngelte. Und der Bär brummte ſeinem Bräutchen ins Ohr:

„Seh' Dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, ſo haſt Du Ruh.“

Da ging auch das Mädchen, ohne ſich umzublicken, durch das Zimmer und es regte und bewegte ſich ſo lange kein Wurm. Und ſo ging es noch durch zehn Zimmer, und das letzte war von den ſcheußlichſten Kreaturen angefüllt, Drachen und Schlangen, giftgeſchwollenen Kröten, Baſilisken und Lindwürmern. Und der Bär brummte in jedem Zimmer:

„Seh' Dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, ſo haſt Du Ruh.'

Das Mädchen zitterte und bebte vor Angſt und Bangigkeit, wie ein Espenlaub, doch blieb ſie ſtandhaft, ſah ſich nicht um, nicht rechts, nicht links. Als ſich aber das zwölfte Zimmer öffnete, ſtrahlte beiden ein glänzender Lichtſchimmer entgegen, es erſchallte drinnen eine liebliche Muſik und es jauchzte überall wie Freudengeſchrei, wie Jubel. Ehe ſich die Braut nur ein wenig beſinnen konnte, noch zitternd vom Schauen des Entſetzlichen, und nun wieder dieſer überraſchenden Lieblichkeit — that es einen furchtbaren Donnerſchlag, alſo daß ſie dachte, es breche Erde und Himmel zuſammen. Aber bald ward es wieder ruhig. Der Wald, die Höhle, die Giftthiere, der Bär — waren verſchwunden; ein prächtiges Schloß, mit goldgeſchmückten Zimmern, und ſchön gekleideter Dienerſchaft ſtand dafür da, und der Bär war ein ſchöner junger Mann geworden, war der Fürſt des herrlichen Schloſſes, der nun ſein liebes Bräutchen an das Herz drückte, und ihr tauſendmal dankte, daß ſie ihn und ſeine Diener, das Gethier, ſo liebreich aus ſeiner Verzauberung erlöſet.

Die nun ſo hohe, reiche Fürſtin trug aber noch immer ihren ſchönen Nußzweig am Buſen, der die Eigenſchaft hatte, nie zu verwelken, und trug ihn jetzt nur noch um ſo lieber, da er der Schlüſſel ihres holden Glückes geworden. Bald wurden ihre Aeltern und Geſchwiſter von dieſem freundlichen Geſchick benachrichtigt, und wurden für immer, zu einem herrlichen Wohlleben, von dem Bärenfürſten auf das Schloß genommen.

Der alte Zauberer und ſeine Kinder.

(Nach einem Volkslied; dem vorigen Märchen in etwas verwandt.)

Kretzschmer 2, 117, No. 77.

Es lebte einmal ein alter böſer Zauberer, der hatte vorlängſt zwei zarte Kinder geraubt, einen Knaben und ein Mägdlein, mit denen er in einer Höhle ganz einſam und einſiedleriſch hauſte. Dieſe Kinder hatte er, Gott ſei's geklagt, dem Böſen zugeſchworen, und ſeine ſchlimme Kunſt übte er aus einem Zauberbuche, das er als ſeinen beſten Schatz verwahrte.

Wenn es nun aber geſchah, daß der alte Zauberer ſich aus ſeiner Höhle entfernte, und die Kinder allein in derſelben zurückblieben, ſo las der Knabe, welcher den Ort erſpäht hatte, wohin der Alte das Zauberbuch verbarg, in dem Buche, und lernte daraus gar manchen Spruch und manche Formel der Schwarzkunſt, und lernte ſelbſt ganz trefflich zaubern. Weil nun der Alte die Kinder nur ſelten aus der Höhle ließ, und ſie gefangen halten wollte bis zu dem Tage, wo ſie dem Böſen zum Opfer fallen ſollten, ſo ſehnten ſie ſich um ſo mehr von dannen, beriethen mit einander, wie ſie heimlich entfliehen wollten, und eines Tages, als der Zauberer die Höhle ſehr zeitig verlaſſen hatte, ſprach der Knabe zur Schweſter: „Jetzt iſt es Zeit, Schweſterlein! Der böſe Mann, der uns ſo hart gefangen hält, iſt fort, ſo wollen wir uns jetzt aufmachen und von dannen gehen, ſoweit uns unſere Füße tragen!“ Dieß thaten die Kinder, gingen fort und wanderten den ganzen Tag.

Als es nun gegen den Nachmittag kam, war der Zauberer nach Hauſe zurückgekehrt und hatte ſogleich die Kinder vermißt. Alſobald ſchlug er ſein Zauberbuch auf und las darin, nach welcher Gegend die Kinder gegangen waren. Dann machte er ſich gleich auf den Weg und folgte der Spur der Kinder voller Zorn und Grimm. Und wie es Abend war, da hatte er ſie wirklich faſt eingeholt; die Kinder vernahmen ſchon ſeine zornig brüllende Stimme, und die Schweſter war voller Angſt und Entſetzen, und rief: „Bruder, Bruder! Nun ſind wir verloren; der böſe Mann iſt uns ſchon ganz nahe!“ Da wandte der Knabe ſeine Zauberkunſt an, die er gelernt hatte aus dem Buche; er ſprach einen Spruch, und alsbald wurde ſeine Schweſter zu einem Fiſch, und er ſelbſt wurde ein großer Teich, in welchem das Fiſchlein munter herumſchwamm.

Wie der Alte an den Teich kam, merkte er wohl, daß er betrogen war, brummte ärgerlich: „Wartet nur, wartet nur, euch fange ich doch!“ und lief ſpornſtreichs nach ſeiner Höhle zurück, Netze zu holen, und den Fiſch darin zu fangen. Wie er aber von hinnen war, wurden aus Teich und Fiſch wieder Bruder und Schweſter, die bargen ſich gut und ſchliefen aus, und am andern Morgen wanderten ſie weiter, und wanderten wieder einen ganzen Tag.

Als der böſe Zauberer mit ſeinen Netzen an die Stelle kam, die er ſich wohl gemerkt hatte, war kein Teich mehr zu ſehen, ſondern es lag eine grüne Wieſe da, in der es wohl Fröſche, aber keine Fiſche zu fangen gab; da wurde er noch zorniger wie zuvor, warf ſeine Netze hin und verfolgte weiter die Spur der Kinder, die ihm nicht entging, denn er trug eine Zaubergerte in der Hand, welche ihm den richtigen Weg zeigte.

Und als es Abend war, hatte er die wandernden Kinder beinahe wieder eingeholt; ſie hörten ihn ſchon ſchnauben und brüllen, und die Schweſter rief wieder: „Bruder, lieber Bruder! Jetzt ſind wir verloren, der böſe Feind iſt dicht hinter uns!“

Da ſprach der Knabe wiederum einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, und da ward aus ihm eine Kapelle am Weg, und aus dem Mägdlein ein ſchönes Altarbild in der Kapelle.

Wie nun der Zauberer an die Kapelle kam, merkte er wohl, daß er abermals geäfft war, und lief fürchterlich brüllend um dieſelbe herum; er durfte ſie aber nicht betreten, weil das immer im Pakt der Zauberer mit dem Böſen ſtand, daß ſie niemals eine Kirche oder Kapelle betreten dürfen.

„Darf ich Dich auch nicht betreten, ſo will ich Dich doch mit Feuer anſtoßen, und auch zu Aſche brennen!“ ſchrie der Zauberer und rannte fort, ſich aus ſeiner Höhle Feuer zu holen.

Während er nun faſt die ganze Nacht hindurch rannte, wurde aus der Kapelle und dem ſchönen Altarbild wieder Bruder und Schweſter; ſie bargen ſich und ſchliefen, und am dritten Morgen wanderten ſie weiter und wanderten den ganzen Tag, während der

Zauberer, der einen weiten Weg hatte, ihnen aufs Neue nachſetzte. Als er mit ſeinem Feuer dahin kam, wo die Kapelle geſtanden, ſtieß er mit der Naſe an einen großen Steinfelſen, der ſich nicht mit Feuer anſtoßen und zu Aſche verbrennen ließ, und dann rannte er mit wüthenden Sprüngen auf der Spur der Kinder weiter fort.

Gegen den Abend war er ihnen nun ganz nahe, und zum drittenmal zagte die Schweſter und gab ſich verloren; aber der Knabe ſprach wieder einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, da ward er eine harte Tenne, darauf die Leute dreſchen, und ſein Schweſterlein war in ein Körnlein Gerſte verwandelt, das wie verloren auf der Tenne lag.

Als der böſe Zauberer herankam, ſah er wohl, daß er zum drittenmale geäfft war, beſann ſich aber dieſesmal nicht lange, lief auch nicht erſt wieder nach Hauſe, ſondern ſprach auch einen Spruch, den er aus dem Zauberbuche gelernt hatte; da war er in einen ſchwarzen Hahn verwandelt, der ſchnell auf das Gerſtenkorn zulief, um es aufzupicken; aber der Knabe ſprach noch einmal einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, da wurde er ſchnell ein Fuchs, der packte den ſchwarzen Hahn, ehe er noch das Gerſtenkörnlein aufgepickt hatte, und biß ihm den Kopf ab, da hatte der Zauberer, wie dieß Märlein, gleich ein Ende.

Gevatter Tod.

(Volksmündlich; novelliſtiſch behandelt von Dr. Schiff, auch von mir in Spindlers Zeitſpiegel und meinen Novellen und Phantaſieblüthen. Als Gedicht von mir, mit Illuſtration vom Grafen Fr. von Pocci in deſſen Geſchichten und Liedern. Auch in der Grimmſchen Sammlung. Gr. Ausgabe. 2. 44.)

Es lebte einmal ein ſehr armer Mann, hieß Klaus, dem hatte Gott eine Fülle Reichthums beſchert, der ihm große Sorge machte, nämlich zwölf Kinder, und über ein Kleines ſo kam noch ein Kleines, das war das dreizehnte Kind. Da wußte der arme Mann ſeiner Sorge keinen Rath, wo er doch einen Pathen hernehmen ſollte, denn ſeine ganze Sipp- und Magſchaft hatte ihm ſchon Kinder aus der Taufe gehoben, und er durfte nicht hoffen, noch unter ſeinen Gefreunden eine mitleidige Seele zu finden, die ihm ſein jüngſtgebornes Kindlein hebe. Gedachte alſo, aufs Gerathewohl ſich an den erſten beſten wildfremden Menſchen mit ſeinem Anliegen zu wenden, zumal manche ſeiner Bekannten ihn in ähnlichen Fällen ſchon mit vieler Hartherzigkeit abſchläglich beſchieden hatten.

Der arme Kindesvater ging alſo auf die Landſtraße hinaus, Willens, dem erſten ihm Begegnenden die Pathenſtelle ſeines Kindleins anzutragen. Und ſiehe, ihm begegnete bald ein gar freundlicher Mann, ſtattlichen Ausſehens, wohlgeſtaltet, nicht alt und nicht jung, mild und gütig vom Angeſicht, und da kam es dem Armen vor, als neigten ſich vor jenem Manne die Bäume und Blümlein und alle Gras- und Getraidehalme. Da dünkte dem Klaus, das müſſe der liebe Gott ſein, nahm ſeine ſchlechte Mütze ab, faltete die Hände und betete ein Vater Unſer. Und es war auch der liebe Gott, der wußte, was Klaus wollte, ehe er noch bat, und ſprach: „Du ſuchſt einen Pathen für Dein Kindlein! Wohlan, ich will es Dir heben, ich, der liebe Gott!“

„Du biſt allzugütig, lieber Gott!“ antwortete Klaus verzagt. „Aber ich danke Dir, Du giebſt denen, welche haben, einem Güter, dem andern Kinder, ſo fehlt es oft Beiden am Beſten, und der Reiche ſchwelgt, der Arme hungert!“ Auf dieſe Rede wandte ſich der Herr und ward nicht mehr geſehen. Klaus ging weiter, und wie er eine

Strecke gegangen war, kam ein Kerl auf ihn zu, der ſah nicht nur aus, wie der Teufel, ſondern war's auch, und fragte Klaus, wen er ſuche? — Er ſuche einen Pathen für ſein Kindlein. — „Ei da nimm mich, ich mach' es reich!" „Wer biſt Du?" fragte Klaus. „Ich bin der Teufel!" — „Das wär der Teufel?!" rief Klaus, und maß den Mann vom Horn bis zum Pferdefuß. Dann ſagte er: „Mit Verlaub, geh heim zu Dir und zu Deiner Großmutter; Dich mag ich nicht zum Gevatter, Du biſt der Allerböſeſte! Gott ſei bei uns!"

Da drehte ſich der Teufel herum, zeigte dem Klaus eine abſcheuliche Fratze, füllte die Luft mit Schwefelgeſtank und fuhr von dannen. Hierauf begegnete dem Kindesvater abermals ein Mann, der war ſpindeldürr, wie eine Hopfenſtange, ſo dürr, daß er klapperte; der fragte auch: „Wen ſuchſt Du?" und bot ſich zum Pathen des Kindleins an. „Wer biſt Du?" fragte Klaus. „Ich bin der Tod!" ſprach jener mit ganz heiſerer Stimme. — Da war der Klaus zwar zum Tod erſchrocken, doch faßte er ſich Muth, dachte: bei dem wär mein dreizehntes Söhnlein am beſten aufgehoben, und ſprach: „Du biſt der Rechte! Arm oder reich, Du machſt es gleich. Topp! Du ſollſt mein Gevattersmann ſein! Stell' Dich nur ein zu rechter Zeit, am Sonntag ſoll die Taufe ſein."

Und am Sonntag kam richtig der Tod, und ward ein ordentlicher Dot, das iſt Taufpath des Kleinen, und der Junge wuchs und gedieh ganz fröhlich. Als er nun zu den Jahren gekommen war, wo der Menſch etwas erlernen muß, daß er künftighin ſein Brod erwerbe, kam zu einer Zeit der Pathe und hieß ihn mit ſich gehen in einen wilden und finſtern Wald. Da ſtanden allerlei Kräuter, und der Tod ſprach: „Jetzt, mein Path, ſollt Du Dein Pathengeſchenk von mir empfahen. Du ſollſt ein Doctor über alle Doctoren werden durch das rechte und wahre Heilkraut, das ich Dir jetzt in Deine Hand gebe. Doch merke, was ich Dir ſage. Wenn man Dich zu einem Kranken beruft, ſo wirſt Du meine Geſtalt jedesmal erblicken. Stehe ich zu Häupten des Kranken, ſo darfſt Du verſichern, daß Du ihn geſund machen wolleſt, und ihm von dem Kraute eingeben; wenn er aber Erde kauen muß, ſo ſtehe ich zu des Kranken Füßen; dann ſage nur: Hier kann kein Arzt der Welt helfen und ich auch nicht. Und brauche ja nicht das Heilkraut gegen meinen mächtigen Willen, ſonſt würde es Dir übel ergehen!"

Damit ging der Tod von hinnen und der junge Menſch auf die Wanderung und es dauerte gar nicht lange, ſo ging der Ruf vor ihm her und der Ruhm, dieſer ſei der größte Arzt auf Erden, denn er ſahe es gleich den Kranken an, ob ſie leben oder ſterben würden. Und ſo war es auch. Wenn dieſer Arzt den Tod zu des Kranken Füßen erblickte, ſo ſeufzte er, und ſprach ein Gebet für die Seele des Abſcheidenden; erblickte er aber des Todes Geſtalt zu Häupten, ſo gab er ihm einige Tropfen, die er aus dem Heilkraut preßte, und die Kranken genaßen. Da mehrte ſich ſein Ruhm von Tage zu Tage.

Nun geſchah es, daß der Wunderarzt in ein Land kam, deſſen König ſchwer erkrankt darnieder lag, und die Hofärzte gaben keine Hoffnung mehr ſeines Aufkommens. Weil aber die Könige am wenigſten gern ſterben, ſo hoffte der alte König noch ein Wunder zu erleben, nämlich daß der Wunderdoctor ihn geſund mache, ließ dieſen berufen und verſprach ihm den höchſten Lohn. Der König hatte aber eine Tochter, die war ſo ſchön und ſo gut, wie ein Engel.

Als der Arzt in das Gemach des Königs kam, ſah er zwei Geſtalten an deſſen Lager ſtehen, zu Häupten die ſchöne weinende Königstochter, und zu Füßen den kalten Tod. Und die Königstochter flehte ihn ſo rührend an, den geliebten Vater zu retten, aber die Geſtalt des finſtern Pathen wich und wankte nicht. Da ſann der Doctor auf eine Liſt. Er ließ von vier raſchen Dienern das Bette des Königs ſchnell umdrehen, und gab ihm geſchwind einige Tropfen vom Heilkraut, alſo daß der Tod betrogen war, und der König gerettet. Der Tod wich erzürnt von hinnen, erhob aber drohend den langen knöchernen Zeigefinger gegen ſeinen Pathen.

Dieſer war in Liebe entbrannt gegen die reizende Königstochter, und ſie ſchenkte ihm ihr Herz aus inniger Dankbarkeit. Aber bald darauf erkrankte ſie ſchwer und heftig, und der König, der ſie über alles liebte, ließ bekannt machen, welcher Arzt ſie geſund mache, der ſolle ihr Gemahl und hernach König werden. Da flammte eine hohe Hoffnung durch des Jünglings Herz, und er eilte zu der geliebten Kranken — aber zu ihren Füßen ſtand der Tod. Vergebens warf der Arzt ſeinem Pathen flehende Blicke zu, daß er ſeine Stelle verändere und ein wenig weiter hinauf, wo möglich bis zu Häupten der Kranken treten möge. Der Tod wich nicht von der Stelle, und die Kranke ſchien im Verſcheiden, doch ſah ſie den Jüngling um ihr Leben flehend an. Da übte des Todes Pathe noch einmal ſeine Liſt, ließ das Lager der Königstochter ſchnell umdrehen, und gab ihr geſchwind einige Tropfen vom Heilkraut, ſo daß ſie wieder auflebte, und den Geliebten dankbar anlächelte. Aber der Tod warf ſeinen tödtlichen Haß auf den Jüngling, faßte ihn an mit eiſerner eiskalter Hand und führte ihn von dannen, in eine weite unterirdiſche Höhle. In der Höhle da brannten viele tauſend Kerzen, große und halbgroße und kleine und ganz kleine; viele verloſchen, und andere entzündeten ſich, und der Tod ſprach zu ſeinen Pathen: „Siehe, hier brennt eines jeden Menſchen Lebenslicht; die großen ſind den Kindern, die halbgroßen ſind den Leuten, die in ihren beſten Jahren ſtehen, die kleinen den Alten und Greiſen, aber auch Kinder und Junge haben oft nur ein kleines bald verlöſchendes Lebenslicht."

„Zeige mir doch das meine!" bat der Arzt den Tod, da zeigte dieſer auf ein ganz kleines Stümpchen, das bald zu erlöſchen drohte. „Ach liebſter Pathe!" bat da der Jüngling: „wolle mir es doch erneuen, damit ich meine ſchöne Braut, die Königstochter freien, ihr Gemahl und König werden kann!" „Das geht nicht" — verſetzte kalt der Tod. „Erſt muß eins ganz ausbrennen, ehe ein neues auf- und angeſteckt wird." —

„So ſetze doch gleich das alte auf ein neues!" ſprach der Arzt — und der Tod ſprach: „Ich will ſo thun!" Nahm ein langes Licht, that als wollte er es aufſtecken, verſah es aber abſichtlich und ſtieß das kleine um, daß es erloſch. In demſelben Augenblick ſank auch der Arzt um und war todt. Wider den Tod kein Kraut gewachſen iſt.

Staar und Badewännelein.

(Nach einem Volksliede.)

Vor einem Wirthshaus im Walde hielt ein junger ſtattlicher Reitersmann, da trat eine feine Maid aus der Thüre, grüßte ihn züchtig, und fragte, was er begehre. Da heiſchte er einen Becher kühlen Weins, den brachte ihm die Jungfrau. Der Reitersmann trank aber nicht eher, bis die Maid mit ihren rothen Lippen von dem Weine genippt und den Trunk ihm kredenzt hatte. Während er nun trank, trat die Wirthin aus der Thüre, ein häßliches Weib von brauner Geſichtsfarbe und widrigem Anſehen. Die fragte der

Reitersmann: „Holla, Frau Wirthin! Ihr habt fürwahr ein feines Töchterlein! Nicht alſo? „Nein, Herr!“ antwortete die Wirthin: „dieſe Dirne da iſt nicht meine Tochter, ſie iſt nur meine angenommene Magd, hat nicht Aeltern und Heimath mehr. Habe ſie angenommen aus Barmherzigkeit!“

Der Reitersmann fühlte Liebe zu der ſchönen Maid, ſtieg ab von Roß, begehrte ein Nachtquartier, und daß ihm die Magd ein Fußbad rüſte, weil er gern mehr mit ihr reden wollte. Die Wirthin gebot der Magd, in den Garten zu gehen, und Rosmarin, Thymian und Majoran für das Bad zu pflücken. Dieß that ſie gern und freudig, ging und brach die Kräuter, da flog ein Staar auf ein Sträuchelein neben ihr und der ſang und ſprach: O weh Du Braut! Du ſollſt dem Junker die Füße zwagen in dem Badewännelein, darin Du hieher getragen worden! Dein Vater iſt vor Herzeleid geſtorben, und Deine Mutter hat ſich ſchier um Dich zu Tod gegrämt!

O weh Du Braut, Du Findelkind!
Weißt nicht, wer Dein Vater und Mutter ſind!

Da erſchrak die fromme Maid und grämte ſich, rüſtete das Bad unter Thränen in dem kleinen Wännelein, und trug's hinauf in die Stube, wo der junge Ritter ihrer harrte. Als der ſie weinen ſah, fragte er: „Warum weineſt Du, Schönſte? Willſt Du nicht lieber mit mir fröhlich ſein?“

„Wie kann ich mit Euch fröhlich ſein?“ fragte ſie weinend zurück. „Ich weine über das, was mir der Staar ſang, da ich drunten im Garten die Kräuter pflückte in Euer Bad. Der Staar, der ſang: O weh Du Braut! Du ſollſt dem Junker die Füße zwagen in dem Badewännelein, darin Du hergetragen biſt. Dein Vater iſt vor Herzeleid geſtorben, und Deine Mutter hat ſich ſchier um Dich zu Tod gegrämt.

O weh Du Braut, Du Findelkind!
Weißt nicht, wer Dein Vater und Mutter ſind!“

Da betrachtete der Herr das Badewännelein, und ſah daran das Wappen des Königs am Rhein, verwunderte ſich über alle Maaßen und rief: „Das iſt meines Vaters Wappenſchild? Wie kömmt dieß Wännlein in dieß ſchlechte Wirthshaus?“

Da ſchlug ein Vogel draußen an das Fenſter, das war wieder der Staar, der ſang: In dem Badewännelein iſt ſie hergetragen!

O weh Du Braut, Du Findelkind!
Weißt nicht, wer Dein Vater und Mutter ſind!

Jetzt ſah der junge Herr am Hals der Maid ein Muttermal, und rief freudig aus: „Grüß Dich Gott, Du Schönſte! Du biſt meine liebe Schweſter! Dein Vater war der König am Rhein! Chriſtine heißt Deine Mutter! Konrad heiße ich, Dein Zwillingsbruder bin ich. Darum empfand mein Herz nach Dir, gleich als ich Dich zum erſten ſah, ſolch ein heftiges Verlangen!“

Da fielen ſie einander um den Hals und weinten beide, knieeten nieder und dankten Gott, und ſprachen liebreich miteinander die ganze Nacht. Wie nun der Morgen graute, rief die Wirthin vor der Thür mit lauter Stimme und voll Hohn: „Steh auf, ſteh auf, Du junge Braut, und kehre Deiner Frauen die Stube aus!“ Da antwortete aber die Stimme Herrn Konrads: „Weder iſt ſie eine junge Braut, noch kehrt ſie der Wirthin ihre Stube aus! Bringet uns nur ſelbſt den Morgenwein!“ Als die Wirthin mit dem Morgenwein hereingetreten war, fragte ſie Herr Konrad: „Von Wem und von wannen habt Ihr dieſe edle Jungfrau? Sie iſt eines Königs Tochter und meine Schweſter!“

Die Wirthin ward weiß wie eine Wand und fiel zitternd auf ihre Kniee, brachte aber kein Wort hervor, des es auch nicht bedurfte, denn der Staar war ſchon wieder am Fenſter, und verrieth der Wirthin böſe That, indem er ſang: In einem Luſtgarten im grünen Gras ſaß ein zartes Kind in einem Badewännelein, und wie die Wärterin nur einen Augenblick zur Seite gegangen war, da kam die böſe Zigeunerin und trug das Kind ſammt dem Wännelein von dannen!

Darüber wurde Herr Konrad ſo entrüſtet, daß er das Schwert zuckte, und es der Wirthin durch die Ohren ſpießte, zu einem hinein, zum andern heraus. Dann küßte er züchtiglich ſeine allerſchönſte Schweſter, nahm das Badewännelein, führte ſie an ihrer ſchneeweißen Hand aus dem Hauſe, hob ſie auf den Sattel und ſie mußte das Wännlein vor ſich auf dem Schoos tragen. Auf ihre Schulter ſetzte ſich der Staar. So ritten ſie vor das Königsſchloß am Rhein, darin die Mutter, die Königin, herrſchte, und als ſie in das Thor einritten, kam ihnen die Mutter gerade entgegen gegangen. Die fragte verwundert: „Ach mein liebſter Sohn! Was für eine Dirne bringſt Du da herein? Sie führt ja ein Badewännlein mit ſich, als ob ſie mit einem Kinde ginge!“

„O meine liebſte Mutter!“ antwortete der junge Königsſohn: „ſie iſt drum keine Dirne, ſondern iſt Eure Tochter Gertraud, die in dieſem Wännelein Euch geraubt wurde!“ Und da ſtieg die Prinzeſſin aus dem Sattel, die Königin aber fiel vor Freuden in eine Ohnmacht, aus der ſie in den Armen ihrer Kinder wiedererwachte. Der Staar ſang: Heut ſind es gerade achtzehn Jahre, ſeit die Königstochter geraubt und in dem Wännelein über den Rhein getragen worden iſt! Das ſang der Staar, und auch noch dieß:

Der Ziegeunerin thun die Ohren ſo weh,
Sie wird keine Kinder ſtehlen mehr!

Die Prinzeſſin aber ließ einen Goldſchmied berufen, der mußte ein goldnes Gitterlein vor das Badewännlein ſchmieden, da hinein that ſie den Staar und pflegte ſein, bis an ſein Ende.

Die beiden kugelrunden Müller.

(Nach des Freiherrn v. Laßberg Lieder-Saal. Band 2. Das Wammes.)

Es war einmal ein Müller, der war ſchon an ſich ſehr ſtark und dick, wollte aber auch feſt ſein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum ſteckte er ſich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ ſich zuvörderſt ein Wams machen, das fütterte er mit Kalch und Sand, und ließ, um das zu verbinden, geſchmolzen Pech hinein fließen, hinten machte er ein Futter von mehreren Körben, und vorn beblechte es mit alten Reibeiſen und eiſernen Hafendeckeln, da wurde das Wams ſchwerer als der ſchwerſte Bruſt- und Rückenharniſch, den jemals ein ſtreithafter Ritter trug.

Darüber zog dieſer Müller nun drei Hemden, und unter das Wams legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden aber einen Panzer, und darüber zog er neun lodene Röke, wie ſie die Wollenweber im Schwabenlande noch heute fertigen. Wenn nun der Müller ſich mit dieſem ſtattlichen Kleiderbollwerk angethan, wobei er die Beine mit mehr als vier alten übereinander gezogenen Lederhoſen verwahrt, ſo war er ein ſo ſtattliches kugelrundes Kerlchen, daß er eben ſo breit war, als hoch, wie eine rechte Kugel ſein muß, und konnte ſchier nicht ohne Gezwang durch ein Stadelthor aus- und eingehen, konnte ſich auch kaum rühren und regen, und mußte denn ſeine Freundſchaft mit ihm gehen, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswalds Kirchtag ging und ſich auch ſehen laſſen wollte vor den Leuten, ſo fuhr er einher auf einem Karren in ſeiner Rüſtung und ſo gewappnet, wie Jedermänniglich noch nie geſehen hatte. Den Wagen zogen vier ſtarke Ochſen, und hinterdrein gingen alle Bauern ſeines Ortes mit ihren Weibern und Kindern, die ſteckten ſich, wenn ſich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feſte und Schirmhut. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbruſt, an ſeiner Seite hing ein Schwert einer Mannslänge lang, ein Zweihänder; und neben ihm lag noch ein Bogen nebſt einem Pfeilköcher.

Wenn nun der kugelrunde Müller mit ſeinem Karren und ſeinen vier Ochſen an einen gewiſſen Berg kam, über welchen der Weg führte, ſo harreten ſeiner dort ein Paar Neffen mit Weib und Kindern, die halfen den Wagen die Höhe hinauf ſchieben, während vorn noch ſechs Ochſen als Vorſpann zogen, und ſo brachten ſie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach und Vergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der andern Seite des Berges wieder abwärts, ſo mußt eingehemmt werden ſo viel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber kopfunter ging. Wenn ſeine Sippſchaft ihn nun endlich am Ziele hatte, ſo wurde er mit Leitern und Hebebäumen vom Wagen herabgeſchrotet, wie ein großes volles Weinfaß, und dann ſchaarten ſie ſich um ihn her, und zumeiſt hinter ihm, wie die Philiſter hinter ihrem Goliath.

Dabei war der runde Mehlſack von großer Stärke und Unerſchrockenheit und es ging von ihm die Rede, daß er einſt in einem Schimpfſpiel, wo ein Kämpfer einen Apfel, der andre eine Birne an der Spitze ſeiner Klinge geführt, und ſich ein großer Lärm erhob, dermaßen in den Haufen mitten hinein geſchlagen, wie ein Hagelſchauer in das Getraide, ſo daß er vielen Bauern viel Leids gebracht. Aber da war ihm ein Gegner entgegengetreten, ſtark und kräftig, der führte einen Hauptſtreich nach dem Müller, daß ſeine Blechhaube gleich zu Boden fiel, und meinten Alle, die das ſahen, der Kopf wäre mit vom Rumpfe geflogen; der kugelrunde Kämpe hatte aber, wie ſein Gegner ausholte, ſeinen Kopf aus der Haube ſchnell heraus und unter die hohe Halsberge gezogen, und jetzt that er einen Streich nach dem Gegner, der ihm ſo tief in den Hals ſchnitt, wie die Senſe des Mähers in das Gras. Da fürchteten ſich alle vor dem gewaltigen Mann, dem die Thaten, die man von Recken las, nur ein Spaß ſchienen.

Nun war aber ein andrer Müller in der Nachbarſchaft, der war eben ſo ſtark und groß, eben ſo kugelrund und trug auch ſo ein wohlausgefüttertes und geblechtes Wams, und keiner mochte den Andern leiden, weil keiner dem andern nachſtand. Und haßten und bekriegten einander ſchon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihtag, wo ſie hinkamen, geriethen ſie aneinander, und fochten gegen einander mit Worten und Waffen: es konnte aber ihrer keiner dem Andern etwas anhaben, und waren zwei gar ſehr gefürchtete Kampfhelden. Der eine Müller hatte einen Sohn, der andre eine Tochter, welche beide einander ſo ſehr liebten, als die Väter einander haßten, und darüber wurde der Zwieſpalt noch größer, bis endlich gute und einſichtsvolle Freunde ſich ins Mittel ſchlugen und beiden Müllern riethen, gute Freunde zu werden und ihre Kinder mit einander zu verheirathen.

Wie das Gerücht vom Bündniß der beiden Müller ins Land erſcholl, und daß ſie ſogar ihre Kinder miteinander verheirathen wollten, da erhob ſich große Unruhe und Beſorgniß, denn jedermänniglich konnte ſich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden ſein würden wie zwei Mühlſteine, zwiſchen denen alles, was ihnen zu nahe kame, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt dem einen Müller zu nahe trat, hatte es gleich mit beiden zu thun, und konnte kein Fürſt die beiden Wämſer überwinden, denn die Müller glichen runden Burgen, waren auch nicht auszuhungern durch eine Belagerung, denn ſie hatten auch in ihren Wämſern manche Metze gefaßt, von der ſie zehren konnten lange Zeit. Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden alſo mannhaft waren, daß ſelbſt der Kaiſer große Mühe gehabt haben würde, ſie zu überwältigen, ſo mußte man nur froh ſein, daß ſie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches kehrten, und begehrten gar keinen Sold und Lohn, ſondern nur die Ehre, fechten und ſtreiten zu dürfen. Und war das nur ihre einzige Klage, daß ſo mancher Tag verging, an dem ſie keines Gegners anſichtig wurden, weil ihr Ruf ſo weit und breit genannt war, daß ſich alles vor ihnen fürchtete.

Viele tapfre Thaten vollführten die beiden kugelrunden Müller, ſeit ſie mit einander verbunden waren, und wenn man dieſe Thaten und die Abenteuer, welche durch ſie beſtanden wurden, niedergeſchrieben hätte, ſo wär das ein Buch geworden, zweimal ſo ſtark wie die Bibel und die Weltchronike. Auch thaten ſie mehr Wunderthaten, als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geſchichten ſagen. Endlich ſchlugen ſie ihre Wohnung in einer Wüſte hinten an der Welt Ende auf, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

Der Richter und der Teufel.

(Nach von Laßberg's Lieder-Saal. I.)

In einer Stadt ſaß ein Mann, der hatte alle Kiſten voll Geld und Gut, er ſelbſt aber war voll aller Laſter, ſo ſchlimm war er, daß es die Leute ſchier Wunders dünkte, daß ihn die Erde nicht verſchlang. Dieſer Mann war noch dazu ein Richter, das heißt, ein Richter, der aller Ungerechtigkeit voll war. An einem Markttage ritt er des Morgens aus, ſeinen ſchönen Weingarten zu ſehen, da trat der Teufel auf dem Heimweg ihn an, in reichen Kleidern und wie ein gar vornehmer Herr geſtaltet. Da der Richter nicht wußte, wer dieſer Fremdling war, und ſolches doch gern wiſſen mochte, ſo fragte er ihn nicht eben höflich, wer und von wannen er ſei? Der Teufel antwortete: „Euch iſt beſſer, wenn Ihr's nicht wiſſet, wer und woher ich bin!“ — „Hoho!“ fuhr der Richter heraus, „ſeid wer Ihr wollt, ſo muß ich's wiſſen, oder Ihr ſeid verloren, denn ich bin der Mann, der hier Gewalt hat, und wenn ich Euch dies und das zu Leide thue, ſo iſt Niemand, der es mir wehren wird und kann. Ich nehm' Euch Leib und Gut, wenn Ihr mir nicht auf meine Frage Beſcheid gebt!“ „Steht es ſo ſchlimm,“ antwortete der Arge, „ſo muß ich Euch wohl meinen Namen und mein Gekommen offenbaren; ich bin der Teufel.“

„Hm!“ brummte der Richter, „und was iſt hier Deines Gewerbes, das will ich auch wiſſen?“ „Schau, Herr Richter,“ antwortete der Böſe, „mir iſt Macht gegeben, heute in dieſe Stadt zu gehen, und das zu nehmen, was mir in vollem Ernſt gegeben wird.“

„Wohlan!“ verſetzte der Richter, „thue alſo, aber laß mich deſſen Zeuge ſein, daß ich ſehe, was man Dir geben wird!“

„Fordre das nicht, dabei zu ſein, wenn ich nehme, was mir beſchieden wird,“ widerrieth der Teufel dem Richter; dieſer aber hub an, den Fürſten der Hölle mit mächtigen Bannworten zu beſchwören, und ſprach: „Ich gebiete und befehle Dir bei Gott und Gottes Geboten, bei Gottes Gewalt und Gottes Zorn, und bei allem, was Dich und Deine Genoſſen bindet, und bei dem ewigen Gerichte Gottes, daß Du vor meinem Angeſicht, und anders nicht, nehmeſt, was man Dir ernſtlich geben wird.“

Der Teufel erſchrak, daß er zitterte bei dieſen fürchterlichen Worten, und machte ein ganz verdrüßlich Geſicht, ſprach auch: „Ei ſo wollte ich, daß ich das Leben nicht hätte! Du bindeſt mich mit einem ſo ſtarken Band, daß ich kaum jemals in größerer Klemme war. Ich gebe Dir aber mein Wort als Fürſt der Hölle, das ich als ſolcher niemals breche, daß es Dir nicht zum Frommen dient, wenn Du auf Deinen Sinn beſtehſt. Stehe ab davon!“

„Nein, ich ſtehe nicht ab davon!“ rief der Richter. „Was mir auch darum geſchehe, das muß ich über mich ergehen laſſen; ich will jenes nun einmal ſehen! Und ſollt' es mir an das Leben gehn!“

Nun gingen Beide, der Richter und der Teufel, mit einander auf den Markt, wo gerade Markttag war, daher viel Volks verſammelt, und überall bot man dem Richter und ſeinem Begleiter, von dem Niemand wußte, wer er ſei, volle Becher und hieß ſie Beſcheid thun. Der Richter that das auch nach ſeiner Gewohnheit, und reichte auch dem Teufel eine Kanne, dieſer aber nahm den Trunk nicht an, weil er wohl wußte, daß es des Richters Ernſt nicht war.

Nun geſchah es von ohngefähr, daß ein Weib ein Schwein daher trieb, welches nicht nach ihrem Willen ging, ſondern die Kreuz die Quere, da ſchrie das zornige Weib im höchſten Aerger dem Schwein zu: „Ei ſo geh zum Teufel, daß Dich der mit Haut und Haar hole!“

„Hörſt Du, Geſelle?“ rief der Richter dem Teufel zu. „Jetzt greife hin und nimm das Schwein.“ Aber der Teufel antwortete: „Es iſt leider der Frau nicht Ernſt mit ihrem Wort. Sie würde ein ganzes Jahr lang trauern und ſich grämen, nähme ich ihr Schwein. Nur was mir im Ernſt gegeben wird, das darf ich nehmen.“

Aehnliches geſchah bald hernach mit einem Weib und einem Kind. Das Letztere ging auch nicht ſo, wie die Frau es lenken wollte, ſo daß ſie auch zu ſchreien begann: „Hole Dich der Teufel, und drehe Dir den Hals um!“ „Hörſt Du Geſelle?“ fragte da wieder der Richter. „Das Kind iſt Dein, hörſt Du nicht, daß man es Dir ernſtlich giebt?“

„O nein, es iſt auch nicht ihr Ernſt!“ antwortete der Teufel. „Sie würde bitterlich wehklagen, nähme ich ſie beim Wort, und das Kind nicht fahren laſſen.“

Jetzt ſahen Beide ein Weib, das hatte viel mit einem Kinde zu ſchaffen, welches heftig ſchrie und ſich ſehr ungartig gebehrdete, ſo daß die Frau voll Unwillens war und ausrief: „Willſt Du mir nicht folgen, ſo nehme Dich der böſe Feind, Du Balg!“

„Nun? nimmſt Du auch nicht das Kind?“ fragte der Richter ganz verwundert, und der Teufel antwortete: „Ich habe deß keine Macht, das Kindlein zu nehmen. Dieſes Weib nähme nicht zehn, nicht hundert und nicht tauſend Pfund, und gönnte mir im Ernſt das Kind; wie gern ich's auch nähme, darf ich doch nicht, denn es iſt nicht des Weibes rechter Ernſt.“

Nun kamen die Beiden recht mitten auf den Markt, wo das dichteſte Volksgedränge war, da mußten ſie ein wenig ſtille ſtehen, und konnten nicht durch das Gewümmel und Getümmel ſchreiten. Da wurde ein Weib des Richters anſichtig, das war arm und alt und krank und trug großes Ungemach; ſie begann laut zu weinen und zu ſchreien, und ließ vor allem Volk folgende heftige Rede vernehmen: „Weh über Dich, Richter! Weh über Dich, daß Du ſo reich biſt und ich ſo arm bin; Du haſt mir ohne Schuld, göttliche und menſchliche Barmherzigkeit verläugnend, mein einziges Kühlein genommen, das mich ernährte, von dem ich meinen ganzen Unterhalt hatte. Weh über Dich, der Du es mir genommen haſt! Ich flehe und ſchreie zu Gott, daß er durch ſeinen Tod und bitteres Leiden, die er für die Menſchheit und für uns arme Sünder trug, meine Bitte gewähre, und die iſt, daß Deinen Leib und Deine Seele der Teufel zur Hölle führe!“ Auf dieſe Rede that der Richter weder Sage noch Frage, aber der Teufel fuhr ihn höhniſch an, und ſprach: „Siehſt Du, Richter, das iſt Ernſt, und den ſollſt Du gleich gewahr werden!“ Damit ſtreckte der Teufel ſeine Krallen aus, nahm den Richter beim Schopf, und fuhr mit ihm durch die Lüfte von dannen, wie der Geier mit einem Huhn. Alles Volk erſchrak und ſtaunte, und weiſe Männer ſprachen die Lehre aus:

Es iſt ein unweiſer Rath,
Der mit dem Teufel umgaht.
Wer gern mit ihm umfährt,
Dem wird ein böſer Lohn beſcheert.

Hans im Glücke.

(Mündlich; Grimm's Sammlung I. 83. Chamiſſo's Gedicht. Daſſelbe illuſtrirt vom Maler Holbein in Gubitz Volkskalender für 1837 und 1838.)

Es war einmal ein Bauernknabe, hieß Hans, ein ehrlich Blut, dünkte ſich nicht auf den Kopf gefallen, der diente treu und ehrlich einem großen, reichen Herrn eine Reihe von Jahren. Zuletzt aber bekam Hans das Heimweh, wollte gern bei ſeiner Mutter ſein und ſprach ſeinen Herrn um den verdienten Lohn an. Der gab Hanſen ein Stück Gold, das war ſo groß, wie Hanſens Kopf, und Hanſens Kopf gehörte nicht zu den dünnen und kleinſten. Der war ſehr zufrieden, packte den ſchweren Goldklumpen in ein Tüchlein, und machte ſich auf die Spazierhölzer. Das Gehen wurde ihm aber blutſauer, er ſchwitzte, daß er troff, denn der Goldklumpen war ſchrecklich ſchwer, er mochte ihn tragen wie er wollte, auf dem Kopf oder auf den Schultern.

Da trottelte ein Reiter leicht und wohlgemuth an Hans vorbei, ſaß auf einem ſpiegelglatten Pferd. „Ei!“ rief Hans! „reiten iſt eine ſchöne Kunſt, wer ſie kann und ein Pferd hat!“ Der Reiter hielt ſein Rößlein an, weil er Hanſens Rede in ſeine Ohren hinein gehört hatte, und fragte ihn, womit er ſich denn da ſo mühſelig ſchleppe?

„Ach! es iſt Gold, pures ſchweres Gold! Der Menſch iſt ein geplagtes Thier!“ ſagte Hans, indem er den Klumpen ächzend zur Erde warf.

„Ei“, ſprach der Reiter, „wenn Du gern reiten willſt, ſo laß uns einen Tauſch machen. Giebſt mir Deinen Laſtklumpen und nimmſt mein Pferd dafür!“ Das ließ ſich der Hans nicht zweimal bieten, er rief fröhlich: „Topp! ſchlagt ein!“ und der Handel war geſchloſſen. Der Reiter nahm das Gold und machte, daß er damit Hanſen aus dem Geſicht kam, dachte, der Handel könnte jenen reuen. Hans aber kletterte auf den Gaul und ritt davon, daß es ſtäubte, aber nicht gar lange, da that das Pferd einen Satz, daß Hans, der nicht reiten konnte, herunterfiel, wie ein Nußſack. Konnte kaum ein Glied regen. Ein Bauer, der mit einer Kuh des Weges zog, fing das ledige Pferd, und führt's dahin, wo Hans lag. Der weinte und rieb ſich die Knochen. „Nimmermehr reiten, thut nicht gut! Wer doch ſo ein ſanftes Kühchen hätte, wie Ihr dort, guter Freund! Da könnte man tagtäglich Milch eſſen, und Butter und Käſe und wird nicht heruntergeworfen."

„Ei," ſagte der pfiffige Bauer, „wenn Euch die Kuh ſo wohl gefällt, ſo gefällt mir nun gerade auch Euer muthiges Pferd, geb' Euch die Kuh für das Pferd!"

„Das iſt ein guter Tauſch, den lob' ich mir," ſprach Hans, nahm die Kuh und trieb ſie vor ſich her, während der Bauer ſich auf das Roß ſetzte, und heidi, haſt Du nicht geſehen, davon ritt.

Als Hans in ein Wirthshaus kam, verzehrte er ſeine letzten Paar Heller, denn er meinte nun, da er die Kuh habe, brauche er kein Geld, und marſchirte weiter. Es war aber den Tag ſehr heiß und noch eine weite Strecke zum Dorfe, wo Hans her war, und ſeine Mutter wohnte, und es dürſtete Hanſen. Da ſchickte er ſich an, die Kuh zu melken, aber ſo ungeſchickt, daß keine Milch kam, und daß ihm zuletzt die Kuh einen Tritt gab, davon ihm Hören und Sehen verging, und er nicht wußte, ob er ein Bub oder ein Mädchen war. Da trieb juſt ein Metzger des Weges mit einem jungen Schwein, der fragte mitleidvoll den geſchlagenen Hans, was ihm fehle, und bot ihm einmal aus ſeiner Flaſche zu trinken. Hans erzählte ſein Abenteuer, und der Metzger machte ihm bemerklich, daß von einer ſo alten Kuh keine Milch zu erwarten ſei, die müſſe man ſchlachten. „Hm!" meinte Hans, „wird auch keinen ſonderlichen Braten geben, altes Kuhfleiſch! Ja, wer ſo ein nettes fettes Schweinchen hätte, das ſchmeckt, und giebt Fetzenwurſtel!"

„Guter Freund!" ſagte der Metzger, „wenn Euch das Schweinchen ſo gefällt, ſo laßt uns einen Tauſch treffen, gerade auf, Ihr das Schwein, ich die Kuh! Iſt's recht?" — „Iſt ſchon recht!" ſagte Hans, von Herzen innerlich froh über ſein Glück. Zog heiter ſeine Straße, und dachte: „Biſt doch ein rechtes Glückskind, Hans! Immer wird der Schade wieder erſetzt. O wie ſoll dieſer Schweinebraten ſchmecken!"

Bald kam ein Burſche deſſelben Wegs und holte den Hans ein, der trug eine fette, ſchwere, weiße Gans im Arm, grüßte Hans, und da ſie mit einander ins Geſpräch kamen, erzählte er ihm, daß die Gans zu einem Kindtaufsbraten beſtimmt ſei. Das müßte ein Braten werden, der ſeines Gleichen ſuche. Dabei ließ er die Gans den Hans in der Hand wiegen und unter den Flügeln die Fettklumpen befühlen.

„Die Gans iſt gut, mein Schweinchen da iſt aber auch kein Hund!“ ſagte Hans. „Wo haſt Du denn das Schwein her?“ fragte der Burſche, und Hans erzählte, daß er es vor kurzem erſt erhandelt. Da ſah ſich jener bedenklich um, und ſprach: „Höre, ein Wort im Vertrauen! Da hinten im letzten Dorfe iſt dem Schulzen alleweil ein junges Schwein geſtohlen worden. Der Dieb hat's an Dich verpaſcht, und wenn jetzt der Flurſchütz uns nachkommt, (mich däucht, ich ſehe ſeinen Spieß ſchon dort über den Kornähren blinken), ſo faßt er Dich für den Dieb, und Du kommſt, ſtatt mit dem Schwein in die Küche Deiner Mutter, in des Teufels Küche!“

„Ach Du mein lieber Herr Gott! Was bin ich für ein Unglücksvogel!“ ſchrie Hans. „Hilf mir doch um Gottes willen, guter, liebſter Freund!“

„Weißt Du was,“ ſprach der Burſche, „geſchwind gieb mir das Schwein und nimm Du meine Gans! Ich weiß hier herum die Schleichwege, und will mich ſchon unſichtbar machen!“

Geſagt, gethan, Handel geſchloſſen, und in zwei Augenblicken waren Burſch und Schwein dem Hans aus den Augen. „Bin doch ein Glücksvogel!“ lachte Hans innerlich, und trug die Gans eine gute Strecke. Vom Flurſchütz oder ſonſt einem Nachſetzenden war nichts zu ſehen. Hans berechnete den guten Braten, das Fett, die Federn, die Freude ſeiner Mutter; und ſo kam er in das letzte Dorf vor dem ſeinigen. Da ſtand ein Scheerenſchleifer an ſeinem Karren, der ſah ganz fröhlich aus, ſchliff und pfiff, und pfiff und ſchliff, daß es nur ſo ſchnurrte, dann ſang er einen luſtigen Gaſſenhauer

„Es kam ein junger Schleifer her
Schliff die Meſſer und die Scheer!
Hat's gern gethan,
Thuts noch einmal
Was geht's Dich an?
Was haſt denn Du davon?“

Hans blieb ganz verwundert ſtehen mit ſeiner Gans, und hatt ſeine Verwunderung über des Schleifers Luſtigkeit, dann bot er ihn guten Tag, und fragte: „Euch geht's gewiß recht gut, daß Ihr luſtig und fröhlich ſeid? Wer's doch auch ſo hätte!“

„O ja, mein guter Kamerad,“ ſprach der Scheerenſchleife „bin alldieweil luſtig, immer Geld in der Taſche, kannſt's auch haben mit Deiner Gans. Woher haſt die Gans?“

„Hab' ſie kriegt für ein Schwein!“ berichtete Hans. „Un das Schwein?“ — „Für eine Kuh gekriegt!“ — „Und die Kuh?

„Für ein Pferd eingehandelt." — „Und das Pferd?" „Einen Klumpen Gold hingegeben, ſo groß, wie mein Kopf." — „O Du Schlaukopf! Und woher das Gold?" — „Sieben Jahre gedient, Lohn bekommen!" — „Pfiffikus, Dir fehlt nichts, als daß Du ein Schleifer würdeſt, wie ich, dann klingt Dir das Geld in allen Taſchen. Dazu braucht es nur eines guten Hirnſchleifſteins; hier hab' ich noch einen liegen, iſt zwar ſchon etwas abgenutzt, geht aber noch mit (wenn Du ihn trägſt)! Den geb' ich Dir für Deine Gans. Willſt Du?"

„Ob ich will! Freilich!" rief Hans ganz erfreut. „Geld in allen Taſchen iſt eine ſchöne Profeſſion."

Der loſe Schleifer gab dem guten Hans einen alten Wetzſtein und einen großen Kieſel, der am Wege lag, nahm die fette Gans, und Hans zog fürbaß, ganz glücklich, daß ſich alles ſo ſchön getroffen, meinte, er müſſe in einer Glückshaut geboren ſein.

Aber die Sonne ſchien und brannte heiß, Hans hatte Hunger und Durſt, war matt und müde, und die Steine waren ſchwer, faſt ſo ſchwer, wie der Goldklumpen geweſen war, und er dachte: o wenn ich mich doch nicht mit dieſen Schleifſteinen ſchleppen müßte. Da war ein Brünnlein am Wege, daraus wollte Hans ſeinen Durſt löſchen, bückte ſich, und im Bücken fielen die Steine in den Brunnen hinab. Wer war froher wie Hans im Glücke, daß er ſo mit einem Male ohne ſein Zuthun die ſchweren Steine los geworden! Freudig ſprang er auf, los und ledig aller Sorgen, aller Laſten, pries ſich als den glücklichſten Menſchen, und langte guten Muthes bei ſeiner Mutter an, — Hans im Glücke.

Die ſieben Raben.

(Nach mündlicher Ueberlieferung. Auch in Grimm's Sammlung I. 25, doch ſehr abweichend.)

Wie in der Welt gar viele wunderliche Dinge geſchehen, ſo trug ſichs auch einmal zu, daß eine arme Frau ſieben Knäblein auf einmal gebar; und dieſe lebten alle und gediehen alle. Nach etlichen Jahren bekam ſie auch noch ein Töchterchen. Ihr Mann war gar fleißig und tüchtig in ſeiner Arbeit, deshalb ihn auch die Leute, welche Handarbeiter bedurften, gerne in Dienſt nahmen, wodurch er nicht nur ſeine zahlreiche Familie auf ehrliche Weiſe ernähren konnte, ſondern ſo viel erwarb, daß auch noch bei genauer Einrichtung ſeine brave Hausfrau einen Nothpfennig zurücklegen konnte. Doch dieſer treue Vater ſtarb in ſeinen beſten Jahren; und die arme Wittwe gerieth bald in Noth, denn ſie konnte nicht ſo viel erſchaffen, um ihre acht Kinder zu ernähren und zu kleiden. Dazu wurden die ſieben Knaben immer größer, und brauchten immer mehr, und wurden aber auch zur größten Betrübniß ihrer Mutter immer unartiger, ja ſie wurden ſogar wild und böſe. Die arme Frau vermochte kaum noch zu ertragen, was ſie alles bekümmerte und drückte. Sie wollte doch ihre Kinder gut und fromm erziehen, und ihre Strenge und ihre Milde fruchtete nichts, der Knaben Herzen waren und blieben verſtockt. Darum ſprach ſie eines Tages, als ihre Geduld doch zu Ende gegangen war: „O, ihr böſen Raben-Jungen! ich wollte, ihr wäret ſieben ſchwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder ſähe.“ Und alsbald wurden die ſieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenſter hinaus und verſchwanden.

Nun lebte die Mutter mit ihrem einzigen Töchterlein recht ſtille und zufrieden, ſie verdienten ſich mehr noch als ſie brauchten. Und die Tochter wurde ein hübſches, gutes und ſittſames Mädchen. Doch nach etlichen Jahren bekamen Beide, Mutter und Tochter, gar herzliche Sehnſucht nach den ſieben Brüdern, ſie ſprachen oft von ihnen und weinten: wenn doch die Brüder wieder kämen, und brave Burſche wären, wie könnten wir durch unſere Arbeit uns ſo gut ſtehen und untereinander ſo viele Freude haben. Und weil die Sehnſucht nach ihren Brüdern im Herzen des Mägdleins immer heftiger wurde, ſprach ſie einſt zur Mutter: „Liebe Mutter, laß mich fortwandern und die Brüder aufſuchen, daß ich ſie umlenke von ihrem böſen Weſen, und ſie Dir zuführe zur Ehre und Freude Deines Alters.“ Die Mutter antwortete: „Du gute Tochter, ich kann und will Dich nicht abhalten, dieſe fromme That zu vollführen, wandre fort, und Gott geleite Dich!“ Gab ihr darauf ein kleines goldnes Ringelein, das ſie ſchon als kleines Kind am Finger getragen, wie die Brüder in Raben verwandelt wurden.

Da machte ſich das Mädchen ſogleich auf und wanderte fort, gar weit, weit fort, und fand lange keine Spur von ihren Brüdern; aber einmal kam ſie an einen ſehr hohen Berg, auf deſſen Höhe ein kleines Häuschen ſtand, da hatte ſie ſich drunten niedergeſetzt um auszuruhen und blickte ſinnend immer hinauf nach dem Häuschen.

Dasſelbe kam ihr bald vor wie ein Vogelneſt, denn es ſah grau aus, als ob es von Steinchen und Koth zuſammengefügt wäre, bald kam es ihr vor wie eine menſchliche Wohnung. Sie dachte: ob nicht da droben Deine Brüder wohnen? Und als ſie endlich ſieben ſchwarze Raben aus dem Häuschen fliegen ſah, beſtätigte ſich ihre Vermuthung noch mehr. Sie machte ſich freudig auf, um den Berg zu erſteigen; doch der Weg, der hinauf führte, war mit ſo ſeltſamen, ſpiegelglatten Steinen gepflaſtert, daß ſie allemal, wenn ſie mit großer Mühe eine Strecke hinan war, ausglitt und wieder herunter fiel. Da wurde ſie betrübt, und wußte nicht, wie ſie nur hinauf kommen könnte. Da ſah ſie eine ſchöne weiße Gans, und dachte: wenn ich nur deine Flügel hätte, ſo wollte ich bald droben ſein. Dann dachte ſie wieder: kann ich mir ihre Flügel denn nicht abſchneiden? Ei, dann wäre mir ja geholfen! Und ſie fing raſch die ſchöne Gans, ſchnitt ihr die Flügel ab, und auch die Beine, und nähte ſich dieſelben an. Und ſiehe, wie ſie das Fliegen probirte, ging es ſo ſchön, ſo leicht und gut, und wenn ſie müde war vom Fliegen, lief ſie ein wenig mit den Gänſefüßen, und glitt nicht einmal wieder aus. So kam ſie ſchnell und gut an das lang erſehnte Ziel. Droben ging ſie hinein in das Häuschen, doch war es ſehr klein; drinnen ſtanden ſieben winzig kleine Tiſchchen, ſieben Stühlchen, ſieben Bettchen, und in der Stube waren auch ſieben Fenſterchen, und in dem Ofen ſtanden ſieben Schüſſelchen, darauf lagen gebratene Vögelchen und geſottene Vogeleier. Die gute Schweſter war von der weiten Reiſe müde geworden, und freute ſich nun, einmal ordentlich ausruhen zu können; auch fühlte ſie Hunger. Da nahm ſie die ſieben Schüſſelchen aus dem Ofen, und aß von einem jeden ein wenig, und ſetzte ſich auf jedes Stühlchen ein wenig, und legte ſich in jedes Bettchen ein wenig, und in dem letzten Bettchen ſchlief ſie ein, und blieb darinnen liegen, bis die ſieben Brüder zurück kamen. Dieſe flogen durch die ſieben Fenſter herein in die Stube, nahmen ihre Schüſſeln aus dem Ofen und wollten eſſen, merkten aber, daß ſchon davon gegeſſen war. Nun wollten ſie ſich ſchlafen legen, und fanden ihre Bettchen verdrückt, und einer der Brüder that einen lauten Schrei, und ſprach: „O was liegt für ein ſchönes Mägdlein in meinem Bett!“ Die andern Brüder liefen ſchnell herbei, und ſahen erſtaunt das ſchlafende Mädchen liegen. Da ſprach einer um den andern: „Wenn es doch unſer Schweſterchen wäre!“ und wieder rief einer um den andern voll Freude: „Ja, das iſt unſer Schweſterchen, ja, das iſt es! Solche Haare hatte es, und ſolch ein Mündlein hatte es, und ſolch ein Ringlein trug es damals an ſeinem größten Finger, wie es jetzt am kleinſten eins trägt!“ Und ſie jauchzten alle, und küßten das Schweſterchen alle; aber dieſes ſchlief ſo feſt, daß es lange nicht erwachte.

Endlich ſchlug das Mädchen die Aeuglein auf, und ſahe die ſieben ſchwarzen Brüder um ihr Bett ſitzen. Da ſagte ſie: „O, ſeid herzlich gegrüßt, meine lieben Brüder, Gott ſei gedankt daß ich euch endlich geſunden habe; ich habe euretwegen eine lange, mühevolle Reiſe gemacht, um euch wieder aus eurer Verbannnug zurückzuholen, wenn ihr nämlich einen beſſern Sinn in euren Herzen gefaßt habt, daß ihr eure gute Mutter nie mehr kränken und ärgern wollet, daß ihr fleißig mit uns arbeitet, und die Ehre und Freude eurer alten treuen Mutter werden wollet.“ Während dieſer Rede hatten die Brüder bitterlich geweint, und ſprachen nun: „Ja, herzige Schweſter, wir wollen gut ſein, und nie wieder die Mutter beleidigen, ach, als Raben haben wir ein elendigliches Leben, und ehe wir uns dieſes Häuschen erbaut, ſind wir oft vor Hunger und Elend bald umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte; denn wir mußten die Leichname von den armen gerichteten Sündern freſſen, und wurden dadurch ſtets an des Sünders ſchauerliches Ende erinnert.“

Die Schweſter weinte Freudenthränen, daß ihre Brüder ſich bekehrt hatten, und ſo voll frommen Sinnes ſprachen. „O,“ rief ſie aus „nun iſt alles gut, wenn ihr nach Hauſe kommt, und die Mutter vernimmt, daß ihr beſſer worden ſeid, wird ſie euch herzlich, verzeihen, und euch wieder zu Menſchen machen.“

Als nun die Brüder mit dem Schweſterchen heim reiſen wollten, ſprachen ſie erſt, indem ſie ein hölzernes Käſtlein öffneten: „Liebe Schweſter, nimm hier dieſe ſchönen goldenen Ringe, und blitzenden Steinchen, die wir draußen ſo nach und nach fanden, in dein Schürzchen und trage es mit nach Hauſe, denn dadurch können wir als Menſchen reich werden. Als Raben trugen wir ſie nur um des ſchönen Glanzes willen zuſammen.“

Das Schweſterchen that ſo wie die Brüder wollten; und hatte ſelbſt Freude an dem ſchönen Schmuck. Auf der Heimreiſe trugen die Rabenbrüder einer um den andern das Schweſterchen auf ihren Flügeln, bis ſie an die Wohnung ihrer Mutter kamen; da flogen ſie zum Fenſter hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und gelobten, fortan ſtets gute Kinder zu ſein. Auch die Schweſter half bitten und flehen; und die Mutter war voll

Freude und Liebe und verzieh ihren ſieben Söhnen. Da wurden ſie wieder Menſchen und gar ſchöne blühende Jünglinge, einer ſo groß und ſo anmuthvoll wie der andere. Dankend herzten und küßten ſie die gute Mutter und die liebevolle Schweſter. Und bald darauf nahmen alle ſieben Brüder ſich junge ſittſame Frauen, bauten ſich ein großes ſchönes Haus, denn ſie hatten für ihre Kleinodien ſehr vieles Geld bekommen. Und des neuen Hauſes erſte Weihe war der Brüder ſiebenfache Hochzeit.

Dann nahm auch die Schweſter einen braven Mann, mußte aber auf der Brüder Flehn und Bitten bei ihnen wohnen bleiben.

So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern, und wurde von denſelben bis in ihr ſpätes Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.

Die drei Federn.

(Nach einem Volksliede.) [illegible] h. kf. [illegible] ne. 1, 16, N. 20

Einem Mann wurde ein Söhnlein geboren, und da der Vater ausging, einen Pathen zu ſuchen, der das Kind aus der Taufe hebe, ſo fand er einen jungen und wunderſchönen Knaben, gegen den ſein Herz gleich ganz voll Liebe wurde. Und als er ihm nun ſeine Bitte vortrug, war der ſchöne Knabe gern bereit mitzugehen, und das Kind zu heben, und hinterließ ein junges weißes Roß als Pathengeſchenk. Dieſer Knabe iſt aber Niemand anders geweſen, als Jeſus Chriſtus, unſer Herr.

Der junge Knabe, welcher in der Taufe den Namen Heinrich empfangen hatte, wuchs zu ſeines Vaters und ſeiner Mutter Freude, und wie er die Jünglingsjahre erreicht hatte, da hielt es ihn nicht mehr daheim, ſondern es zog ihn in die Ferne, nach Thaten und Abenteuern. Nahm daher Urlaub von ſeinen Aeltern, ſetzte ſich auf ſein geſatteltes Rößlein, das ihm der unbekannte Knabe zum Pathengeſchenk gegeben, obſchon er nicht wußte, wie viel dieſes Rößlein werth war, und ritt friſch und fröhlich darauf in die Welt hinein. Da ritt er eines Tages durch einen Wald, und ſiehe, da lag hart am Wege eine ſchöne Feder aus dem Rad eines Pfauen, und die Sonne ſchien auf die Feder, daß ihre bunten Farben in ihrem Glanze prächtig leuchteten. Der junge Knabe hielt ſein Rößlein an, und wollte abſteigen, um die Feder aufzuheben, und ſie an ſeinen Hut zu ſtecken. Da that das Rößlein ſein Maul auf, und ſprach: „Ach laß die Feder auf dem Grunde liegen!“ Deß verwunderte ſich der junge Reiter, daß das Rößlein ſprechen konnte, und es kam ihm ein Schauer an; blieb im Sattel, ſtieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter. Nach einer Zeit geſchah es, daß der Knabe am Ufer eines Bächleins hinritt, ſiehe, da lag eine bunte, feine, viel ſchönere Feder auf dem grünen Gras, als jene war, die im Walde gelegen hatte, und des Knaben Herz verlangte nach ihr, ſeinen Hut damit zu ſchmücken; denn dergleichen Pracht von einer Feder hatte er all ſein Lebtag noch nicht geſehen. Aber wie er abſteigen wollte, ſo ſprach das Rößlein abermals: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Und wieder verwunderte ſich der Knabe über alle Maaßen, daß das Rößlein ſprach, während es doch ſonſt nicht redete, folgte ihm auch dieſesmal, blieb im Sattel, ſtieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter.

Nun währte es nur eine kleine Zeit, da kam der Knabe an einen hohen Berg, wollte da hinauf reiten, da lag an ſeinem Fuße im Wieſengrunde wieder eine Feder, das war nach ſeinem Vermeinen aber die allerſchönſte in der ganzen weiten Welt, und die mußte er haben. Sie glänzte und funkelte, wie lauter blaue und grüne Edelgeſteine, oder wie die hellen Thautropfen in der Morgenſonne. Aber wiederum ſprach das Rößlein: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Dieſesmal vermochte der Jüngling aber dem Rößlein nicht zu gehorchen, und wollte ſeinen Rath nicht hören, denn es gelüſtete ihm allzuſehr nach dem lieblichen und ſtattlichen Schmuck. Er ſtieg ab, hob die Feder vom Grunde und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Da ſprach das Rößlein: „O weh, was thuſt Du Dir zum Schaden? Es wird Dich wohl noch reuen!“ Weiter ſprach es nichts. Wie der Jüngling weiter ritt, ſo kam er an eine ſtattliche und wohlgebaute Stadt, da ſah er viel geſchmückte Bürgersleute, und es kam ihm ein feiner Zug entgegen mit Pfeifern, Paukern und Trompetern, und vielen wehenden Fahnen, und das war prächtig anzuſehen. Und in dem Zuge gingen Jungfrauen, die ſtreuten Blumen, und die vier ſchönſten trugen auf einem Kiſſen eine Königskrone. Und die Aelteſten der Stadt reichten die Krone dem Jüngling und ſprachen: „Heil Dir, Du uns von Gott geſandter edler Jüngling! Du ſollſt unſer König ſein! Gelobt ſei Gott der Herr in alle Ewigkeit!" Und alles Volk ſchrie: „Heil unſerm König!" Der Jüngling wußte nicht wie ihm geſchehen, als er auf ſeinem Haupt die Königskrone fühlte, kniete nieder und lobte Gott und den Heiland. Hätte er die erſte Feder aufgehoben, ſo wär er ein Graf geworden; die zweite: ein Herzog, und hätte er die dritte Feder nicht aufgehoben, ſo hätte er auf dem Bergesgipfel eine vierte gefunden, und das Rößlein hätte dann geſprochen: „Dieſe Feder nimm vom Grunde." Dann wär er ein mächtiger Kaiſer geworden über viele Reiche der Welt, und die Sonne wäre nicht untergegangen in ſeinen Landen. Doch war er auch ſo zufrieden, und ward ein gütiger, weiſer, gerechter und frommer König.

Das Thränenkrüglein.

Es waren einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen, und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht ſein. Aber da ſandte der Herr eine große Krankheit, die wüthete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf ſein Lager ſank und zum Tod erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es ſtarb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloſer Schmerz, und ſie aß nicht und trank nicht und weinte weinte weinte wieder drei Tage lang und drei Nächte lang ohne Aufhören, und rief nach ihrem Kinde. Wie ſie nun ſo voll tiefen Leides in der dritten Nacht ſaß, an der Stelle, wo ihr Kind geſtorben war, thränenmüde und ſchmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leiſe die Thüre auf, und die Mutter ſchrak zuſammen, denn vor ihr ſtand ihr geſtorbenes Kind. Das war ein ſeliges Englein geworden und lächelte ſüß wie die Unſchuld und ſchön wie Verklärung. Es trug aber in ſeinen Händchen ein Krüglein, das war ſchier übervoll. Und das Kind ſprach: „O lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in dieſem Krüglein ſind Deine Thränen, die Du um mich vergoſſen haſt; der Engel der Trauer hat ſie in dieſes Gefäß geſammelt. Wenn Du nur noch eine

Thräne um mich weineſt, ſo wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um Dein Kind, denn Dein Kind iſt wohl aufgehoben, iſt glücklich, und Engel ſind ſeine Geſpielen.“ Damit verſchwand das todte Kind und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr. Um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu ſtören, um des Kindes Seligkeit willen weinte ſie keine Thräne mehr, bezwang ſie ihren ungeheuern tiefen Seelenſchmerz. So ſtark und mächtig iſt Mutterliebe!

Vom Hänschen und Grethchen, die in die rothen Beeren gingen.

(Mündlich.)

Hänschen und Grethchen waren noch kleine Kinder, als ſie einmal mit einander hinaus in den Wald gingen, um rothe Beeren zu ſuchen. Jedes hatte ein Töpfchen. Ehe ſie den Wald erreichten, kamen ſie an einen Teich, darinnen gar ſchöne Fiſchchen herumſchwammen, die ausſahen wie das blanke Silber. Davon fingen ſich die Kinder einige, und thaten ſie in ihre Töpfchen; dann pflückten ſie im Wald noch gar viele rothe Beeren und thaten ſie hinein zu den Fiſchen, bis das Töpfchen ganz voll war. Dann fanden ſie zwei ſchöne Meſſerchen, und die legten ſie oben darauf. Aber, als ſie eine kleine Strecke durch den Wald gegangen waren, ſahen ſie einen großen Bären entgegen kommen; da fürchteten ſie ſich ſehr, und verſteckten ſich, und ließen in der Eile ihre Töpfchen zurück, die der Bär, als er herbei kam, mit ſammt den Fiſchen und Beeren auffraß, Und auch die Meſſerchen verſchluckte er. Dann tappte er wieder fort. Die Kinder, als ſie ſich wieder hervorwagten aus ihrem Verſteck, und ſahen daß ihre Fiſche und Beeren und Töpfe und Meſſer gefreſſen waren, fingen ſie ſehr an zu weinen, und gingen nach Hauſe, und ſagten es ihrem Vater. Der machte ſich ſchnell auf, nahm ein langes Meſſer mit, ging hinaus in den Wald, und ſchnitt dem Bären den Leib auf, und that alles wieder heraus:

die Beeren, die Fiſchchen, die Töpſchen und Meſſerchen und gab es ſeinem Hänschen und Grethchen wieder. Da waren die Kinder voll Fröhlichkeit, und trugen ihre Töpſchen heim, und aßen die rothe Beeren, und aßen ihre Fiſchchen, und ſpielten mit den ſchönen Meſſerchen.

Die ſchöne junge Braut.

(Mündlich in Thüringen.)

Es ging einmal ein hübſches Landmädchen in den Wald, um Futter für ihre Kuh zu holen; wie ſie nun in Gottes Namen graſete und an gar nichts Arges dachte, ſo kamen auf einmal viele Räuber, umringten ſie und führten ſie mit ſich fort, ohne Gnad' und Barmherzigkeit, ſie mochte ſchreien und zappeln, bitten und betteln ſo viel ſie wollte. Weit ab von des Mädchens Heimath in einem finſtern Walde hatten die Räuber ein Haus, worin ſie ſich aufhielten, wenigſtens blieben immer einige daheim, wenn die andern auf Raub auszogen. Dem Mädchen thaten aber die Räuber weiter nichts zu Leide, als daß ſie ſie eben aus ihrer Heimath fortführten, und ſie in dem Hauſe gleichſam gefangen hielten; ſie mußte den Haushalt beſorgen, kochen, backen und waſchen, ſonſt hatte ſie es gut, wurde aber immer ſcharf bewacht. Dabei hatten ihr die Räuber den Namen gegeben: Schöne junge Braut!

So war nun das Mädchen ſchon einige Jahre in der Räuberherberge, als es ſich einmal traf, daß ein Hauptraub ausgeführt werden ſollte, an dem, wenn er gelingen ſollte, die ganze helle Bande Theil nehmen mußte.

Da das Mädchen ſich an das Leben in der Räuberhöhle nun gewöhnt zu haben ſchien, auch noch keinen Verſuch zu entfliehen gemacht hatte, und auch ſchwerlich durch den wilden Wald die Wege finden würde — ſo dachte der Hauptmann — ſo blieb ſie dieſesmal allein und unbewacht im Waldhauſe zurück. Aber die Räuber waren kaum fort, ſo ſann die ſchöne Braut darauf, wie ſie unerkannt entfliehen könne. Sie machte geſchwind eine Geſtalt von Stroh, zog derſelben ihre Kleider an, ſetzte ihr ihre Haube auf, ſich ſelbſt aber beſtrich ſie von Kopf bis zu den Füßen mit Honig, wälzte ſich darauf über und über in Federn, ſo daß ſie ganz unkennbar wurde, und ausſah, wie ein ſeltſamer Vogel. Die Geſtalt in ihren Kleidern lehnte ſie an ein Fenſter über der Hausthür, und ließ ſie hinausſehen, doch mit verdecktem Geſicht, und dann eilte ſie von dannen.

Mochte es aber nun ſein, daß dem Hauptmann eine Ahnung von des Mädchens beabſichtigter Flucht kam, oder daß etwas vergeſſen worden war, genug, er ſandte einige ſeiner Räuber nach dem Hauſe zurück, und gerade mußte es ſich treffen, daß ihnen auf ihrem Wege das fiedrige Käuzlein aufſtieß. Sie dachten aber, es wäre einer ihrer Kumpane, der ſich unkenntlich gemacht hätte, und riefen die Geſtalt lachend und fragend an:

„Wohin, wohin, Herr Federſack?
Was macht die ſchöne junge Braut?“

Dieſe, die es ſelbſt war, war zwar ſehr erſchrocken, doch faßte ſie ſich ein Herz, und antwortete mit verſtellter Stimme:

„Sie fegt und ſäubert unſer Haus
Und ſchaut wohl auch zum Fenſter heraus!“

Damit machte ſie, daß ſie den Räubern aus dem Geſichte kam, kam auch glücklich aus dem Walde, erreichte ein Dorf, kaufte ſich Kleider, badete ſich, und erlangte glücklich und wohlbehalten, obſchon nach langer Wanderung, ihre Heimath wieder, und da ſie nicht gerade das Beſte in der Räuberherberge zurückgelaſſen hatte, ſondern für ihren Jahrlohn mitgehen heißen, ſo hatte ſie auch wohl zu leben und heirathete einen wackern Burſchen.

Jene Räuber, wie die nun des Hauſes anſichtig wurden, ſahen die Geſtalt der ſchönen jungen Braut am Fenſter und grüßten ſchon von weiten, indem ſie riefen:

„Grüß Gott, o ſchöne junge Braut,
Die freundlich uns entgegen ſchaut.“

Da aber der Gruß unerwiedert blieb, ſo verwunderten ſich die Räuber, und als ſie näher kamen, vermeinten ſie, die ſchöne junge Braut ſei eingeſchlafen. Vergebens riefen ſie, ſie ermunterte ſich nicht; vergebens geboten ſie ihr, zu öffnen, alle ihr Pochen und Schreien, Rufen und Schelten war erfolglos, und wüthend traten ſie zuletzt die Thüre in Trümmern, ſtürmten die Treppe hinauf, und faßten die Geſtalt der ſchönen jungen Braut hart an, da fiel ihnen die Strohpuppe in die Arme. Da riefen die Räuber:

„Fahr' wohl, du ſchöne junge Braut!
Ein Thor iſt, wer auf Weiber baut!“

Die Kornähren.

(Mündlich in Thüringen.)

Es war einmal eine Zeit, aber das iſt ſchon undenklich lange her, da trugen alle Kornhalme, und auch die von anderem Getraide, volle goldgelbe Aehren herab bis auf den Boden; da gab es keine Armuth und keine Hungersnoth, niemals, und das war die goldne Zeit. Da konnten ſich alle Menſchen mit Wonne ſättigen, und auch die Vögel, die gerne Körner freſſen, Hühner und Tauben und andere Vögel, fanden Futter vollauf.

Aber da waren unter den Menſchen welche, die waren undankbar und gottvergeſſen, und achteten die ſchöne werthe Gottesgabe, das liebe Getraidig, für gar nichts. Da gab es Frauen, die nahmen, wenn ihre kleinen Kinder ſich verunreinigt hatten, die vollen Aehrenbüſchel und reinigten damit ihre Kinder, und warfen die Aehren auf den Miſt; und die Mägde ſcheuerten mit den vollen Aehren, und die Buben und kleine Mädchen jagten ſich durch das liebe Korn, ſpielten Verſtecken darin, wälzten ſich darauf herum und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, der das Getraide den Menſchen zur Nahrung gegeben hatte, und dem Vieh zum Futter, und nicht zum Verurzen *) und dachte bei ſich, wir wollen es anders machen, und die goldne Zeit ſoll ein Ende haben.

Und da ſchuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm nur eine einzige Aehre trug, einmal für die Menſchen, damit ſie das liebe Getraide beſſer ſchonen lernten, und einmal für die unſchuldigen Thiere, damit ſie doch noch ihr Futter haben ſollten, wenn auch die Menſchen nicht einmal die eine Aehre werth wären.

Von da an iſt Hunger und Theurung und Armuth in die Welt gekommen. Nur zuweilen und ſelten läßt der liebe Gott da oder dort einen Wunderhalm mit vielen, vielen Aehren emporſchoſſen, und zeigt ſo dem Menſchen, wie es einſt beſchaffen war um das Getraide, und was Er kann. Und es geht eine alte Prophezeihung unter dem Volke, daß einmal nach langen Jahren, wenn das Engelwort ſich erfüllt haben wird: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und unter allen Menſchen Wohlwollen, Segnung

---

*) muthwillig Verderben.

und Liebe, daß dann der Boden auch wieder von Gott erweckt werden ſolle, ſolche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Aehren ſind. Unſer Keiner aber wird das erleben.

Vom Hühnchen und Hähnchen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung im Werrathale; bei Grimm: Von dem Tode des Hühnchens. I. 80; ſehr abweichend.)

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die gingen miteinander auf den Nußberg und ſuchten ſich Nüßchen. Das Hähnchen ſprach zum Hühnchen: „Wenn Du ein Nüßchen findeſt, iß es ja nicht allein, gieb mir die Hälfte davon, ſonſt erwürgſt du.“ Aber das Hühnchen hatte ein Nüßchen gefunden und es allein gegeſſen, und der Kern war in ſeinem Hälschen ſtecken geblieben, daß es im Erwürgen war, und ängſtlich rief: „Hähnchen, Hähnchen, hol' mir geſchwind ein wenig Brunnen, ich erwürge ſonſt!“ Da lief das Hähnchen flugs zum Brunnen, und ſprach: „Brunn', Brunn', gieb mir Brunn', daß ich den Brunn' meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußberg und will erſticken.“ Und der Brunnen ſprach: „Erſt geh hin zur Braut, und hole mir den Kranz!“ Da lief das Hähnchen hin zur Braut und ſprach: „Braut, Braut, gieb mir den Kranz, daß ich den Kranz dem Brunnen geb', daß mir der Brunnen Brunnen giebt, daß ich den Brunnen meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußberge und will erwürgen.“ Aber die Braut ſprach: „Erſt geh hin zum Schuſter und hole mir Schuhe.“ Und wie das Hähnchen zum Schuſter kam, ſprach dieſer: „Erſt geh hin zur Sau und hole mir Schmeer.“ Und die Sau ſprach: „Erſt gehe hin zur Kuh und hole mir Milch.“ Und die Kuh ſprach: „Erſt geh hin zur Wieſe und hole mir Gras!“ — Wie nun das Hähnchen zur Wieſe kam, und ſie um Gras bat, war dieſe gütig, und gab ihm viele Blumen und Gras, dieſes gab geſchwinde das Hähnchen der Kuh, und erhielt Milch dafür, und für die Milch that auch das Schwein von ſeinem Fett her, und damit ſchmierte der Schuſter ſein Leder, und machte flugs die Schuhe der Braut, und gegen die Schuhe that freundlich die Braut den Kranz her, und das Hähnchen reichte denſelben dem Brunnen, und dieſer ſprudelte ſogleich ſein klares Waſſer heraus, und in das Gefäßchen, welches das Hähnchen unterhielt. Im ſchnellen Lauf kehrte nun das Hähnchen zurück zum Nußberg; aber wie es zum Hühnchen kam, war daſſelbe unterdeſſen erwürgt. Da kikirikite das Hähnchen vor Schmerz hell auf, das hörten alle Thiere in der Nachbarſchaft, die ließen herbei und weinten um das Hühnchen. Und da bauten ſechs Mäuſelein einen Trauerwagen, darauf legten ſie das todte Hühnchen und ſpannten ſich davor und zogen den Wagen fort. Wie ſie nun, das Hähnchen, das todte Hühnchen, die Mäuslein und der Trauerwagen, ſo auf dem Wege waren, da kam der Fuchs hinterdrein und fragte: „Wo willſt Du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben!“ — „Das will ich thun, Du Narr!“ rief der Fuchs, fraß das Hühnchen, weil es noch nicht lange todt war, und begrubs in ſeinen Magen. Da trauerte das Hähnchen und rief: „So wünſch ich mir den Tod, um bei meinem Hühnchen zu ſein.“ — „Soll ſo ſein!“ ſprach der Fuchs, und fraß das Hähnchen, daß es zu ſeinem Hühnchen kam. Da weinten die Mäuſelein um das Hähnchen, und da dachte der Fuchs, ſie wollten auch todt ſein, und ſchlang ſie hinter. Weil aber die Mäuslein an den Wagen geſpannt waren, ſo ſchlang er auch den Wagen mit hinunter, und da ſtieß ihm die Deichſel das Herz ab, daß er Länge lang hinfiel und alle Viere von ſich ſtreckte. Da flog ein Vöglein auf einen Lindenzweig und ſang: Fuchs iſt mauſetodt! Fuchs iſt mauſetodt.

Die drei Hochzeitgäſte.

(Mündlich.)

Es waren einmal in einem Dorfe drei Hofhunde, die hielten gute Nachbarſchaft miteinander, und da ſollte eine große Bauernhochzeit ſein; zu derſelbigen war Alt und Jung geladen, und wurde gekocht und gebacken, geſotten und gebraten, daß der Geruch durchs ganze Dorf zog. Die drei Hunde waren auch beiſammen und rochen den feinen Dunſt, und rathſchlagten, wie ſie auch hin zur Hochzeit gehen wollten, und ſehen, ob nichts für ſie abfallen werde? Aber um unnützes Aufſehen zu vermeiden, beſchloſſen ſie, nicht zugleich, alle drei auf einmal, hinzulaufen, ſondern einzeln, einer nach dem andern.

Der Erſte ging, machte ſich in das Schlachthaus, erſchnappte jählings ein groſſes Stück Fleiſch und wollte damit ſeiner Wege gehen, allein er wurde erwiſcht, und empfing eine fürchterliche Tracht Prügel, nächſtdem, daß man ihm das Stück Fleiſch aus den Zähnen riß.

So kam er hungrig und übelgeſchlagen zurück auf den Hof zu ſeinen Nachbargeſellen, die lungerten ſchon nach guter Nachricht, und fragten: „Nun, wie hat es Dir ergangen und gefallen?“ Nun ſchämte ſich aber der Hund, die Wahrheit zu geſtehen, daß ſein Hochzeitmahl in einer ſcharfgeſalznen Prügelſuppe beſtanden, ſprach deshalb: „Ganz wohl! Aber es geht dort ſcharf her, und muß Einer hart und weich vertragen können!“

Die Kameraden, als ſie das hörten, vermeinten, es werde über alle Maaßen gegeſſen und getrunken auf der Hochzeit, und es fallen viele gute Bröcklein ab, harte und weiche, Fleiſch und Bein, und alsbald rannte der zweite Hund in vollen Sprüngen nach dem Hochzeithaus, gerade in die Küche, und nahm was er fand, — aber ehe er noch den Rückweg fand, war er ſchon bemerkt, und ward ihm ein Topf voll ſiedend heiſſes Waſſer über den Rücken gegoſſen, daß es nur ſo dampfte, als er von dannen ſchoß, wie ein Pudel, der aus dem Waſſer kommt, doch ob's ihn auch ſchrecklich brannte, er verbiß ſeinen Schmerz. Als er nun auf den Hof kam, wo die beiden Kameraden ſeiner harrten, fragten die gleich: „Nun, wie hat es Dir gefallen?“ „Ganz wohl!“ antwortete der Hund, „aber es geht dort heiß her, und muß Einer kalt und warm vertragen können!“

Da dachte der dritte Hund: die Hochzeitgäſte ſind beim Schmauß in voller Arbeit, und kalte und warme Speiſen wechſeln ab, wollte daher nichts verſäumen, und wenigſtens zum Nachtiſch da ſein, wenn der mürbe Kuchen aufgetragen wird. Eilte ſich, was er konnte. Kaum aber war er im Hauſe, ſo erwiſchte ihn Einer, klemmte ihm den Schwanz zwiſchen die Stubenthür, gerbte ihm das Fell windelweich, und klemmte ſo lange, bis die Haut vom Schwanze ſich abſtreifte und der Hund verſchändet entſprang.

„Nun, wie hat es Dir auf der Hochzeit gefallen?“ fragte die Freunde, jeder mit etwas Spott im Herzen. Der Uebelzug richtete zog ſeinen geſchundenen Schwanz, ſo gut es gehen wollt zwiſchen die Beine, daß man dieſen nicht ſah, und ſprach: „Gan wohl, es ging recht toll her, und gab viel Mürbes, aber Haare laſſen muß Einer können."

Und da dachten die drei Hunde noch lange daran, wie wohl ihnen die Hochzeitſuppe, die Hochzeitbrühe und der Hochzeitkuchen geſchmeckt hatte, und vom Braten hat jeder genug gerochen.

Das Märchen vom Mann im Mond.

(Mündlich.)

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute ſich Holz ab eine großmächtige Welle, band ſie, ſteckte einen Staffelſtock hinein, hackte die Welle auf und trug ſie nach Hauſe zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübſcher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb ſtehen, redete den Wellenträger an, und ſagte: „Weißt Du nicht, daß auf Erden Sonntag iſt, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Thiere und Menſchen geſchaffen? Weißt Du nicht, daß geſchrieben ſteht im dritten Gebot: Du ſollſt den Feiertag heiligen?" Der Fragende aber war der liebe Gott ſelbſt; jener Holzhauer jedoch war ganz verſtockt und antwortete: „Sonntag auf Erden, oder Mondtag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es Dich an?"

„So ſollſt Du deine Reiſſigwelle tragen ewiglich!" ſprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden Dir ſo gar unwerth iſt, ſo ſollſt Du fürder ewigen Mondtag haben, und im Mond ſtehen, ein Warnungsbild für Die, welche den Sonntag mit Arbeit ſchänden!"

Von der Zeit an ſteht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel, und wird wohl auch ſo ſtehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

Die Königskinder.

(Nach mündlicher Ueberlieferung; erinnert mit einem Zug an das Märchen vom Hänſel und Grethel.)

In einem Walde ſtand ein kleines, einſames Häuschen, darinnen eine Mutter mit ihrer Tochter, welche letztere ſchon ziemlich erwachſen war, wohnte. Die Alte war ein ſehr böſes und liſtiges Weib, ſie trieb allerlei geheimnißvolle Dinge. Ihr Anſehen erregte bei fremden Menſchen, die ſie ſahen, Schauder und Furcht. Sie war von Geſicht über alle Maaßen häßlich, ihre Augen waren roth wie Feuer, und blitzten unſtät und unheimlich, um den Kopf trug ſie ſtets eine ſchwarzes Tuch, über welchem die ſtarren grauen Haare niederhingen. Im Sommer war ihr gebräunter Nacken, Bruſt und Arme unbedeckt, ein ſchwarzes Mieder mit großen Knöpfen umſchloß den vorgebeugten Leib; ein rother Rock ſtach ſehr grell ab von den nackten dunkelbraunen Beinen und dem ſchneeweißen Sack, den ſie an der Achſel hangen hatte. Doch das unheimlichſte war noch ein Ring, den ſie am Zeigefinger der rechten Hand trug, der war von Gold und mit rothen Flammenſteinen beſetzt; er glänzte, daß er die Augen verblendete. So ſchlich die böſe Alte ſtets im Walde umher. Sah ſie einen Wanderer, oder einen Reiſewagen, ſo drang ſie ſich den Leuten auf, ſagte ihnen wahr, gar wunderliche Dinge, und bettelte dabei. Und fand ſie Kinder im Walde, ſo lockte ſie dieſe in ihre Wohnung und ſchlachtete ſie. Dagegen war ihre Tochter ein gar gutherziges Mädchen, das oft im Stillen über die böſen Thaten der Mutter bitterlich weinte und den lieben Gott bat, ihr doch von der argen Mutter zu helfen. Doch dieſe hatte, ſo ſchien es, das ewige Leben, ſie wurde nie krank, und obgleich ihre Glieder alt und ſteif und ganz abgezehrt waren, ſo beſaß ſie doch eine Kraft wie der ſtärkſte Mann. Dies alles hatte ſie nur ihrem Zauberring zu danken: und noch viel mehr, denn die Hand, an welcher ſie den Reif trug, war immer unſichtbar, daher ſie, wo ſie nur einen fremden Menſchen draußen im Walde anſprach, allemal zugleich in deſſen Taſche griff, die Börſen, und was ſie drinnen fand herauszog, ohne daß es derſelbige nur im Geringſten merkte. Auch machten die rothen Flammenſtrahlen der Ringſteine die Thiere ſtille ſtehend, wo ſie denſelben in die Augen blinkten, da mußten die Thiere ſtarr in die Strahlen ſehen, bis die Alte den Ring am Finger drehte. So ſchlich ſie denn oft im Walde herum, trug einen großen Topf, ließ die Ringſteine in die Augen der Hirſchkühe blinken, daß ſie ſtill ſtehen mußten, und molk ſie dann.

Einmal des Abends ſaß ſie daheim bei ihrer Tochter und trank auch ſolche Hirſchkuh-Milch, als es an ihr Fenſterlein klopfte; und als ſie darauf hinaus ſah, ſtanden zwei bildſchöne und köſtlich gekleidete Kinderchen draußen und weinten, und das größeſte, ein Knäblein ſprach: „Ach wir haben uns verirrt, und nun wird es Nacht, alt' Mütterchen, ſei ſo gut und laß uns dieſe Nacht in deinem Häuschen ſchlafen, morgen wollen wir ſuchen, unſere Heimath wieder zu finden.“ Die Alte grinzte vor teufliſcher Freude, machte ſchnell die Hausthüre auf und ließ die Kinderchen ein. Aber ſie ging gleich ſehr böſe mit ihnen um, ſie zog ihnen ihre ſchönen Kleider aus, ſo daß ſie ganz nackend waren, und ſteckte ſie in einen finſtern Stall. Dann nahm ſie einen alten Tiegel, goß Milch darein, ſetzte ihn hin vor die Kinder und ſprach: „Hier, eßt die Milch, daß ihr bald fett werdet, daß ich euch ſchlachten kann, ihr ſeid doch nichts nütze auf der Welt, ihr Bälge.“

Ach, wie ſehr weinten die armen Kinder! Sie konnten vor Kummer nichts eſſen; doch überfiel ſie bald ein Schlaf, der ſie ihrem Herzeleid entrückte. Sie träumten, daß ſie daheim wären bei der lieben Mutter und dem Vater und daß ſie gar ſchön ſpielten. Aber wie ſie erwachten und ihre traurige Lage wieder gewahr wurden, fingen ſie von Neuem an zu weinen und zu klagen. Endlich hörten ſie die Stallthüre aufgehen, es kam Jemand, und ſie fürchteten ſich ſehr und meinten, jede Minute geholt und geſchlachtet zu werden. Diesmal kam aber die Tochter, denn die Alte war ſchon hinaus in den Wald. Dem guten Mädchen thaten die lieben Kinder herzlich leid, ſie wollten ihnen gerne helfen, allein ſie ſelbſt mußte ſich ſehr vor der böſen Mutter fürchten. Sie fragte liebreich die Kinder: „Wie heißet ihr denn?“ Da antwortete das Knäblein ſchluchzend: „Ich heiße Irmin, und mein Schweſterchen heißt Elmine, wie heißeſt Du denn?“ Sie ſagte: „Ich heiße Käthe. Aber wer iſt denn euer Vater? wo ſeid ihr denn her?“ — Das Knäblein ſprach: „Mein Vater trägt einen goldenen Mantel und eine Krone und unſre Heimath iſt ſo ſchön, Du ſollteſt nur einmal zu uns kommen.“ Käthe ſprach: „Ich will ſuchen, euch zu befreien, aber jetzt gleich kann es nicht geſchehen; ſeid nur ruhig und geduldig, ich laſſe euch nimmermehr ſchlachten. Eſſet eure Milch, ich will euch auch Erdbeeren und Brod bringen, ſeid nur ruhig, liebe Kinderchen. Und ſo lange ich noch keinen Plan zu eurer Rettung gefunden, ſo lange nehmt dieſe zwei Hölzchen, und wenn meine Mutter kommt und ſpricht: haltet einmal eure Finger heraus, ich will ſehen ob ihr fett ſeid, ſo haltet dieſe Hölzchen hin, daß ſie euch noch nicht für fett genug befindet, und nicht ſchlachtet.“

Die Kinderchen fühlten ſich getröſtet von Käthe's Worten, ſie hörten auf zu weinen, aßen und tranken und freuten ſich ſchon herzlich, daß ſie nach Hauſe kommen ſollten. Des Abends, wenn die Alte heim kam, ging ſie allemal zum Stall und rief den Kindern zu: „Steckt eure Finger heraus,“ aber die Kinder hielten ihre Hölzchen hin, die Alte ſchnitt hinein mit einem ſcharfen Meſſer und ſprach jedesmal: „Ihr ſeid noch dürre!“ und ging wieder fort. Und am Morgen, wenn die Alte fort war, dann kam die gute Käthe zu den Kindern, brachte ihnen Speiſe und tröſtete ſie.

Aber einmal, als die Alte Abends zu den Kindern kam, hatten dieſe ihre Hölzchen verloren und mußten ihre zarten Fingerchen hinausreichen, und die Alte ſchnitt hinein, und ſchrie voll Freude: „Nun ſeid ihr fett, morgen ſchlachte ich euch!“ — O welches Herzeleid für die armen Kinder! Am Abend noch mußte Käthe Waſſer beitragen, daß die Kinder nach dem Schlachten damit gebrüht würden. Und die Käthe weinte heimlich, und ſann und ſann, wie ſie noch die armen Kinder befreien könnte. In der Nacht ſchlich ſie ganz leiſe von ihrem Lager, ſpuckte darauf und ſprach mit leiſer Stimme:

Liebes, liebes Bette, ſprich,
Wenn die Mutter ruft, für mich.

Dann ſpuckte ſie auf ihre Lade, auf die Treppe, und in die Küche, und bat allemal ſo. Dann machte ſie den Stall auf, ließ die Kinder heraus und entfloh mit ihnen.

Am Morgen rief die Alte: „Käthe, ſteh gleich auf und ſchüre Feuer an,“ und es antwortete: „Ich bin ſchon auf!“ Nach einer Weile, als Käthe nicht kam, rief die Alte wieder: „Käthe, kömmſt Du noch nicht?“ Da antwortete es: „Ich ſitze ſchon auf meiner Lade und ziehe Strümpfe an!“ Aber es verging wieder eine Weile und Käthe kam nicht, und die Alte rief: „Käthe, wo bleibſt Du denn?“ Da tönte es: „Ich bin ſchon auf der Treppe!“

Die Alte ſchlief wieder ein, und als ſie endlich abermals erwachte, und draußen alles ganz ruhig war, ſchrie ſie zornig: „Käthe, faule Strunze, wo bleibſt Du denn?“ Da ſprach es: „Ich bin ja in der Küche.“ Aber die Alte hörte nicht das geringſte Geräuſch, da fuhr ſie endlich vom Lager auf, und wollte Käthe tüchtig ausſchelten und durchprügeln, aber ſiehe da, keine Käthe war zu finden und auch die Kinder waren fort. — Nun war die Alte außer ſich vor Wuth, und ſchritt flugs von dannen, um ihre Tochter und die Kinder zu ſuchen und fürchterliche Rache zu nehmen.

Vermöge ihres Zauberrings hatte ſie ſogleich die Spur der Flüchtlinge entdeckt, und machte ſo haſtige Schritte, daß ſie gar bald die Dreie in einiger Entfernung gewahrte. Auch die Kinder hatten ſich umgeſehen, und das alte böſe Weib mit Schrecken bemerkt, und ſie wußten nicht wo nur hinaus und hinan vor Angſt, daß ſie der Alten ſchnell genug entwichen, denn dieſe kam mit Rieſenſchritten herbei. Da ſaß ein gar großer ſchwarzer Adler am Weg, zu dem riefen die Kinder voller Angſt:

„O lieber Adler, trag' uns geſchwind
Hin wo unſre guten Aeltern ſind.“

Und der Vogel machte ſeine Flügel breit, und trug pfeilſchnell die kleinen Flüchtlinge ſammt Käthen durch die Lüfte, und ſetzte ſie vor einem herrlichen Schloß nieder. Da kam ein Mann, angethan mit einem goldgeſtickten Mantel und auf dem Haupte trug er eine Krone, und mit ihm kam eine ſchöne Frau heraus, die begrüßten und empfingen in der größeſten Freude ihre lieben Kinder, welche vor einiger Zeit verloren worden waren. Und die gute Käthe mußte immerdar bei den Kindern bleiben und wurde ſehr gut gehalten. Aber der Adler war wieder hinweg geflogen und als er den Fingerreif mit den rothen Flammenſteinen am Finger der nacheilenden Alten erſchaut hatte, war er gierig auf ſie niedergeſtoßen, hatte ſie mit ſeinen Krallen emporgeriſſen und dann ſo lange an ihren Finger gepickt, bis er den Ring in ſeinem Schnabel hatte, dann ließ er die Zeter ſchreiende Alte los. Dieſe ſtürzte vor dem ſchönen Schloß nieder — aber in einen Teich, und in demſelben Augenblick ſchnalzte ein mächtiger Fiſch empor und verſchlang ſie.

Der beherzte Flötenſpieler.

(Mündlich in Franken.)

Es war einmal ein luſtiger Muſikant, der die Flöte meiſterhaft ſpielte; er reiſte daher in der Welt herum, ſpielte auf ſeiner Flöte in Dörfern und Städten und erwarb ſich dadurch ſeinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachtershof und übernachtete da, weil er das nächſte Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm ſpeiſen und ihm nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein auf ſeiner Flöte vorſpielen. Als dieſes der Muſikant gethan hatte, ſchaute er zum Fenſter hinaus und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die theilweiſe in Trümmern zu liegen ſchien. „Was iſt das für ein altes Schloß?“ fragte er den Pachter, „und wem hat es gehört?“ Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der ſehr reich, aber auch ſehr geizig geweſen wäre. Er hätte ſeine Unterthanen ſehr geplagt, keinem armen Menſchen ein Almoſen gegeben und ſei endlich ohne Erben (weil er aus Geiz ſich nicht einmal verheirathet habe) geſtorben. Darauf hätten ſeine nächſten Anverwandten die Erbſchaft in Beſitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringſte Geld gefunden. Man behaupte daher, er müſſe den Schatz vergraben haben und dieſer möge heute noch in dem alten Schloß verborgen liegen. Schon viele Menſchen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorſchein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dies alte Schloß unterſagt und alle Menſchen im ganzen Land ernſtlich davor gewarnt. — Der Muſikant hatte aufmerkſam zugehört und als der Pachter ſeinen Bericht geendigt hatte, äußerte er, daß er großes Verlangen habe, auch einmal hinein zu gehen, denn er ſei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn aufs dringendſte und endlich ſchier fußfällig, doch ja ſein junges Leben zu ſchonen und nicht in das Schloß zu gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Muſikant war unerſchütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein paar Laternen anzünden und den beherzten Muſikanten bis an das alte ſchaurige Schloß begleiten. Dann ſchickte er ſie mit einer Laterne wieder zurück, er aber nahm die zweite in die Hand und ſtieg muthig eine hohe Treppe hinan. Als er dieſe erſtiegen hatte, kam er in einen großen Saal, um den ringsherum Thüren waren. Er öffnete die erſte und ging hinein, ſetzte ſich an einen darin befindlichen altväteriſchen Tiſch, ſtellte ſein Licht darauf und ſpielte die Flöte. Der Pachter aber konnte die ganze Nacht vor lauter Sorgen nicht ſchlafen und ſah öfters zum Fenſter hinaus. Er freute ſich jedesmal unausſprechlich, wenn er drüben den Gaſt noch muſiziren hörte. Doch als ſeine Wanduhr elf ſchlug und das Flötenſpiel verſtummte, erſchrak er heftig und glaubte nun nicht anders, als der Geiſt oder der Teufel, oder wer ſonſt in dieſem Schloſſe hauſte, habe dem ſchönen Burſchen nun ganz gewiß den Hals umgedreht. Doch der Muſikant hatte ohne Furcht ſein Flötenſpiel abgewartet und gepflegt; als aber ſich endlich Hunger bei ihm regte, weil er nicht viel bei dem Pachter gegeſſen hatte, ſo ging er in dem Zimmer auf und nieder und ſah ſich um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linſen ſtehen, auf einem andern Tiſche ſtand ein Gefäß voll Waſſer, eines voll Salz, und eine Flaſche Wein. Er goß geſchwind Waſſer über die Linſen, that Salz daran, machte Feuer in dem Ofen an, weil auch ſchon Holz dabei lag, und kochte ſich eine Linſenſuppe. Während die Linſen kochten, trank er die Flaſche Wein leer und dann ſpielte er wieder Flöte. Als die Linſen gekocht waren, rückte er ſie vom Feuer, ſchüttete ſie in die auf dem Tiſche ſchon bereit ſtehende Schüſſel und aß friſch darauf los. Jetzt ſah er nach ſeiner Uhr und es war um die elfte Stunde. Da ging plötzlich die Thüre auf, zwei lange ſchwarze Männer traten herein und trugen auf der Schulter eine Todtenbahre, auf der ein Sarg ſtand. Dieſen ſtellten ſie, ohne ein Wort zu ſagen, vor den Muſikanten, der ſich keineswegs im Eſſen ſtören ließ, und gingen ebenſo lautlos, wie ſie gekommen waren, wieder zu Thüre hinaus. Als ſie ſich nun entfernt hatten, ſtand der Muſikant haſtig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt, mit grauen Haaren und grauem Barte lag darinnen; aber der Burſche fürchtete ſich nicht, nahm es heraus, ſetzte es an den Ofen und kaum ſchien es erwärmt zu ſein, als ſich ſchon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linſen zu eſſen und war ganz mit dem Männchen beſchäftigt, ja fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und ſprach zu ihm: „Folge mir!“ Das Männchen ging voraus, der Burſche aber nahm ſeine Laterne und folgte ihm ſonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe verfallene Treppe hinab und ſo gelangten endlich beide in ein tiefes ſchauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot das Männchen dem Burſchen: „Dieſen Haufen theile mir in zwei ganz gleiche Theile, aber daß nichts übrig bleibt, ſonſt bringe ich Dich ums Leben!" Der Burſche lächelte blos, fing ſogleich an zu zählen auf zwei große Tiſche herüber und hinüber und brachte ſo das Geld in kurzer Zeit in zwei gleiche Theile, doch zuletzt — war noch ein Kreuzer übrig. Der Muſikant aber beſann ſich kurz, nahm ſein Taſchenmeſſer heraus, ſetzte es auf den Kreuzer mit der Schneide und ſchlug ihn mit einem dabei liegenden Hammer entzwei. Als er nun die eine Hälfte auf dieſen, die andere aber auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und ſprach: „Du himmliſcher Mann, Du haſt mich erlöſt! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewachen, den ich aus Geiz zuſammengeſcharrt habe, bis es einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Theile zu theilen. Noch nie iſt es einem gelungen und ich habe ſie alle erwürgen müſſen. Der eine Hauſe Geld iſt nun Dein, den andern aber theile unter die Armen. Göttlicher Menſch, Du haſt mich erlöſt!" Darauf verſchwand das Männchen. Der Burſche aber ſtieg die Treppe hinan und ſpielte in ſeinem vorigen Zimmer luſtige Stücklein auf ſeiner Flöte.

Da freute ſich der Pachter, daß er ihn wieder ſpielen hörte und mit dem früheſten Morgen ging er auf das Schloß (denn am Tage durfte jedermann hinein) und empfing den Burſchen voller Freude. Dieſer erzählte ihm die Geſchichte, dann ging er hinunter zu ſeinem Schatz, that wie ihm das Männchen befohlen hatte und vertheilte die eine Hälfte unter die Armen. Das alte Schloß aber ließ er niederreißen und bald ſtand an der vorigen Selle ein neues, wo nun der Muſikant als ein reicher Mann wohnte.

vgl. [illegible] [illegible] 185. [illegible] 297

Gott Ueberall.

Volksmündlich in Franken.

Es waren ein Paar Geſchwiſter, hießen Görgel und Lieschen, ſeelengute Kinder, die blieben einmal ganz allein zu Hauſe; ihre Aeltern waren über Feld gegangen, und trugen Körbe, die ſie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Stadt. Zwar hatten die guten Aeltern ihren Kindern, Görgeln und Lieschen, jedem ein ziemliches Stück Brod gegeben, davon ſie ſich dieſen Tag über nähren ſollten, allein bald hatte Görgel ſeines aufgezehrt und verſpürte noch Eßluſt, hatte aber nichts mehr zu brocken und zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brod, doch auch dieſes ſättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an mit ſchelmiſchen Schmeichelworten zu ſeinem jüngern Schweſterchen zu reden: „Komm, lieb' Lieschen, wir wollen ein wenig von dem ſüßen Rübenſaft naſchen, den die Mutter draußen im Schrank aufbewahrt; es iſt ein großer Topf voll, ſie merkt es gewiß nicht dran, und es ſieht's ja auch gar Niemand." Aber Lieschen ſprach: „Ei, Du biſt ſehr böſe, Görgel, wenn Du das thuſt; ſiehſt Du nicht die Sonnenſtrahlen dort am Schrank? die läßt der liebe Gott hinanſcheinen, und der ſieht's auch, wenn wir naſchen." Da ſprach Görgel: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter ſchöne Birnen liegen hat, davon wollen wir eſſen, dort iſt kein Fenſter, kann die Sonne nicht hinein ſcheinen, und dort ſieht uns alſo der liebe Gott auch nicht."

Lieschen weigerte ſich Anfangs, endlich gingen die Kinder doch nach dem Dachboden; aber hier fielen die gebrochenen Sonnenſtrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten ganz eigenthümlich über den Birnen, als wenn ſie darauf tanzten und Lieschen ſprach wieder: „O Görgel, auch hier ſieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naſchen." Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Görgel etwas bei, was er gleich ausſprach: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll Rahm (Sahne) ſtehen, und drunten iſt's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hinein ſehen; komm, laß uns hinuntergehen, Lieschen, komm geſchwind, geſchwind!" — Görgel faßte ſein zögerndes Schweſterchen feſt an der Hand, und zog es ſchnell mit ſich fort, hinunter in den Keller, wo er ſorgfältig die Thüre von innen wieder zumachte, daß kein Tag hinein ſcheine, und es der liebe Gott nicht ſähe, wenn ſie von dem Rahm naſchten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller, Lieschen ſah, daß durch eine Mauerſpalte die liebe Sonne herein ſchien, und gerade auf das Rahmtöpfchen, da erſchrak das gute Lieschen und ging eilig wieder hinauf in die Stube. Görgel aber blieb, verſtopfte ärgerlich die Spalte mit Moos, und fing an, von dem Rahm zu eſſen. Doch wie er im beſten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihn, und der Blitz zuckte durch die Mauerſpalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein ſchwarzer Mann ſtieg aus einer Ecke des Kellers, ſchritt auf Görgeln zu, und ſetzte ſich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen hinfunkelte, ſo daß der Görgel vor Angſt keinen Finger regen konnte und daß er ganz ſtill ſitzen bleiben mußte.

Indeſſen war zum Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm, nebſt vielen ſchönen Spielſachen und Kleidern, auch Zuckerküchlein und ſüße Milch gebracht, und hatte ſo lange mit Lieschen geſpielt, bis deſſen Aeltern zurück kamen, die mit großer Freude die ſchönen Sachen betrachteten. Als dieſelben nach dem Görgel fragten, erſchrak Lieschen, denn ſie hatte über die ſchönen Geſchenke von dem Engelskindlein ganz vergeſſen, daß ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der iſt ja noch im Keller, wir wollen ihn geſchwinde holen, vielleicht kann er die Thüre nicht wieder aufbringen." Alle gingen ſchnell hinunter, machten die Kellerthüre auf, und ſiehe, da ſaß Görgel noch ganz ſtarr, und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräuſch hörte, und ſeine Mutter ſahe, erſchrak er heftig und fuhr zuſammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halb leergegeſſenen Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm ſeinen wohlverdienten Plätzer.

Der Görgel hat aber in ſeinem ganzen Leben nicht wieder genaſcht, und wenn ſpäter manchmal Andre ihn zu etwas Böſen verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht ſcheuen, ſo ſagte er immer: „Ich thu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Ueberall ſieht's, Gott behüte mich!" — Und iſt ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.

Der Haſe und der Fuchs.

(Mündlich in Thüringen.)

Ein Haſe und ein Fuchs reiſten beide mit einander. Es war Winterszeit, grünte kein Kraut, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. „Das iſt ein hungriges Wetter,“ ſprach der Fuchs zum Haſen, „mir ſchnurren alle Gedärme zuſammen.“ — „Ja wohl“ antwortete der Haſe. „Es iſt überall Dürrhof, und ich möchte meine eignen Löffel freſſen, wenn ich damit ins Maul langen könnte.“

So hungrig trabten ſie mit einander fort. Da ſahen ſie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korb kam dem Fuchs und dem Haſen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von friſchen Semmeln. „Weißt Du was!“ ſprach der Fuchs. „Lege Dich hin der Länge lang, und ſtelle Dich todt. Das Mädchen wird ſeinen Korb hinſtellen und Dich aufheben wollen, um Deinen armen Balg zu gewinnen, denn Haſenbälge geben Handſchuhe; derweilen erwiſche ich den Semmelkorb, uns zum Troſte.“

Der Haſe that nach des Fuchſen Rath, fiel hin und ſtellte ſich todt, und der Fuchs duckte ſich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, ſah den friſchen Haſen, der alle Viere von ſich ſtreckte, ſtellte richtig ihren Korb hin und bückte ſich nach dem Haſen. Jetzt wiſchte der Fuchs hervor, erſchnappte den Korb und ſtrich damit querfeldein, gleich war der Haſe lebendig und folgte eilend ſeinem Begleiter. Dieſer aber ſtand gar nicht ſtill, und machte keine Miene, die Semmeln zu theilen, ſondern ließ merken, daß er ſie allein freſſen wollte. Das vermerkte der Haſe ſehr übel. Als ſie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, ſprach der Haſe zum Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fiſche verſchafften? Wir haben dann Fiſche und Weißbrod, wie die großen Herren! Hänge Deinen Schwanz ein wenig ins Waſſer, ſo werden die Fiſche, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, ſich daran hängen. Eile aber, ehe der Weiher zufriert.“

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging hin an den Weiher, der eben zufrieren wollte, und hing ſeinen Schwanz hinein, und eine kleine Weile, ſo war der Schwanz des Fuchſes feſt angefroren. Da nahm der Haſe den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchſes Augen ganz gemächlich, eine nach der andern, und ſagte zum Fuchs: „Warte nur, bis es aufthaut, warte nur bis ins Frühjahr, warte nur bis es aufthaut!“ und lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach, wie ein böſer Hund an der Kette.

Der Haſenhüter.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, aus Franken.)

Es hatte ein reicher König eine ſehr ſchöne Tochter; als dieſe ſich verheirathen wollte, mußten ſich alle Freier, die ſich eingefunden hatten, auf einer großen grünen Wieſe verſammeln. Da warf ſie nun einen goldnen Apfel mehrmal in die Luft und wer ihn auffing und ſich unterſtand drei Bund oder drei Aufgaben, die ſie ſelbſt aufgab, zu löſen, der ſollte ſie dann zur Gemahlin haben. Da hatten nun Viele den Apfel aufgefangen, zuletzt auch ein ſchöner, muntrer Schäfersburſch, aber von allen war keiner im Stande die drei Aufgaben zu löſen. Da kam nun die Reihe an den Schäfersburſchen, als an den letzten und geringſten unter den Freiern. Die erſte Aufgabe aber war die: Der König hatte in einem Stalle hundert Haſen, wer die auf die Weide trieb, hütete und am Abend alle wieder zurückbrachte, der hatte die erſte Aufgabe erledigt. Als das der Schäfersburſche vernahm, ſprach er, er wolle ſich erſt noch einen Tag darüber beſinnen, am andern Tage aber ganz gewiß beſtimmen, ob er ſich getraue, die Sache zu unternehmen oder nicht. Nun lief aber der Schäfersburſche auf den Bergen umher und war traurig, denn er ſcheute ſich vor dem gewagten Unternehmen. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen und fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit; er aber ſagte: „Ach! mir kann Niemand helfen.“ Da ſprach das graue Mütterchen: „Urtheile nicht ſo vorlaut; ſage Dein Anliegen, vielleicht kann ich Dir helfen.“ Und da erzählte er denn die Aufgabe. Da gab ihm das Mütterchen ein Pfeifchen und ſagte: „Hebe es wohl auf, es wird dir nützen!“ und ehe noch der Burſche ſich bedankt hatte, war das Mütterchen verſchwunden. Nun ging er fröhlich hin zum König und ſprach: „Ich will die Haſen hüten!“ Und da wurden ſie aus dem Stalle herausgelaſſen. Als aber der letzte heraus war, ſah man den erſten ſchon nicht mehr, der war ſchon über alle Berge. Der Burſche aber ging hinaus aufs Feld und ſetzte ſich auf einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fiel ihm ſein Pfeifchen ein; er that es ſchnell heraus und pfiff, da kamen die hundert Haſen alle wieder geſprungen und weideten luſtig um ihn herum an dem grünen Hügel.

Dem König und der ſchönen Prinzeſſin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löſe und die Prinzeſſin ſich gewinne, weil er ein ſo geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und ſie ſannen auf Liſten, wie ſie machen wollten, daß der Haſenhüter ſeine Heerde nicht vollzählig heim bringe.

Da kam daher gegangen die Königstochter und hatte ſich verkleidet und ihr Geſicht verändert, daß er ſie nicht kennen ſollte, aber er kannte ſie doch. Als ſie nun die Haſen noch alle erblickte, fragte ſie: „Kann man hier nicht einen von den Haſen kaufen?“ Da ſagte der Burſche: „Zu verkaufen giebt's keinen, aber abzuverdienen!“ Da fragte ſie weiter: „Wie iſt das zu verſtehen?“ Da ſprach der Burſche: „Wenn Ihr Euch mir zum Liebchen gebet und eine ſüße Schäferſtunde mit mir haltet!“ Sie wollte aber nicht. Da ſie aber doch gern einen Haſen wollte und er keinen anders hergab, ſo bequemte ſie ſich endlich doch dazu. Da er ſie nun genugſam geherzt und geküßt hatte, fing er ihr einen Haſen und ſteckte ihn in ihr Handkörbchen, und ſie ging fort. Als ſie nun wohl eine Viertelſtunde weit von ihm weg war, pfiff er auf ſeinem Pfeifchen, und geſchwind drückte der Haſe den Deckel des Körbchens auf, ſprang heraus und kam wieder geſprungen.

Nicht lange währte es, da kam der alte König und hatte ſich auch vermummt, aber der Burſche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Eſel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: „Wird kein Haſe verkauft?“ — „Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!“ antwortete ihm dreiſt der Burſche. „Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte der König. „Wenn Ihr den Eſel hier unter den Schwanz küßt,“ begann der Burſche, „ſollt Ihr einen haben!“ Das wollte der König aber nicht thun; und er bot ihm ſchweres Geld, wenn er einen verkaufen wollte; der Burſche aber that es nicht. Da nun der König ſah, daß er keinen Haſen zu kaufen kriegte, bequemte er ſich endlich dazu und gab dem Eſel einen tüchtigen Schmatz unter den Schwanz; dann wurde ein Haſe gefangen, in den einen Korb am Eſel geſteckt und der König zog fort. Er aber war noch nicht weit, da pfiff der Burſche, und der Haſe hüpfte aus dem Korbe heraus und kam wieder. Darauf kam der König nach Hauſe und ſagte: „Es iſt ein loſer Burſche, ich konnte keinen Haſen bekommen!" Was er gethan hatte, ſagte er nicht. „Ja!" erwiederte die Prinzeſſin, „ſo ging mir es auch!" Was ſie aber getrieben hatte, geſtand ſie auch nicht. Als es Abend war, kam der Burſche mit ſeinen Haſen und zählte dem Könige ſie vor, alle hundert zum Stall hinein.

Nun begann der König: „Die erſte Aufgabe iſt gelöſt und nun geht es an die zweite! Merk auf! Hundert Maas Erbſen und hundert Maas Linſen liegen auf meinem Boden, dieſe habe ich unter einander ſchütten und wohl durchmengen laſſen, wenn Du dieſe in einer Nacht ohne Licht auseinander ſonderſt, dann haſt Du die zweite Aufgabe vollbracht." Der Burſche ſprach: „Ich kann es!" Und da wurde er auf den Boden geſperrt und es wurde die Thüre feſt verſchloſſen. Da nun alles im Schloſſe ruhig war, pfiff er auf ſeinem Pfeifchen; da kamen gekrochen viele tauſend Ameiſen und wimmelten und krimmelten ſo lange, bis die Erbſen wieder auf einem beſondern Haufen waren und die Linſen auch. Als nun früh der König nachſah, war die Aufgabe gelöſt, die Ameiſen aber ſah er nicht, die waren wieder fort. Der König wunderte ſich und wußte nicht, wie es der Kerl machte. Darauf ſprach er: „Ich will Dir nun auch die dritte Aufgabe ſagen. Wenn Du in künftiger Nacht Dich durch eine große Kammer voll Brod hindurchiſſeſt, daß nichts übrig bleibt, dann haſt Du die dritte Aufgabe vollbracht und dann ſollſt Du meine Tochter haben!"

Als es nun dunkel war, wurde der Burſche in die Brodkammer geſteckt, die war ſo voll, daß bei der Thüre nur ein Plätzchen leer war, wo er hintrat. Wie aber alles ruhig im Schloſſe war, pfiff er wieder auf ſeinem Pfeifchen; da kamen daher ſo viel Mäuſe, daß es ihm ſchier unheimlich wurde; und als es tagte, war das Brod alles aufgefreſſen, daß kein Krümchen mehr übrig war! Er aber polterte an der Thüre und ſchrie: „Macht auf! Ich habe Hunger!" Da war nun auch die dritte Aufgabe gelöſt.

Der König aber ſagte: „Sage uns zum Spaß noch einen Sack voll Lügen, dann ſollſt Du meine Tochter bekommen!" Da fing der Burſche an und ſagte ſchreckliche Lügen einen halben Tag lang, aber der Sack wollte immer nicht voll werden. Da erzählte er endlich: „Ich habe mit der allerliebſten Prinzeſſin, meiner Braut, auch ſchon ein Schäferſtündchen gehalten!“ Bei dieſen Worten wurde ſie feuerroth, der König ſah ſie an und ob es gleich Lügen ſein ſollten, ſo glaubte er's doch, und bildete ſich ſchon ein, wie und wo es geſchehen ſei. „Der Sack iſt aber doch noch nicht voll!“ rief er. Da begann der Burſche: „Der Herr König hat auch den Eſel“ — „Er iſt voll, er iſt voll! Strickt zu!“ rief der König, denn er ſchämte ſich und wollte es nicht erzählen laſſen, welche Ehre dem Eſel durch ſeinen königlichen Mund zu Theil geworden war, da ſein ganzer Hofſtaat im Kreiſe herumſtand. Und wurde die Hochzeit des Schäferburſchen mit der Königstochter gefeiert, vierzehn Tage lang, und da ging es ſo hoch her und ſo luſtig zu, daß, der es erzählt hat, wünſcht, er wäre auch ein Gaſt geweſen.

Der kleine Däumling.

(Mündlich. Nähert ſich im Eingang ganz dem Märchen vom Hänſel und Grethel.)

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit ſeiner Frau ſieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andre, und der jüngſte war bei ſeiner Geburt nicht viel über Fingers Länge, daher nannte man ihn Däumling. Zwar iſt er hernach noch in etwas gewachſen, doch nicht gar zu ſehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit ſeine Brüder alle in den Sack ſteckte.

Den Aeltern ging es erſt gar übel, denn Korbmachen und Strohflechten iſt keine ſo nahrhafte Profeſſion, wie Semmelbacken und Kälberſchlachten, und als vollends eine theure Zeit kam, wurde dem armen Korbmacher und ſeiner Frau himmelangſt, wie ſie ihre ſieben Würmer ſatt machen ſollten, die alle mit äußerſt gutem Appetit geſegnet waren. Da berathſchlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Aeltern mit einander, was ſie anfangen wollten, und wurden Rathes, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachſen, aus denen man Körbe flicht, und ſie heimlich zu verlaſſen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht ſchlief, wie ſeine Brüder, und ſchrieb ſich der Aeltern übeln Rathſchlag hinter die Ohren. Simulirte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge kein Auge zuthun konnte, wie er es machen ſollte, ſich und ſeinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, ſuchte ſich die kleinen Taſchen voll weiße Kieſel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern ſagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten ſich die Alten auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieſelſteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das ſah Niemand, weil er, als der jüngſte, kleinſte und ſchwächſte, ſtets hintennach trodbelte. Das wußten die Alten ſchon nicht anders.

Im Wald machten ſich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren ſie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben ſie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeſchrei. Däumling lachte und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Heult und ſchreit nicht ſo jämmerlich! Wollen den Weg ſchon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete ſich genau nach den weißen Kieſelſteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Aeltern heim kamen, beſcheerte ihnen Gott Geld ins Haus, eine alte Schuld, auf die ſich nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an ſie abbezahlt, und nun wurden Eßwaaren gekauft, daß ſich der Tiſch bog. Aber nun kam auch das Reuelein, daß die Kinder verſtoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentiren: „Ach Du lieber, allerlieber Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelaſſen hätten! Ach, jetzt könnten ſie ſich dickſatt eſſen, und ſo haben die Wölfe ſie vielleicht ſchon im Magen! Ach, wären nur unſre liebſten Kinder da!“ „Mutter, da ſind wir ja!“ ſprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit ſeinen Brüdern vor der Thüre angelangt war, und die Wehklage gehört hatte; öffnete die Thüre und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben. Ihren guten Appetit hatten ſie wieder mitgebracht, und daß der Tiſch ſo reichlich gedeckt war, war ihnen ein gefundenes Eſſen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, ſo lange das Geld reichte, in Freuden gelebt, dieß iſt armer Handarbeiter Gewohnheit.

Nicht gar lange währte es, ſo war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeiſter und ein Kellermeiſter mangelte ohnehin, und es erwachte aufs Neue der Vorſatz, die Kinder im Walde ihrem Schickſal zu überlaſſen. Da der Plan wieder als lautes Abendgeſpräch zwiſchen Vater und Mutter verhandelt wurde, ſo hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Geſpräch, Wort für Wort, und nahm ſich's zu Herzen.

Den andern Morgen wollte Däumling abermals aus dem Häuschen ſchlüpfen, Kieſelſteine aufzuleſen, aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, dachte aber ſich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, ſteckte Däumling Brod ein, und ſtreute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab ſich wie das Erſtemal, nur mit dem Unterſchied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefreſſen hatten. Nun war guter Rath theuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten ſie durch den Wald, bis es ganz finſter wurde, und fürchteten ſich über die Maßen, bis auf Däumling, der ſchrie nicht und fürchtete ſich nicht. Unter dem ſchirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos ſchliefen die ſieben Brüder, und als es Tag war, ſtieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erſt ſah er nichts, als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte ſich die Richtung, rutſchte vom Baum herab und ging ſeinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Diſteln ſahen alle das Häuschen durch die Büſche blicken, und ſchritten gutes Muthes darauf los, klopften auch ganz beſcheidentlich an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar ſchön, ſie doch einzulaſſen, ſie hätten ſich verirrt, und wüßten nicht wohin? Die Frau ſagte: „Ach, ihr armen Kinder!" und ließ den Däumling mit ſeinen Brüdern eintreten, ſagte ihnen aber auch gleich, daß ſie im Hauſe des Menſchenfreſſers wären, der beſonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine ſchöne Zuverſicht! Die Kinder zitterten vor Schrecken wie Espenlaub, als ſie dieſes hörten, hätten gern lieber ſelbſt etwas zu eſſen gehabt, und ſollten nun ſtatt deſſen gegeſſen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu eſſen. Bald darauf hörte man Tritte und es klopfte ſtark an die Thüre; das war kein Andrer, als der heimkehrende

Menſchenfreſſer. Dieſer ſetzte ſich an den Tiſch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen, und ſchnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er ſeiner Frau zu: „Ich wittre Menſchenfleiſch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging ſeinem Geruch nach, und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entſetzen. Schon wetzte e ſein langes Meſſer, die Kinder zu ſchlachten, und nur allmählig gab er den Bitten ſeiner Frau nach, ſie noch ein wenig am Leben zu laſſen, und aufzufüttern, weil ſie doch gar zu dürr ſeien, beſonders der kleine Däumling. So ließ der böſe Mann und Kinderfreſſer ſich endlich beſchwichtigen. Die Kinder wurden zu Bett gebracht, und zwar in derſelben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menſchenfreſſers ſieben Töchter ſchliefen, die ſo alt waren, wi die ſieben Brüder. Sie waren von Angeſicht ſehr häßlich, jede hatte aber ein goldnes Krönlein auf dem Haupt. Das alles wa der Däumling gewahr worden, machte ſich ganz ſtill aus dem Bette, nahm ſeine und ſeiner Brüder Nachtmützen, ſetzte dieſe Menſchenfreſſers Töchtern auf, und deren Krönchen ſich und ſeinen Brüdern

Der Menſchenfreſſer trank vielen Wein, und da kam ihm ſeine böſe Luſt wieder an, die Kinder zu morden, nahm ſein Meſſer und ſchlich ſich in die Schlafkammer, wo ſie ſchliefen Willens, ihnen die Hälſe abzuſchneiden. Es war aber ſtockdunkel in der Kammer und Menſchenfreſſer tappte blind umher, bis er an ein Bett ſtieß und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte e die Krönchen, und ſprach: „Halt da! Das ſind Deine Töchter Bald hätteſt du betrunkenes Schaaf einen Eſelsſtreich gemacht!“

Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen, und ſchnitt ſeinen ſieben Töchtern die Hälſe ab, einer nach der andern. Dann legte er ſich nieder und ſchlief ſeinen Rauſc aus. Wie der Däumling ihn ſchnarchen hörte, weckte er ſeine Brüder ſchlich ſich mit ihnen aus dem Hauſe, und ſuchte das Weite Aber wie ſehr ſie auch eilten, ſo wußten ſie doch weder Weg noch Steg, und liefen in der Irre herum voll Angſt und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menſchenfreſſer, un ſprach zu ſeiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die geſtrigen!“ Sie meinte, ſie ſollte die Kinder nun wecken, und ging vol Angſt um ſie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als ſie nun ſah, was geſchehen war; ſie fiel gleich in Ohnmacht, über dieſen ſchrecklichen Anblick, den ſie da hatte. Als ſi nun dem Menſchenfreſſer zu lange blieb, ging er ſelbſt hinauf, un da ſah er, was er angerichtet. Seine Wuth, in die er gerieth, iſt nicht zu beſchreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenſtiefeln an, die er hatte, das waren Stiefeln, wenn man damit ſieben Schritte that, ſo war man eine Meile gegangen, das war nichts kleines. Nicht lange, ſo ſahen die ſieben Brüder ihn von Weitem über Berg und Thäler ſchreiten und waren ſehr in Sorgen, doch Däumling verſteckte ſich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felſen. Als der Menſchenfreſſer an dieſen Felſen kam, ſetzte er ſich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald ſchlief er ein, und ſchnarchte, daß es war, als brauſe ein Sturmwind. Wie der Menſchenfreſſer ſo ſchlief und ſchnarchte, ſchlich ſich Däumling hervor wie ein Mäuschen aus ſeinem Loch und zog ihm die Siebenmeilenſtiefeln aus, und zog ſie ſelber an. Zum Glück hatten dieſe Stiefeln die Eigenſchaft, an jeden Fuß zu paſſen, wie angemeſſen und angegoſſen. Nun nahm er an jede Hand einen ſeiner Brüder, dieſe faßten wieder einander an den Händen, und ſo ging es, haſt Du nicht geſehen, mit Siebenmeilenſtiefelnſchritten nach Hauſe. Da waren ſie alle willkommen, Däumling empfahl ſeinen Aeltern, ein ſorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun mit Hülfe der Stiefeln ſchon ſelbſt für ſein Fortkommen ſorgen, und als er das kaum geſagt, ſo that er einen Schritt, und war ſchon weit fort, noch einen und er ſtand über eine halbe Stunde auf einem Berge, noch einen, und er war den Aeltern und den Brüdern aus den Augen.

Nach der Hand hat der Däumling mit ſeinen Stiefeln ſein Glück gemacht, und viele große und weite Reiſen, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm nicht gefallen hat, iſt er ſpornſtreichs weiter gegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und ſeine Abenteuer, die er mit Hülfe ſeiner Stiefeln beſtand, ſind nicht zu beſchreiben.

Der König im Bade.

(Nach einem altdeutſchen Gedicht in Freih. v. Laßbergs Lieder-Saal. II.)

Es war einmal ein König, dem waren viele Lande deutſcher und wälſcher Zunge unterthan, darob wurde ſein Herz übermüthig, und er glaubte, es gäbe auf der Welt keinen mächtigen Herrn, außer ihm allein. Nun geſchah es, daß er eines Abends in die Vesper ging, und hörte den Prieſter die Worte leſen: Depoſuit potentes de ſede, et exaltavit humiles. Da fragte er, weil er kein Latein verſtand, die gelehrten Männer, die um ihn waren, was dieſe Worte bedeuteten? Und da wurde ihm die Deutung: Gott der Herr wirft die Mächtigen vom Throne, und erhöhet die Niedrigen. Der König erſchrak über dieſen Spruch und wurde zornig, und gab ein Gebot, daß dieſer Ausſpruch des Evangeliſten Lucas fürder nicht mehr ſolle geleſen werden, auch ſolle Niemand ihn hören, und er ſolle ganz und gar vertilgt werden aus den heiligen Büchern. Das Gebot trugen des Königs Sendboten in alle Lande und zu allen Geiſtlichen und in alle Klöſter. Die Bücher aber, darin dieſe Schriftſtelle ſtehen blieb, die ſollten verbrannt werden. Alſo wurden jene Worte vielfach zerſtört und ausgetilgt, und wurden öffentlich in den Kirchen nicht mehr geleſen oder geſungen.

Nun geſchah es zu einer Zeit, daß der König in ein Bad ging; da ſandte Gott, auf daß er büße für den Frevel am heiligen Wort des Evangeliums, einen Engel, der nahm des Königs Geſtalt an, und ſchlug die Augen Aller mit Blindheit, daß ſie ihn für den König hielten, den König ſelbſt aber nicht als ſolchen, der er war, erkannten. Als der König aus dem Bad trat, ſetzte er ſich auf eine Bank, auf welcher der Engel ſchon ſaß. Da hieß ihn der Bader aufſtehen und ſich anderswo hinſetzen. „Biſt Du trunken, Bader?“ fragte der König „daß Du alſo ſchmachvoll zu mir redeſt? Ich bins, der König, Dein Gebieter!“ „Ein Narr mögt Ihr ſein!“ antwortete der Bader. „Mein Herr, der König ſitzt ja hier; weſſen König ſeid Ihr denn? Und wo iſt das Reich Eurer Majeſtät? Wohl Narragonia?“

„Böſewicht!“ ſchrie der König voller Zorn, nahm einen Kübel und warf den an des Baders Kopf, da hörte das Badegeſinde den Lärm, eilte herzu, und ſalbte den König mit Fauſtöl, bis der Engel als König dazwiſchen trat, und ihn aus den Händen des Geſindes befreite. Dann aber verließ er ihn, trat aus der Badeſtube, und da legten ihm des Königs Diener, die den Engel für ihren Herrn halten mußten, jenes köſtliche Gewand an, und geleiteten ihn auf ſtolzen Roſſen in allem Glanze nach der Hofburg. Den König aber warfen der Bader und ſeine Geſellen nackt und bloß aus dem Hauſe, und da ſtand er vor der Thüre, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Und das Volk ſammelte ſich um ihn, und ſpottete über ihn, dazu ſein eignes Geſinde, denn es kannte ihn Keiner mehr. Und er eilte nackend wie er war und mit großer Scham von den Leuten hinweg, die ihm aber nachlieſen, wie einem Thoren, zum Hauſe ſeines Schänken und viel treuen Rathes.

Es war nach der Zeit des Mittagsimbiſſes, und der Schänk ſaß und pflegte der Mittagsraſt, als der König am Thor ſchellte, und Einlaß begehrte. Der Pförtner fragte, wer er ſei und was er begehre? und jener ſagte: „Ich, der König!“

„Ei Pfui Dich!“ rief der Pförtner. „So ſchandbar hab’ ich noch keinen König geſehn. Du kommſt mit Nichten herein!“ Da ſchrie und lärmte der König ungethümlich, daß der Schänk es hörte, und fragte, was es gebe. Der Pförtner ſprach: „Herr, es ſtehet ein Mann draußen, der iſt nackt und bloß, und ſagt, er ſei Dein Herr und König, und das Volk iſt hinter ihm, und hat ſeinen Affen an dem Narren.“

„Laßt ihn herein!“ ſprach mitleidvoll der Schänk, „und reicht ihm ein nothdürftig Gewand, auf daß er ſeine Blöße bedecke.“ Dies geſchah, und dann trat der König herein zu dem Schänken, der ihn auch nicht als ſeinen Herrn zu erkennen vermochte, und ſprach: „O mein Freund, Du wirſt und mußt mich erkennen, daß ich Dein König bin, obſchon mich heut ein wunderlich Verhängniß heimſucht, und von Ehren und Gute mich vertreibt. Denke der Reden, die wir geſtern früh vertraulich mit einander pflogen, als ich euch, meinen Räthen, einen Befehl gab, den ich erfüllt ſehen wollte, und ihr mir es ausredetet, als eines Fürſten nicht würdig.“ Und ſolcher Heimlichkeiten ſagte der König dem Schänken noch mehr, der aber begann zu lachen, und ſprach: „Die Wahrheit ſagt Ihr, ja, aber Euch muß ſie der Teufel ins Ohr geblaſen haben!“ Und der König ſprach: „Womit ich auch das Unglück verdient, das mich ſchlägt, mein Herz ſagt mir, daß ich ein gerechter und wahrhafter König bin.“

Der Schänk mochte nicht widerſprechen, weil das die Narren aufzubringen pflegt, und bei Klugen auch nicht für ein Zeichen von guter Lebensart gilt, aber er gebot, dem Fremden Speiſe aufzutragen, und dachte bei ſich: ich will dieſen ſeltnen Fall doch dem König als eine Neuigkeit hinterbringen. Er, der Schänke, galt bei Hof ſo viel durch ſeine weiſen Rathſchläge, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt hatte, und ſo machte er ſich gleich auf zur Königsburg, trat vor den Engel und verkündete ihm die Mär von ſeinem wunderlichen Gaſt. Der Engel gebot ihm, den König zu Hofe zu führen, und es ſammelte ſich in einem großen Saale der ganze Hofſtaat, und das Geſinde erfüllte alle Treppen und Gallerien. Wie nun der Schänk den gedemüthigten König brachte, ſchrie alles ſpöttiſch: „Grüß Gott, Herr König ohne Land!“

Der Engel ſaß in reicher Pracht neben der ſchönen Königin auf dem Throne, und grüßte ſeinen Doppelgänger, deſſen Herz in Haß aufwallte, als er den vermeinten Feind bei ſeiner eignen Gemahlin ſitzen ſah. Der Engel ſprach: „Sagt an, iſt das wahr, ſeid Ihr hier König?“ und der König antwortete: „Wohl ſah ich den Tag, da ich hier gewaltig war, wo meine Gemahlin mich empfing als ihren König und Herrn, deren gütlichen Gruß ich nun ganz entbehre, der mir doch ſonſt nie verſagt ward, bis heute an dieſen Tag meiner Schmach und meines Leides. O wie freundlich ſchied ich noch heute Morgen aus ihren minniglichen Armen!“

Die Königin ward ob dieſer Rede ganz ſchamroth, daß ſie ſollte den fremden Mann umfangen haben, und ſprach zum Engel: „Mein königlicher Herr und Gemahl, dieſer Mann iſt wohl unſinnig!?“ und eine alter Hof-Ritter rief: „Schweige, Böſewicht! Dich müſſe man auf einer Kuhhaut zum Galgen ſchleifen!“ und die jungen Lecker am Hofe wollten ſchon ſich Gunſt machen und ihren Heldenmuth ſehen laſſen, und griffen nach dem König, hätten ihm auch übel genug mitgeſpielt, aber der Engel wehrte ſie ab, und führte den König mit ſich hinweg in ein ſchönes einſames Gemach. Dort ſprach er zu ihm: „Sag an, glaubſt Du oder glaubſt Du nicht, daß Gott Gewalt habe über alle Geſchöpfe? Siehe, wie ſeine allmächtige Kraft Dich in den Staub tritt! Was hilft Dir Dein mächtiges Kriegsheer? Wer gehorcht Deinem Rufe und Gebote? Noch lebt die Wahrheit: Depoſuit potentes de ſede, und Du und Deinesgleichen werdet ſie ewig nicht unterdrücken!“

So ſprach der Engel zum König, und dieſer fragte erbebend: „Mann, wer ſeid Ihr? Seid Ihr Gott der Allmächtige, von dem Ihr redet, ſo erbarme ſich Eure Gnade über mich armen, bethörte Mann!“

„Ich bin nicht Gott!“ ſprach darauf der Engel, „aber ſeiner Boten Einer bin ich, und des wahren Chriſtus Diener. Der ſandte mich, und Dir ſandte er die Strafe Deiner Hoffahrt. Gott erhöhet und erniedert, Wen er will! Warum verfolgſt Du dieſe Wahrheit?“

Da fiel der König hin zu des Engels Füßen und bat um Gottes Huld und Verzeihung. Der Engel hieß ihn aufſtehen, und ſprach: „Du mußt Glauben haben an das Wort der Schrift aus der Prieſter Munde! Du mußt barmherzig ſein, gegen die, ſo Dir ihren Kummer klagen! Du mußt gerecht ſein gegen den Kleinen, wie gegen den Großen! Willſt Du das, ſo ſollſt Du wieder einnehmen den Stuhl Deiner Macht und Deiner Ehren.“

Da demüthigte ſich aufs Neue der König vor dem Boten des Herrn, neigete ſich, kniete nieder und ſprach: „Ich folge Dir gerne, gewähre mir durch Gott Gnade!“ Da bot ihm der Engel ſeine Hand, und reichte ihm die Königsgewande und verlieh ihm die Königsgeſtalt wieder, und der König legte das dürftige Röcklein ab, das der Schänk ihm geben ließ. Der Engel aber verſchwand vor den Augen des Königs und flog wieder auf gen Himmel, in die Heimath der Seelen, in das Reich des ewigen Vaters.

Der König ſprach: „Gelobt ſei der ſüße Chriſt, der Gewaltige. Was der Engel mir ſagte, das iſt die rechte Wahrheit.“ Und ging hervor aus dem Gemach wie Einer, dem nie ein Leid widerfahren. Da fragten ihn die Dienſtmannen ehrfurchtsvoll: „Herr, wo iſt der Narr geblieben?“ Er aber berief die Königin und alle die Seinen um ſich her, und erzählte ihnen alles, wie es ſich begeben und was er erlitten; ſeinen Streit mit dem Bader, und alles Andre, und zeigte ihnen das dürftige Röcklein. Deß erſchraken die Schranzen, und ſchämten ſich, daß ſie den Herrn alſo gekränkt und mißkannt, und meinten ihrer Viele, es werde ihnen nunmehr an Leib und Gut gehen. Selbſt die Königin bat den Gemahl um Huld und Gnade, und verſicherte heilig und theuer, daß ſie ihn nicht erkannt habe. Er ſchloß ſanft ihre Hände in ſeine Hand, und ſprach: „Frau, ſchweiget ſtille! Gott hat es ſo gewollt! Kannte ich doch zuletzt mich ſelbſt nicht mehr.“—

Dann hieß er den Spruch Depoſuit wieder in alle Bücher ſchreiben, wo er ausgelöſcht worden, und ließ ihn wieder in den Kirchen leſen, und ward gar ein demüthiger Herrſcher. Und wer dieſe Mär lieſet, der demüthige ſein Herz vor Gott, und bitte, daß er ihn vor Hoffarth und Uebermuth gnädiglich bewahren wolle.

Tiſchlein deck dich, Eſel ſtreck dich, Knüppel aus dem Sack.

(Mündlich; auch in Grimm's Sammlung I. 36 am Eingang und Ende weit ausführlicher.)

In einem kleinen Städtchen lebte ein ehrlicher Schneider mit ſeiner Familie, die fünf Häupter zählte: Vater, Mutter, und drei Söhne. Letztere wurden ſowohl von den Aeltern, als auch von ſämmtlichen Einwohnern des Städtchens nicht nach ihren Taufnamen genannt, ſondern ſchlechtweg nur: der Lange, der Dicke, der Dumme. So folgten ſie der Aelte nach aufeinander. Der Lange wurde ein Schreiner, der Dicke ein Müller, der Dumme ein Drechsler. Als nun der Lange aus der Lehre kam, wurde ſein Bündelein geſchnürt, und er in die Fremde geſchickt, und er zog wohlgemuth und mit langen Schritten zum Thore des heimathlichen Städtchens hinaus. Lange Zeit wanderte der Burſche von Ort zu Ort, und konnte keine Arbeit bekommen; da nun ſein ohnehin knappes Reiſegeld ſehr zu Ende ging, und er keine frohe Ausſicht hatte zu Arbeit und Verdienſt, ſo wurde er traurig, und ging kopfhängerig und ſachte auf ſeinem Wege weiter. Dieſer führte juſt durch einen ſtillen, ſchönen Wald, und wie der Burſche ſo eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, ſtehen blieb und fragte: „Na, Bürſchlein, wo hinaus denn? ſiehſt ja gar traurig aus, was fehlt Dir denn?" — „Mir fehlt Arbeit" ſprach der Burſche treuherzig. „Das iſt meine ganze Trauer — bin ſchon lange gewandert — hab' kein Geld mehr." — „Was kannſt Du denn für ein Handwerk?" forſchte das Männlein weiter. — „Ich bin ein Schreiner." — „O ſo komm doch mit mir," rief der Kleine fröhlich aus, „ich will Dir Arbeit geben! Sieh ich wohne hier in dieſem Wald — ja ja, komm nur mit, Du wirſt's gleich ſehen." Und kaum hundert Schritte weiter lag ein ſchönes Haus, und rings herum war ein dichter friſchgrüner Tannenzaun, anzuſehen wie eine Schutzmauer, und vorne am Eingang ſtanden zwei hohe Tannen, gleichwie rieſige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergeſellen, der nun alsbald ſeine Traurigkeit fahren ließ, und mit vergnügten Mienen in das trauliche Zimmer des einſamen Meiſters einſchritt. „Willkommen" rief da aus der Ecke hintern Ofen ein ältliches Mütterlein, und trippelte auf den Burſchen zu, um ihn ſeines Felleiſens entledigen zu helfen. Der Meiſter plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burſchen, und das Mütterlein trug Speiſen auf und ſtellte auch ein Krüglein auf den Tiſch, worin etwas weit beſſeres war, als Waſſer oder Covent.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wohl bei ſeinem Meiſter; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete ſehr fleißig und hielt ſich auch ſonſt brav und ordentlich, ſo daß keine Klage über ihn geführt werden konnte und auch nicht geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten ſprach das alte Männlein: „Lieber Geſell, ich kann Dich nun nicht länger brauchen, ſondern muß Dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich Dir Deine Arbeiten, die Du mir gethan, auch nicht belohnen; aber ich will Dir ein ſchönes Andenken geben, das Dir mehr helfen wird, als Gold und Silber.“ Dabei reichte er ihm ein allerliebſtes kleines Tiſchchen, und ſprach weiter: „So oft Du dieſes ‘Tiſchlein vor dich’ hinſtellen wirſt, und wirſt dreimal ſprechen: Tiſchlein decke dich, ſo oft wird es Dir diejenigen Speiſen und Getränke zum Mahle darbieten, die Du nur wünſchen magſt. Und nun lebe wohl, und gedenke fein Deines alten Meiſters.“ Ungern verließ der Geſelle ſeine bisherige Werkſtätte, er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tiſchlein aus den Händen des Gebers, und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte ſeine Schritte der lieben Heimath wieder zu. Unterwegs bot ihm das Tiſchlein, ſo oft der Burſche die Zauberformel nur ſprach, ſeine reichen Genüſſe, da ſtanden im Nu die feinſten Gerichte, die edelſten Weine darauf, und alle Gefäße waren von Silber, und darunter glänzte das feinſte ſchneeweiße Tiſchgedeck. Natürlich hielt der Geſelle ſein Tiſchlein decke dich ſehr hehr; auf ſeiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch ſeinem Wirth aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirthshaus gezehrt, ſondern ſich mit dem Tiſchchen eingeſchloſſen hatte, ſo hatte der Wirth ihn belauſcht durch eine Klinze in der Breterthür, und hatte des Tiſchleins Geheimniß entdeckt. Daher war er über alle Maaßen froh, als er das Tiſchlein in ſeine Verwahrung bekam, machte gleich eine Probe und freute ſich mächtig über die herrliche Eigenſchaft deſſelben. Er ließ ſich's ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel, und ſann dabei nach, wie er ſich auf die beſte Weiſe das Tiſchchen aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tiſchchen, obſchon kein Tiſchchen decke dich beſitze. Der ſchlaue Wirth verſteckte daher das ächte Tiſchlein, und ſtellte das andere, unächte, am andern Morgen dem Geſellen zu, der ſich ohne Bedenken damit belud, und nun fröhlich ſeiner Heimath zueilte. Mit Freude begrüßte der lange Schreiner daheim die Seinen, und entdeckte ſogleich ſeinem Vater die köſtliche Bewandtniß, die es mit dem Tiſchchen habe. Der Vater zweifelte ſtark, der Sohn aber ſtellte es vor ſich hin, ſprach dreimal: „Tiſchlein, decke dich" — aber es deckte ſich nicht, und der ehrliche Schneidermeiſter ſprach zu ſeinem Sohne: „Du dummer Hans, biſt Du darum in der Fremde geweſen, Deinen alten Vater zu huzen? Geh, laß Dich nicht auslachen!" Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rath, wie es nur ſo auf einmal mit dem Tiſchchen die Quere gehe? Er probirte noch allerlei; aber es deckte ſich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Höbel greifen, und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdeſſen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen, und wanderte fort in die Fremde. Und es fügte ſich, daß dieſer ebenfalls denſelben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand, und von ihm in Arbeit genommen wurde. Das Waldhaus war aber jetzt eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine Zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit geſtanden hatte, ſchenkte ihm ſein Meiſter zum Andenken einen ſchönen Müllerlöwen und ſprach: „Nimm zum Abſchied noch eine kleine Gabe, die Dir, obgleich ich Dir deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird, als Gold und Silber. So oft Du zu dieſem Eſelein ſprechen wirſt: ‘Eſelein ſtrecke dich!’ ſo oft wird es Dir Ducaten nieſen."

Faſt öfter, als der Lange unterwegs geſprochen hatte: „Tiſchlein, decke dich" ſprach jetzt der Dicke: „Eſelein, ſtrecke dich" und da ſtreckte ſich's, und ließ Ducaten fallen, daß es raſſelte und praſſelte. Es war eine allerliebſte Sache — die blanken Goldſtücke. — Aber auch der Müllergeſelle kam mit ſeinem Eſel in die Herberge des betrüglichen und ſchlauen Wirthes, ließ auftafeln, bewirthete, wer nur bewirthet ſein wollte, und als der Wirth die Zeche forderte, ſprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erſt Geld holen." Nahm das Tiſchtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Eſel ſtand, und ſprach: „Eſelein, ſtrecke dich!" — da ſtreckte ſich der Eſel und nieſte und es klingelten Ducaten auf dem Tuche, draußen aber ſtand der Wirth, ſah durch ein Aſtloch in der Thüre und merkte ſich die Sache. Am andern Morgen ſtand zwar ein Eſel da, aber nicht der rechte, und der Dicke, keinen Betrug ahnend, ſetzte ſich heiter auf und ritt fort. Als er zu ſeinem Vater kam, verkündete er ihm auch ſein Glück, und ſprach, als alle die Seinen froh verwundert den Eſel umſtanden: „Nun habt Achtung!“ und zum Eſel ſich wendend: „Eſelein, ſtrecke dich!“ Das fremde Eſelein ſtreckte ſich zwar auch, aber was ſelbiges fallen ließ, das waren nichts weniger als Goldſtücke. Der Dicke wurde von Allen, denen er die Kunſt hatte wollen ſehen laſſen, fürchterlich ausgelacht; er ſchlug den Eſel windelweich, ſchlug ihm dennoch keine Ducaten aus der Haut, und mußte fortan wieder arbeiten, und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen.

Es war nun wieder ein Jahr verfloſſen, und auch der Dumme hatte ſeine Lehrzeit überſtanden und zog als ein wackrer Drechsler in die Fremde. Recht mit Fleiß nahm er denſelben Lauf wie ſeine Brüder, und wünſchte ſehr, bei jenem kleinen Männlein auch in Arbeit zu kommen, da daſſelbe, wie die Brüder erzählt hatten, in allen Fächern bewandert war, in Handwerken, wie in Gelehrtheit und Weisheit, und ſo ſchöne Sachen zu verſchenken hatte. Richtig gelangte auch der Drechslergeſelle in den gewiſſen Wald, fand die einſame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen Burſchen gerne in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Geſell, ich kann Dich nun nicht länger behalten, Du haſt Feierabend.“ Zum Abſchied ſprach das Männlein: „Ich ſchenkte Dir gerne auch, wie Deinen Brüdern, ein ſchönes Andenken, aber was würde Dir das helfen, da ſie Dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und Dein dicker Bruder ſind durch ihre Dummheit um meine Gaben gekommen, was würde es erſt bei Dir werden? Doch nimm dieſes ſchlichte Säcklein; es kann Dir ſehr nützlich werden. So oft Du zu ihm ſagen wirſt: **Knüppel aus dem Sack!** ſo oft wird ein darin ſteckender wohlgedrehter Prügel herausfahren zu Deinem Schutz, Deiner Wehr und Hülfe, und dieſer wird ſo lange aufprügeln, bis Du gebieten wirſt: **Knüppel in den Sack!**“

Der Drechsler bedankte ſich ſchön und zog mit ſeinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf ſeiner Reiſe die Schutzwehr erſt lange nicht, denn Jedermann ließ ihn, der leicht und luſtig ſeine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal einem übergeſtrengen Herrn Bettelvoigt gab er einiges aus dem Säcklein zu koſten, oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfahren und den Wanderer an- und nachbellen. So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirth ſeine Brüder um das Ihrige betrogen hatte, und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer noch ein Gelüſt hatte, ſich vom Gut der Reiſenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirth den Sack in Verwahrung, und warnte ihn, er möge ja nicht zu dieſem Säcklein ſagen: „Knüppel aus dem Sack!“ denn damit habe es eine beſondere Bewandtniß, und könne einer, wenn er das ſage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirth gefiel ſein Tiſchlein und Eſelein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenſtändlein hätte ſo heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gaſt ſich zur Ruhe gelegt hatte, um zu ſprechen: „Knüppel aus dem Sack, Knüppel aus dem Sack!“ Und im Nu fuhr der Knüppel heraus, und wirbelte wie ein Trommelſchlägel auf des Wirths Rücken, prügelte fort und fort, und prügelte den Wirth dermaßen braun und blau, daß dieſer ein jämmerliches Geſchrei erhub, und heulend den Drechslergeſellen munter rief. Dieſer ſagte: „Wirth, das geſchieht Dir recht! Ich warnte Dich ja. Du haſt meinen Brüdern das Tiſchlein decke dich, und das Eſelein ſtrecke dich geſtohlen.“ Der Wirth kreiſchte: „Ach helft mir nur um Gottes Willen! Ich werde umgebracht!“ (Denn der Knüppel arbeitete noch immer raſtlos auf des Wirths Rücken.) „Ich will alles wieder herausgeben, das Tiſchlein und das Eſelein! Au, ich falle um und bin todt!“

Jetzt gebot der Geſelle: „Knüppel in den Sack!“ und da kroch das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirth war nur froh, daß er ſein Leben davon gebracht, und gab willig das Tiſchlein und Eſelein wieder heraus. Da packte der Drechsler ſeinen Kram zuſammen, lud ſeine Bündel, und ſich ſelbſt auf den Eſel und trabte dem Heimathſtädtlein zu. Da war keine geringe Freude bei den Brüdern, als ſie die überaus werthvollen Geſchenke und Andenken wieder gewonnen ſahen, die jetzt gerade noch ſo herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals, — wieder gewonnen durch den, den ſie immer den Dummen geſcholten hatten, und der doch klüger war, wie ſie. Und die Brüder blieben zuſammen bei den Aeltern, und brauchten nichts mehr zu arbeiten, um vom Verdienſt das tägliche Brod zu ſchaffen, denn ſie hatten von nun an von Allem, was das menſchliche Leben bedarf, die Hülle und Fülle.

Mann und Frau im Eſſigkrug.

(Im Elſaß; nach Adolph Stöber, im Elſäſſiſchen Volksbüchlein. Grimm's Sammlung I. 19. Van den Fiſcher und ſiine Fru; plattdeutſch, ſehr originell, aber weſentlich anders.)

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die haben lange lange mit einander in einem Eſſigkruge gewohnt. Am Ende ſind ſie's überdrüſſig geworden, und der Mann hat zu der Frau geſagt: „Du biſt Schuld daran, daß wir in dem ſauern Eſſigkrug leben müſſen, wären wir nur nicht da!" Die Frau hat aber geſagt: „Nein, Du biſt Schuld daran." Und da haben ſie angefangen, mit einander zu kippeln und zu zanken, und iſt eins dem andern in dem Eſſigkrug nachgelaufen. Da iſt einſtmals ein goldiges Vögelein an den Eſſigkrug gekommen, dieß hat geſagt: „Was habt ihr denn nur ſo mit einander?" „Ei," hat die Frau geſagt, „wir ſind's Eſſigkrügel überdrüßig, und möchten auch einmal wohnen wie andere Leute, hernach wollen wir gern zufrieden ſein." Da hat ſie das goldene Vögelein aus dem Eſſigkrug heraus gelaſſen, hat ſie an ein neues Häuschen geführt, wo hinten dran ein zierliches Gärtchen geweſen iſt, und hat zu ihnen geſagt: „Dieß iſt euer! Lebt jetzt einig und zufrieden unter einander, und wenn ihr mich braucht, ſo dürft ihr nur dreimal in die Hände klatſchen und rufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!"

ſo bin ich da."

Damit flug's Goldvögelein fort, und der Mann und die Frau waren froh, daß ſie nicht mehr in dem ſauern Eſſigkrug wohnten, und freuten ſich über ihr nettes Häuschen und grünes Gärtchen. Das dauerte aber nur eine Weile, denn wie ſie nun ein paar Wochen in dem Häuschen gewohnt hatten, und in der Nachbarſchaft herum gekommen waren, da hatten ſie die großen ſtattlichen Bauernhöfe geſehen, mit großen Stallungen, Gärten, Aeckern, vielem Geſinde und Vieh. Und da hat es ihnen ſchon wieder nicht mehr gefallen in ihrem winzigen Häuslein, und ſind's ganz überdrüßig geworden, und an einem ſchönen Morgen haben ſie alle zwei faſt zu gleicher Zeit in die Hände geklatſcht und haben gerufen:

Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!

Witſch, da iſt das goldige Vöglein zum Fenſter herein geflogen gekommen, und hat ſie gefragt, was ſie denn ſchon wieder wollten?

„Ach" haben ſie geſagt, „das Häuslein iſt doch gar zu klein, wenn wir nur auch ſo einen großen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden ſein." Das goldige Vöglein blinzte ein wenig mit ſeinen Guckäugelein, ſagte aber nichts, und führte den Mann und die Frau an einen großen prächtigen Bauernhof, wo viele Aecker daran waren, und Stallungen mit Vieh, und Knechten und Mägden, und hat ihnen alles geſchenkt.

Der Mann und die Frau ſprangen deckenhoch, und konnten ſich vor Freuden gar nicht laſſen. Und jetzt ſind ſie ein ganzes Jahr lang zufrieden und fröhlich geweſen und haben ſich gar nichts Beſſeres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag, denn weil ſie jetzt manchmal in die Stadt gefahren ſind, haben ſie die ſchönen großen Häuſer und die ſchön geputzten Herren und Madamen ſehen ſpazieren gehn, da haben ſie gedacht: Ei, in der Stadt muß es aber herrlich ſein, und da braucht man nicht viel zu thun und zu arbeiten; und die Frau hat ſich gar nicht können ſatt ſehen an dem Staat und dem Wohlleben und hat zu ihrem Mann geſagt: „Wir wollen auch in die Stadt, ruf' Du dem goldigen Vöglein! Wir ſind nun ſchon lange genug auf dem dreckigen Bauernhof." Der Mann hat aber geſagt: „Frau, ruf Du ihm!" — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatſcht und hat gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal
Goldvögelein überall!"

Da iſt das goldige Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen, und hat geſagt: „Was wollet ihr nun von mir?" — „Ach," hat die Frau geſagt, „wir ſind das Bauernleben müde, wir möchten auch gern Stadtleute ſein, und ſchöne Kleider haben, und in ſo einem großen prächtigen Haus wohnen, hernach wollen wir zufrieden ſein." Das goldne Vöglein hat wieder mit ſeinen Guckäugelein geblinzt, hat aber nichts geſagt, und hat ſie in das ſchönſte Haus in der Stadt geführt, da war alles raritätiſch aufgeputzt, und waren Schränke darin und Kommoden, da hingen und lagen Kleider drinnen nach der neueſten Mode. Jetzt haben der Mann und die

Frau gemeint, es giebt auf der Welt nichts Beſſers und Schöneres, und waren vor lauter Freude ganz außer ſich. Das hat aber leider wieder nicht lange gedauert, ſo hatten ſie es wieder ſatt, und ſprachen zu einander: „Wenn wir's nur ſo hätten wie die Edelleute; die wohnen in herrlichen Paläſten und Schlöſſern, und haben Kutſchen und Pferde, und Bedienten mit goldbordirten Röcken ſtehen auf den Kutſchen. Ja das wär' erſt etwas Rechtes; ſo iſt's doch nur eine armſelige bürgerliche Lumperei.“ Und die Frau hat geſagt: „Jetzt iſt's an Dir, dem goldigen Vögelein zu rufen.“ Der Mann hat doch wieder lange nicht gewollt, endlich, wie die Frau gar nicht nachgelaſſen hat mit Dringen und Drängen, hat er dreimal in die Hände geklaſcht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldne Vögelein wieder zum Fenſter herein geflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da ſagte der Mann: „Wir möchten gern Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden ſein.“ Da hat aber das goldne Vöglein gar arg mit den Aeuglein geblinzelt, und hat geſagt: „Ihr unzufriednen Leute! Werdet ihr denn nicht einmal genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen, es iſt euch aber nichts nutz!“ Und hat ihnen gleich ein ſchönes Schloß geſchenkt, Kutſchen und Pferde und eine reiche Bedienung. — Jetzt ſind ſie nun Edelleute geweſen, und ſind alle Tage ſpazieren gefahren, und haben an nichts mehr gedacht, als wie ſie die Tage herum bringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun.

Einmal ſind ſie in die Hauptſtadt gefahren, ein großes Feſt zu ſehen. Da iſt der König und die Königin in ihrer ganz vergoldeten Kutſche geſeſſen, in goldgeſtickten Kleidern, und vorn und hinten und auf beiden Seiten ſind Marſchälle, Hofleute, Edelknaben und Soldaten geritten, und alle Leute haben die Hüte und Taſchentücher geſchwenket, wo der König und die Königin vorbei gefahren ſind. Ach wie hat da dem Mann und der Frau vor Ungeduld das Herz geklopft! Kaum waren ſie wieder nach Hauſe, ſo ſprachen ſie: „Jetzt wollen wir noch König und Königin werden, hernach wollen wir aber einhalten.“ Und da haben ſie wieder alle zwei mit einander in die Hände geklatſcht, und haben gerufen, was ſie nur rufen konnten:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldne Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen, und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da haben ſie beide geantwortet: „Wir möchten gern König und Königin ſein.“ Da hat aber das Vöglein ganz ſchrecklich arg mit den Augen geblinzelt, hat alle Federchen geſträubt, hat mit den Flügelchen geſchlagen und geſagt: „Ihr wüſten Leute, wann werdet ihr denn einmal genug haben? Ich will euch auch noch zum König und zur Königin machen, aber dabei wird's doch nicht bleiben ſollen, denn ihr habt nimmermehr genug!“

Jetzt ſind ſie nun König und Königin geweſen, und haben übers ganze Land zu gebieten gehabt, haben ſich einen großen Hofſtaat gehalten und ihre Miniſter und Hofleute haben müſſen auf die Kniee niederfallen, wenn ſie eins von ihnen anſichtig wurden. Auch haben ſie nach und nach alle Beamten in ganzen Lande vor ſich kommen laſſen, und ihnen vom Thron herab ihre ſtrengen Befehle ertheilt. Und was es nur Theures und Prächtiges in aller Herren Ländern gab, das mußte herbeigeſchafft werden, ſo daß ein Glanz und ein Reichthum ſie umgab, der unbeſchreiblich iſt. Und doch ſind ſie jetzt noch nicht zufrieden geweſen, und ſagten immer: „Wir müſſen noch etwas mehr werden!“ Da ſprach die Frau: „Werden wir Kaiſer und Kaiſerin.“ „Nein!“ ſagte der Mann, „Wir wollen Papſt werden!“ — „Hoho! Das iſt alles nicht genug!“ ſchrie die Frau in ihrem Eifer. „Wir wollen lieber Herrgott ſein!“

Kaum aber hatte ſie dieß Wort ausgeredet, ſo iſt ein mächtiger Sturmwind gekommen, und ein großer ſchwarzer Vogel mit funkelnden Augen, die wie Feuerräder rollten, iſt zum Fenſter herein geflogen, und hat gerufen, daß Alles erzitterte: „Daß ihr verſauern müßt im Eſſigkrug!“

Plautz, und da war alle Herrlichkeit zum Guckuk, und da ſaßen ſie alle beide, der Mann und die Frau, wieder in ihrem engen Eſſigkrug drin; da ſitzen ſie noch und können auch drin bleiben bis an den jüngſten Tag.

Das iſt eine Lehre für Solche, die nie nie genug bekommen können.

Der Zauber-Wettkampf.

(Mündlich; erinnert mit einem Zuge am Schluß an das Märchen vom geldnen Rehbock.)

Einſtmals ging ein junger Buchbinder-Geſelle in die Fremde, und wanderte lange Zeit und beſah ſich ſo recht die ſchöne große Welt; er wanderte, bis kein Kreuzerlein mehr in ſeiner Taſche klimperte. Da endlich nöthigte ihn ſein geſpanntes Verhältniß mit dem ſchlaff gewordenen Geldbeutel ernſtlich der Arbeit nachzufragen, und bald ward er auch von einem Meiſter angenommen, und bekam es ſehr, ſehr gut. Sein Meiſter ſprach zu ihm: „Geſell, Du wirſt es gut bei mir haben; die Arbeit, die Du täglich zu thun haſt, iſt ſehr geringe. Du kehrſt nur die Bücher hier alle Tage recht ſäuberlich ab, und ſtellſt ſie dann nach der Ordnung wieder auf. Aber dieſes *eine* Büchlein, welches hier apart ſteht, darfſt Du nicht anrühren, viel weniger hineinſehen, ſonſt ergeht Dir's ſchlimm, Burſche, merke Dir's. Dagegen kannſt Du in den andern Büchern leſen, ſo viel Du nur magſt."

Der Geſelle beherzigte die Worte ſeines Meiſters ſehr wohl und hatte zwei Jahre lang die beſten Tage, indem er täglich nur die Bücher ſäuberte, dann in manchen derſelben las, und dabei die vortrefflichſte Koſt hatte — jenes verbotene Büchlein ließ er gänzlich unangerührt. Dadurch erwarb er ſich das volle Vertrauen ſeines Herrn, ſo daß dieſer öfters tagelang vom Hauſe entfernt blieb, und auch zuweilen eine Reiſe unternahm. Aber wie ſtets dem Menſchenherzen nach Verbotenem gelüſtet, ſo regte ſich einſtmals, als der Meiſter auf mehrere Tage verreiſt war, in dem Geſellen eine mächtige Begierde, endlich doch zu wiſſen, was in dem Büchlein ſtehe, das immer ganz heilig an ſeinem beſtimmten Orte lag. — Denn alle andern Bücher hatte er bereits durchgeleſen. Zwar ſträubte ſich ſein Gewiſſen, das Verbotene zu thun, aber die Neugierde war mächtiger; er nahm das Büchlein ſchlug es auf und fing an darinnen zu leſen. In dem Büchlein ſtanden die größeſten, koſtbarſten Geheimniſſe, die kräftigſten Zauberformeln waren darinnen enthalten, und es ſtellte ſich dem ſtaunenden, höchſt verwunderten Jüngling alles nach und nach ſo ſonnenklar heraus, daß er ſchon anfing, Verſuche im Zaubern zu machen. Alles gelang. Sprach der Jüngling ein kräftiges Zauberſprüchlein aus dieſem

Büchlein, ſo lag im Nu das Gewünſchte vor ihm da. Auch lehrte das Büchlein, die menſchliche Geſtalt in jede andere zu verwandeln. Nun probirte er mehr und mehr, und zuletzt machte er ſich zu einer Schwalbe, nahm das Büchlein, und flog im ſchnellſten Fluge ſeiner Heimath zu. Sein Vater war nicht wenig erſtaunt, als eine Schwalbe zu ſeinem Fenſterlein einflog, und plötzlich dann aus ihr ſein Sohn wurde, den er zwei Jahre lang nicht geſehen. Der Burſche aber drückte den Alten herzlich an ſeine Bruſt und ſprach: „Vater, nun ſind wir glücklich und geborgen, ich bringe ein Zauberbüchlein mit, durch welches wir die reichſten Leute werden können.“ Das gefiel dem Alten wohl, denn er lebte ſehr dürftig. Bald darauf machte ſich der junge Zauberer zu einem überaus großen, fetten Ochſen, und ſprach zu ſeinem Vater: „Nun führet mich zum Markt, und verkauft mich, aber fordert ja viel, recht viel, man wird mich theuer bezahlen, und vergeſſet ja nicht das kleine Stricklein, welches um meinen linken Hinterfuß gebunden iſt, abzulöſen, und wieder mit heim zu nehmen, ſonſt bin ich verloren.“

Das machte der Vater alles ſo; er verkaufte den Ochſen für ein ſchweres Geld, denn als er nur mit ihm auf den Markte erſchien, verſammelte ſich gleich ein Haufen Volkes um ihn, alles bewunderte den Raritäts-Ochſen und Chriſten und Juden ſchlugen ſich darum, ihn zu kaufen Der Käufer aber, der das höchſte Gebot that, und bezahlte, und den Ochſen im Triumph von dannen führte, hatte am andern Morgen ſtatt des herrlichen Ochſens ein Bündlein Stroh in ſeinem Stalle liegen. Und der Buchbindergeſelle — der war wohlgemuth wieder daheim bei ſeinem Vater, und lebte mit ihm herrlich und in Freuden von dem runden Geldſümmlein.

Bald darauf verzauberte er ſich wieder in einen prächtigen Rappen, und ließ ſich von ſeinem Vater auf den Roßmarkt führen und verkaufen. Da lief wieder das Volk zuſammen, um das wunderſchöne glänzend ſchwarze Roß zu ſehen. — Jener Meiſter Buchbinder aber, als er nach Hauſe zurückgekehrt war, hatte gleich geſehen, was vorgegangen, und da er eigentlich kein Buchbinder, ſondern ein mächtiger Zauberer war, der nur zum Schein dieſe Beſchäftigung trieb, ſo wußte er auch gleich, wie viel es geſchlagen hatte, und ſetzte dem Entflohenen nach. Auf jenem Roßmarkt nun war der Meiſter unter den Käufern, und da er alle Stücklein des Zauberbüchelchens kannte, ſo merkte er alſobald, was es für eine Bewandtniß mit dem Pferd habe, und dachte: Halt, jetzt will ich dich fangen. Und ſo ſuchte er für jeden Preis das Pferd zu kauſen, was ihm auch ohne große Mühe gelang, weil er es gleich um den erſten Verkaufspreis annahm. Der Vater kannte den Käufer nicht, aber das Pferd fing an, heftig zu zittern und zu ſchwitzen, und gebehrdete ſich äußerſt ſcheu und ängſtlich, doch es konnte der Vater die nun ſo gefährliche Lage ſeines Sohnes nicht ahnen. Als das Pferd in den Stall des neuen Eigenthümers eingeführt und an den für daſſelbe beſtimmten Platz geſtellt war, wollte der Vater wieder das Stricklein ablöſen; aber der Käufer ließ dieſes durchaus nicht zu, da er ſehr wohl wußte, daß es dann um ſeinen Fang geſchehen wäre. So mußte denn der Vater ohne Stricklein abziehen, und dachte in ſeinem Sinn: er wird ſich ſchon helfen; kann er ſo viel, daß er ſich zu einem Pferde macht, kann er ſich gewiß auch wieder durch ſeine Zauberkunſt dort in dem Stall losmachen und heim kommen.

In jenem Pferdeſtall aber war ein mächtiges Gedränge von Menſchen; Groß und Klein, Alt und Jung — Alles wollte das ausgezeichnet ſchöne Roß beſchauen. Ein kecker Knabe wagte ſogar das Pferd zu ſtreicheln und liebkoſend zu klopfen, und es ließ ſich dieſes, wie es ſchien, gar gerne gefallen, und als dieſer Knabe ſich immer vertraulicher näherte und das Pferd am Kopf und am Hals ſtreichelte, da flüſterte es dem Knaben ganz leiſe zu: „Liebſter Junge, haſt Du kein Meſſerchen einſtecken?“ Und der froh verwunderte Knabe antwortete: „O ja, ich habe ein recht ſcharfes.“ Da ſprach der Rappe wieder ganz leiſe: „Schneide einmal das Stricklein an meinem linken Hinterfuß ab“ und ſchnell ſchnitt es der Knabe entzwei. Und in dieſem Augenblick fiel das ſchöne Roß vor aller Augen zuſammen und ward ein Bündlein Stroh, und daraus flog eine Schwalbe hervor, und aus dem Stall empor in die hohen blauen Lüfte. Der Meiſter hatte das Roß nur einen Augenblick außer Acht gelaſſen, jetzt war keine Zeit zu verlieren. Er brauchte ſeine Kunſt, verwandelte ſich raſch in einen Geier, und ſchoß der flüchtigen Schwalbe nach. Es bedurfte nur noch einer kleinen Weile, ſo hatte der Geier die Schwalbe in ſeinen Klauen, aber das Schwälblein merkte den Feind, blickte nieder auf die Erde, und ſah da gerade unter ſich ein ſchönes Schloß und vor dem Schloß ſaß eine Prinzeſſin und flugs verwandelte ſich das Schwälblein in einen goldenen Fingerreif, fiel nieder, und gerade der holden Prinzeſſin auf den Schooß. Die wußte nicht, wie ihr geſchah, und ſteckte das Ringlein an den Finger. Aber die ſcharfen Augen des Geiers hatten alles geſehen, und raſch verwandelte ſich der Zauber-Meiſter aus einem Geier in einen ſchmucken Junker und trat ſein heran zur Prinzeſſin und bat ſie höflichſt und unterthänigſt, dieſes Ringlein, mit welchem er ſo eben ein Kunſtſtück gemacht habe, ihm wieder einzuhändigen. Die ſchöne Prinzeſſin lächelte erröthend, zog das Ringlein vom Finger, und wollte es dem Künſtler überreichen, doch ſiehe, da entfiel es ihren zarten Fingern und rollte als ein winziges Hirſekörnlein in eine Steinritze. Im Augenblicke verwandelte ſich der Junker und wurde ein ſtolzer Gückelhahn, der mit ſeinem Schnabel emſig in der Steinritze nach dem Hirſekörnlein pickte, aber gleich darauf wurde aus dem Hirſekörnlein ein Fuchs, und dieſer biß dem Gückel den Kopf ab. Und ſomit war der Zauber-Meiſter beſiegt. Jetzt aber nahm der junge Geſelle wieder ſeine Geſtalt an, ſank der Prinzeſſin zu Füßen, und pries ſie dankend, daß ſie ihn an ihrem Finger getragen und ſich ſo mit ihm verlobt habe. Die Prinzeſſin war über alles, was vorgegangen war, mächtig erſchrocken, denn ſie war noch ſehr jung und unerfahren und ſchenkte ihm ihr Herz und ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er fortan aller Verwandlung entſage, und ihr unwandelbar treu bleibe. Dieß gelobte der Jüngling und opferte ſein Zauberbüchlein den Flammen, woran er indeß ſehr übel that, denn er hätte es ja Dir, lieber Leſer, oder mir, ſchenken und vermachen können.

Die drei Gaben.

(Mündlich, im Saalthale.)

Es war einmal ein armer Leinweber, zu dem kamen drei reiche Studenten, und da ſie ſahen, daß der Mann ſehr arm war, ſo ſchenkten ſie ihm in ſeine Wirthſchaft hundert Thaler. Der Leinweber freute ſich ſehr über dieſe Gabe, gedachte ſie gut anzuwenden, wollte aber noch eine Zeitlang ſeine Augen an den blanken Thalern weiden, ſagte daher ſeiner Frau, die nicht zu Hauſe geweſen war, nichts von ſeinem Glück, und verſteckte das Geld dahin, wo Niemand Geld ſucht, nämlich in die Lumpen.

Als er einmal auswärts war, kam ein Lumpenſammler, und die Frau verkaufte ihm den ganzen Vorrath für einige Kreuzer.

Da war groß Herzeleid, wie der Leinweber heim kam, und ſeine Frau ihm erfreut das für die Lumpen gelöſte wenige Geld zeigte.

Ueber ein Jahr ſo kamen die drei Studenten wieder, hofften den Leinweber nun in guten Umſtänden zu treffen, fanden ihn aber noch ärmer, wie zuvor, da er ihnen ſein Mißgeſchick klagte. Mit der Ermahnung vorſichtiger zu ſein, ſchenkten ihm die Studenten abermals hundert Thaler; nun wollte er's recht klug machen, ſagte ſeiner Frau nichts und ſteckte das Geld in den Aſchentopf. Und da ging's gerade wieder ſo, wie das vorige Mal; die Frau vertauſchte die Aſche an einen Aſchenſammler gegen ein paar Stückchen Seife, als gerade ihr Mann wieder abweſend war, irgend einem Kunden beſtellte Leinwand abzuliefern. Als er wieder kam, und den Aſchenhandel erfuhr, wurde er ſo böſe, daß er ſeine Frau mit ungebrannter Aſche laugte.

Ueber ein Jahr kamen die Studenten zum dritten Male, fanden den Leinweber faſt als Lumpen, und ſagten ihm, indem ſie ihm ein Stück Blei vor die Füße warfen: „Was nutzt der Kuh Muskate? Dir Tropf Geld zu ſchenken, wäre dümmer als Du ſelbſt biſt. Zu Dir kommen wir auch nicht wieder.“ Damit gingen ſie ganz ärgerlich fort, und der Leinweber hob das Stück Blei vom Boden auf und legte es aufs Fenſterbret. Bald darauf kam ſein Nachbar herein, das war ein Fiſcher, bot guten Tag und ſprach: „Lieber Nachbar, habt Ihr nicht etwa ein Stückchen Blei, oder ſonſt was ſchweres, das ich an mein Netz brauchen könnte? Ich habe nichts mehr von dergleichen.“ Da gab ihm der Leineweber das Stückchen Blei, und der Nachbar bedankte ſich gar ſchön und ſagte: „Den erſten großen Fiſch, den ich fange, den ſollt Ihr zum Lohne haben!“ — „Schon gut, es iſt nicht darum,“ ſprach der zufriedene Leineweber.

Bald darauf brachte der Nachbar wirklich einen hübſchen Fiſch von ein Pfunder vier bis fünfe, und der Leinweber mußte ihn annehmen. Dieſer ſchlachtete alsbald den Fiſch, da hatte derſelbe einen großen Stein im Magen. Den Stein legte der Leinweber auch auf das Fenſterbret. Abends, als es dunkel wurde, fing der Stein an zu glänzen, und je dunkler es wurde, je heller leuchtete der Stein, wie ein Licht. „Das iſt eine wohlfeile Lampe,“ ſagte der Leinweber zu ſeiner Frau. „Willſt Du ſie nicht etwa auch vermöbeliren, wie Du die zweihundert Thaler vermöbelirt haſt?“ Und legte den Stein ſo, daß er die ganze Stube erhellte.

Am folgenden Abend ritt ein Herr am Hauſe vorbei, erblickte den Glanzſtein, ſtieg ab und trat in die Stube, beſah den Stein, und bot zehn Thaler dafür. Der Weber ſagte: „Dieſer Stein iſt mir nicht feil!“ — „Auch nicht für zwanzig Thaler?“ fragte der Herr. „Auch nicht,“ antwortete der Leinweber. Jener aber fuhr fort zu bieten und zu bieten, bis er tauſend Thaler bot, denn der Stein war ein koſtbarer Diamant, und noch viel mehr werth. Jetzt ſchlug der Weber ein und war der reichſte Mann im Dorfe. Nun hatte die Frau das letzte Wort, und ſagte: „Siehſt Du, Mann! Wenn ich das Geld nicht zweimal mit fortgegeben hätte! Das haſt Du doch nur mir zu danken!“ —

Des kleinen Hirten Glückstraum.

(Mündlich, in Franken.)

Es war einmal ein ſehr armer Bauersmann, der lebte in einem Dörflein von dem geringen Verdienſt eines Hirten, und das ſchon ſeit vielen Jahren. Seine Familie war klein, er hatte ein Weib, und nur ein einziges Kind, einen Knaben. Doch dieſen hatte er ſehr frühzeitig mit hinaus auf die Weide genommen und ihm die Pflichten eines treuen Hirten eingeprägt, und ſo konnte er, als nur einigermaßen der Knabe herangewachſen war, ſich ganz auf denſelben verlaſſen, konnte ihm die Heerde allein anvertrauen und konnte unterdeſſen daheim noch einige Dreier mit Körbeflechten verdienen. Der kleine Hirte trieb ſeine Heerde munter hinaus auf die Triften und Raine; er pfiff oder ſang ein helles Liedlein, und ließ dazwiſchen gar laut ſeine Hirtenpeitſche knallen; dabei wurde ihm keine Zeit lang. Des Mittags lagerte er ſich gemächlich neben ſeine Heerde, aß ſein Brod, und trank aus der Quelle dazu, und dann ſchlief er auch wohl ein Weilchen, bis es Zeit war weiter zu treiben. Eines Tages hatte ſich der kleine Hirte unter einen ſchattigen Baum zur Mittagsruhe gelagert, ſchlief ein und träumte einen gar wunderlichen Traum: Er reiſe fort, gar unendlich weit fort, — ein lautes Klingen, wie wenn unaufhörlich eine Maſſe Münzen zu Boden fielen — ein Donnern, wie wenn unaufhörliche Schüſſe knallten — eine endloſe Schaar Soldaten, mit Waffen und in blitzenden Rüſtungen — das alles umkreiſete, umſchwirrte, umtoſete ihn. Dabei wanderte er immer zu und ſtieg immer bergan, bis er endlich oben auf der Höhe war, wo ein Thron aufgebaut war, darauf er ſich ſetzte, und neben ihm war noch ein Platz, auf dem ein ſchönes Weib, welches plötzlich erſchien, ſich niederließ. Nun richtete ſich im Traum der kleine Hirte empor, und ſprach ganz ernſt und feierlich: „Ich bin König von Spanien.“ Aber in demſelben Augenblick wachte er auf. Nachdenklich über ſeinen ſonderbaren Traum trieb der Kleine ſeine Heerde weiter, und des Abends erzählte er daheim ſeinen Aeltern, die vor der Thüre ſaßen und Weiden ſchnitzten, und wo er ihnen auch half, — ſeinen wunderlichen Traum, und ſprach zum Schluß: „Wahrlich, wenn mich noch einmal ſo träumt, gehe ich fort nach Spanien, und will doch einmal ſehen, ob ich nicht König werde!“ — „Dummer Junge“ murmelte der alte Vater, „Dich macht man zum König, laß Dich nicht auslachen!“ Und ſeine Mutter kicherte weidlich, und klatſchte in die Hände, und wiederholte ganz verwundert: „König von Spanien! König von Spanien!“ Am andern Tag zu Mittag lag der kleine Hirte zeitig unter jenem Baume, und o Wunder! derſelbe Traum umfing wieder ſeine Sinne. Kaum hielt es ihn bis zum Abend auf der Huth, er wäre gern nach Hauſe gelaufen, und wäre aufgebrochen zur Reiſe nach Spanien. Als er endlich heimtrieb, verkündete er ſeinen abermaligen Traum, und ſprach: „Wenn mich aber nun noch einmal ſo träumt, ſo gehe ich auf der Stelle fort, gleich auf der Stelle.“ Am dritten Tag lagerte er ſich denn wieder unter jenen Baum, und ganz derſelbe Traum kam zum dritten Male wieder. Der Knabe richtete ſich im Traum empor und ſprach: „Ich bin König von Spanien,“ und darüber erwachte er wieder, raffte aber auch ſogleich Hut und Peitſche und Brodſäcklein von dem Lager auf, trieb die Heerde zuſammen und geraden Wegs nach dem Dorfe zu. Da fingen die Leute an mit ihm zu zanken, daß er ſobald und ſo lange vor der Wesperzeit eintreibe, aber der Knabe war ſo begeiſtert, daß er nicht auf das Schelten der Nachbarn und der eignen Aeltern hörte, ſondern ſeine wenigen Kleidungsſtücke, die er des Sonntags trug, in einen Bündel ſchnürte, denſelben an ein Nußholzſtöcklein hing, über die Achſel nahm und ſo mir nichts dir nichts fortwanderte. Gar flüchtig war der Knabe auf den Beinen; er lief ſo raſch, als ſollte er noch vor Nachts in Spanien eintreffen. Doch erreichte er nur an dieſem Tage einen Wald, nirgends war ein Dörflein oder ein einzelnes Häuslein; und er beſchloß, in dieſem Wald in einem dichten

Buſch ſein Nachtlager zu ſuchen. Kaum hatte er aber zur Ruhe ſich niedergelegt und war entſchlummert, als ein Geräuſch ihn wieder erweckte: es zog eine Schaar Männer im lautem Geſpräch an dem Buſch vorüber, in welchem er ſich gebettet. Leiſe machte der Knabe ſich hervor und ging den Männern in einer kleinen Entfernung nach, und dachte, vielleicht findeſt du doch noch eine Herberge; wo dieſe Männer heute ſchlafen, kannſt du gewiß auch ſchlafen. Gar nicht lange waren ſie weiter gewandert, als eine ziemlich anſehnliches Haus vor ihnen ſtand, aber ſo recht mitten im dunklen Wald. Die Männer klopften an, es wurde aufgethan, und neben den Männern ſchlüpfte auch der Hirtenknabe mit hinein in das Haus. Drinnen öffnete ſich wieder eine Thüre, und alle traten in ein großes, ſehr ſpärlich erhelltes Zimmer, wo auf dem Fußboden umher viele Strohbunde, Betten und Deckbetten lagen, die zum Nachtlager der Männer bereit gehalten ſchienen. Der kleine Hirtenbub verkroch ſich ſchnell unter ein Häuflein Stroh, welches nahe an der Thüre aufgeſchichtet war, und lauſchte nun auf alles, was er nur aus ſeinem Verſteck hören und wahrnehmen konnte. Bald kam er dahinter, denn er war ohnehin klug und aufgeweckt, daß dieſe Männerſchaar eine Räuberbande ſei, deren Hauptmann der Herr dieſes Hauſes war. Dieſer beſtieg, als die neu angelangten Mitglieder der Bande ſich hingelagert hatten, einen etwas erhöhten Sitz und ſprach mit tiefer Baßſtimme: „Meine braven Genoſſen, thut mir Bericht von eurem heutigen Tagwerk, wo ihr eingeſprochen ſeid, und was ihr erbeutet habt!“ Da richtete ſich zuerſt ein langer Mann mit kohlſchwarzem Bart empor, und antwortete: „Mein lieber Hauptmann, ich habe heute früh einen reichen Edelmann ſeiner ledernen Hoſe beraubt, dieſe hat zwei Taſchen, und ſo oft man ſie unterſt oberſt kehrt und tüchtig ſchüttelt, ſo oft fällt ein Häuflein Ducaten heraus auf den Boden.“ — „Das klingt ſehr gut!“ ſprach der Hauptmann. Ein anderer der Männer trat auf, und berichtete: „Ich habe heute einem General ſeinen dreieckigen Hut geſtohlen; dieſer Hut hat die Eigenſchaft, wenn man ihn auf dem Kopf dreht, daß unaufhörlich aus den drei Ecken Schüſſe knallen.“ — „Das läßt ſich hören!“ ſprach der Hauptmann wieder. Und ein dritter Mann richtete ſich auf, und ſprach: „Ich habe einen Ritter ſeines Schwertes beraubt; ſo man daſſelbe mit der Spitze in die Erde ſtößt, erſteht augenblicklich ein Regiment Soldaten.“ „Eine tapfere That!“ belobte der Hauptmann. Ein vierter Räuber erhob ſich nun und begann: „Ich habe einem ſchlaſenden Reiſenden ſeine Stiefeln abgezogen, und wenn man dieſe anzieht, legt man mit jedem Schritt ſieben Meilen zurück.“ „Raſche That lobe ich!“ ſprach der Hauptmann zufrieden, „hänget eure Beute an die Wand, und dann eſſet und trinket und ſchlafet wohl.“ Somit verließ er das Schlafzimmer der Räuber; dieſe zechten noch waidlich und fielen dann in feſten Schlaf. Als alles ſtille und ruhig war, und die Männer alleſammt feſt ſchliefen, machte ſich der kleine Hirte hervor, zog die ledernen Hoſen an, ſetzte den Hut auf, gürtete das Schwert um, fuhr in die Stiefeln und ſchlich dann leiſe aus dem Haus. Draußen aber zeigten die Stiefeln zur Freude des Kleinen ſchon ihre Wunderkraft, und es währte gar nicht lange, ſo ſchritt das Bürſchchen zur großen Reſidenzſtadt Spaniens hinein; ſie heißt Madrid.

Hier fragte er den Erſten Beſten, der ihm aufſtieß, nach dem größeſten Gaſthof, aber er erhielt zur Antwort: „Kleiner Wicht, geh' Du hin, wo Deines Gleichen einkehrt, und nicht, wo reiche Herren ſpeiſen.“ Doch ein blankes Goldſtück machte jenen gleich höflicher, ſo daß er nun gerne der Führer des kleinen Hirten wurde, und ihm den beſten Gaſthof zeigte. Dort angelangt, miethete der Jüngling ſogleich die ſchönſten Zimmer, und fragte freundlich ſeinen Wirth: „Nun, wie ſteht es in Eurer Stadt? Was giebt es hier Neues?“ Der Wirth zog ein langes Geſicht, und antwortete: „Herrlein, Ihr ſeid hier zu Land wohl fremd? Wie es ſcheint, habt Ihr noch nicht gehört, daß unſer König, Majeſtät, ſich rüſtet mit einem Heer von zwanzigtauſend Mann? Seht wir haben Feinde, mächtige Feinde; o es iſt gar eine ſchlimme Zeit! Herrlein, wollt Ihr auch etwa unter's Militair gehen?“ — „Freilich, freilich“ ſprach der zarte Jüngling, und ſein Geſicht glänzte vor Freude. Als der Wirth ſich entfernt hatte, zog er flugs ſeine ledernen Hoſen aus, ſchüttelte ſich ein Häuflein Goldſtücke, und kaufte ſich koſtbare Kleider und Waffen und Schmuck, that alles an und ließ dann beim König um eine Audienz bitten. Und wie er in das Schloß kam, und von zwei Kammerherren durch einen großen herrlichen Saal geführt wurde, begegnete ihnen eine wunderliebliche junge Dame, die ſich anmuthig vor dem ſchönen Jüngling, der in der Mitte der Herren ging und ſie zierlich grüßte, verneigte, und die Herren flüſterten: „Das iſt die Prinzeſſin Tochter des Königs.“ Der junge Mann war nicht wenig von der Schönheit der Königstochter entzückt, und ſeine Entzückung und Begeiſterung ließen ihn keck und muthvoll vor dem Könige reden. Er ſprach: „Königliche

Majeſtät! Ich biete hiermit unterthänigſt meine Dienſte als Krieger an. Mein Heer, das ich Euch zuführe, ſoll Euch den Sieg erfechten, mein Heer ſoll alles erobern, was mein König zu erobern befiehlt. Aber eine Belohnung bitte ich mir aus, daß ich, wofern ich den Sieg davon trage, Eure holde Tochter als Gemahlin heimführen dürfe. Wollt Ihr das, mein gnädigſter König?“ Und der König erſtaunte ob der kühnen Rede des Jünglings und ſprach: „Wohl, ich gehe in Deine Forderung ein; kehrſt Du heim als Sieger, ſo will ich Dich als meinen Nachfolger einſetzen und Dir meine Tochter zur Gemahlin geben.“

Jetzt begab ſich der ehemalige Hirte ganz allein hinaus auf das freie Feld und begann ſein Schwert drauf und drein in die Erde zu ſtoßen, und in wenigen Minuten ſtanden viele Tauſende kampfgerüſteter Streiter auf dem Platz, und der Jüngling ſaß als Feldherr koſtbar bewaffnet und geſchmückt auf einem herrlichen Roß, welches mit goldgewirkten Decken und blitzenden Zäumen behangen war. Und der junge Feldherr zog aus, und dem Feind entgegen, da gab es eine große blutige Schlacht; aus dem Hut des Feldherrn donnerten unaufhörlich tödtliche Schüſſe, und das Schwert deſſelben rief ein Regiment nach dem andern aus der Erde hervor, ſo daß in wenigen Stunden der Feind geſchlagen und zerſtreut war, und die Siegesfahnen auf dem eroberten Lager wehten. Der Sieger aber folgte nach, und nahm dem Feinde auch noch den beſten Theil ſeines Landes hinweg. Siegreich und glorreich kehrte er dann zurück nach Spanien, wo ihn das holdeſte Glück noch erwartete. Die ſchöne Königstochter war nicht minder entzückt von dem ſchmukken Jüngling geweſen, wie ſie ihm im Saale begegnet war, als er von ihr; und der gnädigſte König wußte die ſehr großen Verdienſte des tapfern Jünglings auch gebührend zu ſchätzen, hielt ſein Wort, gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und machte ihn zu ſeinem Nachfolger und Thronerben.

Die Hochzeit wurde prunkvoll und glänzend vollzogen, und der ehemalige Hirte ſaß ganz im Glück. Bald nach der Hochzeit legte der alte König Krone und Scepter in die Hände ſeines Schwiegerſohns, der ſaß ſtolz auf dem Thron und neben ihm ſeine holde Gemahlin, und es wurde ihm, als dem neuen König, von ſeinem Volke die Huldigung gebracht. Da gedachte er ſeines ſo ſchön erfüllten Traumes, und gedachte ſeiner armen Aeltern, und ſprach, als er wieder allein bei ſeiner Gemahlin war: „Meine Liebe, ſieh, ich habe auch noch Aeltern, aber ſie ſind ſehr arm, mein Vater iſt

Dorfhirte, weit von hier, in Deutſchland, und ich ſelbſt habe als Knabe das Vieh gehütet, bis mir durch einen wunderbaren Traum offenbart wurde, daß ich noch König von Spanien werde. Und das Glück war mir hold, ſieh ich bin nun König, aber meine Aeltern möchte ich auch gerne noch glücklich ſehen, daher ich mit Deiner gütigen Zuſtimmung nach Hauſe reiſen und die Aeltern holen will.“ Die Königin war's gerne zufrieden, und ließ ihren Gemahl ziehen, der ſehr ſchnell zog, weil er die Siebenmeilenſtiefeln hatte. Unterwegs ſtellte der junge König die Wunderdinge, die er den Räubern abgenommen, ihren rechtmäßigen Eigenthümern wieder zu, bis auf die Stiefeln, holte ſeine armen Aeltern, die vor Freude ganz außer ſich waren, und dem Eigenthümer der Stiefeln gab er für dieſelben ein Herzogthum. Dann lebte er glücklich und würdiglich als König von Spanien bis an ſein Ende.

Goldener.

(Nach Juſtinus Kerner.)

Vor langen Jahren hat einmal in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte ſich ein breternes Häuschen mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit ſeinem Weib und ſeinen ſechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hauſe war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh fütterte, ſo gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den jüngſten der Knaben riefen die Aeltern nur: „Goldener,“ denn ſeine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngſte, ſo war er doch der ſtärkſte von allen und auch der größte. So oft die Kinder hinaus in die Flur gingen, ſo ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keins gehen, denn jedes fürchtete ſich, zuerſt auf ein Abenteuer ſtoßen; ging aber Goldener voran, ſo folgten ſie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelſte Dickigt, und wenn auch ſchon der Mond über dem Gebirge ſtand.

Eines Abends ergötzten ſich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und Goldener hatte ſich vor allen ſo ſehr im Spiele ereifert, daß er ſo hell ausſah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurückgehen!“ ſprach der Aelteſte — „es ſcheint dunkel zu werden.“ „Seht da, der Mond!“ ſprach der Zweite. Da kam es auf einmal licht zwiſchen den dunkelen Tannen hervor und eine Frauengeſtalt, leuchtend wie der Mond, ſetzte ſich auf einen der mooſigen Steine, ſpann mit einer kryſtallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und ſang:

„Der weiße Fink, die goldne Roſ',
Die Königskron im Meeresſchooß!“

Sie hätte wohl noch weiter geſungen, da brach ihr der Faden und ſie erloſch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grauſen, ſie ſprangen mit kläglichem Geſchrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felſen und Klüfte, und verlor eins das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte auch Goldener in dem dicken Wald umher, fand aber weder einen ſeiner Brüder, noch die Hütte ſeines Vaters, noch ſonſt die Spur eines Menſchen, denn es war der Wald gar dicht verwachſen, ein Berg über den andern geſtellt und eine Kluft unter die andere.

Die Brombeeren, welche überall herumrankten, ſtillten ſeinen Hunger und löſchten ſeinen Durſt, ſonſt wär' er gar jämmerlich geſtorben. Endlich am dritten Tage, — Andere ſagen gar erſt am ſechsten oder ſiebenten Tage — wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener zuletzt hinaus auf eine ſchöne grüne Wieſe.

Da war es ihm ſo leicht um das Herz und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derſelben Wieſe waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelſteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug ſie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Burſche iſt mir gerade von nöthen,“ dachte der Vogelſteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wieſe nah' an den Garnen ſtand und in den weiten blauen Himmel hineinſah und ſich nicht ſatt ſehen konnte.

Der Vogelſteller wollte ſich einen Spaß machen, er zog ſeine Garne und huſch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne ganz erſtaunt, denn er wußte nicht, wie das geſchehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen,“ —

ſprach der Vogelſteller, laut lachend, — „Deine rothen Federn ſind mir eben recht. Du biſt wohl ein verſchlagener Fuchs? Bleibe bei mir, ich lehre Dich auch die Vögel fangen!“

Goldener war gleich dabei, ihm däuchte unter den Vögeln ein gar luſtig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

„Laß erproben, was Du gelernt haſt,“ ſprach der Vogelſteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem erſten Zuge fing er einen ſchneeweißen Finken.

„Packe Dich mit dieſem weißen Finken!“ ſchrie der Vogelſteller, — „Du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft von der Wieſe, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünſchungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelſtellers nicht begreifen, er ging traurig, doch getroſt, wieder in den Wald zurück und nahm ſich noch einmal vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen. Tag und Nacht lief er über Felſenſteine und alte gefallene Baumſtämme, fiel auch gar oft über die ſchwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald endlich wieder heller, und da kam er hinaus in einen ſchönen lichten Garten, der war voll der lieblichſten Blumen und weil Goldener dergleichen noch keine erblickt, blieb er voll Verwunderung ſtehen. Der Gärtner im Garten erblickte ihn nicht ſobald, — denn Goldener ſtand unter den Sonnenblumen und ſeine Haare glänzten im Sonnenſchein nicht anders, als ſo eine Blume — als er ſprach: „Ha! ſolch einen Burſchen hab' ich gerade von nöthen!“ und das Thor des Gartens ſchloß. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal da er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald!“ — ſprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, — „hol' mir einen wilden Roſenſtock, damit ich zahme Roſen darauf pflanze!“ Goldener ging und kam mit einem Stock der ſchönſten goldfarbenen Roſen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte ſie der geſchickteſte Goldſchmied für die Tafel eines Königs geſchmiedet.

„Packe Dich mit dieſen goldnen Roſen!“ ſchrie der Gärtner, — „Du haſt es mit dem Böſen zu thun,“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft aus dem Garten, indem er die goldenen Roſen unter vielen Verwünſchungen in die Erde trat.

Goldner konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, doch ging er getroſt wieder in den Wald zurück und nahm ſich nochmals vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen.

Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tage endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus an das blaue Meer; das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne ſpiegelte ſich eben in der kryſtallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf ſchwammen ſchön geſchmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln. Einige Fiſcher hielten in einer zierlichen Barke am Ufer, in die trat Goldener und ſah mit Erſtaunen in die Helle hinaus.

„Ein ſolcher Burſch iſt uns gerade von nöthen“ ſprachen die Fiſcher, und huſch! ſtießen ſie vom Lande. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, ſeines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fiſcher warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß ſehen, ob Du glücklicher biſt!“ ſprach ein alter Fiſcher mit ſilbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeſchickten Händen ſenkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fiſchte — eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!“ — rief der alte Fiſcher und fiel Goldener zu Füßen, — „ich begrüße Dich als unſern König! Vor hundert Jahren verſenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, ſterbend ſeine Krone in das Meer, und ſo lange, bis irgend einem Glücklichen das Schickſal beſtimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, ſollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“

„Heil unſerm König!“ riefen die Fiſcher und ſetzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wieder gefundenen Königskrone erſcholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldne Fläche bald mit bunten Nachen beſetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; dieſe begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener ſtand. Er ſtand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs und ſah ruhig der Sonne zu, wie ſie im Meer erloſch. Im Abendwinde wehten ſeine goldnen Locken.

Der Schäfer und die Schlange.

(Mündlich.)

Es war einmal ein armer Schäferknabe in einem friedlichen, anmuthig gelegenen Dörfchen; bei dem Dörfchen war ein Thal und ein gar trautes Oertlein, an welches der Schäferknabe immer ſeine Heerde hintrieb, und es ſchien, als habe der Schäfer dieſen ſtillen Ort ſich zum Lieblingsplätzchen erwählt. Er aß nicht eher ſein Mittagsbrod und ſuchte nicht eher die kühle Ruhe, bis er an das traute Plätzchen kam. Dorthin zog ihn immer eine unerklärliche Sehnſucht.

Das Plätzchen ſelbſt war ganz einfach: ein roher Stein lag nur da, unter welchem eine Quelle murmelte, und ein wilder Birnbaum ſtand dabei, der den Stein überſchattete mit ſeinen dichtbelaubten Zweigen. Doch der Knabe fühlte ſich immer ſo froh, wenn er an dieſem Stein aß, aus der Quelle trank, und wenn der Stein ſein Ruhekiſſen war, und es war ihm dann, als höre er ein geheimnißvolles Singen und Seufzen unter dem Stein; dann lauſchte er, entſchlummerte dann und träumte. Immer war ihm als umſchwebe ſeine Seele ein geheimes, überirdiſches Glück. War er fortgetrieben mit der Heerde, und war er Abends heimgetrieben, ſo bemächtigte ſich ſeiner wieder dieſe unerklärliche Sehnſucht; er mochte unter der Schaar der muntern Dorf-Burſche und Mädchen nicht luſtig ſingend und ſchäkernd mit umherziehen, wenn es Feierabend war, vielmehr ging er ſtill und allein, und wurde ſogar traurig. Doch, brach der neue ſchöne Morgen wieder an, und zog er mit ſeiner Lämmerheerde wieder hinaus auf Flur und Raine, ſo wurde ſein Sinn heiter und immer heiterer, bis er den lieben Stein, den Schatten des trauten Birnbaums erreicht hatte. Oft auch, wenn er dort raſtete und auf ſeiner Flöte blies, begab es ſich, daß eine ſilberweiße Schlange unter dem Stein hervorkam, die ſich erſt vertraulich an ſeine Füße ſchmiegte, ſich dann emporwand und den Schäfer anblickte, bis zwei große Thränen aus ihren Augen quollen, und ſie dann leiſe wieder unter den Stein ſchlüpfte. Da wurde dem Schäfer allemal ſo eigenthümlich, ſo wunderbar zu Muthe. Sein Herz war froh, und doch unausſprechlich wehmüthig.

Zuletzt ging der Schäfer gar nicht mehr unter die muntere Zahl der Burſche und Mädchen, das helle luſtige Getöſe war ihm ganz zuwider, dagegen that ihm die einſame Stille ſo wohl und wurde ihm immer lieber.

An einem ſchönen Frühlings-Sonntag, dem Sonntage Trinitatis, den die Landleute den „goldenen Sonntag“ nennen, und beſonders hoch halten und feſtlich feiern, wo unter der Dorflinde ein luſtiger Tanz gehalten werden ſollte, lenkte der ſtille Schäferknabe, von jener unausſprechlichen Sehnſucht getrieben, in der Mittagsſtunde ſeine Schritte dem einſamen Thal zu, wo der Stein und der Birnbaum war. Er grüßte heiter das traute Plätzchen, ſetzte ſich ſtilldenkend nieder und lauſchte dem Flüſtern der Baumblätter und dem geheimnißvollen Geplauder unter dem Steine. Da wurde es mit Einemmal ſo licht vor ſeinen Blicken, ein Bangen durchzitterte ſein Herz, er blickte auf, und ſah eine holde Geſtalt in weißem Kleide, gleich einem Engel, vor ſich ſtehen, mit ſanftem Blick und gefaltenen Händen; und trunkenen Sinnes hörte der Schäfer eine ſüße Stimme ihm zuflüſtern: „O Jüngling, ſei nicht bange, o höre das Flehen eines unglücklichen Mädchens, und ſtoße mich nicht von Dir, und entfliehe nicht vor meinem Jammer. Ich bin eine edle Prinzeſſin, bin unermeßlich reich an Perlen- und Goldſchätzen; aber ich ſchmachte ſchon viele Jahrhunderte verzaubert und verbannt hier unter dieſem Stein, und muß in einem Schlangenleib umherſchleichen. So erſchaute ich Dich hier oft, und gewann die Hoffnung, Du könnteſt mich erlöſen, Du ſeieſt noch rein im Herzen wie ein Kind. Und dieſe jetzige Stunde, als am goldnen Sonntag um die Mittagsſtunde, dieſe allein im ganzen Jahr iſt mir vergönnt in meiner wahren Geſtalt auf der Erde zu wandeln; und fände ich da einen Jüngling reinen Herzens, ſo dürfe ich ihn um meine Erlöſung anſprechen. Befreie mich, Du Theurer, befreie mich, um alles Heiles willen flehe ich Dich an.“ Da ſank das Mädchen nieder vor die Füße des Schäfers, und umfaßte ſie feſt, und blickte in Thränen zu ihm empor. Dem Jüngling aber bebte das Herz vor Entzücken, und er hub das Engelmägdlein auf und ſtammelte: „O ſage nur, was ſoll ich thun, wie ſoll ich Dich befreien, Du ſchöne Liebe?“ Sie ſprach: „Komm morgen um dieſelbe Stunde wieder hierher, und wenn ich da in meinem Schlangenleib Dir erſcheine, und Dich umwinde und Dich drei mal küſſe, ſo erſchrick nur nicht, o ſo erſchrick nur nicht, ſonſt muß ich abermal auf hundert Jahre hier verzaubert ſchmachten.“ Sie verſchwand in dieſem Augenblick; und es tönte wieder ein leiſes Singen und Seufzen unter dem Stein hervor.

Am folgenden Tage um die Mittags-Stunde harrte der Schäfer, nicht ohne Bangen an jenem Ort, er flehte zum Himmel um Stärke und Standhaftigkeit in dem grauenvollen Augenblick des Schlangenkuſſes. Und ſchon wand ſich die Schlange ſilberweiß unter dem Stein hervor, und ſchlich dem Jüngling zu, und ringelte ſich um ſeinen Leib und hob das Schlangenhaupt mit den hellen Augen empor zum Kuſſe; aber der Jüngling blieb ſtark und duldete die drei Küſſe. Da geſchah ein mächtiger Schlag, da rollten furchtbare Donner um den ohnmächtig hingeſunkenen Jüngling, und eine Zauberverwandlung ging rings um ihn vor, und wie er wieder erwachte, lag er auf weichen, ſeidenen Kiſſen, in einem wundervoll geſchmückten Zimmer, und das holde Mädchen kniete vor ſeinem Lager und hielt ſeine Hand an ihr Herz. „O, ſei gedankt, Himmel!“ rief ſie, als er die Augen aufſchlug, „o habe Dank, Herzensjüngling, für meine Rettung, und nimm zum Lohn mein ſchönes Land, und dieſes ſchöne Schloß mit allen koſtbaren Schätzen, und nimm mich als Dein treues Weib an. Du ſollſt nun glücklich ſein und ſollſt Freuden die Fülle haben.“

Und dieſer Schäfer wurde glücklich und froh; jene Sehnſucht ſeines Herzens, die ihn ſo oft hin nach dem Stein, zur ſtillen Einſamkeit, getrieben — ward herrlich befriedigt. Er lebte, der Welt entrückt, im Schooße des Glücks, mit ſeiner ſchönen Gemahlin; und er ſehnte ſich nicht auf die Erde, nicht zu ſeinen Lämmern zurück. Aber in jenem Dorfe war ein großes Leid um den ſo plötzlich verſchwundenen Schäfer, die Leute ſuchten ihn im Thal, bei dem Stein unterm Birnbaum, wo er zuletzt hingegangen war, doch weder der Schäfer, noch der Stein, noch die Quelle, noch der Birnbaum waren mehr zu finden, und kein Auge ſah von dieſem Allem je das Mindeſte wieder.

Die drei Muſikanten.

(Nach mündlicher Ueberlieferung in Franken; mit einem entfernten A
klang an das Märchen vom Dornröschen.)

Es zogen einmal drei junge Muſikanten aus ihrer Heimat
in die Fremde; ſie hatten alle drei bei *einem* Meiſter die Muſ
gelernt, und wollten nun auch vereint bleiben und ihr Glü
in fremden Landen verſuchen. Von Ort zu Ort wanderten ſ
fröhlich dahin, ſpielten auf zu Kirmes- und Feſttagtänzen, un
gewannen durch ihre luſtigen Muſikſtücklein gar manchen ſchwere
Batzen, neben dem ſtillen und lauten Beifall. So kamen ſie den
auch einmal in ein Städtchen, und beluſtigten am Abend die G
ſellſchaft mit ſchöner Muſik. Endlich hörten ſie auf, aufzuſpielen
ſondern tranken eins, thaten Manchen Beſcheid und gaben auch zu
Geſpräch der Gäſte ihren Theil. Da ward mancherlei Verwun
derliches durch einander geplaudert und erzählt. Zunächſt ging d
Rede von einem Zauberſchloß, welches ſich in der Nähe des Städ
chens befände, und von welchem eben ſo viel Wunderſchönes a
Wunderbares erzählt wurde. Bald hieß es: ja, dort ſind noch u
geheure Schätze, dort iſt ſtets Ueberfluß an den köſtlichſten Leben
mitteln, obgleich keine Menſchenſeele darinnen wohnt, — bald hi
es wieder: aber dort iſt ein ſchrecklicher Geſpenſterſpuk. Wer ſein
Buckel weiß hinein trägt, bringt ihn braun und blau gefärbt wied
heraus, ohne die Schätze gehoben oder den Zauber gelöſt zu habe
Dieß und vieles Andere wurde hin und her geredet über das verza
berte Schloß. Die drei Muſikanten waren nicht ſobald allein
ihrem Schlafkämmerlein, als ſie ſich lange unterredeten und z
gleich den Gedanken erfaßten, das räthſelhafte Schloß ſich näher
beſehen, ja, ſogar ſich hinein zu wagen, um möglicher Weiſe d
dort verborgenen und verzauberten Schätze zu heben. Nun wurd
ſie einig unter ſich, daß ein Jeder einzeln, einer nach dem Ander
ſich hinein wagen ſollte, je nach der Aelte, und daß einem Jed
ein ganzer Tag dazu vergönnt ſein ſollte, ſein Abenteuer zu beſ
hen. Der erſte Glücksverſuch fiel dem *Geiger* zu. Der mac
ſich muthvoll und ohne Säumen auf das Schloß, und fand, als
dort anlangte, die Eingangspforten ſchon offen, als ob man ſei
geharrt hätte; doch als er über die Schwelle geſchritten war, ſchl
hinter ihm die ſchwere Thüre zu, und es ſprang ein rieſiger Eiſ

riegel vor, und es war, obgleich kein lebendes Weſen zu erblicken war, doch als wenn ein ſtrenger Pförtner hier ſein Amt verrichte, und Wache halte — und dem Geiger kam ein Grauſen an, ſo daß ſein Haar ſich auf dem Wirbel ſträubte. Aber er konnte weder umkehren, noch verweilen, und es kräftigte ihn wieder der Gedanke an das zu hoffende Glück, an Gold und Schätze. Treppe auf Treppe ab wanderte der Jüngling, durch herrliche Zimmer, koſtbare Säle, trauliche Cabinetchen — alles prachtvoll ausgeſtattet, und in der ſchönſten Sauberkeit erhalten. Aber überall war eine Todtenſtille, auch nicht das kleinſte Mückchen lebte und wohnte hier. Doch dem Jüngling wuchs der Muth aufs Neue, zumal als er den untern Räumen, Küche und Gewölben, ſich zuwandte, wo in Fülle die ſeltenſten und köſtlichſten Speiſevorräthe vorhanden waren, in den Gewölben die Weinflaſchen hoch aufgeſpeichert lagen, und alle Sorten ſüßer eingemachter Früchte in großen Gläſern nach der Reihe ſtanden. In der ſchönen blanken Küche kniſterte vertraulich ein helles Feuerlein, und darüber ward von unſichtbarer Hand ein Bratroſt geſetzt, und ein ausgeſuchtes Wildpretfleiſch tanzte aus dem Gewölbe herein in die Küche, und auf den Roſt; und viele andere Speiſen, feine Gemüſe und Paſteten und köſtliches Backwerk wurde eben ſo ſchnell, als koſtbar von unſichtbaren Händen zubereitet und dann in eins der ſchönſten Zimmer, wohin ſich der Jüngling begeben hatte, ihm nachgetragen und auf einer gedeckten Tafel vor ihm ausgeſetzt. Der Jüngling ergriff zuerſt ſein Inſtrument, und ließ klangvoll ſeine ſchöne Melodien durch die ſtillen Räume ſchallen, worauf er ſich dann ohne Zaudern zur einladenden Tafel ſetzte und zu ſchmauſen anfing. Doch nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre und es trat ein Männlein herein, etwa drei Ellenbogen hoch, mit einem Scharlachröcklein angethan, mit verwelktem Geſichtlein und einem grauen Bart, der bis auf die großen ſilbernen Schuhſchnallen reichte. Und das Männlein ſetzte ſich ſchweigend neben den Geiger und ſchmauſete mit. Als nun die Reihe an den ſchönen Wildpretbraten kam, nahm der Geiger die Schüſſel, und nickte dem Mänlein zu, doch zuerſt zuzulangen, und dieſes ſpießte lächelnd ein Stück Fleiſch an die Gabel und nickte wieder und ließ dabei das Bratenſtückchen unter den Tiſch fallen. Gefällig bückte ſich da gleich der gute Geiger, um es wieder aufzuheben; aber im Nu ſaß ihm ſchon das Bartmännlein auf dem Rücken und bläute ſo unbarmherzig darauf los, als ob es ihm das Lebenslicht ausblaſen wolle. Und auch des Geigers Mund wurde zugehalten, bis unter unaufhörlichem Prügeln derſelbe endlich zur großen Eingangspforte hinausgeſchoben ward. Draußen ſchöpfte der halbtodte Geiger friſchen Odem, und ſchlich dann ächzend dem Gaſthof zu, wo die Kameraden geblieben waren. Es war ſchon Nacht, als er ihn erreichte und jene beiden ſchliefen bereits. Am andern Morgen ſahen ſie ganz erſtaunt den Geiger ebenfalls im Bette liegen, und beſtürmten ihn bald mit vielen Fragen; doch er kraute ſich Kopf und Rücken, gab ſehr kurze Antworten und ſprach: „Gehet hin und ſehet ſelber zu! Es iſt eine kitzliche Sache.“

Der zweite Muſiker, ein Trompeter, trat nun den Gang nach dem Zauberſchloß an, fand alles eben ſo wie das gebläute Geigerlein, und wurde auch eben ſo bewirthet mit Paſteten und — Prügeln, ſo daß er am folgenden Morgen ebenfalls wie ein geprellter Fuchs auf ſeinem Lager lag, und klagte, es ſei ihm abſonderlich aufgeſpielt worden, aus grober Tonart. Dennoch hatte der Dritte, ein Flötenbläſer, noch Muth genug, um ſein Heil im Zauberſchloß zu verſuchen. Er war der pfiffigſte. Furchtlos durchwanderte er das ganze Schloß, es däuchte ihm recht angenehm, dieſe ſchönen Räume für immer zu beſitzen; in Küche und Keller war ja Vorrath an Lebensmitteln die Hülle und Fülle. Bald ward auch für ihn eine koſtbare Tafel gedeckt, und als er lange genug fröhlich ſingend und flöteblaſend herum gewandert war, nahm er Platz und ließ es ſich behagen. Da trat wieder das Bartmännlein herein und ſetzte ſich neben den Gaſt. Und der unerſchrockene Muſikant ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und that gerade, als ob er ihn ſchon hundertmal hier getroffen, doch war das Männlein nicht ſehr redſelig. Endlich kam es wieder an den Braten, und das graue Männlein ließ wieder mit Abſicht ſein Stück fallen; gutmüthig war eben der Flötenbläſer im Begriff es aufzunehmen, als er gewahrte, daß das Zwerglein flugs auf ſeinen Rücken ſpringen wollte. Da wandte er ſich alsbald raſch um, riß es von ſich, und packte und ſchüttelte das Männlein an ſeinem Bart ſo derb, bis er denſelben zuletzt ganz herausriß und der kleine Alte ächzend niederſtürzte. Aber ſo wie der Jüngling den Bart in ſeinen Händen hatte, überkam ihn eine außerordentliche Kraft, und er erſchaute im Schloß noch viel wunderbarere Dinge wie vorher; dagegen hatte das Männlein faſt alles Leben verloren; es winſelte und flehte: „Gieb, o gieb mir meinen Bart wieder, ſo will ich Dir allen Zauber, der dieſes Schloß umfaßt, kund thun, und Dir dazu verhelfen, den Zauber zu löſen, ſo daß Du dadurch reich und ewig glücklich werden wirſt.“ Der kluge

Flötenbläſer aber ſprach: „Deinen Bart ſollſt Du wieder haben, doch mußt Du mir zuvor Alles dieſes kund thun, ſonſt biſt Du ein Schalk. Und eher gebe ich den Bart nicht aus meinen Händen.“ Da mußte der Alte ſich bequemen, erſt ſein Verſprechen zu erfüllen, obgleich er es nicht Willens geweſen war, ſondern nur mit Liſt ſeinen Bart wieder an ſich bringen wollte. Der Jüngling mußte ihm nun folgen, durch dunkle geheime Gänge, unterirdiſche Gewölbe und grauliche Felsklüfte, bis ſie endlich auf ein freies Gefilde kamen, das gänzlich ausſah wie eine viel ſchönere Welt als die unſrige. Und an einen Strom kamen ſie, der brauſete wild; doch das Männlein zog einen kleinen Stab hervor und ſchlug in's Waſſer, worauf alſobald die Fluth auseinander trat und ſtille ſtand, bis Beide trockenen Fußes hinüber waren. Drüben war es eine Pracht! — da ging es weiter durch grüne, herrliche Laubgänge, überall Blumen, Vöglein mit Silber- und Goldfedern, die ſangen wunderſam, und glänzende Käfer und Schmetterlinge gaukelten und tanzten herum, und andere niedliche Thiere ſchäkerten in Büſchen und Hecken; und der Himmel über ihnen ſah nicht blau, ſondern wie pure Goldſtrahlen, und die Sterne waren viel größer und kreiſeten wie in verſchlungenen Tänzen durcheinander.

Der Jüngling ſtaunte; und ſtaunte noch mehr, als er von dem grauen Zwerglein in ein noch weit prachtvolleres Gebäude, als das Wunderſchloß, geführt wurde. Auch hier herrſchte neben aller Herrlichkeit die tiefſte Stille in den Gemächern, und als ſie deren viele durchwandert, kamen ſie in eins, welches ganz mit Schleiern behangen war, wo in der Mitte des Zimmers ein dicht verhülltes Bette ſtand, darüber ein ſchöner Vogelbauer hing mit einem Vöglein, welches gar helle Lieder durch die einſame Stille ſchmetterte. Das graue Männlein hub die Schleier und Hüllen vom Bette und führte den Jüngling näher; dieſer ſah hier auf weichen, ſeidenen Kiſſen, die reich mit Goldtroddeln behangen waren, ein gar liebliches Mädchen ſchlafend daliegen, das war ſo ſchön wie ein Engel, hatte ein weißes Kleidchen an und über Bruſt und Schultern wallten die goldenen Locken herab, und auf dem Haupt blitzte eine demant'ne Krone; aber ein tiefer, todtenähnlicher Schlaf hielt die ſanften Züge gefangen, und kein Geräuſch vermochte die holde Schläferin zu erwecken. Da ſprach das Männlein zu dem tief verwunderten Jüngling: „Siehe hier dieſes ſchlafende Kind! Es iſt eine hohe Prinzeſſin. Dieſes ſchöne Schloß, und dieſes geſegnete Land iſt ihr Erbgut, wann ſie erlöſet iſt; aber ſeit Jahrhunderten ſchläft ſie ſchon hier den feſten Zauberſchlaf, und auch ſeit Jahrhunderten fand noch keine menſchliche Seele den Weg, der hierher führt, den nur ich täglich zurücklegte, um dort im Schloß, welches meine Wohnung iſt, zu ſpeiſen, und etwa die goldbegierigen Menſchen, die ſich einfanden, mit einem Gericht Prügel zu bedienen. Ich bin der Wächter über dieſe Schläferin, und mußte ſorgfältig verhüten, daß kein Fremder hier eindringe, und dazu ward mir mein Bart, in welchem ſolche übermäßige Kräfte wohnen, daß auch ich ebenfalls ſeit Jahrhunderten dieſen Zauber zu üben vermag. Doch nun, wo mir der Bart entriſſen, bin ich kraftlos, und muß dieſes überſchwengliche Glück, welches mit der holden Prinzeſſin erwacht, Dir entdekken und überlaſſen. Und ſo ſchicke Dich raſch zur Ausführung des Erlöſungswunders. Nimm dieſen Vogel, der über der Prinzeſſin hängt, und der ſie einſt in den Zauberſchlummer geſungen hat, und ſeitdem jene ſelben Melodien auch immerfort ſingen mußte, — nimm ihn, ſchlachte ihn, und ſchneide ihm das kleine Herz aus, brenne es dann zu Pulver und gieb dieſes der Prinzeſſin in den Mund, alſobald wird ſie davon erwachen, und wird Dich beglükken mit Hand und Herz, mit Land und Schloß und allen ihren Schätzen.“ Das Männlein ſchwieg erſchöpft, und der Jüngling ſäumte nicht an das Werk der Erlöſung zu gehen. Schnell und gut wurde alles getreu nach der Angabe des kleinen Alten ausgeführt, und das Pülverlein bereitet. Nach wenigen Minuten, als es der Prinzeſſin gegeben war, ſchlug ſie friſch und lächelnd die ſchönen Augen auf, und hob ſich vom Lager empor und ſank dem glücklichen Jüngling an die Bruſt, liebkoſete und dankte ihm und nahm ihn zu ihrem Gemahl an. Und in demſelben Moment zog ein Donnern und Krachen durch das Schloß, auf allen Treppen wurde es laut, und in allen Zimmern wurde es geräuſchvoll. Und endlich kam eine Schaar Diener und Dienerinnen mit freundlichen Geſichtern in das Zimmer getreten, in welchem das glückliche Paar weilte, und alle freuten ſich, und flogen dann flink und froh in die Küchen und Kellerräume, in Zimmer und Säle und Gänge an ihre Arbeit, und waren alle wie neugeboren.

Das graue Zwerglein aber heiſchte nun ſtreng ſeinen Bart von dem Jüngling, und gedachte immer noch in ſeinem boshaften Herzen dem Glücklichen einen Poſſen zu ſpielen. Denn, wenn ihm der Bart erſt wieder am Kinn ſaß, hatte er Macht, alle Sterbliche zu überwältigen. Allein der kluge Flötenbläſer gebrauchte noch immer Vorſicht mit dem tückiſchen Männlein, er ſprach: „O, Deinen Bart ſollſt Du wieder haben, ſei nicht bange, ich will ihn Dir zum Abſchied überreichen, aber erlaube, daß wir Beide, meine holde Braut und ich, Dich eine kleine Strecke begleiten dürfen.“ Das konnte das Männlein nicht verweigern. Sie gingen nun weit durch ſchöne Laubgänge und über Blumenbeete mit dem Zwerg, und kamen endlich an das ungeheuer tieſe, rauſchende Waſſer, welches viele viele Meilen weit in der Runde um das Land der Prinzeſſin ſtrömte und gleichſam die Grenzſcheidung bildete. Keine Brücke und kein Nachen war rings vorhanden, worauf Menſchen das jenſeitige Ufer erreichen konnten; auch kein kühner Schwimmer hätte es errungen, denn die Wellenfluth war zu toſend und wild. Da ſprach der Jüngling zu dem Männlein: „Gieb mir Deinen Stab, auf daß ich Dir diesmal noch zur Ehre das Waſſer auseinander ſcheide.“ Und das Männlein mußte gehorchen, weil es ſeine Bart-Kräfte noch nicht wieder hatte, und dachte auch im Stillen noch in hämiſcher Freude: wenn er mir drüben, über dem Waſſer, den Bart überreicht, ſo bekomme ich ihn doch noch in meine Gewalt, nehme ihm dann den Stab wieder ab, und Beide können ihr wunderſchönes Land nie wieder betreten. Aber nicht alſo gingen des Zwerges boshafte Gedanken aus. Der kluge, glückliche Jüngling ſchlug mit dem Stab in's Waſſer, es theilte ſich behende und ſtand ſtille, und der Zwerg ging voran und ging hinüber, und ſchnell hinter ihm brauſete die Fluth zuſammen; aber der Jüngling war mit ſeiner lieben Braut am andern Ufer zurückgeblieben, er behielt den Zauberſtab und ſchleuderte nur den Bart über's Waſſer hinüber, ſo daß ihn der Zwerg drüben auffing, und ſich ihn wieder anſetzte; und ſo ward der Alte doch um ſeinen Zauberſtab betrogen, und durfte hinfort nimmer wieder das herrliche Gebiet betreten. Und der glückliche Jüngling kehrte zurück in's Schloß, mit ſeiner Holden, zu ſteter Freude und Glückſeligkeit; und keine Sehnſucht kam ihm in ſein Herz, je wieder zu ſeinen Kameraden zurückzukehren. Die ſaßen lange im Wirthshaus, und als jener nicht wieder kam, ſprachen ſie: „Der iſt flöten gegangen,“ — und das iſt hernach zum Sprichwort geworden, wenn Einer oder eine Sache abhanden und nicht wieder kommt.

Die drei Nüſſe.

(Mündlich, im Saalthale. An das Märchen von der verzauberten Prinzeſſin anklingend, nicht minder an das vom alten Zauberer und ſeinen Kindern, und mit letzterem an „Fundevogel," Grimm's Sammlung I. 51. erinnernd.)

Es war einmal ein Prinz, der war ein großer Jagdliebhaber, und obgleich ſeine Eltern ihm das Jagen ſtrenge verboten hatten, ſo ging er doch eines Tages wieder in den Wald. Hier verfolgte er anhaltend einen Hirſch, bis dieſer ſich in ein großes ſchönes Haus flüchtete, das plötzlich vor dem überraſchten Jäger ſtand, der aber auch in dieſes Aſyl dem Hirſch nachfolgte. Es war aber dieſes Haus ein bezaubertes Schloß, und darinnen lebten drei ſchöne Prinzeſſinnen unter ſtrenger Obhut ihrer Eltern, welche böſe Zauberer waren. Kaum war der Jüngling eingetreten, ſo fiel hinter ihm ein ſtarkes Gatterthor, und er ſah ſich gefangen. Der alte Zauberer legte ihm gleich eine Arbeit auf, mit der er ſich ſelbſt löſen ſollte.

Er ſollte mit einem hölzernen Beile und mit einer hölzernen Säge eine große Menge Holz zerkleinen, wenn er dieß nicht vollbringe, ward gedroht, würde er ſein Leben verlieren. Als der Prinz ſehr traurig über die Unmöglichkeit dieſer ſchweren Aufgabe nachdachte und ſich ſchon auf den unvermeidlichen Tod vorbereitete, trat die eine Prinzeſſin zu ihm und ſagte mitleidig und freundlich: „Ruhe Du jetzt, müder Jüngling, ich will Dich von Deiner Sorge befreien und dieſe Dir unmögliche Arbeit für Dich vollbringen." Bald fiel der Prinz in Schlummer, da er von der Verfolgung des Hirſches ſehr ermattet war, und als er erwachte, war die ſchwere Aufgabe gelöſt. Er dankte der liebreichen Jungfrau, wobei es geſchah, daß ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit ſein ganzes Herz bezauberte. Heimich trug er ihr Herz und Hand an, und die holde Jungfrau lächelte hm Gewährung, ſagte ihm aber auch ſchmerzlich, daß es ihm und ihr noch ſchwere Kämpfe koſten werde, ehe ſie zum Ziel gelangen würden. „Denn" — ſo ſagte ſie — „meine Aeltern werden einen Tag feſtetzen, wo ich mit meinen zwei Schweſtern ganz überein angekleidet, or Dir erſcheinen werde, dazu mit bedecktem Geſicht, ſo daß es Dir wegen der großen Aehnlichkeit unſerer Geſtalten ſchwer werden wird, mich von ihnen zu unterſcheiden; wähleſt Du aber im Irrthum eine meiner Schweſtern, ſo koſtet es Dir das Leben — vielleicht auch mir, zur Strafe, daß ich Mitleid mit Dir hatte. Doch will ich, Theurer, Dir ein Zeichen geben, mich zu erkennen; ſieh hier an meinem Halſe eine blaue Ader, welche Dir das bange Klopfen meines Herzens verkünden wird; dieſe haben meine Schweſter nicht ſo ſichtbar.“ — Der ängſtliche Tag der ſchweren Wahl kam heran. Die ſich ganz ähnlichen Schweſtern ſaßen, überein gekleidet, mit ihren Eltern in einem Zimmer, in welches der Prinz geführt wurde. Lange ſah er zweifelnd und ängſtlich die drei Mädchengeſtalten an, doch plötzlich gewahrte er die klopfende Ader an dem Halſe ſeiner auserwählten Braut, die ihm nun von den Aeltern zugeſagt wurde. Aber dieſe hegten beide Zorn und Tücke gegen die jüngſte Prinzeſſin, denn das war des Prinzen Geliebte, und hätten das Glück gern einer ältern Tochter gegönnt. Dieſes wußte die kluge Braut aber recht gut, und da ſie auch etwas von der Zauberkunſt verſtand, ſo gab ſie irgend einem Gegenſtande im Palaſte eine geheime Kraft, daß, wenn die Mutter aus feindlicher Abſicht fragen würde, ob ſie und der Prinz ſchliefen, eine Stimme immer nein antwortete. Des Nachts kam wirklich auch die Mutter und fragte ein Mal um das andere: „Schlaft ihr?“ Drei Mal ertönte es: Nein! doch beim vierten Mal ſchwieg es. Jetzt glaubte die Mutter nun, ſie ſeien eingeſchlafen und rief dem Vater ganz laut zu: „Jetzt iſt die Zeit, jetzt kannſt Du den Prinzen tödten!“ Dieſes entging den lauſchenden Ohren des Prinzen und der Prinzeſſin nicht; ſie flüchteten ſich eilend, und als der Vater mit einem Speer in das Schlafgemach trat, fand er es leer. Als das Brautpaar eine Strecke geflohen war, ſagte die Braut: „Sieh Dich um, es brennt mich heiß auf den Rücken.“ Der Prinz that es, ſah ſich um und gewahrte hinter ſich einen großen Raben. Als er dieß der Prinzeſſin ſagte, denn ſie ſelbſt durfte ſich nicht umkehren, ſprach ſie erſchrocken: „Der ſchwarze Rabe, das iſt meine Mutter, welche ſich in dieſe Geſtalt verwandelt hat, ich will mich ſchnell in einen Garten verwandeln und Dich in einen Gärtner, aber behüte die Blumen ſorgfältig, daß ſie keine abpflücke.“ Sogleich erfolgte die Verwandlung und der Rabe umſchwärmte kreiſchend den blühenden Garten, indeſſen der Gärtner wohl auf ſeiner Hut war, daß ihm keine Blume entwendet würde, und wehrte den Raben kräftig ab. Nach langem vergeblichen Streben, eine Blume nehmen zu können, flog der Vogel zuletzt mit häßlichem Gekreiſch davon. Die Prinzeſſin und der Prinz nahmen nun wieder ihre natürliche Geſtalt an, und eilten weiter.

Nach einiger Zeit ſagte die Braut wieder: „Sieh dich um, es brennt mich heiß auf meinen Rücken.“ Der Prinz ſah ſich wieder um und gewahrte einen großen Stoßvogel. Als er es ſeiner Braut ſagte, verwandelte ſie ſich in einen Teich und ihren Geliebten in eine Ente. Schnell ſtürzte ſich der Vogel herab und trank das Waſſer ſo rein aus, daß nicht ein Tröpfchen mehr darin blieb, dann flog er in die Höhe und ließ drei Nüſſe fallen mit dem Zuruf: „Damit, meine Tochter, wirſt Du Dein Glück machen!“ Dieſer Vogel war der verwandelte Vater der Prinzeſſin. Das Brautpaar nahm nun wieder ſeine natürliche Geſtalt an, und erreichte nicht lange darauf eine Mühle. Der Prinz war aber der Zaubereien und Verwandlungen ſchon müde; er gedachte an ſeine Aeltern, die nicht wußten, was aus ihm geworden, und ſprach zu ſeiner Begleiterin: „Meine Theure, verbirg Dich jetzt in dieſer Mühle, und erhole Dich; ich will erſt einmal in meine Heimath gehen, meine alten Aeltern vergehen ſonſt vor Gram, wenn ich nicht wieder zurückkehre, dann will ich Dich feſtlich von hier abholen und heimführen.“ Traurig ging die Prinzeſſin hinein in die Mühle und da ſie unerkannt bleiben wollte, ſo verdingte ſie ſich als Magd hinein und diente da. Der Prinz ging fort nach ſeiner Heimath. Und bald vergaß er die gute Braut, die ihn doch befreit und errettet, und verlobte ſich mit einer andern Prinzeſſin. Dieſes hörte die Verlaſſene in der Mühle, nahm dort Abſchied und ging traurig nach dem Schloß des Ungetreuen. Hier öffnete ſie eine der drei Nüſſe, es entfaltete ſich ein herrliches Gewand daraus. Darauf ging die Prinzeſſin mit dem koſtbaren Kleid zu der neuen Braut des Prinzen, und ließ ihr das Kleid zeigen. Das gefiel der Braut über alle Maaßen wohl, und ſie ließ gleich die Beſitzerin kommen und fragen, was ſie dafür verlange? Da verlangte Jene ohne Beiſein eines Menſchen in das Gemach des Prinzen gelaſſen zu werden. Dieß ſagte die Braut zu, und beſtimmte die Stunde, in welcher die Prinzeſſin dem Prinzen nahen durfte. Aber als nun die Unterredung ſtatt finden ſollte, und die Prinzeſſin in das Gemach des Prinzen trat, fand ſie ihn ſchlafend, denn die arge Braut hatte ihm einen Schlaftrunk eingegeben, ſo daß er nicht mit der reden konnte, die ihn zu ſprechen begehrte. Da dieſe Arme nun ſo überliſtet war, ging ſie weinend fort und öffnete ihre zweite Nuß. Aus der quoll noch ein ſchöneres Kleid, und damit that die Prinzeſſin, wie ſie mit dem erſten gethan. Die habgierige Braut wollte wohl auch dieſes Kleid haben, deßhalb ſagte ſie auch der Prinzeſſin zu, daß ſie ohne Beiſein eines Menſchen mit dem Prinzen reden ſollte, aber ſie hatte einen abgerichteten großen Hund, den ließ ſie in das Gemach des Prinzen kurz vorher, ehe die Prinzeſſin eintrat, und der bellte nun ſo laut und fürchterlich, daß ſie erſchrak, und kein Wort ſprechen konnte, und weinend fortgehen mußte, denn er ließ ſich von dem Prinzen nicht beſchwichtigen. Jetzt nahm ſie zur dritten Nuß ihre Zuflucht, öffnete ſie und das allerköſtlichſte Gewand, ſchöner als je eins auf Erden war, kam heraus. Dieß trug ſie abermals der Prinzeſſin hin, ließ ſich aber dießmal das Wort geben, daß ihr vergönnt ſein müſſe, mit dem Prinzen zu reden, außerdem würde ſie das Kleid nicht laſſen. Da ſiegte die Pracht des Kleides und der Braut Putzſucht und Eitelkeit über ihre Eiferſucht und Tücke, und ſie gewährte die erbetene Unterredung.

Als aber nun die Prinzeſſin zu dem Prinzen trat, gab ſie ſich ihm zu erkennen, und hielt ihm ſein Unrecht ſanft vor, ſagte ihm auch, wie hartnäckig und argliſtig ihr die Unterredung zweimal vereitelt worden ſei. Da ſchwand alle Neigung zu der Braut aus des Prinzen Herzen und kehrte ſich wieder zu der ſanften und duldenden Prinzeſſin. Er führte ſie zu ſeinen Aeltern und gab jener andern Braut wiederum den Abſchied, doch die Kleider durfte ſie behalten. Als ſie ſich aber damit ſchmücken wollte, fiel eins nach dem andern in eitel Fetzen ihr vom Leibe herab.

Der Müller und die Nixe.

(Mündlich in der Oberlauſitz, mitgetheilt von Moritz Haupt in ſeiner Zeitſchrift für deutſches Alterthum.)

Es war einmal ein Müller, der war reich an Geld und Gut und führte mit ſeiner Frau ein vergnügtes Leben. Aber Unglück kommt über Nacht; der Müller wurde arm und konnte zuletzt kaum noch die Mühle, in der er ſaß, ſein eigen nennen. Da ging er am Tage voll Kummer umher, und wenn er Abends ſich niederlegte, fand er keine Ruhe, ſondern verwachte die ganze Nacht in traurigen Gedanken. Eines Morgens ſtand er früh vor Tage auf und ging ins Freie; er dachte, es ſollte ihm leichter ums Herz werden. Als er nun auf dem Damme an ſeinem Mühlteiche ſorgenvoll auf und nieder ging, hörte er es auf einmal in dem Weiher rauſchen, und als er hinſah, da ſtieg eine weiße Frau daraus empor. Da erkannte er, daß es die Nixe des Weihers ſein müſſe und vor großer Furcht wußte er nicht, ob er davon gehen, oder ſtehen bleiben ſollte. Indem er ſo zauderte, erhob die Nixe ihre Stimme, nannte ihn bei Namen und fragte ihn, warum er ſo traurig wäre? Als der Müller die freundlichen Worte hörte, faßte er ſich ein Herz und erzählte ihr, wie er ſonſt ſo reich und glückſelig geweſen wäre und jetzt ſei er ſo arm, daß er ſich vor Noth und Sorgen nicht zu rathen wiſſe. Da redete ihm die Nixe mit tröſtlichen Worten zu und verſprach ihm, ſie wolle ihn noch reicher und glücklicher machen, als er je geweſen ſei, wenn er ihr dagegen das gebe, was eben in ſeinem Hauſe jung geworden ſei. Der Müller dachte, ſie wolle ein Junges von ſeinem Hunde oder ſeiner Katze haben, ſagte ihr alſo zu, was ſie verlangte und eilte gutes Muthes nach ſeiner Mühle. Aus der Hausthür trat ihm ſeine Magd mit freudiger Geberde entgegen und rief ihm zu, ſeine Frau habe ſo eben einen Knaben geboren. Da ſtand nun der Müller und konnte ſich über die Geburt ſeines Kindes, die er noch nicht ſo bald erwartet hatte, nicht freuen. Traurig ging er ins Haus und erzählte ſeiner Frau und ſeinen Verwandten, die herbei kamen, was er der Nixe gelobet hatte. „Mag doch alles Glück, das ſie mir verſprochen hat, verfliegen“ ſprach er, „wenn ich nur mein Kind retten kann.“ Aber Niemand wußte andern Rath, als daß man das Kind ſorgfältig in Acht nehmen müſſe, damit es niemals dem Weiher zu nahe käme.

Der Knabe wuchs fröhlich auf und unterdeſſen kam der Müller nach und nach zu Geld und Gut, und es dauerte nicht lange, ſo war er reicher, als er je geweſen war. Aber er konnte ſich ſeines Glückes nicht recht freuen, da er immer ſeines Gelübdes gedachte und fürchtete, die Nixe werde über kurz oder lang auf die Erfüllung dringen. Aber Jahr auf Jahr verging, der Knabe wurde groß und lernte die Jägerei, und weil er ein ſchmucker Jäger war, nahm ihn der Herr des Dorfes in ſeinen Dienſt, und der Jäger freite ſich ein junges Weib und lebte friedlich und in Freuden.

Einſtmals verfolgte er auf der Jagd einen Haſen, der endlich auf das freie Feld ausbog. Der Jäger ſetzte ihm eifrig nach und ſtreckte ihn mit einem Schuſſe nieder. Sogleich machte er ſich ans Ausweiden und achtete nicht darauf, daß er ſich in der Nähe des Weihers befand, vor dem er ſich von Kind auf hatte hüten müſſen. Mit dem Ausweiden war er bald fertig und ging nun an das Waſſer, um ſeine blutigen Hände zu waſchen. Kaum hatte er ſie in den Weiher getaucht, als die Nixe emporſtieg, ihn mit naſſen Armen umfing und ihn mit ſich hinabzog, daß die Wellen über ihm zuſammenſchlugen.

Als der Jäger nicht heimkehrte, gerieth ſeine Frau in groſe Angſt, und als man nach ihm ſuchte und am Mühlteiche ſeine Jagdtaſche liegen fand, da zweifelte ſie nicht mehr daran, wie es ihm ergangen ſei. Ohne Raſt und Ruhe irrte ſie an dem Weiher umher und rief wehklagend Tag und Nacht ihren Mann. Endlich fiel ſie vor Müdigkeit in einen Schlaf, darinnen es ihr träumte, wie ſie durch eine blühende Flur zu einer Hütte wanderte, worin eine Zauberin wohnte, die ihr ihren Mann wieder zu ſchaffen verſprach. Als ſie am Morgen erwachte, beſchloß ſie der Eingebung zu folgen und die Zauberin aufzuſuchen. So wanderte ſie aus und kam bald zu der blühenden Flur und dann zu der Hütte, worin die Zauberin wohnte. Sie erzählte ihren Kummer und daß ein Traum ihr Rath und Hilfe von ihr verſprochen habe. Die Zauberin gab ihr zum Beſcheid: ſie ſolle beim Vollmond an den Weiher gehen und dort mit einem goldnen Kamme ihre ſchwarzen Haare ſtrählen und dann den Kamm ans Ufer legen. Die junge Jägersfrau beſchenkte die Zauberin reichlich und begab ſich auf den Heimweg.

Die Zeit bis zum Vollmonde verging ihr langſam; als es aber endlich Vollmond war, ging ſie zum Weiher und ſtrählte ſich mit einem goldnen Kamme ihre ſchwarzen Haare, und als ſie fertig war, legte ſie den goldnen Kamm am Ufer nieder und ſah dann ungeduldig in das Waſſer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte den goldnen Kamm vom Ufer und es dauerte nicht lange, ſo erhob ihr Mann den Kopf aus dem Waſſer und ſah ſie traurig an. Aber bald kam wiederum eine Welle gerauſcht und der Kopf verſank, ohne ein Wort geſprochen zu haben. Der Weiher lag wieder ruhig wie zuvor und glänzte im Mondſcheine und die Jägersfrau war um nichts beſſer daran als vorher.

Troſtlos durchwachte ſie Tage und Nächte, bis ſie wieder ermüdet in Schlaf ſank und derſelbe Traum, der ſie an die Zauberin gewieſen hatte, wieder über ſie kam. Abermals ging ſie am Morgen nach der blühenden Flur und nach der Hütte und klagte der Zauberin ihren Kummer. Die Alte gab ihr zum Beſcheid: ſie ſolle beim Vollmond an den Weiher gehen, auf einer goldnen Flöte blaſen und dann die Flöte an das Ufer legen.

Als es Vollmond geworden war, ging die Jägersfrau zum Weiher, blies auf einer goldnen Flöte und legte ſie dann ans Ufer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpült die Flöte vom Ufer und bald erhob der Jäger den Kopf über da Waſſer und tauchte immer höher empor, bis über die Bruſt, un breitete ſeine Arme nach ſeiner Frau aus. Da kam wieder eine rauſchende Welle und zog ihn in die Tiefe zurück. Die Jägersfrau hatte voller Freude und Hoffnung am Ufer geſtanden und verſan in tiefen Gram, als ſie ihren Mann in dem Waſſer verſchwinden ſah.

Aber zum Troſte erſchien ihr wiederum der Traum, der ſi zu der blühenden Flur und zu der Hütte der Zauberin verwies. Die Alte gab dießmal den Beſcheid: ſie ſolle, ſobald es Vollmond ſein werde, an den Weiher gehen, dort auf einem goldnen Rädchen ſpinnen und dann das Rädchen ans Ufer ſtellen. Als de Vollmond kam, befolgte die Jägersfrau das Geheiß, ging an de Weiher, ſetzte ſich nieder und ſpann auf einem goldnen Rädchen un ſtellte dann das Rädchen ans Ufer. Da rauſchte es und brauſt es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte das goldne Rad vom Ufer, und bald erhob der Jäger den Kopf über das Waſſer und taucht immer höher empor, bis er endlich an das Ufer ſtieg und ſeine Frau um den Hals fiel. Da fing das Waſſer an zu rauſchen un zu brauſen und überſchwemmte das Ufer weit und breit und riß beide, wie ſie ſich umfaßt hielten, mit ſich hinab. In ihrer Herzensangſ rief die Jägerin den Beiſtand der Alten an und auf einmal wa die Jägerin in eine Kröte und der Jäger in einen Froſch verwandelt. Aber ſie konnten nicht beiſammen bleiben, das Waſſer riß ſi nach verſchiedenen Seiten hin, und als die Ueberſchwemmung vergangen war, da waren zwar beide wieder zu Menſchen geworden, aber der Jäger und die Jägerin waren jedes in einer fremden Gegend und ſie wußten nichts von einander.

Der Jäger entſchloß ſich als Schäfer zu leben, und auch di Jägerin ward eine Schäferin. So hüteten ſie lange Jahre ihr Heerden, eines vom andern entfernt.

Einſtmals aber trug es ſich zu, daß der Schäfer dahin kam, wo die Schäferin lebte. Die Gegend gefiel ihm und er ſah, da ſie recht fruchtbar und gelegen ſei zur Weide ſeiner Heerde. E brachte alſo ſeine Schafe dorthin und hütete ſie wie zuvor. Schäfer und Schäferin wurden gute Freunde, aber ſie erkannten einander nicht.

An einem Abende aber saßen sie im Vollmond bei einander, ließen ihre Heerden graſen und der Schäfer blies auf ſeiner Flöte. Da gedachte die Schäferin jenes Abends, wo ſie am Weiher bei Vollmond auf der goldenen Flöte geblaſen; ſie konnte ſich nicht länger halten und brach in lautes Weinen aus. Der Schäfer fragte ſie, warum ſie ſo weine und klage? — bis ſie ihm erzählte, was ihr alles widerfahren ſei. Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Schäfers, er erkannte ſeine Jägerin und gab ſich ihr zu erkennen. Nun kehrten ſie fröhlich in ihre Heimath zurück und lebten zuſammen ungeſtört und in Frieden.

Fippchen Fäppchen.

(Mündlich; erinnert an das Märchen von der Goldmaria und der Pechmaria.)

Eine Mutter hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter. Die letztere wurde von der Frau ſehr ſchlecht behandelt, ſo daß ſie es nicht aushalten konnte. Eines Tages nahm ſie ſich ein Töpfchen, etwas Mehl und einen Löffel in ihr Körbchen und ging davon. Sie kam in einen finſtern Wald, darin lief ſie lange herum, bis ſie vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter gehen konnte. Hier ruhete ſie aus, ſchürte ein Feuerchen an, und kochte ſich einen Brei. Als ſie im beſten Kochen war, kam plötzlich ein kleines, graues Männlein und fragte: „Was kochſt Du da?“ „„Einen Brei,““ ſagte ſie. „Ach, laß mich Deinen Löffel ablecken,“ bettelte das graue Männlein. Sie ſprach freundlich: „Du kannſt auch ordentlich mit mir eſſen.“ Da hüpfte das Männlein vor Freude um das Feuer herum, bis der Brei fertig war; darauf aßen die Beide miteinander und ließen ſich's gut ſchmecken. „Weißt Du, wie ich heiße?“ ſprach das Männlein. „Ich heiße Fippchen Fäppchen, und nun gehe mit mir, Du ſollſt es gut bei mir haben!“ Da gingen ſie Beide zuſammen weit, weit fort im Walde und kamen endlich an ein Schloß; die Thore öffneten ſich und beide ſpazierten hinein. Da war alles prachtvoll ausgeſchmückt, und war alles zu haben, was man nur wünſchen mochte, und es war ein Zauberſchloß, das Fippchen Fäppchen gehörte. Die Stiefmutter des davon gegangenen Mädchens aber hatte ſich aufgemacht mit einem tüchtigen Prügel, nach der entflohenen Tochter zu ſuchen, und wollte ſie todtſchlagen, wenn ſie ſie fände, oder doch wenigſtens windelweich. Und nach einigen Tagen kam ſie an die Thüre des Zauberſchloſſes und klopfte an. Wie erſtaunt war die Stieftochter, als ſie ihre Mutter kommen ſah, und wie erſtaunt war die Stiefmutter, ihre von ihr ſo ſchecht behandelte Tochter in ſo prachtvoller Umgebung und in den ſchönſten Kleidern wieder zu finden. Vor Schreck fiel ihr der Prügel aus der Hand. Die Stieftochter nahm ihre Mutter ſehr freundlich auf, bewirthete ſie gut und nach einem kurzen Aufenthalt kehrte die Mutter wieder heim und pries zu Hauſe ihre Stieftochter über die Maaßen glücklich. Das nahm ſich die rechte Tochter zu Ohren und zu Herzen, und da die Stiefſchweſter der Mutter erzählt hatte, wie ſie zu dem Glück gekommen, ſo lief ſie nun auch davon, kam in denſelben Wald, ruhete aus und fing an, auch einen Brei zu kochen. Da kam das graue Männlein auch, und fragte: „Was kochſt Du?“ „„Einen Brei,““ ſagte ſie. Darauf ſprach das Männlein: „Laß mich Deinen Löffel ablecken.“ „„Nein,““ „ſagte das Mädchen trotzig und mißmuthig, „„ich kann ihn ſelbſt ablecken.““ Dann ſetzte ſich das Mädchen hin und aß den Brei allein, und das Männlein ſah zu, und als das Mädchen fertig war, da nahm das Männlein das Mädchen und zerriß es in tauſend Stücke und hing ſie an die Bäume. Nach dem ſuchte die Mutter ihre rechte Tochter und meinte, der müſſe auch ein ſo großes Glück begegnet ſein, als ihrer Stieftochter. Als ſie in die Nähe kam, wo ihre Tochter in Fetzen hing, dachte ſie, die Tochter habe dort Wäſche aufgehangen, wie groß aber war ihr Schrecken und ihr Jammer, als ſie näher kam und ſah, was geſchehen war. Sie fiel ohnmächtig zur Erde, und ich weiß nicht, ob ſie wieder nach Hauſe gekommen iſt.

Das Kätzchen und die Stricknadeln.

(Mündlich, Saalthal.)

Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um Holz zu leſen. Als ſie mit ihrer Bürde auf dem Rückwege war, ſah ſie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaun liegen, das kläglich ſchrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hauſe zu. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen und wie ſie ſahen, daß die Mutter etwas trug, fragten ſie: „Mutter, was trägſt Du?“ und wollten gleich das Kätzchen haben; aber die mitleidige Frau gab den Kindern das Kätzchen nicht, aus Sorge, ſie möchten es quälen, ſondern ſie legte es zu Hauſe auf alte weiche Kleider und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen ſich gelabt hatte und wieder geſund war, war es mit einem Male fort und verſchwunden. Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als ſie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da ſtand eine ganz vornehme Dame dort, winkte die arme Frau zu ſich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte nicht recht, was ſie denken ſollte, und es dünkte dieſe abſonderliche Gabe ihr gar gering; doch nahm ſie die Stricknadeln, und zeigte ſie ihren Kindern und legte die fünf Stricknadeln des Abends auf den Tiſch. Aber als die Frau des andern Morgens ihr Lager verließ, ſiehe, da lag ein Paar neue fertig geſtrickte Strümpfe auf dem Tiſch. Das wunderte die arme Frau über alle Maaßen und am nächſten Abend legte ſie die Nadeln wieder auf den Tiſch, und am Morgen darauf lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte ſie, daß zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen ihr dieſe fleißigen Nadeln beſcheert waren, und ließ dieſelben nun jede Nacht ſtricken, bis ſie und die Kinder Strümpfe genug hatten. Dann verkaufte ſie auch Strümpfe, und hatte genug, bis an ihr ſeliges Ende.

Der Fuchs und der Krebs.

(Nach einer altdeutſchen Dichtung, mitgetheilt von Maßmann aus einer Wiener Handſchrift, in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum I.)

Ein Krebs kroch aus ſeinem Bache hervor auf das grüne Gras einer Wieſe, allda er ſich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, ſah den Krebs langſam kriechen, und ſprach ſpöttiſch zu ihm: „Herr Krebs, wie geht Ihr doch ſo gemächlich? Wer nahm Euch Eure

Schnelligkeit? Oder wann gedenkt Ihr über die Wieſe zu kommen? Aus Euerm Gange merke ich wohl, daß Ihr beſſer hinterrücks als vorwärts gehen könnt!“ Der Krebs war nicht dumm, er antwortete alſobald dem Fuchs: „Herr Fuchs, Ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin edel und werth, ich bin ſchneller und leichter, und laufe raſcher als Ihr und Eure Art, und wer mir das nicht gönnt, den möge der Teufel riffeln. Herr Fuchs, wollt Ihr mit mir eine Wette laufen? Ich ſetze gleich ein Pfund zum Pfande!“

„Nichts wäre mir lieber,“ ſprach der Fuchs. „Wollt Ihr von Bern nach Baſel laufen, oder von Bremen nach Brabant?“

„O nein,“ ſprach der Krebs, „das Ziel wäre zu fern! Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile miteinander, das wird uns beiden nicht zu viel ſein!“

„Eine Meile, eine Meile!“ ſchrie der Fuchs eifrig, und der Krebs begann wieder: „Ich gebe Euch auch eine hübſche Vorgabe, ohne daß Ihr die annehmt, mag ich gar nicht laufen.“

„Und wie ſoll die Vorgabe beſchaffen ſein?“ fragte der Fuchs neugierig. Der Krebs antwortete: „Gerade eine Fuchslänge ſoll ſie beſchaffen ſein. Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter Euch, daß Eure Hinterfüße an meinen Kopf ſtoßen, und wenn ich ſage: Nun wohl hin! — ſo heben wir an zu laufen.“

Dem Fuchs gefiel die Rede wohl; er ſagte: „Ich gehorche Euch in allen Stücken.“ Und da kehrte er dem Krebs ſein Hintertheil zu, mit dem großen und ſtarken haarigen Schwanze, in den ſchlug der Krebs ſeine Scheeren, ohne daß der Fuchs es merkte, und rief: „Nun wohl hin!“ Und da lief der Fuchs, wie er in ſeinem Leben noch nicht gelaufen war, daß ihm die Füße ſchmerzten, und als das Ziel erreicht war, ſo drehte er ſich geſchwind herum, und ſchrie: „Wo iſt nun der dumme Krebs? Wo ſeid Ihr? Ihr ſäumt gar zu lange!“ Der Krebs aber, der dem Ziele jetzt näher ſtand als der Fuchs, rief hinter ihm: „Herr Fuchs! Was will dieſe Rede ſagen? Warum ſeid Ihr ſo langſam? Ich ſtehe ſchon eine hübſche Weile hier, und warte auf Euch! Warum kommt Ihr ſo ſaumſelig?“

Der Fuchs erſchrak ordentlich, und ſprach: „Euch muß der Teufel aus der Hölle hergebracht haben!“ zahlte ſeine Wette, zog den Schwanz ein und ſtrich von dannen.

[illegible]

Des Königs Münſter.

(Nach einer altdeutſchen gereimten Mär, mitgetheilt von H. Hoffmann in den altdeutſchen Blättern.) I, [illegible]

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münſter zur Ehre und zum Lobe Gottes, und durfte Niemand bei Leib und Leben zu dieſem Bau einen Heller beiſteuern, nach des Königs ausdrücklichem Gebot, ſondern er wollte es ganz aus dem eignen Schatz erbauen. Und ſo geſchah es auch und das Münſter war vollendet, ſchön und würdig, mit aller Pracht und aller Zier. Und da ließ der König eine große marmorne Tafel zurichten, in dieſe ließ er mit goldenen Buchſtaben eine Schrift graben, daß er, der König, allein den Dom erbaut habe, und Niemand habe dazu beigeſteuert. Aber als die Tafel einen Tag und eine Nacht lang aufgerichtet war, ſo war in der Nacht die Schrift verändert, und ſtatt des Königs Namen ſtand ein andrer Name darauf, und zwar der Name einer armen Frau, ſo daß es nun lautete, als habe ſie das ganze prächtige Münſter erbaut. Das verdroß den König mächtig; er ließ den Namen austilgen, und den ſeinigen wieder einſchreiben. Aber über Nacht ſtand wieder der Name jener armen Frau auf der Tafel, und Jedermann las, daß ſie des Münſters Stifterin ſei. Und zum dritten Male ward des Königs Name auf die Tafel geſchrieben, und zum dritten Male verſchwand er, und jener kam zum Vorſchein. Da merkte der König, daß hier Gottes Finger ſchreibe, demüthigte ſich, und ließ nach der Frau forſchen und ſie vor ſeinen Thron heiſchen. Voll Angſt und erſchrocken trat ſie vor dem König, der ſprach zu ihr: „Frau, es begeben ſich wunderliche Dinge, ſage mir bei Gott und Deinem Leben die Wahrheit! Haſt Du mein Gebot nicht vernommen, daß Niemand zu dem Münſter geben ſolle? Oder haſt Du doch dazu gegeben?“

Da fiel das Weib dem Könige zu Füßen und ſprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will alles auf Deine Gnade bekennen! Ich bin ein ganz armes Weib; ich muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht ertödtet, und da hatte ich doch einen Hellerlein erübrigt, das mocht' ich gar zu gerne darbringen zu Deinem Tempelbau und Gott zu Ehren, aber ich fürchtete, o Herr, Deinen Bann und Deine harte Bedräuung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündelein Heu, das ſtreute ich auf die

Straße den Ochſen hin, welche die Steine zu Deinem Münſter zogen, und ſie fraßen es. So that ich nach meinem Willen und ohne Dein Gebot zu verletzen.“

Da ward der König mächtiglich bewegt von der Frauen Rede, und ſah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt und ihn als höheres Opfer angenommen, wie des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich und nahm ſich die Strafe ſeiner Eitelkeit wohl zu Herzen.

Des Hundes Noth.

(Nach einem altdeutſchen gereimten Schwank im Koloczaer Codex.)

Es war ein Hund, der lag hungrig und kummervoll auf dem Felde, da ſang über ihm eine Lerche ihr wonnigliches Liedlein mit ſüßem Ton. Als der Hund das hörte, da ſprach er: „O Du glückliches Vöglein, wie froh Du biſt, wie ſüß Du ſingeſt, wie hoch Du Dich aufſchwingſt! Aber ich — wie ſoll ich mich freuen? Mich hat mein Herr verſtoßen, ſeine Thüre hinter mir geſperrt, ich bin lahm, bin krank, kann kein Eſſen erjagen, und muß hier Hungers ſterben!“

Wie die Lerche den hungrigen Hund alſo klagen hörte, flog ſie nahe zu ihm, und ſprach: „O Du armer Hund! Mich bewegt Dein Leiden, wirſt Du mir es auch Dank wiſſen, wenn ich Dir helfe, daß Du ſatt wirſt?“

„Womit, Frau Lerche?“ fragte der Hund mit matter Stimme, und die Lerche antwortete: „Sieh, dort kommt ein Kind gegangen, das trägt Speiſe zu jenem Ackermann; ich will machen, daß es die Speiſe niederlegt und mir nachläuft, indeß gehſt Du hinzu, und ißt den Käſe und das Brot, und ſtilleſt Deinen Hunger!“

Der Hund bedankte ſich dieſes freundlichen Anerbietens, und die Lerche flog nun dem Kind entgegen, und begann es zu äffen. Bald lief ſie vor ihm, bald flatterte ſie auf dieſer, bald auf jener Seite, bis das Kind dachte: die Lerche muß ich fangen, und zumal ſtellte die Lerche ſich flügellahm, und ließ einen ihrer kleinen Fittige hangen wie gebrochen. Das Kind griff oft nach ihr, aber es haſchte vergebens mit der einen Hand, und da legte es ſein Tüchlein nieder, darin es das Eſſen trug, und lief der Lerche nach, die immer voran in einen Grund flog; indeſſen erhob ſich der Hund, hinkte nach dem Tuche und ſchnüffelte hinein, da lag ein Stück Brod, ein Quarkkäſe und vier gute Eier, die fraß er ungeſotten und ungeſchält, und den Käſe untranchirt, und das Bret nahm er mit von dannen, als er fortkroch und ſich in das Korn verſteckte.

Die Lerche, als ſie merkte, daß der Hund ſein Theil hatte, flog in die Lüfte und ſang luſtig; das geäffte Kind aber verwünſchte ſie, und noch viel mehr, als es ſein Tüchlein leer fand. Weinend ging es zurück zu ſeiner Mutter, und ob es Schläge bekommen hat, weiß ich nicht; es wird aber wohl etwas dergleichen abgefallen ſein.

Die Lerche flog zum Hunde hin, und fragte ihn, wie er ſich jetzt befinde? Er ſagte ihr ſchönen Dank, und nie ſei ihm wohler geweſen. „Nur eine Bitte, herzliebe Frau Lerche, habe ich noch auf dem Herzen," ſprach er, „wer ſatt iſt, der iſt gern froh. O bitte, erzählet mir noch etwas, davon ich ein wenig lachen und luſtig werden mag."

„Wohlan!" ſprach die Lerche, „folge mir." Und da flog die Lerche voran und der Hund folgte ihr zu einer Scheuer, auf deren Dachboden man von der Erde leicht gelangen konnte; da hinauf hieß die Lerche den Hund ſteigen, und hinunter ſehen, denn der Boden war ſchadhaft und durchgebrochen. Unten auf der Tenne ſtanden zwei Kahlköpfe, die draſchen; da ſetzte ſich flugs die Lerche dem Einen auf die Glatze, und flugs klappſte der Andere mit der Hand drauf, vermeinend die Lerche zu fangen; das kluge Vöglein war aber ſchneller als er, und flog zur Seite.

„Nun, Geſelle, was ſoll das? Was ſchlägſt Du mich?" fragte der erſte Kahlkopf den andern. Der entſchuldigte ſich, daß ein Vögelchen ſich ihm auf den Kopf geſetzt, dieſes habe er erhaſchen wollen; habe der Klapps weh gethan, ſei es ihm leid. Indem ſetzte ſich die Lerche auf die Glatze deſſen, der eben ſprach, und da ſchlug gleich der andre hin mit einem ſo harten Schmitz, daß der Kopf gewiß zerſprungen, wenn er von Glas geweſen wäre, wenigſtens brummte er dem Geſchlagenen tüchtig und nun ging gleich das Schelten los, und beide Dreſcher warfen ihre Flegel hin, und wollten einander in die Haare. Weil ſie nun keine Haare hatten, ſo konnte Keiner dem Andern welche ausrufen, und ſo kratzten ſie einander auf die Glatzen, ſtatt des Raufens, daß das Blut danach lief, und ſtießen ſich hart; da ging es Glatz wider Glatz und Kratz wider Kratz, auch zerrten ſie ſich an den Ohren, und darüber mußte der Hund ſo unbändig lachen, daß ihm ganz weh ward, und er weder liegen noch ſtehen konnte, und da purzelte er vor Lachen von dem Boden hoch herunter, den Dreſchern gerade auf die Kahlköpfe, daß ſie ſtutzten, denn der Hund war ſchwer und dieſe Art, Haare auf den Kopf zu bekommen, kam ihnen ſpaniſch vor. Sie wandten ihren Zorn gleich vereint gegen den Hund, und da ſie Dreſcher waren, ſo draſchen ſie ihn ſo lange, bis er mit Ach und Krach durch ein Loch in der Scheuerwand und durch den Zaun fuhr, wobei ihm nicht nur das Lachen, ſondern ſchier Hören und Sehen verging. Ganz mürb und marode legte er ſich in das Gras hinter den Zaun, und da kam die Lerche geflogen, und fragte: „Edler Herr, wie befinden Sie ſich?“

„Ei, Frau Lerche,“ ächzte der Hund, „ich habe vollauf genug. Ich bin ein ganz geſchlagener Mann! Ich glaube meiner Treu, ich habe gar keinen Rücken mehr, die Dreſcher haben mir das Fell bei lebendigem Leibe abgeſchunden und gegerbt. Ach, ſoll ich länger leben, ſo muß ich einen Wundarzt haben!“ — „Wohl und getroſt! Ich hole Euch auch den, ſo es irgend möglich iſt,“ ſprach die Lerche, und flog von dannen. Bald fand ſie einen Wolf, den redete ſie an: „Herr Wolf? Ihr habt wohl gar keinen Appetit?“

„Ach, Frau Lerche,“ ward ihr zur Antwort, „was das betrifft ſo kann ich mit Wolfshunger dienen.“

„Nun, wenn Ihr mir es danken wollt,“ ſprach die Lerche weiter, „ſo wollte ich Euch wohl weiſen, wo ein feiſter Hund liegt, der Euch kaum entrinnen wird!“

„O meine edle Königin, wie gnädig Ihr ſeid!“ ſchmeichelte und ſchmunzelte der Wolf, und leckte ſich die Zähne. Die Lerche flog vor ihm her, und er folgte ihr, und wie ſie zu dem Hund kam, redete ſie ihn an: „Nun Geſelle? Schläfſt Du? Willſt Du nicht den Arzt ſehen? Richte Dich auf, dort kommt der Doctor!“

„Wo? Frau Lerche?“ fragte der Hund ganz müde, aber als er den Wolf ſah, da ſchrie er: „Nein, Frau Lerche, nein! dieſen Doctor nicht! Haltet ihn zurück! Ich bin geſund!“ Und mit einem Satze war der Hund auf den Beinen, und fort, als flögen wir davon, daß ihm kein Zaun zu hoch und kein Graben zu breit war. So müſſe es Allen gehen, die immer etwas Apartes haben wollen, und ſich krank ſtellen, wenn ſie ſchon geſund ſind.

Die ſieben Gaiſslein.

(Mündlich überall. In Grimms K. und H. M. I. 5. Hier nach A. Stöbers Elſäß. Volksbüchlein.)

Es iſt einmal eine alte Gais geweſen, die hatte ſieben junge Zicklein, und wie ſie einmal fort in den Wald wollte, hat ſie geſagt: „Ihr lieben Zicklein, nehmt euch in Acht vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, ſonſt ſeid ihr alle verloren.“ Darnach iſt ſie fortgegangen.

In einer Weile rappelt was wieder an der Hausthüre und ruft: „Macht auf, macht auf, liebe Kinder! Euer Mütterlein iſt aus dem Wald gekommen!“ Aber die ſieben Gaislein erkannten's gleich an der groben Stimme, daß das ihr Mütterlein nicht war, und haben gerufen: „Unſer Mütterlein hat keine ſo grobe Stimme!“ und haben nicht aufgemacht.

Nach einer Weile rappelt's wieder an der Thüre, und ruft ganz fein und leiſe: „Macht auf, macht auf, ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein iſt aus dem Walde kommen!“

Aber die jungen Gaislein guckten durch die Thürſpalte, und haben ein Paar ſchwarze Füße geſehen, und gerufen: „Unſer Mütterchen hat keine ſo ſchwarzen Füße!“ Und haben nicht aufgemacht.

Wie das der Wolf, denn der war es, gehört hat, iſt er geſchwind hin in die Mühle gelaufen, und hat die Füße ins Mehl geſteckt, daß ſie ganz weiß worden ſind. Danach iſt er wieder vor die Thüre gekommen, hat die Füße zur Spalte hinein geſteckt, und hat wieder ganz leiſe gerufen: „Macht auf, macht auf ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein iſt aus dem Walde kommen!“

Und wie die Gaislein die weißen Füße geſehen haben, und die leiſe Stimme gehört, da haben ſie ja gemeint, ihr Mütterlein ſei's, und haben geſchwind aufgemacht. Aber kaum haben ſie aufgemacht gehabt, ſo iſt der Wolf herein geſprungen. Ach, wie ſind da die armen Gaislein erſchrocken und haben ſich verſtecken wollen! Eins iſt unter's Bett, eins unter den Tiſch, eins hinter den Ofen, eins hinter einen Stuhl, eins hinter die Thür, eins hinter einen großen Milchtopf, und eins in den Uhrkaſten geſprungen. Aber der Wolf hat ſie alle gefunden und zuſammen gebracht. Hernach iſt er fortgegangen, hat ſich in den Garten unter einen Baum gelegt, und hat angefangen zu ſchlafen.

Wie hernach die alte Gais aus dem Walde zurückgekommen iſt, hat ſie das Haus offen gefunden, und die Stube leer, da hat ſie gleich gedacht, jetzt iſt's nicht geheuer, und hat angefangen, ihre lieben Zicklein zu ſuchen, ſie hat ſie aber nicht finden können, wo ſie auch geſucht hat, und ſo laut ſie auch gerufen hat, es hat keins Antwort gegeben. Endlich iſt ſie in den Garten gegangen, da hat der Wolf noch gelegen unterm Baum und hat geſchlafen, und hat geſchnarcht, daß alle Aeſte gezittert haben; und wie ſie näher zu ihm gekommen iſt, hat ſie geſehen, daß etwas in ſeinem Bauch gezappelt hat. Da hatte ſie eine Freude und dachte, ihre Gaislein leben wohl noch. Jetzt iſt ſie geſchwind hinein ins Häuslein geſprungen, hat eine Scheere geholt und hat dem Wolf den Bauch aufgeſchnitten, da ſind ihre Gaislein eins nach dem andern alle heraus geſprungen, und haben alle noch gelebt. Darnach hat die Alte geſchwind ſieben Wackelſteine *) geholt, hat ſie in den Wolf ſeinen Bauch geſteckt, und hat den wieder zugenäht.

Wie der Wolf munter wurde, hatte er Durſt und iſt an den Brunnen gegangen, um zu trinken, aber wie er einen Schritt gegangen iſt, da haben die Wackelſteine in ſeinem Bauch angefangen, zuſammen zu ſchlagen, und da hat er geſagt:

„Was rumpelt,
Was pumpelt
In meinem Bauch?
Ich hab' gemeint, ich hab' junge Gaislein drein,
Und jetzt ſind's nichts als Wackelſtein'!“

und wie nun der Wolf an den Brunnen kommen iſt, und hat trinken wollen, ſo haben ihn die Wackelſteine hinein gezogen, und er iſt erſoffen. Und die alte Gais iſt mit ihren Zicklein vor Freude um den Brunnen herumgetanzt.

---

*) Wackelſteine, oder Wackerſteine, rundliche Baſalttrümmer.

Das Märchen vom Schlauraffenland.

(Nur fragmentariſch im Volksmund; in Grimm's Sammlung II. 138 „ein Lügenmärchen," unter gleicher Ueberſchrift nach einer Straßburger Handſchrift. Hier nach einem alten Liede in Moritz Haupt's und Heinrich Hoffmanns altdeutſchen Blättern. I. 3. Eine Variante dieſes Gedichts theilt W. Wackernagel mit in M. Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum. II.)

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande ſagen, dahin würde Mancher auswandern, wüßte er, wo ſelbes läge und eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin iſt weit für die Jungen und für die Alten, denen es im Winter zu kalt iſt und zu heiß im Sommer. Dieſe ſchöne Gegend heißt Schlauraffenland, auf Wälſch Cucagna, da ſind die Häuſer gedeckt mit Eierfladen, und Thüren und Wände ſind von Lebzelten, und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Dukaten kauft, koſtet dort nur einen Pfennig. Um jedes Haus herum ſteht ein Zaun, der iſt von Bratwürſten geflochten und von bayr'ſchen Würſteln, die ſind theils auf dem Roſt gebraten, theils friſch geſotten, je nachdem ſie einer ſo oder ſo gern ißt. Alle Brunnen ſind voll Malvaſier und andre ſüße Weine, auch Champagner, die rinnen einem nur ſo in das Maul hinein, wenn er es an die Röhren hält. Wer alſo gern ſolche Weine trinkt, der eile ſich, daß er in das Schlauraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden da wachſen die Semmeln friſchbacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche; in dieſe fallen die Semmeln hinein und weichen ſich ſelbſt ein für die, ſo ſie gern einbrocken; das iſt etwas für Weiber und für Kinder, für Knechte und Mägde! Holla Grethel, holla Steffel! Wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen!

Die Fiſche ſchwimmen in dem Schlauraffenlande obendrauf auf dem Waſſer, ſind auch ſchon gebacken oder geſotten, und ſchwimmen ganz nahe am Geſtade; wenn aber Einer gar zu faul iſt und ein ächter Schlauraff, der darf nur rufen bſt! bſt! — ſo kommen die Fiſche auch heraus aufs Land ſpaziert und hüpfen dem guten Schlauraffen in die Hand, daß er ſich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in der Luft herum fliegen, Gänſe und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krammetsvögel, und wem es zu viele Mühe macht, die Hand danach auszuſtrecken, dem fliegen ſie ſchnurſtracks ins Maul hinein. Die Spanferkel gerathen dort alle Jahre überaus trefflich; ſie laufen gebraten umher und jedes trägt ein Tranchirmeſſer im Rücken, damit, wer da will, ſich ein friſches ſaftiges Stück abſchneiden kann.

Die Käſe wachſen in dem Schlauraffenlande wie die Steine, groß und klein, die Steine ſelbſt ſind lauter Taubenkröpfe mit Gefülltem, oder auch kleine Fleiſchpaſtetchen. Im Winter, wenn es regnet, ſo regnet es lauter Honig in ſüßen Tropfen, da kann Einer lecken und ſchlecken, daß es eine Luſt iſt, und wenn es ſchneit, ſo ſchneit es klaren Zucker, und wenn es hagelt, ſo hagelt es Würfelzucker, untermiſcht mit Feigen, Roſinen und Mandeln.

In Schlauraffenland legen die Roſſe keine Roßäpfel, ſondern Eier, große, ganze Körbe voll, und ganze Haufen, ſo daß man tauſend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen ſchütteln, wie die Käſten (gute Kaſtanien). Jeder mag ſich das Beſte herunterſchütteln und das minder Werthe liegen laſſen.

In dem Lande hat es auch große Wälder, da wachſen im Buſchwerk und auf Bäumen die ſchönſten Kleider: Röcke, Mäntel, Schauben, Hoſen und Wämſer von allen Farben, ſchwarz, grün, gelb, (für die Poſtillons) blau oder roth, und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald, und wirft es mit einem Stein herunter, oder ſchießt mit dem Bolzen hinauf. In der Haide wachſen ſchöne Damenkleider von Sammet, Atlas, Gros de Naples, Barège, Madras, Tafft, Nankin u. ſ. w. Das Gras beſteht aus Bändern von allen Farben, auch ombrirt. Die Wachholderſtöcke tragen Brochen und goldne Chemiſett- und Mantelettnadeln und ihre Beeren ſind nicht ſchwarz, ſondern ächte Perlen. An den Tannen hängen Damenuhren und Chatelaines ſehr künſtlich. Auf den Stauden wachſen Stiefeln und Schuhe, auch Herren- und Damenhüte, Reisſtrohhüte mit Marabouts und allerlei Kopfputz mit Paradiesvögeln, Kolibris, Brillantkäfern, Perlen, Schmelz und Goldborten verziert.

Dieſes edle Land hat auch große Meſſen und Märkte mit ſchönen Freiheiten. Wer eine alte Frau hat und mag ſie nicht mehr, weil ſie ihm nicht mehr jung genug und hübſch iſt, der kann ſie dort gegen eine junge und ſchöne vertauſchen und bekommt noch ein Draufgeld. Die alten und garſtigen (denn ein Sprichwort ſagt: wenn man alt wird, wird man garſtig) kommen in ein Jungbad, damit das Land begnadigt iſt; das iſt von großen Kräften; darin baden die alten Weiber etwa drei Tage oder höchſtens vier, da werden ſchmucke Dirnlein daraus von ſiebzehn oder achtzehn Jahren.

Auch viel und mancherlei Kurzweil giebt es in dem Schlauraffenlande. Wer hier zu Lande gar kein Glück hat, der hat es dort im Spiel und Luſtſchießen, wie im Geſellenſtechen. Mancher ſchießt hier alle ſein Lebtag nebenaus und weit vom Ziel, dort aber trifft er, und wenn er der allerweiteſte davon wäre, doch das Beſte. Auch für die Schlafſäcke und Schlafpelze, die hier von ihrer Faulheit arm werden, daß ſie Bankrott machen und betteln gehen müſſen, iſt jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein, und jedesmal Gähnen einen Doppelthaler. Wer im Spiel verliert, dem fällt ſein Geld wieder in die Taſche. Die Trinker haben den beſten Wein umſonſt, und von jedem Trunk und Schlung drei Batzen Lohn, ſowohl Frauen als Männer. Wer die Leute am beſten necken und aufziehen kann, bekommt jeweil einen Gulden. Keiner darf etwas umſonſt thun, und wer die größte Lüge macht, der hat allemal eine Krone dafür.

Hier zu Lande lügt ſo Mancher drauf und drein, und hat nichts für dieſe ſeine Mühe; dort aber hält man Lügen für die beſte Kunſt; daher lügen ſich wohl in das Land allerlei Procura-, Doc- und andre toren, Roßtäuſcher und die ***r Handwerksleute, die ihre Kunden ſtets aufreden und nimmer Wort halten.

Wer dort ein gelehrter Mann ſein will, muß auf einen Grobian ſtudirt haben. Solcher Studenten giebts auch bei uns zu Lande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehren. Auch muß er dabei faul und gefräßig ſein, das ſind drei ſchöne Künſte. Ich kenne Einen, der kann alle Tage Profeſſor werden.

Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böſes läßt, dem iſt Jedermann dort abhold, und er wird Schlauraffenlandes verwieſen. Aber wer tölpiſch iſt, gar nichts kann, und dabei doch voll dummen Dünkels, der iſt dort als ein Edelmann angeſehen. Wer nichts kann, als ſchlafen, eſſen, trinken, tanzen und ſpielen, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das allgemeine Urtheil als den faulſten und zu allem Guten untauglichſten erkannt, der wird König über das ganze Land, und hat ein großes Einkommen.

Nun wißt ihr des Schlauraffenlandes Art und Eigenſchaft. Wer ſich alſo aufthun und dorthin eine Reiſe machen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer iſt gut dazu, denn der ſagt ihm gewißlich keinen falſchen Weg.

Um das ganze Land herum iſt aber eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein oder heraus will, muß ſich da erſt überzwerg durchfreſſen.

Das Märchen vom wahren Lügner.

(Nach einem mitteldeutſchen und einem ſpätern Gedicht, die beide als Lügenmärchen mitgetheilt ſind von W. Wackernagel in M. Haupts vorhin angeführter Zeitſchrift.)

Der wahre Lügner iſt ſo lügenhaft beſchaffen, daß er allezeit lügt, und daß es ihm nur im Lügen wohl iſt. Er lügt Nachts und lügt am Tage; er lügt was er nur lügen kann, er lügt ſeinen Vater an, wie ſeine Mutter, er lügt ſeiner Schweſter vor und noch beſſer ſeinem Bruder. Stets und immerdar ſteht ſein Maul nach Lügen, er lügt hier und lügt dort, er lügt heimlich und öffentlich; er lügt Jahr aus und lügt Jahr ein. Ihr könnt den wahren Lügner lügen hören, daß eine Treppe hinauf in den Himmel führe, und daß ein Mücklein einen Bach piſſe, der vier Mühlräder treibe. Der wahre Lügner wird des Lügens nimmer ſatt. Er lügt auch, daß eine Ameiſe das Meer austrinke, und daß er mit ſeinem Hauch einen Bären über den Haufen blaſe. Ach, je mehr er lügt, je wohler wird ihm zu Muthe. Da lügt er, daß die Berge fliegen, ſchneller wie die Falken; er walkt und filzt alles zu einem Lügenſack zuſammen. Er lügt, daß die Milz einer Milbe größer als die eines Hauſen ſei; er lügt, daß er mit einer Maus einen Walfiſch fange, den er auf ſeinen Tiſch legt, und ihn drei Weglängen lang lügt.

Der Lügenmeiſter lügt drauf und drein; er lügt, daß er vierzig Maurer in einer Nußſchaale beſchloſſen mitten auf das Meer führte, und daß er die hieß mauern zwei Thürme auf ein Lindenblatt und bat ſie mit allem Fleiß, ja dazu rothe Marmorſteine zu nehmen, ſonſt könne er daheim Verdruß haben. Der wahre Lügner macht euch aus Eis ein gut brennend Feuer; er lügt, daß dies Eis praſſelt und kracht und brennt wie dürres Holz.

Derſelbe Lügenbeutel lügt: er ſähe auf den Wolken einen Schlitten fahren, ſo ſchnell, als flöge er; er lügt, daß ein Eſel den Schlitten ziehe, und auf dem Schlitten reiten ſieben Frauen in vollem Putze, die tragen alle Kronen; und neben ihnen laufen zwölf junge Pagen, die blaſen Poſaunen, die man weit hallen hört. Am Schlitten hängen genug goldne Schellen, die machen hellen Klang. Hinterdrein reiten tauſend Ritter auf eben ſo vielen Saumroſſen. Der Lügner ſorgt dafür, daß die Ritter hinter dem Schlitten her auf den Wolken reiten und nicht herunter fallen, und damit über das Meer ziehen. Der wahre Lügner lügt, er habe auf einer Wieſe geſehen, wie einen halben Tag lang ein Zwerg und ein Rieſe mit einander gefochten haben; da nahm der Zwerg einen Sack, ſtieß den Rieſen hinein, lief mit ihm dahin, ſieben lange Weglängen, und band den Sack an einen Baumaſt, wohl tauſend Klafter hoch. Dann ging der Zwerg ſeiner Wege und ließ den Rieſen baumeln, und ſo lügt der Lügner fort ohne Aufhören, und erzählt euch ferner: Ehe ich auf Erden geboren war und aus meiner Mutter Schooße kam, da hörte ich, wie ein Eſel und eine Kuh auf einander ſtichelten. Einem alten Schüſſelkorb waren Weib und Kinder geſtorben, der klagte ſich, ein Heuhauſe, der brachte ihm Geld und Kornzinſen. Der Schüſſelkorb wollte ins Kindbett kommen, da wurde in aller Eile das Töpfenbret zu Gevatter gebeten, und da gebar er einen Stall voll guter fetter Schafe. Da freuten ſich eine leere Taſche, ein Bettelſack, ein Bierkrug und eine Ofengabel in der Aſche, die kamen alle zuſammen mit ihren Geſpielen gelaufen. Dieſe waren ein Dreifuß und ein Roſt, ein Keſſelring, eine Hechel, eine Armbruſt und eine Krambude. Mit ihnen lief auch noch ein Sauerkrautfaß neben bei, und ein Spatz, der vor Schreck einen jungen Hund heckte, wie er ein Storchenneſt ſah, das in einer Mönchskutte auch mit herzu ſprang. Sie alle befragten ſich bei einem alten Karren um Rath, wie ſie allezeit in Freuden verharren ſollten? Eine Kunkel und eine Haspel wurden da Gevatter, und alle ſaßen um das Feuer. Zu dieſer Geſellſchaft kam eine leere Scheuer zu Gaſte, und dieſe zu bewirthen, molk ein Kübel an einem dürren Lattenzaun.

Ich ſtand nicht weit davon, da ſah ich, wie ein lahmer Mann drei Haſen nachlief, und ſie alle drei fing; aber da kam ein ganz nackender Mann, der nahm dem Lahmen die Haſen, und ſteckte ſie behende in ſeinen Buſen. Das ſah ein blinder Stummer, der ſagte es allen Leuten. Und ein Igel ſtach einen Bären, und eine

Katze fing Mäuſe in einem Bach, und ein Kuchen ſchlug den Koch um die Ohren. Darob freuten ſich Töpfe, Keſſel und Pfannen: vor Freuden tanzte eine alte Futterbank; eine Kuh ging auf einem Seil über dem Graben, ein Eſel ſprang vor Freuden deckenhoch; dort tanzte ein großer Rappe einher, und ein Kalb das blies die Rohrflöte. Man ſollte nicht meinen, daß ein Mann das geſehen und gehört hätte! So lügt der Lügner, daß ſich die Balken biegen und manche alte Wand wackelt. Er lügt das Blaue vom Himmel und das Schwarze von der Erde, er lügt wie gedruckt. Zeitungen ſind auch gedruckt.

Die Perlen-Königin.

(Mündlich, in Franken.)

Nicht weit von einem friedſamen Dörflein welches am Seegeſtade lag und meiſt von Fiſchern bewohnt war, ließ ſich alle Jahre zu etlichen beſtimmten Malen eine überirdiſch ſchöne Jungfrau am Ufer ſehen; dieſelbe kam allemal in einem wunderſchönen Schifflein, welches gerade ausſah wie von puren hellfarbigen Perlen zuſammengefügt, daher geſegelt, und niemand wußte woher ſie kam, oder wohin ſie wieder zurückkehrte, wenn ſie verſchwand. Die treuherzigen Fiſchersleute hatten ſie aber gar lieb, zumal die Kinder, denen ſie jedesmal ſchöne Perlen die Menge ans Ufer ſtreute und ihnen zuwinkte, dieſelben aufzuleſen. Da waren die Kleinen dann geſchäftig und laſen die Perlen auf, und erfreuten ſich an deren Farbenglanz. Und dann kamen die Fiſcher und Fiſcherinnen und trugen der guten ſchönen Perlenkönigin eine Mahlzeit zuſammen: Fiſche und Brod und guten Wein, und die holde Jungfrau war gegen Alle freundlich, und aß einige Biſſen, und trank ein wenig Wein.

Oft auch zur Zeit, da die ſchöne Unbekannte dort am Ufer zu landen pflegte, kamen aus andern fremden Ländern Prinzen und viele Edle herbei, um die ſchöne Jungfrau zu ſehen und vielleicht zu freien; denn es ging von ihr weit und breit die Rede, daß ſie eben ſo reich an Erdenſchätzen, wie an Leibesſchönheit ſei. Aber alle mußten auch wieder unbefriedigt von dannen ziehen. Die hohe Jungfrau verlangte von Jedem, der um ſie warb, daß er zuvor drei Proben beſtehe, die ſie ihm aufgegeben. Und dieſe waren bisher für Alle zu ſchwer und hoch. Keiner vermochte ſie zu löſen, und ſo mußten die hohen Bewerber dann zurückſtehen und ein wenig beſchämt und verſtimmt wieder abziehen. Das Erſte war, was die Jungfrau aufgab, zu errathen, was für Haare ſie habe; denn ſie trug ſtets das Haupt ganz dicht verſchleiert; das hatte noch Keiner errathen, wiewohl ſchon alle Farben — ſchwarz, roth, blond, braun, weiß, grün, grau, blau gerathen worden war. Das Zweite war, die Halskette der Jungfrau umzuhängen. Wurden dann die glänzend hellen Perlen davon trübe, ſo war's ein böſes Zeichen, dann weinte die ſchöne Dame allemal, und ihre Thränen wurden eine eben ſo helle Perle wie die an der Kette und fügten ſich derſelben an. Und ſo wie die Perlenſchnur wieder am Halſe der Jungfrau hing, glänzte ſie auch wieder hell und wunderſam. Das Dritte war, zu errathen, was die Jungfrau auf der Bruſt trage. Und dieß errieth Keiner. Und ſo gewann auch Keiner, und wäre er auch der reichſte Fürſt geweſen, die Gunſt der Jungfrau, alſo daß ſie ihm Hand und Herz ſchenke. Sie blieb geheimnißvoll. Alle Liſt, um etwas Nähres über ſie ſelbſt und über ihre Heimath zu erfahren, blieb fruchtlos; denn allzu ſchnell war das Perlenſchifflein allemal vor den Blicken der Menſchen auf dem Gewäſſer verſchwunden. Doch zur beſtimmten Zeit kam ſie wieder, ſo freundlich und liebreich wie zuvor, und ſtreute Perlen aus am Ufer.

Und da war ein Knäblein, das hatte ſie unter allen Kindern am liebſten, das nahm ſie allemal in ihre Arme und drückte es herzlich, und der Knabe hatte die ſchöne gütige Dame auch gar ſehr lieb; doch als er größer wurde, wurde er verſchämt und ſchüchtern, und wagte zuletzt gar nicht mehr Perlen aufzuleſen, mußte auch meiſt mit ſeinem Vater auf die See fahren und fiſchen.

So war die Jungfrau ſchon mehrere Male dort ans Ufer geſtiegen und hatte ihren lieben Fiſcherknaben nicht geſehen; da wurde ſie betrübt, denn ach, ihr Herz hatte ſich gerade dieſen Jüngling auserwählt, und ſie wünſchte nichts mehr, als daß einſt dieſer ſchöne Fiſcher im Stande ſein möge, die drei Aufgaben zu löſen, und ihr dann auf immer nach der ſchönen Perlen-Inſel, ihrer Heimath, zu folgen. Sie beſchloß im Stillen, als ſie wieder einmal, ohne den geliebten Fiſcherjüngling geſehen zu haben, mit ihrem Schifflein vom Ufer abſtieß, am ſelbigen Abend wieder zu kommen, um dem Theuren unſichtbar nahe zu treten. Und ja, als der goldne Mond aufgegangen war, und ſich auf den Waſſern ſpiegelte, fuhr das Perlenſchifflein wieder durch die Wellen dem befreundeten Ufer zu, wo dort in der kleinen Fiſcherhütte der Geliebte längſt entſchlummert ruhte. Die holde Jungfrau trat ein in das kleine Gemach und beugte ſich ſanft zu dem Schläfer, dem nur Moos zum Lager diente. Und ſie löſete ihre Perlenſchnur vom Hals und hing ſie dem Jüngling um, und die Perlen blieben ſo hell und klar wie zuvor, o welche Freude durchſtrömte da ihr liebendes Herz! Sie küßte den Theuren ſegnend, und ſchied, und kehrte alle Abende wieder und hing allemal die Perlen um des Jünglings Hals, und die Perlen blieben allemal hell und glänzend. Der Jüngling war aber in ſeinem Herzen ebenfalls in Liebe zur ſchönen Perlenkönigin entbrannt und war dabei fromm und gut, nur war er allzu ſchüchtern und verzagt, um ihr öffentlich zu nahen.

Als ſie nun wieder einmal des Nachts an des Jünglings Lager weilte, erwachte derſelbe, blieb aber ruhig, ſo daß ſie wähnte, er ſchlafe. Da nahm ſie wieder die Perlenſchnur vom Hals und hing ſie ihm um, und weinte warme Thränen auf ſeine Wangen, und warf den Schleier zurück und nahm ihre Haare und trocknete die Thränen damit ab. Da ſah der Jüngling, daß ihre Haare golden waren. Dann ſchlug ſie das Buſentuch zurück, da glänzte ein heller Spiegel auf ihrer Bruſt, aus welchem des Jünglings Bild ſanft und ſchön herausblickte. Doch wann ſie ſchied, wurde ſie allemal betrübt und traurig; denn ſobald die helle Perlenſchnur nur ein einziges Mal trüb werden mochte am Halſe ihres geliebten Fiſchers, hätte ſie nimmer wieder ihm nahen dürfen.

So kam die beſtimmte Zeit, wo die ſchöne Perlenkönigin wieder nahe dem Fiſcherdörflein an's Ufer ſtieg und nach ihrer gewohnten Weiſe für die frohen Kinder Perlen ausſtreute; und dieſes Mal waren viele edle Fürſten und Herren gekommen, um die reiche ſchöne Prinzeſſin zu erwerben; auch der Fiſcherjüngling ſtand von ferne, und faßte Muth, der Angebeteten zu nahen. Doch es kam erſt zuletzt an ihn, als alle andern wieder beſchämt von ihr gewichen waren. Da trat er beſcheiden hin und bat um die drei Aufgaben, und die Jungfrau glühte vor Freude und gab ſie ihm, und ſandte heimlich flehende Blicke gen Himmel, daß doch ihr geliebter Jüngling die Proben beſtehen möge. Kein anderer konnte ſie ja löſen. Der ſchöne Fiſcher beugte ſich ſittſam vor der Holden und ſprach: „O, Deine Haare müſſen golden ſein.“ Und im Augenblick fiel der

Schleier herab und ihre goldnen Locken wallten hernieder. Dann hing die freudige Jungfrau die Perlenſchnur um den Hals des Jünglings und ſie blieb rein und glänzend. Und wieder ſprach der Fiſcher: „Und Deine Bruſt muß ein reiner ſchöner Spiegel ſein, holde Jungfrau!“ Und auch das Buſentuch rauſchte im Augenblick zur Erde, und der klare Spiegel auf der Bruſt der Jungfrau zeigte ein ſanftes ſchönes Bild, das Bild des Jünglings. Da erſcholl vom Perlenſchifflein ein heller Jubel, und freudetönende Muſik, und ein Kreis von ſchönen Frauen und blühenden Männern erhob ſich freudevoll vom Schifflein und nahm das holde Paar auf, und der kleine ſchöne Perlennachen glitt auf der ſpiegelhellen Waſſerfläche dahin, nach der wunderlieblichen Perleninſel, als der Heimath der lieben Braut des Fiſcherjünglings, um nimmer, nimmer wieder zu kehren.

Schneeweißchen.

(Mündlich, doch wohl meiſt aus Grimms Sammlung I. 53. „Sneewittchen“ im Volksmund lebendig.)

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder und wünſchte ſich eins, weil ſie ſo ganz einſam war. Da ſie nun eines Tages an einer Stickerei ſaß, und den Rahmen von ſchwarzem Ebenholz betrachtete, während es ſchneite und Schneeflocken vom Himmel fielen, war ſie in ſo tiefen Gedanken, daß ſie ſich heftig in den Finger ſtach, ſo daß drei Blutstropfen auf den weißen Schnee fielen; und da mußte ſie wieder daran denken, daß ſie kein Kind hatte. „Ach!“ ſeufzte die Königin, „hätte ich doch ein Kind, ſo roth wie Blut, ſo weiß wie Schnee, ſo ſchwarz wie Ebenholz!“

Und nach einer Zeit bekam dieſe Königin ein Kind, ein Mägdlein. Das war ſo weiß wie Schnee an ſeinem Leibe, und ſeine Wangen blüheten wie blutrothe Röſelein, und ſeine Haare waren ſo ſchwarz wie Ebenholz. Die Königin freute ſich, nannte das Kind Schneeweißchen, und bald darauf ſtarb ſie. Da der König nun ein Wittwer geworden war und kein Wittwer bleiben wollte, ſo nahm er ſich eine andere Gemahlin, das war ein ſtattliches Weib voll hoher Schönheit, aber auch voll unſaglichen Stolzes, und auch ſo eitel, daß ſie ſich für die ſchönſte Frau in der ganzen Welt hielt. Dazu war ſie zumal durch einen Zauberſpiegel verleitet, der ſagte ihr immer, wenn ſie hineinſah und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand
Wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“
„„Ihr, Frau Königin, ſeid die Schönſt' im Land.““

Und der Spiegel ſchmeichelte doch nicht, ſondern ſagte die Wahrheit, wie jeder Spiegel.

Das kleine Schneeweißchen, der Königin Stieftochter, wuchs heran und wurde die ſchönſte Prinzeſſin, die es nur geben konnte, und wurde noch viel ſchöner, wie die ſchöne Königin. Dieſe fragte, als das Schneeweißchen ſieben Jahre alt war, einmal wieder ihren treuen Spiegel:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?

aber da antwortete der Spiegel nicht wie ſonſt, ſondern er antwortete:

Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneeweißchen iſt tauſendmal ſchöner als Ihr.

Darüber erſchrak die Königin zum Tode, und war ihr, als kehre ſich ihr ein Meſſer im Buſen um, und da kehrte ſich auch ihr Herz um gegen das unſchuldige Schneeweißchen, das nichts zu ſeiner übergroßen Schönheit konnte. Und weil ſie weder Tag noch Nacht Ruhe hatte vor ihrem böſen neidiſchen Herzen, ſo berief ſie ihren Jäger zu ſich und ſprach: „Dieſes Kind, das Schneeweißchen, ſollſt Du in den dichten Wald führen, und es tödten. Bringe mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen, daß Du mein Gebot vollzogen!“

Und da mußte das arme Schneeweißchen dem Jäger in den wilden Wald folgen, und im tiefen Dickicht zog er ſeine Wehr und wollte das Kind durchſtoßen. Das Schneeweißchen weinte jämmerlich und flehte, es doch leben zu laſſen, es habe ja nichts verbrochen, und die Thränen und der Jammer des unſchuldigen Kindes rührten den Jäger auf das Innigſte, ſo daß er bei ſich dachte: Warum ſoll ich mein Gewiſſen beladen, und dieß ſchöne unſchuldige Kind ermorden? Nein, ich will es lieber laufen laſſen! Freſſen es die wilden Thiere, wie ſie wohl thun werden, ſo mag das die Frau Königin vor Gott verantworten. Und da ließ er Schneeweißchen laufen, wohin es wollte, fing ein junges Wild, ſtach es ab, und weidete es aus, und brachte Lunge und Leber der böſen Königin. Die nahm beides und briet es in Salz und Schmalz und verzehrte es, und war froh, daß ſie, wie ſie vermeinte, nun wieder allein die

Schönſte ſei im ganzen Lande. Schneeweißchen im Walde wurde bald angſt und bange, wie es ſo mutterſeelenallein durch das Dickicht ſchritt, und wie es zum erſten Male die harten ſpitzen Steine fühlte, wie die Dornen ihm das Kleid zerriſſen, und vollends, als es zum erſten Male wilde Thiere ſah. Aber die wilden Thiere thaten ihm gar nichts zu Leide; ſie ſahen Schneeweißchen an, und fuhren wieder in die Büſche. Und das Mägdlein ging den ganzen Tag und ging über ſieben Berge.

Des Abends kam Schneeweißchen an ein kleines kleines Häuschen mitten im Walde, da ging es hinein, ſich auszuruhen, denn es war ſehr müde, war auch ſehr hungrig und ſehr durſtig. Darinnen in dem kleinen kleinen Häuschen war alles gar zu niedlich und zierlich und dabei ſehr ſauber. Es ſtand ein kleines Tiſchlein in der Stube, das war ſchneeweiß gedeckt, und darauf ſtanden und lagen ſieben Tellerchen, auf jedem ein wenig Gemüſe und Brot, ſieben Löffelchen, ſieben Paar Meſſerchen und Gäbelchen, ſieben Becherchen. Und an der Wand ſtanden ſieben Bettchen, alle blüthenweiß überzogen. Da aß nun das hungrige Schneeweißchen von den ſieben Tellerchen, nur ein Kleinwenig von jedem, und trank aus jedem Becherchen ein Tröpflein Wein. Dann legte es ſich in eins der ſieben Bettchen, um zu ruhen, aber das Bettchen war zu klein, und ſie mußte es in einem andern probiren, doch wollte keins recht paſſen, bis zuletzt das ſiebente, das paßte, da hinein ſchlüpfte Schneeweißchen, deckte ſich zu, betete zu Gott, und ſchlief ein, tief und feſt, wie fromme Kinder, die gebetet haben, ſchlafen.

Derweil wurde es Nacht, und da kamen die Häuschensherren ſieben kleine Bergmännerchen, jedes mit einem brennenden Grubenlichtchen vorn am Gürtel, und da ſahen ſie gleich, daß Eins da geweſen war. Der erſte fing an zu fragen: „Wer hat auf meinem Stühlchen geſeſſen?“ Der Zweite fragte: „Wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ Der Dritte fragte: „Wer hat von meinem Brötchen gebrochen?“ Der Vierte: „Wer hat von meinem Gemüslein geleckt?“ Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Meſſerchen geſchnitten?“ Der Sechſte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen geſtochen?“ und der Siebente fragte: „Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“ Wie die Zwerglein alſo gefragt hatten, ſahen ſie ſich nach ihren Bettchen um, und fragten: „Wer hat in unſern Bettchen gelegen?“ bis auf den Siebenten, der fragte nicht ſo, ſondern: „Wer liegt in meinem Bettchen?“ denn da lag das Schneeweißchen darin. Da leuchteten die Bergmännerchen mit ihren Lämpchen alle hin, und ſahen mit Staunen das ſchöne Kind, und ſtörten es nicht, ſondern ſie ließen den Siebenten in ihrem Bettchen liegen, in jedem ein Stündchen, bis die Nacht herum war. Da nun der Morgen mit ſeinen frühen Strahlen in das kleine kleine Häuschen der Zwerglein ſchien, wachte Schneeweißchen auf, und fürchtete ſich vor den Zwergen. Die waren aber ganz gut und freundlich und ſagten, es ſolle ſich nicht fürchten, und fragten, wie es heiße? Da ſagte und erzählte nun Schneeweißchen alles, wie es ihm ergangen ſei. Darauf ſagten die Zwergmännerchen: „Du kannſt bei uns in unſerm Häuschen bleiben, Schneeweißchen, und kannſt uns unſern Haushalt führen, kannſt uns unſer Eſſen kochen, unſre Wäſche waſchen, und alles hübſch rein und ſauber halten, auch unſre Bettchen machen.“ Das war Schneeweißchen recht, und es hielt den Zwergen Haus. Die thaten am Tage ihre Arbeit in den Bergen, tief unter der Erde, wo ſie Gold und Edelſteine ſuchten und Abends kamen ſie und aßen, und legten ſich in ihre ſieben Bettchen

Unterdeſſen war die böſe Königin froh geworden in ihrem argen Herzen, daß ſie nun wieder die Schönſte war, wie ſie meinte, und verſuchte den Spiegel wieder, und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

Da antwortete ihr der Spiegel:

„Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneeweißchen über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen
Das iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr!

Das war wiederum ein Dolchſtich in das eitle Herz der Frau Königin, und ſie ſann nun Tag und Nacht darauf, wie ſie dem Schneeweißchen ans Leben käme, und endlich fiel ihr ein, ſich verkleidet ſelbſt zu Schneeweißchen aufzumachen, und ſie verſtellte ihr Geſicht, und zog geringe Kleider an, nahm auch einen Allerhandkram, und ging über die ſieben Berge, bis ſie an das kleine kleine Häuschen der Zwerge kam. Da klopfte ſie an die Thüre und rief: „Holla! Holla! Kauft ſchöne Waaren!“ Die Zwerge hatten aber dem Schneeweißchen geſagt, es ſolle ſich vor fremden Leuten in Acht nehmen, vornehmlich vor der böſen Königin. Deshalb ſah das Mägdlein vorſichtig heraus, da ſah ſie den ſchönen Tand, den die Frau zu Markte trug, die ſchönen Halsketten und Schnüre und allerlei Putz. Da dachte Schneeweißchen nichts Arges und ließ die Krämerin herein und kaufte ihr eine ſchöne Halsſchnur ab, und die Frau wollte ihr zeigen, wie dieſe Schnur umgethan würde, und ſchnürte ihm vom hinten den Hals ſo zu, daß Schneeweißchen gleich der Odem ausging, und es todt hinſank. „Da haſt Du Lohn für Deine übergroße Schönheit!“ ſprach die böſe Königin, und hob ſich von dannen.

Bald darauf kamen die ſieben Zwerglein nach Hauſe, und da fanden ſie ihr ſchönes liebes Schneeweißchen todt und ſahen, daß es mit der Schnur erdroſſelt war. Geſchwinde ſchnitten ſie die Schnur entzwei, und träufelten einige Tropfen von der Goldtinktur auf Schneeweißchens blaſſe Lippen, da begann es leiſe zu athmen und wurde allmählig wieder lebendig. Als es nun erzählen konnte, erzählte es, wie die alte Krämersfrau ihr den Hals ſo böslich zugeſchnürt, und die Zwerge riefen: „Das war kein anders Weib, als die falſche Königin! Hüte Dich, und laſſe gar keine Seele in das kleine Häuschen, wenn wir nicht da ſind.“

Die Königin trat, als ſie von ihrem ſchlimmen Gange wieder nach Hauſe kam, gleich vor ihren Spiegel, und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber Schneeweißchen über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen,
Das iſt doch noch tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Da ſchwoll der Königin das Herz vor Zorn, wie einer Kröte der Bauch, und ſie ſann wieder Tag und Nacht auf Schneeweißchens Verderben. Bald nahm ſie wieder die falſche Geſtalt einer andern Frau an, durch Verſtellung ihres Geſichts und fremdländiſche Kleidung, machte einen vergifteten Kamm, den that ſie zu anderm Kram, und ging wieder über die ſieben Berge, an das kleine kleine Zwergenhäuslein. Dort klopfte ſie wieder an die Thüre, rief: „Holla! Holla! Kauft ſchöne Waaren! Holla!“ Schneeweißchen ſah zum Fenſter heraus und ſagte: „Ich darf Niemand hereinlaſſen!“ Das Kramweib aber rief: „Schade um die ſchönen Kämme!“ Und dabei zeigte ſie den giftigen, der ganz golden blitzte. Da wünſchte ſich Schneeweißchen von Herzen einen goldenen Kamm, dachte nichts Arges, öffnete die Thüre und ließ die Krämerin herein, und kaufte den Kamm.

„Nun will ich Dir auch zeigen, mein allerſchönſtes Kind, wie der Kamm durch die Haare gezogen und wie er geſteckt wird,“ ſprach die falſche Krämerin, und ſtrich dem Schneeweißchen damit durchs Haar, da wirkte gleich das Gift, daß das arme Kind umfiel und todt war.

„So, nun wirſt Du wohl das Wiederaufſtehen vergeſſen," ſprach die böſe Königin, und entfloh aus dem Häuschen.

Bald darauf — und das war ein Glück — wurde es Abend, und da kamen die ſieben Zwerge wieder nach Hauſe, fanden das arme Schneeweißchen für todt, und fanden in ſeinem ſchönen Haar den giftigen Kamm. Dieſen zogen ſie geſchwind aus dem Haar, und träufelten dem Schneeweißchen wieder von dem goldnen Lebensbalſam auf die Lippen, und da kam es wieder zu ſich. Und die Zwerglein warnten es aufs Neue gar ſehr, doch ja Niemand ins Häuschen zu laſſen.

Daheim trat die böſe Königin wieder vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?"

Und der Spiegel antwortete:

Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen
Iſt Schneeweißchen — tauſendmal ſchöner als Ihr."

Da wußte ſich die Königin vor giftiger Wuth darüber, daß alle ihre böſen Ränke gegen Schneeweißchen nichts fruchteten, gar nicht zu laſſen und zu faſſen, und that einen ſchweren Fluch, Schneeweißchen müſſe doch ſterben, und ſolle es ihr, der Königin, ſelbſt das Leben koſten. Und darauf machte ſie heimlich einen ſchönen Apfel giftig, aber nur auf einer Seite, wo er am ſchönſten war, nahm dazu noch einen Korb voll gewöhnlicher Aepfel, verſtellte ihr Geſicht, kleidete ſich wie eine Bäuerin, ging abermals über die ſieben Berge und klopfte am Zwergenhäuslein an, indem ſie rief: „Holla! Schöne Aepfel kauft! kauft!" Schneeweißchen ſah zum Fenſterchen heraus, und ſagte: „Geht fort, Frau! Ich darf nicht öffnen und auch nichts kaufen!"

„Auch gut, liebes Kind!" ſprach die falſche Bäuerin. „Ich werde auch ohne Dich meine ſchönen Aepfel noch alle los! Da haſt Du einen umſonſt!"

„Nein, ich danke ſchön, ich darf nichts annehmen!" rief Schneeweißchen. „Denkſt wohl gar, der Aepfel wäre vergiftet? Siehſt Du, da beiße ich ſelber hinein! Das ſchmeckt einmal gut! So haſt Du in Deinem ganzen Leben keinen Apfel gegeſſen." Dabei biß das trügeriſche Weib in die Seite des Apfels, die nicht vergiftet war, und da wurde Schneeweißchen lüſtern, und griff nach dem Apfel hinaus, und die Bäuerin reichte ihn hin und blieb ſtehen. Kaum hatte Schneeweißchen den Apfel auf der andern Seite angebiſſen, wo er ein ſchönes rothes Bäckchen hatte, ſo wurden Schneeweißchens rothe Bäckchen ganz blaß, und es fiel um und war todt.

„Nun biſt Du aufgehoben, Ding!“ ſprach die Königin und ging fort, und zu Hauſe trat ſie vor den Spiegel und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

und der Spiegel antwortete dieſes Mal:

„Ihr, Frau Königin, ſeid allein die Schönſt' im Land!“

Nun war das Herz der böſen Königin zufrieden, ſo weit ein Herz voll Bosheit und Tücke und Mordſchuld zufrieden ſein kann.

Aber wie erſchraken die ſieben guten Zwerge, als ſie Abends nach Hauſe kamen, und ihr Schneeweißchen ganz todt fanden. Vergebens ſuchten ſie nach einer Urſache, und vergebens verſuchten ſie die Wunderkraft ihrer Goldtinktur, Schneeweißchen war und blieb jetzt todt.

Da legten die betrübten Zwerglein das liebe Kind auf eine Bahre, und ſetzten ſich darum herum, und weinten drei Tage lang, hernach wollten ſie es begraben. Aber da Schneeweißchen noch nicht wie todt ausſah, ſondern noch friſch wie ein Mägdlein, das ſchläft, ſo wollten ſie es nicht in die ſchwarze Erde ſenken, ſondern ſie machten einen ſchönen Sarg von Glas, da hinein legten ſie es, und ſchrieben darauf: Schneeweißchen, eine Königstochter — und ſetzten dann den Sarg auf einen von den ſieben Bergen, und hielt immer einer von ihnen Wache bei dem Sarge. Da kamen auch die Thiere aus dem Walde, und weinten über Schneeweißchen, die Eule, der Rabe und das Täubelein.

Und ſo lag Schneeweißchen lange Jahre in dem Sarge, ohne daß es verweſte, vielmehr ſah es noch ſo friſch und weiß aus wie friſchgefallener Schnee, und hatte wieder rothe Wängelein, wie friſche Blutröschen, und die ſchwarzen ebenholzfarbenen Haare. Da kam ein junger ſchöner Königsſohn zu dem kleinen Zwergenhäuslein, der ſich verirrt hatte in den ſieben Bergen, und ſah den gläſernen Sarg ſtehen und las die Schrift darauf: Schneeweißchen, eine Königstochter — und bat die Zwerge, ihm doch den Sarg mit Schneeweißchen zu überlaſſen, er wolle denſelben ihnen abkaufen.

Die Zwerge aber ſprachen: „Wir haben Goldes die Fülle, und brauchen Deines nicht! Und um alles Gold in der Welt geben wir den Sarg nicht her." „So ſchenkt ihn mir!" bat der Königsſohn. „Ich kann nicht ſein ohne Schneeweißchen, ich will es auf's höchſte ehren und heilig halten, und es ſoll in meinem ſchönſten Zimmer ſtehen; ich bitte euch darum!"

Da wurden die Zwerglein von Mitleid bewegt, und ſchenkten ihm Schneeweißchen in ſeinem gläſernen Sarge. Den gab er ſeinen Dienern, daß ſie ihn vorſichtig forttrügen, und er folgte ſinnend nach. Da ſtolperte der eine Diener über eine Baumwurzel, daß der Sarg ſchütterte, und hätten ihn beinahe fallen laſſen, und durch das Schüttern fuhr das giftige Stückchen Apfel, das Schneeweißchen noch im Munde hatte, (weil es umgefallen war, ehe es den Biſſen verſchluckt) heraus, und da war es mit einem Male wieder lebendig.

Geſchwind ließ es der Königsſohn niederſetzen, öffnete den Sarg und hob es mit ſeinen Armen heraus, und erzählte ihm alles, und gewann es nun erſt recht lieb, und nahm es zu ſeiner Gemahlin, führte es auch gleich in ſeines Vaters Schloß, und wurde zur Hochzeit zugerüſtet mit großer Pracht, auch viele hohe Gäſte wurden geladen, darunter auch die böſe Königin. Die putzte ſich auf das allerſchönſte, trat vor ihren Spiegel, und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?"

darauf antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber die junge Königin iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr!"

Da wußte die Königin nicht, was ſie vor Neid und Scheelſucht ſagen und anfangen ſollte, und es wurde ihr ganz bange ums Herz, und wollte erſt gar nicht auf die Hochzeit gehen; dann wollte ſie aber doch die ſehen, die ſchöner ſei, als ſie, und fuhr hin. Und wie ſie in den Saal kam, trat ihr Schneeweißchen als die allerſchönſte Königsbraut entgegen, die es jemals gegeben, und da mochte ſie vor Schrecken in die Erde ſinken.

Schneeweißchen aber war nicht allein die allerſchönſte, ſondern ſie hatte auch ein großes edles Herz, das die Unthaten, die die falſche Frau an ihr verübt, nicht ſelbſt rächte. Es kam aber ein giftiger Wurm, der fraß der böſen Königin das Herz ab, und dieſer Wurm war der Neid.

Der Mönch und das Vögelein.

(Märchenlegende: von Friedrich Kind metriſch behandelt.)

Schlb. Lpz 1818. S. 177: Legende

Es war in einem Kloſter ein junger Mönch, des Namens Ur-
nus, gar fromm und fleißig, dem war der Schlüſſel zur Bü-
erei des Kloſters anvertraut, und er hütete ſorglich dieſen Schatz,
rieb manches ſchöne Buch und ſtudirte viel in den andern Bü-
ern und in der heiligen Schrift. Da fand er auch einen Spruch
s Apoſtels Petrus, der lautet: Vor Gott ſind tauſend Jahre 3/8.
ie ein Tag und eine Nachtwache. Das dünkte dem jun-
n Mönch ſchier unmöglich, mocht' und konnte es nicht glauben,
d quälte ſich darob mit ſchweren Zweifeln. Da geſchah es eines
orgens, daß der Mönch herunter ging aus dem dumpfen Bücher-
mmer in den hellen ſchönen Kloſtergarten, da ſaß ein kleines bun-
s Waldvögelein im Garten, das ſuchte Körnlein, flog auf einen Aſt
d ſang ſchön wie eine Nachtigall. Es war auch dieſes Vöglein
r nicht ſcheu, ſondern ließ den Mönch nahe an ſich heran kommen,
d er hätte es gern gehaſcht, doch entfloh es, von einem Aſt zum an-
rn, und der Mönch folgte ihm eine gute Weile nach, dann ſang es
eder mit lauter und heller Stimme, aber es ließ ſich nicht fangen,
ſchon der junge Mönch das Vöglein aus dem Kloſtergarten heraus
den Wald noch eine gute Weile verfolgte. Endlich ließ er ab, und
hrte zurück nach dem Kloſter, aber ein anderes dünkte ihm Alles,
as er ſah. Alles war weiter, größer und ſchöner geworden, die Ge-
ude, der Garten, und ſtatt des niedern alten Kloſterkirchleins ſtand
t ein ſtolzes Münſte[illegible]a, mit drei Thürmen. Das dünkte dem
önch ſehr ſeltſam, ja zauberhaft. Und als er an das Kloſterthor
m und mit Zagen die Schelle zog, da trat ihm ein ihm gänzlich
bekannter Pförtner entgegen, der wich beſtürzt zurück vor ihm.
un wandelte der Mönch über den Kloſterkirchhof, auf dem waren ſo
ele viele Denkſteine, die er geſehen zu haben ſich nicht erinnern
nnte. Und als er nun zu den Brüdern trat, wichen ſie alle vor
m aus, ganz entſetzt. Nur der Abt, aber nicht ſein Abt, ſondern
andrer, junger, hielt ihm Stand, ſtreckte ihm aber auch gleich ein
ucifix entgegen und rief: „Im Namen des Gekreuzigten, Geſpenſt,
r biſt Du? Und was ſuchſt Du, der den Höhlen der Todten ent-
hen, bei uns, den Lebenden?“

Da ſchauerte der Mönch zuſammen, und wankte wie ein [illegible] wankt, und ſenkte den Blick zur Erden. Siehe, da hatte er einen langen ſilberweißen Bart bis über den Gürtel herab, an dem noch der Schlüſſelbund hing zu den vergitterten Bücherſchreinen. Den Mönchen dünkte der Mann ein wunderbarer Fremdling, und ſie leiteten ihn mit ſcheuer Ehrfurcht zum Seſſel des Abtes. Dort gab er einem jungen Mönch die Schlüſſel zu dem Bücherſaal, der ſchloß auf, und brachte ein Chronikbuch getragen, darin ſtand zu leſen, daß vor dreihundert Jahren der Mönch Urban ſpurlos verſchwunden, Niemand wiſſe, ob entflohen oder verunglückt. „O Waldvögelein, war das Dein Lied?“ fragte der Fremdling mit einem Seufzer. „Kaum drei Minuten lang folgte ich Dir und horchte Deinem Geſang, und drei Jahrhunderte vergingen ſeitdem! Du haſt mir das Lied von der Ewigkeit geſungen, die ich nicht faſſen konnte! Nun faſſe ich ſie, und bete Gott an im Staube, ſelbſt ein Staub!“ Sprach's und neigte ſein Haupt, und ſein Leib zerfiel in ein Häuflein Aſche.

Die ſieben Schwanen.

(Nach einer altdeutſchen Papierhandſchrift der Leipziger Univerſitätsbibliothek; in M. Haupt's und H. Hoffmann's altdeutſchen Blättern.)

In einem Lande war ein junger Rittersmann, der war reich und ſchön, und hatte eine prächtige Burg. Zu einer Zeit ritt er mit ſeinen Hunden in den Wald um zu jagen, da ſah er eine Hindin (Hirſchkuh), die war weißer als der Schnee, und floh vor ihm auf und davon in das Gebirge zwiſchen die wilden hohen Geſträuche. Der Rittersmann aber folgte ihr gar eilig nach, und kam zuletzt in ein wildes finſtres Thal, da verlor er durch die Hunde die Hindin aus dem Geſicht, ritt hin und her und rief die Hunde wieder zuſammen. Darüber kam er an einen Fluß, an dem ſah er eine ſchöne Jungfrau ſtehen, die wuſch ſich und trug in der Hand eine güldne Kette. Und da ihm dieſe Jungfrau ſehr wohl gefiel, ſo ſtieg er ſacht vom Roß, ſchlich ſich ihr unverſehens nah und nahm ihr die goldne Kette aus der Hand. In dieſer Kette aber war ſonderliche

Kraft und Planetenzauber, und die Jungfrau war ein Wünſchelweiblein, und ſo ſchön, daß er ob ihrer Schönheit die Hindin ſammt ſeinen Hunden vergaß, und gedachte die Jungfrau heimzuführen als ſeine Gemahlin. Und alſo that er auch und führte ſie heim auf ſeine Burg.

Nun hatte der junge Rittersmann noch eine Mutter, der kam die Schnur ungelegen, denn ſie hatte bisher das Regiment ganz allein geführt, und beſorgte ſich nun, daß ſie Gewalt und Anſehen auf dem Schloß verlieren werde. Und wurde der Schnur gram und haßte ſie, und ermahnte oft ihren Sohn, jene nicht allzulieb zu haben, und hätte gar zu gern Unfrieden und Zwietracht zwiſchen beiden angeſtiftet. Aber ſie konnte das nicht zuwege bringen, denn ihr Sohn wollte ihre Worte nicht hören und war dann jedesmal ungehalten auf ſie. Als ſie nun das wahrnahm, da ſtellte ſie ſich in allem willfährig und dienſtgefällig gegen ihren Sohn, und gegen die junge Frau, aber es kam bei ihr alles aus einem falſchen Herzen, darin ſie zumal ein grauſame Bosheit erdacht hatte gegen die junge Frau, obſchon ſie ſie äußerlich gar ſehr zu ehren ſchien. Darüber kam die Zeit, daß die junge Frau in das Kindbett kam, und genas von ſechs Söhnen und einer Tochter, die trugen alle goldne Ringe um ihre Hälſe. Sofort kam das alte böſe Weib, die Mutter des jungen Herrn, und bewies nun ihre niederträchtige Bosheit, die ſie in ihrem falſchen Herzen ausgeſonnen hatte, und nahm die ſieben Kinderchen, während die Mutter ſchlief, trug ſie hinweg, und legte ſieben junge Hündlein, die in derſelben Nacht geworfen worden, an deren Stelle. Nun hatte dieſes falſche und ungetreue Weib einen vertrauten Knecht, dem überantwortete ſie die ſieben Kinder, und verpflichtete ihn bei Treuen und Eide, daß er ſie in den wilden Wald tragen, ſie tödten und begraben ſollte in der Erde, oder ſie im Waſſer ertränken. Das gelobte der Knecht zu thun, trug die Kindlein in den Wald, legte ſie unter einen Baum und bereitete ſich, ſie zu erwürgen. Da kam ihn aber ein Grauen an vor dem Mord, und er ſchauderte zurück vor ſolch ungeheurer That, und ließ die Kindlein leben, ging und ſagte der Frau, daß er ihr Gebot vollbracht habe.

Aber der Schöpfer aller Weſen, der alle Dinge zum Beſten lenkt, erbarmte ſich der Kindlein und ſandte ihnen einen Nährvater, das war ein alter weiſer Meiſter, der in dem Walde wohnte, Weisheit zu pflegen, der nahm die Kindlein in ſeine Klauſe und nährte ſie mit der Milch der Hirſchkühe, die zu ihm zu kommen gewohnt waren, ſieben Jahre lang.

Als jenes böſe Weib die Kinder weggebracht hatte von der Mutter, führte ſie ihren Sohn zu der jungen Frau, zeigte ihm die Hündlein und ſprach: „Siehe, Sohn, die Kinder, die deine Frau Dir geboren, es ſind junge Hunde.“ Das that ſie ihrem Sohn aus Rache an, weil er die junge Frau ſo lieb hatte. Als er das ſah, glaubte er ſeiner Mutter und warf einen Haß auf die junge Frau, die er vorher ſo lieb gehabt, wollte auch kein Wort einer Entſchuldigung hören, ſondern er ließ ſie auf dem Hofe vor dem Palas ſeiner Burg in die Erde eingraben bis an die Bruſt, und über ihr Haupt ließ er ein Waſchbecken mit Waſſer ſetzen, und gebot allem ſeinem Geſinde, ſich über ihrem Haupt zu waſchen und ihre Hände an ihrem ſchönen Haar zu trocknen. Auch ſollte ſie keine andere Nahrung bekommen, wie die Hunde.

Und ſo mußte das arme unſchuldige Weib ſtehen bleiben in der Grube in Nöthen und Aengſten ſieben ganzer Jahre, und durfte ſich ihrer keine Seele erbarmen. Darüber verzehrte ſich ihr ſchöner Leib, ihre Kleider vermoderten und es blieb nur die Haut über ihren Gebeinen.

Indeſſen lernten die jungen Kinder im Walde Wild und Vögel ſchießen, und ſich von deren Fleiſch nähren, und da geſchah es, daß der Ritter, ihr Vater, wieder einmal jagen ritt in dem Walde. Da ward er der Kinder gewahr, die in dem Holze ſpielend hin und her liefen, und hatten alle güldne Kettlein am Halſe. Und ſein Herz ward von Neigung zu den Kindern bewegt; hätte gern eins oder das andere ergriffen, aber ſie ließen ſich nicht fangen, ſondern verſchwanden im Walde. Daheim erzählte er ſeiner Mutter und andern Herren und Freunden, daß er im Walde kleine Kinder geſehen mit Goldkettchen an den Hälſen. Darüber erſchrak ſeine Mutter innerlich, nahm den Knecht vor und fragte ihn: „Haſt Du damals die Kinder getödtet, oder haſt Du ſie leben laſſen?“ Da bekannte der Knecht, daß er ſie nicht mit eigner Hand zu tödten vermocht habe, doch habe er ſie unter einen Baum gelegt, und da wären ſie gewiß bald geſtorben. Hierauf gebot ſie dem Knecht, ſchleunigſt in den Wald zu reiten, die Kinder zu ſuchen, die mit nichten geſtorben ſeien, und ihnen die goldnen Ketten zu nehmen, ſonſt würden ſie beide zu Schanden werden. Der Knecht gehorchte voll Angſt, ſuchte drei Tage die Kinder im Walde und fand ſie nicht; erſt am vierten Tage fand er ſie, ſie hatten die Kettchen abgelegt, und waren nun in Schwäne verwandelt, und ſpielten auf dem Waſſer. Aber das Mädchen hatte noch ſeine menſchliche Geſtalt und ſah den Schwänen zu, wie ſie auf dem Waſſer ſpielten. Da ging der Knecht heimlich hinzu und nahm die ſechs goldnen Kettchen weg; aber das Mädchen entlief ihm, daß er es nicht erreichen konnte.

Wie der Knecht die Ketten der Alten darbrachte, ſandte ſie zu einem Goldſchmied und hieß ihn von denſelben einen Becher machen. Als der Goldſchmied nun von den Ketten einen Becher gießen wollte, befand er, daß das Gold alſo edel und rein war, daß es weder mit dem Hammer verarbeitet noch im Feuer fließend gemacht werden konnte, bis auf ein Kettchen, das zerſchlug er und machte einen Ring davon; die andern wog er auf ſeiner Wage, legte ſie beiſeit und gab dafür an Gewicht ſo viel anders Gold und machte einen Becher davon, den gab er der Frau und auch den Ring, die ſchloß beides feſt in ihren Kaſten.

Jene Söhne aber, die nun ihre menſchliche Geſtalt nicht wieder erlangen konnten, wurden betrübt und ſangen mit ſüßer kläglicher Stimme wehmuthvollen Geſang, der klang wie Weinen kleiner Kinder. Zuletzt erhoben ſie ſich auf ihrem Gefieder hoch empor, zu ſehen, wo ſie ſich hinwenden möchten? Da gewahrten ſie einen großen ſpiegelklaren See, auf dem ließen ſie ſich nieder. Der See aber umſchloß einen hohen Berg, an dem hing ein großer Felſen und auf dieſem lag eine ſchöne Burg. Der Felſen war alſo ſteil, und das Waſſer ſtand ſo dicht am Berge, daß außer einem ganz ſchmalen Steig keinerlei Zugang zur Burg war. Und das war gerade die Burg des jungen Ritters, welcher der Vater jener Kinder war, und die Fenſter des Speiſeſaales der Burg ſtanden nach dem Waſſer gekehrt, ſo daß der Herr bald der Schwanen gewahr ward, und wunderte ſich, denn er hatte ſo ſchöne Vögel noch niemals geſehen. Darum warf er ihnen Brod und andere Speiſe hinunter, und gebot allem ſeinem Geſinde, daß ſie Niemand ſolle verjagen oder vertreiben, ſondern ſie ſollten allezeit Brod hinunter werfen, ſo lange, daß die Schwäne ſich dort beſtändig heimiſch hielten. Dieſem Gebot ward fleißig nachgelebt, und die Schwäne gewöhnten ſich daheim und wurden ſo zahm, daß ſie ſtets zur Eſſenszeit kamen und ihr Futter empfingen.

Das arme verlaſſene Mädchen aber, ihre Schweſter, hatte nun zwar ihre menſchliche Geſtalt behalten, war aber hülflos, und ging betteln hinauf auf die Burg ihres Vaters. Da gab man ihr den Abfall vom Tiſche, und ſie theilte dieſen mit der armen Frau in der Grube, denn ſo oft ſie dieſe ſah, mußte ſie bitterlich weinen. Doch kannte eins das andere nicht. Auch brachte das Mägdlein noch einige übrig geblieben Broſamen herunter unter die Burg an das Waſſer und gab die den Schwanen, ihren Brüdern. Allezeit, wenn ſie nahte, ſo kamen die Schwanen herbei, fliegend und flatternd und kitternd, und aſſen ihre Speiſe aus der Schürze des Mägdleins. Das koſte ſie freundlich und nahm ſie oft in ihre Arme, und ging dann ſtets gegen Abend wieder auf die Burg, und ſchlief alle Nacht vor der Frau, die in der Erde ſtand, ohne daß ſie wußte, daß dieſe ihre Mutter war.

Alle Bewohner der Burg ſahen das alles mit groſſer Verwunderung, und daß ſie immer weinte, wenn ſie bei der Frau ſtand, und auch, daß ſie dieſer gar ähnlich ſah. Und da ward auch des Ritters Herz bewegt, daß er das Mägdlein näher betrachtete, und ſah die Aehnlichkeit mit ſeiner Frau, und ſah auch an ihrem Halſe das güldne Kettlein. Und ließ das Dirnlein vor ſich treten und fragte es: „Mein liebes Kind, ſage mir, von wannen biſt Du und von wannen kömmſt Du her? Wer ſind Deine Aeltern und wie haſt Du die Schwanen ſo gezähmt, daß ſie aus Deinem Schooße eſſen?“

Da erſeufzete das arme Kind aus tiefſtem Herzensgrund und ſprach: „Lieber Herr! die Aeltern, die ich hatte, habe ich nicht gekannt. Ich weiß auch nicht, ob ich ſie geſehen habe? Wenn Du aber nach den Schwanen fragſt, das ſind meine Brüder, die mit mir ernährt wurden von der Milch der Hindinnen im Walde. Zu einer Zeit geſchah es, daß meine Brüder ihre goldenen Ketten ablegten, weil ſie baden wollten, da wurden ſie in Schwäne verwandelt; und weil die Ketten geraubt wurden, konnten ſie die Menſchengeſtalt nicht wieder erlangen, und mußten Schwäne bleiben.“

Dieſe Rede vernahmen das falſche untreue Weib und der Knecht, ihr Helfershelfer, und erſchraken heftiglich und wurden beide bleich im Bewußtſein ihrer Schuld. Der Ritter nahm das wahr, und dachte darüber nach, indem er von der Burg herab ſpazieren ging. Die Alte aber hetzte den Knecht auf, er ſollte das Mägdlein tödten. Und er nahm ein blankes Schwert und folgte dem Mägdlein, als es nach ſeiner Gewohnheit herabging zu den Schwanen. Allein der Herr gewahrte ſeiner, trat herzu, und wie der Knecht die Miſſethat begehn wollte, ſchlug er ihm das Schwert aus der Hand. Da fiel der Knecht auf ſeine Knie nieder und bekannte dem Herrn alles. Darauf trat der Ritter zu ſeiner Mutter und zwang ſie mit Drohungen zum Geſtändniß; dann ſchloß ſie ihren Kaſten auf und gab dem Sohn jenen Becher, der von den Kettchen der Kinder gefertigt ſein ſollte. Sogleich ſandte der Ritter nach dem Goldſchmied und fragte ihn ernſtlich wegen dem Becher. Da ſich dieſer nun auch der Strafe beſorgte, ſo bekannte er die Wahrheit, daß er die Ketten noch ganz habe, bis auf eine, aus der er einen Ring gefertigt. Der Ritter hieß ihm die Ketten bringen, und gab ſie der Jungfrau; die legte ſie den Schwanen, jeglichem eine, um den Hals. Da erhielten ſie Alle die menſchliche Geſtalt wieder, bis auf Einen, der mußte ein Schwan bleiben. Von dieſem Schwan findet man in manchem Buche viel ſonderliche Abenteuer beſchreiben. Nun ließ der Ritter gar eilig die arme Frau aus der Erde nehmen, ließ ſie mit edler Specerei und koſtbaren Würzen wieder erquicken, daß ſie wieder ein ſchönes Weib wurde. Seine falſche Mutter ließ er in das nämliche Loch ſetzen, darin ſeine unſchuldige Frau ſieben lange Jahre geſchmachtet und gelitten hatte durch jene Bosheit. So geſchah ihr nach dem Prophetenſpruch: In die Grube fällt, wer Andern ſie gegraben.

Das Dornröschen.

(Mündlich; Grimms Sammlung. I. 50. Von E. Neureuther in einer der geiſtreichſten Radirungen illuſtrirt. Der Eingang erinnert an das Mährchen vom Schneeweißchen.)

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, wünſchten ſich aber tagtäglich ein Kind. Zu einer Zeit geſchah es, daß die Königin badete; und ſeufzte, als ſie ſo allein war: „Ach hätte ich doch ein Kind!" Da hupfte ein Froſch aus dem Waſſer, und ſprach: „Was Du wünſcheſt, ſoll Dir werden!" Und darauf hat die Königin ein Töchterlein bekommen, das war ſchön über alle Maaßen, und der König hatte darüber die größte Freude, daß ſein liebſter Wunſch erfüllt war, und ſtellte ein großes Feſt an, zu dem er alle ſeine Freunde einlud. Nun lebten in dem Lande auch weiſe Frauen, die waren begabt mit Zauber- und Wundermacht und genoſſen große Ehrfurcht vor allem Volke; die lud der König auch ein, und ſollten auf goldnen Tellern eſſen. Damals hatten aber die Könige noch nicht ſo viele goldne Schüſſeln und Teller, wie jetzt, und dieſer König hatte nur ein Dutzend, das ſind zwölf, und der weiſen Frauen war dreizehn, da konnte er auch nur zwölf einladen, und die dreizehnte blieb uneingeladen, was ſie aber übel nahm.

Die weiſen Frauen begabten das Königskind mit gar köſtlichen Gütern, nicht mit Schönheit, denn die beſaß es ſchon, ſondern mit Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Anmuth, Sanftmuth, Beſcheidenheit, Frömmigkeit, Sittſamkeit, Tugend, Aufrichtigkeit, Verſtand und Reichthum, und eben wollte die zwölfte weiſe Frau auch noch ihren Wunſch ausſprechen, als die dreizehnte in das Zimmer trat, die nicht eingeladen worden war, und zornig ausrief: „In funfzehn Jahren ſoll die Königstochter ſich in eine Spindel ſtechen und todt hinfallen!“ Mit dieſen Worten war die böſe Alrune wieder verſchwunden und die Andern ſtanden ſtarr vor Schrecken, denn die weiſen Frauen machten keine vergeblichen Worte. Ein Glück, daß die zwölfte Alrune ihren Wunſch noch nicht ausgeſprochen hatte. Sie konnte zwar das, was einmal eine weiſe Frau gedroht hatte, nicht abändern, aber ihm doch eine mildernde Wendung geben, und rief: „Die Königstochter ſoll nur in einen tiefen Schlaf fallen, der ſoll hundert Jahre dauern und nicht länger.“ Der König ließ ſogleich ein Regierungsmandat im ganzen Land ergehen, kraft deſſen alle Spindeln überall abgeſchafft, und dafür die Spinnräder eingeführt wurden, indeß erwuchs die ſchöne Königstochter zu einem Fräulein, das an Schönheit, Holdſeligkeit, Freundlichkeit, Milde, Demuth, Züchtigkeit, Herzensgüte, Tugend und Verſtand ſeines Gleichen ſuchte, und ſo kam es zu ſeinem funfzehnten Jahre, von allen, die es kannten, geliebt, ja angebetet. Und da bekam die Prinzeſſin gerade Luſt, ſich im Schloß ein bischen umzuſehen, ging durch mehre Gemächer und kam an eine Treppe, die zu einem alten Thurm führte; dieſe ſtieg es hinan und kam an ein niedrig Kammerthürlein, da ſteckte ein alter verroſteter Schlüſſel daran, und neugierig, wie die ganz jungen Mädchen ſind, drehte die Prinzeſſin an den Schlüſſel, und die Thüre ging gleich auf. Da ſaß ein uraltes Spinneweiblein und ſpann ämſig mit einer Spindel; es mochte wohl des Königs Geſetz nicht gehört oder geleſen, oder auch es längſt vergeſſen haben. Die umhertanzende, auf und nieder wirbelnde Spindel aber machte der jungen Königstochter viele Freude, ſie haſchte nach der Spindel, wollte auch ſpinnen und ſtach ſich damit, denn es war gerade der Tag, an welchem die Prophezeihung der erzürnten weiſen Frau in Erfüllung gehen ſollte. Und die Königstochter fiel nieder und in einen tiefen Schlaf. Und da überkam derſelbe Schlaf auch den König und die Königin und das ganze Schloß. Da mag es ſchön langweilig geweſen ſein! Der ganze Hofſtaat ſchlief ein vom Hofmarſchall bis zum Küchenjungen, den der Koch wegen eines Verſehens gerade an den Haaren zauſte, und ihm eine Ohrfeige geben wollte, und Koch und Kellner, Kammerfrau und Kammerjungfer, Kind und Kegel, Hund und Katze, ja die Tauben und Sperlinge auf dem Dache, die Pfauen und Papageien und ſelbſt die Fliegen, an der Wand, die ſchliefen alle. Und das Feuer auf dem Heerd legte ſich und ſchlief ein, und der Wind legte ſich auch, und wurde alles piepſtill, daß man kein Mäuschen im ganzen Schloß mehr knuspern hörte, dieweil die Mäuslein auch ſchliefen. Und da kam kein Menſch mehr in das verzauberte Schlummerſchloß, um welches rund herum eine mächtige Dornenhecke emporwuchs, jedes Jahr einige Schuh höher, bis ſie den höchſten Thurm überwachſen hatte, daß man nicht einmal die Fahne und den Wetterhahn mehr ſah, und ſo dicht, daß kein menſchliches Weſen eindringen konnte. Und da wurde das Schloß allmählig ganz vergeſſen, und es ging nur noch die Sage, hinter den Dornen ſtehe ein Schloß, darin ſchlafe das Dornröschen, die verzauberte Prinzeſſin, wie lange ſchon und wie lange noch, wiſſe Niemand. Zwar kamen von Zeit zu Zeit Königsſöhne, die wollten hindurchdringen durch die Hecke, allein dieſelbe war allzudicht und konnten es nicht erlangen, blieben wohl gar in den Dornen verſtrickt, und kamen elendiglich darin um.

Und ſo waren nun hundert Jahre vergangen, und die Zeit war da, daß das Dornröschen wieder erwachen ſollte, es wußte dieß aber Niemand genau, und da kam auch ein Königsſohn, der hörte die Mär von dem ſchlafenden Dornenröschen aus dem Mund eines Alten, der ſie ihm gewiß verſicherte, denn ſein Vater und Urgroßvater hätten ihm in ſeiner Jugend oft davon erzählt und der Alte mußte den Königsſohn hin an die berufene Dornhecke führen. Und das geſchah juſt am hundertſten Jahrestag, ſeit das Dornröschen in ſeinen Zauberſchlaf gefallen war. Und die Dornhecke ſtand über und über voll Roſenblumen, das war ſeit Menſchengedenken nicht der Fall geweſen, auch konnte der Königsſohn frei durch die Dornhecke gehen, kein Dorn berührte ſein Gewand, gleich hinter ihm ſchloß ſich die Hecke wieder. Und da fand er alles noch im tiefen Schlummer, und alles unverſehrt; kein Wind hatte geweht und kein Regen genäßt, das Jahrhundert war über den Häuptern der Schlummernden ſo leiſe hinweggeflogen, wie ein Schwan über einen ſtillen See voll träumender Waſſerlilien. Da ſchliefen noch alle Fliegen und alle Mäuschen, da ſchliefen Huhn und Hahn, Katz und Hund, Magd und Zofe, Kammerherr und Kammerknecht, und auch König und Königin. Das alles ſah der Königsſohn mit großer Verwunderung, ging nun hinauf in den Thurm, und kam in die Kammer, wo das ſüße Dornröschen lag und ſo ſanft ſchlief, hehr umfloſſen vom Heiligenſchein ſeiner Unſchuld und vom Glanze ſeiner Schönheit. Da beugte der Prinz ſich nieder, und küßte das Dornröschen, und alsbald ſchlug es die Augen auf. Der Königsſohn ſagte ihm, wie alles ſich zugetragen, und führte es herab in das Schloß. Da erwachte alles, König und Königin, Zwerg und Zofe, Hunde und Pferde, Feuer und Waſſer, Wind und Wetterhahn, und der Koch gab dem Küchenjungen die Ohrfeige, die er ihm vor hundert Jahren ſchuldig geblieben war, und alles ging wieder ſeinen Gang, und wurde eine ſtattliche Hochzeit ausgerichtet, nämlich des Dornröschens mit dem Königsſohn, der es aus dem Schlummer erlöſt, und lebten glücklich und zufrieden miteinander, bis an ihr Ende.

Vom Knäblein, vom Mägdlein, und von der böſen Stiefmutter.

(Mündlich; metriſch von Auguſt Stöber.)

Es waren einmal zwei Kinder, die hatten eine böſe Stiefmutter, die ihnen nicht das Leben gönnte. Eines Tages ſaß die Frau und ſpann, kam der Knabe herein und bat: „Frau Mutter, gieb mir ein Aepfelchen.“ Da erſann die Frau eine arge Tücke und ſagte: „Geh in die Kammer, Du weißt, da ſteht die Truhe, wo die Aepfel darin ſind, und nimm Dir einen.“ Wie der Knabe in die Kammer geht, iſt die böſe Mutter hinter ihm her, und wie er den ſchweren Deckel vom Aepfelkaſten aufhebt und nach einem rothbakkigen Aepfelchen greift, ſtößt die Stiefmutter den armen Knaben in die Kiſte, und ſchlägt den Deckel zu, daß er darin erſticken und ſterben muß.

Bald darauf kam das Mädchen, und bat auch wie ſein Bruder: „Mutter, gieb mir ein Aepfelchen.“ Da ſpann die Frau den Faden ihrer Bosheit weiter, und ſagte: „Geh in die Kammer, Du weißt, da ſteht die Truhe, wo die Aepfel darin ſind, und nimm Dir einen.“ Wie das Mägdlein in die Kammer geht, iſt die Stiefmutter hinter ihm her, und wie es den ſchweren Deckel vom Aepfelkaſten aufhebt und nach einem ſchönen Aepfelchen greift, ſtößt die Stiefmutter das arme Mädchen in den Kaſten und ſchlägt den Deckel zu, daß es darin erſticken und ſterben muß. Dann ſetzte ſie ſich wieder an ihr Spinnrad. Spät am Abend kam der Vater, und fragte: „Wo ſind meine lieben Kindlein?“ — „„Sie ſchlafen, die Rangen,““ ſprach die Stiefmutter. Da raſchelte, da pickte etwas ans Fenſter. Verwundert ſieht der Vater hin, da ſind zwei ſchloßſchleierweiße Vöglein am Fenſter, die ſingen:

„Stiefmutter hat uns todt geſchlagen,
Hat Aepfelkaſten zugeſchlagen.“

Da giebts der Frau einen Stich ins Herz, daß ſie mit einem einzigen Aechzer vom Stuhl fällt und hin iſt. Augenblicks wurde ſie in einen ſchwarzen Vogel verwandelt, der ſchoß wild in der Kammer umher, und endlich fuhr er durchs Fenſter, als wenn er die weißen Vögel verfolgen wolle.

Dem Vater flirrt' es im Gehirn, und es brach ihm das Herz um ſeine lieben Kinder.

Schwan, kleb an.

(Mündlich in Franken, begegnet häufig variirt, auch als: „Pirhahn, kleb dran.“)

Es waren einmal drei Brüder, von denen hieß der älteſte Jacob, der zweite Friedrich und der dritte und jüngſte Gottfried. Dieſer jüngſte war das Stichblatt aller Neckereien ſeiner Brüder und der gewöhnliche Ablenker ihres Unmuths. Wenn ihnen Etwas quer über den Weg lief, ſo mußte Gottfried es entgelten und er mußte ſich das Alles gefallen laſſen, weil er von ſchwächlichem Körperbau war und ſich gegen ſeine ſtärkeren Brüder nicht wehren konnte. Dadurch wurde ihm das Leben ſauer gemacht und er ſann

Tag und Nacht darauf, ſein Schickſal erträglicher zu machen. Als er einſt im Walde war, um Holz zu ſammeln, und bitterlich weinte, trat ein altes Weiblein zu ihm, das fragte ihn um ſeine Noth und er vertraute ihr all' ſeinen Kummer. „Ei, mein Junge,“ ſagte das Weiblein darauf, „iſt die Welt nicht groß? Warum verſuchſt Du nicht anderswo Dein Glück?“ Das nahm ſich Gottfried zu Herzen und verließ eines Morgens frühe das väterliche Haus und machte ſich auf den Weg in die weite Welt, um, wie das Weiblein geſagt hatte, ſein Glück zu ſuchen. Aber der Abſchied von dem Ort, wo er geboren worden war und wenigſtens eine kurze glückliche Kindheit verlebt hatte, ging ihm doch nahe und er ſetzte ſich auf einen Hügel nieder, um noch einmal recht das heimathliche Dorf zu betrachten. Siehe, da ſtand das Weiblein hinter ihm, ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „Das haſt Du einmal gut gemacht, mein Junge! Aber was willſt Du nun anfangen?“ — Gottfried dachte jetzt erſt daran, was er denn nun beginnen ſolle? Er hatte bis jetzt geglaubt, das Glück müſſe ihm wie eine gebratene Taube in den Mund fliegen. Das Weiblein mochte ſeine Gedanken errathen, lächelte grinſend und ſagte: „Ich will Dir ſagen, was Du anfangen ſollſt. Warum? weil ich Dich lieb habe, und weil ich glaube, daß Du auch mich nicht vergeſſen wirſt, wenn Du dem Glücke im Schooß ſitzeſt.“ Gottfried verſprach dieß mit Hand und Mund; die Alte fuhr fort: „Heute Abend, wenn die Sonne untergeht, gehe an den großen Birnbaum, der dort am Kreuzweg ſteht. Darunter wird ein Mann liegen und ſchlafen, an den Baum aber wird ein großer wunderſchöner Schwan gebunden ſein; den Mann hüteſt Du Dich aufzuwecken und Du mußt deswegen gerade mit Sonnenuntergang kommen, den Schwan aber knüpfſt du los und führſt ihn mit Dir fort. Die Leute werden in ſeine ſchönen Federn vernarrt ſein und Du magſt ihnen erlauben, davon eine auszurupfen. Wenn aber der Schwan berührt wird, ſo wird er ſchreien und wenn Du dann ſagſt: Schwan, kleb an! ſo wird dem, der ihn berührt, die Hand feſt ankleben und nicht eher wieder loswerden, bis Du ſie mit dieſem Stöcklein antippſt, das ich Dir hiermit zum Geſchenk mache. Wenn Du nun ſo einen weidlichen Zug Menſchenvögel gefangen haſt, ſo führe ſie nur immer grad aus. Da wirſt Du an eine große Stadt kommen, da wohnt eine Königstochter, die noch nie gelacht hat. Bringſt Du ſie zum Lachen, ſo iſt Dein Glück gemacht; aber dann vergiß auch mich nicht, mein Junge!“ Gottfried gab nochmals das Verſprechen und war mit Sonnenuntergang richtig an dem bezeichneten

Baum. Der Mann lag da und ſchlief und ein großer ſchöner Schwan war mit einem rothen Bande an den Baum gebunden. Gottfried knüpfte den Vogel beherzt los und führte ihn davon, ohne daß der Mann erwachte.

Nun traf es ſich, daß Gottfried mit ſeinem Schwan an einer Bauſtätte vorüber kam, wo einige Männer mit aufgeſtreiften Beinkleidern Lehm kneteten; die bewunderten die ſchönen Federn des Vogels und ein vorwitziger Junge, der über und über voll Lehm war, ſagte laut: „Ach, wenn ich doch nur eine ſolche Feder hätte!" — „Zieh Dir eine aus!" ſprach Gottfried freundlich; der Junge griff nach dem Schweiſe des Vogels, der Schwan ſchrie; „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried und der Junge konnte nicht wieder los kommen, er mochte anfangen, was er wollte. Die Andern lachten, jemehr der Junge ſchrie, bis von dem nahen Bache eine Magd herzu gelaufen kam, die mit hoch aufgeſchürztem Rocke dort gewaſchen hatte. Die fühlte Mitleid mit dem Jungen und reichte ihm die Hand, um ihn loszumachen. Der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried, und die Magd war ebenfalls gefangen. Als Gottfried mit ſeiner Beute eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein Schornſteinfeger, der lachte über das ſonderbare Geſpann und fragte die Magd, was ſie denn da triebe? „Ach herzliebſter Hans," antwortete die Magd kläglich, „gieb mir doch Deine Hand und mach' mich doch von dem verteufelten Jungen los." — „Wenn's weiter nichts iſt!" lachte der Schornſteinfeger und gab der Magd die Hand; der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried und der ſchwarze Menſch war ebenfalls behert. Sie kamen nun in ein Dorf, wo eben Kirchweih war; eine Seiltänzergeſellſchaft gab dort Vorſtellungen und der Bajazzo machte eben ſeine Narretheidinge. Der riß Mund und Naſe auf vor Verwunderung, als er das ſeltſame Kleeblatt ſah, das an dem Schweiſe des Schwan's feſthing. „Biſt Du ein Narr geworden, Schwarzer?" lachte er. — „Da iſt gar nichts zu lachen!" antwortete der Schornſteinfeger. „Das Weibsbild hält mich ſo feſt, daß meine Hand wie angenagelt iſt. Mach' mich los, Bajazzo; ich thu Dir einmal einen andern Liebesdienſt." Der Bajazzo faßte die ausgeſtreckte Hand des Schwarzen, der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried und der Bajazzo war der Vierte im Bunde. Nun ſtand in der vorderſten Reihe der Zuſchauer der ſtattlich wohlbeleibte Amtmann des Dorfes, der machte ein gar ernſthaftes Geſicht dazu und erärgerte ſich höchlich über das Blendwerk, das nicht mit rechten Dingen zugehen könne.

Sein Eifer ging ſo weit, daß er den Bajazzo an der ledigen Hand faßte und ihn losreißen wollte, um ihn dem Büttel zu übergeben; da ſchrie der Vogel, und „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried und der Amtmann theilte das Schickſal der Vorgänger. Die Frau Amtmännin, eine lange dürre Spindel, entſetzte ſich über das Mißgeſchick ihres Eheherrn und riß mit Leibeskräften an dem freien Arm deſſelben; der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried und die Frau Amtmännin mußte trotz ihres Geſchreis folgen. Hinfort hatte Niemand mehr Luſt, die Geſellſchaft zu vergrößern.

Gottfried ſah ſchon die Thürme der Hauptſtadt vor ſich; da kam ihm eine glänzende Equipage entgegen, in der eine wunderſchöne junge, aber ernſte Dame ſaß. Als dieſe den bunten Zug erblickte, brach ſie jedoch in lautes Gelächter aus und ihre Hoffräuleins und ihre Dienerſchaft lachten mit. „Die Königstochter hat gelacht!" rief Alles voller Freuden. Sie ſtieg aus, betrachtete ſich die Sache noch genauer und lachte immer mehr bei den Capriolen, welche die Feſtgebannten machten. Der Wagen mußte umwenden und fuhr langſam neben Gottfried nach der Stadt zurück. Als der König die Kunde vernahm, daß ſeine Tochter gelacht habe, war er voll Entzücken und nahm ſelbſt Gottfried, ſeinen Schwan und deſſen wunderliches Gefolge in Augenſchein, wobei er ſelbſt lachen mußte, daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden. „Du närriſcher Geſell," ſprach er zu Gottfried, „weißt Du, was ich Dem verſprochen habe, der meine Tochter zum Lachen bringt?" — „Nein," ſagte Gottfried. — „So will ich Dir's ſagen," antwortete der König. „Tauſend Goldgulden oder ein ſchönes Gut. Wähle Dir zwiſchen den beiden." Gottfried entſchied ſich für das Gut. Dann berührte er den Buben, die Magd, den Schornſteinfeger, den Bajazzo, den Amtmann und die Amtmännin mit ſeinem Stäbchen und Alle fühlten ſich frei und liefen davon, als brenne die Hölle hinter ihnen her, was neues unauslöſchliches Gelächter verurſachte. Da wurde die Königstochter bewegt, den ſchönen Schwan zu ſtreicheln und ſein Gefieder zu bewundern. Der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!" ſprach Gottfried, und ſo gewann er die Königstochter. Der Schwan aber erhob ſich in die Lüfte und verſchwand in den blauen Horizont. Gottfried erhielt nun ein Herzogthum zum Geſchenk; er erinnerte ſich aber auch des alten Weibleins, das Schuld an ſeinem Glücke war und berief ſie als ſeine und ſeiner auserwählten Braut Haushofmeiſterin in ſein ſtattliches Reſidenzſchloß

Der Garten im Brunnen.

(Mündlich in Franken, der Eingang erinnert an das Märchen von Hänſel und Grethel, das Ende an die Goldmaria und die Pechmaria, wie an Frau Holle in Grimm's Sammlung, ſo wie es einen Zug mit Aſchenbuttel in Grimm's Sammlung gemein hat.)

Ein Bauer hatte nach dem Tod ſeiner erſten Frau, die ihm ein Mädchen und einen Knaben geboren hatte, eine zweite geheirathet und bekam von dieſer noch einen Sohn, der hieß Kasperle. Sie war aber gegen jene zwei Kinder eine böſe Stiefmutter, behandelte ſie übel, ließ ſie zerlumpt umher gehen und gab ihnen kaum ſatt zu eſſen, während ſie Kasperle Alles zu Willen that, ihn in den beſten Kleidern einhergehen ließ und ihn in allen Stücken vorzog. Der Vater durfte darüber nichts ſagen, ſo oft ihm auch die armen Kinder ihr Leid klagten, denn er ward nach gerade kränklich und mußte ſelbſt von ſeiner Frau alles gebrannte Herzeleid erdulden. Die böſe Stiefmutter kam endlich ſogar auf den Gedanken, die beiden Kinder aus dem Wege zu räumen, und ihrem Sprößling das Erbe allein zuzuwenden. Sie nahm deßhalb einmal die Kinder mit tief hinein in den Wald, um Erdbeeren zu ſuchen; der Abend kam heran und als ſich die Kinder umſahen, war die Mutter verſchwunden. Das Mädchen weinte ſehr, denn ſie glaubte ſchon im Walde umkommen zu müſſen; aber der Knabe tröſtete ſie und ſprach: „Wir kommen ſchon nach Hauſe, denn ich habe an dem Wege Reiſer von den Hecken und Bäumen geknickt.“ Und die Kinder kamen wirklich nach Hauſe zurück, zum Aerger der Stiefmutter. Sie dachte es nun klüger anzufangen und führte ſie noch tiefer in den Wald, aber der Knabe hatte Erbſen auf den Weg geſtreut, und die Kinder kamen wiederum aus der gräulichen finſtern Wildniß.

Die böſe Stiefmutter ergrimmte aber über dies Fehlſchlagen ihrer Pläne immer mehr und als der Knabe einſt aus dem tiefen Ziehbrunnen im Garten ſeines Vaters Waſſer ſchöpfte, warf ſie ihn hinein. Statt in das Waſſer zu fallen, kam aber der Knabe in einen wunderſchönen Garten, der voll Blumen und Bäume ſtand. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen und lief immer zu; endlich aber erkannte er, daß er vom Schauen wirklich nicht ſatt geworden war; denn es hungerte ihn ſehr; da ſah er ein Bäumchen voll ſchöner rother Aepfel und ſprach voll Sehnſucht:

„Du liebes Bäumchen, ſchüttle Dich und rüttle Dich,
Und wirf Deine Aepfel über mich!“

Und das Bäumchen ſchüttelte ſich und eine Menge der ſchönen rothfarbigen Aepfel lagen im Gras. Der Knabe aß ſich ſatt und ging weiter. Da ſah er ein Bäumchen ſtehen, das hing über und über voll Gold. Das blitzte dem Knaben gar ſehr in die Augen und er ſprach:

„Liebes Bäumchen, ſchüttle Dich und rüttle Dich
Und wirf Goldblättlein über mich.“

Kaum hatte er ausgeſprochen, da flimmerten ſeine Kleider von dem feinſten Golde. Nun kam aber die Sehnſucht nach dem Vater und der Schweſter in ſein Herz und er ſeufzte: „Ach wenn ich doch bei meinem Vater wäre!“ Siehe, da ſtand ein graues Männlein vor ihm, zeigte ihm einen Weg und ſprach: „Gehe nur immer grad aus, bis Du an die Stelle kommſt, wo Du hergekommen biſt; Deine Schweſter wird Waſſer ſchöpfen, der hänge Dich an den Eimer.“ Der Knabe that alſo und es geſchah Alles, was das Männchen geſagt hatte. Die Schweſter verwunderte ſich ſehr, als ſie den goldbedeckten Bruder am Eimer hängen ſah. Sie freute ſich gar ſehr darüber und ließ ſich von dem Bruder auch in den Brunnen hinablaſſen, nachdem er ihr Alles erzählt hatte. Dem Mädchen widerfuhr daſſelbe und ſie wurde ebenſo wieder herausgezogen. Nun gingen die beiden Kinder zum Vater und ſagten: „Freue Dich, nun haben wir Reichthum genug und wollen glücklich ſein!“

Die böſe Stiefmutter ärgerte ſich gewaltig darüber, that ſich's aber nicht aus, ſondern ließ ſich Alles von den Kindern genau erzählen. Dann unterrichtete ſie ihren Sohn Kasperle und warf ihn auch in den Brunnen. Kasperle kam ebenfalls in den ſchönen Garten. Als ihn hungerte, ſah auch er ein Bäumchen voll Aepfel. Da ſprach er:

„Liebes Bäumchen, ſchüttle Dich und rüttle Dich,
Wirf Deine Aepfel über mich!“

Da ſchüttelte ſich das Bäumchen und die Aepfel fielen dem Kasperle gar hart auf den Kopf. Er griff haſtig nach dem erſten und biß hinein, mußte aber den Mund verziehen, ſo ſauer ſchmeckte der Aepfel, und war ein garſtiger Wurm darin. Der Hunger zwang ihn indeß, doch davon zu eſſen. Bald darauf ſah er ein Bäumchen, das glänzte wie Gold, und er ſagte:

„Liebes Bäumchen, ſchüttle Dich und rüttle Dich
Wirf Deine Blüthlein über mich!“

Da troff es von dem Bäumchen herab und er war alsbald mit einer dicken Pechkruſte überzogen. Er weinte und ſchrie und verlangte nach ſeiner Mutter, damit ſie ihn aus der unbequemen Haut erlöſe. Und das graue Männchen ſtand vor ihm und ſagte: „Gehe dahin und hänge Dich an den Eimer, mit dem Deine Mutter Waſſer ſchöpfen wird.“

Die Stiefmutter hatte am Brunnen gewartet und zog haſtig vor Begierde den Eimer herauf, als ſie eine ſchwere Laſt ſich dran hängen fühlte. Sie hoffte nichts gewiſſer, als daß Kasperle mit Gold bedeckt zurück kehren werde. Wie erboßte ſie ſich daher, als ſie den armen Jungen in ſolchem Zuſtande fand. Sie ſchalt und ſchlug ſogar nach ihm. Das Pech ließ ſich gar nicht ablöſen und ſie kam auf den Gedanken, ihn in den warmen Backofen zu ſtekken, da ſie eben Brod gebacken; da werde das Pech ſchon abfließen, meinte ſie. Sie that es, vergaß aber den Jungen und als ſie den Ofen endlich öffnete, floß ihr das Pech entgegen, das Kasperle aber war erſtickt und verbrannt.

Die Stiefmutter ſtarb bald darauf vor Aerger und Betrübniß, der Vater aber lebte mit ſeinen glücklichen Kindern herrlich und in Freuden.

Die drei Hunde.

(Mündlich in Franken.)

Ein Schäfer hinterließ ſeinen beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nichts als drei Schafe und ein Häuschen, und ſprach auf ſeinem Todtenbette: „Theilt euch geſchwiſterlich darein, daß nicht Hader und Zank zwiſchen euch entſtehe.“ Als der Schäfer nun geſtorben war, fragte der Bruder die Schweſter, welches ſie lieber wolle, die Schafe oder das Häuschen? Und als ſie das Häuschen wählte, ſagte er: „So nehm' ich die Schafe und gehe in die weite Welt: es hat ſchon mancher ſein Glück gefunden und ich bin ein Sonntagskind.“ Er ging darauf mit ſeinem Erbtheil fort;

das Glück wollte ihm jedoch lange nicht begegnen. Einſt ſaß er recht verdrießlich an einem Kreuzweg, ungewiß, wohin er ſich wenden wollte; auf einmal ſah er einen Mann neben ſich, der hatte drei ſtarke ſchwarze Hunde, von denen der Eine immer größer als der Andere war. „Ei, junger Geſell," ſagte der Mann, „Ihr habt da drei ſchöne Schafe. Wißt Ihr was, gebt mir die Schafe, ich will Euch meine Hunde dafür geben." Trotz ſeiner Traurigkeit mußte Jener lachen. „Was ſoll ich mit Euern Hunden thun?" fragte er; „meine Schafe ernähren ſich ſelbſt, die Hunde aber wollen gefüttert ſein." — „Meine Hunde ſind von abſonderlicher Art," antwortete der Fremde; ſie ernähren Euch, ſtatt Ihr ſie, und werden Euer Glück machen. Der Kleinere da heißt „bring Speiſen," der Zweite „zerreiße'n," und der große Starke „brich Stahl und Eiſen." Der Schäfer ließ ſich endlich beſchwatzen und gab ſeine Schafe hin. Um die Eigenſchaft ſeiner Hunde zu prüfen, ſprach er: „Bring Speiſen!" und alsbald lief der Eine der Hunde fort und kam zurück mit einem großen Korb voll der herrlichſten Speiſen. Den Schäfer gereute nun der Tauſch nicht; er ließ ſich's wohl ſein und zog lange im Lande umher.

Einſt begegnete ihm ein Wagen mit zwei Pferden beſpannt und ganz mit ſchwarzen Trauerflören behangen; ſelbſt die Pferde waren mit ſchwarzen Decken bekleidet und auch der Kutſcher war ſchwarz angethan. In dem Wagen ſaß ein wunderſchönes Mädchen, in einem ſchwarzen Gewande, das weinte bitterlich. Die Pferde trabten traurig und langſam und hingen die Köpfe. „Kutſcher, was bedeutet das?" fragte der Schäfer. Der Kutſcher antwortete unwirſch, Jener aber ließ nicht nach zu fragen, bis der Kutſcher erzählte, es hauſe ein großer Drache in der Gegend, dem habe man, um ſich vor ſeinen Verwüſtungen zu ſichern, eine Jungfrau als jährlichen Tribut verſprechen müſſen, die er mit Haut und Haar verſchlinge. Das Loos entſcheide allemal unter den vierzehnjährigen Jungfrauen und dießmal habe es die Königstochter betroffen. Darüber ſei der König und das ganze Land in tiefſter Betrübniß und doch müſſe der Drache ſein Opfer erhalten. Der Schäfer fühlte Mitleid mit dem jungen ſchönen Mädchen und folgte dem Wagen. Dieſer hielt endlich an einem hohen Berg. Die Jungfrau ſtieg aus und ſchritt traurig und langſam ihrem ſchrecklichen Schickſal entgegen. Der Kutſcher ſah nun, daß der fremde Mann ihr folgen wollte, und warnte ihn, der Schäfer ließ ſich jedoch nicht abwendig machen. Als ſie die Hälfte des Berges erſtiegen hatten; kam vom Gipfel herab ein ſchreckliches Unthier mit einem Schuppenleib, Flügeln und ungeheuere Krallen an den Füßen; aus ſeinem Rachen loderte ein glühender Schwefelſtrom und ſchon wollte es ſich auf ſeine Beute ſtürzen, da rief der Schäfer: „Zerreiße'n!“ und der zweite ſeiner Hunde ſtürzte ſich auf den Drachen, biß ſich in der Weiche deſſelben feſt, und ſetzte ihm ſo zu, daß das Ungeheuer endlich niederſank und ſein giftiges Leben aushauchte, der Hund aber fraß ihn völlig auf, daß nichts übrig blieb als ein Paar Zähne; dieſe ſteckte der Schäfer zu ſich. Die Königstochter war ganz ohnmächtig vor Schreck und vor Freude, der Schäfer erweckte ſie wieder zum Leben und nun ſank ſie ihrem Retter zu Füßen und bat ihn flehentlich, mit zu ihrem Vater zu kommen, der ihn reich belohnen werde. Der Jüngling antwortete, er wolle ſich erſt in der Welt umſehen, nach drei Jahren aber wiederkommen. Und bei dieſem Entſchluß blieb er. Die Jungfrau ſetzte ſich wieder in den Wagen und der Schäfer ging eines andern Weges fort.

Der Kutſcher aber war auf böſe Gedanken gekommen. Als ſie über eine Brücke fuhren, unter der ein großer Strom floß, hielt er ſtill, wandte ſich zur Königstochter und ſprach: „Euer Retter iſt fort und begehrt Eures Dankes nicht. Es wäre ſchön von Euch, wenn Ihr einen armen Menſchen glücklich machtet. Saget deßhalb Eurem Vater, daß ich den Drachen umgebracht habe; wollt Ihr aber das nicht; ſo werf ich Euch hier in den Strom und Niemand wird nach Euch fragen, denn es heißt, der Drache habe Euch verſchlungen.“ Die Jungfrau wehklagte und flehte, aber vergeblich; ſie mußte endlich ſchwören, den Kutſcher für ihren Retter auszugeben und keiner Seele das Geheimniß zu verrathen. So fuhren ſie in die Stadt zurück, wo Alles außer ſich vor Entzücken war; die ſchwarzen Fahnen wurden von den Thürmen genommen und bunte darauf geſteckt, und der König umarmte mit Freudenthränen ſeine Tochter und ihren vermeintlichen Retter. „Du haſt nicht nur mein Kind, ſondern das ganze Land von einer großen Plage errettet,“ ſprach er. „Darum iſt es auch billig, daß ich Dich königlich belohne. Meine Tochter ſoll Deine Gemahlin werden; da ſie aber noch allzu jung iſt, ſo ſoll die Hochzeit erſt in einem Jahre ſein.“ Der Kutſcher dankte, ward prächtig gekleidet, zum Edelmann gemacht und in allen feinen Sitten, die ſein nunmehriger Stand erforderte, unterwieſen. Die Königstochter aber erſchrak heftig und weinte bitterlich, als ſie dies vernahm und wagte doch nicht, ihren Schwur zu brechen. Als das Jahr um war, konnte ſie nichts erreichen, als die Friſt noch eines Jahres. Auch dies ging zu Ende und ſie warf ſich dem Vater zu Füßen und bat noch um ein Jahr, denn ſie dachte an das Verſprechen ihres wirklichen Erretters. Der König konnte ihrem Flehen nicht widerſtehen und gewährte ihr die Bitte, mit dem Zuſatz jedoch, daß dies die letzte Friſt ſei, die er ihr geſtatte. Wie ſchnell verrann die Zeit! Der Trauungstag war nun feſtgeſetzt, auf den Thürmen wehten rothe Fahnen und das ganze Volk war im Jubel.

An demſelben Tage geſchah es, daß ein Fremder mit drei Hunden in die Stadt kam. Der fragte nach der Urſache der allgemeinen Freude und erfuhr, daß die Königstochter eben mit dem Manne vermählt werde, der den ſchrecklichen Drachen erſchlagen. Der Fremde ſchalt dieſen Mann einen Betrüger, der ſich mit fremden Federn ſchmücke. Aber er wurde von der Wache ergriffen und in ein enges Gefängniß mit eiſernen Thüren geworfen. Als er nun ſo auf ſeinem Strohbündel lag und ſein trauriges Geſchick überdachte, glaubte er plötzlich draußen das Winſeln ſeiner Hunde zu hören; da dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eiſen!“ rief er ſo laut er konnte und alsbald ſah er die Tatzen ſeines größten Hundes an dem Gitterfenſter, durch welches das Tageslicht ſpärlich in ſeine Zelle fiel. Das Gitter brach und der Hund ſprang in die Zelle und zerbiß die Ketten, mit denen ſein Herr gefeſſelt war; darauf ſprang er wieder hinaus und ſein Herr folgte ihm. Nun war er zwar frei, aber der Gedanke ſchmerzte ihn ſehr, daß ein Anderer ſeinen Lohn ärndten ſolle. Es hungerte ihn auch und er rief ſeinen Hund an: „Bring Speiſen!“ Bald darauf kam der Hund mit einer Serviette voll köſtlicher Speiſen zurück; in die Serviette war eine Königskrone geſtickt.

Der König hatte eben mit ſeinem ganzen Hofſtaat an der Tafel geſeſſen, als der Hund erſchienen war und der bräutlichen Jungfrau bittend die Hand geleckt hatte. Mit freudigem Schreck hatte ſie den Hund erkannt und ihm die eigene Serviette umgebunden. Sie ſah dies als einen Wink des Himmels an, bat den Vater um einige Worte und vertraute ihm das ganze Geheimniß. Der König ſandte einen Boten dem Hunde nach, der bald darauf den Fremden in des Königs Kabinet brachte. Der König führte ihn an der Hand in den Saal; der ehemalige Kutſcher erblaßte bei ſeinem Anblick und bat knieend um Gnade. Die Königstochter erkannte den Fremdling als ihren Retter, der ſich noch überdies durch die Drachenzähne, die er noch bei ſich trug, auswies. Der Kutſcher ward in einen tiefen Kerker geworfen und der Schäfer nahm ſeine Stelle an der Seite der Königstochter ein. Diesmal bat ſie nicht um Aufſchub der Trauung.

Das junge Ehepaar lebte ſchon eine geraume Zeit in wonnigem Glück, da gedachte der ehemalige Schäfer ſeiner armen Schweſter und ſprach den Wunſch aus, ihr von ſeinem Glücke mitzutheilen. Er ſandte auch einen Wagen fort ſie zu holen und es dauerte nicht lange, ſo lag ſie an der Bruſt des Bruders. Da begann einer der Hunde zu ſprechen und ſagte: „Unſere Zeit iſt nun um; Du bedarfſt unſerer nicht mehr. Wir blieben nur ſo lange bei Dir, um zu ſehen, ob Du auch im Glück Deine Schweſter nicht vergeſſen würdeſt.“ Darauf verwandelten ſich die Hunde in drei Vögel und verſchwanden in den Lüften.

Zitterinchen.

Es war einmal ein armer Taglöhner, der hatte zwei Kinder, einen Sohn mit Namen Abraham und eine Tochter, die hieß Chriſtinchen. Beide Kinder waren noch ſehr jung, als der Vater ſtarb und gute Menſchen mußten ſich ihrer annehmen, ſonſt wären ſie umgekommen, ſo arm waren ſie. Das Mädchen wurde eine herrlich aufblühende Schönheit, die nicht ihres Gleichen hatte weit und breit. Abraham ward ein kräftiger Jüngling und kam durch Vermittelung eines Gönners als Bedienter zu einem reichen Grafen. Ehe er aber von ſeiner Schweſter ſchied, ließ er ſich von einem guten Freunde ihr Portrait malen, und nahm es mit ſich, denn er hatte ſie ſehr lieb. Der Graf war mit Abraham ſehr wohl zufrieden, bemerkte jedoch öfters, daß er ein weibliches Portrait aus dem Buſen zog und küßte; er verwunderte ſich darüber, da Abraham ſtill und ſittſam war und kaum aus dem Hauſe kam; er fragte ihn deßhalb, ob das Portrait ſeine Geliebte vorſtelle und betrachtete ſich's genauer, als Abraham ſagte, es ſei ſeine Schweſter. „Iſt Deine Schweſter ſo ſchön,“ ſagte der Graf, „ſo wäre ſie wohl werth, eines Edelmanns Weib zu ſein!“ — „Sie iſt noch weit ſchöner!“ entgegnete Abraham. Der Graf war entzückt und ſandte heimlich ſeine Amme nach dem Orte, wo ſich Chriſtinchen befand, um ſie nach ſeinem Schloſſe zu holen.

Die Amme fuhr mit einem vierſpännigen Wagen vor das Haus von Chriſtinchens Pflegeältern, grüßte ſie von ihrem Bruder und ſie ſolle mit ihr nach dem gräflichen Schloß fahren. Chriſtinchen ſehnte ſich ſehr, ihren Bruder wieder zu ſehen und war bereit zu folgen; ſie beſaß aber ein Hündchen, das ſie einſt aus dem Waſſer gerettet hatte, das hieß Zitterinchen und hegte große Anhänglichkeit zu ihr. Das Hündchen ſprang mit Chriſtinchen in den Wagen. Die Amme hatte jedoch einen ſchlimmen Plan gefaßt. Als ſie am ſteilen Ufer eines großen Fluſſes hinfuhren, machte ſie Chriſtinchen auf die Goldfiſche aufmerkſam, die in den blauen Wellen ſpielten und da Chriſtinchen unbefangen aus dem Kutſchenſchlag hinaus ſah, ſtürzte ſie ſie in den Fluß, während der Wagen weiter fuhr. Die Amme hatte eine Baſe, die ſchon eine alte Jungfer war; mit dieſer hatte ſie bereits verabredet, an einem gewiſſen Ort zu warten und als der Kutſcher ſeine Pferde tränkte, ſtieg ſie heimlich in den Wagen. Sie trug einen dichten Schleier und die Amme unterwies ſie, dem Grafen zu ſagen, ſie habe ein Gelübde gethan, ihren Schleier inverhalb eines halben Jahres nicht zu lüften.

Die verhüllte Dame ward vor den Grafen geführt, der ſie inſtändig bat, den Schleier zurückzuſchlagen, ſie verweigerte es jedoch ſtandhaft und der Graf ward um ſo begieriger. Er vertraute der Redlichkeit ſeines Abraham, der die Schweſter ihm noch viel ſchöner geſchildert hatte, als das Portrait war. Er erbot ſich daher ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Der Prieſter ward gerufen und die Trauung vollzogen. Nach dieſer Feierlichkeit weigerte ſich die Dame nicht länger, den Schleier zu lüften, doch wie erſchrak der Graf, als er ſtatt eines jugendlich friſchen ein abgeblühtes Geſicht ſah! Er gerieth in den höchſten Zorn und ließ Abraham in ein Gefängniß werfen, trotz ſeiner Betheuerungen, daß dieſe Dame ſeine Schweſter nicht ſei; das betrügeriſche Bildniß ließ er in den Rauchfang hängen.

Eines Tages hatte der Bediente, der in des Grafen Vorzimmer ſchlief, eine ſeltſame Erſcheinung. Eine weiße Geſtalt ſtand vor ſeinem Bette und raſſelte mit Ketten; und die Geſtalt ſprach in leiſem, wehklagenden Ton: „Zitterinchen, Zitterinchen!"' Darauf kroch das Hündchen, das bisher im Schloſſe geduldet worden war, unter dem Bette hervor, wo es geſchlafen, und antwortete: „Mein allerliebſtes Chriſtinchen!" — „Wo iſt mein Bruder Abraham?"

fragte die Geſtalt weiter. „Er liegt gar hart gefangen und liegt in Ketten und Banden!“ verſetzte das Hündchen. „Wo iſt mein Bild?“ — „Es hängt im Rauch.“ — „Wo iſt die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des Grafen Arm.“ — „Daß's Gott erbarm! Nun komm' ich zweimal noch und werd' ich nicht erlöſt, ſo bin ich verloren für dieſes Leben.“ Die Geſtalt zerfloß darauf, wie ein Nebel. Der Bediente glaubte geträumt zu haben und ſagte ſeinem Herrn nichts von der Erſcheinung. Aber in der folgenden Nacht ward dieſelbe Scene vor ſeinem Bette aufgeführt, doch raſſelte die Geſtalt mit ihren Ketten mehr als das vorige Mal und ſagte, ſie werde nun noch einmal kommen. Dießmal war der Bediente ſeiner Sache gewiß; er entdeckte den Vorgang ſeinem Herrn; dieſer ward nachdenklich und entſchloß ſich die Erſcheinung zu belauſchen. Er ſtand um die zwölfte Stunde hinter der angelehnten Thüre des Schlafzimmers und lauſchte. Endlich ſah er die weiße Geſtalt plötzlich in dem Dunkel des Vorzimmers auftauchen, hörte ſie mit ihren Ketten raſſeln und ſprechen: „Zitterinchen, Zitterinchen!“ und das Hündchen antwortete: „Mein allerliebſtes Chriſtinchen!“ — „Wo iſt mein Bruder Abraham?“ — „Er iſt gar hart gefangen und liegt in Ketten und Banden.“ — „Wo iſt mein Bild?“ — „Es hängt im Rauch.“ — „Wo iſt die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des Grafen Arm.“ — „Daß's Gott erbarm!“ Da öffnete der Graf raſch die Thüre, griff nach der Erſcheinung und hielt eine ſchwere Kette in der Hand, die in dem Augenblick ſich von der Geſtalt abſtreifte. Die geſpenſtiſche Erſcheinung war zu einem holden Frauenbild geworden, das ihn anlächelte und das wohl Aehnlichkeit mit jenem Bilde hatte, aber es an Schönheit noch weit übertraf. Der Graf war entzückt und bat um Enträthſelung des Geheimniſſes. Nun erzählte Chriſtinchen, wie die alte Amme ſie argliſtig in's Waſſer geſtürzt, die Nixen aber hatten ſie mit ihren grünen Schleiern aufgefangen und ſie in ihren unterirdiſchen Palaſt geführt. Sie habe eine der ihrigen werden ſollen, habe ſich jedoch geweigert und die Nixen hätten ihr endlich erlaubt, in drei Nächten in des Grafen Vorgemach zu erſcheinen. Würden zu dieſen dreien Malen ihre Ketten nicht gelöſt, ſo ſei ſie unwiderruflich verbunden, eine Nixe zu werden.

Der Graf war über dieſen Bericht eben ſo erfreut, als erſtaunt. Abraham wurde ſeiner Haft entlaſſen und in die Gunſt des Grafen erhoben, in denſelben Kerker aber ward die böſe Amme geworfen und ihre Baſe aus dem Schloſſe gepeitſcht; Chriſtinchen's Bild wurde aus dem Rauchfang genommen und der Graf trug es auf ſeinem Herzen, Chriſtinchen ſelbſt aber ward ſeine Gemahlin. Zitterinchen leckte ſchmeichelnd die Hand der Herrin, als ſie ihm aber liebkoſend verſprach, daß es nun gute Tage bei ihr haben ſollte, verwandelte ſich's in eine ſchöne Prinzeſſin, die dem verwunderten Chriſtinchen ihr Schickſal erzählte. Sie war von einer böſen Zauberfrau verwünſcht geweſen und war durch Chriſtinchens Erlöſung ſelbſt erlöſt worden.

Beſenſtielchen.

(Mündlich in Franken; Variante vom Märchen das Nußzweigelein, doch mit ſelbſtſtändiger Färbung.)

Es lebte einmal ein Kaufmann, der hatte drei Töchter, von denen waren die beiden älteren ſtolz und hoffährtig, die jüngere aber, wenn ſie auch ihre Schweſtern an Schönheit bei weitem übertraf, beſcheiden und ſittſam. Sie kleidete ſich einfach und hob ſo unbewußt ihre Schönheit mehr hervor, als jene durch den koſtbarſten Putz vermochten. Nettchen, ſo hieß die jüngſte Tochter des Kaufmann's, hatte eine einzige Herzensfreundin, die war ſehr arm, aber eben ſo ſchön als tugendhaft; es war die Tochter eines Beſenbinders und wurde daher von Jung und Alt nur das Beſenſtielchen genannt. Beide Mädchen waren **ein** Herz und **eine** Seele, ſie vertrauten ſich ihre kleinen Geheimniſſe und aller Ranguntерſchied war zwiſchen ihnen gefallen. Darüber erzürnten ſich die beiden andern Schweſtern zwar ſehr, Nettchen jedoch ließ ſie ſchelten und liebte ihr Beſelſtielchen darum nicht weniger.

Einſt wollte der Kaufmann eine große Reiſe unternehmen, obgleich die Jahreszeit ſchon ſehr vorgerückt war. Er fragte ſeine Töchter, ob ſie einen Wunſch hegten, was er ihnen mitbringen ſollte? Da ſagte die älteſte: „Bringe mir ein goldenes Halsgeſchmeide mit!“ die zweite: „Bringe mir ein Paar Ohrgehänge mit, die ſo ſchön ſind, daß mich alle Frauen darum beneiden!“ Die Jüngſte ſagte, ſie habe keinen Wunſch, da die Güte des Vaters ſie bereits verſorgt habe; als aber der Kaufmann in ſie drang, ſo antwortete ſie lächelnd: „Ei, ſo bringe mir denn drei Roſen mit, die an *einem* Stiel gewachſen ſind.“ Sie war überzeugt, daß dieſe der Vater mitten im Winter nicht finden würde. Er küßte ſie ihrer Beſcheidenheit wegen und trat ſeine Reiſe an.

Er war ſchon wieder auf dem Nachhauſeweg, als ihm die Geſchenke einfielen, die er ſeinen Töchtern mitbringen wollte. Ein goldenes Halsgeſchmeide und ein Paar prächtige Ohrgehänge waren bald gefunden, nicht aber ſo die drei Roſen für Nettchen. Der Vater war ſchon entſchloſſen, irgend ein anderes reiches Geſchenk für ſeinen Liebling zu kaufen, als er ſich plötzlich mit Erſtaunen vor einer grünen Umhegung ſah und als er durch eine breite Thorfahrt trat, ſtand er in einem großen blühenden Garten, der ſich an ein prächtiges Schloß lehnte. Draußen lag der Schnee, aber im Garten blühten die Bäume, Nachtigallen ſchlugen in den Büſchen und endlich ſah er ſogar einen blühendem Roſenſtrauch und daran an einem Zweig drei der ſchönſten halbaufgebrochenen Knospen. Mit Freuden dachte der Kaufmann daran, daß er nun Nettchens Wunſch erfüllen könne und brach den Zweig ab. Kaum war das geſchehen, als ein ungeheures Thier mit langem häßlichen Rüſſel, herabhängenden Ohren, zottigen Fell und Schweif vor ihm ſtand und die mit langen ſcharfen Krallen bewaffneten Tatzen auf ſeine Schulter legte. Der Kaufmann war zum Tod erſchrocken, noch mehr aber, als das Thier zu ſprechen begann und ihn für ſeinen Frevel mit dem Tod bedrohte. Der Kaufmann bat und erzählte, zu welchem Zweck er die Roſen beſtimmt habe; darauf antwortete das Thier: „Deine jüngſte Tochter muß eine wahre Perle ihres Geſchlechtes ſein; wohlan, wenn Du mir verſprichſt, ſie mir in ſieben Monaten zur Frau zu geben, ſo ſollſt Du lebendig zu den Deinigen zurückkehren.“ So ſehr der Kaufmann über dies Anſinnen erſchrak, ſo verſprach er doch Alles in der Angſt ſeines Herzens, indem er jedoch daran dachte, das Unthier zu hintergehen.

Der Kaufmann kehrte zu den Seinigen zurück und theilte die Geſchenke aus, aber er war traurig und trübſinnig und man merkte ihm an, daß er einen ſchweren Kummer auf dem Herzen trug. Nettchen lag ihm mit Bitten an, ihr ſein Herzeleid zu entdecken, aber er half ſich mit Ausflüchten; nur den beiden ältern Töchtern hatte er das Geheimniß entdeckt, die ſich in ihrem argen Sinn darüber freuten. Nettchen durfte faſt das Haus nicht verlaſſen, damit ſie der Vater immer unter den Augen habe. Nur das Beſenſtielchen beſuchte ſie zuweilen.

Einſt, der ſiebente Monat war eben verfloſſen, befand ſie ſich auch wieder mit Beſenſtielchen zuſammen, als eine Equipage vor dem Hauſe hielt, und ein Bedienter mit ſtummer Geberde dem Kaufmann einen Zettel überreichte, worauf nichts geſchrieben ſtand, als die Worte: Erfülle Dein Verſprechen! Der Kaufmann erſchrak, faßte ſich jedoch und ließ das Beſenſtielchen zu ſich entbieten. Das Mädchen kam, nichts Arges ahnend, da deutete der Kaufmann auf ſie, ſie wurde in den Wagen gehoben und fort ging es in ſauſendem Galopp.

Das Unthier wußte aber den Betrug wohl, als Beſenſtielchen ihm vorgeſtellt wurde; es befahl, das Mädchen ſogleich zurückzuführen und die Rechte mitzubringen. Der Wagen hielt wieder vor dem Hauſe des Kaufmanns und als das Beſenſtielchen ausſtieg, flog ihr Nettchen um den Hals, die Freundin herzlich zu begrüßen. Sogleich wurde ſie jedoch gepackt, und in den Wagen geſchoben, der pfeilſchnell mit ſeiner Beute davon fuhr.

Nettchen war wohl ſehr erſchrocken, aber ſie faßte ſich bald wieder und als ſie in dem fremden ſchönen Schloſſe ehrerbietig, obwohl mit ſtummer Geberde empfangen wurde, ließ ſie ihre Bekümmerniß fahren. Stumme Diener brachten ihr die köſtlichſten Speiſen und wieſen ihr ein Schlafgemach an, wo ein blendend weißes Himmelbett ſie zur Ruhe einlud. Sie überließ ſich bald den Armen des Schlafs, nachdem ſie ihr Gebet verrichtet; als ſie jedoch erwachte, ſah ſie mit Schrecken, daß ein abſcheuliches zottiges Unthier neben ihr lag; da es aber ſtille und ruhig war, ließ ſie es gewähren; es entfernte ſich und Nettchen hatte Zeit über ihr Abenteuer nachzudenken. Das häßliche Thier war nun allmählig ihr Schlafgeſell, aber ſie fürchtete ſich immer weniger vor ihm; es ſchmiegte ſich vertraulich an ſie, Nettchen ſtreichelte ſein zottiges Fell und duldete es ſelbſt, als es mit ſeinem langen kalten Rüſſel ihre Lippen berührte. Dies dauerte vier Wochen lang, als das Thier in einer Nacht nicht kam. Nettchen konnte nicht ſchlafen vor Sorge und Betrübniß, was aus dem Thier, das ſie liebgewonnen hatte, geworden ſein möchte. Als ſie am Morgen im Garten ſpazieren ging, ſah ſie am Ufer des Baſſin's, das als Bad diente, das Thier ausgeſtreckt liegen; es rührte kein Glied und trug alle Spuren des Todes an ſich. Da zuckte ein ſo bittrer Schmerz durch ihre Bruſt, daß ſie um den Tod des armen Thieres weinte. Kaum aber waren ihre Thränen gefloſſen, als das Unthier ſich in einen wunderſchönen Jüngling verwandelte, der ſich vor ihr erhob, ihre

Hand an ſeine Bruſt drückte und ſprach: „Du haſt mich aus einem furchtbaren Zauber erlöſt. Ich ſollte nach dem Willen meines Vaters eine Gattin freien, die ich nicht liebte; ich weigerte mich ſtandhaft und im Zorn ließ mein Vater mich durch eine Zauberin in ein Ungeheuer verwandeln, das ich ſo lange bleiben ſollte, bis eine reine Jungfrau mich trotz meiner häßlichen Geſtalt lieben und Thränen um mich weinen werde. Du mit Deinem Engelsherzen haſt es gethan, ich kann Dir nicht genügend dafür danken; willſt Du aber meine Gattin werden, ſo will ich durch Liebe vergelten, was Du an mir gethan haſt.“ Nettchen reichte ihm die Hand und er ließ ſich mit ihr trauen; nun erwachte das todtenſtille Schloß zu regem Leben. Es war Freude überall und die jungen Gatten lebten in ſeligem Glück. Dem jungen Weibe war aber die Bedingung geſtellt worden, binnen Jahresfriſt ſich nicht nach dem väterlichen Hauſe zurückzuſehnen; doch erhielt ſie einen Spiegel, in dem ſie Alles ſehen konnte, was im Kreiſe der Ihrigen vorging. Nettchen ſah fleißig in den Spiegel und ſah den Vater in Bekümmerniß, die Schweſter hingegen heiter und guter Dinge. Auch das Beſenſtielchen ſah ſie, wie es Leid trug um die verlorne Freundin. Endlich aber verſäumte ſie es eine Zeitlang in den Spiegel zu ſehen, und als ſie wieder hineinblickte, ſah ſie den Vater auf dem Sterbelager, und die Schweſtern im Nebenzimmer in einer fröhlichen Geſellſchaft. Da ward die gute Tochter traurig und vertraute ihr Leid ihrem Gatten, der aber tröſtete ſie und ſprach: „Dein Vater wird nicht ſterben; in meinem Garten wächſt eine Pflanze, deren Saft ruft die entfliehenden Lebensgeiſter zurück. Bald iſt das Jahr zu Ende, dann holen wir Deinen Vater und Du ſollſt Dich nicht mehr von ihm trennen.“

Darüber freute ſich Nettchen und als das Jahr um war, fuhren die Gatten mit glänzendem Gefolge nach Nettchens Vaterſtadt. Die beiden ältern Schweſtern zerplatzten ſchier vor Neid und Aerger, der Vater aber ward ſchon vor Entzücken geſund, daß das Böſe ſich zum Guten gewendet hatte. Der bewußte Saft machte ihn vollends kräftig und geneſen. Auch das Beſenſtielchen freute ſich ſehr und Nettchen war gegen ſie die alte treue Freundin. Sie und der Kaufmann begleiteten ſie nach dem Schloſſe des Prinzen.

Nettchen war verſöhnlichen Herzens und ſo ſehr ſie auch von den Schweſtern gekränkt worden war, ſo wollte ſie doch auch mit ihnen ihr Glück theilen. Sie ließ ſie daher kommen und zeigte ihnen all' ihren Reichthum. Die Schweſtern erboßten ſich über all' die Pracht noch mehr und beſchloſſen den Tod der Glücklichen. Als ſie einſt im Bade waren, tauchten ſie Nettchen unter die Wellen, daß ſie ertrank. Kaum jedoch war dies geſchehen, als ſich eine hohe Frauengeſtalt vor ihnen erhob, die ſie mit zornigen Augen anblitzte. Sie berührte die Todte mit einem Stäbchen und ſie ward lebendig. „Ich bin die Zauberin, die einſt den Prinzen verzaubert hatte;“ ſprach die hohe Geſtalt, „ich habe Dein treffliches Herz erkannt und Dich in meinen Schutz genommen. Dieſe Elenden tödteten Dich, nun beſtimme Du ihr Loos!“ Nettchen bat um Gnade für ſie, die Zauberin aber ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Sterben müſſen ſie, denn Du biſt nimmer ſicher vor ihrer Argliſt und meine Macht iſt zu Ende, wenn ſie beſtraft ſind.“ — „So mache mit ihnen, was Du willſt!“ ſeufzte Nettchen. „So ſollen ſie in Säulen verwandelt werden und es ſo lange bleiben, bis ein Mann ſich in ſie verliebt und das wird nimmer geſchehen.“ Sie berührte die Schweſtern mit ihrer Hand und alsbald verwandelten ſie ſich in zwei Steinſäulen, die bis auf den heutigen Tag in dem Garten des prächtigen Schloſſes ſtehen, denn es iſt noch keinem Manne eingefallen, ſich in kalte herzloſe Steine zu verlieben. —

Das gute Beſenſtielchen blieb Nettchens treuſte Freundin, und theilt ihr Glück noch immer, wenn ſie nicht unterdeſſen alle Beide geſtorben ſind.

Aſchenbrödel.

(Mündlich, allbekannt, vielfach verändert. Grimm's Sammlung Aſchenputtel I. 21. ſehr ausführlich; im Anfang wieder dem Märchen vom Nußzweiglein verwandt, und weiter noch andern.)

Ein Mann und eine Frau hatten zwei Töchter, und war auch noch eine Stieftochter da, des Mannes erſtes liebes Kind, gar fromm und gut, aber nicht gern geſehen von ihrer Stiefmutter und ihren Stiefſchweſtern, deshalb wurde es auch ſchlecht behandelt. Es mußte in der Küche den ganzen Tag über wohnen, alle Küchenarbeit thun, früh aufſtehen, kochen, waſchen und ſcheuern, und Nachts mußte es in der kalten Bodenkammer ſchlafen. Da kroch es bisweilen lieber in die Aſche am Küchenheerd und wärmte ſich, und da es davon nicht ſauber ausſehen konnte, ſo wurde es von der Mutter und den Schweſtern noch obendrein Aſchenbrödelchen genannt, aus Spott und Bosheit.

Einſt war der Vater zur Meſſe gereiſt, und hatte die Mädchen gefragt, was er ihnen mitbringen ſolle; da hatte die eine ſchöne Kleider, die andere Perlen und Edelgeſteine gewünſcht, Aſchenbrödel aber nur ein grünes Haſelreis. Dieſe Wünſche hatte der Vater auch erfüllt. Die Schweſtern putzten und ſchmückten ſich, Aſchenbrödel aber pflanzte das Reis auf das Grab ihrer Mutter, und begoß es alle Tage mit ihren Thränen. Da wuchs das Reis ſehr ſchnell, und wurde ein ſchönes Bäumlein, und wenn Aſchenbrödel auf dem Grab ihrer Mutter weinte, ſo kam allemal ein Vöglein geflogen, das ſah ſie mitleidig an.

Da begab ſich's, daß der König ein Feſt anſtellte, drei Tage lang, und dazu alle Jungfrauen des Landes einladen ließ, denn ſein Sohn ſollte ſich aus ihnen eine Braut wählen. Und da ſchmückten ſich die Schweſtern überaus reizend, und Aſchenbrödel mußte ihnen die Haare kämmen und ſchöne Zöpfe flechten, und daß ſie auch gern zum Tanz mitgehen mochte, das fiel gar Niemand ein. Als ſie endlich es wagte, um Erlaubniß dazu zu bitten, ward ſie ſchrecklich ausgelacht, daß ſie ſich einfallen ließe, zum Tanz gehen zu wollen, da ſie doch keine ſchönen Kleider habe, und nicht einmal Schuhe. Die böſe Stiefmutter nahm geſchwind eine Schüſſel voll Linſen, warf dieſe in die Aſche, und ſagte: „So, Aſchenbrödel, mache Dir etwas zu thun, lies erſt die Linſen; dann ſollſt Du mitgehen, mußt aber in zwei Stunden fertig ſein.“

Das arme Kind ging in den Garten, und rief dem Vöglein auf ihrem Haſelnußbaum, und auch den Täubchen, daß ſie leſen ſollten: die guten ins Töpfchen, die ſchlechten ins Kröpfchen, und bald wimmelte es von Tauben und andern Vögeln, da währte es gar nicht lange, ſo war die Schüſſel voll Linſen ganz rein geleſen. Aber wie das gute Mädchen voller Freude die Linſen brachte, ärgerte ſich die Stiefmutter, und ſchüttete jetzt zwei Schüſſeln voll Linſen in die Aſche, und die ſollte es nun auch noch in zwei Stunden leſen. Aſchenbrödel weinte, rief aber die Vöglein wieder, und bald war auch dieſe Arbeit gethan. Es wurde ihr aber dennoch nicht Wort gehalten, ſondern ſie wurde ausgelacht, denn ſie habe ja keine Kleider und keine Schuhe, und wie ſie ſei, könne ſie ſich nimmermehr ſehen laſſen, auch müſſe der Königsſohn und jeder Andre einen ſchlechten Geſchmack haben, der mit ihr tanze, und da gingen jene Stolzen fort, und ließen Aſchenbrödel tief betrübt zurück. Die ging zu ihrem Bäumchen und weinte bitterlich, da kam das Vöglein geflogen, und rief:

„Mein liebes Kind, o ſage mir
Was Du wünſcheſt, ſchenk' ich Dir!"

Da rief Aſchenbrödel, indem ſie das Bäumchen anfaßte:

„O liebes Bäumchen, rüttle Dich!
O liebes Bäumchen, ſchüttle Dich!
Wirf ſchöne Kleider über mich!"

Da flog ein ſchönes Kleid herunter, und koſtbare Strümpfe und Schuhe, das zog Aſchenbrödel geſchwind an, und ging auf den Ball, und das Mädchen war ſo ſchön, ach, ſo ſchön, daß es gar Niemand kannte, auch nicht einmal ſeine Mutter und ſeine Schweſtern, und der Königsſohn tanzte nur mit ihm, und mit keiner andern Jungfrau, und als es Abends nach Hauſe ging, wollte er ihm folgen, es entwich ihm aber, zog geſchwind Kleid und Schuhe aus, auf dem Grabe unter dem Bäumchen, und legte ſich in ſeine Aſche. Kleider und Schuhe verſchwanden augenblicklich.

So ging es noch zweimal, immer kam Aſchenbrödel unerkannt und in ſtets ſchönern Kleidern zum Tanze, immer tanzte der König nur mit ihm, und immer folgte dieſer, und beim dritten Mal verlor es von ohngefähr den einen kleinen goldnen Schuh; der Königsſohn hob ihn auf, bewunderte ſeine Zierlichkeit und ſprach es laut, ließ es auch durch Herolde kund thun, nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Schuh paſſe, ſolle ſeine Gemahlin werden, und ritt von Haus zu Haus, die Probe zu machen.

Vergebens probirten die beiden Schweſtern den kleinen Schuh; es war, als ob ihre Füße ordentlich größer würden, da fragte der Königsſohn ob nicht drei Töchter wären? und der Mann ſagte: „Ja, Herr Prinz! noch ein kleines Aſchenbrödelchen!" und die Mutter ſetzte gleich hinzu: „Die ſich nicht ſehen laſſen kann." Der Königsſohn wollte ſie aber doch ſehen; Aſchenbrödel wuſch ſich fein und rein, und trat ein, auch in ihrem aſchgrauen Kittelchen durch ihre Schönheit die Schweſtern überſtrahlend. Und wie es den goldnen Schuh anzog, ſo paßte er prächtig, wie angegoſſen. Und der Königsſohn erkannte ſie nun auch gleich wieder, und rief: „Das iſt meine holde Tänzerin, meine liebe Braut!" nahm ſie, führte ſie aufs Schloß und befahl, ein ſtattliches Hochzeitsfeſt zuzurüſten.

Beim Kirchgang hatte Aſchenbrödel ein ganz goldnes Kleid an, und ein goldnes Krönlein auf dem Kopf; ihre Schweſtern gingen ihr voll Neid zur Rechten und zur Linken. Da kam das Vöglein vom Haſelbäumchen, und pickte jeder ins Auge, daß dies erblindete. Als nun die Braut aus der Kirche ging, kam wieder das Vöglein, und pickte wieder jeder das andre Auge auch aus, und ſo waren ſie für ihren Neid und Bosheit mit Blindheit geſchlagen ihr Lebelang.

Das Mäuslein Sambar, oder die treue Freundſchaft der Thiere.

(Eine Märchenkette. Theilweiſe mündlich, auch von Grimm erzählt. Hier ausführlich nach dem Buche: „Der alten Weiſen Exempel, Sprüche, ꝛc.“ Frankfurt a. M. 1592.)

In einem weiten Walde war des Wildes viel, und ſtand darin ein großer Baum mit vielen Aeſten, auf dem hatte ein Rabe ſein Neſt. Da ſah er zu einer Zeit den Vogelſteller kommen und ein Garn unter den Baum ſpannen, erſchrak und bedachte ſich und dachte: Spannt dieſer Weidmann ſein Jagdzeug deinetwegen oder wegen andrer Thiere? Das wollen wir doch ſehen! Indem ſo ſtreute der Vogelſteller Samen auf die Erde, richtete ſein Garn und ſtellte ſich auf die Lauer. Bald darauf kam eine Taube mit einer ganzen Schaar andrer Tauben, deren Führerin ſie war, und da ſie den Samen ſahen und des Garns nicht Acht hatten, ſo fielen ſie darauf und das Netz ſchlug zuſammen und bedeckt ſie alle. Deß freute ſich der Vogler, und die Tauben flatterten unruhig hin und her. Da ſprach die Taube, welche die Führerin war, zu den andern Tauben: „Verlaſſe ſich keine auf ſich allein und habe keine ſich ſelbſt lieber als die Andern, ſondern laſſet uns alle zugleich aufſchwingen vielleicht daß wir das Garn mit in die Höhe nehmen, ſo erledigt eine Jegliche ſich ſelbſt und die Andern mit ihr.“ Dieſem Rathe folgten die Tauben, flogen zugleich auf und hoben das Garn mit in die Lüfte. Der Vogelſteller hatte das Nachſehen und das Nachlaufen, um zu gewahren, wo ſein Netz wieder herab zur Erde fallen werde; der Rabe aber dachte bei ſich: Du willſt doch auch nachfolgen und ſehen, was aus dieſem Wunder werden will?

Als die kluge Führerin der Tauben ſah, daß der Jäger ihrem Fluge nachlief, ſprach ſie zu ihren Gefährtinnen: „Sehet, der Weidmann folgt uns nach; beharren wir auf der Richtung über dem Wege, ſo bleiben wir ihm in Geſicht, und werden ihm nicht entgehen, fliegen wir aber über Berge und Thäler, ſo vermag er uns nicht im Auge zu behalten, und muß von ſeiner Verfolgung abſtehen, da er daran verzweifeln wird, uns wieder zu finden. Nicht weit von hier iſt eine Schlucht, da wohnt eine Maus, meine Freundin, ich weiß, daß, wenn wir zu ihr kommen, ſie uns das Netz zernagt und uns erlöſt.“

Die Tauben folgten dem Rath ihrer Führerin und kamen dem Vogler aus dem Geſicht. Der Rabe aber flog langſam hinter ihnen drein, um zu ſehen, was aus dieſer Geſchichte werden würde, und auf welche Weiſe ſich wohl die Tauben von dem Netz erledigen würden, und ob er von ihnen nicht lernen werde, in eigener Gefahr ihr Rettungsmittel zu gebrauchen?

Indeſſen erreichten die Tauben jene Schlucht, wo das Mäuslein wohnte, ließen ſich nieder und ſahen, daß die Maus wohl hundert Löcher und Aus- und Eingänge zu ihrer unterirdiſchen Wohnung hatte, um an vielen Enden bei drohender Gefahr ſich verbergen zu können. Die Maus hieß Sambar, und die kluge Taube rief nun der Freundin: „Sambar, komm heraus!“ — Da rief das Mäuslein inwendig: „Wer biſt Du?“ und da rief die Taube: „Ich bin es, die Taube, Deine Freundin!“ Und da kam das Mäuslein, guckte aus einem der Löcher vorſichtig und fragte: „O liebe Geſellin, wer hat Dich ſo überſtrickt?“ Da ſprach die Taube: „O liebe Freundin! Weißt Du nicht, daß Keiner lebt, dem ein Gott nicht widerwärtiges Verhängniß ſchickt? Und der Betrügerinnen argliſtigſte iſt die Zeit! Sie ſtreute mir ſüße Waizenkörner, und verbarg meinen Augen das trugvolle Netz, ſo daß ich mit meinen Freundinnen hineinfiel. Niemand verwahret ſich der Schickung, die von oben kommt, ja Mond und Sonne leiden auch Verfinſterung, und aus des Sees grundloſer Tiefe lockt der Menſchen Trug den Fiſch, wie er den Vogel aus der Lüfte Meer herab in ſeine falſchen Schlingen zückt.“

Als die Taube dieß mit vieler Beredſamkeit geſprochen, begann die Maus, das Netz zu zernagen, und zwar an dem Ende, wo ihre Geſpielin, die Taube, lag, dieſe aber ſprach: „Fange an bei den andern, meinen Schweſtern, und wenn Du ſie alle erledigt haſt, dann erledige auch mich.“ Aber die Maus folgte ihr nicht, ob ſie gleich wiederholt bat, und wie ſie noch einmal die Maus darum anſprach, ſo fragte dieſe: „Was ſagſt Du mir dies ſo oft, als ob Du nicht auch wünſchteſt frei zu ſein?“ Darauf antwortete die Taube: „Laß meine Bitte Dir nicht mißfallen; dieſe meine Schweſtern haben mir vertraut als ihrer Führerin; ſie folgten willig mir und voll Vertrauen und durch meine Unvorſichtigkeit geriethen ſie unter das Netz, darum iſt billig, daß ich auf ihre Erlöſung eher denke als auf die meinige, zumal es nur durch ihre gemeinſame Hilfe gelang, auch mich mit zu erheben ſammt des Voglers Garn. Auch möchteſt Du ermüden bei den Andern, weißt Du aber mich, Deine liebſte Freundin, noch im Netz, ſo wirſt Du mich nicht verlaſſen.“

Darauf ſprach das Mäuslein: „O liebe gute Taube, Taubenherz; viele Ehre macht Dir dieſe Geſinnung und muß die Liebe ſtärken zwiſchen Dir und Deinen Geſellinnen.“ Und ſie zernagte das Netz allenthalben, und die Tauben flogen frei und fröhlich ihren Weg, die Maus aber ſchlüpfte wieder in ihr Löchlein.

Das alles hatte der Rabe, der in der Nähe ſich auf einen Baum niedergelaſſen hatte, geſehen und mit angehört, und hielt hierauf ein Selbſtgeſpräch: „Wer weiß,“ ſprach er, „ob ich nicht auch in gleiche Lage und Gefahr komme, wie dieſe Tauben? Dann iſt es doch gar herrlich, edle Freunde zu haben, die uns aus der Noth helfen. Mit dieſer Maus möchte mir Freundſchaft allewege frommen!“

Und da flog er von ſeinem Baum und hüpfte zu der Schlucht und rief: „Sambar, komm heraus!“ Und drinnen rief das Mäuſelein: „Wer biſt Du?“ Da ſprach er: „Ich bin der Rabe und habe geſehen, was Deiner lieben Freundin, der Taube, begegnet iſt, und wie Gott ſie erledigt hat durch Deine Treue, deshalb komme ich, auch Deine Freundſchaft zu ſuchen.“ Da ſprach Sambar, das kluge Mäuslein, ohne daß es hervorkam: „Es kann nicht Freundſchaft ſein zwiſchen Dir und mir; ein Weiſer ſtrebt nur zu erlangen das was möglich iſt, und für unweiſe gilt, der das Unmögliche erringen will. So führe einer Schiffe über's Land und Karren über's Meer. Wie könnte zwiſchen uns Geſellſchaft ſein, da ich Dein Fraß bin und der Freſſer Du?“ Da ſprach der Rabe: „Mäuſelein, verſteh mich wohl, und ſinn meiner Rede nach. Was frommte mir, fräß ich Dich auf, Dein Tod! Dein Leben ſoll mir hülfreich ſein, und Deine Freundſchaft ſo beſtändig wie Ambra, der lieblich duftet, ob man auch verhüllt ihn trägt.“ Darauf ſprach die Maus: „Wiſſe, Rabe, der Haß der Begierde iſt der größte Haß. Löwe und Elephant haſſen einander ihrer Stärke halber, das iſt ein edler und gleicher Haß des Muthes und des Streites; aber der eingefleiſchte Haß des Starken gegen den Schwachen, das iſt ein unedler und ungleicher Haß; ſo haßt der Habicht das Rebhuhn, die Katze die Ratte, der Hund den Haſen, und Du — mich. Erhitze Waſſer am Feuer, daß es gleich dem Feuer Dich brennt, es wird darum doch kein Feuer ſein, auch nie des Feuers Freund, ſondern es wird, in das Feuer geſchüttet, dieſes dennoch dämpfen. Die Weiſen ſagen: Wer ſeinem Feind anhängt, gleicht dem, der eine giftige Schlange in ſeine Hand nimmt; er weiß nicht, wann ſie ihn beißen wird. Der Kluge traut ſeinem Feinde niemals, ſondern er hält ſich fern von ihm, ſonſt geſchieht ihm, wie einſt dem Manne mit der Schlange geſchah."

Der Rabe fragte: „Wie geſchah dem?" und da erzählte ihm die Maus dieſes Märchen:

Der Mann und die Schlange.

Es war einmal ein Mann, in deſſen Hauſe wohnte eine Schlange, die wurde von dem Weibe dieſes Mannes wohl gehalten, und bekam täglich ihre Nahrung. Sie hatte ihre Wohnung ganz nahe bei dem Heerde, wo es immer hübſch warm war, in einem Mauerloch. Der Mann und das Weib bildeten ſich ein, nach dem herrſchenden Aberglauben, daß es Glück bringe, wenn eine Schlange im Hauſe ſei. Nun geſchah es an einem Sonntag, daß dem Hausherrn das Haupt ſchmerzte, deshalb blieb er früh in ſeinem Bette liegen, und hieß die Frau und das Geſinde in die Kirche gehen. Da gingen ſie alle aus, und es war nun ganz ſtill im Hauſe, und jetzt ſchlüpfte die Schlange leiſe aus ihrem Loch und ſahe ſich allenthalben ſehr um. Das ſahe der Mann, deſſen Kammer offen ſtand, und wunderte ſich im Stillen, daß ſich die Schlange, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, ſo ſehr umſah. Sie durchkroch alle Winkel, und kam auch in die Kammer und guckte hinein, ſah aber Niemand, denn der Hausherr hatte ſich verborgen. Und nun kroch ſie auf den Heerd, wo ein Topf mit der Suppe am Feuer ſtand, hing ihren

Kopf darüber und ſpie ihr Gift in den Topf, darauf verbarg ſie ſich wieder in ihrer Höhle. Der Hausherr ſtieg alsbald auf, nahm den Topf und grub ihn mit Speiſe und Gift in die Erde. Wie nun die Zeit da war, daß man eſſen wollte, wo auch die Schlange gewöhnlich hervorzukommen pflegte, ſtellte ſich der Mann mit einer Axt vor das Loch, Willens, ſobald ſie herausſchlüpfen werde, ihr den Kopf vom Rumpfe zu hauen. Aber die Schlange ſteckte ganz vorſichtig ihren Kopf erſt nur ein klein wenig aus dem Loch, und wie der Mann zuſchlug, fuhr ſie blitzſchnell zurück, und zeigte, daß ſie kein gutes Gewiſſen hatte. Nach einigen Tagen redete die Frau ihrem Mann zu, er ſolle mit der Schlange Frieden ſchließen, ſie würde wohl nicht wieder ſo Böſes thun; der Hauswirth war gutwillig, und rief einen Nachbarn, der ſollte Zeuge des Friedensbundes mit der Schlange ſein, und einen Vertrag mit ihr aufrichten, daß eins ſicher ſein ſollte vor dem Andern. Hierauf riefen ſie der Schlange und machten ihr den Antrag; die Schlange aber ſagte: „Nein! — Unſre Geſellſchaft kann fürder in Treuen nicht mehr beſtehen, denn wenn Du daran denkſt, was ich Dir in Deinen Topf gethan, und wenn ich bedenke, wie Du mir mit ſcharfer Axt nach meinem Kopf gehauen haſt, ſo möchte wohl Keiner von uns dem Andern trauen. Darum gehören wir nicht zuſammen; gieb Du mir frei Geleit, das iſt alles was ich von Dir begehre, und laß mich meine Straße ziehen, je weiter von Dir, deſto beſſer, und Du bleibe ruhig in Deinem Hauſe.“ Und alſo geſchahe es.

Der Rabe, als er dieſe Erzählung aus dem Mund des Mäusleins Sambar vernommen hatte, nahm wieder das Wort und ſprach: „Ich faſſe wohl die Lehre, die Dein Märlein in ſich hält, allein bedenke Deine Natur und meine Aufrichtigkeit, ſei minder ſtreng und weigre mir nicht Deine Genoſſenſchaft. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen edel und unedel; der Becher aus Gold währet länger, als der aus Glas, und wenn der Glaspokal zerbricht, ſo iſt er hin, leidet aber der Goldpokal, ſo iſt der Werth noch nicht verloren. Die Freundſchaft der böſen und unedlen Gemüther iſt gar keine Freundſchaft. Du aber haſt ein edles Gemüth, das hab' ich wohl erkannt, und ſo ſehnt ſich mein Herz nach Deiner Freundſchaft, und bedarf ihrer, und ich werde nicht weichen vom Eingang Deiner Wohnung, und nicht eher eſſen noch trinken, bis Du meiner Bitte Gehör gegeben!“

Darauf ſprach das kluge Mäuslein Sambar: „Ich nehme jetzt Deine Geſellſchaft an, denn ich habe noch nie eine billige

Bitte ungewährt gelaſſen. Du magſt aber wohl erwägen, daß ich mich nicht zu Dir gedrängt, auch daß ich in meiner Wohnung ſicher vor Dir bin, aber ich begehre nützlich zu ſein allen, die meiner Hülfe begehren, darum rühme Dich nicht etwa: Haha, ich habe eine unvorſichtige und unvernünftige Maus gefunden! — damit es Dir nicht gehe, wie dem Hahn mit dem Fuchs.“

„Wie war das?“ fragte der Rabe, und da erzählte das Mäuslein Sambar ihm abermals eine Fabel oder ein Gleichniß:

Der Hahn und der Fuchs.

In einer kalten Winternacht kroch ein hungriger Fuchs aus ſeinem Bau und ging dem Fange nach. Da hörte er auf einem Meierhofe einen Hahn fort und fort krähen, der ſaß auf einem Kirſchenbaum, und hatte ſchon den ganzen Tag gekräht. Jetzt ſtrich der Fuchs hin nach dem Baum und fragte: „Herr Hahn, was ſingſt Du in dieſer kalten und finſtern Nacht?“ Der Hahn ſprach: „Ich verkünde den Tag, deſſen Kommen meine Natur mich erkennen lehrt.“ Darauf verſetzte der Fuchs: „O Hahn, ſo haſt Du etwas Göttliches in Dir, daß Du zukünftig kommende Dinge weißt!“ und alsbald begann der Fuchs zu tanzen. Jetzt fragte der Hahn: „Herr Fuchs, warum tanzeſt Du?“ Ihm antwortete der Fuchs: „So Du ſingeſt, o Du weiſer Meiſter, ſo iſt es billig, daß ich tanze, denn es ziemet, ſich zu freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, Du edler Fürſt aller Vögel, Du biſt nicht allein begabt zu fliegen in den Lüften, nein, auch hohe Prophetengaben lieh Dir die Natur! O wie bevorzugte ſie Dich vor allen andern Thieren! Wie glücklich wär' ich, gönnteſt Du mir Deine Gunſt! Wie gerne küßt' ich Dein weisheitdurchdrungenes verehrtes Haupt! O wie beneidenswerth, wenn ich dann künden könnte meinen Freunden: ich war der Glückliche dem ein Prophet ſein Haupt zum Kuſſe hingeneigt!“ Der alberne Hahn glaubte dem Schmeichelwort des argliſtigen Fuchſes, flog vom Baum und hielt ihm ſeinen Kopf zum Küſſen hin. Mit einem Schnapper war er abgebiſſen, und lachend ſprach der Fuchs: „Ich habe den Propheten ohne alle Vernunft befunden.“

Als das Mäuslein dieſe Fabel geendigt hatte, fuhr es fort zum Raben zu ſprechen: „Ich habe Dir dieß nicht geſagt, weil ich glaube, daß ich der Hahn ſei und Du der Fuchs, ich die Speiſe und Du der Freſſer, vielmehr will ich glauben, daß Deine Worte nicht mit zweigeſpaltener Schlangenzunge geſprochen ſind.“ Und darauf ging die Maus an die Oeffnung ihres Thürloches. Der Rabe fragte: „Warum ſtellſt Du Dich unter die Thüre? Was macht Dich ſo zaghaft, zu mir heraus zu gehen? Hegſt Du immer noch Furcht vor mir?“ Darauf antwortete das Mäuslein: „Ich habe meinen Glauben und mein Vertrauen auf Dich geſetzt, denn Du gefällſt mir, und nicht Furcht vor Deiner Unredlichkeit hält mich ab, hervorzukommen. Aber Du haſt viele Geſellen Deiner Art, doch vielleicht nicht Deines Gemüthes, und deren Freundſchaft iſt nicht mit mir, wie die Deine. Sieht mich einer, ſo muß ich fürchten, daß er mich frißt.“ Dagegen ſprach der Rabe: „Zu treuer Genoſſenſchaft gehört doch vor allem, daß einer ſei ſeines Genoſſen treuer Freund, und Feind ſeines Feindes; ſei gewiß, o Freundin Sambar, daß mir kein Freund lebt, der nicht ein eben ſo treuer Freund Dir ſein ſoll, wie ich ſelbſt. Auch habe ich Macht und Kraft genug, Dich zu ſchützen und zu ſchirmen.“ Nun endlich ging das Mäuslein Sambar hervor aus ſeinem Löchlein, und verſchwur ſich mit dem Raben zu einem unverbrüchlichen Freundſchaftsbündniß, und als das geſchehen war, wohnten ſie bei- und nebeneinander friedſam und freundlich, und erzählten einander alle Tage ſchöne Märchen.

Endlich aber zu einer Zeit ſprach der Rabe zur Maus: „Höre, meine liebe Freundin Sambar, Deine Wohnung iſt doch gar lautbar und zu nahe am Weg; ich beſorge, es kommt einmal Einer, der Dich oder mich ſchießt oder ſchädigt, auch fällt es mir ſchwer, hier meine Nahrung zu finden. Aber ich weiß einen luſtigen und nützlicheren Aufenthalt, da giebt es Waſſer und Wieſen, Früchte und Futter, und dort in dem Waſſer wohnt auch noch eine alte Freundin von mir, gar eine treue Genoſſin; ich wünſchte, Du zögeſt mit mir an jenen Ort.“

„Das will ich Dir gern zu Liebe thun,“ ſprach die Maus, „denn ich bin hier ſelbſt ſcheu und halte mich nicht recht ſicher, deshalb ſiehſt Du auch die vielen Ein- und Ausgänge meiner Wohnung. Glaube nur, lieber Freund, mir ſind ſchon gar mancherlei Fährlichkeiten begegnet, davon ich Dir erzählen will, wenn wir an den neuen Aufenthalt kommen.“

Darauf nahmen beide Abſchied von ihrem alten Wohnort, und der Rabe faßte die Maus am Schwänzlein in ſeinen Schnabel, und flog mit ihr dahin an den Ort, den er meinte. Da guckte ein Thier mit dem Kopf aus dem Waſſer, das erſchrak vor der Maus, denn es kannte ſie nicht, wie ſie der Rabe aus dem Schnabel ließ, und tauchte ſchnell unter. Der Rabe flog auf einen Baum und rufte: „Korax, Korax!“ Da kam das Thier aus dem Waſſer hervor, das war ſeine Freundin, eine Schildkröte, die freute ſich, den Raben wieder zu ſehen, und fragte ihn, was ihn zu ſeinem langen Außenbleiben bewogen? Da erzählte ihr der Rabe die Geſchichte von der Taube und der Maus, und ſtellte ſeine Freundinnen einander vor, und die Schildkröte verwunderte ſich über die hohe Vernunft der Maus, kroch zu ihr, gab ihr die Hand, und freute ſich ſehr, ihre Bekanntſchaft zu machen. Hernach bat der Rabe die Maus, ihm und ſeiner alten Freundin doch ihre Lebensgeſchichte zu erzählen, und ſie ließ ſich dazu gern bereit und willig finden, und erzählte wie folgt:

Die Lebensgeſchichte der Maus Sambar.

„Ich bin geboren in dem Hauſe eines frommen Einſiedels; es waren unſrer viele Geſchwiſter und außer meinen lieben verſtorbenen Aeltern lebten auch deren Geſchwiſter, Vettern und Muhmen, und deren Kinder allzumal in dieſem Hauſe. Es fehlte uns niemals an Nahrungsmitteln aller Art, denn die gutthätigen Leute in der Nachbarſchaft trugen dem Einſiedel alle Tage Brod, Mehl, Käſe, Eier, Butter, Früchte und Gemüſe zu, viel mehr als er brauchte, darum, daß er für ſie beten ſolle. Ob er für ſie gebetet, und ob das ihnen etwas geholfen hat, weiß ich nicht. Nun gönnte der Einſiedel mir und meinen Verwandten doch nicht alles, und hing deshalb einen Korb mitten in ſeine Küche, wo wir nicht dazu konnten. Da ich mich aber ſchon als junges Mäuslein durch Muth, gepaart mit Liſt und Vorſicht, vortheilhaft auszeichnete, ſo ſprang ich von der nahen Wand dennoch in den Korb, aß, ſo viel mir nur ſchmeckte, und warf das Uebrige meinen lieben Verwandten herunter, die an jenem Tag einen wahren Feſttag feierten. Als der Einſiedel herein kam, und ſah, was geſchehen war, traf er Anſtalt, den Korb noch höher zu hängen. Da beſuchte ihn ein Wallbruder, den bewirthete er nach ſeinem Vermögen, und als ſie mit einander gegeſſen und getrunken hatten, that der Einſiedel die Speiſereſte in den Korb, und hing ihn an den neuen Ort, und gedachte, Acht zu haben, ob das Mäuslein auch da hinein kommen möchte? Indeß begann der Gaſt zu reden und zu erzählen von ſeinen Fahrten zu Land und zu Meer, und ſeinen Abenteuern, die er erlebt und beſtanden, aber er nahm wahr, daß der Gaſtfreund immer nur mit halbem Ohr auf ihn hörte, und immer dem Korbe mit Leib und Blicken halb zugewendet blieb. Da ward der Waller unwillig und ſprach: „Ich erzähle Dir die ſchönſten Abenteuer, und Du achteſt nicht darauf, und ſcheinſt keine Luſt daran zu haben.“ — „Mit Nichten,“ erwiederte der Einſiedel, „ich höre gar gern Deine Reden, aber ich muß Acht haben, ob die Mäuſe wieder in den Speiſekorb kommen, denn dieſes Ungeziefer frißt mir alles weg, daß kaum etwas für mich übrig bleibt, und beſonders iſt eine, die ſpringt in den Korb für alle Andern.“ Damit meinte er mich, die kleine Sambar. Darauf ſagte der Wallbruder: „Bei Deiner Rede machſt Du mich der Fabel eingedenk von einer Frau, die zu ihrer Freundin ſprach: Dieſe Frau giebt nicht ohne Urſache den ausgeſchwungenen Waizen für den unausgeſchwungenen.“ — „Wie ſo? Wie war das?“ fragte der Einſiedel, und der Waller ſagte: „Laß Dir erzählen. Einſtmals auf meiner Wanderſchaft herbergte ich bei einem ehrbaren Manne, den hörte ich des Nachts, da ich nebenan ſchlief, zu ſeiner Frau ſprechen: „Frau, morgen will ich etliche Freunde zu Gaſte laden.“ Dem antwortete das Weib: „Du vermagſt nicht alle Tage Gäſte zu haben und Wirthſchaft zu machen; damit verthuſt Du, was wir haben, und zuletzt bleibt uns im Haus und Hof gar nichts mehr.“ Da ſprach der Mann: „Hausfrau, laß Dir das nicht mißfallen, was mein Wille iſt, beſonders in ſolchen Sachen! Ich ſage Dir, wer allewege karg iſt, und nur immer einnehmen und zuſammenſcharren, aber niemals wieder ausgeben will, und deſſen, was er hat, nicht recht froh wird, der nimmt ein Ende. wie der Wolf.“

„Wie war denn das Ende von dem Wolf?“ fragte die Frau, und ihr Mann erzählte: „Es war einmal, ſo ſagt man, ein Jäger, der ging nach dem Walde mit ſeinem Schießzeug, Pfeil und Armbruſt, da begegnete ihm ein Rehbock, den ſchoß er und lud ſich denſelben auf, ihn heimzutragen. Darauf aber begegnete ihm ein Bär, der eilte auf ihn zu, und der Jäger, ſich ſeiner zu erwehren, ſpannte in Eile die Armbruſt, legte den Pfeilbogen darauf, aber er vermochte nicht, die Armbruſt anzulegen, weil ihn der Rehbock hinderte, und legte geſchwind die Armbruſt nieder, zückte ſein Weidmeſſer und begann den Kampf mit dem Bären, und er rannte ihm das Meſſer durch den Leib in dem Augenblick, wo der Bär ihn umfaßte und ihn todt drückte. Wie der Bär die ſchwere Wunde fühlte, brüllte er und riß ſie aus Wuth noch weiter auf, ſo daß er ſich bald verblutete. Abends ging ein Wolf des Wegs, der fand nun einen todten Rehbock, einen Bären und einen todten Jäger. Darüber ward er herzlich froh und ſprach in ſeinem Herzen: Das alles was ich hier finde, das ſoll alles allein mein bleiben, davon kann ich mich lange nähren. Meine Brüder ſollen nichts davon bekommen. Vorrath iſt Herr, ſagt das Sprichwort. Heute will ich ſparen und nichts davon anrühren, daß der Schatz lange dauert, obſchon mich ſehr hungert. Da liegt aber eine Armbruſt, deren Sehne könnte ich abnagen. Und da machte ſich der Wolf mit der geſpannten Armbruſt zu ſchaffen, die ſchnappte los, und der aufgelegte Strahl oder Bogenpfeil fuhr ihm mitten durchs Herz. — „Siehe, Frau,“ ſo fuhr der Mann fort, dem ich zuhörte, ſprach der Waldbruder zu dem Einſiedel, von welchem das Mäuslein Sambar ihren Freunden, dem Raben und der Schildkröte erzählte: — „Siehe, Frau, da haſt Du ein Beiſpiel, daß es nicht immer gut ſei, zu ſammeln, und das Geſammelte treue Freunde nicht mit genießen laſſen zu wollen. Darauf ſprach die Frau: „Du magſt Recht haben.“ Als nun der Morgen kam, ſtand ſie auf, nahm ausgehülſten Waizen, wuſch ihn, breitete den aus, daß er trockne, und ſetzte ihr Kind dazu, ihn zu hüten, und dann ging ſie weiter zur Beſorgung ihrer übrigen Geſchäfte. Aber das Kind that wie Kinder thun, es ſpielte und hatte nicht Acht auf den Waizen, und da kam die Sau fraß davon, und verunreinigte den übrigen Waitzen, den ſie nicht fraß. Als die Frau hernach kam, und das ſah, ekelte ihr für den übrigen Waitzen, nahm ihn und ging auf den Markt, und bot ihn feil gegen ungehülſten zu gleichem Maß. Da hörte ich eine Nachbarsfrau jener, die geſehen hatte, was vorgegangen war, ſpöttiſch zu einer Dritten ſagen: „Schau, wie giebt die Frau ſo wohlfeil den gehülſten Waizen gegen den ungehülſten! Es hat alles ſeine Urſach.“ — So iſt's auch mit der Maus, von der Du ſagſt, ſie ſpringe in den Korb für die andern Mäuſe alle zuſammen, und das muß wohl ſeine Urſache haben. Gieb mir eine Haue, ſo will ich dem Mausloch nachgraben, und die Urſache wohl finden.“ — „Dieſe Rede hörte ich,“ ſo erzählte

Sambar weiter, „im Löchlein einer meiner Geſpielinnen; in meiner Höhle aber lagen tauſend Goldgülden verborgen, ohne daß ich noch der Einſiedel wußten, wer ſie hinein gelegt, mit denen ſpielte ich täglich und hatte damit meine Kurzweil. Der Waller grub und fand bald das Gold, nahm es und ſprach: „Siehe, die Kraft des Goldes hat der Maus ſolche Stärke verliehen, ſo kecklich in den hohen Korb zu ſpringen. Sie wird es nun nicht mehr vermögen.“ Dieſe Worte vernahm ich mit Bekümmerniß und leider befand ich ſie bald wahr. Als es Morgen wurde, kamen die andern Mäuſe alle zu mir, daß ich ſie, wie gewohnt, wieder füttere, und waren hungriger als je; ich aber vermochte nicht, wie ich ſonſt gekonnt und gethan, in den Korb zu ſpringen, denn die Kraft war von mir gewichen, und alsbald ſah ich mich von den Mäuſen, meinen nächſten Freunden und Verwandten, ganz ſchnöd behandelt; ja ſie beſorgten ſich, am Ende mir etwas geben und mich ernähren zu müſſen, deshalb ging eine jede ihres Wegs, und keine ſah mich mehr an, als ob ich ſie auf das bitterſte beleidigt hätte.

„Da ſprach ich zu mir traurig in meinem Gemüth dieſe Worte: Gute Freunde in der Noth, gehn fünfundzwanzig auf ein Loth; ſoll es aber ein harter Stand ſein, ſo gehen fünfzig auf ein Quintlein. Wer keine Habe hat, hat auch keine guten Brüder; wer keine Brüder hat, hat keine Verwandtſchaft; wer keine Verwandtſchaft hat, hat auch keine Freundſchaft, und wer keine Freundſchaft hat, der wird vergeſſen. Armuth iſt ein harter Stand; Armuth macht das Leben krank. Keine Wunde brennt ſo heftig, als Armuth. Vieles Lob wird dem Reichen; wenn aber der Reiche arm wird, dann wird ihm doppelter und dreifacher Tadel; war er mild und gaſtfrei, ſo iſt er ein Verſchwender geweſen; war er edel und freiſinnig, ſo heißt er nun ſtolz und ſtreitſüchtig; iſt er ſtill und verſchloſſen, ſo heißt er tiefſinnig; iſt er geſprächig, ſo heißt er ein Schwätzer. Tod iſt minder hart als Armuth. Dem armen Mann iſt eher geholfen, wenn er ſeine Hand in den offenen Rachen einer giftigen Schlange ſteckt, als wenn er Hülfe begehrt von einem Geizhals.

„Weiter ſah ich nun, daß der Waller und der Einſiedel die gefundnen Goldgülden zu gleichen Hälften unter ſich theilten, und fröhlich von einander ſchieden; und der Einſiedel legte ſein Geld unter das Kopfkiſſen, darauf er ſchlief. Ich aber gedachte, mir etwas davon zuzueignen, um meine verlorne Kraft wieder zu erſetzen, aber der Einſiedel erwachte von meinem leiſen Geräuſch und gab mir einen Schlag, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand, und wie ich in mein Loch kam. Dennoch hatte ich keine Ruhe vor meiner Gier nach dem Gold, und machte einen zweiten Verſuch; da traf mich der Einſiedel abermals ſo hart, daß ich blutete und todtwund in meine Höhle entrann. Da hatte ich genug, und dachte nur mit Schrecken an Gold und Geld, und ſagte mir vier Sprüche der Weiſen vor in meinen Schmerzen und in meiner Traurigkeit: Keine Vernunft iſt beſſer, als die, ſeine eignen Sachen wohl betrachten und nicht nach fremden ſtreben. Niemand iſt edel ohne gute Sitten. Kein beſſrer Reichthum als Genügſamkeit. Weiſe iſt der, welcher nicht nach dem ſtrebt, was ihm unerreichbar iſt. So beſchloß ich, in Armuth und edlem Sinn zu beharren, verließ des Einſiedels Haus und wanderte in die Einöde. Dort richtete ich mir ein wohnlich Weſen ein, und lernte die friedſame Taube kennen, die ihre Hülfe bei mir ſuchte, dadurch ſich auch Du, Freund Rabe, zu mir geſellt haſt, der mir von ſeiner Freundſchaft zu Dir, Schildkröte Korax, viel erzählte, ſo daß ich gern Verlangen trug, Dich kennen zu lernen, denn es iſt auf der Welt nichts ſchöneres, als Geſellſchaft treuer Freunde und keine größere Betrübniß giebt's, als einſam und freundlos ſein.“

Damit endete das kluge Mäuslein Sambar ſeine Lebensgeſchichte, und die Schildkröte nahm das Wort und ſprach gar mild und freundlich: „Ich ſage Dir beſten Dank für Deine ſo lehrreiche Geſchichte; viel haſt Du erfahren und Dein Schatz iſt Weisheit geworden, die mehr iſt als Gold. Nun vergiß hier bei uns Dein Leiden und Deinen Verluſt, und denke, daß das edle Gemüth man ehrt, auch wenn an irdiſchem Beſitz es Mangel hat. Der Löwe, ob er ſchlafe, ob er wache, bleibt gefürchtet, und ſeine Stärke geht mit ihm, wohin er geht. Der Weiſe aber wechſelt gern den Aufenthalt, auf daß er kennen lerne fremde Landesart, und zur Begleiterin erwählt er Gold nicht, nein — Vernunft.“

Wie der Rabe dieſe Worte hörte, freute er ſich herzinnig über die Einigung ſeiner Freundinnen, und ſprach zu ihnen freundliche Worte; indem ſo kam ein Hirſch gelaufen, und als die treuen Thiere ihn hörten, ſo flohen ſie, die Schildkröte in das Waſſer, die Maus in ein Löchlein, der Rabe auf einen Baum. Und wie der Hirſch an das Waſſer kam, erhob ſich der Rabe in die Luft zu ſehen, ob vielleicht ein Jäger den Hirſch verfolge, da er aber Niemand ſah, ſo rief er ſeinen Freundinnen, und da kamen ſie wieder hervor. Die Schildkröte ſah den Hirſch am Waſſer ſtehen mit ausgeſtrecktem Hals, als ſcheue er ſich zu trinken, und rief ihm zu: „Edler

Herr, wenn Dich dürſtet, ſo trinke; Du haſt hier Niemand zu fürchten!" Da neigte der Hirſch ſein Haupt und grüßte die Schildkröte, und näherte ſich ihr, und ſie fragte, von wannen er käme? Er antwortete: „Ich bin lange im wilden Walde geweſen, da habe ich geſehen, daß die Schlangen von einem Ende an das andere wandelten, und habe Furcht gefaßt, es möchten Jäger den Wald einkreiſen und bin hierher gewichen." Die Schildkröte ſprach: „Hierher kam noch nie ein Jäger, darum fürchte Dich nicht. Und willſt Du hier wohnen, ſo kannſt Du von unſrer Geſellſchaft ſein; es iſt hier rings gute Weide." Das hörte der Hirſch gern, und blieb auch da, und die Thiere erkoren einen Platz unter den Aeſten eines ſchattenreichen Baumes, da kamen ſie alle Tage zuſammen und erzählten einander von dem Laufe der Welt und auch ſchöne Märchen.

So kamen eines Tages die treubefreundeten Thiere auch zuſammen, der Rabe, die Maus und die Schildkröte, aber der Hirſch blieb aus und fehlte. Da beſorgten ſie ſich ſeiner, ob ihn etwa von einem Jäger etwas begegnet wäre, und der Rabe ward ausgeſandt, nach ihm zu ſpähen und Botſchaft zu bringen. Da ſah er ihn nach einer Weile im Walde, nicht allzufern von ihrem Aufenthalt, in einem Netz gefangen liegen, kam wieder und ſagte das ſeinen lieben Geſellen an. Sobald die Maus das vernahm, bat ſie eilig den Raben, ſie zum Hirſch zu tragen, und dort ſprach ſie zu ihm: „Bruder, wer doch hat Dich alſo überwältiget? Man rühmet doch als der verſtändigſten der Thiere eines Dich!" Darauf ſeufzte der Hirſch und ſprach: „O liebe Schweſter! Verſtand ſchirmt nicht gegen den Urtheilsſpruch, der uns von oben kommt. Des Läufers Schnelle und des Starken Kraft zerreißt das Netz nicht, das Verhängniß heißt."

Wie dieſe zwei noch redeten, kam die Schildkröte daher, ſie war gekrochen, ſo ſchnell ſie konnte; da wandte der Hirſch ſich zu ihr und ſprach: „O liebe Schweſter, warum kommſt Du zu uns her? Und welchen Nutzen bringt uns Deine Gegenwart? Die Maus allein vermag mich zu erledigen, und naht der Jäger, ſo entfliehe ich gar leicht, der Rabe fliegt von dannen und die Maus entſchlüpft. Dir aber, die Natur gemachſam ſchuf, nicht ſchnellen Schritts, auch fluchtgewandt nicht, Dir droht ſchmähliche Gefangenſchaft." Darauf antwortete die Schildkröte: „Ein treuer Freund, der auch Vernunft hat, wird ſich nicht werth des Lebens dünken, wenn er um ſeine Freunde kam. Und wenn ihm nicht vergönnt iſt, daß er helfe, ſo mag er tröſten doch nach ſeinen Kräften. Das Herz aus ſeinem Buſen zieht ein treuer Freund und reicht es ſeinem treuen Freunde dar.“ Als die Schildkröte noch ſprach, während die Maus bereits das Netz eifrig zernagt hatte, hörten die Thiere den Jäger nahen, da entrann der Hirſch, der Rabe entflog, die Maus entſchlüpfte. Der Jäger fand ſein Netz zernagt, erſchrak, ſah ſich um und fand Niemand, als die Schildkröte. Die nahm er, daß es Rabe und Maus mit Bedauern ſahen, und band ſie feſt in einen Fetzen von dem Netz. Die Maus rief dem Raben zu: „O wehe, weh! Wenn einem Glück kommt, harret er des folgenden, und kommt ein Unglück, überfällt auch gleich ein zweites ihn. Trug ich nicht Leids genug an meines Goldes Verluſt, und nun bin ich der liebgewordnen Schweſter bar, ſie, die mein Herz vor allem lieb gewonnen hat. Weh mir, weh meinem Leib, der gleich dem Hirſch, von einem Trübſalnetz ins andre rennt, und dem nichts andres beſcheert iſt als nur Widerwärtigkeit.“

Da ſprachen Rabe und Hirſch zur Maus: „O kluge Freundin, klage nicht ſo ſehr, denn Klagen iſt nicht, was der Freundin frommt und Deine und unſre Trauer macht ſie nicht von Banden frei. Erſinne Liſten, wie wir ſie befreien!“

Da ſann das kluge Mäuslein Sambar eine Weile, dann ſprach's: „Ich hab's. Du, Hirſch, gewinne ſchnell die Straße des Jägers, und falle nahe dabei hin wie halb todt, und Du, Rabe, ſteh auf ihm, als ob Du von ihm äſeſt. Wenn das der Jäger ſieht, ſo wird er, was er trägt, aus den Händen legen; dann ſchleppſt Du, Freund Hirſch, Dich gemachſam etwas tiefer in den Wald, damit er Dich verfolgt, indeß zernage ich das Netz, und mache unſre liebe Schweſter frei.“

Dieſer Rathſchlag ward ſchnell ausgeführt. Der Hirſch und der Rabe eilten auf einem Umweg dem Jäger voraus, und thaten wie die Maus gerathen. Der Jäger war gierig, den Hirſch zu erreichen, und warf alles was er trug von ſich, der Hirſch kroch ins Dickigt, der Rabe flog nach, und der Jäger lief nach, und die Maus zernagte das Netz der Schildkröte und ging mit ihr nach Hauſe, dort fanden ſie ſchon den Raben und den Hirſch, die ſchnell dem Jäger aus den Augen gekommen waren. Wie dieſer nun zurückkehrte an den Ort, wo er ſeine Sachen hingeworfen hatte, die er noch dazu eine gute Länge ſuchen mußte, ſo fand er das Netz zernagt, und konnte ſich nicht genug wundern. „Das muß der böſe Teufel gethan haben, und kein guter Geiſt!“ fluchte er, und dachte, daß böſe Geiſter und Zauberer dieſe Gegend inne haben müßten, welche die Jäger in Thiergeſtalten äfften, ging furchtſam nach Hauſe, und jagte nie mehr in dieſem Walde. Und da wohnten nun die befreundeten Thiere mit einander in Ruhe, Eintracht und Glückſeligkeit, und von Zeit zu Zeit kam auch die Taube in dieſe ſchöne Einſamkeit und beſuchte die kluge Maus Sambar, ihre liebe Freundin, und brachte Neuigkeiten aus der Welt mit und allerlei ſchöne Geſchichten, daran alle ihre Freude hatten.

Bruder Sparer und Bruder Verthuer.

(Mündlich.)

Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, die ließ er Handwerke lernen, „denn,“ ſprach er, „Handwerk hat goldnen Boden.“ Der eine Sohn wurde ein Schuhmacher, der andere ein Schneider, und wie ihre Lehrzeit beendigt war, gingen ſie auf die Wanderſchaft. Sie waren beide ein Paar luſtige Brüder, aber der Schuhmacher verthat alle ſein Geld in Rauchtabak, Schnupftabak und Schnaps, der Schneider aber rauchte nicht, ſchnupfte nicht und ſchnapſte nicht. Bisweilen rieth er ſeinem Bruder, doch haushälteriſch mit dem Gelde umzugehen aber der Schuſter lachte ihn aus, und ſagte: „Wozu ſoll ich denn ſparen? Du ſparſt ja! Sparer muß einen Verthuer haben, — ſagt das Sprichwort.“

So wanderten die guten Geſellen ein ganzes Jahr lang mit einander. Der Schneider hielt ſich einen beſondern Geldbeutel, dahinein legte er jedesmal, wenn ſein Bruder Geld für unnütze Dinge ausgab, ebenſo viel aus der gemeinſchaftlichen Kaſſe, die niemals reich war, zu einem Nothpfennig, und ſo that er das ganze Jahr hindurch, und hatte ſeine Freude daran, wie das Bäuchlein des Beutelchens immer ſtärker wurde.

Nun kamen ſie einmal mit einander in Wortwechſel, wieder über Sparen und Verthuen; der Schneider rühmte ſich des erſparten Schatzes, und der Schuſter ſagte: „Es wird ein rechter Bettel ſein, was Du erſpart haſt.“ Darüber gelangten ſie auf eine Brücke, die hatte ſchöne, breite und glatte Steine auf ihrer Einfaſſungsmauer, und da wollte der Schneider ſeinen Bruder überzeugen, daß Sparen ein gut Ding ſei, denn das Sprichwort ſagt: Spare in der Zeit, ſo haſt Du in der Noth, und: Junges Blut, ſpar' Dein Gut! Darben im Alter wehe thut. Sie legten ihre Ränzel ab, und der Schneider zog ſein Beutelchen und zählte die ſchönen Silbergroſchen und Sechſer, die vom langen Tragen ganz röthlich blank geworden waren, auf einem Brückenſtein; es war ein hübſches Sümmchen, und er freute ſich königlich darüber. Der Schuhmacher ſah es ganz gleichgültig, ſtopfte ſich eine Pfeife und ſchlug eben Feuer, als plötzlich ein ſo heftiger Windſtoß daher kam, daß das Schneiderlein gleich in den Fluß geweht worden wäre, wenn die Brücke keine Einfaſſung gehabt hätte, aber das Geld, das wehte der Wind alles hinunter ins Waſſer. Der Schneider ſtand ſtarr vor Schrecken, der Schuhmacher aber legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und fragte mit dem ruhigſten Geſicht von der Welt: „Na, Bruder Sparer, wie viel haſt Du nun?“ Da heulte der Schneider, daß ihn der Bock ſtieß: „So viel wie Duhuhuhuhu! So viel wie Duhuhuhuhu!“

Die Knaben mit den goldnen Sternlein.

(Mündlich in Franken.)

Es war einmal ein junger Graf, der kannte, ſo ſchön er auch war, doch die Liebe noch nicht und hatte daher den Vorſtellungen ſeiner Mutter und ſeiner Freunde, ſich zu verehelichen, noch nicht Raum gegeben. Er fand aber Vergnügen daran, bei Nacht im Dorfe umher zu ſchleichen und die jungen Burſche und Mädchen zu belauſchen, was ſie in ihren Spinnſtuben trieben, ſangen und ſagten. Einſt nun hörte er ein Geſpräch, von dem er ſelbſt der Gegenſtand war. „O wenn ſich unſer guter Graf ein Weib nähme,“ ſagte das Eine der Mädchen, „ſo wollt ich, wenn ichs würde, ihm die leckerſten Speiſen kochen.“ — „Und ich,“ fiel eine Zweite ein, „wollte ihn und ſeine Kinder recht gut warten und pflegen.“ — „Ich aber,“ ſprach die Dritte, „wollte ihm zwei Knäblein bringen, wenn er mich zum Weib nähme, die ſollten goldne Sternlein auf der Bruſt tragen.“ Die Andern lachten, der Graf aber hatte allerlei Gedanken und ging auf ſein Schloß.

Am andern Tag ließ er die drei Mädchen rufen und ſie mußten ihm Alles noch einmal ſagen, was ſie geſtern mit einander über ihn geſprochen, wenn er ein Weib nähme. Die Letzte weigerte ſich lange, denn ſie ſchämte ſich; als ſie aber endlich ihren kühnen Wunſch bekannt, nahm ſie der Graf freundlich bei der Hand und ſprach: „Du ſollſt mein Weib ſein, wenn Du mir zwei Knäblein gebierſt, ſo wie Du geſagt haſt; wo aber nicht, ſo will ich Dich mit Schmach aus meinem Schloſſe jagen.“ Das Mädchen willigte ein, denn ſie war freudigen Muthes und trug verborgene Liebe zu dem Grafen in ihrem Herzen. Die Hochzeit ward demnach begangen, obgleich die alte Gräfin ſehr ſauer dazu ſah. Als nun einige Monde vergangen waren und die junge Gräfin ſich guter Hoffnung fühlte, begab ſich's, daß der Graf in ferne Lande ziehen mußte, und er bat ſeine Mutter, die gegen ihre Schnur alle Freundlichkeit erheuchelte, ihm alsbald zu ſchreiben, wenn ſeine Gemahlin geboren haben würde.

Die ſchwere Zeit rückte heran und die junge Frau genas zweier holder Knäblein, die trugen goldne Sternlein auf der Bruſt, ſie war aber ſo erſchöpft, daß ſie lange Zeit in Ohnmacht lag; als ſie nun erwachte und nach den Kindlein fragte, ſagte man ihr, ſie habe zwei ungeſtalte Katzen geboren, die man erſäuft habe. Darüber jammerte ſie ſehr, mehr als über das Unglück, das nun folgte. Schmachvoll ward ſie aus dem Hauſe gewieſen, wie eine Bettlerin und Niemand erbarmte ſich ihrer, als ein Diener, der vertraute ihr heimlich, daß ſie zwei ſchöne Knäblein mit goldnen Sternlein auf der Bruſt geboren habe; ſie ſeien ihm in einem Korb mit dem Befehl übergeben worden, ſie ins Waſſer zu werfen, da es Katzen ſeien; er habe aber den Korb geöffnet, und da ihn die unſchuldigen Würmlein gedauert, habe er ſie einer Muhme zur Erziehung übergeben. Darüber freute ſich die Verſtoßene in ihrem Schmerze ſehr, dankte dem mitleidigen Menſchen viel tauſendmal, eilte zu ihren Kindern und lebte mehre Jahre in verborgener Einſamkeit mit ihnen.

Die Knäblein wuchſen heran und wurden immer ſchöner, die arme Frau dachte wieder an ihren Gemahl, wenn er die Knäblein ſähe, würde er Alles gut machen, was ſeine böſe Mutter an ihr verſchuldet. Da träumte ihr, ſie ſolle unter einen großen Lindenbaum am Kreuzweg gehen, dort werde ſie einen Haufen Leinknotten finden, mit denen ſolle ſie ſich die Taſchen füllen, aber ja nicht mehr nehmen und dann nach Portugal gehen, wo ihr Gemahl in den Liebesnetzen einer Zauberin oder Fee verſtrickt ſei. Die Frau ging an den Baum, fand die Leinknotten und füllte ſich die Taſchen damit an. In einem Walde wurde ſie von Räubern überfallen und ganz ausgeplündert, ſo daß ſie keinen Pfennig behielt; ſie mußte ſich durch Betteln weiter helfen, ihre Füße waren blutig geriſſen und noch war ihres Wegs kein Ende. Da tröſtete ſie abermals ein Traum in ihrem Elend und verhieß ihr endliches Gelingen. Einſt bettelte ſie an der Pforte eines ſchönen Schloſſes; die Edelfrau ſah ihre Knaben und war von ihrer Schönheit aufs höchſte überraſcht. Sie bat die arme Frau um einen ihrer Knaben und verſprach ihr dafür jede Bitte zu erfüllen. Der Armen ging es ſchwer an, eines ihrer Kinder zu miſſen, aber ſie willigte endlich doch ein und bat dagegen um das goldne Spinnrädchen, das die Edelfrau eben vor ſich ſtehen hatte. Dieſe wunderte ſich über das Verlangen, gab jedoch das Rädchen hin und einer der beiden Knaben blieb bei ihr zurück. Die arme Frau war weiter und weiter gegangen und mußte ſich endlich auch noch von ihrem zweiten Knaben trennen, für den ſie ein goldnes Weiſlein erhielt. Dieſe beiden Kleinodien verwahrte ſie ſehr ſorgfältig und ſetzte ihre beſchwerliche Wanderſchaft fort.

Nach unendlichen Mühſeligkeiten kam ſie denn doch in Portugal an und kam an das Schloß, wo ihr Gemahl wohnte. Die Diener erzählten ihr, ihr Herr ſei verheirathet, aber noch Niemand habe das Antlitz ſeiner Gemahlin geſehen, da ſie nur des Nachts im Schloſſe ſei und des Tags wiſſe Niemand, wohin ſie gekommen. Als nun die Sonne untergegangen war, ſchlich ſie ſich in den Schloßgarten, ſetzte ſich unter das Fenſter der Gräfin und drehte ihr Spinnrädlein, daß es wie ein Stern durch die Nacht leuchtete. Dies ſah aber die Zauberin, welche die Gemahlin des Grafen war, und trat zu der Frau und fragte ſie nach dem ſeltſamen Spielzeug. Die Frau bot es ihr zum Geſchenk an, wenn ſie ihr dafür eine Bitte gewähre, ſie bitte nämlich, eine Nacht bei ihrem Gemahl bleiben zu dürfen. Die Frau wunderte ſich darüber ſehr, willigte jedoch ein; heimlich aber gab ſie dem Grafen einen Schlaftrunk, ſo daß er die ganze Nacht nicht erwachte und die verzweifelte Frau an ſeiner Seite den Morgen heranbrechen ſah, wo die Zauberin ſie abholte. Den nächſten Abend aber ſaß ſie wieder vor dem Schloß und drehte ihr goldnes Weiſlein; die Zauberin kam wieder und mußte ihr dieſelbe Bitte gewähren. Diesmal hatte ſie's verſehen und ihrem Manne den Schlaftrunk nicht ſtark genug gemiſcht; ehe der Morgen anbrach, erwachte er daher, wunderte ſich, die abgemagerte, verkümmerte Frau neben ſich zu finden, die nun vor ihm ihr ganzes Herz ausſchüttete. Da ergriff den Grafen eine namenloſe Sehnſucht nach ſeinen Kindern und er verſprach ihr, ſie wieder als ſeine Gattin anzuerkennen. Dann ſtellte er ſich ſchlafend, als die Fee kam und die Frau von dannen führte. Der Fee aber erzählte er, er habe einen ſonderbaren Traum gehabt. Ein Mann habe irrthümlich ſeine Gattin verſtoßen und eine andere gefreit; die erſte aber habe ihn aufgeſucht mit Aufopferung ihres Leibes und ihrer Schönheit. Was der Gatte nun thun ſolle, wenn ſie ihn gefunden? „Dann muß er ſich von der zweiten ſcheiden und zu der Treuen zurückkehren!“ ſprach die Fee. — „Du haſt Dein Urtheil geſprochen,“ antwortete der Graf und erzählte ihr Alles, was geſchehen war. Da trennte die Fee ſich ſchmerzlich von ihm. Der Graf aber kehrte mit der treuen Gattin in die Heimath zurück, nachdem er ſeine Knäblein ausgelöſt. Die böſe Mutter durfte ihm nicht wieder vor's Antlitz kommen; die Gattin dagegen hielt er lieb und werth; den mitleidigen Bedienten belohnte er reich. Die Knaben mit den goldnen Sternlein wuchſen heran zu der Eltern Freude und wurden ſpäter wackere Kriegshelden, die viele Schlachten ſchlugen und gewannen.

Helene.

(Mündlich in der Oberlauſitz, hier nach Haupt's Mittheilung in deſſen Zeitſchrift für deutſches Alterthum. II.)

Es war einmal ein ſchönes Mädchen, das hieß Helene. Ihre Mutter war früh geſtorben, und die Stiefmutter, die ſie bekommen hatte, that ihr alles gebrannte Herzeleid an. Helene gab ſich alle Mühe, ihre Liebe zu gewinnen, ſie verrichtete die ſchweren Arbeiten, die ihr auferlegt wurden, fleißig und unverdroſſen, aber die böſe Stiefmutter blieb in ihrem harten Herzen ungerührt und verlangte immer mehr von ihr. Denn weil Helene ſo emſig und unermüdlich war, daß ſie immer bei Zeiten mit ihrer Arbeit fertig wurde, ſo glaubte ſie, was ſie ihr auferlegt habe, ſei noch zu leicht und zu gering geweſen, und ſann auf neue ſchwere Beſchäftigungen. Eines

Tages verlangte die Alte von Helene, dieſe ſolle zwölf Pfund Federn in einem Tage abſchleißen, und drohte ihr mit harten Strafen, wenn ſie Abends nach Hauſe zurück käme, und die Arbeit ſei nicht von Helene gethan.

Das arme gequälte Mädchen ſetzte ſich mit Angſt und Thränen zu ihrer Arbeit und konnte vor Kummer kaum einen Anfang machen. Wenn ſie aber endlich ein Häufchen geſchliſſener Federn vor ſich liegen hatte, da mußte ſie wieder an ihre Noth denken und bitterlich weinen, und dann ſtoben die Federn von ihrem Seufzen auseinander. So ging es ihr immer wieder und ihre Angſt ſtieg auf das Höchſte. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, bückte ſich über den Tiſch, und rief weinend aus: „Ach! iſt denn niemand auf Gottes Erdboden, der ſich meiner erbarme?“ Da antwortete auf einmal eine ſanfte Stimme: „Tröſte Dich, mein Kind, ich bin gekommen Dir zu helfen.“ Erſchrocken ſah Helene auf und erblickte eine Fee, die freundlich fragte: „Was weinſt Du ſo?“ Helene hatte lange kein freundliches Wort gehört, ſie faßte Vertrauen zu der Erſcheinung und erzählte, was ihr für eine Arbeit aufgegeben ſei und daß ſie damit unmöglich zur beſtimmten Zeit fertig werden könne. „Sei ohne Sorgen, mein Kind!“ ſprach die freundliche Fee, „lege Dich ruhig ſchlafen; unterdeſſen will ich Deine Arbeit verrichten.“ Helene legte ſich zur Ruhe und unter den Händen der Fee flogen die Federn ſelbſt von den Kielen, ſo daß die Arbeit lange vor der geſetzten Friſt fertig war. Darauf weckte die Fee Helene, die allen Kummer verſchlafen hatte, und verſchwand, als dieſe ihr danken wollte. Am Abend kam die böſe Stiefmutter nach Hauſe. Wie erſtaunte ſie, als ſie Helenen neben der fertigen Arbeit ruhig ſitzend fand. Sie lobte zwar ihren Fleiß, dachte aber bei ſich auf neue und ſchwerere Arbeiten.

Am andern Tage befahl ſie Helenen, einen großen Teich, der in der Nähe lag, mit einem Löffel auszuſchöpfen, und der Löffel, den ſie ihr dazu gab, war durchlöchert. Helene machte ſich an ihre Arbeit, aber bald ſah ſie ein, daß es unmöglich war, das Gebot ihrer böſen und tückiſchen Stiefmutter zu erfüllen. Voll tiefer Kümmerniß und Angſt wollte ſie ſchon den Löffel von ſich werfen, als plötzlich die gute Fee vor ihr ſtand und ſie freundlich fragte, warum ſie ſo betrübt ſei? Als Helene ihr von dem Gebote der Stiefmutter erzählt hatte, ſprach ſie: „Verlaß Dich auf mich; ich will Deine Arbeit für Dich verrichten. Lege Dich unterdeſſen ruhig ſchlafen.“ Helene war getröſtet und legte ſich zur Ruhe, aber bald ward ſie von der

Fee leiſe geweckt und erblickte das vollbrachte Werk. Voller Freuden eilte ſie zu ihrer Stiefmutter und hoffte, ihr Herz würde ſich endlich erweichen. Aber dieſe ärgerte ſich darüber, daß ihre Tücke ſo wunderbar vereitelt worden war und ſann auf noch ſchwierigere Aufgaben.

Als es Morgen geworden war, befahl ſie Helenen, bis zum Abende ein ſchönes Schloß zu bauen, das ſogleich bezogen werden könne und an dem nichts fehlen dürfe, weder Küche noch Keller noch irgend Etwas. Helene ſetzte ſich niedergeſchlagen auf den Felſen, der ihr zum Bau angewieſen war und tröſtete ſich nur mit der Hoffnung, daß ihr die gute Fee auch diesmal aus ihrer Noth helfen werde. So geſchah es auch. Die Fee erſchien, verſprach das Schloß zu bauen und ſchickte Helenen wieder zur Ruhe. Auf das Wort der Fee erhoben ſich Felſen und Steine und fügten ſich in einander, ſo daß bald ein prächtiges Schloß da ſtand. Vor Abend war auch inwendig alles fertig und in vollem Glanze. Wie dankbar und freudig war Helene, als ſie die ſchwere Aufgabe ohne ihr Zuthun erfüllt ſah. Aber die Stiefmutter freute ſich nicht, ſondern ging ſchnüffelnd und ſpürend durch das Schloß von oben bis unten, ob ſie nicht irgend einen Fehler fände, wegen deſſen ſie Helenen ausſchelten und ſtrafen könnte. Endlich wollte ſie auch den Keller betrachten, aber in dem Augenblicke, wo ſie die Fallthüre erhoben hatte und hinabſteigen wollte, ſchlug die ſchwere Thüre plötzlich zurück, ſo daß die böſe Stiefmutter die Treppe hinabſtürzte und ſich zu Tode fiel.

Nun war Helene ſelber Herrin des Schloſſes und lebte in Ruhe und Frieden. Bald kamen viele Freier, die von ihrer großen Schönheit gehört hatten. Unter ihnen war auch ein Königsſohn mit Namen Laßmann, und dieſer erwarb ſich die Liebe der ſchönen Helene. Eines Tages ſaßen beide vertraulich vor dem Schloſſe unter einer hohen Linde beiſammen und Laßmann ſagte Helenen, daß er von ihr zu ſeinen Aeltern reiſen müſſe, um ihre Einwilligung zu ſeiner Heirath ſich zu holen, und bat ſie unter der Linde ſeiner zu warten. Er ſchwur ihr, ſobald als möglich zu ihr zurückzukehren. Helene küßte ihn beim Abſchiede auf den linken Backen und bat ihn, ſo lange er von ihr entfernt ſein werde, ſich von niemand Anderem auf dieſen Backen küſſen zu laſſen. Unter der Linde wolle ſie ihn erwarten.

Helene baute felſenfeſt auf Laßmann's Treue und ſaß ganzer drei Tage lang vom Morgen bis zum Abende unter der Linde. Als aber ihr Bräutigam immer noch nicht kam, gerieth ſie in ſchwere Sorge und beſchloß ſich auf den Weg zu machen und ihn zu ſuchen. Sie nahm von ihrem Schmucke ſo viel ſie konnte, auch von ihren Kleidern nahm ſie drei der ſchönſten, eins mit Sternen, das andere mit Monden, das dritte mit lauter Sonnen von reinem Golde geſtickt. Weit und breit wanderte ſie durch die Welt, aber nirgend gerieth ſie auf eine Spur ihres Bräutigams. Am Ende verzweifelte ſie ganz daran, ihn zu finden und gab ihr Suchen auf, aber nach ihrem Schloſſe wollte ſie doch nicht heimkehren, weil ihr dort ohne ihren Bräutigam alles öde und verlaſſen vorkommen mußte; lieber wollte ſie in der Fremde bleiben. Sie vermiethete ſich bei einem Bauer als Hirtin und vergrub ihren Schmuck und ihre ſchönen Kleider an einem verborgenen Orte.

So lebte ſie nun als Hirtin und hütete ihre Heerde, indem ſie an ihren Bräutigam dachte. Sie gewöhnte ein Kälbchen von der Heerde an ſich und hatte an ihm ihre Freude, fütterte es aus ihrer Hand und richtete es ab, vor ihr nieder zu knieen, wenn ſie zu ihm ſprach:

„Kälbchen, knie nieder
Und vergiß Deiner Ehre nicht, wie der
Prinz Laßmann die arme Helene vergaß,
Als ſie unter der grünen Linde ſaß.“

Nach einigen Jahren, die ſie ſo verlebte, hörte ſie, die Tochter des Königs in dem Lande, wo ſie jetzt wohnte, werde ein Königsſohn mit Namen Laßmann heirathen. Darüber freuten ſich alle Leute, aber Helenen überfiel ein noch viel größerer Schmerz, als ſie bisher erlitten hatte, denn ſie hatte immer noch auf Laßmann's Treue vertraut. Nun traf es ſich, daß der Weg zur Königsſtadt nicht weit von dem Dorfe vorbei ging, wo Helene ſich als Hirtin verdingt hatte, und ſo geſchah es oftmals, wenn ſie ihre Heerde hütete, daß Laßmann an ihr vorüber ritt, ohne ſie zu beachten, indem er ganz in Gedanken an ſeine Braut verſunken war. Da fiel es Helenen ein, ſein Herz auf die Probe zu ſtellen und zu verſuchen, ob es nicht möglich ſei, ihn wieder an ſie zu erinnern. Nicht lange darauf kam Laßmann wieder einmal vorüber; da ſprach Helene zu ihrem Kälbchen:

„Kälbchen, knie nieder
Und vergiß Deiner Ehre nicht, wie der
Prinz Laßmann die arme Helene vergaß,
Als ſie unter der grünen Linde ſaß.“

Als Laßmann Helenens Stimme hörte, da war es ihm, als ſolle er ſich auf Etwas beſinnen, aber hell wurde ihm nichts, und deutlich hatte er auch nicht die Worte vernommen, da Helene nur leiſe und mit zitternder Stimme geredet hatte. So war auch ihr Herz viel zu bewegt geweſen, als daß ſie hätte Acht geben können, welchen Eindruck ihre Worte machten, und als ſie ſich faßte, war Laßmann ſchon wieder weit von ihr fort. Doch ſah ſie noch, wie er langſam und nachdenklich ritt, und deßhalb gab ſie ſich noch nicht ganz verloren.

In dieſen Tagen ſollte in der Königsſtadt mehrere Nächte hindurch ein großes Feſt gegeben werden. Darauf ſetzte ſie ihre Hoffnung und beſchloß, dort ihren Bräutigam aufzuſuchen. Als es Abend war, machte ſie ſich heimlich auf, ging zu ihrem Verſtecke und legte das Kleid, das mit goldenen Sonnen geziert war und ihr Geſchmeide an, und ihre ſchönen Haare, die ſie bisher unter einem Tuche verborgen hatte, ließ ſie feſſellos rollen. So geſchmückt ging ſie in die Stadt zum Feſte. Als ſie ſich zeigte, da wandten ſich Aller Augen auf ſie, alles verwunderte ſich über ihre Schönheit, aber niemand wußte, wer ſie war. Auch Laßmann war von ihrer Schönheit wie bezaubert, ohne zu ahnen, daß er einſt mit dieſem Mädchen ein Herz und eine Seele geweſen war. Bis zum Morgen wich er nicht von ihrer Seite und nur mit Mühe konnte ſie in dem Gedränge ihm entkommen, als es Zeit war heimzukehren. Laßmann ſuchte ſie überall und erwartete ſehnlich die nächſte Nacht, wo ſie verſprochen hatte, ſich wieder einzufinden. Am andern Abende begab ſich die ſchöne Helene wiederum ſo zeitig als ſie konnte auf den Weg. Diesmal hatte ſie das Gewand an, das mit lauter ſilbernen Monden geziert war und einen ſilbernen Halbmond trug ſie über ihrer Stirne. Laßmann war froh ſie wieder zu ſehen, ſie ſchien ihm noch viel ſchöner zu ſein als geſtern und die ganze Nacht tanzte er allein mit ihr. Als er ſie aber nach ihrem Namen fragte, antwortete ſie, ſie dürfe ihn nicht nennen, wenn er nicht erſchrecken ſolle. Darauf bat er ſie inſtändig den nächſten Abend wieder zu kommen, und dies verſprach ſie ihm. Am dritten Abend war Laßmann vor Ungeduld frühzeitig in dem Saale und verwandte kein Auge von der Thür. Endlich kam Helene in einem Gewande, das mit lauter goldenen und ſilbernen Sternen geſtickt war und von einem Sternengürtel feſtgehalten wurde; ein Sternenband hatte ſie um ihre Haare geſchlungen. Laßmann war noch mehr als vorher von ihr entzückt und drang in ſie mit Bitten, ſich ihm endlich zu erkennen zu geben. Da küßte Helene ihn ſchweigend auf den linken Backen, und nun erkannte Laßmann ſie auf einmal wieder und bat voll Reue um ihre Verzeihung; und Helene, froh ihn wieder gewonnen zu haben, ließ ihn nicht lange darauf warten.

Goldhähnchen.

(Mündlich in Thüringen. Von H. Döring in der Thuringia I. mit localer und hiſtoriſcher Färbung erzählt.)

Es lebte einmal ein alter Mann in einem Waldhäuschen, der beſaß außer mehrern Kindern auch ein **Goldhähnchen**, das iſt der kleinſte unter den europäiſchen Vögeln und gehört in das Geſchlecht der Zaunkönige. Dieſes allerliebſte Vögelchen hatte der Alte ſehr lieb, nnd die Kinder hatten es nicht minder lieb, und wie der Alte ſtarb, ſo ſagte er zu den Kindern: „Verkauft nur ja das Goldhähnchen nicht, denn das iſt ein Glücksvögelchen.“ Aber wie der Alte geſtorben war, kehrte Noth und Mangel in das Häuschen der Kinder ein. Nun legte Goldhähnchen jede Woche ein Ei ſo groß wie eine Erbſe, und von erbſengelber Farbe. Dieſe Eier hatte der Vater immer fortgetragen, und war mit Geld und Lebensmitteln zurückgekehrt. Da nun die Lebensmittel ausgegangen waren, entſchloß ſich der älteſte Sohn, die indeß gelegten Eier zu nehmen, und ſie auch feil zu bieten. Wo er die Goldhänncheneier aber anbot, wurde er ausgelacht, und endlich gab ihm ein Mann, den der arme hungernde Knabe dauerte, aus Mitleid ein paar Pfennige dafür. Als dieſe verzehrt waren, und der Hunger ſtärker als zuvor, ſo machte ſich der Knabe wieder auf den Weg, dießmal nur mit einem einzigen Ei, und da war er glücklicher. Er fand den Mann, dem der Vater immer die Eier verkauft hatte, und der ihren Werth wohl kannte, denn ſie waren von purem Gold. Wie der Mann aber merkte. daß der Junge nichts von dem Geheimniß wußte, ſo ſagte er: „Was ſoll ich mit dem Ei? Verkaufe mir den Vogel, ich will Dir ihn ſehr gut bezahlen.“ Und ging auch gleich mit in das Waldhäuschen. Die andern Kinder weinten und klagten, als ihr älteſter Bruder das Goldhähnchen an den Mann verkaufte, der einige blanke Thaler dafür auf den Tiſch legte. Das Vöglein flatterte unruhig im Käfig hin und her, und den Kindern war es, als wenn es ſchrie: „Verkauf mich nicht, verkauf mich nicht!“ Aber es wurde doch verkauft.

Und wie das Vöglein fort war, da war es vollends aus mit dem Glück in dem Waldhäuschen; die Kinder konnten daſſelbe nicht erhalten und mußten betteln gehen, und kamen weit von einander.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß der König des Landes ſtarb, und ſeine junge ſchöne Wittwe ließ nach der Trauerzeit bekannt machen, ſie werde Demjenigen ihre Hand reichen und den Thron mit ihm theilen, der mit verbundenen Augen die aufgehängte Krone mit einer Lanze herabſtechen werde. Das Goldhähnchen ſang damals immerfort: „Wer mich ißt, wird König! Wer mich ißt, wird König!“ Das gefiel dem Mann, der es gekauft hatte, und obgleich er nun auf die goldnen Eier verzichten mußte, wenn er es verſpeiſte, ſo tödtete er es doch, ließ es rupfen und mit bunter Seide bezeichnen, um es, gebraten, wieder zu erkennen, und gab der Köchin ſtrengen Befehl, ja recht darauf Acht zu haben. Er hatte viele Freunde zu einem feſtlichen Mahl geladen, damit ihm gleich gehuldigt werde, wenn er den Vogel gegeſſen, und plötzlich König werde.

Während nun zu dem Feſtmahl alle möglichen Zurüſtungen geſchahen, kam der junge Menſch, der das Goldhähnchen verkauft hatte, als ein armer müſſiger Bettler vor das Haus, und ſprach die Köchin um ein Almoſen oder ein Stück Brod an, und dieſe ſagte: „Haben ſollſt Du etwas, mußt aber auch etwas thun!“ und dazu war Jener gern bereit. Er holte Waſſer, ſpaltete Holz zum Heerdfeuer, drehte den Bratenwender und hatte Acht auf die Vögel, die in der Pfanne brieten, und darunter das Goldhähnchen auch war. Von Ohngefähr ſtieß er mit einem Stück Holz an die Pfanne, und da fiel das Goldhähnchen heraus in die glühenden Kohlen.

„Schad' um das Vögelein!“ dachte der Jüngling, obſchon er ſehr erſchrocken war, und ſchob es in den Mund und verſpeiſte es, obſchon er ſich tüchtig verbrannte. Er wußte es aber nicht, daß es ſein ehemaliges Goldhähnchen geweſen. Als die Köchin in die Küche kam, zählte ſie die Vögel, ſah, daß eins fehlte, und jagte den neuen ungetreuen Küchenbuben mit Schimpfen und Schelten von dannen, zeichnete aber geſchwind einen andern kleinen Vogel, und trug das Gericht ihrem Herrn auf. Dieſer aß das gezeichnete

Vöglein, und ſitzt heut noch, und wartet, bis er König wird, und ärgert ſich, daß er ſeine Freunde tractirt hat.

Der Fortgejagte ſchlich trübſelig durch die Straßen und bettelte vor der Thüre eines Müllers. Dieſer brauchte juſt einen Eſeltreiber, und verlieh dieſe Stelle dem armen Burſchen; er durfte bei den Eſeln im Stalle ſchlafen. Und ſiehe, am andern Morgen fand der Müller, als er anders Stroh ſtreute und das alte wegräumte, goldne Eier in dem Stroh, darauf ſein Eſeltreiber geſchlafen hatte. Das gefiel ihm, und er dachte: den Burſchen mußt Du lange behalten, das iſt ein Goldfink, während der vorige ein Miſtfink war.

Jetzt kam der Tag des Kronenſtechens, und da meinte der Eſeltreiber, wenn jedermann ſtechen und ſein Glück verſuchen dürfte, möchte er's auch wagen, bat den Müller um einen Speer, und um ein Pferd. Der Müller lachte aus vollem Halſe, doch dachte er, das giebt einen Hauptſpaß, gab ihm eine alte lahme und ſpindeldürre Mähre, und einen alten Speer, und ſandte ihn hin zum Stechen um die Königskrone.

Alles lachte, wie der wunderliche Ritter von der traurigen Geſtalt daher getrabt kam, und die Königin ſchaute unwillig drein, daß ſo ein armſeliger Burſche ſich zu dem Kronenſtechen drängte, zu welchem ſich ſo viele vornehme Ritter und Herren eingefunden hatten; allein da ſie das Kronenſtechen einmal gänzlich freigegeben hatte, ſo durfte ſie daſſelbe nun nicht ausſchließlich machen.

Das Kampfſpiel begann damit, daß ein Graf und ein Ritter nach dem andern nach der Krone mit verbundenen Augen ſtach, und keiner dieſelbe erlangte; und es endete damit, daß der Eſeltreiber ſo glücklich war, die Krone zu treffen und herab zu ſtechen. Der Königin war das gar unlieb, allein ſie mußte des Eſeltreibers Gemahlin werden, weil ſie das einmal beſchworen hatte, und ſo wurde derſelbe König, und jener Müller, ſein Herr, fand fürder keine Goldeier mehr im Stroh ſeines Stalles, ſondern nur ſolche, wie ſie die Eſel legen.

Da die Königin ihren Gemahl nicht liebte, wegen ſeiner geringen Herkunft, ſo ſann ſie Tag und Nacht darauf, ſich ſeiner zu entledigen. Sie nahm deshalb ihre nächſte Zuflucht zu einer alten mächtigen Zauberin, und die gab ihr ein Kraut, das die Kraft hatte, die menſchliche Geſtalt in eine thieriſche zu verwandeln. Dieſes Kraut miſchte die böſe Königin ihrem Gemahl und Herrn unter ſeine Speiſe, und ſiehe, als der König die Speiſe genoſſen hatte, ſo begann er ſich zu verwandeln, und wurde ein leibhaftiger Eſel ihm, der vorher ein ſehr ſchöner junger Menſch geweſen war. Dieſerhalb wurde er mit Schimpf und Schande aus dem Hofe gejagt, und nun wurde ein andrer zum König gewählt, deſſen Wahl man klugerweiſe nicht wieder dem Glück und dem blinden Zufall überließ, weil man fürchtete, abermals einen Eſel zur höchſten Stelle gelangen zu ſehen.

Der arme geweſene Eſeltreiber, jetzt ſelbſt Eſel, hatte alle Mühſeligkeit ſeines neuen Standes zu empfinden. Er hatte ſeinen Weg nach der Mühle genommen, wo er einſt zufrieden die Eſel getrieben und auf Stroh geſchlafen hatte. Der Müller, als er ihn kommen ſah, vermochte nicht, ihn von andern Eſeln zu unterſcheiden, obgleich in ſeinen Augen etwas Menſchliches war. Und da wurde er in der Mühle zu den andern Eſeln geſtellt, mußte Säcke mit Getraide und Mehl tragen Jahr aus Jahr ein, und hatte es nun kein Haar beſſer oder ſchlimmer, als die übrigen Eſel auch.

Nun hatte dieſer arme Eſel, als er weiland noch ein Menſch geweſen war, eine Schweſter gehabt, die war auch damals von ihm gekommen und hatte gebettelt, und da hatte ſie auch in einem Kloſter Brod geheiſcht, und man hatte ſie als ein junges kräftiges Ding zu Mägdedienſten angenommen. Sie war treu und fleißig, wurde endlich ſelbſt eine Nonne, und man vertraute ihr das Amt der Pförtnerin. Dieſes Kloſter ließ nun juſt in derſelben Mühle mahlen, in welcher der gewiſſe Eſel ſich befand, und wie er zum erſtenmal mit ſeinen Säcken an die Kloſterpforte kam, erkannte er gleich in der Pförtnerin ſeine Schweſter, denn er hatte noch menſchliche Gedanken und menſchliche Erinnerungen. Da yathe er hellauf und gab ſeine Freude zu erkennen, und auch im Buſen der Pförtnerin erwachte eine gewiſſe Sympathie für dieſen Eſel; das war die Stimme der Natur. Nun war die Pförtnerin kundig aller Kräuter, und baute die beſten und kräftigſten in dem Kloſtergarten ſelbſt. Da ging ſie hin, pflückte ein Zauberkraut, das die Kraft beſaß, die thieriſche Geſtalt, wenn ſie durch Zauberei verliehen war, wieder in menſchliche zu verwandeln, und gab es dem Eſel zu freſſen. Da wurde er wieder ein Menſch, wie zuvor, und bedankte ſich bei ſeiner guten Schweſter mit vielen Küſſen und Thränen. Er hatte aber ſieben Jahre Säcke und Prügel genug getragen und verlangte nicht wieder zu den Menſchen. In der Nähe des Kloſters, wo er ſeine gute fromme Schweſter wieder gefunden, erbaute er ſich eine Hütte von Baumzweigen und wurde ein frommer Einſiedel und Waldbruder. Da lebte er von Wurzeln und Kräutern, und hatte ſeine Luſt an dem lieblichen Geſang der Waldvögel, und fütterte und pflegte ſie, mit Ausnahme der Goldhähnchen, die konnte er nicht leiden, und verwünſchte ſie, weil das eine ihm nur Unglück gebracht hatte, und fing ſie und tödtete ſie, wo er nur eins habhaft werden konnte.

Das Märchen vom Ritter Blaubart.

(Mündlich verbreitet, doch wohl nur aus Büchern; vielfach variirend.)

Es war einmal ein gewaltiger Rittersmann, der hatte viel Geld und Gut, und lebte auf ſeinem Schloſſe herrlich und in Freuden. Er hatte einen blauen Bart, davon man ihn nur Ritter Blaubart nannte, obſchon er eigentlich anders hieß, aber ſein wahrer Name iſt verloren gegangen. Dieſer Ritter hatte ſich ſchon mehr, als einmal verheirathet, allein man hatte gehört, daß alle ſeine Frauen ſchnell nach einander geſtorben ſeien, ohne daß man eigentlich ihre Krankheit erfahren hatte. Nun ging Ritter Blaubart abermals auf Freiersfüßen, und da war eine Edeldame in ſeiner Nachbarſchaft, die hatte zwei ſchöne Töchter und einige ritterliche Söhne, und dieſe Geſchwiſter liebten einander ſehr zärtlich. Als nun Ritter Blaubart die eine dieſer Töchter heirathen wollte, hatte keine von Beiden rechte Luſt, denn ſie fürchteten ſich vor des Ritters blauem Bart, und mochten ſich auch nicht gern von einander trennen. Aber der Ritter lud die Mutter, die Töchter und die Brüder ſammt und ſonders auf ſein großes und ſchönes Schloß zu Gaſte, und verſchaffte ihnen dort ſo viel angenehmen Zeitvertreib und ſo viel Vergnügen durch Jagden, Tafeln, Tänze, Spiel und ſonſtige Freudenfeſte, daß ſich endlich doch die Jüngſte der Schweſtern ein Herz faßte, und ſich entſchloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wurde auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.[1]

Nach einer Zeit ſagte Ritter Blaubart zu ſeiner jungen Frau: „Ich muß verreiſen, und übergebe Dir die Obhut über das ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem, was dazu gehört. Hier ſind auch die Schlüſſel zu allen Zimmern und Gemächern, in alle [illegible] kannſt Du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieſer kleine goldne Schlü ſel ſchließt das hinterſte Kabinet am Ende der großen Zimmerreihe. In dieſes, meine Theure, muß ich Dir verbieten zu gehen, ſo lieb Dir meine Liebe und Dein Leben iſt. Würdeſt Du dieſes Kabinet öffnen, ſo erwartete Dich die ſchrecklichſte Strafe der Neugier. Ich müßte Dir dann mit eigner Hand das Haupt vom Rumpfe trennen!“ — Die Frau wollte auf dieſe Rede den kleinen goldnen Schlüſſel gar nicht annehmen, indeß mußte ſie dieß thun, um ihn ſicher aufzubewahren, und ſo ſchied ſie von ihrem Mann mit dem Verſprechen, daß es ihr nie einfallen werde, jenes Kabinet aufzuſchließen und es zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Beſuch von ihrer Schweſter und ihren Brüdern, die gerne auf die Jagd gingen; und nun wurde mit Luſt alle Tage die Herrlichkeiten in den vielen vielen Zimmern des Schloſſes durchmuſtert, und ſo kamen die Schweſtern auch endlich an das Kabinet. Die Frau wollte, obſchon ſie ſelbſt große Neugierde trug, durchaus nicht öffnen, aber die Schweſter lachte ob ihrer Bedenklichkeit, und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigenſinn das Koſtbarſte und Werthvollſte von ſeinen Schätzen verborgen halte. Und ſo wurde der Schlüſſel mit einigem Zagen in das Schloß geſteckt, und da flog auch gleich mit einem dumpfen Geräuſch die Thüre auf, und in dem ſparſam erhellten Zimmer zeigten ſich — ein entſetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter aller frühern Frauen Ritter Blaubarts, die eben ſo wenig, wie die jetzige, dem Drang der Neugier hatten widerſtehen können, und die der böſe Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. Vom Tod geſchüttelt wichen jetzt die Frauen und ihre Schweſter zurück; vor Schreck war der Frau der Schlüſſel entfallen, und als ſie ihn aufhob, waren Blutflecke daran, die ſich nicht abreiben ließen, und eben ſo wenig gelang es, die Thüre wieder zuzumachen, denn das Schloß war bezaubert, und indem verkündeten Hörner die Ankunft Berittener vor dem Thore der Burg. Die Frau athmete auf und glaubte, es ſeien ihre Brüder, die ſie von der Jagd zurück erwartete, aber es war Ritter Blaubart ſelbſt, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach ſeiner Frau zu fragen, und als dieſe ihm bleich, zitternd und beſtürzt entgegentrat, ſo fragte er nach dem Schlüſſel; ſie wollte den Schlüſſel holen und er folgte ihr auf dem Fuße, und als er die Flecken am Schlüſſel ſah, ſo verwandelten ſich alle ſeine Geberden, und er ſchrie: „Weib, Du mußt nun von meinen Händen ſterben! Alle Gewalt habe ich Dir gelaſſen! Alles war Dein! Reich und ſchön war Dein Leben!

Und ſo gering war Deine Liebe zu mir, Du ſchlechte Magd, daß Du meine einzige geringe Bitte, meinen ernſten Befehl nicht beachtet haſt? Bereite Dich zum Tode! Es iſt aus mit Dir!“

Voll Entſetzen und Todesangſt eilte die Frau zu ihrer Schweſter, und bat ſie, geſchwind auf die Thurmzinne zu ſteigen, und nach den Brüdern zu ſpähen, und dieſen, ſobald ſie ſie erblicke, ein Nothzeichen zu geben, während ſie ſich auf den Boden warf, und zu Gott um ihr Leben flehte. Und dazwiſchen rief ſie: „Schweſter! Siehſt Du noch Niemand?“ — „Niemand!“ klang die troſtloſe Antwort. — „Weib! komm herunter!“ ſchrie Ritter Blaubart, „Deine Friſt iſt aus!“

„Schweſter! ſiehſt Du Niemand?“ — ſchrie die Zitternde. „Eine Staubwolke — aber ach, es ſind Schaafe!“ antwortete die Schweſter. — „Weib! komm herunter, oder ich hole Dich!“ ſchrie Ritter Blaubart.

„Erbarmen! Ich komme ja ſogleich! Schweſter! ſiehſt Du Niemand?“ — „Zwei Ritter kommen zu Roß daher, ſie ſahen mein Zeichen, ſie reiten wie der Wind“ —

„Weib! Jetzt hole ich Dich!“ donnerte Blaubarts Stimme, und da kam er die Treppe herauf. Aber die Frau gewann Muth, warf ihre Zimmerthüre ins Schloß, und hielt ſie feſt, und dabei ſchrie ſie ſammt ihrer Schweſter ſo laut um Hülfe, wie ſie beide nur konnten. Indeſſen eilten die Brüder wie der Blitz herbei, ſtürmten die Treppe hinauf und kamen eben dazu, wie Ritter Blaubart die Thüre ſprengte und mit gezücktem Schwert in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht, und Ritter Blaubart lag todt am Boden. Die Frau war erlöſt, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Die Nonne, der Bergmann und der Schmied.

(Aus der Oberlauſitz, nach M. Haupt, in deſſen Zeitſchrift für deutſches Alterthum, II.)

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten mit einander durch die Welt. Einmal hatten ſie ſich in einem großen finſtern Walde verirrt, ſo daß ſie froh ſein mußten, als ſie endlich in der Ferne ein Gemäuer erblickten, darin ſie Obdach zu finden dachten. Sie gingen alſo darauf zu und ſahen, daß es ein altes wüſtes Schloß war, ſchon halb verfallen, doch noch ſo weit erhalten, daß man allenfalls und zur Noth noch darin wohnen konnte. Darum beſchloſſen ſie darin zu bleiben und hielten Rath, wie ſie ſich einrichten wollten. Bald wurden ſie einig, daß immer eins von ihnen daheim bleiben und die Wirthſchaft beſtellen ſollte, während die beiden Andern aus wären, um Nahrungsmittel herbeizuſchaffen.

Das Loos zu Hauſe zu bleiben, traf zuerſt die Nonne. Als nun der Bergmann und der Schmied in den Wald gegangen waren, ſo beſorgte die Nonne die Küche, und als ihre Gefährten zur Mittagszeit nicht heim kamen, verzehrte ſie einſtweilen ihren Theil von der Mahlzeit. Da trat auf einmal ein graues Männchen zur Thür herein, ſchüttelte ſich und ſprach: „O wie friert mich!“ Die Nonne antwortete: „Setze Dich zum Ofen und wärme Dich.“ Das Männchen that, wie ihm die Nonne gebot, aber bald rief es: „O wie hungert mich!“ Die Nonne ſagte: „Auf dem Ofen ſteht Eſſen, ſo iß.“ Da machte ſich das Männchen über das Eſſen und aß in Geſchwindigkeit alles auf, was da war. Darüber wurde die Nonne zornig und ſchalt es, daß es für ihre Gefährten gar nichts übrig gelaſſen hätte. Da gerieth auch das Männchen in einen großen Zorn, nahm die Nonne, ſchlug ſie und warf ſie von einer Wand zur andern. Darauf ließ das böſe Männchen die Nonne liegen und ging ſeines Weges. Am Abend kamen die beiden Gefährten der Nonne nach Hauſe, und als ſie hungrig ihr Eſſen verlangten und nichts mehr fanden, ſo machten ſie der Nonne heftige Vorwürfe und wollten ihr nicht glauben, als ſie ihnen erzählte, was ihr widerfahren wäre.

Den folgenden Tag erbot ſich der Bergmann das Haus zu hüten und verſprach, er werde ſchon dafür ſorgen, daß niemand hungrig zu Bette gehen müſſe. So gingen nun die beiden Andern in den

Wald und der Bergmann beſorgte das Eſſen, verzehrte ſeinen Theil und ſetzte dann das Uebrige auf den Ofen. Da trat das Männchen herein, aber wie erſchrak der Bergmann, als er ſah, daß es dasmal zwei Köpfe hatte. Es ſchüttelte ſich und ſprach: „O wie friert mich!“ Ganz voller Furcht verwies es der Bergmann zum Ofen. Bald darauf fing es an zu klagen: „O wie hungert mich!“ — „Auf dem Ofen ſteht Eſſen, ſo iß!“ antwortete der Bergmann. Da fiel das Männchen mit ſeinen beiden Köpfen über das Eſſen her und bald war alles aufgezehrt und die ganze Schüſſel wie ausgeleckt. Als der Bergmann das Männchen deswegen ausſchalt, erging es ihm wie es der Nonne ergangen war, — das Männchen ſchlug ihn braun und blau, warf ihn gegen alle Wände, daß es krachte, und ihm Hören und Sehen verging, ließ ihn dann liegen und ging davon. Als nun am Abend der Schmied mit der Nonne heim kam und nichts für beider Hunger fand, gerieth er mit dem Bergmann in Streit und vermaß ſich hoch und theuer, morgen, wo an ihm die Reihe ſei, das Haus zu hüten, da ſolle es keinem an Eſſen fehlen.

Als am andern Tage das Eſſen fertig war, kam das Männchen wieder, und diesmal hatte es drei Köpfe. Es klagte über Froſt und der Schmied hieß es ſich an den Ofen ſetzen. Als es darauf über Hunger klagte, theilte der Schmied von dem Eſſen etwas ab und ſetzte es ihm hin. Damit war das Männchen geſchwind fertig; es ſah ſich mit ſeinen ſechs Augen begierig um und verlangte mehr, und als der Schmied ſich weigerte, ihm mehr zu reichen, wollte es ihm mitſpielen wie der Nonne und dem Bergmann. Der Schmied aber war nicht faul, nahm ſeinen großen Schmiedehammer, ging auf das Männchen los und ſchlug ihm zwei von ſeinen Köpfen ab, ſo daß das Männchen ſeinen dritten Kopf zwiſchen die Ohren nahm und eilig die Flucht ergriff. Der Schmied lief ihm durch viele Gänge nach, bis es bei einer eiſernen Thür plötzlich vor ihm verſchwand. Nun mußte der Schmied es aufgeben, das Männchen weiter zu verfolgen, nahm ſich aber vor, nicht eher zu ruhen, als bis er mit ſeinen beiden Gefährten alles glücklich beſtanden hätte. Indeſſen waren der Bergmann und die Nonne nach Hauſe gekommen. Der Schmied brachte ihnen, wie er verſprochen hatte, ihr Eſſen und erzählte ihnen ſein Abenteuer und zeigte ihnen die beiden abgehauenen Köpfe, die ſie mit verdrehten Augen anſtarrten. Darauf beſchloſſen alle drei, ſich von dem grauen Männchen, wenn [illegible] möglich wäre, ganz zu befreien, und gleich am folgenden Tage [illegible]gen ſie ans Werk. Sie mußten lange ſuchen, ehe ſie die eiſerne

Thür fanden, bei der das Männchen geſtern verſchwunden war und es koſtete große Mühe, ehe ſie ſie aufzuſprengen vermochten. Da that ſich ein weites Gewölbe vor ihnen auf; darin ſaß ein ſchönes junges Mädchen an einem Tiſche und arbeitete. Sie ſprang auf und fiel ihnen zu Füßen, indem ſie ihnen für ihre Befreiung dankte und erzählte, ſie ſei eine Königstochter und von einem mächtigen Zauberer hierher gebannt worden; geſtern Mittag habe ſie auf einmal empfunden, daß der Zauber gelöſt ſei und ſeitdem habe ſie jede Stunde auf Befreiung gehofft. Aber außer ihr ſei noch eine andre Königstochter in dieſes Schloß gebannt. Darauf gingen Jene und ſuchten auch dieſe andre Königstochter auf und befreiten ſie. In großen Freuden dankte ſie ihnen ebenfalls, und ſagte, daß auch ſie geſtern zu Mittag es gefühlt habe, wie ihre Verzauberung gelöſt ſei. Nun erzählten die beiden Königstöchter ihren Befreiern, in verborgenen Kellern des Schloſſes ſei ein großer Schatz, den ein ſchrecklicher Hund bewache. Sie gingen nun darnach und fanden endlich den Hund, und der Schmied erſchlug ihn mit ſeinem ſchweren Hammer, wie ſehr er ſich auch zur Wehre ſetzen mochte. Der Schatz aber war Gold und Silber, ganze Pfannen voll, und dabei ſaß als Hüter ein ſchöner Jüngling. Der ging ihnen entgegen und dankte ihnen, daß ſie ihn erlöſt hätten. Er ſei der Sohn eines Königs, aber von einem Zauberer in dieſes Schloß gebannt und in das dreiköpfige Männchen verwandelt worden. Als er zwei von ſeinen Köpfen verloren, da ſei die Verzauberung der beiden Königstöchter gehoben worden, und als der Schmied den gräßlichen Hund erſchlagen, da ſei auch er erlöſt geweſen. Dafür ſollten ſie nun den ganzen Schatz zum Lohne haben. Darauf ward der Schatz getheilt und ehe ſie damit fertig wurden, hatten ſie lange zu thun; die beiden Königstöchter aber heiratheten aus Dankbarkeit für ihre Erlöſung die eine den Schmied und die andere den Bergmann, und der ſchöne Königsſohn heirathete die Nonne. So lebten ſie in Frieden und Freude zuſammen bis an ihr Ende.

Die drei dummen Teufel.

(Mündlich im Werrathale.)

In der Hölle war einmal großes Wunder, daß nur lauter Männer und keine Weiber in die Hölle kämen und von Herzen hätten ſie doch auch gerne Weiber darinne gehabt. Da warf ſich ein ganz junger Teufel auf und ſprach: „Was gilt's, ich ſchaffe eine her!“ Die andern Teufel freuen ſich zwar, aber ſie glauben dem was jener junge ſpricht, doch noch nicht recht. Der Teufel fährt ſofort ab und die andern wünſchen ihm großes Glück. Er kömmt alſo auf die Erde, und trifft ein ſchönes junges Mädchen; zu dieſem ſpricht er: „He, Jungfer! hat Sie nicht Luſt zu heirathen? —“ „Warum nicht, wenn Er Geld und Brod für mich hat?“ — „Das habe ich.“ — Nun wird Hochzeit gehalten, und das Leben oben auf der Erde geht herrlich und in Freuden. Eh aber der Küßmond vorüber, verlangt die junge Frau Geld, Kleider und das aber ſchöne, und der Teufel kann kaum das Brod verdienen, muß oft über ſeinem Maul ſparen und es ſeiner Frau laſſen und dadurch wird er dürr und mager und iſt lange nicht mehr ſo gutes Muthes als zuvor. Die Frau hatte ſich mehr von dieſem Galan verſprochen — viel Geld, ſchöne Kleider und ſo recht innig geliebt zu werden. Sie fängt daher an und wird kalt gegen ihren Teufel. Er giebt gute Worte; — er ſchlägt. — Sie zankt aber arg und drohet ihm mit Schlägen. Das lächert dem Teufel und er denkt: ich werde Dich doch zwingen können. Zankt er aber ein Wort, ſo zankt ſie zehne, und das geht ein und alle Tage ſo fort. Was geſchieht? Der Teufel bekommt zuletzt derbe Schläge. Da denkt der Teufel: ei, was ſollſt Du Dich mit der Frau plagen? gehe doch hübſch heim, und — da ging er heim. Wie er in die Hölle kömmt und bringt kein Weib mit, da lachten ihn die Teufel tüchtig aus, und überall rufen ſie: „Dummer Teufel! dummer Teufel!“ Er aber antwortete: „Ich will keine wieder und wenn ich die ganze Hölle geſchenkt kriegte. Seid froh, daß ich ſie nicht mitgebracht habe, die hätte uns allen die Hölle erſt recht heiß gemacht!“ Da ſpricht ein andrer etwas älterer Teufel: „Nun will ich fort, ich will ſchon eine herſchaffen!“ Er reiſet ebenfalls ab, kömmt auf einen [illegible]ſenacker, dort trifft er eine alte Jungfer. Da denkt er: warte, dieſe iſt nicht ſo ein junger Lecker, die willſt Du nehmen. Er ſpricht alſo zu ihr: „He da, Jungfer! hat Sie nicht Luſt zu heirathen?“—„O ja! wenn Er Geld und Brod für mich hat?“ — „O ja!“ ſpricht der Teufel. Die Hochzeit wird gehalten. Der Küßmond ging ganz gut vorüber. Die Vermählten verzehrten Anfangs das Vermögen der Frau und weil der Teufel ihr ſehr wohl gefiel, ſo hat ſie ihr Gut gerne hergegeben. Als dieſes aber nun verthan war, ſollte der Teufel ſein Gut auch hergeben; da er jedoch keins hatte, ſo machte ihm die Frau die bitterſten Vorwürfe und begehrte ſo auf, daß dem Teufel Arme und Beine zitterten. Sie giebt ihm nun nichts zu eſſen und er hat doch mächtigen Hunger. Und wenn ihm vor Hunger gleich der Bauch grimmt, und ihm die Zunge ellenlang zum Halſe heraus hängt, ſo erbarmt ſie ſich ſeiner doch nicht. Will der Teufel etwas eſſen, ſo muß er fort und muß Kartoffeln ſtopfeln. Kömmt er Abends und hat kein großes Säckchen voll, ſo kriegt er auch noch Schläge, und das geht ſo einen und alle Tage. Endlich wird das der arme Teufel doch müde und ſpricht zu ſich: „Ei was, ſollſt Du Dich mit der Frau plagen? Ich gehe fort, das iſt ja ein bitterböſes Thier!“ Er geht und kömmt in die Hölle zurück. Hier wird er gleich gefragt, wo er ſeine Frau habe? — „Ja, Frau! Hat ſich was! Ich will keine! Ich will in meinem Leben an die, die ich droben hatte, gedenken! Die nimmt man auch noch mit in die Hölle! Bin froh, daß ich ſie wieder los bin.“ — Da hieß es nun überall: „Dummer Teufel! dummer Teufel!“ —

Nun ſpricht aber ein ganz alter Teufel: „Jetzt will ich fort; ich will's den Weibern wohl anſtreichen!“ — Der alte Teufel reiſet ab und kömmt auf die Erde; da geht er durch einen jungen Birkenwald, und ſieht von weitem ein Frauenzimmer. Er geht darauf zu, betrachtet ſich die Dame lange und ſpricht ſie endlich ganz freundlich an: „He! ſchöne Jungfer! hat Sie nicht Luſt zu heirathen?“ — „O ja! wenn er eine Probe ablegen kann?“ — „Worin beſteht die?“ — „Ja, das iſt eine ſchwere und eine Hauptprobe.“ Der Teufel ſpricht: „Nur her damit, ich kann alles!“ — „Ja, ſo hat mein erſter Mann auch ſchon geſagt.“ — Der Teufel fragte ganz verwundert: „Hat Sie denn ſchon einen Mann gehabt?“ — „Ja wohl!“ ſprach ſie, „ich war recht mit ihm angeführt.“ — „Wie ſo denn?“ fragte der Teufel. Sie ſagte blos: „Ach!“ — Der alte Teufel war pfiffig, fragte nicht weiter, ſondern begab ſich an die Probe. Was dies für eine Probe war, hat man nicht erfahren können. Aber die Frau war mit dem Teufel zufrieden und hielt mit ihm Hochzeit.

Es geht herrlich und in Freuden, aber dieſe Frau war ebenfalls eine recht geizige Xantippe. Dem Teufel wurden alle Stückchen Brod zugeſchnitten und alle Tröpfchen Suppe abgemeſſen. Er wurde nach und nach klapperdürre, verlor alle Kraft, und die Frau wurde immer unzufriedener mit ihm. Sie ſchilt und zankt; er bittelt und bettelt. — Das hilft alles nichts; er ſoll ſeine Pflichten thun, arbeiten in jeder Art; und er kanns doch nicht, aus Hunger und Schwäche. Sie mißhandelt ihn und prügelt ihn, und er kann ſich für Schwäche nicht einmal wehren; — und da ſteckt ihn die Frau gar unter die Ofenbank, und ſpricht zu ihm: „Wenn Du Brod haben willſt, ſo ſiehe zu, wo Du welches herkriegſt!" Jetzt macht ſich der betrogene Teufel in ſeiner Mattigkeit auf und ſchleppt ſich in den Wald, pflückt Beeren und ernährt ſich davon kümmerlich; Abends geht er nach Hauſe und kriecht wieder unter die Ofenbank. Die Frau tritt ihn und pufft ihn, und er weiß in der Welt ſeiner Angſt keinen Rath.

Zu einer Zeit war dieſer Teufel wieder einmal in den Beeren, und kam zu einem Köhler, dieſem klagte er ſeine Noth und bat um etwas zu eſſen. Da ſprach der Köhler: „Ja, lieber Alter, ich habe ſelbſten ſieben Kinder und oft keinen Biſſen Brod." Der Teufel antwortete: „Du Köhler, ſchwarzer Kerl, gieb mir einen Rath, wie ich das böſe Weib bändige. Ich bitte Dich um alles in der Welt, hilf mir!" —

Der Köhler antwortete darauf:

Ein böſes Weib, eine herbe Buß
Und weh' dem, der ein' haben muß.

Der Teufel denkt: ach wenn das Ding ſo klingt, ſo gehſt Du lieber wieder heim. Wäre ich doch vom Anfang an zu Hauſe geblieben! — Er ſinnt auf Rache gegen die Weiber — und ſpricht zum Köhler: „He! Bruder! Du biſt auch arm, ich will Dich reich machen, Du mußt mir aber folgen." Der Köhler ſpricht: „O ja, reich wäre ich gerne und ich will thun, was Du nur haben willſt." Da ſpricht der Teufel: „Höre, Bruder Köhler, ich weiß einen König, der hat zwei Prinzeſſinnen, da will ich in die jüngſte fahren und Du ſollſt der Doctor ſein. Wenn ich in die Prinzeſſin gefahren bin, ſo wird der König einen Aufruf ergehen laſſen nach einem Doctor, der Knall und Fall Teufel austreiben kann. Da gehſt Du nun hin zu dieſem König und ſprichſt: „Herr König! ich will der Prinzeſſin helfen, aber ich muß mit ihr in einer Stube ganz allein ſein, verſteht ſich in allen Ehren. Wenn Du dann bei der Prinzeſſin eingelaſſen wirſt, ſo ſprichſt Du zu mir: Donner und Teufel, fahr aus! — öffneſt ein Fenſter, und ich hebe mich dannen. Das darfſt Du aber nur zweimal thun, wenn Du es dreimal thuſt, muß ich Dir den Hals brechen!" — Der Köhler fragte: „Auch wenn ich Dir eine ſchöne gute Frau ſchaffe?" — Darauf erwiederte der Teufel: „Wir wollen ſehen." — An einem Abende kam der Köhler aus dem Walde, da ſagte ihm ſeine Frau: „Du Mann, der reiche König hat ausgeſchrieben, daß ſeine Prinzeſſin todtſterbens krank iſt, ja ſehr krank; wer ihr hilft, der ſoll das halbe Königreich von ihm bekommen oder ſo viel Gold, als wie der König und der Doctor beide ſchwer ſind. Wenn Du nur, Alter! ein gutes Hausmittel wüßteſt und könnteſt der Prinzeſſin helfen, daß wir auch einmal aus unſrerm Armuth kämen!" — Hierauf ſagte der Köhler zu ſeiner Frau: „Ich will einmal eine Probe machen, vielleicht bin ich glücklich" — und reiſete ab. Als er zum König kam, ſo fragte dieſer: „Alter, getraueſt Du Dir, meine Prinzeſſin geſund zu machen?" — „O ja, Herr König!" antwortete der Köhler. „Ich muß erſt etliche Species aus der Apotheke haben und die muß ich ſelber holen und dann muß ich ganz allein bei der Prinzeſſin ſein." Darauf ſprach der König: „Alter! Wie Du es verlangſt, ſo ſoll es geſchehen. Machſt Du meine Prinzeſſin geſund, ſo bekommſt Du mein halbes Königreich oder ſo viel Gold, als ich und Du ſchwer ſind." — Der Köhler that nun, wie ihm der Teufel anbefohlen hatte, und die ſchöne Prinzeſſin war auf der Stelle geſund. Der König ſtellte dem Köhler die Wahl frei: Gold oder Land, — und der Köhler nahm das Gold.

Binnen kurzem wurde nun die andere Prinzeſſin von dem Teufel beſeſſen. Der König läßt den Köhler wieder kommen und ſpricht zu ihm: „Alter, Du haſt meine erſte kranke Tochter geſund gemacht, hilf auch dieſer!" — Der Köhler ſagte: „Ich will's verſuchen, Herr König!" Und ſiehe, er half der zweiten Prinzeſſin auch wieder und der König gab dem Köhler wieder ebenſo viel Gold.

Der Köhler war nun ſehr reich, grämte ſich aber dennoch, weil er den Teufel nicht dreimal austreiben durfte, der ſich vorgenommen hatte, die Frauenzimmer recht zu plagen. Die zwei erſten Male war es ausgemacht, das dritte Mal mußte er den Teufel in der Prinzeſſin laſſen, ſonſt wollte ihm der Teufel den Hals brechen; und konnte er den Teufel nicht das dritte Mal austreiben, ſo mußte er wagen, daß ihn der König ums Leben bringen ließ; er ſann nach, ob nicht beim dritten Mal es ihm gelingen werde, den Teufel anzuführen?

Nun wurde die erſte Prinzeſſin wieder krank, weil der Teufel zum zweiten Mal in ſie gefahren war. Wiederum ließ der König den alten Köhler kommen und ſprach zu ihm: „Du, Alter, Deine erſte Cur hat keinen Beſtand gehabt! Hilfſt Du meiner Prinzeſſin nicht, ſo laß ich Dich aufhenken!“ Darauf antwortete der Köhler: „Mein allergnädigſter Herr König! ich will eine Probe machen, aber dazu iſt nöthig, daß alle Mädchen in der ganzen Stadt morgen frühe in weißen Kleidern, mit rothen Schärpen und Haarlocken, auch alle Eure Geiſtlichen in ihrer Amtstracht und die Prinzeſſin inmitten derſelben vor dem Schloſſe ſtehen und unter Geſang der Jungfrauen und Geiſtlichen ich neben der Prinzeſſin den Berg hinauf begleitet werde. Wenn wir dann auf der höchſten Höhe ſind, dann will ich eine Probe machen.“ Der König ließ ſchleunigſt alle Anſtalten treffen, daß dieſe Bedingung erfüllt werde. Den kommenden Morgen war die große Verſammlung vor dem Schloß. Der Zug bewegte ſich bergan, und auf der höchſten Höhe ſprach der Köhler:

„Donner und Teufel, fahr aus!“

Da fuhr der Teufel zwar aus, rief aber dem Köhler zu: „Spitzbube, hältſt Du ſo Dein Wort! Warte, nun breche ich Dir den Hals!“ Der Köhler aber verantwortete ſich und ſagte: „Halt! ich habe mir doch auch erſt etwas vorbehalten, weißt Du nicht, daß ich zu Dir ſagte: wenn ich Dir nun ein anderes gutes Weib ſchaffe? Dieſes kannſt Du doch nicht in Abrede ſtellen? Hier haſt Du nun die Wahl unter allen den ſchönen unſchuldigen Mädchen; nimm, welche Du willſt!“ — Der Teufel aber ſagte: „Lump! Ueber dieſe habe ich keine Gewalt, von ihnen darf ich keine nehmen! und zu meinem Höllendrachen will ich nicht wieder! Da will ich lieber gar keine haben, und heim gehen!“

Und da iſt der Teufel wieder heim in die Hölle gegangen und wie er kam, fragten ihn alle ſeine Kameraden, ob er kein Weib mitbrächte? Und wie er ſagte: er bringe keine mit, da hieß es wieder: „Dummer Teufel, dummer Teufel,“ und war ein Höllenſpaß und Spektakel und Teufelsgelächter, daß es krachte und praſſelte, und die ganze Hölle wie eine alte Wand wackelte und platzte. Und ſind noch immer keine Weiber in der Hölle drin, ausgenommen den Teufel ſeine alte Großmutter.

Die dankbaren Thiere.

(Aus: Der alten Weiſen Exempel ꝛc.)

Es reiſte einſt ein Pilger über Land, der kam auf ſeinem Wege durch den Wald an eine Wolfsgrube, und nahm wahr, daß etwas Lebendiges darin ſei. Und wie er hinunter blickte, ſo ſah er darin einen Menſchen, der war ein Goldſchmied, und bei ihm war ein Affe, eine Schlange und eine Ringelnatter; die waren alle drei unverſehens in die Grube gefallen. Da gedachte der Pilger bei ſich: Uebe Barmherzigkeit mit den Elenden, und hilf den Menſchen von ſeinen Feinden. Da warf er ein Seil in die Grube, und hielt das eine Ende feſt in der Hand, Willens, den Goldſchmied heraufzuziehen, ſchnell ſprang aber der Affe zu, kletterte herauf und ſprang aus der Grube. Zum andern Mal warf der Waller das Seil hinab, da ringelte ſich die Natter daran empor. Und zum dritten Mal erfaßte die Schlange das Seil, und kam auch zu Tage. Dieſe drei Thiere dankten dem Waller für ſeine Güte, und ſprachen zu ihm: „Was Du uns Gutes gethan, das wollen wir Dir wieder zu vergelten ſuchen, und wann Dich dein Weg in unſre Nähe trägt, ſo magſt Du auf uns rechnen, daß wir nach Kräften Dir zu Dienſten ſind; ſei aber treulich gewarnt vor dem Menſchen da drunten, denn nichts was da lebt, iſt ſo undankbar, wie er. Dieſes haben wir erfahren und ſagen es Dir an, daß Du wiſſeſt, Dich zu verhalten!"

Damit ſchieden die drei Thiere von dem Pilger, dieſer aber gedachte an ſeine Pflicht, daß dem Menſchen zieme dem Menſchen zu helfen, und warf das Seil wiederum in die Grube, und zog den Goldſchmied heraus. Dieſer bedankte ſich mit vielen Worten für die Gnade und Barmherzigkeit, die der Pilger an ihm gethan, und bat, ihn ja in der Königsreſidenz, wo er wohne, zu beſuchen, und verließ ihn.

Auf ſeinem Weiterwege kam der Waller in die Nähe der Reſidenz und an den Ort, wo der Affe, die Natter und die Schlange wohnten. Die freuten ſich, und der Affe brachte dem Waller, der ſehr ermattet war, Obſt und ſüße Feigen, die Natter zeigte ihm eine kühle, angenehme Grotte, wo er ruhen und raſten konnte, und legte ſich davor, und bewachte ſeinen Schlaf, denn Niemand wagte ſich dorthin, wo die große Natter lag. Die Schlange aber ſchlüpfte in die Königsburg und ſtahl dort einige güldne Kleinode, die gab ſie dem Waller zur Verehrung, ſagte ihm aber nicht, woher ſie dieſelben hatte. Als dieſer von den Thieren aufbrach, ging er in die Königsſtadt und ſuchte den Goldſchmied auf; dem zeigte er die Kleinode und bot ſie ihm zum Kauf an. Der Goldſchmied ſahe, daß ſie des Königs Eigenthum waren, ſchwieg ſtill, ging zum König und zeigte an, daß er den Dieb dieſer Kleinode in ſeinem Hauſe gefangen habe. Dafür empfing er eine ſtattliche Belohnung, und der König ſandte ſeine Häſcher, die fingen den Waller, ſchlugen ihn, führten ihn durch die Straßen und hinaus zum Galgen, um ihn zu henken. Da gedachte der Mann auf dem Wege an die Warnung der Thiere und ſeufzte laut: „O hätte ich euern Rath befolgt, ihr getreuen Thiere, ſo wäre dieſe Trübſal mir nicht beſchieden worden!“

Nun hatte die Schlange juſt ihre Wohnung an dem Weg, der zum Hochgericht führte, und hörte die Klagerede des unſchuldigen Mannes, an deſſen Unglück ſie mit Schuld war, und betrübte ſich und dachte darauf, wie ſie ihm helfe. Da nun der Königsſohn, ein junger Knabe auch des Wegs geführt ward, damit er des Diebes Strafe zuſehe, kroch ſie hin und biß ihn in das Bein, daß es alsbald aufſchwoll. Da blieb alles Volk erſchrocken ſtehen, und man ſandte eiligſt nach Aerzten und nach Aſtrologen, wo möglich zu helfen. Die Aerzte brachten Theriak herbei, eine Arznei, die geprieſen war gegen den Schlangenbiß, er half jedoch nichts. Die Aſtrologen aber laſen in den Sternen, daß der zum Tode geführte Waller unſchuldig war, und der Königsknabe rief ſelbſt mit heller Stimme: „Bringt mir den Pilger her, daß dieſer ſeine Hand auf meine Wunde und meine Geſchwulſt lege, ſo werde ich heil ſein!“

Da wurde der Pilger vor dem König geführt, der fragte nach ſeinen Schickſalen, und der Pilger erzählte dem König alles treulich, von den guten dankbaren Thieren und des Goldſchmieds, den er vom Tod errettet, ſchändlichem Undank. Und dann hob er Hände und Augen zum Himmel und flehte: „O allmächtiger Gott, ſo wahr es iſt, daß ich unſchuldig bin an dem Diebſtahl, ſo wahr wird Deine Hand dieſe Menſchen heilen!“ — Und da wurde von Stund an der Königsſohn geſund. Als das der König ſah, ward ſein Herz froh und freudevoll, und er ehrte den Pilger mit köſtlichen Gaben, ließ ihm auch alle Kleinode, um derentwillen der Pilger Todesangſt ausgeſtanden hatte, und ließ zur Stelle den Goldſchmied henken, zur Strafe ſeines großen und ſchwarzen Undanks.

Die drei Bräute.

(Mündlich in Thüringen und Franken, vielleicht Nachhall, vielleicht auch ſelbſtſtändiger Urſtoff des Märchens vom Ritter Blaubart.)

Es war einmal ein Müller, der hatte drei ſchöne Töchter von aufgeweckter Gemüthsart; die jüngſte aber war die verſtändigſte unter ihnen. Einſt waren ſie in der Stadt geweſen und kehrten nun zu ihrer Mühle zurück. Unterwegs plauderten ſie dies und das, und die eine ſprach: „Wenn wir nur nicht ſo ſtreng gehalten würden, ſo hätten wir auch Liebhaber und der meinige hätte mir gewiß auch ein ſo ſchönes ſeidnes Halstuch gekauft, wie die Margarethe von ihrem Liebſten geſchenkt bekam.“ — „Ja,“ ſagte die Andere darauf „und der meinige hätte mich gewiß zu Tanze geführt, wie es die Mädchen alle von ihren Burſchen wurden.“ Die dritte ſprach nichts; das Leid ihrer Schweſtern ſchien ihr wenig zu Herzen zu gehen. Ehe ſie ſichs aber verſahen, war ein hübſcher Mann bei ihnen, der ſprach ſie freundlich an und kramte allerlei kleine Geſchenke aus, die er unter ſie vertheilte; die Mädchen nahmen ſie erröthend an und nachdem er ihnen noch verſprochen, ſie bei ihrem Vater wieder zu ſehen, ging er ſeines Wegs. Die Mädchen tauſchten nun ihre Bemerkungen und Muthmaßungen über ihn aus, darin aber waren alle einig, daß er ein hübſcher liebenswerther Mann ſei. Der Müller ſchüttelte den Kopf, als ſie ihm ihr Abenteuer erzählten, aber noch mehr erſtaunte er, als der Fremde eines Tags in der Mühle erſchien, den Müller bei Seite nahm und ihn um die Hand einer ſeiner Töchter bat. Die beiden Männer hielten eine lange Zwieſprache, deren Reſultat war, daß der Müller dem Freier die Wahl unter ſeinen Töchtern freiſtellte. Der Fremde wählte ſich die Aelteſte; Kiſten und Kaſten wurden gepackt und die junge Braut zog mit dem Bräutigam nach deſſen weit entlegenem Schloſſe. Hier war alles aufs Beſte eingerichtet und der jungen Braut blieb kein Wunſch unerfüllt. Da ſprach er eines Tages zu ihr: „Du ſollſt Herrin meines Schloſſes ſein, wenn ich Dich in allen Stücken gehorſam erfunden habe. Dieſes weiße Tuch binde um Deinen Leib, es iſt ein Ei darin; und hier haſt Du die Schlüſſel zu allen Gemächern meines Schloſſes, Du darfſt in alle gehen, nur in das Eine nicht, zu dem dieſer große Schlüſſel paßt. Ich verreiſe; wenn ich zurückkomme und finde, daß Du gehorſam geweſen biſt, ſo will ich als mein treues Weib auf den Händen tragen, wo nicht, ſo wirſt Du einen ſchlimmen Mann an mir finden.“ Als er abgereiſt war, ging die junge Frau mit der Serviette, dem Ei und den Schlüſſeln im Hauſe umher, ſchloß alle Thüren auf und ſah ſich in den Zimmern um; endlich in einem abgelegenen Theil des Schloſſes kam ſie an eine Thür, zu welcher der große Schlüſſel paßte. Sie dachte an das Verbot ihres Mannes, aber die Neugier ſiegte, ſchon hatte ſie den Schlüſſel im Schloß umgedreht, die Thür knarrte, ſie trat über die Schwelle, ließ aber das Ei vor Schreck aus der Serviette fallen und floh. Als der Mann zurück kam, ſah er denn gleich, was geſchehen war und gab der Ungehorſamen trotz ihres Flehens den Tod. Darauf ging er zum Müller, klagte ihm, daß ihm ſeine Frau an einer kurzen, aber unheilbaren Krankheit geſtorben und bat ihn um die Hand ſeiner zweiten Tochter. Der Müller verſagte ihm dieſe nicht und ſo zog der Fremde abermals mit einem jungen Weibe auf ſein Schloß. Aber es begab ſich mit dieſer nicht anders als mit der erſten und der Fremde erſchien wieder beim Müller und ſagte, die junge Frau ſei mit einem ſeiner Bedienten davon gelaufen, und bat ihn um die dritte Tochter. Der Müller war zwar ſehr betrübt, daß er all ſeine Kinder verlieren ſollte, willigte aber endlich doch ein. Als ſie mit ihrem Manne nun aufs Schloß gekommen, gab er ihr dieſelbe Prüfung auf wie ihren Schweſtern. Sie war aber klüger als dieſe und dachte: Ei, was ſollſt Du Dich mit dem Ei ſchleppen? Sie ließ das Ei und die Serviette deshalb in ihrer Kammer zurück und beſichtigte das Schloß. Auch ſie konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die verbotene Thür zu öffnen und als ſie über die Schwelle trat, ſah ſie mit Entſetzen, eine Reihe von Leichen und die letzten waren ihre beiden Schweſtern. Sogleich dachte ſie daran, den Böſewicht zur Strafe zu ziehen, aber ſie wußte auch, daß ſie es liſtig anzufangen habe. Sie nahm den abgeſchnittenen Kopf ihrer zuletzt ermordeten Schweſter, ſchloß ſorgfältig die Thür wieder zu, verbarg den Kopf in einer Blumenſcherbe, ſchüttete Erde darauf und pflanzte eine Hyacinthe hinein. Ihren zurückkehrenden Mann empfing ſie freundlich und als er ſah, daß das Ei unverletzt war, war er zärtlich gegen ſie und pries ihren Gehorſam.

So war einige Zeit vergangen, da bat ſie ihn, er möge ſie doch zu ihrem Vater begleiten, der unruhig über ihr Schickſal ſein werde. Er konnte ihr dieſen Wunſch nicht abſchlagen und ſo fuhren ſie in einem prächtigen Wagen nach der Mühle; die herrlich aufgeblühte Hyacinthe hatte ſie mitgenommen. Der Müller freute ſich ſehr, als er ſeine Tochter wohlbehalten und anſcheinend glücklich wieder ſah, dieſe aber konnte keinen Augenblick gewinnen, mit dem Vater allein zu ſein; überall bewachte ſie ihr Mann, ſei es zufällig oder weil ihm das böſe Gewiſſen eine Ahnung eingab. Da ſchrieb ſie ein kleines Briefchen, um es dem Vater zuzuſtecken und als ſie eben nachſann, auf welche Weiſe, flog ein Rabe auf ihre Schulter, der ſang ihr ins Ohr:

„Gieb, gieb, gieb!
Wir fangen den Dieb!“

Der Rabe nahm das Briefchen in ſeinen Schnabel und flog zum Müller; dieſer las es mit Entſetzen und ſandte in die nahe Stadt nach den Dienern der Gerechtigkeit und ehe eines Morgens der Fremde ſich noch den Schlaf aus den Augen gerieben, ſah er ſich ergriffen und gefeſſelt. Sein Leugnen half nichts; als man die Hyacinthe aus dem Topfe riß, ſah man das halb vermoderte Haupt der gemordeten Müllerstochter, das der Müller noch an ſeinen ſchönen braunen Flechten erkannte. Das Raubſchloß wurde zerſtört und der Mörder zur Strafe für ſeine Verbrechen hingerichtet.

Der Hingerichtete hatte aber noch Spießgeſellen, die den Tod ihres Hauptmanns zu rächen beſchloſſen. Als einſt die unglückliche junge Wittwe zufällig unter ihr Bett griff, fühlte ſie einen behaarten Gegenſtand; ſie erſchrak, denn ſie wußte wohl, daß es der Kopf eines Mannes war, that aber, als hielt ſie ihn für die Katze, indem ſie rief: „Biſt Du wieder da, Katze? Nun heute magſt Du noch da bleiben; daß Du mir aber Deine Jungen nicht aufs Bette trägſt!“ Sie machte ſich noch eine Weile zu ſchaffen, ging dann zur Thür hinaus und entdeckte das Geheimniß ihrem Vater; der rief die Mühlknappen zuſammen; das Haus ward durchſucht und man fand die Spießgeſellen des hingerichteten Räubers in verſchiedenen Räumen des Hauſes verſteckt. Sie wurden alle dem Gericht überliefert. Die junge Frau hatte nun zwar fürder Ruhe, aber ſie konnte den Mann nicht vergeſſen, der ein Mörder geweſen war und den ſie doch geliebt hatte. Sie trauerte bis an ihr Lebensende und der greiſe Vater ſah ſie noch vor ſich zur Grube ſinken.

No 40

Die hoffährtige Braut.

(Mündlich im Werrathale, wie auch im Saalthale.)

Ein Pfarrer hatte eine ſchöne Tochter, die war über die Maßen eitel und hoffährtig, alſo daß ſie jeden jungen Burſchen, der ſich in ihr hübſches Lärvchen vergaffte, über die Achſel anſah, denn ſie trug das Näschen ſo hoch, daß ſie ſich einbildete, irgend ein reicher Graf oder gar ein Prinz müſſe kommen und ſie heimführen. Der Pfarrer war darüber ſehr betrübt, weil er ſie gern an einen braven Mann, am liebſten an einen Amtsbruder verheirathet hätte. Wollte man aber glauben, die ſchöne Pfarrerstochter habe gar nicht nach den Männern ſich umgeſehen, ſo würde man ſehr irren; jeden ſchönen jungen Mann, wenn er nur vornehm gekleidet war, muſterte ſie mit verſtohlenen Blicken, ob ſie nicht aus irgend einer Falte den verkappten Prinzen herausfinde. Das kränkte den Vater noch mehr, und er hatte gar nicht Augen genug, ſie zu hüten. Einſt mußte er eine nothwendige Reiſe unternehmen und die Tochter unter der Obhut der alten Magd zurücklaſſen. Er ſchärfte ihr auf's ſtrengſte ein, fein ſittſam zu Hauſe zu bleiben, ja nicht einmal zum Fenſter hinaus zu ſehen; aber es iſt eine bekannte Sache, daß man manchen Weibern nur verbieten darf, was ſie thun ſollen, ſo thun ſie es gewiß. Der Vater hatte kaum den Rücken gewendet, als die gehorſame Tochter ſchon zum Fenſter hinausſah und ſiehe da, der Zufall wollte es, daß ein junger ſchöner Herr auf einem ſtolz ſich bäumenden Roſſe die Straße daher ſprengte; ſie konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen und auch er hatte ſie bemerkt, denn er wandte mehrmals den Kopf nach ihr um. Es war ihr auf einmal ſo ſonderlich zu Sinn, als ſei es ihr angethan; ſie hatte keine Ruhe und Raſt und hätte vor Freude laut aufjubeln mögen, als ein zierlich gefaltetes Briefchen an ſie kam, worin ſie gebeten wurde, ſich zu der und der Stunde an einem beſtimmten Orte einzufinden. — Die Glocke hatte noch nicht geſchlagen, als ſie aufs Beſte geſchmückt, ſich auf den Weg machte; die alte Magd wurde durch eine Nothlüge begütigt und ſo ſtand die Pfarrerstochter bald vor dem jungen ſchönen Manne, den ſie ins Herz geſchloſſen. Dieſer war denn auch nicht blöde, geſtand ihr, daß er ſie liebe, Küſſe und Schwüre wurden ausgetauſcht und der Fremde, der ſich für einen Baron ausgab, verſprach ihr, in den nächſten Tagen wieder zu kommen und ſie auf ſein Schloß, das er ihr nannte, heimzuführen.

Die Pfarrerstochter ſchwamm von nun an in Luſt und Wonne; Baronin zu werden erreichte zwar nicht das Ziel ihrer Wünſche, aber der Baron war ſo ſchön und fein, wie wohl mancher Fürſt nicht. Aber Tag um Tag verging und er kam nicht, ſie abzuholen, auch der Vater war noch nicht von ſeiner Reiſe zurückgekehrt. Darüber wurde die ſchöne junge Braut ungeduldig und entſchloß ſich kurz, den Baron ſelbſt heimzuſuchen. Sie ſchmückte ſich deshalb mit ihren beſten Gewändern und all ihrem Geſchmeide, ſteckte ein großes Stück Schinken zu ſich und machte ſich zur Nachtzeit auf den Weg. Vor der Thür lag aber ein großer Kettenhund, der fing an zu knurren, als ſie ſich behutſam davon ſchleichen wollte und murrte:

Bleibſt Du da, ſo biſt Du klug!
Gehſt Du fort, ſo ſiehſt Du Trug!

Aber ſie hörte nicht darauf und ſchnitt ein Stück von ihrem Schinken ab, warf es dem Wächter hin und während dieſer danach ſchnappte und daran kaute, eilte ſie davon. Sie mußte lange lange gehn, bis ſie das Schloß ihres Geliebten vor ſich aufſteigen ſah; mit klopfendem Herzen ſtieg ſie den Berg hinan und trat ungehindert in das Thor, das offen ſtand und nur von einem großen mächtigen Hund bewacht wurde, der ſie mit feurigen Augen anſah und murrte:

Kehrſt Du um, ſo iſt es gut,
Bleibſt Du da, ſo ſiehſt Du Blut!

Aber ſie warf auch ihm ein Stück Schinken vor und er ließ ſie eintreten. Alles im Schloß war aber ſo wunderbar ruhig, daß ihr faſt graute. Sie ſtieg die Wendeltreppe hinan, trat in das erſte beſte Gemach, wo verſchiedene männliche Kleidungsſtücke unordentlich umherlagen, von dieſes in ein zweites, das mit allerlei Waffen angefüllt war, darauf in ein drittes, das noch die Spuren eines wüſten Zechgelages an ſich trug und endlich in ein viertes, in dem an beiden Seiten große Fäſſer ſtanden. Sie wollte eben in das folgende treten, als ſie Stimmen hörte; raſch verbarg ſie ſich hinter ein Faß und ſah bald den Baron und mehrere wild ausſehende Geſellen hereintreten, die ein junges, ſchön geſchmücktes Frauenzimmer mit ſich ſchleppten. Das Frauenzimmer wimmerte leiſe und rang flehend die Hände, als der Baron mit rauher Stimme zu ihr ſagte: „Bereite Dich zum Tode!“ Sie beſchwur ihn bei ſeiner Liebe, ſie zu ſchonen; er möge all ihren Schmuck nehmen und ſie wolle ihm ſchwören, nichts zu verrathen, nur möge er ſie zu ihrem armen Vater heimkehren laſſen. Der Baron ſagte kalt: „Du mußt ſterben! Und Du wirſt bald Geſellſchaft bekommen, die Tochter eines Pfarrers, auch ſo ein hoffährtiges Ding, als Du, wird Dir folgen!“ Da gerann der Verſteckten freilich das Blut zu Eis, aber ſie hatte noch ſo viel Beſinnung, ſich mit keinem Athemzug zu verrathen. Und bald hörte ſie das Röcheln der Sterbenden, deren Blut über die Dielen floß bis in ihr Verſteck, und ſie mußte ſehn, wie die wilden Geſellen der Armen ihren Schmuck abnahmen und ihr die Ringe von den Fingern ziehen wollten; die Finger waren aber geſchwollen, deshalb griffen die Mörder nach einem Beile und hackten ſie ab. O Entſetzen! einer davon ſprang auf den Schooß der Pfarrerstochter. Sie hätte laut aufgeſchrieen, wenn der Schreck ihr nicht die Zunge gelähmt hätte. Die Räuber ſuchten nach den Fingern und vermißten den einen. Wehe, wenn ſie ſorgfältig danach ſuchten, und das ſchienen ſie wirklich thun zu wollen und Einer näherte ſich ſchon dem Faſſe, hinter dem die Pfarrerstochter verborgen war. Dieſe betete in ihrer Angſt gar inbrünſtig zum Himmel und that das Gelübde, alle Hoffahrt abzulegen, wenn ſie nur dießmal aus der Mörderhöhle befreit würde. Da ſprach der Baron: „Genug für heute; morgen iſt auch ein Tag; ich bin ſchläfrig und müde.“ Die Geſellen ließen ab vom Suchen und begaben ſich an das anſtoßende Gemach, durch welches die Pfarrerstochter gekommen war. Bald hörte ſie ein tiefes Schnarchen und dachte nun daran, das Schloß wieder heimlich zu verlaſſen. Sie ſchlich auf den Zehen aus ihrem Verſteck, aber, o wehe! die Schläfer lagen knapp an der Schwelle und ſo dicht an einander, daß ſie nicht über ſie hinwegſchreiten konnte, ohne ſie zu berühren. Sie faßte ſich jedoch ein Herz, indem ſie dachte: bleibſt Du hier, ſo biſt Du gewiß verloren, wagſt Du jetzt zu entfliehen, ſo gelingt dirs vielleicht! — Mit Gott und keck ſchritt ſie über die Schläfer hinweg. Da regten ſich dieſe, ſtießen ſich an und einer ſprach zum Andern: „Was ſtößeſt Du mich denn?“ — „Der Satan vergelte Dir's, Du haſt mich geſtoßen!“ antwortete der Andere, und ſie geriethen darüber faſt in Streit, ſchliefen aber wieder ein, während das Mädchen ſich niedergeduckt hatte. Als ſie feſt ſchliefen, eilte das Mädchen durch die andern Gemächer, die Wendeltreppe hinab, warf dem Hunde den Reſt ihres Schinkens vor und flog davon, ſo ſchnell ſie konnte. Zum Tod erſchöpft kam ſie an ihres Vaters Hauſe an. Er war zurückgekehrt und ſie fand ihn in großer Sorge um ſie. Sie geſtand ihm Alles mit Thränen, zeigte ihm den Finger, den ſie mit genommen und er dankte Gott für ihre Rettung und nahm ſich vor, den Böſewicht zu entlarven.

Einige Tage vergingen, als der ſchöne junge Baron wieder durch das Dorf ritt und die Pfarrerstochter zu ſich berief. Der Pfarrer gab ihr Anweiſung, was ſie thun ſolle und ſchön geſchmückt ging ſie nach dem Platz des Stelldicheins. Er ſagte, er ſei gekommen, ſie mit auf ſein Schloß zu nehmen; ſie aber that ängſtlich und ſagte, ſie habe einen böſen Traum gehabt. Als er in ſie drang, ihm den Traum zu erzählen, da ſchilderte ſie Alles, was ihr wirklich begegnet war, daß der Baron ſie betroffen anſah, jedoch ſie mit den Worten zu beruhigen ſuchte: „Träume ſind Schäume, liebes Kind!“ — „Aber der Traum war gar zu natürlich,“ antwortete ſie, „ſo natürlich, daß ich ſelbſt den Finger noch habe, der mir auf den Schooß flog.“ Dabei zog ſie den Finger aus der Taſche. Als den der Baron ſah, zog er einen Dolch und wollte ſie niederſtoßen; er hatte jedoch nicht Zeit dazu, denn er ſah ſich von Häſchern umringt und feſtgehalten. — Man durchſuchte das Schloß, fing die ganze Bande des Räubers und fand eine Menge geraubter Koſtbarkeiten. Die Fäſſer aber waren alle voll Menſchenfleiſch. Dem Baron und ſeinen Geſellen wurde ihr Recht angethan, die Pfarrerstochter war ganz von ihrer Hoffahrt geheilt und iſt ſpäter die brave Hausfrau eines Landgeiſtlichen geworden.

Die vier klugen Geſellen.

(Der alten Weiſen Exempel ꝛc.)

Es waren einmal vier Reiſegeſellen, die wanderten mit einander, und hatten ſich ganz zufällig auf dem Wege getroffen. Der eine von ihnen war ein Königsſohn, der zweite ein Edelmann, der dritte ein Kaufmann, der vierte ein Handarbeiter. Allen Vieren war die Baarſchaft ausgegangen, wie das bisweilen Reichen und Armen auf Reiſen zu geſchehen pflegt, und ſie hatten nichts, als die Kleider, die ſie auf dem Leib trugen; ihre Seckel waren leer. Wie ſie ſich nun einer großen königlichen Reſidenzſtadt näherten und mächtigen Hunger verſpürten, ſo warfen ſie die Frage auf, woher ſie Geld und Nahrung bekommen würden? Und da ſprach der Königsſohn: „Wir mögen rathſchlagen, wie wir wollen, ſo geht es doch allein den Weg, den Gott geordnet hat, und wer an Gott hangt mit getreuer Hoffnung, der wird nicht verlaſſen.“ Da ſprach der Kaufmann: „Vorſichtigkeit mit Vernunft gepaart geht über Alles!“ Und der Edelmann: „Eine kräftige wohlgeſtalte Jugend iſt noch mehr werth.“ Darauf bemerkte der Wandergeſell, der ein Handarbeiter war: „Nach meinem geringen Verſtand halte ich dafür: Sorgſamkeit mit Uebung ſei das Beſte.“

Wie unter ſolchen Geſprächen die vier Reiſegefährten gegen Abend in die Nähe jener Stadt gekommen waren, ruheten ſie vor dem Thore aus, und da ſprachen die drei Andern zu dem Vierten dem Wandergeſellen: „Du rühmſt vor allen Sorgſamkeit, ei ſo gehe Du hin, und trage Sorge, daß wir alle dieſe Nacht unſre Speiſe beſtreiten!“ — „Das will ich thun,“ antwortete der Arbeiter, „wenn ein Jeder von euch hernach auch thun will nach ſeiner Lehre, daß es uns Allen frommt.“ Das verhießen ihm die Gefährten, und ſo ging jener in die Stadt hinein und befragte ſich, was wohl ein Mann thun müſſe, um ſo viel zu verdienen, daß vier Männer ſich einen Tag lang ſättigen könnten? Da beſchied man ihn, nichts ſei einträglicher, als Holz zu tragen, denn Holz ſei theuer, der Wald weit und die Stadtleute ſeien bequem. Da ging der Mann eilend in den Wald, band ſich eine tüchtige ſchwere Bürde Holz zuſammen, trug es in die Stadt, empfing dafür zwei Silberpfennige, wofür er für ſich und ſeinen Geſellen Speiſe und Trank beſtreiten konnte, und ſchrieb überaus freudig mit Kreide an das Thor der Herberge, worin ſie übernachteten: Die Sorgſamkeit des Redlichen hat durch Uebung ſeiner Kraft an einem Tage zwei Silberpfennige gewonnen.

Am andern Morgen ſprachen die drei Geſellen zum Vierten, dem Edelmann: „Nun ſchaue und ſiehe zu, daß Du uns heute mit Speiſe verſorgſt, und nimm Deine Schönheit und Jugendkraft, und was Du ſonſt weißt, dabei zu Hülfe.“ Der ging auf die Stadt zu und dachte bei ſich: Arbeiten kannſt und magſt Du nicht, und weißt auch ſonſt nichts anzufangen. Und doch wäre es Dir eine Schande, mit leerer Hand zu Deinen Gefährten zurückzukehren. Und ſtellte ſich in trüben Gedanken an die Säule eines Hauſes, Willens, ſich mit Kummer von ſeinen Wandergeſellen zu ſcheiden. Da ging eine junge, ſchöne und reiche Wittwe vorüber, ſah die jugendliche Wohlgeſtalt des Edelmanns, und wünſchte zu erfahren, von wannen er ſein möge? Sie ſandte daher ihre Dienerin, ließ ihn zu Gaſte bitten, erfuhr ſeine Umſtände, und befreundete ſich ſo mit ihm, daß ſie ihm, als er von ihr ſchied, hundert Goldpfennige verehrte. Da kehrte er mit reicher Zehrung zu den Kameraden in die geringe Herberge vor dem Thore zurück, und ſchrieb an die Pforte: Mit friſcher Jugend gewann Einer eines Tages Einhundert güldner Pfennige.

Nun am dritten Tage ſprachen die Drei zu dem Kaufmann: „Heute ziehe Du hin und gewinne mit Deiner Vorſichtigkeit, die mit Vernunft gepaart iſt, uns auch einen guten Tag und erwünſchte Zehrung. Da ging der Kaufmann fort, und durch die Stadt, welche am Meere lag, hinab nach dem Hafen; da legte ſich eben ein Kauffahrer im Hafen vor Anker, und die Kaufleute begrüßten den Patron des Schiffes, fragten nach ſeinen Waaren, und wollten mit ihm handeln, aber dieſer forderte ihnen allen zu viel, und ſie konnten ſich nicht mit ihm einigen. Da ſprachen ſie unter einander: „Wir wollen ihm jetzt nichts weiter bieten; in kurzer Friſt gereut ihn ſeine hohe Forderung, und wenn auch ſeine Waaren ſo viel werth ſind, ſo iſt doch außer uns Keiner, der Belieben trägt, ſie zu kaufen.“ Und da gingen jene Kaufleute von dem Patron hinweg. Der arme Kaufmann aber, welcher der Sohn eines reichen Kaufmanns war, ging zu dem Patron hin, entdeckte ſich ihm, nannte ihm den Namen ſeines Vaters, und kaufte ihm die ganze Schiffsladung um fünfzigtauſend Gulden ab. Bald kehrten die Kaufleute noch einmal zurück, und weil ſie die Waaren brauchten, ſo bezahlten ſie dem Käufer fünftauſend Gulden Gewinn, und bezahlten die Kaufſumme für die Waaren. Da ging der junge Kaufmann fröhlich zu ſeinen Geſellen, und ſchrieb an das Thor, wo die Schrift der Gefährten ſchon ſtand: Durch Vorſicht und Vernunft hat ein Mann eines Tages fünftauſend Gulden gewonnen. Und hielt nun mit ſeinen Geſellen ein ſtattliches Freudenmahl.

Am folgenden Morgen ſprachen nun die Drei zu dem Königsſohn, deſſen Herkunft ſie nicht kannten: „Geſell, es iſt an Dir, daß Du hingeheſt und uns mit Speiſe und Trank verſorgſt. Siehe zu, was Gott Dir und Deiner getreuen Hoffnung beſcheert, und möge es reichlich ausfallen!“

Da machte ſich der Königsſohn auf den Weg in die Stadt und dachte: Was ſollſt Du thun und beginnen? Du haſt keine Arbeit gelernt, haſt keine Jugend-Schönheit, haſt keinen reichen Kaufmann zum Vater, und biſt nicht klug und nicht vorſichtig. Du haſt nur Dein Vertrauen auf Gott, und Gott wird Dir helſen. Da ſetzte ſich der Königsſohn an die Straße auf einen Stein und verſank in tieftrübe Gedanken.

Es war aber in dieſer Königſtadt der König abermals geſtorben, und man führte an dieſem Tage ſeine Leiche aus der Stadt in ein nahes Kloſter, und alles Volk folgte dem Zuge. Der Königsſohn aber ſaß ſo vertieft in das Nachdenken über das widerwärtige Schickſal, welches er erfahren hatte, daß ihn nichts kümmerte, was außer ihm vorging, und ſo verſäumte er, aufzuſtehen, als der Zug mit der königlichen Bahre vorüberging. Da trat ein Gewaltiger hinzu, der ergrimmte über dieſe Unſchicklichkeit, gab dem Königsſohn einen Backenſtreich und ſprach, indem er ihn von dem Stein ſtieß, auf dem er ſaß: „Du verwünſchter Böſewicht! Trägſt Du keine Trauer im Herzen über des Königs Tod, den Alle beweinen? Hinweg mit Dir!“

Der Königsſohn ließ ſchweigend den Zug vorübergehen, und als dieſer zurückkam, da ſaß er wieder auf dem Stein, traurig und in gedankenvollem Sinnen. Da trat jener Gewaltige ihm wieder zornig nahe und fuhr ihn mit harter Rede an: „Sagte ich Dir nicht vorhin, Du ſollteſt Dich hier nicht mehr finden laſſen?“ Und er winkte den Schergen, und ließ ihn in einen Kerker führen. Dort ſaß er, doch mit voller Hoffnung zu Gott, daß dieſer ihn erlöſen werde. Und als darauf das Volk zuſammentrat, einen neuen König zu wählen, weil der vorige ohne Erben verſtorben war, ſo ſprach jener Gewaltige, daß er einen Mann im Kerker habe, der ein Verräther ſcheine, und man ſolle ihn öffentlich verhören und Recht über ihn ſprechen. So wurde der Gefangene vor alles Volk geſtellt, und gefragt, wie und warum er in dieſes Land gekommen ſei? Und er ſprach: „Wiſſet, daß ich eines Königs Sohn bin,“ (und nannte den Namen ſeines Vaters) „und da mein Vater ſtarb, ſo fiel an mich das Reich; aber mein jüngerer Bruder hatte mehr Anhang, darum drängte er mich vom Throne, und weil ich beſorgen mußte, daß er mich tödte, ſo bin ich entwichen aus meinem Erbe, und in dieſes Land gekommen.“

Unter dem Volke, welches dieſes hörte, waren viele Männer, die hatten des Königsſohnes Vater gekannt, und hatten auch in jenem Reiche gewandelt. Die ſagten aus, daß jener König ein gerechter und frommer Mann geweſen, und daß ſein älterer Sohn auch fromm und tüchtig ſei, und einige ſchrieen: „Vivat! Es lebe der König!“ Und da ſchrieen die Andern auch ſo: „Vivat! Es lebe der König!“ und wählten den Königsſohn zu ihrem Herrn. Da wurde er erhoben und im Triumph durch die Stadt geführt, nach des Landes Brauch und Sitte, und auch um die Stadt, und da kam er mit der Menge an die nahe Herberge, wo er mit ſeinen Wandergeſellen gehauſt, und an deren Pforte die drei Denkſprüche ſeiner Gefährten ſtanden, und ſah ſie an, und befahl, dazu zu ſchreiben: Fleißige Sorge, kräftige Jugend, vorſichtige Vernunft und was dem Menſchen Gutes und Böſes begegnet, das kommt alles von Gott, wie es die Menſchen verdienen.

Da wunderten ſich alle über den Sinn des neuen Königs, freuten ſich ihrer Wahl, und erkannten, daß Gott ihnen dieſen Herrſcher geſendet habe. Als nun der König in den Thronſaal geführt war, und auf dem Stuhle des Königthums ſaß, da ſandte er nach ſeinen Wandergeſellen, und ſammelte um ſich alle Edeln des Reichs, alle Weiſen und alles Volk, ſo viel der Saal faſſen konnte, und ſprach: „Geprieſen ſei Gott, der König der Könige, und Dank ſei ſeinem heiligen Namen! Meine lieben Gefährten glaubten nicht, daß Gott alle unſre Schritte lenkt, nun müſſen ſie aber das an mir erkennen, denn weder die Kraft des Leibes, verbunden mit thätiger Sorgfalt, noch die Jugendkraft und Wohlgeſtalt, noch Handelswitz und Weisheit hat mir zum Throne verholfen. Nie hoffte ich, von dem Tage an, als ich durch meinen Bruder aus dem Reich verſtoßen wurde, ſolcher Ehren und Würde wieder theilhaft zu werden; arm und im Pilgerkleid kam ich hierher, aber Gottes Hand war es, die mich führte, Gott war es, der mich erhöhte, an dem mein Herz mit treuer Hoffnung gehangen!"

Auf dieſe Rede erhob ſich ein Mann aus dem Volke und ſprach: „Nun hören wir erſt, wie würdig Du, o König, dieſes Reiches biſt, da Gott Dir ſo viel Weisheit und Vernunft verliehen hat. Wir werden mit Dir, als einem weiſen König, wohl berathen ſein, denn ſeine Treue führte Dich nicht ohne Urſache zu jener Geſellſchaft. Ihm ſei Lob und Dank!" — Da ſtimmte das Volk freudig bei, und der König nahm wieder das Wort, und redete: „Als ich vertrieben war, diente ich unerkannt eine Zeitlang einem Edelmann, allein ich fand mich bewogen, den Dienſt zu verlaſſen, und als ich meinen Lohn empfing, ſo blieben mir nach dem, was ich für meine Kleider zu beſtreiten hatte, nur zwei Pfennige. Da dachte ich in meinem Sinn: Einen Pfennig willſt Du Gott opfern, und einen zu Deiner Nothdurft verwenden. Da begegnete ich einem Vogelhändler, der trug ein Turteltauben-Paar zu Markt, und ich dachte: Nicht beſſer kann der Menſch Gott dienen, als wenn er ein Geſchöpf vom

Tod erlöſt, und da feilſchte ich um die beiden Tauben, und da der Vogler mir beide nicht um einen Pfennig geben wollte, ſo dachte ich bei mir ſelbſt: Läßt Du die eine gefangen, ſo ſind ſie von einander getrennt, und das iſt ihnen der ſchlimmſte Dienſt. Da gab ich meine beiden Pfennige hin um die zwei Tauben, trug ſie auf einen weiten Acker, und ließ ſie hinfliegen. Da flogen ſie auf den Aſt eines wilden Birnbaumes, unter dem ich ſtand, und wie ich wieder von dannen gehen wollte, ſo hörte ich, daß die eine Taube zu ihrer Freundin ſprach: „Dieſer Mann hat uns vom Tod erlöſt, und uns unſer Leben um alle ſein Gut, ſo viel er hatte, erkauft. Wir ſind ihm Dank und Wiedervergeltung ſchuldig.“ Und da riefen mir die Tauben, und ſagten: „Du haſt an uns große Barmherzigkeit geübt, und es iſt unſere Pflicht, daß wir Dir wieder vergelten. Unter dieſes Baumes Wurzeln liegt ein großer Schatz, grabe nach, ſo wirſt Du ihn finden.“ Ich grub und fand den Schatz, und bewahrte ihn, lobte Gott, und bat ihn, die guten Tauben in ſeinen Schutz zu nehmen, und ſie vor allem Uebel zu bewahren, dann aber ſprach ich zu ihnen: Wenn doch eure Vernunft und Weisheit ſo groß iſt, und da ihr ſogar zu fliegen vermögt, wie kam es denn, daß ihr in die Haft des Mannes gerathen ſeid, aus deſſen Händen ich euch kaufte? Darauf antworteten die beiden Turteltauben: O Du weiſer Frager! Weißt Du nicht, daß der Flug der Vögel, die Schnelle der Rehe, die Stärke der Stiere nichts vermag gegen das Verhängniß oder die göttliche Anordnung! Dagegen vermag ſich keine Kreatur zu ſchützen, und ſo wenig wie ein Geſchöpf unſrer Art, ſo wenig kann auch der Menſch auf Erden göttlicher Schickung entrinnen.“

Als der König den Edeln und dem Volke ausgelegt hatte, wie er zu einem ruhevollen Gottvertrauen gelangt ſei, wurde er aufs Neue geprieſen, und er beſtellte, daß ſeine Wandergeſellen in der Nähe blieben. Den Edelmann machte er zu einem Herrn am Hofe, den Kaufmann ſetzte er über die Einkünfte ſeines Reiches, und den Handarbeiter machte er zum Oberaufſeher der Gewerbe, und ſo war durch Verſtand, Vernunft, Klugheit und Gottvertrauen ihrer aller Glück begründet.

Vogel Holgott und Vogel Moſam.

(Ebendaher.)

In einen See ſtrömten luſtige Bäche, und er war voll Fiſche, und war gelegen in einſamer Gegend, dahin weder Menſchen kamen noch Fiſchreiher und andere fiſchefreſſende Vögel vom Meere her. Dieſen See entdeckte ein bejahrter Vogel, der hieß Holgott, und war vom Geſchlecht der Fiſchadler, und es gefiel ihm die angenehme Lage, die friedſame Stille rings um den See und die Reichlichkeit der Nahrung. Da gedachte er bei ſich ſelbſt. Hierher willſt Du ziehn mit Deinem Weib und allen den Deinen, denn hier finden wir genug an allem was wir bedürfen, hier iſt Niemand mir widerwärtig und entgegen, und meine Kinder mögen dies Gebiet, wenn wir todt ſind, als ein ſchönes Erbe inne haben. Nun hatte Vogel Holgott ein Weib, die ſaß daheim im Neſt auf ihren Eiern, die nahe daran waren, ausgebrütet zu ſein, und dieſes Weibchen hatte einen lieben Freund, auch einen Vogel, der hieß Moſam. Dieſer Freund war ihr ſo lieb, daß ihr nicht Trank und nicht Speiſe ſchmeckte, wenn er nicht um ſie war, und ohne ihn hatte ſie kein Vergnügen oder Kurzweile.

Als nun ihr Mann ſeinen Rathſchlag und Beſchluß entdeckte, in jene ſchöne Gegend zu ziehen, aber ihr hart verbot, dem Freund Moſam davon zu ſagen, ſo war das ihr außerordentlich leid, und ſie ſann auf Fünde und Ränke, wie ſie Moſam ihres Mannes Vorhaben heimlich ſtecken könne, ohne daß dieſer es merke. Und da ſagte ſie zu ihrem Manne: „Siehe, mein theurer Holgott, nun werden unſre Jungen bald ausſchliefen, und da iſt mir eine werthe Arzenei verrathen worden, ſie für die Jungen zu brauchen, wenn ſie auskriechen, daß ihnen ihr Gefieder ſtark und feſt wächſt: auch behütet dieſe Arznei ſie lebenslänglich vor böſen Zufällen. Dieſe Arznei nun möchte ich gern holen, ſo Du mir das geſtatteſt, und es Dir gefällig wäre!“

„Was iſt das für ein Arcanum?“ fragte Vogel Holgott, und die Frau erwiederte: „Das iſt ein Fiſch in einem See, der um eine Inſel fließt, den Niemand weiß, als ich und der, welcher es mir verrathen. Darum rathe und bitte ich Dich, ſetze Dich an meiner Statt auf die Eier und brüte, ſo will ich indeß den Fiſch holen oder zwei, und wir wollen ſie dann mitnehmen in den neuen Aufenthalt, den Du uns erwählt haſt.“

Darauf entgegnete der Mann: „Nicht ziemt es den Vernünftigen, alles zu verſuchen, was der erſte beſte Arzt ihm rieth; denn Manche rathen Dinge uns an, die zu erlangen unmöglich ſind. Was frommt das Unſchlitt des Löwen wohl dem Kranken, oder der Nattern Gift? Soll einer darum den Löwen beſtehen, und die Natter in ihrer Höhle beſuchen, und in die Gefahr ſelbſteignen Todes ſich wagen, auf eines Arztes Rath? Laß ab, o Frau, von Deinem thörichſten Vorhaben, und laß uns an jenen Ort ziehen, während unſre Jungen hier bleiben; dort findeſt Du Fiſche mancherlei Art, vielleicht auch jene heilſamen, und die weiß Niemand dann, außer uns. Wer an beſorglicher gefahrvoller Stätte ſein Heilkraut ſucht, dem möcht es ergehen, wie es dem alten Affen erging.“ — „Wie erging es dieſem?“ fragte das Vogelweibchen, und Vogel Helgott erzählte:

Von zwei Affen.

„Ein alter Affe lebte an einem fruchtbaren Ort, wo Bäume und Früchte, Waſſer und Weiden im Ueberfluß vorhanden waren. Da er nur immer im Wohlleben war, ſo bekam er in ſeinem Alter die Raute, und war damit ſehr geplagt, wurde mager und kraftlos, ſo daß er ſeine Speiſe nicht mehr recht erlangen konnte. Da kam ein andrer Affe zu ihm, und fragte ihn verwundert: „Ei, wie kommt es, daß ich Dich ſo krank und abgezehrt ſehen muß?“ — „Ach!“ ſeufzte der alte Affe, „ich weiß keine andere Urſache, als den Willen Gottes, dem Niemand zu entfliehen vermag.“ Darauf ſprach jener: „Ich kannte einen Freund, der trug daſſelbe Siechthum, und es half ihm nichts, als das Haupt einer ſchwarzen Natter. Als er das aß, ſo genas er, das ſollteſt Du auch thun!“ — Ihm entgegnete der alte Affe: „Wer giebt mir ein ſolches Natterhaupt, da ich ſo ſchwach bin, kaum eine Frucht vom Baum zu erlangen?“ Darauf verſetzte jener: „Vor zwei Tagen ſah ich vor einer Höhle in einem hohen Felſen einen Mann ſtehen, der lauerte auf die ſchwarze Natter, die i der Höhle lag, und wollte ihr die Zunge ausziehen, weil er einer ſolchen Zunge bedürftig war; da will ich Dich hinbringen. Hat der Mann die Natter getödtet, ſo nimmſt Du das Haupt und iſſeſt es." — Der alte Affe ſprach: „Ich bin ſiech und krank, werde ich wieder geſund und ſtark, ſo will ich Dir gern Deinen Dienſt vergelten." Da führte jener Affe den alten in die Felſenhöhle, darin er einen Drachen wohnen wußte. Vor der Höhle waren große Fußtritte, wie eines Menſchen, der alte Affe dachte, die habe der Mann zurückgelaſſen, der die Natter getödtet, kroch hinein und ſuchte das Haupt. Da zuckte der Drache hervor und erwürgte den alten Affen und fraß ihn. Der junge aber freute ſich, daß er ſeinen Geſellen verlockt und betrogen hatte, und nun im alleinigen Beſitz der ſchönen Fruchtbäume war."

Als Vogel Holgott ſeinem Weibchen dieß erzählt hatte, fügte er noch hinzu: „Dieß ſage ich der Lehre halber, die darinnen liegt: Es ſoll kein Vernünftiger ſein Leben wagen auf einen thörichten und betrüglichen Rath hin." Aber das Weibchen ſprach: „Ich habe Dich recht-wohl verſtanden, allein hier iſt es doch ein ganz andrer Fall, denn die Fiſche, die ich meine, ſind ohne Gefahr zu holen, und werden unſern Jungen ſehr dienlich ſein."

Als Vogel Holgott ſahe, daß verſtändige Ueberredung bei ſeiner Frau nicht anſchlage, ſo gab er nach: „Kannſt Du es nicht laſſen, ſo hole die Fiſche; bewahre Dich aber, daß Du Niemandem weder das eine, noch das andre Geheimniß vertraueſt, denn alſo lehren die Weiſen: Löblich iſt jeder Vernunft Uebung, aber die größte Vernunft beweiſt der, der ſein Geheimniß begräbt, alſo daß es Keiner zu finden vermag." Darauf flog das Weibchen fort und auf der Stelle zu ſeinem lieben Freund Moſam, und theilte ihm alles mit, was ſein Mann im Sinn hatte, und daß er an einen luſtigen Ort ziehen wolle, wo weder von Thieren noch von Menſchen etwas zu fürchten ſei. Und ſprach: „Möchteſt Du, o Freund, einen Fund finden, daß auch Du dorthin kommen könnteſt, doch mit Wiſſen und Willen meines Mannes, denn ſoll mir etwas Gutes widerfahren, ſo hab ich keine Freude ohne Dich." Darauf erwiederte Vogel Moſam: „Warum ſollte ich gezwungen ſein, nur mit Bewilligung Deines Mannes dort zu weilen? Wer giebt ihm ſolche Gewalt an die Hand über mich und Andre? Wer verbietet mir, auch dorthin zu ziehen? Zur Stunde will ich hinfliegen, und dort mein Neſt bauen, da es ſo eine genügliche Stätte iſt. Und wird Dein Mann kommen und mich vertreiben wollen, ſo werde ich ihm das wohl zu wehren wiſſen, und ihm ſagen, daß weder er noch ſeine Vorfahren dort ſeßhaft waren und er alſo nicht mehr Recht an jener Gegend hat, als ich und Andere.“ Da erwiederte das Weibchen: „Du haſt nicht Unrecht, aber ich wünſchte doch Deine Gegenwart dort in der Vorausſetzung, daß allewege Friede und Eintracht unter uns ſei. Gehſt Du gegen meines Mannes Willen dorthin, ſo haben wir Argwohn und üble Nachrede zu gewärtigen, und unſre Freundſchaft wird ſich in Trauer verkehren. Mein Rath iſt dieſer: Du gehſt zu meinem Manne, läßt ihn nicht wiſſen, daß wir uns geſprochen, und ſagſt zu ihm, (ehe ich zurück bin) Du habeſt jene ſehr ſchöne Gegend gefunden, und Dir vorgenommen, dorthin zu ziehen, ſo wird er Dir erwiedern, daß er auch zuvor ſchon dieſe Stätte entdeckt habe, und entſchloſſen ſei, hinzuziehen; dann ſprichſt Du: O Freund Holgott, ſo biſt Du der Erſte, und jener Stätte würdiger denn ich, aber ich bitte Dich, laß mich bei Dir wohnen, ſo will ich Dir dort ein treuer Freund und Gefährte ſein.“

Dieſen Rath befolgte Vogel Moſam und flog eiligſt zu Vogel Holgott hin, während das Weibchen an den erſten beſten Teich flog und zwei Fiſche fing, und heim trug, als ſeien das die heilſamen Wunderfiſche, und da ſie Moſam bei ihrem Manne fand, ſtellte ſie ſich, als habe ſie ihn lange nicht geſehen. Moſam war im Geſpräch mit Holgott, wie ſie wieder kam, und Vogel Holgott erwiederte auf den Antrag, daß ihm Moſams Geſellſchaft wohlgefällig ſei. Das Weibchen aber ſtellte ſich, als wäre ihr ihres Mannes Nachgiebigkeit gegen ihren Freund nicht lieb, damit er ihre Verrätherei nicht merke, und ſagte: „Wir haben doch jene Stätte für uns allein erwählt, und ich beſorge, wird Vogel Moſam mit uns ziehen, ſo folgen ſeine vielen Freunde auch nach, und zuletzt müſſen wir weichen vor ihrer Ueberzahl.“ Darauf entgegnete ihr Mann: „Du haſt Recht; aber ich vertraue Moſam, und hoffe, mit ſeinem Beiſtand werden wir uns der Zudringlinge erwehren, darum iſt es vielleicht gut, daß dieſer Freund bei uns wohne. Niemand vertraue allzuviel der eigenen Kraft und der eigenen Macht. Wir ſind zwar mit die ſtärkſten unter den Vögeln, aber Hülfe dienet dem Schwachen, zu überwinden den Starken, wie die Katzen den Wolf überwanden.“

„Wie war das?“ fragte Holgott’s Weibchen, und er erzählte ihr:

Von dem Wolf und den Maushunden.

„Am Meeresgeſtade war eine Schaar Wölfe, darunter war einer beſonders blutdürſtig, der wollte zu einer Zeit ſich einen beſondern Ruhm unter ſeinen Geſellen erwerben, und ging in ein Gebirge, wo viele und mancherlei Thiere ſich aufhielten, da zu jagen. Aber dieſes Gebirge war umfriedet, und die Thiere waren da ſicher vor andern Thieren und wohnten in Eintracht bei einander; darunter war auch eine Schaar Maushunde oder Katzen, die hatten einen König. Nun war der Wolf mit Liſt durch das Gehege gekommen, verbarg ſich, und fing ſich jeden Tag eine Katze und fraß ſie. Das war den Katzen ſehr leid, und ſie ſammelten ſich zur Berathung unter ihrem König; und da waren inſonderheit drei weiſe, einſichtsvolle Kater, die berief der König in ſeinen Rath, und fragte den erſten um ſein Votum gegen den ſchädlichen Wolf. Der erſte Kater ſprach: „Ich weiß keinen Rath gegen dieſes große Ungeheuer, als uns in Gottes Gnade zu befehlen, denn wie möchten wir dem Wolf Widerſtand thun?“ Der König fragte den zweiten Kater, und dieſer ſprach: „Ich rathe, daß wir gemeinſchaftlich dieſen Ort verlaſſen, und uns eine andere, ruhigere Stätte ſuchen, da wir hier in großer Trübſal, Leibes- und Lebensgefahr verweilen müſſen.“ Der dritte Kater aber ſprach auf des Königs Befragen: „Mein Rath iſt, hier zu bleiben und des Wolfs halber nicht auszuwandern. Auch wüßte ich einen Rath, ihn zu überwinden.“ — „Sage ihn,“ gebot der König, und der Kater ſprach weiter: „Wir müſſen Acht darauf haben, wenn der Wolf ſich neuer Beute bemächtigt hat, und wohin er ſie trägt und verzehrt, dann mußt Du, o König, ich und unſre Stärkſten, ihm nahen, als wollten wir das eſſen, was er übrig läßt, ſo wird er ſich für ganz ſicher halten, und von uns ſich nichts befürchten. Dann will ich auf ihn ſpringen und ihm die Augen auskratzen, und dann müſſen alle Andere über ihn herfallen, ſo daß er ſich unſrer nicht mehr erwehren kann, und es darf uns dabei nicht irren, daß Einer oder der Andere von uns das Leben einbüßt oder Wunden davon trägt; denn wir erlöſen dadurch uns und unſre Kinder von dem Feind, und ein Weiſer ſcheidet nicht feig und furchtſam von ſeinem Vatererbe; nein, er vertheidigt es mit Leibes- und Lebensgefahr.“ Dieſen Rath hieß der König gut. Darauf geſchah es, daß der Wolf einen guten Fang gethan hatte, den er auf einen Felſen ſchleppte, und da führten die Katzen ihre That aus, die der tapfere weiſe Kater angerathen, und der Wolf mußte ſchmählich unter ihren Krallen und zahlloſen Biſſen ſein Leben enden.“

„Dieſes Beiſpiel,“ fuhr Vogel Holgott fort, „ſage ich Dir, liebes Weib, damit Du begreifſt, daß treue Freundſchaft hülfreich iſt, und darum nehme ich gern den Vogel Moſam zu meinem Freund und Gefährten mit.“ Als dieſes das Weibchen hörte, jubilirte ſie innerlich, daß ihr Anſchlag ſo unverdächtig und nach ihres Herzens Wunſch ausging. Und da erhoben ſich die drei Vögel nach jener luſtigen Stätte, ließen im alten Neſt die indeß ausgebrüteten Jungen zurück, bauten dort Neſter und wohnten dort friedſam und freundlich bei reichlicher Nahrung eine Zeit mit einander. Und Vogel Holgott, der alt und ſchwach wurde, und ſein Weib hatten den Vogel Moſam viel lieber in ihren Herzen, als er ſie, wie ſich gleich zeigen wird.

Es kam eine dürre heiße Zeit, ſo daß alles verdorrte, und der See austrocknete, und die Fiſche ſtarben; da ſprach Vogel Moſam zu ſich ſelbſt: „Es iſt ein ſchönes Ding um treue Kameradſchaft, und es iſt löblich, wenn Freunde zuſammenhalten. Aber ein Jeder iſt doch ſich ſelbſt der Nächſte. Wer ſich ſelbſt nichts nütze iſt, wie ſoll der Andern nützlich ſein? Wer künftgen Schaden nicht vorausſieht und ihn meidet, der wird ihm nicht entgehen, wenn er da iſt. Nun ſehe ich voraus, wie mir die Geſellſchaft dieſer Vögel Schaden und Abbruch thun wird, da von Tag zu Tag die Nahrung ſich mindert; und zuletzt werden ſie mich verjagen. Mir aber gefällt es hier wohl, und ich könnte auch allein, ohne Jener Geſellſchaft, hier wohnen; da wäre es wohl gut, wenn ich ihnen zuvorkäme, und mich ihrer entledigte, und zwar zuerſt des Mannes, denn das Weib vertraut mir ganz, die zwinge ich dann ungleich leichter. Sie kann ſogar den Mann tödten helfen.“

Mit ſolchen argen und ſchändlichen Gedanken flog Vogel Moſam zu dem Weibchen und nahte ihr ganz traurig und niedergeſchlagen. Die fragte ihn: „Warum ſehe ich Dich ſo traurig, mein Freund?“ und er antwortete: „Ich traure über die ſchwere Zeit, und ſehe ſchreckvoll daher ſchreiten des Hungers Geſpenſt. Und zumeiſt

Deinetwegen trauert mein Herz. Eines nur wüßt' ich, das Dir frommte, wenn mein Rath nicht unweiſe Dir dünkt.“ — „Welcher iſt das?“ fragte das Weibchen, und Moſam ſprach: „Bande der Freundſchaft ſind mehr werth, als Bande der Blutsverwandtſchaft, denn dieſe iſt oft ſchädlicher als Gift. Ein Sprichwort ſagt: Wer eines Bruders mangelt, der hat einen Feind weniger, und wer keine Verwandten hat, der hat keine Neider Ich will Dir etwas anſinnen, das Dir nützlich ſein wird, liebe Freundin, obſchon es Dir hart ankommen wird, es zu vollbringen, und Du wirſt es mir als ein Unrecht auslegen, daß ich es Dir offenbare, wenn auch es in meinen Augen geringfügig erſcheint.“ Da ſprach das Weibchen: „Deine Rede erſchreckt mich, ich kann mir nicht denken, was Du meinſt, und glaube nicht, daß Du mir Uebels rathen wirſt. Doch wäre mir ein leichtes, den Tod zu erleiden um Deinetwillen; darum ſo ſprich! Denn wer nicht ſein Leben einſetzt für einen treuen Freund, der iſt ſehr thöricht, denn ein Freund iſt immer nützlicher wie ein Bruder oder wie Kinder.“ Jetzt ſprach Moſam mit Argliſt: „Mein Rath iſt, daß Du ſuchteſt, Deines alten ſchwachen Mannes los und ledig zu werden, für den Du ſo mühvoll ſorgen mußt; da wird Dir Glück und Heil zureiſen, und mir mit Dir! Und frage nicht nach der Urſache dieſes Rathes, bis Du ihn vollzogen haſt, denn hätte ich nicht guten Grund dazu, ſo glaube mir, würde ich Dir ſolches nicht anrathen. Ich ſchaffe Dir ſchon einen beſſern und jüngern Mann, der Dich immer lieben und beſchützen wird. Und thuſt Du nicht nach meinem Rath, ſo wird es Dir gehen, wie jener Maus, die auch guten Rath verachtete.“

Da fragte das Vogelweib: „Wie war das mit jener Maus?“ und Moſam erzählte:

Die Katze und die Maus.

„Es war einmal ein Mann, dem thaten die Mäuſe in ſeiner Speiſekammer vielen Schaden, da nahm er eine Katze an, damit ſie die Mäuſe vertreibe und vertilge. Nun war unter den Mäuſen eine recht groſse, und war auch ſtärker wie die andern, und wie ſie wahrnahm, was geſchehen war, da ſuchte ſie eine Gelegenheit, wo ſie von einem ſichern Ort aus mit der Katze ſprechen konnte, und ſagte zu dieſer: „Ich weiß, daß Dein Herr Dich beſtellt hat, mich und meine Freunde zu vertreiben und zu tödten. Nun freut es mich, Deine Bekanntſchaft zu machen, und ich möchte mich Deiner Gunſt empfehlen und guten Frieden mit Dir halten." Sprach die Katze: „Es freut mich ausnehmend, Dich kennen zu lernen, und es wird mir äußerſt ſchätzbar ſein, wenn Du mich mit Deiner Freundſchaft beehren willſt. Auch wäre Dein Umgang mir der erwünſchteſte, allein ich darf Dir nichts verſprechen, was ich Dir nicht zu halten vermag. Siehe, verehrteſte Maus, mein Herr hat mich zum Bewahrer ſeines Hauſes geſetzt, daß Du und Deine Sippſchaft ihm nicht länger Schaden zufügſt; ſchonte ich nun Deiner, ſo würde es heißen: das iſt eine ſchlechte Katze! Darum meide entweder, meinem Herrn ferner zu ſchaden, oder meide das Haus, und ſuche Dir einen andern Dir genehmen Aufenthalt, außerdem gieb mir keine Schuld, wenn Du Schaden haſt." Die Maus ſprach: „Ich habe Dich höflich gebeten, und ſo bitte ich nur noch, verzeihe mir meine Freiheit, und ſchenke mir Deine Freundſchaft." — „Ja," ſprach die Katze, „Du biſt mir lieb und werth, wie ſoll ich aber die Freundſchaft zu Dir vereinigen mit meiner Pflicht bei dem Schaden, den Deine Geſellen meinem Herrn zufügen? Laſſe ich euch leben, ſo tödtet er mich, das iſt billig. Darum ſo gewähre ich Dir drei Tage Friſt, in welcher Zeit Du Dich nach einer andern Wohnung umthun magſt." — Die Maus erwiederte: „Sehr ſchwer und ungern trenne ich mich von dieſer Wohnung; ich werde mich hüten, Dir zu nahe zu kommen, und hier bleiben, ſo lange es mir gefällt." Die Katze ſchonte die Maus, ihrem Wort getreu, drei Tage lang, da wurde dieſe ganz ſicher, und that nun gar nicht mehr, als ſei eine Katze im Hauſe vorhanden; aber als die drei Tage herum waren, und die Maus wieder ganz unbeſorgt aus ihrem Löchlein lief, da lag die Katze im Winkel der Speiſekammer und lauerte, ſprang zu, und fing und fraß die Maus mit Haut und Haaren."

„Das iſt ein Gleichniß," fuhr Vogel Moſam fort, „an dem Du ſehen kannſt, daß nicht ziemt dem Verſtändigen, zu verachten der treuen Freunde Rath. Und das Sprichwort ſagt, daß der Freunde Rath oft gleiche bittrer Arzenei, die die doch heilſam iſt und das Siechthum bannt."

Das Vogelweib bedachte ſich lange und ſchwankte, was ſie thun ſolle, und wie es zu vollbringen ſei, daß auch kein Schein böſer That auf ſie fiele. Da rieth der falſche Freund, ſie ſolle einen Fiſch nehmen, durch den die Fiſcher zur Lockung großer Fiſche eine ſpitze Angel geſteckt, und den dem Mann unter die andern Fiſche, die er ſpeiſe, legen, ſo werde er daran erwürgen. Das that das Weib, und weil Vogel Holgott alt war, und nicht ſelbſt mehr Fiſche fing, und ſein Weib ihn bisweilen Hunger leiden ließ, ſo ſchluckte er gierig den Fiſch mit dem Angelhaken in ſich hinein und erwürgte daran, und wie das geſchah, ſo verfluchte er die, die ihm ſo ſchmählich dem Tod geweiht. Als das geſchehen war, lebte der Vogel Moſam noch eine kurze Zeit mit dem ungetreuen Weibe, aber weil die Nahrung immer ſeltener wurde, ſo begann er ihrer ſehr überdrüſſig zu werden, und ſtürzte ſich auf ſie, ſie zu tödten. Da flogen gerade ihre Söhne daher, die kamen, um ihre lieben Aeltern zu beſuchen, und fielen herab auf den Vogel Moſam, als ſchon ihre Mutter im Sterben lag, die ihnen alles bekannte und verſchied. Da hackten ſie mit ihren ſpitzigen Schnäbeln dem Vogel Moſam die Augen aus, und ließen ihn elendiglich verhungern, und rächten ſo den Doppelfrevel, der an ihren Aeltern begangen war.

Das goldene Ei.

(Mündlich in Franken; Variante vom Blaubartmärchen und von dem: „Die drei Bräute.")

Es war einmal in einer Stadt ein ſehr reicher Kaufmann, der hatte drei erwachſene Töchter, dieſe waren an Leibesgeſtalt eine wie die andere ſehr ſchön, und waren auch gut und beſcheiden; während andere in ſo glücklichen Verhältniſſen manchmal gar hochmüthig und berückt ſind. Daß ſich frühzeitig ſchmucke Freier um die ſchönen reichen Mädchen bemühten, war natürlich; doch waren dieſe ſchüchtern zurückhaltend und ſo kam in der Kürze keine Heirath zum Stand. Aber einmal als die reiche Kaufmannsfrau mit ihren drei ſchönen Töchtern einem großen Feſtball beiwohnte, machte ſich einer unter den anweſenden jungen Herren, der ſich ſehr fein und anmuthig zeigte, beſonders um die älteſte Kaufmannstochter, tanzte gar oft mit ihr, ſagte ihr viel ſchöne Worte und war ſo glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Beim Abſchied war er überaus gefällig und liebenswürdig gegen Mutter und Töchter und erhielt gerne die Erlaubniß, am andern Morgen einen Beſuch bei ihnen machen zu dürfen. Als der Morgen kam, kleidete ſich der junge Mann noch zierlicher als am vorigen Abend und kam ins Haus des Kaufmanns, wo er freundlich empfangen wurde. Und es währte nicht gar lange, ſo war er der Bräutigam der älteſten Tochter, und auch die Hochzeit ward nicht lange hinausgeſchoben, denn der Bräutigam eilte ſehr zurück nach ſeiner Heimath, die nach ſeiner Ausſage gar ſehr weit entfernt läge. Als nun das große freudige Hochzeitfeſt beendet war, ſagte der neue Eidam zu ſeinem Schwiegervater: „Es thut mir von Herzen leid, daß ich meine liebe Frau von ihren theuren Eltern und von ihrer lieben Heimath ſo gar weit hinweg führen muß, doch läßt es ſich nicht ändern, ich muß in mein Land zurückkehren, aber ich will gewiß ſo viel wie möglich Sorge tragen, daß es ihr dort wohlgefallen möge, daß die neue Heimath ihr lieb und angenehm werde." Die Aeltern fügten ſich in die Nothwendigkeit, und der Vater ſprach zur Mutter: „Was dünket Dir, liebes Weib, wenn wir nun unſrer Tochter ihr ganzes Erbe mit gäben, denn die Entfernung iſt zu groß, als daß wir Hoffnung haben könnten, ſie ſo bald wieder zu ſehen.“ Die Mutter ſprach: „Du haſt Recht, lieber Mann, ich merke, daß unſer Schwiegerſohn ſehr reich iſt und ſo wird unſere Tochter dann das Gleichgewicht mit ihm halten; denn immer paßt Gleiches zu Gleichen am beſten. Geht die Frau nicht leer ein, ſo wird ſie deſto freundlicher von ihrem Mann dann behandelt.“

Als die Reiſe vor ſich ging, ſandten die guten Aeltern ihrer Tochter ſechs Wagen voll Gut und Geld und ſchöne Kleider und Geräthe mit. Die Fahrt währte lange, die Gegend wurde immer rauher, die Wälder immer größer und dunkler; da endlich mitten im ſchaurigen Wald vor einem großen düſtern Gebäude befahl der junge Ehemann ſtille zu halten; das war ſeine Heimath, und die neue Heimath der ſchönen jungen Frau, die faſt ein wenig darüber betreten war, daß es hier ringsum ſo gar düſter ausſah, doch wußte der Gemahl ſein liebes Weibchen gar bald wieder zu erheitern, und als ſie nun erſt im Haus war und die Treppe hinangeſtiegen, wurde ſie auch mit Freuden gewahr, daß das Haus von innen gar nicht düſter, ſondern recht anmuthig war, recht reich und ſchön ausgeſchmückt. Sie ſchritt von einem Zimmer in das andere und fand alles ſchön und gut; doch eine Zimmerthüre, die ſchwer von Gold war und wo darüber auf dem Geſimſe ein großer goldener Schlüſſel lag, wurde ihr trotz allen Bitten von ihrem Gemahl nicht aufgethan, er ſagte: „Dahinein kann ich Dich nicht führen, meine Liebe, ich habe Etwas darinnen, das Dir zu ſehen nicht frommt, auch würde es Dich nicht im Geringſten intereſſiren, wenn ich Dir's zeigen wollte.“ Da ließ ſie zwar ab von ihren Bitten, heimlich war ſie aber doch neugierig zu wiſſen, was wohl in dieſem Zimmer ſein möge, das ſie durchaus nicht ſehen dürfe.

Nun fügte ſich's einmal als etliche Wochen vorüber waren, daß der junge Ehemann auf die Jagd ging, und da ſagte er beim Abſchied: „Liebes Weibchen, ich will Dir ein Spielzeug geben, daß Du Dir die Zeit damit angenehm vertreibeſt, aber Du darfſt ja keinen Flecken hinan bringen,“ und da gab er ihr ein kleines goldenes Ei, worüber ſie eine große Freude hatte. Als der Jägersmann fort war und die einſame Frau ein Weilchen mit dem Ei geſpielt hatte, dachte ſie jedoch: Ei, wie wär's, jetzt bin ich allein, ich will doch einmal ſehen, was in jenem Zimmer verborgen iſt, und ſie nahm ihr Ei, und ging ſchnell hin nach jener goldenen Thüre, nahm den goldenen Schlüſſel vom Geſimſe herunter und wollte aufſchließen, aber in dieſem Augenblick kam ein großer Papagei unter der Thürſchwelle hervor, ſtellte ſich vor ſie und ſprach mit hohlem Ton:

„Bewahr', o bewahr das Eilein gut,
Sonſt mußt Du's bezahlen mit Deinem Blut."

Die junge neugierige Frau aber ſtieß den warnenden Vogel zur Seite und ſprach: „Dummes Thier, was willſt denn Du?" und ſchloß die Thüre auf. Aber welch ein Schrecken! Hier ſtand ein großer Keſſel mit Blut angefüllt, daneben ein Block und ein Beil und zur Seite war eine lange Tafel, darauf ſtanden lauter weibliche Todtenköpfe; und o weh, da hatte die Frau vor Schrecken ihr goldenes Ei in das Blut fallen laſſen. Sie zog es ſchnell wieder heraus, ſchloß die Thüre zu und eilte entſetzt davon; in ihrem Zimmer wiſchte ſie dann ihr Ei ſorgfältig ab, auf daß ihr Gemahl, wenn er zurückkehre, keine Blutflecken ſehen möge, allein mit dem Blut ging auch das Gold ab, und ſo war das Ei zum großen Jammer der Frau doch verdorben und verrieth ſogleich, als der Gemahl von der Jagd nach Hauſe kam, was unterdeſſen geſchehen war. Da aber zog der Jägersmann die Augenbraunen wild zuſammen, packte die zitternde Frau, ſchleppte ſie nach jenem grauſigen Zimmer und ſprach, indem er das Beil ergriff: „Hat es Dich gelüſtet, thörichtes Weib, zu ſchauen, was ich Dir verbot: ſo mayſt Du büßen," und da hieb er ihr den Kopf ab und ſtellte ihn neben die andern Köpfe auf die Tafel.

Nach kurzer Zeit machte ſich der grauſame Mann auf, reiſete wieder hin in jene Stadt, wo ſeine reichen Schwiegerältern wohnten, und als er dort ankam, hub er ein Jammergeſchrei an: ſein theures Weib wäre ihm geſtorben und er ſei untröſtlich. Den Aeltern und Geſchwiſtern war dies ein großes Leid: und nach etlichen Wochen beruhigten ſie ſich wieder, und der böſe junge Mann heirathete die andere Schweſter. Dieſer ging es eben nicht beſſer als der Erſten. Sie ſchloß vor Neugierde jene Thüre auf; hörte nicht auf den warnenden Papageivogel; befleckte das goldene Ei mit Blut und wurde dann von dem unmenſchlichen Gemahl ebenſo getödtet wie ihre Schweſter, und wie ſchon viele andere auf dieſe Weiſe ihren Tod gefunden hatten, was man an der Zahl jener aufgeſtellten Todtenköpfe erſah.

Abermals kam der Schwiegerſohn in tiefer Trauer bei den Schwiegerältern an und meldete den Tod der zweiten Frau und ſtellte ſich wie verzweifelt. Aber nach etlichen Wochen beruhigte er ſich auch wieder über dieſes herbe Schickſal und ſprach zu ſeinen Schwiegerältern: „Meine theuern Aeltern, ich bin von Herzen betrübt ob meines ſchmachvollen Geſchickes und mir würde wohl nimmer wieder eine Freude auf Erden blühen, wenn ich einſam und ferne von Euch meine Tage verleben ſollte, gebet mir Euren letzten Segen und gebet mir Eure jüngſte Tochter, meine liebe Schwägerin, zur Frau, daß ſie der Troſtengel ſei in meinem Leiden.“ Und auch diesmal willigten die Aeltern ein und die Hochzeit war bald vollzogen, und wieder folgte ein ſtattliches Heirathsgut den beiden Neuvermählten in die weite Ferne. Dort angelangt führte der Gemahl ſein junges Weibchen wieder durch die Zimmerräume ſeines Schloſſes, und als ſie vor die goldene Thür kamen, ſprach er wieder: „Liebes Weib, dieſes Zimmer kann ich Dir nicht öffnen, ich habe Etwas darinnen, das zu ſehen Dir nicht frommt, laß uns zurückkehren.“ Da war ſie klug und dachte: erfahren muß ich ſchon was darinnen iſt, aber vorſichtig muß ich ſein und auf meiner Hut. Als nun der Gemahl einmal auf die Jagd gegangen war und ihr zuvor zum Spielzeug und Zeitvertreib ein goldenes Ei gegeben hatte, dachte ſie, als ſie ein Weilchen mit dem Ei geſpielt hatte: „Ei, jetzt bin ich allein, ich will ſehen, was in jenem Zimmer verborgen iſt“ und da eilte ſie hin mit ihrem goldenen Ei nahm den Schlüſſel vom Geſimſe herunter und wollte aufſchließen; und indem ſchoß der Papagei wieder unter der Schwelle hervor und hub an mit hohlem Ton zu warnen:

„Bewahr', o bewahr das Eilein gut,
Sonſt mußt Du's bezahlen mit Deinem Blut.“

Da ward die junge Frau aufmerkſam, nahm ein Leinentüchlein und wickelte das Ei hinein und legte es vor die Thüre, dann ſchloß ſie auf und ſchaute mit Schreck und Graus, was hier verborgen war. Sie erkannte ſogleich die Köpfe ihrer beiden Schweſtern und ein großer Jammer ſchnitt ihr durchs Herz; doch, dachte ſie, ſchnell und klug mußt Du handeln, wenn Du dieſem Böſewicht aus den Klauen entrinnen, ſeine böſen Thaten ans Licht bringen willſt — und ſie nahm raſch die beiden Köpfe ihrer Schweſtern und eilte hinweg und bewahrte ſie heimlich auf. Dann holte ſie ihr goldenes Ei und ſagte zu dem Papageivogel, der daneben ſitzen geblieben war: „Beſter Vogel, habe Dank für Deine Warnung, ich werde Sorge tragen, daß Dir ſtets Futter und Trank gereicht werde, und Du ſollſt von nun an nicht mehr unter dieſer düſtern Schwelle, ſondern in meinem freundlichen Zimmer wohnen.“ Aber der Vogel ſchüttelte den ſchweren Kopf und antwortete: „Ich bedarf keines Futters und keiner anderen Wohnung, denn mein Leben iſt längſt gelebt, und nur der goldene Schein dieſes Eies vermochte mich an's Licht zu erwecken, auf daß ich als Warner den Unglücklichen erſchiene. Nun aber wird dieſe Zeit vorüber ſein. Du wirſt dem Böſewicht ſeinen Lohn bereiten und damit zugleich auch meine Rache ausführen, die ich ihm ſchwur, als er mir das erſte geliebte Ei ſtahl, worüber ich vor Kummer geſtorben bin. Doch meine Seele fand im Tode keine Ruhe, und ſo blieb ich unter dieſer Schwelle und erwachte jedesmal, wann der goldene Schein meines Eies mich beleuchtete. Aber eine Bitte kannſt Du mir zum Dank erfüllen: verhilf mir zu dieſem meinen geliebten Ei, daß ich's ausbrüte, dann werde ich meinen Todesſchlaf ſchlafen können.“ Die junge Frau ſprach: „Das ſoll geſchehen. Du ſollſt Dein Ei bekommen, beſter Vogel, und Deine Rache ſoll geſtillt werden.“ Dann ging ſie in ihr Zimmer, und wie ihr Gemahl von der Jagd nach Hauſe kam, fand er ſein Weibchen mit dem ſchönen goldenen Ei ſpielend. Da ahnte der böſe Mann nicht, daß er entdeckt ſei; und als ſpäter ſeine liebe Frau wünſchte, eine Reiſe zu ihren Aeltern zu machen, willigte er ein und bekümmerte ſich nicht um jenes grauſenhafte Zimmer. Ehe die Reiſe fort ging, bat die Frau ihren Mann um das goldene Ei, und er gab es ihr zum Geſchenk, und die Frau gab es dem Papagei, daß er es ausbrüte und dann Ruhe finden möge.

Nun reiſeten ſie fort und gelangten bald in die liebe Heimath; dort war große Freude; am nächſten Tag wurde ein Feſt veranſtaltet und dazu viele Freunde eingeladen, und wie die Gäſte wieder fröhlich heimgezogen waren und der Schwiegerſohn vom Wein berauſcht in einen feſten Schlaf verfallen war, winkte die Tochter den Aeltern, führte dieſelben in ihr Zimmer, wo ſie ihre Päckereien ausgelegt hatte und zeigte ihnen die beiden Köpfe ihrer Schweſtern und entdeckte ihnen die Thaten des böſen grauſamen Mannes, der ſie ſo ſehr überliſtet und betrogen hatte. Das war ein großer Schmerz für die alten Aeltern! „Doch raſch gehandelt!“ ſprach die Tochter, ſchickte eilend nach den Gerichtsdienern und ließ den trunkenen Mann ins Gefängniß bringen.

Die kluge Frau hatte vorſichtig alles Gut und Geld ihrer beiden Schweſtern, wie auch das ihrige wieder mit in ihre Heimath genommen und blieb nun bei ihren alten Aeltern, die vom großen Leid um ihre unglücklichen Töchter erfüllt waren.

Der böſe Mann im Gefängniß dachte jedoch ſeinem Schickſal zu entrinnen, er ergriff die Flucht und eilte ſcheu und auf irren Wegen nach ſeinem Raubſchloſſe zurück, und wähnte ſich dort geborgen. Doch als er ruhelos in ſeinen Zimmern umherwandelte und endlich auch einmal jenes grauſige Zimmer beſuchen wollte, ſaß der Papagei mit breiten Flügeln auf der Schwelle, und als er den Vogel mit dem Fuß hinweg ſtieß und hinein ins Zimmer ſchritt, rollte das goldene Ei ihm nach, zerborſt, und gebar eine mächtige Schlange, die ſich im Augenblick um den Leib des Böſewichtes ſchlang und ſich mit ihm tief tief hinein in den Blutkeſſel verſenkte. Der Papagei aber ſchwebte leicht empor, wie aus ſchweren Feſſeln erlöſet.

Druck der Teubner'ſchen Offizin in Leipzig.

Bei Mayer und Wigand iſt erſchienen:

J. K. A. Muſäus
Volksmärchen der Deutſchen.

Prachtausgabe in einem Bande.

Mit

300 Holzſchnitten nach Originalzeichnungen

von

R. Jordan, G. Oſterwald, L. Richter

und

A. Schrödter.

In Umſchlag broſchirt 6⅔ Thlr. — 10 Fl. CM. — 12 Fl. Rh.

Prachtvoll in rothem Maroquin gebunden 8 Thlr. — 12 Fl. CM.
— 14 Fl. Rh.

**Ausgabe in 4 Bändchen ohne Holzſchnitte 1⅓ Thlr. —
2 Fl. CM. — 2 Fl. 24 Kr.**

Bei Georg Wigand iſt erſchienen:

Palmenzweige.

Eine Sammlung
geiſtlicher Lieder und Dichtungen
für die
häusliche Andacht.

Geſammelt und herausgegeben
von

Moritz Alexander Zille,
Dr. ph. und Nachmittagsprediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig.

(Preis 10 Silbergr.)

Donau-Ansichten

nach Original-Zeichnungen in Stahl gestochen

von den

besten Künstlern Englands

und beschrieben von

J. Meyer.

I. Band. I. Lieferung.

Jedes Monatsheft von 3 Stahlstichen sammt Beschreibung kostet nur 5½ Groschen sächs. (oder 7 Silbergr. pr. Ct. oder 24 Kr. rheinisch.)
Im ganzen Oesterreichischen Staate 28 Kreuzer Conv. Mze.

Hildburghauſen, Paris, Amſterdam u. Philadelphia.
Von dem Künſtler-Verein des Bibliographiſchen Inſtituts.

DIE DONAU-REISE

und

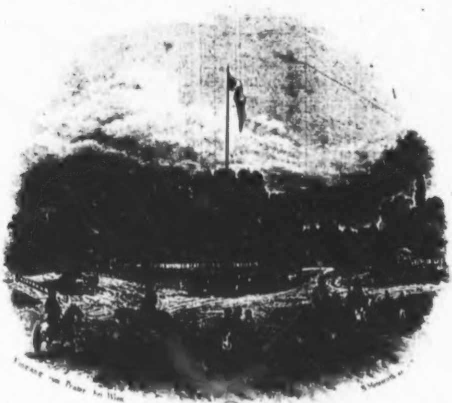
ihre schönsten Ansichten

Mit

mehr als 100 Stahlstichen

der

ausgezeichnetsten Künstler.



Eingang vom Prater bei Wien

Text von

Ludw. Bechstein.

Herausgegeben

und bevorwortet von J. Meyer.

Erster Band.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen

AMSTERDAM, PARIS, PHILADELPHIA.

H 1913 . 378

Glück auf zur Fahrt!

„Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſeyn!“

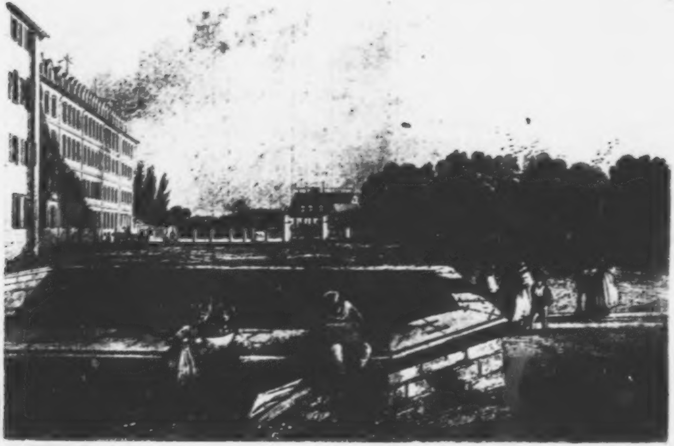
So ruft Fauſt in ſeinem vollen Sehnen nach einem „neuen, bunten Leben,“ und wohl Tauſende riefen und rufen ihm, bewußt oder unbewußt, den heißen Sehnſuchtswunſch nach. Reiſeluſt! Wanderfreude! Welch ein Glück für Den, der ihrer mit vollem Herzen froh zu werden vermag, dem es vergönnt iſt, im Anblick und Vollgenuß erhabener und ſanfter Naturſcenen zu ſchwelgen, die vor ſeinem freudetrunknen Auge wechſeln, wie die raſchen Verwandlungen einer Feenoper. Doch auch jenen armen Schollegebannten, denen dieſes Glück nicht zu Theil wird, wirken und weben unſichtbare Hände den erſehnten Zaubermantel, der ſie weit von dannen trägt, ſie den Natur- und Kunſtwundern ferner Länder, der Pracht reicher Städte, der Fluthung ſtolzer Ströme, der Erhabenheit pittoresker Gebirge zuführt, und ſo einen, freilich nur kleinen Erſatz gewährt für die wirkliche Anſchauung; dagegen aber auch den ruhig Daheimbleibenden Opfer und Mühen erſpart und überall, wo es ihnen wohl wird, gemächliches Verweilen vergönnt.

Uns, nämlich den Leſer, deſſen Augen auf den Blättern des Buches weilen, das er ſo eben in Händen hält oder vor ſich liegen hat, und Den, der aus dieſen Blättern zum Leſer ſpricht, ſoll ein geiſtiger Zaubermantel jetzt gemeinſam aufnehmen, und zum Urſprung des Königs der Ströme unſers Welttheils tragen, der durch Germaniens Gauen und die vieler andern Länder ſeine Wogen rollt, und ſie dann nach unendlich langem Lauf in das ſchwarze Meer ergießt. Wir wollen ſeine Geburt und ſeine erſte Kindheit grüßen, wollen ſein mädchenhaftes Tändeln als Flüßchen lächelnd mit anſehen, wollen uns ſeiner wachſenden Kraft erfreuen, und dann, ſobald er uns trägt, zwar nicht mit, doch auf dem Strome ſchwimmen.

Und welch ein wechſelndes Leben entfaltet unſerm Auge dieſe Stromfahrt, welche Völkerſchaften und Nationen grüßt die Welle, die dem Sonnenaufgang ewig raſtlos entgegenzieht! Welche Mannichfaltigkeiten in Sprache, Sitten, Trachten der Uferbewohner! Bald ſpiegeln ſich in der ſchönen Fluth ſchlanke Kirchenthürme mit dem einfachen, bald mit dem römiſchen Doppelkreuz; dann nach langer Fahrt an blühenden bald, bald ſchaurigen oder auch öden Geſtaden hin folgen ſtatt chriſtlicher Glockenthürme die ſchlanken, zierlichen Minarets, die den Halbmond tragen. Wie verſchiedenartig ſind die Fahrzeuge, die unſers Stromes Rücken wiegt, vom erſten kleinen Fiſchernachen im Sumfried zwiſchen Donaueſchingen und Pfohren, bis zum prachtvollen Dampfſchiffe Ferdinand I., das im Feenlande des Marmormeeres, im Angeſicht des Serails des Großherrn vor Anker geht!

Wo es uns gefällt, wo wir Schönes und Anziehendes ſchauen wollen, raſtet unſer Reiſeflügel; er trägt uns, ſo wie wir winken, auch ſeitwärts vom Strome auf Bergeshöhen, in Alpenthäler, zu Binnenſeen, zu ſtolzen Schlöſſern, prachtvollen Ruinen, prangenden Abteien; aber er trägt uns auch weit hinaus über das Ende des großen Stromes Europa's, über den Pontus Euxinus zur Küſte Aſiens; er trägt uns auf Hellas klaſſiſchen Boden, läßt uns die verſteinerte Meereskönigin, Venedig, erblicken, ihre Größe bewundern, ihren Fall beklagen, und führt uns endlich wieder, weil die ſelten in der Bruſt ſchlummernde Heimwehſtimme doch allmählich lauter und lauter zu rufen beginnt, zurück, dem geliebten Boden der Heimath zu. Dabei rauſchen des Zaubermantels Falten im Windeshauche bisweilen wie Mährchenton früher Tage, oder es tönt aus Gebirgswäldern geheimnißvoll, oder es zieht wunderſamer Klang über die Wogen, und weckt die Erinnerung an alte Zeiten, an Weltgewitter und Schlachtendonnertoſen, an blutiges Völkerſtreiten, an der Minne Glück und Weh, an hellſtrahlenden und an erloſchenen Glanz. Wohlan denn, ſonder Formelkram, ein einfach Wort genügt:

„Glück auf zur Fahrt!“



[illegible]

[illegible]

Die Donauquelle.

Da ſehen wir uns denn vorerſt und zunächſt in ein heitres und freundliches Städtchen und auf einen geräumigen, marktähnlichen, doch ſtillen Platz verſetzt, den auf einer Seite palaſtähnliche Gebäude, auf der andern ein ſchattenreicher Parkwald einſchließen. Wir ſind im Schloßhofe des Standesherrn, Fürſten von Fürſtenberg, deſſen Reſidenz hier iſt in der Stadt Donaueſchingen, im Badenſchen Seekreiſe, welcher Name uns alsbald den Namen der Stromſei entgegentönt, in deren Schutz und Geleit wir uns ſtellen.

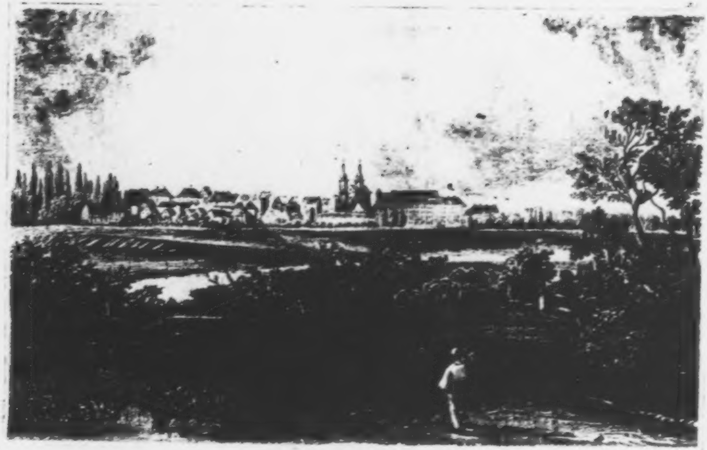
Ein mit Quadern in Form eines Hexagon eingefaßtes, geräumiges Baſſin läßt uns hinabblicken auf einen klaren Waſſerſpiegel, darin es geheimnißvoll und geräuſchlos an ſieben bis acht Stellen emporquillt, und glänzenden Kies aufwirft. Das iſt die Quelle der Donau. Hier erinnern wir uns jenes morgenländiſchen Mährchens vom Sultan, der an des Propheten zauberſchnellen Flug durch ſieben Himmel zweifelte, und dem ein weiſer Derwiſch gebot, das Haupt in ein mit Waſſer gefülltes Becken zu tauchen, worauf alsbald der Sultan in dem kurzen Zeitraum, den er brauchte, dieß zu thun, und ſein Haupt wieder aus der Fluth zu heben, Jahre durchlebte und Unerhörtes ſah. Hier möchten wir wohl das Haupt eintauchen, hülfreichen Zauber zu erproben, und im Nu uns an alle Geſtade des Stromes verſetzt ſehen, deſſen Quelle ſo friedſam, ſo einfach, ſo ſtill und kryſtallklar vor Augen liegt. Es war ein glücklicher Gedanke, dieſe Quellen hier vereinigt zu umgrenzen, und dem Wandrer, der nach dem Donauurſprung fragt, dieſen nicht auf rauhen Gebirgspfaden des Schwarzwaldes unter zahlloſen Rinnſeln und Rieſelquellchen mühſam aufſuchen zu laſſen. So ſtreitet weder die kleine Brigag, die vom Norden und dem Fuß des Hirſchberges entſprungen abwärts an Villingen vorbei Donaueſchingen munter zurollt, noch die nicht minder kleine Brege, die von Katzenſtaig her durch zahlloſe Quellchen und Bächlein zum Bergflüßchen erwachſen, auf einem Umweg Donaueſchingen ſich von Süden nähert, um den Rang, Donauquelle zu ſeyn.

Eine unterirdiſche Waſſerleitung hält gleichſam das junge Donaukind noch in ſichrer Obhut, und führt es durch Hof und Park eine Viertelſtunde weit nach dem Dorfe Pfohren zu, zwiſchen dem und Donaueſchingen es zu freier Strömung entlaſſen wird. Gleich hören Brigag und Brege auf zu ſeyn; noch drei andere Quellen mehren die Fluth, und der neue Fluß, der nun ſeinen Namen „Donau“ durch eine Strecke von ſiebenhundert Stunden behauptet, fließt ſtill am Saume eines Hügels und zwiſchen Wieſen und Fruchtfeldern hin.

Gern gönnen wir, als nicht allzueilfertige Welt- oder mindeſtens Donaufahrer uns ſchon im Reiſebeginn einige Raſt, und dem kleinen Städtchen, das des künftigen großen Stromes Geburtshaus und Wiege iſt, einen betrachtenden Blick.

Donaueſchingen.

Ein freundlicher Führer, der uns durch dieſe wohlgebaute Stadt, den Hauptort der zwölf und eine halbe Quadratmeile umfaſſenden Landgrafſchaft Baar führt, iſt bald aufgefunden, und nennt uns vor allem das Reſidenzſchloß ſehenswerth, darin uns mit Liberalität eine bändereiche Bibliothek, und eine durch manches werthvolle Stück ausgezeichnete Gemäldegallerie, mit einer Sammlung von Handzeichnungen und Kupferſtichen verbunden, geöffnet werden. Auch ein Archiv befindet ſich im Schloſſe, und bietet dem Forſcher in der Geſchichte **Badens** durch die Menge ſeiner Urkunden willkommene Quellen dar. Heitere Spaziergänge führen rings um das Städtchen, das ſo harmlos und wohlig in ſeiner Thal-Ebene liegt, und in einiger Entfernung geſehen, durch ſeinen modernen Reſidenzbau, durch die hohe Façade ſeiner alten mit zwei Thürmen verzierten Pfarrkirche und andre, ſich vor den übrigen auszeichnende Gebäude, die zum Theil in alterthümlicher Form mit hohen Treppengiebeln aufragen, recht ſtattlich ſich ausnimmt. Manches Haus kündet durch ſein mittelalterliches Aeußere an, daß der Ort ſelbſt ſchon viele Jahrhunderte ſah, und ſo iſt es in der That; Donaueſchingen wird ſchon in Urkunden der Karolinger genannt. Die Promenade, die wir um das Städtchen begonnen, hat uns der Reſidenz und ihrem Parke wieder zugeführt, und überraſcht bleiben wir vor einem geſchmackvoll einfachen Denkmal ſtehen, das einen gefeierten Namen uns entgegenhält. Es iſt ein Monument **Leſſing's**, des tiefen Denkers, des gelehrten Forſchers, des ſcharfſinnigen Kunſtrichters, des großen Geiſtes, welches wir hier überraſcht begrüßen. So wird oft in einer kleinen Stadt das Andenken großer Männer geehrt, denen in ihrer Heimath Monumente ſo lange verweigert bleiben, bis die ganze Nation ſolche begründet.



DONAU – ESCHINGEN

[illegible]

Mächtig lockt es uns, bevor wir dem ruhigen Laufe unſrer jungen Donau folgen, zu einem kleinen Ausfluge in das Gebirge, den Schwarzwald, der ſich hier an ſeiner Oſtſeite als Hügelland abſenkt, und noch mehr lockt's hinab zum Bodenſee, der in halber Tagereiſe von Donaueſchingen aus zu erreichen iſt; allein es würde lange Zeit brauchen, bevor wir des Schwarzwaldes ſchöne und romantiſche Thäler und Hochebenen durchſtreift, ſeinen ſteilen Abfall nach Weſten wahrgenommen, ſeine ſchaurigen und geheimnißvollen, ſagenumklungenen Seen betrachtet, und endlich auch der gewerklichen Thätigkeit ſeiner kräftigen Bewohner gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt. Wer hörte nicht Schwarzwälder Uhren ſchlagen, wer hat nicht Schwarzwälder Händler auf Meſſen und Jahrmärkten geſehen? 30,000 Menſchenhände beſchäftigt jener Gewerbzweig allein! — Und ließen wir uns vollends zu den Ufern eines der reizendſten aller Seen Europa's verlocken, dann vergäßen wir wohl in unſerer Seelenentzückung ob der überwältigenden Naturſchönheiten jenes rieſigen Zauberſpiegels das trauliche, noch unſcheinbare Flüßchen, deſſen langem Laufe nachzuziehen wir entſchloſſen ſind. Es iſt, indem wir ihm folgen, als ob die murmelnde Donauwelle uns die Schlußworte von Hebel's Gedicht auf den Urſprung der „Wieſe zuflüſterte und Frage und Antwort auf ſich bezöge:

Denn ſo bald de chaſcht uf eigene Füeßleni furtcho
Schliefſch mit ſtillem Tritt us dein chriſtalene Stübli
Barfis uſen, und luegſt mit ſtillem Lächlen an Himmel.
O wie biſch ſo nett, wie heſch ſo heitere Aeugli!
Gell, do uſſen iſch's hübſch, und gell, ſo heſcht der's nit vorg'ſtellt?
Hörſch, wie's Läubli ruſcht, und hörſch, wie d'Vögeli pfiſe?
Jo, de ſeiſch: „I hörſch, doch gangi witers und blieb net
Freudig iſch mei Weg, und alliwil ſchöner, wie witer.“

Das erſte Dorf, das die Donau auf ihrem nun begonnenen „freudigen Wege“ begrüßt, iſt Pfohren, und bald ſehen wir uns in einem romantiſchen Lande, in welchem Hiſtorie und Sage wie zwei liederreiche Nachtigallen wetteifernden Geſang anheben. Dort zur Rechten ragt auf hohem, zuckerhutförmigem Bergſcheitel ohnweit des auf derſelben Höhe gelegenen Städtleins Fürſtenberg die Ruine der Herrenburg, das Stammhaus des edlen Geſchlechtes, deſſen neues Schloß in Donaueſchingen wir betraten, einſt Zähringer Herzogsſitz, dann Eigenthum der Grafen von Fürſtenberg, im dreißigjährigen Krieg zur Trümmer geworden. Drüben im Thalgrunde zur Linken der Donau, liegt das Pfarrdorf Neidingen, wo einſt eine Kaiſerburg ſtand, die zur Grabſtätte des abgeſetzten Kaiſers Karl des Dicken wurde; dann erbaute ſich aus den Burgreſten das Kloſter

Mariahof, und dort auch gingen in der Kloſtergruft die ſtolzen Grafen ſchlafen, die auf Fürſtenbergs ausſichtreicher Höhe gethront. Es war Grundzug im Charakter früher Zeit, nach einem Leben voll Bewegung, voll Kampf und Streit im benedeiten Frieden gottgeweihter Abteien gern die irdiſche Hülle ruhend zu denken, damit Gebet und Fürbitte dem unſterblichen Theile zu Gute kommen. So wurden die königlichen Leichen Frankreichs in St. Denys ſtill gebettet, ſo ward Londons Weſtmünſter zum prachtvollen Mauſoleum, ſo — um an Geſchlechter zu erinnern, die den Fürſtenbergern in minder ferner Höhe des Ranges ähnlicher ſind, ruhten im Kloſterſchatten Reinhardbrunns die Thüringer Landgrafen, die auf Wartburg ſtolz gethront, ſo wurden die gefürſteten Grafen von Henneberg im Kloſter Veßra zumeiſt verſammelt — doch faſt überall verſtreute die Hand wilden Aufruhrs in alle Winde den geweihten Staub.

Wenn wir im Städtchen Geiſingen die Roſſe gewechſelt, denn uns trägt jetzt ein leichter und bequemer Reiſewagen dem flachen Ufer der kleinen Donau entlang und vielleicht vom nahen Wartenberg, deſſen geſchmackvolle Anlagen und mächtige Baſaltfelſen bewundernd, uns der ſchönen, prachtvollen Ausſicht über die ganze Landſchaft Baar erfreut, die mit dem Donauthale, mit Fruchtgeländen, bebauten und waldigen Hügeln uns zu Füßen liegt, und von wo wir in ziemlich gleicher Ferne rückwärts die blauen Höhen des Schwarzwaldes, vorwärts die ſüdliche Abdachung der rauhen Alp erblicken — während uns zu Füßen das Kirchdorf Gulmadingen freundlich liegt, und aus dem Kirchthal die Aitrach eilt, der Donau ihr Waſſer zuzuführen — tritt uns auf der Weiterfahrt zunächſt die Amtsſtadt Möhringen entgegen, der ſich unſre Aufmerkſamkeit minder zuwendet, als ihrer Burgtrümmer, um welche der immergrüne Epheu von Lied und Sage rankt. Vom edlen Möhringer kündet ein altes Lied, der zog auf ſieben Jahre in fernes Land, weit ab von ſeiner Väter Burg, und befahl ſein Gemahl einem jungen Herrn von Reiſen. Und da er ſieben Jahre aus war in St. Thomas-Land, lag er in einem Garten ſchlafend; da träumt ihm, ein Engel rieſe ihn, wenn er nicht des Tages heim komme, ſo werde der von Reiſen ſein Weib freien. Des klagte der Ritter von Möhringen dem Heiligen bittres Leid, dann entſchlief er wieder, und ward im Schlummer zur Heimath getragen, daß er vor ſeiner Mühle ſaß, er wußte nicht wie! Dort vernahm er die Sage von ſeinem Tod, und ging bekümmert als Pilgrim auf ſeine Burg. Niemand empfing ihn als den Herrn, denn Niemand kannte ihn, und alles Geſinde war mit der Hochzeit beſchäftigt. Und als es faſt kam zur Schlafenszeit, ſo ſprach ein guter Dienſtmann: des alten Herrn Gewohnheit ſey geweſen, daß jeder auf der Burg übernachtende Fremdling habe müſſen ein Liedlein ſingen. Das war dem jungen Bräutigam lieb, und ſo mußte der alte Pilger auch vor der Braut und den Gäſten ſingen. Der hub an und ſang:

Langen Schweigens hatt' ich Acht,
Nun will ich ſingen deſto eh'r,
Dazu mich ſchöne Frauen bracht,
Die mögen mir wohl helfen mehr.
So bitt' ich Dich, Du junger Mann:
Räche mich an der alten Braut,
Und ſchlag' mit Deiner Laute an.

Was ich thue, ſo bin ich alt,
Davon ſo jüngt ſie ſich nicht viel,
Mir iſt mein Bart ſo grau geſtalt't,
Daß ſie ein'n Jungen haben will.
Vor war ich Herr, nun bin ich Knecht:
D'rum iſt auf dieſer Hochzeit mir
Eine alte Schüſſel worden recht.

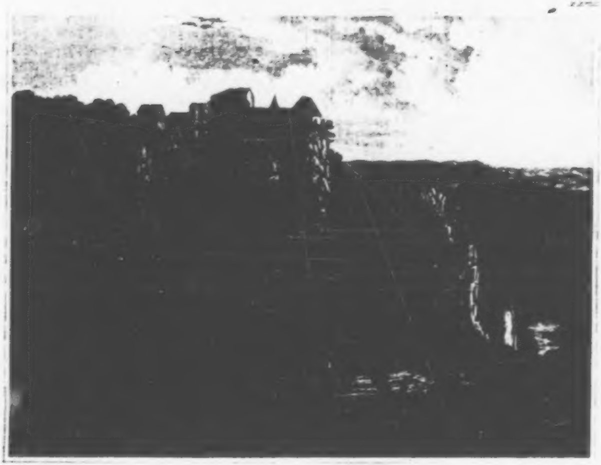
Ueber dieſen ſeltſamen und dunkeln Sang betrübte ſich die Möhringerin; ſie mochte wohl ihres todtgeglaubten Gatten denken, und reichte mit feuchten Augen dem fremden Pilger einen goldenen Becher voll edlen Weines. Da warf er ſchnell ſeinen Ehering in den Wein, indem er trank, und bat den Schenken, den Reſt des Weines der Herrin darzubringen. Als die das Ringlein ſah, erhob ſie ſich, und fiel vor ihrem Herrn nieder auf die Knie, und erbat und erhielt Verzeihung. Nieder fiel auch der junge Herr von Reiſen, und bot ſein Haupt zur Sühne dar, die doch der edle Möhringer verſchmähte; vielmehr gab er ihm ſpäterhin ſeine junge Tochter zum Gemahl. Das iſt die Mähr, die von Burg Möhringen herab zur Donauwelle drang, die ſie dann weiter trug in viele Lande.

Sigmaringen.

Eine fünfviertelſtündige Fahrt läßt uns Tuttlingen begrüßen, ein fleißigbetriebſames Städtchen uralter Entſtehung, über deſſen graue Mauern der Zeitenſturm oft verheerend brauſte, bis er ſie brach. Droben auf dem Berge horſtet wieder eine Burg, Hohenberg, und gibt eine Zier der Landſchaft ab. Eine ähnliche ungleich ſchönere läßt, nach kurzer Weiterreiſe, die nur unwichtige Orte berührt, Schloß Wildenſtein ſchauen, auf ſchroffgethürmten Felſen trotzend. In den Thalgründen pochen Hämmer und ſprühen Hochöfen glühende Funken. Das iſt der feurige Pulsſchlag der Gebirgsländer, von deren unſaglichem Reiz die Bewohner weiter Flächen gar keine Ahnung haben. Das iſt eine ewig junge Romantik, die bleiben wird, ſo lange noch Wälder grünen und die Berge Eiſen und Erz in ihrem Schooße zeugen.

Bald guckt Falkenſtein hervor, eine Ruine, die ihren Namen mit unzähligen Burgen Deutſchlands theilt. Es ſcheint in mittelalterlicher Zeit vorherrſchender Brauch geweſen zu ſeyn, bei'm Aufbau einer neuen Burg ihr den Namen des Gethiers zu geben, das an den Stätten horſtete oder lagerte, die zum Bau erſehen wurden, oder der Bäume und Sträucher, die dort wucherten; daher ſind die Namen ſo vieler Burgen bezüglich, und es wurden in dieſen Kreis ſelbſt Fabelthiere gezogen. Burgen, welche Ländernamen tragen, wie die Sachſenburgen, Frankenſteine u. a. ſind insgemein ältern Urſprungs.

Jetzt nahen wir, eine weite Krümmung unſers Fluſſes abſchneidend, dem Orte Friedingen, wo 1702 ein Treffen vorfiel,* dann bringt uns der abermals ſich mächtig krümmende Fluß einem auf Felſenfundamente gegründeten, ſtattlichen Fürſtenbau nahe, deſſen nackten Fuß die Donauwelle beſpühlt. Es iſt Stadt und Schloß Sigmaringen, das Hohenzollernhaus, in deſſen angrenzenden Nachbarlande die alte Wiege des edeln Geſchlechtes ſteht, jene Burg Hohenzollern, deren berühmter Name das Andenken des Agilolfingers Thaſſilo's, Grafen von Zollern, in uns erweckt, mit dem die lange Ahnenreihe des gewaltigen deutſchen Königshauſes anhebt, auf deſſen Haupt die Krone des Reiches Preußen ruht. In zwei mächtige Aeſte breitete der im tiefen hiſtoriſchen Dunkel wurzelnde Baum des Geſchlechtes ſich aus. Dem fränkiſchen Arm wurde das Nürnberger Burggrafenthum



RAUHENSTEIN BEI BADEN
unfern Wien

zu Theil, als deſſen Gründer man einen Angehörigen der ſchwäbiſchen Linie nennt, und dem tapfern Friedrich VI. verlieh Kaiſer Sigismund das Markgrafenthum von Brandenburg. Der ſchwäbiſche Arm des Zollernſchen Ahnenbaumes breitete ſich in die zwei fürſtlichen Zweige Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, und hier am freundlichen rechten Donauufer ward Stadt und Schloß letztern Namens gegründet, beide jedoch ſchon im neunten Jahrhundert, und demnach weit früher, ehe die beiden dermaligen Stammlinien ſich ſchieden, was erſt im ſechzehnten Jahrhundert Statt fand. — Das Reſidenzſchloß, von einfacher Bauart und anſehnlichem Umfang, bewahrt eine Bibliothek, ein Archiv, ein Münzkabinet und ſonſtige Sammlungen; das Städtchen ſelbſt iſt klein, hat nur 1500 Einwohner, obſchon Sitz einer Regierung, gewährt aber in Verbindung mit dem Schloſſe und den übrigen auf dem Felſenberge gelegenen Gebäuden einen ſtattlichen und maleriſchen Anblick. Die Donau, deren Waſſermaſſe ſich durch den Zufluß der Ella, Lippach, und andrer kleinerer Bäche anſehnlich gemehrt hat, gewinnt mehr und mehr an Breite, und eilt raſcher den weiter abwärts gelegenen Ebenen zu, während in der Gegend von Sigmaringen noch Felspartien ein Schmuck der Ufer ſind.

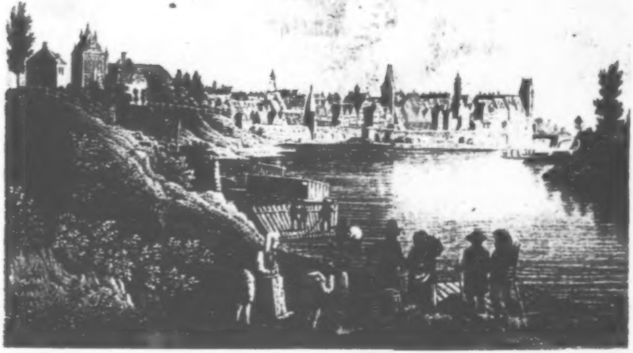
Nahe liegt Ulm und gewaltig zieht es uns hin nach der einſt ſo mächtigen Reichsſtadt, um im Anblick ihrer Größe und ihres herrlichen Münſters uns deutſche Art und Kunſt recht lebendig zu vergegenwärtigen. Daher weilen wir nicht an den Uferorten dazwiſchen und gönnen ihnen nicht mehr als flüchtiges Betrachten. Doch verſchließen wir keineswegs unſer Auge dem romantiſchen Reiz der Gegenden, noch unſer Ohr der Kunde des Merkwürdigen, das dieſe bieten. Stadt und Schloß Scheer ſtaffiren anmuthig das rechte Ufer unſers immer mächtig werdenden Fluſſes, der, nachdem er die Ablach, Oſterach und Schwarzach in ſich aufgenommen, unter Riedlingen die Kanzach mit ſich vereint. Ihr folgt die raſche Lauter, rollend von der rauhen Alp, und ſchon ihr Name deutet Gebirgswaſſer an. Bald zeigen ſich, ſchon von weitem maleriſch gelegen, die Ruinen der Schlöſſer Rechtenſtein und Reichenſtein, dann prangt die uralte ehemalige Reichsabtei Marienthal, ihrem Namen nicht ganz entſprechend, auf hohem Felſenfuße. Endlich wird Ehingen erreicht, in deſſen Kirche ein weiland wunderthätiges Marienbild von Stein von den Frommen und Gläubigen noch immer hochgehalten wird, und es kündet die Spur einer ehemaligen Römerſtraße, daß ein Boden berührt iſt, in welchem einſt die ſtolze Weltbeherrſcherin Roma ihren Fuß ſetzte.

Die Donau (wir überfahren ſie hin und her, kreuz und quer, und das Auge folgt immer ihrem Laufe), nähert ſich der Stadt, wo ſie zum ſchiffbaren Strome wird, in vielfachen Windungen, als wolle ſie noch recht lange ihrer Ungebundenheit und Freiheit ſich freuen. Langſamer zieht ihre ſpiegelnde Fluth durch das Uferſchilf der moor- und haidereichen Fläche, welche unterhalb Ehingen ſich bis nach Donauſtetten hinſtreckt, und das taube Ried genannt wird. Riß, Dürrnach, Weſternach, Roth heißen die Flüßchen, die durch das Ried der

Donau zuſchleichen, bis die mächtige Iller, ſtärker als die Donau ſelbſt, ſich ihr eint. Längſt ſchon zeigt ſich dem Blick, welcher der unerquicklichen Fläche abgewandt, zur heitern Ferne ſpäht, Ulms Münſterkoloß hoch und impoſant die Häuſermenge überragend, und wie eine Denkſäule deutſcher Kraft und deutſcher Kunſt mitten in ein Gefild voll Leben und Lebensfülle hingeſtellt, durch welche die vergangenen Jahrhunderte zu den kommenden ſprechen, und ihnen den Ruhm und die Thatkraft der Vorzeittage verkündigen.

Ulm.

Schon vei der Einfahrt in die alte deutſche Reichsſtadt Ulm, Schwabens Herz, hält uns dieſe den Schild kernhafter Tüchtigkeit in dem ſtattlichen Thurme des Gödlinger Thores entgegen, den zwiſchen zwei ſteinernen Stadtwappen der Kaiſeradler ziert. Der dröhnende Hufſchlag der Roſſe belehrt uns, daß wir über eine ehemalige Zugbrücke fahren, und nicht lange, ſo iſt ein einladender Raſtort aufgefunden, von dem wir uns zunächſt dem Münſter zuführen laſſen, in deſſen grandioſem Innern uns alle Schauer des Erhabenen umwehen, und wo das Gemüth mit Ehrfurcht ſich dem Geiſte beugt, der ſolche Rieſendome zu Ehren des allmächtigen Weltgeiſtes wölbte. Mit Recht wird das Münſter Ulms als eines der vollkommenſten Denkmäler altdeutſcher Baukunſt geprieſen; das Kirchenſchiff iſt das größte und höchſte in Deutſchland, ſeine ſechs Portale, beſonders das Hauptportal unter dem Thurme, gehören mit der reichen Fülle ihrer Sculpturen zu den ſchönſten und wohlerhaltenſten, und der 100 Fuß tiefe Chor mit der Farbengluth ſeiner Glasmalereien, dem altdeutſchen Bilderſchmuck ſeines Hochaltars, der Zier ſeiner Chorſtühle, den beiden kunſtdenkmälerreichen Seitenkapellen, der Neidhardtiſchen und der Beſſeriſchen, ziehen den Beſchauer an, und feſſeln, Kenner wie Nichtkenner, auf lange Zeit. Das Bild des Hauptaltars vor dem Chor ſtellt eine Abendmahleinſetzung von Hans Schäuflein dar; den Hochaltar, der aus der Barfüßerkirche in das Münſter kam, zieren koſtbare Gemälde und Bildſchnitzereien von Martin Schaffner und Daniel Meth. Das Sakramenthäuschen, dem Jörg Syrlin, d. Aeltern, zugeſchrieben, iſt ein pyramidenförmig zur höchſten Höhe aufwachſendes, äußerſt zierliches Bildwerk, das in dem ſteinernen Sakramenthäuschen Lorenz Krafts in



Nürnberg ein entſprechendes Seitenſtück ſindet, und vielleicht auch dieſen zum Meiſter hat, da ſein Vater, Ulrich, ein Bürger Ulms war. Nicht minder kunſtvoll gearbeitet zeigen ſich im Dom zu Ulm die Kanzel, mit ihrem ſchlanken in gleicher Weiſe hochaufſtrebenden, vielfach verzierten Deckel von dem jüngern Syrlin, die herrlichen Chorſtühle, von Syrlins beſter Arbeit, Taufſtein und Weihwaſſerkeſſel. Das Orgelwerk, von dem blinden Meiſter Conrad Schott aus Stuttgart 1596 erbaut, imponirt durch die Zahl ſeiner Regiſter und Pfeiſen, deren erſtere auf 45, letztere auf 3240 angegeben wird, ſtört aber durch ſeine, der Würde des Domes entgegenſtehende Zier aus der Zeit wälſcher Geſchmacksverderbniß."

Wenn wir den hehren, ſonſt von jedem Schmuck der Ueberladung freien Tempel verlaſſen, ſo erheiſcht zunächſt der Thurm anſtaunende Bewunderung, zwingt aber auch zur Klage, daß es nicht vergönnt war, ihn ſo zu vollenden, wie es im ſchöpferiſchen Plane der erſten Urheber lag. Wäre dieſer ausgeführt worden, ſo würde, wenn Feindes Hand das Heiligthum geſchont hätte, noch ein drittes kunſtreiches Stockwerk auf den zwei vorhandenen, und über dieſen eine durchbrochene Steinpyramide ſtehen, welche beſtimmt war, ein zwölf Fuß hohes vergoldetes Marienbild zu tragen. Dann würde Ulms Münſterthurm den Straßburger nicht unbedeutend überragen, während er jetzt 387 Fuß hoch iſt. Allein auch ohne die Höhe jener ſeltnen Thürme zu haben, deren voller Ausbau gelang, befriedigt die feierliche Pracht des Portals und der obern Stocke mit ihren zahlloſen Ornamenten und läßt ein harmoniſches Ganze erblicken, das einen erhebenden Eindruck auf das Gemüth jedes ſinnigen Beſchauers macht.

Unſer Führer leitet uns durch die Straßen Ulms, die nicht zu den ſchönſten gehören, dem alterthümlichen Rathhaus zu, das einigermaßen, ſammt dem Platz, auf dem es ſteht, an den Frankfurter Römer erinnert, nur daß es ein Eckhaus bildet. Mancher Schmuck alter Zeit iſt noch daran ſichtbar, vieles aber haben die Jahrhunderte verwiſcht und zerſtört. Das Innere bewahrt noch werthvolle Bilder und auf den ältern Gemälden die Erinnerung ,an drangvolle Zeiten. Vergebens trotzte Ulm im Jahr 1552 der Geißel des Frankenlandes, dem ſtreitbaren Albrecht Alcibiades. Er ſtürmte heran mit ſeinen gefürchteten Schaaren, er zog um Ulm den Ring der Belagerung, verheerte die Gegend, brach die Feſte Helfenſtein und brandſchatzte Geißlingen hart. — Die Uhr des Rathhauſes wird als ein Meiſterwerk mechaniſcher Künſtlichkeit gerühmt; den Blick des Alterthumfreundes feſſelt aber noch mehr der ungemein zierliche Brunnen vor dem Rathhauſe, des geſchickten Jörg Syrlins Werk.

Manches Potrizierhaus erinnert in ſeiner ſtattlichen Größe an Ulms Flor und die Macht ſeines Bürgerthums, die es wagen konnte, im Bunde mit den ſchwäbiſchen Städten dem Kaiſer zu trotzen. Es ging ein Sprüchlein um im deutſchen Lande, das lautete:

Venediger Macht, Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz, Straßburger Geſchütz
Und Ulmer Geld behält den Preis in der Welt.

Berühmt waren Ulm's Preisſchießen, zu denen es Einladungsbriefe an alle deutſchen Fürſten, Grafen und Herren, wie an alle deutſchen Städte erließ. Ulm's Sinken begann im 15. Jahrh. Auf verheerende Seuchen kam der dreißigjährige Krieg, Opfer auf Opfer heiſchend. Auch die ſpätere Zeit vergönnte keine Erholung, und ſo fiel der Macht die Blüthe nach, und wir ſehen allüberall — Reliquien, ſelbſt in der bis auf unſre Tage wunderbar erhaltenen Meiſterſängerſchule, die noch Statuten, Fahnen und Gedichte zu dauernder Aufbewahrung der Gegenwart überliefern konnte. Gleichwohl iſt Ulm keine lebloſe Ruine. Es blüht als fünfte gute Stadt des Königreiches Würtemberg mit reger Gewerbthätigkeit, es fabrizirt viel Leinwand, Gerſte und Graupen und die berühmten Ulmer Tabakspfeifenköpfe, zu welcher Induſtrie ſich die Bereitung des Feuerſchwammes geſellt; es baut Schiffe, zieht Fohlen und — Schnecken — und aus allem guten Gewinn.

Lenken wir von dieſen Artikeln gern den betrachtenden Blick ab, und Ulms Kunſtſtreben zu, vor Allem auf ſeine hohe Kunſtblüthe im Mittelalter, zu der uns Grüneiſens und Mauchs Werk den willkommenſten Leitfaden in die Hand giebt,*) ſo erſcheint jenes Streben nicht minder beachtenswerth, als das der gefeierten Künſtler Nürnbergs und andrer Reichsſtädte. Die älteſten merkwürdigen Reſte deutſcher Bildnerei ſind die Hochrelieffiguren an den Münſterportalen, einfach, ſtreng und doch kindlich, und wohl, wie das ſo häufig vorkommt, aus ältern Portalen längſt verſchwundner Kirchen hierher verſetzt. Uralte, noch wohlerhaltene Freskomalereien bewahrt ein Gemach im ehemaligen Ehinger-Hofe auf. Manchen kunſtreichen Maler zählte Ulm unter ſeinen Bürgern und in dem frommen, tiefſinnigen Gemüth des gottbegeiſterten Predigermönches Amandus Suſo ſproßte der Wunderroſenbaum der Poeſie feurig empor, myſtiſche Blüthen in Fülle treibend, deren Kranz mit den Dornen ſchwärmeriſcher Askeſe durchflochten war.

Nicht, wie bei den Domen Straßburgs und Wiens wird ein einzelner kunſtbegabter Meiſter vorzugsweiſe bei'm Ulmer Münſter genannt, ſondern es tritt eine ganze Genoſſenſchaft zuſammen, das gigantiſche Werk zu fördern, unter denen die Berner Familie der Enſinger voranſteht. Der trefflichen Sculpturenbildner ward ſchon gedacht;

---

*) Ulms Kunſtleben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte von Schwaben. Beſchrieben und erläutert von Carl Grüneiſen und Eduard Mauch. Ulm, 1840. Mit Stahlſtichen und Steindr.

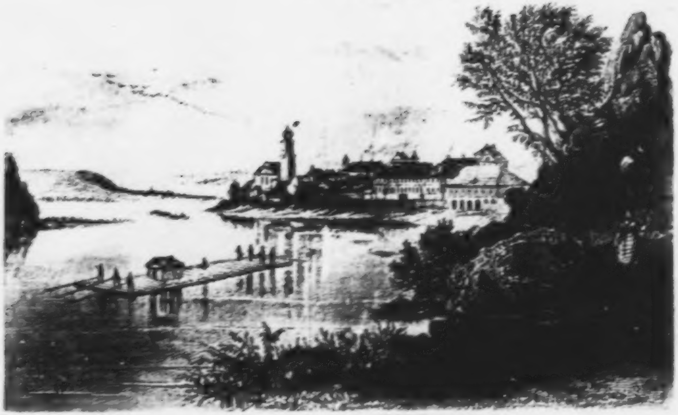
die Syrlin, Vater und Sohn, leiſteten als Bildſchnitzer Erſtaunliches, doch auch als geſchickte Steinhauer thaten ſie ſich neben Burkhard Engelberger hervor. Der ehemals vergoldete Fiſchkaſten auf dem Markt, jetzt vor dem Rathhaus ſtehend, der des Meiſters Namen Jörg Syrlin mit der Jahrzahl 1482 aufweiſt, iſt ein ungemein zierliches und anſprechendes Kunſtwerk aus jener Blüthenzeit des Städtelebens, wo ein wackrer Sinn es liebte und übte, überall, wo es möglich war, dem Nützlichen das Schöne zur Seite, oder noch über das Nützliche zu ſtellen. Ein hochgeprieſenes Kunſtwerk, ein Oelberg an der Außenſeite des Domes, von Böblinger, Möhlen und Michel, ging durch den Vandalenſinn älterer wie neuerer Zeit unter. Berühmt war Ulm im Mittelalter auch durch ſeine Gold- und Waffenſchmiede. Die Familie Schön that ſich als Maler hervor, und jeder Kenner und Sammler weiß Werth und Seltenheit der Bilder und Blätter des Martin Schön, des deutſchen Alt-Meiſters der Kupferſtecherkunſt, zu würdigen. Andre namhafte Maler Ulms waren Jeſſe Herlen, Jörg Stocker, die Familien der Acker, Schühlein, Knechtelmann, vor allen aber Bartholomäus Zeitblau, ein Zeit- und Strebegenoſſe des wackern Nürnbergers Wohlgemuth. Ihm folgte in eigenthümlicher und ſelbſtſtändiger Darſtellungsweiſe Martin Schaffner. Mehrere der Genannten thaten ſich auch als Glasmaler hervor neben einem Hans Schongauer, Cramer und Hans Wild. Des erſten Ulmer Buchdruckers Ludwig Hohenwangs grotesk-geniale Holzſchnitte zur ſo ſeltnen Ars moriendi, ſo wie die ſatyriſch-geiſtreichen zu dem noch minder gekannten Holzſchnittwerke: De fide concubinarum in sacerdotes beurkunden auch im Gebiete der typographiſchen Kunſt frühzeitigen Aufflug.

Die Umgebungen der Stadt, denen wir nach dem Austritt aus der zerronnenen Kunſtſphäre uns zuwenden, tragen meiſt einen heitern und maleriſchen Charakter; wir ſehen neben der ſchon ziemlich breiten Donau das beſcheidene Flüßchen Blau durch das Gefilde ſchleichen und die Stadt mit ſeinen Kanälen bewäſſern, und anmuthige Anlagen und Spaziergänge erfreuen das Auge. Von den Mauern ſchauen die einſtockigen Grabenhäuschen, einſt der ſtädtiſchen Beſatzung zugewieſen, jetzt ärmern Einwohnern als beſcheidene Wohnungen dienend, und der ſonſtige Lug in's Land, jetzt die Wilhelms-Höhe, verſammelt die Mehrzahl der Bevölkerung zu den Freuden der Geſelligkeit. Neu-Ulm, eine junge, doch freudig aufblühende Colonie auf bayeriſchem Territorium, gewährt eine freundliche Anſicht auf die Stadt, den Strom, auf dem ſich nun ſchon Segel und ein Dampfſchiff zeigen, ſo wie die ſchöne neue Donaubrücke mit drei 60 Fuß breiten Bogen. Zu weitern Ausflügen laden der Michaelsberg ein, von deſſen Höhe Stadt und Gegend am beſten überblickt werden. An ihn ſtößt der Safranberg, welcher den Namen vom längſt eingegangenen Anbau eines ſonſt eifriger begehrten Handelsartikels trägt. Zahlreiche Gartenhäuschen geben der Gegend Schmuck und Zier da, wo die rauhe Alp mit ihrem Fuß und ihren Vorbergen in die Ebene tritt.

In einem dieſer Häuschen an der Alpecker Steige am Safran ſtand Napoleon am denkwürdigen 16. October 1805. Nach Süden ſchweift das Auge frei und ungehemmt über endloſe Ebenen, mit Ortſchaften wie beſät, und am fernen Horizont ragen Schweizerberge wie lichtes Gewölk in den Himmel.

Stepberg.

Weiter! heißt das Loſungswort der Reiſenden. Bei Neu-Ulm, der heitren Vorſtadt des alten Ulm, das, von der Haſeninſel, dem Schwal, geſehen, ſich gar friedlich unter dem Schirm des hochragenden Münſters ausnimmt, beſteigen wir den rauchſpeienden Püſtrich, das erſte Donau-Dampfboot. Die Räder rollen und ſchaufeln, die Landſchaft bewegt ſich, die Gefilde fliegen vorbei. Haben wir erſt unſer Auge gewöhnt an das Ungewohnte des raſchen Vorüberfluges, dann gelingt troß aller Schnelle ein wohlgefälliges Betrachten der Gegenden, deren bemerkenswerthe Punkte man ſchon von weitem fixirt, ihrer Annäherung ſich freut, ihre Einzelſchönheiten ſich raſch entfalten, und ſie mit Luſt entſchwinden ſieht, um den Blick neuen ſchönen Punkten zuzulenken. Auch geht die Stromfahrt nicht ſo raſch, daß nicht freundliche Rede, Frage und Antwort, Belehrung und Erklärung unter der Reiſegeſellſchaft Statt finden könnte, die es vorzieht, auf dem Verdeck des Schiffes den Uferlandſchaften vollen Antheil zu ſchenken, und nur dann den Schutz der Kajüten und ihre Annehmlichkeiten ſucht, wenn Sturmwetter ihn zu ſuchen gebietet, oder weite Wegſtrecken nichts Anziehendes darbieten. Freilich iſt uns nun nicht mehr vergönnt, den Namen jedes kleinen Flüßchens, das da oder dort in die Donau fällt, nachzufragen; allzuraſch rauſcht das Schiff ihnen vorbei. Der Strom ſchmiegt ſich unter Ulm noch einmal an die Bergwand und eilt dann dem ausgedehnten Birken- oder Riedmoos zu. Auf dieſem Wege ſehen wir zur Linken das Kloſterſchloß Elchingens auf dem letzten Vorberg der ſchwäbiſchen Alp prangen. In dieſem Gefilde erwarb ſich der tapfre Marſchall Ney am 14. October 1805 den Herzogstitel. Viele kleine Orte fliegen vorüber. Die linken Ufer verlieren den bisherigen Reiz, die rechten gewinnen ihn. Eine auf zehn Bogen ruhende Brücke über die Donau zwingt bei **Leipheim** zu langſamer Fahrt und mit Muße und Theilnahme betrachten wir das blutgetränkte Feld, wo die Rache die ſchwäbiſchen



[illegible] an der DONAU

[illegible]

[illegible]

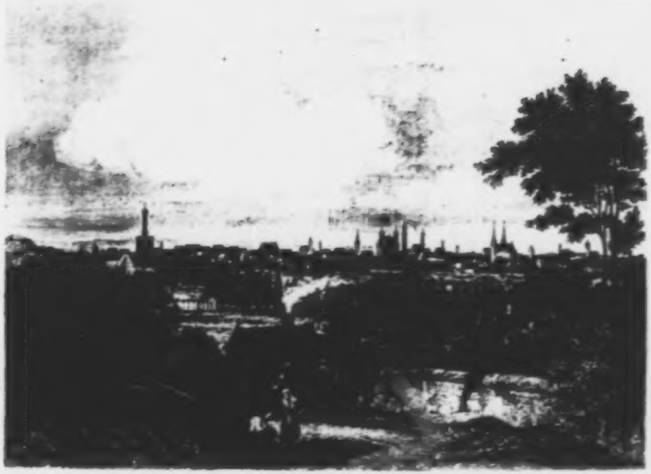
Bauern im Jahr 1525 zu Tauſenden niedermähete. Leipheim vorüber zeigt ſich Günzburg, erbaut von dem Markgrafen Carl v. Burgau, Sohn Ferdinands von Tyrol und der ſchönen Philippine Welſer, deren romantiſches Aſyl, Schloß Ambras, wir im Verfolg unſrer Reiſe nicht unberührt laſſen wollen. Zwei Burgen, Reiſensburg und Landestroſt, begegnen dem Blick auf dem ſanften Hügelzug deſſelben Ufers; das Linke zeigt nur eine öde Torfmoor-Fläche. Erſt bei Gundelfingen, wo der Strom die Grenze zwiſchen dem Riedmoos und dem Donau-Ried ausmacht, gewinnt die Gegend an Anmuth; zugleich an altklaſſiſchen Erinnerungen. Die Orte Feimingen und Lauingen datiren ihren Urſprung in Römerzeiten zurück; noch ſind Römerſtraßen und Legionenſteine zu ſehen. Feimingen hieß Phemiana, Lauingen Laviana, das in mittelalterlicher Zeit urkundlich Villa Logena genannt wurde. Der hohe Thurm dieſes Städtchens bewahrt das Bildniß des vielberühmten Lauingers: des Majus und ſpätern Biſchofs Albertus Magnus, den die Sage feiert, alte Lieder preiſen, und deß Namen zumeiſt ſeine, ſelbſt als Volksbücher theilweiſe verbreiteten Werke auf die Nachwelt brachten. Wer kennt nicht die vielfach zuſammengetragenen Büchlein des Titels: Albertus Magnus, von der Weiber Geheimniß, von Natur und Wirkung der Edelſteine und Metalle ꝛc., deren eins in Görres ſinniger Würdigung der deutſchen Volksbücher den langen Reigen eröffnet? Der große Mann hat ſeiner Schriften einundzwanzig Foliobände hinterlaſſen. Derſelbe Thurm zu Lauingen hat noch drei Wahrzeichen: „die ſchönſte Jungfrau", „das größte Pferd" und das Andenken einer Sage, welche vom Sieg eines kleinen Schuſters über einen Rieſen aus dem Ungarlande kündet, von dem das Stadtwappen: „Ein gekrönter Mohr mit goldner Kette" ſeinen Urſprung ableitet.

Bald auch iſt Dillingen erreicht, über dem ein Moordampfſchleier hängt, wie dicker Weihrauchqualm einer Kloſterkirche, ſo daß kaum die Palaſtpracht des Jeſuitencollegiums ſichtbar wird wie ein ferner duftumhüllter Hochaltar. Ein ganz andrer Hochaltar, ein blutgetränkter, iſt das nahe Hochſtätt oder Höchſtätt, wo wilde Kämpfe wütheten, große Schlachten geſchlagen wurden. Hier würgten ſich 1080 Guelfen und Ghibellinen und die letztern unterlagen; hier wütheten 1634 die Kroaten, die in einem weiten Umkreis deutſcher Lande ihren Namen mit Blut und Schandthaten in die Annalen der Städte ſchrieben, ein Volk, das im dreißigjährigen Krieg wie die Barbaren-Horden der Gottesgeißel Attila auftrat. In dem Jahre 1703 und 1704 kämpfte hier Max Immanuel gegen Leopold von Oeſterreich, kämpfte Deutſchland gegen Frankreich und das mit dieſem verbündete Bayerland, kämpften gegen den Kurfürſten und die Franzoſenfeldherrn Tallart und Martin zwei Helden, deren Namen die Nachwelt in unvergänglichen Liedern pries, Prinz Eugen, der edle Ritter, und Marlborough — der an Siegen ſo reiche. Faſt ein Jahrhundert ſpäter ſtritten auf demſelben Schlachtfelde im Jahr 1800 Oeſterreich und Frankreich abermals um den blutigen Lorbeer, den auf ſein Haupt zu drücken, Moreau, dem republikaniſchen Feldherrn, vergönnt war.

Des Stromes vielfach gekrümmte Schlange ringelt ſich in ſanften Wellenlinien durch das grüne Ried, deſſen Ufer wenig des Erfreuenden darbieten. Die an einen Berg ſich lehnende Stadt Donauwörth macht durch das imponirende Gebäude des aufgehobenen Benedictinerkloſters zum heiligen Kreuz, und ihren alterthümlichen Habitus eine angenehme Unterbrechung; jene Höhe iſt der durch Marlboroughs Sieg berühmt gewordene Schellenberg, der eine weitumfaſſende Ausſicht gewährt. Die Stadt empfand manch trüben Wechſel der Geſchicke und mußte mehr als einmal im Wogen der Glaubenswirren den bittern, gewaltſam aufgedrungenen Kelch des Religionswechſels leeren. Ihr Kloſter, die Stiftung eines Dillinger Grafen, der es zum Tabernakel eines großen Splitters von Jeſu Kreuze aufbaute und weihte, ward unter Kaiſer Friedrich II. prächtig erneut und wurde Ruheſtätte jener unglücklichen, unſchuldig gerichteten Maria von Brabant, welche ihres Gemahls, Ludwig, des Bayerherzogs raſch auflodernde Eiferſucht mit ihren Dienern und Dienerinnen mordete und morden ließ. Noch iſt der Wehruf nicht verhallt, den ein altdeutſcher Sangesmeiſter, Stolle geheißen, ihr, der Reinen, Schuldloſen nachweinte:

O wehe heut' und immerdar! Waffen! ſey geſchreit!
So weh' dem Tage! weh' der Nacht! weh' der feigen Zeit!
So weh' Dir, gar verſchämte Frucht!
Fürſt Bayerland, wie haſt Du Dich geſchändet,
An einer hochgelobten Frau, deren Ruhm ſo weit erkannt,
Aus königlichem Stamm geboren, und geheißen von Brabant.
Ihr' weiblich' Ehre, weibliche Zucht
Ihr' weiblich Freude haſt Du ihr entwendet! ꝛc.

In Donauwörth iſt dem Reiſenden der Wunſch ſehr nahe gelegt, einen Abſtecher nach Augsburg zu machen, und von da ab wohl in das höhere Gebirge; wir thun aber beſſer, dieſe Sehnſucht nach dem Gebirge, das ſo reizvoll über die ſterilen Lechebenen, wie ein verzauberter Wolkengarten, herüberwinkt, zu zügeln, und raſchen Dampfſchiffsfluges weiter zu fahren. Der Lech, an Mächtigkeit ſeiner Waſſermaſſe der Donau, in deren bräutlicher Umarmung er den Namen verliert, nicht nachſtehend, zieht zunächſt unſre Blicke auf ſich; er iſt ein Alpenſtrom, den große Erinnerungen für Deutſchland heiligen. Der Lechebene gegenüber reihen ſich auf niedriger Hügelkette anmuthig-freundliche kleine Orte an einander, und es wagen ſich ſogar einige Felſen hervor, die der Blick in dieſem ebenen Gefilde mit Ueberraſchung grüßt. Bei dem Oertchen Rain am Lech, das im Vorüberfahren ſchaubar wird, empfing der Würgengel Magdeburgs, der blutdürſtige Tilly, die Schenkelwunde, an der er ſtarb.



[illegible]

Das Schiff iſt der breiten Mündung des Lech eilend vorübergerauſcht, und bald erblicken wir den Flecken Marxheim, dem ein ſtattlicher Kloſterort, Niederſchönefeld, gegenüber liegt. Die Kirche mit ihrem Thurmpaare wirkt maleriſch in die Ferne; ſchon in ſehr alter Zeit war ſie berühmt durch ein wunderthätiges Chriſtusbild, von dem die Sage geht, wie von einem ähnlichen zu Wien, es wachſe ihm der Bart, und im Schwedenkriege habe es Blut geſchwitzt. — Eine Prinzeſſin aus dem fernen Cypern war die Gründerin des jetzt aufgehobenen Kloſters.

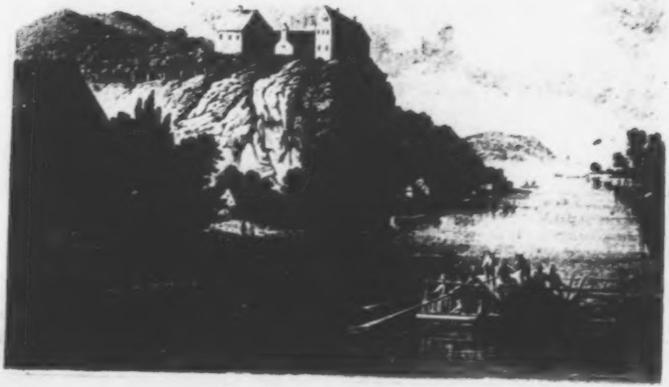
Die Fluth des Lech hat der Donau Waſſermaſſe verdoppelt. Langſam wälzt ſie ſich durch das Flachland, zertheilt ſich und bildet Inſeln, die ſeine Arme umfaſſen. Dann hügeln ſich die Uferlande wieder, und auf den ſanften Höhen tritt in einiger Entfernung ein hübſcher Ort nach dem andern hervor; ſo Burgheim, ein Markt, der einſt Römerniederlaſſung geweſen ſeyn ſoll, und Viricianae hieß. Der Ort hatte früher Stadtrechte, verlor ſie aber, verheert durch den Krieg. Dann folgt Straß mit einem heitern Schloſſe, das in das breite Stromthal blickt; einer der ſchönern Punkte der Landſchaft. Gegenüber Burgheim liegt, maleriſch und weit ſichtbar, Schloß Berchtholdsheim, groß, fürſtlichen Anſehens, mit umfaſſenden Parkanlagen; es folgt Rennerzhof, ein Flecken, dann eine Inſel, und dann Schloß und Ort Stepberg, dieſes gar freundlich entgegenblickend. Es iſt die Sommerreſidenz der verwittweten Kurfürſtin Maria Leopoldine und die Gegend iſt äußerſt anziehend und romantiſch, doch mehr idylliſch als wild. In der Nähe von Stepberg werden die bekannten Kellheimer Platten, gute lithographiſche Steine, auf der Donau verladen, und weit, bis in die Türkei, verſendt. Dieſer ſonſt einen anſehnl. Handelsartikel ausmachende Stein bricht ſechs Stunden von Stepberg, bei Solenhofen in der Nähe von Pappenheim. Solenhofen ſelbſt hat ſeinen Namen von einem frommen Einſiedler, der den ſeinigen mit der That geführt hätte, wenn er Solus geheißen; er hieß jedoch Sola, und lebte zu den Zeiten Pipins. Die Steinbrüche ſind auch wegen ihrer Petrefacten merkwürdig, die ſie in reicher Mannichfaltigkeit zu Tage liefern, und damit alle Kabinette verſehen.

Von den felſigen Anhöhen bei Stepberg iſt die Ausſicht gar ſchön. Der Blick fliegt ungehemmt über die weiten Flächen, deren Hügelung kaum bemerkbar wird, und reicht aufwärts bis zur Mündung des Lech, abwärts weit über Neuburg hin.

Wackerſtein.

Wälder und Felſen beginnen jetzt, die ſtille Einförmigkeit der Ufer zu unterbrechen; Klippen ſind in den Strom getreten, und zwingen ihn, ſie mit Ungeſtüm zu umrauſchen. Die breiten und langen Holzflöße müſſen ſchon geſchickt ſteuern, zumal wenn es gilt, einer ſtromaufwärts begegnenden, von Pferden gezogenen Klobzille oder einer Hohenaue auszuweichen, Laſtflöße, die 2000 Centner tragen können, und oft noch eine ſogenannte Nebenbei, nicht viel kleiner, wie die Hohenau ſelbſt, am Schleppthau haben. Das Dampfſchiff rudert ſtolz durch die Fluth, wie ein ſchwarzer Schwan. Seine Gewandtheit fürchtet nicht Klippen, nicht Strombeugungen. Da ragt auf hohem Fels nahe bei Neuburg mitten im Gewäſſer ein Kruzifix; die Nachtklippe iſt's, der Sage nach in einer Nacht plötzlich im Strom entſtanden, Niemand wußte, woher und wie? Nahe dabei liegt Oberhauſen mit dem Denkmal des erſten Grenadiers von Frankreich, Latour d'Auvergne. Er fiel am 27. Juni 1800. — Wer auf der Landſtraße reiſt, kommt den Trümmern zweier Römerburgen vorbei, und naht ſich dann der von waldigen Höhen umkränzten ehemaligen Pfalzgrafenreſidenz Neuburg, die aber auch dem auf der Donau ſchiffenden Reiſenden mitten in herrlicher Naturumgebung, überragt von dem ſtattlichen Schloßbau, dem Jeſuitencollegialgebäude, dem Rathhaus und der Peterskirche impoſant erſcheint. Dieſe Stadt iſt durch geſchichtliche Erinnerungen ſehr merkwürdig. Zugleich iſt ſie eine der älteſten Städte Bayerns und beſtand bereits unter Karl dem Großen. Ehe Neuburg an die alten Bayerfürſten kam, war ſie Beſitzthum der Pappenheimer. In ihr belagerte Ludwig der Buckel ſeinen Vater Ludwig im Bart und nahm ihn gefangen; Maximilian erhob ſie zur Hauptſtadt eines beſondren Fürſtenthums, das er den beiden Söhnen Ruprechts des Tugendhaften, Otto und Heinrich, zu Lehen übertrug. Otto ward Erbauer des alten Schloſſes, darin noch die kunſtvollen Tapetenwebereien zu ſehen ſind, die ſeine Fahrt in's heilige Land in bildlicher Schilderei darſtellen. Im ſchmalkaldiſchen und dreißigjährigen Krieg blieb Neuburg nicht ohne bittre Heimſuchung. Von den dieſ. Jeſuiten ward Jacob Balde berühmt, unter den lateiniſchen Dichtern der Neuern einer der ausgezeichnetſten, der Horaziſche Formen mit Horaziſchem Geiſt belebte.

Des Dampfes raſtloſe Triebkraft hat im Fluge unſer Schiff den ſchönen Gegenden Neuburgs vorbeigetragen, und wir ſehen zur Linken wieder nur ſanfte Hügelzüge, zur Rechten aber eine ſchier endloſe Fläche.



[illegible]

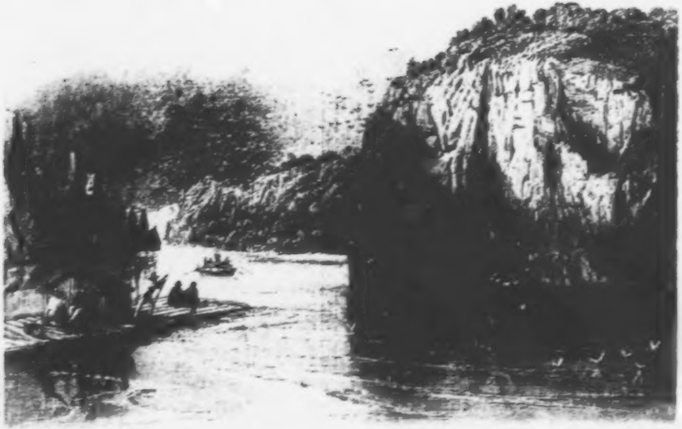
Der Name eines Dörfchens dicht am linken Ufer ſagt uns vernehmlich, wo wir ſind. Es heißt Ried, und wir fahren zwiſchen bewaldeten Inſeln und grünen Auen an dem ungeheuern Ried vorüber, welches das Donau-Moos genannt wird. Das Wort Moos, das in Norddeutſchland dieſe Bedeutung nicht hat, braucht der deutſche Südländer für Moor, Sumpffläche. Eine Strecke Landes von beiläufig vier Quadratmeilen im Umfang, wahrſcheinlich der Reſt eines ungeheuern Sees, lag als tiefer Schlammſumpf nutzlos, landſchädlich durch ſeinen Aushauch, und dem Vieh verderblich. Patriotiſche Männer Bayerns faßten den Entſchluß, dieß Moos trocken zu legen; ausdauernder Geduld und raſtloſer Thätigkeit gelang das Rieſenwerk, und es wurde aus der Oede ein Landſtrich gewonnen, den jetzt in 32 Colonien mehr als 2500 Menſchen bevölkern, und welcher, früher dem Staate einen Ertrag von kaum 6000 Gulden abwerfend, nun 900,000 Gulden einbringt, den Nutzen nicht gerechnet, welcher aus der durch die Trockenlegung möglich gemachten beträchtlichen Vermehrung des Viehſtandes erwächſt. Der wohlthätige Einfluß auf den Geſundheitszuſtand der ganzen Gegend iſt von unberechenbarem Vortheil. Jeder, der an dieſen Flächen vorüberfährt, muß dem, was hier geleiſtet wurde, Bewunderung zollen und die Ueberzeugung faſſen, daß ernſter Wille, Ausdauer, Geſchick und Vaterlandsliebe allwärts zu rieſenhaften Erfolgen führen mögen, die neben dem materiellen Nutzen auch den Dank der Nachwelt verdienen.

Schon als das Schiff Neuburg verließ, hoben ſich, fernhin ſichtbar, trotzig, mächtig, alterthümlich, die Thürme Ingolſtadts über die Ebenen, und wir grüßen erfreut die merkwürdige Stadt, die wir nicht unbeſehen laſſen dürfen. Ingolſtadt fehlt der landſchaftliche Reiz, daher conzentrirt ſich der Ueberblick auf dieſen Conglomerat grauer Mauern mit Thürmen und Zinnen, alten und neuen Feſtungswerken und hohen Giebeldächern, welches ſich gern die dritte Hauptſtadt des alten Herzogthums Bayern nennen ließ, und eben ſo gern ſeine Gründung aus den Römerzeiten datiren hörte. Zu Ludwig des Deutſchen Zeit noch ein Dorf, ward es durch Kaiſer Ludwig dem Bayer zur Stadt erhoben, ward unter Stephan dem Knäufel Fürſtenſitz, und durch Ludwig mit dem Bart zu hohem Flor gebracht. Dieſer führte mit anderm Reichthum auch koſtbare Heiligthümer nach Ingolſtadt, das herrlichſte, — ein Bild der thronenden Himmelskönigin — ganz mit Gold und Juwelen überkleidet, ſo wie ein Bild des Erzengels Michael von gleichem Werth und gleich köſtlicher Arbeit. Das Muttergottesbild kam in die Kirche zur ſchönen Maria, welche Ludwig im Bart auf eigne Koſten erbaute, und die Jahrzahl der Erbauung auf den Marmorplatten des Fußbodens in rieſenhafter Moſaik anbringen ließ. Es iſt die Zahl 1425; doch erſt 1439 wurde das Gotteshaus vollendet. Lange ſah Ingolſtadt die Kämpfe und das Unglück ſeines eiſenſtarren, gebarteten Herrſchers. Dann blühte unter Ludwig dem Reichen ſeine Hochſchule empor, deren Ruf ſo außerordentlich wurde, daß drei bis viertauſend Studenten ſie in einem Jahre beſuchten. Sie ſank aber wieder, als ſie zur Pflanzſchule der Jeſuiten ſich verkehrte, deren Saat in Bayern wuchernd aufging. Im Jahr 1539 begann Herzog Albrecht V. die Befeſtigung Ingolſtadts, die Churfürſt Maximilian I. und ſein Sohn Ferdinand Maria fortſetzte. Dem Bollwerk Bayerns blieb die Gelegenheit, ſich als ſolches zu bewähren, nicht aus. Vergebens ward ſie im ſchmalkaldiſchen Kriege berannt und beſchoſſen, vergebens ſuchte Guſtav Adolph im dreißigjährigen ſie zu erobern. Während Tilly an ſeiner bei Rain empfangenen Schenkelwunde ſtarb, ſchlug eine Ingolſtädter Kugel das Roß des Schwedenkönigs ihm unter'm Leibe nieder, das hernach lange im Zeughaus ausgeſtopft wie ein Triumphzeichen gewieſen wurde, zuſammt der „Feige"; — dieß war der Name des Falkonets, das ſein Geſchoß in des Pferdes Leib geworfen. Vergebens auch beſtürmten Herzog Bernhard, und nach ihm Horn und Banner die jungfräuliche Feſtung. Erſt im ſpaniſchen Erbfolgekrieg ergab ſie ſich zum erſten Male. Jetzt treten neue, ſtärkere Werke an die Stelle der alten.

Unter Ingolſtadts Gebäuden zeichnet ſich vornehmlich die Oberpfarrkirche zur ſchönen Maria aus, die nach dem Muſter des Ulmer Domes aufgeführt wurde. Dem alten Haus der ehemaligen Hochſchule hatte das der Univerſität zu Bologna als Vorbild gedient.

Die Schiffsglocke mahnt und die Schwinge der Zeit läßt nicht raſten. Im Entgleiten werfen wir noch den Blick auf ein Fort, das den Namen Tilly's der Nachwelt überliefert, wäre dieſer ihr nicht ohnehin genugſam im treuen Gedächtniß. Die nächſten Uferorte ſind ohne landſchaftliches Intereſſe. Selbſt Vohburg hat nur geſchichtliches. Tapfre Grafen des Gaues bauten und bewohnten das Schloß, einſt Aſyl der Liebe Herzog Albrechts von München mit der reizenden Augsburgerin Agnes Bernauer. — Bald indeß verſchönern ſich die Bilder wieder und überraſcht und entzückt weilt der Blick an dem auf hochſteiler Felſenwand ſtattlich erbauten, burgähnlichen Schloß Wackerſtein, ein Beſitzthum des Freiherrn von Jordan. Aus Büſchen und Bäumen ſchaut am Fuß des Edelſitzes ein graues Kirchendach hervor und mit Luſt fliegt der Blick über die ſanfte Spiegelfläche des weithin ſichtbaren, wie ein See ſich in der Ferne ausbreitenden, von Fahrzeugen aller Art belebten Stromes. Da kommt langſam und bedächtig eine Ordinari herangeſchwommen, muntres Volk in allerlei Landestracht ſteht und ſitzt auf dem Dach des Stromhauſes, das eine Art Doppel-Kajüte für Nobelpaſſagiere und ärmere Reiſende einſchließt, und plätſchert mit langen Rudern im Strom. Solch eine Ordinari iſt das ſprüchwörtlichſte Symbol der Langſamkeit und erinnert an die deutſchen Poſtkutſchen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie läßt ſich im günſtigen Fall bei ſchöner Jahreszeit von Ulm in neun, ja ſogar in acht Tagen von den Donauwellen ſanft bis Wien ſchaukeln.

Schon tritt, obſchon in weiter Ferne ſichtbar, der ſchöne Wackerſtein mehr und mehr zurück, und wir ſind dem uralten Pföhring genaht, mit dem Altar einer wenig bekannt gewordenen Römergöttin, Epona. Dann



[illegible]

folgt Märching mit einer wenig beſuchten Heilquelle, deren Gebrauch ein ekelhafter Geruch verleidet. — Bei Märching fällt ein Flüßchen in die Donau, das in Thüringen eine ungleich reizendere und berühmtere Namensſchweſter hat, — die Ilm, der wohl kein Sänger ein unſterbliches Diſtichon weihte. In dieſer Gegend beginnt die oft erwähnte und mehrfach beſchriebene ſogenannte Pfahlhecke, im Volke Hochweg genannt, eine mit Mauern befeſtigte Römerſtraße, deren Trümmer hie und da zu Tage treten. Ob nicht das kleine Mauern, in der Nähe des Goldauer Sees, davon den Namen führt? — Neuſtadt naht, das von ſeinen Nachbarflüſſen oft bedrohte und beſchädigte, in kriegeriſcher Zeit oft hart mitgenommene, und ſeitwärts wird Abensberg ſichtbar, des berühmten bayeriſchen Hiſtorikers Thurnmaier Geburtsort, von dem er ſich Aventinus nannte. Hier wohnte jener in der unſterblichen Ballade fortlebende Graf Babo, deſſen Kinderſegen in zwei Ehen zwei und dreißig Söhne und acht Töchter zählte, und der die ganze Schaar der mannhaften Söhne Kaiſer Heinrich II. vorführte.

Hienheim macht ſich recht maleriſch; ein alter Thurm ragt düſter empor. Bei dieſem Ort beginnt die ſogenannte Teufelsmauer, ein römiſchen Grenzwall, weit in einzelnen Trümmerreſten verfolgbar. Die Gegend wird immer pittoresker, je weiter wir fahren; die Berge werden höher, treten in zwei ſteilen Wänden an den Strom heran, und durch eine ſchmale Pforte geht dieſer in ein Gebiet voll ernſter und erhabener Naturſcenen ein.

Die lange Wand.

(Mit 2 Anſichten, ſtromaufwärts und ſtromabwärts.)

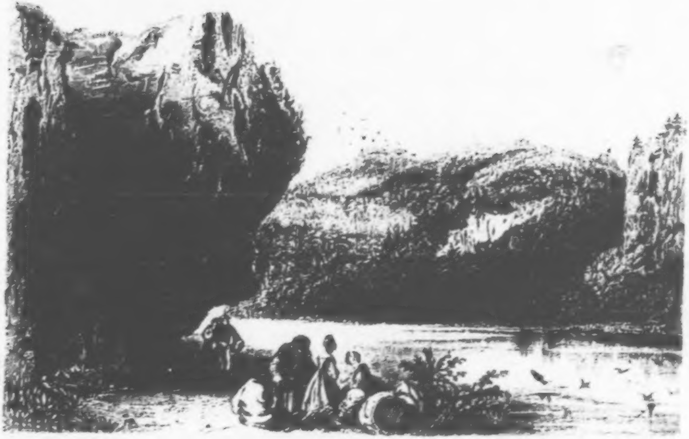
Düſter wird es rings umher und ſchauerlich, und geheimnißvolle Stille ſchwebt über dem dunkelgrünen Waſſer. Nur das unruhevolle Rauſchen des Dämpfers bleibt hörbar. Wir fahren über einen vom Ufer her unnahbaren Zauberſee, denn keinen Pfad vergönnen an manchen Stellen die ſteil in den Strom abgeſenkten Wände der Kalkberge. Droben rauſcht die feierliche Stimme des Waldes, aufforderndem zu andächtiger Stimmung. Kloſter Weltenburg wird ſchaubar. Ernſt ſteht's in dieſer Weltabgeſchiedenheit dicht am Ufer der wogenden Donau, auf einer Halbinſel, die höchſt maleriſch in den Strom tritt. Es iſt Bayerns älteſtes Kloſter, auf der Stätte der Römerreſte Valentia. In der Nähe prangte ein Minerventempel. Er ward vom heiligen Rupertus, dem Gründer des Kloſters, im frommen Eifer zerſtört. Leider iſt mit dem Geiſt des Antiken von dem Kloſterbau auch der Geiſt des innigen und ſinnigen Mittelalters längſt gewichen; und es tritt uns der Schnörkelſtyl aus der Verfallzeit des Geſchmacks ſtörend entgegen. Beſcheiden liegt neben den anſpruchvollen Gebäuden Kloſter Weltenburgs eine Wallfahrtskapelle, die, der Tradition nach, genau die Stelle des heidniſchen Orakeltempels einnimmt. Als dieſes Kirchlein im Beginn des vorigen Jahrhunderts umgebaut und eingeweiht wurde, ereignete ſich das beklagenswerthe Unglück, daß die Decke zuſammenſtürzte, wobei der heilige Rupert an manchem Gläubigen Wunder gethan haben ſoll. Viele Römeralterthümer, in dieſer Gegend geſammelt, entführten im dreißigjährigen Kriege die Schweden, andres, ſpäter Gefundenes, kam zu Münchens Schätzen. — Innerhalb der ſtarren Felſenwände zu beiden Seiten der Waſſerbahn ergötzt noch ein Echo, deſſen zehnfache Erwiederung auf Ruf und Piſtolenknall von den Reiſenden oft genug begehrt wird; auch giebt die deutſche Sage bedeutungsvolle Namen den Felſenſtirnen und erzählt wunderliche Mährlein. Aber wer dieſen lauſchen will, darf nicht mit dem Dampfſchiff fahren, ſondern muß ſich einem ruhig gleitenden Fahrzeug anvertrauen, denn Ruhe, nicht Haſt, muß herrſchen im deutſchen Sagenkreiſe. Da hört ſich's gar traulich an, wenn die Schiffer erzählen von den Wundern, die der heilige Nepomuck, deſſen Standbild dort auf dem ſchroffen Felſen linker Hand bekränzt ſteht, an den Donaufahrern ſchon gethan und täglich thun könne, und von der Jungfrau, die dort von hoher Klippe aus purem Liebesgram ſich kopfüber in den Strom geſtürzt, und verwandelt worden in eins jener grauen Taucherhühnchen, die ſo eilfertig gegen die Strömung rudern. — Als Partie brillante dieſer ſchönſten der obern Donaugegenden iſt die lange Wand weltberühmt. Senkrecht ragen zu beiden Seiten des Waſſerſpiegels die Felſen auf, ja überhängend ſogar, und kein Fuß breit Land bleibt zum Wandeln übrig. So ſchaurig, wie dieſer Felſen-Engpaß des Stromthales, ſo erhaben und impoſant iſt nicht des Rheins geprieſene Lurley und nicht des Hudſons hehres Thor in der Neuwelt. Wehe, wenn hier ein Sturmwetter die Schiffenden trifft, wenn empörte Wogen die ſchwankenden Fahrzeuge an den Felſen zu zerſchellen drohen. Dann thut freilich Hülfe von oben Noth, und St. Nepomucks Wunderkraft erflehen dann laut die Schiffenden. Mit Recht führt dieſe hohle Waſſergaſſe ihren Namen, denn in langer Ausdehnung ſetzt ſich zu beiden Seiten die Felſenwand fort. Starke eiſerne Ringe, an das Geſtein gekettet, dienen dazu, daß die Stromaufwärtsſchiffenden mit Hacken die Fahrzeuge gegen die Wellen ziehn. Drei Felſenplatten, die zur rechten Hand geſondert aus der Fluth gucken, heißen die drei Brüder, und die Sage flüſtert: Es ſind einmal drei Brüder geweſen, davon waren zwei ihrem jüngſten Feind und wollten ihn verderben durch jähen Tod. Aus der Zille, einem großen Kahn, darin ſie fuhren, ſtürzten ſie den Bruder an jener Stelle, da gerade kein andres Schiff ſich zeigte, und ſie ganz einſam auf dem ſchaurig ſchönen Fluthenſpiegel dahin glitten, in den Strom. Da brauſte es in der Tiefe zürnend auf, eine Welle ſprang empor, und warf, wie die Fauſt eines übermächtigen Rieſen, die Zille um ſammt den Brudermördern, und darauf wurden alle drei in jene Felsſteine verwandelt, der Nachwelt zum Gedächtniß, den Böſen zur Warnung. An anderer Stelle umkreiſt ſchwarzes Geflügel eine Felshöhle, die wie ein dunkles Cyklopenauge an der Bergſtirne ſich zeigt. Das iſt das Rabenloch, und einen iſolirten Fels nicht ferne davon, den nennen ſie, ob ſeiner eigenthümlichen Geſtalt, die ſchwangere Jungfer. Von ihr geht eine uralte Sage um, auf welche wir gern das wälſche Sprüchlein: Si lavola non e vero, e ben trovato in Anwendung bringen. „Ein liebliches Nixenmädchen, — ſo erzählt ſie, — ſchwamm im Mondenſchein auf dem ruhigen, leiſe murmelnden Gewäſſer; ihr langes grünes Haar breitete ſich wie ein Goldſchimmer darüber hin. Ein Fiſcher hatte ſeine Netze an heimlicher Stelle ufernahe in den Strom geworfen, und in ihnen verfing ſich das Nixlein. Stärker rauſchte es, der Fiſcher kam erfreut und zog den ſträubenden allerliebſten Fiſch an's Land. Bald koſeten ſie im holdſeligen Liebesgetändel, und ſie fing nun ihn im Netz ihrer wunderbaren Schönheit. Mit tauſend Eiden ſchwur er ihr ſich zu, und ſchwur, ihr nimmer die Treue zu brechen, die ſie als einzigen Liebelohn mit ſtürmiſchem Verlangen forderte. Er brach ihre Blüthe und brach ſeine Schwüre, und hing ſich an eine junge Dirne ſeines Dorfes, mit welcher er ſich kirchlich aufbieten ließ nach Brauch und Herkommen. Da kam, unter'm Herzen die Liebesfrucht, die arme Nixenmaid an die Kirche, und heiſchte ihr Recht; aber die Mutter legte ihr Kreuze in den Weg, und der Fiſcher wandte ihr den Rücken, und der Pfarrer nahm ein dickes Buch, das an einer Kette lag, und las Banpformeln gegen die böſen und verfluchten Geiſter der Waſſerwelt. Da entwich weinend das ſchöne bleiche Weſen, und klagte der Donauſei ihren Fall und ihren Schmerz; die aber verwandelte alsbald die Kummervolle in jene Steingeſtalt. Des Fiſchers Strafe blieb nicht aus. So oft er dort vorüberfuhr, war es, als blicke aus dem Haupt der Steinmaid ein ſtrafendes, glühendes Augenpaar, und als wimmre ein Kind in gepreßten Schmerzenstönen, und er war oft tagelang wie gebannt an jene Stelle. Er hatte ſeine Dirne gefreit, doch nicht lange währte die Freude. Eines Tags verſpätete er ſich bei'm Fiſchfang, wieder ſchien goldighell der Mond, und geheimnißvoll murmelten die Wellen; wieder rauſchte es ſtark von den Netzen her, wieder war ein Nixlein gefangen, aber wie er nun zog, da zog es noch ſtarker ihn, und das Netz zerriß, und ein bleiches Waſſerweib, das ſeiner erſten Lieben glich, umſchlang ihn feſt, und drückte ihn und küßte ihn und küßte ihn todt. Nach neun Tagen ſchwamm am Felſenfuß der ſteinernen Jungfrau ſein entſtellter Leichnam."

Der hohle Stein.

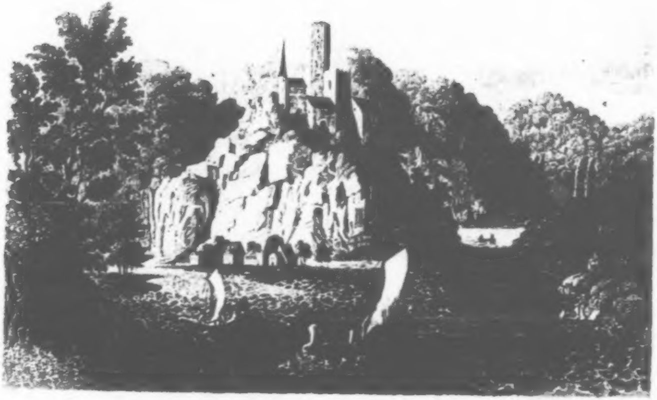
Zögernd, und geizend mit den Augenblicken voller Genuß weilen wir auf dem Waſſerſpiegel,, der wie ein ummauerter tiefer See ſich darſtellt, wenden von neuem die Blicke den ſtarren Felſenbildungen zu, und laſſen uns ihre Namen durch den Mund des Volks und der Sage deuten; das Dampfſchiff, das raſtlos eilende, holen wir ſchon wieder ein mit jener Flugkraft, die uns Gott verlieh, — mit dem ſchnellen Gedanken. Eine ganze Reihe iſolirter Felſen, bei der langen Wand ſchon ſichtbar, ſtellt ſich dar. Einer davon, der einer Nonne gleicht, wird unſre liebe Frau genannt; ſie bewacht den Strom, und iſt frommen Schiffern hülfreich. Unfern von ihr ragt die lutheriſche Kanzel, ein überhängender Fels, von deſſen Gipfelhöhe wohl weder eine lutheriſche noch eine katholiſche Predigt jemals vernommen ward. Hier predigt die Natur von der Erhabenheit und Allmacht des Ewigen mit dem unvergänglich-lebendigen Offenbarungswort, das über den Erdkreis hintönt, und alle Menſchenzwiſte, Glaubenslehren und Glaubensanſichten überdauert.

Der Haarhof zeigt ſich, in idylliſchem Wieſengrund friedſam zwiſchen die Felſen und Waldberge gebuchtet, und ein weit überhängender Felſen, unter welchen der hier wieder gangbare Leinpfad hinzieht, führt den Namen des hohlen Stein. Schauerlich-düſter ragt die halbe Wölbung empor, Moos und Flechten umkleiden und umklettern die ſenkrechte Steinwand. Gegenüber richten ſich zwei tannengekrönte, noch höhere Felskoloſſe auf: — Peter und Paul.

An dieſer Kette des Schönſten der Donauufer reiht ſich eine pittoreske Einzelpartie. Dicht unter ſchroffer Felskante zieht ſich zur Linken eine ſtarre Mauer hin, von einem Thurme gekrönt, die Einſiedelei im Frauenthale. Fragen wir nach dem Anachoreten, der ſich in dieſe erhabene Wildniß vergraben, ſo wird uns der corrigirende Bericht, an einen Einſiedler ſey dermalen nicht zu denken. Es ſey das Sans-Souci des traulichen Kloſtergartens der Franziskaner, und man nenne den ſtillen Ort nur das Klöſterl. Mit einem Male erſchallt hinter der anſcheinend ſo heiligen Mauer Gelächter, Geſang, ja Muſik; man vernimmt das laute Klappen der



[illegible]



SCHLOSS NECKERSDORF AN DER DONAU

Zinndeckel auf die bayeriſchen Seidelgläſer oder ſteinernen Trinkkrüge, und ein dritter Berichterſtatter verbeſſert die Vorgänger durch die Belehrung, daß hier ein vielbeſuchter und belebter Luſtort der benachbarten Kellheimer ſey, an welchem man ein ausnehmend gutes Bier „Klöſterlbier“ trinke. Sollte in dem Umſtand, daß faſt jedes Kloſter in dem geſegneten Bayern ſeine eigne Brauerei hat, nicht ein beweglicher Grund mehr zu finden ſeyn, nicht ſo intolerant gegen die Errichtung neuer Klöſter zu eifern? Offenbar werden durch dieſelben, — wenn auch das rechnende Zeitalter ihre geiſtige Wirkung gering zu ſchätzen trachtet, — auch die materiellen Intereſſen in doppelter Beziehung gefördert, und man wundert ſich nur, daß man den gewerblichen Geſichtspunkt noch ſo wenig herausgehoben hat.

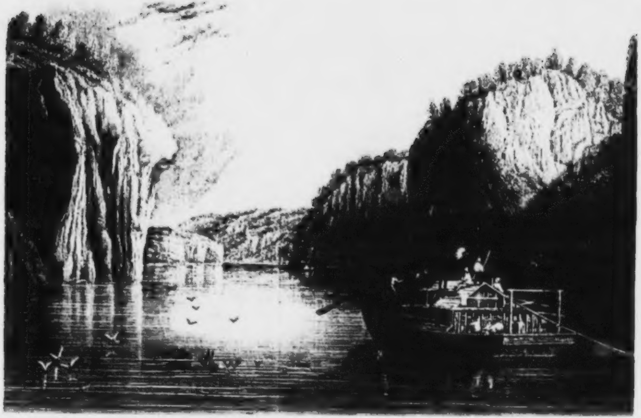
Die Weiterfahrt im romantiſchen Donauthal bringt uns an einer Felsgruppe vorbei, beſonders an zwei ſteilen iſolirten Klippen, die ſo gegen einander geneigt ſind, daß ſie einen Bogen bilden, den die Schiffsleute das **Nürnberger Thor** nennen. Wer hier durchpaſſirte, möchte wohl zuſehen, wie er über Stock und Stein den Weg nach Nürnberg fände! Er würde mit Mühe zur Altmühl und zum Ludwigscanal gelangen; und dann könnte er freilich nicht mehr fehlgehen. Die Altmühl mündet in die Donau bei **Kellheim**, das nun bald erreicht iſt. Es iſt ein gar freundlich am Donauufer hingelagertes, faſt hübſches Städtchen mit manchem Merkwürdigen und mancher Erinnerung an die Vergangenheit. Es war Römeranſiedlung in früheſter Zeit und die Gegend zeigt im **Heidengraben** noch Spuren des alten Grenzwalls. Der älteſte Ortsname iſt Artobriga; in der Völkerwanderung ward es von Kelten erobert und hieß **Keltege**. Ein alter Thurm iſt das einzige übrige Monument aus jenen Tagen. Auf der langen Brücke, die beim Städtchen die Donau überſpannt, ward Herzog Ludwig, des großen Wittelsbachers Otto V. Sohn, meuchleriſch ermordet; der Mörder bot ſeinem Opfer einen Brief zum Leſen dar, und ſtieß ihm dann den Dolch durch die Kehle. Des Volkes Rache zerriß den Buben, den muthmaßlich Feindeshand gedungen. Andre ſagen, (ſo ſchwankend ſind die Kunden aus dieſer frühen Zeit), — die That geſchah 1231 — daß des Herzogs Hofnarr, Stockher, aus Rache die That verübte. Im dreißigjährigen Krieg hatte Kellheim viel Trüb- und Drangſal zu überwinden, zumal als Herzog Bernhard von Weimar es eingenommen. Noch ſchlimmeres Wehe folgte, als die Bauerſchaft Bayerns ſich erhob, für ihren Fürſten gegen das unterdrückende Oeſterreich zu ſtreiten. Die wilden Haufen überrumpelten und beſetzten die feſten Orte Burkhauſen, Braunau, Schärdingen und Kellheim und aus ihrer Mitte bildete ſich die unter dem Namen: „Churbayeriſche Landesvertheidigung“ berühmte Bauernligue, die in öffentlichen Mandaten und Proclamen das Volk zum Widerſtand gegen Oeſterreichs Herrſchaft aufforderte. Die Seele der kühnen Genoſſenſchaft war der Kellheimer Metzger **Kraus**. Auf ſeinen Rath wurde der öſterreichiſchen Adminiſtration ein Waffenſtillſtand gegen Räumung aller bayeriſchen Städte vorgeſchlagen. Kühn war das Begehren und kein Wunder war's, daß es die Peitſche in Scorpione umgewandelt. Die ſchnell herbeigeeilten kaiſerlichen Truppen ſtürmten Kellheim und plünderten und mordeten ſchonungslos; aber die gefangnen Vaterlandshelden wurden nach Ingolſtadt geſchleppt, und dort — geviertheilt.

Die Neuzeit verkündigt Kellheim, indem ſie es zur Hafenſtadt des Donau-Mainkanals erkohr, eine glänzende Zukunft. Von hier aus wird künftig der Reiſende, der aus der Levante über Wien anlangt, dem Rheine zuſchiffen und mit der Nordſee das Weltmeer erreichen. So lag es wenigſtens in dem Gedanken Karls des Großen! Oder wird es nicht ſo ſeyn? Wird der vollendete Kanal, das mächtige Band, das Deutſchlands größte Ströme an einander knüpfen ſoll, mehr als das Fracht- und Waarenſchiff tragen? Genügt ja dem Menſchen, dem unerſättlichen, nie befriedigten, ſchon die raſche Bewegung der Dampfſchiffe nicht mehr. — Das Kanalbauen gehört jedenfalls mehr der Vergangenheit an, als der Gegenwart. Wenn die Summen, die jener — der Donau-Mainkanal — gekoſtet hat, auf Eiſenbahnen verwendet worden wären, wie viele Städte wären bereits vereinigt, und welche große Aernte hätte Bayern ſchon gehalten!

Kellheim — Winzer.

Nahe bei Kellheim iſt eine Sehenswürdigkeit beſonderer Art; die Kolonie, gegründet durch ein edelſinniges Fräulein von Pürkhammer, welche die Letzte ihres Stammes war, auf dem nahen Bergſchloß Pürkenfels wohnte, und ein großes Stück Waldland „allen guten Geſellen" vermachte. Es entſtand auf dieſem Flecke eine Anſiedelung von Schiffszimmerleuten, in welcher jetzt über 800 Seelen wohnen, deren Hauptnahrung der Bau jener großen Kellheimer Fahrzeuge iſt, die ſtromabwärts oft gegen 2000 Centner laden.

Reizend und pittoresk ſind die Strom-Umgebungen in dieſer Gegend. Wenn es die Verhältniſſe geſtatten, ſäume der Reiſende nicht die nächſten Ufer-Anhöhen zu beſteigen; herrliche Blicke werden ihm lohnen und manche Naturmerkwürdigkeit ihn erfreuen, der man nicht häufig begegnet. So die Höhle „Schulerloch" im Kalkflötzgebirge; auch gar mannichfaltige Verſteinerungen, Schaalthiergehäuſe der Vorwelt, Abdrücke von Fiſchen, Krabben



[illegible]

und Pflanzen, theils im Mergelſchiefer, theils im Horn- und Feuerſtein, ſind bei jedem Tritte zu finden. — Im gewerbfleißigen Städtchen Kellheim ſelbſt, namentlich an Markttagen, hat man Gelegenheit, die ganze Volksthümlichkeit der Bewohner Altbayerns in ihren verſchiedenen Nüancen aufzufaſſen und kennen zu lernen. Leicht unterſcheidet ſich der Landbewohner von dem Städter, und die weiblichen Volkstrachten zeigen ſich in auffallender Originalität. Es iſt ein großer, beleibter, robuſter Frauenſchlag, der das bunte Gewand leidenſchaftlich liebt. Den Kopf verhüllen die Weiber mit Pelzpardeln, häßlichen Dingern, die das ſchönſte Geſicht vermännlichen. Dagegen ſticht die allerliebſte Tracht der Kellheimer Mädchen wohlthuend ab; letztere ſind artige, friſche, bluhende, madonnenhafte Geſchöpfe, gar reizend im blitzenden Mieder und niedlichem Ringelhäubchen von Gold- oder Silberſtoff. Keiner weiblichen Bruſt fehlt der Schmuck irgend eines Gnadenpfennigs, baumle dieſer nun an der koſtbaren Dukatenkette, oder beſtehe dieſe aus blanken Zwölfern, oder ſey er ſelbſt nur ein Meſſingamulett mit dem Bilde des h. Franciscus, Ignacius, Nepomuck, Bernhardus oder der ſchmerzreichen Heilandmutter. Die wohlhabenden Frauen und Jungfrauen der Gegend behängen wohl auch Bruſt und Gürtel mit Gold- und Silberpfennigen; manche ſteht in der Zier einem Schützenkönige Thüringens nicht nach. Wohlhabenheit iſt allgemein; der Reichthum häufig. Ausnehmend kräftige, faſt rieſige Frauengeſtalten ſieht man unter den Schifferinnen, welche mit Gewandtheit die Ruder handhaben. Oft begleitet derber Volksgeſang ihren taktvollen Ruderſchlag.

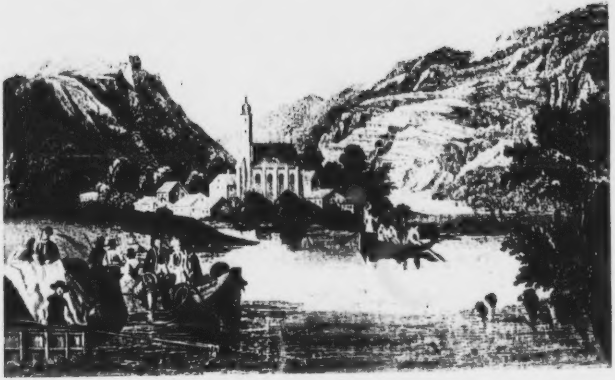
Am rechten Ufer erſcheinen, freundlich umgrünt von Obſtbäumen und Buſchholz, die Dörfer Hohenpfahl und Affeking, und zur Linken iſt Kellheim-Winzer auf heitergrüner Matte ganz nahe an den Strom herangetreten. Die ſchöne Kirche mit ſchlankem Thurm und hohen Bogenfenſtern, neben der das Pfarrhaus reinlich und freundlich ſteht, iſt der Schmuck des Ortes. Einſt trugen dieſe Höhen Reben, und Winzer waren es ohnſtreitig, die dem Dorfe den Namen gaben, aber heutzutage ſind die Weingärten verſchwunden. Der ſonſt ſehr ergiebige Gewerbszweig des Brechens von Steinplatten, die unter dem Namen Kellheimer Platten weit und breit verfahren werden, beſteht zwar noch, entbehrt jedoch ebenfalls der frühern Schwunghaftigkeit.

An Kellheim-Winzer reiht ſich in lieblich-idylliſcher Lage das Dörfchen Herren-Saal, an dem gegenüber Poſt-Saal winkt; ein drittes, Ober-Saal, liegt ohnweit davon landeinwärts. Dort bei Poſt-Saal war ſonſt die Straße ein bedrohlicher Paß. Zwiſchen einem 180 Fuß hohen ſteilen Felſen und dem reißenden Strom eingezwängt, war ſie ſo ſchmal, daß Wägen kaum einander ausweichen konnten. Im Jahr 1797 übertrug die bayerſche Regierung dem Waſſerbau-Direktor Adrian von Riedl den Bau der trefflichen neuen Kunſtſtraße, die jetzt hoch über dem Waſſerſpiegel durch den geſprengten Fels an den Bergen hinführt. Dankbar für dieſes Meiſterwerk ließ der in dieſer Gegend reichbegüterte Graf Törring dem Wegarchitekten eine Denkſchrift in den Felſen hauen, deren Lapidarſtyl freilich eine ſchöne Stylprobe nicht abgiebt. Die Schrift lautet:

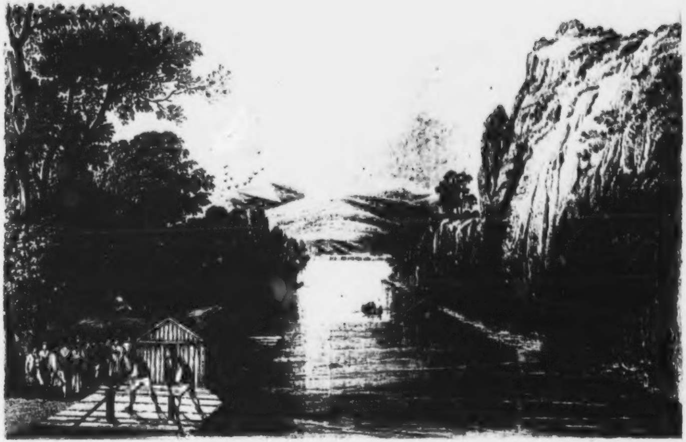
DER CHURFUERSTLICHE OBRIST, GENERAL-STRASSEN- UND WASSERBAU-
DIRECTOR, AUCH HOF-KAMMERRATH ADRIAN VON RIEDL FUEHRTE
UND VOLLENDETE DIESEN STRASSENBAU IM JAHRE
MDCCXCVII AUF BEFEHL.

Gegend bei Kapfelberg und Denkmal bei Abach.

Wieder gewinnen die Ufer an pittoresken Reizen, indem wir uns der Gegend bei Kapfelberg nähern, wo ein altes Schloß von der Höhe auf den Strom herabſieht. Mächtige Felſenhäupter erheben ſich und die Donau nimmt den wild-romantiſchen Charakter an, den der Rhein in ſeinem Laufe zwiſchen Bingen und Coblenz zuweilen trägt. Wie am Rhein der Drachenfels die Steine zum Bau des Cölner Domes lieferte, ſo brach man aus den Kapfelberger Felſen das Material zum Bau des Regensburger Münſter-Coloſſes. Dem Dorfe gegenüber liegt Allkofen und unter dem Schloßberg halten die Orte Pockham und Lengfeld zur Rechten und Linken gleichſam Wache am Strom. Immer ſchroffer und höher ſteigen deſſen Ufer empor, und bilden ſtreckenweiſe ſenkrechte Felſenwände. Auf der Donau ſelbſt aber entwickelt ſich, je weiter abwärts, ein regſameres Leben. Breite Plätten, mit großen Bretterhütten darauf, das gemeinſchaftliche Obdach für Menſchen und Thiere, führen Schaaren von ärmern Reiſenden und Landleuten dem großen Regensburg zu und anziehend iſt die bunte Mannichfaltigkeit der Trachten des Gewimmels, das ſich bei der Annäherung des Dampfſchiffs auf dem Decke ſammelt und das ſchnell vorbeifahrende mit lautem Hurrah begrüßt.

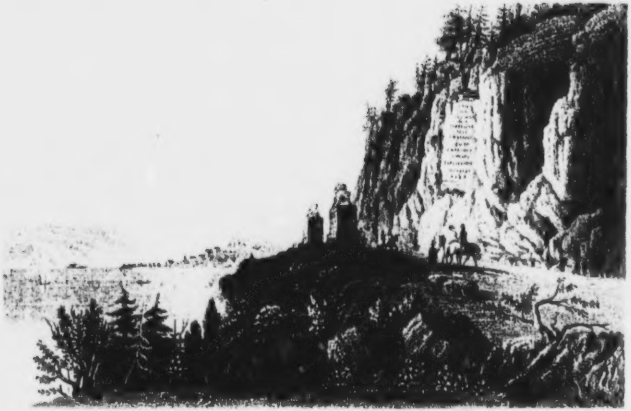


[illegible]



[illegible] [illegible] KLIPPELSBERG

[illegible]



[illegible]

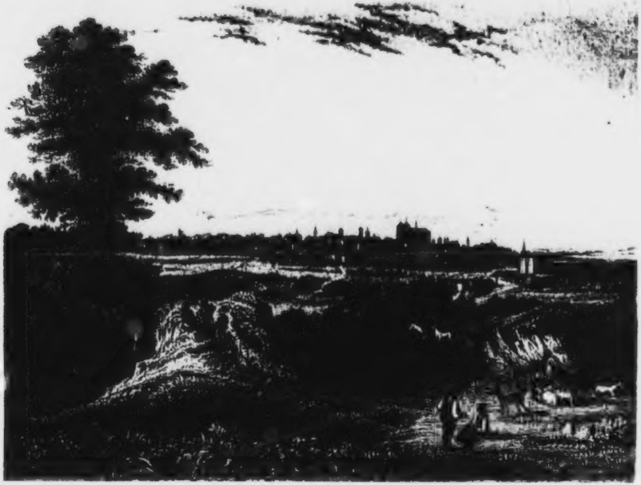
Gleich bei Lengfeld läßt eine mächtige Stromkrümmung uns in der Nähe von Abach auf einen der ſchönſten Punkte der Uferlandſchaft abermals ein ſtattliches und impoſantes Denkmal erblicken. Es gilt wiederum einem großartigen Werke der Wegbaukunſt, das der nämliche Adrian von Riedl ausführte. Vor ihm war der Weg zwiſchen Strom und Fels ſo ſchmal, daß ſich häufig Unglück ereignete. Dräuend überhängendes Gebirg überſchattete den unter ihm hinziehenden Fahrweg. Viele Tauſend Fuder Geſtein mußten weggeſprengt werden, um Raum der prächtigen Chauſſee zu gewinnen, die an die Stelle jenes Steigs trat. Zwei coloſſale Löwen von Kellheimer Sandſtein erheben ſich an der Stelle, wo der Fels an hundert Fuß hoch zu gewältigen war; zwiſchen deren Poſtamenten, über der Straße drüben, an hoher Felswand iſt eine Marmortafel angebracht, folgende Inſchrift tragend:

CAROLO. THEODORO. C. P. R. BOJORVM. DVCI. ELECTORI. OPTIMO. PRINCIPI. EVERSA. DETECTA.
IMMINENSIVM. SAXORVM. MOLE. LIMITE. DANVBIO. POSITO. STRATA. A. SAAL. AD. ABACH.
VIA NONA MONVMENTVM. STATVI. CVRAVIS JOS. ANG. TORRING. AER. BOJC.
PRAEFECT. MDCCVC.

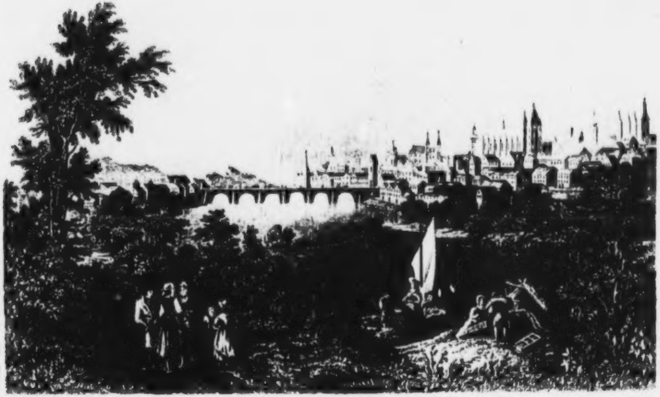
Dies Erinnerungsmal ſticht ſehr vortheilhaft gegen das vorhererwähnte ab und iſt eine wahre Zierde der Gegend.

Sobald wir die enge Felſenſtraße bei Kapfelberg verlaſſen haben, breitet der Strom ſich aus; flacher werden die Ufer, und Abach tritt, maleriſchen Reiz entfaltend, mit einem hohen Römerthurme und der Heinrichsburg ſo dem Auge entgegen, als ſchwämme es inſelgleich in dem ſeeähnlichen Gewäſſer. Die Lage Abachs iſt ungleich reizvoller, als die Regensburgs; ſie iſt dem Verkehr auch vortheilhaft, und es iſt zu verwundern, daß der Ort im Mittelalter nicht mehr gedieh. Unter den Namen Abudiacum ad Istrum führen ihn ſchon die Römer auf. Merkwürdig iſt er auch als Geburtsort Kaiſer Heinrichs III. und Wohnſitz des Bayerherzogs Heinrich II., der die noch nach ihm geheißene zu ihrer Zeit ſehr feſte Burg erbaute, die den Strom thal-ab und -auf beherrſchte. Die weitausgedehnten Ringmauern um die Burg laſſen ihre einſtige Stärke noch jetzt erkennen. Manche Sage knüpft ſich an dieſe Trümmer. Von hier aus wanderte täglich der fromme Herzog Heinrich zum Stift St. Emmeran in Regensburg, dort zu beten. Noch kennt man die Stätte, auf welcher er, auf Weges-Mitte, unter einem Steinkreuz raſtete, noch zeigt man den Seſſel von Stein vor der Pforte des Stifts, auf dem er ruhete. Die Heinrichsburg beſtand manchen harten Strauß. Biſchof Otto von Bamberg erſtürmte und zerſtörte ſie, Ludwig der Bayer aber baute ſie wieder auf; und noch im Schwedenkriege gewährte ſie den Einwohnern der nächſtgelegenen Orte Schutz. Sie verfiel am Ende des 17. Jahrhunderts. — Unter Abach ziehen ſchöne Wald- und Felſenpartien rechts und links vorüber. An den Dörfern Hofſtetten und Graßelfing vorbei, ſehen wir das alte Oberndorf am rechten Ufer, welches mit ſeiner Kirche ganz idylliſch aus Obſtbäumen hervorblickt, und ſich an den Bergwald lehnt, der ſich ſteil aufwärts zieht. Wer ſollte es dieſem ſo harmloſen, ſtill am Stromufer liegenden Dörfchen anſehen, daß auch hier blutige, ſchaudervolle That ſich ereignet! Der Kaiſermörder Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, (deſſen Tod uns die Bühne ſo oft, mehr oder minder ergreifend, vorüberführt), hatte bei Oberndorf ein Aſyl auf einem Meierhofe gefunden. Da wurde er an Heinrich Calatin von Pappenheim, den Reichs-Marſchall, verrathen, der ihn überfiel, tödtete, das Haupt ihm abſchlagen ließ und in die Donau ſchleuderte, den Rumpf aber den wilden Thieren zur Beute und zum Fraße hinwarf. So vergalt man in dieſer rauhen Zeit Fürſtenmord an Fürſten. —

Eine ganze Reihe von Dörfern ſchmückt die Ufer, unter ihnen Mating und Irating. Bei Sinzing fällt zur Linken die ſchwarze Laber in die Donau, und es wird der Blick in ihr Flußthal frei, in deſſen Hintergrund Schloß Schönhofen prangt. In einem andern, von Bächen durchrauſchten, reizvollen Waldthale rechts liegt die Weichſelmühle, ein Regensburger Luſtort, in deren Nähe der Schutzfels iſt, wo von einigen unter ihn bei einem ſtarken Gewitter geflüchteten Naturforſchern der Plan zur Gründung der Regensburger botaniſchen Geſellſchaft entworfen wurde, die 1790 in das Leben trat und für die vaterländiſche Flora Vieles gewirkt hat. Gegenüber Groß-Prüfening kommt in minder felsreicher, aber doch noch recht anmuthiger Gegend die Nab der Donau zugeſtrömt. Das Nabthal iſt maleriſch und viel beſucht. Beſonders ziehet die Etterzhäuſer Höhle Wanderer herbei von nah und fern. — Weiter abwärts breitet ſich die Landſchaft aus; verlaſſen wird das Felſenland, darin oft der Strom wie ein rings eingeengter See erſchien, wo ſchaurige und erhabene Naturbilder wechſelnd mit lieblichen und idylliſchen zum Gemüthe ſprachen und manchmal an geheimnißvolle Mächte, an Nixen- und Feenzauber mahnten. Bald taucht der hohe Münſter Regensburgs aus der Dämmerferne auf, ehe die Stadt ſelbſt, das nächſte Ziel der langen Reiſe, ſichtbar wird. Bei Ober- und Nieder-Winzer iſt noch einmal die Romantik mächtig. Das wilde gefährliche Wehrloch brachte ſchon manchem Floß und Schiff Verderben. Vorſichtig wird es umſteuert, und freudig begrüßt das Auge das altberühmte an hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten und vaterländiſchen Erinnerungen reiche Regensburg.



[illegible]



REGENSBURG

ZWEITE ANSICHT

[illegible]

[illegible]

Regensburg.

Gelandet iſt das Schiff, wir ſind ausgeſtiegen, die alte Ratisbona hat uns empfangen. Der Fernblick der Thurmreichen hatte unſere Erwartungen hochgeſpannt und ihre Nähe widerſprach jenen nicht. Drum wandern wir etwas verblüfft durch die nächſten Straßen. Enge, ſchlechtgepflaſterte Winkelgaſſen ſind es, voll übeln Geruchs und allerlei Trödelkram. Doch nicht lange, ſo wird ein Freiplatz erreicht, auf welchem das goldene Kreuz, als namhafteſter Gaſthof, uns ſeine hellen Räume öffnet. Ein kundiger Führer, der die Sehenswürdigkeiten in einer conſequenten Folge zeigt, iſt immer bereit in dieſem Hauſe. Bevor wir ihn aber hören, ſoll uns die Geſchichte etwas von der Stadt erzählen, deren Namen ſie mit ſo großer Auszeichnung nennt. Sie führt zuerſt die alten Römer als Regensburgs Gründer vor. Zahlreiche Funde römiſcher Alterthümer, noch erhaltene Bauwerke und dokumentirte Nachrichten liefern dazu den vollgültigen Beweis. Merkwürdig ſind die Namenmetamorphoſen der Stadt. Augusta Tiberii, Colonia Tiberii, Augusta, Tiberia, Quartana, Regina castra, Reginum, Tiburnia, Metropolis Ripariorum und noch andere Namen führte zu verſchiedenen Epochen Regensburg in der Römerzeit; das früheſte Mittelalter, die Agilolfingerzeit und die der großen Frankenherrſchaft kannte Regensburg als Rhaelabona, Ratisbona, woraus ſpäter Regnoburgum, Reinesburg, und zuletzt der jetzige Name wurde. Karl der Große reſidirte hier in ſeiner Urbs regia eine Zeit lang; Ludwig der Deutſche ſchlug ſeinen Thron daſelbſt auf, ſeine Gemahlin Hemma fand in Regensburg ein Grab. Von den Hunnen ſchwer heimgeſucht, und durch lange Zeiten hindurch Erisapfel zwiſchen ſtreitenden Herrſchern, erhob Kaiſerhuld 1180 den Ort zur freien Reichsſtadt, wobei aber die Heerpflichtigkeit für die Bayerherzöge, die hier eine Hofburg hatten, nicht aufgehoben werden konnte. König Richard Löwenherz weilte 1193 als Gefangener da und ſtand vor dem Gericht Rede. Durch die häufigen Hoflager der Kaiſer und Bayerfürſten, weit mehr aber durch die glückliche Lage an dem ſchiffbaren Strome in einem fruchtreichen Geſilde und durch den Unternehmungsgeiſt ſeiner Bürger begünſtigt, hob ſich der Flor der Stadt hoch. Von ihm zeugen die Bauwerke, die noch jetzt ein Gegenſtand der Bewunderung ſind. Venedig, die Hanſa, beſonders aber das damals mächtige Erfurt, ſtanden mit Regensburg in dem innigſten Verkehr und auf der Donau bis zur Levante hin entſendete die Stadt deutſche Waaren und brachte von dorther die des Orients zurück. Reichstagsſitz wurde Regensburg in etwas ſpäterer Zeit, als ſeine Handelsgröße unter veränderten Weltverhältniſſen ſchon zu ſinken anfing. Den glänzendſten aller Reichstage hielt Karl V. zur Zeit des deutſchen Krieges hier ab, wo der Kaiſer durch unermeßlich Gefolge von ſpaniſchen, flandriſchen, burgundiſchen und italieniſchen Herren den ganzen Pomp des damals mächtigſten Reichs auf Erden entfaltete. Das goldene Kreuz wird noch als das Haus bezeichnet, darin der Herrſcher gewohnt, in deſſen Staaten die Sonne nicht unterging.

Im dreißigjährigen Krieg fehlte auch Regensburg nicht der Antheil an dem Weh, das über unſer Vaterland verhängt war. Es überſtand mit ſchmerzlichen Verluſten Belagerungen und Eroberungen mehrere. Dergleichen Heimſuchungen verfolgten es bis in die Neuzeit. Die Auflöſung des deutſchen Reichs nahm Regensburg eine Hauptquelle des Erwerbs, und die Franzoſen, welche 1809 die von den Oeſterreichern vertheidigte Stadt erſtürmten, plünderten und in Brand ſteckten, ſtifteten ſich hier ein fluchbeladenes Andenken, und brachten die ſchwache Blüthe des Orts vollends zum Verwelken. Unter Bayerns Scepter konnte, bei ungünſtigen Verhältniſſen, Regensburg ſich anfänglich nicht erholen. Erſt in neueſter Zeit hebt es ſich wieder und die Entfeſſelung der Donau, die Entwickelung der Dampfſchifffahrt ꝛc. bringen allmählich dem Platze, als Handelsſtadt, die alte Bedeutung zurück.

Wenn wir nun zur Beſichtigung der Merkwürdigkeiten unſre Wanderung in Regensburg vornehmen, ſo wird es wohlgethan ſeyn, zuerſt von Stadt am Hof aus eine Totalanſicht des in ſeiner äußerlichen Phyſiognomie alterthümlich-ſchönen Regensburg ſich zu verſchaffen. Hof iſt der älteſte Stadttheil. Tauſend Jahre vor Chriſto, ſo kündet der Mund der Sage, ſoll hier ſchon eine Stadt geblüht haben, von den Römern Pendepontum geheißen; will doch auch die Tradition, daß lange vor Chriſti Geburt in der Tiberina jenſeit des Stromes ſchon Juden ſeßhaft geweſen, welche die Sonnenverfinſterung des Tages mit Schrecken wahrgenommen, an welchem ihre Brüder in der fernen Hieroſolyma den Heiland gekreuzigt. Und ſie hatten Grund zu erſchrecken; denn im Verlauf der Zeiten kamen auch über die Juden Regensburgs alle Greuel des Fanatiſmus und der Verfolgung. Die ſpätere Stadt am Hof hob ſich durch die Stiftung einer dem heiligen Magnus geweihten Wunderkirche im zwölften Jahrhundert, und theilte dann ſo ziemlich alles Gute und alles Schlimme, was der Wechſel der Jahre und der Fürſten über die ſeit 1146 durch die große Steinbrücke eng mit ihr verbundene Schweſterſtadt brachte. Wenn die majeſtätiſch unter den zahlreichen Bogen hindurchrollende, mit Schiffen aller Art bedeckte Donau, mit ihren Inſeln, das große und das kleine Wörth, welche durch einen, unter einem der Brückenbogen hindurchlaufenden Steindamm verbunden ſind — und ihre mannichfach belebten Ufer ſchon ein anziehendes Bild gewähren, das durch

Gärten und Anlagen gehoben wird, wenn auch die Ausſicht ſtromauf- und ſtromabwärts reizend genannt werden muß, und manchen Punkt bietet, der des Beſuches werth befunden wird, ſo iſt die auf die Stadt, die in ihrer ganzen Größe und alterthümlichen Pracht hier vor Augen liegt, nicht minder anziehend. Alle die vielen Thürme und Thürmchen, aus den Häuſermaſſen ſich emporſtreckend, überragt der coloſſale Dom mit ſeinem unvollendeten Thurmpaare; links unterſcheiden wir die Glockenthürme der Collegialſtiftskirche St. Johannes, der Garniſonkirche, den Heiden- oder Römerthurm, die uralte, zum Gottesdienſte jetzt nicht mehr gebrauchte St. Ulrichskirche, das ehemalige Reichsſtift Niedermünſter und die Minoritenkirche St. Salvator — jetzt eine Kaſerne. Rechts ab vom Dome ragen die ungleichen Thürme der Neuen Pfarrkirche, der erſten, welche in Regensburg (1542) den Lutheranern eingeräumt wurde; das hohe Dach des alten Goliathhauſes; die Auguſtiner-Kirche, der Wallerthurm und der des Reichsſtifts St. Emeran, der Thurm des Rathhauſes und noch viele andere. Nahe an den Rahmen tritt das Schottenkloſter St. Jakob. Wenige deutſche Städte tragen an ihrer Aeußerlichkeit ſo ganz den altdeutſchen Typus, und höchſt gemüthlich iſt ihr Eindruck auf den ſinnigen Beſchauer. Unter ihrem Duftſchleier, der ſie, ohne ſie zu verhüllen, überlagert, ſcheinen ſich Sage und Geſchichte zu wunderſamen Gebilden zu verweben. Schon auf der Brücke werden allerhand Wahrzeichen ſichtbar, Gebilde, ſo phantaſtiſch, als kämen ſie aus der Mährchenwelt. Da kriecht eine Eidechſe an einem Pfeiler der Oſtſeite empor, dort zeigt ſich ein Hund ohne Kopf, dort ſteht ein nacktes Männlein, die Hand über die Augen emporhaltend, und nach dem Dom blinzelnd; hier iſt im größten Stein der Brücke der kleinſte eingefügt; hier ſteht die Brücke auf einem einzigen Stein, nämlich ein altes Brückenbild, noch mit den 3 Thürmen; hier iſt am Steingeländer ein Hahnenkampf abgebildet, dort ein Greifenbild, und dazu allerhand Fratzen, und Teufelsſpuk, von dem im Munde des Volks Wundergeſchichten fort ſich pflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht. Eine Seitenbrücke verbindet den obern Wörth mit der Hauptbrücke und läßt bequem zu ſeinen ſchattenreichen Erholungsgärten und zu ſeinen Fabrikanlagen gelangen.

Von der Brücke in die Stadt getreten, breitet ſich, zumal für den, der früher noch keine der großen altdeutſchen Städte ſah, eine wunderliche Welt aus. Wie in einem Guckkaſten die bunten Bilderbögen, ſo drehen ſich die bunten Farben der mit weit vorſpringenden Giebeln überhängenden Häuſer und Häuſerchen durch einander, und ſeltſam nehmen ſich viele Gebäude aus, geziert mit Thürmchen, Erkern und altmodiſchen Wetterfahnen. Manche ſind noch nach alter Weiſe al Fresco bemahlt. Eins der intereſſanteſten dieſer letztern iſt das Goliathhaus (dem wir bald begegnen) mit ſeinem großen Fresko, den Kampf des Rieſen von Gath mit dem Hirtenjüngling aus Judäa, und auch in ſeinem ſonſtigen Aeußern trägt dies Gebäude den vollen Typus mittelalterlicher Baukunſt an ſich. Unregelmäßig ſind die Fenſtergeſtelle, reichverziert aber und zum Theil mit byzantiniſchen Bogen; Erker, pfefferbüchſenartige Thürmchen und hohe Zinnen machen den Bau gar vielgeſtaltig. Unfern davon wird durch die Oeffnung der Straße der ſchöne Erker des alten Rathhauſes erſchaut. Ehe wir dieſes erreichen, zieht ein mächtiges altes Steingebäude zur Linken unſere Aufmerkſamkeit auf ſich mit ſeinem giganteſken Bilderſchmuck, deſſen Gegenſtand ein ſagen-geſchichtliches Seitenſtück zu der Zier des Goliathhauſes in Schrift und Bilderwerk verewigt. Es iſt dieß der ſiegreiche Kampf des tapfern Ritter Hans Dollinger gegen einen übermüthigen Rieſen aus ungariſchem Stamm, Krako geheißen, welcher zu König Heinrich I. Zeiten auf dem Haidplatz (Heidenplatz) Statt fand. Ein ehrenwerther Sieg und auf deutſch-ehrliche Weiſe im Lanzenſtechen und mit gleichen Waffen erſtritten, was von David's Heldenthat eben nicht zu rühmen iſt.

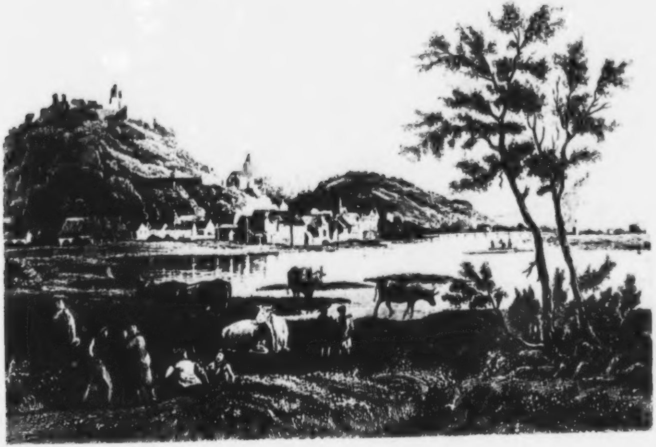
Das alte Rathhaus iſt im Aeußern und Innern an mittelalterlichem Schmuck gar reich. Noch zeigt man in den obern Stocken die Zimmer und Säle, in denen über des deutſchen Reiches Wohl und Wehe man oft und meiſt überaus bedächtig berieth, Hochwichtiges oft unentſchieden blieb, und das Schlechte beim Alten gelaſſen ward. War doch der Reichstag faſt ein Jahrhundert nichts Beſſeres als — eine Schaar Krankenwärter bei einem Sterbenden; das Reich lag entſeelt auf der Bahre, ehe des Corſen Zuchtruthe die Trabanten vertrieb und das Todtenhaus verſchloß. Im Erdgeſchoß zeigt man merkwürdige Reichs-Reliquien — ſchaudervolle Werkzeuge der Folter. Die ſeltſame Nachbarſchaft giebt vielerlei zu denken. — Vom Rathhauſe zum Dom! Prachtvoll und imponirend ſteht des Gotteshauſes ſchmuckreiche Façade vor uns da; freilich iſt auch an ihm manche Zertrümmerung zu beklagen. Das mittlere Hauptportal feſſelt durch eine überraſchende Eigenthümlichkeit; ein Dreieck in Form eines gothiſchen Triumphbogens ſpringt reich verziert bis zur großen Treppe vor, und öffnet den Eintretenden zwei Bogenhallen, während die dritte Seite deſſelben die Pforte ſelbſt bildet. Ueberall iſt eine Figurenfülle in kunſtbildneriſcher Schönheit, die Erſtaunen mit dem Ergötzen paart. Die beiden Seitenportale ſind minder reich ausgeſchmückt, und über ihnen erheben ſich die rieſigen Fenſter voll ſchätzbarer alter Glasmalereien, während das große Doppelfenſter im zweiten Stock den Triumph neuer Glasmalerei im Geiſte der alten, und dieſe durch correcte Zeichnung noch überflügelnd, zeigt. Ueber dem Kreuze wächſt ein verzierter Giebel empor, der in ein Thürmchen endigt, das von den einfachen Dachungen der beiden unvollendet gebliebenen großen Thürme noch überragt wird. Das Dom-Innere entſpricht, zumal nach der in den letztverfloſſenen Jahren zweckmäßig angeordneten Reſtauration und der Entfernung jenes entſtellenden Zierraths, den der Ungeſchmack des 17. und 18. Jahrhunderts dem Herrlichen zuzufügen ſich erdreiſtete, der Würde des Aeußern. Das noble dreifache Spitzbogengewölbe, das eine Höhe von 120 Fuß erreicht, wird von zwölf 60 Fuß hohen Bündelpfeilern getragen. Ueber 300 Fuß lang iſt das mittlere oder Hauptſchiff, das hohe Chor 103 Fuß. Im ſchönen Halbkreis umziehen 15 mit alter Glasmalerei gezierte Fenſter den Hochaltar. Die Menge der Altäre, Sculpturen, Malereien, Epitaphien und Kenotaphe von Stein und Metall, läßt den Blick und Geiſt gar nicht zur Ruhe kommen und verwirrt faſt. Auch im anſtoßenden

Kreuzgang wird er noch durch die Menge Grabdenkmäler beſchäftigt, von denen alle Wände bedeckt ſind. Da gewahrt man auch Reſte aus der Römerzeit und andere Ueberbleibſel der Kunſt des graueſten Alterthums. Doch ſtand lange vor dem Münſter der alte Dom, jetzt leer und unzugänglich, aber merkwürdig wegen ſeines hohlen Orakelaltars, deſſen Betrachtung wohl den Weg zur Erklärung mancher Wunder öffnet. Der jetzige Dom wurde 1275 begonnen, und man baute an viertehalb hundert Jahre, bis zu Ende des erſten Viertels des 17. Jahrhunderts daran fort. Erſt 1618 wurde das Schiff zugewölbt. Die Baugeſchichte dieſes Rieſentempels iſt merkwürdig genug. Der alte Dom war 1273 niedergebrannt ſammt dem größern Theil der Stadt; die Noth war groß; der biſchöfliche Seckel leer, das Capitelvermögen tief verſchuldet und zum Wiederaufbau des Münſters nirgends ein Fond zu ermitteln. Da machte der Biſchof Leo auf dem Lyoner Conzil den Vorſchlag, die Goldgrube der Sündenvergebung dem neuen Dombau zu öffnen und auszuſchreiben für alle, die zur Errichtung des Regensburger Gotteshauſes ſteuern würden, „einen vierzigtägigen Nachlaß der Buße für Tod- und einen hunderttägigen für bußliche Sünden.“ Die Bulle wurde in alle Zungen der Chriſtenheit überſetzt und bekannt gemacht unter jeglichem Chriſtenvolke. Da ſtrömten die Spenden in tauſend und aber tauſend großen und kleinen Rinnſalen aus den fernſten Landen hin zum biſchöflichen Seckel, und ſchon 1275 waren ſo bedeutende Summen eingegangen, daß man den Muth hatte, einen Bauplan zu entwerfen, der Alles übertraf, was man bisher in Deutſchland Großes im Tempelbau gewagt hatte. Noch in demſelben Jahre wurde von Leo der Grundſtein gelegt. Sein Nachfolger, Graf von Roteneck, gab nicht nur den größern Theil ſeiner Grafſchaft zum Dombau her, ſondern auch die biſchöflichen Erträgniſſe, und das hohe Chor wurde 1296 vollendet. Nach 70 Jahren waren die zwei großen (unvollendet gebliebenen) Thürme bis zu 140 Fuß Höhe gebracht. Fortan ging er ſehr langſam. Spenden kamen, (obſchon mehrmals Indulgenz-Bullen erwirkt und ausgeſchrieben wurden), immer ſpärlicher, und man ſah ein, daß der Rieſenplan unmöglich auszuführen ſey. Nun wurde vielfach an demſelben geändert, beſchnitten und ökonomiſirt. Auch der Baugeſchmack der Zeit erfuhr mancherlei Wechſel und dieß hatte ebenfalls ſehr nachtheiligen Einfluß. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts endlich wurde alles, was unvollendet war, aufgegeben, und man war nur noch beſtrebt, das Fertige in Zuſammenhang und, ſo gut es gehen wollte, zur Einheit zu bringen. So erhielt der Bau ſeine jetzige Geſtalt. Wäre dieſes herrliche Gebäude, deſſen Innerſtes weit ſchöner und großartiger als der Straßburger Münſter iſt, nach dem urſprünglichen Plane ganz vollendet worden, ſo würde er die noch immer gangbare Meinung widerlegt haben, daß erſt durch den ſpäter angefangenen Straßburger Münſterbau die deutſche Kirchenbauart recht vervollkommt, regelmäßig und eigentlich großartig geworden ſey, — mit welcher Bemerkung jedoch dem hohen Verdienſte des großen Meiſter Erwin von Steinbach (dem Erbauer des Straßburger Doms) kein Abbruch gethan werden ſoll. Die Vorzüge der Regensburger Cathedrale, „die eben ſo über der alten Ratiſbona moderne Wohnhäuſer hervorragt, als das Zeitalter biederer Sitten, eifriger und wahrer Religioſität über ein verdorbenes Jahrhundert, worin die Gewalt über das Recht, Scheinheiligkeit über Moralität, perſönliche Protektion über wahres Verdienſt ſiegt und der Egoiſmus alle edlen Gefühle der Dankbarkeit oder Anerkennung ächter Kenntniſſe erſtickt," (v. Sieveking) beſtehen in der edlen großartigen und doch einfachen Anordnung ſeines Innern und in der trefflichen Maſſirung ſeines Aeußern. Der flüchtigſte Blick giebt dem Betrachtenden die Ueberzeugung, wie der Baumeiſter, der ſolchen Plan entwarf, nothwendig von wahrem Enthuſiasmus der Andacht beſeelt ſeyn mußte, denn ſelbſt der Verſtockte und Rohe kann dieſe heiligen Hallen nicht durchwandeln, ohne unwillkührlich von dem Schauer der Frömmigkeit gerührt zu werden. Leider hat die Geſchichte den Namen ſeines erſten Baumeiſters nicht aufbewahrt.

Geſchichtlich nicht minder als durch Architecturſchmuck und ſehenswerthe zahlreiche Grabmäler wichtig iſt St. Emmeran, das altberühmte Reichsſtift, deſſen dermalige Kirche freilich neuer iſt, doch aber nebſt der mit ihr verbundenen Pfarrkirche St. Rupert noch die alten Denkmäler aufbewahrt. St. Heimeran oder Emmeran aus Poitiers wurde Apoſtel dieſes Landes und kam an den Hof Theodor's, des Agilolfingers, an welchem er drei Jahre lehrend weilte, bis er, gleich dem Frankenapoſtel Kilian am Hofe Gozberts zu Würzburg, ſein Märtyrthum fand, nur aus andern Gründen, denn Uta, Theodos Tochter, die ſich geſegneten Leibes fand, beſchuldigte den frommen Mann als ihren Entehrer, da dieſer ſich auf einer Reiſe nach Rom befand. Landpert, Uta's Bruder, eilte Emmeran nach, und ließ ihn auf das allergrauſamſte verſtümmeln, ſo daß er an ſeinen Wunden ſtarb. Zahlreich ſind die Erzählungen und Legenden von den Wundern, die ſich nach Emmerans Tode, ja ſchon bei ſeiner Marter begeben. Zur Ruperti-Kirche und zu der St. Emmeran leitet eine ſchöne altbyzantiniſche Halle, darin Herzog Heinrichs Steinſeſſel ſteht, auf dem er ausruhte, wenn er, von Abach kommend, die Kirche noch verſchloſſen fand.

Uralt und von architektoniſchem Intereſſe iſt auch das Portal des ſchottiſchen Benedictinerſtifts St. Jacob. Es ward 1109 gegründet und 1120 eingeweiht. In ächt byzantiniſchem Style zeigt es einen großen ſäulengetragenen Rundbogen, und über der Thüre ein Feld, auf welchem Chriſtus, Maria und Johannes dargeſtellt ſind, darunter zeigt ſich in kleinern Figuren Chriſtus, zu beiden Seiten von den zwölf Apoſteln umgeben; die übrigen Außenmauern ſind reich mit Menſchen- und Thiergeſtalten verziert, von denen viele räthſelhaft erſcheinen, und an gnoſtiſche Maurerſymbolik mahnen. Dieſes Schottenkloſter iſt neuerdings wieder beſtätigt und neu eingerichtet worden.

Neben dem vielen ſehenswerthen Alten, das Regensburgs Mauern umfangen, iſt jedoch nicht zu verſäumen, ſeinen geſchmackvollen Anlagen, ſeinem heitern Gartenkranz, dem fürſtlichen Thurn- und Taxiſchen Park mit



[illegible]

Kepplers Denkmal und anderm Schönen und Anmuthigen antheilvolle Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Auch das Leben und Treiben iſt in Regensburg anmuthig, gaſtlich, unterhaltend, und die Stadt zeigt keine Spur der Oede, welche in mancher andern deutſchen alten Stadt zur Traurigkeit ſtimmt. Die Gegend Regensburgs iſt ausgezeichnet ſchön und lockt zu Ausflügen nach allen Seiten hin. Einen wenigſtens wollen auch wir machen, der uns zu näherer Betrachtung zweier bedeutenden Denkmale, eines der alten, eines der neuen Zeit zuführt, da wir ſie ſonſt, wollten wir auf raſchem Dampfſchiff ihnen vorüberfahren, nur allzukurz beſchauen würden. Die Weile und die Koſten des kleinen Abſtechers vergilt der Genuß zehnfach.

Markt und Ruine Donauſtauf.

Schon rollt der gemiethete Fiaker über die ſchöne Brücke des belebten Stadtamhof. Eine heitre, von Dörfern und Fruchtfeldern bedeckte Ebene umfängt uns, in welcher der mächtige Strom zwiſchen nicht zu hohen Ufern in mancher Krümmung hinwogt; zur Linken zieht eine bewaldete Hügelkette, deren Formen anmuthig wechſeln, und von welcher da und dort ein Luſt- und Vergnügungsort in Schattenlauben oder zu ſchönen Ausſichtpunkten lockt. Wir reiſen jetzt nicht, wir fahren ſpazieren; dürfen folglich die Eile mit Weile klüglich paaren und uns der Erlöſung von Zwang, dem Genuß des Schönen nicht in unbedachter Haſt vorüberzueilen, auch erfreuen. Poſt-Dampfſchiffe und Eiſenbahn-Wägen ſind große Tyrannen, und wer ihrer Macht anheimfällt, ſey es freiwillig oder unfreiwillig, der iſt doch manchmal recht zu beklagen, und er mag zu Zeiten mit Seufzen an das Vergnügen denken, im eignen bequemen Reiſewagen, der bei irgend erträglichem Wetter zurückgeſchlagen ſeyn muß, mit guten Pferden und wackrer Bedienung als ein Freiherr im ſchönſten Sinn des Wortes durch ſchöne Gegenden zu rollen, mit dem Zauberwort Halt! die Freude, den Genuß zu feſſeln.

Uns beliebt, am Fuße der einladenden Wein- und Waldberge zur Linken den Wagen halten zu laſſen, und zum Tegernheimer Keller emporzuſteigen, allwo Bayerns renommirter vaterländiſcher Nektar nicht verſchmäht wird. Den Labetrunk würzt eine reizvolle Ausſicht, welche ſich von dem günſtig gelegenen Punkte auf das Stromgefild, auf Regensburg und Stadtamhof, auf die unermeßliche Ebene gewährt, die in der weiteſten Ferne kaum von blau-dämmernden Gebirgen begrenzt erſcheint.

Als eine Fortſetzung der Höhenkette, auf welcher wir betrachtend weilen, erſcheint nun etwa in Stundenferne, doch iſolirt und maleriſch gelegen, ein Bergkegel, auf dem altes Gemäuer ſteht. Ein Flecken ſonnt ſich an ſeinem Fuße, an dem ſich eine Brücke über den Strom ſpannt. Der Ruinenhügel iſt von einem noch mehr abwärts gelegenen Waldberg überragt, der zur Hälfte ſeiner Höhe mit Fruchtland beſetzt iſt, und gleich unter dieſem ruht, wie Noahs Arche auf dem Ararat, ein koloſſaler Bau von höchſter attiſch-architektoniſcher Schönheit. Jener iſt Donauſtauf, dieſer die Walhalla. Wir gebieten dem Kutſcher Eile. In wenigen Minuten hält er an einem freundlichen Gaſthaus am untern Ende des nicht ſehr ſtädtiſchen und mit einem grauſamen Pflaſter verſehenen Marktes. Roß und Wagen werden verlaſſen, der Wanderſtab ergriffen und durch den Ort den Burgberg hinan geſchritten durch einen von fürſtlicher Sorgfalt gepflegten Naturpark, auf ſanft geebneten Pfaden, die der Ruine zuleiten. Bald treten die grauen Mauern uns nahe, die ferngeſehenen, bald ſtehen wir vor der Trümmerburg, an welche ſich ſo vieles Merkwürdige der vaterländiſchen Geſchichte knüpft, und die durch ihre Lage und ihre Ausſicht zu einem der ſchönſten Punkte am ganzen Donauufer wird. Von ihrer Höhe ſchweift das Auge ungehemmt über die weiten Ebenen, verfolgt den Lauf der Donau aufwärts bis in die Gegend von Abach und ihre maleriſchen Felſen, wo Regensburg mit ſeinem hohen Domſchiff, Thürmen und Giebeldächern ächt-altreichsſtädtiſch noch nahe genug liegt, um dem Blick die Hauptgebäude kennbar erſcheinen zu laſſen. Oſtwärts laſſen ſich die zahlreichen Stromkrümmen bis Wörth und Straubing verfolgen. Aber flüchtig nur weilt der Blick am alten Wallfahrtskirchlein St. Salvator unter Stauf; denn gefeſſelt wird er vom Rieſenbau der nahen Walhalla, die, das impoſanteſte Denkmal deutſchen Ruhmes, unwiderſtehlich anzieht. Doch müſſen wir die Ungeduld noch zügeln, und wir dürfen das uralte Stauf, (wo in einem Rundthurme allerlei im Schutt gefundene alterthümlich-ritterliche Geräthe und Gewaffen aufgefunden und gezeigt werden,) nicht verlaſſen, ohne ſeiner Geſchichte zu gedenken. Ihre Gründung geht in's Dunkel der Sagenzeit zurück. Es war ein ſtarker Bau einſt und weit gefürchtet. Selbſt den Regensburgern war es furchtbar. Aber 1131, als die Truppen des Hochſtifts die Feſte belagerten und aushungern wollten, ſteckte die Beſatzung ſie ſelbſt in Brand und ſchlug ſich muthig durch die Feinde. Fortan gehörte Stauf den Biſchöfen, und mancher fehdeluſtige Kirchenherr, zumal Biſchof Albert, unternahm in der Fauſtrechtszeit von da aus ſeine Kriegszüge. Einen ſchönern Ruhm erwarb ſich ein anderer Bewohner der

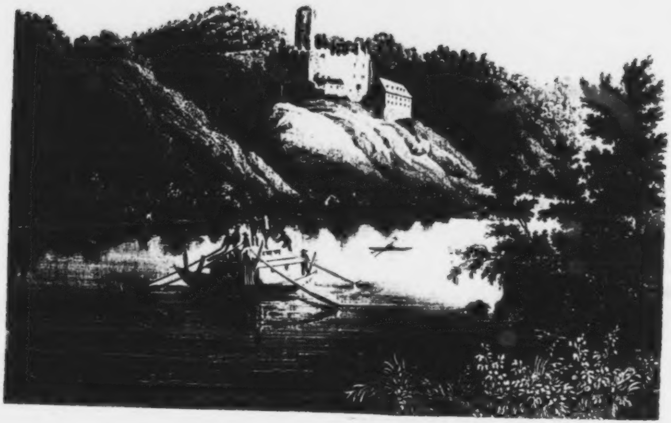
Feſte, Biſchof **Albertus Magnus**, deſſen zahlreiche Werke Zeugniſſe der glänzendſten Gelehrſamkeit ablegen; er iſt derſelbe, deſſen wir ſchon einmal, bei Lauingen, Alberts Geburtsort, gedachten. Oft die Beſitzer wechſelnd, gleich ſo vielen Burgen, ſah die ſtattliche Feſte im dreißigjährigen Krieg ihren letzten Tag. Der tapfre Herzog **Bernhard von Weimar**, der gefürchtete Schrecken dieſer Lande, eroberte ſie im Jahre 1634 und zerſtörte ſie gänzlich. Seitdem zierte ſie als Ruine die Gegend, doch auch von der Ruine ward in der Neuzeit vieles abgetragen, was ſich dem Auge wohlgefällig darſtellte, aber die Anlagen hemmte, oder mit Einſturz bedrohte. — Doch die Walhalla winkt; — wir ſagen der einladenden Burgſtätte, die ſo friedſam über Weingärten und Fruchtgeländen liegt, Valet, und wandern unſerm nächſtem hochprangenden Ziele zu.

Walhalla.

Gefallen ſind dem geiſtigen Auge die Hüllen, die ſo lange Jahre neidiſch das großartige Kunſtwerk während ſeiner Vollendung decken und ſchirmen mußten, und der ſtaunende Sinn fühlt ſich mit einem Male dem vaterländiſchen Boden entrückt und wähnt Athens prangendes Parthenon in aller Herrlichkeit erſtanden und vor den Blick gezaubert. — Es war ein herrlicher, kühner, großer Gedanke, der Gedanke **König Ludwigs von Bayern**, ein Gedanke, den er ſchon als Kronprinz gefaßt, dem deutſchen Ruhm ein würdiges Denkmal zu gründen, — wenn auch die Benennung **Walhalla**, welche ſcandinaviſcher Mythus, nicht der germaniſche, als Bezeichnung für den ſeligen Aufenthalt aller in **Schlachten** mit den Waffen in der Hand gefallenen **Kampfeshelden** braucht, — nicht ganz glücklich gewählt ſeyn dürfte. Doch wer mag bei Betrachtung des ſo großartigen Denkmals um Namen rechten? Jeder Tadel verſtumme vor der Majeſtät, mit welcher das von doriſchen Säulen getragene, auf cyclopiſchem Grundgemäuer und über rieſigen Freitreppen ſich majeſtätiſch erhebende weiße Marmorhaus von ſeiner recht paſſenden Stelle niederſchaut.

Steigſt Du vom Fuß des Berges aufwärts, ſo empfängt Dich zuerſt eine einfache, ſchmuckloſe aber durch ihre Größe imponirende Stein-Treppe, die zum Fundament der erſten Mauer leitet, über welche nun zwei Treppen zu beiden Seiten empor zur erſten Terraſſe führen. Zwei andre leiten von dieſer wieder einer Einzeltreppe zu, die zur zweiten noch größern Mauer Dich bringt, wo abermals zwei Treppen zur großen Terraſſe aufſteigen. Dort zeigt ſich, bewacht von rieſigen Steinlöwen, eine verſchloſſene Pforte in Mitte der Treppen als Zugang zur Halle der Erwartung, in welcher die Büſten berühmter Lebender aufgeſtellt werden, die ihr Ruhm würdig macht, nach ihrem Tode in dem hehren Tempelraume ſelbſt zu prangen. Von da führen Dich wieder zwei Treppen an beiden Seiten zu einer einzigen empor, die nun den Wandrer zur Hauptfaçade des auf dem ſtufenartigen Quaderfundamente ſtolz ruhenden Prachtbaues trägt, deſſen vorderes Giebelfeld ebenſo wie das hintere in edlen Sculpturen von Meiſterhand Bilder der Errungenſchaft deutſcher Freiheit zeigt. Trittſt Du ein in den Bau, der ein längliches Viereck bildet, ſo leuchten Dir nun, alle von Kunſtlerhänden edel und gelungen ausgeführt, die Marmorbüſten großer Deutſchen aller Stämme und Stände entgegen, welche der Ruhm und der Stolz unſerer Nation ſind, und in Erzlettern glänzen auf lichten Tafeln die Namen Derer, von welchen ein ächtes Bildniß nicht aufzufinden war. Zugleich auch ſchmücken wohlgelungene Bilder aus Germaniens Frühzeit das Ehrfurcht gebietende Tempelinnere.

Höher mag und ſelbſtbewußter, in dieſem weiten Raume, geiſtig nahe ſo vielen großen Schatten, ein deutſches Herz ſchlagen. Wo ſteht im ſtolzen England, im eiteln Frankreich ſolch ein Bau? Hier iſt mehr als die Todtenhallen der Weſtmünſterabtei, des Pantheon! Deutſchlands große Todten ruhen nicht hier, aber ihr Lorbeer grünt hier; ihre Namen ſtrahlen hier. Hier beſchwichtige auf eine kurze Zeit mindeſtens der Patriot die murrende Stimme ſeines Innern, welche darüber unwillig laut werden möchte, daß Deutſchland noch nicht iſt, was es ſeyn könnte, was es zu werden verdient, darüber, daß noch mancher Druck laſtet, manches Hemmniß freier volksthümlicher Entwickelung entgegen ſteht, und daß immer noch jene großartige Eintracht mangelt, die uns zum erſten Volk der Erde machen würde. Er ſehe davon ab, daß nicht die Nation, ſondern ein einzelner Herrſcher dieſes Ehrendenkmal ihr und ſich zum Ruhme erſtehen ließ, und denke bei den großen Geiſtern der Dahingeſchiedenen nicht der kleinen Schatten, die von allem Irdiſchen unzertrennbar ſind! Hier ermanne ſich der Zaghafte zum rüſtigen Aufſchwung, und der ſich ſichrer Flugkraft bewußte ſtärke ſich fort und fort an den leuchtenden Vorbildern, die in Tugend und Thatkraft, in Muth und Seelengröße, im Handeln und im Dulden, in der Wiſſenſchaft wie im Leben als tüchtig und ehrenreich ſich bewährt, und unſterblichen Ruhm als Lohn ihrer Mühen, ihres Strebens, ihrer Ausdauer, ihrer Entſagung geärntet haben. Hier komme kein Gedanke auf an Spaltung im Glauben und Erkenntniß, an kleinliches Meinungbefehden, an Sonderintereſſen einzelner Provinzen



[illegible]

und Ländergebiete. Hier ſind wir allzumal nicht Oeſterreicher, Preußen, Bayern, Sachſen, oder Schwaben, hier ſind wir nur Deutſche, auch nicht katholiſch, lutheriſch, reformirt oder iſraelitiſch ſind wir, ſondern Menſchen und — Brüder, und dieſes kleine Stückchen Land, geweiht durch den Tempelbau zum Ruhm unſers Volkes, durch einen großen unſterblichen Königsgedanken hervorgerufen, möge allen Deutſchen ein heiliger Tabor werden, befeſtigt mit den unzerſtörbaren Cyclopenmauern der Eintracht und der Liebe zum Vaterlande. Wecke Thatendurſt, hehrer Bau, in jedes Deutſchen Bruſt, hauche Begeiſterung ein für Vaterlands Ehre und Freiheit, für Vaterlands Größe und Recht, allen Dir Nahenden Begeiſterung für rechten Ruhm und Thatenherrlichkeit, und wenn das Du gethan, dann werden der kommenden Jahrhunderte viele Deinen Gründer ehren! —

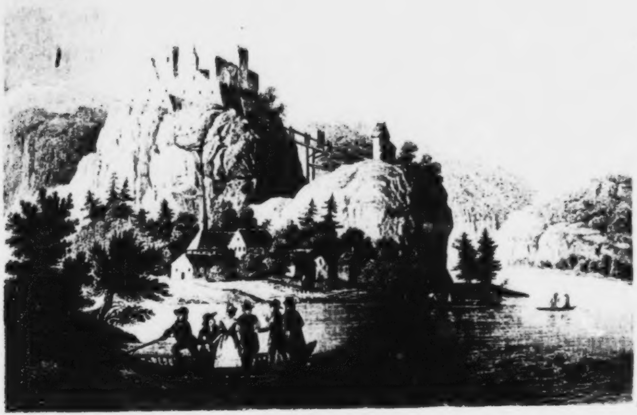
Ruine Hildegardsberg.

Voll der erhebenden Eindrücke, welche Deutſchlands Ruhmhalle auf unſer Gemüth gemacht hat, kehren wir nach Regensburg zurück, nicht, um länger zu raſten, ſondern zur Weiterfahrt. An Bord des Dampfſchiffs iſt's uns vergönnt, noch einmal vom Strom aus die freundliche Gegend des linken Ufers mit ihrer Ruine, ihrem Markt und dem prangenden Säulenbau der Walhalla im raſchen Vorüberfluge zu begrüßen. Immer wunderlicher krümmt ſich der launiſche Strom, ſo daß es wohl paſſiren mag, daß man Orte hinter ſich ſieht, an denen man vorbei zu ſeyn glaubt, und man doch ſpäter wieder auf ſie zuſteuert. Dies geſchieht z. B. mit dem ſchon von weitem erblickten uralten Städtchen Wörth, dem maleriſch auf einem Hügel gelegenen, welchem man nahet, nachdem man ſich früher von ihm entfernte. Am Dorfe Plätten erkennt man nichts mehr von der alten Römer-Anſiedelung und dem römiſchen Waffenplatz. Lange dauern die Stromkrümmen fort, an denen ſich zahlreiche freundliche Dörfer betten, bis die Thürme Straubings aus der flachen Gegend ragen. Straubing iſt eine ſehr alte Stadt, und ſchon in grauer Zeit war's ein Juwel in der bayerſchen Fürſtenkrone. Hier hielt Herzog Albrecht, des Bayernherzogs Ernſt Sohn, als Statthalter Hof, von dem eine vielfach beſungene Schauer-Sage noch in des Volkes Mund fortlebt. Die ſchöne Agnes, die Bernauerin, herrſchte in ſeinem Herzen und zu Vohburg war er am Altar durch Prieſterhand zu heimlicher Ehe mit ihr verbunden worden. Sein Vater entbrannte darüber in heftigen Zorn, und vergeblich war Albrechts Mühe, den Aufgebrachten zu verſöhnen. Als vor einem unzüchtigen Buhlen ließ der Vater die Turnierſchranken zu Regensburg vor Albrechten verſchließen und des Sohnes Schwur, daß Agnes ſein ehelich Gemahl ſey, ſteigerte nur ſeine Wuth. Da anerkannte ſie Albrecht öffentlich als eheliche Hausfrau, ſprach ihr alle Rechte einer Herzogin von Bayern zu und gab ihr Schloß Straubing zu eigen. Auf grauſame Rache ſann hierauf der Vater! Die Gelegenheit bot ſich bald. Als Herzog Albrecht abweſend vom Hauſe war, drangen Gewappnete des Bayernfürſten in's Schloß, ergriffen die junge Frau, und ſchleppten ſie vor ein partheiiſches und beſtochenes Blutgericht mit der Anklage auf Zauberei und unnatürliche Thaten. Sie wurde zum Tode verurtheilt. Von der Donaubrücke bei Straubing ward Agnes in den Strom geſtoßen, und als die Wellen, barmherziger als die Menſchen, ſie nicht verſchlingen wollten, ſondern ſie zum Ufer trugen, zerrten die Henker ſie an ihren blonden Locken wieder in die Fluth. —

Straubing ruht auf dem geſegneten „Dunkelboden," der, ſchwarz wie Walderde, wohl Niederſchlag eines einſtigen moorigen Binnenſees iſt, den einſt der Strom gebildet. Dieſer Boden liefert der Gegend die ergiebigſten Aernten, beſonders von Waizen. Er machte ſie reich und die Bewohner wohllebig und genußſüchtig, wie denn überhaupt Altbayern in dieſer Beziehung dem Nachbar Oeſterreich wenig nachgiebt. Und warum ſollte es nicht? Was Gott gegeben, womit er ein Land geſegnet hat, ſollte der Menſch deß nicht froh werden dürfen? Das häufige Hohlreden und grämelnde Scheelſehen über dieſes Thema hat nur zu oft eine arge Quelle, und Viele irren, welche aus dem, was ein Menſch ißt und trinkt, auf ſeine geiſtige Potenz Schlüſſe machen wollen. Es wird vielmehr jeder in Straubing einen Kreis recht gebildeter Menſchen finden. — Bogen und Bogenberg, das mit freundlichen Höhen wieder an den Strom tritt, nahe, erſchauen wir Ober-Alteich, eine der älteſten bayeriſchen Kloſterſtätten, wo in germaniſcher Heidenzeit ein heiliger Hain und Altar ſtand. Sankt Parmin, der Apoſtel dieſer Gegend, fällte die heilige Eiche, wie einſt Winfried Bonifacius jene bei Geismar. Bogenberg tritt mit ſtattlichen Burgtrümmern von ausſichtreicher Höhe vor unſer Auge, und eine alte Wallfahrtskirche bewahrt noch ein ſteinernes, einſt wunderthätiges Muttergottesbild, das der fromme Glaube ehedem bis Bogen ſtromaufwärts ſchwimmen ließ. In der That, dieſes Stück von Altbayern und das angrenzende Oeſterreich iſt ein Mirakelland; jeder Ort faſt hat ſein Heiligthum, weiß wunderſame Legenden zu erzählen, und Sagen laufen in Menge um, von denen viele des poetiſchen Reizes nicht ermangeln. So erzählt ſich das Volk von dem 300 Fuß hohen Felſen des Natterberges, der mitten in der Ebene, von einer Burgruine gekrönt, zur Rechten emporragt, daß vor Zeiten der Böſe, ergrimmt über die ihm ſehr verhaßte Gottesfurcht der Bürger Deggendorfs, die Donau dämmen wollen, damit ſie den Ort und alle Lebendigen drinnen verſchlinge. Zu dieſem Ende habe er jenen Berg aus Welſchland herüber getragen. Als er im Begriff geweſen, ihn in den Strom zu ſetzen, habe das Aveglöckchen geläutet drüben im Kloſter Metten; und ſo entſetzt habe ſich darob der Höllenfürſt, daß er den Felſenblock in's flache Land fallen laſſen, wo er jetzt noch ſteht als ewig Maal. Jenes Kloſter Metten datirt ſeine Gründung ſchon von Karl dem Großen her und Deggendorf iſt nicht weniger alt. In ſchöner Umgebung prangt dies Städtchen am breiten Strome. Vor Zeiten war's berüchtigt wegen ſeines blutigen Judenhaſſes, und Schauerberichte geben die Chroniſten von der armen Hebräer Ermordung, ſo gräßliche, daß der Menſchenfreund gern den Schleier darüber hüllt. Deggendorf vorbei wird die Mündung eines mächtigen Fluſſes ſichtbar, der der Donau ſich zuſchlängelt. Es iſt die grüne Iſar. Die Alpengeborne bringt uns Grüße von Bayerns Königsſtadt, der ſie vorbeigerauſcht. Sie führt Schiffe und breite Flöſſe voll Paſſagiere nach Paſſau, Linz und Wien der Donau zu, deren Borden die gewaltig verſtärkte Waſſermaſſe kaum zu faſſen vermögen. — Auf den tiefern Wogen fliegt das Dampfſchiff behender an den mannichfaltig und ſchöngeſtaltenden Ufern und ihren Ortſchaften und Klöſtern vorüber, die alle zu nennen nur ermüden würde. Das ferne Böhmerwaldgebirge ſetzt hier den Fuß ſeines ſüdweſtlichen Aſtes in das Stromthal; rechts aber bleibt die Gegend flach, bis endlich die ſanfte Hügelung des Forſtwaldes über Pleinotingen ſie unterbricht. Nahe dieſem ſteigen die maleriſchen Ruinen von Hochwinzer und der ſtattliche Bau des Schloſſes Hoffkirchen empor, die gefürchtete Burg, wo die Grafen von Ortenburg, lange der Donaufahrer Qual und Schrecken, hauſten, die nämliche Raubdynaſtie, die das grauſame Recht der Grundruhr erſann, wonach jedes Schiff, das ihren Grund und Boden berührte, ſey es, daß es auf's Ufer, oder auf eine Bank ſtieß, ihnen mit allem Gut zum Eigenthum fiel. Unfern davon erblicken wir eine dritte Ruine, Hildegardsberg, einſt ohnſtreitig eines der ſchönſten Donauſchlöſſer, und noch bis in's 14. Jahrhundert der Sitz ſo eines Schinderhannesgeſchlechts im adlichen Wappenrock, wie ſie Deutſchland zu Hunderten gekannt hat. Die Unthaten der Ritter führten endlich die Zerſtörung der Burg durch Herzog Albrecht von Bayern herbei. — Bei Hildegardsberg beginnt wieder eine ſchöne Thallandſchaft mit hohen Borden und Felſen im Strome ſelbſt. Abermals ſetzt ein Aſt des Böhmerwaldes mit ſeinem Granitgeſtein über den Strom. Weiter hin wird die Gegend einſamer, düſterer; ſchneller fluthet, eingeengt, die Donau; Vilshofen, ein alter Römerort, Windorf und Sandbach fliegen vorbei, und mit Staunen bemerken wir eine der vortrefflichſten Poſtſtraßen am rechten Ufer hin, für welche durch Pulverſprengen der Felſen Raum gewonnen werden mußte. Ein coloſſaler Granitlöwe, auf einem hohen Felſenvorſprung, ehrt ihren Erbauer und den unvergeßlichen, gütigen König Max Joſeph, der ihn befahl. Bald leuchten die gewaltigen Thürme des romantiſch zwiſchen vier Strom- und Flußthälern gelegenen **Paſſau**, des Dampfers nächſter Raſtort.

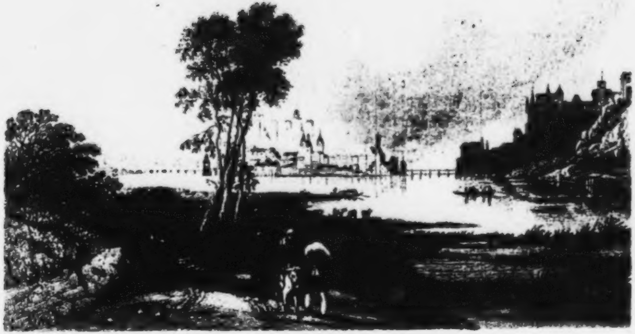
Paſſau, Engelhardszell.

Paſſau iſt das alte Boitro. Es iſt eine von den Stürmen der Zeitgewitter gar oft heimgeſuchte Stadt, die Stadt
auch, in welcher dem blutigen deutſchen Kriege die Friedensblume des **Paſſauer Vertrags** entblühte, welcher
Religionsduldung und Religionsfreiheit verhieß, aber nicht in alle Wege vollſtändig erfüllte, wie die Geſchichte weiß.
Die Stadt zerfällt in das eigentliche Paſſau, die Innſtadt, Bojodurum der Römer, von dem Alpenſtrome **Inn**, der
hier aus reizenden Thälern des Hochgebirgs ſeine gewaltige Waſſermaſſe der Donau zuwälzt; die Ilzſtadt, von der
Ilz, die vom linken Ufer einfällt, und dem ſtark befeſtigten Anger, neben deſſen Fortificationen auch noch die
alten Bergfeſten Oberhaus und Unterhaus am linken Ufer ſchirmend Wache halten. Erſtere — jetzt ein bayeriſches
Staatsgefängniß, wo manches brave deutſche Herz der Stunde der Befreiung entgegenſchlägt, — weckt wohl in
Manchem ein bittres Gefühl. — Prächtig iſt der Blick auf die Innmündung; denn ihr Strom fluthet noch breiter
daher, als die Donau, die ihn aber an Tiefe übertrifft; die Donau-Brücke iſt nur von Holz auf ſieben Pfeilern
ruhend, 677 Fuß lang; die Innbrücke aber iſt von Stein, hat der Pfeiler zwölf und mißt 761 Fuß. Ob-
ſchon Paſſau nicht arm iſt an Sehenswürdigkeiten der Kunſt und des Gewerbfleißes, ſo iſt doch ungleich lohnen-
der die Naturanſchauung in ſeiner nahen Umgebung, von der vorzugsweiſe der Mariahülfberg von keinem Reiſenden
unbeſucht bleiben ſollte. Aber auch die Stromthäler locken zu lohnenden Ausflügen. Das Innthal bietet eine
ganze Kette von pittoresken Scenen: — Nebenthäler mit Waſſerfällen, Klöſtern, Burgen, (wie Neuhaus, Wernſtein).

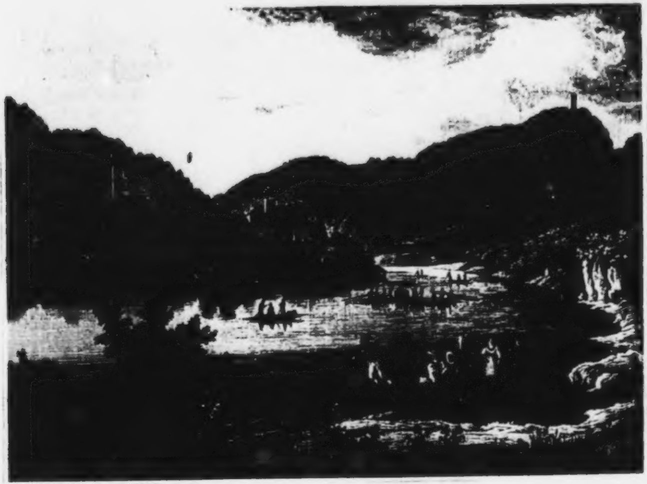


[illegible]

[illegible]



[illegible]



[illegible]

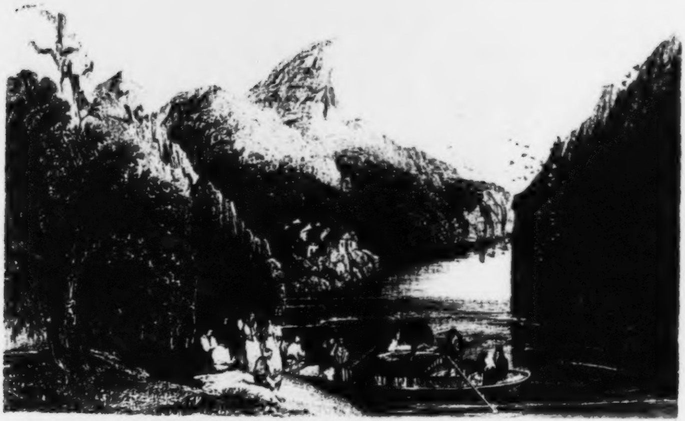
[illegible]

[illegible]

Das reizendgelegene St. Nicola und Formbach, das Thal der perlenführenden Ilz zeigt über dem Orte Hals die gleichnamige Ritterburg. Reizend aber und überraſchend ſchön nehmen ſich die wildromantiſchen Ufer und Umgebungen Paſſaus vom Schiff ſelbſt aus; wie ein Adlerneſt hängt jenes Oberhaus in den Lüften über waldigen Abgründen; der Mariahülfberg mit ſeiner Kirche auf dem Gipfel beherrſcht die Innſtadt, die an ſeinen Fuß ſich ſchmiegt; Paſſau ſelbſt ruht wie eine Inſel im Arme der Ströme, die ſich hier verſchwiſtern, und nun nehmen auf der Weiterfahrt die Ufer wieder jenen eindruckvollen Charakter wilder Natur, ſchauerlicher Einſamkeiten an, wie etwa bei Weltenburg, und wir ſehen im raſchen Wechſel bald burgengekrönte Felſen, bald friedſam in Strombuchten hingebettete Weiler, bald Klöſter und Waldaſyle, umgrünt von dunkeln Tannenforſten, uns vorüberfliegen; während wir zur Rechten nach Oeſterreich, zur Linken nach Bayern hinein blicken.

Nicht mehr drohend, wie einſt, blickt der Krämpenſtein in das Stromthal, jener Schrecken-Sitz gefährlicher Waſſerlagerer, die unter dem Schirm des Paſſauer Biſchofshutes die Reiſenden plünderten. Er iſt faſt zerſtört, und traurig hängt über ſenkrechtem Felsgeklüft das alternde Haus, das nicht Trümmer ſcheint, und doch eine iſt. Die Schiffer nennen es das Schneiderſchlößl. Da grüßt vom linken Ufer das fabrikthätige Obernzell oder Hafnerzell, das ſeine Graphit-Schmelztiegel durch die Welt verführt. Sie ſollen die heſſiſchen an Feuerbeſtändigkeit noch übertreffen. Weiterhin ragt der Fichtenſtein, ein auch zerſtörtes Raubgrafenſchloß, aus der Tannenwaldung, und mitten im Strom hebt ſich der Jochenſtein, eine von der Natur in die Donau geſchleuderte Grenzſäule, der man die Wappen beider Länder einmeiſelte, welche den Strom hier ſcheidet. Dort zur Linken ſchon wieder eine einſame graue Warte! Es iſt die Trümmer von Burg Altenried. Aus ihrem Waldthale rieſelt ein Bächlein, das der römiſchen Waldgöttin, vielleicht aber auch nur einem nach ihr genannten Jagdhunde ſeinen Namen dankt, der Diändl-Bach. Wir hören an dieſem ſprachlichen Umlaut, daß wir an Oeſterreichs Grenze ſind, und der Grenzmauthort, Engelhardszell, liegt in pittoresker Umgebung vor unſern Blicken. Der einzige Ausdruck Mauth umzieht aber den Reiz der Gegend mit einem Trauerſchleier, und in der That wirkt er ſo lähmend und beläſtigend hier, daß manchem die Reiſeluſt vergehen mag; er fällt wie ein Plombſtempel auf die Seele. Seufzend blickt man wohl hinauf zu den alten Burgen und denkt: „Nichts neues unter der Sonne!“ Welche Verkehrhemmungen, welch unnützer, widerwärtiger Aufenthalt, welcher Verdruß im Gefolge des Betretens einer Mauthanſtalt ſind, ſelbſt dann, wenn das Perſonal ein höfliches iſt, was man von dem hieſigen ehrend rühmt, das hat ja wohl jeder im Leben ſchon erfahren. Zollſchranken im Weſt, Zollſchranken im Süd, Zollſchranken im Nord, Zollſchranken im Oſt; das iſt das Alpdrücken des einen, untheilbaren Deutſchlands. — Wandeln wir, während des unbehaglichen Drängens und Harrens und mancher ingrimmigen durch die Zähne gemurrten Klage und Verwünſchung, durch Parkwege zum friedlichen ehemaligen Cyſterzienſer-Kloſter empor, das einſt Angelorum cella hieß, und noch Engelzell genannt wird, daher der anſtoßende Ort auch Engelzelle heiſſen müßte, da er doch dem Kloſter ſeine Entſtehung dankt, indeß vielleicht ſchob eine harte Zeit die Mittelſilbe ein. Die Kloſterkirche bietet der Betrachtung ſchöne Gemälde des Meiſters Altomonte, und Epitaphien benachbarter Edlen, die auf den Burgen umher ſaßen.

Immer reizender wird nun die Stromfahrt: eine Prachtpartie, die durch offne Augen zu jedem für Naturſchönheit offnen Herzen ſpricht. Felſen, Bergwälder mit Laub und Nadelhölzern dicht beſtanden, mit Burgen und Warten beſetzt, an deren Fuße idylliſche Dörfer liegen. So Burg und Dorf Ranariedel, Warte Haienſtein, die Schlöſſer Marsbach (Marchach) und das hochgelegene Waldkirchen, Burg Falkenſtein, Weſen oder Waldeck und Andre. Ueber einer langen Landſpitze trotzte Burg Haienbach, und gewaltzollte die Schifffahrer der Donau, ſo ſchnell ſie auch der hier ſehr reißende Strom vorüberführte, der unter dem Berge plötzlich wendet, faſt zurück zu kehren ſcheint, und nach einer Weile ſich derſelben Burg wieder naht, ſo daß, was etwa dort verſäumt wurde abzugeben, oder abzunehmen, hier füglich nachgeholt werden konnte. Dieſe Burg, welche, der Sage nach, ein büßender Brudermörder in die Wald- und Felſeneinöde baute, und in welcher er, nur von ſeiner frommen Tochter gepflegt, ſeine Tage verlebte, gehörte nachmals den Oberhainern, und wurde als ein land- und ſtromſchädliches Raubneſt von Kaiſer Maximilian I. zerſtört.



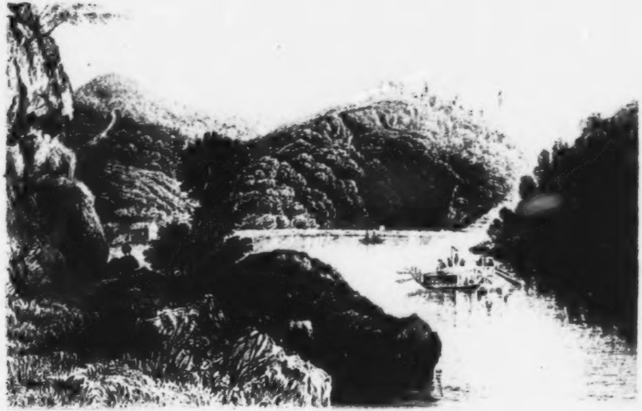
[illegible] LOCH DUICHEL

Der obere Mühel.

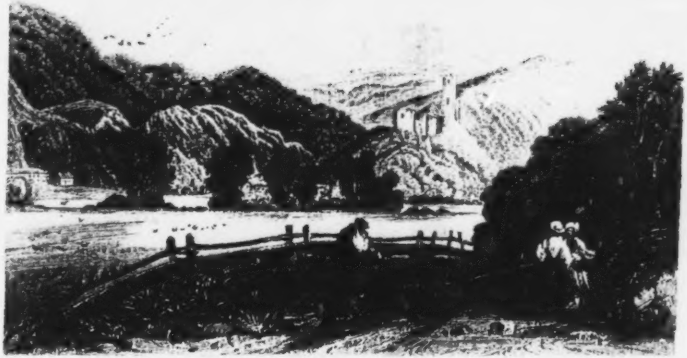
Erhabener werden die Strombilder, groteſker die Felswände, und einzelne Berghäupter ragen nackt zur Bläue des Himmels hinan. Dort klappert in einſamer Waldbucht eine verſteckte Mühle, dort brauſt eine Kaskade über's Zackengeklüft nieder. Allerlei Waſſergeflügel, wilde Enten und Taucher ſchweben oft mit Gekreiſch über die raſchen Donauwellen, während hoch in den blauen Lüften um die Bergſcheitel Thurm- und Mauerfalken und Geier ihre ſchwebenden Kreiſe ziehn. In den Bergwäldern hackt der Heher, gurrt die wilde Taube, wir aber vernehmen nicht den traulichen Ton, — denn die Woge rauſcht um die Wette mit dem Gebrauſe des Schaufelrades, — und raſtlos treibt es uns vorwärts, mit jeder Stromwendung neuen und ſchönen, oft äußerſt überraſchenden Uferbildern zu. Wie Couliſſen ſchieben Berg- und Felswände ſich ſcheinbar auseinander, ineinander, bald zurückweichend, bald zuſammenrückend, ein eigenthümliches lebenvolles Bild, das in ſolcher Weiſe nur die raſche Dampffahrt gewährt.

Wenn wir der Mühle Schlägleiten unter Haienbach, die man auch in den Schlägen nennt, und welche in einſam ſchauriger Wildniß liegt, vorbei gerudert ſind, ſo umfängt uns ein ganz enger Felſenpaß, durch den ſich mit allem Ungeſtüm ſeiner ſchwellenden Kraft der gefeſſelte Strom drängt. Einſturz drohende Felſen hangen über, mit Buſch- und Nadelholz bewachſen, von Epheu umklettert, nur hie und da iſt ein dürftiger Weiler, aus wenigen armſeligen Hütten beſtehend, an die ſteilen Ufer gebaut. Doch auch dieſes Bild der Einöde verſchwindet bald dem Blick, die engen Felſenpforten treten auseinander. Wir erblicken einen größern Ort in der Nähe eines engen Thalgrundes, aus dem ein Flüßchen, die kleine Mühel oder Mühl genannt, hervorkommt und in die Donau rinnt. Jenes Oertchen heißt Ober-Mühl, und ſteht ſo ſteil auf Felsklippen, daß das Anlanden ſelbſt jenen Schiffern ſchwer fällt, die gern in dem beliebten Wirthshaus dort einſprechen. Wehe vollends dem Schiffer auf ſeinem gebrechlichen Floß oder der überfüllten Ordinari bei Sturm und Unwetter: da muß eilig eine Bucht geſucht werden, denn an den ſchroff aus dem Waſſer ragenden, keine Hand breit Erde bietenden Felſen iſt kein Heil zu ſuchen. Um ſo angenehmer iſt, doch nicht für Jeden, bei ſchönem Wetter der von den Männern nicht vorgezogene Aufenthalt auf dem ſchrägen Dach der breiten Hütte, auch ein Verdeck, wenn auch für den Aufenthalt kein bequemes. Meiſt ſind es deutſche Handwerksburſche, welche traulich und eifrig mit Hand anlegen, die oft ſchwer genug belaſteten Schiffe vorwärts rudern zu helfen. Da vernehmen wir die liebe deutſche Zunge in allen Dialekten, in wohl- und übellautenden, da wird der Witz flüſſig bis zum Ueberfluß, und die Neckerei der verſchiedenen Stämme blüht ſpitz- und ſcharfkantig zu Tage, wie ein funkelnder Kryſtall. Da gilt es zu erzählen von Wanderſchaften und Wanderfahrten im Süd und Nord, im Weſt und Oſt. Der war in Ungarn, und jener in Conſtantinopel, der in Stockholm, und jener in London; der hatte einen ſchlimmen Meiſter in Venedig, und jener eine hübſche Meiſterin in der Kaiſerſtadt. Helles Gelächter weckt das Echo der Bergwände, wenn Schwabe und Oeſterreicher einander ſchrauben, und einer der Nation des andern einen und den nämlichen Lalenſtreich aufbürdet, zumal den mit dem Kreideſtrich am Schiff, an der Stelle, wo ein Seckel in's Waſſer fiel, oder den mit dem Fußtritt auf die Donauquelle: „Wie werden die zu Wien ſich wundern, wenn alleweil die Donau ausbleibt!" Doch ſelten entſteht bittrer Hader, und Schlägerei iſt hart verpönt und höchſtens ſpuckt beleidigter Nationalſtolz in weiten Bogen vom Kajütendach in's Waſſer, und wendet ſich unmuthig ab, auf's Neue mit kräftiger Hand das lange Ruder erfaſſend.

Wir ſteuern der Stelle zu, wo die große Mühel, mächtig brauſend, aus Felſen hervorbricht. In ihrem Thale erblicken wir wieder eine Ruine, Partenſtein, während Schloß Neuhaus ſchon eine Zeit lang unſern Blicken ſichtbar, den Uferfelſen beherrſcht. Partenſtein, das aus Waldbäumen düſter emporragt, gehörte dem Rittergeſchlecht derer von Harrach, und fiel ſpäter den Urleinspergern zu. An der Mündung der großen Mühel iſt ein Floßrechen erbaut, welcher das Brennholz auffängt, das aus dem Böhmerwalde bis zu dieſer Stelle geflößt wird, wo die Holzfrachtſchiffe es abholen. Zwei Weiler: Dorf am linken und Hinteraign am rechten Ufer treten vor unſer Auge, das jedoch mit ungleich größerm Antheil auf der ſchönen Doppelburg Neuhaus weilt, die wie ein Wächter über dem Stromthale ſteht, das nun wieder ſanftere Formen annimmt.



[illegible]



[illegible]

Schloß Neuhaus.

Die alte Burg und der ſtattliche Neubau mit der hohen Warte, die ſo gebieteriſch die Höhen beherrſcht, wird mehr denn einmal in den Annalen der Landesgeſchichte genannt. Der alte Bau war trotzig und feſt; hohe Thürme, ſtarke Ringmauern umgaben ihn, und der, welcher die Burg betreten wollte, gelangte über eine gemauerte, leicht zu vertheidigende Brücke in eine feſte Kemnate, von welcher erſt eine über ſchroffe Felswände geworfene Zugbrücke zur eigentlichen Burg leitete. Auch ſtand am Bergesfuß und dicht am Stromesufer ein uralt Gebäu mit vielen Fenſtern, der Burgſtall, vielleicht die älteſte Raubburg am Donauſtrom, nach deren Verwüſtung erſt das Schloß auf dem Berge ſich erhob, und davon den Namen Neuhaus bekam. Es war im Mittelalter Beſitzthum der fehdeluſtigen Grafen von Schaumberg, deren einer es an den Herzog Albert von Oeſterreich verlor.

Groß und raumvoll und feſt muß die alte Burg geweſen ſeyn, denn als im Jahr 1526 König Ludwig in Ungarn von den Türken furchtbar auf's Haupt geſchlagen worden war, und alles vor ihrem Weiterdringen zitterte, gewährte Neuhaus den wehrloſen Frauen und Kindern wie der Habe der Umwohner, eine Zufluchtſtätte. Im Jahr 1610 wurden hier Schanzen aufgeworfen zur Abwehr des vom Kaiſer Rudolph angeworbenen Paſſauer Volkes, und es wurde eine mächtige Kette herbeigeſchafft, den Strom zu ſperren. Sie wog 900 Centner und erfüllte ihren Zweck. Als faſt hundert Jahre ſpäter wie der deutſche Bauernkrieg, ſo der öſterreichiſche ausbrach, bemächtigten ſich die wilden Schaaren des Landvolks auch der Burg Neuhaus, die damals ein Eigenthum des Grafen von Spitzenſtein war, hielten dieſen Herrn, ſeine Frau und ſeine Kinder in Haft, und behandelten ſie hart. Mit jener Kette, die ſie noch vorfanden, ſperrten ſie den Strom, daß nicht auf Schiffen Truppen gegen ſie ankommen möchten. Aber vergeblich. Ein öſterreichiſches Heer kam und trieb die Horden zu Paaren. Wieder gewonnen wurde die Feſte, die Gefangenen befreit, und die Schanzen zerſtört. Die Ketten aber wurden nach Wien gebracht, damit ſie nicht abermals dem Aufſtand dienen möchten.

Haben wir an dem ſtattlichen Neuhaus unſre Schauluſt befriedigt, ſo liegt nun im ſchon heitrer gewordenen Stromthal Aſchach, ein offner Flecken vor uns da, am Beginn einer Ebene, über deren ſüdlichem Horizont die Alpen des Salzkammergutes verlockend zu all den magiſchen Reizen winken, die ſie im Schooß ihrer großartigen Natur bergen. Dieſes freundliche Aſchach iſt ein uralter Ort, ſchon im achten Jahrhundert urkundlich genannt, ſpäter, ebenfalls wie Neuhaus, Eigenthum der Schaumberger Grafen, deren Stammſchloß ſich am Flüßchen Aſchach — zertrümmert zeigt. Dort ſteht in der Nähe eine ſteinerne Denkſäule zum Gedächtniß folgender Sage. Ein junger Graf von Schaumberg ritt zur Mitternachtſtunde durch's Thal, ſein Liebchen, eine Müllerstochter, zu begrüßen. Da ſchoß ein Lindwurm feuerſpeiend durch's Dickicht, das Roß ſcheute, und überſchlug ſich; ſammt ſeinem Reiter ſtürzte es in die Fluth. Als die Jungfrau am Morgen unruhevoll aus ihrem Kammerfenſter ſah, trieben die Leichen des Ritters und des Roſſes daher; voller Verzweiflung ſtürzte ſie ſich hinab und ertrank in der Fluth. Auch hier bei Aſchach ſperrten die aufrühreriſchen Bauern erſt mit Ketten den Strom, die jedoch bayeriſche Schiffe zerſprengten, und hauſten allda ſchrecklich; furchtbare Greuel wurden begangen. Der Aufſtand galt, die Tyrannei eines fanatiſchen kurbayeriſchen Statthalters, Adams, Grafen von Herberstorf, gewaltſam abzuſchütteln, welcher von Linz aus, wo ſein Herrenſitz war, mit unerträglicher Bekehrungswuth ſchaltete und waltete, und die vom Volke verlaſſene Lehre der Mutterkirche mit Schwert und Blut und Feuer ihm wieder aufzuzwingen verſuchte. Ein Hutmacher, Stephan Fadinger, trat an die Spitze der Haufen, deren Macht binnen wenigen Tagen an 70,000 wehrhafte Männer anwuchs, und das ganze Land überwältigte, bis auf die feſten Städte. Doch die Macht geordneter Heere beſiegte die rohe Tapferkeit, und das Ende war, daß das Schwert des Henkers die bayeriſchen Führer fällte.

Hier beginnt, am nördlichen Punkt des Stromes im öſterreichiſchen Gebiet, Weinbau, doch will man das Gewächs nicht loben.

Durch die lachende Ebene, in deren Mitte wir die Thürme des altgenannten, ſchon im Lied der Nibelungen vorkommende Efferdingen erblicken, wo die Stelle lautet:

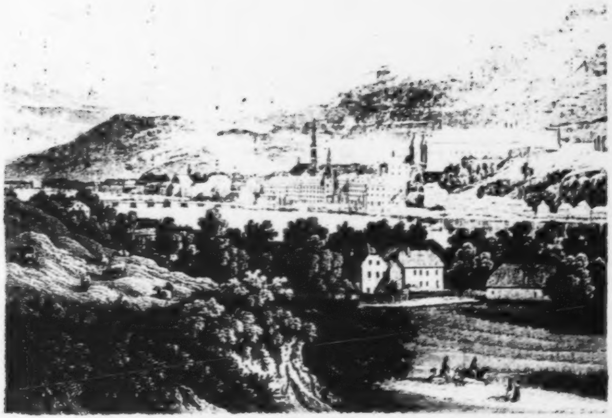
„Da war nach Efferdingen die Königin (Kriemhild) gekommen,
„Man hat im Bayerlande von Schächern viel vernommen,
„Die auf den Straßen raubten, wie ihre Sitte war;
„Vielleicht halt' auch die Gäſte beſchädigt dieſer Räuber Schaar"

breitet ſich der Strom weit aus, und umrauſcht grüne Inſelauen. Das Fahrwaſſer iſt ſchmal und es iſt nöthig, daß ein Naufahrer zu Schiff komme, und als kundiger Lootſe das Steuer regiere. Wir erfreuen uns des Blicks über die wohlangebaute, mit Ortſchaften wie beſäete Fläche, die rings von ſanft emporſtrebenden Höhenzügen eingegrenzt iſt, über welche, wie ſchon erwähnt, aus weiter Ferne beſchneite Alpenzacken hereinleuchten. Bald iſt der kleine Archipel durchſchifft und am linken Ufer ruht der auch ſehr alte Markt Ottensheim, als Pforte zu einer wieder ſehr ſchönen, ſehr reizenden Strompartie. Die Uferberge rücken mit felſigen Seitenwänden nahe an einander, nur von der Donau geſchieden. Gar pittoresk erſcheint auf dem Vorgebirge des Kettenſteins das Ciſterzienſer=Kloſter Wilhering, unter'm Kirmberger Tannenforſt, einem langgedehnten Bergrücken. Unter ihm, zur Rechten, wie drüben unter'm Buchenauer Laubwald, ziehen ſich die Landſtraßen hin, trauliche Geleiter und gar mannichfach belebt von zahlloſen Reiſenden, welche die Nähe der Hauptſtadt Ober=Oeſterreichs errathen laſſen. Kaum haben wir den Blick auf den Ort Buchenau und auf den gegenüberliegenden Kalvarienberg St. Margarethen geworfen, ſo kündet die Stadt ſich an durch ihre Fortificationen, ihre Thürme, ihr gigantiſches Schloß, und die am Fuß des Felſenberges freundlich in langen Zeilen über dem Ufer hingereihten Häuſer.

Linz; die Eiſenbahnfahrt nach Gmünden.

Je näher wir Linz kommen, um ſo ſchöner entfaltet ſich das Landſchaftbild im Einklang mit dem mächtigen, ſchiffbelebten Strome. Nicht nur die Häuſer der Hauptſtadt kommen uns weit entgegen, ſondern auch am jenſeitigen Ufer bilden die des großen Marktes Urfahr, freundlich von Gärten umgrünt, Spalier; eine ſchöne bogenreiche Brücke verbindet die Nachbarſtädte, und ſanfte Anhöhen machen den Rahmen des umfangreichen Panorama's, das vor unſern Augen ſich aufthut. Angelandet und zu näherer Betrachtung von Stadt und Gegend ſchreitend, nehmen wir wahr, daß die eigentliche Stadt nicht groß iſt, daß ſie es nur wird durch die ausgedehnten 3 Vorſtädte, mit denen ſie in etwa 1500 Wohnhäuſern 25000 Einwohner zählen mag. Im Innern zeichnet ſich der ſchöne Marktplatz aus, mit der Dreifaltigkeitsſäule aus Untersberger Marmor, und mit den ſchönen Springbrunnen. Der Kunſtfreund ſäume nicht, die Mathiaskirche bei den Kapuzinern zu beſuchen, wo das Denkmal

Montecuculis und manches gute Bild ihm Genuß gewähren. Doch mehr als Kirchen und der Anblick maſſenhafter, ſtattlicher Gebäude, an denen Linz keinen Mangel hat, lohnt der Genuß ſeiner ſchönen Natur, dem wir zueilen, nachdem wir uns einiges über die Geſchichte der Stadt berichten ließen. Linz ſoll das Lentium oder Lentia der Römer geweſen ſeyn. Im Mittelalter gehörte die Stadt dem Grafen von Kyrnberg, und kam durch den letzten dieſes Stammes käuflich an den berühmten Markgrafen Leopold von Oeſterreich. Als Rudolph von Habsburg ſein glorreiches Scepter führte, wurde Linz durch Herzog Heinrich von Bayern erobert. Im Jahr 1490 erhob Kaiſer Friedrich III. dieſe Stadt, die ihm Vergrößerung und Verſchönerung dankt, zur Landeshauptſtadt, in welcher er drei Jahre ſpäter ſtarb. Als ganz Oeſterreich in der Unglückszeit 1620 uff. an Bayern verpfändet war, und der blutige Bauernaufſtand ausbrach, gingen zwei Vorſtädte in Flammen auf, und auch ſpäter theilte Linz das Loos ſo vieler Städte, denen von Zeit zu Zeit der Zornengel trüber Heimſuchung nahte, immer aber erkräftigte es ſich durch innere Tüchtigkeit und äußere Begünſtigungen, von denen die glückliche Lage und die Bedeutung als Hauptſtadt nicht die geringſten ſind. Wandern wir vom Hauptthore an über den großen Platz mit ſeiner ſchönen Säule und dem von den Standbildern des Zeus und Poſeidon geſchmückten Brunnen vorüber, ſo kommen wir in die Vorſtadt Landſtraße, die mit ſchönen Gebäuden beſetzt iſt. Da, auf der Polizeidirection, erhalten die Reiſenden die in Engelhardszell abgeforderten Päſſe wieder. Nach der Stadt umkehrend, wenden wir uns der breiten Platanenbeſchatteten Promenade zu, die vor dem Landhauſe, wo die Stände ſich verſammeln, vorbei und bis zum Schauſpielhauſe hinzieht. Von hier aus leitet ein nicht gar ſteiler, angenehmer Weg zum Schloßberg empor, und die herrliche Ausſicht, die ſich von droben eröffnet, lohnt reichlich des Steigens kleine Mühe. Mit Luſt ſchweift der feſſelloſe Blick über die maleriſchen Krümmen des Stromes, die er weit verfolgt, bis dorthin, wo die Traun und die Enns in ſein weitgebreitetes Inſelmeer fluthen, und die Hochalpen Steiermarks in die reine Bläue des Aethers aufragen. Ein impoſantes Fernbild, welches anmuthig contraſtirt mit den lebenvollen Tableaux, die ſich uns zu Füßen im wimmelnden Treiben der geſchäftigen Menſchenwelt entrollen, in welchen, neben dem kräftigen Schlag der Männer, die ſchönſten Mädchen und Frauen aus ſeelenvollen Augen natürliche Heiterkeit, herzlichen Frohſinn ſtrahlen. Die bayeriſche Derbheit, an der ſo oft der Roſt der Rohheit angeflogen, tritt hier zurück bei der Verſchmelzung nachbarlicher Volksſtämme, und weicht einer Gewandtheit und äußern Bildung, die nicht anerzogen und anerkünſtelt, ſondern von innen heraus Wurzel ſchlagend, angeboren iſt, und ſich im ſchönen Bunde mit der ehrlichen Treuherzigkeit der Bewohner des nahen Hochgebirgs hält. Nach Weſt und Süden blickend, überſchauen wir einen Theil der zurückgelegten Strecken des Donauthales, und die ortbeſäete Welſer Haide, durch welche die Traun ihre Wellen rollt. Da zieht ſich auch die Linie der Eiſenbahn nach Gmünden durch's Gefild, und weckt den lebhaften Wunſch, bei ſo günſtig gebotener Gelegenheit raſch und

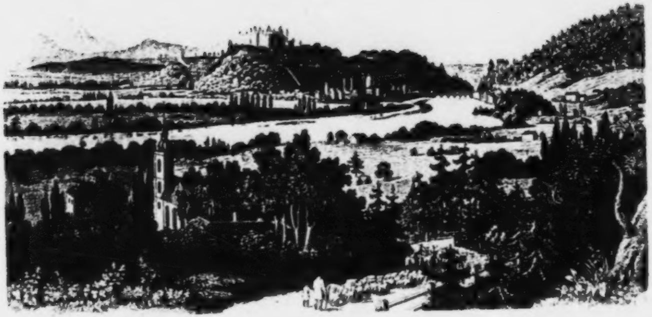


ſchnell in das vielgeprieſene hochromantiſche Salzkammergut einzutreten. Eiſenbahn! Glücklichſter, großartigſter Gedanke des Jahrhunderts, der dem Leben Tauſender viele Jahre zuſetzt, einen reichen Gewinn am koſtbarſten Gute, der Zeit! Seit 1832 ſchon zieht die Bahnlinie von Linz nach Budweis, 17 Oeſterreichiſche Meilen lang, und ſeit 1836 die von Linz nach Gmünden 9 Meilen lang, mit 2 Eilfuhren täglich, die ihren Cours mit Pferdekraft in 3 ¼ Meilen vollenden. Noch ein Jahrzehend, und alle Hauptſtraßen Deutſchlands werden auf dieſe Weiſe befahren werden.

Wir laſſen unſer überflüſſiges Gepäck im Gaſthof zu Linz in guter Obhut, wandeln dem Bahnhof in Urfahr zu, überfahren die Brücke, halten am Ende der Stadt bei'm erſten Büreau und rollen heiter und frohen Muthes durch das ſchöne Thal der Traun, die wir nebſt der Landſtraße, zur Linken laſſen, durch die Kreisſtadt Wels, am Schloß Trauneck vorüber, kreuzen dann die gewöhnliche Straße, und fahren zwiſchen ihr und dem Fluſſe eine Strecke hin, bis wir auch die Traun überfliegen, wo dann in der Nähe von Lambach die Kirche und die Gebäude des reichen Benedictinerſtifts Achtung gebietend erblickt werden. Nahe bei Lambach zeigt ſich auch die Dreieinigkeitskirche in der Baura, deren Bau moderne Geſchmacksverirrung im künſtelnden Spiel mit dem erhabenſten Gedanken des Chriſtenglaubens verräth. Sie iſt dreieckig, hat drei Thürme, drei Fenſter, drei Orgeln, drei Thüren, drei Altäre. Vorbei! Vorbei! Ein Wald rauſcht uns Kühlung, oder iſt's das ferne Toſen des Traunfalles, der, nur eine Viertelſtunde von uns entfernt, von 42 Fuß hoher Felſenwand herabfallend, zur Tiefe brauſt? Hier ſehen wir ihn nicht, doch werden wir ihn ſchauen. Bei Baakirchen und Oberweiß grüßen wir die Traun von neuem, und bald überraſcht uns der herrliche Spiegel des Traunſees, an deſſen nördlichem Ende am Ausfluß der Traun die Stadt und Gmünden, wie ein nettes Mägdlein, ſich im See beſchaut.

Abſtecher nach Salzburg.

Alpenland, Alpenleben! Wie zauberiſch ſind deine Reize! Da liegt das freundliche Gmünden, und ruht an dem dunkelgrünen See, wie eine, der ſchillernden Muſchel entfallene hellglänzende Perle. Die ragenden Bergeshäupter ſchauen von beiden Seiten düſter hinein, und die fernen zackigen Höhen ſpiegeln ſich in der ſchillernden Fluth, über welche weiße Segel, wie Möven, flattern. Hier vor dem ſtattlichen, im italieniſchen Prachtſtyl gebauten Gaſthaus wogt allerlei Volk unter einander, doch vorzüglich fallen uns die Hochländer auf, welche dieſe geſegneten Höhen und Gründe bewohnen; ſtämmige Männer in kurzen grauen Jacken mit grünen Krägen, mit rothen Bruſtflecken und grünen Strümpfen, auf dem grünen Hut die gekrümmte Schwanzfeder des Birkhahns neben dem koſtbaren Gamsbart als ſtattliche Zier tragend, geborne Schützen, geborne Wilderer. Und die Frauen und Mädchen von Gmünden ſchreiten hoch und ſtrack einher, wie in Trauer, in ihren weißen Filzhüten, mit weißer Buſenzier und übrigens ſchwarzer Tracht. Dort ſteht die Pfarrkirche, in welcher der Pappenheimer ſein Schlachtſchwert aufhing — uns zieht es aber nicht zum Eintritt in die kalten Steintempel, hier, wo die Natur ihre ſchönſten Tempelſäulen aufbaute, ihre grandioſen Weihbecken in die Gründe ſenkte. Wir rüſten zu raſcher Tour, ſey es zu Fuße, zu Roß oder auf leichter Ruderplätte, das köſtliche Salzkammergut zu durchfliegen, und von ſeinen unerſchöpflichen Naturreizen, wie Bienen von goldnen Blumen den köſtlichſten Honig zu koſten. Salzkammergut, woher der Name? Vom reichen und überreichen Ertrag, den die Salzbergwerke zu Iſchl, Hallein und Hallſtadt liefern, die wir ja nicht unbeſucht laſſen wollen. Jetzt aber nehmen wir einſtweilen Abſchied von dem Dunkelauge der Landſchaft, dem ſchönen Traunſtein-See, und ſchlagen uns, den vorzugsweiſe ſo genannten Alpenberg umwandernd, über Binsdorf und Aurach nach Schörfling und Seewalchen, wo wir mit Entzücken den Kammer- oder Otterſee erblicken, der noch dunkler und ſchauriger, wie der der Traun, in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit an die Seen der ſchottiſchen Hochlande erinnern mag. Er iſt der größte der Seen im Salzkammergut und mißt 10,300 Klafter in die Länge, 1741 in die Breite, und übertrifft ſo den Traunſee dort um 3990, hier um 1171 Klafter. Wir ſehen auf einſamer Inſel das Schlößchen Kammer, und ſuchen am Geſtade



[illegible]

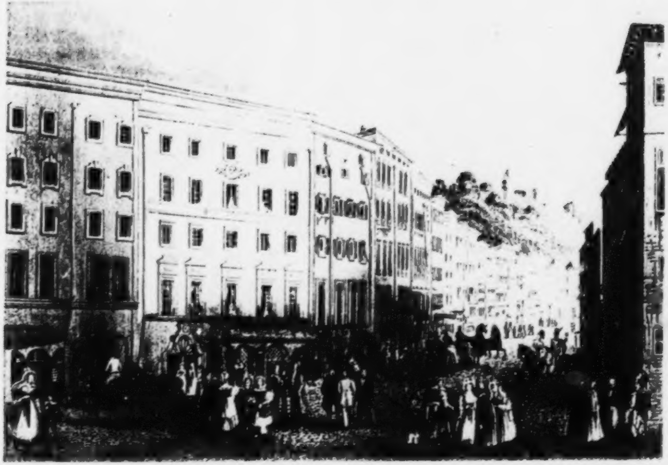
ein gaſtliches Dach, um eine göttlich aufdämmernde Mondnacht im Vollgenuß hocherhabener Natur zu verſchwelgen, und uns dem Sonnenaufgang entgegenzufreuen, wenn ihre Frühſtrahlen die Schneeſcheitel des Höllengebirges, den großen und kleinen Priel und den rieſigen Dachſtein umglänzen. Wer vermöchte, als Fremdling, alle die Namen der über einander ſich thürmenden Hochgipfel zu behalten? Scheiden wir vom Atterſee, ſo trägt uns am beſten ein leichtes Fuhrwerk, das wir in Schörfling finden, die Anger, den Ausfluß des Atterſees entlang, nach Timmelkam, und von da auf gut fahrbarer Hochſtraße über Frankenmarkt und Straßwalchen zum kleinen Wallerſee in die liebliche, und doch zugleich großartig ſchöne Gegend von Salzburg, das mitten im paradieſiſchen Gefilde vor unſern Blicken ruht, wie eine reizende Odaliske auf grünſammten Divan, deſſen Marmorwand hier der Untersberg bildet.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl durchwandert der aus dem Norden kommende Fremdling die reiche, berühmte Biſchofſtadt; noch in keiner andern fühlte er ſich ſo fremd, er hört die Laute deutſcher Zunge, und meint doch, nicht mehr in Deutſchland zu ſeyn. Salzburg iſt ganz im italieniſchen Styl erbaut, es hat hohe, meiſt geſchmackvoll decorirte Häuſer, und faſt alle haben flache Dächer. Dieſer Typus iſt's, der in der erſten Stunde befremdend wirkt, in der zweiten ſchon angenehm empfunden wird; man wird ſich mit Freuden bewußt, ſchon recht weit im deutſchen Süden zu ſeyn, und glaubt, die nachbarlich gebotene Hand Italiens drücken zu dürfen. Alles ſpricht mit einem grandioſen Ernſt uns an, Kirchen und Paläſte, Denkmäler, Statuen, Brunnen, alles iſt reich, vornehm; Stadt und Umgebung ſtehen in vollkommenſter Harmonie. In dieſes ſüdlich warme, grüne, feenhafte Gefild würde eine Stadt, die andern Charakter athmete, kaum paſſen. Wohin zuerſt, wenn überall ein Eden winkt? Zuerſt zu einem Totalbild; dieß gewährt die 370 Fuß lange, 40 F. breite Brücke, unter welcher die Salzach ihre Stromfülle hindurchfluthet, welche die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt. Da horſtet die alte ſiebenthürmige Feſte Hohenſalza wie eine Zwingburg über der Stadt, und ſieht gar nicht aus, wie ein Thronſitz des friedlichen Krummſtabes, der ſie auch ſeit lange nicht mehr iſt. Die geiſtlichen Hirten wußten ſich ſchöner, bequemer, fürſtlicher zu betten. Wie jener Stab hier in Salzburg — vieler andern Gelegenheiten nicht zu gedenken, zum grauſamen Stab Wehe wurde, davon liefert die Geſchichte des Volksaufſtandes 1524 und der Emigranten 1531 ein Beiſpiel, das langnachhaltig den Spiegel der Geſchichte dieſer Stadt trübte. Doch wir wollen leiſe an der dumpftönenden Sturmglocke der Intoleranz vorübergehen, und ihren Schall nicht wecken. Hohenſalza ſoll uns nur die Zinne werden, von der wir die Herrlichkeit dieſes Naturparadieſes überſchauen, das Gott für den Frieden ſchuf, und nicht für das Schwert. Doch iſt hier viel Blut gefloſſen, vom Blut der erſten Glaubensmärtyrer bis zu dem der ſpäteſten Zeit, und blutige Prophezeihungen hängen noch, wie dräuendes Gewölk, über dem Walſerfeld.

Betreten wir den Dom, der im grandioſen Styl der Peterskirche mit einer Marmorfaçade erbaut iſt, die ſich gegen eine coloſſale Marienbildſäule, aus Blei gegoſſen, kehrt, ſo wirkt ſein Inneres mächtig und imponirend auf uns ein. Er hat 5 Orgeln und enthält neben vielen Gemälden die Monumente der Erbauer, der Erzbiſchöfe Marx Sittich und Paris von Lodron. Santino Solari hieß der Architect. Den nahen 410 Fuß langen, 250 F. breiten Reſidenzplatz ziert ein herrlicher Marmorſpringbrunnen, den Guidobald von Thun im Jahr 1668 aufrichtete. Außer dem Dom hat Salzburg der Gotteshäuſer nicht weniger als fünfundzwanzig; wir können nicht alle beſuchen. Seltſam überraſcht, hier nicht vermuthet, ein durch die Lüfte klingendes Glockenſpiel vom Thurm des Reſidenzneubaus. Salzburg hat treffliche Wiſſenſchaftsanſtalten; die Stifte und Kirchen, vornehmlich St. Peter, beſitzen reiche Sammlungen an Gemälden, Münzen, Büchern und Manuſcripten. Das Lyceum allein hat nicht nur ein ſtattliches Gebäude, und eine eigne, ganz im Styl edler Antike nach Fiſcher von Erlachs Plan erbaute Kirche, ſondern auch eine Bibliothek von 20,000 Bänden mit 1000 Incunabeldrucken und 300 ſehr alten Handſchriften, ein mathematiſch-phyſikaliſches, und ein Naturalienkabinet. Das Innere der Kirche entſpricht würdig dem Aeußern.

Mozart's Geburtshaus.

Von einer Sehenswürdigkeit zur andern durch Salzburgs theilweiſe enge und ungerade, theilweiſe aber auch ſchöne und mit großartigen Gebäuden in dem imponirenden Bauſtyl Italiens geſchmückten Straßen ſchreiten wollend, treten wir aus der Lyceumskirche und auf den freien Raum vor ihr, da fällt in volkbelebter Straße unſer Blick auf ein ſchönes, doch einfaches Haus von vier Stocken mitten in der Reihe andrer, gleich hoher Häuſer. Es iſt Nummer 225, es iſt des unſterblichen Mozart Geburtshaus. Mit ernſten Sinnen weilen wir davor, nicht achtend des geſchäftreichen Drängens der Hunderte von Vorüberwandelnden, von denen im Moment wohl



[illegible]

kaum einer an Mozart denkt. Hier alſo ſank ein Seraph vom Himmel und barg ſich in eines Kindes Hülle, um auf Erden viele tauſend Seelen in ein Empyreum ſüßer Tönewunder emporzutragen. Neben einem Kaufladen öffnet ſich die weite Pforte eines Durchganges; auch wir betreten denſelben, und den ſchmalen Hof, aus dem wir zu den Gängen emporblicken, auf denen einſt der Gefeierte als Kind ſich in heitrer Unſchuld und Fröhlichkeit tummelte und das Genie die erſten Keime entfaltete; denn ſchon im Kinde erwachte ſehr früh der lebendige Trieb nach der Kunſt, die Mozarts Lebensleitſtern wurde, und die ihn auf klingenden Flügeln zur Unſterblichkeit trug. Man weiß, das ſchon im dritten Jahre der Knabe ſeine große Anlage verrieth, und die reine Terz auf dem Clavier ſuchte, auf welchem der Schweſter Muſikunterricht ertheilt wurde. Mit dem Adlerflug des Genies, den der Knabe Mozart mit eiſernem Fleiße verſtändig feſſelte, hob ſich der junge Künſtler von Stufe zu Stufe, und bald konnte ſein Vater mit ihm, als mit einem muſikaliſchen Wunderkinde reiſen, dem die verdienteſte Anerkennung nirgends mangelte. Nicht eine ephemere blieb die Erſcheinung dieſes Wunderkindes, die flüchtig feſſelt, die als glänzendes Kunſtmeteor aufflammt, blendend vorüberzieht, und dann erliſcht; nein! Mozarts Erſcheinung wurde zum feſten ſtrahlenden Sterne am Himmel der Kunſt, nach welchem noch heute, obſchon ſeit einem halben Jahrhundert das Requiem erklungen, auf deſſen Töneſchwingen der Genius wieder ſeiner Geiſterheimath zu ſchwebte — Jünger und Meiſter bewundernd und verehrend aufblicken. Mozart war wirklich einer der wenigen Auserkornen unter vielen Berufenen, ein ſchaffender Geiſt, in deſſen Werken ſich die ewige Schönheit lebendig der Menſchheit offenbart, in denen Kunſt und Natur den innigſten Bund der Harmonie geſchloſſen. Dankbar errichtet jetzt die Nachwelt ein Denkmal in ſeiner Vaterſtadt; es wird vergehen; aber das unvergängliche iſt ſeine Weltmuſik, die in allen Ländern der civiliſirten Erde fortlebt.

Großartig und lieblich zugleich, wie Mozart's Muſik, iſt die Natur um Salzburg. Ihr, der herrlichen, paradieſiſchen wenden wir uns betrachtend zu, der Stadt entwandelnd durch jenes mächtige Felſenthor, an dem uns die einfache aber vielſagende Inſchrift entgegenleuchtet: Te saxa loquuntur. Dieſes unter Erzbiſchof Sigismund durch hartes Geſtein gehauene Thor hält bei angemeſſener Breite vierhundert und funfzehn Schuh in die Länge. Doch bevor wir es durchſchreiten, haben wir die Reitſchule am Mönchsberg mit ihren ebenfalls in Felſen gehauenen Bogen und Arkaden und den ſtillen Friedhof des zum Theil in den Fels gehauenen Peterskloſters, in deſſen Kirche Haidns Monument uns gezeigt wird, zu beſuchen und zu beſehen. Ein Pfad führt uns zur Höhe des Mönchsberges empor, die weiße italieniſche Stadt liegt ſteinern zu unſern Füßen; nahe erblicken wir die Stelle, wo einſt der grauſenvolle Bergſturz ſich ereignet, nahe die Felſenzellen der erſten chriſtlichen Anachoreten, von denen der Berg den Namen trägt; drüben über Stadt und Strom ruht der waldbedeckte Kapuzinerberg; dort trotzt die mächtige Hohenſalzburg, hinter der ſich Hochalpen maleriſch aufbauen, und weithin, uns zur Rechten, ſtrecken ſich die Lagerfelder, auf denen einſt die verſunkene Römerſtadt Juvavia prangend und üppig ſtand, bis zum Fuße des ſagenumklungenen Untersberges, auf deſſen Zackenzinnen lebhafte Phantaſie das edle Kaiſerantlitz des in den Marmorſarkophag des Bergesinnern verzauberten Barbaroſſa im Profil erſchauen mag. Wer dieſen Wunderberg einmal betrat, kann ihn nie vergeſſen, und eine geheimnißvolle Magie, die im Innern wie eine Heimwehſtimme tönt, lockt fort und fort nach Salzburgs Naturparadieſen hin. Um von anderm höhern Standpunkt zu überſchauen, wandern wir durch die Stadt, und wieder über die breite Salzachbrücke hinüber in die Vorſtadt Stein, nachdem wir noch einmal die herrliche Ausſicht von der Brücke auf die Feſte, auf den mächtigfluthenden Strom, auf reizende Gefilde genoſſen. Da blickt uns an einem Hauſe das ernſt-heitre Bild eines Wundermannes alter Zeit entgegen, Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim, der phantaſtiſche Denker, der räthſelhafte Weiſe, der wunderliche Adept, der große weltberühmte Heilkünſtler, der hier ſtarb, deſſen Gebeine hier ruhen, deſſen Grabmal wir in einer Arkade des nahgelegenen Friedhofs zu St. Sebaſtian ernſt betrachten. Hinter dieſer kahlen, nur von dünnem Gelock umſpielten Stirne entſprang eine Welt wunderſamer Gedanken, und auch Paracelſus war einer jener Männer, auf deren Wiſſen und Streben das Göthiſche Wort anwendbar iſt:

„Es iſt bekannt, daß die Menſchen verhöhnen,
Was ſie nicht verſtehn. —“

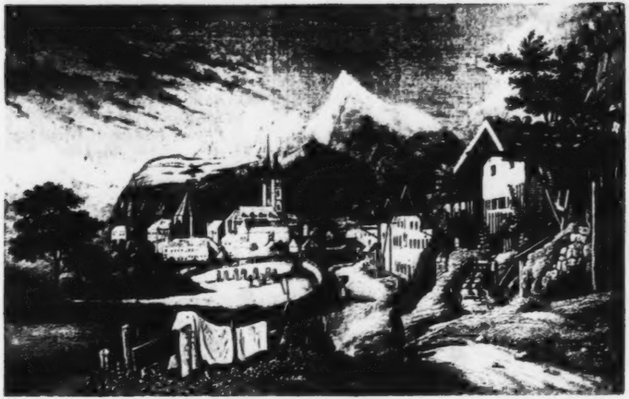
Ein einſamer Waldpfad ſchließt uns ab von der nahen Stadt und von der Ausſichtpracht. Wir wandeln ſinnend, wie im Gebirge; das purpurne Cyclamen, Süddeutſchlands Waldveilchen blüht und duftet rings im Moos, empor führt der Weg; endlich iſt die Höhe erreicht, die ein gaſtlich einladendes Haus, das ſogenannte Kapuzinerſchlößchen, krönt, und wir werfen nun wieder aufathmend, freudigentzückt, Blicke voll Luſt hinab auf das wunderſchöne Gefild. Den Anblick der Stadt deckt uns der Bergwald; aber die zahlloſen Villen, Schlöſſer, Häuſer und Hütten, in Meilenweite, faſt wie eine zerſtreute um die geſchloſſene Stadt, dann die ſchneebedeckten Zackenhörner der Alpenrieſen, Gletſcherwände, ſonnige Matten, Sennerdörfer und einzelne Sennhütten nah und fern, dort der erhabene Watzmann, hier gegenüber der Untersberg, dort nach Bayerland zu der hohe Staufen, die drei Kampen und andere giganteske Bergwarten, und endlich die unermeßliche Ebene — übermächtig wirkt dieß alles auf den ſinnvollen Beſchauer; er verliert ſich im Anblick der herrlichen Gotteswelt und preißt die Menſchen glücklich, die ein günſtiges Loos an den ſchwellenden Mutterbuſen einer großartigen und doch allerfreuenden, allfreundlichen Natur legte. Das Hochgefühl, das hier geweckt wird, mag wohl im Stande ſeyn, höhere Begabung in Seelen zu pflanzen, wie Haidns, wie Mozarts Seelen waren.

Berchtesgaden.

Und es winken nach allen Richtungen hin dem Beſucher Salzburgs anmuthige und ſchöne Punkte, prangende und trauliche Schlöſſer, heitre Parks, wo Natur und Kunſt wetteifern, im Streben nach Verſchönerung. Wollen wir nicht, da wir vom Kapuzinerberg niederſteigen, bei Herrn Roſenegger einſprechen, und das kleine Muſeum von Römeralterthümern beſchauen, das der thätige Mann aus ſeinem Grundſtück ausgrub und freundlich zeigt? Wie ragt die ſchlanke Ferche vom Gartenhügel ſo hoch empor, und rauſcht den Schweſtern auf dem Untersberge Grüße hinüber. Wir fliegen von Genuß zu Genuß; im Naturpark des Luſtſchloſſes Aign labt uns Ausſichtspracht; und es lockt zum Hochgipfel des Gaisbergs, wo uns wieder eine zaubervolle Welt umgiebt, und die Pracht des Alpenlandes in unermeßlicher Erhabenheit vor unſer Auge tritt. Fahren wir dagegen nach Hellbrunn, ſo finden wir mitten in der fruchtbaren Flur und im Schooße der herrlichen Natur ein ſeltſamlich Stück Zopf, das die Perückenzeit verlor, und das dennoch ergötzlich genug für eine Zeitlang angeſchaut werden mag. Eine Unzahl zierlicher und überraſchender Waſſerkünſte ſpielt hier, Du darfſt nicht wohl wagen, Dich niederzulaſſen auf irgend eine Steinbank, ſo kommt von oben, oder von unten, oder von allen Seiten der hydrauliſche Neckebold und überperlt Dich mit ſeinem Sprühſtrahl. Auch ein Felſentheater iſt in der Nähe Hellbrunn's zu ſchauen. Wenden wir uns von da zur Rechten dem gigantiſchen Untersberge näher, ſo iſt bald die Straße nach Berchtesgaden erreicht, welche ſich immer an dem Fuße des Marmorberges durch ein an pittoresken Reizen nicht armes Thal emporzieht. Wir bewundern das feſte, weiße, mit rothem Geäder mannichfach durchzogene Geſtein, und blicken gar oft empor zu den grünen Matten, den düſtern Forſten des berühmten Sagenberges. Immer iſt's, als flüſtre aus umgrünter Bergwand der Sage lächelnder, jungfräulicher Mund. Hämmern dort nicht die kleinen Zwergmännlein am Zackenfels? ſchreiten nicht Rieſen über die Felſenblöcke? ſchweifen nicht des Untersbergs wilde Frauen geiſterhaft, mit flatternden Haaren über die Waldestriften? Quillt nicht unverhofft ein Goldbrunnen an unſerm Pfade aus, den etwa ein grauer Bergmönch hütet, und führt er uns zu dem verzauberten Kaiſer? Eitle Fragen, thörichte! Wer wird noch der Mährchenſtimme lauſchen, der längſtverhallten? Wer knüpft noch den

Bund mit der Waldfei, mit der Nixe des Bergſtroms? Und thäte es Einer, wäre es ihm zum Heile? Wenn ein Dichter mit ernſten und tiefen Sinnen eintritt in den grünen Waldestempel, und der Naturſtimme lauſcht, die mit Orakellauten aus der Bergestiefe tönt, finden ſich immer gleich läppiſche und rohe Geſellen, die ihr widriges Gelächter in den Wald ihm nachſchallen laſſen, und dem Dichter vorwurfsvoll nachhöhnen, daß er ſich nicht vor ihrem goldnen Kalbe beugt, um das ſie wahnſinnig wirbeln. Mögen ſie, und gehn wir nur ruhig den ſelbſterwählten Weg mit Selbſtbewußtſeyn.

Die Bergſtraße, auf der wir ziehen, führt uns durch den Grenzpaß am hangenden Stein in das bayeriſche Gebiet und durch den Markt Schellenberg. Ein grünlicher Alpenfluß, die Achen, bringt uns ſchon Grüße von Berchtesgaden, von Königsſee, von Watzmann, und tanzt uns in muntern Kaskadenſprüngen rauſchend und ſchäumend entgegen. Stattliche Ahorne ſtehen weitſchattend in Gruppen; wohlgenährte Heerden graſen auf grüner Trift der ſanftern Abhänge. Jetzt zeigt eine Thaleswendung uns die zwei Zackenhörner des Watzmann; er ragt empor, wie Moſes Haupt unter den Leviten. Bevor wir jedoch die freundliche Stadt, die an ſeinem Fuße hingebaut ſcheint, obſchon noch gar mancher rieſige Vorberg dazwiſchen liegt, betreten, ſchreiten wir der Bergwand zur Linken zu, um dort in den Salzberg einzufahren. Es iſt dieß eine der intereſſanteſten Parthieen und keinem wird ſie gereuen. Lange wandern wir durch den endloſen Stollen beim Scheine des Grubenlichtes, ringsum blitzt Salzkryſtallgeſtein in allen Farben, roth, grün, blau, goldgelb, bis wir zu den teichgroßen Weitungen gelangen, in welche Waſſer eingelaſſen worden, das im Verlauf einer gewiſſen Zeit die nöthige Quantität Steinſalz aufgelöſt hat, um als geſättigte Soole dem Salzwerke zugeleitet zu werden, wo es verſotten wird. Mehr noch aber wird gen Reichenhall und Traunſtein mittelſt künſtlicher Maſchinerie und meilenweiter Röhrenfahrt über Berg und Thal geführt, um in der holzreichern Gegend mit größerm Gewinn in Kaufmanngut verwandelt zu werden. — Weiterhin auf der endlos ſcheinenden unterirdiſchen Fahrt werden wir zu dem Rande eines ungeheuern Schachts geführt. Fackeln und Lichter umflammen ihn, und wir blicken in eine ſchwindelnde Tiefe. Arbeiter da und dort mit Grubenlicht. Wir ſchicken uns muthig an zur Niederfahrt: thurmtief ſauſen wir mit Windesſchnelle hinab; drunten wimmelt's, Lichter zittern hin und her in weitem Raum. Plötzlich flammt ein Blitz auf, ein Donnerſchall folgt ihm; es wurde ein Stück Salzfels abgeſprengt. Auf der Soole der Tiefe nimmt ein anderer Stollen uns auf und lange dauert es, bis wir wieder das Licht des Tages begrüßen; endlich blitzt es, ein kleiner ferner Stern, der immer größer wird, vom Eingang her, entgegen, und wir athmen freier. Der Wunſch nach einigen ſchönen Salzſtufen, zum Andenken oder für befreundete Sammler daheim wird Jedem gern und für ein Billiges erfüllt, und jeder eilt nun, Berchtesgaden vollends zu erreichen, das anmuthig einer, das Thal überbreitenden Wieſenmatte im ſammtnen Schooße gleicht.



BERCHTESGADEN

[illegible] [illegible]

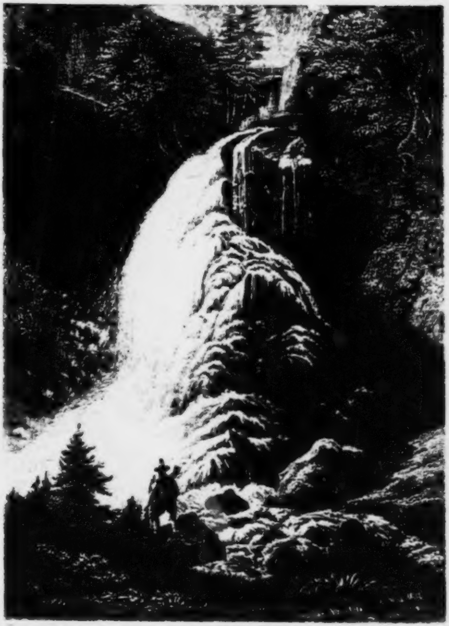
Der Ort, der nachmals zur Stadt erwuchs, dankt ſein Entſtehen frommen Einſiedlern und nachherigen Stiftungen, in deren Folge nach manchen Kämpfen gegen die Schreckniſſe der rauhen Natur auch das Münſter ſich erhob.

Das Sehenswertheſte aber, was Berchtesgaden neben ſeiner wundervoll anreizenden Naturumgebung darbietet, ſind die Waſſerſäulenmaſchine an der Pfiſterleithe und Illſang, zu denen das königl. bayerſche Hauptſalzamt Einlaßkarten ertheilt. Die Säule, das Kunſtwerk Reichenbachs, ſteigt auf und ſinkt nieder, und es weht nur ein ganz leiſes Geräuſch durch das reinliche Zimmer, darin ſie ſteht. Durch dieſes ſtille Aufundniederſteigen wird dennoch die Soole mit unglaublicher Kraft bis Reichenhall, viele Stunden weit, fortgetrieben. Um die Kraft ſich denken zu können, öffnet der Kaſtellan dem ſtaunenden Betrachter einen Hahn, und als würde das Ventil einer Dampfmaſchine von 100 Pferdekräften geöffnet, mit ſo furchtbarer Gewalt, unter explodirendem Geräuſch, entfährt der Röhre eine Waſſergarbe, die in einem Strahl zum Himmel aufziſcht und in weiten Bogen ſich niederſenkt. Wie überwältigend tritt das Schöpferiſche dieſer Mechanik als Spiegelung des Gottesgeiſtes im Menſchengeiſt vor unſer Auge!

Nach kurzer Raſt, die das irdiſche Bedürfen befriedigt, eilen wir dem Königſee zu. Der Weg, für Reiter und Fußgänger gut, führt über die rollende geſchwätzige Achen in ein anmuthvoll wechſelndes Waldthal, und zieht bisweilen zwiſchen grotesken Granitmaſſen durch, die von der zarten Möhringin mit ihren tauſend Sternblüthchen und ſchönen Mooſen überkleidet ſind. Dann grüßen einige Schifferhütten; lange Kähne, den Kanots der Weſtindier ähnlich, aus einem einzigen Baumſtamm gezimmert, und Einbäume genannt, doch auch größere Fahrzeuge, liegen am Ufer, und ein Theil des herrlichen Seeſpiegels liegt vor Augen.

Der Gollinger Fall.

Bald iſt eine Schiffermaid gefunden, die uns mit kräftigen Armen über den Spiegel des Sees zu rudern verheißt, wenn unſrer nicht zu Viele ſind. Die ſcharfe Spitze des Einbaumes durchſchneidet raſch die Wellen; wir ſtaunen mit einigem Grauen die ſchroffe Abſenkung der himmelhohen Felswände in den See an. Da bieten ſich nur wenige Punkte zum Landen dar. Wir hatten uns den See größer gedacht; einem kleinen Eiland ſchiffen wir vorbei, und gerade auf die vor uns liegende Bergwand los, ha, da geſtaltet ſich der Anblick anders; der See macht eine Biegung, wir überblicken eine weite, weite Fläche, und erſt in Stundenferne leuchtet unſer nächſtes Ziel, das Bartholomäus-Schlößchen, von dem der See auch Bartholomäusſee heißt. Es iſt etwas Einziges um dieſe Fahrt, ihr ſchauerlicher Reiz iſt nicht zu ſchildern; dieſe Felſen, Bergwälder, Hochmatten, dieſe dunkle Fluth, dieſe feierliche Stille! Hochamt der Natur, der Watzmann Hoherprieſter, die Berge um ihn ſeine Miniſtranten. Mächtig ergreift alles die fühlende Seele. Dort zur Linken ſpringt eine Halbinſel vor, gerade auf ſie zu rudert die Schifferin, wir landen an, und betreten eine kleine Parkanlage, über der durch eine Kluft die Kaskade des Keſſelbachs aus unabſehbarer Höhe niederdonnert, und zum Theil im Fall zerſtäubt. Dicht am Fuß der Hachelwand und ohnfern des tiefſten Gletſchers, der Eiskapelle, winkt St. Bartholomäus zur Raſt und zum lockern Mahl delicater Sälmlinge, die geräuchert, Schwarzreiter heißen. Außer an der Hachelwand ergötzt ſich noch der Blick an der ſchneebedeckten Stuhlwand, und dem Eichenkopf. Staubbäche und Kaskaden rieſeln von den Seiten dieſer Coloſſe wie Silberfäden auf die lichtgrünen Matten nieder. Wer Zeit hat, in dieſem ſchaurigſchönen Waſſerthale noch länger zu verweilen, mag auch den Oberſee beſuchen, der kleiner, aber noch pittoresker iſt. Man hüte ſich aber vor dem Föhn, der auf dieſem See allmittäglich um 1 Uhr, ſtärker oder ſchwächer, entweder von unten nach oben, oder von oben nach unten fährt. Schon von weitem kündigt der gefürchtete ſich an durch das Zittern und Glitzern der Wellen; wie dieß Flimmern näher und näher kommt, wächſt die Furcht-Ebene einer hochwogenden Fluth an und wohl Manchem ging die Kraft aus, ſie zu durch-



DER GOLLINGER FALL
in Tyrol.

ſchneiden. Doch iſt's nicht gerathen, einen Landungsplatz zu ſuchen; denn dieß mehrt die Gefahr, weil die Wellen den langen ſchmalen Einbaum dann an der Seite packen und leicht umſtürzen. Der Erfahrne wendet daher nicht den Kiel, ſondern muthig hält er das ſcharfe Haupt des Boots gerade dem Wind entgegen, und durch fährt er ſicher in Gottes Namen.

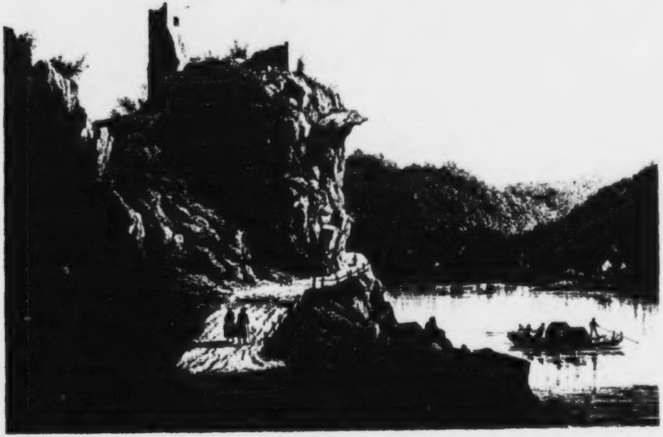
Aus der reizenden Gegend Berchtesgadens, der wohl Keiner den Rücken kehrt ohne Bedauern, und ohne ein Andenken mitgenommen zu haben, ſey es auch nur in dort feilgebotenen niedlichen Arbeiten aus Bein und Horn, — aus dieſem ſtillen Paradieſe, dem wir noch manchen Gruß und Scheideblick zuwerfen, führt uns ein recht angenehmer Weg in das Thal der Salzach über die mäßigen Höhen, welche die Flüſſe Salzach und Achen trennen, und das alte Hallein liegt, vom Dürrenberg herab erblickt, mit ſeinen Gewerken, ſeinem Soolbad und ſeinen Fabriken mit dem Knappendörfchen und deſſen Marmorkirche zu unſern Füßen. Wir ſtehen gleich vor der rechten Schmiede, und können, wenn wir wollen, in die Salzſchachte fahren. Warum aber abermals freiwillig vom hellden Licht des Tages ſcheiden, das ſo viel Schönes um uns her anſtrahlt, um im Schooß der Tiefe zu wandeln? Raſten wir lieber bei'm gaſtlichen Schwarzbrauer, der ein Bier aufträgt, neben dem wir wohl den beſten Wein ſtehen laſſen mögen. Wenn wir vom paſſenden Punkt aus uns Halleins eigenthümliche Lage betrachtet, und die Waſſerfälle in Augenſchein genommen haben, die von vielen Seiten den Bergwänden entſtürzen, ſetzen wir die Gebirgsfahrt weiter fort, und pilgern der Salzach aufwärts, oft in Geſellſchaft freundlicher, Mittheilung nicht abweiſender Männer oder wackrer Dirnen, die halb ſchlau, halb klug jedes fremde deutſche Geſicht fragen: Ihr ſeyd wohl ein Sachſe? und die es nicht begreifen können, daß es bei uns nicht ſo hohe Berge, nicht ſo ergiebige Salzwerke und ſo reizende Seen giebt, als in dieſer Gegend.

Gigantiſch hebt vor uns, in der Nähe des Marktes Golling, ſein Bergeshaupt der hohe Göhl, deſſen Schooße der Schwarzenbach entſtrömt und ſich in einem maleriſchen und impoſanten Katarakt, Gollinger Fall, auch der Guringfall genannt, unter einer Felſenbrücke und Felſenſtegen bergestief, laut donnernd, ſchäumend und ſtäubend zu Thale ſtürzt. Eine herrlichere Scene hat kaum die ganze Alpenwelt. Ungern trifft man den Alpenſchützen da, der das Schneehuhn und den Birkhahn belauert; und lieber als in ſein Auge blicken wir in die Kelche der ſeltnen Blumen, die hier, vom ewigen Staubregen befeuchtet, üppig blühen, oder wir ruhen aus auf ſchwellendem Mooſe, das jeden Stein polſtert, lauſchend auf das donnernde Geräuſch des Sturzes, verbunden mit dem Blick auf die himmelanragenden Felſen. Zögernd endlich gehen wir von hinnen und folgen dem mahnenden Führer zu den berühmten Oefen der Salzach. Es ſind dieß Fels-Schluchten, durch ungeheuere zuſammengeſtürzte, oder hierher geſchleuderte Steinmaſſen gebildet, durch welche ſich die Salzach ſchauerlich-brauſend mit gewaltigem Zürnen zwängt und windet. Von dieſer Scene weg wendet ſich der Blick zum Kirchlein

Bruneck auf dem Bruneckerberge, darauf einſt — ſo will die kindliche Sage, Maria und Joſeph auf der Reiſe mit dem Chriſtuskinde raſteten; es dürſtete das Kind, und eine Quelle entſprang ſofort, die noch heute quillt. Ueberhaupt, ſo wie wir nun wieder in die Thalengen des Hochgebirgs treten, um ſo reicher tritt uns auch die Sage entgegen, mit Wunderblumen bekränzt, und in ihre traulich-heimlichen Aſyle winkend. Aus dieſem wird ſie wohl auch nimmermehr vertrieben werden, zumal hier gar ein eifriger ſtrenger Wächter des Einganges hütet, der treue Glaube.

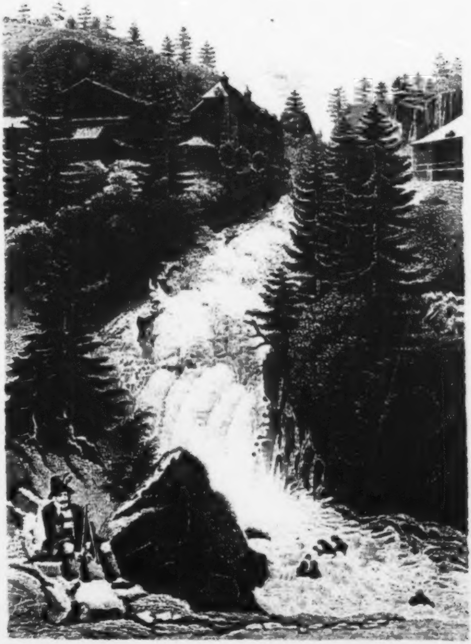
Der ſchaurige Paß Lueg umfängt uns als Felſenpforte. Wirklich ſcheint's, als ziehe die Straße ſich in das Erdinnere, wie bei Neapel durch des Pauſilippo mächtige Grotte. Doch die gegeneinander geneigten Bergſcheitel ſtoßen nicht zuſammen, ſie weichen zurück, laſſen nothdürftig Straße und Strom paſſiren und ſo auch uns den Pongau ungefährdet betreten. Das iſt ein enger Thalgrund zwiſchen dem Hagen- und Tännengebirge, aber weiter hin dehnt er ſich wieder, und überraſchend liegt in dem neugewonnenen Landſchaftsbild Schloß Hohen-Werfen, über dem Bann-Markt Werfen. Ein Hochofen lodert ſeine Gluth aufwärts und im Hintergrund ſchließt ein Alpenkranz mit romantiſchen Seitenthälern die Ausſicht ab. Eins dieſer Thäler heißt Blühenbach. Es knüpft ſich an dieſen Namen die oft begegnende, bedeutſame Sage von einem abgepflückten, winterdürren, plötzlich friſche Keime, Blätter und Blüthen treibenden Reis. Die Waſſer der Thäler ſollen in der That gar belebende Kräfte haben. Nach erwünſchter Raſt bringt uns der Weg immer mehr bergan und immer tiefer in das erhabene Gebirgsheiligthum, nach Biſchofshofen, deſſen Pfarrkirche den heiligen Rupert im Jahr 580 zum Erbauer hat, nachdem einigen im Gebirge Gold ſuchenden Männern funkelnde Lichtlein zum in der Einſamkeit verborgnen Grabe des heiligen Maximilian die Bahn gezeigt. So begleiten und geleiten uns Legenden Schritt für Schritt und es bewährt ſich wiederholend auch in dieſem Lande, was wir von ihr in Bezug auf Thüringen einſt ausgeſprochen:

Die Sage wandelt ſinnend durch's Land von Ort zu Ort,
Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.



WERFENSTEIN

[illegible]



[illegible]

Gaſtein.

Wer iſt's, der nicht den Namen Gaſtein ſchon einmal gehört hätte? Gaſtein mit ſeinem berühmten Bad, ſeinen kräftigenden Heilquellen, ſeiner großartigen Natur, ſeinen gewaltigen Waſſerfällen! Ihm wandern wir zu, wenn wir das maleriſche Lend im Rücken und das Salzachthal verlaſſen haben, indem wir abermals einem Alpenfluß, der Gaſteiner Ache (Achen und Albe heißen zahlloſe Gebirgswaſſer im öſterreichiſchen und bayeriſchen Hochland) entlang ziehen. Steil geht der Weg durch aufgethürmte Felscoloſſe, die einen fürchterlichen Engpaß bilden, der den bezeichnenden Namen Klamm führt. Wenn die Höhe erſtiegen, wenn der Paß durchdrungen iſt, öffnet ſich überraſchend ein reizendes Thalgefild, von dem Hochgipfel der Tauern überragt, in dem eine Reihe kleine Dörfer liegen, welche der Markt Hofgaſtein beſchließt. Hierher wird in einer Röhrenfahrt das heiße Waſſer des Wildbades geleitet, aber auch hier iſt noch nicht unſer Raſtort; wir dringen noch zwei Stunden weiter aufwärts, bis wir in einſamer Gebirgsſchönheit, im Schooße der großartigſten Natur, die freundlichen, gaſtlichen Häuſer des Wildbades Gaſtein vor uns liegen ſehen, den Dampf der heißen Quellen wie einen Opferrauch erblicken, und den Donner des Kataralts vernehmen. Ihm eilen wir zu, und gewahren, nahe dem Spitalgebäude, da, wo der Feuerſengberg ſich an den Radhausberg rechtwinklig anlehnt, das wilde Bergwaſſer, die Ache, eine Tiefe von 270 Fuß ſenkrecht niederſtürzend, mit einer Gewalt und einem Toſen, daß die Felſen zittern. Staubwolken überhüllen mit ewigem Nebel den Waſſerſturz, in deſſen Mitte eine warme Quelle ſpringt, die ihr Waſſer mit der kalten Fluth miſcht.

Uralt iſt der Heilquelle Ruf und ihr Gebrauch verliert ſich in der Zeiten Zwielicht. Die Sage, die ſich in dieſes wunderbar zu den Sinnen ſprechende Gebirgsthal verweilend niedergelaſſen, erzählt, daß einſt zwei fromme Einſiedler, Namens Primus und Felician, einen verwundeten Hirſch, den ein in der Gegend anſäſſiger Wildgraf angeſchoſſen, am Wildbad gefunden, und gepflegt, auch die Kraft der Quelle zuerſt entdeckt und, damit ſie den Menſchen zugänglich werde, Pfade dort hinauf gebahnt haben. Später ward eine Kapelle zu ihrer Verehrung hingebaut. Vor Zeiten aber, hauſten im Gaſteiner Thale wilde Männer von rieſiger Stärke, die ein ganz übergewöhnliches Alter, weit über das der Menſchen hinaus, erreicht hätten. Auch den Böſen, den die Tradition gern der göttlichen Segnung gegenüberſtellt, läßt die Sage hier thätig ſich einmiſchen, doch ſein Beginnen zu ſcheitern gehen. Ein Zauberer kam nach St. Johann im Salzachthale; dort hätten die Einwohner gern die Heilquelle ihrer Bequemlichkeit halber gehabt, und der Zauberer machte ſich anheiſchig, dieſen Wunſch gegen guten Lohn zu erfüllen. Da er das aber nicht durch ſeine Kraft vermochte, ſo machte er einen Bund mit dem Feind, daß der die Quelle nach St. Johann ſchaffe. Dieſer grub und hob und ſchwitzte, und hatte die Quelle endlich in ſeinem Schurz, und trug ſie bis zu Arlbach; da erſchienen ihm in verklärter Geſtaltung die Schutzpatrone der Quelle, Primus und Felician, worüber der Böſe ſo erſchrak, daß er die Quelle fallen ließ und heulend von dannen fuhr. Nun ſegneten die verklärten Frommen die Quelle, daß ſie hinfort da weiter entſpringe, wo Satan ſie verloren. — Reich auch iſt die Gegend an Geſchichten von Bergſchätzen, davon die vom Geſchlechte der Weitmoſer ſchon bekannt und in Schriften verbreitet ſind. Einem armen aber redlichen und fleißigen Mann dieſes Namens gab Gott glückhaften Segen, daß er die reichſten Goldadern fand und zu ungeheuerm Reichthum gedieh. Wie aber gar leichtlich zu ſolchem bei Denen, welchen er im Uebermaas zufällt, ſich Hoffahrt und Frevel geſellen, ſo auch geſchah es bei'm Geſchlecht der Weitmoſer, und es nahm nicht nur der Reichthum des Geſchlechts ein Ende, ſondern auch der Segen des Gebirgs ging durch den Uebermuth und die Völlerei der Knappſchaft faſt ganz und gar verloren. Zwar wird am Radhausberg noch auf Gold gebaut, noch ſind hier die uralten Pochwerke; aber nur mit Zubuße. Sehenswerth iſt das 52 Fuß Durchmeſſer haltende große Waſſerrad, das über den 752 Klafter hohen ſteilen Bergabhang einen beladenen Wagen hebt, und in kürzeſter Friſt Knappen, Reiſende, Kohlen und Lebensmittel zum tiefen Stollen bringt. Man nennt dieſe Maſchine den Sackzug. — Gaſtein iſt Ober-Oeſterreichs berühmteſtes Bad; die 6 Quellen brechen mit erſtaunlich großer Waſſermenge aus dem Granit und Gneis des Urgebirges, dem Reichenberge, und variiren in den Wärmegraden von 28° Reaumur bis 40°. Eigenthümliche Algen erzeugen ſich hier, die unter dem Namen Badwaſſermoos und Badwaſſerſchlamm ebenfalls heilkräftig wirken. Dem Botaniker liefert Gaſtein beſonders in der Kryptogamenflora reiche Ausbeute.

Das Waſſer ſelbſt iſt rein und geruchlos; man hält es, was bei ſeiner wunderbaren Heilkraft kaum glaubhaft klingt, für chemiſch rein.

Wie überhaupt im Salzburger Kreiſe und im Salzkammergut, ſo auch beſonders im Gaſteiner Thale findet neben dem ſaliniſchen Geſtein der Mineralog für ſeine Sammlungen ein reiches Feld. Noch größeres aber wird, wenn er der rechte Mann iſt, dem Pſychologen, nehmlich im Volke ſelbſt, ein Stamm voller Liebe zum Vaterlande, bieder, ehrlich, kindlich-frommen Sinnes, voller Treu und Glauben. Nebenbei offenbart ſich das Naturgemäße des Volkslebens aber auch in einer geſunden Sinnlichkeit, die der Moraliſt verdammt, die aber dieſem Lande nicht ſchadet, ſondern es mit einem tüchtigen Menſchenſchlag bevölkert. — Die meiſten Bewohner dieſer Gebirge ſind treffliche Schützen. Davon zeugen die großen Zielſcheiben faſt an allen Häuſern und Scheunen, welche als Gewinnſt- und Punktſchußtrophäen prangen. Daß dabei manches Reh und Gamſerl heimlich gepirſcht wird, liegt in der Natur der verlockenden Gelegenheit und der angebornen Jagdluſt.

Das Wildbad enthält an Gebäuden ein landfurſtliches Schloß, ein gar ſchmuckes Landhaus des volkfreundlichen Erzherzogs Johann von Oeſterreich, ein Hoſpital, ein Siechenhaus und einige dreißig meiſt recht ſtattliche Häuſer, deren Mehrzahl geeigenſchaftet iſt, Badegäſten Wohnungen zu gewähren, zu deren Vergnügen in der Umgegend reizende Anlagen dienen. Wir danken dem Himmel, daß wir in dieſen geprieſenen Erdwinkel nicht als Leidende kamen, und doch als Erfreute ſcheiden können. Die Weiterreiſe läßt die Schönheit der Gaſteiner Landſchaft bald vergeſſen. Dieſe führt auf Gebirgswegen in andre Thäler, zu andern Städten und Orten, zu tiefen dunkeln Seen, und zeigt uns alle Seiten der großartigen Tyroler Gebirgsnatur.

Iſchl.

Wir überſteigen die Höhen über St. Johann, bis wohin wir von Gaſtein zurückkehren, und gewinnen die Straße über Altenmarkt und das Bandalier-Schlöſſel nach Radſtadt. Das Städtchen, das den Ehrennamen „die Getreue" führt, liegt angenehm auf einem Hügel an der Enns, und wir wenden uns von ihm aus durch den Paß Mandling aus dem blühenden Ennsthale dem Hochgebirge zu, das in ſeiner ganzen Majeſtät uns nahe liegt. Wir ſtaunen die ſteil abgeſenkten Bergwände des Hoh-Roms, Pürgletanger, Keppenhartſtein, und des Königs dieſes Gebirgsſtocks, des koloſſalen Thor- oder hohen Dachſtein an. Dem Laufe des Bächleins entgegen, das die warme Mandling heißt, ziehen wir unter'm Reichsgangkogel und hohen Großwandkogel zwiſchen den wunderbar das Gemüth ergreifenden Einſamkeiten des Gebirges hin, ſchmücken den Hut mit Alpenroſen, Edelweiß und keltiſchen Narden und laſſen uns von einem ſteil emporſteigenden und ſteilabſinkenden Alpenpfad in ein ſchaurig-ſchönes Thal leiten, in deſſen Düſterniß rings von Bergwäldern umfriedet, ein kleiner dunkler See uns begrüßt, aus dem ein Bach, die Goſau, zu Thale rinnt. Seinem rollenden, rauſchenden Laufe auf faſt unwegſamer Spur folgend, gelangen wir vom Hinter-Goſauſee zum vordern, der ſich unter den Schneefeldern des großen Donnerkogels hinſtreckt, erblicken freundlich-ländliche Wohnungen und Oertchen, die ſich ebenfalls nach dem wilden Bergbach nennen, und von proteſtantiſchen fleißigen Anſiedlern bevölkert ſind.

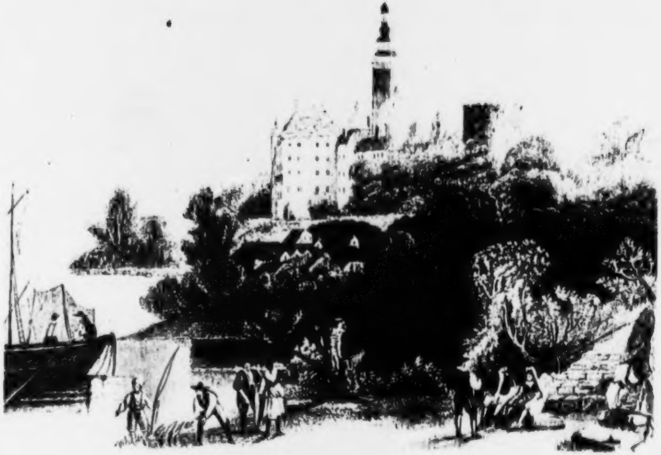
Wo das Thal nach rechts eine Biegung macht, ſteigt der Weg vom Paß Gſchütt aus dem Abtenauer Thal herab in das der Goſau, darin wir nun wieder bereits das Salzkammergut betreten haben. Vor unſern Augen erblicken wir dann nach mehrſtündiger Wanderung in dem romantiſchen Thale hohe Bergwände zur Rechten und Linken, den Meiſterbau des Goſauzwanges, einer hoch über der Goſau aufgemauerten Brücke, auf welcher über das, dort an ſeiner Mündung 73 Klafter breite Thal die Soolenleitung von einem Berge zum andern geführt, und dann liegt der düſtre, unheimliche Hallſtädter See vor uns mit ſo manchen Schauerſagen, rings von felſigen Höhen und zahlreichen zum Gewäſſer ſich abdachenden Vorſprüngen und Bergbuchten umgeben, in den an ſeinem obern Ende die Traun ſich ſtürzt. Wollen wir, ſo trägt ein Nachen uns bald auf der ſchier acherontiſchen Fluth unter den ſchroffen Wänden des Sarnſteins und Plaſſenſteins, nach der Hallſtadt, die ſammt dem See wegen ihrer tiefen Lage im Schatten des Gebirgs faſt einen Viertheil des Jahres die Sonne nicht ſieht. Auf dem berühmten Salzberg ſteht ein alter Thurm, nach ſeinem Erbauer, Kaiſer Rudolph, benannt, und da wir ſo nahe ſind, drängt es uns doch, zu landen, und zu erfahren, ob das ernſt und doch traulich an die Berge gelehnte Städtchen mit ſeiner Umgebung nicht eine oder die andere Sehenswürdigkeit biete? Die größte aber iſt und bleibt die Natur in ihrer Schönheit und Erhabenheit, die uns Katarakte und Felsrieſen, Schauerklüfte und dunkle Grotten in mannichfacher Abwechſelung vor Augen ſtellt, und ſelbſt im Schooße der Bergestiefen unermeßliche und unerſchöpfbare Schätze bietet. Haben wir die an den Felſen faſt angehefteten, terraſſenförmig übereinander gebauten Häuſer der Hallſtadt betrachtet, ſo eilen wir der Betrachtung des Salzſudhauſes in der Lahn, die neben der Hallſtadt noch tiefer, noch verſteckter liegt, und ihrer Waſſerfälle zu, und ſchicken uns dann an, den Salzberg zu befahren, der am hohen Ploſſen ſeine unterweltlichen Pforten öffnet. Dieſer Salzberg liefert alljährlich zwei Millionen Eimer Soole; die Lahner Pfanne ſiedet davon jährlich 400,000 Eimer und macht daraus 150,000 Centner Salz, die übrige Soole wird nach Iſchl und Langboth geleitet. Dieſer Berg, der zwar nur Salz giebt, der aber eine reichere Goldgrube iſt, als alle andern Oeſterreichs, wurde ſeit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ſchon ausgebeutet. Er hat ſechzehn Stollen, die jedoch nicht mehr ſämmtlich gangbar ſind, liegt 3652 Fuß über dem Meere, eine Stunde weſtlich von Hallſtadt entfernt, und das Steinſalzlager hat eine ſo enorme Mächtigkeit, daß an ein Erſchöpfen in kommenden Jahrtauſenden nicht zu denken iſt. Haben wir in den kryſtallenen Tiefen des Schöpfers Weisheit, Allmacht und Güte ſtaunend bewundert, und ſind wieder zu Tage getreten, ſo folgen wir dem Wege, der uns am Hallſtadter-See und im Thale der ihm entrauſchenden muntern Traun abwärts führt über Geiſern und das kleine Dörflein Poſern nach Lauffen, und laſſen den wilden Lauffenfall nicht unbetrachtet; dann gewinnen wir eine Thalbreite, in deren Mitte wir den lebenvollen Markt Iſchl erblicken, der in unſern Tagen durch ſein 1832 errichtetes wirkſames Soolbad zu einem wohlverdienten Ruf gelangte, und ſich allſommerlich großer Frequenz, zum Theil ſelbſt hoher Gäſte, zu erfreuen hat. Heilkräftig wirkt ja ſchon dieſe ganze herrliche Bergnatur, und es müßten im Menſchen ſchon alle Lebensfunktionen in Apathie verſunken ſeyn, wenn nicht eine wohlthuende Regung, nicht ein Frohgefühl hier vom Geiſt auf den Körper vortheilhaft übend wirkte. Auch geſchieht in Iſchl, was nur geſchehen kann, den faſhionablen Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Man verſchönte die Umgegend, d. h. man machte ſie zugänglicher, legte Promenaden und Ruheplätze an, welche alle ihre beſondern Namen führen, meiſt nach erlauchten Gliedern des Kaiſerhauſes, erbaute ein neues Badehaus, dem man die Ueberſchrift gab: IN SALE ET SOLE OMNIA CONSISTUNT, ein Theater, und errichtete dabei auch mehr als eine Wohlthätigkeitsanſtalt, ſo wie man den Fremden die Ausflüge zu den benachbarten reizenden Partien zu erleichtern ſuchte. Zunächſt zieht uns der Wolfgang-See an. Der kurze Weg, die Fahrſtraße nach Salzburg, iſt bald gemacht. Entzückend ſind ſeine Geſtade! Eigentlich ſind zwei Seen zu einem einzigen verbunden, deſſen Länge drei Stunden mißt. Am rechten Ufer erblicken wir den freundlichen Markt St. Wolfgang, und weiter hinauf gipfelt ſich der Schafberg ſechsthalbtauſend Fuß empor. St. Wolfgang, der berühmte Heilige und Apoſtel Ungarns barg ſich an dieſe einſamen Ufer, als der Dank der Regensburger, denen er als Biſchof im Jahr 972 vorſtand, ihm allzuhohe Verehrung zollte. St. Wolfgangs Höhle, St. Wolfgangs Brunnen, der fallende Berg, St. Wolfgangskapelle, alles wird uns mit gläubiger Verehrung, von der Sage verklärt und gefeiert, gezeigt, ſo wie ſein Beil, ſein Krummſtab, ſein Kelch, ſein vermeintliches Grab, denn der Heilige ruht in St. Emmeran. — Die Kirche des Orts zeigt einen ſehenswerthen Altarſchrein. Wir können, nachdem wir das alles beſehen, nichts beſſeres thun, als einen kundigen Führer nehmen, und dem Grenzpfad folgen, der uns zum ſchroffen Zackengipfel des Teufelsabbiſſes, wie das Volk den Schafberg nennt, durch Wälder voll Cyclamen, über Alpentriften voll Rhododendren und gelbe kleine Veilchen, an Sennhütten vorüber, emporführt, um von droben, wie von einem Nebo, herabzublicken auf das unendlich ſchöne, mannichfaltig reizende, mit Worten nicht zu ſchildernde Gebirgsland. Da liegen ſie unter uns, die grünen Seen, Wolfgangſee, Wallerſee, Zellerſee, Mondſee, Kammerſee, Fuſchlſee und A., und ringsumher die Höhenzüge des Gebirgs, die beſchneiten Hochgipfel, die lachenden oder düſtern Thäler. Man hat das Salzkammergut die öſterreichiſche Schweiz genannt. Hinkte nicht, wie jeder Vergleich, auch dieſer, ſo würde der Schafberg dem Rigi wohl paſſend zu vergleichen ſeyn, ſowohl was Lage, als was Naturreiz und Fernſicht betrifft.

Vom Schafberg, auf den uns eine unendlich lohnende Ausſichtpracht lange wie mit magiſchen Banden feſſelte, ſteigen wir, dem Gerinne eines Bächleins folgend, zum dunkeln Spiegel des Mondſees nieder, in welchem Schafſtein, Drachenſtein und Schober ihren Felſenfuß ſetzen. Ein ſchönes Schloß der Fürſten von Wrede ſchmückt ſein nördliches Ufer. Nur eine kurze Strecke haben wir in der Richtung nach Oſten zu durchmeſſen, und es liegt das ſüdliche Ende des Atterſees ſpiegelnd vor uns, deſſen nördliches wir bei der Reiſe nach Salzburg von Gmunden aus, begrüßten. Wir erfreuen uns in voller Tageshelle nun ſeiner prangenden Schöne, und laſſen uns in einem Nachen vom Uferdorfe Unter-Ach nach dem Dörflein Weiſſenbach überfahren, wo ein Bergpfad uns dem Bächlein gleichen Namens entgegenführt, durch ein, von den Veräſtungen des Leonsberges und Geſprangs zur Rechten, des Höllengebirges zur Linken, umſchloſſenes Thal leiten, das an Naturſchönheiten den übrigen Thälern nicht nachſteht. Plötzlich ſind wir im Thale der von Iſchl herabkommenden Traun, deren Laufe und der Soolenleitung wir nun abermals folgen, und zwiſchen dem Brunkogelabhang und dem des Hohen-Schrott und Mittagskogel geraume Zeit hinziehen, bis auch dieſes Thal da, wo von rechts der Frauenreiſſenbach einfällt, ſich freundlich erweitert, und der Traunſee ſeine maleriſche Pracht vor uns Staunenden aufthut, an deſſen fernem Endpunkt wir die netten Häuſer von Gmunden erblicken.

Ehe wir dieſem Endziele wieder zuſteuern, wo die Eiſenbahn uns mit raſchem Fluge wieder nach Linz bringen ſoll, weilen wir im Langbath, um einen Nachen zu miethen, der uns auf dem reizenden Spiegel ſanft an den romantiſchen Geſtaden hintrage, die der Betrachtung ſo werth ſind. Da ladet Traunkirchen, heiter am linken Ufer hingebaut, gaſtlich zur Raſt, es ruht unter den Abdachungen des Rothenſtein, gegenüber wurzeln Gaßlſtock, Hochkogel und der gewaltige Traunſtein im See. Faſt auf allen dieſer Hochpunkte ragen wie Warten die Thürme der letzten trigonometriſchen Vermeſſungen empor. Auch der Wirth am Stein hofft in ſeiner friedlichen Bucht auf Gäſte. Ein Glas kräftigen Tyroler Landwein findet man immer bei ihm. Am linken Ufer liegen Wichtau, Grasberg, Schloß Ebenzweier, Altmünſter und Ort in des Sees Nähe. Altmünſter ſoll des ganzen Gaues älteſter Ort ſeyn, und in dieſer Gegend eine große Stadt gelegen haben. Weiter umfahren wir das Inſelſchlößchen Ort, das uns ſeiner Lage nach ganz an Kammer im Atterſee erinnert, und landen wieder wohlgemuth in Gmünden. Keinem wird gereuen, dieſe Gebirgstour gemacht zu haben, und mit manchem Andenken an ſie bereichert bleibt ſie gewiß Jedem zeitlebens im Gedächtniß. — Die Glocke vom Bahnhof ruft, und wir könnten wieder in Linz ſeyn, ehe wir es dächten, denn unſere Gedanken würden noch ebenſo, wie unſre ſehnenden, rückwärtsgekehrten Blicke auf dem reizenden Gebirge weilen, das wie Strahlen einer Glorie über dem Lande im Goldglanz der Sonne flammt. Aber nein! wir laſſen die Wagen der Eiſenbahn dahinrollen, und folgen gemächlich den Wellen der raſchen Traun auf der alten Straße, bis wir vor dem toſenden Katarakt des Traunfalles ſtehen, und bewundernd noch einmal uns der mächtigen Naturkraft erfreuen, die hier der menſchlichen Kraft zu ſpotten ſcheint, und ihr dennoch erlag, denn ein Kanal zwang dem wilden Bergſtrom einen dauernden Tribut an Waſſer ab, und führt die Traunſchiffe in ſauſender Eile zwar, doch ungeſchädigt, nahe am Katarakt vorbei, der im Kleinen eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Rheinfall hat. Von da ſetzen wir den Weg über Roitham nach Lambach fort, das mit Thürmen und den Gebäuden ſeiner Abtei ſtattlich genug ſich ausnimmt, ſäumen nicht, in leichter Kaleſche über die ſanft gehügelten Felder, die Eiſenbahn kreuzend, oſtwärts nach Kremsmünſter abzuſchweifen, die berühmte Benedictinerabtei im Schoos einer paradieſiſch-friedlichen Flur zu ſehen, Herzog Thaſſilo's Stiftung, dem, als er hier Trauer trug um einen geliebten Sohn, den ein Eber auf der Jagd zum Tode getroffen, ein Hirſch mit ſtrahlendem Geweih erſchien. Vielem Sehenswerthen an Schätzen der Kunſt und Literatur begegnen wir dort und folgen, uns Linz allgemach mehr und mehr nähernd, eine Strecke der Krems, biegen dann bei Neuhofen zur Rechten ein, und erreichen, über eine kleine Anhöhe rollend, bald wieder einen Thalgrund, den ein klöſterlicher Friede durchweht. Da grüßt ein Ort mit dem Namen St. Michael, ein zweiter St. Marien, dann St. Florian aus klaſſiſcher Zeit, ein Stift regulirter Auguſtiner-Chorherren, welche gleich den fleißigen Benediktinern, treulich die Wiſſenſchaften fortpflegen. Auch dort wird mit dankenswerther Liberalität uns Kirche, Bibliothek und Muſeum gezeigt, und wir verlaſſen befriedigt das ſchöne Stift. Bald ſind wir in Ebelsberg und am Ufer der Traun; über der Brücke drüben liegt Klein-München, deſſen Poſtſtation uns mit friſchen Pferden nach Linz verſieht, das in kürzeſter Friſt erreicht iſt. Da treffen wir mit einem ſchönen Dampfſchiffe zuſammen und ziehen erinnerungfreudig und hoffnungreich auf dem inſelvollen Strome, den wir frohlockend wieder begrüßten, wie von Geiſterflügeln getragen, der Kaiſerſtadt zu.

Schloß Wallſee.

Wie maleriſch ragt über die grünen Auen im Strome und das Gefild Schloß Steyeregg mit weitläuftigen Mauern und Trümmern zur Linken, einſt der Kuenringe Schloß, während wir die ohnlängſt erſt geſchaute Gegend von Ebelsberg, in deſſen Nähe, bei Zügelau, die Traun in die Donau einmündet, noch einmal grüßen! Eben ſo ſehen wir, wenn wir dem hohen Thurm und das alte Burggemäuer auf der Strominſel, dem Reſt des Schloſſes Spielberg vorüber ſind, Mauthhauſen unter der alten Felſenburg Pragſtein und dem Markt gegenüber die Mündung der Enns, welcher die Stadt Enns, der Markſtein zweier geſegneten Landſtriche, nicht ſo fern liegt, daß wir ſie nicht mit dem Auge wahrnähmen. Dieſe mit kleinen Buſchhölzern überſtreute Gegend war einſt Römerſitz, Apoſtelland und Zeugin großer Schlachten, zu denen ihre gedehnten Flächen ſich eigneten. Von Mauthhauſen haben die Schiffer die originelle Sage, der Ort ſey ein Stück von Aſchach, bei einem Hochgewitter droben abgeriſſen, und hierher gefluthet.



Bei Kloſter Erla erſt treten wieder Berge an das rechte Donau-Ufer, beginnen wieder Inſeln in großer Menge, und wenn ihre lang im Strom ſich hinziehenden Gruppen hinter uns ſind, bringt eine Strombeugung uns plötzlich, auf einem Vorgebirge thronend, das herrliche Schloß Wallſee vor Augen, das unter allen Uferſchlöſſern von Linz bis Mölk als das impoſanteſte und ſchönſte geprieſen wird. Es ſteht auf der Stelle der Burg Sommerau, von der noch Reſte zeugen. Der giganteske Rundthurm des alten Schloſſes, der hohe Thurm mit einer Gallerie, von welcher ſich die umfaſſendſte Ausſicht über Strom und Land bis zur böhmiſchen Grenze darbietet, und das ſtattliche Haus ſelbſt, ſowie die Lage auf einem erhöhten Vorſprung über der Donau, geben dieſem Herrenſitz ein ſehr in die Augen fallendes Anſehen. Die Burg Wallſee iſt ſehr umfangreich, der ganze Schloßgraben iſt tief in Felſen gehauen, und es führt über ihn eine gemauerte Brücke. Wenn ſchon die äußere Anſicht des Schloſſes auf ſeinem Felſenfundamente imponirt, da das neuere Haus mit ſeiner Fronte gegen den Strom ſehr ſtattlich ſich ausnimmt, ſo iſt auch das Innere nicht minder der Betrachtung werth, da ein gebildeter Geſchmack die ganze Anordnung deſſelben leitete, und ſich in ihm verkündet. Zur Gallerie des Thurmes führen 192 Stufen, und es iſt von dieſer ein Anblick geboten, deſſen Schönheit den Fremden tagelang feſſeln könnte. Du ſchauſt in ein herrliches, überfruchtbares Gefilde hinab, überſchauſt es bis zu den fernen weißen Bergen Pannoniens, verfolgſt mit dem Auge den Lauf des ſchiffbelebten Stromes, mit ſeinen lieblichen Inſelgruppen, zählſt eine Menge Orte, Kirchen, Kapellen und Ruinen, blickſt auf der Rückſeite nach Sündelburg hinab, und findeſt die Fernſicht von den Hochgebirgſtöcken des Salzkammergutes geſchloſſen, aus denen der Traunſtein mächtig emporragt. Ein ſchwäbiſches reiches Rittergeſchlecht wird als Gründer der alten Burg genannt, bei dem ſie Jahrhunderte lang blieb. Oeſterreich ſah ſcheel zum Glück und Verdienſt der Fremden, deren Geſchlecht 1483 ausſtarb. Nun wechſelten die Beſitzer fort und fort. Kaiſer Maximilian ſchenkte die Burg an Ritter Reinprecht von Reichenberg, hierauf gelangte ſie an die Welſer von Spiegelberg, von dieſen wieder an Andere, zuletzt an einen Grafen St. Julien, der ſie im Geſchmack des achtzehnten Jahrhunderts eben ſo erneuerte als verunſtaltete. Das Schloß fiel hierauf den Grafen von Daun zu. Seit 1810 beſitzen es die Wimpfener Grafengeſchlechter.

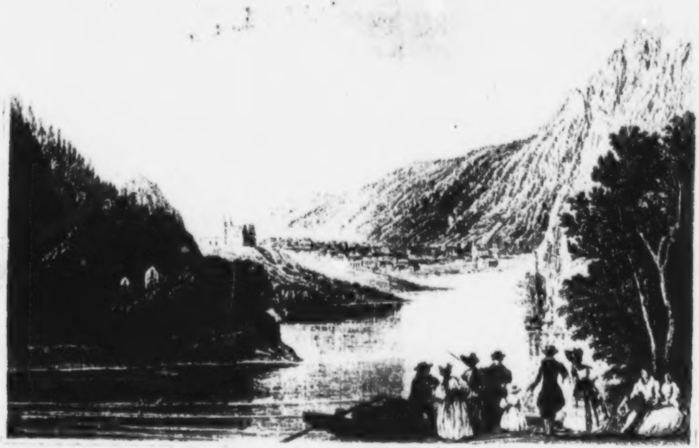
Ein Mühlſteinbruch in ſeiner Nähe und ein anderer, 3 Stunden entfernt, bei dem Dorfe Berg, ſind die wichtigſten in Oeſterreich. Jeder Gang muß einen Stein von Wallſee und einen von Berg haben. Das Gewerbe des Steinbrechens iſt nicht nur zünftig, ſondern kaſtenartig. Das Maximum der Meiſterzahl iſt zwanzig; keiner wird Geſelle, er ſey denn ein Meiſtersſohn von Wallſee. Keiner braucht auch zu wandern, kein Fremder ſpricht um Arbeit oder einen Zehrpfennig hier an. Die Zahl der Arbeiter ſteigt zuweilen auf 120.

In dieſem Steinbruch hat man altes Gemäuer entdeckt und Sarkophage mit Gebeinen und Römermünzen. Wahrſcheinlich diente der Fels zu einer Nekropole der alten Weltherren. Alterthumsforſcher heißen die Gegend den locus felix der Römer.

Unter Wallſee birgt ſich Sündelburg, wo die Wallſeer zur Ruhe eingingen. Selten findet man auf deutſchen Burgen Begräbnißſtätten, meiſt hatten die ritterlichen Geſchlechter in Thalklöſtern und Kirchen ihre Grüfte, oft weit von den Burgen, wodurch nach dem Tode eines Familiengliedes immer der Prunk eines ſtattlichen Begräbnißzuges nöthig wurde. So ließ ſich der eiſerne Ludwig von Thüringen von ſeiner Neuenburg an der Unſtrut durch ſeine gebändigten Edeln gen Reinhardsbrunn im Thüringerwalde zu Grabe tragen, zehn Meilen Weges weit; ja ſelbſt die Leichname in weiter Ferne Entſchlafener wurden nicht ſelten mit unſäglichem Aufwand zur Heimath gebracht. Die Sitte, Familiengrüfte im Wohnſitze zu haben, kam erſt in ſpäterer Zeit auf, als man den geweihten Boden einer Kirche nicht mehr allgemein für erforderlich hielt, Ruheſtätte zu ſeyn.

Grein.

Der Strom theilt ſich bei Wallſee in zwei ſchmale Arme, die eine große Inſel und dann viele kleine umfangen und bilden. Ein Markt, Ardagger, ſchon unter Karl dem Großen blühend, ſchwindet vorüber, ſo wie auf dem Kallmünzberge die Wallfahrtkirche St. Ottilia. Drüben liegen in einiger Ferne vom Ufer das tauſendjährige Sachſen, und die Schlöſſer Klamm und Kreuzen. Die Ebene dieſes Ufers endet, Höhen und Berge engen wieder den Strom ein, der unmuthig grollend ſeine brauſenden Waſſer gegen ein Vorgebirg anwälzt, das der Saurüſſel heißt. Ein Häuschen, das auf ihm erbaut iſt, trägt noch das Zeichen der ſchrecklichen Waſſerhöhe, welche die Donau im October 1787 erreichte. Da tritt in anmuthiger Geſtaltung, unter den ſteilen Höhen hingelagert,

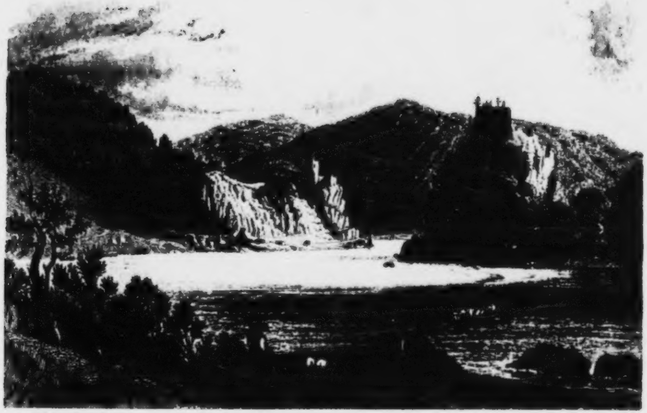


[illegible]

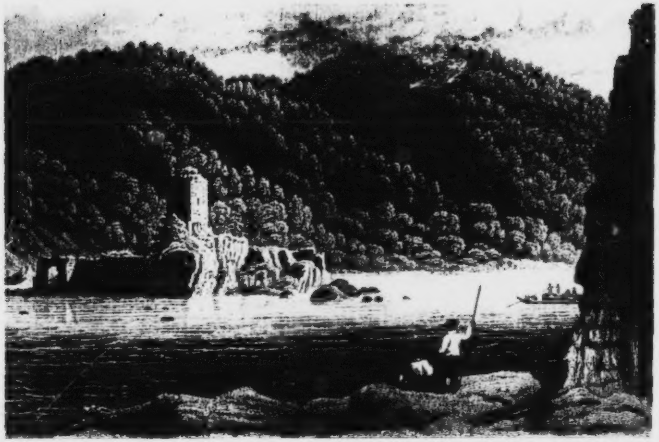
die nicht große Stadt Grein vor unſer Auge, vom Hochbaue eines alterthümlichen Schloſſes beherrſcht, mitten in eine ſenkrechte Bergſchlucht hingebaut. Erbauer des Schloſſes ſoll Heinrich de Chreine im zwölften Jahrhundert geweſen ſeyn, doch fand die alte Burg im Laufe der Zeit und in ihren Verheerungsſtürmen den Untergang, und erſt 1493 erbauten die Freiherren von Prüſcheck zu Stettenberg, hernach Grafen von Hardeck die Greinburg, welche damals eine Zeitlang Heinrichsburg hieß. Spätere Beſitzer, die Grafen von Meggau, erbauten das Franziskanerkloſter und eine Lorettokapelle mit Kalvarienberg. Als im bayeriſchen Erbfolgekrieg Churfürſt Carl Albert gegen Maria Thereſia ſtritt, lagen bei Grein am 4. October 1741 ſiebzehn große beladene Getreideſchiffe, Contribution von Unteröſterreich vor Anker, die nach Linz abgeführt werden ſollten; die Schiffe wurden ſtark bewacht, allein in der Nacht geſchah von einigen hundert zu Waſſer und zu Land herbeigeſchlichenen Waraſdinern ein Ueberfall, und die Schiffe fielen in ihre Hand. Die Stadt Grein an ſich iſt klein und unbedeutend, ſie hat nur über 700 Einwohner in 130 Häuſern, doch iſt ſie maleriſch mit ihrem Schloß gelegen und durch ihre Umgebungen anziehend und ſehenswerth; beſonders macht die Nähe des ſonſt mehr als jetzt gefürchteten und in der That auch zu fürchtenden Strudels die Gegend merkwürdig, deſſen Nähe wir an der vermehrten Schnelle fühlen, mit welcher das Schiff auf den zuſammengepreßten Wogen dahinfliegt. Die allerdings gefährliche Stelle, wo über verborgene Felſenriffe die Wogen rauſchend ſich ſtürzen, heißt der Greiner Schwall. Dieſen fürchten alle Schiffer; eine Doppelreihe Felſen tritt dem Strom in den Weg, und ſcheint ſeinen raſchen Lauf hemmen zu wollen. Doch es iſt nur eine kleine Strecke, wo das Waſſer ſo wild und ungebändigt toſt; indem wir ſehen, wie die Wogen ſich wieder glätten, meinen wir aller Gefahr entronnen zu ſeyn, denn „ſtille wird's über dem Waſſerſchlund" — feierlich ſtill.

Donauſtrudel und Donauwirbel, Inſel Wörth und Burg Werfenſtein. St. Nicola.

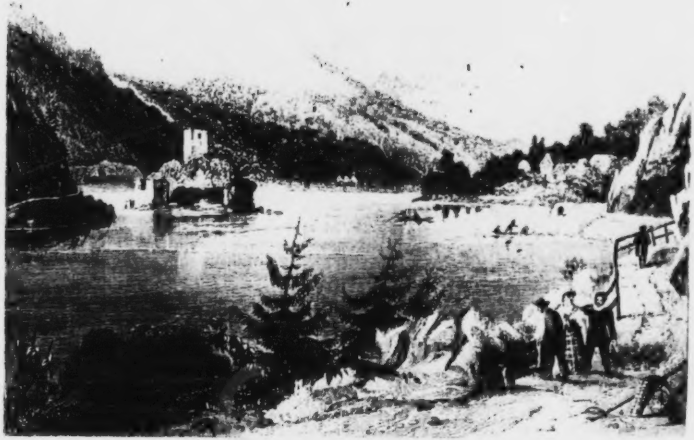
Dort ragt einſam im Strome ein Fels empor, wie ein gigantiſches Thurmgemäuer, ein verrufenes zumal, das an den Binger Mäuſethurm erinnert, und an die gefährliche Waſſerſtelle in deſſen Nähe. Hier aber iſt ein ungleich gefährlicherer Waſſerpaß. Dumpf und hohl brauſt es von der Ferne her den Nahenden entgegen und unterbricht das feierliche geheimnißvolle Schweigen, das über dem Waſſer ſchwebte, wie der Geiſt Gottes. Jene Inſel heißt Wörth, und das Trümmerſchloß, welches ſie krönt, iſt der Werfenſtein. Hoch oben ragt weit ſichtbar ein Steinkreuz, wie ein Gnadenzeichen und mahnt die Schiffer ernſt an die Gefahr und an den Beiſtand von oben, der hier zu erflehen iſt. Da wird's ſtiller im heitern Kreis der Paſſagiere; Scherzwort und Gelächter verſtummen in manchem Munde, manches Kreuz wird geſchlagen, während der Strom toſender brauſt und hohl in der Tiefe. Die Inſel Wörth theilt den Strom in zwei Arme. Der eine rechte heißt der Hößgang, und ruhig ſind ſeine Wellen. Hätte er immer Tiefe genug, wäre keine Gefahr für die Schiffenden; aber nur ſelten und nur bei ſehr hohem Waſſerſtand iſt der Hößgang fahrbar, und ſo muß das Schiff der gewaltigen Fluthung folgen, die es unaufhaltſam gegen die Felſen reißt, es muß mitten durch den Strudel, den die Schiffer vorzugsweiſe „Strom“ oder „Strum“ nennen. Granitmaſſen bilden das Becken, deſſen überſchäumende Wogen in die Schiffe ſchlagen, darinnen die Schiffer baarhäuptig und betend ſtehen, ein höchſt ergreifender Moment. Die Gewalt des tobenden Waſſers hatte die Riffe der Fluth zu Rundungen geglättet, dieſe führten den Namen Kugeln, ſowie, was von Felſen über dem Waſſer zu Tage ausſtand, Kachelt oder Gehäckelt genannt ward. Unter der Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph II. wurden viele jener ſogenannten Kugeln geſprengt, wodurch es gelang, den Strudel fahrbarer zu machen. Dennoch geht's ohne Aufſtoßen bei der Durchfahrt tiefgehender, ſchwerbeladener Schiffe nicht ab, und die Wände krachen. Es erzittert ſelbſt von den heftigen Wellenſchlägen das feſtgefügte Dampfboot, das, flach gebaut, ohne Schwierigkeit den Kampf mit dem Element ſiegreich beſteht. Wer



[illegible]



[illegible] [illegible]



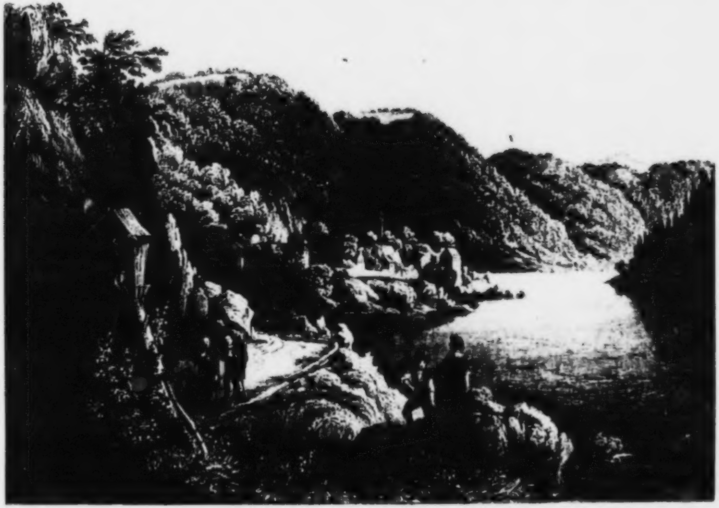
[illegible]

während die Schaumwellen überſpritzen, die Planken erbeben vom klatſchenden Anſchlag der Strudelgewäſſer, noch Luſt hat, die Ruinen auf dem Felscoloß zu betrachten, der mag einen Anblick genießen, wie ihn ſo maleriſch kaum irgend eine Stromſtelle wieder bietet, und wenn die Gefahr vorüber iſt, wenn das Schiff wieder beruhigt gleichmäßige Bahnen zieht, wird er forſchen nach dem Schickſale dieſes grauenvoll in das ſtrudelnde Gewäſſer gebauten Hauſes.

Werfenſtein war eine jener Banditenhöhlen, die die Schrecken der Natur nur um ſo ſchrecklicher und gefürchteter machen. Sein Urſprung verliert ſich in's Dunkel der Zeiten. Später, nach aufgehobenem Landfrieden, machten ſie Oeſterreichs Fürſten zur Zollburg. Im Jahr 1406 unter Herzog Wilhelm von Oeſterreich trug die Burghut auf Werfenſtein jährlich hundert Pfund Pfennige, eben ſo viel der Stromzoll; damals wohnte der Mauthner noch in der Inſelburg. Die Inſel ſelbſt iſt ein gegen 600 Wiener Klafter langes und 300 breites Riff mit hohem Felscoloß. Iſt der Strudel paſſirt, ſo blicket der Markt Struden uns weidlich entgegen, über ihm ein altes Schloß, deſſen überhangende Felſenfundamente über die dicht unter ſie angebauten Häuſer des Ortes bedrohlich überhängen; dort ragt im Strom der Hausſtein mit ſeiner ſchwarzen Warte empor und das kaum beſchwichtigt erſchienene Toſen der Fluth wird von Neuem brauſend laut. Wir nähern uns raſch jenen ſtarren Ruinenthürmen des Hausſteins und dem Thurme Langenſtein, und gerathen in den Donau-Wirbel (Werfel nennen ihn die Schiffleute), darin ſich in einem weiten Strombecken die Fluthen kreiſelnd drehen; doch iſt der Wirbel jetzt gefahrlos, und verdient nicht mehr den Namen einer öſterreichiſchen Charybdis im Gegenſatz zum Strudel, wie einſt, den ihm Viele beilegten. Früher erachteten die Schiffer ihn gefährlicher als den Strudel. Die Kreiſelbewegung der Wellen entſteht durch das Anprallen derſelben am Felſen des Hausſteins mit dem Reſt des gleichnamigen, noch mit einer klafterdicken Mauer umgebenen Trümmerſchloſſes, gegen den der Strom ſich wälzt, dann ſich im Zirkelbogen gegen die Felſen des Obermarktes St. Nicola, ſcherzhaft Haſenohr genannt, dreht, dort nach dem Freigericht Struden zurückprallt, und dann erſt zwiſchen dem alten Thurme des Langenſtein und dem Hausſtein hindurchfließt, wo die in der Tiefe verborgnen Felſen wieder ein mächtiges Wellengeräuſch verurſachen. Dem Schloſſe Hausſtein zur Rechten fließt der Luegkanal, der aber zu Zeiten ganz trocken iſt. Die Trichtertiefe der abwärts gezogenen Waſſer des Wirbels beträgt doch mehrere Fuß, und gewährt nicht minder ein eigenthümliches Bild, wie denn die ganze Umgebung dieſer Strompartie eigenthümlich und überraſchend, fremdartig und ungeheuerlich wirkt. Zu dieſen Eindrücken geſellt auch die Sage ihre Schauer, indem ſie das Folgende zu erzählen weiß: Der alte Thurm auf dem Langenſtein heißt der Pein- oder Teufelsthurm, der hegte vor Zeiten ein grauſiges Geſpenſt. Als Kaiſer Heinrich III. im Jahre 1045 auf dem Strome ſchiffte, war in ſeinem Gefolge auf einem andern Schiff des Kaiſers Vetter, Biſchof Bruno zu Würzburg. Wie dieſer durch den Wirbel fahren wollte, ſaß auf dem Felſen ein ſchwarzer Mann, wie ein Mohr, gräulichen Anblicks, der ſchrie und rief dem Biſchof zu: „Höre, höre Biſchof: Ich bin Dein böſer Geiſt, Du biſt mein eigen! Fahre hin, fahre hin, wohin Du willſt, Du entfährſt mir nimmer. Bald ſiehſt Du mich wieder!" Alle Menſchen, die auf dem Schiffe waren, ſahen's, hörten's und entſetzten ſich. Der Biſchof ſchlug ein Kreuz, ſegnete ſich, und murmelte ein Gebet, da verſchwand der Geiſt vor aller Augen. Zwei Meilen Weges weiter fuhr der Kaiſer in einem Flecken an's Land, hieß Pöſenbeiß, der heute Perſenburg genannt wird, und ging bei einer adeligen Wittwe zu Gaſte; da brach der Boden ein, und alle darin Anweſenden, auch der Kaiſer und der Biſchof, ſtürzten hinab in die Badſtube, doch ohne Schaden, bis auf den Biſchof, der fiel auf den Rand einer Badewanne, und ſtieß ſich das Herz ab. Auch geht die Sage, daß vor Zeiten zwiſchen dem Hausſtein und Langenſtein die Donau mit einer Kette geſperrt worden, wenn es nicht zwiſchen dem Wörthſchloſſe und Werfenſtein geſchah; dieſe Kette wurde lange im Schloſſe zu Grein aufbewahrt und wurde nachmals dort um die Kirche zur Einfaſſung des Weges gezogen. Noch erzählen die Schiffer vom Donauwirbel, daß derſelbe unergründlich ſey, daß der Stromgrund die hinabwirbelnde Fluth in ſich ſchlinge, und die Waſſer in das Becken des fernen Plattenſees ergieße. Mancherlei Brauch und Recht ward hier zu Schiffe eingeführt, während der Fahrt durch Strudel und Wirbel. Wenn die Hohenauen ſtromaufwärts kommen, deren ſich dann immer mehrere zu einem Zuge vereinen, erhalten die ſtromabwärtsfahrenden Schiffe ein Signal, und müſſen bei Grein ſo lange anlanden, bis jene die Stromenge paſſirt haben; dann wehen von den Felſen in der Nähe zwei Flaggen.

Haben wir nun glückhaft alles überſtanden, und ſchwimmen auf ruhiger Fluthung heiter vorwärts, ſo rudert bei St. Nicola ein Boot heran, und reicht einen alten Almoſenkaſten dar, in den die Reiſenden dankbar ihre Spenden einwerfen, daß ſie nun aller Gefahr enthoben ſind.

Wir erblicken die Häuſer von St. Nicola allzumal auf Felſenfundamenten und den ganzen Ort an die ſteilen, ſenkrecht abfallenden Bergwände des linken Ufers angelehnt, an welchem die, dem Strome an mancher Stelle mühſam abgerungene Straße ſich hinzieht. Ein Rundthurm an einem Gebäude bezeichnet dieſes als beſonders. Es iſt das Hoſpital. Die Kirche mit ihrem ſchlanken Thurm liegt noch etwas höher als die Häuſer des Ortes, der freundlich und friedlich, wie ein heimliches Aſyl, abgeſchloſſen von der Welt, über dem Spiegel des beruhigten Stromes ruht. Das erwähnte Hoſpital dankt ſeine Stiftung einer Frau, Beatrix von Klamm, Gemahlin Walthers von Machland, die es bereits im Jahr 1144 für erkrankte Donaureiſende ſtiftete.



CHAPEL OF ST NICOLA

Die einſame Stromſtelle war für ein Obdach erkrankter Reiſender, oder ſolcher, welchen Strudel und Wirbel Todesgefahr gebracht, ihnen vielleicht Hab und Gut verſchlungen hatten, um ſo geeigneter, als in dieſer damals menſchenleeren Strom- und Felseinöde keine rettende Hand ſich den Hülfloſen bot. Der Ort ſelbſt, der auch Nicolai geſchrieben wird, iſt bei dem den Anbau äußerſt beſchränkenden Terrain klein, doch ziemlich wohlhabend; die Einwohner betreiben Schiff- und Kähnebau und allerlei Holzarbeit. Da der Leinpfad an dieſer Seite der Donau vorbeiführt, ſo fehlt es auch nicht auf frequenter Einkehr. Ganz nahe dem romantiſch gelegenen Ort ſtürzt aus einem engen Seitenthale ein Bergbach mit maleriſchen Kaskadellen, rings umſtanden von coloſſalen Felsrieſen, und umfloſſen von dem ſüß-geheimen Grauen, das in weltabgeſchloſſenen Waldeinöden wohnt.

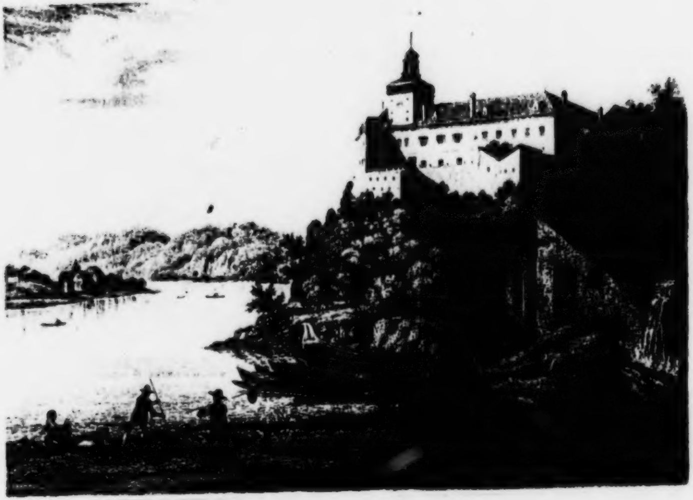
Ohnweit dem, mitten im Schoos prächtiger Felspartieen gelegenen St. Nicola, verflacht ſich der Strom zu einer ſeegleichen Spiegelebene von Stundenlänge, deren Uferberge und ganze Umgebung an die ſchönen Gebirgsſeen im Salzkammergut erinnern.

Auch hier trotzten und drohten im Mittelalter ſtattliche Schlöſſer, die zum Theil räuberiſche Inſaſſen hatten. So das einſt verrufene, verfallene Felsneſt der Frau Helching, das über Sarningſtein horſtet und jenes von noch höherer Bergzinne herabſchauende Gemäuer, uralter Bauart, der Sarblingſtein geheißen. Ebenſo zeigt der nahe Weiler Hirſchau eine Schloßruine, und die Warte von Freienſtein überragt Trümmer ſo großen Umfanges, daß die Sage von der ehemaligen Pracht des alten Hauſes nicht unwahrſcheinlich ward. Eine dreifache Mauer umzieht dieſe Ruine, die jetzt ein Eigenthum des Starhembergiſchen Fürſtengeſchlechts iſt.

Perſenbeug.

Fort gleiten wir auf des Stromes ſanftſpiegelnder grünlicher Welle, werfen einen Blick ſeitwärts nach dem Thale des Isperbaches, der hier ausmündet, und deſſen Ufer den Sieg Carls des Großen über den mannhaften Thaſſilo ſahen. Ein franzöſiſch-modernes Schlößchen, Donaudorf, grüßt von der Uferterraſſe zur Rechten, und zur Linken überraſcht der ſtattliche ſtolze Bau des Kaiſerſitzes **Perſenbeug**, das einen verſtümmelten Namen trägt, gleich dem Markt, der zu Füßen des Schloſſes liegt. Eine den Schiffern, zumal beim Gegentrieb hinderliche Strombeugung, die ſie „böſe Beuge" nannten, ward zum Namen Böſenbeug, der ſich im Laufe der Zeit ſeltſam umwandelte, und Mancher, nicht unſer Stahlſtecher allein, macht wohl auch Perſenburg daraus. Kaiſer Franz I. erwählte dieſes Schloß zur Sommerreſidenz, und weilte hier im Schooß ſchöner Natur, in einfach-würdiger Beſchränkung kaiſerlicher Pracht mit ſeinem menſchenfreundlichen und gemüthreichen Herzen.

Im heitern Burggarten, reich an Blumen, die der Kaiſer ſo ſehr liebte, ragt über'm Strom ein Felſenſitz, die Kanzel, empor, von der ſich ein entzückender Blick auf die Donau, den gegenüberliegenden Markt Ips und die Umgegend bietet. Aus dem Flecken führen wohlgebahnte Wege zum Granitſtock hinauf, auf deſſen Uferſpitze Schloß Perſenbeug wurzelt, eines der älteſten Schlöſſer Nieder-Oeſterreichs, doch im Laufe der Zeiten erneuert. Frühzeitig wurde es Eigenthum der Erzherzöge dieſes Landes, aber dann kam es durch Kauf an die freiherrliche Familie von Hoyos, die den neuen Bau begründete. Von dieſem Hauſe ward Perſenbeug im Jahr 1801 für Kaiſer Franz erkauft, der es, ſeiner reizenden Lage halber, zum Sommeraufenthalt wählte, und ſich oft hier mit kleinen Ausflügen und Spazierfahrten vergnügte, und rings umher Freude und Segnung verbreitete. Gegenüber dem ſtattlichen, doch im Innern einfach decorirten Hochbau, liegt der Markt Ips, altberühmt durch Sage und Geſchichte, wo die bei den Schiffern verrufene böſe Beuge beginnt. Das Städtchen iſt im In- und Auslande wegen der Fabrikation ſeiner vortrefflichen Ziegel- und Töpferwaaren ebenſo bekannt, als der Markt Perſenbeug, wegen der vielen dort erbaut werdenden Donau-Schiffe.



SCHLOSS PERSENBEUG AN DER DONAU

Im kaiſerlichen Schloſſe werden noch die Zimmer des Monarchen, der ſie bewohnte, den Fremden gezeigt, und manches theure Angedenken an ihn. An jenes oben erwähnte Abenteuer erinnert dagegen nichts mehr in dem verwandelten, neuerſtandenen Haus. Damals war des alten Schloſſes Herrin, Rüchlinde geheißen, des nicht lange zuvor verſtorbenen Grafen Adalbert III., aus dem Hauſe Ebersberg, Wittwe. Ihr Gemahl hatte Perſenbeug und Ips mit Uebergehung ſeiner nächſten Erben dem Kloſter Ebersberg teſtirt, doch die Wittwe focht das allzufromme Teſtament an, und gedachte in ihrem Sinn, die Gnade Kaiſer Heinrich III. anzuflehen, der auf ſeinem Zuge gen Ungarn die Donau herabfuhr, und auf Schloß Perſenbeug zu Nacht gaſtete, wo die Hausfrau ihn und ſein Gefolge gar herrlich bewirthete. Als nun die Herrin ihre Bitte geziementlich vorgebracht und der Kaiſer auf Fürſprache Biſchofs Bruno, dem auf dem Teufelsthurm der ſchwarze Mönch erſchienen war, und ſelbſt auf des Abts von Ebersberg Zureden, ihr mit huldreicher Gnade das Geſuch gewährt hatte, da geſchah jener Unfall mit dem Einbruch des Bodens, daß alle im Zimmer Verſammelte hinab in die Badſtube fielen, welcher Unfall nur allein dem Biſchof das Leben koſtete.

Reizend iſt von den Höhen rings umher die Fernſicht. Die Ips rollt unterhalb des Marktes, dem ſie den Namen gab, aus einem weiten grünenden Thale, deſſen Fruchtbarkeit vielleicht ſchon in den früheſten Zeiten die Römer veranlaßte, das Flüßchen mit der Benennung Iſis zu beehren, außerdem ſchmücken mäßige Anhöhen alle Environs des Hauptſtromes, im Südoſten ragt iſolirt der Oetſcher empor, im Südweſten ſtrecken ſich die langen Bergzüge der oberöſterreichiſchen Alpen hin.

Die „böſe Beuge", die für das Dampfſchiff nicht die mindeſte Gefahr hat, bringt uns in einem mächtigen Bogen des Stromes nahe an Ips und der Mündung des gleichnamigen Flüßchens auf raſchwogender Fluthung vorüber; wir laſſen Sarling zur Rechten und Gottesdorf zur Linken, und laſſen die Blicke zunächſt auf der Ruine des Schloſſes Säufenſtein ruhen, das, auf felſiger Uferhöhe erbaut, der ſauſenden Schnelle der Stromesfluth ſeine Benennung dankte. Dort auch ruhen am Bergesfuße die Trümmer des ehemaligen Ciſterzienſerkloſters St. Lorenz im Gottesthale, das ſeinen Untergang durch die Mordbrennerhände der Franzoſen im Jahre 1809 fand; es war kein anderer Grund vorhanden, das ſchöne Stift zu zerſtören, als daß ſeine Bewohner geflüchtet waren. An dieſer Stelle endet die böſe Beuge, und man erblickt Ips, von dem man ſchon einige Waſſerfahrtſtunden entfernt iſt, in der Nähe, nur eine halbe Stunde weit.

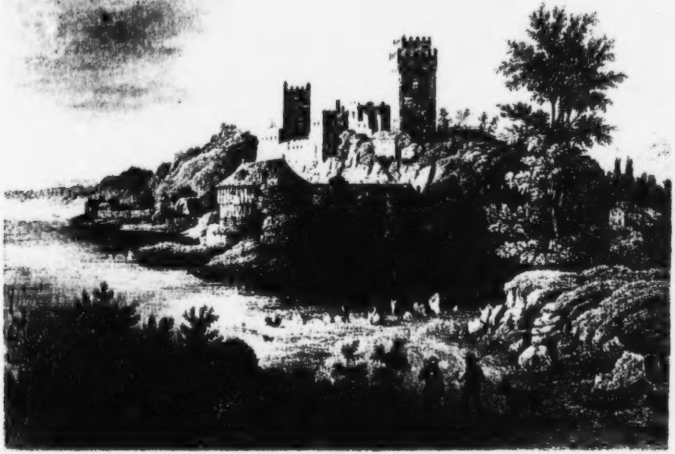
Heitre, rebenreiche Höhen umgürten den Strom, ſchon blickt von ſeiner Höhe die Wallfahrtkirche Maria Taferl über Stationenbildern und den Flecken Marbach herab, der ſich mit freundlichen Häuſern am Ufer hinſtreckt. Gegenüber, doch etwas weiter abwärts, liegt das Dorf Krummnußbaum, bekannt durch das volksübliche Scherzräthſel: An der Donau ſteht ein krummer Nußbaum, der reicht von einem Ufer zum andern — weil dem Dorfe gegenüber auch noch eine Anzahl zu ihm gehörende Häuſer liegen.

Wir entfernen uns im Geiſt eine kurze Zeit vom fliegenden Dampfſchiff, das dahinbrauſt, wie ein Geſpann in der Olympiſchen Rennbahn, und wandeln zum Berge empor, den die Sage heilig ſprach, den der Glaube mit Tauſenden frommer Waller bevölkert.

Maria-Taferl.

Hoch und ſtattlich, etwa wie die berühmte fränkiſche Wallfahrtkirche Vierzehnheiligen doppelgethürmt vom Berge niederblickt, doch in großartigerer felsreicher Ufernähe, über Waldung und Fruchtland blickend, erſcheint uns Maria-Taferl, der von mehr denn achtzig bis hunderttauſend gläubigen Herzen alljährlich beſuchte Gnadenort. Einſt, ſo lautet die Tradition, ſtand eine alte Eiche auf dem Berggipfel, deren Stamm ein von den Umwohnern, und namentlich von der Gemeinde zu Klein-Pechlarn verehrtes und am Oſtermontag alljährlich mit einer Proceſſion beſuchtes Chriſtusbild am Kreuze trug. Eine große Steintafel in der Nähe bot ſich dem frugalen Mahl der Waller dar, wenn die religiöſen Uebungen vorüber waren. Aber es dorrte der alte Eichenſtamm und Zeit und Wetter raubten ihm allmählig einen ſeiner Aeſte nach dem andern; nur zwei waren noch daran, und es gedachte im Jahre 1632 ein Hirte, den ganzen Baum ſammt dem Bilde umzuhauen und zur Feuerung zu benutzen; aber da geſchah es, daß der Hirte ſich ſelbſt verwundete, und das Bildniß Wunder wirkte. Engelchöre umſchwebten daſſelbe anbetend und ſchirmend, und es ſtrömten nun aus der Nähe und Ferne die Gläubigen herbei. Bald erhob ſich der Prachtbau der Kirche, und erlangte eine Berühmtheit, die der von Maria-Zell in Steiermark, Maria-Einſiedeln in der Schweiz, und Altötting in Bayern wenig nachſteht.

Für den, der den geheimnißvollen Reiz eines großen Bittganges nicht kennt, erſcheint der Impuls unbegreiflich, der ſo viele Tauſende bewegt, ihre Heimath zu verlaſſen, und dem Andachtdrang zu folgen, der mit der überwältigenden Magie des Glaubens nach den Gnadenorten treibt. Laſſen wir von Maria-Taferl den Blick des Geiſtes nach Süden fliegen, wo im Schooße der ſteiermärkiſchen Grenzgebirge die geprieſene, wie ein vom Himmel gefallenes Loretto verehrte Gnadenkapelle zu Maria-Zell liegt. Es wimmelt der Marktflecken, es wimmeln die Steintreppen, die zur prächtigen Kirche emporführen, von andächtigen Wallern, und der Kirchhof wimmelt. Es gelingt uns, durch das wogende und wühlende Gedränge in den Tempel zu gelangen, der reich iſt an Marmorſchmuck und Bildwerk, an Schätzen und Kleinoden, wo der größten Kanzel, der ſchönſten Orgeln eine zu ſehen iſt. Aber zur Gnadenkapelle in der Kirche reißt uns der Strom, bis wir an ihrem Marmorgeländer alles knien ſehn, bis ihr blauer Gewölbhimmel mit ſeinen goldnen Sternen uns ſichtbar wird, und darunter der Altar, von einem maſſiv-ſilbernen Geländer umzogen, mit ſeinen Silberkandelabern, ſeinen vergoldeten Säulen, ſeinen ſilbernen Engeln und Wolken und Strahlen und Weihrauchdüften, ſeinem Tabernakel und den Reliquienkäſten, ſeinem koſtbaren Edelſteinſchmuckwerk und vor allem ſeinem Gnadenbild, der kleinen nur achtzehn Zoll hohen ſitzenden Statuette der Gottesmutter mit dem Kinde, aus Lindenholz geſchnitzt, doch reich mit koſtbarem Gewand umkleidet. Ein Prieſter, der auf Herzog Heinrichs von Kärnthen Geheiß die Lehre des Heilandes in das Avelenzerthal trug, beſaß vor faſt achthundert Jahren dieſes Bild, und diente ihm, während ſtatt eines Altars, ein abgeſägter Baumſtock daſſelbe trug. Ein Kapellchen darüber, dürftig von Holz erbaut, bildete das Hintertheil von der Zelle des frommen Mannes. Da kam Markgraf Heinrich (Wladislaw) von Mähren mit ſeiner Gemahlin, beide krank, in dieſe Gegend, ein Engel führte ſie im Traume nach der Zelle, das Bildniß wirkte ein Wunder, und beide fanden ſich geneſen. Sie erbauten die Kapelle von Stein. Nun brachte faſt jegliches der kommenden Jahre neue Wunder und neue Dankopfer, deren Werth zu einem unermeßlichen todten Reichthum anwuchs. Ludwig I. umgab die Kapelle mit dem großen Gotteshauſe, das aber im Jahr 1474 eine verheerende Brunſt zerſtörte. Ueber dem erneuten Bau waltete Gottes Hand ſchirmend, faſt kein Herrſcher Oeſterreichs ließ Zell unbeſucht und unbegabt. Gnadenbilder, Gold- und Edelſteinkronen, heilige Leichname, Reliquien, koſtbare Monſtranzen und Tempelgeräthe in Fülle mehrten den Schatz. Nur einmal zwang bedrohliche Zeit, das Bild nach Lamprecht zu flüchten, doch bald konnte es zurückgebracht werden. Frömmigkeit und Glaube ſandten die reichſten Vota, die köſtlichſten Gaben fort und fort, und als das ſechſte Jubeljahr 1757 erſchien, ſah Maria-Zell in dieſem die ungeheure Zahl von mehr als vierthalbhunderttauſend Wallern und Pilgern. Daß bei ſolchem Zudrang neben dem Gott Gefälligen auch manches Gott nicht Gefällige vorging, liegt in der Schwachheit der menſchlichen Natur; daß neben dem tiefen Gefühl der Andacht manch überflüſſiges Schaugepränge mit ihr getrieben ward und wird, liegt in den, mehr zu den Sinnen, als zum Geiſte ſprechenden Aeußerlichkeiten des Kultus, und es erſcholl ein Schrecken- und Aufruhrſchrei, als der lichte verſtandesklare Kaiſer Joſeph II., dem das Gepränge mit der Religion ein Greuel war, und der den Aberglauben in jeglicher Form verabſcheuete, die Wallfahrten unterſagte und gebot, das Marienbild zu entkleiden. Doch im Sinne der Abergläubigen kam für Maria-Zell auch längſt wieder eine beſſere Zeit; der große Joſeph, dem die Dummheit der Welt das Herz gebrochen, ſtarb. Die feierlichen Proceſſionen und ihr feierlicher Empfang wurden von ſeinen Nachfolgern wieder erlaubt und das Gnadenbild durfte wieder ſeine ſchmuckreiche Garderobe wechſeln, es ward alles nach wie vor, und die Menge wandelt wieder in mittelalterlicher Wundergläubigkeit und Gnadenandacht. Jeden Sommer wallen ungezählte Schaaren aus fernen Provinzen nach dem berühmten Orte des Heils, begleitet von Prieſtern, Kreuze und Kirchenfahnen voran. Heimwärts gehen die langen Züge, durch das enge, endloſe, ſchmale Felſenthal unter'm Oetſcher, und Hochſtadel in das Peulenthal, immer längs der großen Erlach bis zum Donauufer nach Pöchlarn, von wo aus ſie in Andacht Maria-Taferl betreten, dort nochmals ſich entſündigen durch Beichte und Communion, und dann, zumeiſt auf Donauſchiffen, gen Wien und zu den andern Heimathorten fahren. Auf dieſen Bittgängen wird viel geſungen und viel gebetet, aber auch viel gelacht und geliebt, und wir können nichts dafür, wenn uns aus Heine's Reiſebildern die Worte einfallen, die der gottloſe Dichter den von Maria-Zell Heimkehrenden in den Mund legt, die wir hier nicht wiederholen und — da wir ſie nicht ſelbſt vernommen, auch nicht verbürgen wollen. Jeder Glaube, iſt er nur wahr, iſt ehrwürdig; und der geſittete Menſch beſudelt den heilig geachteten niemals. Ein ſchöneres Wort eines ungleich größern Dichters verkläre bei'm Scheiden uns den ſchönen Wallfahrtort und ſtelle den frommen Andachtdrang in unſerer Achtung höher: „Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nah." —



SCHLOSS [illegible]

Weiteneck.

Wir ſind der Mündung der großen Erlaf vorbeigerauſcht, wo ein breiter Floßrechen das Holz der ſtaieriſchen Wälder feſſelt, und unſerm Blick tritt das uralte Pechlarn entgegen, der Römer Arelape, die Grenzſtadt des Heunenlandes gegen Bayerland. Es rauſcht ein Rythmenklang vom Niebelungenlied über den Strom, ſobald unſerm Auge Pechlarn am rechten und die hochgethürmte Trümmerburg Weiteneck in geringer Ferne davon am linken Ufer als prachtvolle Ruine entgegentritt, dem nun wieder das prangende Mölk gegenüberſteht. Hier ſaß der edle Markgraf Rüdiger, ſey es, daß zu Groß- oder zu Klein-Pechlarn ſeine Burg ſtand, ſey es, daß Weiteneck ſein Wohnſitz war. Da, wie Krimhilde zu den Heunen fuhr und feſtlich eingeholt wurde von Rüdiger, ſeiner Gemahlin und ſeinem Degen, ſingt das Lied:

Sie pflagen bis zum Morgen über Nacht der Ruh,
Die von Bechelaren ſchickten ſich dazu.
Daß man die werthen Gäſte würdiglich verpflag:
Geſorgt hatte Rüdiger, daß ihnen wenig gebrach.

Die Fenſter an den Mauern traf man offen an;
Die Burg zu Bechelaren war mächtig aufgethan:
Da zogen ein die Gäſte, die man gerne ſah;
Gute Raſt ſchuf ihnen der edle Rüdiger da.

Und dann, als Krimhilde ſchied:

Die Roſſe kamen fertig vor Bechlaren an,
Als die edle Königin Urlaub ſich gewann
Von Rüdigers Weib und der Tochter ſein.
Da ſchieden auch mit Grüßen viel der ſchönen Mägdelein.

Sie ſah'n einander ſelten hernach in vielen Tagen,
Da brachte man aus Medilik auf Händen getragen
Manch reiches Goldgefäße angefüllt mit Wein
Den Gäſten auf die Straße; ſie ſollten willkommen ſeyn. —

Von ſchrofffelſiger Anhöhe ſchauen Weitenecks ragende Thürme und mächtige Mauern in den Strom; ein großes Wirthſchaftsgebäude und andre Häuſer ſind vor die Felſen geſtellt, welche die umfangreiche Burg tragen; breit und tief rollt unten die rauſchende Fluth, und umarmt eine kleine ſchmale Inſel, die mit Schilf und Weidengebüſch bewachſen iſt. Einſt war ſie größer, reichte vor fünfzig Jahren noch bis Schloß Lubereck und trug mehrere Fiſcherhütten. Die wilde Strömung und der Eisgang riſſen den größten Theil hinweg.

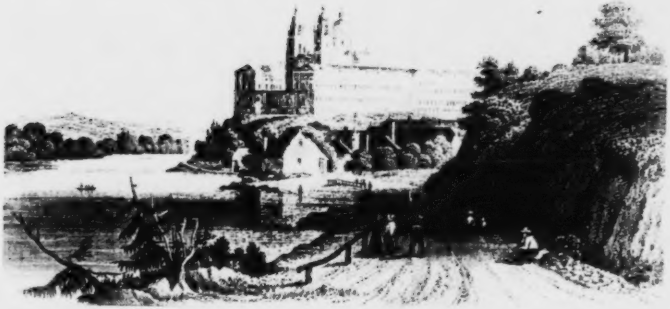
Der Ruine Weiteneck naht der Wandrer am bequemſten, wenn er dem Laufe des Weidenbaches folgt, und von der Rückſeite des Berges das Trümmerſchloß gewinnt. Ein verſchütteter Graben, eine altermorſche Brücke leitet zum halbverfallenen Burgthor. Im zweiten Hofe ragt ein zwei Stock hohes Gebäude mit nackten Mauern empor, das ſpätern Bau verräth, als die Zeit Rüdigers. Eine Thüre leitet zwiſchen verfallenen Mauern zu den Felſenkellern der Burg hinab. Ein dritter Hof nimmt den Ruinenbeſucher auf, wo zu ebener Erde eine noch bewohnte Stube ſich befindet, und eine Treppe emporleitet zu einem mit Balken gedeckten Zimmer, durch das ein mächtiger Schornſtein geht. Hier wohnt die Dürftigkeit, hier ſuchte und fand die bitterſte Armuth ein ſpärliches, lebenbedrohendes Obdach, wie wir ſo oft bei'm Beſteigen alter Schlöſſer in ſolcher Einwohnerſchaft den grellen Gegenſatz zu dem Glanz und dem Reichthum finden, der in früherer Zeit viele Burgen belebte. Feſt ſtehen noch, angewurzelt in ihren Felſenfundamenten, die Grundmauern und die Thürme, obſchon letztere in ihren obern Theilen den Einſturz drohen. Es iſt unmöglich, zu ihren Zinnen und Gallerien empor zu ſteigen, allein auch ſchon aus den Maueröffnungen der Stocke des Gebäudes bietet ſich eine lohnende, ja entzückende Ausſicht dar. Vor allem feſſelt Mölk, die prachtvolle Abtei mit ihren drei Thürmen, den Blick; der Markt Mölk mit ſeinen Fiſcherhütten, die dem Geſtade des Stroms ganz nahe treten, der Strom ſelbſt mit ſeinen Schiffen und Kähnen, ſeinen bergigen Ufern, alles gewährt ein anziehendes Panorama. Man ſieht das Flüßchen Mölk in die Donau fließen, und Kirchen, Dörfer, Schlöſſer da und dort freundlich im Gefilde verſtreut.

Daß Burg Weiteneck von den Markgrafen von Pechlarn, Rüdiger I. und II. erbaut und bewohnt worden, hat Wahrſcheinlichkeit; war doch auch das nachbarliche Mölk eine Grenzfeſte. Später findet ſich Weiteneck und

Pechlarn im Beſitz der Babenberger, und gelangte unter den Habsburgern als ein Witthum an Agnes, Kaiſer Albrechts I. Tochter, als dieſe mit König Andreas von Ungarn ſich vermählte. Unter Rudolph IV., dem Erbauer des St. Stephandomes zu Wien, wurde Weiteneck zu den Einkünften der Dompropſtei geſchlagen, dieſer aber auch ſpäter wieder entzogen; auch beſaß eine Zeitlang jener Bürgermeiſter Wiens, Wolfgang Holzer, dieſe Bergfeſte, der wegen Hochverrathes auf dem Schaffot ſtarb. Oft und vielfach die Beſitzer wechſelnd, reifte Weiteneck ſeinem Untergang oder vielmehr ſeinem Verfall entgegen. Jetzt iſt's öde, und überſtrahlt von ſeinem jüngern Nachbar, dem Uferſchloß Lubereck, das ſich im Strome ſpiegelt, und ſich alljährlich des Beſuches ſeines kaiſerlichen Herrn, Franz II. zu erfreuen hatte, wo der Monarch in heiterer Einſamkeit ſchöne Stunden verlebte. Dort rauſcht der beträchtlich breite Strom um mehrere Inſeln; zwei ſtarke Rundthürme mit offenen Gallerien ſtehen am Ende des Ziergartens nahe am Strom; die Gebäude des Luſtſchloſſes ruhn unter rebenbepflanztem Abhange, auf dem ein Kapellchen friedlich mit ſeinem Thurme nach oben weiſt. Die ganze Umgebung athmet ſchönen idylliſchen Naturfrieden, nur das majeſtätiſche Mölk imponirt übergewaltig, dieſes ſcheint der Kaiſerpalaſt zu ſeyn, Lubereck dagegen nur ein beſcheidener Meierhof.

Mölk.

Auf mäßig hohem Granitfels, der aber von lieblichem Grün überkleidet iſt, iſt der Prachtbau des berühmten Benedictinerhochſtifts **Mölk** oder Melk, über dem Markte gleichen Namens, dem Medilik des Nibelungenliedes, im reinſten Styl moderner italieniſcher Baukunſt errichtet. Kein Schloß und kein Kloſter unter den zahlreichen Schlöſſern und Abteien, welche die Ufer des Donauſtromes in ſo langer Kette mannichfach zieren, prangt in ſo grandioſer vollendeter Architekturſchönheit. Die Hauptfaçade des Kloſter-Palaſtes kehrt ſich gegen die Landſeite, ein großer Balkon verbindet die gegen den Strom gekehrten Fronten beider mächtiger Flügel. Zwiſchen dieſen Flügeln erhebt ſich, wie ein Dom prachtvoll und edel die Stiftskirche mit einem ſchönen Thurmpaare und einer hohen Kuppel. Wir laſſen uns in Gedanken von Freundeshand emporführen zu dem ſtattlichen, herrlichen Bau, wir laſſen uns von ſeiner Gründung ſagen, ſeine Geſchichte verkünden, und wandern dann durch die Prachträume, werfen einen Blick der Betrachtung auf die innere Einrichtung, und faſſen mit vorurtheilsfreiem Geiſt das Leben und die Thätigkeitrichtung ſeiner würdigen Bewohner auf. Die berühmten Peutingerſchen Tafeln enthalten ein Römercaſtell am Donauſtrom, des Namens Namare, das, der Lage nach, an der Stelle der jetzigen Abtei, den Strom beherrſcht haben ſoll. Cäſar ſoll die ſchöne Stätte „mea dilecta“ genannt haben, daraus Medilik germaniſirt worden, der Name des Ortes im Nibelungenlied. Mit dem Beginn des Markgrafenthums Oeſterreichs tritt Mölk in die Geſchichte dieſes Landes ein, nachdem es wohl früher ſchon als ungariſche Grenzfeſte, die Eiſenburg genannt, gedient hatte. Leopold der Erlauchte drängte mit dem Siegesſchwerte die Ungarnſchaaren nach ihrer Heimath zurück; er eroberte und brach die Eiſenburg, pflanzte ſein Banner auf ihre Trümmer, und baute auf die wohlgelegene Stätte ſeinen eigenen Hochthron und Herrſcherſitz. Da ſchon ward das Stift gegründet, das nun ſeit achthundert und fünfzig Jahren ſeines blühenden Fortbeſtehens ſich erfreut, und alle Wandlungen der Zeiten und Geſchicke glorreich überdauert hat. Hier fanden der ruhmreiche Gründer und ſeine Gemahlin Richarda ihre Ruheſtätten, hier ſchlummert auch ſein erſter Sohn, Heinrich I. und deſſen Gemahlin Mechtilde mit noch andern ſeiner Nachkommen. Hier auch ward die Leiche des heiligen Coloman beigeſetzt, ein ſchottiſcher Fürſtenſohn, der in Stockerau ſchmachvollen Tod erlitten. Leopold III., (der Schöne) ſchaffte die weltlichen Chorherren ab, und räumte das Stift Mönchen von der Regel des h. Benedict, und von da ab datirt ſich erſt eigentlich Mölk's Blüthe. Leopold IV. (der Heilige) ward hier geboren, feierte hier ſein glanzvolles Vermählungsfeſt mit Agnes, Kaiſer Heinrich IV. Tochter, bezog aber die von ihm auf dem Kahlenberge bei Wien erbaute Burg, die nun ſchon längſt in Trümmer liegt, während das Stift Mölk die glänzendſten Verjüngungsepochen ſah. Von der verlaſſenen Burg iſt fürderhin keine Rede mehr; jedenfalls nahm das Stift die Gebäude zum alleinigen Gebrauch in Beſitz, ſowie es auch durch Schenkungen Leopolds ſeinen Grundbeſitz anſehnlich erweitert ſah. Mehr als einen Phönixtod ſtarb Mölk, und immer herrlicher ſtieg es aus der Aſche. Es kaufte Häuſer und Höfe in Wien, trug ſtandhaft die Prüfungen und Verluſte ſchwerer Zeiten, hielt einen Monat lang unter tapfrer Abwehr eine Türkenbelagerung aus, und ſah unter Carl VI. die Prachtgebäude entſtehen, die die Gegenwart bewundert. Jacob Brandauer aus Pölten war der Architekt, und es trat von 1720 bis 1732 der Prachtbau in's Daſeyn. Das Gebäude hat das Anſehen eines Königsſchloſſes, es bildet ein längliches Viereck mit einem Vorhofe und einer Halle. Runde Quaderthürme mit Kanonen geſpickt (eine ſeltſame Zugabe einem Kloſter!) vertheidigten früher

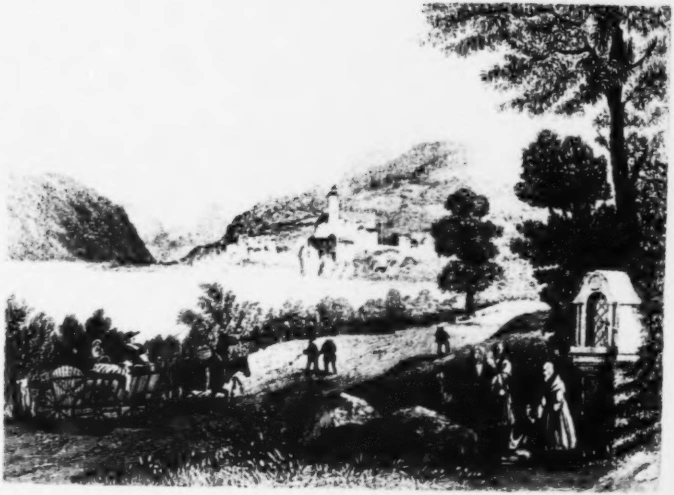


[illegible]

den Eingang zum geiſtlichen Palaſt, den weite wohlgepflegte Gärten umgeben. Ueberhaupt nichts mangelt, was den geiſtlichen Herren wünſchenswerth erſcheinen könnte. Alles wirkt imponirend, Achtung gebietend auf den, der das Innere betritt; die reinlichen hohen und hellen Gänge und Gallerien, die Gaſtzimmer mit den Regentenbildern, die Bibliothek mit nur allein 1500 Handſchriften und Incunabeldrucken, die Schatzkammer mit den Kunſtkoſtbarkeiten, dem Münzkabinet, der Gemälde=Sammlung. Und wie coloſſal, und doch in reinen, ſchönen Verhältniſſen erſcheint das Innere der Kirche, mit ihren rothen Marmoraltären, ihren übergoldeten Statuen, trefflichen Gemälden und der bewundernswerthen Kuppel! Daß dieſes cröſusreiche Stift in kriegeriſcher Zeit dem Vaterlande die größten Opfer brachte, erwähnt man gern. Seine Lage führte ihm auch manches Drangſal mehr herbei. Zweimal war's Napoleons Hauptquartier. Mölk ward vom Welteroberer als Feſtung erklärt, ward Spital, Magazin, kurz, was der übermüthige Feind daraus machen wollte; es duldete, litt, doch herrlich blüht es noch heute, freudig in den Segnungen des Friedens, und nicht zu leugnen iſt es: ſeine Bewohner üben neben der Pflege der Religion und Seelſorge die Tugenden der Humanität, Menſchenliebe, Eintracht, Gaſtlichkeit, wie ſie lebendigregſame Förderer wahrer Wiſſenſchaftlichkeit ſind, ganz im Sinne und Geiſte ihrer Vorgänger und ihres Ordensgründers, St. Benedict, welcher nicht in einer abtödtenden Askeſe, einer überſpannt ſchwärmeriſchen Myſtik das Weſen der Religion und Frömmigkeit und eines gottwohlgefälligen Lebens ſah und fand, ſondern in einer nützlichen Thätigkeit, einer thatkräftigen Menſchenliebe, in Cultur der Sitte, in Pflege der Wiſſenſchaft, daher auch durch die Benedictiner mehr des anerkennenswerthen Guten geſchehen iſt, als durch jeden andern geiſtlichen Orden. Und wie hier, ſo iſt in noch gar vielen Hochſtiften des Kaiſerſtaates der dumpfmönchiſche Geiſt nicht anzutreffen, der die innere Verdummung nach außen trägt, und ſtatt den ſanften Lehren der Duldung und Menſchenliebe mit ketzeriſcher Inquiſitormiene Verfolgung, Haß und Fanatismus predigt, und überall den Samen der Zwietracht ſäet, um in Deutſchland Aernten für Rom zu halten.

Schönbühel.

Raſchen Gedankenfluges eilen wir dem Pfortenſchloſſe des düſtern Strompaſſes: der Wachau zu, welche mit ineinander geſchobenen Bergen vor unſerm Auge die Donau gänzlich zu ſperren ſcheint. Stolz hebt ſich über einer grünen Inſel und einigen drohenden felſigen Hervorragungen der hochgethürmte Bau, von dem wir in der geringen Entfernung einer halben Stunde auch die friedlichen Gebäude des gleichnamigen Kloſters uns entgegenglänzen ſehen. Jener Fels, den die raſtlos darüber hinfluthenden Wogen rundeten und glätteten, heißt die Kugel, und wehe dem Schiff, deſſen Fährmann bei hohem Waſſerſtand, wo er ſie nicht gewahrt, in der hier reißenden Fluthung auf die Kugel getrieben wird. Unfehlbarer Untergang durch Scheitern iſt des Schiffes Loos, denn den Sinkenden bietet ſich keine rettende Uferſtelle, da der Fels auf dem Schloß Schönbühel trotzig ſteht, ſenkrecht in den Strom tritt. Schon die Römer ſollen hier ſeßhaft geweſen ſeyn, und ein Kaſtell: Pirum tortum hier gebaut haben. Ein kleiner Marktflecken birgt ſich friedlich unter den Schutz des Schloſſes und unter die grünen Hüllen ſeiner Gartenbäume. Die Häuſer liegen idylliſch zerſtreut, jedes mitten in ſeinen Huſen, wie Patriarchenſitze. Wein-, Getreide- und Obſtbau gewähren den zufriedenen Bewohnern ein gutes Einkommen. Ein ſteiler Fahrweg leitet zu dem alterthümlichen Bau empor, zwiſchen ſtarren Mauern, die mit Fenſtern und Zinnen den Zugang zu bewachen ſcheinen. Drei Thore ſperrten den Eingang, und allerlei Thürme und Thürmchen enthalten Verließe von ſchauriger Tiefe. Eine baſteiähnliche Zinnenmauer ſchließt den Vorhof ab, dort überblickt man den Strom, und erfreut ſich der reizvollſten Ausſicht. Stromaufwärts liegt Mölk in ſeiner heiter-ſtattlichen Größe, wie das Prachtexemplar eines aufgeſchlagenen köſtlichen Miſſale; ſtromabwärts ruht Kloſter Schönbühel beſcheiden, wie ein abgegriffenes Betbüchlein. Ueber'm Hauptportal kündete das Starhembergiſche Wappenſchild die einſtigen Beſitzer, die der Umgegend gern ihre feſte Burg als Aſyl öffneten, wenn feindliche Völker verwüſtend heranzogen. Doch nennen Urkunden ſchon im zwölften Jahrhundert ein eignes Geſchlecht; ſo einen Marchward de Schonenpuchel, und im dreizehnten einen Heinrich de Schonenbuch. In ſpäterer Zeit, da es ſchon verfallen war, an die gräfliche



[illegible]

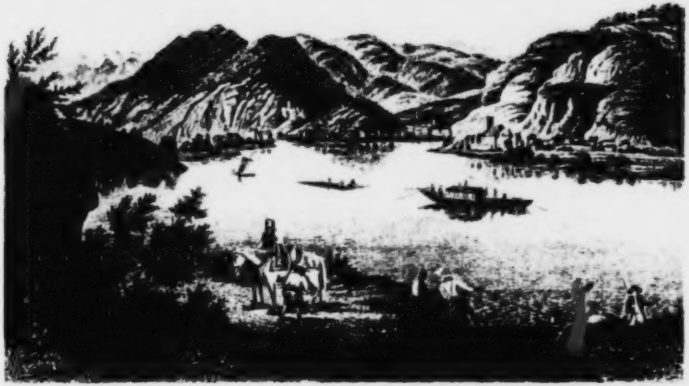
Familie von Beroldingen gelangt, erhob ſich das Schloß aus Trümmern neu und prangender, wie es uns heute erſcheint.

Das Kloſter dankt ſeine Gründung dem Grafen Conrad Balthaſar von Starhemberg, der zuerſt auf dem Felſengrund ein ſogenanntes heiliges Grab anlegte, nach dem Vorbild zu Jeruſalem, und daſſelbe mit einer Stiftung für den Dienſt der Meſſe bedachte. Ueber dem Grabe baute ſich ſpäter eine Kirche, und dann erwuchs das Kloſter, das mit Serviten beſetzt wurde. Der Beſitzer freute ſich ſo ſehr ſeines heiligen Grabes, daß er beſchloß, auch die Geburtsſtätte Chriſti an dem der Frömmigkeit geweihten Ort nachbilden zu laſſen; er verſchaffte ſich von hoher Hand eine treue Abbildung der Kirche zu Bethlehem und ließ die Copie derſelben auf einer Felsklippe unter der Kloſterkirche erſtehen, die ſich, gleich der Grabeskapelle, zahlreichen Zuſpruchs der Gläubigen aus der Umgegend zu erfreuen hatte.

Wie der Strom uns weiter in die Wachau hineinträgt, erblicken wir wieder eine der engen Waſſerſchluchten, voll heimlichen oder unheimlichen Grauens, tiefer Weltabgeſchiedenheit. Grüne Inſeln und Inſelchen heben ſich aus der Fluth, wie ſchilfbekränzte Häupter der Donaunixe und ihrer Dienerinnen. So lauſchig iſt es hier, aber auch ſo ernſt, ſo ſchwermüthig. Die Natur trägt hier ganz Phyſiognomie und Charakter ſtiller Großartigkeit, zeigt ſich als erhabene Herrin, mit ernſtem, geſtrengen Antlitz. Die lächelnden Auen mit dem Schmuck ihrer Schlöſſer und Kloſterpaläſte ſind verſchwunden, nur düſtre Felſen ſtehen trotzig da, und halten Wache, und tragen verfallene Burgen, die in ihrer trüben Verödung zum raſchen Wogendrang des Stromes hinabſchauen. Eine ſolche Burg iſt Aggsſtein, am rechten Ufer, der ein Dörflein zu Füßen liegt. Aggsſtein war ein raumvolles, umfangreiches Schloß der Hunde von Kuenring, denen auch das weiter unten am Stromesufer einſt hochgewaltig horſtende Dürrenſtein gehörte. Dieſe Hunde von Kuenring waren auf lange Zeit ein gar gefürchtetes Geſchlecht. Beſonders übten ſie von dieſen zu Raub gar ſchicklich gelegenen Veſten gegen die Schiffe der böſen Tükken viele; von einem Wartthurme, das Blashaus geheißen, zwiſchen Schönbühel und Aggsſtein, ſcholl das Wächterhorn mit ſchaurigem Schreckenston für die Schiffenden, ſobald ein Fahrzeug ſich zeigte, bis endlich Liſt die auf ihre zehn feſten Felſenburgen trotzigen Räuber überwältigte und die Feſte Aggsſtein brach. Aggsſtein iſt auch von der Sage als die Burg genannt, welche der furchtbare Räuber Schreckenwald bewohnte, der dort ſeinen entſetzlichen „Roſengarten" hatte. So nannte er einen ſchmalen Felſenvorſprung über einem tiefen Abgrund, ſo ſchmal, daß kaum ein Menſch darauf weilen konnte. Dort hinaus führte er ſeine Gefangenen durch ein Pförtlein, und überließ ihnen die Wahl, den Hungertod zu ſterben, oder ſich in den Abgrund zu ſtürzen, aus dem keiner lebend kam. Da geſchah es einſt, daß auch ein Gefangener im verzweifelten Todesſprung einen Baumaſt erfaßte, hinunterglitt, einen Ausweg fand, und die Rache heraufbeſchwur gegen den frechen Schreckenwald, die dieſen auch ereilte und ſeinem Blutroſengarten ein Ende machte. Die Ausſicht von der Burgruine Aggſtein iſt entzückend ſchön.

Arensdorf, Spitz und St. Michael.

Hoch und ſteil ſtarrt der Jauerling unter Ansbach am linken Ufer empor, und nur wenige kleine Ortſchaften bauten ſich an dieſer düſtern, verrufenen Stromſtelle an, die aber voller romantiſchen und ſagenhaften Zaubers iſt, ſo Willendorf, Schwallenbach, St. Johann. Hier hauſt der wilde Hachenauer, ein Seitenſtück zum wilden Jäger andrer deutſchen Gebirgsgegenden, der ruhelos reiten muß, bis das Donaubette ſo trocken iſt, wie der Hochgipfel des Jauerling; oft hören die Schiffenden aus den Gebirgsſchluchten ſein ſchallendes Rufen, Pfeifen und Peitſchenknallen, hier zieht ſich der Felſenzackenkamm vom Berg zu Thale, dort horſten von der Burg Hinterhaus über Spitz noch die Trümmer, und ihr Anblick weckt den Klang der Sage. In der Burg zu Aggsbath wohnte ein Ritter, dem gar eine holde Tochter erblüht war. Ihre Reize entzündeten einen jungen Ritter von Aggſtein und einen von Spitz; beide freiten um die Maid. Der Vater und die Tochter neigten dem Aggſteiner ſich zu, doch ſetzte er der Tochter Hand, um keinen der beiden Bewerber zu kränken, als Siegerpreis bei einem Turniere. Der Aggſteiner war der Glückliche, und man beſtimmte den Hochzeittag. Der Ritter von Spitz war tief betrübt, und ſtieg hinab zum Strom, ſich und ſein Leid darin zu begraben. Da erſchien ihm der Böſe, und erbot ſich, eine Mauer in einer Nacht dämmend über die Donau zu bauen, daß die Wellen bis zur Burg Aggsbach hinanwüchſen, da möge dann der Ritter auf ſchnellem Kahne die Braut entführen. Das ſollte geſchehen, lautete der Pakt, bis zum Hahnſchrei. So entſtand die Teufelsmauer, die ſchon der Vollendung nahe war,



[illegible]

als zu Aggsbach der Hahn krähte. Wüthend, daß ſein argliſtiger Anſchlag nun ſo vereitelt, zertrümmerte der Feind das begonnene Werk und durchſchoß den Hahn mit einem glühenden Pfeil. Als Wahrzeichen iſt er noch von Kupfer zu ſehen auf dem Kirchthurme zu Aggsbach.

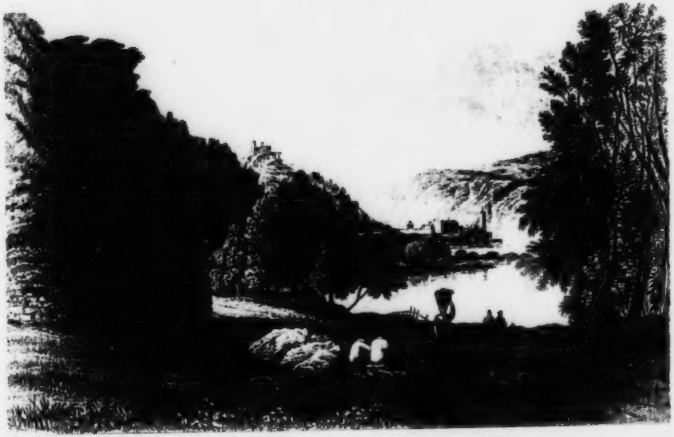
Bei dem maleriſchen alten Markt Spitz, der am linken Ufer liegt, breitet ſich das Gefilde wieder heiter aus; wir gewahren Ober-, Mittel- und Unter-Arnsdorf in freundlicher Lage. Die Häuſer von Spitz erſcheinen um einen Rebenhügel gereiht, der nicht nur für den Mittelpunkt der Wachau gilt, ſondern auch das Scherzwort erzeugt hat: „Zu Spitz wächſt der Wein mitten auf dem Markte.“ Spitz gehörte in den älteſten Zeiten nach Bayern und iſt jetzt ein Beſitzthum des gräflichen Hauſes von Dietrichſtein. Viele Drangſale erlitt in ſchweren Zeiten der Ort. Maleriſch liegt St. Michel oder St. Micheli. Ueber den dunkelgrünen Wieſengründen der Wachau erhebt ſich wie ein altes Feſtungsbollwerk das Mauerrund um die alte gothiſche Kirche. Ein gewaltiger Rundthurm mit zahlreichen Schießſcharten deutet an, daß hier ernſte Vertheidigung des Heiligthums vorgeſehen war. Nur wenige Häuſer bilden den Ort, über denen Felswände drohend hängen. Ueber das hohe Kirchendach ragt noch ein mittelalterlicher Sattelthurm empor, auf deſſen Zinnen ein geübtes Auge vom Strome aus vielleicht die ſechs Haſen erkennen kann, die dort von Stein angebracht ſind. Die Sage, die ſich überall an die Spiele der Architectur alter Zeiten anheftet, will, daß dieſe Kirche einſt von einem lawinenartigen Schneefall dermaßen überdeckt geweſen, daß Haſen ſich auf den Thurmzinnen gezeigt. Die Lage des Ortes macht ein ſolches Ereigniß nicht ganz unwahrſcheinlich und es geſchieht nicht ſelten, daß bei Unwetter ganze Felſengeſchiebe ſich von ihrer Stelle ablöſen und Gebäude und Weinberge ſchädigend, herabſtürzen.

Die Weiterfahrt trägt uns nun bei Weſendorf und Joching die am linken, und Ober- und Unter-Kienſtock und St. Lorenz, die am rechten Ufer liegen, vorbei. Es zeigt ſich links unter den ſchöngeformten Uferbergen der alte Markt Weiſſenkirchen, einſt auch ein Eigenthum der trotzigen Kuenringe, ein Ort, der nicht nur im dreißigjährigen Kriege ſtarke Heimſuchungen empfand, ſondern auch 1805 Schauplatz eines Treffens zwiſchen Ruſſen und Oeſterreichern gegen die Franzoſen war. Jetzt ſcheint einmal wieder der Stromweg ganz verſperrt; eine giganteske Felswand tritt bei Rährsdorf vor und in den Strom hinein, deſſen Wellen an ihr brauſend branden, und da ſie jene nicht zu durchbrechen vermögen und vermochten, ſo wenden ſie den nordöſtlichen Lauf um das nahe Flachland zu gewinnen, und ſtrömen in einem weiten Bogen zwiſchen Klippeninſeln eilend hin. Am rechten Ufer liegt der Markt Roſſatz, und hochragend wie Zackenfelſen, treten die weitläufigen impoſanten Trümmer einer der berühmteſten Burgen Oeſterreichs hervor, die wir bald näher betrachten.

Dürrenſtein.

Es iſt der Dürrenſtein. Die Bauart des gleichnamigen Fleckens, zu Füßen der ſtolzen Ruine, iſt ſchlecht, aber ſeine Lage iſt herrlich, hochmaleriſch. Die Stiftskirche mit ihrem ſchönen Thurm, ein ehemaliges Klariſſinnen-Kloſtergebäude, nun auch Ruine, und das neue Schloß der jetzigen Beſitzer Dürrenſteins, der Fürſten von Starhemberg, geben im Bunde mit den hohen Häuſern und der ſtarken Ummauerung dem Oertchen gar ein bedeutungvolles Ausſehen. Starkes Gemäuer klettert vom Städtchen ſelbſt hoch und ſteil empor zu der Felſenfeſte, die wie ein Adlerneſt auf Klippen hängt, welche wie Thürme emporſtarren, ſo daß man in der That von weitem nicht unterſcheiden kann, was Fels iſt, was Menſchenwerk. Den Namen gab der Burg ohnſtreitig der kahle dürre Fels, auf den ſie erbaut wurde, wie ſelbſt die Stadt, denn auch dieſe erhebt ſich auf Felſenmaſſen ziemlich hoch über dem Fluthenſpiegel der Donau, daher die auch vorkommende Benennung Thierſtein wohl minder zu rechtfertigen iſt. Zwar treten Ritter von Tyrſtein im 11. Jahrhundert ſchon auf, doch ſollen ſie das uralte Haus nie beſeſſen haben. Stadt und Feſte bildeten mit ihrer Ummauerung ein trotzendes Dreieck, deſſen Spitze die Burg war. Dieſe Burg, wie imponirend, wie trotzig beherrſchte ſie Strom und Land weit umher! Eine herrliche, umfaſſende Ausſicht beut ſich nach drei Seiten hin dar, nur nach Norden trennt von den höhern Nachbarbergen, die hier die Ausſicht decken und hemmen, eine finſtere Schlucht. Man erblickt neben den zahlreichen Dorfſchaften der öſtlichen Gefilde die Städte Stein, Krems und Mautern, nach Weſten die Abtei Göttweih, nach Süden die romantiſche und pittoreske Wachau, und die Ketten des ſteyriſchen Hochgebirges. Als erwieſene Beſitzer der Burg Dürrenſtein oder Dürnſtein finden ſich, wie ſchon erwähnt, die Kuenringe, und unter dem oft genannten Hadamar von Kuenring geſchah es, daß Burg Dürrenſtein zum Kerker eines hochgebornen Gefangenen und für alle Zeiten durch die Sage geweiht wurde.

Der heldenmüthige König Richard Löwenherz hatte im heiligen Lande, nach dem Siege und der Erſtürmung von Ptolomais, das Panner des nicht minder heldenmüthigen Babenbergers, Leopold, Herzogs zu Oeſterreich, beſchimpft, ſich die Siegesglorie allein zuzueignen verſucht, und ſich auf mehrfache Weiſe nicht edel und



[illegible]

[illegible]

nicht königlich benommen. Leopold bannte das beleidigte Selbſtgefühl in Schranken, um nicht noch mehr Zwiſt und Uneinigkeit unter die Kreuzeskämpfer zu bringen, als ohnehin unter dieſen herrſchte, doch als Richard auf der Heimkehr abenteuernd unter mancherlei Gefahr und Verkleidung durch die Länder zog, gelang es, ſeiner habhaft zu werden, und zwar im Dorfe Erdberg bei Wien, wo er in gemeiner Tracht zu übernachten gedachte, und in der Küche helfend zur Hand ging; dieß geſchah im Jahr 1192, und der Gefangene ward nach Dürrenſtein abgeführt, nachdem er auf Kaiſer Heinrich VI. Geheiß nach Regensburg gebracht und vor den deutſchen Reichstag geſtellt worden war. Es tritt nun die Sage in ihr ſchönes Recht, das rauhe Walten der Geſchicke zu verſöhnen und zu vermitteln; ſie verkündet von des Gefangenen Schwermuth und von ſeines Dieners Blondel aufopfernder Treue, der jahrelang den geliebten Herrn und König ſuchte, von Land zu Lande mit dem Saitenſpiel zog, überall forſchte, fragte, horchte, lauerte, und nach langem Umherirren endlich die dunkle Kunde erhielt, daß auf Dürrenſtein ſein Herr und König weile. Hier ſoll er mit bekannten Klängen von unten zu dem Gefangenen geredet haben, der ſich ihm mit erwiederndem Geſang zu erkennen gab, und dann zur Heimath eilte, des Königs Loskaufung zu erwirken. Die Geſchichte berichtet, wie dieſe erfolgte, wie ſchmachvoll Richard behandelt ward, wie er, nachdem er lange im Reiche umhergeſchleppt wurde, nach Speier, nach Worms, nach Mainz, nach Hagenau, nach Trifels, ein Löſegeld von einhundertfünfzigtauſend Mark Silbers geloben mußte, das zu zwei Dritteln auch wirklich gezahlt wurde. Von dieſer Summe fielen an Leopold von Oeſterreich zwanzigtauſend Mark. Sie zogen ihm des Papſtes Bannſtrahl zu, jedoch ohne Wirkung. Leopold ſoll die harte Behandlung ſeines Gefangenen noch auf dem Sterbebette bitter bereut haben. Schwerlich aber ging dieſe Härte ſo weit, als die Sage es will, die, wie ſo häufig, auch da auf dem Kothurn der Uebertreibung einher ſchreitet. Nach ihr war Richard auf Dürrenſtein in einen ausgehöhlten Felsblock geſperrt geweſen, den man noch den Reiſenden zeigt. Die Burg Dürrenſtein theilte unter Kaiſer Friedrich II. das Loos der Burg Aggſtein, als jener Kaiſer den Trotz der Kuenringe brach. Im Jahr 1355 ſtarb dieſe Familie ganz aus, und die Burg ging in ſtetem Wechſel von einem Beſitzer an den andern, bis ſie an die Starhemberge gelangte. Der Schwedenkrieg und deren Einfall im Jahr 1645 zerſtörte die Burg und ſchädigte das Städtchen hart, wobei zugleich ein unglückliches Gefecht gegen Torſtenſohn vorfiel. Das Jahr 1805 ſah hier ebenfalls ein Treffen zwiſchen dem franzöſiſchen Reichsmarſchall Mortier, Herzog von Treviſo, und dem Fürſten Kutuſow Smolensky, und zwar am 13. November, demſelben Tage, an welchem das franzöſiſche Heer zum erſtenmal die Kaiſerſtadt Oeſterreichs betrat. Der Reichsmarſchall wurde total geſchlagen, und ſelbſt in die Schulter verwundet. Nach tapfrer Gegenwehr und nach großen Verluſten gelang ihm und dem Reſt ſeiner Truppen noch die Rettung auf Kähnen über die Donau.

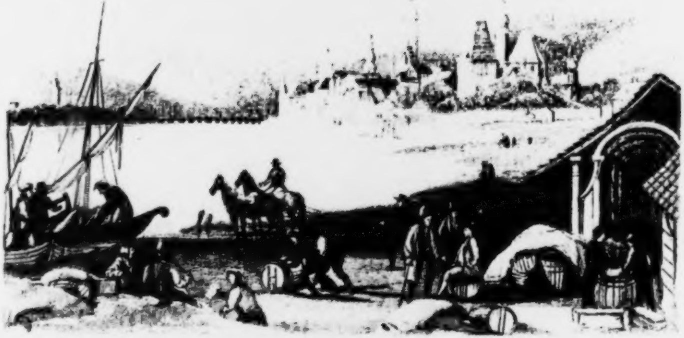
Neben dem vorhin erwähnten hohlen Felſenſtück, das im obern Theile der Ruine liegt, erſcheinen die Trümmer in der Nähe nicht ſonderlich merkwürdig, noch architectoniſch ausgezeichnet; einige ſtarke Thore ſtehen noch, und außerdem nur kahle, zum Theil eingeſtürzte Mauern.

Freundlich und nachbarlich liegen nun, wenn wir Dürrenſtein verlaſſen, die Städte Mautern, Stein und Krems beiſammen, heiter von außen, düſter im Innern, Mautern, das Mutaren des Nibelungenliedes, ſogar durch eine lange Brücke mit dem gegenüberliegenden Stein verbunden.

Stein.

Von den vier Städten, Dürrenſtein, Stein, Mautern und Krems, die einander ſo nahe liegen, daß ein Fußwanderer im Laufe einer einzigen Stunde alle vier durchſchritten haben kann, zeichnet ſich Stein durch ſeine ſtattlichen Thürme beſonders aus. In der Brückennähe erblicken wir noch Reſte einer ehemaligen Schirmburg, welche Matthias Corvinus brach, als er die Stadt in kriegeriſcher Zeit eroberte. Auch der Frauenberg über der Stadt zeigt noch eine Burgtrümmer, die das Walten zerſtörender Mächte in dieſen Gegenden beurkundet. Wohl zog über dieſe Nachbarſtätte oft das Unheil ſchreckenvoller Zeiten.

Auch Krems iſt eine alte Stadt, vielleicht die älteſte von den vieren, ſie hieß zu Ende des zehnten Jahrhundert Chremiſſe. Zwiſchen Stein und Krems lag ein Kapuzinerkloſter, das den ſeltſamen Namen Und führte, daher das Volk ſcherzhaft zu ſagen pflegt, „Krems und Stein ſind drei Orte. Jetzt ſind die ehemaligen Kloſtergebäude zu einem Militärhoſpital verwandt. So trübſelig auch der größte Theil der Gebäude in dieſen alten kleinen Städtchen ſich äußerlich darſtellt, ſo viel ſie auch erlitten in den Kämpfen der Kuenringe, durch die Tumulte gegen die Juden, die auch hier Opfer einer verderblichen Volkskrankheit wurden, indem Judenmord und



STEIN IN NIEDER OESTERREICH

Judenverfolgung wie eine epidemiſche mit Raſerei verbundene Krankheit mehr denn einmal um ſich griff, ſo lebt dennoch auch hier der unverwüſtliche Humor, der dem öſterreichiſchen Volke vorzugsweiſe eigen iſt, und auch Krems iſt eine der Städte, auf welche der Volkswitz ſeine elektriſchen Funken in reicher Zahl entlud. Eine große Simandel-Brüderſchaft zu beſitzen, d. h. eine Anzahl Pantoffelhelden, wird Krems vornehmlich von ſeinen neckeluſtigen Nachbarn nachgeredet. Die erwähnte Judenverfolgung erreichte hier einen ſo hohen Grad, wie in einigen andern deutſchen Städten, daß die Bedrängten in ihrer Angſt und Verzweiflung die wohlverſchloſſenen Häuſer anzündeten und ſich darin mit verbrannten. Dafür traf auch dieſe Städte das Zorngericht Albrecht II. hart und ſchwer. Außer der Eroberung durch Matthias Corvinus erlitten Krems und Stein auch im Schwedenkriege durch Torſtenſohn die Drangſale, welche von der damaligen Kriegsführung unzertrennlich waren.

Stein, Krems und Mautern haben gelungene Kirchengemälde von Kremſer-Schmidt aufzuzeigen, und ſchöne Rathhäuſer. Angenehme Spaziergänge bietet der ſogenannte kleine Prater zwiſchen den beiden erſtgenannten Orten, geſchmückt mit dem einfach-ſchönen Denkmal des tapfern Generals Heinrich von Schmidt, der in der Schlacht bei Dürrenſtein fiel.

Außerdem bieten die Ufer des Flüßchens Krems, das hier in die Donau fällt, und über welches eine Kettenbrücke führt, manche maleriſche Partie und die nahen Ruinen Rehberg, Senftenberg und Hartenſtein lohnen durch Ausſichten und Erinnerungen an die Vorzeit, die nach ihnen oft gemachten Ausflüge der Bewohner.

Lang iſt die Straßenzeile von Stein, und wir wandeln im Geiſt zu dem belebten Landungsplatz der Donauſchiffe, und von da über die 640 Schritte lange, auf 21 Jochen ruhende Donaubrücke, die erſte und letzte von Linz bis Wien, welche die beiden Ufer des mächtigen Stromes vereinigt. Ihre Erbauung fällt um 144[illegible]. Mautern, ſchon 898 eine Stadt, iſt wohl urſprünglich Römercolonie geweſen, davon zeugen katakombenähnliche Höhlungen, und Anticaglienfunde. In ſo früher Zeit ſoll es Mutirum geheißen haben; der Dichter des Nibelungenliedes, ſo genau vertraut mit der Topographie grade dieſes Theils von Oeſterreich, daß man nicht ohne Grund hier ſein Heimathland vermuthet, nennt es Mutaren und unter Karl dem Großen kommt die Stadt als Mutarum vor.

In geringer Entfernung von Mautern, aber landeinwärts, zeigt ſich von weitem, einem Bergſtädtchen ähnlicher als einem Kloſter, die ſtattliche Benedictinerabtei Göttweih, hoch auf einem Berge, nach welcher ein Abſtecher allzu lohnend iſt, als daß er nicht unternommen werden ſollte.

Göttweih.

Je näher wir der Abtei kommen, um ſo ſtattlicher und herrlicher treten uns ihre umfangreichen, den ganzen heitergrünen Waldberg bedeckenden und großentheils palaſtähnlichen Gebäude entgegen, und erinnern einigermaßen an Mölk. Eine paſſendere Stelle konnte kaum auserſehen werden, als die der Gründer dieſes Kloſterſchloſſes, Biſchof Altmann von Paſſau 1083 auf dem ziemlich hohen Berge erwählte. Davon berichtet die Tradition, daß Altmann, ein fahrender Schüler mit Adalbert und Gebhardt, ſeines Gleichen, ſich an einer Quelle am Fuße dieſes Berges getroffen. Jeder habe Wohlgefallen am Andern gefunden, jeder im Andern denſelben gottſeligen und eifervollen Sinn erkannt, und ſo haben ſie einen feſten Freundſchaftbund mit einander geſchloſſen, und ſich gegenſeitig auch das Gelübde abgelegt, daß, welcher von ihnen zur Biſchofwürde ſich emporſchwänge, einen Kloſterbau gründen ſolle. Das Schickſal begünſtigte die drei frommen Pilgergeſellen, und fügte es, daß jeder zur gewünſchten Würde gelangte. Adalbert wurde Biſchof zu Würzburg, Gebhardt zu Salzburg und Altmann zu Paſſau. Da hielt jeder ſein Wort, und wurde Gründer eines Kloſters. Altmann ſtiftete zur Erintrudiskapelle ein Auguſtiner Chorherrenkloſter, das ſpäter ſo prächtige Göttweih. In ſpäterer Zeit nahmen die Auguſtiner Chorherren die Ordensregel des heiligen Benedict an. Vermächtniſſe und Schenkungen machten dieſes Stift ſo reich, daß es ſich bald an Glanz und Anſehen in die Reihe jener fürſtliche Einkünfte habenden Hochſtifte ſtellen konnte, die Oeſterreich in ſo reicher Anzahl aufzuzeigen hat, wie Mölk, Kloſterneuburg, Lilienfeld, St. Florian, Admont und Andere.

Im Jahr 1718 zerſtörte ein Brand die Abtei, und darauf entſtanden unter dem Abt Beſſel in dem kurzen Zeitraum von 1720 bis 1732 die prächtigen Gebäude, die der Gegend Zier ſind. Noble Gaſtlichkeit vermißt auf Göttweih kein gebildeter Fremder; ſie leitet ihn freundlich zu den Schätzen der bändereichen Bibliothek, der numismatiſchen und Naturalien-Sammlung, dem Kupferſtichkabinet, dem Muſeum der Alterthümer und Kunſtſachen. Da giebt es denn genug zu ſehen und zu bewundern. Die Anſammlung und zweckmäßige Anordnung dieſer Schätze dankt Göttweih ſeinen gelehrten Aebten, welche faſt alle als Schriftſteller ſich Namen machten. Den

Wiſſenſchaften vertraut, erfreuen dieſe Prälaten ſich eines Lebensgenuſſes, der beneidenswerth genannt werden mag, da ihr Reichthum, ihr hoher Rang, und die allgemeine Verehrung, deren ſie theilhaftig ſind, jeden Comfort geſtattet, welcher das Leben zu ſchmücken und zu verſchönen vermag. Wenn von dieſen prangenden Abteien als Klöſtern die Rede iſt, dann denke ja Niemand, der das Leben der Mönche nur aus Büchern kennt, an enge und dumpfige Zellen, an Geißel und härenes Gewand, an mittelalterlich finſtre Einrichtungen; er ſtelle ſich vielmehr, abgeſehen von den vorſchriftmäßigen leichten Uebungen der Andacht, dieſe Herren im Beſitz heitrer und fürſtlich mit koſtbaren Gemälden, Antiken, Sammlungen eigner Neigung und Liebhaberei ausgeſchmückter Wohnungen vor, wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung con amore hingegeben, die geiſtigen Freuden mit denen der Geſelligkeit und mit erlaubtem und anſtändigem Sinnengenuß verbindend.

Herrlich iſt von der Höhe Göttweih's die Ausſicht. Wir erblicken ein weites, grünendes, geſegnetes Geſild mit dem ſtolz und ruhig dahinwallenden Strome. Von der Wachau, von Dürrenſteins Ruinen uber Mautern und Stein dringt der Blick ſogar in das Thal der Krems und folgt dem geſchlängelten Laufe der Kamp über die Dörferbeſäete Ebene bis zu den Bergen, aus denen ſie hervorrollt. Die faſt zahlloſen Inſeln der ſehr ausgebreiteten Donau, welche jetzt für eine lange Strecke über das flache Geſild ein ganzes Netz von mehr oder minder breiten Strömungen geworfen hat, läßt ſich weithin verfolgen. Von Traismauer an iſt der Blick eine Strecke lang in das Traiſenthal geſtattet, und die Straße nach St. Pölten zieht heiter unter uns dem Süden zu. Der bewaldete Statzerberg hemmt nach Südweſt die Ausſicht, ſonſt würde mit gutem Auge Schönbühel und Mölk zu erkennen ſeyn. Die nächſte Nähe der Abtei athmet ringsum Frieden, Fruchtbarkeit und Wohlſtand; Wald- und Weinberge wechſeln anmuthig rings umher.

Sind wir über dem am Bergesfuß liegenden Flecken Furth, auf der Pöltner Straße nach Mautern zurückgeeilt, haben in der Nähe von Krems das Inſelgebiet des mächtigen Stromes, das wir ſobald nicht wieder verlaſſen, begrüßt, ſo verſchwindet faſt alle Ausſicht zwiſchen den bebuſchten und ſchilfbewachſenen Auen. Nur Hollenburg oder Holenburg, der Markt, zeigt neben einer Kirche von merkwürdiger Bauart auf einem Hügel die alte Trümmerburg, Barthelsſtein, wo der berüchtigte Räuber Frohnauer, 1461, hauſte, dann der nicht minder gefürchtete Ritter von Wettau, der die Stromfahrt unſicher machte.

Nach einer einförmigen Strecke ſind wir Traſenmauer oder Traismauer genaht, wo die Traiſen in die Donau fällt. Von dieſem alten Ort ſingt ſchon das Nibelungenlied:

> Bei der Traiſen hatte der Fürſt von Heunenland
> Eine reiche Veſte, im Lande wohl bekannt

Mit Namen Zeiſenmauer, einſt wohnte Helka da,
Und pflag ſo hoher Tugenden, als wohl nicht wieder geſchah.

Hier weilte Kriemhilde vier Tage, dann reiſte ſie weiter nach Tulna. Dort empfing ſie König Etzel im Geleit ſeiner kühnen Degen, Chriſten und Heiden, Ruſſen und Griechen, Polen, Wallachen und Peſchenegen, Dänen und Thüringern.

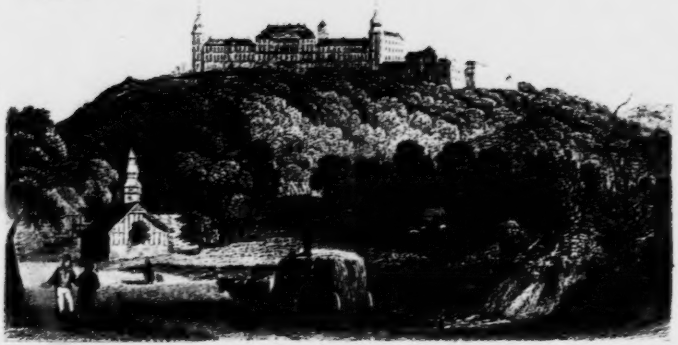
Lange muß unſer Schiff durch die mannichfaltigen Windungen des Stromes ſteuern, bald dem rechten, bald dem linken Ufer ſich nähern, bald ſich ganz von Inſeln umfangen ſehen, durch welche die Waſſer ſtill und heimlich ſchleichen, ein Reich der Undinen, bis endlich das hochalterthümliche Tulln, das Tulna des Nibelungenliedes, unſerm Auge entgegentritt.

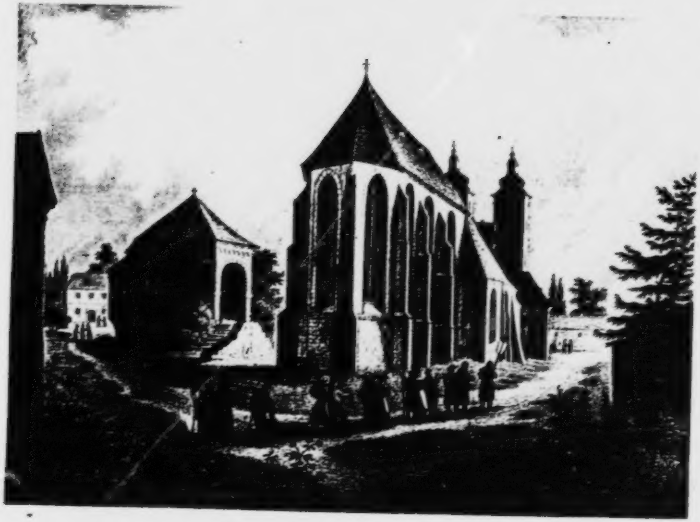
Tulln.

Tulln iſt in mehrfacher Beziehung ein höchſt merkwürdiger Ort. Hier war ſchon ein Römer-Caſtrum Comagene, und die Reſte eines Tempels ſieht man noch wohlerhalten als chriſtliche Kirche. Auch das Nibelungenlied hat Tulln gefeiert. Hier fand der feſtliche Empfang Kriemhildens durch Etzel Statt:

„Eine Stadt liegt an der Donau im Oeſterreicher Land,
Die iſt geheißen Tulna. Da ward ihr (Kriemhilden) erſt bekannt
Manche fremde Sitte, die ſie noch niemals ſah;
Da empfingen ſie Viele, denen noch Leid von ihr geſchah."

Die Gegend iſt äußerſt fruchtbar. Fünf Meilen lang ſtromaufwärts breitet das Tullnerfeld ſich aus, berühmt als geſegnetes Fruchtland und üppiger Wieſengrund, oft getränkt vom Gott der Schlachten mit Menſchen-



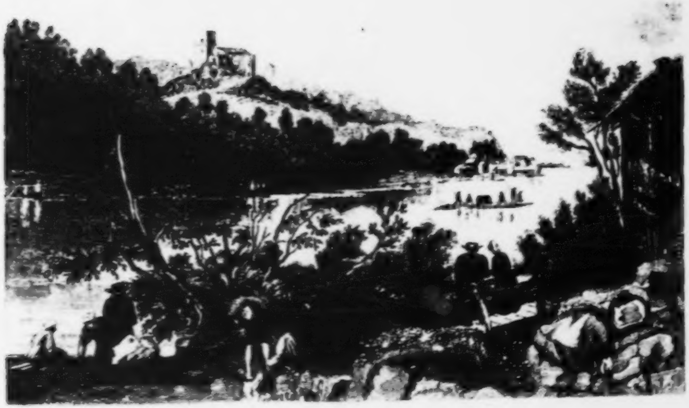


blut. Zweimal nahm Matthias Corvinus im 15. Jahrhundert die Stadt belagernd und ſtürmend ein, und auf dem Tullnerfeld vereinigte der Polenkönig Sobieski die Schaaren ſeiner Verbündeten im Jahr 1683, zur Entſetzung des von den Türken hart belagerten und bedrängten Wien. Lange, bevor die große Kaiſerſtadt ſelbſt erbaut worden, ſtand ſchon das jetzt kleine, unſcheinbare Tulln fertig in der Geſchichte, und war — darauf deutet ſchon die Auszeichnung hin, welche das Nibelungenlied der Stadt beilegt, — Oeſterreichs Hauptſtadt. Als Römerſitz, als Avaren-Grenzfeſte, als Aufenthaltsort Karls des Großen, als Schirmburg und Reſidenz ſpäterer Markgrafen, dann nach verheerenden Einfällen der Ungarn als Kolonie bayeriſcher Inſaſſen, dann als Eigenthum der Kaiſer des Sachſenſtammes geht es glanzvoll durch zwölf Jahrhunderte. In dieſer Zeit wurde durch Kaiſer Heinrich II. die alte Kapelle erbaut, die Manche irrig für einen römiſchen Tempel halten, und in die Ehre der heiligen Dreifaltigkeit geweiht. Ein koſtbarer Ueberreſt altſächſiſchen Bauſtyls, einfach und edel, doch gedrückt und dem Verfall nahe, auch nicht mehr dem kirchlichen Gebrauch dienend, ſondern ein Magazin. Im einfachſten Rundbogenſtyle aufgeführt, bildet dieſes Bauwerk einen eigenthümlichen Kontraſt zu der ſchönen gothiſchen Pfarrkirche ganz in der Nähe. Herzog Jaſomirgott hatte hier eine Burg, die er dem Wiener Schottenkloſter übereignete. Er beſtätigte 1156 die alten Stadtrechte von Tulln, was auch Ottokar 1270 that. Rudolph von Habsburg ſtiftete zum ewigen Gedächtniß ſeiner Ueberwindung Ottokars hier das Nonnenkloſter zum heiligen Kreuz. Unter Matthias Corvinus litt Tulln viele Drangſale, und auch die letzten Franzoſenkriege ließen die Stadt nicht ohne Heimſuchung.

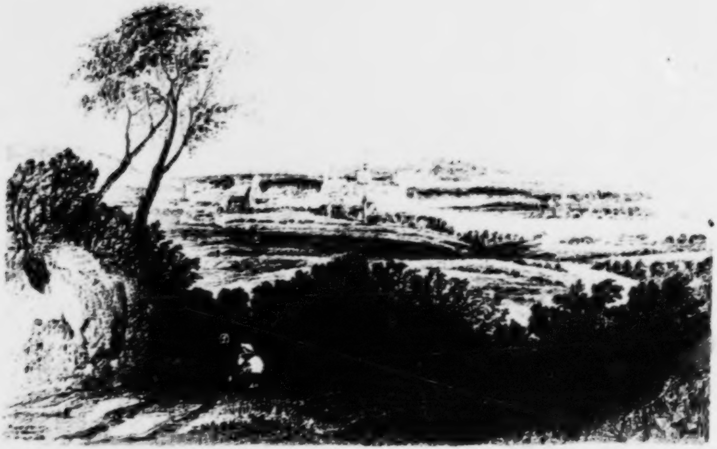
Tulln gegenüber, an einem weit ausgebogenen Arm des Stromes liegt Trübenſee, deſſen Name vielleicht nicht ohne hiſtoriſche Bedeutung iſt, denn einem großen See mag wohl in früher Zeit die ganze Gegend geglichen haben, wie ſie ihm noch gleicht, wenn hoher Waſſerſtand die flachen Auen und Inſeln überfluthet. In dieſem Ort hatte der berüchtigte und gefürchtete Frohnauer ebenfalls ein Verſteck und Raubaſyl.

Wenn wir nun, die Stromfahrt fortſetzend, uns von den Donauwellen heiter wiegen und weiter tragen laſſen, weilt der Blick mit Antheil auf den maleriſchen Höhen des umfangreichen Gebirges, des Wiener Waldes, dem wir uns von Minute zu Minute nähern, der uns mit blaugrünen Schwingen gleichſam entgegenfliegt. Wir laſſen die Inſelauen alle zur Linken, fahren dicht am rechten Ufer hin, den Orten Langenlebern und Muckendorf vorüber, und etwas abſeit erblicken wir Zeiſelmauer, das römiſche Cetion, den Frommen denkwürdig als Geburtsort St. Florians. Zur Linken weit drüben über dem von Kanälen vielfach durchſchnittenen Ried liegt der wohlhabende Markt Stockerau, durch den die Poſtſtraße hinzieht, der Todesort des heiligen Colomann.

Indeſſen hat der Bergzug des Wienerwaldes das Thal erreicht, ein Aſt tritt in den Strom ſelbſt herab, und auf der Spitze dieſer Abſenkung erſcheint die Ruine der Burg Greifenſtein, allbekannt durch eine der weitverbreiteſten Sagen. Auch da ſoll König Richard Löwenherz gefangen gehalten worden ſeyn; ja man zeigte früher hier ſogar den Käfig jenes Königs-Adlers. Schauerſagen in Menge knüpfen ſich an dieſe berühmten Trümmer. Ein ganzer Schwarm böſer Geiſter ſoll hier umwandeln, und eine weiße Frau nächtlich umgehen. Schon unter Leopold dem Heiligen wird Greifenſtein genannt und zwar als Eigenthum des Biſthums Paſſau. Der Paſſauer Biſchof Rüdiger mußte ſie bereits erneuend herſtellen, auch die Schweden kamen verheerend auf dieſe Feſte. Fürſt Lichtenſtein, deſſen Hauſe die Burg ſeit 1805 gehört, erwarb ſich durch zweckmäßige Reſtauration ein Verdienſt um den alten Bau. Die Ruinen von Greifenſtein boten früher dem Beſucher die Anſicht ſtarker Thore, einiger eiſernen Kanonen, eines verſchütteten Kellers, den die Tradition bis hinab zur Donau reichen ließ, eines Gefängnißkaſtens aus Eichenbohlen, Kotter genannt, der eine abſcheuliche Keuche war. Darin ſaß angeblich König Richard, nach andrer Sage ein Burgkaplan, der eine Schlange zähmte, aber endlich, als er Gefahr von ihr fürchtete, ſie todt ſchlug. An der Treppe ward jener Stein mit der Höhlung gezeigt, welcher der Burg, nach der Sage, ihre Benennung verſchaffte. Dann fand ſich auf dem Thurme eine Rüſt- und Rumpelkammer voll verlegener und ſchadhafter Armaturſtücke und auf der Plattform das, was ſich noch heute auf der neuen Gallerie um ihn darbietet, die entzückendſte Ausſicht auf Waldgebirg, Strom und Inſeln, auf die Tullner Ebene und die ſtaieriſchen Alpen, über alle Schilderung ſchön.



[illegible]



[illegible]

Kloſter Neuburg.

Die Donau, die ſich um den Berg, auf dem Greifenſteins Ruinen ruhen, in mächtigen Bogen wälzt, eilt nun freudig der Kaiſerſtadt zu. Uns heiter auf ihrer Wogenfülle Schiffenden tritt auf dem linken Ufer der faſt iſolirte, aus der Ebene aufragende, Biſamberg im reichen Rebenſchmuck entgegen, vor welchem Kornneuburg ſtattlich hingebaut erblickt wird. Jenes Berges Name leitet die Tradition daher ab, daß „bis am Berg“ einſt der Donauſtrom gefloſſen, und Kornneuburg mit Kloſterneuburg enger zuſammen gehangen habe. Aber ſpäter wühlte die Donau ſich das jetzige Bette, und trennte die Nachbarorte weit von einander.

Unſer Auge wird mit Macht zum Anblick des herrlichen Kloſterſchloſſes hingezogen, das über der alten Stadt hochthronend prangt. Eine gigantiſche Kaiſerkrone und ein Erzherzogshut blitzen golden von den mächtigen Kuppeln; ſie ſcheinen einen Herrſcherſitz zu verkündigen, kündigen aber nur ein geheiligtes Grab, das des Landespatrons von Oeſterreich, Markgrafs Leopold, des Gründers dieſer herrlichen Abtei. Wir können nicht umhin, uns auch dieſes Stift näher zu beſchauen, mag das Dampfſchiff raſchen Eilfluges der Kaiſerſtadt nahen und ſeinen Hafen finden; auch wir finden ihn noch.

Ehe das berühmte Benedictinerſtift ſich erhob, war, ſchon zu Karl des Großen Zeiten, Neuenburg (Nivinburc) ein feſter Ort und Sitz der Landteiding gleich Tulln und Mautern. Die Gründung des Kloſters erzählt eine ſchöne Sage folgendermaßen: Leopold, ſpäter der Heilige genannt, ſtand mit ſeiner frommen Gemahlin Agnes, Tochter Kaiſer Heinrich IV., acht Tage nach ihrer Vermählungsfeier im Jahre 1124 auf dem Söller des Schloſſes, welches er neu auf dem Gipfel des nach ihm genannten Berges in der Nähe Wiens hatte erbauen laſſen, und wohin er ſeine Reſidenz von Mölk verlegt hatte. Die beiden Jüngſtvermählten beſprachen ſich traulich mit einander, als ein plötzlicher heftiger Windſtoß den Schleier der jungen Markgrafin vom Haupte riß, und durch die Lüfte führte. Agnes hielt den kunſtvollen Putz ſehr werth, und betrübte ſich über ſeinen Verluſt. Leopold ſelbſt und die zahlreichen Diener machten ſich ſogleich auf, den Schleier zu ſuchen; doch er wurde nicht gefunden. Es vergingen acht Jahre, und der Schleier war längſt vergeſſen, als der Markgraf einmal jagte, und mitten im Waldes-Dickicht die Hunde anſchlugen. Als dieſes durchdrungen war, fand ſich ein kleiner, freier Platz, auf dem ein Hollunderſtrauch ſtand und auf dieſem hing der köſtliche Schleier der Fürſtin unverſehrt. Der ſchwärmeriſch-fromme Leopold ſah in dieſem Zeichen einen Wink des Himmels; er erinnerte ſich jenes Gelübdes, ein Kloſter zu gründen, und führte dieſen Vorſatz auf der nämlichen Stelle aus, wo er den Schleier gefunden. So entſtand Kloſter Neuburg, deſſen Name bedeutungsvoll durch Oeſterreichs Geſchichte klingt.

Großartiger noch in mancher Beziehung als ſelbſt der Prachtbau des Stiftes Mölk, wirkt der von Kloſter Neuburg in der Nähe und Ferne; er begann 1730, erreichte jedoch erſt unter dem jetzigen Prälaten Ruttenſtock ſeine Vollendung. Die Stiftskirche, iſolirt ſtehend, trägt noch den edlen Charakter des mittelalterlichen Bauſtyls; ſie iſt groß, doch im Verhältniß zu ihrer Breite, zu lang. Die Altäre ſind von Salzburger Marmor, zum Theil mit Verzierungen aus Verde und Rosso antico. In der an Schätzen und Reliquien reichen Kapelle des heil. Leopold iſt eine koſtbare Monſtranz zu ſehen mit Bildwerken und getriebener Arbeit, welche die Sage von der Gründung vergegenwärtigen. Sie iſt von vergoldetem Silber, reich mit Edelſteinen beſetzt und hat die Form eines Hollunderſtrauchs, über den ein Schleier geworfen iſt. Die Hollunderblüthen werden von Perlen gebildet. Am Fuße kniet Leopold, bei dem ſich ſeine Jagdhunde befinden. Auch von dem Schleier Agneſens ſind noch Reſte aufbewahrt, und zwar in der Mitte des Fußgeſtelles vor dem Reiſealtar des Heiligen. Eine der größten Kunſtkoſtbarkeiten dieſer Kapelle iſt der ſogenannte Altar von Verdün, ein hochwerthes Alterthum mit bildlichen Darſtellungen bibliſcher Scenen in köſtlicher Moſaik und mit leoniniſchen Verſen. Bewahrt iſt auch hier die Krone des Erzherzogthums Oeſterreich, die bei Huldigungsfeſten jedesmal feierlich nach Wien abgeholt wird. Auch ein Becher aus Donauwaſchgold wird gezeigt, und unter den vielen Reliquien die Gruft mit den Aſchenkrügen des Gründers und ſeiner Gemahlin.

Vor der Kirche ragt eine ſchöne Säule, genannt das ewige Licht; ein Ritter und Bürger zu Kloſter Neuburg ließ ſie 1380 aufrichten, zur Zeit, als zwei Päpſte (Urban VI. und Clemens VII.) regierten, wie die Inſchrift ausſagt.

Treten wir in die reiche Stiftsbibliothek, ſo leuchtet zunächſt in dem großen und hellen Saale die Farbenpracht köſtlicher Glasmalereien der Fenſter entgegen, welche früher den Kreuzgang ſchmückten. Vierhundert Handſchriften und mehr denn fünfundzwanzigtauſend Bände bilden den Literaturſchatz dieſes einen Stifts. Man zeigt uns mit jener edlen Bereitwilligkeit, die in Oeſterreich beſonders rühmlich anzuerkennen iſt, die hauptſächlichſten Seltenheiten, die Tabulae claustroneoburgenses, die Fuſt'ſche Bibel von 1462, arabiſche, hebräiſche, und lateiniſche Codices.

Emporgeführt zu den ſchön gewölbten Kuppeln, nehmen wir mit Staunen wahr, daß die Kronen, die ſo mächtig in die Ferne wirken, offne Pavillons bedecken, in denen mindeſtens für acht Perſonen Raum iſt, und von denen aus eine Ausſichtpracht eröffnet iſt, die nicht ſchöner gedacht werden kann. Von der Höhe ſteigen wir zur Tiefe nieder und ſchauen die immenſen Keller des „rinnenden Zapfen," wie Kloſter Neuburg in Folge ſeiner großen eignen Beſitzungen an Weinbergen und den zahlreichen Wein-Zehnten hieß, die es aus ganz Oeſterreich empfing. Ein Labyrinth von mächtigen Wölbungen thut ſich auf, wahre Katakomben, in denen aber, ſtatt der Särge, weinvolle Fäſſer ſich reihen. Dreifach über einander ſind die Gewölbe gethürmt, und ein Rieſenfaß, das 999 Eimer faßt, auf dem als Spund der tauſendſte Eimer ſteht, hat in dieſer Gegend nicht mindere Berühmtheit, wie weiland das Heidelberger am Neckar und im Schwabenlande und wird, wie dieſes, mittelſt einer Treppe beſtiegen.

Die Stadt Kloſterneuburg hat zu verſchiedener Zeit viel Kreuz getragen. Wacker vertheidigten die Bürger ihren Mauergurt und die Mönche das Stift im Türkenkriege 1683. Sakriſtan Ortner machte den General, und ſo gut, wie einer; denn 13,000 Türken, die da ſtürmten, wurden von 1300 Neuburgern mit blutigen Köpfen zurückgeſchlagen. Da ließen die Türken ihre Wuth am gegenüber, am jenſeitigen Ufer gelegenen Lang-Engersdorf, durch das die Hauptſtraße zieht, aus, und verheerten es ganz und ließen einen bloßen Aſchenhaufen zurück.

Wien.

Wien iſt nicht blos ein Eden der Schlemmer; auch ſeine Lage hat was paradieſiſches. Immer reizender und immer großartiger entfaltet ſich die Gegend, je näher wir der Kaiſerſtadt rücken. Der Kahlen- und Leopoldsberg treten hervor, letzterer mit ſeiner Mauerkrone gar maleriſch und ſchön. Auf ſeinem Gipfel erbaute ſchon Leopold der Heilige ein Schloß, das nämliche vorhin erwähnte, von deſſen Söller der Schleier mit dem Winde flog bis zum Walde, wo jetzt Kloſterneuburg ſteht. Mächtig bewegend umrauſchten die ſtürmiſchen Flügelſchläge der Zeit dieſe ſtolzen Höhen. Sturz und Wiederaufbau reihten ſich wechſelnd an einander, bald war das Babenbergerſchloß Schutz-, bald Trutzburg. Schlöſſer und Klöſter entſtanden hier, und ſanken hier, wie die Zeit ihr Entſtehen und Vergehen gebot. Welche Heere wogten, welches Schlachtgetümmel toſte unten in dem weiten, reichen, geſegneten Gefild, darin wie eine ſteinerne Inſel die Häuſermaſſen der Kaiſerſtadt auftauchen! Das Kahlenberger Dörfel erinnert uns an den „Pfaffen von Kahlenberg," den das alte Volksbuch uns längſt kennen lehrte. Hier ſaß er und trieb Rank und Schwank als luſtiger und zu Zeiten auch ernſter Rath Herzogs Otto des Fröhlichen. Wir denken dem Leopoldsberg gern noch einen beſondern Beſuch, von Wien aus, zu. Bald ſind wir nun in Nußdorf, das mit gar ſtattlichen Gebäuden ſchon wie eine belebte Vorſtadt Wiens entgegentritt und anmuthig am Fuß der Rebengärten des Bergabhanges liegt. Ein Ort voller Villen nah am Strome, der ſich hier über eine Viertelſtunde breit ausdehnt, und dann in drei Arme ſich theilend die bewaldeten Inſeln und Auen inſonderheit die Brigitten-Aue umarmt, welche die Straße von Tabor durchſchneidet. Dieſes Nußdorf erinnert faſt an la Vilette bei Paris, beſonders dadurch, daß es eine Viſitationsbarriere bildet. Im Uebrigen aber iſt ein himmelweiter Unterſchied, es iſt hier alles freundlicher; die Gegend iſt reizend, die Menſchen ſind lebensfroh, es ſchäumen die Becher, das edle Nußberger Gewächs mundet trefflich, und wir grüßen fröhlich Wien im Wein.

Wir paſſiren noch Heiligenſtadt und die Dörfer Ober- und Unter-Döbling, wo des berühmten Freiherrn von Hammer-Purgſtall Sommervilla ſteht, und erreichen nun die Nußdorfer Linie, nachdem wir mit einem eigen-

thümlichen Gefühl das mächtige Totalbild in uns aufgenommen, welches Wien mit der großen Zahl ſeiner Paläſte und Thürme, die alle von der ſchlanken Pyramide St. Stephans überragt werden, hervorruft. Wir erſchrecken faſt, wenn uns verſichert wird, daß Wien drei- bis vierunddreißig Vorſtädte habe, doch es iſt nun einmal ſo und nicht anders. Die an ſich nicht große Stadt, welche abgeſondert von ihren ringsumher ſo bedeutend ausgebreiteten und immer mehr ſich ausbreitenden Vorſtädten umgeben iſt, iſt nur durch dieſe eine Großſtadt. Ein nicht hoher gemauerter Linienwall mit zwölf Thoren ſchließt aber auch dieſe Vorſtädte ab, und grenzt ſo mit der Stadt eine Grundfläche von 8,600,000 Quadrat-Klafter Landes ein. Das ſchöne, 600 Schritte breite, von Alleen durchſchnittene wieſengrüne Glacis, das ſich zwiſchen der Altſtadt und den Vorſtädten hinzieht, dieſer faſt ländliche, lebendige Schmuck inmitten der coloſſalen Hauptſtadt iſt eine Eigenthümlichkeit Wiens, die um ſo mehr erfreut, je weniger man ſie erwartet.

Die Altſtadt ſtellt ſich, obwohl es auch in den Vorſtädten keineswegs an prangenden Paläſten und großen Gebäuden fehlt, ganz in dem feſten Charakter älterer deutſcher Städte dar. Hohe, maſſive Häuſer ſtehen in krummen, engen, aber äußerſt reinlichen Straßen zuſammen und die öffentlichen Plätze ſind klein. Die Geſtalt dieſes alten Stadtkerns iſt faſt rund. Zwölf Thore führen in ihr Inneres, von denen das Burgthor durch ſeine Architekturpracht imponirt.

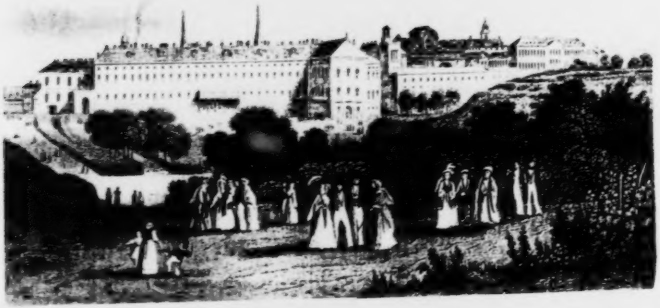
Bevor wir jedoch zur nähern Betrachtung der zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Kaiſerſtadt im Innern und Aeußern ſchreiten, fragen wir, wie gewohnt, gern nach den Anfängen, die eine Stadt genommen, mit der an Größe, Bevölkerung und wirklicher, wenn auch weniger anſpruchvoll als anderwärts auftretender Pracht ſich keine im weiten Vaterlande meſſen kann.

Die Gründung Wiens datirt ſich in ſo graues Alterthum zurück, daß ſie ganz der Mythe anheimfällt, mindeſtens haben einige Hiſtoriker ſich beſtrebt, ihr ein Alter zuzueignen, das über das der Gründung Roms hinausreicht. In der Römerzeit unter den Kaiſern Auguſt bis Vespaſian war Wien Legionenſtation und hieß Fabiana. Den Namen Vindobona ſoll ſie von den Wenden erhalten haben; aus Fabiana ſoll der Name Viana, Vienna entſtanden ſeyn. Unter Heinrich dem Städtegründer beginnt feſterer Grund und Boden für die hiſtoriſche Forſchung über Wien; er errichtete das Markgrafenthum Oeſterreich, und gab es in Leopold des Heiligen Hand, der nun in Wiens Nähe ſeine Hofburg aufſchlug, und mit tapferer Hand ſein Reich ſchirmte. Unter ſolche Schirmhut ſtellte ſich aus der Nähe und Ferne gern das Volk und es mehrten ſich zahlreiche Anſiedlungen, um die ſich bald der ſchützende Mauerring zog. Was die ſpätere Zeit außerhalb der Ringmauern an Gebäuden entſtehen ließ, fand alles wieder in den Türkenkriegen traurigen Untergang. Erſt nach und nach mehrte ſich aufs neue der Anbau von Häuſern um die Stadt, bis er ſo weit um ſich griff, daß Dörfer und Höfe, die verringelt im Stadtgebiet lagen, allmählich mit in den wachſenden Rayon der Außenſtädte gezogen wurden.

Die großen, wichtigen und erfolgreichen Ereigniſſe, welche Wien im Laufe der Jahrhunderte geſehen, ſind zu zahlreich, als daß wir ihrer, auch nur flüchtig, hier gedenken könnten. Vollauf und ausſchließlich nimmt die Gegenwart in Anſpruch.

Die Kaiſerſtadt umſchließt eine Bevölkerung von 350,000 Seelen, von denen auf die Altſtadt gegen 55,000 kommen. Ungleich erhöht aber wird dieſe Zahl durch die Menge der Fremden. Die vielen Nationen ſo ganz verſchiedenen Gepräges, welche dem öſterreichiſchen Scepter unterworfen ſind, ſind ſtets durch zahlreiche Individuen in der Hauptſtadt vertreten, und man gewahrt mit Freude die Tyroler, Steyrer, Ungarn, Illyrier, Kroaten, Wallachen, Slavonier und Böhmen in zum Theil ſehr kleidſamen Nationaltrachten, denen ſich die Orientalen, welche der Handel nach Wien zieht, zugeſellen, außerdem mangelt es nicht an Ruſſen, Engländern, Franzoſen und Deutſchen, die alljährlich in großer Anzahl Wien beſuchen, um ſeiner Comforts theilhaft zu werden. Das ſociale Leben geſtaltet ſich in Wien ſehr angenehm; die Wiener ſind gaſtfreundlich, höflich, zuvorkommend, gutmüthig; Tugenden, die oft an Undankbare verſchwendet wurden, die, wenn ſie lange genug ſich in den ſchönen Kreiſen Wiens heiter bewegt, hinterdrein in öffentlichen Schmähungen laut wurden, und ihre undankbare Geſinnung offenbarten. Erfahrungen, welche neben Wien auch andere Städte bisweilen machen. Vorwaltend erſcheint in der Kaiſerſtadt das ſinnlich-heitre Lebenselement, gemiſcht mit Gutmüthigkeit und unverwüſtlichem Humor, der die kernhafte Geſundheit des Volks kund giebt. Das charakteriſtiſche Süddeutſchland erreicht hier die höchſte Staffel, die reifſte Ausbildung, die ſchönſte Blüthe.

Das Gefühl, das jeden Fremden beim erſten Eintritt in eine große Stadt ergreift, das der Ueberwältigung, das jeder ſobald als möglich abzuwehren ſucht, und um ſo eher abwehren wird, je mehr er die Welt und von ihr ſah, ergreift auch uns. Wohin zuerſt ſich wenden? Wie es einrichten, um Alles zu ſehen, nichts Wichtiges zu vergeſſen, und doch die vergönnte Zeit klüglich zu benutzen? Wir fühlen, daß ein lohnlakaienmäßiges Aufzählen der Straßen und Gaſſen, der Plätze und Denkmäler, der Thore und Thürme, Kirchen und Kapellen, Muſeen und Gallerieen, Theater und Luſtörter unſerm Zwecke nicht dienen kann. Jeder Beſucher Wiens mag ſich mit einem der zahlreichen Fremdenführer verſehen. Wir halten uns an einige beſonders hervorzuhebende und der Betrachtung hochwerthe Einzelnheiten, da unſre Aufgabe nicht iſt, ein Buch über die Kaiſerſtadt zu ſchreiben, die wir nur im eilenden Flug unſrer Donaufahrt berühren.



Die Kaiſerburg.

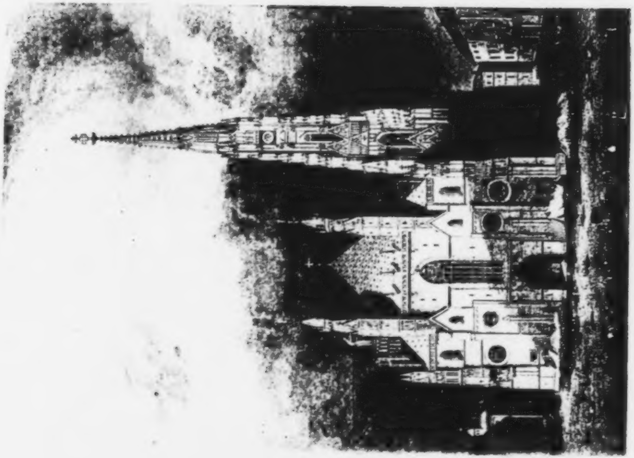
Was könnte neben St. Stephans Münſter und Thurmrieſen mächtiger anziehen und dauernder feſſeln, als die kaiſerlich-königliche Hofburg, dieſes berühmte Reſidenzſchloß, ausgezeichnet durch ſein ehrwürdiges Alter, durch die Geſchicke ſeiner höchſten und hohen Bewohner, durch die Mannichfaltigkeit der Gebäude und deren theilweiſe ausgezeichnete Architekturſchönheit!

Mögen wir der Hofburg nun vom äußern Burgthor über dem Paradeplatz, dem größten aller Plätze Wiens, uns nahen, oder von anderer Seite her den Burgplatz betreten, den die mächtigen Gebäude des Palaſtes umgeben, immer ſtehen wir vor einem großartigen und imponirenden Ganzen, das in eine Menge bedeutender Einzeltheile zerfällt. Vier mächtige Hauptfronten umgeben den Burgplatz; ſie werden gebildet aus dem Schweizerhof gegen Oſten, dem ſüdwärts gerichteten Leopoldiniſchen Tract, dem Amalienhof, der prachtvollen Reichskanzlei, der Reitſchule, den Redoutenſälen und dem Bibliothekgebäude. Der Schweizerhof, ſo geheißen von der ehemaligen Schweizergarde, iſt die alte Kaiſerburg, ſchon von Leopold dem Babenberger begründet, und allmählig in immer verſchönerter Geſtaltung das geworden, was ſie jetzt iſt. In ihr befinden ſich die kaiſerlichen Wohnzimmer, die Kaiſer Franz II. inne hatte, dann die Burgkapelle, die Schatzkammer, der aſtronomiſche Thurm und mehrere Sammlungen. Im Leopoldiniſchen Tract, dem herrlichen Mittelgebäude, das die Burgwache enthält, ſind die Appartements Sr. kaiſerlichen Majeſtät und mehrer ihrer hohen Angehörigen. Auch die Kaiſerin Thereſia, Kaiſer Franz I. und Kaiſer Joſeph wohnten hier. In einem gegen die Baſtei ausſpringenden Flügel dieſes Theils der Burg befindet ſich der herrliche umfangreiche Ritterſaal für ſolenne Hoffeſte. Im Amalienhof, dem nach Weſten gelegenen Seitenflügel, wohnte lange Kaiſer Joſeph I. Wittwe, Amalie Wilhelmine; ſowie Kaiſer Leopold II. Der Thurm dieſes Baues enthält eine ſehr künſtliche Uhr, welche die Mondesveränderungen anſchaulich macht. Gen Norden ſchließt nun die Reichskanzlei, das Meiſterwerk des berühmten Architekten Fiſcher von Erlach, das Viereck; ſie wird zum Theil von Mitgliedern der kaiſerlichen Familie bewohnt, und dient anderntheils zu Bureaus der Hofämter. Dieſes Gebäude hat zwei große Eingänge, verziert mit vier coloſſalen Gruppen Matthiellis, vier Arbeiten des Herkules darſtellend.

Die Reitſchule und das Hofburgtheater ſtoßen an die alte Burg, und richten ihre Fronten gegen den Michaelsplatz. Außen und innen mit hohem Kunſtgeſchmack geziert, iſt ſowohl das Innere der Reitſchule, deren weite Räume auch zu Bällen, Muſikfeſten, Kunſt- und Gewerbsausſtellungen verwendet werden, als auch jenes der beiden Redoutenſäle, die neben ihrer Hauptbeſtimmung auch zu Conzerten, muſikaliſchen Akademien u. dgl. dienen. Das Bibliothekgebäude, deſſen Hauptfronte gegen den Joſephsplatz gerichtet iſt, hat denſelben Baumeiſter, wie die Reichskanzlei, die Reitſchule und die Redoutenſäle, und iſt im Innern mit wahrhaft kaiſerlicher Pracht geſchmückt; Säulen, Deckengemälde, Statuen, Verzierungen von Marmor, Gold und Malereien zieren den Hauptſaal verſchwenderiſch. Die Bücherſchreiber ſind mit Medaillons geſchmückt, von Nußbaumholz zierlich gearbeitet und mit reicher Vergoldung ausgeſtattet.

Ein zur Linken an die Bibliothek ſtoßender Flügel enthält die Naturalienſammlung, eine der größten und an Seltenheiten und Prachtexemplaren reichſten der Welt, entſtanden aus vielen Cabinetten, die ehedem die kaiſ. Schlöſſer zerſtreut bewahrten. Ein Privatgarten des Kaiſers, mit Gewächshäuſern voll tropiſcher Pflanzenpracht und eine lebendige zoologiſche Sammlung. Der große Ballſaal befindet ſich ebenfalls in dieſer Abtheilung. Die Reſidenz, deren ungeheurer Umfang in Deutſchland nur dann von dem fürſtl. Gebäude übertroffen werden wird, wenn des Königs von Bayern Plan zum Ausbau ſeiner Reſidenz in München zur Vollendung gelangt iſt.

Wenden wir uns dem Hofgarten und Volksgarten zu, die ebenfalls am neuen Burg- und Paradeplatz liegen! Ueberall tritt in ſchönen Gebilden lebendiggewordener Kunſtſinn, gepaart mit den Reizen der Natur, vor unſer Auge. Dort prangt der Theſeustempel, der Canova's Meiſterwerk umſchließt: Theſeus den Minotaurus fällend, und manche werthvolle Antiken aus Wiens römiſcher Aera aufbewahrt. Im Hofgarten ziehen die reichausgeſtatteten Treibhäuſer durch die äußere Schönheit ihres Bauſtyls nicht minder an, als durch die Flora ferner Länder und heißer Zonen. Kaiſer Franz I. Reiterſtatue erhebt ſich imponirend auf ihrem Piedeſtal. Wien iſt ſehr reich an öffentlichen Denkmälern. Faſt jeder der zahlreichen Plätze der Stadt hat ſein Standbild, ſind auch nicht alle von gleichem Werth. Kaiſer Joſeph II. Reiterſtatue auf dem Joſephsplatze iſt nicht nur durch ihren Kunſtwerth anziehend, ſondern auch durch die Erinnerungen, die ſich an dieſen hellſehenden, toleranten Herrſcher knüpfen. Den **Platz am Hof**, wo einſt Herzog Heinrich Jaſomirgotts Reſidenz ſtand, ſchmücken die metallene, 24 Fuß hohe Marienſäule und zwei ſtatuengezierte Brunnen. Der **hohe Markt** weiſt ein Marmordenkmal auf, die Vermählung Maria's mit Joſeph im Tempel; Bildſäulen und Tempel ſind von berühmten Meiſtern. Den **Graben** ſchmückt die marmorne, 66 Fuß hohe Dreifaltigkeitsſäule, von Kaiſer Leopold I. zum Gedächtniß einer verderbli-



chen Peſt errichtet. Den neuen Markt zieren Raphael Damers metallene Bild-Gruppen und Allegorien. Auch der Franziskanerplatz hat einen ſchönen Brunnen. Moſes ſchlägt mit einem Stabe Waſſer aus dem Felſen. Der weltbekannte Stock im Eiſen iſt ein Denkmal andrer, und zwar der eigenthümlichſten Art. Er zeigt, wie im Leben des Volkes ſelbſt die Tradition dauernden Zauber übt, und von Generation auf Generation ſich unvergänglich und unverwüſtlich fortpflanzt. Von ihm aus iſt nicht weit zum Stephansplatz, der Wiens herrlichſtes Denkmal trägt.

St. Stephan.

Des Münſters Rieſenbau ragt in frühe Zeiten, und um ſeine gothiſchen Steinblumen hingen Poeſie und Sage ihre ſchmückenden, unverwelklichen Kränze. Hier an dieſer Stelle erhob ſich zuerſt, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, eine dem Protomartyr St. Stephan geweihte Kirche, deren Erbauer Herzog Heinrich II. Jaſomirgott war. Ein Brand brach dieſes Gotteshaus, und nachdem es wieder aufgebaut war, legte das Jahr 1275 es zum zweiten Mal in Aſche. Damals lag die Kirche noch nicht einmal im Mauerring der alten Stadt. Ottokar, der Böhmenkönig, erneute das Gotteshaus, erweiterte und verſchönerte; unter Herzog Rudolph VI. begann der Bau des großen Thurmes, der von Herzog Albrecht II. vollendet wurde.

Nur mythiſch klingen, von den erſten Architecten dieſes Wunderdomes, die Sagen in die Gegenwart. Sie nennen den Meiſter Octavian Falkner, als den erſten, der in den alten grauen Zeiten den Bau begonnen. Dann als Vollender des Thurmes wird Meiſter Pilgram genannt, der das kunſtvoll vollendete, was ſeine Vorgänger ihm zu vollenden übrig gelaſſen. Noch zeigt Jedem, der es zu ſchauen wünſcht, der Sakriſtan das alte, meiſterhaft gearbeitete, ſchwarz-graue Bruſtbild, aus einem Steinfenſter am Fuße des kunſtvollen ehemaligen Orgelchores hervorragend, das Zirkel und Winkelmaaß in den Händen hält. Das iſt Meiſter Pilgrams Bild. Und ſo fehlt auch hier nicht die weitverbreitete, im Bezug auf den Thurm aber ganz beſonders von der Poeſie ausgebildete und fortlebende Sage, daß der Meiſter eine holde Tochter und einen geſchickten Geſellen, Hans Buchsbaum, gehabt, der die Tochter geliebt, und den Meiſter an Geſchicklichkeit und Kunſtfertigkeit noch übertroffen. Der Meiſter ſtellte die Bedingung für Erfüllung der Wünſche des Jünglings, daß dieſer einen zweiten Thurm, ähnlich dem der Vollendung ſchon nahem erſten aufführen ſolle. Dieſer begann ſofort das Werk, und der zweite Thurm erhob ſich kunſtreicher und geſchmackvoller, als der des Meiſters. Das weckte deſſen Groll und Neid. Er legte dem wackern Geſellen eine Falle; dieſer ſtürzte von den Gerüſten und fiel ſich zu Tode. Der armen Maid aber brach das Herz und den Meiſter erfaßte ſpäter die tiefſte Reue. Auf dem Thurmbau des Geſellen aber ruhte des Mägdleins Fluch; nie ward er zu Ende gebracht.

Es iſt eine beſondere Eigenthümlichkeit deutſcher Sage, daß ihre weithinhallende Stimme oft einen fernen Wiederhall in entlegenen Gegenden findet. Von manch' andern Dom- und Kirchenthürmen wird Aehnliches erzählt, ſo z. B. von denen zu Naumburg und Arnſtadt in Thüringen; am letztern Ort iſt die Sage ganz beſonders mit der Wiener gleichlautend, ſowie die Schleierſage vom Kloſter Neuburg ſich im Frankenlande wiederholt, und zwar vom Schloſſe Bodenlauben bei Kiſſingen, das der Minneſänger Otto von Bodenlauben, ein Graf von Henneberg mit ſeiner aus dem Orient heimgeführten Gemahlin Beatrix bewohnte, welche denn, nachdem ſich die Schleierentführung ganz ſo, wie dort, ereignet, vereint Gründer eines Kloſters wurden.

Die Geſchichtforſchung, welche es meiſt freiwillig vorzieht, die Sage zu ignoriren, oft aber auch nicht anders kann, ſagt uns vom Bau des Stephansmünſters, aus deſſen ſpäterer Zeit, daß Meiſter Wenzla von Kloſterneuburg den Bau des ſüdlichen (großen) Thurmes 1404 begonnen, und bis zu zwei Dritttheilen ſeine Höhe emporgeführt habe. Meiſter Peter von Brachowitz führte ihn weiter, Hans Buchsbaum aber vollendete ihn und krönte die Spitze 1433. Er war es auch, der zum zweiten Thurm den Grundſtein legte, und dabei den Mörtel mit Wein miſchte, der dieſem feſten Halt ob ſeiner Eſſigſchärfe gab; ein Gewächs, das der Volkswitz „Reifbeſſer" taufte, weil es ob ſeiner Schärfe die Fäſſer und Reife durchfreſſen ſollte. Buchsbaum ſtarb eines natürlichen Todes, und andere Meiſter führten nach ihm den Aufbau des zweiten Thurmes weiter, der von 1516 an, bis auf einen ſpätern, dem Ganzen nicht entſprechenden Aufſatz über der Plattform, eingeſtellt blieb.

So allmählig im langſamen Weiterſchritt der Jahrhunderte wachſend und werdend, ſehen wir das Rieſengebäu, Wiens Stolz und Zier, doch leider den mächtigen Thurm altermorſch, wankend, zu großer Befürchtung Anlaß gebend, und darum jetzt in ein Balken-Kleid, das wir uns gern hinwegdenken, und das auch wieder ſchwinden wird, wenn die Gefahr durch umſichtige Unterſuchung und Ausbeſſerung die gewünſchte Abhülfe gefunden. Den Dom ſelbſt erblicken wir in der ſymboliſchen Geſtalt des Kreuzes, deſſen Balken die beiden Thürme bilden. Die ſchmale Seite, die dem Weſten zugekehrt iſt, zeigt uns zur Rechten den impoſanten und majeſtätiſchen, vollendeten Thurm, und die Wand mit den Heidenthürmen, welche in gleicher Form und Höhe zu beiden Seiten des hohen, mit bunt glaſirten Ziegeln gedeckten Daches aufſtreben, doch dieſes nur um wenige Klafter überragen. Dieſe Thürme künden älteren, einfacheren Bauſtyl, widerſtanden mehr als einmal ſchädlichen Brunſten, und ſcheinen der breiten Wand zu entwachſen, die nebſt Fenſtern und Roſetten auch das mächtig-hohe Fenſter und das Rieſenthor umfaßt, das, vielfach geziert mit phantaſtiſchen Steinbildnereien, deren auch die übrigen Seiten des herrlichen Domes nicht entbehren, und davon die Deutung mancher, theils der Sage, theils der Geſchichte anheimfällt. Eben ſo wenig mangeln auch hier wirkliche Denkmäler und Denktafeln, ſo wie Bilder aus der heiligen Geſchichte und Legende, denn gerne heftete die Frömmigkeit der Vorzeit ihr Augenmerk auf äußere Zeichen, und liebte, in den ſteinernen Hieroglyphenſchriften der tiefſinnenden Künſtler Schönes und Erhebendes zu leſen. Mancher Name alter Meiſter wird noch genannt, wie Konrad Blauen, der Bildhauer, die Namen einer ungleich größern Zahl aber gingen unter in dem Strome des Vergeſſens, während ihre Werke noch ganz oder in Torſen von alter Zeiten Anſchauungsweiſe überſinnlicher Dinge, von Kunſtbegeiſterung, Frommſinn, Unſchuld und ſelbſt Schalkheit Kunde geben. Letztere begegnet uns zumal beim Denkſtein des Neidhart Fuchs, genannt der Bauernfeind, ein luſtiger Rath, der mit dem Kahlenberger Pfaffen in Schwänken wetteiferte. Auch die Frei-Kanzel, von welcher Capiſtranus mit Flammenworten die Bevölkerung Wiens zum Heereszug gegen die Türken aufforderte, verdient ernſte Betrachtung. Auch von ihr erwies ſich groß die Macht des Wortes und einwirkſam auf viele Tauſende.

Wenn wir nun eintreten in das erhabene Innere, ſo erfüllen uns alle Schauer der Ehrfurcht, die nur ein in allen Theilen harmoniſcher gothiſcher Dom, geziert mit edeln Bildwerken der Sculptur und Malerei, zu wecken vermag. Schon die Vorhalle feſſelt unſre Blicke. Der Martyrſtein des heiligen Colomann, ausgehöhlt von den Küſſen der Gläubigen; die metallene Denktafel Rudolph des Gründers in wunderlicher Räthſelſchrift, doch glücklich gelöſ't, dann die Standbilder Rudolphs und ſeiner Gemahlin Katharina, auf Beſtien ſtehend, von ihren Wappnern begleitet. Die Bilderfülle und die ornamentale Pracht bereitet wurdig vor zum Eintritt in das Tempelheiligthum.

Hier tritt die Majeſtät der gothiſchen Baukunſt uns überwältigend nahe, und wir wiſſen nicht, wohin wir die Blicke zunächſt wenden ſollen. Der Hochaltar aus ſchwarzem polniſchen Marmor mit 11 weißen Marmorſtatuen geziert, iſt einfach, edel und würdig, ein Werk Johann Jacob Bocks, auf Geheiß und Koſten des Fürſtbiſchofs Philipp Friedrichs von Breuner im Jahr 1646 vollendet. Der hohe Chor zeigt 32 ſchöne Schnitzbilder aus Holz, Portraits Kaiſer Friedrich III. und Papſt Paul II., mit der Biſchofreihe bis zu Breuner. Von noch höherm Kunſtwerthe aber ſind die ältern Chorſtühle, deren Schnitzarbeit man wohl dem berühmten Ulmer Jörg Syrlin zuſchreiben darf, zumal das Monogramm **I. S.** auf ihn hindeutet. Zu zahlreich ſind die übrigen Altäre des umfangreichen Münſters, als daß eines jeden und ſeines Schmuckes hier einzeln aufführend gedacht werden könnte. Von hohem Kunſtwerthe zeigt ſich das Kaiſergrab Friedrichs III., von Maximilian I. vollendet, und ausgeführt durch den kunſtreichen Steinmetzen Niklas Lerch. Mit mannichfacher Zier von Wappen, Thieren und Grotesken iſt dieſes Kenotaph ausgeſtattet, und auf dem Deckel ruht lebensgroß im Kaiſerornat das Bild des Todten.

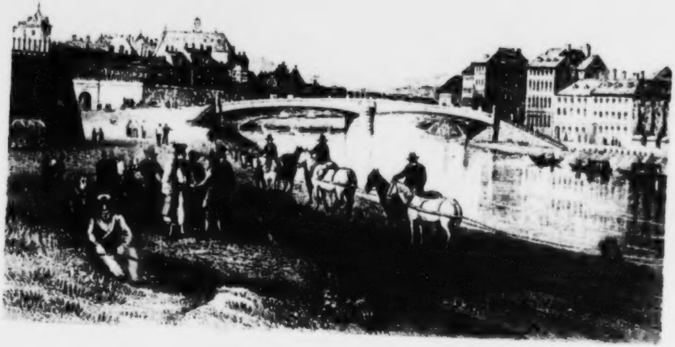
Ein andres, der Betrachtung werthes Kunſtwerk iſt die 27½ Fuß hohe Kanzel mit den Bildern der vier Kirchenväter von Meiſterhand in Stein ausgeführt, und außerdem mit vielen Heiligenſtatuetten, gothiſchem und Arabeskenſchmuck verſehen. Der Deckel iſt Holz, leicht und zierlich durchbrochen in der pyramidalen Form emporſtrebend. In dieſer Form erblicken wir an den mächtigen Pfeilerbündeln noch manches kunſtreiche Werk als Dachung über hochangebrachte Bildſäulen. Auch Rudolphs und Katharinens ſteinerne Tumba, an der Epiſtelſeite des Frauenaltars, iſt ſehenswerth. Die Gatten ruhen lebensgroß auf dem Deckel im kaiſerlichen Schmuck, Löwen zu den Füßen. Doch allzuſehr wirkt anſtrengende Betrachtung, wirkt der Duft des Weihrauchs, wirkt das übermächtige Dominnere auf die äußern Sinne befangend, zuletzt beängſtigend ein, und wir ſehnen uns nach friſcher freier Himmelsluft. Darum empor zur Plattform, zu dem Thurme, wo uns des Starhembergers Sitz gezeigt wird, von wo der edle tapfre Rüdiger Wiens Noth und endlich die Hülfe nahen ſah, wo die ſchmale Steingallerie rund um den Thurmgiganten zieht und uns den magiſchen Blick hinab über das ganze, große, reiche Wien vergönnt. Gern laſſen wir außer der großen Pummarin, die Glocken und Glöckchen unbeſehen, gern verzichten wir, bis zur höchſten Spitze auf Leitern die gefährliche Luftreiſe anzutreten, und erlaben uns am göttlich-heitern Anblick der Nähen und Fernen. Stadt und Vorſtädte, Strom und Auen, Prachtſchlöſſer und Luſtgärten, alles zu unſern Füßen, und rund umher die ſchönen, grünen, wald- und rebenreichen Höhen, mit Burgen und Klöſtern und die Gebirgsketten, die den Horizont umſäumen, ein Anblick, der jedes Mühſal lohnt, und manchen Schmerz, der in der Bruſt drückt, manchen Schatten, der in der Tiefe liegt, vergeſſen macht.

Ferdinandsbrücke.

Nicht hinab zieht es uns zu den ſchauerlichen Katakomben im Dom, nicht zu den Grüften bei den Kapuzinern. Wir gehören noch dem Leben an, und wenn wir auch mit Ruhe des Augenblickes gedenken, der Jedem ernſt erſcheint und den Meiſten zu früh kommt, ſo iſt doch Wien nicht der Ort, Todesgedanken zu erwecken; Wien, wo der Puls des Lebens ſo voll, ſo raſch und ſo freudig ſchlägt. Gern laſſen auch wir uns nach ſo heiter bis hierher vollbrachter Stromfahrt auf dieſem wogenden Lebensſtrome ſchaukeln, laſſen dahinten den Sinn für topographiſche und antiquariſche Anſchauung und ſtürzen uns leicht und ſorglos in der genießenden Menge Gewühl. Wir müſſen wieder aus der Altſtadt hinaus, nachdem wir von der Höhe des Stephansthurmes herabgeblickt auf des Glacis grünen Ring, in die heitern Vorſtädte, in die Gärten, in die ſchöne, idylliſche, freundliche Natur. Wir wandern durch das rothe Thor, das uns an den rothen Thurm mahnt, der ſammt ſeinem komiſchen Wahrzeichen, „der Speckſeite“ nicht mehr iſt, jenem ſchmalen Donauarm zu, der zwiſchen der Altſtadt und Leopoldſtadt hinfließt, während der Hauptſtrom eine halbe Stunde weiter drüben ſeine mächtigen Wellen vorüberrollt. Da ſtellt ſich die heitere Geſtalt der Ferdinandsbrücke, ein Meiſterwerk der Waſſerbaukunſt, vor unſer Auge, deren kühne, gar leichte Bogen-Structur ſich ſeit ihrer Vollendung, (1819), doch dauerhaft bewährt hat. Dieſes ſchöne Werk konnte keine paſſendere Stelle finden; denn gerade hier iſt die älteſte und belebteſte Verbindungsſtelle der Altſtadt mit der Leopoldſtadt. Daher ſehen wir auch zu allen Tageszeiten eine emſige und geſchäftige Menge ſich herüber und hinüber bewegen und freuen uns der rührigen Thätigkeit auf Kähnen und Fiſcherböten des Gewimmels auf den Kayen und vor den vielbeſuchten Kaffeehäuſern und Reſtaurationen, wie der Mannichfaltigkeit der Trachten und Sprachen.

Mit der Leopoldſtadt betreten wir eine der vielen Traum- und Zauberſphären der Vergnügungsluſt Wiens. Hier auf dieſer glückſeligen Inſel ſteht das einſt noch mehr als heute beliebte beſcheidene Theater, wo Komus ſeine Schwingen und Schellen ſchüttelte, wo unerſchöpflicher Humor ſeine Späße trieb und die drängende Menge entzückte. Hier iſt der umfangreiche Augarten mit ſeinen Ergötzlichkeiten, die weitgedehnte Brigittenaue mit ihrem berühmten Kirchweihfeſt, hier iſt endlich der Prater, Wiens irdiſches Elyſium mit ſeinen Affentheatern und ſonſtigen Schaubuden, ſeinen Kaffees und ſonſtigen Reſtaurationen, ſeinen Carouſſels und Kegelbahnen, ſeinem Circus gymnasticus und ſeinen brillanten Land-Waſſer- und Luftfeuerwerken. An den Prater ſtößt der Thiergarten mit geregelten Gängen, zahmen Hirſchen und Rehen, und die Jägerzeile bietet an ſchönen Sonntagen eine ununterbrochene Strömung ebbend und fluthend nach dieſen Gärten hin und zurück. Laſſen wir uns von einem Fiaker doch ja Allem und Jeglichem, was irgend ſehenswerth iſt, an ſchönen Stunden zuführen, denn nur dadurch, daß wir es mit den eignen Augen ſchauen, wird uns ein richtiges Totalbild von Wien und der Eigenthümlichkeit des dortigen Lebens. Wir verlaſſen die Vorſtädte Leopoldſtadt und Jägerzeile, und rollen über die ſchöne Franzensbrücke hinüber in die Vorſtadt: Unter den Weißgerbern, wo das Flüßchen Wien in die Donau fällt, und einſt eine förmliche moderne Arena ſich befand, die einem, den Deutſchen ſonſt nicht ſehr eignen Vergnügen gewidmet war, dem der Thierhetzen. Wir laſſen die Vorſtadt Erdberg, die unſrer Schauluſt außer einer Kirche nichts darbietet, links, und gelangen gleich zur Vorſtadt Landſtraße, eine der älteſten, auf deren Grund und Boden Römeralterthümer ſich vorfanden. Wie überhaupt in Wien ein äußerſt rühmlich anzuerkennender Wohlthätigkeitsſinn vorwaltend iſt, und eine Menge menſchenfreundliche Anſtalten dem Mangel, der Noth und dem Elend zu begegnen ſuchen, ſo beſonders in dieſer Vorſtadt, wo das uralte Bürgerſpital zu St. Marx, das ſtolze Invalidenhaus, das Spital des Eliſabethinernonnenkloſters, das Reconvalescentenhaus der barmherzigen Brüder ſich befinden. Nicht minder bieten hier der Schauluſt wie dem Genuß der große Obſt- und Baumgarten des Kaiſers, der engl. Garten des Erzherzogs Karl, der botaniſche Garten, die Fürſt Metternichſchen und Fürſt Schwarzenberg'ſchen Paläſte und Gärten ihre Schönheiten dar, alle übertroffen von dem reizenden kaiſerlichen Luſtſchloß Belvedere mit ſeinen überreichen Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft. Hier iſt die Bildergallerie befindlich, hier die berühmte Ambraſer Sammlung, und viele andere Paläſte und öffentliche Inſtitute mehr.

Prächtig und angemeſſen decorirt ſind die Räume, in denen Wiens koſtbarſte Sammlungen mit wahrer Liberalität zu gewiſſen Tagen und Stunden dem Fremden und Einheimiſchen zur Betrachtung offen ſtehen; doch den äußern Schmuck bemerkt über die Fülle hoher Werke der Kunſtſchätze das ſtaunende Auge nicht. Und doch iſt's blos eine Sammlung der vielen in der Kaiſerſtadt. Daß wir hier nicht alle vereinigt finden, wie in den Muſeen anderer Reſidenzen, hat den Vortheil, ſie allmählich und mit Ruhe zu betrachten; aber freilich dürfen kaum acht Wochen des Aufenthalts dazu hinreichend ſeyn. Die Fülle iſt in der That ſo groß, daß auch nur ein momentanes Auffaſſen derſelben während eines kurzen Aufenthaltes ganz unmöglich wird, denn über jede Einzelne



ſind ja dickleibige Cataloge zu berathen. Alle Welttheile und alle Aeren lieferten hierher ihre Tribute, jede Kunſt der Völker alter und neuer Welt fand ihre Vertretung, und ſo bleibt uns nichts übrig, als die freiwillige Beſchränkung und Verweiſung auf die Handbücher, deren Aufgabe es iſt, den Fremden auf Wiens koſtbare und reiche Sammlungen aufmerkſam zu machen.

Haben wir die Weiterfahrt durch Wiens zahlreiche Außenſtädte fortgeſetzt, in der altbürgerlichen Wieden die St. Karl von Borromä-Pfarrkirche nach Fiſcher von Erlachs Plane von Martinelli aufgeführt, mit ihren zahlreichen Kunſtdenkmälern in Augenſchein genommen, vielleicht auch noch andere kunſtgezierte Kirchen betrachtet und das k. k. polytechniſche Inſtitut mit ſeinen vielen und reichen Sammlungen nicht unbeſucht gelaſſen, ſo trägt uns der Wagen dann raſch durch mehrere kleinere Vorſtädte, oder an ihnen vorbei. Unter dieſen iſt Margarethen inſofern von hiſtoriſchem Intereſſe, als ſie den Namen von der in Oeſterreichs Geſchichte vielgenannten Margarethe Maultaſche erhalten haben ſoll, die dort in einem freundlichen Landſitz ihre Tage beſchloß. Die ihr nahe liegende Vorſtadt **Hundsthurm**, (nach einem ehemals hier befindlichen Rüdenthurme), leitet zur kleinen Wien, dem oft reißenden Flüßchen, wenn ſtarke Gebirgsregen es anſchwellen, und haben wir auf einer ihrer vielen Brücken und Brückchen ſie überfahren, ſo ſehen wir uns in der Vorſtadt Gumpendorf und recht unerwartet auf klaſſiſchem Boden. Daß die alte Römerſtadt da geſtanden, beweiſen die antiquariſchen Funde, unter vielen ein Siegesſtein Trajans, der da ausgegraben wurde. Rechts abwärts von Gumpendorf ziehen längs der Wien die Häuſerreihen und Straßen der Vorſtädte Magdelenengrund und Leimgrube hin. Der Ausdruck Grund bezeichnet hier eben auch nichts anderes, als Vorſtadt. In Leimgrube ſehen wir das berühmte Theater an der Wien, aus welchem zuerſt **Mozart's Don Juan** und **Zauberflöte** ihre glorreichen Weltfahrten antraten. Schickaneder erbaute daſſelbe im Jahre 1800.

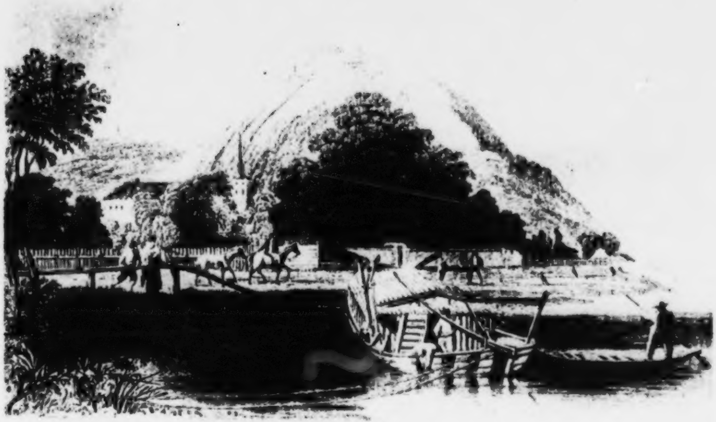
Unſre Rundfahrt, bei der einiger Zickzack jedoch nicht zu umgehen iſt, bringt uns in die ſtattliche ſchnurgerade Mariahilfer Hauptſtraße, in deren Mitte wir den fürſtl. Eſterhazyſchen Palaſt und weiter die grandioſe k. k. Ingenieur-Academie nicht unbeſehen laſſen dürfen. Bei letzterer ſind wir dem Glacis genähert, auf welches ein Blick ſehr wohl thut, wenn die endloſen Häuſermaſſen ermüdeten. Auch gewahren wir hier, dem Hof-Marſtallgebäude gegenüber, das Burgthor in ſeiner impoſanten Schönheit. Der Hof-Marſtall gehört zur Vorſtadt Spittlberg, an die ſich aufwärts nach den Linien St. Ulrich, Neubau, Neuſtift und Wendelſtadt (dieſe
chtere ſind eine Vorſtadt) und Schottenfeld anreihen, alle mit mehr oder minder ſehenswerthen Kirchen be-
acht. Im Schottenfeld darf der ſchöne Apolloſaal nicht unbeſehen bleiben. Wir laſſen Altlerchenfeld unbe-
ührt und nahen der Joſephsſtadt, die, wie bekannt, ein eignes hübſches Theater hat, und in welcher der fürſt-
ich-Auerspergiſche Palaſt prangt. Im Alſergrund giebt's ebenfalls eine Menge zum Theil von der Kunſt reich

ausgeſchmückte Kirchen zu ſehen, viele Wohlthätigkeitsinſtitute, die großartige k. k. Infanterie-Kaſerne, die Gewehrfabrik, die mediziniſch-chirurgiſche Joſephs-Akademie mit einem palaſtgleichen Gebäude, ſchönen, botaniſchen Garten und herrlichen Sammlungen zu beſuchen. Hier prangt neben andern Paläſten ein fürſtlich Eſterhazyſcher, der, vermiethet, nicht weniger als 150 Wohnungen in ſich faßt.

Man ſcheint in der That nicht heraus kommen zu können aus dem Häuſergewimmel, und eine Vorſtadt knüpft an die andere ſich an. Dem Alſerbache folgend auf breiter und ſchöner Straße, enden wir die Fahrt mit der Roſſau, um den fürſtlich Lichtenſteiniſchen Palaſt zu beſehen, deſſen reizender Park eben ſo, wie die Prachtbildergallerie, die nach der kaiſerlichen den erſten Rang einnimmt, ein längeres Bleiben bedingen. Erſchöpft von dem Betrachten von ſo viel Schönem, eilen wir gern unſerm Aſyle inmitten der Altſtadt wieder zu, um zu neuen Ausflügen neue Kräfte für den nächſten Tag zu ſammeln.

Leopoldsberg.

Dießmal gilt's der Umgegend Wiens, der geprieſenen! Zuerſt hinauf zum Leopoldsberg. Heitrer Himmel, lieber Leſer, dem dieſes Buch Führer iſt, lächle deinem Ausflug, dem ſich wohl gern ein und der andere neugewonnene Wiener Freund anſchließt, oder den du, iſt das Glück dir beſonders günſtig, wohl auch im holden Geleit liebenswürdiger Frauen und Jungfrauen beginnen magſt. Kein Wunder dann, wenn uns bedünken will, doppelt dem Himmel nahe zu ſeyn. Wir haben die Landſtraße verlaſſen, und ſind von Döbling aus durch einen Hohlweg, der uns alle künſtliche Schaukeln im Prater entbehrlich macht, bereits nach Siefring, wo eine ſchöne, uralte Kirche, und ſomit an den Fuß des Himmels gelangt. Dieſen Berg erſteigen wir, dem Wahlſpruch per aspera ad astra treu, und ſtehen in der That als entzückte Seher droben, den Namen paſſend und gut gewählt

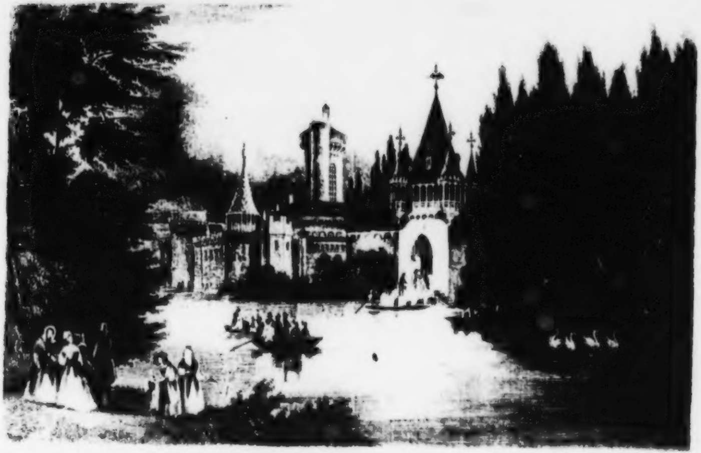


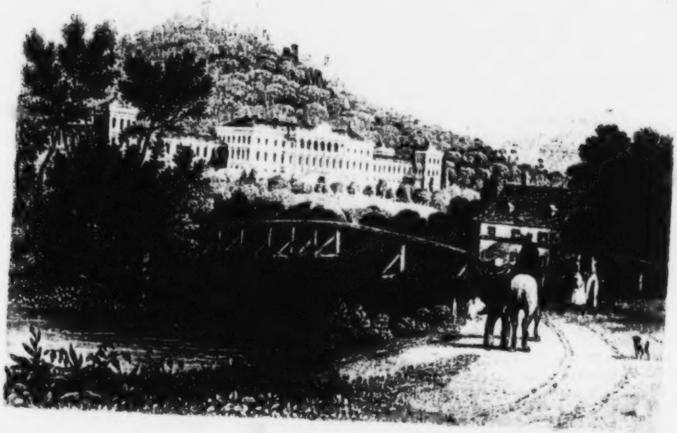
ſindend, denn eine wahrhaft himmliſche Ausſicht bietet ſich uns von dieſer Höhe dar. Die Kaiſerſtadt mit ihren weitgedehnten Häuſermaſſen, St. Stephansthurm wie das Scepter des großen Kaiſerreichs emporragend, der inſelreiche Strom, fernhin ſilberblitzend ſichtbar, dort die leuchtenden Gebirge, dort die unermeßliche, blauverdämmernde Ebene des Marchfeldes, begrenzt vom Höhenzuge der kleinen Karpathen, das alles einigt ſich zu einem grandioſen, begeiſternden Rundgemälde. Ein Promenadenpfad führt uns vom Himmel auf den Cobenzelberg mit einem ſtattlichen Landhaus, der wieder veränderten Fernblick nach jener Richtung hin gewährt, aus der wir uns zuerſt der Kaiſerſtadt nahten. Von hier aus beſuchen auch wir das vielbeſuchte, gern genannte Krapfenwäldchen und laſſen nicht unverſucht das leckre Backwerk, das anmuthig dargeboten wird, und zu welchem ein Becher Nußdorfer oder Grinzinger, noch beſſer eine Flaſche, mundend labt und labend mundet. Wir wandern weiter über die grünen rebenreichen Höhen, wo Naturfriſche und Naturfrieden uns mit paradieſiſchem Anhauch fächeln, und gewinnen die Gipfel des Kahlen- und Leopoldsberges. Der Kahlenberg, auch Joſephsberg, trägt auf ſeinem Rücken ein kleines Dörfchen mit einem Kaſinogebäude, das als Gaſthaus und Reſtauration dem zahlreichen Beſuch Fremder und Einheimiſcher zu entſprechen ſucht. Hier, im Sommerſalon dieſes Hauſes, componirte der unſterbliche Mozart die Zauberflöte, hier ſog er aus dem reinen Aether der Höhe die Töne himmliſcher Sphären in ſich, die nur ſeinem Ohre vernehmbar erklangen, und gab ſie wieder mit dem ganzen Zauber ſeiner Meiſterſchaft. Ehemals beſtand auf dem Kahlenberge ein Kamaldulenſerkloſter; in dieſem fand der talentvolle Prinz von Ligne, ausgezeichnet durch Gaben des Geiſtes und als Feldherr mit Ruhm genannt, ſeine letzte Schlummerſtätte.

Ein äußerſt angenehmer Park-Weg, denn alle dieſe Höhen bilden einen großen, umfangreichen Naturpark, auf welchem der Frohſinn unſer Begleiter iſt, und auf dem wir uns frei und glücklich fühlen, führt nun dem Leopoldsberge unter'm Schattendunkel grüner Waldbäume zu. Von der alten prangenden, ſtolz herrſchenden Babenberger-Burg finden wir kaum noch Trümmer, aber die Leopoldskirche ſteht noch ſtattlich in ihrem Schmuck, von alten Mauern wie eine Trutzburg umgeben. Wir ſehen, wie mit einem Zauberſchlage, abermals eine Fernſicht vor uns aufgethan, welche Herz und Seele mit Entzücken füllt. Schroff und ſteil ſenkt ſich der Bergesabhang hinab zum Strome, und in das romantiſch-ſchöne Weidlinger Thal; unſer Blick haftet auf dem aus der Ebene des jenſeitigen Ufers aufragenden Biſamberg; überraſchend ſtellt ſich das großartige Eskurial von Kloſterneuburg dar, und die ehrwürdige alte Stadt gleichen Namens. Reich im Segen aus Gottes Allmachthand prangend, liegt alles Land zu unſern Füßen, und die Hauptſtadt, hier unſerm Blicke etwas ferner gerückt, ruht, von einer Duftwolke umſchleiert, wie ein Heiligenbild hinter Weihrauchgewölk, „nur Schade," wirft ein witziger eingeborner Freund uns ein, wenn wir dieſen Vergleich laut werden laſſen: „daß ſtatt des Heiligenbildes, wenn der Schleier ſchwindet, das einer beliebten, ſchönen Heidengöttin uns anlacht — oder vielmehr — nicht Schade.“

In der Kirche des Leopoldberges zeigt man uns einige ſchöne Altarblätter, aber ſolcher hat ja faſt eine jegliche Kirche von nur einiger Bedeutſamkeit in dem und um das kunſtſinnige Wien aufzuzeigen, wie denn Bilderſchmuck und Bilderfülle faſt durch ganz Oeſterreich einestheils Geſchmack und Vorliebe, anderntheils einen gewiſſen Wohlſtand an den Tag legt.

Da wird kaum eine Familie ſelbſt des Mittelſtandes ſeyn, deren Wohnung nicht einige gelungene Oelgemälde ſchmückten, während im deutſchen Norden dergleichen Kunſtwerke bei weitem minder häufig angetroffen werden, und ſelbſt der Begüterte ſich mit dem düſtern Zimmerſchmuck von Kupfer- und Stahlſtichen, ja ſogar mit Lithographien behilft. Hier aber, in dieſen geſegneten Landen, hat Alles Farbe und Leben; Natur-, Kunſt- und Menſchenwelt ſind durch harmoniſchen Einklang innigſt verbunden, und indem wir uns mächtig von dieſem hohen Dreiklang angezogen fühlen, verlaſſen wir den ſteinernen Tempel mit den gemalten Altartafeln, um in dem großen, ewigen Dome die Altarbilder der Meiſterin Natur mit einem fromm-gläubigen und gott-frohen Herzen zu betrachten. Aus allem, was uns hier umgiebt, weht der Zauber einer ſtillen Befriedigung, überall fühlen wir uns ſinnig und innig angeſprochen; aus den Wäldern und Burgen und Kapellen flüſtert es wie Sage und Legende, und lacht Weltluſt laut und herzlich zwiſchen dieſen leiſen Stimmen, ſo verlacht ſie doch nicht, noch weniger verhöhnt ſie. Wir nehmen, indem wir niederſteigen, die Richtung über die Chriſtuswiege, ein kindlich-ſchöner Name für ein ſanft-grünes Bergthal, erreichen, nachdem wir noch einige Blicke auf die reizende Lage des nahen Nußdorfes geworfen, das Kahlenberger Dörfchen, immer noch der herrlichſten Nah- und Fernſichten uns erfreuend, und gönnen dem alt-ehrwürdigen Heiligenſtadt, das mit ſehenswerthen Kirchen und einem belebten und vielbeſuchten Badegarten maleriſch in einem Thale ruht, erneute Betrachtung. Landhäuſer und Villen geleiten uns nach Ober- und Unter-Döbling und geleiten uns auch bis zur Nußdorfer Linie, da wir wohl erſt, wenn wir nicht nur fuhren und wanderten, ſondern auch genießend raſteten an den zahlreichen Orten, wo ob gutem Dortſeyns ſchon Hütten erbaut ſind, mit dem ſinkenden Tage anlangen werden.





[illegible]

Baden und ſeine Burgen.

Wer wäre in Wien geweſen und hätte nicht Baden geſehen — Baden, „Wiens ſiebenter Himmel!“ Hunderte von Fiakern und Omnibuſſen ſtehen parat in ſchönen Sommertagen, um für ein geringes Geld des Vergnügens Wallfahrer aufzunehmen, und gleichſam, als wäre das nicht genug, wird jetzt noch eine Eiſenbahn hingebaut. Die prächtige Chauſſee zieht ſanft bergan dorthin, wo ein ſchönes, altdeutſches Denkmal prangt. Da hält wohl Jeder an, der zum erſtenmale des Weges zieht, und auch wir ſteigen aus, um von einem der ſchönſten Ausſichtpunkte, gerade dem des Leopoldsberges entgegengeſetzt, die Prachtblicke zu genießen auf das reizende Wien, dem der Wienerwald und die gebäudegekrönten Höhen des Joſephs-, Leopolds- und Cobenzelberges zum maleriſchen Hintergrund dienen. Und doch iſt's vom großartigen Rundgemälde nur ein kleiner Theil. Denn rechts und links der Kaiſerſtadt öffnet ſich das ganze Gefild mit Ortſchaften, Schlöſſern und Klöſtern wie überſäet: Hernals, Lerchenfeld, Penzing, Hietzing, Schönbrunn, Laxenburg werden geſehen mit ihren Schlöſſern, das Thal von Mariabrunn, und auf der entgegengeſetzten Seite das Thal der von Baden herabfließenden Schwechat neben dem ſchiffbaren Kanal, der von Wiener Neuſtadt kommt, dann im Stromnetz der gewaltigen Donau die Inſeln, die umfangreiche Lobau, das denkwürdige Aſpern, und in der Ferne die weite blutgetränkte Ebene von Teutſch-Wagram. — Geſättigt kehrt dann wohl das Auge wieder auf das ehrwürdige, altergraue Denkmal zurück, das den myſtiſchen Namen „Spinnerin am Kreuz“ trägt. Mehr denn eine Sage umwebt mit ihrem duftigen Silbergeſpinnſt dieſen alten Kreuzſtock. Eine fromme Frau ſoll das Geld zu dieſem Denkmal erſponnen haben. Nach anderer Sage ſtammt der Name von einem Müller, Namens Spinner, welcher einſt bei dem Hinrichtungsakt eines armen Sünders den unbedachten Wunſch äußerte: ich möchte wohl wiſſen, wie Dem dort auf der Leiter zu Muthe ſey! Der Dieb hörte das und rief: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen! Mein Mitſchuldiger war jener Mann!“ Da nahm man den Müller feſt, ſchob die Hinrichtung auf und erzwang durch die Tortur vom armen Spinner jedes Bekenntniß. Jetzt werden beide zum Tode geführt, und wie nun der Müller zuerſt bleich und zitternd auf der Galgenleiter steht, schreit der Dieb: „Halt! Es war halter nur a Gespäßl! Der Müller ist unschuldig! Ich wollte nur, daß er erfahre, wie es einem armen Teufel auf ſo einer Leiter zu Muthe iſt.“ — Der darauf freigelaſſene Müller ließ zum Dank und ewigem Gedächtniß die ſteinerne Kreuzſäule auf dem Wienerberg errichten, die nach ihm das Spinnerskreuz hieß, bis der Name in der Jahrhunderte Lauf in die Spinnerin am Kreuz ſich umwandelte. Im Uebrigen iſt hiſtoriſch erwieſen, daß der Baumeiſter dieſes ſchönen gothiſchen Monuments kein anderer geweſen, als der Vollender des Stephansthurmes, Meiſter Hans Buchsbaum. Und man ſagt, daß die Thurmſpitze des Stephan genau ſo hoch emporrage, als die Spitze des Kreuzſtocks auf der Bergeshöhe.

Einen Seitenblick müſſen wir doch auch auf die berüchtigte Teufelsmühle am Wiener Berge werfen, die am Wege liegt. Deren Schauerſagen haben ſogar einem Melodrama zur Unterlage gedient, das zu ſeiner Zeit Furore machte bei den Wienern. — Wenn wir den Wienerberg hinabrollen, ſo halten wir nach kurzer Fahrt bald an Scheidewegen, wo die Wahl, welche Richtung einzuſchlagen ſey, ungleich ſchwieriger iſt, als jene, welche die allegoriſirende Mythe vom Scheidewege des Herakles erzählt. Dort zur Rechten liegt Mödling in der romantiſchen, herrlichen, mit Ruinenſchlöſſern gekrönten Briel, dort zur Linken prangt in phantaſtiſcher Schönheit Laxenburg und die Franzensburg im großartigen Park, und der Weg gerade aus leitet Baden zu, das wir zum Hauptziel unſeres Ausfluges machten. Wer nicht gerade auf einen Tag beſchränkt iſt, nimmt gewiß nicht den nächſten Weg und koſtet erſt die reichen Schönheiten dieſer Gegenden durch. Und ſo laſſen wir kurz vor Neudorf in die Straße zur Rechten ablenken, und erreichen bald den alten Markt Mödling, über dem ſich die Kirche zu St. Ottmar, aus dem dreizehnten Jahrhundert, mit einem iſolirten Glockenthurme maleriſch erhebt.

Von hier aus gewinnen wir eine Stelle, die uns das liebliche Thal Briel überſchauen läßt. Das iſt wirklich eine Anſicht, des Umwegs werth. Alle Höhen zeigen Mauerkronen, — Burgen und Kapellen — und überall ragen Felſen, prangen Forſte, Luſtſchlöſſer über anmuthigen Gründen. Es eint ſich hier das Schönſte der Landſchaft zum Ganzen eines großartigen Naturparkes. Daß freilich nicht alle die Trümmerburgen, die unſer Auge erſchaut, ächt und urſprünglich ſind, das wird Wenigen die Freude verderben. Manche ward zur Luſt und Zier ſo hingeſtellt, z. B. der runde Thurm auf dem hohen Wartberg, der vor Zeiten eine Warte der Babenberger trug. Dagegen erheben ſich die majeſtätiſchen Trümmer der Burg Lichtenſtein in urſprünglicher Aechtheit ſogar mit zum Theil noch erhaltenen Gemächern und einem uralten Burgkirchlein. Ein neueres Denkmal ſteht auf dem Gipfel des kleinen Ammingers, ein Tempel mit entzückender Ausſicht. Es war in der Schlacht bei Aspern, wo Fürſt Johann von Lichtenſtein ſich in der Hitze des Kampfes zu weit in die feindlichen Reihen gewagt, und von ſeinen Huſaren abgeſchnitten, der Gefangenſchaft ganz nahe war. Da hieb ſich eine Schaar getreuer Krieger todesmuthig bis zu dem Führer durch, und hieb ihn heraus aus der Feinde dichtem Wall. Viele bußten die Heldenthat mit dem Leben, und über dieſe Gefallenen wölbt der „Huſarentempel“ ſeine ſchirmende Halle.

Wir thun wohl, uns in dieſem anmuthigen, romantiſch-ſchönen Berglabyrinth einmal wieder als rüſtige Fußwandrer zu bewähren, denn wir ſind abermals einer „öſterreichiſchen Schweiz“ nahe. Sie verdient den Namen Schweiz mindeſtens ſo gut, als die ſächſiſche. Hinter Briel bietet dieſe romantiſche Landſchaft eine Menge der anziehendſten Partien dar. Nahe liegen Gaden und Sattelbach, und das Ciſterzienſerſtift Heiligenkreuz, das durch ſeinen alterthümlichen Bau, durch Kenotaphe, Grabdenkmäler und Glasmalereien aus der Babenberger Zeit neben dem religiöſen, des andachtvoll betrachteten großen Kreuzpartikels, auch ein hiſtoriſches Intereſſe hat. Auch können wir von Groß-Gaden aus den hohen Groß-Aninger Berg und den ihm nahen Vierjoch-Kogel erſteigen. Dann wandern wir nach dem Markt Gumboldskirchen nieder, und laſſen uns von einem ſchönen Bergpfad, welcher freien Hinabblick auf die Wiener Straße, den Kanal, die Schwächat und nach der Badner Gegend gewährt, über Pfaffſtetten nach Baden geleiten. Offen und einladend iſt die heitre Bade-Stadt mit ihren lieblichen Villen und Gärten, von ihrem Calvarienberg überragt, und von ruinengekrönten Höhen umſchloſſen, am Fuße des cetiſchen Gebirges hingelagert, und empfängt mit ſchön verſchmolzenem Zauber ländlicher Anmuth und ſtädtiſcher Eleganz den Fremdling. Baden iſt ein Aſyl der Freude, der Hoffnung, der Liebe. Seine Quellen ſind heilkräftig, ſeine Felſenthäler wundervoll, ſeine grünen Wieſen — ſchuldlos, nicht fluchbeladen, wie die nach ihrem grünen Teppich alſo genannten Spieltiſche der Namensſchweſterſtadt und anderer Badeorte.

Da im Jahr 1812 Baden ganz in Aſche gelegt wurde, ſo hat die Stadt ein durchaus modernes Anſehen, obſchon das Alter des Ortes in Römerzeiten hinaufreicht. Und noch heute ſprudeln die ſchon in ſo früher Zeit gekannten und geſchätzten heißen Thermen endlos eine ſtaunenswerthe Menge der geſchwefelten, dampfenden Fluth, dringt der qualmende Strom aus dem Inferno dort zu Tage. Die öffentlichen Badegebäude ſind alle geſchmackvoll, manche großartig, und zur Saiſon alle belebt, wo denn die Geſellſchaftsbäder gar ein heitres Abbild des Wiener Humors gewähren, und wo das ländlich-ſittliche ſein volles Recht behauptet, während die ſtrenge Decenz mit niedergeſchlagenem Auge vorbeiwandelt. Die mächtigſte Quelle, der Urſprung, entſtrömt einer Höhle des Calvarienberges, zu dem wir, nachdem wir ſie nicht unbeſucht gelaſſen und ihren infernaliſchen Stank eingeathmet, gern durch die heiteren Parkanlagen emporſtreben. Da wird unſer Blick mächtig angezogen von einem ſtattlichen Palais, das mit breiten Flügeln ſich ausdehnt, und deſſen Mitte als ſtolzer Portikus vorſpringt. Es iſt Schloß Weilburg, wo der tapfere und gefeierte Erzherzog Karl von Oeſterreich zur Sommerzeit reſidirt. Der Berg, welcher dicht hinter dem Schloſſe aufſtrebt, iſt der Lindkogel und trägt die Ruinen von Burg Rauhenſtein, denen die von Burg Rauheneck gegenüber liegen. Dieſe beiden Burgen ſind die Wächter zu dem herrlichen Helenenthale, durch das die Schwächat als muntres Gebirgswaſſer ihre murmelnden Wellen rollt. Nicht unbeſucht dürfen dieſe Burgen bleiben, von denen die Sage, die Gabriel Seidl anmuthig und poetiſch im Liede ausgedeutet hat, geht, daß Brüder einſt auf den Adlerhorſten der Raubſchlöſſer droben geſeſſen, die den Thalwanderer durch ein Zauberband verſtrickt, daß er hinauf mußte zu der einen Burg. Dort nahm man ihm die Hälfte ſeiner Habe, dann ward er hinübergerückt auf die andere, wo ihm vollends alle Laſt abgenommen ward. Bekannter iſt die Sage von dem Bäumchen aus dem Kirſchkerne, das auf Rauhenecks Mauern ſtehend, zum Baume werden ſoll, und der Baum zur Wiege. Und das erſte Kind, das in dieſer Wiege geſchaukelt wird, ſoll den irrenden Burggeiſt erlöſen und die vergrabenen und verzauberten Schätze heben. Auch eine der Sagen, die ſich in mehr als einer Gegend wiederholen, wie denn im Frankenlande gleichnamige Burg gleichtönender Sage ebenfalls vorhanden begegnen.

Badens Rauheneck zeigt noch einen ſtattlichen hohen Thurm, und mannichfache Mauerreſte, aufgeräumt und bequem zugänglich gemacht. Lohnend iſt vom Thurme, den eine alte ſtarkſtämmige und breitäſtige Föhre ſchmückt, die Ausſicht. Schade nur, daß das Leithagebirge die Blicke hemmt, in den Spiegel des Neuſiedlerſees zu ſchauen; er würde im Morgen- oder Abendgold wie ein Feuermeteor den Horizont ſäumen. Die Geſchichte nennt als Rauhenecks Stammherrn einen Thurſo, der zugleich auf Rauhenſtein und Scharfeneck Herr war, welche Burgen ein Dreieck bilden. Die älteſten Rauhenecker, die Thurſe, waren wackere Kämpen; ſpäter aber brachte ein anderes Geſchlecht durch Liſt die Burg an ſich, nahm den Namen von Rauheneck an und wegelagerte nach Herzensluſt. Beſonders hatten es die Wiener oft zu fühlen. Dieſe machten ſich endlich auf, legten ſich vor die Burg, nahmen ſie ein und ſchleiften ſie. Nachher wieder aufgebaut, fand man ſie wieder im Beſitz der Thurſe, dann wurde ſie landesfürſtlich, dann kam ſie an die Wallſeer, und wechſelte noch oft die Beſitzer, die in ſpäterer Zeit dieſelben waren, die auch Rauhenſtein inne hatten. Rauhenſtein ſcheint minder alt. Zugänglich gemacht durch die angenehmſten Parkwege, nahen wir dem Ruinenſchloſſe am bequemſten, wenn wir die ſchöne Helenenkapelle am Bergesfuße beſehen haben, und treten ein in den Bau, wo noch ein Ritterſaal, eine Kapelle, mehrere Gemächer und das Burgverließ gezeigt werden. Der Thurm, älter als die übrigen Theile der Ruine, iſt ebenfalls erſteigbar, und gewährt faſt dieſelbe Ausſicht, wie jener der Nachbarburg, doch etwas beſchränkter. Auch Rauhenſtein war einſt Raubritterſitz und wechſelte ſeine Herren oftmals. Jetzt bildet es mit Scharfeneck, Rauheneck, der Engelsburg und einigen Dörfern und Höfen eine eigene Herrſchaft. Impoſant iſt der Anblick der auf ſenkrecht emporgegipfelten Felſen aufragenden Ruine vom Thalgrunde aus. Wenn wir die Burgen verlaſſen haben, beſuchen wir den Urtheilſtein, wo ein breiter Tunnel, 120 Fuß lang, uns lebhaft an das Felſenthor in Salzburg erinnert. Auch hier zieht eine Straße durch die Höhlung und führt nach Heiligenkreuz.

Nicht ſo bald können wir uns von Baden und ſeinen pittoresken Partien trennen. Ein anderer Ausflug führt uns am Dorfe Soos vorbei durch Vösla und Gainfahren in eine Thalrinne, deren Gelände mit Reben bepflanzt ſind, über denen die Einfriedigung eines Thiergartens ſichtbar wird. Vom Herl- oder Handlhof aus nahen wir Merkenſtein, deſſen maleriſche Ruinen das Andenken an die Schrecken der Türkenkriege dauernd bewahren. Ein Anfall ward tapfer abgewehrt, ſchon wich der Feind, da zeigte eine Zofe auf der Burg dem Aga, der die Mauern umritt, jenen Spiegel, den einſt die Weiber von Goslar einem Thüringer Landgrafen höhnend erſchauen ließen, und der Aga that wie jener, er führte ſeine Mannen zum erneuten Sturme, gewann die Feſte und mordete Alle, die ſich darin befanden. Ein unterirdiſcher Gang, 136 Schritte lang, der den Namen des Türkenbrunnens führt, und im Thiergarten zwei ob ihrer Größe bewundernswerthe türkiſche Haſelnußbäume helfen die Erinnerung an das Schreckensjahr 1683 erneuen.

Weiter gehört auch in den reizenden Umgebungen Badens die Ruine von Guttenſtein zu den beſuchwertheſten Partien. Eine enge Felſenſchlucht mit ſchaurigen Abgründen und Bergüberhängen, durch die der Weg für Wagen und Fußgänger zieht, ward von der ſtolz auf Bergesgipfel horſtenden Burg beherrſcht, die jetzt öde ſteht, ein wüſtes Durcheinander von Trümmern. Dort droben wohnte Friedrich der Schöne mit der gefeierten Iſabella von Arragonien, ſeiner holdſeligen Gemahlin, und führte ein in der Stille beglücktes, einſamkeit-frohes Liebeleben, ausruhend von den Stürmen der Geſchicke, die ihm und ihr, nicht ohne Schmerzens- und Thränenkelche zu reichen, vorübergegangen waren. Dort wohnte, dort ſtarb er. Hinter Guttenſteins feſten und ſchier unbezwinglichen Mauern barg Ladislav Poſthumus den ſpäter ſo berühmt gewordenen, kriegeriſchen Ungarnkönig Matthias Corvinus. Auch an Guttenſtein verſuchten die Türken ihre Macht, und bedrängten es mehr denn einmal hart und ſchwer. Die Burg ward frühzeitig Eigenthum der gräflichen Familie von Hoyos, in deren Beſitz ſie ſich noch heute befindet.

Nach Baden zurückgekehrt und mit Gefühlen von dem reizenden Aufenthalt dieſes Naturparadieſes ſich losreißend, die der Wehmuth nahe kommen, bringt ein raſches Fuhrwerk über die Ebene uns nach dem geſchmackvollen Laxenburg, das im Gegenſatz zum oben gebrauchten Ausdruck ein Kunſtparadies genannt zu werden verdiente. Der große Park enthält zahlloſe Einzelpartien, die dazu da ſind, Freude zu machen und freundliche Eindrücke. Alterthum und Neuzeit bieten ſich hier freundlich die Hände. Das alte Schloß, jetzt nicht mehr vorhanden, ward ſchon 1377 gegründet, und mancher Reſt der Vergangenheit tritt wohlerhalten und paſſend aufgefriſcht in die Gegenwart. Tempel und Teiche, Luſthäuſer und Bäder, ein Fiſcherdorf, eine Meierei, ein Ritterplatz und eine Rittergruft und die herrliche novantike Franzensburg, ganz angefüllt mit mittelalterlichem Hausrath und derartigen Kunſtproducten und Künſteleien bieten der Schauluſt reichſte Augenweide dar, während der Kaiſergarten mit ſeinen botaniſchen Schätzen und die übrigen Gärten mit ihrem vegetabilen Reichthum den Naturfreund erfreuen, bis wir auch von hier nur ungern ſcheiden, weil doch einmal Scheiden das trübe Loſungswort aller irdiſchen Frohgenüſſe iſt.

Brünn.

Die Gelegenheit, eine der ſchönſten und wohlgebauteſten Städte des Kaiſerſtaates, die zugleich Hauptſtadt des hiſtoriſch ſo bedeutſamen Landes Mähren iſt, gleichſam im Fluge zu erreichen, lockt ſo dringlich, daß wir den erſten leidlich-freien Tag, an dem wir uns keinem der gaſtlichen Zirkel Wiens verſprochen, dazu beſtimmen, auf der Ferdinands-Eiſenbahn Brünn unſern Beſuch zu machen. Wir nehmen Zeit und Stunde wahr, uns am Stationsplatz einzufinden, der ſich innerhalb der Taborlinie befindet. Dieſe Eiſenbahn iſt, wenn vollendet, die größte des europäiſchen Continents; denn ſie wird Wien direkt mit der Oſtſee verbinden. Vorerſt führt ſie an Krakau und Wieliczka vorbei bis Bochnia, während eine Seitenbahn nach Brünn abgeht. Brünn erhebt ſich gar ſtattlich über die Ebenen mit ſeinem gefürchteten Spielberg, ſeinem Reſidenzſchloß des Gouverneurs, ſeinen vielen Kirchen, Thürmen, Paläſten und öffentlichen Gebäuden. Weit hinauf in die Frühzeit datirt der Ort ſein Werden. Brjno, ein Slavenfürſt zu den Zeiten Magomirs des Mährenkönigs, ward um 800 ſein Gründer. Cyrill und Methad, die Landesapoſtel, ſtifteten dann die jetzige Kathedrale zu St. Peter, die im

Schmuck einer jüngern Zeit mit Bildnereien Andreas Schweigels und guten Altarblättern von Spielberger und Kremſer Schmidt prangt. Als ſchönes Monument altdeutſcher Baukunſt erhebt ſich mit mächtig-hohem Thurme die St. Jacobskirche mit einer berühmten großen Glocke von 115 Centnern, und dem Epitaphium des Feldmarſchall Souchés, der ſich durch eine tapfre Vertheidigung gegen die Schweden um Brünn verdient machte.

Auch die übrigen Kirchen Brünns, die der Minoriten, der Kapuziner, der Auguſtiner zu Alt-Brünn u. a. bieten manches ſehenswerthe Kunſtwerk dar. Das Franzensmuſeum, beſtimmt, in ſchöngeordneten Sammlungen die Producte der Natur, der Kunſt und des Gewerbfleißes Mährens vor Augen zu legen, hat viel des Ausgezeichneten aufzuweiſen. Brünns Induſtrie iſt äußerſt lebhaft, und mit Anſtalten für Wiſſenſchaft und Bildung iſt die Stadt reich bedacht. Drei Brücken führen über die Schwarzawa und Zwittawa, die ſich hier vereinen. Im großen Landhaus, das im Renaiſſance-Styl 1737 von Grimm erbaut wurde, reſidirt der Landesgouverneur, und es wird darin ein ſeltenes Zeugniß von einer großen Menſchenſeele aufbewahrt. Es iſt ein Pflug, der nämlich, mit welchem Kaiſer Joſeph bei Raußnitz einſt das Feld eines Bauers ackerte. — Schön iſt auch das Rathhaus, deſſen Bau kurz vor der Reformation aufgeführt wurde, und noch ganz ſeinen alterthümlichen Typus trägt. Gelungene Malereien ſchmücken ſeine Räume. Die nahen und entfernteren Umgebungen Brünns tragen das Gepräge der Anmuth. Reizend iſt der Blick über das Flußthal hin, reizend manche Viſta vom Glacis aus. Im Augarten beluſtigt ſich die Brünner Welt, und auch im nahen Dorfe Kumrowitz, berühmt ob ſeines Kolatſchenfeſtes, wehen die Flaggen des Vergnügens fort und fort.

Wem es einmal vergönnt iſt, in Brünn zu verweilen, der verſäume doch ja nicht, hat er irgend freie Zeit, Ausflüge in die Gegend zu machen. Zunächſt wird ihn das Adamsthal locken, in deſſen Nähe die ſehenswerthen, großen Höhlen des Stierfelſen und des Evalochs ſich befinden. Der Freund alter Burgruinen findet die ſchönſte, die Mähren aufzuzeigen hat, in demſelben Thale der Zwittawa, die aus den Engen des Mähriſchen Gebirges hervorbrauſt. Es iſt, auf hohem Fels maleriſch und impoſant, und mit entzückender Ausſicht von ihrem Thurme, Noaihrad.

Sieben Stunden von Brünn birgt ſich in tiefer Waldeinſamkeit eines hohen Berges ein ſchaurig-ſchöner Erdfall, Mazocha, der ſich mit 95 Klafter tiefen Felſenwänden ſenkrecht und unzugänglich in die Tiefe verliert, darin das Brauſen eines Waldbaches dumpf zur Höhe rauſcht. Man glaubt in den erloſchenen Krater eines Feuerberges zu blicken. Maleriſch ſteht dieſem Berge die Ruine von Hohlſtein gegenüber.

Der Krieger wird nicht verſäumen, von Brünn aus das nur vier und eine halbe Stunde entlegene, durch die Drei-Kaiſer-Schlacht berühmt gewordene Auſterlitz und ſeine blutgetränkten Felder zu beſuchen, und wenn dann auf raſcher Ruckfahrt nach Wien Wagram wieder erreicht wird, und ein der Gegend Kundiger über die Ebenen hinuber nach Aspern weiſt, dahinter die Inſel Lobau ihr flaches, umbuſchtes Gefild ausbreitet, ſo geben dieſe Oertlichkeiten genug zu denken, und lenken die Aufmerkſamkeit auf erinnerungſchwere Tage einer nahen Vergangenheit.

Prospectus.

Faſt jeder von den berühmteren Strömen Europas hat ſein Reiſe- und Bilderbuch. Die Ufer des Rheins, der Themſe, der Seine, der Rhone; die des Po und der Tiber; die des Tajo und der Wolga ſind in Prachtwerken beſchrieben und durch die Kunſt des Stahlſtichs verherrlicht. Aber ſonderbar! der größte, wichtigſte, nützlichſte Strom des Welttheils, der neue Heerweg der europäiſchen Kultur für die Eroberung Aſiens, der Strom, an deſſen Ufern ein und zwanzig Völker ihre Wohnſitze bauten, die Rieſin Donau hat noch nicht, was der kleinere Rhein mehrfach beſitzt.

Die Schwierigkeit der Aufgabe, die Donau vollſtändig, d. h. keinen intereſſanten Punkt ausſchließend, durch den Stahlſtich zu illuſtriren, mag es erklären, daß ſie nicht früher gelöſt wurde. Sie ſetzt allerdings Mittel und Kräfte ganz ungewöhnlicher Art voraus. Zwei Jahre haben uns bloße Vorarbeiten beſchäftigt. Künſtler mußten ausgeſendet werden, die beiden Ufer der Donau von ihrer Quelle bis zum beſſarabiſchen Delta zu durchwandern, die Küſte des Meeres zu befahren, das die geſtauten Donaufluthen erzeugen, und die hesperidiſchen Geſtade des Bosporus und der Dardanellen zu beſuchen, durch welche ſich des Stroms Gewäſſer in das mittelländiſche Meer ergießen. Das Reſultat dieſer Miſſion iſt die merkwürdigſte und intereſſanteſte Sammlung von Zeichnungen, welche jemals vereinigt worden iſt; und die beſten Stecher Englands beſchäftigt ſeit 9 Monaten die Aufgabe, ſie auf das Vollkommenſte in Stahl zu übertragen. Vertrauensvoll legen wir in dieſem Hefte ihre Erſtlings-Leiſtungen zur Anſicht vor. Wir bitten, ſie mit dem ſchönſten Vorhandenen ähnlicher Art zu vergleichen, und dann — zu beurtheilen.

Das Aufrollen des achthundert Meilen langen Altarblattes der Donau-Natur mit ihren Felſen und Schluchten, Bergen und Hügeln, lachenden Gauen und öden Steppen, volkreichen Thälern und menſchenleeren Wüſten, mit ihren Schlöſſern und Veſten, Burgen und Klöſtern, mit ihren prachtvollen Hauptſtädten großer Reiche und jenen Völkerſitzen heldenmüthig ringender Freiheit am Geſtade des Euxinus, wird monatlich fortgeſetzt werden. Die Bilder werden nicht in topographiſcher Reihenfolge erſcheinen; — in reizender Abwechſelung gedenken wir die Theilnehmer bald da, bald dorthin zu führen, bald in das, bald in jenes von der Donau durchſtrömte Land, und ihnen die herrlichen Anſichten, jede im beſondern Wortrahmen, zu zeigen. Aber am Schluſſe des Werkes wird die Beſchreibung einer Donau-Wanderung und Fahrt von der Quelle bis zur Mündung und durch das ägeiſche und adriatiſche Meer nach Trieſt zurück, von der Feder unſers Chefs, das Mittel werden, die zerſtreuten Bilder zu ſammeln und zu einigen, und jedem ſein Plätzchen in naturgemäßer Reihenfolge anzuweiſen.

Möge dieſes bedeutende Unternehmen unter den Donau-Völkern recht viele Freunde erwerben, und ihm eine Theilnahme werden, welche unſer Vertrauen rechtfertigt.

Die gewöhnliche Ausgabe iſt mit deutſcher Beſchreibung. Neben dieſer erſcheinen Ausgaben mit ungariſchem, italieniſchem und franzöſiſchem Texte nach der Wahl und dem Verlangen der Beſteller.

☞ Wer ſo gütig iſt, das Unternehmen durch Subſcriptionsſammlung zu fördern, muß von jeder Buchhandlung auf ze[illegible]mplare ein Freiexemplar erhalten.

Hildburghauſen, Amſterdam, Paris und Philadelphia, Januar 1838. **Bibliogr. Inſtitut.**

Donau-Ansichten

nach Original-Zeichnungen in Stahl gestochen

von den

besten Künstlern Englands

Herausgegeben von

J. Meyer.

Text von

L. Bechſtein.

II. Band. II. Lieferung.

Jedes Monatsheft von 3 Stahlstichen sammt Beschreibung kostet nur 5½ Groschen sächs. (oder 7 Silbergr. pr. Ct. oder 24 Kr. rheinisch.)

Im ganzen Oesterreichischen Staate 22 Kreuzer Conv. Mze.

Hildburghauſen, Paris, Amſterdam u. Philadelphia.

Von dem Künſtler-Verein des Bibliographiſchen Inſtituts.

[illegible]

[illegible]

Zweiter Band

[illegible]

Die Inſel Lobau.

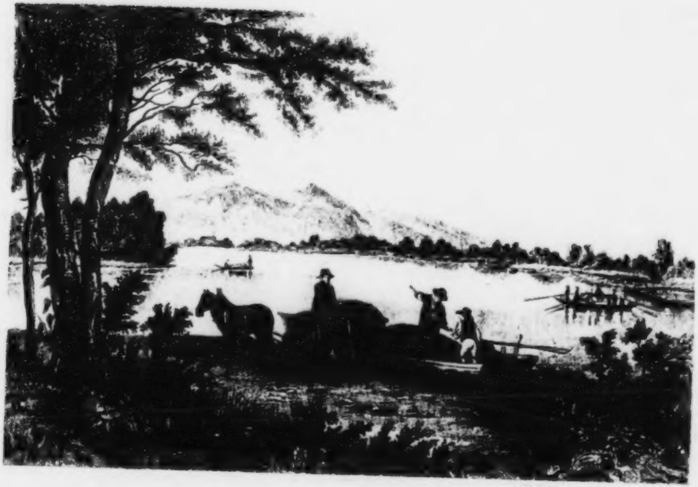
Lebe wohl, ſchönes, freundliches, gaſtliches Wien und nimm entzückter Herzen Dank für die tauſendfachen Genüſſe, die aus dem unerſchöpflichen Füllhorn Deiner Natur, Deiner Kunſt, Deines Lebens für den Fremden quellen! — Wir eilen zum Luſthaus Deines Praters, tragen noch einmal Herz und Auge in Deines Volkes heiter-frohes Treiben, und ſteuern bald darauf wieder, zu raſtloſer Weiterfahrt gerüſtet, auf wogender Fluth dem fernen Ziele im Oſten zu.

Der Simmeringer Haide rechts vorbeirudernd, die jetzt zu Wettrennen, Militärmanövers und Artillerie-Uebungen dient, ſind wir nun der Inſel Lobau (Lob-Aue) nahe genug, ſie mit dem Blick überfliegen zu können. Es iſt nichts an dieſer mit Buſchwerk und hohem Riedgras überwachſenen, ſumpfigen Fläche zu beſchreiben; dafür vergegenwärtigen wir uns ein Schlachtenbild und denken der Tage des blutigen Mai's von 1809, als um Esling und Aspern der Kriegsdonner wüthete, und geſtritten ward um jeden Fuß breit dieſes Moorlands, als gelte es ein Reich. Und wohl galt das blutige Ringen nicht blos damals, ſondern ſchon früher mehr als einer Krone! Schon in ältern Zeiten hatten die Schaaren des Kriegs dieſe weitausgeſtreckte Ebene zu ihrem Tummelplatz erkohren; ſchon die Römer hatten hier Schlachten geſchlagen, ſchon Rudolph von Habsburg und Ottokar hatten um Kronen geſtritten. Zuletzt hatte die Inſel Lobau der Fürſt der Schlachten zum Waffenplatz erkohren, Napoleon, der Mann des Jahrtauſends, der, in gräßlicher Verkennung ſeiner Vokation, die Völker in eiſerne Feſſeln zu ſchmieden und herabzuwürdigen trachtete, die er lohnen, die er erheben ſollte. Es war am 21. Mai, an einem

Feſte, das als Frühlings- und Freudenfeſt in der ganzen Chriſtenheit gefeiert wird, es war der erſte Pfingſtfeiertag, der beſtimmt war zum ſchrecklichen Würfelſpiel, das Oeſterreichs, Deutſchlands Geſchick beſiegeln ſollte. Die Hauptſtadt war gefallen, der Eroberer, in vielen Schlachten Herr, eingezogen in die Habsburger alte Kaiſerburg, und von der Gallerie des Sanct Stephan wehete die dreifarbige Fdhne. Aber mit Oeſterreichs Hauptſtadt war noch nicht verloren das Reich, mit verlornen Schlachten nicht verloren der Muth. Noch ſtand ein furchtbares, todesmuthiges öſterreichiſches Heer unter ſeinem geliebten Fürſten und Führer, Erzherzog Karl, in der Nähe Wiens, die Eroberungsfluth zu dämmen. Von der Inſel waren die Corps des franzöſiſchen Heers über den nördlichen Stromarm gerückt, und hatten von Stadlau, Groß-Aspern und Eßling, bis an Stádl-Engersdorf ſich anlehnend, eine drohende Poſition gegen die öſterreichiſche Armee eingenommen, die unter ihrem Heldenführer, Erzherzog Karl, aus dem Lager von Norden in langen Colonnen herabgezogen war, und nun dem Feinde kampfluſtig gegenüber ſtand. Es war ein Heer von 75,000 Mann.

Hinter Stadlau, rechts von Hirſchſtetten, ſtand die erſte Colonne unter Hiller, die zweite Cavallerie, unter Graf Bellegarde, hielt Hirſchſtetten beſetzt, die dritte führte Fürſt Hohenzollern, gedeckt durch die Cavallerie, unter Fürſt Lichtenſtein; die vierte und fünfte Colonne nahm auf dem Terrain vom Eßlinghof bis Engersdorf, unter Fürſt Roſenbergs Befehlen, vortheilhafte Stellung.

Napoleon wälzte ſeine Heeresfluth heran. Er hatte faſt alle Corps zur Theilnahme an einem entſcheidenden Schlage beordert, mit dem er Oeſterreich zu vernichten trachtete. Sie wurden geführt von ſeinen größten Feldherren, dem Herzog von Rivoli, (Maſſena), Herzog von Montebello, (Lannes), Herzog von Iſtrien, (Beſſières), Herzog von Auerſtädt, (Davouſt), deſſen Corps jedoch jenſeit des Stromes das franzöſiſche Heer im Rücken deckte. Die Diviſion des Marſchalls Molitor ſtand am linken Flügel nächſt dem Strome, Diviſion Legrand im Centrum, neben der Brigade St. Germain unter Nanſouty, leichte Cavallerie und Diviſion D'Espagne bildete mit dem Corps des Herzogs von Iſtrien den rechten Flügel. Napoleon gab die Looſung zu dem Angriff und am Nachmittage entbrannte die Schlacht; zuerſt rings um Aspern, um das wie um einen Apfel der Eris die Tauſende ſich ſchlugen. Der Tod jubelte aus allen Feuerſchlünden ein grauſes Gloria; Lannes fiel, zum Tode getroffen, d'Espagne, Albuquerque und St. Hilaire erlagen; Maſſena ward verwundet. Die Palme des Tages blieb Oeſterreich, und ſie wurde im Ruhmeskranze des Erzherzogs der ſchönſte Zweig. Napoleon wich vor Carln auf die Inſel Lobau zurück. Zum erſtenmale ging er ohne Lorbeer aus einer Hauptſchlacht; eilftauſend Todte deckten den Wahlplatz, fünftauſend waren verwundet. Aber auch Oeſterreich, obſchon Herr des Feldes, hatte in dem Mordkampfe, der dreißig Stunden gedauert, nur einen Kranz ohne Frucht errungen. Erzher-

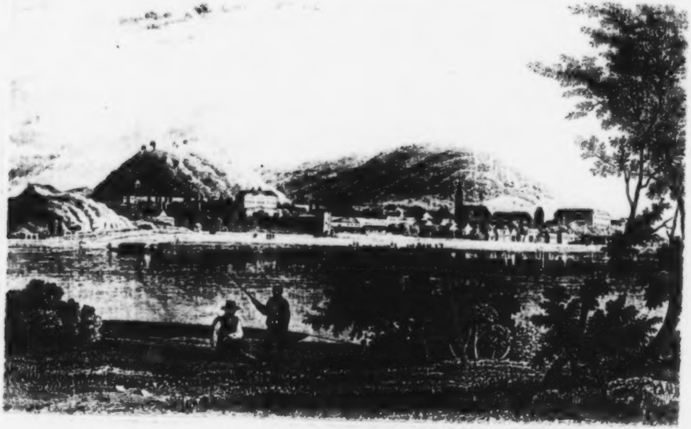


UPPER [illegible]

zog Carl hatte den Angriff des Löwen zwar ruhmvoll abgewieſen, aber aus tauſend Wunden blutete ſein Heer, und die geſchwächte Kraft reichte nicht zur Verfolgung des Vortheils aus, obſchon die Elemente für Oeſterreich ſtritten. Der Strom, gleichſam im Bunde mit den Bannern Oeſterreichs, zerſtörte mit vom Schnee der Hochgebirge mächtig geſchwollener Fluth die Brücken, die Napoleon von der Inſel nach dem Lande hatte ſchlagen laſſen, wozu die Oeſterreicher durch Brandſchiffe und Balkenflöße nach Kräften halfen. Abgeſchnitten ſtand ein Theil der franzöſiſchen Armee auf der Sumpfinſel, und brüllte, von der Fluth und vom ſiegenden Heere Oeſterreichs bedroht. Dieſe Heeresabtheilung der Franzoſen ſchien in der That verloren. Wuth und Verzweiflung beſtürmte ſie. Aber das Machtgebot des Kaiſers machte möglich, was unmöglich ſchien. Ueber dem fürchterlich angeſchwollenen Strom, unter dem Kugelregen der öſterreichiſchen Batterien entſtand, wie durch Titanengewalt, eine neue Brücke. Zuerſt ſollten die Verwundeten über die Brücke gebracht werden; aber nicht achtend des Kaiſers Gebot, drängte Mann an Mann heran, von allen Seiten, und das Verhängniß zeigte ein Bild, wie es an der Bereſina ſich wiederholte. Würgen und eine Todesnoth in Nacht, Sturm und Elementenaufruhr. Tauſende gelangten, ſtatt auf die rettende Brücke, in die tobende Fluth, die Roß und Mann, des Vaterlandes Feinde, verſchlang. Unter den Verwundeten, welche herbeigetragen wurden, war auch der ſterbende Herzog von Montebello, dem Napoleon mit Schmerz den letzten Abſchiedsgruß zurief. Napoleon ſelbſt führte die Ordnung zurück, und, unbetroffen durch ſo viel Unglück am vorhergehenden Tage und der folgenden Nacht, ſchickte er ſich kaltblütig an, um trotzig dem Schickſal den Kranz noch zu entreißen, den es ihm zu reichen gezaudert hatte. Noch in der Nacht ſetzte ein Theil der Armee nach Lobau über. Er faßte Poſto in den Lagerplätzen, und Batterien erhoben ſich auf allen Seiten, noch ehe der Tag anbrach.

Die ganze Inſel ſchien in Feuer aufzulodern von den unzähligen Flammen der Bivouaks, die heulend der Flügel des Sturmes ſchlug. Den Kriegslärm übertoſete noch der donnernde Strom. Auch drüben auf dem linken Stromufer, wo der verwundete Maſſena entſchloſſen das Feld hielt, leuchteten, wie Reihen düſterer Sterne, zahlloſe Wachtfeuer. Gegen Tagesanbruch wurden dieſe verdoppelt, verdreifacht, um die Gegner durch ihre Menge zu täuſchen. Dagegen mußten die Feuer auf der Inſel mehr und mehr erlöſchen. Als Alles angeordnet war für den nächſten großen Tag, da betrat Napoleon einen leichten, ſchwankenden Nachen, und fuhr, ſeinem leuchtenden Geſtirne feſt vertrauend, durch die dunkle Sturmnacht, über den hochwogenden Strom, auf dem immer noch Baumſtämme dahergeſchwommen kamen. Niemand war bei dem Imperator, als der Herzog von Neufchatel, eine Ordonnanz und die Ruderer. Es brannte keine Leuchte und keine Fackel, auf daß er keinem lauernden Feind ſich verrathe, und ohne Anſtoß gelangte der Feldherr in's Hauptquartier nach Schönbrunn zurück.

Die Inſel Lobau blieb der Waffenplatz eines großen Theils des franzöſiſchen Heeres einen ganzen Monat lang, der ihr Aeußeres gänzlich umſchuf. Schanzen und Batterien, Wälle und Lager, Baracken und Hütten breiteten ſich über ihre Fläche, von Straßen und feſten Dämmen durchſchnitten. Auch um Erzherzog Carl ſammelte ſich Oeſterreich und rüſtete von Neuem, hoffte und harrte, dem Tage von Aspern ein blutiges und noch ſiegreicheres Andenken zu erneuern. Napoleon verließ Schönbrunn. Die Inſel Lobau trug wieder das Zelt des Cäſars. Mit wohlberechneter Verſchwendung vertheilte er die Kreuze der Ehrenlegion, die Kriegerherzen zur begeiſterten Tapferkeit anzuſpornen. Doch wieder grollte der Himmel ſeinem feindſeligen Beginnen, kalter Regen goß in Strömen herab, durchnäßte und erkältete die Regimenter, die des Kaiſers plötzlicher Ruf zur neuen Schlacht rief. Aber ihren Muth kühlte er nicht. Die Oeſterreicher hatten die, Lobau öſtlich liegende Inſel Häuſelgrund mit Batterien beſetzt. Dieſer galt der erſte nächtliche Angriff, der gelang, während einige Regimenter des Maſſena'ſchen Corps an dem vom Feinde beſetzt gehaltenen linken Ufer anlandeten. Nun bricht die Schlacht aller Enden los, längſt vorbereitete Brücken ſpannen ſich raſch über den Strom, vergebens wehrt das Bombenfeuer Oeſterreichs den Uebergang; rollender Kanonendonner ringsum, und oben donnernder Himmel, der mit dem grauſen Schlachtengewitter ein wirkliches mit grellen Blitzen und entſetzlichen Schlägen miſcht. Durch Nacht und Dunkel unter Blitzen und Feuerkugeln — Schlacht, und damit es nicht allzu dunkel bleibe, leuchtete dem Mordgewühl das brennende Engersdorf, das ihr den Namen gab. Doch der frühe Tag brach an, und was geſchehen, war dennoch nichts geweſen, als das kurze blutige Vorſpiel der Entſcheidungs-Schlacht beim nahen Wagram. Dort rangen eine Viertelmillion Krieger — Oeſterreichs und Frankreichs Kraft — den Feldzug aus, in dem Oeſterreich endlich, nicht unrühmlich, unterlag.



HAINBURG an der DONAU

Haimburg.

Während wir uns den Erinnerungen an eine mächtig bewegte Vergangenheit, deren Tage voll Weh und Schreckniß und Unterjochung, weder für Oeſterreich, noch für Deutſchland je zurückkehren mögen, hingegeben haben, hat uns das raſche und ſtolze Schiff weit abwärts durch ſumpfige, rohr- und weidenvolle Ufer- und Inſelriethe geführt, und wir erblicken Dorf und Markt Fiſchament freundnachbarlich beiſammen, das die Römer mit dem ſeltſamen Namen Aequinoctium benannten, und das im Mittelalter Viſchkemunde hieß; das Flüßchen Fiſcha, mit dem Reichenbach vereint, mündet hier in den Strom. Jeder Ort faſt hat hier ſeine Erinnerungen an denkwürdige Ereigniſſe der Frühzeit und des Mittelalters bis zu den Türkenkriegen herab. Das Dorf Elend, deſſen ebenfalls ſeltſamer Name uns Elend im Harzgebirge vor das Auge des Geiſtes bringt, ſah im Jahre 1683 eine blutige Türkenſchlacht, in welcher die Prinzen von Savoyen und Arenberg fielen. Gegenüber, doch dem Ufer etwas fern, liegt der alte Markt Ort mit der Kapelle St. Anton, und mit einem Schloſſe, das der ſchon bei der Wachau wiederholt genannte Frohnauer inne hatte, und von da aus Wien und ſeine Umgegend ängſtigte und ausbeutete. Bei Eckardsau, am linken Ufer, zieht ein ſchöner Park mit einem Luſthaus, das den Mittelpunkt eines Waldſternes bildet, den Blick auf ſich, dem gegenüber Regelsbrunn und Wildenmauer oder Wildungsmauer, durch Ruinen und Römerreſte merkwürdig, gelegen ſind. Alles Land dieſer Gegend, beſonders aber das rechte Ufer, giebt Zeugniß in zahlreichen und zum Theil intereſſanten Reſten von der Römermacht, die bis in dieſe Gauen ſich ſtreckte.

In Petronell, einer Stadt, und bis Deutſch-Altenburg, einem Dorfe, nahe bei Haimburg, wurde ſehr Vieles ausgegraben, das im gräflich Traun'ſchen Schloßgarten aufbewahrt wird, und offen vor Augen liegt. Hier ſtand eine Römerſtadt, Carnuntum, welche im Munde der Landbewohner unter dem mythiſchen Namen: die große Stadt Troja, ſagenhaft fortlebt. Dieſes Carnuntum war hochbedeutend, und berühmte Römer weilten hier. Noch ſteht im Gefilde Petronells das Heidenthor, der Trümmerreſt eines mächtigen und ſtattlichen Triumphbogens, den Auguſtus für Tiberius, den ſiegreichen Bezwinger Pannoniens, errichtete. Alte Verſchanzungen ziehen ſich von hier bis zum Neuſiedler-See am und über der Kette des nahen Leitha-Gebirges hin. Deutſch-Altenburg zeigt eine wunderſchöne rein gothiſche Pfarrkirche von hohem Alter, neben welcher noch weit alterthümlicher der gedrückte Bau einer Kapelle im altſächſiſchen Styl ſteht, und uns lebhaft an eine ganz ähnliche Nachbarſchaft zweier Gotteshäuſer alter Zeit in Tulln erinnert.

Bald tritt Haimburg uns nun mit alten Mauern, ſtattlichen Gebäuden und einem Bergſchloß nahe, wo noch ein ſogenannter alter Römerthurm das Bildniß des Heunenkönigs Etzel zeigt, der hier, in der Heunenburg, mit Kriemhilde nachtraſtete, wie das Nibelungenlied ausſagt:

Am achtzehnten Morgen ſie ven Wiene ritten,
In Ritterſpielen wurden der Schilde viel verſchnitten
Von Speeren, ſo da führten die Recken an der Hand:
So kam der König Etzel bis in das heuniſche Land.

In der alten Haimburg verblieb man über Nacht ꝛc.

Man hält nicht ohne Gründe der Wahrſcheinlichkeit dafür, daß auch Haimburg ein Theil des altrömiſchen Carnuntums geweſen, da es noch unter König Etzel bedeutend war. Im Rathhaus wird auch noch ein römiſcher Altar aufbewahrt. Die alte Burg, wahrſcheinlich Etzels Feſte, auf dem Berge über der Stadt, liegt jetzt in Trümmern. Herrlich iſt von droben die Ausſicht auf den Strom, auf das kaiſerliche Luſtſchloß Schloßhof, und die Ruine Rotenſtein, ſowie den Strom hinab nach Thebens trotziger Felſenburg, nach Preßburgs einſt herrlichprangendem Königsſchloß. Haimburg iſt Grenzmauth zwiſchen Oeſterreich und Ungarn, doch zieht die Grenzlinie ſich erſt eine Strecke abwärts zwiſchen Theben und Preßburg über den Strom und berührt dieſen eine Zeitlang bis Theben am linken Ufer.

Für tabakrauchende Leſer und in Gedanken mit uns Reiſende mag die Notiz hier nicht übergangen werden, daß zu Haimburg die größte Aeralial-Tabaksfabrik der Oeſterreichiſchen Monarchie ſich befindet. Bebe zurück, Wanderer, wenn Dir die heiligen drei Könige, nicht die des Morgenlandes, ſondern die Haimburgs in effigie auf einem Tabakpaket von ſehr rohem Papier begegnen; bei jenen war nur einer ein Mohr, dieſe aber ſind alle Drei ſchwarz wie Mohren, oder wie Teufel, und mit infernaliſchen Beizen höchſtſchrecklich und ungenießbar gemacht iſt das Kraut, das ihr Couvert umhüllt. Dieſe drei Könige treten Dir entgegen in einer altholländiſchen Garderobe, und tragen in den Händen holländiſche Thonpfeifen, auf den Köpfen gekrönte Perüquen.

Nicht weit unter Haimburg, auf dem Wege nach Theben, liegt, unter'm Braunsberge, den eine reichhaltige Flora ſchmückt, ein altes Templerſchloß in Trümmern. Zugleich iſt dort die Wahlſtatt einer Hunnenſchlacht, in welcher Sieghart von Sempt im Jahre 907 fiel. Zwiſchen Stapfenreuth und Marhek erlitt König Bela im Jahr 1260 von Ottokar eine Niederlage.

Ueber dieſem Schlachtgefilde alter Zeit erhebt ſich Schloßhof auf einer Anhöhe, denkwürdig und anziehend durch ſeinen berühmten Erbauer, Prinz Eugen von Savoyen. Noch zeigt man dort des Helden Arbeitszimmer. Der Park iſt heiter; mit Waſſerkünſten und Kaskaden reichlich ausgeſtattet. Zur Herbſtzeit kommt der kaiſerliche Hof auf ein paar Tage her und vergnügt ſich mit der Faſanenjagd.

Schloßruine Theben.

Von den Schloßhofer Miniaturmalereien eilt man gern zu den großen Schildereien des Schöpfers. Schon von fern ſieht man einen Felſenthurmrieſen über die Fluth ragen, der wie ein mächtiger Grenzwächter hoch über alles Land mit ſenkrechten Felswänden ſein ſchier unnahbar erſcheinendes Gipfelhaupt erhebt! Es iſt der Fels von Theben, der die Ruine von Burg Theben über dem Marktflecken gleiches Namens trägt. Denke Keiner bei dem ſo claſſiſch anklingenden Namen an die Thebä Böotiens oder Aegyptens! Von Devoyna, Dowina, dem ungariſchen „Jungfrau" ſtammt er, andeutend die unbefleckte, unüberwindliche Veſte! Weit in die Frühzeit datirt ihre Geſchichte zurück. Ratislav, den die Tradition den Erbauer von Preßburg nennt, hielt ſchon 842 auf ihr eine Belagerung Ludwig des Deutſchen aus. Als Hochburg der mächtigen Zapolyas findet ſich die ſtattliche Feſte ſpäterhin; doch auch Friedrich von Oeſterreich hatte ſie inne, wie Ottokar und die Ungarn nicht minder. Es iſt begreiflich, daß um ſie, als um eine Schutz gewährende Grenzfeſte zum öftern geſtritten wurde. Im Jahre 1650 gelangte die gräfliche Familie von Palfy in den Beſitz des Ortes, und es gelang ihr, in dem ſchlimmen Jahre 1683, die Burg ſo gut zu halten, daß die Türken, die ſie zu erobern verſuchten, unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Eigentlich waren der Burgen mehrere, eine alte und eine neue, und noch heute gleichen die weitläufigen und zum Theil prächtigen Ruinen mehr denen einer hochgelegenen Bergſtadt, als einer Burgtrümmer. Noch mehr würde von den Gebäuden erhalten und ſichtbar ſeyn, hätten nicht im Jahre 1809 die Franzoſen das meiſte noch Vorhandene demolirt.

Die Ausſicht von Thebens Zinnen iſt entzückend. Tief unter der ſteilen Abſenkung des Felſen fluthet der Strom, miſcht mit ihm die March ihre Wellen. Das unermeßliche Marchfeld dehnt ſeine Fläche weſtwärts aus, begrenzt von dem öſterreichiſchen Hochgebirge, deſſen Kronengipfel der Schneeberg iſt. Die Leithaberge ziehen ſich ſüdwärts hin, und ihnen zur Linken glänzt, wie ein fernes Meer, der Neuſiedler See herüber. Näher unter'm Hundsheimer Berg, ruht idylliſch Wolfsthal mit Schloß und Park des Grafen von Walterskirchen. Das Auge folgt dem Laufe des mächtigen Stromes nach Oſten, der nun die Grenze Deutſchlands verläßt, Deutſchlands, das Oeſterreich nie verleugnen wird und will. Dann ſchauen wir in ungariſche Gefilde, und erblicken Preßburgs alte Herrſcherfeſte, einſt ſo ſtolz und ſchön, jetzt auch eine Trümmer.

Hat der Freund der Natur ſich gelabt an der unermeßlichen, ſchönen und die Mühe des Bergſteigens überreichlich lohnenden Nah- und Fernſicht, ſo bietet die nördliche Höhe, der Kogel, auch dem Forſcher willkommene Funde an hübſchen Verſteinerungen, und der Feinſchmecker kann ſich in Theben eine Genüge thun an edlen Früchten und Gartengewächſen und den beliebten kleinen Gurken, die in Wien ſehr geſucht ſind. Die Gegend hat treffliche Wein- und Obſtcultur.

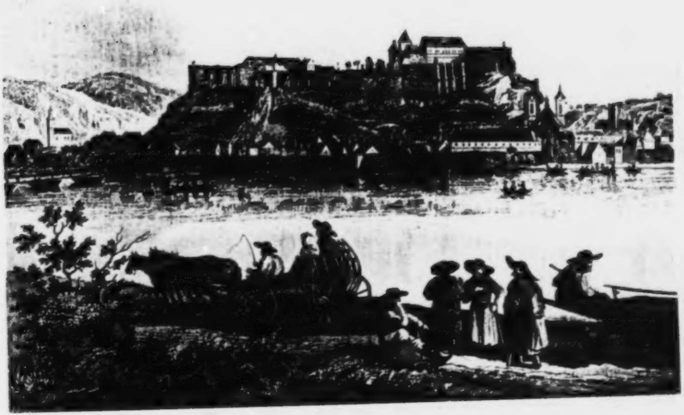
Deutſche Sprache und Tracht verſchmelzen hier ſchon mit der ungariſchen, es waltet aber bald das deutſche, bald das ungariſche Element vor, die meiſten Orte haben Doppelnamen, ungariſche und deutſche, um beiden Nationen zu genügen. Im Markte Theben befindet ſich ein Dreißigſtamt. Was iſt das? Es iſt ein Stück ungariſches Mauthweſen zum Beſten der Cameralfonds, früher dem Staate, ſpäter den Herrſchern zu Gute kommend. Jede eingeführte Waare zahlte den dreißigſten Theil ihres Werthes als Abgabe an dieſen Grenzämtern, ſie mochte ein-, aus- oder auch nur durchgeführt werden. Dieſe ſchwere Abgabe blieb ſelbſt dann, als Ungarn an das Haus Oeſterreich kam, wurde ſogar noch um die Hälfte erhöht, doch die Einnahme zur Erhaltung der Grenzmiliz beſtimmt. Oft war ſie Anlaß zur Unzufriedenheit und zu lauten Beſchwerden der ungariſchen Stände; vergeblich! der Zollſatz blieb auf fünf Procent, und verdarb den Handel Oberungarns. Maria Thereſia ſah das Mangelhafte und Schädliche des Dreißigſtſyſtems ein, und erließ ein Patent, welches die Uebel abſtellen ſollte, und die Procente minderte. Allein ſo wohlwollend die Geſinnung der Monarchin war, ſo wenig Gutes ſchaffte doch die neue Beſteuerung. Das Dreißigſtweſen wurde endlich der oberſten Leitung des Commerzienrathes beine des heiligen Elemoſinarius in einem Silberſarge. Es war das ſeltſame Geſchenk eines Ungläubigen und Chriſtenverfolgers, Sultan Muhamed II., der die Schatz-Leiche dem Ungarnkönig Matthias Corvinus, zum Geſchenk machte. Leider iſt der Thurm am Dome modern und paßt nicht zum Ganzen. Er prangt mit einer vergoldeten Königskrone, die ſymboliſch andeuten ſoll, daß die Krönung der Könige Ungarns in dieſem Tempel ſtatt findet. Die Krone ſelbſt iſt in der St. Johanniskapelle zu ſchauen. Außer dem Dom hat Preßburg noch manche andere ſehenswerthe Kirchen, auch zwei evangeliſche und eine große Synagoge.

Noch in Ruinen ſchön, ſteht das ehemalige Königsſchloß auf ſeinem Berge, wie eine trauernde Wittwe. Früher vielleicht vorhanden als die Stadt, ſah es in unendlich langen Jahresreihen manchen Sturm der Zeiten an ſeinen Mauern vorüberziehen, ſah dieſe gebrochen werden, und wieder aufgebaut. Hier ſeufzte einſt ein unglücklicher fürſtlicher Gefangener, Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachſen, ſchwer tragend am Leid, das unverſöhnliches Zürnen von Kaiſer und Reich über ihn verhängt, der es gewagt, der Acht zu trotzen, und ſein Fürſten-, ſein Freundeswort höher zu achten, als des Kaiſers Befehle. Hier wurden auch ehedem alle Inſignien der ungariſchen Herrſcherwürde bewahrt, in einem wunderlich feſten Gewölbe, hinter ſieben Thüren und ſieben Schlöſſern, dazu von ſieben Kronwächtern jeder einen verſchiedenen Schlüſſel hatte. Hier wurde, nachdem Paul Graf von Palfy als Grundeigenthümer des Schloßberges und des nahen Zuckermandels, (beide jetzt mit Vorſtadthäuſern bebaut und durch Gitterthore von der Stadt geſchieden), das Schloß 1635 neu erbauen laſſen, Karl VI. 1712 zum König von Ungarn gekrönt. Noch 1760 wurde das Schloß auf das prächtigſte erneut, und noch in unſerm Jahrhundert dort oben in der traurigen Ruine Prachtfeſte des kaiſerlichen Hofs begangen. 1811 ging es in Flammen auf, ohne daß es bis jetzt ſeine Erneuung fand, aber die Lage und die erhaltenen Fundamentalmauern laſſen beklagen, daß der ſtattliche Bau in Trümmern und öde ſteht.

Eine Merkwürdigkeit aus alter Zeit dürfen wir nicht unbeſehen laſſen, jenen Hügel an der Donau, den Maria Thereſia erneute, den man den Königsberg nennt. Zu ihm hinan mußte nach der Krönungsceremonie in ritterlicher Rüſtung zu Roß der neue König im vollen Rennen reiten, und mit dem Schwerte des heiligen Stephan vier Kreuzhiebe in die Luft nach den vier Weltgegenden thun, als eine gute Vorbedeutung künftiger Siege, und als ein Zeichen, daß er das Reich gegen alle Feinde beſchützen wolle. Unter den fürſtlichen ꝛc. Paläſten Preßburgs gilt das freiherrl. von Medinanskyſche Haus für das älteſte, die erzbiſchöflichen Palais ſind ſehenswerth, nicht minder das Landhaus, in welchem die Reichsverſammlungen Statt finden. Das Rathhaus iſt alt und beſtand ſchon im 14. Jahrhundert.

Auch an öffentlichen Bildungsanſtalten hat Preßburg keinen Mangel. Es beſitzt eine königliche Akademie, verſchiedene Schulanſtalten und mehrere bändereiche Bibliotheken. Eben ſo wenig fehlt es an Anſtalten, die ausſchließlich dem Vergnügen dienen, das ſich auch außerhalb der Stadt und der Vorſtädte in vielbeſuchten Luſtorten der romantiſchen Umgebung darbietet. In der Brückenau hat Preßburg, was Wien an ſeinem Prater hat; in der Mühlau leitet eine ſchöne Chauſſee nach dem vielbeſuchten Oberufen. Am Fuß des Gemſenbergs breitet ſich die Blumenau, und der berühmte St. Georger-Ausbruch, lockt zu ſeiner Quelle; St. Georgen, anderthalb Stunden von Preßburg, wo der edle Ungarwein ungleich mehr Gäſte anlockt, als das dort ebenfalls befindliche Schwefelbad, und die alte Burgruine, die keine Geſchichte hat, oder deren Geſchichte vielmehr verloren gegangen.

Wenn ſich nun nach raſcher Beſichtigung der vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten Preßburgs unſre Reiſe fortſetzt, ſo werfen wir auf die ſchöne Schiffbrücke noch einen bewundernden Blick, welche an die Stelle der ehemaligen fliegenden Brücke getreten iſt, und fliegen nun, gleichſam von den ſchwingenden Schaufelrädern des Dampfbootes getragen, raſch durch die ebenen Gefilde. Dem Auge bieten ſie nur wenig hervorſtehende Punkte, und gern wendet es ſich rückwärts, um ſich zu ergötzen an den maleriſchen Formen der Umgebungen Preßburgs, deſſen Thürme allmählig fern und immer ferner treten und endlich im Nebel verſchwimmen. Der vieltheilige Strom hat zwei lange Polypenarme ausgeworfen, mit denen er die große und kleine Schütt umſchlingt, von denen die eine größer iſt, als manches deutſche Fürſtenthum. Das Eiland iſt zwölf Meilen lang und ſieben breit, äußerſt fruchtbar, trefflich angebaut und umfaßt über hundert Ortſchaften. Die kleine Schütt zur Rechten des Hauptſtromes, iſt nur ſieben Meilen lang. Ihrem ſüdöſtlichen Ende nahe liegt das ſtattliche Raab, eine königliche Freiſtadt, doch zu fern, um vom Bord des Schiffes aus bemerkt werden zu können. Am Ende der großen Schütt, deren Flächen uns von da, wo die kleine endet, noch eine gute Strecke zur Linken bleibt, während die Vorberge des Backonytzer Waldes bis zum Donauufer ſanft abſteigen, ruht alterthümlich und wohlbefeſtigt von einer jungfräulichen Citadelle bewacht Comorn, (Komarow), wo Waag und Neutra ihre Waſſer miſchen, um dieſelben, nachdem ſie nur eine kurze Strecke vereint waren, in die Donau zu ergießen, deren Lauf ſie nun noch raſcher und lebendiger machen. Der Anblick der noch nie eroberten Feſte iſt impoſant. Matthias Corvinus war ihr Erbauer. Bei Comorn ſchwindet die bisherige Einförmigkeit der Gegend, Rebenberge ſchmücken die Ufer, und ſchärfer tritt die fremde Phyſiognomie des Landes hervor. Die deutſche Tracht, oder vielmehr die Allerweltstracht, die noch in Preßburg neben ſo verſchiedenen Nationaltrachten ſich geltend macht, iſt verſchwunden, und alles, was wir ſehen, trägt ungariſchen Typus.



GRAN IN UNGARN

Wiſſegrad.

Das rechte Ufer der Donau, hügeliger als das linke, giebt ein gar lachendes Bild. In der Ufernähe iſt's reich mit Dörfern geſchmückt, und dicht am Strom zieht die belebte Heerſtraße fort. Während die Donau eine Wendung macht, tritt überraſchend die Stadt Gran und über ihr auf ſteilem Felsberg thronend, der von mannichfachen Mauern umzogen iſt, das großartige Gebäu ihres neuen Domes vor Augen, hinter welchem die weitläufigen Baue des Reſidenzſchloſſes und Capitelhauſes liegen. Gegenüber der rings um den Schloßberg ſich ziehenden Freiſtadt, der Waſſerſtadt und den einverleibten, nachbarlich angrenzenden Märkten Thomasberg und St. Georg liegt anmuthig der Flecken Parkany, mit Gran durch eine fliegende Brücke verbunden, früher that dieß eine Schiffbrücke. Hier in Gran wurde Stephan, Ungarns erſter König geboren, von hier entlehnt der zu Preßburg reſidirende Erzbiſchof, Primas von Ungarn und Reichskanzlar ſeinen erzbiſchöflichen Titel.

Der ungariſche Name Grans lautet Esztergom oder Oſtrykom, lateiniſch Strigonium. Am Fuße des Schloßberges ſpringen warme Quellen. Ob die Sage wahr ſey, daß auch ſchmackhafte, lebende Fiſche, ſelbſt im Winter, zuweilen mit ausfließen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Man fabelt viel von einem unterirdiſchen See in dieſer Gegend.

Das Bakonyer Waldgebirge ſtreckt auch noch bis an dieſe Ufer ſeine auslaufenden Veräſtelungen, durch welche der Strom zu einigen ſehr bedeutenden Ausbeugungen gezwungen ward, obſchon er ſich dennoch durch manchen Kalk- und Porphyrberg Bahn brach.

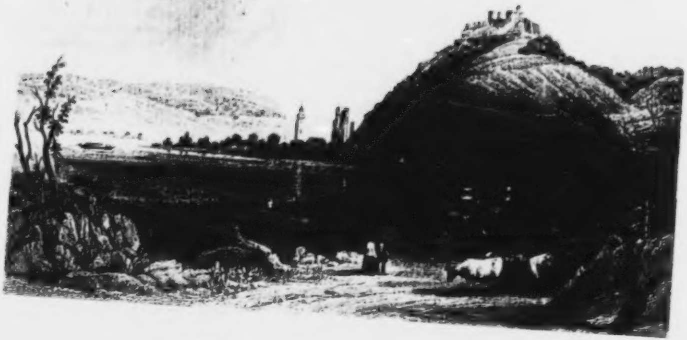
Große Steinbrüche ſieht man längs der Ufer vom Strome aus, und Haufen Marmorblöcke zur Verſendung bereit. Eine Wendung, bei welcher der Strom ſich raſchen Laufes durch das Granthal drängt, macht die Ausſicht auf den Kronflecken Wiſſegrad, überragt von ſeiner ſtolzen und berühmten Ruine. Gegenüber liegt Nagy-Maros, ein unbedeutender Flecken. Nichts feſſelt, als die Ruine. Mitten im Schooße einer herrlichen

Natur gelegen, war dieſe Hochburg eine der bedeutendſten in Ungarn. Der deutſche Name iſt Plintenburg und Blendenburg, *arx alta, altum castrum* der römiſche, der ungariſche weiſt nach der hochwichtigen und uralten Herzogsburg des Böhmerlandes, dem Wiſherad Prags hin. Burg Wiſhegrad ſtand ſchon im 11. Jahrhundert umfangreich und großartig da. Jenes mächtige, ſechs Stockwerk hohe, burgähnliche Thurmgemäuer am Fuße des hohen Berges, welchen die herrlichen Trümmer als zinnenreiche gezackte Mauerkrone ſchmückt, ſchloß zu Ende des genannten Jahrhunderts einen hohen Gefangnen, Salomo, ein, den ſein Vetter, Ladislaws, hier in Gewahrſam hielt, und heißt noch heute der Salomonsthurm. Hier feierte König Karl I. dreimal glänzende Beilager, hier reſidirte mehr als einer der Ungarnkönige. Kein Wunder! denn kaum irgend ein anderes Bergſchloß war ſo groß und prächtig, bot ſo ſchöne Ausſicht, hatte ſo reizende Lage, ſtand ſo im Rufe einer geſunden Luft. Die Burg Wiſhegrad enthielt nicht weniger als 350 Gemächer, alle mit fürſtlicher Pracht von Karl I. und Matthias Corvinus ausgeſtattet, denn ſie war auch der Lieblingsaufenthalt dieſes kriegeriſchen Königs.

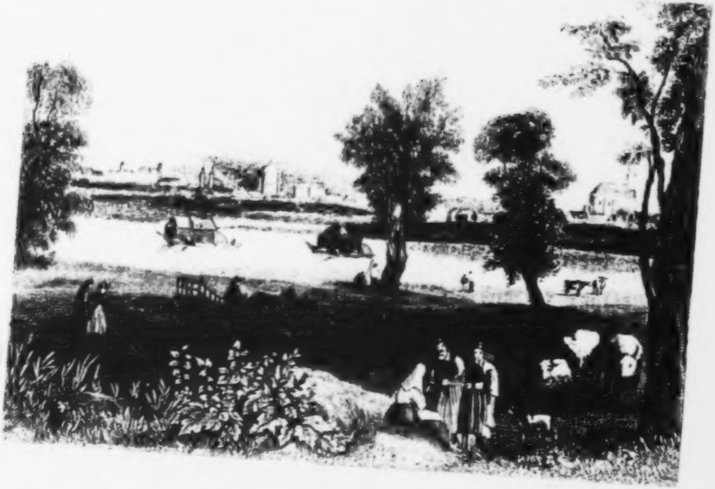
Ein Legat des Papſtes, welcher einſt am Königshofe weilte, fand ſich ſo befriedigt von ihrer Lage und Schönheit, daß er Burg und Gegend ein irdiſches Paradies nannte.

Im Jahre 1529 eroberte Sultan Solyman die Feſte, und nun blieb ſie ein Siegerpreis, um den gar oft Chriſten und Türken blutig rangen, bald den letztern entriſſen, bald wieder gewonnen, oft hart belagert und beſchoſſen; bis endlich der große Türken-Ueberwinder, Kaiſer Leopold, zum letztenmale die Feſte den Feinden entriß. Dieß geſchah im Jahre 1686 und führte zugleich die Zerſtörung des Prachtbaus herbei, welcher ſeitdem als eine der impoſanteſten bekannten Ruinen die Gegend ziert. Vom Kronflecken aus, iſt dieſelbe faſt unzugänglich; der Berg muß umgangen werden, dann führt ein Weg, den ein Geländer gegen den ſteilen Abhang ſchützt, durch ein ziemlich erhaltenes Thor in die maleriſchen Trümmer, dem lohnendſten Anblick zu. Unten wogt, wie ein breiter See, der mächtige Strom, und theilt ſich unter dem Flecken in zwei Arme, mit denen er die lange und ſchmale Sandinſel St. André umſchließt. Schöngeformte Berge begrenzen, amphitheatraliſch gruppirt, die Fernſicht, und ſüdwärts hemmen der hohe Halogos-Berg und der Pilis den Hinabblick nach dem Raiziſchen Szent Endre. Wohl aber iſt Waitzen zu erſchauen, das am linken Ufer der Andreas-Inſel maleriſch-heiter ſeine Häuſer längs dem Geſtade hinbaute.

Die in dieſen Gegenden zahlreich angeſiedelten Illyrier, Rascier, Raitzen haben ſich ſeit Kaiſer Sigismunds Zeiten allmählig unter den Schutz der Ungarnkönige begeben, nachdem die Türken ſie aus ihrer urſprünglichen Heimath vertrieben hatten. Sie gehören zur griechiſchen Kirche. In Szent André wohnen über 1800



RUINEN DES SCHLOSSES VISEGRAD



[illegible]

Katholiken und über tauſend Raitzen. Letztere haben 7 Gotteshäuſer inne; die Katholiken nur ein einziges. Dieß hat ſeinen Grund in der allmähligen Einwanderung, welche hier hauptſächlich unter Leopold I. erfolgte. Jede Schaar, welche ankam, gründete ſich ein eigenes Bethaus. So ſteigen denn acht Kirchenthürme dem Inſelgeſtade gegenüber empor.

Waitzen.

Der Dämpfer rauſcht auf dem Strome, und es entfliehen die Ufer der Inſel zur Rechten. Ein Luſtſchloß, Migazziburg, kehrt zur Linken in ſchöner Umgebung uns ſeine freundliche Façade zu, und nach nicht allzulanger Fahrt zeigt ſich die mächtige Kuppel der Kathedrale Waitzens, einer Kirche, welche der Kardinal Migazzi um 1771 erbauen ließ, und die als die ſchönſte in ganz Ungarn geprieſen wird. Ganz im reinſten römiſchen Styl aufgeführt, ſehen wir in dieſer Kathedrale, welche Maria Himmelfahrt heißt, ein Abbild der St. Peterskirche zu Rom, wenn auch in kleinerem Maaßſtab, doch in vollendeter Schönheit. Die Stadt ſelbſt heißt ungariſch Vacz, iſt Biſchofsſitz, hat mehrere treffliche Anſtalten, unter dieſen ein Taubſtummeninſtitut, und erfreute ſich ehedem einer Ritteracademie, Collegium Theresianum, welche jedoch nach Wien verlegt wurde. Waitzen iſt eine der älteſten Magyarenſtädte. Die im biſchöflichen Palaſte aufbewahrten Römeralterthümer verkünden, daß ſchon vor der Hunneneinwanderung in dieſer Gegend ein welteroberndes Volk gehauſt. In den Türkenkriegen theilte Waitzen das Loos des Landes; es hatte bald chriſtliche, bald türkiſche Oberherren.

Legt der Dämpfer in Waitzen geradezu an, nur dann wird die kurze Zeit des Raſtens nicht lohnender zu nutzen ſeyn, als durch die Beſichtigung der Kathedrale. Die Kuppel iſt von Mausperſch al Fresco gemalt; zwei prachtvolle Tabernakel ſchmücken, nebſt den kunſtreichen Moſaikbildniſſen des Erbauers und einiger andern

Biſchöfe, das Innere. Auch der biſchöfliche Park iſt recht ſehenswerth; die Donau ſtrömt dicht an ihm vorbei. — Waitzen gegenüber liegt Telky mit einer pittoresken Ruine mitten in dem heitern, ebenen Geſilde, wo man den Weinbau ſchwunghaft betreibt.

Das Dampfſchiff trägt uns ſo raſch an den ergiebigen Rebenbergen von Ungarns Donau vorüber, daß wir kaum jemals Gelegenheit bekommen, auf unſerer Reiſe praktikable Studien in der Weinſtatiſtik am Lande zu machen. Doch hilft der reiche Flaſchenkeller am Bord auch aus, einen Curſus über dieſe am wenigſt trockene unter andern Statiſtiken durchzumachen, und es gewährt eine ganz angenehme Befriedigung bei einer Flaſche Tokayer zu erfahren, daß das gottgeliebte Land Ungarn alljährlich dreißig Millionen Eimer Wein producirt, davon es nur eine Million zu Eſſig macht, vier Millionen exportirt, und fünfundzwanzig Millionen ſelbſt zu ſich nimmt. Es würde noch mehr gebaut werden, läge nicht in manchen Gegenden die Technik der Rebenpflanzungen noch im Zuſtande der Kindheit. Ein deutſcher Weintrinker, mehr gewöhnt an die herbſäuerlichen Weine des Rheins und die mildſäuerlichen des Frankenlandes, an die ebenfalls milden Weine der Pfalz und des Moſelthales befreundet ſich nicht ſobald mit ſüßfeurigen Weinen Ungarns, oder er hat zu fürchten, daß der gewaltige Geiſt, der ihnen innewohnt, ihn überwältige, ehe er's ahnet. So genießend, wie verſtändige Weinfreunde zu genießen verſtehen, ſehen wir im klaren Chryſopras des Königs der Ungarweine, im Tokayer, eine heilkräftige Panazee, einen aromatiſchen gluthgeſchwängerten Balſam, deſſen Ausbruch, aus erleſenen Trockenbeeren bereitet, ſchon jedes Lobes würdig iſt, deſſen Eſſenz nun aber vollends der flüſſigen Edelſteine edelſter heißen mag. Die Eſſenz iſt der Wein, der aus den Trockenbeeren von ſelbſt ausfließt, der Ausbruch iſt eine Miſchung des Ergebniſſes leicht gepreßter Trockenbeeren mit gemeinem Tokayer. Der Rußther und Oedenburger ſind Seeweine, die ſelbſt der Unkundigſte nicht mit jenen Seeweinen verwechſeln würde, welche die Ufer des Bodenſees tragen. Die genannten kommen vom Neuſiedler See, ſind ſüß und feurig, und haben die wahrhaft noble Eigenſchaft, ſich nicht zu Mesaliancen mit ſchnödem Waſſer zwingen zu laſſen. Des St. Georger Weines gedachten wir ſchon. Auch er gehört zu den beſten Sorten, und zu den weißen Weinen voll Lieblichkeit und Aroma. Raczdorfer iſt als Tiſchwein äußerſt beliebt, und will in ſeinen jungen Jahren von vier bis zehn, Jugend und Alter erfreuen, dagegen hat der Steinbrucher, der in der Nähe von Peſth wächſt, die Befähigung, noch als Weingreis zu begeiſtern. Der Rakovaczer erinnert durch Blume und Geſchmack an den Cyprier. Was die ungariſchen Rothweine betrifft, ſo ſteht an ihrer Spitze der edle Menes; die von den Trockenbeeren ſeines Rebſtocks abfließende Eſſenz kommt nicht in den Handel, die Ungarn trinken ſie ſelbſt, was wir ihnen nicht im Geringſten verargen können. Der Meneſer Ausbruch iſt ein feuriger Sekt, würzhaft ſchmeckend und in der Jugend von der Farbe des Pyrops, im Alter bräunlich, wie Obſidian und Rauchtopas, aber dabei im Geſchmack ſtolze Kraft mit lieblicher, zungenſchmeichelnder Milde paarend.

Während unſerer Wein-Studien ſteuert unſer Haus an der langen Andreasinſel vorbei. Da ruft's auf einmal: der Blocksberg! Traulicher Liebe heimlicher Name für alle Deutſchen! im rechten Sinne nur Deutſchen verſtändlich. Da denkt wohl jeder an „den langen Herrn Philiſter," an ſeinen Claudius und deſſen Rheinweinlied und an ſo manches andre Liebheimathliche; vor Allem aber an die Heimath ſelbſt; wir trinken mit dem edelſten Feuerweine Ungarns auf Deutſchlands Heil, und bringen eine patriotiſche Libation. — Jener Blocksberg aber, der ſich über Ofen und Peſth aufthürmt, trägt nicht Urias Thron, ſondern nur eine Sternwarte. Sie gehört der Peſther Univerſität und iſt in Europa eine der berühmteſten.

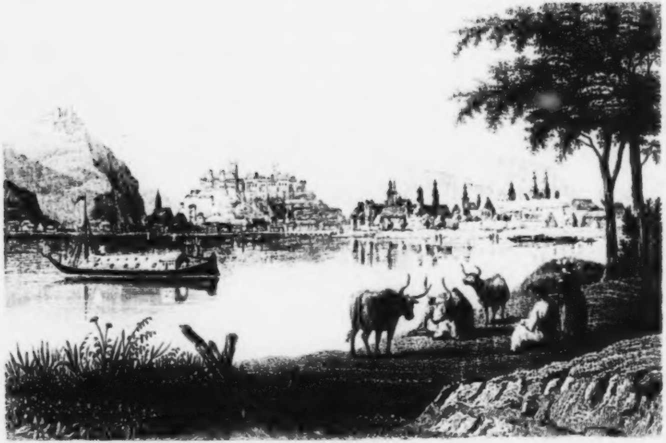
Unterhalb Duna Keszi, der letzten Poſtſtation vor Peſth, endet in einer ſchmalen Spitze St. André, die Stromarme vereinen ſich, um bald hernach wieder eine ſchöne Inſelgruppe zu umfluthen. Wie in einem raſchwechſelnden Zauberpanorama wechſelt die Landſchaft, vor unſerm Blicke tauchen Gebäude auf, umwogt uns thätiges Leben, wohin wir blicken. Wir ſehen da eine Menge Schiffmühlen, erblicken parkähnliche Inſeln, den Ort Alt-Ofen, und ſehen uns endlich zwiſchen den beiden prächtigen Städten Peſth und Ofen an der langen Schiffbrücke, welche beide verbindet, dem Landungsplatze nahen.

Ofen und Peſth.

Drei Kanonenſchüſſe donnern grüßend vom Bord des Dampfſchiffes, dem wir hier für eine kurze Zeit Valet ſagen. Es wäre Sünde, ſich nicht der nähern Betrachtung dieſes Prachtblicks auf die Doppelhauptſtadt gern hinzugeben, deren Namen ſo fernhin klingt, während ihre vereinte Geſchichte uns die Ereigniſſe ferner Zeiten nahe rückt.

Das königliche Ofen iſt noch immer die Königin. Noch immer ragt ſeine ſtattliche, gebäudereiche Feſte mit Mauern und vielgethürmt als des Reichs Bollwerk auf, wenn auch nicht mehr gegen den lebendigtodten Islam. — Ueberaus prächtig macht ſich der Anblick der beiden Groß-Städte von der Donaubrücke aus, unter welcher, 1440 Fuß breit, der Strom majeſtätiſch zu unſern Füßen vorüber wogt. Und über dem Strom auf der Brücke, wogt das Gewühl ſo vieler Nationen in ſo verſchiedenartigen Trachten, unterbrechen ſich kaum die Wagenreihen, tritt, wie kaum an irgend einem Ort auf unſrer ganzen Fahrt, die menſchliche Schönheit bei beiden Geſchlechtern ſo vollendet vor unſer Auge! Ganze Reihen palaſtgleicher Gebäude ſchmücken die Uferkais, unter denen das Peſther Theater und das Caſino ſich beſonders auszeichnen. Der Anblick des rieſigen Stromes aber weckt die ſchmerzliche Erinnerung an ſein furchtbares Ueberſchwellen im März 1838, und macht das Unglück begreiflich, das beide Städte und eine große Anzahl anderer Städte und Orte des Landes heimſuchte, wie Gran und Parkany, manche Orte gänzlich verwüſtend, ſo wie Lyon und ſeine Gegend ein ähnliches gräßliches Schickſal in neueſter Zeit erfahren haben. In Peſth allein ſtürzten 2281 Häuſer zuſammen, und nahe an 1000 erlitten Beſchädigungen. Ueber tauſend Menſchen verunglückten, oder retteten nur das nackte Leben. Groß war die Noth, doch auch groß die Hülfe, die Barmherzigkeit, die Theilnahme, und man hat nicht vernommen, daß ſich Diebesbanden gebildet, wie zu Lyon, um von dem allgemeinen Unglück einen brandmarkenden Gewinn zu ziehen.

Doch auch dieſe ſchmerzliche Wunde iſt vernarbt, und wir ſehen kaum noch ein äußeres Zeichen jener fluthenden Verheerung.



BUDA & PESTH

Das Alter beider Städte reicht wohl auch zu den Römerzeiten. Ofen hat ſchwache, warme Schwefelquellen, die, frühe benutzt, den erſten Anlaß zum Anbau gaben, vielleicht ſelbſt den Namen, der ungariſch Buda lautet, der werdenden Stadt verliehen. Auf der Stätte Alt-Ofens, das ſich als Vorſtadt aufwärts nach den Inſeln zieht, und von den Stromabwärtskommenden zuerſt begrüßt wird, ſoll die Römerſtadt Sicambria geſtanden haben; Andre halten dafür, der hier vorhanden geweſene Römerort habe Acinum oder Aquincum geheißen. Römerbäder und Spuren großer Bauten, wie eines Amphitheaters, eines Aquäducts ꝛc. ſind noch vorhanden, auch wurde manches intereſſante Denkmal aus dieſer frühen Zeit hier gefunden und aufbewahrt. Die Bäder wurden ſpäter von den Türken hochgeachtet und nicht nur erhalten, ſondern auch mit ſchönen Gebäuden geſchmückt. Und noch heute, wie vor tauſend und zweitauſend Jahren, dienen ſie dem Leidenden. In Ofen ſoll Attilas Herrſcherburg geſtanden haben, Etelwér genannt, was man Etzelburg deutete. Unter König Stephan hob ſich der Flor der Stadt und wuchs lange fort. Peſth war von Beda IV. mit Ringmauern umgeben, und es iſt gewiß, daß es weit ſpäter entſtanden als Ofen, auch weit ſpäter zu ſtädtiſcher Bedeutſamkeit gelangte. Es theilte dann immer das politiſche Loos der Nachbarſtadt. Von 1541 bis 1686 waren die Türken hier ſeßhaft, bis endlich der tapfre Prinz von Lothringen die fremdgläubigen Herren für immer vertrieb. Unter den Belagerungsſtürmen wäre damals Ofen faſt zum Schutthaufen geworden. — Wenn wir betrachtend beide Städte durchwandern, ſo werden wir recht inne, wie die hoch auf dem Felſenberge thronende Feſte eigentlich die Hauptſtadt bildet, die obere, mit ſchönen Straßen, mit Kirchen und zahlreichen fürſtlichen und andern Paläſten. Dort befindet ſich die mittelalterliche Hauptkirche zur Mariä Himmelfahrt, dort das königliche Schloß, von Karl VI. prachtvoll aufgeführt, mit der 564 Fuß langen Fronte gegen die Donau, deſſen rechter Flügel die Reſidenz des Erzherzogs Reichspalatinus iſt. Fünf große Plätze, parkähnliche, umfangreiche Gärten, ein Theater, das reiche Zeughaus und andere öffentliche Gebäude ꝛc., die Gartenterraſſe mit reizvoller Ausſicht herab auf die Vorſtädte, auf den herrlichen Strom und das geſegnete Gefilde gewähren dem Fremden eben ſo viele Punkte mannichfacher, anziehender Betrachtung. Zu Füßen des Feſtungsberges breitet die Waſſerſtadt mit dem Fiſcherſtädtchen ſich längs des Stromes aus. Auch ſie hat ſchöne Straßen, zahlreiche öffentliche Gebäude, hohe Denk- und Andachtſäulen; an ſie reiht ſich die Via regia, die Landſtraße, eine enge Zeile hoher Häuſer an; dieſe grenzt an das Neuſtift, deſſen Häuſerreihen Alt-Ofen mit der eigentlichen Stadt verbinden. Hinter dem Feſtungsberge ruht in einem lieblichen Weingartenthale die Chriſtinaſtadt, und an ſie grenzt im Süden die Raizenſtadt, Taban, größer und volkreicher als alle übrigen Vorſtädte Ofens, von unregelmäßigem Bau, und zum Theil auf Felſenterraſſen hingeſtellt. Um die ſchroffe Höhe des Blocksberges, unter dem ſich Ofen noch weit hinzieht, hängen zahlloſe kleine Häuschen am Fels, und gewähren einen überraſchenden, doch freundlichen und eigenthümlichen Anblick.

Peſth, weit größer und volkreicher, als das an 4000 Häuſer und ohne Militär und Fremde gegen 30,000 Einwohner zählende Ofen, beſteht aus der eigentlichen Altſtadt, dann der Neuſtadt, und noch drei andern Vorſtädten. Der Umfang Peſth's beträgt ein und eine halbe Meile, und ſeine ſtets wachſende Häuſerzahl überſteigt 4500, mit 65,000 Einwohnern, ohne die Fremden. Das ganze Anſehen Peſth's iſt modern, großartig, und die alten, geringen Häuſer weichen immer mehr neuen und großen Bauten. In der Herrengaſſe herrſcht in prunkvollen Läden die Eleganz von Paris und Brüſſel, nur eine nach Art der ſchönen Pariſer Passages mit Glas überdachte Straße, das Franzoſengäßchen, auch Bruder- oder Pariſergäßchen genannt, vermochte noch nicht ganz, ſich zum reichen Bazar zu erheben, ſondern blieb auf Putzhändlerinnen und auf die Inſaſſen, das ehrſame Schuhmacher- und Schneiderhandwerk und deren Läden, beſchränkt. Die Kirchen ſind mehrentheils ſchöne Gebäude neueren Styls; die Univerſität, das Invalidenhaus, das Rathhaus, das Gebäude des Munitions-Depots und der Artillerie-Kaſerne imponiren durch ihre Größe. Das Theater iſt der prachtvollſte Muſentempel Ungarns, und faßt 3000 Zuſchauer. Die Univerſität gebietet über würdige Räume und reiche Sammlungen. Vor allem aber ſehenswerth iſt das National-Muſeum, das durch den Reichthum ſeiner Natur-, Literatur- und Kunſtſchätze die erſte Anſtalt dieſer Art im Reiche Ungarn bildet. Groß iſt die Anzahl der hier vorhandenen Stücke aus der Römerzeit; die Bibliothek dieſes Muſeums zählt 2000 Handſchriften. Iſt ſchon das gewöhnliche Leben und Treiben, der äußerſt frequente Verkehr, die gewerbliche und artiſtiſche Induſtrie Peſths für jeden beobachtenden Fremden intereſſant, und kann das Gemiſch von ſo vielerlei Völkerſchaften, wie ſie aus Oſten und Weſten, Süden und Norden hier zuſammentreffen, äußerſt anziehend erſcheinen, ſo ſteigert ſich dieß noch ungemein an den großen Meſſen, wo es von Griechen, Armeniern, polniſchen Juden, Türken, Wallachen, Zigeunern ꝛc. wimmelt, wo der Strand des Stromes von Wagen, dieſer ſelbſt von Kähnen überſäet und bedeckt iſt, wo Fiſche und Früchte in kaum glaublicher Menge aufgehäuft, auch alſobald verkauft und conſumirt werden. Krebſe, an Ort und Stelle unter lebendigem Feuer gar geſotten, ſpeißt man hier aus der Hand, wie der Deutſche Nüſſe und gute Kaſtanien, der Wälſche ſeine Makkaroni. Ganze Wolken des Würſtelduftes und Kohlendampfes, auf denen die Würſtel gebraten werden, erfüllen die Atmoſphäre, und ſchmiegen ſich, wie ſchwere Schleier, an den Fuß der Berge. Da geſchieht es wohl, daß die achthundert Wirthshäuſer Peſth's nicht hinlänglichen Raum für den Zuſtrom von 18,000 bis 20,000 Fremden haben, die alle eſſen wollen und trinken, tanzen und Kurzweil treiben.

Auch ſeinen Prater hat Peſth, darin die Volksluſt in Waldfriſche und Wieſengrün ſich frei ergeht, doch iſt dieſer Volksgarten auf einer Inſel noch im verſchönernden Werden. Dagegen winkt die Palatinus- oder Margaretheninſel die fashionable Welt in ihre Parkpracht, und entfaltet auf einem Raume von 1000 Schritten Länge und 400 Schritten Breite eine Menge der ſchönſten Anlagen und lieblichen Einzelpartien. Am Fuß des Hügels, der den berühmten Steinbrucher-Wein erzeugt, ruht der ſchöne Garten der Familie von Orczy, der dem Beſuch des Publikums offen ſteht. An andern Promenaden iſt kein Mangel, und weß Vorliebe ſich in der Nähe Peſth's wegen der flachen Umgebung nicht genug landſchaftliche Partien bieten, der findet in den Umgebungen Ofens reiche Entſchädigung.

Doch wir wollen, wir müſſen weiter. Die Glocke läutet, die Schiffbrücke wird geöffnet, der Pyroſkaph ſchießt durch die ſchäumende Stromfluth, die Städte entſchwinden raſch dem Blicke, nur Ofens Feſtung bleibt im Duft der Frühe länger ſichtbar, und das hochragende Obſervatorium auf dem Blocksberg, deſſen Fenſter im Gold der Frühe erglühen.

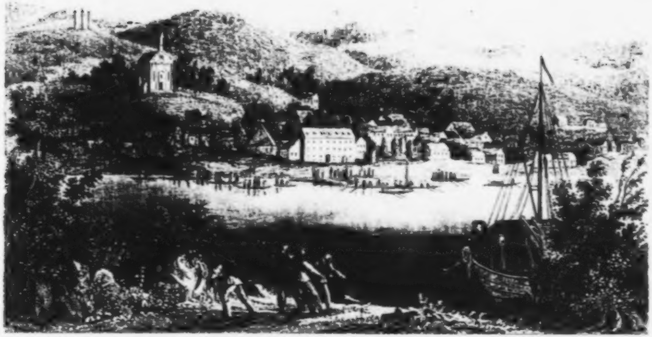
Bald ſpaltet ſich der Strom. Mit zwei Armen umfaßt die Donau die 5 Meilen lange Inſel Cſepel. Das Fahrwaſſer iſt auf dem rechten Stromarm, und wir gewahren, daß die Gefilde, übrigens gut bebaut, ſich immer mehr verflachen. Das ungariſche Tiefland beginnt, ja dieſſeits der großen Inſel fangen weitgedehnte Sumpfſtrecken an und dörferloſe Oeden.

Battina.

Wunderlicher kann nirgend ein Strom ſich ſchlängeln, Inſeln bilden, die vom Lande kaum ein fluß- oder bachähnlicher Arm trennt, eigenſinnig mitten im Laufe umkehren, rückwärts fließen und den Gang der Schiffe mannichfach hemmen, wie in den Gegenden zwiſchen Ofen und Peſth bis Peterwardein, oder eigentlich vielmehr zwiſchen dem ſüdlichen Ende der Cſepl oder Raczkevi-Inſel bis Illok unſre Donau. Wir blicken auf lachende Fluren und Auen; die von Landleuten beiderlei Geſchlechtes in maleriſchen Trachten und mit Fuhrwerken aller Art belebte Landſtraße zieht ſich von Ofen und Peſth aus am rechten Ufer hin, und ein Ort nach dem andern, eine Poſtſtation nach der andern gleitet unſerm Blicke vorüber. Das Promontorium Eugens, dem Hauptort der Inſel Cſepl gegenüber, grüßt, bei Teteny wiederum ein ſtattlicher Herrenſitz, das Rudnyanskyſche Kaſtell mit ſeinem Thiergarten. Weiterhin kürzt ein Kanal eine bedeutende Wegſtrecke ab; man erzählt uns von alten Römerſtraßen in der Nähe, und bald zeugen verlaſſene Warten türkiſcher Bauart, in weſſen Beſitz einſt dieſe Niederungen lange geweſen.

Die Ortſchaften Erdſény, Adony, von wo die Straße nach Stuhlweißenburg ablenkt, Pentele und Apoſtag zeigen ſich alle in mehr oder minder pittoresken Kleidern, und das Letztere überraſcht ſogar mit hier ganz unerwarteten Felsgruppen. Bald aber werden die Ufer ganz flach. Die Niederungen breiten ſich weit aus, die Berge der Ferne treten zurück, wie die Ortſchaften der Ufer ſich dem Blick zu entziehen ſcheinen, vom mächtigen Plattenſee herüber, der nur wenige Stationen von unſerer Waſſerſtraße entfernt liegt, weht kühler Hauch. Nach fünf Stunden ſind über ſechs Stationen zurückgelegt, und wir ſind bei Föld-vár angelangt, das maleriſch am Ufer liegt. Hier iſt bedeutender Hauſenfang. Die weiterfolgende Landſchaft hat den ſanften Charakter weinhügelreicher Flächen.

In der Gegend von Tolna nähern ſich die Berge von neuem, und ein heitrer Wechſel der Landſchaften führt uns bald im raſchen, magiſchen Zauberlaternenzug Dörfer, Städte, Schlöſſer, Burg- und Kloſterruinen und Weingelände vorüber. Batta tritt vor, wo die Sarvitz in die Donau fällt.



[illegible] AN DER DONAU

in Ungarn

Hier beginnt auch die Margitta-Inſel, (Mohacs-Margitta), acht Stunden lang, mit vielen andern Inſeln vergeſellſchaftet, und das Schiff erreicht den denkwürdigen Flecken Mohacs.

Wir grüßen hier ein ſchlachtenberühmtes Gefilde, mit ſeiner einſt vom Blute der Streiter des tapfern Johannes Hunnyades, und der unter Ladislaus Nara kämpfenden Schaaren gerötheten Ebene.

In Mohacs ſelbſt verewigt ein großes Schlachtenbild den ſchreckenvollen Tag, an welchem der junge, heldenmüthige Hungarn-König, Ludwig II. gegen Solyman den ungleichſten Kampf kämpfte und auf der Flucht in einem Sumpfe elendiglich umkam, indem ſein wildbäumendes Roß ſich mit ihm überſchlug und auf ihn ſtürzte. Lange blieben in Mohacs Ebenen die weißgebleichten Gebeine von zwanzigtauſend erſchlagenen Chriſten zum ſchaurigen Denkmale von Ungarns Eroberung offen liegen; denn Niemand durfte die erſchlagenen Chriſten begraben, ſo gebot's der rohe Eroberer. Dafür aber ſah das Städtchen Mohacs auch einen glorreichen Triumphtag der Chriſtenheit über den Erbfeind, denn auf demſelben Todesgefilde war es, wo der tapfre Türkenſchreck, Prinz Karl von Lothringen, Ungarns Freiheit wieder gewann, in dem für das Türkenreich ſo unheilvollen Jahre 1686, und im Bunde mit dem Bayerherzog den Türken einen Verluſt von 20,000 Mann beibrachte.

Unterhalb Mohacs und den großen Inſeln ſeiner Nachbarſchaft, ruht recht anmuthig und maleriſch am Fuße eines kleinen, der Ebene entſteigenden Weinhügelgebirges das Dorf Battina (Kis-kőszegh). Ein freundliches Kirchlein ſteht auf der Anhöhe über dem reinlichen Ort wie ein mit der Albe bekleideter Prieſter, und eine Strecke darüber zeugen drei Kreuze von einem, dem Frommen heiligen Calvariberg. Ein kleines Flüßchen, die Karaſicza, rollt hier der Donau ſeine Wellen zu, und in den Trümmern eines alten, an der Ausmündung dieſes Flüßchens befindlichen Gebäudes findet der Forſcher und Sammler nicht nur türkiſche, ſondern auch römiſche Münzen. Hier iſt eine Ueberfahrt über den breiten Strom. Könnten wir dem geſchlängelten Laufe des eben erwähnten Flüßchens aufwärts folgen, ſo brächte er uns nach Baranyavar, wo eine maleriſche Burgtrümmer die Gegend ziert, oder wir wandelten nach Udvar und überſchauten die Stätte blutiger Schlachten. Mancherlei böte ſich in dieſen Orten, wie in Mohacs ſelbſt, neben deſſen ſtattlichem Biſchofpalaſt und Park der Betrachtung dar, namentlich das Volk, das ſie bewohnt, in ſeiner Tracht und Sitte. Ungarn und Illyrier ſind hier gemiſcht. Dieſe Illyrier ſind aber nicht, wie ſchon oben berührt, mit den Einwohnern des Königreichs Illyrien zu verwechſeln; ſie ſind ſerbiſche Anſiedler, Rascier-Raitzen, deren Väter meiſt unter Kaiſer Sigismund aus den ſüdlichern, von den Türken eingenommenen Provinzen, Schutz ſuchend, einwanderten, und von den nachherigen Herrſchern mancherlei Gerechtſame und Zugeſtändniſſe erhielten. Der Mehrzahl nach ſind ſie immer noch Genoſſen des nichtunirten griechiſchen Glaubensbekenntniſſes, und in Ungarn, Slavonien, bis nach Croatien und Dalmatien weit verbreitet. Ihre Gerechtſame gaben ihnen Befreiung vom Zehnten, und die Freiheit, gemiſchte Ehen mit der übrigen katholiſchen Bevölkerung einzugehen. Sie dienten dem Staate, der ſie ſchützte, als tapfre Krieger, blieben aber in der Folge nicht von ſchmerzlichen Bedrückungen frei, obſchon ſie an ihrem auf die älteſten Satzungen der chriſtlichen Religion baſirten Glauben mit äußerſter Starrheit hängen, und obſchon ſie dieſe ſelbſt unter türkiſcher Botmäßigkeit unangetaſtet aufrecht erhielten. Lange Zeit hindurch fehlte es nicht an ſchismatiſchen Wirren, in unſern Zeiten aber breitet zur Ehre Oeſterreichs auch die Taube der Toleranz über jene Chriſten ihre Fittige.

Die Beſatzungen der Militärgrenze ſind meiſt aus Illyriern gebildet.

Dieſe Militärgrenze zieht ſich als ein mehr oder minder breiter Landſtrich vom adriatiſchen Meere längs der türkiſchen Grenze bis an die Bukowina hin, und trennt im Süd und Südoſt die öſterreichiſche Monarchie mit Ausnahme Dalmatiens von dem osmanniſchen Reiche. Die kroatiſche Grenze zerfällt in die Karlſtädter, Banal- und Warasdiner, dann reiht ſich die ſlavoniſche und ungariſche, oder Banater Grenze an, dann macht die ſiebenbürgiſche den Schluß gegen die Moldau und Wallachei.

Das Schiff hat in Mohacs neue Kohlen geladen; und ſeine Paſſagiere haben im Poſthaus übernachtet; ſie grüßen neugeſtärkt den friſchen Morgen und den Ton der Schiffglocke, die zur Abfahrt ruft. Alles eilt dem Ufer zu, die Maſchine ſchnaubt und puſtet, die Schaufelräder rauſchen. Bald iſt Mohacs unſerm Blick entflogen, und in heller Morgenſonnenbeleuchtung liegt das freundliche Battina vor uns da, um eben ſo raſch vorbeizufliegen.

Bei Monoſtorſzeg lenkt der Strom weit weſtwärts, und es beginnt der Franzenskanal, der 14½ Meile lang nach der Theis führend, die Schifffahrt beträchtlich abkürzt. Der Strom fließt durch ſumpfige Prairien, und nimmt dann die am Fuße eines Gebirges mächtig hinfluthende Drau auf, deren Waſſermaſſe die Donau beträchtlich mehrt. Dort zwingt ein Vorgebirge die vereinten Ströme zu einem weiten Bogen, und iſt maleriſch von einer Burgruine über Erdöd, gekrönt. Hier wird unſere Donau Grenzſtrom zwiſchen Ungarn und Slavonien, und ſtrömt zwiſchen belebten Ortſchaften pittoresken Gegenden zu.

Schloß und Kloſter Illock.

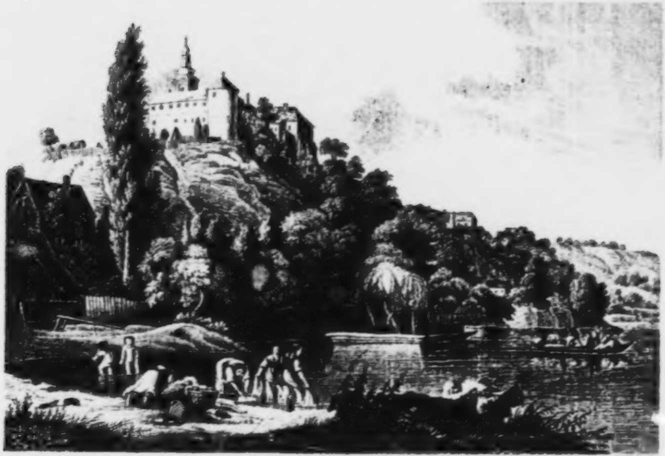
Wir ſind nun in Sirmien, oder in dem Sirmier Komitat; Slavoniens ſchönſter Marktflecken, Vukovár, liegt am Einfluß des Flüßchens Vuka am Ufer hingebaut, das neue Reize gewinnt. Unter anderm zeigt ſich über dem Markte Scharingrad eine maleriſche Burgruine, die recht deutſchmittelalterlich in dieſem Lande voll fremder Tracht, Sprache und Sitte uns anblickt. Hier beginnt der Werdnik, deſſen Höhe die rechten Ufer des Stromes maleriſch begrenzt. Es trägt dieſes kleine Gebirge, wie der kloſterreiche Libanon, in dem Schooß ſeiner Wälder der Frömmigkeit Aſyle; Hunderte von Einſiedeleien ſchmücken es und machen die Gegend zu einem einzigen großen Kloſtergarten, in welchem, abgeſchieden von der Welt, und ihrem haſtigen Treiben gänzlich fern, neben dem Nichtsthun doch auch die Beſchaulichkeit wohnt, den innern Blick zum Himmel richtet, aus dem beſeligender Frieden in das Herz quillt. Zwölf griechiſche, nicht unirte Klöſter beleben mit mehrern Dörfern das ſirmiſche Athos. Siehe, da tritt wie eine ſchirmende Vorhut, wie ein Wächter dieſes Kloſterparadieſes kaſtellartig auf mäßiger, freundlich umgrünter Anhöhe über Weinbergen und friedlichen, ländlichen Wohnungen ein feſter Bau entgegen, ein gethürmtes Felſenſchloß, und ſpiegelt ſich anmuthig in der rebenumgürteten Stromfluth. Es iſt Illock, (Ujlak), der fürſtlich Odeschalchiſche Markt und der Hauptort Sirmiens, der 550 Häuſer zählt, von 3400 fleißigen Menſchen bewohnt, welche theils die ſonnigen Gehänge des Gebirgs mit Reben bepflanzen, theils ſich vom Fiſchfang ernähren, und nicht wiſſen, daß ſie auf altberühmtem klaſſiſchen Boden wandeln. Dieſer zeigt zahlreiche Ueberreſte des römiſchen Alterthums, unter denen als vorzüglichſter ein Dianentempel prangt. Die mittelalterliche Burg auf der Höhe, welche die Gegend überherrſcht, zeigt ſich noch wohlerhalten und erinnert in ihrem Bauſtyl an zahlloſe deutſche Burgen. Ihre hohen, mit ſtarken, runden Eckthürmen geſchützten Stockwerke überragt ſtolz und edel der im Renaiſſance-Styl aufgeführte Thurm der Franziskanerkirche, die im ſehenswerthen Innern die Gräber denkwürdiger Männer birgt.

Das eine umfängt die irdiſchen Reſte des Herzogs Lorenz von Bosnien, das zweite den vom Volke hochverehrten Leichnam des von ſeiner Kirche heiliggeſprochenen, kühnen, glaubenseifrigen Johannes Capiſtranus.

Standen wir zu Wien an ſeiner Steinkanzel, hörten wir im Geiſt des Greiſes donnerndes Flammenwort gegen die Luſt und Lockung der Welt, ſahen wir in ſeiner Hand das Kreuzespanier hoch erhoben gegen die Fahnen der Osmanen, rauſchend anwehen, ſahen wir ihm, dem gottbegeiſterten Mönche, Sechzigtauſend nachfolgen, nachdem ſie ſich allem Tand und Spiel, aller Hoffarth der Welt abgeſagt, weil Capiſtranus Eifer das alſo geboten, ſo wenden wir den Seherblick des Geiſtes nun ſeinem Kreuzeszuge gegen die Moslim zu, ſehen dort das Schrecken über Europa heranziehen, wie einen Feuerwind der Wüſte, ſehen die ſtolze Byzanz in den Staub gebeugt, den letzten chriſtlichen Kaiſer des einſtigen römiſchen Oſtreichs ruhmvoll im Kampfe gefallen, und den Sieger mit mehr als anderthalbhunderttauſend Streitern gen Belgrad vorrücken. Auch das Abendland ſoll die Gluth empfinden, die das Morgenland fanatiſch entzündet, das ſtrahlend hell verſchwand im Weſtlande vor dem aufgehenden Halbmond, und der Prophet von Mekka ſoll höher ſtehen als der von Nazareth. Und um Belgrad rollen die Donner der Geſchütze, daß von ihrem Schall vierundzwanzig ungariſche Meilen in der Runde die Erde zittert. Und Muhameds Uebermacht will ein Heer trotzen, das ungeübt, mit eilend zuſammengerafften Waffen, ſchon an Zahl dreimal geringer iſt, als das der Feinde? Die Chriſtenheit zagte; und damals geſchah es, daß Papſt Calixt aller Orten anbefahl, zur Mittagsſtunde mit einer Glocke zum Gebet um Hülfe gegen die Türken anzumahnen, deſſen Nachhall immer noch in dieſem äußerlichen Zeichen hiſtoriſch bedeutſam in den meiſten deutſchen Städten und Dörfern zu vernehmen iſt.

Aber unerſchrockenen Muthes ſtanden an der Spitze des Chriſtenheeres, das ſich, wie in alten Zeiten, wo es galt, den Sarazenen das heilige Grab zu entreißen, mit dem Kreuze bezeichnet hatte, die Heldenführer, Johannes Corvinus Heunyades und Johannes Capiſtranus. Dieſer letzte entrollte die Oriflamme des Kreuzes, der Anfall der Feinde wird mit tapfrer Hand zurückgeſchlagen, tauſend Kreuzfahrer fallen aus, und „Jeſus! Jeſus!“ tönt der Feldſchrei der todesmuthigen Streiter. Auf das Türkenheer fällt der Schrecken Gottes; der Sultan wird vom Roß geſtürzt, faſt im Getümmel zertreten, mühſam nach Sarnon gerettet. Das Lager loht in hellen Flammen auf, wilde Flucht reißt die Hunderttauſende von dannen und Muhamed wüthet knirſchend gegen ſich und die Seinen. Er forderte Gift, er wollte ſich ſelbſt hinrichten. Dann erließ er ein ſtrenges Machtgebot, daß bei Todesſtrafe Keiner je mit einem Worte dieſer Schmachflucht gedenken ſolle.

Aber des Krieges Mühſal und manche Wunde rieben des Heunyades koſtbares Leben auf, Capiſtranus und Corvinus beide Söhne führten den Schwererkrankten nach Semlin hinüber auf der Aerzte Rath, hoffend, daß die veränderte Luft ihn heile. Vergebens, es nahte dem Helden der unerbittliche Tod, und ſo ward er nach ſeinem Willen auf dem Sterbebette in die Kirche getragen, wo er aus des Freundes Händen die heiligen Sakramente empfing, und darauf den Geiſt in Gottes Hände gab. Als die Kunde von dieſem Tode das Abendland



SCHLOSS UND KLOSTER ILLOCK

Syrmien

durchflog, erſcholl ein Angſtgeſchrei, und ſelbſt der Papſt vergoß milde Thränen über des Helden Sterben. Capiſtranus auch war lebensmüde geworden nach ſo großen Kämpfen, ſo mächtigen Bewegungen. Der geiſtig jugendfeurige, körperlich aber altermorſche Greis erlag dem Kummer, erkrankte zu Jllock und fand daſelbſt die geweihte Ruheſtätte.

So erſcheint uns dieſes ſchöne, anmuthig gelegene Jllock wie ein Denkſtein über einem Heldengrabe, denn fürwahr, auch Capiſtranus war ein Held, und im vom lauen Süd an unſer Ohr getragenen Glockengeläute der Klöſter Gyipſa, Shishatovácz, Beſenovo, Opovo, Kruſedol, Gergeteg, Beotſin, Rakova u. a., die das bis über Peterwardein und Karlowitz ſich hinſtreckende Gebirge Werdnick romantiſch ſchmücken, vernehmen wir für jene großen Todten die Stimme eines feierlichen Requiems.

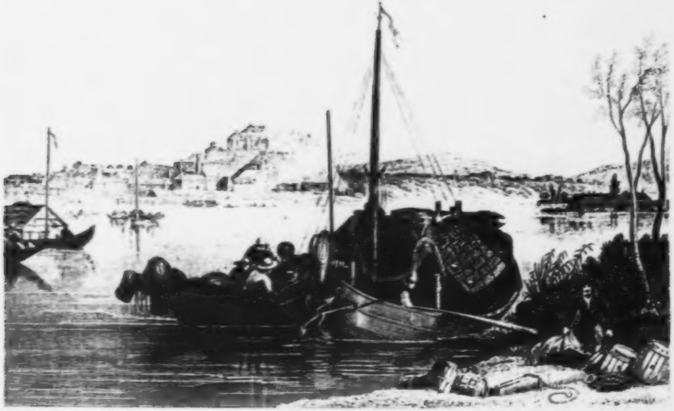
Bei O-Palanka.

Jllock ſchräg gegenüber liegen im Bacſer Comitat die Dörfer O- und Uj-Palanka im Schoos einer großen Ebene. Von dort aus wird ein ſchöner Anblick des Sirmiſchen Gebirges gewonnen, das in maleriſchen Gipfeln und ſcharfkantigen Abſenkungen vor Augen tritt, und dicht vom jenſeitigen Ufer, wo Jllock liegt, ſich emporhebt. Die Eigenthümlichkeiten des Baues wie der Lage der Klöſter in dieſem Gebirge, ſowie des Kultus, dem ihre Prieſter dienen, lockt und reizt zu einer Gedankenreiſe in dieſem abgeſchiedenen, friedlichen Winkel der Erde, um ſo mehr, da die Ebene, die jenſeits ſich weithin ſtreckt, an maleriſchen Punkten arm iſt, und weder Alt- noch Neu-Palanka Schönes und Merkwürdiges darbieten.

Wir treten in eine fremde Kirchen- und Glaubensſphäre, und des Eigenthümlichen und Ungewohnten in Menge gaukelt an uns vorüber. Zuerſt erregen die Kalugier, ein beſonderer Mönchsorden, der dieſe Klöſter vorzugsweiſe inne hat, unſere Aufmerkſamkeit, die ſich ſelbſt aber Baſiliter nennen, nach dem heil. Baſil, der im vierten Jahrhundert nach Chriſto ihren Orden ſtiftete. Sie ſind einer ſehr ſtrengen Regel unterthänig, welche zunächſt in zahlreichen Faſten äußerſte Enthaltſamkeit auferlegt, und es iſt ihnen verwehrt, die Faſtenmahlzeit zu leckeren und lukulliſchen Variationen der Gourmandiſe zu machen. Von ihren Speiſezetteln ſind Fiſche, Krebſe, Schnecken, Butter, Käſe und Eier, Knötel und Krapfen und aromatiſche Puddings verbannt; ſie haben blos die Wahl zwiſchen Bohnen und Linſen und Waſſerſuppen mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, oder von Brod und Obſt. Doch hat auch da die Abſtinenz ihre Hinterpförtchen: der Wein iſt ihnen erlaubt, der in vorzüglicher Güte hier wächſt und die frommen Väter für manche Entbehrung entſchädigen mag. Ein langer, ſchwarzer Tuchrock mit einem Gürtel und eine Kappe von demſelben Stoffe macht ihre einfache Kleidung aus.

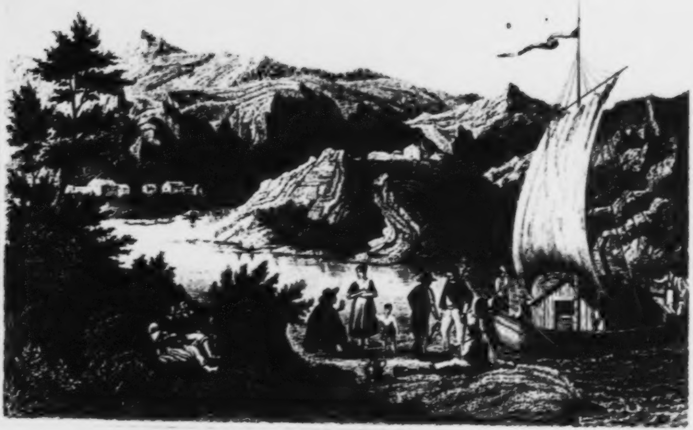
Niemand weiß, wie lange in dieſem Gebirge die mönchiſchen Anſiedlungen beſtehen. Die Nachrichten fehlen darüber; nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſchon lange vor der Türkeneroberung Ungarns vorhanden waren. Die Klöſter ſind arm, aber reich an Reliquien und reich an Gaſtfreundſchaft, die, genährt durch die Regel, welche den Vätern nicht zuläßt, zu kargen und Schätze zu ſammeln. Aber einen Schatz haben ſie an vortrefflichen Weinen aufgeſpeichert und in dieſer Beziehung iſt der Ruf der Klöſter ſo groß, als wie einſt der der gaſtfreien luſtigen Domherren von Fulda.

An den Kirchen dieſer Klöſter, deren Fronten alle dem Oſten zugewendet ſind, gewahren wir einen im Aeußern wie im Innern übereinſtimmenden Typus. Keine darf ohne Glockenthurm ſeyn, die meiſten haben deren zwei, von gleicher Höhe, die zu beiden Seiten des Haupteinganges ſtehen, wie wir an den meiſten altbyzantiniſchen Kirchenbauten gewahren. Treten wir in das Innere durch einen der Seiteneingänge, denn das Hauptportal, welches das Kaiſerthor genannt wird; öffnet ſich nur der hohen Geiſtlichkeit und dem Landesfürſten, ſo tritt dem Blick imponirend der Ikonaſtas entgegen, die große, vom Boden bis zur Decke reichende Bilderwand, welche mit einer Mittel- und Seitenthüre verſehen, einen Theil der Kirche abſondert und verdeckt. Die Bilder des Heilandes, ſeiner heiligen Mutter, und die Patrone St. Johannes und St. Nicolas bilden die unterſte Reihe der größten Bilder, vor denen ewige Lampen brennen. Darüber ſtehen Evangeliſten und Apoſtel, noch höher Patriarchen, Märtyrer, Heilige. Hoch oben hängt ein großes Crucifix. Dieß Alles iſt gemalt, die griechiſch-unirte Kirche verſchmäht die plaſtiſche Kunſt. Doch iſt der Kunſtwerth dieſes Bilderſchatzes nur in den Augen der Gläubigen, nicht in denen der Kenner groß. Der Altar iſt einfach. Während der Lithurgie, welche der Prieſter ſtehend lieſt, muß jenen die Anthymis bedecken, ein leinenes Tuch, Chriſti Grabmal darſtellend, von des Heilands Verwandten und Freunden umgeben, nebſt Evangeliſten- und Engelbildern. Auf ihm müſſen die Meßgefäße ſte-



FESTUNG PETERWARDEIN an der DONAU

Ungarn



NEU PALANKA
in Syrmien

hen, und es hat die Eigenſchaft, daß überall, wo es ausgebreitet wird, im Feld oder Hauſe, es die Stelle eines Altares vertritt.

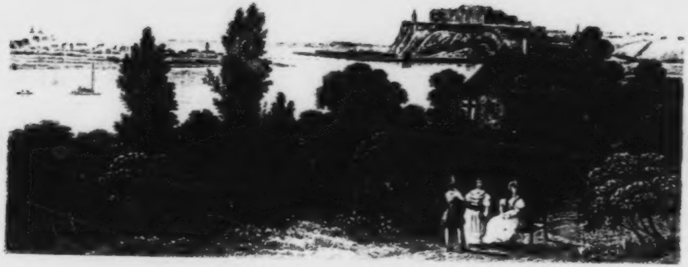
In Mitten der Kirche ſteht ein rundes Poſtament, das Amwon, auf dieſem wird das Evangelium geleſen, und der Biſchof legt auf demſelben den prächtigen Ornat an, wenn er pontificiren will; die geringere Geiſtlichkeit bekleidet ſich mit den üblichen Gewändern hinter der Wand des Ikonaſtas, welcher Raum die Stelle einer Sakriſtei vertritt. Das Amwon bedeutet den Grabſtein des Herrn, darauf der Engel ſaß, als die Frauen kamen, das heilige Grab zu beſuchen. — Die Kirchenſtände ſind nur zum Stehen eingerichtet, und für Männer und Weiber abgeſondert. Dem Biſchofsſtuhle gegenüber iſt die hohe Kanzel. — Zur Betrachtung der Klöſter nimmt man einen kundigen Führer aus Illock. Ein anmuthiger Weg durch's Gebirge bringt nach Shishatowácz, einem der berühmteren Klöſter. Es liegt auf ſtattlicher, ſteiler Höhe, von der eine prachtvolle Ausſicht nach dem zu Füßen ausgebreiteten Lande Serbien ſich gewährt, und ſieht das Jahr über viele tauſend fromme Wallfahrer; denn — in der Kirche, dicht am Ikonaſtas, ſteht ein Sarkophag, der den Leichnam des heiligen Stephan einſchließt. Dieſer Stephan war ein ſerbiſcher Fürſt, der ſiegreich gegen die Türken kämpfte. Als er aber ihrem ſtets erneuten Andringen nicht länger zu widerſtehen vermochte und ſein Land verlor, räumte ihm der Ungarkönig Wratislaw das Schloß Siklós jenſeit der Drau ein, wo er das Leben eines Heiligen führte. Dort ſtarb er und ward begraben, und als ſpäter die Türken Siklós eroberten, fanden ſie Stephans Leichnam noch unverſehrt. Paſcha Ami überließ ihn dem Hegumenos Theophyl, der ihn in ſein Kloſter Shishatovácz brachte und als Heiligen beiſetzte.

Weiter wandernd, immer unter dem lang hingeſtreckten Gebirgskamm, oder wenn wir wollen, auf der köſtlichen freien Höhe, wo wir rechts nach Serbien hinab, links nach Ungarn weit hinein ſchauen können, gelangen wir zu einem der friedlichen Kloſterſitze nach dem andern. Wir kommen nach Beſchenovo, Opovo, Gergetek, während wir Ratovacz und Beocſin am nördlichen Abhang unter uns in heitrer Ruhe liegen ſehen. Bei Racovacz bildet ein Gebirgsbach einen kleinen maleriſchen Waſſerfall, und ſeine Rebengelände erzeugen den ſtärkſten, feurigſten Wein. Von der Bergeshöhe herabſteigend, kreuzen wir die Hochſtraße, die über den Berg Bán-Stoll nach Karlowitz und Peterwardein führt, freuen uns der reichen Rebenberge von dieſen Abhängen, zumal wir hören, daß ſie es ſind, die den trefflichen und berühmten Schillerwein liefern. Einen Büchſenſchuß von der Straße liegt zwiſchen zwei Hügeln das gaſtliche, vielfach von Reiſenden beſuchte Kloſter Kruſchedol, das mehr von ſeiner Geſchichte kennt, als die übrigen. Der heilige Erzbiſchof Marimim, ein Sohn des obengenannten Serbenfürſten Stephan und Enkel des berühmten Georg, war ſein Gründer; ſein Bruder, Fürſt Johann von Brankovics, begabte das Kloſter mit einer Menge Ortſchaften und Ländereien. Der Gründer ward hier begraden, und da ſein Grab nicht ohne Wunder blieb, die friſcherhaltene Leiche hochwerth gehalten, bis die Türken verwüſtend einbrachen und alles zerſtückten und zerſtreuten. Nur wenige Reliquien blieben übrig, allein das wiederaufgebaute Kloſter und ſeine Kirche dienten vielen Biſchöfen und Patriarchen zur Ruheſtätte. Unter der Türkenherrſchaft hat Kroſchedol alle Beſitzungen verloren, und iſt jetzt, im Bezug auf den Agrarbeſitz, auf enge Grenzen reducirt.

Zurückkehrend ſteht uns frei, nach Karlowitz auf fahrbarer Straße hinabzuwandeln, oder auf etwas beſchwerlichen Richtſteigen und Bergpfaden uns nach dem Markt Kamenitz führen zu laſſen, wo ſchöne Parkanlagen des von Marczibánnyiſchen Luſtgartens, eine reizende Fernſicht und in der Nähe ein wildromantiſches Heilbad mit Recht geprieſen werden. Von da nahen wir Peterwardein.

Peterwardein.

Reizend iſt vom Gebirge der Hinabblick auf Peterwardein, ungariſch Petervár, das ſich mit ſeiner ſtattlichen Feſtung auf einer Landzunge weit heraus in die Donau ſtreckt, und dieſe zwingt, einen gewaltigen Umweg zu nehmen. Aber auch vom Strom aus iſt die Anſicht auf Stadt und Feſte und das gegenüberliegende Neuſatz vortrefflich. Man wird an Ofen und Peſth erinnert, wenn man von ferne naht, in der Nähe freilich darf dieſer Vergleich nicht fortgeſetzt werden. Peterwardein zieht ſich unter dem Feſtungsberge mit zwei Vorſtädten hin, welche das Ludwigsthal und das Rochusthal heißen; nahe dabei liegt ein Dorf, Bukowitz, das Manche auch zur Stadt rechnen. Die Stadt iſt klein, ſie zählt 800 Häuſer, davon auf die Feſtung ſelbſt einige fünfzig kommen. Dieſe, mit ihren ſtarken Außenwerken, kann eine Beſatzung von 10,000 Mann faſſen. Ihre vortheilhafte ſtrategiſche Lage macht ſie zum wichtigſten Waffenplatze Ungarns und zum ſtärkſten Bollwerk des Landes an



PETERWARDEIN

[illegible]

[illegible]

der Oſtgrenze. — Ein tiefer, waſſerreicher, durch den Felſen von der Stirn des Felſens bis zum Donaubette reichender Brunnen kann nie abgegraben werden. Den unteren Theil der Feſtung verſieht ein großes Pumpwerk mit dem Waſſerbedarf. Viele der Caſematten ſind aus dem lebendigen Fels gehöhlt. Unter den übrigen Sehenswürdigkeiten in Peterwardein ſteht das Zeughaus oben an. Es bewahrt reiche Erinnerungen bewegter, kriegeriſcher Zeiten auf, Erinnerungen, die mehr der Feſtung, als der Stadt angehören, denn dieſe iſt nicht alt, obſchon bereits Römer hier ihr Acumincum (von der ſpitzen Erdzunge acumen) gegründet hatten, daher hier auch an Alterthümern manche Funde gemacht wurden. Der Name der heutigen Stadt und Feſtung ſoll vom Ungarkönig Peter herrühren; noch Andre von Peter dem Einſiedler. Als die Türken Sirmiens und ganz Ungarns ſich bemächtigt hatten, blieb auch Peterwardein durch 165 Jahre unter ihrer Botmäßigkeit, bis die Stunde der Befreiung von osmaniſcher Knechtſchaft ſchlug.

Später, wie Prinz Eugens Banner über die Gefilde flatterten, lieferte dieſer Held hier dem Groß-Vezier eine Schlacht, in welcher ſowohl dieſer als auch der tapfre Graf Kohary das Leben verlor. Siegesfahnen, türkiſche Waffen und andere Trophäen ſchmücken das reichbedachte Zeughaus, und mahnen an die Niederlage des ſogenannten Erbfeindes der Chriſtenheit.

Die einfache, in edlem Styl erbaute St. Georgs-Pfarrkirche hat mehrere Grabmäler von gefallenen Kriegshelden aufzuzeigen, und iſt ſchon eines Blickes werth. Wem längerer Aufenthalt vergönnt iſt, der mache den Ausflug nach dem Wallfahrtsorte Maria Schnee doch ja. Er wird ſich für das kleine Opfer an Zeit und Geld reichlich belohnt finden, wäre es auch nur als Freund einer ſchönen Natur und Ausſicht. Neuſatz liegt Peterwardein gerade gegenüber, und beide Städte knüpft eine Schiffbrücke zuſammen. Neuſatz iſt ganz neuen Urſprungs. Vor hundert Jahren ſtand nur erſt ein kleines Dörfchen ſerbiſcher Fiſcher da drüben, das von den Deutſchen das Raizendörfel genannt wurde; die Slaven nannten es Schannaz, und wählten dieſen Namen von der nahen alten Römerſchanze, die von da bis zur Theiß bei Cſurog ſich erſtreckte, und noch heute ſichtbar iſt. Der Name Neoplanta bezeichnet hinlänglich den neuen Urſprung der Stadt, die ungariſch Uj-Videk genannt wird. Eine Menge Handwerker und Handelsleute, die ſich hier anſiedelten, als Belgrad 1739 Ungarn verloren ging, gründeten den Flor des Ortes; im Nu wuchs er zur Stadt empor, ſeine Bevölkerung mehrte ſich, wie ſein Handel, und ſo wurde Neuſatz ſchon 1751 zur königlichen Freiſtadt erhoben. Der Markt trägt orientaliſchen Charakter zur Schau, und ähnelt einem Bazar. Sieben verſchiedene Confeſſionen haben in Neuſatz jede ihr Gotteshaus, unirte Griechen und nicht unirte, Katholiken, Armenier, Lutheraner, Calviniſten und Juden. Der griechiſche Biſchof, (Metropolit) von Bacs hat hier ſeinen Sitz, ſowie das Conſiſtorium des Bacſer Comitats ſich in Neuſatz befindet.

Das Dampfſchiff legt in Neuſatz, nicht in Peterwardein, an, raſtet aber nicht lange und läßt kaum zur Beſichtigung des Sehenswürdigſten Zeit. Gar ſchön iſt vom Verdeck aus der Rückblick auf die entſchwindenden Städte; pittoresk und ſchön ſind die Ufer, das Gebirge mit Gärten und Felspartien, wo ein weitverführter höchſt geiſtiger Wein wächſt, und bald wird die Stadt Karlowitz im Thalkeſſel der Fruſca Gora ſichtbar, die durch den Friedensſchluß des Jahres 1699 merkwürdig geworden iſt. Auf dem hoch über dem Strom dorthin führenden Landweg öffnet ſich eine ſchöne Ausſicht in das nordöſtliche Flachland, wo die Schiffsſoldaten, Cſaikiſten (Tſchaiken, Mannſchaft der die Grenze ſchirmenden Donau-Flotille) in jenem Winkel wohnen, den Theiß und Donau bilden. Sie bilden ein Corps von 20,000 Mann, und ſind in 13 Dörfern und 12 Pußten über eine Fläche von 17 Quadratmeilen Landes coloniſirt. Ihrer Religion nach ſind ſie meiſt griechiſche, nicht unirte Chriſten. In Titel an der Theiß iſt der Stab des Corps.

Unabſehlich weit breiten die Ebenen ſich aus, bald umfängt uns türkiſcher Boden, ſchon dämmern in blauer Ferne die ſerbiſchen Gefilde. —

Die Trachten der Bewohner, die wir am Ufer hin und wieder gewahren, ſind andere, als die ungariſchen, anders auch wird die Bauart der Häuſer und Schiffe. Letztere gewinnen an Größe, jemehr der Strom ſich ausbreitet, und wenn die Donauſchiffe auch noch nicht ſchwimmende Paläſte genannt werden können, ſo ſind ſie doch ſchwimmenden großen Häuſern jetzt gleich und ihr Anſehen recht ſtattlich.

Der Grenzhandel iſt von eben ſo großer Wichtigkeit als Lebhaftigkeit und giebt den Strombildern anmuthige Staffagen.

Strombilder auch ſind es, die jetzt vorzugsweiſe unſre Blicke feſſeln, da die Lanbſchaften an Reiz verlieren, oder bei der immer wachſenden Breite des Stromes wir einem wie dem andern Ufer nicht mehr ſo nahe gebracht werden, beſcheidenen Reizen, die nur dem aufmerkſamen Beobachter ſich enthüllen, nähere und weilende Betrachtung widmen zu können. Oft hemmen Inſelgruppen, die nur von wildem Geflügel belebt ſind, und der Strand bietet nur einförmige, öde Flächen dar. Ein Kloſter, Kovila zur Linken, und von dieſem vier Stunden weiter ein befeſtigter Ort: Nary-Slankamen, Alt-Salzſtein, rechts an der Stelle des römiſchen Rittium auf einem Hügel unterbrechen kaum dieſen ſtabilen Charakter der Landſchaft. Beim letztgenannten Orte wälzt die mächtige Theiß, von Norden herab durch die unermeßliche Sumpfebene kommend, ihre Wogen in die Donau. Die Ausſicht vom Orte ſelbſt aus iſt reizend.

Semlin.

Die hohe Erdwand des Ufers hemmt den Blick in die troſtloſen Flächen, bis endlich in weiter Ferne ſie zum hohen Hügel emporwachſen, bis eine Stadt ſichtbar wird, die von bedeutender Größe ſcheint, denn in weiter Ferne ragen hinter den Häuſern, Thürmen und Mauern derſelben wieder Häuſer und Thürme, und leuchten weiß in das ebene Land. Es iſt Semlin, was wir erblicken, und hinter Semlin, nicht allzuweit, ſind die hochliegenden Werke von Belgrad ſichtbar. So ſind wir denn der letzten öſterreichiſchen Stadt des rechten Stromufers nahe, die alle Anſtalten der Abwehr gegen ein feindliches Volk und ein feindliches Land in ſich hält. Es iſt, nach dortigem Sprachgebrauch, eine freie Militär-Communität, verſehen mit einem Grenz-Militärkommando, einem Dreißigſtamt und einer großen Contumazanſtalt. Semlin wird ungariſch Zemlin, Zimony, türkiſch Zimun genannt, und iſt in dieſen Zeiten glücklichen Völkerfriedens durch den Handel äußerſt belebt. Die meiſten Kaufleute ſind Serben, mit Türken und Griechen untermiſcht. Nur der Friede kann dieſer Stadt Blüthe verleihen; der erſte Krieg Oeſterreichs mit der Pforte ſchließt dem öſtlichen Handel und der Durchfuhr die Pforte, und Semlin hat zu fürchten, daß es wieder werde, was es ſchon öfter war, ein Schutthaufen.

Es iſt für jeden Reiſenden von Intereſſe, zum erſtenmal eine Contumaz-Anſtalt zu beſehen. Die in Semlin befindliche iſt in ihrer Art ein Muſter. Mauern von ziemlicher Höhe umgeben ein Quadrat von ſechs einſtockigen Häuſern, deren jedes vom andern durch einen Lattenzaun getrennt iſt; zugleich ſchließt ſie große Waaren-Magazine ein. Zunächſt am Hauptthore iſt die Kanzlei. Hier hat ſich Jeder zu melden, der die Anſtalt beſehen will, und unter Geleit eines Dieners wird die Erlaubniß von dem humanen Ober-Beamten gern verwilligt. Jedes der Contumazhäuſer (Coliben genannt) enthält vier Zimmer, an jedes Zimmer ſtößt eine aparte kleine Küche. Auch zwei Betſäle ſind in der Contumaz, einer für Bekenner der katholiſchen, einer für die der illyriſchen Confeſſion. Jedes Magazin hat ſechs Abtheilungen. Jedermann muß Contumaz halten, ſowie er die türkiſche Grenze überſchritten hat, ſollte er auch nur zum Vergnügen oder in Geſchäften in Belgrad geweſen ſeyn. Dieſe

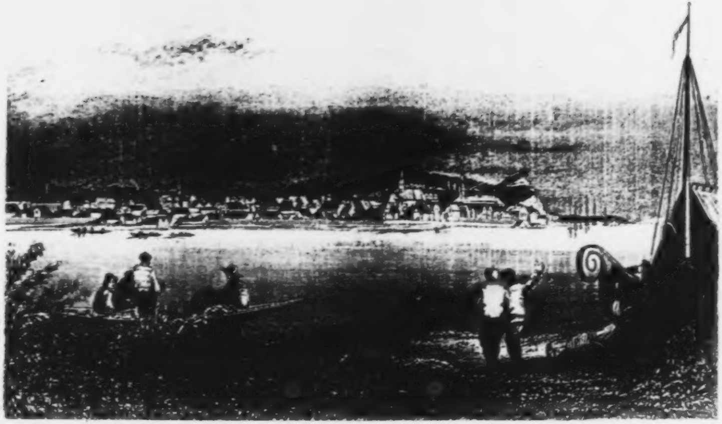
Strenge dankt das nicht türkiſche Europa die Befreiung von der Geißel, die es ſonſt ſo oft entvölkerte, der orientaliſchen Peſt. Das Militär hält die ſtrengſte Aufſicht, daß Niemand durchſchlüpfe, doch werden ſolche Perſonen nicht in die Zimmer iſolirt, ſondern dürfen im Pallatorium (Parloir) verweilen. Alle Waaren werden einer Räucherung oder Abwaſchung unterworfen, jeder Brief durchſtochen und durch Eſſig gezogen, was freilich das Unangenehme hat, die Schriftzüge zuweilen unleſerlich zu machen. Neben der ſerbiſchen Sprache wird hier mehr deutſch geſprochen, als ungariſch, eine überraſchende und eigenthümliche Erſcheinung. Ein ganzes Regiment der Grenzſoldaten oder einige beſtehen ganz aus deutſcher Mannſchaft. Reizend iſt der Anblick der Stadt und Gegend von den nahen Ruinen der Feſtung des Johannes Hunnyades. Sie liegen auf einem Hügel, und wir müſſen durch die Ziganca, den Zigeunerberg, einen beſondern Stadttheil um jenen Hügel, früher von Zigeunern ausſchließlich bewohnt, wandern, um zu den verfallenen und verlaſſenen Werken emporzuſteigen. Oefters finden ſich die Ziganien, wie die ärmlichen Wohnorte der europäiſchen Parias heißen, außerhalb der Dorfſchaften ſo beiſammen liegend.

Der Blick überfliegt die unten ruhende Stadt, ihre Mauern und Wälle, ihre zum Theil ſtattlichen Gebäude und ſchönen Kirchen, nebſt der Vorſtadt Franzensthal. Doch giebt es auch, beſonders im Weſtende und an der Ziganka, erbärmliche Hütten genug.

Wie oft erſchütterten die Donner des Kriegsgottes dieſe Gefilde! Wie oft überflutheten, gleich dem leicht austretenden Strome, Heere von Kriegern dieſe Ebenen! Und blickt nicht immer mitten im tiefen Frieden das Auge der Beſorgniß wachſam herüber und hinüber, gährt nicht ein fanatiſcher Nationalhaß heimlich fort in den Gemüthern der Nachbarvölker? Immer! Dort ragt Belgrad mit ſeinen Feſtungsmauern hoch und trotzig empor, dort blitzt von den Minarets der Halbmond, dort hebt die Moſchee ihre Kuppel und ihre Thürme. Wie viel Chriſtenblut hat nicht dort und hier den fetten Boden dieſer Landſchaft düngen helfen!

Das Bannat breitet ſich vor unſern Blicken nordwärts unüberſehbar aus, ſüdlich überblicken wir die Fruchtebenen Sirmiens. Im Oſten begrenzen die Höhen Serbiens die weiten Flächen, und zu unſern Füßen glänzt der Stromſpiegel im magiſchen Licht, den die Donau mit der hier ihr zufließenden Save bildet, und in dem Spiegel ſchwimmt ein großes Eiland, während im flachen Uferrieth ſeegleiche Waſſerſtellen emporleuchten.

Doch auch dieſen ſchönen Standpunkt müſſen wir verlaſſen; wir ſcheiden mit ehrendem Andenken des Helden, der hier ſtarb, und der wohl auch in dieſer Stadt ein Ehrendenkmal verdiente. Johannes Corvinus Hunnyades, der tapfre Woywode Siebenbürgens, war ein Schreck der Osmanen, und eine eiſerne Schutzwehr Ungarns, darüber er nach König Wlatislav's Tod in der Schlacht bei Varna, als Statthalter gebot. Und ob-



SEMLIN

[illegible] [illegible]

ſchon er 1448 eine Niederlage erlitt, ſo vertheidigte er doch ſpäter Belgrad gegen Muhamed II. auf das Tapferſte, und ſein Verſcheiden zu Semlin, nach Andern zu Karlowitz, ward, wie wir oben vernahmen, aller Orten in der ganzen Chriſtenheit mit Trauer und Wehklage vernommen.

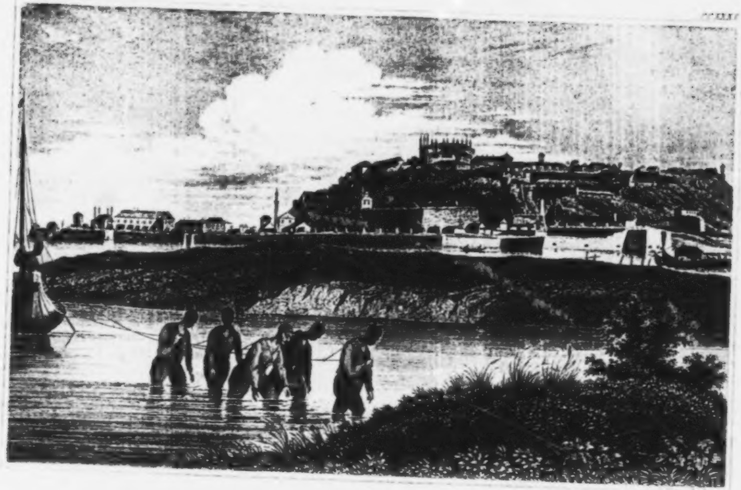
Belgrad.

Führt uns das Dampfſchiff, das wir in Semlin beſteigen, nachdem alle, die Päſſe und deren Viſirung zur Weiterreiſe betreffenden Obliegenheiten pünktlich erfüllt ſind, nicht nach Belgrad hinein, ſondern nur an der von außen ſtolz und großartig vor Augen liegenden Grenzfeſtung vorüber, ſo iſt ſie doch zu wichtig und hiſtoriſch merkwürdig, als daß wir nicht erſt den vollen Eindruck ihrer äußern Schöne in uns aufnehmen, ſondern dann auch ihrem Innern in Gedanken nahen ſollten. Wir ſehen die Save, nur eine halbe Stunde von Semlin, dicht unter den Feſtungsbergen und die Mauern und Wälle beſpühlend, in die Donau fallen, wir ſehen Schiffe ſtromaufwärts ziehen, nicht mehr durch Pferde, ſondern durch Menſchen, — durch Sclaven; wir ſehen die zahlreichen Thürme der Moſcheen emporragen, und bewundern die Maſſe der Bollwerke und Fortificationen, deren innerer Zuſtand aber ein äußerſt vernachläſſigter ſeyn ſoll. Hoch erhebt ſich von der Feſtung der Reſidenz des Paſcha, die Hauptmoſchee, und um den Feſtungsberg lagern ſich die Häuſermaſſen rund umher, doch durch ein breites Glacis von ihr getrennt.

Belgrad beſteht aus der Waſſerſtadt, der Raizenſtadt, und der Palanka und faßt 30,000 türkiſche Einwohner mit vierzehn Moſcheen. Letztere ſind meiſt gut und ſchön gebaut; auch die Palaſtwohnung des hier reſidirenden Fürſten von Serbien (der Konak), die Kanzlei, die Kaffeehäuſer und einige Privatgebäude ſtellen ſich dem Auge wohlgefällig dar, außerdem aber iſt Belgrad ſchlecht gebaut und nicht gepflaſtert, und ſein Inneres entſpricht dem äußern Anſehen nicht. Es mangelt Induſtrie und Handelsblüthe, nur der Tranſitohandel bringt Gewinn, und der Hauptzoll ſoll der hohen Pforte alljährlich an 100,000 Thaler tragen.

Belgrad iſt auch Sitz eines ſerbiſchen Biſchofs, und hat eine chriſtliche Kirche. Die Stadt hat viele Namen, ſie heißt deutſch noch Griechiſch-Weißenburg, türkiſch Bilgrad, ungariſch Nándor und Tejervár, lateiniſch Alba graeca ꝛc. In der Gegenwart immer merkwürdig durch ihre Lage, und der daraus hervorgehenden Bedeutſamkeit iſt ſie es noch mehr durch ihre Geſchichte. Welchem deutſchen Ohr tönte nicht das unſterblich fortklingende Lied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter"? wenn es Belgrad nennen hört? In früherer Zeit war die Stadt ausſchließlich von Griechen bewohnt, denen es König Salomo von Ungarn abdrang, dann kam es in den Wechſelbeſitz der Völkerſchaften jener Länder, der Griechen, Bulgaren, Serbier. Von den letzteren erkaufte Kaiſer Sigismund die Stadt. Als die Türkeneinfälle über Serbien zahlreiche Heere wälzten, hat Stadt und Feſte lange widerſtanden. Schrecklich war der Sturm, der im Jahre 1453 auf Belgrad von Muhamed II. unternommen wurde. Wunder der Tapferkeit geſchahen unter der heldenmüthigen Führung des Hunniades. Dem Sultan gelang es, in der erſtürmten Stadt bis zum Markte vorzudringen, dennoch mußte er weichen. Ein Türke erklomm die Spitze eines hohen Thurmes, um eine Fahne mit dem Halbmond droben aufzupflanzen, ein Ungar ſah es, kletterte nach, erfaßte den Feind, und weil es ihm nicht gelang, dieſen hinabzuſtürzen, ſo umklammerte er ihn feſt, und ſtürzte ſich mit ihm von der ſchwindelnden Höhe herab.

Leider hatte Belgrad nicht immer ſo todeskühne Vertheidiger. Im Jahre 1522 gelang es endlich dem Sultan Soliman II., ſich der Stadt und Burg zu bemächtigen. Belgrad blieb nun unter türkiſcher Botmäßigkeit, bis es im Jahre 1688 unter der Führung des Kurfürſten Maximilian gelang, es ihnen wieder abzuringen, dagegen wurde es von den Türken 1690 abermals genommen. Im Jahre 1717 rauſchten Eugens Siegesbanner über den Gefilden Belgrads. Kaiſer Karl VI., Bruder Kaiſer Joſephs I., ſtritt mit Glück gegen Muhamed I., und der kaiſerliche Feldmarſchall, Prinz Eugen, rückte muthig vorwärts. Ein Türkenheer von dreimalhunderttauſend Mann ward in die Flucht geſchlagen, und Stadt und Feſtung (letztere durch Capitulation) genommen. Ein Trompeter im kaiſerlichen Heere, deſſen Namen verklungen iſt, ſang das weltbekannte Eugenius-Lied, das im Volksmund und in Büchern fortlebt, und in ſeiner einfachen, unkünſtleriſchen Form die wichtigſten Momente jenes Sieges gleichſam plaſtiſch vor Augen legt. Es folgte der Friede von Paſſarowitz 1718, und Belgrad blieb nun ein Beſitz Oeſterreichs bis 1739, wo es auf eine für Oeſterreich nicht ruhmvolle Weiſe wieder unter türkiſche Botmäßigkeit gelangte. Zwar wurde die Bedingung, daß die Feſtungswerke, welche Oeſterreich angelegt hatte, abgebrochen werden mußten, gemacht; allein ſie wurde nicht gehalten. Im Jahre 1789 endlich wurde vom tapfern



BELGRAD

[illegible]

[illegible]

Laudon, Belgrad nochmals durch Capitulation für Oeſterreich errungen, allein im Siſtower Friedensſchluß (1791), abermals dem Sultan zurückgegeben.

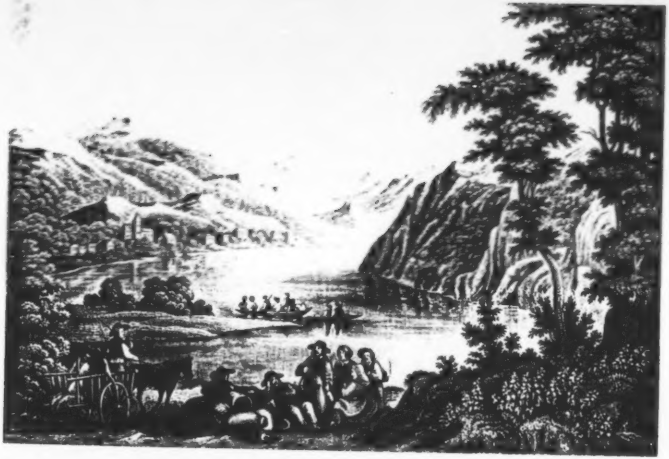
Als im Beginn dieſes Jahrhunderts ſich das hartbedrückte Volk der Serbier erhob, um in einem muthvollen Aufſtande das Türkenjoch abzuſchütteln, und es im Jahre 1806 dem Bemühen ſeines Helden, des Czerny Georg, gelang, ſeinem Vaterlande Freiheit und Selbſtſtändigkeit wiederzugeben, ward auch Belgrad von den Türken geräumt. Leider konnte es abermals nicht behauptet werden, Serbien ward aufs Neue unterthan den Türken, und nur erſt 1815 gewann es unter Miloſch auf diplomatiſchem Wege Zugeſtändniſſe, die mit dem Schwerte nicht zu erringen waren. Czerny Georg aber wurde das Opfer ſeiner Vaterlandsliebe. Seit 1815 iſt Serbien, wenn auch nicht völlig frei von türkiſcher Oberherrſchaft, doch ein anerkannter Staat unter eingebornen Fürſten, die das Volk ſich wählt. Größere Selbſtſtändigkeit brachte der Friede zu Adrianopel, den Rußland mit der Pforte ſchloß, dieſem Lande. Es wurde um ſechs Diſtricte vermehrt, erhielt freie Religionsübung und freie Wahl ſeiner Behörden und Verwaltungsbeamten. Selbſt das türkiſche Staatseigenthum war von Serbiern zu verwalten. Kein Türke darf ſeitdem in Serbien ſeßhaft ſeyn, außer in den Feſtungen, wie in Belgrad, wo ein Paſcha reſidirt, der den Titel eines Veziers führt; auch dürfen die Serben in der ganzen Türkei ungehemmt Handel treiben. Der ſerbiſche Staat giebt der Pforte Tribut.

So liegt Belgrad, das wir ſcheidend grüßen, immer auf dem vulkaniſchen Boden bedrohlicher Kriegsgeſchicke, und kann ſo lange nicht auf das Glück dauernden Friedens rechnen, als der Halbmond noch an Europa's Himmel ſein bleiches Antlitz zeigt. Wir nahen der Grenze des Bannats, welche die von Norden einfallende Temeſch bezeichnet. Die Donau wälzt ihre Waſſerwucht in der ungeheuren Breite von 4800 Fuß dahin. Etwas aufwärts liegt die anſehnliche Stadt Pancſova, eine öſterreichiſche Militärkommunität, meiſt von Raitzen bewohnt, und durch den Grenzhandel, wie durch die militäriſche Beſatzung ſehr belebt.

Neramündung.

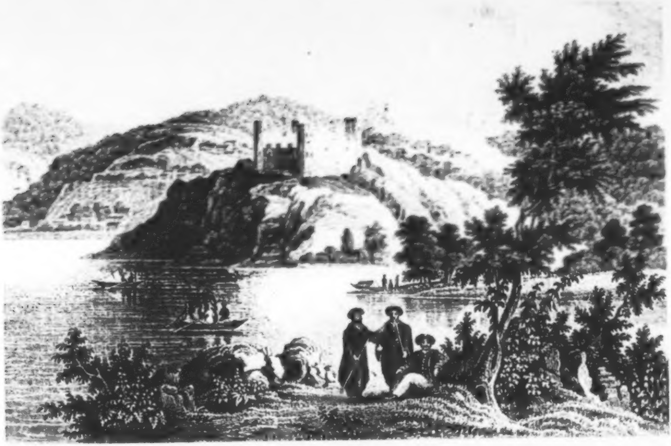
Entſchwunden iſt Belgrad dem Blick der Reiſenden, das Auge weilt mit Luſt auf dem rechten Ufer des in dieſer Gegend wie ein mächtiger See 1270 Schritte breit, majeſtätiſch hinfluthenden Stromes und den immer wechſelnden Bergzügen, die daſſelbe nun wieder ſchmücken, während es dem ſumpfreichen, tiefabgeflachten linken Ufer keinen Antheil zuwenden kann, wenn nicht irgend ein denkwürdiger Punkt auf dieſen öden und unwirthbaren Steppenſtrecken ſich zeigt. Türkiſche Dörfer ſind wie verloren, einzeln am Strome hingeſtreut, von denen Crozka das bedeutendſte iſt, dann aber erblicken wir die türkiſche Feſtung, Semendria, der wir antheilvolle Blicke zuſenden. Semendria iſt die neue Hauptſtadt Serbiens. Sie liegt am Einfluſſe des Jaſſava in den Hauptſtrom. Ihre Feſtungswerke ſind im ſchlechten Zuſtande, aber die dreiundzwanzig Thürme geben der Stadt ein gar ſtreitbares Anſehen, und ein eigenthümliches, denn an ihnen gewahren wir nun ganz türkiſche Bauart und zwar des ältern arabiſch-mauriſchen Styls. Nahe der Stadt zeigt ſich ein türkiſcher Friedhof, deſſen blendendweiße Leichenſteine aus dem Schattendunkel düſterer Cypreſſen ſchimmern.

Hier umfängt, in zwei mächtige Arme ſich theilend, der gewaltige Strom ein langgeſtrecktes Rieth, welches ein Dörfchen, Oſtrova, ſchmückt, und jetzt ſchließt ein ſchon von weitem impoſant ſich erhebendes Gebirge die Ebene, das einen ſeiner Füße in das breite Thal des dem Donauſtrom zueilenden Grenzfluſſes Morava ſetzt, und von jenem zerklüftet und durchbrochen, in maleriſchen Formen nun zu beiden Seiten uns eine gute Strecke begleitet. Es ſind die auslaufenden Aeſte der zahlreichen Bergſtöcke, die ſich über Siebenbürgen breiten, und immer höher, je weiter wir jetzt in das Stromthal einfahren, ſteigen dieſe Alpen Siebenbürgens empor, und ihre Zacken überragen einander, verſteinerten Wellen ähnlich. Mählig verengt ſich mehr und mehr der Strom und gewinnt an Schnelle, das Gebirge ſperrt ihm den Weg, er wühlt ſich brauſend durch die Engpäſſe Bahn. Wir laſſen die erſten Wächterorte dieſer Päſſe Ujpalanke auf dem linken und das ſerbiſche Fort Rama auf dem rechten Ufer unbetreten, und grüßen die Mündung des Gebirgsfluſſes Nera, der eine halbe Stunde unter letzterm in die Donau fällt.



[illegible]

[illegible]



[illegible]

Die Mündung der Nera iſt nur mäßig breit, aber pittoresk durch ihre Umgebung von Felſenmaſſen, die Natur nimmt hier mit einem Male wieder einen ernſten, wildromantiſchen Charakter an, und bildet ſo einen ſchönen Gegenſatz zu den Flächen, die wir durchſchifften und eine ſchöne Entſchädigung.

Bald ſchiffen wir durch den Gebirgsengpaß auf raſchhinrollender Stromeswoge den großen Inſeln Nova Gaya und Moldava vorüber und langen im Angeſicht von dem Bergflecken Neu=Moldava im ſüdlichſten Winkel des Kraſſover Komitates an.

Unter den zackenreichen Bergeshäuptern, die von allen Seiten das Stromthal einengen, ragt der Stanczilova am höchſten empor, deſſen Gipfel bewundernswerthe Fernſichten und den Blick auf eine endloſe, maleriſche Gebirgswelt erſchließt. Im Bergflecken Neu=Moldava wird Markt gehalten, und es bewegt ſich ein buntes Gemiſch von all den Nationen, die in dieſen Gegenden angrenzend ſeßhaft ſind.

Hier ſehen wir die hagern, raſchen Walachen mit ihrem gelblichen Teint, ein Menſchenſchlag, in deſſen Aeußerlichkeit all das Eigenthümliche der verſchiedenen Völker ſich ausprägt, aus deren Miſchung er hervorging, daher ſie nicht von beſonderer Entſchiedenheit iſt, gleichwohl aber orientaliſche, ſlaviſche und tatariſche Grundzüge auffinden läßt; wir ſehen die wohlgeſtalteten, bräunlichen Serben und Raitzen, ſchwarz von Haar und Bart, und ihre dunkelgelockten, dunkeläugigen Mädchen und Frauen in kleidſamen Trachten, mit vielen Stickereien und goldbefranzten Schürzchen prangend. Bergleute aus den verſchiedenen kameraliſchen Bergflecken dieſes Komitates, deſſen Hauptorte faſt alle ein Deutſch vor ihrem Namen haben, ſchreiten kernhaft ernſt und geſetzt in ihrer gewohnten Tracht einher; es ſind gedrungene, feſte Geſtalten und ſie ſind zahlreich, denn das Gebirge iſt voll bergmänniſcher Betriebſamkeit, man baut auf alle Metalle, von denen Kupfer und Eiſen ſich am ergiebigſten zeigen. Ihrem Stamme nach gehören dieſe deutſchen Bergleute zu den ſiebenbürgiſchen Szeklern.

Wenn doch Zeit vergönnt wäre, ihre reizenden Gebirge zu durchſtreifen, der Nera in ihrem Laufe durch wilde Schluchten, an pittoresken Uferorten vorbei zu folgen, hoch hinauf zum Gebirgskamm Drunokſenye, wo die viele Meilen lange Militärgrenze an Ungarn und Siebenbürgen reichend, ihr Ende findet.

Der Armenier iſt zu ſehr Handelsmann, um nicht neben dem Juden hier zum Theil von ſpaniſcher und portugieſiſcher Abkunft, auf dem kleinſten Markt des kleinſten Fleckens ſeine Waarenbude aufzuſchlagen, und neben dieſen beiden Nationen mit dem unaustilgbaren Typus des Orientes bewegen ſich lebhaft und frei die olivenfarbigen Zigeuner, mit ihrem dunkeln Haar, ihren blendenden Zähnen, ihren oft wohlgebauten, aber in die ärmlichſten Lumpen gehüllten Leibern, ein Volk tiefräthſelhaften Urſprunges, doch zum Theil in vielen Gegenden Ungarns und der Wallachei heimiſch angeſiedelt, zum Theil aber auch in großen und kleinen Horden raſtlos nomadiſch pilgernd und Egypter Lumpenzigeuner (Lepedös-Czigányok) geſcholten.

Doch von dem bunten Gewimmel, das hier in mannichfaltigen uns unverſtändlichen Idiomen durcheinander lebhaft und leidenſchaftlich ſpricht und ſchreit, feilſcht und marktet, Waaren anpreißt und tadelt, zieht es uns wieder weiter. Ungern reißen wir uns los von dem maleriſchen Anblicke des Gebirgspaſſes, der von der Nera-Mündung an ſich aufgethan, und folgen dem Winke der Stromfei, die hier in gar geheimnißvolle Tiefen und Schluchten voll Unſicherheit und Gefahr uns lockt. Daher zagt auch der Schiffer, und ohne Gebet ſteuert keiner auf dieſes Felſengebiet los. Die Fluthen der Temes, der Morava, des Mlava, der Nera und des Bek haben abermals die Wogenfülle unſers Rieſenſtromes gemehrt, und er bricht ſtolz, als wolle er ſich kühnlich und trotzig Bahn ſchaffen, in zwei Arme aus einander, mit denen er die Inſel Moldava umfaßt. Wir ſchwimmen auf dem rechten Arme, da droht in der Nähe des ſerbiſchen Dorfes Golawacz eine ſtarre, zackige Felsklippe mitten in der Fluth, dem Schiffe mit dem Todesſtoß, die Babakaj (Babakali) genannt, früher ein Fort, und es koſtet alle Anſtrengung, hier glückhaft vorüberzulenken. Jenſeits liegt das alte ſerbiſche Bergſchloß Columbacz, mit neun Thürmen hoch über einem Dörflein; im höchſten dieſer Thürme ſoll die Griechen-Kaiſerin Helena gefangen gehalten worden ſeyn. Unterhalb Columbacz wird uns die Höhle gewieſen, aus welcher alljährlich zweimal die furchtbaren Schwärme läſtiger und verrufener Mücken brechen, welche eine wahre Landplage Serbiens und des Bannats ſind. In jener Höhle hielt ſich, ſo will die Sage des Volkes, der Drache auf, den der Ritter St. Georg erlegte, und aus des Unthiers Naſe ſind dieſe Columbaczer Mücken entſtanden.

Noch einmal breitet der Strom, ſeine Arme unter der Moldava wieder vereinigend, ſich zu einem mächtigen Becken aus, aber nur, um bald deſto drängender und rauſchender an den Felſenfeſſeln zu rütteln, die ſein Bette ſo verengen, daß es mit jeder minutenweiten Strecke eine oder einige Klaftern ſeiner Breite einbüßt. Drohte dort der Scylla gleich die Babakaj, ſo bleiben wir hier nicht ohne die dräuenden Schrecken der Charybdis, denn ein heimliches, tückiſches Klippenriff ſetzt am ſpäter erreichten Paſſe Taktalia oder Tatalia quer durch den ganzen Strom und erzeugt den Strudel von Tachtali, welcher kundige Schiffer erfordert. Hier ſetzte der kühne Römer Trajan ſein Kriegsvolk in Barken über den Strom, oder ſchlug, nach anderer Sage, eine Brücke über jene Klippen. Noch nennen die Trajanstafeln bei der Felſenbank Toikö und bei dem bannatiſchen Dorfe Ogradina ſeinen berühmten Namen der Nachwelt. Ueber den Stromwirbel Jarlop, vorüber am Doppelfelſen Biooli, am Islas, über die donnernde Brandung des Tachtalia, und den Wirbel Brany ſchießt immer raſcher, immer gewaltiger der Strom, wie ein die Wüſte durchjagendes feuriges Araberroß durchbrauſt er die Felsenge, aus welcher von beiden Seiten in ſchmalen Rinnen kleine Bergbäche in Kaskadellen herabſtürzen; ein Felsgrat, von der ſerbiſchen Seite weit vorſpringend, engt eine halbe Stunde vom Paſſe Tachtali den Strom bis auf nur 200 Schritte Breite ein, und ſo preßt ſich die ungeheure Waſſermaſſe an der langen, ſenkrecht zum Strom abfallenden Felswand auf der öſterreichiſchen Seite pfeilſchnell brauſend hin.

Veterani's Höhle.

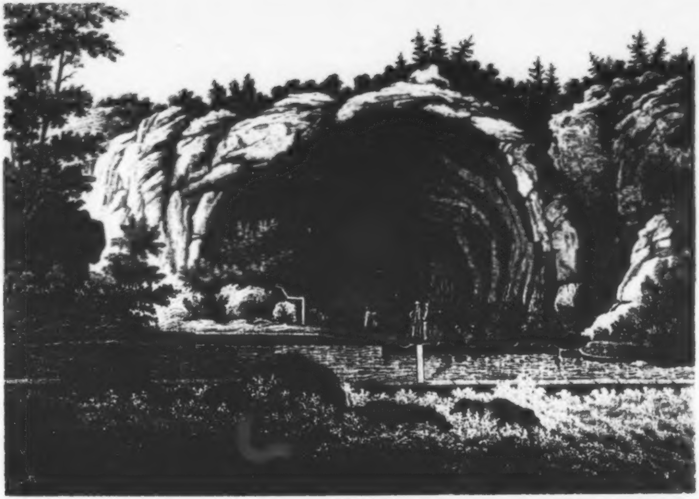
Wenn wir über die Wirbel des Felſen Brany dahin getragen und durch die enge Schlucht des Greben eilend gelangt ſind, ſo öffnet der Strom ſich wieder zu einer 6000 Fuß breiten, ſeeähnlichen Fläche, und aufathmend, ſegnen wir die Lenkfähigkeit des Steuermannes, indem wir glauben, nun aller drohenden Gefahr entronnen zu ſeyn, obſchon die noch immer ſtark bewegte Fluth in gewaltigen Wellen an unſern Bord ſchlägt. Wir erblicken am Ufer der ſerbiſchen Landesküſte Milanovacz, ein Dorf, das ſeine Gründung dem Fürſten Miloſch dankt, und dem Auge begegnen drei Burgtrümmer, Tribola geheißen. Wieder theilt ſich der Strom in zwei Arme, deren einer, und zwar der größere als Katarakt zur Tiefe donnert. Wehe dem Schiff, deſſen Lenker nicht im Stande, es der Strömung zu entziehen, und in den kleinern rechten Arm einzulenken, es würde unfehlbar zerſchmettert. Die Inſel, welche hier gebildet worden, heißt Dorecza, und ohnfern ihres untern Endes biegt der Strom, der bisher in ſüdöſtlicher Richtung floß, nach Nordoſt um. Dort in der Biegung, fällt bei den Dörfern Dreskovich und Mosna, die Poreska ein. Wir ſehen links die Wallachenorte Swenicza und Plaviſchovicza, in deſſen Nähe ein Felſenriff, Incy, im Strome lauert, und unter ihm erzeugt der Kaſan neue, furchtbare Wellenwirbel. Wieder ſtehen an beiden Ufern die Felſen ſenkrecht, wie die Mauern eines Thors, das ſich der Strom gebrochen. Er hat hier die ungeheure Tiefe von 170 Fuß, und iſt auf 522 Fuß eingeengt. Eine ſchöne Kunſtſtraße führt den Landweg am Ufer hin. Es iſt eine großartige, ſchaurige Scene, die romantiſche Prachtparthie der Fahrt, die alles Impoſante, was uns im langen Donaubette bereits an ähnlichen, erhabenen Naturſcenen begegnete, hinter ſich läßt. Mächtige Grotten gähnen uns an, ſchroffe Felſenklippen und Zacken ſtehen dräuend da, und fort und fort donnert mit dumpfem Geroll der fluthende Strom, als könne er nicht genug eilen, ſich in die Umarmung des ſchwarzen Meeres zu ſtürzen. Früher wurden die Reiſen durch dieſes Gebiet meiſt zu Lande gemacht, und auch die Dampfſchifffahrt mied lange dieſe gefahrvollen Stellen. Dem Dampfſchiff Pannonia gelang es zuerſt, alle Schwierigkeiten zu beſiegen, und ſelbſt durch den am meiſten gefürchteten Schlund des eiſernen Thores zu dringen.

Unter der Wölbung einer hohen Felſengrotte hat die gewerbliche Speculation ein freundliches Gaſthaus gebaut, deſſen Anblick wunderbar in dieſer Felſeneinſamkeit überraſcht, und in ſeiner Art nicht minder ein Siegesdenkmal iſt, als Säulen und Erztafeln, ein Siegesdenkmal des faſt alle Schrecken der Natur überwindenden Menſchengeiſtes.

Eine andere Felſengrotte, eigentlich eine enge Schlucht, zieht ſich in einer Längenausdehnung von 1200 Fuß durch den ganzen Berg.

Eine dritte iſt die hiſtoriſch berühmteſte der Höhlen dieſes vom Donauſtrome durchbrochenen Gebirges, es iſt die Grotte Viscabarn oder Piscaborn, welche man jetzt die Veterani'ſche Höhle zu nennen pflegt. Sie öffnet ihren weit gähnenden Schlund am linken Donau-Ufer, die hier nur 840 Fuß breit vorüberrauſcht, und am Berge Schukuru, welcher der Blutberg heißt von einer empfindlichen Niederlage, die den Türken in dieſer Gegend beigebracht wurde. Die äußere Höhlenmündung ſteigt 60 Fuß hoch empor, iſt 72 Fuß breit, und die Höhle zieht ſich 100 Fuß in's Gebirge fort. Mehrere Seitengänge laufen von ihr aus, enge, wegen der Abgründe, die unterbrechen, gefährliche Klüfte, die noch nicht unterſucht ſind. Dieſe Höhle hat durch ihre Lage auch ſtrategiſche Wichtigkeit, die ſchon den Römern einleuchtete. Römiſche Inſchriften am Felſen geben davon Zeugniß.

Im Jahre 1692 beſetzte der k. k. General Veterani dieſe Grotte, die 600 bis 700 Mann faſſen könnte, mit 300 Mann und richtete ſie zu einer förmlichen kleinen Citadelle ein. Eine Ciſterne lieferte Trinkwaſſer, eine Felskammer diente als Pulvermagazin, ein Backofen, ein Feuerheerd oder mehrere wurden bald eingerichtet, und der Eingang zur tiefen Grotte mit einer eiſernen Thüre geſperrt. Schanzen und Schießſcharten ſchirmten gegen die Angriffe von der Stromſeite. Der Anführer der Beſatzung, D'Arnen, vertheidigte die Höhle mit der größten Tapferkeit, und eben ſo konnte ſie im Jahre 1718 unter Major Stein nur durch Capitulation zur Uebergabe gebracht werden. Sind wir der merkwürdigen Grotte Veterani's vorüber, ſo erblicken wir Dubova und bald



DIE VEITSLAVISCHE HÖHLE

darauf Ogradnia, wo ſich die oben bereits erwähnte Trajanstafel an der glatten Abdachung des Uferfelſens zeigt. Zwei geflügelte Genien halten dieſe Tafel, welche gerollt und von Delphinen getragen erſcheint. Hier ließ Kaiſer Trajan eine Straße durch die Felſen hauen, nachdem er bei dem Paſſe Taktalie ſeine Cohorten über die Donau geſetzt hatte.

Wenn wir nun nach kurzer Weiterfahrt die banatiſche Hauptſtation Alt-Orſowa erreicht haben, ſo ſind von Peſth aus bis zu dieſem Punkt 100 deutſche Meilen zurückgelegt, und das Dampfſchiff legt bei dem in einem anmuthigen Keſſel von Bergen gelegenem Orte an. Wir haben ſogleich nun das Grenzgebiet der Wallachei erreicht, und abermals Gelegenheit, ein buntes Gemiſch verſchiedener Nationen wahrzunehmen, wie dieſe Gegenden ſie ſo mannichfach der Betrachtung darbieten.

Die Grenzdörfer ähneln in ihrer Bauart in etwas den ruſſiſchen, dieſe ſelbſt, die Bauart, iſt faſt bei einem Haus wie beim andern, doch ſind manche niedlich und geſchmackvoll verziert. Gleichwohl ſind die Wallachenwohnungen oft äußerſt dürftig und ärmlich.

Hier ſind wir dem reizenden und geprieſenen Bade Mehadia am nächſten, und können Ausflüge in ſeine maleriſche Umgebung machen; freundlich führt am Ufer der murmelnden Cſerna entlang der Thalweg in dieſe ſchönen Gefilde. Uns aber reißt des Stromes allgewaltige Fluthung bald nach der Abfahrt von Orſowa unaufhaltſam fort zum eiſernen Thore. Schon bei Neu-Orſowa und dem Fort Eliſabeth hören wir der Brandung fernes Donnergetöſe, das mit jedem Augenblick näher kommt.

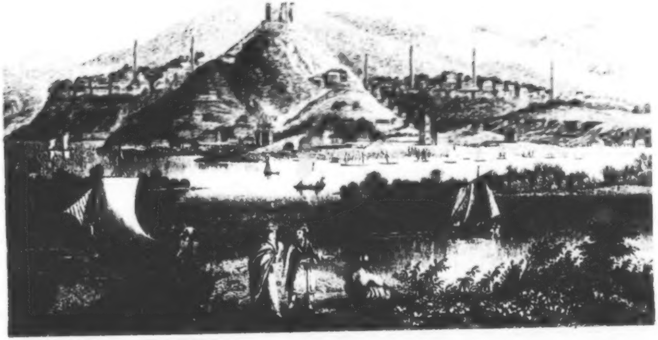
Ein Lootſee, Kormanos, ſteht ſorglich neben dem Steuer, die Felſen preſſen den Strom ein, überdüſtern ihn mit fabelhafter Dämmerung, indem ihre Gebilde wie ſchreckdrohende Geſpenſter erſcheinen, es toſt und donnert laut und immer lauter, ſo daß der Schall der menſchlichen Stimme ganz erſtirbt und die ſchrägen Felſen dräuen mit tauſend Klippen. Das iſt Demirkapi, das iſt das eiſerne Thor, und nur ein eiſernes Herz wird hier ohne Leben durchſchiffen.

Bei Siz, einem bald erreichten Dorfe, hatten ſchon die Römer einen gemauerten Kanal gegraben, die gefahrvolle Stromfahrt zu umgehen. Raſch werden wir nach Skela-Kladova getragen, und wir ſind nun ganz im türkiſchen Gebiet, die Höhen Serbiens, Bulgariens und der Wallachei ſchwinden zur Ferne, der Strom wird weit und frei und ruhig, und fließt in eine kleine Ebene hinaus, ſchmiegt ſich aber doch noch eine ziemliche Strecke an das ſerbiſche Gebirge an, bis zur Stelle, wo der Timok einfällt.

Stadt und Feſtung Siſtow.

Sanft hinwallend und wieder gänzlich beruhigt fließt der Strom aus dem Schooße des Gebirges den unüberſehbaren Ebenen der Wallachei und Bulgariens zu. Noch aber ſtellt ſich das Gebirge, das wir verlaſſen, maleriſch vor das Auge. Seine ſteilere Hälfte, uns zur Linken, ſteigt nördlich zur ſiebenbürgiſchen Grenze empor, während die minder ſteilen Bergzüge Serbiens ſich in ſanften Höhen und bachreichen Thalrinnen zum Stromesufer mählig abdachen, und zwiſchen vielen ſterilen Strecken einzelne verſtreute Rebenpflanzungen gewahren laſſen. Aber wunderlich krümmt ſich die breite Schlange des Stromes; faſt rückwärts auf ſeinen Rücken geführt, ſehen wir uns, nachdem wir der Inſel Kamenicza vorbeigefahren, wieder der Gegend von Kladova genähert, die wir vor mehrern Stunden grüßten. Immer noch dem ſerbiſchen Gebirgszuge ſich anſchmiegend, das zum Fluſſe Timok abfällt, vorüber der zwei Meilen im Umfang haltenden Donauinſel, nahen wir der Mündung dieſes Grenzfluſſes, der Serbien von Bulgarien ſcheidet, und mit deſſen Fluth vermehrt, unſer Strom nun faſt feſſelfrei durch flache, aber nicht reizloſe, vielmehr dem europäiſchen Auge in recht eigenthümlich morgenländiſcher Färbung erſcheinende Ufer rollt. Noch zeigt ſich auf mäßigem Hügelland beim Dorfe Floratin eine Burgruine, und bald darauf grüßen, wenn wir Widdin hinter uns haben, Terebinthen und Cypreſſen; Rieſenwälder von Schilf hemmen auf den zahlreichen Inſeln oft jede Ausſicht auf dem ohnehin faſt uferlos erſcheinenden Strome, aus denen mit mächtigem Flügelſchlag die myſtiſchen Pelikane aufrauſchen: Fiſche von ungemeiner Größe wälzen ſich wie Delphine ſchnaubend und plätſchernd im Strome, und in der Ferne nach Nordweſt blicken ſtarr und feſt in dieſes Gebiet voll ſüdlichen Lebens die mit ewigem Schnee bedeckten Firnen der ſiebenbürgiſchen Alpenwelt, nach denen in blauer Luft der Adler den ſchwebenden Fittig lenkt.

Die Bulgariſche Feſtung Widdin mit dem ihr gegenüberliegenden Markte Kalefat und einer zwiſchen beiden ſich hinſtreckenden langen und ſchmalen Inſel unterbrechen das Einförmige der Stromfahrt erfreulich, doch nur dem wird dieſe einförmig erſcheinen, dem der Sinn mangelt für Beobachtung der Natur und ihrer mannich-



ſaltigen Wechſelerſcheinungen; bald zeigen ſich Städte und Flecken, wie Lomgrad, Czimbra, Drava, bald auch heitre Dörfer, oder es fällt ein Fluß in die Donau, oder ein Trümmerhaus ſchmückt freundliche Höhen. Oft auch ſtrecken ſich außer den Inſeln endloſe Sumpfſtellen unüberſehbar am Strande hin, in denen zahlloſe Schaaren von Waſſergeflügel ſich kreiſchend tummeln, deren harmloſen Naturfrieden nicht die ſo häufig zweckloſe Mordluſt deutſcher oder engliſcher Jäger mit knallenden Schüſſen unterbricht.

Jetzt wird unſre Aufmerkſamkeit auf die Trajaniſche Landwehr, auf der linken Seite des Stromes, gelenkt, die eine hochaufgeworfene Verſchanzung, beim Dorfe Turn oder Turnul beginnt, und ſich in der Nähe des hier in die Donau fallenden, beträchtlichen Fluſſes Alt oder Aluta hinzieht. Doch kaum weilt Blick und Gedanke auf dieſem Reſt des römiſchen Alterthums, ſo nimmt die Feſtung Nikopolis, türkiſch Szilarow, mit der gleichnamigen Stadt in maleriſcher Strombucht des hier einſtrömenden Ozma die Aufmerkſamkeit in Anſpruch; eine Stadt, deren erſter Aufbau ſich ebenfalls in die Zeiten der Römeranweſenheit in dieſen Gefilden verliert.

Viehheerden zeigen ſich häufig am Ufer des hier ſchon faſt eine halbe Stunde breiten Stromes, und dieſe Ufer ſind gut bebaut. Die Bulgaren ſind ein thätiges Volk. Viele gehören der chriſtlichen Kirche an. In Bellina und einigen Nachbardörfern ſind allein über 15,000 Katholiken. Sie ſtehen unter Oeſterreichs Schutz und einem Biſchof.

Zwiſchen umbuſchten Inſeln geht die Fahrt fort bis nach Siſtow (Siſtova), eine Handelsſtadt, deren Bedeutſamkeit ſich ſchon von Weitem durch eine impoſante Anſicht verkündigt. Großentheils iſt die Stadt auf ein ſchroffes Ufer hingeſtellt; theils ſteigt ſie in einzelnen Häuſerzeilen zum Hafen nieder. Schirmend überragt ſie auf hohem Bergkegel ein altes Kaſtell, und zwiſchen dem Dunkelgrün der Cypreſſen und ſchattigen Platanen leuchten gar anmuthig die lichten, wohlgebauten Häuſer, die ſchlanken Minarets. Rieſen-Kerzen ſcheinen ſie des Lichts, der Flammen von Oben harrend. In ſchönen Formen baut ſich hinter Siſtow ein Gebirge auf. Es iſt ein Zweig des Balkan, der nordiſchen Grenzmauer Conſtantinopels, des klaſſiſchen Hämus.

Mehr und mehr tritt nun in der Natur wie im Leben der Menſchen der Charakter des Orientes hervor; Coſtüm, Sitte, Architektur, alles zeigt ſich dem europäiſchen Fremden in einem andern Lichte, von einem eigenthümlichen Geiſt überweht, und im großen Buch der Flora und Fauna findet er ganz andere Blätter aufgeſchlagen, als die gewohnten. Obſchon das Ländergebiet, das wir durchreiſen, noch zu Europa zählt, es iſt doch ſchon ein Stück Morgenland, und anders fühlt ſelbſt der Weitgereiſte ſich hier angeſprochen, wie in Europa's entgegengeſetzten ſüdlichen Ländern.

In Siſtow ward im Jahr 1791 ein Friedenstraktat zwiſchen Oeſterreich und der Pforte errichtet!, welcher dieſer anſehnlichen und gewerbreichen Stadt auch hiſtoriſche Bedeutſamkeit und einen Namen in der Geſchichte ſichert.

Je näher wir dieſer Stadt kommen, je mehr bezaubert ihre glückliche Lage ſtolz über dem Stromſpiegel, den hier grüne Inſeln ſchmücken, zahlloſe kleine Schiffe und Barken beleben. — Das Kaſtell ſteht mit ſeinem Berge wie ein trotziger Wächter vor der Stadt, und deckt einen Theil ihrer 4000 Häuſer, während eine große Anzahl verſtreuter Bauten ſich am Fuße dieſes pyramidalen Feſtungsberges gleichſam unter deſſen nächſten Schutz geſtellt hat. Ueber der Strombreite drüben liegt Sinnitza, eine Wallachenſtadt, die ſich mit ihren niedern Erdhütten ausnimmt, wie eine ſchmutzige Magd gegenüber ihrer im Feſtſchmuck einhertretenden Herrin. Uns reißt die Stromfahrt weiter; erſt in Ruſchtſchuk (Ruscſuk) landet unſer Schiff, und wir erreichen dieſe wichtige Stadt in kurzer Fahrt auf dem immer mehr Raum faſſenden Donauſtrom und durch einen ganzen Inſelarchipel gelangend. Ehe wir ſie erreichen, fällt der raſche Sohn des Balkangebirges, der Fluß Kara=Lom in die Donau. Auch Ruſchtſchuk beherrſcht, auf ſteilen Uferhöhen hingebreitet, ähnlich wie Siſtow, den Strom, nur fehlt hier der ſtattliche maleriſche Felſenberg. Das befeſtigte Schloß, zum Schutze der Stadt erbaut, trägt die Inſel Slobodſe, welche zwiſchen ihr und dem gegenüber am linken Ufer liegenden wallachiſchen Giurgevo, (Giurdeſow, türkiſch Gerkoy, Erdſtadt) ſich langgedehnt hinſtreckt. Dieſe Erdſtadt iſt nicht unbeträchtlich, ſie hält einige Stunden im Umfang und zählt 18,000 Einwohner, Ruſchtſchuk aber, Hauptſtapelplatz aller möglichen Producte und Waaren für den Donauhandel, zählt ihrer 30,000. Es bedarf einer Zeit von zwei Stunden, um von Ruſchtſchuk nach Giurgevo ſich über den Strom rudern zu laſſen.

Galacz.

Von Ruſchtſchuk aus wird oft die Reiſe nach Conſtantinopel zu Lande angetreten, und dieß geſchah früher noch öfter, als jetzt, wo die Dampfſchifffahrt noch nicht Wohlfeilheit, Sicherheit und Bequemlichkeit vereinte. Es bedurfte und bedarf, um ſicher und wohlbehalten durch das türkiſche Reich zu reiſen, der Begleitung eines oder einiger Tataren, einer Art türkiſchen Feldjägercorps, welche die Pferde, (denn nicht überall ſind die Wege fahrbar), auf den Poſtſtationen verſchaffen und für die nöthigen Bedürfniſſe ſorgen, ſowie auch für Sattelzeug und Waffen. Der Balkan iſt ein abwechſelnd, mit Laub und Nadelholz bewachſenes, auch mit weiten, flachen Triftſtrecken verſehenes, noch nicht hinlänglich durchforſchtes Gebirge, welches an vielen Stellen pittoreske Partien bietet, und zu bedeutenden Höhen emporſteigt. Nach vier Stunden wird die hochgelegene Stadt Tirnoma erreicht, von welcher aus der Weg ſich eng und gefahrvoll in zahlloſen Krümmungen immer weiter emporzieht, bis endlich die Straße faſt noch ſteiler, als ſie aufſtieg, wieder an der Südſeite des Balkan abwärts fällt. Nur wenige Dörfer bieten ihre Chane (Gaſthäuſer) zu Ruheſtätten. In einer breiten Ebene ſtrömt der Hebrus der Alten, die Maritza, und rollt ſeine Wellen in das Marmormeer. Dieſer Fluß wird überfahren. Fort geht's durch eine unabſehliche Ebene mit herrlicher Vegetation, dicht bevölkert, voller Flecken und Dörfer, Rebenpflanzungen und duftenden Roſenwäldern, bis Adrianopel, des Türkenreichs älteſte Hauptſtadt und auch jetzt nur Conſtantinopel ſelbſt im Range nachſtehend, erreicht wird. Von hier aus wechſeln Städte und Dörfer mit romantiſchen Gegenden, bis endlich den Reiſenden der prächtige Fernblick auf das Marmora-Meer erfreut, an deſſen Ufern die Straße nach Stambul durch paradieſiſche Landſchaften weiter zieht. —

Hat das Dampfſchiff Ruſchtſchuk hinter ſich, ſo dehnt ſich der breite Strom zum See aus und ſeine flachen Ufer werden, ob der weiten Ferne, kaum kenntlich. Die türkiſche Feſtung, Turtukai am Ausfluß des Ak-Lom iſt der nächſte und bedeutende Gegenſtand. Ihr gegenüber fällt die Dombrovicza in die Donau, ein tiefes, wildes Gewäſſer. Bald auch wird Siliſtria, Siliſtrija erreicht. Sie, die Hauptſtadt eines Sandſchaks in

Buljar=Jli, liegt, von niedrigen Waldungen eingehegt, am Fuß eines Berges. Gar herrlich nimmt die Stadt, die 20,000 Einwohner zählt, von fern ſich aus; aber ſchlecht iſt ſie gebaut, voller Schmutz und Elend. Als Feſtung ſpielte ſie in den Türkenkriegen oft eine große Rolle. Ihre letzte Belagerung überſtand ſie im Jahre 1828.

Hier drängen die ſterilen Ausläufe des Balkan die Donau weit von ihrem öſtlichen Laufe, und zwingen ſie, nach Norden zu ſtrömen. Unwirthbare und düſtre Gefilde ſtellen ſich hier dem Auge dar. Kaum bieten Raſſova (Raſſevada), ein Bulgarenſtädtchen, und Hirſova, Stadt und Feſtung, beide am rechten Ufer, eine Unterbrechung auf der einförmigen Stromfahrt. Zwiſchen beiden liegt Tſchernawoda, nahe dem See Karaſu, der mit der Donau zu vereinigen, und von dem aus mit Benutzung noch einiger kleinen, weiter aufwärts liegenden Seen längs dem Trajans=Wall über das Dorf Dragontor vielleicht ein Canal geführt werden könnte, der bei Keſtendſchi die Donau mit dem ſchwarzen Meere vereinigen, und ſo die Stromfahrt um viele Meilen abkürzen könnte. —

Plötzlich tritt die wallachiſche Handelsſtadt und Feſtung Braila, türkiſch Ibrahil, bedeutſam vor Augen; ſie iſt groß, zählt gegen 30,000 Einwohner, iſt regelmäßig umwallt, und die Citadelle trotzt mit ſieben feſten Thürmen. Braila hat einen Freihafen, in welchem ſogar Seeſchiffe einlaufen können, und der den Anblick eines Maſtenwaldes darbietet. Dieſe feſte Stadt ward zwar oft von den ruſſiſchen Waffen genommen, doch waren dieſe Siege ſtets empfindlich.

Zur Linken ſtrömt der Szareth ein, der hier die Moldau von der Wallachei ſcheidet, unſer Strom bildet wieder eine anſehnliche Inſel, und es erſcheint auf derſelben Seite, ziemlich hoch gelegen, Gallacz, eine nicht große Stadt, die nur 7000 Einwohner zählt. Dennoch iſt ſie als Stapelplatz äußerſt bedeutend, und der wichtigſte Handelsort der Moldau. Mächtige Kauffartheiſchiffe füllen den Hafen, große und zahlreiche Magazine umgeben ihn, der Hafen wimmelt, und den Bazar erfüllt das Gewühl der Käufer und Verkäufer. Auch hier vernehmen wir die Sprachen der umwohnenden Völker in mannichfaltigerer Anzahl als an irgend einem anderen Punkte der Reiſe, an welchem unſre Aufmerkſamkeit dem Verkehr der Nationen ſich zuwandte. Wir ſehen nun die Landesproducte: Holz und Holzwaaren, Honig, Wachs, Salz, Salpeter, Waitzen und Korn, Häute und zubereitetes Leder, wie um die zugeführten Artikel Bulgaren, Wallachen, Ungarn, Siebenbürgen, Ruſſen, Griechen und Türken feilſchen, ſehen unter dieſen auch Armenier, Zigeuner und Juden in großer Anzahl gemiſcht, und erfreuen uns der mannichfaltigen Trachten, welche dieſes ſchon ganz morgenländiſche Lebensbild dem Auge darbietet.

Die Mehrzahl der Einwohner von Galacz beſteht aus griechiſchen Chriſten; es ſind dort ſieben griechiſche Kirchen und drei Klöſter befindlich, doch haben auch die Katholiken eine Kirche daſelbſt.

Hier in Galacz nimmt nun die Weiterreiſenden ein anderes, prachtvoll ausgerüſtetes, größeres und feſter gebautes Dampfſchiff auf, um uns mit der ſiegreichen Kraft ſeiner Schaufelräder hinaus zur Donaumündung und weiter, nach Konſtantinopel ſelbſt zu tragen; wenn wir einen Umweg nicht vorziehen, um auf einem anderen Pyroscaphen uns die anziehenden, pittoresken und zum Theil reizenden Küſten des ſchwarzen Meeres zu betrachten. Zwiſchen Galacz und dem Pruth breitet ein großer fiſchreicher See ſich weit aus, der Karamon oder Karaman (auf einigen Karten Bratüiſch bezeichnet). Ueberhaupt iſt dieſes flache Gefilde überaus reich an Seen von zum Theil wunderlichen Formen, von denen manche mit dem Strome durch ſchmale oder breite Arme verbunden ſind, andre nicht. Es ſcheint, als ſey das Meer in ſein tieferes Bette zurückgetreten, und habe dieſe Seen beim Abweichen vom Feſtland zurückgelaſſen.

Wir erreichen die Mündung des Pruth, der zwiſchen der Moldau und Beſſarabien hinſtrömt, und beide Reiche abgrenzt. Wir fahren zwiſchen den Ufern des ruſſiſchen und des türkiſchen Beſſarabiens hin. Die Geſtade ſind niedrig, und zahlreiche grüne Inſeln und die verſchlungenen Arme des Stromes bieten auf ſeiner ſonſt wenig Reize habenden Fahrt einige Abwechſelung.

Donau-Mündung.

In nicht allzuweiter Ferne, anderthalb Meilen von Reni kommen wir dem See Kagul vorbei, nicht minder zwei Meilen weiter abwärts dem See Jalbug, beide ausgedehnt und reich an Fiſchen. Die dem Donauſtrom zugekehrte untere Hälfte des letztgenannten Sees heißt Kogorlui. Jetzt, und bevor wir noch in die Nähe der ruſſiſchen Kreisſtadt und Feſtung Ismail, türkiſch Smil, gelangen, haben wir den Beginn des Donau-Delta's erreicht. Bei Ile Tſchelal theilt ſich der gewaltige Strom zunächſt in zwei Arme, die ſich weiter veräſteln und verzweigen, und die gewöhnliche Schifffahrt oft ſehr ſchwierig, beſchwerlich, langſam und langweilig machen, endlich aber in ſechs Hauptmündungen ihre Waſſermenge in das ſchwarze Meer ausgießen. Der an Ismail vorüberfluthende Strom fließt nordoſtwärts, und heißt der Kanal von Kilia. Er gewährt dem feſten Ismail, das unter Suwarow im Jahre 1790 von den Ruſſen eingenommen und eingeäſchert wurde, ſich aber wieder zu hohem Flor erhoben hat, den Vortheil eines ſchönen Hafens und macht es zum Haupthandelsort Beſſarabiens, beſonders, was den Seehandel betrifft. Der zweite Donauarm theilt ſich bei der türkiſch-bulgariſchen Feſtung Tultſcha oder Tultſchin abermals, und bildet mit ihnen die großen Inſeln Zadoka und St. Georges. Einer dieſer Arme heißt der Kanal von Georgiewesk, oder auch Kedrille, der wieder einen Auslaufer, den Dunavecs-Fluß abſendet. Dieſer, faſt für die Schifffahrt nicht benutzbar, fließt in den großen See von Ranſin und fällt aus dieſem in drei Mündungen: Jalova, Porticza und Kunt Bogaſi in das ſchwarze Meer. Das Donaudelta bildet von den äußerſten Stromarmen umfangen, einen Flächenraum von nicht weniger als 40 deutſchen Quadratmeilen. Da, wo der letztere Arm in das Meer fällt, liegt Kara-Kerman, eine türkiſche Handelsſtadt.

Der Hauptarm nun, auf dem unſer Dampfſchiff uns in brauſender Eile weiter trägt, iſt der von Sulinam, Bogas Suline geheißen. Er allein vermag Schiffe von mehr als 100 Tonnen Laſt zu tragen, und zieht raſchen Laufes, obſchon mit mannichfacher Krümmung zwiſchen den Inſeln dem Meere zu. Zugleich ſcheidet er als Grenzſtrom das ruſſiſche Beſſarabien von dem türkiſchen. Dort erblicken wir nun zur Linken Sulinam und

Jemi-Kamal zur Rechten und zwiſchen den Ufern öffnet ſich der Blick in das unermeßliche Becken des Pontus Euxinus, der mit mächtigen Wellenſchlägen das Stromſchiff erſchüttert.

An Stundenweite treibt die gewaltige Waſſermaſſe, die ſtürmiſche Fluth, in das Meer hinaus, ohne ſich mit deſſen ſalzigem Naß ſo zu miſchen, daß das ſüße Waſſer im Geſchmack nicht vorherrſchte. Die Küſte, mit türkiſchen Dörfern geſchmückt, in denen zum größern Theil chriſtliche Unterthanen der Pforte wohnen, zeigt ſich nicht gerade pittoresk, doch mannichfaltig. Wir müſſen, wenn wir die Fahrt nach Conſtantinopel nicht alſobald fortſetzen wollen, das Dampfſchiff Ferdinand I. verlaſſen, und uns in Sulinam auf ein kaiſerliches ruſſiſches begeben, das zur Verbindung der ruſſiſchen Häfen dient. Auf dieſem fahren wir nun, Angeſichts der Küſte nordwärts, und haben das Vergnügen, die Ausmündung Kilia Bogaſi von der See aus zu erblicken. Wir erſchauen die Geſtade der Provinz Beſſarabien, und grüßen die an der Strommündung liegende Feſtung Kili oder Kilia nova. Die dort anſäſſigen Fiſcher beſchäftigen ſich vielfach mit der Bereitung des Caviars, den wir in unſerer Heimath beſſer zu ſchätzen und zu würdigen wiſſen, als manchen andern Handelsartikel Rußlands.

Auch hier breiten ſich ohnweit dem Ufer und zwiſchen lang geſtreckten Scheeren und Riffen mehrere große Seen (Limans) weit in das Feſtland, und einen ſolchen bildet auch die Mündung des Dnieſter, eines gewaltigen Stroms, an welcher Akjerman liegt. Die Polen nannten es Bialograd (Belgrad, Weißenburg) und ſchon zur Römerzeit war der Ort vorhanden, und hieß Julia alba. Jetzt iſt Akjerman eine wichtige Feſtung mit einer Bevölkerung von 10,000 Einw., die der Mehrzahl nach aus Moldauern, Armeniern und Juden beſtehn. Der Hafen iſt vielbeſucht, der Handel lebhaft. Der Dnieſter trennt Beſſarabien von der Provinz Cherſon oder Nikolajew und wir ſehen am andern Ufer ſeines Liman die kleine hölzerne Feſtung Ovidiopol (Gadſchider), die meiſt von Griechen und Moldauern bewohnt iſt, ein Grenzzollamt, eine Quarantaine und einigen Salzhandel hat.

In dieſen ſteppenreichen Länderſtrecken ſo wie in der Gegend um Odeſſa, deſſen Hafen wir uns nähern, deſſen Citadelle ſchon in weiter Ferne ſichtbar uns hell entgegenleuchtet, befinden ſich viele neue Coloniſtendörfer, namentlich auch Militärkolonien, doch auch einige Judendörfer, die hebräiſche Namen führen, und deren Bewohner im patriarchaliſchen Frieden Ackerbau treiben und eigne Schulzen ebenfalls jüdiſcher Religion haben.

Der Boden dieſer Steppen iſt herrlich, tragbar, hat hohes Gras und fette Triften, aber Bäume mangeln, ſo weit das Auge blickt.

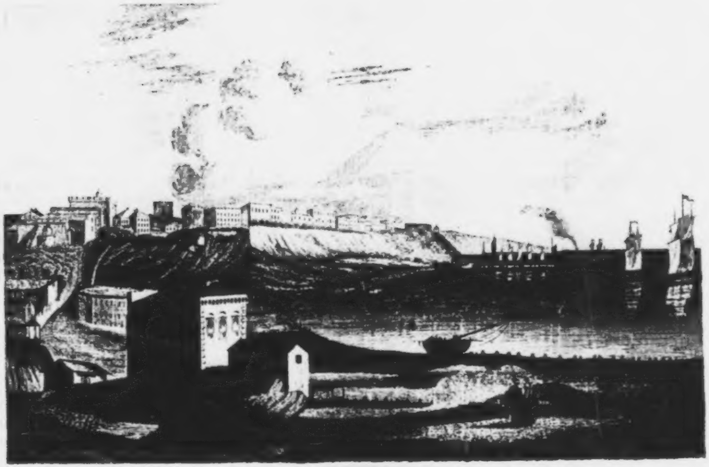
Zwiſchen der großen und wichtigen Militärkolonie, deren Mittelpunkt Wosnóſensk iſt, und Odeſſa liegen an der Straße mehrere deutſche Anſiedlungen mit meiſt ſchwäbiſchen Inſaſſen.

Odeſſa.

Raſch ſteuert das Dampfſchiff der Küſte näher, und ſo liegt ſie denn vor uns aufgeſchlagen wie ein entfaltetes Buch voll mannichfach anziehenden Inhaltes, Südrußlands wichtigſte Handelsſtadt, das alte und doch ſo neue Odeſſa, das ſchon in frühern Zeiten als Hafen der Länder des Iſters galt, dann verſchwand aus der Reihe der Städte, dann auf ſeinem Grund und Boden ein unwichtiges Türkenfort trug, welches 1789 von den ruſſiſchen Waffen erobert wurde, und das von der weiſen und umſichtigen Herrſcherin aller Reuſſen, Katharina, als ein ſehr wichtiger Punkt berückſichtigt und gewürdigt, als neue Colonie erſtand. Der Ordeſus, ein Ort zwiſchen dem Pontus Iſtricorum und dem Boriſthenes (Dnieper) gab der neuen, raſchaufblühenden Stadt den Namen Odeſſa, die jetzt lebhaft über alle Maßen in 8000 Häuſern 60,000 Einwohner zählt, meiſt Ruſſen und Juden. Zu dieſen führen noch Handel, die Seebäder und Reiſeluſt in jedem Sommer alljährlich 8000 Fremde.

Dnieſter und Dnieper ſtürzen ſich zu beiden Seiten Odeſſa's, doch der Dnieper in ziemlicher Entfernung, in den weiten Schooß des ſchwarzen Meeres, die Stadt aber, hochliegend über einer ſchönen Meeresbucht, ſtellt ſich impoſant, wie eine Herrſcherin über Meer und Geſtade den Blicken dar, und bildet mit ihrem Hafen und ihren reizenden Umgebungen ein wunderſchönes Panorama. Den umfangreichen Hafen ſchirmt die Citadelle, der Quarantainehafen liegt abgeſondert von dem andern, kleineren, und kann längſt allein dreihundert Schiffe aufnehmen; gleichwohl umfängt der verlängerte Molo mit dem Kron-Molo ein noch mehr Schiffe zu umfaſſen vermögendes Waſſerbecken.

Odeſſa gewährt im hohen Grade den Reiz frequenter Welthandelſtädte. Fremde faſt aller Zungen Europa's und Aſiens, und Trachten aller Völker ſtellen ſich vor Augen, nie iſt die maſtenreiche Rhede, nie das Meer, ſo weit das Auge blickt, leer von Schiffen fremder Kauffahrer. Der Umſtand, daß Odeſſa ein Freihafen iſt, macht die Stadt für den Handel ſo ganz beſonders wichtig und frequent und verſchafft den Anblick der Flaggen der verſchiedenen Nationen. Am häufigſten machen ſich neben der einheimiſchen ruſſiſchen die türkiſche, öſter-



ODESSA.

[illegible]

reichiſche, ſardiniſche, franzöſiſche, engliſche, griechiſche Handelsflagge kenntlich. Prachtvolle Läden ſchmücken die Straßen, zahlreiche Magazine bieten in ihren Räumen, vereinigt oder einzeln, zu Kauf und Tauſch die Producte des Orients und Occidents an. Nach keinem Luxusartikel fragt man hier vergeblich und ſie ſind hier nicht theurer, als in Paris oder Wien. Odeſſa giebt durch ſeine herrliche Lage und die Annehmlichkeiten, die es dem Leben darbietet, einen Vorſchmack von den Freuden und Genüſſen, die uns in Conſtantinopel erwarten. Eine reiche Anzahl zum Theil ſehr ſchöner Villen mit hübſchen Gartenanlagen, man ſagt über 900, umkränzen Stadt und Umgegend. Doch weiter hinaus darf keiner wandern, der die Illuſion eines faſt paradieſiſchen Aufenthalts ſich bewahren will; denn jenſeits des Weichbildes der Stadt, landeinwärts, beginnt ſchon das Monotone der Steppennatur. Wie ganz anders um Conſtantinopel! Dort iſt die Natur ebenſo reich und verſchwenderiſch, als ſie hier karg und arm iſt, und man wird nur zu bald inne, daß blos die Kunſt ihr alle die Reize abgewonnen, die wir hier gewahren. Auf der Entfernung einer Tagereiſe von Odeſſa iſt kein Wald; ſogar gutes Trinkwaſſer fehlt weit und breit. Letzteres muß durch geſammeltes und geläutertes Regenwaſſer und durch koſtſpielige Aquäducte erlangt werden, und das Holz wird durch die Surrogate Reiſig, Heide, Steppengras, getrockneten Kuhmiſt u. dgl. nur ſchlecht erſetzt, und iſt bei dem oft rauhen Winter, und einer bis zu 12 Grad R. ſteigenden Kälte äußerſt fühlbar. Fleiſch, Geflügel und Fiſche ſind in Odeſſa gut und wohlfeil. Früher waren dieſe Küſten von griechiſchen Colonien bevölkert.

Man hat in der Gegend von Odeſſa in alten Grabhügeln goldene Geräthe und Schmuckſachen aus der höchſten Blüthe der griechiſchen Kunſt, auch Moſaikarbeiten aufgefunden, welche die reichen Sammlungen im Palaſt Eremitage zu St. Petersburg ſchmücken. — Angenehm ſind für die promenirende faſhionable Welt in Odeſſa die Boulevards, die ſich auf dem Quay längs dem Meere befinden. Man wandelt zweihundert Fuß hoch über dem blauen Fluthenſpiegel und genießt bei ſchöner, ſommerwarmer Witterung das erquickendſte Luftbad. Das Theater iſt gut und geſchmackvoll eingerichtet, und die Geſellſchaft beſteht zumeiſt aus Italienern, daher die italieniſche Oper in den Kunſtgenüſſen, welche die Bühne gewährt, vorwaltet.

Wer ſollte es glauben, wenn er das prächtige, große Odeſſa mit dem Gewühl von 60,000 Bewohnern ſieht, daß im Jahre 1803 der Herzog von Richelieu, welchen Kaiſer Alexander zum Gouverneur der Stadt ernannt hatte, und wo die Zahl der Einwohner doch angeblich bereits auf 8000 geſtiegen war, nach Petersburg ſchrieb: man möge ihm von dort einen Bäcker, einen Zimmermann und einen Schloſſer ſenden, indem es noch an dieſen ſo nothwendigen und unentbehrlichen Handwerkern fehle. Das fabelhaft ſchnelle Emporblühen Odeſſa's erinnert an die neuen Städte Amerika's, denen Odeſſa auch in mehr als einer, geiſtiger, wie materieller Beziehung ähnelt.

Intereſſant iſt die Betrachtung der Quarantaine, deren Einrichtung großartig, zweckmäßig, deren Verwaltung human genannt zu werden verdient. Für die Peſtkranken ſind die Quartiere gänzlich abgeſondert; ihr Bette bildet ein wachsleinener Strohſack, die Wärter ſehen aus wie Theaterteufel, ſie tragen getheerte Kleider und Kappen, dergleichen Handſchuhe, und ihre Geſichter ſind mit Oel beſtrichen.

Wollen wir nun, nachdem Odeſſa genugſam von uns betrachtet worden, die Reiſe von da nach Conſtantinopel nicht direct antreten, ſondern uns noch weiter im ſchwarzen Meere umſehen, ſo begeben wir uns am Bord eines ruſſiſchen Dampfſchiffes, das nach der Krimm abfährt, und empfehlen uns auf dieſer weiten Meeresfahrt allen guten Göttern und ſchirmenden Geiſtern. Wir fahren längs der hohen, maleriſchen Küſte hin, und behalten das ſo ſchön gelegene Odeſſa lange im Auge. Später fällt der Blick auf einzelne griechiſche Klöſter, welche frommen Bulgaren, die nach Jeruſalem wallfahrten, auf der Hin- und Herreiſe zu Raſtorten dienen. Endlich entſchwinden die Küſten, und wir ſehen uns ganz auf offener See, die unſer Schiff mit nichts weniger als ſanften Stößen regalirt. Auch kommen im Pontus von den Bergen ganz eigenthümliche, und nichts weniger als angenehme Windſtöße, die Wellen und Schiffe tüchtig bewegen, ſo daß die fatale Seekrankheit ſich einſtellt, ehe wir es denken und wünſchen.

Kertſch.

Die Südküſte der Krimm gewährt einen höchſt maleriſchen Anblick. Wir ſehen ſie vom Schiff aus hoch und felſig ſich erheben, geküßt vom Strahl der Morgenſonne, die flammend aus dem Meeresbade ſteigt, und ihren Glorienſchimmer über Land und Wogen gießt. Wir ſind auf der Höhe von Yalta, einem kleinen Städtchen mit einer neuen Kirche im byzantiniſchen Styl mit mauriſchem Beiſchmack, von hübſchen Landhäuſern umgeben. Es wird für uns belehrend ſeyn, den Boden der Krimm, das Cherſoneſos der Alten, zu betreten, und uns Land und Bewohner etwas näher anzuſchauen, als dies vom Bord eines Schiffes bei einer Küſtenfahrt geſchehen kann. Denken wir uns als hohe Reiſende, denen günſtige Verbindungen, wichtige Empfehlungen und bedeutende Mittel alle Wege ebnen helfen, und wir werden uns mit Sicherheit und Leichtigkeit in dem Fremdland bewegen. Im Uebrigen treten wir keineswegs unter Barbaren, wir finden überall, ſo auch in der Krimm, europäiſche Civiliſation, finden auch hier deutſche Landsleute, und reichen zur Verſtändigung mit franzöſiſcher und italieniſcher Sprache aus. Ein bald aufgefundener Dolmetſcher reitet neben uns auf den kleinen katariſchen Pferden, deren Bau und Ausdauer uns von dem Befreiungskriege her noch gar wohl erinnerlich ſind; aus gleichem Grunde erſcheinen uns auch die Landeseinwohner mit ihrer Tracht und ihren mongoliſchen Phyſiognomien keineswegs ſo fremd und unbekannt, wir ſahen ſie ja ſchon als liebe Gäſte im Herzen Deutſchlands. Doch begegnen wir auch Tataren von reiner, nicht mongoliſcher Abkunft mit edlen Geſichtern, wie den ſcharfen, klugen Phyſiognomien vieler Griechen, die ſich in der Krimm anſiedelten. Den Coloniſten wird hauptſächlich Weinanbau zur Pflicht gemacht, und es wird uns dort gezogener Wein zum Koſten dargeboten, der, mouſſirend, an Feuer und Wohlgeſchmack dem Champagner nicht nachſteht. Schöne Eichen, auch Korkeichen, Oelbäume, Kaſtanien, Mandeln, Nußbäume, Mimoſen, Granaten ꝛc. ſchmücken in Wäldchen und Einzelgruppen das mit Weingärten reich bebaute Land. Von Yalta reiten wir auf gutgebahntem Wege längs der Felſenküſte, die ſich oft ſenkrecht zu ſehr bedeutenden Höhen über der Fläche des Pontus aufgipfelt, und von da einen unbeſchreiblich reizvollen Herabblick auf Meer und

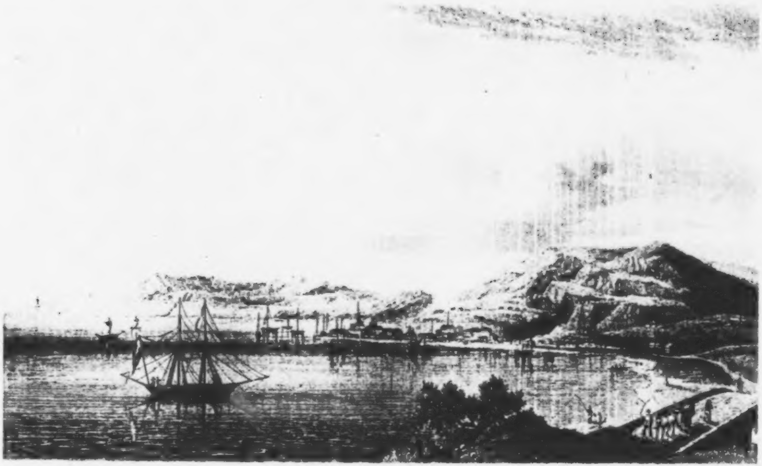
Land gewährt. Eine herrliche Flora umrankt und umblüht die wildzerklüfteten Kalkfelſen; Epheu und Waldreben, Paſſifloren und andere Schlingpflanzen wachſen und blühen in Fülle am Wege.

So erreichen wir das Tatarendorf Aloupka, das zwei Moſcheen hat. Die Häuſer der Ortſchaften ſind oft in Berge und Felſen hineingebaut, haben platte Dächer und ſind von Kalkſteinen aufgeführt, dabei weiß angeſtrichen, die Schornſteine ragen coniſch empor, von rohen Feldſteinen gewölbt.

Der rein tatariſche Volksſtamm hat reinliche Wohnungen, iſt gaſtlich und rechtlich. Die Frauen gehen unverſchleiert und ſind zum Theil recht hübſch. Ein gefährlicher, ſchmaler und höchſt mühſam zu erſteigender Bergweg, die Skalla, tatariſch Merdoen läßt an ſchwindelnden Abhängen vorüber, und an überhängenden Einſturz drohenden Felſen vorbei, uns zur höchſten Höhe des Gebirges, auf zahlreichen Zickzacks und Windungen, mehr klettern als reiten oder gehen, und wenn wir dieſen Gebirgspaß mit einer Höhe von 2000 Fuß, deſſen Gipfel zahlreiche Adler und Falken umſchweben, erreicht, nimmt ein Buchenwald uns auf; die ſüdliche Vegetation hat ein Ende, und wir fühlen uns faſt heimathlich angeſprochen; es iſt, als durchreiſten wir ein deutſches Binnengebirge. Langſam zum Städtchen Balactara, das in einem kahlen Bergkeſſel und an einem Buſen des Meeres liegt, niederſteigend, raſten wir dort, um uns nach der Raſt weiter, durch eine öde Steppengegend, nach dem in neuerer Zeit ſtark befeſtigten Sebaſtopol zu begeben. Dieſe Stadt hat den beſten Hafen im Pontus, der zugleich für alle Kauffartheiſchiffe ein Freihafen iſt. Auf dem Wege, welchen wir eingeſchlagen, ſind wir einem Kloſter vorübergezogen, das die Sage des klaſſiſchen Alterthums mit heiligem Flügelſchlag umrauſcht. Auf einer ausſichtreichen, ſchmalen Felsterraſſe hingebaut, ſoll es an der Stelle deſſelben Dianentempels ſtehen, dem Iphigenia als Prieſterin vorſtand, und dieß möchte wohl die wichtigſte Erinnerung an das Alterthum ſeyn, die uns in Tauris begegnet. Die Mönche ſind griechiſche, und faſt ſo wenig gaſtlich, als die Taurier zu Thoas, Oreſts und Chryſes Zeit.

Sehenswerth ſind in Sebaſtopol die neuen Doks und der Aquäduct, der ſie mit ſüßem Waſſer verſieht, dann in der Nähe die Stätte Inkerman, Felſenwohnungen früher, chriſtlicher Einwanderer, die ſich hier Aſyle in das Kalkgeſtein der Felswände gruben.

Die Feſtungswerke ſind außerordentlich gut und dauerhaft, und größtentheils nach eignen Angaben des geniereichen Kaiſers Nikolaus I. aufgeführt. Sebaſtopol wird jeder Kriegsmacht trotzen können, was die Fortification betrifft, aber — das Trinkwaſſer iſt ſchlecht, und der Wein noch ſchlechter, daher der dauernde Aufenthalt dort kein wünſchenswerther. Anziehend iſt ein Beſuch in der ehemaligen Hauptſtadt der Krimm, Baghtſchu-Serai, (Gartenſtadt), wo der Khan reſidirte. Wir gelangen durch eine Anzahl reinliche, von Muhamedanern bewohnte Dörfer. Die Tatarenhauptſtadt ſelbſt gewährt einen eigenthümlichen Anblick mit ihren Moſcheen und



[illegible]

glänzend weißen Minarets. Sie zieht ſich am Fuße hoher, iſolirter Kalkfelſen in einigen Straßenzeilen hin, welche Läden aller Art und Handwerksſtätten enthalten. Der Palaſt der Khane, (der Nachkommen Dſchingis-Khans, deren Letzter, von Rußland penſionirt, an das Schickſal des letzten Dei von Algier erinnert), zeigt in ſeiner Nähe noch die Grabſtätten vieler Herrſcher und mahnt in ſeiner Verödung an die Vergänglichkeit irdiſcher Größe. Er wurde jedoch auf des Kaiſers Befehl reſtaurirt, und giebt ein deutliches Bild eines orientaliſchen Prachtpalaſtes. In der Nähe der Stadt, und in ihrem Thale weiter aufwärts geſtalten ſich die Felspartien äußerſt pittoresk und erinnern an die der ſächſiſchen Schweiz. Weiter aufwärts, in einer nur durch zwei Thore zugänglichen Schlucht liegt Dſchoufut-Kali, die Judenburg, ausſchließlich von Karaiten bewohnt, die hier ſchon vor der Zerſtörung Jeruſalems ſeßhaft waren, das moſaiſche Geſetz in urſprünglicher Reinheit erhalten, und ſich nie mit andern Juden vermiſchen, denen ſie auch in der Phyſiognomie nicht gleichen. Den Talmud verwerfen ſie, ſowie jede andere Tradition der Rabbinen. Die Frauen halten ſich den Blicken Fremder verborgen. Ihren Begräbnißplatz nennen dieſe Juden das Thal Joſaphat.

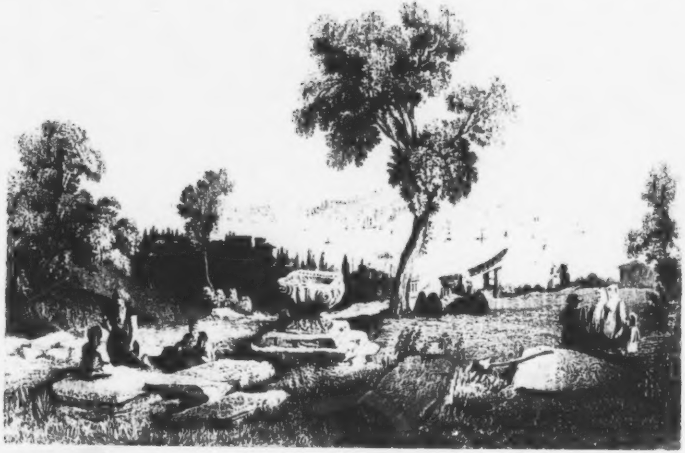
Die weitere Landreiſe durch die Krimm aufgebend, laſſen wir uns von einem ruſſiſchen Dampfboot längs der impoſanten Hochküſte dieſer Halbinſel erſt ſüdwärts, dann immer weiter nach Oſten tragen, umfahren Cap Aya, deſſen Name uns an die Mutter der Haimonskinder mahnt, das hochgipfliche Cap Aynde, und ſehen endlich, nachdem wir lange auf der weiten Fläche des Euxinus das Feſtland aus den Augen verloren hatten, die erſten fernen Höhen Tſcherkeſſiens über dem Meeresſpiegel aufdämmern. Und immer noch iſt es Land unter europäiſchem Scepter. Näher und näher rücken die maleriſchen Küſten; eine Meerenge nimmt uns auf, die in das Aſow'ſche Meer leitet, und wir gehen Angeſichts einer freundlich gelegenen, lang an der Küſte ſich hinſtreckenden Stadt vor Anker, die von zahlreichen Landhäuſern umgeben, am Fuß hoher, mit Felskoloſſen und ſchroffen Wänden maleriſch aufgegipfelter Berge recht friedlich vor Augen liegt. Kreuze auf den Felsblöcken, Kreuze an den Wegen belehren uns alſobald, daß wir, wenn wir an das Land ſteigen, chriſtlichen Boden betreten. Es iſt der Freihafen Kertſch, der von Handelsſchiffen belebt, den Tauſch- und Kaufverkehr mit Rußland und den Völkern Tſcherkeſſiens und des Kaukaſus vermittelt. Es iſt der letzte Ort, den wir oſtwärts betreten, auch lockt es uns nicht in die Sümpfe der Nähe, die mit ihrem Hauche die Luft verpeſten.

Scheidend von der Krimm grüßen wir den Spiegel des Aſowiſchen Meeres, und die Felſenberge der Inſel Taman, welche durch die Jenikoliſche Meerenge von der Krimm, und durch einen ſchmalen Kanal von dem Kuban getrennt iſt, bewohnt von Koſaken des ſchwarzen Meeres.

So lange es vergönnt iſt, laſſen wir die Blicke auf der maleriſchen Küſte Tſcherkeſſiens weilen, die mit mächtigen Gebirgshöhen weit zur Ferne ſüdoſtwärts abreichend, endlich blau verdämmernd, dem Auge langſam entſchwindet. So vergehen allmählig die Heldenvölker, die dort wohnen; aber der Ruhm der Freien bleibt und ſtrahlt durch alle Zeiten. — Weit hin trägt nun durch Tage und Nächte das ſichre Schiff von gütigen Dioskuren behütet, uns über das ſchwarze Meer, den Küſten Europa's wieder näher.

Der Bosporus.

Land dämmert auf in der Ferne, wie Gewölk, das in Wellenformen den Horizont umlagert, Berge wachſen empor, näher und näher tritt uns die hohe Küſte. Nach einer Weile, in der wir die Blicke forſchend und ſehnſüchtig zu den Geſtaden fliegen laſſen, unterſcheiden wir weiße, gethürmte Schlöſſer, und dann und wann hebt ſich eine Gruppe ſchlanker Minarets maleriſch vom Hintergrunde ab, deſſen tiefes Blau allmählig in ein dunkles Grün übergeht. Auf den finſtern Zinnen baſaltiſcher Vorgebirge ſtehen Kaſtelle; am öfterſten Ruinen. Freundliche, ſonnige Thäler ziehen ſich zwiſchen den Felſen zum Meere herab, durchſchlängelt von Bächen und Flüſſen und mit zahlreichen Wohnungen, einzeln oder in Ortſchaften zuſammen gebaut, geſtickt. Eines Blicks ſchauen wir in zwei Welttheile hinein; denn Aſien und Europa reichen ſich hier die Hände, und in dem halbſtundenbreiten Kanal ſehen wir nur die Donau wieder, die, nachdem ſie das weite Becken des ſchwarzen Meers gefüllt bis zum Rande, ihr Gewäſſer, als Bosporus, in das Becken des Marmora-Meeres gießt, um es durch die Dardanellen in's Aegäiſche Meer auszuſtrömen. In äußerſter Schnelle, begünſtigt von dieſer mächtigen Strömung, fliegt das Dampfſchiff durch den über alle Beſchreibung reizenden Bosporus, in welchem Delphine ſich ſpielend wälzen, und uns an die Sage von Arion mahnen; — wir aber ſtehen auf dem Verdeck freudigen Herzens, und nehmen mit offnem Gemüthe alle die tauſendfachen Schönheiten einer prachtvoll vor Augen liegenden



[illegible]

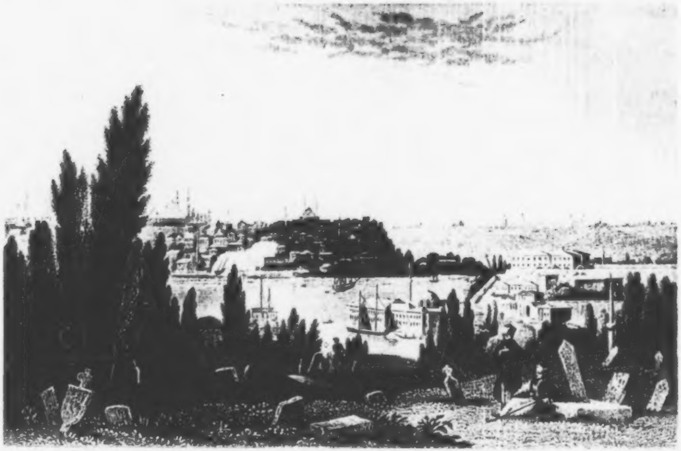
Natur in uns auf. Die Waſſerſchlange, wie der geiſtreiche von Hammer die Meerenge nannte, windet ſich in ſieben Krümmungen durch die verſchlungenen Erdtheile; ſiebenmal zwingen vortretende Gebirgszungen ſie, gegenüber tief in das Land einzubuchten.

An der Einfahrt ſteht Rumili Phanaraki (Leuchtthurm von Rumili). Die kleine Inſelgruppe der Kyanäen oder Symplegaten laſſen wir zur Rechten, und rauſchen bald darauf dem Phanaraki von Anatoli auf aſiatiſchem Boden vorüber. Wir ſehen an derſelben Küſte die Forts Pilam Burni und Phil Burni auf baumreichen Anhöhen, auf beiden Seiten die Trümmerreſte alter Genueſerſchlöſſer, und laſſen mit Antheil die Blicke auf Anatoli Kamak zur Linken und Rumili Kamak zur Rechten verweilen. Hier iſt die Meerenge am ſchmalſten, und durch Citadellen vertheidigt. Es ſetzt an der einen Seite der Hämus den Fuß in den Bosporus, an der andern der bythiniſche Olympos. Wir durchrauſchen hier der Alten Meerenge von Hieron und lauſchen der türkiſchen Sage vom Rieſenberge, den wir an aſiatiſcher Küſte am Fort von Juſcha als höchſte Höhe der Landſchaft des Bosporus ſich aufgipfeln ſehen. Juſcha iſt Joſua, den die türkiſche Tradition zur Ungeheuerlichkeit eines Rieſen eben ſo ſtempelte, wie die rabbiniſche den Stammvater des Menſchengeſchlechts. Auf dem Berggipfel, den ſchon die ſpätere griechiſche Mythe ſagenhaft heiligte, indem ſie ihn das Bette des Herakles nannte, ſitzt Joſua und badet in den Wellen des Bosporus ſeine Füße. Einer derſelben ward auf dem Bergesgipfel begraben, da man nicht Raum fand für den ganzen großen Rieſenleib. Derwiſche halten droben Wache an dem Gigantengrabe, das einen Erdwall über einen Sockel von Quadern, zwanzig Fuß lang und fünf Fuß breit bildet, und ſich als ein duftender Strauch- und Blumenhügel darſtellt, zu dem die Gläubigen in Andacht wallen, und ihn mit Theilen ihrer Kleidung ſchmücken, — Lumpen, die ihm keineswegs zur Zier gereichen. Auf der Südſeite des Rieſenbergfußes liegt in einer kleinen Bucht Chunkar-Iskaleſſi, Kaiſerlandung, und dort öffnet ſich das Thal des Großherrn, durch das ein ſchöner Weg unter mächtigen und weitſchattenden Platanen zum Gipfel führt. Dort ſtand ein Kiosk Mohameds II. und ein Sommerpalais Soliman des Großen, den ſpäter Selim III. zur Errichtung einer Papierfabrik hergab. Dort auch ward im Jahre 1833 das Lager der 16,000 ruſſiſchen Hülfstruppen geſchlagen, die dem Großherrn gegen den bedrohenden Vaſallen von Aegypten zu Hülfe kamen, und dort ward der wichtige Vertrag geſchloſſen, der Frankreich und England gleich ungehalten machte.

Am europäiſchen Geſtade, das hier der Betrachtung ſo nahe gerückt iſt, zieht ſich ein weißer, vielbogiger Aquäduct hin, noch eine Anlage des weltherrſchenden Roms. Bujucdere und das minaretreiche Zauberſchloß der Sultane wird ſichtbar an der ſtattlichen Bai. Hier haben auch türkiſche Große ihre Sommerpaläſte und der größte Theil der europäiſchen Geſandtſchaften beſitzt daſelbſt reizende Wohnungen. Bujucdere's Hafen iſt gedrängt voll Schiffe, die auf den günſtigen Südwind harren, mit dem ſie leichter das ſchwarze Meer gewinnen können.

Weiter abwärts zeigen ſich an der anatoliſchen Küſte Jali-köi und Baikos, Fiſcherdörfer, wo hauptſächlich Schwertfiſche gefangen werden, und auf rumiliſcher Seite fliegen die maleriſchen Gruppen der Häuſer von Kefeliköi, Kiretſch Burun und Terapia vorüber. Drüben ſchauen wir in die Bucht von Sultanié hinein, die ein pittoreskes Dorf mit einem verfallenen Kiosk, einer Terraſſe und einer prachtvollen Fontaine ſchmückt, an welchem Ort Indſchirköi angrenzt, wo die trefflichſten Feigen wachſen. Wir ſehen Jeniköi und Iſeaniali, unter dem hohen Berge. Sodann Balta Limani, und die endloſen, zerſtreuten Häuſer von Rumili-Hiſſar, der europäiſchen Veſte, welcher, am wieder ſehr ſchmal gewordenen Kanal Kandlidſcheköi, Kiorra und Anadoli Hiſſar gegenüber liegen. Mächtig, ſtark gemauert und hochgethürmt hebt ſich das Schloß auf dem Vorgebirge Hermäon mit prachtvoller Ausſicht und mancher großen Erinnerung. —

Ein herrlicher Kiosk (Köſchk) des Sultans zeigt ſich und ſcheint einzuladen, das reizende Thal der „ſüßen Waſſer in Aſien“ zu betreten, das häufig zu Ausflügen der Türken benutzt, ein Lieblingsaufenthalt der Sultane iſt. Der Kiosk ſteht zwiſchen den Goksſu und dem aus einem anderen lieblichen Grunde ausfließenden Kutſchuksſu, dem europäiſcher Seits Babek gegenüber liegt. Immer ſchöner und wohnungenreicher geſtalten ſich die Uferbilder, es zeigt ſich der kaiſerliche Sommerpalaſt Tſchengel-köi mit ſeiner Gartenpracht und ſeinen Landhäuſern, an die ſich die des Beglerbeg (Beilerbay) und von Iſtawros anmuthig anreihen, während wir auf dem Boden Rumilis Arnautköi, Kuru Tſchesme, und Ortoköi liegen ſehen, und beim Sommerpalaſt Said Paſcha's die Teufelsſtrömung (Scheitan akindiſi) paſſiren. Und jetzt ſind wir an die Stelle gelangt, wo ſich vor unſern ſtaunenden Augen ein Anblick eröffnet, der nur von dem übertroffen wird, der ſich von den Höhen des Vorgebirges von Kandilli gewährt, wo man in das ganze wunderſame Stromthal des Bosporus, in den Spiegel des ſchwarzen und in den des Marmorameeres zugleich ſchauen kann, und die Naturpracht zweier Welttheile zauberiſch verſchmolzen, zu Füßen liegt, ohne daß die Mängel fühlbar werden, welche ein Eingehen in das Einzelne, oder die Zergliederung ſo großartiger Reize unausbleibbar enthüllt.



CONSTANTINOPEL

Konſtantinopel.

Da ruht es, das unermeßliche Häuſermeer der alten, oft erneuten, denkwürdigen Byzanz — und über das Große tritt das Kleine in Vergeſſenheit. Unbeachtet fliegen nun die Prachtwohnungen und Paläſte, welche die Bosporufer in Stambuls Nähe, theils in Reihen, theils vereinzelt ſchmücken, vorüber. Kaum wird der mauriſche Sommerpalaſt von Beſchicktaſch zur Rechten, mit Chaireddins Mauſoleum und dem Felſen Kabataſch mit ſeinem Ankerplatz, das alte Diplokion und der Palaſt Tſchiregan eines Blickes gewürdigt. Eher noch feſſelt das Leben auf den Fluthen die Aufmerkſamkeit. Wir ſehen die türkiſchen Paradeſchiffe des Sultans, oder der Groſſen, mit ihren bunten Wimpeln, ihrem phantaſtiſchen, lakirten und vergoldeten Schnitzwerk an uns vorbeifliegen, ſehen die zahlreichen Fahrzeuge aller Formen, Barken, Gondeln, Boote, Nachen und die Kaiquen von leichtem, anmuthigen Bau, wohlgefügt und glänzend lakirt und polirt, und darin die Ruderer bunt und eigenthümlich gekleidet, Mohren und Türken, Sklaven aller Raçen vom edelſchönen Kaukaſier, vom liſtigen Griechen, vom ernſten braunen Aegypter bis zur unſchönen Form des Negers. Wir ſehen die Kriegsſchiffe der türkiſchen Flotte im Maſtenwalde des Hafens, des goldnen Horns, von coloſſaler Größe, mit dräuenden Löwen oder Löwenköpfen am Vordertheile, blank aufgeputzt, reinlich gehalten und voll bemannt; ſehen Galeeren, die ſonſt ſo gefürchteten Fahrzeuge des Mittelmeeres, ſehen türkiſche und griechiſche Kauffahrer von ſeltſamer Form, die langſam und ſchwankend ihre Waſſerſtraßen ziehen. Durch dieſes lebhaft rege, maleriſche Schiffgewimmel, das die ſtete Verbindung der drei Nachbarſtädte, welche ſich vor uns ausbreiten, und der Küſten unterhält, ziehen Dampfſchiffe ſtolz ihre Bahn, und ſo trägt das unſrige auch uns dem Häuſermeere, oder beſſer dem Häuſergebirge der Hauptſtadt des Osmanenreiches näher und näher. So weit unſer Auge blickt, und wir nicht Wogenfluth, Maſten und Fahrzeuge erſchauen, ſehen wir Häuſer, Paläſte, Moſcheenkuppeln und zahlloſe Minarets mit den goldnen Halbmonden, und dieſer Anblick, im Strahle eines Frühlingsabends genoſſen, entſchädigt für alle Reiſemühen, für alle bisweilen ausgeſtandene Langeweile, für alle ertragenen Entbehrungen, für alle überſtandenen Gefahren.

Dort zeichnet ſich in ſieben Wellenlinien die Form der Sultanſtadt mit den prachtvollen Kaiſermoſcheen vom Horizonte ab, leuchtend und ſtrahlend im Golde der ſinkenden Sonne; dort ragen die Mauern und Thürme und Gärten des Serails, deſſen Spitze auf dem geheiligten Boden ruht, der einſt die Göttertempel Poſeidons, Aphroditens und der Pallas trug, wo auch die Statue des Gründers der Stadt, Byzas, geſtanden, und das Kreuz geleuchtet von vielen herrlichen Kirchen in chriſtlicher Vorzeit. Wir ſehen zur Rechten die Vorſtadt Topchana. Werkſtadt der Geſchütze bedeutet ihr Name; und ſie iſt, was ſie heißt, in der That. Stückgießereien, Waffenſchmieden, Artilleriekaſernen, Magazine ꝛc. erfüllen den ganzen Stadttheil. Auch hier iſt ein Hafen, wo zahlreiche Schiffe ankern, und nicht weit vom Kai prangt die prachtvolle Fontaine Sultan Mahmed I. und feſſelt das Auge. Ueber Topchana's Häuſergewühl, hinter ihnen, auf den Anhöhen, ſtreckt Pera ſich aus, das wir ſpäter noch näher betrachten; bald ſehen wir uns auch Galata gegenüber, das am Fuße des Vorgebirges ruht, welches weit ſich gegen Aſien ausſtreckt, zwiſchen den Bosporus hin und der langgedehnten und breiten Bucht, die ſeinen Hafen ausmacht. Nirgends drängen ſich enger die Häuſer, kein Theil Konſtantinopels iſt dichter bevölkert, als Galata. Es iſt, gleich Pera, ausſchließlich von Chriſten (Franken) bewohnt und iſt durch Mauern, welche die Genueſer unter den byzantiniſchen Kaiſern aufführten, von ſeinen nachbarlichen Mitvorſtädten Pera und Topchana geſchieden.

Drüben aber, über dem breiten Fluthenſpiegel, der ſo ruhig und ſtill und wunderſam glänzt, liegt, im andern Welttheile, Scutari, und in geringer Entfernung blickt vom fluthumwogten Felſen das düſtere Mauerwerk eines Kaſtells. Es iſt der Leanderthurm der unſterblichen griechiſchen Sage. Vielmal zerſtört und immer wieder erneuert, dient er jetzt zugleich als Hafenwächter, als Pharus und als Staatsgefängniß.

Die Ventile werden geöffnet, die Schaufelräder hauchen mit matten Schlägen ihre Lebenskraft aus und wir landen. Wir ſetzen freudig nach ſo langer, weiter Fahrt den Fuß auf feſten Boden und laſſen uns, wenn nicht Privatverbindungen uns einem Gaſtfreund in Pera empfohlen haben, zum beſten dortigen Gaſthof, zum Hotel de Londre, zuführen. Der Abend ſinkt herab, die Schönheit von Byzanz hüllt ſich in Schleier; unſer Hotel — nun! es iſt doch viel beſſer, als die ſchmutzigen Herbergen, mit denen die Reiſenden noch vor wenigen Jahren, ehe die Speculation durch die Dampfſchifffahrt Aufmunterung erhielt, für die Bequemlichkeit der Reiſewelt zu ſorgen, vorlieb nehmen mußten. Finden auch nicht alle Wünſche Befriedigung, ſo müſſen wir billig bedenken, daß wir am Endpunkt der europäiſchen Welt uns befinden, wo, umgeben von orientaliſchen Sitten, nicht alles ſo ſeyn kann, wie in den Gaſthäuſern erſten Ranges in Frankfurt, Wien oder Paris. Auch hier paßt die Antwort des Schulmeiſters Bakel, zumal wenn einer oder der andere der Reiſegefährten comfortlüſtern pretentiös thun möchte: „— — perfectum est sub sole nil!“ — Für den andern Morgen hat Jeder ſeinen Plan gemacht zur Irrfahrt zu den „Löwen“ im fabelhaften Iſtambul. Die Meiſten ſchicken ſich an, zunächſt die Frankenſtadt zu ſehen, wo jeder Empfehlungen abzugeben, Aufträge auszurichten oder Geſchäfte abzumachen hat. Spanne nur keiner die Erwartungen ſo hoch. Gleich beim Beginn der Wanderung durch Pera muß er glauben, er habe geträumt, der loſe Phantaſus habe ihm im Schlummer das poetiſche Zauberbild von Byzanz gezeigt. Was in der Ferne ſo herrlich, ſo reizend, ſo feenhaft ſich dem Auge dargeſtellt, ſinkt, in der Nähe beſehen, in eine winkelvolle, ſchmutzige und häßliche Stadt zuſammen, in der ſich ſchwer zurecht zu finden iſt, und in der das abſcheulichſte Pflaſter die des Wanderns ſo lange entwöhnten Füße quält. Selbſt das Volk erſcheint ſo anders, als wir es uns vorgeſtellt. Selten zeigt ſich die maleriſche Tracht der Morgenländer; der europäiſche Frack und Hut, überall begegnend, laſſen den Gedanken kaum aufkommen, daß wir einen Theil von Konſtantinopel durchwandern. Selbſt in den Bazars kömmt ein Turban nicht häufig zum Vorſchein. Die rothe Mütze mit der blauen Quaſte hat ihn verdrängt, kurze Röcke von braunem Tuch, doch unmodiſch zugeſchnitten und gewöhnliche Beinkleider mit Stiefeln bilden den Anzug des modernen Türken. Nur die Ulema's und Diejenigen, welchen, als Abkömmlingen der Familie des Propheten, das Vorrecht grüne Turbane zu tragen, gegeben iſt, behielten die alte ſtattliche Volkstracht, ſo wie die Armenier ihre langen Kaftans und hohen Kolpaks bei. Das türkiſche Militär ſpielt in ſeiner modernen Umgeſtaltung eine traurige Figur. Klein von Statur, erſcheint die Soldateska ſchwächlich und nichts weniger als impoſant. Militäriſche Haltung und Tournüre geht ihr gänzlich ab.

Hunde in Menge bevölkern alle Gaſſen, häßliche Geſchöpfe, empfindlich gegen Stoß und Tritt, als wären ſie ſich ihrer Unantaſtbarkeit bewußt.

Pera liegt auf dem Gipfel eines Hügels, deſſen Flanke nach dem Hafen zu von den Vorſtädten Galata und Topchana bedeckt iſt. Man könnte es im eigentlichen Sinne nur eine ſchmale, ſchlecht gereihete Straße mit Sackgaſſen rechts und links nennen. Die Paläſte der Botſchafter der europäiſchen Mächte ſtehen hinter den Häuſerreihen, welche die eigentliche Straße ausmachen. Man gelangt durch kleine Alleen, durch ſchmale Durchgänge dahin, befindet ſich jedoch, trotz der ignobeln Zugänge, bald in Gärten und Höfen, wie ſie ſich für diplomatiſchen Luxus ziemen.

Auf dem höchſten Punkte von Pera dominirt die holländiſche Flagge. Die Ausſicht, die man von dieſem Ort genießt, iſt wundervoll. Man ſieht den Hafen, das Serail, die ganze Peropontis.

Von chriſtlichen Mönchen wimmelt es in dieſem Theil von Konſtantinopel ſo ſehr, wie in Rom oder in Palermo. Man begegnet Franziskanern, Trinitariern, Kapuzinern, Minoriten, Karmelitern. Sonderbare Täuſchung! Wir erwarteten Turbane und finden Kapuzen. Die Mönche verſehen zugleich den Dienſt in den fünf chriſtlichen Kirchen Pera's.

Wir haben keine Weile, um den Charakter der Peroten, dieſes ſeltſamen Gemiſches alles europäiſchen Blutes, in welchem Genueſen und Griechen den urſprünglichen Typus bildeten, zu ſtudiren; aber ſelbſt nur wenige Stunden Beobachtung bei ein paar Taſſen Chokolade im Salon des Hotel d'Europe genügen, einige der Hauptzüge zu erkennen: — Sinnlichkeit, Bigotterie und ſelbſtſüchtige Kriecherei. Da hört man Reden, die die alltäglichſten Dinge mit dem ungeheuerſten Wortgepränge putzen — gleichſam die Rübe in Diamanten, Perlen und Rubinen faſſen. Man hört ſprechen von Abläſſen, nicht für die Vergangenheit, ſondern für die Zukunft; von Heiligenlotterien, welche den Spielern auf das ganze Jahr eine himmliſche Sauvegarde, einen ſogenannten Schutzpatron verſchaffen und an ſolche Geſpräche knüpfen ſich die frechen Lobeserhebungen der Reize bulgariſcher Tänzerinnen.

Keiner ſäume, den Kirchhof von Pera zu beſuchen. Dort findet er alle Sprachen der Erde in Stein gemeißelt und auf ſchönen Monumenten. Es iſt ein Lieblingsſpaziergang der Peroten. Kaffeehäuſer erheben ſich inmitten der Gräber (ſo auch auf andern Friedhöfen der türkiſchen Hauptſtadt) und nicht ſelten geſchieht es, daß die rauſchende Freude der Trunkenheit den Schmerz der trauernden Familien verdoppelt. Es iſt nicht Philoſophie, eben ſo wenig Cynism. Wenn wir den Türken mitten unter Grabſteinen ſeinen Sorbet ſchlürfen und Sorgloſigkeit und Leichtſinn auf ſeinem Geſichte gelagert ſehen, ſo wiſſen wir nicht, ſollen wir ihn mehr bemitleiden, als beneiden.

Das Serail.

Wir gehen die langen Gaſſen Pera's wieder hinab und wenden uns dann links in die enge Bergſtraße, die nach Topchana und dem Hafen hinabführt, wo wir einen Kaik (Gondel) beſteigen, der uns in kaum einer Viertelſtunde wieder hinüber nach der „Stadt“ bringt. Dem Hippodrom nur einen flüchtigen Blick zuwerfend, eilen wir rechts nach dem Bazar, dem großen Kaufhofe, voller Gewölbe und Buden, wo alle Waaren und Güter der Erde ſich ihren reichen Söhnen zu Kauf bieten. Die Speicher, wo die herrlichſten Teppiche aus Perſien, die Shawls aus Cachemire und die köſtlichſten Waffen aus Damaskus ausgeſtellt ſind, bilden ganze Reihen. Endlich gelangen wir durch Gaſſen und Gäßchen an der Aja-Sophia und an der vor derſelben ſprudelnden „Fontaine Sultan Achmeds III.“ vorüber zur hohen Pforte des Serails (Serai), der Reſidenz der Sultane. —

Groß iſt unſere Erwartung; aber auch ſie wird getäuſcht. Der kaiſerliche Palaſt legt nicht wie die Wohnung eines Monarchen des Abendlandes ſeine Schönheit von ferne aus. Er macht keinen Anſpruch auf architektoniſche, äußere Pracht, und imponirt nur durch ſeine Maſſe. Wie alle türkiſchen Paläſte beſteht er aus einer Zuſammenſetzung mehrerer Gebäude, wobei aber nirgends auf planmäßige Symmetrie Rückſicht genommen wurde, obgleich Einzelnes wohl ſchön genannt werden darf. Eher könnte man es eine Palaſt- und Gartenſtadt nennen, die eine Bevölkerung von 6000 Menſchen zählt. Es nimmt das Serai den halben öſtlichen Küſtenſaum der osmaniſchen Hauptſtadt ein. Es iſt rings von Mauern umzogen. Längs dem Kai, dem die ſchönſten Theile des Palaſtes zugekehrt ſind, ſtehen Wachtpoſten und Kanonen, und über die Mauern ragen an vielen Stellen die Moſcheen, Minarets, die Kiosks und die Bäume der Gärten empor, die zuſammen das wunderbare Ganze bilden, darin eine Welt voll Luſt und Weh, voll Geheimniſſe und Schrecken ſich birgt.

An den Kaien entlang wandelnd, erfreut ſich das Auge am prachtvollen und belebten Spiegel des Marmora-Meeres, am Blicke jenſeits nach Calcedon zur aſiatiſchen Küſte, und, auf europäiſcher Seite, auf das Schloß der ſieben Thürme. Zwiſchen dieſen beiden Endpunkten lagern im Halbkreis amphitheatraliſch die Häuſer, Moſcheen, Gärten und Thürme der Stadt. Wir kommen dem Thore Achor Kapu vorüber, dem Stadtthore, das zu den kaiſerlichen Marſtällen führt. Weiter wandelnd, feſſeln eine Menge bunter, reich verzierter Kioskes, die ſich ſo leicht und luftig erheben, den Sinn, dann das Kanonenthor, Top Kapu, und zuletzt die unheimliche Pforte Odum Kapuſſi, durch die zur Nachtzeit die Leichname der im Serai Hingerichteten getragen und in's Meer geworfen werden. An dieſer Seite liegt der Sommer-Harem. Zur Umwandlung des Serails brauchten wir eine volle Stunde Zeit.

Die nähere Beſichtigung eines Cyklus von Paläſten, von der Größe, welche der der innern Stadt Wien gleichkommt, iſt kaum in einem Tage möglich; dem gewöhnlichen Touriſten aber gar nicht: denn wenn auch nicht mehr die Neugierde wie ſonſt fürchten darf, mit einer Niederſäbelung von Seiten der Serailwache beſtraft zu werden, ſo iſt doch auf das türkiſche Fortſchreiten in der Geſittung nicht in dem Maße zu rechnen, als Mancher denken mag, und es iſt wohl der Zeitpunkt noch fern, wo jeder ganze Rock und ein Piaſterſtück der Paß ſeyn wird, der, wie in den deutſchen Fürſtenſchlöſſern, bis zum Schlafgemach des Herrſchers führt. Wir wollen verſuchen, ſo weit vorzudringen, als es ohne höhere Vermittlung und den Schutz eines Ordonnanzoffiziers geſchehen mag.

Kühn alſo ſchreiten wir durch die hohe Pforte, an der wir uns vergeblich nach ihrem originellen Schmuck umgeſehen haben, — den Köpfen der hohen Staatsverbrecher meinen wir, die ſonſt auf maſſiven ſilbernen Schüſſeln neben dem Eingang, von ſchwarzen Leibwachen gehütet, unter Tafeln, auf denen Name und Vergehen des Kopfeigners geſchrieben ſtanden, ausgeſtellt waren. Seitdem der Großtürke zur europäiſchen Fürſtenfamilie gerechnet wird, ſieht man ſo was nicht mehr. Das Innere des ſchwerfälligen Thors iſt durch al Fresco gemalte Arabesken geziert und überall prangt zwiſchen dem Schlingwerk der Namenszug des Sultans. Er iſt ſchwerer zu entziffern, als eine ägyptiſche Hieroglyphe und mag als Symbol der türkiſchen Diplomatie — oder der Diplomatie überhaupt gelten.

Die hohe Pforte iſt — wieder ein ſtummes Zeichen der Civiliſation! — jetzt ohne Wache. Wir gelangen zu einem großen, gepflaſterten, viereckigen Hof, deſſen Gebäude nicht imponiren. Das eine iſt ein Krankenhaus oder Spital für die gemeine Dienerſchaft des Fürſten, daneben iſt die große Wachtſtube, links gegenüber ſtehen finſtere Gebäude: das Zeughaus, die Münze und die Schatzkammer. Im Zeughaus findet der Antiquar Betrachtungsſtoff für Monate: — Schlacht- und Belagerungsmaſchinen aus der Römerzeit, Waffen und Rüſtzeug von Conſtantin an bis zum letzten Kaiſer Oſt-Roms, die den Kreuzfahrern abgenommenen Trophäen ꝛc. Ohne uns aufzuhalten gehen wir quer über den Hof — dem Orta Kapu, oder dem zweiten Thore zu, das von leichter, ſchöner, arabiſcher Bauart, einen freundlichern Anblick giebt. Unter dieſem Thore ſehen wir auf den Bänken die Wachen gemächlich ihr

Pfeifchen ſchmauchen, — und wenn wir ſonſt Luſt haben, einige Piaſter los zu werden, ſo finden wir hier einen Schnurrbart zum dienſtwilligen Begleiter. Er iſt aber nicht nöthig; denn ſo weit uns die Wache führen darf, können wir auch ohne ſie kommen. Der zweite Hof, größer als der erſte, iſt das Muſter eines türkiſchen Palaſt-Gartenhofs. Sprudelnde Springbrunnen, kleine Kiosks, Badehäuschen, Blumenbeete, zuletzt eine dunkle Cypreſſenallee, die in ſchiefer Richtung links nach der Eingangs-Pforte der eigentlichen Wohnung des Sultans führt — dazu die Ausſicht über die niedrigen Gebäude im Hintergrunde weg auf emporragende, grüne Baumgruppen, hochſtrebende, nadelförmige Minarets und Moſcheenkuppeln, — alles dieß bildet ein fremdartiges, abentheuerliches und angenehmes Gemiſch, das den Abendländer auf das Höchſte intereſſirt und feſſelt. Aber hier — auf der Schwelle, wo unſere Wißbegierde ſo heiß nach Befriedigung trachtet, — endigt auch unſere Wanderung, denn — weiter zu gehen, iſt Keinem erlaubt, den nicht der ſpezielle Befehl des Großherrn zu ſeiner Wohnung ladet, oder den nicht, wie nur fremden Geſandten und Fürſten geſchieht, Hofbeamte weiter in's Innere geleiten.

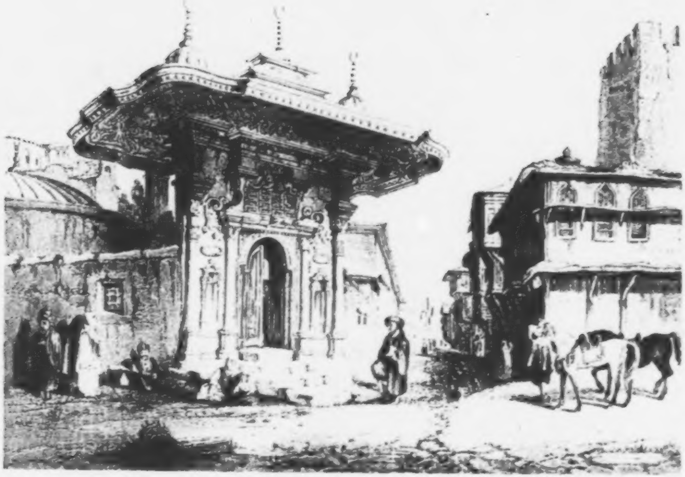
Was wir nicht ſelbſt ſehen können, wollen wir auch nicht beſchreiben, und ſo ſcheiden wir aus dem Serail, um die vorzüglichſten der übrigen zugänglichen Merkwürdigkeiten Stambuls zu betrachten.

Die Sophien-Moſchee.

Um die Moſcheen zu beſuchen, bedurften die chriſtlichen Reiſenden ehedem einen beſondern Ferman; aber in der heutigen aufgeklärten Zeit iſt ſolcher nicht mehr abſolut nothwendig. Im Nothfall ſchließt der Schlüſſel auch hier auf, der anderwärts die Kirchthüren öffnet und es braucht nicht einmal ein goldner zu ſeyn.

Das Aeußere der berühmten Aja Sophia täuſcht die Erwartung gänzlich. Man hatte wenigſtens einen durch die Maſſe imponirenden, großartigen Eindruck zu empfangen gehofft, aber auch dieſer fehlt. Eine niedrige Mauer umgiebt das Gebäude und ſchließt zugleich einen mit Blumen, Springbrunnen und Cypreſſen geſchmückten Vorhof ein. Zeit, Brand, Krieg und Vandalismus haben gleich ſtark an Conſtantins Bau gerüttelt und überall ſind ungeheure Strebepfeiler angebracht, um ihn vor dem Einſturz zu ſchützen. Dazu geſellen ſich die geſchmackloſen türkiſchen Anbaue, welche die urſprüngliche Form entſtellen und unkenntlich machen. Nur aus gehöriger Entfernung ſieht man, wie eine tauſendjährige Königs-Eiche aus niedrigem Buſchholz, die Hauptkuppel aus dem Baugewirre hervorragen — rieſig und majeſtätiſch, indeß rund herum die vier ſchlanken und ſehr hohen Minarets nur noch mehr die coloſſale Architektur des ernſtehrwürdigen Hauptgebäudes herausheben. — Die Sophienkirche gehört zu den 14 Cathedralen (kaiſerlichen Dſchemys) und wird von den Sultanen am häufigſten beſucht. Mosdchids (Metſchets) oder gewöhnliche Moſcheen, welche nur ein Minaret haben, giebt es über 300 in Konſtantinopel.

Vor dem Tempel iſt ein anmuthiger Vorhof. Säulenhallen faſſen ihn ein, eine Fontaine erfriſcht die Luft. In der Mitte, an der Wand der Vorhalle, ſteht der Glockenthurm. In der Vorhalle ſelbſt muß jeder Fremde ſeine Fußbekleidung ablegen. Ein gefälliger Türke reicht gelbe Pantoffeln. So beſchuht, treten wir über die grüne



[illegible]

Marmorſchwelle in das Heiligthum des Herrn. Wie das Gefühl aufwogt in unſerer Bruſt bei der Betrachtung dieſer großartigen und ſymmetriſchen Verhältniſſe der byzantiniſchen Architektur! — Der Name Gottes ſteht in Goldſchrift auf einer ſchwarzen Tafel, und darunter das einfache Glaubensbekenntniß der Moslim, unter dieſem aber der Spruch: *Die Furcht Gottes iſt der Anfang aller Erkenntniß.* Der Boden iſt mit Matten belegt. Ein doppelter, über einander geſtellter Kranz von koloſſalen Säulen aus weißem und grünem Marmor theilt das Schiff und trägt die Hauptkuppel, zu welcher das Auge ſich mühſam erhebt. Sie hat über 100 Fuß im Durchmeſſer und bildet mit den beiden Nebengewölben ein ovales Ganze von etwa 300 Fuß größtem Durchmeſſer. Durch vierundzwanzig in der Kuppel befindliche Fenſter fällt das Licht auf das Innere. Zwiſchen den 4 Schwibbögen der Hauptkuppel ſchweben vier aus Gold und koſtbaren Steinen muſiviſch zuſammengefügte Engel. Alle Wände ſind mit griechiſchen und arabiſchen Inſchriften und Sprüchen aus dem Koran bedeckt, und überall blinken unter der türkiſchen abgefallenen Tünche Reſte alter chriſtlicher Malereien hervor. Zwei erhabene Plätze dienen den Prieſtern zum Verweilen, eine Treppe leitet zur Kanzel, von der herab zu beſtimmten Zeiten das Geſetz des Korans erklärt wird. In ihrer Nähe iſt die ſtark vergitterte, aber von Gold ſchimmernde Loge des Sultans und daneben, rechts, die kleine Tribune für das Haupt der Prieſter, den Mufti.

Während wir noch mit der Beſichtigung des Tempels beſchäftigt ſind, haben ſich vor einem altarähnlichen, mit goldnen Inſchriften verſehenen, Behälter, der zwiſchen 2 Pyramiden von weißem Marmor in einer Niſche ſteht, die Gläubigen verſammelt. Der Gottesdienſt beginnt und wir ziehen uns beſcheiden in eine ferne Ecke zurück, um durch unſere profane Gegenwart nicht zu ſtören. Vor dem Altar ſteht ein Iman mit 2 Sängern und in klagenden, langgehaltenen Molltönen folgen ſich mehre Hymnen. Iſt eine beendet, ſo ruft der Iman: „Allah il Allah!“ bei welchem Ruf die in langen Reihen ſtehenden andächtigen Moslemim ſich mit dem Geſicht auf die Erde werfen und in dumpfem Gebetmurmel einige Minuten in dieſer Stellung verharren. Dann richtet ſich die ganze Verſammlung wieder auf und wiederholt beim Schluſſe des folgenden Liedes dieſelbe Bewegung. Die Ceremonie dauert etwa eine halbe Stunde und ſie entbehrt nicht äußerer Würde, wenn auch für Herz und Gemüth ſie gar nichts bietet. Wir folgen dem Zuge der Gläubigen wieder hinaus in's Freie — wo wir zu unſerer Verwunderung, im Vorhofe, einen Vogelmarkt etabliſirt ſehen. Viele der ernſten Kirchgänger finden wir mit den chriſtlichen und jüdiſchen Verkäufern im Handel um Käfige voll der kleinen Gefangenen. Betroffen bleiben wir ſtehen und beobachten. — Lange wird gefeilſcht; doch wenn der Handel geſchloſſen iſt, öffnet mit dem Ausdruck der Freude der Käufer die Thür des Käfigs und giebt den kleinen Sängern des Waldes die Freiheit. So will's der *Koran.* Er gebietet, ſo gut wie das Neue Teſtament, *Liebe,* nicht nur gegen die Menſchen, ſondern auch gegen die Thiere. Nur Prieſter, Pfaffen, Fanatismus und Unduldſamkeit verkehren überall die humanen Vorſchriften der heiligen Bücher.

Die Geſchichte der Sophienkirche wäre ſtoffreich genug für viele Bände. Chriſtlicher Uebereifer nennt ſie vielleicht entweiht; ſie iſt es aber nicht, denn ſie dient nach wie vor der Verehrung des einen und ewigen, unſichtbaren Gottes, ſie dient einem Volke, das tief religiös iſt, und manche edle Menſchentugend gern und unabläſſig übt, und das, ſo gut als wir Chriſten, in und durch ſeinen Glauben zur Seligkeit einzugehen hofft. Wollte man wünſchen, daß das Kreuz wieder auf dem ehemaligen Hochaltar in der Sophia prange, ſo würde man in Verlegenheit gerathen, welchen Pflegern des Kreuzes ſie zu übergeben wäre, von denen jeder ſeine Confeſſion für die alleinig wahre, und den Bruder-Chriſt für verdammt hält, weil er nicht an Dinge glauben kann und mag, die in der einfachen Chriſtuslehre keine Beſtätigung erhalten und an welche der edelſte unter den Menſchen nie gedacht hat. Jene ewige Weisheit, welcher dieſer erhabene Tempelbau zuerſt gewidmet ward und deren ganzer Coder kaum einen gedruckten Bogen füllen würde, die hat nichts gemein mit Sectenzwiſten und ſpätern prieſterlichen Satzungen, Auslegungen und den Chimären der Dogmatiker. — Die Sophia 325 ward von Conſtantin erbaut, von deſſen Sohn erweitert, vom Kaiſer Theodoſius erneut. Zum zweitenmal reſtaurirt unter Kaiſer Juſtinian, fand ſie die letzte prachtvolle Erneuung von den Sultanen im ſechzehnten Jahrhundert. Bis zur Eroberung der Türken enthielt die Sophia einen unermeßlichen Kirchenſchatz und eine ſolche Menge Reliquien, daß man viele Frachtwagen damit beladen konnte. Noch jetzt iſt manches übrig; ſo ſollen z. B. mehre Thüren mit Bretern von Noah's Arche getäfelt ſeyn! Aber bei weitem das Meiſte wurde zerſtreut, verwüſtet und verweht, wie Spreu vom Winde, als die hohe Byzanz und ihr Kreuz dem Halbmond erlag. Der türkiſche Eroberer ritt in die Kirche, beſtieg den Hochaltar, verrichtete auf ihm ſein Gebet, und weihte das chriſtliche Heiligthum zur Moſchee. Manchen äußeren Ausſchmuck empfing dieſelbe in ſpäterer Zeit, ſo die vier ungleich hohen Minarets, die nicht zur beſondern Zier gereichen, und von denen die Griechen die Sage haben, daß es nimmer und nimmer gelänge, ſie zu gleicher Höhe empor zu führen. — Bewundernd, wie wir es betraten, verlaſſen wir das alte, berühmte Gotteshaus, und eilen über den Platz des ehemaligen Hippodroms zurück. Es iſt der größte Platz Konſtantinopels, bepflanzt mit immergrünen Bäumen, die der ägyptiſche Obelisk überragt und das Denkmal Conſtantins, und die bronzenen gewundenen Schlangenſäulen, verſtümmelte Zeugen aus der oſtrömiſchen Zeit. — Von dort aus wenden wir uns hinan zu dem auf einem der Hügel gelegenen Almeidan, zur prächtigen Moſchee Achmed's I., deren hohe Kuppel und ſchlanke Minarets uns ſchon von weitem anzogen. Sie giebt der Sophia an Pracht und Größe wenig nach und ähnelt ihr auch in der Form. Sehr impoſant iſt ihr Vorhof mit Arkaden.

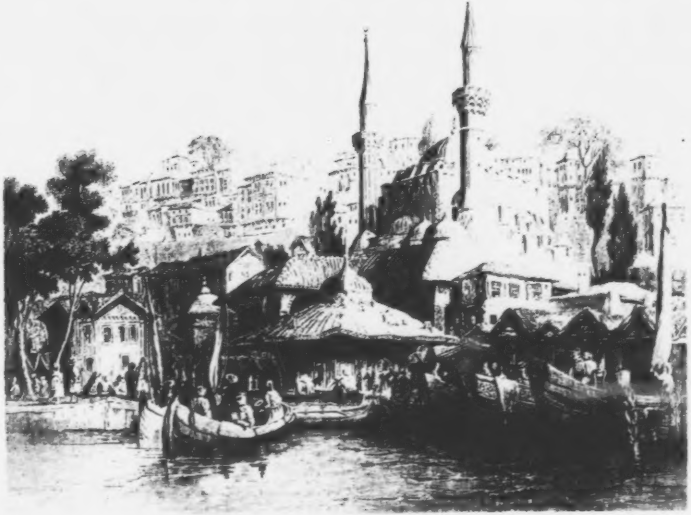
Wollten wir alle übrigen Merkwürdigkeiten Konſtantinopels auch nur ſehen, wir würden mehr Tage dazu brauchen, als dem flüchtigen Touriſten Stunden vergönnt ſind, und ihre Beſchreibung würde ſogar ermüden. Und ſo ſchließen wir denn das Blatt über Konſtantinopel ſchnell und ſuchen nur noch auf der Fahrt nach der andern Seite der Meerenge einige Zeichen der Erinnerung zu gewinnen, die uns, in die Heimath zurückgekehrt, die Stunden zurückführen ſollen, welche wir zugebracht haben an des Bosporus heiteren und paradieſiſchen Ufern.

Scutari und der Leanderthurm.

Mit dem kurzen Ausflug zur aſiatiſchen Küſte verknüpfen wir die Luſtfahrt durch das lange Hafenbecken bis zu ſeinem Endpunkte. Ein bunter und zierlicher Kaik mit rüſtigen Schiffern iſt um wenige Piaſter gemiethet und trägt uns mit raſchen Ruderſchlägen durch den buchtenreichen, in das Land eingreifenden ſchmalen Meeresarm. Zur Rechten prangt wiederum Pera mit ſeinen terraſſenförmig aufgegipfelten Häuſern und Gärten, zur Linken Konſtantinopel mit ſeinen dichtgedrängten Häuſermaſſen, die ſich ſtets erneuen, wie oft auch die verheerendſten Brände wüthen. Bei dem düſtern, meiſt von Griechen bewohnten Fanal und dem Arſenal vorbeiſchiffend, erreichen wir, zwiſchen den Vorſtädten Chasköi rechts und Otactſchilerköi links, das Ende der Hauptſtadt. Wir erblicken zur Rechten Ejub mit zahlreichen Landhäuſern, zur Linken Südlüdſche und Dimitri auf Hügeln, vor uns aber, ganz am Ende des Hafenbeckens, liegt der alte, verfallene kaiſerliche Sommerpalaſt, Kara Agatſch, am Ausgange lachender Gründe mit von den Bergen herabrollenden Bächen. Es iſt eine der reizendſten Parthien in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt. Aufwärts in dem Thale reihen ſich liebliche Kiosks, Brücken, grüne Raſenplätze und ſchattige kühlende Baumgruppen an einander, und erblicken wir dieſes alles belebt von frohen Menſchen, und mit dem Zauberſchmelz jungen Lenzgrüns überkleidet, ſo ſindet man die Beſchreibungen der arabiſchen Dichter nicht mehr ſo überſchwänglich.

Zurückkehrend, wenden wir unſern Antheil dem ebenfalls reizenden Ejub zu, das mit Nachtigallen- und Cypreſſenthälern lockt, und wo die Moſchee und das Grabmal Ejubs (Hiobs), eines Gefährten des Propheten, von Muhamed II. 1443 erbaut, und ſpäter prachtvoll erneuert wurde. In dieſer Moſchee wird ein Stein aufbewahrt, auf dem der Gläubige einen Abdruck des Fußes des Propheten ſieht, und ihn eben ſo andächtig betrachtet, als Chriſten die ledernen Hoſen Joſephs, die man in einem, auf ſeine Bildung ſtolzen Lande (zu Aachen), dem Volke zur Verehrung ausſtellt. In dieſer Moſchee auch wird jeder neue Sultan gekrönt, das heißt mit dem Schwerte des Khalifen Omar feierlich umgürtet. — Von Ejub aus haben wir einen Blick auf die von Epheu dicht umgrünten Landmauern der Conſtantinsſtadt. Der unabſehliche, viele Meilen lange Wallgurt mit den unzähligen viereckigen, zum Theil ſehr verfallenen Thürmen macht einen eigenthümlichen und großartigen Eindruck. Ein breiter Weg führt längs der Stadtmauer vom Schloß der ſieben Thürme bis zum goldnen Horne. Aber das Mahnen unſers ungeduldigen Schiffers ſchlägt den Gedanken, Conſtantinopel zu umwandern, nieder; der Kaik nimmt uns wieder auf; er trägt uns bald über das glatte Meer zu neuer Betrachtung und neuen Genüſſen. Zunächſt feſſelt uns die halb als Veſte, halb als Leuchtthurm dienende Burg auf einem Inſelchen, nahe am aſiatiſchen Geſtade.

Wir landen, und zwei Piaſter öffnen uns willig die Pforte zur Treppe, die auf die Zinne des Leanderthurmes führt. Dort erwartet uns eine der prachtvollſten Ausſichten, ein Panorama, wie es nicht ſchöner ſeyn kann. Gerade über iſt das goldene Horn; weiter rechts überſchaut man das Serail, Galata, Pera, Topchana mit ſeinen belebten Ufern und Kaffeehäuſern, und weit hinauf dringt der Blick in den Bosporus, bis Beſchiktaſch, wo ſeine Krümmung nach Oſten ihn unſerm Auge entzieht, ſo daß er nur noch dem Spiegel eines ruhigen, ſchiffbelebten, prachtvollen Sees gleicht. Südwärts aber thut ſich die tief-blaue, unbegrenzte Fluth des Marmorameeres auf, darin wie ferne Punkte die Prinzeninſeln ſchwimmen, und wenden wir uns landwärts zur aſiatiſchen Küſte, ſo liegt Scutari vor und unter uns, umgeben von Landhäuſern und Schloſſern im Kranze ſeiner Weingärten und überragt von den ſanft aufwärts ziehenden Höhen des ausſichtreichen und oft beſuchten Burg-Urlu. Zunächſt aber ragen die düſtern Wipfel zahlreicher Cypreſſen, welche die Gräber des großen türkiſchen Begräbnißplatzes überſchatten. Dieſer heilige Hain der Ruhe erinnert fortdauernd die Osmanen an eine alte Prophezeihung, daß der Theil Europa's, den ſie beſitzen, ihnen einſt wieder werde entriſſen werden. Europa iſt in der That dem rechtgläubigen Türken nie eine Heimath. Aſien allein iſt ſie, und daher laſſen ſich viele Bewoh-



ner Konſtantinopels gern in Scutari beſtatten. — Während wir an der Nekropole hinfahren, haben wir Gelegenheit, ein türkiſches Begräbniß zu ſehen. Vier Männer tragen auf einer Bahre den Leichnam, den bunte Decken verhüllen. Männer folgen, Cypreſſenzweige in den Händen. Voran ſchreitet ein Iman mit dem Koran. Am offenen Grabe wird abgeſetzt die Bahre, hinweggenommen die bunte Hülle, und die Leiche aufgehoben und hinabgeſenkt. „Allah il Allah; reſul il Allah!" rufen die Umſtehenden, zugeworfen wird das Grab mit Erde, und die Zypreſſenzweige darauf geſteckt, welche die Hand der Liebe ſorgfältig begießt. Gemeinlich wurzeln einige derſelben, wobei der Glaube herrſcht, daß ein alſo fortgrünender Zweig dem Verſtorbenen das Leben im Paradieſe erheitere.

Fahren wir vollends die kleine Strecke vom Leanderthurm nach Scutari hinüber, um mindeſtens den Fuß auf den Boden Aſiens geſetzt zu haben und eine ſchöne und anziehende Erinnerung mehr mit zur Heimath zu bringen, ſo ſehen wir in Scutari (dem alten Chryſopolis), das über 200,000 Einwohner zählt, breitere, beſſere und regelmäßigere Straßen, wie in Konſtantinopel ſelbſt, den architektoniſchen Typus des Orientes ungleich feſter gehalten und mehr hervortretend, als dort, wo das fränkiſche Element ohnehin durch die Neuerungen der letzten Sultane mehr und mehr die Oberhand gewinnt. Mit beſonderm Intereſſe betrachten wir die umfangreichen Chane, wo die Karavanen Perſiens und Arabiens ihre Kameele befrachten, und Bazare, in denen der Oſten ſein reiches Füllhorn koſtbarer Waaren und edler Specereien ausſchüttet.

Eine Hauptmerkwürdigkeit Scutari's iſt die neue Moſchee Selims III., die, auf einem Hügel ſtehend, einen großen Raum deckt. Es iſt eine geſchmackvolle Anlage. Auch einige der Derwiſchklöſter ſind groß, und verdienen Beſuch. Während man in den Klöſtern Pera's Gelegenheit hatte, chriſtliche Mönche beten und ſich geiſeln zu ſehen, ſchaut man hier den Tanz der türkiſchen, beides zum Ruhme der Allmacht und um — Almoſen. Die Derwiſche dürfen heirathen und nebenbei bürgerliche Gewerbe treiben. Sie führen ein ſehr ungebundenes Leben.

Wir beſchließen den aſiatiſchen Ausflug mit der Beſteigung des Burg-Urlu, um die Bosporus-Landſchaft noch einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit zu überſchauen und ein reiches Prachtbild derſelben in unſerer Erinnerung aufzuhängen.

Man macht die Tour in ein paar Stunden und gewöhnlich zu Pferde in Begleitung eines Führers, den der Wirth in Scutari verſchafft. Der Weg iſt ſteil und die Ausſicht unbeſchreiblich. Man überblickt die herrlichſten Landſchaften zweier Welttheile, zwei Meere, Konſtantinopel, das unendliche, den Bosporus, beſäet mit Schiffen und eingefaßt mit Schlöſſern, Flecken und Städten. — Die gefeiertſten Viſten Europa's, die von Liſſabon, von den großen Seen der Schweiz und von Neapel treten neben dieſer in den Schatten. Den höchſten

Reiz aber empfängt das Zauber-Bild der Gegenwart durch die Vergangenheit. Während das leibliche Auge ſchwelgt, ergötzt ſich das geiſtige an den Erinnerungen aus längſtverklungener Zeit. Die groſſen Schatten der Weltgeſchichte ſteigen herauf. Wir ſehen den Ort, wo der Heros landete, das goldne Vließ zu holen, dort die Stelle, wo der Tempel des Ptolemäus ſtand, das Grabmal von Chalcis Liebling. Da, wo die Schlöſſer Rumili-Hiſſar auf europäiſchem, Anadoli-Hiſſar auf aſiatiſchem Boden ihre Thürme erheben, betrat das unermeßliche Heer des Darius den Welttheil, den es zu erobern trachtete, ſetzte das Kreuzfahrer-Heer auf ſeinem Zuge nach Aſien über. Ungern und zögernd ſcheiden wir von dem herrlichen Anblick, und nicht geſättigt von dem überreichen Genuſſe, reiten wir wieder hinab und ſuchen unſern harrenden Kaik auf, der uns nach Galata zurückführt und ſeinem Gewühl enger Gaſſen, das wir mit anbrechendem Abend erreichen.

Die Dardanellen.

Gepackt iſt — der Wirth bezahlt — das Dampfſchiff des Trieſter Lloyd ſtößt Rauchſäulen auf. Wir eilen an Bord und ſagen Konſtantinopel Adieu. Mit erſt langſamen, dann raſchem Schaufelſchlage ſchwimmt das Schiff dem weiten Spiegel des Marmorameeres zu. Jetzt umrauſcht es die Spitze des Serai's, jetzt trägt es uns in's Freie der Wogenwelt. Die Sultansburg verſchwindet zuerſt, darauf Scutari; doch lange noch bleibt Konſtantinopels Häuſerburg uns zur Rechten, bis das Schloß der ſieben Thürme hinter uns liegt, einer grandioſen deutſchen Ritterburg ähnlich, und dann mehr und mehr die Stadt ſich dem Auge entzieht. Weit zur Linken ruhen die grünen Eilande der lieblichen Prinzeninſeln im Schooße der grünlichen Fluth. Wir verlieren von da ab die Ufer des Marmorameeres entweder ganz, oder theilweiſe aus dem Geſichte, bis nach mehr oder minder raſcher Fahrt, je nachdem Wind und Wogen ſich günſtig zeigen, die Hellespontküſten emporſteigen und wir einer ähnlichen, jedoch noch längerern Waſſerſtraße zueilen, als der im Bosporus verlaſſenen.

Wenn wir den dreiunddreißig Meilen langen und halb ſo breiten Propontis verlaſſen, und dem Thraciſchen Cherſones uns nahen, nachdem wir der von kleinen Eilanden umgebenen Inſel Marmora vorbeigeſchifft ſind, tritt uns das minaretreiche Gallipolis vor's Auge. Einſt war dieſe Stadt der Schlüſſel zu Byzanz und dreimal größer als jetzt. Jetzt iſt ſie der Hauptort eines Sandſchaks, nur noch wegen ihres Handels mit Oel und Südfrüchten bedeutend und von 17,000 Einwohnern bevölkert. Hier betraten die Türken zuerſt erobernd den Boden Europa's, hier auch ſoll Xerres die Brücke über den Hellespont geſchlagen haben, auf der er ſein zahlloſes Heer nach Europa überführte. Die Lage der Stadt, am Ende einer großen Landzunge, die den Hellespont bilden hilft, iſt ſchön. Drüben rauſcht ſchon in der Bucht von Saros das Aegäiſche Meer. Auf aſiatiſchem Boden liegt weiter abwärts Tſchardag zwiſchen Gartenhügeln und Rebenhöhen, deren Produkt bei den Feinzünglern berühmt iſt. Beſonders ſind es hier die aſiatiſchen Ufer, die durch reizende Landſchaftsbilder erfreuen.

Enger und enger wird die Stromſtraße, die ſich von der Breite einer Meile auf eine Viertelmeile zuſammenzieht. Zu beiden Seiten treten alte Kaſtelle hervor, Kilid Bahr zur rechten, Bogaz Hiſſar zur linken Seite, zwei Schlöſſer, die der Eroberer Konſtantinopels bald nach Einnahme der Stadt da erbaute, wo einſt Seſtos und Abydos geſtanden. Man nennt ſie gewöhnlich die alten Dardanellen. Hier muß jedes die Meerenge paſſirende Schiff anhalten, um an den auf Bogaz-Hiſſar wohnenden Paſcha den Erlaubnißferman zur Durchfahrt abzugeben. In einer halben Stunde iſt's geſchehen, und bald ſehen wir uns außer dem Bereiche der drohenden Feuerſchlünde dieſer vielbeſprochenen Feſtungen, deren Stärke indeß nur in alter Zeit wirklich bedeutend war; für die neuere Kriegskunſt ſind ſie ein kleines Hinderniß, und jeder Feind mag ſie von den entgegengeſetzten Höhen in einer Stunde zum Schutthaufen machen. Noch liegen die ungeheuern Kanonen wie vor 3 Jahrhunderten in den Schießlöchern des Erdgeſchoſſes, und Kugelhaufen von Marmor, die dem Kaliber jener unförmlichen, gar nicht zu bewegenden und darum auch nicht zu richtenden Mordgewehren entſprechen. In Bogaz-Hiſſar reſidiren die europäiſchen Conſuln, deren Flaggen ſtolz von ihren Häuſern wehen.

Sind auch die Dardanellenufer in der Nähe der Feſtungen anmuthiger als weiter aufwärts, ſo ſtehen ſie doch denen des Bosporus unendlich nach; nur die Waldungen der Bergkette des Ida, die ſich über Rebenbergen hinziehen, ſchmücken Aſiens Küſtenland.

Bald breitet der Kanal ſich wieder aus, wir nahen den neuen Dardanellen, und vor unſer Auge tritt europäiſcher Seits das Schloß Sed Bahr, auf dem Ende der Landzunge, Cap Greco, dem auf aſiatiſchem Boden das Schloß Kum-Kaleſſi oder Hiſſar Sultani auf dem Cap Jeniſchehr gegenüber liegt. Dieſe Schlöſſer, beſſer befeſtigt, vermögen durch ein wohlgenährtes Kreuzfeuer einer feindlichen Flotte allerdings die Einfahrt zu wehren, würden aber gegen Angriffe von den Landſeiten her ſich ebenfalls nicht behaupten können. Mehr als der landſchaftliche Reiz, der uns Verwöhnte hier nicht befriedigen kann, wirkt bei Betrachtung dieſer Schlöſſer der poetiſche Reiz althelleniſcher Sagen, deren Abglanz noch heute wie Abendſonnengluth Land und Meer verklärend umfließt.

Küſte von Troja.

Bald darauf, wenn das Schiff, das uns trägt, die Meerenge der Dardanellen verlaſſen hat, und die Fluthen des Aegäiſchen Meeres uns umrauſchen, ſteuern wir links, und unſere Aufmerkſamkeit lenkt ſich der Küſte zu, über welche das Idagebirge ſich in maleriſchen Formen aufgipfelt. Hier iſt wieder Alles claſſiſcher, gefeierter Boden. Aufgerollt liegt die Landſchaft vor uns, wo Troas geſtanden, die, obſchon ihr Staub unkenntlich verweht iſt, fortlebt durch alle Zeiten mit den Geſängen Homers. Wir nehmen die Richtung auf Cap Troja, erblicken die breite Bucht des Skamander und das ſchöne Thal von Thymbra, wo das Ilium novum der Alten lag. Drei Hügel zeigt und nennt man uns in dieſen Gefilden, an denen mit Antheil zu verweilen iſt, ſelbſt dann, wenn blos der Finger der Sage und nicht jener der Geſchichte hier die Tafeln der Mauſoleen beſchrieb. Sie werden die Grabhügel von Achilles, Hector und Patroclus genannt. Ein andrer Tumulus, welcher ohnweit des Dardanellenſchloſſes Kilid-Bahr unter hohen Cypreſſen am Ufer liegt, wird als das Grab der Hekuba bezeichnet.

Folgen wir dem Thale von Thymbra und der maleriſchen Hügelkette, welche bei Homer Kallikolone heißt, ſo bieten ſich Tempeltrümmer der Betrachtung dar, zum Theil mit Inſcriptionen, und die claſſiſche Mythe umrauſcht uns im Flüſtern der Lorbeerhaine und Cypreſſen.

In der Meerenge zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel Tenedos erblicken wir die Stätte der-Alexandria-Troas, Eski-Stambul von den Türken genannt, von Lydimachus auf Geheiß Alexanders des Großen erbaut. Noch ſind die Reſte von Bädern ſichtbar, wie die eines Circus, eines Theaters, eines Tempels der Diana u. ſ. w. Doch das beſte ward aus den Ruinen entführt, und an den Reſten der granitgefügten Gebäudetrümmer nagt die bröckelnde Verwitterung mit eiſernem Zahn.

Weiter hinüber liegt da, wo Simois und Skamander vereinigt fließen, die Kampfebene von Troja, auf welcher jetzt der friedliche Pflüger Furchen zieht, und des Mähers Senſe über feuchte Wieſen ſchwirrt, die vielleicht im Schatten jener Mauerreſte, die man das Grab des Ajax nennt, ihr frugales Mahl verzehren. Noch andere Grabſtätten liegen verſtreut im Gefilde umher, außer denen, die wir bereits erblickten. Immer lebendig und ewig jung, wie Homer's unſterbliche Geſänge, bleibt auch hier, auf dem denkwürdigen Schauplatz derſelben, das Walten der Sage, die aus ſo früher, längſt entſchwundener Zeit, aus dem Jugendalter der Menſchheit gleichſam ihre Morgenſtrahlen, wie eine roſige Aurora, über die öſtlichen Gipfel des Ida wirft, daß die Hügel der Helden wie Memnonbilder ertönen, und jene Worte bleiben wahr, die wir einſt in einer Stunde der Begeiſterung ausgeſprochen:

Ein Fels, an den die Brandung der Völkermeere ſchlägt,
Der kühn und unerſchüttert das Haupt in Wolken trägt,
Ein Born, der, ewig quellend, nie ſüßer Labe leer,
Ein Stern, die Nacht erhellend, das iſt Dein Sang, Homer!

Ob Zeitenſtürme brauſend am Fels vorüberwehn,
Jahrtauſend auf Jahrtauſend wird unbeſiegt er ſtehn,
Und durch die Schlachtendonner, durch ungeheuern Drang
Dringt hold der Quelle Rieſeln, tönt ſüß des Liedes Klang.

Der Jugend Herzen brennen, in heller Luſt erglüht,
Mit Deinem Liede weckteſt Du manch unſterblich's Lied.
Du biſt die Memnonsſäule von Phöbus Strahl gekrönt,
Die heilig durch das Frühroth der jungen Menſchheit tönt. *) —

---

*) Fauſtus, ein Gedicht von Ludwig Bechſtein. Leipzig. 1833. 4. m. K.

Die Inſel Tenedos, die uns ihre nordöſtlich gelegene Hauptſtadt mit einem Hafen und einer kleinen Citadelle vor Augen ſtellt, bietet ſanfte, doch nicht ausgezeichnete Uferbilder dar, rebenbepflanzte Hügelreihen, deren Gewächs an Geſchmack und Farbe dem Burgunder gleicht. Sie iſt ob ihrer ſchönen Mädchen und Frauen noch aus claſſiſchen Tagen her berühmt. Auf der raſchen Weiterfahrt grüßen wir die Ufer der ungleich größeren, thraciſchen Inſel Lemnos, jetzt Stalimene, auf welche die Mythologie eine der Werkſtätten Vulkans verſetzte, und fahren dann an Lesbos, jetzt Mytilene, vorbei, das den Künſten der Dicht- und Tonkunſt ſo ruhmreiche Träger gebar, wie Alcäus und Sappho, Arion und Terpander. Die weißen Mauern der Stadt, über welchen ſich eine Citadelle erhebt, leuchten glänzend auf dem eigenthümlichen Grün der Olivenwaldungen, und der Olymp von Lesbos, der Berg von Ajaſſo, erhebt weſtwärts ſeinen hohen Gipfel, von dem man weit über die inſelbeſäeten Fluthen des Archipelagus ſchaut. Zwiſchen Ipſara und Scio (Pſyra und Chios der Alten) ſteuert das Schiff hin, wenn es nicht in den Golf von Smyrna einzulaufen hat, und trägt uns über eine weite, inſelleere Meeresfläche, auf der uns wohl die Nacht überraſchen mag, die unſerm Blick Aſiens Küſten- und Inſelland, die Bai von Tſchesme und die langgeſtreckten Ufer von Scio, verhüllt. Im Lichte des jungen Morgens grüßen wir die griechiſchen Inſeln Tenos und Mykene (Tino und Mikonos oder Mykoni) nebſt dem, von letzterer Inſel nur durch einen Kanal getrennten Delos mit Klein-Delos, das ſchwimmende Eiland der Mythe, darauf Latone von Apoll und Diana genaß. Pracht und Blüthe dieſer Inſeln ſind entſchwunden, geſunken ſind die herrlichen Tempel des Göttergeſchwiſterpaares, und nur Trümmer ſind es, die auch hier von alter Zeiten Kunſt und Größe und der Vergänglichkeit reden.

Syra.

Gerade vor uns erhebt ſich hoch über dem Meeresſpiegel mit ſtattlichen Bergeskronen abermals eine Inſel, auf welche wir zuſteuern, um auf ihrer Rhede Anker zu werfen. Es iſt Syra, von wo aus ein anderes Dampfſchiff uns nach dem Pyräus tragen ſoll. Hier haben wir, wenn uns die Götter nicht ganz beſonders begünſtigen, oder wir es nicht vorziehen, Griechenland abſeits liegen zu laſſen, und gerade nach Malta zu ſegeln, unabweisbar Quarantaine zu halten, eine Quarantaine von einundzwanzig ewig langen Tagen, außerdem wird weder in Corfu noch in Trieſt die etwa an einem andern griechiſchen Orte gehaltene Contumaz uns angerechnet, und wir werden auch dort angeſehen, als kämen wir direkt aus der Türkei. Wehe uns, wenn überhaupt ſich Peſtfälle zeigen, oder kürzlich gezeigt haben, dann wird unſer Loos ein noch unerträglicheres. Die Quarantaine in Syra iſt dafür bekannt, daß man ſich in derſelben ſo ſchlecht als möglich befindet, und hält zwiſchen einem Irrenhaus und einer Menagerie die gerechte Mitte. Die Zellen, Koien oder Keuchen, erſchweren nicht den Verkehr ihrer Inſaſſen mit dem Himmel, ſie ähneln darin, und nur darin den Laubhütten Iſraels, daß ſie oben ſo weit offen ſind, um die Erquickung friſchen Regens nicht abzuhalten, und da dieſer Regen dem Fußboden ſchaden würde, ſo mangelt in jeder ein ordentlicher Fußboden gänzlich. Dieß vermehrt natürlich den Schauder, den das Wort Quarantaine ohnehin in jedem Reiſenden hervorbringt, der die Qualen dieſer ſo nützlichen Anſtalten kennt. Wir wünſchen von Herzen jedem Nachfolger unſerer Fahrt auf Syra eine weniger trübſelige Zeit, und daß er nicht, wie wir, überdieß noch mehre Tage eines Schiffes harren muß, das ihn zum Feſtland Griechenlands trage; im ſchlimmſten Fall aber ein recht reichliches Maas Geduld.

In Syra, das ein paar ärmliche Trümmer aus der claſſiſchen Zeit übrig hat, wurde Pherekydes geboren, ein Philoſoph und Schüler des Thales oder Pittakus, welcher zuerſt den der Unſterblichkeit würdigen Gedanken niederlegte, daß die Dauer der Menſchenſeele ewig ſey.

Vom Hafen aus macht ſich der Blick auf die Stadt recht maleriſch. Ihre weißen Häuſer mit platten Dächern reihen ſich an einem Bergabhange über einander, und auf dem Gipfel ſtehen große und imponirende Gebäude. Die Quarantaine iſt die Quelle ihres Wohlſtands. Zwiſchen der alten Stadt und dem Meere lagert ſich jetzt die ſogenannte neue Stadt, die ſich jährlich vergrößert. Im griechiſchen Freiheitskampfe haben die Syroten ſich ziemlich leidend und neutral gehalten, was für die Einwohner nicht ohne mannichfache materielle Vortheile geblieben iſt.

Der bunte Drang der Reiſenden, deren Zahl ſich alljährlich ſteigert, iſt an dieſem Ort ergötzlich. Da ſetzt oft ein und daſſelbe Dampfſchiff Europäer aller Zungen in Geſellſchaft frommgläubiger Moslemin, Hadſchis, die nach Mekka wallfahrten, oder auch Chriſten und Juden, die ein heiliger Eifer nach Jeruſalem zieht, aus. Schiffe aus allen Weltgegenden liegen ſtets im Hafen, und Reiſegelegenheit nach Smyrna, nach Athen, nach Konſtantinopel oder nach Trieſt, Marſeille oder Alexandria fehlt faſt niemals.

Die Ueberfahrt nach dem Pyräus iſt kurz. Man ſteuert der unbewohnten Inſel Ghyoura (Ghyra, Ghyaros) vorbei, einem triſten Felſen, wohin die Römer Staatsverbrecher bannten, und zwiſchen Zea und Thernia hindurchſchiffend geht's nun mit voller Dampfkraft dem Ziele zu.

Pyräus.

Die ſchönen Eilande Zea und Thermia ſind eines Seitenblickes wohl werth und an claſſiſchen Erinnerungen reich. Thermia (Kythnos) trägt von ſeinen Thermen den Namen, und iſt mit Fruchtbarkeit geſegnet. Bei der Stadt gleichen Namens, die eher ein Dorf zu nennen, aber befeſtigt iſt, iſt der Hafen St. Irenäus (Hagio Irini) befindlich. Außerdem trägt die Inſel neben dem Ort Silaca noch ſehenswerthe Trümmer alter Griechenſtädte. Zea (Keos), das von Thermia etwas nordweſtlich liegt, hat eine ovale Form; es iſt ein Ei, das achtundzwanzig Meilen im Umfang hält. Der St. Eliasberg erhebt ſich weithin ſichtbar über die Meeresfluth. Einſt war Zea gar blühend. Es führte den Beinamen Tetrapolis, weil es vier ſchöne Städte umfaßte. Seine Pracht iſt entſchwunden, und auf den Trümmern der alten großen Welt erbaute ſich ein junges Geſchlecht beſcheiden dürftige Wohnungen. Hier wurden die Dichter Bakchylides und Simonides geboren. Des erſten Name ſtrahlt als Dithyrambenſänger ehrenvoll neben Pindars Namen, der zweite ward Erfinder der Mnemonik und weihte gefallenen Helden ſchwermuthvolle Nänien.

Nach Griechenland! Cap Colonna, das ſäulengekrönte, hohe Vorgebirge, verkündigt uns das heilige Geſtade von Hellas. Blaue Gebirge werden ſichtbar; wir begrüßen des Hymettos Haupt. Näher rücken mit jedem Augenblick die Küſten eines Eilands zur Linken — ein weiter Golf öffnet ſein Thor und wir laufen ein im Hafen von Aegina. In Aegina entzückt uns der erhabene Tempelreſt des Zeus Panhellenios, von deſſem Hügel Athen ſichtbar wird in magiſcher Ferne; wir ſehen das Gebirge Achäas, ſehen die fernen Höhen des Iſthmus, vom Helikon gekrönt, über den Spiegel der Fluth dämmern, und ſtehen in Anſchauen verſunken, während alte Mythen in uns lebendig werden. Iſt dieſe Inſel nicht das Myrmidonenland, welches der Sohn des Zeus und der Nymphe Aeginea, Aeacus bevölkerte, indem er aus Ameiſen fleißige Menſchen ſchuf? Trug jener Zeustempel nicht die Bilder der Aeakiden, Kunſtwerke unſchätzbaren Werthes voll Eigenthümlichkeit des Styls, jetzt eine Zierde der Münchner Glyptothek? Wir ſehen vom Tempelhügel Aegina's in Hellas nur Schutt und Ruinen; aber aus Schutt und Ruinen ſteigt vor unſerm geiſtigen Auge die edelſte Geſtalt eines Volkes empor, das eine höhere Staffel auf der Leiter der Geſittung erklimmte, als irgend ein anderes vor oder nach ihm. Schauen wir das trümmervolle Geſtade vor uns, ſo gedenken wir einer Stelle Cicero's (Famil. IV.), die noch heute für uns ſo wahr iſt, wie vor 2 Jahrtauſenden:

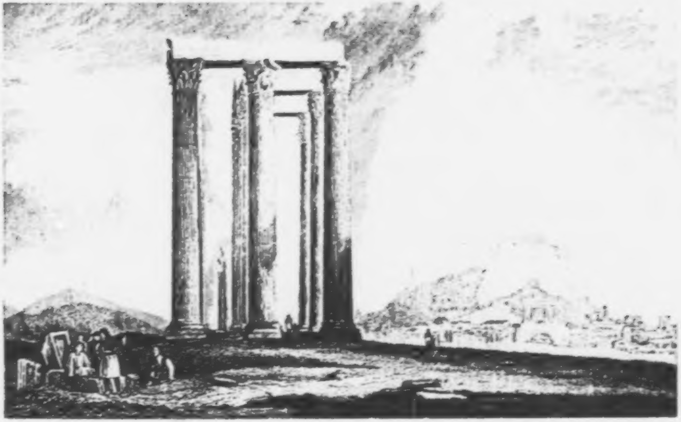
> „Aus Aſien zurückkehrend," berichtet der Philoſoph, „begann ich, da ich von Aegina nach Megara zu ſchiffen dachte, die umliegende Gegend zu betrachten. Aegina hinter, Megara vor mir, zur Rechten den Pyräus, zur Linken Korinth: ſtanden dort nicht einſt die blühendſten Städte? und nun ſieht ſie mein Auge zerſtört und zerfallen in Trümmer. Da dachte ich bei mir ſelbſt alſo: Ach, wir kleinen Menſchen fühlen uns von dem Schickſal verletzt, wenn einer der Unſrigen von uns geht, und doch iſt das Menſchenleben ſo kurz gegen die herrlichen für Jahrtauſende der Dauer beſtimmten Orte, die du hier in Ruinen ſiehſt."

Zuſteuernd nach der Athenienſiſchen Küſte, nahen wir der Inſel Colouri, dem alten Salamis, und bewundern die Pracht des Landſchaftsbildes, das ſich vor uns aufrollt; dort den Pyräus, hier die Inſel, und dort in tiefer Bucht die Stätte des alten Eleuſis mit der Erinnerung ſeiner Myſterien, im Hintergrunde aber Höhen voller Baureſte der altgriechiſchen Zeit. Hier, am Felſeneiland Salamis, vernichtete der Held Themiſtokles Xerxes Flotte und rettete Griechenlands Freiheit.

Der Pyräus nimmt uns auf. Zwei Felſenſpitzen, in denen die Promantorien Ektion und Alkimos endigen, bewachen den altberühmten Hafen Athens. Dieſer Hafen, einſt von Tyrus und Sidon beneidet, nahm in Hellas großer Zeit 500 Galeeren auf. Bis auf unſere Tage war er ganz verſandet und nur noch für kleine Fiſcherböte zugänglich. Seit Hellas Wiederauferſtehung aber hat man ihn, ſowie die beiden andern Häfen Athens, Munichion und Phalereus, wieder aufgeräumt, um ihn der Schiffahrt zurückzugeben. Unſcheinliches Gemäuer, Reſte des Alterthums, umgiebt den Pyräus und iſt zerſtreut auf der Küſte weithin zu beiden Seiten. Der noble Weg, welche zu der 2 Stunden entfernten Stadt führte, iſt auch wieder erneuert, uad von der Mauer, die ihn zu beiden Seiten einfaßten, ſteht hie und da ein Bruchſtück. Themiſtokles war ihr Erbauer, Cimon reſtaurirte ſie, ſpäter riſſen ſie die Spartaner nieder, und Sylla vollendete die Zerſtörung. Die Gegend zwiſchen den Pyräus und Athen iſt felſig, ſchlecht angebaut und mit dürrem Strauchwerk bedeckt. Nur zu beiden Seiten des Wegs ſind Felder und Olivenpflanzungen, und hie und da lehnt ſich an altes Gemäuer das beſcheidene Häuschen eines griechiſchen Landmanns. Näher der Stadt iſt ein großer Olivenwald, der einen Raum von mehren Quadratſtunden bedeckt. Dieſe Pflanzungen ſind noch heute die Zierde und der Reichthum von Attika. Arme griechiſche Landleute grüßen uns im Vorübergehen, und von den Zerſtörungen der letzten Kriege erſcheint keine Spur. Wenn wir den Olivenhain hinter uns haben, ſo wird die Ausſicht frei und es ragt die Akropolis mit ihren gigantiſchen und doch ſo zierlichen Trümmermaſſen empor — ein Pharus für unſere Seele und für unſere Schritte zugleich. Lange ſchon glaubten wir, als wir noch in der Nähe Aegina's ſchifften, das Parthenon zu ſehen; jetzt ſind uns dieſe hehrſten und gefeiertſten Trümmer des Alterthums mit einem Male nahe. Kaum vermag's das Auge, ſich von ihnen loszureißen und auf die neue prangende Königsſtadt einen Blick zu werfen, die wie ein Phönix aus den Ruinen ſteigt; ein Phönix dennoch, wenn auch Athen nie wieder zur alten Pracht und Größe gelangen kann. Wo man noch vor einem Jahrzehend nur ärmliche Hütten und Häuſerchen, die wie ſchmutzige Pygmäen die zerfallenen Gebäudekoloſſe umſtanden, oder häßliche Moſcheen mit zertrümmerten Minarets fand, wo man ſich durch krumme, ſchlechte Gaſſen über Schutt hinſchleppen mußte, da ſieht man jetzt regelmäßige Reihen ſchöner, ja prachtvoller Gebäude, und die Namen altklaſſiſcher Vergangenheit ſchmücken die neuen Straßen. Selbſt Paläſte richten ſich auf, die hoch über die Häuſermaſſen ragen, und das neue königliche Schloß darf ſich der architektoniſchen Herrlichkeit des Alterthums nicht ſchämen.

Athen.

Ehe wir den Gartenkranz durchſchreiten und eintreten in die verjüngte Stadt der Minerva, mögen die großen Schatten der Alten uns ergötzen, die das irdiſche Auge feſthält, während das Meer der Erinnerung mit ſtürmiſchen Wogen an die Seele ſchlägt. Da oben, auf dem ſchirmenden Felſen der Akropolis, thront Perikles Werk, dieſe Ilias in der Poeſie der Architektur. Wir halten Andacht im Erechtheion, opfern im Tempel Poſeidons, und voller Begeiſterung für Vaterland und Freiheit thun wir Gelübde vor des Phidias Meiſterwerk, der Pallas Athenä. Noch ſteht der Prachtbau der Propyläen, durch die geſchickte Reſtauration neu verherrlicht, und ſchirmt den einzigen Zugang zur Akropolis, und Nike's Tempelheiligthum prangt auf ſchroffer Felſenhöhe daneben. Unter ihm ſchauen wir die Grotte Pans und Apollons. Dort, wo jetzt Mais grünt und ſeine ſchönen Aehrenbüſchel hebt, ſucht und findet das Auge die Arena des Bacchus-Theaters, von Philopappus Denkmal überragt, an dem die zerſtörenden Stürme der Zeit ſchonend vorübergingen. Auch der heilige Ort, wo der Areopag ſich verſammelte, wird nicht vermißt, noch der Pnyx, wo die Volksverſammlungen gehalten wurden. Der aus einem Felsblock gebildete Stuhl des Perikles ſteht noch da. Das Stadion des Herodes Attikus, wie das am Iliſſus, deren Räume den Wettkämpfen und Kampfübungen dienten, iſt noch kenntlich, und bewundernd weilt der Blick auf dem Theſeion, an deſſen Herrlichkeit in drei Jahrtauſenden der Krieg und die Zeit vergeblich die räuberiſchen Hände legten. Noch ſteht es da — bis auf das Dach wohlerhalten, jetzt der Sammelplatz der Kunſtſchätze, welche die Grabungen in Hellas ſpenden. Aber vor allem Herrlichen herrlich prangt des Zeus-Olympeions Trümmer, unvergleichlich in ſeiner immenſen Großartigkeit, auf dem einſamen Hügel. Unfern davon öffnet das Lyceum ſeine Hallen den Lehren der Weisheit, welche die Lernenden ſammeln, wie die Bienen den Honig vom purpurblüthigen Hymettos. Und auch die größere Ferne beleben Zeugen der großen Vergangenheit. Dort in Viertelſtundenweite ragt ein Bergkegel mit einem Poſeidontempel, ein anderer auf einer etwas fernern Höhe; — und wer nennt ſie alle, die heiligen Wege und Stellen und Haine in und um das große Pandämonium Athen? Doch raſch ſinkt



ATHEN

der grüne Schleier der neuen Stadt, und ſie umfängt uns, während noch die alte den Geiſt in Feſſeln ſchlägt. Die lange Doppelreihe ſchöner neuer Wohnungen, zwiſchen der wir wandeln, iſt die Hermesſtraße. Sie durchſchneidet die Stadt und theilt ſie in zwei Hälften, und ſelbſt wird ſie von der Aeolusſtraße durchkreuzt, an deren Ende der Reſt des Aeolus-Tempel auf einen umfangreichen Platz ernſt hinſchaut. Andere neue Straßen, zum Theil ſchön gepflaſtert, ſtehen fertig da, oder ſteigen unter dem Summen und Hämmern der tauſend Bauleute raſch vom Grunde in die Höhe. Wo Moſcheen geſtanden, oder in Trümmern lagen, richten ſich chriſtliche Kirchen auf, und die Paläſte für Wiſſenſchaft und Kunſt, die Univerſität, das Muſeum, das Regierungsgebäude, die großen Kaſernen, verleihen dem neuen Athen neuen Schmuck. Nach dem griechiſchen Freiheitskampfe faßte Athen kaum noch ſiebentauſend Einwohner, und jetzt ſchon überſteigt ihre Zahl zwanzig tauſend. Dieſer Aufſchwung in ſo kurzer Zeit läßt für den Flor dieſer Stadt Großes hoffen. Neben der Univerſität blühen Lehranſtalten aller Art, — ein Gymnaſium, eine polytechniſche Schule, ein Seminar. Es heben ſich Induſtrie und Gewerbe, und großartige Anſtalten, Börſe, Bank ꝛc. ſtützen und kräftigen ſie. Die königliche Druckerei beſchäftigt 16 typographiſche und lithographiſche Preſſen mit mehr denn 70 Arbeitern; in den Buchhandlungen findet man die neueſten Erſcheinungen des literar. Europa's; in den Leſekabinetten und wiſſenſchaftlichen Vereinen die beſten Zeitſchriften und Journale der lebenden Sprachen. Zahlreiche Funde von koſtbaren Reſten der althelleniſchen Zeit werden nun nicht mehr, wie vordem, der Zerſtörung oder der Entführung in fremde Länder ausgeſetzt, ſondern im Theſeion bewahrt. Sie bilden die Rudimente eines Muſeums, deſſen Palaſt großartig emporſteigt.

Die Umgebungen Athens tragen das Gepräge helleniſcher Heiterkeit. Die Felſen, welche ſich mit dem, der die Akropolis trägt, iſolirt aus der Ebene emporheben, wirken imponirend in die Ferne; die Bergkette des Hymettos ſchließt dieſe Ebene anmuthig, und bietet, wie die Anhöhen insgeſammt, reizende, zum Theil prachtvolle Ausſichtspunkte dar auf die Stadt, die Gegend, das Meer, die Inſeln, bis zum Iſthmus und nach Akrokorinth. Nur wenige Meilen nördlich von Athen liegt das Schlachtfeld von Marathon, wo Miltiades mit zehntauſend Griechen hunderttauſend Perſer ſchlug. Auch dort wölben ſich Heldenmale in Form hoher Hügel, ähnlich denen, die ſich im Felde von Troja erheben, und Trümmerreſte alter Sarkophage werden noch zerſtreut gefunden. Die Fläche iſt umbuſchtes Wieſen- und Weideland, durch welches der Choradros ſchleicht. Weit hinaus iſt der Blick auf das Meer frei, und blaue Gebirge ſchließen ſie von der Landſeite ein.

Auch das nahe Eleuſis verdient Beſuch und Betrachtung von Seiten jedes Alterthumsfreundes. Zu den Zeiten, wo die myſteriöſen Feſte noch blühten, führte ein beſonderer Weg von der Hauptſtadt dorthin und zum Tempel der großen Demeter, auf den der Pomp der Feſtzüge wallte. Das horaziſche Wort:

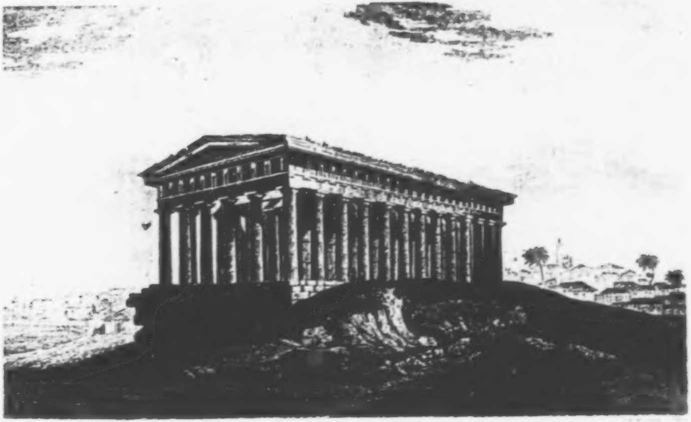
— Vetabo, qui Cereris sacrum
Vulgarit arcanae —

verhallte, ohne daß das Schickſal ſich daran kehrte, und jene Myſterien-Tempel ſanken den andern Tempeln nach. Die Flur um das heutige Lepſina iſt mit Trümmern beſtreut, durch Trümmern ſucht ſich der Cephiſſus den Weg, und die Heerde wandelt graſend, wo die Reihen der Thesmophoriazuſen und der Hierophanten, Daduchen, mit andern Prieſtern und Prieſterinnen, mit Epopten, Myſten und Initiirten ſchritten. In einſamer, trauriger Hoheit ragen die Säulen auf den Bergen, die Mauern in den Thälern empor, überall begegnet ihnen der Blick, und ernſt und ſinnend weilen wir da und dort, und vergegenwärtigen uns die Bilder des ſchönen Sonſt, und vor die Gedanken tritt des deutſchen Sängers tiefempfundene Klage:

Schöne Welt, wo biſt Du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! Nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch Deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Das Parthenon und der Theſeustempel.

Kehren wir von unſern Ausflügen nach Athen zurück, ſo ſind es hauptſächlich zwei Denkmäler, die unſere Betrachtung wiederholt in Anſpruch nehmen, einestheils wegen ihres archäologiſchen und mythologiſchen Intereſſes, anderntheils wegen ihrer architektoniſchen Schönheit, die noch aus dem, was von Beiden ſich erhalten zeigt, ſiegreich ſtrahlt, und die Kunſthöhe, auf welcher das Volk Athens ſtand, überzeugend beglaubigt.



THE TEMPLE OF THESEUS

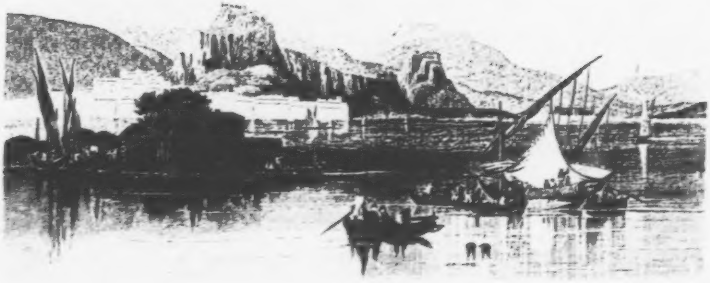
at Athens.

Wir nahen, um uns ganz im Anſchauen des herrlichen Minerventempels zu verſenken, auf's Neue der auf ſchroffem Felskegel hochragenden Trümmerſtadt, der Akropolis, durch die Propyläen, welche unter der glanzreichen Herrſchaft des Perikles aufgeführt wurden und nun durch kunſtreiche Reſtauration der Nachwelt erhalten bleiben. Noch hat das Herſtellungswerk das Chaos nicht geordnet. Es erheben ſich Mauern in Menge und einfach ſchöne canellirte Säulen, doriſcher Ordnung, zum Theil ſtehend, zum Theil umgeſtürzt, treten in den umfangreichen Ruinen vor's Auge; auch wohl noch hie und da ärmliche Wohnungen der Neuzeit, die ſich wie ſchmutzige Schwalbenneſter an die grandioſen Reſte des Alterthums heften. Wandeln wir weiter und höher, wo die weißen Tempelſäulen leuchten, wie die Reihen trauernder Prieſter! Noch vor ſechs Jahrhunderten war Minerva's erhabener Bau faſt ganz erhalten. Erſt ſpäter haben die Zeitenſtürme ihn zerrüttelt und eine große Anzahl ſeiner Säulen gebrochen, bis zuletzt die brittiſche Habſucht die koſtbaren Bildwerke, die noch die Außenſeiten ſchmückten, auch entführte. Noch vor dreißig Jahren ſah man über der Weſtfronte das herrliche Giebelfeld, mit den Inſchriften am Architrav, mit den Kämpfern des Frieſes und ſeinen koloſſalen Götterbildniſſen von meiſterhafter unübertrefflicher Arbeit. Zeus Kronion, den Adler zu ſeinen Füßen, die Rechte erhoben, neben ihm Pallas Athene und Nike mit dem Siegeswagen, vom Zwiegeſpann der Roſſe gezogen, und die Menge anderer hoher Gebilde, ſowie an der öſtlichen Fronte die ganze Götterverſammlung des Olymps. Von allen dieſen Götterſtatuen iſt kaum noch ein Torſo vorhanden; die Inſchriften ſchwanden hinweg, die Basreliefs ſind ausgebrochen oder verſtümmelt bis zur Unkenntlichkeit, die Mauern des Heiligthums ſanken in Trümmer, das Marmordach, es brach, und in den Mauerſpalten niſten frei die wilde Taube und der Vogel Minervas, und beleben durch Gurren und melancholiſche Rufe die erhabene Einſamkeit dieſer Tempelſtätte. Viel beſſer bewahrt, als das Parthenon, zeigt ſich uns in Athen das Theſeion. Auch ſeine Säulenordnung iſt die doriſche, und das Gebäu ſtellt ſich als wohlerhaltenes Ganzes, das nur im Einzelnen mannichfache Deſtruction erlitt, vor Augen.

Die Nachkommen hatten den Theſeustempel neu überdacht und aus ihm eine chriſtliche Kirche geſchaffen, die dem Kult der Griechen diente, als noch das türkiſche Joch auf ihnen laſtete. Wohl nicht ohne Vorbedacht war das Heiligthum des griechiſchen Heroen einem Heroen der chriſtlichen Mythe geweiht worden, St. Georg, dem ritterlichen Kampfhelden, deſſen Aufgabe eine ähnliche wie die des Theſeus war, nämlich die Welt von Ungeheuern zu befreien. Der chriſtliche Kult war hier, was in der That äußerſt überraſcht, vorzugs- und ausnahmsweiſe tolerant geweſen, und hatte die Sculpturen im Innern, welche in trefflichen Basreliefs die Thaten des Theſeus, hauptſächlich den Kampf mit dem Minotaurus verewigen ſollen, nicht vertilgt. Jetzt iſt das Theſeion der Bewahrung antiker Kunſtſchätze zugewieſen: keiner unwürdigen Beſtimmung.

In dieſer Weiſe, wie Theſeus Tempel hier ſteht, und wie einſt ſeine Copie, die deutſche Walhalla, von ferne ſich zeigen wird, verdiente wohl dei Held der Neuzeit ein Mauſoleum. Auch Napoleon war ein Theſeus; Freiheit war ſeine Ariadne, für ſie bezwang er den ungeſchlachten Minotaur der Revolution, und verließ ſie treulos, als er es für gut fand. Doch hinweg mit hinkenden Vergleichen! und hinkend iſt der meinige fürwahr, denn Theſeus war es, der die republikaniſche Freiheit nicht untergrub, ſondern ſie dem jungen Staat als Wiegengeſchenk ertheilte. Dennoch unterlag auch dieſer Heros den unabänderlichen Beſchlüſſen des über Götter und Menſchen waltenden Schickſals, und ſein Loos war der Undank der Athenienſer und die Verbannung. Später folgte die Reue, einem Manne mit Verrath und Untreue gelohnt zu haben, der das Volk und den Staat groß gemacht vor allen Völkern. Da holte man feierlich ſeine Aſche, ſeine modernden Gebeine, empfing ſie mit Feſtespomp, beſtattete ſie und weihte das Grabmal in Mitten der Stadt zu einem geheiligten Aſyle.

Wir aber, die Lebenden, ſehen mit tiefem Ernſte, wie im Laufe der Jahrtauſende ſich ſo mancher Mythos regenerirt und erneut, wir dürfen nicht klagen, daß die Völker der Frühe Großes geſehen, wir ſtehen immer mitten in der Weltgeſchichte und erblicken vor unſern Augen nicht minder Unglaubliches, das nach andern Jahrtauſenden den ſpäten Nachkommen nicht minder wunderbar und ſagenhaft erſcheinen wird, als uns die Mythen der griechiſchen Götter- und Heroenwelt.



CORFU

Corfu.

Wir ſagten Athen mit warmen Wünſchen für ſein ferneres kräftiges Aufblühen Lebewohl, die Bergketten des klaſſiſchen Hymettus entſchwinden unſerm Blicke mehr und mehr, und unſer kleines Segelſchiff bringt uns nach dem Hafen von Nauplia, zwiſchen dem und dem Piräus täglicher Verkehr beſteht. Herrliche Uferbilder der vielen Inſeln und Inſelchen, denen wir vorbei kommen, begleiten uns, und an Hydra, dem Heldenmüthigen, ſegeln wir vorüber. In den Golf von Nauplia eingelaufen, vergegenwärtigen wir uns die Ereigniſſe des griechiſchen Freiheitskampfes, und freuen uns der Errungenſchaften Griechenlands, die keine innere Zwietracht und kein äußerer Feind ihm wieder entreißen mögen, denn Hellas Volk hat ſie mit ſeinem Blute, wahrlich! theuer erkauft.

In Nauplia wird wieder das Dampfſchiff beſtiegen. In raſchem Vorüberfluge ſchwinden die Küſten Morea's zur Rechten, während, wenn wir den Golf von Nauplia verließen, zur Linken der Blick über das uferloſe Meer hinausſchweift. Wir erblicken Monembaſia (Malvaſia) mit der Citadelle auf einer kleinen Felſeninſel, die durch eine hohe Bogenbrücke mit dem Feſtland verbunden wird, und mit den Rebenbergen, die den köſtlichen Malvaſier erzeugen. Unſer Schiffspatron zeigt ſich geneigt, uns von dieſem edlen Weine in unverfälſchter Aechtheit koſten zu laſſen, und auf daß wir um ſo eher ihn würdigen, ſetzt er uns zugleich weißen Malvaſier von Lipari und rothen Malvaſier von Stromboli vor, deren Trauben auf feuerdurchglühtem Boden reiften, und deren köſtliche Blume unvergleichlich iſt. Luſtig grüßen die Zecher das flache, langgeſtreckte Cap Malea oder St. Angelo, und die Inſel Cerigo, das Kythere der Alten, das die Götter mit Reizen und Fruchtbarkeit ſo reich begabten. Jetzt weht die engliſche Flagge von ſeiner Citadelle auf dem Felſen.

Wir durchſegeln den Golf von Colokyntha, biegen um die Spitze des Cap Matapan, laſſen den Golf von Koron zur Rechten und erblicken Cap Gatto mit den kleinen Inſeln in ſeiner Nähe: Cabrera, Venetica und Sopienza, in deren nächſter Nachbarſchaft das feſte Modon in pittoresker Felsumgebung ſichtbar wird. Dann zeigt ſich uns Navarino, ſo berühmt durch die Seeſchlacht des Jahres 1827.

Immer weiter nordweſtwärts, Angeſichts der Küſte des Peloponnes ſteuernd, laſſen wir die Blicke mit Antheil auf den Gefilden Arkadiens ruhen, wenn nicht Nacht ſie überhüllt, und nahen der großen Gruppe der joniſchen Inſeln, von denen das liebliche Zante zuerſt uns entgegen tritt. Der Berg Scopo ragt über dem Cap Geráa auf, die Hafenſtadt Zante liegt einladend vor Augen, und rings um ſie entfalten ſich in ſüdlicher Prachtfülle reiche Gärten und Rebenhügel unterm Schirme bewaldeter Berge, welche erſtern die Fülle der Korinthen tragen, die einen Hauptreichthum der Inſel bilden. Bald auch iſt Kephalonia erreicht, und wir erblicken Argoſtoli mit ſeinen Muscatrebenhügeln, wenn unſer Schiff nicht die Oſtküſte hält, und durch den Kanal von Viscardo zwiſchen Kephalonia und der Inſel Theaki, der berühmten Ithaka, hinfährt, was Jedem wünſchenswerth erſcheinen muß, der je die Odyſſee geleſen. Wir erblicken auf der Höhe über einer nordweſtlichen Bucht einſame Trümmer und cyklopiſche Mauern. Das war Odyſſeus Burg und Stadt, dort waltete Penelope, deren Andenken unſterblich fortlebt.

Weiter nordwärts tritt die gebirgige Inſel Santa Maura, das alte Leukadia hervor. Wir betrachten das ſchroffe Promontorium Dukato mit wehmüthigem Antheil; es iſt noch derſelbe Fels, von dem die Dichterin Sappho ſich herab in's Meer ſtürzte, weil ſie unglücklich liebte.

Immer noch im joniſchen Meere ſteuernd, tauchen die Inſeln Paros und Anti-Paros empor, und bald haben wir das Küſtenland Albaniens zur Rechten, die Inſel Corfu aber vor uns. Sie, die Phäakeninſel der Alten, Korkyra, iſt die nördlichſte der joniſchen Gruppe und ihre Hauptſtadt der Sitz des Senates, der unter einem Präſidenten die Angelegenheiten der Republik leitet, verſteht ſich, überwacht vom britiſchen Dreizack. Früher hatte ſich die Republik Venedig dieſer Inſeln bemächtigt, welchen Mythos und Geſchichte der helleniſchen Vorzeit ein eigenthümliches Intereſſe verleihen; als die ſiechende Republik ihren Todesſtoß erlitten hatte, brachte der Friede von Campo Formio die Eilande unter franzöſiſche Herrſchaft, und ſpäter ging der Freiſtaat unter engliſchem Schutz hervor.

Corfu, wenn es uns im Lichte eines ſchönen reinen Tages entgegen tritt, gleicht einem Paradiesgarten, deſſen Schönheit ſchon von Homer gefeiert ward. Alle edlen Südfrüchte gedeihen hier in Fülle. Die Hauptſtadt der Inſel gleichen Namens erhebt ſich mit ſtarken Feſtungswerken an der Oſtſeite über der Meerenge, die, einige Meilen breit, die Inſel von Albanien trennt. Sie iſt bergig, was ihr von der See her ein ſchönes, ſtattliches Anſehen verleiht. Die Citadelle, ein ſchloßähnlicher Bau, ſchirmt den Hafen; der Palaſt des großbritanniſchen Statthalters oder Lord-Oberkommiſſairs erhebt ſich imponirend über die andern Gebäude Corfu's, von denen nur wenige ausgezeichnet ſind. Auf der Stätte der alten Paläopolis ruht Caſtranis, eine der Vorſtädte Corfu's, und heitre Villen krönen im weiten Kreiſe, von blühenden Gärten umgeben, die Hügel voll Lorbeer-, Feigen- und Olivenbäume, voll Cypreſſen und Cedern, voll Weinreben und Agaven.

Sehenswerth iſt das Denkmal des Grafen von der Schulenburg, welcher im 18ten Jahrhundert der Republik Venedig durch tapfere Vertheidigung die Inſel erhielt, wofür ſeine Marmorſtatue auf dem Platze aufgeſtellt wurde, wo das Reſidenzhaus des Gouverneurs ſteht, und jene des griechiſchen Präſidenten, Grafen Kapodiſtrias.

Vielfach erinnern hier noch klaſſiſche Stellen und mancher andere Reſt des Alterthums an die helleniſche Vorzeit. Wir aber ſcheiden von ihr und dem ehemaligen griechiſchen Boden Joniens, grüßen nach dem Epirus hinüber und ſetzen die Fahrt fort, indem wir, das joniſche Meer verlaſſend, in das adriatiſche ſchiffen.

Trieſt.

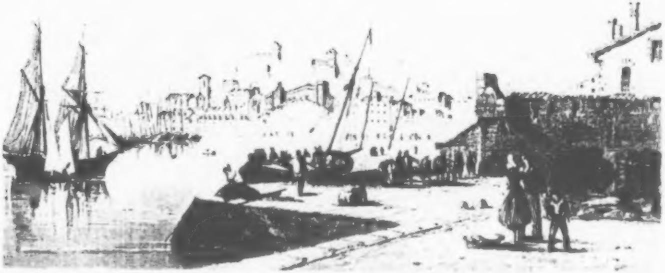
In dem ſehr weiten, nur uneigentlich ſogenannten Kanal von Otranto fahrend, zeigt ſich uns am günſtigen Tag die Küſte Italiens, und wir grüßen ſie mit Heimathgefühlen. Das neapolitaniſche Otranto (Hydruntum), das dieſem Kanal den Namen gab, blühte ſchon zur Zeit des Pythagoras. Im Mittelalter war es häufig Hafen und Sammelplatz der Kreuzfahrer. Hier ſtarb der Gemahl der thüringiſchen Eliſabeth, Ludwig der Heilige, ebenfalls auf einem Kreuzzuge.

Die Küſten entſchwinden wieder den Blicken, und wir nahen uns auf offener See den zahlreichen Inſeln Dalmatiens, fahren Raguſa vorüber, bewundern die ſeltſame Geſtalt der Inſeln dieſes öſterreichiſchen Küſtenarchipels, welche zumeiſt ſehr ſchmal und dabei ſehr lang geſtreckt ſind, und ſehnen uns mehr als je nach dem Ende einer Fahrt, die jetzt an intereſſantem Wechſel wenig darbeut, wohl aber den verwöhnten Touriſten mit Langeweile plagt. Es ſchwindet Tag und Nacht, immer noch iſt Iſtrien nicht erreicht, und wir rechnen dieſe Fahrt, nächſt der über das ſchwarze Meer, zur Schattenſeite unſerer ſonſt ſo ſchönen, mannichfaltigen und mit gutem Glück bis hierher zurückgelegten Reiſe.

Endlich iſt die letzte Inſel hinter uns, das Vorgebirge von Iſtrien prangt, unſer Schiff küßt den Buſen von Venedig. Bald ſchaukelt's auf der Bai von Trieſt. Capo d'Iſtria, die alte, in's Meer hinaus geſtreckte Juſtinopolis, die nur durch eine ſteinerne Brücke mit dem Lande in Verbindung ſteht, winkt uns zur Landung; — wir ſehen ihre ſchön erneute Kathedrale glänzen und ihr Rathhaus emporragen, das auf den Fundamenten eines Tempels der Cybele ſteht; — aber wir ſteuern vorüber, denn ſchon leuchten marmorweiß Mauern und Thürme der Citadelle von Trieſt entgegen, überragt von den Alpen Illyriens und von ſteilen Bergen. Indem wir in das nicht ſehr große, aber tiefe Hafenbecken einlaufen, erblicken wir zunächſt hinter dem Maſtenwald die Altſtadt, mit alterthümlichen Gebäuden, ſchlechten Straßen und hohen Mauern, darüber das Kaſtell ſich mit einer mächtigen Baſtion und einigen viereckigen Thürmen erhebt. Schon zu Cäſars Zeiten lag hier die Stadt Tergeſte, Tergeſtum, die dem oſtrömiſchen Reiche unter Conſtantin dem Großen zugeſellt wurde. In ſpäterer Zeit gelangte Trieſt in den Beſitz der Herzoge von Friaul, dann in den der Patriarchen von Aquileja. Hierauf ward es Eigenthum Venedigs, von dem es bereits unter Leopold dem Frommen an Oeſterreich überging. Kaiſer Karl VI. erklärte 1719 den Hafen Trieſt's zum Freihafen, wodurch der Grund von dem hohen Flor gelegt wurde, deſſen Trieſt ſich zu erfreuen hat. Trieſt iſt in wenig Jahrzehnten eine große Welthandelſtadt geworden, und ſteht jetzt mit Hamburg, Marſeille und Liverpool in einer Linie.

Die Neuſtadt, von ſymmetriſcher Anlage, mit breiten, gutgepflaſterten Straßen, von ſchiffbaren Kanälen durchfloſſen, wo die mächtigſten Kauffahrer vor den Thüren der Speicher Anker werfen können, beſticht durch noble Großartigkeit. Trieſt zählt 34 Plätze, 30 Straßen, 10 Kirchen und 55,000 Einwohner. Es befinden ſich hier Conſuln und Handelskolonien aus allen europäiſchen Nationen; alle Confeſſionen ſind geduldet; eine Menge wiſſenſchaftlicher und artiſtiſcher Anſtalten ſind vorhanden, nicht minder eine Menge ſehenswerther Monumente, zu denen wir uns geleiten laſſen.

Zuerſt beſchauen wir die in der Altſtadt befindliche mittelalterliche Kathedrale S. Giuſto. Ihr Thurm ruht auf den Ueberreſten eines römiſchen Triumphbogens. Sie enthält viele Tafeln mit Römerinſchriften und Winkelmann's Monument.



[illegible]

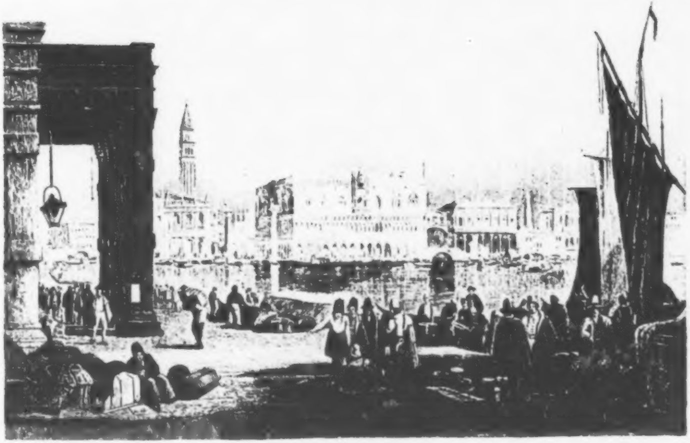
Auf der Piazza grande, am Fuße der Altſtadt, fällt ein herrlicher Brunnen in die Augen, den eine Gruppe von Tritonen ſchmückt. Daneben erhebt ſich die Säule mit dem Standbild Karl des Sechſten. Die Piazza della Borſa iſt ebenfalls von einer ſchönen Fontaine und der Bronzeſtatue Leopold I. geziert. Die Börſe ſelbſt zeichnet ſich als Gebäude durch Pracht, Styl und Dekoration aus; Mollari hieß ihr Architekt; Statuen guter Meiſter zieren das ſtattliche Haus. In den Kirchen von St. Petro, Sta. Maria maggiore, St. Antonio treffen wir manches gute Gemälde, und von den öffentlichen Anſtalten und Gebäuden zeigen die Bibliothek, das Naturalienkabinet, die Quarantaine, das Rathhaus, Zollhaus, die Synagoge u. A. ſich ſehenswerth, während auch viele Privathäuſer, wie die Paläſte Carciotti, Griot, Chiozza, Fontana, Panzera und andere zum Theil mit reichen Privatſammlungen und Muſeen nicht unbemerkt bleiben dürfen, ſo wenig wie die des Gabinetto di Minerva, einer Gelehrtengeſellſchaft.

Reich und mannichfach bewegt durch den regen Verkehr mit dem Oſten und Süden tritt uns das ſociale Leben Trieſts entgegen; wollen wir uns aber dem Gewühl und lauten Lärm eines ſolchen Weltmarktes entziehen, dann bieten ſich in der Nähe eine Menge reizender Punkte zu Ausflügen und Naturgenuß. So das Wäldchen (Boschetto), der Prater Trieſts, das Thal von St. Johann, wie das von Parinetto mit ſeiner reichen Ausbeute ſchmackhafter Auſtern, zu denen wir uns den Kapitalwein vom nahgelegenen Proſecco trefflich munden laſſen, der als wahres Lebenselixir unter dem Namen Pucinum ſchon an der Gemahlin Kaiſer Auguſts, Julia, die Kraft einer ächten Panacee bewährte. Nächſtdem umgibt eine Menge hübſcher und geſchmackvoller Villen Trieſt, deren Parkanlagen zum Theil mit großer Liberalität geöffnet ſind, und von denen allen ſich vortreffliche Ausſichten über Stadt und Meer darbieten. Die ſchönſte Ausſicht jedoch gewährt ſich von Optſchina, welche ein zauberiſches Totalbild vor unſern ſtaunenden Augen entrollt.

Venedig.

Noch einmal zu Schiffe! Zum Letztenmal auf dieſer Fahrt trägt uns ein Dampfboot über den Fluthenſpiegel der ſtolzen Adria, von Trieſt hinüber zur Lagunenſtadt, der Meeresbraut, der Meereskönigin. Welche Schickſale und Schickſalsſtürme überdauerte dieſe Stadt, die wir in impoſanter Größe faſt mit lauter Paläſten ſich vor unſerm Auge entfalten ſehen, um ſo impoſanter, da kein naher Hintergrund ſie in einen beſchränkten Rahmen einengt — ſeit flüchtige Einwohner Aquileja's, deren Stadt Attila Verderben drohend nahte, ſich auf die Inſeln in den Lagunen retteten, deren Nachkommen den Freiſtaat Venedig gründeten, bis zu der Epoche, wo Napoleons eiſerne Hand dem Reiche ein Ende machte, das zum Schatten ſeiner Größe herabgeſunken war! Welche Fülle von Ereigniſſen mag aufgezeichnet in den Archiven ruhen, wie verſteinerte Reſte der Vorwelt, die noch keine Feder der Forſcher ſchilderte! Es währte lange, ehe der junge Freiſtaat ſich zu der Form conſolidirte, die er in ſeiner Blüthenzeit behauptete. Die Nachkommen der Anſiedler vom Jahre 452 ſahen ſich durch neue Auswanderer im Jahre 568 vermehrt, die vor den Langobarden vom Feſtland auf die Laguneninſeln entwichen, und ſtellten ſich eine Reihe von Jahren unter Conſuln, bis die Dogen an jener Stelle traten, deren erſter Paulucci Anafeſto war. Der erſte Sitz der Regierung war Eraclea, der ſpätere, von 742 an, Malamocco, und erſt 809 ward auf der Inſel Rialto das heutige Venedig begründet. Durch ſeine Lage lediglich auf Fiſcherei, und mehr noch auf Schifffahrt und den Handel gebieteriſch verwieſen, hob ſich Venedigs Macht und Anſehen mit Rieſenſchritten. Die Lage war günſtig, der Verkehr mit den verſchiedenen Küſtenvölkern und bald darauf mit Griechenland wuchs. Aus der Macht erhob ſich Eroberungsluſt, die ihre Fangarme zunächſt nach dem Morgenlande ſtreckte, und ſich Konſtantinopels bemächtigte. Die Kreuzzüge halfen ungemein fördern, dennoch konnte, trotz dem Löwenmuth des erblindeten Dogen Enriko Dandolo, Byzanz nicht behauptet werden, dagegen griff Venedig in nächſter Nähe nach der Herrſchaft über italiſche Städte, beugte Genua, und machte eine Menge anderer ſich zinsbar.

So ward die höchſte Blütheſtaffel erreicht, als ein kühner Segler Afrika zum erſten Male umſchiffte und eine neue Handelsbahn nach Oſtindien fand, welche die bisherige ausſchließige Vermittelung des Handels nach den



[illegible]

[illegible]

fernſten Ländern des Orientes Venedig entriß. Die Osmanen ſtrebten nicht minder raſtlos, die Macht der Republik in ihrem Bereich zu brechen, und eroberten eine Inſel nach der andern. Noch ſchlich die flügellahme Republik in Lethargie verſunken durch die neue Zeit mit veralteten Formen, ohne innern Halt, und ohne eine andere Größe, als die der Erinnerung, bis das Schickſal ihren Lebensfaden zerſchnitt. Napoleon beugte Venedig unter Frankreichs Scepter, und das verhängnißſchwere Jahr 1815 unter den Adlerflügel Oeſterreichs als zweite Stadt des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches, als zweite Stadt, Venedig, das in ſeiner ſtolzen Sicherheit einſt weit und breit als erſte galt, und ſich kaum minder als Rom zu ſeyn dünkte.

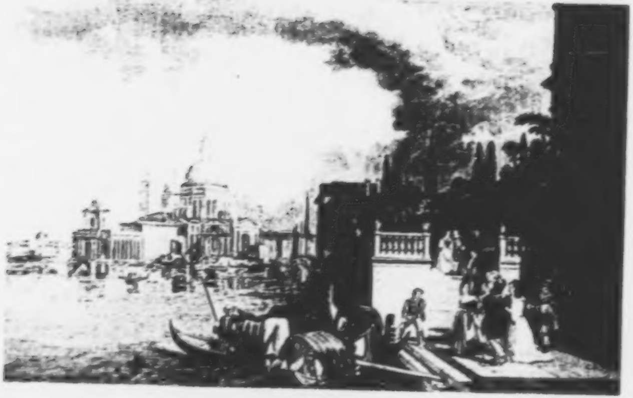
Wie wir der zuſammengedrängten Maſſe von nicht weniger als achtzehntauſend Häuſern nahen, die auf 100 Inſeln ſtehen, zwiſchen denen 400 Kanäle fließen, darunter der Canale grande ſich wie eine große Schlange mitten durch die Stadt krümmt, und ſie in zwei ungleichen Hälften theilt — tritt uns, ſobald wir der größeren Iſola della Giudezza und der kleinern Iſola di S. Giorgio vorbeigefahren, der mächtige, umfangreiche Halbkreis von Gebäuden, die Riva delle Schiavoni prachtvoll entfaltet vor Augen, an deſſen linker Seite, vor uns, da, wo der Canale grande beginnt, der weltberühmte Markus-Platz, der Molo, die Piazetta, mit den hohen Maſten aus Cedernholz, den Granitſäulen, dem Campanile mit den Arkaden und der theils byzantiniſchen, theils arabiſchen und altdeutſchen Architekturpracht des Palazzo Reale und Palazzo Ducale von uns erſchaut und mit Staunen begrüßt werden. Doch jetzt gilt es noch nicht, von dieſem überraſchend ſchönen Anblick uns feſſeln zu laſſen; es umwogt uns Gelandete die Schaar der Laſtträger, Facchini, die mit zudringlicher Haſt unſeres Reiſegepäckes ſich zu bemächtigen ſuchen, und die Sorge für unſer Eigenthum erfordert unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Vom Albergo reale di Danieli, das neben dem Pallazzo vecchio liegt, wo eine wunderſchöne Ausſicht unerwartet, oder von der Königin von England aus, wo eine vortreffliche Küche für manches bisherige gaſtronomiſche Leiden Entſchädigung verheißt, machen wir die Gondeltour durch die Inſelſtadt. Dann eilen wir mit froher Schauluſt den öffentlichen Plätzen zu, deren Venedig 41 zählt, weilen lange auf dem Markusplatz, und betreten den wunderbaren Bau ſeiner weltberühmten Kirche, in der ſich für die Kunſtgeſchichte aller Zeiten die belehrendſten Studien machen laſſen. Koſtbare Moſaiken, Sculpturen, Bilder, Säulen ſchmücken das im Laufe der Zeiten oft veränderte Tempelinnere; wir ſehen die Denkmale des Alterthums, Monumente und Kenotaphe, altgriechiſche, byzantiniſche und ſpätere. Treffliche Bildwerke in Erz und Marmor, darunter die berühmten vier Roſſe, zieren das Aeußere dieſes Tempels, deſſen Pracht und Menge der Kunſtſchätze zu ſchildern, ein Buch erfordern würde.

Wem nun vollends vergönnt iſt, den Kirchenſchatz zu ſchauen, der würde Tage brauchen, um alle die Kunſtwunder und Koſtbarkeiten, die St. Marco in ſich ſchließt, einzeln zu betrachten. Für die Kunſt ſind auch viele andere Kirchen wahre Muſeen; ſo St. Franzesko della vigna, St. Zaccaria, St. Luca, St. Salvatore, St. Giovanno Chryſoſtomo, St. Giovanno e Paolo. Wir nehmen hier wahr, wie Venedig zur Vermittlerin zwiſchen Italien und Griechenland geworden. In Italien war die Kunſt geſunken; daher mußten zunächſt beim Bau von St. Marco griechiſche Vorbilder dienen, daher die annähernde Form des Bauſtyls an die Sophia zu Conſtantinopel, daher die Pracht der Bildwerke auf Goldgrund, Moſaiken, Säulen und Statuen. Später trat die gothiſche Kunſt zu der byzantiniſchen, bald genug aber ward ſie mit den der Antike ſich nähernden Formen des ſpätern italieniſchen Bauſtyls erſt verſchmolzen, dann von ihnen verdrängt, bis auch dieſe, immer noch reinen und edeln Formen durch den hereinbrechenden Ungeſchmack zwar nicht verdrängt, aber durch häßliche Ueberladung verunziert wurden.

Mehr als alle, gründlicher Forſchung doch nicht zu entſprechen vermögende Schilderung, genüge es, wenn wir uns nur die großen Künſtler vergegenwärtigen, welche hier ernſt und heiter ſchaffend, ſich thätig zeigten, und wir werden ſchon an deren Namen einen hinlänglichen Maßſtab haben, Venedigs Bedeutſamkeit auch in jener wichtigen Beziehung zu würdigen. Die Künſtlerfamilie der Lombardi, dann Michael San Michele, Falconetti, Sanſovino Calendario und Palladio waren als geiſtreiche Architekten und Bildhauer wirkſam; als Maler: Squarcione, die Vivariani, Rocco Marconi, Giovanno Bellini, Titiano, Pordone, Baſſano, Tintoretto, Paul Veroneſe.

Um Venedig und die Lagunen ganz zu überſchauen, müſſen wir den 335 Fuß hohen Glockenthurm beſteigen, an welchem vom Jahre 902 bis 1510 gebaut wurde, und von dem herab uns ein ganz eigenthümlicher, bezaubernder Anblick zu Theil wird, der unſere Gefühle mächtig bewegt und ſich tief in die Erinnerung einprägt.



[illegible]

[illegible]

Kanalgebäude. — Arſenal.

Die Betrachtung des Innern des alten Dogenpalaſtes nimmt nach Beſichtigung der Markuskirche zuerſt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Im Hofe weilen wir bei der Statue Othellos, und betreten die Rieſentreppe, auf deren Abſatz die Dogen gekrönt wurden. Noch ſieht man die Oeffnungen, wo die Löwen ſtanden, die gefürchteten, deren Rachen heimliche Anklagen aufnahmen; da erblicken wir die Scala d'oro, und durchwandeln die Räume voller Erinnerungen an große Ereigniſſe. Die Reihen der Bildniſſe aller Dogen, mit Ausnahme des enthaupteten Marino Falieri, ſchmücken mehre Säle. Aus dem Hofe des Palaſtes, darin ſich auch die Börſe befindet, führt die berüchtigte Seufzerbrücke über den Rio del Palazzo nach dem Staatsgefängniß, wo die verrufenen Bleidächer ſich befinden.

Mit der Pracht des Dogenpalaſtes und des St. Markusplatzes überhaupt harmoniren die längs des großen Kanales hin ſich reihenden ſtattlichen Gebäude. Wenn wir bei der Piazetta eine Gondel beſteigen und in den Kanal einlenken, tritt uns die Dogana di Mare entgegen, dann die Kirche St. Maria della Salute zur Linken, mit fünf Tizianiſchen Gemälden. Es folgt das Seminario patriarcale, ebenfalls im Beſitz trefflicher Gemälde, dann die Paläſte Sini und andere am Canal grande, und die Akademie der ſchönen Künſte, in der wir eine treffliche Gemäldeſammlung der venetianiſchen Schule und reiche Mappen voll der intereſſanteſten Handzeichnungen der größten Maler, Michel Angelo, Raphael, Leonardo da Vinzi und anderer bewundern. Auch das Poſtgebäude liegt am Kanal, und ohngefähr in der Mitte der Stadt überſpringt denſelben die Rialtobrücke in einem kühngewölbten Bogen.

Die Brücke ſelbſt, die lange als das größte Meiſterwerk der Brückenbaukunſt galt, beſteht aus drei mit Läden beſetzten Straßen und zwei Reihen Butiken.

Sehenswerth iſt das weltberühmte, jetzt aber öde, Arſenal (Darſena) mit ſeinen Gebäudereihen, die einen Flächenraum von mehr als zwei Miglien Umfang bedecken, ſeinen gewaltigen Waſſerbecken, Werften und Stückgießereien, ſeinen koloſſalen Marmorlöwen am Eingang. Wir ſehen, mittelſt einer ſich leicht zu verſchaffenden Eintritts-Erlaubnißkarte, die prächtigen Waffenſäle mit alten Rüſtungen, darunter eine von Heinrich IV., und unter der wichtigen Modellſammlung auch das des Bucentaur's, auf welchem ſonſt der Doge ſeine Vermählung mit dem Meere beging, von welchem Schiffe ſelbſt nur noch einige Reſte vorhanden ſind. Ein gelungenes Reliefbild des adriatiſchen Meeres und ſeiner Küſtenländer erregt Bewunderung.

Obſchon Venedig als Handelsſtadt von ſeiner einſtigen Höhe tief herabgeſunken iſt, ward es doch wieder dadurch in neueſter Zeit begünſtigt, daß ſein Hafen für einen Freihafen erklärt wurde, und ſeine Induſtrie, lediglich und faſt ausſchließlich auf merkantile Produktion verwieſen, iſt immer noch ſehr bedeutend. Die Perlen- Gold- und Silberarbeiten Venedigs ſind ſehr geſchätzt, und die hieſigen Spiegel behaupten noch immer ihren alten Ruhm. Dem öffentlichen Vergnügen dienen ſieben Theater, von denen das Teatro Fenice das bedeutendſte iſt; dann der ſtets volkswimmelnde St. Markusplatz mit ſeinen zahlreichen Kaffeehäuſern, wo an keinem Abend Muſik mangelt; dann die öffentlichen Gärten am nordöſtlichen Ende der Inſelſtadt; die ſchattenreichen Esplanaden der Inſel St. Giorgio maggior, auf welche von der Piazetta aus eine Ueberfahrt ſtatt findet, und einige reiche Privatgärten. Luſtfahrten durch die Stadt auf dem Kanal, auch zu den nahen Inſeln und in die Lagunen müſſen die Landparthieen anderer Großſtädte erſetzen.

Die Verbindung mit dem Feſtland wird jetzt noch durch Kanäle vermittelt; bald aber wird die Rieſenbrücke erſtehen, welche für Rechnung der Geſellſchaft zum Bau der Eiſenbahn von hier nach Mailand gegenwärtig im Bau begriffen iſt.

Padua.

Nach ſo viel des Herrlichen, was wir in Venedig erſchaut, käme es uns nicht ſchwer an, auf Padua zu verzichten, ſo viel auch dieſe Stadt ſagenhaften Urſprunges, dieſe Vaterſtadt des Titus Livius, in welcher der heilige Antonius begraben liegt und des Kunſtſchönen in Tempeln und Paläſten an den Meiſterwerken eines Nic. Piſano, Falconetto, Donatello, Giotto, Aldighiero da Zevio, Andrea Mantegna u. A. aufzuzeigen hat. Wir würden an der Lagunenſtadt Chioggi (Chiozza) landen, in deren Nähe wir freudig ein deutſches Alpenkind, die Etſch (Adige), zu begrüßen hätten, deren Waſſer ſich, in mehre Canäle vertheilt, in die Lagunen verliert. Allein beſſer thun wir doch, die Fahrt nach Chioggi nur als Ausflug zu unternehmen, denn ein langer und langweiliger Weg würde uns zu Theil werden durch eine zwar fruchtbare, aber ermüdende Ebene.

Daher überſchiffen wir die Lagunen bis Fuſina und Muranzatto, und weiden uns am überaus ſchönen und reichen Anblick des entſchwindenden Venedigs. Für den Botaniker haben die Lagunen ſelbſt ein beſonderes Intereſſe. Dort wächſt die Valisneria spiralis, die nur zur Zeit der Blüthe aus dem Grunde der Gewäſſer emportaucht, ihre Krone dem Lichte öffnet, ihre Hymenäen feiert, und dann wieder hinabſinkt, wo, dem Menſchenauge unſichtbar, ihre Saamen reifen. Solche Pflanze dünkt uns vergleichbar einem tiefen Gemüth, das nur einmal, in Liebe ſelig, mit verklärtem Blick das Sternenauge zur Sonne hebt, und nie wieder, dann aber ſein Glück wie ein tiefſinniges Geheimniß vor aller Welt bewahrt und mit ihm ſtirbt.

Künftig fliegen die Reiſenden auf der lombardiſch-venetianiſchen Eiſenbahn durch dieſe Gefilde. Dieſelbe beginnt oder endet in Venedig; eine 3547 Meter lange Brücke von 252 Bogen führt über die Lagunen, verſehen mit den Bahnſchienen, mit den Trottoirs für Fußgänger, mit Waſſerröhren zum Trinken und Gasröhren zur Erleuchtung. Dieſe Brücke wird beim Fort Malghera an die Terra ferma ſtoßen, und in zehn Stunden wird das Gebiet von Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Treviglio bis nach Milano durchflogen ſeyn.

Die Kanalfahrt auf der Brenta nach Padua verſchmähend, da wir endlich der Waſſerfahrten müde ſind, trägt uns der leichte Wagen eines Vetturin durch ein anmuthiges Gefilde die drei Poſtſtationen, welche wir noch bis Padua haben, über den heiteren Flecken Mira nach Dolo, das umgeben von herrlichen Gärten liegt, wo der Palaſt Piſani, von Palladio erbaut, Bewunderung erregt und verdient. Hier verlaſſen wir die Brenta, deren Laufe wir bis jetzt entgegen gezogen. Und ſo nahen wir einer der älteſten Städte Italiens, deren Gründung Publius Virgilius Maro, wie der dort geborne Titus Livius Patavinus, dem trojaniſchen Helden Antenor zuſchreiben, und die unter der Herrſchaft Roms frühzeitig eine belebte Handelsſtadt war. Im Mittelalter bemächtigten ſich die Longobarden Padua's, denen Karl der Große ſie entriß. Später waltete der berüchtigte Tyrann Ezzelino als kaiſerlicher Vogt mit despotiſcher Strenge dort, und Padua rang ſich zur republikaniſchen Selbſtſtändigkeit empor, die es lange mit Glück behauptete, und unter dem Hauſe Carrara hohe Bedeutung gewann. Seit 1405 unter die Herrſchaft Venedig's gebracht, mußte Padua im Laufe der Zeiten die Geſchicke theilen, welche über dieſe Republik verhängt waren.

Die Fernſicht auf die eine deutſche Meile im Umfang haltende Stadt iſt ſchön. Sie liegt am Bacchilione und iſt von Mauern, Gräben und Wällen umſchloſſen, welche letztere größtentheils zu angenehmen Promenadenwegen umgeſchaffen ſind, von denen ſich manche reizvolle Ausſicht auf die nahen Euganeen und die ungleich fernen Gebirge von Baſſano darbietet. Die Straßen, meiſt eng und ſchmutzig, ſind faſt durchgängig mit Arkaden verſehen; die Plätze aber ſind ſchön und geräumig. Der Prado della Valle, den 74 Statuen berühmter Männer zieren, dient als Verſammlungsplatz der vornehmen Welt; die Piazza del Santo ſchmückt eine Reiterſtatue von der Meiſterhand Donatello's.

Vornehmlich in den Kirchen Padua's ſtrahlt uns die Kunſt in zahlreichen Radien entgegen, obſchon auch manche Paläſte viel des Reichen, Schönen und Herrlichen enthalten. Im Palaſt della Ragione (P. d. Giuſtizzia) iſt der Salone zu bewundern, vielleicht der größte Saal in Europa; denn er mißt 256 Fuß in die Länge, 86 in die Breite, 75 in die Höhe, und iſt ausgeſtattet mit einer ſolchen Fülle von Wandmalereien (die aber mit Unrecht dem Giotto zugeſchrieben werden), daß das Auge ſtaunt und ſich in eine wunderbare Welt verſetzt glaubt. Dort ſtehen auch die zwei ägyptiſchen Bildſäulen von Baſalt, welche der berühmte Reiſende Belzoni ſeiner Vaterſtadt ſchenkte; ferner das Monument des Titus Livius, und eine Menge anderer ſehenswerther Denkmäler und

Alterthümer. Der Palaſt Trento Pappa-Fava weiſt einen Sturz der böſen Engel auf, den eine Gruppe von 90 Figuren, aus einem einzigen Marmorblock kunſtvoll gemeißelt, bildet.

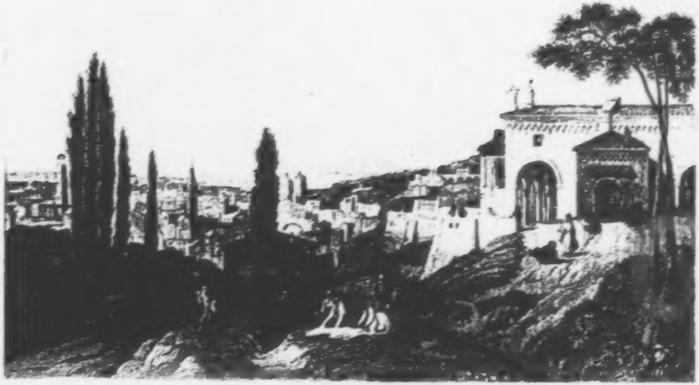
Unter den Kirchen betreten wir zuerſt St. Antonio. Es iſt die Grabſtätte des heiligen Antonius, der vorzugsweiſe il Santo genannt und als Schutzpatron der Stadt verehrt wird. Sie iſt mit ihren Kapellen reich an Kunſtwerken, ja man könnte ſagen, damit überladen. Als vorzügliches Bild gilt ein Martertod der heil. Agatha von Tiepolo. Die Kapella del Santo zeigt koſtbare Arbeiten in Silber und Erz und in Reliefbildern verſchiedener Meiſter Sankt Anton's Thaten. Ebenſo iſt das Presbyterium auf das Reichſte ausgeſtattet; die Capella S. Felice giebt Bildercyklen aus dem Leben des Apoſtels Jakob d. größern. Intereſſante Grabdenkmäler ſind in Menge vorhanden, und wir verlaſſen faſt betäubt von ſo vielen anziehenden Kunſtanſchauungen dieſen Tempel. In der für ſich beſtehenden Capella S. Giorgio, die ebenfalls guten Bilderſchmuck hat, entdeckte Dr. Ernſt Forſter intereſſante, für zerſtört gehaltene Wandgemälde von Jacopo d'Avanzo unter einer dicken Staubrinde, und trug zu deren Wiederherſtellung bei. Das Oratorium Scuola del Santo enthält in Tizianiſchen Fresken die Wundergeſchichten des h. Antonius. Der Dom beſitzt ein wunderthätiges Madonnenbild, das Giotto zugeſchrieben wird, ohne von dieſem großen Meiſter zu ſeyn, und manche ſchätzbare Bücherſeltenheit neben Denkmälern berühmter Männer, gute Altarblätter, und auch ein altes Bildniß Petrarca's, nebſt deſſen Denkmal. Der Sänger Laura's war Domherr zu Padua. Und ſo tritt uns, von Kirche zu Kirche wandernd, von denen noch die Auguſtinerkirche Eremitani, die Begräbnißkapelle Madonna del Arena, und die Kirchen und Kapellen Scuola del Carmine, San Franceſco, S. Giuſtina, Servi di Santa Maria und S. Canziano zu betrachten ſind, überall die Kunſt in blühender Entfaltung vor Augen, und lehrt uns erkennen, wie reich in dieſer Beziehung der Süden, wie unendlich arm dagegen unſer Norden iſt. Die Sculpturen eines Giovanni Piſano, Donatello, und Andrea Riccio, und die Bilder eines Giotto, Aldighieri da Zevi, Jacopo d'Avanzo, und Giovanni Bellini, deren Pinſel ihre Namen in Padua verewigten, nicht minder die ſpätern Maler Franceſco Squarcione, Andrea Montegna, Giuſto Padovano, Giovano Miretto u. A., ſo wie die Anhänger der venetianiſchen Schule, Campagnola, Barotari ꝛc. ꝛc. flößen Theilnahme ein, neben den hier vorhandnen Werken weltberühmter Meiſter, wie Tizian, Raphael und Paul Veroneſe.

Wir reiſen weiter. Wie eine Alpenvorhut ſtellen ſich die euganeiſchen Berge hart an unſern Weg, deren Hochgipfel, Monte Venda, eine Prachtausſicht gewährt, und deren Flecken Arqua das Haus umſchließt, in welchem Petrarca lebte und ſtarb, wo noch ſein Stuhl und ſeine ausgeſtopfte Katze, ſowie ſeinGrab gezeigt wird.

Wir weihen an dieſer Stätte dem großen Dichter, dem großen Denker ein ehrenwerthes Andenken und beſchleunigen dann möglichſt die Reiſe, um, wäre es auch im Schleier der Nacht, an den Schoos der Alpenvorberge zu gelangen, die prachtvoll mit paradieſiſchen Geſilden vor unſern Blicken ſich ausbreitend, in die Ebene niederſteigen, wo wir denn endlich Verona frohen Herzens begrüßen.

Verona.

So umfängt uns das ſagenreiche, alterthümerreiche, kunſtreiche Verona, und beut in dieſer dreifachen Beziehung der aufmerkſamen Betrachtung die fruchtbarſte Stoff- und Bilderfülle dar. Euganeiſche Völker und Einwohner Rhätiens gründeten die Stadt am Fuße der Alpen, in fruchtreicher Ebene der Etſch; ſpäter fallen ſemnoniſche Gallier ein und kämpfen mit den Henetern um den günſtig gelegenen Wohnſitz. Roms, des weltbezwingenden, Legionen und Cohorten ziehen heran, und der Gallier flüchtet. Ein Jahrhundert früher, ehe der Stern über Bethlehem ſtrahlte, wurden weltgeſchichtliche Schlachten in dieſen Geſilden geſchlagen; Cajus Marius beſiegte in der rutheniſchen Ebene die Cimbern. Römerprachtbauten erhoben ſich, die Stadt wuchs, ward volkreich, wohlhabend; deß begegnen noch, ſchön in ihren Ruinen und Reſten, ſprechende Zeugniſſe in Menge. Aber es überſtürzt die allgewaltige Völkerſtrömung auch dieſes Geſild, und der Heeresſchall der Gottesgeiſel fliegt über die Trümmer der verwüſteten Stadt. Der Rugier und Heruler König, Odoaker, ſchlägt die Römer und thront hier, und es weht ein ſagenhaftes Tönen über die Geſilde, wie Rythmen des Nibelungenliedes und des Heldenbuches. Der große Oſtgothenkönig, Theoderich, den die deutſche Heldenſage Dietrich von Bern (Verona) nennt, iſt es, den dieſe Töne feiern. Er vertreibt Odoaker und baut ſich in Verona den Königsſitz. Auch dieſe Herrſchaft iſt nicht von Dauer; der Römerfeldherr Narſes vertreibt unter Juſtinian die Gothen, bricht ihre Macht in Italien, macht Verona zur Provinzſtadt des römiſch-byzantiniſchen Reiches. Da nahen im heerenden Zuge die Longobar-



[illegible]

den, überbreiten Italien, und Verona hat andere Herren. Karl der Große bricht ihre Herrſchaft, und Verona erreicht einen glänzenden Höhenpunkt als Hauptſtadt Italiens unter den Karolingern; nächſtdem ward es Strebeziel vieler Fürſten Italiens, die um die ſchöne Hauptſtadt wie um eine Buhle rangen. Aber die Stadt, in ſich ſelbſt kräftig und mächtig, ſuchte ihre Selbſtſtändigkeit zu bewahren und erklärte ſich 1201 zur Republik. Wie aber aus dem Schooße republikaniſcher Macht leichter noch, als aus dem der monarchiſchen, die Tyrannei geboren wird, ſo war es auch hier, wie in Padua, der Tyrann Ezelino, welcher fünf und dreißig Jahre lang Verona knechtete; ſeiner Gewaltmacht folgte, wie dort die der Carrara, hier die Herrſchaft der ruhmreichen Familie della Scala, der mächtigen Ghibellinen, welche Verona's Gebiet erweiterten, die Stadt verſchönten, ihre Blüthe hoben. Unter ihnen fand der unſterbliche Dante ein Aſyl. Doch auch dieſes Haus erreichte ſein Schickſal, nachdem es hundert und ſieben und zwanzig Jahre ſein Primat über Verona behauptet, und die Republik mußte ihr ſo ſtolz emporgetragenes Haupt unter die Herrſchaft Mailands, dann unter Padua, endlich unter Venedig beugen. Mit Venedig vereinigt, theilte es durch alle ſpätere Folgezeit deſſen politiſches Loos. Unter den reichen und mächtigen Lenkern des veroneſiſchen Staatsſchiffes entfaltete ſich Verona zu einer Stadt voll hoher Kunſtblüthe. Die ſpätere Architektur verklärte ſich in Kirchenbauten eigenthümlichen Styls, nachdem der klaſſiſche Geiſt des alten Roms — hier in einem impoſanten Amphitheater, der Arena auf der Piazza Brà, einem Triumphbogen, einer Brücke, zwei Thoren, und einem verſchütteten und überbauten Kapitol noch zu bewundern — entflohen war. Unter den acht und vierzig Kirchen und Oratorien Verona's ſind reich an Kunſtdenkmälern die Kathedrale, deren Urſprung in's achte Jahrhundert n. Chr. hinaufreicht; ſie enthält an den Pilaſtern ihrer Façade die Rieſenſtatuen Rolands und Oliviers, der Paladine Karl des Großen neben einem Gewimmel phantaſtiſchen Bildwerks; dann bei anderen, herrlichen Malereien die berühmte Himmelfahrt Mariä von Tizian. Weiter ſind ſehenswerth St. Giovanni in fonte, die ihren Urſprung aus gleich früher Zeit datirt, ihren Namen aber von einem reliefgezierten Taufbrunnen aus dem 12. Jahrh. führt; St. Zeno maggiore, mit des heiligen Zeno Statue aus rothem veroneſiſchen Marmor, ſitzend auf einem antiken Thronſeſſel; in der Krypta der Sarkophag des Heiligen; uralte Wandmalereien, Statuen und bronzene Thüren. Neben dem Tempel die Reſte des alten Kaiſerpalatiums, das (zweifelhafte) Grabmal Pipins; eine antike Schale aus ägyptiſchem Porphyr, mit 10 Fuß weitem Durchmeſſer. Gute Sculpturen und Malereien enthalten die Kirchen San Bernardino, S. Fermo maggiore (Denkmäler der Nachkommen Dante's), S. Anaſtaſia, S. Nazario e Celſo, S. Maria in Organo, mit der reichſten Sakriſtei Italiens, S. Giorgio in Braida u. A.

Fragen wir nach dem Grabmal Romeo's und ſeiner Julie; ſo zeigt man es im alten Orfanofrio delle Franceschine, das jetzt ein Militärmagazin iſt, wie das Haus der Capelli, Julia's Aeltern, ein Fuhrmannsgaſthaus. Ein altes, häßliches Weib zeigt uns im Hof einen zum Waſſertrog entwürdigten Sarkophag von Marmor als Sarg Julietta's, und der gläubige Britte ſchlägt für ein gewiſſes Trinkgeld ein Stück davon ab für ſein Raritätenkabinet.

Die reichen und prangenden Denkmäler der Scaliger in S. Maria antica bewundern alle Touriſten, und in den Paläſten birgt ſich manche werthvolle Kunſtſammlung. So der Palaſt Canoſſa, jetzt das kaiſerliche Schloß; die Paläſte Pompei della Vittoria, Bevilacqua, Maffei, Ridolſi, der biſchöfliche Palaſt. Das Rathhaus und das Zollhaus ſind ſchon ihrer Maſſe wegen ſehenswerthe, imponirende Gebäude.

Drei Kaſtelle ſchützten Verona. Auf Hügeln liegen S. Felice und S. Pietro, das erſte, ſammt den Feſtungswerken der Stadt, von den Franzoſen zerſtört, das zweite merkwürdig und anziehend, weil es die Ruinen von Theoderichs Palaſt in ſich ſchließt; das dritte, Caſtel vecchio, imponirt neben ſeiner bewundernswerthen Brücke mit ihrem kühnen, 137 Fuß weiten Rieſenbogen, durch ſeine grandioſe alterthümliche Bauart, obſchon es in der Ebene liegt. Ein mächtiges Dreieck bildend, von hochragenden Thürmen voller Schießſcharten geſchützt, am Ufer des Stromes, dieſen beherrſchend und bewachend, gleichſam durch die mit ihm verbundene, mit hohen Zinnen geſchmückte Brücke ihn überſpringend, — gewährt es mit ſeiner Umgebung ein höchſt maleriſches Bild. Durch den großen Brückenbogen iſt ein Theil der 50,000 Einwohner faſſenden Stadt ſelbſt ſichtbar, und von umbuſchten, gartenreichen Hügeln gucken freundliche Villen in heiterer Ruhe auf das bewegte Gewimmel der Straßen und Plätze herab. Palaſtreich prangt der Corſo, welcher vom Platze Brá ſchnurgerade nach der Porta nuova führt, ferner die Piazza de Signori, und auf der Piazza d'armi noch ſtolz, an alte Herrſchaft erinnernd, die allegoriſche Statue der Republik Venedig.

Ein Ausflug in Verona's reizende Umgebungen führt uns zuerſt zum Garten Giuſti, mit Liberalität dem Publikum vom Beſitzer geöffnet, wo Stadt und Gegend uns maleriſch zu Füßen liegen. Dann höher ſteigend ſuchen wir von den Werken des Kaſtells Felice einen umfaſſenden Ueberblick zu gewinnen. Da ruht die umfangreiche Stadt im Kranze ihrer Villen, das Leſſiniſche Gebirge mit Laven und verſteinerten Fiſchen und Pflanzen begrenzt den Blick, der Monte Baldo ragt empor; aber die weiten Ebenen überfliegend, gewahrt das Auge die Kuppel der Andreaskirche Mantua's und zahlloſe Orte.

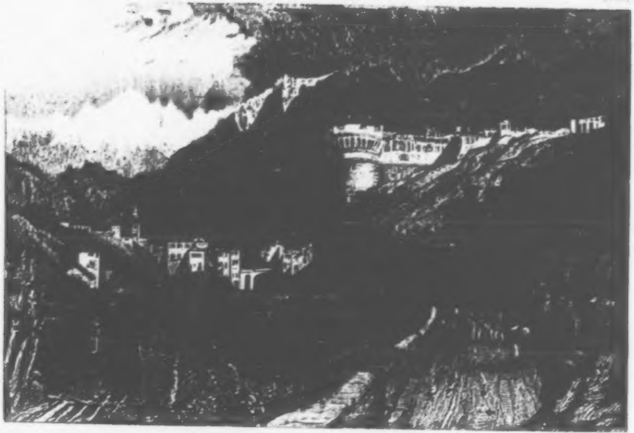
Roveredo.

Wie auch Sehnſucht uns heimathwärts ziehe, wie dringend und anmuthig auch der Weg, entlang der muntern Etſch in einem herrlichen Gebirgsthale, uns einlade, ihn zu durchwandern, wir müſſen zuvor den Gardaſee und ſeine bezaubernde, paradieſiſche Umgebung ſchauen. Wir folgen demnach der Etſch vorläufig nicht weiter, ſondern eilen durch die fruchtreiche Ebene, über heitere Dörfer und über liebliche Rebenhöhen, auf einem ſchnurgeraden Wege nach Peschiera, einer kleinen Feſtung, deren Forts den Hafen des Gardaſees beſchirmen. Vor unſern Augen ſtreckt ſich der von Gärten umgrünte, mit reizvollen Ufern prangende, 5 bis 12 Miglien breite und 35 Miglien lange See hin, deſſen ſchmäleres Ende wir nicht abzuſehen vermögen, da es ſich mit mäßiger Krümmung in den Schooß der nördlichen Berge birgt, während eine ſanfte Hügelkette, die mit Villen und Limonenwäldern geſchmückte Colla Benaceſi, ſüdöſtlich ſein weites Becken umfängt.

Peschiera führt ſeinen Namen „Fiſchbehälter" nicht umſonſt. Jeder erwarte hier eine Auswahl köſtlicher Fiſchgerichte. Als beſondere Delikateſſe ſind Lachs und Aal, Trutten und Sardinen berühmt, — Fiſche, die der See in Menge erzeugt und die weit hin verführt werden.

Tief in den See ſtreckt ſich ohnweit Peschiera die Erdzunge Sermione (Sirmio) mit einer klaſſiſchen Erinnerung. Hier beſaß der römiſche Dichter Catull ein Landhaus, deſſen Reſte noch den Namen der Grotta di Catullo tragen. Eine Luſtfahrt auf dem Gardaſee bietet für wenig Geld der Genüſſe ſo viele! Am beſten thut man, eine Barke zu miethen, deren zwei Ruderer, ein jeder für drei Zwanziger und einem Trinkgeld einen ganzen Tag die Kraft ihrer Arme dem Touriſten zur Dispoſition ſtellen. Er mag dann bis Salo, und von da bis Riva di Trento, das an des Gardaſees nördlichſter Spitze liegt, vordringen. Aber ſelten reicht dazu ein Tag aus, denn des Anlaſſes zum Aufenthalt iſt ſo viel; zumal feſſelt die Inſel faſt mitten im See, die ein geſchmackvolles Schlößchen des Grafen Louis Lecchi mit reizenden Parkanlagen trägt und die einladet, in heiterer Raſt eine ſchöne Stunde zu weilen. Von Peſchiera ſchlagen wir am nächſten Tage die Route nach Roveredo ein, ein Weg, der zu dem ſchönſten der ganzen Reiſe gehört. Er führt über weltgeſchichtlichen Boden. Wir paſſiren die rutheniſchen Gefilde, auf welchen der Römer Marius im Jahre 113 vor Chriſto in jener Rieſenſchlacht die Cimbern beſiegte, und treten dann bei Volargne (Volarni) in das Gebirge ein, um bald an der gewaltigen Felſenpforte zu ſtehen, die uns aus Wälſchland auf deutſchen Boden treten läßt. Dieß iſt die berühmte Klauſe von Verona, ein Engpaß, der nur ſechzig Klaftern breit, in einer Längenausdehnung von 4800 Fuß uns aufnimmt, durch welche die zum See geſtauete Etſch ſich einſt gewaltſam Bahn brach. Ganz düſter wird die Straße, da ſie zwiſchen ungeheuern, himmelanragenden Felſen geht. Hier war es, wo Otto von Wittelsbach durch einen kühnen Ueberfall das deutſche Heer befreite, dem unter der Führung des Grafen Alberich von meuteriſchen italieniſchen Söldnern durch Hinterhalt der Untergang bereitet werden ſollte.

Bald hinter dieſem Engpaß erreichen wir die Grenze des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches, und grüßen ſo mit Freudengefühlen die deutſche Erde wieder. Das Land Tyrol iſt's, das, geſchmückt mit den mannichfachſten Naturreizen uns entgegen tritt und liebmütterlich umfängt. Doch herrſcht noch überall italieniſcher Typus in Geſichtszügen und Sprache der Menſchen vor. Ala iſt das erſte tyroler Städtchen, und von da über S. Margherita, S. Marco und durch das blühende Thal Lagarina, durch welches das Flüßchen Leno ſich rollt, um die Etſch zu bereichern, gelangt man zu dem freundlichen Roveredo, überragt von einer, die Straße beherrſchenden Felſenfeſte von ſeltſamer, eigenthümlicher Bauart. Die offene Stadt, welche über 7000 Einwohner zählt, und meiſtens ſteinerne Häuſer hat, iſt durch ihre Seideninduſtrie, Filanden und Filatorien weltbekannt. Hier beginnt nun ſchon der Charakter des Hochgebirges vor unſer Auge zu treten; das Etſchthal iſt zwar breit und lieblich, die Vorberge des Gebirges noch reich an Wein und edlen Früchten, aber in der Nähe ragen Gipfel von mehr als 6000 Fuß empor. Ein ſolcher iſt der Monte Baldo, deſſen höchſte Spitzen Altiſſimo di Nago und Cima delle Feneſtre heißen; dann der Monte maggiore, mit der Colma di Sascaya und Colma di Costabello mit weiter Ausſicht, ſüdwärts über die lombardiſchen Ebenen, an die Euganeen, auf den Gardaſee bis zu den Apenninen und dem adriatiſchen Meere; nordwärts aber auf die pitoreske Alpenkette Tyrols, welche uns, die wir ſo lange ſolchen Anblicks entwöhnt waren, jetzt wie ein Theil eines andern Welt erſcheint, den wir mit Antheil und Bewunderung betrachten, und in deſſen geheimnißvollen Schoos wir eintreten müſſen, um die rechte Heimath zu ſuchen, die hinter jenen ſtarren Koloſſen und ſchroffen Eisnadeln wie ein grüner Garten friedlich liegt.



[illegible]

ROVEREDO

Trient.

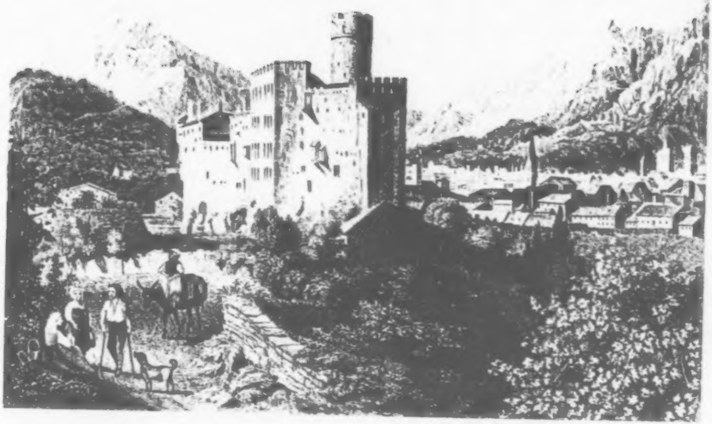
Wir verfolgen das Thal, welches die Etſch durchbrauſt, nachdem wir Roveredo's getreidereicher Lagarina Lebewohl geſagt haben. Immer höher wachſen die Berge zu Alpen auf; immer großartiger entfaltet ſich vor unſerm Blick die Bergnatur, deren Erhabenheit hier noch mit idylliſcher Lieblichkeit heiterer Fruchtgelände, ſüdlich-üppiger Vegetation im ſchönſten Bunde ſteht. Maulbeerbäume in Menge zeugen von erfolgreich betriebener Seidenzucht, und die Fülle ſaftreicher Trauben gibt Kunde von dem Segen, womit Mutter Natur dieſe Gefilde überſchüttete. Am nördlichen Eingang eines Gebirgspaſſes, Caſtel della Pietra, liegt der Flecken Calliano, während das Auge zu beiden Seiten am Fuße der Gebirge heitere Dörfer erblickt. An manchen Stellen lagern pittoreske Steinmaſſen, übergrünt von blühenden Kindern der Alpenflora. Gar großartig entfaltet ſich das altberühmte Trient vor unſerm Blicke. Schon von weitem imponirt das hochragende Caſtello; wir ſehen die Kuppeln der Kirchen ſich erheben und die kaſtellartige Reſidenz des Fürſtbiſchofs.

Die Bauart der Häuſer Trients iſt noch die italieniſche. Faſt alle Gebäude ſind von Stein, aus einem weißen und röthlichen Marmor, der ihnen ein reiches Anſehen verleiht. Viele der größern Häuſer ſind mit Arkaden und Fresken geziert; doch ſind die Gaſſen mehr eng als weit und die Plätze nicht regelmäßig. Am Thore Aquila feſſelt den Blick das majeſtätiſche Kaſtell. Hoch ragt es über Mauertrümmern und zerſtörten Feſtungswerken auf ſeinem Felſen. Obſchon der Bau unregelmäßig iſt, ſo iſt doch deſſen Anblick ſehr maleriſch. Beſonders fällt der Santa Maria gewaltiger Rundthurm in das Auge, in deſſen Souterrains ſich die berüchtigten Kerker befinden.

Die Piazza grande iſt der ſchönſte Punkt der Stadt; ihn ſchmückt eine prachtvolle Fontaine mit einer Neptunſtatue. Sehenswerth ſind die Domkirche zum h. Virgilius im altdeutſchen Bauſtyle, das ſtattliche Rathhaus und die Hauptwache. Im biſchöflichen Palaſt ſind wohlerhaltene alterthümliche Wandmalereien, und in der Kirche Santa Maria maggiore, die kein Wanderer unbeſucht läßt, ſieht man alle Bildniſſe der Mitglieder jenes Conciliums, das für alle Zeiten den Namen der Stadt Trient denkwürdig machte. Dieſes berühmte Concil, hervorgerufen durch ein faſt allgemeines Verlangen der Chriſtenheit nach Reform der kirchlichen Verhältniſſe, wurde mit großen Unterbrechungen von 1545 bis 1563 hier gehalten, ohne den Forderungen zu entſprechen, die ein lebhafter Wunſch nach Einigung in Glaubensſachen an daſſelbe ſtellte. Denn ſtatt ſich zu verſöhnen und zu einigen, entzweiten und trennten ſich die Parteien hier mehr und mehr; ſtatt der ſanften Agape, die zu einem großen und allgemeinen Bunde Alle an Chriſtum Glaubenden hätte vereinigen ſollen, donnerte ein zelotiſches Anathema, und nicht die Liebe, ſondern der Haß führte den Vorſitz. Damals wurde der Same unendlichen Wehs, tauſendfachen Unheils zerſtreut, der üppig aufging, und noch in unſerer Gegenwart fortwuchert. Der Hauptzweck des Conciliums blieb unerreicht, und die drei Hauptparteien, die römiſch-katholiſche, die griechiſch-katholiſche und die evangeliſche blieben getrennt, und dieſe Trennung ward ſo befeſtigt, daß eine Einigung in minder kirchlich intoleranter Zukunft kaum denkbar und möglich iſt, wenn nicht der göttliche und unerforſchliche Wille ſich auch hier auf eine Weiſe offenbart, die menſchliche Einſicht nicht zu ahnen vermag.

Trient hat viel techniſche Betriebſamkeit. Seidenfilatorien, Gerbereien, Wachsfabrikation und Bleiche, Glashütten blühen, und der Handel mit Seide, Wein, Leder und Eiſen führt zu großen Geſchäften. Der ernſten Wiſſenſchaft dienen ein philoſophiſcher Lehrſtuhl, ein Gymnaſium, ein Seminar und mehre Schulen.

Von dem ohnerachtet ſeiner verfallenen Werke freundlich-offenem Trient führt die Straße weiter durch das romantiſche Etſchthal aufwärts, immer an üppigen Rebengeländen hin, und zu den Seiten des Bergſtroms breiten ſich im Thalgefilde Maulbeerplantagen, Maisfelder und kräuterreiche Wieſen aus. Maleriſch geſchlängelt ſchmiegt ſich die Etſch bald an den Fuß der Gebirge zur Rechten, bald verläßt ſie dieſen eigenſinnig und kehrt ſich der entgegengeſetzten Seite zu. Bei S. Michele, wo ein Auguſtinerkloſter auf der Berghöhe ſtattlich thront, öffnet ſich der Blick in einen ſchönen Seitengrund, das Fleimsthal, aus dem der Aviſo munter zur Etſch rollt. Rauher geſtaltet ſich die Gegend, doch immer unterhaltend und wechſelnd, jemehr wir Salurn uns nähern. Bei dieſem Ort erfreut der erſte Waſſerfall.



DAS ALTE SCHLOSS VON TRIENT

Botzen.

Ueber Neumarkt, Brandzoll (Branzolo) und Leifers leiten die Straße, die an Tramin und Katten vorbeiführt, Ortſchaften, welche drüben am anderen Ufer der Etſch gelegen ſind, immer dem Alpenſtrom entlang, und ſo kommen wir nach Botzen, oder Bolzano, wo deutſches Weſen neben italieniſchem ſchon nicht mehr untergeordnet auftritt. Düſter, altväteriſch gebaut, halb italieniſch, halb deutſch, hat Botzen nichts Freundliches. Die engen Gaſſen überragt ernſt und grandios der mächtige Bau der Hauptkirche, welche im beſten gothiſchen Styl erbaut iſt, und wie ein Rieſe an der Marke italieniſchen Volksthums der altdeutſchen Architektur hehre Natur vindicirt. Auch das Rathhaus iſt ein ſtattlicher Bau, und der neue Friedhof hinter der Hauptkirche iſt rundum von Arkaden umgeben, die einen großen Flächenraum einſchließen.

Obſchon alt und unſcheinlich, iſt Botzen doch gar lebendig; und ein reicher Ort iſt's durch den Handelsverkehr geworden, der ſich in ſolcher Lage immer landherüber und landhinüber die Hände reicht, und von jeher, hauptſächlich aber an ſeinen vier Meſſen, den Verkehr zwiſchen Deutſchland und Italien vermittelt.

Botzen hat trefflichen Wein- und Obſtbau. Das Obſt zumal erlangt in dieſen geſegneten Gründen eine Vollkommenheit, daß wir die Früchte kaum für die nämlichen halten möchten, die unter gleichen Namen unſere kältere Heimath erzielt.

Die Eiſak, von Klauſen und Brixen herabrollend, ſehen wir, noch ehe Botzen ſelbſt von uns erreicht wird, in die Etſch fallen, und dieſe macht hier in ihrem Laufe eine Wendung, indem ſie, erſt in nordweſtlicher Richtung von Meran herabkommend, jetzt gerade dem Süden zuſtrömt. So öffnen ſich auch unſerer Weiterreiſe zwei Wege, welche beide zu intereſſanten Punkten leiten. Wem Zeit vergönnt iſt, der ſäume nicht, das freundliche Meran mindeſtens auf einem Abſtecher zu beſuchen, wenn es ihn auch nicht in die Gebirgsſchluchten von

Glunes, und zu dem Oetzthaler Ferner lockt. Das Kloſter Gries liegt gar anmuthig, und unfern treten die Ruinen Maultaſch und Siegmundskron vor Augen, dann Schloß Brandeis, und wir ſehen uns wieder im Lande der deutſchen Romantik. In der Nähe des Ortes ragen die Schlöſſer Katzberg, Löwenberg, Racksberg, und bei Meran, dem Städtchen, Schloß Tyrol, das dem ganzen Lande den Namen gab.

Der nächſte bedeutende Ort, den wir erreichen, und welcher am ſüdlichen Ausgang des engen und ſchaurigen Eiſakthales liegt, ſpricht uns nun auch in ſeinem Namensklang ächt vaterländiſch an, es iſt Deutſchen. Billig leeren wir hier auf der Heimath Wohl eine Flaſche ächt deutſchen Weins. Er wächſt unmittelbar am Orte, an den ſonnigen Geländen; und weiter aufwärts wird der Weinbau geringer. An rauhen, ſchaurigen Felſenthälern geht der Weg am Strome aufwärts, vorüber, und Schloß Troſtberg zeigt ſich als einer der pittoreskeſten Punkte. Unfern ragt ein Kapuzinerkloſter, Seben, das in der Einſamkeit der Felſenwildniß abenteuerlich in die menſchenöde Gegend blickt. Der Ort Klauſen, der uns nun zunächſt begegnet, kündet ſchon durch ſeinen Namen ſeine natürliche Lage in einem Engpaß an.

Höher und höher zieht ſich der Grund des Puſterthales. Brixen wird erreicht, eine bedeutende Stadt, die am Zuſammenfluß der Eiſak und Riez liegt. Immer ſteiler wird der Thalgrund und der Weg windet ſich vielfach. Er führt an den Burgen Raudeneck, Reiffenſtein und Sprechenſtein vorüber. Allmählig drängen ſich die Felſen eng an einander, kaum der Straße und dem Fluß ſpärlichen Raum verſtattend. Erhaben ſind die Eindrücke der immer großartiger ſich vor uns entfaltenden Gebirgswelt, ausgeſtattet mit einer reichen Flora.

Es iſt intereſſant, zu beobachten, wie bei dem Verlaſſen des Südlands die Vegetation ſich verändert. Allmählig ſchwinden dem Auge, freilich nicht auf einmal und an einem Tage, die hochwipfeligen Pappeln der italieniſchen Ebenen, die Maulbeerbäume und die feinen Rebenſorten; noch eine gute Strecke geleiten uns der Oelbaum, die Kaſtanie, die Obſtbäume. Auch dieſe verlieren ſich, und wir ſehen Waldungen im Grün der Buchen, der Eichen und anderer Laubhölzer prangen. Allmählig miſchen ſich mit dieſen, wie auf den deutſchen Binnengebirgen, Gruppen und Strecken des Nadelholzes; Lerchen, Tannen, Erlen verſchiedener Arten, dann die Zirbelkiefer, und in dieſe Region ſteigen vom höhern Gebirg auch die Alpenroſen freundlich nieder. Noch weiter hinan waltet das Nadelholz ausſchließlich vor, bis die Baumvegetation zur Krummholzkiefer und niederm Strauchwerk verkümmert, und endlich auch dieſes verſchwindet und die eigentliche Alpenflora ihr reiches Kräuterfüllhorn über die grünenden und blühenden Matten und Triften ausſchüttet.

Ueber Mittelwald kommen wir nach Sterzing, das ſchon als Römerort vorkam und Urbs Styriacorum geheißen ward, jetzt ein Städtchen von 1300 Einwohnern. Noch ſieht man hier an ganz geſchützten ſonnigen Plätzen Weinſtöcke, und haben nun, wenn wir Goſſenſaß hinter uns ließen, zur Seite der vom Hochgebirge brauſend abrollenden Eiſack zu bleiben, die uns noch in der Nähe des Dorfes Brenner die Augenweide eines Waſſerfalles gewährt. Nach langem Zickzack=Aufſteigen der Straße wird die Höhe des Paſſes erreicht. Hier auf dem niedrigſten Nacken der europäiſchen Alpen ſtehen wir doch 4364 Fuß über dem Meere, und ſenden vom Col der durchmeſſenen Ferne hinter uns den letzten Blick zu. Gerne raſten wir einige Stunden in dem Brenner Poſthauſe, und blicken in und auf die prachtvolle Alpenwelt, die uns wie ein unermeßlicher Naturtempel umgiebt, und uns in noch grandioſerer Anſchauung Das vor die Seele führt, was wir im Salzkammergut ſchauten. Dabei ſehen wir ein Volk, kernhaft, gedrungen, bieder und ehrlich blickend, originell und maleriſch gekleidet, meiſt von Viehzucht lebend, wozu die Natur es hinweiſt, doch auch noch auf andere Weiſe in den Einzelthälern betriebſam, und freuen uns, uns von den treuherzigen Lauten der Mutterſprache wieder umtönt zu hören.

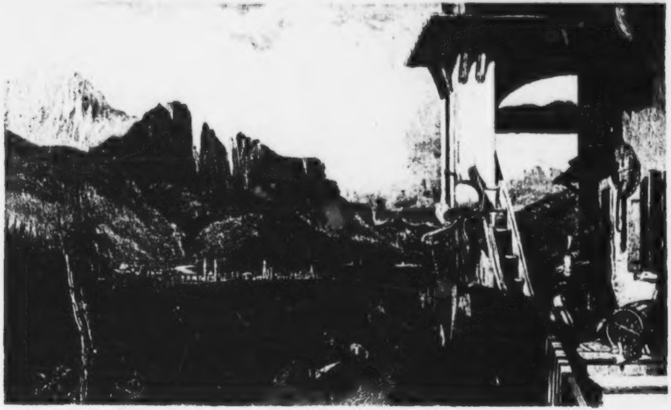
Innsbruck.

Von der Höhe des Brennerjoches ſteigen wir bequem herab in das Wippthal, und blicken in die mannichfach verzweigten Thäler ſeitwärts, in die maleriſch uns umgebende Bergwelt.

Gar nicht ſteil ſenkt ſich die Straße nach Gries hinunter, obſchon ſie von der Höhe ſteil erſcheint. Zwiſchen Gries und Steinach, im Obernberger Thale, dem wir nahe vorbeikommen, ſteht ein einſames Kirchlein, St. Jakob auf Rößlach, wo die Sill abfällt, und eine große Ausſicht auf Obernberg, den Brenner, Schmirn, Navis und die Durer Fernerkette gewährt. Gries ſelbſt liegt am Fuße des Padaunerkogels, der, einer Pyramide gleich, in die Wolken ragt. Nach Steinach zu über Staflach neigt ſich die Straße minder mehr, zieht ſich aber in enge Schluchten, welche die Fernſicht beſchränken, bald am rechten, bald am linken Ufer der Sill hin. In dem Bette ſammeln ſich die Bergbäche des Thales Navis. Einen ſchönen Anblick giebt im Thale das Felſenſchloß und der Markt Matray, das Matrejum der Römer. Hier war, nach dem Abſterben des Herrn von Matray, der Sitz des in der öſterreichiſchen Geſchichte bekannten Adelsgeſchlechtes der von Trautſen, das zur Reichsgrafenſchaft, dann zur Reichsfürſtenſchaft aufblühte. Vom jetzt Auersberg'ſchen Schloſſe aus gewährt ſich ein freundlicher und lohnender Umblick in die Gebirgsgegend.

Wir folgen dem Heerweg zur Linken des Sillflüßchens, der uns nach Schönberg führt, obſchon auf einförmig langweiliger Wegſtrecke, denn der Matrayerwald und ſeine ſteil aufſteigende Bergeswand, an welcher die Straße hinzieht, hemmen die Fernſicht. Auch Schönberg liegt von Bergen rings umſchloſſen, in einem tiefen Thalkeſſel. Noch ein paar Stunden und Innsbruck liegt reizvoll in ſeinem Flußthale in fruchtreicher Umgebung am Fuße ſteilaufragender mächtiger Alpen vor uns da. Zur Seite rechts ſehen wir Schloß Ambras ſich in der Ebene auf iſolirtem Hügel erheben, Abtei Wiltau oder Wilten bildet den pittoresken Vorgrund, und ſo freuen wir uns, abermals ein erſehntes und ſchönes Reiſeziel zu begrüßen. Am Eingang in die Stadt treten uns zwei rieſenhafte Bildniſſe myſtiſcher Helden in den Weg, Haimo und Tyrſus genannt, von deren Thaten im Volk wunderliche Sagen umgehen. Von dieſem Punkte hat man eine hübſche Fernſicht auf Tyrols Hauptſtadt, welche mannichfach anregend Geiſt und Gemüth durch ihre Vergangenheit, wie durch ihre Gegenwart zu beſchäftigen vermag. Schon in den Römerzeiten für wichtig erachtet zur Verbindung der Nachbarländer, blühte die Stadt Veldidena im Innthal, und zog ſich von der oben genannten Abtei Wiltau, die ihren Namen von Veldidena ableitet, von der Sill bis zu dem Innufer hinab. Aus einer Brücke über den Inn entſtand der ſpätere Name: Inns-Bruck, und ſo iſt auch Innsbruck deſſen Rechtſchreibung. Im Mittelalter unter Gaugrafen des Innthales ſtehend, hob ſich des anfänglichen Marktes Blüthe bald zur Stadt; dieſe empfing Mauern und Thürme, und in der Ottoburg einen Herrenſitz, nebſt mancherlei Rechte und Freiheiten, beſonders Handelsbegünſtigungen, die für die neue Stadt von größter nachhaltiger Wichtigkeit wurden.

Es ſtiegen Macht und Reichthum mit der wachſenden Menge der Bevölkerung, Landedele ſiedelten ſich an innerhalb des Mauerringes, Kirchen und Kapellen erhoben ſich, und aus einem verheerenden Brande ging die Stadt ſelbſt in verjüngter Schönheit hervor. Neue Freiheiten kamen zu den alten; oft weilten die deutſchen Fürſten in Innsbrucks Mauern, ſo die verſöhnten Kaiſer Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Doch kamen auch



INSPRUCK.
in Tyrol

[illegible] [illegible]

Heimſuchungen wieder, zumal verheerende Brände; die vermittelnde Hand der Zeit aber heilt jede Wunde. Als nach dem Tode der Margaretha Maultaſche Tyrol an Oeſterreich gefallen war, erhob ſich Innsbruck zur Landeshauptſtadt, und behauptete ſich als ſolche in allen Stürmen der ſpätern Zeit. Friedrich mit der leeren Taſche reſidirte hier in ſeiner neuen Burg, die das ſpäter ſo bekannt gewordene goldne Erker-Dach zierte. Nach jedem neuen Brande immer größer wachſend und gedeihend, ward es unter Siegmund, Friedrichs Sohn, eine Stadt der Pracht und des Feſtgepränges, und blieb das auch unter Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I., deſſen Hochzeitfeier mit Anna von Ungarn durch Procuration auf merkwürdige Weiſe hier ſtatt fand. Zu dieſen Glanzlichtern geſellte der Bauernaufruhr und deſſen grauſame Unterdrückung tiefe und blutige Schatten. Auch der deutſche Krieg brachte manches Unheil, hauptſächlich durch des Sachſenkurfürſten Moritz Ueberzug, der den Kaiſer Karl V. zu eiliger Flucht über den Brenner zwang.

In beſſerer Zeit erblühten Handel und Gewerbe, Wiſſenſchaft und Kunſt, und es flocht letztere Namen gefeierten Klanges in ihre Kränze. Doch auch Seuchen, Ueberſchwemmungen, ein Erdbeben ſogar (im Jahr 1572 und mitten im Winter), Mißwachs und Theuerung ſchädigten häufig. Dieſen Stürmen folgten auch wieder glanzreiche Tage nach; z. B.: die Vermählungsfeier Kaiſer Ferdinands II., der Uebertritt der Königin Chriſtine von Schweden zur katholiſchen Kirche ꝛc. So zogen über Innsbruck die Jahrhunderte, ſo zog das Loos wechſelnder Geſchicke hin, über die Stadt, in der ſich Fürſten- und Adelspracht, bürgerliche Tüchtigkeit und ein der Wiſſenſchaft und den Künſten huldigender Sinn zu einem achtungswerthen Ganzen verſchmolzen.

Der Inn ſpaltet den Ort in zwei Hälften. Er iſt recht ſtattlich gebaut, viele Häuſer noch italieniſchen Styls, hell und hoch. Innsbruck iſt offen. Statt der finſtern Feſtungswerke umgeben es heitere Vorſtädte und Gärten mit Alleen. Schon ſein Volksleben macht es intereſſant; durch Größe der Natur aber in ſeiner Umgebung rivaliſirt es mit Salzburg. — Kirchen und Denkmäler zieren viele Straßen und Plätze.

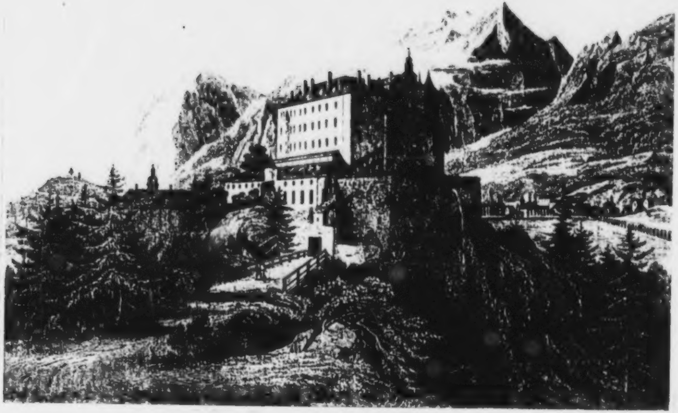
Das goldne Dachl am jetzigen Hofkammergebäude ſchmückte einſt, als ein kunſtreicher Erker voller Wappen und anderm Sculpturzierrath, die Hofburg Friedrichs mit der leeren Taſche. Dieſe Taſche mag doch nicht immer leer geweſen ſeyn, denn die Vergoldung dieſes Kupferdachs koſtete 200,000 Dukaten. Die kaiſerliche Burg, die Univerſität, das Gymnaſium und die Landſchaft gehören zu den ſehenswerthen Gebäuden Innsbrucks, die zum Theil werthvolle Sammlungen enthalten. Den größten Stolz der Stadt bewahrt aber die Franziskaner- oder Hofkirche zum heiligen Kreuz. Es iſt das Mauſoleum Maximilian I. mit ſeinen bewundernswerthen, die Tumba umgebenden, oft beſchriebenen ehernen Statuen und Basreliefs der Meiſter Ludwig, del Duca, Alex. Collin von Mecheln, Brüder Abel aus Cöln, und der beiden Löffler, Vater und Sohn, welche im reichen Schmuck der zeitgemäßen Rüſtungen, Gewande und Waffen achtundzwanzig Herrſcher und Herrſcherinnen darſtellen, zu welchen Rüſtungen den Künſtlern vielleicht die reiche Waffenhalle des benachbarten Ambras die Vorbilder lieferte.

In Bezug auf Schönheit und Pracht der Architektur ſteht die Dreifaltigkeitskirche mit herrlicher Kuppel oben an. St. Jakobs Pfarrkirche, modernen Baues, beſitzt ein berühmt gewordenes Mariahilfbild von Lukas Kranachs Meiſterhand.

Doch ohne Vergleich herrlicher als alle Kunſt in iſt die Natur um Innsbruck. Reich an Genuß und an geſchichtlichen und ſagenhaften Erinnerungen ſind die Ausflüge nach dem Inſelberge, dem wir bei Stift Wilten vorbeikommen, zur Martinswand ꝛc. und nach Schloß Ambras, deſſen Beſuch wir ein beſonderes Blatt widmen.

Schloß Ambras.

Stattlich blickt von ſeiner Höhe Schloß Amras, Ambras genannt in ſpätern Zeiten. Seine Kunſtſchätze zwar, die berühmten, ſahen wir ſchon im Belvedere der Kaiſerſtadt; doch lohnt der Gang hinauf auch ohne jene, und manches Merkwürdige iſt geblieben. Ambras iſt ein Edelſtein unter den deutſchen Fürſtenſitzen der alten Zeit. Wäre es auch nur um der Ausſicht willen, daß man hinanſtiege, man ſteige hinan; denn in der That prachtvoll iſt das Landſchaftpanorama, das dort uns zunächſt ſich aufthut. In der kleinen Entfernung von nur dreiviertel Stunden liegt Innsbruck im reizenden Innthale, das hier zu einer weiten Ebene ſich ausbreitet und eingegrenzt iſt von mächtigen Bergkoloſſen, die eine Höhe von 7000 Fuß erreichen. Mit Luſt ſchweift der Blick am Kranze dieſer Höhen umher, und weilt am längſten auf der bekannten Felſenwand, welche die deutſche



SCHLOSS AMBRAS

Sage heiligt. Auch der Blick auf die Burg ſelbſt iſt ſo anziehend. Man ſieht aus einem zweiten Kranze von Luſtgärten, Feldern und Sturzbächen auf mäßiger Anhöhe den alterthümlichen Bau erwachſen.

Das älteſte Amras, Omros, Castrum Omerus, iſt längſt nicht mehr; die Flamme fraß es unter ſeinen früheſten Beſitzern, den Grafen von Andechs-Wolfertshauſen im 12. Jahrhundert; dann erſt entſtand das jetzige vorzugsweiſe ſo genannte alte Schloß. Von Burgmännern meiſtens beſeſſen, und die wechſelnden Looſe der meiſten alten Bergfeſten theilend, überdauerte Ambras in ſeiner trotzigen Stärke manches Jahrhundert, bis Erzherzog Ferdinand II. es von den Freiherren von Schurf einlöſte, und mit einer faſt beiſpielloſen Munifizenz das Schloß mit allem ausſtattete, was nur im Gebiet des Kunſtſchönen wünſchenswerth erſcheinen mochte. Wie ein verklärender Stern überſtrahlte dennoch alle die todten Schätze die Schönheit der geliebten Frau des Erzherzogs, jener Philippine Welſer, der Augsburger Bürgertochter, die in dieſen Räumen ſittig waltete, die hier lebte, liebte und ſtarb, ein würdiges Vorbild edlen Frauenthums, und eines unvergeßlichen Andenkens werth. Den Fürſtenhof, der hier und in Innsbruck unter Ferdinand II. blühte, der es den Medizeern gleich that, zierten große Gelehrte, die der ſinnige Erzherzog um ſich zu verſammeln und ſich zu befreunden wußte: — ein Gerhard von Roo, Handſchius, Caſiander, Roſinus, Tanſtetter. Hier übte auch Magus Cornelius Agrippa von Nettesheim mit ſeiner Tochter jene geheimen Künſte, die ſeinen Namen den Zeitgenoſſen berühmt und gefürchtet machten. Eine ganze Colonie tüchtiger Maler war in Ambras verſammelt. Unter andern malte hier der Niederländer Hufnagel. Die Brüder Abel aus Cöln und Collin von Mecheln arbeiteten kunſtvolle Sculpturen und Mauſoleen, während die Erzgießer Löffler, Ladenſtrauch, die Brüder Godel u. A. auf andere Weiſe thätig waren. Damals hatte Ambras ſein auguſtäiſches Zeitalter und auch jetzt noch, nachdem die größten Kunſt- und Literaturſchätze in Wien aufbewahrt werden, bietet Schloß Ambras viel des Intereſſanten.

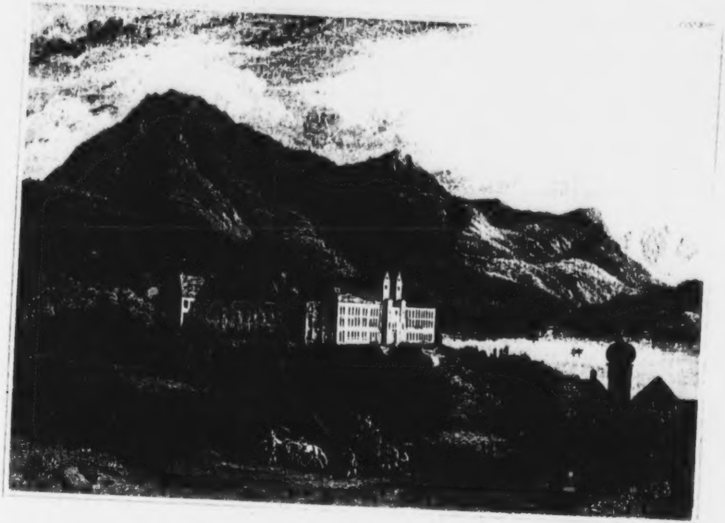
Im Hofe des neuen, unteren Schloſſes, das ſich an den alterthümlichen Bau anlehnt, ſtehen drei römiſche Meilenſteine, deren Inſcriptionen berühmte Cäſaren nennen. Eine Bilderfülle tritt überall entgegen, ſelbſt auf Treppen und Gallerien, darunter noch viele ſchätzbare Stücke namhafter Meiſter mehrer Schulen. Noch manches Rüſtzeug, manche Armatur alter Zeit blieb hier aufbewahrt, denn überreich war die Fülle des Angeſammelten. In zwei Sälen war die Pracht von einhundert und vierundfünfzig Originalharniſchen aufgeſtellt, deren Beſitzer man kannte, ein dritter barg die ungenannten mit einer Menge alter Nationaltrachten, merkwürdiger Panner, Fahnen und Waffen aller Art.

Das Naturalienkabinet bot neben manchem Mißgeſtalteten und Wunderlichen, auf welches die mittelalterliche und die auf dieſe folgende Zeit übertriebenen Werth legte, viel Koſtbares aus dem Mineralreiche, während das Kabinet der Alterthümer nicht nur an Kunſtſachen und Seltenheiten, ſondern auch an antiken Schätzen Reichthum aufwies. Ein auserleſenes Münzkabinet fehlte nicht, und eine Sammlung muſikaliſcher Inſtrumente von den älteſten Zeiten an gab manchen wichtigen Aufſchluß über die Uebung der Tonkunſt der frühern Tage. Die Kupferſtichſammlung bewahrte große Seltenheiten, noch mehr aber die Bibliothek, die einen köſtlichen Schatz von Gedichten und Liedern aus der Zeit des deutſchen Minneſanges neben den ſeltenſten Impreſſen und Incunabeln einſchloß. Die berühmteſten mögen genannt ſeyn: es waren die Handſchriften von Wolfram von Eſchenbach, Hug Dieterich (obwohl nur Fragmente), Parcifal, Wilhelm von Oranſe; anderer Nationaldenkmäler deutſcher Dichtkunſt zu geſchweigen. Noch zeigt uns der, dem Schloßhauptmann von Innsbruck untergeordnete, in kaiſerlichen Farben paradirende Oberwächter das Zimmer, darin das Lebenslicht der berühmten Herrin dieſes Schloſſes erloſch, und widerlegt die grundloſe Sage, als habe die Fürſtin im Bade gewaltſam enden müſſen. Einem Geſchlecht entſproßt, das ſich den Fuggern gleichſtellen konnte, deſſen Handelsſchiffe auf allen Meeren fuhren, das Venezuela eroberte und als Pfand behielt, war Philippine Welſer durch Schönheit und Wohlgeſtalt der äußern Bildung, durch Güte des Herzens und Adel der Geſinnung berufen, das edle Herz ihres fürſtlichen Gatten ganz zu beſitzen und zu beglücken, und erfüllte dieſe Miſſion in ihrer durch dreißig Jahre glücklichen, vom Kaiſer anerkannten, mit zwei Söhnen geſegneten Ehe, von denen der ältere, Andreas, die Kardinalswürde empfing, der andere, Karl, ſich als Feldherr auszeichnete.

Philippinens Grabmal iſt in der ſogenannten ſilbernen Kapelle der Innsbrucker Hofkirche zu ſehen.

Noch werden wir in Ambras einer hiſtoriſch-anziehenden Stelle zugeleitet. Man zeigt im Bogengang vor dem Tafelſaale ein Fenſter, aus welchem ein Edelknabe des jüngern Sohnes der Welſerin, des Markgrafen Karl von Burgau, im Schlummer eine beträchtliche Höhe herabfiel, ohne daß der gefährliche Sturz ihn ſchädigte. Dieſer Edelknabe war ein Herr von Waldſtein, kurz Wallenſtein, der große Herzog von Friedland. Auf jenen Fall bauete der Mann noch ſeine hochfliegenden Plane und glaubte vom Schickſal ſich auserſehen zu hohen Dingen und zu den höchſten Würden, weil er ſo wunderbar hier unverletzt geblieben.

Von dem flachen, mit Eiſengeländern umzogenen Dache des Schloſſes hat man eine entzückende Ausſicht auf Innsbruck, das Ober- und Unter-Innthal und die es umgebende Bergwelt, und befriedigt wird jeder ein Haus verlaſſen, das ſo reich an ſchönen Erinnerungen, ſo reich an Schätzen der Kunſt iſt, und das mit ſeinen Sammlungen in der That ein Kleinod Oeſterreichs genannt zu werden verdient.



[illegible]

Tegernſee.

Wollten wir auf unſerer Weiterreiſe, — Innsbruck und ſeine Sehenswürdigkeiten verlaſſend, — den nächſten Weg nach Bayerns Hauptſtadt einſchlagen, ſo müßten wir einige Stunden dem Laufe des Inn entgegenziehn, und uns bei Zirl rechts mit der Heerſtraße in das Gebirge wenden, wo wir über Reith und Seefeld dieſes überſteigen, und dem Raabach folgend, in das Thal der Iſar gelangen würden, die mit raſcher jungfräulicher Welle aus dem Hinterau und Gleierſchthale hervorbricht und dieſem Alpenſohne eine Strecke folgen. Dann würden wir, vom Fluß uns wieder trennend, die pittoresken Ufer und den Spiegel des Walchenſees begrüßen, weiter am Kochel und Rohrſee vorüber kommen, und uns wohl verlocken laſſen, von der Hauptſtraße links abzulenken, des Starnbergerſees großartige Scenerie zu ſchauen. Da aber der letztere durch einen Abſtecher von München aus binnen Kurzem zu erreichen iſt, und wir das idylliſch-liebliche Tegernſee noch auf unſrer Tour berühren möchten, ſo frommt uns ein andrer Weg. Wir folgen, ſtatt ihm entgegen zu gehen, dem Laufe des Inn über Hall nach Schwaz, verlaſſen ihn dort, reiſen bergan über die Oertchen Jembach und Buchau zu dem lieblichen Achenſee, und gehen über Achenthal, in deſſen Nähe ein Gebirgsweg uns in das Thal Weiſſach nach dem Wildbach Kreuth bringt, nachdem uns die Waſſerſtürze der Achen umdonnert, und das Herz wechſelnd erheben und erbeben gemacht haben.

Die Natur um Kreuth iſt romantiſch. Der naturfrohe König Max von Bayern ward der Gründer des Heilbades, deſſen Molken- und Kräuterſäfte heilſam, deſſen Kuranſtalten vortrefflich ſind und die ſich großer Frequenz erfreuen. Ein ſchönes Denkmal ehrt hier den humanen Fürſten, deſſen Name noch immer durch ganz Bayern mit Dank und Liebe genannt wird. Ein Weg von nur drei kleinen Stunden führt nach Tegernſee. Zwar ſind deſſen nächſte Umgebungen minder grandios, aber ſie ſind deſto lieblicher und anmuthiger. Das Gebirge endet und läuft in mäßige Höhen aus, die ſich zu jener ermüdenden Hochebene verflachen, welche bis München und weiter faſt alle Spuren landſchaftlicher Reize mit Ausnahme des tiefen Iſarbettes, das einige maleriſche Punkte hat, vermiſſen läßt, wenigſtens ſolcher Reize, an welche das Auge bei einer Reiſe aus Italien über die Alpen nach Deutſchland ſich ſo ſehr gewöhnt hat.

Tegernſee präſentirt ſich faſt wie ein Städtchen mit ſeinem reizenden Schloß und deſſen vielen Nebengebäuden, die ſich dicht um den umfangreichen See, von geſchmackvollen Parkanlagen umgeben, gruppiren. Einſt war das Schloß die reiche Abtei der Benediktiner. Noch zeigt man die ſchöne Kirche derſelben mit guten Gemälden bayriſcher Maler. Jetzt aber iſt es eine Sommer-Villa der Königin, und die klöſterliche Reſtaurationsliebe Ludwigs wird wohl dieſe Schwelle verſchonen.

Eine für ein geringes Stück Geld zu miethende Barke führt uns über die Fläche des Sees und zeigt die Bilder einer reizenden Bergnatur im Schmuck von Menſchenhand. — Die Meierei Kaltenbrunn in der Nähe von Gmünd, Egen und die merkwürdige Bergölquelle St. Quirin werden häufig beſucht und haben reizende Ausſichten.

Das Schloß ſelbſt iſt ein ſtattliches Gebäude. Es zeigt den fürſtlichen Luxus der frommen Leute, die da gewohnt haben, ehe der König ſie vertrieb und einzog. Die neuen Anbauten ſind an Pracht und Solidität den alten nicht zu vergleichen. Hübſch liegt die Kirche für die kleine Gemeinde auf einer Landzunge in dem See, umgeben von freundlichen Wohnhäuſern und hilft das Ufer ſchmücken. Ein offenes Tempelchen am See gewährt ebenfalls einen Standpunkt, von welchem aus Schloß und Ort ſich trefflich ausnehmen. Solchen Fremden, die länger in Tegernſee verweilen wollen und können, ſind Ausflüge nach dem Achenthal und nach Schlierſee anzurathen. Nach letzterem Ort, der ebenfalls recht idylliſch an einem kleinen Becken der Alpengewäſſer liegt, führen mehre Wege, alle mehr oder minder romantiſch und beſchwerlich. Der kürzeſte iſt der durch eine enge Thalſchlucht, das Wallachthal, dann über die ziemlich hohe Gundelalpe oder über die Kreuzalpe, wo eine umfaſſende Fernſicht auf den Spiegel des Chiemſees und die ihm nahen Bergſtöcke bei hellem Himmel geboten iſt. Steil, wie er emporgeſtiegen, ſenkt ſich der ſchmale Bergpfad auch auf der andern Seite der Alpe wieder hinab nach dem Schlierſee.

Man kann darauf rechnen, ſtets Wagen und Pferde für mäßigen Lohn nach München dingen zu können. Man fährt über Holzkirchen in einem halben Sommertage. Will man aber länger beim Genuſſe der ſchönen Natur verweilen, ſo wendet man ſich links nach Tölz, Bayerns berühmteſter Bierſtadt, mit hübſcher Lage und einem ausſichtreichen Kalvarienberg, und von da fort in der romantiſchen, manche pittoreske Wald- und Felspartie bergenden Thalrinne der raſchen Iſar. Da würden wir in der ſtattlichen ehemaligen Prämonſtratenſer-

Abtei Schäftlarn raſten, wo jetzt ein Heilbad, und wohin ein treffliches Bier, ſchmackhafte Krebſe und Forellen und derartige Annehmlichkeiten die genußſüchtige Welt von München dann locken, wenn dieſe gerade geneigt iſt, dem Natur- und Lebensgenuß etwas weiter nachzuziehen, als Harlaching und Heſſellohe. Von dem reizend und doch einſam im Wald- und Felſenthale der Iſar gelegenen Schäftlarn aus iſt auch nach der Wanderung einiger Stunden über ein eben nicht reizendes Gefilde das öſtliche Ufer des Starnberger Sees zu erreichen; wir aber nahen ohne weitern Verzug München, das, ſo wie wir aus dem Heſſelloher Walde treten, weit ausgebreitet mit ſeinen hochragenden Frauenthürmen ſich ſtattlich vor unſere Blicke hinſtellt.

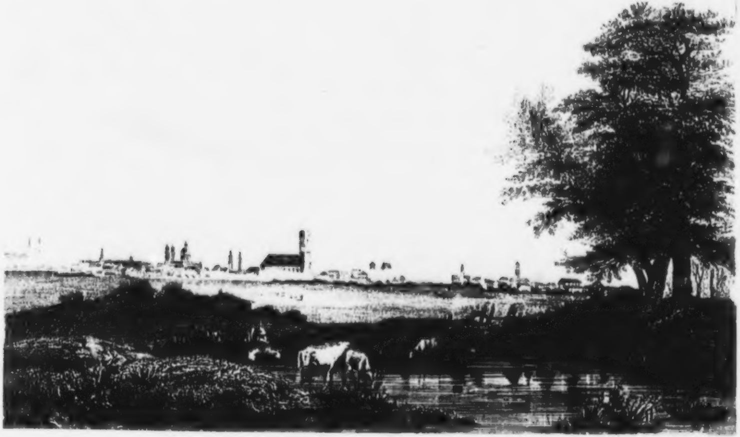
München.

München iſt eine verhältnißmäßig noch neue Stadt, und ihr kleiner und unſcheinbarer Anfang verkündigt die Rieſin nicht, zu der ſie in wenigen Jahrhunderten erwachſen. Erſt im 12ten Jahrhundert tritt München thatſächlich in die Geſchichte. Zu ihrem Entſtehen gab der Tranſito aus Reichenhall und Waſſerburg den erſten Anlaß. Otto IV., Heinrich des Löwen Sohn, umgab den Ort mit Mauern und Gräben; anſehnlich ward er, als Ludwig der Strenge ihn zur Reſidenz wählte, was ſie auch unter den nachfolgenden Herrſchern blieb; ja Albrecht IV. erhob ſie zur einzigen Reſidenzſtadt Bayerns. Unter dieſem Herrſcher wuchs die Stadt zuſehens. Es richteten ſich Bauten auf, welche noch heute eine Zier Münchens ſind. Schon unter Siegmund wurde die Frauenkirche erbaut; Wilhelm IV. erbaute die Hofburg, das Jeſuitencollegium und die mit demſelben verbundene impoſante Michaelskirche; Ferdinand Maria baute die Theatinerkirche, Kurfürſt Maximilian befeſtigte auf's Neue, und König Maximilian I. verſchönte vielfach die Stadt. Kein Herrſcher aber that für die Reſidenz in dieſer Beziehung ſo erſtaunlich viel, als König Ludwig I., deſſen Aera nur genannt zu werden braucht, um an Gebäude zu erinnern, deren Namen, mit Achtung ausgeſprochen, ganz Europa durchklingen. Das königliche Beiſpiel regte mächtig zur Nacheiferung an, und München ſah eine Periode der Privatbauluſt, welche die Stadt auf Aecker und Wieſen hinausrückte, aber zu gewaltſam war, um nachhaltig und auf die Dauer der Spekulation förderlich zu ſeyn; daher das Leerſtehen vieler, dem Verkehr der innern Stadt allzuſehr entrückter Wohnungen, und das allmählige Nachlaſſen jener Speculation. Ein Blick auf einen neuen Plan von München zeigt beſſer, als eine Beſchreibung dieſes vermag, den dichten alten Stadtkern, dann die gar hübſchen Häuſerreihen von Thor zu Thor, wo Haus von Haus zweckmäßig geſondert ſteht, nebſt noch einigen außerhalb liegenden Straßen, zuſammenhängenden Baues; nun aber folgt eine Verſtreuung und Verzettelung der oft ſehr ſtattlichen und ſchönen Gebäude, die ermüdend wirkt für das Auge, wie für die Füße, aber nie den Eindruck eines grandioſen Ganzen giebt. — Das München vor den Thoren iſt kein Ganzes und wird nie ein ſolches werden, wie z. B. Paris oder Wien.

Das Wappen der Stadt iſt ein redendes; ein Mönch mit einem Buche in der Hand, und in ſeiner Alterthümlichkeit noch am Karlsthore zu erſchauen. Man kann mit den Vorſtädten, die Au, Haidhauſen und Obergieſing eingerechnet, Münchens dermalige Bevölkerung auf 100,000 Einwohner anſchlagen.

Zuerſt wollen wir es mit der Aufnahme eines Totalbildes verſuchen, und dann das Merkwürdigſte einzeln betrachten. Wir verſetzen uns mitten auf den ſchönen und geräumigen Markt der Altſtadt, auf den Schrannenplatz, mitten unter das wimmelnde Leben eines Markttages. Alle Volkstrachten Altbayerns zugleich mit denen der Gebirgsbewohner treten hier vor's Auge. Auf hoher Marienſäule prangt das Erzbild der Landespatronin, der heil. Jungfrau. Arkaden mit Läden umgeben an den Häuſern rings den weiten Raum bis zur Hauptwache. Wir überlaſſen uns der ſtärkſten Menſchenwoge — ſie führt in die Kauffinger-Straße hinein. Dort hemmt die Frauenkirche mit ihrem hohen Thurmpaare unſere Schritte; wir öffnen die Pforte: welche Herrlichkeit und Pracht! Aber wir halten uns nicht auf — wir eilen wieder fort. Da ſtehen wir vor der königl. Porzellainfabrik. Hier wird nicht ſowohl fabrizirt; es wird künſtleriſch geſchaffen. An zahlloſen Läden, Kaffeehäuſern hin gelangen wir zum prachtvollen Bau des Jeſuitencollegiums, deſſen weite Räume der Univerſität, wie der Kunſtakademie und königl. Kunſtſammlungen noch vor kurzem dienten. Wir mögen die Jeſuiten nicht einmal dem Namen nach; aber ihre majeſtätiſche, dem heil. Michael geweihte Kirche verdient unſere volle Bewunderung. Dort iſt auch das herrliche Denkmal des Herzogs Eugen's von Leuchtenberg, von Thorwaldſen, zu ſchauen.

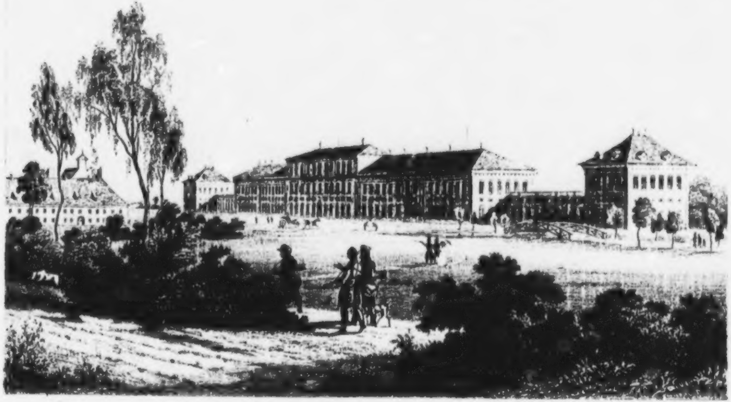
Die aufwärts immer breiter werdende Straße führt uns durch das Karlsthor zum offnen, ſchönen Karlsplatz und zu heitern modernen Straßen, zur Eſplanade, an der die proteſtantiſche Kirche mit ihrem unſchönen



MÜNCHEN

[illegible]

[illegible]



SCHLEISSHEIM BEI MÜNCHEN

[illegible]

[illegible]

Thurme ſteht. Der Blick fällt auf die Thereſienwieſe, den Tummelplatz der Münchner Saturnalien, der Octoberfeſte. Rechts auswendend öffnet ſich der botaniſche Garten mit ſeiner reichen Mannichfaltigkeit der Flora aller Zonen in Boskets, Beeten und Glashäuſern. Faſt dem botaniſchen Garten gegenüber mündet auf dem breiten und heiter offenen Maximiliansplatz die Pfandhausgaſſe aus, welche aus lauter ſtattlichen Gebäuden beſteht und zum Promenadeplatz mit einer Esplanade führt, aus welchem mehre zum Theil enge Gäßchen dem belebten Stadtinnern wieder zuführen.

Wir kommen zum Wittelsbacher-Platz. Die Seiten deſſelben beſtehen aus neuen Prachtgebäuden: dem Bazar, dem Palaſt Leuchtenberg mit der weltberühmten Gemälde-Gallerie und dem impoſanten Odeon-Gebäude, deſſen Prunkräume muſikaliſchen Akademien, großen Maskeraden, Bällen u. dergl. dienen, und auch dem Odeonsplatz den Namen gab. Er iſt ohnſtreitig der ſchönſte Münchens. Aus ſeiner Mitte hat man die herrliche Perſpektive der Ludwigsſtraße. Nahe iſt die Theatinerſtraße, an deren Endpunkt die Theatinerhofkirche zum heil. Cajetan, mit werthvollen Gemälden und Denkmälern, einer hohen und ſchönen Kuppel und zwei, etwas barock verzierten Thürmen, ſteht.

Königsbau.

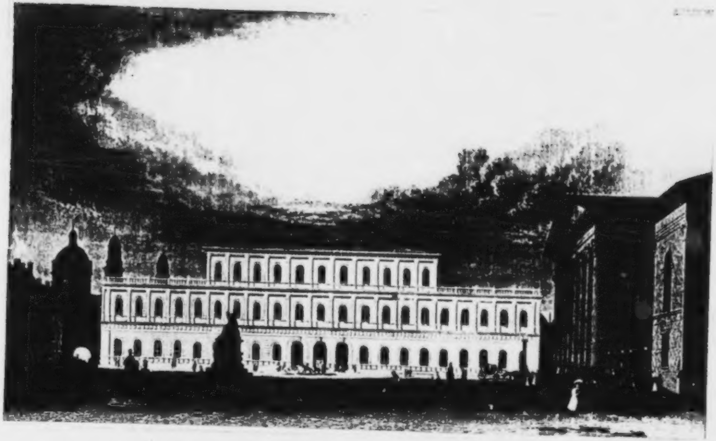
Wenn wir vom Odeonsplatz uns dem Arkadenportale nähern und durch daſſelbe eintreten, überblicken wir den königlichen Hofgarten, einen mit alten ſchattenden Bäumen bepflanzten, mit Springbrunnen, Baſſins, Statuen und Ruhebänken verſehenen großen Kiesplatz, längs deſſen weſtlicher und nördlicher Fronte ſich bedeckte Gallerien als Arkaden hinziehen, welche einen der anziehendſten, vor übler Witterung Schutz gewährenden Spaziergänge darbieten. Keine andere deutſche Stadt beſitzt einen ſolchen. In den Arkaden ſind jene berühmt gewordenen

Freskogemälde, welche in zwölf großen und vier kleinen hiſtoriſchen Tableaux die wichtigſten Ereigniſſe aus der Geſchichte Bayerns zur Anſchauung bringen, und außer dieſen noch in geiſtvollen Allegorien, reizenden Arabesken und anziehenden Landſchaftsbildern ſich vor das Auge ſtellen. Die Reihe der hiſtoriſchen Fresken eröffnet das bei der Veroneſer Klauſe erwähnte Bild der Befreiung des deutſchen Heeres in jenem Engpaſſe durch Otto d. Großen von Wittelsbach 1155, von Ernſt Förſter. Man erblickt auf der Gipfelhöhe der ſteilen Felſenabhänge den ſiegreichen Ueberfall unter Otto's Führung, und unten in der Ferne reitet Friedrich Barbaroſſa ſeinem Herrn voran in den nun frei gewordenen Engpaß ein. — Der Bazar, deſſen eine Seite die Arkaden bilden, enthält eine große Anzahl Luxusläden, ein Kaffeehaus, die Lokale des literariſchen Muſeums (einer Zeitungsleſeanſtalt), des Kunſtvereins, und der nördliche Flügel enthielt vordem die königl. Gemäldegallerie, bis ſolche in der Pinakothek den würdigern Bewahrungsort erhielt.

Ein Thor führt aus dem Hofgarten zu dem großen engliſchen Garten, an deſſen Eingang das geſchmackvoll erbaute Palais des Prinzen Karl gelegen iſt. Der Garten ſelbſt hat eine Längenausdehnung von faſt zwei Stunden und iſt von einem Arme der Iſar durchfloſſen. Als Parkanlage mag er ſich mit jeder ähnlichen meſſen; an pittoresken Baum- und Waſſerpartien mangelt es ſo wenig, wie an ſammetnen Bowling-Greens, gewählten Ausſichtspunkten, Kiosks, Ruheplätzen, Kaffeehäuſern, Reſtaurationen und Bädern. Denkmäler aller Art, Ruinen, Rotonden und Tempel wechſeln, und die Flora deſſelben iſt für den Botaniker darum beſonders anziehend, weil die Iſar die Samen der Gebirgspflanzen herführt und ſich manches Seltene und Schöne hier findet, was man an einem ſolchen Orte gar nicht ſucht.

Ein ebenfalls mit Bildwerken verzierter Gang führt unmittelbar aus den Arkaden in die alte Reſidenz, vor deren Thor faſt jeden Tag die Muſikchöre der Garde in trefflichem Zuſammenſpiel kriegeriſche Conzerte aufführen, welche ſtets ein zahlreiches Zuhörerpublikum verſammeln.

Die alte Reſidenz iſt ein ſehr weitläufiges, obſchon unregelmäßiges Gebäude. Es enthält viel Sehenswerthes, darunter die vorzugsweiſe ſogenannte reiche Kapelle, ein Antiquarium mit ſchätzbaren Antiken und die königl. Schatzkammer. Es ſind dieſe Räume jeden Dienstag und Donnerstag dem Publikum geöffnet. Mit der alten Reſidenz hängt der Feſtſaalbau unmittelbar zuſammen. Er begrenzt die Südſeite des Hofgartens, und trat an die Stelle früherer Theile des großen Königspalaſtes, welche denſelben eher verunzierten als ſchmückten. Dieſer Bau, zu den großen Hoffeſten beſtimmt, iſt in ſeinem Innern von der Kunſt herrlich geſchmückt. Im ſog. Siegesſaal ſind die Schlachtbilder von Peter Heß; drei andere große Säle ſind mit Fresken von Jul. von



DER KÖNIGSBAU
in München.

Schnorr aus der Geſchichte Karl des Großen, Friedrich Barbaroſſa's und Rudolphs von Habsburg ausgefüllt, und in dem prachtvollſten aller, dem Thronſaal, ſtehen die 12 koloſſalen bronzenen und vergoldeten Ahnenſtatuen des bayeriſchen Königshauſes, die Schwanthaler modellirt und Stiglmayer gegoſſen hat. Höfe und Gallerien verknüpfen die alte Reſidenz mit der neuen, welche unter der Benennung des Königsbaues ihren ſüdlichen Flügel mit würdiger Façade dem Max-Joſephsplatz zukehrt. Drei Thore in der Mitte dieſer Hauptfronte öffnen ſich zwiſchen den Arkadenfenſterreihen des Erdgeſchoſſes, das im Ruſticoſtyl, mit doriſchem Hauptgebälke gekrönt, über dem Stylobate ſich erhebt. Zwiſchen den Fenſtern des erſten Stockes ſtehen joniſche Pilaſter, und das zweite erhebt ſich nur halb ſo lang über der Mitte der Hauptfronte. Flache Dächer, welche Orangerien und exotiſche Bäume tragen, zieren dieſen grandioſen Bau, deſſen Inneres, reich an Sehenswerthem, die königlichen Wohnzimmer nebſt einer Menge anderer Prunkgemächer enthält. Hier ſehen wir abermals das Walten verſchwiſterter Künſte auf eine edle und geſchmackvolle Weiſe an den Tag gelegt, wie es in allen Bauſchöpfungen König Ludwigs vorherrſcht: Wandbilder aus den berühmteſten Dichtwerken der fernen und nähern Vergangenheit, ausgeführt vom Meiſterpinſel der berühmteſten Maler der Gegenwart; inſonderheit jene vier Säle im Erdgeſchoſſe, welche ausſchließlich dem Fresco-Bildercyklus, aus Scenen des Niebelungenliedes beſtehend, von J. v. Schnorr, zu dienen beſtimmt ſind. Aus dem Innern, voll Glanz und Pracht, Schönheit und Würde, tretend, aus dem Palaſte, dem wohl an Kunſtſchmuck, über dem ein harmoniſch-belebender Gedanke voll deutſchen Geiſtes waltet, kein zweiter in Deutſchland gleichkommt, empfängt uns der Max-Joſephsplatz mit ſeinem ehernen Denkmal, der Statue des hochverehrten, dem Volke unvergeßlichen erſten bayeriſchen Königs. Sie iſt von Rauch. Der Fürſt iſt dargeſtellt, wie er, als Geber der Verfaſſung, ſegnend die Rechte über ſein Volk erhebet. Vier koloſſale Löwen tragen an den Ecken den mit Emblemen verzierten Sockel.

Dem Königsbau gegenüber blickt etwas fremdartig das mit monogrammatiſcher Malerei decorirte Gebäude der Generalpoſtdirection, doch im einfachen Bauſtyl, uns an; Häuſerreihen, zwiſchen denen die Peruſagaſſe hinzieht, ſchließen auf der dritten, und das königliche Hof- und Nationaltheater auf der vierten Seite den Max-Joſephsplatz zu einem ſchönen Ganzen ein, welches letztere als ein ebenfalls großartiger Prachtbau Betrachtung im Innern wie im Aeußern verdient.

Vom Theater ab können wir am Bogengang, der es mit dem alten, im Innern mit Rococopracht zwar kleinlich und barock, doch allerliebſt decorirten kleinen Hofoperntheater, das ſelten noch benutzt wird, verbindet, vorbei, und durch die Reſidenz in die mit derſelben ebenfalls zuſammenhängende Allerheiligenkirche gelangen. Dieſe Kirche, wieder ein Werk, und zwar eines der erhabenſten, des Königs Ludwig, im rein byzantiniſchen Styl erbaut, imponirt weniger durch ihr edles Aeußere voll ſchöner Verhältniſſe und reinlicher Arbeit mit den trefflichen Statuen des wackern K. Eberhard, aber um ſo mächtiger zieht ihr Inneres an. Nicht durch den kunſtſpiegelnden Marmorglanz des Bodens und der Säulen, nicht durch Profeſſor H. Heß's und ſeiner Schüler voll-ſchöne Malereien auf Goldgrund im Geiſt der byzantiniſchen Schule allein wird es ſo herrlich, ſondern durch den Totaleindruck, deſſen Mutter die Größe und Einheit der Idee iſt, aus welcher dieß Gebäude hervorging. Jedes empfängliche Gemüth nimmt ihn auf, gehöre dieſes welcher Confeſſion es wolle an. Wie dieſer Tempel allen Heiligen (wir möchten lieber ſagen, allem Heiligen) geweiht iſt, ſo können alle Chriſten in ihm beten. Er erſcheint als eine katholiſche Kirche im wahrhaftigſten chriſtlichen Sinne einer allgemeinen Kirche, nicht in dem einer römiſchen. Da iſt nichts, was ein Bekenntniß ſtören könnte, nichts Abſonderndes, nichts Schmucküberladenes, und nur das Ahnen der Gottheit, gebunden an kein anderes Dogma, als an das chriſtliche, wirkt und weckt Gefühle der Andacht, der Alliebe und der Verſöhnung.

Die Pinakothek.

Ein rechter, erfahrner Touriſt (und ein ſolcher ſind wir nun wohl geworden) wird ſich klüglich überall Ruhe gönnen nach Anſchauungen, die, je mehr ſie die Seele bewegen, die körperliche Kraft und Ausdauer erſchöpfen. Ein haſtvolles Rennen von Genuß zu Genuß iſt unklug und führt zu Abſpannung, wie dieß wohl Jeder erfahren hat, der auf vielen Reiſen Vieles ohne Raſt geſehen. Auch der Körper will ſein Recht, ſagt ein alter Spruch, und es iſt zu verwundern, daß er noch kein Rechtsbuch hat, das wohl irgend ein Eulenſpiegel längſt hätte ſchreiben können. Wir möchten wetten, daß ein humoriſtiſch-gutgedachtes Jus Corporis mehr Anſprache finden würde, als das Corpus juris.

Dem Körper ſein Recht anzuthun, finden ſich in der Kunſtſtadt, welcher ſo oft ſchon der Vorwurf des Vorwaltenlaſſens materieller Richtungen gemacht worden, der Anſtalten ſehr viele. Sie zu detailliren iſt nicht unſer Beruf; die meiſten und beſten laſſen im Vergleich mit andern Großſtädten zu wünſchen übrig, zumal für lukulliſche Schwelger. Nicht einmal das neue palaisgleiche Gaſthaus zum bayer'ſchen Hof kann als abſolute Ausnahme gelten. Ewige, magenüberfüllende, ſtundentödtende Diners (Anhalteſchmäuſe zu überſetzen) ſind dem Touriſten in der Regel, die der Ausnahmen nicht viele hat, ein Gräuel; jedes leidlich wohlverſorgte Weinhaus reſtaurirt vollkommen, und ſo thun wir wohl, wenn uns ein Reſtaurationsverſuch gelüſtet, im Bazar einzuſprechen. Bei meiner Flaſche habe ich dort ganz gemächlich über den Unterſchied zwiſchen einem Bazar in Konſtantinopel und einem Bazar in München philoſophirt, und ich bin darum, wenn auch nicht viel weiſer, doch nicht dümmer geworden, was nicht von allen philoſophiſchen Unterſuchungen zu rühmen ſteht. Ich rathe Jedem an, ein Aehnliches zu thun, und geſtärkt mag er ſich dann aufmachen zur Wanderung durch die mit lauter großartigen Gebäuden geſchmückte, äußerſt imponirende, aber dennoch einſame und einförmige Ludwigsſtraße. In dieſer beſehen wir das ſtattliche Palais des Herzogs Max, das Gebäude des Kriegsminiſteriums, das Blinden- und des Fräuleininſtitut. Es ſind dieß ſämmtlich Paläſte. Ein Palaſt iſt auch das Hof- und Central-Bibliothekgebäude mit dem Reichsarchiv. Die Bibliothek mit ihren, in ehrender Bereitwilligkeit dargezeigten großen und ſeltenen Schätzen vermöchte uns allein Wochenlang zu feſſeln.

Nebenan ſteht die im edlen italieniſch-byzantiniſchen Kirchenſtyl erbaute Ludwigskirche mit zwei Thürmen, drei Thoren hinter einer Vorhalle, und Bildſäulen von Schwanthaler, welche das Aeußere der Hauptfaçade ſchmücken. Im Innern feſſeln die gigantiſchen Fresken des großen Meiſters, Ritter von Cornelius, der an die Ufer der Spree gerufen, um dort die Baſis zu legen, auf der ein neues, höheres Kunſtleben ſich im deutſchen Norden entfalten ſoll. Sein jüngſtes Gericht, das eine ganze Tempelwand einnimmt und an Größe das berühmte von Michel Angelo noch übertrifft, bleibt wohl für lange Zeiten die Bewunderung der Welt.

Durch die gegenüberliegende Löwenſtraße eilen wir der Thereſienſtraße zu und zur Pinakothek. Dieſer Prachtbau, der, außer den Räumen des Erdgeſchoſſes mit der Durchfahrt, neben dem großartigen Veſtibül acht Säle und drei und zwanzig Cabinette nebſt einem Reſerveſaal, einen Copierſaal ꝛc. ꝛc. enthält, hat die Beſtimmung, die Auswahl der gediegenſten Kunſtwerke aus den königlichen Gemäldegallerien zu München und Schleißheim, die alt-griechiſchen Vaſengemälde, die Handzeichnungen der großen Meiſter aller Zeiten und die unſchätzbaren Sammlungen von Holzſchnitten und Kupferſtichen in ſich aufzunehmen. Dieſe Letzteren ſind die reichſten der Welt, und in keiner der beſtehenden Sammlungen, ſelbſt der Berliner und Wiener nicht, ſind ſo viele Incunabeln der Holzſchneide- und Kupferſtichkunſt, ſo viele und ſo bedeutende Unica. Das Einzige, was man an dieſen Prunkſälen der Kunſt tadeln möchte, iſt ihre übergroße Pracht. Die 50 Fuß hohen, ſehr zweckmäßig von oben beleuchteten Räume ſind mit den koſtbarſten Seitentapeten bekleidet, und die ſtuckverzierten Decken ſtarren von Vergoldung.

Die bei der Aufſtellung der Gemälde feſtgehaltene Ordnung iſt nach Zeiten und Schulen beſtimmt, ſo daß auch in dieſer Beziehung die Anſtalt belehrend auf den Beſchauer einwirkt. Wir erblicken im erſten Saale und in den anſtoßenden Cabinetten die Werke der altdeutſchen Kunſt, verbunden mit den Bildern der berühmten ehemaligen Boiſſeréeſchen Sammlung, faſt ausſchließlich erhabene Gegenſtände der Religion und heiligen Schrift zum Vorwurf habend.

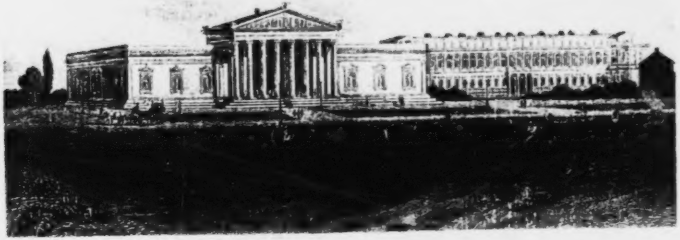
Dann folgen im zweiten Saale die Bilder ſpäterer deutſcher Meiſter, immer nur Auserleſenſtes; im dritten die Niederländer jener Kunſtperiode, in welcher Van Dyk und Rembrandt blühten. An dieſen reiht ſich im pracht- und raumvollen vierten Saale der reiche Gemäldeſchatz von vierzig Bildern des Peter Paul Rubens, daran ſich im fünften Saale die übrigen Niederländer ſchließen. Im ſechſten Saale erblicken wir die Bilder franzöſiſcher und ſpaniſcher Meiſter, mit bewundernswerthen Tafeln von Murillo, und die drei letzten Säle bis zum neunten ſind mit den Gemälden der Italiener erfüllt.

Die Vorderſeite des Gebäudes nimmt ein 400 Fuß langer, längs den Sälen außen hinlaufender Corridor ein. Er iſt in Loggien abgetheilt, und ſinnig ſchmücken ihn Freskobilder: Scenen aus dem Leben der berühmteſten Maler. Sie bringen gleichſam die Entfaltung der Kunſtgeſchichte durch alle Jahrhunderte vor Augen. Den herrlichſten Kunſtſchmuck der Pinakothek machen aber die vier und zwanzig Bronce-Statuen der berühmteſten Künſtler aller Zeiten und Schulen aus, die von Schwanthaler nach authentiſchen Portraits höchſt geiſtvoll modellirt und von Stiglmayr gegoſſen in den Vorſälen aufgeſtellt ſind. Profeſſor Amsler in München, der berühmteſte der lebenden deutſchen Stecher, hat ſie unter Schwanthalers directer Einwirkung kürzlich unübertrefflich in Kupfer geſtochen.

Jeden Vormittag, mit Ausnahme des Sonnabends, iſt die königliche Gemäldegallerie mit ihren Zugehörungen den beſuchenden Fremden, wie den einheimiſchen Kunſtfreunden geöffnet, und zwar eben ſo wie die andern öffentlichen Sammlungen Münchens, unentgeltlich, wie es ſich ziemt bei Anſtalten, welche Bildung und Intelligenz der Nationen fördern helfen und fördern ſollen. Es macht einen widrigen Eindruck, wenn vor oder nach der Beſchauung fürſtlicher Sammlungen Lakaienhände verſilbert werden müſſen, und die Taxen des Schaugeldes nach Stückzahl der gleichzeitig Beſuchenden fixirt ſind. Ehre wo Ehre gebühret; alſo auch hier Ehre dem Fürſten, der die Anſchauung und Kenntnißnahme der großartigſten Bildungsmittel nicht abhängig macht von der Börſe derer, die ſich derſelben zu bedienen und zu erfreuen wünſchen.

Glyptothek.

Von der Pinakothek führen wenige Schritte zur Glyptothek. Die beiden grandioſen Gebäude liegen in einem Gebiete der Außenſtadt, das noch ein Häuſerarmes zu nennen iſt. Bauplätze ſind noch zu Tauſenden vakant, nur einzeln ſtehen von Gärten umgebene heitere Villen, die den Blick von der Fläche weithingeſtreckter mit kargem Raſen bewachſener Triſten ablenken, die noch des „Werde!“ harrep, das ſie zu Theilen der Königsſtadt machen wird. Als Gebäude iſt die Glyptothek eine der edelſten und würdigſten Schöpfungen, welche die Architektur in unſerer Zeit irgendwo hervorgebracht hat. Keine Kunſthalle der Welt iſt ſo herrlich, als dieſer Tempel. In den edelſten Verhältniſſen prangt es mit einem Portikus von zwölf joniſchen Säulen, die das Giebelfeld tragen, in welchem ſich um die Statue der Pallas acht andere Statuen reihen, welche in harmoniſcher Gruppe die Repräſentanten aller Techniken antiker Plaſtik, der Toreutik, der Anaglyphen, Kataglyphen ꝛc. ꝛc. vereinigen. Eine Lyra ziert ſinnig und glücklich die Spitze des Giebelfeldes; zwei Sphinxe ruhen an deſſen Endpunkten. Zu beiden Seiten des Portals ſind in den Marmorwänden drei Niſchen angebracht, welche Weihe, Beginn, Schirm und Vollendung der antiken Plaſtik durch die Statuen des Hephäſtos und Prometheus, Dädalos und Phidias, Perikles und Hadrian verſinnbilden. Sonſt ſteht der herrliche Bau äußerlich ſchmucklos. Um ſo mehr überraſcht die wohlbedachte Pracht des Innern, wenn wir durch die tönenden Pforten von Erz geſchritten, und in die Säle eingetreten ſind. Ein Veſtibül, 48 Fuß lang und 48 Fuß breit, zeigt in vier lateiniſchen Inſchriften Beginn und Vollendung dieſes großgedachten Kunſttempels, nennt den königlichen Sammler und Begründer, nennt den mit Recht gefeierten Architekten, Leo von Klenze, aus deſſen reichem Geiſt ein erhabener Bau nach dem andern in der Königsſtadt hervorging, und den Meiſter der Wandgemälde, Cornelius, der berufen war, einige der Säle mit unſterblichen Bildern nach Mythen der klaſſiſchen Vorzeit und homeriſchen Geſängen zu ſchmücken. Grüne und ſchwarze Marmorplatten decken den Boden, Stuck von der Farbe grauen Granits bekleidet die Wände, und theils weiße, theils vergoldete Plaſtik ziert das Kuppelgewölbe. Jeder der Säle hat andern Marmborboden und



GLYPTOTHEK und PINACOTHEK

in München

andre Ornamente, jedes der letztern aber iſt edel, rein und geſchmackvoll, und den aufgeſtellten Kunſtwerken entſprechend.

Der erſte Saal, in welchen wir zur linken Hand einſchreiten, gehört der älteſten Kunſt, der des Nillandes an. Hier reihen ſich die Originalwerke altägyptiſcher Kunſt auf, und jene der altgriechiſchen, etruskiſchen und römiſchen Nachbildungen des ſtarren Styls jener Frühkunſt. Die Gegenſtände ſind: Sphinxe, Prieſterſtatuen, ein kleiner Obelisk, Canopen, Götterbilder ꝛc. Auch die wenigen alt-indiſchen Bildwerke, z. B. der vierköpſige Brahma Tſchaturanana aus dunkelgrauer Lava, ein Buddhakopf ꝛc. ſind hier aufgeſtellt.

Der zweite Saal, der der Incunabeln, verſammelt die Werke der etruskiſchen und griechiſchen Plaſtik früheſter Zeit: werthvolle Bronzen, ziſelirte Erzplatten eines etruskiſchen König-Wagens, mit merkwürdigen Gebilden, Candelaberfüße und in den Grabkammern erbeutete Gefäße; — die älteſten Terracotten, Büſten, Statuen und Glasgefäße.

Der Aegineten-Saal folgt. — Er iſt ausſchließlich zur Aufbewahrung der Funde aus dem zertrümmerten Tempel des Zeus Panhellenios auf Aegina beſtimmt, deſſen Reſte wir auf der Fahrt durch den Archipel geſehen. Die zum Theil zertrümmerten Statuen empfingen ihre Reſtauration aus Thorwaldſens Meiſterhand. Es iſt verſucht worden, die Aufſtellung der Hauptfiguren wieder ſo zu bewerkſtelligen, wie ſie die Giebelfelder ihres Tempels geſchmückt haben mögen, und ihre Namensbezeichnung nach begründeten Analogien wieder zu geben; dazu iſt noch eine große Anzahl nicht zu ergänzender Fragmente vorhanden.

Im Apollo-Saal treten wir zu den vollendeten Bildwerken athenienſiſcher und korinthiſcher Kunſt, unter denen das Köſtlichſte unter ſo vielem Koſtbaren der berühmte barberiniſche Apollo iſt, früher als barberiniſche Muſe, wegen der weiblichen Formen und Gewande, geprieſen und hochgehalten.

Der folgende, der Bacchusſaal, ſchließt der Mehrzahl nach Kunſtgebilde ein, welche auf die Bacchusmythe Bezug haben. Die Perle iſt der barberiniſche Faun.

Der Saal der Niobiden feſſelt zunächſt mit den Statuen und Torſen der Niobekinder, einer furchtbarſchönen Meduſenmaske, zwei Venusſtatuen, den Koloſſen einer Minerva und einer Roma.

Den Saal der Götter und den durch eine kleine Vorhalle mit dieſem verbundenen trojaniſchen ſchmücken des Ritters v. Cornelius großartige gefeierte Fresken helleniſcher Mythenkreiſe und des Geſchickes von Ilion in ergreifenden Gemälden. Es erweckt ein wohlthuendes Nationalgefühl, die Wanderung durch die Reihen erhabener Bildwerke des Alterthums durch Anſchauungen unterbrechen zu können, die vor das Auge führen, was unſre Gegenwart zu leiſten, und mit welch hohem Geiſtesflug ſie in einem andern Zweige der Kunſt, der den Hellenen und Römern in der ſpätern Ausbildung und Höhe gänzlich verſchloſſen blieb, die Mythen des klaſſiſchen

Alterthums, die Geſänge Homer's aufzufaſſen vermochte. – Nach ſolcher Anſchauung treten wir ſelbſtbewußter in den Saal der Heroen. Er enthält meiſtens Marmor-Werke aus den beſſern und beſten Zeiten der griechiſchen und römiſchen Kunſt — Bildſäulen der gefeiertſten Männer und Frauen der Vorzeit, von Imperatoren, Staatsmännern, Feldherren, Philoſophen und Dichtern.

Der größte und prächtigſte Saal, der Glyptothek anſtoßend, iſt der Römerſaal. Er mißt 130 Fuß in die Länge, 42 in die Breite, iſt in ſeiner ornamentalen Ausſchmückung im römiſchen Charakter gehalten, und mit mythiſchen wie hiſtoriſchen Basreliefs geziert, nebſt ſolchen, welche römiſche Sitten und römiſches Leben abſpiegeln. Ueberaus reich iſt die Anzahl der hier aufgeſtellten Alterthümer, — faſt ſämmtlich Beute der Grabungen in Italien. In langen Reihen und in ſinniger Ordnung ſind hier Sarkophage, Statuen, Büſten, Altäre, Candelaber, Prunk-Vaſen und Grab-Urnen aufgeſtellt, faſt alles Meiſterwerke, die den Kenner lange und anhaltend feſſeln. Im nächſten eilften Saal ſind die farbigen Bildwerke mit Einſchluß mehrer Bronzen von bedeutender Größe, viele von höchſter Schönheit; viele Erzbüſten und Candelaber. Den Beſchluß macht der Saal der Neuern. Die ſorgfältigſte Wahl ſtattet ihn aus, und er bietet zu den intereſſanteſten Vergleichen Stoff in Fülle dar. Alle großen Meiſter der neuern Kunſt ſind in demſelben würdig vertreten; ſo Antonio Canova, Georg und Rudolph Schadow, Conrad Eberhardt, Aleſſandro Algarti, Chriſtian Rauch, Joſeph Chriſten, Salvator de Carli, Albert Thorwaldſen, Cerachi, der treffliche Schwanthaler u. A. In den Ornamenten des Saals ſind ſinnig die Bildniſſe der großen Bildhauer der ſpätern Zeit, welche der Kunſt den Weg zur Rückkehr zu der einfachen Schönheit der Antike lehrten, als Medaillons angebracht: Nicola da Piſa, Michael Angelo, Buonarotti; gegenüber ſieht man die von Antonio Canova und Albert Thorwaldſen.

Aus dieſem Saal treten wir in das Veſtibül zurück. — Die Glyptothek iſt der Glanzpunkt im kunſtreichen München; allein noch viel Herrliches bleibt zu ſchauen übrig. Gleich auf dem Königsplatze, der Glyptothek gegenüber, ragt die Baſilika des heiligen Bonifacius mit einem im Bau begriffenen anſtoßenden Benedictinerkloſter. In der Gruft dieſes neuen Gotteshauſes hat ſich König Ludwig I. von Bayern die künftige Ruheſtätte beſtimmt. Auch dieſe Gebäude werden in vollendeter Großartigkeit ihres Gründers würdig.

Aber für den Tag iſt's des Schauens genug geweſen. Nach der Glyptothek und Pinakothek erſcheint alles Andere, ſey es noch ſo reich, arm; und ſoll ihr erhabener Eindruck ein ungeſtörter und bleibender ſeyn, müſſen wir ausruhen bis zum nächſten Morgen.

Aukirche.

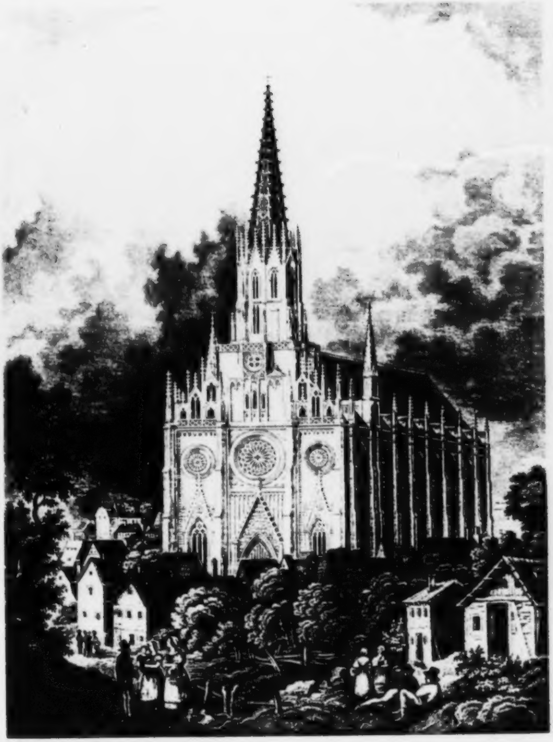
Das Herz noch voll der Freude über ſo viel des Schönen, Erhabenen und Preiswürdigen, das die Königsſtadt an der Iſar uns ſehen ließ, wandern wir am andern Tage in die Vorſtadt Au, um uns in friſcherer, freierer Luft heiter zu bewegen, und die ferne Kette der bayeriſchen Alpen im lichten Morgenſchimmer als Scheidende zu begrüßen. Durch die lange gewerblich-belebte Straße, das Thal genannt, erreichen wir das Iſarthor. Kaſtellartig erſcheint's von ferne; aber in der Nähe prangt's im ſchönſten Gewand der Kunſt. Es iſt mit wohlgelungenen Fresken von Neher geſchmückt, davon die Hauptfronte den Einzug Kaiſer Ludwig des Bayern in München, welcher einſt durch dieſes Thor ſtatt fand, vor Augen bringt. Der heilige Georg und der Erzengel Michael ſtehen als koloſſale ſteinerne Schirmhüter da, hervorgegangen aus den Meiſterhänden des ſtillen, der Myſtik holden, kindlich-frommen und wahrhaft verehrungswürdigen Bildhauergreiſes K. Eberhard.

Zur Rechten bleibt uns im Weiterſchreiten ein großes Gebäude, das Iſarthortheater, einſt der komiſchen Maske, jetzt andern Zwecken dienend. Imponirend zeigt ſich die Küraſſierkaſerne nahe der Iſarbrücke, auf welche letztere wir mit Luſt uns ſtellen, und das mannichfaltige Bild einer originellen, pittoresken Landſchaft in uns aufnehmen. Hinter uns ruht die volkreiche Stadt mit ihren Wunderwerken der Kunſt, jetzt unſerm Auge durch wenige Gebäude ganz verdeckt. Unter uns jagt die grünliche Alpentochter, die raſche Iſar, in zwei Arme getheilt, dem nahen Prater vorbei, dem Park zu. Die ſchöne, 40 Fuß breite Brücke iſt menſchenvoll, in der Vorſtadt Au iſt gerade Duld, und ihre Gaſſen und Gäßchen wimmeln vom Leben. Rechts, dicht an der Brücke, ſteht die armſelige neue Bretterbude Thaliens in München, das vielbeſuchte Lipperltheater, und der Kontraſt dieſes Bettlerhauſes der erheiternden Muſe zu den Prachtpaläſten ihrer Schweſtern iſt pikant genug. Drüben, links auf dem Gaſteigberg, den ein ganz nahes Vorſtadt-Dorf, Haidhauſen krönt, wandeln Spaziergänger, welche die köſtliche Fernſicht anzog, die von jenen mäßigen Höhen den Ueberblick über die Stadt und den Hinblick auf die Alpenketten vereinigt. Aber mehr noch als jene fern ragende Bergwelt feſſelt uns ein Werk der Menſchenhand, das von allen andern Eindrücken abwendet. Rieſig überragt die ohnehin nicht großen Häuſer der Au die neue Pfarrkirche, ein Denkmal der neuen Baukunſt im reinſten gothiſchen Styl nach Ohlmüllers Plan, das als Nachbild ſich der Architekturmeiſterwerke des Mittelalters nicht zu ſchämen braucht. König Ludwig ließ ſie aufrichten. Sie ſchmückt den Mariahilfplatz. Trefflich gedacht und kunſtvoll ausgeführt iſt das Portal, zu deſſen beiden Seiten grandioſe Fenſter das Licht einſtrömen laſſen. Eine große Roſette zwiſchen zwei kleinern ſchmückt die Fronte von glattem Sandſtein, und pyramidenförmig hebt ſich in ſymmetriſchen Abſtufungen aus einem Wald von Sculpturzierden über Gallerien und Schallöffnungen der 270 Fuß hohe Thurm, bis zum Kreuz ſeiner Spitze in kunſtreich durchbrochener Arbeit aus dem feſteſten Geſtein ausgeführt.

Am 28. November 1831 wurde der Grundſtein dieſes Tempels gelegt, am 25. Auguſt 1837, am Geburts- und Namenstage des königlichen Gründers, konnte ſchon das Kreuz der Thurmſpitze enthüllt werden.

Das Innere iſt würdig. Rings um das Presbyterium leuchtet aus ſieben Fenſtern die Farbenpracht der Glasmalerei, der herrlichſten, welche die neue Zeit mit Hülfe der tiefern chemiſchen Kenntniſſe hervorbrachte, der Triumph des Geiſtes wie der Technik. Dieſe Farben glühen nicht, ſie brennen, und nur die Glasmalerei milderte da, wo es nöthig, ihr flammendes Licht. Marien, der Himmelskönigin, iſt dieſer hehre Tempelbau geweiht, und Bilder aus ihrem mythenvollen Leben ſind es daher vorzugsweiſe, die ihn zieren. Unter der Leitung von H. Heß componirten Schraudolph, Fiſcher und Ruben die Zeichnungen der Bilder, Ainmüller die zahlreichen, würdigen und geſchmackvollen Ornamente; Stöckel u. A. führten die Glasmalereien aus. Jedes dieſer Fenſter ſoll an 20,000 Gulden gekoſtet haben und ſicher iſt ihr Werth weit größer.

Des fernen Hochgebirgs Zackenreihe winkt uns, ſobald wir aus dem Heiligthum treten, wieder, und mit ſtiller Wehmuth blicken wir nach den glänzenden Firnen. Wie lieblich, wie ſchön, wie reizend erſcheint den lange Ferngeweſenen der Vaterlandshimmel, die Vaterlandserde, das deutſche Heimathland! Die nahe Umgegend Münchens iſt mit wenigen Ausnahmen des Parks und der Iſarufer nicht reizend, aber reichlich entſchädigt dieſer Alpenblick, wie Leidenden und Duldenden aus unerfreulicher Gegenwart ein lohnender Blick in die Zukunft. Doch auch dieſer Vergleich hinkt. München bietet in der That dem fremden Gaſt ſo viel des Kunſtſchönen, des Naturanmuthigen, des Geſelligfreundlichen, daß es Unrecht wäre, nicht dankbar zu ſeyn. — Bei hellem Wetter kann man ſich in der Alpenwelt leicht orientiren. Dort am Grenzſaum der Bergkette hebt der ſagenreiche Untersberg ſein ſtarres Haupt, der hohe Staufen iſt ſein Nachbar; die Gipfel des Rauſchenberges und Sonntaghorns überragen die Ebenen, und der doppelhornige Watzman blickt aus fernſter Ferne herüber, aus einer Alpengruppe, de-



[illegible]

ren beſchneite Zacken und Firnen hell erglänzen. Jetzt lagern ſich hohe maleriſche Vorberge des bayriſchen Gebirgs vor die fernen Alpen Tyrols: Karkogel und Feuchteck, und näher tretend erheben ſich in mannichfacher Zerklüftung die impoſanten Maſſen des Kranzhorns, wilden Kaiſers, der Wild-Barn, des Schwarzenbergs, über denen gigantiſch der Wendelſtein mit 6300 Fuß ſich aufthürmt. So ſetzt ſich, immer mit von 4000 bis nahe an 7000 Fuß hohen Gipfeln die Gebirgskette lange fort, den Horizont maleriſch umgrenzend, bis mächtigere Alpſtöcke ſich anreihen, unter denen der Solſtein mit etwa 10,000 Fuß, das Karwendelgebirge mit 8300 bis 8500 F., Dreitherrnſpitz 8971 F. aufragen. Die mächtigſte und impoſanteſte Gruppe bilden aber Alpſpitz, Warenſtein und Zugſpitz, deſſen Zinne, 10,000 Fuß hoch, über die Wolken herüber ſchaut. Südweſtlicher werden die Höhen plötzlich kleiner, und entziehen ſich in der Gegend von Kempten dem Fernblick gänzlich. Wer den Anblick dieſes Gebirgspanorama's in ganzer Schönheit genießen will, dem ſey angerathen, an einem heitern Frühlings- oder Herbſtnachmittag, wenn nach einem Regen die Luft ſich geklärt hat, den Frauenthurm zu beſteigen; er wird es nimmer bereuen.

Ueber den volkbelebten Luſtort Neuberghauſen, welchem der Pfad über den Gaſteig zuführt, der über die hohen, ſchroffen Abhänge der Iſar leitet, kehren wir durch den engliſchen Garten auf anmuthigen Parkwegen, und in heitern Geſprächen mit dem dämmernden Abend zurück, und ſuchen nach ſchmerzlichem Abſchied, dem ſich die Hoffnung auf Wiederſehen miſcht, die nöthige Ruhe und Stärkung für die Weiterfahrt.

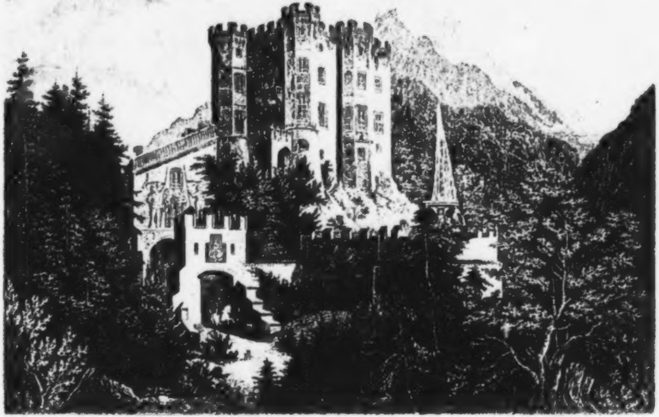
Hohenſchwangau.

München Valet! Valet, du Herrliche, voller ſchwerbegreiflicher Widerſprüche. Raſch rollt der Wagen auf trefflicher Heerſtraße und an Gärten und Villen vorüber, dem Dorfe Unterſendling zu, an deſſen Kirche das große Frescogemälde Lindenſchmidts, den Kampf der bayeriſchen Bauern und Gebirgsbewohner gegen die Oeſterreicher im Jahr 1705 darſtellend, uns auf einige Momente feſſelt. Von da ab führt der eingeſchlagene Weg durch eine Reihe Dörfer und Gegenden ohne landſchaftlichen Reiz in das Thal der Würm, eines dem Würm- oder Starenberger-See entſtrömenden Flüßchens. Hier wird Gauting berührt, dem ein gar loyaler und jovialer alter Kauz, der Freiherr von Hallberg, einen Namen gemacht hat. Durch Gehölze geht's in ein romantiſches Thal, wo an einem einſamen Gehöfte, der **Reismühle**, die Sage alter Zeiten haftet. Karl der Große ſoll hier geboren ſeyn!

So wie wir dieſes Thal verlaſſen, iſt es anders; der ſchöne Baumwuchs wird dürftig, der grasreiche Boden wieder ſteril, und in Einzelblumen kündigt ſich die Flora des Hochgebirges an. Wir finden Gentianen und das niedliche Alpenveilchen. Nach einer kurzen Weile breitet vor unſern Blicken der majeſtätiſche Spiegel des Starenberger Sees ſich aus, der fünf und eine halbe Stunde lang, eine halbe Stunde und darüber breit, zwölf Stunden im Umfang meſſend, umgeben von heitern Schlöſſern und Ortſchaften, am ſüdlichen Ende maleriſch überragt von den majeſtätiſchen Gipfeln des Hochgebirges, da liegt. Uns nahe ſpiegelt ſich das alte Schloß Starenberg in der ruhigen Fluth. Schiffe und Schiffchen kreuzen über den See, der mit ſeinen Ufern oft belebt iſt von frohem Gewimmel. Im Poſthaus zu Starenberg raſten wir, und laſſen uns wohl ein Gericht jener großen Krebſe des Sees munden, die der Wohlſchmecker ſo manche in der ſchönen Jahreszeit herlocken, mächtiger, als die Reize der Natur.

Von da ab geht's über einförmiges Hugelland, für das der Anblick des Gebirgs entſchädigt, zum freundlich erneuten Städtchen Weilheim, in deſſen Nachbarſchaft wir die zu Ausflugen oft erwählte ſteile Pyramide des

[illegible]



HOHENSCHWANGAU

[illegible]

[illegible]

hohen Peiſſenberges gewahren, von deſſen Gipfel ſich ein Panorama aufrollt, das uns noch einmal den vollen, großartigen Anblick der Gebirgswelt verſchafft, den wir zu unvergänglicher Erinnerung als Solche in uns aufnehmen, die nun, vielleicht auf lange, wo nicht auf immer, von ihr ſcheiden. Unendlich majeſtätiſcher, weil um vieles näher, liegt die große Alpenkette vor uns da, wie wir ſie in München ſahen. Der Großglockner Tyrols, ja ſelbſt der Hohen-Säntis der Schweiz ſind bei heiterm Himmel ſichtbar. Das Auge ſchwelgt, das Herz ſchlägt ſelig-froh, die Seele betet beim Anblick ſo hehrer Pracht.

Schweren Herzens reißen wir uns los und ſetzen die Reiſe raſch auf leichtem Wagen fort. Die Orte Peiting, Ilgen, Steingaden fliegen vorüber, dann in einem ſchönen Thale Trauchgau und Buching, wo der Lech als jugendlicher Bergfluß uns entgegenrollt, bis wir auf einer Bergeshöhe, die mitten aus dem Thalgrund und dem Schooß des ringsumgebenden Hochgebirges aufragt, eine ſtattliche Ritterburg erſchauen, das weitgenannte und geprieſene Schloß Hohenſchwangau, ein Beſitzthum des Kronprinzen Maximilian von Bayern.

Reizend maleriſche Seen liegen tief in den Thalgründen; eine herrliche Natur umblüht und umprangt wahrhaft zauberiſch den Fürſtenbau, der, auf den Fundamenten einer alten Burg völlig erneut, die mittelalterliche Bauart in verjüngter Schönheit vor Augen ſtellt.

Vom Ufer des Alpſees und Schwanenteiches, der der Burg den Namen gab, und jetzt von Schwänen belebt iſt, ſteigen wir den Schwanſteig aufwärts zum Schloſſe empor, das allgemach vor unſern Blicken ſeine architektoniſche Schönheit entfaltet. Eine zinnen-geſchmückte Umfangmauer, über welcher die hochſpringende Fontaine des Löwenbrunnen aufrauſcht, öffnet ihre Thorhalle, durch die wir in den äußeren Hof treten, darin ein mächtiges, hochgewölbtes Portal mit Wappenſchmuck, koloſſalen Ritterbildern unter einem ſtattlichen Vorbau mit fürſtlichen Zimmern hindurch gelangen läßt. Wir bewundern den Brunnen und die Gartenpracht des innern Burghofes. Auf Felſenfundament hebt ſich der eigentliche Schloßbau, mit einem Erdgeſchoß und drei Etagen, mit vorſpringenden Eckthürmen, reich verziert durch Erker und Balkone, Wappenſchilde, Glasmalereien, Arabesken und ſinnige Sprüche, und weckt durch ſein ſtattliches Aeußere den lebhaften Wunſch, das Innere zu beſchauen. Da hat die Kunſt gar ſinnig und bedeutſam ſchmückend gewaltet. Eine reiche Bilderfülle aus dem ewig quellenden Borne der Sage und vaterländiſchen Geſchichte iſt in Säle und Zimmer vertheilt, Jedem Genuß und künſtleriſche Befriedigung gewährend; daneben iſt manches intereſſante Alterthum an Harniſchen und Waffenwerken an geeigneten Orten aufgeſtellt.

Im erſten Stock öffnet ſich uns der Schwanritterſaal, welcher die vielfach variirte Sage vom Schwanritter in vier Bildern von Neher und Quaglio, nach Rubens Compoſitionen, aufnahm, als Beziehung zur Benennung des Schloſſes. Im Schyrenſaal bringen acht Bilder Lindenſchmidts, von ihm ſelbſt componirt, Scenen aus der bayeriſchen Geſchichte vor Augen. Ein dritter Salon läßt uns überraſchend orientaliſchen Typus der Ausſchmückung wahrnehmen und Städte und Gegenden des Orientes erblicken, Darſtellungen, welche zugleich das Verdienſt haben, wahr zu ſeyn. Zauberiſch ſchön ſind die Bilder von Smyrna, Troja, Mytilene, der Dardanellen, Konſtantinopel, Beylerbey, Bujukdere. Das vierte Zimmer bringt Ortgeſchichtliches aus dem Schwangau zur Anſchauung, darunter den Minneſänger Hildbold von Schwangau und Luthers Flucht von Augsburg. Auf dieſe Burg floh der verfolgte Reformator zu ſeinem Freunde, Ritter Langemantel.

Der Bilderſchmuck des fünften Zimmers iſt aus dem Sagenkreiſe vom Verweilen Karl des Großen in der Reismühle entnommen, und ein ſechſtes ſtellt vier Scenen aus der Geſchichte der Gemahlin Otto's von Wittelsbach dar. Zum zweiten Stock emporgeſtiegen, empfängt uns der Heldenſaal mit ſechzehn Bildern eines nordiſchen, der Nibelungenſage verwandten Heldengedichtes, der Wylkina=Sage, und der Saal der Hohenſtaufen mit ſechs Gemälden Lindenſchmidts aus der Geſchichte jenes ruhmreichen Kaiſerhauſes. Das Taſſozimmer zeigt Bilder aus Taſſo's befreitem Jeruſalem nach Moritz von Schwind, von Glinck gemalt. Ein viertes Zimmer läßt ſechs Scenen aus der Geſchichte der Welfen ſchauen, und das Authari'szimmer zeigt ein großes, viergetheiltes Wandgemälde aus dem Leben Authari's und Theudelindens. In das ritterliche Leben des Mittelalters führt uns ein ſechſter Salon. Alle Räume ſind theils in morgenländiſchem, theils in altdeutſchem, ritterlichen Style koſtbar meublirt und decorirt. Auch den dritten Stock ſchmückt die Kunſt herrlich aus. Aber noch ſchönere Bilder zeigen ſich durch die Rahmen der Fenſter. Alle landſchaftlichen Reize des Gebirgs und der Ebene umfangen eiferſüchtig dieſes ſtattliche Haus.

Ehe wir es verlaſſen, werfen wir noch einen Blick rückwärts in ihre Geſchichte. Wir ſehen an ihrer Stelle ſchon eine Römerfeſte ſich erheben, den Weg nach Italien bewachend, und im Mittelalter die Burg den Herrſchergeſchlechtern der Welfen, der Hohenſtaufen und der Wittelsbacher nach einander angehören und von ihnen werth gehalten. Hier erklang unter den Welfen Hildbolds Minneſängerharfe, hier ſchied der Hohenſtaufe Konradin bei ſeinem unglücklichen Zuge nach Italien von ſeiner Mutter, hierher flog noch einer der letzten Gedanken des königlichen Jünglings. Und hier weilte, geborgen vor der Verfolgung des argliſtigen Cajetan, Luther, von hier aus nahm er nach Hoheneſchau, unweit des Chiemſees, den Weg, allwo man noch das enge Kämmerlein zeigt, das den Glaubensſtreiter barg, bis er unter des wackern Onoffer von Freiberg Geleit nach Nürnberg entkam. So vielfach merkwürdig, anziehend, ja feſſelnd, wirkt die Betrachtung dieſer ſchönen Burg, und nur ungern ſcheiden wir aus ihren Räumen, und tragen von da liebe und freundliche Erinnerung mit hinweg zur fernen Heimath.

So eben erſchienen und verſendet:

Gallerie der Zeitgenoſſen

oder die

authentiſchen Portraits *)

der berühmtesten Personen unserer Zeit.

In Stahl geſtochen

von den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands.

No. 143. 144. 145. 146. 147. 148.

Dieſer aus **26** Bildniſſen beſtehende Jahrgang enthält unter anderen die wohlgetroffenen Portraits von Sr. Heiligkeit dem **Pabste**, dem Erzbiſchofe von **Cöln**, dem Erzbiſchofe von **Gnesen**, der Königin **Victoria** von England, **O'Connel**, **Abdel Kader**, **Don Carlos**, der Königin **Isabella**, auch von dem Chriſtus-Leugner **Strauss** ꝛc. ꝛc.

Jedes Bildniß koſtet, troß der trefflichen Ausführung, nur 2 Groſchen ſächſ., 2½ Silbergroſchen, 8 Kreuzer Conventions-Münze, 9 Kreuzer rheiniſch.

☞ Die Subſcription für den 6. Jahrgang iſt noch offen und verpflichtet **nicht** zur Anſchaffung auch der frühern Jahrgänge.

---

*) Sie ſind durchgängig nach dem Leben gezeichnet, oder nach von den betreffenden Perſonen eingeſandten Original-Gemälden geſtochen.

Bibliographisches Institut.

Ein dunkles Loos.

Volkserzählung

von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Theil.

Nürnberg,
Verlag der Friedr. Korn'ſchen Buchhandlung.
1850.

1944.508

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

Dritter Theil.

Seite
1. Die Hochſtappler 1
2. Schloß Leuchtenburg 26
3. Bergab 43
4. Noch einmal zur Höhe 61
5. Die Salzkoſaken 78
6. Der Erdſpiegel 105
7. Des Truges und des Aberglaubens Opfer . . . 126
8. Schwarze Thaten 148
9. Sehet welch ein Menſch 170
10. Freiheit, du goldne Sonnenblume 199

Die Hochſtappler.

(Der Anfang von Caſpar Wallers Tagebuch.)

Ich ſoll aufzeichnen, was mir Wichtiges widerfährt und begegnet, wünſcht meine Patronin, damit ich ihr ausführliche Rapporte erſtatten könne, ſobald ſie dieſelben verlangt. Wozu? weiß ich nicht — ich ſoll eben Werkzeug ſein, ſtatt Werkmeiſter. Und daß es rathſam ſei ſich mit Papieren zu ſchleppen, die an uns zu Verräthern werden können, möchte ich mindeſtens nicht behaupten.

Es kommt mir ſchwer an, dieſe Niederſchreibungen vorzunehmen. Ich bin kein Federheld, und meine Berichte werden kurz ſein, es wäre denn, daß ich allmählich ſelbſt Intereſſe am Niederſchreiben meiner Erlebniſſe gewänne. Das Anziehendſte für mich waren bisher die neuen Bekanntſchaften, die ich machte, zum Theil nach dem Willen meiner Patronin machen mußte.

Nach der Reiſe, welche ich mit meiner lieben Lucie von Kiſſingen nach Schleuſingen ausführte, mitthete ich letztere, nebſt dem Kinde, bei einer wackeren Familie ein, damit ſie von der Tochter des Hauſes einigen Unterricht in weiblichen Arbeiten genieße. Lucie iſt ſehr bildungsfähig, ja talentvoll. Ich darf nicht ſagen, daß ſie leicht begreife und ſich ohne Mühe Fremdes aneigne, man könnte dieß ſonſt im falſchen Sinne deuten. Luciens Hände ſind rein und ſollen es bleiben. Sie ſoll nie erfahren, was es mich koſtet, für ſie zu arbeiten.

Wir trennten uns mit Schmerzen, allein es mußte geſchieden ſein. Sie muß einen ſtillen Hafen haben, wo ſie ſich und dem Kinde lebt, wo ſie in einer nützlichen Thätigkeit ihre Tage abſpinnt — ich meine nicht daß ſie immer ſpinnen ſoll — ſie kann auch nähen, ſtricken, ja ſie ſoll noch etwas mehr lernen, etwas in Stramin nähen, dieſen Zeitvertreib müſſiger Frauen- und Mädchenhände, etwas franzöſiſch, etwas Clavier — ſie hat das feinſte muſikaliſche Gehör, ſpielt noch immer ihre Zither allerliebſt — und ſingt — ach und ſingt, noch immer ſo ſüß und ſchön, wie damals, als ſie die Lüblerche hieß, und mein Herz im Netz ihrer Töne fing. — Du gute, liebe Lucie! — Ich reiſte unterdeß in der Welt umher, in der Welt die man Deutſchland nennt, und auch da nur in beſchränkten Kreiſen.

Ich nannte mich Friedrich Auguſt Schmied

— Friedrich, weil ich den Frieden liebe, Auguſt, weil die Patronin es wünſchte, und weil Caſpar, obſchon einer der heiligen drei Könige dieſen Namen führte, eben ſo wenig ein ſchöner Name iſt, als Melchior und Balthaſar ſchöne Namen ſind. — Und Schmied? Warum gerade Schmied, dieſen Allerweltsnamen? — Jenun, ich dachte dabei des Spruchs: jeder iſt ſeines Glückes Schmied — und da ich gern in dieſes Handwerk und in dieſe Glücksſchmiede eintreten wollte, ſo wählte ich dieſen Namen — zugleich aus Beſcheidenheit. Ich bin ein Bauernſohn und kein Ritter, nun kann ich folglich kein Glücksritter ſein, wohl aber ein Glücksſchmied. Handwerk hat goldenen Boden.

Nebenbei und hauptſächlich wählte ich dieſen ſchlichten und ehrlichen Bürgernamen deshalb, weil ich einen Mann meines Alters kenne, der wirklich ſo heißt, der in Magdeburg geboren, aber von dort ſchon als Kind weggekommen iſt. —

Ich faßte einen Plan, der uns, käme er zur Reiſe, allen Ungemachs überheben würde, einen Plan, den nach mir, und vielleicht ſchon in wenigen Jahren, noch viele Tauſende, vielleicht Millionen faſſen werden, den Plan einer Ueberſiedelung nach Nord-Amerika. In dieſem Lande kann man bald es zu etwas bringen, zwar nicht ohne Arbeit, aber doch ohne Druck und Verfolgung — redliche Betriebſamkeit vorausgeſetzt. Wenn ich auf die Landkarte blicke, wenn ich ſehe, welche ungeheure Länderſtrecken dort die Kultur noch nicht berührt hat, recht als hätte unſer Herrgott ſie aufgehoben für das alterſchwache Europa, ein junges Land, einen jungfräulichen Boden, Wälder voll Wild, Ströme voll Fiſche, Berge voll Gold, und ſicher auch Kohlen, Salz und Eiſen, was mehr werth iſt als Gold — und noch Raum gut und gern für eine doppelt ſo zahlreiche Bevölkerung und wohl darüber, als die von ganz Europa — da geht mir das Herz groß und weit auf, und ich denke, ſollte denn nicht dort auch für dich und für Lucie und das Kind ein Plätzchen aufgehoben ſein, wo du dein und der Deinen Leben ruhig friſten könnteſt, durch Thätigkeit glücklich, und vom Glück wiederum zur Thätigkeit angeſpornt!? — Daher ſtrebe ich nach Geld, um dereinſt nach Nord-Amerika zu gelangen. — Ich habe bereits eine hübſche Dokumentenſammlung, und auch ein Käſtchen voll anmuthiger Pretioſen, unfreiwillige Pretia ſolcher Leute, die ſich mit dergleichen ganz unnöthiger Weiſe zieren. Mir iſt überhaupt alle Ziererei verhaßt, und ich wirke immer im Stillen dahin, meine lieben Menſchenbrüder und Schweſtern von ſolchen Anhängſeln menſchlicher Schwachheit zu entledigen. Ich reiſte zunächſt von Schleuſingen nach Ilmenau. Dort fand ich Gelegenheit, den erſten der Empfehlungsbriefe, mit denen meine gütige und wohlwollende Gönnerin mich verſah, an Mann zu bringen. Beſagter Mann war der Herr Dr. Albrecht. Als ich ſeine Wohnung erfragt, trat mir ein kleines, verwachſenes, hochſchultriges, ſchwächliches Männchen entgegen, ein angehender Sechziger, deſſen auſſerordentlich bewegliche Züge mir ungemein auffielen. Er grüßte mich mit größter Artigkeit, und ſchien über den Brief der Gutmann die größte Freude zu empfinden, ja er küßte dieſen Brief, und wenig fehlte, ſo wäre er mir um den Hals gefallen und hätte auch mich geküßt. Sein ganzes Weſen war fein, artig, äußerſt einſchmeichelnd, er ſprach ſchnell aber ſehr gut, oft boshaft witzig, ſatyriſch, und der Charakter ſeines Geſichts, wie ſehr auch dem Anſchein nach Biederkeit und Ehrbarkeit darauf geprägt erſchienen, hatte doch etwas chamäleontiſches, ſowie durch die vorgenommene Maſke der Ehrbarkeit das lüſterne Auge der Faunenhaftigkeit und Frivolität blitzte.

Ich habe in der kurzen Zeit meines Beiſammenſeins mit dieſem tugendhaften Greis tiefe Blicke in das Leben und ſeine Verwickelungen gethan, und mehr gelernt, als früher in Jahren.

Dieſer Mann, der im Jahr 1824 wegen einiger

Unannehmlichkeiten und Mißverhältniſſe ſchon einmal aus Ilmenau polizeilich weggewieſen worden, war in verwandelter Geſtalt und unter einem andern Namen mit den gültigſten Päſſen verſehen, jetzt wieder da, wirkte im Stillen viel Gutes — für ſich nämlich, und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Herr Profeſſor und Doctor Philoſophiä Albrecht aus Berlin eine und dieſelbe Perſon ſei mit dem im Jahr 1824 fortgewieſenen Doctor Gottlieb Lebrecht, ſo wenig, als die braven Einwohner von Ilmenau wußten, daß ihr neuer Mitbürger eigentlich Friedrich Wilhelm Theophilus Heidemann heiße, und aus Stargard in Pommern gebürtig ſei.

Er gab mir eine kurze Skizze ſeines Lebens, die mich nicht wenig überraſchte. Ich bin ein Biedermann, begann er dieſe Skizze, den das Unglück und die Bosheit der Menſchen nicht müde werden, zu verfolgen. O ich habe traurige Erfahrungen auf meinen Reiſen geſammelt. Ich habe mir die Aufgabe geſtellt, zum Wohle der Menſchen die Gefängniſſe zu beſuchen, um das Loos der Gefangenen zu erleichtern, und ſo habe ich Studien in der Gefängnißkunde gemacht zu Altona wie zu Hamburg, zu München und zu Stuttgart. Vielfache Verkennung iſt mir zu Theil geworden, falſche Beſchuldigungen habe ich ertragen, unverdiente Haft habe ich erlitten. Selbſt in dem ſonſt ſo menſchenfreundlichen Wien, wohin ich als Legationsſekretair gereiſt war, duldete die Intoleranz mich nicht — ich wurde mit einem Reiſepaß in meine Heimath unentgeltlich verſehen, doch erhielt ich in Anſehung meines diplomatiſchen Charakters eine Ehrengarde bis an die Grenze des Kaiſerſtaates. Ich wandte mich nach Kaſſel — dort fand ich gute Menſchen, bei denen ich mehrere unverzinsliche Anlehen machte; dort lebte ich mehrere Monate im höchſten Anſehen und in den günſtigſten Verhältniſſen. Ich ſpielte eine glänzende Rolle unter dem kurzen Königthume Jerome Bonapartes, aber die Kabale ſtürzte mich, und abermalige Verweiſung war mein Loos. Doch der Wechſel der Geſchicke erhob mich bald wieder. Ich wurde königlich preußiſcher Officiant und erhielt eine Stelle bei dem Centralbüreau für die deutſche Bewaffnung zu Frankfurt am Main. Dieß war im Jahr 1814. Leider ſah ich mich baldigſt veranlaßt, dieſe Stelle zu quittiren, und mich mehr in ein Leben voll ſtiller Beſchaulichkeit zurück zu ziehen. Dieſe fand ich durch eine Reihe von vier Jahren hindurch theils zu Coblenz, theils zu Cöln, und es wurde mir auch nachher von der hohen Polizei die antheilnehmendſte Aufmerkſamkeit geſchenkt, indem ihre wachſame Fürſorge für mich, mich zehn Jahre lang nicht aus den Augen ließ.

Nach dieſer Zeit wählte ich die einträgliche Stelle eines Bevollmächtigten des griechiſchen Fürſten Maurokordato, und wirkte namentlich mit günſtigen Erfolgen in Mannheim.

Von da begab ich mich auf erhaltene Aufforderung nach Hanau, wo ich ebenfalls nützlich thätig war. — Jetzt habe ich mich in die Stille dieſer lieben Thüringerwaldſtadt zurückgezogen, wo ich nützliche Bücher ſchreibe. Sie kennen wohl das berühmte Buch der Geheimniſſe. Es iſt mein Werk — ich bin ein ſehr geheimnißvoller Menſch — und — mundus vult decipi — ſetzte Albrecht mit pfiffigem Lächeln hinzu.

Der Mann gefiel mir ausnehmend wohl. Wie fein wußte er zu verhüllen. Alle Würden, die er bekleidet, hatte er ſich ſelbſt beſcheiden beigelegt, weil die ſchnöde Welt verabſäumte, ihm dieſe oder andre Würden zu verleihen. Seine Aſyle — wo er beſchaulich ausruhte — waren Criminalgefängniſſe und Zuchthäuſer, dieſe Beglückungsorte der ſtrebſamen Menſchheit, wo man mit vieler Güte an der Beſſerung der Individuen arbeitet, und ächt chriſtlich die Gefallenen aufhebt.

Aus alten nichtswürdigen Scharteken ſchmierte dieſer und andre Schriftſteller ſeines Gleichen ſo nichtsnutze Bücher zuſammen, wie das Buch der Geheimniſſe, davon er mir ein Exemplar ſchenkte, wiewohl ich nicht gewiß behaupten will, daß er juſt jenes Büchlein wirklich ſelbſt geſchrieben, und half wieder auf ein halbes Jahrhundert hinaus das arme gemeine Volk um ſein Geld prellen, ſein bischen Verſtand umnebeln, und verdummen. Solch ein Buch iſt gerade ſo ſchandbar, wie die ſieben heiligen Himmelsriegel, mit denen der alte Linhard und die alte Roſine Graf in Kiſſingen markteten, aber dergleichen Gaunereien in Papier finden alle Toleranz bei den Behörden. Sie enthalten nichts gegen Kirche und Staat, nur wenig Gift gegen die guten Sitten, aber unendlich viel gegen den geſunden Menſchenverſtand, und ſo paſſiren ſie — die papiernen Balſamsträger und Unſinnslaboranten, — während die lebendigen Schachtel- Pillen- und Pulverträger eingefangen und hart beſtraft werden.

Es wird bei Gott viel verkehrte Welt geſpielt. — Aber die edle Preßfreiheit! —

Von Ilmenau ging ich nach Saalfeld, wo ich einige Aufträge zu vollziehen hatte, und wandte mich von da nach Gera. In dieſer ſchönen Stadt, oder vielmehr in deren Nähe, denn in der Stadt ſelbſt waren ihr Unannehmlichkeiten zugeſtoßen, fand ich eine intime Freundin meiner Patronin, eine ehrwürdige Matrone, Frau von Schrenk, Hochwohlgeboren, in recht leidlichen Verhältniſſen, die freilich nur ein

Schatten waren gegen den Glanz, der ihre Jugend umſtrahlt hatte. Es war mir ein wahrhafter Genuß, dieſer wackern Dame zuzuhören, wie ſie, nicht ohne Rührung zu erregen, ihre Lebensgeſchichte erzählte; allein dieſe Geſchichte iſt viel zu reich, als daß ich ſie ausführlich niederzuſchreiben vermöchte. Ein Romanſchriftſteller könnte aus ihr eine Fülle dankbaren Stoffes entnehmen. Eine Schönheit mochte ſie kaum geweſen ſein, mindeſtens zeigt ihr Geſicht, welche das reſpektable Alter von zweiundſechzig Jahren beſitzt, davon keine Spur mehr.

Viel wußte ſie zu erzählen vom Glück ihrer Jugend, als ſie noch als junge Lady Montroſe auf ihren Schlöſſern in England lebte, von wo ihr nachheriger Gemahl, der Kaiſerlich Königlich Oeſterreichiſche Gardehauptmann Graf von Albersdorf ſie entführte, nach deſſen Tode auf dem Bette der Ehre — beiläufig ein hartes Bette — ſie ſich mit einem reichen Rittergutsbeſitzer, Herrn von Pfeilitſch, vermählte, den ſie aufgab, um eine Verbindung mit Herrn von Schrenk zu ſchließen — den ſie nun auch als tod beweint — wahrſcheinlich nicht mit allzuvielen Thränen, da von allen dieſen Männern ſowenig einer für ſie jemals exiſtirt hat, als ihre Schlöſſer in England, wie denn dieſe würdige Greiſin auch noch nie eine Meereswelle geſehen, geſchweige den Kanal überfahren hat.

Nichts erſcheint mir anziehender, als phantaſievolle Frauen, welche mit Anmuth Dinge zu erzählen verſtehen, die ſich nie begeben haben; ich habe Märchen überaus lieb, es iſt um Märchen ſo etwas kindlich gemüthvolles.

Frau von Schrenk hat mir alle Beihülfe für mein Wirken zugeſagt, welche ihre Freundin von ihr für mich erbeten.

Doch genug von den neuen Bekanntſchaften, ſonſt werde ich zum Biographen tief verkannter Menſchen. Auch die gute Schrenk hat manche Verirrung ihres bewegten Lebens hart büßen müſſen. „Bewegtes Leben,“ ein hübſches Wort, ein angenehmer Begriff, und unendlich dem eines eingezogenen Lebens vorzuziehen. Nur nicht zu einer ſitzenden Lebensweiſe verurtheilt werden! Das iſt mein tägliches Gebet zu meinem Schöpfer.

Ich durchreiſte in Geſchäften — Aegyptens — wie die Zigeuner ſagen — ich hatte mir, wie geſagt, um nicht ohne Beſchäftigung und Verdienſt — wenn nicht um die Menſchheit, doch um mich ſelbſt zu ſein, einen kleinen Handel mit Pretioſen zugelegt, auch führte ich kleine böhmiſche Glaswaaren, da ich doch einmal wegen des Edelſteinhandels mit böhmiſchen Handlungshäuſern mich in Verbindung ſetzen mußte — die Städte Altenburg, Zeitz und Naumburg. In der Nähe letztgenannter Stadt wurde ich ein Schatzgräber, das heißt, ich grub keinen Schatz, ich vergrub einiges, um ein kleines Hülfsmittel zu haben in ſchlimmen Tagen, die noch kommen können; faſt fürchte ich, ſie werden kommen. Ich ging nach Bernburg und von da nach Magdeburg, und gab mir auſſerordentliche Mühe, Legitimationen zu erhalten. In Magdeburg ſuchte ich die Kirchenverwaltung auf, und bat um ein Taufzeugniß, indem ich an einem beſtimmten Tage, den ich allerdings beſtimmt angeben konnte, „dort geboren worden ſein zu ſollen" mich dunkel erinnerte. Das Kirchenbuch wurde aufgeſchlagen, und an dem bezeichneten Tage ſtand ganz klar Friedrich Auguſt Schmied oder Schmidt, eheleibliches Kind verſchollener Leute, im Kirchenbuch. Das war ich, ſagte ich, hocherfreut, und erhielt ein recht ſchönes Taufzeugniß. Ich ſchenkte dem wackern Mann, der es mir ausſtellte, einen nicht minder ſchönen Ring aus Neugold mit einem ächten Amethyſt aus der berühmteſten böhmiſchen Glashütte, und ſchied vergnügt. Mindres Glück hatte ich auf dem Paßbüreau; ich bat um einen Reiſepaß nach Nord-Amerika, erhielt aber, mit Berückſichtigung meines Taufzeugniſſes, blos einen in meine bisherige Heimath, nach Hildburghauſen, wo ich nie zu Hauſe war.

O meine Heimath! O Magdeburger Paßbüreau! Wie grauſam! — Indeß ich war ein folgſamer Sohn des Geſetzes, ich kehrte wirklich heim, zur Heimath meines Herzens mindeſtens, zur trauten Heimath meiner Lieben, wie es in dem Liede heißt, zu meiner Lucie, zu meinem Kinde. Da traf mich neuer Schmerz. Ich fand Lucie krank, und das Kind nicht minder, mußte viel Geld aufwenden, ſie zu erhalten. Wir wechſelten den Aufenthalt; ich brachte meine Lieben nach Ilmenau, und empfahl ſie der Pflege des Doctor Albrecht. Er that viel an ihnen, freilich nicht ohne Lohn. Lucie genaß zwar, aber das arme Kind nicht, und deſſen Krankheit zehrte nun an ihrem Herzen; ſie verfiel zuſehends. Ich fragte in meiner Angſt um beide überall um, wo die beſte Hülfe ſei. Man nannte mir den jungen Profeſſor Hofrath Dr. St. in Jena, und ich reiſte eigens in dieſe Stadt, den tüchtigen Sohn eines berühmten Vaters für die Meinigen zu conſultiren. Bald hatte ich die unausſprechliche Freude, Frau und Kind gerettet zu ſehen; da war ich eingedenk des Wortes der heiligen Schrift: Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung — ich lohnte, wenn nicht fürſtlich — dieß vermochte ich nicht, doch freiherrlich — war ich doch ein Freiherr, bin es noch. Ich ſehe nicht ein, weßhalb ich kein Freiherr ſein ſollte? Bin ich nicht frei und völlig mein eigner Herr? Theile ich nicht mit ſo vielen gebornen Freiherren daſſelbe Loos, daß die Güter, die ſie nicht beſitzen, im Beſitz Anderer ſind? — Ich habe mir unter meinen Edelſteinen einen wunderſchönen Carneol zurückgelegt, da hinein will ich mir ein freiherrlich Wappen graviren laſſen. Eine Greifenklaue in goldnem Feld — dieß iſt ein ſchönes Feld. Baron von Greifenklau — wie klänge das? Oder lieber Graf von Greifenklau? Noch hübſcher. Es kommt auf eins heraus. Der Steinſchneider kann eine Grafenkrone über das Wappen ſchneiden — es wird ihm völlig einerlei ſein, welche Krone er in den geduldigen Karneol ſchneidet. —

Ich ging von Jena, wo ich Lucie mit dem Kinde ließ, nach Leipzig, denn die Baarſchaft ging mir aus. Ich verkaufte dort einen Theil meiner Pretioſen und tauſchte einiges Andere von Werth für mich ein, dann holte ich die Meinen in Jena ab und brachte ſie hierher, in dieſe freundlich gelegene und im Ganzen doch ſtille kleine Stadt.

Wir haben uns bei einem wackern Bürger eingemiethet, denn das Leben in einem Gaſthof kommt zu hoch, macht zu viel Aufſehen, und Lucie iſt noch nicht befähigt, eine völlige Dame abzugeben. Der Sohn unſers Hauswirthes, Studioſus zu Jena, wo ich ihn kennen lernte, ein junger Menſch von artigen Sitten, unterrichtet Lucie im Franzöſiſchen und im Clavierſpiel, was ihr große Freude macht. Ich machte hier ſehr angenehme Bekanntſchaften, und man hat mich bereits in die Caſinogeſellſchaft eingeführt, was mir zur größten Ehre gereicht — ja wirklich — es ſchmeichelt mir ſehr.

Es iſt jetzt Vogelſchießen hier, das frequenteſte, welches ich jemals ſah; täglich ein Zuſtrom Fremder aus allen Ständen. Ich habe einigemal mit Lucie mich in das bunte Gewühl der Menge begeben. Am erſten Tage war es drückend heiß, drückend voll. Ich begegnete manchen Geſicht, das ich gerade nicht ſuchte, das mir unangenehme Erinnerungen weckte. Zum Glück wurde ich von keinem und keiner der „alten Bekannten“ wieder erkannt. Während wir uns vor das Caſperletheater gedrängt ſahen, ereignete ſich ein hochkomiſcher Zufall. Ein ſchlechtgefüllter Luftballon fiel gerade auf dieſes Theater nieder, und endete tragiſch. Es drohte ein Auflauf nebſt Händeln unter den Beſitzern des Theaters und jenen des Ballons, deren Zeuge abzugeben ich keinen Beruf fühlte, daher ich Lucie ſchnell aus dem Gedränge entfernte. An einem andern Tage zog eine ſeltſame Erſcheinung aller Augen auf ſich. Es kam ein Mann daher geſchritten in vollem wohlkleidenden orientaliſchen Coſtüm. Natürlich war es, daß er an dieſem Ort Aufſehen machte — in Leipzig, wo man ſo viele Orientalen ſieht, fällt eine ſolche Erſcheinung nicht auf. Dieſer Mann gefiel mir außerordentlich. Das regelmäßigſte Geſicht, ſchön gezogene Augenbraunen, ſeelenvolle Augen, die proportionirteſte Naſe, ein feiner Mund, ein prächtiger wohlgepflegter goldröthlich ſchimmernder Kinnbart, die Farbe des Geſichts mehr weiß, als braun, Ausdruck und Haltung würdevoll, dabei in den Zügen der Ausdruck einer ſtillen Wehmuth und Verzichtleiſtung.

So hatte ich mir immer die Perſönlichkeit des Heilandes in ſeiner menſchlichen Hülle gedacht — nur eins ſtörte mich in dieſer erhabenen Erinnerung, jener Mann machte zu viele Verbeugungen, erſchien zu demüthig. Sonderbar — Niemand ſprach ihn an — die guten Kleinſtädter fürchteten wohl, er möge ſie mit dem Hauch des Islam anblaſen, und ihr gutes Chriſtenthum in Gefahr kommen? Oder wußten ſie ſchon — daß er ein Jude war? Ein deutſcher Jude? — Ich ſprach mit dem Mann, und bald wußte ich ſeine Geſchichte. O Wunder — es war ein Landsmann, Moſes, aus Dreißigacker gebürtig, den ich als Knabe mehrmals in meinem

Dorfe geſehen — er nannte ſich jetzt Moritz. Warum nennen ſich ſo viele Juden, die urſprünglich Moſes heißen, Moritz? Warum nehmen ſie, wenn ſie doch Juden bleiben, woran ſie außerordentlich wohl thun, den Namen eines katholiſchen Kirchenheiligen an? — Was ſoll der Moritz? Iſt nicht Moſes ein größerer und berühmterer Mann, als alle chriſtlichen Heiligen zuſammen? Die Menſchen ſind oft recht abgeſchmackt.

Herr Moritz erzählte mir, wie ſtets in ihm die lebendige Sehnſucht wach geweſen, Paläſtina zu ſehen, das Land ſeiner Väter. Er habe dieß Ziel ſeiner Sehnſucht nach tauſend Mühen, Leiden und Entbehrungen erreicht. Er ſei jetzt ein Bürger Jeruſalems — ein edler menſchenfreundlicher Zweck führe ihn zurück nach Deutſchland, in ſein Heimathland. Er ſammelte — für ſich? Nein: für ein wohlthätiges Inſtitut, welches er in Jeruſalem begründen wollte.

In Suſa hatte Herr Moritz einen berühmten deutſchen Fürſten getroffen, und von dieſem einen Empfehlungsbrief an das Haus Rothſchild erhalten. Dieſen Brief hielt er ſo hoch, als einen Ferman ſeines Sultans. Er zeigte ihn Jedem, der ihn leſen mochte. Der Brief lautet:

Suſa, den 10. Juli 1835.

Hochwohlgeborner Herr Baron!

Von Algier ſchrieb ich an Ew. Hochwohlgeboren für einen Mann Ihrer Nation in weltlicher Hinſicht, heute nehme ich mir die Freiheit, Ihnen den Rabbiner und Talmudiſten aus Jeruſalem, Moritz S., für einen geiſtigen und höchſt menſchenfreundlichen Zweck zu empfehlen. Nicht Geld, nur Unterſtützung durch den hohen Einfluß Ihrer mächtigen Familie wünſcht er, um in Jeruſalem eine Bildungsanſtalt für die ſo verwahrloſten Iſraelitenkinder und auch Erwachſene dieſer Art zu gründen — ein edler Zweck, den Sie gewiß, wie den ſchönen Eifer würdigen werden, mit dem dieſer Rabbiner ſich zu ſeiner Inswerkſetzung großen Opfern und Fatiguen unterzieht. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren namentlich auch Ihren Herrn Onkel in London, meinen hochverehrten Freund und ſteten Gönner, für den Plan zu intereſſiren, und ihm zu dieſem Behuf mit meinen herzlichſten Empfehlungen dieſen Brief mittheilen zu wollen, ſo wie Ihrem würdigen Herrn Vater, deſſen Geſundheit jetzt hoffentlich in beſſerem Zuſtand iſt, als während meiner Anweſenheit in Frankfurt. Genehmigen Sie ſelbſt ſchließlich die Verſicherung der ausgezeichnetſten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe, mich zu unterzeichnen als

Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebenſter Diener ꝛc.

Der Mann iſt wirklich ganz erfüllt von ſeinem edlen Zweck, und entwickelt glänzende Verbeſſerungen des Judenthums. Er ſcheint nicht übel Luſt zu haben, in Jeruſalem als Reformator aufzutreten, allein er iſt nicht klar in ſeinen Ideen, vielmehr ſind dieſe recht ſehr verworren.

Es iſt ihm hier die Gnade zu Theil geworden, bei Hofe vorgeſtellt zu werden, er hat Theilnahme in den höchſten-Kreiſen gefunden, man hat ihm reichlich gegeben, denn hier ſchien er doch mehr Geld zu wünſchen, als „hohen Einfluß.“

Nun aber hat — wie es im Studentenliede heißt: unſerm edlen Hauſe iſt ein Pech widerfahren! ein fatales Geſchick Herrn Moritz ereilt. Die neueſte Nummer des Polizei-Anzeigers, der zu Gotha erſcheint — ich halte mir dieſes nützliche Volksblatt wegen ſeines vielfach anziehenden wie anzüglichen Inhaltes, wegen der Menſchenkenntniß, die es verbreitet, wegen der nützlichen Belehrung, die es ertheilt, wegen der tief eindringenden Blicke, die es in das Leben excluſiver Menſchenklaſſen thun läßt, und wegen den anziehenden Schilderungen romantiſcher Abentheuer bei Nacht wie bei Tage — ja ich halte mir dieſes liebe Blatt auf meinen eignen Leib, wie ein Fürſt ſeine Sauve-Garde, und halte dafür, es ſei weit beſſer, ich halte das Blatt, als daß das Blatt *mich* enthalte. — Dieſe neueſte Nummer des trefflichen Blattes alſo enthält einen ſchneidenden Kontraſt zu dem liebenswürdigen Briefe jenes menſchenfreundlichen und bekanntlich ſo äußerſt wohlwollenden Herrn Fürſten.

Dieſer Kontraſt lautet:

Ueberſchrift oder Firma:

Gemeinſchädliche Umtreiber:

1247. S. Moſes, angeblicher Handelsmann, aus Meiningen geboren und in Jeruſalem wohnhaft.

Alter 30 Jahre; Statur ſchlank; Größe 5′ 8″; Haare: braun; Stirn: frei; Augen: blau; Naſe: gewöhnlich; etwas ſchmal und ſpitz; Mund: mittelmäßig; Kinn: rund; Geſichtsform: oval; Farbe: geſund, jedoch etwas blaß; Kinnbart: roth.

Er hat ſich unter dem Vorgeben, Handelsgeſchäfte halber zu reiſen, einige Tage in Caſſel aufgehalten, und von mehreren Perſonen Geldgeſchenke geſammelt, wobei er, durch eine Art von orientaliſcher Kleidung unterſtützt, ſich den Anſchein geben wollte, als ſammle er für die iſraelitiſche Gemeinde in Jeruſalem. Er hat ſich jedoch bei der Unterſuchung als

Hochſtappler dargeſtellt, und iſt deshalb nach achttägigem Arreſte nach Meiningen gewieſen worden.

Zur Legitimation beſaß er einen Paß, d. d. Haag, 23. Februar 1837.

(Mitth. der kurf. Reſ. Poliz. Direct. in Caſſel v. 8. Aug. 1837.)

Armer Rabbiner und Talmudiſt! Armer Empfohlener eines berühmten und discreten Fürſten! Ich würde glauben, Du habeſt in aller Unſchuld jenen gewichtigen Empfehlungsbrief an den Herrn Baron Hochwohlgeboren ſelbſt verfaßt, allein da habe ich mir einige Bücher aus der Leihbibliothek holen laſſen; das eine iſt ein Album mit einem Bild Seiner Durchlaucht im orientaliſchen Coſtüm, wunderſchön. So reiſten Höchſtdieſelben durch die Wüſten Aegyptenlandes — das Bild erinnert mich lebhaft an den guten Moſes oder Moritz, die freie Stirne, die ſchöne fein und edelgeformte Naſe, der gedankenkündende Blick des Auges, der wohlkleidende Turban. Nur Piſtolen hatte mein Talmudiſt nicht in ſeinem Gürtel. Muthmaßlich trug er dieſe unter dem Gürtel — kleine, runde goldne Piſtolen, die immer ihr Ziel treffen. Auch fehlen die langen talmudiſchen Locken.

Und da leſe ich in einem andern Buche eine äußerſt anziehende Stelle, eine Parallelſtelle, würde der Theolog ſagen, nämlich:

„Während meines Aufenthaltes in Suſa, der einige Tage dauerte, in denen ich ſelten meine Stube verließ, erhielt ich eines Morgens den Beſuch eines deutſchen Rabbiners und Talmudiſten, wie er ſich nannte, aus Jeruſalem. Es war einer der ſchönſten Männer, der ſich, weit reinlicher als gewöhnlich ſeines Gleichen gekleidet, in ſeinem violetten Talar, dem ſchönen braunen Bart, und den langen Locken, die unter dem Turban auf ſein weißes Geſicht herabfielen, vortrefflich ausnahm."

„Er ging blos deshalb nach Deutſchland, um daſelbſt einflußreiche Leute für ſein Lieblingsproject zu intereſſiren: in Jeruſalem eine Bildungsanſtalt für die verwahrloſte Iſraelitiſche Jugend zu gründen, an der auch Erwachſene Theil nehmen ſollten, deren Viele, wie er ſagte, mit jenen Kindern auf ein und derſelben Stufe ſtänden."

Der brave Moritz hat, wie ich weiter leſe, dem Herrn Fürſten viel Schönes und Wahres geſagt, und Letzterer ſchreibt ferner:

„Seinem Wunſche gemäß gab ich dem ſchönen Rabbiner ein Empfehlungsſchreiben an die mächtige und alles Gute gern fördernde Familie Rothſchild mit, und ich hoffe mit Zuverſicht, wenn ich in Jahr und Tag meine Pilgerſchaft nach Jeruſalem vollführe, dort die heilſame Bildungsanſtalt der Juden im beſten Flor zu finden.“

Recht ſchön und edel gedacht von Seiner Durchlaucht — dieß höchſt gnädige Wohlwollen iſt gewiß dankbar zu würdigen.

Aber es muß ein weiter Weg ſein von da drinnen heraus, aus dem „heißen Afrika“ — oder Moſes nimmt ſich Zeit. Der Brief an Herrn Baron Rothſchild datirt vom Jahr 1835 — das Buch erſchien 1836 — die Polizeianzeige datirt vom 8. Aug. 1837, und der Mann geht noch immer hier herum, ſchön, reinlich, beredt — und wirkt in Geſchäften Aegyptens oder Paläſtinas. —

Noch einer Begegnung muß ich gedenken. Abends in einer Punſchbude mit Lucie eingetreten, höre ich eine fiſtulirende Stimme, die zum Schwirren einer verſtimmten Violine erklingt, welche von einer Harfe begleitet wird, im Hintergrunde der Bude, und gewahre, daß ſich ein dichter Kreis um die Virtuoſen drängte, aus welchem Kreis Mancher ein gellendes Gelächter aufſchlug.

Siehe es iſt Roſenzweig, der ſich ſelbſt mit der Violine accompagnirt, neben ihm Lügenmargtle, ſeine Frau, die aber zur Zeit ein Harfenmädchen iſt. Er ſingt die beliebten Dreireime, die nie ihre Wirkung auf das Zwergfell der Zuhörer verfehlen. Z. B.

Advokaten, Juden, Teufel!
Wie reimt ſich das zuſamm'n? (bis)
Advokaten die thun lügen,
Die Juden thun betrügen,
Der Teufel thut ſie kriegen —
So reimt ſich das zuſamm'n.

Dazu die unaufhörlichen Grimaſſen und die Verwandlungen und Spiele mit der rothen Perrücke — ich habe ſelbſt mit lachen müſſen.

Krebſe, Auſtern, Schnecken!
Wie reimt ſich das zuſamm'n? (bis)
Die Krebs ſind appetitlich,
Die Auſtern, die ſind niedlich,
Die Schnecken — unterſchiedlich
So reimt ſich das zuſamm'n.

Dickenbub kennt ſein Publikum, das nicht immer ein gemeines iſt. Gar feine Herrchen und Dämchen hörten mit Wohlgefallen zu, und achteten es nicht, wenn auch eine Zweideutigkeit mit unterlief.

Meiſt trifft er Schlag auf Schlag die Pointen, die zündend des Volkes gewaltiges Gelächter erregen.

Jäger, Student, Soldaten!
Wie reimt ſich das zuſamm'n? (bis)
Der Jäger trägt die Büchſe,

Student braucht viele Füchſe,
Und der Soldat kriegt Wichſe —
So reimt ſich das zuſamm'n.

Wenn ich dem kleinen Fiſcher, genannt Dickenbub, Ludwigsburſch und Roſenzweig, einen Dreireim aufgeben dürfte — was ich aber wohl bleiben laſſe — denn ich kann, darf und mag mich nicht gemein machen mit dieſem erbärmlichen Geſindel — ſo würde ich fragen:

Geſtern, heut und morgen —
Wie reimt ſich das zuſamm'n? (bis)

Und darauf als Antwort ſingen:

Geſtern — auf Stroh und Kletten,
Heute — in Federbetten,
Morgen — vielleicht in Ketten —
So reimt ſich das zuſamm'n.

Telle est la vie ſagt mein Student, der uns, mir und Lucie, franzöſiſch lehrt. —

Schloß Leuchtenburg.

(Fortſetzung aus Caspar Wallers Tagebuch.)

Noch immer dauern die Freuden des hieſigen Vogelſchießens. Auch im Theater bin ich einmal mit Lucie geweſen; unſer Student begleitete uns. Der junge Mann gefällt mir ausnehmend wohl. Ich werde ihn unterſtützen. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl, Andern wohlzuthun. Er repetirt mit mir die Weltgeſchichte, und empfiehlt ſich mir ſehr. Bei dieſer Empfehlung fällt mir der Empfohlene jenes Herrn Fürſten wieder ein — in einer Nummer des Polizei-Anzeigers ſtand ja wohl der famoſe Artikel. So eben erhalte ich Nummer 19 deſſelben Blattes, da ſteht unter den Bekanntmachungen:

1093) S. Moſes, Hochſtappler (cf. Perſ. Beſchr. Nr. 1247.), iſt am 25. Auguſt d. J. von der Polizei in Coburg angehalten, und nach Abnahme ſeiner Papiere nach Dreiſſgacker bei Meiningen, woher er gebürtig ſein will, gewieſen worden. Er beabſichtiget, nach Bonn zu reiſen, um dort angeblich orientaliſche Sprachen zu erlernen. Da S. vom Ertrag der Hochſtappelei zu leben ſcheint, ſo verdient er aufs Neue der Aufmerkſamkeit aller Polizei-Behörden empfohlen zu werden.

(Eing. v. d. H. Poliz. Inſp. Keller in Coburg, am $^{30}/_{8}$ 1837.)

Empfohlen zu werden. Beneidenswerther Talmudiſt! Ueberall, überall wirſt du empfohlen! Suſa-Caſſel-Coburg — Wie reimt ſich das zuſammen? — Schwinde zurück, du ſchöner fabelhafter Stern — gehe unter im Aufgang — du haſt ein undankbares Vaterland. Unſchuld muß viel leiden! Wenn der Meſſias, den auch du noch hoffſt mit altgläubiger Seele, vom Himmel herab käme, ſo ſchön und noch ſchöner wie du — ich glaube feſt, daß er gleich nach ſeinem Erſcheinen im Polizei-Anzeiger als gefährlicher Herumtreiber ſignaliſirt ſtehen würde: Ein Menſch unbekannter Herkunft, der ſich für den Meſſias ausgibt, Größe: 5 Fuß 9″ u. ſ. w.

Alſo wir waren im Theater. Es wurde gut geſpielt. Die Bethmannſche Geſellſchaft behauptet unter den ambulanten Theatergeſellſchaften einen ehrenvollen Rang. Aber ſieh ſieh — welchen Namen erblickte ich auf dem Zettel?: Fräulein Wilhelmine Gieſe — die Tochter meiner wohlwollenden Patronin — Körners

Banditenbraut von Kiſſingen her — die Feuerlilie, die als Madonna dem dummen Peter erſchien! Wie es wohl dem dummen Peter und ſeiner hübſchen jungen Frau daheim ergehen mag? Daheim — daheim — ſtill — ſtill!

Das Mädchen hat Falkenaugen — ich wette darauf, ſie hat mich erkannt — ſie wird wohl nicht ruhen, mich auszuſpähen, aufzuſuchen — und das iſt zu vermeiden, dachte ich, und ließ am andern Morgen früh anſpannen, um mir und Lucie eine kleine Zerſtreuung zu machen — einen Ausflug. Das Thal iſt ſo reizend, ſo romantiſch, es enthüllt immer neue Schönheiten.

Hoch und ernſt, wie ein gen Himmel gehobener Warnungsfinger, ragt der Thurm der Leuchtenburg über dem Städtchen Kahla empor.

Es war mir anziehend, dieſe Burg zu beſichtigen. Früher herrſchten auf ihr mannliche Grafen und Ritter, jetzt herrſchen dort Strafen und Gitter, und zwar ſeit länger als einem Jahrhundert. Ich hatte gehört, daß mehrere Angehörige meiner theuern Heimath jetzt auf dieſer Burg wohnten, und es drängte mich, ihre Einrichtung einmal zu beſehen, die Einrichtung der Burg, und die Einrichtung meiner Landsleute.

Ich verſah mich mit einer Empfehlung an die Kommandantur, und wir wurden freundlich aufgenommen. Die Burg hat nur ein Thor, welches ſehr gut verwahrt iſt, doch giebt es noch einige unſichtbare Wege über die Mauern, von denen man ſagen kann, was in der Schrift ſteht: durch einen Weg ſollen ſie ausziehen wieder dich, und durch ſieben Wege ſollen ſie fliehen. Die Zöglinge — ich ſage lieber Zöglinge als Züchtlinge — es klingt einem gebildeten Ohr doch ungleich zarter — werden von drei und zwanzig wehrhaften Mannen in vorſorglicher Obhut gehalten, gleichwohl nimmt, wie überall, ſo auch hier, von Zeit zu Zeit ein und der andre Zögling der Liebe — ich meine der Menſchenliebe — ſeinen Abſchied, und empfiehlt ſich, ohne ſich vorher in das Stammbuch des Herrn Kommandanten einzuſchreiben — zu geneigtem Andenken.

Einmal geſchah ſolche Empfehlung, wie uns der uns umführende Zeugwart — erzählte, — wer möchte in unſern verfeinerten Tagen Zuchtwärter ſagen? — alſo, wie der Zeugwart erzählte, in Maſſe, und es mag jener Abend wohl verdienen, in den Annalen der alten Ritterfeſte mit ſchwarzen und rothen Buchſtaben aufgezeichnet zu werden. Zwölf Zöglinge waren unzufrieden mit der ihnen widerfahrenden wenig ſchonenden Behandlung; ſie fühlten tief den Mangel an Hochachtung, mit welchem ihnen begegnet wurde, und jenen Freiheitstrieb, der allen Kreaturen eigen iſt. Ein tapſrer und kräftiger Altenburger ſtellte ſich an die Spitze der Expedition, und als an einem ſchönen Abend die Zellen ſich wieder für die ſie bewohnenden Eremiten öffnen ſollten, ſo trugen die zwölf Mann einiges Bedenken, dieſelben wieder zu betreten. Da die ſanfte Bitte und die milde Ueberredung doch wohl nichts gefruchtet haben würde, ſo entſchloß ſich der Altenburger Schlenzig, obſchon ungern, mit einer von der Bettſtelle abgebrochenen Latte dem Pädagogen Wachter unſanft an den Kopf zu rühren. Gleiche unangenehme Berührung wiederfuhr dem dabei gegenwärtigen Hausverwalter Werneder und dem Unterofficier Bierling. Indeſſen umarmten die übrigen Freunde der Freiheit die aus wenigen Leuten beſtehende Wache brüderlich, und liehen von dieſer auf kurze Zeit die Waffen, um auch einmal ein wenig Soldaten zu ſpielen. Ohne klingendes Spiel zwar, aber doch mit Ober- und Untergewehr gedachten ſie nun, das ungaſtliche Haus zu verlaſſen, als ihnen ſechs Wachtſoldaten begegneten, welche das Geräuſch anlockte, die aber unbewaffnet waren — hinlänglicher Grund für die Soldaten, ſich nach der Wache zurückzuziehen. Indeſſen erreichten die Freiheitshelden das Gatterthor, und öffneten daſſelbe ohne Schlüſſel. Der Führer-Häuptling vertheidigte gegen die zuſammenlaufende Beſatzung das Thor, bis es geöffnet war, und führte ſein Häuflein den ſteilen Berg herab in den Sellenröder Grund. Da hemmte ein ſtarker Wildzaun das Vorwärtsbringen, und es war eine unheilvolle Verzögerung geboten. Droben auf der Burg krachte die Lärmkanone und heulte die weithin hörbare Sturmglocke, auch thaten die Soldaten Nothſchüſſe, obſchon, da ihre Feinde von dannen waren, ganz ohne Noth. Die Bauern in den Dorfſchaften hörten nicht ſobald das Signal zu einer Menſchenjagd, als ſie pflichtſchuldigſt und eingedenk ihrer Frohnpflichtigkeit aufbrachen, verſehen mit allerlei bäueriſchen Waffen, als da ſind Miſtgabeln, Dreſchflegel, Karſthauen und dergleichen. Als der Wildzaum glücklich durchbrochen war, ſtießen die Abziehenden auf die Nobelgarde von Sellenroda, die zur Ergebung aufforderte. Es wurde wie billig, mit Indignation geantwortet, und ein wohlgeordneter Zug ſeitwärts angetreten. Weil Schlenzig ein Gewehr hatte, wagte ſich keiner der Dorfritter heran. Aber da ſchrie oben vom Berg herab ein Soldat den Bauern zu: Greift an! Sein Gewehr iſt ſchon abgeſchoſſen; leider war dieß geſchehen, und jetzt fand Varus ſeinen Hermann, ſo hieß nämlich ein junger Bauer, der ſich auf Schlenzig warf, ihm mit einer Cheruskerkeule den Arm lähmte, und im athletiſchem Ringkampf ihn zu Boden ſtreckte. Rings entbrannte wilder Kampf zwiſchen den Freien und den Hörigen. Soldaten kamen zum Succurs, die Bauern aus Unter-Bodnitz verſtärkten die Ueberzahl der Angreifer, Schüſſe krachten, Georg Joſeph Fiſcher, Sohn des mit im Gefecht befindlichen ſchwarzen Hann-Adam ſank von einer Kugel durchbohrt in ſein Blut, der Vater erhielt beträchtliche Säbelhiebe auf den linken Oberarm und auf den Rücken; dem andern Sohn deſſelben, Johann Gottlieb, wurde die rechte Hand zerſchoſſen, mehrere Bauern und Soldaten wurden gefährlich verwundet. Es war ein heißer Sommerabend. Als die Dunkelheit einbrach, war die Schlacht entſchieden; es zählte die feindliche Partei ſiebzehn Verwundete. Von den Beſiegten waren einer tod, acht gefangen, alle acht verwundet, und drei hatten ſich auf freien Fuß geſetzt, ſie athmeten im himmliſchen Lichte der Freiheit. —

Wir weilten nur kurze Zeit bei den Irren — es bewegte deren Anblick Luciens zartes Gefühl allzuſehr. Uebrigens machte dieß treffliche Weib gegen mich eine ſehr treffende Bemerkung. Es iſt ſchändlich, ſagte ſie, daß man in einer Behauſung Irrſinnige und Schlimmſinnige zuſammen aufbewahrt. Kranke und Böſe — wie dieß ſo häufig der Fall iſt. Da wird es Gewohnheit, daß der Kranke wie ein Verbrecher behandelt wird — mit gleicher Härte — während der Böſe oft verpflegt wird, wie ein Kranker. Da möchte man ſelbſt irre werden an der Einſicht und dem erbarmenden Gefühl der Menſchen.

Ich erwiderte ihr: Du haſt Recht, Liebe, das iſt ſehr ſchlimm. Nicht weniger ſchlimm iſt, daß man faſt nie das Zuchthaus vom Arbeitshaus trennt, daß man die Strafanſtalt und die Beſſerungsanſtalt zuſammenwürfelt, daß man die allerdings ſtrafbare Arbeitsſcheu, Streunerei, und manche andre Uebertretungen des Moral- und Sittlichkeitsgeſetzes in gleiche Räume bannt mit dem ſchweren Verbrechen dem Raub, dem Mord, der Brandſtiftung.

Das Volk unterſcheidet nie. — Wenn der Correctionair entlaſſen iſt — ſo heißt es von ihm: Er hat im Zuchthaus geſeſſen. Tel est un noir. —

Es war Sonntag, wir durften dem Gottesdienſt der Strafgefangenen beiwohnen. Lucie bebte an meinem Arm, als ich mit ihr die kleine Kirche betrat, die dicht an das Gebäude des Herrenhauſes ſtößt, und für die ein eigner Prediger angeſtellt iſt.

Mit uns trat noch ein junger Maler in die Kirche, welcher dieſelbe zeichnete.

Wir ſtellten uns in den Schatten der Empore, die das Chor bildete, neben dem Eingang, ein wenig hinter die zwei wachthabenden Soldaten, und während Lucie andächtig und aufmerkſam den Worten der Predigt lauſchte, beobachtete ich die Zuhörer, welche einige äußerſt eigenthümliche Gruppen bildeten.

Der Prediger ſprach mit einer ächtchriſtlichen und liebevollen Wärme, aber auch mit dem Ernſt, den der Ort erforderte, wo er ſprach.

Er hatte die einfachen Pſalmworte als Grundtext zu ſeiner Betrachtung gewählt: Der Herr höret die Armen, und verachtet ſeine Gefangenen nicht.

Aus dieſen Worten träufelte er den Balſam des Troſtes in reuige Herzen, ließ er aus dem Fels ihrer harten Lage mit dem Moſisſtab der lebendig machenden Ueberzeugung den Born der ewigen erbarmenden und verzeihenden Liebe quellen. Er ſchilderte ihre Armuth, wie ſie arm ſeien an menſchlicher Gnade, arm an gutem Gewiſſen, arm an ihrer Seele, arm an Achtung und der Liebe ihrer Mitmenſchen, arm an irdiſcher Hoffnung — und wie ſie dennoch Gottes Arme ſeien, wie auch über ihnen die Gnade Gottes walte, die ihre Seelen aufrichte, die ihnen Troſt und Hoffnung verleihe, wenn ſie Reue fühlten über ihre Vergangenheit und Beſſerung gelobten und hielten in ihrer Zukunft. „Der Herr höret ſeine Armen. Wohl Dir, Du Gefallener, Gefangener, Gefeſſelter, wenn Du es noch freudig zu fühlen vermagſt, Gottes Armer zu heißen! Du leideſt, aber nicht ohne Linderung, nicht ohne Ende; Du büßeſt, aber Du wirſt gebeſſert; Du weinſt, und Gott löſcht mit Deinen Thränen die Aufzeichnungen Deiner Verſündigungen aus."

„Die Menſchheit muß Dich ſtrafen, züchtigen, ausſtoßen; Gott nimmt Dich auf, denn, ſchreibt der Evangeliſt Lucas am fünfzehnten: Alſo ſage ich euch, wird Freude ſein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut, für neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!"

„Aber ſeine Armen müſſen auch den Herrn rufen, wenn er ſie hören ſoll, ſie müſſen ihn rufen mit zerknirſchtem Herzen, rufen mit einem Gemüth voll Buße und Reue, rufen mit unwandelbarem Vorſatz der Beſſerung, rufen mit dem vollen Glauben an den ewigen Mittler, der für die Sünder geſtorben iſt den blutigen Tod der Verbrecher am ſchimpflichen Holze der Marter, und der niedergefahren iſt zur Hölle, um den Teufel, das iſt die Sünde, und den Tod, das iſt der Unglaube, zu überwältigen und auf ewig in Bande zu ſchlagen."

„Ja, auch für euch, ihr bußfertigen Verbrecher, iſt der Heiland den Tod der Verbrecher geſtorben, nicht aber für die Unbußfertigen, nicht für die Verſtockten, nicht für die Gleichgültigen, deren ich mit tiefem Schmerz ſo manche unter euch gewahre."

„Wollt auch ihr Gottes Gefangene ſein, darf ich euch ſo nennen, ſo beherzigt die Lehren, die ich euch gebe; die euch durch meinen Mund euer König giebt und euer Richter, euer König und Richter im Himmel."

„Der irdiſche Richter mußte euch ſtrafen — büſſet mit euerm Leibe, büßet mit euerm Geiſte, damit euch der ewige Richter verzeihe, und damit euch, ſeine Armen, der König der Ehren reich mache im Reiche ſeiner Gnade."

„Alſo werden, ſagt Sirach am zweiten Kapitel Vers fünf, die ſo Gott gefallen, durch das Feuer der Trübſal bewähret!"

„Auch eure Trübſal, die nicht unverdient euch trifft, iſt ein Feuer, aber nicht das ewige. — Eure Gefangenſchaft, die euch mit Recht eine Trübſal dünkt, iſt eine Läuterung. Ihr alle meine Brüder und Schweſtern in Chriſto unſerm Herrn, habt einen heißen Wunſch nach Freiheit. Werdet der Freiheit werth durch Gerechtigkeit." —

„Da ihr der Sünde Knechte waret, ſagt der Apoſtel Paulus im Briefe an die Römer — da ihr der Sünde Knechte wart, da waret ihr frei von der Gerechtigkeit, nun ihr aber frei worden ſeid von der Sünde, ſeid ihr Knechte worden der Gerechtigkeit. So laßt auch die Strafe, die die irdiſche Gerechtigkeit euch zugemeſſen, ein Kaufgeld ſein, damit ihr eure Seelen von der Sünde loskauft. Sündiget hinfort nicht mehr! O ſündiget nicht mehr, Geliebte! Und euch ihr Armen, euch wird dann das Ohr des Herrn ſich nicht verſchließen, er wird euch hören, er wird euch, ſeine Gefangenen, nicht verachten, und auch euch wird die Stimme ſeiner erbarmungsreichen Gnade zurufen: Ich will euch frei machen! frei machen von euern Sünden, und euch das ewige Leben geben. Amen.“ —

Lucie war tief erſchüttert, ſie weinte die bitterſten Thränen.

Und wie war der Eindruck dieſer Rede, die ich nur aus dem Gedächtniß einigermaßen niederſchreibe, auf die Zuhörer? Gewiß recht mannigfach. Oben nächſt dem Altar knieten einige weibliche Angehörige der Anſtalt. Wir ſahen ſie nicht im Geſicht, und konnten nicht unterſcheiden, ob der Ausdruck ihrer Mienen Zerknirſchung, Reue oder Gleichgültigkeit kund gab. Nächſt ihnen, in der Nähe zweier andrer wachthabenden Soldaten, denn auch in die ſtillen Räume dieſes einfachen, altergrauen, ſpinnwebfarbigen Gotteshauſes drängte ſich, geſetzlich geboten, die Militairmacht, wie ſie ſchon das Grab des Heilandes umlagerte, der dennoch auferſtand — ſah ich einen blutjungen Menſchen, welcher — ſchlief — ſo ſanft und ruhig, als ob der Engel der Unſchuld mit der Palme des guten Gewiſſens ſeine holdſeligen Wänglein fächle. An der andern Seite der Soldaten erblickte ich mit Schmerz und Unwillen einen noch ganz jungen Knaben; dieſer hörte wacker zu — ob aber die Predigt auf ihn einen Eindruck machte, machen konnte, bezweifle ich. Wie hätte dieſes Kind die mit Bildern durchwebte, wenn noch ſo einfach gehaltene Rede verſtehen ſollen? Ich fand, daß des Knaben Anweſenheit hier unnütz ſei. Da lobe ich mir die Lehr- und Erziehungsanſtalt für jugendliche Verbrecher, die ſeit 1826 in Zeitz beſteht, deren Statuten die Beilage zu Nr. 25 des Polizeianzeigers Band 5 enthält.

Dieſe Anſtalt kann wahrhaft Gutes wirken, und aus verwahrloſten Kindern noch brave Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft bilden. Ein gethürmtes Kerkerſchloß kann das nimmermehr.

Ein ſtarker Steinpfeiler in der Mitte der Kirche ſtützte die Decke. An dieſem lehnte, mit nachläßig übereinandergeſchlagenen Beinen unendlich lang und unendlich gleichgültig ein Pflegling — der lange Andreas.

Was hat dieſen hierher gebracht? —

Ha! Welcher Gedanke! Sprach nicht die Patronin von in Verwahrung bringen einiger ihr Unbequemen? Reicht ihre Macht ſo weit? —

Der lange Andreas dachte — nichts.

Neben ihm zur Linken ſitzt einer auf der Bank, und lieſt im Geſangbuch.

Dicht neben dem langen Andreas, auch an den Pfeiler gelehnt, abgewendet von dem Altar, breit ſtehend, wie ein Matroſe, das kahle runzelvolle Haupt gebeugt, die Hände in einander gefalten, wie betend, wie in tiefer reuiger Betrachtung ſtand einer, den ich längſt geſtorben glaubte — der alte Linhard — der Betbruder. Er betete ſo viel in ſeinem langen Leben — warum ſollte er nicht hier, in dieſer Kirche — die Hände falten? — Alſo auch dieſer — gut aufgehoben.

Durch das einzige Fenſter an der Seitenwand des Kirchleins fiel auch etwas von dem warmen Sonnenſchein, der draußen ſein Lichtmeer über die Fluren ergoß, wie ein Strahl der Gnade. Aber dieſer Gnadenſtrahl — ſchien er hier auf gutes Glaubensland oder auf die dürre Wüſte der Gleichgültigkeit?

Er beleuchtete hell die ganze Gruppe, welche den Stand an der hintern Kirchenwand ausfüllte. Ein noch ſehr junger Mann von hübſchem Ausſehen lehnte außerordentlich ruhig vorn an dem Stand, und legte den Arm auf die Brüſtung. Er unterhielt ſich mit ſeinem Nachbar, deſſen Geſicht ich nicht ſah, weil er es gegen jenen wandte, auf das leiſeſte. Für dieſe Beiden ſchien keine Predigt gehalten zu werden.

Neben ihnen ſaß ein blonder Lockenkopf. Wie ſaß er? Auf der Brüſtung des Kirchenſtandes; er hatte die Beine übereinandergeſchlagen, und ſchlenkerte mit dem einen ein wenig, dabei irrten ſeine Augen über die Blätter des Geſangbuchs, das er aufgeſchlagen in der Hand hielt. Dieſer ließ ſo recht, nach dem Volksſprüchwort, den lieben Gott einen frommen Mann ſein. —

Nächſt ihm, hinter der Brüſtung, ſtand ein Greis. Die Sonne ſchien ihm auf den kahlen Scheitel. Er wandte das Geſicht voll Mißmuth ab von ihr, von dem milden Lichte des Himmels. Ich glaube, er wandte auch ſein Gemüth ab vom Lichte der Lehre.

Neben ihm kniete einer in dem Stande, der ſich mit beiden Armen auf die Brüſtung gelegt hatte, und auf die vor ſich hin gefaltenen Hände ſeinen Kopf. Dieſer Mann — ſchnarchte.

Neben dieſem, ſchon außerhalb des Standes, nur noch den einen Fuß auf das etwas herausſtehende Kniebret geſtellt, ſtand — das bleiche, bärtige und höchſt verwegene Geſicht ebenfalls abgewandt von der Sonne, wie von dem Prediger — ſtand — ich ſchreibe es mit Schaudern nieder — Chriſtoph Flüchner — des alten Linhard verrufener Sohn. — Dieſer auch! Ich erbebte vor der Macht der Gleſe.

Neben ihm hatte der eine Soldat ſein Gewehr bei-Fuß geſetzt, und ließ ſeine Arme übereinander gelegt, auf der Mündung ruhen. In dem Blick, mit welchem Flüchner den Soldaten ſtreifte, lag unbeſchreiblich viel. Trotz, Verachtung, Grimm, Herzenshärte, Wildheit.

Ich fürchtete, dieſem Blick zu begegnen, und trat zur Seite. —

Es waren noch mehrere, meiſt junge Männer in der Gefangnen-Kirche. Auf der hinterſten Bank ſaß einer, der den Kopf in die Hand ſtützte — entweder hatte er Kopfweh, oder es ſchläferte ihn.

In ſo kühlen Mauern erlahmen die Glieder leicht, beſonders an heißen Sommernachmittagen, und die Augen fallen mit Gewalt zu, wie ſehr man auch gegen die Macht des Schlummers ankämpfe.

Zwei ſtanden auf der Bank und lehnten ſich an die hinterſte Mauerwand; ſie hatten eine gewiſſe Haltung. Junge, hübſche Männer. Der eine ſchien ziemlich reſignirt — der Andre tief nachdenkend; ſein Geſicht war ſehr bleich und leidend. Dieſer ſchien mir der einzige zu ſein, welcher wirklich Reue empfand. Für dieſen Einen vielleicht war alſo die ſchöne Predigt, ſein Herz war unter ſo vielen das einzige gute Land, auf das der Samen des göttlichen Wortes fiel! Aber wie nun — wenn auch dieſer Eine — zwar Reue fühlte, jedoch an gar nichts glaubte? —

Welche Gedanken, welche Gefühle dachten und empfanden wohl die Glieder dieſer kleinen und unglücklichen Gemeinde?

Ich vermag ſie nicht nachzuempfinden und zu ſchildern — vermag ich doch kaum zu ſagen, wie mir ſelbſt zu Muthe war.

Meine rege Phantaſie marterte mich — ſie redete mir auf Augenblicke ein: — ich ſei ſelbſt der Gefangenen einer — wenn ich hinauswolle — werde mich ein Soldat am Arm faſſen, und zurückhalten. — Dann kam mir der entſetzliche Gedanke: — wenn plötzlich Flüchner mich gewahre — wenn ſein boshaftes Gemüth ihm eingebe zur Wache zu ſagen: Dieſen faßt! Er war mein Kamerad! Entſetzlich! —

Komm Lucie, komm geliebtes Weib! In dieſen Mauern lauern tauſend Dämonen — ſie ſtrecken ihre Krallenhände nach uns. Hinaus! hinaus!

Zehn Minuten ſpäter ſaßen wir wieder in unſerm Wägelein, und fuhren durch das ſonnengoldumfloſſne reizende Stromthal.

Bergab.

(Weiteres aus Wallers Tagebuch.)

Es geht nicht mit dem Emporkommen — es geht abwärts.

Daß der Herr Baron Schmied ſich die Gefängniſſe beſah, die Leuchtenburg beſuchte, und nicht ohne Rührung und Erbauung eine Gefangenenpredigt anhörte — das war ja recht ſchön, es war Ironie in der Sache — aber — man muß den Teufel nicht an die Wand malen — denn wenn man ihm nur ein einziges Haar von ſich faſſen läßt, ſo muß man Haare laſſen drauf und drein, bis der Schädel ſo rattenkahl iſt, wie ein Schädel, der auf dem Rade dorrt.

Ich bin in einer ſchrecklichen Stimmung — in einem Labyrinthe — ich kann nicht heraus, wie ich ſehnlich wünſchte, hoffte, ſtrebte. Eine dämoniſche Hand hält mich feſt — in unſichtbaren Banden. In Aufträgen meiner Patronin verreiſt — ging mir Zeit und Geld auf unnütze Weiſe verloren — denn viele

Perſonen, die ich treffen ſollte, traf ich nicht an. Ich zeichne nur die Namen einiger wenigen von dieſen remarkablen und reſpektablen Perſonen auf, die nicht anzutreffen, mir zum größten Leidweſen gereichte.

Die Herren Gebrüder — Giovanni, Guglielmo, Antonio und Fermo Taddei aus Luajo — machen in Papieren, Aufenthalt unbekannt. Herrn Carl Ludwig Bodo von Dreskow, Hochwohlgeboren, braſilianiſcher Obriſt — ſteht ſich dermalen genöthigt, dauernden Aufenthalt in Frankfurt a. M. zu belieben; — Herrn von der Lübe, Hochwohlgeboren, auch von Rantzau und ſonſt beliebig genannt — verweilen jetzt zu Göttingen und ſtudieren die Rechte im Criminalfach; Ihre Erlaucht, Frau Gräfin Gagnino, verwittwete Majorin von Caggionino, geborne Freiin von Hutten oder auch Hutter — reiſen dermalen am Rhein; Herrn Charles Emile de Vernier, Ambaſſadeur Ihrer Majeſtät der Königin Donna Maria di Gloria — reſidirt jetzt in Berlin Stadtvogtei, Nr. 74. und andre Herren und Damen hohen Ranges mehr. —

Die Verbindung, als deren Oberhaupt und leitender Führer ich in dieſem Lande wirken ſoll, hat weder Halt noch Boden — erſcheint mir mehr und mehr als eine Schwindelei — ich werde mich von ihr los machen ohne Umſtände.

In Schleitz war ein großer Brand — zufällig war ich dort, und konnte dabei nach Wunſch thätig ſein. Ich rettete eine Münzſammlung, meiſt aus modernen Goldſtücken beſtehend, im Werthe von neunhundert Thalern.

Leider habe ich nichts davon behalten können als ein kleines ſilbernes Medaillon mit der Umſchrift: Belohnung des Fleißes. —

Meine Familie macht mir ſchwere Sorgen. Lucie ſchenkte mir noch ein Kind, — aber der Herr hat es wieder zu ſich genommen; — ſie iſt ſehr angegriffen. Auch das lebende Kind ſiecht wieder. — Ich ließ beide in jenem Aſyle, während ich nur nach Geld ſtrebe. Ich habe fürchterlich viele Ausgaben, für mich wie für Andre. — Unſer Hauswirth, mit Frau und Tochter, zehren an mir, wie Blutegel. Dem Sohne, dem ich einmal Protection und Unterſtützung zugeſagt, muß ich Geld nach Jena ſchicken, den Alten muß ich ebenfalls immer ſchicken. Da liegen zwei Poſtſcheine, einer mit zehn Thalern nach Jena — ein andrer mit dreißig Thalern an den alten Schlemmer, bei dem Lucie wohnt, wovon ſie doch nur das Mindeſte bekommen wird.

Und doch waren es ſchöne Tage — als ich dort mit ihr lebte, Tage der Ruhe, des Friedens. Jetzt kann ich mit Jeremias ſagen: Ich ſeufze mich müde, und ſinde keine Ruhe. Warum blieb mir der Weg nach Amerika verſchloſſen? Wann wird man zu der Einſicht gelangen, ziehen zu laſſen, wer ziehen will? Jetzt wird angenommen, daß jeder, der dorthin geht, ſein Vaterland für immer quittire, er wird durch den Auswanderungspaß losgeriſſen von jedem Verband an die Heimath — er wird gleichſam für ſchutzlos erklärt, für vogelfrei *).

Oder man ſendet Verbrecher hin, man beſchenkt Amerika mit Freigelaſſenen, denen man den Laufpaß auf Nimmerwiederkehr giebt. Eigentlich eine noch viel zu werthvolle Gegengabe für das, was Amerika Europa ſchenkte — nämlich Franzoſen und Ruſſen **), Ratten und Wanzen — ſchöne Völker.

Und doch ſteht mein Hoffen noch dorthin — immer träume ich davon, wachend und ſchlafend. Oft ſehe ich reizende Gegenden, die ich nie im Leben ſah, und oft hab' ich Träume, leicht und frei wie ein Seliger, die Arme ausgebreitet, und ausrufend wie damals im Jagdhäuschen auf dem Pleß: O Freiheit! Du goldne Sonnenblume! —

---

*) Heutzutage, nachdem ſo mancher Willkür die Todtenglocke geſchlagen, iſt man nicht mehr ſo hart, ſtatt eines Reiſepaſſes eine Dimiſſion aus dem Unterthanenverband zu verabreichen, die Kinder des eignen Landes gleichſam aufzugeben, als wenn es — wie aus dem Danteïſchen Inferno, von dort drüben — kein Zurück mehr gäbe.

**) Veneris morbus — Blatta orientalis.

O Freiheit, du goldne Sonnenblume! — Spiegle dich in dem See, in den ſich der Hirſch ſtürzt, dem die Meute der Parforcejagd auf den blutenden Hacken iſt.

Mein angeſtrengtes Wirken frommt mir nicht — mein Fleiß bringt mir keine Segensfrucht. Ich mühe mich, wie kein Anderer, und bringe es nicht weiter. — Das iſt der Fluch der böſen That. —

Ich durchſtreife wieder die Thüringiſchen Wälder — ein heimathloſer Waller — ein Handelsmann und Galanteriewaarenhändler aus Hildburghauſen, wo ich meine „Beſitzungen“ verkauft habe, um nach Nordamerika auswandern zu können!

Wenn man mich nur gehen ließe — aber man ſucht mich auf alle Weiſe feſtzuhalten, als wäre ich eine Perſon von diplomatiſchem Charakter.

Ein Galanteriewaarenhändler! Ich muß lachen mitten in meinem Mißmuth. Meine Art kommt den Leuten ſo höchſt ungalant vor, meine kurzen Waaren ſind durchaus nicht beliebt — ich will einmal nach Schmalkalden hinüber und mir dort einige ächte engliſche Feilen und Meiſſel kaufen, etwas Schenegels-

Schurig*) — will ſehen, ob ich nicht auch vom Schloſſerhandwerk profitiren, vielleicht auf dieſe nützliche Profeſſion reiſen kann. Ich pfuſche längſt ein Wenig in die Schloſſerei. —

In Schmalkalden erging es mir faſt, wie Meiſter Braun im Reinecke Fuchs, den die Bauern faſt das Fell vom Leib draſchen. Aus einem reinen Mißverſtändniß, verſtärkt durch das Unheil, daß ich meinen Reiſepaß nicht bei mir hatte, und aus falſchem Verdacht wurde ich veranlaßt, mich auf das dortige Rathhaus zu begeben, wo man mir alles abforderte, was ich bei mir trug. Sogar die Poſtſcheine, die ich über das an die Meinen und unſern Wirth geſchickte Geld beſaß, mußte ich ablegen, obſchon man mir verhieß, ich ſolle alles wieder bekommen, wenn ſich meine Unſchuld herausſtelle, und daß ich der nicht ſei, für den man mich hielt, alſo nicht „Derjenige — welcher". —

Obſchon nun Niemand ſo ſehr von meiner Unſchuld überzeugt war, als ich ſelbſt, wiewohl ich auch nicht ganz von ihr überzeugt war, denn „wir fehlen alle mannigfaltiglich" — ſo ſchien mir doch der Zeitverluſt, den ich durch den Aufenthalt auf dortigem Rathhaus erlitt, unerſetzlicher, als der Verluſt meiner wenigen Habſeligkeiten, darunter ſich auch mein Pettſchaft — gut daß es nicht mein ſchöner Carneol war — befand, nebſt einigen Receptbüchern und dem bewährten Buch der Geheimniſſe — ſo daß ich mich zu raſchem Abſchied entſchloß. Ich entzog mich allen langweiligen Weitläuftigkeiten, wodurch ich den hochweiſen Herren des Rathes und der Polizei jedenfalls einen großen Gefallen that, denn ſolche Herren haben ſtets überhäufte Geſchäfte, und ich behellige ſie ſehr ungern — durch das Fenſter meines Wohnzimmers, weil man, wahrſcheinlich aus Verſehen, die Thüre von außen verſchloſſen und verriegelt hatte, und hinterließ aus Dankbarkeit ſogar meine nagelneue blaue Tuchmütze, einen Tuchrock und ein Paar Stiefeln zur Bekleidung irgend eines Stadtarmen.

---

*) Handwerkszeug.

Dieſe etwas übereilte Entfernung hätte mir beinahe ein Auge gekoſtet, und ſchädigte mich für eine Zeitlang bis zur Unkenntlichkeit — ſo daß ich nothgedrungen in der That incognito reiſte.

Und trotz dieſes Incognito brauchte ich verhältnißmäßig als ein armer Erden-Waller mehr Geld als mancher Fürſt, der incognito reiſt mit Kammerherren und Kammerdienern und vier Pferden Extrapoſt — ich brauchte wöchentlich vierzig bis fünfzig Gulden.

Woher dieß nehmen in meiner Lage? So möchte ich jedes fühlende Herz fragen, gäbe es dergleichen. Es giebt dergleichen nicht mehr. Niemand hat Mitleid mit mir, Jeder bricht über mich den Stab, und ſelbſt die — denen ich wohlgethan, für die ich gehungert, gedarbt, geſtrebt — auch von ihnen erfahre ich keine andre Neuigkeit als ſchwarzen Undank, den Lohn der ſchnöden Welt.

Einem bin ich wieder begegnet, einem, dem ich am liebſten nie wieder begegnet wäre — Adam — mit ihm ſind tauſend Feſſeln für mich an mich herangetreten. Er iſt ein gemeiner und ſchrecklicher Menſch, roh und wild — dieſer Mann mit dem brennenden Kainszeichen auf ſeiner ſchon früh gefurchten Stirne. — Amalien — hat er verlaſſen, wir wiſſen nicht, wo ſie lebt, ob ſie lebt?

Es geſchehen Vergehungen in ſeiner Geſellſchaft, durch ihn, mit ihm — könnte ich ſie doch ungeſchehen machen! —

Dieſe Blätter verberge ich, in Tabacksblei ſorgfältig eingewickelt, in den Stämmen hohler Bäume oder unter Felſenſpalten, wo ich die Oeffnungen mit Steinen zukeile — denn bei mir tragen darf ich nichts mehr — das Viſitationsweſen hat einen gefährlichen Höhenpunkt erreicht. Man viſitirte mich bisher ſo oft, daß ich das Viſitiren an Menſchen förmlich und gründlich gelernt habe. Adam nennt das: einem eine Viſite machen.

Kaum finde ich noch Zeit — ja kaum finde ich noch Papier und Bleifeder zu Aufzeichnungen. Wozu führen dieſe auch? Ich werde nie veranlaßt ſein, davon einen Gebrauch zu machen. Meine Patronin hat aufgehört, meine Patronin zu ſein. Was ſie mir gegeben, habe ich ihr in meiner guten Zeit mit Zinſen zurückerſtattet. Sie iſt in das Privatleben zurückgezogen worden, und ich weiß nicht, ob ſie noch lebt, die „ehrengeachtete Wittib.“

Mein Herz iſt gefoltert — zerriſſen. Lucie macht es mir ſo ſchwer. Sie zürnt, daß ich wieder in ihres Bruders Geſellſchaft gekommen, daß er mein — Gefährte iſt — ſie ſagt, mit ihm gehe mein Weg nur zur Hölle. Ueberhaupt iſt ſie in Folge eigenthümlicher Körperſtimmungen weit heftiger, weit reizbarer wie ſonſt — wo ſie nur das liebende, fügſame, duldende, treuanhängliche Weib war. In Wilhelmsthal, wohin ich ſie mit dem Kinde gebracht, ſagte ich ihr, als ſie mir über den Umgang mit ihrem Bruder aufs neue die heftigſten Vorwürfe machte: Liebe Lucie — Du kennſt meine Pläne nicht — höre mich an. Ich ſtrebe für Adam nach Geld, damit er in eine Fabrik gehe, arbeite, ſich gut betrage und gute Zeugniſſe erhalte, nebſt einem Paß in eine fremde Gegend. Den Paß will ich dann an mich nehmen, im fremden Lande leben, und Dich und ihn fort unterſtützen. Ich will dann mich bemühen nach Kräften im Guten fortzuarbeiten, es wird ſich für mich doch irgend ein Poſten finden, auf dem ich mich nützlich machen kann, und mich ehrlich ernähren.

Da ſchrie ſie lautjammernd auf: Du willſt mich auch verlaſſen! Du willſt Dich von mir trennen! Ha — ich ſehe recht, welchem ſchändlichen Beiſpiel Du folgen willſt!

Und es erwachte in ihr alle Macht des Weibes. Mit einem unbeſchreiblichen Stolz trat ſie vor mich hin, indem ſie unſer Kind, unſer armes leidendes Töchterchen, an ſich zog, und ſagte: Ziehe hin — verlaß uns — laß uns nackt und blos an der Heerſtraße liegen — wir werden zu ſterben wiſſen. Du biſt dann frei — Du Frei — herr — und ich und mein Kind — wir tragen — ſchwerbeladen — den Stamm des Kreuzes, des Unglücks, des Verderbens durch die Nebelnacht unſers gemordeten Daſeins!

Entſetzen erfaßte mich bei dieſem Bilde, das ſie in ihrer mächtigen Aufregung aus dem Schooſe der Erinnerung mir herauf beſchwor — wie bei einer Drohung, die zu erfüllen die Verzweiflung ſie wohl treiben könnte.

Ich wurde weich — ich fiel ihr um den Hals, ich beſchwur ſie mit Thränen — ruhig zu ſein.

Aber ſie wird mit dem Kinde — hungern müſſen, wenn es nicht beſſer mit mir wird — wenn mir die Hände gebunden ſind — für ſie beide — thätig zu ſein.

„Ein freies Leben führen wir!“ lautet das Räuberlied. Gott verdamme ein ſolches Leben! Und es iſt ſchon verdammt vom Anbeginn. Ich will es ſchildern, dieſes Leben — in kurzen Zügen — ein Bild der Warnung, des bittern, ſchmerzlichen Ernſtes. So tief geſunken zu ſein! O verfehlte Jugend, o Verführung! O ihr Warnungsſtimmen in der Heimath! Niemand wird dieſe Blätter leſen — und läſe ſie Jemand — ſo würde er wahrſcheinlich lachen, daß ein Räuber Gefühl hat. Ein ſentimentaler Räuber iſt höchſt abgeſchmackt, würde ſogar eine unerträgliche Romanfigur ſein. Und die Menſchen haben Recht, die ſo denken, denn ſie tödten ja jeden Funken Gefühl in ihren unglücklichen Brüdern durch die Härte, mit welcher ſie jene ungerührt zu Grunde gehen ſehen.

Ich mußte mit Adam wirken — wir führten bewaffnet erzwingende Unternehmungen aus. Doch vielten wir die Hände rein von Blut — überhaupt führte Adam faſt ausſchließlich allein die Waffen, und brauchte ſie gegen meinen Willen, obſchon nur als Drohmittel, aber er ging damit um, wie ein unverſtändiger böſer Junge.

Es giebt ſolche Naturen, die in gewiſſen Dingen lebenslänglich kindiſch bleiben. Es iſt eine Narrheit ſich mit Dolchen, Piſtolen und Säbeln zu ſchleppen, wenn kein Beruf dieß erheiſcht. — Was wir erlangen wollten, ſtets zwei gegen einen Einzelnen, konnten wir immer ohne Waffen erlangen.

Bei einem Beſuch, welchen wir auf dem Linzerhof bei Suhl abſtatteten, wurde ich genöthigt länger zu verweilen, als in meinem Willen lag, und als ich endlich ſchied, ſah ich mich genöthigt, mancherlei unentbehrliche Sachen, meine Uhr, mein Raſierzeug, mehrere Kleidungsſtücke und ſelbſt meine Börſe dort zurückzulaſſen, ſo daß ich aufs Neue entblößt von Allem, in die Wüſte des Lebens mich geſtoßen ſah.

Zwiſchen Tambach und Neſſelhof erbaten wir von einem Fuhrmann aus Marisfeld ein Darlehn von Einhundert Gulden. Adam zeigte ihm ſeine Piſtolen und bot ſie ihm zum Kauf an — die jener jedoch ausſchlug. Oft vereitelte ich Angriffe auf dürftige Perſonen, welche Adam verſuchte.

Ein Student, dem wir auf der Straße von

Frauenwald nach Ilmenau begegneten, gab uns ſechzehn Groſchen. Adam wollte ihm Kleider nehmen, was ich nicht litt, und lieber ſeine Vorwürfe hinnahm.

Zum Oeftern knallte Adam mit ſeinen Piſtolen, in denen nie eine Kugel war, in die Luft, blos um den Leuten Furcht einzujagen — und machte daher unſre Sache immer ſchlimmer. Häufig bezeigte ich ihm darüber meine Unzufriedenheit — mehr als einmal nahm ich ſie ihm ab — zu meinem Schaden, denn dann wurden ſie bei mir geſehen — leider auch einmal ſogar bei mir gefunden.

Schon erlangte ich eine unglückliche Berühmtheit. Das Volk fängt an uns zu fürchten — wir beherrſchen die Waldungen vom Schooſe meiner Heimath an bis in die Ruhl, und von da den Rennſteig entlang bis in die Schmalkalder Gegend — ſo wie weiter aufwärts bis Ilmenau. Unſer Leben und Streben iſt ruhelos. Leider, leider iſt „der Wald unſer Nachtquartier“ — leider „der Mond unſre Sonne“. Hunger und Durſt, Blöße und Mangel ſind oft unſre Begleiter. Wie das Wild des Waldes ſuchen wir unſer Nachtlager im tiefen Dickicht, im Geſtrüpp, im dürren Laub, oder in feuchter Felskluft. Von Zeit zu Zeit genießen wir auch Gaſtfreundſchaft, die aber meiſt ſo unfreundlicher Art iſt, daß wir uns derſelben baldigſt und auf alle Weiſe zu entziehen ſuchen.

Eines Tages — wo ich gerade einem gaſtlichen Hauſe zu Salzungen entgangen war, luſtwandelte ich allein auf dem Wege von Altenſtein nach Ruhla. Da kam eine hübſche junge Ruhlaerin mit einem ſchweren Korbe. Ich geſellte mich zu ihr — ſie zeigte augenſcheinlich Furcht — ich hatte mich, weil mir mein Raſiermeſſer kurz vorher genommen worden war, ſeit etlichen Tagen nicht raſieren können. Ich wollte ihr die Laſt abnehmen, ihr eine Strecke den Korb tragen, ſie gab den Korb nicht her. Ich fragte: Warum thuſt Du ſo ängſtlich, mein Kind?

Ach ich fürchte mich gar zu ſehr vor dem Caspar Waller — das iſt der Gefährlichſte, — war die Antwort.

Vor dem ſei ohne Sorgen, tröſtete ich ſie. Der iſt aufgehoben und zwar gut, drüben in Salzungen. Er iſt mit einer dicken Kette angeſchloſſen.

Da ward ſie endlich treuherzig und ließ mich den Korb tragen, unter deſſen Laſt ſie wirklich faſt erlag. Es war ein blutarmes Mädchen — ſie ſchilderte mir den Mangel ihrer Familie. Was ſie trug, gehörte Andern. Als mein Weg mich nach andrer Richtung führte, gab ich ihr ihren Korb wieder, ſchenkte ihr achtundvierzig Kreuzer von einigem Geld, was ich aus einem Verſteck hervorgeſucht, und ſagte ihr: Geh Du hin, liebes Kind, und erzähle, daß der Waller Dir

Deinen Korb getragen, und Dir nichts gethan habe. — Von Wanderern höre ich, daß im Volk aberwitzige Märlein über mich umgehen — ich ſei feſt, ſei gefeit — jener heimliche Gang, den meine Mutter einſt voll Aberglauben mit mir gegangen, iſt verplaudert worden — ſie glauben nun, die Gerechtigkeit könne mir gar nichts anhaben, zumal weil meines Bleibens nirgends iſt — am wenigſten in jenen gaſtfreundlichen Einſiedeleien, die man Gefängniſſe nennt. Ich liebe einmal die Freiheit und ebenſo die Ungebundenheit, und da ich das Talent beſitze, mich leicht aus peinlichen Verhältniſſen loszuwickeln, warum ſollte ich von meinem Talente keinen Gebrauch machen? Mein Leben iſt eine Kette von Entſagungen, — ſo entſage ich und entziehe mich gern einer Gaſtfreundſchaft, die mir Bande der Verpflichtungen anlegt. —

Ganze Dörfer — ſo höre ich, wollten gegen mich auf ſein, im Betretungsfalle mich erſchlagen — albernes Gerede! Ich habe ja Niemand ermordet, warum ſollten ſie mich ermorden wollen?

Viel Lärmen iſt aufgeſchlagen worden über einen Beſuch auf dem Gabelbachshäuschen, zu dem mich Adam, ihn mitzumachen, nöthigte. Wir kamen als erpreſſende Deputation, ſagten es ſtehen noch Viele hinter uns; doch hielt ich von der Frau und ihren zwei Töchtern, die das einſame Waldhäuschen bewohnten, jede Mißhandlung ab, welche Adam in ſeiner rohen Weiſe ausüben wollte — ich litt auch nicht, daß eine koſtbarer ſilberner Leuchter — ein Geſchenck von höchſter Hand, mitgenommen werden durfte. —

Was hab' ich nicht alles verſucht — mich beſſer durchzubringen! Ich bin nach Treffurt gegangen, und habe in einer Wollekämmerei Arbeit genommen. Kaum war ich dort, ſo kamen Salzunger Leute hin, die mich kannten, und meinem Brodherrn Winke gaben, welche meine ſofortige Entlaſſung zur Folge hatten. Ich flüchtete nach W... und arbeitete dort in einer Spinnerei — ein elendes Leben — große Arbeit, unerträgliche Hitze, erſtickender Dunſt. Hier habe ich gelernt, was es heißt, ganze Generationen moraliſch tödten. Zwei Fabrikherren, bei denen ich arbeitete, beſchäftigten fünfhundert Menſchen, von dieſen waren zweihundert noch Kinder. Unter Großen und Kleinen herrſchte die fürchterlichſte Sittenverderbniß — die Kinder lernten alle und alle Laſter. Aber die Fabrikherren waren geachtete Männer. Ihr drittes Wort war: Ich gebe ſo vielen Menſchen Brod. Als wenn das was Erſtaunliches wäre! Dieſe Menſchen ernähren doch mit ihrer Hände Arbeit den Fabrikanten, ſie ſind es, die ihn reich machen. Ihrem Fleiß dankt er ſeine Paläſte, ihrem Fleiß ſeine Kutſchen und Pferde, ihrer Arbeit öfters gegen den kargſten und miſerabelſten Lohn ſeinen enormen Ueberfluß — und was haben ſie dafür? Brod — aber kaum Brod, und kaum das Salz zum Brod, und einige Lumpen. Gegen einen einzelnen Uebertreter der Geſetze werden hundert und tauſend Maasregeln ergriffen, ihn unſchädlich zu machen und ihn zu beſtrafen — in Maſſe darfſt Du die Demoraliſation fördern, denn aus der Hälfte, wo nicht aus mehr der Fabrikkinder wird landſchädliches Geſindel.

Aber da predige Einer! Was ich da ſage, haben ſchon viel Geſcheidtere, und einflußreiche Männer geſagt, Engländer, Franzoſen, Deutſche — es bleibt beim Alten. Die Geldprotze floriren, und das Volk verdirbt.

Ich rede nicht gegen Fabriken. Fabriken zerſtören iſt baarer Unſinn, denn wenn ſie ſtille ſtehen, ſtehen Arbeit und Verdienſt ſtill, aber ſo manches — nicht alles — Fabrikantenthum, zumal auf unſerm Walde — erſcheint mir als eine Art Regentſchaft, die dem Staat Vorſchriften macht. Manche Fabrikation prätendirt vom Staate jede Förderung — zunächſt Menſchenkräfte, dann Holz halb umſonſt, und Land und Waſſer und gute Wege, und Zollfreiheit und Anerkennung, Orden, Titel, Würden — wo möglich alles, was nur irgend gegeben und verliehen werden kann. Das iſt dann „blühender Zuſtand der Gewerbe.“ Das bringt Geld unter die Leute — Schade nur, daß man dieſes Geld nicht ſieht — ich habe häufig nur hohle Geſichter, unfreundliche Mienen, Ausdruck des Kummers und Spuren des Laſters bei den Fabrikarbeitern geſehen — aber ein ſo gemeiner Mann, wie ich, verſteht das nicht, und darf auch nichts ſagen. Wer die Wahrheit geigt, dem ſchlägt man den Fidelbogen um das Maul, das iſt ein altes wahres Sprichwort. Vielleicht heißt es einmal umgekehrt: Wer die Wahrheit nicht gegeigt haben will, dem ſchlägt man die Fidel am Kopf entzwei. —

Gewiß ſind unter den deutſchen Fabrikherren auch höchſt treffliche Männer, väterlich und wohlwollend geſinnt gegen ihre Arbeiter, achtend auf das leibliche und geiſtige Wohl der Kinder derſelben — aber Alle ſind nicht ſo. —

Ich werde nichts mehr niederſchreiben — es nützt mir nichts. Ich will noch einmal — zum letztenmal — nach Hauſe. Nach Hauſe! Als wenn ich ein nach Hauſe hätte! Aber es iſt Kirmſe in Roſa — es zieht mich hin — zur Höhe der Schwerbeladenen mich — den Schwerbeladenen — zum Wiederſehen! —

Noch einmal zur Höhe.

Herbſtnebel umſchleiern die Hochgipfel, Dämmerung umwebt ſie mit Silberflören. An den Nadeln der Fichten hängen glänzende Tropfen, von den belaubten Bäumen fällt Blatt auf Blatt.

Die fröhlichen Sänger der Haine ſind hinweggezogen — ein Theil iſt noch im Ziehen begriffen und fängt ſich in den aufgeſtellten Schneiſen. Durch die Gartenzäune ſchlüpft hie und da noch ein Häufchen Strichvögel — aber alle ſind ſtumm. Die Fliegenden und die Ziehenden, und die, um deren Hals die Roßhaarſchlinge ſich legte und ihnen die Sorge für ihr Fortkommen auf immer erſparte.

Nur eine Schaar iſt noch laut; ſie umkreiſt, ſie umkreiſcht die Höhen — lärmendes Volk, nichtsnutziges Geſindel, Galgenvögel, die nicht auswandern, die immer hungrigen Krähen.

Drunten im Dorfe ſummt der Baß, kreiſcht die Violine, jubeln Flöten und Klarinetten, wirbelt der

Staub, jubeln die geputzten tanzenden Burſche und Mädchen — und vor der Thüre des Wirthshauſes ſteht lungernd der Strolch mit offenem Bettelſack.

Als es tiefer dunkelt, drückt ſich der Strolch ſeitab durch die Gaſſe, an den Häuſern hin, humpelt lange und langſam dem Kirchberg zu, bis er an eines der letzten Häuſer kommt, das klein iſt, einſtockig, baufällig, ärmlich, erbärmlich.

Dort klopft der Strolch an ein Fenſter, von deſſen Scheiben eine größere Zahl aus ölgetränktem Papier, als aus Glas beſteht.

„Was giebts?" ruft drinnen eine Stimme, und das Fenſter ſchiebt ſich auf.

„Biſt Du da, Hanngörg? Iſt Dein Bruder Heinrich auch daheim?"

„„Ja wohl, was ſoll's? Wer biſt Du?""

„Wer werd' ich ſein? Ein Menſch wie Du — in meiner Haut ſteckt immer noch — der alte Adam."

„„Was? der Adam? Ich hätte Dich faſt an der Stimme erkannt. Was ſuchſt Du bei uns? Hier iſt keine Diebsherberge — ſchiebe Dich von dannen, ſchlechter Hund! Oder ſuchſt Du Ottilien?"

„„Meinſt Du, ich wollte Deine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen, oder Deinen Kobold frei'n? — Das ſollte mir fehlen. Ihr ſeid ja ehrliche alte Burſche, aber eure Hopfenſtange und ich — wir haben nichts mit einander gemein — mein Quartier iſt beſtellt — einen Büchſenſchuß von hier — in der Meiſterei, dort thut mich der Schneckenjäger in der Kammer bei den Schaaffellen unter. Ich ſoll euch nur einen Gruß bringen von euerm Herrn Bruder — es wäre zwar erſt ein Jahr — aber er glaube nicht, übers Jahr noch Zeit zu haben, alſo jetzt — zum Wiederſehen — droben — auf dem Luſtſchloß, in dem das Kuppenfrauchen ſeine Thaler zählt. Er wartet auf euch, er iſt Schloß-Commandant geworden, und Zugführer im Freiheitskriege, wo die Kavallerie aus Eſeln beſteht.““ — Heinrich Waller ſah jetzt auch aus dem Fenſter, und fragte mitleidig: „Willſt Du ein Paar Kartoffeln, Adam?“ —

„„Danke, danke ſchönſtens. Das wäre mir, — hier, ihr guten alten Jungen, habt ihr jeder ein Stück Kirmeskuchen, weil ihr ſo brav und ſo artig ſeid. Laßt's euch getroſt ſchmecken, der Kuchen iſt nicht geſtohlen, nur gebettelt. Nehmt eure Kartoffeln dem Herrn Commandanten mit hinauf. — Gut' Nacht!“

Adam ſchwand in der Düſterniß des Nebelabends. Er hatte ſich ſo unkenntlich gemacht, daß Niemand in ihm den verrufenen Mann erkannte, der ſeit einiger Zeit die Gegend ganz unſicher machte.

Die Brüder Waller ſchickten ſich ohne Säumen an, dem erhaltenen Rufe zu folgen. Sie wechſelten dabei wenige Worte — ſie folgten einem natürlichen Gefühl — aber ohne Freude — denn ſie litten durch ihren Bruder; aller Haß, alle Verachtung, die deſſen Wandel im Volk erregte, traf ſie, die Unſchuldigen, mit, ſie, die ſich redlich mit ihrer Hände Arbeit ernährten, und dabei dennoch darbten.

Das ging nun einmal nicht anders, ſie theilten das Loos Tauſender — ſie waren Tagelöhner, und ihr Thun ging ſo wenig, wie ihr Denken, über das Gewöhnliche hinaus. Aber etwas lebte in ihrem Innern, was ſie treulich pflegten, wie eine ſchöne, zarte Pflanze, und daß ſie dieſe Pflege unbewußt übten, war eben das ächt Schöne dabei. Dieſes Etwas war eine warme, treue, ſtarke Bruderliebe — zu einander ſowohl, wie zu dem Fernen, Verlorenen.

Als die Brüder Georg und Heinrich Waller einſahen, daß ſie es durch Ehrlichkeit, wie durch Fleiß, doch zu nichts brachten, und daß ihnen nichts übrig blieb, als Tagelöhnerarbeit, mochte ſie ſich bieten, wie ſie wollte, ſo ſchloſſen ſie ſich um ſo enger an einander an. Sie hatten ihre Schweſter Ottilie noch bei ſich, damit ſie den kleinen Haushalt beſchicke, hatten aber aus Armuth ihr väterliches Haus verkauft, und ſich in jenes alte leerſtehende Häuschen eingemiethet, das einem reichen Bauer als Entſchädigung für ein darauf geliehenes Kapital zugefallen war, nachdem der frühere Eigenthümer Concurs gemacht — eine nicht ſeltne Sache — und dabei ſehr zuträglich dem reichen Bauer.

Eben als die Brüder das Haus verlaſſen wollten, kam Ottilie. Sie war im Wirthshaus geweſen und hatte außen vor der Thüre dem Tanz zugeſehen. Adam hatte ſie wohl erkannt, ſie nicht ihn, was auch recht gut war. Ihr Ausſehen war zerlumpt und verwildert. Ihre Hagerkeit ließ ihren ſtarken Knochenbau in den unſchönſten Formen erſcheinen, ihre Haut glich alterbraunem feſtgeſpannten Pergament — ihre grauen Augen hatten noch Glanz, aber einen unheimlichen — der Ausdruck von Gemeinheit ſprach aus dieſen Zügen, und der Ausdruck von Erſchlaffung, Gleichgültigkeit — ſelbſt Menſchenhaß. Sie mußte, wie ungern ſie dieß immer ſein mochte, ihren Brüdern dienſtbar ſein, ſie war es aber nicht, ohne täglich ein- oder einigemale in ihre Kette zu beiſſen. Ihr heftiges und herriſches Weſen brach auf jeden Anlaß hervor — ſie wollte befehlen — ſie wollte Hausfrau ſpielen, nach ihrem Kopf ſollte alles gehen, nach ihrem Willen ſollten die Brüder ſich richten. Dieß war die Urſache, daß Ottilie faſt nie ausging, ohne einige blaue und gelbgrüne Kattunmuſter auf ihrer bloßen Haut zu tragen — aber ſie war eine kernhafte unverwüſtliche Natur.

„Na, wohinaus noch ſo ſpät?“ fragte ſie barſch die ihr entgegentretenden Brüder.

„Zur Kirmes!“ antwortete kurz und höhniſch Georg.

„Ei jawohl — in den Alltagsjacken! Das glaub' euch die Katz! Müßtet doch ein Feſttaggewand anthun!“ ſpottete Ottilie zurück. Die armen Jungen und ein Feſttagkleid! Wo hätte das herkommen ſollen? —

„Wenn Du es nicht glauben willſt, ſo maure es!“ war die abfertigende Antwort.

„Schade, daß ich dieſe ergiebige Profeſſion nicht gelernt hab'“, erwiderte ſie mit ſpitziger Anſpielung auf die Unergiebigkeit von Georgs erlerntem Handwerk, das er nicht üben konnte, nicht üben durfte. Er hatte kein Geld gehabt, Meiſter zu werden.

Es iſt was gar Großes um die Meiſterſchaft eines Handwerks, und um das Zunftrecht. Sei Du noch ſo brav, und noch ſo geſchickt, mein guter Geſelle, wenn Du kein Geld haſt, Meiſter zu werden, darfſt Du Deine Geſchicklichkeit nicht für Dich ausüben, für Deine Perſon keinen Vortheil davon ziehen, allenfalls darfſt Du ſie gegen geringen Lohn zum Vortheil eines Meiſters in Anwendung bringen, der den Leuten Meiſtertage auf die Rechnung ſetzt, oft ohne Fuß und Finger zu rühren, oder wenn Du das nicht willſt, nicht im Geſellenlohn arbeiten magſt, ſo ſteht Dir völlig frei, zu verhungern oder ſonſt beliebig zu Grunde zu gehen. Du ſtirbſt, Du verhungerſt am Recht und an der alten Satzung.

Georg war zu großmüthig oder vielmehr zu gleichmüthig, um auf die Anzüglichkeit ſeiner Schweſter zu achten, die immer anzüglicher geworden war, je minder ſie etwas anzuziehen hatte — er ging mit ſeinem Bruder von dannen — während ſie noch lange hinter ihnen her belferte — und beide ſchlugen den wohlbekannten Weg durch die feuchtkühle Nacht nach dem Gipfel der Stophelskuppe ein. Auf dem Gipfel mochte eine Eule horſten — wiederholt ſchallte Eulenruf durch die Stille — bis er endlich am Bergesfuß ein Echo fand.

Auf dem Gipfel ſtand Caspar Waller. —

Seine Gedanken waren ſo trüb und düſter, wie die abſterbende Natur rings um ihn her.

Er ſtellte Vergleiche an — mit der Vergangenheit und der Gegenwart. Die ſchuldloſe und dann ach ſo bald ſchuldvolle Knabenzeit trat vor den Spiegel ſeiner Erinnerung — und alles, was ihn damals beſeelt und beſeligt. Dann die Jünglingsjahre — ihre Luſt, ihr Leid — und wie er mit den Brüdern hier oben war — an Riekchens Kirmſengang mit Peter —

zu arm, um am Kirmſentanz Theil zu nehmen, aber noch voll kühner, ſchwärmeriſcher Gedanken, von Freiheit, von Glück in der Fremde, von Abenteuern, von ſtolzer Unabhängigkeit.

Wie unerfüllt war dieſer Traum geblieben — wie ſchrecklich war es ihm ergangen, wie gewaltſam hatte die nackte Noth ihn niedergedrückt, tief nieder, und jedes beſſere Gefühl in ihm auszubrennen verſucht mit dem glühenden Stahl moraliſcher Brandmarkung. „Ha!“ ſprach er zu ſich ſelbſt — „Schade, daß ich kein Comödiant bin! Hier wäre eine ſo ſchöne Stelle für einen tragiſchen Monolog mit obligaten Seufzern. Nebelſoffiten rund umher um dieß verzauberte Schloß und die ſchwermüthige Waldung. Der Proſpekt nachtdunkel — das Auditorium der Baſaltblock hier — gerade ſo herzlos und ſo ſteinern, wie die Menſchenwelt. Hier iſt ein ſchöner Ort zur Geiſterbeſchwörung! Herauf aus der Tiefe der Erinnerung du Geiſt der Mißhandlung, Geiſt des Ehrenmordes um geringen Fehlers willen, Geiſt des Verderbens, Geiſt der Schande, Geiſt des Laſters, Geiſt des tiefſten Elends, Geiſt der Todesangſt! Iſt das nicht eine ernſte Reihe, die an mir vorüberzieht! ernſter wie die Furien, die den Puppenfauſt ängſtigen! Und wie bleich und ſchattenhaft unter ihnen ein Geiſt kurzen flüchtigen Wonnerauſches — das auf den Pfad des

Geächteten hingefallne Roſenblatt der Liebe — auch verwelkt, auch verweht — bald werd' ich ganz allein ſein — das Kind ging voran — bald wird die Mutter folgen, das arme Opfer — das an mich ſein Leben dahingab." —

„Vier Jahre auf das Spiel des Lebens geſetzt, und nichts gewonnen!" fuhr Waller nach einer ſchmerzvollen Pauſe in ſeinem Selbſtgeſpräche fort.

„Nichts gewonnen! Nicht einmal die Freiheit — außer der Vogelfreiheit. Denn die Freiheit, die ich jetzt genieße, eigne ich mir ja, nach den Begriffen der Menſchen, nur widerrechtlich zu — der erſte Beſte, erſte Schlechteſte, der an mich herantritt, kann mich verhaften, wenn ich gerade geſonnen bin, mich verhaften zu laſſen." —

„O ich hoffte ſo viel, hatte ſo gute Vorſätze — aber es iſt alles, alles fruchtlos. Und ich kann nicht aus dem Lande, ſo lange ich Lucie noch lebend und leidend weiß." —

Waller unterbrach ſich — es war ihm, als höre er tief unten am Bergesfuße Schritte durch die Nacht und das Geräuſch von fallendem Steingerölle. Er that einige Eulenrufe, — bis der letzte Ruf unten erwidert ward.

„Und was ſoll ich ihnen ſagen? Weshalb entreiße ich ſie ihrem Alltagsſein? Wenn ſie mich lieben, ſo müſſen ſie trauern, wenn ſie mich verabſcheuen, ſo müſſen ſie mir Vorwürfe machen. Habe ich ihnen Gutes zu bringen — oder auch nur zu ſagen? Oder habe ich von ihnen erfreuliche Nachrichten einzuholen? Nichts — nichts — es iſt eine Thorheit, ein Wahnwitz, ſie hier herauf zu beſtellen — für nichts und wieder nichts."

„Und doch — ich will Abſchied nehmen — Abſchied für immer und auf Nimmerwiederſehn. — Und ich will ſie ja begaben, ich, der Bettelarme, ich will ſie zu Erben einſetzen." —

„Heute ſtehe ich doch reicher hier, wie vor'm Jahre — wo ich noch der Druck der Eiſenſchelle fühlte, mit der ich an Hand und Fuß gefeſſelt war, wo ich noch keuchte, und mein Haar vom Schweiß troff, den mein odemloſer Lauf auf dieſen Gipfel mir aus allen Poren preßte."

„Damals war mir heiß — mein Herz klopfte zum Zerſpringen — heute iſt mir kühl, und ich bin ruhig." —

Schattenhaft und leiſe huſchte es über die Kuh-Eller, zwei Männer gebeugten Ganges, in Balkenlänge von einander entfernt wandelnd.

Das Dämmerlicht des Abends, das die Höhen umfloß, und von der völligen Nacht noch nicht ganz überwältigt war, ließ alles nur in ungewiſſen Umriſſen erſcheinen — kein Tritt war hörbar.

Waren es die Brüder? Waren es die Schwerbeladenen? Waller ſah hin mit geſchärſtem Blick, mit ſtärker klopfendem Herzen.

Er that noch einen Eulenruf — in dieſem Augenblick ſchwanden jene Wandelnden ihm aus den Augen, wie Phantome ſchwinden — aber der Ruf ward erwidert, — ohne daß Waller unterſcheiden konnte, kam die Erwiderung aus Menſchenmund — oder klang ſie von der höhern Bergwand nieder.

„Die Schwerbeladenen“ — murmelte er vor ſich hin, indem ein Schauer ihn überrieſelte. — „Ja wohl, die Schwerbeladenen — die Söhne der Dürftigkeit, die Söhne der Ohnmacht, die Söhne des Drucks, die auf dem Wege nach Ungnadhauſen wandeln, auf dem Wege des Verderbens, auf dem Wege zur Hölle.“

„Da führt kein Roſenweg und Roſenpfad ſeitwärts davon ab nach Gnadenheim oder nach Aegypti Fleiſchtöpfen. Wer einmal ſchwerbeladen iſt mit der Laſt der Armuth — mit dem Balken der Sünde, der — ſchleppt wohl eins oder das andre mit zum Grab.“

„Ich erinnere mich nicht, in der Schule gehört zu haben, daß aus Schnecken Schmetterlinge geworden.“ —

Die Brüder traten auf die Platte heran; mehr verlegen und verſtimmt, als freudig und herzlich — begrüßten ſie den Bruder — ohne daß ſie ihm Vorwürfe machten, verſtand er ihre halben Antworten, ihr Verſtummen, daher faßte er, was er ihnen ſagen wollte, in kurze Worte zuſammen.

„Ich habe euch hier herauf bitten laſſen, weil ich nicht hinunter kann, weil ich hier oben Geſchäfte habe, nicht einer Grille und eines kindiſchen Gelöbniſſes halber ſprenge ich euch durch Nacht und Nebel hier herauf."

„Hier oben ſind wir zum Letztenmal beiſammen. Ich nehme heute Abſchied von euch — vielleicht auf immer — für dieſe Welt. Meines Bleibens wird nur noch kurze Zeit in dieſer Gegend ſein, wenn ich nicht mit Gewalt zurückgehalten werde. — Auch ihr müßt fort. Ihr ſeid meine Brüder. Euch kann kein guter Stern mehr leuchten. Ihr müßt dahin, wohin ich mich ſo glühend ſehne — nach Amerika. Findet ihr mich ſchon dort, dann gut für euch — gelangt ihr früher hin, ſo bereitet ihr mir die Stätte für den erſten Aufenthalt — wär es auch in einer Wildniß."

„Ihr ſeid geſund und könnet arbeiten, könnet ſogar niedrige Arbeit verrichten, zu dieſer hält man dort die ehrlichen deutſchen Hände für beſonders gut und wohl geeignet."

„Das Geld zur Ueberfahrt? — Ich habe ſo viel vergraben, daß es reichen wird, nehmt dieſes Blatt, darauf ſteht es genau beſchrieben, daß ihr die Stelle finden müßt. — Um dieſes Geldes willen habe ich eine Luſtreiſe machen müſſen. Man hatte eine Aufzeichnung darüber bei mir gefunden, daß ich dieſes Geld, zweiundneunzig Speciesthaler, in der Gegend bei Naumburg an der Saale verſteckt. Ich mußte von Salzungen hinreiſen, unter ſicherer Bedeckung. Es war eine ſeltſame Tour. Als wir dort angelangt waren, wo man in einem Kahn über die Saale geſetzt wird, um nach Freiburg zu gelangen, führte ich meine Begleiter an einen Weinbergzaun, der aber, da gerade die Saale übergetreten war, halb unter Waſſer ſtand, deutete noch ſechs Schritte weiter, wo das Waſſer noch höher ſtand, und ſagte: Schade — dort ſteckt's, gerade dort, wo der Pfahl aus dem Waſſer hervorragt! Jetzt ſollte ich den Waſſerpudel machen, mich ausziehen und Aport machen, ſuch verloren, Karo! Wenn ich entwiſchte, wollten ſie aus dem Kahn nach mir ſchießen, wie nach einer Wielente. Da kroch ich armer Teufel denn gehorſam hin, pudelte luſtig in meinem kalten Bad, und rief meinen Begleitern bedauernd zu, daß nichts zu finden ſei, daß der Strom alles fortgeriſſen habe — das Geld liegt aber ganz wo anders, und zwar ganz nahe der Stelle, wo die Unſtrut in die Saale fließt, wie ihr finden werdet. So ging die Luſtreiſe unverrichteter Sache wieder gen Salzungen, und ich blieb, denn die Koſt war paſſabel, und die freie Luſt ſchmeckte mir — als ich wieder eingeſperrt wurde, nahm ich meinen Abſchied, und ſchlug mich ſeitwärts in die Büſche, wie im Gedicht jener Canadier: der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben, von Kultur noch frei, im Buſen fühlte.“ —

„„Unſre Schweſter iſt noch bei uns, Caspar! Soll ſie auch mit?““ ſprach und fragte Heinrich. „Das kommt auf euch an“ — erwiderte Waller. „Lieber wäre mir's, ſie ſchlöſſe ihr armſeliges Leben ab ohne euch, ohne mich.“

„„Und wenn wir das Geld finden, wo finden wir Dich? Wo erfahren wir von Dir?““ fragte Georg. Waller ſchwieg — er wußte nicht gleich Antwort auf die Frage, er wich ihr aus. „Ihr werdet ſchon von mir hören — ob ich fort bin, oder nicht — wir wollen es ſo anſtellen: Wer zuerſt nach Bremen kommt, giebt einen Brief auf die Poſt, und bittet, ihn liegen zu laſſen, über Jahr und Tag, bis Jemand komme und dieſe Adreſſe nenne. Der zuletzt kommt, finde in dem Briefe den Tag der Abreiſe des Vorangegangenen, und den Namen des Schiffes und des Schiffskapitains, auch den der Stadt, wohin das

Schiff zunächſt ſein Ziel richtet, in jener Stadt wird dann wieder ein Brief niedergelegt. — Tröſtet euch mit dem Liedervers, den ich einſt mit der Lüdlerche ſang: Ja — wenns von Gott geordnet iſt, ſo kommen wir zuſammen!" —

„„Aber warum biſt Du nicht längſt fort, und was hält Dich noch?"" fragte Heinrich.

„Pflicht und Liebe!" erwiderte Waller mit ernſter Ruhe. „Die Meine iſt krank und leidend — ich kann ſie nicht mit mir nehmen — und noch weniger kann ich ſie verlaſſen — das wäre ſchlecht. Wir haben uns gelobt, daß nur der Tod uns trennen ſoll. Einmal hatte ich den Gedanken an Trennung — aber die Stärke ihrer Liebe zwang mich, ihn gleich aufzugeben. Geht, ſobald ihr könnt — ſchließt euch Andern an, es gehen ja ſo viele aus der alten Heimath in eine neue — freie. Schwerer beladen, als ihr hier ſeid, könnt ihr drüben nicht werden. Ich hoffe zu dem ewigen Gott, wir werden noch — wenn auch nicht glücklich — doch zufrieden ſein, und die Erinnerung an unſer hier zu Lande Erlittenes wird uns ſein, wie ein trüber Traum, in dem wir in Nebel wandelten, und das Licht nicht finden konnten."

„„Sage doch,"" nahm Georg das Wort: „„was ſchwatzte denn der Adam von einem Zugführer, der Du geworden, von einer Eſel-Cavallerie.""

„Cavillerie wäre auch ſoviel,“ lachte Waller.

„Ich helfe, um nicht müßig zu ſein, und doch ein Paar Thaler zu verdienen, meinen armen Nebenmenſchen zu etwas billigerm Salz zu ihrem Brod — und leite jene ſtillen Expeditionen in den trauten Wäldern meiner Heimath, die ſolches bezwecken. Stets liegt mir die Wohlfahrt meiner Mitmenſchen am Herzen, und ich glaube eine gute That zu thun, wenn ich den Verkehr im Vaterlande erleichtern helfe.“

„Wäre es nicht der Vernunft und der Natur gemäß, in Ländern, welche mit Salzquellen bevorzugt ſind, ſo viel Salz als möglich zu erzeugen, damit Menſchen und Vieh deſſen um den allerbilligſten Preis froh würden?“

„Dieß geſchieht aber nicht, es wird ſo vertheuert, daß die armen Menſchen deſſen nicht genug verbrauchen können, und es auch dem Vieh geradezu entziehen müſſen.

Und damit die Armen nicht etwa das Viehſalz eſſen, wird das Viehſalz verdorben, wird mit Lehm und Wermuth gemiſcht. Und die gute Soole, die zu billigem Salz für viele Tauſende verſotten werden könnte, läuft, ohne daß ein Armer ſie ſchöpfen darf, in den Strom.“

„Nur was Recht iſt, iſt Recht, nicht was

Recht ſein ſoll durch Geſetzesſpruch. Kein Geſetz der Welt kann das, was ein Unrecht gegen die Menſchheit iſt, zu einem Recht ſtempeln. Der Gewalt fügen wir uns nothgedrungen — nimmermehr aber können wir in unſerm Innern zu dem Glauben gezwungen werden — die Gewalt ſei das Recht, oder übe das Rechte."

„Das ſind meine Gedanken über das Salz, und deshalb habe ich gern meine Hülfe in dieſer hochwichtigen Angelegenheit zugeſagt. Werde ich auf dem Wege, den ich wandle, feſtgehalten, ſo heißt es links um, ins Zuchthaus — dann muß der Spruch Sirachs mich rechtfertigen: der Menſch bedarf zu ſeinem Leben Waſſer, Feuer, Eiſen, Salz, Mehl, Honig, Milch, Wein, Oel und Kleider. Solches alles kommt den Frommen zu gut, und den Gottloſen zum Schaden — der ſo ausgelegt iſt, daß unter den Frommen die Reichen, und unter den Gottloſen das arme Volk verſtanden wird — dem alles und alles zum Schaden kommt." — Fern im Walde ſcholl jetzt ein gellender Pfiff. —

„Gehabt euch wohl! Auf Wiederſehen — in Amerika! Will es Gott!" — Waller entſchwand den Brüdern, indem er ſich in das rauſchende Dickicht des Waldes ſtürzte.

Die Salzkoſaken.

Wir müſſen hier einiges Hiſtoriſchſtatiſtiſche einſchalten.

Vor der ewig ſchmachvollen Franzoſenherrſchaft in Teutſchland, vor deren Wiederkehr trotz allem nichtsnutzen Geliebäugel mit Republiken und trotz allen ſchlechten Sympathien mit den Nachbarkatzen Gott unſer theures Vaterland ſchirmen möge! — hatte die Saline zu Salzungen freien Salzdebit in das damalige Bisthum Würzburg, in die gefürſtete Abtei Fulda, in das Herzogthum Sachſen-Coburg, und naturgemäß auch in das Land, in welchem die Saline liegt. Nicht minder war der Salz-Abſatz nach Schwaben, in das Darmſtädtiſche und in die Rheinlande ſo bedeutend, daß nicht genug Salz gradirt und geſotten werden konnte.

Allmählich aber traten ſehr drückende Beſchränkungen ein. Würzburg wurde ein Großherzogthum, und die Großherzogl. Regierung legte auf einen Karren Salz einen Binnenzoll erſt von fünf, dann von zehn, dann von fünfzehn rheiniſchen Gulden. Dieſem Beiſpiel folgte, da es Geld in die Staatskaſſen brachte, der Großherzog von Frankfurt, welcher Fulda mit erhalten hatte.

Nichts konnte reizender und anlockender ſein, als dieſem harten und feindſeligen Druck das Gegenmittel des widergeſetzlichen Paſchens entgegen zu ſetzen, und die Abgaben zu umgeben, nämlich auf Schleichwegen. Die Zeiten waren unruhig, kriegeriſch bewegt, die Aufſicht nicht allzuſtreng, auf dem Papier konnten viele Abgaben ſtehen, das ertrug ſie willig.

Aber das Geld, welches dennoch einging, ſchmeckte den Nachbarn gar zu gut, und es wurde ein Ding erſonnen, Regie genannt, oder vielmehr, da es längſt erſonnen war, in Nutzanwendung gebracht bezüglich des Salzunger Salzhandels. Dieſer wurde geradezu allen bisherigen Händlern, die ihren Bedarf von der Saline direct bezogen hatten, verboten, bei Strafe der Confiscation der Ladung, Schiffs und Geſchirres, nebſt Geldſtrafe bis zu fünfzig Gulden oder Zuchthaus.

Die Salzhändler der geſperrten Umgegend handelten aber doch mit Salz fort, womit hätten ſie denn als Salzhändler ſonſt handeln ſollen? — Sie fuhren nach Salzungen, um daſelbſt Salz zu holen, und wenn ſie zurückfuhren, hatten ſie Bretterladungen von den dortigen Dielenmagazinen. Die innern Dielen waren aber kurz geſchnitten, und in der Höhlung ſtanden die Salzſäcke.

Auch dieſe Liſt kam an den Tag, denn Spionage und Verrath wachten mit Argusaugen, und die Fuhrleute kamen in das Zuchthaus, wo ihnen vergönnt war, auf andere und ſicherere Erwerbszweige lange nachzudenken. Allein die Gensdarmerie iſt nicht immer grauſam und menſchenfeindlich. Es giebt in dieſem Stande Ehrenmänner, die im Herzen ein menſchliches Regen und Rühren ſpürten, wie der Tyrann von Syrakus in Schillers Bürgſchaft, und bei der Viſitation ſolcher Wägen kein Salz, wohl aber im ausgehöhlten Leiterbaum der Wagen kleine Röllchen fanden, deren Inhalt auch unverrathen blieb.

Da kam wieder ein Wehe für die armen Salzhändler, die Colonialwaarenſperre, dieſe führte eine noch viel ſchärfere und ſtrengere Bewachung der Grenzen herbei, als die Salzregie, und es war durchaus nicht mehr möglich, mit Geſchirren unter den Argusaugen der Grenzwächter durchzukommen.

Von da an bildete ſich der Schmuggelhandel mittelſt Pferden und Eſeln zu einem wohlgeordneten Schmuggelſyſtem aus.

Die ſogenannten Freiheitskriege verſchafften dem biedern deutſchen Volke zwar nicht die Freiheit, aber doch die perſönliche Bekanntſchaft mit den allerliebenswürdigſten Söhnen des Don und Ural, und den ſanftmüthigen Söhnen der Zaarenlande, Baſchkiren und Kirgiſen, hübſche Burſche mit fetten, bartloſen Angeſichtern und chineſiſchen Augen, dumm wie die Nacht, geil wie Böcke, mit Nomadenwaffen aus der Kindheit der Menſchheit, in der ſie mit aſiatiſcher Behaglichkeit zu beharren geruhten.

Die braunen Mäntel, die wilden Bärte, die langen, lanzenähnlichen Stöcke der Salzſchmuggler weckten im Volk den Aehnlichkeitsvergleich, und es legte ihnen den Spottnamen bei: Salzkoſaken.

In den Grenz-Dörfern Henneberg, Vehrungen, Wenigentafft bei Buttlar, waren Salzniederlagen für die bayeriſchen und heſſiſchen Lande, und es holten theils von dort, theils direct von Salzungen aus die Salzkoſaken ihre Ladung.

Sie gaben ſich erſonnene falſche Namen, von denen noch die eines Engel, Kaiſer, König, Ohnegeld, Löw, Reh, Haas und Andre, in der Erinnerung leben.

Wenn von ihnen ein ſie angreifender Gensdarme wo nicht todt, doch krumm und lahm geſchlagen worden war, und die auswärtigen Gerichte nun bei der Saline auf Vorlegung der Bücher drangen, um zu ſehen, wer Salz geholt oder empfangen hatte, da war niemals nachzukommen. Die Heimathorte dieſer Salzſchwärzer waren meiſt Sachſen-Weimariſche Grenzdörfer am Fuße oder auf Hochebenen des Rhöngebirges: Gehaus, Weilar, Oechſen, Birx, Frankenheim, Erbenhauſen, Reichenhauſen und andre. Die Wege liefen nach Lengsfeld zu über ein nach dem Pleßgebirge anſteigendes Höhenplateau, wo dann ſandiger Niederwald, ſpäter auch Hochwald erreicht wurde, von da ging es in die Rhöngegend, in Weimariſches und in Bayeriſches Land, und während vom Dorfe Henneberg aus alljährlich einige tauſend Centner Salz nach Heſſen und Bayern eingebracht wurden, gingen ſechs bis zehntauſend Centner mit Koſakenbegleitung über den Pleß und ſeine Nachbarhöhen in die Grenzlande.

Daher war dieſes Gebiet auch der Schauplatz ſteter, oft mörderiſcher Kämpfe zwiſchen den Salzkoſaken und den Grenzwächtern, wie dergleichen bereits oben im Kapitel: Ein Aſyl angedeutet worden.

Es dämmerte ein Abend ins Land, nicht hell, nicht dunkel — nebeldunſtig, wie der Herbſt ihn bringt, der Sichel-Mond zwar am Himmel, aber nicht ſichtbar. In Salzungen bei den Rappen lagerten wie wälſche Lazzaroni die Salzkoſaken verſtreut umher, wärmten ſich am Siedefeuer, brieten Kartoffeln in der Aſche, oder ſotten ſie in der Soole, wodurch ein

Leckerbiſſen erzielt wird, den die Tafeln der Reichen entbehren. Die Branntweinflaſche ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Es waren markige, kräftige Geſtalten, mit wetterharten, ſonnegebräunten Geſichtern, blitzenden Augen — aus denen alles blitzte, nur keine Furcht vor einem Gensd'armen. Ueberhaupt pflegt Furcht nicht zu blitzen.

Abſeits ſtanden die Eſel mit philoſophiſchem Gleichmuth, ſreiſten Heu, das vor ihnen aufgeſchüttet lag, und wurden mit den Salzſäcken von den Packknechten belaſtet.

Wohlgefällig ſtrich der Salzkaſſier die harten Thaler und Kronen ein, welche gezahlt wurden. Ziehet nun hin in Gottes Namen, ihr armen Schmuggler, die ihr Leib, Leben und Freiheit daran ſetzt, damit das Leben Andrer eine unentbehrliche Würze etwas billiger erhalte, als auf legalem Wege.

Die Karavane bricht auf. Langſamen Schrittes zieht ſie in einer langen Reihe von der Nappe aufwärts, gegen den Markt, die Rathsgaſſe hinauf, zum Thore hinaus, links ab von der Straße, den Feldweg hinan, gen Langenfeld.

In Langenfeld iſt Kirchweih, da wimmelt es; es vergnügen ſich dort gern die Honoratioren, ja man pilgert hin von Stadt-Lengsfeld und Weilar, wie von Tiefenort. Oben iſt ein hübſcher Saal, oben weilen die Honoratioren, unten in der Trinkſtube iſt gemiſchte Geſellſchaft.

Vor dem Hauſe iſt auch noch Platz, in der Kegelbahn iſt es auch lebendig.

Abgeſondert von der gemiſchten Geſellſchaft, doch ihr nicht allzufern, iſt eine nicht gemiſchte, die ihr Bier trinkt und bezahlt, ſo gut wie jene — nicht vom zierlichſten Ausſehen, vielmehr auch etwas — ſalzkoſakiſch.

Ein Mann im guten Rock, etwas klein und verwachſen, tritt, wie es dämmert, aus dem Wirthshaus, geht einige Schritte nach dem Schoppen, winkt hin, wird bemerkt, und von dort erhebt ſich ein Menſch, der nur noch Beſitzer eines Armes iſt, und naht ſich dem Winkenden.

Beide ziehen ſich in eine umdunkelte Stelle im Hofe zurück.

„Kommen ſie, Michel?“ fragte dort der Kleine.

„Ich weiß es nicht, geſtrenger Herr Amtsgerichtsſchreiber“ — antwortete der Gefragte mit einem liſtigen Lächeln.

„Du weißt immer nichts, oder thuſt doch ſo, als wüßteſt Du nichts. Dein Gedächtniß iſt ſo kurz wie Deine Arme, kurzarmiger Michel!“ ſchalt der kleine Mann.

„„Leider nur noch einer““ — verſetzte Michel:

„aber warum ſo kurz gebunden, Herr Amtsgerichtsſchreiber?“ —

„„Unſer Koſak, der Geigenpeter, iſt doch dabei, bei den Andern? Es iſt der Regie alles daran gelegen, zu erfahren, welche Sorten Salz eingeführt, und welche Wege eingeſchlagen werden! Mache Deine Sache gut, Du Haupt-Spion. Ich denke, heute fangen wir den tollen Lipps, dieſen Teufelskerl, der durch alle Arten von Beſtechungen uns den Salzfang aus den Händen ſpielt. Alle Poſten ſind beſetzt, es muß ein Hauptſchlag gelingen. Die Paſcher ſind ſicher gemacht. Sie denken, wir ließen uns wieder anführen, wie neulich, wo der Lipps bei dem Wirth in dem Neſt dahinten — ein Eſſen beſtellte für ihrer fünfzig bis hundert Mann, und ihm ſagte, ſie wüßten, daß an dieſem Tage die ganze Gensd'armerie an einem andern Grenzort beſchäftigt ſei, und ihm ein Draufgeld von zwei Carolin auf ſein Eſſen zahlte. Lipps wußte aber gar wohl, daß dieſer Wirth ein braver Mann und kein Schuft iſt, und zu unſrer Partei gehört. Und ſo dachte auch der brave Wirth: Zeige ich es an, ſo behalte ich die zwei Carolin, behalte mein Eſſen und erhalte eine gute Belohnung von der Regie, das kann nicht fehlen. Und er zeigte pflichtſchuldigſt an. Schleunigſt requiriren wir die ganze Gensd'armerie, beſetzen alle Wege, keine Maus hätte durchgekonnt. Aber kein Schmuggler ließ ſich ſehen, denn das hatte der tolle Lipps, ihr verdammter Führer — eben gewollt, und brachte auf einem ganz andern, nun von Aufpaſſern entblößten Schleichwege das Salz unangefochten über die Grenze.““

„Der Lipps hat den Teufel barfuß laufen ſehen“ erwiderte auf dieſen Bericht des Amtsgerichtsſchreibers der kurzarmige Michel, ein Landſtreicher, dem wir ſchon einmal bei den Gaunern über der Fiſchgrube begegneten. Seine Schickſale hatten eine für ihn günſtige Wendung genommen. Die alte Agathe, ſeine Ehehälfte, war in irgend einer irdiſchen Beſſerungsanſtalt, die an ihr nichts beſſerte, zur großen Beſſerungsanſtalt des Jenſeits abgerufen worden. In einem hitzigen Gefecht bei einem Ausbruch ward *ihm*, dem tapfern Führer, der eine kurze Arm zerſchoſſen, welcher abgenommen werden mußte, und nach abgelaufener Strafzeit wurde er dem goldnen Licht der Freiheit zurückgegeben, mit ſanften Ermahnungen und ernſten Lehren auf den neu zu beginnenden Lebensweg. Dieſer Weg wandte ſich durch viele Wälder; er paſchte Salz für Rechnung der Regie, ſtand ſich dabei gut, und genoß auch in der Saline gar manchen Vortheil, der es natürlich einerlei war, *wer* ihr Salz kaufte, und wie er es über die Grenze brachte, und ob ein Käufer ein Spion war, oder nicht. Sie hatte nach ſolchen Dingen nicht zu fragen.

„Heute werden alle Gaunerſtücklein der Salzkoſaken nichts helfen,“ plauderte der ſchiefe Amtsgerichtsſchreiber weiter, und rieb ſich vergnügt die Hände. „Einen oder zwei angreifende Gensd'armen mit ihren verfluchten Stöcken niederzuſchlagen, das iſt keine Kunſt — und wenn viele kommen, die Säcke abzuwerfen, und auf den Eſeln davon zu reiten, das iſt auch keine Bravour. Haben doch die verwetterten Kerls ihre Eſel ſo dreſſirt, daß, wenn ſie gefangen werden, im erſten beſten Dorfe die Eſel nach dem Waſſer rennen, und die Salzſäcke dort hinein abwerfen, damit der Fang recht eigentlich zu Waſſer werde!“

„„Oder es ſchneidet im Dunkel der Nacht ein Helfershelfer,““ ergänzte der kurz- und einarmige Michel — „die Säcke auf, während des Angriffs und Tumults, daß das Salz auf die Straße fällt, und der ganze Fang verloren iſt.“ —

„Der Fallmeiſtersknecht von da drüben“ — ſprach der Amtsgerichtsſchreiber mittheilend weiter: „wird hoffentlich auch heute zum Letztenmal ſeinen Karren zum Salzpaſchen gebrauchen — dieſer nichtsnutzige Gaudieb hat fort und fort, unter dem Vorwand, krepirtes Vieh geladen zu haben, Salz über die Grenze geführt — wer zum Henker hätte ſich mit ihm und ſeinem ſtinkenden Geſchirr befaſſen mögen? — Mir eckelt, wenn ich nur daran denke! — Doch es wird dunkel, auf Deinen Poſten Michel — oben über der Polzemich ſehen wir uns wieder — ich will nur noch einen Trunk auf den Weg thun, und rapportiren, wenn ſie einrücken. Und ich weiß auch, wer der Lipps iſt! Du aber weißt es nicht — obſchon Du ihn kennſt. Möcht' ihn wieder einmal vor dem Gerichtstiſch haben — möcht' ihn durchkarbatſchen laſſen, den niederträchtigen Schuft!" —

Die Beiden gingen von einander — und als ſie von ihrer Stelle weg waren — öffnete ſich von innen die Thüre eines im Hofe befindlichen Apartements, und heraus trat ein noch junger kräftiger Mann, welcher jedes Wort der Sprechenden belauſcht hatte.

Er trug eine kurze braune Jacke von Wollenzeug, lederne braune Beinkleider, eine braune Weſte mit einer Reihe blanker Knöpfe, und einen ſchwarzen breitkrämpigen Filzhut, Schuhe und hochheraufgehende Gamaſchen, im Gürtel ein Meſſer, in der Hand eine Fuhrmannspeitſche, und murmelte vor ſich hin: „Alſo Du haſt Deine ſchlechte Hand in dem gefährlichen Spiel, Du — elender Wicht! Im Patrimonialgericht meines Dorfes biſt Du verdientermaßen fortgejagt worden mit Schimpf und Schande, und drüben über der Grenze haben ſie Dich wieder angeſtellt, freundnachbarlich! Du Unmenſch! Du Teufel in Menſchengeſtalt — dem ich das Elend meines ganzen verfehlten Lebens danke, und der mich noch immer giftig haßt und verfolgt! Mir ſchleicht die Kröte nach, mich will ſie in ihre Gewalt bekommen, um ihr Gift auf mich zu ſpeien! — Ha! Jetzt ſollſt Du daran glauben — Dein Lohn ſoll Dir werden! Nicht durch mich — meiner Hand biſt Du zu ſchlecht, ſie ſoll ſich nicht mit Dir beſudeln — der Schlechteſte iſt mir faſt noch zu gut, ihn gegen Dich zu hetzen! Aber eine Vergeltung wohnt im Himmel! Eine Vergeltung in der Hölle! Die Vergeltung der Hölle komme über Dich!" —

Mit raſchen Schritten gewann dieſer Mann die Straße, und eilte auf ihr haſtig in der Richtung nach Salzungen zu; außen eine kleine Strecke vom Dorfe mündete einer der vielen Feldwege, die in das weiter oben ſich unabſehbar ausbreitende Gehölz, und durch daſſelbe nach Stadtlengsfeld und in das ganze angrenzende Weimariſche Oberland führen — in den Langenfelder Weg.

Dort blieb der Laufende lauſchend ſtehen, und horchte nach der Richtung hin, von der die Salzkoſaken mit ihren Eſeln herantrieben. Er vernahm zwar keine Tritte in dem Sandboden, wohl aber ferne ſich näherndes Geſpräch, ſah auch Funken blitzen, wie einer oder der andere der Treiber Feuer ſchlug.

„Dummköpfe ihr, mit euerm Feuerkippen!“ murrte er vor ſich hin. Damit die oben im Walde Lauernden ja recht ſehen, wann ihr kommt, und Meldung machen können.“ —

„Alſo der Geigenpeter iſt unſer Judas! Der nichtsnutzige Lump, der ſchon damals, als ich ihn über der Fiſchgrube zuerſt ſah, als halbſchürig galt! Dem ſoll der Teufel das Licht halten.“ —

Raſch der Eſelkaravane entgegen. Ein „Halt!“ und die Vordern ſtanden, der Zug ſtockte. „Der Lipps! Der Lipps!“ lief es flüſternd von Mund zu Mund.

„Keinen Schritt weiter! Keinen Funken Feuer mehr durch die Nacht leuchten laſſen! Linksum mit der Waare! Droben iſt — gerade aus, und rechts und links — die ganze Grenze beſetzt. Treibt am Wäſſerchen hinunter, über die Sorghöfe, nach Kaltenborn, von da direkt über den Pleß! Männer vor! Adam, wo biſt Du?“ —

„„Hier! Herr Kapitain!““ rief Adams grobe Stimme mit Spott im Tone, und trat heran; ihm folgten zehn bis zwölf der Treiber, mehrere kamen nach, es war eine eigenthümliche Gruppe, wie in fahlem Dämmerlicht der Nacht dieſe trotzigen, ſchier unheimlichen Geſtalten den ſchlanken entſchloſſenen Führer umſtanden, der ſo gebieteriſch zu ihnen ſprach — die Gruppe wäre des Pinſels eines Salvator Roſa werth geweſen. Fern vom Dorfe herab war der Kirmſenjubel vernehmbar.

„Wo iſt Chriſtian, der Schneckenjäger, mit ſeiner Ladung?“ fragte Lipps.

„„Er iſt noch ganz dahinten!““ antwortete Adam: „„er führt hinter der Kavallerie das ſchwere Getränk.““

„Etwas müſſen wir ihnen zu fangen geben, wir müſſen ſie beſchäftigen — ſonſt werfen ſie ſich auf die rechte Spur. „Fünf bis ſechs Eſel vor!“ befehligte der Führer.

Dieſer Befehl ward vollzogen, während der übrige Theil der Karavane links vom Wege einer Niederung zulenkte, in welcher der obere und untere Sorghof liegen.

„Ich dächte, der Umweg wäre unnöthig! Der Weg gerade aus wird wohl ſicher ſein!“ wendete einer der Männer von recht ſtattlicher Geſtalt und entſchiedener Haltung ein.

Kaum daß er dieſen Einwand ausgeſprochen, ſo empfing er von Lipps einen wüthenden Fauſtſchlag mitten in das Geſicht, daß er taumelte, und donnernd rief der Führer:

„Hört ihr den Spion! Er hat uns verrathen! Droben lauern ſie heute! Bindet ihn mit Stricken, knebelt ihn, und laßt ihn, am Schwanz eines Eſels gefeſſelt, mit euch traben, bis über die Grenze, dort haut ihn zum Valet exemplariſch durch, und ſtoßt ihn aus der Kameradſchaft!"

Zur Wuth geſtachelt durch dieſe Mittheilung, warfen ſich Alle auf den Elenden, und machten ihn ſchleunigſt unfähig zu Rede und Gegenwehr.

„Drei bleiben bei den ſechs Eſeln! Du mit Adam! Euch andern guten Weg und gute Ueberkunft!" —

„Frieder Ohnegeld!" —

„„Hier!"" ließ ſich eine Stimme antwortend hören, die dem Frieder Hormann angehörte, der jetzt auch zur Pike der Salzkoſaken geſchworen.

„Auch Du bleibſt bei uns, Frieder! Wir thun heute einen Fang, der Dich freuen wird."

„„Mir ſchon recht! Ich kann alles brauchen!""
antwortete Frieder.

Die Karavane endete, die letzten Eſel bogen in die Niederung ein. Hinter ihnen zogen zwei abgetriebene Mähren nicht ohne Mühe einen Wagen durch den Sand, der den ihn umgebenden Luftkreis auf zehn Schritte weit mit nichts weniger als dem Duft von Roſenöl erfüllte.

„Schneckenjäger! Halt!" rief dem Roſſelenker der Führer zu, und dieſer gönnte gern ſeinen Thieren ein Verſchnaufen, und ſprang vom Wagen herab.

„Ich hatte Recht, wir ſind verrathen!" ſprach zu ihm der Führer. „Deshalb wollen wir ihnen den zugedachten ſchönen Fang zuführen. Der eine Spion hat ſchon ſein Theil; zwei werden uns droben bei der Polzemich aufſtoßen. Der eine iſt der Michel Kurzarm, der andere iſt der ſchlechteſte Hund, den je die Sonne beſchien. Der Amtsgerichtsſchreiber von drüben! Ihr kennt ihn Alle! Ich ſchenke ihn euch! — Und nun vorwärts!"

Die ſechs Eſel rückten in Langenfeld ein, der ziemlich ſchwerbeladene Wagen mit der Salzfuhre folgte; es war ein Tuch übergeſpannt, darunter lagen Stroh und Lumpen — wahrſcheinlich aus Vorſicht, daß die Säcke nicht naß würden, wenn es regnete.

Am Wirthshaus ward angehalten, ward noch ein tüchtiger Trunk begehrt. Luſtig ſchallte Muſik und Kirmſenjubel durch die Nacht in das Stoppelfeld der Hochebene hinaus.

Eine Strecke über dem Dorfe Langenfeld, da, wo die Waldungen — die vom breiten Bergkamm, der das Thal der Felde vom Thal der Werra ſcheidet, und über den die Grenze vom Weimariſchen Lande hinzieht — bis zum untern Plateau ſich hinabſtrecken, und in dünnes Vorholz unregelmäßig auslaufen, liegt einſam und unheimlich ein ärmliches Gehöft, die Polzemich genannt, eigentlich Polzenbach, an einer ſchmalen Waſſerrinne, der Armbach, die ſich in den Salzunger See ergießt.

In der Nähe dieſes Gehöfts taumelten zwei Männer, ein großer und ein kleiner, auf dem Wege herum.

„Stelle Dich nur totaliter betrunken, daß ſie uns mitſchleppen, und wir dann oben ein Zeichen geben können, wenn ſie ja einen Schlupfweg einſchlagen!“ flüſterte der Kleine dem Langen zu.

„Werde ſchon!“ lallte Michel — indem er gleich in ſeine Rolle einging, und gegen den Kleinen taumelnd anprallte. — „Aber — Teufel — es ſcheinen ihrer — als wenig!“

„„Die andern kommen nach, Dummkopf!““ ererwiderte der Kleine, und rannte gegen Michel, daß dieſer in den Sand fiel.

Es kamen die Salzkoſaken in die Nähe der Weiden.

„Steh auf! Steh auf, Hallunk!“ ſchrie jetzt der Kleine, zog an dem Arme des Liegenden, und bekam ſelbſt das Uebergewicht.

„Wer rumort hier?“ fragte Lipps.

„„Rumort? Wer fragt?““ — erwiderte mit dem Ton eines Trunkenen der Kleine. — „Nehmt dort den Kerl mit — er iſt toll und voll" — dabei verſuchte er ſich aufzuraffen, ließ ſich aber wieder niederfallen und ächzte: „Ach — laßt uns in Ruhe, ihr Nachthuſaren!"

„Werft einen Sack ab — den Langen an deſſen Stelle auf einen Eſel — den Bukelorum auf den Wagen! Raſch!" gebot der Führer, und raſch ward es vollführt. Die anſcheinend Trunkenen ſchienen willen- und gänzlich machtlos.

Frieder ſchnallte aber einen Riemen ſo über und um den kurzarmigen Michel, daß dieſer ohne fremde Hülfe den Eſel nicht verlaſſen konnte, während Aram den Sack voll Salz in die Polzemich hineintrug, zu gefälliger Aufbewahrung.

„Wetter! — Kerl!" — lallte der Scheintrunkene auf dem Wagen: „Fährſt Du Salz? Es ſtinkt wie Hölle und Teufel!"

„Salz und Schmalz!" antwortete Chriſtian lakoniſch, und ſpähte ringsum im Weiterfahren, und hatte dabei ein ſcharfes Auge auf ſeinen Paſſagier.

Langſam ging es die Höhen hinan, den Weg nach Wellar entlang, durch ſchmale zerriſſene Sandhohlen, durch Birkengehölz, deſſen Boden die Heidel- und Preiſſelbeere überwucherte. Gelbe Schwämme leuchteten durch das Düſter, und altes zerfahrenes Wurzelgeäder ſchimmerte mit phosphoriſchem Glanze am Weg. Oben auf dem Kamm dieſes Grenz-Höhenzuges hielten wie Vedetten vor einer Schlachtordnung oder längs eines Feldlagers die Gensd'armen! Dreie da, wo der Weg vom Dorfe Leimbach nach Lengsfeld die Höhe überſchreitet, dreie da, wo der Weg von Langenfeld ſich nach Lengsfeld hinabzieht, dreie da, wo der Weg nach Weilar führt, und dreie da, wo ein andrer die Richtung hinab nach Urnshauſen zeigt.

Den Weilar-Weg bewachten der tapfere Balzer und der einſichtvolle Märten, dermalen reitende Oberjäger, nebſt ihrem Kameraden Niclas. Eine Strecke weiter unten lagerten noch mehrere ihrer Kameraden zu Fuße, bei einem Bivuakfeuer; ſie hatten einige Lebensmittel, einige brennende Laternen, und auch einige Stricke bei ſich.

Die Wächter dampften aus Leibeskräften aus ihren hölzernen Ulmerköpfen, und langweilten ſich über alle Maaßen, denn ſie ſtanden oder ſaßen zu Roß ſchon mehrere Stunden auf ihren Poſten.

„Wenn wir nur den verwetterten Lipps fangen thäten, Herr Kamerad, der ſich alſo benamſet hat nach Lipps Tullianen, der ein Erzgauner muß geweſen ſein!" wünſchte der einſichtvolle Märten.

„„Wenn! ja wenn!"" murrte Balzer. „Wenn die Kerls doch alle beim Teufel wären, um derentwillen man ſich ſchinden und placken muß, und keine ruhige Stunde hat. Wenn wir nur nicht wieder angeführt ſind, und da ſtehen müſſen wie die Ochſen nicht am, ſondern auf dem Berge, bis der Morgen graut! — Wie Oelgötzen!" —

„„Es iſt wahr, es iſt ein unmenſchlicher Dienſt für Menſch und Vieh!"" beſtätigte der einſichtvolle Märten. „Und wenn Säbel und Knüttel einander feindſelig begegnen, weiß man immer noch nicht, welcher die Oberhand behält." —

„„Still!"" rief leiſe der dritte Kamerad. „Ich höre was da drunten!"

„„Aha! Nachtigall, ich höre Dir trapſen!"" ſang ſpöttiſch der tapfre Baltzer, und lockerte ſeinen Sarras. —

Die kleine Eſelcaravane war am letzten Stieg angelangt, der etwas ſteil zum Bergrücken hinaufführt. Lipps gebot ein leiſes Halt, und flüſterte mit den Treibern. Er ſprang zum Wagen, den der Schneckenjäger führte, und raunte auch dieſem noch ein Wort zu, dann verlor er ſich in die Büſche.

Langſamen Schrittes trieben die Treiber ihre beladenen Eſel empor. — Adam ſchwang ſich von hinten ſtill auf den Wagen — ſeine Stirnader ſchwoll — er war voll Wuth. Der kleine Schein-Betrunkene auf dem Wagen Chriſtians dachte bei ſich: jetzt wird es Zeit, jetzt ſind wir bald auf der Höhe —

jetzt ſo wie wir oben ſind, das Zeichen gegeben mit einem trunknen Jauchzer — oder einſtweilen laut geſchwatzt.

Er regte und dehnte ſich, als erwache er von dem bisher vorgeſpiegelten Schlaf eines ſchweren Rauſches, und fragte den Wagenführer: „Holla Kamerad! Wie viel Uhuhur?“ —

„„Schlag todt!““ antwortete der Schneckenjäger.

„Verrühühückter Kerl,“ ſchluchzte der Kleine, und richtete ſich auf.

„Verfluhuhuchter Geſtank auf dem Karren!“ fuhr er immer lauter fort, damit ſeine Stimme hörbar werde durch den Wald.

„Schmeckſt Du?“ fragte der Schneckenjäger, und trieb die Pferde raſcher an.

Jetzt warf ſich Adam mit raſcher Bewegung auf den Kleinen, griff ihm mit eiſernen Fäuſten in den Nacken und an die Kehle, und flüſterte voll Grimm: „Jetzt komm Spürnaſe, jetzt ſollſt Du eine Prieſe Schnupftabak koſten, die apart für Dich mit gebracht iſt.“ —

Und damit ſchob er Stroh und Lumpen bei Seite, und drückte, alles Zappelns und Sträubens ohnerachtet, den Erfaßten auf die Stelle nieder, wo er gelegen hatte, tief in etwas Weiches hinein — immer tiefer — immer feſter, und das Weiche ſtank entſetzlich, und ſchloß ihm Mund und Naſe zu, daß er erſt nicht ſchreien, und dann nicht mehr athmen konnte.

So hielt Adam den Feſtgepackten mehrere Minuten lang, bis er nicht mehr zappelte. —

„Halt! Halt!“ donnerte es droben mit lautem Anruf! Baltzer und Märten thaten ihre Pflicht. Die Eſel hielten — nicht ſo ihre Treiber. — Ein ſchallender Schlag, ein wüthender Schrei, ausgeſtoßen von dem, der den Schlag empfangen, vom kurzarmigen Michel, noch ein Schlag, der den Eſel traf, auf dem dieſer gefeſſelt lag, daß das Thier wild und wüthend vom Weg ab in den Wald ſprang, an Büſche und Bäume mit ſeiner ſchreienden und zappelnden Laſt anrannte, und endlich mit ihr niederſtürzend auch laut zu ſchreien begann und ſich wälzte. Ein Schuß knallte; mit Laternen und Feuerbränden rannten die tiefer an der Bergwand lagernden Gensd'armen herauf, die Eſel wurden angehalten — vom Wagen des Schneckenjägers glitt hinten einer herab, und ſprang in die Büſche, und vorn glitt einer herab, oder wurde herabgeſchoben, zwiſchen der Deichſel nieder, daß die Hinterhufe der Pferde ihn trafen, — es krachte dumpf — ein tiefes entſetzliches Stöhnen — von Keinem gehört bei dem Tumult — Vorder- und Hinterräder des Karrens über ihn hin. —

„Haut zu! Haltet auf! Halt! Halloh! Feindio!“

ſchrien der tapfre Baltzer und der einſichtvolle Märten — die andern ſchrieen mit, man beleuchtete den Fang, fünf beladene Eſel — die Treiber waren ſammt und ſonders weislich der Ueberzahl gewichen.

Jetzt traten in die von den Lichtern verurſachte Helle die Roſſe des Schneckenjägers.

„Halt! — da kommt die Bagage! Halt an, Halunke!"

„„Hä hä! meine Herren Gensd'armen! Was wollen Sie denn von mir?"" fragte Chriſtian mit heitrer Unbefangenheit. — „Was wollen Sie denn von mir? Sie kennen mich ja — ich bin der Fallknecht von da drüben — ich führe apartes Wildpret. Nichts für Sie! — Keine Repphühnchen und Krammetsvögel!" —

„„Mit uns, Lügenhund!"" ſchrie Baltzer. „Wir ſind längſt hinter Deinen Schlichen! Dasmal ſollſt Du uns nicht ſo durchkommen!

„„Allons, die Eſel hinunter nach Weilar, und dieſe Equipage desgleichen,"" befehligte Märten.

„Ach gnädige Herren, mein Weg geht ja hinunterwärts nach Urnshauſen, wo ich noch ein Paar Stück Schaafe mitnehmen ſoll!" rief Chriſtian.

„Ich bin nur hier herauf gefahren, weil ſich's auf der Höhe beſſer fährt, und der nächſte Weg gar zu ſchlecht iſt, laſſen Sie mich doch fahren — ich habe weiß Gott kein Korn Salz auf dem Wagen!"

„„Maul gehalten und mitgefahren! Nicht gemuckſt! Sonſt wirſt Du Cujon noch obendrein gefuchtelt!““ gebot Baltzer.

„Aber wo zum Donnerwetter ſind die Kerls?“ — „Und iſt das alles? fünf Eſel? Ich dachte, es ſollten funfzig kommen?“ — fluchte Märten.

Jetzt hörten ſie Michel jämmerlich ſchreien, und eilten ihm zu Hülfe. Er lag unter ſeinem Eſel und litt ſchrecklich, es waren ihm einige Rippen gebrochen.

Wie Michel befreit war und ihm fortgeholfen wurde, ſtolperte Einer über einen menſchlichen Körper, der im Wege lag. Neues Geſchrei. Leuchten — aufheben — es war der Amtsgerichtsſchreiber. Er war blutig und todt — überfahren.

„Ach Gott, ach Gott — der hat auf dem Wagen gelegen!“ ächzte Michel ſchaudernd.

Chriſtian hörte es, und ſagte gleichmüthig:

„War beſoffen wie eine Kanone, das kleine Buckelchen — wird herarper gefallen ſinn — ich hun in der Dunkelhät niſchte niche vun ehm gewahre gewuhrn.“

Der Schuß vorhin und das Geſchrei hatten den Succurs der auf der Grenzlinie poſtirten Wächter zur Folge, ſie kamen alle herbei, voll tapfern Muthes, allein ein allgemeiner Unwille that ſich kund, als man ſah, wie geringfügig der Fang war, und der

Befehlshaber des Corps fluchte ſeine üblichen ſehr ſchweren Flüche über dieſe „Eſelei“ — nur fünf Eſel und einen Karren zu erwiſchen, während ſicherlich die ganze conſignirte Ladung auf andern unbeſetzten Wegen über die Grenze gehe — und commandirte ſogleich alle entbehrliche Mannſchaft wieder auf ihre Poſten, obſchon Chriſtian, der einzige gefangene Mann, heilig und theuer verſicherte, es käme Niemand weiter nach.

Im Wirthshaus zu Weilar, wohin er vorausgeeilt, kleidete ſich in ſtiller, abgelegener Bodenkammer Lipps um, und verwandelte ſich in einen Frachtfuhrmann, dann begab er ſich über den großen Stall auf den Heuboden, um dort ein wenig zu ruhen.

Die beladenen und der leere Eſel, auf dem man jedoch den Körper des verunglückten Amtsgerichtsſchreibers lud — während Balzer vor ſich hinmurrte: „Eſel auf dem Eſel! Dem Eſel iſt Recht geſchehen — was miſcht er ſich in Dinge, die ihm nichts angehen?“ — wurden nach Weilar hinabgetrieben.

„Es iſt wahr, der Herr Kamerad hat Recht!“ beſtätigte der einſichtvolle Märten: „was ließ dieſer Bukelorum ſich gelüſten, unſre Expeditionen mit zu machen? Pure Neugier! Konnt' er nicht in ſeiner Schreibſtube bleiben? Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um.“ --

Weilar war erreicht. Der Todte wurde dem Amtsgericht und ärztlicher Beſichtigung, der Verletzte dem Chirurgen übergeben. Die Eſel wurden in den Stall gebracht, und ihrer Ladung entledigt. Einſtweilen blieben die Salzſäcke auch in dem Stall. Drei Gens'darmenpferde freuten ſich an der vollen Krippe, und gefielen ſich an ſelber beſſer, wie droben auf der zugigen Höhe in nebelvoller Herbſtnacht. Sie duldeten ohne Stolz und Murren auch die Nähe der armen abgetriebenen Roſſe des Schneckenjägers.

In behaglich durchwärmter Stube ſaßen bei gutem Eſſen, Bier und Schnapps die tapfern Sieger. Ihr Gefangener ſaß abgeſondert auf der Ofenbank und befand ſich ebenfalls wohl. Er ſpeiſte auf eigene Rechnung ein Stück Beizbraten und trank einen Krug Bier dazu, welches vortrefflich war. Er lächelte heimlich fort und fort, und mußte ſich oft abwenden, um den Gens'darmen nicht ins Geſicht zu lachen.

„Daß der Stall gut verſchloſſen wird!“ rief der einſichtvolle Märten dem Hausknecht zu, und dieſer gab beruhigende Verſicherung.

„Meine Pferde gehen nicht durch!“ ſpöttelte Chriſtian, ſie haben's nicht ſo eilig — und ich auch nicht. Mein Herr muß mich auslöſen, wenn die geſtrengen Herren mich morgen nicht fahren laſſen — aber ich bin gut dafür, ſie laſſen mich fahren. Sie irren ſich in mir, weiß Gott — ich bin kein Mann, der mit Falſchheiten umgeht, und wenn mein Handwerk auch verachtet iſt, ſo iſt es doch ehrlich und nothwendig. Und andre Sachen, wie Paſcherei und dergleichen, gehen mich nichts an, die treibe ich nicht."

„Maul halten!" gebot Walther ſtreng, und Chriſtian kratzte ſich mit ſchelmiſchem Lächeln den Kopf und ſchwieg.

Es war ſpät in der Nacht. Allen Menſchen und Thieren war die Ruhe willkommen.

Ein ſpäter Gaſt ſaß an einem Seitentiſch, eingeſchlafen; ein junger Bauer, abgeſpannt, bleich. Unter dem Tiſch lag ein großer ſchwarzer Hund, der ihm zu gehören ſchien. Das Geräuſch des Aufbruchs der zu Ruhe Gehenden weckte ihn. Er fuhr auf — erſchrak, daß es ſchon ſo ſpät ſei. Für ihn gab es keine Abend- keine Nachtruhe — er trat aus dem Hauſe — dicht an ihn hin ſchoß der ſchwarze Hund in die Nebelnacht hinaus.

Der Erdſpiegel.

Ohnweit des Dorfes Weilar erhebt ſich ein ſagenumklungener Baſaltberg, der Baier, iſolirt und bewaldet, oben ſteht ein Signalthurm zum Behuf trigonometriſcher Vermeſſungen. An ihm empor ziehen ſich an der Oſtſeite einige von Bäumen entblößte Waldwieſen; über dieſen, nahe dem Walde, ruht im Schweigen der Oede eine Gruppe Heldengräber. Auf einem dieſer hohen Grabhügel brennt ein kleines Feuer.

Es iſt Nacht; dieſelbe Nacht, in welcher die funfzig Salzkoſaken mit ihren Eſeln eine bedeutende Menge Salz unangefochten über den Pleß führten und über die Grenze brachten, während auf der Höhe über Weilar den Grenzwächtern der glückliche Fang von fünf beladenen Eſeln und einer Fuhrladung gelang.

Ganz in der Nähe jener Gräbergruppe und jenes kleinen Feuers rauſcht ein Wald, der ſich entblättert; drunten am Bergesfuß über einem Sumpfmoor treiben Irrlichter ihr unheimlich neckiſches Spiel, hüpfen auf, hüpfen nieder, ſchnell wie Blitz, flackern flüchtig, wiegen ſich auf dürrem Riethgras, erlöſchen im feuchten Moos, entzünden ſich neu — weh, wer jener verrufenen Stelle ſich naht, er würde verſinken im bodenloſen Moore, und nimmermehr würde ſeine Spur auf Erden gefunden werden. — Gedeckt von dem tiefen Schatten, den der Waldſaum bildet, ſtehen zwei dunkle Männer. Sie flüſtern leiſe mit einander, ſind mit allerlei Geräth bepackt.

Es ſind die Kämmerlinge des Königs Aberglaube, des großen Volksbeherrſchers, des wüthigſten Tyrannen, der alle ſeine Untergebenen knechtet, und gegen den ſeit länger denn dreihundert Jahren Vernunft, Lehre und Erfahrung fruchtlos zu Felde ziehen. —

An dieſem Tage rüſtete ſich der Bauer Peter in Noſa zu einem Weg über Feld. Er hatte wieder Geld, er wollte wieder Vieh kaufen. Seine brave Frau, das Riekchen, wußte nicht, daß er dieſes Geld von einem Juden gegen Wucherzins geborgt. Sie glaubte, er habe es verdient, erworben. Dem war nicht ſo, Peter verdiente und erwarb faſt nichts, aber er ſpeculirte. An dieſem Morgen that er ganz beſonders pfiffig. Nachdem die Frau aufgeſtanden, und Peter allein in der Schlafkammer war, umgürtete er ſich mit dem Gürtel Salomonis, zur weiten Wanderung. Dann ſchielte er zur Johannishand hinauf, die — ohnerachtet des Grauens, welches ſeine Frau davor empfand, dennoch an einem rothen Seiden-Faden unheimlich wie eine gedörrte Vogelklaue, über dem Ehebette ſchwebend hing — und flüſterte: „Schaffe heute Glück, Du gebenedeite Wurz! Im Namen des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geiſtes † Amen.“

Eine abergläubiſche Gotteslaͤſterung war Peters Morgengebet. Nicht von der Gottheit erflehte er Segen, ſondern von einer dürren, todten Wurzel. Aber ſein Vorhaben konnte auch die Gottheit nicht mit Segen krönen. Wortkarg, doch mit ſeinem dummpfiffigen Lächeln genoß Peter ſein Frühſtück in Gemeinſchaft mit ſeiner Frau, und einem weiblichen Gaſt. Eine zarte, bleiche, leidende Geſtalt, hinfällig, lebensmüde, und noch ſo jung, auch in ihrem Leiden noch ſo ſchön. Lucie war's, Caſpar Wallers kranke Frau — die bei Miekchen ein ruhiges Aſyl gefunden. Niemand im Dorfe hatte ſie je geſehen, Niemand kannte ſie. Sie galt als eine Verwandte Miekchens von einem entfernten Dorfe — auch Peter wußte nicht, wie nahe ſie ſeinem Lebensretter angehörte, ſein undankbares Herz hätte ſonſt wohl die Arme, Unglückliche nicht geduldet.

Oft, wenn beide Frauen allein beiſammen waren, hatten ſie innige vertrauliche Geſpräche mit einander. Sie ergingen ſich in den Erinnerungen an die Vergangenheit — ach, ihrer, wie ſo Vieler faſt einziges Glück, denen die Gegenwart nur Kummer, und die Zukunft keine andre Ausſicht zeigt, als die auf ein frühes Grab.

Lucie weinte an jedem Tag ihrem Kinde nach, und ſehnte ſich ihm nach. Sie hoffte nichts mehr vom Daſein, — ſie fühlte, wie ihre Lebenskräfte ſchwanden — und ſie glaubte auch nicht an die Hoffnungs- und Glücksträume, mit denen ihr Gatte in den ſeltenen Stunden, wo er ihr nahe war, ihr Bilder eines Zukunftglücks vormalte, an die er ſelbſt nicht glaubte.

Sie half übrigens, ſo gut ſie es vermochte, Riekchen im Hausweſen, ſtrickte oder ſpann. Petern war ihr Verweilen in ſeinem Haushalt nicht unlieb, es ward durch ihre Gegenwart manches verdiente Vorwurfswort von Seiten ſeiner Frau zurückgehalten.

„Wohin willſt Du denn eigentlich?“ fragte Riekchen.

„„Zum Viehmarkt nach Fuld,““ war die Antwort.

„„Und wann kommſt Du wieder?““

„Morgen oder übermorgen!“

„„Geſcheidter wär's, wenn Du daheim bliebſt, das iſt meine Meinung. Es könnte Dir wieder gehen, wie auf Deinem Viehhandel in Kiſſingen.““

Peter ſtand unwillig auf, und ſagte kein Wort mehr. Das Wort, was ſie arglos hingeſprochen, war ihm ein Dolchſtich. Er deutete es ſo, als meine ſie, daß er damals wie ein unvernünftiges Vieh gehandelt, ſo dumm, ſo einfältig, und ſo gedankenlos — das giftete ihn. Aber ein ſolcher doppelſinniger Gedanke war nicht in Riekchens ſanfte unbefangene Seele gekommen.

Noch einmal ging Peter in die Kammer, noch einmal überlas er dort heimlich einen ſchlechtgeſchriebenen, aber mit ſchwerem Geld bezahlten Zettel, auf welchem Folgendes Wort für Wort ſtand:

Erdſpiegel zu machen, worin man alles Vergangene und Zukünftige ſehen kann.

Gehe auf einen Markt, und ſuche eine Bude, wo man kleine Taſchenſpiegel verkauft. Wähle einen, ſieh aber nicht hinein, und beobachte ſorgfältig dieſe Vorſchrift. Entweder zeige auf den Spiegel, den Du zu kaufen gedenkeſt, oder nimm ihn in die Hände, und frage: Was koſtet dieſer Spiegel? Dazu ſprichſt Du heimlich: In des Teufels Namen. Nun wird der Verkäufer fordern, und Du zahlſt, ohne zu handeln, was er verlangt, mit dieſen Worten: Hier iſt das Geld für dieſen Spiegel und der Spiegel iſt nun mein — indem Du heimlich hinzuſetzeſt, was vorhin geſagt worden. Dann trägſt Du den Spiegel entweder auf einen Kreuzweg, oder auf ein altes Heidengrab, letzteres, wo es ſich findet, iſt beſſer, und gräbſt ihn in der Mitternachtſtunde an einem Dienſtag oder Freitag unter beſondern Ceremonien, welche man Dir lehren wird, ein, und zwar wieder in jenem Namen. In derſelben Mitternachtſtunde gräbſt Du ihn dann auch wieder ebenſo aus.

Was Du dabei etwa von hölliſchen Erſcheinungen ſiehſt, darf Dich nicht furchtſam machen, — denn dieſen iſt keine andre Macht gegeben, als nur zu ſchrecken. —

Dieſer Unſinn war es, den der Bauer Peter in ſeine Gedanken prägte, und dann ging er am Wanderſtabe aus dem Hauſe, grollend gegen ſeine Frau, ohne ein treuherziges Adjes, ohne ein freundliches Scheidewort.

Und wußte doch nicht, ob er ſie wieder ſehen würde! —

Kein Menſch ſollte im Groll gegen die von dannen gehen, die ihm doch im Herzen lieb und ihm durch heilige Bande verbunden ſind, denn er weiß nicht, ob er ſie wieder ſieht, wie er ſie wieder ſieht. —

Auf dem Plan des Dorfes gab es, wegen der Kirmſe, mancherlei Krambuden. An eine ſolche trat der Peter hin, und fragte nach dem Preis eines kleinen Taſchenſpiegels von Blech, der wenige Kreuzer koſtete, und murmelte Gottesläſterungen — heimlich bebend, zitternd und zagend — und erwarb den Spiegel.

Der Spiegel drückte ihn in ſeiner Taſche, er wog ſo ſchwer, ſo ſchwer — hatte er nicht durch dieſen Kauf dem Böſen ſeine Seele verkauft, auch ohne Pakt und Schwur und Verſchreibung? Zum Dorfe hinaus ging ſein eiliger Weg. Wir kennen dieſen Weg; er führte an der Meiſterei vorüber.

In deren Nähe trieb ſich ein, wie es ſchien, herrenloſer Hund herum, ein großer ſchwarzer Waſſerhund, der wahrſcheinlich von einem Jäger oder Pächter zur Pflege in jenes Haus gegeben war, und ſich frei gemacht hatte, oder auch Eigenthum des Meiſters ſein konnte.

Da er einen Menſchen gewahrte, zog der Inſtinkt den Hund zu dieſem, denn um den Menſchen zu ſein, iſt des Hundes Naturtrieb. Kaltes Entſetzen goß alle Angſtſchauer über Peter aus. Der Hund — der Hund!

Auf dem Fuße folgte Peter der Hund — er mochte eilen, oder mochte langſam gehen.

Einmal bückte ſich Peter, dem in der Angſt beifiel, daß die Hunde davon laufen, wenn man thut, als wolle man einen Stein aufheben und ſie werfen — da ſchoß der Hund laut anſchlagend an ihn heran, und wieß ihm die funkelnden Augen, das ſcharfe furchtbare Gebiß. Es war keiner von den Hunden, die ſich einſchüchtern laſſen. Peter wankte — die Sinne drohten ihm zu vergehen. Er erreichte jenen dunkeln ſchwarzen See, an welchem im kalten Winterwetter einſt Caſpar Waller vorüberfuhr.

Faſt kamen dem Peter jetzt gleiche Gedanken, wie damals jenem. Wer doch da drunten in der ſtillen ewigen Tiefe läge, und hätte nicht Angſt noch Pein, nicht Qual noch Sorge!

Wohin führt Dein Weg? Möchteſt du nicht lieber umkehren? — Da ich auf dem Wege bin, umkehren? Nun noch?

Das zu erlangen, wonach ſo ſehnlich mein Herz begehrt, da ich nun das Werkzeug gewinnen ſoll, gewinnen muß, in dem ich alles Vergangene und Zukünftige ſehen kann, alſo auch alles drohende Unheil, um es abzuwenden, und alle Schätze, die da und dort in der Erde verborgen liegen, und die ich dann heben kann ohne Mühe. Hin! hin zum Ziel — wäre nur der ſchwarze Hund beim Teufel — ha! Wäre nur nicht der ſchwarze Hund der Teufel ſelbſt! —

Alſo Peters wahnbethörte Gedanken; dumpf rauſcht, vom Herbſtwind bewegt, der einſame ſchwarze See im Felſenkeſſel — der verwünſchte See, eine Kutte des Teufels.

Peter beeilte ſich vorüber zu kommen; er erreichte das Dorf Bernshauſen — er gönnte dort ſich Raſt, denn es war noch früh am Tage, er durfte ja nicht zu früh kommen an den Ort, dahin er beſtellt war.

Der Wirth in der Dorfſchenke fragte ſeinen Gaſt, ob er auch dem Hunde zu freſſen geben ſolle? Peter wagte nicht nein zu ſagen.

„Ein ſchöner Waſſerhund, der wäre mir ſchon recht!“ ſagte der Wirth. „Iſt er euch nicht feil, Bauer?“

Welche Frage — welche tödtliche Verlegenheit für Peter — bei dem, was er von dem Hunde dachte. Sollte er ja ſagen, oder nein? Würde der Hund ſich verkaufen laſſen?

Und wenn er ihn behielt, ging er da nicht mit ihm ein ſtillſchweigendes Bündniß ein?

Glücklicher Gedanke, der dem Peter beifällt.

Schirmt ihn nicht der Gürtel Salomonis, den er auf dem bloßen Leibe trägt? Fort mit dem Hunde!

„Wenn ich ihn gut bezahlt bekomme, iſt er mir feil,“ antwortete Peter. „Aber unter einem Karolin geb' ich ihn nicht; es iſt ein prächtiger Hund.“

„„Und heißt?““ war des luſttragenden Käufers Frage.

„Heißt? heißt?“ fragte Peter in neuer Verlegenheit, denn es galt, raſch einen Namen zu finden.

„Satan — wollte ſagen Sultan, heißt er."

„„Drei Kronenthaler geb' ich, und eure Zehrung drein,"" bot der Wirth. Peter ſchlug ein, und nahm das Geld. Er wünſchte ſich recht weit fort. Er ging ſo bald, ging ſo ſchnell er konnte, während der Hund noch fraß, ging nach Urnshauſen zu, ſchaute oft furchtſam um, fürchtete, der Hund werde nachkommen — und — die Kniee brachen ihm ſchier vor Schreck, da kam denn auch wirklich der Hund im vollen Jagen hinter ihm her, ſchlug freudig an, ſchoß an ihm vorbei, kehrte raſch um, und umſprang den Entſetzten im Kreiſe.

Nun ſtand das Furchtbare feſt in Peters Gedanken, wer der Hund war — nun überrieſelte es ihn heiß und kalt, nun ſchlug ein Dämon in ihm die Baſiliskenaugen auf — dieſer Dämon war der Irrſinn.

Der Hund wich nicht von Peters Seite. Das Geld, welches der Wirth für den Hund gezahlt, brannte Peter, wie Feuer der Hölle in der einen Weſtentaſche, in der andern brannte der Spiegel.

Ein leidlich hübſch gekleideter Mann ſtieß dem Eilenden auf. „Ihr geht nach Wernshauſen, guter Freund!" redete Peter in Haſt ihn an.

„Ja wohl, Bauer? Was ſoll's?" — war die kurze Antwort.

„O ſo ſeid Ihr wohl ſo gut, und geht dem

Schenkwirth dieſe drei Kronenthaler, und ſagt ihm, da der von ihm erkaufte Hund mir nachgekommen, ſchicke ich ihm ſein Geld zurück, das übrige wollt' ich auf dem Heimweg zahlen.“

„„Werd's beſtens ausrichten!““ antwortete Jener, nahm das Geld, ſchob es in die Taſche und ging. Nach einer Weile ſtand er, nahm die Kronenthaler aus der Taſche, ſah ſie mit Lachen an, und ſchob ſie wieder ein, ſchabte Rübchen hinter Peter her, und murmelte: „Dem Kerl muß es unterm Dachſtübchen ſpuken! Ei! Das iſt ja der Wittiſche von Kiſſingen her. Er kennt mich nicht mehr, und giebt mir, dem wildfremden Mann, drei Kronenthaler zum Beſorgen. Ei ei, ich muß ein verdammt ehrliches Geſicht haben. So was iſt mir doch noch nicht arrivirt, und geſtern erſt hat mich ein Landpfarrer, den ich um ein Viaticum anſprach, und an unſre alte entſchlafne Geſellſchaft, die Teufelhaftsharmonie, erinnerte, mit Grobheiten zur Thüre hinausgewieſen. O lieber Gott — es iſt nichts mehr hier herum zu machen! Armer Lenz, Du blühſt nicht mehr, ſeit die gute Gieſe ſich zur Ruhe geſetzt hat. Ich wandre umher, wie der ewige Jude. Dank Dir lieber Gott, für den unverhofften Zehrpfennig, der nun doch einem Menſchen zu Gute kommt. Wer ſo viel Geld an einen Hund verſchleudern kann, der kann es auch entbehren, ich will aber doch dieſen lächerlichen Narren von Wirth ſprechen, und etwas bei ihm verzehren — wenn ich ihm verſpreche, ihm den Hund wieder zu verſchaffen, ſo verdiene ich vielleicht noch ein Stück Geld."

Peter Lenz, jener nichtswürdige Gauner und Spießgeſelle der Gieſe, trat in das Wirthshaus zu Bernshauſen, und ließ ſich's dort wohl ſein für des Wirthes Geld, der über deſſen Verluſt weit minder, als über den des ſchönen Hundes lamentirte, doch in Hoffnung erhalten wurde, dieſen wieder zu bekommen.

Peter weilte wieder in Wetlar, denn die Stunde, in der er zu weiterer Erlangung ſeiner Wünſche vorſchreiten ſollte, war ihm genau bezeichnet, es war die Nähe der Mitternachtſtunde. Theilnahmelos an allem, was um ihn vorging, nur mit dem beſchäftigt, was er ſelbſt vorhatte, nur mit Grauen des Hundes denkend, der ihn nicht verließ, ſaß Peter, aß nichts, trank aber viel, achtete nicht auf die Ankunft der Gensd'armen im Wirthshaus, nicht auf das viele und laute Reden über den verunglückten Amtsgerichtsſchreiber— er entſchlief endlich in halber Betäubung, er war es, der beim Schlafengehen der Gäſte noch ſo ſpät das Haus verließ, und nun mit raſchen Schritten dem Walde zueilte.

Bei gutem ſchnellen Schritt konnte er in einer halben Stunde an ſeinem Ziele ſein. Am Ziele! Wo iſt des Menſchen Ziel? Wie unverhofft wird's ein anderes, als das er ſich ſelbſt vornahm, ſich ſelbſt ſteckte! —

In der Nacht graute dem Peter noch tauſendmal mehr vor dem großen zottigen Hunde, als ihm bei Tage gegraut. Bald war er ihm nahe, bald verſchwand er in der Düſterniß, in Dornen und Stoppeln, im Geröhrig der Weiher — oft ließ er ſich lange nicht ſehen, dann auf einmal ſchoß er wieder über den Weg des nächtlichen Wanderers. Nach nicht allzulanger Wanderung ſah Peter auf nicht mehr ferner Höhe das Feuer glimmen — es war ihm ein Troſt, und doch auch keiner — denn was ſtand ihm noch Schauriges bevor beim Eingraben, wie beim Ausgraben? —

Die dunkeln Männer im Waldſchatten trugen Mönchskutten und über die Häupter gezogene Cappuzzen. Sie harrten eines Dritten, und dieſer Dritte war es, der jetzt herannahte. Sie hörten ſeinen Tritt über der Matte, ſie ſchickten ſich an zu ſeinem Empfang.

Die Mönche neigten ſich gegen Peter, und murmelten einen Segen, dann ſprach der Eine: „Faſt habt Ihr die gute Stunde verſäumt, Ihr habt uns lange harren laſſen! Sputet Euch! Dort auf jenes

Auch legt alles bei Euch tragende Metall, Stahl, Meſſer, Uhr, Geld und was ſonſt". —

Faſt willenlos, tief athmend, erſchöpft und erhitzt gehorchte Peter.

„Auch den Rock und die Weſte legt ab! Nur raſch!" — drängte der zweite Mönch.

Wider Peters Willen waren ihm die Mönche behülflich, ſie riſſen in ängſtlich ſcheinender Haſt ihm faſt die Oberkleider vom Leibe.

„Auch der Stiefeln müßt Ihr euch entledigen — das Werk duldet nicht Nägel und Hufeiſen!" gebot der Erſte.

„Und nun grabt neben dem geheiligten Feuer, indeß wir beten!" rief der Zweite. „Dreimal hebt Ihr Erde aus, dann wird der Spiegel knieend eingelegt".

Im Schein des verglimmenden Feuers ſtieß Peter den Spaten ein, nachdem er aus der Weſtentaſche zuvor den Spiegel genommen.

In dieſem Augenblick züngelten die Flammen ſchön grün, roth und blau. — Geſtoßener Salmiak und Kupfervitriol bewirkten dieß Kunſtſtück.

Ein zweiter Spatenſtoß, hoch auf ſchlug über Mannshöhe eine mächtige Feuerſäule (eine Quantität Drudenmehl in die Flamme geſtreut, war die Kunſt) und faſt ſengte die gewaltige Lohe Peters Haar — er zitterte und bebte wie Espenlaub. — Jetzt — der dritte Spatenſtoß, da umfloß ein carminrother Flammenſchein wie Gluth der Hölle das nächtliche Werk! Peter fiel auf ſeine Knie nieder — er warf den Spiegel in die kleine Vertiefung, die er ausgegraben — er ſchaute nicht auf, er murmelte das geheimnißvolle Wort. Da ſchlug es drunten in Weilar zwölf, und da riefen die Mönche: „Wehe! Wehe! Du Thor! Nun kannſt Du den Spiegel nicht mehr ausgraben! Verronnen iſt die glückliche Stunde!“

Und da fühlte Peter einen heftigen Schlag in den Nacken und es krachte mit einem Male ein Donner, als ob der Baier berſte, Sand und Steine flogen auf, in Peters Geſicht! „Wau wau!“ ſcholl zugleich furchtbar wie Löwenſtimme das Gebell des Hundes — betäubt ſank Peter — ihm war, als habe eine übergewaltige Fauſt ihm den Hals umgedreht — die rothe Flamme erloſch, und um ſo dunkler umhüllte der Mantel der Nacht den unheimlichen Ort, die unheimliche That. Petern ſchwanden die Gedanken.

Gelungen war das Werk des Trugs; am Boden lag, macht- und bewußtlos, des Aberglaubens unſeliges Opfer; im Momente, wo der eine Gauner Peter einen heftigen Schlag verſetzte, wo der in der entzündeten Rothfeuerpatrone am Ende angebrachte ſtarke

Kanonenſchlag ſich entlud — raffte der zweite Gauner Peters Geld und ſonſtige Habe zuſammen. —

Gelungen? Nicht ſo ganz, denn der Schlagende ſah ſich alſobald niedergeriſſen und ſchrie laut auf vor Schmerz, den der Biß eines plötzlich erſcheinenden übergroßen Hundes ihm verurſachte — und in zwei Sätzen packte derſelbe Hund den Entfliehenden, und ließ ihn unter furchtbarem drohenden Murren nicht von der Stelle.

Jetzt war die Reihe zu zittern und zu zagen an den Gaunern, welche keine anderen waren, als Peter Lorchheim und Speculation, die ſchon einmal Peter berückt, und unter allerlei Geſtalt und Verkleidung ihn endlich zu dieſem ſeinen letzten Schritt vernunftumnebelnder Tollheit verlockt hatten.

Dieß räthſelhafte Erſcheinen des ſchwarzen Hundes wirkte ſinneverwirrend auf die Elenden — ſie ſahen in ihm den finſtern Rächer aus dem Abgrund — der ſie ergriff mitten im frevelhaften Thun gegen Gottheit und Menſchheit.

Der Hund zerrte Lorchheim, den er zuletzt gepackt, in die Nähe des Feuers — bei welchem noch Peter bewußtlos und regungslos lag, bei dem ſich Speculation am Boden wälzte, dann legte er ſich zwiſchen die drei und fletſchte bei jeder Bewegung, die jene Verbündeten machten, grimmvoll murrend ſeine ſchrecklichen Zähne gegen ſie. So hielt er ſie beide gefangen mit ſeinem entſetzlichen Blick, und während er in drohender ſtets ſprungfertiger Ruhe verharrte, wußten ſie nicht, was beginnen, wie entkommen, wie ſich dem drohenden Unheil entziehen? — —

Um dieſe Zeit geſchah es, daß in der großen Stallung des Wirthshauſes zu Weilar Jemand ſich von dem Heuboden mittelſt der Oeffnung, durch welche das Heu herabgeworfen wird, herunter ließ, eine kleine Laterne entzündete, die drei Pferde der Gensd'armen von der Krippe losband, mit kräftiger Hand auf jedes einen Sack Salz lud und befeſtigte, die obſchon verſchloſſene Thüre von innen mit Leichtigkeit durch Hülfe eines Inſtrumentes öffnete, vorſichtig umher lugte, die Pferde an einander koppelte, ſich auf eines derſelben ſchwang, die andern am langen Strang nach ſich zog, und heidi, von dannen ſauſte, durch das Dorf, um das Schloß herum, herüber auf die Chauſſee, wo guter Weg war. Freilich bellte der angekettete Hund des Wirths und gebehrdete ſich wie wüthend an der Kette, freilich ſtimmten alle Dorf- und Schloßhunde in ſein Gebell ein — und von dem Lärm erwachten aus dem erſten Schlafe die Gensd'armen. Sie erwachten, ſie hörten von weitem ſchallenden Hufſchlag, ſie ſchrieen nach Licht, die drei Gensd'armen eilten zum Stall — Chriſtian der Schneckenjäger dehnte ſich behaglich im Bette, und erhob ſich ge[illegible]

Hilf Himmel! wie fluchten im Stall der tapfere Walzer und der einſichtvolle Märten und auch der gewandte Nicolaus, während der kecke Entführer des Salzes und der Pferde nach Dermbach zuritt. Wohl hörte er hinter ſich die Hunde bellen, wohl bellten auch die Hunde droben auf dem Baierhof, und über dem Baierhof ſah er ein Feuer ſtrahlen, wie einen rothen Stern und vernahm einen dumpfen Knall, — das kümmerte ihn alles nicht, er ritt und ritt, und wußte ſeinen Weg und fand ſeinen Ort, wo er das Salz gut verkaufen konnte, und auch die drei Pferde, und Sättel und Zeug, Piſtolenhalftern und die ſchönen Schabraken.

Millionen Klafter tief in die Erde hinein verfluchte der tapfre Walzer ſeinen Dienſt, mehr Blitze und Donner als während eines ganzen heißen Sommers in der Atmoſphäre ſich entladen, fluchte der einſichtvolle Märten auf den Leib des gottloſen Räubers ihrer Pferde, während der Schneckenjäger oben aus dem Dachfenſter lugte und ſpöttiſch herunter rief: „Sind meine Pferde auch geſtohlen? Wollen die Herren nicht auf meinen Pferden den ihrigen nachreiten? — Ich wette, daß Sie ſie in drei Minuten einholen! Ich habe gar ſtolze Klepper!" —

„Da droben brennt ſicher ein Diebsfeuer! Die Hölle iſt heute Nacht ganz und gar los!" rief der gewandte Nicolaus, und deutete hin auf den Baier, wo plötzlich ein purpurrother Stern aufglühte, wie ein Meteor am Nachthimmel. Alle ſahen hin, verwundert und erſtaunt.

„Du haſt Recht, Kamerad, da droben thuts nicht richtig ſein. Es ſollte einer hinauf!" antwortete Märten.

„Geht ihr hin, es ſcheint mir ſelbſt nicht geheuer," rieth Balzer. „Ich will indeß Meldung thun von dem jetzigen Vorfall; das wird eine ſchöne Geſchichte werden. Den Gensd'armen die Pferde, ſo zu ſagen, unterm Leib weggeſtohlen! Es iſt himmelſchreiend, es iſt unerhört! Wir werden zum Geſpött im ganzen Land! Da möcht' man ſich gleich eine Kugel durch's Hirn jagen — oh — da muß" — nun that Balzer wieder einen Fluch, der hautſchauererregend war, und alle Herzen bange klopfen machte.

„Und das Salz thut auch fort ſein!" bemerkte mit kläglicher Miene der einſichtvolle Märten.

„So wollen wir wenigſtens das auf dem Karren in Sicherheit bringen!" rief der gewandte Nicolaus. „Herunter Du Lump! Herunter und Deine Ladung abgeſackt!“ rief er zu Chriſtian hinauf.

„Da bin ich ſchon, geſtrenge Herrn!“ ſprach der Schneckenjäger, und trat in den Hof, in welchem um die Gensd'armen der Wirth, Knechte, reiſende Metzger und Handwerker und einige neugierige Bauern beim Schein mehrerer Laternen gruppirt ſtanden.

„Aber ich ſchwör's noch einmal!“ rief Chriſtian. „Die Herren irren ſich, wenn Sie denken, ich hätte Salz! Gott ſoll mich behüten, was geht mich die Salzpaſcherei an!“

„Sie haben mich gezwungen, von meinem Weg ab hierher zu fahren, ich kann nichts dafür, ich mußte wider Willen gehorchen.“

„Will mein Herr darüber klagen, mag er's thun. Sie ſuchen bei mir Salz und ich habe doch nur Fleiſch.“

Mit dieſen Worten war Chriſtian raſch auf ſeinen Karren geſprungen; er neſtelte in Haſt Stricke auf, entfernte einige Decken, einiges Stroh — ein abſcheulicher Geruch, der ſich mehr und mehr rund um den Wagen verbreitete, ſchien die Wahrheit ſeiner Worte zu beſtätigen. —

Walther und Märten ergriffen ſelbſt die Laternen, mit Heroenmuth bewältigten ſie den Ekel, den der Geſtank erregte — da lag das geſuchte Salz — Aas hatte der Fallknecht geladen — zwei krepirte Eſel. —

Des Truges und des Aberglaubens Opfer.

Der Schneckenjäger lachte ſich ins Fäuſtchen, als die Gensd'armen das Geheimniß ſeines Karrens enthüllten und nun ein Trio fluchten, ärger als je eines geflucht worden. Was konnten ſie ihm thun? Nichts. Er hatte ja heilig und theuer geſchworen, welche Fracht er geladen, warum war ihm nicht geglaubt worden?

Spöttiſch fragte er, ob er nun fahren dürfe? — Zornig gebot ihm der Wirth, augenblicklich ſeinen Abzug zu beginnen.

Spöttiſch erbat ſich Chriſtian, der Schneckenjäger, noch von den Gensd'armen ein Trinkgeld für Ungelegenheit, Mühe und Verſäumniß, und ſchwur, eher keinen Tritt aus dem Hofe zu thun, eher nicht einzuſpannen.

Jene gaben ihm etwas, und der Wirth ſchenkte ihm die Zeche. Der Karren ward wieder überdeckt.

Da fiel dem einſichtvollen Märten ein Gedanke bei. „Der Chriſtian könnte uns da hinauf geleiten, über den Baierhof, und eine Laterne tragen, daß wir ſehen, was das für ein Feuer iſt, das noch immer da droben glitzert. In einer Stunde ſind wir zurück, und da iſt's immer noch Nacht, da kommt der Karren noch zeitig genug aus dem Hof.“

Chriſtian, dem noch ein Trinkgeld blühte, war zu allem bereit. Der Wirth mußte es zufrieden ſein, und ſo traten jene drei die Wanderung an.

Wie ſie an den Baierhof gelangt waren, gebot Märten, das Licht in der Laterne auszulöſchen, damit ſie von droben nicht wahrgenommen würden.

Matter glimmte das Feuer, die Brände fielen in ſich zuſammen.

Den Gaunern wurden in der Nachtkühle die Glieder ſteif; immer noch bewachte ſie der entſetzliche Hund und ließ ſie keinen Schritt thun.

Peter regte ſich — er ſtöhnte matt — jene flüſterten leiſe mit einander. „Er kann den Tod davon haben — er war erhitzt und iſt nun bloß an Leib, an Füßen!“

„„Wären wir nur davon — ſollen wir die ganze Nacht hier bleiben? Wir müſſen umkommen! Ach—

— den Schmerz! Die Beſtie hat mich furchtbar gebiſſen! — Haſt Du kein Meſſer? Stoß es ihr in den Wanſt!““

„Ich? Proſit! Stoße Du ſelbſt! Mit dem binde ich nicht an!“

Peter hob mit Mühe das Haupt, er wäre erſtarrt in ſeiner Ohnmacht, hätte nicht der Hund, der neben ihm lag, ihn erwärmt. Aber da ſah er den Kopf des Hundes, und kreiſchte laut auf: „Satan!“ und ſchlug wieder mit dem Kopf auf den Hügel.

„Satan!“ bebte es vom Munde der Gauner.

Der Hund murrte.

„Was ſoll aus uns werden! Was ſoll aus uns werden! — Ich ſehe keine Rettung!“ —

„„Mich bringt die Angſt um und die Pein! Hätt' ich nur einen Tropfen Waſſer!““

„O Speculation! Dieſe Speculation bringt uns in des Teufels Küche!“ —

Die Antwort des Verwundeten war ein wüthendes Wimmern. —

Peter richtete ſich wieder auf — ſein Blick war entſetzlich — ſein Auge gläſern — er brach in ein helles Gelächter aus — in das Gelächter des Wahnſinns. Er war übergeſchnappt. —

„Hörſt Du? Sie lachen! Es ſind Halunken! Aufgepaßt!“ raunte Märten ſeinen Kameraden zu.

„Du links in die Flanke — ich rechts. Zu gleicher Zeit den Angriff! — Läuft einer in den Wald, partauz, brennen wir ihn aufs Fell. Du Kerl hältſt das Centrum, und erhebſt ein Geſchrei, wenn einer herabwärts entwiſchen will.“

„„Horch!““ flüſterte Nicolaus. „Es knurrt ein Hund. Es wird zigeuneriſches Geſindel ſein. Nehmt euch in Acht vor dem Beeſt!“

Man trennte ſich geräuſchlos von einander, und rückte von drei Seiten an. Ein Widerſtand fand nicht Statt, nur der Hund ſchlug laut an, blieb aber in ſeiner Lage. Die Gensd'armen fanden eine wunderliche Gruppe, als ſie, die geſpannten Carabiner in der Hand, herantraten. Auf dem Hügel knieend, zitternd, zähneklappernd, faſt vernichtet, zwei Schächer am Kreuz des böſen Gewiſſens, die beiden Gauner. Zwiſchen ihnen halb aufgerichtet ihr unglückſeliges Opfer, dahinter der große, ſchreckliche und doch nicht wilde Hund.

Chriſtian kam furchtlos heran, als er wahrnahm, daß ſeine Begleiter zu der nächtlichen Gruppe traten, und plötzlich fuhr mit einem freudigen Gebell der Hund auf ihn los. Zwar erſchrack der Schneckenjäger, aber gleich darauf rief er: „I Sultan! Sultan! wo kommſt du denn hier her, du liebes Vieh?“ — Der Hund ſtellte ſich an ihm empor, legte ſeine Pfoten auf des Schneckenjägers Achſeln, und liebkoſte ihn auf ſeine Weiſe im Geſicht.

„Was giebt's hier? Wer ſeid Ihr? Wer iſt dieſer Mann? Was bedeutet das?“ ſchollen die Fragen der Gensd'armen nicht im zärtlichen Tone.

Ehe jene Antwort gaben, erkannte Chriſtian den Peter.

„Herr Jemine! Das iſt ja der Nachbar Peter aus Roſ'! I guten Abend Herr Peter! Was führt Euch denn um dieſe Zeit da herauf?“ —

„„Halte den Hund! Halte den Höllenhund!““ heulte Peter auf. „Er bewacht den Spiegel! Er giebt den Spiegel nicht heraus!“

„„O Narr!““ verſetzte Chriſtian. „Es iſt ja unſer Sultan!“

„„Ja ja — Satan!““ antwortete Peter im Wirrſinne, und leiſe flüſternd: „Oh — ich kenne ihn — kenne ihn — hahaha! Komm, halte ihn — nun wollen wir den Spiegel wieder ausgraben — es iſt Zeit — halte nur den Hund!“

Und dabei kratzte Peter mit beiden Händen planlos vor ſich die Erde auf, kam den Kohlen zu nahe, verbrannte ſich die Finger, ſchlug damit in die Luft und wimmerte: „Es brennt — oh die Hölle brennt.“ —

„Hier iſt augenſcheinlich ein Verbrechen verübt worden! Allons marſch! mit uns!“ gebot Märten. „Wo ſind die Kleider dieſes Mannes! Zieht ihn an! Chriſtian, zünde die Laterne an, leuchte umher, alles was ſich findet, mitgenommen!“

„„Ahnete mir's doch, daß wir nicht vergebens hier herauf gehen würden!““ ſagte Nicolaus. Mit Mühe ward Peter dazu gebracht, ſeine Kleider wieder anzuziehen — während dieſer Mühe praktizirte Lorchheim Peters Geld ſchnell unter einen Stein — und es entging dem Auge der Gensd'armen, Chriſtian gewahrte es, aber er ſchwieg.

Peter war kaum fort zu bringen — er hatte ſich ungebehrdig — er ſchrie nach dem Spiegel. Der Student und Lorchheim mußten ihr Opfer führen, ſie wurden ſtrenge bewacht. Chriſtian leuchtete voran, hinter ihnen ging Märten und Nicolaus, an Chriſtians Seite ſchritt ruhig und folgſam der ſchwarze Hund.

Es gab für Chriſtian jetzt keinen andern Weg nach Hauſe, als der über Urnshauſen.

Die Gensd'armen wollten ihre Gefangenen nach Dermbach bringen, wo freies Logis auf dieſelben harrte. Aber was beginnen mit dem unglücklichen wahnwitzigen Bauer? Ausſagen von ihm waren nicht herauszubringen, und welches Gewicht hätten ſolche auch gehabt? Ausſagen eines Irrſinnigen! — Nach reiflicher Ueberlegung ſchien das Beſte, ihn in ſeine Heimath zu bringen. Genas er, ſo konnte er von den Gerichten zu Vernehmungen ſtets erfordert werden, auch konnten dieſe dort ſelbſt Nachricht einholen, wie ſein Geſundheitszuſtand vor jenem Ereigniß geweſen. Die beiden Gauner beharrten über ihn im verſtockten Schweigen, und gaben vor, ſie hätten ihn bei einer Wanderung über den Berg bei dem Feuer ſo gefunden, und ſein Hund habe ſie angefallen und feſtgehalten.

Peter tobte nicht mehr; ſeine geringe Gabe an Geiſt ging unter in einem kindiſchweinerlichen Weſen und in entſetzlicher Furchtſamkeit. Er wurde die Idee von Geiſtern und Teufeln nicht mehr los.

Aber ohne Begleitung konnte man den Armen doch nicht laſſen — am Beſten Chriſtian nahm ihn auf den Wagen; dieſem ward Peter zur Aufſicht übergeben, von ſeinem Dorfe ſollte er von einem andern ſichern Mann in ſeine Heimath gebracht, und ſeiner Frau geboten werden, ſogleich nach einem Arzt zu ſenden. So trennte man ſich.

Der Wagen fuhr fürbaß. Hinten auf ſaß Peter und ſtarrte unverwandt auf den Hund, der ruhig hinter dem Wagen herging.

Fieberwahnwitz ſchüttelte den armen Mann, und eine entſetzliche fixe Idee bemächtigte ſich ſeines Gehirns. Von dem Schlag empfand er heftigen Schmerz im Nacken, und ſo bildete er ſich ein, der Hals ſei ihm umgedreht. Er wagte nicht ſeine Hände vorwärts zu bewegen — er bewegte ſie hinterwärts, im Wahn, das ſei vorn, und nur ſein Geſicht ſei rückwärts gekehrt, und von dem Ruck des Halsumdrehens ſchmerze ihn der Nacken.

In Vernshauſen ſah der Wirth aus dem Fenſter, ſah den Karrn, ſah den Hund, ſah Peter, traute kaum ſeinen Augen und rief dem Wagenlenker ein Halt zu.

„Der Hund iſt mein! Ich hab' ihn geſtern dem Bauer da abgekauft, für drei Kronenthaler!“ —

„„Laßt Euch nicht auslachen, Wirth!““ höhnte Chriſtian. „Der Hund iſt unſer, er gehört meinem Herrn droben, dem Scharfrichter.“ —

Raſch war der Wirth vor der Thüre und fuhr auf Peter ein: „Gleich gebt mir mein Geld wieder!“

Peter ſtarrte ihn lächelnd an. — Er hatte keine Erinnerung mehr an geſtern.

„Laßt den Mann, Wirth, er iſt übergeſchnappt!“ bat Chriſtian. „Habt ihr ihm wirklich ſo viel Geld gegeben, und könnt's beweiſen, ſo läuft's euch nicht davon. Er iſt in Roſa anſäſſig, in gutem Wohlſtand — jetzt weiß er nichts von ſich. Wir fanden ihn am Baier — zwei Kerls bei ihm, die arretirt wurden — mögen wohl Schatzgräberei oder ſonſtiges Teufelswerk getrieben haben."

„Teufelswerk! — Teufelswerk!" ſprach der Irre vor ſich hin. „Der Erdſpiegel — ja ja — der Erdſpiegel!"

„Fahr hin!" ſprach der Wirth, und ging in ſein Haus. Der Weg führte nun durch die Hohle, und nahe vorbei dem dunkeln See, der ſchaurigen Bernshäuſer Kutte.

„Ob Du mich haſt? haſt? haſt?" murmelte Peter, immer auf den Hund ſtarrend: „Ja er hat mich, er läßt nicht ab von mir. Er folgt mir Schritt vor Schritt. — Ho — er ſoll mich doch nicht haben — jetzt hab' ich's, hab' ich's, hab' ich's — wie ich ihm durchgehe — durchgehe!"

Scharf ſeitwärts ſchielte Peter, da — links am Weg war der ſteile Rain, mit Buſchwerk bewachſen, deſſen fahles Laub im Herbſtwind rauſchte, drunten der dunkle See, die Koppe darüber von ſchwerem Nebel umflort. Es war noch früh am Tage.

„Ein ſchöner Spiegel — der Waſſerſpiegel da drunten — drunten, drunten! Erdſpiegel — Waſſerſpiegel — Höllenfeuerſpiegel!" — Ein Sprung vom Wagen, ein Sprung auf den Rain — ein Sprung in die ſchwarze Fluth.

Chriſtian hatte mit den Pferden zu thun, er ſchaute erſt um, als das gewaltige Aufrauſchen des Waſſers an ſein Ohr ſchlug, und ſah, wie der Hund den Rain hinaufſetzte und den unglücklichen Selbſtmörder in die Tiefe nachſprang. Chriſtian ſtieß ein Zetergeſchrei aus. Er war allein auf dem öden Weg, und völlig rathlos. Er ſprang vom Wagen, ließ die Pferde ſtehen, und eilte zu einer Stelle, wo er den See überſchauen konnte.

Der Hund hatte Peter erfaßt — vielleicht noch deſſen letzten ſchauernden Todesgedanken durch namenloſes Entſetzen geſteigert, und zog ihn mit Anſtrengung zum Ufer. — Peter war todt.

Chriſtian half den Leichnam an das Land ziehen — er rüttelte und ſchüttelte Peter, er wandte rohe Belebungsmittel an — Peter blieb todt, zu ſeinem eignen Heile.

Chriſtian war es nicht wohl bei dieſem Vorgang. Was ſollte er thun? Den Todten liegen laſſen oder Anzeige machen? Oder ihn vollends mitnehmen — letzteres ging gegen ſein Gefühl — und doch, was hälf's? Er trug Peter wieder auf den Wagen, und trieb die Pferde voll Grauen dem Gehöft ſeines Meiſters zu. —

Rieckchen und Lucie ſaßen am trüben Herbſttag im traulich durchwärmten Stübchen und ſpannen, und ſprachen dazu dieß und das. Befürchtungen und

Hoffnungen — manches ſtille Geheimniß aus früheren Tagen, wie Frauenſeelen oft ſtill im Innern hegen. Beide waren ja noch ſo jung, und auf beiden laſtete ja ſchon ſo manches trübe Leid. Selbſt das Lied, dieſer ſchöne tröſtende Paradiesvogel, ward noch einmal laut, das einfache ländliche Lied, das Lied des Volkes.

Aber leiſe, nicht mehr ſchmetternd, ſang die Lüdlerche, es zitterte in ihrer Stimme der Wehmuth Schmerzenshauch hindurch.

Die Frauen ſangen:

„Wechſel der Zeiten, du kränkeſt mich zwar,
Aber drob noch nicht ergrauet mein Haar.
Wenn ich tiefſinnig wär',
Stürzt' ich mich in das Meer —
Aber noch meid' ich dergleichen Gefahr.“

„Dornen und Roſen, die wachſen zugleich;
Suchet ihr Menſchen nichts Neues für euch.
Oftmals blühn durch den Schmerz
Roſen des Glücks für's Herz,
Ach, auch das Leiden ſtimmt zärtlich und weich.“

„Alſo nicht acht' ich das wechſelnde Glück;
Sinne auf Böſes und Gutes zurück.
Wenn es geregnet hat,
Schmückt friſch'res Grün die Saat,
Zeigt ſich vollkommner, o Sonne, dein Blick.“

„Nun was hat denn das Märchen?" fragte Riekchen durch das Fenſter hinausſchauend, und den Faden fallen laſſend, der ſich zerreiſſend auf der Spuhle aufrollte, indem ſie Annebarb mit hochrothem Geſicht und mit nie an ihr wahrgenommener Eile aus dem Dorfe, wo ſie einen Gang gethan, auf das Haus zuſtürzen ſah. „Um Gottes Willen, da iſt was paſſirt!" —

Mit ſchrecklicher Haſt riß Annabarb Hausthüre und Stubenthüre auf, und kreiſchte im Hereintreten:

„Ach daß's Gott erbarm' Ach Herr Jeſus! Ach das Unglück! Frau! Frau! Frau! — Mein Herr! — Euer Mann!" —

So erſchreckt, kreiſchten jetzt zugleich auch beide Frauen auf, ohne jedoch zu wiſſen, was es gebe, und alle Glieder ſchlugen ihnen.

Odemlos berichtete Annebarb: „Er liegt auf der Meiſterei — drüben im andern Dorfe — er iſt hingefahren worden auf dem Karrn des Fallknechts — er hat ſich erſäuft in der Vernshäuſer Kutte — huhuhu!" —

Das waren lauter Dolchſtiche in das Herz der armen Bäuerin — nicht nur Tod — auch Schimpf und Schande — denn auf den Dörfern gilt noch, und in gewiſſer Beziehung gewiß nicht ohne tiefes moraliſches Bewußtſein, Selbſtmord für eine ſchandbare That — aber noch mehr als Schande, als hundertfacher Selbſtmord — eine ſolche Fahrt — ein ſolches Leichenhaus.

Zetergeſchrei! — Anders als im Zetergeſchrei kann ſich der erſte gewaltige Schmerz auf dem Dorfe nicht äußern. Zetergeſchrei, das alle Nachbarn an die Fenſter und auf die Gaſſe lockte. Der Bote, welchen der Meiſter Scharfrichter mit der Meldung nach Roſa abgefertigt, war natürlich erſt zum Schultheißen und zum Pfarrer gegangen, hatte auch nicht unterlaſſen können, den Vorfall unter der Linde zu erzählen, die Neuigkeit hätte ihm ſonſt das Herz abgedrückt — und ſo erfuhr Rieckchen ihr Unglück gänzlich unvorbereitet.

Indeſſen nahte der Pfarrer dem Trauerhauſe mit verſtändigem, tröſtendem, mildem Zuſpruch, und je mehr der erſte heftige Schmerz, der ein langandauernder nicht ſein konnte, nachließ, je mehr Troſtgründe ließen ſich auffinden für die junge Wittwe. Troſtgründe, die in Peters Verhalten, in ſeinem ganzen beſchränkten Thun und Treiben lagen — aber es waren dennoch recht ſchmerzvolle Wehtage, die über dem Haupte des guten Rieckchen nun vorüberzogen, zumal der Zuſpruch einiger Verwandten und Nachbarn immer vom neuen ihr Herz verwundete.

Unter dieſen Verwandten war freilich einer, deſſen ſtille Theilnahme, die ſich nicht in vielen Worten äußerte, ihr am meiſten wohl that: Heinrich Waller. In ihm war ein reines inniges Gefühl für Mieſchen noch warm lebendig — ſie hatte ihm ſtets wohlgewollt, und ſo that ihr auch ſein Beſuch am meiſten wohl — obſchon er auch am meiſten ihren Schmerz weckte, denn ſie weinte bei ihm nicht allein um ihren Mann, ſie weinte um ihre ganze Vergangenheit. Und ſie weinte mehr, als ſie ſprach. —

Lucie hatte der Schreck mächtig ergriffen, ſie niedergeworfen — eine ſtille Kammer, in der ſie krank lag, barg ſie jedem unberufenen Auge und Späherblick.

Peter ward ſtill im Nachbardorfe begraben, in der Frühe, wie die Hähne krähten, ohne Sang und Klang, auf eine Ecke des Friedhofs — nach altem Dorfrecht und Dorfbrauch, der nicht fragt, ob ein Selbſtmörder ſeine That im zurechnungsfähigen Zuſtande gethan, oder nicht. Allen Nachbarn und Einwohnern war der Gedanke an die Umſtände gräulich, unter denen Peters Ende erfolgt war, und es liefen von dieſem Ende aberwitzige Geſchichten im Munde der Leute um. Als Teufelsbanner ſei er weggegangen, ſei irre geworden über der Beſchwörung, habe die Formel, mit der er den böſen Feind beſchworen, nicht auch rückwärts beten können, um ihn wieder zu bannen, und ſei dadurch dem Satan verfallen. Daß ihn des Fallmeiſters Knecht finden müſſen, daß er auf deſſen Karrn mit todtem Vieh hinweggeführt werden, ſei die nur allzugerechte Strafe des durch ſeinen gottloſen Frevel erzürnten Himmels, ſei ein wahres Gottesgericht. So ſog der Aberglaube wieder neue Nahrung aus dem Fall eines ſeiner Opfer, ſo wird immer wiedergeboren ſeine furchtbare Macht. Aus dieſen Gründen erzeugte ſich für Peters Haus nachhaltiger Makel, und unter dem Druck der Schande litt gleich einer Geächteten das arme unſchuldige Weib.

Dem Meiſter Scharfrichter war der ganze Vorfall, in den ſein Knecht verwickelt war, höchſt unangenehm. Als er Chriſtian ausgeforſcht, ſagte er ihm: „Weißt Du was? Du haſt Zeit, daß Du gehſt — das giebt einen weitläuftigen Kohl — da kannſt Du, ſtatt meine Arbeit zu thun, ins Amt laufen und Verhöre beſtehen müſſen. — Hier iſt Dein Lohn.“

„„Ich danke ſchönſtens!““ erwiederte Chriſtian. „Der Meiſter hat Recht! Bitt' nur noch um eine Kundſchaft und Atteſt, daß ich mich gut aufgeführt.“ — Am Abend des Unglückstages war Chriſtian nicht mehr in der Meiſterei — er ſchied ohne Murren — ein Andenken nahm er ſich noch mit, des Meiſters Waſſerhund, der ſich an ihn gewöhnt, und der eigentlich ihn geſucht, als Peter ihm aufſtieß, der mit

Chriſtian gleiche Statur hatte. Dieſer hatte ein Atteſt guter Aufführung in der Taſche.

Chriſtian ſchlug mit ſeinem Hund Feldwege ein, und war bald genug wieder auf der unheimlichen Stelle, droben am Baier. Unter dem Stein lag noch Peters Geld — eine volle Börſe. Eine ſchwarze Waldſchnecke kroch darauf. Vergnügt erhob der Schneckenjäger ſeinen Fund — ſtrich mit der Schnecke dreimal ſtillſchweigend über ſeinen Kropf, und warf ſie dann in die Aſche des geſtrigen Feuers. Dann wanderte er lachend und wohlgemuth von dannen, und ward in dieſer Gegend nicht wieder geſehen. —

In einer andern Gegend durchſtrich ein Mann in Jägerkleidung abwelkende Laubwaldungen. Es war dieß die in allen Jahreszeiten erhaben ſchöne Natur in der Nähe Eiſenachs, Angeſichts der Felsrieſen des Marienthals.

Dort hat ein ſchöner, anerkennenswerther und dankenswerther Sinn für die Natur im Bunde mit geläutertem Geſchmack für Landſchaftgärtnerei im großen Styl Wege gebahnt zu allen ſchönen und reizenden Stellen, zu Fernſichten in weite Gefilde, zu tiefem Hinabblick auf Felsgeklüft und rauſchende Waldung, zum Emporblick auf maleriſche Gipfel und auf der hehren Wartburg altergraue, würdevolle, ernſte Geſtalt. Jener Sinn hat auch Wege gebahnt in Ge-

Klüfte und Schauerhöhlen, in des Annenthales bemooſte Felſengänge, in tiefe Tiefen zwiſchen ſchroffen Wänden voll ewiger Feuchte, durch die der Wanderer auf hohlem klingendem Boden über darunter rauſchenden Gewäſſer des Felſenbaches mit einem ſchauernden Behagen ſeine Schritte lenkt.

Damals, als jener Jäger durch die Waldungen ſchritt, gab es noch keinen Weg durch das Annenthal; für gänzlich unnahbar galten deſſen Klüfte, und in ihnen war es noch wie in einem Urwald nächtig und grauenvoll. Des Volkes Furcht mied dieſe unheimliche Thaltiefe, des Volkes Sage umwob ſie mit dem Nebelgeſpinnſt ſeiner ewig lebendigen Phantaſie. Darin war des Drachen-Höhle, den Eiſenachs Schutzpatron, der Ritter St. Georg, beſiegt, deſſelben Drachen, der als Steinbild am Ritterhaus der Wartburg einen Sendboten verſchlingt ſammt ſeiner großen Brieftaſche. Die Sage verbindet im Nu Nahes und Fernliegendes, ſie knüpft mit Leichtigkeit Orient und Occident in einen Knoten zuſammen, damit die Sagendeutler und pfiffigen Würzkrämer im Reiche des Schönen etwas aufzulöſen und auszuleſen, und kreuzerdütchenweis wie Safran, zu verwerthen haben.

In jener wilden Felſenkeſſeln einem iſt auch ohnweit der Drachenſchlucht die Heerwurmshöhle, nur von den Wenigſten gekannt, und von Keinem aufgeſucht. Darin birgt ſich, oft Jahrzehende lang, des Heerwurms grauſes Ungethüm, dann kreucht es hervor in ſeiner rollenden Schlangengeſtalt, empor zum Gebirgskamm, überkriecht den alten Rennſteig, und kündet durch ſein Erſcheinen Krieg an oder theure, unheilvolle Zeit. Den Holzhauer und Köhler auf einſamer Waldhöhe faßt tiefes Grauſen, wenn er den Heerwurm erblickt.

In dieſe moderfeuchte, über und über mit Moos überkleidete, von rieſigen Farrnkrautbüſchen überhangene Schlucht ließ ſich der Jäger hinab. Bis an die Kniee ſank ſein Fuß in abgefallenes Laub; die Pflanzenwelt war ſchon erſtorben, die Balſamine des Gebirges, das wunderſame Rührmichnichtan*) hatte ſchon längſt ſeine ſpringenden Saamenkapſeln aufgeſchnellt, und ſeinen Saamen ausgeſtreut, kaum zeigte noch hie und da eine gelbe Strahlblume ihre nickenden Spätlinge, und nebelbethaute Gewebe der Kreuzſpinnen hingen zerriſſen an abgeblühten Stengeln des Purpurweidrichs am Bergesrain. Nur die Welt der Mooſe prangte in ihrer üppigen grünen Fülle, während die gigantiſchen Federbüſche der Farrnkräuter ihr tiefes Grün in fahles Braun verwandelt hatten.

---

*) Impatiens noli tangere L.

„Hier ruhe, in der moosbedeckten Kluſt, bis ich Dich erlöſe, mein kleiner Schatz, der mich ſo ſchwer jetzt drückte, und der mir doch zum Flügel werden ſoll. O könnt' ich doch ſchon jetzt mit Dir des Schiffes Segel ſchwellen, ſein Steuer lenken, der fernen, hold geträumten, neuen Heimath zu!" ſprach der Jägersmann, entnahm ſeiner Jagdtaſche Geldrollen und ſenkte ſie in eine Felſenſpalte ein.

„Wache über Dir der Berggeiſt dieſes öden, ſchauerlichen Thales — bis ich komme und Dich wiederum erhebe, und dann auf immer ſcheide von dieſem Lande, das mich ausſtößt in die ferne unbekannte Welt hinaus."

Vorſichtig ward in die Felsſpalte noch ein bedeckender Stein gekeilt, über den Stein eine Decke von Moos gebreitet; hier ſuchte Keiner Geld — hierher klomm keines Menſchen Fuß; war doch faſt mit Lebensgefahr dieſe Kluſt gefunden, unten füllte der vom Regen geſchwellte Thalbach die ganze Breite zwiſchen den Felſenmauern aus, eine Breite, die nur einen einzigen Schritt betrug.

Wohl hätte, nahte jetzt ein Andrer, das abgetretene Moos am Fels, die Spur des Fußes auf dem Polſter des grünen Teppichs hie und da eines Menſchen Anweſenheit verrathen — wer aber ſollte hier herniederſteigen? Und bald war jeder Riß in des Felſen grünes Kleid von der allſchaffenden Hand der Natur wieder übergrünt. —

Der Jägersmann ſtieg das Thal empor, wo es etwas breiter iſt, wo es Raum bot, hinan zur Hohenſonne; erſchöpft ruhte er dort, erquickte ſich an einem Kruge Bier — im Freien, in der Laube, wo der ſchöne Durchblick durch die Waldung auf die Wartburg iſt, der aber damals noch nicht war, und ſaß in ſtillen, tiefen, trüben, und doch auch hoffenden und ſehnenden Gedanken.

Da trat ein Mann an ihn heran, armſelig gekleidet, faſt zerlumpt — das Haupt faſt kahl, auf der Stirn eine ſchwellende Ader, neben ihr eine alte Narbe, in ſeinen Mienen Groll und trotzige Verwegenheit.

„Ei ſchönen guten Tag! Mein Kamerad! Laß mir doch einen Trunk zukommen! Schwimmſt oben — ſchön! Haſt warme gute Kleider an, noch ſchöner! Haſt auch Geld! Am ſchönſten! Aber Halbpart!“

„„Du Adam?““ fragt mit unwilligem Tone der Jäger.

„Mit Deiner gütigen Erlaubniß, ja!“ ſpottet Jener. „Ich ſuche Dich wie eine Stecknadel, ich folge

Dir auf dem Fuße, und hole Dich immer nicht ein. — Endlich! Du ſitzeſt hier und läſſeſt Dir's wohl ſein, und Lucie — ſtirbt. Meine Schweſter ſtirbt — Dein Weib ſtirbt! Will noch einmal Dich ſehen, das arme Herz.“

„„Lucie! Lucie!!““ ſchrie Waller auf. „O Gott! O Gott!“ Wohlan denn, hin zu ihr!“

„„Ich gehe mit!““ ſprach Aram.

„Nicht einen Schritt! Du bleibſt von mir!“ ſprach Waller im heftigen, befehlenden Ton. „Du bleibſt, oder ich erſchieße Dich! Hier haſt Du Geld, Lump! Hungerleider! Teufel!“

Eine Handvoll Thaler warf Waller in Arams zerſetzte Mütze, und enteilte voll Haſt ohne ein weiteres Wort.

Dem Aram ſchwoll die Ader blau, und ſeine Stirnnarbe glühte.

„Ei ei — Herr Schwager! Herr Baron! Euer Geſtrengen!“ lachte er ingrimmig vor ſich hin. „Laufen Sie nur, ich komme ſchon nach. — Du mir drohen? Du mir vornehm begegnen? Lächerlich! — Was haſt Du denn da drunten gethan? — Werde viſitiren — und dann — warte, warte, — ich weiß noch, wo die Gensd'armen zu Hauſe ſind.“ —

Während Waller haſtig auf dem Fußweg von der Hohenſonne nach Wilhelmsthal niederſchritt, lenkte Adam auf entgegengeſetzter Seite ſeinen Schritt hinab nach den Klüften des Annathales, Schritt für Schritt die einzige Menſchenſpur verfolgend, die in dieſen Klüften ſeinem ſcharfen Blick ſich zeigte.

Schwarze Thaten.

Haſtig wanderte der Jäger fürbaß, gedankenvoll, und es ward in ſeiner Seele recht düſter — bisweilen auch wieder licht. Alle ſeine Erinnerungen wurden lebendig wach auf dieſem langen, weiten Weg. Von Wilhelmsthal ſchritt er nach Etterwinden empor, von da durch Waldung und über ödes Feld nach Möhra, das Lutherdorf, und von da ſchlug er einſame, ſelten betretene Feldwege ein, die durch den Moorgrund führen — vorüber an alten grauen Weiden, die wie Geiſterreihen im Nebel ſtanden, vorüber an vereinzelten Gehöſten. Es war ein tieftrüber Herbſttag, der ſtimmte ſo recht zu des Wandrers Gedanken.

„Sie hat mich einſt hochbeglückt — ſie iſt werth, daß ich noch einmal komme, ſie verdient, daß ich ihr die Augen zudrücke. O ſie war gut und lieb, treu und rein, nichts Schlechtes und Niedriges war an ihr, eine unverdorbene, kräftige, in ſich fertige, aber höchſt einfache Natur, ihr größtes Vergehen war vielleicht ihre Liebe zu mir, dem Ausgeſtoßenen. Später liebte ſie mehr als mich — unſer Kind. Es hat ſie gedrückt, mir anzugehören, doch hat ſie dieß mich nie fühlen laſſen — ſie trug mit mir das Gefühl der Schmach — ja ſie nahm es mir ab. Aber ſie iſt Weib, und es iſt ihr nicht gegeben, ein ungewöhnliches Weib zu ſein. — Sie wird hinüber ziehen in die Geſilde der Seligen, ſie wird nicht mit mir eingehen in das Kanaan, das ich erſehne — und wohl ihr — wohl mir — ich bin dann frei und größer wachſen meine Schwingen."

Durch einen herbſtlichſtillen Thalgrund, vorbei dem kleinen Gute Grundhof in der Nähe von Salzungen ging die weitere Wanderung.

Jenes waldige Thälchen mündet aus in das Werrathal, und nahe ſeiner Ausmündung führt eine Brücke über den Strom. Nicht nach der ganz nahen Stadt Salzungen wendet, über die Brücke geſchritten, der Wandrer ſeinen Fuß — er geht gerade aus, auf den Friedhof zu — er umgeht deſſen Mauer — vorbei hinter dem uralten Kirchlein, St. Huſen genannt — er lugt umher — oben ſtößt der Friedhof an die Landſtraße — ob auch gut über dieſe zu kommen; ſie iſt menſchenleer. Und nun wieder gerade aus, Salzungen zur Linken, das Dorf Leimbach zur Rechten;

hundert Feldwege kreuzen ſich dort in der Flur — der Wandrer findet den Seinen — er kreuzt den Langenfelder Weg, und vermeidet Kaltenborn — er wandert, wandert und wandert, bis wieder Waldung ihn deckt — die mächtigen weit hingebreiteten Bergwälder des Pleß. Da iſt er wieder auf altem wohlbekanntem Weg, da kommt er wieder am Pleßhaus vorbei, da gedenkt er jener Nacht und jenes Morgens voll Angſt und Pein — ſo mancher andern Quaal.

Da kommt ihm auf dem Waldweg ein alter Mann entgegen, gerade wie damals, als er vom Pleßhaus vor den Gensd'armen floh, nur iſt die Scene in etwas geändert. Beide ſind allein — und der alte Mann iſt wieder jener Kreiſer, der ihn damals hatte aufhalten ſollen, und es nicht gethan.

Waller minder eilig, wie damals, bot dem Kreiſer gute Zeit. Jener dankte kurz und blieb ſtehen. Er ſah den Jäger mißtrauiſch an, und fragte: „Woher des Landes? Wohin?“ —

Waller ſtand — er erbangte — doch faßte er ſich — und erwiderte: „In die Zillbach!“ —

„So! Hm!“ ſprach der Kreiſer. „Da iſt man hier auf *unrechtem* Weg! Ich rathe — dieß Revier baldigſt zu wechſeln. Ich ſollte den — Herrn kennen, mein' ich. Wir ſind einander ſchon einmal hier begegnet! Nicht? — Hundert Thaler heißt das Fanggeld — die Gensd'armen laufen ſich die Sohlen danach ab — mag's nicht, mag's nicht verdienen mit Menſchenfängerei — aber hebe Dich von dannen, Burſch! Ich ſeh' Dir's an — Du läufſt nicht mehr lang!" — Da ging der alte Kreiſer hin. —

Waller blieb ſtehen, und ſah ihm lange nach, wie vernichtet, und ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt.

„O Gott!" —

Und es fiel ihm ein Gebet ein, aus den Jugendtagen, da er fleißig in der Bibel geleſen, und ihre tiefen, inhaltreichen, ewig wahren Sprüche ſeinem guten Gedächtniß eingeprägt, Sprüche und Reden und Rufe des oft bangen Menſchenherzens, ſo tief und menſchlich empfunden — und oft ſo göttlich ausgeſprochen, daß keine Jahrtauſende jüngere Schrift und Sprache ſie übertroffen hat und jemals übertreffen wird und kann.

Und aus dieſem einfachen Grunde iſt die Bibel das Buch der Bücher.

Und Waller ſprach leiſe vor ſich hin eine Pſalmſtelle:

„Mein Herz ängſtet ſich in meinem Leibe, und des Todes Furcht iſt auf mich gefallen."

„Furcht und Zittern iſt mir angekommen, und Grauen hat mich überfallen."

„O hätte ich Flügel, wie Tauben, daß ich flöge und etwo bliebe.“

„Siehe, ſo wollte ich mich ferne wegmachen, und in der Wüſte bleiben.“ —

Wie Abenddämmer die Wälder des Pleß überſchleierte, nahte Waller verſtohlen dem Ort und dem Hauſe, darin das Weib ſeiner Liebe auf ihrem Sterbebette lag.

An dieſem Tage war es in Wallers Heimathdorfe recht lebendig. Seit längerer Zeit hatte auch dort die Auswanderungsluſt Wurzel geſchlagen. Die Gründe dazu lagen zum Theil ſehr tief, lagen nicht allein in der Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, nicht allein in der übergroßen Belaſtung mit Steuern und mit Strafen für Forſtvergehen, Waldfrevel genannt; nicht allein in der Sucht nach Neuem, noch weniger in der Sehnſucht nach einer Freiheit, von der man keine klare Idee hatte. Die neumodiſche Freiheitsſchwindelei war noch nicht eingeriſſen. Bei Vielen war Stolz ein Hebel.

Sie fühlten ſich in ihrem Dorfe nicht angeſehen genug — man ſollte es nicht glauben, und doch iſt's ſo — Mancher geizt auf dem Dorfe nach einem Dorftitel, und betrübt und kümmert ſich, wenn ihm ſolcher Titel nicht zu Theil wird. Der Taglöhner möchte Ackermann heißen — der Ackermann wünſcht Zwölfer zu werden, aus den Zwölfern wird der Schultheiß gewählt. Wie ſchön kleidet der Titel Heiligenmeiſter! Mit welchem edlen Bauernſtolz erfüllt die Benennung: Herrſchaftlicher Lehenträger! Wie einnehmend klingt der Titel Einnehmer! Nun vollends Friedensrichter — Disciplininſpector! Inſpector! Welch ein ſchöner, an Reſpect erinnernder, Reſpect fordernder Titel! —

Umtriebe, Neid, Kabalen, Groll, Haß und Feindſchaft erregt das Verlangen und Streben nach ſolchen Titeln in dem kleinen Kreis eines Dorfes — und da giebt es Unzufriedenheiten in Menge.

Schade, daß wir nicht Raum haben, dieſes Thema weiter auszuſpinnen.

Von Schmalkalden herüber war ein Werber für die Auswanderung gekommen, hatte die Hoffnung erweckt auf goldne Berge, hatte Bücher gebracht; die auswanderungsluſtigen Burſche kamen Abends zuſammen, laſen, beſprachen ſich, disputirten, nannten das ſcherzweiſe ihre „Ständeverſammlung“ — raiſonnirten in das Blaue hinein über die Landesregierung, über die vielen Beamten, über die Oberamtmänner, über die herrſchaftlichen wie über die Gemeindeabgaben, und ſchöpften immerwährend Waſſer ins Danaidenſieb der Frage: Wohin die Abgaben flöſſen?

Die Vorzüge von Nordamerika und Texas wurden erörtert, verglichen — und es blühten helle Träume auf von freier Jagd und vielen Büffelochſen, und daß dort kein Geſetz Gras- und Moosholen im Walde verbiete.

Auch Heinrich Waller und ſein Bruder nahmen Theil an dieſen Verſammlungen; ſie hatten am erſten Grund, ſich aus dem Lande fortzuwünſchen, ſie waren ja zum Fortgehen verpflichtet worden.

Heinrich nährte bei ſich ſtille Pläne, Pläne auf ein ſtilles Glück. Ihm gelüſtete es nicht, Dorfmeiſter zu werden oder ſonſt was — er wollte Gott danken, brächt' er es nur dahin, ein kleiner Farmer zu werden — wo möglich unter ganz fremden Nachbarn. Aber eins mußte geſchehen. — Noch war es nicht ſo weit, daß er und ſein Bruder ſich dem erſten Zuge hätten anſchließen können; ſie wollten ſpäter mit Andern gehen.

Ungemein lebendig war der Dorfplatz. Zwei Wagen waren gepackt. Männer und Burſche ſtolzirten umher in Texashüten, mit Flinten, und mit allerlei Flitterſtaat behangen. Frauen, Mädchen und Kinder weinten und ſchrieen, der Abſchied that doch weh, weit weher als man erſt gedacht.

Hoch oben auf einem der übervollen Wagen raget über alles Geräth und Gerümpel ein Nachtwächterſpieß, der mitgenommen wurde, um die Büffel abzufangen, wenn ſie vom Schuß nicht gleich hinfielen, wie die Sperlinge in die Schoten. Dieſer Spieß gab mitten im Schmerz wieder viel zu lachen. Und von ihm wehten — Bänder mit der Landesfarbe — mit der Farbe des Landes, das ſeine Kinder verließen. —

Ein ächter Deutſcher wird nicht verabſäumen, auch in eine fremde Heimath ſeinen Nachtwächterſpieß mit hinüber zu tragen, einerlei, ob's ein ſichtbarer, ob's ein unſichtbarer Spieß iſt.

Die Bevölkerung des ganzen Dorfes drängte ſich auf den Platz und um die Scheidenden, ſelbſt von Nachbardörfern waren Neugierige und Abſchiednehmende gekommen. Im Wirthshaus wimmelte es von Juden, dort verſteigerten einige andre Auswanderungsluſtige Hab' und Gut, Häuſer und Land, Schiff und Geſchirr, Vieh und Fahrniß. Da wurde brav gezecht, und wacker gelärmt.

Jetzt erſcholl Muſik. Die Dorfmuſikanten zogen heran — ſie blieſen ein Lied — aber es war keine fröhliche Melodie, es war der ernſte Choral:

Befiehl du deine Wege.

Das ſtimmte allmählig Alle ernſt, ein trauervolles Schweigen lagerte ſich über den Platz, und da trat plötzlich der Herr Pfarrer unter ſeine Gemeinde, und der Pfarrer nahm das Wort und ſprach einen Abſchiedſegen. Da wurde es vollends tiefſtill rings umher:

„Liebe Kinder!“ ſo redete er die Scheidenden an, die ſich nahe an ihn heran drängten: „Liebe Kinder, höret noch ein letztes Wort aus eures Lehrers, aus eures Vaters Munde. Ach daß ich klagen und ausrufen muß mit Baruch: Ziehet hin, ihr lieben Kinder. ziehet hin, ich aber bin verlaſſen — einſam. Ich muß euch ziehen laſſen mit Trauern und Weinen, Gott aber wird euch mir wiedergeben mit Wonne und Freude ewiglich.“

„Ihr verlaßt eure Heimath, das Land eurer Väter, das Land eurer Jugend — ihr wollt eine neue, eine beſſre Heimath ſuchen. Möchtet ihr dieſe finden! Wenn ihr ſie aber nicht findet, o dann zagt nicht, dann verzweifelt nicht, dann denkt an das Wort: Unſre Heimath, unſre wahre, ewige Heimath iſt im Himmel. Dieſes Wort gebe ich euch mit auf euern weiten, gefahrvollen Weg: Unſere Heimath iſt im Himmel.“

„Drüben — droben finden wir uns wieder, da wird Gott euch Alle mir wiedergeben, die er jetzt von meinem Herzen nimmt.“

„Es iſt nicht das Land einer göttlichen Verheißung, dem ihr euer Hoffen zuwendet, nur einer irdiſchen Verheißung, die ſchon Tauſende trog und täuſchte. Möge ſie euch nicht trügen und täuſchen!“

„Wohl ſprach einſt zu Abraham die Stimme Gottes: Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundſchaft und aus Deines Vaters Hauſe, in ein Land, das ich Dir zeigen will. — Wer aber das zu euch geſagt, war nicht der Herr Herr! Die euch irre machten, die werden ihr Urtheil tragen, ſie ſeien wer ſie wollen!"

„Dieſe ſind wilde Wellen des Meeres, irrige Sterne, welchen behalten iſt das Dunkel der Finſterniß in Ewigkeit!"

„Ziehet hin ihr lieben Kinder, ziehet hin! Und Gott mit euch! Der Herr ſegne euch und behüte euch! Der Herr erhebe ſein Antlitz auf euch und ſei euch gnädig, der Herr erleuchte ſein Antlitz über euch, und gebe euch und uns Allen ſeinen Frieden! Amen!" —

Ergriffen ſtand die Menge, der Pfarrer ging ſchweigend hinweg, nur allmählig fanden ſich wieder Worte zu Worten, das letzte Lebewohl, die letzte Umarmung, der letzte Händedruck — das Weinen des Schmerzes, das Lächeln der Hoffnung, und die Muſikanten ſtimmten die Melodie des Liedes an: Auf auf ihr Brüder und ſeid ſtark. Da wurde es wieder laut auf dem Platz, die Wagen ſetzten ſich in Bewegung, neugieriges Volk drängte nach. —

Im Gedränge wurden durch Zufall zwei zerlumpte Frauen heftig aneinander geſtoßen, und zwar dicht vor der Thüre des Wirthshauſes, aus der die eine, eine häßliche, verknöcherte, runzelvolle, roth- und triefäugige Alte trat.

Die an ſie anſtieß, oder vielmehr an ſie geſtoßen wurde, war eine langgewachſene, dürre, ſtarkknochige Geſtalt von ſchmutzigem Ausſehen.

Die Alte trug in zitternder Hand ein gefülltes Branntweinfläſchchen von weißem, ſtarkem Glas; durch den Stoß entglitt es ihrer Hand, fiel nieder und zerbrach. Sie ſchrie laut auf, bückte ſich nieder, raffte eine Scherbe des dicken Glaſes auf und ſtürzte in fürchterlicher Haſt, wie eine Megäre auf die jüngere, die ſie geſtoßen, los.

Es war die alte Hormann — jene war Ottilie Waller.

Da ereignete ſich etwas Entſetzliches. —

Mit einem Fluch- und Schimpfwort der ſchrecklichſten Art ſprang die Alte wie eine raſende Katze an Ottilien empor, krallte ſich an ihrem Mieder feſt, und ſchnitt ſie mit der zerbrochenen Scherbe des Branntweinglaſes in den Hals; nicht einmal, zwei — dreimal — furchtbar kreiſchte Ottilie — ein Blutſtrom ſprang aus ihrem Halſe wie von einer Gerichteten. Vergebens verſuchte ſie die Alte abzuſchütteln, abzuwerfen, dieſe hing feſt an ihr, ließ ſich von ihrem Blut überſtrömen, beide fielen zu Boden, Ottilie krallte ihrerſeits der Alten in das Auge — vergebens verſuchten die Umdrängenden ſie von einander zu reiſſen — als es endlich gelang, war Rettung für Ottilien nicht mehr möglich, aus der durchſchnittenen Pulsader quoll unaufhaltſam ihr ſchwarzes Blut.

Die Alte war ebenfalls faſt leblos — ihre Kraft war dahin — dieſe furchtbare Erregung lähmte ſie ganz.

Mehr als ſie heiſchte der Zuſtand der verblutenden, bereits ohnmächtigen Ottilie Hülfe; man ſchleppte Beide in ein unteres Zimmer des Wirthshauſes, — man war um Ottilie beſchäftigt — es entſtand ein furchtbarer Tumult und Auflauf, alles drang in das ohnehin ſchon volle Wirthshaus ein.

Auf einmal ſpürt man im Zimmer einen auffallenden Brandgeruch — ein Ruf des Schreckens, des Entſetzens wird plötzlich laut: — „die alte Hormann brennt!“ — ja ſie brannte. Bläuliche Flammen, wie von Alkohol, umleckten ſie — und nicht blos kamen dieſe, wie man wohl ſchon bei alten Säufern wahrgenommen, aus dem Munde — wo das Volk zu ſagen pflegt: der Branntwein brennt ihm zum Halſe heraus — nein, ſie brannte über und über — und fruchtlos war es, daß Jemand einen Stutz Waſſer über die Brennende hergoß — dabei machte die Alte keine Bewegung, man vernahm von ihr keinen Laut. Binnen wenigen Minuten — während alle

Anweſenden und Zeugen dieſer unerhörten Erſcheinung vom tiefſten Entſetzen erfüllt waren, und während das Zimmer ſich mit einem dicken ſchwärzlichen Rauch füllte und mit einem äußerſt ſtinkenden Brentzel-Geruch wie Horn und verbrannte Kohle und Phosphorwaſſerſtoffgas — wurde die Alte ein Klumpen zuſammenhängender Aſche, um die eine gelbliche klebrige Flüſſigkeit am Boden floß. Die Lumpen aber, mit denen die Alte bedeckt war, brannten nicht an von dieſem animaliſchen Feuer. Sie war den zwar ſeltnen, aber doch bei Säuferinnen von hohem Alter ſchon zum öftern beobachteten Tod der Schnellverbrennung — Tachencausis — geſtorben.

Dieſe ſchreckliche warnende Todesart erfolgt meiſt hervorgerufen durch das Laſter der Trunkſucht in der Mehrzahl bei alten Frauen, häufiger eigentlich bei wohlbeleibten als bei hagern, aber doch auch bei letztern, aus einer Entmiſchung des Blutes, des Fettes und der Knochen, die in einen noch nicht genug erklärbaren Zuſtand von Verbrennungsempfänglichkeit und Verbrennungsfähigkeit verſetzt werden, bei welcher Empfänglichkeit durch Einwirkung äußerer, auch noch nicht hinlänglich erforſchter Urſachen eine plötzliche Entflammung bewirkt wird, — welche einen ſchnellen Tod durch mehr oder minder vollſtändige Verkohlung des Körpers herbeiführt.

So erklärt ſich dieſe furchtbare Todesart naturgemäß und vom ärztlichen Standpunkt aus.

Wie erklärt ſie aber der Bauer, der ihr Augenzeuge iſt? — Wie wirkte ſie, als ſie bei der alten, als Hexe verſchrienen, allgehaßten, allgemiedenen Hormann erfolgte? Der Teufel und Niemand anders mußte es geweſen ſein, der die Alte, ſeine liebſte Buhle, als Beſeſſene zum Mord Ottiliens, ihrer bitter gehaßten Feindin, getrieben — denn Ottilie war todt, beſtürzt ſtanden ihre beiden Brüder an ihrer Leiche, doch mit trocknen Augen — und der ſie dann vor aller Augen lebendig geholt und ihren elenden Leib mit der Flamme der Hölle verſengt und geröſtet hatte.

Denn auch die vernünftigen helldenkenden Bauern hatten ja noch nie ſolch ein Ereigniß erlebt, nie davon gehört, nie davon geleſen, und ſo erblickte Alt und Jung hier entweder die heiße Fauſt des Satans oder doch mindeſtens ein furchtbar ſtrafendes Gericht Gottes.

Keine Thräne floß um die Alte, keine Thräne floß um Ottilien. Den Leichnam der letzteren und die Reſte der erſteren ſchaffte man in das Hirtenhaus. Von den Kindern der Hormann war keines im Ort. Amalie war und blieb verſchollen. Frieder trieb das Geſchäft eines Salzkoſaken, Georg Martin war außer Landes.

Trüb geſtimmt auf alle Weiſe ging Heinrich gegen Abend nach Noſa, um ſeiner Schweſter dort den Tod Ottiliens zu hinterbringen, und um der Freundin, Peters Wittwe, Kunde zu geben von den Ereigniſſen dieſes Tages. Seine Gedanken zogen den Auswanderren nach, er begleitete dieſe ſchon im Geiſt—ja er beneidete ſie.

Noch war ihm nicht möglich geweſen, nach dem Gelde zu gehen, das der Bruder ihm bezeichnet, und er wäre am liebſten nicht danach gegangen. Aber es war für ihn die einzige mögliche Hülfe, und Wem kam es zu Gute, wenn es dort an der Saale vergraben blieb, ein todter Schatz? — Heinrich trat in ein Sterbehaus. Mieckchen empfing ihn mit Thränen im Auge, und flüſterte:

„Ach Heinrich, ſie wird es bald überſtanden haben — er iſt bei ihr — ſtöre ihn nicht“. —

Heinrich ſetzte ſich ſtill zu der Wittwe und that ihr mit wenigen Worten die ſchrecklichen Neuigkeiten kund, die er brachte.

„Sag' es dem Mädchen, der Annebarb, noch nicht — ſie möchte etwa ein Geſchrei erheben. Sie erfährt es noch zeitig genug!“ bat Peters Wittwe, und dann beharrten beide in einem trüben Schweigen, während die Nacht vollends einbrach. Mieckchen weinte ſtill; Heinrich ſah ihre Thränen nicht fließen, endlich hörte er ſie leiſe ſchluchzen, und faßte ihre Hand. „Du weinſt, Riekchen!“ —

„„Ach Heinrich! Du glaubſt nicht, wie übel mir es geht! Alles will von mir haben, alles zieht an mir. Der Peter hat ſo viel Geld geborgt, er hat Vieh gekauft und nicht bezahlt, daß ich's nun wieder alles verkaufen muß, und mit Schaden. In grenzenloſes Unglück hat mich der Mann gebracht! Faſt an den Bettelſtab! All' das Seine hat er verthan und an Narrenspoſſen gehängt, an Schwindler und Betrüger und Gauner — Schätze hat er graben wollen und Teufelszeug hat er angefangen. Ach und die Schande, die er über mich gebracht hat, ich wage kaum mich im Dorfe ſehen zu laſſen.““

„Viele gönnen mir recht mein Unglück; es geſchehe mir recht, ſagen ſie, ich wäre zu ſtolz geweſen. Weil ich ſtill und ruhig mit meinem Mann hinlebte, gern zu Hauſe blieb, nicht in alle Häuſer lief, nicht auf allen Gaſſen ſtill ſtand und mit den Weibern klatſchte und patſchte, muß ich ſtolz ſein.“ —

So klagte die junge Wittwe dem Freund ihrer Jugend in ungeſchmückten Worten ihr Leid, ſie ſchüttete ihr Herz gegen ihn aus, ach ſie hatte noch mehr auf ihrem gebeugten Herzen.

„Nun denke Dir, Heinrich, das neue Unglück, wenn die Lucie ſtirbt! Ich habe ihr und Deinem Bruder die Freundſchaft erwieſen, und ſie aufgenommen. Wenn ſie nun ſtirbt, kommt es doch an Tag, wer ſie war, und da kann ich noch vor Gericht gehen müſſen. Und was mir das Allerſchrecklichſte iſt, der Adam weiß es, daß ſeine Schweſter bei mir iſt, das kann uns noch recht ins Unglück bringen, denn er hat einen Pik auf den Caspar, und iſt ein ganz gefährlicher Kerl.“

In der Kammer, in welcher Lucie lag, kniete vor ihrem Bette Caspar Waller. Ihr wurde das Sprechen ſchwer. Sie hielt aber ſeine Hand feſt in ihrer erkaltenden Rechten, und flüſterte kaum hörbar: „Verſprich es mir — verſprich es mir bei dem, was dir das Heiligſte iſt, — ein neues Leben — hörſt Du — ein neues Leben! — Werde rein — laß mich Dein Verſprechen mit hinauf nehmen — und es in die Hand — des himmliſchen Richters legen.“

„„Lucie, ich verſpreche es Dir!““ ſprach Waller von tiefſtem Seelenſchmerz bewegt. „Bei dem Andenken an unſer einſtiges Glück, an unſere Kinder, die bei den Engeln ſind — bei dem allmächtigen Gott, der die Sünder aufnimmt, gelobe ich es Dir, dieſe Hand ſoll fortan rein bleiben, und wenn ich verhungern müßte.“ —

„„Du wirſt nicht verhungern, du kannſt arbeiten!““ ſprach Lucie mit einem ſtöhnenden Seufzer.

Er beugte ſich über ſie — ſie lispelte: — „es wird mir — ſchwarz vor den Augen — oh wie kalt, wie kalt — von unten herauf — bald kommt's ans Herz."

Waller ſaß vernichtet da.

„Lebe wohl! — Halte Wort! — Bete — bete!" —

Lucie begann zu röcheln — Wallers Gedanken flirrten.

Er fand kein zuſammenhängendes Gebet — tiefe Nacht ward es in ſeiner Seele. Er fühlte das Flügelrauſchen des Todesengels. Da lag ſie verſcheidend, die ihm alles geweſen, die ihn rein beglückt, die ihr Leben ihm einzig geweiht, und die er nicht ſo glücklich gemacht, wie ſie es verdient hätte, denn das Dunkel ſeines verfehlten, fehlervollen Lebens hatte auch ihr Daſein umnachtet — er hatte ſie nicht emporgehoben, er hatte ſie in die Abgründe ſeines geächteten Seins geriſſen.

Seine ganze Vergangenheit ging in dieſer heiligen Stunde an ihm vorüber — reuevoll war jetzt ſeine Seele, und was er ihr gelobt in ihre nun erſtarrte Hand — das gelobte er ſich ſelbſt noch einmal mit dem feierlichſten Ernſt.

Er kniete noch immer ſtill am Lager der ſanft Verſchiedenen — ſein Gelübde war das Gott wohlgefälligſte Gebet, was er beten konnte. Leiſe, da es oben ſo ſtill bleibt, nahen Riekchen und Heinrich —

ſie öffnen die Thüre, ſie finden Jene vollendet — ihn den Tiefbewegten unbeweglich — und falten die Hände, und beten ein ſtilles Vaterunſer.

Im Dunkel der Nacht nahen Bewaffnete. Es klirren Ketten. Das Peterſche Haus in Roſa wird umſtellt — als fürchte man, es werde Jemand daraus entſpringen.

Hähne geſpannt am Carrabiner in der Linken, und die ſcharfen blinkenden Pallaſche in der Rechten, treten die Gensd'armen polternd in das Haus. Laternenträger voran.

In der untern Stube iſt nur die Magd — die Stubenkammer iſt leer — alſo die Treppe hinauf.

„Ach Herr Jeſus!“ unterbricht Riekchens Schreckensruf die Feierſtille in der Todtenkammer, wie ſie den Lärm, das Gepolter vernimmt.

Waller ſpringt auf, und ſtarrt ſie und ſeinen Bruder an, ſein Geſicht iſt ſo bleich, wie das der marmorweißen Leiche. Noch hält er Luciens Hand in ſeiner Hand.

„Da finden wir ja das ganze Neſt!“ ſpricht Nicolaus, der Gensd'arme. „Das iſt ja ſchön von der Frau Peter, daß ſie ihr Haus zu einer Diebesherberge macht!“ —

„„Herr Gensd'arm““ — ſpricht Waller ruhig, mit einem leiſen Beben der Stimme: „hier liegt eine

Todte — hier iſt nur ein Schuldiger — ich bin Ihr Gefangener und bin völlig wehrlos — ſtecken Sie Ihren Säbel in die Scheide!"

„„Du ſchweigſt, hochtrabender Gaudieb!"" herrſchte Nicolaus dem Sprecher zu, und gebot Heinrich und der Wittwe, hinunter zu gehen.

Waller beugte ſich über die Leiche ſeiner Lucie, küßte ſie noch einmal mit einem Seufzer des Wehs aus innerſter Seele, und ging dann vor dem Gensd'armen her, die Treppe hinab.

Drunten empfingen ihn Andre, und legten ihm Ketten an.

Er blickte mit verächtlichem Lächeln auf die Handſchellen.

„Lebe nochmals wohl! Heinrich — in Amerika!" ſprach er zum Bruder, und zu der lautjammernden Wittwe:

„Weine nicht, Riekchen! Trag es in Geduld! Habe tauſend Dank! Gott wird vergelten!"

Als Waller vor das Haus trat, erblickte er beim Schein der Laternen einen andern gefeſſelten Mann, und ſtieß erſtaunend das Wort heraus: „Adam!" — „„Herr Baron?"" antwortete dieſer mit frechſtem Spott.

„Wenn Sie mich nicht erſchießen wollen, werde ich Sie nun doch begleiten."

„„Teufel!““ knirſchte Waller.

„Aber kein dummer, wie gewiſſe ſuperkluge Herren Barone Ihresgleichen!“

„Auseinander mit den Hallunken, daß ſie nicht zuſammen conſpiriren!“ gebot Nicolaus, der Obergensd'arme, und ſeine Untergebenen trennten jene. —

Adam war nach dem Geſpräch am Morgen dieſes Tages, das er mit Waller auf der hohen Sonne hatte, deſſen Spur im Annathale gefolgt, und hatte dieſe leider aufgefunden. In möglichſter Eile verfolgte er dann jenes fernern Weg. Sein Rachedurſt trieb ihn zum ſchwarzen Verrath — man hörte ſeine Weiſung und nahm Notiz von ihr, aber zugleich nahm man ihn ſelbſt in Haft. Er trug vieles Geld bei ſich, welches ihm alles abgenommen wurde.

Die Gefangenen wurden abgeſondert und die Nacht hindurch ſtreng bewacht.

Am andern Tage wurden ſie geſchloſſen auf einen Leiterwagen geſetzt, und unter guter Bedeckung nach der Frohnveſte geſchafft.

Da ſaßen ſie nebeneinander, die Schwäger, die ehemaligen Freunde und Kameraden, jetzt die bitterſten Feinde — keiner durfte ein Wort reden.

In den Dörfern, durch die ſie fuhren, jubelte das Volk und freute ſich über die Feſtnehmung.

Auf offener Straße begegneten ihnen die ſchwerbeladenen Auswandererwagen.

Luſtig wehten vom Nachtwächterſpies auf dem einen die farbigen Bänder, luſtig waren die Auswanderer.

Das ſchnitt tief in Wallers Seele. „Die dorthin — ich dorthin“ — murmelte er in ſich hinein. „Jene zur Freiheit — ich zum Kerker! O Schickſal! Schickſal! O ihr Schwerbeladenen!“

Sehet welch ein Menſch!

Im altehrwürdigen Grafenſchloß klirren die Ketten, raſſeln die Riegel, ſind in ſorgſamer Hut die Gefangenen gehalten.

Gefängniß! Verhängniß! Welches furchtbare Reimpaar! Wie viel iſt ſchon über den erſtern Gegenſtand, der zum zweiten für ſo viele Unglückliche wird, geſchrieben worden!

Bald wird die deutſche Wiſſenſchaftlichkeit um eine Wiſſenſchaft reicher ſein, ja ſie iſt es ſchon — um die Gefängnißwiſſenſchaft. Dieſe hat eine reichhaltige Bücherkunde.

Es wuchs die Zahl der Verbrecher gegen das Eigenthum, jemehr ein allgemeiner Nothſtand fühlbar wurde in den ärmeren Klaſſen, jemehr die leidige Frage ſich aufdrängt: Woher nehmen und nicht ſtehlen? Die Verbrechen ſind es, welche die Gefängniſſe hervorrufen und bevölkern, mindeſtens in der großen Mehrzahl — der unſchuldig Eingekerkerten wird es in unſern Tagen und in unſerm Vaterlande nur Wenige geben.

Aber auch zu den ſcheinbar verlorenen Söhnen des Himmels, die der Verſuchung erlagen und Thaten vollbrachten, die ſie in die Räume der Kerker lieferten, tritt die Milde, das Mitleid.

Seht, ihr Spötter und Verächter des Chriſtenthums, hier einen Sieg des Chriſtenthums! „Ich war im Gefängniſſe, und ihr ſeid zu mir gekommen! ſprach Jeſus Chriſtus, der Fürſt der erbarmenden Liebe.

Das Alterthum that nichts für die Gefangenen, ihren Zuſtand zu mildern; es bereitete ihnen nächſt dem Verluſt der Freiheit nur Qualen, es marterte und tödtete ſie, höchſtens daß an hohen Feſten einer oder einige frei gelaſſen wurden. Man denke an Barnabas. Erſt durch Chriſtus und ſeine göttliche Lehre lernte die Menſchheit in dem Gefallenen doch den gefallenen Bruder erblicken.

Das deutſche Mittelalter gewöhnte ſich an den Ausſpruch des Verfaſſers des richterlichen Klagſpiegels: die gefangknus, carcer im Latein, iſt erfunden allein zuo behalten und mit zuo peinigen.

Dennoch iſt auch noch nach den Vorgängen Englands, wo unſterbliche Namen ſich um das Gefängnißweſen verdient machten, und nach ins Lebentreten eines Geiſtes der Milde, der Schonung, der Erbarmung auch in deutſchen Gefängniſſen, wo dem Leib und der Seele möglichſt gute Pflege zu Theil wird, immer noch der Pein und der Strafe genug, und mit Recht rechnet die Weisheit der Geſetzgebung in vielen Fällen die Unterſuchungshaft mit zur ſpäter zuerkannten Strafe.

Vieles wird nicht oder nur ſelten erreicht, was man gerne erreichen möchte, Beſſerung, Rückkehr zum Guten.

Dieſe ſoll kräftiger bewirkt werden als früher möglich war, durch die einſame Haft, in welcher der Gefangene ſtreng geſchieden iſt von ſeinen Mitgefangenen. Keine gemeinſame Arbeit mehr, ewige Stille um ihn, ewige Oede, ewiges Schweigen.

Dieß iſt eine Folter der Seele, welche ſchon oft den Wahnſinn erzeugte.

Und ſo wird das was Wohlthat werden ſoll, zur furchtbarſten, unerträglichſten Pein. —

Mitten im Hofe des alten Steinſchloſſes, das ringsum ſtarke Mauern mit mächtigen Rundthürmen umziehen, erhebt ſich das vormalige Ritterhaus, ein hoher, ſtattlicher Bau, in Geſtalt eines gewaltigen Thurmes, an welchen dann der Palas mit ſeinen Sälen, mehreren übereinander — mit ſeinen Zimmern und Zellen, ſeinen Gängen und Wölbungen ſtieß.

Im Thurm ſind Gefängnißlokale. Vierzig Fuß hoch über dem Boden iſt eins, darin ſitzt Adam. Fünfzig Fuß hoch, gerade über Adam, iſt ein Gemach, welches Waller bewohnt.

Starke Gitter ſchirmen die ohnehin ganz ſchmalen Fenſter; eichene Doppelthüren, wohl verſchloſſen, machen Flucht unmöglich.

Waller gilt, gleich Adam, als ſchwerer Verbrecher, ſeine Haft ſoll Strafe ſein, iſt Strafe.

Aber ſein Gefängniß iſt rein, nicht ungeſund, es hat Helle, durch das enge Fenſterlein iſt ein Blick vergönnt über die Umfaſſungsgebäude des Schloſſes hinweg auf die grüne Winterſaat, auf den erſtorbenen Wald — der winterliche Sonnenſchein ſchmückt doch noch an hellen Tagen und Abenden dieſen Berggipfel mit ſchönem purpurbläulichen Farbenton. Unter dem Wald und unter dem Saatgrün weit drüben, hinter dem Dorfe, zieht eine Landſtraße.

An ſtillen Wintertagen ſchallt das helle Geklingel der Schlitten bis herüber in die Gefängnißzellen. Da naht der Frühling. Auf der Landſtraße drüben fahren ſchon wieder die erſten Auswandererwagen langſam dahin, der Straße zu, die nach Bremen leitet. — „O daß ich Flügel hätte!“ —

Allgewaltig erwacht wieder im Buſen des Gefangenen der Trieb nach Freiheit, der eine Zeit lang geſchlummert.

Die Freiheit erwarten, eitle Hoffnung; der Sträſling Caspar Waller iſt wie ſein Complice Adam zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Lebenslängliche Haft! Welch ein Schreckenswort! — Aber entkommen? Aus dieſer Höhe? Funfzig Fuß nieder an dem glatten Thurm — dann bildete eine hohe Bretterwand mit wohl verſchloſſener Thüre einen abgeſonderten Hof; wenn dieſe Wand überſtiegen war, befand ſich der Flüchtling ebenfalls in einem Hof, in welchen der Haupteingang führte, deſſen Eröffnung gelingen mußte, ſonſt war alles Uebrige vergebens.

Es zog, es drängte Waller ein mächtiger Trieb, zu fliehen. Er wollte ſich frei machen, er wollte nun um jeden Preis ſein Gelübde erfüllen, er fühlte ſich von einer innerlichen Macht gehoben.

„Nur erſt von dannen, weit von dannen — das geborgne Gut reicht zu weiter Reiſe, und dann Arbeit, Arbeit! Ich war ein Feigling, daß ich nicht längſt ging, ein Thor, daß ich nicht zu unſer aller Heile die Bande der Seelen zerriß — und doch vielleicht auch kein Thor — vielleicht handelte ich mitten in meinen Vergehungen nur allzu rechtlich.“ —

Waller beſaß mancherlei Geſchicklichkeiten in Anfertigung kleiner Geflechte aus Stroh und ſonſtiger Künſteleien; man war ſo menſchlich, ihm dieſe Beſchäftigung zu geſtatten.

Welch ſtille Freude für ihn, als er ſich im Beſitz von Zwirn und Nähnadeln ſah. Nähnadeln ſind ſchon oft zu befreienden Schlüſſeln geworden — dieſe kleinen, wichtigen Werkzeuge, denen wir ſo unendlich viel verdanken, ohne die wir keine Kleider hätten, keine Betten, keine Vorhänge und was ſonſt alles nicht.

Oft betrachtete Waller ſinnend die Eiſenſtäbe ſeines Fenſtergitters.

Sie waren ſehr enge. Doch konnte, wenn es gelang, nur einen einzigen Stab zu brechen, eine Oeffnung von einem halben Fuß ins Quadrat entſtehen.

Ohne Feile, ohne Stahlſäge, ohne Rieſenkraft, ohne ſonſtige Hilfsmittel ein ſtarkes, eiſernes Gitter brechen, das koſtet Kunſt. Aber es gibt ein Mittel, dem ſelbſt Eiſen nicht widerſteht; das iſt die fortgeſetzte gleichmäßige Erſchütterung. Dieß lehrt als Beiſpiel im Kleinen das bekannte Kunſtſtück, mit einem Bierglas ein Meſſer entzweizuſchlagen. Man ſtemmt das Meſſer ſchräg auf den Tiſch, faßt in das Glas hinein und führt mit deſſen Bodenkannte ruhige Schläge fort und fort auf das Meſſer. Erſt ſcheint der feſte

Stahl dieſer Bemühung zu ſpotten, allein endlich biegt er ſich und endlich bricht er.

Und ſo rüttelt ſich allmählig, ganz allmählig ein Eiſenriegel aus ſeinen Niethen, und ſo bringt Welle auf Welle allmähliger Erſchütterung in Eiſen und Stahl, herüber, hinüber, herüber, hinüber, unzählige Mal, bis die zuſammenhängenden Theile des feſten Metalls locker werden, ſich löſen, bis Stahl und Eiſen brüchig wird.

Geduld gehört dazu und Zeit. Waller hatte beides. Der eine Riegel brach.

Aus beſeitigten Fäden, aus Strohtheilen, aus allerlei Faſerwerk und was irgend zu dieſem Zweck erreichbar geweſen war, hatte der Gefangene ſich ein langes, zwar dünnes, aber haltbares Seil verfertigt, und daſſelbe trotz der Einfachheit ſeiner Zelle und ſeines Geräthes dennoch klug zu verbergen gewußt.

Aber wenn ſein Blick auf die nun ermöglichte, mit Abſicht noch nicht ganz vollbrachte Oeffnung im Fenſtergitter fiel, faßte ihn neues Zagen.

„Mein armes Leben und meine dermalige Koſt,“ ſprach er wehmüthig zu ſich ſelbſt: „haben mich nicht zum Wallfiſch gedeihen laſſen, doch bin ich auch kein Häring.„

„Sollte es möglich ſein, daß ich als Kameel durch dieß Nadelöhr ginge — daß ich durchginge?“ —

„Durch einen halben Quadratfuß ein Menſchenleib?" —

„Kaum ein Windhund würde hier durchſchlüpfen können!"

„Und noch mehr Stäbe losbrechen? Das würde ſichtbar werden, würde meine einzige Hoffnung verrathen, ſie auf immer vereiteln."

„Es muß, es muß geſchehen, das ungeheure Wagſtück — geſchehen auf Tod und Leben."

„Und um eines iſt mir noch bange! Gerade unter mir liegt und lauert mein Verräther, mein Todfeind, wachſamer als alle Wächter, ſo voll Gift gegen mich aufgeſchwellt, wie ein Baſilisk — ich hab' es erfahren von einem Wärter."

„Jetzt iſt es Zeit und Noth zu beten, wenn je für mich Gebet Noth war." —

„Wende, o Herr, mein Gefängniß! Du, o Herr, ſchaueſt von Deiner heiligen Höhe und ſiehſt vom Himmel auf die Erde. Daß Du das Seufzen des Gefangenen höreſt, und los machſt die Kinder des Todes!" —

Es war eine tiefdunkle Nacht Ende des Monat Februar. Trügeriſche Frühlingstage waren gekommen, laue Regen hatten den Schnee der Felder weggetilgt, der nur noch in Streifen in den Furchen lag und in den Wäldern. Lerchen ließen ſich ſchon hören mit dem Grauen der Morgendämmerung. Die

Luft war mild, es hatte bereits ſeit einigen Nächten nicht gefroren. Der Storch, deſſen Neſt auf einem der Mauerthürme des Schloſſes ſtand, war auch ſchon wieder gekommen.

Frühlingsodem in der Natur! Frühlingspropheten! — Und Freiheitſehnſucht in der Menſchenſeele. Freiheit iſt mehr als Frühling. —

An Zwirnsfäden durch die enge Fenſteröffnung das Oberkleid, etwas Brod in den Taſchen, hinab, die Schuhe hinab.

Mit feſtem ſicherm Knoten den Strick um den Leib gegürtet, das andre Ende am eiſernen Fenſterkreuz feſt geknüpft — alles übrige vom Strick durch die Oeffnung hinaus.

Nun hindurch mit dem Kopf — dieß glückt. Zwiſchen den Zähnen — eine dem Aufſeher glücklich verheimlichte Scheere. — Aber wehe, wehe, der Körper kann nicht nach! — Er muß! Todesangſt — Todeskampf! Uebermenſchliche Anſtrengung — endlich iſt ein Arm frei, und packt das Kreuz von außen — endlich auch der zweite.

Eine Pauſe des Ausruhens — dann die gewaltigſte Anſtrengung aller Muskeln — jetzt hängt er außen, funfzig Fuß hoch über dem Steinpflaſter des Schloßhofes — ein Moment der Ruhe.

Jetzt faßt er das Seil am Ende mit aller Kraft, wenn es reißt, zerſchellt drunten ſein Gebein — er läßt ſich leiſe niedergleiten, ſeine Fußzehen ſuchen am Gemäuer einen Spalt, eine geringe Stütze; hie und da finden ſie auch eine.

Leiſe — leiſe — immer tiefer — jetzt berührt der eine Fuß etwas ſehr Kaltes — und es dröhnt ein dumpfer Klang. Es iſt ein Eiſenſtab von dem ſtarken Gitter, das vor dem ziemlich hohen Fenſter befindlich iſt, hinter welchem Adams Gefängnißzelle.

Hinter dem Gitter lauert ein Tiger.

Waller ahnet des Tigers Lauern, ihm grauſt's — er läßt ſich raſcher abwärts gleiten, und giebt ſeinem Körper durch leiſen Fußſtoß eine Bewegung nach links, um nicht gerade vor dieſem Gitter vorbeizukommen, hält das Seil mit übermenſchlicher Anſtrengung nur mit einer Hand, und bewaffnet ſeine Rechte mit der, bisher mit den Zähnen feſtgehaltnen Scheere.

Klirr! ſplittert eine Fenſterſcheibe, und eine ſehnige Kralle fährt heraus, und packt nach dem Schwebenden, und laut brüllt der Tiger, und müht ſich ſeinen Raub feſtzuhalten, allein er vermag nicht, ſeinen Arm durch das enge Gitter weit genug herauszuſtrecken, und plötzlich brüllt er noch lauter, brüllt übermenſchlich und taumelt zurück.

Waller gleitet noch dreißig Fuß nieder — in aller Haſt, denn da gilt kein Säumen. Der brüllende Todfeind da droben lärmt alle Wärter und Wächter zuſammen.

Im Hofe iſt der Flüchtling; rafft an ſich das Gewand und fährt in die Schuhe, ſchneidet mit der Scheere raſch den Strick ab, erklettert einen im Hofe nahe der Scheidewand ſtehenden Brunnenſtock und wagt von dieſem einen lebensgefährlichen Satz zur Höhe der den Schloßhof in zwei Theile ſcheidenden Bretterwand. Er kommt glücklich hinauf, gleitet drüben hinunter — aber hinter ihm wird es ſchon lebendig, Licht erhellt die Gänge, und der Hund in der Pachterwohnung, die einen von der Strafanſtalt ganz abgeſonderten Theil des Schloſſes bildet, beginnt lärmendes Gebell. Das Allarmſignal wird gegeben.

Der Flüchtling hat ſeine Züchtlingsjacke raſch angezogen, er hat die Hände frei, am Boden duckt er ſich, längs der Bretterwand kriecht er hin, da faßt ſeine ſuchende Hand einen ziemlichen Stein — eine Hülfe in der entſetzlichen Noth, da iſt er am verſchloſſenen von innen verriegelten Thor, raſch aufgeſchoben die Riegel — ein heftiger Schlag mit dem Stein auf das Schloß — das Schloß ſpringt auf — hinaus — um die Mauer herum — im Oſten dämmert ſchon das erſte Grauen des Morgens — nahe hinter dem Schloſſe iſt ein Geröhrig und Weidendickigt, das unter Waſſer ſteht, denn der Thalfluß iſt im Wachſen, und es regnet droben auf dem Thüringer Walde, ſchmilzt allen Schnee. In dieſes graue, dem Flußufer ganz nahe Dickigt birgt ſich der Flüchtling.

Die Wächter hören das Gebrüll in Adams Zelle, ſie finden dieſen brüllend, wimmernd, und über und über voll Blut.

„Er hat mir das Auge ausgeſtochen!" heult er ihnen entgegen.

„„Wer?""

„Wer? Der Waller!"

„„Aha! Du haſt echappiren wollen, Gaudieb, und haſt Dir eine Spitze des Gitters ins Aug' gerannt! — Geſchieht Dir recht!" höhnte der Wärter.

Adam wird wüthend — er brüllt aufs Neue, von fürchterlichem Schmerz gefoltert, er flucht alle ſchrecklichen Flüche, und weil er ſo unbändig thut, empfängt er einige Hiebe und wird geſchloſſen, nachdem man in Eile das Blut ſeiner Wunde zu ſtillen geſucht.

Indeſſen eilt einer der Wärter doch hinauf, erſchließt Wallers Zelle und betritt ſie — ſie iſt leer. Am Gitterkreuz hängt noch der feſtgeknotete Strick. Bald verſammelt ſich das ganze Aufſeherperſonal der Anſtalt. Alle ſtaunen das Gitter an, allen dünkt es ganz unmöglich, daß durch dieſe Oeffnung, nur einen halben Quadratfuß weit, ein Menſch habe herauskommen können.

Nun alle üblichen Anſtalten zur Verfolgung; Nachſuchung, um die Spur zu finden, Meldung durch einen Expreſſen bei der Oberaufſicht, und von dieſer Ordre an die geſammte Mannſchaft der Sicherheitspolizei — Erlaſſung des Steckbriefes in mehrere Zeitungen.

Die Nachſuchungen in der Nähe der Anſtalt führten auf keine Spur; indeß, man ſuchte genau nach, man umging das Schloß, man ſuchte in Stallungen, Scheuern, Schuppen, auf Heuböden des Ortes.

Wie der Tag vollends heraufkam, hörte der Flüchtling in ſeinem Dickigt das Herannahen der Suchenden, er kroch näher zum Fluße — ſchon ging er im Waſſer — er fand eine Vertiefung, die der Strom bei frühern Ueberſchwemmungen gewühlt, in dieſe Vertiefung ſenkte er ſich ein, Geniſt und Geſtrüpp und dürres Schilfrohr zog er ſich über den Kopf — er war unſichtbar.

Jene, die ihn ſuchten, fühlten ſich nicht berufen, in das Schneewaſſer hinein zu waden, auch war es nicht denkbar, daß der Flüchtling in das Waſſer gegangen ſei, daß er wage, ſo nahe dem Gefängniß zu verweilen. Man ließ ab, ihn daherum zu ſuchen.

Aber in welcher Lage befand er ſich nach der martervollen Anſtrengung ſeiner Flucht!

Mit mehr als dem halben Leib im Waſſer, dabei den Oberleib niedergeduckt bis zum Spiegel der Fluth, nichts hörend als das einförmige Rauſchen der Wellen, ſeine Glieder erſtarrend — das zur Stillung ſeines Hungers mitgenommene Brod durchnäßt — das Herz voll namenloſer Angſt. Dazu begann es zu regnen — und er hatte für ſeinen Kopf keine Bedeckung. Preis gegeben den Elementen des Waſſers und der Luft in einer Kleidung, die nicht mehr ſchützte — wie lange ſollte er dieß aushalten?

Langſam, oh unendlich langſam ging der Tag dahin, ein troſtloſer Regentag — und wie martervoll waren die Gedanken des Unglücklichen.

Vorüber zogen ihm die Bilder ſeines elenden Lebens — erſt ſeine harmloſe glückliche Jugend bei frommen, im Wohlſtand befindlichen Aeltern.

Jenes Tages gedachte er, an welchem die fröhliche Kinderſchaar den berufenen Berggipfel erkletterte, an welchem wie eine grauenvolle Ahnung der geheimnißreiche Reiz und Zauber der Sage lebendig vor ihn trat, in jener ſchaurigen Mähr von den Schwerbeladenen, und zugleich mit ihm das lockende Verlangen nach Gut und Geld in der Seele des Knaben erwachte. Und ſchon ſeine Knabenzeit ſollte nicht ſchuldlos bleiben, und zur Verlockung durch böſen Anreiz geſellte ſich das moraliſche Verderben als Dämon in Menſchengeſtalt; ſein Dämon, Caspar Wallers Dämon, ſeiner Familie Dämon — Adam — dieſer entſetzliche Menſch. Des geheimnißvollen Ganges gedachte er, wo der Mutter Liebe, der Mutter Aberglaube ihn feien gewollt gegen das Laſter — mit tiefer Wehmuth dachte er an der Mutter Schmerz, an ihren Gram, an ihr ſtilles Leiden, an des Hauſes Verfall. Wieder ſah er ſich auf dem Berggipfel, wo er, hochfliegender Pläne, ſtolzer Gedanken voll, noch gedachte etwas Tüchtiges zu werden — und wie er ſo gar nichts geworden — wie er nun in ſo tiefes unermeßliches Elend gekommen, wie ihn, den erbarmungswertheſten Flüchtling, jetzt die mehr und mehr anſchwellende Fluth umwoge.

Weiter gedachte er, wie unverdient ihn die härteſte Strafe getroffen, wie Wuth und Unbeſonnenheit ihn zum Davonlaufen verleidet, wie er den Weg liederlichen Bettelns und Umherſtreunens gegangen, und auf dieſem Wege gerade die wieder finden müſſen, die den Keim des Verderbens in ſein jugendliches Herz gelegt. Wohl war in jenes Düſter ſeines Wandels ein Sonnenſtrahl gefallen, das Licht der reinen Liebe — aber auch dieſer Freudenbecher war ihm zum Wermuthkelch geworden. Doch gedachte er Luciens mit

Innigkeit, ohne ſie — wer weiß ob nicht noch Schlimmeres aus ihm geworden wäre — ihr Andenken ſtand rein und heilig vor ſeiner Seele, und er jammerte laut auf: „O Lucie! Lucie! bete für mich.“ —

Ein Bild der tiefſten Zerrüttung trat vor ihn; ſeines Vaters Tod — dieß furchtbare Warnungsbild — vor dem Laſter der Trunkſucht hatte jener Tod ihn bewahrt — aber was ſich daran knüpfte, übergoß ihn mit kaltem Schauer — jener Wurm, den er getreten, jener Wurm, der ſeine Ehre vernichtet, der um eines geringen Gartenfrevels willen ihn gleichſam vor dem ganzen Dorfe gebrandmarkt, der zum zweitenmal ihn hinausgeſchleudert auf die Bahn des Verderbens.

Am Wurme war Rache geübt — der Wurm war erſtickt — aber fand nicht auch der Wurm eine Stätte unter den Anklägern vor Gottes Gericht? —

Alle Läſterungen und Frevelworte des Brudermörders waren nicht vermögend geweſen, den Glauben an Gott und eine ewige Vergeltung aus Wallers Seele zu drängen — und er zitterte jetzt — wenn er des Wurms gedachte — er gedachte ſeiner nur allzu oft.

Die ſtundenlange Todesangſt, in der er hier in Waſſer ſtehend, faſt bewegungslos, bis auf den Tod durchkältet, in martervoller Lage zubrachte — er nahm ſie als eine Strafe, die ihm von oben zugeſprochen.

Und mehr und mehr Erinnerungsbilder umdrängten den einſamen, zitternden, elenden Mann. Was waren alle Schmerzen und Entbehrungen jener Tage, die er für die ſeines tiefſten Elendes einſt gehalten, gegen das unermeßliche Elend der Lage, in der er ſich jetzt befand? Wie glücklich und froh war er zu nennen, als er damals zum erſtenmal aus dem Kerkerſchloß entſprungen war — wie leicht war er gewandert! Jetzt konnte er nicht wandern — denn er konnte ſich, faſt nackt und hülflos, nicht ſehen laſſen.

Zu verworfnem Geſindel war er geſtoßen, deſſen Leben ihn anwiderte — noch fühlte er ſich zu Beſſerem berufen — er wollte empor ſtreben — es gelang ihm nicht, er fiel in neue Stricke, in neue Verſtrickung. —

Aus der Letztern ſich gewaltſam losreißend, ſah er auf dem verhängnißvollen Berggipfel ſeine Brüder wieder — ach er ſah die Schwerbeladnen wieder, die Unheilkündenden — ach und wer war ſchwerer beladen? Er oder ſie?

Seines Fluchtwegs muß er denken — jener Nacht im Pleßhaus, jenes ſchrecklichen Morgens, jenes Ringens auf Leben und Tod, jenes Aſyles, und jener fürchterlichſten Nacht auf dem Thurm — was er gefühlt, wie er außen hing am Thurmgemäuer, tief unter ſich den nachtſchwarzen Abgrund — noch einmal hatte er's empfunden — noch einmal mit namenloſem Grauen — in der vorigen Nacht, bei der neuen Flucht. —

Ein neuer Akt des Lebens war für ihn begonnen, als er vom Glück begünſtigt, doch mit ſteter Furcht und Sorge im Herzen, ſich nach Kiſſingen gewendet — wo manches Abenteuer ihm begegnet, wo er Peters Leben rettete, der ihm mit dem ſchwärzeſten Undank vergalt.

Damals waren ſeine glücklichſten Tage — wenn auch immer voll Gefahr und von Bangigkeit umflort — doch dem gemeinen Treiben entrückt, höheren Sphären zugewendet — und einer ſchönen Hoffnung — in einem fernen Lande, jenſeits des Ozeans, ein reines Leben, ein reines Glück zu erringen.

„Wär' ich doch gegangen, als ich es noch gekonnt! Der böſe Feind hat mich gehalten — er hat mich von der Höhe, auf die er mich verſuchungsvoll geführt — in die Tiefe geſtürzt, mich ganz zerſchmettert — denn er trat wieder zu mir, mein Verderber, und faßte mich, und hielt mich, und ließ nicht ab von mir. So bin ich dahin gekommen, wo ich vor kurzem war, und wo ich jetzt bin." —

„Ich erſtarre — ich komme um, mein Blut ſtockt. —

O Herr! Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu Dir! Vernimm mein Schreien, mein König und mein Gott!" —

Waller kroch aus dem Waſſer, kaum konnte er noch ſeine Glieder rühren — zum Glück brach die Abenddämmerung herein.

Er bewegte ſich, immer durch die Weidenbüſche kriechend, beſtändig nach dem Schloß und der durch das Dorf führenden Straße hinüber lugend, längs dem Ufer des Fluſſes hin, ſo gelangte er unter eine hochgewölbte Brücke, aber auch da reichte das Waſſer ihm bis über die Kniee, und wenn er länger weilte, noch weiter, denn es ſtieg jetzt von Minute zu Minute.

Er konnte nicht länger weilen — er trat am andern Ausgang des Brückenbogens aus dem Strome, und wand ſich längs des Ufers hin, dann lief er, über durchnäßte Wieſen, einer Mühle vorüber, nach der Stadt zu, ſtets an das Ufer ſich haltend, einem Kalkofen vorüber, queer über den Fahrweg — es dunkelte tiefer — durch ein langes, enges Zaungäßchen. Die Flur war öde, niemand begegnete ihm, niemand hielt ihn auf. Fort, unaufhaltſam fort lenkte er ſeinen Lauf durch Nacht und Nebel — durch öde Finſterniß, einem Ziele zu — dem Annathale bei Eiſenach. Es war ein Weg von dreizehn Stunden.

Durch dieſe anſtrengende Bewegung brachte Waller ſein Blut wieder in Wallung, wieder Wärme in ſeine Glieder, verſcheuchte er den Froſt, und der Hauch der Nachtluft trocknete ſeine durchnäßten Kleider allmählig. Waller mußte betteln, wenn er ſein Gelübde halten wollte, er ſprach in der Dunkelheit Begegnende um ein Stück Brod an, und ward oft hart geſcholten. Ein mitleidiger Handwerksburſche ſchenkte ihm einige Kreuzer, die er mühelos erfochten, ſie gewährten das Mittel, an einſamer Schenke einiges, in dieſer Lage und nach ſolchen Anſtrengungen höchſt nöthiges geiſtiges Getränk zu verſchaffen.

Wallers klopfendes Herz zitterte dem anbrechenden Tage entgegen. Er mußte jeden Ort vermeiden — ſein Ausſehen war furchtbar, Grauen erregend. Sein Bart war gewachſen in der langen Haft, ſein Geſicht war bleich — ſein Gewand war eines Sträflings Gewand, von zweifarbigem Tuch.

Zwar hatte der gelbe Schlamm des Waſſerloches, in das er ſeinen elenden Leib gebettet, die unharmoniſchen Farbentöne ſeiner Bekleidung in den Accord eines gedämpften Graubraun verklingen laſſen, oder mit proſaiſcherem Ausdruck: ſeine Bekleidung hatte eine uniſone Dreckfarbe — aber das war es eben, dieſes Starren von Schmutz und Näſſe, was ihn unnahbar machte, und zur abſchreckenden Schreckgeſtalt für Jedermann.

Je weiter Waller ſich vom Orte ſeiner letzten Haſt entfernte, je ſicherer er ſich fühlte, um ſo mehr wuchſen in ihm Muth und Hoffnung. Er malte ſich alles aus — wie er, ſobald ihm möglich geworden ſich gut zu kleiden, raſtlos nach Bremen eilen, auf dem erſten Schiff nach Amerika fahren wolle. Die Hoffnung ward ihm Leitſtern und Führerin.

Als die erſten Dämmerlichter des Morgens den Oſthimmel zu röthen begannen, war Waller ſchon am Dorfe Etterwinden vorüber — er ſchlug ſich in die Waldung zur Linken, umging Wilhelmsthal, und gewann den Fußweg zur Hohenſonne.

Nahe derſelben, ehe man die Höhe ganz hinangeſtiegen, ſteht mitten auf dem Pfad ein ſtarker Baum, von einer Ruhebank umzogen — auf dieſer Bank ſaß, dem Thalgrund zugekehrt, ein Weib, in grauen Lumpen, ſtarr, faſt regungslos, wie der Stamm, an dem ſie ſaß.

Waller hätte ſie vielleicht nicht gewahrt, wenn ſie ſich nicht jetzt geregt, nicht einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen hätte.

Waller ſtand — er nahm wahr, daß ihm das Elend begegne in ſichtbarlicher Geſtalt.

Das Weib ließ ihre ſtarren Blicke auf ihn gleiten, und ſtreckte aus ihren Lumpen eine welke, hagre, braune Hand.

„Fehlt euch etwas?“ fragte Waller mit leiſem Grauſen.

„Etwas?“ fragte Jene zurück, und vollendete mit einem erſterbenden Seufzer: „Alles!“

Der Laut dieſer Stimme kam Waller bekannt vor. Er trat näher an die Geſtalt heran, er fragte: „Wer biſt Du, Weib?“

„„Wer biſt Du, Mann?““ fragte jene tonlos zurück.

„Ich bin der Sohn des Elends — ein Schwerbeladner,“ entgegnete Waller.

„Ein Schwerbeladner? Du?“ rief jene aufmerkſam. „Nur Einer lebt, der ſich ſo nannte! Du biſt's, Caspar? Ja, Du biſt's.“ —

„„Geſpenſt! Nenne nicht meinen Namen, wenn ich Dir bekannt bin!““ flüſterte Waller faſt drohend. „Und was biſt Du, wie kommſt Du hierher? Wo wohnſt Du?“ —

„„Viele Fragen auf einmal,““ antwortete das Weib mit einem Tone, der die Aneignung vornehmer Redensarten verrieth, und mit einer Stimme, die immer noch weich und wohltönend klang: „Eine Bettlerin bin ich — elend bin ich, wie Du! Zu Fuße komme ich hierher, wie Du ſiehſt, barfuß, in Pantoffeln. Wohnen thue ich drunten an der Eine, im Hirtenhaus zu Unkenrode — da bin ich um Voites Willen aufgenommen; im Sommer hüte ich die Gänſe, wie ehedem, und im Winter ſpinne ich, und gehe betteln!"

„Amalie!" preßte Waller tonlos hervor.

„„Ja wohl, Amalie!"" erwiderte jene mit unheimlichem Lachen. „Dort heiß' ich aber die tolle Malli, die tolle Spinnerin.""

„Unglücksgeſchöpf!" rief Waller. „Fluch über Dich! Du biſt's, die mich auf dieſe Wege geführt. Du biſt die Spinne, die meine unerfahrene Jugend in das Netz des Verderbens gelockt, die mich das Laſter gelehrt! Du biſt die Spinnerin meines Unglücksfadens. Du und Dein gottverfluchter Buhlknecht Adam, der das Verderben in unſer ganzes Haus gebracht. Faſt möcht' ich Dich erwürgen — ein ungeheurer Grimm wühlt in mir, wühlt alle Gedanken der Rache in mir auf!"

„„Thu's doch"" — erwiderte Amalie mit völliger Ruhe, und tonlos. „Ich bin ja da, ich bin wehrlos."

„„Nein! Gott ſei vor, daß ich mich an Dir vergriffe, Du Unglückſelige! Du haſt mir einſt Schutz gewährt, Du haſt Lucie lieb gehabt — Du biſt ſo elend, wie ich. Wir tragen gemeinſam unſer dunkles Loos. Ich ſtehe ſo bettelarm vor Dir, daß ich fragen möchte: Haſt Du nicht einen Biſſen Brod für mich, Amalie? — aber in einer Viertelſtunde kann ich reich ſein, kann ich Deinen Biſſen Brod Dir mit Gold aufwiegen — da will ich Dir was geben, ein Andenken — ja, um Luciens willen ſoll Dir eine reiche Gabe geſchenkt ſein!"" —

„Du biſt wohl ſehr verrückt, guter Freund?" fragte auf dieſe Rede Amalie mit einem ſeltſamen Blick. —

„Du ſiehſt mir aus, wie reich werden! Du—ach, alter Schatz, wenn ich doch einen Spiegel hätte, in den ich Dich könnte ſchauen laſſen. O du aſchgrauer Liebling!" —

„„Willſt Du hinunter gehen, und drunten bei dem Teich auf mich warten, ſo ſoll Dir etwas zu Theil werden, hierher ſetze ich meinen Fuß nicht wieder,"" ſagte Waller.

Da erhob ſich Amalie vom Sitz, eine armſelige, hagre Geſtalt, bleich, hohlwangig, verſtört, nur in den Augen noch Feuer — ſie erhob ſich und ſagte:

„Ich will mit Dir gehen bis an der Welt Ende, mein Schatz!"

Entſetzt trat Waller von ihr hinweg. „Was? Das ſollſt Du nicht!" —

„„Doch—ich werde doch, Du biſt ja mein Bräutigam, auf den ich ſo lange gehofft habe. Ei ſchön willkommen, mein Lieber — nun machen wir Hochzeit — komm, ich habe dort ein ſchönes Schloß — ſie nennen's das verfluchte Jungfernſchloß — Hochzeit, mein Liebling! Hochzeit! — Die verfluchte Jungfer bin ich! Hatzi! Sage doch zwölfmal Gotthelf, mein Schatz!“ —

„„Allmächtiger Gott! Der Irrſinn kommt über ſie!““ rief Waller mit Entſetzen aus.

„Auch dieſe ganz verloren, ganz verloren!“ Er wandte ſich und eilte den Berg empor, ſie ſprang ihm nach mit wilden Sätzen, ſie faßte nach ihm, ſie kreiſchte.

Waller ſtand wieder ſtill — er mußte ſuchen, ſie in Güte los zu werden, wenn ſie an ſeine Ferſen ſich heftete, war es nicht gut.

Er beſaß noch Geld — einen erbettelten Pfennig. Er zog ihn hervor und zeigte ihr ihn — ſie griff darnach.

„Sieh — ſieh, das Goldſtück ſoll Dein! Fang's!“ — hoch auf warf er den Pfennig — ſie folgte dieſem mit dem irren Blick, ſie bückte ſich nach ihm — wie ſie ſich wieder aufrichtete — war Waller ſchon oben auf der Straße, ſetzte queer über dieſelbe und verſchwand im entlaubten Gebüſch.

Ein Zetergeſchrei, das ihm in die Seele ſchnitt, hörte er ſich nachgellen — ſeine Gedanken brannten ihn — es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt — es wurde ihm angſt und bange — er eilte in die Tiefen des Annenthales hinunter. Das Annathal war noch voll Schnee und Eis. So ſchnell ſchmolzen die Schneemaſſen nicht, die der Winterwind von den Höhen hinab geweht in dieſe felſigen Schluchten. Die tropfenden feuchten Felswände waren überglaſirt von den dicken Eiskruſten, die ganz grün ſchimmerten von den Mooſen und Flechten, welche darunter an den Wänden hafteten.

Bald brach der Flüchtling bis an die Kniee in den morſchen Schnee, bald noch tiefer. Es fiel ein kalter Nebel, es glatteiſte, bald war Waller ſelbſt, ſeine noch immer feuchte Bekleidung, und ſein mit einem geſundenen Lappen zugebundener Kopf förmlich von Eiskryſtallen überflintert, und ſein Bart und Haar erſchien bereiſt. Er ſah aus, wie der Winter, ſchier geſpenſtig — wer ihn geſehen hätte, würde ſich entſetzt haben.

Raſtlos vorwärts trieb es ihn, immer tiefer und tiefer — bis zur Heerwurmsſchlucht.

Dichter und dichter wurde der Nebel, — je mehr der ſich einpreßte in dieſe Thalenge — Waller ſah keine drei Schritte weit vor ſich hin. Oft glitt ſein Fuß aus auf den glatten Felſen — mit Lebensgefahr war dieſes Klettern verbunden — er konnte in Tiefen ſtürzen, die ihm kein Wiederemporkommen verſtatteten.

Rettende Zweige des Buſchwerks allein gaben noch Halt ſeiner ſinkenden Kraft.

Er ſuchte und ſuchte — und fand die Heerwurmsſchlucht nicht wieder.

Das einförmige Grau der Büſche, das Weiß des Schnees, der ſo manche charakteriſtiſche Felsbildung jetzt noch überdeckte, ließ die dem Gedächtniß eingeprägten Merkmale nicht wieder erkennen.

Von Minute zu Minute ſteigerte ſich Wallers Seelenangſt. Hunger fühlte er nicht in dieſer qualvollen Lage, den Durſt ſtillte er mit Schnee, mit dem er auch ſeine erſtarrenden Hände rieb. Seine nackten Füße waren blauroth gefroren, die Schuhe waren beide längſt im obern Theile des Thales im Moraſt und Schnee ſtecken geblieben.

Wenn er den Ort nicht fand — wenn alles vergeblich war! —

„Nur den Ort, nur die Stelle laß mich finden, Du ewige Macht!“

Du Sohn des Elends, Du Sohn des Jammers, wie flehſt Du ſo thöricht.

„Erhört! Erhört!“ jauchzt es aus Wallers Seele. Da iſt die Felsecke, da gähnt die Kluft tief hinter, in des Berges Inneres — da klimmt er hinan — da — da!

Er kratzt, er ſcharrt, Eis und Schnee und Erde weichen unter ſeinen rothblauen blutig geritzten Händen — jetzt iſt er an der Spalte — jetzt rüttelt er am eingekeilten Stein — der Stein iſt feſt gefroren.

Er arbeitet — arbeitet — arbeitet, mit ſpitzigen Aeſten, unter ſtarkem Herzklopfen, er rüttelt, er klopft, er haucht die Eisrinde an — bis endlich der Stein ſich lockert, ſich löſt. Ihm iſt heiß — er iſt erhitzt — ſeine Kleider rauchen.

Er greift in die Oeffnung — was fällt ihm ſo naßkalt in die Hand — eine Kröte, die hier ihren Winterſchlaf hält — ſchaudernd ſchleudert er ſie von ſich — greift wieder hinab — ſuchend, wühlend, um und um in der kleinen Höhlung. Was findet er? —

Nichts! —

Faules Laub — Erde — Wurzeln — weiter nichts! Ein erſtickter Schmerzensſchrei — wie vom Todeskrampf erzeugt, hallt dumpf durch das ſchaurige Felſenthal, durch die traurige Oede — ſchwarz wird es dem Suchenden vor den Augen — ſeine Hand hat keine Kraft mehr ihn zu halten — er gleitet bewußtlos in den tiefen Abgrund — ſeine Glieder ſchmettern an die Felskanten — der Schnee wird ſeine Grabesdecke. —

Sehet, welch ein Menſch! — —

Als am vierten Morgen nach Wallers Entweichung der Schließer das Thor der Straf- und Beſſerungsanſtalt öffnet, kauert eine elende Geſtalt vor demſelben, zitternd, froſtbebend, mit gelähmten Gliedern, verhungert, todtkrank, und ſtöhnt: „Nehmt mich auf, nehmt mich auf, um Gottes Barmherzigkeit Willen, nehmt mich auf!“

Und die Anſtalt nimmt den entſprungenen, ſich freiwillig wieder ſtellenden Sträfling Cakpar Waller wieder auf. —

Freiheit, du goldne Sonnenblume!

Wieder war es in Roſa und ſeinen Nachbardörfern, dabei auch Eckarts, an einem ſchönen Tage im Malmond bunt und laut auf Plätzen und Straßen; viele Einwohner wanderten aus. Wer ſie doch enthüllen dürfte die Gefühle und Gedanken alle, die in dieſen Landleuten lebendig waren, und die mannichfachen Beweggründe, welche dahin gewirkt, daß ſo Viele ihr Vaterland verließen! Da gab es, wie ſchon oben angedeutet, gekränkten Bauernſtolz, und die Hoffnung „drüben“ vielleicht noch etwas zu werden; da gab es zerrüttete Häuslichkeiten, herbeigeführt durch Leichtſinn und Faulheit der Männer, Unwirthſchaftlichkeit der Frauen, und durch die verderbliche Einwirkung der Juden, die nun einmal das Landvolk ſyſtematiſch ausſaugen, was unumſtößlich wahr und unableugbar iſt, und wenn tauſend ſchöne Emancipationstheorien, höchſt humane Geſetzentwürfe, und höchſt vortrefflich ausgearbeitete Petitionen um bürgerliche Gleichſtellung im Staate vorliegen. Es handelt ſich nicht mehr um den Glauben, nicht um die Verweigerung der Menſchenrechte, nicht um die Gleichheit vor dem Geſetz, nicht um gleiche Vertheilung der Laſten, es handelt ſich blos um den Handel, den Schacher, und namentlich um den Güterſchacher, den Viehhandel und den Hauſirhandel. Es iſt Entſetzen erregend, wie ſich in manchen Staaten die Concurſe kleiner Bauern häufen, und an zweidrittheilen derſelben iſt blos Urſache, daß die Bauern in die Hände der Juden gefallen.

Aber giebt es nicht auch chriſtliche Blutſauger? Denn der Glaube macht doch wahrhaftig keinen Unterſchied in der Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit der Charaktere! Giebt es nicht chriſtliche Wucherer, denen die Zinſen, welche der Staat zahlt, nimmer genügen, deren Habſucht dem Bauer vorſtreckt zu hohen und zu Wucherzinſen, und die dann, wenn der arme Bauer dieſe hohen Zinſen nicht erſchwingen kann, ihm ſein ihnen verpfändetes Gütchen über dem Kopf anſchlagen, und ihn mit den Seinen an den Bettelſtab bringen?

Und wie viel thun zum Elend der Bauern nicht die Proceſſe? Die ſo hübſch in die Länge und in die Breite ſyſtematiſch gezogenen Proceſſe, die nicht eher enden, bis nichts mehr zu verproceſſiren iſt!

Wer ſoll da helfen? Chriſt und Jude und Advokat lachen höhniſch:

„Was ſind das für Tiraden? Wer kann dem Bauer wehren, zu uns zu kommen, von uns zu leihen, uns die Zinſen zu geben, die wir fordern, bei uns zu klagen, ſeine Sache uns führen zu laſſen?— Soll der Staat den Bauer bevormunden? bevormundet er nicht ohnehin genug? und viel zu viel?" — Da ſind wir ſchon an der Grenze unſers Witzes.

Und wird es in dem freien Amerika keinen Geldmangel, keine Juden, keine Advokaten und keine chriſtlichen Geldmänner geben, da es dort noch Leibeigenſchaft giebt?

Leibeigenſchaft! Sclaventhum!

Du armer freier deutſcher Bauer, frei, auch wenn Du noch ſo arm biſt! In dem — freien Amerika kannſt Du Leibeigner werden, ehe Du Dich verſiehſt, vielleicht Leibeigner eines Juden! Sein Knecht, ſein Sclave!

Denn dort giebt es nur ein Lebenselement, nur einen Grundſatz, nur ein Ziel, dem Alle nachſtreben: Geld machen, d. h. ſich bereichern durch jedes Mittel.

Und noch mehr Beweggründe gab es in Roſa und ſeinen Nachbardörfern, auszuwandern; auszuwandern nach Texas, für das der Schmalkalder

Färber Erb geworben, auszuwandern nach Baltimore, wohin ein und dreißig Köpfe aus Eckarts gingen.

Geſtörter Friede! Welch ein inhaltreiches, welch ein ſchweres Wort! Geſtörter Familienfriede, geſtört durch allerlei Wirrniß, durch Treuloſigkeiten, Verdacht, Argwohn, ungeſetzliche und ſchiefe Verhältniſſe, kurz durch Wirrſale, die mit einem Male gelöſt waren, ſobald nicht mehr der wolkentrübe Himmel Deutſchlands und ſeiner großen Vormundſchaften über den Auswanderern hing. Und auch verlorene, obſchon nur äußerlich verlorene, tief gekränkte Ehre wanderte aus.

Die gute brave Wittwe, Riekchen, des Selbſtmörders Peter Wittwe, wanderte aus.

Da ſtand ſie, bereit den Wagen zu beſteigen, der ſie mit ihrer Habe und dem Reſt ihres Vermögens aufnehmen ſollte — weinend und Abſchied nehmend unter vielen Weinenden — die Schönſte der Frauen, noch einem blühenden Mädchen gleich.

Heinrich Waller und ſein Bruder waren in ihrer Nähe, gut gekleidet, ſcheidemuthig, Hoffnung auf den Geſichtern, auf denen ſo lange Zeit nur ſchwerer Kummer zu leſen geweſen war. Die Reiſewagen waren ſchwer beladen; aber die Brüder, die ſo lange Zeit ſchwerbeladene geweſen, waren leichten Herzens, waren faſt kummerfrei — nur ein einziger Kummer drückte ſie, ihres Bruders dunkles Loos.

Ein hoher, ebenfalls gut gekleideter ſtattlicher Mann, der aber nicht zu den Auswanderern gehörte, trat theilnehmend zu Riekchen — zu den Brüdern heran, doch bot er ihnen keine Hand. Er ſagte blos mit ſeiner ſtarken tiefen Stimme: „Lebt wohl! Ich wünſch' euch gute Fahrt, und drüben beſtes Glück!“

Lauter als zuvor begann Riekchen zu weinen, erſchüttert von den ſchmerzlichſten Erinnerungen. Es war der Scharfrichter des Nachbardorfes, der Mann, der ihres Gatten entſeelten Leichnam bei ſich aufgenommen, der ſein Begräbniß beſchickt hatte — ſie war ihm Dank ſchuldig, und ſchauderte vor ihm.

„So ſeid Ihr nicht zu halten, junge Frau, junge Wittwe!“ wandte er ſich zu ihr. „Ihr nehmt eine ſchwere Laſt auf Euch!“

Riekchen faßte ſich und erwiderte feſt: „Mag es ſein, Meiſter! Aber welche Laſten trug ich hier, und ohne alle Schuld, welche ſchwere Laſten? Das war kaum zu ertragen, das faßt Keiner, der es nicht ſelbſt durchmacht! Mein unglücklicher, irrſinniger Mann hat ſich das Leben genommen, mich Unſchuldige traf dafür die Schande! Mein Bischen Vermögen iſt mir durch Andre abgeſchwätzt, abgedrängt, abgetrogen worden — und ich gelte für eine Frau, die nicht zu Rathe zu halten weiß. Ich habe chriſtliche Barmherzigkeit geübt an einer Leidenden, die rein war von aller Schuld, wenn es nicht eine Schuld war, einem Mann anzugehören, der vom Geſetz geächtet und ausgeſtoßen war — das hab' ich theuer bezahlt — ich bin als Hehlerin ſehr hart beſtraft worden, und Schmach und Schande iſt über mich gekommen!" —

„„Aber fürchtet ihr euch nicht? In Amerika giebt es viele giftige Schlangen!"" warf der Meiſter ein.

„O deren giebt es hier auch, und genug!" war Riekchens raſche beziehungsvolle Antwort.

Wieder ſchallt die Dorfmuſik, dießmal tönen luſtige Kirmſenwalzer, einige der Auswanderer juchheien laut — viele Weiber aber weinen, und die Kinder weinen mit, da ſie die Mütter weinen ſehen.

„Ich hab' Euch noch etwas geben wollen," fuhr der Meiſter fort, und zog ein kleines Päckchen hervor, das er Riekchen reichte: „Nehmt es als Andenken — etwas von meinem Liquor, etwas von meinem Pflaſter, es kann Euch auf der Reiſe dienen und drüben." — „Ich verſchenke meine Apotheke," fügte er lächelnd hinzu: „denn die Geſundheitspolizei will es nicht länger dulden, daß ich quackſalbere, wie ſie's nennt — ich füge mich gehorſam dem Geſetz, obgleich meine Mittel richtig bereitet und niemals unverſtändig von mir angewendet oder angerathen worden ſind. In Amerika werdet Ihr's anders finden, da iſt Freiheit, da kurirt, wer kuriren kann und will, und der Doctor auf dem Lande iſt auch zugleich der Apotheker. Da giebt es kein Privilegium."

Und noch was, liebe Frau — was ich Euch gleich hätte ſchicken ſollen, verzeiht mir, daß es in Vergeſſenheit kam. Eures Mannes Trauring, den glücklicher Weiſe mein damaliger Knecht, der Chriſtian, der Hundedieb, ihm nicht abgezogen. Hier — nehmt!"

Riekchen ſchauderte — ſie hatte das Päckchen genommen — den Ring nahm ſie nicht — es graute ihr vor dieſem Nachlaß ihres Todten.

„Nimm Du den Ring, Heinrich!" flüſterte ſie erglühend, indem ſie den Ring nur mit der Spitze des Fingers berührte, und des Meiſters Hand nach Heinrich hinlenkte.

Heinrich Waller nahm den Ring.

„Soll der vormalige Trauring heute zum Verlobungsring werden?" fragte der Meiſter mit Theilnahme im Ton und Blick: „ſo füge Gott es wohl! Und bin ich auch kein privilegirter Segenſprecher, ſo wird mein Segen doch ſo viele Kraft haben, als jeder andre, der aus gutem Herzen kommt. Gott ſegne euch beide, Dich Heinrich und Euch junge Wittwe!

Er zeige euch ſeine Wege und mache euch ſeine Steige richtig." —

Die Scheidenden drückten die Hand des Sprechenden dankbar, die ſie ergreifen mußten, da er ſie nicht zu bieten wagte, auch Heinrichs Bruder, und als jener von ihnen ging, fiel Heinrich Riekchen um den Hals und ſagte: „Du Engelherz!" und hob ſie empor auf den Wagen, wo neben andern Frauen ihr Platz bereitet war, wo auch ſchon Annebarb ſaß.

Die Scheideſcene wurde tumultuariſch, wieder zogen, von Muſik und Hunderten begleitet, die Wagen aus dem Dorfe; Frauen und Mädchen weinten bitterlich, die Männer und Burſche gingen neben den Wagen her in ihren bunt bebänderten Amerikanerhüten, und ſtimmten Reiſelieder an.

Aber gleichwohl war es ein mattes und nicht volltöniges Singen, die Worte blieben Manchem im Hals ſtecken.

Der Abſchied that doch gar zu weh. — —

Einen wichtigen Gegenſtand der Gefängniß-Kunde als Wiſſenſchaft bildet die Verſendung von Sträflingen nach fremden Welttheilen, die ſogenannte Deportation oder auch Transportation. Die erſten geſchichtlichen Spuren derſelben wurzeln, wenn wir nicht die Wegführungen ganzer überwundener Völkerſchaften in andre Länder (Exyle) hierher beziehen wollen — in England. Und da war Amerika zunächſt das Land, welchem dieſer Segen zugetheilt wurde. Später hemmte der Befreiungskampf in Nordamerika dieſe Zufuhren, und die Regierung Großbrittaniens lenkte ihr Augenmerk auf Neuholland, Neu-Süd-Walis, Van Diemens-Land.

In ſpäterer Zeit haben auch deutſche Staaten Verſuche gemacht, die Verweiſungsſtrafe einzuführen — aber mit wenigem Glück und mit ſehr vielen Koſten.

Länder ohne überſeeiſche Colonien, wohin ſie ihre Sträflinge verweiſen können, haben keine eigentliche Berechtigung, andre Länder mit ihren Verbrechern zu beglücken. Indeß in Amerika iſt ſo unendlicher Raum; warum ſollte er nicht dazu dienen, einem allbekannten Lalenburger Streich die Folie des Ernſtes unterlegen zu laſſen?

Die Lalenburger fingen einen fremden Dieb, und da ſie vermeinten, ihr Galgen ſei für ſie erbaut und für ihre Kinder und Kindeskinder, ſo gaben ſie dem Dieb ein Stück Geld, damit er gehe, und ſich henken laſſe, wo es ihm beliebe.

Daher geſchah es, daß man auch in kleinern Staaten anfing unverbeſſerlichen Verbrechern, deren ſtete Wiederkehr in die Gefängniſſe und ihre Ernährung höchſt läſtig fiel, zumal man aus löblicher Milde die Galgen aller Orten längſt abgeſchafft hatte, wie neuerlich überhaupt die Todtesſtrafe — die Reiſekoſten nach Amerika zu gewähren.

Man ſchenkte ihnen die Freiheit, man zahlte für ſie das Reiſegeld, gab ihnen die nöthigen Legitimationen, ließ ſie durch Beamte der Sicherheitsbehörden bis Bremen begleiten, und wünſchte ihnen das beſte Lebewohl auf — Nimmerwiederſeh'n.

„Da — Amerika — da haſt Du den Ausſatz!" —

So würde das ſtrenge und unbeugſame Moralgeſetz ſprechen. Aber es giebt Etwas, das ſteht höher noch als das Moralgeſetz; dieß iſt das Erbarmen.

Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig iſt!

Dem unſäglich Leidenden, von Schmerzen des Körpers und der Seele namenlos Gefolterten, dem tief und innig Bereuenden, dem wahrhaft Gebeſſerten, nach langen Qualen leidlich Geneſenen — ſollte man ihn immer und ewig im Kerker halten? Konnte er aber im Lande bleiben? —

Wollte er nicht lieber ſterben als ſein Gelübde brechen, das er gelobt in die Hand ſeiner einzigen ſterbenden Freundin?

Man ließ Barmherzigkeit walten — man gab ihn frei, man gab ihm die Mittel, nach dem Lande ſeiner Sehnſucht, ſeiner Glücksträume zu gelangen, man ſchnitt ihm nicht grauſam alle und jede Hoffnung ab, er war ja noch jung, er hatte noch eine Zukunft — er war ja ein Menſch — ein tief Gefallener zwar, aber doch — ein Menſch und hart genug geſtraft. Wer wirft einen Stein? Wer wirft den erſten Stein dahin, wo Milde und Barmherzigkeit geübt wurden? —

Freiheit, Du goldne Sonnenblume! —

An dem Tage, als Caſpar Waller ſeiner Haft entlaſſen wurde, als er abreiſte, ſtand hinter ſtarken und undurchbrechbaren Gittern ein Zähnebläcker, und ſchaute grimmig und wüthend, wie eine Hyäne hinter dem Todfeind drein. Wild aufheulend ſchlug er mit geballten Fäuſten an die Stirne, und raufte ſich die Haare aus. Adam — zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und unbegnadigt. —

Das Auswandererſchiff im Bremerhafen lichtet die Anker.

Von zahlloſer Zuſchauermenge wimmelt wie immer der Strand — eine bunte Menge ſteht auf dem Verdeck mit flatternden Tüchern, geſchwungenen Hüten, Millionen Grüße des Lebewohls, die das deutſche Vaterland giebt ſeinen ſcheidenden Kindern durch die bleibenden Kinder. — Die Flaggen und Wimpel wehen luſtig im friſchen Hauch aus Oſtnordoſt. Der

Frühlingshimmel liegt klar und prächtig über Meer und Land.

Böte in Unzahl durchſchneiden der Weſer breites Strombette.

Da legt noch ein Boot an am Auswandererſchiff, und ein blaſſer, ſchlankgewachſener Mann in ſchmucker Jägertracht kommt noch an Bord. Sein ganzes Gepäck beſteht in einem Ränzchen voll Wäſche. Er miſcht ſich unter die Menge, er hört bekannte Laute, die Laute des Dialectes ſeiner Heimath.

Er umfängt vom Rücken einen jungen Auswanderer, legt ihm beide Hände über die Augen, und ruft: „Heinrich! Wer iſt's?"

Dem bebt dieſe Stimme tief durchs Herz. „Großer Gott!" ſchreit er, und reiſſt ſich los.

„Caspar! Caspar!"

In den Armen liegen ſich beide, und weinen vor Schmerz und vor Freude.

Und noch ein Paar Arme ſchlingen ſich heftig um Caspars Nacken! Der Bruder iſt's, der treue Johann Georg. Ein blühendes dralles Mädchen ſpringt jauchzend hinzu, in Wallers Arme, die junge Schweſter.

„Iſt's denn wahr? Biſt Du es wirklich, Vetter?" ruft eine junge Frau mit freudigem Schreck.

„Er iſt's, er iſt's!" Und fällt ihn um den

Hals. Theilnahmevoll blicken viele der Paſſagiere des Schiffs auf dieſe Gruppe.

Caſpar Waller umarmte ſtürmiſch die Brüder, die Schweſter, Riekchen und ſonſtige Bekannte aus der Heimath, er ſchwingt den Jägerhut und ruft freudetrunken aus: „Freiheit! Freiheit! du goldne Sonnenblume!“ —

Und da donnern die Schiffskanonen den Abſchiedsgruß, da blähen ſich die Segel auf, da zieht das Schiff langſam und ſchwer durch die Fluth. — Fahret wohl ihr Glücklichen, ihr Befreiten! — Nichts von der Ueberfahrt, nichts von Seekrankheit, von der Pracht des Meeres, von ſeinem Leuchten, von ſeinen Bewohnern, von Stürmen und Aengſten und Gefahren, nichts von der Landung, nichts von mancher bittern Erfahrung. —

Ein Jahr iſt vorüber, ein ganzes langes Jahre ſeit jenes Auswandererſchiff im Bremerhafen die Anker lichtete. —

Wir ſehen vor unſerm Blick eine neue Anſiedelung im Staat Ohio. Schon ſteht eine Gruppe einfacher, aber doch nicht ohne Geſchmack gebauter Bretterhäuſer, deren Fenſter durch hellgrün angemalte Blenden geſchirmt ſind, nicht allzufern von der Hauptſtadt Cincinnati, am Ufer eines nicht unbeträchtlichen Baches. Hinter den Häuſern ſind mehrer Schweinſtälle zur Mäſtung des in jener Gegend ſo einträglichen Schlachtviehes, und voll grunzender Bewohner, von denen ein Theil in einem ſandigen Gehege an des Baches Nähe ſein Weſen treibt. In einiger Entfernung wird ein größerer Ort erblickt, aus deſſen Häuſermitte eine ſchöngebaute Kirche und ein ſtattliches Schulhaus emporragen. Hinter den Gebäuden breiten ſich neu angelegte Gärten aus, an welche die urbaren Ländereien ſtoßen. Hinter dieſen dehnen ſich Wieſen, deren Ende eine Waldbucht im ſchönen Halbkreis einſchließt. Wenn man von den Häuſern eine Viertelſtunde weit abwärts blickt, kann man den Rauch der Dampfſchiffe ſehen, die auf dem Fluſſe fahren, in welchen der vorbeiziehende Bach ſich ergießt, und der in den großen Ohio-Strom fällt. Längs der ſämmtlichen Umzäunungen ſind die hohen breitblätterigen Stengel zahlreicher Sonnenblumenpflanzen emporgeſchoßt. Hier wohnen die Geſchwiſter Waller — abgeſchieden in holder Einſamkeit von allem, was ſie früher bedrückte und bedrängte, in einem thätigen, fleißig ſchaffenden, nützlichen Sein. Heinrich iſt mit Riekchen verbunden; die jetzt ganz glückliche junge Frau ſchaukelt ein blühendes Kind auf ihrem Schooſe. Anna, hier nicht Dienerin, ſondern Gehülfin, Freundin, Schweſter, ſchafft thätig in Haus und Garten, den Heinrich, der Ackermann, überwacht und leitet. Caſpar iſt ſeiner Neigung gefolgt, er iſt Jäger, ohne darum ſeine Thätigkeit dem Hauſe zu entziehen, ſobald dieſes ſie fordert. Johann Georg iſt Pfleger des Viehſtandes, und dabei Fiſcher, denn der Bach, an dem dieſe kleine Anſiedelung liegt, lohnt reichlich die Mühe.

Wenn die Sonne im Weſten ſinkt, und mit ihren Strahlen die Prairieen und Wälder vergoldet, und die Kirchthürme und Palaſtdächer von Cincinnati röthet, umfängt voll Ruhe und Friede ein gemeinſames Obdach des in verſchiedene Räume abgeſonderten Hauptbaues die jetzt unzertrennlich Verbundenen, die ſich dann, wenn ſie die Arbeitkleider abgelegt, zu gemeinſchaftlichem Mahle vereinigen.

Die Erinnerung an eine trübe, hinter ihnen Allen liegende Vergangenheit ſchlummert — ſie reden von neuen Urbarmachungen, von neuen Ankäufen ergiebigen Ackerbodens, vom Marktpreiß der Erzeugniſſe ihres Fleißes, ſie leſen Zeitungen und am Sonntag Erbauungsſchriften. Mit innigem Antheil leſen ſie Nachrichten aus Deutſchland, freilich nie ohne Gefühle von Wehmuth und Trauer. —

Aber auch nicht ohne dankende Gefühle für die Vorſehung denken ſie der Heimath; der Vorſehung, die ſie aus Schmach und Schimpf und Schande, aus Druck und Verachtung hierher geführt in ein Land der Freiheit und was noch mehr iſt, des Friedens, der aber überall daheim iſt, wenn ſeine Heimath das Herz iſt.

An einem ſolchen Abende nahen der Anſiedlung zwei Burſche von ziemlich verdächtigem Ausſehen, ſehr gedrückt, ſehr herabgekommen, ſehr zerlumpt, ſehr elend.

„Was mögen dieſe wollen?“ fragte Waller, — der Jäger, ſeine Brüder, und alle ſahen den Ankömmlingen neugierig entgegen.

„Ach Gott, das ſind wieder arme Landsleute, die das Mitleid in Anſpruch nehmen!“ klagte Riekchen. „Wie Viele kommen doch!“ —

Jene näherten ſich, ſie ſahen erbärmlich aus, der Hunger ſah ihnen aus den Augen, aus den hohlen Wangen.

„Verzeiht!“ nahm der Aeltere ſchüchtern das Wort: „man hat uns her zu euch beſchieden, es ſoll hier eine Familie Waller aus Deutſchland wohnen.“

In dieſen Worten ſchlug der Laut ihrer Heimath, aus dem freundlichen Roſagrunde, an das Ohr der Anſiedler im Staate Ohio.

„Ha! Ihr ſeid Landsleute!“ riefen Heinrich und Johann Georg, näher zu den Ankömmlingen tretend.

„Ihr ſeid die Brüder Hermann: Friedrich und Georg Martin!" trat ihnen Caspar entgegen.

Jene ſtanden verlegen, blickten einander ſcheu an, wußten nicht, waren das ihre Jugendfreunde, die vor ihnen ſtanden, oder waren ſie es nicht?

Sie waren ſo ſehr verändert, ſahen ſo ſtattlich aus, wie wohlhabende Pflanzer und Farmer ausſehen.

„Tretet ein, erquickt euch, raſtet hier!" ſprach Waller die ehemaligen Jugendgenoſſen an.

„Euer Ausſehen erzählt mir ſchon eure Geſchichte. Ihr gingt als Leute, die nichts zu verlieren haben, und fandet bis jetzt in Amerika nichts als noch größeres Elend. Schwerbeladene waret ihr dort, Schwerbeladene ſeid ihr hier — doch hoffe ich, euch kann noch geholfen werden."

Riekchen und Anna waren bemüht, einen Imbis zu beſchaffen. Heinrich und Johann Georg fragten nach Nachrichten aus der Heimath; Wichtiges wußten jene nicht. Sie hatten ſich bis nach Bremen gebettelt, und ſich als Arbeiter auf ein Auswandererſchiff verdungen, gegen Koſt und freie Ueberfahrt. Ihre Kräfte waren nicht nur genützt, ſie waren faſt abgenützt worden.

Caspar gab ſeinen Brüdern einen Wink, und dieſe ſuchten entbehrliche Kleider für die Dürftigen, und als man zur Ruhe ging, ſprach Caſpar noch allein zu ſeinen Gäſten: „Liebe Jungen, in Amerika kann man nicht umherſträunen, hier muß man arbeiten, fort und fort fleißig ſein. Arbeit will ich euch ſchaffen, mit Rath und That wollen wir euch beiſtehen, aber zuſammen leben können wir nicht, das ſeht ihr wohl ein. Ihr könnt nichts dafür, daß aus euerm Hauſe der Stern meines Unglücks aufging — ihr könnt nichts dafür, daß ich, durch eure Schweſter auf das unſeligſte verblendet, den Wohlſtand unſers Hauſes untergraben half, und meiner guten ſeligen Mutter unſäglichen Kummer machte. Ihr könnt nichts für all das Unglück, das mich raſtlos verfolgte und traf — aber ihr könnt auch nicht die Todtengräber meiner Erinnerungen werden. Eure Mutter hat in trunkener Tollheit unſre Schweſter ſchrecklich ermordet — auch dafür könnt ihr nichts — aber unſre Namen dürfen nicht mehr neben einander genannt werden, wenigſtens müſſen, ehe dieß geſchehen kann, noch Jahre hingehen. Aber unſere Jugendfreundſchaft ſoll nicht vergebens bei mir anklopfen — Arbeit will ich euch verſchaffen, und wenn ihr brav ſeid und fleißig, ſo werdet ihr vorwärts kommen und euch redlich nähren auch im fremden Lande. Denkt des Sprüchworts: Gott verläßt keinen Deutſchen!“

„Und betet zu Gott, daß er euch in dieſem Lande nicht in Verſuchung führe!“ —

Als am andern Morgen die Gäſte weiter und mit begleitenden Briefen an einen Platz gewieſen waren, wo ſich angemeſſener Lohn für tüchtige Arbeit darbot, trat Caspar freudig heraus auf den Hof des Farms, blickte die junge ölſaamentragende Sonnenblumenpflanzung an, brach eine Erſtlingsblüthe derſelben ab, und hielt ſie, indem er wie zum Gebet den breitkrämpigen Strohhut abzog, dem aufgehenden Tagesgeſtirn entgegen, indem er ausrief: „Freiheit! Du goldne Sonnenblume!“

Und in tiefe Rührung, in heißen Dank ſtill verſunken ſtand der Gerettete, Thränen entſtürzten ſeinen Augen, er ſank auf die Kniee nieder und betete: „Vater unſer, der Du biſt in dem Himmel, geheiliget werde Dein Name!“ —

Ende.

Gedruckt bei Junge & Sohn in Erlangen

BIBLIOTHEK

DES

LITERARISCHEN VEREINS

IN STUTTGART.

XXIII.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

STUTTGART.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES LITERARISCHEN VEREINS.
1851.

1196

LITERARISCHER VEREIN

IN

STUTTGART

GEGRÜNDET 1839.

PROTECTOR:

SEINE MAJESTÄT WILHELM KÖNIG VON WÜRTTEMBERG.

* * *

Präsident:

Dr **Keller**, professor in Tübingen.

Secretär:

Dr **Holland**, privatdocent in Tübingen.

Kassier:

Huzel, reallehrer in Tübingen.

Ausschuß für das jahr 1851:

G. freiherr **Cotta v. Cottendorf**, k. b. kämmerer in Stuttgart.
Dr **Fallati**, professor in Tübingen.
Hofrath dr **Grimm**, akademiker in Berlin.
Dr E. v. **Kausler**, archivrath in Stuttgart.
Dr **Klüpfel**, bibliothekar in Tübingen.
F. v. **Lehr**, director der k. privatbibliothek in Stuttgart.
Dr **Menzel** in Stuttgart.
Dr **Michelant**, professor in Rennes.
Dr **Schmeller**, professor in München.
Oberstudienrath dr C. v. **Stälin**, oberbibliothekar in Stuttgart.
Dr **Wackernagel**, professor in Basel.
Dr G. v. **Wächter**, kanzler in Tübingen.

Agent:

Fues, sortimentsbuchhändler in Tübingen.

DER RING

VON

HEINRICH WITTENWEILER

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG BECHSTEIN.

EINGELEITET DURCH ADELBERT KELLER.

Lit. germ. 1297

BIBL
UNIVERS
LIPS

STUTTGART.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES LITERARISCHEN VEREINS.
1851.

Ue l. 3350

DRUCK VON H. LAUPP D. J. IN TÜBINGEN.

VORREDE.

Das gedicht der Ring, von welchem, wie es scheint, noch kein litterarhistoriker berichtet hat, erscheint hier zum ersten mal im drucke.

Als abfaßungszeit ist ihm das fünfzehnte jahrhundert anzusetzen. Gegen eine spätere spräche die beschaffenheit des einzigen bekannten originalmanuscripts und der schriftzüge, gegen eine frühere die erwähnung des schießpulvers und seines gebrauches im kriege, 57[b] und wenn man will 56[a]. Auf eine nähere spur leitet vielleicht die erwähnung des markgrafen von Ferrara 21[c].

Der dichter nennt sich 1[d] Häinreich Wittenweilär. Über seine heimat ist nichts sicheres bekannt. Ein Wittenweiler (nicht Wittenweil) ligt in der nähe des zum württembergischen oberamtssitz bestimmten marktfleckens Blaufelden. In diese gegend weist auch der name des früheren besitzers der handschrift, obwohl man von einer Blauburg nichts mehr weiß; in jener gegend findet sich aber ein flüßchen Blau, der genannte marktflecken Blaufelden und ein weiler Blaubach. Auch die dortige volkssprache gibt manche erinnerungen an eigenthümlichkeiten unseres gedichtes. Jedenfalls gehört der verfaßer dem südlichen Deutschland an, ohne zweifel Bayern. Preußen ist ihm seiner eigenen aussage nach 46[c] nicht so gut bekannt, daß er seine städte benennen könnte, während er sonst sich als einen mit deutschen landen, städten und flüßen wohl bekannten mann zeigt und auch von dem auslande mancherlei kunde auskramt 46[b]. Die scene des gedichtes hat offenbar erdichtete und leicht deutbare namen, wie die personen: Lappenhausen, Mätzendorf, Nissingen, Seurensdorf, Rützingen, Fützenswille 42^{b}. Vielleicht werden sie im bayerischen oberlande gedacht. Die münze ist der Berner 34^{b}. Schmeller 1, 200. In nicht weiter ferne ligt die Schweiz und Österreich 33: Appenzell, Glarus, Aurach im Schweizerthal 42^{c}. 48^{b}. 49^{b}, Lauenthal, Marchfeld, Prettengau, die Alpen, die Scherr werden erwähnt; ferner Schwaben 30^{b}, der Neckar 33^{a}, der Rhein 42^{b}. 52^{b}, Stockach 51^{d} und als entlegen der Schwarzwald 57^{d}.

Heinrich Wittenweiler ist ein vielseitig unterrichteter mann des bürgerstandes, der auf den roben sich überhebenden bauernstand mit unerschöpflicher satire und ironie herabfährt, ganz in der weise wie die gleichzeitigen fastnachtspiele vielfach thun.

Seine manchfachen kenntnisse sucht er am faden der erzählung in sein buch einzureihen: insbesondere über religiöse, philosophische und politische dinge 44, länderkunde 46^{b}, hofsitte, kriegskunst, reitkunst 50^{a}, haushaltung. Der damit verbundene didaktische zweck ist in der einleitung bestimmt ausgesprochen.

Mit der vaterländischen litteratur zeigt sich der dichter manchfach vertraut. Die deutsche heldensage kennt er und läßt ihre figuren in abenteuerlich phantastischer weise in seiner erzählung hervortreten. So begegnen wir Dietrich von Bern 36^{d}. 48^{d}. 49^{b}. 51^{b}. 53^{c}. 54, dem meister Hildebrant 48^{d}. 53^{b}. 54^{ac}, Sigenot 48^{b}, Egge 48^{b}. 54, Wolfdietrich 48^{d}. 54^{b}, Laurin 49^{b}. 51. 52^{abd}. 53^{d}, Dietleib 48^{d}. 54^{ab}, Eckart 55^{bc}. Von artusischen rittern wird 48^{c} Lanzelot und Tristan, aus der antiken sage Troja und Alexander 45^{b}, aus dem kreiße der thiersage und der fabel der fuchs Reinhart 32^{c}, die ameiße 31^{b}, die mäuse und der löwe 43^{d} erwähnt. Auch Freidank ist dem dichter bekannt 45^{b}.

Das gedicht ist eine erzählung, in welche aber absichtlich und nicht ohne geschick der lehrhafte stoff eingereiht ist. Einmal, in dem briefe des mädchens an Bertschi, tritt auch die in jener zeit so beliebte figur der allegorie, nicht ohne einen anflug von ironie, auf. Häufig sind kernhafte sentenzen eingestreut, welche manchmal (31^{c}) an die form der priamel streifen und welche in der handschrift am rande meist durch ein notabene ausgezeichnet sind.

Die metrische form des gedichtes sind die gewöhnlichen kurzen verspaare der mittelhochdeutschen kunstepik, oft durch ziemlich unvollkommene reime gebunden. Mitunter kommen lyrische metren, einige male selbst prosa in liturgischen stellen.

Die sprache hat bayerische eigenthümlichkeiten. Dahin gehört z. b. die pronominalform *es* statt mhd. *ir*. 1^{c}. 3^{d}. 5^{b}. 19^{c}. 20^{b}. 22^{b}. 23^{bcd}. 24^{c}. 31^{b}. 32^{d}. 33^{ab}. 35^{c}. 36^{b}. 40^{d} und oft. Schmellers mundarten s. 187; die dualform *enk* 8^{b}. Schmell. 187; die silben *der-* statt *er-* in *dergangen* 8^{b}, *dersach* 8^{d}, *derhaben* 9, *dertrinken* 9^{c}, *derlechen* 9^{d}, *derwachen* 9^{d}. *w* = mhd. *b* zumal im anlaut z. b. *wehalten* 21^{d}, *wesitzent* 21^{d}, *weleiben* 22^{b}, *wehag* 22^{d}, *wereit* 25^{a}. Schmell. 83. Spil von einem keiser und eim apt s. 9. Des von Wirtenberc puch s. 10. Siben meister, Erlanger hs. 79. Zu beachten ist die ein paar mal (z. b. 7^{c}. 13^{cd}. 22^{d}. 48) vorkommende instrumentalform *we*. Schmell. 211. Anlehnungen sind häufig und sehr gewagt, namentlich des artikels und der pronomina: *manr* = *man ir* 44^{b} u. s. f. Die construction des accusativs mit dem infinitiv ist nicht selten, z. b. 25^{a} *wis sei sein geleich*. 41^{c}. Das wörterbuch wird manche bereicherung aus dem gedichte schöpfen. Auch hier kommen wieder bayerische eigenheiten. So *gaslen* 8^{d}. 56^{d} und sonst. Schmeller 2, 72. *gissübel* 57^{b}. Schmeller 2, 75. Schmids schwäb. wörterb. 232. *Eritag* 45^{c}. Grimms mythol. ^{b}113. In einem unzweifelhaft aus Nürnberg stammenden Wolfenbütteler manuscript mit fastnachtspielen steht bl. 202^{b}: *Finis am Erichtag vor vitj 1486 jar.* *serten* Schmell. 3, 283. 2^{b}. 5^{d}. 9^{d}. 15^{c}. 18, 39. 18^{d}. 22. 23^{abc}. 24^{d}. 36^{ad}. 37^{ad}. 38^{b}. 39^{d}. 40^{d}. 46^{a}. 50^{cd}. 53^{b}. 55^{c}. 57^{b}. Altswert 54, 24 verbeßert J. Grimm *versortenin*.

Die handschrift, welche außer unserem gedichte nichts enthält, ist ein in zwei holzdeckel gebundener folioband, auf pergament von einer nicht übeln hand des fünfzehnten jahrhunderts geschrieben, es sind 57 blätter, 2 spalten auf der seite. Die anfangsbuchstaben der zeilen sind durch eine die ganze seite herab reichende verticale linie durchschnitten, welche bald roth, bald grün ist, je nach dem eingangs des gedichtes angedeuteten wechsel des inhaltes. Übrigens trifft der farbenwechsel mit dem des inhaltes häufig nicht überein, so daß es scheint, es sei diese bemalung einem ungeschickten schreiber überlaßen geblieben. Im abdrucke ist der *anfang* farbloser stellen mit *, der rother mit **, der grüner mit *** bezeichnet worden.

Die handschrift gehörte früher einem Jakob Markwart von Blauburg, der seinen namen mit etwa ins sechszehnte jahrhundert gehörigen schriftzügen auf das erste blatt eingeschrieben hat, nunmehr aber der herzoglichen bibliothek in Meiningen.

Ich füge einige bemerkungen über einzelne stellen bei: die von herrn doctor Holland mitgetheilten bezeichne ich mit H.

1 Die überschrift ist von späterer hand. Darauf folgen die worte *Est Iacobi Marqrardi à Blauburg.*

1^{c} Der text beginnt mit einer gemalten initiale, worin das brustbild eines klerikers in gelbgrünem rocke und barett dargestellt ist, welcher in der linken einen ring hält und mit der rechten darauf deutet. Unter diesem buchstaben ist ein wappenschild, worin sich der oberleib eines stehenden schwarzen bockes befindet, vielleicht das wappen des besitzers.

1^{d}, 15 Der rest der spalte ist eingenommen von einer federzeichnung, ein kosendes liebespaar darstellend.

2, 2 Lappenhäuser kennt auch Rollenhagen. Froschmäusler. Frankf. 1683 s. 396. 496.

2, 21 *Mätsli* = Mehthilt. K. Roths kleine beiträge 1, 4. Über die bedeutung von *Rüerensump* s. 14^{b}, 29. 22, 24. Über die bildung des wortes s. Grimms deutsche gramm. 2, 961. 1020. Diezs rom. gr. 2, 360. So *Bohrdenschink* (Rollenhagen 638), *Fegenbeutel* (fastnachtspiele. Wolfenbütteler hs. bl. 165^{b}), *Fegenteufel* (fastnachtsp. 166), *Fleuchdiekelt* (Rollenhagen 625), *Füllnbauck* (Uhlands volkslieder 1, 612), *Füllenmagen* (23^{b}), *Gangdiequer* (Uhlands volkslieder 1, 576), *Griep-en-kerl*, *Habedanc*, *Habenschaden* (in München), *Haltenhof* (in Zainingen), *Hauenschild* (fastnachtsp. 165^{b}), *Hebenstreit* (fastnachtsp. 128^{b}. 166), *Klingesór*, *Kützeldarm* (33^{b}), *Lærdasglas* (Uhland 1, 612), *Lærenkopf* (d. h. leere den becher 22^{d}), *Lærenschrein* (fastnachtsp. 165^{b}), *Lærenstadel* (fastnachtsp. 165^{b}), *Leckdenspiez* (2^{c}), *Leckenprei* (fastnachtsp. 197^{b}), *Leichdenman* (17^{c}), *Merkenstein* (Khauz österr. gelehrtengeschichte 185), *Nagenfleck* (17^{c}), *Raubengast* (fastnachtsp. 165^{b}), *Raumslant* (fastnachtsp. 165^{b}. mhd. *Rümezlant*), *Richteinschant* (23), *Rüerenbrei* (fastnachtsp. 165^b), *Rüerenmost* (17^b), *Rührendreck* (Rollenhagen 639), *Saugenfinger*. *Scheuhentag* (fastnachtsp. 165^b), *Schintdennak* (33^b), *Schlagdengast* (Uhland 1, 576), *Schlickdasbier* (Uhland 1, 576), *Schreckenfuchs* (Khauz 185), *Schürenprand* (23), *Siertdazlant* (23), *Slintdenspeck* (17^c), *Störenfrid* (Immermanns Münchhausen 3, 130; sonst *Störefried*), *Suchensinn*, *Suchenwirt*, *War-n-könig* (schwerlich *Warn-könig*), *Wegendrüssel* (fastnachtsp. 279 neben *Wagendrüssel*), *Wentenschimpf* (fastnachtsp. 166^{ab}), *Zuckenrigel* (fastnachtsp. 165^b, jetzt auch *Zuckrigl*), *Zucksschwert* (fastnachtsp. 165^b).

2^b, 11 ? *slehteclich*. Vgl. 14^d, 27. 22^b, 35. 54^d. So 11^c, 7 *liehten*. 14, 7 *rehten* (?). 15^d, 36 *fluhten*. 16^b, 4 *geflohten*. 17, 16 *getihtet*. 19, 10 *niht*. 20^b, 7 *tohter*. 20^d, 44 *seht*. 22, 13 *mahts*. 23^c *tohter*. 24 *allmahtigen*. 25^b *niht*. 27^d *gerehtikeit*. 30 *ahten*. 35^c *danhten*. 53 *gefohten*. 55 *Mohten*.

2^b, 35 ? *Des*.

3, 12 ? *strecken: recken*.

3^c, 35 Hs. *güter*, das *er* ist aber untertüpfelt.

3^d, 23 ? *Denn*.

4^b, 20 ? *Leckdenspies herfür dô trat*.

4^d, 27 ? *nim*.

4^d, 38 Vgl. 17^b. Helmbrecht 1781. Gr. 1, 954.

5, 19 Die entsprechende reimzeile fehlt.

5^c, 38 corrigiert eine wenig spätere hand, die auch sonst auftrit, *se*.

5^d, 2 ? *Din*.

5^d, 6 ? *Dô*.

6^b, 7 ? *ernstlichen*.

6^d, 21 Vgl. 10^c.

7^d, 26 ? *Ir seit nit wert, her twerc: berc*. Oder im folgenden *habt tal und berc und erd*.

9, 2 ? *schrei*. H.

9, 3 ? *Nu wê*.

9^c, 8 ? *hôt: gebrâht hât*.

10^b, 6 ? *stette: bette*.

10^b, 26 Diese scene erinnert an ähnliche in den fastnachtspielen.

11^{d}, 21 ? *Wan.* Ebenso 12, 16.

12, 40 ? *gunnest.*

12^{c}, 1 ? *sprechen.*

13^{c}, 27. So 16, 36.

14, 7 ? *reichen.* H. So 16, 19.

14^{b}, 16. 19^{d}, 35. 20, 26. 20^{c}, 28 f. 20^{d}, 26. 21^{b}, 18. 23, 12. 23^{d}. 28, 15. 29^{c}. Haupts zeitschrift 8, 376.

14^{c}, 18 ? *miusli.*

14^{c}, 29 ? *secken.*

14^{d}, 1 ? *dritten.*

15^{b}, 12 ? *dar zuo.*

15^{d}, 20 ? *weiter.*

17^{b}, 33 Zu dem fehlenden *D* ist raum gelassen für den miniator.

17^{d}, 38 ? *deinem.* H.

18^{c}, 36 ? *verret.*

18^{d}, 25 ? *mê.* Vgl. z. 4.

20, 30 ? *ritt.*

20^{b}, 43 ? *den.*

20^{d}, 44 ? *Seht.*

21, 11 ? *sældenrich.*

21^{b}, 41 ? *ir.* H.

21^{d}, 13 Über Eustachius vgl. *Gesta Rom.* 110.

21^{d}, 22 *alter part.* Altswerts kittel s. 54.

22, 7 ? *krumb.* H.

22, 14 ? *milch.*

22, 43 Vgl. Ecke.

22^{b}, 1 ? *liet.*

22^{d} Vgl. Weinschwelg. W. Wackernagels deutsches leseb. 1^{b}, 575, 18. Sanct Johannis minne. Vgl. J. Grimms deutsche mythol.^{b}, 54. *H.* Oswald von Wolkenstein s. 114. Uhlands volkslieder 1, 814. Simrocks volkslieder s. 601.

23^{b} *rainvail* Schmeller 3, 95. In dem fastnachtspiele von der verdienten ritterschaft Cgm. 4°. bl. 297 ff. sagt der kaiser zu einem heiseren sänger: *Is all morgen ein feigen oder zwuo und vierzig air aus eim schmalz dar zuo, das kan dir schmieren deinen kragen, und ein viertail rainfals, so wirst du singen und sagen.* In der Wolfenbütteler hs. dieses stückes 241^{b} fehlt dieses wort.

23^{c}, 27 *atti* ist in der hs. nicht sicher; vielleicht *ani*, noch schwäbisch = großvater.

24^{c}, 2 Eine alte correctur liest *Zehen nocz*. ? *Zehene*.

24^{c}, 14 Eine alte correctur liest *niht*.

25^{b}, 22 ? *bekleiden*.

27, 39 ? *gereineget*.

27^{d}, 33 ? *eim*. H.

28, 8 ? *Sie*.

29^{d}, 30 ? *am libe*. Die hs. hat hier eine alte correctur, welche die lesung unsicher macht.

29^{d}, 32 ? *schalk*. H.

30, 4 Die zeile ist wohl zu tilgen.

31^{d}, 31 ? *tisch und bet*.

32^{c}, 40 ? *pottenbrot*. H. 46, 29.

33, 6 ? *Ja*. H.

33^{b}, 2 Hagens gesammtabenteuer 3, lxxxj. H.

33^{b}, 5 ? *frou mær*.

36^{b}, 31 ? *süfer* d. i. *süber*.

37, 16 Freidank 125, 11. H.

38, 8 ? *chluog*. H.

38, 16 ? *verheiter* fastnachtsp. 218. 219^{b}. 220. Altswert 54, 24.

38^{b}, 3 ? *Wem*. H.

38^{b}, 37 ? *in*. H.

38^{d}, 1 Diese und die nächsten entsprechenden zeilen sind doppelt zu denken.

39, 5 Vgl. Massmanns denkmäler 1, 14.

39^{c}, 27 *Holl]* ? *her Oll*.

40^{c}, 36 ? *innen*. H.

40^{d}, 23 ? *mërsten*.

41, 15 Der name Kühdaisch kommt noch in Württemberg vor.

41, 42 ? *verchlag*. H.

41^{c}, 33 ? *hat*. H.

42, 6 ? *chäynem*. H. Vgl. 42^{b}, 35.

42, 7 ? *wolt*. So 45^{c}, 41.

42, 40 ? *Das er*.

42^{d}, 44 ? *falscher*. ? *solcher*.

43, 32 Athis 69.

43^{b}, 31 MSHag. 3, 452^{b}.
44, 33 ? *trunken*. H.
45^{b}, 7 ? *Der*. H.
45^{b}, 40 Freidank 72, 1. H.
45^{d}, 16 ? *Das seu der hanker*. H.
46^{b}, 15 *Parr* ist wohl = *Bâre*, ital. *Bari*.
46^{c}, 10 ? *Lintmat, Limmat*. H.
46^{d}, 5 ? *priol*.
47^{b}, 6 ? *ungestochen*. H.
47^{b}, 11 ? *Das ein*.
47^{b}, 17 ? *mithelfen*. H.
47^{b}, 26 ? *Ez*. H.
47^{d}, 16 Anklang an den Heuberg ?
48^{b}, 17 ? *kâmen*.
48^{b}, 29 ? *nant*. H.
48^{d}, 26 ? *sellet*. H.
49, 37 ? *ziehen aus hin auf das*.
49^{b}, 9 Grimms deutsche mythol. 434. H.
49^{b}, 10 ? *twerg*. H.
50, 5 ? *unversait*. H.
50^{c}, 17 ? *hant*. H.
51, 26 Grimms deutsche rechtsalterth. 320. H.
51^{b}, 22 ? *Ez*. H.
51^{c}, 6 ? *swing in*. H.
52^{b}, 25 ? *bols*. H.
52^{b}, 33 Grimms deutsche mythol. 454. H.
54^{b}, 18 W. Grimms deutsche heldensage s. 105. Havelok z. 71. F. Wolf in den jahrbüchern für wißenschaftliche kritik 1834. 2, n. 31, s. 256. H.
54^{b}, 37 Grimms deutsche mythol. 521. H.
55^{b}, 7 ? *einen starken risen*.
55^{b}, 17 ? *Dar*. H.
56^{d}, 2 ? *hahen*. H.
57^{c}, 11 ? *arm man*. H.

Tübingen, 5 Dec. 1850.

ADELBERT KELLER.

DIS BUCH IST GENANDT DER RINGK.

Der obresten trivaltichäyt,
Marien, muoter, räynen mayt,
Dar zuo allem hymelschen her
Ze lob, ze dienst und auch ze er,
Den guoten zlieb, ze fröden schein,
Den bösen zläyd, ze hertzen pein
Sült es hörren so zehant
Eyn puoch, daz ist der Ring genant,
Mit äynem edeln stayn bechläyt,
Wan es ze ring umb uns beschäyt
Der welte lawff und lert auch wol,
Was man tuon und lâzzen schol.
Chäyn vingerli ward nie so guot,
Sam ditz, gehabt in rechter huot.
In drew schol ez getäylet sein
Besunder nach den sinnen mein.
Daz erste lert hofieren
Mit stechen und turnyern
Mit sagen und mit singen
Und auch mit andern dingen.
Daz ander kan uns sagen wol,
Wie äyn man sich halten schol
An sel und leyb und gen der welt;
Daz hab dir für daz best gezelt.
Daz dritte täyl dir chündet gar,
Wie man allerpest gevar
Ze nöten, chrieges zeyten,
In stürmen, vechten, streyten.

Also leyt dez ringes frucht
An hübschichäyt und mannes zucht,
An tugend und an frümchayt.
Nu ist der mensch so chläyner stät,
Daz er nicht allwege hören mag
Ernstleich sach ân schympfes sage
Und fräwet sich vil mangerläy.
Dar umb hab ich der gpawren gschräy
Gemischet ünter disew ler,
Daz sey desta senfter uns becker,
1 a Beschäyden doch mit varwen zwäyn:
Die rot die ist dem ernst gemäyn,
Die grün ertzäygt uns frölich leben.
Doch vernempt mich, welt ir, eben!
Er ist äyn gpawr in meinem muot,
Der unrecht lept und läppisch tuot,
Nycht eyner, der auz weysem gfert
Sich mit trewer arbäyt nert,
Wan der ist mir in den awgen
Sälich vil, dez schült ir glawben.
Secht er aver ichts hie inn,
Das weder nutz noch tagalt pring,
So mügt irs haben für äyn mär,
Sprach Häynreich Wittenweylär.
Derschallend in dem hertzen fro
Hebt die täyding an also.

2 ••• In dem tal ze Grausen
Äyn dorff hyezz Lappenhausen,
Was gelegen wunechleich,
An holcz und wasser uberreich,
Dar inn vil esler pauren
Sassen ane truren,
Under den ein junger was,
Der hiess Bertschi Triefnas,
Ein degen säuberleich und stoltz,
Sam er gedrait wär aus holtz.
An dem feyrtag gieng er umb,

Er wär schlecht oder chrumb,
Er wär nahent oder verr,
Der muost im sprechen junkherr.
Was schol man euch nu mer sagen?
Also wol chond er sich betragen,
Daz die alten und die jungen
Frauwen sere nach ym drungen;
Doch was einew sunderbar
In sinem herczen, daz ist war,
Die hiez Mäczli Rürenzumph.
** Sey was von adel lam und krumpf,
Ir zen, ir händel sam ein brand,
Ir mündel rot sam mersand,
Sam ein mäuszagel waz ir zoph,
An ir chelen hieng ein chroph,
Der ir für den bauch gie.
Lieben gesellen, horet, wie
Ir rugg was uberschossen!
Man hiet ein gloggen daruber gossen.
Die füzzli warend dick und bräit,
Also daz ir chain wind läid
Getuon moht mit vellen,
Wolt sey sich widerstellen,
Ir wängel rosenleicht sam äschen,
Ir prüstel chlein sam smirtäschen;
2b Die augen lauchten sam der nebel,
Der äten smacht ir, alz der swebel;
So stund ir daz gwändel gstrichen,
Sam ir die sel wär enwichen.
Sey chond so schon gparen,
Sam ob sey wär von drien jaren.
*** Welt ir under tagweis,
Über all truog sey den preis,
Also daz der Triefnas
Mäczleins selten ie vergas,
Und ward ir schletheleich also holt,
Das er nach ir zuo serten wolt.
Do huob sich ein hofieren

Mit stechen und tornieren,
An einem sonttag daz geschach,
Daz man do Bertschin chomen sach
Mit zwelf gsellen wol getan
Ze Lappenhausen auf den plan,
Die ritten also unverdrossen,
Sam si der regen hiet begossen.
Der erst was unser Triefnas,
Ein held recht sam ein giesfas;
Des wappen warend gablen zwo
In einem mist, der was er fro.
Der ander Chuoncz von Stadel hies,
Ein helde sam ein waldmies.
In seinem schilt gemalet was
In grünem veld ein toter has.
Der dritte Chunczo waz genant,
In allen schanden wol erkant.
Er füert für seynew wappen
Zwen hulczin chrieshaken.
Dem vierden sprach man junkher Troll,
Ein cheker sam ein anchenzoll;
Daz sein zäichen was ein rechen,
Der sich ungern liess zerprechen.
Der fünft was Hainczo mit der gaiss,
Ein eselman vnd rrittigmäiss,
Dem hiet der pharrer wâppen geben
Drey nuss an einer weinreben.
Der sechste hiet den namen Twerg,
Ein hochgeporner auf dem perg,
Des wappenrok gemâlet was
Mit drêyn fleugen in ein glas.
Den sibenden so nenmet man
Her Eysengreyn ein snauferman.
Er fuort auf seinem drüssel
Neun löffel in einer schüssel.
Der aht der häist, alz ich es mäin,
Graf Burkhart mit dem überpäin,
Der liess ym machen seyneu wappen

Mit zwain ruoben häiss gepraten.
De neunden ich euch tauffen wil,
Er häisset Pencza Trinkavil.
Daz er do in dem schilte truog,
Daz wârend rinder in eim phluog.
Der zehend lept nit ane schaden,
Er häist her Jâchel Grabinsgaden;
Der fuort von seiner alten gpürt
Vier rindrin chäis auf einer hürd.
Des einlften namen sey man gwiss!
Der was her Rüfli Lekdenspiss;
Er was des torffes mäiger,
Seyn wappen warend äyger.
Des lesten namen ich enwäiss,
Doch cham er auf den selben chräiss
Geritten mit eim fuchszagel.
Ich wäin, es wär der pauren hagel
Her Neythart, trun ein ritter chluog,
Der allen törpeln hass truog.
Ir chläinet was das aller best,
Ein kalb in einem storchennest,
Daz fuortens gmaincleich in dem her
Durch junkfrawn Mätzen zuht und er.
Die helm sam chörbe warent gstricht,
2ª Also daz käynr dar inn derstichl;
Dar under sach man hangen
Ir schilt, daz wârent wannen;
Ir geplayt daz was von loden
Mit häw und stro wol underschoben.
Wolten si die päyn verpinden,
Dar zu nâmens paumrinden.
Si sâssen ritterleichen
Auf saumernsätteln reichen,
Auf eseln und auch veltrossen,
Es möht ein juden han verdrossen,
Mit tächen und auch sekken
Sach man si die phert techen.
Ufen krücken wârent sper,

Si vegten greuleich hin und her
Mit irem pheiffer Gunterfay,
Der ein beki blies enzway.
Si schrien all gemainchleich:
Hört, ir herren, arm und reych,
Der muot hab heut ze stechen,
Schilt und sper ze prechen
Durch aller frawen eren,
Der schol sich gen uns keren!
Do vand man nieman auf dem plan,
Der die rekken törst bestan,
Also daz her Triefnas,
Der sein selbers nie vergas,
Sprach zuo den gesellen sein:
Und gieng es an daz leben mein,
Es muoss halt sein ghofieret,
Gestochen und gturnieret.
Ist daz uns niemant gtar bestan,
So räiten wir enander an.
Der rede sin warend si alle fro.
Zuo Gunterfay man ruoffet do:
Pheyff auf, lieber spilman!
Wir wellend dir wol lonan.
Gunterfay sein bek erschal,
Daz man es höret uberal.
Die helm seu aufpunden
Mit jungem holcz gewunden,
Die sper si underschluogend
Und in einander fuorend.
So herte ward daz reyten,
Daz ir enkainr gepaiten
Mocht bis daz ym hilfe chäim,
Dann her Neythart der gemäin,
Den man selten mocht gevellen
Mit chrukken und mit dorfgsellen.
Seht, do sach man streben
Ein und zehen degen
Auf der erd und in dem bach,

Daz waz ir aller ungemach.
Triefnas der vil trostleich man
Wider zuo ym selber cham.
Er sach, daz er gevallen was
Für frawen Mäczen in daz gras,
Des schemet er sich über dank.
Er sprach: Mir ist daz jar ze lanch,
Und wär mir diez allein geschehen,
Man müss vil kumbers an mir sehen.
Do cham doch seines vatters chnecht
Und half ym auf, daz waz sein recht.
In den selben sachen
Her Troll begund erwachen
Und schreyen: Wäffen, wäffen!
Wie hart han ich geschlaffen!
Er ward sich in der seyten clagen,
Dar umb man in muost häim tragen.
Graf Burkhart waz auch niht gar träg,
Wie er an dem ruggen läg.
Er batt die herren von dem rät
Daz man ym hulffi aus dem chât.
Chuoczen waz ein stich gemessen
3b In den pauch, daz ym daz essen
Zuo der selben stunde
Fuor aus seinem munde.
Weder singen noch gesagen
Mocht er, noch sein smerczen clagen,
Dennocht wär im hilff gegeben.
Do giengs den andern an daz leben,
Den daz wasser in den schlund
Güsselt in des baches grund.
Die huob man auf, als gesellen.
Waz scholt mans fürbas swellen?
Doch hiet der gtwerg getrunken,
Daz ym die augen sunchen.
Daz muost man ym do büessen.
Auf hub man pey den füessen,
Daz wasser liess man rinnen

Von ym, er cham ze sinnen.
Do sprach Pencza Trinkavil:
Für wars ich euch daz sagen wil,
Türstes mir nie buosse wart
Tråwen, wen zuo diser vart.
Grabinsgaden was gewäschen
Ane laug und ane aschen.
Er sprach: Ich han gewunnen.
Vor waz ich verprunnen,
Vor waz ich derstunken,
Dar zuo sein mir die laus ertrunken.
Des lobt er got mit fleizz.
Do sprach Hainczo mit der gäiss:
Dein gewinn der ist ein stro
Gen dem mein, des bin ich fro.
E ich in den bache chäm,
Ich waz häiden ungezäm,
Ich waz auch in der keczzer orden,
Erst bin ich ze cristan worden.
Secht, daz tet dem Chuonczen zorn.
Er sprach: Mich duncht, daz wir verlorn
Habin mere, dann gewunnen.
Wir sein in dem bach grunnen
Sam die toten mäuse.
Sprecht ir, daz euch die läuse
Sein dertrunken, daz ist glogen.
Die bruoch ich oft han ab gezogen
Und gewäschen in dem bach,
Käin laus ich me dertrinken sach.
Und du, Hainczo mit der gäiss,
Deins gewinnes ich enwäiss.
Bist du also worden cristan,
Das ist gescolten und gefisten,
Wan näch der weisen phaffen sag
Nieman sich getauffen mag
Selber in eim bache
Von chäinr lay sache;
Es muost ein underschäidung sein

Zwüschem tauffer und auch dein;
Dar zuo der tauffer sprechen schol
Genantew wörter, die man wol
Vindet in der hailigen gschrift;
Dennocht ist ez als ein wicht,
Hat der tauffer nit den muot
Ze tauffen, so er daz tuot.
In gottes dienst bist du verdrossen,
Dar umb so hâst du wenk vergossen
Deins pluotz in seiner minne.
Du prinst auch nit mit sinne
In dem gäyst, daz sag ich dir,
Noch bist ein jud, gelaubes mir!
*** Eysengrayn mocht nit enbern
Einer red, die höret gern!
Siha durch gotz plunder,
Ist daz nit ein wunder,
Drz Chuonez da häim uf seinem mist
Ist worden ein so guot jurist?
Wolt ir euch es wench enthaben,
Ein red mag ich für war sagen
Ane brief und ane potten,
Es mügt wol euch er selber spotten.
Die tayding allen misseviel,
Ieder schluog sich an den giel,
Der schimpz begond seu reuwen.
Woy, wie laut sey schreuwen:
Nu we min und umbnâmen,
Daz wir ié ze samen châmen!
Daz wir ie gestochen haben,
Des müss wir schand und laster tragen.
** Lechdenspiss der unverzayt
Hort die clag, es waz ym layd.
Er sprach: Herfür mit schalle,
Hört, ir herren alle,
Ein red, die ich euch sagen wil!
Wir chömend noch zuo guotem spil,
Wolt ir volgen miner lere?

Wir behalten noch die ere,
Ist, daz wir stechen mit dem gast
Und bindent uns ind sättel vast.
Des rates fröwtens sich gemain,
Dem Chuoncz vom Stadel, dér alläin
Do sprach: Ich wil nit stechen,
Lung und leber brechen.
Ie mer ich mich so wolt verpinden,
Ie e mir wurd von we geswinden.
*** Der red si nit vernamen,
Auf iren rossen si komen,
Mit widen sey sich do verpunden,
So si aller beste kunden.
Doch mocht der Chuocz beleiben niht,
Sein reiten daz waz gar enwicht.
Der ärs begond in smerczen,
Wie wol ers hiet am hertzen,
Also daz nicht mer dann äht
Châmend her mit irm gepraht
Auf den plan und widern gast.
Sey ruoften laut, sey schrewend fast:
Her, frömder gesell, wes hâst du muot?
Wilt du stechen umb daz guot,
Wilt du reiten umb die er,
So halt dich her und wart nit mer!
Her Neythart ward der rede fro,
Wie wol ers nit erzäigti do.
Er äntwürt züchtecleich und sprach:
Ich wolte haben mein gemach,
Den frid so wolt ich suochen,
Wolt ir es sein geruochen.
Wie wol es sey ein rehter schimph,
So wär es doch nit mein gelimph
Gen söhen herren zuo reyten,
Die mir ze allen zeiten
Ze edel und ze stark seyn.
Waren der joch nür einr alläin,
Ich getörst in nit bestân,

Des schült er mich geniessen lân.
Do man die red verhörret,
Ir forht die was zerstörret,
Künew herczen seu gewunen,
Si sprâchend: Hörn zuo der nunnen,
Waz sey spricht und waz sey säyt,
Recht sam ein gfrorner has verzäit.
Graf Burkhart für die andern brach
Und sunder zuo hern Neythart sprach:
Ich wäiss nit, wie dus kochest,
Ich sich wol, daz du sochest
In dem sattel, so wir vallen.
Die schand missvelt uns allen
Und tuot uns in dem magen we
Dar umb so muost du stechen me.
Trun, sprach der gast vil hofeleych,
Daz wis gott von hymelreich,
4b Daz ich es han verwegen mich.
Waz ich tuon muoss, daz tät ich.
Da mit man pheiffet schon, als e.
Helm auf! he, wie laut man schre!
Des ward nit lenger do gepitten,
Vil drât si auch zesamen ritten
So chrefticleichen und so hart,
Daz grâf Burchart an der vart
Dem rosse auf dem ärs gelag.
Hört, waz ich euch mer sag!
Do sach man seinen gsellen
Her auf der prüche prellen.
Erst huob sich jamer angst und not,
Die frawen lachten sich ze tot.
** Gräf Burkhart in den sattel kam.
Sym so, ir ziegglin, sprach der man.
Durch aventewr so seyt er chomen,
Aventewr habt er vernomen.
*** Do mit so huob er sich von stat.
Lechspiss do her fürher trat
Mit seiner scharffen angesicht.

Er sprach: Ir gast, ir seit ein wicht,
Des dunket mich in meinem herczen;
Dar umb so muost ir leiden smerczen.
Des antwürt ym der frömde man:
Mein juncherr, waz han ich getan,
Daz ich schol smerczen dulden?
Ich pitt euch pey gotts hulden,
Last mich reiten meinen vart
Durch aller werden frâwen art.
Süsser red mocht er engelten.
Lechspiss erst huob an ze schelten,
Ein langes sper er under schluog
Und lieff hin an reht sam ein phluog.
Er stach den gast, daz im wol halb
Aus dem nest enphiel daz kalb.
Des frewtend si sich alle,
Si ruoften hoch mit schalle:
Ge hain, Üli mit der nasen,
Hilf deim weyb der kuo grasen!
Lechspiss ruoffet aus dem mund:
Da für näm ich nicht hundert phund.
Doch muoss ich in noch aber rüren,
Er chan mirs trawen nit enphuren.
Daz sper so nam er in die hant,
Gen dem gast er anhin rant
Und traff in pey dem satelpogen
Also ser und ungezogen,
Daz in die riemen liessen,
Er mocht ir nit geniessen,
Vallen muost er in die erde
Drey spang tieff der werde.
Secht, do huob sich jamers chlagen.
Ir ghort es nie pey ewern tagen,
Wie schier ze wäinen was geraten
Ir lachen, daz si vor taten.
Dem mäyger mund und nase pluot,
Doch ruoft der held aus freyem muot:
Hört, ir herren überall,

Ir schült nit chlagen meinen val,
Er hat mich nit getroffen,
Ich han mich selber ab gestochen.
Man truog in fuder so zehant,
Vil drät so cham her für gerant
Eysengrein ein küner degen,
Er sprach: Der tiefel müss sein phlegen,
Miss ich im nit einen stich,
Daz er werd gagent unter sich.
Eyn lautes gschray er do an huob:
Sym so, ir her verlauffuer buob,
Wolt ir daz treyben ymer mer,
Daz tuot mir zorn und müt mich ser.
Her Neythart äntwurt ym aldo:
So, min lieber herr, so!
Ich lässes gern beleiben,
Welt irs nit fürbas treiben.
Ich säit euchs vor, vernemet mich!
Was ich tuon muss, daz tät ich.
Nit so, sprach her Eysengreyn,
Es muoss noch bas getumbelt seyn.
Ich muoss dir deinen chübel rüren,
Der hanher wolt dich dan enphüren.
Die helme sey verpunden
Ze den selben stunden,
Eysengrein begräiff daz sper.
Über in herr, so, über in herr!
Die andern alle schrewen vast,
So häiss in waz auff disen gast,
Do mit sey zu zemen wollen seyn.
Der esel unter Eysengreyn
Schreyn und fliehen do began
Alse schänczleich hin und dan,
Daz er wenich do gestechen
Mocht, noch seynen schaden rechen.
Daz sper gie auf die erde.
Do ruoft der degen werde:
Hilffa, herr, und hilffa schier!

Ich wil verderben auf dem tier.
Do cham ein müllner noch glauffen.
Herr, wolt ir daz tier verchauffen?
Zehen schilling an ein phunt
Gib ich euch ze diser stund.
Des äntwurt ym der wolgetan:
Häiss nür den esel stille stan
Und hab den sattel sampt mit im!
Nim hin, lieber müllner min!
Hagen ward gevangen
Mit des müllners zangen,
Die andern ranten all her nach,
Zuo dem esel was in gach.
** Si schrien laut: Es ist enwicht,
Verpint dem esel sein gesiht,
So mag er lauffen drichcz hinan.
*** Secht, daz was so schier getan.
Hagen stuond verpunden
Sam in die wolf geschunden
Hieten, also draft er her
Röschleich gen her Neytharts sper.
Do ward vil ritterleich gestochen,
Schilt und sper ân zal zerprochen.
Der gast mocht nit lenger payten,
Er stiess den esel in die seyten
Daz er also schiere
Strekct ällew viere.
Eysengrein dar unter glag.
Seht, do huob sich new clag
Umb den edeln herren,
Der sich so schon chond weren.
** Eysengreyn was unverzäit,
Er sprach: Mir tuot daz clagen läid.
Syha durch einr merhen fäst,
Ob mein phärt gevallen ist.
Waz schulden schol ich dar um tragen?
Wer mag sich an den hymel haben?
*** Ich han verwüst die rehten hand,

Daz tuot mir wirser, dann die schand.
Da mit so was die red ergangen.
Eysengreyn sich huob von dannen,
So er aller röschest kond.
** Triefnas rügen sich begond,
Die nasen ward er rimphen,
Daz feur im aus den augen glast,
Aus seinem maul der gäifer prast.
Jo, wie zittert er von zorn!
Sein varw hiet er so gar verlorn,
Stamblent ward sein räissen zung.
*** Waz man saget oder sung,
Dem gast wolt er do nit vertragen,
Er wolt in nür für toten haben.
Do huob er an ze lurggen do:
So, du du du kürrensun, so,
Des ha he hab du dich verwegen,
Du ma me macht nit mer geleben.
Her Neythart waz ein cristen man,
Dar umb so ruoft er Bertschin an:
Min he he herr, duorch unsern got,
Läst mi mi mich vor meinem tot
Ze re re reuwe chomen!
Daz mocht in layder nicht gefromen.
Bertschin tet der spot we.
Er sprach: Nu chla la laff nit me!
Wie drat er seinen helm auf band!
Daz sper er vasset in die hant,
Eylen wolt er gen dem man
Und in der herberg rayten an,
5 b Do stiess sichs phert, ich wäiss nit wie,
Über ein ärws, daz ym die chnie
Zuo der erden sunken,
Sam es nit hiet getrunken.
Triefnas über und über viel
Also hart auf seinen giel,
Daz er wainet und auch gräin.
Er fluochet allen frawen rain:

Ir gunten, koczen, bösen breken,
Daz euch der ubel tot müss streken
Um die marter, die ich duld
Nit anders dann umb ewer huld.
War zuo habt es mich nuo pracht?
Her widerumb er do gedacht
An frawn Mäczleins wirdichayt,
Vil drât er swäig, ez waz im layt,
Ein anders gsanch do huob er an:
So sey ich nit ein biderman,
Frâwen gnad wil ich derwerben
Scholt ich vierstund dar uber sterben.
Uber sich so ward er sehen
Und schrein: Mir ist nit recht geschehen,
Helft mir in den sattel wider!
Und stech ich in dann nit da nider,
So sprecht, daz ich ein esel sey.
Also châmen ir wol drey
Und hulffen do dem chünen man,
Daz er auf die merhen cham.
Waz er vor gepunden ser,
Si punden in noch dreistund mer.
Den peyffer hiess man aber dönen.
Haltab, haltab, wurdens hönen.
Die sper si under drukten,
** Ir ruggen sey do smukten
Hinter die schilt vil werleich
*** Und ranten also erlefch,
Daz zwo ofenchruken
Vielend hin ze stuken,
Des muost der ofner do engelten.
Fluochend ward er und auch schelten
Umb seyn chruken bäyde.
Bertschi jach: Hab dir nit laide!
Ich wil dir geben häw und str
Pring mir ander chruken zwo!
Daz was so schier geschehen.
Triefnas sprach: Nu schol man sehen,

Ob ich frawen dienen chan.
Den gast so rant er wider an,
Herrn Neytharten des do verdross,
Er gab dem minner einen stoss,
Daz man in selten mer hiet funden.
Do waz er also stark gepunden,
Daz er mit kainir geparde
Mocht chumen von dem pharde.
Daz chom alz zuo seinen schanden,
Hangend ward er in den panden
Der merhen auf die hufe,
Ob ich es rechte brufe,
Ze hart ym an der selben vart
Gestrigelt ward sein har und bart,
Und wär man ym ze hilf nit chomen,
Daz schlapfen hiet im sel benomen,
Doch ward ym von we geswinden.
Secht, do ward er erst enphinden,
Daz Chuoncz ym vor gesaget hiet,
Do er ze lesten von ym schied.
Die frawen schreuwen, daz es clanch:
Helm ab, helm ab! waz ir gesanch.
Daz pheiffen was vil gar gelegen.
Wes scholten do die andern phlegen?
Daz muogt es aigenleichen wissen.
Sey heten sich vil nach beschissen
Von rechter forcht, die si do hieten.
Si wolten sich des schimphes nieten.
Dennocht sprach her Lechspiss:
Des lebens seyn wir noch gewiss
Und möchtin dar zuo er bejagen,
Hietin wir den gast erschlagen.
Unser sind noch vier beliben.
Scholten wir nit eim gesigen,
So wär doch ubel, daz wir assin
Oder zuo Lappenhausen sassin.
Dar umb so schullen wir nu reyten

Mit ein ander und nit payten
Auf den schalk mit plossen swerten
Und in von ein ander serten.
Do sprach Jächel Grabinsgaden:
Des rat was selten ie an schaden,
Dar umb ich dir nit volgen wil.
Des frewt sich Pencza Trinkavil.
Jo, sprach Hainczo mit der gäiss:
Er achtet unsz nit einen schäiss.
Mich dunkt, er sey ein fuchs wild,
Den zagel fürt er an dem schilt.
Der täidinch waz so vil beschehen,
Daz sich her Neythart ward versehen,
Si glörsten nit mer stechen,
Die forht wolt er in brechen
Und auch geben künen sin.
Fliehent macht er sich do hin.
Secht do huob sich söleich jagen,
Man chönd euchs nimmer gar gesagen,
Und ein schreyen nach dem gast,
Man hört es uber drey rast.
Ze eylen waz in also not,
Daz sich ir zwen ervielen ztot.
Do daz die andern sahen,
Si liessen von irm gahen.
Die sünd die ward seu reuwen,
Si ruoften nach mit treuwen:
Lieber herr von frömden landen,
Behütend uns vor bosen schanden,
Vergebt uns unser bosshait!
Sey reuwt uns ser und ist uns läid,
Wen wir nu trum enphinden wol,
Ir seyt des heiligen gaistes vol.
Des ward der gast von herzen fro,
Gen in so cheret er sich do
Und sprach mit senftem herczen:
Got büs euch allen smerczen
Und vergeb euch ewer sünde,

** Doch für wars ich euch daz künde
Nach der hailigen geschrifte sag,
Die sund ich nit vergeben mag
Ane reuw und peicht und puoss,
Die der sunder tuon muoss
Ganczleich ane falschechait
Daz sey euch von mir gesait.
*** Erst do vieng sich an ein reuwen,
Sy worden iren herczen pleuwen
Also ser, daz in daz bluot
Ze mund und nasen aus schluog.
Ir wainen daz was gross.
Hainczo gab ym einen stoss,
Daz er zuo der erden sanch.
Von rehter andacht ward er chrank
Lechspiss der sach auf zuo got,
Es waz ym chomen aus dem spot,
Er ruoffet laut mit ganczer macht:
Hergot gib mir sinn und chraft,
Daz ich meiner sunden ledig werde
Und so nit var von diser erde,
Sam Pencz und Jachel sind verschaiden
Alz lästerleich auf diser häyden.
Dar nach er gen dem ritter gie
Und näygt sich nider auf die chnie
Also treuleich in den plan,
Er mocht die pain zerprosten han.
Auf ruoft er: Mein lieber herr,
Hört mein sünd durch Marien er
Und gebt mir auch der buoss genuog!
Ich han gesündet ane fuog.
Her Neythart in dem grünen gras
Den pauren do ze peychte sas,
Ein crucz er machet über sey
Und sprach: Got schaff euch sorgen frey!
Gen Lechspiss er sich keret do
Und sprach: Durch got, der haw und stro
Geschaffen hat, und durch den gaist,

Sag mir alles, daz du wäist!
Also huob mein Leckspiss an
Und sprach: Ich pin ein schuldig man
Und han gesündet aus der mass
Wider euch auf diser strass.
Noch gedenk ich, sam er sprach,
Einer sünd, die gester gschach,
Die ist läider also gros,
6b Daz ich mich an der zungen stoss
Und wäiss nit, ob ichs sagen schol;
Doch getraw ich euch so wol,
Daz irs nit fürbas pringet,
Daz mich mein andacht zwinget,
Euch ze sagen an gotes stat.
Wie erstleichen er in des patt,
Her Neythart sprach vil taugen:
Du scholt mir daz gelauben,
Daz mir war von herczen läit,
Scholt ich meine phaffhäit
Mit deiner peychte so verliesen.
E wolt ich den tot herkiesen.
Sag mir freyleich deine sünd,
Wilt du werden gottes fründ.
Lechspiss zuo seinr peychte cham,
Doch zittert er vor sünden scham
Und sprach: So wil ichs sagen
Und wil dar an nit verzagen.
Herr, mein weib, nu we, nu we,
Ich gtar euch nit gesagen me.
Es ist ein so grösseu sünd,
Daz ichs euch nit gerne künd.
Der peychter aber gen ym sprach:
Got nem dir alles ungemach,
Lieber sün! Du fürcht dir nicht!
So werd ich heüt ein böswicht,
Sag ich ieman deynen sin,
So ich alters aünig pin.
Lechspiss daz nit recht vernam,

Dar umb so huob er wider an:
Herr, mein weib ist nit gar lauch,
Dar um so nam sey einen bauch,
Mit iren paynen sey dar auf staig.
Ein stuch sey ab dem bachen snayd.
Do ich des nu innen wart,
Geschlichen kam ich an die vart
Und zucht den stuol so schon von stat,
Daz sey reht an dem ruggen glag.
Daz gwändel huob ich ir do auf
Und chust sey dreistund in den bauch.
Her Neythart smieren do began,
6* Er sprach: Sim, phü dich, böser man!
Wes hast du wütreich dich gezigen?
Sel und leib so gar verstigen?
Deiner sünd der ist also vil,
Daz ich dich nit enledigen wil,
Noch enkan dir bessers sagen,
Du muost dich zuo dem bischolf draben.
** Daz sagt er ym nit ane sach
Her Neythart do der gumppelphaff,
Der ym gedächt in seinem muot:
Böser schimph ward nie guot,
Mit der sel ist nit ze scherczen,
Ich wäiss daz wol in meinem herczen
Nach der wäisen lere sag,
Daz ich in nit gelösen mag
Noch gepinden gaistechleich,
So mag er auch nit sicherleich
Seynen sünd eim biyen sagen,
So er priester mag gehaben.
*** Lechspiss macht sich dannen.
Do cham do her gegangen
Heinczo der vil reuwig man,
Seineu peycht die huob er an
Und sprach: Mein herr, helft mier aus not!
Ich han gesundet in den tot,
Ich hab auch gottes huld verlorn.

So we mir, daz ich ie gepom
Ward hie auf diser erde.
Do sprach der Neythart werde:
** Sym, sün, du scholt nit so verzagen.
Ich wil daz für wär sagen
Gottes herbarmherczichchait
Ist so michel und so bräit,
Daz nie chain sünd so grosse wart,
Si wurd vergeben an der vart,
Wolcz den menschen ruwen
Von grunt mit ganczen treuwen.
*** Da mit so huob mein Heinczo an
Und saget, waz er hiet getan.
Er sprach: Mein herr, es ist ein schand;
Gestern fuor ich über land
64 Bis daz ich cham zu einem bach,
Do huob sich läid und ungemach.
Aufzeschlauffen mich verdross
Und durch ze watten also bloss,
So wolt ich auch nit wider keren
Und mein gelt umb süst verzeren.
Secht do vand ich dört ein kuo,
Die fuort ich bey den orn hin zuo,
Ich stäig auf sey und räyt hin an,
Bis daz ich durch daz wasser cham.
Ir fäyger keczer, sprach der ritter,
Daz euch der übel tod der bitter
Nemen müss, ir böser man!
Ir möcht nit wirser han getan.
Ich sag dirs nit aus einem trauwm,
Du muost dich machen hin gen Rom
Mit henden und mit füessen,
Wilt du dein sünde büssen.
Also macht sich Häincz do hin
Gen Rom, daz was sein ungewin.
Lechspiss hincz zum bischolff trat,
Daz ward ym in dem sekel schad.
Neythart gab in seinen segen.

Ewer müss der tiefel phlegen,
Got geb euch payden smerczen,
Sprach er in dem herczen.
Do mit so stuond er von der peycht,
Sam ein pruoder ungewäicht.
Mit dem so kam da her geritten
Triefnas schon auf einem schlitten.
Den gast besorgt er vast und ser.
Er sprach: Mein lieber juncherr,
Hab ich wider euch getan,
Daz schöll ir mir nu faren lân
Durch den uberreichen got
Und râten mir an allen spot,
Ob ich schüll hofieren
Furbas mit turnieren,
Mit sagen und mit singen
Und auch mit andern dingen.
** Darzuo sprach her Neythart:
Mich dunkt, du söyst von hoher art
Ein degen chün mit deinem leib.
Ist, daz du nemen wilt ein weib
Zuo der e, ich dir daz chünd,
Du macht ir dienen ane sünd,
*** Und dar zuo wil ich helffen dir
Zuo dem besten, glaub es mir!
Dar zuo wil ich dir vergeben
Alz, daz du pey deinem leben
Hâst begangen wider mich.
Dar umb, du freyer held, vergich,
Waz dunket dich in deinem muot
Wol getan umb er und um guot?
Des dankt ym Bertschi so zehant.
So wol, daz ich euch ie derchant,
Sprach er zuo dem Neythart
Und swuor ym auf sein lesten vart,
Daz er Mäczen nâm zun eren,
Scholt er joch de bruoch verzeren.
Da mit so wurdens jausen

Hin wider zLappenhausen,
Sam ein bleiens fogelleyn,
Und chămend zuo den gsellen sein,
Der wărend dånnoch sechs beliben.
Bertschi sprach: Ich sey gestigen,
Es müss noch sein gehofieret
Und ritterleich geturnieret
Durch den lieben Mäczen mein.
Ir keyner wolt der zag sein,
Si sprachen alle: Nu hin, daz sey!
Do mit so huob sich ein geschray
Turnierens trun wir müssen kosten,
Schollin wir joch all zerchnosten.
Wistin wirs nur an ze keren!
Her Neythart sprach: Ich wil euch leren
Eygenleich mit ganzer treuw.
In dem spil pin ich nit new.
Des benügtend si sich alle
Und schrewen auf mit schalle:
Got håt uns seinen engel gsant,
Einen man von fremdem land
7 b Dar zuo so sein wier ghäilet.
Vil schier si wurden getäylet
Nåch her Neytharts reden
In zwäy täil gar eben.
In dem ersten täile waz
Er und Bertschi Triefnas,
Burkhart mit dem überpäyn
Und der wütend Eysengrayn.
In dem andern was der twerg
Chuoncz vom Stadel der vil werd,
Chnocz und Trell die herren.
Für wårs möcht ich des sweren,
Daz chäin turner nie so schier
Gtäilt wart sam die vier und vier.
•• Her Neythart huob an ze sprechen:
Der turner und daz stechen
Sind nit erdåcht um daz allain,

Daz man hofierr den frawen räyn,
Sey sein auch dar zuo jo gemacht,
Daz man da mit die ritterschafft
Erzäig und dar zuo lerne.
Dar umb so schült ir gerne
Üben euch in sölhen dingen,
Daz euch destofter werd gelingen
In ernst und auch in streitten.
Stechen lert uns reyten
Creftichleichen mit dem sper.
Dar zuo so hilf der turner
Daz swert vil ritterleichen füren,
Fleisch und päyn und eysen rüren.
••• Si sprachen all: Gelobt sey Crist
Und alles, daz ym hymel ist!
Tuon wil wellen, waz wir schullen
Und ewer gpott mit ernst herfüllen.
•• Her Neythart aber redet do:
Ewer eren pin ich fro,
Dar umb wir schüllen wellen
Zwey unter uns gesellen
Von part und widerparte
Zuo zaumern an der varte,
Die habend anders nit ze schaffen,
Dan hin und her im turner gaffen,
7 c Ob si vinden unter allen,
Die man schlahen sol mit schallen.
Die selben schullen sie ziehen
Pay dem zaum, daz si nit fliehen
Mügen so geswinde,
Bis daz daz ander gsinde
Der ir geschellschaft chäm hernach
Und in umb und umbe fich
Und dar zuo schlahi, doch nit hert,
Oder schüphi von dem phert;
Und ist, daz si in vellen,
So schol er dar so zellen
Phenning vier und nit der bösen,

Wil er seinen esel lösen.
Die red geviel in allen wol,
Doch ruoften si, mit we man schol
Die gezäumpten gsellen treffen,
Mit schlagen und mit stechen.
Des antwürt in her Neythart so:
Mit pengeln gstriket aus dem stro.
Si ruoften laut: Wie guot, wie guot!
Dis stro uns chlainen schaden tuot.
* Da mit so wurden aus herwelt
*** Chnocz und Burkhart, und gezelt
Für ir zäumer also gemäyn.
Yeder täil macht sich allain
Zu eim winkel also drât
Und wurden unter in ze rât,
Uber welh der turner gieng.
Do mit her Burkhart an vieng
Und sprach: Enkäinr ist schlahens werd,
Denn der hürrensun der twerg,
Der den ärs wüscht an daz phayt.
Daz schol uns allen wesen läid.
Daz dunket Bertschin nit gar guot.
Er sprach: Mich dunkt in meinem muot,
Daz wir schüllen streichen
Chunczen haut die weichen,
Wan er in der kyrchen stanch
Über aller unserr danch.
Eysengrein hin wider säyt:
7 a Daz wär mir umb den Chuonczen läid.
Ist nit waiger, daz wir Trollen
Schllahin uber seinen schollen,
Der die leut und lande läicht
Und dar zuo in daz pette säicht?
Des selben râtes wârens fro
Und sprachen all: Dem sey also!
Chnocz im andern winkel sprach:
Went ir hörren, was geschach?
Es ist geleich, sam ich es sag,

Das an einem sunnentag
Eysẽngrein den seinen stall
Mistet, daz es uber all
Smecht in der gassen.
Dar umb man scholl in vassen
Pay dem hâr und pey dem part,
Daz ym sein misten chüm ze hart.
Daz mocht dem twergen nit behagen.
Er sprach: Ein anders wil ich sagen,
Des ich so mich nu han bedacht.
Der gast der hat uns hie zuo pracht.
Dem gast dem schüllen wir gelten
Mit schlahen und mit schelten.
Do daz der Troll erhörret,
Die red waz gar zerstörret.
Er sprach: Her twerg, ir seit nit werd,
Daz ir habt erd und tal und perg.
Wist ir nit, waz überlast
Wir haben glitten von dem gast
Nur von unsern schulden?
Nu sein wirr chomen zhulden;
Scholten wir nu daz verscheissen?
E wolt ich dirs hâr zerreissen.
Der rede ward den twerg verdriessen.
Er sprach: Du chanst wol pölcz schiessen,
So werd ich heut erstochen.
Die schand muoss sein gerochen.
Do mit si in die messer griffen,
Die warend neulech wol geschliffen.
Chuonez der schre: Drucz, morder, drucz!
Iedem gab er einen smucz
Und schied si von einander bäid.
8 Er sprach: Mir ist dicz ding läid;
Wolt ir treiben disen täil,
** Daz macht uns allen unhäil.
Wir muossen uns zunanner haben,
5 Wollen wir die er bejagen.
*** Da mit so was ein frid geschehen.

Cuonczo der ward furbas jehen:
Mich dunkt in meinem sinne,
Der schimp chüm von der minne.
Den minner, daz ist Triefnas,
Schüllen wir bezalen bas.
Dar zuo so hab ich funden,
Daz Bertschi hat geschunden
Ein kaczen mit der tenggen hand,
Daz ist ein laster und ein schand.
Des selben rätes wärens fro
Und schreuwen all: Dem sey also!
Aus den winkeln sey do drungen
Und santend bäidenthalben einen jungen,
Daz er scholt die gloggen leuten,
Die den turner wurd beteuten.
Secht, daz was so schier geschehen!
We was fröden hiet man gsehen
Mit singen und mit swaczen
Unter den torffmäczen!
Dar zuo ward geschaffen,
Daz man auch scholte machen
Einen zaun all umb den plan.
Daz waz jo also schier getân
Und dar auf scholt man prügi legen
Durch der schönen frawen wegen,
Die den turner scholten sehen.
Daz waz also schier geschehen
An den selben stunden.
Die rekken sich verpunden,
Ein halbe chuo si frässen
Und auf die esel sassen
Mit den kolben von dem stro.
Doch waz her Neythartz nit also,
Ich wil euch des beweisen,
Sein knüttel waz von eysen,
Mit stro wol übermachet,
8 b Won er vil läides schaffet
Taugenleichen mit gelimph

Allen gesellen in dem schimph.
In den plan seu ritten do
Nach irem alten sitten so
Mit Gunterfäyn dem pheyffer,
Dem der pauch waz selten lär
Von ruoben und von gersten.
Also rant des ersten
Bertschi in dem ringe umb.
Heya he, wie gsunt, wie jung
Bin ich nu dem herczen mein!
Daz was do das jauchczen sein.
Wie ritterleichen kond er reyten
Mit den sporen zpayden seyten!
Den kolben wand er umb daz haubt.
Er ist ein narr, der mir daz glaubt.
Dar nâch secht, der fröleich man
Macht sich an sein art hin dan
Zuo den seinen gsellen.
Cer ander täyl sich zstellen
Trachtet an daz ander art.
Hie mit sprach der gast: Daz wart
Zuo den chäphern von dem gäw,
Die warent beschläyt von stro und häw.
Hört, ir herren dfiessen,
Die portten schült ir schliessen
Die abgeworffnen heft in dan!
Das stet enk wol und ghört euch an.
Der turner ward herhaben,
Schrenkpäum zuo geschlagen,
Seu ritten in enander,
Recht sam die säw von Flander,
Des tämers des ward gnuog und vil
In der gmäin bis an daz zil,
Daz her Burchart Trollen vand
Und in zaumpt mit seiner hand.
Er sprach: Du muost dich mit mir traben
Und von ärs auff werden geschlagen.
Do mit so sach man Chnoczen

Gen Triefnasen hoczen.
Er sprach: Nu gib dich zgfangen!
Es ist umb dich dergangen.
Ein flieher bist du vor gesin,
8c Dar umb so muost du leiden peyn.
Man fuort ein hin, den andern her
Besunder in dem turner.
Ieder vigl in sattelpogen,
Er wär anders ab gezogen
Und huob sich also vast,
Daz ym des atens gprast,
Die päyn die schlugens untnan zemen,
Daz man die ross nit kond genemen,
Doch ward mans pengeln mit dem stro,
Daz die frawen schrien do
Von grundauf gar ze vollen:
Retta Bertschin und auch Trollen!
Daz hört her Troll, es gie ym zherczen,
Gen dem ritter ward er ferczen
Und sprach: Daz sey dem gast geschankt!
Des ward ym ie so schier gedankt.
Her Neythart pand ym ab die hauben
Und craczt, daz yms pluot von augen
Schreyt, und mass im einen schlag,
Daz er do unterm esel gelag.
Do mit waz er entrunnen
Und auch sein Hagen gwunnen.
Her Burkhart sprach: Nu schullen wir
Bertschin retten: volgend mir!
Daz ist pilleich, sprachen sey.
Zuo Bertschin vegtens alle drey.
Do nu Triefnas hiet vernomen,
Daz sein gesellen wären chomen,
Starks gemüt er do gewan
Und huob auch sein gespötte an.
Er sprach: Ich sicz so sanft und wol,
Daz mich joch nieman retten schol.
Pringt mir chäs und dar zu prot!

Ich pins nahent hungers tot.
Daz prot man im vil schiere gab.
Triefnas peyss ein stukke ab
Und trukt es genczleich in den schlunt.
Wie laut er schre: Wie guot, wie gsunt!
Neythart lachen do began
Chnoczen räyt er hintnan an
Und hub in auf von seinem phert,
Er warff in nider in die erd.
Die chäpfer namen in hin dan,
8 4 Die merhen muost er varen lan.
Do daz Eysengreyn dersach,
Es tet ym läid und ungemach,
Er hiet es zstet gerochen gern,
Do muost er sein von forht enbern.
Der twerg hiet sich der er verwegen,
Er sprach: Sein muoss der tiefel phlegen!
Mit Bertschin zfechten ist enwicht,
Er hät gefressen und wir nicht.
Du mit so waz der turner aus,
Den füller hiess man trüllen auf.
Do ruoffet Geri mit dem kruog:
Nuwe ist sein yecz genuog.
** Des antwürt ir der pharrer do:
Sim so, du hürrsun, so, du so!
Winst, es seygin hodenschleg?
Daz dein der übel tiefel phleg!
*** Geri gswaig, doch sprach der gast:
Noch schüllen wir uns strecken vast
Und in enander reyten
Mit schlahen zallen seyten.
Daz häist der nachturner.
Secht, do wurdens gasslent her
Und rumplen unter enander
Sam wilden swein von Flandern.
Dicz dinch verzoch sich also lanch,
Bis ein nebel und ein tamph
Von leuten und von phärden

Sich huob von den gepärden,
Also daz yeso ze hant
Nieman do den andern bkant.
Erst wir mügen spüren,
Ob sich her Neythart rüren
Chönd unter den gesellen
Mit schlahen und mit fellen.
Es gescach ze stunden,
Daz man da hiete funden
Fünf turnierer wol getan
Gestreket nider in den plan
Und dar zuo gstossen und gschlagen.
Man hiez in chörben fuder gtragen,
Daz schuoff her Neythartz pengellein,
Daz da so fro win scholta sein.
Diez chond er dannocht teken
Vil sanft ward er sich streken
Nider zuo den gesellen• seyn
Und schier: Nuwe der lunggen mein,
Die in mir zerschlagen ist!
Des muos ich ligen in dem mist.
Do daz die alten sahen,
Gemäinchleich seu des jahen,
** Daz si pey iren zeiten
So pöschleich nie gestreiten
Sahen, sam da was geschehen,
Scholt mans für ein ernst ersehen;
Wolt mans aber zellen
Für einen schimph daz vellen,
So sprachens, daz seu nie chäin schimph
Gesahen mit dem ungelimph.
Die gsellen wurden hin getragen.
*** Ein ander turner ward sich haben
Zwüschen eseln und den rossen,
Die wurden gumpend und auch possen
So ser, daz niemand gtorst genâhen,
Die esel und die merhen zvahen.
Do schluog des Trollen Hagen

Bertschins rüssin in den magen,
Daz sey ällen vieri
Strechet also schieri.
Neytharts phart schluog hyntna auf
Eim esel zend und zungen aus,
Da mit er yeso tod gelag.
Daz was niemand also schad,
Sam dem müllner von der wisen,
Der Hagen hiet von im gelihen,
Und auch Chuonczen weib der Jutzen,
Die von lachen und von chutzen
Obnen ab der prügi viel
Also hart auf iren gyel,
Daz ir die sel nit bleiben wolt
Und fuor do hin, daz faren scholt.
Dar um so ward ein gescray derhaben.
Hört, ir tohtern und ir chnaben,
Yederman far in sein haus!
Dem schimph dem ist der poden aus.
9 b Do mit so ward zerhauwen
Der zaun, vil e dann gepawen,
Schrenkpäyn nider gschlagen
Und hin und herr vertragen.
Do diez so was ergangen,
Die werlt sich macht von dannen,
Ein täil so mit dem toten weib,
Daz da verlor den seinen leib;
Daz ward man so ze hand begraben,
Daz was dem pharrer an schaden.
Der ander täil der muosset ziehen
Den esel, der nit mocht geflieben,
Und in emphelhen do den raben;
Daz was den wolfen ane schaden.
Der leste täil, daz muoss ich jehen,
Gie da hin die recken sehen,
Die so sere warent geschlagen,
Dem wundarzet ane schaden.
Doch mocht her Neythart nit geniesen

Noch Bertschins des vil raine süssen.
Die warint also schier genesen,
Sam in nie wär we gwesen,
Wan her Neythart kond sein schonen,
Dar umb wolt er chäym arczet lonen,
So hiet der minner hohen muot,
Daz was ym zuo den wunden guot,
Er hiet gesprungen und getanczet,
Dar zuo gsungen und geswanczet,
Do mocht ym niempt den haber tragen.
Der gast der hiet sich hin getraben.
Wie chond man Trollen läid zerstören?
Weder gsehen noch gehören
Mocht er, noch sein smerczen chlagen,
Also hart waz er geschlagen.
Chuonczen waz ein straich gemessen,
Daz er tanczens hiet vergessen,
Dar zuo waz ims weibe tod,
Daz pracht ym jamer und auch not.
Wär dem twergen bas gelungen,
Wie gern er hiet mit Bertschin gsprungen!
Do mohten in die füss nit tragen,
Also hart was er geschlagen.
Do sprach junkherr Eysengreyn
9c Und die andern gesellen seyn:
Swanczens chan uns nit behagen,
Also hart sein wir geschlagen,
Und ob joch des nu nicht enwär,
So mocht uns doch daz wachen swär,
So wir des morgens scholten eren,
Tröschen, sneyden, mäyn und perren.
Er müss dertrinken in dem kat,
Der uns hier zuo ie gepraht!
Dennocht Purkhart hiet gesungen
Rayns gesanch in süzzer zungen,
Do moht ers nit an herczen haben,
Also ser waz er geschlagen.
Hie mit muost der Triefnas

Aünich bleyben, daz ist das,
Doch wolt er nit er lassen ab,
Und dient frawn Mäczen nacht und tag
Mit sinnen und gedenken,
Von ir mocht er nicht wenken.
Des nahtes gie er alweg aus
Und schlaich hin zuo irs vattern haus,
Den läym den räyss er von der maur
Und peyss dar in, es waz nicht saur.
Fegend ward er her und hin,
Zuom türlein eyn stund ym der sin.
Weil und zit waz ym ze lanch,
Wie oft so huob er an und sanch:
Ich wil nach dir verderben,
Mäczli mein, nach dir so wil ich sterben.
Da mit so schiegt er hin zum laden,
Ob ers gesehen da möcht haben.
Do vand er nit, daz tet ym zorn,
Also was sein gesanch verlorn.
Daz träib er oft und dar zuo dik,
Es half in läider nicht ein stik.
Des chroch er zuo des pheyffers haus
Und sprach: Mein lieber gesell, ste auf
Und hilf mir heynt mit deiner chunst!
Ich arbäit in der minne prunst.
Gunterfay der snarchelt ser,
Ym traumpts, er fischet in dem mer.
Waz scholt der helde sprechen?
Der hals was ym derlechen.
Ungpitig waz mein Triefnas,
Er ward dem spilman ruoffent bas
Und in die haustür possen –
Mit swäin stainen grossen,
Mit einem steken chlocht er an
Und sprach: Ste auf, biderman!
In den selben sachen
Der spilman begond derwachen
Und wüst auf, sam ein wilder has.

Was ist dicz und was ist das?
Ward er rüffend do ze stet;
Sein weib daz warff er ab dem pett,
Er wand, sey hiet diss alz getan.
Ir teuscherin, so sprach der man,
Wes siertst mich heint die langen nacht?
Bertschi hiet do schier gelacht,
Do martret in der minne gluot
So ser, daz ym die nas pluot.
Do daz verran, do schluog er an,
Er gie hin dan und ruoft dem man:
Ste auf durch den reichen got
Und ge mit mir, des ist mir not.
Gunterfay was zornes vol,
Dar zuo hiet er getrunken wol,
Er schre: Ge fuder, merhen sun,
Un chlok nit me! Daz ist dein frum.
Bertschin det daz schelten we
Und daz düczen dannocht me.
** Er gedocht, ich sey ein wicht,
Und betörft ich dein so nicht,
Ich zerschlüg dir kalb und kuo
Und deinen ruggen auch dar zuo.
Nu muoss ich singen, wie du wilt.
Doch kumpt ein tag, daz ich dirs gilt.
*** Süsse red die huob er an.
Zürn nicht, lieber spilman!
Ich pins, Triefnas; ge mit mir!
Siben haller gib ich dir.
Do dis erhörret Gunterfay,
Do huob er an ein anders gschräy.
Ja, mein lieber herr, seyt irs?
Ich bkant euch nicht, vergebt mirs!
Also stuond er auf aldo,
Die augen wüscht er mit dem stro,
Er suocht die pruoch, sey was verlorn,
Doch hiet er ir noch wol enborn,
Wär der sekel nicht ze den stunden

An die selben pruoch gepunden,
Des mocht er do nicht an gesein,
Daz gelt wolt er do legen drein.
Diez suochen truwen ward so lanch,
Daz Bertschi dristund auf sprunch
Von rehtem zorn, den er gewan.
Chümpst nicht? ruoft er zu dem man.
Ja, sprach diser, so geswind,
Ist daz ich die bruoch vind.
Des sprach Triefnas do vil drat:
Chüm, la sten daz niderwat!
Ich gib dir phenning und die täschen,
Ich schenk dir pier mit sampter flaschen.
Wer waz fro, denn Gunterfäy?
Er acht der pruoch nicht umb ein äy
Und cham her aus gestoben,
Gerumpelt und geflogen
Mit seinem bekkin, daz waz new.
Bertschi sprach: Nu plew und plew
Und lass uns heynt hofieren!
Ich zel dir dar mit vieren,
Uber al daz bekk erschal,
Daz es erchnal in perg und tal.
Seu chomen hin zuo Meczleins haus,
Die pot den ärs zum fenster aus.
Do sprach Bertschi yeso zhant:
So wol mir, daz ich ie derchant
Deinen amblik wol gestalt!
Halt her, liebes Maczeli, halt!
Des ward den andern allen
Daz tämer missevallen,
Seu hielin gerner gschlaffen,
Zuo Gunterfäyn si sprachen:
Wes schläist uns heint mit deinem pheyffen?
Wilt, daz wir dir dhant derstrichen?
Des antwurt in der Schollentrit:
10 b Lieben herren, zürnet nicht!
Mich dunkt, er hab ins pad gschlagen,

Wier schüllen uns da hin dertraben.
Schollentritten glaubt man do,
Yederman der ward so fro,
Daz er also zsteile
Sich huob von seinem beite,
Wen seu pey allen iren tagen
Häins pad chonden nie gehaben.
Gunterfayn dem lieffens nāch,
Do was er gflohen also gāch
Hin mit Bertschin sum ein fiess,
Daz er sich nicht do vinden liess,
Des müsten sey engelten.
Ward in dhayn bad ie selten,
Daz mocht in dannocht selczner sein,
Da mit seu chertens wider eyn.
Triefnas der was fröden vol,
In daucht er hiets gschaffet wol.
Wie oft so ward mein narrel jehen:
Sym, so mir ein surt, ich han sey gsehen.
Sein akergen was gar da hin,
Gen Mäczellein stund ym der sin.
Der andern nacht so gie er aus
Und chriemelt in irs vattern haus.
Er macht sich in den chuostal
Also leis, daz ez nicht hal,
Hinderd tür er sich verparg,
Bis daz Mäczli melchend ward.
Er cham her für und sprach: Nu sweig,
Liebes lieb! Minn dir nit läid!
Ich pins, Bertschi; ghab dich wol!
Ich mach dich aller fröden vol.
Mäczli do so hart dercham,
Daz sey Bertschin nit vernam
Und huob an zgreinen und auch gräyn.
Näyna, Mäczli,* näyna, näyn!
Bertschi sprach, er was nicht faul,
Die hand schluog er ir für daz maul,
Ein zabeln huob sich und ein bossen,

Daz die milch ward umb gestossen.
Dez gie der kuo ze herczen,
Die hürner ward sie sterczen
Läyen und auch rauschen
Einmitten durch den hauffen.
Sey craczt, er rauft, die kuo die stach,
Daz wunder nie chain man gesach.
In dem selben streben
Die kuo ward messen eben
Bertschin über seinen dank
Zwen stich in einem swank,
Der möht er wenich sein genesen,
Wär sein dikker schop nicht gwesen.
Triefnas ward aldo vertriben,
Mäczleins maul damit entliben,
Dar umb sey rüffet und auch schre:
Hie deup, hie deup, he he he he!
Do man derhort fron Mäczen gschray,
Alleu gnad die was enzwäy;
Der do wâpen haben macht,
Der wappet sich hincz zmitter nacht.
Erst do chammens her geflogen
Mit iren swerten aus gezogen
Und schreuwen alle: Was ist dicz?
Sag uns, Friczo, durch poks swicz!
Friczo sprach: In einem stal
Ein deup ist gewesen über al.
Welt ir sein geruochen,
So schüllen wir in suochen
Unter der erd und ob der erd,
Ob uns der hürrensun nu werd.
Des sein wir gpunden, sprachen sey.
Fricz und seiner sünn drey
Wagten sich des ersten hin,
Die andern chamen all nach hin
In den stal all über al.
Vil laut erhal ir gschräy, ir schal,
Seu schluogen greuleich in die wend.

Woy daz dich der tiefel schend
Wirdist ie ein biderb knecht,
So chüm her für und mach es schlecht!
Des pumbelns do die kuo verdross
Und gab Friczen einen stoss,
Daz er belaib in seinem haus,
Da mit die andern fluhend aus,
Den deup man do nicht vinden maht,
10 d Bis hincz auf die dritten nacht.
Da pracht in zuo die minne,
Er gdacht in seinem sinne:
Du muost dich heven aber aus
Und steygen auf meins puolen haus,
So wirst du sehen durch daz tach,
Waz sey tuo und waz sey schaff.
Wie schier er do hiet vollepracht
Alles, daz er ym gedacht!
Triefnas auf dem tache was,
Fricz mit seinen kindern sas
Pey dem feur und ass der ruoben,
Bertschi wolt des zuo luogen
Und stiess daz haubet durch ein loch.
Do waz er swärer, dann ein bloch;
Dar umb so muost er vallen
Vor den chindern allen
Und dem vatter in daz feur,
Sam der tiefel ungeheur.
Häl und kessel viel dahin
Mit Bertschin zuo seim ungewin.
Wer mocht do lenger gpeyten?
Der nicht enhiet ze reyten,
Der floh mit henden und füssen,
Daz chond ym nieman gpüssen.
Mäczli die was also lam,
Das sey chaum zur stegen cham,
Secht, do rumpelt sey hin ab,
Sam ein ander mülrad.
Die andern vielen all hin nach,

Ze fliehen was in also gach.
Fricz der muost beleiben,
Er mocht sich nicht gescheiben,
Dar zuo hiet in pracht der schad,
Den ym die chuo im stadel gab.
Do dicz nu also was geschehen,
Fricz der ward sichs dings versehen
Und gedacht in seinem muot:
Gluot ist gvallen in die gluot,
Feur ist chömen zuo dem feur,
Daz schaft die Min, die Aventeur.
Bertschi wolt verprinnen
Ausrenthalbe und innen.
Do zoh in Friczo durch die äschen
Mit ruobwasser heyss gewäschen
Und farcz ym dreistund in den mund,
Also ward der minner gesunt.
Doch was ein wunder, daz er gnas,
So hart und er gevallen was.
Dem arczet gab er einen schlag
Ze lon, das er an ruggen glag.
Zur hinter tür er trumpelt aus,
Den wirt den liess er in dem haus.
Friczo der ward wüten ser.
Wie laut er schre: Wo schilt? Wo sper?
Fechtens hiet er do begunnen,
Do was ym der veint endrunnen.
Die rach do über Mäczen gie,
Pey den zöpfen er sey vie
Und warff sey dreistund wider derd.
Er sprach: Des bist du alles werd:
Ich gestochen und geschlagen
In daz maul und in den magen,
Daz tach daz ist zerprochen mir,
Sich, daz hab ich alz von dir.
Dar zuo gab er ir ein stoss
Und sey in ein speicher schloss.
Er sprach zuo ir: Da sicz und scheiss!

Der ärs ist dir ze dik und feyss.
Mäczel ward behalten.
Des müss ein fist walten!
Sprach do Triefnas an der stund,
Do ym die mär so wurden kunt.
Noch liebt sey mir ye bas ye bas.
Sprach aber: Das ist das,
Ich han gesworen, ich muoss sey haben,
Wär sey joch in erd vergraben.
Dicz was im zorn und ungemach,
Wie oft er gen dem speicher sach,
Und gedächt ym: Häiliger Christ,
** Beschlossen prot, wie süss du pist!
*** Mäczlein mäynet Triefnas
So ser, daz im des nicht enwas,
Seyn hercz in seinem leibe
Wolt presten nach dem weibe.
Mäczli sas alläyne,
Sey schawt ir weissen päyne,
11 b Do sach sey ir vil praunen muczen.
Sölich zuchen, rupfen, smuczen
Huob sich auf den rauhen fleken,
Peyssen, chlenken und synzweken,
Dar zuo fluochen, trewen, schelten,
Das des jamers ghort man selten.
Mäczel zuo der furzen sprach:
Got geb dir läid und ungemach
Und dar zuo allen smerczen,
Den ich an meinem herczen
So pitterleichen dulde
Nur von deiner schulde.
Also schluog sey aber dar,
Bis daz ir das maul geswar
Und sprach: Se hin, das gib ich dir,
Das man umb dich hat geben mir.
Dar zuo so muoss er sterben,
Der nâch dir wil verderben.
** Do hiet Mäczel langes har

Und churczen muot, ja daz ist war.
*** Wie schier so ward die täyding chrumb!
Meczli chert sich wider umb,
Hiet sey vor geschulten ser,
Zartend ward sey dreystund mer
Mit streichen und auch mit salben
Die muczen allenttalben.
Hin wider sprach sey zuo dem plecz:
Got dich alles laydes dergecz
Und püss dir deinen smerczen,
Des bitt ich in von herczen,
Dar zuo wil ich dich auch pitten.
Habist von mir ichtz gelitten,
Vergib mirs! Auf mein rechten äid,
Es rewt mich ser und ist mir läid.
Der plecz der wolt geantwürt haben,
Da worend ym die zend aus gschlagen,
Daz maul waz im geswullen
Er hiet verlorn die wullen;
Doch ward ein frid gemachet,
Dar zuo sprach sey und lachet:
Sälich muoss er werden,
Der nach dir wil verderben!
Daz waz auf Pertschin do gedacht,
Der ir fröd und wunne pracht
Yoso schier in irem herczen,
11 c Also daz sey alles smerczen
Gar und ganczleich do vergass.
Hiez im vor getragen hass,
Daz ward alles do verchert,
Der minne feur sich also mert,
Daz sey dem gsellen ward so hold
Und hölder, dann dem liethen gold.
Erst do huob sich Mäczi gschaft,
Chlingeln chlangeln und ein gprächt
Zwüschen päyden seyten,
Die minn die ward seu reyten
Also ser, daz seu vergassen,

Was seu trunken oder assen.
Diz leben ward in gar ze saur,
Seu hietens päydeu von natur.
** Ye minr man lieb zuo libe liess,
Yemer sich hercz zuo herczen stiess.
*** An essen seu ab namen
Und chürczleich dar zuo chamen,
Daz seu die ärs nicht mohten wegen;
Dar umb so muosten seu sich legen
Nider auf die benke.
Ir sinn un auch ir gdenke
Wärend nach versunken.
Doch hiet do Bertschi gtrunken
Süssen met und pier und wein,
Daz er noch pey den chreften sein
Beleib und gedoht in seinem muot:
Ist sey nu so wol behuot,
Daz ich mit ir nicht greden gtar,
So send ich doch ein briefel dar.
Des ward do Triefnas so ze rât,
Also schier und auch gedrat
Sant er nach des torfes schreiber,
Der hiess Henricze Nabelreiber.
Mein tüchenschreiber yeso zhant
Cham in Bertschins haus gerant.
Triefnas der lag auf der bank.
Ach und we daz waz sein gsank.
Do dicz der Nabelreiber sach,
Es waz ym laid und ungemach,
Wan in Bertschi ghöret an.
Hat dir iemant iht getan?
Sprach er zuo dem armen,
Daz müss er von mir armen!
11 d Näyn du, sprach do Berchtold.
Mäczlein bin ich also holt,
Daz ich nach ir verderben
Wil und dar zuo sterben.
Wilt du mir dicz vertreyben,

Ein briefel muost du schreyben
Heymleich zuo der frawen mein
Oder ich muoss leiden peyn.
Des antwurt im der schreiber do
Und sprach: Dem ding ist nit also,
Sam du wänst, mein lieber gsell!
Welher reht hoferen well,
Der sey ein chnecht pey junger zeit,
Frisch und sauber an dem leib,
Und derwel im ein allayn
Unter allen frawen gmöyn,
Die im aller pest behag,
Mit niemant nicht zschaffen hab,
Die auch sein geleiche sey
An jugent und auch art da pey,
Von der ze hoh im stigen wil,
Der fleugt inn graben ze dem zil.
Sey schol auch wesen sunderbar
In allen deinen sinnen zwar,
Won die rechte liebeschaft
Zwüschent zwayen hat ir chraft
Und wil ir auch nicht mer haben.
Also vil chan ich dir sagen,
Wilt den buol dewerben dir
Ze deiner chan nách rechter gir,
So vind in an der minne new,
Wilt daz es dich nicht gereuw,
Won die witwen und die alten
Sind von rehter nin geschalten.
An die ersten man gedenket,
Daz die andern prüder chrenket.
Nu dar hast du dann aus derkorn
Ein lieb ze sälden dir gporn,
So derzäig dich unofer gar *
Fröleich chupplig hin und dar!
Wo sey sicze oder ste,
Da scholt du allweg wesen e
Und dein necze streken hin,

12 Daz ist du scholt nach meinem sin
Oft und dik sey smieren an
Mit spilnden augen hin und dan,
Daz sey innen werd die guot,
Waz du mainest in dem muot,
Won die erste angesicht
Ist ein anvang ze der geschicht.
Tanzen macht du pflegen vil,
Dönens auf dem säytenspil,
Dar zuo singens und auch springens,
Sagens und auch anders dinges.
Doch geschech daz mit der mass
In dem haus und an der strass,
Mit geleychenen häymleich gar,
Daz es nicht werd ze offenbar;
Von frawen gunst derwirbt der man
Alläyn, der taugen minnen chan.
Dar umb so suoche dir vil leis
Ein zementragerinen weys,
Der du mugst getrauwen wol,
Und schenk ir etwas, sam man schol,
Daz sey zuo der räinen var
Und sag ir die wörte gar:
Got grüss dich, blünder rose zart!
Chayn junkfraw nie so sälich wart
In langen zeiten, sam du bist,
Won dich so hat ze diser frist
Der schonest jungling diser welt
Im ze seinem lieb gezelt,
Der ist so hofleich und so chluog,
Seyn gleich die muoter nie getruog;
Nie kayn weib sein wirdig mag
Gewesen nach der waren sag;
Der von grosser diemuotchayt
Embeut dir seinen dienst beräyt
Und pitt dich auch von herczen gir,
Daz du äntwürst im pey mir,
Ob es yemer müg gesein,

Daz er gewinn die holde dein,
Dar zuo, daz du auch gerunnist im,
12 b Ze offenen allen seinen syn
Dir in einer lieben stund,
Allayn von seines selbers mund;
Daz wil er ewechleych gen dir
Verdienen gern, gelaub es mir.
Und ob die rayn des ersten spricht:
Deiner red behalt mir nicht;
Lass die mare also bald!
Daz sein der ubel gaist gewalt!
Waynst ich sei ein heubscherin?
Du bist es selber an dem sin;
Ge da hin, und chüm nicht me!
Anders wiss, ich schuff dir we . . .
Oder andrer red sey tuot
Durch schon und ere die vil guet,
Dar umb vil wenig du verzag
Und ge die gassen auf und ab,
Ze fröden singend deinem lieb,
Sunderleich daz hofelied:
Ze dienen hab ich ir gesworn,
Wil seis joch niemer han verguot,
Valt es mir heut, es trifft leicht morn;
Dar auf derfreuwet sich mein muot
Und harren ie auf guoten wan.
Ze dienen hab ich ir gesworn,
Wil seis joch niemer han verguot,
Dar um wil ich nicht abelan.
Hin wider umb der bollen bhend
Zuo ir dik und ofte send!
Und hât mans vor gebeten ser,
So fleh man sey noch dreistund mer,
Bis daz seist von ir geert;
Wan chäyn hercz ward nie so hert,
Daz man nicht mocht gmachen lind
Mit stätem gpett, das wäyss ein kind.
Nu dar geschicht die gnade dir,

Daz du scholt chömen hin zuo ir,
So saum dich nit und mach dich dar
Taugenleich vor neyder schar
Und näyg dich ir, du grüss sey so:
Got der mach euch guotes fro
Und geb euch glüks und häyles vil!
Nicht anders ich nu pitten wil.
12 Dar nâch so macht du spichen schier:
Höchster hord, o mäygen zyer,
Bgenad mich, lieb der gnaden vol,
Zferhörren tugentleichen wol!
Da mit so häyss sey siczen hin
Und sicz zuo ir, daz ist der sin,
Und heb dein tayding an da mit
Züchtichleich, daz ist der sitt.
Du sprich vil senftlicleich und leys:
O holder pool, mein paradeis,
Daz ich da her so mangen tag
Taugen liebschaft gen euch trag
Mit ganczen trüwen leident fro,
Des lasst mich heut geniessen so,
Und verhäysst mir ze der vart
Ganczen treuw in lieber art!
Daz ist mir, fraw, die höchste gab,
Die mayste sald, die groste gnad,
Won chain ding ward nie so guot,
Sam herczen zwai in einem muot
Verstriket gar mit stätichait
In treuwer liebe gancz beräit.
So spricht sey leicht: Daz wisse got,
Der mein geruochet ane spot
Dem mag ich auch nicht hass gtragen.
Des scholt ir yeso danche sagen
Und sprechen: We, wie guot,
Wie frölech got was in dem muot,
Do er ym schuoff des menschen art,
Sunderleichen euch so zart,
In so rechter måss und geng,

An der chürcz und der leng!
Aus ewrem mundlein ein rubein
Primmel: sälich mus er sein,
Dem ir eins chüssens wellin gunnen!
Dar umb mich daucht, ich hiet gwunnen
Tausent march und dannocht vil,
Mocht ich chumen zuo dem spil.
So ist sey leyicht der listen vol
Und chan dir dicz versagen wol;
Durch er sey wil dir nicht verjehen,
Daz sey wolt yet, es wär geschehen.
Dar umb, her gsell, nim dir nit laid,
Greyff ir leysleich an daz chlaid!
Mit seufczen sprich: O we, min hord,
Totscht du mich, daz ist ein mord.
12 a Nu waist du wol, daz ich verderben
Muoss also und dar zuo sterben.
Du mit so mach der red nich vil
Und mach dich zuo der minne spil
In süssen werchen, es ist zeit,
Mit kussen, merk, und andern streyt,
Bis daz die röyn derwarmet sey;
So macht du muoten sorgen frey
Die e, ob ir dein hercz begert,
Des wirst du sicher dann gwert.
Dar nach so tuo, sam ander leut!
Nicht mer ich dir yeso beteut.
• Des sprach Bertschi: Öhein mein,
••• Daz vil sälich muessist sein!
Waist nicht, daz ze diser frist
Mäczli so verschlossen ist,
Daz niemand komen mag zuo ir,
Ze sagen meines herczen gir?
Des muost du selber nemen war
Und machen dich zum speicher dar
Mit dem briefel, gselle mein,
Und werffen irs zum venster in,
Des wirt sey vindent einen fund,

Daz ir die mär leicht werdent künd.
Nabelreiber der ward jehen:
Waz du wilt, daz sey geschehen!
Sein feder er do fürher nam,
Und sprach: Nu sag auf, guter man,
Wie du den brief wilt haben!
Der minnesiech ward sagen,
Nach dem und er sich best versach,
Also huob er an und sprach:
Got grüss dich, lindentolde!
Lieb, ich pin dir holde.
Du bist mein morgensterne,
Pey dir so schlieff ich gerne.
Mich hat so ser verdrossen,
Daz du bist so verschlossen
In dem speicher uber tag,
Daz ich nit gschlaffen mag.
Dar zuo han ich mich vermessen,
Daz ich furbas nit wil essen
Noch gdrinken dehainer stund,
Mich tröste dann dein roter mund.
Dar umb so sag mir an oder ab,
13 Daz got dein lieben sele hab!
Trun Heureycze der waz chluog.
Sym, hörr auf, lieber, sein ist gnuog,
Sprach er zuo dem tichter do.
Ein andern brief den schräib er so:
Nach wunsch so müss der zarten mein
Gelük säld und häyl bescheret sein,
Daz mir nu alles ist entwert.
Unmuot hat mich gar versert,
Den ich so sendecleichen duld,
Umb anders nicht, dann ewer huld.
Dar umb, fraw, o mägenplüt,
Süssen tugend, zarten güt,
O meins herczen paradeis,
Bit ich euch mit allem fleizz,
Daz ir es tüt durch frawen zucht,

Durch mannes er, durch minne gnucht
Und mich begert ze gnaden
Mit dreyer läye gaben:
Die erst ist daz mir sey beräyt
Guoter will mit stätikäyt
In ewerm herczen sicherleich,
Daz wil ich gdyenen ewencleich;
Die ander ist, daz ir den fund
Vinden schölt in churczer stund,
Daz sich herczen, mundel, augen
Zemen fugen sunder taugen;
Zum dritten mäl so wil ich flehen,
Daz ir mir seyt ein soleichs lehen,
Won ich ewer pin alläine,
Daz niemand hab mit mir gemayne,
Und wurd, daz nicht schol werden,
Daz ich auf diser erden
Die gnad enmöcht erwerben,
So wist, daz ich verderben
Müss und der zuo sterben.
Da mit Euch geseg in steg und weg
Jhesus in seiner güti!
Euer phleg in leb und sweb
Venus in irm guoti!
Und anders nit!
*** Do der brief geschlossen ward,
Der schreiber hub sich an die vart,
Zuo dem speicher er sich kert,
Da fro Mäczel was verspert.
13 b Daz briefel pand er an ein stäyn
Und warff es hin zum fensterleyn.
** Er sprach: Nu ge hin ane füss!
Dich umbschlishend armen süss.
Var hin, brief, dar ich dich sende!
Dich enphahend weisse hende.
*** Mein briefel daz ward fliegen
Zum fenster in hin stieben.
Und cham her, da er Mäczen vand.
Es verfäillet päyder hand

Und dar zuo lieber armen,
Es mocht da nicht erwarmen,
Also es der choph emphieng,
So schon, daz ym daz pluot aus gieng.
Da was der brief nicht schuldig an,
Es hiet sein gsell da pey getan,
Zuo dem es was gestrichet,
Der so die menschen zwiket
Für daz grüssen an der vart,
So er zuo ym gsendet wart.
Mäczli was gevallen
Mit ärs und mit allem
Ab dem banch, da sey do sas,
Daz sey irs gemuocz vergas.
Do nu vergie daz streken,
Die oren ward sey reken
Und denken: Wie ist mir geschehen?
Also wol sei umb sich sehen
Und derasch den brief gpunden
Mit dem stäyn, der ir die wunden
Hiet geschlagen in den chopf;
Des nam sey wunder in dem kropf.
Doch sey zuo ir selben sprach:
Dicz ist nicht gschehen ane sach.
Hie mit und sey den brief entpand,
Den stäyn den warff sey wider dwand.
Woy, wie gern sey hiet gelesen,
Wär dhäyn kunst in ir gewesen!
Sey wolt sich zlod erfressen,
Daz sey der gschrift vergessen
Hiet in iren jungen tagen.
** Daz ward sey ruwenchleichen clagen
Und sprechend: We mir heut den tag,
Daz ich so wench gelernet hab
13 c Lesen und auch schreiben!
Daz pringt mir jamere leyden
Und macht mir schaden scham und laid.
Wie schol ich meinew haymleichait

Offnen einem fremden man,
Dem ich läyder nicht enkan
Getrauwen ügenleichen wol?
Die werlt ist böser listen vol.
Owe, chunst, du werdes guot,
Du höchster hord, du edler muot,
Gewizzer schacz, du blünden frucht,
Der sele hoyl, des leibes zucht,
Het ich deinen samen gsäyt
Mit sorgen und auch arbäyt,
So möcht ich ieczo sneyden
Mit fröden ane leiden.
Het ich gsaczt der wurczen dein,
Die mich so bitter dauchten sein,
So läs ich iecz in meinen sak
Öpfel süss und wol gesmak.
Secht, der han ich kains getan:
Des muoss ich disen jamer han.
*** Do nu die red was volleprakt,
In irem herczen sey gedacht,
Wie seys scholte legen an,
Daz sey chäym zuo einem man,
Der ir saget an gevär,
Was am brief geschriben wär.
Also kam ir in den muot,
Dar zuo so wär ein schreyen guot
Und ein ruoffen durch den gatter
Zuo meinem alten toben vatter
Und zaygen ym daz pluot der wunden
Und wie mir was von we gswunden;
So wirt er mich leicht nemen aus
Und füren mich zuos arczetz haus
Vil schier und auch geswinde,
Daz er mich verpinde.
Wie schier waz daz geschehen,
Son sey sich hiet versehen!
** Der arczet was ein weiser man,
Dar umb er fragen do began:

Wie pist du, maget, so gschlagen
Mit we und wan? Daz scholt mir sagen.
13 4 Das tet er alles umb daz,
Daz er derfüri dester bas,
Mit we ir zhelfen wäre.'
*** Mäczelein dem was swäre
Ze sagen im mit ganczem wår
Vor den leuten offenbar.
Des antwürt sey: Trun ich enwäiss,
Die leut, die tun mir also häiss,
Die hie so nahent pey mir sten.
Ich fürcht, mir well die sel engen.
Chrippenchra der ward des innen,
Wes die junchfraw wol beginnen,
Er smarchet gen den leuten:
Sym, was wil diez beteuten?
Welt ir uns dersteken,
Derstenken und dersmeken
Und dar zuo mir die chunst ableren?
Daz tuot mir zorn und sichs nit gern.
Ich mag ir nicht generen,
Man well sie dann versperren
In diser camer sunderbar,
Daz seit die kunst und ist auch war,
Da wirt man ir der wurczen geben,
Wil mans behalten pey dem leben.
Des schreuwens all: Hin für, hin für,
Wir schüllen tretten für die tür.
Mein tür die ward verschlossen,
Der arczt was unverdrossen,
Zum andern mal er fraget do:
Sag an, liebes diernel, so
Und sag mir freilich dein gemüt,
Wilt, daz got dirs leben bhüt.
Mäczli die hub an und sprach:
So wol mir, daz ich euch gesach!
Ir seit so gar ein biderman,
Daz ich dehainen zwivel han,

Wie irs yemant furbas sagen
Werdint mein vil sendes klagen.
Des sprach der arczt: Du scholt nit sorgen,
Wenn waz du säyst, daz pleibt verporgen.
Sicher was der maister do,
Waz er tet, das laist er so.
Die mayt hub an zferjehen:
Mein herr, dicz ist geschehen
Mit einem stäyn, der geworffen was
An die stat, do ich do sas,
Den hab ich also funden
Mit disem brief verwunden,
Den zäig ich euch in rehter peyicht,
Sam ir ze phaffen würd geweicht,
Und pit euch durch den rethen got,
Daz ir mir sagent âne spot,
Was dar inn geschriben sey,
Des muost ir wesen laydes frey.
Der arczet nam den brief in dhand
Und sayt ir, waz er dar inn vand.
Des dankecz ym und was sein fro.
Zuo dem arczet sprach sey do:
Lieber herr, so schreibet mir
Hin widerumb auch mein begir!
Daz wil ich euch vergelten
Mit treuwen ane schelten.
Der arczet sprach: Daz sei geschehen!
Doch wil des ersten sehen
Zuo deinem haubt, gelaub es mir,
Dar nach zuo deines herczen gir.
Des ward er sey do wäschen
Mit esseich und mit äschen,
Mit zwivel und mit mersalcz,
Daz daucht sey süsser, dann ein smalcz.
** Die minn ward ir gevallen,
Die hönich gemacht aus gallen
Und dar nach aus dem hönich gpirt
Gallen, die ze pitter wirt.

*** Ze den selben stunden
Mäczli ward verpunden.
Des huob sey an und sprach zuo ym:
Herr, vernemet meinen sin!
Schreibt und läst die feder gen!
Also schol mein briefel sten:
Got grüs dich, lieb von hoher art!
Chaim puolen ich nie lieber wart,
Dan dir, mein trost, daz sag ich dir
An allen spot, gelaub es mir!
14b Deinen brief han ich gelesen,
Des muoss ich iemer froleich wesen.
Chum zuo mir pey diser nacht
Ins arczetz haus und gib mir chraft,
Und waz du wilt daz wil ich tuon.
Ich acht der andern nicht ein huon.
Du mit so phleg dein unser herr,
Du seygist nahent oder ferr.
** Do diez nu Crippenchra dersach,
Zuo ym selber er do sprach:
Trun, du macht ein hürrel sein,
Mich triegin dann die sinne mein.
Und gedacht ym an die geschrift,
Die von weiben also spricht:
Den frawen ist der ars ze präyt,
Daz hercz ze smal; daz ist gesäyt,
So vil und ich euchs betuten wil:
Frawen trew der ist nicht vil,
Frawen unkeusch ist ein vinden,
Den chan roch mag uberwinden.
Waz sag ich euch? Es ist nicht new,
Wie smal sey aller werlten trew
Und der zuo churcz ir stätichait,
Ir sünde michel und auch prayt.
Man möcht es ewencleichen freyben;
Besser ist, wir lassins pleyben
*** Und kern wider zuo dem arczet.
Der ward do lachent, daz er farczet,

Und sprechen: Mäczli Rürenzumph,
Dein nam ghoret wol zuo meinem stumph,
So ghört mein stumph zuo deinem muot;
Unser dinch mocht werden guot,
Und wilt meinen willen tuon,
Ich mach dir gen dem vatter suon,
Gen deinem herwen vatter Friczen,
Der dich so oft macht ser swiczzen;
Und tuost dus nicht, ich mach dir schand.
Die brief die fast er in die hant.
Sich, die wil ich Friczen zäygen,
Gibst duo dich mir nicht ze äygen.
Maczli wist nit, was er säyt,
Dar umb waz ir die rede layd,
Und sprach: Ich pin in ewer hand;
Welt ir mich pringen so ze schand,
Daz stet euch werleich ubel an,
Scholt ir sein ein bider man.
Ewers willens ich enwaiss,
Des stumphen bkenn ich auch ein schaiss.
Daz waz vil züchtichleichen geret,
Des arczet macht es alles wett
Er singelt: Da da, nüssli, da!
Mäczli, sta sta! Hägili, sta!
Der stumphe daz sein wurczen
Ein langen mit zwäyn kurczen.
Dar zuo so ist mein wille,
Daz du dich habist stille
Und lass dich nicht verdriessen,
Der wurczen muost du niessen,
Wilt du so nicht verderben
In deinen sünden sterben.
Nu dar, mein lieber herr, daz sey!
Sprach die junchfraw sorgen frey.
Da mit ward sey der wurczen essen
Also ser und unvermessen,
Daz sey yeso hiet vergessen,
Wo sey gestanden was und gsessen.

Des wolt der arczet fuder ziehen;
Daz fräwel sprach: Ir scholt nit fliehen!
Arczet mich en wenig me!
Ich derläid es bas dan e.
Hie mit so viels ym an den stekken
Und hielt in pey den päyden sekken.
Sey sprach: Ir mügt mirs nicht entragen;
Der wurczen wil ich aber haben.
Des gab er ir der wurczen do
Auf dem bauch und in dem stro.
Do sey des smakes innän ward,
Ir muost geswinden an der vard.
Der pfeffer was ir selczen, ?
Des muost der arczet engelten.
Er mocht es läider nicht gefügen,
Daz sei sich wölt des stumphes gnügen,
Er wolt sich von ir brechen.
Mäczli die ward sprechen:
Salbend mich in diser frist
14a Zum drittel mål, alz recht ist.
Ich pin läider ungenesen.
Wet der tiefel, mag dicz wesen,
Sprach der mäister so ze stund,
Dich müs der semper machen gsunt!
Benügt dich nicht, so ge zum se!
Ich mag nicht pöllen ymer. me.
Da mit so huob er sich von stat,
Sam ein bok, dem dhürner ab
Neuleich sein gevallen.
Es was ym aus dem schallen.
** Doch hiet fra Mäczel iren täil.
Wie wol sey vor hin wär ze gäil,
Sey ward sich in der seiten chlagen,
In dem pauch und in dem magen,
Daz wasser schluog ir auf zum maul,
Ir glider wurden also faul,
Daz sei sich wenich moht gerüren.
Man muost sey zwischen armen füren,

Weil und zeit die ward ir lanch,
Herwer emeich waz ir getranch,
Amphern und nit mandelreis,
Äphel saur daz was ir speiss,
Die rehten varw hiet sey verlorn,
Ir prüstel wärczel warend gsworn
Und derswarczet all umb und umb.
Dis dink ward schletleich also chrump,
Daz der arczet sich versint,
Juncfraw Mäczel trüg ein chind.
Des ward er sich vil sere bsorgen
Und bhielt sey bis an dritten morgen.
Er sprach zuo ir: Waz duncht dich guot?
Hast du Bertschin in deinem muot
Und wilt in nemen zuo der e?
Sy swäig, er fraget aber me.
Sey sprach: Nu pin ich nicht ein mäyt:
Wäiss er daz, er tuet mir laid.
Dar zuo antwurt ir Chrippenchra:
Nimp er dich, so sprich nür: Ja!
Dar noch so tuo, sam ich dich ler!
Wilt du bhalten noch dein er,
Ge zuo Strauben deinem vetter
Und häiss dir geben lilienbletter,
Dar zuo zipern und auch gallen,
Mit ein ander häiss gewallen.
Du wäist wol, Meczel, pey dem pöyn
Und leg es dik und oft dar ein
Und sprich: Daz glük verhenge!
Die mucz die wirt dir enge;
Und verste mich, wilt du, eben
Der appenteker schol dir geben
Gallen, sam er vil wol wäyss,
Von dem paum und nicht der gäiss,
Und häiss dirs wegen äigenleich
Allen dreu in einr geleich.
Dar nach so hab gewische
Ein plater von dem vische

Und füll sey mit einr tauben pluot!
Daz wirt dir an dem abent guot,
So man dich nu wirt legen zuo.
Mäczel, was ich sag, daz tuo!
In den selben zeiten
Scholt du nicht erpeyten,
Du legist hin daz pläterlein,
Da die möytum schol da sein;
Und chumpt er in seinr herren land,
Daz pläterlein zerprist ze hand,
Daz pluot wirt hin so fliessen,
Des muost du ymer geniessen
An dem guot und an den eren.
Sich, ob ich dich chün geleren!
Wilt du dannocht sicher sein,
So zappel vast und dar zuo greyn,
So wäint er erst, du seist ein möyt.
Hörst, waz ich dir han gesäit?
*** Ja da, antwürt sey ym do.
Seines rates was sei fro
Und sprach: Daz tät ich alles gern,
Wolt er mich der e gewern.
Der mäister sprach: Lass mich es treiben!
Ein söleichs briefel chan ich schriben
Mit guten worten und auch süssen
15 b Daz er dich mit hend und füssen
Nemeut wirt yzuo ze stund,
So ym die märe werden chunt.
Des nam er so die federn do,
Sein briefel huob er an also:
** Got der obrest und der mäist,
Vatter sün und hailiger gäist,
Der in seiner magenchraft
Hymel hat und erd geschaft,
Wasser, luft und auch daz feur,
Vogel, visch mit seiner steur,
Vich und dar laub und gras,
Umb anders nichti, dann umb daz,

Daz der mensch mit zuht und er
Auf erd sein leben hie verzer,
Der muoss euch, liebes lieb, bgnaden
Mit seinen sayligen siben gaben,
Mit syben hailikait!
Dar zuo sey euch mein dienst berayt.
Ein briefeleyn han ich vernomen,
Mich daucht, es wär von himel komen,
So wunecleich kam es geflogen
Da her in einem regenbogen,
Einr wulchen swanch sein umbehanch,
Dar inn derchlanch der fröden gesanch
Mit worten in seiner angesicht,
Sam es ein engel hiet geticht.
Die süssichait mich uberwant
Also ser, dacz ich ze hant
Verlos des tages liechten schein,
Ein schlaff begraiff die augen mein,
Ein traum gevie die sinne,
Dar inn die obrest Minne
Ein chüngin allen frawen gmäin
Äigenleichen mir derschäin;
Nackent was sey und auch bloss,
Einr pey zweinczich jaren gnoss,
Auf dem haubet truogs ein chron
Von glas, da stuond geschriben schon:
Ich pins ein wunecleichen stim,
Junchfraw Venus von der minn.
Dar unter stuond ir harel leys,
Geflochten in einr hellen weis;
An den augen was sey plind,
In ir gepärden gar ze geswind;
Ein pogen fürt sey in der hand
Mit glünder stral, sam ich es vand;
Sey was gesessen in ein wagen,
Mit gold und silber schon beschlagen,
Dem ein bach von rotem pluot
Floss hin nach in sender fluot.

Sey ward mich nennent so zehant,
Mich wundert, wie sey mich derkant.
Dar zuo näigt sey sich gen mir
Und grüst mich schon, des dankt ich ir.
Do sprach sey: Wäist du, war umb ich
Chomen pin zuo dir? Vergich!
Näyn du, truwen, sait ich do.
Des huob sey an und sprach also:
Ich gepeut dir pey dem pan,
Daz du Bertschin deinen man
Gewerst alles, des er wil,
Sein seig wenich oder vil,
Und leb mit fröden sampt mit ym!
Das chumpt dir alles ze gewin.
Du vinst noch wol, daz dich da sirt,
So dich daz alter reitent wirt.
Ein swarczer gäist zür tenken seiten
Sprach: Der volg ze allen ziten.
Da mit die gespenst verswand
Vor meinen augen so zehand.
Des wär mir so geswunden,
Hiet ich do nit funden
Ein ander frawen schon und räyn,
Die mir auch in dem traum derschain,
Und cham für meineu angesicht
Also clar, daz mich des nicht
Endaucht, es wär der sunnen glancz.
Auf irem haubet truogs ein krancz
Mit dreien chronen schon gemacht,
Obenander und gedakt
Mit einem sternen, der was vein,
Er schain sam ein karvunkelstäyn.
Von eysen was die erste chron
Und stuond dar umb geschriben schon:
15 d Ich pins ein chron der vestichait,
Der unreht tuot, daz ist mir läid.
Die ander chron von silber was,
Darinn man auch geschriben las:

Ich pins ein chron der küschichait,
Die so rayn ist und gnayt.
Die dritte chron was guldin gar
Und auch geschriben also dar:
Ich pins ein chron der sälichait,
Ze gnaden was ich ie beräit.
Unterm kränczel was verwunden
Ir harel sauber auf gepunden,
Der augen hiet sey vieren do,
So schön und also zveren so,
Daz mir jo des so nicht euwas.
Ich schauwet in ein spiegelglas,
Sey hiet einn mantel, der waz präyt
Und manich varw dar an geläyt;
Sey tout in auf mit einer hand
Er daucht mich weit dann ein land.
Ein kind sey an der andern truog,
Daz was so wunnechleich und chluog,
Daz ich alles ungemach
Vercläyt, wan ich es angesach.
In einer chirchen sey do sas
Auf dem alter, sam mir was,
Die was gemalet uber al
Mit zarten bilden ane zal;
Dar zuo hiet die selbig chilch
Ein se umb sich mit honk und milch,
Der was vil michel und auch gross,
In sälder wuot er umb sey floss.
Sey sach mich mit eim augen an
Und segnet mich die wol getan,
Des naigt ich ir mit züchten
Und wolt mich geben zflüchen.
Des ruoftcz mich an und redet do:
Beleib bei mir und fleuch nicht so!
Tuo, sam ich dir sagen wil,
Wilt tuo glükes haben vil,
Und folg nicht falscher min gepott,
Wenn das strecket wider got,

16 Es wär dann daz dein lieber man
Der e dich wölti muoten an,
Des macht du in gar wol geweren
Mit sälden, treuwen und mit eren,
Won got selb von seinem rat
Die hailigen e geschaffen hat.
Dar nach sprach daz kindelein:
Volg der lieben muoter mein,
Wilt du leib und sel behalten,
Von uns nimer werden geschalten.
Ein weisser gaist zur rehten seyten
Sprach: Den dien ze allen zeiten.
Hie mit segent es mich so
Mit einem chreucz, daz macht mich fro.
Von fröden ich derwachet,
Vil drât mich auf machet
Und gie zuo meinem pâyichtigär.
Ich sagt ym ganczleich diseu mär
Und patt in durch den reichen got
Und durch alleu sein gebott,
Daz er mich wolti des beschaiden
Und seinen rat da mit derzäigen.
Des wundert er sich gnuog und vil.
Doch, sam ich euchs kurczen wil,
Er sprach: Wir mügen schauwen
Daz pey der ersten frawen,
Und dunckt mich auch in meinem sinn,
Sei ist die falsch betrogen minn,
Fro Venus mit irm bösen rat,
Die oft ein sel verdampnet hat.
Gen zwainczich jaren hâst sey gzelt,
Sey ist noch elter, dann die welt;
Doch zaigt sei sich pey jungen tagen,
Die minn die wil nicht alter haben.
Nackent, sprichtst du, daz sey wär.
Daz chan nicht wesen an geväre.
Die minn die wil, daz schoss ze schoss
Sich zemen fügin also bloss.

Die glesin chron, die sey da träyt,
Und die geschrift dar an geläit
16 b Daz mag uns nicht beliten mer,
Dann upig fröd, zergäncleich er.
Ir har gestrichen also leis
Geflochten in einr ketten weis
Ist nicht anders, dann ein strik,
Der uns leib und sel verschlik.
Ist sey an den augen plind,
Daz weteut, sam ich es vind,
Daz oft ein schones mensch von art
Minnet einen grausen part.
An den gepärden ist sey ring,
Daz ist daz, das ich do sing:
Die minner habend wilden muot:
Was seu tuond, das dunkt seu guot.
Den pogen fürt seu in der hand
Mit der stral durch älleu land.
Da scheust sey jungeu herczen mit
Zuo irem ersten angesicht.
Daz pheil ist scharff und heiss ze vil,
Won sey schürphen brennen wil.
Siczt sey dann in einem wagen,
Mit reichem gsmid al durch bschlagen,
Da pey sich mein hercz versicht,
Der minner schaft an phenning nicht.
Der bluotent bach rint aus den wunden,
Die da geschehent ze den stunden,
So der minner umb ein schaden
Wirt gestochen und geschlagen.
Den swarczen gäist zur lenken hand
Tuon ich dir yeso bekant.
Ein böser engel ist er zwar,
Deiner sele gar zgevar;
Darum, liebeu tochter mein,
Daz du sitlich müzist sein,
Volg nit einem bösen rat,
Wilt du meiden missetat!

Acht nicht falscher minne gebot!
Daz rat ich dir an allen spot.
Do ich des priesters red vernam,
In mir selber ich derchann
Und west nicht, was ich sagen scholt.
Doch cham ich zred, sam got do wolt,
Und sprach: Der ler euch got vergelt!
Ich wil tuon alles, daz ir welt.
Sagt mir, herr, in diser schaw,
Waz beteut die ander fraw?
Des antwurt er mir züchticleich:
Mich dunkt, es sey die säldenreich
Muoter gocz und räynen mäyt,
Maria, trost der cristenhäyt.
Daz chränczel mit den chronen drey
Dunkt mich, dass nicht sey,
Dann sam da geschriben ist
Mit heiliger hand in tieffer list.
Doch so mag ich nicht vergen
Den sternen, da pey man versten
Schol ir güt in liechtem scheyn
In hymel und auch erd gemäyn.
Ir har daz hiet sey auf gepunden,
Daz ist, daz sey ze allen stunden
Rainer cheuschikait was vol
Und leypleich glüst verdilgget wol.
Der augen hat sey vieren,
Daz sag ich dir so schiere,
Es sint die vier rät viel guot,
Die sey dem guoten menschen tuot.
Daz ist: Schlecht dich der ain wang,
So peut daz ander dar zehant!
Nym ein frawen zuo der chand,
Macht du nicht sein weibes an!
Verkauff dein habe gancz und gar
Und gib es armen leuten dar!
Vergib in, die dich hassent ser,
Vnd pit got, daz er seu beker!

Der welt sey sicht in vier täil
Und geust ir tugend uns mit häil.
Ir derbarmherczichäit
Manichvaltigen und bräyt
Merke pey dem mantel weit,
Mit so manger varw beräit!
So wiss auch, das daz chindel ist
Unser schepfer Jhesus Crist,
Unser löser, unser behalter,
Unser herr und unser vatter.
16,a Pay der chirchen sey dir gemait:
Es ist die hailich christenhait.
Daz gmäld zuo anders nit enfügt,
Den zguotem sinn des got bnügt.
Der alter, da die mäide sass,
Glaub, daz es der gelaube was,
Des sey vil selten ye vergas
Und stercht in noch ye bas und bas.
Was bezäichnet nu der se?
Daz pluot, daz in der neuwen e
Mit sampt dem wasser ist grunnen
Von dem lebendigen brunnen,
Augen zähern und daz pluot,
Die vergossen sein in guot
Und nu verchert in süssichait,
Sam uns sein milch und hönk derzäygt.
Der weisse geist zur rechten hand
Sey dir also schier genant!
Es ist ein guoter engel zart,
Der dich wehnet zuo aller vart.
Hie pey, maget sälden vol,
Macht du merchen sunder wol,
Was du lassen scholt und tuon,
Wilt du behalten gotes suon.
Also ward ich ausgericht
Nach meines herczen zuoversicht.
Nu gedenk, mein höhster hort,
An des grösten maisters wort,

Daz er zuo uns allen spricht
Mit seiner häiligen ler und gschrift:
Waz hulffi, ob du die welt
Gewunnen hietst mit allem gelt
Und dein sel wurd leiden haben?
Das scholt du in deim herczen tragen
Und mässen dich des schreibens,
Des trumbels und des treybens,
Es sey dann mit den eren mein,
Wilt du von mir geweret sein.
Hie mit so gib ich ym ein end.
Got dir alles trauren wend
Und büsse deinen smerczen!
Die obrest küngin schirme dich,
17 Ob du in treuwen mäinist mich!
Des bit ich sey von herczen.
Dirr brief ist gescriben, sam ich sag,
In sälder stund, in fröden tag,
Mit lieber hand an guotem stad,
Getichet auf daz glükrad.
*** Do dicz nu so geschehen was,
Daz briefel er ir überlass.
Des dancht sey ym von herczen do
Und sprach: Wie schol mich reuwen so
Mein schand, die sich von euch derhuob?
Ir seicz ein mäister also chluog.
Wer schol in tragen? huob sey an.
Läss mich schaffen! sprach der man.
Alsó vand er so zehand
Ein altes weib, daz er derkant,
Die chond waschen und auch reyben,
Chauffmanschaft mit schloern treiben,
Da mit jungen mägeleyn
Helfen von den eren sein;
Und mocht man nicht gevaren bas,
So viel sey selber in daz gras.
Den brief den bott er ir al do
Und underweist daz weib also:

Ge hin tougenleichen aus
Und mach dich hin in Bertschins haus,
Den brief den gib ym in die hand
Und sprich: Den hat euch Mäcz gesant.
Und grüss in von ir tausent stund!
Nicht anders sag ym mit dem mund!
Way, wie was ir diez so gsmak!
Sey stob hin, sam ein spreuwer sak,
Bis daz sey zu Bertschin kam.
Sey sprach: Got grüss euch, junger man!
Sälich müst ir yemer sein!
Daz briefel sent euch Mäczli vein
Mit mangem minnechleichen gruoss.
Von dem haubt bis auf den fuoss
Wer waz froer, dann der chnecht?
Er sprach: Nu ist meim dinge recht.
Se hin, die zwen schilling,
Vertrinks durch meinen willen
17 b Und ge zuo unserm schreiber
Henrreiczen Nabelreiber
Und sag ym, daz er chum zuo mir,
Won ich sein vil chäum enbir.
Die riffianin lieff da hin,
Sam ein andreu heubscherin,
Und sagt dem schreiber, wie ym ware.
Dem gevielent auch die mär.
Er gab der zementragerin
Einen phenning ze gewin
Und traft sich, do er Bertschin vand
Auf der banch pey einer wand.
Schre: Wol auf so frödenreich,
Der käiser ist uns ungeleich.
Trielnas da von schanden
Vil gern wer auf gestanden,
Da was er worden also chranch,
Das er storczet ab der banch.
Die minn die pracht in zuo der not,
Daz er was nahent jungers tot,

Des halff ym doch die fröd also
Und ein halben kuo aldo,
Die er jo frass ze einer stund,
Daz er echt wider ward gesund
Und alles seines laides vergas.
Do man ym den brief gelas,
Da wist er wenich, waz er sayt,
Bis ym es Nabelreiber zäigt.
Der sprach: Es mag nicht anders sein,
Sey spricht, sey tüt den willen dein
Und dar zuo vil und dannocht me,
Nämist du sey zuo der e.

Des ward Bertschi fröden vol,
Es geviel ym alles wol
Und sprach: Ich wil und muoss sey haben,
Hiecz mir all mein freunt erschlagen.
Wie ich mag, sey muoss mir werden,
Scholt ein ganczes land verderben!
Des nam er seinen freunt dar zuo,
Engelmaren Farindkuo
Und seinen vetter Gumpost,
Herman den Bürenmost,
Niggeln Fesafögellin,
Janseln Snellagödellin,
17 c Hafenschleken, Nagenfleken,
Schlinddenspek und Ofensteken
Und den alten Colman,
Den scholt ich vor genennet han,
Nabelräybern mit dem stil,
Und anderer erberer leuten vil.
Er ruoffet seinen mumen,
Juczin Scheyssindpluomen
Und Elsbethen Völlipruoch,
Engeldrauden Erenfluoch,
Snatereinen, Töreleynen,
Juncfrawn Feynen mit der seynen
Und die alten Läichdenman

Mit dem blöden reffzan,
Die sich daucht so wiczich sein.
Die châmend all zuo im hin ein,
Seu wurden allen umb in sten
Und frâgen, wes er wolt begen,
Daz scholt er freileich in verjehen.
Bertschi sprach: Daz sey geschehen!
Sein parlament so huob er an:
Hört, ir frawen und auch man,
Lieben freunt, vernempt mich eben
Und geruocht mir rât ze geben!
Ich mag nicht lenger sein an weib,
Scholtz mich chosten meinen leyb.
Ich han mir einen ausderkorn,
Die mir ze sälden ist geporn.
Ich muoss sey han, es tuot mir not,
Anders ich würd ligen tot.
Daz ist ein dink, daz ich euch bitt,
Und trauw, ir sayt mir treuleich mit
An rât und auch an hilf dar zuo.
Des antwürt ym do Farindickuo,
Der sein nächster öhaym was:
Ich chan dir nicht geraten bas,
Tuo ein dink, daz wesen muoss,
Und acht nicht umb einr hennen fuoss,
Was man sing und was man sag!
Des hilf ich dir, so vil ich mag.
Des wunders mich joch gar bevilt,
Daz du von uns nu haben wilt
17 d Rât umb sach nach deiner sag,
Die anders nit gewesen mag.
Hin wider sprach do Triefnas:
Weller zieggel, was ist das?
Wer chan iederman gevallen
In ernst, in schymph und auch in schallen?
Nie chayn dink daz ward so schlecht,
Güter rat der chüm ym reht.
Dar umb Cumpost wiczen vol,

Rât mir, wie ich faren schol!
Gumpost der huob an und sayt:
Ich brüf, daz in der cristenhäyt
Dreu ding man vindet guot von art,
Zuo den nie guot ze raten wart
Durch der grossen fluochen wegen,
Die man geyt den rategeben,
Daz ist zuo einem münch ze werden,
Weyt ze farn auf diser erden
Und auch zuo der hailigen e.
Also sag ich dir nicht me.
Doy, was wunders was ist das?
Sprach do Bertschi Triefnas.
Wie mag yemer misselingen
Weisem rat zuo guten dingen?
Nu dar, mein lieber Bürenmost,
Gib mir warm in disem frost,
Mach mir chuol in diser hicz
Mit deinem rât von chluoger wicz!
Bürenmost der sprach aldo:
Dein dink daz ist gestalt also,
Daz du jo reuwich muost beleiben,
Welhen weg du dich wilt scheiben.
Nimpst ein weib, dicz wesen muos,
Daz dir wirt sorgen niemer buoss,
Arbayt get dir selten ab.
Merk vil eben, was ich sag!
Hast du danne weibes nicht,
Chäin sälde deinen leib geschicht,
So wilt dein äygen pluot verderben,
Ein frömder gast der wirt dich erben.
Do daz nu Bertschi so vernam,
Von läid er von ym selber chom,
Er sprach: Nu we mir heut den tod!
Umb und umb ist angst und not.
Fesafögili sag an,
Was tät noch ein cristen man?
Des huob der guot man an und sprach:

Wir horrend, daz in disem bach
Ieder furt ist bös ze reyten;
Dar umb so lassen wir die seitten,
Die die böser ist genant,
Und kerin zuo der bessern hand!
Daz ist, du scholt also beleiben
An ein weib dein zeyt vertriben.
Scheyssindpluomen diez vernam,
Wie schier sey huob ir chläffen an,
Des auch nicht zfersweigen was!
Sey sprach: Her Niggel, wisset das,
Ein weiser man der chan her zellen
Allen stuk und dar aus wellen,
Was daz besser wesen schol;
Dar inn man spürt sein wicze wol.
Daz böser habt ir aus gelesen,
Des muost ir unser narr wesen.
Ist nicht wäger, daz ein man
Hab ein frawen wolgetan,
Die sein phlege nacht und tag
Mit flisse, so sey beste mag,
Dann daz er also beleib
Arm und ellend an ein weib?
Was sorgen wil er danne haben?
Der sich vekeut mag betragen,
Daz ym gesund ist an dem leben,
Wil er gutter sinnen phlegen.
Snellagödili vil drat
Sprach: Dicz dink wil haben rât
Und bedarff noch wiczen vil.
Es ist nicht ein chindenspil.
Wissz, das besser ist, ze sterben,
Dann ein böses weib erwerben,
Die dich sirtet durch daz jar
Taugenleich und offenbar
Mit schelten und mit fluochen,
Mit straffen und versuochen.
Nieman mag vor ir genesen.

18 b Pist du aus dem haus gewesen,
So snarchelcz her in irm zorn
Und spricht: Du hast dein trew verlorn
Gen mir, des muost du liden;
Du gest zuo andern weiben.
Stest du aver in dem haus,
So sprichtz: Die nunn kümpt niemer aus,
Mich duncht, es sey ein stubenritter,
Er stinkt so saur, er feist so bitter
In der äschen bi dem feur,
Daz mir allen fröd ist teur.
Emphilhst du ir das haus mit sampt,
So wil sey herschen in dem ampt.
Wilt du dir ein täil behalten,
So sprichcz: Sein müss der tiefel walten!
Getar er mir getruwen nicht?
Ich stift im gift dem bösen wicht.
Seczt sey dir dann hörner an,
So muost du tuon recht sam ein man,
Der sein laster schol verswigen,
Und sam ein wolf gefangen lygen.
Dar zuo sprach frou Follipruoch:
Mich zympt, du seist der weiben fluoch.
Waistu nicht, daz in aller hab
Guot und bös man vinden mag?
Dar umb spricht ein wiser man:
Suoch ein weib nicht verr hin dan!
Wilt du aber einen herren,
Sich den vinde die von verren,
Von dem dich mügest brechen wol,
Halt er dich nicht, sam er schol.
Hie pey macht du merken gar,
Wie ein man ym reht dervar
Ein weib geschikt von guoter art;
Vor der käin dink nie bezzer ward;
Wenn beleibst du in dem haus,
Sey ist dein phleg, sey wart dir aus;
Verst du aus, sey ist dein segen;

Gest du ein, sey kümpt hin gegen
Mit irem minnechleichen gruos,
Er tuot dir alles leides buoss.
So hâcz mit trewen schon behuot
Haus und er und ander guot.
Haffenschlek enmocht dicz nit leiden.
18c Er sprach: Waz schol ich furbas sweigen?
Siha, wunder, was die chlaft!
Sey wil uns leren kauffmanschaft
Zuo weiben, dar an ieder man
Betrogen wirt, wie vil er chan.
Man vermochet älle dinch,
E daz man den chauff volprinch,
Dann alläin die fäigen frawen,
Die sich so selten lässen schauwen
Äigenchleichen vor der e.
Daz pringt vil mangem jamers we,
Der im do lernet gar ze spät
Die tädel, die sein weibe hât.
Erenfluoch der ward so gäch
Ze reden, daz sey sich vil nach
Besäichet hiet ze stunde.
Seu ruoft aus irem schlunde:
Her Hafenschlek, ir seicz ein chnecht,
Der wider got und widers recht
Wüsten wil die häiligen e;
Daz muot mich ser und tuot mir we.
Sagt mir, wo habt irs gelesen,
Daz yecleich weib schol ubel wesen?
Habt ir noch nicht daz gesehen,
Daz man iedem wol schol jehen,
All die wil er nicht enist
Bewärt ein mensch mit böser list?
Dis verhörret Nagenflek,
Er schre: Sim, siha durch ein zwek!
Die hat gelernt nach irm versehen
Der siben chünste vierzehen.
Noch wäiss sey wenich, daz die schrift

Für wârs von allen frawen spricht:
Von natur ist iecleich weib
Unkeusch gar an irem leib.
Snattereyna dicz verreit.
Sey sprach: Und ist es noch nicht welt,
So hörr noch eins, daz sag ich dir.
Wer nach seines herczen gir
Leben wil, der tuot nicht recht,
Es sey ritter oder knecht.
Dar umb so hat uns got gegeben
Beschäidenhait, nach der wir leben
Gmäynchleich und nit sam die hund,
Den käyn er ist worden chunt.
18 d Schlinddenspek sich macht herfür,
Er sprach: Hy yo, was ich noch spür
Mü und zerung pey der e!
Gnuog und vil und dannocht me
Haben muost du so zehant
Gelt und reiches pettgewant,
Frawencläynet, hausgeschier,
Cläyder vil für ander vier,
Wein und brot und fläisch und visch,
Und anders ghört zum tisch,
Haus und hof und knecht und vich
Äker, wisen. Bertschi, sich,
Merk und höre, waz seyn wirt,
Daz uns armen leute syrt.
Töreleyna: Sim so
Mich dunkt, du seyst gmacht us stro,
Also get dir von dem mund
Toren red ze diser stund.
Du sprichst, wil er ein frawen haben,
So muoss er gelt im pautel tragen,
Dar zuo gewand und ander ding.
Hörr ein anders, daz ich sing!
Sag mir, wie tet Adam,
Der dhain phenning nie gewan
Und lebt neunhundert jar und mer

Mit eren in der alten e.
War zuo ist daz bette guot?
Sichstu nit, wie ein Unger tuot,
Der nie kain vedergwand gesach
Und schaft im dannocht guot gmach?
Wilt du haben ander gewand,
Sich ein weib von Spangenland,
Die kain andren chläider hat,
Ein leinlachen ist ir wat,
Gestrichet ob der achseln zuo,
Da mit so hütet sey der kuo
Und get zuo fuoss, wie schon sey spint,
Und träyt ein wiegen mit eim kint.
Frawen chläynet, was ist daz?
Daz ist ir tugend, die vil bass
Zierent schon ein yecleich weib,
Dan mit perlen chrönter leib.
Hausgeschier daz ist wol guot,
So tuo, sam oft ein soldner tuot,
Der ym umb einen schilling vint
Küchingrait zuo seim gesint.
Mag er dan nicht wein gehaben,
So schol er sich mit wasser laben,
Sam ein man von Preussenland,
Dem chäyn weinreb ist derkant.
Wem ist dann des fläisches not?
Ein prediger hat wangel rot,
Dar zuo fäissü angesicht
Und doch kains ochsen nicht.
Du retst umb visch? Du bist nicht weis.
W[illegible], es ist ein herren speis.
Der wein und pfeffer nith enhab,
Der tuo sich aller vischen ab.
Haus und hoff daz ist ein er.
Hörr, wie tuot ein Lamparter,
Der in eins andern herberch stet
Und sich noch dreistund bas beget
Mit seinem gelte fru und spat,

Dan der daz haus geschaffet hat.
So sprichst du: Wo ist knecht und dirn?
Mich dunkt, du seist ein tabigs hirn.
Wer nicht haben mag en knecht,
Der dien ym selber, daz ist recht.
Nu muoss oft einr ein andern dienen
Und ym in seinen drüssel gienen.
Vich ist nücz nach deiner sag:
Ja, äss es weder nacht noch tag,
Geschäch im von kaym schalmen layd
Noch von wolfen auf der häid.
Acker, wisen wärind guot,
Bhielt seu got vorm schaur behuot
Und vor frömder sichel gar,
Vor mausen und vor vogel schar.
Protz des ist uns allen not:
Gelobt sey er, der uns es bot!
Doch bedarff man sein nicht vil,
Der nach der masse leben wil.
Nach der weisen lerer sag
Kainem man gebresten mag,
Der sich benügt, die weil er wert,
Des, da die sein nataur begert.
Ofenstek dar uber sprach:
Jamer not und ungemach
Ist noch an den weiben vil,
Sam ich euchs beschaiden wil.
Ist sey schön und junger tagen,
Kain guot du macht von ir gehaben,
19 b Du pist versmacht, so kans auch nicht.
So ist es swär nach meinr versicht,
Ein dinch ze halten sunderbar,
Nach dem man stellet durch daz jar.
Ist sey alt und ungeschaffen,
So mag sey anders nicht dan klaffen.
Du bist versaumpt, sey fröwt dich nicht,
So ist auch hart, sam man da spricht,
Ewekleich ein dinch ze halten,

Des da niemant wil gewalten:
Hat sey dann der freunden vil,
So träyst du sorg zuo allem spil,
Ob ir einer richt scand
Und pring dich sampt mit ym vom land.
Die armen nagend dich aufs päyn,
Die reichen achtend dein vil kläyn.
Wilt du leben ungeschlagen,
So muost sey für ein frawen haben.
Ist sey ungefreund und arm,
So hast du wirser nie gevarn.
Wie oft man dirs in daugen schlecht,
Du hast dich gnidert und gswecht,
Du bist ze einem bettler worden
Mit weib und kindern gar verdorben.
Junchfraw Finn sprach zehant:
Yederman der sayt sein tant,
So wil ich auch den meinen an
Heven, so ich beste kan.
Ofenstech, noch pist ein gpaur.
Waz sayt der maister von nataur?
Spricht er nicht, daz seubreu gstalt
Rains gemüt in ir behalt?
Dar umb schol kain weiser man
Schones weib für übel han.
Ist sey jung und chan nicht vil,
Dar zuo ich dir sagen wil,
Daz sey noch gelernet wol,
Was ein hausfraw kunnen schol.
Sey lät sich piegen und auch smiegen,
Sam ein kindel in der wiegen.
Muost du dann ein alten haben,
Daz scholt du dannocht wol verklagen.
Sey ist dein amm und peut dirs wol,
Sey tuot dir alles, das sei schol.
Mag sey dann nit kinder tragen,
So scholt sey für ein muoter haben.
Ist sey dann nicht hubsch, daz sey,

So scheynt sey dester bas da pey.
Wie schon ich das bewaren mag
Nach der chluogen logich sag,
Ye ungestalter ist ein weib
Ye mer sey zieret iren leib
Mit bstreychen und aufmachen,
Mit gwand und andern sachen,
Ye mer sey dann gezieret ist,
Ye schöner scheynt sey ze der frist.
Warta, warta, durch ein schäiss,
Was sey der sophistrey wäiss!
Sprach do Ofenstech vil drat.
Der tiefel dichs geleret hat.
Nu dar, daz sey des tages guot!
So sag, wie er des nachtes tuot,
Wan sey so nakent pey ym leit,
Ungetan recht sam ein scheit!
Des antwurt sey ym so ze stet:
Kain liecht so lass er pey dem pett,
Des mag er auch geraten wol
Ze ligen, da man schlaffen schol.
Ist nu, daz er wenich gesicht,
Ir ungestalt die schadet nicht,
Wan an dem griff sind älleu weib
Des einen leders, wie mans treib.
Ze gelicher weis ist es gestalt
Umb die hünr, die manichvalt
Federn tragend in der heut,
Und so mans pringet für die leut
Auf den tisch gepraten häiss,
So zaygents doch nur ein fläsch.
So waynn ich auch in minem muot,
Du sprechist, es werd selten guot,
Ze hoch ze weiben und ze nider;
Dar umb so sag ich dir hinwider:
Welher wil mit sälden reichen,
Der füg sich zuo den sein geleichen!
Do nu die red ein end gewan,

Die alt fro Berchta Laychdenman
Ruoft vil laut: O jungen kinder,
Ez seczt den wagen für die rinder.
Wisst ir nicht, daz alter lut
Für die andern weisen rât?
Dar umb so was ze heven an
Pey unserm vattern Colman
Und nit ze rauschen in dem rat
Einr furn andern ungefragt.
19 d Dar zuo sprach do Engelmar:
Die red ist an ir selben war,
Doch sprichst sey mit neyder list,
Won du dir aller eltest pist.
Der rât wär graten ze schanden,
Hiet mans nit understanden
Hiet mans nit understanden
Mit stangen und mit rechen.
Bertschi huob an ze sprechen:
Ir herren, wisst, es ist nicht recht,
So man daz chrumb schol machen schlecht,
Daz man es noch danne chrumber mach.
Da mit und er zuo Colman sprach:
Du waist wol, daz ze aller zeit
In dem rât und in dem streit
Die ersten und die lesten
Schüllen sein die besten;
Dar umb sag an, vil guoter man,
Was daz wäygist sey getan.
Colman sprach aus chluogem sin:
Wisst, daz her chumen pin
Lüsens und nicht claffens wegen,
Won mir got geruocht ze geben
Oren zway und einen mund.
Da pey schol euch auch wesen kund,
Daz einer wenich reden schol,
Hören vil, so tuot er wol.
Hin wider sayt do Triefnas:
Wiss, daz mir gevellet bas
Weysen red in guoter zungen,

Dann ein sweigen von dem stummen.
Mas ist guot zuo allen dingen,
Bessers chan ich dir nicht singen.
Also huob der grawe man
Sein red vil zuchtichleichen an:
Daz spruchwort ist mir oft gsäit:
Alter part hat weisshäit.
Dar zuo pin ich worden innen:
Junges hirn phligt cluoger sinnen.
So duncht mich auch, sam gwissen ist,
Die frawen sind nicht ane list.
Daz hab ich sunderleichen gesehen
In disem rât, des muoss ich jehen.
Hie ist gerürt so mancher punt
Und auch geschäyt so gar von grunt,
Daz ich euch nichcz gesagen chan,
Dann kindelred, die heb ich an.
Nu hin, daz sey, das yecleich weib
From und erber sey von leib,
Daz doch läider nicht gewesen
Mag, sam ich es han gelesen.
Dannocht fügt dir dhaine nicht.
Hört, was uns die warhait spricht!
Niemant zwain hern gedienen mag
Schon und eben nacht und tag.
So macht du nicht gevallen
Deinem weib mit schallen
Und mit andacht deinem got.
Daz sag ich dir aus kaynem spot,
Wie gleich es tönt ze einem zil
Der psalter mit dem saitenspil.
Dar zuo hab ich auch gelesen,
Wil ein man behalten wesen,
So bedarff er weibes nicht;
Daz ist auch war nâch meinr versicht.
Hie mit legt sey sich da nider
Auf die benk und in daz gefider;
Du muost sey für ein siechen halten

Und von ir nimer dich geschaiden.
Und voll, wan sey nu swanger wirt,
Wann sey nu dann daz kind gepirt,
So spricht man, daz sey genesen sey.
Herr, was ich versten da pey!
Sey ist genesen glich sam der,
Dem zergangen ist ein geswer
Und der eiz ist im gevallen,
Das swer ich allen pey sant Gallen.
Secht ir nicht, daz erst sich hebt
Kindelgeschray und kindelpett,
Windel waschen, kindel paden?
Darzuo muoss man ammen haben.
Chamerweib die getrunkend me,
Dann man wassers vind ym se,
Dann man wassers vind ym se,
Seu fressent vil und sagent an,
Es hab daz kindel alz getan.
Diss ist dannocht alz ein wind,
Bis daz jo nu gewachst daz kind.
Erst so muoss man leiden haben,
Wie mans erleich muog betragen
Mit chläidern und mit nerung
Mit geschüch und ander zerung.
20 b Den knaben muoss man besorgen
Den abent und den morgen
Vor stelen und vor rauben
Offenbar und taugen,
Vor schlahen und vor stechen,
Vor knüsten und auch brechen;
Die tother muoss man behuten
Vor laster und vor wülen,
Vor schuolern und vor phaffen,
In heusern und in gassen.
Nu dar, daz sei derlitten!
So hat daz kind den sitten.
Wenn nu der leib und sel
Gewaget hat umb guot und er
Im ze fröden und ze gewin,

Daz es ym spricht in seinem sin:
Zarter vatter, wärist begraben,
Daz ich das erbe mocht gehaben!
Des jamers wirt man selten an,
Wie schön daz kindel sey getan.
Wirt es aver gar verlorn
Oder lam und plint geborn,
Zum narren oder zstummen,
So ist uns erst zrunnen
Alleu fröd und sälichait.
Die mir sein euch von mir gesayt.
Doch hiet ich uch ze sagen mer,
So matreut mich der huost so ser,
Daz ich es nicht volpringen mag,
Waz ich in den sinnen trag.
Do die rede so vergie,
Käyner kond gewissen, wie
Man scholt da wider sprechen.
Seu warend gar derlechen
Und woltens alleu mit ym han,
Dan die alt fraw Läichenman,
Die sich ieso furher macht.
Wie laut sie spächt, wie ser sey pracht!
Und tätin mir die zend nicht we,
Ich hiet euch wol geantwurt e.
Mit urläib sprich ichs, lieben kinder,
Aus kelbern werdent stärken rinder,
Mit dem man pauwet und auch ert,
So in die hurner werdent hert.
Hie pei scholt es merken das,
Die weil ich chlainer tagen was,
20c Do verstuond ich mich auch chläyn,
Do red ich, sam die kind gemäin,
Und tet auch nach der jungen orden:
Nu pin ich, secht, zum menschen worden
Und han verworffen kindel spil,
Dar umb so wisst, daz ich nicht wil
Volgen eines mannes sag,

So ich daz besser haben mag.
Ir scholt mirs nicht für übel haben,
Her Colman, daz ich euch wil sagen.
Do ir es scholtent heben an
Ze raten sam ein weiser man,
Daz ertrich ward sich wegen
Und über sich derheben,
Ich forcht, ein drak scholt kumen her,
Do sach ich zuo, es was ein scher,
Plint und plöd und ungestalt,
Den wil ich temmen also bald
Und heven an dem lesten an,
So ich nu aller beste chan.
Ir sprecht, ir hiet uns mer gesayt,
Do mocht ir nicht vor huostes laid.
Do mocht ir nicht vor huostes laid.
Nu dar, der huost der ist do hin:
Sagt, waz hiet ir in dem sin?
Des äntwört so her Colman:
Lengeu red stet ubel an,
Dar umb so sag ich anders nicht,
Dann kurzeu wörter, die man spricht.
Daz gwarest spruchwart daz ist daz:
Einiger vatter füret bas
Syben kinder durch einn galter,
Dann siben kinder einen vatter.
Hie mit, fraw von hoher list,
Tuot es durch den süssen Crist
Und zaigt uns ewer wiczichäit!
Ze lernen was ich ie berayt.
Do sprach Laychdenman zehant:
Her Colman, wisst, es ist ein schand,
Ze lernen einen greysen partt,
Syben und sibenczig jaren alt;
Doch ist böser wann ein man
Pey allen zeiten nicht enkan
Und ym auch lernen nicht enwil,
Des hat er schand und lasters vil.
Dar umb so merk die rede mein,

20 a Weit ir bas geleret sein.
Got, do er geschaffen hiet
Daz erste mensch in rechter lieb
Und ym verpott des öpfels mas,
Die geschepht sein trew vergas
Und des schepfers gpott zerprach.
Dar umb so hab kain ungemach,
Ob dir deinen kinder nicht
Dankin nach deiner zuoversicht,
Won du deinen vordern so
Gelonet hast mit haberstro.
Doch so muoss ich dir des sprechen:
Ein man ist sneller vil, ze rechen
Seinen vatter, dann daz kind,
Ob sew ym pöyden gsaihet sind.
So sprichst, der rede sey genuog,
Claffen vil sey narren fuog.
Daz möcht sich alles wol begen,
Woltist du die red versten,
Für uppig und verdrossen,
Für schedleich ungenossen;
Aver ist die zunge guot
Und nücz, sey kaynen schaden tuot,
So mags auch nicht zlange gesein,
Daz leg dir in daz hercze dein.
Hast du nie gehöret, das
Grosses vich wil michel gras?
Da vor so hast du uns gesüyt
Den grosten jämer und daz läid,
Die wir tragin auf und nider,
Hat daz kind nicht älleu gelider.
Hier zuo sag ich dir geswind:
Wiss, daz edler ist ein kind,
Hatz ein wesen in der hell,
Dan dacz mans für nichti zell.
Hörr auf, sprach da Colman.
Mich duncht, der aller vilest kan,
Der leugt und füllet aller müyst

Wider got und seinen gaist.
Waist nicht, daz die warhayt spricht
Von Jandessen dem falschen wicht,
Sein dink hiet ym vil bas gedigen,
Wär er ungeporn beliben.
Seth, daz tet fraw Leichdenman zorn.
Wie mich sey hiet ir sin verlorn!
Sey sprach: Verhört, her Colman!
Mich duncht, ir leugt euch selber an.
Ir sprecht, daz lernen euch behag
Und welt mich straffen nacht und tag;
Daz stet nicht wol, es ist kain recht
Von einem schuoler oder knecht.
Wolt ir lernen, sweigt und hört
Mit ganczer dyemuot hie und dort!
Des sprach do Cholman zuchtichleich:
Genad, vil lieben sädenreich,
Hab ich wider euch gjehen,
Daz ist umb anders nicht geschehen,
Dann daz ich die wärhayt gar
Mit red und widerred dervar.
Ich zweiveln in der vinster ler,
Helft mir, fraw, durch ewer er!
Ja du, sayt do Laychdenman.
Noch so wilt mirs gewinnen an.
Woltist solichen rede tuon,
Du möchtist chomen noch ze suonn.
Wiss, ich pin da wider nicht.
Waz got tuot und was er spricht,
Ich sich es mit der warhait gen,
Der es gar eben mag versten.
Dar zuo ist die glos vil guot,
Wan der text uns zwivel tuot.
Daz sey uns beschäyde schon
Rechtes sinns in chlugem don.
Nu spricht mein text: Das böste ist,
Nichcz nicht wesen ällen frist;
So säyt der, dem daz besser wär,

Dem gotzverräyter nicht so swär,
Ob er gewesen wär ungporn,
Wan sein sel ist gar verlorn.
Hie pei so dunkt dein wiczichäit,
Es si ein widerwartikäyt;
Daz wil ich so geleichen dir,
Es ist auch war, gelaub es mir,
Wäger war ym das, daz er gesnitten
Von seiner muoter wär ensnitten,
Dan daz er geporn wart
Und die muoter nicht enstarb,
Won er sey hüchlieff dar nach vil tag,
21b Den hals er schluog dem vatter ab.
Ein anders glösel also spricht:
Wäger wär ym, daz er nicht
Pey Cristes zeiten wär geporn,
Won daz schuoff im disen zorn.
Doch schol diss ein end haben!
Alleu mär sein nicht ze sagen
Und schüllen cheren zuo der sach,
Die dein torhäit vor dem sprach
Umb die chinder, die da geporn
Werdent tod und gar velorn.
Hie verleust der vatter an
Ze geleicher weis recht sam der man,
Dem man yeso gebent wirt
Ein paum, der taubeu nüssel gepirt.
So hâst gerett gar âne not,
Daz kind beger des vatters tod.
Was schad mir daz, sam man da spricht,
Gedench und wünsch mich chrenkent nicht?
So spricht man leide fruo und spat
Von gewachsner kinden missetât.
Hie für so ist daz lernen guot
Und daz straffen, daz man tuot
Jungen kinden nacht und tag,
Die wil man seu gepegen mag.
Was sayst danne von der zerung,

Von den chlaydern und von nerung?
Wayst nicht, daz der mensche werden
Scol derzogen auf dirr erden
Mit einem sach, mit gfüger speis,
Wil man in machen from und weis,
In seiden alten werdend,
Vi reich und sälich sterbend?
Se ist kain gelt dem jungen guot,
Dem die zerung schaden tuot.
Mocht dann alter weiben nicht
Gehalten nach der ammen phlicht,
So emphilch der muoter zart
Ir kind, daz sey sein selber wart
Mit saugen, hüten und auch phlegen.
Daz ist dir von natuur gegeben.
Was chlaffl von windelen und von wäschen,
Die weil daz wasser und die äschen
Mit holcz und altem leingewand
Sind so wolfäyl in dem land.
21 c Da pey so wilt uns auch derschrechn
Mit kindel geschray und kinderpetten,
Mit siechtuom und mit arebayt:
So hab dir daz von mir gesayt:
Äigen haus und aigen chind
Machend grosseu mü ze wind
Und klaineu fröd ze paradeys.
Der red ich dich also beweis:
Ist der smid in seinem haus,
So stet er von ym selber auf
Und smidet lustleich uber tag,
Daz er den gewin im peutel hab;
Ist er in eines smitten,
In dunckt, er hab ein jar gelitten,
So er gearbayt einen tag,
Wie chlain er sich geheven mag
Aus dem pett des morgens fruo,
Wan daz gelt get ym nicht zuo.
Greynt mein kind, mich dunkt es sing,

So wol gevellet mir die stimm;
Es ist dem nachgepauren schad,
Der da bey nicht geschlaffen mag.
Hab ich dann äiger in dem haus,
Da mach ich grössen hüner aus,
Die mich dunchent süsser sein,
Dann des müllners mesteswein.
Nuss und prott auf meinem tisch
Smeckend bas, dann all die visch,
Die der marchgraf von Ferrär
Gäb mir, ob ich pey ym wär.
Sprichst du aver, daz ein man
An ein weib mäg haus gehan,
Das ist nicht stät nach meinr versicht,
Won es enhat des grundes nicht.
Die gruntfest ist ein bider weib,
Die daz haus mit irem leib
Aufenthalt mit manigen sachen,
Mit kochen und mit kindermachen.
Wirt sey siech und dar zuo blöd,
So wirtz auch gesunt, daz ist ein fröd.
Du hast gelesen in der gschrift,
Ein man bedorff des weibes nicht,
Ob er gottes reichs geruoch.
Waz ghort daz zuo grawem tuoch?
Ist nit da geschriben pey,
Daz ym daz weibe schedleich sey?
So hört ich pey der ersten sag:
21ᵃ Niemant zwaien gdienen mag.
Das merke, zwäin, sam ich es vind,
Die enander wider sind.
So ist dein weib der tiefel nicht;
Dar umb so acht ich wenich der gschrift
Und ker mich lieber an daz wort,
Daz ich hab funden an ein ort,
Und spricht, daz nicht allayn die mait
Wesizent ewich sälichait,
Es mag auch sein, daz gmähelt leut

Wehalten werden mit der beut,
Wie gewar es ist und nicht ein trom.
Sant Eustachi, purger ze Rom,
Hiet ein weib und dar zuo kind,
Die sampt mit ym wehalten sind,
Und ander grösser hailigen vil.
Claff an, wer dergaffen wil!
Do die red sich hiet verdrapt,
Der an Cholman sich gehabt
Hiet, der warff sich wider umb;
Da mit so ward die tädinch krumb.
Dennocht ruort sich alter part
Hin wider umb ein ander vart.
Er sprach: Dis muoss der tiefel geben
Er sprach: Dis muoss der tiefel geben
Oder got mit sinen segen,
Daz ein weib zuo disen stunden
So genczleich hat mich uberwunden
An beschaidenhäit und an der gschrift.
Doch so mag ich gelauben nicht,
Daz Mäczli fuog dehainem man,
Dem die welt der eren gan,
Die so flach ist, dar zuo hinkt,
Der der aten also stinkt.
Sey ist so bugglocht und so churcz,
Der eren acht sey nit ein furcz.
Wie swarcz sey ist und ungevar,
Vor schand sey niempt genennen tar.
Do hatz auch nicht, daz ist der galg.
War zuo ist uns diser balg,
Den die fliegen so beschissen
Hant und auch die hund zerrissen?
Laychdenman huob wider an:
Sym, was er chan der schymlig zan!
Wiss, ich sag dirs unter daugen
Wilt du der warhait nicht gelauben,
So gelaubt man aver das von dir,
Du seysts ein esel und ein stir.
Was säist du uns mit deiner list?

Du waist noch wenich, wer du pist?
Ist sey chrofecht, kumph und lam,
Do schol man sey für edel han.
Stincht ir aten uber tag,
Kain frömder sey gebüssen mag.
Ist sey kurcz und hogrocht vil,
Dest mir tuochs sey haben wil.
Gesicht sey wenich an den augen,
So machs auch kind, daz scholt du gelauben.
Der swarczen frawen michil ist guot,
Grosses tuttli gypt ir gnuog;
Rosen wängel, roter mund
Sind vil scheder, dann gesund,
Won sey oft die jungen chnaben
Machent alt in kurczen tagen.
Schones har die frawen irt,
An dem gepett die man es siert.
Nüczer ist ein gürnel spinnen,
Dann mit pürsten hürli swingen.
Bürenzumph ist sey genant,
Daz ist allaine dem ein schand,
Der sey also haissen wolt,
Do man sey zeristan machen scholt.
Chan sey dan geparen nicht,
Von rechten treuwen daz geschicht;
Und hiet sey joch die wol geporn
Ir er in süsser minn verlorn,
So gdient er antlass nach der schrift,
Der sich zuor e mit ir verphlicht.
Ist sey arm, nu hin, daz sey!
Dannocht lebt sey noch da pey,
Sey schlaft dest bas und furcht ir nit
Vor teupen und vor feursch gschicht.
Es ist behuot ir leib und guot,
So hats verguot, wie man ir tuot.
Neid ir auch nicht kan geschaden,
Daz recht wir sehend armuot haben,
Von der noch vil ze sagen wär,

Wurd daz pöchel nicht ze swär.
Hörr zuo, was der weis gepeut!
Von rehter liebschaft sich die leut
Nemen schollen, nit umb gelt
So sein seu sälig in der welt.
Nu dar, so hat seu Bertschi lieb,
22 b Dar umb so sing ich ym das lieb:
Bertschi Matzen nemen schol
Zuo seinem weib, so tuot er wol.
Do süngelt junker Triefnas:
Ich gehöret nie gesingen bas,
Noch ward der tädinch also vil
Hin und wider ze dem zil,
Daz in swindelt an den sinnen
Daz in swindelt an den sinnen.
Ieder schre: Ich wil verprinnen
Und dertrinken in der wicz,
In dem rát und in dem swicz.
Wir möhtens ewicleichen treiben.
Dar umb so lassin wirs weleiben
Oder hörrin all gemäin
Des torffes schreiber muoters äin,
Der hat der bücher vil gelesen,
Und waz er sag, daz sei geschehen!
Henreicze der ward ausderwelt,
Ze einem gemainen man gestelt,
Daz er die urtäil scholte geben.
Der sprach: Nu dar, vernempt mich eben!
Ir hietind wol ein weisern funden,
Doch geschicht es ze den stunden,
Daz ein närrli vindt ein list,
Die dem weisen selczen ist.
Ich sich wol, warumb es gevält
Habt und ganczleich nichcz dertäilt;
Es seyt gestanden ze den wiczen,
So man mit ruwen scholte siczen;
Ir habt gereimet und geticht;
Chlugen sach wil reymens nicht.
Wer mag ein disputyeren *

Mit guessner red florieren?
Dar umb so secz ich mich da hin
Und sag euch schlethleich minen sin.

In gottes namen! Amen. Hie mag man ein frag schephen, ob ein man ein weib schül nemen. Dar zuo wil ich also sprechen: Ist, daz ein man wil und mag stät beleiben, chinder machen, weib und chinder füren mit rechtvertigem guot, noch got wil dienen, sam ein engel keuschechleich, der nem ein hausfrawen zu einer chan, die ym gevallen und fruchtper sey, weis und from und sein geleich.

Der urteil ward do Bertschi fro.
22 c *** Er sprach: Mein dinch daz stet also
Ze geleicher weis nach deinem sagen,
Dar umb so wil ich Mäczen haben.
So hab sey, sprach do Varindkuo.
Got geb dir gluk und häil dar zuo!
** Colman sprach: Lass mich dir sagen!
Glük und säld daz mag er haben,
Sich nur, daz er ir gevall
Und iren freunden uber al.
Da mit so wurden aus gezelt
Zwen der besten und derwelt,
Daz was der schreiber sinnereich
Und Rürenmost im selber gleich,
Daz seu zuo Friczen giengin,
Die red mit im an viengin
Von verrem her mit worten schelben,
Sam seu es tätin von in selben,
Und also prittlen zemen machen
Die ee an schuoler und an phaffen.
Also traften seu da hin,
Zuo Friczen haus stund in der sin.
Wer seu fragt wol hin also
Um ein sach, sey sprachent do:
Lass uns gen! Henricze sprach:
Wis, es ist ein endleich sach,
Es ist ein sach und ist so gros,
Kain sach die ward nie ir genos.

Rurenmost sich ward besinnend
Eines andern und beginnend.
Er sprach: Mich dunkt uns sey ze gach,
Und gen wir so dem Friczen nach
Mit eillen und mit lauffen!
Wie teur wir mussend kauffen,
Daz wir von ym ze wellin haben!
Dar umb lass dir ein anders sagen!
Wir schüllen cheren zur tavern.
Fricz der trincht des abents gern,
Wir mügent mit ym zechen;
So heb du an ze sprechen:
Warleich, Fricz, du pist ein man,
Dem ich er und guotes gan.
Dein früntschaft gfiel mir allweg wol,
Won du pist from und eren vol.
Nu dar, so hast ein tochter da,
Die wirt dir untern henden gra:
Es wär vil langes zeit gewesen,
Daz sey an einem chind genesen
Wär und stünd mit er auf erd,
Won sey ist gross und mannes werd.
Dar umb so han ich in dem muot
22a Ein dinch, das möcht wol wesen guot,
Ob mir so wurd gelingen,
Daz ich es zuo möcht pringen,
Daz Triefnas der vil sauber knecht
Mäczen nemen wolt ze recht.
Der ist jung und dar zuo reich,
Einem fromen man geleich,
So ist er auch von guoten geschlacht,
Sam man im dorff gehaben mächt.
Und so du dann gesprichst daz dein,
So leg ich auch darzuo daz mein
Und rat ym so, daz er daz tuo,
Und was ich gehelffen mag dar zuo,
Daz wil ich werben nacht und tag,
Won mir sein mägschaft auch wehag.

Hie mit wir werdent innen,
Wes es ym wil beginnen.
*** Der schreiber reden do begon
Und sprach: Nu hin, daz sey getan!
Wie schier sie hieten vollepracht
Des Rürenmost ym do gedocht!
** Des dankt ym Friczo züchticleich
Und sprach: Got mach euch sälden reich!
Ewer liebschaft gfiel mir wol,
Die suoch ich gern mit we man schol.
Doch mich dunkt, er sey mir zwäch,
An seinen sinnen gar ze gäch.
Enruoch, so wurden sey ym sagen,
Wie groos er ist, er lät sich gehaben,
Acht umb deiner freunden willen!
Wir getrauwent in wol stillen.
Da mit so huob er auf und tranch
Und sprach: Der red habt ymer danch!
Dar zuo so schol man haben rät
Des morgens fru und nit so spät!
Got der muss des ewern phlegen!
Trinkt hin sant Johansen segen!
*** Der wein sey euch gschenkt von mir!
Des danktens ym mit herczen gir
Und schieden von enander do.
Fricz der was der rede fro,
Er schlieff bis an den morgen fruo
Und nam auch seinen dar zuo.
Der erste was der Ochsonchroph,
Der ander häisset Lärenchoph,
Den dritten nempt man Lastersak,
Der vierd sey Uocz der übel gsmak,
Straub und Härtel Säichinchrug
Und ander erber leut genuog.
Sein freundin chamend auch dar zuo,
Daz was fro Hilda Leugafruo,
Schürenprand und Nimindhand
Richteinschand und Syertdasland

Und ander frome frawen gar,
Der ich doch nicht genennen gtar.
°° Fricz der hiess sey nider siczen
Und sprach also von seinen wiczen:
Lieben mannen, freunt und mâg,
Wisst, daz ich vil ungern wâg
Grossen dink an ewern rât,
Won der weis gesprochen hat:
Niemant ist ym selber genuog
In seiner sach mit rechtem fuog.
Man hat mir zuo gesprochen,
Von wan es sey gerochen.
Des waiss ich nicht, mich dunkt also,
Triefnas war meiner tochter fro,
Der ym sey gäb ze einer chan.
Sagt mir, waz ist guot gtan?
Ochsenchropf was namhaft,
Dar zuo hiet er sin und chraft.
Er sprach: Des sein wir schuldig dir
Ze helfen nâch deins herczen gir
Und auch ze râten ze allem spil;
So wiss, dein tochter haben wil
Einen man, der cristan sey,
Jung und frisch und gesunt da pey,
Starch und sauber an dem leib,
Nicht ze lind, recht sam ein weib.
Die aller beste varw daz ist
Weiss ein tâil mit rotem gemist.
Harr und part die schüllen sein
Ein wenich straublocht an irm schein,
Nicht ze swarcz, ze rot, ze hert,
Ein wenich auf daz praun geferwt.
Daz haubt schol haben hohes hirn,
Nicht ze grôss, mit gefuger stirn.
Prauneu augenprauwen leis,
Mund und nas ze mittler weis,
Starker hals und nicht ze lang,
Noch ze weibisch sey daz gesanch,

Weiten prust und stärken pein,
Enmitten in der wüsti chlaya,
Hend und armen lanch und gross,
23b Die finger sein nach ir genoss,
Negel churcz, die stend vil wol,
Der fuoss ze dik nicht wesen schol.
Sein ganch der sey vil rösch und schlecht.
Mittel man der kumpt uns recht.
Ist nu Bertschi so gestalt,
So rät ich, daz sein Mäcz gewalt.
Larenchoph des nicht benügt.
Schönes haus uns wenig fügt,
Sprach er, da ein böser wirt
Die geste auf und nider syert.
Ist nu Bertschi sauber gar
An dem leib und wol gevar
Und hat der frumkhait nit dar zuo,
Ich schäcz in böser, dann ein kuo.
Dar umb so muoss er sein ein knecht,
Da mit vil erber und gerecht,
Der wenig schlaff, nit müssig ste,
Noch gern mit bösen leuten ge,
Der reden künn und doch nicht liegen,
Noch den freunt mit listen triegen,
Dem der wein sey underchant,
Noch der würffel in der hand,
Der den fräss auf ym nicht trag,
Won der gieng ym niemer ab,
Der mit dem seinen müg besten,
Und läss der leuten rinder gen,
Dem daz hercz sey nicht ze hellig,
Noch daz haubet gar ze schellig,
Der leid und tuo sam einer schol,
Dem zucht und er behaget wol;
Und hiet er alles daz an im,
So daucht mich des in meinem sin,
Mäczen der geschäch nicht we,
Nem sey Bertschi zuo der e.

Fullenmagen her sich rekt,
Er sprach: Diss dinch vil wenich klecht.
Was hilft, daz einer suber sey,
Erber und auch from da pey,
Ist er nicht weis und chluog da mit?
Won es ist nu der welte sit,
Daz die esel und die narren
Zeuhent baid in einem charren,
Der mit raynvail ist geladen,
23r Und muossent doch sich des wassers laben.
Fro Lengafruo mit unfuog
Die red ym yeso underschluog.
Sey sprach: Vergest des ewern nicht
Und hört des ersten, was man spricht!
Der allen dink dergrunden wil,
Der siert sich selb und schafft nit vil.
Dhäin e die wär noch nie geschehen,
Hiet man ens und diez beschehen,
Dhäin weltleichs mensch ward nie so rain,
Es hunch an einem überpayn.
Secht, ich sag euchs recht heraus:
Triefnas ist mir nicht ein laus.
Dar umb so wil ich nicht enliegen
Noch die fromen tochter triegen.
Er ist ein junger grader knecht,
From und erber, dar zuo schlecht,
Dann daz er mich dunchet faul
Und hât ein uberweites mul,
Dem wil ich selber antwurt geben.
Chleiner mund chumpt frawen eben
Und nit dem man, ich sag euchs vor.
Grossen stat wil weites tor.
Ist er faul und schlaffet gern,
Des wirt er alles sampt enbern,
So daz chindel wirt von nöt,
Singent: Ätti, gib mir prott!
Was schol er dann der wiczen haben,
Ein junger knab, pey chläynen tagen,

Der auch geschrift in im nit hât?
Dar umb so wisst, es ist mein rôt,
Daz wir nu senden hin zuo ym
Und auch derfarin seinen sin
Chluochleich, sam er hat getan.
Und wil er unser muomen han,
So haiss man chömen so zehand
Und seczt in nider zuo der want
Und sagt ym alles sunder wol,
Was er tuon und meiden schol.
Und ist, daz er gelernen mag
Und auch getuon nach ewer sag,
So schol man ym sey geben so.
Des râtes wurdens alleu fro,
Dann der vatter Fricz allain.
Der sprach: Es wisst all gemäin,
Was mir Bertschi hat getan
Und meiner tother vor an.
23 a Daz verredt ym ieso zhant
Iunchfraw Hächel Schurenbrand
Und sprach: Du säist, sam einr der schaft.
Hat dir Bertschi schande pracht?
Won er hofieren kan so wol,
Dest e man ym sey geben schol,
So behalcz ir er dester bas.
Waist nicht, daz man spricht daz:
Maus im sak und laus im nak,
Mäcz ym haus und feur im kübel
Die bezalent iren wirten übel.
Ich wäiss es selber wol an mir.
Do ich nu cham zuo mannes gir
Und wär mir schier ze hilf nicht komen,
Ich hiet mir selber vier genomen.
Alteu junchfraw ist ein gift
Nieman haus, sam man da spricht.
Seu sprachent all: Du redest recht.
Wir schüllen senden nach dem chnecht
Und tuon sam uns geraten ist

Von Leugafruo ze diser frist.
Des stuonden Fricz und Hartel auf
Und traten gen des schreibers haus,
Den fundens da zuo irm gewin.
Er gruosst seu schon, des dauchtens ym.
Da mit so huob an Fricz und sprach:
Umb die red, die nächt geschach,
Wis, wir sein des überäin.
Wir wollen wissen, wie ers main;
Und wil er tuon nach deinem rat,
So chüm mit ym und nicht ze spat
Häym her, freunt, in ewer haus,
Da wöllen wir ym legen aus,
Waz er tuo und lass da pey.
Henricze sprach: Daz sei, daz sey!
We, wie schier diez was geschehen!
Einr der hiet nit umb gesehen.
Do nu Pertschi chomen was,
Man gruosst in schon, er dankt vil bas.
Seu sprachen: Wes hast du ze muot?
Des antwürt er: Mich deuchti guot,
Es gebt mir Mäczen zuo der ee,
Ich tät ir wol und dannocht me.
Lastersak huob an zuo jehen:
Daz dinch möcht alles sampt geschehen,
Woltist stellen nach der er
24 Und dar zuo volgen unser ler.
Bertschi sprach: Es gefelt mir wol,
Ich tuon alles das, das man schol.
So sicz da nider, sprach do Fricz,
Und sag uns etwas deiner wicz!
Chanst den paternoster so?
Ja do, äntwurt Perchi do.
Daz Avemari und de glauben
Auch da mit an alles laugen?
So sag auf eben, nicht enlach!
Triefnas huob an und sprach:
Pater noster herrgot vatter unser, der du pist in dem hymel,

*** gehaliget werd dein nam! Zuo chüm uns dein reich! Dein will werd hie in der erd, sam in dem hymel! Du verleich uns unser tägleich prot, und vergib uns unser schuld, sam wir tuon schüllen unsern schuldigern! Und verläss uns nicht in böser versuochung, sunder lös uns von allem übel! Amen.

** Ave Maria! Gegrusset seist du, rainen maget Maria, vol *** aller gnaden! Got ist mit dir. Du pist gesegnet über allen weib, gesegnet ist deu frucht deines leibes, unser herr Jhesus Cristus. Amen.

** Credo in deum, ich gelaub an einen got vatter allmäthigen, *** der schepfer ist hymelrichs und ertreichs, und gelaub an seinen eingepornen sun, unsern herren Jhesu Crist. Ich gelaub, daz der selbig gottes suon emphangen wart von dem hailigen gaist und auch geporn ward von der rainen mayt Marien, und gelaub, daz er gemärtrert ward unter dem richter Pylaten an dem hailigen creucz, derstarb, dar zuo auch begraben ward. Ich gelaub, daz sein hailigen sel in die vorhelle fuor und nam alle die daraus, die seinen willen hieten getan, und daz er an den dritten tag erstuond von dem tod, gewarer got und gewarer mensch, und gelaub, daz er auf ze hymel fuor und da siczet ze der rechten hand des almäthigen gotz seines vatters. Ich glaub, daz er dar nach chünftic ist ze ric[24 b]hten uber die toten und uber die lebentigen, ieden man nach seinen werchen. Ich gelaub auch an den hailigen gast, an die hailigen kyrchen der cristenhäit und an die gemaine aller häiligen, und gelaub antlass aller meinĕr sünden ze gewinnen, ob seu mich reuwent von ganczem herczen meinem. Ich gelaub an der toten urstend und gelaub nach disem leben daz ewig leben ze besiczend werden, ob ich es verdient han. Amen, amen, amen, amen.

** Hörr auf, lieber, sein ist gnuog,
Sprach do Fricz. Du pist so chluog,
Daz mich des dünkt, du seist gestanden
Manich jar in frömden landen.
Pertschi wand, ym war also,
Und hiess ym Mäczen geben do.
Secht, daz wär do nicht vermitten,
Hiet es Lastersak gelitten.
Dem geviel daz eyllen nicht.

Grossen sach wil zuoversicht,
Sprach er do und voll die ee.
Sag mir, gesell, kanst du icht me?
Des äntwurt Pertschi also schier:
Ich alz wol, sam ander vier,
Erren, tröschen und auch säyn,
Hakken, sneiden und auch mäyn
Und was zuo prott gehoren schol,
Daz tuon ich gern und kans auch wol.
Lastersak huob wider an
Und sprach: der mensche nicht enkan
Geleben mit dem prott alläin
An lib und an der sel gemäin,
Sunder mit des gottes wort,
Des leibes häil, der sele hort,
Daz ym da fleust aus seinem mund
Und tuot uns alle salde kunt.
Dar umb so muost du lernen bas.
Daz tuon ich gern, sprach Triefnas.
Des ersten ich doch hören wolt,
Wie ein junger lernen scholt.
Daz ist vil weisechleich geredet,
Sprach do Lastersak ze stet.
24 c Dar umb so wiss, daz ich da wäiss,
Zehi sind dem schuler gemäiss,
Der ze mäister werden wil,
Nucz und er gewinnen vil.
Daz erst ist, daz er dienen schol
Unserm herren besunder wol,
Der selb mit seinen häiligen mund
Sprach gen uns ze einer stund:
Des ersten schült es geruochen
Gottes reich ze suochen,
So wirt euch dar zuo auch gegeben,
Was man haben schol ze leben.
Salomon auch dar zuo spricht:
In bösen sel kumpt weisshait nit.
Ein anvanch aller wiczen ist

Gottes forcht mit sälger list.
Daz ander, daz er haben schol,
Ist ein frömdes land, daz fügt ym wol.
Nach der vil gewaren lere sag
Niemand wol gewesen mag
Ein prophet in seinem land,
Won er ist ze wol bekant;
Freunt und gesellen, dar zuo weib
Saument in an sel und an leib,
An guot, an nucz und auch an er,
An kunst, an zucht und dar zuo ler.
Doch wolt er sich ir massen,
Bösen gesellschaft lassen,
Er mocht gelernen ane zal,
Die chunst ist offen uber al.
Daz drit ist, daz er hab da pey
Ein gesundes haubt, daz gelirnig sey,
Und wil er chomen uber all,
So lerne, daz im best gevall.
Daz vierd ist, sam ich han gelesen,
Daz er vil dyemütich schol wesen,
Won hat er hochfart in dem muot,
Kain schuoler wil er han verguot,
Er duncht sich seinem maister gleich,
Dar umb so wirt er selten reich
An chunst und auch an weiser hab,
Won niemant gross gewesen mag,
Der vor nicht klainer ist gesein.
Daz leg dir in daz haubet dein!
24d Wiss, der mensche wirt geporn
Kunstlos, sam ein permet geschorn.
Daz fünft ist, daz ym hilfet ser
Stätes harren pey der ler.
Empschleichs lernen daz ist guot,
Unstates allen schaden tuot.
Daz sechst ist, daz hie pey schol wesen,
Sein leczgen muoss er uberlesen
Oft und auch dergrunden wol,

Wil er wiczen werden vol.
Daz sibend, sam der lerer spricht,
Ist daz zweiveln in der gschrift,
Ist, daz er sich nicht betragen
Lat an fendlen und an fragen.
Daz ächt, daz ich euch sagen wil,
Ist guten kost und der nicht vil,
Wärmen chleider, wein mit fuog,
Daz macht in hubsch und dar zuo chluog.
Daz neund ist, daz ym kumt geleich,
Nicht ze arm und nicht ze reich.
Grossen armutt siert in ser,
So sampt in reichthuom dannocht mer.
Daz lest, daz ist, vernempt mich wol,
Daz er ym selb entleiben schol,
Unterweilen, nicht ze vil,
Mit singen und mit saytenspil
Oder halt mit andern sachen,
Die ym mügen fröde machen,
Doch mit züchten, daz stet wol.
Hie mit wirt er sinnen vol
Und verdirbt nit an dem leben,
Wil er sich der kunst hergeben.
Do sprach Triefnas gar mit gir:
Secht, daz han ich als an mir,
Guoten willen auch da mit,
Dar umb ich ewer tugend pitt.
Sagt mir, herr, zuo diser frist
All die künst, die yendert ist!
Lastersak do lachent wart.
Er sprach: Daz wär ein langen vart.
Nie kain man der ward so weis,
Der aller künsten hiet den preis,
Wen unser herrgot Jhesu Crist,
Dem kain dinch verporgen ist.
Die chunst ist lang, daz leben chläin,
Dar umb so lerne dir alläin,
Des ein laig nicht schol enbern.

Daz sag ich dir von herczen gern,
Und heb so an dem besten an.
Wiss, daz yeder christan man
Uber alles, daz du wäist
Oder wäinst in deinem gäyst,
Schol ze glauben sein weräil,
Daz die gewär trivaltichait
Hat vil aygenleich und schon
In einem wesen drey person:
Die ein ist nach der gerechten zal
Der vatter, gwaltig uber al;
Die ander, die ich nennen schol,
Ist der sun der weisshäit vol;
Die dritt ist, merk in deinem gmüt,
Der häilig gäyst mit seiner güt.
Von niempt der vatter komen ist
Noch chömen mag dehäiner frist.
Stäts der sun vom vatter fleust
Und sich mit lieb zuo ym verschleust.
So get der häylig gäyst von päyden
Sunderleich an alles schaiden.
Des gib ich dir ein peyschaft,
Die üllen ler verstenleich macht.
Wiss, daz kol und hicz und schein
Mügend in einer glüte sein.
Die hicz die chümet von dem kol,
Der schein get von in päyden wol,
Und wie das sey das mans derkenne
Nach einander oder nenne
Oder joch dem vater kraft
Geb zuo einer äygenschaft,
Dem sun die wicz, dem haligen gäyst
Die güt ichait so aller mäyst,
Doch so wis sey sein geleich
Auf erd und in dem hymelreich,
An mugent und an weisshäit,
An guot und an der ewichayt!
Hie zuo wiss, daz an den glauben

25 b Niemant kümpt für gottes augen,
Hiet er joch gewurket vil
Guoter werch ze allem zil.
So ist dir auch der gelaub enwicht
An die werch, sam man do spricht.
Dar umb behalt an allen spot
Die vil häyligen zehen gebott,
Daz ist: Hab got in deinem sin
Und swer nit üppichleich pey ym!
Feyrr auch, so man feyrren schol!
Vatter, muoter ere wol!
Kain mensche scholt du töten,
Noch dich mit unkeusch nötten!
Huet dich auch vor stelen,
Vor falscher zeuggnüss helen!
Des andern weibes beger auch nicht,
Nach frömdes guocz, die wârhayt spricht.
Dar zuo bis ze tuonn berayt
Die sechs werck der barmherczikait:
Speys daz hungerig mensche,
Daz dürstig dar zuo trenche,
Daz nachent scholt du beschläiden,
Dem frömden herberch zäygen,
Den siechen man gesehen schol
Und die gevangen trosten wol.
So muost du haben dir ze häil
Der siben hailichäit ein täil:
Daz ist den tauff ze anevang
Und den crisem, lebst so lang.
Hast gesunt, die rew ist guot,
Gottes leichnam und sein pluot
Und auch daz häylig öl da pey.
Wie sälich priester orden sey
Und wie guot die häilig ee,
Doch lat mans an der sele we.
Tauff und crisem und der orden
Sind dir die nür einest worden,
So schol man dirs nith geben me;

Die andern geyt man nu zum e.
Diss ist dannocht als enwicht,
Wilt du dich dar zuo hüten nicht
Vor den siben sünden gar,
Die tötleich sind und salden bar;
Daz ist vor böser hohfart,
Vor geytikait der argen art,
25c Vor neyd und zorn, unkeuschait,
Vor dem frass und trachait.
Hier nach lerne dir ze lest
Daz nüczest dir und auch daz best!
Minne got vor allen dingen,
So mag dir nimer misselingen,
Dar zuo deinen ebencristan
In ganczer lieb ze allen fristen!
Tu auch, was die kirch gepeut,
Daz ist, sam ich es dir beteut,
Vasten sunder ane spotten
Allen häiligen zwelffpotten;
Doch sant Jacob und Philipp,
Sant Johans ewangelist,
Die pringent uns kain vasten we,
Daz selbig tuot sant Barthlome,
Wo man sein gewonet ist
Ze vasten im in kainer frist.
Da mit so vaste also schier
Die fronfasten alle vier,
Die langen fasten bis ze ostern,
Den phingstabent und ym augsten
Unser lieben frawen sterben
Und gocz gepürt der reinen werden!
Tägleich mess man hören schol
Mit rainem gpett, daz frumet wol.
Wer daz nicht volpringen mag,
Derfüll es an dem feyrtag.
Hier zuo du gepunden pist
Und yecleich mensch, daz cristan ist,
Dem rechten pharrer sunderbar

Einest zpeichten in dem jar,
Und da mit gottes leichnam
Emphahen, so man schonest kan.
Wer daz nit tät und sturb also,
Den sol man begraben, alz ein stro
In den aker, daz ist war,
Hat er uber vierzehn jar
Gehabt und sinn vernuft da mit.
Sich, daz ist der kirchen sitt.
Des sprach Triefnas ze der vart:
Nu we mir, daz ich gporn wart!
Ich wäiss nit, wie man peychten schol,
Dar umb ich senden smerczen dol.
Lastersak der chond sein vil.
Hörr, was ich dir sagen wil,
Sprach er zuo dem Triefnas.
Wiss, ich wil dir sagen daz:
Du scholt dich noch vil wol gehaben
Und nicht so törleich gar verzagen.
Daz du nicht kanst, daz lerne!
Nu lert man dich doch gerne.
Hörr, ich pin noch ungeweicht
Und han gelernt die offen peicht.
Pey der selben lernt man wol,
Wie einer häymleich peychten schol.
Die sprich mir nach, sam ich dir sag,
Und behalt sey auf den lesten tag!

Ich sundiger mensch ich gib mich schuldig unserm herren got, meiner frawen sant Marien und allen gottes häiligen und auch euch, priester an gocz stat, daz ich grössleich gesündet han mit worten und mit werken, mit gedenchnüss und auch mit verlayssechäyt an den zehen gepotten unsers schepfers, daz ich die nicht behalten han, an den sechs werchen der erbärmde, daz ich die nicht begangen han, an den siben häylichäyt, daz ich die nicht geeret han, mit den siben totsünden, an den siben gaben des häiligen gäystes, daz ist an gottes forcht, an gütichait, an künst, an sterk wider die sünd, an rat, an sin und auch an weisshäyt. Ich derken auch, daz ich gesundet han mit meinen funf sinnen, daz ist mit gesicht, mit gehörd, mit smakung, mit costung und auch mit der rürung und auch mit andern dingen, daz ist mit untugend, mit spot, mit hinterred, mit hass, mit liegen, mit triegen und auch mit zerganchleichen fröden, mit uppiger, mit zweiflen an cristem gelauben, mit ungedultikäyt, mit ungnaden, mit ungehorsam meinen obren, mit unstätichayt an guotem fursacz, mit ubergen der häiligen gpott der kyrchen, wie ich mich verschult han, es sey [26] wissend oder vergessen, daz ist mir läid und rüwet mich von ganczem meinem herczzen und pitt mein frawen sant Mari und alle gottes häyligen und euch, priester, daz ir mir gnad und antlass meiner sünd umb got derwerben und nach disem leben die ewigen sälichäit. Amen.

Do nu diss so gesprochen was,
Lastersak sprach: Triefnas,
Wiss, daz ist die peyicht gemäin,
Und wilt du peychten joch alläin
Deinem priester all dein sünd,
So tuo, sam ich dir han gechünt,
Und sag ym sünderleich da pey
Dein missetät und wie ym sey
Äigenleich mit ganczer rew
Und secz dir für mit rechter trew
Die puoss ze tuon an widerstellen
Und fürbas nicht mer sunden wellen.
Tuost daz alles sament nicht,
So wiss, dein peychten ist ein wicht;
Du wirst verschuldent gottes zorn
Und sam eins juden sel verlorn.
Dar umb, vil lieber junger mein,
Daz du vil säilich müssist sein!
Gedench vil eben, wie die welt
Ist geleich dem räysgezelt,
Daz man da ruchet alle tag
Noch ganz und sich bleiben mag.
Sey ist ein ellend ane laugen,
Dar umb scholt du dich ir glauben
Und trachten häym ze paradeis,
So pist du gerecht und dar zuo weis.

Gedench auch, wie die weltleich er
Wütet, sam daz wilde mer,
Auf und nider und hin und her
Und nimpt ein ausganch sam daz gswer.
Wo ist der weis her Salamon?
Mit seiner schoni Absolon?
Samson mit der grossen kraft?
Des hohen Alexanders macht?
Aristotel mit seinr list?
Seu sind verswunden sam ein mist
Und ist in nichcz auf erd beliben,
26b Dan ir namen ungeswigen;
Daz hilft seu an den selen chlein,
Sein sey nicht an sunden räyn.
Dar umb, so acht des lobes nicht,
Daz dir zuo sälden chläin geschicht!
Gedench, daz got dich hat geschaffen
Ze einem menschen, nicht zum affen,
Ze christan, nicht ze einem höyden,
Ze einem gesunten und beschäiden.
Des scholt ym danchen fleissechleich,
Die weil du lepst auf ertreich,
Und hüten dich vor missetat.
Und sunderleich, daz ist mein rat,
Fleuch daz unrechtvertig guot,
Wan dir kain büsse wirser tuot
An deinem lesten ende,
Dann wider geben behende.
Gedenk auch, wie her komen ist
Unser herr Jhesu Crist
In eim so strengen orden!
Er ist zuo menschen worden
Und hat derlitten turst und hunger,
Frost im winter, hicz im sumer.
Er hat geprediget und gelert
Mit arbayt hie sein tag verzert.
Pluotes swaiss hat er geswizzet,
Won er sein marter vor hin wisst.

Er ist geschlagen und gevangen,
Genegelt, sam ein deup derhangen,
An dem chrücz ist er verdorben
Jämerleichen und derstorben.
Sich, daz was ym alles väil
Umb anders nicht, dann unser häil,
Won er den sünder von dem tod
Erlösen wolt mit sölher not.
Dar umb so bitt in sünderbar,
Daz er dich schirme durch daz jar
Und helfe so mit seiner begir,
Daz dicz nicht werd verlorn an dir.
Gedench zuo lesten, daz du pist
Nicht anders, dann ein fauler mist
An deinem leib, daz sichst du wol,
Won du pist gesmaks und ayters vol.
26 Dar umb so scholt nicht gar umb sust
Dein schonen sel mit bosem lust
Ewencleichen gar verderben
Und sey irs schepfers reychs enterben.
Wiss, daz du von ertreich pist,
Ze ertreich wirst in chläiner frist.
Dar umb so acht pey gesunthäit,
Daz du ze sterben seist berait!
Won nichcz ist gewisser todes schlund,
Nichcz ungewisser seiner stund,
Er schleicht da her vil sicherleich,
Im ist der arm recht sam der reich,
Er lat sich uber niempt derparmen
Und schleicht den reichen sam den armen.
Wer mag sich dann vor ym behalten?
Er niempt die jungen mit den alten.
Im ist der chrump recht sam der schlet,
Es kumpt ym alles sampt recht.
Dein sel enphil, sam ich dir sag,
Nicht einem, der dich liebe hab
Durch leybes oder guotes wegen,
Sunder lass den deiner phlegen,

Der die seinen liebe hat.
Doch so ist der obrest rat:
Tuo wol pey dem leben dein,
Wilt du gottes chindel sein!
Do nu die red ein end gewan,
Fro Leugafruo her fürher kam
Und sprach: Ich han mir oft gehört,
Der den leib mit vasten stört,
Pey dem weleibt die sele nicht;
Dar umb so tuo, sam man da spricht:
Halt dich eben an dem leib,
Wilt, daz dir die sele beleib,
Und voll ze stunden, gelaub es mir,
Hast du muot ze weiben dir.
Dar umb, her Straub, ir seitz ein man,
Der der erczney so vil chan.
Sag dem jungen gancz und eben,
Waz ym guot sey zuo dem leben,
Daz er gesünt und frisch weleib,
Starch und gerürich lange zeit.
26 a Straubel antwürt, sam ein gesell.
Niemant reit sich gern in dhell,
Sprach er, wisst ich pin ein man,
Der sich nicht wol betragen chan,
Dann mit leuten ungesünten,
Mit geschlagnen und gewunten;
Dar umb tuon ich dir nicht enchunt,
Wie du scholt beleiben gesunt.
Die chunst die wurd mir gar enwicht
Und auch mein appentech zu nicht.
Bertschi sprach: Du pists ein knecht,
Dem der phenning füget recht.
Nu se hin, alter haller drei!
Und sag mir ganczleich, wie ym sey.
Da mit der arczt ze sinnen kam
Und huob sein taidinch also an:
Chain erczney die ward nie so guot,
Sam sich gehalten in der huot;

Vor ze wenich und ze vil
Die gsunthäyt masse haben wil.
Sünderleich scholt du geruochen
Dir ein guteu luft ze suochen,
Der ym hab ein claren gestalt,
Nicht ze heisse, noch ze kalt;
Und ist der winde gar ze scharff,
Da wider man der klaider bdarff
Von seiden dick und wol gemacht,
Von leyn und pauwull manigslacht.
Der luft ist auch den schlaffen guot,
Dar umb der mensch vil unrecht tuot,
Der ym schlaffet an der stat,
Da kain luft hin komen mag.
Ob du aber wonent pist
Pey der erd, die temphich ist,
Daz büsse dir ze winterzeit
Mit clarem feur, daz hicze geit!
Des sumers so tuo auf die tür,
Daz die feuchteu kum hin für
Und der luft her wider in.
Dar zuo schol gesträuwet sein
Mit chraut die chamer sunder wol,
27 Daz nicht sey mösich, wassers vol.
Daz ander ist der gesünthait guot:
Die übung, die der mensch tuot.
Dar umb so wiss, daz gefüget speis
Wil einer haben, spricht der weis,
Der im chlainen arbait hat;
Hin wider umb man geit den rat,
Grosseu speis er haben wil,
Der sich da übt und arbayt vil.
So wiss auch, daz dir vor dem essen
Ist besser gangen, dan gesessen,
Und doch nicht auf die mudi gar,
Daz macht dich uberflussen bar.
Nach dem essen macht du sten
Oder dich enwenig dergen,

Daz ist dir guot ze aller frist,
Bis daz die speis geseczet ist.
Daz drit, daz die nataur wil haben,
Ist daz twahen und daz paden.
Hie so scholt du mercken pey,
Daz man da vindet zwayerlay
Peder nach der gmainen sag,
Swaysspad und auch wasserpad.
Swaysspad daz sey dir beräyt,
Hast du uberflüssichait
Zwüschen flaysch und auch der haut.
Wasserpad mit edelm chrawt,
Daz lawich sey und nicht ze hayss,
Macht dich schön und dar zuo fayss.
Und halt dich allweg da pey warm,
Ist daz dich dein leib derparm.
In der wuchen ze dem mäysten
Einest scholt daz twahen läysten
Deinem haubt, so tuost du wol,
Und ze dem minsten twahen schol
Der mensch sein haubt an widersprecht
In einem mänat, daz ist recht.
Die fusse nach der lere mein
Schullent oft geraingo sein
Mit lawen wasser sunder wol,
Und alles wäschen geschehen schol,
27 b So der mensche nüchter ist.
Des driten stuks beschaiden pist.
Zuom vierden mal scholt wissen daz,
Daz die speis dir fuget bas,
So der hunger mit dir vicht,
Dann dehayner andern gschicht.
Doch so fülle dich nicht satt,
Lasse der speis ein lären stat
In dem magen umbe daz,
Daz er gedewen mug dest bas.
Wilt, daz dichs mas nicht werd gereuwen,
So solt dus wol und endleich keuwen.

Manich tracht dir laide schafft,
Es nimpt dir kraft und dar zuo macht.
Und wilt du ir geraten nicht,
So nim vil schier daz ander gericht
Auf daz erst an underlass.
In den essen hab die mass,
Das daz gröbist sey daz erst
Und daz zertist nim ze lest,
Es sey dann ops vil lind getan,
Daz schol man geben vor hin an,
Sam kerssen, feygen, weinper.
Nach dem tisch, so ist mein ler,
Daz man der herter frucht hertrag,
Die die speise truk hin ab,
Daz sind phersich, pyeren guot
Und anders, daz daz selbig tuot.
Chäs nach fläisch und nuss zuo fischen,
Geb man uns ze allen tischen.
Daz fünft ist, daz man haben muoss
Trinken zuo des turstes buoss.
Wiss, den rechten turst ich mäyn,
Der den gesuntten chumpt alläin
Nach dem essen und nicht vor
Von hicze in des magens tor.
Wie schol aver sein daz gtranch?
Trun mit fuoge, nit ze lang,
In dem sumer weiss und clar
Oder rosenleicht, nicht swar.
Des winters lat sich trinken bas
Starker wein und rot im glas,
Und ist er liepleich wol gesmak,
27 c So fügt es recht in deinen sak.
Gelaub auch, daz ein neuwer wein,
Der lauter ist und dar zuo vein,
Ist vil besser, dann der alt.
Sey dir dann der mag ze kalt,
So trink enwenk des morgens fruo
Hohen wein, daz ghört dar zuo!

Doch huet dich, wilt du gsunt sein,
Mit fleiss vor allem gmachten wein.
Des sechsten ist uns allen not,
Daz ist der schlaff, den uns gepott
Die nataur ze ruowen wol.
Doch pist du geüczet vol,
So volg dem schlaff nit sam ein vich,
Ob er joch chomen ist an dich.
Du scholtz mit kurczweil ubergen,
Sitzen, tretten oder sten,
Bis daz dich zur andern stund
Der schlaff begreiff, so ist gesunt
Ze schlaffen, ruwechleichen gar,
Bis daz dein aug werd schlaffrens bar.
Dar nach tracht dir auf ze sten,
Ze dem stuole dich zdergen!
Lâss daz wasser von dir rinnen!
Huostens scholt du auch beginnen.
Rüspel ser und wasch dich drat!
Wirff aus allen unflat!
Strayl dirs haubt und chreez die pain,
Dar zuo mach die oren rayn!
Ob dir aver pey dem tag
Voll des sumers schlaffens bhag,
So leg dich nider sorgen frey,
Da es aller frischest sey
Und dar zuo vinster, sam die nacht,
Ungeschucht und wol bedacht!
Dar zuo schol man wissen daz:
Daz haubt schol sein gedeket bas
In dem schlaff, dann in dem wachen.
So schol man sich des ersten machen
Nur auf die rechten seiten;
So lobt man dhaine zeiten
Ze schlaffen auf dem ruggen, so
Hangt daz haubet in daz stro.
Auf dem pauch mag einr geligen,
Ist ym der magen chalt gedigen.

Daz sibend, daz dir füget wol,
Ist ein hercz mit fröden vol,
Da leit der gsunthäit gar vil an.
Dar umb so schol ein iecleich man
Sich hüten gar vor ungemuot
Und zorn, der ym daz pluot verpruot.
Unmuot dert, der zorn derpert
Und machent fläisch und pain ze hert.
Doch ist klainer zorn wol guot,
So er dem man derkükt daz pluot.
Daz feur kümpt auch zuo disem eben,
Won es geyt fröd und steurt daz leben.
Doch so ker dich gen ym nicht!
Es ist zum antlücz gar ein wicht.
Und wirst du gar von ym ze warm,
Es macht dich an den chreften arm.
Ze lesten wiss daz eins von mir!
Waz der man von herczen gir
Gerne singt, daz ist sein gesank,
Lustleich trinkt, daz ist sein gtrank,
Willkleich isst, daz ist sein speis;
Dar umb so saget uns der weis,
Wollust und gewonhait
Falschent kunst und gerethikäit
Und verkerent die nataur,
Daz auss dem edeln wirt ein gpaur,
Ein gepaur der wirt ein edelman,
Der sich dar nach gewenen chan.
Richteinschand die merket eben,
Daz Straub ym wolt ein ende geben,
Und sprach: Noch han ich nichez vernomen,
Dann daz ein münche mockt gefromen.
Der chnecht wil unser muomen haben
Und sich mit diser welt betragen,
Dar umb so ziment seiner jugent
Guot gepard und ander tugend.
Ubelgsmach des nam sich an
Und sprach: Ein uberweiser man

Der spricht, er künn ein faulen schlehen
Und lat sich pitten und auch flehen
Umb ein wörtel oder zway.
Des aht ich alles nicht ein äy
Und sag dir, sam ich mich versich.
Der bessers kün, der trett für mich.
Lern und hörr, was ich chan singen!
Tugend ist vor allen dingen.
Niemant sälig wesen mag,
Ane tugent, ist mein sag.
So geyt alläyn dem adel chraft,
Den sein tugend edel macht.
So wil sey anders von dir nicht,
Dann guoten willen, sam sey spricht;
Won der ym gerne tugend schaft,
Der ist yeso tugenthaft.
Doch scheint sey an dem reichen bas,
Won ein sprüchwort saget daz,
Dem der seckel steket vol,
Den hört man gern und gelaubt ym wol.
Dannocht hab dir daz von mir:
Hast du tugend vil in dir,
Und ist dir joch der pautel lär,
Er wirt dir vol und dar zuo swär.
Hie so scholt du wissen pey,
Waz die obrest tugend sey.
Sich, es ist ein muoter alt
Von tag ze tag ye bas gestalt;
Tochtren hat sey schoner vier.
Merch, die nemn ich dir so schier.
Die erste die haisset die weishäyt,
Die ander ist die gerechtikait,
Die sterke und die massichäit
Sein dir auch für zwo geräit.
Nu dar gedenk, wie gar behend
Sind die hohen tugend guempt!
Daz frümpt dir dannocht als ein wicht
Hörst ir gpott und lere nicht,

So get dir hören nit ze handen
Und daz lesen unverstanden.
Waz hulfft dann daz funden golt,
Ob man es nicht behalten wolt?
Dar umb, mein lieber sun, vil gern,
Was die tugend singin, lern!
Hörr und merk und behalt ir gepot
28 b Ir ler dar zuo an allen spot!
Daz sag ich nach enander dir
Und wiss des ersten daz von mir:
Die weisshait ist ein erczetugent
Und leret uns mit ir vermugent
Derkennen, was ist bös und guot,
Daz kain andreu tugent tuot.
Sey ist die erst nach rechter sag,
Won niemant tugend gehaben mag
An die weisshäit, gelaub es mir!
Dar zuo so wil ich sagen dir:
Die weisshäit macht ein täyl geleich
Des menschen got von hymelreich,
Vil me, dann ander tugent zwo.
Dar zuo so spricht die ler also:
Her Salomon ym ausderwelt
Hat die weishäit und gezelt
Für reichen schacz und langes leben.
Dar umb so hat ym got gegeben
Mit der weishait alles guot,
Won daz volget weisem muot.
Bey der swar verkauft man swein,
Den menschen nach den wizzen sein.
Hier nach scholt du wissen schier,
Die weishäit hat der diernen vier:
Die erst gedenknüss ist genant,
Pen der gepeut sey dir ze hant
Vier gepott, die scholt du behalten,
Von in nimer dich geschalten.
Daz ist, du scholt gedenchen eben
An der bösen menschen leben,

Wie hart es oft geendet hat,
Und hüten dich vor missetat.
Gedenk hin wider an daz leben,
Daz den guoten ist gegeben,
Wie es mit sälden nimpt ein ende,
Und dich ze rainen werken wende!
Gedenk, waz man dir schuldik sey!
Gedenk auch, waz du scholt da pey,
Daz du gehaben mügst daz dein,
Dem andern geben auch daz sein.
Die ander haisset versichtikait.
Pey der gepott sey dir beräit
Viereu, die man lernen schol
28 c Und den zuo volgen sunder wol.
Daz ist besich, wer ist der man,
Der mit dir wil ze schaffen han,
Daz dir nicht geschech sam den gemayn,
Die chaffent pech für augstain.
Besich ein dinch, daz dich an trift,
Von welher sach es sey gestift,
Waz auch dar us müg werden,
Wilt du bhentkleich nit verderben.
Besich, an welher stat du gest,
Ligest, siczest oder stest!
Und wo die schelke habent gewalt,
Da lass dich selten werden alt!
Besich, in welhem zeit du pist,
Dar zuo, wie daz weter ist,
Daz du deinen mantel gswind
Mugest keren gen dem wind!
Die dritte diern die haisset die List,
Pey der dir auch gepotten ist,
Daz du vernemist disen viereu
Und auch verpringist also schiere.
Daz ist, geleich dich einem man
Der dir mit worten gleysnen chan!
Hie pey merke und derkenn,
Wie man list mit listen tenn.

Dar zuo so dank betrogenleich
Einem, der unwillechleich
Gäbet dir und dienet wol,
So hat er das er haben schol.
Hier nach, hast du müssen sweren
Eim ze tröschen und ze eren,
So scholt du ym den naken peren,
Wilt du dich mit listen neren.
Dannocht uns die weisen sagend:
Wo die toren bessers habend,
Da scholt du dich ze narren machen
Listechleich an allen sachen.
Die vierde ist der lere fund,
Bey der gepeut man dir ze stund
Viereu, die dir chomend wol.
Wil du lernen, sam man schol;
Daz ist, du scholt dich dunken arm
An der chünst, sam ein lärer darm;
28 d Und an der ler derzaig dich reich!
So tuost eim weisen mäister geleich.
Lerr den junger nach dem sin
Mit rechter lieb, daz ist sein gewin.
Nach der sterki hebe den tramen,
Nach dem ertreich säy den samen!
Wilt du haben schuoler gunst,
So ler die aller besten chunst
Mit kurczer weis, der scholt du phlegen,
Und lass daz ander under wegen!
Schol die lere sein gemäin,
So bis mit deinem leben gezäin!
Wan des ler uns gar verdreust,
Der sich mit seiner zungen scheust.
Die gerechtikait ein tugent ist,
Die dich lert ze aller frist,
Wie du niemant schaden scholt
An leib, an er, noch an dem golt,
Sünder iedem scholt du eben
Daz sein vil willechleichen geben.

Die tugend schacz man für die grosten
In got von hymelreich dem höchsten
Richter, der mit seinem gewalt
Die gerechtikait vor allen bhalt.
Wer möcht dann auf erd geleben,
War die rechtikait nicht geben?
Nu chondin rauber nicht beleiben,
Ir zeyt mit gesellschaft stacz verstreiben,
Hieltins unter enander nicht
Dacz geseczt, daz zwüschen in geschicht.
Die hat der dienerinen zehen,
Die wirst du nach enander sehen
Iecleichen besunder schiere,
Mit ir gepotten, der sein vieren.
Es sint die strengen und die gnad,
Die warhait und die eregabe,
Frid und minn mit freuntschaft,
Gehorsam, treuw unschadhaft.
Pey der strengen gepeut man dir,
Daz du scholt legen dein begir,
Die bösen leut ze nöten
29 Mit stumbeln und mit töten,
Haubt gen haubt und fuoss gen fuoss.
Sich daz ist die rechtisch puoss.
Der frömdes guot mit gewalte hat,
Das schaff hin wider also drat
Mit allen nüczen, die man gnomen
Hat und mochten da von chomen.
Also scholt du an gesigen
Einem, hat er umb getriben
Den andern pöschleich an dem gricht
An aller zerung, die da geschicht.
Wil auch der man ungehorsam sein,
So gib ym nur die selben pein,
Die er aller maiste fürcht
Und voll hat ers vil oft verwürcht.
Pey der gnad man dir gepeut,
Hörr, wie eben sey dirs beteut!

Käin urtäil schol gevallen dir,
Die nicht enhât derbarmd in ir.
Ist die sach verworren gar,
So volg nicht böser juden schar,
Sunder ker dich auf daz best
Und auf daz gnädigost ze lest!
Hier zuo scholt du dich derparmen
Uber wittwen und die armen,
Uber wäysen, gäystleich leut
Und uber getruwer wirker heut.
Dennocht macht genade tuon,
Umb frid ze haben oder suon
Einem, der joch schuldig wär,
Ist er an der macht ze swär.
Pey der warhait gepeut man eben,
Daz du durch kainer sach wegen
Leugen scholt, geselle, sich,
Wilt du vor sünden hüten dich.
Wer sich leugens nit kan mässen,
Den scholt du niemer sweren lassen,
Won der die zungen felschen wil,
Der acht des äides auch nicht vil.
Huet dich vor lugner her,
Wilt behalten guot und er,
Won kain flaisch ward nie so böse,
Sam die liegent zung die löse.
29 b Hast du yemant ichez versprochen,
Daz scholt du läisten ungeprochen,
Er wärr dann, daz er an dir bräch,
Oder daz mit sünden geschäch.
Bey der ergab wil sey daz,
Daz du scholt eben wissen, was
Du gebist, warum und auch wem.
Es sey disem oder dem.
Gib daz dine und anders nicht,
Wan die warhäit also spricht:
Got der wil nicht opher haben
Mit des andern menschen schaden.

Gib auch freileich, wilt du geben,
Und läss verziehen unterwegen!
Won geist du schier, so geist du zwier.
Pleybts pey dir, so nimpst es mir.
Läss dich auch vil wench betragen,
Gäb ze geben wider gäben!
Niemant läss dich uberwinden,
Es sey mit gaben oder schinden.
Pey dem frid man dir gepeut,
Daz du nicht hassen scholt die leut,
Won wo nicht frid ist in dem haus,
Da hat man got vertriben aus.
Wilt du han frid gen iedem man,
So tuo sam einer hat getan,
Der danket allem guot ze stett
Und swäig, so man ym ubel tett.
Wilt du stäts mit fride sein,
Bsunder mit den gesellen dein,
Emphilch ym wenig deiner sach,
Noch ste mit ym unter einem tach!
Wilt du krieg zuo fride machen,
So wiss, daz du in allen sachen
Scholt vil süsser red phlegen.
Daz fügt sich zuo dem suon vil eben.
Pey rechter minn ist dir gepotten,
Daz du niemants wellist spotten,
Anders swer ich dir pey gott,
Sicherleich du wirst ze spott.
Wilt du wesen lieb gehabt,
So tuo, sam uns die lere sagt,
29 c Und halt in ganczer lieb die leut!
Horr, was sey dir me gepeut!
Wilt du haben paradeis
Auf diser erd an helleweis,
So tracht, daz du dein eleich weib
Habist lieb, sam deinen leyb!
Hab auch liebe zuo andern dingen,
Wilt, daz seu dir sälde bringen;

Won kain sach die macht dich frey,
Hast nicht lieben minn da pey.
Pey der freüntschaft daz vernim!
Du scholt den freunt zuo deinem gwin
Versuochen lang, der weise spricht.
Den bewärtten halt und lass in nicht!
Dem freuntleichen tuo wol auf erd,
Daz er dest freuntleicher dir werd!
Dem veint dem scholt nit ubel tuon
Umb freuntschaft und umb lieben suon.
Hilf dem freunt ze aller frist
Ungerüft, so ym gebrist.
Der sein mag gehaben rät,
Dem hilf, so er dich gepetten hat.
Tuo dem freunt und iedem man,
Das du von ym begerest han,
Und mäss dich des, des seu bevilt,
Noch du von yuen nit haben wilt.
Pey der gehorsam schreibt man dir,
Daz du scholt volgen mit begir
Deinem herren, wer er sey,
An guoten gepotten sünden frey.
Deinen eltern und iern rat
Scholt du volgen fruo und spät,
Ob seu treuleich mäynent dich
Und auch die sach wol füget sich.
Deinen mayster volg noch mer,
Dan dir selber, an der ler,
An gpott und allen dingen,
Wilt du nach eren ringen.
Dannocht wilt du sein gerecht,
Volg der dirnen, horr den knecht,
Bis gehorsam einem chind
An sachen, die dir nuczze sind!
Pey der trew man ruofft dich an:
Bis getrew, o werder man!
Die treuw ein schlussel ist der er.
Wer den verleust, der taugt nit mer.

29 Der würffel der ist gar enwicht
Und hat der treuwen in im nicht.
Dar umb so spil nicht, so es gilt,
Mit dem du treuwe halten wilt.
Hat dir einr seyn haimlichäit
Auf getan und für gelayt,
Daz scholt du behalten sunder laugen
Mit ganczen treuwen, sam dein augen.
Doch scholt du getrauwen swach
Einem in vil grosser sach,
Häst du noch nicht mit ym gessen
Ein vierding salcz wol aufgemessen.
Pey der unschad man dich mant,
Daz du dir selber nicht tügist aul.
Bis auch niemant anderm swär!
Daz macht dich werd und dar zuo mar.
Wilt du sein unschadleich gar,
So hüt dich vor der schedleich schar,
Daz ist vor dienern andern dingen,
Die den schaden mugen bringen!
Ner din leben und din guot,
Halt dine ere mit rechter huot!
Gesigest joch den veinten an,
Dannocht pist kain schädleich man.
Pist du richter, hast den gewalt,
Hörr den andern täil vil bald!
Richt nach recht, daz ist mein rat,
Niemant dich für schedleich hat.
Die sterkeu nimpt man zwivaltkleich,
Die erste macht dye läbe reich,
Die schol man schäczen für kein tugend,
Wan oft ein schak hat die vermugend;
Die ander verstnet gar den muot,
Seu ist ein zarteu tugent guot
Und weist uns ubergen mit kraft
Alle böshayt ungeschlacht.
Die ist die vordrest und die best
An edelchäyt mit ganczer vest;

Won wer ir nit enwil gewalten,
Der mag die andern wench behalten,
Und hat fünf mägettein gemäyt.
Daz erst daz ist die Sicherhäyt,
Die ander haisset hoher Muot,
Die dritt daz Gedinge guot,
Der fünften spricht man Gedultikäyt,
Die vierd die ist genennet Stät.
Die erste chümpt und spricht zuo dir:
Fürchst dir, daz scholt sagen mir.
Sprichst du, das scholt sagen mir!
Sprichst du: Ja, ich pin in sorgen,
Ich köm ze armuot bis auf morgen.
Des antwürt sey dir ane zorn:
Ich wolt, du hietst da mit verlorn
Die geytikayt, die dich da reyt,
So warist reich ze aller zeit.
Fürchst du hinderred, so sprichez!
Tuo daz best und besorg dein nichs!
Die bösen valscheu märe sagend
Und nicht, daz wir verdienet habent.
Besorgest aver siechtagen,
Dar zuo kans ein anders sagen.
Der siechtuom mag nit ewenchleich
Pey dir gesein und du geleich.
Fürchst den tod, so bist ein chind,
Spricht sey zuo dir gar geswind.
Er ist kain schand, so muost auch sterben.
Niemant mag sein ubrig werden.
Die ander get her muotes fro
Und spricht: Mein fraw die wil also.
Ze grossen dingen scholt dich piegen,
Won chäin adler vahet fliegen.
Streit vil e umb die gemäin,
Dan du vechtist umb dich äyn!
Gemäiner nucz der get hin für,
Äyniger beleibet pey der tür.
Hast ein hercz mit hohem muot,

Der peut den leuten er und guot;
Und ob man dein nicht athen wil,
Schlach hintnan auf und sorg nit vil!
Pist ein man, du scholt nit fliehen,
Es sey dann daz du fuder ziehen
Müssist in so grosser not,
Daz beleiben war dein tod.
Die dritt die saumpt sich auch nit lang,
Sey vert gen dir mit irem gesang;
30 b Daz spricht: Hab trost in deinem muot!
Daz ist dir zuo dem leben guot.
Verzag nicht, held, daz ist mein rât,
Wie oft ein man verloren hât
All sein hab in einem spil
Und darnach gewinnen zwir alz vil.
Hab geding und lâss es nicht,
Ob dir joch niemer guot geschicht;
Won oft ein Swâb der nimpt sein end
Mit guotem trost, der smerczen went.
Sünderleichen hab geding,
Ob dich der wind mit regen zwing,
Und kumpt der sunnen schein entzwischen,
So macht die fröd mit sorgen mischen.
Die vierd beräyt sich auf die vart
In blâwen gewand, ir red ist zart
Und spricht: In deinem gedenchen
Huet dich vor willwenchen,
Bis in endvarwe stät
In fraden und in herczeläid.
Mit dem ersten dich nicht weg,
Noch dich pey dem andern leg!
Ein recht daz hat die stäytichayt,
Daz du scholt ze tuon sein berait.
Pleib nit pey den bösen dingen!
Von gutten lâss dich niemant pringen!
Doch so war nicht ungezäm,
Ob ein man daz besser näm
Und liess daz guot, da ers hiet funden,

Er sey dann anders dar zuo gpunden.
Die fünft nicht lat, sey chöm zuo dir
Und pring der seken vier mit ir,
Die iedem sunder fugent wol,
Der ze hof beleiben schol.
Der erste sak schol chlaider haben,
Die scholt du sauberleichen tragen,
Won pist reich mit deiner wat,
Dest bas man dich in eren hat.
Der ander sak ist phenning vol,
Der kümpt dir sunderleichen wol,
Er schafft dir freunt und dar zuo gsellen,
30 c Niemant tar dir wider stellen.
Der dritte sak ist glinstikait,
Der ist dir auch dar zuo bereit,
Daz du dich freileich machist her,
Nicht sam ein plauger winterper.
Des leste sak ist gedultichayt,
Der all dein leiden ubertrayt
An peyten, vasten und an wachen,
An sweigen und an andern sachen.
Ze stett do sprach fro Richteinschand:
Ich merch, ir seicz ze hof bekant,
Dar umb ich euwer wirdi pitt,
Lert in hofzucht auch da mit!
Des antwürt Lastersak vil drat:
Begert er daz, so ist mein rat,
Daz er sich selb ze hofe mach,
Da lernt er zucht an maniger sach.
Pey hünren lernt man gachczgen,
Pey sweinen seuwisch smaczgen;
Doch so spricht man oft und vil:
Wer ein hofman werden wil,
Der hab einn pauren in dem sinn,
Und wes der gepäurischen beginn,
So tuo daz widerwartich schier,
Des wirt er hofleich und gezier.
Also mag ich Bertschin sagin,

Wil er sich nach züchten haben,
Daz mug er lernen, sam man spricht,
Bey seyner hochzeit, ob sey geschicht.
Hie mit ker ich mein vermugend
Hin wider ze der lesten tugend,
Die ist die mässichait genant,
Mangem herczen underkant,
Won selten yemant phligt der måss
Stäticleich an underlåss.
Dar umb so wiss, wann yeden syt
Vor und hintnan alle zeit
Verwürchet ist mit bösen sitten,
So leit die mässichäyt enmitten.
Des nim ein beyschaft ander vart!
Hie ist der gouder, dort der karg:
Der gouder ist ein sölich man,
Der nichcz nit ym behalten kan;
30 d Der karg verpirgt es alles sampt
Und mag nicht geben aus der hand.
Die habend payde bösen weis,
Dar umb so trayt der milt den preis,
Der lebt nach mittlen mässen
An haben und an lassen,
Daz ist, er geyt hin, daz er schol,
Und behalt daz überig wol.
Dar zuo wisst, daz mässichait
Ist ein tugend so gemäyt,
Daz niemant sey verlassen schol
Durch ander sach, so tuot er wol.
Sey hât der zarten junchfrawen
Drey und ein, die scholt du schawen,
Daz ist die demuot, gottes chläyt,
Schamung, gefuorung, cheuschäyt,
Pey den wirst du ieso sehen
Punden wol auf sechszehen,
Was die erste sagen well.
Daz merk vil eben, lieber gesell!
Sey spricht: Wilt du han den preis

Für ander gar gezellet weis,
So wil ich dich des einen beschayden,
Du muost dich diemütlich derzäigen.
Wilt du chomen an gewalt,
Hab ein dyemütigen gestalt!
Won der sich höcht, der kumet nider,
Und der sich nidert, der get wider.
Wilt du, daz man dein nicht spott,
So hörr die andern zway gepott!
Wiss, du scholt dich selten
Loben oder schelten!
Bis auch nicht ze dyemütig,
Daz dir der narr nicht an gesig!
Was wil die schamung haissen dich?
Do spricht sey, sam ich mich versich:
Scham dich aller missetat,
Wilt du nicht schand, daz ist mein rat.
Schame dich auch andrer vart,
Die nicht gar erleich sey von art!
Won der sich nit kan haben inn,
Der ist ein tor in meinem sin.
31 Schämich mach auch deineü kinder,
Daz seu nicht leben, sam die rinder,
Wan man oft des kindes schand
Zelt dem vatter in die hand.
Doch so wiss, ein weiser man,
Der mächtig ist und alt getan,
Schol nicht gar ze schamig sein,
Daz er ze kindisch nicht enschein.
Was kan die dritte dir derzaigen?
Des läss dich auch von mir beschaiden!
Hörr, du scholt gefuggig sein
An haus und an den chläydern dein!
Bis gefürig an der kost,
An dem wein und an dem most!
Won daz uberig schaden tüt
An sel und an leib und an dem guot.
Pist du eines erbern sins,

So lâss dich benügen kleines gwins!
Chläiner gwin ist got mär,
Den grossen suochent wuchrer.
Doch so macht du vil wol haben
Grosses guot pey deinen tagen,
Kumpt es alz von rechtem gwin
Und hilfft den armen auch mit ym.
Was singt uns dann die keuschait?
Anders nichcz, wenn daz ein mayt
Schol keusche sein mit iren augen,
Wil sie sich böser gdenken gelauben.
Sey schol auch keusch sein an gedenken,
Wil sey mit werchen sich nit krenken.
Minner werch schol sey nicht kiesen,
Wil sey daz krenczel nicht verliesen.
Dennocht ist ein mensche keusch,
Treybt es ander käyn geteusch,
Dann allaine bey der ee.
Da mit so sag ich dir nicht me.
Syertdazland die was behend.
Mich duncht, der rede sey ein end,
Sprach sey, noch ist eins beliben
Da hintnan nit gar wol verswigen,
Und daz einer muoss halt künnen,
Dem wir unser muomen günnen.
Daz ist, hort mich all geleich,
31 b Haus ze haben wiczechleich.
Waz hilf daz weibe, daz ir man
Ausrenthalb joch gar vil kan
Und ein narr ist in dem haus?
Dar umb sagt ym es gar her aus,
Was ym nucz sey zuo dem leben,
Wellen wir ym Mäczen geben.
Daz was auf Säychinkruog geredt,
Wenn die andern sprachen zstett:
Dicz kan niemand also wol,
Sam Härtel hausgeschäftes vol.
Er hat wol sechczig jar und me

Haus gehalten pey der ec.
Säychinkruog in antwürt do
Vil zuchticleich und sprach also:
Es wisst wol, sam ich wissent pin,
Alz manich haubt, alz manger sin;
Dar umb so hat auch iecleich haus
Seinen sitten, seinen saus.
Also lerts sich selber wol,
Wie einr sein haus bewaren schol.
So ist des menschen gemuot so blind.
Wes er sich für wars versint,
Daz get ym oft nach stelczer fuoss,
Dar umb ich in nicht leren muoss.
Fro Siertdazland hin widerumb
Sprach: Euch ist daz maul ze chrumb.
Secht ir nicht, daz alles spil
Chünst und wicze haben wil?
Oft chan einr für ander ächt
Springen, tanczen, mäczigschäft.
So muoss man lernen scheiter spalten,
Daz lichter ist dann haus ze halten.
Was täulest dann von stelczer päin?
Waisst nicht, daz man spricht gemäyn:
Hilf dir selb, so hilft dir got?
Mich dunkt, du redist aus ein spott.
Der nicht wolt lernen für sich sehen,
Dem wurd ze geleicher weis geschehen,
Sam der fleugen gsach hie vor
Pey der weisen ämbess tor,
Die von hunger muosset vasten,
Do hiet die ämbess vollen casten.
31 c Dar umb so sagt dem guoten gesellen,
Wie er sein hause schül bestellen;
Daz chumpt ym recht und ist sein fuog.
Do sprach Härtel Saichinkruog:
Wol an, daz sey! So ler ich dich
Daz besten, so ich mich versich.
Wilt du halten haus mit eren,

Das scholt des ersten so an keren
Ze tragen in der täschen tracht
Ein ander haus von silber gmacht,
Daz du dir chauffen mügest so
Häw und fuoter, dar zuo stro,
Wein und korn und holcz da mit,
Hirs und kraut, daz ist der sitt,
Bonen, ärwess, gersten, smalcz,
Lynsen, fläysch ze terren, salcz,
Hausgeschier und bettgewand,
Käs und ops und manger hand
Yecleichs pey den seinen zeiten,
Daz ist dir nücz ze allen seiten.
Und chauff daz best mit ganczer treuw,
Wilt du, daz es dich nicht geruw.
Hochzeit und daz tägleich laden
Hat ein er und zwen schaden.
Mit gesten nicht dez dein verzer,
Wilt du behalten guot und er.
An pheyffern und an chläynet,
Sam es die lere mäynet
Zerung umb die ritterschaft,
Wiss, die ist vil erhaft.
Sunderleich lass dich herparmen
Uber deinen freunt vil armen!
Pauw nicht heuser durch den tod,
Dich zwingt dann die starke not,
Won gemachtez haus, gescribens buoch,
Beschlaffens weib, versnitten tuoch,
Dar zuo hefen alter plunder,
So wolfeil sind, es ist ein wunder.
Triefens tach man bessern mag,
Schadli wager dann ein schad.
Erber gwand und nicht ze reich,
Wiss, daz ist gar lobeleich,
Ist sauber, nicht beschissen,
31 d Wol vernäyt, noch so zerrissen,
Und daz gewönleich sey der zeit.

Neuwer silt die narren reyt.
Hünren geschräy und gensen gsanch
Hörr vil gern, des gwinst du danch.
Dein hund daz sey ein rud vil guot,
Der dir daz dein beschirm mit huot.
Cost ist guot umb kinder ler,
Mit haymsteur auch daz dein verzer.
Taylst den armen mit dein hab,
Daz volgt dir nach bis in dein grab.
Doch besich in deinem sin,
Daz dir vil grösser sey der gwin,
Dann die zerung alle tag;
Won ein geschicht dir chomen mag,
Die dir zucht in einem zeiten
Deinen gwin von langen zeiten.
Wie man aver gewinnen schol,
Bewaren sich vor schaden wol,
Daz sag ich dir vil recht her aus.
Bis du herr in deinem haus!
Wiss, und träyt dein weib die pruoch,
Sey wirt dein hagel und dein fluoch
Wider got und sein gepott;
Hier zuo wirst der leuten spott.
Dar umb so sicz ir auf dem nak
Und halt sey sam den fuchs im sak!
Schaff, daz sey behalt vil eben
Was ir in die hend wirt geben.
Schaff auch mit ir so ze stett,
Daz sey kuchi, visch und pett
Schon beräyt und sauber halt,
Wol sey pey dir werden alt.
Häiss sey fürben, näyn und spinnen,
Melchen, saugen, wilt du gwinnen!
Lass sey selten müssig gen!
Daz selbig scholt du auch versten
Von deinen tochtren so ze hant.
Und ist es inen underchant,
So tracht, daz sey es lernin schier

Tag und nacht für ander vier.
Won was dein weib dir kunnen schol,
Daz fügt eim andern auch vil wol.
Dem suon emphilh daz stäbli nicht,
Sam lieb sant Bernhart spricht.
Ler in drat nach deiner macht
Hantwerch oder chauffmanschaft
Und die gschrift vor allen dingen,
Wilt du in ze selden pringen.
Mag er pey dir nicht werden teur,
So schik in aus, daz ist sein steur.
Hast du knecht in deiner huot,
Vertrag ir kainem ubermuot!
Getrauw dem geleichsner auch nit wol!
Merk, ein diener wesen schol
Ghorsam, getreuw, beleypleich,
Cheusch und gdultig, nit gar reich,
Sinnig, endlich ane chlagen;
So schol er auch ein herren haben,
Der erber sey und geb genuog,
Doch grober speis, daz ist sein fuog.
Und der ym seinen lon mit macht
Nichzen vorhab uber nacht.
Dar umb bezal und mach seu vol
Und tracht, daz seus verdienen wol.
Und wilt du haben sicher gewin,
So ste vil fruo auf sampt mit in
Und sich auch selber zuo dem vich,
Wilt du nit reichen hinter sich.
Waisst nicht noch, daz ich da wäiss,
Dein selbers aug daz vich macht fäiss.
Pist aber faul in deiner sach,
Dein gesind ym schaffet auch gmach
Und gedeycht, daz wirser ist,
In bös gedench ze kurczer frist.
So du dich von dem hause trabest,
Bedench, waz du ze schaffen habest.
Kümst du wider in dein haus,

Besich, was dir sey genumen draus.
Und hat sich nicht gemert dein chorn,
So wiss, du hast den tag verlorn.
Sein dein nachgepauren guot,
Des fröwe dich in deinem muot!
Tu in dienst nach deiner macht,
32 b So bstet dein haus in langer kraft.
Wilt du wein und korn verkauffen,
So scholt zuo in des ersten lauffen
Und geben bäss, dann andern leuten.
Dar zuo wil ich dir beteuten,
Gib auch deinen veinten hin
Ze dem teursten, daz ist gewin.
Und pist gerochen an daz pluot,
Daz ist ein râch vor allen guot.
Wilt verkauffen huoben täyl
Oder kauffen, ist es väyl,
So huot dich vor eim gemainen man,
Der reicher ist und mer kan,
Oder nicht gar erber sey,
Wilt du wesen sorgenfrey.
Doch so sag ich dir besunder:
Besser ist dir zleiden hunger,
Dann zferchauffen deyneu hab.
Dennoch besser ist noch sag,
Ein täil des erbes geben dar,
Dann dem wuochrer seczen gar.
Leich nicht gern, du sechst dann, wem.
Entlehen ungever vil von dem,
Won wer sich leyhens trosten wil,
Der jo verdirbt mit schanden vil.
Hie pey macht du sehen wol,
Wie gern man wider gelten schol.
Dar umb wilt du der wiczen phlegen,
So tuo dein geschäft pey gesuntem leben,
Daz du daz schuldig mügest schaffen
Deinem gültern vor den phaffen,
Deynen dienern auch gedanchen,

Des vergessent oft die kranchen.
Lâss deim weib, daz sey schol haben!
Dar zuo scholt ir freuntleich sagen,
Ob gott gepulte uber dich,
Daz sey mit eren halte sich
Und daz sie durch der kinder wegen
Durch andâcht und umb besser leben
Geruoch zbeleiben ân ein chan,
Müg sey mannes wesen an.
Doch scholt du sie des nicht zwingen
Mit sweren, geld, noch andern dingen;
32 c Won besser ist ein wirt mit recht
Dem weib, dann herr oder knecht.
Hilf auch bas und gar geswind
Der tochter und dem chlainen chind,
Dann deun gesunten starken knaben,
Die sich selber mugent betragen!
Ze lesten rat de suonen dein,
Ob seu kauffleut wellent sein,
Daz seu sich täyllin unter in,
So stellends dester bas nach gwin.
Schullens wesen hantwerchgsellen,
So lâss seu tuon nach irem wellen!
Trachtend seu nach müssig gen,
So haiss seu pey ein ander sten
Ungetäylt, daz ist in guot;
Won iedes haubt daz wil seinn huot,
Yeleich haus daz wil sein feur.
*** Nicht mer so sag ich dir ze steur.
Do nu der ler ein end ward,
Friczo der sprach an der vart:
Nu dar, herr Perchtolt, hörst du das?
Wilt es tuon und dannocht bas?
Das sag uns auf die treuwe dein!
So gib ich dir die tochter mein.
** Triefnass andacht die was gross
Gen seines lieben Mäczleins schoss
Und tett recht sam fuchs Raynhart,

Der umb die faissen hennen warb,
Und verhiess pey seinem äid,
Zu allen dingen sein beräyt,
Die ein fromer weiser knecht
Läysten scholt und tuon von recht.
*** Da mit so wurden so behent
Zwo der besten hin gesent
In die küchi aus dem rât
Umb die praut, die eylten drât
Und kament ze den selben stunden
An die stat, da seu sey funden,
Und sprachent: Wiss, wir schullen han
Daz pettenprot, du hast einn man.
Des was fro Mäczli sunder fro.
Wer ist der dann? sprach seu do.
Daz ist trun Pertschi Triefnass,
33 d Der dein selten ye vergass.
Was Mäczel vor hin fro gewesen,
** Von fröden mocht sey kaum genesen,
In ammacht viel sey yeso nider,
Des hulffend ir die andern wider
Und machten sey vil schön da her
Mit salben von Capponer smer,
Mit pürsten und auf machen,
Sam sitt ist ze den sachen.
*** Da mit so fuorten seis da hin.
Des sprach fro Mäczel so zuo in:
Ich waiss nicht, wie ich geparen schol.
** Die ein die sagt: Ich ler dich wol.
So man dir hevet also an:
Wilt du Pertschin ze dem man?
So scholt du dich des ersten weren
Enwench, daz stet dir wol ze eren.
*** Do seu nu zuo den andern chamen,
Hort in gottes namen, amen,.
Sprach Ochsenchropf, hie schol geschehen
Ein ee, des schölt es mir verjehen,
Sag an, Pertholt, pey deiner treuw,

Got woll, daz es dich nicht geruw!
Wilt du Mäczen zuo der ee?
Bertschin dem was also we
Von fröden in dem herczen geschehen,
Do er sey hiet komen sehen,
Dar zuo was er ungewan
Ze einer sach also getan,
Daz ym die härel giengen zeperg;
Wie chaum bestuond er auf der erd
Und mocht recht gesprechen: Ja!
Dar umb so was sein antwurt gra.
Des ward do nicht geachtet so.
Zuo Mäczen chert er sich aldo
Und sprach: Nu sag auch, Mäczel, an,
Wilt du Pertschin zuo dem man?
Mäcz gedacht ir an daz lerren
Und ward sich heven an ze weren.
Mit füssen und mit elnbogen
Schlug sey umb so wol gezogen,
Daz der frawen wol auf vier
Vielend nider also schier.
Do sprach Friczo an der vart:
Tochter, scham dich nicht so hart
Und nim du Bertschin zuo der ee!
Sey swäyg, er fräget aver me,
Do sprach sey: Sta, gevelt es dir.
Also ward mit payder gir
Die ee yeso geschaffen
An schuler und an phaffen.
Des nam so Pertschi fürher do
Ein fingerli geworcht also:
Es was von pley und uberzint,
Mit einem stain, sam ich es vind,
Der hiess ein sapheyr von glas,
Dar umb von harcz ein gsmelcze was,
Mit naswasser durch laseurt;
Dar zu was es auch gesteurt
Mit zwain perlen von den augen

Aus dem visch, daz schult es glauben.
Er stiess irs yeso an die hand.
Secht, do huob sich soleich schand
Den preutgon ane ze lauffen,
Im har und part aus rauffen,
Also daz er an der vart
Mit enander glaczocht ward.
Bertschi wäint, die andern sungen
Und für die tür her aus drungen,
Seu schreuwent vast und dannocht me:
Bertschi Mäczen hat zuor ee
Genomen heut vil fruo fruo fruo.
Da schlach geluk und hayle zuo!
Die mär die chament so zehand
Gen Glaris und in Sweiczerland,
Gen Appenczell, ins Lauental
Und auf daz Marchvelt uberal
In Prettengö und auf die Alben,
Auf die Scherr und allenthalben.
Man luod die nächgepauren
Dar zuo, die vil sauren,
Aus dem dorff von Nissingen,
Von Seurenstorff und Rüczingen,
Der machten sich vil schier dar
Mit grossem geschray ein michel schar
Mit iren dorffmäczen,
33 b Die schült es alle schäczen
Nach dem und seu auch seyn genant.
Hört, seu sein mir all bechant.
Von Nissingen was Galgenswanch
Sein fromer uber seinen danch,
Dar zuo Gerwig Schinddennak
Mit seinem gesellen Scheubinsak,
Dietreych von dem gatter
Und Gugginsnest sein gefatter,
Storchenpayn und Arnolt
Harnstäin und Chriembolt
Und sust vil junger drappen,

Die man da zalt für chnappen.
Der diernen was ein michel tayl:
Die erst hiess Chüczeldarm die gayl,
Die ander Gredul Ungemäss,
Die dritte Ändel Pfefferräyss,
Die reudig Wasserschepferin
Und die schön fro Gnepferin.
Von Seurenstörff ir chamen vier:
Daz was der Palstersach der zyer,
Teufelsgaden, Schabenloch
Und der grindig Guggoch.
Der tochtren trun der warent zwo:
Daz waz fro Lena Vallinsstro
Und Sophya ir gespil.
Der andern der was nicht gar vil,
Dann von Rüczingen ein gsell,
Den hiess man Jächel Reuschindhell,
Und sein pruoder Varindwand
Mit einer tochter Hüdel genant.
Sust so mocht ich nicht herkennen
Von andern landen noch genennen,
Dann einen der hiess Popphart
Von Appenczel ein fless von art.
Seu chament her geritten
Auf eseln und auch schlitten,
Yeder mit seym wambesch guot,
Zwäyn roten hosen und ein hut,
Mit iren präyten swingen
Und auch mit andern dingen.
Etleich chament gangen
Mit iren hülczin stangen.
Die mäczel warent all bechläyt
Mit weissen chitteln schon beräyt,
33 a Ir schäppel hieten pluomen glancz,
Ir schühel nebent den lüchern ganz,
Seu zogten her mit ir vermacht
An der selben sampstagznacht
In daz dorff ze Lappenhausen

Mit iren sümbern in dem sausen.
Dem nicht enward des hauses gmach,
Der nam den hymel für sein tach
Und die strasse für daz gefider.
Secht, die vegtens auf und nider
Mit wüten all die langen nacht,
Daz niemant vor in gschlaffen macht
Auf dem häw noch in dem stro.
Dis tribens bis ann tag also.
Seu liessend keinen kerczen tragen,
Des cham der preutgom do ze schaden,
Der seinn esel hiet geschunden
Für die kuo ze denen stuonden
Und hiet daz fläisch ze kuchí pracht.
Der wär joch dannocht nie gedacht,
Hiet er zuo dem andern tag
Den esel funden an der stät,
Do er die haut do ligen sach
Zuo seinem grossen ungemach.
Do nu die nacht sich so vergieng
Und der liechte tag an vieng,
Gunterfay sein bek derschal
Ze Lappenhausen über al.
Yeder man sich macht her für
Für des jungen Pertschis tür,
Die frawen und die magetteyn
Machten sich zuor praut hin eyn.
Da mit so laut man zuo der mess.
Daz ich des pesten nicht vergess,
Sprach do Pertschi Trieffnas.
Ich han nicht phennig, daz ist daz,
Ze opfern, sam ich pilleich schol.
Do sprachent seu: Dem tuon wir wol.
Häiss dirs an einn rabasch sneiden,
Wilt tu nicht die schande leiden.
Also giengen seu da mit
Ze chirchen, do das was der sitt.
** Die jungen man die giengen vor,

33 d Die alten nach durch allen tor,
Die jungen frawen giengen nâch,
Die alten vorhin gar ze gach.
*** Do nu die mess ein end genam,
Der pharrer huob ze sagen an:
** Hört, ir frauwen und ir knecht,
Wisst, es ist der kyrchen recht,
Daz einr ein chan im nemen schol
Offenleich, so tuot er wol,
Nicht so häymleich ane pfaffen.
Dar zuo ist mit uns geschaffen,
Daz wir chündin uberlaut
Von dem prautgom und der praut
Und vor allem volk dar zuo
In der kyrchen spät und fruo,
Ob yemant wär und wesen scholt,
Der da wider sprechen wolt.
Dar umb gepeut ich pey dem pan,
Wer der ist, der bewaren chan,
Daz die ee nicht redleich sey.
Der sag es ze der vart hie pey.
ij *** Des chroch ein altes weib her für
An einem stab, sey sprach: Ich spür,
Daz Pertschi mit des tiefels rât
Sein treuw an mir geprochen hat,
Es ist ein jar und nicht vil me,
Daz er mir schlechez verhiees der ee.
** Des wurdens ällen lachent do
Und gen pharrer sprechent so:
Wisst, die ee was geschaffen
Vor münchen und vor phaffen,
Dar umb so nem ym yeder gesell
Ein frauwen, do er gernest well.
*** Umb die red, die da geschach
Von dem weib, die in an sprach,
Ward hertäilt ze Lappenhausen,
Daz sey scholt ein bruoche lausen,
Und gesüch sey noch so wol,

Sam ein eweib geschen schol,
Daz sey möcht derkennen
Die laus und dar zuo prennen
Und liess die knöpfe stil sten,
Daz sey schölt für sey alle gen
Und bewären iren dant,
Wolt sey Pertschin han zehant.
Des zoch der preutgonn ab sein bruoch
Und sprach: Nu se hin, hürr, nu suoch!
Und prennst du mir des fadens knöpf,
Ich reisse dir aus die grawen zöph.
Was schol man lengren dises lesen?
Sey liess die peysser all genesen
Und graffelt an hin mit der hand,
Und wo sie einen stricke vant,
Der hiet sein leben da verlorn.
Des lachtens all von rechtem zorn.
Der pheyffer hiess man schlahen auf
Und draten hin gen Pertschis haus.
Do sey nuo komen zuo der tür,
Die praut man seczet schon hin für,
Der preutgonn zuo ir nider sas,
Sam do des dorffes sitte was.
Des kam do Fricz und sprach also:
Euwer eren bin ich fro.
Ungelük daz hause scheuch!
Dar zuo will ich geben euch
Syben hennen und ein hann
Ze haymsteur, da gedenket an!
Dar zuo gib ich euch gestrak
Einn choczen und ein strosak
Und auch einen kyttel frisch,
Da mit ist sey werayt ze tisch
Und auch ze pett nach unserm recht.
Pist du dann ein sölcich knecht,
Der leynlachen gerne hab,
So haiss sey spinnen nacht und tag!
Engelmar der kam zestund

Und schancht ym einen hausehund.
Er sprach: Got behuot euch payde
Und auch der hund vor läide!
Ochsenchroph der kam hin nâch
Mit einer kaczen, die hiess Vach,
Und sprach: Daz habt zuo andrer huot!
Es ist euch für die meuse guot.
Cholman drang do für die gemäyn
34 b Mit einem kiez, daz was vil chläin,
Und sprach: Daz send ich euch ze haus.
Da wirt ein güyss mit hörnern aus.
Jächels treuw waz nicht verlorn.
Er pracht ein kälbel erst geporn
Und sprach: Daz gehört auch wol dar zuo,
Es mag geraten zuo einer kuo.
Do hiess einer Öttel Kriech,
Der truog ein äntten, die was siech,
Und schre ym: Se hin, junger man,
Ich wolt sie selber fressen han.
Ain ander, der hiess Blasindäschen,
Ward do greyffend in die täschen.
Die phenning nimpt man gerner,
Sprach er: Se den Perner!
Straub der hiet des gelaiches vil
Und gab dem preutgom ze dem zil
Stendelwürczen, chranichper,
Und sprach: Daz pringt man uber mer:
Es wirt dir zuo den nöten guot,
Wiss, so man daz dinge tuot.
Fro Läychdenman was gemütes frey
Und schancht der praut der nadeln drey,
Einn wierten und zwo spindlen,
Einn feurzeug und zwo windelen.
Sey sprach: Nu müssist gewinnen
Mit nayggen und auch spinnen!
Do gab fro Elsbet Follipruoch
Der praut ein hänfen ermeltuoch
Und sprach: Daz ist ein genameu steur,

Won der hanff ist heur ze teur.
Snatcreyna räycht ir dar
Einen haspel ruossig gar,
Einen sekel, hentschuch zwen,
Die warend schymlich, sam ir zen.
Dannocht ward des dringens vil.
Einer gab einn pesmenstil,
Der ander her einn hafen truog,
Der dritt der bott einn essichchruog,
Der fünft einn korb, der sechst ein sib,
Der sibend gab ein uberlid
Ze einem salzvas, daz waz guot,
Der acht verschenchet einen huot,
Den hiet er dreyssich jar getragen,
31c Dennocht mocht ern kaum verclagen.
Noch so gab man ane zal
Schüsslen, täller, kerczestal,
Gablen, rechen, löffel vil.
Wisst, daz ich euchs kürczen wil.
Die weil scholt man getanczet haben,
Do mochten sey die füss nicht tragen
Von hungers not, dar umb vil schier
Machten sich hin auf ir vier,
Die ze tische dienen wolten,
Und sprachent, daz seu haben scholten
Die ersten suppen nach ir gwan.
Daz was also schier getân,
Ze fressen ward dem einn so not,
Daz er vil nahent sich ze tot
Verprüget hiet in seinem schlund.
Auf so sprang er do ze stund
Und schluog die schüssel mit der faust,
Daz die supp her aussher taust
Mit sampt dem prot bis auf die erd.
Yeder sprach: E ich verderb
Alz gar vor hunger, e wil ich
Es lesen aus dem kât in mich;
Und wär es joch noch bass beschissen,

Dennocht pleybt seyn nicht en bissen.
Trun daz geschach, es was in gsmak.
Darnâch yeder nam einn sak
Und strauwt in nider in daz gras.
Secht, wie schon ir tischtuoch was!
Man wuosch es äynest in dem jâr
Zu dem minsten, daz ist war.
Chöpf und gleser wâren krüg,
Ze hefen auf gar ungefüg,
Salcz und wädel wärind prâcht,
Hieten seu dar an gedacht,
Messern und durch snitten
Der ward da gar vermitten.
Gerstin läyb und häbrin prot
Trugens her, daz was in not,
Ruggins ward auch dar geläyt.
Also was der tisch beräyt,
Daz gaben auch ein ende nam.
34 d Da mit so huob sich frauw und man
Hin zum tisch, sam säw zum nuosch,
Kainer do sein hende wuosch,
Dann fro Els und Farindkuo,
Den was gewesen znot hin zuo,
Daz seu von eyllen also drât
Warend gevallen in daz kât.
Die muosten do des wassers haben,
Daz ward in yeso dar getragen.
Farindkuo für Elsen sprang
(Mich duncht, ym war die weile ze lang)
Und hiess ym yeso wasser geben,
Daz goss der diener ym vil eben
Von höhend auf die ermel sein,
Nicht ins pek ennit hin eyn.
Daz haubet er auf reket,
Die payn auch driclez er streket,
Ir bek was ein sib vil weit,
Daz kauft man zuor hohzeit.
Junchfra Elsen das verdross

Und lieff auch zuo hin, da man goss.
Ir ermel wurden geneczet,
Niemant seis dergeczet
Mit einer zwähel, die man scholt,
So einer die hende zwahen wolt,
Zwüschem gwand und pek enmitten
Gestreket han nach hofes sitten.
So warent auch der diener negel
Lang und spitzig sam die kegel.
Also gtorst ir kainr dar gesmechen,
Ir daumen auf das beki strecken
Zemen gefügt, daz sib auch heben,
Dar umb so muost mans nider legen.
Farindkuo der hiet kain tuoch
Ze trüknen, dar umb er die pruoch
Zuo seiner zwähel do gewan,
Die was vil weit und auf getan.
Er lieff da her mit schalle
Und saczt sich uber alle.
Fro Els ir hend so lange twuog,
Bis man daz ander gericht her truog.
Woy, wie schier sey daz dersach,
Es tet ir laid und ungemach.
Sey hiet kain pruoch, so wolts auch nicht
Das hembd mit wüschen tuon enwicht.
Es was ir zlanch und ane frucht,
Die hend ze winden an dem luft,
Und kam gelauffen also nass.
Wie schier sey auf dem ärs gesass!
Die füss warent ir nicht chrumb,
Chrüg und tischtuoch stiess sey umb.
So sau, so sau so,
Sprach her Ochsenchroph aldo.
Wiss, dein schimph mir nicht behagt,
Wan er uns in dem magen schadt.
Und hieten seu getrunken bass,
Es wär ze stossen komen das.
Also ward es nider geläyt

Und der tisch hin wider bräyt.
Els die mess in do her tragen
Daz erst gericht, sey wolt es haben.
Des was einr ir diener gar
Und pracht in blossen henden dar
Opfel, pieren, nuss und chäs,
Er was gehaissen Spiegelmäs.
Den chäs den legt er für sey do
Also gancz, des was sey fro
Und frass in gar mit sampt den rinden.
Was scholt sey an ym furbas schinden?
Die nusse päyss er mit dem zan,
Daz ym daz pluot hin nach da ran,
Die öpfel huob der selbig man
Pey dem stil ze beschnayden an
Und die pieren pey dem haubt.
Er ist ein gepaur, der an in gelaubt.
Dar nach gugt er in den chruog
Und sach dar eyn, sein was nith gnug.
Des nam er do ein scheuchfas swär
Und schutletzs, ob dar in ichez wär.
Do swanczt der most, daz gefiel ym wol,
Er göss inn kruog und macht in vol,
Und also vol, verstet mich wie,
Daz er uber und uber gie.
35 b Daz was doch alles nicht ze vil
Nach dem und ich euch sagen wil,
Sey wolt den wirt nit schenden
Und fasst den chruog peym henden.
Mund und nass stiess sey dar in,
Also wol smakt ir der wein.
Die weil sie drinn ein rufli vand,
Daz zuchez her aus mit blosser hand
Und drank so treuleich und so fast,
Bis daz ir des ätens gprast.
Wie schier sey des wider kam,
Secht, do huob sey aber an
Ze schilen auf da hin da her,

Nicht anders sam ein wilder per.
Daz haubet liess sey sinchen
Und tranch, daz von dem trinken
Die augen ir vergiengen,
Die oren nider hiengen.
Dannocht was der feuchti mer.
Dar nach so wand sey sich vil ser
Und näygt ir haubt mit sampt dem chruog
Hinter sich, daz was ir fuog.
Den ruggen läynt sey an den paum
Und schre da her, sam aus dem traum:
We mir, we, es ist gestigen!
Der chruog ist truchen und dersigen.
Schench mir in und trag da her
Daz ander gericht, des ich beger!
Spiegelmäys der saumpts nit lanch
Und goss ir eyn daz öpfelgtrank,
Vollen chruog nach seinem sin,
Und macht sich nach essen hin.
Er pracht daz gepraten von dem esel,
Daz daucht sey sein ein willprät edel.
Sey zucht enn läyb her an ir prust
Und snayt da durch recht sam umb sust
Alweg dar, nur pey der mitten.
Secht, daz wurdent erber snitten,
Die legt sey an einn hauffen stolz
Ze sammen, sam ein peyg mit holcz.
Niemant wolt irs messer zuchen,
Daz fleische prach man ir ze stuken.
35 c Daz was ir alles sampt gemäyn.
Sey schlund daz geprät und nuog die päyn.
Sey nuog und zerret also fast,
Daz ir ein zan ym drüssel prast.
Wes scholten do die hund geniessen?
Des nagens ward seu auch verdriessen.
Also tet ir einr einn sprung
Und zucht daz päyn ir aus dem mund.
Doch so fas sey an und an,

Bis sey zuo den andern cham,
Die hieten auch iru schimph getriben,
Uncz daz in nichcz nicht was beliben.
Des schreuwens greuleich: Pring uns me!
Wir ässin gerner vil, dann e.
Hiet fro Els gedrunken wol,
Ir kainer der mocht werden vol.
Hie mit do was daz chraut berayt,
Mit spek und greuben uberlait.
Daz truog man her und visch da mit.
Hofleich was der diener sitt.
Die schüsslen hieltens an dem pauch,
Die finger laytens auch dar auf,
Ein täyl dar eyn verzettet halb
Und wurfens für recht sam einn kalb.
Man gab daz gras in einem stal
In die chripp und uber al.
Des danthen in die herren do.
Des füyssens chrautes wärens fro.
Lastersak hiet gross begir.
Er sach dar eyn recht sam ein stir.
Des hiess er ym ein löffel geben.
Die andern sprachend: Und uns eben!
Des gewunnen etleich löffel do,
Etleich nicht, die taten so:
Seu machtend yre hend ze kellen
Und assend sam zerleich sam die gsellen.
Secht, do huob sich soleich mü
Umb daz chraut und in der prü,
Daz daz eyllen und daz jagen
Gsacht es nie pey ewern tagen.
Man hiet in einer schüssel gesehen
Hend und löffel mer, dann zehen,
Mit enander varen her
35 b Durch daz chraut recht sam die sper
Näch den greuben waz in gach,
Den fuorens mit den ruodern nach.
Des cham der twerg ze einer stund

Und warff des spekes in den mund
So eben, secht, daz ym sein part
Mit enander smalczich wart.
Graf Purkhart tet in allen schaden,
Er hiet ein hand mit kraut geladen
Und fuor do her zuo seinem mund.
Got den ruoft er an ze stuond,
Daz er behielt daz wetter genäm,
Bis daz daz fuoder eyn chäm.
Wie schier sich Chnocz an ym do rach
Und rumpelt, daz der loffel prach!
Des fuor er her mit payden henden
In daz chraut zuo allen enden,
Er fasst der speis ein gaussen vol.
Nu wetter ubel oder wol,
Sprach er zuo der selben stund,
Du muost da her in in meinen schlund.
Gery huob die schüsslen auf
Und drank ein starken tranch dar aus.
Sey sprach: Got geb, es müsst derstinken!
Habt irs frass, so wil ichs trinken.
Und saczt sey wider nider so,
Daz des ubrigen aldo
Ein michel tail auf sprüczet.
We wie sey do küczet!
Des warend do die andern hie
Und sauftens auf, ich wais nit wie,
Daz daz tischtuoch also truken
Belaib do pey von irem supfen.
Aber was des andern was
Es wär joch laub oder gras,
Prosem, rinden oder päyn,
Daz liessens ligen all gemäin.
Er leich sassen auch gepogen
Uber die schüsseln gar gezogen,
Daz die vart dest churczer wär,
Won die pürdin warent swär.
Seu hieten auch ein andern sin,

Ob in ichcz emphiel da hin
Von dem löffel und dem drüssel,
Daz daz wider kam in dschüssel,
Won die maulr in warend weit
Und offen gar ze aller zeit.
Dar umb so taten seu auch daz,
Wan in die finger wurdent nass,
So derswangen seu die hend
Ubers chraut vil gar behend.
Daz uberig wuschten seu vil drat
An die stifel und die wat.
Daz muostens tuon umb die geschicht,
Daz hanttuoch hietens vor in nicht.
Des fuorens her ein ander vart;
Der ward dann lenger nicht gspart.
Dar zuo in auch äyns geviel,
Wan dem esser ichcz emphiel
Auf die erden ab dem tisch,
Es wär gekauwen oder frisch,
Daz scholt man wider auf heben
Und es hin für seu allen legen,
Es wär dann, daz es gtroffen wär
Auf daz gwand ym an gevär.
Daz mocht er behalten, ane zol
Gevielin ym die spüngli wol.
Also gieng es in dem saus
In dem smaczgen und dem jaus,
Bis die schüsslen wurden wan
Und sam die gwaschnen schon getan.
Hungers was in doch entliben.
Hiettens vor von not geswigen,
Secht, do ward do yeder schreien:
Ich syrt dirs weib mit sampt der gsweigen,
Triefnas, pringst du uns nit schier
Wein und mett und dar zuo pier.
Da mit verleust du unser huld.
Daz was do niemant anders schuld,
Dann deren, die da dyenten,

Und in die fresser gienten,
Mit den augen gar von verren
Oder vil ze nach den herren.
Ir kainer eben sehen wolt,
Waz der tische haben scholt.
Des hiet der preutgom do wol acht
Und wolt derzäygen auch sein macht.
Er nam den einen pey dem part
Und raufft in, daz er schreient wart.
Des chament her die andern drey
Und nament Pertschin auch da pey
Und stiessent in, daz er gelag.
36 b Die pruoch die zugens ym do ab,
Seu gussen ym des wassers her
In den ärs und auch enzwer,
Pey den päynen namend in
Und possten seinen hintern hin
An eim paum, daz es derknal,
Der stössen tätens ane zal.
Die andern frawten sich der geschicht
Und hiettens für die pest gericht.
Des kam er wider auf die payn
Und sprach: Es wisst wol all gemayn,
Daz ich mich nicht enkond erweren;
Drey sein alweg eines herren.
Also ward nicht mer dar aus.
Aller most, der in dem haus
Mocht gesein, den trugens dar,
Den verschancht man yeso gar.
Do trunchens her und suffend,
Daz in die augen truffend.
Pencza Trinkavil der trank
Uber aller gesellen danch
Den ersten chruog uncz an den dritten
Und den dritten bis enmitten.
Secht, do ward er cheychent,
Den swayss aus tischtuoch streichent.
Er layt sich auf den tisch gezogen

Mit henden und auch elnpogen.
Da mit so hiet ers uberwunden.
Des tranch auch ze den selben stuonden
Junchfraw Feyna aus eim chruog
Also so freul und so gfuog,
Daz sey da der huost an kam.
Daz uberig durch den puosem ran;
Dem lekt sey mit der zungen nach.
Umb die seuri was ir gach.
Die andern trunken also fast,
Daz oft ir eim der gürttel prast,
Das doch den weisen nicht geschach.
Die gurten sich des ersten gmach
Und drunkend da pey für sich an,
Bis in der gürtel rechte cham.
Dar nach so gieng es an die visch,
Die da warent auf dem tisch.
Seu wolt der Straub chredenczet haben
36 c Des sach er do ein söleichs jagen
Auf dem täller und ein strecken,
Das chosten liess er underwegen
Und grayff hin an zuo einem stuk,
Das was daz gröst zuo seim gelük.
Wie schier daz was verswunden so!
Wer scholt ze disen stunden do
Des andern gepayten legen für?
Es was nicht zeit, sam ich es spür.
Die diener hietten gsnitten
Die visch für seu enmitten.
Do mochten seu gepayten nicht,
Also süss was in daz gericht.
Reuschindhell der tet ein druch
Hin an nach einem haubetstuk,
Das was vil schleymig guot umb in.
Des gedacht er in dem sin:
Chiflest du daz haubt, so pist
Sich gar versaumpt ze diser frist.
Last dus dann, so hast chäyn glust

Und pist her chomen sam umb sust.
Des zoch ers dreystund durch den mund
Und läyt es wider ze der stund
Für sich dannocht also gancz
Und cham ze einer bessern schancz.
Ein mittelstück derwüscht er do,
Daz was vil drät verschlunden so,
Die weil der snelle Varindwand
Daz haubtstück zucht mit seiner hand.
Er wand, er gfiel seim pruder nicht.
Wie schier ers hiet hin eyn verschlicht,
Des chond er doch vil wench geniessen,
Die grät ym seinen hals abstiessend.
Dar zuo sprach do Galgenswanch:
Zarter got, hab ymer danch!
Also fuor do Varindwand
Da hin gen Schläuraffenland
Mit seiner sel, daz was ir fuog.
Den leib man in den Neker truog.
Was scholt den gesellen schaden das?
Mich dunkt, seu ässind nür dest bas.
Won die gnuog ze essen wellen,
Die hütin sich vor vil gesellen;
Der aber vechten wil mit häyl,
36 d Der hab der freunt ein michel täyl.
Dar an gedacht auch Uocz vom hag,
Er wolt eim fresser legen ab
Und sprach: Her Guggoch ist ein man,
Der selber lieder tichten chan
Von Dyetreychem dem Perner,
Den hörten wir vil gerner,
Dann daz wir also sassin,
Die totin fisch da assin.
Des daucht sich Guggach do gemäyt,
Er huob seyn tädinch an und säyt:
Es sässen held in einem sal,
Die ässen wunder uber al
Et cetera bis an ein end.

Die weil die loser warend behend
Und assen auf die vische gar,
E sein der singer ward gewar.
Do nu daz lied ein end gewan,
Gugggoch der wolt heben an
Ze essen näch seinr zuoversicht,
Do sach er umb, da vand er nicht,
Des nikket er sich in dem grind,
Er schre vil laut: Ich pins ein kind
Und du, Uocz, ein rechter wicht.
Daz prüft man wol ze diser gschicht.
Was er vor mit singen fro,
Des traurt er so mit wainen do;
Daz was der andern aller schimph.
Triefnas sach den ungelimph
An essen und an trinken,
Daz haubet ward ym sinken,
Die zerung bswaret in vil ser,
Und gedacht ym an die ler;
Chlainen hochzeit schol er haben,
Der sich hüten wil vor schaden.
Dar umb so was sein frod zerstört,
Des hiet er ärczney auch gehört,
Und gie da hin vil maysterleich.
Hört, ir herren, ärm und reich,
Ruofft er ze der selben stund,
Daz essen ist euch nicht gar gsunt,
So tuot euch auch daz trinchen we.
Dar umb stet auf und esst nit me!
37 Des sneuczt her Chnocz sein nasen gros
Durch sein hende also bloss
Und warfs dem preutgom under daugen.
Nu lek du das, so wil ichs gelauben,
Sprach er zuo dem Pertschin do.
Des waren do die andern fro
Und sprachen zuo dem preutgom:
Uns dunkt, du redist aus dem traum.
Trag her würst mit sampt dem bachen,

Wellist du uns gsunde machen,
Oder wir gend wider haym
Und essin sam uns ist gezam.
Wilt du uns derhungern hie,
Du pist ein chnecht, du waist nit wie.
Äin rechter arczet daz gelaubt;
Auf vollem pauch stet fröleychs haubt.
Des sprach so Arnolt sunderbar:
Dein red war guot und gänczleich war,
Tatist sey auf meinem tisch.
Gib uns etwas auf die visch!
Pertschi sprach: Es ist gesorten
Umb und umb ze allen orten.
Er fullt ein schalen von der nuss
Mit most, daz was ein erleich guss.
Rochunsauber, trag den wein,
Sprach er zuo den knechten sein,
Und sprich, daz er vier äyger prat.
Verderben daz wil haben rat.
Sich, daz was so schier getan!
Die weil die herren huobend an,
Ze schreygen: Trag uns her den wein!
Die vische wellent gswemmet sein.
Des hieten seu do keinen danch.
Piermost und daz öpfelgtranch
Und daz schlechenwasser gar
Waren vor vergeben dar.
Doch pracht man in einn eimer vol
Der sauren milch, die trunkens wol.
Rüfli ze der selben stund
Saczt den eymer an den mund
Und chert sich gen der wand von in.
Daz stuond ym wol nach seinem sin.
Er tranch ym ein so lengi vart,
Daz es die praut verdriessen ward,
37 b Und huob in an ze straffen.
Sey sprach: Du pist enschlaffen
In dem vas nach meinen danken

Oder in der milch dertrunken.
Des ward do Rüfel lachen:
Was hiet die milch ze schaffen?
Sey fuor ym in daz hirn hin auf
Und ran ym zuo der nasen aus
Wider in den chübel so,
Er pot den andern ze trinken do.
Der chübel der gie umb und umb.
Larenchopf der macht es chrumb,
Der ym nicht gnuog der milche vand
Und warff den chubel an die wand.
Da mit die äyger warent bräyt
Und für die gesellen all gelayt.
Ent do was das zeit do chomen,
Daz man da chrepfen scholt ze fromen.
Des ward auch trauwen nicht vermitten,
Seu täten nach irem alten sitten
Und drungen nach den äygern her
Nicht anders, sam die wilden per,
Mit henden und mit füssen,
Des chond in niemant gpüssen.
Der erst der was der peste,
Der ergest und der leste.
Chrimbolten dem ward ein äy,
Scheubinsak gewan ir zway
Chuocz und Troll die hieten gfangen
Daz vierd, des was der tayl dergangen,
Graff Purkhart mit dem uberpain
Sprach: Der schimph ist uns nit gmäyn,
Mir und meinen gesellen hie.
Die pösten tayler daz sind die,
Die einen lassend trunchen werden
Und den andern durstes sterben.
Da mit gräyff er hin gestrak
Und zucht ein äy dem Scheubinsak
So vestechleich und ungetan,
Daz ym daz wäych durch hende ran,
Die finger stiess er in den mund

Und schlickts es ab, daz waz ym grund.
Do sprach Jänsel: Gib mir auch!
Sweig, sprach dirr, du pist ein gauch.
37 c Die negel lang an seinem taumen
Hulfend ym daz äy ze raumen.
Scheubinsak daz ander hielt.
Wie schier ers von einander spielt
Und fuor her mit einr grossen snitten
Durch und durch daz äy enmitten.
Des muost das totter rinnen hin
Mit sampt dem clar ân allen gwin,
Wan es die kaczen begriffend
Ir zungen damit schliffend.
Es ist verclayt, sprach do der man;
Dem daz gelük nicht guotes gan,
Der muoss verliessen uber nacht
Künges hort und käysers macht.
Des nam do Chriembolt eben war
Und fasst daz äy so gancz und gar.
Er warff es yeso in den mund
Und schlikt es eyn in einer stund,
Des wär er gstorben an der zeit.
Do was ym der schlund so weit,
Daz das äy ym durch den kragen
Gänczleich fuor bis in den magen.
Des sprach er: Hie wie guot, wie guot!
Nu ist mein täyl vor euch behuot.
Chnocz und Troll die waren gesellen,
Niemant gtorst sich gen in stellen.
Des trosten seu sich sunder wol,
Dar zuo so warens sinnen vol.
Daz ay seu vassten bäyd geleich
Und tatens auf vil rüwentcleich,
Seu assen hofeleichen gar,
Die snitten stiessens gemächlich dar
Und naczten seu enwench da vor,
Daz wurffens in des mundes tor.
Die snitten schlunden seu nicht gar,

Daz überig stiessens wider dar
Und fuoren zgleycher weis, sam vor,
Umb hin ze des schlundes tor.
Yeder daz so lange träyb,
Daz auf dem tisch kain brot beläyb.
Die andern all die sahent zuo
Recht sam die wolf gen ainer kuo.
Dennocht was des äys ein täyl,
Daz hieltens vast, es was nicht väyl.
37 d Nâch zwayn läyben was in we.
Do vand man in dem haus nit me.
Was scholten do die armen haben?
Trun daz kan ich euch nit sagen.
Do schülten seu den wirte do,
Daz äy den dienern gabens so,
Daz seu dar an gedächtin
Und in ze trinken prächten;
Do mochtens nicht der milch gehaben.
Des muost man an des wassers tragen.
Erst schanktens her mit eren,
Die wirtschaft ward sich meren,
Won der turst seu stätes sart,
Secht, bis an die selben vart.
Man gab ins ungemessen dar,
Das macht seu vol und läydes bar.
Also huob do yeder man
Ze singen und ze sagen an,
Und was der herr hiet an gehaben,
Es wär von singen oder sagen,
Daz chond der chnecht mit züchten storren.
Niemant wolt den andern hörren,
Yeder wolt verhoret sein
Und schre: Vernement die rede mein!
So lange wert der unfuog,
Bis daz man in daz leste truog.
Daz warent kersen, weinper,
Feygen, kriechen und nicht mer.
Hieten sey daz erst gericht

Sauberleichen auf gezücht,
Das leste ward zuo der geschicht
Vil mächticleicher gar verschlucht.
Doch so tet die praut ir recht
Und fräss nicht schlindent sam die knecht.
Sey bäiss ab einer kerssen mer,
Dann siben stund, daz was ein er.
Do sach Pertschi Trieffnas,
Daz kain salcz vor inen was;
Des pracht er in den geren vol
Und sprach: Daz ghört zun kriechen wol.
In den selben stunden
Ein flo die was gesprungen
Fro Hudeln zwüschen yreu payn
Und päiss sey, daz sey dar zuo gräyn.
Des wolt sey sich do puken,
38 Die floh ze tot ertruken.
Secht, do ward ir dhaut ze kurcz,
Ir geschach nicht recht, sey liess einn furcz;
Der schanden wolt sey sich dergeczen
Und ward sich mit den füssen kreczen,
Dar umb, daz man scholt glauben han,
Die füsse hietens alcz getan.
Des was Henricze ir ze schluog
Und sprach: Daz ist nicht enes fuog.
Ich sing dir eins vil wol geticht:
Creczen geleycht sich ferczen nicht.
Hüdeln tett der spot vil we
Und liess einn grossen furcz, sam e,
Und dar nach drey, der waren vier.
Sey schre hin ze dem schreyber schier:
Set hin, ir vercleiter knecht,
Clinglent aver die icht recht?
Damit so was der schreyber bezalt,
Graf Purkhart doch des gsmaks engalt
Oder leycht sein äy was faul.
Die speis die schluog ym zuo dem maul.
Des muost er speiben ze der vart

Auf den tisch durch seinen part.
Do hiet der alt her Gumpost
Getrunchen wasser, milch und most,
Daz sich der pauch ward pläygend ser,
Wütend, plodrent, sam daz mer.
Die vische wurden swimmend
Und in so harte grimmend,
Daz er von dem tisch muost sten.
Er sprach: Ich wil gen smeyssen gen,
Ich chum her wider, päytend hie!
Die andern auf ich wayss nicht wie
Und leuffen all dem Gumpost nach,
Ze säychen was in also gäch.
Dennocht playb fro Laychdenman,
Sey hiet es unter sich getan
In daz phäyl, daz ward ir nass,
Won sey dez swams do häym vergass;
Des macht sey sich doch auf die päyn
Und wolt nicht siczen da alläyn.
Da nu die herren chament wider,
Sey hieten sich gesecczet nider.
Do was daz tischtuoch auf gehaben,
38ᵇ Daz konden seu do nie verclagen.
Wärens gesessen an den segen,
Wenn wollen seu dann danke geben?
Die diener wuoschend do ir hend,
Da mit so nam der tisch ein end.
°°° Secht, do was nu tanczens zeit!
In der wisen, die was weyt,
Gunterfay, sich huob ein geschray,
Nym hin ein äy und pheiff zwäy!
Der spilman was des weines vol,
°° Des emphand er an ym wol,
Doch gedacht er in dem sin:
Ob ich joch nu gar trunken pin,
So sein seu trauwen auch nich lär.
Dar umb ist es mir nicht swär
Ze pfeyffen hin ein narrenvart,

Won seu verstend es auch einn sart.
*** Da mit und er sein bek derschal,
Daz es io in dem perg derhal.
Ofenstek do fürher sprang
Und nam fro Juczen an die hand.
Er tanczt da hin, sey vegt ym nach,
Die andern auf und an vil gach.
Daz gzöder michel ward und lang.
** Ieder sunderleichen sprang
Auf und nider in dem traum,
Sam die äpfel von dem paum.
Gunterfay der schluog und schluog
So lange weil und ane fuog,
*** Des was do Ofenstek ze füyss
Und hiet geswanczt, daz ym der swäiss
Durch seinen diken schoppen ran.
Des ward er auch so müd der man,
Daz er nicht furbas mocht gesten;
Des muost er ab dem tancze gen.
Er legt sich in daz gras und sprach:
Gott geb ym alles ungemach,
Die dich pfeiffen geleret ir,
So we ist mir geschehen hie.
Schabenloch den haber truog,
Den liess er sten und was so chluog,
Daz er die ersten begraiff aldo
Und sprach: Vil höh mit ir hyo!
Do was der rek ze mager gar,
Die pruoch ze weit, des ward er gwar,
38 c Dar nach und sey ym was gevallen
Für die chnie vor inen allen.
Des muost er strauchen in daz gras,
Jücz auf in, sam billeich was,
Chuoncz auf Juczen, Els hin nach,
Ze vallen was in also gach.
In den sachen es geschach,
Daz Els den iren spiegel brach,
Ein stuk daz gieng ir in die haut,

Daz tet ir we, sey schrey vil laut:
Hör auf, fayger Gunterfay,
Won mein spiegel ist enzway.
Der spilman geswäig, der Gumpost schre:
Got geb ym läid und alles we,
Der an dem spiegel schuldig sey!
Hie verstuond man vil wol pey,
Wer den spiegel kauffet hiet
Und wen er mit dem fluoch erryet;
Des lachet man, es was nicht zeit,
Daz sich derheben scholt ein streyt.
Des ward nu von dem tancz gelassen,
Die man von müdi nider sassen,
** Die frawen stuonden, daz was wol,
Won tanczens werdens niemer vol.
*** Sey hieten für die knaben gaungen,
Stayn geworffen und gesprungen,
Da was es in nicht gar gewon,
Dar umb so liessen seu dar von.
Was scholt man in dann ze trinken tragen?
Die chruog die warend all zerschlagen.
Also kam daz ander geschray:
Pheiff auf, lieber Gunterfay!
Des antwurt er: Ich mag nicht me.
Wisst, mir tuet der schedel we.
Daz ist mir läid, nu hab es dir!
Sprach do Pertschi mit begir,
So schullen wir eins singen,
Ze ring umb allen springen.
Der red warend sey vil fro.
Des huob do Pertschi an also:
** Daas schaffet alz die minn, die minn,
Daas schaffet alz die minn, die minn,
Daz wir leben ane syynn,
Daz wir leben anece synn.
38 d Daz schaffet als der wein, der wein,
Daz wir müssen froleich sein.
Daz schaffet alz daz gold, daz gold,

Daz niemant ist dem andern holt.
Daz schaffet alz daz phand, daz phand,
Daz man porget so ze hand.
Daz schaffet alz daz spil, daz spil,
Daz ich nit mag behalten vil.
*** Et cetera, daz ward so lang,
Daz yeder auf ze lesten sprang
Mit einem füss, dar umb daz,
Daz er geruwen mocht dester bas
An dem andern, so er gelag,
An tretten, sam ein fauler mag.
Sölcich gnepfen und ein hopphen,
Huplen lupfen und ein zoppen
Hiet sich an dem ring derhaben,
Ir gsacht es nie pey ewern tagen.
Des gie dem singer dar nach ab.
Er sprach: Nu we mir heut den tag!
Daz ich nicht kan des liedez me,
Daz tuot mir in der versenn we.
Die andern warend tanczens vol,
Yeder sprach: So tuocz mir wol.
Seu vielent nider in daz gras
Und ruowten da, das fuogt in bas.
Des nam do Galgenswanch ein äy
Und sprang her gen dem Gunterfay.
Er sprach: Se hin und mach ein guocz!
Ich pin nicht eines chranchen muocz.
Do nu der pfeiffer hiet sein lon,
Er schluog dar an, es donet schon.
Galgenswank fro Schurenprand
Nam pey ir sneweissen hand
Und spranch da hin mit seinen gesellen
Röschleich gar an alles stellen,
Er feget umb und umb und umb,
Daz seu vil schiere warind tumb
Worden von der selben geschicht.
Do was der pheiffer nach derstlicht
Von dem staub, der in in kam,

Und leczef so den guoten man,
Daz er muost lassen von dem göyl.
Daz cham den andern auch ze häyl,
Den von trümelen swindlent wart,
Und vielent nider an der vart.
Daz tet dem vorspringer zorn,
Er schre: Ich han ein äy verlorn
An dem choczen spilman,
Des muoss er heut den hoger han!
Dar zuo geb ym got den rampf!
Daz schol er han von mir ze danch.
Warens vor ym gras gelegen,
Erst do muostens schlaffens phlegen.
Doch so snarchelt Uocz so ser
Und stanch so saur durch frowen er,
Daz ym daz gnafzgen gar vergieng.
Da mit der schreiber ane vieng
Und sprach: Stet auf, wir müssen springen,
Ich chan ein hübschs, daz wil ich singen.
Seiner red der warens fro.
Da mit huob er an also:
°° Wem schol ichs geben,
Ze fröden seinem leben?
Was ist das?
Sagt uns, herre, was?
Es ist fro Gredel Erenfluoch; wem fuogt sey bas?
Es ist fro Gredel Erenfluoch; wem fuogt sey bas?
Anders niempt, dann mir;
Sey ist meins herczen gir.
Jächel Gumpost, seysts ein gesell, so hab sie dir!
Jächel Gumpost, seysts ein gesell, so hab sey dir!
Nu muoss mirs got gesegen!
Wie schon wil ich ir phlegen!
Wem schol ichs geben,
Ze fröden seinem leben?
Waz ist daz?
Sagt uns, herre, was?
Es ist die schon fro Genepferin; wem fuogt sey bas?

Es ist die schon fro Genepferin; wem fuogt sey bas?
Anders niempt, dann mir;
Sey ist meins herczen gir.
Rüfli Lechspiss, pist ein gesell, so hab sey dir!
Nuo muoss mirs got gesegen!
Wie schon wil ich ir phlegen!
*** Et cetera so gie daz lied,
Bis daz yeder seinen hiet,
Die da warent an dem tancz.
Da mit so was die fröde gancz.
Do sprungen plümlen durch den cle,
Von liebe schayden, daz tuot we,
Sungen sey da in dem gras.
Des cham do Pertschi Trieffnas
Und macht sich hin zuo Gunterfay.
Er sprach: Pfeiff auf und nim daz äy!
Da mit her Colman cham der alt
39b Und fro Perchta mit gewalt.
Se hin zway, der ist vil me,
Und pfeiff uns nach der alten ee
Eines, sprachen seu zuo im.
Pertschi hiet einn hohen sinn
Und sprach: So hab dir dreu von mir
Und pheiff mir nach meines herczen gir
Nach dem neuwen sitten eins!
Der alten chan ich aller cheins.
Der stoss was gross von inen payden,
Doch warts ze lesten also gschayden,
Daz Colman und fro Laychdenman
Hofieren scholten vor hin an
Und dem preutgom tanczen vor
Mit der praut vil hoh enbor,
Die Genepferin und Grabinsgaden
Scholten in den zagel haben.
Secht do huob sich erst ein swingen,
Ochsendringen, kälberspringen!
Der spilman pfeyff, daz nie gestaub
Nie gedont noch nie geflog.

Do chnatens hin, do trattens her,
Nicht anders sam die wilden per.
We wie, wie höh zeu sprungen,
Ir armen auf swungen!
Der ein der schre: Hie ja, hy jo!
Der ander: Jo, wie get es so?
Storkenpäyn der waz vil jung
Und mass ym selber einen sprung
Also höh, in daucht er fluog.
Dez tet er wider einen zuog
Also geswind, daz er gesass
Mit dem hintern in dem gras.
Die Mäczli warent also also rüg
Und sprungen her so gar gefüg,
Daz man in oft ich wayss nit wie
Hin auf gesach bis an die knie.
Hilden haubtloch was ze weyt,
Dar umb ir an derselben zeit
Daz tüttel aus dem puosem sprang.
Tanczens gyr sey dar zuo twang.
Hüdellein der ward so hayss,
Daz sey den kittel vor auf rayss;
Des sach man ir die iren do
Und macht vil mängen herczen fro.
Seu schreuwen all: Sey wil ein man,
Sey hat ein maul und har dar an.
Chnopfeln, neztell prachent vil,
Und recht, sam ich euchs kurczen wil,
Von dem gumpen und gedreng
Ward der tancz so übrigs eng,
Daz der preutgom wisst nicht, wo
Er was und keren scholt aldo.
Er was gestekct in der mitt
Sam in dem sne ein andrer schlitt.
Waz scholt daz do die gsellen btragen,
Die der minn mit grifflen phlagen?
Fertschi zuo dem trüller schre:
Lass dar von und pheiff nicht me!

Der spilman tet nach seinem sin,
Da mit so was der tancz da hin.
Do woltens gesessen sein da nider;
Des schre her Troll hinwider wider:
Die weil es in der hicze sey,
Macht euch an den ring hie pey!
Ich wil euch sunderleichen singen
Eins, daz füget wol ze springen.
Der red wurdens alle fro.
Da mit so huob er an also:
** Es ass mein vatter Eberhart
Und tranch in eyn ein rympart
Es schlieff mein vetter Oll, her Oll, Hol, her
Oll, her Oll, her Oll, her Oll, her Oll, her Oll, her Oll,
Es schlie ie ief her Oll Oll Oll Oll,
Es sang mein sun der Perchtold
Und sprang mein nef her Hylpold,
Es tanczt her Scholl, lo, lo, lo, loll, lo, lo,
Lo, lo, lo, lo, loll, lo, lo, lo, lo, lo, lo, lo, loll,
Es swanczt her Scho o, o, o, o, o oll
*** Et cetera. Er sang ye bas;
Und do es an dem besten was,
Da sät der tiefel aschen dreyn,
Daz schuoff der laidig Eysengreyn,
Der wolt in Greduln minn verprennen
Und sey des lassen werden innen
Mit chraczlen haymleich in der hand.
Daz stuond nicht wol, es waz ein scand,
Won die junchfraw an der vart
Von dem chreczen pluotend wart.
Dar umb so cham der gpauren schimph
Nach ir gewon ze ungelymph.

39 d Do nu dis geschehen was,
Schindennak hiet gesehen das,
Es muot in ser und ward sich rymphen.
Er sprach: Es ist mir aus dem schimphen,
Her Eysengreyn, daz schült ir wissen.

Mich dünckt, ir habt die fröd verschissen.
Wes habt ir so mein niftel gezigen,
Ir hend verwüstet und verstigen?
Die gest man erleich halten schol
Und nicht enschenden, daz stet wol.
Was chlaffst du? sprach do Ysengreyn.
Ich siert dir noch die muoter dein
Mit sampt der niftel, hörstu das,
Wilt sein nicht geraten bas.
Schinddenmack, schre Eysengreyn,
Und sierist du mir die muoter mein,
Ich siert dich selb und als dein gschlecht.
Da mit so griet der dörpel pracht
Zuo einem rauffen, daz ist war,
Einr dem andern viel ins har,
Die frauwen machten sich ze flucht,
Die knecht derzäigten ire zucht,
Yeder zuo seym freunde sprang,
Mit rauffen durch die andern drang.
** Fesafögili besunder
Rauffet so, es was ein wunder,
Er fasst der löken nur enchlain
Und zucht daz wider sich so räyn,
Daz ym die hand ward hares vol.
Diecz vergalt ym Dyetreich wol,
Er nam in pey seym langen part
Und zucht in so, daz an der vart
Der kumpagg viel zer erden;
*** Des muosst er yeso sterben.
Daz tribens lang yo bas und bas,
Bis daz der löken nicht enwas
In dem haubt noch in dem part,
Also daz das reissen wart
Geraten ze den feusten do.
Do schluogens umb so wertleich so,
Daz oft ir eim die nase pluot,
Daz maul dar zuo, daz waz ym guot
Für daz aderlassen do.

** Snellagödel hielt sich so,
Er want den taumen umb die faust
Und schluog zun oren, daz es taust.
Er spiczt der finger chnoden
Und stiess vil ungezogen
Auf zuor nasen gen dem herczen
An die chropf, daz schuoff ir smerczen
Und tet dem Scheubinsak vil ant,
Der umb sein faust die gugel want
Und styess ims in den weiten schlund,
Daz er derstiket so ze stund.
*** Der feusten ward seu do verdriessen
Und grieffen her zuo iren spiessen,
Seu wurden schirment her von tach
Mit iren swingen ungemach,
Dar zuo mit den stangen grossen.
Söleich schlahen und ein stossen
Hiet sich auch von in derhaben,
Ir gesacht es nie pey ewern tagen.
** Seurrenstorffer Rüczinger
Sähind zuo von verrem her.
Der andern schaden warens fro
Und sprachent zuo einander so:
Die herren sind uns zstark gewesen;
Sterken seu, so sein wir genesen.
*** Die weil des vechtens vil geschach
Und Arnolt in den mülpach
Was geworffen an der stund,
Daz wasser gie ym in den mund.
Dannocht täyschet er her aus,
Er lieff in des mullners haus,
Der lech ym yest einen spiess.
Secht, do vecht er sam ein fiess!
Er stach den Chnoczen pey dem nabel
Und sprach: Nu se, da lig und zabel!
Dez was hern Trollen do kain danch.
Der ward do vechtend, daz er stanch.
Mit seiner helmparten

Schluog er her ein scharten
Dem Arnolten, daz ym der mag
Unter seinen füssen glag.
Da mit so was der Chnocz gerochen
Und die helmpart auch zeprochen.
40 b Wie schier der Troll einn mantel vand
Und wand in dreystund umb die hand!
Er zucht ein bräyte swingen aus
Und facht, sam in dem grind ein laus.
** Da hiet daz messer nicht sein zeit,
Won daz velt was ym ze weit.
Daz füget speren stangen,
Dar umb kam er gegangen
*** Mit einem spiess her Galgenswanch
Und stach in über seinen danch,
Daz er an dem ärs gelag
Bis an seinen lesten tag.
Juncher Troll der was verlorn.
** Do kam der twerg vil hoh geporn
Mit seiner list ein chlainer wicht,
Der stangen mocht er getragen nicht, *
Des muost er seine veinde zwingen
Mit wurgen, chreczen und mit ringen.
Galgenswanken lief er an,
Pey der mitt er in gewan
Und huob in auf und warff in nider,
Daz er noch nie derstuond herwider.
Dar zuo hiet dirr ander wicz.
Er tratt dem Harnstayn auf die spicz,
Die er an den schuohen truog,
Und stiess in hin so ungefuog,
Daz er gelag an seiner stat.
In den drüssel er in trat
Und hielt in so, ich wayss nicht wie,
Bis daz ym die sel vergie.
Des liess er sich benügen nicht
Und lieff da her der selbig wicht.
Hern Dyetrichen den grossen man

Es pey seinen päynen gwan
Und schwancht in umb also geswind,
Daz er sich strekel, sam ein rind.
Doch so schierupt er seinen chragen,
Daz in der gfuog nicht mocht gehaben.
Des ward ein anders gehebet an.
Wie schier erkam der Gaggelman
Und her uber den vil grossen
Mit seinen henden also blossen!
Woy, wie hiet er in so geswind
Gemacht an einem augen plind!
40 c Mit schürpfen und mit kreczen
Kond er die veinde leczen.
Das maul wolt er ym reissen,
Des huob dir an ze peyssen
Und behuob in mit dem zan,
Bis er ym den gürtel gwan.
Do stiess er den vil künen twerg
Mer dann drey stund wider derd
Und warff in uber Pertschis tach,
Daz man in niemer me gesach.
*** Der zorn hiet in begriffen,
Er zucht sein swert, daz geschliffen,
Und schluog umb, daz von einem schlag
Ein michel diet vor ym gelag.
Niemant getorst ym genahen,
Ze fliehen muostens gahen.
Do diez der preutgom so dersach,
Es schuof ym läid und ungemach,
Er lieff hin in den wendelstain
Und laut die gloggen all gemayn
Ze sturm, daz macht ein grossen schal
In dem pofel uber al.
Seu fuoren auf: Wo schilt und sper?
Mit ungewüschten ärsen her
Und chament ungezogen
Mit armbrusten und pogenn,
Mit pölczen und mit pfeyllen.

Machtig was ir eyllen
Auf die von Nissingen die ſessen
Mit stechen, schlahen, schiessen,
Mit werffen und mit stossen,
Mit staynen, stangen grossen,
Gablen und auch rechen
Sach man vil da brechen,
** Also daz die fremden geste
Wurden inen des ze leste,
Daz das schayden was ze swär
Yerem leben gar zgevär,
Und huoben sich zesamen so
Mit den ruggen chechleich do.
Seu schluogen ire lanczen für.
Des kam do einr, sam ich es spür,
Der was der Fladenranft gnant,
Auf einem esel her gerant.
Und wolt sich an yn rechen,
Ir maur vil gar zerprechen.
40 d Da seczet einr dem esel an,
Der ander huob sich gen dem man,
Also daz mein Fladenranf
Viel da hin, ym was nicht sanft,
Und der esel sampt mit ym,
Tod daz was sein ungewin.
Do daz die andern sahen,
Erst huob sich ein gahen
Mit werffen und mit schiessen.
Des ward die gest verdriessen
Also ser, daz sey nicht wolten
Leiden me, noch pleiben scholten.
Des trosten seu sich hasenwer
Und lieffent snell, daz was ir er.
Do gesach man nie kain flieher
An seinen nahezieher.
*** Ze jochen ward den andern gach.
Also ward in geeyllet nach
Gen Nissingen bis an daz tor.

** So habt es wol geschen vor,
Daz yeder hund auf seinem mist
Für ander drey geherczer ist;
Der minst erbaysst den maysten;
*** So taten auch die ersten,
Die kerten sich hin umb ze wer
Und fachten wol und dannocht mer,
Dann seu hiettin vor getan.
Da mit man schluog ze sturme an
Mit schlegen unverdrossen,
Die glogg was noch nicht gossen,
Mäntleich auf und an die prugg,
Da ward der jäger macht ze lugg.
Hietens vor geeyllet ser,
Des muostens gahen dreistund mer
Wider umb auf halben weg,
Bis daz seu chament ubern steg,
** Den wurffens ab, da warens frey
*** Und koment häym gar gmach da pey.
Seu viengen pey den henden
Die mäcznen ellenden
Ze sertenn und ze schenden,
Des chonnd in niemant gewenden,
Des warent doch von Saurrenstorff
Und von Rüczingen dem dorff
Die diernen all gefüret hin,
81 Daz was ir er und auch gewin.
Die Nissinger auch wider umb
Seu wuotten ser und machtens krumb,
Der purgermayster schre vil drat:
Auf, ir herren, in den rat!
Wir schüllen wissen, wie ym sey
Und was ze schaffen auch da pey.
Des chamen zwelff der gesworen
Die allerpest geporen
In den rât gegangen
Parfuoss hin und dannen.
Den ersten hiess man Strudel so,

Der was ir purgermaister do,
Dem andern sprach man Pachenfläsch,
Dem dritten Egghart Rindläysch,
Der vierd was Snegg, der fünft der Zing,
Dem sechsten ruoff man Schilawingg;
Wütreich und der Luodrer,
Pülreich und der Marnär,
Eselpagg und Fülzan
Machent auch wol sechs man.
Ir rauthaus was ein scheur mit stro,
Da sassens ein und sprachen so:
Wir schüllen senden nach den knaben,
Daz seu uns vil eben sagen,
Wie daz dinch sey an gevangen,
Dar zuo wie es sey dergangen.
Des ruoffens so dem Deupenpäyn,
Der was do schrey der gemain,
Und santten nach dem Chraymbolt,
Der cham vil endleich, sam er scholt,
Und sayt vil eben, wie ym was.
Do nu Egghart gehöret daz
Und wie Arnolt was derschlagen,
Secht do huob sich jämers chlagen
Von dem vatter umb sein knaben;
Ir gehort es nie pey ewern tagen.
** Er sprach: O we, du pitter tod,
Du greuleichs end, du sende not,
Wie hast du mir mein liebes kind
Emphüret hin so gar geswind?
Daz laid ich nimer mer verschlag,
Die weil ich leb, nur einen tag.
Da mit so viel er yeso hin
Und lag geswunden in dem sin,
Er tett sam vatters treuwe tuot,
Dem seins herezen äygen pluot
Vergossen ist so gar ze drat,
Daz er so lang derzogen hat
Mit grosser mü pey seinen tagen.

Doch was ym vil me ze clagen,
Daz sein sun, recht sam ein perg
Ein man, dersturb von einem twerg
Lasterleych und ane peycht,
Seiner er und sel unleycht.
*** Des hiet auch Snegg verhört daz äyn,
Daz sein vatter Harrenstayn
Hiet den seinen leyb verlorn.
Do zittert er von rechtem zorn.
Daz wolt er yeso schiere rechen.
Des huob er an also ze sprechen:
** Ir herren, ich wisst langes wol,
Wie sich einr bedenken schol
Langeu zeit und schaffen drat,
Des er sich so hat bedacht,
Won zorn und eyllen sint dem rat
Widerwartig fruo und spat.
Die regel falt, daz secht es wol,
So einr seynn schaden rechen schol
Mit schlahen, rauben und prennen,
Des mügt ir auch da pey derkennen.
Hat mich einer yecz verwunt
Und rich ich daz nicht so ze stund,
So koment ander leut ze stett
Und machent frid, so ist es wett.
Seu sprechent nicht: Stich in hin wider!
Da mit so leyt min er da nider.
Min pluot verrert, daz fläsch gestochen
Beleybt so ganczleich ungerochen.
Dar umb verhört, daz ist mein rat,
Die weil daz dinch sein zeite hat,
Daz wir gepeuten auf ein puoss
Yedem man ze röss und zfuoss
Und tügin zstetts ein rennen
Ze schlahen und ze prennen,
Ze rauben und zschalmüczen,
41 c Mit spiessen, für und schüczen
Auf die von Lappenhausen.

Daz wirt ein erleich sausen.
Und schol dis haben fürgang,
So tuot es schier und machez nit lang.
Secht, daz wär gschehen so.
Des gedacht ym Putreich do
An sein tochteren Küczeldarmen,
Er muost sich uber sey derparmen
Und sprach: Her Snegg, daz tät ich gern,
So muoss man sein umb sach enbern.
Wäyst nicht, daz gevangen seind
Unser tochtren? Pist du plind?
Dar umb so volgt es meinem rât
Und eyllt nit zuo der rach so drat!
Lasst uns e mit cluogen sinnen
Unsreu kinder wider gewinnen!
Daz ist, wir schüllen trachten eben
Den veinten sussen red ze geben
Und verhaissen wol mit sagen,
Bis daz wir daz unser haben.
Dar nach, rürens uns ein tahen,
So schol man eins zum andern schlahen,
Dar mit smuczen uber seu her
Ze ross und zfüss mit schilt und sper,
Mit schlahen, hawen und mit stechen
Und also alten schaden rechen.
Do nu der das sein gesprach,
Wütreich auf gen hymel sach.
Er wolt sich zaygen erber sein
Und sprach: Her freunt, die rede dein
Ist wol nücz nach meinr versicht,
Doch hant sey der eren nicht.
Des sprachent do die andern all
Gemainclaich auf in lautem schall:
Was nicht enhat der eren scheyn,
Daz mag auch nimer nücz gesein.
Hie mit was des râtes geswigen
Und auch die sach in ir beliben.
Strudel fragen do began,

Was noch wâre guot getan.
Des antwurtent seu ym gemäyn
Und sprachent: Herr, ir seyts der äyn,
Der uber uns gesaczet ist
41 d Ze rat und schirm ze aller frist.
Darum so schult ir heven an,
Und was ir welt, daz sey getan.
Strudel rüspelt seinen chragen
Und huob sein tadinch an ze sagen.
Er sprach: Der streyt geschaffen was
Umb anders nicht, dann umb das,
Daz man an unzucht schon und eben
Möcht mit ganczem frid geleben.
Dar umb wir mügen vechten
Mit got und mit dem rechten
Wider yedem, der uns tuot
Ze kurcz an leibe oder guot.
Nu dar, so habts vernomen wol,
Des ich vil grossen chumber dol,
Wie die Lappenhauser heut
Gemürdet habent unser leut,
Gevangen, gschlagen gar unleys
In irem dorff nach schelcher weis.
Etleich gflohet uf der häid,
Daz schol uns pilleich wesen layd;
Won besser ist, noch weiser ler
Frisleich sterben umb die er,
Dann mit schanden leben, secht!
Nu hat auch got die seinen knecht
Moysen und Josue
Gehaissen in der alten ee
Streyten wider falsche schar
Und half in dar zuo gancz und gar,
So mag ein volk auch streiten wol,
So man daz sein beschirmen schol.
Den gewalt wir von dem kayser haben.
Doch so lat euch eines sagen!
Des menschen grosser übermuot

Vil oft eim solhen schaden tuot,
Daz einem wirdet an gesiget,
Wie wol er süst des rechten phliget.
Dar umb so schüllen wir die sach
Gütleich heven an mit gmach.
In ganczer diemuot wellen wir
Daz end ersehen nach begir
Und senden unser boten hin
Gen Lappenhausen in dem sin,
Daz seu uns widersenden schier
Unser tochtren alle vier
Und auch die Wasserschepferin,
Dar zuo allen ungewin
Und schaden wider tügin
Fürbas chaymen mügin,
Der von disem dorff sey,
Wollens wesen streytes frey.
Des rât ich euch und dünkt mich so
Vil guot, des wurdens alle fro.
Des wurden yeso ausderwelt
Zwen der besten und gezelt:
Daz was der weis her Albrecht Zingg
Und auch juncher Schilawingg
Zuo der potschaft in der sach.
Daz geviel dem Zinggen nit und sprach:
Der häbch und sparwer vahen wil,
Der schol mich des nicht bitten vil,
Daz ich der sein neczfogel sey.
Hie so schült es merken pey,
Daz ich nicht gecheren glar
Zuo einer ungeheuren schar,
Die so scheidleich ist uns bös,
So ungeschlacht und auch so lös;
Dar zuo seyn seu trunken auch.
Waynt ir, daz ich sey ein gauch,
Daz ich so swäre botschaft werben
Well und aue wer verderben.
Des was do Schilawingg vil jung,

Er macht sich auf und telt einn sprung
Und sprach: Schol ich der zag nu sein?
Welt ir ichez, bedorft es mein?
Ich trost mich meiner süssen so,
Daz ich sein pin von herczen fro,
Ob ich die botschaft werben schol
Alters äyn. Daz gefiel in wol,
Er hiet die schönen Gnepferin
Ze einem lieb in seinem sinn.
Daz was die sach, dar umbe daz,
Daz so gar gehorsam was.
* Des lieff er hin der fröleich man,
42 b *** Bis er gen Lappenhausen cham.
Da vand ers all nach pey dem tancz,
Springen höh von rechter schancz.
Er machet sich gen in zuo dem spil.
** Hört, was ich euch sagen wil,
Sprach der bott zum herren do.
Ir seyt des ewern lasters fro,
Dunchet mich in meinem muot,
Daz heut so manger helde guot
Verloren hat sein leben hie
Und ir noch tuot, ich wäiss nit wie.
*** Secht, da liessens von dem tancz.
Niemant hiet vernomen gancz,
Was der pott in hiett gesäyt;
Des waren seu da hie beräyt,
** Und sprachen: Was wil diser gauch?
Sag uns, daz wirs hören auch!
** Schilawingg was unverzäyt,
Sein botschafft huob er an und säyt:
Ir habt vil recht, ich pins ein gauch,
Ein chind dar zuo und tobig auch,
Dar umb kan ich auch liegen nicht,
Die leut betriegen, sam ein wicht;
Won liegen daz wil haben list.
Also sag ich, wie ym ist
Gewarleich in eim schlechten schein.

*** Von Nissingen die herren mein
Der purgermayster und der rât
Enpeuten euch pey gedrat,
Daz ir die tochtren alle vier
Gebin wider also schier
Und auch die Wasserschepferin,
Dar zuo allen ungewin
Und schaden wider fügind,
Fürbas niemant mügin
Der von irem dorffe sey,
Welt es wesen streytes frey.
Do nu das verhöret was,
Der do schelten chondet bas,
Daz was ir mayger Ruofli do.
Der huob es an und sprach also:
Her gsell, ich waiss nit, wer du pist;
Doch gäb man umb dich nit ein fist
Noch umb dein herren von dem rât,
42 c Den paurenmäyster, der dich hat
Gesant so törisch zuo uns her,
Noch umb alle Nissinger.
** Wiss, er was dir nicht gar holt,
Der dich also her senden wolt;
Und wär es nicht so gar ein schand,
Botten främeln so ze hand,
Sterben muossist umb dein spil.
Des troste dich, doch nicht ze vil,
Und cher vil endleich wider häym,
Als dir wäscht ein uberpäyn.
*** Schylawinggen ward so häyss
Ze fliehen, im enphuor ein schäyss.
Daz was der segen, den er gab
Den leuten an dem sunnetag.
Daz wär ym alles ein getrencht,
Hiet er sich en wench verrencht
An seinen löffern, den was gâch,
So veintleich eyllten seu ym nâch.
Des cham er doch vor inen häym

Und sagt die mär in allen gemäyn.
Da mit seu santen überall
Gen Aurach in Sweiczer tal
Und zuo den von Gäygenhofen,
In Gadubri zuo dem ofen,
Gen Kenelbach und Leybingen,
Gen Hofen und gen Vettringen,
Gen Ruczingen und Füczenswille,
Gen Scurrenstorff und Wattwille,
Dar zuo abhin an den Reyn,
Da ir freunde schollen sein,
Daz seu ze hilfe kämin in,
Won ze streytten stuond ir sin.
Des waren so die botten bhend,
Daz bis morgens hiet ein end
Ir potschaft gwunnen, daz ist daz.
Die weil ze Lappenhausen was
Daz hochzeit schon begangen
Von frauwen und von mannen.
Seu hietten ser gesprungen,
Getrunchen und gesungen,
Daz nachtmál wol gefressen.
°° Man schol auch nicht vergessen
Des, daz Bertschi Triefnas
Tet, do er pey Maczen was
42a In dem pett der selben nacht.
Daz sag ich euch nách meinr vermacht.
Er hyels sey mit den armen sein
Und küsst sey in das maul hin ein
Siben stund nach seinem lust
Und trücht ir prustli an sein prust.
Des wol er fürbas sein gevarn:
Mäczli chond den weg verwarn
Und huob ze schreyen an so vast,
Man hört es uber ein halben rast.
Die päyn seu huob ze samen ser,
Daz was der junchfrawen er.
Des liess der preutgom von dem streyt

Und gedacht ym an der zeyt,
Wie mit spächten scholt der man
Daz dinch den frauwen gewinnen an.
Da mit so huob er an und sprach:
Wol mir, daz ich ie gesach
Die stat, da mundel sich ze mund
Gefuget hat in süsser stund!
Deineu prüstel zuo meiner prust
Getruket sind so gar mit lust
In rechter lieb und auch so geleich,
Des lob ich got von hymelreich,
Der die wun geschaffen hat
Sunderleich mit seinem rât,
Daz die menschäyt wachsen schol.
Dar umb, mein lieb, nu tuo so wol!
Gedench, daz got gesprochen hat:
Ein mensche seinen vatter lat,
Er tuot sich auch seinr muter an
Und haltet sich zuo seiner chan,
So werdent zway in einem flaisch
Nach der glos, die ich da wäiss,
Daz ist ze einem chind zgeperen,
Und geruoch mich des zgeweren,
Daz die gens tuond in dem bach!
Liebes lieb, daz ist ein sach,
Daz ich eweeleichen dich
Halten muoss und wil, sam mich.
Mäczli do mit ungemach
Wainent zuo dem knechte sprach:
Ja, ich wayss wol, wie ym ist.
Du pists ein gesell mit falcher list,
Sam einr, der vogel vahen wil,
Der pfeiffet süss und macht sein vil,
Und so seu koment in sein hab,
So würgt er in die chragen ab.
Näna, Mäczli, so sprach dirr,
Mich dunkt, du seygist worden irr
In disem bett, daz sag ich dir.

Wayst nicht, daz von payder gir
Zwüschen uns geschehen ist
Die häylig ee an bosen list?
So leyst auch in dem prautpett.
Dar umb so trachtin wir ze stett,
Daz die ee werd vollepracht,
Der so mit willen ward gedacht!
Secht, do tett er sam ein man
Und grayff sey chreflicleichen an!
Wie schier er ir die päyn auf kert,
Som in der schreiber hiet gelert,
Und macht sich zwüschen seu enmitten!
Er tet nach seiner vordern sitten.
Mäczli was auch nicht ze träg,
Wie sey an dem ruggen läg,
Sey hüczret vast und zappelt ser
Und bhielt auch wol des arczzets ler.
Do nu daz erst vergangen was,
Daz wisst man wol und machet das,
Daz die pettstat was ze chranch
Und hiet getan daz best gesanch,
Daz man joch yemer mag gesingen.
Da mit der preutgom wolt verprinnen
Von grossem durst, des ruoft er:
Wasser her, jo, wasser herr!
Des pracht man in do von Venedi
Ein suppen gemachet mit tragedi,
Und auch von malvasey da mit.
Daz was ir aller pester sitt.
Do assen seu und trunkend dar,
Bis daz seu wider chomen gar,
Da mit die geste bald hin für.
Die praut stuond auf und bschloss die tür
Inrentalb vil gar ze stett
Und legt sich wider in daz bett.
Doch chond sey sich vil übel ghaben,
Den pluomen in irn fröden chlager.
43 b Des sprach der preutgom: Wäynn nicht mer,

Gehab dich wol, daz ist mein ler.
Hast den pluomen nu verlorn,
Da wider wirt ein chind geporn,
Daz ist ein säylich dinch vil guot.
Dar zuo nym dir in den muot,
Daz du in treuwen mäynist mich
Und tugist was ich haysse dich,
Daz doch mit nüczen sey und eren.
Sich, so wil ich dir daz sweren,
Dich in rechter lieb ze halten
Und von dir auch niemer mich gschalten.
Der rede danket sey ym do
Und verhiess auch tuon also.
Des ward do lenger nicht gspart,
Er tett irs noch en ander vart.
Des wären seu do mude worden
Und schlieffend hin bis an den morgen.
*** Hiet die praut nur einen man;
Küczeldarm ir vier gewan,
Annen ars der ward zerriben,
Sey hiet der gsellen mer dann siben.
Zehner phlag die Gnepferin,
Yecleichem nach seinem sin.
Ungemäss die hiet ir acht,
Die veilten all die langen nacht.
Die Wöscherin so reudich was,
Daz sey vor inen allen genas.
** Do nu der liechte tag herprach,
Der wachter an der zinnen sprach:
Wer an lieben armen leit,
Der mach sich auf, wan es ist zeyt;
Die sunne hat den morgen streyt
Mit chreften uberwunden;
Der mon entweycht, ich wäyss nicht war;
Die sternen sein verblichen gar,
Die nacht ir still ist worden bar,
Daz brüf ich ze den stunden
Et cetera, daz sang er gar.

Des ward fro Mäczli do gewar
Und gedacht ir in dem sin:
Wär, daz ich derwecket in,
So tät er mirs zür dritten stund,
E man uns in dem bette funde.
43 c Des ward sey sich do rüren,
Daz bettgwand alz durchfüren,
Bis er doch muosst derwachen do.
Pertschi auf und sprach: Wie so?
Ich hiet mein fingerli verlorn,
Antwurt sey, daz tett mir zörn,
Und han gesücht bis an den tag.
Der macht, daz ich es funden hab.
We wie schier do ward vollpracht
Des, so ir Mäczli hiet gedacht!
*** Dar nach die gsellen kament all
Mit pheiffern und mit grossem schall
In daz gaden ze dem zil
Und wunschten in des glükes vil.
Du scholt uns nicht verswey gen,
Mocht sey es derleyden?
Gevelts dir an der meiden?
Sprachen seu zuo Pertschinn do.
Des antwürt er und sprach also:
Mir geviel nie kayni bas.
Wüst, daz sey ein junchfraw was!
Dar umb so gib ich ir vil drät
Ein par schuoch ze morgengab.
Do huob mans von dem bette auf.
Secht, do was die hochzeit aus,
Won in wären chumen mär
Notleich gar und dar zuo swär,
Daz Nyssinger ze denen zeiten
Hieten muot mit in ze streyten,
Und wie ir botten in die land
Warent hin umb hilf gesant.
** Des machten sich die jungen fro
Und die alten nicht also;

Die wisten wol in iren sinnen,
Was man mocht mit krieg gewinnen.
*** Also leutet man ze rât.
Des chamen her der herren drât
Wol auf zwaynzig und auch me:
Etleich seint genennet e,
Die andern wârent Ruoprecht,
Gaggsimachs und Niemansknecht,
Hilprand, Grampler und der Gnast,
Gumprecht und der Hellegayst,
Kunchelstil und Ochsenchäys,
Fuczenpart und Fleugenschäyss
Peter Stumph und Byffyan
43d Und der werd her Pylyan,
Dar zuo Lyenhart mit dem phlegel,
Symon Kegel, Jaudas Schlegel
Und der Höseller der gra.
Da mit so warens alle da
In einem stadel auf dem tan.
** Des huob do Rufli mayger an
Und sprach: Ir herren arm und reich,
Es habt gesehen all geleich,
Wie die von Nyssingen die bösen
Mit iren faygen herczen lösen
Gestern schulten uns ym gras
Umb anders nicht, dann umb daz,
Daz Eysengreyn gejuket hiet
Greduln hund in ganczer lieb.
Nu lekt der hund den herren sein
Von treuwen ym ze frödenscheyn.
Dar umb so taten sey nicht wol
Und namend daz einr nemen schol
Der ane recht und ane sach
Wil ym schaffen ungemach;
Des wolt seu noch beungen nicht
Und saufften uns ean argen wicht
Mit böser täydinch und mit treuwen,
Sam die mause tuond den leuwen.

Dar zuo habent seu gesant
Umb hilf und rât in allen land
Und habend gir mit uns ze streyten.
Wes schüllen danne wir gepeyten?
Wisst, es ist uns nicht ze leyden,
Furbas also lange sweygen.
Dar umb so ist der râte mein,
Daz wir die ersten schullen sein
In des streytes an ze muoten
Und warnen uns mit wappen guoten,
Ze reytten auf die meuse,
Ze rüren in die leuse,
Sam die löwen unverzäyt.
Die mär habt euch von mir gsäyt!
Die red geviel den jungen wol,
Won seu ir gemuotes waren vol,
Dar umb daz in gelungen was
Des vordern tags auf irem gras,
Und wanden, daz in yemant icht
Geschaden mocht dehayner gschicht,
Und sprachent all: Daz sey getan!
Wer bessers wiss, der sag es an!
Dar zuo fuor do Ryffyan,
Der was der alten einer do
Und sprach: Dem dinch ist nicht also,
Sam ir nu wäynt nach euwer sag,
Won ich oft daz vernomen hab,
Daz niemant mag einn veldestreyt
Gefüren recht pey seiner zeit,
Dann ein hoher fürst gestalt
Oder einr von seinem gewalt.
Dar umb mügt es gestreyten nicht,
Sam des käysers rechte spricht.
Lyenhart sprechent ward vil drat:
Sag mir eins, des ich dich frag!
War aus sein die fürsten gmacht?
Von wannen chümpt die herschaft?
Sein seu nicht als wol, sam wir,

Adams kinder? Daz sag mir!
Trauwen, sprach do Riffian,
Es ist wol war, daz yederman
Chömen ist von Adams leib
Und von Evan, seinem weib;
Doch sein etleich sunderbar
So from gewesen, daz ist war,
Daz seu von dem volk derwelt
Seyn ze herren und gezelt.
Etleich warent tugenthaft,
Etleich auch gar ungeschlacht.
Die tugend die prach alweg für,
Die bosshäyt chrangelt vor der tur
Sam her Noes sünen geschach,
Do einr sein vater trunke sach,
Do huob er sein ze spotten an;
Dar umb ward er ein aygen man;
Und die den vatter erten do,
Die wurden erber frien so.
Also sein wir nicht geleich,
Einr ist arm, der ander reich,
Einr ein gpaur, der ander edel.
°°° Do sprach Lienhart mit dem phlegel:
Nu dar, daz fügt uns allen wol,
44b Won wir sein from und tugend vol.
Dar zuo wir haben auch ein gfäss
Allen dorffern mit ubermass
Mit einem zaun gemauret wol,
Dar umb ein pach rint wassers vol,
Zwäy tor und huotten vier
Mit einem teuffen graben zier
Hat daz dorff zuo seiner maur
Allen veinten gar ze saur.
So machtig sein wir und so reich,
Nie käyn volk ward uns geleich;
Dar umb so mag ich sprechen so,
Sind sein meyn gsellen fro:
Bis du, Rüfel Lechdenspiss,

Kayser uber all gewiss,
Und du, Walther Fleugenschayss,
Kunig in der Grammer chrayss!
Dar zuo sey auch Fuczenport
Herczog zuo des streites vart,
Und sunderleich zuo einem ruom
Hab er sein herzogentuom
In dem nider tayl dem land,
Daz macht in uber all derkant!
Und du, Pertschi Triefnas,
Ich kan dir nicht geraten bas,
Marchgrâf bis von Nyenderthäym
Über als daz gepyet gemäyn!
Grâf Purkhart ist gewesen vor
Ein grâf gepórn von Nydrentor.
In Ungern ist sein grâfschaft,
Da man vil der grâfen macht.
Wir andern seygin freyge herren!
Secht, daz kan uns niempt derweren!
Wer denn ritter werden wil,
Der chum zum streyt, da macht manr vil!
Unser diener seygin knecht!
Die jungen sprachent: Daz ist recht.
** Ruoprecht des ward lachent do,
Er sprach: Nu hin, dem sey also,
Daz doch nicht gewesen mag,
Die weil du lebest einen tag.
Dennocht schüllen wir nicht streyten
Mit Nissingern ze disen zeiten,
Wellen wir vil recht hie pey
Sehen, was der streyte sey
44 c Und des streytes manig vach
Des ungerehten krieges sach.
Das sag uns, sprach do Farindkuo,
Wir hörren dir vil gerne zuo.
Do sprach Ruprecht ze der frist:
Wisst, der streyt ein chriego ist,
Der an schlahen leyt und stechen,

An schiessen, muosten und auch brechen,
So ist der streyt auch manigvalt,
Etleichen man gaystleich halt,
Etleicher ist leypleich gar.
Gaystleichs streyts sein zwo schar:
Die erste ist daz himelher,
Die sich vil chreftleleich ze wer
Steliet wider Lucifern
Und alle die ym volgten gern,
Also daz er muosset vallen
In die hell mit seinen allen.
Die peyn er billeich leyden scholt,
Won er für got sich seczen wolt.
So leyt die ander gaystleich schar
Des streytes an den pfaffen gar,
Die die leut an gottes stat
Pannend schedleich nacht und tag,
Die kirchen in dar zuo verschlahend
Und auf von nücz und eren habend.
Der streyt mag etswen wesen guot,
Etswen böss, dar nach man tuot.
Leypleichs streyts ist zwaygerhand:
Der erst ist gemayn in allem land,
Gen dem andern daz geschicht,
So der hohe fürste vicht
Oder volk von seim gewalt.
Das ding ist auch also gestalt,
Daz der streit mit recht bestet
Oder nur von gewalte get.
Der ander streyt ist taylsam
Und geschicht oft, so der man
Seynes lebens sich dernert.
Daz ist von glük und recht beschert.
Taylsam streyt auch hevet an
An dem seinen, so ein man
Geschadigot ist von eim allain
Und wil sich rechen an der gemayn.
44 d Das mag auch nimer recht gesein,

Won alleyn schol leyden peyn
Die sele, die auch sunderbar
Hat gesundet, daz ist wâr.
Ze dem dritten man in sicht,
So einer mit dem andern vicht
Sunderleich in einem champf.
Got geb ym läyd mit sampt dem rampf,
Der in des ersten ye derdacht
Und so mangen man hât pracht
Umb sein leben ane sünd.
Doch ficht man, sam ich euchs künd,
Daz der grechte ob geleyt
Offer ze derselben zeit,
Dan der schuldig, umbe daz,
Won er seins rechten getruwet bas;
Daz gibt ym hercz und dar zuo sterk.
Doch so hörr noch eins und merk:
Ander sünd die machend dik,
Daz er beleybet in dem strik.
So kumpt der streyt von manger sach.
Doch, daz ich es kurczer mach,
Die sach der sachen ist vil wol
Fünferley, die man euch schol
Kunden eben ze dirr frist.
Dar umb so wisst, die erste ist,
Daz man nicht bessert ubeltat
Nach dem und seu verdienet hat,
Die ander daz ist voller chäst,
Die den chriege steuret fast,
Die dritte ist, vernim mich eben,
Daz wir den zehenden nicht geben
Wellen unserm pfarrer,
Dar umb so nimpt der söldner,
Die vierd ist daz, daz wir nicht enwellen
Uns dem tiefel widerstellen,
Won wer umb die sele vicht,
Der acht des leybes streytes nicht;
Die leste sach, darumbe wir

Habent zuo der tät begir,
Die kriege schaffet und auch streyt,
Ist, daz wir nicht rechter zeit
Wissen mügen allen schaden,
Den man von dem krieg mag haben
An sel und leyb und an dem guot.
Also hab auch in dem muot
Von dem varen uber mer
Und umb daz laut ze pauwen verr,
Won wer daz leyden wisst eben,
Der liess es alles unterwegen.
Hie so mügt es merken pey,
Ob euch guot ze streyten sey.
*** Daz verredt vil schiere do
Eysengreyn und sagt also:
Lechspiss uns des ersten sprach,
Wie recht wir hietin zuo der sach.
Haben wir nu recht dar zuo,
So schol man trachten spat und fruo,
Daz wir es treyben an ein end.
Da von uns nach niemand wend,
Won wir schüllen er beyagen.
Was schadens schüllen danne haben
Die, so mächtig sein und kek,
Daz seu umb niemant einen zwek
Gabind, so es not tuot!
Die rede daucht die jungen guot.
** Da mit so huob her Pylian
Auch sein widerrede an,
Won er auch ein alter was,
Der sich verwisst auf kriege bas,
Und sprach: Wisst, daz niemant schol
Ym selb so gar getrawen wol,
Won kayser so stark ist noch so reych,
Er vinde dannocht sein geleich.
So spricht man auch nach herscher ler:
Der veldstreyt haben wil ein her
Ze fuoss auf sibentausent man

Und hundert, ob mans zellen kan,
Und sybenhundert schüllen sein
Geritten nach der zale mein,
Dannocht mer auf neunzehen,
Die schol man pey enander sehen
Schon gewappent ganez und gar!
Der schüczen sey ein michel schar,
Die sich machen vor hin an,
Die veint ze schlahen verr hin dann.
Nu dar, daz habt ir alles nicht!
Dar umb so ist der streyt enwicht
45 b Juncher Haynez sprang auf von zorn
Und sprach: Sym siha durch ein horn,
Wil uns nu der gemezzens geben,
Wie man schol ze streyllen leben?
Ich han von reken streyt gehört,
Von Alexanders hie und dört,
De Troyaner ganz und gar
Mit Kriechen hin und dar
Und der Römer dort und hie.
Ich vernam des zellens nie.
Dar umb so wisst und ist mein rat,
Der nicht auf zehen tausent hat
Gewäppenter zuo seinem streyt,
Der chäm gegangen mit eym scheyt,
Mag er nicht gevaren bas
Und schlach die veinde in das gras!
Ein pfefferchorn vil hässer ist,
Dann ein grosser hauffen mist.
*** Da mit so kam fro Laychdenman
Für die tür und chlochet an,
Des ward sey in gelassen do.
Sey gie hin für und sprach also:
** Vorhin wisst ich alweg wol,
Daz chäyn weiser chomen schol
Von ym selber zuo dem rát,
Da man in nicht gepetten hát;
So wäyss ich nu hin wider daz,

Ob einer mag geraten bas,
Denn ein andrer zuo der geschicht,
Die in an so grössleich trifft,
Des hât er recht und dar zuo er.
Dar umb so pin ich chomen her
Und sag euch auch die tayding mein
Mit manger clag von grosser peyn,
Deu ich an meinem herczen trag.
Unser mayger ist ein knab,
Und der rât von jungen leuten
Daz mag uns anders nichtz beteuten,
Denn sam ich es geschribens vind:
We dem lande, daz ein kind
Haben muoss ze einem herren!
Won das wil ich yezo sweren,
Schol daz streyten für sich gen,
Diss dorf vil wenich mag besten
Einen tag, daz wayss ich wol,
Es wirt verprent zuo einem kol,
Dar zuo daz guot geraubet gar,
Und ob ich es gesprechen gtar,
Daz kind in seiner muoter leib
Dermürdet wirt mit sampt dem weyb,
Die man derschlagen und gevangen,
Dar zuo hoh embor derhangen.
Daz hab ich alles sampt gelesen
In der gescrift und muos auch wesen,
Won die Nyssinger die sind
Des planeten Marten kind.
Das muogt es dar an spuren wol,
Won ir dorff ist sunden vol,
Der fläschhaker seu habent vil,
Die der sterne haben wil.
Da mit so wirts am Eritag,
Der ist auch seinn, sam ich euch sag.
So ist dar zuo der selbig stern
In seinem haus, do stet er gern,
Daz ist in dem bymelstier,

Da ist er auch wol sterker zwir
Trun, dann ob des nicht enwär.
Dar zuo so sag ich euch die mär,
Dem sternen Venus ist gegeben
Sunderleichen unser leben.
Daz mügt es sehen also drät,
Won diss dorff nur weyber hat
Und auch meyder uber all,
Die schaczet man in seiner zall,
Dicze süne sein kinder schullen seyn.
So hat der stern auch den peyn,
Daz er widersinnigs get
Und in dem hymel taraut stet,
Er hat ein bösen angesicht,
Daz sammpt euch zuo der geschicht.
Dar umb, vil lieben kinder meyn,
Daz ir vil sälich muossin sein,
Massent euch des streytes
Und wartent bessers zeytes,
Wol ir behalten leib und sel,
Chinder, weyber, guot und er!
*** Do nu disen red geschach,
Wie greuleich Niggel gen ir sach
Und sprach: Get aus, ir alten hür!
45 d Daz euch der ubel gayst enphür
Mit ewerm sternensehen!
Ich wil dir des vergehen:
Wär ein stieg in disem haus,
Du müssist vallen ab und auf.
Laychdenman die lieff do hin
Und liess den jungen iren sin.
** Colman was ein weiser pach,
Dar umb er haysse waynend sprach:
Nu dar, vil lieben herren guot,
Sagt, wes habt ir noch ze muot?
Des sprachen do die jüngen gmäyn:
Wir wellen streyten umb daz äin,
Daz wir der alten keczern tunt

Mügin pringen ze einr schand.
Dis seu der haher musse streken!
Schullens uns also derschreken?
Colman sprach: So tut so wol
Und sent umb hilfe, sam man schol
Tuon in sölher grossen not!
Daz ding ist nicht ze verr dem tod,
Es ist nicht umb einn ryemn alläyn,
Wisst, es gilt die haut gemäyn.
Secht, das mag euch schaden nicht,
Won die weyshayt also spricht:
Den freund man in den noten mag
Versuochen bas, dann ander tag.
So tuot uns bitten auch nicht vil!
Ob einr uns nicht herhören wil,
Dar umb so tuot er uns kayn we,
Und wissent dar zuo bas dann e,
Wer uns getreuw ist oder nicht,
Daz man sich auch darnach verricht.
Dar zuo ist des streytes recht,
Daz man den veinten send ein knecht
In einem rosenvarwen tuoch,
Mit swert und auch mit hantschuoch,
Gesprenget ser mit rotem pluot.
Daz ist ze einem zaychen guot,
Daz man vechten mit in well.
Dar zuo widersäyt der gesell
Yrem leyb und yrem guot,
Daz seu sich dester bas in huot
Haben schüllen, so tuot ir,
Welt ir haben streytes gir.
*** Diss geviel den jungen allen
Und schreuwen auf mit grossem schallen:
Sim daz wär joch uns ein gnad,
Daz Colman so gesprochen hat.
Und santten drat den mesner hin
Zuo den veinten in dem sin,
Daz er die märe scholte sagen

Und daz er von in würd zerschlagen,
Won sey truogen hass gen ym.
Das cham ym alles ze gewin,
Won er gen Nyssingen do kam
Und huob also ein red an:
•• Mein herr der mäyger und der rat
Von Lappenhausen yeso drät
Haben mich zuo euch gesant,
Daz ich euch machen schol bekant
Yren gruoss näch dem und ir
Verdienet habt, daz gelaubent mir!
Dar zuo ich euch widersag
Ewerm leyb und euwer hab
Von meinen herren allesampt.
Den häntschuoch nempt in ewer hand
Und auch daz pluotig swert dar zuo,
Ze weren euch des morgens fruo.
Auf dem Nyssvelt pey der linden
Da wellen seu sich lassen vinden.
Do die potschaft was gesagt,
Strudel der was unverzagt
Und sprach: Du macht ein gselle sein,
Se hin den esel, der sey dein!
Ze pottenprot den gib ich dir
Von meinen purgern und von mir,
Won du hast uns wol gmuot
Gemacht mit deinen mären guot.
Trag hin swert und hantschuoch
Und sag in auch den unsern fluoch,
Won mit unsern äygnen swerten
Wollen wir seu all zerserten,
Kämin seu nur an die stat,
Da seu uns hin habend gladt.
••• Der räche ward der bolle fro.
Gieng er vor, des räyt er do
Gen Lappenhausen wider häym
Und sayt die antwürt allen gmäyn.
•• Des wurden seu von fröden springend,

Wütend ser und dar zuo singend
Und santten hin von gemaynem rât,
46.b Also schier und auch gedrât
In die pesten stete so,
Die man vinden mocht aldo.
Rom die erste was genant,
Gelegen in Companierlant,
Venedy sey die ander,
Und dar zuo Prugg in Flander,
Galiczi hat Compostellan,
Navarr allayne Pampilon,
In Cathaloni Barsalon,
Die gröst in Spangen ist Sibili
Und in Provincia Marsili,
Palerm der insel ze Seycili,
Näpels in dem chüngreich,
Parr litt in Püllen, die geleich
Ligend alle an dem mer,
Daz selbig tuond auch Janner
Mit äyner statt die hayszt Schavon,
Dar zuo in der march Ancon,
Die ligend auch dar an vil schon,
Constantinopol sey derkant
Den kindern dört ze Chriechenland,
Ze Zyppern in der inseln ist
Famagost ze aller frist,
Mayorica mit seinem strich
Hat ein insel auch für sich.
Das ertreych ker ich wider an,
Es ist Florencz in Tuscan,
Parous und auch Asseys,
Lugg, die hohe Syen und Peys,
Bolony, Peru und Mäylan
Ein Lamparter dyr zaigen chan,
Dar zuo Padaw und Ferrär,
Ist dir frägen nicht ze swär,
In Freyaul ist Weyden,
Der was auch nicht ze fersweygen,

Peuschendörff an underlâss
Phligt der besten lantstrâss,
Poczen daz leyt an der Etsch,
Tyrol dar zuo die herren fest,
In Sophoy ist Losan,
Pareys in Franchreich wol getan,
Tolosen und auch Montpalier
Sein der steten drey vil zyer,
Leuden in Prabanden,
Köln in Niderlanden,
Wurms und Speyr, Triel, Mâncz und Ach
Die ligend all enander nâch
Pey dem Rein, zum Basel tuot,
Dar zuo Costencz die vil guot
Liget in dem land ze Swaben,
Von Ulme schol man dar zuo frâgen
Und von Augspurg auch da pey,
Welhen da die beste sey,
Und Zürich auf der Lintmag,
In der Steyrmarch Neuwenstât,
In Elsayss Rastet, Strasspurg
Und in Türing Erdfurt,
In Franchen vint man Wirczpurg
Und den markt ze Frankenfurt,
Pabenberg schol man da kiesen
Und Münster suochen pey den Friesen,
In Spenvelden Nürenperg,
Prag daz leyt auf Pehmer erd,
Prünn in Märhern an der march,
In Paiern Regenspurg die starch,
Salczburg, München die vil reich,
Passaw ist doch ir geleich,
Wyen in Osterreich ist gewachsen,
Halberstat das stet in Sachsen,
Meychsen ist ein stat allâyn
Und hat ein march für sich gemayn,
Ofen, Grân und Prespurg
Ligent auf der Ungern furt,

Chrakaw ist in Polner reich
Und auch Presslaw sein geleych,
In Kärndern vint man Villach
Nicht gar verr von Friesach.
Preussen und auch ändreu land
Sein mir nicht so wol bekant,
*** Dar umb ich nicht genennen chan
Ir stett und her hin wider an,
Da ich der gepauren botten liess,
Churczleich, daz euch nicht verdriess.
Die stett die brief vernament,
Wie schier sey zemen chäment,
Ze bedenken sich vil eben,
Wem man scholte hilfe geben.
Und do der tayding vil geschach,
Der senador von Röm der sprach:
46 a ** Lamparter sein weis genuog,
Die von Franchreich sunder chluog,
Teutscher man ist auch gelert,
Dar umb sey in die er beschert,
Was der pol von Florencz
Und der amman von Costencz,
Von Pareys der haubtman
Sprechent, daz sey alcz getan!
Der priol, des ist mir ze vil,
Sprach, doch nicht, sam ich da wil,
Sunder was ir wellt, daz sey!
Und leg ein wortli aus da pey,
Daz ein weiser sprach, daz ist:
Besser ist ze aller frist
Ze richten zwüschen veintten zwäyn,
Danne zwüschen freuntten gemäin,
Won der freunden in verleur
Äinen, des chum ich ze teur,
Der veintten mag ich gewinnen äyn
Ze freunt, daz ist daz ich da mäyn.
Also mag ich sprechen hie:
Yeder man, der wayss wol, wie

Unser freunt sein Nissinger
Als wol sam Lappenhauser,
Die schol man nicht also verliesen
Und den andern tayl derchyesen
Zuo unserm grossen ungewin,
Das dunket mich in meinem sin.
Der haubtman auch gefraget ward;
Der äntwurt ze der selben vart
Und sprach: Her priol hat geredt
Also weysleich hie ze stett,
Daz ich nicht bessers han ze sinne,
Dar umb so wil ich volgen yme
Und beweren sein geticht
Mit andrer red, die also spricht:
Ist ein man auf häylem eys,
Der ge vil gmach, so ist er weis,
Und hab sich auf entwedern täyl,
So vert er seine sträss mit häyl.
Also rât ich ze der sach,
Daz wir beleiben mit gemach,
Daz mügen wir auch sanft getuon,
Wan wir weder fried noch suon
47 Prechent an den dorffgesellen,
Ob wir in nicht envolgen wellen,
Und behalten ane schuld
Den andern täyl in ganczer huld.
Doch so leg ich eins dar zuo,
Daz man da sprichet spât und fruo:
Verfluochet sey die maysterschaft,
Die chupfer aus dem silber macht!
Dar umb so schüllen wir die botten
Schon enphahen ane spotten.
Und in es auch derbieten wol,
Sam man frömden gesten schol,
Und voll die also sein gesant
Mit botschaft in ferren lant,
Da mit so Lappenauser sag
Zuchticleichen sagen ab

Und sprechen, wie ir alten treuw
In unsern herczen ist so neuw,
Daz wir tätin an gevar
Alles das, das billeich wär.
So ist der edeln leuten muot
So höyss auf unser leib und guot,
Daz wir von unsern stetten nicht
Varren mügen ze der geschicht,
Darr umb wir bitten ire huld,
Daz seu uns halten ane schuld.
Dar nach man vil sere batt
*** Den gelerten amman von der stat
Ze Costäncz an dem Podemse,
Ob er ichzit wisset me
Für die andern, daz er das
Saget wol und rieti bas.
** Des huob der amman an und sprach:
Die vorhin rieten zuo der sach,
Seyn so gerechte an ir sag,
Daz ich es nicht verbessern mag
Von nataur in meinem sin,
Doch sam ich gelerет pin
Von einem, der was ein jurist,
Sprich ich, daz die hilfe ist
Zwivaltich nach rechter chunst,
Daz ist der schirm und auch der gunst.
Ze schirmen sein wir alle gepunden
47 b Einen Cristan ze den stunden,
So man ym vil unrecht tuot
An leib, an er, ald an dem guot,
Doch geschech das in der mass,
Daz man allermanchleich lass
Ungeschlagen und gestochen,
Won daz würd an uns gerochen,
Ob der so geschlagen man
Wär eins andern undertan.
Des gunstes vint man dreyerlay,
Daz sein der rât, der gewalt die zwäy,

Mitworchen ist daz dritt.
Râtes schol man helfen mit
Yedem man, der sein begert,
Ist sein sache rates werd.
Tuot dann einer, daz er schol,
Dem schullen wir mit helfen wol
Und ym geben also bald
Unsern gunst und unsern gewalt.
So mügen wir auch wirchen mit
Einem, phligt er guotter sitt,
Und schafft es wol ze rechten stunden.
Doch sein wir sein nit gepunden,
Wen die hilfe haben wil
Mü und auch der zerung vil,
Er war dann, daz der selbig man
Uns ein soleyichs hiet getan
Oder tätt von herczen gern,
Wolten wir sein nicht enbern.
Die täding schol man doch versten,
Ob sich das dinch mag so vergen,
Daz wir auch weder er noch leben
Müssin mit der hilfe geben,
Ald daz äyner nicht da pey
Wolt der pfaffhayt werden frey,
Oder ob das helfen wär
Unsern freunden nicht ze swar,
Den schüllen wir missevallen nicht,
Sam die tugent uns vergicht.
Warind aber payden täyl
Unser freunt ze geleichem häyl,
So schüllen wir daz schaiden
Zwüschen inen payden.
Mag mans dann nicht untersten,
So schol man zuo dem ermern gen
Und in schirmen, hat er recht.
47 e Secht das duncht mich alles schlecht.
Seyn sie aber hayd geleich,
An iren willen gar ze reich,

So lassen wir seu also rüg,
Bis seu selber werden müd;
Und was ich von den freunden sprich,
Daz macht du merken hinter sich
Von den veinten näch der welt,
Die die sel verkauft um gelt.
Also wisst, daz ist mein rat,
Daz wir senden ieso drat
Mit ir potschaft unser zwen,
Die mit worten understen
Schüllen gütleich, ob seu mugen,
Yren streyt mit ganczer tugend;
Und ob ir tading nicht enklek,
So lässen wir die spreuwersek
Vechtens werden ubervol,
Ob es euch gevellet wol.
*** Der herczog von Venedy sprach:
Besser red nuch nie geschach.
Dar zuo sagt der potestat
Von Padaw: Daz ist mein rät.
Von Präg der schepfer warend drey,
Die sprachen all: Daz sey, daz sey!
Also ward yeso ze hand
Ir erber potschaft hin gesant
Gen Lappenhausen zuo dem rät.
Ir täydinch huobens an vil drät
Umb den frid ze reden do.
Des geantwürt in also:
Sagt den ewern von den steten,
Wir haben seu umb hilf gepetten
Und nicht umb frid ze machen,
Dar umb wir in den sachen
Zuo allen heiligen sweren,
Yr gepeit auch nicht ze eren.
** Die botten hin was schottens sagen!
Seu möchten vor gwisset haben,
Daz ein gpaur vil selten tät,
Wes man in mit züchten pät,

Dem daz haubet grosser gar,
So men in gebitten gtar,
Und tuot allaine, daz er muos.
Gewalt der ist sein rechteu buoss.
Daz war dem Höseller ze swär
47d Und gedächt, wie besser wär
Ym, auf frömder erde leben,
Dann da haym des todes phlegen.
Des macht er haymleich sich dar von,
Sam noch die weisen sein gewon.
*** Die andern santen yeso hin
Zuo den dorffen in dem sin,
Daz man in ze hilfe chäm.
Daz erste dorff was Narrenhäym,
Do hiettens mangen ohäym inn.
Daz ander dorff hiess in der Chrinn.
Seu santen hin züm weyler,
Den hiess man Rupfengeyler,
Gen Torenhofen in dem tal
Zuo iren freünden uber al,
Gen Leusaw unterm Höperg,
Da sassen herren und auch twerg,
Vil auch da pey auf grunen wisen
Sassen reken und auch risen.
Da hietens umb und umb gesant,
Dar zuo in der hayden land,
** Die Juden und die Chriechen
Hielten sey für siechen
*** Und für nunnen zuo der geschicht,
Darum so wolten seu ir nicht.
Des dauchten sich die häxen guät.
We, wie schier seu waren beräyt!
Yecleichen sass auf ein gäyss
Und flog da her, daz ich nicht wäyss,
Weder tiefel in ir wär
In einem phät, daz was nicht swär,
Dar an ir gemaynes zaychen was
Pelzbuken chrumbe nas.

Ze Lappenhausen fuorens ein
Mit langen pürsten von dem sweyn
Und mit püchsen vol mit salb,
Das mustens haben allenthalb.
Daz wissten nu vil wol die twerg
Gesessen in dem Höperg
Und wolten mit den häxen nicht
Wesen ze der selben geschicht,
Wen seu maynten sey nicht wol.
Des warens auch der sinnen vol
Und yeder mit seym mantel veh
Ward sich seczent auf ein reh,
Die sprungen höh den häxen zdracz
Bis gen Nyssingen an placz.
Die wäppen fuort man in vil gäch
Auf hohen chämeltyeren nach,
Ir zaychen was ein chronter löw
Mit einem spruch: Mir niemant tröw!
Vor inen farnder leuten vil
Mit pfeyffen und mit saytenspil
Dönten sunderleichen wol.
Die freunt seu machten fröden vol
Hie mit und auch die risen her.
Yder fuort ein ysen sper
Und mit ir ein chläynet schon,
Daz was ein drake also hon.
Des drätten seu in siben schritten
Gen Lappenhausen bis enmitten
Auf den plan, des was man fro.
Daz sähent so die reken do,
Den die risen truogend hass,
Und bedachten sich auch bass
Ze Nyssingen ze varen ein.
Secht, daz geschach und scholt auch sein!
Iecleichs swert waz lang und präyt,
Dar an des stahels vil geläyt.
Daz seu do fuorten zuo eym schein,
Daz was einer maget bild so vein.

Die käyden wisten auch vil wol,
** Mit we der man sich rechen schol.
Und do sey hieten so gehört,
Wie der Cristan minn zerstört
Was, des wurden seu vil fro
Und sprachen gen enander so:
Veint mit veinten temmen schol
Ein man, der sich wil rechen wol.
*** Des zoh ir her ein michel dyet
Bis in Lappenhauser gepyet,
Etleich ze fuoss, die andern ze röss,
Mit iren krölen und irm geschöss,
Mit einem sternen sampt dem man.
Der wappen wurdens selten an.
Wes scholten do die Sweyczer warten?
Mit iren geschliffenn helmparten
48 b Cham ir her ein michel täyl
Nur den Nyssingern ze häyl.
Etleich do ze fuosse giengend,
Die andern auf den sätteln hiengend,
Seu waren frays und dar zuo ubel,
Ir paner hiet eina melchkübell
Von dem dorff ze Aurach,
Daz allweg für die andern prach;
Narrenhäymer auch da hin,
Gen Lappenhausen stuond ir sin
Mit iren oren von dem esel.
Der dauchtens sich nicht wenig edel,
Hakken truogen seu ze wer,
Die schluogen fast und heuwen ser;
Torenhofner auch hin zuo,
Den zagel fuortens von der kuo
Und kamer her gegangen
Mit eim und dreissig mannen,
Iecleicher mit seinem stab,
Mit dem er grosse peullen gab.
Fünfzig waren chomen dar
Von Narrenhayme sunderbar.

Der hayden tausent was und me
Chömen auf der Cristan we;
Ir haubtman hiess her Mägeron,
Gewappent all mit leder schon.
Der risen warend siben:
Den ersten hiess man Sigen,
Den andern namp man Egg,
Der dritte was der Wegg,
Der vierd Golyas was genant,
Dem fünften sprach man Ruolant,
Neymprecht und her schön Syren
Warend do die lesten zwen.
* Hächel zaubermaysterein
Hiet der ſtygen fräwelein
Einlfhundert gzöbet dar.
Do was der Lappenhausner schar
Zwelff und dreu hundert,
So gerad, daz mich des wundert,
Was seu hyetin gessen.
Seu waren unvermessen
Yeder mit seinr lanczen hie,
Ze ross und ze fuoss, ich waiss nicht wie,
Also daz ir uber al
Warend da nach meiner zal
40 c Zway tausent streyt frey
Und fünf hundert auch da pey.
** Die ander dorffer koment nicht
Und sprachent, daz zuo der geschicht
Besser wär ein luogen zuo,
Ruwecleichen spat und fruo,
Also schlaffent pey der want,
Dann selber spilen mit der hant.
*** Doch so ward in zuo gesant
Von Indertrian dem teuffen land
Ein alter man und dar zuo gra;
Nicht mer so vand man ir auch da.
Der wolt auch sein ze ritter worden,
Also wol gefiel ym der orden.

Des ward verworffen er ze stuond.
Sym, was schol uns der schebig hund?
Sprachen seu, ker wider häym!
Du pist den jungen ungenäm.
Des war auch chömen her Galvan
Ein ritter werd von Montalban,
Lanczelott und her Tristan,
Stolff und ander herren gmäyn.
Do muosten seu ir schlosse retten
Und andreu güter vor den steten.
Her Rüggel doch von Elrpach,
Den man nie derligen sach,
Hiet ze streyten ym derkorn,
Da was er dannacht ungeporn.
Des waren chömen in der zeit
Den Nyssingern zuo irem streyt
Mäczendorffer ungebetten,
Die sach man grimmelechen tretten,
Sam die zieren fiessen
Mit baslern und auch spiessen.
Yeder auf seim wappenroch
Fuort eim ygel auf ein stok.
Seu wären chomen umb ein sach,
Die vor hundert jaren gschach.
Daz was ein schad und ein verratten,
Daz die Lappenhauser taten
Iren vordren umb ein stro;
Daz wolten die erst rechen so.
Der andern dörffern kainer cham,
Dan von Leybingen ein man
48 d Vil jägerleichen mit eim horn.
Er hiet der veinten tod gesworn.
Ein rostigs panczer truog er an,
Ein fuorggen auch, da mit der man
Gab, so er wolt rüren sich,
Wunden drey in einem stich.
Mäczendorffer der was vil
Und, sam ich euch es sagen wil,

Wol auf neun und sibenczig do.
Daz wurden eben achczig so.
Der Sweiczer was auf hundert knecht
Dannocht zwänczich, daz macht recht
Zwirent hundert, alz ein har.
Do was der reken sunderbar
Vier alläin, die nenn ich dir.
Es was der Perner, glaub es mir,
Und sein mäyster Hiltprant,
Dyetleib von Steyrland
Und der werd Wolfdyetreich.
Secht; do was der twergen gleich
Tausent neunczig und auch ächt.
Nu secht vil eben, waz daz macht!
Der von Nyssingen man hiess
Rechter harscher sechczig spiess
Reiten auf den placz da her,
Da zeller man ze yedem sper
Dreu phert beräytet wol,
Sam ein lancze haben schol.
Secht, do hiet ein man gesehen
Ze hundert malen dreyzehen
Und sechzig erbrer uber al.
Der andern warent ane zal
Ze päyden taylen komen dar
Von sakman und preganten schar,
Von schüczen und schiltknechten,
°° Die hulfend auch ze fechten.
°°° Die geste wurden schone enphangen
Von den frauwen und den mannen.
Man hiess in allen ze drinken geben.
Wes schollen seu do fürbas phlegen?
Der wein in zuo den stirnen schluog,
Des wuostens auf vil ungefuog
Und wolten ze der selben stund
Die veint erwürgen sam die hund.
Trun daz wär leycht do getan!
Da zugen seu die alten von,

** Die Nyssinger mit grossem schall.
Her zuo, ir herren, schreuwens all;
Seyt ze streyten nicht ze gäch!
Wir schüllen haben ein gespräch
Und auch kumen uber äyn,
Was uns sey ze tuon gemayn.
Des waren seu gehorsam do.
Strudel machet sich aufhin so
Uber sich bis auf ein tach.
Er huob sein rede an und sprach:
Hört, ir herren arm und reich,
Chlain und gröss und all geleich,
Got der alleu ding tuot
Uns ze hayl und auch ze guot,
Geyt dem sünder oft ein pein
An dem leib und an dem seyn,
Daz er sich dest e beker,
Dar umb so wisst, es ist mein ler,
Daz wir alle Cristan gemäyn
Peychtig werdin gancz und räyn.
Das pin ich nicht ze sagen worden,
Dar wir die veinde schullen bsorgen,
Die so löss sein und so zag,
So böss und narrisch alle tag.
Ich sprich es nur alläyn umb das,
Daz wir got behagin bas,
Won ist er mit uns alläin,
Niemand zeucht uns umb die päyn.
Dar nach schullen wir auch all
Fröleich essen und mit schall
Prot und fläysch von einem swein,
Dar zuo trinken roten wein,
Daz git uns chraft und dar zuo macht.
Nach dem schol man gen der nacht
Ziehen auss hin auf hin auf daz veld
Ze richten hütten auf und zelt.
Da schullen wir auch all beleyben,
Die nacht vil rüwechleich vertreyben,

Doch mit guoter wart und feur,
Bis an den liechten tag geheur.
Dar nach so mach sich ieder man
49 b Auf und leg sein härnäsch an
Und segen sich, er sauff ein äy
Dreu ald viereu oder zway
Mit einem glass von guotem wein.
Das hilft ym zuo den nöten sein.
Des mach er sich ye so hin an
Zuo seinem rechten haubtman,
Der hie fünfe schullen sein.
Der erste sey her Laureyn
Ein künich lobesam und werd,
Gewaltig uber alle perg.
Der ander ist her Dyetreich
Von Pern, dem nie kayn man geleich
Ward an tugend und an macht.
Des haben auch die reken acht,
Doch sein seu all so wol getan,
Daz yeder möcht ein haubelman
Uber all die welt gesein.
Das sprich ich auf die treuwe mein.
Der dritte haubtman ist geräyt
Der fräydigest der cristenhait,
Er ist ein fiess vil wol derkant,
Her Paggenzan von Sweiczerland,
Der von Aurach hie mein herren
Hat gefüret so von verren.
Der vierde haübtman ist der stark
Von Mäczendorffe auf der march,
Der des streytens gar vil phligt
Und in allen angesigt.
Der von Leybingen der sey
Sein selbers herr ein degen frey,
So pin auch dirr purger hie
Haubt und mayster, got wiss wie!
Gar unwirdig ich sein pin,
Sam mich dünkt in meinem sin.

So muoss meim nefen auch glingen,
Der ist der best von Nyssingen
Und ist gehaissen Füliczan.
Des rüm ich nicht, er ghört mich an.
Man mag es sehen an seiner tät,
Was der man ym herczen hat.
*** Der ist von uns dar zuo derwelt,
Ist, daz es euch auch gevelt,
Daz er durch ewer nucz und er
49 c Fürer sey und weis daz her
Mit unserm paner an daz zil,
Da man des morgens streyten wil,
Won er der strässenkunst ist vol.
Seu sprachent all: Daz gefelt uns wol.
Wer schol aver pilleich haben
Den vorstreyt? Daz schült ir uns sagen?
Trun, des antwurt Strudel do,
Unser ordnung sey also!
Hie sind cristan, twerg und reken,
Die schüllen sich ze velde streken,
Ze ross und fuosse gancz und gar
Sunderleich auf fünf schar,
Alz vil, sam auch der haubtleut.
Dar zuo wisst, sam ich euchs beteut,
Der veinten gsind daz ist gschaiden
In häxen, risen und in häyden,
Dar zuo habens cristan her
Wol auf sechse schar und mer.
Nu sagt mir an, daz wisst ir bas,
Wen habt es allermäyst in hass,
Dem schult ir auch des streytes geben.
Das ghört dar zuo und fügt euch eben.
Ich wäyss wol, daz ze aller zeit
Der Sweyczer ist der vorstreyt
Von iren alten rechten,
Wann seu mit cristan vechten.
Der twergen gwonhäyt wayss ich
Noch der helden, so man vicht.

Seu sein aller eren vol,
Got geb was in fügi wol!
Der rede wurdens alle fro.
Des sprachen do die twerg also:
Kayn häxe noch kayn unhold
Ward uns nie mit trüwen holt.
Nu dar, so macht euch an den streyt,
Wan seu chöment welker zeit,
Sprach do Strudel an der vart.
Der reken täyl auch schreyent ward:
Die risen maynen wir nicht wol,
Won seu sind aller bösshäyt vol.
Der schult ir auch gepeyten,
Bis daz seu werden streyten,
Antwurt Strudel ze der stuond.
Die Sweyczer ruften aus dem mund:
So wisst, wir seigin cristan leut
49 d Und lust uns wol der häyden heut.
So nemps auch hin, sprach Struodel do.
Doch so rât ich euch also,
Daz yecleicher ein segen hab
Und sneid die payn den kaczern ab.
Mäczendorffer auch hin zuo:
So wisst, wir hassent spat und fruo
Lappenhauser, daz ist war.
** Do sprach Strudel offenbar:
Die schullen werden uns ze täyl,
Seu sind uns umb käin gelte väyl.
Doch so mag ich also sprechen:
Wolt es euch an inen rechen,
So greyfft die Narrenhäymer an,
Won es spricht der weise man:
Wer die diener füret hin,
Der fürt den herren sampt mit in.
Mäczendorffer sprachent do:
Das selbig schüll es tuon also,
Sam ir von uns halten welt.
Daz haben wir für recht gezelt.

Strudel der hiet weisen muot.
Daz wär vil pilleich und auch guot,
Sprach er, so ist ir ze vil,
Dar umb man euch nicht lassen wil
So verderben, noch enschol;
Won wir wissen alle wol,
Wer euch schlügi auf den tod,
Der prächt uns in die selben not.
Des liessen seu sich auch benügen.
*** Fülzan der ward sich rügen
Und sprach: Vil lieber vetter mein,
Daz du sälich müssist sein!
Du sprichst: Ich schül das paner tragen
Und dem her den wege sagen.
Ghört daz nicht eim haubtmann an,
Dem das gesind ist undertan?
** Nayn du, sprach her Strudel do,
Du pists der panermayster so
Und hast ze schaffen anders nicht,
Dann den sturmfan, so man vicht,
Tragen vestecleich hin an
Hoh embor, so bist ein man.
Und tracht, daz nicht kerst wider
Oder daz mans truk da nider!
Da geit man dir auch hilffen zuo,
Die dein gaument spat und fruo.
Ein anders ghört einm haubtman an,
Der schol des ersten sein ein man
Frey des gemütes unerzäyt,
Daz er ze trösten sey berayt
Das ander volk und pring auch an
Mit heczen, so er beste kan,
Won der fröd in ym nicht hät,
Der tröst die andren gar ze spät.
Daz ander ist, daz er schol sein
Listig in den sinnen sein,
Daz er sich halt recht sam der man,
Der schaffzagel spilen kan,

Mit greyffen an und hüten sich
Vor schaden nemen, merkst du mich?
Dar umb so tuo des ersten das
Ze frides zeit, daz fügt ym bas,
Und hayss sein gsinde tag und nacht
Üben sich in ritterschaft
Mit stechenn und turnieren
Und anderm jubilieren,
Won der ungelert den gelerten
Mag so wenig uberherten,
Sam der bloss mag einen man,
Der ganczen härnesch füret an.
Dar umb des ersten künnen schol
Yecleicher vil sunder wol
Schon und sauberleichen reyten,
Auf und ab zder tenchen seyten
Sicz der man an underlàss,
Dar zuo sey der stegräyff màss,
Daz sich so einer müg derheben
In dem sattel, daz man legen
Möcht ein kugel unter in.
Die payne schol man strecken hin
Und die knie doch zemen haben,
Die sporn nicht gen dem phärde tragen,
Den zaume hab in seiner gewalt,
Sicz aufrecht in schlechter gstalt.
Der dann mit dem sper wil reyten,
Der trachti daz zder andern seyten
Der stegräyff umb ein halben spang
Für den andern stegräyff hang!
Smukt er sich ein tayl hin an,
Dest minr man ym geschaden kan.
50ᵇ Des ersten schol er stapfen hin,
Darnach bald, daz ist der sin,
Und wil er treffen alle zeit,
So nem den lauffe nit ze weyt!
Pey frid so schol man wappen chauffen,
Der nicht enwelle nakent lauffen

Vor dem veinde an der zeit,
So derhaben ist der streyt.
In den selben sachen
Der haubtman schol auch wachen,
Nicht enschlaffen, daz ist recht.
Er schol die ritter und die knecht
Nicht so füren gar verwegen,
Des gesindes leben muoss er phlegen
Und zühen sich ze velde so,
Da man haber vind und stro,
Holcz und wasser, des ist not,
Daz die phärd nicht liegen tod,
Noch der mensche gepresten hab,
Daz er an creften neme ab.
Das wasser, das man trinken schol,
Schol man vor credenczen wol
Und auch die frömden speys da pey,
Wil man wesen giftes frey.
In chaym wald schol er beleyben
Noch pey mos die nacht vertreyben,
Dar zuo schol er speher haben,
Die ym tägleich mügin sagen
Der veinten willen und ir macht.
Secht, daz geyt die besten craft.
Und ist der veinten gar ze vil,
So wisst, daz ich ym raten wil,
Das er häymleich seu derschleych,
Wil er werden siges reich.
Oder mag daz nicht gesein,
So tuo noch nach der lere meyn
Und warti ir an sölcher stat,
Da ers am ertreich bessers hab.
Sein seu krencher oder geleich,
So mag ein haubtmann gmütes reich
Freyleich lassen lauffen dar,
Schlahen, rumpeln in die schar.
Doch sag ich, ob eins geschäch,
Daz man an dem lesten säch

Anders nichczit, dann den tod,
So mag er fliehen in der not.
Daz ist der aller beste streyt,
Den man da vindet ze der zeyt.
Der seu aver haben wolt
Ze gevangen, sam man billeich scholt,
Doch ân toten, so rât ich,
Daz yeder geb ze gefangen sich
Lieber, dann ym werd gesant
Hasenswancz ze seiner schand,
Sunderleichen, daz er werd
Uberhaben des auf erd.
So schol er sich zo streyten heben
Mit dem rossvolk auf die eben,
Mit dem fuossvolk auf die perg,
Daz ym der obertayle werd.
Ist daz gpirgig sey daz land,
Die schüczen schik er doch ze land
Hin für die andren, daz ist guot.
Das geschoss den ersten schaden tuot.
Dar zuo so schol er auch die schar
Zemen halten fest und gar,
Und die die krenchsten müssen sein,
Die machin sich enmitt hin ein.
Niemand für den andern lâss
Tretten hin, daz ist die mâss.
Ist das lande alles eben,
So scholt du nach den schüczen legen
Die reyter, die die langen sper
Rennen durch die veinde her,
Dar nâch die mit den swerten,
Daz seu die helm zerserten.
Die zfuossen seygin auch da pey,
Ob ein reyter gefallen sey
Aus dem sattel und dar nider,
Das seu ym helffin wider.
Der veinten phärt seu schüllen stechen
Und der gfallner drüssel brechen,

Ringen, schlahen, dar zuo würgen,
Daz ander fuossvolk nider mürden.
Und ob der sige wär dergangen,
So nemin seu daz überig zgfangen.
Ist es aber alles gepirggig,
So hub daz obertöyl vil würdig
Die schüczen für die reyter ab,
Die phert seu pinden zuo dem hag
Und schiessin mit den lanczen dar,
Daz ir die veinde werdin gewar
Die schüllen seu auch überdringen,
So mag in dester bas gelingen.
Und ob in got daz glük verhengt,
Daz man die veinde schindt und pfendt,
So schol der haubtman taylen hin
Iedem man nach rechtem gewin.
Ze allen zeiten gehört dar zuo,
Daz der haubtman spät und fruo
Sehen schol zuo seinem gesind,
Ob er dehäinen chriege vind
Unter im, daz er daz pring
Ze äynem suon, mit dem geding,
Daz der schuldig gepessert sey,
So bleybt daz volke schanden frey.
Won chäyn chrieg das land so siert,
Dann der zwüschen freunden gpirt.
Do sprach Paggenzan der man:
We, wie wench ich rechtens kan!
Iich wayss vil chläine, waz die gschrift
Singet, saget oder stift!
Des antwürt Strudel do und sprach:
Dar umb nempt euch kayn ungemach!
Nach ewer gwonhäit halt daz gricht
Und acht vil wench der ander gschrift!
Tuot sam euch gewissen ist!
Secht, daz ist die beste list!
Von Rüczendorf der haubtman
Huob ein andren tag do an:

Sagt mir, was ist ewer rät,
Ob mir einr gelihen hat
Phärt ald härnesch ze dem streyt,
Das verleur ich ze der zeyt,
Muoss ich es icht wider geben?
Nayn du, sprach do Strudel eben,
Wan er winnet vor hin wol,
Das der streyt ist scadens vol.
Wan vier gemachten nie derstreyten
So vil, daz einer hiet ze reyten
Mit gut und mit dem rechten.
Den nucze hat daz vechten,
Dar umb daz rechte sich verficht,
Er wolt dirs geben, leyhen nicht,
Es sey dann daz er gedinget hab,
Im sein schaden ze nemen ab.
Laureyn der lag an der läg
Und tet dem Strudel auch ein fräg:
Weyser maystter, sagt uns an,
Wie tuon wir dem gefangen man?
Strudel hiet geantwürt do,
Des wolt er Laureynn eren so,
Und sprach: Die fräg ist hoher mir,
Meinen sinnen gar ze swär.
Dar umb so muoss ich suochen
Ayn antwurt an den buochen.
Des chom er pey einr weil her umb
Und sprach: Es ist mir noch ze chrumb
Do, sam ich derkennen chan.
Ich vind daz all gvangen man
Mag man tennen ze der geschicht,
Ob man sich für wärs versicht,
Daz ir leben schaden tät,
Ir verhoysnen nicht wär stät,
Es war dann, daz in offem streyt
Versichert war des mannes leyb,
Der sust ein böswicht nicht enwär,
Den schol man lassen ane swär.

Daz guot daz hat er doch verlorn,
Ym wär dann auch dafür gesworn.
Doch so ist des kaysers recht,
Daz sein gevangen aygen chnecht
Werden, so er selber vicht
Nach der alten pucher gericht.
Einn herrenman den schol man vahen,
Wie man mag, und dar zuo gahen
Und würgen ym den drüssel ab,
Wie wol man ym verhaissen hab,
Mocht er an versichern nicht
Gevangen werden; ob er spricht:
Halten mir die rechte mein!
Dar zuo schol ym geantwurt sein:
Wie macht daz recht an ruffen an
Und hast so oft da wider getan?
Dein recht daz ist ein galgenstrik,
Der dich pey deinem hals verschlik!
Hie pey mugt es wissen wol,
Wie man Lappenleuner schol
Richten aus in solher not,
Wan ir fröd ist unser tod.
Die fromden schol man lassen gen,
Daz ir auch mugt dest bas besten.
51b Her Dyetreich da von Perne
Der wolt auch horen gerne,
Wie es umb die gevangen wär,
Den daz leysten daucht ze swär.
Do sprach der Strudel ye so drat:
Daz ist nicht die mynste frag.
Hie schol man trachten pey,
Ob ein man gevangen sey
Von bösen leuten umb sein hab.
So mag er wol nach rechter sag
Prechen an dem laysten so,
Wie vil er hiet verhaissen do.
Wan niemant von seiner missetat
Gewinnen schol, das sag ich drat.

So ist der sitt in offem streyt,
Ob ein man gevangen leyt
Und sich wil derbitten aus
Haym ze faren in sein haus,
Dar zuo auch versprechen wil
Sich antwürten ze einem zil,
Daz er vil billeich laysten schol,
Er wär dann, daz er wisti wol,
Daz er des laystens müsse sterben
Oder an eim lid verderben,
Und hiet ein anders joch versprochen,
Das schol beleiben ungerochen.
Dar nach so chament etleich leut
Von Nyssingen in aller heut
Und sprachent zuo dem Strudel do:
Wir habent recht, die sprechent so,
Daz aller nicht gepunden ist
Zuo dem streyt dehayner frist.
Dar umb wir bitent euch ze stett,
Daz ir uns streytens überhebt.
Strudel in die red verwarff.
Die alten sind, der ich bedarff,
Sprach er zuo den greysen do,
Wär ir vil, das tät mich fro.
Ich wayss wol, das des streytes macht
Ist nicht allain an leybes craft,
An gemüte, pfärden und an eysen.
Der beste tayl leit an den weisen,
Die mit einer zunge chünn
Schiebent durch die veint gewünn.
Doch so schol man merken das
Von den alten, die vil bas
24 c Der zuo chumin, dann die jungen,
Von den andern sey euch gsungen,
Das vor sechzehn jarn ein knab
Und wer ir über sechzig hab,
Rowen schol ze chrieges zeyt,
Nyemant zuo jung in zuo dem streyt.

Dar zuo wer ym mag gehaben
Lebentiger fünf knaben
Pey der e und dannocht so,
Ob ir einr tod wer do,
Do man den gemaynen nuczen warb
Ob er doch mit eren starb.
Die frauwen sein auch ausgenomen,
Seu wollen dann mit staynen fromen.
Kayn siecher schol auch streyten nicht.
*** Das was ein esel, der das spricht,
Sprachent do die andern so.
Und wie da was gesprochen do,
Vil nahent saytent ze der stund,
Lappenhauser wider umb,
Das hielten auch bis morgens fruo
Paiden tayl, daz gehort dar zuo.
** Doch belibend ane peycht
Lappenhauser, won der gewicht
Seu do nicht verhorren wolt,
Sam er auch nicht horren scholt.
Sech, do sprachens aus eim spott:
*** Nu helf uns doch der alt got!
Do nu der tag ward erst geporn,
Der Leylinger erschiel sein horn.
Das hort man für daz herhorn do.
Des tages warens alle fro.
Roſs dar und Seychinchruog
Der Lappenhauser paner truog.
Dar an ich waina daz gemalet war
Mit einem spul ein sneyderschär
Und prachent auf von irm gezelt
Gen der linden auf daz daz veld,
Da sey da wolten streyten.
** In den selben zeyten
Der mäger zuo dem here sprach:
Wol mir, daz ich ie gesach
Ein her so schon mit ganczer mügend
In so wunnecleicher jugent,

Sam es seit. Des macht euch fro
Und haltend euch noch heut also,
Daz wir gewinnen er und guot,
Daz ein freyer harsch wol tuot,
Wil er legen seinen sin
51d Auf er und guot und auf gewin.
Dar umb gepeut ich pey dem haubt
(Saylich sey, der mir es gelaubt!)
Allen rittern und auch knechten,
Daz seu sich stellen heut ze vechten
Ritterleich an alles fliehen.
Dar zue schol auch hayner ziehen
Für den andern an mein wort,
Und schüff er joch eins grossern hord
Unserm her, daz hulff in nicht,
Ich tät ym sam einm bürrenwicht.
Gunterfay, nu schlag dar an,
So fröwt sich ross mit sampt dem man.
Yeder schre also: Ich swerr
Uber seu, herr, und uber seu, herr!
*** Triefnas hiet seynn mayden gass,
Dar umb er louffen muost die strass.
Die weil chom auch her Fulzan
Mit seinem poner, da stuond an
Ein stok auf einem anboss
Mit einem schindmesser bloss.
Strudel der was nicht der bost,
Er hiet sein gesinde auch getrost.
Er zoch hin gen der linden,
Der mayger hiess sich vinden,
Die veinde warend nahend,
Daz seu enander sahend.
Kayser Lechspiss was ein gesell.
Wer nu ze ritter werden well,
Sprach er do zuo seinem gesind,
Der mach sich für her so geswind!
Des chom do her, sam aus eim traum,
Perchtold von dem Kerssenpaum,

Ein edelman und fechter gar.
Dar nach so cham geritten dar
Chuoni von Stockach
Und der Tyrawätsch hin nach;
Haym von Greczingen
Cham auch zuo denen dingen.
Des zoch der kayser aus sein swert
Und sprach: Ir seyts der eren werd.
Er schluog seu mit der chling entwerchs
Und ward in singend disen vers:
Hie besser ritter, danne knecht!
Die andern sprachent: Daz ist recht.
Doch scholt es nicht reiten an
Vor den frömden, sprach der man.
52 Des hiet man in geschenchet do
Swert und hentschuchgürtlen so,
Dar zuo guldin ritterspurn.
Da was es hie und dort verlorn.
** Des wart er ruoffent ze der vart,
Die frauwen sein vil rayn und zart,
Dar umb man sey auch eren schol.
*** Nu dar, fro Rächel, tuot so wol
Und macht euch an den ersten streyt
Mit euern tochtren, des ist zeit.
Halt euch nun die zieren fennen!
Lasst euch schiessens nicht verdriessen!
Fro Rächel was ir eren fro.
Wie schier sey macht sich fürher do!
Den andern sprang sey allen vor
Auf einem wolf vil hoch embor,
Die tochtren alle her mit ir.
Zuo den veinten hietens gir
Und schässen mit den pusten dar
Aus den fingern gen der schar.
Strudel in den selben sachen
Liess von seinem rittermachen
Und ruoft der twergen herren an:
Wie wol ich euch der eren gan!

Daz die drupin und ir gesinder
Geligin nider sam die rinder!
Her Laurein macht sich gen der zit
Trostleich gar, daz was sein sitt.
Den seinen mannen ward vil gach,
Irem chüng ze ziehenn nach,
Yeder mit seiner schlingen gwind
Ze werfen in das frauwen gesind.
** Die pfeyffer und die farnden leut
Waren sicher an der beut
*** Und huoben sich ze samen so
An ein ort mit fröden do,
Sen bliesend dreyn und schlugend dran,
Bis der streyt ein end gewan.
Die pauer gen enander zugend,
Die weyber flougend, die twerge stubend
Auff gaysen und auf rehen.
Wer scholt den andern flehen?
Es was do fluchens, scheltens zeit,
Also gebrichert was der streyt.
52b Des tet auch Bächel so und sprach:
He, her Nurggel unterm tach,
Yr seyt ein moniggeyn vom Reyn.
Von mir so mist ir leyden peyn.
Her Laureins mund was ob der erd.
Er sprach: Du knorr, du pist nicht werd,
Daz ich mit dir an klaffen well.
Wer dich, ald du must in dhell!
Do mit er werffen ser began,
Er und alle seine man,
Die hixen mit iren schossen
Warend unverdrossen.
Des ward des holens also vil,
Sam ich es euch nu sagen wil,
Daz es go an der selben vart
Der tag von pfeyffern tunkel wart.
Die pirste traffend mangen twerg,
Daz er hin vallen muost zuor erd.

Sen warend spiczig und so geswind,
Daz manger ward san augen plind.
Vil oft ein man cham umb sein augen
Und umb den hals, daz schult es glauben,
Wan die pfeyl ze der geschicht
Hietens vornen all vergift.
Herrn Laureyn ward ein bott gesant,
Daz ym geswal die tengge hand.
Der hiven vil und dannocht mer
Geworffen wurden also ser,
Daz vil mangen in der not
Ward geleczet auf den tod.
Der streyt in payden herte leyt,
Dar zuo so reyt zder selben zeit
Ein wilder man mit mangem stoss
Durch sew auf einem hyernen gross
Mit seinem cholben ungetan
Und schlecht das weyb mit sampt dem man,
Mangen auf den tod ze stuond.
Er warff ir vil in seinen schlund,
Er hiet zwen zan se lang und rins,
Daz er vil mangen ztod erbäyss,
Und wol die streyter all gemäyn
Nider legen so alläyn,
** Wan er gedacht in seinem sin:
Ir vechten das ist mein gewin,
Daz sew unter einander tuond.
Laureyn auch den schalch verstuond
Und fro Hächel tuon da mit.
Des tatens nach der weysen sitt
Und liessend von irm fürsacz
Vor dem wilden man ze dracz
Und auch ze schaden und ze räch.
*** Auf in ward in allen gäch
Mit werffen und mit schiessen,
Das liess sew nicht verdriessen.
Des ward er in doch gar abebend
Ze reyten durch ir payder wand

Mit schlahen und mit kuffen,
Mit stechen und mit rauffen.
Er schlug die unholden
Mit seinem eysenkolben,
Daz sen auf die erde schier
Vielend hin ye vier und vier.
Der hyerss auch mit den hufern sein
Schuoff den veinden mangen peyn.
Er zucht die chlaynen twerge
Vil hoch auf von der erde
Und schürpfecz durch, er starb in sen,
Den vielen hin ye dreu und dreu.
Das was ein wildes geferte,
Es lag in frauwen herte,
Und wærind sein vil wench genesen,
Wär ein chlainer twerg nit gewesen,
Der was so snell und dar zuo chläyn.
Dem hyerssen chäm er zwüschent payn,
Den zugel begräyff er pey der hand,
Er was hey Äschenzelt genant,
Und hub mit gewalt den hiersser so,
Das er beleyben muosst aldo.
Ein anerer zucht ein degen aus
Und stach dem hierssen in den pauch,
Das er auf den füssen gring.
Der wilde held viel uber ab,
Do mit die häxen alle hie,
Und zauptend in, ich wäyss nicht wie,
Daz er do nam ein kimbel gnass
Und seines lebens da vergäss.
Das was doch dannocht nicht so nöt,
Maniger viel sich uber in ztod,
Dar zue ward ir auch vil verlorn
An den toten hyerssen horn.
Do nu dis ding also vergieng,
Ein newer streyt sich ane vieng
52 a Zwischen häxen und den twergen,
Des muost ir dannocht vil verderben.

We, was pluecz do ward vergossen
Von den gstaynen und den gschossen!
Und do der strâlen nicht mer was,
Des liessens lauffen dester bas
Auf die gfügen leute do
Und stiessen mangen nider so
Mit wolfen und auch gaysen
Von ungren und auch fäysen,
Die sprungen auf bis an die luft
Und vielend auf die armen chruft
Also gefüg und also leis
Geleich in eines falchen weis,
Der die vogel mit der prust
Stosst und von enander must.
Die twerge sprangten auch ir bük
Und stiessens nider umm die stük,
Die bûxen mügten sich zer erd,
Ir phärde uber Höperg
Flugend hin ze aller vart,
Wan ir äynes ledig wart.
Do dicz her Laureyn so dersach,
Wie schier er zuo den seinen sprach:
Stet ze füss ab, des ist not,
Und stecht der bürren phärt ze tod!
Dar nach so yeder schlach die weyb,
Wil er behalten seinen leyb!
We, wie schier ward vollepracht
Des ym Laureyn hiet gedacht!
Doch was fro Hächeln wolff also
Bezaubert, daz man in nicht do
Noch sey dar zuo mit kayner sach
Versneyden mocht, dar umb geschach
Hern Laureyn dannocht häyss genuog,
Sey lieff in an so ungefuog,
Daz er sich viel vil oft da nider.
Des hulfend ym die andern wider,
Anders er wär gar verlorn.
Die schand tet dem fürsten zorn

Und begrayff des pauers sper,
Er hielt es gen fro Hächlen her
Und derröycht sey an der prüst.
Secht, daz was umb gar umb süst.
Niemant sey gevellen macht,
53 Das hiet sey mit irn zaubren gschaft.
Des schluog sey ab dem man sein sper
Und macht sich zuo ym nider her,
Sey speylt ym an die wangen seyn
So sere pey der treuwe mein,
Daz ym blatren wuochsen auf
Grosser, dann ein sneggenhaus.
Des gab der wolff von ym ein launst
Aus dem mund recht sam ein prunst.
Wenn er gen dem herczen schluog,
Der muosst sich plagen sam ein chrwog.
Das pracht vil mangen umb den hals.
Dar nach, das irs winsind als,
Kumpt ein twerg, was Trintsch genant,
Und fuort ein necz in seiner hand,
Er macht sich hintum an daz weib
Und warff daz necz umb iren leyb
Und umb den wolff, ich wäyss nit wie.
Des warend do die andren hie
Und wangtens payden in irn pluot,
Sam man noch den fuchsen tuot.
Da mit dis auf und an hin wider,
Der häuen pauer gie do nider,
Ein unglük daz ander reyt.
Helfend, jo won es ist zeit,
Schreuwend die unholden so
Gen der Lindenmolden do.
Wir sein verlorn und vertriben,
Das unser wenig ist beliben.
Gefothen was do, das man wuot
Bis an die versium in dem pluot.
Do ruoft der keyser in dem gras:
Nu dar, her rysen, hört ir das?

Ir seyez die minner in dem her,
Get hin an durch frauwen er,
Und lat der twergen nicht ein bissen
Unzerrürt und unzerrissen!
Ich schäcz der euwern einen wol
Gen einem perg der twergen vol.
Der ruom die risen machet fro
Und schritten yeso hin aldo
Gen den twerglin an den streyt.
Die hietin ze der selben zeyt
Gelesen auf der staynen vil
Und wurffen all ze einem zil,
53b Das was in die rysen, secht!
Do sprach der witend Reymprecht:
Wetter tyefel, wer ist der,
Der uns da ayert so ferr da her?
Wie wirt uns erst gelingend,
So wir hin zuo has dringend!
Das muoss ich doch versuochen so.
Hin zuo, ir herren, sprach er do.
Des chomen seu bis nich hin an.
Her Gyggenfist, huob einer an
Zuo hern Laureyn, wie gturt ir
Beleyben und genahen mir?
Wäyst du nicht, daz ich vermag
Als dein gesind in einem schlag
Legen tod bis in die erd?
Des antwürt ym der chünig werd:
Ich wayss nicht wol, waz du vermacht,
Ich tröst mich wol der meinen chraft.
Wie wol ich sey ein chlayner twerg,
Ich wird dir noch ze einem perg
In deinen augen, glaub es mir!
Dar zuo wil ich sagen dir:
Mich duncht, du seygist ungezogen,
Und was du sprichst, das sey gelogen.
Das wil ich nu bewären so.
Seyne schlingen luod er do

Und traff den rysen pey der stirn,
Daz ym der stayn gie durch daz hirn.
Golie muost des ligen tod,
Das tet seinen gesellen zorn von not,
Die weil ir drey reken
Gen in sich wolten strecken.
** Nicht so, sprach her Hyldprand das,
Der ir houbtmans mayster was.
Haltin wir eu wenich hie,
Bis wir an bas derschkin, wie
Chlainer man sich mug geweren
Gen den grossen und creneren.
Hie pey lernen wir auch wol,
Gen wem man gerner vechten schol.
So wissend, daz von diser ab
Werdent auch die rysen mued.
Des varen wir so frisch hin an
Und schlahins nider auf den plan!
53c *** Her Dietreich sprach: Her mayster mein,
Was ir gepietend, das schol sein!
Da mit der kuenyn Reymprecht
Sprang do fur die andern, secht,
Bis enmitten durch die twerg
Und schluog ir mangen zuo der erd.
Des muosten seu von in hin weychen,
Niemant getorst sich an in streichen.
Des ward ym doch ein brief gsant,
Daz ym die stang viel aus der hand.
Das was ein stayn, der seinen tumen,
Chond ym von der hende rumen.
Des waren so die andern hie
Dem risen zuo, ich wayss nicht wie,
Und an die poyn, daz er do hin
Viel zuo seinem ungewin.
Yeder drang ym auf seinen pauch
Und zukt sein faustmesser aus.
Do was er also gancz von horn,
Daz als ir stupfen was verlorn.

Des was her Reymprecht auch nit träg,
Wie er an dem ruken lag.
Er böyss ir vil und röyss ir me,
Des cham vil mangem twerg ze we.
An die augen schrenwens so,
Des ward er schier geplendet do.
Dannocht was er nicht ze faul
Und gyent vil weyt her mit dem maul,
Er wolt sey han verschlunden.
Des cham ze denen stunden
Einer mit dem messer sein
Und styess yms in den schlund hin ein.
Do mit so hiet er auch sein end.
Die andern rysen warend behend
Und lieffend her mit irem gedens
Recht sam die wolff in ander gens.
Sey schlugend mit iru stangen
Und wen sey mochten gelangen,
Umb den so was dergangen.
Wer scholt den helden geuahen?
Ze weichen muost man gähen
An her Laureyn, der sich schampt
Des fliehens und cham her gerant
Entwerichs auf den grossen sigen,
Das der auch viel und muost gligen,
Des sprung er auf und was genesen.
53 4 Er sprach: Ich pin sein nicht gewesen.
Hiet er vor gefohten ser,
Er schluog ir dannocht dreystund mer.
Her Trinch der hiet sein ross verlorn,
Dar umb so säss der hochgeporn
Auf einen andern twerg hin wider,
Won ym sein haubet stuond ze nider,
Das nerz er aber zuo ym nam
Und lieff den weggen hinnan an.
Er warff es uber in alde,
Des was der ryss nicht träge so.
Er zerröyss es mit den zenden

Durch und durch zuo allen wenden
Und sprach: Daz ich dein muoter cley!
Waynst, daz ich ein vogel sey?
Die red macht maistern Trintschen we
Und lieff den weggen an aum e,
Er gryff ym zuo den augen hin
Und zukt yms zuo seym ungewin,
Das es ym gen der nasen hieng.
Do mit der rys sein aug gevieng
Und zoch es ganz und gar heraus.
Er sprach: Des acht ich nit ein laus,
Ich gesich mir noch genuog.
Hie mit er do umb sich schluog
Gen den veinten än gevärd
Und traff den Trintschen mit seim pfärd,
Das entwerdrer fürbas wolt
Essen, so man trinken scholt.
Des was der twergen hilf verlorn,
Das tet dem Äschenzelten zorn
Und lieff da her der degen chleyn,
Er cham dem risen zwischen dpëyn
Und wolt in stechen untaun auf
Mit einem messer in den pauch.
Des was der held so gar behuot
Mit seiner eysenpruoch vil guot,
Daz man ym nicht enmocht getuon,
Da mit ertrukt er aun ein huon
Mit seinem schinggen Äschenzelten.
Des muosten allen twerg engelten,
Den des smerczens ward genuog.
Dar zuo eins zum andern schluog.
Her Ruolant macht sich bas hin an
Und warff ir paner auf den plan.
Des nam her Hylprand yeso war.
Nu dar, ir zieren helden, gar!
Macht euch freylèich an den streyt,
Auf und an sen, es ist zeit!
Her Dyetreich ward der rede fro

Und lieff her mit dem seinen do,
Das do von der selben vart
Das ertreich unterm bidment wart,
Die päyme zuchtens von der erd
Und schluogend in die ryten werd.
Des sprach her Egg do: Waffen, waffen,
Mit gerten schol man kinder straffen.
Und nam einn grössen berg auf in,
Er warff in gen den reken hin.
Sylm, ist das nicht der geyr?
Sprach her Dietleyb do von Steyr.
Wilt du uns also begraben?
Nu sein wir noch nit ztod erschlagen.
Erdschollen und auch mist
Wirfft ein weib, daz zornig ist.
Hast icht eysens, das zaig her!
Ja du, sprach Egger,
Und pott seim stählein stangen dar,
Das ir her Dyetleib ward gewar
So ser an seinem starchen gyel,
Das er für tod do nider viel.
Der schimpfe tet dem Perner zorn,
Er wänd, sein gsell der war verlorn,
Und schluog hern Eggen pey der mitt
Enzway, das was her Dyetreichs sitt.
Seyn swert das hiet ein sneyden
Und sneyd an alles leyden
Durch flaisch und päyn und was es vand.
Sprach: Her, zaig das ist ein schand,
Das du dein swert so gar on leyd
Hast gezogen aus der schäyd.
** Narren menner, hürren prüst
Sicht man blecken oft umb süst.
*** Des lacht der Perner in dem sin
Und schluog zuom andern mal da hin,
Des Eggen er verfaylet do
Und traff hern Ruolanden so,
Das er auf dem ärs genass.

54b Egg des seynen straychs vergass
Und wolt sich nach dem Perneg keren.
Des viel er auch da hin ze stuken,
Also das derselben risen
Gelagend vier auf einer wisen.
Dannocht waren ir wol drey
Der reken auch so vil dapey,
Die schlugen in enander do
Also festechleichen so,
Das ein straich in perg und tal
Uber siben meyl derhal.
Sich huob ein nebel von dem streyt
Einr halben meyle hoh und weyt.
Ir tümer ward so ungeheur,
Das man do sach das wilde feur
Her durch den nebel dringen,
Das gye von iren swingen
Und auch von iren ilen so,
Den seu so hitzig taten do.
Hie was hert und wider hert,
Des cham auch zuo dem selben gfert
Her Dyetleyb zuo ym selber do,
Er macht sich auf und rach sich so,
Und, sam ich euch es kurczen wil,
Das die rysen ze dem zil
Der ubel tod an sich gevie.
Ir paner mit in nider gie.
Do schre der käyser äne chron:
Her zuo, hin an, her Nageron,
Mit ewerm gesind, won des ist gnuog,
Und scheubt die reken in ein chruog!
Des fuoren do die häyden dar
Ze röss und ze füessen alle gar
Und schüssend in die reken her
Mit iren pogens dik und ser.
Des hiet Wolfdyetreich do gesprochen:
Ich wän mich hab ein fleug gestochen!
Do in der pölczen einer traff.

Des wissten seu nicht, was er sprach.
So chament die ze röss aldo,
Die hieten seu gewent also,
Das seu hin zuo und auch hin wider
Sprungend auf und dar zuo nider
So snellechleichen her und dar,
54 c Das sein niemant ward gewar,
E das er der kröl emphant,
Die seu wurffen mit der hand
Behendecleichen in die leut
Und zuchtens an sich pey der heut,
Da mit seu täten schadens vil.
Doch, sam ich euchs kürczen wil,
Her Hildprand nam den schild für sich
Und lieff so in der hayden vich,
Daz der phärt sich muosten legen
Eins und sechczig von den schlegen
Und ir herren auch da pey.
Des chament do die andren drey
* Und schluogend hin das überig gar
Bis an des fuossvolkes schar.
Der was so vil, sam ich es mayn,
Ye zway tausent wol an ayn,
Die hieten grossen schaden geschaft
An der müden helden macht;
** Won wasser, das pricht durch den stayn,
Ist sein lauff da hin gemayn.
*** Do drungen her yeso ze hand
Die zieren fiers von Sweyczerland
Und schluogend soleich scharten
Mit iren helmparten,
Das der hayden vil gelag.
Paggenzan tet einen schlag,
Das ir sechs und zwayuzig do
Vielen nider sam das stro.
Do was der hayden kloyde hert,
Secht, das von dem selben gfert
Das leder pochsleut ward so fast,

Man hort es uber zehen rast.
Der Leybinger mit seiner furggen
Reussen, hayden und auch Turggen
Stach er all in einem stich,
Das sen storczlen unter sich.
Des buolen sich der keczer dar
An die weit ein michel schar
Und schussend her zuom andern mal,
Das vil mangen scharfe stral
Den Sweyczern in dem fläysch gelag.
Das tet in we, das was ir schad.
Do lieffend dis mit iren segen
54 a Den hayden auf das veld engegen
Und hubend an ze möyen do
Der höyden payn, sam höw und stro.
Do mit was es dergangen,
Das uberig floh von dannen
Mit irem paner uber mer.
Des habend noch die Sweiczer er.
Secht, do was es vesperzeit,
Dar zuo wisst, das an dem streyt
Yeder do ze fuossen wuot
An die knie auf in dem pluot.
Do die reken wisten, das,
Das ir täyl der besser was
Und ir veinde so gelegen,
Des namen sen der freunden segen
Und zugend fuder von dem plan,
Sam vor Laureyn hiet getan.
Der mäyger auch das selbig sach.
Es tett ym laid und ungemach,
Das Sweyczer hieten mit ir macht
Vertriben so die haydenschaft
Und daz velde hielten so.
Des sprach er zuo den seinen do:
Nu wol auf, es ist zeit,
Das wir auch ziehin an den streyt
Und lasin ir enkeinen leben,

Das wird ir schād und kumpt uns eben.
Da mit so richt er seine schar
In einen spicz und macht sich dar.
Die schuczen vor und dar nach er
Auf einem esel mit seim sper
Und die spiesser all hin nach.
Zuo iren veinten was in gach
Mit schiessen und mit stechen.
Mit muosten der zuo brechen
Die ze fuossen hintnan so.
Der streyt derküeht sich aber do
Und ward auch schlethleich also hert,
Das ir zuo dem selben gfert
Mer dann siben hundert tod
Gelagen da von rechter not.
Des was der Lappenhauser gnuog.
Der Sweyczer sturbend ane fuog,
Swert die hort man chlingen,
Helm und ring zerspringen,
Das velte was von pluote nas.
Wer bas mocht, der tett auch bas.
Die ritter sugten auch ir macht
In irer nüwen ritterschaft,
Bis das seu allesament so
Derstikten in der hicz aldo.
** Das geschach nicht ane sach,
Won der weis vil ofte sprach:
Alter part der hat die wicz,
Nüwer palg der hat die hicz.
*** Wes scholt der Strudel warten do?
Zuo seinem knache sprach er so:
** Nu dar, ir herren wol gemüyt,
Gedenkt vil eben an das läyd,
Das die Lappenhauser bös
Mit irem willen also bös
Habent uns so oft derzäigt,
Darumb wir schüllen sein berüyt,
Schand ze rechen und auch schaden.

Dar zuo so hort, was ich wil sagen!
Welt ir haben er und gwin,
So schölt es legen euwern sin
An früntleich gar ze streyten
Mit schlahen zbayden seyten
Und nicht verzagen dehaynen frist,
Die weil ein äten in euch ist.
Und sicherleichen tuot ir das,
Uns gelinget wol und bas
Und beleibent pey dem leben.
Da mit gewinnent wir vil eben
Er und guot und ross und rinder,
Daz wir und unsern lieben kinder
Derfräuwet werdent von dem streyt
In ganczem frid vil lange zeit.
Ze lesten, wisst, tuon wir des nicht,
Das uns das widerwärtig gschicht.
*** Des furen seu mit schalle dar
Veintleich in die andern schar
Mit schlahen, stechen und auch schiessen.
Was scholt die helde des verdriessen,
** Die so wol mit aygner hand
Mothen rechen do ir schand.
*** Hieten Sweyczer schaden getan
Loppenhausern, sünder wan
Das herfulten die vil gäncz
In irem zorn von rechter schencz,
Und sünderleichen ze der gschicht
55 b Her Suegg hiet vergessen nicht
Seines fromen vatters tod,
Des schuoff er jamer, angst und not
An den Loppenhausern so.
Sein sper das schluog er unter do
Und so veintleich in die schar
Auf einer starchen Russina dar,
Das ir zwelf von einem stich
Muosten gagen unter sich.
Siben blibend an dem spiess.

Die huob er auf der selbig fierz,
Sam die hüner an eim spiss.
Niemant was vor in gewiss,
Er wär eim fürsten gnuog gwesen.
Wer scholt do vor in genesen?
Des hercz so hiczig was ze streyt,
Har an die grüste sterki leit.
Secht, der verte trit er vil.
Egghart ze dem selben zil
Hiet auch nichcz vergessen das,
Wie sein lieber suon vor was
Derschlagen von der veinten rích,
Des was ym auch ze rechen gäch,
Und sunderleichen an den besten.
Er raut vom ersten bis am lesten.
Das was der erst der chünig so,
Der ander was ir herrczog do,
Der drit der graf et cetera,
Die vielend all vor ym alda,
Und do der Rufiner kayser vand,
Das swert das fasst er in die hand
Und gab dem haubtman einen schlag,
Das er do auf der erd gelag.
Des cham do her der fuossen schär
Und saczten in hin wider dar.
Dem Egghart stachens seinen mayden,
Das er sich dar von muosste schäiden.
Des chom er auf der wal geporn,
All sein wer hiet er verlorn,
Den rechten fuoss den huob er auf
Und stiess des kaysers hengst in pauch,
Das er an der seyten gelag.
Do muosst der herr auch hin ab.
Egghart der was nicht ze träg,
Wie herticleichen es ym läg,
55 c Das swert dem Lechspiss zucht er do
Und schluog in auf den grind also,
Das in der lange schlaff gevie,

Der ym auch nimer mer vergie.
Man hiet ym geholffen auf sam e,
Da mocht er nicht gesiczen me.
Man hiet den Egghartten zerzorten
Umb und umb ze allen orten.
Da hieten seu des glückes nicht,
** Das macht und craft und wicz zerpricht.
*** Dar nach chom der seinen dar
Der fromen dyet ein michel schar,
Die ym do hulfend von der nöt,
Die veint auch schluogend in den tod,
Also das mit mangem jagen
Des möygers leyb ward hin getragen
Gen der Lappenhauser gezelt.
Do huob sich leyden in der welt.
Strudel der hiet wiczen gnuog,
Sald und chraft, daz was sein fuog.
Er macht sich hin selb driter dar,
In der hürwen veinten schar.
Gen irm paner drang er do
Und begrayff die stang also,
Daz sey auf die erde gie.
Sein arm der negel spicz gvie,
Das er do zuo der selben vart
Mit enander bluotend wart.
Des achtet er vil wenig da,
Wan er des seges was so fro.
** Lappenhauser vielent nider
Ze geleicher weis sam schaff und wider,
Die noch hierten weder hund
Habend ze der selben stund,
So die wolfe hungrig gar
Chömend in ir bloden schar.
*** Ze gefangen hieten seu sich geben,
Des wolt man kainen lassen leben,
Und warind auch verdorben so.
Des chomend Narrenheymer do
Mit äxen und mit pyellen

Und auf die veinde viellen.
Dis hieten besser geluk dann seu
Und schluogend oft ein man in dreu.
Secht, do ward die tayding chrumb,
Das glükrad kert sich wider umb,
55 a Und hiet es vor gehulfen ser,
Do schadigot es drislund mer.
Von Lappenhausen Saychinchruog
Ein herez gewan zuo seinem fuog,
Des cham er auch zuo sinnen drat.
Ein vännli hiet er in der wat,
Da was seins dorffes zäychen an
Gemalet, secht, das sliess der man
An ein sper und warff es hoch
Auf; do huob sich ein gezöch,
Das was vil stark dem paner nach,
Und machten sich hin an vil gach,
Do ir veinten sturmvan was.
Seu drungen fast und schluogend bas,
Bis daz der Fülczan ze hart
Mit sampt der stang zerhaket wart.
Do gieng es an hern Strudel do,
Zuo dem gräf Purkhart sprach also:
He, ir gsell, ir gsell, ir gsell,
Ir muosst nu reuschen in die hell.
Ir habt so manig mort gestift,
Daz man euchs schol vertragen nit.
** Des antwurt in der werde doch:
Wiss, das ich mich rüre noch
Und pin an meinem herczen warm.
Wie mag ich dann ze helle varn?
*** Des zoch er aus ein messer do
Und stach graf Purcharten also,
Das er yeso tod gelag.
Nu var du in die hell hin ab!
Das ist dein haus und ghört dich an,
Sprach er zuo dem toten man.
Des wird doch Strudel da beliben

Mit seinem harsch vil gar gestigen,
Da warent Maczendorffer hie
Also schier, ich wayss nicht wie,
Wie hant seu schrewwent auf die schar!
Es ist noch nicht des io so gar,
Sam ir nu' wänt, ir hürrenschelch!
Es müsst uns lassen hie die pelg
Und gearnen auf dem plan,
Das ewer vordren haben getan.
Des stachens her mit iren spissen
In der Lappenhauser fiessen,
Nyssinger auch wider dar
In der Narrenhaymer schar
Also ser mit payder chraft,
Das der veinten hilf und macht
Aber do gechrencket ward,
Also das in einer vart
Narrenhaymer haubtman,
Lappenhauser sturmvan
Vielent nider auf den tan,
Der van von Nissingen vil schier
Aufgeworffen also zier,
Des muostens schreyen in dem streyt
Gen Torenhofnern an der zeit,
Die das hieten ubersehen,
So grossen vinstren was geschehen
Von dem pulver auf dem plan.
Do das geschrey an was getan
Umb die hilf, das hortens wol,
Und ranten her gemuotes vol,
Wol geruowt vil stark und frisch,
Sam die färli von dem tisch,
Und lieffend Mäczendorffer an,
Seu schluogend in vil mangen man
Mit iren stecken, das seu hin
Vielen zuo irm ungewin.
In was der mensch recht sam ayn äye
Und knustend flaysch und payn enzway.

Seu fuoren her gewmotes frey
Auch mit chüglen von dem pley
An die chlaider fest gepunden,
Mit eysenketten ze den stunden,
Und wurffend gen dem herczen,
Des machet mangen smerczen.
Seu smuczten gen den haubtern dar,
Das seu die sinn verluren gar.
Was der vorderr streyt verlorn,
Des ward ein neuwer do geporn,
So stark und ungeheur aldo,
Und sam ichs kürczen wil also:
Des Strudels van die swär gevie
Und dreystuond auf und nider gie,
Des hieltens doch ir veld und macht
Und streyten in die veinstren nacht
So verr, dass ieder tayl yeso
Selber höret auf aldo,
56 b ** Und sprachent, sam auch ghört dar zuo,
Einen frid bis morgens fruo.
*** Da hört ich, daz man in dem pluot
Bis uncz an den gürtel wuot.
Wie vil aver wär derschlagen,
Der mär getar ich euch nicht sagen.
Der da glegen was, der glags,
Der da gen mocht, der truts
Und gie hin wider in sein gezelt
Oder läyt sich auf das veld
Ze schlaffen sam ein rind dahin.
Fro Laychdennmn in irem sin
Gedacht vil eben an die tat,
Die ir in Lappenhauser rat
Wider fuor von Niggels wort,
Dar umb sey stiften wolt ein mord
Und macht sich haymleich aus dem hous
Für des dorffes tor hin aus
Und lieff hin zuo der veinten schär,
Die schlieffend da von müdi gar.

Sey wakt seu auf und sprach also:
Ewer eren pin ich fro
Und ewers guots ze aller stund,
Dar umb so trachtend umb einn fund,
Das ir all des morgens fruo
Reytt ze Lappenhausen zuo.
Die weil so wil ich legen schier
Feur ins dorff an steten vier
Und euch ein tor auch geben eyn,
Das sag ich auf die treuwe meyn.
Der rede warens alle fro
Und dankten ir vil fleyssechleych do,
Seu verhiessen ir da mitt
Guotes vil, das ist der sitt.
Des fuor seu hin fro Laychdenman,
Bis seu gen Lappenhausen cham,
Und pracht ze samen was seu sprach.
Mit welhen dingen das geschach,
Ich noch niemant sagen schol.
°° Bosshayt lert sich selber wol.
°°° Die weil auch Nyssinger vil drat
Chömend zamen all ze rät
Umb die red, die da getan
Was, des huob ein alter man
Und sprach: Dis dinch wil haben wicz.
°° Wir ligend auf des todes spicz,
Unser veint sein sterker vil,
Dann wir, sam ich sagen wil,
Dar umb so schüllen wir mit listen
Unser süsses leben fristen
Und taylen uns ze unserm häyl
Vil eben gar in zway tayl:
Das erst mit den veinden streytt,
Das ander häymleich an hin reitt
Gen Lappenhausen zuo dem tor
Und halte da en wenig vor,
Und lät man uns dann schier hin eyn,
So schüllen wir vil endleich seyn

Mit rauben und mit stechen.
Hie mit wir mügend rechen
Alles unser layd und schaden.
Nicht mer so kan ich euch gesagen.
Do sprach der alt her Pütreich:
Dein rat der ist uns nicht geleich
Und pist dir selben wider auch
An deiner red recht sam ein gauch.
Du sprichst, der veinten sey ze vil
Und wilt dann, daz wir halb daz spil
Treyben mit in allen aus.
We, wie kämin wir ze haus?
Dar umb wil ich ein anders sagen.
Wir schüllen unser wägen laden
Mit plunder und mit härnesch gär
Und schiken unsers tayls ein schär
Vil laugenleichen in den wald,
Den andern tayl wir senden bald
Mit dem paner auf die weyt,
Da sich derheben schol der streyt,
Und wann die veintschär zeucht gen in,
So trachten dis ze fleuhen hin
Gen dem holcz, die wagen nach;
So wirt den veinten also gach
Ze jagen und ze rauben ser,
Das seu sich strowent in dem her,
Einer her, der ander hin.
Secht, so ist der beste sin,
Das unser hauff mit allem gar
Mach sich auf die ierren schär
Mit schiessen, schlahen und mit stechen,
Stossen, müsten und auch brechen.
56 d Mügen wirs auch an gevahen,
Die schuldigen wir schullen hohen,
Kaynen lassen wir genesen.
Und ist, das es also mag wesen,
So reyten wir in einem trük
Gen Lappenhausen auf die prügg.

Und wär joch, das die morderin
Nicht wolt tuon nach unserm sin,
Sam ein menschen mordes vol,
Niemand mag getrauwen wol,
Dannocht müssen seu derzaygen,
Wan seu scheint so derschlagen
Ir vormacht und ir gesind
Und dergeben sich geswind.
Wolten seu des nicht entuon,
Des schölin wir recht sam ein huon,
Und laufin an die hulczinn maur
Mit feur, das wirt in gar ze saur.
Wär aber, das daz weib
Tät uns auf ze rechter zeit,
So schüllen wir berayte sein
Uns ze machen all hin ein
Und nicht ze gaslen in den strässen,
Won man möcht her aber lassen
Von den heusern holcz und stäyn
Und uns derschlahen all gemäyn.
Wir schüllend in das erste haus
Prechen drät und dar nach aus
In das ander yemer dar
Und töten was da lebet gar
An die unsern freund alläyn.
Dar nach so nemin wir gemäyn
Alles, das man genemen mag.
Und täyllins gänczleich pey dem tag,
Und was uns nicht ze nücze werd,
Das verbrenn man gar in herd.
*** Nicht anders saget er in do.
Des rätes wurdens alle fro,
Und was her Pütreich hiet gedacht,
Daz ward auch alles volleprächt.
Des wurdens sälich und auch reich
Und machten sich auch all geleich
Wider häym hin auf den weg.
Und do seu chomend zuo dem steg,

45 Do sahens wie der Triefnas,
57 Der von dem streyt geflohen was,
Sass auf einem birlinch höh.
Secht, do huob sich ein gezôch
Gen dem höschochen,
Das bläyb nicht ungerochen
** An den ersten buoben,
Die vielend in die gruoben,
Die Perschi vor mit seiner craft
Umb die festi hiet gemacht
Und bedeket schon mit gras.
Das er geschaden mocht dest bas,
Er hiet viel dornen spicz gericht
Uber sich auch zuo der geschicht,
Ob seu chämin ze der stunde,
Das mans mit den fussen funde.
Das geschach, sich stiess dar an
Vil oft ein blosser sakman.
*** Das tet in we und macht in zorn.
Hietens Pertschins tod gesworn,
Das wolten seu do erste enden
Und wurden her und dorthin senden
Umb laytern, mäntel und auch pleyden
** Und umb ein chaczen, die seu treyben
Scholten an die maur hin an.
Dar zuo woltens pikel han
Ze untergraben hie und dört
Und anders, daz zuo sturmen ghört.
*** Secht, das prächt man yeso dar!
** Do ruft der Strudel ze der schar:
Ir herren, merkt was ich wil sagen!
Ich han gehört pey meinen tagen
Mit werffen man das haus derwert,
Mit schiessen man es nider zert.
*** Dar umb schült es die armbrust laden
Und an hin schiessen nicht verzagen.
Also mag er sich nicht gerüren,
Die kaczen schol man an hin furen

Und stossen in die maur enzway.
Secht, das halff nicht umb ein äy.
Der turne der was innan vol
Und nicht sam die andern hol.
Des hiess er do die laytren pringen,
Werffen an und auff hin chlimen
Und verhiess mit seinem mund
Dem ersten zgebenn zehen phunt,
57 b Dar zuo schiessen ymer dar.
Des ward der Triefnas do gewar
Und macht sich aus dem haw herauf.
Er warff den ersten in den pauch,
Das er ab der laytern viel
Also hart auf seinen gyel,
Das er yeso muost beleyben,
Den lesten tag alda vertreiben.
Triefnas wisst er vor hin wol
Und hiet den seinen geren vol
Gesamlet an dem morgen fruo
Und ein pavesen auch dar zuo,
Die schyrmpt in vor den geschossen gar.
Des stayg der aller roschest dar.
Einer, der hiess Spoczimkubel,
Den warff er auf sein gyssubel,
Das die layter sampt mit ym
Vielent also zprosten hin.
Do nu das die andren sahen,
Niemant gtorst ym furbas nahen.
Also wolten sew in haben
Mit den pikkeln untergraben,
Und errechet von dem haus,
Sam man mangen rauchet aus.
Da was daz ertreich gar ze lind
Und ertrukt ein michel gesind.
Secht, das schuoff in we und leyden!
Des wurdens werffent mit der pleyden,
Die stayn gestekten in dem gras
Und vestneten die maur dest bas.

Wie gern seu hietin geschossen do
Aus der büchsen gen ym so!
Da hieten seu des pulvers nicht.
Dar umb ir sturnen was enwicht.
Do huoben seu ze tröwen an
Mit den worten gen dem man.
Des fluochet er in so ze stett
Mit ferczenn, das er gen in tett.
Noch woltens in mit kinden worten
Aus dem nest do han gesorten,
Do mocht er in getrauwen nicht,
Won ein spruchwort also spricht:
** Vor alter veinten süssen botten
Und vor fischen zwir gesotten
Hüte dich ân alles spotten!
*** Des chamen seu da überäyn
57 c Das seu allesampt gemayn
Läyten sich hin umb das haus,
Bis in der hunger trib hin aus.
Des wâren ir der scharen drey.
Yedeu schluog auf ein bastey
Und lagend da mit starker macht
Hin bis an die vierden nacht
Mit grosser zerung und auch wart.
Trûn do hungert Pertschinn hart.
Do was der held besessen,
Was scholt der arman essen?
Secht, des was er doch nicht faul,
Er schluog des häws in sein maul
Und bäyss dar in, er cheuwet ser.
Das sach der Strudel in dem her,
Er schre: Der von es ist ein wicht,
Wir mügen hie geschaffen nicht,
Er isst uns häw mit sampt dem stro.
Des fluhen seu da hin aldo
Und draften sich hin uberm steg.
Pertschi nam ein andren weg
Uber dhäyd der selben zeit

Und kam da hin, da sich der streyt
Hiet derhaben und dergangen.
Des sach er da von töten mannen
Mangen grössen hauffen ligen,
Die warend auf enander gdigen
Von des pluotes gussen so.
Ge Lappenhausen cham er do
Und sach, wie da verderbet was
Haus und hoff, daz laub mit gras,
Man und weib mit sampt dem kind,
Er und guot also geswind
Und sein lieben hausfrauw tod.
Das prächt ym jamer, angst und not,
Das wasser ym zum augen gie,
Ein stärken dannocht in gevie,
Das er wol ein halben tag
Sam ein andrer toter gelag.
°° Des cham er zuo ym selber do.
Ein sendes geschray derhuob er so:
O we, jamerleicher tag!
Das ich dich ie gelebet hab,
Des muos ich ymer leyden pein
Mit chlagen an dem herczen mein
57 a Und mangen pittern jamer dulden,
Nicht anders dann von meinen schulden,
Das ich so weysleich was gelert
Und mich so wenig dar an chert.
Wie chläine wolt ich es gelauben!
Nu sich ich selber mit den augen:
Wer heut lebt, der stirbet morn.
Wie schier ein man auch hat verlorn
Alles, das er ie gewan!
Da mit gedacht er auch dar an,
Wie sich allen dinch vergend,
Die an unsern werchen stend,
Dann allaine gottes vorcht,
Gottes minne unverworcht.
°°° Also fuor er hin so bald

Enmitten in den Swarczwald,
Da verdienet er vil gwär
In ganczer andächt an gevär
Näch disem läyd das ewig leben.
Das well uns auch der selbig geben,
Der wasser aus dem stäin beschert
Hât und auch ze wein bekert!

AMEN.

Die

Manuſcripte

Peter Schlemihl's.

E. F. THIENEMANN.

Kosmologiſch-literariſche Novelle

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

29 Fo/154

Berlin, 1851.
Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jeder Leſer, dieß darf ich wohl ſicher vorausſetzen, kennt des unvergleichlichen Chamiſſo unſterbliche Geſchichte, betitelt: Peter Schlemihl, und wer ſie nicht kennt, oh der lerne ſie kennen, der leſe ſie, und er wird ſie nie wieder vergeſſen.

Dieſe Geſchichte hat viele Nachahmungen gefunden, geiſtreiche und auch minder geiſtvolle, gleichwohl ſind alle dieſe Fortſetzungen und Nachgebilde nur Phantaſieſpiele und Schatten der wunderſamen Geſchichte Peter Schlemihl's, Schatten, welche jener Feind Schlemihl's und abſonderliche Schattenfreund längſt ebenfalls als ſein Eigenthum betrachtet und geholt hat.

Zuverläſſiges über des armen Einſiedlers in der Thebais Ende, iſt niemals bekannt oder was eben ſo viel ſagen will, veröffentlicht worden. Auch iſt die reiche Berliner Univerſität zur Zeit noch nicht in den Beſitz der Manuſcripte Peter Schlemihl's gelangt.

Dieſen letztern Punkt betreffend, ſehe ich mich genöthigt, zum beſſern Verſtändniß, den vorletzten Schlußſatz aus der erwähnten Geſchichte Chamiſſo's hier wörtlich abdrucken zu laſſen.

„Ich habe" — ſo berichtet Schlemihl an Chamiſſo — „die Erde, ihre Geſtaltung, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmoſphäre in ihrem Wechſel, die Erſcheinungen in ihrer magnetiſchen Kraft, das Leben auf ihr, beſonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt als vor mir irgend ein Menſch. Ich habe die Thatſachen mit möglichſter Genauigkeit in klarer Ordnung aufgeſtellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Anſichten flüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika, und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Aſien und von ſeinen öſtlichen Küſten, feſtgeſetzt. Mein Historia stirpium plantarum utriusque orbis ſteht da als ein großes Fragment der Flora universalis terrae, und als ein Glied meines Systema naturae. Ich glaube darin nicht blos die Zahl der bekannten Arten mäßig um mehr als ein Drittel vermehrt, ſondern auch Etwas für das natürliche Syſtem und für die Geographie der Pflanzen gethan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuſcripte bei der Berliner Univerſität niedergelegt werden."

In dieſem Satz iſt jede Zeile, jedes Wort von Gewicht. Es iſt darin ausgeſprochen die unendliche Liebe zur Natur wie zur Wiſſenſchaft, und der unendliche Fleiß eines Mannes, welchem freilich volle Muße vergönnt war, in einer erhabenen Einſamkeit, die der einſtige Wandel unſterblicher Anachoreten geweiht und geheiligt — ungeſtört von allen kleinlichen und peinlichen Eindrücken der ſogenannten civiliſirten Welt Großes zu ſchaffen und zu vollenden.

Nun blieb es aber bisher ein eigenthümliches Räthſel, warum ſeit dem Jahre 1814, in welchem die erwähnte wunderſame Geſchichte dieſes ſo ſchwer beraubten und ſo hoch begabten Mannes dem Druck übergeben worden — da alle ferneren Nachrichten von ihm ausgeblieben ſind, und obgleich beſagte Geſchichte in Ueberſetzungen nicht minder die Runde um die Erde gemacht, wie ihr liebenswürdiger Herausgeber in eigner Perſon — es blieb ein großes Räthſel, ſage ich, daß keinerlei Nachforſchung und Nachfrage nach Peter Schlemihl's eigentlichem Aufenthaltsort veranlaßt worden, und daß man ſich ein von ihm ſo freundlich und wohlwollend verheißenes literariſches Vermächtniß auf's Gerathewohl hat entgehen laſſen.

Am allerauffallendſten aber erſchien mir, und gewiß auch vielen Andern, welche an dieſer wichtigen Thatſache Antheil nehmen, daß die Königlich preußiſche Staatsregierung eine Expedition nach Aegypten ausgeſtattet und abgeſendet hat, deren rühmliche wiſſenſchaftliche Thätigkeit in jenem Lande längſt zur öffentlichen Kenntniß gekommen iſt — daß aber dieſer Expedition, wie es ſcheint, in Bezug auf jene ſo wichtige literariſche Verlaſſenſchaft des weiland Herrn Peter Schlemihl kein Auftrag geworden, von ihr, der Expedition, daher auch in ihren Berichten nicht das mindeſte darüber verlautbart werden konnte. Oder ſollte vielleicht die ganze Expedition eigentlich nur zum Aufſuchen und Abholen jener Schätze ausgerüſtet, der eigentliche Zweck aber geheim gehalten worden, der Auftrag von der Expedition auch vollzogen, aber jene Höhle Schlemihl's in der Thebais nicht aufgefunden worden ſein? daher die Geſchichte mit Abſicht davon ſchweigt? — Oder endlich ſollte man — auch das iſt glaublich — mindeſtens möglich — auf den erwähnten Nachlaß von vorn herein freiwillig Verzicht geleiſtet haben, weil beſagter Schlemihlius doch eigentlich nicht mehr und nicht minder, als ein Vagabund von einiger Anrüchigkeit — und wegen eingegangener Gemeinſchaft mit einem äußerſt verrufenen Individuum deſpektirlich, ebenſo weder Doctor, noch Profeſſor, auch keines einzigen Ordens Ritter und keiner gelehrten Geſellſchaft Mitglied geweſen — und hätte man ſich dabei — eingedenk des Spruchs: Was kann von Bethlehem Gutes kommen? um ſo mehr beruhigt, als an Manuſcripten über alles Mögliche im Makrokosmos, wie im Mikrokosmos durchaus bei der Berliner Univerſität kein Mangel — vielmehr ein ungeheurer Ueberfluß vorhanden ſein dürfte? Wie dem auch ſei — mir ſteht kein Recht zu, Vermuthungen zu hegen, die aller Beſtätigung und Begründung ermangeln. Ich habe nur die Verpflichtung, der wiſſenſchaftlichen Welt zu verkünden: Der Schatz iſt noch zu heben! *Die Manuſcripte Peter Schlemihl's ſind wirklich* **vorhanden!** Das Wunderbare und Nähere über dieſe Manuſcripte und deren Inhalt iſt auf den nachfolgenden Blättern ſchlicht und einfach verzeichnet. Einſichtvolle und Kundige werden erſtaunen über die umfaſſende Thätigkeit dieſes einzigen Mannes, wie ſie aus dem ausführlichen Bericht eines mir innig befreundeten Reiſenden, welcher in dem Wunderlande Aegypten das ſeltſamliche Abenteuer der Auffindung durch eine Verkettung ganz wunderbarer Glücks- und Zufälle zu beſtehen verſucht, — erhellt. Wenn es mir nebenbei gelingen ſollte, für den erwähnten Freund nur einen geringen Theil jener Theilnahme, welche die Leſewelt den Schickſalen Schlemihl's und folglich dieſem ſelbſt zollte, zu erringen, ſo fühle ich mich, nächſt dem Honorar, das der gütige Herr Verleger zahlte — (ein ſonſt bei nachfolgender Floskel gern verſchwiegenes Geſtändniß) hinlänglich belohnt.

Du wirſt Dich ohne Zweifel eines Studiengenoſſen erinnern, lieber Ludwig, der im Jahre 1829 und 1830 in Leipzig in den Vorleſungen von Krug und Wachsmuth neben Dir ſaß und Dein Begleiter war auf einigen ſtudentiſchen Fußreiſen nach dem Harz und nach dem Rieſengebirge. Auch des nicht geringen Intereſſes wirſt Du wohl noch eingedenk ſein, welches wir an Adalbert von Chamiſſo's geiſtvoller Erzählung: Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte, nahmen, die wir gemeinſchaftlich laſen. Du begannſt damals Deine ſchriftſtelleriſche Laufbahn, und in mir lebte ein Trieb, das Gleiche zu thun, aber ein neidiſches Schickſal verfolgte mich ſchon in jener Zeit; zu der leiblichen Armuth, die mich niederhielt, geſellte ſich die Armuth an Stoffen. Ich brachte kaum ein Manuſcript zu Stande, und hatte ich ja einmal eines begonnen und äußerte mich darüber mittheilend gegen Freunde, ſo fanden dieſe jedesmal am Stoff zu tadeln, ja Du ſelbſt gabſt mir einmal ein begonnenes Manuſcript lachend und mit den Worten zurück: „aber lieber Freund — das iſt ja ein völlig unbrauchbarer Stoff, weil er bereits ſo vielfach verbraucht iſt!“ Du ſahſt den Schmerz nicht in Deiner argloſen Heiterkeit, der mir die Kehle zuſchnürte; ich ſteckte meine Arbeit in die Taſche und preßte zwei Thränen zurück. Du hatteſt freilich Recht aber mein Weh war darum nicht geringer. Genug — ich bin kein Schriftſteller geworden, und überhaupt gar nichts — allein nicht Letzteres, nur Erſteres macht das tiefe Unglück meines Lebens aus. Ich habe viel und mancherlei gelernt, bin auch da und dort wohl zu brauchen geweſen — und hätte vielleicht in irgend einem Erdwinkel ein ſtill beſcheidenes Glück gefunden, wenn mich nicht eine dämoniſche Macht verfolgt hätte, die mir öfters Ruhe, Glück und Frieden geraubt hat, und dieſe Macht iſt keine andre, als — die Autorſehnſucht. Ach Freund — den ich ſtets geliebt und verehrt habe, wenn Du wüßteſt, mit welchem brennenden Pfeil Du mein Herz getroffen, als Du uns einſt im heitern Kreiſe — war's in Gohlis oder in Eutritſch — unter andern Gedichten ein kleines leichtfertiges Liedchen vorlaſeſt, betitelt: Lied von dem, der wollte und nicht konnte! — Auch jenen Schmerz habe ich Dir verſchwiegen. Ich — ich war ja der Unglückliche, den das Gedicht Zug für Zug ſchilderte — Du ahneteſt, du fühlteſt dies nicht. Ich war der Mann „ſtark im Wollen und voll Zuverſicht, dem nichts glückte, der immer wollte, und nicht konnte;“ ich war's, „der auf Ehre und Ruhm erpicht, Bücher ſchreiben wollte, und es doch nicht vermochte.“ Ahnungslos haſt Du in jenem ſcherzhaften Gedichtchen mein ganzes Leben vorgezeichnet, ach ſelbſt ſein elegiſcher Schluß hat ſich an mir Armen wie oft erfüllt, oft habe ich vor Kummer ſterben wollen und es nicht vermocht!

Zürne nicht deinem armen Mendel, daß ich mein trübes Bild in Dein, wie ich hoffe, glückliches Leben getragen bringe, der Kunſtfreund achtet ja auch neben den Bildern voll Glanz und Farbenſchimmer das Nachtſtück, wenn ſeine Motive wahr und ſeine Farbentöne richtig ſind.

Ich verſchone Dich mit einer ausführlichen Biographie, zu der ja auch wahrhaftig mein Leben keinen Stoff bietet, nur ein wichtiges, und dann mein letztes wichtigſtes Erlebniß laß mich Dir anvertrauen, es iſt ſo überaus wunderbar und merkwürdig, daß ich an Deiner Stelle, wenn mir ein Freund dergleichen meldete, das Ganze für ein Phantaſieſtück, für ein tolles Märchengebild aus der vorübergeſchwundenen Literaturepoche anſehen würde, in welcher die liebenswürdigen Phantaſien T. A. Hoffmann und Weisflog uns ergötzten — und dennoch iſt es die baare nackte Wahrheit.

Nur des Zuſammenhanges halber, und um nicht ſo ex abrupto zu beginnen, ſchicke ich voraus, daß ich nach Vollendung meiner Univerſitätsſtudien that, was ſo Viele gethan; ich blieb in Leipzig, trieb Naturwiſſenſchaften fort, hielt mit Studenten Repetitorien, gab Privatunterricht, und korrigirte den Druck der Manuſcripte — Anderer — oft mit ſchmerzlichem Wehgefühl, wenn ich ſo ſah, wie Bogen um Bogen rein und ſchön aus der Preſſe hervorging, und wie die Bogen zu Lagen, die Lagen zu Büchern wurden, und meine Lage Jahraus Jahrein immer dieſelbe blieb, wie das Buch meines Lebens nie ein Buch als That enthielt. Ich habe auch gar manches von Dir corrigirt, mein geliebter Ludwig, ach, oft mit ſchmerzlicher Freude, mit wehmuthvoller Erinnerung, und gewiß, ich habe Deiner jedenfalls viel öfter gedacht und denken müſſen, wie Du meiner, doch ſtets ohne Neid, von dem ſo mancher Andre nicht frei geblieben. —

So verging in ziemlicher Gleichförmigkeit ein Jahr nach dem andern; ich nährte manche ſchöne Lebenshoffnung, liebte und wurde wieder geliebt, und mußte entſagen, denn mein Einkommen warf nicht die Koſten des einfachſten Hausſtandes ab, und Emilie — war arm, wie ich. Unſere Herzen blieben ungetrennt in ſchöner heiliger, nie entweihter Neigung, und das iſt das ganze Theil vom Glück, was mir das Leben zugetheilt hat, und auch für dieſes, denn es iſt gleichwohl ein hohes, bin ich der Vorſehung dankbar. Einmal ſchien das Glück mir ſeine Goldlocken zuwehen laſſen zu wollen; ſtatt ſie mit ſtarker Hand zu faſſen, hauchte ich Thor verehrungsvolle Küſſe darauf, und — da flatterten ſie wieder im Winde. Ein berühmter, ſchon bejahrter Profeſſor hatte mir ſeine Gunſt zugewendet; ich mußte ihm mancherlei abſchreiben, was nur Leuten von Verſchwiegenheit und zuverläſſigem Charakter anvertraut werden konnte. Er prüfte mich, und ich beſtand die Prüfung. Er war im Beſitz koſtbarer eigner Manuſcripte, die aber nach ſeinem Willen nur erſt nach ſeinem Tode theilweiſe veröffentlicht werden ſollten, und — er hatte keinen nahen Verwandten. Von Zeit zu Zeit ließ er die Hindeutung fallen, daß ich dereinſt ſein Biograph werden ſolle, und der Erbe ſeiner geiſtigen Schätze — leibliche, materielle, beſaß er nicht. Er lebte ungleich mehr äußerlich als Cyniker, denn als Epikuräer. Der Beſitz und die Herausgabe ſeiner Werke hätte mich reich machen können, doch verbot mir das Ehrgefühl, deshalb auf des guten Mannes Tod zu hoffen. Mehr als einmal äußerte er: „auch wenn ich plötzlich abgerufen werde, wird ſich Etwas finden, das Ihnen zu Gute kommt, darauf können ſie ſich verlaſſen“ — und ich verdoppelte meine Aufmerkſamkeit und meinen Dienſteifer für den mir ſo theuern, wohlwollenden alten Mann. Meine Träume waren damals ſehr lebhaft; ich fand mich in Mitte unendlicher Manuſcripte, die ſich vor meinen Augen in die ſchönſten Druckwerke aus Tauchnitzen's, Hirſchfeld's und Breitkopf & Härtel's Officinen verwandelten, die ich zwar nicht verfaßt, aber auf denen doch mit ſchönen, fetten, tiefſchwarzen Lettern mein Name als Herausgeber ſtand. Für Viele iſt der Name auf einem Buch-Titel alles, für Viele iſt der Unterſchied zwiſchen Verfaſſer und Herausgeber gar nicht vorhanden. Doch wohin verirrt ſich mein ſchmerzliches Erinnern? — Emilie, meine mir nun bereits über ſieben Jahre Verlobte, beſuchte Verwandte in Rochlitz, einer Stadt im reizenden Muldethale; ich reiſte in der Oſter-Ferienzeit auch dorthin, wir machten in Gemeinſchaft heitere, genügſame Landpartien, Natur, Frühlingsfreude und Liebe vergoldeten uns einige kurze Lebenstage — ermuthigt, geſtärkt, hoffnungsvoller und mit neugewonnenem Vertrauen kehrten wir nach Leipzig zurück.

„Dies iſt am Tage nach Ihrer Entfernung für Sie abgegeben worden,“ ſprach am Morgen nach meiner Rückkehr mein Hauswirth, ein redlicher Schneider — und händigte mir ein nicht eben ſaubres, mit Brodkrume, ſtatt der Oblate, verſiegeltes Billet ein.

Ich öffnete es — es waren ein Paar Worte meines alten Gönners, des Profeſſors, mit zitternder Hand geſchrieben. „Freund! Ich fühle das dunkle Flügelwehen — kommen Sie — eilend — ehe die Lampe erliſcht.“ Kaum lesbar war der Namensbuchſtabe hingekritzelt, die Feder ſchien dem Schreibenden entfallen.

Mit Todesſchreck im Herzen ſtürzte ich nach des Profeſſors Wohnung — es lagen ſechs Tage zwiſchen dem Heute und jenen Zeilen — ein unendliches Bangen erfaßte mich, ich war ſchon auf der Straße, als ich wahrnahm, daß ich keinen Hut mitgenommen, ich lief ohne Hut, und mag wohl ſehr verſtört ausgeſehen haben, denn die Leute auf den Straßen wichen mir aus. Endlich erreichte ich das enge Gäßchen, das dunkle Haus, und keuchte die fünf Treppen hinan.

An der Thüre des Zimmers ſtarrten mir, wie zwei große Blutflecken zu beiden Seiten eines zuſammengelegten Papierſtreifens zwei Siegel entgegen — das Siegel des Univerſitätsgerichts.

Vom Vorſaal des vierten Stocks ſchritt ein Hausmädchen einige Stufen nach mir herauf, neugierig zu ſehen wer da ſei, und rief: „Hier oben wohnt Niemand, mein Herr! Sie ſehen ja, hier iſt verſiegelt!“

„„Und der Herr Profeſſor — iſt — ? —““ ſtammelte ich bebend.

„Vorgeſtern begraben worden! Der Schlag hat ihn gerührt!“ —

Daß ſich der Schlag nicht herbeiließ, auch mich auf der Stelle zu rühren, wundert mich heute noch — viel ſpätres bittres Leiden wäre mir erſpart geblieben.

„Ach, Sie ſind's, Herr Mendel?“ rief, mich jetzt erkennend, das Mädchen. „Ja ſehen Sie, der gute Herr — er hat noch nach Ihnen geſchickt — daß Sie aber auch ſich gerade verreiſt haben mußten — ich ſelbſt war bei Ihnen, und ſollte Sie herrufen. Er hatte es bald überſtanden — wollte noch allerlei ſchreiben — aber der Tod kam zu ſchnell! Recht Schade um den guten alten Herrn!“

„„Ja — ja — ja wohl, recht Schade, recht Schade!““ ſtotterte ich, ohne zu wiſſen, was ich ſagte und ſagen ſollte.

Das Mädchen verſchwand unten an der Treppe hinter der Thüre zu einem Seitengang, ich ſtand noch immer droben, zitternd — rathlos — und ohne Hut.

Außen auf dem Vorſaal ſtand ein großer geſchnitzter brauner Kleiderſchrank, ebenfalls verſiegelt, auf ihm ſchien allerlei verſtaubtes Gerümpel zu liegen, und ſiehe, auf ihm ſtand auch ein alter grauer Filzhut, den Niemand beachtet. Ich riß dieſen Hut, der offenbar dem Profeſſor gehört hatte, ohne Weiteres vom Schranke, ſtäubte ihn ab, und ſetzte ihn auf — er ſaß, wie für mich gemacht.

Da kam mir der Gedanke, du mußt auf das Univerſitätsgericht gehen, und ich ging dorthin — ohne einen Hut hätte ich dies unmöglich ausführen können.

Traurig und nachdenkend ſaß ich dort im Wartezimmer, bis faſt alles zu Erledigende erledigt war, und ich endlich vorgelaſſen wurde.

Der Univerſitätsrichter war ein menſchenfreundlicher Mann, der mich von meinen Studentenjahren her kannte; er las in meinen Blicken den tiefen Kummer, hieß mich ſetzen und fragte leutſelig: „Was führt Sie zu mir, Herr Mendel?“ Schüchtern begann ich: „Ach eine Frage — die Sie doch ja gütigſt entſchuldigen wollen. ‚Mein guter Gönner, der Herr Profeſſor“ —

„„Iſt leider todt, ja ja, Schade um den Mann!““

unterbrach mich der Univerſitätsrichter. „Sie haben ihm Dienſte geleiſtet, haben vielleicht noch eine kleine Forderung, liquidiren Sie in Gottes Namen, verkürzen Sie ſich ja nicht, denn ſehen Sie, der Mann iſt gänzlich erbenlos verſtorben, ſein Erbe iſt die Univerſität, und hat er auch an Baarem nichts hinterlaſſen, ſo hat ſeine ausgewählte Bibliothek doch nicht geringen Werth, beſonders aber ſind ſeine eigenen hinterlaſſenen Manuſcripte, wie überhaupt ſeine Manuſcripten-Sammlung" —

„„Ja, gerade deswegen! Verzeihen Sie, Herr Univerſitätsrichter, daß ich Sie unterbreche — der Selige wollte — ich ſollte — er ließ mich hoffen, ich werde — nein — er werde — ja verzeihen Sie!"" ſtammelte ich, mich ganz verwirrend.

„Ganz wohl, er hatte Ihrer noch gedacht in ſeinen letzten Augenblicken!"

„„Hat meiner gedacht!?"" rief ich aufathmend faſt laut, und meine Augen müſſen geglänzt haben.

„Er ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, im Bezug auf den erwähnten Nachlaß eine Beſtimmung treffen zu wollen."

„„Scheint — gehabt zu haben — treffen zu wollen!""

„Dieſer Bogen lag friſch beſchrieben auf ſeinem Arbeitstiſch, vor dem im Seſſel ſitzend, der Selige todt gefunden wurde“ — ſprach der Mann, von deſſen Worten ich jetzt Tod oder Leben erwartete, und reichte mir aus einem Fach ſeines Arbeitstiſches ein Schriftblatt, darauf ſtand mit derſelben zitternden Hand, die das Billet an mich beſchrieben, und ich las:

„Herr Mendel ſoll meine ganze Bibliothek und meine ſämmtlichen Handſchriften

erben — ergänzte ich.

„Erben?“ fragte der Univerſitätsrichter und ſah mich auf einmal mit einem befremdlichen Blick und weit minderem Wohlwollen an, nahm mir ganz ruhig, aber doch etwas raſch den Bogen aus der Hand, blickte darauf, und ſagte: „Von erben ſteht nichts da, Herr Mendel!“

„„Ich glaube nur, daß der Verewigte dies hat ſchreiben wollen, ja, nach mancher mir gegebenen mündlichen Zuſage und Verheißung, glaube ich dies zuverſichtlich.““

„Der Glaube verſetzt freilich Berge, Herr Mendel — und glauben Sie mir als einem ehrlichen Manne, ich wollt' es Ihnen von Herzen gönnen! Allein eben ſo leid thut es mir, Ihnen jede Hoffnung abſchneiden zu müſſen. Selbſt wenn das Wörtchen erben auf dem Blatte ſtände — es könnte aber auch ſtehen: verzeichnen, ordnen, benutzen, einpacken und dergleichen — ſo wäre das Blatt in dieſer Form doch nicht rechtsgültig. Es fehlt der Beweis des Willens, es fehlt die übliche Eingangsformel eines Teſtaments, Codicills oder ſonſtigen Vermächtniſſes auf den Todesfall; es fehlt weiter die Beglaubigung durch Notar und Zeugen, und geſetzt, dies alles fehlte nicht — womit wäre die Identität Ihrer Perſon mit der Perſon des vom Erblaſſer gemeinten Herrn Mendel conſtatirt? Ich kenne einen Studenten aus Taucha, der auch Mendel heißt; auf dem Brühl wohnt eine Judenfamilie dieſes Namens, und irre ich nicht, ſo führt auch ein hieſiger Bücherantiquar denſelben Namen. Wie geſagt, Herr Mendel, es thut mir aufrichtig leid, aber hier dürfen Sie ſich nicht die geringſte Hoffnung machen. Haben Sie aber eine irgend erweisliche Forderung an den Nachlaß, ſo bin ich mit Freuden bereit, Ihnen zu derem Betrag zu verhelfen.“

„„Es würde doch die Wahrſcheinlichkeit — meine Bekanntſchaft — Beihülfe — dies an mich gerichtete Billet“ — ſtammelte ich entgegnend — allein mit einer leichten verneinenden Bewegung des Kopfes und einem ſeltſamen Lächeln griff der Richter nach der Klingel, ſchellte dem Diener, befahl einen andern Angemeldeten oder Herberufenen einzulaſſen, und ich konnte gehen.

Mit gepreßtem Herzen empfahl ich mich, ging nach Hauſe und weinte die bitterſten Thränen — ja, ich gerieth über mich ſelbſt in Wuth, und wenig fehlte, ſo wäre ich gottloſer Thor genug geweſen, meine Liebe zu verfluchen — denn reiſte ich nicht in die Muldethäler, blieb ich dafür in Leipzig, ſo war ich jetzt ein Manuſcripten-Kröſus, und ritt auf einem Paradepferd in den Tempel des Nachruhms und der Unſterblichkeit, als unſterblicher Herausgeber unſterblicher Nachläſſe.

Aber hin war einmal hin — der Fiscus ſchlang Bibliothek und Manuſcripte in ſeinen Haifiſchmagen, und ich habe die Letzteren niemals zu ſehen bekommen, auch nie Verlangen getragen, ſie zu ſehen. Ich mußte mich tröſten, und auch das Geſchick grollte nicht dauernd. Es ließ mich bei einem Conſul die Stelle eines zweiten Secretairs für franzöſiſche und italieniſche Correſpondenz finden, wodurch meine Lage eine Verbeſſerung erhielt, wenn auch dieſelbe noch keinesweges dazu ausreichend war, für mich und meine treue Emilie eignen Hausſtand zu begründen.

In der Regel brachte ich in der Wohnung dieſes braven, nun freilich nicht mehr jungen, aber herzlichen und ſeelenguten Mädchens, meine freien

Abende zu. Auf dieſen Abendgängen, beſonders bei ſchlechtem Wetter, ſetzte ich gewöhnlich den damals ergriffenen Hut meines guten Profeſſors auf, um meinen beſſern ſchwarzen zu ſchonen. Ich trug ihn auch völlig beruhigt über die Aneignung, denn ich hatte, obſchon ich noch eine kleine, doch den Werth dieſes Hutes weit überſteigende Forderung für Abſchriften hatte, eine Liquidation nicht gemacht, ich rechnete dafür als Zahlung, wie als Andenken, den alten Hut, der mir ſogar noch deshalb lieb wurde, weil er meiner lieben Emilie öfter Anlaß zu heitern Scherzen gab.

„Halte ihn ja in Ehren!“ ſprach ſie wieder eines Abends: „man kann nicht wiſſen, welche Kraft darin ſteckt! Iſt vielleicht ein Wünſchelhut und Glücksdeckel! Haſt Du ihn denn ſchon probirt?“ —

Lachend ſetzte Emilie den Hut auf, umfaßte mich, und rief: „Auf, nach Valencia!“ — Und plötzlich flogen wir —

Ja, plötzlich flogen wir einander in die Arme — lachten und küßten uns — denn mir hatte es nicht geglückt, wie dem guten Peter Schlemihl mit den Siebenmeilenſtiefeln, nachdem er den verderblichen Seckel, ich aber meine Manuſcript-Hoffnungen los geworden, ein Stück aus der Wundergarderobe und etwa den Fortunatushut zu erlangen.

„'S iſt nichts mit dem Hut, 's iſt ein Filz," ſcherzte Emilie, und warf ihn gegen die Decke.

Da, wie ich den Hut im Niederfallen mit der Hand fing, fiel ein Papier aus dem Futter, und dieſes fing Emilie auf.

„Halt da! Halt da! Hab' Acht, jetzt offenbart dies Wünſchhütlein am Ende noch ſeine Tugend!" rief ſie, einmal im Zuge anmuthvoller Heiterkeit, die ſo oft mein düſtres Leben mit roſigem Licht umgab.

„Gieb Acht, ein ungeheurer Wechſel, oder ein großes Loos — wenn's nicht eine Buchbinder-Rechnung für den ſeligen weiland Hutbeſitzer iſt."

Ich griff neugierig nach dem Papier — Emilie hatte es ſchon angeſehen, hielt es gegen das Licht, und ſagte: „Sieh, ſieh! ein papierenes Reibeiſen!"

Es war ein mit zahlloſen Stichen durchſtochener, ſehr eigenthümlich riechender Brief.

Dieſer Brief war an den verſtorbenen Profeſſor adreſſirt, und trug das Poſtzeichen Marſeille. Dem Leipziger Poſtſtempel zu Folge, war dieſer Brief bereits vor einem Jahre an ſeine Adreſſe gelangt. Allein er war noch unerbrochen.

Unſere frühere Heiterkeit ging in ſtilles Staunen über. Was hatte es mit dieſem Briefe für eine Bewandtniß, der ſo unerwartet durch die heftige Bewegung, welche Emiliens luſtiger Uebermuth dem alten Hute gegeben, aus dem Futter, das ihn bisher feſtgehalten, herausgefallen war?

„Das iſt ohne Zweifel ein Brief aus dem Orient,“ ſagte ich, und beſah ihn von allen Seiten. „Er iſt auf der Quarantaine durchſtochen und durchräuchert worden.“

„„Der Antrag einer Profeſſur in Conſtantinopel!““ lachte Emilie. „Eile! Löſe das Siegel und das Räthſel und nimm die Profeſſur an. Ich gehe mit!“

„Das darf ich ja nicht,“ entgegnete ich — „der Brief iſt ja nicht an mich.“

„Nun, ſo iſt er an mich, denn mir iſt er zugefallen aus der Höhe — alle gute Gabe kommt von oben herab!“ ſcherzte Emilie, und löſte ohne Weiteres das kleine Siegel, welches eine Sphinx zeigte, die offenbar in einen altägyptiſchen Scarabäus eingegraben war, indem ſie äußerte: „Den Brief hat jedenfalls einmal der Briefträger dem alten ſeligen Herrn, auf der Straße begegnend, gegeben, der hat ihn in den Hut geſteckt, und entweder dieſes, oder den ganzen Brief vergeſſen, was bei einem ſo ſehr gelehrten Manne ganz leicht begreiflich. Es ſoll dergleichen, ſelbſt bei weniger Gelehrten, mit Briefen und Rechnungen gar nicht ſelten vorkommen — nun bitte, lies den Brief. Es iſt ja doch nur ein Scherz — was kann der über Jahr und Tag alte Brief noch für eine Bedeutung haben? Oder, meinetwegen, trag' ihn morgen aufs Univerſitätsgericht, und ſprich ſtolz verachtend, wie jener redliche Kammerdiener in Kabale und Liebe: „Legt 's zu dem Uebrigen!"

„„O Eva! Eva!"" rief ich. „Daß doch das beſte Weib, und wäre ſie ſo durch und durch brav, wie meine Emilie, von Neugier geſtachelt wird!"

„„Neugier iſt ein Naturgeſetz! Wer wollte ſich dagegen auflehnen? — Das Weib iſt zum Gehorſam beſtimmt"" — gab Emilie zurück — und ich entfaltete den Brief.

Die Handſchrift, welche mir in ziemlich ſtarken Zügen entgegentrat, war für das Auge nicht angenehm; ſie war eigenthümlich, flüchtig und doch ſicher: ſie bezeugte, daß derjenige viel ſchrieb, der dieſen Brief geſchrieben.

Die Tinte war eine ſchlechte, blaß und von gelbbräunlichem Ton.

Ich las, und las, und mitten im Leſen hielt ich inne, und ſagte zu Emilien: „Nicht war, liebes Herz, ich träume? O bitte, wecke mich auf, es iſt ja nicht möglich — dergleichen kann man ja nur träumen."

„„Ja wohl, mein Guter!"" erwiederte Emilie:

„Wir träumen Beiderſeits, und zwar den Traum der Liebe, bereits etwas lange — ſieben Jahre, fünf Monate, drei Wochen und zwei Tage — ſiehſt Du!“

Ich ſchrie plötzlich auf — das loſe Mädchen hatte mich mit einer Nadel etwas unſanft in den Arm geſtochen — und lachte mich nun aus. „Biſt Du nun überzeugt, mein Freund, daß Du nicht träumſt?“ —

Der Inhalt des Briefes war Wort für Wort folgender:

Aus den Hypogäen, am Sommerſolſtitium 1839.

Nach langem Schweigen, hochverehrter alter Freund, wieder eine Stimme aus der Thebais, vielleicht zum Letztenmale — denn die Lebenskraft verzehrt ſich raſcher unter dieſer Zone, und die Kühle der Nächte erſtarrt die Gelenke des alternden Troglodyten. Sie ſind noch der einzige Lebende aus dem Kleeblatt derer, die ich im wahren und edeln Wortſinn auf dieſer Erde Freunde nennen durfte; Chamiſſo iſt todt — Bendel iſt todt. — Der Erſtere hat mich und meine wunderſamen Schickſale, die ich ihm anvertraut, vor langen Jahren bereits an andere Freunde weiter, und dieſe haben ſie dann der Oeffentlichkeit übergeben, ſehr gegen meinen Willen, denn ich hatte ausdrücklich den Wunſch angedeutet, ſie erſt nach meinem Tode zu veröffentlichen; was konnte überhaupt der Welt am Leben und Unglück eines ſchattenloſen — was faſt ſo viel ſagen will, als weſenloſen — und ſonſt gänzlich unbekannten Mannes liegen? Nun — geſchehen iſt einmal geſchehen, mein wahrer Name iſt nicht genannt worden, und ich glaube mich feſt überzeugt halten zu dürfen, daß jene leichten Blätter längſt vom raſtlos fluthenden Strome der Literatur in den Ocean der Vergeſſenheit geführt worden ſind, und außer Ihnen kein Lebender meiner noch gedenket.

Wir haben Wichtigeres zu thun, als dem Tanz der Ephemeren im Abendſtrahle um die Weiden und Epilobien an den Rieſelbächen zuzuſchauen, Ephemeren, die heute leben, und morgen nicht mehr ſind. Jenes Verſprechen, das wir einſt uns gaben, Hoheprieſter der Wiſſenſchaft zu werden, und Werke zu hinterlaſſen, der Unſterblichkeit werth, ewige Denkmale unſers Namens, — das zu erfüllen, habe ich redlich geſtrebt.

Die beſchauliche Einſamkeit im wohlthuenden, immerkühlen Schatten, köſtlichen Schatten meiner Einſiedlerzelle, die mir vom Himmel verliehene lange Reihe von Lebensjahren, welche ich der Buße für die bedenkliche Verirrung meiner Jünglingsjahre widmen durfte — o, ich habe ſie gewiß dem Höchſten wohlgefällig verwendet.

Nach und nach habe ich mir eine reiche Fundgrube des Wiſſenswertheſten aus faſt allen Ländern Europa's angeeignet, welche ich eifrig zur Grundlage meiner Ausarbeitungen mir habe dienen laſſen.

Ich ſchreibe mit Federn aus den Flügeln des geheiligten Ibis, und die Tinte bereite ich mir, indem ich Mumie in Nilwaſſer auflöſend zerreibe. Meine Zelle liegt ſo verſteckt, daß ihr, ſo lange ich ſie bewohne, noch kein Fuß eines Menſchen nahte.

Stille umgiebt mich, heiliger Grabesfrieden — die Schauer der erhabenſten Einſamkeit umwehen mich. Welche Fülle von rieſigen und zarten Gebilden der Menſchenhand aus vergangenen Jahrtauſenden erblickt das ſtaunende Auge hier rings umher! Eine verſteinerte Geſchichte.

Doch ich will keine Schilderung beginnen, es würde dieſer Brief ſonſt zum Buche werden müſſen.

Nur von dem, was ich vollendet, wollte ich Ihnen berichten, und daran die Bitte knüpfen, Anordnung zu treffen, daß ein vertrauter Mann zu mir geſendet werde, mein Vermächtniß in Empfang zu nehmen.

Ich habe meine Werke, welche ein innig zuſammenhängendes Ganzes bilden, und wovon doch jeder Theil auch einzeln für ſich beſtehen kann, die Frucht mühſamen, ernſtbeſchaulichen Fleißes, in folgendes Syſtem gebracht.

Ontologie mit verwandten Zweigen der Speculation, eröffnet die Reihen. Ihr ſchließt ſich Kosmologie mit aſtronomiſchen Forſchungen an. Nach ihnen heftet ſich der Blick ausſchließlich auf unſern Planeten.

Hier zunächſt auf deſſen Athmoſphäre, Meteore, Geogonie, bipolarer Erdmagnetiſmus, Temperatur, äußerer Bau, phyſicaliſche Geographie, Erdoberfläche, Feſtland, Ebenen, Wüſten, Gebirge, Hypſometrie, Gletſcher, Vulkane (Erdbeben), Höhlen — weiter Moore, Quellen, Flüſſe, Ströme, Seen, Meere.

Für die Naturgeſchichte des Mineralreichs habe ich ein neues natürliches Syſtem ausgearbeitet, nebſt mehreren monographiſchen Abhandlungen. Mit ungleich größerer Vorliebe zog das Pflanzenreich mich an. Meine Flora universalis iſt faſt der Vollendung nahe, leider, leider dennoch lückenhaft, denn es fehlt Auſtralien, es fehlen die Inſeln der Südſee, dahin ich nicht gelangen konnte. Voran ſteht ein dreifaches Pflanzenſyſtem, ſo wie beſonders einige Cryptogamenſyſteme. Meine Monographie über arctiſche Cryptogamen, Gräſer und Najaden wird die gelehrte Welt in Erſtaunen ſetzen. Die Fauna iſt vollendet. Einen zweiten und nicht den unbedeutendſten Theil meiner ſtillen Thätigkeit bildet der Menſch und ſeine Wiſſenskreiſe. Ethnographie, Völkergeographie, Sprache und Schrift, Mythus, Cosmogonieen, Religionen, Cultus, Archäologie, Chronologie, Baukunſt, mit beſonderer Beziehung auf altägyptiſche Zeitrechnung, Kunſt- und Baudenkmale, phöniciſch-aſſyriſch-babyloniſch-perſiſche Völker- und Kunſtgeſchichte, ſcandinaviſche, arctiſche und antarctiſche Länder und Völker, Atlantis, Canaren, Mexico, Huatlapallan mit allen Mythen, Denkmalen und Sprachen der alten Bevölkerung. Was über Südindien und Neuholland zu ſagen war, iſt aus Büchern beigebracht.

[illegible]

[illegible]

Dies ſind die vorzüglichſten meiner Ausarbeitungen; ich ſchweige von den zahlreichen kleinern Abhandlungen, welche nebenbei von der großen univerſalen Stoffmaſſe ſich abſonderten.

Senden kann ich unmöglich die Fülle dieſer Werke, dazu fehlen mir alle Hülfsmittel, indem ich nicht unter Menſchen komme. Ein vertrauter Sendbote möge kommen, ſie abzuholen, wenn überhaupt daran gelegen ſein ſollte, dieſen geiſtigen Schatz für Deutſchland zu heben.

Aber wie mich auffinden? ſo fragen Sie hochverehrter alter Freund. Allerdings ſind der Felſenkammern in die Hundert, doch kann ich glücklicherweiſe einen unfehlbaren Wegweiſer aufſtellen. Der Reiſende, nachdem er die alte Diospolis erreicht hat, geht über den Nil herüber auf die Weſtſeite, wo die Hekatompylos ſtand. Er fragt nach dem Memnonium, leicht iſt ein kundiger Führer gefunden. Vielleicht ſah er auch beim Annahen die Memnoncoloſſe, welche, 61 Fuß hoch, über vier Stunden weit ſichtbar, wie Felskegel aus der Ebene emporragen. Am Rande eines anmuthig ſchattigen Acacienhains, der eine kleine Oaſe bildet in der brennenden Ebene, iſt er dieſen Coloſſen nahe. Sie heißen bei den Arabern Tâma und Châma. An dem Memnoncoloß Tâma trete der Sendbote zur Solſtitialzeit beim Sonnenaufgang, richte ſeinen Blick hinüber nach der lybiſchen Bergwand, an deren faſt ſenkrechten hellen fahlen Felſen die dunkeln

Eingänge der Hypogäen weit ſichtbar entgegenſtarren.

Bis hinüber zu dieſen Felshöhlen ſtrecken die Memnonbilder ihre gewaltigen, ſcharfen, neidenswerthen Schatten, und dorthin, wo die Spitze des Schattens vom Koloß Tàma beim Sonnenaufgang zeigt, welche Stelle der Bote ſich genau einprägen oder zeichnen muß, hat er ſeinen Fuß zu lenken. Genau an dieſer Stelle ſteht eine einſame Palme. In den Stamm dieſer Palme habe ich einen Nilſchlüſſel eingeſchnitten ♀ und die Ziffer CL. Er geht 150 Schritte ſüdwärts längs den Höhlen hin, und erreicht dann einen tiefen Einſchnitt der Bergwand, der ſich als enge Schlucht weſtwärts zieht, wo ſich auch noch einige verſteckte Felſenkammern vorfinden. Todtenſtille umgiebt ihn, wenn er dieſe Schlucht betreten, in deren Oede, er ſieht die wunderſamen Trümmer des hundertthorigen Thebä nicht mehr, verſchwunden iſt ſeinem Blick die Ebene. Keine Spur des Menſchenlebens iſt hier ſichtbar. Dort an der Südſeite in der höchſten Grotte, deren Oeffnung aber ganz durch Felſen gedeckt iſt, hauſe ich, ähnlich den Troglodyten von Gurnu, welche nordwärts wohnen, aber meine Einſamkeit niemals ſtören. Hier wird ein Flintenſchuß mich rufen und ſollte ich nicht mehr ſein, ſo wird nach einigem Suchen ſich dennoch mein Aufenthaltsort finden laſſen.

Und ſomit ein vielleicht letztes Lebewohl mit der Bitte um ein treues Andenken.

Ihr einſamer
P. S. Ch. L. Aemilius.

„Und das ſoll kein Traum ſein?“ rief ich gegen Emilie aus. „Nun denn — es iſt keine Beſtimmung getroffen, Wer in den Beſitz jener Werke gelangen ſoll — der Empfänger dieſes Briefes — der über ein Jahr alt iſt — iſt todt — er hat ihn nicht einmal geleſen, er hat, den reichen Schatz zu heben, nicht den erſten Schritt gethan. Emilie — in mir reift ein großer Entſchluß — ich erſcheine mir durch des Himmels Fügung beſtimmt, jenen Schatz zu holen — was ich dabei opfere oder aufs Spiel ſetze, wird mir reichlich vergolten werden.“ — „„Wie? Du wollteſt?““ fragte Emilie, und ſah mich mit einem bangen Blicke an.

„Nach Aegypten, nach Ober-Aegypten, in die Thebais, in das Memnonium, in die Hypogäen, welches Felſengräber, Felſenkammern ſind, darin man Könige beiſetzte und in die ſich ſpäter in chriſtlicher Zeit fromme Einſiedler begruben, Gräder, welche mit langen unterirdiſchen Gängen in Verbindung ſtehen. Dorthin, dorthin, zu unſerm Glück, Geliebte, laß mich ziehn!“ —

Ich ſchied von Emilien, und ſprach am andern Tage mit meinem wohlwollenden Principal, dem Conſul. Ich ſagte ihm, daß ein reicher Vetter von mir, welcher in ſeiner Jugend nach Aegypten gegangen, den muhamedaniſchen Glauben angenommen, unter Muhamed Ali ſein Glück gemacht habe, nun in Cairo verſtorben ſei. Daß ich Hoffnung habe, die Erbſchaft zu erheben, wenn ich perſönlich, und mit guten Empfehlungen erſcheine. Der Conſul erhob mancherlei Bedenklichkeiten, die ich alle ſiegreich widerlegte, die letzte war die ſchwierigſte, ob ich die Mittel zu einer ſo weiten Reiſe habe? Ich erwiderte, daß ich mich auf das Nothwendigſte einzuſchränken gewohnt ſei, daß ich als deutſcher Handwerker — ich verſtehe die Drehekunſt — reiſen wolle und führte Beiſpiele an, daß ja ſchon gar mancher Arme, Handwerker, Juden, überfromme Pilger, und Andere nach Jeruſalem gezogen ſeien, wohin nicht näher als nach Cairo.

Der menſchenfreundliche Conſul gab mir Empfehlungen nach Marſeille und Toulon, nach Alexandria und nach Suſa, und händigte mir beim Abſchied noch eine Geldrolle ein. Als ich dieſe anzunehmen zögerte, ſagte er: „Nehmen Sie es immer, lieber Herr Mendel, nehmen Sie es für den Fall, daß es Ihnen mit Erhebung Ihrer Erbſchaft glückt, als Vorſchuß — es ſind dreihundert Thaler — damit Sie nicht zu langſam zu reiſen brauchen. Glückt es Ihnen nicht, nun — reiſen Sie mit Gott!“ —

Ich ſchied mit dankbarem, gerührtem Herzen, ſo viele Güte, ſo viel hülfreiches Wohlwollen hatte ich nicht erwartet; Hoffnung, Hoffnung ſchwellte mein Herz; ich träumte jede Nacht vor meiner Abreiſe von den Wundern der Thebais und den Schauern der Hypogeen. Mit gefaßtem Gemüth ſchied ich von Emilien. Dem Scheiden geſellte ſich ja die Hoffnung auf ein ſchönes, wenn auch ſpät errungenes Lebensglück.

Ich richtete meine Reiſe ſo ſparſam ein als möglich, frei von allem läſtigen Gepäck, mit einfacher, dauerhafter Kleidung verſehen, und des Profeſſors Hut, den ich jetzt als einen heilbringenden Talisman betrachtete, auf dem Haupte, ſtatt läſtigen Bündels oder Ranzens eine ſtarke Botaniſirkapſel, glich ich ganz einem reiſenden Naturforſcher, und da ich, zumal auch mit guten Päſſen verſehen, der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache mächtig war, ſo machte ſich die weite

Reiſe ſo leicht und ſo angenehm, zumal mein Gemüth ſo ſorgenfrei und ſo hoffnungsfreudig zugleich war, daß ich mich ſelbſt verwunderte, ſchon in Marſeille zu ſein und dieſe Reiſe erſchien mir nur um ein geringes länger, als jene, die ich in Deiner Geſellſchaft, geliebter Ludwig, in die ſächſiſche Schweiz und nach Teplitz machte, von welchem ſchönen Ort aus wir, wie Du Dich erinnern wirſt, durch Böhmen auf das Rieſengebirge wandern wollten, wo aber aller Gegendemonſtrationen ohngeachtet, und doch vielleicht zu unſerm Beſten, die Weisheit hoher K. K. Oeſterreichiſcher Paßpolizei Deinen Paß zur Rückreiſe — nicht nach Leipzig, ſondern nach Meiningen — und den meinigen auch nicht nach Leipzig, ſondern nach meinem geringen Heimathort zu viſiren geruhte, worauf wir wiederum bis Tetſchen und Schandau zurückgingen, und von da aus unſre Wanderung nach Warmbrunn, über den Kynaſt, Schreibersau und den Gebirgskamm im beſten Wetter fortſetzten, um dann vierundzwanzig Stunden im ſtrömenden Regen in der Wieſenbaude zu liegen, im ſtrömenden Regen fortzugehen — die Koppe nicht zu ſehen, geſchweige ſie zu beſteigen, und dann wieder beim ſchönſten Wetter in Warmbrunn anzulangen. — Ich fuhr von Marſeille nach Toulon, beſtieg dort ein nach Aegypten ſegelfertig liegendes Schiff, und machte nun, nachdem ich die Seekrankheit überſtanden hatte, bei ruhiger Fahrt auf dem mittelländiſchen Meere Pläne auf Pläne, wie ich den Schatz, wenn ich ihn erſt gewonnen, auf das nützlichſte ausbeuten wollte.

Zuvörderſt wollte ich, treu nach dem Willen des Urhebers, der Berliner Univerſität den Hort darbieten, unter einigen ganz beſcheidenen Bedingungen. Wurde er verſchmäht, ſo war mit einer der bedeutendſten Buchhandlungen Deutſchlands ein Vertrag auf die Herausgabe eines natur- und völkergeſchichtlichen Univerſums abzuſchließen, das in fortgeſetzten endloſen Lieferungen, wie die Halleſche und andre nie beendet werdende Encyklopädieen erſcheinen, und den Geſammtſchatz in ſich aufnehmen ſollte. Nebenbei konnte mit einer anderweiten Firma, vielleicht der Cottaiſchen, Vertrag abgeſchloſſen werden über regelmäßige Abhandlungen für ein ethnographiſches Journal, nächſtdem für die Herausgabe der Monographieen als ſelbſtſtändige kleine Werke.

Nirgend als Verfaſſer, ſondern ſtets nur der Wahrheit gemäß als Herausgeber ſollte mein beſcheidener Name auf den Titeln dieſer Bücher ſtehen. Die erſte erſcheinende Schrift ſollte meinem gütigen Gönner, dem Conſul, gewidmet werden —

aus Dankbarkeit. Lange ſann ich nach über Geſammttitel, zum Beiſpiel: Der Polyhiſtor — oder: Kosmologiſche Forſchungen, oder: Werke vom Jenſeit der Gräber, oder: — doch wozu das alles? es waren träumeriſche Hirngeſpinnſte.

Anziehend war mir, und mir großen Nutzen verſprechend, auf dem Schiffe die Bekanntſchaft eines gebildeten franzöſiſchen Geſchäftsmannes, eines Juden, zu machen, welcher einen antiquariſchen Bazar in Marſeille hielt, und die reiſenden Engländer mit Mumien und kleinen ägyptiſchen Antikaglien verſah. Dieſer Mann machte alljährlich die Reiſe nach Oberägypten, wie ein deutſcher Weinhändler an den Rhein oder nach Franken, um einzukaufen; er hatte überall ſeine Agenten, die für ihn ſammelten und ſammeln ließen, und er bedauerte, daß er nicht die Freude gehabt, mich bei ſich in Marſeille zu ſehen, indem er verſicherte, daß ſein ägyptiſches Magazin reicher ausgeſtattet ſei, als die ägyptiſche Sammlung im Louvre, nur die Statuen und Sarkophage, wie ſich von ſelbſt verſtehe, ausgenommen. Ich ſagte ihm, daß ich ein deutſcher Gelehrter ſei, welcher einzig und allein um das Wunderland Aegypten kennen zu lernen, dieſe Reiſe mache, und das flößte dem Franzoſen Reſpekt vor mir ein, und machte ſein Benehmen gegen mich äußerſt verbindlich. Da ich in keiner der Städte, wohin ich Empfehlungen beſaß, eigentlich etwas zu thun hatte, ſo berechnete ich, daß ich mein Ziel gar nicht beſſer erreichen könnte, als in Geſellſchaft dieſes Mannes, welcher Landesart, Sitten, Lebensweiſe, Reiſegelegenheit, völlig kannte, zu bleiben, und ich wußte nur noch nicht, wie ich mich ihm gleichſtellen ſollte, denn meine Mittel konnten mit den ſeinen nicht gleichen Schritt halten, und ich ſah es kommen, daß ich zu Fuße ging, wenn er auf einem Kameel oder einem Araberroß ritt. Auch hier bahnte das Glück, das mich bisher begleitet, eine Verſtändigung an. Herr Simon Belleville trug einen antiken Ring am Finger. Der Stein bildete eine Scarabäen=Gemme von ſeltner Schönheit aus Sardonyx. Ich bat, den Ring in der Nähe bewundern zu dürfen, und ſagte bei dieſer Betrachtung zu Herrn Belleville: „Ein werthvoller Käferſtein, ein Talisman, ein Totapha, ein „Haus der Seele, Betnepheſch auf hebräiſch.“

Kaum hatte ich das hebräiſche Wort geſprochen, ſo leuchteten die Augen des Juden vor Freude, und er rief aus: „Ah! Monſieur ſind ein Kenner der Antiquitäten! Oh ſchön, ſchön! Welche Freude für mich! Aber“ — fügte er mit einem mißtrauiſchen Blick hinzu: „Sie wollen wohl auch Antiqui=

täten einkaufen?“ — „O nein,“ erwiederte ich: „ich will nur ſchauen, nur lernen, meine Mittel reichen nicht zu Einkäufen, ja ich weiß nicht, ob ich weiter, als Cairo und zu den Pyramiden meine Reiſe werde fortſetzen können.“ — „Wie? nicht die Reiſe fortſetzen?“ rief Belleville mit aller franzöſiſchen Lebhaftigkeit. „Nicht ſehen Abou, nicht den größten Tempel der Welt zu Eſné, nicht ſehen Erment, nicht Karnak, Gurnu und Luxor? Nicht Edfou und Khoum Ombo? O mein Gott, nein, Monſieur müſſen ſehen, Monſieur begleiten mich, ich will ſein dort Ihr Cicerone und Sie unterſtützen mich dafür mich Ihrem Rath, denn ich bin wohl ein wenig Kenner; aber ich kann nicht entziffern die Hieroglyphen wie die deutſchen Gelehrten. Monſieur ſollen nicht zahlen Reiſekoſten von Kairo bis in die Thebais, bis Philä, Kardaſſi und zurück!“

Ich nahm den Vorſchlag freudig an, zwar im ſtillen beſcheidenen Bewußtſein, ägyptiſche Hieroglyphen eben ſo wenig entziffern zu können, wie Herr Belleville und wie die meiſten deutſchen Gelehrten, aber doch mit dem feſten Willen, dieſem Mann durch meine geringen Kenntniſſe mich ſo nützlich, als nur immer möglich zu machen, und nebenbei auch von ihm etwas zu lernen.

Wir unterhielten uns nun während der ganzen

Reiſe gegenſeitig belehrend, wiſſenſchaftlich. Ich gab meinem Reiſegefährten geſchichtliche Andeutungen, die zu erlangen ſeine von Jugend auf kaufmänniſche Laufbahn ihm keine Gelegenheit geboten hatte, und hatte meine Freude daran, mit welcher Liebe und Aufmerkſamkeit er Aufſchlüſſe über ſeines Volkes Aufenthalt und ſogenannte Knechtſchaft in Aegypten vernahm. Die vortrefflichſten Karten ſtanden uns zu Gebote, wir lebten im Geiſte die ganze Geſchichte des Volksſtammes der Hebräer vom Erzvater Jacob bis zum Einzug in Paläſtina durch, und ich unterließ nicht, Belleville zu bemerken, daß ich auf der Rückreiſe vielleicht im Stande ſein werde, ihm noch ungleich mehr überraſchende neue Aufſchlüſſe zu ertheilen, weil ich, wie ich mich ausdrückte, erſt ſelbſt noch den Schlüſſel zu ſo manchem geſchichtlichem Räthſel in Aegypten ſuchen wolle und auch zu finden hoffe — was ihm völlig einleuchtend erſchien, obſchon er nicht ahnen konnte, welchen Schlüſſel ich meine und wo dieſer verborgen liege.

Nach glücklicher Fahrt über das Meer ſtieg die flache, freudloſe Küſte von Alexandria vor unſern Augen auf; ihr entragte als einziger Höhenpunkt die Säule des Ptolemäus; die Stadt erſchien, von weitem geſehen, wie eine große Trümmerſtätte, faſt ohne Vegetation. Erſt bei unſrer Landung in der Nähe des Frankenquartiers ſahen wir einige Palmen. Die bunte Bevölkerung der Stadt machte auf mich, der noch nie in ſeinem Leben das liebe Sachſenland verlaſſen, einen eigenthümlichen Eindruck.

Herr Bellevillo ließ ſeine Sachen nach dem Handelshauſe von Brix bringen, mit welchem er in näherer Verbindung ſtand, zufällig war es daſſelbe, an welches mein gütiger Conſul mich empfohlen, und es wiederfuhr uns dort eine äußerſt gaſtfreundliche Aufnahme. Den eigentlichen Zweck, weshalb mein Begleiter nach Aegypten reiſte, mußte er geheim halten, er gab überall vor, Einkäufe von Salpeter machen zu wollen. Wir mußten in der Behauſung jenes angeſehenen Geſchäfts Wohnung nehmen, und es war nicht die Rede von irgend einer Bezahlung für alle uns wiederfahrene Aufmerkſamkeit und Bewirthung. Die Stadt voll Gewimmel, voll europäiſcher Abenteurer und Glücksritter — (ich fühlte beſchämt, daß ich nichts beſſeres als ein Solcher ſei) — voll Hunde, voll Staub und Schmutz — bot mir keinerlei Reize; ich wäre am liebſten gleich des nächſten Tages weiter gezogen; mein Sehnen zog mich nach der Thebais.

Allein mein Gefährte führt mich zu den Katakomben und zu einigen andern merkwürdigen Stellen; weniger um mir dieſelben zu zeigen, als unter der Hand bei ſeinen heimlichen Agenten Erkundigungen einzuziehen, ob ſie nicht neuerdings Erwerbungen für ihn gemacht. Es fand ſich nichts Weſentliches. Dabei lehrte er mich das Verhalten in dieſem Lande gegen die ſchädlichen athmoſphäriſchen Einflüſſe, gegen Staub, gegen die dortigen Fliegen mit ihrer abſoluten Unart, ſich den Menſchen in das Geſicht und in die Augenwinkel zu ſetzen, gegen die Nachtluft und den ſtarken Nachtthau. Auf dieſen oft nicht ſonderlich erquicklichen Gängen belehrte mich mein Gönner und Gefährte, daß ich am beſten thun würde, in Gegenwart von Europäern gar nicht merken zu laſſen, daß ich mich für die Alterthümer Aegyptens intereſſire, noch weniger, daß ich mit ihm nach Ober-Aegypten zu reiſen gedenke, denn bei den Europäern überſteige Neid, Mißgunſt und Habſucht alle Grenzen der Billigkeit, und den Arabern und Fellahs wohne neben grenzenloſer Beſchränktheit in allem Wiſſenſchaftlichen gerade deshalb das äußerſte Mißtrauen, der ſtets rege Argwohn inne, und nur durch beſondere kaufmänniſche Schliche ſei es möglich, etwas von ihnen zu erlangen. Das alles hätte mich weiter nicht berührt, allein mit Bangen kam mir nun der quälende Gedanke: Wenn ich ſo glücklich bin, meinen Schatz zu finden — wird man mich, da ich denſelben doch nicht unſichtbar machen kann, damit ruhig ziehen laſſen? Und wie ſoll ich ihn von dannen bringen?

Dieſer Gedanke war mir ſehr ängſtigend, er wob ſich ſogar in meine Träume ein, doch mußte ich denſelben in meiner Bruſt verſchließen, und endlich gewöhnte ich mich, mit glücklichem Leichtſinn zu denken: Sorge Dich nicht ab vor der Zeit, warte, bis Du den Schatz erſt haſt, dann giebt Gott, wie ſo Manchem zum Amte den Verſtand — Dir wohl auch das Mittel, ſeiner froh zu werden.

Nach einigen Tagen Aufenthaltes zu Alexandria traten wir die Reiſe nach Cairo an, und zwar auf Eſeln, welche Belleville für uns gekauft, ein von ihm aus Frankreich mitgebrachter vertrauter Diener, Heinrich, und ein in Alexandria gemietheter Araber, Namens Omar, folgten uns als Begleiter. Der franzöſiſche Antiquar hatte ſich für uns die kräftigſten Schutzbriefe zu verſchaffen gewußt, und war dabei ſo heimiſch in dem fremden Lande, daß wir tauſend Unannehmlichkeiten entgingen, welche andern Reiſenden nur zu häufig in Aegypten begegnen.

Ich bin weit entfernt, eine Reiſebeſchreibung durch Aegypten liefern zu wollen, und das vielfach Geſagte, in herrlichen, umfaſſenden Werken bereits Niedergelegte, zu wiederholen, ich will nur flüchtig andeuten, was ich geſehen in jenem Wunderlande, deſſen erhabene Gebilde ſich keine Phantaſie richtig ausmalen kann, ja die keine Beſchreibung ſo vollſtändig erreicht, daß nicht andre Beſchauer Neues und immer wieder Neues darüber zu ſagen vermöchten. Denn ein Jeder ſieht mit andern Augen, Jeder legt einen andern Maaßſtab der Betrachtung, der Bewunderung an. Der Archäolog ſucht aufzufinden, was Herodot und Strabo geſchildert, er will die Reihen ägyptiſcher Könige in ihren Monumenten wieder erblicken. Der Linguiſt entrollt Papyrusmanuſkripte, und dieß macht ihn glücklich, der Antiquar, der Händler, hat kein Intereſſe für die Geſchichte der Jahrtauſende, die hier entſchlummert, er will losreißen, fortſchleppen, die Muſeen Europa's bereichern mit den Denkmalen altägyptiſchen Lebens. Der Reiſende κατ' ἐξοχην will Neues entdecken, und ſchöne Bücher mit vielen Abbildungen deſſelben herausgeben. Den Naturforſcher kümmert die Pyramide wenig, aber das Moos, die Flechte, die aus ihrem zerklüfteten Gemäuer ſproßt, die Eidechſe, die lechzend im Sande der Hekatompylos lungert, der Stinz und der Gecko — das ſind ſeine Freuden.

Wie unbedeutend erſchien ich mir; ich war nicht Archäolog, nicht Forſcher orientaliſcher Sprachen, nicht Händler, nicht Sammler, nicht Geograph, nicht Ethnograph und mein bischen Naturkunde erſtreckte ſich auch mehr auf das Allgemeine, Kosmologiſche, als auf das beſondere, oft Mikrologiſche. Offnen Sinn hingegen brachte ich mit für alles, was die Geſchichte offenbart, die Kunſt geſchaffen, die Forſchung zu Tage gefördert, offnen Sinn für der Völker und Staaten Beſtehen, Fortſchreiten und Gedeihen, und dazu den glühenden Wunſch, die Kreiſe meiner Kenntniß und Erkenntniß zu erweitern.

Daher ſah ich, der noch nicht Zeit und Gelegenheit gefunden, bevor ich das Wunderland betrat, mehr als allgemeine Studien über daſſelbe zu machen — es mit jungen, friſchen Augen, unbeſtochen, unbefangen, mir über alles ſelbſt ein eignes Urtheil bildend, das zwar häufig ein falſches ſein konnte, allein durch die Unmittelbarkeit der Anſchauung hervorgerufen, eine gewiſſe Geltung — mindeſtens für mich, in Anſpruch zu nehmen, berechtigt war.

Mit ſolchen Empfindungen hatte ich am Fuße der Pompejusſäule im Gefilde Alexandria's geſtanden, ein Zwerg der Neuzeit an Steingiganten einer verklungenen Periode. Hoch emporragend, ein ungeheurer Thurm, ſteht dieſer mächtigſte aller Pfeiler einſam da, und ſpiegelte ſich einſt im See Mareotis. Fern hinter ihm blinken weiße Minarets, ragen die Kuppeldächer der Moſcheen, erheben ſich Mauern und Wälle der Forts. Das Piedeſtal ruht auf einem Unterbau von Bruchſteinen, an welchen der Zahn der Zeit am ſtärkſten nagte, der Sockel ſelbſt hat ſchon ein dauerhafteres Anſehn, das rieſige Capitell blieb nicht ohne den Angriff der Verwitterung, aber der granitne Schaft zeigt das Gepräge unzerſtörbarer Dauer. Er bildet einen glatten Monolithen von 73 Fuß Höhe, der im Umfange 29 Fuß und 8 Zoll mißt. Welche Kräfte waren erforderlich, dieſe Thurmſäule erſt zu bearbeiten, dann aufzurichten!

Kundige Alterthumsforſcher halten dieſe Säule für ein Grabdenkmal, und alte Inſchriften am Piedeſtal verkünden, daß der römiſche Präfect in Aegypten, Pontius, ſie zu Ehren des Kaiſers Diocletian habe aufrichten laſſen. Doch ſoll ſie ſchon dem Septimius Severus errichtet worden ſein. Die volle Höhe dieſes erhabenen Denkmals mißt 98 Fuß, 9 Zoll. Es iſt das erſte Wunder Aegyptens, das den Europäer bedeutſam grüßt, weit ſichtbar über der fernen flachen Küſte.

Naht aber der Reiſende nicht dem alten, ſondern dem neuen Hafen Alexandria's, ſo ragt ihm über halb zertrümmertem Gemäuer, neben dem ſtarren Koloß eines alten Tempelſchloſſes, die berühmte *Nadel der Cleopatra* entgegen. Mit Hieroglyphen bedeckt vom Fuße bis zur Spitze, bildet dieſer berühmte Obelisk eine ſteinerne Chronik voll Königsnamen. Ein zweiter liegt am Boden. Nicht immer ſtanden auf dieſer Stelle dieſe Wundergebilde altägyptiſcher Kunſt. Einſt zierten beide die wiſſensreiche Heliopolis, wo noch manche Trümmer einſam trauern. Einer der Cäſaren, man ſagt Julius, ließ beide Obelisken von ihrer geheiligten Stelle ſchaffen, in Alexandria aufrichten, und der noch ſtehende, empfing den Namen *Nadel Cleopatra's*. Alſo auch im grauen Alterthum ſchon die unſelige Sucht, die unter Roms Päpſten und in der Neuzeit in Frankreich ſich wiedergebar, ſolche großartige Werke ihrem urſprünglichen heimathlichen Boden, auf dem ſie voll Bedeutung und geheimnißvoller Weihe ſtanden, zu entreißen und mit namenloſen Opfern auf Plätze hinzuſtellen, wo ſie einſam, klein und bedeutungslos, nur Denkmale traurriger Prunkſucht ſtehen und — verderben. Der noch ſtehende Obelisk aus Granit von Syene, wie faſt alle andern Aegypten's, mißt vom Boden bis zur Spitze 70 Fuß, und die Baſis an jeder Seite mißt 7 Fuß 7 Zoll. Der am Boden liegende Obelisk ſollte nach England geſchafft werden, aber das Project ſcheiterte.

In Cairo, Kairo, El Cahéra, Aegyptens Hauptſtadt, glücklich angelangt, fanden wir keine Veranlaſſung zu langem Aufenthalt. Die Straßen ſind außerordentlich belebt, von Menſchen nicht minder wie von wilden herrenloſen Hunden. Herr Belleville beſuchte mit mir einige ihm bekannte Raritätenhändler, die mit dem Wenigen, was ſie von ägyptiſchen Alterthümern beſaßen, ungemein heimlich und wichtig thaten, und nicht wußten, wie hoch ſie ihre Forderungen ſtellen ſollten. Mein Gefährte verſicherte mir, daß man ſolche Sachen ſelbſt in Paris bei Antiquaren billiger kaufen könne, als hier in Kairo. Vom Intereſſe war mir, auf einige bibliſche Alterthümer aufmerkſam gemacht zu werden, die zu beſuchen, ich Veranlaſſung und Erlaubniß erhielt. Josephs, des Patriarchen Grab auf der Citadelle, und ſeine (indeſſen weit ſpäter erbauten) Kornſpeicher. Belleville unternahm von Kairo aus einen Ausflug nach dem Orte Matarieh, das in nordöſtlicher Richtung nahe bei der Wüſte von Suez liegt. Der Ort wird auch Mattare und Matarne geſchrieben und vielleicht noch anders, wie denn überhaupt die ägyptiſchen Ortsnamen auf die mannigfaltigſte Weiſe verſchieden geſchrieben werden.

Hier ſtand die Sonnenſtadt voll kundiger Prieſter, voll edler Einwohner, hier war der höchſte Gerichtshof. Noch ſteht ein einſamer Obelisk unter den Trümmern. Mein Gefährte erwarb hier Einiges, doch verließen wir Matarieh nach kurzem Aufenthalt, nachdem wir nur noch jenen von der religiöſen Sage geheiligten uralten Baumſtamm betrachtet, unter welchem Maria mit dem Chriſtuskinde geruht haben ſoll.

Auf dem Rückweg ſah ich mit Entzücken in weiter dämmernder Ferne jene Wunderbauten, die Pyramiden, über die Ebene wie niedere Gebirgszacken emporragen, und der nächſte Morgen fand unſere kleine Caravane auf einem Nilſchiffe dem Thore von Boulak vorüberfahrend, näher und näher dem Dorfe Gizeh kommend, näher und näher den Pyramiden. Der Morgen war hell und rein, und unbeſchreiblich eigenthümlich der Anblick, der gelblich, wie der Boden im breiten Nilthal, hochaufragenden Pyramiden, von denen immer eine hinter der andern hervortrat. Die kleinen Dörfer, von weitem unförmlichen Steinmaſſen gleichend, denen einzelne Palmen entragten, Abuſſir, Sachara und Dajour (Daſchour) gaben jedes einer Pyramide den Namen, während das Geſtein ihrer aller zuſammen auf einander gethürmt, kaum das Pflaſter für den Raum gegeben hätte, den der kleinſte dieſer Koloſſe bedeckte.

Da lagen ſie nun vor mir, die Wunder der Welt, alle und jede, auch die kühnſte Vorſtellung, welche ſich die Phantaſie von ihnen gemacht, übertreffend, dieſe ſymmetriſchen Bergkegel, deren erſter Anblick den Gedanken weckt: es iſt nicht möglich, es iſt nicht glaubhaft, daß Menſchenhände dieſe hochragenden Gipfel gethürmt.

Wir legten bei Gizeh (auch Dſchiiſe, Dgize, Geezeh, Genze, Giſa und Gitzo geſchrieben) an, und mein Gefährte richtete ſein Schritte zunächſt, während er mich bat, im Schiff ſeiner Rückkehr zu harren, der Wohnung eines Eingebornen zu, der ſein Agent war.

Das Schiff, das uns trug, war geräumig, es hatte einen kleinen Maſt und einige Ruderer. Auf dem Kajütendach ſtand der Steuermann und lenkte mit kräftigen Händen das ſtarke Ruder. Die Fenſter der Kajüte waren, natürlich ohne Glas, durch grüne halb durchſichtige Jalouſien verſchloſſen. Unſre Dienerſchaft that wenig mehr, als daß ſie rauchte, aß, trank und ſchlief. Die Eſelein ſtanden im Schatten des Segels und ſchliefen im Stehen, wenn ſie ſich nicht mit Freſſen die Zeit vertrieben.

Ich ſtieg hinauf auf das Kajütendach und ließ die Blicke nach allen Richtungen hingleiten. Der prächtige Strom, glänzend und flimmernd im Golde des Morgens, das weite öde Land, die ragenden Pyramiden — hinter ihnen in einiger Ferne die gelbliche Bergwand, welche die Wüſte begrenzt, die Weſtſeite des Nilthales bildend, alles zog mich an. Dieſe Bergwand, mußte ſie mir nicht ungleich wichtiger ſein, als die Pyramiden, als alle Wunder Aegyptens? In einer ihrer zahlloſen Klüfte ſollte der Hort ruhen, den zu heben ich ausgezogen war. Jede verrinnende Stunde ſollte mich ihm langſam näher bringen. Faſt unlieb fing ſchon jeder Aufenthalt mir zu werden an, doch war noch nichts verſäumt, wir waren noch im Mai — es lagen noch viele Tage zwiſchen dem Sommerſolſtitium.

Und ſo konnte ich mit meinem Gefährten da und dort verweilen, wo ſein Geſchäft ſolches Verweilen gebot, und mit Muße alles ſchauen, was anziehend oder bewunderungswerth ſich zeigte.

Wir fanden zahlreiche Reiſende; jeder Tag faſt bringt Fremde und Einheimiſche, die von Kairo aus die kurze Strecke nach den Pyramiden zurücklegen, als Luſtparthie gleichſam; da wölben ſich am Fuße der Pyramide des Cheops und des Chephrén luftige Zelte, da lagern Eſel und Kameele in ihren mächtigen Schatten, da bieten Händler Erfriſchungen dar — ja man übernachtet an den Pyramiden und das Licht der Wachtfeuer und des Mondes läßt ſie in magiſcher wunderſamer Herrlichkeit erſcheinen. Man erſteigt auch eine oder die andere, nicht ohne Gefahr und Mühe, um von ihrem Gipfelpunkt herab das Nilthal und die unermeßliche Landſchaft zu überblicken, die aber umfloſſen iſt von den Schauern der Oede, denn nur wenig fruchtbares und angebautes Land wird erblickt, und nur wenige Palmen oder Orangenbäume und die Dörfer zeigen ſich als farbloſe Steinhaufen, in denen man kein anderes Leben vermuthet, als jenes der Thiere der Wüſte.

Mein Begleiter ließ unſre Sachen ausladen und kündigte mir an, daß wir nun einen Ausflug zu Lande machen müßten, welcher für mich von großem Intereſſe ſein werde.

Wir verließen die Pyramiden von Gizeh und ſchlugen die Richtung nach dem alten Memphis ein. Da entragte dem Sande der Wüſte ein unförmliches zerklüftetes Felsſtück, ſo ſchien es von Weitem, aber je näher wir ihm kamen, je mehr gewann es Geſtalt.

Es war die große Sphinx, der wir uns erſt von ihrem Rücken her, den ſie den beiden Pyramiden des Cheops und Chefrén zukehrt, dann aber von der Seite näherten. Dieſes ungewöhnlichſte und außerordentlichſte Gebilde der Menſchenhand in dieſem Lande der Wunder bildet ein Jungfrauenhaupt von den koloſſalſten Dimenſionen, das einſt eine, wenn auch ſtarre, doch erhabene Schönheit gezeigt haben mag. Dieſes Haupt ruht auf feſtem Felſengrunde, aus welchem auch der Löwenleib gehauen war; die vorgeſtreckten Tatzen waren aus Mauerſteinen zuſammengeſetzt. Der Sand der Wüſte hat das Rieſengebilde bedeckt, nur das Haupt ragte durch die Jahrtauſende als ewiges Räthſel für die Forſchung, entſtellt, verſtümmelt und doch noch wunderbar ergreifend.

Einmal wurde durch einen Forſcher mit Hülfe vieler Hände und durch unſägliche Arbeit der Sand und Schutt um die Sphinx hinweggeſchaufelt, da fand man vor der Bruſt eine Art Altarnieſche — und nahm Vermeſſungen vor. Die ganze Länge des Rieſenkörpers betrug 146 Fuß, die Breite zwiſchen den Schultern 44 Fuß. Die Tatzen waren 50 Fuß weit vorgeſtreckt. Die Höhe des Steingebildes von da, wo es dem Sande entragte, beträgt 44 Fuß 6 Zoll, von den Schultern an mißt das mächtige Haupt 27 Fuß Höhe. Trotz der Verſtümmelung, welche Zeit, Fanatismus und Unverſtand dieſem koloſſalen Kunſtwerk des Alterthums widerfahren ließen, ſind immer noch deutlich die Geſichtstheile zu erkennen, und es zeigte ſich mir durch Verwitterung und Verſtümmelung der Ausdruck einer leidenſchaftloſen, ſtolzen Ruhe. Selbſt die röthliche Färbung, welche die Brauen, die weiten geſchlitzten Augenlieder und den Mund kenntlicher machte, iſt noch erhalten. Aber über Tatzen und Leib hat ſich wieder der Sand aufgeſchichtet. Der Schmuck des Hauptes war eine Haube, wie ſie ſich auf zahlloſen ägyptiſchen Steingebilden wieder findet.

Auch Katakomben ſind in der Nähe der Pyramiden von Gizeh befindlich, wir beſuchten ſie nicht. Herr Belleville ſagte mir, daß man, um ſelbſt nach Alterthümern zu ſuchen, ungewöhnliche Mittel an-

[illegible]

wenden müſſe, und zwar auf ſehr ungewiſſe Erfolge hin.

Unſre Weiterreiſe ging durch hügelig unebenes Land, wir berührten die auf einer Bergterraſſe liegenden Tempeltrümmer von Abuſſir, das alte Taposiris, nahten dem Thurm der Araber in deſſen Nähe und wandten uns der öden Stätte des alten Memphis zu, von wo aus wir ſchon die zahlreichen Pyramiden um die Orte Saccara oder Sakhara und Dashour, (ſprich Daſchur) erblickten.

Hier war einer der Hauptſammelorte für meinen Gefährten. Die Hügel dieſes Landſtrichs enthalten unzählige unterirdiſche Grotten und Katakomben, in denen neben Menſchenmumien auch Ibismumien zu Hunderttauſenden beigeſetzt ſind; unvermerkt mehrte Herr Belleville ſein Gepäck — lauter kleinere oder größere von Palmblättern geflochtene Körbe voll — Salpeter — unter der Schicht von Salpeter waren wohl geborgen die Anticaglien. „Wenn wir zurück ſind,“ flüſterte Belleville geheimnißvoll: „dann helfen Sie mir ſondern und ſichten und ordnen.“ —

Die Pyramiden von Saccara und Daſchour erreichen nicht die Höhe jener von Gizeh, allein die Menge derſelben, über 30, die jedoch nicht alle mehr ſtehen, (viele ſind zertrümmert, andere faſt der Erde gleich, und wie von Maulwürfen durchwühlt), macht dieſes Gebiet höchſt merkwürdig. Beſonders fiel mir eine dieſer Pyramiden auf, die ſich vom Nil aus, nachdem wir auf dieſem unſre Reiſe ſtromaufwärts weiter fortſetzten, beſonders gut betrachten ließ. Sie hatte nicht die Form der Uebrigen, ſondern die Linien waren geſchweift und bildeten einen ſtumpfen Spitzbogen. Man nennt ſie die falſche Pyramide und ſie iſt aus ungebrannten Ziegelſteinen erbaut, auch iſt ſie die ſüdlichſte und letzte dieſer Gruppe.

Wir ſchifften nun durch eine weite Strecke ſtromaufwärts, nahmen auch öfters einen Theil der zwar ſehr kalten, aber herrlichhellen, ſternenklaren Nächte zu Hülfe, raſteten in Beniſuef, einer kleinen Stadt, wo aber von Alterthumsgegenſtänden nichts ſich vorfinden ließ, und ſetzten dieſe, nicht gerade ſehr anziehende oder Abwechſelung bietende Farth bis Minieh, (Mehnie, Minio) fort, wo ein einſamer Tempelreſt das ziemlich hoch gelegene Städtchen überragte. Der Ort iſt betriebſam, und verfertigt viele Töpfergeſchirre, deren Formen immer noch die der alten Zeiten ſind.

Der Aufenthalt, den die Entrichtung des Zolls, wie die Einnahme friſcher Lebensmittel für uns und die Thiere veranlaßten, war von kurzer Dauer.

In der Nähe am öſtlichen Nilufer liegt ein Dorf Souadi, in deſſen Nähe beginnen die in die Bergwand gehauenen Anachoreten-Grotten, welche bis zu dem Kopten-Kloſter Manfeluth ſich erſtrecken. Manche dieſer Grotten ſind bemalt, zeigen Scenen des altägyptiſchen, gewerblichen und Kunſtlebens, die zu der Annahme berechtigen, daß in dieſem Theile des Landes das lebenvolle Getriebe der Arbeit, des Verkehrs, der beluſtigenden Künſte am meiſten geblüht habe, während das ernſte Prieſterthum und die Pracht des Königthums in andern Landestheilen durch Kunſtſchöpfungen großartigerer Art verherrlicht und deren Andenken verewigt ward.

Wir landeten bei Beni-Haſſan, um einige dieſer merkwürdigen Felſengrotten zu beſuchen, und ich wurde in einer derſelben auf das Höchſte überraſcht, ein Gemälde zu erblicken, das mit einemmale die mir unbegreifliche Weiſe der Fortſchaffung großer rieſiger Gebilde, Säulen und Obeliskenmonolithen erſchloß, welche auf Wagen zu fahren oder auf Walzen fortzubewegen weder der weiche Boden des Nilthales, noch der Sand der Wüſtenſtrecken geſtattete.

Unter Feierliedern voranſchreitender Sänger und unter deren taktmäßigen Rythmen zogen, in vierfacher Reihe angeſpannt, zahlreiche Männer eine hölzerne Schleife von der einfachen Form eines Schlittens, auf welcher das ungeheure Steingebilde höchſt kunſtgerecht befeſtigt war; Waſſerträger ſchritten beiher und ein Aufſeher begoß fort und fort den Weg, um die durch die Reibung im Sande entſtehende Erhitzung der Schleife zu dämpfen. Andere Aufſeher mit Stäben, und Arbeiter folgten nach, um die Ziehenden abzulöſen.

Wir ließen unſre Barke raſten und beſuchten das nahe Anſineh (Enſiné, Antinoe, einſt Antinopolis), das in fruchtbarer heitrer Umgebung liegt. Hier wurden reizende Trümmer erblickt, deren Charakter aber völlig jener der griechiſchen und römiſchen Baukunſt war.

Nicht ohne Grund hatte Belleville auch dieſen Abſtecher von unſrer Nilfahrt unternommen, denn auch hier fanden ſich Anticaglien und zwar römiſche Broncen und Gefäße aus der Aera Hadrians, und es gelangte manches ſchöne Stück in die Körbe meines Gefährten.

Unſer Ausflug wurde landeinwärts auf den Eſeln und in Begleitung des Dieners, wie des Führers, weiter fortgeſetzt, und wir durchritten 2 Stunden lang die fruchtbare Fläche bis zu dem Dorfe Aſchmounin, wo uns die Ruinenreſte der alten Hermopolis entgegen ſtarrten. Noch ſteht der Säulengang des Hermestempels, von zwei Reihen herrlicher Säulen gebildet, freilich über 6 Fuß hoch im Schutt und Sand, zum Theil mit grellen, unverwüſtlichen Farben bemalt und mit Hieroglyphen geziert, aber der Tempel ſelbſt iſt wie weggeweht vom Hauche der Vernichtung.

Simon Belleville ließ Aufträge zurück, an Stellen, welche wir gemeinſchaftlich bezeichneten, Nachgrabungen auf ſeine Koſten vorzunehmen, und wir ſetzten unſre Reiſe fort, indem wir wieder nach dem Nil uns zuwandten, um Schiff und Schiffer wieder zu erreichen, die wir bei El Bershel indeſſen angelangt und unſrer harrend, fanden. Gegenüber dem genannten Ort liegt Melawi, wo uns maleriſche Acacienbäume ins Auge fielen, auch hatten wir in der durchreiſten Landſtrecke viele Sykomoren, Palmen und Tamarindenbäume erblickt, ſelbſt kleine Wäldchen, weidende Heerden, und viele weiße Ibiſſe.

Ohne Aufenthalt ſchifften wir weiter, ritten, um den üblichen Zoll zu entrichten, nach Monfalut (Manfalout), eine gute Strecke vom Nil entlegen, ſahen dort die erſten koptiſchen Chriſten, die unter einem Biſchof ſtehen, und ritten, da ſich keine Gründe zu langem Aufenthalt fanden, nach Siout, wo wir die Grotten der Lycopolis aufſuchten und die weit ausgedehnten, zahlreichen Mohnfelder, die mit ihrer Blüthenfülle wie auf die Erde gebreitete Purpurmäntel ausſahen, bewunderten, die das berühmte Opium der Thebais liefern, von dem die Opiumtinctur der Apotheker den uralten Namen Tinctura Thebaica führt.

Der Thebais! Höher klopfte mein Herz, als ich vernahm, daß Siout die Grenzſtadt der Thebais ſei, daß nun mein gelobtes Land, zu dem ich voll heißer Sehnſucht wallfahrte, begänne. Meine Seele zitterte dem Tage entgegen, der über mein Geſchick entſcheiden ſollte.

Die Fahrt ging weiter, vorüber an Aboutis, am taubenreichen Redſchegen, am getraidereichen Maraga. Auch in Ekhmin wurde nicht verweilt; ſeine Penopolis bot uns nichts Merkwürdiges dar, und ſo wurde die bedeutende Stadt Girgeh, Dſchirdſche, Tſchirſche, Reſidenz eines Beis, erreicht.

Hier wurde ein Raſttag gehalten, und die Muße, welche derſelbe vergönnte, dazu benutzt, einen Ausflug nach Arabat-Madhoun zu machen und die Trümmer des nahe gelegenen alten Abydus zu beſuchen. Der Weg dahin ward als ein Luſt- oder Spazierritt zurückgelegt, freilich in heißer, ſengender Sonne, der glühenden, ſtarren lybiſchen Bergwand entgegen, allein wie gern ertrug ich jede

Unbequemlichkeit, lernte ich mich doch mehr und mehr vertraut machen mit der Art, in dieſem Lande zu reiſen und näherte mich gern jener kahlen, zerklüfteten Bergkette, um ihre Eigenthümlichkeiten näher kennen zu lernen.

Wir fanden in Abydus ein verſchüttetes Memnonium, und viele Grabſtätten, aus denen meinem ſammelnden Begleiter einige Ausbeute zu Theil ward.

Da der Strom allzuviele Krümmungen macht, ſo nahmen wir einen kürzern Landweg, um nach Denderah (Tendyra) zu gelangen, während das Schiff beordert ward, bei Kenné (Genneh) anzulegen. Unterwegs nahm Belleville Anlaß, mir von dem berühmten Sonnenkreis Denderahs zu erzählen, den er oftmals noch an ſeiner urſprünglichen Stelle geſehen, bevor er durch franzöſiſche Gewinnſucht ſeiner Heimath entführt, und nach Paris geſchafft wurde, wo man ihn im K. Bibliothekgebäude zur Schau geſtellt, antreffen konnte. Herr Belleville war gar nicht gut ob dieſer Hinwegführung auf ſeinen Landsmann zu ſprechen; es ſchien etwas Eiferſucht hindurchzublicken, und etwas Verdruß, daß er nicht mit gleichem Gedanken jenem zuvorgekommen.

Das alte Tentyris, deſſen Reſte wir beſchauten, öffnete unſrer Betrachtung ſeinen berühmten Venustempel; als wir uns der Trümmerſtätte naheten, ſchienen die Ruinen, die auf öder ſandiger Fläche, der nur einzelne ſparſam verſtreute Palmen entragten, nicht bedeutend. Dort einige Grabmäler, dort einige Säulenreſte, dort vereinzelte Pylonen — dort eine Steinmaſſe, von weitem nur wie der Unterbau eines Palaſtes erſcheinend, von dem nichts übrig war, als einige ſparſam zerbröckelte Mauerſtücke — aber wie faßte mich maßloſes Erſtaunen, als Niegeſehenes, Herrliches in noch trefflicher Erhaltung mir vor Augen trat — jener rieſige Tempel voll erhabener Schönheit, hier im tiefen Schweigen der Oede halb begraben.

Wir nahten zunächſt einer Säulengruppe von roher, faſt kunſtloſer Arbeit und ſchritten dann durch einen Pylonen von guter Erhaltung, die Wände ganz mit Hieroglyphen überſäet, von dem aus wir nun die Eingangsfront des über alle Beſchreibung prächtigen Tempels vor uns hatten.

Eine Doppelſäulenreihe, jeder Pfeiler mit vier Iſisköpfen, voll des Ausdrucks einer tiefen, ſinnenden göttlichheitern Ruhe unterm Capitell, trägt mit den ſtarken Seitenwänden das mächtige Geſimſe und die Trümmerreſte der Decke verkünden deutlich, daß auf dem Tempel wieder ein Tempel emporragte. Freilich war Schutt und Staub in hinlänglicher Maſſe aufgethürmt, um jeden Weiterſchritt zu erſchweren und Köſtliches zu verhüllen. Die innere Tempelpforte ließ eine ganz unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit bunter Hieroglyphen erblicken.

Wohin wir traten, Scherben und Bruchſteine, meiſt verzierte, alles Reſte einer umfangreichen Stadt, von der keine Spur mehr zu ſehen, als jener berühmte Tempel, dem man ſeine wichtigſte Zierde raubte, und ſich nebenbei mühte, ihr ein fabelhaftes Alter beizumeſſen.

Nicht ohne glückhafte Ausbeute, von der auch mir Einiges zufiel, verließen wir dieſen Ort voll altägyptiſcher Heiligthümer, und wandten uns dem Strom wieder zu, um Kenné, die Karavanenſtadt, zu erreichen. Hier iſt der Hauptknoten der Karavanenzüge, die nach der nordöſtlichen arabiſchen Bergkette, nach Koſſeir am rothen Meer, und nach den weſtlichen Oaſen ſich hinlenken; hier erblickt man Floſſe, die aus nichts als Thontöpfen antiker Form beſtehen, hier beginnt auch die Region der Krokodile; die Gegend iſt gut bebaut, es giebt Dattelpalmen und andere Fruchtbäume ſüdlicher Zonen. Näher und näher waren wir nun meinem heißerſehnten Ziele gekommen, noch zagte ich der

Entſcheidung entgegen, noch hatte ich mein großes Geheimniß in tiefer Bruſt geborgen. Was ſollte ich thun? Wenn nun Belleville ſich nicht über die von ihm beſtimmte Zeit auf dem wunderreichen, altklaſſiſchen Boden aufhalten wollte, wenn er weiter eilte! Sollte ich mich von ihm trennen? Was war ich ohne ihn, ohne ſeine Hülfe? —

Von der lybiſchen Bergwand hatte ich nun einen klaren Begriff. Das wäre ein Wagniß ohne Gleichen geweſen, mich allein in dieſe ſchwer zugänglichen Klüfte zu begeben, wo ich ein Raub der Hyänen werden, wo der erſte beſte räuberiſche Kopte oder Fellah mich niederwerfen konnte. Es war keine Wahl, ich mußte mich Belleville entdecken, mußte ſeine Hülfeleiſtung in Anſpruch nehmen, mußte ihn in mein Geheimniß einweihen.

Wir fuhren weiter ſtromaufwärts nach Kuft oder Coptos (Kophtos), eine ehemalige Stadt, deren Name den Kopten den ihrigen verlieh.

Nur langſam konnte das Schiff gegen den Strom aufwärts gezogen werden, und ich benutzte die uns vergönnte Unthätigkeit vieler Stunden, meinem Begleiter zu eröffnen, daß ich ihm zu gemeinſchaftlicher Unterhaltung eine anziehende deutſche Geſchichte in ſeiner Mutterſprache vorleſend übertragen wolle, die einen Landsmann von ihm zum

Verfaſſer habe. Dieſen Vorſchlag war Freund Belleville wohl zufrieden, und ich ſuchte aus meinem wenigen Gepäck die wohlweislich mitgenommene wunderſame Geſchichte Peter Schlemihls hervor.

Belleville hörte mit freundlicher Aufmerkſamkeit meine Vorleſung, lächelte bei vielen Stellen, murmelte beifällig manches „très bien trouvé“ vor ſich hin, ſchien aber eben doch die ganze Erzählung für nichts weiter, als für eine glückliche Erfindung zu halten.

Das machte mir nun geheimen Kummer. Wenn dieſer einzige Mann, von deſſen Neigung mir förderlich zu ſein, jetzt all' mein Wohl und Wehe abhing, nun das Weitere, was ich ihm mitzutheilen hatte, für eine grobe Täuſchung oder für eine fixe Idee nahm, wenn er nun glaubte, daß die glühenden, ſenkrecht niederfallenden Strahlen der Juniſonne Aegyptens mein Gehirn verſengt, was ſollte ich dann beginnen?

Ich war zu Ende — ich betonte den wenige Zeilen vor dem Schluß befindlichen Satz: „Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuſcripte bei der Berliner Univerſität niedergelegt werden.“

Ich lauerte der Frage aus Belleville's Munde entgegen: Iſt dieß geſchehen? —

Herr Simon Belleville that dieſe Frage nicht. Herr Belleville ſagte blos: „Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Herr, für die gütige Mittheilung dieſer Novelle eines gewiß ſehr talentreichen Verfaſſers, und Sie konnten für dieſelbe auch keinen beſſern Zeitpunkt wählen, als den jetzigen, wo wir uns der Gegend wirklich nähern, in welcher die lebhafte Phantaſie des Erzählers ſeinen Helden die Schuld ſeiner Jugendjahre abbüßen läßt.“

Betreten wußte ich nicht, wie ich dieſes Geſpräch fortſetzen ſollte, doch faßte ich mich, und erwiederte etwas ausholend: „Ich bin ſehr erfreut, mein Herr, daß meine Mittheilung Ihnen einiges Vergnügen verſchafft hat, allein eigentlich iſt mit dem Schluſſe des Buches dieſe — zwar wunderſame, aber dennoch völlig wahre Geſchichte noch nicht zum Abſchluß gebracht.“

„„Wie mein Herr? Eine wahre Geſchichte ſagen Sie?““ rief Belleville aus, und warf mir einen Blick zu, daß mir war, als ſäße mir der Apoſtel Thomas leibhaftig gegenüber.

„Ganz abgeſehen“ — ſtammelte ich in nicht geringer Verlegenheit: — „Ganz abgeſehen, mein Herr, von der allerdings ſeltſamen und für Aufgeklärte durchaus unglaublichen Procedur mit dem Schatten ſcheint mir doch — dieſe vielleicht als

Zuthat vom Verfaſſer beigefügte phantaſtiſche Myſtification abgerechnet — ein wahrhaftiges Erlebniß zum Grunde zu liegen — ja noch mehr mein Herr, ich weiß aus ganz ſichrer Quelle — ich könnte — ich wollte — ja ich glaube unbedingt Ihnen eine Sache anvertrauen zu dürfen, die für mich höchſt wichtig und bedeutend iſt — in der ich Ihrer Hülfe bedarf. Vor allem aber, mein lieber Herr Belleville, erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mich nicht für irrſinnig oder übergeſchnappt zu halten, bis ich Sie überzeugt habe, daß mir die gewichtigſten Gründe und Beweismittel zu Gebote ſtehen, daß jener Einſiedler wirklich lebte, wenn er nicht noch lebt, was jedoch ſehr unwahrſcheinlich — und daß ich dieſe Reiſe in keiner andern Abſicht unternommen habe, als den literariſchen Schatz des alten Trogloditen in den Hypogeen zu heben und nach Deutſchland zu führen."

Auf Bellevilles Geſicht malte ſich Erſtaunen, er ſchwieg ernſt und ſchien damit auszudrücken, daß ich weiter ſprechen möge. Ich that es.

„Nur durch Ihre Vermittelung und Hülfe, Herr Belleville, iſt der Gedanke einer Ausführung meines Planes möglich, dieſe Ausführung aber im Ganzen nicht ſchwer. Drei Tage werden mehr als hinreichend ſein, entweder den Schatz zu finden, oder die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er nicht auffindbar ſei.“

„„Wollen Sie auf das Geradewohl, mein Herr,““ warf Belleville fragend ein: „die zahlloſen Grüfte der Hypogeen durchforſchen? Da reichen drei Monate, was ſage ich? drei Jahre nicht hin.“ — „„Ich habe einen Talisman, einen ſichern Wegweiſer.““ entgegnete ich ruhig. Das Wort Talisman wirkte. Es war noch ſo viel orientaliſche Gläubigkeit in Belleville, daß er mit ſehr verzeihlicher Wißbegier fragte: „Darf ich dieſen Talisman nicht ſehen?“

„„Es iſt kein Abraxas, kein Abraxoid, kein Stein mit magiſchen Charakteren““ erwiederte ich: „es iſt ein deutſcher Brief, geſchrieben in den Hypogeen an einen deutſchen Gelehrten, der mit ziemlicher Genauigkeit die Richtung bezeichnet, in welcher die Grotte des neuen Einſiedlers zu ſuchen iſt.“

„„Und was ſoll, was kann ich in dieſer Sache thun?““ fragte Belleville und fügte gütig hinzu: „Sie ſehen mich bereit zu jeder Hülfe, die ich leiſten kann, allein ich zweifle ſehr am günſtigen Erfolg, ich halte Ihre Hoffnungen für Chimären.“

„„Ihre Güte macht mich ſehr glücklich, mein Herr,““ verſetzte ich. „Alles was ich von Ihnen wünſche und erbitte, iſt, mir von Ihrer Expedition drei Tage Zeit zu ſchenken, die, wie ich hoffe, auch für Sie nicht ohne Nutzen ſich erweiſen dürften. Ganz ſicher hat der alte Einſiedler auch manchen antiquariſchen Schatz in ſeiner Höhle geborgen, von dem ich Ihnen laſſe, was Sie wünſchen, mir iſt es nur um die Manuſcripte zu thun, die für Sie nur von untergeordnetem Intereſſe ſein können. Dann nehme ich die Hülfe Ihrer Diener in ſolcher Weiſe in Anſpruch, daß dieſelben unſern Fund zum Nil ſchaffen, vielleicht müſſen wir auch noch anderweite Kräfte in Bewegung ſetzen. Endlich, dieß noch bitte ich, daß Sie mir, ſollte ich nicht glücklich ſein, ſollte meine Hoffnung, meine Zuverſicht mich völlig täuſchen, daß Sie mir nicht zürnen, denn ich würde dann ohnehin ſchwer genug an Schmerz für mein ganzes noch übriges Leben zu tragen haben."

Der Ernſt, mit dem ich ſprach, äußerte auf Herrn Belleville die Wirkung, Theilnahme hervorzurufen. Er ſaß ſinnend und ſchweigend, und blies nachdenkend die blauen Wölkchen, die er aus dem vor ihm ſtehenden prächtigen Nargileh ſog, vor ſich hin.

Mir aber ward leicht ums Herz, denn nun hatte meine Hoffnung wieder erſtarkte Schwingen, und ſehnſuchtsvoll richtete ſich mein Blick nilaufwärts, dem Lande meiner Verheißung entgegen.

Wir hatten Kous, Cos, auch einen Karavanenort, hinter uns. Früher ungleich bedeutender als Handelsſtadt, wie in der Gegenwart, breitete ſich im Gefilde des heutigen Kou die Apollinopolis parva aus. Auch dem kleinen Nagadeh (Negadi), das von vielen Chriſten bewohnt iſt, ward kein Verweilen gegönnt, und nach der letzten Nacht ſpähte ſchon mein Auge forſchend durch die Morgendämmerung, klopfte ungeduldig mein Herz, jauchzte es auf in mir, als im raſch aufglühenden Frühſtrahle ich es ragen ſah noch in weiter Ferne, rieſiges, zackiges Gemäuer, ſchlanke Nadeln der Obelisken, thurmhohe Pylonen, durchſichtige Portiken, zu beiden Seiten des breitfluthenden Stromes die unabſehbare Trümmerpracht der einſt ſo herrlichen, jetzt in unanſehnliche Dörfer zerfallenen Thebä, der alten Diospolis magna. „Thebä! Thebä!“

Mannigfache Krümmungen des Stromes gewährten ein mächtig ergreifendes Bild dieſer Trümmer nach dem andern, und ich ſchwelgte fortwährend im Anſchaun.

Hinüber ſah ich, nach der Bergwand hinüber, welche die lybiſche Wüſte begrenzt; dort lag vom Duftflor der Frühe eingeſchleiert, das Memnonium, dort — ja dort hoben ſich der beiden Memnonbilder rieſige Koloſſe geiſterhaft über die Ebene, weit, weit, und ſchienen der breiten Stromfläche zu entragen.

Stundenlang dauerte es, ſtundenlang irrte mein Auge auf allen den mächtigen erhabenen Tempel- und Paläſte-Reſten einer Stadt, die einſt ein Wunder der Welt war, in der eine überreiche Fülle von Kunſt, Wiſſenſchaft und Kultur den höchſten Blüthestand erreicht hatte, und dann Schutt und Aſche geworden und ein weiter Friedhof, auf dem umher zerſtreut wie unvergängliche Grabſteine die Rieſenmonumente trauernd ſtehen und den grauenvollen zerſtörenden Schritt der Zeit verkündigen, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen predigen.

Und beim Anblick all dieſer zertrümmerten und untergegangenen Herrlichkeit, die endlich zu ſchauen, mir wie ein kühner phantaſievoller Traum dünkte, dachte ich mit einem Gefühl aus Luſt und Schmerz gemiſcht, meiner Heimath, meiner treuen Emilie, deren hoffender Gedanke mir wohl liebend folgte über Meer und Syrten und durch die heißen Wege der Wüſte.

Ihr galt an dieſem Morgen — nie hatte ich, ſo lange ich lebte, einen ſchöneren genoſſen, nie ein ſo erhabenes Gefühl hehrer Feier im Innern empfunden, wie heute —, mein inniger, liebender, ſehnſuchtsvoller Gruß — und dem Lenker der Schickſale mein feuriges Dankgebet. Daß ich dieſes Ziel erreicht, welches nun vor mir lag, war es nicht ſchon für mich bis zum Ende meiner Tage ein hoher, geiſtiger Gewinn? — Wohl war manche Entbehrung, manches Mühſal zu ertragen geweſen, deren ich nicht weiter gedacht in dieſer Aufzeichnung, aber dafür auch — welch ein Lohn? — Und über die Grabesſtätten verſunkener Wunder flog der goldgrünſchimmernde Sonnenkäfer meiner Hoffnung — einem Schatten nach, dem Schatten des Koloſſes Tâma.

O wie ſehnte ich mich, dieſen Schatten zu erblicken!

Der Tag des Sommerſonnenhöheſtandes war ganz nahe.

Wie ſoll ich den überwältigenden Anblick der großartigen Trümmerreſte von Luxor und Karnak ſchildern?

Da wir im Gefilde des alten Thebä in unſern beiderſeitigen Angelegenheiten längern Aufenthalt zu nehmen hatten, ſo legten wir zuerſt bei Karnak an, ein Städchen, mit dem Ausſehen eines Dorfes, welches zahlreiche Ruinen, vor allen aber einen rieſigen Tempel enthält, den, wie Forſcher wahrgenommen haben, die alte Zeit, gleich manchem Dome des deutſchen Mittelalters, nicht aus- und fertig zu bauen vermochte.

Wir traten durch einige einzeln ſtehende Pforten in den Vorhof, wo zwei Obelisken, der eine von bedeutender Größe, ſich dem Blick darſtellten, bis hinauf zu ihrem Pyramidion mit Hieroglyphen überdeckt.

Ueber einen Berg von Trümmerſchutt hatten wir zu klettern, bis wir in den Portikus gelangten, deſſen bunte Säulenpracht zum Erſtaunen hinriß.

Vier Reihen Säulen von ungeheurem Umfang, nur noch theilweiſe durch Steingebälk verbunden, bunt mit Hieroglyphen bemalt, vom Piedeſtal bis hinauf zum koloßähnlichen Kapitell, wunderſam ſymmetriſch und doch voll Mannigfaltigkeit der Gebilde — feſſelten uns lange, lange, bevor wir in die innern Räume des Tempels eintraten, und bevor der ſpähende Blick ſich nach Stellen hinlenkte, die eine Ausbeute hoffen ließen.

Selbſt an irgend einer Stelle nachzugraben, durften wir an keinem dieſer Orte wagen; Herr Belleville gab durch den mitgenommenen Araber, der überall als Dolmetſcher diente, den Einwohnern ſehr verſtändliche Winke, und dieſe zeigten dann, was ſie hatten, mit großer Heimlichkeit und Wichtigthuerei, und forderten die übertriebenſten Preiſe, oder ſie empfingen eine beſtimmte Summe, um nachzugraben, die oft verloren war, wenn ſich nichts fand, aber auch nicht zurückgegeben wurde, wenn Funde gemacht wurden, denn auch für dieſe wurde nach Größe, Erhaltung und Gegenſtand beſonders bezahlt. Dabei gab ſich Gewinnſucht und Fälſchung in mannigfacher Weiſe kund. Die Unmaſſen kleiner Idole, welche als Beigaben in die Mumien mit eingewickelt wurden, ſind leicht nachzuahmen, zumal ſich ſogar noch alte Formen haben auffinden laſſen. Es bedarf alſo nur etwas Thon, etwas blaugrüne Glaſur und ein kleines Brennöfchen, um Hunderttauſende kleiner Iſis-, Oſiris-, Anubis-, Thot-, Kneph- und andere Geſtalten zu backen, nicht minder Scarabäen, Talismane und zahlreiche andere niedliche Hieroglyphengebilde.

Die Säulenhalle zu Karnak zählt mit zu den bewunderungswürdigſten Ruinen Alt-Aegyptens. Sie ward von Menephtha Oſiris dem Erſten, Vater des großen Rhamſes, gegründet, der in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts vor Chriſtus regierte. Dieſe majeſtätiſche Trümmer nimmt einen Raum ein von 341 Fuß Länge bei 164 Fuß Breite; noch ſo überwältigend herrlich in ſeiner Zerſtörung, wie mag in ſeiner Pracht, ſelbſt in der Unvollendung, dieſer Tempel erſchienen ſein! Einhundert und vierundvierzig Rieſenſäulen, faſt jede von 9 Fuß Durchmeſſer, die Kapitelle wie Schirmdächer ſich oben überbreitend, von 22 Fuß Durchmeſſer, ragen 43 Fuß hoch empor, und alles, Pylonen, Seitenwände, Gemäuer, Architrave, Säulen, alles voll ſchöner, vertieft eingegrabener Götter-, Helden-, Schlachten-, Prieſter- und Hieroglyphenbilder, noch in lebenvollen Farben prangend.

Der höchſte Enthuſiasmus findet keine Worte würdiger Schilderung dieſes einzigen Anblicks.

Der größte der hier ſtehenden Obelisken wurde 1600 Jahr vor Chriſtus durch Thotmes III. errichtet.

Heilige Seen befanden ſich in der Nähe von Karnaks gottvollen Tempeln, heilige Seen, die jetzt ſchmutzige Lachen ſind.

Aber es ſind auch ſchon zweitauſend Jahre dahin geſchwunden, ſeit Thebä zerſtört wurde, um nie wieder aufzublühen.

Wir durchſpähten auch die kleinern Heiligthümer bei Karnak, und wandten uns dann gegen Abend dem weſtlichen Ufer zu.

Wir fuhren wieder auf dem Nil und betraten den Strand von der Weſtſeite, wo längs der gegenüberliegenden Küſte die Hütten und Häuſer des Ortes Luxor mit ihren weißen Kuppeldächern ſich hinzogen, thurmhoch überragt von dem granitfarbigen Säulengang, der ſeine Rieſengeſimſe zum flammenden Abendhimmel emporhob, den mächtigen Pylonen des ungeheuren Tempelbaues, hinter denen ſich hoch und ſchlank das Pyramidion des einen noch ſtehenden Obelisken zeigt, alles in einer wunderſamen röthlichen Färbung, die vom Abendgold angeſtrahlt, herrlich abſtach gegen den reinen Himmel, gegen das Weiß der niedrigeren Bauten, das üppige Grün des Gefildes, auf welchem zahlreiche Palmen- und Sykomerengruppen verſtreut waren, und die ruhige, lichtfarbige Fluth des oft gekrümmten heiligen Stromes.

Drüben, wo die Sonne niederſank, hoben ſich ſchroff und ſteil, kahl und ſtarr die Felſenberge, die in endloſer Kette das Nilthal begrenzen. Mein Auge ſpähte hinüber nach den Koloſſen, nach dem Memnonium, ich erblickte es in umflorter Ferne, dunkel ragten die Koloſſe. Ein weittragendes Taſchenfernrohr in der Hand, ſuchte mein Blick längs den weſtlichen, ſchroffen Höhen die Oeffnungen der Gräbergrotten, und o Wonne, ich erblickte ganze Reihen derſelben, doch vor meinem ſpähenden Blick hüllten ſie ſich bald in den Schatten, den die Bergkette warf, und der mit raſchem Fluge in kurzer Zeit ſich über das ganze Stomthal lagerte.

Mein Begleiter und Gönner wollte ſeinen Aufenthaltsort im Dörfchen Koum el Bayrat wählen, dort war für ihn, inmitten der Götterſtadt, der ergiebigſte Boden.

Dorthin mußten unſer ganzes Gepäck, unſre Vorräthe und Sammlungen, die Diener und Thiere geſchafft werden, dieß führte einigen Aufenthalt herbei, und gewährte mir einen unvergeßlichen Anblick. Ich ſah Luxor's Rieſentrümmer, mindeſtens einen Theil derſelben, beim Reiten über bebaute Aecker bei Nacht, hell angeſtrahlt vom glänzenden Mondlicht, während über die weſtlichen Höhen ein Wetter furchtbar drohend heranzog, und zu ſchnell auflodernden Blitzen ferner Donner ohne Aufhören rollte. Da erſchienen die ungeheuern Ruinen in wahrhaft fabelhafter Majeſtät, und es gingen Schauer von ihnen aus, welche keine Sprache zu ſchildern vermag. Nie werde ich dieſen Anblick vergeſſen. — Das Gewitter kam nicht über die Berge, wir erreichten das Haus eines Griechen, den Belleville kannte, und ruhten auf Thebä's geweihtem Boden.

Und wieder ein Morgen voll Pracht und Gottesherrlichkeit, den ich in gehobener, feſtlicher Seelenſtimmung grüßte. Kaum dämmerte Aurora's Strahl im Oſten, als ich, den während der Nacht gar wenig Schlummer befallen, ſchon auf war, und auf das Dach des Hauſes trat, friſche Luft zu ſchöpfen (denn im Hauſe herrſchte ein widerwärtiger Geruch), um die Gegend zu überblicken. Ueber dem Strom lag der weiße Flaum eines leichten Nebels und umwob die Pylonen und Säulen, den hohen weißen Thurm der Moſchee; die arabiſche Bergkette glich einer Wolkenwand — dort ragten geiſterhaft die Tempelreſte von Karnak, dort links lag Gurna, dazwiſchen breiteten ſich weite Strecken der fruchtbaren Thalebene aus.

Das war die Stätte, wo die hundertjährige Thebä ſtand, Aegyptens alte Hauptſtadt, deren Macht und Größe nur noch in rieſigen Trümmern vorhanden iſt.

Jetzt begannen mehr und mehr die Schleier der kurzen Morgenröthe zu fallen, und die Felſen der Saidis erglühten allzumal vom Strahlenkuß der Sonne.

Wieder ſuchte mein Auge die Koloſſe — und es fand ſie. Dort, mir zur Rechten, ſaßen ſie, die Söhne der Morgenröthe, hehr, einſam, wie ſtarre Felſen die Ebene gigantiſch überragend — jetzt — jetzt küßte auch ſie der Strahl des goldnen Lichtes — ich ſtand zitternd — ich war fieberhaft aufgeregt. — Ein Klang! — Ich weiß nicht, ob ich wirklich oder in meiner erregten Phantaſie den Memnon tönen hörte beim erſten Strahle der heiligen

Frühe; aber in meiner Seele klang es ſüß und mächtig, ich ſank auf meine Kniee nieder, ſtützte mich auf die Brüſtung des Daches und ſah unverwandt hin und betete, und weinte. —

So fand mich Belleville, der, mich ſuchend, hinauf kam. Ich deutete hin nach den Memnonſäulen, hin nach den Bergen, die nun hell von der Morgenſonne angeſtrahlt, blendend gelbes Licht zurückwarfen, und an denen wir deutlich die dunkeln Oeffnungen der Hypogeen in Reihen erblickten.

Weithin über das Gefilde, über das Memnonium und die Todtenſtadt zogen ſich die Schatten der Koloſſe, bis hinauf über die halbe Höhe der Bergwand, und begannen ſchon ſich zu kürzen.

„Mein Wegweiſer!“ rief ich, auf Tâma's Schatten deutend.

„Dort hinauf?“ fragte Belleville, und ſchüttelte den Kopf. „Da müſſen wir Abends aufbrechen; am Tage läßt die Hitze nicht zu, jene brennenden, ſteilen Felſen und Klüfte zu erklimmen, zu durchklettern. — Jetzt aber wollen wir den Tempel von Luxor uns beſchauen.“

Im Hinabgehen hielt Belleville ſein oſtindiſches Taſchentuch vor die Naſe, und ſprach einigemale: „Fi, fi!“ — „„Es riecht hier ſehr übel!““ bemerkte ich.

„Mort de ma vie!“ fuhr Belleville heraus. „Sagen Sie, mein Herr: es ſtinkt!“

„„Woher mag das kommen?““ fragte ich.

„O mein Gott!“ erwiederte Belleville: „Monſieur Kanaris, unſer Wirth, macht viel in Mumien; ſein Brennholz, woraus beſteht es? Aus Trümmern von Mumienſärgen, noch ſchön bemalt. Er verkauft keine Mumie, ohne ſie erſt aufzuwickeln und ihr edles Eingeweide, die ihr mit gegebenen Antikaglien, herauszunehmen. Die tropiſche Hitze ſchmilzt die Harze, und es werden Gerüche bedenklicher Art frei. Aber noch mehr“ — jetzt flüſterte Belleville mir ins Ohr: „denken Sie, er macht ſogar Mumien — ich weiß es; rechte ſchöne — dreitauſendjährige Königsmumien, die bei ihm keine Woche alt werden dürfen — eine ſolche wird es ſein, die wir riechen. Dieſe Antiquitätenhändler hier zu Lande ſind aller Ränke voll — uns aber ſollen ſie wohl unangeführt laſſen.“ —

Wir nahten von der Nordoſtſeite dem Tempelpalaſt von Luxor, wo die lange Allee von Sphinxen, die ihn mit Karnak verband, einmündete. Seine Pracht, ſeine Größe, ſeine Herrlichkeit ſind oft geſchildert; ich vermag nicht, beſſeres zu ſagen, als die kundigſten Forſcher, die erfahrenſten Reiſenden über dieſen Wunderbau geſagt.

Da ſtanden wir, von einer rings um uns wie cyclopiſche Burgen ſich thürmenden Welt von Mauern umgeben, am Eingang, und ſtaunten die Palaſtreſte Amounophs III. an.

Da ragte nun nur noch der eine Obelisk in einſamer düſtrer Hoheit, und wir erblickten noch zur Rechten des Eingangs, nahe vor den Flügelthürmen der Pylonen, die tiefe Grube, aus welcher vom Fundament aus der Bruder des Obelisken gehoben und von dannen geführt worden. Welche Wunderfülle der Sculptur eingetiefter Hieroglyphen nur an dieſem einen Monument!

Die Obelisken hatten ſonderbarer Weiſe in ihrem Verhältniß zur architektoniſchen Ebenmäßigkeit der äußern Tempelpforte nicht völlig ſymmetriſch geſtanden, der noch ſtehende ſtand etwas zu weit nach links.

Wenige Schritte hinter ihnen ſaßen, wie Rieſenwächter vor Zauberſchlöſſern in Feenmärchen, vor dem maſſenhaften Bau der Pylonen des Eingangs, zwei 34 Fuß hohe Koloſſe, bis an die Kniee jetzt im Schutt vergraben, und faſt bis zur Unkennbarkeit verſtümmelt, aus ſchwarzem Granit gemeißelt, mit eigenthümlicher hoher Hauptzier, rieſigen Canopen in halboffnen Hüllen ähnlich. Zwiſchen ihnen und der Mauerwand iſt noch ein Zwiſchenraum von drei Fußen; ſeitwärts zur Rechten ſitzt ein gleicher Koloß, ein vierter an der entgegengeſetzten Seite iſt verſchwunden.

Die Urtheile der Welt über die Wegführung des einen der Luxor-Obelisken werden Verdammungsurtheile ſein, ſo lange es eine civiliſirte Welt giebt. Daß insbeſondere die Engländer ihren Nachbarn keine Lobes-Hymnen deshalb ſingen, begreift ſich. Ich kann nicht unterlaſſen, die Aeußerung eines Engländers hier mitzutheilen, die wahrlich alles ſagt, was darüber zu ſagen iſt: The traveller, who now looks upon the ruins of the Temple feels a deep regret that the completeness of its glorious façade should have been destroyed to gratify souch a frivolous national vanity. The French obtained leave from Mohammed Ali to remove it; and erected it, at enormous cost, in their capital. Cui bono? — not to preserve it from destruction, not to commemorate a victory, or to mark an era in the history of France; but it was removed from its place of honour, where it had stood for thirty-three centuries, only to decorate, with the help of bronce and gilding, a spot in Paris which has been stained with a thousand crimes.

Ueber den, ſeinen Fuß umhüllenden Schutt, ragte der Obelisk noch 75 Fuß empor. Wir traten ein in die Säulenhalle des prachtvollſten Palaſtes der alten Thebä, mit dem nur der Tempelpalaſt Karnaks einen Vergleich aushält, und fühlten unſer Nichts vor der Rieſengröße dieſer Werke von Menſchenhand. Ohne den Blick auf einen Grundriß des ungeheuern Baues zu richten, iſt eine Schilderung faſt unmöglich. Ein viereckter Hof, von drei Seiten ganz, von der dem Eingang entgegengeſetzten offen und halb von doppelten Säulenreihen eingeſchloſſen — wir durchwandelten ihn. Ein Säulengang von 7 Paaren prächtiger, umfangreicher Säulen — wir ſchritten bewundernd hindurch. Er ſteht ganz frei, die ihn umgeben habende Mauer iſt verſchwunden. Er iſt es, deſſen gewaltige Säulen weit ſichtbar, imponirend, dieſe ausgedehnte Trümmer überragen.

Wieder ein Tempelvorhof mit zwiefachem Portikus mit fehlender Umfangsmauer, dann der Pronaos, vier Säulenreihen, jede zu 8 Säulen, einige fehlten. Endlich in der Tiefe das Heiligthum, mit weiten Hallen und einigen Gemächern — in deſſen Mitte ein Allerheiligſtes, aus feſtem Granit gefügt, befindlich war.

Wir weilten lange in und um dieſen herrlichen, unbeſchreiblich großartigen Bau, und wandten uns dann, wieder den Strom überfahrend, nach Gurna, wo uns eine maſſenhafte Trümmer, ein Gebirge von Gemäuer, das rieſige Pilaſter ſtützten, hochragend entgegentrat, ſehr verwüſtet, und doch mitten im Gräuel der Verwüſtung herrlich erhaltene Hieroglyphen zeigte.

Wir verließen dieſe erhabene Trümmerſtätte, und nahten dem Memnonium. O wie dieſer Namensklang noch heute mich erſchüttert! Auch hier wieder Koloſſe und Säulen, Säulen und Karyatiden, und jene Rieſenbildſäule, gebrochen, zerborſten, in den Staub geſtürzt, das ungeheure Bild des Oſymandyas, das aus einem einzigen 64 Fuß hohen Granitblock beſtand!

Da lag der eine Fuß — er allein war vielen Reiſenden, die ihn wegſchaffen laſſen wollten, zu ſchwer.

Ueber der Betrachtung ſo vieler den tiefſten Eindruck machenden Tempelruinen und mancher Nachforſchung nahte der ſpätere Theil des Nachmittags heran, und mein Gefährte richtete nun einen liebreichen, forſchenden Blick auf mich und ſagte freundlich, indem er mich raſch um die Ecke eines Mauerſtücks treten hieß:

„Sehen Sie dorthin, mein Herr! Tâma und

Châma!“ (ſpr. Schama.) Und da ſah ich ſie ragen, in geringer Entfernung, ſtolz und hoch, wie zwei geformte Felſen, dieſe Rieſenbilder, die Ziele meiner Sehnſucht, die Hüter meines Schatzes, der Eine, Nördliche, der ſchöpferiſche Nilſchlüſſel, der mir eine Welt, eine Zukunft, ein neues Leben erſchließen ſollte — mit ſeinem Schatten.

Einem Schatten jagte ich nach! Einen Schatten zu ſuchen und zu finden hatte ich die Heimath verlaſſen, war ich aufgebrochen nach einem weit entlegenen Lande, das vor fünftauſend Jahren ein Land der Wunder und der Geheimniſſe war, und nach dieſen fünftauſend Jahren immer noch ein Land der Wunder und der Geheimniſſe iſt.

Die Sonne ſtand über den lybiſchen Bergen — ſie ſtrahlte die Koloſſe an, denen wir naheten von der nordweſtlichen Seite, von dem Memnonium und dem Oſymandium her..

Das war alles, was noch ſtand von einem Tempel von unermeßlicher Größe, an deſſen Maaßen ſelbſt die Phantaſie erlahmt, denn wie dort an jenem Tempelpalaſt zu Luxor die Koloſſe zwiſchen den Obelisken und den Pylonen als ſitzende Wächter zu erſchauen, ſo wohl auch in gleicher Weiſe dieſe beiden Memnonbilder vor einem Tempel des rieſigſten, ungeheuerſten Umfanges — von deſſen

Reſten nur noch geringe Trümmer das rauhe und öde Gefilde bedecken.

„Den Namen Memnon gab beiden Säulen, zumal jener des Tâma und die Sage ſeines Klanges, eine ſpätere Zeit; nach Forſchungen würdiger Kenner ſollen Beide Pharaonenbilder darſtellen, und zwar Tâma (Damy) Amounoph III. und Châma (Shamy) Amoun Jouhn, deſſen Bruder. Und Amounoph III ſoll jener Pharaone geweſen ſein, unter welchem 1500 Jahre vor Chriſtus der Iſraeliten Auszug erfolgte.“

Dieß ſagte ich, weil ich wußte, daß die neuere Gelehrtenforſchung es ſo annimmt, meinem gütigen Freund Belleville, und er war über dieſe Mittheilung außer ſich vor Erſtaunen und Verwunderung, und mit einem unausſprechlichen Blick betrachtete er das ungeheure thurmhohe Werk der Kunſt und der Menſchenhand, das in eine Zeit hineinragte, aus der ſeines Volkes Selbſtſtändigkeit und Kultur erſt ihre Wiegenzeit herleitet.

Ehe wir noch ganz nahe bei den Koloſſen waren, überflog ich mit forſchendem und prüfendem Blick die Umgebung.

Wir befanden uns inmitten einer Ebene, welche rings von hohen, zackigen und ſtolzen Gebirgen umgrenzt war, welche ſo ganz geeignet war, an den beiden Ufern eines herrlichen Stromes eine Stadt von ungeheuerm Umfang, voll der erhabenſten Bauten zu tragen, und wenn auch das hundertthorige Thebä nicht, wie Viele wähnen, hundert Stadtthore zählte, ſondern unter jenem homeriſchen Epitheton die zahlloſen Thorgänge, die Pylonen, die Tempel- und Palaſtthore verſtanden werden müſſen — ſo leuchtet doch ein, daß die Rieſengebäude von Karnak, von Luxor, von Gurna, das Memnonium, die Tempel von Medinet-Abou der verſchwundene Tempel hinter Tâma und Châma, und ſo manches kleinere Heiligthum in Trümmern die Zierden einer Stadt von großem, erſtaunlichen Umfang waren, nur wird man immer den Gedanken feſthalten müſſen, daß jene unſterblichen Künſte der Malerei, Sculptur und Architectur eben nur an Götter- und Königsbauten und an Gräber verſchwendet wurden, Bau und Zier der gewöhnlichen Wohnhäuſer damit nicht wetteiferte, wie es ja ſelbſt in Jeruſalem der Fall war.

Der Himmel wurde zur goldnen Glorie über den heiligen Ruinen von Luxor und Karnak, um das Memnonium floß es, wie ätheriſches Feuer, die Berge nahmen eine eigenthümliche Färbung an, die Memnonbilder ſtanden brennend, glühend zuletzt, wie Molochkoloſſe. Der Tempel von Gurna zeigte ſich im Verklärungsglanze, und was von Medinet-Abous Ruinen zu erblicken war, glühte wie Rubin.

Dort über den Thalrinnen nach der Gräberſtadt, nach Biban el Maluk wogte ein goldgrünes Licht und die Schründe und Schluchten der Bergkette warfen farbige Schatten, während die ſichtbaren Oeffnungen der Gräberreihen ſchwarz in den Lichtglanz hineinſtarrten, der Himmel und Land mit wahrhaft göttlicher, überirdiſcher Magie umfloß.

Mir war es zu Sinne, als müſſe ich niederfallen, anbeten und ſterben. Dieſes meteoriſche Flammen und Glühen des Abendhimmels, was nach einem Farbenwechſel, für deſſen Schilderung es keine Sprache giebt, in eine ſanfte Röthe überging, erſchloß mir eine Welt uralter Räthſel der heiligen Schrift. Klar war mir die Flamme des Buſches, der vor Moſes brannte, klar der Feuerwagen Elia's, klar die Verklärung auf Tabor. Ich ſtaunte das Firmament an, und das glühende Land und die ewigen Trümmer, und dachte — Gott. Wie hätte ich in ſo heiliger Stunde ein Anderes, Geringeres, etwa an die Bilderzier und die Hieroglyphen der Memnonkoloſſe denken können!

Unter dem glühenden Schleier der Aurora der Nacht ſchweigend hinreitend, erreichten wir bei der unter dieſem Himmel überraſchend ſchnell einfallenden völligen Dunkelheit, das Haus unſers Wirthes Kanaris, der ſich's nicht verſagen können, uns zu begleiten, obſchon Belleville an ſeiner Begleitung gar nichts gelegen war; der Grieche beobachtete mit lauernder Argliſt jeden Tritt und Schritt, damit ihm nichts Gefundenes entgehe, denn er zahlte einen Pacht an die Scheiks der umliegenden Orte, und hatte dafür die Erlaubniß, Nachgrabungen, ausſchließlich auf einem ihm zugewieſenen umfangreichen Gebiet zu veranſtalten, und die alten Denkmäler des Landes auf eine unverantwortliche Weiſe zu Gunſten ſeiner antiquariſchen Habſucht rauben und veräußern zu dürfen.

Bei der Nachhauſekunft fanden wir einen neuen Gaſt, einen Engländer, der an unſern Wirth empfohlen, das heißt, deſſen Betrügereien und Prellereien, die wir bald genug durchſchauten, völlig Preis gegeben war. Es war Maſter Highhood, ein wüthender Antiquitätenjäger, wie wir bald erfuhren, eine Diamantengrube für Herrn Kanaris, und für uns — ein großes Glück.

Noch eine Nacht, noch ein einziger Tag, und noch eine Nacht, und ich mußte beim Sonnenaufgang an der Höhe der Bergwand weilen, ich mußte da ſtehen, wohin der über die kurze Ebene hinlaufende und bis zur Höhe von mindeſtens dreihundert Fuß ſich an dieſe Bergwand anlehnende Schatten Tâmas fiel.

Aber der Grieche, der Pachter des Gebietes von Biban el Maluk, der Pachter aller Königsgräber und Gräbergrotten, entdeckter und unentdeckter, aufgefundener und unaufgefundener, zerſtörter und unzerſtörter!

Was ihm ſagen, was ihm bieten? Sollte man auf das Ungewiſſe hin, auf die Möglichkeit, völlig enttäuſcht zu werden, gar nichts, kein Blatt von den Manuſcripten Schlemihl's zu finden, dieſen beutegierigen Griechen in das Vertrauen ziehen, ſeine Erlaubniß erkaufen und nichts gewinnen? Und wenn wir fanden, in welchem Zuſtande konnte nicht alles ſein, verdorben, verwüſtet! Konnten nicht zur Regenzeit Waſſerſtröme in die Grotte ſich geſtürzt haben, hatten nicht vielleicht längſt Schakale oder Ichneumone ihre Wochenbetten in den zu Mehl zerbiſſenen Manuſcripten aufgeſchlagen? Tauſend quälende Gedanken marterten mich, und immer quälender, je näher die Stunde der Entſcheidung kam.

Ich fand kaum eine Stunde Schlaf. Nächſtdem gab es, außer dem unausſtehlichen Geruch, in Kanaris Hauſe auch kleine Ameiſen, welche empfindlich biſſen, und uns in Ärger und Zorn verſetzten.

„Sehen Sie, mein Herr," ſagte ich zu Belleville, mit dem ich jetzt eine Kammer theilen mußte, da das Haus Zuwachs erhalten: „da iſt ein Ueberreſt der zweiten Plage. Niemand hat uns geſagt, worin denn außer den namhaft gemachten Fröſchen und Läuſen eigentlich das Ungeziefer derſelben beſtanden. Wenn uns Mücken, Flöhe, Wanzen und Läuſe den Krieg erklären, ſo haben dieſe Thiere doch einen Grund dazu, ihr Inſtinkt treibt ſie dahin, Nahrung von uns zu ſaugen — nun aber dieſe nichtsnutzigen gelben kleinen Ameiſen — die beißen uns, nur um zu beißen, und uns mit ihrem ſcharfen Giftſaft zu tätowiren, daß wir morgen ausſehen werden, wie Mumienſargdeckel voll Hieroglyphen!"

Belleville lachte herzlich über meinen Humor, und ſagte leiſe: „Mir fällt ein guter Gedanke ein, mein Herr und mein Freund. Sie ſind Kenner der Natur, das iſt ſehr gut."

„Wir werden Kanaris ſagen, daß wir morgen oder übermorgen gehen auf die Jagd um zu forſchen die Natur in dem Gebirge. Wir nehmen Niemand mit, als meinen Heinrich, unſre Gewehre und Piſtolen, etwas Lebensmittel, und Ihre Büchſe für die Botanik. An Forſchung der Natur liegt Kanaris nichts, er wird uns gehen laſſen, und ſich halten an Monſieur Highhood, der ihm abkaufen wird viele alte Scherben und Splitter von die Mumienſärge, und was Kanaris zuletzt fertig gebracht hat von die kleine Antiquité's"

„Wir werden ſuchen Ihren Schatz, und finden wir ihn, dann ſoll Monſieur Kanaris doch nicht haben davon, dann werde ich ſuchen andere Mittel. Doch erſt Gewißheit!" —

Der nächſte Vormittag war dem Beſuche des nahen Medinet-Abou beſtimmt, der Zug dahin führte mich den Bergen ganz nahe. Wie die Sonne aufging, ſtand ich am Fuße des Koloſſes Tâma, verfolgte mit bewaffnetem Auge ſeinen Schatten, machte mir Zeichen, und ſuchte mir genau die Stelle droben am Berge einzuprägen, wo der Schatten endete.

Ueber ein ganzes Lager von zertrümmerten Koloſſen und Säulenreſten, welche im ſandigen Gefilde unter Akazienbäumen verſtreut lagen, zogen wir, nicht ohne die Begleitung der Herren Kanaris und Highhood, die in gar eifrigen Geſprächen waren. Der Grieche hatte ſich von Mr. Highhood ohngefähr ſo viel Geld zuſichern laſſen, als er in drei Jahren an die Scheiks entrichtete, für die Erlaubniß, daß der brittiſche Sammler alles mitnehmen dürfe, was er ſelbſt finde und fortbringen laſſen wolle, wohl zu merken, wenn die Funde nicht ſelſen- oder mauerfeſt oder wenn ſie nicht noch ganz und unbeſchädigt waren. Dies gab uns viel zu lachen, hemmte uns aber auch auf dem Wege nach Medinet-Abou, denn alle Augenblicke hielt der Engländer an, unterſuchte jeden Block, ob nicht etwa eine Hieroglyphe darauf ſei, wühlte in den Boden hinein, wo irgend ein Ziegel hervorragte, rannte vom Wege ab querfeldein, wenn irgend der Reſt eines Säulenſchafts oder Kapitäls unter dem Graſe dunkel hervorſchimmerte, und brachte ſo viel werthloſe Reſte geſchleppt, daß wir vorausſahen, er werde eine ganze Kameelheerde damit zu befrachten haben.

Endlich erreichten wir die Palaſttrümmer von Medinet-Abou, welche ſich aus der Ebene am Bergesfuß zu ſanften Höhen emporziehen, von denen man entzückt herabſchaut auf ein Gebiet von vier Quadratmeilen, das der Strom, einem hochmaleriſchen inſelbeſäeten See vergleichbar, reizend ſchmückt. Eine Spur aufgeworfener Mauer-Dämme, nach Süden hin, läßt vermuthen, daß auch ein künſtlicher See von mehr als 624 Quadrat-Klaftern im Umfang haltend, vorhanden war, und wie das heilige Auge des Oſyris ſymboliſch die hundertthorige Götterſtadt ſchmückte. Welch eine Stelle für ein Königsſchloß! So herrſcht, geſchützt von einem hohen Gebirgskamme, über der Ebene von Granada ewig ſchön und unſterblich — noch in ihren Trümmern groß und herrlich, die Alhambra. — Andere erblicken in dem umwallten Raum einen Hippodrom.

Der erſte Vorbau, den wir betraten, zeigte vor den Pylonen des Einganges, ſtatt der an andern Tempeln gebräuchlichen Obelisken, zwei ungeheure Säulen, frei in dem Vorhof ſtehend, die an jene Säulen von Karnak erinnerten.

An den Pylonen fanden wir jene Rundſtäbe wieder längs der Mauerkanten, wie an denen zu Luxor.

Weiter aufwärts ſtand noch ein einzelner Pylon, und funfzig Schritte von dieſem, noch höher liegend, hob ſich nun, ähnlich einer gethürmten Feſte, die gewaltige Mauermaſſe des Palaſtes mit zahlreichen, hochragenden Thürmen. Wir fanden hier manches Neue, und namentlich in dem prachtvollen Hofe, oben am Balkenſims, ganze Reihen von Karyatidenbüſten, deren Geſichtsbildung nicht ägyptiſch erſchien, und deren Haltung mittelſt der ſtützenden Arme, die vollſte Kraft ausdrückte. Rieſige Wandgemälde, Kämpfe darſtellend, gegitterte Fenſter und eine vollendetſchöne herrlicherhaltene Seitenpforte, fanden wir, aber vieles lag auch unter haushohem Schutt begraben, und zwiſchen die herrlichen Palaſtreſte hatten die Bewohner ihre ärmlichen Hütten geklebt, gerade wie die von Karnak und Luxor.

Auch eine Moſchee iſt an der Stelle einer frühern chriſtlichen Kirche innerhalb der Ruinen angebracht.

Wir raſteten im Schatten der gewaltigen Mauer während der Mittagsſtunden, und unterhielten uns über die Vermuthung gelehrter Forſcher, daß dieſer Palaſt oder Tempel das Grab des Seſoſtris ſei. Es iſt etwas ſehr Mißliches um ſolche Behauptungen. Vielleicht war dieſer Palaſt noch eher des Seſoſtris Wiege.

Als die Nachmittagsſtunden da waren und die Schatten ſich längerten, brach unſre Geſellſchaft auf, um ſich den Königsgräbern im Thale von Biban el Maluk zuzuwenden, welche der fleißige Belzoni zum Theil geöffnet, durchforſcht und abgebildet hat.

Wir kamen auf dieſem Wege Gurna wieder näher. Die Bergkette umzieht von der Nähe dieſes Dorfes im maleriſchen, wohl eine Meile langen Bogen, das weſtliche Nilthal, und bildet den Rand eines weiten Beckens, in welchem eben die alte Thebä mit ihren hundert Thoren und tauſend Wundern ſich ausbreitete. Hier herüber nun, im Weſten, im Niedergang, baute man die Gräber, während die herrlichen Tempel, die Paläſte, die Koloſſe alle dem Beginn alles ſchaffenden Lebens, dem Oſten entgegen gerichtet waren.

Biban el Maluk, (Molakk, Meluk) Thal der Königspforten, heißt der Ort, wo die Pharaonen ſich ihre prachtvollen Grabſtätten in den Schooß der Erde hinein erbauen und koſtbar mit hieroglyphiſchen Gemälden ausſchmücken ließen. Viele blieben unvollendet, indem die an ihnen verſchwendete Kunſt längere Zeit zu ihrer Vollendung erforderte, als die Parze den Faden manches Königslebens ſpann.

Ein ſteiniger, unwegſamer Pfad zog ſich von Gurna aus in ziemlicher Breite tief in die Bergſchluchten, der ſich dann wieder theilte und in ſeinem breiteren Theile zu einzeln gelegenen Grotten führte; ein engerer Pfad leitete durch eine ſchmale Rinne, die ſich zu beiden Seiten in verſchiedene Schluchten, deren ich ſechs zählte, erweiterte, in denen die Pforten von etwa 22 Gräbern, zum Theil ſchön verziert, zum Theil halb verſchüttet, zum Theil verſchloſſen, zum Theil geöffnet uns entgegenſtarrten. Die Eingänge waren meiſt mit der Thalſohle gleich; zu Wenigen brauchte man einiges Emporklimmen. Sechs derſelben hat Belzoni entdeckt und geöffnet, darunter die große Grotte des Pſammetis, und die bildlichen Wunderwerke derſelben beſchrieben. Wir fanden denn auch unter ſo vielen anziehenden und bewundernswürdigen Darſtellungen in Plaſtik und Malerei jene ganz eigenthümliche von vier verſchiedenen Nationen: Vier kupferfarbige Aegyptier, nackt, mit kurzem Kinnbart, und weißen Schürzen, vier Perſer oder Babylonier, mit weißen Binden um das ſchwarze Haar, grauen, ſtarken Bärten und bunten Schürzen, vier Neger, mit weißen Schürzen, rothen verzierten Schärpen, mit braunen Haaren, und endlich vier Juden in langen, ſteifen, farbigen Röcken, jeder vom andern verſchieden, im Haare Federſchmuck, eine gekrümmte Flechte vom Schlaf über das Ohr herabfallend, und mit ächt jüdiſcher Phyſiognomie auch den koniſchen, ziegenhaften, lächerlichen Spitzbart vereinigend.

„Sehen Sie hier treue Urbilder der Vorfahren Ihres Volkes, des Volkes Gottes, unter den Pharaonen,“ ſprach ich zu Simon Belleville: „und wohl auch ſpäter, unter den Richtern und Königen. Schon, daß ſie bekleidet erſcheinen, giebt vortheilhaftes Zeugniß ihrer Kultur, während die andern Nationen, mit Ausnahme der Schürze, nackt dargeſtellt ſind*). Auch finden Sie an ihnen die meiſte Schmuckliebe — eine Art Tätowirung an

---

*) Belzoni und v. Minutoli haben in ihren Werken dieſe National-Bilder wiedergegeben, letzterer in den Nachträgen zu ſeiner Reiſe zum Tempel des Jupiter Ammon. Im Hauptwerke erwähnt er nur des Gemäldes, und nimmt die Babylonier für Juden, was in den Nachträgen berichtigt erſcheint.

Händen und Armen, Ohrgehänge eigenthümlicher Form und bunte Federn im Haar. Die Zeuge, aus denen ihre Röcke beſtehen, bieten drei verſchiedene Muſter dar, gewiß, ein muſterhaftes, Muſter liebendes Volk!“

Belleville lachte über meinen harmloſen Scherz und antwortete aber gleich darauf ernſt: „Ich danke Ihnen mein Herr; es iſt mir viel Geld werth, ja lieber als vieles Geld, daß Sie mich auf Gegenſtände aufmerkſam machen, die mir ſo ehrwürdig ſind, und die ich früher mit gleichgültigem Auge geſehen. — Doch laſſen Sie uns nun, wenn es Ihnen gefällig, an dasjenige Werk gehen, welches Ihnen das wichtigſte iſt. Ich habe alle Aufträge unſerem Omar ertheilt, die mein Geſchäft erfordert. Er iſt noch viel liſtiger, wie Monſieur Kanaris, der jetzt Maſter Highhood von Höhle zu Höhle ſchleppen wird, um ihn doch nichts finden zu laſſen, als was er finden ſoll, zerſchnittene, nichtstaugende, vor acht Tagen erſt in Asphalt getauchte Papyrusrollen, einige bemalte Sycomorusbretter und einige Katzenmumien, welche bei Kanaris nie ausgehen — weil er ſie ſelbſt verfertigt.“ —

Wir traten aus der ſchwülen Grabesgruft Pſammetis, die eine Art unterirdiſchen Labyrinthes bildet, heraus, und ſo wie Kanaris mit ſeinem, ihm nicht von der Seite weichenden Engländer, Fackelträger vor und nach, in eine ganz nahe, ebenfalls von Belzoni geöffnete kleine Grabeshöhle verſchwunden war, winkten wir unſerm Diener, der einen Binſenkorb mit einigem Geräthe trug, ſahen nach dem Kompas, verfolgten den ſteinigen Thalweg noch eine kleine Strecke, tiefer in die Berge, bogen dann in eine Schlucht zur Linken ein, wo wir ſogleich jedem menſchlichen Blick entzogen, in tiefſchweigender Einſamkeit uns befanden, ſtiegen über ſteiniges Geröll empor, und gewannen nach Verlauf einer halben Stunde eine Stelle, die uns freien Hinabblick aus der Vogelperſpektive auf das weitgedehnte Gefilde von Thebä vergönnte.

Wir hatten die Sonne hinter uns. Biban el Maluk barg ſich in die Thalſchluchten, dort nun ziemlich weit links lag Gurna, dort die Hypogeen über dieſem Ort, deren Reihen auch über uns ſich fortſetzten und an der Felswand wie Oeffnungen in Taubenſchlägen ſtarrten. Dort zur Seite blickten wir auf die Trümmer von Medinet-Abou, und in gerader Linie unter uns thronten, uns den Rücken zukehrend, die Memnonkoloſſe, ihnen zur Linken trauerte das Memnonium; Luxor und Karnak ſchienen wie Felſeninſeln im Strome zu ſchwimmen, und noch weiter flog der Blick über das unermeßliche

Gefilde, hinab bis zur Gegend von Kous, hinauf bis Asſoun und Esneh.

Aber mehr als hinab in die Thaltiefe, wie überaus reizend und unvergeßlich ſchön auch dieſe Ausſicht war, richtete ich die Blicke meiner Sehnſucht auf die nackten, ſchroffen, rothen Felswände, ſtaunend über die zahlloſen Gräberöffnungen, die neben, unter und über uns ſich zeigten — und wie viele Hunderte mochten nicht längſt verſchüttet ſein! Aber in allen dieſen offenen Grotten war antiquariſche Ausbeute nicht mehr zu hoffen — die waren längſt geplündert, auch war ihr Malereiſchmuck, je höher ſie lagen, um ſo einfacher und ärmlicher, und was irgend noch ſchön und deutſam geweſen, hatten vor mehr als tauſend Jahren ſchon jene fanatiſchen chriſtlichen Anachoreten zerſtört, welche dieſe Felſengrotten zwar bewohnten, aber nicht bevölkerten, und den überfrommen Origines für einen Heiligen hielten, da er doch, in einer Beziehung mindeſtens, nur ein trübſeliges Original war.

Meiner Anſicht und Berechnung nach ſtanden wir auf dem Punkte, wohin beim Sonnenaufgang der Schatten des Koloſſes Tâma fiel, aber da war keine Palme, nach deren Zeichen ich mich hätte richten können, und mir ſanken Muth und Hoffnung, wie die Sonne hinter die Berge ſank, an deren felſigem Abhang wir ſtanden, während ihr Strahl drunten Land und Strom noch in ſeinen glühenden Flammenmantel hüllte.

„Mit dem erſten Strahle der morgenden Sonne müſſen wir, müſſen Sie hier ſtehen.“ ſprach Belleville. „Da werden Sie ganz genau ſehen, wohin das Ende des Schattens fällt. Von da drunten den Punkt zu finden und feſtzuhalten, iſt unmöglich, die Entfernung täuſcht, morgen werden Sie Gewißheit haben. Hoffen Sie nicht zu viel, mein Herr — mir ſcheint Ihre Idee eine — kühne.“

„„Eine fixe, wollen Sie ſagen! — O Gott!““ ſeufzte ich. „Aber mein Brief, die genaue Angabe — ſollte er denn keinen Glauben verdienen? — Wir haben in Deutſchland einen Idiotismus, wenn wir eine Sache als beglaubigt bezeichnen wollen: Schwarz auf weiß. Die Tinte, das geſchriebene, verbriefende Wort auf dem Papier.“

Belleville lächelte ungläubig. „Ich möchte nicht zerſtören Ihre Hoffnung, Ihre Illuſion,“ erwiederte er: „ich ſage nur: hoffen Sie nicht zu viel! Sehen Sie hinab nach den beiden Koloſſen, ſo fern von uns, ſo weit unter uns, wie wir ſie jetzt erblicken, erſcheinen ſie doch ohngeachtet ihrer Höhe zwerghaft. Es ſcheint mir ganz unmöglich, daß bis hier herauf ſie ihren Schatten werfen können.“

„Wir ſehen ſie von unſerm Standtpunkt aus verkürzt,“ warf ich ein, „und der Punkt, an welchem die Sonne aufgeht, erſcheint uns von hier aus hoch, weil er ſich weit hinzieht bis dahin, wo der Himmel mit der fernen Wüſte und der arabiſchen Bergkette zuſammenfließt. Drunten aber ſcheint die Sonne tief heraufzukommen, aus der heiligen Nilfluth hebt der Helios ſein Strahlenhaupt und küßt die Diospolis.“

„„Wohlan denn““ — redete Belleville: „Morgen entſcheide ſich's. Ich bitte nur, daß Sie nicht allzugroßem Schmerz ſich hingeben, wenn Ihr Hoffen Sie täuſcht, und daß Sie mir dann auch weiter folgen, und im Anblick vieles Hohen und Herrlichen, das Ihrer noch harrt, eine trübe Täuſchung vergeſſen.“

„„Ich bin ein Mann, Herr Belleville““ — entgegnete ich: „der ſchon gar mancher ſüßen Hoffnung den Abſchied gab. Finden oder Nichtfinden — mein Dankgefühl gegen Sie und Ihre Güte bleibt ſich gleich.“

„„O mein Herr,““ gegenredete Belleville: „Loben Sie mich nicht allzuviel. Meine Güte wurzelt im Eigennutz. Sie ſind mir ſchon ſehr nützlich und gefällig geweſen, Sie werden dies ferner ſein. Und hätte der alte Herr, den Sie ſuchen, einige Mumien bei Seite geſchafft, nicht wahr, dann theilen wir, ſei es Menſch oder Ibis, oder Katze — nur keine Mumie aus den Katakomben des Monſieur Kanaris!" —

„„Und was ſind Sie zu thun entſchloſſen?"" fragte ich. „Der Abend naht, wollen Sie nicht hinab in die ſichre Behauſung?"

„„Wir müſſen ſchon für eine Nacht den Schakal und die Fledermaus um ihre Gaſtfreundſchaft bitten, damit Sie mit dem Früheſten zur Stelle ſind. Ich verlaſſe Sie nicht, denn wenn ich morgen vielleicht viele Stunden um Sie beſorgt ſein müßte, wäre mir dieſe Pein und Ungewißheit größer als das kleine Opfer, und wir ruhen im Eingang einer dieſer Gräbergrotten friedlicher als bei Kanaris Ameiſen, und jedenfalls in reiner Luft."" —

Wir fanden bald eine geeignete Stelle, in einer nahe zu Tage ſtehenden offnen Grotte, welche uns Schirm gab gegen die Kälte der afrikaniſchen Nacht.

Der Diener ſetzte ſeinen Korb ab, und ich erſtaunte über den Inhalt, welcher daraus zu Tage kam, über Belleville's umſichtsvolle Fürſorge. Der Korb enthielt Fleiſch, Brot, Früchte, Wein, Weingeiſt, eine Kaffeemaſchine, Kaffee, Zucker, 2 Becher, Pulver, mehrere Fackeln, leichte, aber feſte Hanfſtricke, ein Beil, Hammer und Zange, ein eiſernes Inſtrument zum Graben, das ſich an Belleville's

Wanderſtab anſchrauben ließ, und noch ſonſtiges Nützliche, beſonders ganz unten im Grunde zwei Beduinen-Burnuſſe, in die wir uns einhüllten, und die uns die trefflichſten Dienſte leiſteten.

Feierlich und ſchön breitete die Nacht ihren Sternenmantel über die ſchlummernde Thebais. Prächtig ſtanden über uns die Sternenbilder der ſüdlichen Zone.

Heinrich hatte ein kleines Feuer in einer Vertiefung neben unſrer Anachoretengrotte, die nur weniges Bildwerk enthielt, aber deſto mehr große Spinnen und ägyptiſche Fledermäuſe — entzündet — das er mit dürrem Alkanna-Strauchwerk nährte, und mit einigen Sargſplittern — und an das er endlich einen ziemlich ſtarken Holzblock heranſchob, den er aufgefunden, während Belleville und ich den Korb auspackten.

„Das iſt ja ein Stück dürrer Palmbaum, woher kommt dieſes?“ fragte Belleville den Diener.

„Da droben ſtand noch ein alter Strunk, er war ganz dürr und ließ ſich leicht losbrechen“ — antwortete Heinrich. „Das war ein guter Fund!“ fügte er freudig hinzu: „Das Holz iſt an dieſen Bergwänden äußerſt rar.“

„Palme!“ wie das Wort mir auf's Herz fiel — wenn das — meine Palme war?“ Ich entreiße den Strunk der Gluth — ich wälze ihn um und um, o allgütiger Himmel — da ſtand es, da ſtand es, das Zeichen — der Nilſchlüſſel, und die Zahl CL ſchon angeglüht und halb verkohlt. Ich ſtieß einen ſchmerzlichen Klageton aus.

„Was iſt Ihnen, was haben Sie?“ fragte Belleville beſorgt.

„Oh!“ ſtöhnte ich. „Hier — hier — mein Wegweiſer, meine Palme — nun iſt Alles dahin, Alles verloren!“

„Hier ſteht die Beſtätigung, daß ich mich, daß ich Sie nicht täuſchte — aber, o Gott — daß iſt der Reſt des Baumes, den zu ſuchen ich angewieſen bin, dieſe Buchſtaben ſollten mir die Richtung nach der verborgenen Grotte bezeichnen — und nun? o Gott, und nun?!“ Ein krampfhafter Schmerz ſchnürte mir die Bruſt zuſammen. Ich war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Beruhigen Sie ſich, ich bitte Sie!“ ſprach Belleville. „Alſo wirklich, man beſchrieb Ihnen dieſe Zeichen?“

„Dieſe Zeichen!“ wiederholte ich, und zog meinen Brief hervor, und las beim Licht einer brennenden Fackel.

„In den Stamm dieſer Palme habe ich einen Nilſchlüſſel und die Chiffer CL eingeſchnitten. Er (der Reiſende) geht 150 Schritte ſüdwärts längs den Höhlen hin, und erreicht dann den tiefen Einſchnitt einer Bergwand, der ſich, als enge Schlucht, aufwärts zieht."

„„Wo ſollte denn die Palme ſtehen?"" fragte Belleville.

„O Gott!" ſeufzte ich antwortend. „Gerade da, wo Tâma's Schatten morgen früh beim Sonnenaufgang hinzeigt."

„„Nun denn!"". rief Belleville freudig aus: „„Warum ſind Sie bekümmert? Wenn wir die Stelle haben, brauchen wir die Palme nicht, die bis auf dieſen Strunk wohl längſt ein Sturm knickte oder ein Blitz verheerte. Hoffen Sie, denn nun hoffe auch ich, Sie haben mich zum Gläubigen, zu Ihrem Proſelyten gemacht. Laſſen Sie uns eine Flaſche Wein leeren und ein frugales Abendeſſen einnehmen, und trinken auf eine glückhafte Expedition!"" —

Die Zuverſicht meines wohlwollenden Gefährten hob wieder meinen geſunkenen Muth. Wir ſtärkten uns, dann ſetzten Belleville und Heinrich ſich zur Ruhe zurecht und hüllten ſich ein. Ich dachte nicht an Schlaf.

Die Grotte, die wir aufgefunden, bildete den halboffenen Vorhof eines tief in den Felſen hineinziehenden Ganges.

Dieſe ſtillen „Häuſer der Todtenſtadt“ — ſo möchte ich am liebſten die Hypogeen nennen, erſtrecken ſich, etwa 1000 Schritte unterhalb Gurna anfangend, wo noch vielleicht dreihundert Troglodyten ſie bewohnen und bevölkern, zwei Stunden weit längs der lybiſchen Bergkette.

Die Höhlengänge in der Nähe von Gurna — da beginnend, wo General Deſair die Mamelucken beſiegte, ſind außerordentlich labyrinthiſch, lieferten den Sammlungen Europa's ſchon zahlloſe Alterthümer Aegyptens, und ihre ärmlichen Bewohner, liſtige und tückiſche Fellah's — beuteten ſie ſeit vielen Jahrzehenten aus. Vorn, nächſt den Eingängen, haben ſie Wohnung und Ruheſtätten, in der Tiefe der Grotten wohnt ihr Vieh. Mit den Harzen der Mumien entzünden ſie ihr Feuer, und mit Sargbrettern und Splittern nähren ſie es.

Manche der Höhlen ſind nicht zu durchdringen, in manchen liegen noch Mumien zu Hunderten und Tauſenden, wohin der Fuß tritt, tritt er auf Leichen und durch Leichen, und verſinkt in Mumienſtaub und Fledermausexcremente und jene Ausleerungen der Dorn-Eidechſe, des Stellio, die unter der Be-

A

nennung Krokodillkoth geſammelt, und als ein Handelsartikel nach der Türkei geführt wird, wo man Schminke davon bereitet. Schon Horaz erwähnt deſſelben: Stercore fucatur crocodili. Klaſſiſcher Miſt!

Die Eidechſe, die ihn liefert, iſt von abnormer Häßlichkeit, hat einen Krötenkopf und iſt in den und um die Hypogeen äußerſt häufig.

Das der jetzige Inhalt dieſer Grotten, die einſt die fromme Verehrung gegen die Todten mit Allem ſchmückte, was edle Künſte zu erzeugen vermochten, während man die Wohnungen ſchmucklos ließ. Da dieſe Grotten über dem Memnonium längſt alle durchwühlt und ausgeleert ſind, irrt nur ſelten der Fuß eines Wanderers oder Jägers auf den ſteilen, abſchüſſigen und heißen Pfaden längs der dorrenden Felswände hin, oder es müßte ein europäiſcher Naturforſcher den Verſteinerungen nachſpüren, welche der mäßig harte Kalkſtein der Bergkette — einige Ammoniten und Belemniten — enthält, den Stellio und Warral fangen wollen, die ägyptiſche Fledermaus und die große Gräberſpinne. —

Meine Gefährten ſchliefen feſt — ich war ſo gut als allein in dieſer hohen, felſigen Oede, zwei- bis dreihundert Fuß hoch über der Thebais — der

Ernſt ſinnender Betrachtungen und die tiefe Nacht umſchauerten mich.

Fernher ſcholl unaufhörlich das heiſere Bellen der Goldwölfe, dem ſich der häßliche Schrei einzelner Hyänen miſchte.

Es mochte zwei oder drei Uhr ſein, als endlich auch auf mein Auge dennoch der Schlummer ſich ſenkte. Die Natur forderte ihr Recht, wie ſehr auch eine lebendige Hoffnung mich lange in Spannung erhalten hatte und Gedanke an Gedanke ſich reihte, ich nickte ein, und begann zu träumen. Ich war daheim, in Leipzig, ich rüſtete mich erſt zur Reiſe, mein Gönner erſchien mir, der alte Leipziger Profeſſor, er führte mich in ſein Bibliothekzimmer, er zeigte mir eine Bücherwand voll Manuſcripte, daran ein Zettel hing; derſelbe Zettel, den man auf ſeinem Tiſche gefunden — aber auch nicht derſelbe — denn es ſtand darauf von ſeiner eignen zitternden Hand geſchrieben:

Herr Mendel ſoll meine ſämmtlichen Handſchriften — abſchreiben.

Abſchreiben? Allgütiger Himmel! Das der letzte Wille? Das mein Legat? Und gerade jetzt, wo ich nichts weniger als Zeit und Neigung zu ſolch mühſamer Arbeit hatte, wo ich nach Aegypten wollte, um nicht Abſchreiber, ſondern wo möglich

Eigenthümer von Manuſcripten zu werden, welche hoffentlich eben ſo vielen oder noch mehr innern Werth hatten, als jene des Leipziger Profeſſors, nach dem ich jetzt einen zweifelnden, fragenden, bedenklichen Blick richtete!

Der Profeſſor war verſchwunden — ich ſtand allein vor der Wand, an welcher Handſchrift an Handſchrift in alten Mönchsbänden ſich reihte.

Ich griff nach einer oben auf liegenden Rolle.

Dieſe Rolle war ein Stammbaum.

Hunderte von Frauennamen mir gänzlich unbekannter Familien, ſtanden darauf, aber glänzend roth unterſtrichen ſtand auf den Schildern der männlichen Fortpflanzer des Stammes der Name Aemilius.

Mit jener feſtgläubigen diplomatiſchen Zuverſicht, mit welcher man im ſiebenzehnten Jahrhundert Stammbäume fertigte, die ſo unfehlbar waren, wie die Vota eines vormärzlichen Regierungsrathes, war das Aemilius'ſche Geſchlecht aus früheren Zeiten hier aufgeführt, und als Stammvater prangte an der Wurzel des Baumes das Bruſtbild jenes M. Aemilius Podurus, welcher der Gens Aemiliana entſtammt, Bürgermeiſter Roms war, das durch den Bau der Pons und Via Aemiliana ſeinen Namen unſterblich machte.

Sein Nachkomme war Aemilius Macer, ein römiſcher Poet, derſelbe, welcher die erſte Ilias post Homerum ſchrieb, die leider, oder auch nicht leider verloren gegangen, und ſonſtige Annalen.

Ihm folgte Aemilius Prolus, ein Biograph und Hiſtorikus, welcher den Cornelius Nepos eben ſo ſchön ergänzte wie ſein Vorfahrer den Homer.

Dieſem folgte ein zweiter Aemilius Macer, ebenfalls Annaliſt, und nebenbei Rechtsgelehrter.

Weiter fand ich den gelehrten Paulus Aemilius, welcher die Geſchichte Frankreichs, vom König Pharomond bis zum Jahr 1488 ſchrieb.

Ihm entſtammte — nach dem Stammbaumverfertiger: Georg Aemilius, Luthers Schwager, welcher zum Wohle der Menſchheit die Evangelien in lateiniſche Verſe brachte, und Holbein's Todtentanz-Holzſchnitte mit epigrammatiſchen Paraphraſen verſah, wodurch ſein Name unſterblicher geworden, als durch die Evangelien-Heroika.

Ein nicht lutheriſcher Seitenverwandter des eben Angeführten war Paulus Aemilius, genannt Verallus, Cardinal und Erzbiſchof zu Roſſano, vorher Auditor der Ruota zu Rom, aus der Zeit des Trientiſchen Concils berühmt. Es folgte:

Hector Aemilius, berühmter Juriſt, der einen lateiniſchen Folianten über die Zeugen ſchrieb, nichts weniger als kurzweilig zu leſen. Deſſelbengleichen hatte der tapfre Stammbaumverfertiger auch **Anton Aemilius** nicht vergeſſen, welcher, nicht minder wie die große Mehrzahl ſeiner gelehrten Vorfahren, Dichter und Geſchichtforſcher zugleich war, jedoch viel glücklicher wie Andere, die Dichter und Hiſtoriker zugleich ſind, ſintemalen ihm nach zwanzigjährigen Dienſten an der Akademie zu Utrecht eine Penſion von 1200 Gulden zu Theil wurde. „Er brachte,“ wie der Stammbaum wörtlich bemerkte: „die meiſte Zeit mit der Erklärung der Annalium des Tacitus zu.“ —

Und jetzt ging mir ein ſchreckliches Licht auf. Dieſe Wand voll Manuſcripte auf dem wurmzerfreſſenen Büchergeſtell waren die mehr oder minder unſterblichen Werke ſämmtlicher Aemilier aus Latium und Hellas, Rom und Byzanz, aus Roſſano und Verona, aus Utrecht und Dortrecht und aus dem heiligen römiſchen Reich — vermehrt mit den jedenfalls höchſt wichtigen Handſchriften ihrer ſämmtlichen Epigonen aus männlicher und weiblicher Linie, und, ſich von ſelbſt verſtehend, auch die nie gedruckten, zahlloſen Handſchriften des alten Profeſſors, meines Gönners, der mit dem Mann in der Thebais in jenem Verwandtſchaftsgrade ſtand, welchen man in deutſcher Sprache „Geſchwiſterkindsvetter“ nennt, was ſich in fremden Sprachen nicht wohl wird wiedergeben laſſen.

Jener aber, der durch Adalbert von Chamiſſo bedeutend gewordene Peter S. Ch. L. Aemilius, deſſen Name nur durch Zufälligkeiten verſtümmelt worden, war der Letzte ſeines Stammes.

Kämen deſſen Manuſcripte noch zu denen ſeiner Vorfahren, ſo gehörte mehr als ein Menſchenalter dazu, dieſelben nur zu leſen, geſchweige abzuſchreiben.

Meine Sinne verwirrten ſich bei den quälenden Gedanken, daß ich zu dieſer entſetzlichen Arbeit verdammt ſei — und da war der alte Profeſſor wieder gegenwärtig — nein — es war nicht der alte Profeſſor — es war ein anderer, ein freundlicher, milder Greis von ehrwürdigem Ausſehn, mit langem Silberbart, der blickte mich ganz liebevoll an und ſprach zu mir, indem er die Hand mir ſanft auf das Haupt legte:

„Laß, was verſchloſſen ruht, verſchloſſen,
Der Ahnen Schriften, ſtarr und todt;
Und lauſche, Jünger, unverdroſſen
Dem Memnonklang im Morgenroth.“

Welche liebe Stimme! — War mir doch, als hätte ich ſie oft und viel vernommen, und die Worte — auch ſie hatte ich ſchon gehört oder geleſen —

ähnliche mindeſtens — ja — in Göthes Fauſt, wo vom Makrokoſmos die Rede iſt, und von der Geiſterwelt. — „Dem Memnonklang im Morgenroth!“ —

Und da wurde mir es hell im Haupt und in der Seele. „Ja, Du biſt der, den ich ſuche — Du biſt“ — rief ich aus — „Ich war“, antwortete unterbrechend der Greis. „Du biſt ausgezogen voll Liebe und Sehnſucht — und Dein iſt alles! Ich ſchied erbenlos von der Erde — Du biſt mein Erbe. Ermüde nicht im Forſchen und forſche tief!“

Da klang ein unausſprechlicher Ton, da füllte der Schimmer einer Roſenwolke das Gemach — und in dieſem Schimmer zerfloß vor meinem Blick der Greis, zerfloſſen die Handſchriften — es zerfloß mein Traum — ich erwachte — fuhr empor — lauſchte — zitterte.

Der Ton dauerte noch fort.

Es war noch dunkel, die Sterne flammten in hehrer Pracht, doch wieder andere Bilder, es war kalt — ich ließ meine Uhr repetiren — es war halb vier Uhr. In meiner Heimath ſtieg jetzt bereits die Sommerſonne empor.

Aber woher dieſes wunderſame Tönen, das wie

Schauer der Geiſterwelt immer noch mich, den Wachenden, umfluthete?

Ein tiefes diatoniſches Summen, das ſich, Ton aus Ton entwickelnd, immer höher anſchwellend, in wogenden und zitternden Wellen fortſetzte, aus hohen Tönen wieder ſanft decrescendo in tiefe Klänge überging, die wie raſch aufeinander folgende dumpfe Paukenſchläge durch die Luft der heiligen Frühe zitterten — abſetzten — dann in einem Gemurmel wie Meereswellenrauſchen erſtarben, plötzlich einen Augenblick ſtockten, und in höheren Ton überſpringend, wieder die Tonleiter aufwärts flogen — überirdiſch, himmliſch, über allen Ausdruck erhaben.

War das der Memnon?

Nacht ſchleierte noch die Thäler ein, mein Blick unterſchied noch nicht die Koloſſe, noch nicht die Tempeltrümmer, nur der Strom leuchtete in einem eigenthümlichen Lichte wie ein Feenſee durch das Düſter.

Ich war herausgetreten mit forſchendem Blick, ein kalter Windhauch umbrauſte die Höhen, ſcharf hinſtreifend an der Felſenkette, die von Norden nach Süden zieht.

Und es wurde mir jetzt die Urſache dieſes Tönens kund, das im tiefſten Innern mich mächtig erſchütterte.

Es war die Syrinx, deren Zauberton ich vernahm, deren ſchon Heliodor und Aelian und auch Plinius erwähnen, es war die melodiſche Klage einer Rieſenharfe, auf welcher der Sturm Accorde ſpielte. Es war die heilige Naturſtimme, die über der Thebais weint, und aus Grotten der Gräber ihre Todtenlieder in ewiger Wehklage um die zerſtörte Götterſtadt aushaucht.

Und jetzt flog eine Röthe auf im Oſt, und die Umriſſe der arabiſchen Bergkette traten aus den Schleiern. Meine Gefährten erwachten.

„Guten Morgen!“ rief Belleville aus der Grotte tretend.

„Nun wohlauf! Gerüſtet, das große Abenteuer zu beſtehen! Es iſt keine Zeit zu verlieren!“

„In dieſem Lande wird uns klar, was David ſagen wollte mit den Flügeln der Morgenröthe!“

Und in der That, während Belleville noch ſprach, wurde es merklich heller, die tiefen Schatten lichteten ſich faſt plötzlich — eilend packte der Diener unſre Geräthſchaften zuſammen, er bedurfte ſchon keiner Fackel mehr, um zu ſehen. Schaaren von Fledermäuſen, die aus den Hypogeen geflattert waren und ſie umſchwärmten, kehrten eilend in ihre Höhlen zurück.

Belleville kletterte auf einen Felſenvorſprung, winkte mir zu folgen, und rief dem Diener zu: „Vor allem komme herauf — und zeige die Stelle, wo Du den Palmbaumſtrunk gefunden!“

Der Diener war uns gleich zur Seite. —

„Jetzt richten Sie Ihren Blick ausſchließlich hinab nach Tâma!“ rieth der praktiſche Begleiter.

Schon waren auch die Koloſſe aus den Schleiern der Nacht getreten — ſchon glühten purpurn alle Ruinen, alle Tempel, alle Pylonen, und der Strom ſpielte Zauberfarben, wie geſchmolzenes Metall, ſilber, gold, roth und grün.

Der Diener war etwa dreißig Schritte über uns empor geklettert.

„Hier!“ ſcholl ſein freudiger Ruf. Wir blickten zu ihm auf. Er ſtand in leuchtender Glorie. Wir eilten hinauf. Ehe wir die Stelle erreichten, wo er ſtand, umfloß uns ein überirdiſcher Lichtglanz. Die Sonnenkugel rollte am Himmel herauf. Ich zitterte, ich ſank auf meine Kniee nieder mit einem unausſprechlichen Gefühle des Dankes, der Anbetung, ich blickte hinab nach Tâma. Unglaublich raſch hob ſich die Sonne, und ſiehe, da zeichneten ſich drunten auf die ſandige Flur die gigantiſchen Schatten ſcharf und tief. — ich ſah ſie deutlich, ſie lagen breit und lang auf der Ebene, ſie zogen ſich die Höhen hinan — ich ſelbſt befand mich im Schatten Tâmas. —

„Gefunden! gefunden!“ rief Belleville freudig aus.

Noch funfzehn Schritte höher, da endete, ſcharf abgerundet, Tâmas Schatten — da ſtand der Reſt des Palmbaumſtrunkes, gedörrte Splitter lagen umher.

„Jetzt hinab und hole das Geräth!“ befahl Belleville; Heinrich gehorchte, wir ſtanden allein, umfloſſen vom Morgenſonnengolde, unter uns die Trümmerpracht der zerfallenen Königsſtadt.

Wir umarmten uns, ich zitterte vor Freude, Dank und in dem Gefühl der Hoffnung.

„Bis hieher hat der Herr geholfen!“

Wieder zog ich meinen Brief hervor. „Er geht einhundert und funfzig Schritte ſüdwärts längs den Höhlen hin, und erreicht dann einen tiefen Einſchnitt der Bergwand, der ſich als enge Schlucht weſtwärts zieht, wo ſich auch noch einige verſteckte Felſenkammern vorfinden.“ —

Der Diener kam, mit dem Korbe bepackt, heraufgeklettert, die Sonne ſtieg höher, Tâma's und Chama's Schatten kürzten ſich — wir wandelten, Schritte zählend, längs der Oeffnungen einer offnen Gräbergrottenreihe hin. Ein Fels ſtarrte uns entgegen, wir bogen auf ſchmalem Pfad über Kalkgerölle herum — da lag der Einſchnitt, eine enge, noch ſchattige Schlucht, in der ſich ſogar einzelnes grünendes Strauchwerk erblicken ließ. — Und alles war ſo, wie der Brief es andeutete. „Todtenſtille umgiebt ihn, wenn er dieſe Schlucht betreten, ſtarre Oede, er ſieht die wunderſamen Trümmer des hundertthorigen Thebä nicht mehr, verſchwunden iſt ſeinem Blick die Ebene. Keine Spur des Menſchenlebens iſt hier ſichtbar."

So war es. Nur ein kleiner Theil der Oeffnungen verſchütteter Felſenkammern ſtarrte uns an in dieſer Einſamkeit.

„Dort an der Südſeite in der höchſten Grotte, deren Oeffnung aber ganz durch Felſen gedeckt iſt, hauſe ich."

„„Hinauf denn, hinauf!""

Wir waren nahe am Höhenpunkt, dreihundert Fuß hoch über der Thebais — wir ſahen keine Grotte da droben.

„Hier wird ein Flintenſchuß mich rufen."

Der Schuß knallte — kurz und abgeſtoßen gab ihn der Wiederhall zurück — es rollte wie ein Gelächter an der gegenüberſtehenden ſchroff abſchüſſigen Bergwand hin.

Ein Schakal ſchoß mit heiſerm bellenden Schrei aus dem Geſtripp von Nachtſchatten und Eſelsgurke, darunter er gelauert, und verſchwand in einer Steinritze, darin wohl ſein Bau ſein mochte, und ein Aasgeier rauſchte auf trägen Schwingen empor.

Dann war alles wieder todtenſtill. Kein Laut — kein Lüftchen war rege.

Belleville deutete nach einem abgeplatteten Felſen hin, der ſich als Tiſch und Bank zugleich bot, der Diener ſetzte den Korb ab und begann die Zurüſtungen zur Bereitung eines Kaffees — während ich mit klopfendem Herzen nach allen Felsſtücken und Steinwänden umherſpähte, und von dieſen irrte mein Blick wieder auf den Zeilen des Briefes. „Sollte ich nicht mehr ſein, ſo wird nach einigem Suchen ſich dennoch mein Aufenthalt finden laſſen." —

Nach einigem Suchen!

„Laſſen Sie uns erſt die nöthige Stärkung einnehmen, mein Freund!" ſprach Herr Belleville: „dann an das Werk mit vereinter Kraft. Auch vergeſſen wir nicht, Naturalien zu ſammeln. Ich habe ſchon eine Schachtel voll Fledermäuſe und etliche Spinnen, fangen Sie ein Dutzend Eidechſen, ein Paar Käfer, ſammeln Sie ein Paar Hände voll Kräuter und eine Taſche voll Steine, damit wir Kanaris beruhigen, und dieſer keinen Argwohn ſchöpfe — denn wenn wir glücklich ſind, haben wir noch gar manche Sorge, unſern Fund ſeinem lauernden Eigennutz zu entziehen."

Wir lagerten uns auf den kühlen Felſen, und labten uns am duftenden Trank der Mokkabohne. Die Schlucht wurde jetzt vom Strahl der Sonne erreicht, und Licht und Schatten ſchieden ſich ſcharf von einander.

Dieſe eigenthümliche ſchroffe Sonderung, wie wir ſie in Deutſchland nur bisweilen an Sommerabenden nach ſtarken Regengüſſen in ähnlicher Weiſe gewahren, drängte mir eine ſtille Bemerkung auf. Sie gab mir einen Grund an, warum Peter Schlemihl gerade dieſen Punkt der Erde zu ſeinem Aſyle gewählt. Es war die Sehnſucht nach ſcharfem, tiefem, lebhaft ſtarkem Schatten. —

Dieſen Gedanken verdrängte raſch ein anderer; ich dachte plötzlich an ein altes deutſches Volksbuch, betitelt:

Das unſchätzbare Schloß in der afrikaniſchen Höhle Xa Xa, eine Geſchichte voll Wunder und Geiſter und Schätze.

„Ach — wer doch, wie der jüdiſche Zauberer Mattetai in jenem Buche, den Ring am Finger hätte, bei deſſen Umdrehen die Geiſter erſcheinen und die Spalten zeigen, durch welche man in die Höhlen voll Schätze eingeht!“

Solche Ringe, ſolche Geiſter gab es hier nicht.

Wir erhoben uns und kletterten — während wir den Diener bei ſeinem Gepäck zurückließen, längs der Felſenwand hin; Belleville war aufmerkſam auf jedes Inſekt, ich war voll Unruhe und fieberhafter Aufregung. Jetzt — jetzt ruhte das Loos meines Zukunftglückes in der Urne des Geſchickes — jetzt wurde es gezogen — Treffer oder Niete — es gab kein Zweites.

Ueber das Gerölle und durch das dürftige Gras, das der Bergwand entſproßte, ſchlüpfte da und dort ein Warral, eine Eidechſenart von eigenthümlich getiegerter Färbung, daher ſie auch Linné Lacerta marmorata nannte, die uns ſehr beluſtigte. Wenn dieſe Thiere, vom Geräuſch unſerer Tritte erſchreckt, flohen, ſo geſchahe dieß immer nur auf wenige Schritte, dann ſtanden ſie ſtill und ſchlugen mit ihrem ſchlangenförmigen Schwanz, der zweimal ſo lang iſt, wie der übrige Körper, heftig auf den Boden, und blickten mit ihren glänzenden feurigen Augen keck und muthig umher. Dabei waren ſie äußerſt behend und ſchwer zu fangen, biſſen auch tüchtig, und wenn wir eine erhaſcht zu haben glaubten — riß ein Stück des Schwanzes ab, und das Thier entging wieder.

Einem ſolchen Warral, geſegnet ſei ſein Geſchlecht, dankte ich mein Glück — nämlich dasjenige, was ich damals mit heißer glühender Seele für mein höchſtes Glück hielt.

Ein recht ſtattliches Exemplar kletterte mit der Schnelle des Blitzes an einem Felſenſtück empor, mit Eifer und Keckheit ſetzte Belleville ihm nach, ſchwang ſich drei Schritte höher — ſtand oben plötzlich ſtill — blickte umher, und winkte mir heftig mit einem Ausruf der Freude — indem er von der Verfolgung des Thierchens ganz abſtand, und nur nach einem Etwas hindeutete, das ich, da ich tiefer ſtand, nicht ſehen konnte.

Mein Herz ſchlug, meine Kniee zitterten — ich konnte nicht eilen — mir war es, wie es uns bisweilen in ängſtlichen Träumen iſt, wo wir bergan keuchen und eine lähmende Laſt in den Gliedern uns am Boden hält. Endlich komme ich zu Belleville empor, der mir hülfreich die Hände reichte, mich hinaufzog, und mich hielt, daß ich nicht wankte; wir hatten zwiſchen der untern Felswand, die ich heraufklomm, und einer höhern, nur etwa ſechs Fuß breiten, ziemlich abſchüſſigen Boden.

Senkrecht ſtieg die höhere Wand in einer Ausdehnung von zwanzig bis dreißig Fuß Länge und zehn bis zwölf Fuß Höhe — vor uns auf.

Da — droben — in Manneshöhe — gähnte eine Oeffnung, ſchräg nach außen, zwiſchen Felſenſtücken, die ſie faſt ganz überdeckt hielten.

„Hier! — Hier, oder nirgends!“ rief Belleville.

Mein innerer Jubel fand keinen Laut — er ward noch beherrſcht von einem furchtbaren Bangen.

Wir mußten einige Schritte weiter gehen, um eine Spalte zu finden, in der wir uns emporzwängen konnten, um an jene Oeffnung zu gelangen.

Vor der Oeffnung war nur vier Fuß breit Raum.

Hohes Schuttgerölle, das die Waſſerſtröme in der Regenzeit von den obern Theilen der Felswand herabgeſchwemmt, deckte aufgeſchichtet den Eingang weit über die Hälfte — von eines Menſchen Daſein war keine Spur ſichtbar.

Wir ſchoſſen in die Oeffnung, ein dumpfer Hall — es blieb wieder ſtill, nur einige Fledermäuſe fuhren heraus und flatterten ängſtlich im ſie blendenden ungewohnten Tageslicht umher.

„Wir müſſen ſuchen“, ſprach Belleville.

„„Forſche tief!““ hallte in mir das Wort, das der Greis zu mir im Traume geſprochen.

Belleville ſchoß noch einmal, es war dieß das verabredete Zeichen, daß der Diener mit Sack und Pack uns folgen ſolle.

Indeſſen prüften wir mit unſern Stöcken den Schutt, ob er feſt ſei — er gab leicht nach, ließ ſich wegräumen.

Wir unterzogen uns mit Eifer dieſer Arbeit. Mehr und mehr wurde frei, theils rollte das Kalkſteingebröckel nach innen hinab, theils ſchoben wir es über die Felswand hinunter, von der es praſſelnd fiel, wie ein Steinregen.

Das dadurch verurſachte Geräuſch zeigte dem Diener die Spur zu uns.

„Stelle den Korb unten hin!“ rief ihm Belleville zu: „Bringe die Fackeln herauf, die Stricke, die Werkzeuge!“

Wir arbeiteten weiter — plötzlich wurden unter dem Geſtein, das wir beſeitigten, Knochen ſichtbar.

Knochen! — Was für welche? — Das Seelett eines Hundes. — Figaro!

Peter Schlemihls treuer Pudel! — Wir waren am Ziele. —

Der Diener klomm mit ſeiner Laſt zu uns herauf. Die Oeffnung war ſo viel erweitert, daß ein Mann durch ſie in das Felſeninnere kriechen konnte.

Ich war dazu bereit, doch ſchickte ich mich an, nochmals in die Höhle hinein zu ſchießen.

„Es iſt unnöthig“, ſagte Belleville. „Hier giebt es nicht mephitiſche Dünſte — die Trockenheit dieſer Höhlen iſt außerordentlich — daher auch noch in ſo vielen die gute Erhaltung der Mumien und der trefflichſten lebhafteſten Farben. Aber binden Sie ſich an dieſen Strick, damit wir Sie — in Händen haben.“

Ich band mich an, eine Fackel wurde entzündet — ich kroch in das Grabesthor.

Eine Zeitlang ging es abwärts über Stein und Gerölle, ein enger Gang zwiſchen nackten, völlig zierdeloſen Felswänden.

Nach einer Weile fühlte ich Stufen und konnte mich aufrecht halten. Das Licht meiner Fackel beleuchtete eine Treppe, die in die Tiefe führte.

Ich verfolgte die Stufen. Fledermäuſe huſchten mir ſchwirrend und quikend um den Kopf, patſchten in die Flamme und drohten die Fackel auszulöſchen — und jetzt war der Strick zu Ende, an dem ich gehalten wurde — ich konnte nicht weiter — ich ſtand, und leuchtete vor mich hin —. Da gewahrte ich in matten Umriſſen, daß ich ſchon faſt am Ende der Stufen ſtand, und daß eine enge aber unverſchloſſene Pforte nun erſt in das Innere leite.

Ich kehrte zurück, etwas mühſam zwar, doch freudigen, hoffnungsreichen Herzens und gab meinem Begleiter Kunde von dem, was ich geſehen.

Sein Geſicht ſtrahlte vor Freude. Der Diener war indeß befehligt worden, ſchnell das ganze Gepäck hier herauf zu ſchaffen, damit nichts drunten unſre Spur verrathe, und wir zogen alles durch die Oeffnung in die Vorhalle herein.

Wenige Minuten ſpäter ſtanden wir drei mit zwei brennenden Fackeln, noch einige andre und das Werkzeug in Bereitſchaft haltend, an der innern Pforte.

Dieſe war höchſt einfach von Bruchſteinen, doch in der Form der Pylonenthore, gemauert, und wir ſchritten, nachdem wir uns mit einigen Bechern Weines geſtärkt, durch ihre glatten Wände in das Innere. —

So weit und nicht weiter reichten die Mittheilungen meines ehemaligen Studiengenoſſen Mendel.

Ich war ganz betreten, als ich das letzte Blatt aus der Hand legte, nach dem Folgenden ſuchte, und ein ſolches nicht vorfand. Mit dem größten Antheil war ich dem Manne gefolgt, der ſo Eigenthümliches erlebt haben wollte, und wußte mir gar nicht zu deuten, warum er ſo plötzlich abbrach und mir das Weitere, Wichtigſte vorenthielt? Daß er ſo glücklich geweſen, die Höhle des ſchattenloſen Troglodyten wirklich aufzufinden, und jedenfalls auch den geſuchten Schatz, konnte ich unmöglich bezweifeln, und doch wieder — wenn ich bedachte, daß Mendel noch mit keinem einzigen Werke hervorgetreten, daß er noch immer in ziemlicher Dürftigkeit, ſo viel mir bekannt geworden, lebe, und daß ja auch durch den Anfang ſeiner Mittheilung der Ton einer leiſen Klage bebe — ſo wurden hundert Fragen lebendig, vor allen die Fragen: Fand er wirklich den Schatz, und hob er ihn? Und wurde er vielleicht durch Tücke und Bosheit um den Beſitz gebracht? Oder verſchlang ſeinen Schatz, wie jenes reich mit Schätzen ägyptiſchen Alterthums beladene Schiff Minutoli's, eine treuloſe Fluth?

Und warum hatte Mendel mir nicht früher geſchrieben, nicht früher ſich mir anvertraut? Welcher lange Zeitraum lag zwiſchen unſeren academiſchen Jugendtagen, ſeiner Reiſe nach Aegypten und der Gegenwart!

Vor Allem lag mir für mich ſelbſt daran, zu erfahren, wie es dem Reiſenden weiter ergangen, was er gefunden und wie er es gefunden, und ob er denn nicht mindeſtens etwas gerettet, das ihm nützlich ſein und ſeine Lage verbeſſern könnte?

Ich hatte keine Ruhe mehr, ich mußte an Mendel ſchreiben; ich ſchrieb:

Mein lieber alter Freund!

Es war mir eine wahre Herzensfreude, von Dir, deſſen ich oft im Stillen gedacht, nach ſo langer Zeit, ein Zeichen Deines Lebens zu erhalten, und zu ſehen, daß auch ich noch freundlich in Deiner Erinnerung fortlebe. Du haſt mir eine Mittheilung gemacht, welche in jeder Beziehung für mich von dem höchſten Intereſſe iſt, ja für Jeden es ſein muß, der, wie ich, von Deiner Wahrhaftigkeit ſich überzeugt haltend, Deine ganze Schilderung nicht für eine humoriſtiſch genug erſonnene, myſtificirende Täuſchung zu halten geneigt iſt, wozu der Leſer ſich wohl angeregt fühlen dürfte.

Eines begreiſe ich nicht, nämlich, wie Du klagen magſt, daß es Dir niemals glücken wollen, mit einem eignen Werk vor das Publikum zu treten, da Deine Schilderung zwar einfach, aber dennoch höchſt anziehend und lebendig geſchrieben iſt, ſo daß ich gar nicht wüßte, ſie anders und beſſer zu machen.

Dann haſt Du am alleranziehendſten Punkt Deine Mittheilung abgebrochen, mein lieber Mendel, und ich muß Dich dringend um die Fortſetzung bitten. Wohl fürchte ich, daß Deine Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, daß Du nicht mit Manuſcript- und Alterthumsſchätzen beladen aus Aegyptenland in die Heimath zurückgekehrt, ſonſt würde freudiger der Anfang Deines Berichtes geklungen, und Du würdeſt jedenfalls begonnen haben, den gefundenen Reichthum auszubeuten und zu Deinem Nutzen zu verwenden. Schon Deine Reiſeſchilderung lieſt ſich, als ein raſcher und flüchtiger, aber lebenvoll geſchriebener Ueberblick der Wunder Ober-Aegyptens, ſehr angenehm, ganz abgeſehen von dem eigenthümlich geheimnißvollen Abenteuer, Deinem Argonautenzug nach dem goldenen Vließ des Schlemihlſchen Handſchriftenſchatzes. Man könnte Schilderungen von Land und Volk Aegyptens, ſeiner Regierung und ſtaatlichen Verhältniſſe vermiſſen, allein dieſe zu geben, war ja nicht Dein Zweck, Deine Reiſeſchilderung iſt nur der farbenhelle Sykomorus-Sarg, in welchem die Mumie Schlemihl's mit ihren wunderſamen Papyrusrollen verborgen liegt.

Alſo Freund, vollende und ſende! Sende bald die Fortſetzung Deiner Erlebniſſe, auf welche Deine Mittheilung mich ſo neugierig machte, und jeden Andern auch machen würde, dem man letztere leſen laſſen und erſtere vorenthalten wollte. Ueber die Herausgabe — denn, daß Dein köſtliches Manuſcript nicht ungedruckt bleiben darf, verſteht ſich von ſelbſt — wollen wir dann ſpäter reiflicher Berathung pflegen.

Theile mir doch auch Einiges über Dein häusliches Leben und Deine Thätigkeit mit, ich bitte darum, und laſſe mich bald, recht bald die Erfüllung meiner Bitte gewahren.

Mit alter inniger Zuneigung
Dein
Ludwig.

Meiningen, den 12. December 1847.

Zu meiner großen Freude langte bald nach Abſendung dieſes Briefes eine Antwort von Mendel an, allein zu meinem großen Leidweſen ohne ein Manuſcript, und ſo ſollte ich denn noch länger auf der Folterbank der Ungeduld bleiben.

Mendel ſchrieb:

Eine ſolche Freude, wie Dein Brief, mein theurer und unvergeßlicher Freund, mir gemacht, habe ich lange nicht empfunden. Schon Deine Theilnahme an mir thut mir ſo wohl, und daß Du ſo freundlich und nachſichtig mein Geſchreibſel aufgenommen, daß Du daſſelbe ſogar für druckwürdig hältſt, daß Du die Fortſetzung verlangſt — o Gott, das iſt ja eine von mir noch nie empfundene Freude, „Köſtliches Manuſcript.“ Mensch! Freund! Welcher gute Engel hat Dir dieſes Wort eingegeben! Dieſes Wort, das mich beſeligt, das mich zum Himmel erhebt, das mir Paradieſe ſchenkt. Der arme Mendel, der unbekannte, unbedeutende Mendel — deſſen ganzer Lebenslauf es iſt, als Corrector die oft außerordentlich trocknen und ungenießbaren Werke großer Gelehrten leſen zu müſſen, an denen er auch nicht das allermindeſte Köſtliche finden kann, hat ein „köſtliches Manuſcript“ geſchrieben!

Freund — ich habe den Memnon erklingen

hören im heiligen Frühſtrahl — und mein Herz ward durchzittert von Weh und Wonne. Was Du mir da geſagt, es hat das Echo geweckt von jenen überirdiſchen Tönen. Aber war es auch Dein Ernſt? Ich beſchwöre Dich, ſage mir, daß es Dir Ernſt war mit dieſem Ausdruck — wenn Du das nicht kannſt, nicht thuſt — dann erlöſche mein Andenken in Dir, das Deine in mir — wir gehören dann nimmer einander an als geiſtig Verbundene.

Meine treue brave Emilie miſchte ihre Freudenthränen mit den meinigen, als ſie mich ſo ganz überglücklich ſah über das, was Du ſo wohlwollend geſchrieben.

Sie wurde nach meiner Rückkehr aus Aegypten mein herziges Weib; ſo glücklich war ich durch Gottes gnadenvolle Führung doch geworden, daß ich ihre anhängliche, ausdauernde Liebe ihr lohnen konnte mit meinem Selbſt. Ein holdes Mädchen, wie könnte es anders heißen, als auch Emilie? wurde uns als ein Geſchenk des Himmels zu Theil. Im Uebrigen laß mich von meinem Leben ſchweigen — ich bin arm bei vielem Reichthum, und reich bei vieler Armuth. Sinne nach über dieſes Sphinxräthſel! — Meine ſpätern Mittheilungen werden Dir es löſen.

Die Geſchäfte, denen ich tagtäglich obliegen muß, um eine, wenn noch ſo beſcheidene und kleinbürgerliche Exiſtenz mir und den Meinen zu friſten, haben mich noch nicht dazu gelangen laſſen, jene Mittheilungen fortzuſetzen, aber nun will ich es thun, nun ich ſo „köſtlich“ durch Dich ermuthigt bin! Der Gedanke iſt mir ſo wonneſüß, daß doch ein Menſch lebt, der mit einiger Ungeduld auf das wartet, was der arme Mendel ſchreibt.

Wie leicht das Wort ſich ausſpricht: ein Schriftſteller — und wie ſchwer es iſt, ein Schriftſteller zu werden, zu ſein, obſchon ſich's Hunderte gar leicht machen, Tauſende ſich's leicht denken. Du weißt das beſſer als ich, fühlſt wohl, was ich damit andeuten und ſagen will.

Nun möchte ich eine Frage wagen, nimm ſie nicht übel, ſei nachſichtig mit mir, Dein köſtliches Wort hat mich verwöhnt, es lockt mich an eine mir noch fremde Zauberſphäre heran. Du meinſt, meine Niederſchrift könne gefallen, könne Antheil erregen! Wenn Du nun dafür Dich verwenden wollteſt, Du haſt ſo viele Verbindungen, haſt ſchon Anderen in ähnlicher Weiſe geholfen, und mich verpflichteteſt Du hoch und zu unauslöſchlichem Danke — mich und die Meinen.

Wenn Du nun erfrageſt — gelegentlich — da oder dort — Du verſtehſt mich — hier in Leipzig — wage ich's nicht wieder, dieß ſelbſt zu thun, es würde doch vergebens ſein. — Aber Du — Dir wird es leicht werden, Deinem Urtheil vertraut man. — Wenn Du für meine Reiſeſchilderung, meine wunderbaren Erlebniſſe einen — einen Verleger — jetzt iſt's heraus, das gewichtige Wort — einen Verleger verſchaffen könnteſt! Das wäre ja köſtlich! Und es bräche ſich dann wohl die Bahn auch zu noch künftigen literariſchen Vaterfreuden, Pflegevaterfreuden meine ich. Du ſollſt *alles* erfahren, *alles* wiſſen — was ich ferner erlebt, was mir begegnet; gleich morgen beginne ich die Arbeit — bald werden die Tage länger werden, ich will täglich eine Stunde früher als bisher aufſtehen, und ſehr fleißig ſein. Du wirſt Dich wundern über das, was ich gefunden, das meine kühnſten Erwartungen übertraf, und dennoch — dennoch — oh ich Aermſter! Noch reifte mir nicht eine einzige Frucht, die ich am übervollen Baume fand.

Lebe wohl, vergiß nicht Deinen armen treuen

Mendel.

Wie hätte ich vermocht, ſolch rührender Bitte zu widerſtehen? Ich ſchrieb ohngefähr Folgendes an zehn mir bekannte Verlags-Buchhändler:

Hochzuverehrender ꝛc. ꝛc.

Es iſt mir, dem gehorſamſt Unterzeichneten, von der Hand eines Freundes ein Manuſcript mitgetheilt worden, welches ich für Ihren geſchätzten und beliebten Verlag völlig geeignet halte. Daſſelbe ſchließt ſich der Hauptſache nach an Chamiſſo's wunderſame Geſchichte Peter Schlemihl's an, ohne doch eine Art Fortſetzung derſelben bilden zu wollen. Vielmehr möchte ich dieſe anziehende Schilderung eine geiſtvolle Ergänzung jener Geſchichte nennen, die ihr einen Boden in der Wirklichkeit anweiſt. Dieſer Boden iſt Ober-Aegypten mit ſeinen großartigen Wunderbauten und Tempelreſten, die Form jener einer gefälligen Reiſeſchilderung, auf novelliſtiſcher Grundlage, welche alle Schwerfälligkeit und gelehrte Ueberfülle glücklich auf heiterer Welle umſchifft.

Die Anſprüche des Verfaſſers auf das Honorar werden, wie ich voraus verſichern kann, die beſcheidenſten ſein, das Publikum für dieſes Buch aber wird die Mehrzahl jener gebildeten

Leſer abgeben, die ſich an einer belehrend unterhaltenden, und unterhaltend belehrenden Lektüre erfreuen, mithin ein ſehr großes und allgemeines Publikum, ſo daß keine Leſebibliothek jenes Werk wird entbehren können.

Laſſen Sie bald mit einer günſtigen Antwort ſich beehrt ſehen Ihren hochachtungsvollſt ergebenſten ꝛc.

Es vergingen vierzehn Tage, ohne daß eine einzige Anwort einlief. Nach abermals verlaufenen vierzehn Tagen hatte ich folgendes Reſultat in Händen:

Drei Verleger hatten beliebt, gar nicht zu antworten, ſechſe hatten unfrankirt geantwortet.

Einer war ſo artig geweſen, ſeine Antwort poſtfrei zu ſenden.

Dieſes Letzteren Brief begann mit bittern Klagen über die fortdauernd ſchlechten Meſſen, den ſtockenden Gang aller buchhändleriſchen Geſchäfte; man müſſe den, obſchon ſehr zweifelhaften Erfolg der Oſtermeſſe 1848 erſt abwarten, und dann werde im Bezug auf das angetragene Manuſcript, bei vollem dankbaren Erkennen des, in die Firma geſetzten freundlichen Vertrauens, vielleicht ein dem unbekannten Herrn Verfaſſer günſtiger Entſchluß gefaßt werden können. Gerne würde es die Firma ſehen, wenn ſtatt eines fremden und unbekannten der eigene rühmlich bekannte Name des geehrten Herrn u. ſ. w.

Die übrigen ſechs Briefe waren ſämmtlich ablehnend, ich legte ſie neben einander und ließ ſie mir als Spiegel dienen, aus dem der Geiſt der literariſchen Zeiten mich anblickte.

Nr. 1 bemerkte, daß das Herrn A**ſche Verlagsgeſchäft ſich gar nicht mit den Ephemeren ſchönwiſſenſchaftlichen Verlages befaſſe, ſondern alle Kräfte der Förderung des wahrhaft Gediegenen in der Wiſſenſchaft widme. Wiſſenſchaft über Alles! Beigelegt war ein antiquariſcher Katalog zu gefälliger Auswahl, darin ich zu meiner großen Beluſtigung und Genugthuung Guiarini's Pastor fido unter den theologiſchen Schriften, Rubrik Askeſe, aufgeführt fand.

Nr. 2. Man müſſe aufrichtig bedauern, wegen Ueberhäufung eingegangener Verbindlichkeiten, bei den ohnehin ſich ſo traurig geſtaltenden Verhältniſſen des deutſchen Buchhandels auf neue Unternehmungen dermalen nicht eingehen zu können.

Nr. 3. Ohne vorher genommener Einſicht in das angebotene Manuſcript ſei ohnmöglich ein Entſchluß zu faſſen. Es ſeien in dieſer Form eine Menge Werke über Aegypten vorhanden, man wolle nur eines der Anziehendſten nennen: „Aus Mehemed Ali's Reich,“ von dem gewandten und berühmten Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, wie deſſen „Rückkehr,“ daher man aufrichtig bedauere ꝛc.

Nr. 4 von einem noch jungen Buchhändler, welcher einen drei Seiten langen Brief geſchrieben hatte; auch er hielt den einſeitigen Geſichtspunkt feſt, es ſei ihm ein Reiſehandbuch über Aegypten angeboten worden, und fühlte den Drang, mich über die Literatur der über Aegypten vorhandenen neueren Werke zu belehren. Er fuhr gleich alles ſchwere Geſchütz auf, die gewichtigen Namen Denon, Belzoni, Champollion, Minutoli u. ſ. w.; ſprach über das zu erwartende neue Prachtwerk der Expedition der Königlich Preußiſchen Regierung unter Herrn Lepſius, ſprang von Frankreich und Deutſchland nach England über, kannte wirklich Wathers Arts and Antiquities of Egypt, Bononis Notes, Wilkinsons Egypt and Thebes, wie deſſen Manners and Coustoms of the ancient Egyptians und auch Michael Russels Views of ancient and modern Egypt — nicht aber das damals allerneueſte prächtige Bilderwerk: Roberts Sketches in Egypt and Nubia with historical descriptions by William Brockedon F. R. T. lithographed by Louis Haghe — das mehr und beſſer als jedes andere den Geiſt der Bauten, Denkmäler, Koloſſe und Rieſentrümmer in den gelungenſten Bildern abſpiegelt, und das ich gerade auf meinem Tiſche liegen hatte, als der Brief voll ſtrotzender ägyptiſcher Literaturkenntniß des jungen Buchhändlers anlangte. Dieſes kannte der neue Literatur-Salomo noch nicht. Sein belehrender Brief ſchloß mit den Worten: Sie ſehen, verehrter Herr, aus dieſer offenen Mittheilung, daß uns nicht zuſagen kann, ein Werk über Aegypten zu drucken, für welches ſich bei ſo vielen bereits vorhandenen höchſt gediegenen Werken über dieſes viel berühmte und viel beſchriebene Land ein entſprechender Abſatz durchaus nicht hoffen läßt. Wir haben die Ehre u. ſ. w.

Nr. 5 enthielt folgende Stelle: Um ein Werk wie das uns von Ihnen gütigſt angebotene in Verlag zu nehmen, bedarf es vor Allem des Koſtenanſchlags, vorausgeſetzt, daß wir uns nach Einſendung des druckfertigen Manuſcripts überzeugt halten können, nur einigermaßen uns der oft täuſchenden Hoffnung hingeben zu dürfen, wieder zu unſeren Koſten zu gelangen. Wir fügen Ihnen den Koſtenanſchlag einer Auflage von Siebenhundertfunfzig über Papier, Satz, Druck, Cenſur, Correktur, Umſchlag, deſſen Papier, Satz und Druck, über Broſchur, Anzeigen u. ſ. w. bei, wenn wir nun noch ein Honorar von 6 höchſtens 7 Gulden für den Bogen bewilligen, ſo macht ſich ſonach ein Abſatz von 500 Exemplaren nöthig, um uns unſre Baarauslagen zu erſtatten. Da nun aber ein ſolcher Abſatz in der Gegenwart bei dem ſo ſehr gelähmten Buchhandel gar nicht denkbar iſt, ſo thut es uns in der That aufrichtig leid, auf Dero ſchätzbaren Antrag nicht eingehen zu können, und wollen Euer Wohlgeboren von Einſendung des fraglichen Manuſcriptes an unſere Firma geneigteſt Umgang nehmen, die wir verehrungsvoll u. ſ. w.

Nr. 6. Auch von einem jungen Buchhändler. „Ihrem Scharfblick, geehrter Herr, kann nicht entgangen ſein, daß wir am Vorabend großer Ereigniſſe ſtehen und daß ſich Umwälzungen vorbereiten, welche die civiliſirte Welt des altermorſchen Europa aus allen Fugen heben, und alle Blicke, ja den Strom ganzer Völker hinüber nach Weſten lenken werden, wo jetzt die im Oſten untergehende Sonne aufgeht. Dieſe unaufhaltſame Völkerſtrömung und Weltbewegung reißt allgewaltig auch die Literatur in ihre rollenden und fluthenden Wirbel, auch hier wird die furchtbare Hand des Zeitgottes eine tabula rasa machen, und vor Allem wird ſie, die Zeit, mit dem Hauch der Vernichtung allen jenen müſſigen, giftigen, wollüſtigen, zeitverderbenden

Schwall von Romanen, Novellen und ſogenannt ſchöngeiſtigen Schriften fortſchwemmen, welche die Völker in Schlaf und Träume lullten, und über welche die erwachende Mündigkeit dieſer Völker ein furchtbares, gnadenloſes Strafgericht wird ergehen laſſen. Alle dieſe Höflings-, Feiglings- und Schmeichlings-Machwerke werden weggeblaſen werden, und eine Milchſtraße von Milliarden zitternder Stäubchen bilden, denen nie der Strahl wiederkehrt, in welchem einen kurzen Augenblick zu ſchimmern, ihnen vergönnt war.

Auch Sie gelehrter Herr, ſollten nicht die wehklagend rufende Stimme des Vaterlandes überhören, ſondern Ihre Feder dem Aufſchwung weihen, den der Genius dieſes Vaterlandes nimmt! Hinweg mit allen Schattengebilden und deren Fortſetzungen, hinweg mit aller weichlichen Novellenſchreiberei! Jede Feder werde zum Schwert, jedes Papier zur Patrone, auf daß die Freiheit erkämpft werde! Das iſt die Loſung der Neuzeit. Singen Sie uns Marſeillaiſen, Herr, und deutſche Ça ira's, die will ich verlegen. Im Uebrigen habe ich die Ehre u. ſ. w.“

„Armer Mendel!“ rief ich aus, als ich nicht ohne Wehmuth und mit einem trüben Lächeln dieſe abſchläglichen Antworten zuſammenfaßte. „Armer Mendel, und du ſitzeſt nun daheim, brichſt dir jeden Morgen eine Stunde Schlafes ab deine Arbeit zu vollenden, im Herzen die ſtille, beſeligende Hoffnung, endlich einmal die glühenden Wünſche deiner Jugendtage erfüllt zu ſehen, und wenn ſie nun — dieſe Hoffnung, wie ich leider fürchten muß — dennoch fehl ſchlägt, ſo war ich es, der ſie weckte, nährte, der dem Guten, Braven die bittere Täuſchung zuzog. O wäre ich doch zurückhaltender mit meinem Beifall geweſen!“

Es vergingen wiederum vierzehn Tage, da langte ein ziemlich dicker Brief durch Buchhändlergelegenheit an, welcher von einem der drei Verleger war, die nicht geantwortet hatten.

Dieſer ſchrieb unter Anderm in derſelben Angelegenheit: „Obſchon Sie, Verehrteſter, mir in Ihrem Werthen vom .... gütigſt andeuteten, daß das fragliche mir zum Verlag von Ihnen angetragene Manuſcript eines Ihrer Freunde nicht eine Art Fortſetzung der Schlemihl-Geſchichte A. v. Chamiſſo's bilden, ſondern dieſelbe nur ergänzen ſolle, ſo kann ich doch den Maaßſtab des Unterſchiedes nicht herausfinden, den Sie an den Begriff zwiſchen Fortſetzung und Ergänzung anlegen. Sie werden mir beipflichten, daß es überall etwas ſehr Mißliches um das eine wie das andere bei geiſtigen Schöpfungen, die in der Leſewelt einiges Glück machten, iſt, und ich brauche Sie an Werther, Wanderjahre, Geiſterſeher, Demetrius u. A. nicht zu erinnern. Bleiben wir bei dem Buche von Peter Schlemihl ſtehen, ſo war es, wenn ich nicht irre, zuerſt T. A. Hoffmann, der nachtretend ſein verlornes Spiegelbild ſchrieb; Andere folgten, und der Gott ſei bei uns errichtete ein Leihhaus; er machte guten Markt mit Namen, Haaren, und was ſonſt der Menſch ſein eigen nannte, und allenfalls nicht täglich bedurfte. Keiner der Nachahmer erreichte Chamiſſo, was ganz natürlich war. Wenn nun Sie oder Ihr Freund ein Buch zu veröffentlichen gedenken, welches den angegebenen Inhalt umfaßt, ſo nehmen Sie doch offenbar einen Faden wieder auf, den Chamiſſo wohl nicht ohne Bedacht fallen ließ, geſchehe dies auch in noch ſo geiſtreicher Weiſe, und das finde ich im Allgemeinen ſehr bedenklich. Ohnſtreitig iſt Ihnen auch Herrn Friedrich Förſters Werk: Peter Schlemihl's Heimkehr bekannt, welches 1843 erſchien. Ich erlaube mir eine ſehr leſenswerthe und zu beherzigende Kritik dieſes Buches, von einem Ihnen wohl bekannten Verfaſſer, aus Nr. 10. der Blätter für literariſche Unterhaltung, 1844, beizulegen. Der Kritiker verkennt nicht das Anziehende und Verdienſtliche jener Arbeit, erklärt ſie aber in ihrem

Verhältniß zum ächten Schlemihl betrachtet, für durchaus verunglückt. Wie es um den Boden der Wirklichkeit ſteht, und wie damit die Poeſie gewahrt iſt in der neuen Arbeit Ihres Freundes, ob ſie erlöſend verfährt, ob ſie Peter Schlemihl noch einmal an das Licht, das er meiden mußte, zieht, und in welcher Weiſe Werke, Manuſcripte, die doch nicht vorhanden ſein können, da das Ganze ein Märchen, erwähnt werden und der Leſewelt Urtheil abgewinnen ſollen, dies kann ich nicht abſehen, davon gar nicht zu reden, daß die jetzige Zeit derartigen Phantaſiegebilden wohl nicht mehr die frühere Gunſt ſchenkt.

Auf den Grund meiner vieljährigen buchhändleriſchen Erfahrung verſpreche ich dem beabſichtigten Werke keinen günſtigen Erfolg, am wenigſten dann, wenn ein neuer Schlemihl zum Vorſchein kommen will; ich bin vielmehr der Anſicht, daß man den alten Schlemihl in ſeiner Höhle müſſe ruhen laſſen, wie auch der Verfaſſer der beiliegenden Kritik meinem Gefühle nach ſehr richtig bezüglich der Förſterſchen Fortſetzung ſich ausſpricht. Sie ſehen geehrter Herr, ſchon aus dem Intereſſe, welches ich dem Werke widme, daß ich mit allem Obigen keineswegs eine unbedingte Ablehnung ausſprechen will; ich theile Ihnen meine Bedenken mit, und

Sie haben die Güte, mir, wenn es vollendet iſt, das Manuſcript zur Einſichtnahme anzuvertrauen. Finde ich meine Bedenken widerlegt, ſo ſollen Sie mich nicht abgeneigt finden, das fragliche Manuſcript zu drucken, und ich werde dem Herrn Verfaſſer einen Ehrenſold gewähren, der ſeine Mühe anſtändig belohnt. Ich habe die Ehre ꝛc.“

„Das iſt doch eine Antwort, die was wiegt!“ rief ich erfreut aus, nachdem ich dieſen Brief mit aller Aufmerkſamkeit geleſen. „Dieſer Ehrenmann weiß doch, was wir wollen und erwartet keinen Guide de Voyageur durch Oberägypten. Das iſt noch einer von den gediegenen Veteranen, welche mit Scharfblick und Urtheil an die Uebernahme neuer Werke gehen!“

„Dort wollte Einer erſt eine künftige Meſſe abwarten und einen Autornamen erborgen, ein Zweiter that brüsk mit ſeinem wiſſenſchaftlichen Verlag, ein Dritter las ein literariſches Kollegium gratis et frustra, ein Vierter berechnete die Koſten weitläuftig und ausführlich, um ſein Nein zu verſilbern, ein Fünfter ritt das politiſche wilde Roß, das bald darauf mit ſo manchem Reiter völlig durchging. Wozu das Alles?“ —

„Daß er, der Einſichtvolle, ſich keinen Begriff über die Gewinnung der Manuſcripte machen kann, iſt ſehr verzeihlich, da ihm der Zuſammenhang unbekannt; freilich — hat denn Mendel dieſe Manuſcripte?“ — Mir wurde bei dieſer Frage, die ich an mich that, förmlich bange und es überlief mich heiß, wie beim Gedanken an eine große fällige Zahlung, wenn in der Kaſſe die größte Ebbe iſt. Wußte ich denn, ob jene Höhle, die Mendel mit Belleville fand, wirklich die richtige war? Mußte jenes Hundeſkelett gerade das von Schlemihl's Pudel ſein? War es überhaupt ein Hundeſkelett? Giebt es nicht in Aegypten der wilden Hunde in Menge, und Schakale und Füchſe im Ueberfluß? Ja — wenn ein Halsband mit gewiſſen Buchſtaben dabei gelegen hätte!

Warum hatte Mendel abgebrochen? Warum ſprach er ſich in ſeinem Briefe ſo dunkel und unklar aus über das Gefundene, das, wie es ſchien, ihn dennoch arm gelaſſen?

Aber wenn — doch dieß war kaum zu denken — das Ganze nur ein Mendelſches Phantaſieſtück war? Wenn die ganze Geſchichte mit dem alten Profeſſor, mit dem Briefe, mit der Reiſe nach Aegypten von Mendel, der ſich in die Schlemihl-Geſchichte verliebt und innig in ſie eingelebt hatte, erſonnen ward?

Dieſe Gedanken beunruhigten mich außerordentlich. Ich dachte über Vieles näher nach, und ſtieß auf eine Unwahrſcheinlichkeit nach der andern. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen: das Ganze war eine Myſtifikation. Man läßt keine Briefe aus dem Orient im Hutfutteral ſtecken — kein Konſul ſchenkt oder leiht dem Erſten Beſten, der nach Aegypten reiſen will, dreihundert Thaler — man gelangt nicht ſo mir nichts dir nach Aegypten, man findet dort keine jüdiſchen Kaufleute, die einen auf ihre Koſten mit nach Nubien reiſen laſſen. — Mendel! Mendel! Wie flüchtig geht er durch alle die antiken Wunderwerke hin, wie wenig gründlich beleuchtet er ſie! Der Memnonkoloß tönt nicht — er hat am Ende nie getönt, wenn er nicht eine Aeolsharfe im Kopfe hatte. — Er wird auch keinen ſo ewiglangen Schatten werfen, und wozu überhaupt da noch den Kopf zerbrechen? — Mendel iſt ſicher nie weiter aus Leipzig gekommen, als bis in die Muldethäler, nach Dresden und in den Plauenſchen Grund oder in die ſächſiſche Schweiz.

Ich fing an böſe auf Mendel zu werden, und ärgerlich über mich — ich nahm mir vor, mir keine weitere Blöße zu geben — und dachte auch: du kannſt lange warten, bis Mendel wieder ſchreibt, er wird ſich mit ſeiner loſen Frau, die ihm — ja wahrhaftig, dieſe lockere Perſon hat ihm am Ende das Poſſenſpiel mit mir eingeblaſen — er wird mit ihr ins Fäuſtchen lachen. Schrieb er nicht ironiſch genug: „Ich verſtehe die Drehekunſt?“ — Ja — die Naſendrehekunſt, das mußte wahr ſein! —

Es kam der Februar 1848 mit ſeiner Erregung, dieſes politiſche Schlackerwetter, das ſo vielen Schmutz der Geſinnung erzeugte, ſo viele Treuloſigkeit zu Tage brachte, ſo vieles Sauſen und Brauſen, Getümmel und Getrümmel laut werden ließ. Da dachte man nicht an Manuſcripte.

Und gerade als das anſteckende Märzfieber in Deutſchland ſo recht allgemein graſſirte und das Vaterland zu verwüſten drohte, ſiehe — da kam der Briefträger, eine auch ſeltner gewordene Erſcheinung, ein Manuſcriptpaket von Leipzig bringend, und ich erkannte Mendels Hand und Siegel.

Sollte es dennoch möglich ſein?

Es war die verſprochene Fortſetzung, angelegt war noch ein längliches Röllchen, acht Zoll lang, und ſchwer. Erſt glaubte ich, daſſelbe ſei nur zur größern Sicherung der Handſchrift beigepackt — doch klapperte etwas darin, wie ein kleiner Körper — und ich öffnete das Röllchen; nach der Papierhülle folgte eine zweite von Watte.

Folgendes war es, was mir in die Hände fiel:

Ein kleiner Käferſtein (Scarabäus) von Chalzedon, unten ſetzt eine geflügelte Sphinx ihren linken Vorderfuß auf ein Menſchenhaupt, ſehr ſchön vertieft eingeſchnitten, zum Siegeln.

Ein Symbol des Oſirisſarges, von gebrannter grünlicher Maſſe.

Ein Typhonbildchen, desgleichen, ſpangrün.

Ein Kabir, vielleicht Aeskulap, ebenſo.

Ein Anubisbildchen von ausgezeichneter Feinheit der Arbeit, dunkelgrünlicher gebrannter Thon.

Ein Horus, drei Zoll hoch, Bronce.

Aecht-ägyptiſche Antiken!

Mit Haſt griff ich nach dem beigelegten Briefe. Mendel ſchrieb in ſeiner treuherzigen Weiſe:

Mein Herzensfreund!

Hier haſt Du die verſprochene Fortſetzung — ich konnte ſie leider ſchneller beendigen, als mir lieb iſt. O Gott, welch eine Zeit iſt über Deutſchland gekommen, und wie hart trifft ſie mich! Die Druckergeſellen kündigen die Arbeit, wollen von ihren Brodherren höhern Arbeitslohn erzwingen — die Druckherren ſchließen ihre Officinen — alles Begonnene wird eingeſtellt! Wovon ſoll ein armer Correktor leben, wenn er nichts mehr zu corrigiren bekommt!

Mein Kopf iſt wüſt, und das Herz iſt ſorgenſchwer. Im verfloſſenen Jahre die Noth der

Theuerung, und nun — die politiſche Unruhe, Stockung der Geſchäfte, Mangel und Elend wohin ich blicke.

Und dabei den Wehrmann machen, exerzieren, aufmarſchiren, patrouilliren, auf Poſten ſtehen, nicht für die Freiheit, nicht für das Vaterland, für keinen ernſten, ſittlichhohen und erhabenen Zweck, ſondern dem Rumorteufel zu Liebe, der wie ein toller Adventſpuk über das Vaterland zeternd dahinbrauſt, wie ein alles um und um drehender Wirbelwind voll Staub und Wüſtenſand, dergleichen ich in Aegypten genug geſehen. Doch wohin gerathe ich — was frommen Dir dieſe Mittheilungen. O Gott! Wenn ich nur jetzt, in meiner dringenden Noth, das Manuſcript verwerthen könnte — ich bitte Dich, biete alles auf!

Es kam mir ein Gedanke; Du könnteſt am Ende Zweifel hegen an der Wahrheit meiner Erzählung, es ſchien ſo etwas in Deinem letzten Briefe zwiſchen den Zeilen hindurchzuſchimmern. Ich lege Dir einige Kleinigkeiten bei, die ich aus Aegypten mitgebracht, ich habe von ſolch kleinem Zeug noch immer einen geringen Vorrath. Das Gute und Beſte hat freilich Belleville; der ſich ſo hoch verdient um mich gemacht, erhalten, und denke Dir, als ich wieder zurück kam und meinem guten Conſul das dargeliehene Geld (das ich aus dem Verkauf ägyptiſcher Alterthümer in Frankreich gelöſt) dankend zurückgeben wollte, nahm er es nicht, und ich durfte es als Nothpfennig aufbewahren, den wir aber ſchon im vorigen Jahre angreifen mußten und jetzt vollends aufbrauchen. Jenem braven Manne aber gab ich alles, was ich noch an eigentlich werthvollen Idolen in guten Steinen beſaß, aus reiner Dankbarkeit.

Nun denke Dir mein Mißgeſchick, auch dieſer edle kernhafte Mann hat Leipzig verlaſſen; er ſchied in Unmuth, und äußerte noch beim Scheiden: „Schillers Wort bleibt ewig wahr:

Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten,
Da kann nichts Herrliches gedeihn.

„Dieſen Souverainen, die jetzt auftauchen, kann ich nicht dienen, will ich nicht dienen. Der wilde Lärm, der durch Deutſchland toſ't, droht die Blüthe ſeines Handels zu knicken; Anarchie und Pöbelherrſchaft haben noch niemals Conſulate auf Handelsplätzen bedurft und errichtet. Leben Sie recht wohl!“ —

Auch um dieſes ſichre Brod bin ich gebracht. — Genug — hier haſt Du, theurer Freund, mein Manuſcript, meinen Schatz, meine Hoffnung; ich würde es einen Vorläufer nennen, wäre dieſe Bezeichnung nicht verbraucht, und hätte ich eine

Sicherheit, etwas von meinem Reichthum n folgen laſſen zu können.

Gott mit Dir und mir in dieſer trüben, heilvollen Zeit!

Dein armer Mendel.

„Alſo doch in Aegypten geweſen, das Abente doch beſtanden!“ rief ich aus, und entließ m Zweifel beſchämt, indem ich die ſtummen und ſo beredten Zeugen des Alterthumes aufs Neue trachtete, die Mendel gleichſam als ſeine Fürſpre mir geſendet.

Jetzt bereitete ich mich zum Durchleſen des M delſchen Manuſcripts vor wie zu einem Feſtgen Ich erledigte zunächſt einige dringende Arbei räumte in meiner Arbeitsſtube auf, ſchaffte alle tungen, die umher lagen und mich in keiner W ergötzten, aus dem Hauſe, und begann zu leſen. daß doch der geliebte Leſer mit dem geringſten T des Antheils, mit welchem ich den Mittheilun Mendels folgte, dieſes Buch läſe, ſo würde z nicht deſſen Glück gemacht, (dies machte ein herer) allein doch mir ſelbſt eine freundliche nugthuung zu Theil.

Ende des erſten Bändchens.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünſtr. 18.

ach=

un=

uer
ine
och
be=
her

en=
uß.
en,
ei=
eiſe
O
heil
gen
war
hö=
Ge=

Die

Manuſcripte

Peter Schlemihl's.

E.F. THIENEMANN.

Kosmologiſch-literariſche Novelle

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

'24 Fo 154

Berlin, 1851.
Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Als Belleville mit mir und dem Diener durch den gemauerten Pylon der innern Grabespforte eingetreten war, nahmen wir zunächſt wahr, daß in dieſer Grotte nicht, wie in den übrigen, eine erſtickende Hitze und ein dumpfer Moder- und Mumiengeruch herrſchte, ſondern daß eine angenehme, wohlthuende Kühle ſie erfüllte, wahrſcheinlich herrührend von irgend einer Oeffnung nach oben, die den Durchzug der Luft verſtattete. Dieß that uns außerordentlich wohl, denn ſchon hatte es draußen begonnen heiß zu werden, und die Arbeit des Abräumens hatte uns erhitzt.

Nach etwa zwölf Schritten erweiterte ſich der Höhlengang, und wir traten in ein vierecktes Gemach.

Ein außerordentlicher Anblick feſſelte unſern Schritt gleichzeitig, ſo wie das Fackellicht das enthüllte, was wir erſchauten.

Noch erfaßt mich ein ganz eigenthümliches Grauſen und Erbangen, indem ich niederſchreibe, was unſere Augen hier entdeckten.

An einem ſchönverzierten Sarkophag aus Nero antico ſaß die Geſtalt eines Greiſes in orientaliſcher Tracht.

Dieſe Geſtalt ſaß auf einem antiken Königsſtuhl von Elfenbein.

Dieſe Geſtalt von höchſt ehrwürdigem Ausſehen, ſaß ruhig, unbeweglich und ſchien zu ſchlummern.

Die Wände des Gemaches waren mit Hieroglyphen bedeckt, deren Farben noch herrlich erhalten waren. Am Boden lagen ganze Schichten und Stöße Papier. Auf dem Sargdeckel lag eine Feder aus dem Flügel des Ibis, welche der Hand des Greiſes beim Einnicken entfallen ſchien.

Die Züge des Schlummernden waren ſanft und mild, er ſchien mit einem Lächeln entſchlummert. Ein kleines antikes Salbengefäß ſchien Dinte enthalten zu haben, es war jetzt im Innern ganz trocken. Doch dieß entdeckten wir erſt ſpäter. Immer noch ſtarrten wir nach dem Greiſe hin — glaubten, er werde erwachen, müſſe ſich regen.

Wir hatten den verſchollenen, fabelhaften Peter Schlemihl, oder beſſer, den tiefgelehrten P. S. Ch. L. Aemilius vor uns, der, ohne ſeine wunderſamen Schickſale, jedenfalls als einer der erſten Sterne am Himmel deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit anerkannt worden wäre.

Da ſtand ich nun, und ſtaunte — und bebte.

Wir ſchritten zagend näher.

Belleville trat unverſehens an einen Gegenſtand am Boden, der einen klirrenden Ton hören ließ, ſtrauchelte über denſelben und ſtieß dabei, doch gar nicht heftig, an die Geſtalt des Greiſes.

Da war es, als ſinke dieſe Geſtalt vor unſern Augen in den Boden hinab — aber ſie ſank nur in ſich zuſammen, auf den Seſſel, — ein Häufchen Aſche und ein Knochengerüſt, das die Hüllen der Kleider überdeckten.

Wir waren alle Drei erſchrocken, und ſtarrten ſtumm das Eigenthümliche an, das vor unſern Augen ſich begab.

„Er iſt todt!“ ſprach endlich Belleville, zuerſt unſer Schweigen brechend.

„Todt!“ wiederholte ich trauervoll.

Die letzte Stunde ſchien dieſen Greis noch beim Schreiben überraſcht zu haben, die Feder lag auf einem beſchriebenen Papierbogen.

Wir nahmen dieſen Bogen vom Sarkophage, und jetzt erſt entdeckten wir, daß er, ſo wie alle übrigen Papiere und alles Geräthe, beſchmutzt war durch die unterirdiſch lebenden Hautflügler, die häßlichen Fledermäuſe, die uns wild umſchwärmten und in die Flammen unſerer Fackeln flogen — und daß ein ziemlich dichter Staubſchleier auf allem lag.

Der klirrende Gegenſtand, an welchen Belleville geſtoßen, war eine alte Botaniſirkapſel, in welcher ſich noch einige vertrocknete Pflanzen befanden.

Auf dem Papierbogen ſtanden mit kräftigen Zügen blos die zwei Worte:

Explicit feliciter.

Dieſe Worte ſagten mir viel — ſie ſagten mir alles. Dieſe Worte verkündigten mir in höchſt beruhigender Weiſe, daß das Werk der Erlöſung vor ſich gegangen. Sie bildeten den ſchönen Gegenſatz zu jenem ſimpeln Explicit, mit welchem Chamiſſo's Geſchichte ſchließt. Frohen Herzens noch in irdiſcher Hülle jetzt ſagen und niederſchreiben zu dürfen: explicit feliciter — war dem Anachoreten vergönnt worden.

Auf welche Weiſe dieß vor ſich gegangen, blieb uns verhüllt, doch wagte ich, ſie zu ahnen.

Bei unſeren nun beginnenden genauen Durchforſchungen der Grabesgrotte fanden ſich nämlich jene Stiefeln nicht mehr vor, deren Beſitz ich mir im Stillen freilich ſehnlichſt gewünſcht, und welche dem Greiſe ſo weſentliche Dienſte geleiſtet.

Wahrſcheinlich hatte jener heimtückiſche Feind, bei dem ſtürmiſchen Drängen der Menſchen nach Fortſchritt oft und viel um jene Stiefeln angegangen, klüglich erwogen, daß ihm — da der Einſiedler den Schatten nicht mehr brauche, letzterer auch nichts weiter nütze, daß aber mit den Stiefeln ſich auf die Dauer gute Geſchäfte machen ließen, und ſich gegen Rückgabe dieſes Theiles der Wundergarderobe bequemt, den Schatten ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zuzuſtellen.

Den Menſchen macht aber gar oft ein Schatten reich und froh, mindeſtens glaubt er meiſt, ein Schatten vermöge Solches, und darum jagt er oft einem Schatten nach.

Und daher das freudige: feliciter! als der Alte durch den Wiederbeſitz ſeines Schattens ſeine Entſühnung gefunden.

Und da ſtieg er ſelbſt mit getröſteter Seele hinab in das ewige Schattenreich.

Explicit feliciter! —

Wir orientirten uns nun weiter in der Felſen-Katakombe; aus dem Zimmer, darin wir den Vollendeten gefunden, führte wieder ein ſchmaler gerader Gang, den wir völlig rein fanden, noch einmal zwölf Schritte weiter in das Bergesinnere. Dort hemmte eine Mauer von gebrannten Ziegelſteinen den Weiterſchritt, oder hatte ihn gehemmt, denn ſie war ſeitwärts ſo weit durchbrochen, daß ein Mann durch die Oeffnung ſchlüpfen konnte. Die vermauerte Pforte war nicht ohne architectoniſche Zier, obſchon einfach.

Ich drang zuerſt hinein, und leuchtete mit meiner Fackel in den weiten nachtſchwarzen Raum.

Ich ſtand inmitten meines Schatzes, meines Erbtheils. —

Es war ein länglicher viereckter Saal; in der Mitte ſtanden drei Steinſarkophage, an den Wänden lagen Bücher aufgehäuft; Belleville und der Diener kamen mir nach, auf Belleville's Angeſicht ſtrahlte die Freude eines glücklichen Finders.

„O mein Herr, o mein Herr!“ rief er mehrmals aus.

„Wie glücklich ſind Sie! Welch ein gutes Unternehmen!“

Wir hoben die Deckel von den ſchönen Steinſarkophagen, deren einer aus Alabaſter, einer aus rothem Granit, und einer aus Verde antico gemeiſelt war, jeder von vollendet ſchöner Arbeit — und wollten die darin liegenden Mumien betrachten.

Allein dieſe Sarkophage enthielten keine Mumien.

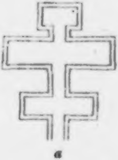
Dieſe Sarkophage enthielten — die Manuſcripte Peter Schlemihl's. —

Mein Herz klopfte laut in mir, ich weinte Thränen der Freude. Das alles war mein, mein!

Ich hatte es aufgefunden, es entdeckt, ich mit Belleville's Hülfe!

Es war ein reicher Schatz.

Wir forſchten weiter; aus dem Saale, welcher etwa 36 Schritte lang und 12 breit war, deſſen Wände und Decke noch ſchönere und reichere Bemalung enthielten, führte wieder ein kürzer Gang in eine letzte, ſchmale Excavation. Der Grundriß der ganzen Katakombe war demnach dieſer, bei *a* der Eingang.



Hier fanden wir drei bemalte Sykomore-Särge, in denen ſich völlig unverſehrte Mumien befanden, und außerdem noch eine ziemliche Anzahl Menſchen- und Thiermumien ohne Särge, Geräthſchaften, mit Mumienharz überzogene Idole — kurz eine Fülle höchſt anziehender und wichtiger Fundſtücke.

Ueber der flüchtigen Beſichtigung unſeres unterirdiſchen Schatzes brannten indeſſen unſre Fackeln zu Ende und wir ſahen uns genöthigt, den Rückweg anzutreten.

Mir ſchwindelte, als ich wieder heraus an das Licht des Tages trat, ich glaubte zu träumen.

Wir genoſſen vor der Grotte ein Frühſtück.

Aber nun drängte ſich eine inhaltſchwere Frage auf; der Schatz war gefunden — wie denſelben heben?

Wie dieſe Fülle von Mumien und Manuſcripten, und die herrlichen Sarkophage uns aneignen, ſie wegführen?

Belleville ſprach zu mir: „Mein Herr! Unſer Fund, den wir gemacht, iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß wir alles aufbieten müſſen, uns denſelben zu ſichern. Herr Kanaris darf vorerſt nicht erfahren, daß wir glücklich geweſen. Verſtändigen wir uns zunächſt über den gemeinſamen Beſitz alles deſſen, was wir gefunden haben, damit darüber keine Meinungsverſchiedenheit obwalte, denn unſer gemeinſchaftliches Intereſſe gebietet uns, einträchtig zu handeln."

„„O mein Herr,"" erwiederte ich: „„Ihnen allein, Ihrer Beihülfe, Ihrer einſichtvollen Leitung danke ich ja zumeiſt das Glück der Auffindung — wählen Sie — meine Dankbarkeit ſoll unbegrenzt"" —

„Nichts von Dankbarkeit, mein Herr!“ unterbrach mich Belleville. „Unſre Sache iſt Geſchäft, mein Herr!“

„Ich war Ihnen gefällig auf der Reiſe, Sie waren es mir. Sie werden mir auch noch ferner gütige Dienſte leiſten. Darin ſind wir quitt. Allein ohne Sie kam ich nie auf den Gedanken, auf dieſer faſt höchſten Höhe der lybiſchen Bergkette eine Katakombe zu ſuchen, denn die inhaltreichen und ſchön ausgeſchmückten liegen meiſt in der Tiefe.“

„Wir haben gemacht die Entdeckung gemeinſam, es wird billig ſein, daß wir auch ziehen den Gewinn gemeinſam, und tragen gemeinſam die unvermeidlichen und nicht geringen Koſten, welche die Herausſchaffung der Gegenſtände und deren Transport verurſachen wird.“

„Ich werde reden mit dem Scheik von Gurna, werde ihm kaufen ab die Erlaubniß, eine Grotte zu ſuchen und zu öffnen, wie Herr Belzoni auch gethan, welcher deren ſechs geöffnet, und große Schätze daraus fortgeführt hat.“

„Dann werden wir mit Herrn Kanaris die Verbindung abbrechen und ein anderes Quartier in Gurna ſelbſt beziehen. Wir werden Leute und Transportmittel gewinnen, und alles hinunterſchaffen.“

Der Gedanke an die Koſten, welche dieß alles verurſachen würde, und an die Gefahr, welche die unſchätzbaren Manuſcripte dadurch liefen, machte mir bange, und doch konnte ein einſichtvollerer Rath nicht gegeben werden, wie Belleville ihn gab.

„„Wie hoch ſchlagen Sie den Geſammtbetrag der Koſten an?““ fragte ich zögernd und ängſtlich.

„Drei-, vier-, fünftauſend Francs, mit Inbegriff des Transports der Sachen bis nach Marſeille,“ erwiederte Belleville ſehr ruhig und mit heiterm Blick.

Die Höhe dieſer Summe erſchreckte mich auf das Aeußerſte.

„„Ich bin ohne Geld!““ ſprach ich kleinlaut.

„Was ſchadet das, mein Herr? Unſer Fund macht alles bezahlt. Wir tariren als Freunde, ich beſtreite einſtweilen die Koſten, und in Marſeille berechnen wir uns. Sie behalten die Manuſcripte und nehmen noch eine gute Summe baaren Geldes in ihre Heimath zurück. Ich behalte die Antiken. Wie hoch ſchlagen Sie die Manuſcripte an?“ —

Dies war eine Frage, auf die ich unmöglich eine Antwort zu geben vermochte. Ich hatte ja die Manuſcripte noch gar nicht recht betrachten können, es waren ihrer viele, drei Sarkophage voll und mehr. Ich zog den Brief hervor, den ich bei mir trug, und überblickte die Andeutungen — und murmelte leſend: „Antologie — Kosmologie — Geogonie — Hypſometrie — Mineralogie. — Flora universalis — Fauna — Ethnographie — Cosmogonien — Chronologie — Fülle dieſer Werke" — und brachte nur das eine Wort hervor: „Unſchätzbar!"

Belleville lächelte, und ſprach: „Sie ſind ein ächter deutſcher Gelehrter — ich bin ein franzöſiſcher Kaufmann. Unſchätzbar ſind nur ideale Güter des Lebens — kein materielles Gut, wäre es auch die koſtbarſte Handſchrift, iſt unſchätzbar. Wenn Sie die Manuſcripte zu hoch anſchlagen, ſo ſchaden Sie ſich. Wir müſſen nothwendig ein billiges Uebereinkommen treffen. Ich rechne für jeden Sarkophag, vorausgeſetzt, daß er ohne durch den Transport zu leiden, wohlbehalten nach Marſeille gelangt, netto eintauſend Francs, vier Sarkophage fanden wir, ſind viertauſend Francs; die unverſehrten Mumien in den Sikomorusſärgen rechne ich jede zu fünfhundert Francs, ſind wieder zweitauſend Francs; ich ſetze, wie ſich von ſelbſt verſteht, alles ſehr niedrig an, weil der Transport noch dazu kommt, ebenſo meine Reiſekoſten und die Kapitalzinſen, und ich doch auch an den Gegenſtänden namhaft gewinnen muß. Die geringen

Mumien berechne ich mit ein- bis dreihundert Francs, Thiermumien fünfzig, die großen Idole zwanzig bis vierzig — bronzene Fundſtücke noch höher. Den Seſſel bringe ich, da er ein Stück von größter Seltenheit, mit fünfhundert Francs in Anſchlag.“

„„Und wie würden Sie, wenn Sie der Alleinige Finder waren, die Manuſcripte in Anſchlag gebracht haben?““ fragte ich Belleville geſpannt, denn jetzt mußte ſich's zeigen, ob er ein ehrliche Mann war, ob er es aufrichtig mit mir meine ob nicht häßliche Gewinnſucht ihn verlocke mich z drücken — mir Schaden zuzufügen.

Belleville war ein grundredlicher Mann.

Belleville wiegte nachdenkend, mit ſeinem gewohnten feinen Lächeln, ſein Haupt hin und he und erwiederte dann: „Deutſche Manuſcripte, mei Herr — oh, die Deutſchen ſind ſehr gelehrt, allei ich hätte, wenn ich der Finder allein geweſen wär dieſe Maſſe altes Papier doch nur zu Emballag verbraucht — ſtatt Strohes, nun aber legen Si mein Herr, darauf einen höhern Werth, und i muß Sie bitten das zu taxiren, was Sie verſtehen und ſchätzen, ich habe taxirt, was ich verſteh und zu verwerthen weiß. Ich bitte nur, thun S ſich nicht weh. Ja — wenn es antike Manuſcripte wären!" —

Ich dachte, der Schlag ſollte mich rühren. Das, woran ich mein Leben geſetzt, das Glück meiner Zukunft — das, was ich zu finden gehofft mit glühender Seele, was ich endlich gefunden, geführt und geleitet von der Hand des Allmächtigen und eines redlichen uneigennützigen Freundes, den der Herr mir erweckt im fremden Lande — Peter Schlemihl's unſterbliche Werke: — Emballage!

Zürnend ob dieſes Wortes, in dem ſich eine Beleidigung meines ganzen geliebten Vaterlandes ausdrückte, flammte mein Blick auf Belleville — und doch — welch ein edler Menſch war dieſer franzöſiſche Jude! Ein Deutſcher, ein **biedrer** Deutſcher hätte wahrſcheinlich geſagt: ich ſchlage die Manuſcripte zweitauſend Francs an, oder drei- oder viertauſend — ich mußte ja alles zufrieden ſein, ich war ja hülflos und wehrlos.

Und wenn nun Belleville recht wohl den Werth der Manuſcripte, faſt ſo ſehr als ich ſelbſt, würdigte, und aus zarter Rückſicht den Gewinn an ihnen mir ungeſchmälert gönnen wollte, ſich begnügend mit jenem Gewinn, den die gefundenen Alterthümer ihm abwarfen? Das war ächte Ehrenhaftigkeit.

Aber, ſollte ich mich von ſo viel Großmuth beſchämen laſſen, da ich des Werthes meines Schatzes gewiß war? Sollte ich mich, nachdem ich reich geworden, beſchenken laſſen?

„Sie belieben gütig zu ſcherzen, mein Herr," nahm ich zu Belleville das Wort. „Ich taxire die Manuſcripte tauſend — ja funfzehnhundert Francs!"

„„Bleiben Sie bei tauſend, es iſt das ſchon enorm hoch und Sie beſchämen mich,"" verſetzte Belleville — „nach dieſem Maaßſtab muß ich das, was ich behalte — höher taxiren."

„Nein, das ſollen Sie nicht, Herr Belleville!" rief ich, „allein da Sie ſo gütig und aufrichtig gegen mich geſinnt ſind, ſo will ich noch eine Bitte, eine Bedingung ausſprechen, dann, wenn Sie dieſe mir erfüllen, gebe ich die ganze Anordnung unſers Geſchäfts, wie Sie es zu nennen belieben, in Ihre Hände, denn Sie haben mir ſo eben den Beweis geliefert, daß ich Ihrer Redlichkeit unbedingt vertrauen darf. Der eine von den Sarkophagen nehme die Aſche des Troglodyten auf, den wir fanden, dem allein wir unſern Schatz verdanken, und bleibe in der hinterſten Felſenkammer, nachdem wir dieſe ausgeräumt, verſchloſſen, vermauert."

„„Ein werthvolles Stück, das Sie zurücklaſſen wollen"" — bemerkte Belleville mit der Ueberlegung des Antikenhändlers.

„Es komme der Werth auf meinen Antheil!" rief ich.

„„Nein, nur die Hälfte — wir ſchlagen dann, nach Ihrer Taxe, die Manuſcripte fünfhundert Franks höher an!""

„Topp!" rief ich freudig, wir ſchlugen ein, und beſiegelten mit einer neu entkorkten Flaſche unſern wichtigen Handelsvertrag.

Hierauf verſchloſſen wir, mit Hülfe des Dieners, die Oeffnung der Grotte ganz mit Steinen, vertilgten die Spuren unſers Dageweſenſeins, und traten den Rückweg an, genau uns die Lage der Grotte einprägend.

Als der Schatten der lybiſchen Bergwände das Memnonium erreichte, ſtiegen wir von ihr nieder in die Ebene der Diospolis; purpurn flammten die Rückſeiten der Memnonkoloſſe, als wir das Thal erreichten, und die Pylonen und Säulenreihen von Luxor und Karnak ſpiegelten ſich im goldgrünen Strome.

Wir wandten uns ſeitwärts nach Koum el Bayrat, um zum letztenmale unter dem Dache des gewinnſüchtigen Griechen zu ruhen. Wir packten vor ſeinen Augen unſre Naturalien aus, viele Fledermäuſe und Spinnen, viele Heuſchrecken und Käfer, einige Eidechſen, einige Büſchel Pflanzen — und Kanaris war erfreut, daß wir ihm Gefäße und Spiritus abkauften, dieſe naturhiſtoriſchen Fundſtücke aufzubewahren. Im Herzen lachte der Grieche über unſre Thorheit, Dinge zu ſammeln, die man überall am Wege finden konnte.

Am andern Morgen entſtand eine neue wichtige Zweifelfrage: Sollten wir verweilend jetzt den Schatz aus der Grotte ſchaffen, oder erſt die Reiſe ſtromaufwärts vollenden, und bei der Rückkehr uns in den Beſitz des Gefundenen ſetzen? Beides hätte Gründe für und Gründe gegen ſich.

Schafften wir den Schatz herunter, und verließen ihn, ſo war zu fürchten, daß die Treuloſigkeit und Habgier der Aegyptier uns eines guten Theiles davon beraubte — und Himmel — wenn dieſer gute Theil in Manuſcripten beſtand!

Setzten wir die Reiſe fort, ſo ſuchte und fand vielleicht ein Bewohner oder Troglodyte von Gurna, der uns von weitem geſehen und beobachtet haben konnte, unſre Grotte, oder verrieth ſie an Kanaris, oder an den Scheik, oder raubte mit den Seinen alles aus — daß in ſolchem Falle mit den Manuſcripten Feuer angemacht wurde — war ausgemacht, und wir bekamen nicht die Zehe von einer Mumie.

Dieſe letzte Befürchtung ſteigerte ſich in mir zur Seelenangſt, und ich wandte alles auf, Belleville zu beſtimmen, die Weiterreiſe ſo lange aufzuſchieben, bis wir unſern Schatz in Sicherheit hätten.

Belleville theilte zwar die bange Beſorgniß nicht, welche ich hegte, doch gab er meinen Gründen und Bitten nach, und wir thaten nun in dieſer ſo wichtigen Angelegenheit die nöthigen Weiterſchritte.

Von dem Griechen machte ſich Belleville auf eine gute Weiſe los, was er von dieſem erhalten konnte, achtete er nun kaum noch; wir verabſchiedeten uns von Kanaris und Mr. Highhood, und ließen unſer Gepäck nach Gurna ſchaffen.

Ohne Verzug begaben wir uns in Begleitung unſers Arabers zum Scheik, und Belleville trug ihm ſein Anliegen vor, Erlaubniß zur Oeffnung einer Katakombe zu erhalten, und den Inhalt ſich anzueignen.

Der Scheik, ein bejahrter Mann, von vieler Gemächlichkeit, ſchien Anfangs nicht die mindeſte Luſt zu haben, auf das Geſuch einzugehen. Er wollte Belleville an Kanaris verweiſen, welcher die Ausgrabungen in Pacht habe. Belleville ſuchte dem Scheik begreiflich zu machen, daß unbeſchadet des mit Kanaris aufgerichteten Vertrags, ein neu aufgefunden werdendes Grab, das ein Dritter aufſuchen wolle, und für welche Erlaubniß er zahlen wolle, eine Sache für ſich ſei.

Belleville legte einen Beutel mit 50 Zechinen auf den Divan.

Der Scheik blieb unbeweglich.

Belleville verdoppelte die Summe.

Der Scheik nahm ſie nicht an, gab ſie auch nicht zurück. Er beharrte in völliger Ruhe, als erwarte er, daß man zulegen ſolle.

Belleville nahm aus dem Gürtel ſeines Arabers zwei herrliche Piſtolen, nach denen der Scheik hingeſchielt, und legte ſie zu dem Gelde.

Der Scheik nahm eine derſelben in die Hand, betrachtete ſie prüfend, und legte ſie wieder neben ſich.

Belleville legte noch einen ſchön verzierten türkiſchen Dolch in Jataganform, die Scheide von lauchgrünem Nephrit mit Goldbeſchlage dazu, und — ein eigenhändig unterzeichnetes Schreiben Mehemed Ali's. Das wirkte.

„Gott iſt groß!“ ſprach der Scheik, indem er die Unterſchrift ſeines Vicekönigs den Lippen näherte. „Allah laſſe Dich gelangen an das Ziel Deiner Wünſche, und laſſe Dich ſo viel Gutes finden, als zu Deinem Heile dient!“ —

Der nächſte Morgen ſah uns, gefolgt von zehn kräftigen Fellah's, zwei Mann Bedeckung von den

Leuten des Scheiks, und Belleville's Dienern mit allen nöthigen Werkzeugen, einigen Tragebahren, Pfählen, Brettern, Rollen, Blendlaternen, Stricken und dergleichen, aufbrechen und auf kürzeſtem Wege die Grotte wieder gewinnen. Wir hatten auch Zelttücher, Lebensmittel, Feuermaterial und alles Nöthige bei uns, um eine oder mehrere Nächte droben zuzubringen, denn von jetzt an durften wir die Leute ſo wenig wie die Grotte ſelbſt aus den Augen laſſen.

Belleville bewachte den Eingang und leitete die Arbeiten der Hinabſchaffung des aus der Grotte Geförderten. Heinrich begleitete jeden Transport hinunter nach Gurna, und notirte die Ballen und Pakete. Ich begann die Ausräumung mit dem hinterſten Gemach, in welchem die Mumien lagen, dabei fielen mir aus einigen geborſtenen Mumien eine Menge kleiner, niedlicher Idole in die Hände. Es fand ſich auch ein Käſtchen, darin wahrſcheinlich vom frühern Bewohner dieſer entlegenen Katakombe eine Menge ſolcher Dinge bereits geſammelt lagen.

Mit Vorſicht und frommer Schonung wurden die Reſte des Troglodyten in den einen leeren Sarkophag gebracht. Ich fügte ihnen die treue Botaniſirkapſel, die Tabakspfeife und den Wanderſtab des Alten bei. Die Pflanzen entnahm ich der Kapſel — und betrachtete ſie. Es waren Exemplare der Linnaea borealis.

Ich ließ meine erſte Sorge ſein, den Sarkophag aus dem Saale, darin er ſtand, auf Walzen in die Tiefe rollen zu laſſen, und ihm dort eine Stätte ewiger Ruhe anzuweiſen.

Als ſämmtliche Mumien hinausgeſchafft waren, kam es an die Bücher, es waren Werke der wichtigſten Forſchung dabei, deren Geſammtwerth wohl auch die Summe von einigen tauſend Franks, gering angeſchlagen, erreichte.

Dann wanderte alles Geräth nach der Oeffnung, deſſen war nur wenig. Die Feder und das antike Salbengefäß, deſſen der Alte ſich als Dintenfaß bedient, nahm ich in meine eignen Taſchen auf.

Hierauf wurden die Manuſcripte ſorgſam in Bündel von gleicher Größe von mir zuſammengeſchnürt. Bald fehlte es am nöthigen Bindfaden, da mußte altägyptiſcher Byſſus herhalten, die dauerhafte Leinwand, die in ſchier endloſen Bändern um die Mumien gewickelt war. Ich war Barbar genug, einige Mumien aufzuwickeln, um mir für meinen Zweck ihre Bandagen dienen zu laſſen. Dabei fanden ſich die allerliebſten Mitgaben an kleinen Idolen in ſolcher Anzahl, daß ich faſt keinen Raum mehr in meinen Taſchen hatte.

Ich zitterte vor Wonne, als ich einen der Titel nach dem andern dieſer zahlreichen Manuſcripte las, die Vielſeitigkeit der Stoffe, welche hier behandelt waren, machte mich förmlich beſtürzt.

Als alles ausgeräumt war, wurden die Sarkophage erhoben, in welche zuvor die hölzernen Mumienſärge wieder eingeſetzt wurden, um ſie zu ſichern.

Die Herausſchaffung derſelben machte große Schwierigkeit und nicht minder deren Niederlaſſen an den ſteilen Bergwänden, die ſo wenig Raum darboten. Zu dieſer Arbeit war der folgende Tag beſtimmt.

Unſer Heinrich blieb bei unſeren Schätzen in Gurna, wir ſchlugen unſer Lager in der vorderſten Grotte auf, die Fellah's kehrten in ihre Wohnungen zurück, um am andern Morgen wieder heraufzukommen, unſer Araber Omar legte ſich als Wache vor den Eingang, den die zwei Soldaten bei einem vor der Kluft angezündeten Feuer hüteten.

Es war ein ſchönes Nachtſtück, des Pinſels eines Malers werth, den dunkeln Höhleneingang zu erblicken, ringsum die ſteil abſchüſſigen röthlichen Felswände, die grotesken Geſtalten der drei Aegyptier in ihrer bunten Tracht, wir halb muſelmänniſch gekleidet, am Feuer unſer letztes Mahl einnehmend, dazu die außerhalb der Grotte ſtehenden düſtern Sarkophage, einige an die Felswand angelehnte Mumien, welche noch nicht hinabgeſchafft waren — das alles theils grell, theils matt beleuchtet, in wechſelnden Lichtern, je nachdem die von Mumienſärgen genährte Flamme höher ſchlug oder erſtarb.

Belleville und ich erfreuten uns lange an dieſem Bilde, deſſen Staffage wir ſelbſt mit abgaben, bis wir die Ruhe ſuchten, deren wir nach der Erregung und der raſtloſen Arbeit des Tages bedurften. —

Aber mich floh dennoch der Schlaf, ich war zu unruhevoll, zu ſehr aufgeregt, ein Gedanke jagte den andern. Gedanken an die Heimath, an Emilie, an ihre Freude, wenn ich als ein Manuſcripten-Crösus meinen triumphirenden Einzug hielt, wenn ich ſogar noch einige Mumien mitbrächte. In Leipzig giebt es bekanntlich ſehr wenige Mumien. Und wenn ich nun — ſeliger Gedanke — die Manuſcripte ordnen, verzeichnen, eines nach dem andern herausgeben würde! Das waren ſchöne, lichthelle Träume in der grabesdunkeln Hypogee, in welcher ich lag.

Der Morgen fand uns zeitig wieder wach. Als alles ausgeräumt, alles beſeitigt war und wir vor der Grotte raſteten, äußerte ich gegen Belleville, ob nicht der Verſuch zu machen, einiges von der Wandmalerei herabzubringen und fortzuſchaffen, nach dem Beiſpiel anderer Forſcher und Reiſenden? Belleville lächelte ſchlau, und ſprach zu mir: „Ich habe einen beſſern Plan, der uns mehr Nutzen bringt. Mit Abnahme der Malereien verbringen wir viele Zeit, und zerſtören mehr als wir gewinnen. Leider hat die ſchnödeſte Gewinnſucht ſchon überall hier nur zu viel zerſtört und manches herrliche Ganze zertrümmert, um ein Paar armſelige Bruchſtücke nach Europa zu führen. Wir verkaufen die Grotte an Miſter Highhood, geben ſie ihm in Afterlehen — l'arrière fief."

Ich erſchrak über dieſen ächt kaufmänniſchen Gedanken, und brachte ſtockend hervor: „Aber Freund — die hintere Grotte, mit dem Sarkophag — Mr. Highhood wird alles davon führen."

„Ach! Mein Gott! Daran dachte ich nicht gleich! Ihr Troglodyte ſoll hier bleiben, laut unſerer Verabredung. Aber, bedenken Sie wohl, mein Herr, daß die Oeffnung dieſer Grotte durch uns ein Geheimniß nicht bleibt, daß der Grieche vor Neid und Eiferſucht berſten wird, daß, ſo wie wir den letzten Schritt aus Thebä gewandt, er oben ſein wird, um Nachleſe zu halten, nächſtdem, daß ehe wir noch zum zweitenmale Gurna betreten, ein Schwarm beutegieriger Fellah's und jener Klüftebewohner, über Gurna hier ſein und jeden Winkel durchſpähen wird. Es iſt nicht möglich, die Grotte wieder ſo zu verſchließen, daß kein Auge ſie entdecke." — „Ich ehre das Gefühl Ihrer Pietät," fuhr Belleville fort, da ich beſtürzt ſchwieg: „allein bedenken Sie, daß jener Körper Staub iſt, wir aber leben, daß wir den wahrhafteſten Vortheil einem Schatten opfern."

Ehe ich noch ein Wort der Erwiederung gefunden, ereignete ſich etwas ſehr Wunderbares.

Wir ſpürten einen heftigen Erdſtoß — eine ſtehende Flaſche fiel um und rollte zerklirrend an der Felswand nieder. Dem Stoße folgte ein rollendes Getöſe — das längs der Schlucht ſich fortſetzte, und dann vernahmen wir, während der Boden immer noch unter unſern Füßen bebte, ein dumpfes Gepolter im Innern des Berges ſo ſtark, daß der ganze Berg erſchüttert ward. Gleich darauf huſchten Schaaren von Fledermäuſen aus der Oeffnung der Höhle in zahlloſer Menge und umflatterten ſcheu die röthlichen Felswände. Wir blickten uns erſtaunt und erſchrocken an.

„Ein Erdbeben — nichts ſehr Seltenes hier!" nahm Belleville das Wort: „aber für uns bedenklich. Es iſt etwas vorgegangen da drinnen. Ich fürchte ſehr — wir haben an Mr. Highhood nichts mehr zu verkaufen, und thun wohl, dieſen Ort zu verlaſſen.“

„„Wir müſſen doch zuvor nachſehen!““ gab ich zur Antwort, und traf Anſtalten, eine Laterne in Stand zu ſetzen.

Belleville folgte mir zögernd.

Wir kamen nicht an das Ende der Höhle; ſchon im erſten Zimmer quoll uns eine Wolke trocknen, ſandigen Staubes, ſo ſtark, daß wir ihn mit jedem Athemzug zwiſchen die Zähne bekamen, entgegen, und trotz dem Licht unſrer Laterne ſahen wir nichts.

Im zweiten Gang war kein weiteres Vordringen möglich, kaum konnten wir Odem ſchöpfen — der Saal war verſchwunden.

Ein wildes Gewirr von Sand und Steinen erfüllte ihn — jede Spur, daß es hier noch weiter gehe, war vernichtet, und jede Hoffnung auf die Möglichkeit, hier durch Aufräumen in die Tiefe der Tiefe zu gelangen, war völlig abgeſchnitten. Und Gefahr drohend hingen noch gewaltige Blöcke über der ehemaligen Pforte.

Ich hatte darüber eine ſtille, aber große Freude, mir war der Schmerz erſpart, ein Sacrilegium an dem Tempel mit begehen zu müſſen, den ich ja ſelbſt den Diis Manibus hier durch Beſtattung des Vollendeten errichtet.

Belleville eilte, die Höhle wieder zu verlaſſen, und ich folgte ihm ſo raſch als möglich.

Draußen ſprach er zu mir blos die Worte: „Explicit senex feliciter! Gehen wir!“

Nachdem wir in Gurna unſere Schätze gehörig gepackt, verwahrt, verſichert, was mehrere Tage Arbeit verurſachte — ließen wir Heinrich als Wächter zurück, und traten die Weiterreiſe nach Nubien an, an welcher Theil zu nehmen, Belleville mir auf das Freundlichſte zuredete. Ich war ja ganz in ſeine Hand gegeben, und obſchon ich am liebſten ein Schiff mit meinen Schätzen befrachtet hätte, und gleich heimwärts gefahren wäre, ſo ließ ſich das doch in keiner Weiſe thun, denn hier konnte ich ja meinen Reichthum nicht verwerthen.

Ich verſchweige die Gefühle ſtiller Sehnſucht — zärtlicher und inniger ſehnt ſich kein Liebender die Geliebte, die Braut wieder zu ſehen, als ich mich nach dem Wiederanblick meiner Manuſcripte ſehnte — meiner Manuſcripte — und ſchildere nur in gedrängter Kürze, um nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, was ich im Geleite Belleville's Hohes, Herrliches und nie Geahnetes weiter ſah.

Wir ſchieden aus dem Gefilde, das der Aufenthalt mehrerer Tage uns ſchon faſt heimiſch erſcheinen ließ, und kamen gerade beim Sonnenaufgang noch einmal den Memnonſäulen vorüber.

Noch einmal nahete ich dem Koloß Tâma mit Gefühlen unausſprechlichen Dankes; mein Blick verfolgte den majeſtätiſchen Schatten, und mein Ohr lauſchte, ob es nicht einen Klang vernehme.

Aber ich vernahm heute den wunderſamen Ton nicht. Die zerſtörten Geſichtszüge beider Rieſenbildniſſe erſchienen wie von roſenfarbenen Schleiern überhüllt, als die Häupter in den glühenden Strahl der aufgehenden Sonne ſich tauchten. Strom und Land entbrannten in heiliger Gluth.

Unſer erſtes Wanderziel lag nicht weit, es war Ermenti, das alte Hermonthis, mit den erhabenen Trümmern eines dem Horus-Apollo geweihten Tempels von nicht ſehr großem Umfang, mit mancherlei zum Theil gut erhaltenem heiligem Bildwerk; in der Nähe beſahen wir einen ummauerten Teich, in welchem das Waſſer mit dem des Nils wachſen und fallen ſoll.

Dann ſetzte ſich unſere Weiterreiſe nach Asſun und Esneh, letzteres das alte Latopolis, fort, welches man als Grenzſtadt Aegyptens gegen Nubien anzunehmen geneigt ſein könnte, denn hier wohnen ſchon unter den Aegyptiern ganz ſchwarze Menſchen.

Der Tempel zu Esneh hat einen noch beſonders gut erhaltenen, herrlichen, höchſt maleriſchen Säulengang, in welchen man eine Steintreppe von 13 flachen Stufen niederſteigt. Wir fanden den Raum, den wir betraten, von ägyptiſchen Kaufleuten belebt, ſie hatten Teppiche auf den Boden gebreitet, und ſich's darauf bequem gemacht. Es war eine Art Börſe, die jedoch ausſchließlich dem Kornhandel galt. Der ganze Portikus iſt ein Getraidemagazin, und von Säule zu Säule ſind niedrige Lehmmauern gezogen, um die Räume dieſes herrlichſten aller Kornſpeicher abzutheilen.

Säulen und Decken ſind von trefflicher Erhaltung, und magiſch bringt das Licht des Tages durch breite Oeffnungen und durch die offne Eingangs-Pforte in die Dämmerung der mächtigen, umfangreichen, halbunterirdiſchen Halle.

Da hier für Belleville's Zwecke ſich wenig oder nichts erreichen ließ, ſo verwendeten wir auch auf das bloße Beſchauen der Tempeltrümmer nur wenige Zeit, und mir war dieß nicht unlieb, denn meine Seele war geſättigt, ich glaubte auch nicht, noch etwas zu ſehen, das die zerſtörte, und noch in der Zerſtörung göttlich erhabene Schönheit der Ruinen von Luxor und Karnak werde überbieten können, und mit jeder Wegſtunde nilaufwärts, die mich weiter von meinem Schatz entfernte, wuchs das Bangen um ihn, wuchſen die ängſtlichen Gedanken, daß ich ihn verlieren könne. Immer aufs Neue klang, wie eine ernſte Mahnung, jenes Wort Schillers in der Braut von Meſſina in meinem Innern: „Wer beſitzt der lerne verlieren!“ und ich vermochte es nicht mehr aus den Gedanken zu bringen.

Nach ziemlich langer Stromfahrt langte unſere Barke, als wir Esneh verlaſſen, am Dorfe Eleids, oder El Hillal an, einſt eine der Göttin Bubaſtis, (Eilithia) geheiligte Stadt, mit wichtigen Tempelreſten und — wieder an der Bergkette — zahlreichen Hypogeen, bilder- und mumienvollen Grabkammern, die auch für Belleville manches Wichtige lieferten.

Schon von weitem kündigten ſich, als wir unſre Reiſe fortſetzten, am linken Nilufer hochragende, mächtige Bauwerke als ſehr bedeutend an. Es waren die ungeheuern Reſte zu Edfou, der großen Stadt des Sonnengottes.

Höher als irgend andre, ragen die gewaltigen Pylonen empor, welche die Flügel des Tempelpalaſt-Eingangs zu beiden Seiten bilden. Als ich ſie von weitem erblickte, kam mir der Gedanke, ob der Thurm zu Babel nicht auch im Pylonenſtyl und bloſs als der Beginn eines ſolchen Tempels in den allerrieſigſten Verhältniſſen errichtet worden, denn wahrlich, ſein Bild trat mir vor die Seele, als ich dieſe ungeheuern Bergwände näher heranrücken ſah.

Wir beſahen dieſe Trümmer genau und von allen Seiten. Alles, auch die Außenſeiten der Pylonen und die der ſtarken Umfaſſungs-Mauern, ſind mit hieroglyphiſchen Malereien oder mit Sculpturen geſchmückt. Im Hofe, den ringsum Säulenreihen umgeben, ſtellt ſich ein herrlicher Portikus dar, Götterpracht unter Schutt und Trümmern, und dazwiſchen in niedere Erdhöhlen eingewühlt, das armſelige Geſchlecht von heute, Kopten und muhamedaniſche Fellah's, die um geringen Lohn für Belleville im Staub und Sand ſcharrten und ſchaufelten. Viele der rieſigen Säulen waren faſt bis an die Knäufe verſchüttet, andere bis zur Hälfte, und jede voll Bildwerke, und die Knäufe in ſo mannigfaltig wechſelvoller Zier von Lotosblättern und Blüthen oder langen gefiederten Blattſtengeln, wie Farrenkrautwedel, und an der Decke das oft wiederholte giganteske, geflügelte Götterauge, noch in blau, roth und gelben Farben prangend.

Oben aber auf dem Tempeldache hoben ſich abermals zertrümmerte Pylonen und ſonſtiges Gemäuer, und da ſah man lange Stangen aus den Giebeln wagerecht herausragen, um welche Tauſende von Tauben flogen und ſchwärmten. Ueberhaupt mag es kaum in irgend einem Lande eine ſo große Anzahl von Tauben geben, als in Aegypten, und es wurde mir recht klar in der Seele, wie natürlich es ſei, daß im alten, wie im neuen Teſtament gerade die Taube voll myſtiſcher und heiliger Symbolik erkoren ward, als Offenbarung göttlicher Verheißung ſichtbar zu werden.

In und unter dieſen Taubenſchlägen wohnte zum Theil die Bevölkerung von Edfou, ein Dorf bildend auf dem Dache eines Tempels.

Die Gewißheit, daß für die antiquariſchen Zwecke meines Begleiters weit mehr Ausbeute aus Gräberkammern, als aus Tempeltrümmern, zu hoffen war, ließ uns nicht verſäumen, jene berühmten und wichtigen Grotten in und um die Steinbrüche von Hagar Silſili — insgemein Silſilis — (Selſeh) zu beſuchen. Wir fanden deren auch hier ganze Reihen, und manche ſelbſt äußerlich an den Eingängen noch reicher verziert, als jene im Felſenthale Biban el Moluk's. Die Steinbrüche ſelbſt bieten eine Fülle begonnener, noch nicht völlig losgearbeiteter Götterbilder dar, und haben in dieſer Beziehung in der Welt nicht ihres Gleichen.

Nicht minder wurde der Horus-Tempel der am rechten Nil-Ufer liegenden Trümmerſtadt Koum Ombo beſucht, der ein furchtbares Bild der Zertrümmerung darbietet. Zwiſchen herrlichen, ziemlich nahe beiſammenſtehenden Säulen die eingeſtürzten gewaltigen, buntbemalten Felsſtücke der Decken und Simſe, und alles in Schutt und Graus, mitten aus öder, brennender Sandwüſte. Man erblickt keine Pylonen, es iſt nur noch ein halb zertrümmerter Portikus vorhanden.

Der Nil, auf dem wir weiter fuhren, verengte ſich; hohe Felſen ſchienen ihm den Lauf zu ſperren, oder ihn vielmehr abzuſchließen. Wir nahten der Inſel Elephantine, der Stadt Aſſuan und der Trümmerſtädte des alten Syene, das einſt von Chriſten bevölkert war; wir nahten Gebel el Silſili.

Elephantine und ihre Umgebung zeigte mannigfaltige, oft beſchriebene Monumente ägyptiſcher Baukunſt, ſie hieß vorzugsweiſe die blühende Inſel. Inſel und Land zu beiden Seiten des Stromes bieten eine Fülle, theils zuſammenhängender, theils vereinzelter Trümmer von Bauwerken der verſchiedenſten Epochen dar, alt- und ſpätägyptiſche, griechiſche, römiſche, chriſtliche, ſaraceniſche und muhamedaniſche; manche Trümmer birgt ſich in reizendes, üppiges Grün von Doum- und Dattelpalmen und Sycomoren, in hohes Schilf, in welchem Büffel weiden und Krokodile lauern, und dazwiſchen Lehmmauern, von Zeltdächern überdacht oder mit ärmlichem Rohrgeflecht bedeckte Hütten der heutigen Bewohner. Einſam trauernd ſchauen von den Höhen Syene's Reſte nieder auf die Tempeltrümmer, auf den heiligen Strom, auf die kleine grüne Inſel, die einen berühmten Nilmeſſer trug. An vielen Felswänden ſtarren, als ewige Stelen, eingemeißelte Inſchriften.

Weiter nilaufwärts mit der Barke zu dringen, verbot der erſte, oder eigentlich beſſer der letzte, zehnte Cataract des Nils, den wir, Aſſuan verlaſſend, uns zu Lande beſahen, wobei wir den mächtigen Felsſchichten nahten, aus denen die verſteinerte Herrſchergeſchichte dieſes Landes geſchaffen ward.

Phonolithfarbige Granitblöcke liegen, wie überſchüttet, im Strome und am Strande, und laſſen durch ihre Zertrümmerung die ſchäumenden Waſſer des hier flachen Nils rinnen, die in hundert und tauſend blitzenden Cascadellen rauſchend vorüberſtürzen und zwar einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren, aber durchaus nicht den großartigen eines eigentlichen Waſſerfalles, wie wir ihn uns denken, wenn der ſtolze Name Cataract genannt wird.

Hier beſteht der größte Theil der Bevölkerung aus Berbern (Berebren) von ſehr ſtarkem Braun der Hautfarbe, und die Mehrzahl wird gebraucht, beim Ueberbringen der Schiffe über die Nilfälle hülfreiche Hand zu leiſten.

Wir waren in Nubien, in Aethiopien, und überraſchend trat vor unſern Blick ein — ſo ſchien es wenigſtens von Weitem — noch ganz erhaltener altägyptiſcher Königspalaſt aus der Zeit der Ptolemäer, auf einer Inſel, dem reizenden Philä, dem Grabe Oſiris.

Ich ſegne mein Geſchick, dieſes Philä noch geſehen zu haben, es lehrte mich, meinen Schatz und mich ſelbſt vergeſſen. Mit richtiger Bezeichnung ſagt ein berühmter neuerer Reiſender, daß die Bauten von Philä einem Feenſchloſſe gleichen.

Die länglich-ovale kleine Inſel iſt gut zum dritten Theil von Bauwerken bedeckt, in welche jedoch an einer Seite ſtattliche Felſen faſt hineinzuragen und ſie gleichſam überwachſen zu haben ſcheinen. Reizend nehmen ſich die noch erhaltenen Colonnaden aus, wenn der goldene Strahl der aufſteigenden oder niederſinkenden Sonne ſie durchleuchtet, maleriſch ſticht ihre weiß-röthliche Färbung gegen den ſchwarzen Granit ab, dem wohl ein Elementarfeuer dieſe düſtre Baſaltfarbe gab, und rings die hohen Uferberge wie ſtrenge Wächter des Schooßkindes, um das der Nilſtrom ſeine Arme ſchlingt, und ihm geheimnißvolle Wiegenlieder zurauſcht. Herrliche Palmen-, Mimoſen- und Akazien-Gruppen und mancherlei grünes Strauchwerk zwiſchen dem ſchwarzen Geſtein, verleihen effektvollen Schmuck. Die Wogen des Nils küſſen an der Südſeite der Inſel die äußern umfaſſenden Mauern.

Wir ſchauten von der Höhe eines der Polonenthürme nieder auf den ungeheuern Bau, auf die Inſel, den Strom, ſeine dunkle Fluth, dunkel durch die Steine, die in ihm lagen, und die felsreichen Höhenzüge ſeiner Ufer.

Hohe und ſtarke Mauern ſchützten an der linken Seite der Inſel den dicht am Strome liegenden Prachtbau, aber auch längs des rechten Ufers waren ſchützende Subſtructionen aufgeführt, wo die Höhe der Uferhügel nicht ausreichte.

Es giebt vielleicht auf der Welt keine ſo maleriſche Trümmer, wenn man den Bau von Philä ſo nennen darf, kein reineres vollſtändigeres Bild des ägyptiſchen Bauſtyls. Es iſt, im Glanze des Lichtes dieſer tropiſchen Sonne (man iſt vom Wendekreis des Krebſes nur wenige Meilen entfernt), im Vergleich zu dem Ehrfurcht gebietenden Ernſt der Trümmer von Luxor und Karnak und dem Palaſt von Medinet-Abou — eine erhabene Heiterkeit über das Ganze gebreitet und ausgegoſſen.

Dieſe Säulenreihen, dieſe Ueberfülle von Sculpturen, dieſe Farbenfriſche an Säulen, in Sälen — zwar hie und da übertüncht und geſchändet durch religiöſen Fanatismus, durch die Barbarei des Chriſtenthums, die immer gegen die göttliche Schönheit heidniſcher Kunſtſchöpfungen zu Felde ziehen zu müſſen glaubte — übertrifft alles, was Aegypten aufzuweiſen hat, und wie es mir ſchwer fiel, mich davon loszureißen, ſo drängt es mich ſelbſt noch in der Erinnerung, dem Leſer ein überſichtliches Bild dieſer Pracht zu entwerfen.

Die Tempel-Inſel, denn ſo heißt das alte Philä heutiges Tages: Géziret él Birbé — entfaltet ihre ſchönſte maleriſche Herrlichkeit am beſten von der Seite des occidentaliſchen Stromufers, wo einige ſchöne Trümmerreſte, niedere Säulen, eine offene Pforte, eine Hütte und eine Bewäſſerungsmaſchine, alles umgrünt von Palmen, Sennaſtrauchwerk und Senſitiven, einen lieblichen Vorgrund bilden, und wo ſich zugleich der Standpunkt von ſolcher Höhe nehmen läßt, daß dem Blick ein genügendes und unbeſchreiblich herrliches Totalbild vorliegt. Der Beſchauer befindet ſich dem Quai gegenüber, und einem ausgedehnten Mauerreſt, der den Tempel gegen die Ueberfluthung des Stromes ſchützte.

Eine Pforte, die ſich als Landungsſtelle bot, ſteht noch wohl erhalten an dieſer Seite. Jene Mauern, welche an der nördlichen Hälfte des Inſelufers niedrig ſind, wachſen an der ſüdlichen zu mächtigen Terraſſen und zu bedeutender Höhe an, und bilden einen wichtigen Theil des alten Bauwerkes. An dieſem ſüdlichſten Ende nun erhebt ſich ein Säulenbau ohne Decke, der ein längliches Viereck bildet, und vor welchem, innerhalb der äußern Umfangsmauer, ein Obelisk emporragt.

Es waren deren zwei, die wie rieſige Wächter den Eingang zur Tempelinſel gegen Nubien hin bewachten, den einen hat die Zeit oder der Strom in den Staub geſtürzt.

Aus dem Säulenviereck nordwärts tretend, breitet ſich nun in überraſchendſter Weiſe eine zweifache Säulenreihe aus, die einen breiten Raum, wie zu einer Rennbahn, zwiſchen ſich läßt, im Norden begrenzt von den herrlichen, hochragenden Pylonenthürmen, durch deren Pforte man in das Innere dieſes Pracht- und Wunderbaues gelangt. Längs der öſtlichen Colonnade, die nur 26 Säulen zählt, während die weſtliche aus 31 derſelben gebildet iſt, zieht ſich eine Gallerie hin, die zum Theil noch mit breiten Platten überdacht, zum Theil aber offen iſt, an welche eine Reihe kleiner Gemächer ſtößt, deren Pforten ſämmtlich nach der Gallerie heraus gerichtet ſind, außerdem führte ein noch ſtehendes Thor rechts bei den Pylonen in einen größern Anbau.

In geringer Entfernung hinter dieſer Gallerie, ſteht ganz vereinzelt ein umfangreicher Tempel im eigenthümlichen Styl, der eine Miſchung von altägyptiſcher und römiſcher Bauart zeigt, und für ein Römerwerk gilt. Es ſtellt ſich derſelbe von bedeutender Höhe und gut erhalten dar, und gewährt einen ſehr maleriſchen Anblick, der ſich erhöhen würde, ſtände es irgendwo allein, und nicht neben dieſem ungeheuer ausgedehnten Palaſttempel.

Wir nahten nun der Pylonenpforte mit ihrem impoſanten Thurmpaar jenes nur Aegypten eignen Styles, der etwas ſo mächtiges und gebietendes hat, und doch das angenehm in das Auge Fallende, das Geglättete, die Eleganz nicht ausſchließt.

Anſtoßende Bauwerke, welche dieſe Pforte mit den Portiken verbanden, ſind zertrümmert. Der weſtliche Thurm hat nächſt dem Durchgangsthor einen beſondern Eingang, der öſtliche entbehrt deſſelben. Rieſige Gebilde ſchmücken die Wandungen. Immer wieder ſind es Götter, Könige, Prieſter und

Opferungen, und wenn der Glaube der alten Aegyptier auf dieſer Inſel ſein heiliges Grab zu finden wußte, ſo darf es nicht verwundern, daß die dem Volke eigne Vorliebe für den Ausſchmuck der Gräber hier ihren Gipfelpunkt erreichte.

Mein Begleiter deutete mir an, daß die Franzoſen der Expedition, ſeine Landsleute, ausgerechnet haben, daß an dieſem Thurmbau auf einer einzigen Seite 5,700 Fuß Oberfläche mit Sculpturen überdeckt ſeien.

Vor dem Thurme befanden ſich zwei Obeliſken und zwei liegende Löwen, wie Wächter des Einganges. Die erſten ſind zertrümmert, und die letzten bis faſt zur Unkenntlichkeit verwüſtet.

Durch die Pforte ſchreitend gelangten wir in einen ſäulengezierten Vorhof, deſſen beide Seiten überdachte Gallerien mit anſtoßenden Prieſter-Gemächern bildeten, von denen die weſtliche auch noch der Außenſeite einen Portikus von ſieben Säulen zukehrt. Auf dem wohlerhaltenen Plattendach dieſer Gallerien finden ſich Reſte kleiner Gemächer. Die Gallerien ſelbſt ſtoßen an das zweite Pylonenthurmpaar, welches minder maſſenhaft, ſchlank und elegant ſich darſtellt, und minder gute Erhaltung zeigt; durch die Thorpforte traten wir abermals in einen Raum, den Säulen mit den prächtigſten Knäufen ſchmückten, wie denn überhaupt der reiche Wechſel der Säulenverzierung nirgend in größerer Mannigfaltigkeit als hier, ſich unſerer Betrachtung darbot, und nun dazu die Wunderfülle auf das lebhafteſte bemalter Sculpturen, die ſo ſinnverwirrend auf mich wirkten, daß ich Nächte lang von ihnen träumte.

Durch dieſe abermalige Vorhalle traten wir endlich in das Allerheiligſte ein, welches gebildet wird von drei düſtern Sälen, neben denen ſich ſchmale noch dunklere Kammern befinden, aber alles und alles voll Bilderſchmuck und Hieroglyphenfülle, umfloſſen von einem magiſchen Dämmerlicht, das nur matt und gebrochen durch die Oeffnungen im Plafond niederfloß, welche die Zeit in denſelben gebrochen hatte. Das Heiligthum ſchließt ab mit einer monolithiſchen Kapelle aus ſchwarzem Granit, geziert mit dem Bilde des heiligen Sperbers, dem Oſiris-Sinnbild. —

Eine Strecke von dieſem mächtigen Tempelbau, und von ihm durch eine Palmengruppe geſchieden, erhebt ſich noch ein Tempel, der ein Oblongum bildet, und mit Säulen gezieret iſt, ſo wie die kleine Inſel auch noch manch anderes maleriſch in Trümmern ruhendes Bauwerk zeigt.

Hinter ihr ruht öde und ſchweigend eine ſanft gehügelte Ebene, die nördlich zu beträchtlichen Felshöhen anſteigt, welche das Stromufer begrenzen, und in noch tieferer Ferne ſtarrt grauröthlich die zackige Bergkette Arabiens, eine Mauer, die den fabelhaften Orient abſchließt, unter ihren Gliedern der hochragende Baramgipfel.

Von der ſtillen, ernſtſinnenden Bewunderung des erhabenen Alten, mußten wir wohl endlich die Gedanken wieder der Gegenwart zuwenden. Und wie deutlich ſprach auch dieſe im Innern der Durchgangspforte durch den größten Pylonen, wo man eine ruhmredige franzöſiſche Inſchrift von 18 Zeilen, und ſeitwärts an einer Mauer eine anderweite von nur 7 Zeilen angebracht hatte, welche Jahr und Tag des Hiergeweſenſeins der Armee unter Bonaparte, ſammt Feldherren- und Gelehrten-Namen, verewigen ſoll.

Mit dieſem unvergeßlichen Beſuch der Tempelinſel ſchloß ſich unſere Weiterreiſe ab. Ich dankte Belleville mit gerührter Seele, daß er mir dieſe hohen Genüſſe bereitet. Wohl liegen ſtromaufwärts noch herrliche Tempel und Trümmer, ſo der von Jerf Huſſein, mit ſeinen, ein Gefühl des Schreckens und der Vernichtung erregenden Prieſter-Karyatiden-Koloſſen, der von Ybſambul (Abou ſimbel), deſſen Eingang vier 70 Fuß hohe ſitzende Koloſſe bewachen. Es war genug, wir kehrten zurück.

Am Ende des Juni waren wir wieder in Gurna.

Unſere Schätze waren noch wohl erhalten.

Kanaris war wüthend über den, ſeiner Meinung nach, an ihm begangenen Raub. Er hatte ſich ſo weit vergeſſen, den Scheik zu beleidigen, und dieſer hatte ſich gemüßiget geſehen, ihm für ſeine an den Tag gelegte Unart die Baſtonade aufzählen zu laſſen, an deren Folgen Kanaris noch krank und leidend lag.

Die Schwierigkeiten, die ſich uns zur geſicherten Wegſchaffung unſers gewonnenen Schatzes entgegenthürmten, waren tauſendfach, und ich könnte ein Buch mit ihnen füllen; ich übergehe ſie, fürchtend, daß ich ohnedieß durch meine überſchwellende Begeiſterung der Wunderwerke, die ich geſehen, manchen Leſer ermüdet habe, der ja das alles weit umfaſſender und gründlicher beſprochen und erörtert als ich es vermag, in trefflichen Werken zu finden weiß.

Anziehend war es mir, Mr. Highhood noch in Gurna zu finden, welcher gleich uns, ſeine Erwerbungen jetzt einſchiffte, mehrere gewichtige Kiſten, freilich ein Nichts gegen das, was wir der Thebais entführten. Viel unnütz Geſammeltes mußte er liegen laſſen.

Wie gern hätte ich ſchon jetzt die Manuſcripte geſichtet, geſondert, geordnet, dazu war keine Zeit vergönnt, nur einen einzigen Stoß derſelben ließ ich unverpackt, um mich während der Stromfahrt damit zu unterhalten.

Ich nahm wahr, daß mein Begleiter mit kaufmänniſcher Klugheit ſich um die Gunſt von Mr. Highhood bewarb. Er erzählte ihm viel von den erlangten Schätzen, und machte ihn auf Manches höchſt geſpannt, was er ihm in Cairo, vielleicht auch erſt daheim in Marſeille zeigen wolle.

Es ſchloſſen ſich dabei Handelsgeſchäfte in der Höhe von Summen ab, die mir fabelhaft dünkten.

Der Morgen unſerer Abreiſe brach an. Mit einem Gefühle, das Wehmuth war, ließ ich die Blicke noch einmal über das Gefilde Thebäs hingleiten, und prägte mir tief die herrlichen Uferbilder ein, die des Stromes Krümmungen im reichſten Wechſel erſchauen ließen. Dort die Bergkette, an der ich ſo glücklich war, ſo Wunderbares erlebt und gefunden, ich, ein armer Corrector Leipzigs, und mit einem Male ein Argonaute nach dem goldnen Vließ hoher menſchlicher, wiſſenſchaftlicher Weisheit in dieſem geheimnißreichen Lande.

Segnend und dankbar weilte mein Blick auf den Koloſſen Tâma und Châma, bewundernd auf dem Memnonium, auf Medinet-Abous fernrückenden Trümmern, auf den rieſigen Säulenreihen Luxor's und Karnak's.

Jetzt, nachdem ich ſo vieles geſehen, nachdem ſich in meinem Innern ein Urtheil gebildet durch wiederholte Anſchauung und Vergleiche, jetzt vermochte ich, ein unverlöſchliches Totalbild der ägyptiſchen Kunſtwelt, die mehr als bei irgend einem andern Volk der Erde in der Architektur den Gipfelpunkt erreichbarer Kulturſtufen erſtieg, in mich aufzunehmen und treu zu bewahren. Dazu bedurfte es keiner weitſchichtigen Gelehrſamkeit, keiner Grübelforſchung, ich ſah und fühlte die übermächtige, übergewaltige Größe dieſer Kunſtwelt mit dem Entzücken das ein paradiſiſcher Naturgarten in dem Beſchauer erweckt, wobei durchaus nicht nöthig, daß dieſer Beſchauer die Bäume einzeln nenne und kenne, die den Garten ſchmücken, die Blumen botaniſch ſondere, und die Vögel beſtimme, die in jenen Bäumen ihre Lieder ſchmettern.

Und ſo lebt denn wohl, ihr Rieſendenkmäler untergegangener Kultur-Epochen eines die Kunſt und die Götter ehrenden Volkes, lebt wohl, und predigt noch nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden den Gottesgeiſt, der ſich im Menſchengeiſt ſo göttlich erhaben offenbart, den nach uns kommenden Geſchlechtern.

Des Nilſtroms raſche Wellen trugen uns weiter und weiter nordwärts, vorüber an ſo manchem anziehenden und wichtigen Ort, an welchem wir bei der Herauffahrt geweilt und geraſtet.

Ich ſaß meiſt unter dem Zeltdache auf dem Verdeck und vertiefte mich in die Durchſicht derjenigen Manuſcripte, die ich der feſten Verpackung entzogen, um eine Unterhaltung zu haben, und mit dem Geiſt derſelben mich vertraut zu machen. Belleville ſah mich manchmal mit einem ungläubigen und verwunderungsvollen, halb ſpöttiſchen Lächeln an, er blickte in die nicht ſchön geſchriebenen Papiere hinein, darin er nur eine Fülle eingeſtreuter lateiniſcher Worte leſen konnte, die er franzöſiſch las, was mir zur großen Erheiterung diente, denn meiner beſcheidenen Anſicht nach war das grundfalſch, ich konnte mir durchaus nicht denken, das die Römer z. B. Lauriger Horacius nicht ſo, ſondern Lorischér Oraçi-üs ausgeſprochen haben ſollten, während Belleville mich damit neckte, es könne ja gar nicht anders ſein, und liege auf der Hand, daß die Römer ſo geſprochen, wie er das Latein leſe, ſonſt würde ja die franzöſiſche Sprache, die in der lateiniſchen wurzle, gar nicht entſtanden ſein. Außerdem ſchien er durchaus nicht viel von meinem Schatz zu halten, und ſuchte durch jede mögliche Zuvorkommenheit und Gefälligkeit mich dafür zu entſchädigen, daß ich, ſeiner Meinung nach, bei unſerer Theilung den Werth dieſer Manuſcripte übertrieben hoch angeſchlagen.

Wir hatten ſchon drei Tagereiſen auf dem heiligen Strome zurückgelegt, ich freute mich dem Reiſeziele entgegen, und ſaß mit Belleville und Mr. Highhood wohlgemuth in der Barke, die mit geſchwelltem Segel, von kräftigen Ruderern unterſtützt, mit mäßiger Schnelle den Windungen des Nils folgte, und die maleriſchen Gebilde ſeiner Ufer vorübergleiten ließ.

Die Pfeifen dampften, die Hitze der hohen Sommerſonne kühlten paradiſiſch-fächelnde Lüftchen, nur ein etwas übler Geruch machte ſich unſern Riechorganen bemerkbar.

Ich hatte ein ſtarkes Heft aus dem Manuſcriptvorrath aufgeſchlagen, es war überſchrieben: P. X. 166. Hebräiſche Chronologie und Geſchichte. Eingedenk meines Verſprechens, daß ich Belleville bei der Rückreiſe den Schlüſſel zu ſo mancher Dunkelheit in der Geſchichte ſeines Volkes würde liefern können, wenn ich ſelbſt dieſen Schlüſſel gefunden, hatte ich mir vorgenommen, ihm dieſe Aufſchlüſſe nun mit Hülfe des gefundenen Schatzes zu gewähren.

Das Schriftbündel zerfiel in eine Reihe Einzelausarbeitungen. Der Verfaſſer hatte es geliebt, alles, worüber er zunächſt ſich ſelbſt klar werden wollte, um es dann auch Andern klar zu machen, monographiſch zu behandeln, und das gab nun, bei der Ueberzahl der Hefte und Convolute eine — ich möchte ſagen, Schrecken erregende Ueberfülle einzelner Abhandlungen.

Da wir jedoch in der Geſchichte und Zeitrechnung des hebräiſchen Volkes ein in ſich Abgeſchloſſenes, Abgegrenztes vor uns hatten, das weniger, wie andre Stoffe der Behandlung, in andre Kreiſe des Wiſſens ſich einſchlang, ſo konnte vorerſt das Durchgehen dieſes Heftes für Belleville nicht minder, wie für mich ſelbſt, anziehend und belehrend wirken.

Die erſte Abhandlung galt den Enakim, jenem Rieſenvolke, das zufolge der bibliſchen Ueberlieferung, Paläſtina vor den Einfällen der Iſraeliten inne hatte. Die ſprachliche Namensableitung war beigebracht, verwandte Begriffe, wie jener der Niphlim, Geſtirnrieſen (Orion) u. a. erläutert, und ein Heroenthum vorisraelitiſcher Zeit in Paläſtina, als Baſis älteſter Urbevölkerung feſtgeſtellt. Es war wohl nicht Zufall, daß dieſe Abhandlung im Hefte oben auflag. Wie billig, hätten die hauptſächlichſten Aufzeichnungen mit Adam beginnen müſſen, allein man gewahrte, daß der geiſtreiche Verfaſſer, der Naturforſcher, nichts weniger glaubte, als daß die Menſchenſchöpfung mit einem Einzelpaar, Namens Adam und Eva begonnen, vielmehr glaubte er an präadamitiſche Bevölkerung Vorderaſiens, wenn auch nicht an den verſteinerten Homo antediluvianus Scheuchzers.

Den bibliſchen Mythus hielt der Verfaſſer jedoch in hohen Ehren; er folgte mit Genauigkeit in einer umfaſſenden Arbeit, überſchrieben: Chronologie von Adam bis zur Sündfluth, den bibliſchen, hebräiſchen und griechiſchen Quellen. Zahlreiche Stammtafeln auf Joſephus und Euſebius begründet, erleichterten den Ueberblick. Der Stamm der Hebräer war als aus Indien gekommen, nachgewieſen, alle Quellenſchriften waren angezogen, das fabelhaft hohe Alter der Erzväter fand ſich auf naturgemäße Stufen zurückgeführt, und die Zeitrechnung vorerſt mit den Olympiaden der Griechen in Einklang gebracht. Dabei fehlten nicht die Reihen der chaldäiſchen Könige mit der Dauer ihrer Regierungsjahre, von Aloros bis Xiſotheus, dem die Fluth vom Saturn vorhergeſagt ward. Ueber das Alles waren die aus dem hebräiſchen Urtext, dem Talmud und den ſpäter aus der

Septuaginta hervorgehenden chronologiſchen Abweichungen nebeneinander gereiht.

Die moſaiſche Fluthſage hatte ihre Zuſammenſtellung mit den übrigen Fluthſagen der öſtlichen Theile des Erdballs gefunden, die ogygiſche Fluth, die deukalioniſche, die indiſche, wie ſie im Mahabarada geſchildert wird — alles war in geiſtvoller Weiſe ohne zu ermüden und — was das Hauptverdienſt des klaren Denkers — ohne alle Hypotheſenſucht beigebracht.

Dem Thurmbau Babels war eine ſelbſtſtändige Abhandlung gewidmet; wir ſahen in ihr Ueberlieferung und Forſchung Hand in Hand gehen. Geographiſche und archäologiſche Irrthümer früherer Forſcher erſchienen hier berichtigt, die Uebereinſtimmung Herodots mit der Bibel nachgewieſen; als Einleitung ſtand ein anziehender Abſchnitt über den Ararat voran, denn erſt mußte feſt beſtimmt ſein, wo Noah ſich nach der Fluth niedergelaſſen, bevor von der Zerſtreuung ſeiner Nachkommen über die Erde die Rede ſein konnte.

Ueber den Culturzuſtand des Menſchengeſchlechtes zur Zeit Noahs und der Fluth, über die Sprache und Sprachenverwirrung, über die Zerſtreuung des neuen Geſchlechts der Noachiden durch die Länderſtrecken war viel Belehrendes geſagt und viele Quellenforſchung beigebracht.

Abrahams und der übrigen Patriarchen Züge und Wanderungen bildeten einen neuen Abſchnitt, ſtoffreich und lehrreich, und immer aufmerkſamer hörte Belleville meinen Mittheilungen aus dieſen Manuſcripten zu. Eine Welt neuer Aufſchlüſſe eröffnete ſich. Ueber das Land Mizraim, wohin Abraham flüchtete, ob Aegypten darunter zu verſtehen ſei oder nicht? waren Betrachtungen voll Geiſt und Friſche angeſtellt, das für und wider der Forſcherbehauptungen erwogen, Entſcheidung aber an einen andern Ort verwieſen.

Dem Lande Uß, wo Hiob wohnte, war auch ein kleiner beſonderer Abſchnitt gewidmet und nachgewieſen, daß das Buch Hiob älter ſei, als alle übrigen bibliſchen Schriftdenkmale, doch erſt nach Abrahams Zeit geſchrieben, daß Hiob der Patriarch es nur theilweiſe verfaßt, Jacob es vollendet habe, und mit nach Mizraim genommen.

Nun folgte eine Abhandlung über das Schilfmeer, eine anderweite über die Landſtriche, nach denen ſich die Völkerzüge der Abrahamiten bewegten, über die ſogenannte ägyptiſche Knechtſchaft — ein Heft ſchien das andere zu gebären, die Papiere quollen förmlich aus einander — ſie nahmen kein Ende —

ich mußte meinen Vortrag ſchließen, der mich ohnehin angriff, da ich die übelgeſchriebenen Blätter leſen, verſtehen und auch ſogleich in franzöſiſcher Sprache wiedergeben mußte.

Der oben erwähnte häßliche Geruch nahm indeſſen bis zur Unerträglichkeit zu — er befremdete uns, es war offenbar — Leichengeruch.

„Ich rieche Herrn Kanaris,“ ſprach Belleville und ließ eine Tabaks-Doſe aus Sardonix umgehen, aus der wir, obſchon weder ich noch Mſtr. Highhood Schnupfer waren, mit Wohlbehagen ſtarke Prieſen nahmen.

„Wie meinen Sie das, mein Herr?“ fragte Mſtr. Highhood den Franzoſen. „Inwiefern riechen Sie Herrn Kanaris?“

„„Nur mit Bedauern kann ich Ihnen antworten, mein Herr!““ erwiederte Belleville. „Ich will mein Leben verwetten, wenn dieſer unerträgliche Geſtank nicht aus jener Ihnen gehörenden Kiſte kommt!“

„„Wie? Aus meiner Kiſte, darin die koſtbare Mumie? —““

„Nicht anders, mein Herr, ich bedaure,“ erwiederte Belleville mit feinem Lächeln. „Tröſten Sie ſich, es iſt nicht die erſte Alme, die jener nichtsnutze Grieche einbalſamirt, in geharzte Mumien-

Leinwand eingewickelt, und — Ihren Landsleuten verkauft hat."

Mſtr. Highhood ſtarrte mit offenem Munde.

„Wenn man einige Tagereiſen von Thebä hinweg iſt, dann beginnen dieſe Almen —"

„„Was ſind Almen?"" unterbrach Mſtr. Highhood fragend.

„Tänzerinnen, öffentliche Mädchen, deren Leichnam, wenn eine ſtirbt, der Grieche von ihren Verwandten ankauft, und aus dem vielleicht noch jungen Geſchöpf eine alte Mumie macht" belehrte Belleville; „dann beginnen ſie mehr oder minder, insgemein aber entſetzlich zu ſtinken und dann —"

„„Und dann?"" fragte Mſtr. Highhood, indem ſich Unwille und Zorn auf ſeinem Geſicht malte.

„Dann wird die neue Mumie ſammt Kiſte aus dem Schiff in den Nil geſenkt, damit die Luft wieder rein werde," fuhr Belleville mit Gleichmuth fort, aber Mſtr. Highhood fuhr auf und ſtürzte ſich auf die theure, geliebte Kiſte, als drohe ihr ein Raub und als wolle er ſie ſchützen — allein er hatte ſeinen Schatz kaum erreicht — als er, bleich werdend wie der Tod — ſich wieder davon ab- und nach uns zuwandte, und — einer Ohnmacht nahe, ſich an ein Tau anklammerte.

„Fort! fort damit!" rief der betrogene Eigenthümer einer nagelneuen Pharaonenmumie, als er Odem geſchöpft.

Ein Wink — und kräftige Hände der Matroſen hoben den Kaſten ſanft über Bord.

Er ſank nicht einmal unter, er ſchwamm eine Weile neben dem Schiff her; uns grauſte vor dieſer Begleitung; kräftigere Ruderſchläge mußten unſer Schiff jetzt vorwärts treiben, und ſo verkleinerte ſich die zurückbleibende Kiſte vor unſern Blicken, und wir mußten dabei an das Käſtchen denken, in welchem Moſes einſt die Wogen des Nil geſchaukelt.

„Hundert Pfund! Verdammter griechiſcher Gauner!" murmelte Mſtr. Highhood vor ſich hin, und fragte dann laut: „Giebt es kein Recht gegen ſolche Schurken? Kann ich nicht klagen beim Vicekönig über den ſchlechten Mann? Sie ſind doch meine Zeugen!"

„„Warum nicht, mein Herr?"" erwiederte Belleville. „Sie können klagen, und im Lande bleiben, bis der Prozeß zu Ende, wir aber nicht. Nur das Zeugniß eines eingebornen Richters würde Geltung haben. Wenn Kanaris auf Befehl Mehemed Alis vor den Scheik gefordert wird, ſo ſchwört er, die Anklage ſei falſch, er habe Ihnen verkauft eine ächte Mumie, er zählt die Summe hin, die Sie ihm dafür bezahlt, er verlangt ſeine Mumie wie-

wieder, wenn Sie unzufrieden mit ihr und dem abgeſchloſſenen Geſchäft ſein ſollten, ſie iſt ihm nun nicht um dreihundert Pfund feil, er iſt außer ſich, in einen ſolchen Verdacht zu kommen, der ihm Ehre und Credit ſchmälert, er klagt auf Entſchädigung und Ehrenerklärung von Ihrer Seite; er weiß, daß die Gerechtigkeit Sr. Hoheit des Vicekönigs einen ſeiner treueſten Unterthanen nicht durch einen verläumderiſchen Ausländer werde ungeſtraft beleidigen laſſen — er weiß auch, daß die Mumie nicht wieder beizuſchaffen iſt — und gewinnt den Prozeß."

„„Goddam!"" kniſchte der Engländer, während ein Lächeln des mitleidloſen Spottes uns anflog.

„Sie können haben von mir, mein Herr, ganz ächte Mumien!" tröſtete Belleville: „koſtet eine freilich mehr, als einhundert Pfund, wenn ſie noch iſt intact und in ihrem Sycomorusſarge."

„Ich werde den Betrüger öffentlich brandmarken!" zürnte Mſtr. Highhood.

„Hilft nichts, er macht ſich daraus nicht das Mindeſte. Sein Geſchäft hat doch guten Fortgang —" belehrte Belleville. —

Am andern Morgen ſetzten wir die begonnene Unterhaltung aus dem Manuſcriptheft fort, welche Belleville mächtig anzog, da er ein lernbegieriger und ſehr bildungsfähiger Mann war. Auch Mſtr. Highhood, als er den Verluſt ſeiner theuern Mumie verſchmerzt, ſchenkte den Mittheilungen mehr und mehr innern Antheil, beſonders da er wahrnahm daß Belleville begann, allmählig den Werth dieſer gelehrten Ausarbeitungen einzuſehen.

Ein Glück für mich war es dabei, daß ich gelernt hatte, was mir in meiner Eigenſchaft als Corrector den größten Nutzen gewährte, die Sprachen des Orients wenigſtens leſen zu können, denn gar viele Worte waren in der Urſprache, hebräiſch, chaldäiſch, ſyriſch oder arabiſch geſchrieben, und ich ſah es kommen, daß in andern Heften auch perſiſche, indiſche, ſanskritaniſche vielleicht ſogar chineſiſche Schriftzeichen begegen würden.

Da mich nun Belleville im Leſen hebräiſcher Wörter ſo gut bewandert fand, wuchs ſeine Neigung zu mir mit jedem Tage, und er war der liebenswürdigſte Gefährte, den ich mir wünſchen konnte.

Indem nun durch Einwanderung eines abrahamitiſchen Stammes nach Aegypten der Blick des Leſers jener Manuſcripte auf dieſes alte Wunderland gelenkt war, ſo reihte ſich folgerichtig eine Ausarbeitung über die Aegyptiſche Zeitrechnung an; hier erſchreckten uns aber eine ſolche Anzahl Tabellen, daß wir uns beſcheiden begnügten, ſie nur anzuſtaunen, denn dieſe Namen und Zahlen alle zu leſen, würde Tage erfordert haben.

Was arabiſche, was griechiſche und römiſche Schriftſteller über die alte Geſchichte Aegyptens aufgezeichnet und angedeutet, hier lag es klar vor Augen; Manethos Götterära, Eratoſthenes über die Thebiſchen Königsreihen, Julius Africanus Dynaſtenfolge, Diodors, Euſebius und Syncellus Kundgebungen, Abou Dſchafer's vor- und nachfluthliche Herrſcher Aegyptens durch die Perioden der Kibten, der Aſchmuniten und der Pharaonen — da ſtanden ſie alle neben einander, einunddreißig Dynaſtien mit 113 Generationen. Da ſtanden die Reihen der Memphiten, Thebäer, Hykſos — mir ſchwindelte. Bei den letztgenannten, den Hirtenkönigen angelangt fanden wir nun Joſephs Geburtsjahr, ſeine Ankunft in Aegypten, ſeine Erhöhung, die zweimalige Ankunft ſeiner Brüder und die endliche Einwanderung des ganzen Stammes Jakob, wie die Todesjahre der beiden letzten Patriarchen, alles dieſes zu den Zeiten des Cheops und Chephren.

Dieſe Zahlenangaben lenkten wiederum zu einer beſondern Ausarbeitung über Hebräiſche Chronologie, Geometrie und Mythe hin. In ihr war die hebräiſche Zeitrechnung mit ägyptiſcher und indiſcher verglichen, Sonnen- und Monden-

Cyclen erörtert, Sabbat-Jubeljahre, Schalt- und Kirchen- und bürgerliche Jahre beſprochen und mit unendlichen Zahlenreihen nachgewieſen, die ich überſchlug, wie jene lateiniſchen Mönche mit ihrem: Graeca sunt, non leguntur, griechiſche Stellen, die ſie nicht leſen konnten, überſchlugen. Selbſt über die Dauer der Sündfluth waren in dieſer Abhandlung äußerſt mühevolle Berechnungen niedergeſchrieben, und die Sündfluth-Perioden-Berechnung füllte ganze Blattſeiten mit Ziffern.

In der Betrachtung über die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte, mit welcher die mythiſche Abhandlung begann, waren geiſtvolle Hypotheſen vom Standpunkte der Naturforſchung entwickelt, die Tage auf Weltſchöpfungsperioden gebracht, zur Erdbildung übergegangen, die Scheidung vom Meer und Feſtland erörtert, die Erdproductionen in ihrer allmählichen Aufeinanderfolge von den einzelnen Pflanzen bis zum Menſchen nachgewieſen. Andere Blätter beſchäftigten ſich dann wieder ausſchließlich mit Einzelnheiten der bibliſch-hebräiſchen Mythe. Die Gottheiten der Ammoniter, Moabiter, Aſſyrer, Meder, Perſer und Babylonier wurden beſprochen, die ſiebenzig Wochen Daniel's waren ſcharfſinniger Forſchung unterzogen, und nur allein über die eine Stelle im Propheten Amos 5. 26. „Ihr truget den Sichuth, euren König und Chiun euer Bild, den Stern eurer Götter, welche ihr euch ſelbſt gemacht hattet,“ fand ſich eine mehrere Seiten lange Erklärung mit Beiziehung einer Parallelſtelle aus Apoſtelgeſchichte 7. 43.

Von ſelbſt verſtand ſich, daß die Geſchichte der Könige von Israel und Juda erſchöpfend in dieſen Heften behandelt war. Die Reihen derſelben waren nach den bibliſchen Regiſtern, nach Euſebius, Joſephus, nach dem Chronicon Paſchale und dem Chronicon orientale überſichtlich nebeneinander hingeſtellt, dann eines jeden Einzelkönigs Regierungsantritt, die wichtigſten Lebensereigniſſe deſſelben und ſein Regierungsende mit Jahrzahlen auf das beſtimmteſte angegeben, Joſua, Saul, David und Salomo waren monographiſch abgehandelt.

Ich ſchöpfte Odem, als ich das letzte Blatt dieſes Heftes aus der Hand legte, das war ein Heft, oder vielmehr ein Büſchel! Welche Fülle von Inhalt, von Fleiß, von Scharfſinn, voll Forſchung, voll Kenntniß!

Wie — ſo drängte ſich mir die ſtille Frage auf: wie willſt Du dieſe Ueberfülle von gelehrten Stoffen ſondern und ſichten, gliedern und ordnen, wie der Welt ſie zugänglich machen?

Und wenn ich dereinſt, ſo dachte ich weiter, der

Welt Bericht zu erſtatten habe vom Erfolg dieſer meiner Reiſe nach Aegypten, von meinem glücklichen Funde, wie ſoll ich es anfangen, ohne über dieſe Bücher ein ganzes Buch zu ſchreiben? Werde ich im Stande ſein, mich kurz genug zu faſſen, damit die Geduld meiner Leſer nicht ermüde, denn was nützt ihnen die flüchtige Andeutung zahlreicher — was ſage ich zahlreicher? — zahlloſer Abhandlungen, wenn ich nur darauf beſchränkt bin, ſagen zu müſſen: dieſes und dieſes und jenes und jenes ſchrieb und hinterließ Peter Schlemihl?

Wahrlich, es wurde mir jetzt ſchon bange mitten in meiner unendlichen Beſitzesfreude, und dieſes Bangen überwog noch die große Furcht, ob ich denn wirklich meinen Schatz ungeſchmälert und ganz in meine Heimath zu bringen, ſo glücklich ſein werde?

Sanft und ruhig trug ihn jetzt die Spiegelfluth des heiligen Nilſtroms zwiſchen ſeinen Ufern dahin, nicht minder ſanft würde der Canal ihn nach Alexandria führen, aber die weite Fahrt durch das treuloſe Mittelländiſche Meer? Vor dieſer graute mir.

Bald ſollte ich erfahren, daß auch dem heiligen Strom nicht ſo unbedingt zu vertrauen ſei.

Wir ſteuerten auf Girgeh los, das wir noch vor Abend zu erreichen hofften, als der Himmel ſich auf eine merkwürdige Weiſe und unglaublich ſchnell verdüſterte, dann ſchwärzte und dann flammte. Ein Orkan flog mit zerſtörender Gewalt über Land und Strom, wirbelte die Staubmaſſen der Wüſte zur Wolkenhöhe empor, und ließ des Niles Wellen zur Höhe von Meereswogen anwachſen. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, das Krachen der Barke, das Stoßen und Poltern der übereinander ſtürzenden Kiſten, das Geſchrei der Mannſchaft und der Eſel war fürchterlich. Die Wellen ſchlugen mit Macht über Bord, unſre Kajüte krachte uns über den Häuptern zuſammen, noch ein Sturmſtoß und da flog das leichte Dach hoch in die Luft empor, umgewirbelt und im Nu, ſchneller wie der Flug eines Sturmvogels, unſeren Augen entführt. Das Herz in der Bruſt erzitterte mir, weniger um mein Leben, als um meine Schätze, auch Belleville war ernſt und bleich. Mſtr. Highhood hielt in ſtiller Reſignation ſeinen Blick auf die Kiſten gerichtet.

Plötzlich erſchütterte ein Stoß unſre Barke, daß wir nicht anders dachten, als ſie berſte mitten von einander. Wir waren auf eine Sandbank aufgefahren und ſaßen feſt. Zum Glück legte ſich der Orkan, ſo ſchnell wie er gekommen war, es wurde wieder heller in der Luft, doch nahte der Abend, und noch lange nicht beruhigte ſich der Strom; hohe Wellen, die an uns vorüberrollten, führten

Schiffstrümmer, Takelwerk, Kiſten raſch an uns vorbei — wir ſahen, daß Andere noch viel unglücklicher als wir geweſen waren.

Wir gaben Nothſignale, es kam auch Hülfe, allein mit Mühe ward unſre Barke flott gemacht, ſie hatte ſehr gelitten, war völlig leck, wurde endlich in den Hafen von Girgeh bugſirt, und zur Weiterfahrt untauglich befunden.

Dies führte für Belleville und uns Alle die unangenehme Nothwendigkeit herbei, ein anderes Schiff zu gewinnen, das uns und unſre gemeinſchaftliche Ladungen aufnähme und weiterbringe.

Die Mannſchaft dieſes Schiffes, vereinigte ſich mit der des unſrigen zur Ausbarkirung unſrer Ladungen auf das neugemiethete, und gab ſich nebenbei viele Mühe, ſo manches Nützliche und noch Brauchbare, was der Strom getrieben brachte, zu retten und aufzufiſchen.

Erſchöpft von der überſtandenen Angſt, Sorge, Gefahr und ſelbſt körperlicher Anſtrengung fanden wir endlich die Ruhe im Hauſe eines Belleville befreundeten Kaufmannes zu Girgeh, und gingen am andern Tage gegen Mittag unter Segel. Der Himmel lachte auf's Neue blau und ſonnig, die Luft war abgekühlt, der Strom war beruhigt — aber ich war voll Angſt und Zagen. Unſere Kiſten waren ſehr naß geworden, ich fürchtete, daß mein Manuſcriptenſchatz völlig durchweicht ſei, mindeſtens war die hebräiſche Chronologie und Mythe eingewäſſert, wie Cabeljau.

Indeſſen Belleville tröſtete mich damit, daß die Wärme der Luft äußerſt ſchnell trockne, daß auch ihm dergleichen ſchon oft begegnet und wenig oder nichts ihm verdorben, ja daß namentlich die Anfeuchtung für die ungleich wichtigeren Papyrusrollen, deren er viele geſammelt hatte, heilſam ſei und ſie geſchmeidig mache.

Ich ließ mir dieſen Troſt ſchweigend gefallen, obſchon ich erſtens den Vergleich meiner Manuſcripte mit ägyptiſchen Papyrusrollen nicht paſſend fand, und Befeuchtung der erſteren weder für nützlich noch für gut hielt, zweitens aber noch viel weniger zuſtimmen konnte, daß ſolche alte Papyrusrollen wichtiger ſein ſollten, wie meine Manuſcripte. Meine Manuſcripte waren lebende Zeugniſſe des hohen Geiſtes der die Welt umfaſſenden Wiſſenſchaft in der Gegenwart, jene faſt verkohlten ſchwarzen Rollen, was konnten ſie, wenn ſie nach langen Mühen entziffert waren, anders bieten als dieſen oder jenen lückenhaften Beitrag, irgend eine Familiennachricht über Gott weiß, welchen Bürger Thebäs?

Ich hatte den nicht verpackten Theil der Manuſcripte ſorglich während des Sturmes gehütet; er befand ſich in einem leicht zu öffnenden Kiſtchen, und war allerdings ſo durchnäßt, daß ich nicht umhin konnte, die naſſen Bogen herauszunehmen, um ſie an der Sonne zu trocknen. Theils hing ich ſie auf Taue, theils breitete ich ſie auf dem Kajütendach aus, und da es die Abtheilung P. des geſammten Manuſcriptenſchatzes war, welche Chronologie und Geſchichte umfaßte, ſo ſah ich mit Wonne die eigenthümliche Gliederung des großen Ganzen.

Nr. I. enthielt die Julianiſche Periode, die Olympiadenzeitrechnung und die Aera Roms nach der pariſchen Chronik und ſonſtigen Hauptquellen ſorgfältig zuſammengeſtellt. Der Synchronismus zwiſchen Olympiaden, römiſcher und chriſtlicher Zeitrechnung war nachgewieſen, die Conſuln Roms, die Archonten Griechenlands ſtanden zur Vergleichung zeitgenöſſiſch neben einander, die reichhaltige Literatur über dieſe Gegenſtände mangelte nicht.

Faſcikel II. umfaßte eine chronologiſche Standlinie vom Jahr der Welt 3520 bis 49 vor Chriſto, welche auf Berichte der Griechen (vorzüglich Herodot's) und Römer geſtützt war. Nicht ohne Vorliebe, dies ſah man deutlich, hatte der gelehrte Verfaſſer auf Aemilius Sura bei Vellejus Paterculus I. 6.

großes Gewicht gelegt, doch aber auch den Zeugniſſen eines Diodorus, Oroſius, Euſebius und Caſtor bei Syncellus Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Faſcikel III. enthielt, nicht ohne einen bedenklichen Sprung, wie mir ſchien, indiſch-chineſiſch-japaniſche Chronologie. Hier mußte ich bedauern, daß dem gelehrten Anachoreten das herrliche Werk Dr. v. Siebold's über Japan noch nicht zugänglich geworden, welches über jenes der Forſchung ſo lange faſt gänzlich verſchloſſene Land, das räthſelhafte Nipon, die glänzendſten Enthüllungen gewährt.

Doch waren die wenig abweichenden chineſiſchen und japaniſchen Zeitrechnungen über die verſchiedenen Dynaſtien-Perioden neben einander geſtellt. Ich durchblickte nur flüchtig das Heft IV. und fand in ihm die indiſche Zeitrechnung nur weiter ausgeführt, wieder mit unendlichen, abſchreckenden Zahlenreihen und unausſprechlich reichhaltigem Stoff gefüllt. Das fünfte Heft behandelte Chronologie und Geſchichte von Iran. Sechszehn Stammtafeln iraniſcher Herrſcherfamilien eröffneten es. Zerduſcht's (Zoroaſter's) großer Name, der Stern des Glanzes, leuchtete hier voran. Welche Namenfülle! Unüberſehbar. — Es folgte als ſechſte Nummer Aſſyriſch-babyloniſche Chronologie und Geſchichte, wie leicht zu denken, ein ſtarkes Manuſcript. Mediſche, Aſſyriſche, Babyleniſche, Skythiſche Herrſcherreihen; Chaldäer vor der Fluth und in Altbabylon, Araber in Altbabylon, Nimrod und Niniveh, Nabopalaſſaros, Nabochodonoſoros I. und II., Nabokoloſſaros und neben ihnen alle Ereigniſſe im jüdiſchen Königreich nach Joſephus. Auf andern Tafeln waren die Ergebniſſe anderweiter Quellenforſchung vor Augen gelegt; der Canon der aſſyriſchen und mediſchen, wie der perſiſchen Könige in Aegypten und Babylonien, der helleniſchen Könige in Aegypten nach des Ptolemäus Phänomenen, nach Herodot und nach Lenglet du Fresnoy chronologiſchen Tabletten.

Minder ſtark war Nr. 7. bedacht: die Phönikiſche Ur-Geſchichte, allein im engen ergänzenden Verbande mit ihr ſtand Nr. 8., welche blos die einfache Ueberſchrift trug: Sanchuniaton. Dieſes Gebiet war mir nicht fremd. Ich hatte gar Manches zu corrigiren gehabt für und wider die Aechtheit von Wagenfeld's Sanchuniaton, theils in Streit-, theils für kritiſche Zeitſchriften. Alle Anſichten und Urtheile gewiegter Männer für und wider, eines Grotefend, Geſenius, Pertz, Grote, Leo u. A. in dieſem literariſchen Fehdehandel waren mir bekannt. War doch nach Frankreich und England der gelehrte Lärm hinübergedrungen, den das angeblich in einem portugiſiſchen Kloſter: Santa Maria de Merinhao gefundene Manuſcript des Philo von Bibles, das die griechiſche Ueberſetzung von Sanchuniatons phöniſiſcher Geſchichte enthalten ſollte, verurſacht, wodurch das Bruchſtück oder das erſte bereits vorhandene und ſehr verderbte Buch jener Geſchichte in des Euſebius praeparatio evangelica völlig ergänzt wurde!

Ja, ich hatte ſelbſt die zu Leipzig erſchienene Ausgabe Joh. Conrad Orelli's von Sanchuniatons Fragmenten beim Euſebius 1826, bei meinen Correcturen zur Hand gehabt; ich kannte Ottfried Müller's Kritiken über die Wagenfeldſche Ausgabe in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, und nicht minder jene Beſprechung im Intelligenzblatt 21. der Halliſchen Literaturzeitung, April 1837; allein ein feſtes Urtheil hatte ich mir noch nicht gebildet. Hier hoffte ich es zu finden, allein ich ſuchte vergebens danach.

Es folgte jetzt wieder ein Salto; das folgende Heft ſprang von Phönikien mit Nr. IX. auf das Gaelen-Land und deſſen Chroniken über, erſt ſpäter wurde mir der Zuſammenhang und die Abſicht dieſes mir Anfangs räthſelhaft erſcheinenden Sprunges klar. O'Connors Jahrbücher von Eri. waren angezogen, inſonderheit die erſte Abtheilung: das Buch des Eolus, bezüglich der zweiten Abtheilung aber war auf die Abtheilung P. LIV. und LV. verwieſen.

Ich ſuchte in aller Eile dieſe Lagen, um aus deren Ueberſchriften zu entnehmen, weshalb ſie ſo weit hinweg gelegt worden, und fand zwei beträchtlich ſtarke Abtheilungen, welche allerdings dieſe Fortſetzungen und in ihnen die Jahrbücher von Gael-ag, verfaßt von dem Ard-Olam, ſo wie die Jahrbücher von Eri, zweiter und dritter Theil, in deutſcher Ueberſetzung enthielten, nicht minder reichliche Notate dazu, und mehrere General-Tabellen der Iriſchen Königshäuſer von 1030 bis 456 vor Chriſto, auf jene Chroniken gegründet, dann wieder von 456 bis 7. vor Chriſto aus den Häuſern Gaelen, Mumain, Ullad und Ib-Lugad.

Seltſam war es, daß abermals ein auffallend übler Geruch ſich mehr und mehr bemerkbar machte, je mehr die Sonnenwärme zunahm, welche überraſchend ſchnell, ja mir faſt unter den Händen meine Manuſcripte trocknete.

Ich hörte auch, daß Belleville darüber laut wurde und die Schiffsleute ernſt befragte, welche Güter ſie noch außer den unſern an Bord genommen?

Dieſe geſtanden, daß ſie eine am geſtrigen Abende vorbeitreibende Kiſte aufgefiſcht, und Belleville befahl ihnen, die Kiſte ohne Weiteres ſogleich wieder in den Nil zu werfen, indem ſie nichts als einen Leichnam enthalte, den man Tags vorher ſchon über Bord gebracht. Zum Glück ſchlief Mſtr. Highbood und entging ſo der Erneuung ſeines Schmerzes.

Die Matroſen leiſteten Belleville Folge und ich hörte nur den rauſchenden Fall und ſpürte die Bewegung des Waſſers, während ich in allem Eifer dem Trocknen der Handſchriften oblag und meine Freude daran hatte, daß alles ſo gut und leicht von Statten ging und ſo wohl gelang. Ich hing und legte alles, was ich nicht feſt in großen Kiſten verwahrt hatte, aus, und brachte das bereits Trockne wieder in Sicherheit. Es folgte der Büſchel P. X., aus dem ich ſo Anziehendes meinen Gefährten mitzutheilen gehabt; ein Heft XI. über Tharſiſch-Hebräiſch-Phönikiſches Alterthum reihte ſich an; über die Hiram-Salomoniſche Schifffarth nach Ophis und Tharſis, wie über die Königin von Saba, war viel Anziehendes beigebracht.

Heft XII. umſchloß die Aegyptiſche Chronologie. Wieder eine überreiche Fundgrube ungeheurer Gelehrſamkeit und im Zuſammenhang ſtehend mit dem bereits oben Erwähnten.

Nr. XIII. enthielt, auf die Abtheilung O. IX a. verweiſend, die mir jetzt nicht zur Hand war, eine Urgeſchichte Klein-Aſiens, des Amazonenreichs und der Phrygiſch-Lydiſchen Königreiche. Hier war aus Timogenes Mileſius und Cadmus Mileſius viel geſchöpft, nächſtdem, was aus Herodot erhellte.

Eine kleine monographiſche Abhandlung, Nr. XIV. bildend, verbreitete ſich über die Thier- und Vogelnamen der alten Völker, die Leleger und Karier, Geronier und Gräen, Taurier und Pelargen, Geten, Cieonen und Lykaonen, worin nebenbei über Kyklopen und Pygmäen, Troglodyten und Garamanten viele Gelehrſamkeit entwickelt war. Letzteres bildete indeß nur den Uebergang zu Heft XV. dieſer mythiſch-geſchichtlichen, höchſt anziehenden Ausarbeitungen, welches ſich mit Kyklopen, Hekatoncheiren und Kabiren ausſchließlich beſchäftigte.

Nahe lag der Uebergang zu den Telchinen und Helaiden auf Rhodos, und ſo umfaßte der nächſte Abſchnitt XVI. die ganze Rhodiſche Sage, während Abſchnitt XVII. und XVIII. noch über mannigfache analoge Stoffe ſich verbreiteten.

Ich hatte nur eben flüchtig mehrere Aufſchriften, wie Perſeus, Sardanapal, Oetoſyrus, Baal, Tars, Petoſus, Koſſura-Münzen — Koriſſa und die Tyrſenen — geleſen, als Mſtr. Highhood aus der Kajüte, wo er Sieſta gehalten, hervortrat, und mit freundlichem Antheil meiner Beſchäftigung zuſah.

„Viel werth, Ihre Schriften, mein Herr!“ begann er zu mir: „viel werth und theuer verkaufen! Wie viel koſten alle zuſammen?“

Ich antwortete dem Fragenden, daß es mir ganz unmöglich ſei, die Manuſcripte abzuſchätzen, daß es auf Umſtände, nämlich günſtige ankomme, in Deutſchland damit ein gutes Geſchäft zu machen, daß ich auch zunächſt eine moraliſche Verpflichtung habe, den ganzen Schatz ungetheilt der Berliner Univerſität anzubieten.

„Ungetheilt!“ wie bedachtlos und arglos ſprach ich Aermſter dieſes Wort aus, nicht ahnend, nicht wiſſend, daß ein tückiſches Schickſal bereits begonnen habe, mit mir zu theilen.

Belleville trat auf uns zu, aus dem Lagerraum des Schiffes kommend, die Sardonirdoſe in der Hand und ſtark ſchnupfend: „Diable, meine Herren! Kanaris verläßt uns nicht, obgleich ich ihn zum zweitenmale in den Nil werfen ließ!“

„„Wie ſo zum zweitenmale?““ fragte Highhood ſtaunend, und Furcht malte ſich in ſeinem Geſicht.

„Ja denken Sie, meine Herren!“ berichtete Belleville: „die Leute auf unſrem Schiff haben geſtern Abend nach dem Sturme den verdammten Kaſten mit Ihrer neuen Mumie, Mſtr. Highhood, aufgefiſcht, in Meinung einen Schatz zu bergen, haben ihn aber zum Glück nicht geöffnet, ſondern ihn unter unſre Kiſten geſtellt. Heute roch ich den Braten, und befahl den Stinkkaſten gleich wieder in das Waſſer zu werfen — aber ich weiß nicht — er ſchwimmt doch nicht mit uns, und gleichwohl dauert der abſcheuliche Geruch fort und wird immer ärger. — Die Leute werden doch nicht — ?“ —

„„Werden doch nicht!?““ ſchrie ich entſetzt auf. Wie ein Dolchſtich fuhr mir's ins Herz — meine Kiſten glichen den Kiſten Mſtr. Highhood's ſehr — ich ſtürzte nach dem Lager, Mſtr. Highhood ſchritt mir nach, Belleville folgte.

„Da iſt noch Kiſte, meine, wieder da — fort damit!“ rief Highhood ſchaudernd aus, und deutete auf den zu unſer aller Schrecken noch am Bord befindlichen Mumienkaſten — indem er ſich abwendete.

Mir gerann das Blut in den Adern — es unterlag keinem Zweifel mehr — die Schiffsleute hatten ſich vergriffen, Belleville hatte mit unverantwortlichem Leichtſinn nicht Acht darauf gehabt, daß jene auch die richtige Kiſte erfaßten — eine falſche Kiſte, eine der meinigen, eine Kiſte voll Manuſcripte war in den Strom geſenkt worden.

Ich gerieth außer mir vor Zorn und Schmerz. Ich überhäufte Belleville mit bittern Vorwürfen — er fühlte, daß er ſie verdiene, und ſchwieg. Ich verfluchte Mſtr. Highhood und ſeine Mumie — und Mſtr. Highhood lachte, dieſer Unmenſch lachte darüber, daß ich der Verzweiflung nahe gebracht war. „Geſtern 'aben mein 'Err gelachen über mir, heute ich lachen über You!“ ſprach der Engländer mit großer Ruhe. — Ich verlangte, das Schiff ſolle ſtille halten, umkehren, bis zu der unſeligen Stelle, wo die That geſchah, die mich ſo unerſetzlich beraubte, es ſollten Boote ausgeſetzt werden, die ägyptiſchen Matroſen ſollten untertauchen — die Kiſte ſollte wieder geſchafft werden, um jeden Preis.

Das alles waren Chimären, unerfüllbare. Das Schiff hielt nicht, es ſchwamm fort, ja man zog ſogar die Segel auf, da ein Lüftchen aus Süden günſtig zu wehen begann, damit es ſchneller auf dem Strom dahin gleite, es kehrte folglich nicht um, es tauchte kein Matroſe in dem Nile unter, und die Kiſte war unwiederbringlich verloren. Ich wüthete und tobte noch immer im Lagerraum und konnte mich nicht zufrieden geben, ich konnte nicht — konnte nicht — mein Blut kochte, mein ganzes Weſen war im Aufruhr — ich fürchtete einen Schlaganfall.

„Haho! Hai ho!“ ſchrien plötzlich lachend und jubelnd die Schiffsleute. Es raſchelte um uns her, es rauſchte, es flog, es flatterte im Winde Papier

— Papier — Papier. Es fiel in den Lagerraum, es flog in das Takelwerk, es ſchwebte hoch oben in der Aetherbläue wie Tauben und Schwäne.

Ein raſcher Windſtoß war in die Papiere gefahren, die ich auf dem Kajütendach ausgebreitet, die ich achtlos hatte liegen laſſen, als das bange Ahnen meines Verluſtes mich nach dem Schiffsraum trieb, und luſtig wirbelte ein guter Theil empor in die Luft, und daraus wieder nieder auf den Strom.

Luſtig!

Faſt wahnſinnig wurde ich vor Schreck. Ich ſchrie um Hülfe, ich hüpfte in die Höhe, flatternde Blätter einzufangen. Belleville warf ſich auf die noch nicht fortgeführten Bogen, er rettete mit großer Gewandheit ſo viel er retten konnte, auch die Schiffsleute waren behülflich, freilich unter großem Gelächter und mit vielen Spottreden in ihrer Sprache.

Miſter Highhood hingegen regte keine Hand. Kaltblütig wie ein Krokodil ſagte er, ſcheinbar zu ſich ſelbſt, aber da er es deutſch ſprach, doch eigentlich zu mir: „Es 'aben ſchon keregnet Korn, es 'aben keregnet Fiſch, es 'aben keregnet Froſch, es 'aben keregnet die Raupen, die Mucken — die Blut, auch die Fleiſch — aber es 'aben noch nir keregnet die Papier, muſſen ik aufnotir.“ —

O dies nefastus! Nie werde ich dein vergeſſen!

Das unſelige Ereigniß meines ſo großen Verluſtes verſtimmte mich auf lange tief und ſchmerzlich. Es ging mir nun im Geiſte vor, daß ich wohl um alles kommen werde, daß eine dämoniſche Macht ſich noch dauernd an alles knüpfe, was von Peter Schlemihl herrühre, daß ſein Erbe ein geſegnetes nun einmal nicht ſei, nicht ſein könne, nicht ſein werde.

Als ich auf der Fahrt nach Philä mich befunden, da hatte ich ſolches Unglück vorausgefürchtet, da hatte ich mich an Schiller's Ausſpruch erinnert: Wer beſitzt, der lerne verlieren!

Jetzt hatte ich verloren — o unendlich verloren, und leider — leider war es nichts mit meiner Philoſophie — ich trug den Verluſt nicht wie ein Weiſer.

Jetzt dachte ich nicht mehr daran, in den Manuſcripten nachzuſchlagen, ſie ferner zu durchblättern. Ich brachte alles Gerettete in der kleinen Kiſte unter, und nagelte ſie zu.

Ich nahm einen Theertopf und malte auf alle meine Käſten meinen Namen mit lateiniſchen, polniſchen, ruſſiſchen, griechiſchen, arabiſchen und koptiſchen Schriftzeichen. Mendel aus Leipzig und daſelbſt wohnhaft, Beſengäßchen Nr. 40. 5 Treppen.

Ich ſprach wenig mehr — ich verfiel in ein dumpfes Hinbrüten. Ich wurde krank — ernſtlich krank. Mein Gemüth war allzuſehr erſchüttert, das Klima machte ſein Recht geltend, durch das geiſtige Leiden wurde der Körper empfänglich gemacht für krankhafte Einflüſſe und Miasmen — ich bekam ein hitziges Fieber mit immerwährenden furchtbaren Delirien — und daß ich der Krankheit, ſo gefährlich überhaupt, doppelt gefährlich unter der heißen Sommerſonne Aegyptens, nicht erlag, dankte ich einzig und allein der treuen und ſorglichen Pflege Belleville's und ſeines Arabers, welcher die richtige Behandlungsweiſe anzugeben verſtand.

Ich könnte ein Buch ſchreiben über die Phantaſien, die mich quälten. Was zog nicht alles durch meine Fieberträume! Die Wundertrümmer Aegyptens, die Gräbergrotten, die Pharaonen und die Mumien — Schlemihl und ſein Schatten. Das aufregende Leſen und Ueberfliegen der Fülle geſchichtlichen und archäologiſchen Stoffes hatte ganz beſonders meine Nervenfaſern angeſpannt — einigemale kam mir vor, ich ſei verdammt, leſen zu müſſen bis zum jüngſten Tage; ein andereсmal mühte ich mich vergebens, doch mit der größten Anſtrengung, aus den Manuſcripten auch nur einen einzigen zuſammenhängenden und vernünftigen Satz heraus zu bringen — wiederum einmal ſchwamm ich im Nil der Manuſcriptenkiſte nach, ſie vor mir her, und konnte ſie nie und nie erreichen. Endlich erreichte ich ſie dennoch — da war's die Kiſte Mſtr. Highhood's mit der entſetzlichen Mumie. —

Endlich einmal nach einem erquickenden Schlummer mit ungeſtörten Sinnen erwachend, ſehe ich Belleville an meinem Lager ſitzen, gemächlich ſeine türkiſche Pfeife rauchend, und ſage zu ihm: „Guten Morgen!“

„„O mon Dieu! Mille grâce!““ ruft mit einer freudigen Bewegung der treue Mann aus und blickt mich forſchend an.

„Sind wir noch nicht bald bei Gizeh? Ich möchte doch die Pyramiden noch einmal mit Muße betrachten,“ ſprach ich.

„Mein Freund“ — nahm Belleville das Wort, und griff prüfend nach meinem Pulſe: „Sie waren ſehr, ſehr krank!“

„„O ich weiß,““ ſagte ich: — „ich habe ſchwer geträumt — ſehr ſchwer — meine Manuſcripte — jene Kiſte — wo ſind wir denn eigentlich jetzt?“

„„Ruhig ſein, nicht zu viel ſprechen — nicht denken jetzt an die Manuſcripte. Sind alle da — iſt nichts verloren. Sie haben nur geträumt,"" ſprach Belleville beruhigend.

„Sie haben lange gelegen ohne Bewußtſein — nur immer Phantaſie, viel Phantaſie. Ich und Heinrich und Omar haben Sie gewartet. Wir ſind gekommen nach Cairo, und Sie haben nichts davon gewußt — wir ſind ſchon in Alexandria."

„Nicht möglich!" rief ich aus. „So habe ich die Pyramiden nicht noch einmal ſehen ſollen!"

„„Was helfen Ihnen die Pyramiden? Wir wollen danken Gott, daß Sie wieder geneſen ſind — ich habe gefürchtet, ich müſſe Sie begraben laſſen in der großen Nekropolis.""

„Und meine Sachen, meine Kiſten, meine Manuſ —"

„„Alles gut verwahrt, alles in guter Obhut, alles ſchon auf dem Schiff, das ſegelfertig liegt nach Marſeille. Machen Sie ſich keine Unruhe!" unterbrach und bat mich Belleville.

Ich wurde zu Schiff gebracht — der zu Rath gezogene Arzt hatte es erlaubt, die Seeluft ſollte mich wieder ſtärken.

Ich bat Belleville, Omar ein reiches Geſchenk zu geben, da dieſer nun entlaſſen wurde, und ſchied mit gerührtem Dank von dem treuen Araber, der ſich auf der ganzen Reiſe uns ſo nützlich gemacht und dem ich einen Theil meiner Lebensrettung dankte.

Ehe das Schiff die Anker lichtete — auch Mſtr. Highhood machte auf demſelben ſeine Rückreiſe — wankte ich, auf Belleville geſtützt, in den Raum, wo die Kiſten ſtanden, und zählte die meinen. Sonderbar — es war eine mehr, als ich zuletzt gezeichnet, es war wieder die frühere Zahl — und eine war gezeichnet wie die andere, und die Nummerreihe war folgerichtig, alles von meiner Hand. War es denn etwa auch nur ein Fiebertraum geweſen, daß eine meiner Manuſcriptkiſten in den Nil verſenkt worden?

Ich fragte Belleville — er wußte nichts davon — ich fragte den treuen Heinrich, er wich mir aus. Von Mſtr. Highhood — dachte ich — werde ich's bald erfahren, dieſer ſchadenfrohe Menſch wird ſich freuen, mir beſtätigen zu können, daß ich unglücklich, daß ich beraubt bin.

Allein Belleville geleitete mich in die Kajüte zurück, empfahl mir Ruhe und reichte mir einen Trank, auf deſſen Genuß ich ſanft und lange ſchlief.

Am andern Tage fühlte ich mich wie neu geboren. Ich bekam auch die Seekrankheit nicht; Mſtr. Highhood aber hatte ſie in ſo hohem Grade, daß er glaubte, ſeine Seele werde ihm aus dem Leibe fahren. In ſolcher Lage vergeht dem Menſchen das Spotten. Ich näherte mich ihm und fragte: „Mein Herr! Haben Sie nichts wieder wahrgenommen, während ich krank war, von unſern Kiſten, die der Nil verſchlungen hat?“

„„Unſere Kiſten? Wie das, mein Herr?““ fragte Mſtr. Highhood zurück. „Es ward nur eine Kiſte über Bord gethan, und die war meine, yes!“

„Sie erinnern ſich doch, mein Herr,“ forſchte ich weiter: „daß ich ſehr unglücklich war, als man aus Verwechſelung meine Kiſte ſtatt der Ihrigen, die man wieder aufgefiſcht, in den Nil geworfen hatte, und daß dazu auch noch der Wind mir einen Theil meiner Papiere in die Luft wehte. Wie Sie ſpottend ſagten: es regnet Papier!“

„Ich erinnere mich ſerr wohl!“ erwiederte Mſtr. Highhood. „Sie waren ſerr unglücklich, weil Sie waren ſerr krank — in die Kopp. — Ik 'aben niemalen keſagt, es 'abe keregnet die Papier. Sie 'aben kemakt ein Fancy — weilen Sie 'atten ein Idioſy. Laſſen Sie lieb ſein ſich, daß Sie wieder keſund — ik ſein armer Mann — ik werden ſterben an die verdammte Seekrank, Goddamm!“

Obſchon mir durchaus nicht einleuchtete, daß alles nicht wahr ſein ſollte, daß die erlebten Verluſte mich nur in der Einbildung betroffen, wie ich denn ſpäter gar wohl wahrnahm, daß die Gutmüthigkeit der Gefährten ſich zu einem Complot wohlgemeinter Täuſchung vereinigt, ſo ergab ich mich in das Unvermeidliche, und gab mir wenigſtens den Schein, als glaube ich daran, keinen Verluſt erlitten zu haben, ſchon Belleville zu Liebe, den ja ſonſt ein immerwährender Vorwurf getroffen hätte.

Ich gewöhnte mich an den Gedanken, durch das Opfer, welches zu bringen das Geſchick mich genöthigt, dieſe dunkle Macht geſühnt zu haben, und begann mich des ſo weit glücklich geretteten Schatzes zu freuen, allein auch dieſer Freude gab ich mich nur in ſtillen Gedanken und nicht ohne Furcht und Bangen hin, denn — wir ſegelten auf dem mittelländiſchen Meere. Ein Sturm konnte alles verſchlingen, und mich nackt und blos an die tuneſiſche oder an die ſiciliſche Küſte werfen, wenn er nicht früher kam, ehe jene Breiten von unſerm Schiff erreicht wurden, denn wir waren noch nicht auf der Höhe von Candia.

Doch unſre Fahrt ging ruhig von Statten und da ſie ungemein viel Muße gewährte, und da ſich Belleville wie Mſtr. Highhood neugierig zeigten, zu erfahren, wie umfaſſend denn überhaupt mein Manuſcriptenreichthum ſei, ſo wurde eine der Kiſten geöffnet, und ich des Glückes theilhaft, abermals eine Abtheilung meines Schatzes zu überblicken, und den Freunden von demſelben Mittheilung machen zu können.

Ich war aber vorſichtig genug, keine Papiere wieder auf das Verdeck zu bringen; wir ſetzten uns behaglich in die Cajüte des Capitains, welcher ein Freund Belleville's und ein ſehr unterrichteter Mann war, dem die Erzählung von der Gewinnung dieſer zahlreichen Handſchriften das höchſte Erſtaunen abnöthigte, während ich begann, einen Theil meines Schatzes auszubreiten.

Belleville ſagte zu Herrn Williſon, dieß war der Name des Schiffscapitains: „Dieſer Herr (nämlich ich) hat gehabt ein wunderbares Erlebniß; er hat geerbt die Schätze des Monſieur Pierre Schlemiehl — deſſen Lebensgeſchichte hat geſchrieben mein berühmter Landsmann, Monſieur Adalbert de Chamiſſo.“

„„Chamiſſo!““ rief Herr Williſon mit exaltirter Freude aus.

„O den kenne ich gut, ſehr gut, ich habe mit ihm gemacht die Expedition um die Welt, ich habe gedient auf dem Schiff als Lieutenant, o ein vortrefflicher Mann! Und wir haben geleſen ſein Buch von dem Herrn Peter Schlemihl mit großem Antheil, haben aber gehalten alles für ein Fabliaux, für ein geiſtreiches Phantaſiebild. So hätte Herr Peter Schlemihl wirklich und in der That gelebt?“

„„Er hat gelebt, gelitten und geſchrieben!““ nahm ich antwortend ernſt das Wort: „denn wer ſchreibt, der leidet. Der Gelehrte, der Schriftſteller ſpinnt aus ſich, wie der Seidenwurm, die Fäden ſeines Geiſtes, endlos, bis er unſichtbar wird, und nur der glänzende Cocon, ſein ſchimmernder Ruhm, ihn ganz umgiebt.“

„„Ha! Und dann kommt der Kritiker, die Nachwelt, und wickelt die Fäden ab, macht ſie ſich zu Nutze, und zeigt, daß der Wurm nicht das mindeſte Verdienſt bei ſeiner Arbeit hatte, daß er nicht anders konnte, und daß Niemand nöthig habe, ihm deshalb den mindeſten Dank zu zollen!““ ſetzte Williſon ſarkaſtiſch hinzu, und knüpfte daran die Frage: „Nicht wahr, jener Mann, deſſen Schriften Sie nun beſitzen, war Naturforſcher?“

„„Ich möchte ſagen, er war Polyhiſtor!““ erwiederte ich: „„denn ſein Geiſt war nach jeglicher Richtung der Wiſſenſchaft hin thätig. Phyſiker, Mathematiker, Naturforſcher, Geograph, Ethnolog, Sprachforſcher, Archäolog — alles war er, und in allem gründlich. Werfen Sie mit uns nur einen Blick auf dieſen einen Theil ſeiner Ausarbeitungen, und Sie werden mit Erſtaunen die Freude begreifen, die es mir gewährt, vom Schickſal durch wunderbare Fügungen auserkoren zu ſein, Heber und Hüter dieſer Schriftſchätze zu werden!“

Ich legte nun Heft für Heft neben einander auf eine lange, in der Cajüte aufgeſchlagene Tafel, allein es fand ſich, daß durch das ungeordnete Verpacken der vielen Schriftenſtöße, deren Ordnung eine ſonderliche urſprünglich nicht geweſen ſchien, vieles nicht Zuſammengehörende zuſammengeſellt war; auch war es nicht möglich, ſogleich eine gute Ordnung herzuſtellen, da das, was hier zu fehlen ſchien, ſich in anderen Kiſten verpackt befinden konnte.

Wir mußten uns alſo für diesmal begnügen, die Hefte anzuſehen, wie wir ſie vorfanden.

„Es iſt dem fleißigen Troglodyten ergangen, wie es vielen Stubengelehrten und polyhiſtoriſch-ſchriftſtellernden Höhlenbären ergeht,“ ſcherzte Capitain Williſon: — „ſie kommen vor lauter Syſtemen nicht zum einfachen Syſteme folgerichtiger Gliederung ihrer eigenen Ausarbeitungen. Sie befrachten das Schiff ihres Geiſtes mit allzuvielem Ballaſt. Sie tragen Bauſtein auf Bauſtein zum Mauſoläum ihres Nachruhms zuſammen, und wenn ſie ſterben, findet der Wanderer — einen Trümmerhaufen.“

Williſon hatte in der That nicht Unrecht. Was ich jetzt vor mir hatte, war eine Fülle Materials, zum Theil noch ohne Sonderung, und es grauſte mir, wenn ich an das Uebrige dachte, und wenn in ihm eine ähnliche ordnungloſe Aufeinanderfolge herrſchen ſollte.

Eine Ausarbeitung über **Atlas**, **Atlantis**, **Atlantiden**, über die Herkulesſäulen, Säulen in Tyrus, Säulen in Kaukaſien, Säulen bei Hypata in Theſſalien, Säulen des Seſoſtris in Kleinaſien lag voran, dabei befanden ſich Stammbäume zahlreicher Götter- und Heroengeſchlechter, ſowie di Theogenieen Heſiod's und Cicero's mannigfach erläutert und erweitert; Abbildungen alter Denkſteine un Münzen halfen mancher hypothetiſchen Anſicht geſchichtlichen Boden geben, reihten ſich, noch in ziemlich guter Aufeinanderfolge an Abhandlungen üb die Ur- und Frühzeiten europäiſcher und aſiatiſch Länder.

Portugal und Spanien eröffneten dieſe Reihe Die Entdeckungen von Alterthümern aus der Frü zeit dieſer Länder füllten viele Bogen. Funde b Oviedo in einer unterirdiſchen Höhle, Funde in d Sierra de Elvira bei Granada, Forſchungen üb die Lage der alten Illiberis und hundert and waren theils berührt, theils weitläufig erörtert.

Frankreich und die Schweiz boten reichſte Stofffülle, die mit den Hochpyrenäen begann und mit den piemonteſiſchen Alpen endigte. Ueber Frühvölker, wie die Collibert's der Umgegend von Poitou, die Guanchen auf den Canariſchen Inſeln, über Keltenthum, keltiſche Zeit, keltiſche Waffen und Gräber — Unüberſehbares!

Die Inſel Jerſey mit ihren merkwürdigen Münzfunden, keltiſchen und wohl auch phönikiſchen Urſprunges, hatte der Forſchung ein weites Feld aufgethan und den Ueberſprung auf die britiſchen Inſeln vermittelt, doch ſchien hier in Bezug auf Großbritannien eine beträchtliche Lücke. Batavien, Belgien und Deutſchland umfaßten ſtarke Hefte. Deutſchlands Urzeit inſonderheit war bis zur Hermannsſchlacht herabgeführt, nicht weiter; Römerdenkmäler in Deutſchland auf das Breiteſte nachgewieſen. Dieſer rieſige Tummelplatz der Hypotheſenritter, die Frühzeit Germaniens, war ganz überſäet mit Nachweiſungen. Nicht mindern Reichthum hatte Scandinavien der Forſchung dargeboten, deſſen Mythus, Cult und Sage erläutert war. Auf die erſte Entdeckung Amerika's und die Niederlaſſung daſelbſt durch kühne Seefahrer und Nordlandshelden im Mittelalter, war hier ſchon hingewieſen und Bezug genommen, dann reihten ſich Abhandlungen über die Länder des nordöſtlichen Europa: Preußen, Polen, Rußland, über Finnen, Letten, Eſthen und Litthauen an. Dem Slaventhum war nicht gehuldigt, die ſogenannte ſlaviſche Mythologie war mit haarſcharfer Kritik behandelt, und die vielen unrichtigen Ueberlieferungen und Aufzeichnungen über dieſelbe waren auf das Gebiet der Fabel verwieſen.

Es folgte Italien, curſoriſch behandelt, da das unermeßliche Gebiet der Archäologie dieſes Landes ja doch in keiner Weiſe erſchöpft werden konnte, das Gleiche war mit Griechenland der Fall; in einer beſondern Abhandlung war Thrakien, Makedonien, Illyrien, Dalmatien und Nord-Griechenland bearbeitet, und folgerichtig ſchloſſen ſich Ungarn, die Wallachei, Serbien, Bosnien und die Türkei an. Hier war Anlaß gegeben, dem Volke der Zigeuner eine Monographie zu widmen. Die vier verſchiedenen Stämme der Albaneſen, die Bulgaren, die Steppenvölker, aller Urſprung und Urgeſchichte war entwickelt.

Jetzt kam Kleinaſien an die Reihe; voran ſtand gleich eine Abhandlung, reich an Studien über und von Epheſus, von Magneſia, von Troja, von Sardes, vom Xanthos, von Aſſos u. A. Die griechiſchen Höhlendörfer in Cappadocien, die Troglodyten von Gelvedry, die Höhlenſtadt bei Kara-Hiſſar und andre dergleichen im öſtlichen Kaukaſien waren paralleliſirt mit denen Oberägyptens zu Gurna, die wir kannten. Und ſo reihte ſich Forſchung an Forſchung, ein immer breiter fluthender Strom, je mehr Boden hier zu gewinnen war, und Babylon, Niniveh, Nimrud, und ſo manches andre Hochwichtige, wobei wieder auf die chronologiſchen Abhandlungen über dieſe Ländergebiete verwieſen war, waren geſchildert und erläutert.

Hier hatten wir recht zu bedauern, daß dem eifrigen Arbeiter nicht noch vergönnt geweſen, die Erfolge von Layard's Forſchungen zu erleben, und die herrlichen Bildblätter in Roberts Sketches of Holy-Land zu ſehen.

An Paläſtina und Syrien reihte ſich Armenien und Meſopotamien, und dann flog der Wundervogel Ruck der Forſchung ſchnellen Fluges über Perſien, Mittel-Aſien, Nord-Aſien, Vorder und Hinter-Indien, nach Siam und Ceylon, nach China und Japan bis nach Weſt-Polyneſien.

Hier ruhten wir aus, wir mußten uns ſtärken. Capitain Williſon bereitete einen Punſch, eine Lethe, in welcher wir für dieſen Tag die Erinnerung an die Unermeßlichkeit menſchlichen Wiſſens und Forſchens verſenkten.

Am andern Morgen war dennoch wieder in

mir, wie nicht minder in meinen Reiſegefährten der Wunſch rege, zu ſehen, wohin denn ferner die Zaubergerte und Wünſchelruthe unſres verehrten Tiefgelehrten ſchlage, wohin die Siebenmeilenſtiefeln ſeines raſtloſen Fleißes ihn weiter getragen?

Einen friſchen Stoß Manuſcripte ließ ich durch Belleville's Diener in die Capitain-Cajüte bringen, und begann, von den Freunden umgeben, deſſen Sichtung und Durchſicht.

Eine neue Welt that ſich auf, die Welt der Sprachen.

Es waren die Rubriken F, G, H, I, K, L, welche ſich um uns thürmten.

Da reihte ſich Abhandlung an Abhandlung. Urſprache, Indogermaniſcher Sprachſtamm, Sanskrita (ein ſtarkes Heft, Alphabete, Ausſprache, Wörterbücher, wobei theilweiſe mit Adelungs Kalbe gepflügt war) indiſche und polyneſiſche Sprache mit guter Benutzung von A. v. Humboldt's Werk über die Kawi-Sprache; Sprache auf den Andomeniſchen-Inſeln, Arra-Inſeln, auf Inſel Bali (Klein-Java), Borneo, über die Hofſprache in Java, Sprache auf Benares, Bengaliſche, Tamuliſche Schrift und Sprache, dann die der Philippinen, die auf Celebes, auf Ceylon, (ſingaleſiſch oder eingalaiſch, formoſaniſch) u. ſ. w. In dieſes Heft hatte ſich auch ein großer Stammbaum der Könige von Ceylon verloren oder verborgen, deren Reihen mit 1341 begannen.

Es folgten Erörterungen über die Sprachen auf den Freundſchafts-Inſeln, den Geſellſchafts-Inſeln, das lieblich weiche Otaheitiſch, das vokal- und füllreiche Granthomiſch, Mariannen-Markeſas-Inſeln, Molukken. — Hindoſtaniſch ſchloß ſich an mit vielen Abzweigungen, Malayiſch, Malabariſch, Weſtmalayiſch auf Sumatra, Oſtmalayiſch auf Java, Perida-Sanskrit, Malacca-Malayiſch, Marattiſch oder Balabandiſch. — Neue Guinea-Sprache, Pelew-Inſeln, Sandwich-Inſeln, u. ſ. w. Endlich auch hier wieder eine kleine Abhandlung über die Zinganen, muthmaslich Zigeuner, deren Sprache und aus Indien hergeleitete Abſtammung.

Bis zu den Samojeden erſtreckte ſich die unermüdliche Sprachforſchung, und ging von ihnen zum tatariſchen Sprachſtamm über, um in den ungeheuern Kreis der Forſchung auch die angrenzenden Sprachſtrecken ſineſiſch-anamitiſchen Stammes zu ziehen. Da wurde über Birmaniſche, Peguaniſche, Siameſiſche, Schineſiſche, Japaniſche, Coreaiſche, Tibetaniſche und Tunkineſiſche Sprache, Wortbildung und Schreibart des Weitern und Breitern verhandelt, und in der That, was ich vorausgeſehen, erfüllte ſich, es wimmelte von Worten und

Zeichen, die in dieſen Urſprachen geſchrieben waren. Ich hätte ſie mit einiger Mühe leſen können, allein ich geſtehe, daß ich ſie nicht las; ich dachte wieder mit Seelenruhe an jenes mönchiſche graeca sunt, non leguntur., Birmanica, Chinaica, Tibetanica, etc. etc. sunt — non leguntur! —

Wir gingen zum Durchblicken derjenigen Hefte über, welche über die Mongoliſchen Sprachen Licht zu verbreiten beſtimmt waren. Mongoliſch, Burättiſch, Kalmückiſch, Tangutiſch ſtellte ſich dar, und gleichzeitig begegnete eine beſondere Abhandlung über die Aſiatiſch-Amerikaniſchen Sprachen, als da waren: Grönländiſch, Kamtſchadaliſch, Korjättiſch, Kuriliſch, Juttaginiſch, Sprachen der Fuchs-Inſeln und der Aleuten, wie des Norton-Sund.

Auch die Tunguſiſche Sprache, das Mandſchou, die Sprache in den Tauriſchen Steppen war nicht vergeſſen; der Iraniſche wie der Caukaſiſche Sprachſtamm erſchien vor unſerm Blick und umſchloß Zend, Perſiſche, Afghaniſche, Tſcherkeſſiſche, Georgiſche, Armeniſche, Curdiſche, Parſiſche und Pehlai Sprache.

Es wahr ein wahres Luſtwandeln im Sprachenlabyrinth Aſiens, doch gehörte Geduld dazu, ſich zurecht zu finden. Das Beſte war, daß wenn wir irgendwo den Faden verloren, ſich gleich ein andres, da oder dort abgeriſſenes Endſtück bot, bei welchem wir wieder anfaſſen und weiter abwickeln konnten.

Welche Gedanken waren durch des einen Mannes Kopf und Gehirn gegangen, der das alles, alles und alles durchforſcht und zu Papier gebracht, der ſo Tauſendfältiges geleſen, vergleichend ausgezogen, getrennt, und wieder zu einem Ganzen verbunden hatte!

Bei den Semitiſchen Sprachen war über Alt-Arabiſch, Neu-Arabiſch, Anchoriſch, Aethiopiſch, Aegyptiſch, Tybiſch, Koptiſch, Hebräiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Phönikiſch, Puniſch-Malteſiſch verhandelt, ebenſo über Phönikiſch in Italien und Spanien.

Auch den finniſchen Sprachen war ein beſonderes Heft gewidmet. Assjack (Sprache der Oſtjäken am Obi), Finniſch, Lappiſch, Eſthniſch, Litthauiſch, Geto-Germaniſch, Alt-Oſtpreußiſch u. ſ. w.

Eine Abhandlung über das Slaviſche im Allgemeinen leitete die Mittheilungen über die Sprachen und Dialekte Böhmens, Mährens, Croatiens, Dalmatiens, Illyriens, der Krainiſchen Wenden, Serbiens, Polens und Rußlands ein. Altgriechiſche Alphabete in Italien waren abgebildet, Inſchriftentafeln füllten ganze Papierbogen, viele Quellenwerke waren hier benutzt, die Paläographie zeigte ſich in glänzender Entfaltung. Auch auf die Numismatik war volle Rückſicht genommen. Es fand ſich ein beſonderes Verzeichniß thrakiſcher Namen, eine weitſchichtige Abhandlung über Plautus Phoenulus nebſt einer Vergleichung Caucaſiſcher mit gaaliſchen Wörtern.

Oskiſche und Samnitiſche Schriftzeichen waren einander zur Vergleichung gegenüber geſtellt. Das Etruskiſche Alphabet, ſehr an Runenſchrift erinnernd, war nach Schriftquellen und Inſchriften vor Augen gelegt, in gleicher Weiſe das Celtiberiſche, meiſt auf Münzinſchriften ſich ſtützend.

Eine vergleichende Arbeit über die Gaaliſchen Sprachen mit andern war F. VII. bezeichnet, und ſtrotzte von Gelehrſamkeit, gab auch hin und wieder etwas zu lachen, denn wir — allzumal nicht das, was man Linguiſten nennt, mußten z. B. lachen, als wir aus einem Heft das Wichtige erfuhren, daß der Leichdorn auf Niederſächſiſch Liekdurn, auf Holländiſch Lik- und Lykdoorn, auf Däniſch Ligtorn, auf Schwediſch Liktorn und auf Isländiſch Likthorn heiße, laute und geſchrieben werde. —

Spaniens und Galliens unerklärten Charakteren und Symbolen war ein kleines Heft von wenigen Bogen gewidmet.

Die Euskiſche oder baskiſche Sprache war durch ein völlig ausgearbeitetes Wörterbuch vertreten; mit noch größerer Vorliebe war das Iriſche behandelt und umfaßt, auch hier blickten uns viele vergleichende Alphabettafeln an, und wir blickten ſie an, und blätterten weiter; es folgte eine Gaaliſche, eine Kymniſche, eine Bretoniſche Grammatik.

Jetzt gelangten wir an das Gebiet der ſcandinaviſchen und deutſchen Sprachen. Angelſächſiſch, Burgundiſch, Däniſch, Altdeutſch (das Mittelhochdeutſche fehlte) Fränkiſch und Alemanniſch, Frieſiſch, Holländiſch, Isländiſch, Norwegiſch, Schwediſch und Gothiſch, und die Sprache der Sachſen in Siebenbürgen.

Den Runen war eine Monographie gewidmet.

Noch mancherlei ſchloß ſich dem europäiſchen Sprachengebiet an, ſo z. B. eine Vergleichung ſämmtlicher Sprachen dieſes Gebietes in ſtammbaumförmigen Tafeln. Anderweit war dem Zeitwort Sein eine völlige Polyglotte gewidmet.

Noch vier gewaltige Hefte, und wir hatten, wenn wir dieſe überblickt, das Sprachengebiet der bewohnten Erde hinter uns.

Das erſte derſelben umſchloß die lebenden Afrikaniſchen Sprachen, mit Ausnahme der früher ſchon behandelten Aegyptiſchen und Puniſchen Sprachſtämme. Es waren deren achtundſechszig abgehandelt.

Das zweite der Hefte trug die Ueberſchrift K. I. Nordamerikaniſche Sprachen, und war etwas dürftig bedacht; ungleich reichhaltiger erſchien K. II. Mittelamerikaniſche Sprachen, wo freilich Mexiko ſeine Sprachfülle aus reichhaltigen Quellen hatte zuſtrömen laſſen.

Die Sprachen Südamerikas K. III. waren wieder mehr angedeutet als ausgeführt, aber bei ihnen wie bei den übrigen war das Hauptverdienſt der Forſchung, daß ſelbſt bei der geringſten Erwähnung eines Sprachzweiges irgend ein literariſcher Nachweis gegeben war, wo und durch Wen über denſelben geſchrieben worden ſei.

Wir begnügten uns mit dem durcharbeiteten Tagewerk für dieſesmal und griffen zu anderweiter zerſtreuender Unterhaltung, wie eine lange Meerfahrt ſie gewähren konnte, gewähren mußte, wenn nicht die Seele des Reiſenden in lähmende Lethargie verſinken ſoll.

Capitain Williſon erzählte von ſeiner Fahrt um die Welt viel Schönes und Wunderbares, und viel lebendiger und anziehender, als Herr Ritter und Flott-Capitain Otto von Kotzebue ſeiner Zeit von ſeinen Reiſen zu erzählen wußte.

An einem andern Tage brachte ich meine Sammlung der in der Hypogee des alten Troglodyten aufgefundenen und aufbewahrten Idole zum Vorſchein, und ließ ſie von den Reiſegefährten bewundern, während ich zugleich die durch die lange Meerfahrt vergönnte Muße benutzte, alles Angeſammelte und Angehäufte in eine leidliche Ordnung zu bringen. Dieſes Ordnen nach einem ſehr natürlichen und folgerichtigen Syſtem machte nun beſonders meinem wohlwollenden Freund und Gefährten Belleville viel Freude, indem er davon lernte, denn er ſah hell genug, daß ſich für in regelrechter Folge gegliederte und nebeneinander gereihte ethnographiſche und archäologiſche Alterthumsgegenſtände ungleich höhere Kaufpreiſe erzielen ließen, als wenn man die Hand eines Käufers und Kenners in Idolen, Scarabäen, Abraxen und Abraxoiden wühlen, Beſtes herausleſen und planlos verabfolgen ließ. Ich ſonderte die erlangten Idole und hieroglyphiſchen Symbole in ſolcher Weiſe, daß ich zunächſt alle Holzgebilde, alle Erzgebilde, alle Steingebilde und alle im gebrannten und grün glaſirten Thon geformten Figuren trennte.

Auf die Holzfiguren, welche zum Theil mit Mumienharz überzogen waren, war der meiſte Werth zu legen, wegen der größern Seltenheit, der leichtern Vergänglichkeit und Zerſtörbarkeit des Stoffes und dabei zugleich auch wegen der meiſten Eigenthümlichkeit dieſer Gebilde.

Wachsfiguren, welche auch vorkommen, und aus feſtem Lehm, mit braungelbem Wachs überzogen beſtehen, hatten wir nur einige wenige gefunden.

Die Idole wurden dann wieder geſondert in Götterbilder, Iſis, Oſiris, Horus, Hermes-Theut, Anubis, Typhon, Phthah, Kabiren — in Mumienbilder, in Thierbilder, Wölfe, Hunde, Schakale, Haſen, Katzen, Falken, Ibiſe, Fiſche.

Die Käferſteine bildeten eine beſondere reichhaltige Abtheilung, mit und ohne Eingrabung ſymboliſcher Zeichen und Hieroglyphen am Boden, und nach Größe, wie nach dem Werth des Steins, aus dem ſie gebildet waren, geſchieden. Die geſchnittenen Steine bildeten ebenfalls eine beſondre Serie; es waren vortreffliche dabei.

Auch ſonſtige ſymboliſche Gebilde, waren in Menge vorhanden, ebenſo kleine Geräthſchaften in reicher Fülle. Das geflügelte Weltauge, Sonnenſtäbe, Hände, Finger, Schmuck von Metall und von Emaille — kurz ich beſaß ein kleines ägyptiſches Muſeum, mit dem ich, wäre es mein ungetheiltes Eigenthum geweſen, in Deutſchland hätte reiſen und ausreichenden Gewinn durch deſſen bloße Zurſchauſtellung davon hätte haben können.

Während Williſon dieſe Schätze völlig neidlos ſah, empfand Mſtr. Highhood die heftigſte Begier danach, fragte bei jedem Stück nach dem Preis mit jener den Sammler verletzenden Unverſchämtheit eines Geldtrotzes, und ſetzte mich dadurch einmal über das andre in Verlegenheit, denn weder konnte ich dieſe Gegenſtände taxiren, noch ohne Belleville's Zuſtimmung veräußern; dieſer aber begnügte ſich mit ſeinem feinen Lächeln und ſchwieg.

Eines der werth= und prachtvollſten Stücke war ein, nur wenig über einen Zoll langes, aus einem Amethiſt geſchnittenes Iſisbildchen, deſſen Schönheit ſich nur durch Hülfe eines vergrößernden Glaſes erkennen und bewundern ließ. Es war mit einer in Erſtaunen ſetzenden Meiſterſchaft geſchnitten. Mſtr. Highhood bot für dieſes eine Stück erſt 10, dann 20, und bis zu 50 Pfund. Wir traten es ihm nicht ab, und er war zwei Tage lang finſter und wortkarg.

Um derartigen Mißmuth nicht ferner zu erregen, unterließ ich das weitere Auspacken und Ordnen meiner Fundſtücke auf dem Schiff und verſparte es bis zur Ankunft in Marſeille.

Wir hatten eine zwar nicht ſehr raſche, aber höchſt glückliche Fahrt. Das erſte Land, welches wir wieder begrüßten, war Jovis heitre Wiege, das reizende Candia. Leider war uns nicht vergönnt, zu landen, doch wurden die Vorräthe von Waſſer und Proviant ergänzt. Wir ſegelten hierauf in das Joniſche Meer und richteten den Lauf nach Calabrien und der Sicilianiſchen Küſte.

Da wir alleſammt wieder friſche Regung fühlten, den Inhalt der Manuſcripte weiter kennen zu lernen, ſo ließ ich mich gern veranlaſſen, durch Wiedereröffnung einer Kiſte die gemeinſchaftliche Neugier zu befriedigen, und ließ einige Trachten des unerſchöpflichen Materials in die Cajüte bringen.

Es waren mathematiſche Abhandlungen, worüber beſonders Williſon eine große Freude hatte.

Eine kurze überſichtliche Geſchichte der Aſtronomie begann die Reihe, es folgten Berechnungen über periodiſche Geſtirnbewegungen und über das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, Jahreseintheilungen, Entwickelung der Zeitmaaße, Chronometrie auf den Grund tiefgehender, ſcharfſinniger Forſchung dargelegt; Cyclen und diallatiſche Zahlen, der Râhu- und Kêta-Cyclus von 6912 Tagen, der Kalpa-Cyclus mit ſeinen Trimurti-Jahren, der Metoniſche Cyclus, die diallatiſchen

Zahlen 366, und 666, u. ff. Ueber Mondenjahre und Apis-Perioden, Sonnenjahre und Sothis-Perioden lag eine beſondere Ausarbeitung mit erläuternden Zeichnungen vor. Ebenſo war über indiſche und ägyptiſche Thierkreiſe viel des Wiſſenswerthen und Neueren beigebracht.

Sonnenlauf und Jahreseintheilung nach indiſcher Art, Mondenlauf und Nakſchadra (Mondhäuſer) indiſcher Calender, bildeten den Uebergang zu Abhandlungen und vielen vergleichenden Tabellen über chronometriſche Zahlenarten, Hieroſynodismus, griechiſche Zahlzeichen, Monate und das Aeoliſche Digamma. Dabei war ſogar eine Ausarbeitung befindlich, welche die Ueberſchrift trug: Wie zählten die alten Deutſchen?

Mit der überſichtlichen Tageseintheilung bei verſchiedenen Völkern war die Gewichtseintheilung derſelben verknüpft, an die ſich umfaſſende Beiträge zu den Maaß-, Gewichts- und Münzſyſtemen auf der ganzen kultivirten Erde anſchloſſen. Hiebei hatte ſich die raſtloſe Forſchung ſogar auf Benennungen der Metalle, der Waffen und der Getraidearten erſtreckt.

Von dieſer Abſchweifung auf das Gebiet des Völkerverkehrs und Handels, gewiß eines der wichtigſten und der wiſſenſchaftlichen Aufhellung würdigſten, wandte ſich die Weiterfolge der Ausarbeitungen wieder der reinen Zeitmeſſung bei den verſchiedenen Völkern zu.

Mongoliſch = Sineſiſch = Indiſche Chronometrie war zuerſt abgehandelt — Bogen auf Bogen voll Zahlenreihen. Dann kam ein Heft, N. III., Indiſche Mythe und Cosmogonie überſchrieben, welches auf P. IV. hinwies. Ein folgendes Heft brachte Auszüge aus Zend=Aveſta und den Anhängen; ein drittes Iraniſche Zeitmeſſung; ein viertes behandelte, mit Verweiſung auf P. XV., chaldäiſche oder babyloniſche Chronometrie nach Saren (Sonnenjahren), Neren und Soſſen (Theile des Sonnenjahres). Auch über hebräiſche Chronometrie und Mythe lag eine Abhandlung vor, welche im Zuſammenhange ſtand mit P. X., jenem Hefte, aus welchem ich zuerſt Belleville während unſrer Nilfahrt Mittheilung gemacht. Hier war wieder das chronologiſche Gebiet mit berührt, über die Könige nach Joſua's Tode, die 70 Wochen Daniels, über David und Salomo, über die Könige von Juda und die von Iſrael viel Nachträgliches abgehandelt, und es konnte nicht fehlen, daß ich bei dieſer Abtheilung wieder an Belleville den aufmerkſamſten Zuhörer hatte, und nicht flüchtig, wie bei vielen andern, rein mathematiſchen Abhandlungen, darüber hin gehen durfte.

Es folgte die Chronometrie Klein-Aſiens mit ihren nur 360 Tage langen Jahren und noch kürzern Schaltjahren. Ueber Phönix-Cyclen, Sphinxjahre, Homeriſche Zeitrechnung, altitaliſche Chronometrie, Herkules Maguſanus, Iriſche und Kymniſche Zeitmeſſung und Mythe u. dgl. quollen uns wiederholt Abhandlungen entgegen, mit zahlreichen Schrift-, Denkmal- und Münzbildern.

Nicht minder reihte ſich ſcandinaviſche und an dieſe die chriſtliche Zeitrechnung an.

Jetzt ſegelte das Schiff der Forſchung über den atlantiſchen Ocean und warf im Meerbuſen von Mexiko Anker.

Da war ein weites Feld zu gewinnen. Alle vorhandenen und bekannten Mexikaniſchen Codices waren benutzt und ausgebeutet, Kingsboroughs Rieſenwerk hauptſächlich zum Grunde gelegt und mit Baradère verglichen; viel Bezügliches daraus abgebildet, Codex Borgianus, Fejérvárenſianus, Seldenianus, Bodleyanus (zu Oxford), Mendocianus, Vaticanus (Nr. 3738.), Berolinenſis und Andere ſpielten dabei bedeutende Rollen; der Synodismus zwiſchen den Sonnenjahren und den Ritualjahren der Alt-Mexikaner war in ein klares Licht geſtellt, nach den von Oromoco und Cipactonal erfundenen Ritual-Calendern, bedeutende Männer, welche auch die Sterndeutekunſt erfunden haben.

Und wie lieblich waren die ſanften Laute der mexikaniſchen Zunge! Es war als wenn man magiſch-cabbaliſtiſche Geiſternamen in Beſchwörungsformeln des Höllenzwanges herläſe, zum Beiſpiel die Tage des Monats Quahuátlahua: 1) Quiahuitl, 2) Xochitl, 3) Cipactli, 4) Ehecatl, 5) Calli, 6) Cuzpalia, 7) Coactl, 8) Miquiztli, 9) Macatl u. ſ. w., jeder Monat 20 verſchieden benannte Tage enthaltend, und in den Namen ſo etwas Oeſterreichiſch-Gemüthliches wie die Laute Hahndl, Diendl, Muskadl, Nanndl und Kathi.

Wie leicht war es einem mexikaniſchen Dichter gemacht, einen Roman ohne R zu ſchreiben, welches wichtige und unſterbliche Kunſtſtück von Deutſchen, die ja alles verſuchen, auch ſchon verſucht worden, da dieſe Sprache das ungefüge R gar nicht kannte. Schade, daß ſie verloren gegangen!

Viel Vergnügen machte es mir, den Franzoſen und den Engländer den Monatnamen Tlacaxipehuatliztli ausſprechen zu laſſen. Beide, Belleville und Highhood ſtrengten ſich vergebens an.

Als Anhänge dieſes Zweiges fanden ſich zwei Abſchriften, eine ſpaniſch, und eine als deutſche

Ueberſetzung der Geſchichte von Neuſpanien des Bernardini von Sahagun, mit höchſt belehrendem Regiſter, welches faſt als Wörterbuch über alle calendariſchen Ausdrücke des göttergeſegneten Landſtrichs von Anahuac und Tenochtitlan dienen konnte.

Verdiente je etwas ſprichwörtlich auf Erden zu werden, ſo iſt es dieſer Aemilianiſche Fleiß, der wie ein Strom aus nie verſiegender Urne quellend, weder Raſt noch Ruhe gefunden. Hundert andre auch fleißige Menſchen wären geſtorben, ehe ſie nur die Hälfte ſolch unüberſehbarer Stoffe hätten verarbeiten können, allein — dieß fiel mir bei, ich behielt es aber für mich, und hütete mich wohl, es zu äußern: ein Menſch, der keinen Schatten hat, kann auch nicht zum Schatten werden, er hat keinen Theil am Reiche der Schatten, es iſt ihm eine unendliche Lebensdauer verliehen, damit er Zeit behalte, begangene Irrthümer zu bereuen, zu büßen, und einſehen zu lernen, wie viel hienieden auf den Schatten ankommt, und, wie jene keineswegs im Unrechte ſind, die ſich am Schatten erfreuen, an den Schatten der Dinge ſich halten, und aus reiner Nächſtenliebe ihren Nebenmenſchen möglichſt in Schatten zu ſtellen ſuchen. —

Wir gelangten an ein weiteres Feld der Arbeiten unſeres Forſchers — das geographiſche, reich an mannichfaltigſter Belehrung. Die Rubrik O. ſchien ihm ganz gewidmet, doch zeigten ſich auch hier Lücken, Folgen der etwas übereilten Verpakkung, die eine Sichtung und Sonderung der Manuſcriptſtöße nicht zugelaſſen hatte.

Die alte Geographie ſtand, wie billig, voran. In vielen Blättern breitete ſich die Ptolemaiſche Generalkarte vor uns aus.

Bald gewahrten wir, daß hier mehr Fleiß darauf verwendet war, durch zahlreiche Zeichnungen neue Aufſchlüſſe zu geben, als durch Beſchreibung der geographiſchen Stoffmaſſe Herr zu werden. Wir fanden Karten und Skizzen von Vorder- und Hinter-Indien, und entſprechende Collectaneen, Iraniſche, Caucaſiſche, Süd-Sarmatiſche Geographie, eine beſondre Abhandlung über den heiligen Salzberg bei Aſtrachan, und die Heilighaltung des Salzes bei den Tuſſageten. An das Europäiſche Sarmatien war Scandinavien angereiht, an dieſes Pannonien, Decien. Ueber den Hauptſtock der Karpathen war eine in Handzeichnung ausgeführte geognoſtiſche Karte beigefügt.

Mit beſondrer Vorliebe waren in dieſem geographiſchen Theile der Manuſcripte auch die Straßen behandelt.

Ein Fascikel trug die Aufſchrift: Pannoniſch-

Germaniſch-Bataviſche und Helvetiſche Straßen, und ſein Inhalt ging ſehr in das Einzelne, war auch durch eine gezeichnete Ueberſichtskarte erläutert. Ein andres ſtarkes Heft, Germania bezeichnet, beſchäftigte ſich mit den Ptolomäiſchen Orten der Germania magna, und deren Grundlagen, mit früheſten Handelsſtraßen, mit Forſchungen über die von Kaufleuten betretenen deutſchen Wälder, nach Andeutungen des Livius und Cäſar. Ueberſichtskarten der germaniſchen Völker fehlten natürlich nicht, alle Itinerarien und die Peutingerſchen Tafeln waren gewiſſenhaft, doch ſorglich; nicht blindgläubig, benutzt. Die Aufzeichnungen waren in einem Maaßſtab von ungeheurer Ausdehnung. Die Raumentfernung z. B. von Augsburg nach Zeidelbach nahm die Breite eines halben Bogens ein. Freilich war nicht jede Karte ausgezeichnet.

Heft O. XX. beſchäftigte ſich mit den fränkiſchen, ſchwäbiſchen, bayriſchen, öſterreichiſchen Straßen in der Frühzeit, und O. XXI. umfaßte Gallien und Batavien. Daran reihte ſich die Geographie der britiſchen Inſeln.

Hier war abermals oder bereits ſchon von O'Connor's Jahrbüchern (Chronicles of Eri) ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem literariſchen Credit die Rede, und auf den geſchichtlichen Theil unter P. hingewieſen. Bei Spanien ſtand die Ptolemäiſche Karte voran, in großem Maaßſtab auf 9 Blättern, gediegen, mit Angabe der Längen- und Breiten-Grade ausgeführt. Sie trug auf einem runden Schild die Bezeichnung:

HISPANIA
Auctore
PTOLEMAEO
CLX.
Pictore
P. S. Ch. L. Aemilio.
MDCCCXXX.

Dies war das Einzigemal, wo der eigenhändige Name unſeres Forſchers ſich vorfand. Ein unſchätzbares Autographon! Ueber Spanien und Frankreich lagen 5 Itinerarkarten auf 25 Blättern vor, eine größere über Spanien allein, von der vorhin beſchriebenen verſchieden, hatte 16 Blätter gefüllt.

Abtheilung O. XXIV. trug die Aufſchrift: Belloveſus und Hanibal's Zug, dann folgten Karten-Skizzen über Nord-Italien, vom Lacus Bodamicus bis Roma, Präneſte, Ardea und Formiae.

Mitten in dieſen Karten und Abhandlungen lag eine mit ſorgfältiger Karte belegte Arbeit über den Schauplatz der Hermannsſchlacht, und dann folgte ein Ueberſprung auf Illyrien, Thrakien, Nieder-Moeſien, Makedonien, Nord-Griechenland, Karte an Karte; dann kam die alte Geographie Klein-Aſiens, der Kriegsſchauplatz der Ilias, Ueberſichten von Cyzikus, Pergamus, Thiatyra, Epheſus, Milettus, Halikarnaſſus, Knidos und Rhodos — und ſo ging es weiter und weiter. Paläſtina, Syrien, die arabiſche Wüſte, das peträiſche Arabien und das Sinai-Gebiet waren in gleicher Weiſe behandelt; Kyrene und Nieder-Aegypten folgten, Nord- und Süd-Afrika reihten ſich an; wenn über letzteres nur beſcheidne Collectaneen vorhanden ſein konnten, ſo waren ſie um ſo mannigfacher bereichert.. Die Canaren und der Atlantiſche Ocean hatten anziehenden Stoff geboten, und dann nahm, wie bei allen Theilen dieſer kosmologiſch-ethnographiſch-geographiſchen und geſchichtlichen Forſchungen die Mexikaniſche Geographie wieder einen ſchönen Mittelpunkt ein.

Zwar wollten Belleville und Mſtr. Highhood, eingedenk des unausſprechbaren Tlacaripehuatliztli nichts mehr von Mexiko hören, aber Williſon hatte ſeine Freude daran ſich über jenes Wunderland des fernen Weſten zu belehren, deſſen hohe Culturſtufe eine ſo eigenthümliche Ausſtrahlung des Menſchengeiſtes in der Welt- und Völkergeſchichte zeigte, und ſo einzig in ihrer Art daſtand. Schon die Anführung der vielen und reichen Quellenſchriften über

Alt-Mexiko war belehrend. Auch die übrigen Länder Amerikas waren nicht vergeſſen, und endlich ſchloß eine Abhandlung über neuere Karavanen- und Reiſe-Straßen dieſe umfaſſende Abtheilung des Manuſcriptenſchatzes ab.

Eine Abhandlung ſchloß ab? — Was ſage ich da? — Dieſe Manuſcripte pflegten nicht abzuſchließen; ein friſcher Stoß belaſtete die Tafel — ſeine Hefte ſchienen eine Art Anhang zu dem Vorigen zu bilden, ſie gehörten theils dem geographiſchen, theils dem ethnographiſchen Gebiet an, trugen aber keine Buchſtabenbezeichnung, ſondern einfach römiſche Zahlen, deren Reihen indeß ebenfalls unterbrochen waren.

Ach! jede ſolche dem Blick begegnende Unterbrechung gab mir einen Stich ins Herz — denn was da fehlte — wehe, das war ſicherlich in jene Kiſte mit verpackt worden, welche die grauſame Fluth des Nilſtroms, die ſo oft mit tückiſcher Spiegelglätte mich freundlich angelacht hatte, verſchlungen.

Wiederum ein ſtarkes Heft über Aegypten, über die durch europäiſche Reiſende in dieſem Lande angeſtellten archäologiſchen und geologiſchen Forſchungen. Eine höchſt anziehende Arbeit über Thebä, über die Sphinxſtraßen von Granit, und die verſchiedene Bildung der Sphinxe, als Löwenköpfe mit

Frauenleibern, Frauenköpfe mit Löwenleibern, Widderköpfe mit Löwenleibern, über den Bau der Pyramiden, der Pylonen, der Tempelpaläſte, der Gräbergrotten, über Alles. War doch der wunderliche Alte mit ſeinem ungeheuern Wiſſen hier, durch langen ungeſtörten Aufenthalt in zweiter Heimath und durch offnen Blick, am meiſten befähigt alle Berichte der flüchtig Reiſenden und nur kurz Verweilenden zu berichtigen oder zu widerlegen, zu beſtätigen oder zu bereichern. Schritt vor Schritt folgte von der Pompejusſäule an bis zum letzten Nilcatarakt dieſes Werk allen Denkmalen, Bauten, Ruinen und bewohnten Orten Aegyptens, Nubiens und Lybiens. Die Oaſen und die zu ihnen führenden Straßen waren jede monographiſch behandelt.

Eine andre Arbeit galt Oſt-Afrika mit Aethiopien bis zur Küſte von Mozambik, eine dritte Süd-Afrika von Monomotaga, Sofala und Benguela an bis zum Cap Negro. Weſt-Afrika begann mit Congo, umfaßte Ober-Guinea, Senegambien und jenen an den Ocean grenzenden Theil der Sahara; Nord-Afrika die Barbarei und die Seeraubſtaaten.

Auf Racen, Sitten, Cultus, Thiere, Producte, Handel u. ſ. w. dieſer Völker und Länder war überall Rückſicht genommen. Es folgte eine Abhandlung über Amerika, mit Nachweiſungen über die Idenbität des Organismus der verſchiednen Menſchenracen an Schädeln, Schädel- und Geſichtsbildungen. Hier ging die Völkerforſchung in die Naturforſchung über, durch das bindende Glied der Cranie. Specielle Angabe von Schädelmeſſungen faſt aller bekannten amerikaniſchen Völkerſtämme verglichen mit denen der caukaſiſchen, mongoliſchen und äthiopiſchen Racen der alten Welt beſtätigten die Annahme des Verfaſſers, daß die Hypotheſe, die Erde ſei von einem einzigen Menſchenpaare bevölkert worden, eine völlig unhaltbare ſei.

Es folgten geographiſch-ethnographiſche Ausarbeitungen über Nord- Mittel- und Süd-Amerika, über die Sklaverei war viel Wichtiges geſagt, über alte Städte- und Tempelruinen, Gräberpyramiden, Hieroglyphik, Prieſterkaſten u. ſ. w. nicht minder. Palenque, Copan und Huatlapallan waren ebenfalls monographiſch geſchildert und die Unterſchiede in der Bauart einiger Ur-Städtereſte von den jüngeren Städtetrümmern auf Aztekiſchem Gebiet nachgewieſen.

Ein Heft, XXXII. bezeichnet, beſchäfte ſich mit Auſtralien, Mittel- und Oſt-Polyneſien. Es waren darin aufs Neue die Malayiſch-Polyneſiſchen Sprachen abgehandelt, naturhiſtoriſche Bemerkungen niedergelegt, Anſiedlung, Coloniſation, Ureinwohner, deren Sitten, Bildungsſtufe, Cult und Prieſterſchaft beſprochen. Endlich folgte noch eine Arbeit: Arktien und Antarktien überſchrieben, welche über die Polarländer beider Zonen wiſſenſchaftliche Belehrungen ertheilte.

Dem Glauben und Cultus der Nationen aller Länder der Erde waren Betrachtungen in andern anliegenden Heften gewidmet; Baukunſt und muſikaliſche Inſtrumente der Völker lagen in einer Ueberſicht vor. Es folgten vereinzelte Hefte über Sprachen, Schrift, Aſtronomie, über chriſtlichen Mythus, Philoſophie des Heidenthums wie des Chriſtenthums, über rabbiniſche Weisheit, über den Talmud, die Cabbala, die Miſchnah, über den Koran.

Mſtr. Highbood faßte ſichtlich eine immer größere Neigung für die Manuſcriptenfülle. Er warf hin, daß ſie mehr als tauſend Pfund werth ſeien, und ich lebte des ſtillen Glaubens, daß dieß eine beſcheidne Schätzung ſei.

Belleville rühmte die unbegreifliche Kenntniß, den fabelhaften Fleiß des Alten, und Williſon, von meinen drei Reiſegefährten der am meiſten Unterrichtete, konnte nicht genug die Richtigkeit und Scharfſinnigkeit ſo vieler Ausarbeitungen über Länder rühmen, die er auf ſeinen Reiſen ſelbſt berührt. Beſonders war dieß bei Polyneſien der Fall und bei jenen nördlichen und Polarländern, aus deren eiſigen Regionen er eine Durchfahrt in den ſtillen Ocean mit hatte ſuchen helfen.

Dieſer angenehme und liebenswürdige Mann horchte hoch auf, als ich eines Tages zu meiner Geſellſchaft ſprach: „Wir haben bisher, ſo lange wir uns ſchon mit der Durchſicht der Manuſcripte beſchäftigten, doch eigentlich immer nur uns mit deren zweiter Hälfte beſchäftigt, wir haben den Geographen, den Ethnographen, den Hiſtoriker, den Sprachforſcher kennen gelernt und bewundert. Nur in einzelnen Abhandlungen blickte der Phyſiolog, der Naturforſcher durch — ſollten wir nicht auch, da uns ruhige Meeresfahrt gute Muße vergönnt, nun auch vorzunehmen ſuchen, was der außerordentliche Mann als Naturforſcher geleiſtet?“

Williſon und Highhood ſtimmten freudig bei, aber Belleville erblaßte und erwiederte mit bedenklicher Miene: „Mein lieber Freund, werden Sie ſich nicht geiſtig zu ſehr anſtrengen und aufregen?“

Das war es aber nicht, was Belleville eigentlich fragen wollte; ich durchſchaute ihn gleich. Er wollte fragen: werden Sie ſich nicht einen neuen großen Schmerz bereiten, wenn Sie nun das, worauf Sie ſich am meiſten gefreut, vergebens ſuchen? Wenn vielleicht der beſte Theil gerade dieſer Hälfte des Schatzes in jener Kiſte —?— O Gott, wie ſchwer wog dieſe Frage!

Ich verſicherte indeß mit Heiterkeit, daß mich die Durchſicht der Schriften und allenfallſige Mittheilung daraus in keiner Weiſe angreife, ja daß ſie, da fort und fort ſich Neues und oft Ueberraſchendes geboten, nur belebend und erfriſchend, nicht aufregend wirke, und im Stillen wappnete ich mich mit Muth und Standhaftigkeit, um mit Geduld und mit mehr Würde, als ich im Moment des Verluſtes an den Tag zu legen vermocht, dieſen Verluſt zu ertragen.

Und ſo wurde abermals eine Kiſte geöffnet und ihr Inhalt in die Capitaincajüte gebracht.

Ich glaubte feſt, dieſe zahlreichen Hefte würden nur Naturgeſchichte umfaſſen.

Dem war nicht ſo.

Dieſe Hefte enthielten keine Naturgeſchichte.

Sie enthielten die Fortſetzung des Rubrum P., das ich, als ich früher es durchging, nur bis Heft XXVIII. durchgeſehen, und die Rubra Q. R. S. Wieder rauſchte der Strom geſchichtlichen und archäologiſchen Wiſſens unſerm Blick vorüber, breit zwar, aber, wie mir ſchien, bereit, im Sande zu verrinnen.

Eigenthümlich ſelbſtſtändig erſchien eine Ausarbeitung, überſchrieben: Neueſte Totaldarſtellung der Mythe mit hiſtoriſcher Andeutung ihrer Verwandlung.

Es waren unter den verſchiedenen Abhandlungen ſogar Regiſter. Regiſter zu Herodot, Diodor, Tacitus, Cicero, Apollodor, Pauſanias! Regiſter zu Plinius, Pomponius Mela, Dionyſios Periegetes! Regiſter zu Heſiod und Homer! Regiſter zu Flavius Philoſtratus! Regiſter zum Schah Nameh! Regiſter zu Huatlapallan, Mexiko's großer Urſtadt! Regiſter zu Kingsboroughs Antiquities of Mexiko! —

Monographiſche Abhandlungen fielen mir viele in die Hände, z. B. über die Argonauten, ihre Züge und Kriege, über die Irrfahrt der Io, begründet auf Aeſchylos gefeſſelten und befreiten Ponetheus. Hier war mit ſtaunenswerther Gelehrſamkeit jeder bedeutſame Ort geographiſch nachgewieſen, jedes wichtige Wort in Io's Fluchterzählung philologiſch-kritiſch erläutert. Faſt des Guten oder vielmehr des Gelehrten zuviel!

Der griechiſchen und römiſchen, und überhaupt der älteſten ſüdeuropäiſchen Geſchichte waren umfangreiche Hefte gewidmet; eine Quellenſammlung zur germaniſchen Geſchichte und Erdkunde, bezüglich des Schauplatzes am Rheine, war zuſammengeſtellt; Cäſar's und Druſus Züge monographiſch geſchildert, alle nur irgend auf Germanien bezüglichen Stellen griechiſcher und römiſcher Autoren waren aufgeführt und auf das fleißigſte paralleliſirt.

Doch ich will enden — nichts mehr von alle dieſem! Wenn ich in jenen wichtigen Brief blickte — der in der Thebais, in den Hypogeen geſchrieben war, o wie kurz war dort nur angedeutet, was alles der Unermüdliche als Prieſter der Wiſſenſchaft geleiſtet, wie der Menſch und ſeine Wiſſenskreiſe von ihm durchforſcht worden!

Wahrlich, ich war geſpannt auf die naturgeſchichtlichen Arbeiten; erſchien es doch kaum glaubhaft, daß auch ſie ſo reich bedacht ſein ſollten, wie der geſchichtliche, der ſprachliche, der archäologiſche, der geographiſch-ethnographiſche Theil!

Und doch ſchien der Greis auf jene einen höhern Werth gelegt zu haben, denn er hatte ſie vorangeſtellt, freilich folgerichtig — erſt mußte der Makrokosmos in ſeinen Erſcheinungen geſchildert werden, ehe der Mikrokosmos, der Menſch und ſeine Welt, an die Reihe kam.

Ich ſchloß alles durchgeſehene und noch nicht durchgeſehene Material wieder in die Kiſten und eröffnete neue Schachte.

Gleich die erſten Hefte der neu zu Tage gelegten Handſchriften überzeugten uns, daß wir es mit keinem Empiriker zu thun hatten, ſondern mit einem Geiſt, dem eine höhere Begabung wohl, wenn nicht das Eindringen, doch den Einblick in das Innere der Natur vergönnt und verliehen habe.

Es begegneten auch, zu meiner Freude, dieſe Manuſcripte in guter Ordnung und regelrechter Aufeinanderfolge, und ich ſah es Belleville an, welche Freude er gerade über dieſe Wahrnehmung empfand, da er gefürchtet haben mochte, ich würde vergebens nach dem ſuchen, was ich am liebſten zu erhalten gewünſcht.

Heft A. I. trug die Aufſchrift: Ontogonie oder naturgeſchichtliche Kosmogonie, und bildete ein Syſtem der Naturwiſſenſchaft, das wieder in Ontogonie, Ontonomie und Ontomorphie zerfiel.

In kühnen Ideen war hier im Abſchnitt Ontogonie eine Architektur des Univerſums gegliedert, deren Rieſenſäulen und Wölbungen hoch hinan in die Welt des irgend Erkennbaren ragten. Das reale Abſolute war ſicher conſtruirt, und des Domes ſtolze Spitze war als das höchſte der Naturwiſſenſchaft, als abſolute Einheit ſichtbar. Freilich ſtanden noch viele Gerüſte philoſophiſcher Syſteme rund um dieſen Neubau, und dünne Schwindel erregende Himmelsleitern waren angelehnt, auf welchen auf- und niederzuſteigen nicht gerade Jedermanns Sache. —

Die Ontonomie umfaßte die kosmiſche Chemie und Phyſik. Hier begegneten Zeichnungen von Weltſyſtemen, Berechnungen, mathematiſche und chemiſche Formeln, wie Figuren in Fülle.

Ueberſichten der ſolaren, idioſolaren, planetaren und telluriſchen Elemente waren gegeben, und vieles andre in dieſen Wiſſenskreis Gehörige klar entwickelt.

Analytiſche Chemie und Stöchiometrie bildeten den Schluß der zweiten Abtheilung.

Die Ontomorphie begann mit einer heliocentriſchen Darſtellung des Sonnenſyſtems, eine Abhandlung über bipolaren Erdmagnetismus und die Gravitation der Erde folgte. Der innere Bau der Erde, ihr Kern, die verſchiedenen Annahmen ob der Erdball im Innern feſt oder hohl ſei, und was ſeine Höhlung erfülle, war in Betrachtung gezogen.

Daran reihte ſich ein chemiſches Syſtem der Geſundbrunnen und Quellenwaſſer, die nach Schwefel- Laugen- Eiſen- und ſaliniſchen Waſſern in Klaſſen eingetheilt waren, die ſich wieder in Familien ſpalteten. Da ſich dem chemiſchen Syſtem dieſer Heilgewäſſer ein mediciniſches unmittelbar anſchloß, ſo lag eine wiſſenſchaftliche Balneographie des ganzen Erdballs vor uns, denn es war kein irgend bekannter Badeort vergeſſen, der uns unbekannten hingegen fanden wir eine Ueberfülle aufgezählt, und dadurch dieſen Zweig der chemiſch-medieiniſchen Wiſſenſchaft außerordentlich bereichert.

Vom flüſſigen mineraliſchen Stoff zum feſten war nur ein Schritt. Daher folgte naturgemäß Abhandlung A. X. a. überſchrieben: „Mein natürliches Syſtem der Mineralien.“ Daſſelbe begann mit einer Philoſophie der Mineralogie, behandelte die Elementaranalyſe, die Kryſtallformation und alles, was in dieſen umfaſſenden Wiſſenskreis gehört, mit Gründlichkeit und Schärfe. Ob auch Neues gegeben worden, vermochten wir nicht zu beurtheilen, da keiner von uns Mineralog war und literariſche Hülfsmittel zur Vergleichung auf unſerm Schiff nicht zu Gebote ſtanden.

Wir konnten alſo dieſem Syſteme rechten Antheil nicht widmen, da die endloſen Zahlenreihen bei Beſtimmung chemiſcher und quantitativer Potenzen bei jedem einzelnen Mineral uns Laien abſchrecken mußten.

Williſon trug einen ſchönen Siegelring, deſſen Stein ein großer prächtiger Pyrop war. Er glänzte, gegen die Sonne gehalten mit einem unbeſchreiblich glühenden Feuer, er war völlig rein und durchſichtig, er glich dem edelſten Carfunkel. Welche angenehme Genugthuung mußte es nun für den Beſitzer dieſes werthvollen Steines, der zugleich auch ein Meiſterſtück der Steinſchneidekunſt zeigte, ſein, auf einem zufällig vor Augen tretenden Blatt des Manuſcripts zu leſen:

Pyrop.

a. edler.	Kieſel.	Thon.	Kalk.	Talk.	Eiſen.
	42,00.	26,00.	3,50.	9,00.	17,50.
	Mangan.	Chromſäure.	Verluſt.		
	0,25.	00,2.	1,25.		

b. gemeiner. Wieder andere Zahlen der Analyſe.
c. ſchaaliger. Grönlandit (?) desgleichen.

Nun wußten wir doch, aus was allem dieſes reizende Gebilde der ſchaffenden Allmachthand der Natur beſtand, aus welchen nichts weniger als glänzenden und glühenden Erdſtoffen dieſes mineraliſche Feuer, dieſe Flammenfarbe geboren war! Aber hervorbringen konnten wir keinen Pyrop, und wenn wir alle Kalke und Talke, Thone und Kieſel, Eiſen und Braunſteine zuſammengeſchmolzen hätten.

Es folgten dieſen umfaſſenden Arbeiten über alle und jede Metalle und Steinarten, welche die Rubriken A. X. a. b. und A. XI. bildeten und füllten, A. XII. a. b. eine tabellariſche Ueberſicht der

Miſchungsverhältniſſe ſämmtlicher Foſſilien, Abtheilung 1. Erden und Steine. Abtheilung 2. Metalle, und zwar nicht nach Syſtemen, ſondern ſtreng alphabetiſch. Zuerſt die Namen mit ihrer Ableitung und mit Synonymen, dann die Unterſucher mit literariſcher Nachweiſung, wo die Unterſuchung zu finden, dann die Baſen bei 1. von der Kieſelerde bis zum Uran-Oxyd, bei 2. von Gold bis zur Kohlenſäure.

Eine Monographie über die Bergſeife folgte, gleichſam eingeſchoben, wie eine Ruhebank auf dem mühſamen Pfade der Forſchung. Der raſtloſe Wanderer ſchien es geliebt zu haben, durch von Zeit zu Zeit vorgenommene Einzelſchilderungen den auf das große Allgemeine gerichteten, und dadurch zerſtreuten Blick wieder zu ſammeln.

Daran reihten ſich vermiſchte Notizen über einzelne Gegenſtände aus der Mineralogie, die gar viel des Neuen und Belehrenden enthielten.

Ich glaubte die Forſchung werde ſich nun dem Pflanzenreiche zuwenden, allein ich irrte mich.

Es folgte unter B. eine Orographie. Alle Gebirge, alle Höhenmeſſungen einzelner wie zuſammenhängender Hochgipfel, viele, ja die meiſten Hochländer und Bergzüge durch Karten verſinnlicht, enthielt dieſes umfaſſende Manuſcript.

Wir machten uns das Vergnügen, bisweilen aufs Gerathewohl irgend eine uns bekannte, minder bedeutende Höhe zu nennen, aber wir fanden ſie ſicher auf, und oft bei ihr die Angabe verſchiedner Meſſungen aufgezeichnet.

Belleville hatte einmal die Auvergne bereiſt, und nannte den Puy de Dome. Ich ſchlug nach und fand nicht weniger als 6 Angaben die zwiſchen 4248 und 4920 Fuß ſchwankten, und dabei noch als Zugabe die Bemerkung, daß das Wort Puy nicht aus Pique, die Spitze, verdorben entſtanden ſei, ſondern aus dem aquitaniſchen Wort Puich oder Püech, ein Berg, herſtamme.

Meine Gedanken flogen der Heimath zu. Ich gedachte meiner Emilie, welche, wie wir beſtimmt hatten, nach den lieblichen Gefilden der Muldethäler ſich begeben hatte, und bei Verwandten in Rochlitz wohnte. In den berühmten Steinbrüchen, die ſich über dieſer friedlichen Stadt erheben, umgrünet von reizender Waldung, war ich mit Emilien vergnügt und glücklich geweſen. Wie hoch lag wohl Rochlitz und der Rochlitzer Waldberg über der Meereshöhe?

Ich ſuchte und fand: Rochlitz, relative Höhe gegen Wittenberg + 342, gegen Freiberg + 667.

Seehöhe — vier verſchiedne Angaben. 426,2 bis 589, relative Höhe 815,2, mittlere Höhe 507,6.

Was wollte ich mehr? — Die Höhe von Rochlitz war außerordentlich genau beſtimmt — aber — die Höhe meiner Wünſche! Wie hoch verſtiegen dieſe ſich? Dieſe Gipfelſpitzen zu meſſen, reichte das beſte Barometer nicht aus. Glücklich und mit meinen Schriftſchätzen befrachtet in der Heimath anlangen, meine Emilie geſund und treu finden, ſie heirathen, mich in die Arbeit werfen, Manuſcript auf Manuſcript verkaufen, Buch auf Buch herausgeben, ein ungeheuer berühmter und dabei ein reicher Mann werden, nicht ſo ein armer Teufel von Schriftſteller, deren ich zu Hunderten kannte, die Tag um Tag und Jahr um Jahr noch ſo fleißig ſind, und doch nichts zurückzulegen vermögen und einem Alter voll Mangel und Dürftigkeit entgegen gehen. — Das waren meine Wünſche.

Ich ſah ſchon von dieſer und jener Hochſchule, in freudiger Anerkennung meiner Verdienſte um die Wiſſenſchaft, Doktordiplome geflogen kommen. Viro clarissimo, eruditissimo, celeberrimo!

Celeberrimus Mendelius! — Mendelius celeberrimus! —

Wir fuhren durch die Meerenge von Calabrien. Ich ſah den Aetnakoloß und wühlte in den Manuſcripten; ich ſah den Stromboli Gluth ausſtrömen und vertiefte mich mit der Gluth der Begeiſterung in die phyſikaliſche Geographie, in Monographien über Erdbildung, über den Zuſammenhang der Erdbeben in beiden Hemiſphären, über die ſämmtlichen Vulkane der Erde, ihre Höhlen, ihre Gewäſſer, ihre Meere. —

Italiens Küſten lachten uns an, die Lipariſchen Inſeln, Sardiniens, Corſikas waldgrüne Höhen und felſige Ufer. — Ich las.

Mit einem lauten Freudenrufe grüßte eines Morgens Belleville einen blauen gleich einer Wolke heraufdämmernden Streifen am fernſten Horizont — die Küſte von Frankreich.

Ich theilte des Freundes Freude. Ueberſtanden war, und ohne Krankheit, ohne Verluſt die oft ſo bedrohliche Meerfahrt, und faſt ohne Sturm; mein Herz war voll Dankgefühl gegen Gott.

„Nur eins iſt nicht zu überſehen,“ äußerte Belleville mit bedenklicher Miene. „Schlimmer für Sie, als für mich, der es gewohnt iſt — und bedrohlich für Ihre — Ihre Papiere.“

„„Papiere?!““ rief ich ſchreckenbleich. „Welche Papiere? Sie meinen doch nicht die Manuſcripte?“

„Ich meine die Quarantaine!“ erwiederte Belleville. „Man wird ſchaffen alles in die Enclos für die Waaren aus dem Orient, und wird machen die kleine Loch durch alle Papiere — ohne die Gnade und Barmherz.“

„„Wie? Was? Die Manuſcripte durchlöchern!““ ſchrie ich entſetzt auf, zum Tode erſchrocken und am ganzen Leibe erzitternd.

„Ja ganz Recht,“ verſetzte Belleville. „Durchlökern, wie alle Papier, und wie Ihr alte Brief von dem todten Greis, den Sie mir in Aegypten oft gezeigt. Auch werden die Papiere geräuchert, davon werden die Tinte blaß und gelb, und wenn die Menſchen nehmen etwas zu viel von die Chlor, ſo verſchwinden die Schrift ganz.“

„„Herr des Himmels und der Erde! — Herr Belleville! Reden Sie mich nicht um den Verſtand!““ rief ich verzweiflungsvoll aus. „Es iſt ohnehin vieles ſo unleſerlich geſchrieben mit den heiligen Ibisfedern, daß ich es nur mit Mühe entziffern kann — kein Setzer kann nach einem ſolchen Manuſcript ſetzen, ich muß alles erſt abſchreiben — ach ja — wie mir geträumt hat: Herr Mendel ſoll meine ſämmtlichen Manuſcripte abſchreiben — ja, und Herr Mendel wird darüber wahrſcheinlich verrückt werden! Und durchſtochen, und durchlöchert. Und die Tinte, aus Mumienſtaub in Nilwaſſer gerührt, iſt ſie nicht braun und gelb genug? braucht es, ſie noch blaſſer zu räuchern? — Ich bin ein verlorener Menſch — wenn man mir von meinen Manuſcripten die Schrift wegräuchert, es wäre dieß eine wahrhafte Teufelsſtücke — nein, das kann Gott nicht zulaſſen!“

Ein fühlender Leſer wird begreifen, daß ich außer mir war. Nach ſo vielen überſtandenen Leiden und Gefahren und unerſetzlichen Verluſten die lange Meerfahrt glücklich hinter mir, „das nahe Rettungsufer im Geſichte“ wie es im Tell heißt — und nun — und nun! —

Schonend und mitleidvoll hatte der biedere Belleville mir das Drohendſte aller Uebel bislang verhüllt, jetzt mußte er mich darauf aufmerkſam machen, und er that es mit einem ſchweren Herzen.

Mſtr. Highhood ſtand neben uns und lachte. Dieſer Unmenſch lachte wieder.

„Es iſt nöthig, durchaus nothwendig,“ fuhr in franzöſiſcher Sprache Belleville fort: „daß unſre Regierung die äußerſten Vorſichtsmaßregeln trifft. An Wollen-, Baumwollen- und Linnenſtoffen, folglich auch am Papier, haftet am leichteſten das Contagium der furchtbaren Peſtkrankheit, nur durch Räucherungen, welche an Geſtank alles übertreffen, was auf Erden ſtinkt —“

„„Auch meine Mumie?““ fragte höhniſch der Engländer.

„Dieſe allenfalls ausgenommen,“ erwiederte ihm Belleville ſarkaſtiſch lächelnd und fuhr fort: „nur durch ſolche Räucherungen werden die Stoffe desinficirt, wie man zu ſagen pflegt, und wie man glaubt.“

„„Gut denn!““ rief ich: „man desinficire, man räuchere! Ich hoffe, da die Manuſcripte nicht mit gewöhnlicher Tinte geſchrieben ſind, daß das Chlor dem Jahrtauſende alten Mumienſtoff nichts anhaben werde, aber man durchſteche ſie nicht! Um des Himmels Willen! Man durchſteche, durchlöchere meine Manuſcripte nicht!“

Belleville zuckte mitleidig die Achſeln, und mich durchzuckte ein tiefer Schmerz. Ich ſah mich heimkehren mit einer heimligen Furcht, ich ſah mich auspacken, ich hörte Emilien ſpottend ſagen: Du bringſt ja lauter papierne Reibeiſen mit! Ich ſah mich ſtundenlang über einem Fremdwort brüten, dem das Stechinſtrument einen Vokal geraubt.

Und die Zahlen, die Millionen Ziffern und Zahlen in den Berechnungen, in denen — ach Gott, mir ſchwindelte förmlich, mir wurde ſchlimm.

Belleville ſah mich wanken, fing mich auf, fürchtete einen Rückfall meiner Krankheit, verſuchte, mir die Tropfen des Troſtes, der Hoffnung, die er ſelbſt nicht theilte, einzuflößen.

Er warf fragende Blicke auf Williſon, ob dieſer nicht einen Troſt, eine Beruhigung zu geben vermöge?

Nun führte allerdings unſer Capitain die vollgültigſten Zeugniſſe bei ſich, daß zu jener Zeit und viele Monate früher, als ſein Schiff den Hafen von Alexandria verlaſſen, ſich weder dort, noch überhaupt in ganz Aegypten die Peſt gezeigt habe, und in andern Häfen des Orients hatte das Schiff gar nicht gelandet, gar keine Waaren, außer Lebensmitteln, eingenommen, und Niemand von der Mannſchaft und den Reiſenden hatte den Bord verlaſſen.

Ich erholte mich, ich ſchämte mich meiner Schwäche, ich machte mich im Innern ſtark.

Belleville ſagte mir, daß, wenn ich nur irgend unwohl die Quarantaine betrete, ich die vierzig Tage derſelben gänzlich abgeſperrt, ohne ihn und die übrigen Reiſegefährten nur zu ſehen, bleiben müſſe, und nichts bekomme, was mich zerſtreuen oder aufheitern könne.

Da galt es wohl, ſich aufrecht zu erhalten.

Das Schiff warf Anker, wir ſtiegen in ein Boot, wir landeten, und wurden in die dem Ufer nahe liegende Anſtalt eingeführt.

Wir wurden geräuchert, wohl bewacht, doch durften wir uns gegenſeitig beſuchen, und vertrieben uns die Zeit, ſo gut wir konnten.

Einige Bücher durften wir mit uns nehmen, doch vorher mußten wir ſie abgeben. Als wir ſie wieder erhielten, waren ſie — o Schauder — durchſtochen — Blatt für Blatt. Peter Schlemihl's wunderbare Schickſale waren auch dabei. Wir verfaßten gemeinſam eine Ueberſetzung derſelben ins Engliſche, Spaniſche, Franzöſiſche und Italieniſche. Ich verſah dieſe Ueberſetzungen mit einem trefflichen wiſſenſchaftlichen Commentar. Jeder von uns ſchrieb ſich ein Exemplar, einer, meiſtens ich, mußte den Text dictiren.

Dieſe Arbeit beſchäftigte uns ſehr angenehm. Wir verabredeten, daß ich in Deutſchland eine Poliglotta quinquelinguis Fatorum mirabilium Petri Schlemilii im Druck erſcheinen laſſen, und dem Andenken unſrer Reiſe, den treuen Gefährten, mir ſelbſt mit, ſie widmen ſolle.

Unruhige Träume quälten mich fort und fort, erzeugt von den ſorgenvollen Gedanken über das

Schickſal, welches wohl die Manuſcripte treffen, wie ich dieſe wiederſehen werde.

„Ick immer noch kaufen Ihre Handſchrift, auch wenn ſie ſind geworden löſerlich,“ verſuchte Mſtr. Highhood mich zu tröſten, als ich einmal wieder voll banger Zweifelgedanken jammerte. „Ick geben für Ihr Papier eintauſend fünfhundert Pfund!“

Ich erſchrak vor der Höhe dieſes Gebotes. Neuntauſend Thaler Gold bot dieſer reiche Mann und Curioſitätenfreund! Er bot es für Manuſcripte, die vielleicht ſchon jetzt für meine Zwecke zerſtört, werthlos geworden waren. Der Verſucher trat zu mir in der Geſtalt Bellevilles, und flüſterte: „Schlagen Sie ein! Es iſt ein anſtändiges Gebot, ein Vermögen! Schlagen Sie ein!“ —

„„Nein!““

Deutſchland! Deutſchland über alles! Du ſtolze Britannia ſollſt nicht die unſterblichen Manuſcripte beſitzen und ſie in irgend einen entlegenen Burgwinkel eines bibliomaniſchen Lords für alle Folgezeit verbergen, auch Du nicht, überreiches britiſches Muſeum!

Und das An- und Vorrecht der Berliner Univerſität! Durfte ich denn über dieſen Nachlaß ſo aufs Geradewohl verfügen? Ich durfte nicht — ich war ja doch nicht eigentlich rechtmäßiger Eigenthümer, nur Commiſſar in partibus infidelium. Ein Anderes war es mit den Mumien und ſonſtigen Alterthümern, die waren mein, von dieſen ſtand nichts in jenem verhängnißvollen Briefe an meinen ſeligen Profeſſor.

Die Quarantaine endete, ich zog mit Belleville in ſein Haus, ſchied mit Dank und Liebe von dem wackern Williſon; Mſtr. Highwood ward ein anſtändiger Gaſthof empfohlen, er wollte noch in Marſeille verweilen, noch Geſchäfte mit Belleville machen.

Innig und herzlich ward Belleville von den Seinen begrüßt, auch ich ward als treuer Reiſegefährte und Geſchäftsfreund, ſo hatten Briefe Belleville's an ſein Haus mich ſchon angemeldet, auf das Freundſchaftlichſte und Zuvorkommendſte empfangen. Die Zimmer, die mir angewieſen wurden, waren mit überraſchendem Luxus ausgeſtattet.

Belleville war ein glücklicher Mann. Mitten im Schooße eines durch unermüdete Geſchäftsthätigkeit erworbenen, ſtets wachſenden Reichthums lebten ihm noch Vater und Mutter, ein würdevolles, patriarchaliſches Greiſenpaar, zwei jüngere Brüder, eine noch jüngere Schweſter, ein Wunder von Schönheit und Anmuth, ein blühendes feuriges

Weib und drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, im Alter von fünf bis zu zehn Jahren.

Heinrich wurde ausſchließlich zu meiner Bedienung befehligt. Zu meiner Bedienung! O Gott! Mich hatte nie jemand Anderes bedient, als ich mich ſelbſt — ich wußte gar nicht, was ich dem guten Heinrich für Dienergeſchäfte auftragen ſollte.

Aber wohlthätig wirkte die ſüße Raſt, die treffliche Pflege, ſo mancher lang entbehrte Genuß europäiſchen Comforts, friſches Waſſer, franzöſiſcher und deutſcher Wein! der Anblick großſtädtiſchen civiliſirten Lebens!

Belleville führte mich in ſein Lagerhaus.

Da ſtanden in langer Reihe unſre Kiſten und meine Kiſten, die mit den Sarkophagen, mit den Mumien, mit den Büchern, mit den Manuſcripten.

Handarbeiter mit Aexten, Hebeln, Zangen und Meißeln harrten des Befehles der Eröffnung.

Belleville winkte — und von einer Manuſcriptkiſte hob ſich zuerſt der Deckel.

Ich bebte — ich bereitete mich vor auf tödtlichen Schreck.

Man roch ſchon die infernaliſche Räucherung. —

Belleville bückte ſich ſelbſt, und entnahm der Kiſte einen Stoß Manuſcripte.

Wonne! Wonne! Wonne! —

Die Manuſcripte waren nicht durchſtochen!

Eine zweite — eine dritte Kiſte ward aufgeſchlagen — alles unverſehrt; auch die Bücher — undurchſtochen!

Kein Manuſcript durchſtochen — kein Buchſtabe bleicher geworden, als er vorher ſchon geweſen!

Meine innere Bewegung, mein Wonnegefühl ſprach nur durch Freudenthränen, ſtumm und ſchluchzend warf ich mich in Belleville's Arme.

„Wie war das möglich? Dieſe Rettung! Durch welches Wunder?“ brach ich endlich fragend aus.

„L'Argent!“ erwiederte Belleville lächelnd — und ich wußte genug. Er, der Großmüthige, hatte jedenfalls ein höchſt bedeutendes Opfer gebracht, mir meinen Schatz unverſehrt zu erhalten. Aufs Neue war ich ihm und auf das Höchſte verpflichtet.

Belleville führte mich in ſeine Geſchäftslokale, in ſein antiquariſches Muſeum. Da gab es zu ſtaunen — zu bewundern — da gab es Gegenſtände, welche mir geradezu als unſchätzbar erſchienen.

Ein Zimmer enthielt nur ägyptiſche Alterthümer und Kunſtſachen, ein zweites nur Fabricate des Orients, mit Ausſchluß von China und Japan, deren reiche Schätze an Porcellangefäßen, Pagoden, Inſtrumenten, Geräthen, Bildern und Kunſtarbeiten wieder ein Zimmer für ſich füllten. Ein anderes Zimmer war dem Mittelalter geweiht. Da gab es noch Rüſtungen zu ſchauen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Araberrüſtungen und Waffen aus Spanien, noch aus der Maurenzeit!

Ein andres Zimmer enthielt Reſte des hetruriſchen, griechiſchen und römiſchen Alterthums, und zwar koſtbare Reſte.

Die antiquariſche Bibliothek umfaßte einen unſäglichen Reichthum von Manuſcriptſchätzen, Incunabeln, Miniaturen, Handzeichnungen, Kupferſtichen, Holzſchnitten, Autographen; Belleville hatte ganze Kloſterbibliotheken in Spanien angekauft.

Eine Gemäldegallerie öffnete ſich — ſie enthielt, neben vielem höchſt Werthvollen, zwei ächte Rafaele und zehn — ſage zehn unzweifelhaft ächte Murillo's.

Mir ſchwindelte zuletzt von alle dem Anſchauen, ich bat, mir zu vergönnen, nach und nach dem Einzelnen Betrachtung widmen zu dürfen, und Belleville ſagte verbindlich zu mir: „Mein Freund! Sie ſind Herr in unſerm Hauſe, alle Räume ſind Ihnen ſtets geöffnet. Sehen Sie Alles mit Muße, ich freue mich, wenn es Ihnen gefällt, und finden Sie ein und das andre Stück, das Ihnen den Wunſch des Beſitzes abnöthigt, ſo ſagen Sie es offen, Sie ſollen es billiger als jeder Andre erhalten, wir tauſchen dann; ich halte nichts feſt, ich bin Kaufmann, freilich wird auch nichts verſchleudert. Unſer Haus ſcheut durchaus keine Koſten beim Einkauf ſeltner Gegenſtände; wir haben einen Reiſenden in Portugal, drei in Spanien, ſechs in Frankreich, zwei in Italien, drei im Orient; nach Aegypten pflege ich am liebſten ſelbſt zu gehen, doch war ich auch ſchon in Kleinaſien und in Perſien."

„„Und in England? In Deutſchland?"" fragte ich.

Belleville lächelte, und erwiederte: „In England iſt nichts zu erhalten, dorthin verkaufen wir bloß, und in Deutſchland, in Ihrem Vaterlande — ebenſowenig. — Deutſchland hat unter allen Ländern Europa's die meiſte Kenntniß und Einſicht, in jedem Winkel ſitzt dort ein wiſſenſchaftlicher Sammler, und ſtirbt er, ſo lauern andre Sammler und die zahlreichen Antiquare wie Spinnen auf Fliegen, auf ſeinen Nachlaß. Das Beſte iſt in feſter Hand, in den vielen fürſtlichen Muſeen. Nur zur Zeit der Klöſter-Säculariſation war in Deutſchland gute Zeit zum Kaufen — wir haben ſie gut benutzt. Kommen indeß wirklich bedeutende

Verſteigerungen in Deutſchland vor, ſo erfahren wir das durch unſre Geſchäftsverbindungen ſogleich, und ſenden dann einen Beauftragten an Ort und Stelle.“

Einen ſolchen Umfang des Antiquargeſchäfts hatte ich mir freilich nie träumen laſſen. Wie ärmlich und erbärmlich erſchienen mir die paar antiquariſchen Rattenwinkel meines lieben Leipzigs. Hier war ein Muſeum, dem kaum ein fürſtliches in Deutſchland gleich ſtand, mindeſtens bezüglich der Mannigfaltigkeit.

Zu andrer Zeit gingen wir in die Niederlagen und Gewölbhallen. Da ſtanden zahlreiche Kiſten mit neuen Sendungen, noch unausgepackt.

Dort öffnete man und packte aus, dort verpackte man zur Abſendung verkaufte Gegenſtände.

Später, als ich mir ſo manches Einzelne beſah, geſellte ſich freundlich die reizende Schweſter Belleville's, Eſther, zu mir; ſie ſprach etwas deutſch, und wollte die gebotene Gelegenheit benutzen, ſich zu üben. Wenn ich etwas franzöſiſch nannte, ſo ſagte ſie: „Sprecken Sie es deutſch!“ Es war ein geiſtvolles, höchſt liebenswürdiges Geſchöpf, das wie ein Engel im Hauſe waltete, und von allen Genoſſen deſſelben ebenſo verehrt war.

Fräulein Eſther Belleville hatte eine kleine

Sammlung, die ihr eigen war, die ſie mir zeigte; es waren lauter kleine aber gewählte Gegenſtände, und zwar hatte ſich ihre Sammelluſt ächt weiblich auf etwas ſehr Anziehendes gelenkt, Eſther ſammelte weiblichen Schmuck aller Zeiten und Völker, ſofern derſelbe nicht aus Kleiderſtoffen, ſondern aus Metall, Steinen, Elfenbein, Bernſtein, Perlen, Korallen, Emaille und Glasflüſſen beſtand.

Ich verſprach ihr gleich, als ich dieſe auserleſene Sammlung ſah, ein deutſches Buch zu ſenden, betitelt: Die Hebräerin am Putztiſch.

Eſther lächelte, erſchloß einen gothiſchen Bücherſchrein, entnahm ihm drei ſehr elegant gebundene Bände, und reichte dieſe mir mit den Worten: „Ich danken Ihnen ſehr ſchön, mein 'Err, ich 'aben ſchon 'Errn 'Artmann's Ebräerin am Putztiſch. Viel gut, viel gut, aber 'Err 'Artmann 'aben keſehen nit kenug von dem Schmuck, oh ich beſitzen viel merr, als 'Err 'Artmann 'aben gekannt."

Und da ſchloß ſie mit ihrer weißen Hand noch ein Spinde auf — und da lag ein Reichthum antiker Schmuckſachen vor mir, der mir das höchſte Staunen abnöthigte.

Und unbefangen begann Eſther vor meinen Augen, indem ſie ihr tiefſchwarzes Haar, das in dichtgerollten Locken auf ihre alabaſterweißen Schultern niederwallte, von der Feſſel eines Kammes löſte, ein prachtvolles antikes Diadem auf ihr Haupt zu ſetzen, wunderbare mit glöckchenartigen Anhängſeln verſehene Ringe um ihren herrlichen Hals zu legen, desgleichen an Ober= und Unterarm, wie um die Handgelenke maſſive Goldreife; große perlengezierte Ringe in die Ohren zu hängen, jeden Finger, ja jedes Glied mit verſchiedenartigen Ringen zu beſtecken, und dann lächelte ſie, indem ſie ſich nach einem Spiegel drehte, der ihr lebensgroßes Bild zurückwarf, und fragte mit unbeſchreiblicher Anmuth: „Glauben Sie, daß Eſther ſo geſchmückt war, als ſie vor Artaxerxes knieete?“

Ich war ganz verwirrt und geblendet vom Glanze ihrer Schönheit und ihres Schmuckes, und rief ihr zu: „Ich weiß nicht, holde Namensſchweſter einer Königin, ob jene Eſther ſo geſchmückt war, aber das glaube ich, daß Mardochais Muhme nicht ſchöner war, nicht herrlicher, als Sie!“

„„Ah, mein Herr! Ich danke Ihnen!““ erwiederte Eſther mit dem lieblichſten Necketon. „Sie erklären mich alſo für eine antike Schönheit. Geſchwinde fort mit dieſem Schmuck — ich will lieber eine junge Franzöſin ſein, als die Gemahlin des alten Artaxerxes, und Gott weiß, die wievielſte!“ —

Es vergingen mir in Belleville's gaſtlichem Hauſe ſchöne Tage voll Glück und Seelenfrieden. Ich hatte auch bald nach meiner Ankunft nach Hauſe, d. h. an die Heimath meines Herzens, an Emilie geſchrieben, ihr gemeldet, daß ich meine Reiſe in Aegypten glücklich vollendet, daß ich, wenn auch nicht bereichert, doch nicht unberäuchert zurückkehre, und deutete im Ganzen nur an, daß meine Reiſe nicht ohne allen Erfolg von Statten gegangen. Ich wollte nicht voreilig triumphiren, und nicht allzugroße Hoffnungen erregen — denn noch lag gar vieles Land zwiſchen meinem Ziel, immer noch konnten Unglücksfälle mich meiner Schätze verluſtig machen.

Mſtr. Highhood, welcher mit Belleville mancherlei und ſehr bedeutende Geſchäfte machte, bereitete ſeine Abreiſe vor, und beſuchte uns faſt täglich.

In einem Saale des Hauſes lagen auf großen Tafeln jetzt die Manuſcripte ausgebreitet; ich benutzte die vergönnte Ruhe und Muße dazu, ſie zu ordnen, Belleville leiſtete mir oft Geſellſchaft, und Abends las ich dann der verſammelten Familie aus den Geſchichtsheften über die hebräiſche Urzeit in ihrer Sprache vor. Ich war dadurch völlig der Liebling des alten Paares geworden, das voll Menſchenfreundlichkeit, voll Gutmüthigkeit und voll Würde mir die höchſte Achtung und Verehrung abnöthigte.

Mehr und mehr überblickte ich meinen Reichthum.

Jetzt entfaltete ſich vor meinen Blicken jenes liebliche Lieblingsfach meines Unſterblichen, das Reich der Flora, das Reich der Pflanzenwelt.

D. I. enthielt zunächſt Zuſammenſtellungen der Pflanzenſyſteme von Decandolle, Juſſieu, Hoffmannsegg, Link, Wahlenberg und Lindley.

Alle Claſſen und deren Cohorten Decandolle's zogen vorüber, Thalamiflores, Calyciflores, Corolliflores, Monochlomydes u. ſ. w.

Dann folgte D. II., ein ſtarkes Convolut, überſchrieben: Meine Syſteme der einzelnen äußern Pflanzentheile; zahlreiche Einzeichnungen bildlicher Darſtellungen der ſämmtlichen Pflanzentheile dienten zu weſentlicher Erläuterung des Textes.

D. III. war überſchrieben: Mein dreifaches Syſtem des Pflanzenreichs, 1) als Glied der ganzen terreſtriſchen Schöpfungs-Theſis, 2) als ſelbſtſtändiges in ſich geſchloſſenes Ganze — Antitheſis, 3) als ſynthetiſches Syſtem aus der Vereinigung beider.

D. IV. umfaßte: Meine Anordnung und Terminologie der Gräſer, — dieſer folgten Ueberſichten der agroſtographiſchen Arbeiten andrer Naturforſcher, eines Trinius (völlige Ueberſetzung von deſſen Grundzügen der Agroſtographie aus dem Lateiniſchen in das Deutſche, ebenſo deſſen Species der Gräſer und Blumen), eines Kunth und Link, weiter eigne Unterſuchungen der Gräſer, mit trefflichen Zeichnungen; eine beſondere Abhandlung über die Bambuſen; agroſtographiſche Collectaneen, mehrere ſtarke Hefte, endlich Najaden, Amentaceen und Halbgräſer, zuletzt eine Monographie der Callitrichen, dieſer eigenthümlichen und wunderbaren Waſſerpflanzen.

D. V. enthüllte mein Syſtem der Cryptogamen, Gradus I—IV. Der Forſcher ſtellte in dieſen Graden die Flechten voran, ließ die Algen folgen, reihte die Mooſe und Lebermooſe an, und ſchloß mit den Farrenkräutern. Das meiſte des Textes war tabellariſch ausgearbeitet. Unmittelbar daran ſchloß ſich die Arbeit über arctiſche Gräſer, Najaden und Cryptogamen an, welche der Brief erwähnt hatte.

Jetzt folgte eine Reihe Monographieen über die Pflanzengattungen Aconitum, Ajuga, Aſter, Ballota, Caſſia, Crepis, Delphinium, Ferula, Iris, Paeonia, Pelargonium und Primula, mit Abbildungen, Hinweiſung auf dieſer Pflanzen Arten und Abarten, deren Synonymen, und die Namen der Naturforſcher, die ihrer in ihren botaniſchen Werken gedacht, von Plinius bis auf die Neuſtbekannten.

Als ich dieſe Stofffülle aus der Hand gelegt, und einen abermaligen Carton mit Heften aufſchlug, ſah ich eine Fortſetzung des vorherigen: monographiſche Ausarbeitungen über die Ranunculaceen, Roſaceen, Saxifragen, Stellarien und Dianthinen, die Succulenten, wie über die Geſchlechter Thalictrum, Trollius, Ulmus, Veronica und Viola.

Belleville und Mſtr. Highhood, die mir ſich zugeſellt hatten, konnten nicht genug erſtaunen über die Menge dieſer Ausarbeitungen, die quellende Fülle dieſer meiſt mit ſorgfältigen Abbildungen geſchmückten Handſchriften jenes einzigen, im Bezug auf Fleiß unübertreffbaren Forſchers.

Es gelangten noch ganze Bände von kleineren Einzel-Pflanzen-Beſchreibungen zur Durchſicht, welche alle, dieß ſah man wohl, nur Vorarbeiten und Studien zur Flora universalis waren, ja dieſe eigentlich bildeten, denn beſondere Hefte mit der Ueberſchrift Flora universalis fanden ſich nicht vor, was mich einigermaßen beunruhigte.

Sollten dieſe in der verlornen Kiſte — ? Oder hatte der Tod den Forſcher überraſcht, ehe er die letzte ordnende Hand an dieſen Theil der Ergebniſſe ſeines Rieſenfleißes gelegt?

Hatte er nicht geſchrieben: „iſt faſt vollendet?“

Aber ſein „Explicit feliciter?“

Indeß ich durfte nur nach irgend einem Syſtem die Einzelarbeiten ſchicklich ſondern und paſſend aneinander reihen, ſo war das Manuſcript einer Weltflora vollſtändig.

Wenn ich alſo hier es vermochte, mich ſelbſt über eine bedenklich erſcheinende Lücke zu beruhigen, ſo war dieß weit weniger der Fall, als ich nun in meiner Durchſicht der Ausarbeitungen auf das zoologiſche Gebiet überging.

„Die Fauna iſt vollendet!“ hatte der ohne Zweifel jetzt Selige geſchrieben.

Die Fauna war mir noch nicht unter die Hände gekommen.

Die Fauna fehlte!

Ich war ſehr unglücklich. —

Nur eine Reihe Hefte, E. bezeichnet, war — dieß ſah ich nun klar, durch den Zufall falſcher und ungeregelter Verpackung mit in die Kiſte gekommen, darin die Flora lag.

Alles Uebrige hatte die Fluth des Nilſtroms grauſam verſchlungen!

Und dieß nur durch den unbegreiflichen Leichtſinn eines ſonſt ſo gütigen, wohlwollenden, wahrhaſt edeln Freundes, dem ich ja ſo unendlich viel, dem ich alles dankte, was ich noch beſaß.

Sollte, konnte, durfte ich ihm zürnen?

Mit einem tiefen, unausſprechlichen Schmerz im Innern betrachtete ich die wenigen mir erhaltenen Hefte.

E. I. „Mein zoologiſches Syſtem.“

Unter dieſer Ueberſchrift das Motto:

> Nur wer die ganze Stimme der Natur
> Vernimmt, hört ihre Harmonie heraus.
>
> Schefer.

Siehe E. XX.!

Auch dieß noch, dieſe grauſame poetiſche Mahnung an meinen unerſetzlichen Verluſt!

Alſo mir Aermſten war es verſagt, die ganze Stimme der Natur zu vernehmen, mein Ohr mußte ihrer Harmonie auf immer verſchloſſen bleiben!

Und, daß ich nun und nimmer die ganze Stimme der Natur vernehmen werde, ſollte mich das nicht verſtimmen?

Sollte kein Mißton, kein ſchreiender, ſchneidender Wehlaut durch meine Seele ſchrillen?

O ich vernahm ihn, ich vernahm ihn, aber ich bekämpfte meinen gerechten Schmerz — ich ſchwieg.

Alles was vor mir lag, waren die Hefte E. I. II. VII. VIII. X. XI.

Das Uebrige war unwiederbringlich verloren.

Dem eignen Syſtem waren die Syſteme von Tiedemann, Linné, Blumenbach, Pennant, Illiger und Oken zur Vergleichung zugeſellt.

E. II. war überſchrieben Quadrupeden, und enthielt zahlreiche Ueberſichten einzelner Ordnungen und Familien in Tabellenform.

E. VII. trug die Aufſchrift Mollusken. Den Schaalthieren ſtand eine ſcharfſinnige Terminologie der Gehäuſe mit Zeichnungen voran, dann folgten zuvörderſt allgemeine Beobachtungen und Beſchreibungen der Thiere, zunächſt der Muſcheln.

E. VIII. war überſchrieben: Schaalthiere. Schnecken. Conus. Das Weitere war abhanden.

Statt nun von niedern Thierklaſſen aufwärts zu ſteigen, war, wie es ſchien ein Sprung geſchehen.

E. X. umfaßte eine ſtarke Abhandlung, betitelt: Naturgeſchichtliche Menſchenracen, und an dieſe ſchloß ſich

E. XI. Sprachorgane des Menſchen.

Alles Uebrige war verloren!

Ich war überraſchend ſchnell und unerwartet an das Ende meiner Durchſichten gelangt.

So ſieht ein Wanderer, der eine endlos ſcheinende Hochebene überſchritt, plötzlich am felſigen Hang eines tiefen Abgrundes, zu dem ein trüglicher Pfad ihn führte, und ſieht ſich unmuthvoll und erbangend im gewohnten Weiterſchritt gehemmt.

Ich war völlig muthlos. — —

„Schlimm, daß doch fehlen von die Schrifthanden!“ — ſprach Mſtr. Highhood mit Achſelzucken. „Weil ſie aber 'aben kelegen in die Mumienſarken und ſind vergraben geweſen wunderbar in die tiefe Grotte, wollen ik keben zwei — yes! zweitauſend Pfund zuletzt.“

„In einer Stunde ik abreiſen!“

„Ik gekommen bin, Sie zu bieten Farewéll.“

„Maken wir das Keſchäfft, oder maken wir no?“

Mſtr. Highhood öffnete ſeine Brieftaſche, ſie ſtrotzte von Wechſeln und zahlloſen Banknoten.

Ha dieſer Menſch! Trat mein guter, trat mein böſer Geiſt in ihm verkörpert mir nahe?

Wie glücklich konnte ich in Deutſchland leben, wenn ich ein Vermögen beſaß, das jährlich gegen 500 Thaler Zinſen abwarf?

Wenn ich nun aber berechnete — ach — ich konnte in dieſem Augenblick nicht rechnen, ich konnte nicht überſchlagen, wieviel die Herausgabe der Manuſcripte mir in Deutſchland möglicherweiſe einbringen werde — aber — die Berliner Univerſität — aber die Ehre — die Autorſchaft — der Ruhm.

Hebe dich weg von mir Verſucher!

„Mein Herr! Ich kann — ich darf — ich will nicht die Manuſcripte verkaufen!“

„„Fahren Sie woll!““

Der Engländer ſchied mit hohnlächelnder Miene. Er hatte ſeine dicke Brieftaſche ganz vergnüglich wieder zugeklappt, und ich las in dem Blick ſeiner Augen heraus, was er über mich dachte.

Du Narr! dachte jedenfalls Mſtr. Highbood.

Die Folgezeit lehrte mich ſehr bitter, daß Mſtr. Highbood vollkommen Recht hatte, wenn er ſo dachte.

Faſt hätte Reue mich angewandelt — faſt wollte ich den Scheidenden zurückrufen — doch nein — ich ſchämte mich.

Ich entſchlug mich aller quälenden Gedanken, und ſuchte Belleville auf, um mit ihm über die Weiterſchaffung der Manuſcripte, und über den Abſchluß unſers Geſchäfts zu reden.

Ich mußte fort. Mein Herz ſchlug unruhevoll in mir.

Mein Herz war bezaubert, es begann, Emilien treulos zu werden.

Es hatte ſich verſtricken laſſen von Eſthers dunkeln Locken, von ihrer wunderſamen Schönheit, von ihrer Seelengüte.

Eſther zeigte mir ohne Hehl die freundlichſte Zuneigung.

Belleville warf Aeußerungen hin, die mich in Bezug auf Emilien erſchreckten.

Ob ich nicht ganz bei ihm bleiben, nicht für ſein Haus reiſen — Antheil am Geſchäft haben wolle?

Ob nicht eine Verbindung mit ſeinem Hauſe mir vortheilhaft ſcheine?

Er ſprach dieß deutſch, er ſagte nicht Association, nicht Compagnie, nicht Sanction, nicht Liaison, nicht Mariage — er ſagte Verbindung — und ich konnte den Sinn des Wortes nehmen, wie ich wollte.

„Sie hätten ein ſchönes Stück Geld in der Hand gehabt, wenn Sie die Manuſcripte an Mſtr. Highhood abgetreten“ — ſagte Belleville.

„Allein was wäre das weiter? Ein Rente von 500 Thaler! So viel zahlen wir Ihnen auch jährlich, wenn Sie für unſer Haus reiſen, nebſt freier Equipage und Reiſeſpeſen.“

„Ihr Antheil unſers Fundes beträgt, nach einer genauen Berechnung, die ich angeſtellt — ſo viel.“

Mit dieſen Worten überreichte mir Belleville ein Blatt, einen überſichtlichen Rechnungsauszug, und ich las:

Koſten der Erlaubniß zur Ausbeutung der Grotte, der Räumung, der Verpackung, der Verſendung auf dem Nil bis Alexandria, der Meerfahrt (ohne was unſer Simon Belleville für ſich erkauft, und ohne die beiderſeitige Reiſe-Station und Diät) bis Marſeille, Quarantaine, und Ausſchiffung 4000 Fr. Herrn Mendels Antheil an dieſen Koſten folglich 2000 Francs.

Werth der Gegenſtände nach früherer Uebereinkunft und Schätzung, für welchen Werth unſer Haus erbötig iſt, auch Herrn Mendels Theil zu übernehmen und ihn baar herauszuzahlen, jedoch mit Ausnahme der Bücher und Manuſcripte, welche Herr Mendel ausſchließlich auf ſeinen Antheil übernehmen zu wollen, ſich erklärt hat:

3 Sarkophage à 1000 Francs.	3000 Fr.
4 wohlerhaltene Mumien à 500 Fr.	2000 „
4 dazu gehörende bemalte Sycomorusſärge à 150 Fr.	600 „
50 Stück geringere Mumien, auch Thiere à 50 Fr.	2500 „

1270 Idole verſchiedner Größe, durchſchnittlich à 3 Fr.	3810 Fr.
Der Seſſel von Elfenbein	500 „
Die Manuſcripte nebſt Büchern nach Uebereinkunft angeſchlagen	1500 „
Summa Summarum	13,910 Fr.
Von dieſer Summa ab die Hälfte, Herrn Mendels Antheil	6955 „
Abzug der Auslagen-Hälfte	2000 „
Bleiben	4955 Fr.
Davon nochmals ab die Manuſcripte	1500 „
	3455 Fr.

Zahlt demnach die Handelsfirma Belleville, Vater und Söhne in Marſeille an Herrn Mendel die Summe von 3455 Franken baar oder in ſichern Wechſeln auf jeden beliebigen Ort, und geſtattet außerdem Herrn Mendel von den kleinern Idolen, Scarabäen und dergleichen in Bronze, Stein und gebranntem Thon eine Auswahl von 200 Stück, nicht minder eine Anzahl von zehn der geringern Menſchen- und Thiermumien als Andenken an ſeine Reiſe nach Aegypten, mit unſerm Simon Belleville, von ſeinem Fund ſich auszuwählen.

„Und ihre Auslagen für mich? Die Koſten meiner Krankheit? Das von Ihnen gar nicht erwähnte reiche Geſchenk an Omar? Die Auslagen in der Quarantaine, um die Manuſcripte unverſehrt zu erhalten! Wie ſoll ich Ihre Großmuth, Ihre Liebe lohnen?“ rief ich, als ich dieſe Berechnung mit naſſen Augen überflogen, gerührt gegen Belleville aus.

„Und womit ſoll ich, kann ich, Ihren Verluſt erſetzen, den meine Uebereilung, meine unverzeihliche Unvorſichtigkeit Ihnen zugezogen?“ rief Belleville dagegen aus.

„Erwähnen Sie ja nichts von jenen geringen Dingen, denn ich ſtehe ſtets beſchämt Ihnen gegenüber, und kenne meine Verpflichtung.“

„„Würden Sie nun bei uns bleiben, dieß kleine Kapital, was Ihnen gut kommt, in unſerm Geſchäft laſſen, ſo würde es Ihnen ungleich höhere Zinſen tragen, als es Ihnen in Deutſchland als Privatmann tragen kann; Sie würden ein ganz angenehmes Leben führen und vielleicht ſich mit unſerm Hauſe noch enger““ —

„Ich muß nach Deutſchland zurück!“ unterbrach ich feſt den wohlwollenden Freund. „Heilige Bande, früh geknüpft, heilige Verpflichtungen rufen mich nach meinem Vaterlande. Alles was ich noch bitte, iſt, daß Ihr Haus die ſichere Verpackung, die Aſſecuranz und die Spedition meiner Kiſten nach Deutſchland auf meine Rechnung übernehme.“

„„Dieß verſteht ſich von ſelbſt, ſobald Sie darauf beſtehen, uns zu verlaſſen!““ erwiederte Belleville. „In wenigen Tagen ſegelt ein Schiff aus unſerm Hafen nach London und Hamburg.“

„„Ein Schiff?““ rief ich erſchrocken aus. „Glauben Sie, ich werde meinen Schatz noch einmal dem treuloſen Meere anvertrauen? Nimmermehr!“

„Ah! Ein guter deutſcher Calembour! Nimmer Meer!“ ſpottete Belleville lächelnd. „Aber um des Himmels Willen, warum denn nicht? Es iſt dieß doch der billigſte Transport, der einfachſte Weg!“

„„Angeſichts des Hafens, auf der Elbe,““ gegenredete ich ſehr ernſt: „verſank das reich mit Schätzen Aegyptens beladene Schiff des Freiherrn von Minutoli! Eine heilſame Warnung für mich. Nein — zu Lande geht mein Weg!“

„„Etwas thörigt, mit ihrer Erlaubniß! Doch Ihr Wille geſchehe. Ich ſchenke Ihnen einen Frachtwagen — aber Sie werden ſehen, welch eine theure, ſehr theure Reiſe Sie zu Lande haben werden. Denken Sie, von Marſeille nach Leipzig!““

„Es geht nun einmal nicht anders! Nach Ihrem Vorſchlag führe ich um halb Europa herum unter tauſend Gefahren, ſo reiſe ich ganz bequem auf guten Straßen von hier nach Lyon, nach Beſançon, nach Straßburg, nach Frankfurt, und habe täglich und ſtündlich mein Eigenthum vor Augen.“ —

Und ſo geſchah es. Ich ſchied nicht ohne tiefen Schmerz von dem redlichen Belleville, von ſeiner herrlichen Familie. Eſther ſchenkte mir einen werthvollen Schmuck für meine Braut; ihre Aeltern nöthigten mir dafür, daß ich Ihrem Sohn ein ſo treuer Begleiter geweſen und ihn zu ſo ſchönen Waaren verholfen, einen Reiſewagen und zwei ſtattliche Pferde zum Andenken auf.

Als ich mich von den Idolen und Steinen trennte, ſie Belleville übergab und zur Auslese ſchreiten wollte, ſagte er: „Ich bedinge vor allem, daß Sie zum Andenken an mich das Iſisbildchen von Amethyſt für Sich auswählen und behalten, welches in meiner Taxe dieſer Gegenſtände nicht mit inbegriffen iſt, ſondern Ihnen vom Anfange an zugedacht war, und das Mſtr. Highhood ſo ſehr gern haben wollte.“

Ich legte alles, was ich an Steinen und Gemmen hatte, Stück vor Stück auf die Marmorplatte eines Tafeltiſches.

Die kleine, ſo äußerſt kunſtvoll geſchnittene Iſis — fehlte. Im Grund der Schachtel, darin dieſe Steine verpackt waren, lag Makulaturpapier.

Aengſtlich ſuchend nahm ich, da ich glaubte, das kleine Figürchen könne ſich in die Tiefe verſchoben haben, auch dieſes Papier heraus — da zeigte ſich unſern forſchenden Blicken — eine Funfzigpfund- und eine Zehnpfundnote der engliſchen Bank.

„Was iſt das wieder?“ fragte ich, zu Belleville aufblickend.

„Sicher nichts, als Mr. Highhood's Escamotage!“ erwiederte Belleville lachend. „Er hat ſich in den Beſitz, von dem er einmal nicht laſſen wollte und konnte, heimlich geſetzt, doch ſich dabei gentil gezeigt. So viel war der Stein nicht werth. Stecken Sie getroſt die Noten zu ſich; ich habe hier noch ein andres Andenken für Sie. Dieſen Ring, der für mich die nächſte Urſache war, Sie näher kennen und ſchätzen zu lernen, dieſer Scarabäus mit dem Totapha, er geleite Sie als Talisman in Ihre Heimath und fortan auf allen Pfaden eines recht glücklichen Lebens!“ —

Meine Reiſe ging ſehr langſam von Statten, wie es bei der Schwere eines belaſteten Frachtwagens, den ich nicht aus den Augen ließ, nicht anders ſein konnte, auch ſuchte ich das ſchöne mir zu Theil gewordne Geſchenk von Roſſen und Wagen möglichſt zu ſchonen.

Ich hatte ja Zeit; meine Emilie war ſeit Jahren gewohnt, auf mich zu harren.

Dennoch wünſchte ich bisweilen meinem Geſchirr und meiner Fuhre Flügel, und meine Gedanken flogen beiden weit voraus, der Heimath zu.

Ich gab viel Geld aus für die Beköſtigung von Kutſcher, Fuhrmann und Pferden, für Straßen- und Brückenzoll, für Douanen und Geleite, für Wächter, die ich des Nachts in den Raſtorten beſtellte, neben dem Wagen mit der überköſtlichen Fracht der Manuſcripte zu wachen. Meine Kaſſe ſchmolz merklich zuſammen, ich merkte gar bald, daß die hohen Summen nach Francs mich berauſcht hatten, und daß Francs keine Thaler ſeien.

Schlimm, ja am ſchlimmſten erging es mir an der deutſchen Zollvereins-Grenze, wo ich meine *Waaren* verzollen ſollte und mußte.

Vergebens durchflogen die Beamten mit den Augen die endloſen Zolltarife. Manuſcripte ſtanden nicht darauf, eben ſo wenig Mumien und ſonſtige ägyptiſche Alterthümer.

Meine Kiſten mußte ich ſammt und ſonders öffnen laſſen.

Papier — Papier — altes beſchriebenes Papier — nichts weiter!

Nicht verſteuerbar — unnützes Rauben der edlen Zollbeamtenzeit!

„Alterthümer!“ ſagte ein Zöllner, der über einem dicken Schnurrbart mich trutziglich anſchaute und unter demſelben hinweg mich anſchnauzte, „Alterthümer, mein Herr! das ſind Narrenspoſſen, das iſt gar kein Begriff! Sagen Sie, welche Waaren Sie in Eiſen, Kupfer, Glas, oder Porzellan, Steingut und dergleichen bei ſich führen, geben Sie deren Gewicht treulich nach Centnern und Pfunden an, und wir werden Sie nur nach dem Recht und dem Geſetz die Eingangsſteuer bezahlen laſſen. Der Papierplunder, den Sie mit ſich führen, zahlt ohnehin nicht mehr und nicht weniger, als was Lumpen und Lappen und Makulatur für Papiermühlen zahlen.“

„„Ich kann doch nicht, mein Herr““ — erwiederte ich empfindlich: „alle dieſe werthvollen Sachen, die ich mit größter Mühe wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch geſondert habe, wieder durcheinander werfen und nach dem rohen Material ſie ſondern, aus dem ſie geformt wurden?“

„Und warum, mein Herr, könnten Sie das nicht? Sie können es, und Sie werden es müſſen!“ erhielt ich zur Antwort.

„„Haben Sie in Ihrem Tarif nicht die Rubrik: Gegenſtände der Kunſt?““ fragte ich.

„Wohl haben wir dieſe! — Das ſind Gemälde, Holz-, Stahl- und Kupferſtiche, Lithographien, auch plaſtiſche Arbeiten, Geräthſchaften —“

„„Halt!““ unterbrach ich: „dahin gehören meine Mumien, meine Idole und ſonſtigen Sachen!“

Der Zollbeamte lächelte ironiſch, und ſagte: „Eine ſchöne Plaſtik das, die alten garſtigen Mumien — doch in Gottes Namen, um Sie und uns nicht länger aufzuhalten!“

Und ich mußte für meine „plaſtiſchen Gebilde aus Harz und Steinpappe, Mumien genannt,“ und für meine „figurirten Geräthe aus diverſen Metallen, aus Stein und Töpferthon und dergleichen Spielzeug“ — eine erkleckliche Summe zahlen, und durfte Gott danken und löblicher Zollſtations-Stelle, daß ich mit dieſen „Waaren“ und meinem „alten Papier“ nur endlich über die Grenze kam.

Nunmehr begann ich, darüber nachzudenken, wie ich denn in der Heimath mit meinen Schätzen eigentlich auftreten wolle, wo ſie unterbringen, überhaupt, was zunächſt und zuvörderſt beginnen?

Ich dachte an Menſchen, die das große Loos gewannen, und die ſo klug waren, die Kunde ſolchen Gewinnes nicht unter die Leute kommen zu laſſen.

Alſo wollte ich auch thun — denn ich hatte ja in der That das große Loos gewonnen, ich brachte es mit, es fuhr vor mir her auf der Straße von Speier nach Worms.

Wenn ich nun zunächſt, nachdem ich meine treue Emilie heimgeführt als mein geliebtes Weib, mich in einem Dorfe in der Nähe Leipzigs einmiethete, dort ganz im Stillen wohnte und arbeitete, und ein Manuſcript nach dem andern druckfertig machte und dann in die Stadt zum Verkauf ſandte?

Das war wohl das beſte?

Allein ein Dorf — die wenige Sicherheit, die große Feuersgefahr! War es nicht beſſer, ich miethete in Leipzig ein ſichres, feuerfeſtes Gewölbe, aſſecurirte meinen Schatz, und wohnte im Uebrigen beſcheidentlich, wenn auch als Ehemann nur drei Treppen hoch, ſtatt früher fünf, in der Stadt, und zerlief nicht unnützerweiſe Schuhſohlen und Zeit?

Noch beſſer.

Auch würde wohlgethan ſein, den ſchönen Titel Magiſter unter der Hand zu erwerben — vielleicht erhielt ich denſelben umſonſt, wenn ich der Univerſität eins meiner Werke widmete.

Der Univerſität!

Da empfand ich einen jähen Schreck — die Berliner Univerſität jagte ſogleich den Gedanken an die Leipziger aus meinem Gehirne.

Mußte ich nicht den literariſchen geiſtigen Mammon der Berliner Univerſität anbieten als der ehrliche Finder eines ihr beſtimmten, ihr zugehörigen Schatzes. Und wenn ſie nun den Schatz in Gnaden anzunehmen geruhte, und den Finder karg lohnte?

Was dann beginnen?

Was hatte ich dann für die tauſend überſtandenen Mühſale, für Furcht und Bangen, Gefahr und Schrecken, Krankheit und verlorne Zeit?

Durfte ich denn aber Bedingungen machen, ſobald ich ſagte und ausſprach, daß ich im Beſitz von Schätzen ſei, die jener Univerſität zugedacht waren?

Halt!

Ich begann zu kalkuliren, zu Sophismen meine Zuflucht zu nehmen.

War es damals nicht ſonnenklar, daß mein ſeliger Profeſſor hatte ſchreiben wollen: Herr Mendel ſoll meine ganze Bibliothek und meine ſämmtlichen Handſchriften erben — als der Tod ihm, oder vielmehr mir Armen einen Strich durch die Rechnung machte, und mußte ich nicht in Verzweiflung davon gehen, weil aller juridiſche Beweis für das fehlte, was nur in meinem Innern als moraliſche Ueberzeugung feſt ſtand? —

Wo hatte nun wohl jene Univerſität einen andern rechtskräftigen Beweis, daß ſie Erbin des Mannes in der Thebais werden ſolle, als jene Stelle, welche Chamiſſo niedergeſchrieben:

„Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuſcripte bei der Berliner Univerſität niedergelegt werden.“

Schwerlich war ein Teſtament, ein Codicill oder eine ſonſtige Schenkungs- und Vererbungs-Urkunde bei ihr niedergelegt.

In dem Briefe an meinen Profeſſor, den ich heilig aufbewahrt, war jene Univerſität nicht erwähnt, es war nur eines Sendboten gedacht — nicht geſagt von wannen? — der den geiſtigen Schatz für Deutſchland heben ſollte.

Dieſer Sendbote biſt Du! ſprach zu mir die innere Stimme: Durch eine Verkettung ſeltſamer Umſtände und wunderbarer Fügungen, aus göttlicher Eingebung biſt Du der Sendbote geworden! Du haſt für Deutſchland den Schatz gehoben, Du mußt ihn herausgeben. —

Herausgeben! wie dieſes Wort mit ſeinem

Doppelſinn mich wieder erſchreckte und ins Herz ſtach!

Herausgeben, reddere — nimmer, nimmer, der Schatz war mein! Herausgeben, edere — ja, das war die richtige Lesart.

Ich frohlockte innerlich über meine Gewiſſensberuhigung.

Indeſſen, ich wollte doch ehrlich ſein und bleiben, ich wollte dennoch der Berliner Univerſität die Vorhand gönnen, ich entwarf in einer Stunde der Ruhe das Concept eines Briefes, darin ich ſchrieb:

In des verſtorbenen Herrn Adalbert von Chamiſſo's ebenſo bekanntem, als beliebtem Buche: „Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte" iſt am Schluſſe die Rede von einer Fürſorge, daß beſagten Peter Schlemihl's Manuſcripte vor deſſem Tode bei der Berliner Univerſität niedergelegt werden ſollten. —

(Wieder ein neuer Troſt quoll aus dieſer Stelle; „vor meinem Tode" ſtand ja klar gedruckt — es war aber vor dem Tode des Greiſes, ſo viel mir bekannt, nichts desfallſiges geſchehen.)

Der gehorſamſt Unterfertigte erlaubt ſich nun an eine K. Univerſität die Anfrage: ob jene Ueberlieferung der ohne Zweifel in kosmologiſcher, wie in literariſcher Beziehung höchſt anziehenden Manuſcripte erfolgt ſei?

Und, ſo dieſes nicht geſchehen, vielmehr jener ganze höchſt erhebliche Nachlaß in die Hände eines den Wiſſenſchaften zugethanen Privatmannes durch wunderbare Fügung gelangt wäre, welche Opfer als Erſatz für eine koſtſpielige, mit mehrfacher Lebensgefahr verknüpfte Reiſe nach Ober-Aegypten und in die Thebais, allwo der merkwürdige Schatz faſt vollſtändig aufgefunden und gehoben, auch glücklich über Meer und Land nach Deutſchland geführt worden — eine K. Univerſität wohl zu bringen geneigt wäre, um etwa den Anfangs ihr zugedachten, rechtskräftig jedoch nicht verſicherten literariſchen Nachlaß ſich zu gewinnen und zu ſichern?

Unmaßgeblich nur und keineswegs maßgebend, erlaubt man ſich darauf hinzudeuten, daß zunächſt Erſatz der nicht unbedeutenden Reiſe- und Transportkoſten im Bereiche der Billigkeit liegen würde — ſpricht aber dabei zugleich die Hoffnung aus, in geeigneter Weiſe für das wiſſenſchaftliche theilweiſe ſchon erfolgte Sichten und Ordnen dieſer überaus zahlreichen Manuſcripte, ſo wie für deren Herausgabe, die manchem ſehr gefühlten und dringenden Bedürfniß abhilft — eine geeignete dauernde

Stellung etwa als Unterbibliothekar an der Univerſitätsbibliothek ſelbſt zu finden.

Gütig geneigte baldige Antwort wird erbeten unter Adreſſe Herrn K. L. M. Leipzig, Poste restante.

Ich ſandte dieſen Brief ab, voraus, bevor ich noch Leipzig erreichte.

Kaum war er fort, als ich es bereute, ihn geſchrieben und abgeſendet zu haben.

Was konnte, was ſollte man dortiger Seits von einem ſo unklar und geheimnißvoll abgefaßten Schreiben und deſſen Schreiber denken?

Hätte ich nicht wahrheit=, pflicht= und ſachgemäß den ganzen Hergang lieber ſchildern ſollen?

Der Gedanke, mich eines offenbaren Mißgriffs ſchuldig gemacht zu haben, marterte mich anhaltend, allein der Mißgriff war nun leider nicht rückgängig zu machen.

Ich ſchrieb an ein mir bekanntes Handelshaus Leipzigs, und bat daſſelbe um Erlaubniß, meine Frachtfuhre an ſeine Firma adreſſiren zu dürfen, und um die Gefälligkeit, für meine Fracht mir ein feuerfeſtes Niederlag=Gewölbe zu miethen, meinen Namen aber ganz zu verſchweigen, denn ich wollte in ſtillſter Stille meine Maßregeln nehmen, meine Angelegenheiten ordnen. Ich bat ferner, mir in der Nähe jener Niederlage eine kleine beſcheidne Familienwohnung zu miethen, ferner auf der Poſt nach einem Brief aus Berlin K. L. M. Nachfrage halten zu laſſen, und falls ein ſolcher angekommen, ihn mit der Antwort mir nach Weimar Poste restante zu ſenden.

Indeſſen rückte ich langſam meinem Ziele immer näher.

Auf dem Poſtbüreau zu Weimar, dem ich mich mit klopfenden Herzen nahte, fand ich einen Brief jenes gefälligen und pünktlichen Handlungshauſes. Ein zweiter Brief mit dem Poſtzeichen Berlin war in dem erſten eingeſchloſſen.

Das Handlungshaus ſchrieb, daß es meine ſämmtlichen Aufträge mit Vergnügen beſorgt habe, daß die Niederlage für die angekündigten Waaren feuerfeſt und waſſerſicher ſei, daß die gewünſchte Familienwohnung in demſelben Hauſe ſich glücklicherweiſe vorgefunden habe, und empfahl ſich zu fernern geneigten Commiſſionen, indem es noch bat, es für die vollzogenen Aufträge laut beigefügter Nota zu erkennen. —

Mit zitternder Hand eröffnete ich den Brief aus Berlin.

Dieſer Brief lautete:

Obſchon man ſich Seitens einer K. Univerſität in keiner Weiſe gemüßiget ſieht, Unterhandlungen über Gegenſtände anzuknüpfen, die außer dem Gebiete des Realen liegen, und desfallſige Fragen zu beantworten, welche entweder von bedauerlicher Sinnesverſtörung oder noch ungleich ſchlimmerer Abſicht zeugen, ſo will man doch dem Herrn Frageſteller den Wunſch zu erkennen geben, daß er von allen und jeden chimäriſchen Hoffnungen und Illuſionen ſich in kürzeſter Friſt geheilt ſehen möge; nächſtdem, daß man Seitens einer K. Univerſität in keiner Weiſe an jene problematiſchen Literatur-Schätze, deren ein geiſtvoller Novelliſt erwähnt, Anſprüche macht, noch deren jemals erheben oder verfolgen wird und kann.

Dieſe Antwort ſchlug mich zu Boden.

Man hielt mich für irrſinnig.

Oder:

Man hielt mich für einen Betrüger! —

Großer Gott! —

Niemand — niemand wird dir deinen Fund glauben! — Alle werden dich für einen Träumer, einen Phantaſten halten, wenn du irgend Jemand von den Manuſcripten redeſt — für einen Narren, dem die tropiſche Sonne des Krebſes ein wenig das Gehirn verbrannt!

Das waren die ſchrecklichen Gedanken, die in mir laut wurden — prophetiſche Stimmen einer Ahnung, die fortan in mir weiter klang, und vor deren Summen ich mich zu fürchten begann.

Ich konnte mich über jene Verzichtleiſtung, die mir nun auf die Manuſcripte ein volles, unbeſchränktes Anrecht gab, nicht freuen. Sie betrübte mich, ſie drückte mich.

Meine Ankunft in Leipzig entriß mich dieſer vernichtenden Stimmung. Es galt jetzt, mich einzurichten, einen Lebensplan zu entwerfen. Ich that es in aller Stille. Zunächſt barg ich meine Kiſten und Käſten alle, alle, in das ſchattenkühle Dunkel des gemietheten Niederlagegewölbes, darin ruhten ſie wieder wie in einer Hypogee. Dann überzählte ich meine Baarſchaft; die Reiſe hatte mich über 2000 Francs gekoſtet, ich beſaß noch an baarem Gelde gegen 400 Thaler.

Wenn ich dem guten Conſul die dargeliehenen 300 Thaler zurückgab, ſo hatte ich an Baarem ſo viel als nichts; ich konnte weder eine häusliche Einrichtung treffen, noch einen eignen Hausſtand begründen.

Zunächſt verkaufte ich um einen ſehr hübſchen Preis meine Kutſche und meine Pferde. Der Kutſcher trat in den Dienſt des Käufers ein. Weiter ſetzte ich voraus, daß an den Menſchen- und

Thiermumien, die ich mit mir führte, die künftig Meinige abſonderliche Freude nicht haben werd und ſetzte mich mit einem Antiquar in Verbindung dieſe Gegenſtände an Mann zu bringen. Es gelang, einige hundert Thaler dafür zu löſen, wa ich für ein Glück erachten mußte, obſchon es ei großer Verluſt für mich war, denn an einem andern Ort hätte ich das Doppelte und Dreifach dafür erhalten.

Ich verkaufte auch die mitgebrachten Bücher.

Ich ſchaffte dafür Mobiliar an, und richtet mich beſcheiden, aber ſehr freundlich und wohnlich ein.

Jetzt verfügte ich mich zu dem Conſul. E empfing mich mit großer Freude und Herzlichkeit.

„So ſind Sie wirklich zurück und glücklich, lieber Herr Mendel! Und haben Sie jene Erbſchaf erhoben, und ich darf wohl Glück wünſchen? Wa ſie beträchtlich?“

„„Hinſichtlich der Baarſchaft nicht, mein theurer, innigſt verehrter Gönner!““ entgegnete ich etwas kleinlaut. „Der Verwandte, deſſen Nachlaß man mir nach gar mancher Schwierigkeit überantwortete, war ein Kaufmann, welcher mit Alterthümern handelte, allein auch an ſolchen fand ſich kein großer Vorrath vor.“

„Den Sie aber mitbrachten?“

„„Ich habe mich leider genöthigt geſehen, das Meiſte davon ſchon in Frankreich zu verkaufen, um nicht ganz ohne Mittel zurückzukehren, und um Ihnen Ihr gütiges Darlehen““ —

„Aber Herr Mendel! Wer ſpricht denn davon?“ rief mit gutmüthigem Unwillen der Conſul. „Davon iſt ja gar nicht die Rede! Sie ſind mir ja gut dafür; Sie treten doch, wie ich hoffe, wieder bei mir in Ihre Funktion ein, und können die kleine Summe mit Leichtigkeit nach und nach, und ganz nach Ihrer Bequemlichkeit ſich in Abzug bringen laſſen!“

„„Vorläufig habe ich — ich habe Vieles zu ordnen, ich dürfte nicht ſobald die Zeit finden —““ wendete ich ein. „Auch werde ich mich zunächſt — verheirathen.“

„Ah! Wünſche von Herzen Glück! Das Schäfchen ins Trockne!“ rief lächelnd mein gütiger Gönner.

„„Erſuche Sie daher, dieſes Ihr Darlehn —““ fuhr ich fort, und legte eine Goldrolle auf den Tiſch, in welcher ſich die dreihundert Thaler befanden.

„Auf keinen Fall — durchaus nicht — ich bitte — machen Sie mich nicht böſe, Herr Mendel!“ ſprach der Conſul, und drückte die Rolle mir wieder in die Hand.

„Sie haben mir das Darlehen zurückerſtattet! Jetzt nehmen Sie dieſe Kleinigkeit als eine Hausſteuer von mir an! Ich bitte dringend darum.“

„Und wenn Sie meiner ſonſt bedürfen, und wenn Sie wieder Zeit für mich übrig haben — ſo wiſſen Sie mich zu finden! Ich wünſche Ihnen alles Glück und freue mich Ihrer Wiederkehr!“

Ich ging mit widerſtreitenden Gefühlen. Das Geſchenk des Conſuls demüthigte mich, und der Gedanke, daß ich wohl nie, nie wieder Zeit finden würde, ihm die Dienſte eines Secretairs zu leiſten, daß ich alle meine Zeit auf die Herausgabe der Werke wenden müſſe, war mir inſofern marternd, als mein Stolz es verſchmähte, im Beſitz großen Reichthums eine Wohlthat anzunehmen.

Ich ging nach Hauſe, öffnete das Käſtchen, in welchem ich die mitgebrachten kleinen Koſtbarkeiten verſchloſſen hielt, und ſuchte die werthvollſten, die ſchönſten aus, deren antiquariſcher Werth wohl die Höhe von 60 Friedrichsd'or erreichte. Ich packte ſie ſauber ein, und ſchrieb dazu an meinen guten Conſul:

Verehrungswürdiger Herr und Gönner!

Ihre, nur Ihre Güte ſetzte mich in den Stand, leicht und ſchnell an das Ziel meiner Wünſche zu gelangen, und es wird das dankbare Andenken an dieſelbe nie aus meinem Herzen weichen.

Meine Reiſe hat mir zwar nur einen beſcheidnen materiellen Gewinn verſchafft, allein dagegen eine Fülle geiſtigen Reichthums, die mein künftiges Leben beglücken und verklären wird; doch kann ich mich nicht näher über dieſen höchſt bedeutenden Gewinn auslaſſen.

Kein Tag auf meiner Reiſe verging, ohne daß ich nicht mit Segnung Ihrer eingedenk geweſen wäre.

Und ſo war ich auch darauf bedacht, Ihnen einige kleine Andenken aus dem Lande der Wunder und der Geheimniſſe mitzubringen, welche ich mit derſelben Geſinnung anzunehmen bitte, mit der ich unbedenklich Ihre Hochzeitgabe angenommen habe, das Auge nicht auf den irdiſchen Werth, ſondern auf das Herz des Gebenden gerichtet.

Ihr ewig dankbarer

Mendel.

Mein Gefühl ſagte mir, daß ich es ſo recht gemacht; der Conſul war feinfühlend genug, mich zu verſtehen, er nahm meine Gabe an und dankte mir auf das Verbindlichſte; aus dem Verhältniß eines Untergebenen war ich zu ihm in das eines Freundes getreten.

Jetzt, nachdem ich in kürzeſter Zeit alles Nöthige geordnet und vorbereitet, jetzt eilte ich, von heißer Sehnſucht getrieben, in die Arme meiner Emilie.

Ich hatte meinen alten Rock, in dem ſie mich immer geſehen, ſorglich aufbewahrt, und des Profeſſors Hut glücklich wieder mit aus Aegypten zurückgebracht. Er hatte nur wenig gelitten, ich hatte ihn geſchont, ſo viel als möglich.

Ich richtete mich ſo ein, daß ich in der Abenddämmerung Rochlitz erreichte, und fuhr im erſten Gaſthof vor, wo ich für den nächſten Tag die ſämmtlichen Zimmer der obern Etage zu meiner ausſchließlichen Verfügung in Beſchlag nahm.

Die Kellner ſtaunten mich an.

Noch mehr ſtaunten ſie, als der Herr, der alle Zimmer für ſich beſtellt, im abgeſchabten Rock und mit einem Hut, der der älteſten Rumpelkammer entnommen ſchien, aus dem Hauſe ging.

Sobald nämlich mein Gepäck auf mein Zimmer geſchafft war, ſchlich ich aus dem Hauſe, jenem beſcheidnen Häuschen zu, darin Emiliens Verwandte wohnten.

Man entzündete eben die Abendlampe — es war bereits Herbſt und die Tage kürzten ſich.

Ich blickte durch das niedrige Fenſter.

Emilie ſaß im Stübchen und nähte.

Ihr Geſicht war ruhig, aber bleich.

Sieben bis acht Jahre des Harrens auf das endliche Ziel einer treu genährten Liebe zaubern keine rothen Roſen auf Mädchenwangen.

Aber Emilie war noch ſchön und lieblich. Man ſah ihr die Jahre, die ſie zählte, nicht an.

Mein Herz klopfte ungeſtüm. Sollte ich geradezu hineingehen, ſollte ich anklopfen, ſollte ich mich anmelden laſſen?

Sollte ich den wohlbekannten Hut durch das halboffne Fenſter hineinhalten als ein armer Reiſender?

Ich that von alle dieſem nichts.

Ich rief mit gewohnter Stimme halblaut: „Emilie!“

Emilie ſchreckte von ihrer Arbeit auf, blickte umher; ward roth und wieder bleich — ſie vermochte die Arbeit nicht mehr in den zitternden Händen zu halten.

„Guten Abend Emilie! Erſchrickſt Du vor Deinem Mendel?“

„„Mendel!““ ſchrie ſie auf, und eilte zum Fenſter.

„Küſſe den Wünſchhut!“ rief ich, und ſtreckte den Hut zum Fenſter herein.

„„Erſt Dich! Erſt Dich!““ rief ſie, und riß mir mit einem Ruck den treuen Hut aus der Hand — und umſchlang mich, der auf eine Steinbank vor dem Fenſter getreten war.

Und ich eilte in das Haus und feierte des Wiederſehens wonneſelige Stunde. Ich kam als der arme Mendel, der ich immer geweſen, ach und der arme Mendel war dem treuen Herzen willkommner als ein Kröſus.

Am andern Tage empfing ich meine Braut und ihre Verwandten im Gaſthauſe zu einem Frühſtück, zu dem ich ſie eingeladen. Bevor dieſe erſchienen, hatte ich einen mir befreundeten Geiſtlichen der Stadt beſucht, dieſen ebenfalls eingeladen, ihm eine Anzahl Papiere vorgelegt, einige Bedenklichkeiten beſeitigt, hauptſächlich die über ein gewiſſes dreimaliges Aufgebot, das ich in Wegfall gebracht wünſchte, dieweil es unnöthig, ſintemalen ich den Dispens eines K. S. Oberkonſiſtoriums bereits in meiner Taſche hatte, und ſo ſagte mir der Geiſtliche ſein Kommen zu.

Als meine Gäſte mit Emilien kamen, empfing ich ſie im Feierkleid, im Bräutigamsſchmuck, und ſie fanden zu ihrer großen Verwunderung keine ſervirte Frühſtückstafel, ſondern einige Tiſche, auf denen neben andern Kleidern, Chemiſetts, Kragen, Häubchen, Bändern, Schuhen dergl. ein Brautkleid nebſt Atlasſchuhen, und Eſthers Brautſchmuck nebſt einer Myrthenkrone lag, auch fehlte nicht die goldne Kette, ein geſchmackvolles Armband, und der bedeutſame Goldreif.

Man traute ſeinen Augen nicht, man ſtaunte, man weinte. Emilie lag an meiner Bruſt und jubelte unter Freudenthränen: „Iſt denn das kein ſeliger Traum?“

„„Soll ich Dich mit der Nadel ſtechen, wie Du mich damals?““ fragte ich neckend. „Du wirſt die Güte haben, mit Deiner Muhme in dieſes Nebenzimmer einzutreten, Du wirſt dieſes Brautkleid anlegen, und dieſen Kranz auf Deinem Haupt befeſtigen laſſen. Du wirſt noch heute den Lohn für Deine langjährige Liebe und Treue ärnten, Du wirſt in einer Stunde mit mir —“

„„Im Paradieſe ſein!““ rief Emilie mit ſtrahlender Fröhlichkeit aus. Und ſo geſchah es.

Als die Braut geſchmückt war, führte ich ſie, gefolgt von ihren Verwandten in ein Zimmer, darin ein einfacher Tiſch zum Brautaltar umgewandelt war. Ein Kruzifix von uralter koptiſcher Arbeit, das ich mitgebracht, ſtand darauf. Zwei ägyptiſche Leuchter trugen brennende Kerzen, zwei ägyptiſche Vaſen enthielten den Schmuck, den die Herbſtflora bietet, Aſtern und ſaraceniſche Goldruthe in reicher Fülle.

Der Geiſtliche empfing uns im Ornat. Wir knieten am Altare nieder. Nach der Trauung vereinigte unſern kleinen herzlichen Kreis, an dem auch der Geiſtliche Theil nahm, ein erleſenes Mahl, und nach deſſen Beendigung trennte ſich meine Braut von ihren Verwandten, denen ich werthvolle Andenken zurückließ, und ich und mein trautes Weibchen fuhren von Rochlitz auf der Straße nach Altenburg und wählten ein an derſelben liegendes einſames, aber gut und geſchmackvoll eingerichtetes Gaſthaus zum Raſtort, wo wir allein waren mit unſern uns ſelbſt genügenden Herzen voll Glück und Liebe am endlichen, endlichen Ziele.

Wie ſtaunte mein Weibchen, als ich es nun am folgenden Tage in Leipzig in unſre Wohnung auf dem Brühl führte, deren einfach bürgerliche ,aber doch neue Ausmöblirung ſie ganz glücklich machte. Ein hübſches Wohnzimmer mit der Ausſicht in die Anlagen, daneben ein Schlafzimmer, und für mich ein Arbeitszimmer mit einem ſehr breiten Tiſch und einer langen Tafel, von wegen des Ausbreitenkönnens der Manuſcripte. Es war herrlich — wir ſaßen dem Glück im Schooße.

O ſchöner Spätfrühling unſers Lebens!

Dieſe Thräne, die mir heiß aus dem Auge rollt, ſei der Erinnerung an Dich geweiht.

Als es bekannt geworden, daß ich wieder in Leipzig ſei, empfing ich theils Zuſchriften, theils ſogar perſönlichen Zuſpruch mehrerer Druckherren. Sie wunderten ſich, wo ich ſo lange geblieben, ſie wunderten ſich, mich ſo nett eingerichtet, mich ſogar verheirathet zu finden, am meiſten aber wunderten ſie ſich, als ich das Erbieten, doch wieder Correcturen für ihre Officinen zu übernehmen, beſcheiden ablehnte, und mit Mangel an Zeit, mit eignen literariſchen Arbeiten entſchuldigte.

Eigentlich verſtieß dieß gegen alle Lebensart, mindeſtens gegen die eines Leipziger Correctors.

Man blickte mit Mißgunſt auf mein junges Glück, weil ich nicht mehr corrigiren wollte. Man wandte ſich kühl ab, weil ich — nicht mehr corrigiren wollte.

Man begriff mich nicht. Corrigiren iſt ja ſo ein ſchönes, wichtiges Amt, ſo eine heilſame Arbeit!

Wenn nur nicht ſo viel Pfuſcher, die nicht leſen können, die Correctoren ſpielen wollten!

Man denke an die Charta magna Deutſchlands! Druckherren, Redactoren, Correctoren und ſonſtige Thoren haben ſie verdorben totaliter!

Die Schriftſetzer verzweifelten, und die Makulatur wurde ſpottwohlfeil.

Wir, Emilie und ich, lebten ſeeleninnig, glücklich, durch wahre, treue, aufrichtige Liebe beſeligt.

Ich nahm nun die Manuſcripte vor, ich wählte eine der Arbeiten aus, und fertigte eine reinliche und lesbare Abſchrift. Es war die wiſſenſchaftliche Balneographie, der ich den Titel gab: Quelle der Quellen. Universal-Balneologie und thermale Erdkunde.

Gewiß ein ſchöner und anlockender Titel, nur Schade, daß die thermale Erdkunde dermalen und niemals einen Verleger anlockte — Niemand wollte das Manuſcript honoriren und drucken. Ich legte dieſes Werk einſtweilen betrübt zur Seite, nahm die Hefte über die Höhenbeſtimmungen vor, fertigte ein Ganzes daraus, und überſchrieb es: Telluriſche Hypſometrie, oder Höhenmeſſungen der Gebirge aller Zonen.

Daſſelbe Schickſal!

Weihnachten kam heran, wir hatten bisher von dem Gelde gelebt, das mir übrig geblieben war vom Verkauf meines Schiffes und Geſchirres und meiner Mumien.

Ein ſchönes Geſchenk, das ich nach kaum angetretener Ehe, meinem Weibchen machen mußte, brachte meinen nur noch geringen Kaſſenvorrath auf die Hälfte zurück.

Ich arbeitete fort und fort. Jeder Morgen, den Gott werden ließ, fand mich hinter der Gebirgskette meiner Manuſcripte, leſend, ausſondernd, prüfend, wählend, verwerfend, und angeſtrengt abſchreibend.

Meine gute Emilie glaubte — und wie hätte ich ihr den ſüßen Wahn rauben ſollen, ich verdiene das Geld, das wir für unſern kleinen Haushalt brauchten, ſie wußte nicht, daß wir vom Stock zehrten.

In der Weihnachtwoche trug ich mehrern Verlegern ein Manuſcript an, betitelt: Kosmologiſche Miscellen, in welchem ich eine große Fülle entſprechenden Stoffes zu einem Ganzen vereinigt hatte.

Ohne Erfolg.

Jetzt beſann ich mich auf die Poliglotta quinquelinguis fatorum mirabilium Petri Schlemilii. — Ich ſuchte, ſuchte, und fand dieſes Manuſcript nicht. Es war abhanden, fort — verloren oder geſtohlen. Neues Schmerzgefühl, dieſe ſchöne Arbeit, werth in allen Schulen eingeführt zu werden — Deutſchland und der Nachwelt verloren! —

Ich begrüßte das neue Jahr mit niegekanntem Bangen. Meine Baarſchaft war zu Ende, ich hatte nichts mehr, als jene 300 Thaler vom Conſul, dieſe nur im allerdringendſten Nothfall anzugreifen, hatte ich mir heilig gelobt.

So konnte es nicht fortgehen!

Noch einige Kleinigkeiten von Werth waren mir geblieben, ich verkaufte ſie, und erhielt ſoviel dafür, mich noch einige Monate hinfriſten zu können.

Während dieſer Zeit machte ich ein neues Manuſcript fertig; daſſelbe erhielt den Titel: Weltenlehre, Erdenlehre, Menſchenlehre. Früchte univerſaler Forſchung.

Als ich damit zu den Buchhändlern kam, hieß es unter Achſelzucken: „Wir müſſen erſt den Erfolg der nächſten Oſtermeſſe abwarten; jetzt haben wir mit Remiſſionen, mit Abſchlüſſen, mit Krebſen zu thun, welche uns leider von allen Enden her Ballenweiſe in die Niederlage gefahren werden. Fragen Sie gefälligſt nach der Meſſe wieder nach.

Ich ſuchte mich dennoch zu friſten, ich ſchränkte mich auf das Nothwendigſte ein, — ich begann, ganz im Stillen, mich nach einigem Verdienſt umzuſehen.

Zum Conſul oder zu den Druckherren zu gehen, hielt noch zur Zeit falſche Schaam mich ab.

Ich ſchrieb wieder, wie früher einige Diſſertationen für junge Leute, welche Doctoren der Philoſophie zu werden wünſchten, aber nichts weniger als Luſt hatten, ſich mit Ausarbeiten einer Diſſertation zu plagen.

Und ſiehe, in meine Gedankennacht leuchtete ein klarer Stern.

Hatte ich nicht den köſtlichſten Stoff zu tauſend und aber tauſend Diſſertationen in meinen Manuſcripten? Eine Fluth von Titeln durchrauſchte mein Gehirn! Ach, wenn doch gleich jedes Semeſter die halbe Studentenſchaft promovirte und nur deren Hälfte durch mich ſich die Diſſertationen ſchreiben ließe! Dem Naturforſcher, dem Chemiker, dem Mathematiker, dem Geſchichtforſcher, dem Ethnographen und Geographen konnte ich dienen.

Wenn ein Architekt kam — konnte er eine tiefgelehrte Dissertatio de Pylonum in Aegypto stylo et structura — ein Sprachforſcher eine Dissertatio de populorum terrae linguis — ein Botaniker eine Dissertatio de Najadibus arcticis et antarcticis vorräthig finden.

Ich jubelte, wie das Milchmädchen der Fabel über meinen guten Gedanken; ich ſchrieb jetzt viele ſolcher Diſſertationen, das heißt, ich überſetzte mühelos mehrere kleine Monographien aus den Manuſcripten in das Lateiniſche.

Aber da kamen die Ferien, und zu mir kam Niemand mehr, der eine Diſſertation begehrte.

Der Sparren, ſich für ſchweres Geld einen Gelehrtenzopf anzuſchnallen, und Doctor zu heißen, wurde immer ſeltner unter den Studirenden.

Die Meſſe, die Buchhändlermeſſe war da mit ihren Abrechnungen, ihrem Börſengewimmel, ihrer Zahlwoche. Ich ſuchte jetzt auswärtige Buchhändler auf, ſprach mit ihnen von meinen Manuſcripten, und ſagte, dieſelben ſeien mir durch Gelehrte von auswärts her zugekommen, Verleger dazu zu ſuchen.

Der erſte ſchützte Geſchäfte, der zweite die ſchlechte Meſſe vor, der dritte verlangte einen bekannten Autornamen, der vierte beklagte den Verluſt ſeines Compagnons, der fünfte hatte blos belletriſtiſchen, der ſechſte blos kaufmänniſchen Verlag. Dem letztern erbot ich mich, ein Werk über die Karavanenſtraßen auszuarbeiten. Er lächelte behaglich, ſah auf ſeinen ſtarken Bauch, machte mit den Fingern die Mühle und ſagte: „Herr! Meine Kunden loben ſich die Eiſenbahnen. Karavanenſtraßen — das mögen mir ſchöne Straßen ſein! Ich verlege nichts aus dem Baufach, und die Straßenbauliteratur iſt nicht lucrativ. Wollten Sie mir vielleicht ein kleines populäres Broſchürchen ſchreiben, über die deutſchen und auswärtigen Eiſenbahnen, ihre Fortſchritte und ihren Nutzen, dazu ich vielleicht eine Karte, umrandet von einigen Dutzend der ſchönſten Bahnhofgebäude Deutſchlands, ſtechen laſſen könnte, das nähme ich, wenn Sie billig ſind. Ich würde das Werkchen ſtereotypiren laſſen, und es Ihnen ein für allemal abkaufen. Drei Bogen ſtark dürfte es ſchon werden! Ich zahle Ihnen fünf Thaler, ſage fünf Thaler in Gold für den Bogen. Gewiß honnet!“ —

„„Aeußerſt honnet, zumal für eine Stereotyp-Ausgabe. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen!““ rief ich, und ging in gereizter Stimmung von dannen.

Das Herz ſchlug mir laut vor Unwillen, Beſchämung und Verzweiflung über meine troſtloſe Lage.

Ich eilte in das Freie, in das Roſenthal, der

Friede der Natur, ihre erwachende Frühlingspracht ſollte die ſtürmiſchen Wellen meiner Gemüthsbewegung beſchwichtigen.

Ich — der ich die Mäßigkeit ſelbſt war, ich, der ſeinen letzten Thaler in der Taſche trug, ich achtete dieſes Thalers jetzt keinen Deut; ich ſetzte mich an einen Tiſch vor Kintſchi's Bude, und rief nach einem großen Glaſe Grog.

In der Nähe ſaßen zwei Druckherren, die mich früher beſchäftigt hatten. Die machten Augen — als mein harter Thaler auf dem Tiſch klang! Ich grüßte ſie flüchtig, mit vornehmer Kälte, und rührte, ſtill vor mich hin blickend, in dem Glaſe Grog, damit ſich der Zucker darin vollends löſe.

Der Eine verließ ſeinen Sitz und kam auf mich zu.

„Ei Herr Mendel! Ihr Diener! Lange nicht geſehen! Wie leben Sie, wie geht es Ihnen, mein Guteſter? Haben ſich verheirathet! Schön von Ihnen! Haben das Leſen ganz aufgegeben?“ (Er meinte das Correcturenleſen).

„Bin vom Leſen zum Schreiben gediehen, Verehrteſter!“ erwiederte ich trocken.

„So? Ei! Schön! — Aber ſagen Sie mir, wer druckt denn Ihre Sächelchen?“ —

„„Es ſind keine Sächelchen, mein Herr,““

erwiederte ich mit ſtrengem Blick auf den Druckereiherrn. „Es ſind ernſte, wichtige, gelehrte Werke.“

„„Einerlei, Herr Mendel, einerlei! Der Druck bleibt immer die Hauptſache. Schreiben Sie einen Auktionscatalog oder eine Bibel, wenn ſie nicht gedruckt werden, ſind ſie ſo gut als nicht vorhanden!““

Furchtbare Wahrheit! Meine Manuſcripte waren ſo gut als nicht vorhanden. —

„Es ſind ſchlechte Zeiten, Herr Mendel, ſchlechte Zeiten!“ fuhr der geſchwätzige Mann fort. „Meine Leute legen die Hände in den Schooß; wenn Sie was zu drucken haben, Herr Mendel, ich bediene Sie billig, ganz gewiß. Wer ſind denn Ihre Verleger?“

Wenn Sie was zu drucken haben? — O ja, ich hatte zu drucken, ich hatte — nicht nur etwas, ſondern viel, ſehr viel. Aber die Verleger! Da lag der Unglückshaſe im Pfeffer. Aber — konnte der Drucker nicht auch der Verleger ſein oder werden? Halt — guter Gedanke!

„„Ich hätte wohl, und möchte es Ihnen gern zuwenden!““ erwiederte ich. — „Wenn Sie Luſt hätten, ich habe eine glückliche Idee.“

„„Glückliche Idee! Herr Mendel! Laſſen Sie hören, laſſen Sie hören!““

„„Ich möchte eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift begründen!““

„Zeitſchrift? Bon! Vortrefflich! Die Literatur kriecht heut zu Tage in die Zeitſchriften, wie der Einſiedlerkrebs in das fremde Schneckenhaus. Aber wiſſenſchaftlich — hm — hm — haben viele — ſehr viele — ziehen nicht — politiſch wäre beſſer — angenehmer.“

„„Eine Zeitſchrift, wie noch keine vorhanden iſt! Die den ganzen univerſalen Stoff des menſchlichen Wiſſens umfaßt — ein kosmologiſches Univerſum!““

„Kosmologiſches Univerſum! Guter Titel, ſehr gut. Und wer verlegt es?“

„„Wer es druckt! Wozu die Copula eines Verlegers? Können Sie nicht den Gewinn, den der Verleger von einem ſolchen Unternehmen hat, ſelbſt ziehen?““

„Haben Recht, Herr Mendel! Haben Recht! Will mir’s überlegen. Und in welcher Form?“

„„Wöchentlich ein Heft, zwei, höchſtens drei Bogen ſtark, groß Octav, neue Lettern, feines Maſchinenpapier, farbiger Umſchlag.““

„Schön, ſchön, Herr Mendel, wir ſprechen mehr davon, jetzt empfehle ich mich Ihnen! Ich darf meinen Collegen da drüben nicht ſo lange allein ſitzen laſſen. Beſuchen Sie mich doch, hören Sie! Bringen Sie mir den Proſpektus mit! Ihr Diener!"

Neuer Stern der Hoffnung! Wie leuchtend gingſt Du mir auf! Ich eilte freudvoll nach Hauſe, heiter wie ſeit lange nicht, ich wußte noch nicht, daß der Stern ein Doppelſtern war.

Emilie empfing mich liebevoll, bewegt, rührend zärtlich. Sie äußerte ſich beglückt durch meine frohe Stimmung, ſie vertraute mir unter holdem Erröthen ein ſüßes Geheimniß an.

Ich küßte ſie und enteilte, ſetzte mich an den Arbeitpult und entwarf einen herrlichen Proſpektus.

Kosmologiſches Univerſum.

Dieß ſtand mit zollgroßen Buchſtaben auf einem Bogen prächtigen Velinpapiers oben an.

Nun folgte die Auseinanderſetzung, wie dieſes Unternehmen in zwei großen Hauptabtheilungen, der Natur- und Völkergeſchichte, die ſtets Hand in Hand gehen ſollten, ſich über den ganzen Erdball verbreiten, alle Kreiſe menſchlichen Wiſſens und wiſſenſchaftlicher Forſchung umſchließen ſolle.

Nie iſt ein Proſpektus ſo lockend, ſo wortreich, ſo phantaſievoll geſchrieben worden, trotz allen Muſter-Proſpekt-Schreibmeiſtern in Leipzig, Berlin, Hamburg, Stuttgart, Hildburghauſen, Newyork und Quedlinburg.

Am andern Tage kleidete ich mich an, um zur Beſuchſtunde mit meinem herrlich ausgearbeiteten Plane vor den Druckherrn zu treten.

Da ward ein kleines Briefchen gebracht.

Ein Junge aus der Druckerei brachte es.

Der Junge trug einen noch naſſen Correcturbogen in der Hand.

Ein Schauder überlief mich, gedachte ich zurück an alle die halbnaſſen Correcturbogen, die ich durchleſen.

Das Billet war von meinem Druckherrn.

Ich öffnete und las:

„Mein werthester Herr Mendel!

Nach reiflicher Ueberlegung kann ich mich nicht bewogen finden, in ſo mißlichen Zeiten, wie die jetzigen, in ein neues, weitſchichtiges und große Koſten heiſchendes Unternehmen mich einzulaſſen. Sollten Sie aber für daſſelbe einen gediegenen und zahlbaren Verleger finden, und den Druck meiner Offizin zuwenden wollen, ſo würde ſich Ihnen ſehr zu Dank verpflichtet fühlen

Ihr ergebener“ ꝛc.

„„Hol' ihn der Teufel!““ rief ich zornig aus.

„Mich? Ach Herr Jeſes!“ ſchrie der Druckerjunge, und entfloh entſetzt vor meinem zornvollen Angeſicht.

Da war ich wieder ſo weit, wie vorher. —

Ich ſuchte noch einige auswärtige Verleger auf, — ich machte ihnen dieſen und jenen Vorſchlag — mein altes Mißgeſchick trat mir überall entgegen — ich ſollte niemals etwas drucken laſſen.

Oh Belleville! Oh Mſtr. Highhood! — Oh ich großer Thor!

Wenn ich Highhood die Manuſcripte ließ, war ich jetzt ein Rentier — war ich ſorgenfrei — war ich glücklich.

Jetzt hatte ich die Manuſcripte — hatte unendliches Geld darauf verwendet, ſie mir ausſchließlich zu ſichern, und war faſt ein Bettler, war ſorgenvoll, war höchſt, höchſt unglücklich.

Ueberall und von allen Seiten begegnete mir das Mißtrauen. Alle Welt ließ drucken — von mir ward nichts gedruckt — alle Welt hatte Autornamen — mir war und blieb dieß heiß erſehnte Glück verſagt. Andere erhielten Aufforderungen, etwas zu ſchreiben — mir hingegen wurden die beſcheidenſten Anträge zurückgewieſen.

Alle Pläne, alle Hoffnungen geſcheitert und zertrümmert!

Keine Monographie erſchien, kein kosmologiſches Univerſum trat in das Leben, keine ethnographiſche Zeitſchrift, keine Univerſalchronologie — nichts.

Wo ich auch ferner brieflich anklopfte — es ward nicht aufgethan. Sprach ich von Afrika und Aſien, ſo ward erwiedert, daß ja bereits der berühmte Ritter jeden denkbaren Stoff über dieſe Länder in geographiſcher, ethnographiſcher, ja ſelbſt geſchichtlicher Beziehung erſchöpft. Bot ich phyſikaliſche Forſchungen an, ſo ward mir Berghaus bedeutender Name als ein Schild vorgehalten, der mich zurückſchrecken mußte — wollte ich über Amerika etwas anbieten, ſo hieß es, daß der große Alexander von Humbold ohne Zweifel, und wie mir bekannt ſein werde, neben andern Forſchern und berühmten Reiſenden, wie der Fürſt von Neuwied, Ehrenberg, die Brüder Schomburgh Erſchöpfendes geliefert, und ſo mochte ich erwähnen was ich wollte — es waren bereits Werke darüber vorhanden, und zur Herausgabe neuer — die Zeit zu kritiſch, im Buchhandel eine bedenkliche Stockung.

Ich trauerte und ſchwieg.

Ich ging zu meinem guten Conſul, und bot ihm meine Dienſtleiſtungen wieder an.

Er rettete mich vor Verzweiflung, er gab mir Arbeit.

Unter der Hand las ich auch wieder Correcturen. — —

O Gott!

Ja — ich las wieder die halbnaſſen, widerwärtigen, von Fehlern wimmelnden Correcturbogen trockner, ermüdender, einſchläfernder Werke von Männern, welche ſtillſtehend, ſich an unanziehenden Stoffen abgemüht, ſich von ihrer Zeit und Gegenwart entfernten.

Als meine Emilie mir das kleine Mädchen ſchenkte, ward der Conſul deſſen Pathe.

Er war mein einziger Freund.

Ich verzehrte mich in angeſtrengter Arbeit, um für mich und die Meinen Brot zu ſchaffen, und den Hauszins, und die Miethe. Auch die Miethe für die Niederlage, darin die Kiſten mit den Manuſcripten ſtanden — verſichert in der Leipziger Feuerafſecuranz, und nebenbei im feuerfeſten Gewölbe.

Die Manuſcripte, die ich Deutſchland erhalten, die ich nicht hoch genug anſchlagen zu können glaubte.

Die Manuſcripte, die mein Unglück waren!

Meine ſibylliniſchen Bücher!

Ich konnte die Gewölbemiethe nicht mehr erſchwingen; ich kündigte ſie, ich löſte den Vertrag mit der Verſicherungsanſtalt, ich verkaufte die Kiſten und ſchaffte die Manuſcriptſtöße in eine Bodenkammer.

Mochten ſich dort die gelehrten Mäuſe an ihnen gütlich thun!

Ich correſpondirte franzöſiſch und italieniſch, ich corrigirte deutſche, lateiniſche, griechiſche Werke. Nur von mir wird nichts gedruckt.

Die Verleger klagten, das Publikum kaufte nichts — die Meßkataloge wurden nicht dünner — es wurde fort gedruckt — nur von mir nichts.

Mein alter Fluch. — „Er wollt' — und konnte nicht!“ —

Es kam immer ſchlimmer.

Das Jahr der Theurung kam, 1847.

Es zehrte den bisher trotz Mangel und Sorge aufgeſparten Nothpfennig faſt ganz auf.

Aber „an ſüßer Hoffnung hang' im Ungemach!“ ſagt irgend ein Weiſer.

Wir hofften und dauerten. Gott ſelbſt goß Hoffnungen in die verzagten Seelen durch eine geſegnete Aernte.

Da kam das Jahr der ſogenannten „glorreichen Erhebung des deutſchen Volkes.“ Glorreich! Ein Pasquill auf alles wahrhaft Glorreiche.

Mein Gönner, mein Freund, mein Brodherr, der Conſul, verließ Leipzig — es war ihm nicht mehr wohl im Getümmel und Getrümmel, unter politiſchen Rumpelmeiern. Er ging nach Amerika.

Der Handel, der Verkehr ruhte.

Preßfreiheit ward verkündet, und die Preſſen feierten — ſie waren frei — von Arbeit. Nur die Zeitungs- und Broſchürenpreſſen waren in Thätigkeit.

Freilich in ſolcher haſtigen Thätigkeit, daß ſie kaum eines Correctors bedurften; Zeitungen und Broſchüren ſtürzten ſo ſchaarenweiſe in das Publikum, wie ungekämmte, ungewaſchne, barfüßige Kinder eines Dorfes, wenn eine Trommel durch daſſelbe hinraſſelt und eine Kompagnie Soldaten hindurch zieht.

Ach wie viele Incorrectheiten! Ach wie viele Schnitzer! Ach wie viele Makulatur!

Man pries das neulebendige Leben der Zeit — und ſchwatzte und ſchrieb und druckte die Zeit und ihr friſches Leben todt.

Es kam das Jahr 1849 mit ſeinen merkwürdigen politiſchen Wandlungen.

Es pfuſchte mir ins Handwerk — es corrigirte. Allein ich wüßte nicht, daß es ein bedeutendes Werk zur Erſcheinung gebracht habe.

In einer Zeit, wo ich mich auf das Aeußerſte gebracht ſah, wo es mir an allem gebrach, faßte ich einen wahrhaft verzweifelten Entſchluß. Ich bot meine Manuſcripte einem Aufkäufer von Makulatur nach dem Gewicht zum Kauf an.

Die Manuſcripte Peter Schlemihl's!

„Was haben Sie für Makulatur, mein Guter!“ fragte der Mann.

„„Beſchriebene ganze Bogen,““ erwiederte ich.

„Bedaure ſehr, davon keinen Gebrauch machen zu können, mein guter Herr!“ verſetzte der Makulaturhändler: „denn ſehen Sie, mein Guter, ich bin reichlich verſehen — ich und meine Collegen, wir haben viele Centner Makulatur von den Frankfurter-Parlaments-Verhandlungen und den deutſchen Grundrechten gekauft. — Vorrath auf Jahr und Tag! Empfehle mich!“

Vorrath auf Jahr und Tag! — Alſo das das Ergebniß der glorreichen Erhebung des deutſchen Volkes! Das die That des deutſchen Parlaments!

Die Makulaturpreiſe herabgedrückt — auf Jahr und Tag! —

Wer kauft Manuſcripte? —

So ſchloß Mendel's Handſchrift; tief niedergeſchlagen, tief verſtimmt legte ich deren letztes Blatt aus der Hand.

So weit alſo hatte ihn die, durch die Revolution herbeigeführte Geſchäft- und Verdienſtloſigkeit gebracht, daß er, der ſtille, friedliche, ſchlichte Menſch, den Pfeil des grimmen Hohnes gegen das Unglück ſeines Vaterlandes ſchleuderte!

„Oh Du Armer! Was Du ſo heiß, ſo glühend erſehnt, es ward Dir erfüllt zu Deiner Pein und Quaal! Oh poche doch keiner auf ſeiner Wünſche Erfüllung mit maßloſem Ungeſtüm!“

„Du wünſchteſt Dir, Manuſcripte zu beſitzen!“

„Du biſt ein Kröſus an Manuſcripten, und darbſt in Deinem Reichthum!“

„Und haſt keine Hoffnung mehr, keine Zukunft!“

„Wer kauft Manuſcripte?“

„Niemand“! —

Doch — dieſe Geſchichte der Auffindung der, Manuſcripte Peter Schlemihl's — es gelang meinem eifrigen Bemühen, für ſie einen Verleger zu finden.

Freudevoll ſchrieb ich an den armen Freund, ſandte ihm Geld, ſo viel ich deſſen auf Abſchlag erhalten — die zweite Hälfte ſollte nach beendigtem Druck erfolgen.

Da langte ein Brief an von weiblicher Hand, Mendel's Siegel — ſchwarz.

O Gott!

Mendel, der treue, brave, war nicht mehr.

Seine Frau ſchrieb:

Verehrter Herr und Gönner!

„Mein armer Mann, deſſen Freund Sie waren; wandelt nicht mehr unter den Lebenden. Er ließ mich als namenlos unglückliche Wittwe, ſein einziges Kind als Waiſe zurück.

Ihr Brief traf ihn noch am Leben — er war ihm noch ein Lichtſtrahl, er ſtarb mit einer Segnung für Sie und mit einem Lächeln.

„Emilie! Wir werden nicht verhungern! — Emilie! Geld! Für mein Manuſcript! Emilie! Mein köſtliches Manuſcript — wird gedruckt — explicit — feliciter! —“ das waren ſeine letzten Worte.

Mein ſeliger Mann war im letzten Jahre ſtets verſtimmt und traurig. Sie kennen die Urſache. Dieß ſteigerte ſich gegen ſein Ende hin bis zur Melancholie. Ich fürchtete das Schlimmſte: Selbſtmord oder Irrſinn. Dieſen Kelch ließ Gott an ihm, an mir vorüber gehen.

Wir verarmten tief — Mendel gerieth in Schulden — das Gericht hat Beſchlag auf den geringen Nachlaß gelegt. Der Haupt-Gläubiger iſt ein Jude, der unſer Nachbar iſt, und ſeltſamer Weiſe auch den Familiennamen meines Mannes führt.

Ihre Sendung kam wie ein Bote des Himmels. Ich konnte doch meinen Mann ehrlich begraben laſſen. Das Uebrige friſtet noch jetzt mein und meines Kindes Leben. Mendel hat die Vorſicht gehabt, als er noch bei Mitteln war, unſer Kind in eine Rentenanſtalt einzukaufen. Die Police iſt unverpfändet. Der Verkauf unſres Mobiliars wird hinreichen, unſre Schulden, die im Ganzen nicht erheblich ſind, zu decken.

Dazu gehören auch die Ihnen genugſam bekannten Manuſcripte, die mein Mann mit großen Koſten und Opfern aus Aegypten hierher gebracht hat. Ich verzichte gern auf dieſelben, ich habe kein Urtheil über deren Werth oder Unwerth. Mein Seliger freilich legte einen unendlichen Werth auf ſie — ich glaube, daß dieß eine der Idioſyncraſien war, wie ſie bei Gelehrten bisweilen vorkommen, welche die beſten Menſchen ſein können, wie auch mein Mendel war, und doch an einem oder dem andern unheilbaren Sparren leiden.

Wie Viele bilden ſich nicht ein, berühmt zu ſein und ſind es nicht im Allerentfernteſten! Wie

Vielen plaudern ihre Maulfreunde vor: „Du haſt europäiſchen Ruf“ — und wenn man in London, Petersburg, Paris nach ihnen fragt, ſind ſie dort die unbekannteſten Größen. Schlimm, wenn ſie an ihren Ruf glauben! Man kann in Buxtehude ein ſehr berühmter Mann ſein, und in Stade und Hannover völlig unbekannt.

Die Fülle dieſer Manuſcripte hat meinem ſeligen Mann viele Zeit, vieles Geld geraubt, und ihm nicht einen Groſchen eingetragen. Doch wohin führt mich mein Schmerzgefühl? Man wird beim Erdulden eines tiefen und unverſchuldeten Leides nur gar zu leicht bitter gegen die Welt und gegen die Menſchen.

Freund meines Seligen, verzeihen Sie mir!

Und rathen Sie mir, was ich thun ſoll? Ob ich den Nachlaß unter der Rechtswohlthat des Inventars antreten, oder darauf verzichten ſoll? Der Nachlaß iſt ſo gering, daß eine Stunde hinreicht, ihn zu inventariſiren, aber die Manuſcripte? Dieſe zu verzeichnen, gehen Wochen, vielleicht Monate hin — dieß würde große Koſten verurſachen. Und dann — wenn ſie nicht einmal als Makulatur ſich verkaufen, dann iſt jenes Geld in Wahrheit vergeudet.

Ich habe die Geſammtmaſſe dieſer zahlloſen Schriften dem Gericht gleich als altes Papier bezeichnet, vielleicht ließe ſich mit dem Gläubiger ein billiges Abkommen treffen.

Am 20. d. iſt Termin anberaumt. Bis dahin habe ich wohl Ihren gütevollen Rath in Händen.

Ich beharre als die trauervolle und tiefbekümmerte

Emilie Mendel, Wittwe.

Ach, mit welchem Gefühle ſchrieb ſchon ſo manche edle, herrliche Frau zum erſtenmale dieß ſchwere, verhängnißvolle Wort: Wittwe. Eine Welt voll Schmerz liegt in dieſem einzigen, kleinen Wort.

Ich antwortete theilnehmend, tröſtend, und rieth, den Nachlaß, auf welchen das Gericht Beſchlag gelegt, dem Gläubiger zu überlaſſen und ihm ſelbſt anheimzugeben, ob er das alte Papier ſpeciell verzeichnet wünſche, welche Verzeichnung mehr Koſten verurſachen könne, als ſeine ganze Forderung betrage, daher ſehr möglich, daß die Gerichtskoſten alles verſchlingen würden und er leer ausgehe.

Der Gläubiger verzichtete auf die Inventur der Manuſcripte. Sie wurden, als der kleine Nachlaß verzeichnet und abgeſchätzt war, als geringe Makulatur taxirt.

Als ſolche nahm ſie der Jude Mendel an ſich — es war für etwa zehn bis zwölf Thaler Makulatur.

Jetzt erſchien ich in Leipzig, als ein Mann, der in Makulatur nicht Unbedeutendes geleiſtet.

Ich ſuchte, nachdem ich Frau Mendel kennen gelernt und geſprochen, den Juden auf, und fragte ob er nicht altes Papier zu verkaufen habe?

„Soviel als der Herr will, und noch mehr!“ ſprach der Hebräer.

„„Aber ich ſuche blos altes Schreibpapier.““

„Kann der Herr haben mächtig viel, als er es bezahlt nach dem Werth.“

„„Die Makulatur iſt jetzt billig geworden! Frankfurt warf deren allzuviel in den Handel!““

„Was thu' ich mit Frankfurt?“ ſpöttelte der Hebräer: „die Frankfurter Makulatur iſt eine ſchlechte, gedrückte Waare, und iſt mein ein großer Unterſchied zwiſchen Druckmakulatur, Schwatzmakulatur und Schreibmakulatur. Kann auch ſein unter meiner Schreibmakulatur eher manches Gute, daraus ein Studirter noch kann machen Büchelcher und Broſchürchen die Mächtigkeit!“ — Ich ließ mir die Manuſcripte zeigen, ich erſtaunte über ihre Menge, ich fragte nach dem Preis.

Der Jude forderte fünfzig Thaler. Ich handelte und handelte und erhandelte endlich die ſämmtlichen Manuſcripte für ſiebzehn Thaler Preuß. Cour., nahe an dreißig Gulden.

Ich ſicherte der Wittwe Mendel’s den vollen Honorar-Ertrag jedes oder irgend eins dieſer Manuſcripte zu, wenn beſſere Zeit deſſen Druck vielleicht ermöglichen würde, und nahm die Manuſcripte einſtweilen an mich.

Mit Wehmuth überblickte ich ihre Zahl. Sie füllten eine Bodenkammer an. Ich ſicherte ſie wieder in Kiſten. —

Und das alſo der Fleiß eines Menſchenlebens, das ſich ausſchließlich der Wiſſenſchaft geweiht hatte!

Das das Endreſultat eines gottbeſeelten Prieſterthums der Natur, der Forſchung!

Und darum mit tauſend Mühen und Gefahren dem ſtillen Grabe in der Thebais entführt, um hier ſo werthlos dem allmähligen Verderben entgegen zu gehen, wie dort?

Und Verfaſſer und ſpäterer Eigenthümer —

beide ruhmlos, ungenannt und unbekannt hinüber gegangen in das Schattenreich!

Schatten! Alles Schatten!

Peter Schlemihl's verlorener Schatten!

Oh Welt! Oh Nachruhm! Oh Eitelkeit! —

Vanitas! — Vanitatum vanitas! —

Wer kauft Manuſcripte?! —

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünſtr. 18.

[illegible]
CHHANDLUNG
KUNTH & C°
MOSKWA
[illegible]

Yu 17162

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Der geſtiefelte Kater.

Ein deutſches Mährchen

neu erzählt

von

Ludwig Bechſtein.

Der geſtiefelte Kater.

Deutſches Märchen

neu erzählt

von

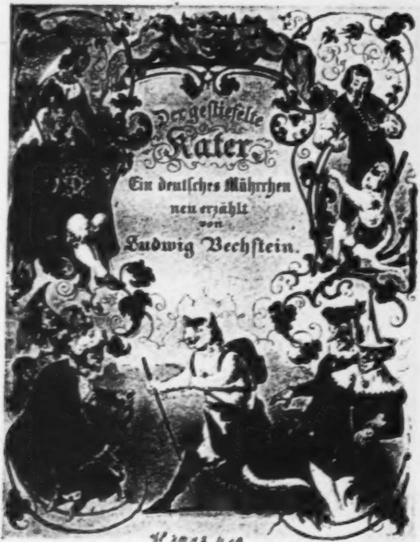
Ludwig Bechſtein.

Jl. 1903. 287

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

[illegible]
[illegible]



Der geſtiefelte Kater.

Ein deutſches Mährchen

neu erzählt

von

Ludwig Bechſtein.

H 2023.419

Stuttgart.
Eduard Hallberger.

[illegible]
[illegible]

Nehmt, gute Kinder, aus des Dichters Hand
Ein Märchen aus dem lieben Vaterland,
Darinnen ſich in ganz beſondrer Art
Der deutſche Geiſt des Märchens offenbart.
Es wohnet ein verborgner Ernſt darin,
Spottluſt und Neckeluſt und leichter Sinn:
Die Roſe, wie der Dorn, ſind drin verſteckt,
Und was ihr ſonſt noch Luſtiges drin entdeckt.
Zum Scepter hat die Pritſche ſich geſellt,
Wohl, wenn ihr Hieb den juckt, auf den er fällt.
Fragt nicht, zu welcher Zeit das alles war?
Der Märchen Jahreszahl heißt: Immerdar.

Noch immer wird Unredlichkeit geübt,
Noch immer iſt Kaninchenjagd beliebt;
Noch immer ſchleicht durch Wald und Hof die Liſt,
Einſchmeichelnd, wie Natur der Katzen iſt.
Noch immer iſt gar mancher König gut
Geplagt von der Miniſter Sparewuth;
Und mancher Hinz und Kunz ſteigt hoch im Rang,
Wenn Andre zu verdrängen ihm gelang;
Und mancher Gottlieb zieht, die Hand im Schoos,
Vom Glück geküßt, das größte, ſchönſte Loos.
Wir aber, Du und ich, mein liebes Kind,
Wir lachen drob, und bleiben wer wir ſind.

In deutſchen Landen lebte einmal ein armer Müller, deſſen Mühle ziemlich einſam ohnfern eines Dorfes lag, und nicht wenig verfallen war. Dieſer Mühle fehlte es oft am beſten, nämlich einestheils am Waſſer, anderntheils am Korn, darüber grämte ſich der Müller ſo ſehr, daß er ſich hinlegte und nicht wieder aufſtand, dieweil er ſtarb. Er hinterließ drei Söhne, von denen der jüngſte Gottlieb hieß, und an Vieh ein Pferd, einen Ochſen, und einen Kater. Manche ſagen, der Ochs wäre eine Kuh oder auch ein Eſel geweſen, was ſich nicht mit Gewißheit feſtſtellen läßt. Sonſt hinterließ jener Müller nichts.

Als nun der todte Mann begraben war, ſchritten die Söhne zur Theilung des Nachlaſſes. Der älteſte Bruder ſprach gleich zu ſeinen beiden jüngern Brüdern: „Hört, hier können wir nicht hauſen, denn das Mühlwerk verfällt und verfault, und ich wüßte nicht, was man mit einer Mühle anfangen ſollte, die nicht mehr mahlt. Beiſammen können wir auch nicht bleiben, wir theilen alſo, und jeder mag mit ſeinem Theil ſein Glük verſuchen, und zwar theilen wir nach der Größe und Aelte. Mir als dem Aelteſten und Größeſten gebürt folglich das Pferd, dem Jüngern und Mittleren gebürt der Ochſe, und dem Jüngſten, Kleinen fällt das kleinſte Thier, der Kater zu. So wird es richtig ſein.“ — Der mittlere Bruder war dieſe Theilung zufrieden, und der jüngſte mußte ſie zufrieden ſein, denn er wurde um ſeine Meinung gar nicht gefragt.

Dort zogen die beiden Brüder mit ihrem Vieh dahin, der arme Gottlieb aber verweilte noch in der Mühle und war ſehr traurig,- denn er fühlte wohl, wie unbrüderlich er verkürzt werden war. Er dachte darüber nach, wie nützlich die beiden größern Thiere ſeinen Brüdern werden könnten: der ältere Bruder konnte ein Reiter werden, ein Kriegsmann, ein Obriſt, ein Feldmarſchall, konnte Länder erobern und die halbe Welt in Belagerungszuſtand erklären. Der zweite Bruder konnte Viehhändler werden, welches ein ſehr einträgliches Geſchäft iſt, oder ein wohlanſehnlicher Bürger und Metzgermeiſter, da er den Ochſen ſchon an der Hand hatte, und ſich gut dabei ſtehen. Aber Gottlieb mit dem Kater! „Was iſt mit einem Kater anzufangen? Ihm das Fell über die Ohren ziehen? Das lohnte kaum der Mühe, das lohnt nur im Großen. Ihn verkaufen? da müßte doch erſt Jemand da ſein, der ihn kaufte — o weh, du armer Gottlieb! Du wirſt bald Hungers ſterben!“ —

Der Kater hatte, während Gottlieb dieſes trübſelige Geſpräch mit ſich ſelbſt hielt, ruhig in der Sonne gelegen, geſchlafen und geſponnen, oder vielmehr geſponnen und nicht geſchlafen, denn er hatte alles mit angehört, fing jetzt an ſich zu dehnen, nieſte zweimal, ſtellte ſich auf ſeine Pfoten, machte einen Buckel, ſchlug einige Male mit ſeinem Schweiſe um ſich, und ging dann mit leiſen Schritten auf ſeinen Herrn zu, indem er dieſen mit den grünleuchtenden Augen feſt anſah.

„Nun was willſt Du denn, mein armer Hinz?“ fragte ihn Gottlieb.

„Dir helfen will ich!“ ſagte der Kater.

Gottlieb verwunderte ſich im Stillen ſehr, daß der Kater ſprechen konnte, denn Gottlieb hatte noch keine Mährchenbücher geleſen, und wußte nicht, daß in den Mährchen alle Thiere ſprechen können und auch Stiefelknechte, Beſen, Ofengabeln, Kaffeemühlen und alles — und antwortete: „Wie willſt Du mir helfen, Du kleiner dreifarbiger Kerl?“

„Das ſollſt Du gleich erfahren!“ antwortete Hinz. „Siehſt Du, ich habe Dich lieb. Du haſt mich niemals geſchlagen, niemals mit Steinen nach mir geworfen, mich niemals an den Ohren gezupft, noch weniger aber mich am Schweif gepackt und mich daran in die Höhe gehoben, welches meiner Natur höchſt zuwider iſt; das alles haben Deine Brüder gethan. Noch mehr, ſie haben mir Pfeffer in die Milch geſchüttet, mich mit Waſſer begoſſen, mich vom Bodenloch herunter in den Hof ſpringen laſſen, welches mir alles äußerſt empfindlich war. Nun ſind ſie fort, und wir beide ſind allein beiſammen, und ich habe mir vorgenommen, für Dein Gutſein gegen mich, denn Du haſt mich öfter gefüttert, haſt mich im Winter bei Dir ſchlafen laſſen, und haſt mich gern geſtreichelt, was uns Katzen ſehr wohl thut, Dein Glück zu machen. Du mußt wiſſen, Gottlieb, daß die Thiere dankbar ſind, den Undank, den kennen nur die Menſchen. — Ich habe mir vorgenommen, einen großen Herrn aus Dir zu machen, es ſind ſchon gar häufig aus armen, ja ſogar manchmal aus dummen Jungen große und reiche Herren geworden.“

Gottlieb hörte ganz verwundert zu, wie der Kater ſo gut und ſo viel ſprach, und ſagte gar nichts, ſondern ließ jenen fortfahren.

„Vor allem,“ fuhr der Kater fort: „ſei ſo gut, und laſſe mir ein Paar Stiefeln machen, denn ich werde für Dich viele Gänge in den dornigen Wald und auf ſteinigem Felde thun müſſen und meine Pfötchen, das weißt Du, ſind weich und zart. Dann gib mir einen Sack und das Uebrige findet ſich.“

Gottlieb ſah zwar nicht ein, wozu alles das führen ſollte, und wie er dadurch ein großer Herr werden könne, wenn der Kater Stiefeln anhätte, und er, Gottlieb barfuß liefe? Allein er that ſeinem Hinz doch den Willen, beſtellte gleich für das letzte Mehl, das noch in der Mühle war, bei Meiſter Pfriem dem Dorfſchuſter, dem Kater ein Paar Stiefeln, und richtete einen alten Mehlſack, dem die Mäuſe bereits merklichen Schaden gethan, zu einem neuen Sack für Hinz her, in welchen dieſer Löcher häkelte, durch die er eine doppelte Schnur zog. Der Schuſter maß Hinzen die Stiefeln mit großer Genauigkeit an, und verhieß, die trefflichſte Arbeit zu liefern.

Hierauf ſetzten ſich die beiden Freunde zum Mittagseſſen nieder, wobei Hinz den Gottlieb unterrichtete, wie man als vornehmer Herr ſpeiſen müſſe. Er band ihm eine Serviette um, ſtellte ihm ein Gefäß mit Zahnſtochern auf den Tiſch, zerlegte einen Käſe außerordentlich zierlich, und bot ihm nach der Mahlzeit eine Taſſe voll Waſſer zum Munde ausſpühlen mit aller Gewandtheit eines Kammerdieners. Nach beendigter Mahlzeit ſeines Herrn band dieſer dem Kater die Serviette vor, und nun ſpeiste auch Hinz, und zwar die kleinere Hälfte des Käſes, die er vor dem Anrichten für ſich bei Seite geſchafft hatte, und empfahl Gottlieb, jetzt das vornehmen Leuten nöthige Mittagsſchläfchen zu halten.

Während des Mittagsmahles der beiden Freunde hatte Meiſter Pfriem ſeine Arbeit eifrig begonnen und vollendet und brachte ein Paar funkelnagelneue ſtolze, ſteife Stiefeln, ſo glänzend, daß Hinz vor Freude einen hohen Katzenſprung that, und ſich mit Wohlgefallen in ihnen ſpiegelte, worauf Meiſter Pfriem ſie ihm anzog. Die Stiefeln ſaßen wie angegoſſen und Hinz ſah nun ſelbſt ſchon, was die Hinterbeine betraf, aus, wie ein großer Herr, denn Kleider machen Leute und Stiefeln gehören zu den Kleidungsſtücken.

Als nun Hinz die herrlichen blanken Stiefeln anhatte, hing er ſich den Sack um den Leib, nahm in Ermangelung eines gewöhnlichen Prügels, einen alten ſogenannten Schießprügel, wünſchte Gottlieb geſegnete Mahlzeit und gedeihliche Mittagsruhe, wanderte in Feld und Wald hinaus, und ſang unterwegs das ſchöne Lied:

„Friſch auf zum fröhlichen Jagen!
Jetzt iſt die rechte Zeit.“

Ueber das Land, darin das Dorf und die Mühle lagen, welche oben erwähnt wurden, herrſchte ein mächtiger König, welcher eine ſehr ſchöne und liebenswürdige, in jeder Art einzige Prinzeſſin Tochter hatte, und einen großen Hofhalt. Die Hauptperſonen dieſes Hofhaltes beſtanden aus zwei Miniſtern, dieſe hießen Kümmelſpalter und Wenddenpfennig; einem Koch Namens Pfannenſtiel, einen Hofſänger, Heinrich, einen Hanswurſt, Claus, mehreren Kammerherren, Kammerjunkern, Kammerdienern, einem Stall-, Keller- und Küchenmeiſter, einem

[illegible]
Berlin

Mundſchenken, einen Hofzeitungsſchreiber, und auch einem Hofpoeten, welcher keinen Namen hatte.

Dieſer König liebte und wurde wieder geliebt, nämlich der König liebte nächſt ſich und ſeiner Tochter auch ſein Land, ſeine getreuen Unterthanen, und ſein Hof- und Hausgeſinde. Die Miniſter liebte er nicht eben ſehr, aber deſto mehr die Kaninchen, und eben weil er dieſe zu ſehr liebte, auch aus angeſtammter Milde, und auf dringendes Zureden ſeiner volksthümlichen Miniſter ſeinem treuen Volke die Jagd freigegeben hatte, ſo gab es keine Kaninchen mehr in ſeinem Lande, und der Koch war in Verzweiflung, und hätte gern zwei Miniſter um ein Kaninchen hingegeben. Von dieſer Kaninchenliebe des Königs war nun der geſtiefelte Kater ſehr genau unterrichtet, und auf ſie baute er ſeine menſchenfreundlichen Pläne für ſeinen Schützling Gottlieb.

Als Hinz, nachdem er Letztern ſich und ſeiner Mittagsruhe überlaſſen hatte, ſeine Wanderung begann, ſchlug er ſich einem Grenzwalde zu, wohin er nicht eben weit zu gehen hatte, und wo er einen Hügel wußte, in welchem ſich viele Kaninchen aufhielten, und gleich unter dieſem Hügel war ein Waitzenfeld, darin es Rebhühner und Wachteln gab. Dieſes ſchöne Jagdgebiet ſah Hinz aus angeborner Katzenart für das ſeine an, und dieß mit um ſo größerm Rechte, weil der Herr dieſes Gebietes nur ein ſogenannter Popanz war, vor welchem ſich zwar ſeine Untergebenen außerordentlich fürchteten, aber Andre, die ihm nicht untergeben waren, fürchteten ihn nicht im geringſten.

Der Popanz war als ein ſchrecklich ſtrenger Regent und Tyrann verſchrieen, es war aber gar nicht ſo ſchlimm; er hatte ſogar manche gute Seite, doch liebte er es, wenn die Leute ſich vor ihm fürchteten und wenn die Ammen den kleinen Kindern die unartig waren, mit ihm drohten; er hatte freilich auch kein ſchönes Aeußere, ſah aus wie der Niclas oder Knecht Ruprecht, oder wie ein alter Koſak, doch ſein Herz war im Grunde gut. Er hielt nur in ſeinem Hauſe und Reiche auf Ordnung und duldete durchaus keine ſchlechte Wirthſchaft und keinen Widerſpruchsgeiſt. Seine Kinder mußten auf das Wort gehorchen, wie es Kindern zukommt, ſonſt wurde er freilich ſchrecklich ungnädig. Die Jagd hatte Herr von Popanz nicht freigegeben, und befand ſich dabei wohl. Zugleich hatte der Popanz die Gabe, ſich in alle Thiere verwandeln zu können und alle Geſtalten welche er nur wollte, anzunehmen, unter andern auch die eines ganz hübſchen artigen Mannes, und ſo geſchah es öfter, daß Leute, die bei dem Popanz Geſchäfte hatten, erſt ſehr bange waren, ſich zu ihm führen zu laſſen, und dann fanden ſie einen ganz netten Mann, von höflichem und beſcheidnen Weſen, der ihnen nicht das Mindeſte in den Weg legte oder zu Leide that, ja ſie bisweilen ſogar noch glänzend beſchenkte. Das alles wußte der kluge Hinz, deßhalb begab er ſich auch zunächſt mit getroſtem Muth auf die Beſitzungen des Popanz.

Hinz hatte in ſeinem Sack etwas Kohlblätter und Kleie mitgenommen, welche er auf dem Hügel verſtreute, darin die Kaninchen wohnten, die Kohl und Kleie ſehr gern freſſen und knuſpern; das beſte Theil ließ er aber im Sack, den er offen hinlegte, und deſſen Schnüre er in den Pfoten behielt. Sich ſelbſt legte er unter einen Buſch und that als wenn er ſchliefe, er hing aber unter dieſem Buſch ſeinen Gedanken nach. Er dachte viel über Gottlieb und deſſen ungetreue Brüder nach, über den König, ſeinen Hof, und ſeine Miniſter, welche dieſen Hof ſehr einſchränkten, denn ſie litten nicht, daß der König einen ordentlichen Jäger hielt, ſonſt würde er wohl Kaninchen zu eſſen bekommen haben, und Niemand am Hofe verſtand ſich außerdem auf die Kaninchenjagd. Der Koch hatte genug ſich ſelbſt herumzujagen mit Küchenmägden und Küchenjungen, der Hofſänger, welcher nur der ſanfte Heinrich hieß, war viel zu mild und empfindſam, als daß er ein Thierchen hätte tödten können; er weinte beſtändig aus einem Auge, und wenn er ſang war er von ſeinen ſchmelzenden Tönen ſo gerührt, daß er aus beiden Augen weinte. Der Hanswurſt verſah bereits am Hofe das Amt eines Kammerjägers, nämlich er fing die Ratten und Mäuſe weg, und hatte damit vollauf zu thun, denn die ſchöne Prinzeſſin that jedesmal einen fürchterlichen Schrei, wenn ſie ein Mäuschen erblickte. Die Kammer- und Hofherren jagten allzumal nach Rang, höheren Stellen und Auszeichnungen, und waren alle ſehr erbittert auf die beiden Miniſter Kümmelſpalter und Wenddenpfennig, welche noch dazu ein Paar Kakerlaken waren, und ſtets dem Könige abriethen, einem ſeiner Diener etwas zuzulegen, oder eine Auszeichnung zu gewähren, die nur irgend etwas koſtete. Der Hofpoet jagte blos nach ſchönen Ideen zu Gedichten — und ſo war es, was die Jagd und mehreres Andere betraf, gar nicht gut um den König und ſeinen Hofhalt beſtellt.

Auch über den Popanz dachte Hinz nach, ob es nicht am Ende beſſer ſei, wenn es keinen Popanz mehr gebe? — „Wozu ſind Popanze?“ dachte Hinz. „Muß man ſie fürchten, ſo ſind ſie ſchädlich, fürchtet man ſie nicht mehr, ſo hören ſie auf, Popanze zu ſein. Wenn ich den Popanz dahin bringen könnte, ſich in ein Kaninchen zu verwandeln, das ich dann finge und dem Könige brächte, ſo würde der König das

Kaninchen braten laſſen und den Popanz verſpeiſen. Das wäre wohl gut, aber es fragt ſich nur, wie ein Popanz ſchmeckt, und ob es gut für Land und Leute wäre, wenn der König den Popanz im Magen hätte? Am Ende könnte er ſelbſt etwas von der Natur eines Popanzes annehmen, und dieß dürfte nicht zu wünſchen ſein. Wir wollen daher erſt andre Mittel verſuchen."

Während Hinz ſo nachdenklich, wie im tiefen Schlummer verſunken, — da ſaß, waren einige Kaninchen aus ihren Löchern hervorgeſchlüpft, trieben Kurzweil mit einander, erſchreckten einander, klatſchten mit dem Hinterlauf auf den Boden, ein Zeichen ſchneller Flucht, kamen ſich dann wieder näher, ſpitzten die langen Löffel und machten Männchen. Mit großem Wohlbehagen fraßen ſie die Kleie und die Kohlblätter, welche Hinz umhergeſtreut hatte, und da dieſe verzehrt waren, ſo witterte ein vorlautes, junges, doch ſchon ſchön fettes Kaninchen den Kohl im offnen Sack und kroch hinein.

Das war der Augenblick, auf welchen Hinz gelauert hatte, denn trotz ſeinem ernſten Nachdenken hatte er ſein Hauptgeſchäft und den Zweck ſeines Daſeins nicht einen Augenblick vergeſſen und aus den Augen verloren, obſchon er ſeine beiden Augen zugeblinzt. Sowie ein leiſes Zucken der Schnüre Hinz anzeigte, daß ein Kaninchen den Sack berührte, hatte er Acht und ſo wie jenes in den Sack hineingeſchlüpft war, zog er die Schnur feſt an ſich; dadurch fuhr die Oeffnung des Sackes zu, und das arme Kaninchen war gefangen. Erſchreckt ſtoben alle ſeine Kameraden, wie ſie es in dem Sacke erbärmlich zappeln ſahen, huſch huſch, tief tief in ihre Löcher, in den Hügel hinein, und Hinz ſprang aus dem Buſch hervor, gab dem zappelndem Kaninchen durch den Sack durch einen tüchtigen Biß ins Genick, der jenem das Lebenslicht ausbließ, und belud ſich mit ſeiner Beute.

Hierauf verließ Hinz ſofort das Gebiet des Popanzes und ging in das Land des Königes zurück, wo er ohne weitern Aufenthalt den Weg nach der Reſidenz und nach dem königlichen Palaſte einſchlug.

Obſchon der Weg aus dem Gebiete des Popanzes und durch das Land des Königs nicht von ſo großer Länge und Weite war, daß Hinz ſich ſeine Stiefeln ſehr ſtaubig gemacht hätte, ſo hielt er doch für gut, kurz vor der Reſidenz unter einem Buſch einzukehren, ſich eine Maus zum Frühſtück zu fangen, und nachdem dieſe verſpeist war, ſich möglichſt ſauber zu machen, denn er war ein viel zu wohlgezogener Kater, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, daß man nicht unſauber zu einem Könige gehen darf. Er leckte daher ſeine Stiefeln wieder ganz blank, kämmte, ſtriegelte und ſtreichelte ſich Pelz und Bart, wiſchte ſich die Augen hell, und nahm eine ſehr demüthige und unterwürfige Miene an, wie ſolche ſich einem Manne ziemt, der nichts iſt, einem hohen Herrn gegenüber, der alles ißt, am liebſten aber Kaninchen.

Hinz trat am Hofe mit einem außerordentlich manierlichen und unterwürfigen Weſen, ſo recht ganz und gar katzenfreundlich auf, daß ſein Erſcheinen erſt das niedre Geſinde, dann auch das höhere für ſich einnahm. Er kündigte ſich an als den Leibjäger des reichen Grafen Carabas, den ſein Herr mit einer Botſchaft an den König ſende. Ein Kammerdiener meldete darauf ſofort den dreifarbigen Fremdling bei dem dienſtthuenden Kammerjunker, und dieſer meldete ihn weiter bei dem dienſtthuenden Kammerherrn. Dieſer hätte Hinz nun gern dem Könige ſelbſt gemeldet, allein die beiden Miniſter hatten ganz neuerlich den König überredet, zu verordnen, daß jeder Fremde erſt bei ihnen vorgeführt werden müſſe, und zwar deßhalb weil ſie erſtlich alles, und um alles wiſſen müßten, was vorgehe, und zweitens, weil ſie verantwortliche Miniſter ſeien, die es nicht verantworten könnten, wenn etwas Unverantwortliches an den König gelange. Der gute ſchwache König pflegte in der Regel in alles zu willigen, was die Miniſter von ihm verlangten und hatte nicht im entfernteſten den Muth, ein Selbſtherrſcher zu ſein.

So mußte denn Hinz, bevor er dem Könige gemeldet wurde, erſt den Miniſtern vorgeſtellt werden, welche beiderſeits bei ſeinem Anblick gar ſehr erſchraken, und zwar über Hinzens Dreifarbigkeit. Da ſie ſelbſt Kakerlaken waren, ſo hatten ſie für keine andre Farbe Sinn und Vorliebe, als für die weiße und rothe, welches die Farben der Kakerlaken, ſowie der Unſchuld und Liebe ſind; jede andre Farbe war ihnen verhaßt, ſie hatten auch den König dahin gebracht, dieſe Farben zu ſeinen Landesfarben zu erheben, und in ſeinem Reiche alles Dreifarbige bei großer Strafe zu verbieten. Nun kam dieſer Jäger ganz keck daher getreten und trug eine Livree von Schwarzrothweiß, das war ſehr ſchrecklich. Hinz mußte ein ſtrenges Examen beſtehen. Miniſter Kümmelſpalter fragte zuerſt:

„Wo kommſt Du, kühner Fremdling' her?"

und Wenddenpfennig fragte:

„Was ſuchſt Du hier im Heiligthum?" —

Wenddenpfennig dachte nämlich ſtets, wer irgend an den Hof komme, wolle Geld haben, dachte auch darin nicht ſo ganz unrichtig, hatte aber den Grundſatz, wo möglich Niemanden etwas zufließen zu laſſen.

Hinz ſagte den beiden Miniſtern was er bereits dem

Kammerdiener, dem Kammerjunker, und dem Kammerherrn geſagt hatte, daß er eine Botſchaft von ſeinem gnädigen Herrn, dem Grafen Carabas an ſeine Majeſtät den König bringe.

Die Miniſter fragten, wo Hinz ſeine Paßkarte, ſeinen Ausweiß, ſein Beglaubigungsſchreiben und ſeinen Sendbrief habe, denn ſie müßten alles wiſſen, und eher als der König: es könne ja eine Verrätherei[1] dahinter ſtecken, wie ſie dieſe dann verantworten ſollten, zumal die Dreifarbigkeit des Boten den größten Verdacht rechtfertige?! Es könnten ja zuletzt gar Sackpiſtolen in dem Sacke ſein!

Hinz neigte ſich demüthig und zeigte auf ſeinen Sack, darin das Kaninchen bauſchte, woraus die Miniſter ſchloſſen, daß ſehr gewichtige Sachen darin enthalten ſein müßten, und nur um ſo neugieriger wurden.

Es half alles nichts, Hinz mußte den Sack öffnen, was er nicht ohne einiges innerliche Murren that; da erblickten die Miniſter das weiße Kaninchen mit den rothen Augen, und weil es ſehr hell war, die Kakerlaken am Tage aber ſehr ſchlecht ſehen, ſo glaubten ſie, es ſtäken weiße Briefe mit rothen Siegeln in dem Sack, und da ſie ſonach ihre eigne und zugleich die Landesfarbe erblickten, ſo beruhigte ſich ihr vorſorgliches und verantwortliches Gemüth, und ſie verſprachen Hinz ganz gnädig, ihm dem Könige ſelbſt anmelden zu wollen, wofür Hinz ſich in ſehr geſchmeidigen dankſagenden Pantominen ihnen zu Füßen legte, was ihnen außerordentlich ſchmeichelhaft war, denn es war lange nicht irgend Jemand ſo ehrerbietig gegen ſie geweſen, als der liebenswürdige Hinz, weil ſie Niemand ausſtehen konnte, und ihre mit Geiz verknüpfte Herrſchſucht dem ganzen Hofe und Lande unerträglich war.

Hinzen wurde nun einſtweilen zum Aufenthalt ein königliches Apartement angewieſen, worin er ſich ziemlich langweilte.

Als der König erfuhr, daß ein reicher Graf, von dem er nie gehört hatte, einen Geſandten an ihn ſchickte, beſchloß er, dieſen Abgeſandten nach Würden zu empfangen, ſetzte ſich ſeine goldene Krone mit vielen dicken Perlen und Edelſteinen auf das Haupt, ließ ſich den mit Hermelin verbrämten Purpurmantel umhängen und nahm in die eine Hand das ſchwere goldne Scepter, in die andere den auch ſchweren goldnen Reichsapfel, welcher Apfel ſo groß war, wie eine kleine Kegelkugel; ließ auch durch den Koch die Tafel herrlich herrichten und alle vorhandenen Schaugerichte aufſetzen, nebſt vielen Blumenſträußen, Vaſen, Kandelabern und guten Sachen von Zucker und Biskuit, um die es Schade geweſen wäre, wenn ſie Jemand gegeſſen hätte.

Auch die Prinzeſſin mußte ſich ſehr ſchön anziehen und putzen laſſen, und alle Herren des Hofes wurden zur Tafel befohlen, ſogar der Hofnarr und der Hofpoet. Der Hofſänger aber wurde nicht eingeladen, weil er immer zu viel weinte, oder vielmehr zu viel Wein trank, mehr als die Miniſter für die Tafel des Königs verantworten zu können glaubten.

Vor der Tafel nun war große Audienz. Alle Geladenen verſammelten ſich, hierauf erſchien der Oberkammerherr mit dem Stabe, dann die Chargen, dann die Miniſter, und ihnen auf dem Fuße folgte, wie er einmal gewohnt war, zu folgen, der König, an ſeinem Arm die einzige, reizende Prinzeſſin.

Alles verneigte ſich tief, und jetzt wurde Hinz durch einen Kammerherrn eingeführt.

Seitwärts hinter dem Könige ſtand die Prinzeſſin: Miniſter, Hofherren, Hofnarr und Poet, letztere in angemeſſener Entfernung, umgaben das hohe Paar in anmuthigen Gruppen, deren gefälliger Anordnung die im Hintergrund ſichtbare Tafel mit ihren Schaugerichten entſprach.

Hinz zog einen Zipfel des königlichen Purpurmantels küſſend an ſeine Lippen, und konnte ſich nicht enthalten, ein darauf genähtes Haſenſchwänzchen, welches anſtatt Hermelins auf ſelbigem Mantel prangte, bei dieſer Gelegenheit abzubeiſſen, pruhſtete dann was weniges, und begann ſeine feierliche Anrede wie folgt:

„Allwärts berühmter großer König!

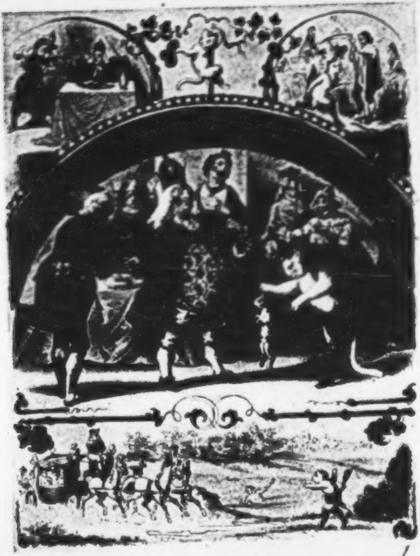
Ruhmwürdigſter, höchſtgnädigſter König und Herr!

An Euer Majeſtät ſendet mich ein treuer Verehrer und Bewunderer, ja wenn dieß zu ſagen erlaubt wäre, ein Anbeter von Allerhöchſt Deren Vorzüglichkeiten, mit dem Auftrage, da er vernommen, wie es Euer Majeſtät aus Gründen, welche in Zeitereigniſſen wurzeln, dermalen an Kaninchen für Allerhöchſtderoſelben Tafel mangelt, ein Kaninchen, und bittet um Höchſtgnädigſte Erlaubniß, mit ſothanen Sendungen fortfahren zu dürfen, indem der Herr Graf Carabas ſich noch des völligen, alleinigen und unbeſchränkten Beſitzes ſeiner Jagd auf ſeinen weitläuftigen Beſitzungen zu erfreuen haben, und nicht ſo beſchränkt geweſen ſind, ihre Jagd an Credi und Plethi abzutreten, wie andern Grundbeſitzern von gewiſſen Poſſenreiſſern angethan worden iſt.“

Der König war über dieſe Rede ſehr erfreut, er gab das Scepter dem Oberkammerherrn zu halten, und empfing das Kaninchen, warf bei Hinzens letzten Worten einen vielſagenden Blick auf ſeine Miniſter, die ſich gern darüber entfärbt hätten, wenn ihnen dieſes möglich geweſen wäre, allein als Kakerlaken vermochten ſie nicht, ihre Farbe zu wechſeln, was ſie ſich als ein großes Verdienſt anrechneten — und winkte alsbald den Koch herbei, das ſchöne fette Kaninchen entgegen zu nehmen und ſogleich zu braten, damit es die heutige Feſttafel noch ziere. Der Koch hatte bereits ſeine Freude über dieſe herrliche Küchenbeiſteuer geziemend an den Tag gelegt.

Der König und auch die holdſelige Prinzeſſin erkundigten ſich nun mit großer Herablaſſung bei Hinz näher nach dem Grafen Carabas, und Hinz wurde nicht müde, Vortheilhaftes von dieſem ſeinem Herrn zu erzählen, zumal es bei Hofe ſtreng hergebrachte Sitte iſt, von Abweſenden ſtets nur Gutes, Lobwürdiges und Anerkennendes zu erzählen und mitzutheilen.

Es dauerte gar nicht lange, ſo wurde vom Oberkammerherrn ein Wink gegeben, zur Tafel zu ſchreiten, wobei Hinzen



Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

ſeine Stelle zwiſchen dem Hofpoeten und dem Hofnarren angewieſen wurde, an denen er wackere Männer und beſcheidne Nachbarn fand.

Es gab manches Gute, doch hielt ſich Hinz vornämlich an die Milchſpeiſen und an den Fiſch, ließ dagegen alles Saure und Salzige vorübergehen; der Poet ſchenkte ihm aus ſeiner Waſſerflaſche fleißig ein, und der Hanswurſt ſchenkte ſich und dem Poeten aus Hinzens Weinflaſche auch fleißig ein, ſo daß ſie alle drei vergnüglich tranken.

Hinzen gefiel es ausnehmend wohl, nur über eins führte er ſtille Klage, man ſpeiste ſo ſchnell, als müßte man heute noch hundert Meilen weit verreiſen. Wenn Hinz dachte, er habe ein apetitliches Stückchen erlangt, und nur die Gelegenheit wahrnahm, ſich mit der Serviette ſeinen ſchönen Bart zu putzen, ſo riß ihm der Bediente gleich den Teller mit allem, was darauf lag, weg, und ſchob ihm dafür einen leeren hin. Was half es Hinzen, daß der leere Teller von Silber war? Er konnte ſich nicht gemüthlich ſatt eſſen, nicht nach ſeiner Gewohnheit langſam kauen und noch weniger ein vernünftiges Geſpräch in der Zwiſchenzeit mit ſeinen braven Nachbarn führen.

Dieſe angewöhnte ſchreckliche, und doch völlig unnöthige Eile, mit der man bei Hofe zu ſpeiſen pflegte, führte aber an demſelben Tage und Tiſche noch ein ungleich größeres Unheil herbei, denn um den Kaninchenbraten zur rechten Bratenzeit auf die Tafel zu bringen, hatte ſich der Koch übereilt und ein zu großes Stück Butter in das Feuer geworfen, um die Flamme zu vermehren, und den Kaninchenbraten merklich verbrannt.

Mit wohlgefälligen Blicken ſah der König dieſem Lieblingsgericht entgegen, und ſchwelgte ſchon ein wenig im Vorſchmack des Kaninchens, aber o Himmel! Wer beſchreibt den Zorn des Königs, als er fand, daß das Kaninchen verbrannt war!

Er gerieth in eine furchtbare Aufregung, hob ſogleich die Tafel auf, alles war beſtürzt, der König drohte ſogar, dem

Koch die Krone an den Kopf zu werfen, beſann ſich aber doch noch eines Beſſern, zumal als er im Nebenzimmer die Geſtalt des weinenden ſanften Heinrich's erblickte, welcher mit einem wohlklingenden Inſtrument die Stelle der Hofkapelle verſah, und mit ſchmelzender Stimme das Lied ſang: „Einſt ſpielt' ich mit Scepter und Krone!“ Da dachte der König daran, daß Spielſachen zerbrechliche Dinge ſind, und Kronen doch eigentlich keine Sachen, die man, mag es aus Zorn oder aus Liebe geſchehen, den Leuten an die Köpfe wirft, und mäßigte ſeinen äußerſt gerechten Zorn. Ehe aber dieſe Beſänftigung des königlichen Zornes durch den Zauber der Töne und des Geſanges eintrat, war es gar nicht gut ſein in dem königlichen Speiſeſaal. Die Hofherren zogen ihre Galladegen, als gelte es, den König gegen einen meuchleriſchen Feind zu vertheidigen.

Hinz dachte, dieſe feindſelige Drohung gelte ihm, und kletterte in aller Geſchwindigkeit an einer ſchlanken Säule empor, welche in der Nähe eines Fenſters des Saales ſtand, die Miniſter eilten ſich der einer Ohnmacht nahen Prinzeſſin, und ſuchten ſie aufzurichten; der Poet war ſehr erſchrocken, und zitterte wie Espenlaub, und der Hofnarr machte ſchlechte Witze über die ganze Geſchichte, und ſchob nebenbei im Tumult Vieles von dem Zuckerwerk in ſeine ziemlich weiten Taſchen, da ihm jetzt Niemand auf die Finger ſah.

Als man ſich bei wieder beruhigten Zuſtänden nach dem fremden Jäger umſah, war dieſer verſchwunden, und Niemand hatte wahrgenommen, daß er ſich von der Säule durch das Fenſter auf das nahe Dach vor der vermeindlichen Verfolgung gerettet; nebenbei hatte er auch das verbrannte Kaninchen gerettet und mitgenommen. Der Hofpoet verfertigte darauf ein elegiſches Gedicht in drei Geſängen, betitelt: *Das geſandte, verbrannte und entwandte Kaninchen.*

* * *

Während dieſes alles ſich im Schloſſe des Königs zutrug, weilte Gottlieb noch immer in der halbverfallenen Mühle und that gar nichts, und daran that er ſehr wohl, denn es gibt Menſchen, denen es nie ſchlimmer geht, als wenn ſie anfangen, etwas zu thun, weil ſie entweder nicht das Rechte thun, oder was ſie thun, nicht recht. Auch iſt es außerordentlich bequem, Andere für ſich thätig ſein und wirken zu laſſen, und die eigenen Hände in den Schoos zu legen. Hinz kehrte zu Gottlieb zurück, und brachte ihm das auf eine ſchnelle Weiſe vom königlichen Mahle beſeitigte, etwas verbrannte Kaninchen, und Gottlieb und Hinz, welche beiderſeits keine verwöhnten Gaumen hatten, ließen ſich's trefflich ſchmecken.

Bald darauf und immer öfter erſchien Hinz wieder bei Hofe, brachte ſtets vom Grafen Carabas die unterthänigſten Empfehlungen, und immer wieder Kaninchen, auch viele Rebhühner und Wachteln, wodurch in dem Könige eine äußerſt gute Meinung für beſagten Grafen geweckt wurde.

Der Koch ſah ſich nun beſſer vor, briet Kaninchen, Rebhühner und Wachteln auf das ſaftigſte und wohlſchmeckendſte, zumal ihm dieſes bei Strafe ſofortiger Entlaſſung aus dem

Dienſt ohne Ruhegehalt und Wittwenpenſion anbefohlen war, und die reizende Prinzeſſin, welche zumal die Wachteln ganz beſonders gern ſpeiste, faßte in ihrem Gemüth eine ſtille Vorliebe für den freigebigen Grafen. Der König zog mehr und mehr Erkundigungen über letztern bei Hinz ein, und Hinz erzählte ein langes und breites von den ausgedehnten Beſitzungen ſeines Grafen, ſeinen trefflichen Gemüthseigenſchaften, ſeinen Forſten, Fiſchteichen und Krebswaſſern, und weckte ſo das Verlangen des Königs, dieſen Mann von ſo trefflichen Eigenſchaften kennen zu lernen, denn auch die Krebſe liebte der gute König ſehr.

Da der König ein gutes, wohlwollendes und im Grunde freigebiges Gemüth hatte, auch die Prinzeſſin der Anſicht war, dem Boten und Ueberbringer ſo annehmbarer, angenehmer und ſchmackhafter Geſchenke gebühre eine anerkennende Belohnung — denn welcher andere Kater in der Welt würde wohl Kaninchen, Rebhühner und Wachteln an oder in einen Hof getragen haben, ſtatt ſie ſelbſt zu freſſen? — ſo beſchloß der König, Hinzen eine Auszeichnung angedeihen zu laſſen, um ihm für ſeine getreuen Dienſte theils zu danken, theils ihn zu ermuntern, ſo fortzufahren.

Allein die beiden Miniſter waren dagegen. Sie ſagten, die Orden wären neuerdings irgendwo abgeſchafft worden, und es würde ein Rückſchritt ſein, deren ferner zu verleihen; auch erſcheine bedenklich, dem Herrn und Gebieter Hinzen's vorzugreifen. Auch ſei Hinz doch nur ein Jäger — man könne nicht einmal genau wiſſen, ob Hinz nicht bei ſeinem Herrn blos die Stelle eines Kammerjägers bekleide — den ein Orden ſo wenig ziere, wie ein Hirſchfänger — ein anderes wäre es, wenn Hinz ein Kammerherr wäre, dem würde ein Orden gebühren ohne alle Frage, auch wenn er keine Kaninchen, Wachteln und Rebhühner gebracht hätte, ſchon für die Bemühung, die Reiſe an den königlichen Hof gemacht zu haben.

Der König ſah ein, wie klug und weiſe doch ſeine beiden Miniſter ſeien, und folgte nach ſeiner Gewohnheit ihrem

Rath, doch äußerte er die Meinung, ob man Hinzen nicht etwa eine goldne Doſe oder Sackuhr, oder ein Röllchen mit Dukaten verehren ſolle?

Darauf ſagte Miniſter Kümmelſpalter: „Majeſtät, Kater ſchnupfen nicht," und Miniſter Wenddenpfennig: „Majeſtät, Jäger brauchen keine Uhr, ſie richten ſich nach der Sonne;" und Miniſter Kümmelſpalter: „Majeſtät, es ſind dermalen keine Dukaten im Kronſchatz;" und Miniſter Wenddenpfennig: „Majeſtät, wir würden eine ſolche Zerſplitterung des Staatsvermögens nicht verantworten können."

So war der gute König wieder überſtimmt, wie allemal, wenn er mit ſeinen Miniſtern ſtimmte, und hob ganz verſtimmt die Miniſterſitzung auf.

Die Prinzeſſin ſtimmte nicht mit dem Beſchluß überein, den treuen Hinz unbelohnt zu laſſen, ſie fertigte in aller Stille für ihn eine weibliche Arbeit; welche? das hielt ſie ſehr geheim.

Um ſich von dem ſteten Verdruß, den durch ihre Kargheit, ihren Widerſpruchsgeiſt und ihre Unfügſamkeit ſeine verantwortlichen Miniſter, die ihn auf unverantwortliche Weiſe ärgerten, zu zerſtreuen, beſchloß der König mit ſeiner Prinzeſſin und großem Gefolge eine vergnügliche Fahrt durch das Land zu machen, und ließ dieß dem Hofe ankündigen. Das war eine Freudenbotſchaft für Alle, ſo einen ſchönen, erhabenen Gedanken hatte der König lange nicht gehabt, die Prinzeſſin freute ſich wie ein Kind auf die Fahrt.

Nun wurde gepackt, gerüſtet, Alles bekam alle Hände voll zu thun, der Staatswagen, der Kammerherrenwagen, der Kammerwagen, der Garderobewagen und der Küchenwagen wurden raſch in Stand geſetzt.

Hinz hatte dem Könige die Richtung bezeichnet, nach welcher die Güter des Grafen Carabas gelegen ſeien, es war dies keine andere Richtung, als die nach den Beſitzungen des Popanzes, welche in der That groß und umfangreich waren, und größer als alle benachbarten großen und kleinen Königreiche rings umher, wie jedes Kind aus der Landkarte lernen konnte. Auch hatte Hinz in Ausſicht geſtellt, ſein Herr werde ſich überaus glücklich ſchätzen, ſich dem Könige und der Prinzeſſin vorſtellen laſſen zu dürfen, und als der kluge Hinz alles ſo eingeleitet hatte, wie er es wünſchte, auch der Tag beſtimmt war, an welchem die Luſtreiſe des königlichen Hofes vor ſich gehen ſollte, ſo nahm Hinz ehrerbietig Abſchied und trat ſeine Rückreiſe an.

Die Miniſter, als ſie von der bevorſtehenden Reiſe hörten, ſchüttelten die Köpfe, daß der König ſie deßhalb nicht erſt gefragt habe, wo ſie dann jedenfalls Nein geſagt hätten, und rathſchlagten untereinander, ob ſie eine ſolche Reiſe wohl verantworten könnten oder nicht? Sie kamen aber über dieſen Punkt nicht ganz in's Klare, doch waren ſie der Anſicht, daß ſich die Reiſe von ihnen dann am beſten werde verantworten laſſen, wenn ſie dieſelbe ſelbſt mitmachten, denn es war bekannt, daß der königliche Herr auf Reiſen die Güte, das Wohlwollen und die Luſtigkeit ſelbſt war, ſo weit nur immer es ſich für einen König ſchickt, luſtig zu ſein, indem man in der That von luſtigen Königen ſehr wenig hört und lieſt. Da wurde gut gegeſſen und ſchön getrunken, geſcherzt, gelacht und der Hanswurſt durfte Purzelbäume ſchlagen, was der Ernſt des Hofes im königlichen Schloße ihm ſtreng unterſagte.

Die Miniſter fragten daher unterthänigſt an, ob Se. Majeſtät zu befehlen geruhten, daß ſie auch die Luſtreiſe mitmachten? Der König aber ſagte zu ihnen: „Meine Herren! Ich geruhe gar nichts zu befehlen. Sie wiſſen, daß der neue Geſetzentwurf über die Nutzbarmachung der Maulwurfshügel noch nicht von Ihnen ausgearbeitet iſt. Ich wünſche, daß derſelbe gerade Einhundert Paragraphen umfaſſe, und Ich wünſche dieſen Entwurf bei Meiner Rückkehr fertig zu finden und vorgelegt zu erhalten. Meine Herren! Ich wünſche Ihnen recht wohl zu leben!“ —

Die Miniſter fanden dieß vom Könige ganz unverantwortlich, daß er ſie von der Luſtreiſe, die er völlig aus ſeinen eignen Mitteln beſtritt, ausſchloß und erblickten darin ein ungünſtiges Zeichen, welches ſie dem Hinz in Rechnung ſtellten. Mit bekümmertem Gemüth ſetzten ſie ſich an die Arbeit des neuen Geſetzentwurfes über die Nutzbarmachung der Maulwurfshügel, den ſie ſelbſt zuerſt in Anregung gebracht hatten. Sie hatten den Grundſatz aufgeſtellt, daß in den fetteſten Wieſen ſich auch die meiſten Maulwürfe aufhielten, daß es aber gerecht und billig, und für das Wohl des Volkes unerläßlich ſei, fette Grundſtücke höher zu beſteuern, als magere; daher ſollte die größere oder geringere Zahl der Maulwurfshügel auf einer Wieſe den Grad der Beſteuerung derſelben beſtimmen. Dies bildete ungefähr den erſten Paragraphen des neuen Geſetzentwurfs. Die Uebrigen neunundneunzig anzuführen, würde zu weit führen.

Hinz eilte zu ſeinem Gottlieb zurück, der mit wachſender Ungeduld ihn immer kommen und gehen ſah, ohne daß er ſelbſt einen Weiterſchritt nach dem verheißenen Glück machte, ein großer Herr zu werden. Er malte ſich dieſes Glück mit den lebhafteſten Farben aus, aber ohne Geld, ohne anſtändige Kleidung, und ohne Bildung ein großer Herr zu werden, ſchien ihm ganz unmöglich zu ſein. Daß es mit der Letztern ſich bisweilen doch macht, daran dachte Gottlieb nicht, weil ihm Erfahrung und Weltkenntniß gänzlich fehlten.

Jetzt kam Hinz ziemlich erſchöpft bei Gottlieb an, er war ſehr gelaufen, zog ſogleich die Stiefeln aus, ſchleuderte ſie in eine Ecke, rieb ſich die Pfoten und rief: „Freund! Freue Dich! Künftig werden wir in weichen Schuhen und ſeidnen Strümpfen gehen, und uns der Stiefeln nur zum Trinken bedienen. Da wird man auch von Dir und Deinem treuen Hinz in Wahrheit ſprechen: Die können einen guten Stiefel vertragen.“

„Auf, mein Freund und folge mir, und thue pünktlich alles was ich Dir ſage, ſo iſt Dein Glück gemacht!“

„Thun? Ich ſoll etwas thun?“ fragte Gottlieb ganz verwundert und dehnte ſich, indem er beide Arme hoch zum Himmel ſtreckte und dabei ausrief: „Mein Vater hatte einen Ochſen, der hatte Hörner ſo lang! ſo lang!“ —

Hinz lachte und ſagte: „Menſch, Du haſt eine große Anlage zu einem großen Herrn, das muß wahr ſein, indeß folge mir, wir müſſen uns ſogleich auf die Reiſe machen, damit wir morgen früh bei guter Zeit an Ort und Stelle ſind. Heute übernachten wir im Reiche des Popanz.“

„Des Popanz! Hu, hu!“ ſchrie Gottlieb. „Nein, da gehe ich nicht mit, ich fürchte mich — ich fürchte mich ſehr vor dem Popanz!“

„Was die Menſchen doch für dumme Thiere ſind!“ ſpottete Hinz. „Fürchten ſich vor Popanzen! Es iſt zu lächerlich, das wird einem vernünftigen Vieh niemals einfallen, es müßte denn ein dummer Spaß oder Gimpel ſein, der ſich nicht an die Kirſchen oder Erbſen wagt, weil ein Popanz darin ſteht. Das Sprüchwort ſagt recht wahr: „„Man muß die Menſchen zu ihrem Glücke zwingen;““ ſo zwingen ja auch drüben die Miniſter Kümmelſpalter und Wenddenpfennig den guten König zu ſeinem Glücke, nämlich dazu, ſein Volk glücklich zu machen, welches ja allbekanntermaßen das größte Glück eines guten Königs iſt, und nur durch die äußerſte Sparſamkeit erzielt wird. Sie haben ſchon wieder einen neuen Geſetzentwurf entworfen, daß künftig Jedermann als ein getreuer Unterthan dem Könige umſonſt dienen ſoll, und nur die Miniſter-Gehalte ſollen fortbeſtehen, damit man dem Reiche nicht nachſage, es ſei kein einziger Mann von Gehalt darin zu finden, vielmehr ſogar zwei, welches viel."

Gottlieb machte ſich, während dieſes Selbſtgeſpräches des treuen Hinz, reiſefertig; das heißt: er ſtand von dem Klotz auf, darauf er geſeſſen hatte; Hinz rieb ſeine Pfoten mit einem Stück Talg ein, das ihm der Koch Pfannenſtiel geſchenkt hatte, und zog ſeine Stiefeln wieder an. Gottlieb war ein hübſcher junger Herr, er hatte volles gelocktes Haar, blaue Augen, rothe Wangen, ein ſproſſendes Bärtchen, und ſeine Stiefeln. Seine Garderobe beſtand aus ſo wenigen Kleidungsſtücken, daß es nicht ſchicklich wäre, dieſe zu nennen. Wenn ein Dieb dem Gottlieb dieſe Kleider in der Nacht geſtohlen hätte, ſo würde er ſie ohne Zweifel am andern Morgen wieder gebracht haben, weil ſie aller Annehmlichkeit entbehrten. Das ſchade nichts, meinte Hinz, Kleider würden ſich ſchon finden, und ſo wanderten ſie mit einander fort und ſagten dem alten Mühlengerümpel Lebewohl auf Nimmerwiederſehn.

Hinz brachte ſeinen Gottlieb, der ſich immer noch ſehr vor dem Popanz fürchtete, zu jenem ſtillen Hügel, wo er die Kaninchen fing, und wo er ſich eine kleine Hütte gebaut hatte; in dieſer übernachteten beide, um des morgenden Tages recht zeitig im Reiche des guten Königs anzulangen, und ihr Glück weiter zu verſuchen. Hinz ſpann und ſchnurrte ein angenehmes Schlummerlied, worüber Gottlieb bald einſchlief, Hinz aber hing ſeinen Gedanken nach. Es war eine ſehr ſchöne helle Mondnacht, welches für den folgenden Tag gutes Wetter hoffen ließ.

Als nun der Morgen anbrach, machten ſich die beiden Wanderer auf den Weg. Weder der Popanz, noch ſonſt Jemand in ſeinem Reich und Gebiet hatte ihnen das geringſte Leid angethan; der Popanz war ein viel zu großer Herr, als daß er ſich um das hätte bekümmern ſollen, was Hinz, Kunz oder Gottlieb in ſeinem Reiche thaten oder redeten, was auch ganz wohlgethan iſt, wenn Jemand ein ordentlicher und gehöriger Popanz iſt, und die Leute, die gehörige Furcht vor ihm haben, da braucht er ſich nicht um jede Kleinigkeit zu kümmern, es geht doch alles ſeinen guten und ordnungsmäßigen Gang.

Hinz führte Gottlieb an einen Fluß, der durch eine ſchöne, maleriſche Landſchaft floß, und ſagte ihm, er möge ſich hier der Kleider entledigen, dieſe unter einen Buſch verſtecken, und ſobald vom nahen Hügel herab eine Reiſekutſche gefahren komme, und Hinz, der in der Nähe bleiben wolle, ihm ein Zeichen geben werde, in den Fluß ſpringen, und ein gewaltiges Geplätſcher darin beginnen, das Weitere werde ſich dann ſchon von ſelbſt ergeben.

Mittlerweile hatte ſich von der Reſidenz aus der königliche Wagenzug in Bewegung geſetzt. Voran fuhr der Wagen, darin der König, die Prinzeſſin und der Oberkammerherr ſaßen; auf dem Bock der Kammerhuſar und der Hofkutſcher, hintenauf zwei Kammerdiener; dann folgte der Reiſewagen mit dem Stallmeiſter, der Hofdame, einem Kammerherrn und zwei Kammerjunkern. Dann kam der Garderobewagen mit mehreren Kammerfrauen, Kammerjungfern und Kammerdienern; dann kam der Kammerwagen mit dem Hofſänger, dem Hofnarren und dem Hofpoeten, dem Hofzeitungsſchreiber, dem Hoftrompeter und dem Hoffactor und Reiſekämmerer, Letzterer einer der wichtigſten Perſonen des Zuges, oder eigentlich nächſt dem Könige und der Prinzeſſin die wichtigſte, denn er führte die Kaſſe und war Zahlmeiſter. Endlich folgte der Küchenwagen mit Koch, Küchenmagd, Küchenjungen, Mundſchenk, Silberdiener und Kellermeiſter — es war ein ſehr ſchöner Zug, und hübſche Leute, die da fuhren, und das Wetter war ganz luſtiglich.

Da, als der königliche Wagen auf der Höhe des Hügels erſchien, gab Hinz dem Gottlieb das verabredete Zeichen, und dieſer plumpſte in das Waſſer wie ein Froſch — hierauf lief Hinz mitten in den Weg, auf dem der Wagen herabkam und ſchrie: „Halt! Halt! Zu Hülfe! Zu Hülfe!“

Der König ſah die Geſtalt des ihm wohlbekannten Jägers, ſchrie dem Kutſcher ein Halt zu, der Wagen hielt, und es hielt auch der Reiſewagen, und der Garderobewagen und der Kammerwagen und der Küchenwagen.

„Was gibt es denn, mein Wertheſter?“ fragte der König durch das geöffnete Wagenfenſter.

„Ach allergnädigſter König! Mein Herr, Graf Carabas badet da drunten im Fluſſe, und iſt dem Ertrinken nahe, und ich Armer kann zwar fiſchen, aber nicht ſchwimmen! Zu Hülfe! Zu Hülfe!“

„Man rette den Edeln! Man rette ihn ſogleich!“ befahl der gute König, und alsbald ſprangen der Kammerhuſar und ein Kammerdiener vom Wagen und warfen ſich in den Fluß; der Hofkutſcher aber blieb auf dem Bock ſitzen und hielt die Pferde. Die ſchöne Prinzeſſin war ſehr erſchrocken; ſowohl die erſchreckende Nachricht, als auch das edle Gemüth ihres gnädigſten Herrn Vaters machten auf ihr eignes Innere den tiefſten Eindruck. Hinz überreichte ihr ein Fläſchchen mit kölniſchem Waſſer auf das Ehrfurchtsvollſte, und eilte den Rettern des Grafen nach an den Fluß, wo er eben ankam, als Gottlieb von dem Kammerhuſar und Kammerdiener aus dem Waſſer getragen wurde, und mächtig puhſtete.

„Ach, mein gnädigſter Herr Graf!“ ſchrie Hinz. „Geſchwinde in Ihre Kleider — aber o Himmel! Wo ſind denn die Kleider? Hier lagen ſie ja! Das iſt ja ſchauderhaft! Verbergen Sie ſich hinter dieſem Buſch, Herr Graf, bis ich Ihnen andere Kleider geſchafft habe!“

Mit wenigen Sprüngen war Hinz wieder am Wagen des guten Königs. „Ach allergnädigſter König! Ein Böſewicht hat, während er badete, nun auch zum Unglück meines lieben Herrn Kleider geſtohlen!“

„Man gebe dem Edlen von Unſern Kleidern! Sogleich!“ befahl der König. „Der Garderobewagen! — Verfahren!“ rief er und athmete ſo recht herzensfreudig auf. Ach es that ihm ſo wohl, er fühlte ſich ſo friſch, ſo frei, ſo fromm und ſo fröhlich, daß er dem Drange ſeines Herzens folgen, ganz König ſein und einmal wieder befehlen konnte, ohne den Einſpruch ſeiner verantwortlichen Miniſter. So wohl war ihm lange nicht geweſen. Er war doppelt froh, daß er ſie zu Hauſe gelaſſen.

Der Garderobewagen fuhr vor und der König beſtimmte gleich von ſeinen eignen koſtbaren Kleidern einen ganz vollſtändigen Anzug für den lieben Grafen, ließ langſam den Hügel hinabfahren, und befahl, daß auf der grünen Wieſe am Fluß ein Gabelfrühſtück eingenommen werde, damit er und die Prinzeſſin Tochter ſich einestheils von dem gehabten Schreck erhole, anderntheils auch die ſo ſehr erwünſchte Bekanntſchaft des Grafen Carabas gemacht werde.

Der Oberkammerherr und Reiſemarſchall wählte eine

Gruppe ſchattiger Ulmen und Eſchen auf der Wieſe zum Frühſtücksplätzchen, ordnete nächſt dem Könige alles Nöthige an, ließ den Reiſethron für den König und die Prinzeſſin aufſtellen, und Hinz verſah bei ſeinem Grafen die Stelle eines geſchäftigen Kammerdieners, und ſtutzte und putzte ihn in des Königs Kleidern und ſeiner Leibwäſche auf das Schönſte heraus, was Gottlieb ſich ganz gern gefallen ließ, der auch in der That ſich recht nett und nobel ausnahm. Nur in die feinen Glaceehandſchuhe wollten ſich Gottlieb's Hände, die in ihrem Leben noch keine Handſchuhe angehabt hatten, nicht ſogleich fügen und ſchmiegen. Die Handſchuhe platzten vor Aerger, über eine ſo grobe und ungelenke Hand gezogen zu werden.

Das Gabelfrühſtück wurde aufgetragen, alles nahm nach Rang und Stand ſeine Plätze ein, worunter vorzugsweiſe viele Stehplätze waren; Hinz führte ſeinen Gottlieb als Grafen Carabas näher, meldete ihn dem Leiblakaien, dieſer dem dienſtthuenden Kammerjunker, dieſer dem Kammerherrn und dieſer hätte ihn eigentlich dem Flügel-Adjutanten oder den Miniſtern melden müſſen, allein letztere waren abweſend und erſterer in ſofern auch, als der gute König weder Flügel, noch einen Adjutanten hatte, und einer Zeitforderung Rechnung tragend, den Soldatenſtand abgeſchafft. Er hielt nicht einmal eine Bürgerwehr, denn auch dieſe fanden ſeine beiden Miniſter höchſt überflüſſig, da Bürgerwehren doch immer einige Anſprüche machen, und dieſes Miniſterium allen und jeden Anſprüchen entſchieden entgegen zu treten, ſich und den treuen Landſtänden feſt gelobt hatte.

Der König und die Prinzeſſin empfingen Gottlieb, unter dem Namen des Grafen Carabas, mit außerordentlicher Huld, dankten ihm auf das Schönſte für ſeine zahlreichen Aufmerkſamkeiten, und luden ihn ein, ſich gleich neben den Reiſethron zu ſetzen. Hinz hatte Gottlieb empfohlen, ja nicht zu viel zu reden, denn wer nicht zu viel redet, kommt nicht in die Gefahr, zu viel Dummes zu reden, dieſes iſt ein Gegenſtand, bei dem die Menſchen gern ſchon mit Wenigem zufrieden ſind.

Gottlieb benahm ſich natürlich und ungezwungen, und dieß gefiel dem Könige und der Prinzeſſin, denn einem jungen Herrn, der über ſo vieles Land gebietet, ſteht eine gewiſſe ſelbſtſtändige Ungezwungenheit in den Schranken der Artigkeit ganz wohl an.

Der Hofpoet ſchlich in den nahen Wald und ſchrieb den Entwurf zu einem heroiſchen Gedicht nieder, betitelt: Der gebadete, unbeſchadete, hochbegnadete Graf Carabas, welches aus zwölf Geſängen beſtehen ſollte.

Als Hinz den König und die Prinzeſſin mit ſeinem jungen Herrn in ſo angenehmer Unterhaltung ſah, und auch einiges von dem königlichen Gabelfrühſtück genoſſen hatte, entfernte er ſich ohne Aufſehen und eilte den Weg entlang in großen Sätzen voraus. Da gelangte er an eine ausgedehnte Wieſenfläche, welche ſchon im Bereiche des Popanzes lag, und auf welcher das hohe Gras gemähet wurde. Er hemmte den eiligen Schritt und ſprach einen Mäher, der dem Wege zunächſt ſtand, freundlich an: „Guten Morgen, mein wackrer Mann! Geht es ſein fleißig? Ein heißer Tag heute — ja, ja. Nun — Ihr werdet auch bald etwas ſehr Schönes hier vorbeikommen ſehen!“

„Ei was denn?“ fragte der Mäher.

„Den guten König vom Nachbarlande,“ berichtete Hinz. „Es iſt möglich, daß er ſogar hier halten läßt und mit Euch ſpricht, das wäre für Euch eine große Ehre.“

„Ja, ja, die wär's,“ beſtätigte der Mäher.

„Wenn nun der König fragt,“ fuhr Hinz fort: „Wem gehören alle dieſe Wieſen? ſo antwortet: Dem Herrn Grafen Carabas.“

„Sie gehören ja aber dem Popanz!“ wandte der Mäher ein.

„Ach was,“ widerlegte Hinz. „Popanze haben kein Eigenthum, es gehört alles der Nation, dieſe heißt Carabas. Popanz, Carabas, Nation, das iſt ein und daſſelbe; der Name Popanz aber iſt verboten, es ſoll keinen mehr geben, das Volk will's nicht haben. Alſo merkt es Euch, denn wenn Ihr ſagt Popanz, ſo werdet Ihr gleich in Ketten und Banden gelegt, dann gehenkt oder zu Pulver und Blei begnadigt. Sagt's nur auch Euern Gehülfen und Nachbarn auf der ganzen Wieſe, daß ja keiner vom Popanz mukſt!"

Dem Mäher gruſelte; ſo warm ihm erſt war, ſo eiskalt überlief es ihn jetzt. Er glaubte alle den Unſinn, den Hinz ihm vorgeſchwatzt, Hinz aber ſchoß wie ein Pfeil von dannen und immer weiter.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der königliche Wagenzug. Gottlieb hatte im Wagen des Königs auf dem Rückſitz, wo noch Raum neben dem Oberkammerherrn war, der Prinzeſſin gegenüber, Platz nehmen müſſen, ſaß da, und ſah ihr in die ſchönen Augen. Der König hatte ſehr gut gegabelfrühſtückt, und war außerordentlich leutſelig. Daher ließ er auch an den großen Wieſen halten, winkte den Mäher heran, fragte, wie Hinz geſagt, und der Mäher antwortete, wie

Hinz geſagt, und der König freute ſich, und die Mäher riefen „Vivat hoch!“ weil der König lachte und ſo gut war. Dann ging die Fahrt weiter fort.

Unterdeſſen war Hinz an ein ungeheures Aerntefeld gekommen, wo die Schnitter beſchäftigt waren, und hatte mit dem Oberſchnitter eine ganz ähnliche Unterredung, wie kurz zuvor mit dem Mäher, und es verlief auch alles wieder gerade ſo, wie vorhin.

Im Weiterfahren ſagte der König zu Gottlieb: „Herr Graf, Ich bewundere, daß Sie ſo viele und ausgedehnte und ergiebige Beſitzungen haben.“

Gottlieb wurde ein wenig roth, machte eine leichte Verbeugung und antwortete: „Allergnädigſter König! Ich beſitze nichts, ich ſchwöre es, wenn ich nicht Eurer Majeſtät Huld und Gnade beſitze.“

Dieſe Antwort gefiel dem Könige wie der Prinzeſſin über die Maßen wohl, und der Oberkammerherr wunderte ſich im Stillen, daß dieſer junge Mann ſo viele Bildung habe, und ſo viel Talent zu einem Hofmann. Muß eine gute Erziehung genoſſen haben, dachte er.

Mittlerweile ſtiefelte der Kater immer voraus, ſagte, was er dem Mäher geſagt hatte, in den Forſten den Jägern, an den Teichen den Teichwärtern, an den Krebswaſſern den Fiſchern, an den Heerden den Hirten, und alle glaubten die Narrethei und immer erfuhr der König das Nämliche, und immer mehr wuchs ſeine Achtung vor Gottlieb, und auch die Prinzeſſin ſah dieſen mit ganz freundlichen Augen an; er gefiel ihr ſehr wohl.

Durch das viele Haltenlaſſen des Wagenzuges gewann Hinz, der ſich ohnedieß nicht ſäumte, gar großen Vorſprung, und erreichte jetzt das Schloß, darin der Popanz wohnte. Er leckte ſich wieder die Stiefeln blank, putzte ſich den Bart und kämmte und ſtreichelte ſich den Pelz, denn er wußte als ein wohlgezogener Kater, daß ſogar vor Popanzen, zumal wenn ſie reich und mächtig ſind, ſchuldiger Reſpekt an den Tag gelegt werden muß.

Hinz ließ ſich melden, und wurde ſogleich vorgelaſſen, denn der Popanz liebte es, wenn Fremde kamen und ihm die Aufwartung machten; er ſuchte ihnen dann immer, indem er ſich als irgend ein ſchreckliches Ungeheuer zur Schau ſtellte, einen erſchrecklichen und ungeheuern Reſpekt einzuſtößen. Auch heute erwartete er Gäſte, und hatte eine herrliche Tafel zurichten laſſen, denn man ſpeiste gut bei ihm. Hinz ſagte, er wäre als ein reiſender Reiſebeſchreiber auf Reiſen, der von allen Merkwürdigkeiten Abriſſe nehme, zu welchem Zweck er eine große Schreibtafel, die ihm der Hofpoet zum Andenken verehrt hatte, mit ſich führte. Der Popanz ſuchte Hinz durch eine fürchterliche, wahrhaft popanzige Geſtalt zu ſchrecken, allein Hinz lachte, und bat ihn, er möge ein Weilchen ſo ſtille halten, damit er von ihm eine Scizze in ſein Album nehmen, und ihn ſpäter mit andern Popanzbildern lithographirt herausgeben könne.

Das gefiel dem Popanz, daß der Fremde ſich nicht vor ihm fürchtete, denn er fing an, es müde zu werden, dieſes ewige Fürchten vor ihm, er war ſogar auf den Gedanken gekommen, daß die Leute ihn lieben ſollten, auf welchen Gedanken in der That mancher Popanz kommt.

So entſpannen ſich zwiſchen dem Popanz und dem Hinz vertrauliche Geſpräche, und Hinz lenkte die Unterhaltung auf das Talent des Popanzes, ſich in allerlei Geſtalten zu verwandeln. Nun hört Jedermann, am meiſten aber hören die Popanze es gern, wenn ſeiner oder ihrer Talente lobend und rühmend Erwähnung geſchieht, und geben gern Proben ihrer Leiſtungen, wie unter andern jener Bär that, „der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,“ und jener Rabe, der den Käſe fallen ließ, weil der Fuchs ihn bat, er möge ſeine ſo ſchöne Stimme hören laſſen.

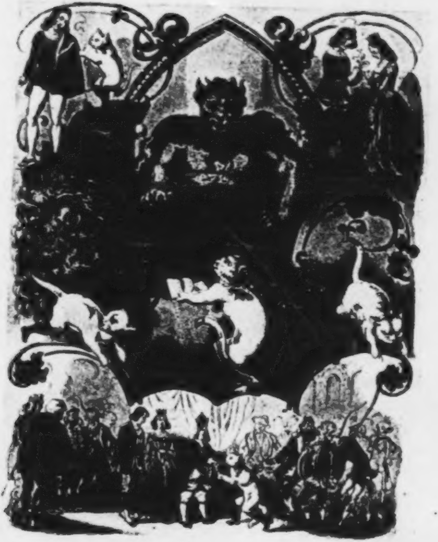
Alſo verwandelte ſich der Popanz plötzlich in einen Löwen, und das war dem guten Kater doch etwas außer dem Spaß, als er einen ſo großen grimmigen Herrn Vetter vor ſich ſah und dachte: Pfui, das iſt ja ein ganz abſcheulicher Kater, das, und that einen tüchtigen Katzenſprung, um aus dem Bereich der Löwentatzen zu kommen, der Popanz aber freute ſich, daß er den jungen Touriſten ſo in Schrecken gejagt, und verwandelte ſich jetzt in den angenehmen Mann, der er ſein konnte, und der er auch oft war, namentlich bei Tiſche.

Der Kater von ſeinem Schreck ſich erholend, ſprach: „Mich befremdet gar nicht, daß Hochdieſelben ſich in einen ſo großmächtigen Löwen verwandeln können, denn das Große iſt dem Großen ebenbürtig und Muth und Größe gehen ſtets Hand in Hand als treue Ehegatten, deren Kind Fräulein Großmuth iſt — aber ich habe auch rühmen hören, wie außerordentlich herablaſſend Hochdieſelben ſein können, und möchte doch gar zu gern auch dieſe gnädige Herablaſſung der bewundernden Mit- und Nachwelt verkünden.“

Dieſe Rede Hinzens ſchmeichelte dem Popanz außerordentlich, er war ganz hin von derſelben, ſo ſehr hin, daß Hinz ihn gar nicht mehr ſah, bis er es am Boden raſcheln hörte, wo ein kleines Mäuschen krabbelte — in welches eben der Popanz ſich verwandelt hatte. Mit einem Satz fuhr Hinz auf die Maus los, fing ſie, biß ſie todt und fraß ſie mit Haut und Haar. Aus war's mit dem Popanz. —

Jetzt wirbelte von Ferne Staub auf — der königliche Wagenzug nahte. Hinz ſteckte eine weißrothe Fahne zum Fenſter heraus, gab ein Zeichen, mit allen Glocken zu läuten, und Böller loszuknallen, und empfing unten im Hofe, indem er den Schlag des königlichen Wagens öffnete, den König und die Prinzeſſin mit den Worten. „Seien Höchſt-Ihre Majeſtäten dem Grafen Carabas in ſeinem Schloſſe hochwillkommen! Unſre Freude breitet ſich als Fußteppich unter Höchſt-Ihre Tritte und unſer Jubel jauchzt aus ehernem Mund lautſchallend zum Himmel auf. Heil widerfährt dieſem Hauſe! Heil Ihren Majeſtäten, Heil! dreimal Heil!“

Schöner konnte doch gewiß kein Hofherr oder Hofpoet reden, als dieſer ſchlichte Leib-Jägersmann. In des Königs Auge zitterte eine Thräne, die Prinzeſſin drückte ihr Tuch an die Augen, und jetzt ſtiegen die Majeſtäten aus. Der Oberkammerherr bot dem Könige und Gottlieb der Prinzeſſin die



Kgl Univ Bibl.
Berlin

Hand beim Ausſteigen. Ach, wie war ihm da ſo ſelig zu Muthe!

Die Dienerſchaft des Popanzes glaubte nicht anders, als das ſeien die Gäſte, die ihr Gebieter erwarte, und der Graf Carabas, das ſei er ſelbſt, der ſich dieſesmal der ſchönen Prinzeſſin zu gefallen, in dieſen hübſchen jungen Herrn verwandelt habe. Wie hätten ſie auch anders denken ſollen, da ſie außerdem vom Popanz nichts ſahen?

Hinz ſchritt hierauf als Haushofmeiſter dem Könige und ſeinem Gefolge voran, öffnete alle Zimmer des Schloſſes, ließ Herren und Damen ſich des Reiſeſtaubes entledigen, auch für das niedre Gefolge noch eine Tafel decken, und führte Gottlieb in die Garderobe des Popanz, wo er ihn mit einem prachtvollen Hofkleid ſchmückte, und mit allen Orden, die der Popanz getragen oder auch nicht getragen hatte. Dabei ertheilte er ihm noch manche gute Lehre.

Gottlieb führte dann die Prinzeſſin zur Tafel und Hinz nahm hinter deſſen Stuhle mit vielem Anſtand ſeinen Platz ein.

So viele von dem Gefolge des Königs, als nur der Raum erlaubte, wurden zur königlichen Tafel gezogen, auch wieder der Hofnarr und der Hofpoet und dieſesmal ſelbſt der Hofſänger, dem heute verſtattet war, nach Herzensluſt zu weinen und Wein zu trinken, ſo viel er wollte. Dafür ſtimmte er auch das ſchöne Lied an: „Mein Lebenslauf iſt Lieb und Luſt,“ welches er unter Vergießung vieler Thränen, die ſämmtlich aus Lacrymä-Chriſti-Wein, welche er in ſeinen Becher goß, beſtanden, mit allgemeinem Beifall vortrug. Zuletzt trank man auch Champagner und der König wurde außerordentlich vergnügt, die Prinzeſſin und Gottlieb aber warfen einander zärtliche Blicke zu.

Nach aufgehobener Tafel geruhten des Königs Majeſtät ihr Mittagsſchläfchen zu halten, und Gottlieb ging mit der Prinzeſſin in den Garten, Hinz folgte ihm, und flüſterte ihm zu: „Schenke ihr eine Roſe, brich aber vorher alle Dornen ab.“ „Ach mein lieber Graf!“ rief ſie aus, als ſie in dem Garten die blühenden Roſen erblickte: „Wie viele ſchöne Roſen haben Sie!“

Gottlieb brach eine Roſe, entfernte die Dornen und hatte mit der Prinzeſſin folgendes denkwürdige Geſpräch: Er: „Prinzeſſin, liebſt Du mich?“ Sie: „Ja mein Graf, ich liebe Dich.“ Gottlieb war überglücklich. Er fiel vor der Prinzeſſin nieder und küßte ihr das Kleid und dann die Hände.

Unterdeſſen hatte der gute König und der übrige Hofſtaat ausgeſchlafen und verfügte ſich in den Garten, und da er noch immer ſehr vergnügt war, und Gottlieb ihn geziemend um die Hand der Prinzeſſin bat, ſo verlobte er das junge Paar mit vielem Vergnügen, wobei aufs neue Champagner getrunken wurde, und der Hofpoet ein Gedicht verfaßte, betittelt: Sonnenroſe, Herzensſonne. Dornenloſe Roſenwonne.

Der geſtiefelte Kater ſah ſich am erfreulichen Ziele ſeines Wirkens, doch fühlte er ſich unwohl. Er wußte nicht, ſollte er dieſes Unwohlſein ſeiner angeſtrengten Thätigkeit für Gottlieb und der ſchnellen Reiſe, die er gleichſam als Laufer und Courier zu Fuße gemacht, zuſchreiben, oder dem verſchluckten

Popanz, denn es iſt eine große Frage, ob es gut bekommt einen Popanz im Magen zu haben, wenigſtens kann nicht Jedermann einen Popanz vertragen. Er genoß daher in aller Stille im Garten etwas Katzenmünze und etwas Katzenwurzel oder Baldrian, welches treffliche Heilkräuter und gut gegen Magenkrämpfe ſind, und fand ſich in kurzer Zeit völlig hergeſtellt, doch hatte er eine eigenthümliche Empfindung, als wenn mit ihm eine große Veränderung vorgehen wolle oder ſolle, nur konnte er nicht ahnen, welche?

Die daheim gelaſſenen Miniſter des guten Königs, Kümmelſpalter und Wenddeupfennig entwickelten eine außerordentliche Thätigkeit. Sie brachten den Geſetzentwurf über die Nutzbarmachung der Maulwurfshügel völlig zu Stande, nicht minder das neue Dienergeſetz, und berathſchlagten viel über fernerweite Erſparniſſe im Hof- und Staatshaushalt. Ihrer Meinung nach waren der Hofſänger, der Hofnarr und der Hofpoet ganz überflüſſige Bedienſtigungen, höchſtens könne eine Perſon recht gut dieſe drei Poſten verſehen, indem ja ohnehin die Poeten ſich immer Sänger nennten, und Sänger wie Poeten in der Regel närriſche Leute wären, ſo fielen zwei Beſoldungen hinweg, welche zu den Miniſtergehalten hinzugeſchlagen werden könnten. Auch gegen Hinz richtete ſich die Thätigkeit dieſer beiden ungemein thätigen Kakerlaken. Er ſollte wegen ſeiner häufigen Beſuche bei Hofe und ſeiner zweideutigen Dreifarbigkeit als ein Spion und heimlicher Wühler verdächtigt, und ein Befehl der Ausweiſung vom König gegen ihn erwirkt werden. Damit der König aber ferner nicht Kaninchen, Wachteln und Rebhühner entbehre, ſolle für ihn auf ſeine eignen Koſten eine Jagd in einem Nachbarſtaate gepachtet werden.

Es kam aber alles ganz anders. Als der König mit dem Brautpaar und mit allem Gefolge in ſeine Reſidenz zurückgekehrt war, berief er ſofort die Miniſter zu einer vertraulichen Sitzung, um ihnen die Verlobung Höchſt-Seiner

Prinzeſſin Tochter kund zu thun. Der gute König war über dieſe Verbindung ſehr zufrieden und glücklich, und als nun Kümmelſpalter den Geſetzentwurf bezüglich der Maulwurfshügel, Wenddenpfennig das Dienergeſetzbuch überreichte, Kümmelſpalter die Abſchaffung oder Zurückführung auf eine Perſon des Sängers, Hofnarren und Poeten beantragte, und Wenddenpfennig die Ausweiſung des geſtiefelten Katers aus dem Königreiche, wegen Verdachts dreifarbiger Geſinnung der höchſten Entſchließung unterbreitete, da ließ ſich der König in folgender Rede vernehmen, welche der Hofzeitungsſchreiber in einem Nebenzimmer ſtenographirte:

„Meine Herren! Mit den Maulwurfshügeln wollen Wir uns nicht übereilen, es gibt im Lande noch ganz andre Hügel eben zu machen. Was das Dienergeſetz betrifft, ſo wollen wir es vor der Hand beim Alten laſſen. Wir verlangen keine Dienſte umſonſt gethan, da ja die Herren Miniſter auch nicht umſonſt dienen. Daß Ich zwei Poſſenreißer zu viel habe, kann wahr ſein, und denke allerdings daran dieſe zu entlaſſen. Meine Herren! Sie beantragten die Ausweiſung des geſtiefelten Katers, höchſt verdienſtvollen Forſtmeiſters Unſers Eidams, des Grafen Carabas Liebden. Soll Ich ihm die ſchwarzrothen Flecken weiß übertünchen laſſen? Dieſe Ausweiſung geht nicht an. Laſſen Sie dem wackern Mann ſeine Leibfarbe, Ich nehme ſie in Meinen Schutz, er trägt weißroth, Unſre Farbe, und ſchwarzroth ſeines frühern Herrn Farbe, was wollen Sie mehr? Verkündigen Sie Unſerem getreuen und vielgeliebten Volke das neue Glück des königlichen Hauſes. Sie ſind entlaſſen Meine Herren!“

Am nächſten Tage erſchien die Hofzeitung mit roſenrothem Rand und auf Velinmaſchienenpapier. Sie enthielt folgenden Artikel, der im ganzen Lande einen maaßloſen Jubel hervorrief:

„Des Königs Majeſtät haben geruht, Höchſtdero geliebteſte Prinzeſſin Tochter mit dem Herrn Grafen von Carabas zu verloben, und letzterem das Prädicat Erlaucht verliehen.

Weiter haben des Königs Majeſtät geruht, das Miniſterium Kümmelſpalter und Wenddenpfennig unter dankbarer Anerkennung ſeiner geleiſteten Dienſte und ſeines vorzüglich guten Willens aufzulöſen, und Höchſt Ihren Schwiegerſohn, Seine Erlaucht den Grafen Carabas mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt.

Weiter haben des Königs Majeſtät geruht, den bisherigen Forſtmeiſter und Reiſebegleiter des Grafen Carabas Erlaucht, wegen treugeleiſteter Dienſte zum Oberlandjägermeiſter zu ernennen, ihn unter dem Namen Hinz von Hinzenſtein in den Adelſtand zu erheben und ihm ein getheiltes Wappenſchild zu verleihen, darin oben ein ſilbernes Kaninchen im rothen Felde, unten eine ſchwarze Maus im ſilbernen Felde, auf dem Helm aber ein auffliegendes Rebhuhn zu erblicken ſind. Als Schildhalter aus beſondern Gründen zwei Courir-Stiefeln, jeder mit dem Fuße nach außen gewendet.“

Außerdem enthielt die Hofzeitung eine Menge neue Beförderungen. Der ſanfte Heinrich war Concertmeiſter, der Koch Küchenmeiſter, der Hoftrompeter Kammerſänger, der Hofnarr luſtiger Rath, und der Poet Conſiſtorialrath geworden, worüber ſie ſich alle luſtig machten. Der Hofzeitungsſchreiber empfing den Charakter eines Hiſtoriographen.

Als der Tag der Vermählung des hohen Brautpaares erſchienen, und der ganze Hof in größter Galla verſammelt war, da erſchien auch der große Augenblick, wo die Dankbarkeit ihren vollen Lohn empfing, und ihren ſchönſten Sieg feierte. Der König ließ den Oberlandjägermeiſter Hinz von Hinzenſtein vor ſich rufen, und wie dieſer mit Anſtand vor ihm ſeine Kniee beugte, hing ihm der gute König in ſeiner Vaterfreude eine ſchwere goldene Gnadenkette um, und beglückte ihn mit einer Umarmung. Als dieß unter Trompeten und Paukenſchall erfolgt war, empfing Hinz aus den Händen der holdſeligen jungen Vermählten eine von ihr heimlich und höchſt eigenhändig gefertigte koſtbare Jagdtaſche, auf welcher in Silber, Seide und Perlen Hinzens Wappen geſtickt war. Das Auge des Kaninchens war ein großer Rubin, und die Maus war aus Stahlperlen geſtickt. Die

Schattirung war wundervoll. In der Taſche aber befand ſich — ein Portefeuille.

Das Volk, über welches der gute König herrſchte, gab ihm, um ſeinen Antheil an der Freude des königlichen Hauſes zu bethätigen, freiwillig die Jagd zurück, damit er nicht genöthigt ſei, beim Nachbar eine Jagd zu pachten.

Alle Angeſtellten dankten dem Himmel, daß die knickerigen Miniſter entfernt waren, der Hanswurſt ſchlug ſehr viele Purzelbäume und der Hofpoet dichtete ein Epos in zwanzig Geſängen, betittelt: „Antritt, Rückſchritt, Abtritt oder das geſpaltene Kümmelkorn im Sonnenwendepunkt des Vertrauens, welches er Seiner Excellenz dem Herrn Miniſter Hinz von Hinzenſtein widmete.

Die abgetretenen Miniſter hatten ſich viel erſpart, ſie zogen ſich auf ihre Landgüter zurück, und verzehrten in goldener Ruhe ihre unverantwortlich hohen Ruhegehalte.

Auf den ſchönen Bildern, welche dieſes ſchöne Märchen ſchmücken, ſieht man die Miniſter nicht, weil ſie ganz aus dem Geſichtskreis der Mitlebenden verſchwunden, und in ihre frühere Unbedeutendheit zurückgekehrt ſind.

Der König war glücklich und regierte wieder frei, treu, und gut; Gottlieb war glücklich mit ſeiner engelholden Prinzeſſin, und Hinz von Hinzenſtein war auch glücklich, und alle lebten fröhlich und wohlgemuth bis an ihr Ende.

n
ſ
ſt
v
li
d
n
ſu
gl
ve

ſch
an
In
für
für
m ä
und

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Nala und Damajanti. Indiſches Märchen der Jugend erzählt von Ludwig Bechſtein. Mit vier fein colorirten Stahlſtichen eleg. geb. 15 Sgr. oder 48 kr.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreiſe, von Th. Dielitz; A. W. Grube; Thekla Gumpert; Fr. Güll; Franz Hoffmann; Fried. Hoffmann; Erdm. Müller; E. Niendorf; Guſt. Nieritz; Guſt. Plieninger; Chriſtoph v. Schmid; Schmidt; G. H. v. Schubert; Guſt. Schwab; Carl Steiger; Carl Stöber; Fr. Tſchudi; der Verf. des „armen Martin“; J. J. Wartmann; O. Wildermuth; Amalie Winter u. A. 36 Bogen gr. 8. mit 36 fein colorirten Bildern, Kunſtbeilagen und Clavier-Compoſitionen. Jahrgang 1851, auf's eleganteſte gebunden Thlr. 3. oder fl. 4. 48 kr.

Wie die vorſtehenden Namen beweiſen, haben ſich die bewährteſten Jugend-
nd Volksſchriftſteller, unſeres deutſchen Vaterlandes vereinigt, um ein ächt deut-
ches Familien-Buch zu ſchaffen. Von der wirklich ausgezeichnet ſchönen Aus-
attung Nichts zu ſagen, führen wir über den Reichthum und die Vorzüglichkeit
es Inhaltes nur noch kurz an, daß die Redaction darnach geſtrebt hat, das Nütz-
che und Schöne nach allen Richtungen hin gehörig zu beachten. — Es ſind daher
e bald heiteren bald ernſten Erzählungen nie ohne lehrreichen Hintergrund, und
ngekehrt die belehrenden Aufſätze aus der Naturgeſchichte, Länder- und Völker-
nde u. ſ. w. ſtets ſo populär und unterhaltend gegeben, daß ſie Jung wie Alt
eich ſehr anſprechen werden. — Die Muſikliebenden finden eine hübſche Auswahl
n nicht zu ſchweren Original-Compoſitionen für Geſang wie für's Klavier.

Unſer Jugend-Album dürfte ſomit, wie kaum ein anderes Werk, „deut-
es Familienbuch“ genannt zu werden verdienen; denn mag eine Familie
h noch ſo viele Mitglieder des verſchiedenſten Alters umfaſſen — der ganze
halt paßt doch für Alle — und zugleich bringt unſer Jugend-Album auch
die Lieblings-Neigung jedes Einzelnen noch eine Gabe. — Der Preis iſt
all das Viele, Gute und Schöne, was geboten wird — ein ungemein
niger, und nur möglich, wenn die Tauſende, für die das Buch geſchrieben
beſtimmt iſt, es freundlich aufnehmen.

Abendſtunden. Erzählungen für meine jungen Freunde von Franz Hoffmann. Zweite Auflage. 20 Bogen gr. 8. Elegant gebunden mit ſechs fein illuminirten Bildern. Thlr. 1¼ oder 2 fl. 6 kr.

Dieſe Abendſtunden enthalten mehrere der gelungenſten Erzählungen des ſo ſehr beliebten Jugendſchriftſtellers und zeichnen ſich noch insbeſondere, bei eleganteſter Ausſtattung, durch ungemein billigen Preis aus. — Daß in einem Jahre die nicht kleine erſte Auflage vollſtändig verkauft wurde, iſt ein weiterer Beweis von der Güte, Schönheit und Billigkeit des Buches.

Jagdbilder. Skizzen und Abentheuer aus allen Welttheilen von Franz Hoffmann. 20 Bogen gr. 8. Elegant gebunden mit acht fein colorirten Bildern. Thlr. 1½ oder fl. 2. 42 kr.

Inhalt: 1. Kapitel: Die Elephantenjagd. — 2. Kap.: Die Krähenhütte und Falkenbeize. — 3. Kap.: Der Wallfiſchfang. — 4. Kap.: Die Eisbärenjagd. — 5. Kap.: Jagdausflug in Nord-Amerika. (Bär, Büffel, Elchhirſch.) — 6. Kap.: Jagden in Sibirien (Zobel, Fuchs, Eichhörnchen, Hermelin, Bär, Wolf, Rennthier, Elenn, Damhirſch, Reh, Biſamthier, wilde Schweine, Tiger, wilde Pferde.) — 7. Kap.: die Wolfsjagd. — 8. Kap.: der Fiſchfang. (Häring, Salmen, Stör, Stockfiſch, Trivang.) 9. Kap.: Die Krokodil- und Schildkrötenjagd. — 10. Kap: Jagden in Südamerika. (Jaguar, Puma, Schlangen.) — 11. Kap.: Jagden in Aſien. (Tiger, Leoparden.) — 12. Kap.: Jagden in Afrika. (Löwe, Leopard, Büffel, Giraffe.)

Dieſes Buch iſt ebenſo unterhaltend als lehrreich — ebenſo ſchön als billig.

Der Kinder Sommerluſt auf dem Lande. Ein ländliches Gemälde in neun Geſängen für die reifere Jugend und ihre Freunde von Friedrich Hoffmann. Reich gebunden mit 9 fein illuminirten Stahlſtichen. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Dies Buch führt in äußerſt anſprechender, poetiſcher Form, alle die ſchönen und reinen Freuden, die das Landleben einem für Naturſchönheiten empfänglichen Gemüthe gewährt, an der Seele der Kinder vorüber. — Neben einem reichen Schatze von ländlichen Kenntniſſen, die dem Stadtkinde oft mangeln, enthält das Buch einen nicht minder reichen Schatz für das Gemüth; und auf ſehr ſinnige Weiſe iſt auch Moral und Religion in die ganze Erzählung, die ſich in einem Pfarrhauſe zuträgt, verwebt. Dem ausgezeichneten Inhalte angemeſſen, iſt das Buch prachtvoll ausgeſtattet, mit neun auf's feinſte colorirten Stahlſtichen geziert — und im Verhältniß hiefür äußerſt billig.

Peter Parley's ausgewählte Erzählungen für die Jugend. Nach dem Engliſchen von Guſtav Plieninger. Zweite Auflage. 18 Bogen gr. 8. mit ſechs fein colorirten Bildern, ſehr eleg. gebunden. 27 Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Inhalt: Der ſibiriſche Zobeljäger. Aus dem Leben eines Negerſclaven. Der Schleichhändler. Geſchichte eines Schiffsjungen. Der Schuſter von Bagdad. Der Mopshändler, eine chineſiſche Erzählung. Geraldine.

Peter Parley's ſeltene Gabe für die Jugend zu ſchreiben, ſeine ſchlichte, ungekünſtelte Sprache, das friſche Colorit ſeiner Schilderungen, die innige Verbindung des Belehrenden und Unterhaltenden in allen ſeinen Schriften und, was denſelben einen noch höheren und bleibenden Werth verleiht, die geſunde ſittlich religiöſe Grundlage, auf der ſie ruhen, haben ihm ſchon längſt eine ausgezeichnete Stelle unter den Jugendſchriftſtellern ſeines Vaterlandes geſichert. Die Vortrefflichkeit der Uebertragung, wie der Auswahl verbürgt wohl genügend der bei der chriſtlichen Jugend mit Recht ſo beliebte Name des Herausgebers. Ausſtattung und Preis, laſſen bei Sachverſtändigen gewiß nichts zu wünſchen übrig.

Fliegende Blätter für die Jugend. Erſter Jahrgang. Mit 6 ganz feinen colorirten Bildern und etwa 500 Holzſchnitten. Text von Franz Hoffmann, Guſtav Nieritz u. A. 24 Bogen gr. 4. Sehr ſchön gebunden Thlr. 2. oder fl. 3. 36 kr.

Eine Fülle des mannigfaltigſten, unterhaltenden wie lehrreichen Textes, prachtvoll colorirte Bilder, Hunderte von Holzſchnitten — humoriſtiſch und ernſt — allerliebſte Kinderlieder für Geſang und Klavier, elegante Ausſtattung und äußerſt billiger Preis empfehlen dieſes Buch insbeſondere.

Jane Strickland's ausgewählte Erzählungen für die reifere Jugend. Nach dem Engliſchen von Guſt. Plieninger. Zweite Auflage. 23 Bog. gr. 8. mit ſechs fein colorirten Bildern, ſehr eleg. gebunden. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Eltern, welche ihren Kindern nicht blos eine flüchtige Unterhaltung gewähren, ſondern eine bildende und veredelnde, auf das Eine, was noth thut, hinweiſende Lectüre in die Hand geben wollen, können dieſe geiſtvollen, ebenſo lehrreichen als anziehenden und unterhaltenden Erzählungen mit vollem Rechte empfohlen werden. Trotz des ſehr billigen Preiſes iſt die Ausſtattung ausgezeichnet ſchön.

Nord und Süd. Wilde Scenen und Geſchichten von Franz Hoffmann.

Motto: In der Angſt rief ich den Herrn an und der Herr erhörte mich. Pſ. 118, 5.

16 Bogen 8. mit 8 fein colorirten Bildern ſehr ſchön geb. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Theater-Almanach für die Jugend. Von Aurelie (Gräfin v. B.). Fein gebunden, mit colorirten Bildern von J. B. Sonderland. Erſter und zweiter Jahrgang. à 22½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Längſt ſchon ſind dramatiſche Aufführungen als ein ausgezeichnetes Bildungsmittel anerkannt, und werden ſowohl in Familienkreiſen als Inſtituten immer üblicher. — An paſſenden Stücken hiefür hat es aber bis jetzt unläugbar gemangelt, und ſo hoffen wir mit dieſem Theater-Almanach für die Jugend bei Vielen willkommen zu erſcheinen, um ſo mehr, da die darin enthaltenen Stücke ſich ebenſo durch Reinheit der Moral und Schönheit der Sprache, wie Intereſſe der Dichtung auszeichnen. — Sämmtliche Schauſpiele wurden bereits von Kindern aufgeführt und von den zuſchauenden Eltern und Lehrern mit Beifall aufgenommen.

Die Schweizerknaben in Oberſchwaben. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Karl Steiger. 15 Bogen. Elegant cartonirt mit drei ſchönen Bildern. 9 Sgr. oder 30 kr.

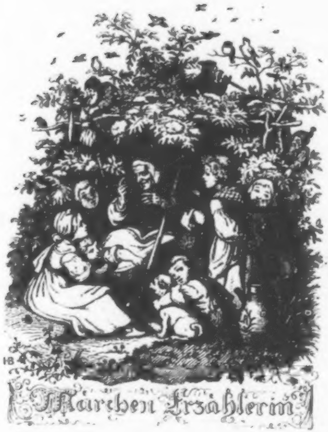
Das verſchüttete Dorf. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Karl Steiger. Elegant cartonirt mit vier ſchönen Bildern. 7½ Sgr. oder 24 kr.

Die Uhr. Ebenſo. 7½ Sgr. oder 24 kr.

Der in Tauſenden von Familien mit Recht ſo hoch verehrte Verfaſſer hat in vorliegenden Erzählungen wieder ſeine Meiſterſchaft als Jugend- und Volksſchriftſteller bewährt; — und ſicher legt kein Leſer dieſe durch und durch religiöſe, in hundertfacher Beziehung lehrreiche Büchlein aus der Hand, ohne einen wirklichen Nutzen für Geiſt und Gemüth daraus geſchöpft zu haben. — Bei ſehr hübſcher Ausſtattung wurde der Preis ſo ungemein billig geſtellt, um ſelbſt unbemittelten Familien die Anſchaffung möglich zu machen.

Bechſtein's

Märchenbuch.


HB
Märchen Erzählerin

Ludwig Bechſtein's

Märchenbuch.

Mit 174 Holzſchnitten nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter.

Zwölfte Auflage.

Erſte illuſtrirte Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1853.

04417

Vorwort.

Die Wenigſten halten den Unterſchied zwiſchen Sage, Märchen und Mythe in Gedanken feſt, die Meiſten verwechſeln beide erſtern oft, und halten ſie für gleichbedeutend, Manche auch für gleich unbedeutend.

Ich möchte verſuchen, hier mit wenigen Worten darzulegen, wie Märchen und Sage unterſchieden werden müſſen.

Märe iſt freilich nach dem alten Wortbegriff: Kunde, Nachricht, Erzählung, Fabel, Abenteuer und ſonach ihr Gebiet das weiteſte; wie ſich aber der Begriff des Märchens ſpäter ausgebildet und abgegrenzt hat, müſſen wir ihn feſthalten, ihn von Sage und Mythe trennen.

Den Alten lag keineswegs im Worte märe der heutige Begriff von etwas unwahrem, erſonnenem; rehte Märe, rechte Märe, hieß ihnen Wahrheit, und der Begriff Märe zog zwiſchen Wahrheit und Dichtung noch keine Grenzlinie. Dieſe zog erſt die ſpätere Zeit, welche Märe und Mythe, Sage und Fabel ſchied und ſtrenger zu ſondern gebot und lehrte.

Sage und Mythe können der Geſchichtforſchung noch als Quelle dienen, wenn auch als zweifelhafte, trübe; das Märchen kann dies nie, es wäre denn im Bezug auf Kulturgeſchichte.

Immer aber bleibt die erwähnte Sonderung ſchwer, beſonders die der Märe vom Mythus, denn Poeſie und Mythe ſind des Märchens Aeltern.

Die Sage haftet am Oertlichen, an Geſchlechtern, Namen, Denkmalen, Kirchen, Schlöſſern, Burgen; an beſtimmten Stellen der Wälder, Haine, Wieſen und Wege, Brücken und Stege; das Märchen aber iſt der ruhe- und heimathlos ſchwebende Paradiesvogel kindlicher Ueberlieferung. Iſt es ja an Oertliches gebunden, ſo verſchmilzt es mit der Sage. Ein Beiſpiel davon giebt dieſe Sammlung im Märchen: Der Schmied von Jüterbogk.

Viele Sagen dagegen verlaufen in das Märchenhafte, davon mein deutſches Sagenbuch manches Beiſpiel liefert. In der Schrift „Germania, die Vergangenheit Gegenwart und Zukunft der deutſchen Nation, Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn, Band 2. Lieferung 5. 1852“ habe ich mich ausführlicher, als es hier möglich iſt, über dieſes alles ausgeſprochen, und wiederhole in dieſem Vorwort nur einzelne Züge des dort geſagten.

Das Märchen iſt dem Kindesalter der Menſchheit vergleichbar; ihm ſind alle Wunder möglich, es zieht Mond und Sterne vom Himmel und verſetzt Berge. Für das Märchen giebt es keine Nähe und keine Ferne, keine Jahrzahl und kein Datum, nur allenfalls Namen, und dann entweder ſehr gewöhnliche, oder ſehr ſonderbare, wie ſie Kinder erfinden.

Die Sage iſt dem Jugendalter zu vergleichen; in ihr iſt ſchon ein Sinnendes, Ahnungsvolles, ihr Horizont iſt enger, aber klarer, wie der des Märchens. Sie deutet bisweilen ſchon an, wann und wo dieſes und jenes geſchehen ſei, in welchen Zeitperioden, in welchen Kriegen, ſei dieſe Andeutung auch noch ſo unbeſtimmt und unhiſtoriſch; ſie ſtrebt in gewiſſen Zügen doch ſchon dem Alter der Reife, der Geſchichte, zu.

Auch was Mythe iſt, nennen Viele Märchen. Mythe iſt ſchon inniger mit der Sage verſchmolzen, häufig aber ſelbſtändig. Es iſt das große weite Reich der Geiſterwelt. Die orientaliſchen Märchen zwar, dieß könnte entgegnet werden, haben häufigſt ſolche Maſchinerie, allein wir begegnen in ihnen keinem ausgebildeten Mythus. In Deutſchland iſt es anders. Wir haben Götter, blieb auch von ihnen nur da und dort ein leiſer Nachhall in halbverklungenen Mythen; wir haben eine reiche Dämonenwelt von Elfen, guten und böſen, Kobolden, Berg- und Waſſergeiſtern, wir haben mythiſche Perſonen in Menge, und von allen dieſen eine Fülle anziehender Geſchichten. In dieſes Gebiet gehört alles, was von Wuotansheer, Frau Holle, Perchta, Hackelberg, Rübezahl, vom Hütchen und Hinzelmann ꝛc. erzählt wird, alles dieſes habe ich aus dem vorliegenden Märchenbuche ausgeſchloſſen und es in meinem ſo eben in demſelben Verlage erſchienenen deutſchen Sagenbuche alles an ſeinen Ort aufgeführt, ſo weit es in der ſpätern Sage Wurzel fand und Boden gewann. Was rein dem Mythus, namentlich dem ſcandinaviſchen angehört, ließ ich für ſich beſtehen und zog es abſichtlich nicht in meine Sagenkreiſe herein. — Nur der Teufel iſt überall zu Hauſe, in Mythen, Märchen, Sagen und Legenden.

Selbſt das Wort Legende halten noch immer Viele, auch Gebildete, für ganz einerlei mit Sage und Märchen, und ſo begegnet z. B. die Lächerlichkeit des Ausdrucks: Legenden vom Rübezahl.

Legende iſt Geſchichte der Heiligen und Martyrer, ihres Wandels und ihrer Wunder, ſie umfaßt ausſchließlich den chriſtlichen Mythus, und in ihm einen großen Poeſieſchatz.

Die Erzähler gewöhnlichen Schlages trieben mit dem Wort Legende großen Mißbrauch, weil ſie ſich ſeines Begriffes gar nicht bewußt waren.

Wir haben an guten ächten Märchenſammlungen in dem vorgezeichneten ſtrengen Sinne keinen Ueberfluß, ſo reich auch die Märchenliteratur überhaupt, und die deutſche insbeſondere iſt. Aber ſie gehört der ſpätern Zeit an. Der reiche Märchenſchatz in den mittelhochdeutſchen Dichtungen, von dem dies Buch einige Proben enthält, iſt zwar gehoben, aber dem Volke noch nicht zugänglich gemacht. Daß die vielen und mancherlei Märchen, welche einzelne Dichter erfunden haben, wenn dieſelben auch ſchön und poetiſch ſind, nicht hierher gehören, verſteht ſich von ſelbſt; ich meine nur Märchen, die aus dem Volksmund überliefert, meiſt noch in ihm lebendig, oft auch Nachhall alter Dichtungen ſind. Meiſt ſind jene neuerfundenen ſogenannten Märchen an eine mythiſche oder ſagenhafte Ueberlieferung angeknüpft und novelliſtiſch verſponnen. In dieſem Sinne dichtete Muſäus ſeine mit Recht beliebten, für Viele anziehenden Erzählungen, die er Volksmärchen der Deutſchen nannte; ebenſo wenig ſind die Volksmärchen der Benedicte Naubert ächte deutſche Märchen, und welche Unzahl von Nachahmern fanden nicht Muſäus und die Naubert!

Muſäus Verdienſt um das Märchen iſt jedoch dankbar anzuerkennen; ſpann er auch ſeine Märchen zu Novellen aus, ſo hatten ſie doch volksthümlichen Boden, und brachen ſich günſtige Bahn in den weiteſten Leſerkreiſen; nur leiteten ſie alle zahlreichen Nachahmer zu künſtlicher eigenmächtiger Ausſchmückung des ächten Märchen- und Sagenſtoffes hin, bei welcher ſelbſt glänzende Namen ſich betheiligten.

Unter dieſen Namen ſteht der Ludwig Tieck's oben an. Er umkleidete das Märchen mit unübertrefflichem Humor, aber nun war es ein Zwittergebild, kein ſchlichtes Märchen mehr.

Höheres Verdienſt um das deutſche Märchen in ſeiner Urſprünglichkeit erwarb ſich Friedrich Heinrich von der Hagen, dem viele gleichſtrebende folgten oder mit ihm gleichzeitig wirkten. Sie ſetzten das deutſche Märchen wieder in ſein volles Recht ein, und lehrten, es ohne die Anhängſel ſpäterer phantaſtiſcher Zuthat in ſeiner ſchönen kindlichen Einfachheit unter das Volk, unter die Kinder treten. Aus dem Gelehrtenkreiſe, der die alt- und mittelhochdeutſche Poeſie, mithin auch das urſprüngliche deutſche Märchen pflegte, und den Ueberlieferungen des Volksmundes von Märe und Sage gern lauſchte und nachzog — traten die Gebrüder Grimm mit ihrer anerkannt beſten ächten Märchenſammlung der „Kinder- und Hausmärchen.“ Faſt alle Märchen darin ſind dem Volksmund entnommen.

In vielen bedeutenden Auflagen erſchien von 1812 an bis jetzt dieſe treffliche Sammlung; ein **Werk** patriotiſchen Sammel-Fleißes, unbehindert durch jenes **Witzeln** und Spötteln der Neugeſcheidten, die den Freund von **Mär** und Sage ſo gern der Liebe zum Rückſchritt beſchuldigen. Faſt in alle lebenden Sprachen Europa's ſind die Grimm'ſchen Kinder- und Hausmärchen überſetzt worden, und wie bei ihnen der Mund des Volkes ein Urtheil geſprochen, ſo auch bei der vorliegenden Sammlung, von welcher in zehn Stereotyp-Ausgaben und einer großen illuſtrirten Ausgabe in Zeit von nur ſieben Jahren, von 1845 an — ſiebenzig tauſend Exemplare in die Hände der deutſchen Kinderwelt gelangten, ſo daß der Schluß des Vorwortes zu den frühern Ausgaben: „Möchte dieſe Sammlung bei den Kennern Nachſicht, und bei ihrem Publikum Theilnahme finden!“ ſich in nie geahnter **Weiſe** erfüllte.

Zu den erwähnten Kennern iſt unbedingt der Herausgeber einer neueſten Sammlung: Deutſche Volksmärchen aus Schwaben; Stuttgart 1852 – Profeſſor Dr. Ernſt Meier zu Tübingen, zu zählen, ſeine Sammlung iſt ebenfalls trefflich, und hält den wiſſenſchaftlichen Standpunkt feſt. Er nimmt in ſeiner Vorrede Anlaß, ſich über mein Märchenbuch in ſo fern tadelnd zu äußern, daß er ihm „manches entſchieden unächte und ſelbſterfundene“ vorwirft, und das vereinzelte Vorkommen emphatiſcher Ausdrucksweiſe rügt. Darauf iſt einfach zu erwiedern, daß ich, außer der erſten Nummer als einleitender Dichtung: Des Märchens Geburt, nichts Selbſterfundenes gegeben, meines Wiſſens von andern nicht dergleichen aufgenommen habe; die Wahrheit in der Rüge aber habe ich ſelbſt gefühlt, ſchon ehe mir Meiers Sammlung zu Händen kam; ich hätte allerdings beſſer gethan, auf die Beihülfe anderer zu verzichten, denn ihnen fällt das Gerügte zur Laſt, doch ſtand der wiſſenſchaftliche Zweck der Sammlung weniger im Vorgrund, wie der: eine Märchenſammlung als Volksbuch zu liefern, welcher Zweck auf das vollſtändigſte erreicht wurde. Einmal erbetene und freundlich gewährte Beiträge ließen ſich nicht gut abweiſen, und ſie umzuarbeiten, würde die Verfaſſer unangenehm berührt haben. Ich ſelbſt bekenne mich mit Herrn Meier zu den entſchiedenen Gegnern der Verwäſſerung ächt volksthümlicher Sagen- und Märchenſtoffe durch rhetoriſches und kunſtpoetiſches Beiwerk, ſofern nicht ein erfundener Märchenſtoff als größere Dichtung mit Abſicht ſelbſtändig behandelt wird. In der vorliegenden Ausgabe nun iſt dem Gerügten abgeholfen, mehrere Märchen ſind völlig umgearbeitet und neu erzählt, andere ganz ausgeſchieden worden, noch andre geeignetere an deren Stelle hinzugekommen. Hinweggefallen ſind: Des Märchens Geburt; die Roſenkönigin; des Teufels Pathe; die Jagd des Lebens; vom Hänschen und Gretchen, die in die rothen Beeren gingen; der Schäfer und die Schlange; die drei Nüſſe; Fippchen Fäppchen; der Fuchs und der Krebs; das Märchen vom wahren Lügner; die Perlenkönigin; vom Knäblein, vom Mägdlein und der böſen Stiefmutter; der Garten im Brunnen; Beſenſtielchen; Helene; die Nonne, der Bergmann und der Schmied; die drei Bräute; das goldne Ei.

Neu kamen zu vorliegender Sammlung: das Rothkäppchen; der Mann ohne Herz; der Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Igel; Oda und die Schlange; Siebenſchön; Rupert, der Bärenhäuter; der weiße Wolf; die Geſchichte vom Wachholderbaum; das Gruſeln.

Der Bilderſchmuck dieſer neuen Ausgabe wird für ſich ſelbſt ſprechen.

Uebrigens iſt dieſes Buch keine Sammlung für ganz kleine Kinder, dieß ſieht wohl jeder ein, der es zur Hand nimmt, und es kann, ja es ſoll nicht ſtets der gleiche Ton der Erzählung feſtgehalten werden, ſo wenig wie ſich bei den Sagen der Ton der Erzählung über einen Leiſten ſchlagen läßt.

Wohl aber wurde mit Bedacht ganz unbedeutendes zu geben vermieden, wie z. B. in Meiers deutſchen Volksmärchen aus Schwaben Nr. 15. Der Spielmann und die Wanzen — ein allbekannter Berliner Eckenſteherwitz iſt, mit ganz anderm höchſt frivolem Bezug, und nimmermehr ein Märchen.

Während viele der neuern Märchenerzähler dieſes Gebiet mit wiſſenſchaftlichem Ernſt und gewiſſenhafter Strenge anbauen, gehen manche Dichter, wie unter andern der Däne Anderſen einen bedenklichen Schritt weiter. Das ächte Märchen läßt allerdings auch Thiere reden, ſelbſt Elemente, Sonne, Mond und Sterne — jene laſſen aber ſogar — oft nicht ohne Geſchick und ſehr ergötzlich — das unbelebte Werk der Menſchenhand ſprechen, den Spucknapf, den Beſen, den Stiefelknecht, die Kaffeemühle u. ſ. w. — damit aber überſchreiten ſie des Märchenlandes Grenzen, und was ſie dann noch Märchen nennen, iſt keines mehr, iſt Fabel.

Groß und reich iſt das deutſche Märchengebiet, und werth, daß es allſeits angebaut werde mit reiner Hand, ein Eldorado der Poeſie, die im Volke lebt, im Volke wiederhallt, und die den jungen Geſchlechtern ihren Kindheitmorgen roſig verklärt, und ihren Pfad mit Sternen und Blumen beſtreut, an welche die Erinnerung unvergeßlich bleibt durch das ganze Leben.

Ludwig Bechſtein.

Inhalt.

Seite

Vom tapfern Schneiderlein 1

Das Märchen von den ſieben Schwaben 7

Vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen 17

Die Probeſtücke des Meiſter-Diebes 20

Die verzauberte Prinzeſſin 27

Der Teufel iſt los oder das Märlein, wie der Teufel den Branntwein erfand 31

Der Schmied von Jüterbogk 35

Vom Zornbraten 38

Hänſel und Grethel 45

Das Rothkäppchen 51

Das Rebhuhn 55

Die Goldmaria und die Pechmaria 57

Hirſedieb 61

Der goldne Rehbock 63

Das Nußzweiglein 66

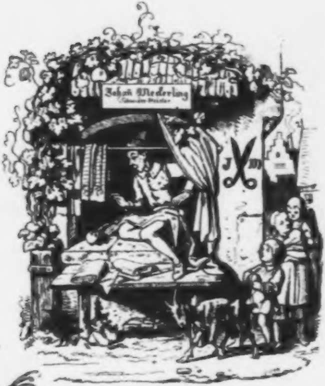
Der alte Zauberer und ſeine Kinder 69

Seite
Gevatter Tod 72
Der Mann ohne Herz 75
Staar und Badewännlein 81
Die beiden kugelrunden Müller 84
Der Richter und der Teufel 86
Hans im Glücke 89
Die drei Federn 93
Die ſieben Raben 94
Das Thränenkrüglein 98
Die ſchöne junge Braut 99
Die Kornähren 101
Vom Hühnchen und Hähnchen 102
Die drei Hochzeitgäſte 103
Der Haſe und der Fuchs 105
Gott Ueberall 106
Der beherzte Flötenſpieler 108
Der Haſenhüter 111
Das Märchen vom Mann im Monde 114
Der König im Bade 115
Der kleine Däumling 119
Der Zauber-Wettkampf 123
Mann und Frau im Eſſigkrug 126
Das Kätzchen und die Stricknadeln 130
Der Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Igel 131
Oda und die Schlange 134
Die drei Gaben 135
Tiſchlein deck dich, Eſel ſtreck dich, Knüppel aus dem Sack 137
Die drei Muſikanten 143
Der Müller und die Nixe 148
Goldener 152

Seite

Siebenſchön 156
Des Königs Münſter 159
Des kleinen Hirten Glückstraum 161
Des Hundes Noth 165
Das Märchen vom Schlaraffenland 168
Die Hexe und die Königskinder 172
Der Mönch und das Vögelein 176
Die ſieben Gaislein 178
Schneeweißchen 180
Das Dornröschen 189
Die ſieben Schwanen 193
Die drei Hunde 198
Schwan, kleb' an 202
Das Mäuslein Sambar, oder die treue Freundſchaft der Thiere 206
Der Mann und die Schlange 209
Der Hahn und der Fuchs 210
Die Lebensgeſchichte der Maus Sambar 213
Zitterinchen 219
Aſchenbrödel 222
Die Knaben mit den goldenen Sternlein 225
Der Wachholderbaum 228
Der weiße Wolf 235
Bruder Sparer und Bruder Verthuer 238
Rupert, der Bärenhäuter 240
Das Märchen vom Ritter Blaubart 245
Goldhähnchen 247
Die drei dummen Teufel 251
Die dankbaren Thiere 256
Die vier klugen Geſellen 259
Vogel Holgott und Vogel Moſam 264

Seite
Von zwei Affen 265
Von dem Wolf und den Maushunden 268
Die Katze und die Maus 270
Das Gruseln 272



Vom tapfern Schneiderlein.

Es war einmal ein Schneiderlein, das ſaß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte auf eine Zeit, da es arbeitete, einen Apfel neben ſich liegen, darauf ſetzten ſich viele Fliegen, wie das Som-merszeiten ſo gewöhnlich, die angelockt waren von dem ſüßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte ſich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen laſſen, ſchlug auf den Apfel, und befand im Hinſehn, aß damit ſieben Fliegen erſchlagen waren. Ei, dachte bei ſich das Schneiderlein, iſt Du ſolch ein Held?! Ließ ſich ſtracklich einen blanken Harniſch machen, und auf das Bruſtſchild mit goldnen Buchſtaben ſchreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog das Schneiderlein mit ſeinem Harniſch angethan umher auf Gaſſen und Straßen, und die es ſahen, vermeinten, der Held habe ſieben Männer auf einen Streich gefällt, und fürchteten ſich.

Nun war in demſelben Lande ein König, deſſen Lob weit und breit erſchallte, zu dem begab ſich der faule Schneider, der gleich nach ſeiner Heldenthat Nadel, Scheere und Bügeleiſen an den Nagel gehangen, trat in den Hof des Königspalaſtes, legte ſich alldort in das Gras und entſchlief. Die Hofdiener, ſo aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harniſch ſahen, und die Goldſchrift laſen, verwunderten ſich ſehr, was doch jetzt, zu Friedenszeiten, dieſer ſtreitbare Mann an des Königs Hof thun wolle? Er däuchte ſie ohne Zweifel ein großer Herr zu ſein.

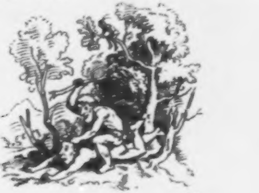
Des Königs Räthe, ſo den ſchlafenden Schneider gleichfalls geſehen, thaten ſolches Sr. Majeſtät, ihrem allergnädigſten König, zu wiſſen, mit dem unterthänigſten Bemerken, daß, ſo ſich kriegeriſcher Zwieſpalt erhebe, dieſer Held ein ſehr nützlicher Mann werden und dem Lande gute Dienſte leiſten könne. Dem König gefiel dieſe Rede wohl, ſandte alsbald nach dem geharniſchten Schneider, und ließ ihn fragen, ob er Dienſte begehre? Der Schneider antwortete, ebendeshalb ſei er hergekommen, und bäte die Königliche Majeſtät, wo höchſtdieſelbe ihn zu brauchen gedächte, ihm allergnädigſt Dienſte zu verleihen. Der König ſagte dem Schneiderlein Dienſte zu, verordnete ihm ein ſtattliches Loſament und Zimmer, und gab ihm eine gute Beſoldung, von der es, ohne etwas zu thun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währete es nicht lange Zeit, ſo wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung hatten, dem guten Schneider gram, und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn ſie mit ihm uneins würden, möchten ſie ihm nicht ſattſam Widerſtand leiſten, da er ihrer ſieben allwege auf einen Streich todtſchlagen würde, ſonſten hätten ſie ihn gern ausgebiſſen, und ſo ſannen ſie täglich und ſtündlich darauf, wie ſie doch von dem freislichen Kriegsmann kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfſinn etwas kurz zugeſchnitten war, wie ihre Röcklein, ſo fanden ſie keine Liſt, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden ſie Rathes mit einander, alle zugleich vor den König zu treten, und um Urlaub und Entlaſſung zu bitten, und das thaten ſie auch.

Als der gute König ſahe, daß alle ſeine treuen Diener um eines einzigen Mannes willen ihn verlaſſen wollten, ward er traurig, wie nie zuvor, und wünſchte, daß er den Helden doch nie möge geſehen haben; ſcheute ſich aber doch, ihn hinwegzuſchicken, weil er fürchten mußte, daß er ſammt all ſeinem Volk von ihm möchte erſchlagen, und hernach ſein Königreich von dem ſtracklichen Krieger möchte beſeſſen werden. Da nun der König in dieſer ſchweren Sache Rath ſuchte, was doch zu thun ſein möge, um alles gütlich abzuthun und zum Beſten zu lenken, ſo erſann er letztlich eine Liſt, mit welcher er vermeinte, des Kriegsmannes (den Niemand für einen Schneider ſchätzte) ledig zu werden und abzukommen. Er ſandte ſogleich nach dem Helden und ſprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein gewaltigerer und ſtärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden ſei, denn er (der Schneider). Nun hauſeten im nahen Walde zwei Rieſen, die thäten ihm aus der Maaßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch ſonſt wie beikommen, denn ſie erſchlügen alles, und ſo er ſich's nun unterfangen wolle, die Rieſen umzubringen, und brächte ſie wirklich um, ſo ſolle er des Königs Tochter zur ehelichen Gemahlin, und das halbe Königreich zur Ausſteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hülfe gegen die Rieſen mitgeben.

Auf dieſe Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zu Muthe und däuchte ihm ſchön, daß es ſollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Ausſteuer empfangen; ſprach daher kecklich: er wolle gern dem König, ſeinem allergnädigſten Herrn, zu Dienſten ſtehen, und die Rieſen umbringen, und ſie wohl ohne Hülfe der hundert Reiter zu tödten wiſſen. Darauf verfügte er ſich in den Wald, hieß die hundert Reiter, die ihm auf des Königs Befehl dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickigt, und lugte umher, ob er die Rieſen irgend wo ſehen möchte. Und endlich nach langem Suchen fand er ſie Beide unter einem Baume ſchlafend, und alſo ſchnarchend, daß die Aeſte an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin- und herrauſchten.

Der Schneider beſann ſich nicht lange, las ſchnell ſeinen Buſen voll Steine, ſtieg auf den Baum, darunter die Rieſen lagen, und begann, den einen mit einem derben Steine auf die Bruſt zu werfen, davon der Rieſe alsbald erwachte, über ſeinen Mitgeſellen zornig ward und fragte, warum er ihn ſchlüge? Der andere Rieſe entſchuldigte ſich beſtens, ſo gut er's vermochte, daß er mit Wiſſen nicht geſchlagen, es müſſe denn im Schlafe geſchehen ſein; da ſie nun wieder entſchliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein, und warf den andern Rieſen, der nun auffahrend über ſeinen Kameraden ſich erzürnte und fragte, warum er ihn werfe? der aber nun auch nichts davon wiſſen wollte. Als beiden Rieſen nun die Augen nach einigem Zanken vom Schlafe wieder zugegangen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den andern, daß er es nun nicht länger ertragen mochte, und auf ſeinen Geſellen, von dem er ſich geſchlagen vermeinte, heftig losſchlug; das wollte denn der andere Rieſe auch nicht leiden, ſprangen beide auf, riſſen Bäume aus der Erde, ließen aber doch zu allem Glück den Baum ſtehen, darauf der Schneider ſaß, und ſchlugen mit den Bäumen ſo heftig auf einander los, bis ſie einander gegenſeitig todt ſchlugen.

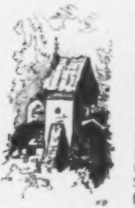


Als der Schneider von ſeinem Baume ſahe, daß die beiden Rieſen einander todt geſchlagen hatten, ward ihm beſſer zu Muthe, als ihm jemals geweſen, ſtieg fröhlich vom Baume, hieb mit ſeinem Schwerte jeglichem Rieſen eine Wunde oder etliche, und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Rieſen entdeckt oder ob er ſie nirgends geſehen habe? „Ja,“ ſagte der Schneider, „entdeckt und geſehen und alle zwei todt geſchlagen — habe ich, und ſie liegen laſſen unter einem Baume.“ Das war den Reitern verwunderlich zu hören, konnten und wollten's nicht glauben, daß der eine Mann ſo unverlezt von den Rieſen ſollte gekommen ſei, und ſie noch dazu todt geſchlagen habe, ritten nun ſelbſt in den Wald, dieß Wunder zu beſchauen und fanden es alſo, wie der Schneiderheld geſagt hatte. Darob verwunderten ſich die Reiter gar ſehr, und empfanden einen grauslichen Schrecken, ward ihnen auch noch übler zu Muthe, denn vorher, da ſie fürchteten, der Sieger werde ſie alle umbringen, wenn er ihnen Feind würde; ritten heim und ſagten dem König an, was geſchehen.

Da nun der Schneider zum Könige kam, ſeine That ſelbſt anzeigte, und die Königstochter ſammt dem halben Königreich begehrte, gereute den König ſein Verſprechen, das er dem unbekannten Kriegsmann gegeben, gar übel, denn die Rieſen waren nun erwürgt, und konnten keinen Schaden mehr thun; dachte darüber nach, wie er des Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindeſten geſonnen, ihm die Tochter zu geben. Sprach daher zum Schneider, wie er in einem andern Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm ſehr großen Schaden thue an Fiſchen und Leuten; daſſelbe ſolle er doch auch noch fangen, und ſo er dieſes vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben. Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauſte, und befahl ſeinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er wolle allein hineingehen und allein die That beſtehen, wie er die gegen die zwei Rieſen auch allein und ohne andere Hülfe beſtanden. Als der Schneider eine Weile im Walde umher ſpazirt war, erſieht er das Einhorn, das gegen ihn daher rennt mit vorgeſtrecktem Horn und will ihn umbringen. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn gar nahe an ihn herankam, und als es nahe bei ihm war, ſchlüpfte er raſch hinter den Baum, neben dem er zu allernächſt ſtand, und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und ſich nicht mehr wenden konnte, mit aller Haſt gegen den Baum, daß es ihn mit ſeinem ſpitzen Horn faſt durch und durch ſtieß, und das Horn unverwandt darin ſtecken blieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baume feſt zappeln ſah, hervor, ſchlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an den Baum vollends feſt, ging heraus zu ſeinen Jagdgeſellen, und zeigte ihnen ſeinen Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf ging das Schneiderlein zum König, thät demüthiglich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunſches, und erinnerte beſcheidentlich an das königliche zweimalige Verſprechen. Darob ward der König über die Maaßen traurig, wußte nicht, was zu thun ſei, da der Schneider der Tochter begehrte, die er doch nicht haben ſollte. Und begehrte noch eins an den Kriegsmann. Dieſer ſolle nämlich auch das grauſame Wildſchwein, das in einem dritten Walde liefe und alles verwüſte, einfahen, und ſo er auch dieſes vollbringe, dann wolle der König ihm die

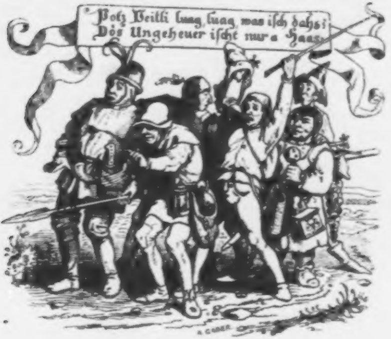
Tochter ohne allen Verzug geben, wolle ihm auch ſeine ganze Jägerei zur Hülfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht ſonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit ſeinen Geſellen zum Walde hinaus, und befahl ihnen, als der Forſt erreicht war, draußen zu bleiben. Des waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildſchwein hatte ſie ſchon öfter dermaßen empfangen, daß ihrer Viele das Wiederkommen auf immer vergeſſen hatten, und ſie Alle nicht mehr begehrten, ihm nachzuſtellen, dankten daher dem Schneider ſehr aufrichtig, daß er ſich allein in die Fahrniß wage und ſie in Nummero Sicher dahinten laſſe. Der Schneider war noch nicht lange in den Wald getreten, ſo wurde das Wildſchwein ſeiner anſichtig, und ſtürzte auf ihn zu mit ſchäumendem Rachen und wetzenden Hauern und wollte ihn gleich zu Boden rennen, ſo daß ſein Herz erzitterte und er ſich ſchnell nach Rettung umſah. Da ſtand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, darin man vor Zeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabei ſtand, und die Kapelle erſah, ſprang er mit einem Satz hinein, aber auch der Thüre gegenüber mit einem Luftſprung durch ein Fenſter, darin keine Scheiben mehr waren, wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildſau, die nun in der Kapelle rumorte, der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wiſchte vor an die Thüre, warf ſie eilends zu, und verſperrte ſo das grauſame Gewild in das Kirchlein, ging dann hin zu den Jagdgeſellen, zeigte ihnen ſeine That an, die kamen hin, befanden die Sache alſo wahr und richtig, und ritten heim mit großer Verwunderung, dem König Bericht erſtattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen glückhaften Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht, das mag ein Jeglicher, ſelbſt mit geringem Verſtand, leichtlich ermeſſen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben, oder fürchten, daß dieſer ſeine Heldenkraft, davon er drei ſo erſtaunliche Proben gegeben, gegen ihn ſelber wenden dürfte. Doch iſt wohl zweifelsohne, hätte der König vollends gewußt, daß der Held ein Schneider wäre, ſo hätte er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, denn ſeine Tochter geſchenkt. Ob nun aber der König einem Manne ohne Herkunft und ohne Geburt, außer der von ſeiner Mutter, ſeine Tochter mit kleiner oder mit großer Bekümmerniß, gern oder ungern, gebe, danach fragte Schneiderlein gar wenig oder gar nicht, genug er war ſtolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu ſein. Alſo wurde die Hochzeit nicht mit all zu großer Freudigkeit von königlicher Seite begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.



Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin, wie ihr Herr und Gemahl im Schlafe redete, und vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wamms — flicke mir die Hoſen — ſpute Dich — oder ich — ſchlage Dir das Ellenmaaß über die Ohren!“ Das kam der jungen Königsgemahlin ſehr verwunderlich vor, merkte ſchier, daß ihr Gemahl ein Schneider ſei, zeigte das ihrem Herrn und Vater an, und bat ihn, er möge ihr doch von dieſem Manne helfen. Solche Rede durchſchnitt des Königs Herz, daß er habe ſeine einzige Tochter einem Schneider antrauen müſſen, tröſtete ſie auf das Beſte, und ſagte, ſie ſolle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, ſo ſollten vor der Thür etliche Diener ſtehen, und wenn ſie wieder ſolche Worte vernähmen, ſollten dieſe Diener hinein gehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ ſich die junge Frau gefallen und verhieß alſo zu thun. Nun hatte der König aber einen Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold, und hatte des Königs untreue Rede gehört, verfügte ſich daher eilend zu dem jungen König und eröffnete ihm das ſchwere Urtheil, das über ihn ſo eben jezt ergangen und gefällt war, und bat ihn, er möge ſeines Leibes ſich nach beſten Kräften wehren. Dem ſagte der Schneider-König ob ſeines Warnens großen Dank, und er wiſſe wohl, was in dieſer Sache zu thun ſei. Wie nun die Nacht gekommen war, begab ſich zu gewohnter Zeit der junge König mit ſeiner Gemahlin zur Ruhe und that bald, als ob er ſchliefe. Da ſtand die Frau heimlich auf und öffnete die Thür, worauf ſie ſich wieder ganz ſtill niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören konnten: „Knecht, mache mir die Hoſen — bletze mir — das Wamms, oder ich will dir das Ellenmaaß über die Ohren ſchlagen. Ich — hab' Sieben auf einen Streich — todt geſchlagen — zwei Rieſen hab' ich — todt geſchlagen — das Einhorn hab' ich gefangen — die Wildſau hab' ich auch gefangen — ſollt' ich Die fürchten — die draußen vor der Kammer ſtehen?“

Als die vor der Kammer ſolche Worte vernahmen, ſo flohen ſie nicht anders, als jagden ſie tauſend Teufel, und keiner wollte der ſein, der ſich an den Schneider wagte. Und ſo war und blieb das tapfere Schneiderlein ein König all ſein Lebetag und bis an ſein Ende.


Potz Veitli luag, luag, was iſch dahs!
Dös Ungeheuer iſcht nur a Haas.
A. GABER

Das Märchen von den ſieben Schwaben.

Es waren einmal ſieben Schwaben, die wollten große Helden ſein und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit ſie aber ein gut Gewaffen hätten, zogen ſie zunächſt in die weltberühmte Stadt Augsburg und gingen ſogleich zu dem geſchickteſten Meiſter allda, um ſich mit Wehr und Waffen zu verſehen. Denn ſie hatten nichts Geringeres im Sinne, als das gewaltige Ungethüm zu erlegen, das zur ſelben Zeit in der Gegend des Bodenſee's gar übel hauſete. Der Meiſter ſtaunte ſchier, als er die Sieben ſah, öffnete aber flugs ſeine Waffenkammer, die für die wackeren Geſellen eine treffliche Auswahl bot. „Bygott!“ rief der Allgäuer, „ſend des au Spieß? So oaner wär mer grad reacht zume Zahnſtiher. For mi iſcht e Spieß von ſiebe Mannslengene noh net lang gnueg.“ — Drob ſchaute ihn der Meiſter wiederum an mit einem Blick, der den Allgäuer beinahe verdroß. Denn dieſer lugte zurück mit grimmigen Augen, und bei einem Haar hätt's etwas gegeben, wenn der Blitzſchwab nicht juſt zur rechten Zeit ſich in's Mittel gelegt. „Hoz Blitz!“ rief er, „du heſcht Reacht und i merk doin Maining: Wie älle Siebe for Oin, ſo for älle Siebe noh oin Spieß.“ Dem Allgäuer war dies nicht ganz klar, aber weil's den andern juſt eben recht, ſo ſagte er: „Joh“. Und der Meiſter fertigte in weniger als einer Stunde den Spieß, der ſieben Mannslängen maß. — Ehe ſie aber die Werkſtatt verließen, kaufte ſich jeder noch etwas Apartes, der Knöpflesſchwab einen Bratſpieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler aber Sporen für ſeine Stiefel, indem er bemerkte: ſolche ſeien nicht nur gut zum Reiten, ſondern auch zum Hintenausſchlagen. Als der Seehaas ſich endlich einen Harniſch gewählt, pflichtete ihm der Spiegelſchwab in ſolcher Vorſicht vollkommen bei, meinte aber, es ſei beſſer, den Harniſch hinten als vorn anzulegen. Und kaufte ſich ein altes Barbierbecken aus der Rumpelkammer des Meiſters, groß genug, um ſeine untere Kehrſeite zu bedecken. „Merks: han i Curaſche und gang i voran, noh brauch i koan Harniſch, gohts aber hinterſche und fällt mer d' Curaſche anderswohnah, noh iſcht der Harniſch an ſeinn rechte Platz."

Und nachdem die ſieben Schwaben wie ehrliche Leute alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Chriſten bei St. Ulrich eine Meſſe gehört und zuletzt noch beim Metzger am Gögginger Thore gute Augsburger Würſte eingekauft hatten, ſo zogen ſie zum Thor hinaus ihres Weges weiter. Den Spieß aber hielten ſie alle ſieben und gingen in einer Reihe hinter einander, daß ſie ſchier ausſahen, wie angeſpießte Lerchen. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der mannlichſte unter ihnen, dann kam der Jockele, genannt der Seehaas, hierauf der Marle, genannt der Neſtelſchwab, dem folgte der Jerkle, was der Blitzſchwab geheißen, hernach ging der Michel, Spiegelſchwab zubenamſet, dann kam der Hans, Knöpflesſchwab, und zuletzt kam Veitle, das war der Gehlfießler. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodenſee geſeſſen; der Neſtelſchwab führte darum ſeinen Namen, weil er ſtatt der Knöpfe Neſteln hatte, er mußte aber bei den Hoſen faſt immer mit der Hand nachhelfen und halten, dieweil die Neſteln oftmalen abgeriſſen waren. Der Blitzſchwab hieß alſo, weil er ſich die Redensart: „Hetz Blitz!" angewöhnt hatte. Der Spiegelſchwab hatte die Gewohnheit, ſeine Naſe allezeit an dem Vordertheil ſeiner Jacke abzuputzen, die davon einen gewiſſen Spiegelglanz annahm; das ſchaffte jenem den ſaubern Namen. Knöpflesſchwab war ein Mann, der verſtand gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das iſt im bairiſchen Deutſch Knötel, und im ſächſiſchen Deutſch Klöße. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landſchaft, deren Einwohner die Umwohner Gehlfießler ſchimpfen. Darum, daß ſie einſtmals einen Wagen voll Eier, den ſie ihrem Herzog als Abgabe bringen müſſen, recht voll ſtampfen wollen, und die Eier mit den Füßen feſtgetreten, davon denn die Eier etwas Weniges zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hätten.

Zogen nun die Sieben alleſammt gutes Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der ſpäten Dämmerung über eine grüne Wieſe, da hob ſich eine Horniß nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecke hervor, und flog vorüber. Darob erſchrak der Schulz, Allgäuer, mächtiglich, und begann Angſtſchweiß zu ſchwitzen, und ſchrie ſeinen Kriegsgeſellen zu: „Horchet! Horchet! der Feind drommelt ſchoh!" Da ſchmeckte der Jockele, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl! wohl! 's iſt ebbes in der Nähe! I ſchmeck ſchaun 's Pulver!" Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und ſprang über einen Zaun, kam aber gerade auf die Zinken eines Rechens zu ſpringen, und da fuhr ihm der Stiel ins Geſicht und gab ihm einen ungewaſchnen Schlag. Der Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und ſchrie: „Gieb Pardohn! i ergeb me.“ Die andern Sechs waren nachgeſprungen über den Zaun, und da ſie ihren Anführer alſo ſchreien hörten, ſo ſchrien ſie Alle: „Ergibſcht du de, noh ergeb i me au! Ergibſcht du de, noh ergeb i me au!“ Aber es war niemand vorhanden, der die ſieben Schwaben gefangen nehmen wollte; und da ſie das merkten, ſchämten ſie ſich ihrer wenigen Herzhaftigkeit, und verſchwuren ſich, dieſe ihre erſte Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter ſo kamen die ſieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie ſie ſo tapfer darauf losmarſchirten, merkten ſie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer faſt mit der Naſe an ihn ſtieß. Als er ihn nun ſah, war er hin vor Schreck, ſtolperte und ſtieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und ſchrie dazu gottsjämmerlich: „E Bär! E Bär!“ Vermeinte, ſein letztes Brod wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch rührte ſich der Bär nicht, dieweil er maustodt war. Des war der Allgäuer hoch erfreut, ſchaute nun nach ſeinen Brüdern, und ſah mit neuem Schreck, daß alle mäusleinſtill für todt auf dem Boden lagen, meinte, er habe ſie gar mit dem Spieße hinterrücks erſtochen, und erhub ein Wehegeſchrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefreſſen, denn ſie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten ſie vorſichtig in die Höh, und wie ſie ſahen, daß der Bär todt war, erhoben ſie ſich friſch und geſund, traten um den Bären herum und auf ihn, und unterſuchten, wie tief wohl die Wunde ſei, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzſchwab ſagte: „Hotz Blitz! Der Bär iſcht verreckt und ſchoh lang dodt!“ — „Joh Joh,“ ſprach der Jockele, „mer ſchmeckt de Brohde.“ Wurden eins, dem Bär das Fell abzuziehen und als Siegeszeichen mit ſich zu führen, das Aas aber liegen zu laſſen. „Jetzt kennet d' Schoof de Bäre freſſe, wie er d' Schoof gfreſſe hod!“ ſprach einer unter ihnen, und ſo zogen ſie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Kamen nun juſt in einen Wald und geriethen tiefer und tiefer in die Stauden hinein, bis ſie darin ſtecken blieben. Die Bäume ſtanden zuletzt ſo dicht, daß des Fortkommens kein Gedanke war, bis der Allgäuer endlich vor einem derben Stamme ſtehen blieb, den Spieß erhob und wie ein Löw' brüllte: „Bygott! durch muß e.“ Sprachs und rannte den Spieß mit ſolcher Gewalt zur Seite des Baums in den Boden, daß der Knöpfleſchwab zwiſchen Baum und Spieß eingeklemmt wurde, wie ein Treibkeil, und ſich weder rühren noch regen konnte. Und das war eben kein Kinderſpiel, denn jetzt ſtockte der Zug vollends, konnte keiner vor- noch rückwärts. Zwar machten die Geſellen einige mächtige Verſuche, den Knöpfleſchwab aus der Klemme herauszuziehen, aber es war eitel Mühen: der Hans ſaß feſt und ankte nicht. Da war es plötzlich, als ob dem Allgäuer ein großer Gedanke durch as Hirn dämmerte; er lugte um ſich und rief: „Bygott! i mießt 's Teufels i, wenn mer Gott et helfe dät!“ Und er ſagte: „Hui Ochs!“ und packte den aum mit gewaltiger Fauſt und riß ihn heraus ſammt Wurzel, Stumpf und Stiel. er Knöpfleſchwab, mehr todt als lebendig, ſchnellte heraus juſt wie der Ball im Pritſchenſchlagen, flog ſechs Klafter himmelanwärts und plumpte hernieder, daß die Erde drob wackelte. Die fünf andern aber ſchauten gar ehrerbietig zu dem Allgäuer empor, denn erſt jetzt ging ihnen ein Licht auf, welchen Fund ſie an dem Herrn Schulz gethan.

Um ein Wenigs weiter, zeigte ſich's abermals, daß der Allgäuer das Herz nicht im Sprungriemen trug, denn als die Sieben ſich aus den Stauden herausgefunden, kam ein Bräuer aus München des Wegs, der trieb ein Rudel Borſtenvieh vor ſich her und man konnt's ihm auf hundert Schritt anſehen, wes Landes Kind er war. Blieb groß und breit ſtehen, als er die Sieben mit dem Spieß erblickte und zog ein Geſicht, als wollt' er die wackern Leut' auslachen. Gleich war der Blitzſchwab vor ihn her und fragte protzig: „Was luegſcht Gſell? hoſcht du noh koan Schwobbe gſeah?" — „O genug," gab jener zurück, „bei mir daheim auf der Malzdarre laufen ſie zu tauſenden herum." Meinte ſpottweiſe die ſchwarzen Käfer, alſo geheißen, weiß keine Menſchenſeele warum. Das war genug, um dem Blitzſchwab, der zu Zeiten giftig war, wie ein Maifroſch, die Laus über den Grind laufen zu laſſen. Machte ſich an den Baier heran, und gab ihm flugs eine Watſchel, daß jenem die Augen hell aufblitzten und die Ohren ſummten juſt eben ſo, wie die große Horniß. Der Baier, nicht faul, langte mit den Armen weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu verſetzen; und es wär' auch eine geweſen, an die er ſein Lebtag gedacht hätte. Nun war aber der Blitzſchwab ein rutzigs Kerlchen, drehte ſich auf einem Beine ſiebenmal herum, und hatte ſein Lebtag nichts beſſer gelernt, als das Ausreißen. So kam es, daß der Baier gar mächtiglich in die Luft ſchlug, ſich um und um drehte wie ein Kreiſel, ſtolperte und zu Boden ſtürzte wie ein Wiesbaum. Das half ihm zum Garaus; der Blitzſchwab ſtürzte über ihn her wie ein Queckenhamſter und packte ihn an der Gurgel, während die andern Hände und Füße hielten und luſtig darauf lostrommelten. Er wäre ihrer aber doch letztlich noch Herr geworden, weil er ein großer ſtarker Kerl war, wäre nicht auch der Allgäuer über ihn hergefallen, wie ein Malterſack. Da mußte er Abbitte thun, wohl oder übel, denn das Häuflein ließ nicht eher locker und ledig.

Und es geſchah, daß die guten Geſellen auf ihrer Weiterreiſe an einen weiten blauen See kamen, ſo dünkete es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, der ſchlug Wellen im Wind, und droben an ſeinem Abhang ſtanden die ſieben Schwaben und lugten hinunter, wie ſie wohl am geſchwindeſten über dieſen See kommen möchten. Es war aber kein Waſſer da drunten, ſondern ein Feld voll Flachſes, der ſo recht in ſeiner ſchönſten, blauen Blüthe ſtand.

„Hetz Blitz!" rief der Blitzſchwab, „was iſcht doh z' thuan? Ueber des wild Waſſer müßet mer nüber."

„Allgäuer, trag du es nüber, wie der hoilich Kriſchtof et Pilgersleut," ſagte der Seehaas. — „Bygott!" antwortete der Allgäuer, „ins Waſſer gieng i wohl, wenns net tiefer gieng als an de Hals." Der Neſtelſchwab griff mit der Hand an ſeinen Hoſenbund, das edle Kleidungsſtück feſt zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der andern Hand ſchwimmen thäte; dem Knöpfleſchwab war das Ding gar nicht einerlei, er lugte ſcharf, ob kein Haifiſch, Wallfiſch oder Krokodil im Waſſer brauſe; und ſo ſtanden auch die andern ganz verlegen da, bis der Blitzſchwab ſich hinter ihnen herumdrückte und ein Paar hinunterſtieß, indem er ausrief: „Friſch gwobgt iſcht halb gſchwomme.“ Da die nicht unterſanken, faßte ſich auch der Gelbfüßler ein Herz und that einen Hupf hinunter; ihm folgte der Blitzſchwab und der Neſtelſchwab mit beſſerem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten einer auf den andern, bis ſie merkten, daß ſie mit der Naſe ins Feld gefallen waren, und allgemach mit etwas gequetſchten Rippen ſich wieder aufmachten, den Spieß auffiſchten und an ihm wiederum fürbaß ſchritten.

Bis zur Stunde hatten die Sieben einträchtig an dem Spieße gehalten, war
weder Unrecht noch Unfried zwiſchen ihnen vorgekommen. Da kam der böſe Feind
und ſäete Zwietracht zwiſchen dem Blitzſchwab und dem Spiegelſchwab mitten hin-
ein. Das trug ſich folgendermaßen zu. Als die Schaar ein gut Stück weiter kam,
war es ſchon Nacht und der Mond ging eben auf. Da wurde es dem Spiegel-
ſchwab wunderlich zu Muthe, juſt wie daheim und meinte: „Jetzt hent mers
gwonne, Memmenge iſcht nemme weit.“ Lugt ihn der Blitzſchwab verwundert an
und fragt, wie er das wiſſen könne. Der Spiegelſchwab lachte pfiffig: „Werd
eh doch de Memmenger Mond kenne.“ Drob lachte jener, daß ihm das Waſſer
aus den Augen rannte, und ſchrie: „Hotz Blitz! Gjell, wie biſcht du ſo blitzdumm!“
Nun vertrug zwar der Spiegelſchwab einen derben Puff, hatten ihn oft ſchon kurz
und lang geheißen, aber für dumm gelten wollte er nicht. Das war ſo eben ſeine
mpfindliche Seite. Dies kaum geſagt, hatte der Blitzſchwab daher auch ſchon
eine Dachtel. Fuhren nun zuſammen die Beiden, gerade wie ein paar Metzger-
unde und draſchen ſich ſchier um die Wette, den Andern zur Kurzweil, bis endlich
er Seehaas den Allgäuer bat, Frieden zu ſtiften. Der ließ ſich nicht lange bitten,
ondern packte ſogleich den Blitzſchwaben am Hoſenbundel und hielt ihn in der
uſt, wie einen Froſch; er mochte zappeln, wie er wollte. Inzwiſchen ließ der
piegelſchwab nicht nach, den Blitzſchwaben auf's Brett zu klopfen; daher ergriff
r Allgäuer auch dieſen und hielt ihn am Leibe unter der Gurgel ſo ſteif und feſt,
ß er bockſtarr da ſtand und nicht muckſen konnte. „Bygott!“ rief der Herr Schulz,
will euch Mores lehre, ihr donnderſchlechtiche Strohlkerle.“ Schüttelte den einen
d droſſelte den andern immer ärger und ärger, bis ſie endlich einander das
ort gegeben, daß ſie wieder gut Freund ſein wollten, was ſie denn auch geblie-
n von der Zeit an bis an ihren Tod.

Es wies ſich auch bald aus, daß der Spiegelſchwab gar nicht ſo dumm ge-
ſen, wie der Blitzſchwab allermeiſt geglaubt, denn als ſie zwei Viertelſtunden
eges gegangen, kamen ſie richtig nach Memmingen, wie jener aus dem Monde
ophezeit. Aber als ob juſt dieſes Städtlein dem Spiegelſchwaben heut nur Un-
ck bringen ſollte, ſo geſchah es alsbald wieder, daß es dem Armen zu Haut
Haaren ging. „Durch Memmenge ganget mer net,“ hatte er geſagt und als
n ihn ob der Urſache gefragt, hatte er den Kopf geſchüttelt und gemeint, er
ſe das ſelbſt am Beſten! Gingen deßhalb rings um die Stadtmauer, die Sie-
, um juſt am andern Ende wieder die Heerſtraße zu gewinnen. Aber da hat
s denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Menſch ſeinem Schickſal nicht
geben könne. Denn ehe ſich's der Spiegelſchwab verſehen, ſprang aus einem
pfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und ſchrie in einem
, der durch Mark und Bein ging: „Biſcht endlich wieder doh, du Schlingel?

Wo biſcht ſo lang rumkalfaktert, du Galgenſtrick?“ Dem Spiegelſchwab wurde es grün und gelb vor den Augen und vermeinte, ſein Ende ſei gekommen, denn die Alte war niemand anders, als ſeine liebwerthe Ehehälfte, die er mir nichts dir nichts ſitzen gelaſſen, als er hinausgezogen war mit den andern Geſellen auf die Wanderſchaft. Hier galt's, nicht lange zu überlegen, war daher flugs mit einem Satze hinüber in die Hopfengärten zum großen Jubel der andern, die ſchier berſten wollten vor Lachen. Aber die Alte, ſchnell wie eine Bachſtelze auf den ſpindeldürren Füßen, war hurtig hinterdrein und es hätte wohl einen argen Strauß gegeben zwiſchen den beiden, wenn dem Spiegelſchwaben nicht gerade zu guter Stunde ein Schelmenſtückchen eingefallen wäre. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das that ihm nun guten Dienſt. Eilig warf er es über den Kopf, ſchlüpfte behend in die Tatzen und lief nun auf allen Vieren, nicht anders als ein leibhaftiger Bär, rannte brummend auf das Weib zu, umfing ſie mit den ſcharfen Krallen und drückte und herzte ſie, daß ihr Hören und Sehen verging. Die Alte war froh, als ſie dem Schalk entronnen, der nun freudig mit den Andern von dannen zog. Von Stund an aber ſchreibt ſich der Brauch, daß böſe Männer von ihren Ehehälften gar häufig Brummbären genannt werden.

„Uf Leid folgt Freid!“ rief der Allgäuer und zeigte nach dem Leutkircher Thor, wo ein Wirthshaus ſtand, über deſſen Thür zu leſen war: „Hier ſchenkt man Märzenbier aus!“ War keiner unter den Sieben, der nicht gern einen Trunk Bier geſchenkt genommen hätte, richteten daher im Nu ihre Schritte nach dem Wirthshaus und langten mit dem Spieße in der Hausflur an, in demſelben Augenblick, als der dicke Bräuer vor die Thür trat, nach dem Wetter auszulugen. Als der die Schaar erblickte mit dem furchtbaren Spieß, wurde es ihm eben nicht warm um's Herz, zog aber ſchnell ſein Käppchen und fragte höflich nach ihrem Begehr. „Se wellet e bißle ſei Bier brobiere,“ ſagte der Allgäuer und ſchritt ſchnurſtracks mit den Geſellen in die Zechſtube. Da ward's dem Wirth klar, daß die Geſandtſchaft mit dem Spieße abgeſchickt ſei von der ſchwäbiſchen Kreisregierung, wie wohl zu Zeiten geſchieht, um das Bier zu koſten und zu prüfen, ob es preiswürdig ſei. Rannte daher ſpornſtreichs in den Keller und holte ein Körble vom Beſten herauf, wie er nur für ſich und ſeine Leute gebraut. Das Körble war leer im Umſehen, das zweite in noch kürzerer Zeit, und als die Sieben in weniger als zwei Stunden nahe an einen halben Eimer getrunken, meinte der Wirth, er ſehe, daß es ihnen ſchmecke. Der Blitzſchwab aber, der immer das Maul vorweg hatte, ſagte: „'s kennt beſſer ſei, wenn net z' wenig Malz und Hopfe drin wär.“ „Das iſt nicht wahr,“ verſetzte der Wirth, der ein Schalk war, „Hopfen und Malz iſt nicht zu wenig darin, aber zu viel Waſſer.“ Da merkte der Blitzſchwab, daß er ſeinen Mann gefunden, trank noch ein Mäßle und ſagte den Spruch, der ihm einfiel:

In Langeſalz, in Langeſalz
(kennt au Memmenge heiße, ſagte er)
Braut mer drui Bier aus einem Malz
Es erſchte heißet ſe de Kern,
Des trinket d' Burgermeiſchter gern,
Es andre heißt es Mittelbier,
Des ſetzt mer de gmoane Leut für;
Es dritt des heißt Covent,
Drink di petz Sapperment!

Zogen dann alleſammt fürbaß und der Wirth in Memmingen ſchwört heute noch Stein und Bein, daß das Häuflein nichts anders geweſen, als des Memminger Kreiſes Oberbierbeſchauer.

„Uf Leid folgt Freid!“ hatte der Allgäuer geſagt, ohne zu bedenken, daß das weiſe Sprüchlein umgekehrt ſich noch bei Weitem häufiger bewahrheitet. Es ſollte nun einmal Regen und Sonnenſchein auf der abenteuerlichen Fahrt der ſieben Geſellen faſt immer abwechſeln, drum war's eben kein Wunder, daß das arme Häuflein gar bald wieder in die Tinte gerieth. Noch drehte und wirbelte es in ihren Köpfen von dem überreichlich genoſſenen Märzenbier, da harrte ihrer ſchon wieder das tückiſche Geſchick. Zogen eben bei Kronburg vorüber, da lauſchte der geſtrenge Herr Junker aus dem Fenſter. Mochte ihm nicht recht geheuer vorkommen mit der luſtigen Schaar, die auch dem Aeußern nach nicht eben allzu reputirlich einherzog. Er rief deshalb ſeinen Schergen und ſagte: „Lug einmal nach den Landſtreichern da drüben — ſcheint mir eine ſaubere Sippſchaft zu ſein.“ Der Scherg nahm ſieben Bullenbeißer mit ſich, jeder groß genug, um zur Noth mit einem Bären kämpfen zu können, und ſtieg hinab, Jagd auf die unglücklichen Schwaben zu machen. Hatte ſie bald ereilt und da der Blitzſchwab ſchnippiſch war, wie immer, machte der Haltmichfeſt kurze Sache und nahm das Häuflein mit ſich. Zwar wollte der Allgäuer nicht ſo ohne Weiteres mitgehen, als aber die Hunde
gar grimmig knurrten, da ſenkte er den Spieß mit den Ohren zugleich und trabte
hinterdrein. Wurden nun ſämmtlich vor den Junker von Kronburg geführt, der
in ſtrenges Verhör begann. Der Seehaas machte den Sprecher für Alle und
rzählte getreulich: Wie in der Gegend am Bodenſee ein ſchreckliches Thier hauſe,
nd da hätten ſie ſich denn als brave Landsleute und biedere Männer zuſammen-
ethan aus allen ſchwäbiſchen Gauen, um das Land vom Ungeheuer zu befreien.

Das aber glaubte der Junker nicht, ſondern blieb bei ſeiner Meinung, ſie
ien Strolche und Diebsgeſindel, und ließ ſie in das Häusle, das iſt, in's
efängniß ſtecken.

So geht 's in Schnitzlebutz Heusle, Do ſinget und tanzet die Meusle
Und bellet die Schnecken im Heusle —

t der Blitzſchwab im Häusle geſungen, aber ganz ſtill, wie ein Mäusle.

Es hatte aber der Junker erſt Tags zuvor, da ihn das Zipperlein plagte,
n löblichen Entſchluß gefaßt, ein Zuchthaus zu ſtiften zum Schrecken aller Gau-
und Tagediebe, zu Nutz und Frommen der Bürgerſchaft und zur Aufklärung
gemeinen Volkes. Da kamen ihm die ſieben Schwaben eben recht. Sonſt war
in gar frommer und milder Herr, der ſogar ſeinen eigenen Bauern nicht mehr
lle abſchor, als er eben nöthig hatte, um ſich ſelbſt warm zu kleiden. Befahl
er auch, daß man den Gefangenen Nahrung reichen ſolle, ſo weit ſie deß
rften. Der Spiegelſchwab aber, der ihn wohl kannte und wußte, daß Schmal-
s in deſſen Küche und Keller hauſte, legte ſeinen Plan darauf an, welchen er
Geſellen mittheilte. Wie alſo der Scherg Mittags eine große Pfanne voll
er Klöße, die ſie Milchſpätzle nennen, brachte, ſprach der Blitzſchwab zum
pfleßſchwaben: „Die ghairet wohl for di?“ Der Scherg meinte, das ſei wohl
lle genug. Der Knöpfleßſchwab aber ſagte, er wolle lugen, ob's für ihn lange,
ſich und aß die Pfanne allein aus, ſo daß kein Krümchen noch Bröckchen

übrig blieb. Der Scherg erſchrak und lief zum Junker, meinend, man müſſe für die Landſtreicher eine ganze Braupfanne voll Spätzle auf einmal kochen, und das ſei, dünke ihm, noch nicht genug. Da ging der Junker von und auf Kronburg in ſich und meinte, er ſei dem ſchwäbiſchen Kreis und der Menſchheit kein ſo großes Opfer ſchuldig, daß er ſich aushungern laſſen ſollte in ſeinem Schloß um einiger wenigen Strolche willen. Stracks wurden die Sieben in Freiheit geſetzt, nur daß ihnen der Junker noch einen Steckbrief mit auf den Weg gab, um andere Behörden und Kerkerknechte pflichtſchuldigſt vor des Knöpflesſchwaben großer Freßſucht zu warnen.

Nach mehr als einem andern Abenteuer, das zu viel wäre zu erzählen, gelangten die Schwaben an einen großen See, und da ſagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte: „Des iſcht der Bodeſee." An deſſen Ufern ſollte, wie die Sage ging, das gefährliche Ungeheuer hauſen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die ſieben Schwaben ſich bekanntlich feſt vorgenommen hatten. Da ſie nun des See's anſichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer ſich aufhielt, man wußte nicht, war es ein gräulicher Lindwurm, oder ein feuerſpeiender Drache, ſo fiel ihnen zumeiſt das Herz in die Hoſen, ſie machten Halt und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpflesſchwab noch zu guter Letzt (denn wer konnte wiſſen, ob das Unthier ſie nicht alleſammt mit Haut und Haar verſchlingen werde, mit oder ohne Spieß), eine Mahlzeit Knöpfle oder Spätzle bereite, und ſtellten während dem Eſſen Todesbetrachtungen an. „Joh," ſagte der Allgäuer und ſeufzte recht von unten 'rauf, „'s iſcht e Sach, wenn mer bei ſich ſo recht bedenkt, daß mer zum letzten Mohl in ſeim Leben z' Mittag ißt." Und wieder ſeufzte er und ſagte: „'s iſcht e Sach!" und der Knöpflesſchwab fing an ſtill vor ſich hin zu flennen, wobei er jedoch des Eſſens nicht vergaß. Als aber der Allgäuer zum dritten Mal ganz erſchrecklich tief ſeufzte und ſagte: „'s iſcht e Sach!" da fingen ſie alle an ſo erbärmlich zu flennen und zu heulen, daß es einen wilden Heiden hätte erbarmen können. Der Neſtelſchwab allein ließ ſich das Sterben nicht zu Herzen gehen; denn, ſagte er, mein Mutter hat mir oft geſagt, daß mein Stündlein gar niemals kommen würde. Heulte aber dennoch aus gutem Willen zur Geſellſchaft mit. Als ſie aber endlich nicht mehr konnten, fiel's ihnen doch ein, daß es Zeit ſei, ihre Schlachtordnung herzurichten; dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer ſagte, er ſei bislang emmer der Vorderſcht gwe, 's wär jetzt Zeit, daß er au emohl der Henterſcht ſei, und es ſoll der Blitzſchwob voran. Der meinte aber: „Curaſche han i gnueg em Leib, aber net Leib gnueg for d' Curaſche und dehs Beſcht von Ongheuer." Der Spiegelſchwab wiſchte ſich die Naſe am Aermel und that den Vorſchlag, es ſolle doch wohl beſſer ſein, wenn Einer für Alle ſterbe, und meinte, der Knöpflesſchwab könne ihnen dieſen kleinen Gefallen thun; der aber ſchrie Zetermordio, als habe ihn das Ungeheuer ſchon am Schlafittig. Und ſo ſprachen und ſtritten ſie noch eine Weile hin und her, bis ſie ſich friedſam einigten und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts ſchritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hauſen ſollte. Ehe ſie den erreichten, kamen ſie an einen Rain davor, da ſaß ein Haas und machte ein Männlein, und ſtreckte die langen Löffel in die Höh; das war den Schwaben grauentlich anzuſchauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und beſannen ſich, ob ſie vorwärts rücken und auf's Unthier einrücken ſollten mit lang vorgeſtrecktem Spieß, oder ob ſie ſich zur Flucht wenden ſollten; doch hielt jeder feſt am Spieß. Da nun der Veitle hinten am meiſten in Nummero Sicher war, ſchwoll ihm der Kamm und er ſchrie dem Schulzen zu, der vorne ſtand:

„Stoßt zue in äller Schwabe Name, Sonſcht wünſch ih, daß ihr möcht erlahme!"

Der Hans, des Veitle Gelbfüßlers Vordermann, Knöpfleſchwab, ſpottete der Curaſche des Veitle, indem er ſagte:

„Beim Element, du hoſcht guat ſchwätze, Du biſcht der Letſcht beim Drachahetze!"

Dem Michel ſträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, ſondern ſprach mit abgewandtem Geſicht, indem er den Aermel ſeinem Geſicht näherte:

„Es wird net fehle um a Hoar, So iſt es wohl der Teufel gar!"

Jergle lugte dem Michel in's Geſicht, und ſchauete auch gar nicht hin nach dem Beſcht von Ungeheuer, indem er zaghaft beiſtimmte:

„Blitz! iſcht er's net, ſo iſcht's ſei Mueder, Oder 's Teufels ſei Stiefbrueder!"

Dem Marle Neſtelſchwab, der ſich ſchon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, gefiel ſein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte ſich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzuſehen, und rief dem Veit zu:

„Gang, Veitle, gang, gang du vorahn, I will dehente ſei di ſtahn!"

Veitle drückte aber ſeine Ohren auf und that, als hörte er nicht, worauf der Marle zu Jockele ſagte:

„Gang, Jockele, gang, gang du vorahn, Du heſcht Sporn und Stiefel ahn,
Daß di der Drach net beiße kahn!"

Aber Jockele fand ſeinen Troſt darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes der ſieben Schwaben und des zu beſtehenden Abenteuers ſtand, und ſagte:

„Der Schulz, der muaß der Erſchte ſei, Denn ihm gebiehret die Ehr allei."

Schulz Allgäuer faßte ſich ein Herz und ſprach muthig, da es nun einmal die unvermeidliche Gefahr ging:

„So ziehe denn herzhaft in de Streit, Dodran erkennt mer tapfre Leut."

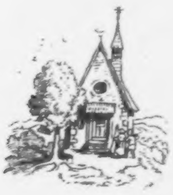
Und ſo ging es in Gottes Namen und im Sturmſchritt auf das Ungeheuer s, und als dem Schulzen das Herz pfupferte, konnte er ſich ſeiner Angſt nicht wehren und ſchrie: „Haw hurlahau! Hau, hauhau!" Da erſchrak der Haas und ſpornſtreichs Ferſengeld querfeldein, und lief, was er laufen konnte. Jetzt rief hulz Allgäuer freudiglich:

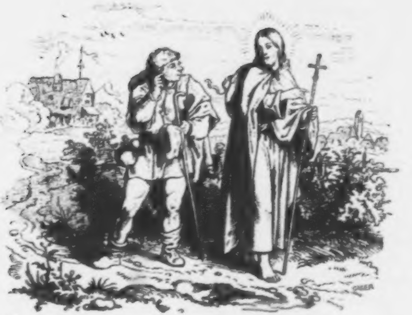
„Potz Veitle, lueg, lueg, was iſcht das? Es Ohngeheuer iſcht nuh e Haas!"

„Hoſchts gſehe? Hoſchts gſehe?" fragten ſich nun die Andern unter einander. otz Blitz! E Ding wie ne Kalb!" rief der Blitzſchwab. Der Neſtelſchwab that nen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß dih es Mäusle beiß'! E Thier wie ne ſtock!" „Oho!" rief der Knöpfleſchwab: „En Elefant iſcht nuh e Katz gege Ohnthier." „Bygott!" erwiederte der Allgäuer, „wenn des koa Haas gweh , noh weiß i de Dreimänner Wei vom Rachebutzer net z' unterſchaide!" „Noh, Noh!" vermittelte der Seehaas: „Haas her! Haas hen! E Sees iſcht halt greßer und gremmiger, als älle Haaſe im heiliche remiſche Reich." e der Seewei feurer und herber als älle Wei im heiliche remiſche Reich," ſagte n der Gelbfüßler, und über dieſe Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas faſt ein r Watſcheln gegeben, denn es kränkte ihn ſchwer, daß der Veitle über den

Seewein ſpottete, der ihm von Kindesbeinen an geſchmeckt. Mit den Seeweinen verhält es ſich aber alſo: es giebt ihrer drei Arten, zum erſten der Sauerampfer, ſchmeckt nur ein Weniges beſſer als Eſſig und verzieht das Maul nur ein Bißchen, zumal wenn man ſich daran gewöhnt hat. Die zweite Gattung iſt Dreimännerwein geheißen, ſteht im Geſchmack noch 10 Grad unter Eſſig und wurde ſo getauft, weil man behauptet, daß derjenige, ſo ihn zu trinken verurtheilt, von Zweien gehalten werden muß, während ihn ein Dritter eingießt. Die dritte Sorte iſt der Rachenputzer, hat die rühmliche Eigenſchaft, daß er Schleim und alles andere abführt, thut aber dabei Noth, daß wer ſich mit dem Wein im Leib ſchlafen legt, in der Nacht ſich wecken laſſe, damit er ſich umkehren möge, ſonſt möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen freſſen.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den ſieben Schwaben ſo glückhaft beſtanden war, ſo wurden ſie eins nunmehr von ihren Thaten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber that Noth, ein Siegeszeichen zu errichten, das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache ſein Fell zu Markte getragen und der Haas in ſeinem Balg wohlbehalten entkommen war, ſo wurden die guten Geſellen dahin eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächſtgelegene Kapelle zu ſtiften, die hieß man hernach die Kapell zum ſchwäbiſchen Heiland. Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Neſter getragen.



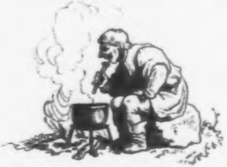


Vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen.

Als unſer lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern, das Evangelium predigte und viele Zeichen that, kam zu ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab, und fragte ihn: „Mein Leiden-Geſell, wo willt da hin?“ Da antwortete ihm unſer Herrgott: „Ich ziehe um, und mache die Leute ſelig.“ So ſagte der Schwab: „Willt du mich mit dir laſſen?“ — „Ja,“ antwortete unſer Herrgott, „wenn du fromm ſein willt und weidlich beten.“ Das ſagte der Schwab zu. Als ſie nun mit einander gingen, kamen ſie zwiſchen zwei Dörfer, darinnen läutete man. Der Schwab, der gern ſchwätzte, fragte unſern Herrngott: „Mein Leiden-Geſell, was läutet man da?“ Unſer Heiland, dem alle Dinge wiſſend waren, antwortete: „In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zum Begängniß eines Todten.“ — „Gang du zum Todten!“ ſprach der Schwab, „ſo will ich zur Hochzeit gehn.“

Darauf ging unſer Herrgott in das Dorf und machte den Todten wieder lebendig, da ſchenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab thät ſich auf der Hochzeit um, half einſchänken, einem Gaſt um den andern, und auch ſich ſelbſt, und als die Hochzeit zu Ende war, da ſchenkte man ihm einen Kreuzer. Das war der Schwab wohl zufrieden, machte ſich auf den Weg und kam wieder zu unſerm Herrgott. Alsbald, wie der Schwab dieſen von Weitem ſahe, hub er ſein Kreuzerlein in die Höhe und ſchrie: „Lug, mein Leiden-Geſell! Ich hab Geld; was haſt denn du?“ trieb alſo viel Prahlens mit ſeinem Kreuzerlein. Unſer Herrgott lachet ſeiner, und ſprach: „Ach, ich hab' wohl mehr als du!“ thät den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden ſehen. Der aber war nicht unbehend, warf geſchwind ſein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden, und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen alles gemein mit einander haben!“ Das ließ unſer Herrgott gut ſein.

Nun als ſie weiter mit einander gingen, begab es ſich, daß ſie zu einer Heerde Schafe kamen, da ſagte unſer Herrgott zum Schwaben: „Gehe, Schwab, zu dem Hirten, heiße ihm uns ein Lämmlein zu geben, und koche uns das Gehänge oder Geräuſch zu einem Mahle.“ — „Ja!“ ſagte der Schwab, that, wie ihm der Herr geheißen, ging zum Hirten, ließ ſich ein Lämmlein geben, zog's ab und bereitete das Gehänge zum Eſſen. Und im Sieden da ſchwamm das Leberlein ſtets empor; der Schwab drückt's mit dem Löffel unter, aber es wollte nicht unten bleiben, das verdroß den Schwaben über alle Maßen. Nahm deshalb ein



Meſſer, ſchnitt das Leberlein, dieweil es gahr war, von einander und aß es. Und als nun das Eſſen auf den Tiſch kam, da fragte unſer Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wär? Der Schwab aber war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe keines gehabt. „Ei!“ ſagte unſer Herrgott: „wie wollte es denn gelebt haben, ohne ein Leberlein?“ Da verſchwur ſich der Schwab hoch und theuer: „Es hat bei Gott und allen Gottes-Heiligen keines gehabt!“ Was wollte unſer Herrgott thun? Wollte er haben, daß der Schwab ſtill ſchwieg, mußt' er wohl zufrieden ſein.

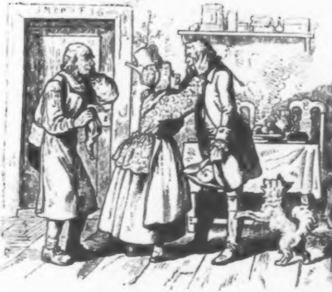
Nun begab es ſich, daß ſie wiederum mit einander ſpazierten, und da läutete es abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Lieber, was läutet man da?“ — „In dem Dorf läutet man zu einem Todten, in dem andern zur Hochzeit,“ ſagte unſer Herrgott. „Wohl!“ ſprach der Schwab. „Jetzt gang du zur Hochzeit, ſo will ich zum Todten!“ (vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen). Fragte den Herrn weiter: „Lieber, wie haſt du gethan, daß du den Todten auferwecket haſt?“ — „Ja,“ antwortete der Herr, „ich ſprach zu ihm, ſteh auf im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes! Da ſtand er auf.“ — „Schon gut, ſchon gut!“ rief der Schwab: „nun weiß ich's wohl zu thun!“ und zog zum Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das ſahe, rief er mit heller Stimme: „Halt da! Halt da! Ich will ihn lebendig machen, und wenn ich ihn nit lebendig mache, ſo henkt mich ohne Urtel und Recht.“

Die guten Leute waren froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und ſetzten die Bahre, darauf der Todte lag, nieder. Der Schwab thät den Sarg auf, und fing an zu ſprechen: „Steh auf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!“ Der Todte aber wollte nicht aufſtehen. Dem Schwaben ward angſt, er ſprach ſeinen Segen zum andern und zum dritten Mal, als aber jener Todte ſich nicht erhob, ſo rief er voll Zorn: „Ei ſo bleib liegen in tauſend Teufel Namen!“ Als die Leute dieſe gottloſe Rede hörten, und ſahen, daß ſie von dem Gecken betrogen waren, ließen ſie den Sarg ſtehen, faßten den Schwaben und eileten demnächſt mit ihm dem Galgen zu, warfen die Leiter an und führten den Schwaben hinauf.

Unſer Herrgott zog fein gemachſam ſeine Straße heran, da er wohl wußte, wie es dem Schwaben ergehen werde, wollte doch ſehen, wie er ſich ſtellen würde, kam nun zum Gericht, und rief: „O guter Geſell, was haſt du doch gethan? In welcher Geſtalt erblick ich dich?“ Der Schwab war blitzwild und begann zu ſchelten, der Herr hätte ihm den Segen nicht recht gelehrt. „Ich habe dich recht belehrt,“ ſprach der Herr. „Du aber haſt es nicht recht gelernt und gethan, doch dem ſei, wie ihm wolle. Willt du mir ſagen, wo das Leberlein hinkommen iſt, ſo will ich dich erledigen!“ — „Ach!“ ſagte der Schwab, „das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt! Wes zeiheſt du mich?“ — „Ei du willſt's nur nicht ſagen!“ ſprach der Herr. „Wohlan, bekenn es, ſo will ich den Todten lebendig machen!“ Der Schwab aber fing an zu ſchreien: „Henket mich, henket mich! So komm' ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein, und hört doch wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat! Henket mich nur ſtracks und flugs!“

Wie ſolches unſer Herrgott hörte, daß ſich der Schwab eher wollt henken laſſen, als die Wahrheit geſtehen, befahl er, ihn herab zu laſſen, und machte nun ſelbſt den Todten lebendig.

Als ſie nun mit einander wieder von dannen zogen, ſprach unſer Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen, und dann von einander ſcheiden, denn wenn ich dich allewege und überall ſollte vom Galgen erledigen, würde mir das zu viel.“ Nahm alſo die zweihundert Gulden und theilte ſie in drei Theile. Als Solches der Schwab ſahe, fragte er: „Ei Lieber, warum machſt du drei Theile, ſo doch unſrer nur zween ſind?“ — „Ja,“ antwortete unſer lieber Herrgott, „der eine Theil, der iſt mein; der andere Theil, der iſt dein, und der dritte Theil, der iſt deſſen, der das Leberlein gefreſſen hat!“ Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab' ich's bei Gott und allen lieben Gottes-Heiligen doch gefreſſen!“ Sprach's und ſtrich auch den dritten Theil ein, und nahm alſo Urlaub von unſerm lieben Herrgott.



Die Probeſtücke des Meiſter-Diebes.

Es wohnten in einem Dorfe ein Paar ſehr arme alte Leute mutterſeelen allein in einem geringen Häuslein, das ganz weit draußen ſtand, und hörte gerade mit dieſem Häuslein das Dorf auf. Die beiden Alten waren brav und fleißig, aber ſie hatten keine Kinder. Einen Sohn, einen einzigen, hatten ſie gehabt, aber der war ein ungerathener Bube geweſen, und heimlich auf und davon gegangen, hatte auch ſein Lebetag nichts wieder von ſich hören und ſehen laſſen, und ſo glaubten die beiden Alten, ihr Einziger ſei lange todt und bei Gott gut aufgehoben.

Nun ſaßen einſtmals die beiden Alten vor ihrer Hausthür, an einem Feiertage, da fuhr zum Dorfe herein ein ſtattlicher Wagen, den zogen ſechs ſchöne Roſſe, und darin ſaß ein einzelner Herr, hintenauf ſtand ein Bedienter, deſſen Hut und Rock von Gold und Silber nur ſo ſtarrte. Der Wagen fuhr durch das ganze Dorf, und die Bäuerlein, die gerade aus der Kirche kamen, meinten ſchier, es fahre ein Herzog oder gar ein König vorbei, denn ſolche Pracht konnte der Edelmann, der droben im alten Schloß wohnte, nicht aufwenden. Da hielt mit einem Male der Wagen vor dem letzten Häuslein ſtill, der Bediente ſprang vom Bocke und öffnete dem darin ſitzenden Herrn den Schlag, welcher ausſtieg, und auf die beiden Alten zueilte, die ſich ganz beſtürzt von ihrer Bank erhoben hatten. Er bot ihnen freundlich guten Tag und Handſchlag und fragte, ob er nicht ein

Gericht Kartoffelhütes (Klöße) mit ihnen eſſen könne? Darüber verwunderte ſich am meiſten das Mütterlein, aber der junge hübſche und ſehr vornehm gekleidete Herr ſtillte alsbald ihr Staunen, indem er ſagte, daß ihm noch kein Koch dieſe Hütes habe recht machen können, er wolle ſie einmal von Landleuten zubereitet eſſen, wie in ſeiner Jugend. Da luden die Alten den edlen Junker, für den ſie den Fremdling hielten, freundlich in ihre Hütte, und er ließ den Wagen mit Kutſcher und Bedienten einſtweilen in das Wirthshaus fahren. Das Mütterlein holte eilends Kartoffeln aus dem kleinen Keller des Häusleins herauf, ſchälte, rieb und preßte ſie, ließ Waſſer ſieden, that die geballten Klöße, zu denen ſie etwas Schmalz gethan, hinein, und ſegnete dieſes Eſſen mit dem frommen Spruch: „Gott behüt es,“ davon denn auch die Klöße an vielen Orten Südthüringens Hütes heißen. In dieſer Zeit, daß die Alte ihr Mahl bereitete, war ihr Mann mit dem Fremdling in das Hausgärtchen gegangen, wo er an kurz zuvor gepflanzten jungen Bäumen ſich eine kleine Beſchäftigung machte, und nachſah, ob die Pfähle, an welche die Stämmchen mit Weide gebunden waren, noch feſt hielten, und der Wind keine Weide losgeriſſen hatte, und wo dieß geſchehen war, da band der Alte jedes Stämmchen wieder feſt. Da hub der junge Fremde an zu fragen: „warum bindet ihr dieſes kleine Stämmchen dreimal an?“ — „Ja!“ ſprach der Alte, „da hat es drei Krümmen, darum bind' ich's feſt, daß es gerade wächſt.“ — „Das iſt recht, Alter!“ ſprach der Fremde; „aber dort habt ihr ja einen alten krummen Knorz von Baum! Warum bindet ihr den nicht auch an einen Pfahl auf, daß er gerade wird?“ — „Hoho!“ lachte der Alte: „alte Bäume, wenn ſie krumm ſind, werden nicht wieder gerad. Wenn man ſie gerade haben will; muß man ſie jung gut ziehen.“ — „Habt ihr auch Kinder?“ fragte der Fremde weiter. „O lieber Gott, Euer Gnaden!“ antwortete der Mann, „gehabt hab' ich einen Jungen, war ein erzer Nichtsnutzer, hat wilde böſe Streiche gemacht, und iſt mir zuletzt davon gelaufen, und ſein Lebtag nicht wiedergekommen. Wer weiß, wo ihn der liebe Gott hingeführt hat, oder der Böſe.“ — „Warum habt ihr denn euern Sohn nicht bei Zeiten gerad gezogen, wie dieſe da, eure Bäumchen!“ ſprach betrübt und vorwurfsvoll der Fremde. „Wenn er nun ein ungerathner krummer Knorz und Wildling worden, ſo iſt's eure Schuld. Aber wenn er euch nun wieder unter die Augen käme, würdet ihr ihn wohl erkennen?“ — „Weiß auch nicht, lieber Herr!“ erwiederte der Bauer: „er wird wohl in die Höhe geſchoſſen ſein, wenn er noch lebt, doch hatte er ein Muttermal am Leibe, daran allenfalls könnt' ich ihn kennen. Der kommt aber doch erſt am Nimmermehrstag wieder heim.“ Da zog der Fremde ſeinen Rock aus, und zeigte dem Alten ein Muttermal; der ſchlug die Hände übern Kopf zuſammen, und ſchrie: „Herr Jeſ's! Du biſt mein Sohn — aber nein — du biſt ſo ſchrecklich fürnehm. Biſt du denn ein Graf geworden, oder gar ein Herzog?“ — „Das nicht, Vater,“ ſprach der Sohn leiſe, „aber etwas anders, ein Spitzbub bin ich geworden, weil ihr mich nicht gerade gezogen habt, doch laßt's gut ſein, ich hab' meine Kunſt tüchtig ſtudirt, bin nicht etwa ſo ein miſerabler Pfuſcher, wie's ihrer viele giebt.“

Der alte Mann war ganz ſtumm vor Schreck und vor Freude, führte den Sohn an der Hand ins Haus, und zur Mutter, die juſtement die Klöße fertig hatte und auftrug, und ſagte ihr alles. Da fiel das Mütterlein ihrem Sohn an das Herz und um den Hals, küßte ihn und weinte und ſagte: „Dieb hin, Dieb her! Du biſt doch mein lieber Sohn, den ich unterm Herzen getragen habe, und mir hüpft das Herz hoch in der Bruſt, daß ich dich in meinen alten Tagen wieder geſehen! Ach, was wird dein Herr Pathe ſagen, droben auf dem Schloß der Edelmann!“ — „Ja!“ ſprach dazwiſchen der Vater, während alle drei nun mit einander tapfer in die Klöße einhieben: „Dein Herr Pathe wird nichts von dir wiſſen wollen, bei ſo bewandten Umſtänden, wie es mit dir ſteht; er wird dich am Ende an dem lichten Galgen zappeln laſſen.“ — „Nun, beſuchen will ich ihn doch, den Herrn Pathen!“ antwortete der Sohn, ließ ſeinen Wagen anſpannen und fuhr auf's Schloß hinauf.

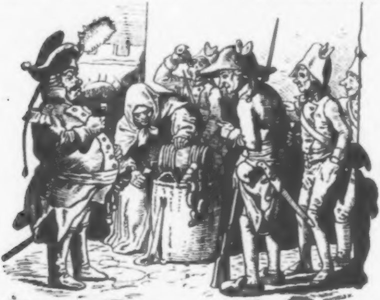
Der Edelmann war ſehr erfreut, ſeinen Pathen, den er als armes Kind aus Gnaden zur Taufe gehoben, ſo ſtattlich wieder vor ſich treten zu ſehen, als dieſer ſich ihm zu erkennen gab. Aber darüber freute er ſich nicht im Mindeſten, als auf Befragen, was er denn in der Welt geworden ſei, der junge Pathe zur Antwort gab, er wäre ein ausgelernter Spitzbube geworden. Sann alſo bald darüber nach, wie er mit guter Art einen ſo gefährlichen Menſchen in Zeiten los werden möchte.

„Wohlan!“ ſprach der Edelmann zu ſeinem Pathen, „wir wollen ſehen, ob du das deinige ordentlich gelernt haſt, und ein ſo großer Dieb geworden biſt, den man mit Ehren laufen laſſen kann, oder nur ſo ein kleiner, den man an den erſten beſten Galgen henkt. Letzteres werde ich in meinem Gerichtsbann mit dir unfehlbar thun, wenn du nicht die drei Proben beſtehſt, die ich dir auferlegen werde!“ — „Nur, her damit, geſtrenger Herr Pathe! Ich fürchte mich vor keiner Arbeit.“

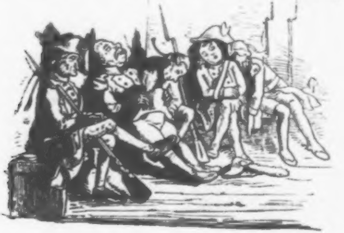
Der Edelmann ſann eine kleine Weile nach, dann ſprach er: „Hör' an! Dieſes ſind die drei Proben. Zum Erſten: ſtiehl mir mein Leibpferd aus dem Stalle, den ich wohl bewachen laſſe von Soldaten und Stallleuten, die jeden todtſchlagen, der Miene macht, in den Stall zu dringen. Zum Andern, ſtiehl mir, wenn ich mit meiner Frau im Bette liege, das Betttuch unterm Leibe weg, und meiner Frau den Trauring vom Finger, doch wiſſe, daß ich geladene Piſtolen zur Hand habe. Zum Dritten und Letzten, — und merke, das iſt das ſchwerſte Stück: ſtiehl mir Pfarrer und Schulmeiſter aus der Kirche und hänge ſie beide lebend in einem Sack in meinen Schornſtein. Thor und Thüren im Schloſſe ſollen dir dazu offen ſtehen.“

Der Meiſter-Dieb bedankte ſich freundlich bei ſeinem Herrn Pathen, daß er ihm ſo leichte Stücklein aufgegeben, und ging ſeiner Wege, um in nächſter Nacht gleich das erſte Stück auszuführen. Der Edelmann traf alle Anſtalten, ſein Leibroß gut bewachen zu laſſen. Sein erſter Reitknecht mußte ſich darauf ſetzen, ein anderer Diener mußte den Zaum faſſen, ein dritter den Schwanz, und vor die Thüre ordnete der Herr eine Soldatenwache. Die wachten und wachten, froren und fluchten, denn es war kalt, und Alle waren durſtig; da zeigte ſich ein altes müdes Mütterlein, das trug ein Fäßlein auf einem Korbe, hüſtelte ſchwer und keuchte zum Schloßhof hinein. Das Fäßlein weckte in der Seele der Soldaten ganz beſonders anziehende Gedanken, nämlich die, daß möglicherweiſe Branntwein darin ſein könne, und daß Branntwein ein Specificum gegen den Nachtfroſt ſei und gegen die böſen Nebel. Rieſen daher das alte Mütterlein zum Feuer, daß ſich's wärme, und forſchten nach dem Inhalt des Fäßleins. Richtig

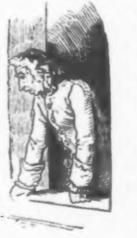
geahnet! Branntwein war darin, und noch dazu veredelter, Doppelpomeranzen,
Spaniſchbitter oder ſo eine Sorte. Auch war das Fäßlein nicht tückiſcher Weiſe
erpicht und verſpundet, ſondern es war ein Hähnlein daran, und die Frau



ſe, das war das Beſte, den Branntwein zu verkaufen. Da kauften die Sol-
rn ein Becherlein ums andere, rieſen's auch den Wächtern im Stalle zu, daß
ußen im Hofe der Weizen blühe, und das alte Frauchen hatte alle Hände voll
hun mit Einſchänken, ſo daß ihr Fäßlein ſchier leer war. Die alte Frau war
r kein anderer Menſch als der Erzdieb, der ſich gut verkleidet und in den Schnaps
n barbariſchen Schlaftrunk gemiſcht hatte. Es währte gar nicht lange, ſo fiel



ein Soldat nach dem andern in Schlaf und den Wächtern im Stalle ſielen auch die Augen zu, und es war gut, daß der Dieb ſchon im Stalle bei dem Pferde ſtand, ſo konnte er den Reitknecht in ſeinen Armen auffangen, als dieſer gerade vom Pferde fiel, und ihn ſanft rittlings auf die Schranke ſetzen und was weniges anbinden, damit der gute Menſch nicht etwa auch da herunter falle und Schaden leide. Dem Leibkutſcher, der den Zaum hielt, und in der Ecke ſchnarchte, lieh der Dieb einen Strick in die Hand, und dem Stallknecht ſtatt des Roßſchweiſes ein Strohſeil. Dann nahm er eine Pferdedecke, ſchnitt ſie in Stücken, wickelte ſie um des Roſſes Füße, ſchwang ſich in den Sattel, und heidi, haſt du nicht geſehen — zum Stall und zum offen gebliebenen Schloßthor hinaus.

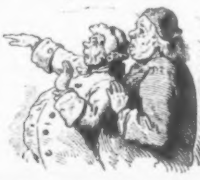


Als es heller Tag geworden, ſah der Edelmann zum Fenſter hinaus, und ſah einen ſtattlichen Reiter daher galoppirt kommen, auf einem nicht minder ſtattlichen Roß, das ihm ſo bekannt vorkam. Der Reiter hielt an, und bot guten Morgen hinauf zum Schloßfenſter. „Guten Morgen, Herr Pathe! Euer Pferd iſt Goldes werth!“ — „Ei daß dich alle Teufel!“ rief der Edelmann, wie er ſah, daß das Pferd ſeine Schäcke war. „Du biſt ein Gaudieb! Nu, nu — nur zu! Laß deine Kunſt weiter ſehen!“ Der Edelmann nahm ſeine Reitpeitſche und ging nach dem Stalle voller Zorn; als er aber die wunderlichen Gruppen der noch immer ſchlafenden Wächter ſah, mußte er laut auflachen; gedachte aber bald in ſeinem Herzen: wenn der Gauner dieſe Nacht kommt, mir das Betttuch zu ſtehlen, will ich ihm eine Kugel durch den Kopf ſchießen, denn ſolch einen gefährlichen Kerl möchte ich nicht in meiner Nähe wiſſen.

Da nun die Nacht herbeigekommen war, legte ſich der Edelmann mit ſeiner Frau zu Bette, und neben ſich legte er eine geladene Piſtole und unterſchiedliche andere Wehr und Waffen, ſchlief auch nicht ein, ſondern blieb wachſam, horchte und lauſchte, ob ſich nichts regte. Lange blieb alles ſtill, jetzt endlich, es war ſchon ziemlich dunkel, war es, als würde eine lange Leiter angelehnt, und bald darauf wurde draußen am Fenſter die Geſtalt eines Menſchen ſichtbar, der herein ſteigen wollte. „Erſchrick nicht, Frau!“ rief leiſe der Edelmann, nahm die Piſtole, zielte gut, drückte los, und ſchoß den Räuber mitten durch den Kopf, dieſer wankte und gleich darauf hörte man unten einen ſchweren Fall. „Der ſteht nicht wieder auf,“ ſprach der Edelmann, „doch möcht' ich Aufſehen vermeiden, ich will deshalb geſchwind die Leiter hinunter ſteigen, daß im Hauſe kein Lärm wird, und den Erſchoſſenen bei Seite ſchaffen.“ Das war der Edelfrau recht, und ihr Mann that, wie er geſagt. Bald darauf kam er wieder herauf und ſprach zur Frau: „Der iſt mauſetodt; ich will dem armen Teufel aber doch, ehe ich ihn in die Grube werfe, in einen Leilacken hüllen, und da er um deines Ringes willen ſein Leben hat laſſen müſſen, ſo wollen wir ihm dieſen anſtecken; gieb mir den Ring und auch das Betttuch.“ Die Frau gab beides her, und jener ſtieg eilend wieder hinunter. Es war aber nicht der Edelmann, ſondern der Meiſter-Dieb, der, um ſein Stücklein auszuführen, vom erſten beſten Galgen (damals gab es in Deutſchland noch alle Wege viele Galgen), einen friſch Gehenkten abgeſchnitten und ihn dann auf ſeine Schultern geladen hatte, als er die Leiter emporſtieg. Wie drinnen der Schuß fiel, ließ er den Leichnam hinunter ſtürzen, ſtieg eilend die Leiter herab und verſteckte ſich. Und wie nun der Edelmann herunter kam, und ſich mit dem vermeintlich Erſchoſſenen zu ſchaffen machte, wiſchte er raſch hinauf ins Zimmer der Frau, ahmte des Pathen Stimme nach und forderte Ring und Betttuch.

Am andern Morgen ſah der Edelmann wieder nach ſeiner Gewohnheit zum Fenſter hinaus, da ging drunten ein Mann auf und ab, der hatte, wie es ſchien, Leinwand zu verkaufen, mindeſtens trug er ein zuſammengeſchlagenes Bündel über der Schulter, und ließ einen ſchönen Ring in der Morgenſonne blitzen und funkeln. Mit einem Male rief der Mann hinauf: „Schönſten guten Morgen, Herr Pathe! Ich wünſche Ihnen und der Frau Pathin recht wohl geruht zu haben!“ — Der Edelmann war wie vom Donner gerührt, als er ſeinen Pathen, den er die vorige Nacht mit eigner Hand erſchoſſen und mit derſelben Hand in eine Grube geworfen, leibhaftig ſtehen ſah, und fragte haſtig ſeine Frau nach Ring und Tuch. „Nun, du haſt mir's ja dieſe Nacht abverlangt!“ erwiederte die Dame. „Der Satan! Aber ich nicht!“ tobte der Edelmann — doch gab er ſich bald wieder, in Erwägung, daß der kühne Dieb noch mehr hätte nehmen können. Er machte dem Pathen eine Fauſt zum Fenſter hinaus und rief: „Erzgauner! Das Dritte! Das Dritte bringt dich ſicherlich an den Galgen!“

„In der nächſten Nacht darauf begab ſich etwas Seltſames auf dem Gottesacker. Der Schulmeiſter, der dieſem zunächſt wohnte, wurde es zuerſt gewahr, und meldete es dem Herrn Pfarrer. Ueber den Gräbern wandelten kleine brennende Lichtlein in unſtäter Bewegung umher. „Das ſind die armen Seelen, Schulmeiſter!“ flüſterte der Pfarrer mit Grauſen. Plötzlich erſchien eine große ſchwarze Geſtalt auf den Stufen der Kirchthüre, die rief mit hohlem Tone:



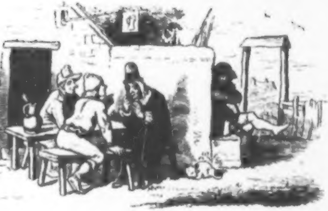
Kommt All' zu mir, kommt All' zu mir,
Der jüngſte Tag iſt vor der Thür!
O Menſchenkinder, betet ſtill!
Die Todten ſammeln ſchon ihr Gebein!
Wer mit mir in den Himmel will,
Der kreuch in dieſen Sack hinein!

„Wollen wir?“ fragte der Schulmeiſter den Pfarrer mit Zähneklappern. „Zeit wär's, vorm Thorſchluß. Der heilige Apoſtel Petrus ruft uns, das iſt keine Frage. Aber Reiſegeld?“ — „Ich habe mir zwanzig Kronen erdarbt,“ wisperte das Schulmeiſterlein. „Ich habe hundert Dicketonnen (Laubthaler) für den Nothfall zurückgelegt!“ ſprach der Pfarrer. „Holen wir's und nehmen's mit!“ riefen beide und thaten alſo, dann näherten ſie ſich der ſchwarzen Geſtalt mit Furcht und Zittern. Dieſe war der Meiſter-Dieb; er hatte Krebſe gekauft und ihnen brennende Wachslichterlein auf den Rücken geklebt, das waren die armen Seelen, hatte einen Mönchsbart und eine Mönchskutte, und einen Hopfenſack, in den er die beiden Schwarzröcke aufnahm, nachdem er ihnen ihr Erſpartes abgenommen. Jetzt ſchnürte er den Sack zu und ſchleifte ihn hinter ſich her durch das Dorf und durch einen Tümpel, wobei er rief: „Jetzt geht's durch das rothe Meer!“ dann durch den Bach: „Jetzt geht's durch den Bach Kidron,“ dann durch die Schloßflur, allwo es kühl war: „Jetzt geht's durch das Thal Joſaphat,“ dann zur Treppe hinauf: „Dieſes iſt ſchon die Himmelsleiter,“ endlich hing er den Sack im Schornſtein auf an einen Haken, daran man die Schinken räuchert, machte darunter einen ziemlichen Qualm und rief mit ſchrecklicher Stimme: „Dieſes iſt das Fegefeuer! Dieſes dauert etwelche Jahre!“ und machte ſich fort. Da ſchrieen Pfarrer und Schulmeiſter Zeter Mordio, daß das ganze Hausgeſinde zuſammen lief. Der Meiſter-Dieb aber trat kecklich zum Edelmann: „Herr Pathe, meine dritte Probe iſt auch gelöſt. Pfarrer und Schulmeiſter hängen im Schornſtein, und ſo es Euch gefällig, könnt ihr ſie ſelber zappeln ſehen und ſchreien hören!“ — „O du Erzſchalk und Erzgauner, du Erzböſewicht und Meiſter-Dieb aller Meiſter-Diebe!“ rief der Edelmann und gab gleich Befehl, jene aus dem Fegefeuer zu erlöſen. „Du haſt mich überwunden, hebe dich von dannen! Hier haſt du ein Goldſtück. Hebe dich von dannen, komme mir nicht wieder vor Augen, und laß dich für dein Geld henken, wo es dir gefällig iſt.“

„Danke zum Allerſchönſten, geſtrenger Herr Pathe, und will ſo thun!“ antwortete der Spitzbub, „aber wollt ihr nicht die Pfänder auslöſen, die ich redlich erworben habe? Euer Leibroß mit zweihundert Kronen, eurer Gemahlin Trauring und das Tuch mit hundert Kronen, des Pfarrers und Schulmeiſters Geld mit hundert und zwanzig Kronen! Wo nicht, ſo fahr' ich damit von dannen.“ Den Edelmann rührte faſt der Schlag; er ſprach: „Lieber Pathe, das war ja alles nur ein Spaß, du wirſt dieſe Güter nicht an dir behalten wollen; ich ſchenke dir ja das Leben.“ „Nun, ſo will ich gehen, und Euch die Sachen alle herbringen!“ ſprach der Meiſter-Dieb; ging und ließ ſeinen Wagen anſpannen, ſeinen alten Vater und ſeine Mutter hineinſetzen, ſetzte ſich ſelbſt auf des Edelmanns Roß, ſteckte den prächtigen Ring an den Finger und ſchickte dem Edelmann nur das Betttuch mit einem Brieflein, darin ſtand: „Gebt dem Pfarrer und dem Schulmeiſter ihr Geld zurück, ſonſt ſtiehlt Euch eure Frau

Dero unterthäniger Pathe und Meiſter-Dieb.“

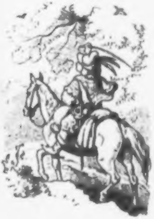
Da bekam der Edelmann große Furcht, trug den Schaden und wollte nichts mehr von ſeinem Pathen wiſſen, erfuhr auch nichts mehr von ihm, denn der war mit ſeinen Aeltern in ein fernes Land gezogen und ein ehrlicher und angeſehener Mann geworden.



Die verzauberte Prinzeſſin.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, der hatte zwei Söhne, einen guten, der hieß Hans, und einen böſen, der hieß Helmerich. Wie das aber wohl geht in der Welt, der Vater hatte den böſen mehr lieb als den guten.

Nun begab es ſich, daß das Jahr einmal ein mehr als gewöhnlich theures war und dem Meiſter der Beutel leer ward. Ei! dachte er, man muß zu leben wiſſen. Sind die Kunden doch ſo oft zu dir gekommen, nun iſt es an dir höflich zu ſein und dich zu ihnen zu bemühen. Geſagt gethan. Früh Morgens zog er aus und klopfte an mancher ſtattlichen Thür; aber wie es ſich denn ſo trifft, daß die ſtattlichſten Herren nicht die beſten Zahler ſind, die Rechnung zu bezahlen hatte Niemand Luſt. So kam der Handwerksmann müde und matt des Abends in ſeine Heimath und trübſelig ſetzte er ſich vor die Thüre der Schenke ganz allein, denn er hatte weder das Herz mit den Zechgäſten zu plaudern noch freute er ſich ſehr auf das lange Geſicht ſeines Weibes. Aber wie er da ſaß in Gedanken verſunken, konnte er doch nicht laſſen hinzuhören auf das Geſpräch, das drinnen geführt ward. Ein Fremder, der eben aus der Hauptſtadt angelangt war, erzählte, daß die ſchöne Königstochter von einem böſen Zauberer gefangen geſetzt ſei und müſſe im Kerker bleiben ihr Lebelang, wenn nicht Jemand ſich fände der die drei Proben löſte, welche der Zauberer geſetzt hatte. Fände ſich aber einer, ſo wäre die Prinzeß ſein und ihr ganzes herrliches Schloß mit all ſeinen Schätzen. Das hörte der Meiſter an zuerſt mit halbem Ohr, dann mit dem ganzen und zuletzt mit allen beiden, denn er dachte: mein Sohn Helmerich iſt ein aufgeweckter Kopf, der wohl den Ziegenbock barbieren möchte, ſo das einer von ihm heiſchte; was gilt's, er löſt die Proben und wird der Gemahl der ſchönen Prinzeß und Herr über Land und Leute. Denn alſo hatte der König, ihr Vater, verkündigen aſſen. — Schleunig kehrte er nach Haus und vergaß ſeine Schulden und Kunden über der neuen Mähr, die er eilig ſeiner Frau hinterbrachte. Des andern Morgens ſchon ſprach er zum Helmerich, daß er ihn mit Roß und Wehr ausrüſten wolle zu der Fahrt, und wie ſchnell machte der ſich auf die Reiſe! Als er Abſchied nahm, verſprach er ſeinen Eltern, er wolle ſie ſammt dem dummen Bruder Hans gleich holen laſſen in einem ſechsſpännigen Wagen; denn er meinte ſchon, er wäre König. Uebermüthig wie er dahinzog, ließ er ſeinen Muthwillen aus an allem was ihm in den Weg kam. Die Vögel, die auf den Zweigen ſaßen und den Herrgott lobten mit Geſang wie ſie es verſtanden, ſcheuchte er mit der Gerte von den Aeſten und kein Gethier kam ihm in den Weg, daran er nicht ſeinen Schabernack ausgelaſſen hätte. Und zum erſten begegnete er einem Ameiſenhaufen; den ließ er ſein Roß zertreten, und die Ameiſen, die erzürnt an ſein Roß und an ihn ſelbſt krochen und Pferd und Mann biſſen, erſchlug und erdrückte er alle. Weiter kam er an einen klaren Teich, in dem ſchwammen zwölf Enten. Helmerich lockte ſie ans Ufer und tödtete deren elf, nur die zwölfte entkam. Endlich traf er auch einen ſchönen Bienenſtock; da machte er es den Bienen wie er es den Ameiſen gemacht. Und ſo war ſeine Freude die unſchuldige Creatur nicht ſich zum Nutzen, ſondern aus bloſer Tücke zu plagen und zu zerſtören.

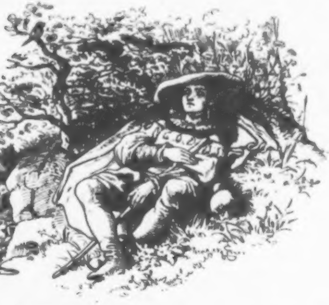


Als Helmerich nun bei ſinkender Sonne das prächtige Schloß erreicht hatte, darin die Prinzeſſin verzaubert war, klopfte er gewaltig an die geſchloſſene Pforte. Alles war ſtill; immer heftiger pochte der Reiter. Endlich that ſich ein Schiebfenſter auf und hervor ſah ein altes Mütterlein mit ſpinnewebfarbigem Geſichte, die fragte verdrießlich, was er begehre. „Die Prinzeß will ich erlöſen," rief Helmerich, „geſchwind macht mir auf." „Eile mit Weile, mein Sohn," ſprach die Alte; „morgen iſt auch ein Tag, um neun Uhr werde ich dich hier erwarten." Damit ſchloß ſie den Schalter.

Am andern Morgen um neun Uhr, als Helmerich wieder erſchien, ſtand das Mütterchen ſchon ſeiner gewärtig mit einem Fäßchen voll Leinſamen, den ſie ausſtreute auf eine ſchöne Wieſe. „Lies die Körner zuſammen," ſprach ſie zu dem Reiter, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit gethan ſein." — Helmerich aber dachte, das ſei ein alberner Spaß und lohne es nicht ſich darum zu bücken; er ging derweil ſpazieren und als die Alte wiederkam, war das Fäßchen ſo leer wie vorher. „Das iſt nicht gut," ſagte ſie. Darauf nahm ſie zwölf goldene Schlüſſelchen aus der Taſche und warf ſie einzeln in den tiefen dunklen Schloßteich. „Hole die Schlüſſel herauf," ſprach ſie, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit gethan ſein." Helmerich lachte und that wie vorher. — Als die Alte wiederkam und auch dieſe Aufgabe nicht gelöſt war, da rief ſie zweimal: „Nicht gut! nicht gut!" Doch nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn die

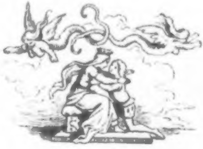
Treppe hinauf in den großen Saal des Schloſſes; da ſaßen drei Frauenbilder,
alle drei in dichte Schleier verhüllt. „Wähle, mein Sohn,“ ſprach die Alte, „aber
ſieh dich vor, daß du recht wählſt. In einer Stunde komme ich wieder.“ Helme-
rich war nicht klüger, da ſie wiederkam als da ſie wegging; übermüthig aber
rief er auf's Gerathewohl: „Die zur Rechten wähl' ich.“ — Da warfen alle drei
die Schleier zurück; in der Mitte ſaß die holdſelige Prinzeß, rechts und links
zwei ſcheußliche Drachen, und der zur Rechten packte den Helmerich in ſeine
Krallen und warf ihn durch das Fenſter in den tiefen Abgrund.

Ein Jahr war verfloſſen ſeit Helmerich ausgezogen die Prinzeß zu erlöſen
und noch immer war bei den Eltern kein ſechsſpänniger Wagen angelangt.
Ach!“ ſprach der Vater, „wäre nur der ungeſchickte Hans ausgezogen ſtatt
nſres beſten Buben, da wäre das Unglück doch geringer.“ — „Vater,“ ſagte Hans,
laßt mich hinziehn, ich will's auch probiren.“ Aber der Vater wollte nicht, denn
as dem Klugen mißlingt, wie führte das der Ungeſchickte zu Ende? Da der
ater ihm Roß und Wehr verſagte, machte Hans ſich heimlich auf und wan-
rte wohl drei Tage denſelben Weg zu Fuß, den der Bruder an einem geritten
ar. Aber er fürchtete ſich nicht, und ſchlief des Nachts auf dem weichen Moos
ter den grünen Zweigen ſo ſanft wie unter dem Dach ſeiner Eltern; die Vögel



Waldes ſcheuten ſich nicht vor ihm, ſondern ſangen ihn in Schlaf mit
beſten Weiſen. Als er nun an die Ameiſen kam, die beſchäftigt waren
neuen Bau zu vollenden, ſtörte er ſie nicht, ſondern wollte ihnen helfen,
ie Thierchen, die an ihm hinaufkrochen, las er ab ohne ſie zu tödten,
ſie ihn auch bißen. Die Enten lockte er auch ans Ufer, aber um ſie mit

Broſamen zu füttern; den Bienen warf er die friſchen Blumen hin, die er am Wege gepflückt hatte. So kam er fröhlich an das Königsſchloß und pochte beſcheiden am Schalter. Gleich that die Thüre ſich auf und die Alte fragte nach ſeinem Begehr. „Wenn ich nicht zu gering bin, möchte ich es auch verſuchen die ſchöne Prinzeß zu erlöſen,“ ſagte er. „Verſuche es, mein Sohn,“ ſagte die Alte, „aber wenn du die drei Proben nicht beſtehſt, koſtet es dein Leben.“ „Wohlan, Mütterlein,“ ſprach Hans, „ſage, was ich thun ſoll.“ Jetzt gab die Alte ihm die Probe mit dem Leinſamen. Hans war nicht faul ſich zu bücken, doch ſchon ſchlug es drei Viertel und das Fäßchen war noch nicht halb voll. Da wollte er ſchier verzagen; aber auf einmal kamen ſchwarze Ameiſen mehr als genug und in wenigen Minuten lag kein Körnlein mehr auf der Wieſe. Als die Alte kam, ſagte ſie: „Das iſt gut!“ und warf die zwölf Schlüſſel in den Teich, die ſollte er in einer Stunde herausholen. Aber Hans brachte keinen Schlüſſel aus der Tiefe; ſo tief er auch tauchte, er kam nicht an den Grund. Verzweifelnd ſetzte er ſich ans Ufer; da kamen die zwölf Entchen herangeſchwommen, jede mit einem goldenen Schlüſſelchen im Schnabel, die warfen ſie ins feuchte Gras. So war auch dieſe Probe gelöſt, als die Alte wiederkam, um ihn nun in den Saal zu führen, wo die dritte und ſchwerſte Probe ſeiner harrte. Verzagend ſah Hans auf die drei gleichen Schleiergeſtalten; wer ſollte ihm hier helfen? Da kam ein Bienenſchwarm durchs offene Fenſter geflogen, die kreiſten durch den Saal und ſummten um den Mund der drei Verhüllten. Aber von rechts und links flogen ſie ſchnell wieder zurück, denn die Drachen rochen nach Pech und Schwefel, wovon ſie leben; die Geſtalt in der Mitte umkreiſten ſie alle und ſurrten und ſchwirrten leiſe: „Die Mittle, die Mittle.“ Denn da duftete ihnen der Geruch ihres eigenen Honigs entgegen, den die Königstochter ſo gern aß. Alſo, da die Alte wiederkam nach einer Stunde, ſprach Hans ganz getroſt: „Ich wähle die Mittle.“ Und da fuhren die böſen Drachen zum Fenſter hinaus, die ſchöne Königstochter aber warf ihren Schleier ab und freute ſich der Erlöſung und ihres ſchönen Bräutigams. Und Hans ſandte dem Vater der Prinzeß den ſchnellſten Boten und zu ſeinen Eltern einen goldenen Wagen mit ſechs Pferden beſpannt und ſie alle lebten herrlich und in Freuden, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch.



Der Teufel iſt los

oder

das Märlein, wie der Teufel den Branntwein erfand.

Esprit d Nordh

Es hatten einmal zwei Landesherren einen Grenzſtreit; da waren auf jeder Seite Zeugen, die das Recht behaupteten, und darunter waren zwei, die hatten vom Teufel die Schwarzkunſt erlernt und ihm dafür ihre Seelen verſchrieben.

Dieſe Beiden haben einmal ein Jeder in der Nacht wollen falſche Grenzſteine ſetzen, ſo, wie jeder von ihnen die Grenze behauptete, und haben die Steine mit ſchwarzer Kunſt wollen machen, daß ſie ausſähen, als ob ſie ſchon viele, viele Jahre da geſtanden hätten. Da ſind ſie alle zwei, als feurige Männer, hinauf auf die Höhe gegangen. Und wie der Eine hinauf kommt, da iſt der Andere ſchon da. Aber keiner hat etwas von dem andern gewußt, daß dieſer denſelben Gedanken hatte.

Da fragte der Eine den Andern: „Was machſt du da?“

„„Was haſt du darnach zu fragen? Sage mir zuvor, was du da machen willſt?““

„Grenzſteine will ich ſetzen, und will den Grenzzug machen, wie dieſer eigentlich ſein muß.“

„„Das habe ich ſelbſt ſchon gethan, und da ſtehen die Steine, und ſo geht der Grenzzug.““

„Das iſt nicht richtig, und ſo geht der Grenzzug. Mein Herr hat geſagt, ich hätte Recht, und ich ſolle nicht nachgeben.“

„„Wer iſt denn dein Herr? Das wird auch ein ſchöner Musjö ſein!““

„Der Teufel iſt mein Herr! Haſt du nun Reſpect?“

„„Das iſt nicht wahr, das iſt mein Herr, und mein Herr hat mir geſagt, ich habe Recht und ſolle nicht nachgeben. Packe dich den Augenblick, oder es geht dir ſchlecht!““

Und ſo kamen die Zwei hintereinander, und zuletzt da gab der eine feurige Mann dem andern eine Maulſchelle, daß ihm der Kopf herabflog und kullerte den ganzen Berg hinab. Und der feurige Mann ohne Kopf rannte hinter ſeinem feurigen Kopfe her und wollte ihn haſchen und ihn ſich wieder aufſetzen. Aber er konnte ihn nicht einholen bis ganz drunten im Graben.

Wie nun der Eine dem Andern die Maulſchelle gegeben hatte, und jener hinter ſeinem Kopfe herlief, da kam auf einmal ein dritter feuriger Mann dazu, und fragte den, der oben blieb: „Was haſt du da gemacht?“

„„Was geht es dich an und was haſt du mir zu befehlen? Den Augenblick packe dich deiner Wege, oder ich mache es dir gerade ſo wie jenem.““

„Hallunke! Haſt du nicht mehr Reſpect vor mir? Weiſt du nicht, daß ich dein Herr, der Teufel, bin?“

„„Und wenn du zehnmal der Teufel ſelbſt biſt, ſo liegt mir daran gar nichts; du kannſt mich meinetwegen recht ſchön rein machen!““

„Dieſen Gefallen will ich dir thun, du ſollſt aber dein Lebtag daran gedenken!“

Und da fing der Teufel an und machte ihn rein, daß die Feuerputzen auf dem ganzen Bergrücken herumflogen.

Aber wie er ihn ſo rein machte, da erſah mein feuriger Mann den günſtigen Augenblick, und griff hin und erwiſchte den Teufel im Nacken, hielt ihn feſt und ſagte ihm:

„Nun biſt du in meiner Gewalt; nun ſollſt du ſehen, daß du in der Menſchen Händen biſt! Du haſt dein Lebenlang genug armen Leuten den Hals herumgedreht, nun ſollſt du auch ſelbſt einmal erfahren, wie es thut, wenn einem der Hals umgedreht wird!“

Und fing an, und wollte dem Teufel den Hals umdrehen. Wie der Teufel ſah, daß der feurige Mann Ernſt mit ihm machte, legte er ſich aufs Bitten und gab ihm die himmelbeſten Worte, er ſolle ihn doch gehen laſſen und ſolle ihm den Hals nicht herumdrehen; er wolle ihm auch alles thun, was er nur von ihm verlangte. Da ſagte ihm der: „Weil du alſo erbärmlich thuſt, ſo will ich dich nur gehen laſſen; aber zuvor mußt du mir meine Verſchreibung wieder geben, in welcher ich dir meine Seele verſchrieben habe, und mußt mir auch verſprechen, ja du mußt mir das bei deiner Großmutter beſchwören, daß du kein Theil mehr an mir haben willſt, auch all dein Lebetage von keinem Menſchen dir wieder die Seele verſchreiben laſſen.“

Wollte der Teufel wohl oder übel, einmal ſtak er in der Klemme, und wenn er los kommen wollte und wollte nicht den Hals herumgedreht haben, ſo mußte er in einen ſauern Apfel beißen, und gab ihm ſeine Verſchreibung wieder und verſprach's ihm und verſchwur ſich bei ſeiner Großmutter, daß er keinen Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auch alle ſein Lebetag von keinem Menſchen ſich wieder laſſen die Seele verſchreiben. Wie er das Alles gethan hatte, ließ jener den Teufel los.

Wie aber der Teufel wieder ledig war, da that er einen Sprung zurück, daß ihn jener nicht etwa unverſehens noch einmal erwiſche, und ſtellte ſich hin und ſagte: „So, nun bin ich wieder ledig; wenn ich dir, du Schalksnarr, nun auch meine Verſchreibung wieder gegeben habe und habe dir verſprochen und beſchworen, daß ich kein Theil mehr an dir haben wolle, ſo habe ich dir doch nicht verſprochen, daß ich den Hals dir nicht auch umdrehen wolle, ſo ich wieder ledig wäre. Und auf dem Flecke da ſollſt du alleweil ſterben, dafür, daß du mich gegurgelt haſt, und haſt mir wollen den Hals umdrehen!“

Und damit fuhr der Teufel auf ihn hinein, und wollte ihm den Garaus machen, der aber riß aus und lief zum Wald hinein. Und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich erſah es Jener, und kam an eine alte Buche, die war hohl und hatte unten ein Loch. Da kroch er geſchwind hinein und wollte ſich verſtecken vor dem Teufel. Aber er war nicht weit genug hinein gekrochen, und die Fußzehe guckte ihm noch heraus. Und weil er über und über feurig war, da leuchtete die

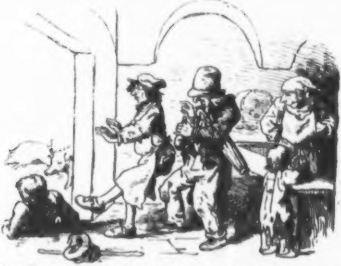
Zehe durch die Nacht, und der Teufel wurde es gewahr, wo Jener ſich hin verſteckt hatte, und kam und wollte ihn an der Fußzehe erwiſchen.

Aber der in ſeinem Baume hörte es, wie der Teufel getappt kam, wie er nach ihm greifen und ihn erwiſchen wollte; da zog er ſich vollends hinein und machte ſich weiter im Baume hinauf. Da kroch der Teufel auch hinein, und Jener machte immer weiter im Baume hinauf und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich da hatte der Baum oben in der Höhe ein weites Aſtloch, da kam Jener d'ran und kroch heraus. Und wie er draußen war, da nahm er etwas und verkeilte das Aſtloch, wo er herausgekrochen war, und ſtieg geſchwind herab und verkeilte auch das untere Loch, und machte es mit ſchwarzer Kunſt ſo feſt, daß es der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter und die ganze Hölle nicht wieder aufbringen konnten. Darnach ging er ſeiner Wege.

Und da ſteckte nun der Teufel in der alten Buche, und konnte nicht herauskommen, und half ihm Alles nichts, er mußte d'rin ſtecken bleiben. Und da hat er lange Zeit darin geſteckt, und vielmal zu jener Zeit, wenn Leute des Wegs über jenen Berg gegangen ſind, da haben ſie ihn darin hören blöken und grunzen in ſeiner Buche. Endlich aber, wie der Holzſchlag dort hinauf gekommen iſt, da iſt die Buche abgehauen worden. Da iſt er endlich wieder herausgekommen und iſt wieder frei geworden, der Teufel. Wie er nun wieder los war, da machte er ſich auf und ging heim in die Hölle und wollte ſehen, wie es ausſähe? Aber da war Alles leer darin, wie es in der Kirche in der Woche iſt, und war keine Seele mehr zu hören noch zu ſehen. Seit der Teufel damals fortgegangen und nicht wieder gekommen war, und auch kein Menſch nicht gewußt hatte, wo er hingekommen war, da war nicht eine einzige Seele wieder in die Hölle gekommen. Und da war ſeine Großmutter aus Herzeleid geſtorben, und wie die todt war, da packten alle die armen Seelen, die dazumal in der Hölle waren, auf, und machten ſich auf und davon und gingen alle mit einander in den Himmel. Und da ſtand er, Maus-Mutter-Stern allein in der Hölle, und wußte ſeines Leides keinen Rath, wie er's wohl anfinge, daß er wieder arme Seelen bekäme, weil er es nicht mehr thun durfte, und hatte es damals bei ſeiner Großmutter verſchwören müſſen, daß er von keinem Menſchen ſich wieder wollte die Seele verſchreiben laſſen, und auf andere Weiſe bekam er damals keine Menſchen in die Hölle. Und da ſtand er und wußte ſeines Herzeleids kein Ende, und wollte ſich die Hörner aus dem Kopfe raufen vor lauter Herzeleid und Jammer. — Da fiel ihm auf einmal etwas ein.

Wie er in der alten Buche geſteckt hatte und nicht herausgekonnt, da war ihm zuletzt die Zeit lang geworden, und da hatte er über allerlei nachſimulirt und den Branntwein erdacht und erfunden. Das fiel ihm allweil mitten in ſeinem Herzeleide wieder ein, und da dachte er ſich, das müſſe ein Mittelchen ſein, wie er doch wieder arme Seelen in die Hölle bekommen könne.

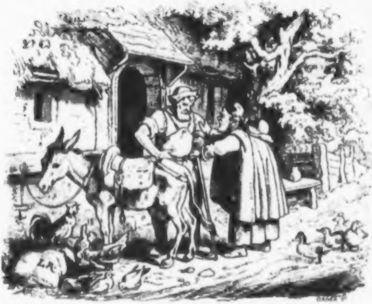
Und da packte er auf der Stelle auf und ließ die Hölle Hölle ſein, und ging nach Nordhauſen und wurde ein Schnapsbrenner und machte Branntwein drein und drauf und ſchänkte ihn in die Welt hinein. Und er zeigte auch den Nordhäuſern allen mit einander, wie der Schnaps gemacht wird, und verſprach ihnen viel Geld und Gut, wenn ſie's lernten und Branntwein brennten. Und die Nordhäuſer ließen ſich's auch nicht zweimal ſagen, und wurden alle Schnapsbrenner,



und machten Branntwein, und ſchänkten ihn in die Welt hinein. Seit dieſer Zeit ſchreibt ſich's her, daß bis auf den heutigen Tag ſo viel Branntwein in Nordhauſen gebrennt wird, wie an keinem andern Orte in der ganzen Welt.

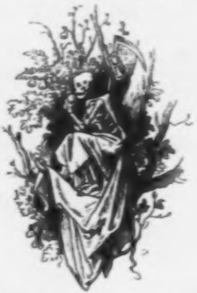
Aber wie ſich's der Teufel gedacht hatte, alſo ging es auch. Wenn die Leute erſt ein wenig Branntwein im Leibe hatten, da fingen ſie an zu fluchen und zu ſchwören, und fluchten und ſchwuren ihre Seele zum Teufel, daß ſie der Teufel bekam, wenn ſie geſtorben waren, und brauchte ihnen darum nicht zu dienen, wie er ſonſt hatte thun müſſen, wenn er eine arme Seele hatte haben wollen. Und wenn ſie ſich den Kopf erſt richtig vollgeſoffen hatten im Branntwein, da fingen ſie auch an und zankten ſich und prügelten ſich und brachen ſich ſelber die Hälſe, daß ſich der Teufel nicht erſt brauchte die Mühe zu geben und brauchte ſie ihnen herum zu drehen. Und wenn der Teufel ſonſt mit aller Mühe und Noth hatte alle Wochen einmal eine arme Seele in die Hölle bekommen können, da kamen ſie jetzt dutzend- und ſchockweiſe alle Tage hinein, und es dauerte kein Jahr, da war die Hölle zu klein geworden und konnte der Teufel die Seelen nicht mehr unterbringen und mußte ein ganz neues Stück laſſen anbauen an die Hölle.

Und kurz und gut, ſeit der Teufel aus der alten Buche jenesmal wieder losgekommen iſt, ſeit der Zeit iſt der Branntwein aufgekommen, und ſeit der Branntwein in der Welt iſt, da kann man erſt recht eigentlich ſagen: „Der Teufel iſt los!“

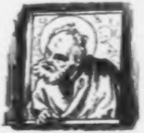


Der Schmied von Jüterbogk.

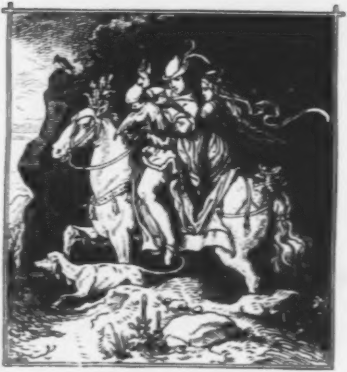
Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen ſich Kinder und Alte ein wunderſames Märlein. Es war dieſer Schmied erſt ein junger Burſche, der einen ſehr ſtrengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reiſen und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in ſeiner Kunſt über alle Maßen geſchickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinktur, die jeden Harniſch und Panzer undurchdringlich machte, welcher damit beſtrichen wurde, und geſellte ſich dem Heere Kaiſer Friedrichs II. zu, wo er kaiſerlicher Rüſtmeiſter wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiſer geſtorben war, mit vielem Reichthum in ſeine Heimath zurück. Er ſah gute Tage, dann wieder böſe, und wurde über hundert Jahre alt. Einſt ſaß er in ſeinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Eſel geritten, das ſich ſchon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeiſt bewieſen hatte. Dieſes Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Eſel beſchlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heiſchen. Darauf ſagte das Männlein zu Peter, er ſolle drei Wünſche thun, aber dabei das Beſte nicht vergeſſen. Da wünſchte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen geſtohlen, es ſolle Keiner, der auf den Birnbaum geſtiegen, ohne ſeinen Willen wieder herunter können — und weil er auch in der Stube öfters beſtohlen worden war, ſo wünſchte er, es ſolle Niemand ohne ſeine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüſſelloch. Bei jedem dieſer thörichten Wünſche warnte das Männlein: „Vergiß das Beſte nicht!“ und da that der Schmied den dritten Wunſch, ſagend: „Das Beſte iſt ein guter Schnaps, ſo wünſche ich, daß dieſe Bulle niemals leer werde!“ — „Deine Wünſche ſind gewähret,“ ſprach das Männchen, ſtrich noch über einige Stangen Eiſen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, ſetzte ſich auf ſeinen Eſel und ritt von dannen. Das Eiſen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort bei gutem Wohlſein, denn die nie verſiegenden Magentropfen in der Bulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn ſo lange vergeſſen zu haben ſchien; der Schmied war ſcheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labſal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht ſelbſt mehr beſteigen könne aus großer Altersſchwäche. Der Tod ſtieg auf den Baum, und der Schmied ſprach: „Bleib droben!“ denn er hatte Luſt, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen ſeine Faſten an, und vor Hunger verzehrte er ſich ſelbſt mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ſo ein ſcheußlich dürres Gerippe iſt. Auf Erden aber ſtarb Niemand mehr, weder Menſch noch Thier, darüber entſtand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zu dem klappernden Tod und accordirte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe laſſe, dann ließ er ihn los. Wüthend floh der Tod von dannen und begann nun auf Erden aufzuräumen. Da er ſich an dem Schmied nicht rächen konnte, ſo hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieſer ihn hole. Dieſer machte ſich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, ſchloß ſeine Thüre



zu, hielt mit den Geſellen einen ledernen Sack an das Schlüſſelloch, und wie Herr Urian hindurch fuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und nun ganz unbarmherziglich mit den ſchwerſten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verſchwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm geſtorben waren, des Erdenlebens ſatt und müde wurde. Machte ſich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er beſcheidentlich am Thore anklopfte. Da ſchaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied



erkannte in ihm ſeinen Schutzpatron und Schutzgeiſt, der ihn oft aus Noth und Gefahr ſichtbarlich errettet und ihm zuletzt die drei Wünſche gewährt hatte. Jetzt aber ſprach Petrus: „Hebe dich weg, der Himmel bleibt dir verſchloſſen; du haſt das Beſte zu erbitten vergeſſen: die Seligkeit!“ — Auf dieſen Beſcheid wandte ſich Peter, und gedachte ſein Heil in der Hölle zu verſuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbogk im Anzuge ſei, ſchlug er das Höllenthor ihm vor der Naſe zu und ſetzte die Hölle gegen ihn in Vertheidigungsſtand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle ſeine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, ſo iſt er hinab in den Kiffhäuſer-gegangen zu Kaiſer Friedrichen, dem er einſt gedient. Der alte Kaiſer, ſein Herr, freute ſich, als er ſeinen Rüſtmeiſter Peter kommen ſah und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm der Burgruine Kiffhauſen flögen? Und als Peter das bejahte, ſo ſeufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaiſers Hauptpferd und die Pferde der Prinzeſſin und die der reitenden Fräulein beſchlägt, bis des Kaiſers Erlöſungsſtunde auch ihm ſchlagen wird. — Und das wird geſchehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinſt die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und auf dem Rathsfeld nahe dem Kiffhäuſer ein alter dürrer abgeſtorbener Birnbaum wieder ausſchlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiſer hervor mit all ſeinen Wappnern, ſchlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt ſeinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit ſeinem Geſinde zu der ewigen Ruhe.



Vom Zornbraten.

Es war einmal ein Ritter, der hatte neben vielem Geld und Gut ein böſes Weib, das wußte er nimmer zu bemeiſtern, und war ſchier auf Erden kein ärger Weib zu finden. Er aber war ehrenhaft und ſanften Muths. Beide hatten eine einzige Tochter, und die erzog die Mutter alſo in ihren eignen böſen Sitten und nach ihrem Schlag, daß ſie arg und karg, mückiſch und tückiſch wurde. Gleichwohl hatte Gott das Maidlein zu einer ſchönen Jungfrau gebildet, daß, wer ſie ſchaute, dem däuchte ſie ein Bild voll minniglicher Güte, wer aber näher mit ihr bekannt wurde, der nahm bald ihre Argheit wahr und mied ſie gänzlich. Nun war die Jungfrau achtzehn Jahre alt und hätte gern einen Mann genommen, aber Keiner kam, der ihrer begehrt hätte.

Das bekümmerte den Vater mächtiglich, und eines Tages ſprach er zu ihr: Tochter, deiner Mutter Sitten und ihr übler Rath machen, daß du ohne Mann bleibeſt, oder aber, ſo einer dich nimmt, der nicht Luſt hat, wie ich, böſe Weibertücken geduldig zu tragen, ſo wirſt du öfter geſchlagen, als das Jahr Tage zählt, und wird dich noch das gereuen, daß du ſo in allen Stücken deiner Mutter gefolgt biſt und gefolgt haſt.“

Das hörte die Tochter des frommen Ritters ſehr ungern, und ſprach zorniglich: „Ei, Herr Vater! Ihr könnt viel reden, ehe mir eurer Worte auch nur eins gefällt! Ihr habt meiner Mutter auch immer viel zu viel gute Lehren gegeben, die ſie euch nicht danket. Wißt ihr was? Thut was euch gut dünket, und mich laſſet gewähren. Denn wenn auch ſchon morgen ein Freier käme, der mein begehrte, ſo wollte ich doch allezeit in der Ehe das längere Meſſer tragen.“

„O meine Tochter!“ antwortete der Rittersmann, „das dünkt mich nicht gut, daß du ſolche Gedanken haſt. Du ſollteſt doch darauf denken, beſſer zu ſein, wie deine arge Mutter, ſonſt könnte es wohl kommen, daß du einen Mann bekämeſt, der ſo biderb und fromm iſt, daß er dich bezwingt, und du hernach mit Scham, mit Schimpf und Schande nachgeben mußt.“

„Ei ja wohl!“ antwortete die Tochter. „Eh der Markt aus iſt, giebt es noch mehr ſelben Koſeuts zu kaufen!“ und ſolche häßliche Spottreden mehr, die ſie dem Vater gab, ſo daß er zornig ausrief: „O du böſe Chriemhilt! So du deinem Vater nicht folgen willt, ſo ſoll dir dein Rücken ſatt von Schlägen werden! Wer immer dein begehre, er ſei Ritter oder ſei Knecht, der ſoll dich haben, und ſoll dich ziehen nach ſeinem Willen!“

„Oder ich ihn nach dem meinen!“ erwiederte trotzig die Tochter, und andere Reden mehr, bis dieſer Wortwechſel endete.

Nun ſaß etwa drei Meilen weit von der Burg dieſes guten Ritters ein anderer Rittersmann, der war reich an Geld und Gut und hatte Freiersgedanken, war auch hübſch vom Angeſicht und höflich von Sitten, der vernahm auf Fragen und Sagen, wie ſchön und wie häßlich zugleich jenes Nachbarn Tochter ſei, und dachte: ich wag es frei, und wende ihr Gemüth zur Tugend, und mache ſie gut, wo nicht, ſo will ich ſie doch um ihrer Schöne wohl oder übel nehmen. Ritt darauf mit ſeinen Gefreunden zum Vater der Maid und bat ihn um ſeine Tochter. Dieſer Rittersmann offenbarte dem jungen Werber wie ſeine Tochter geſittet ſei, und jener ſprach: „Ich hab' es wohl vernommen, aber gebt ihr mir ſie nur zum Weibe! Will Gott, daß wir nur ein Jahr mit einander leben, ſo ſollt ihr ſehen, wie gut ſie wird!“ — Darauf antwortete der künftige Schwäher: „Gott ſoll euch behüten vor ihrem Uebelmuth! Hütet euch, denn wenn ſie auf ihrer Mutter Spur kommt, ſo lebt ihr bei ihr, wie lang ſie lebe, nimmer einen guten Tag.“ Der Freier beharrte aber bei ſeinem Entſchluß, und es ward ein Uebereinkommen getroffen und eine Eheberedung, daß der junge Ritter, ſobald er wieder käme, die Maid mit ſich nehmen und heimführen ſolle.

Die Mutter wußte von dieſer Verhandlung weder viel noch wenig, ſondern gar nicht, daß die Tochter einem Mann verlobt war, und als ſie's nun erfuhr, ward ſie überaus zornig, rief die Tochter und ſprach: „Tochter, wiſſe, daß mein Fluch dich trifft, wenn du nicht deinem Manne ſo widerſtehſt, wie deinem Vater ich mit Krieg und harter Rede allezeit und an jedem Ort. Höre, was ich dir anſage: Ich war ein kleines Mägdelein, als ich zu deinem Vater kam, viel geringer als du, denn du biſt vollgewachſen. Drei Wochen lang ſchlug mich alle Tage dein Vater, daß ich krank wurde, und gab mir Waſſer zur Labe, und doch hab' ich meinen Streit gewonnen und mein Recht bis da immer behauptet!"

„Mutter!" antwortete das feine Töchterlein, „ich ſage euch, und ſollt' ich tauſend Jahre leben, ſo mache ich meinen Mann zum Affen."

Inzwiſchen kam nun der Tag der Heimführung; da kam der Ritter heran auf einem ſchönen Roß von hohem Preis, führte auch mit ſich ein ſchlankes Windſpiel und trug auf der Hand einen wohlgethanen Falken, nahm die Maid in Empfang ohne Weiteres und ſetzte ſie hinter ſich auf ſein Roß, entſandte ſeine Diener alle, daß ihrer keiner mit den Zweien ritt, und nahm gleich Urlaub vom Vater ſeiner Braut. Der ſprach zum Abſchied ein bewegliches Wort: „Gottes Güte ſei mit dir, o Tochter! Er gebe dir Ruhe im Glück und ein friedlicheres Herz, als ich an meiner Frau erfunden habe!"

Kaum war dieſe Rede geſprochen, ſo ſchlug die Mutter einen Lärmen auf und ſchrie der Tochter nach: „Vernimm auch mein Wort! Du ſollſt alle deine Lebetage deinem Mann unterthan ſein, ſo, wie ich dich gelehret habe!" und die Tochter rief zurück: „Wohl, meine Mutter, ſo ſoll es geſchehen nach deiner Lehre."

So ritten nun die Beiden ganz allein miteinander hin, aber der Ritter vermied die Straße, um der Braut Arghelt willen, und ritt einen unbequemen, ſteilen und engen Seitenweg, wohl einer Meile lang, doch ritt er raſch, daß er in kurzer Zeit eine halbe Meile zurücklegte auf dem rauhen, ungebahnten Steinpfad. Da kamen ſie an einen umbuſchten Werder und der Falke begann nach ſeiner Art mit den Flügeln zu ſchlagen und von der Hand zu begehren, weil er auf Reiher ſtoßen wollte. Sprach der Ritter: „Mit deinem Federſchlagen laß es gut ſein, oder ich reiße dir den Kopf ab." Bald darauf ſah der Falke eine Krähe fliegen, der wollte er nach; da ſprach wiederum der Ritter: „Du biſt betrogen, wenn du nach Ungemach ſtrebſt und nicht gern in Ruhe dich hältſt, und ſo will ich dir gleich dein Recht thun. Stirb, da du nicht meinen Willen halten willſt!" Und er erwürgte den Falken, wie ein Huhn.

Die Maid erſchrak ob dieſer Rede und der tödtlichen That und begann den Ritter zu fürchten. Nun wurde der Pfad immer enger, ſteiniger und dorniger, und dem Windſpiel ſchmerzten die Füße, und es vermochte nicht mehr, ſich wie vor an des Pferdes Seite zu halten. Der Ritter, der es an einem Riemen führte, mußte es immer nachziehen, das war dem Ritter ungelegen, und er ſchalt das Windſpiel: „Du böſer Hofwart, hab' Acht, es kommt dir zum Unheil, daß du mir den Arm ſo zerziehſt!" Der arme Hund vermochte aber nicht zu folgen, und da zog der Ritter ſein Schwert und hieb ihn todt.

Die Maid unterdrückte einen Schrei des Unwillens, aber das Herz in der Bruſt erſchrak ihr, es ward ihr weh zu Muthe, und ſie dachte: Herr Gott, welch ein Wüthrich iſt dieſer Mann! brachte mich denn der Teufel zu ihm! — Der Ritter aber behielt das Schwert blank in der Hand und begann nun mit ſeinem Roß zu ſchelten: „Was ſchnaubſt du? Warum gehſt du nicht Paß oder Trab? Du willſt wohl nur auf ebnem Plan gehen? Du mußt ſterben!" Da nun das arme Roß nicht Paß traben konnte, welcher Gang ihm nie gelehrt worden war, ſo ſprach der Ritter: „Frau, ſteiget ab!“ Sie ſprach: „Ich thue, was ihr mich heißt.“ Darauf ſtieg der Ritter auch ab, und hieb dem Pferd das Haupt vom Rumpfe, ſprechend: „Wäreſt du nach meinem Sinn gegangen, ſo wäre dir nicht der Tod geworden. Frau, dies iſt geſchehen, wie ihr ſeht. Mir war das Pferd gar unlieb geworden, wie auch Windſpiel und Falke. Nun aber iſt mir ein ungewohnt und beſchwerlich Ding, zu Fuße zu gehn, und ich habe deß keine Uebung. Ich werde nun euch reiten!“ und damit begann er, ihr Riemen und Bande anzulegen und auch den Sattel wollte er ihr aufſchnallen. Sie ſprach: „Herr, ich trüge ſchon genug an euch, laſſet den Sattel und die Seile, viel herzlieber Herre mein, ich trage euch ja ſanfter und beſſer ohne ihn.“

„Ei, Frau, wie ſtände mir das an, daß ich euch ritte ohne Sattel und Zeug?“ fragte der Ritter heftig. „Ihr habt böſe Sitte, daß ihr gegen meinen Willen zu reden euch erkühnet!“ Und da ließ ſie ſich gefallen, daß er zur Stund ſie ſattelte und aufzäumte, wie ein Roß, und ihr Zaum und Gebiß in den Mund legte, und gab ihr die Steigbügel in die Hände, die ſtramm zu halten, ſaß dann auf, und ritt ſie ſo eine kleine Weile, etwa dreier Speerlängen weit, bis ihr die Ohnmacht zuging von der ſchweren Laſt.

Da ſtieg der Ritter von ihr ab und ſprach: „Frau, ſchnappt ihr nach Luft?“ — „O nein, Herr!“ antwortete ſie. Weiter ſprach er: „Das iſt ein ſchönes Feld, da könnt ihr nun im Zelt (Schritt) gehen.“ Sie ſprach, indem ſie auf Händen und Füßen weiter kroch: „Ich will es gern thun. Auf meines Vaters Hofe laufen viele Pferde, denen hab' ich Zeltgang abgelernt.“

„So wollt ihr alles thun, was ich will?“ fragte der Ritter, und ſie gegenredete: „Und wenn ich tauſend Jahre leben ſollte, ſo wollte ich thun, was euch lieb iſt!“ Da hieß er ſie aufſtehn, und nahm ſie ſchön an der Hand, und führte ſie ſittſamlich heim in ſein Schloß, wo ſeine Freunde verſammelt waren, die grüßten ſie ehrfurchtsvoll und geleiteten ſie in ihr Zimmer. Das geſchah mit großen Freuden, und die Frau war das allerliebſte Weib, ehrbar und wohlgezogen, ohne Liſt und Trug, treu, ruhig, mild, keine Tugend fehlte ihr. Ihre Gäſte empfing ſie freundlich und fröhlich, und ohne Haß und Unwillen erfüllte ſie, wie ein biederes Weib thun ſoll, die Wünſche ihres Eheherrn.

Als nun ſechs Wochen vergangen waren, fuhren der jungen Frau Vater und Mutter zu ihrer Tochter hin, zu ſehn, wie es ihr ergehe und wie ſie ſich gehabe. Bald genug erfuhr die Mutter, was geſchehen war, und wie ihre Tochter ihrem Manne gehorſamte, als ſie dieſe zornig ſchalt und ihr zurief: „O über dich unſeliges Weib! Was ich ſehen und hören muß, läßt mich zweifeln, daß du mein Kind biſt. Was? Du läſſeſt deinen Mann deinen Meiſter ſein?“ Und dabei ſchlug die böſe Mutter die Tochter ins Geſicht und wo ſie ſonſt hinkam, und fiel ihr in die Haare und raufte ſie, ſchlug und ſchalt und trieb einen ſchrecklichen Unfug. Die junge Frau weinte und ſchrie: „Seid ihr hergekommen zu ſchelten, ſo wartet doch, bis ihr deß Urſach findet! Ich habe den allerbeſten Mann, und er iſt gut und bieder, wer aber ſeinen Willen nicht thut, dem geht er in ſeinem Zorn gleich ans Leben. Darum, Mutter, habt weiſen Sinn und hütet euch, Arges wider ihn zu ſprechen, denn er iſt ſo zornmüthig, daß er alles, was ſeinem Willen entgegen iſt, im Zorn richtet und vernichtet.“

„Hoho! Morgen iſt auch noch ein Tag!“ höhnte die Mutter. „Wie ſchlimm dein Mann ſei, das macht mir den geringſten Kummer! Nicht ein Haar ſtark acht' ich ſeiner! Du alberne Trine! Dir muß der Teufel durch's Hirn fahren, daß du wagſt, mir, deiner Mutter, mit deinem Mann zu dräuen!“

„Mutter, ich dräue euch ja nicht!“ vertheidigte die Tochter ſich. „Ich ſage euch ja nur die Wahrheit; ich darf euch doch wohl rathen, meinen Mann baß zu grüßen, denn wolltet ihr ihm thun, wie meinem Vater, ſo zerbläut er euch den Rücken, und obſchon ihr nicht viel Haares mehr habt, iſt's deſſen noch genug, daß er's euch anstreicht!“

„Das wäre ein Hauptwerk!“ erwiederte böſe die Mutter. „Ich fürcht' ihn nicht, und wenn er ſo groß wie ein Berg wäre; nicht mehr und nicht weniger fürcht' ich ihn, wie deinen Vater! Was hat der ausgerichtet mit mir nun die zwanzig Jahre? Noch heute geb' ich ihm um kein Haar breit nach!“

Während dieſer Schalkrede der ältern Frau ſtanden der Schwäher und der Tochtermann an einer heimlichen Stelle, wo ſie jedes Wort hörten und der Alte ſprach leiſe zu ſeinem Schwiegerſohn: „Ich bin inniglich froh, daß ihr meiner Tochter ſtarren Sinn bezwungen, und gern hinterlaſſe ich euch und ihr mein Hab und Gut, wenn ich dahin fahre.“ Der Schwiegerſohn bedankte ſich für die freundliche Geſinnung des Schwähers, der dann wieder zu ihm ſprach: „Rathet mir doch, wie ich eurer Schwieger thue, die mir allezeit widerſtrebt und mir mein Leben ſo bitterlich vergällt! Wär' es nur zu machen, daß ſie etwa ein Jahr vor ihrem Tode wenigſtens von ihrer Härte ließe, ſo hätte ich die ſonderſte Freude und all mein Leid ein Ende!“

Darauf verhieß der Schwiegerſohn die Schwiegermutter gut zu machen auf ſeine Weiſe, wenn der Schwiegervater ihm das nicht wehren wolle. Der ſprach: „Ich will euch nichts verwehren, ſiedet oder bratet ſie, ſo will ich noch Holz dazu tragen.“

Der Ritter nahm alsbald heimlich vier flinke ſtarke Knechte, vermaß ſich großen Zorns, und ging nach der Kemnate, wo noch die Alte ſaß, und immerfort auf ihn und ihre Tochter ſchalt. Als ſie ihn kommen ſah, grüßte ſie ihn ſpöttiſch: „Seid Gott willkommen, Herr Engelhart!“ „Schönſten Dank, Frau Schlechthart!“ klang ſein Gegengruß, und dabei trat er feſt an ſie heran und ſprach: „Frau, laßt eure Unart, das bitt ich euch, gegen euern und meinen Herrn. Er ſollte euch ungezählte Schläge auf euern Rücken mit einer eichenen Elle zumeſſen, bis euch ſo weh würde, daß ihr ein gut Weib würdet.“

„Ei!“ ſprach ſie: „ich höre wohl, daß ihr Viele ſo erſchlagen habt, lieber Herr Guguguk! Ich habe aber doch bisher noch Haut und Haar behalten, hoff' es auch noch länger zu tragen! Was hab' ich aber euch gethan?“

„Ihr ſcheltet täglich meinen Herrn, euern Mann, und verleidet ihm ſein eignes Haus!“ antwortete der junge Ritter; ſie war aber gleich mit der Gegenrede zur Hand: „In meinem Hauſe heiße ich Kratzmaus! Ich kann darin ſein

Meiſter ſein, wie mein eigner, und es ſoll ihm Gott, ſo lang ich lebe, nun keinen einzigen guten Tag mehr geben!"

„Und giebt Gott *mir* Glück," ſprach der Schwiegerſohn, „ſo acht' ich, daß ihr noch, ehe wir von einander gehen, eure böſen Ränke und Schwänke laßt."

„Daß es euch nur nicht mißglücke!" rief ſie, „ſonſt habt ihr, ſo wie der große Gott von Schaafhauſen, nur Schande und Spott davon!"

„Ich weiß, was euch ſo irr' und wirr und böſe macht," nahm der Ritter wieder das Wort. „Ihr habt zwei *Zornbraten* hier an jeder Hüfte, davon kommt's, daß ihr ſo üble Sitte habt, wenn euch die Jemand ausſchnitte, das wär' vortrefflich gut, denn ihr würdet fröhlicher als jemals eine Frau, und für euern Mann wär's nicht minder gut."

„Ach! Ich freue mich, daß ihr ſo ein guter Arzt ſeid, lehrt doch eure Kunſt meiner Tochter!" war ihre Antwort. „Habt ihr auch Bertram feil und Nieswurz? Ihr miſcht wohl Beiguß zum Tranke?" —

„He! Euer Spott iſt groß!" rief der Ritter, „aber er wird euch gleich verſalzen werden; ſobald wir eure Zornnieren und Zornbraten haben, ſo werdet ihr beſſer und frommer als ein Kind werden!"

„Genug mit eurem Klaffen, Klaffer!" ſchalt die Frau. Da griffen aber die Knechte auf des Ritters Wink ſie an, warfen ſie nieder, und der Tochtermann wetzte ein großes ſcharfes Meſſer, das ſetzte er ihr an ihre Hüfte und ſchnitt ihr durch Gewand und Hemde eine lange tiefe Wunde, daß ihr Hohnlachen ihr ganz verging; dann ſprach er, indem er ein Stück Fleiſch in ein Gefäß warf: „Seht, Frau, ihr ſeid manches Jahr ein ſchlimmes Weib geweſen, daran waren eure Zornbraten Schuld, die kann ich euch nicht länger laſſen." Sie aber lag traurig und ſchreiend: „Das wußt ich an mir ſelbſt nicht, aber ich weiß, welcher Teufel ihr mich berathen habt!"

„Ja, ihr habt noch einen Zornbraten," ſprach der Ritter, „an euerm andern Bein, der muß noch heraus!"

„Ach," klagte ſie faſt weinend: „der iſt ganz klein, der ſchadet mir nicht zu viel! Helfe mir Gott! der, den ihr ſchon ausgeſchnitten habt, der war an allem Schaden Schuld. Ich bin alles Zornes ledig, und will ſtill ſein, laßt nur den andern ungeſchnitten."

Da ſprach die Tochter heiter zu ihrem Gatten: „Bedenket wohl, was ihr thut; ich fürchte, wenn auch der andere Zornbraten nicht herfürkömmt, ſo iſt die große Arbeit an dem einen verloren, und am Ende bekommt der andere Zornbraten Junge, ſo ihr den nicht auch ausſchneidet."

„Nein, nein, liebe Tochter!" rief die Mutter, „ſprich ihm doch zu, daß er mich unverſehrt laſſe, ich will ja gut ſein!"

„Frau Mutter," antwortete die junge Frau: „ihr gabt mir den Rath, wider meinen Mann zu ſtreiten, ihm nicht unterthan zu ſein; darum, und daß ihr meinem Vater ſo übel mitgeſpielt, ſchneidet nur ihren Zornbraten aus!" Und da griff der Ritter zum andern an, jene aber ſchrie: „Nein, nein! Es iſt mehr als genug! Tochter, denke, daß ich dich unterm Herzen getragen, und gewinne mir Frieden von deinem Manne! Ich will beſchwören, daß ich gütevoll leben will, und der milde und gerechte Gott behüte mich vor Zorn. Den großen

Zorn hat mir der Ritter ſchon genommen, und der kleine iſt keines Eies werth zu achten!"

„Wohl," ſprach der Ritter, „begehrt ſie Friedens, ſo laſſe ich ab von ihr, doch gelobe ſie zur Hand, daß wenn ſie den Zorn nicht meidet, ſie ſich aber will ſchneiden laſſen." Hierauf ward ſie aufgehoben und ihre Wunde verbunden.

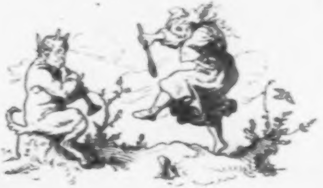
Und die Frau warf allen Krieg und Hader unter die Füße, wurde ein gut ſittig Weib, ließ ab von ihrer böſen Heftigkeit, und als der andere Tag kam, nahm ſie Urlaub mit ihrem Mann von dem Schwiegerſohn, und er wünſchte ihr, daß Gott ſie bewahren möge vor allem Uebel.

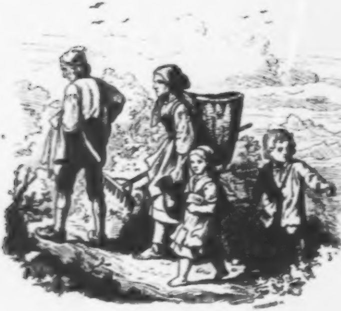
Wenn ſie nun nach der Hand dennoch noch manchmal etwa ein Wörtlein oder mehr zu ihrem Manne ſprach, das ihm leid und unlieb war, ſo durfte er nur ſagen: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß nach unſerm Tochtermann ſenden," ſo wurde ſie roth vor Furcht und ſprach: „Es iſt nicht Noth darum, ſein Kommen wäre mir nicht zum Heile. Ich habe ja Muth und Sinn, zu thun, was euch lieb iſt, und rathe auch allen Frauen, daß ſie ihren Männern das entbieten, was ich jetzt dem meinen, ſo ſie nämlich in Frieden beſtehen wollen."

Damit hat dieſe Mär ein Ende, und kann davon eine beliebige Nutzanwendung jeder Mann und jede Frau ſich ſelbſt machen. Der alte Dichter aber, der dieſe Mär erzählt, giebt noch folgenden Rath:

Wenn Wer ein übel Weib hat,
Der thu' ſich ihr'r in Zeit ab,
Empfehl ſie dem Ritter,
Und leg' ſie auf ein'n Schlitten,
Und kauf' ihr ein Röckchen,
Und henk' ſie an ein Aeſtchen.

Und henk' dabei
Zwei Wölf' oder drei.
Wer ſah dann ein'n Galgen
Mit böſern Balgen?
Es ſei denn, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwiſchen hing.





Hänſel und Grethel.

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit ſeiner Frau und zwei Kindern in einer dürftigen Waldhütte. Die Kinder hießen Hänſel und Grethel, und wie ſie ſo heranwuchſen, gebrach es immer mehr den armen Leuten an Brod. Auch wurde die Zeit immer ſchwerer und alle Nahrung theurer, das machte den beiden Eltern große Sorge. Eines Abends als ſie ihr hartes Lager geſucht hatten, ſeufzte der Mann: „Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt, und wir für uns ſelbſt nichts haben!“ Und da erwiederte die Mutter: „Keinen andern Rath weiß ich, als daß du ſie in den Wald führſt je eher je lieber, giebſt jedem noch ein Stücklein Brod, machſt ihnen ein Feuer an, befiehlſt ſie dem lieben Gott, und gehſt hinweg.“

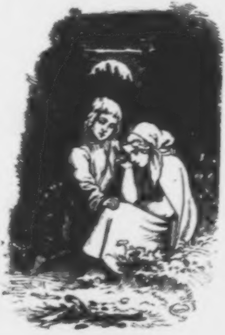
„O lieber Gott! wie ſoll ich das vollbringen an meinen eigenen Kindern, Frau?“ fragte der Holzhauer bekümmert. „Nun wohl, ſo laß es bleiben!“ fuhr die Frau böſe heraus: „ſo kannſt du eine Todtenlade für uns alle Viere zimmern, und die Kinder Hungers ſterben ſehen!“

Die zwei Kinder, welche der Hunger in ihrem Moosbettchen noch wach erhielt, hörten mit an, was die Mutter und der Vater mit einander ſprachen, und das Schweſterlein begann zu weinen, Hänſel aber tröſtete es und ſprach: „Weine nicht, Grethel, ich helfe uns ſchon;“ wartete, bis die Alten ſchliefen, wiſchte aus der Hütte, ſuchte im Mondſchein weiße Steinchen, verbarg ſie wohl, und ſchlich wieder herein, worauf er und das Schweſterlein bald entſchlummerten.

Am Morgen geſchah nun, was die Eltern vorher beſprochen. Die Mutter reichte jedem Kind ein Stück Brod und ſagte: „Das iſt für heute alles; haltet's zu Rathe.“ Grethel trug das Brod, Hänſel trug heimlich ſeine Steinchen, der Vater hatte ſeine Holzart im Arm, die Mutter ſchloß das Haus zu und folgte mit einem Waſſerkruge nach. Hänſel machte ſich hinter die Mutter, ſo daß er der letzte war auf dem Wege, guckte oft zurück nach dem Häuschen, und wie er es nicht ſah, ließ er gleich ein weißes Steinchen fallen, und nach ein paar Schritten wieder eins, und ſo immer fort.

Nun waren Alle mitten in dem tiefen Walde, und da machte der Vater ein Feuer an, wozu die Kinder des Reiſigs viel herbeitrugen und die Mutter ſagte zu den Kindern: „Ihr ſeid wohl müde, jetzt legt euch an das Feuer und ſchlaft, indeß wir Holz fällen, nachher kommen wir wieder, und holen euch ab.“

Die Kinder ſchlummerten ein wenig und als ſie erwachten, ſtand die Sonne hoch im Mittag, das Feuer war abgebrannt, und da Hänſel und Grethel Hunger hatten, verzehrten ſie ihr Stücklein Brod. Wer nicht kam, das waren die Eltern. Und nachher ſind die Kinder wieder eingeſchlafen, bis es dunkel wurde, da waren ſie noch immer allein, und Grethel fing an zu weinen und ſich zu fürchten. Hänſel tröſtete ſie aber und ſagte: „Fürchte dich nicht, Schweſter, der liebe Gott iſt ja bei uns, und bald geht der Mond auf, da gehen wir heim.“



Und wirklich ging bald darauf der Mond in voller Pracht auf und leuchtete den Kindern auf den Heimweg und beglänzte die ſilberweißen Kieſelſteine. Hänſel faßte Grethel bei der Hand und ſo gingen die Kinder mit einander fort ohne Furcht und ohne Unfall, und wie der frühe Morgen graute, da ſahen ſie des Vaters Dach durch die Büſche ſchimmern, kamen an das Waldhäuslein und klopften an. Wie die Mutter die Thür öffnete, erſchrak ſie ordentlich, als ſie die Kinder ſah, wußte nicht, ob ſie ſchelten oder ſich freuen ſollte, der Vater aber freute ſich, und ſo wurden die beiden Kinder wieder mit Gottwillkommen in das Häuslein eingelaſſen.

Es währte aber gar nicht lang, ſo wurde die Sorge aufs Neue laut und jenes Geſpräch und der Beſchluß, die Kinder in den Wald zu führen und ſie dort allein und in des Himmels Fürſorge zu laſſen, wiederholten ſich. Wieder hörten die Kinder das traurige Geſpräch mit an, bekümmerten Herzens, und der kluge Hänſel machte ſich vom Lager auf, wollte wieder blanke Steine ſuchen, aber da war die Thüre des Waldhäusleins feſt verſchloſſen, denn die Mutter hatte es gemerkt und darum die Thüre zugemacht. Doch tröſtete Hänſel abermals das weinende Schweſterlein und ſagte: „Weine nicht, lieb Grethel, der liebe Gott weiß alle Wege, wird uns ſchon den rechten führen.“

Am andern Morgen in der Frühe mußten Alle aufſtehen, wieder in den Wald zu wandern, und da empfingen die Kinder wieder Brod, noch kleinere Stücklein wie zuvor, und der Weg ging noch tiefer in den Wald hinein; Hänslein aber zerbröckelte heimlich ſein Brod in der Taſche, und ſtreute, ſtatt jener Steine, Krümlein auf den Weg, meinte, danach ſich mit dem Schweſterchen wohl zurückzufinden. Und nun geſchah alles, wie zuvor auch; ein großes Feuer wurde entzündet, und die Kinder mußten wieder ſchlafen, und wie ſie aufwachten, waren ſie allein, und die Eltern kamen nimmer wieder. Und der Mittag kam, und Grethel theilte ihr Stückchen Brod mit Hänſel, weil der ſeines verſtreut in lauter Bröſelein auf dem Weg, und dann ſchliefen ſie wieder ein und erwachten Abends verlaſſen und einſam. Grethel weinte, Hänſel aber war getroſt, meinte den Weg durch die Brodbröſelein wohl zu finden, wartete, bis der Mond aufgegangen war, nahm dann die Grethel bei der Hand und ſprach zu ihr: „Komm, Schweſter, nun gehen wir heim.“

Aber wie Hänſel die Krümlein ſuchte, war ihrer keines mehr da, denn die Waldvögelein hatten alle, alle aufgepickt und ſie ſich wohl ſchmecken laſſen. Und da wanderten die Kinder die ganze Nacht durch den Wald, kamen bald vom Wege ab, verirrten ſich und waren ſehr traurig. Endlich ſchliefen ſie ein auf weichem Moos, und erwachten hungrig, wie der Morgen graute, denn ſie hatten keinen Biſſen Brod mehr, und mußten ihren Durſt und Hunger nur mit den ſchönen Waldbeeren ſtillen, die da und dort ſtanden. Und wie ſie ſo im Walde herumirrten, ohne Weg und Steg zu finden, ſiehe, da kam ein ſchneeweißes Vöglein geflogen, das flog immer vor ihnen her, als wenn es den Kindern den Weg zeigen wollte, und ſie gingen dem Vöglein fröhlich nach. Mit einem Male ſahen ſie ein kleines Häuschen, auf deſſen Dach das Vöglein flog; es pickte darauf, und wie die Kinder ganz nahe daran waren, konnten ſie ſich nicht genug freuen und wundern, denn das Häuschen beſtand aus Brod, davon waren die

Wände, das Dach war mit Eierkuchen gedeckt, und die Fenſter waren von durchſichtigen Kandiszuckertafeln. Das war den Kindern recht, ſie aßen vom Häusleindach und von einer zerbrochenen Fenſterſcheibe. Da ließ ſich plötzlich drinnen eine Stimme vernehmen, die rief:

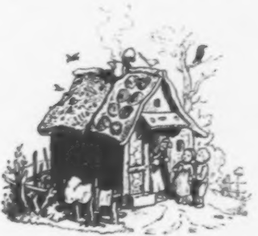
„Knuſper knuſper, kneischen! Wer knuſpert mir am Häuschen?“

Darauf antworteten die Kinder:

„Der Wind, der Wind, Das himmliſche Kind!“

und aßen weiter, denn ſie waren ſehr hungrig geweſen, und ſchmeckte ihnen ganz vortrefflich.

Da ging die Thür des Häusleins auf, und trat ein ſteinaltes, krummgebücktes, triefäugiges Mütterlein heraus von nicht geringer Häßlichkeit, Geſicht und Stirne voll Runzeln und in mitten eine große, große Naſe. Hatte auch grasgrüne Augen. Die Kinder erſchraken nicht wenig, die Alte aber that ganz freundlich und ſagte: „Ei, traute Kindlein, kommt doch herein ins Häuschen, kommt doch herein! Da giebts noch viel beſſern Kuchen!“



Die Kinder folgten der Alten gerne, und drinnen trug die Alte auch auf, daß es eine Luſt war. Da gab es Herz was magſt du? Biskuit und Marzipan, Zucker und Milch, Aepfel und Nüſſe, und köſtlichen Kuchen. Und während die Kinder immerfort aßen und fröhlich waren, richtete die Alte zwei Bettchen zu von feinen Dunenkiſſen und lilienweißen Linnen, da hinein brachte ſie die Kinder zur Ruhe, die meinten im Himmel zu ſein, beteten einen frommen Abendſegen und entſchliefen alsbald.

Es hatte aber mit der Alten ein gar ſchlimmes Bewenden. Sie war eine böſe und garſtige Hexe, welche die Kinder fraß, die ſie durch ihr Brod- und Kuchenhäuslein anlockte, nachdem ſie ſie erſt recht fett gefüttert.

Dies hatte ſie auch mit Hänſel und Grethel im Sinne. In aller Frühe ſtand die Alte ſchon vor dem Bette der noch ſüß ſchlafenden Kinder, freute ſich über ihren Fang, riß Hänſel aus dem Bette und trug ihn nach dem eng vergitterten Gänſeſtall, verſtopfte ihm auch, damit er nicht ſchreie, den Mund. Dann weckte ſie die arme Grethel mit Heftigkeit und ſchrie ſie mit rauher Stimme an: „Steh auf, faule Dirne! Dein Bruder ſteckt im Stall, wir müſſen ihm ein gutes Eſſen kochen, auf daß er fett wird, und für mich einen guten Braten giebt!“

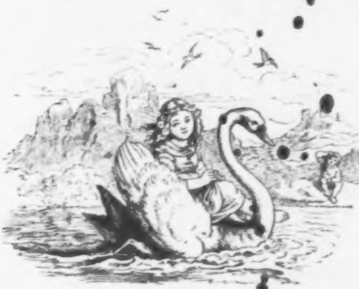
Da erſchrak die Grethel zum Tode, weinte und ſchrie, half aber nichts, ſie mußte gehorchen und aufſtehn, Eſſen kochen helfen, und durfte es ſelbſt nach dem Stalle tragen, und mit ihrem eingeſperrten Bruder weinen. Sie ſelbſt ward von der Hexe gar gering erhalten. Das dauerte ſo eine Zeit, während welcher die Alte öfters nach dem Stalle ſchlich und Hänſel befahl, einen Finger durch das Gitter zu ſtecken, damit ſie fühle, ob er fett werde. Hänſel aber ſteckte immer ein dürres Knöchelchen heraus, und ſie verwunderte ſich, daß der Junge trotz dem guten Eſſen ſo mager blieb. Endlich war ſie das müde und ſprach zur Grethel: „Kurz und gut, heute wird er gebraten,“ und machte ein mächtiges Feuer in den Backofen, der neben dem Häuschen ſtand, da ſchob ſie hernach Brod hinein, damit ſie friſchbackenes zum Braten habe. Das Grethel wußte ſeines Herzens keinen Rath, und endlich hieß ihm die alte Hexe ſich auf die Schiebeſchaufel zu ſetzen und in den Backofen zu lugen, die Alte wollte ſie nur ein biſſel in den Ofen ſchieben, damit die Grethel ſehe, ob das Brod braun ſei, eigentlich aber wollte ſie das arme Mägdlein gleich zuerſt darin braten.

Da kam aber das ſchneeweiße Vögelein geflogen und ſang: Hüt dich, hut dich, ſieh dich für! Und da gingen der Grethel die Augen auf, daß ſie der Alten böſe Liſt durchſchaute und ſagte: „Zeiget mir's zuvor, wie ich's machen muß, dann will ich's thun.“ Gleich ſetzte ſich die Alte auf das Ofenbret, und die Grethel ſchob am Stiel, und ſchob ſie ſo weit in den Backofen, als der Stiel lang war, und dann klapp, ſchlug ſie das eiſerne Thürlein vor dem Ofen zu, ſchob den Riegel vor, und da der Ofen noch erſtaunlich heiß war, mußte die alte Hexe drinnen brickeln und braten und elendiglich umkommen zum Lohn ihrer Uebelthaten. Grethel aber lief zum Hänſel, ließ den aus dem Gänſeſtall, und der kam heraus und fiel vor Freude dem treuen Schweſterchen um den Hals, küßten ſich und weinten vor Freude und dankten Gott.

Und da war das weiße Vöglein wieder da, und auch viele viele andre Waldvöglein, die flogen auf das Kuchendach des Häusleins, darauf war ein Neſt, und daraus nahm jedes Vöglein ein buntes Steinchen oder eine Perle, und trugen ſie hin zu den Kindern, und Grethel hielt ſein Schürzchen auf, daß es alle die vielen Steinchen faſſe. Das ſchneeweiße Vöglein ſang:

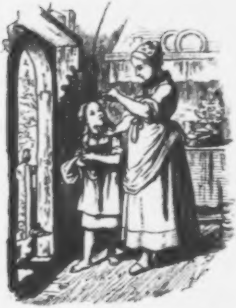
„Perlen und Edelſtein,
Für die Brodbröſelein.“

Da merkten die Kinder, daß die Vöglein dankbar dafür waren, daß Hänſel Brodkrumen auf den Weg geſtreut hatte, und nun flog das weiße Vöglein wieder vor ihnen her, daß es ihnen den Weg aus dem Walde zeige. Bald kamen ſie an ein mächtiges Waſſer, da ſtanden ſie rathlos, und konnten nicht weiter und nicht darüber. Plötzlich aber kam ein großer ſchöner Schwan geſchwommen, dem riefen die Kinder zu: „O ſchöner Schwan, ſei unſer Kahn!“ Und der Schwan neigte ſeinen Kopf und ruderte zum Ufer, und trug die Kinder, eins nach dem



andern, hinüber an's andre Ufer. Das weiße Vöglein aber war ſchon hinüber geflattert, und flog immer vor den Kindern her, bis ſie endlich aus dem Walde kamen, wieder an der Eltern kleines Haus.

Der alte Holzhauer und ſeine Frau ſaßen traurig und ſtill in dem engen Stüblein und hatten großen Kummer um die Kinder, bereueten auch viele Tauſendmal, daß ſie dieſelben fortgelaſſen, und ſeufzten: „Ach, wenn doch der Hänſel und die Grethel nur noch ein allereinzigesmal wieder kämen, ach, da wollten wir ſie nimmermehr wieder allein im Walde laſſen“ — da ging gerade die Thüre auf, ohne daß erſt angeklopft worden wäre, und Hänſel und Grethel traten leibhaftig herein! Das war eine Freude! Und als nun vollends erſt die koſtbaren Perlen und Edelſteine zum Vorſchein kamen, welche die Kinder mitbrachten, da war Freude in allen Ecken und alle Noth und Sorge hatte fortan ein Ende.



Das Rothkäppchen.

Es war einmal ein gar allerliebſtes, niedliches Ding von einem Mädchen, das hatte eine Mutter und eine Großmutter, die waren gar gut und hatten das kleine Ding ſo lieb. Die Großmutter abſonderlich, die wußte gar nicht, wie gut ſie's mit dem Enkelchen meinen ſollte, ſchenkt' ihm immer dieß und das und hatte ihm auch ein feines Käppchen von rothem Sammet geſchenkt, das ſtand dem Kind ſo überaus hübſch, und das wußte auch das kleine Mädchen und wollte nichts anders mehr tragen, und darum hieß es bei alt und jung nur das Rothkäppchen. Mutter und Großmutter wohnten aber nicht beiſammen in einem Häuschen, ſondern eine halbe Stunde von einander, und zwiſchen den beiden Häuſern lag ein Wald. Da ſprach eines Morgens die Mutter zum Rothkäppchen: „liebes Rothkäppchen, Großmutter iſt ſchwach und krank geworden, und kann nicht zu uns kommen. Ich habe Kuchen gebacken, geh und bringe Großmutter von dem Kuchen und auch eine Flaſche Wein, und grüße ſie recht ſchön von mir, und ſei recht vorſichtig, daß du nicht fällſt, und etwa die Flaſche zerbrichſt, ſonſt hätte die kranke Großmutter nichts. Laufe nicht im Walde herum, bleibe hübſch auf dem Wege, und bleibe auch nicht zu lange aus."

„Das will ich alles ſo machen wie du befiehlſt, liebe Mutter," antwortete Rothkäppchen, band ihr Schürzchen um, nahm einen leichten Korb, in den es die

Flaſche und den Kuchen von der Mutter legen ließ, und ging fröhlichen Schrittes in den Wald hinein. Wie es ſo völlig arglos dahin wandelte, kam ein Wolf daher. Das gute Kind kannte noch keine Wölfe und hatte keine Furcht. Als der Wolf näher kam, ſagte er: „Guten Tag Rothkäppchen!“ — „Schönen Dank, Herr Graubart!“ — „Wo ſoll es denn hingehen ſo in aller Frühe, mein liebes Rothkäppchen?“ fragte der Wolf. „Zur alten Großmutter, die nicht wohl iſt!“ antwortete Rothkäppchen. „Was willſt du denn dort machen? du willſt ihr wohl was bringen? — „Ei freilich, wir haben Kuchen gebacken, und Mutter hat mir auch Wein mitgegeben, den ſoll ſie trinken, damit ſie wieder ſtark wird.“

„Sage mir doch noch, mein liebes ſcharmantes Rothkäppchen, wo wohnt denn deine Großmutter? Ich möchte wohl einmal, wenn ich an ihrem Hauſe vorbeikomme, ihr meine Hochachtung an den Tag legen,“ fragte der Wolf.

„Ei gar nicht weit von hier, ein Viertelſtündchen, da ſteht ja das Häuschen gleich am Walde, Ihr müßt ja daran vorbeigekommen ſein. Es ſtehen Eichenbäume dahinter, und im Gartenzaun wachſen Haſelnüſſe!“ plauderte das Rothkäppchen.

O du allerliebſtes, appetitliches Haſelnüßchen du — dachte bei ſich der falſche böſe Wolf. Dich muß ich knacken, das iſt einmal ein ſüßer Kern. — Und that als wolle er Rothkäppchen noch ein Stückchen begleiten, und ſagte zu ihm: „Sieh nur, wie da drüben und dort drüben ſo ſchöne Blumen ſtehen, und horch nur, wie allerliebſt die Vögel ſingen! Ja es iſt ſehr ſchön im Walde, ſehr ſchön, und wachſen ſo gute Kräuter hierinne, Heilkräuter, mein liebes Rothkäppchen.“

„Ihr ſeid gewiß ein Doktor, werther grauer Herr?“ fragte Rothkäppchen: „weil Ihr die Heilkräuter kennt. Da könntet Ihr mir ja auch ein Heilkraut für meine kranke Großmutter zeigen!“

„Du biſt ein ebenſo gutes als kluges Kind!“ lobte der Wolf. „Ei freilich bin ich ein Doktor und kenne alle Kräuter, ſiehſt du! hier ſteht gleich eins, der Wolfsbaſt, dort im Schatten wachſen die Wolfsbeeren, und hier am ſonnigen Rain blüht die Wolfsmilch, dort drüben findet man die Wolfswurz.“ —

„Heißen denn alle Kräuter nach dem Wolf?“ fragte Rothkäppchen.

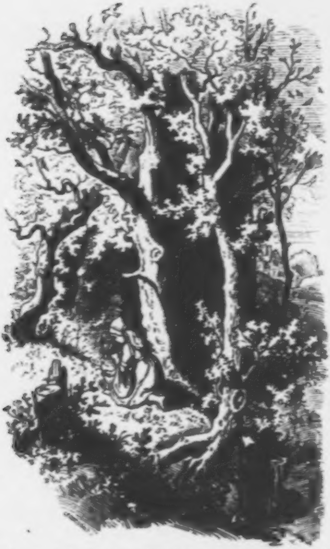
„Die beſten, nur die beſten, mein liebes, frommes Kind!“ ſprach der Wolf mit rechtem Hohn. Denn alle die er genannt, waren Giftkräuter. Rothkäppchen aber wollte in ihrer Unſchuld der Großmutter ſolche Kräuter als Heilkräuter pflücken und mitbringen, und der Wolf ſagte:

„Lebewohl, mein gutes Rothkäppchen, ich habe mich gefreut, deine Bekanntſchaft zu machen; ich habe Eile, muß eine alte ſchwache Kranke beſuchen!“

Und damit eilte der Wolf von dannen, und ſpornſtreichs nach dem Hauſe der Großmutter, während das Rothkäppchen ſich ſchöne Waldblumen zum Strauße pflückte und die vermeintlichen Heilkräuter ſammelte.

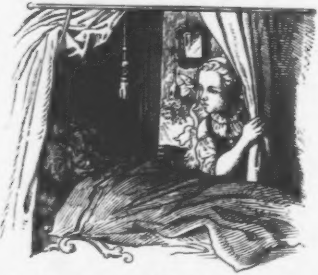
Als der Wolf an das Häuschen der Großmutter des Rothkäppchens kam, fand er es verſchloſſen, und klopfte an. Die Alte konnte nicht vom Bette aufſtehen, und nachſehen, wer da ſei, und rief: „Wer iſt draußen?“

„Das Rothkäppchen!“ rief der Wolf mit feiner, verſtellter Stimme. „Die Mutter ſchickt der guten Großmutter Wein und auch Kuchen! Wir haben gebacken!“



„Greife unten durch das Loch in der Thüre, da liegt der Schlüſſel!“ rief die Alte, und der Wolf that alſo, öffnete die Thüre, trat in das Häuschen, in das Stübchen, und verſchlang die Großmutter ohne Weiteres — zog ihre Kleider an, legte ſich in ihr Bett, und zog die Decke über ſich her, und die Bettvorhänge zu. Nach einer Weile kam das Rothkäppchen; es war ſehr verwundert, alles ſo offen zu finden, da doch ſonſt die Großmutter ſich ſelbſt gern unter Schloß und Riegel hielt, und wurd' ihm ſchier bänglich um das junge Herzchen.

Wie das Rothkäppchen nun an das Bett trat, da lag die alte Großmutter, hatte eine große Schlafhaube auf, und war nur wenig von ihr zu ſehen, und das



Wenige ſah gar ſchrecklich aus. „Ach Großmutter, was haſt du ſo große Ohren?“ rief das Rothkäppchen. — „Daß ich dich damit gut hören kann!“ war die Antwort. — „Ach Großmutter! Was haſt du für große Augen!“ — „Daß ich dich damit gut ſehen kann!“ — „Ei Großmutter, was haſt du für haarige große Hände!“ — „Daß ich dich damit gut faſſen und halten kann!“ — „Ach Großmutter was haſt du für ein ſo großes Maul und ſo lange Zähne!“ — „Daß ich dich damit gut freſſen kann!“ Und damit fuhr der ganze Wolf grimmig aus dem Bette heraus, und fraß das arme Rothkäppchen. Weg war's.

Jetzt war der Wolf ſehr ſatt, und es gefiel ihm ſehr im Stübchen der Alten und in dem weichen Bett, und legte ſich wieder hin und ſchlief ein und ſchnarchte daß es klang, als ſchnarre ein Räderwerk in einer Mühle. Zufällig kam ein Jäger vorbei, der hörte das ſeltſame Geräuſch, und dachte:

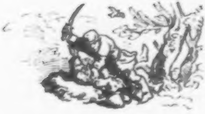
Ei, ei, die arme alte Frau da drinnen hat einen böſen Schnarcher am Leib, ſie röchelt wohl gar und liegt im Sterben! Du mußt hinein, und nachſehen, was mit ihr iſt. — Gedacht, gethan; der Jäger ging in das Häuschen, da fand er den Herrn Iſegrimm im Bette der Alten liegen, und die Alte war nirgends zu erblicken. „Biſt du da?“ ſprach der Jäger, und riß die Kugelbüchſe von der Schulter. „Komm du her, du biſt mir oft genug entlaufen!“ — Schon legte er an — da fiel ihm ein: halt — die Alte iſt nicht da, am Ende hat der Unhold ſie mit Haut und Haar verſchlungen, war ohnedieß nur ein kleines dürres Weiblein. Und da ſchoß der Jäger nicht, ſondern er zog ſeinen ſcharfen Hirſchfänger und ſchlitzte ganz ſanft dem feſt ſchlafenden Wolf den Bauch auf, da guckte ein rothes Käppchen heraus, und unter dem Käppchen war ein Köpfchen, und da kam das niedliche allerliebſte Rothkäppchen heraus, und ſagte: „Guten Morgen! Ach was war das für ein dunkles Kämmerchen da drinnen! — Und hinter dem Rothkäppchen zappelte die alte Großmutter, die war auch noch lebendig, vielen Platz hatten ſie aber nicht gehabt im Wolfsbauch. — Der Wolf ſchlief noch immer ſteinfeſt, und da nahmen ſie Steine, gerade wie die alte Geis im Märchen von den ſieben Geislein, füllten ſie dem Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu, hernach verſteckten ſie ſich, und der Jäger trat hinter einen Baum, zu ſehen, was der Wolf endlich anfangen werde. Jetzt wachte der Wolf auf, machte ſich aus dem Bett heraus, aus dem Stübchen, aus dem Häuschen, und humpelte zum Brunnen, denn er hatte großen Durſt. Unterwegs ſagte er: „Ich weiß gar nicht, ich weiß gar nicht, in meinem Bauch wackelts hin und her, hin und her, wie Wackelſtein — ſollte das die Großmutter und Rothkäppchen ſein?“ — Und wie er an den Brunnen kam und trinken wollte, da zogen ihn die Steine und er bekam das Uebergewicht und fiel hinein und ertrank. So ſparte der Jäger ſeine Kugel; er zog den Wolf aus dem Brunnen und zog ihm den Pelz ab, und alle drei, der Jäger, die Großmutter und das Rothkäppchen, tranken den Wein, und aßen den Kuchen, und waren ſeelenvergnügt, und die Großmutter wurde wieder friſch und geſund, und Rothkäppchen ging mit ihrem leeren Körbchen nach Hauſe, und dachte: du willſt niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es dir die Mutter verboten hat.

Das Rebhuhn.

Es war ein reicher Jude, der reiſte durch ein Königreich und trug mit ſich einen großen Schatz an Geld und Gute. Da ihn nun ſein Weg durch einen großen Wald führen ſollte, fürchtete er ſich, daß er um ſeines Geldes willen darin etwa ſein Leben laſſen müſſe, und ging daher zu dem Könige des Landes, reichte ihm ein Geſchenk dar und bat, daß der König ihm einen ſichern Mann mitgebe zum Geleite durch den Wald und durch ſein ganzes Reich. Da gebot der König ſeinem Schenken, dem Juden das Geleit zu geben, und dieſer that, was ihm geboten war, und geleitete den Juden.

Als nun dieſe Beiden in den Wald gekommen waren, da gelüſtete dem Schenken nach dem Schatz des Juden, und er ſtand ſtill auf dem Weg und ſprach zu ihm: „Gehe voran!“ Der Jude erſchrak, ahnete des Schenken böſe Abſicht und wollte nicht vorangehen. Der Schenke zog alsbald ſein Schwert aus der Scheide und rief: „Jud, ſo mußt du hier von meiner Hand ſterben!“ — „O lieber Schenke, thut das nicht!“ rief der Jude; „ſolche Mordthat an mir würde nicht verborgen bleiben! Und ob heimlicher Mord von allen Menſchen ungeſehen vollzogen wird, ſo werden ihn die Vögel offenbaren, die unter dem Himmel fliegen!“

Wie der Jude das noch ſprach, flog eben ein Rebhuhn im Walde auf, und über ihnen Beiden hin. Da hohnlachte der Schenke und ſprach ſpöttiſch: „Hab' Acht, Jud, das Rebhuhn wird's dem Könige ſicherlich anſagen, daß ich dich hier ermordet.“ Und ſo ermordete der Schenke den Juden im Walde, nahm ihm

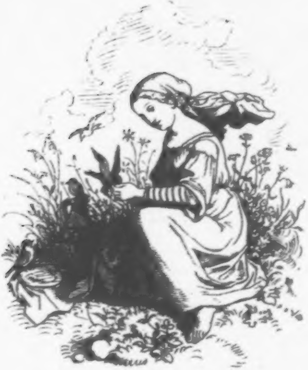


alle ſein Geld und ſeinen Schatz, den er bei ſich trug, begrub ihn heimlich und ging wieder zu Hofe.

Und es verging ein ganzes Jahr nach des Schenken ungetreuer That, da geſchah es, daß dem Könige Rebhühner geſchenkt wurden, die gab der Schenke dem Koch, ließ ſie wohl bereiten, und brachte ſie zur Tafel. Und wie er die Rebhühner vor den König hin auf den Tiſch ſtellte, dachte er an den Juden, den er ermordet hatte, und an deſſen letzte Rede von den Vögeln und mußte lachen. Der König ſahe es, und fragte, worüber er lache? Der Schenk aber gab dem Könige eine falſche Urſache ſeines Lachens an.

Nachher über vier Wochen geſchah es, daß der König ſeinen Amtleuten und Dienern ein Gaſtmahl gab, dabei war auch der Schenke, und der König ſelbſt war ſehr fröhlich und heiter, ſcherzhaft und luſtig, und ließ ſo viel Wein und edle Getränke auftragen, daß etliche ſeiner Diener trunken wurden. Und da Alle ſo luſtig waren, ſprach der König zum Schenken: „Lieber Schenk, jetzt ſage mir die freie Wahrheit, worüber haſt du gelacht unlängſt, da du mir die Rebhühner auftrugſt, denn du haſt mich damals nicht mit wahren Worten berichtet!“ Der Schenk war trunkenen Muthes, denn wenn der Wein eingeht, geht die Weisheit aus, und ſprach: „Ei, mein Herr König, als der Jude ſchrie, die Vögel würden ſeinen heimlichen Mord offenbaren, die unter dem Himmel fliegen, da flog eben ein Rebhuhn in die Höhe, deſſen mußte ich gedenken und darüber lachen.“

Der König ſchwieg auf dieſe Rede ſtill, ließ ſich nichts merken, und that, als ſei er nicht in ſeiner Fröhlichkeit geſtört. Aber des andern Tages ging er zu Rathe mit ſeinen heimlichen Räthen, und ſprach alſo zu ihnen: „Was hat Der verſchuldet, der von des Königs wegen einen durch das Reich ſicher geleiten ſollte, und hat denſelben ſelbſt ermordet und beraubet?“ Darauf antworteten die Räthe einſtimmig: „Der hat den Galgen verdient!“ Darauf ſaß der König öffentlich zu Gericht, beſtellte einen Kläger, der den Schenken anklagte, und da er ſeine That vor Zeugen im Rauſche erzählt, ſo mußte er ſie auch vor Gericht bekennen und wurde zum Galgen verurtheilt. So ward der heimliche Mord durch die Rebhühner kund und offenbar.



Die Goldmaria und die Pechmaria.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter; beide hieſſen Maria. Die rechte Tochter war nicht gut und fromm, dagegen war die Stieftochter ein beſcheidenes, ſittiges Mädchen, das aber gar viele Kränkungen und Zurückſetzungen von Mutter und Schweſter erdulden mußte. Doch ſie war ſtets freundlich, that die Küchenarbeiten unverdroſſen, und weinte nur manchmal heimlich in ihrem Schlafkämmerlein, wenn ſie von Mutter und Schweſter ſo viel Unbilliges zu leiden hatte. Aber bald war ſie dann allemal wieder heiter und friſchen Muthes, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Sei ruhig, der liebe Gott wird dir ſchon helfen.“ Dann that ſie fleißig ihre Arbeit, und machte alles nett und ſauber. Ihrer Mutter arbeitete ſie immer nicht genug; eines Tages ſagte dieſe ſogar: „Maria, ich kann dich nicht länger zu Hauſe behalten, du arbeiteſt wenig und iſſeſt viel, und deine Mutter hat dir kein Vermögen hinterlaſſen, auch dein Vater nicht, es iſt alles mein, und ich kann und mag dich nicht länger ernähren, daher du ausgehen mußt, dir einen Dienſt bei einer Herrſchaft zu ſuchen.“ Und ſie buk von Aſche und Milch einen Kuchen, füllte ein Krüglein mit Waſſer, gab Beides der armen Maria und ſchickte ſie aus dem Hauſe.

Maria war ſehr betrübt ob dieſer Härte; doch ſchritt ſie muthig durch die Felder und Wieſen, und dachte: es wird dich ſchon Jemand als Magd aufnehmen, und vielleicht ſind fremde Menſchen gütiger als die eigene Mutter. Als ſie Hunger fühlte, ſetzte ſie ſich in's Gras nieder, zog ihren Aſchenkuchen hervor und trank aus ihrem Krüglein, und viele Vöglein flatterten herbei, pickten an ihrem Kuchen, und ſie goß Waſſer in ihre Hand und ließ die munteren Vöglein trinken. Und da verwandelte ſich unvermerkt ihr Aſchenkuchen in eine Torte, ihr Waſſer in köſtlichen Wein. Geſtärkt und freudig zog die arme Maria weiter, und kam, als es dunkel wurde, an ein ſeltſam gebautes Haus, davor waren zwei Thore, eins ſah pechſchwarz aus, das andere glänzte von purem Gold. Beſcheiden ging Maria durch das minder ſchöne Thor in den Hof, und klopfte an die Hausthüre. Ein Mann von ſchreckbar wildem Anſehen that die Thüre auf und fragte barſch nach ihrem Begehren. Sie ſprach zitternd: „Ich wollte nur fragen, ob ihr nicht ſo gütig ſein möchtet, mich über Nacht zu beherbergen?“ und der Mann brummte: „Komm herein!“ Sie folgte ihm, und bebte noch mehr zuſammen, als ſie drinnen im Zimmer nichts weiter ſah und hörte als Hunde und Katzen, und deren abſcheuliches Geheul. Es war außer dem wilden Thürſchemann (ſo hieß dieſer Menſch) Niemand weiter in dem ganzen Hauſe.

Nun brummte der Thürſchemann der Maria zu: „Bei wem willſt du ſchlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?“ Maria ſprach: „Bei Hunden und Katzen.“ Da mußte ſie aber gerade neben ihm ſchlafen, und er gab ihr ein ſchönes weiches Bette, daß Maria ganz herrlich und ruhig ſchlief. Am Morgen brummte Thürſchemann: „Mit wem willſt du frühſtücken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?“ Sie ſprach: „Mit Hunden und Katzen.“ Da mußte ſie mit ihm trinken, Kaffe und ſüßen Rahm. Wie Maria fortgehen wollte, brummte Thürſchemann abermals: „Zu welchem Thor willſt du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?“ und ſie ſprach: „Zum Pechthor.“ Da mußte ſie durchs goldene gehen, und wie ſie durchging, ſaß Thürſchemann oben darauf und ſchüttelte ſo derb, daß das Thor erzitterte und daß Maria ganz von Gold überdeckt war, das von dem Goldthore auf ſie herabfiel.

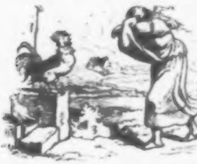
Nun ging ſie wieder heim, und ins älterliche Haus eintretend kamen ihre Hühner, die ſie ſonſt immer gefüttert, ihr freudig entgegen geflogen und gelaufen, und der Hahn ſchrie: Kikiriki, da kommt die Goldmarie! Kikiriki! Und ihre Mutter kam die Treppe herunter und knixte ſo ehrfurchtsvoll vor der goldenen Dame, als wenn es eine Prinzeſſin wäre, die ihr die Ehre ihres Beſuches ſchenkte. Aber Maria ſprach: „Liebe Mutter, kennſt du mich denn nicht mehr? Ich bin ja die Maria.“

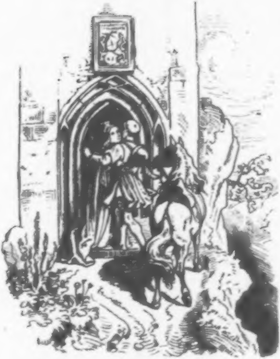
Jetzt kam auch die Schweſter ganz erſtaunt und verwundert, wie die Mutter, und beide voll Neides, und Maria mußte erzählen, wie wunderbar es ihr ergangen, und wie ſie zu dem Golde gekommen war.

Nun nahm ſie ihre Mutter wohl auf, und hielt ſie auch beſſer wie zuvor, und Maria wurde von Jedermann geehrt und geliebt; bald fand ſich auch ein braver junger Mann, der Marien als Gattin heimführte und glücklich mit ihr lebte.

Der andern Maria aber wuchs der Neid im Herzen, und ſie beſchloß, auch fortzugehen und übergoldet wiederzukommen. Ihre Mutter gab ihr ſüßen Kuchen und Wein mit auf die Reiſe, und wie Maria davon aß und Vöglein geflogen kamen, um auch mit zu ſchmauſen, jagte ſie dieſelben ärgerlich fort. Ihr Kuchen aber verwandelte ſich unvermerkt in Aſche, und ihr Wein in mattes Waſſer. Am Abend kam Maria ebenfalls an Thürſchemanns Thore; ſie ging ſtolz zu dem goldenen hinein, und klopfte dann an die Hausthüre. Wie Thürſchemann aufthat und nach ihrem Begehren fragte, ſagte ſie ſchnippiſch: „Nun, ich will hier übernachten." Und er brummte: „Komm herein!" Dann fragte er auch ſie: „Bei wem willſt du ſchlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?" Sie ſagte ſchnell: „Bei Euch, Herr Thürſchemann!" Aber er führte ſie in die Stube, wo Hunde und Katzen ſchliefen und ſchloß ſie hinein. Am Morgen war Mariens Angeſicht häßlich zerkratzt und zerbiſſen. Thürſchemann brummte wieder: „Mit wem willſt du Kaffe trinken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?" „Ei, mit Euch," ſagte ſie, und mußte nun gerade wieder mit Katzen und Hunden trinken. Nun wollte ſie fort. Thürſchemann brummte abermals: „Zu welchem Thor willſt du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?" und ſie ſagte: „Zum Goldthor, das verſteht ſich!" Aber dieſes wurde ſogleich verſchloſſen und ſie mußte zum Pechthor hinaus, und Thürſchemann ſaß obendrauf, rüttelte und ſchüttelte, daß das Thor wackelte und da fiel ſo viel Pech auf Marien herunter, daß ſie über und über voll wurde.

Als nun Maria voll Wuth ob ihres häßlichen Anſehens nach Hauſe kam, krähte der Gluckhahn ihr entgegen: Kikiriki, da kommt die Pechmarie! Kikiriki! Und ihre Mutter wandte ſich voll Abſcheu von ihr, und konnte nun ihre häßliche Tochter nicht vor den Leuten ſehen laſſen, die hart geſtraft blieb, darum, daß ſie ſo auf Gold erpicht geweſen.





Hirſedieb.

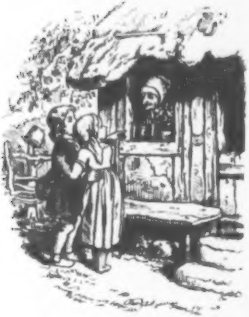
In einer Stadt wohnte ein ſehr reicher Kaufmann, der hatte am Haus einen großen und prächtigen Garten, in dem auch ein Stück Land mit Hirſe beſäet war. Da nun dieſer Kaufmann einmal in ſeinem Garten herumſpazierte — es war zur Frühjahrszeit, und der Saame ſtand friſch und kräftig — ſo ſah er zu ſeinem größten Aerger und Verdruß, daß verwichene Nacht von frecher Diebeshand ein Theil von ſeinem Hirſeſaamen abgegraſt worden war, und gerade dieſes Gartenäckerlein, darauf er alle Jahre Hirſe hinſäete, war ihm ganz beſonders lieb, wie manchmal die Menſchen eine ausſchließliche Vorliebe für eine Sache haben. Er beſchloß, den Dieb zu fangen und dann nachdrücklich zu ſtrafen, oder dem Gericht zu übergeben. Daher er ſeine drei Söhne, Michel, Georg und Johannes zu ſich rief, und ſprach: „Heute Nacht war ein Dieb in unſerm Garten und hat mir einen Theil Hirſeſaamen abgegraſt, was mich höchlich ärgert. Dieſer Frevler muß gefangen werden, und ſoll mir büßen! Ihr, meine Söhne, mögt nun wachen die Nächte hindurch, einer um den andern, und welcher den Dieb ſängt, ſoll von mir eine ſtattliche Belohnung bekommen.“ Der Aelteſte, Michel, wachte die erſte Nacht; er nahm ſich etliche geladene Piſtolen und einen ſcharfen Säbel, auch zu eſſen und zu trinken mit, hüllte ſich in einen warmen Mantel und ſetzte ſich hinter einen blühenden Hollunderbuſch, hinter dem er bald hart und feſt einſchlief. Wie er am hellen Morgen erwachte, war ein noch größeres Stück Hirſeſaamen abgegraſt, als in voriger Nacht. Und wie nun der Kaufmann in den Garten kam, und das ſahe und merkte, daß ſein Sohn, anſtatt zu wachen und den Dieb zu fangen, geſchlafen hatte, ward er noch ärgerlicher, und ſchalt und höhnte ihn als einen braven Wächter, der ihm ſammt ſeinen Piſtolen und Säbel ſelbſt geſtohlen werden könne!

Die andre Nacht wachte Georg; dieſer nahm ſich nebſt den Waffen, die ſein Bruder vorige Nacht bei ſich geführt, auch noch einen Knittel und ſtarke Stricke mit. Aber der gute Wächter Georg ſchlief ebenfalls ein, und fand am Morgen, daß der Hirſedieb wieder tüchtig gegraſet hatte. Der Vater ward ganz wild, und ſagte: „Wenn der dritte Wächter ausgeſchlafen hat, wird die Hirſeſaat vollends zum Kukuk ſein, und es wird dann keines Wächters mehr bedürfen!“

Die dritte Nacht kam nun an Johannes die Reihe. Dieſer nahm trotz allem Zureden keine Waffen mit; doch hatte er ſich im Geheimen mit recht probaten Waffen gegen den Schlaf verſehen; er hatte ſich Diſteln und Dornen geſucht, und dieſe, als er ſich Abends in den Garten an ſeinen Wächterplatz verfügt, vor ſich aufgebaut. Wenn er nun einnicken wollte, ſtieß er allemal mit der Naſe an die Stacheln, und wurde gleich wieder munter. Als die Mitternacht herbeikam, hörte er ein Getrappel, es kam näher und näher, machte ſich in den Hirſeſaamen und da hörte Johannes ein recht fleißiges Abrauſen. Haſt, dachte er, da hab' ich dich! und er zog einen Strick aus der Taſche, ſchob leiſe die Dornen zurück und ſchlich dem Dieb vorſichtig näher. Als er hinzukam — wer hätte ſich das vermuthet? — war der Dieb — ein allerliebſtes kleines Pferdchen. Johannes war innerlich erfreut; hatte auch mit dem Einfangen gar keine Mühe; das Thierchen folgte ihm willig zum Stall, den Johannes feſt verſchloß. Und nun konnte er noch ganz gemach in ſeinem Bette ausſchlafen. Früh, als ſeine Brüder aufſtiegen und hinunter in den Garten gehen wollten, ſahen ſie mit Staunen, daß Johannes in ſeinem Bette lag und ſchlief. Da weckten ſie ihn, und höhnten ihn mit allerlei Neckreden, daß er der beſte Wächter ſei, da er ſogar nicht einmal die Nacht ausgehalten habe auf ſeiner Wache. Aber Johannes ſagte: „Seid ihr nur ganz ſtille, ich will euch den Hirſedieb ſchon zeigen.“ Und ſein Vater und ſeine Brüder mußten ihm zum Stalle folgen, wo das wunderſeltſame Pferdlein ſtand, von dem Niemand zu ſagen wußte, woher es gekommen und wem es zugehöre. Es war allerliebſt anzuſehen, von zartem und ſchlankem Bau, und dazu ganz ſilberweiß. Da hatte der Kaufmann eine große Freude und ſchenkte ſeinem wackern Johannes das Pferdchen als Belohnung, der nahm es freudig an und nannte es Hirſedieb.

Bald vernahmen die Brüder, daß eine ſchöne Prinzeſſin verzaubert wäre im Schloß, das auf dem gläſernen Berge ſtehe, zu welchem Niemand wegen der großen Glätte emporklimmen könne. Wer aber glücklich hinauf und dreimal um das Schloß herumreite, der erlöſe die ſchöne Prinzeſſin, und bekomme ſie zur Gemahlin. Gar unendlich Viele hätten ſchon den Bergritt probirt, wären aber alle wieder herabgeſtürzt und lägen todt umher. Dieſe Wundermär erſcholl durchs ganze Land, und auch die drei Brüder bekamen Luſt, ihr Glück zu verſuchen, nach dem gläſernen Berg zu reiten, und — wo möglich die ſchöne Prinzeſſin zu gewinnen. Michel und Georg kauften ſich junge, ſtarke Pferde, deren Hufeiſen ſie tüchtig ſchärfen ließen, und Johannes ſattelte ſeinen kleinen Hirſedieb, und ſo ging es aus zum Glücksritt. Bald erreichten ſie den gläſernen Berg, der Aelteſte ritt zuerſt, aber ach — ſein Roß glitt aus, ſtürzte mit ihm nieder und Beide, Roß und Mann, vergaßen das Wiederaufſtehen. Der Zweite ritt, aber ach — ſein Roß glitt aus, ſtürzte mit ihm nieder, und Beide, Mann und Roß, vergaßen auch das Aufſtehen. Nun ritt Johannes, und es ging trapp trapp trapp trapp trapp — droben waren ſie, und wieder trapp trapp trapp trapp trapp und ſie waren dreimal um's Schloß herum, als wenn Hirſedieb ſchon hundertmal dieſen gefährlichen Weg gelaufen wäre. Nun ſtanden ſie vor der Schloßthüre; dieſe ging auf, und es trat die reizendſchöne Prinzeſſin heraus; ſie war ganz in Seide und Gold gekleidet, und breitete freudig die Arme gegen Johannes aus. Und derſelbe ſtieg ſchnell vom Pferdlein und eilte die holde Prinzeſſin, und ſomit ſein ganzes überaus großes Glück zu umfangen.

Und die Prinzeſſin wandte ſich zum Pferdlein, liebkoſete daſſelbe und ſprach: „Ei, du kleiner Schelm, warum warſt du mir denn entlaufen, daß ich nicht mehr die einzige Nachtſtunde, die mir vergönnet war, unten auf der grünen Erde zu weilen, genießen konnte, da du mich nicht mehr den gläſernen Berg hinunter und wieder heraufſtrugſt? Nun darfſt du uns nimmermehr verlaſſen.“ — Und da ward Johannes gewahr, daß ſein Hirſediebchen das Zauberpferdlein ſeiner himmelſchönen Prinzeſſin war. Seine Brüder kamen wieder auf von ihrem Fall, Johannes aber ſahen ſie nicht wieder, denn der lebte glücklich und allen Erdenſorgen entrückt, mit ſeinem Engel im Zauberſchloß auf dem gläſernen Berge, aber auch zu dieſem Berge fand kein Menſchenkind mehr den Weg, weil der Zauber gelöſt und die Prinzeſſin von ihrem Bann befreit worden war, durch ihr kluges Rößlein, das den rechten Befreier und Gemahl ihr zugetragen.



Der goldne Rehbock.

Es waren einmal zwei arme Geſchwiſter, ein Knabe und ein Mädchen, das Mädchen hieß Margarethe, der Knabe hieß Hans. Ihre Aeltern waren geſtorben, hatten ihnen auch gar kein Eigenthum hinterlaſſen, daher ſie ausgehen mußten, um durch Betteln ſich fortzubringen. Zur Arbeit waren beide noch zu ſchwach und klein; denn Hänschen zählte erſt zwölf Jahre und Grethchen war noch jünger. Des Abends gingen ſie vor's erſte beſte Haus, klopften an und baten um ein Nachtquartier, und vielmal waren ſie ſchon von guten mildthätigen Menſchen aufgenommen, geſpeiſet und getränket worden; auch hatte mancher und manche Barmherzige ihnen ein Kleidungsſtückchen zugeworfen.

So kamen ſie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln ſtand; da klopften ſie an's Fenſter, und als gleich darauf eine alte Frau herausſah, fragten ſie dieſe, ob ſie hier nicht über Nacht bleiben dürften? Die Antwort war: „Meinetwegen, kommt nur herein!“ Aber wie ſie eintraten, ſprach die Frau: „Ich will euch wohl über Nacht behalten, aber wenn es mein Mann gewahr wird, ſo ſeid ihr verloren; denn er iſſet gern einen jungen Menſchenbraten, daher er alle Kinder ſchlachtet, die ihm vor die Hand kommen!“ Da wurde den Kindern ſehr angſt; doch konnten ſie nunmehr nicht weiter, es war ſchon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen ſie ſich gutwillig von der Frau in ein Faß verſtecken und verhielten ſich ruhig. Einſchlafen konnten ſie aber lange nicht, zumal, da ſie nach einer Stunde die ſchweren Tritte eines Mannes vernahmen, der wahrſcheinlich der Menſchenfreſſer war. Deß wurden ſie bald gewiß, denn jetzt fing er an mit brüllender Stimme auf ſeine Frau zu zanken, daß ſie keinen Menſchenbraten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das Haus wieder, und tappte ſo laut, daß die Kinder, die endlich doch eingeſchlummert waren, darüber erwachten.

Als ſie von der Frau etwas zu frühſtücken bekommen hatten, ſagte dieſe, „Ihr Kinder müßt nun auch etwas thun, da habt ihr zwei Beſen, geht oben hinauf und kehrt mir meine Stuben aus, deren ſind zwölf, aber ihr kehret davon nur elf, die zwölfte dürft ihr um's Himmelswillen nicht aufmachen. Ich will derzeit einen Ausgang thun. Seid fleißig, daß ihr fertig ſeid, wenn ich wieder komme.“ Die Kinder kehrten ſehr emſig, und bald waren ſie fertig. Nun mochte Grethchen doch gar zu gerne wiſſen, was in der zwölfte Stube wäre, das ſie nicht ſehen ſollten, weil ihnen verboten war, die Stube zu öffnen. Sie guckte ein wenig durchs Schluſſelloch, und ſah da einen herrlichen kleinen goldenen Wagen, mit einem goldenen Rehbock beſpannt. Geſchwind rief ſie Hänschen herbei, daß er auch hinein gucken ſollte. Und als ſie ſich erſt tüchtig umgeſehen, ob die Frau nicht heimkehre, und da von dieſer nichts zu ſehen war, ſchloſſen ſie ſchnell die Thüre auf, zogen den Wagen ſammt Rehbock heraus, ſetzten drunten ſich hinein in den Wagen und fuhren auf und davon. Aber nicht lange, ſo ſahen ſie von weitem die alte Frau und auch den Menſchenfreſſer ſich entgegen kommen, gerade des Weg's, den ſie mit dem geraubten Wagen eingeſchlagen hatten. Hänslein ſprach: „Ach, Schweſter, was machen wir? Wenn uns die beiden Alten entdecken, ſind wir verloren.“ „Still!“ ſprach Grethchen, „ich weiß ein kräftiges Zauberſprüchlein, welches ich noch von unſrer Großmutter gelernt habe:

Roſenrothe Roſe ſticht; Siehſt du mich, ſo ſieh mich nicht!

und alsbald waren ſie verwandelt in einen Roſenſtrauch. Grethchen wurde zur Roſe, Hänslein zu Dornen, der Rehbock zum Stiele, der Wagen zu Blättern.

Nun kamen beide, der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, daher gegangen und letztere wollte ſich die ſchöne Roſe abbrechen, aber ſie ſtach ſich ſo ſehr, daß ihre Finger bluteten, und ſie ärgerlich davon ging. Wie die Alten fort waren, machten ſich die Kinder eilig auf, und fuhren weiter und kamen bald an einen Backofen der voll Brod ſtund. Da hörten ſie aus demſelben eine hohle Stimme rufen: „Rückt mir mein Brod, rückt mir mein Brod.“ Schnell rückte Grethchen das Brod und that es in ihren Wagen, worauf ſie weiter fuhren. Da kamen ſie an einen großen Birnbaum, der voll reifer ſchöner Früchte hing, aus dieſem tönte es wieder: „Schüttelt mir meine Birnen, ſchüttelt mir meine Birnen!“ Grethchen ſchüttelte ſogleich, und Hänschen half gar fleißig aufleſen, und die Birnen in den goldenen Wagen ſchütten. Und wieder kamen ſie an einen Weinſtock, der rief mit angenehmer Stimme: „Pflückt mir meine Trauben, pflückt mir meine Trauben!“ Grethchen pflückte auch dieſe und packte ſie in ihren Wagen.

Unterdeſſen aber waren der Menſchenfreſſer und ſeine Frau daheim angelangt, und hatten mit Ingrimm wahrgenommen, daß die Kinder ihren goldenen

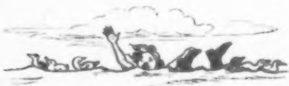
Wagen ſammt Rehbock geſtohlen, gerade wie dieſe beiden ebenfalls vor langen Jahren Wagen und Rehbock geſtohlen, und noch dazu bei dem Diebſtahl auch einen Mord begangen hatten, nämlich den rechtmäßigen Eigenthümer erſchlagen. Der mit dem Rehbock beſpannte Wagen war nicht nur an und für ſich von großem Werth, ſondern er beſaß auch noch die vortreffliche Eigenſchaft, daß, wo er hinkam, von allen Seiten Gaben geſpendet wurden, von Baum und Beerſtrauch, von Backofen und Weinſtock. So hatten denn die Leute, der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, lange Jahre den Wagen, wenn auch auf unrechtmäßige Weiſe, beſeſſen, hatten ſich gute Eßwaaren ſpenden laſſen, und dabei herrlich und in Freuden gelebt. Da ſie nun ſahen, daß ſie ihres Wagens beraubt waren, machten ſie ſich flugs auf, den Kindern nachzueilen und ihnen die köſtliche Beute wieder abzujagen. Dabei wäſſerte dem Menſchenfreſſer ſchon der Mund nach Menſchenbraten; denn die Kinder wollte er ſogleich fangen und ſchlachten. Mit weiten Schritten eilten die beiden Alten den Kindern nach, und wurden dieſelben bald von ferne anſichtig, weil ſie vorausfuhren. Die Kinder kamen jetzt an einen großen Teich, und konnten nicht weiter, auch war weder eine Fähre, noch eine Brücke da, daß ſie hinüber hätten flüchten können. Nur viele Enten waren darauf zu ſehen, die luſtig umher ſchwammen. Grethchen lockte dieſe ans Ufer, warf ihnen Futter hin und ſprach:

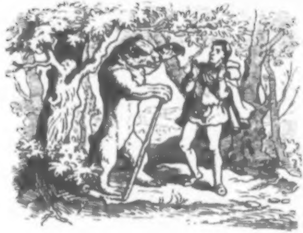
„Ihr Entchen, ihr Entchen, ſchwimmt zuſammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Da ſchwammen die Enten einträchtiglich zuſammen, bildeten eine Brücke und die Kinder ſammt Rehbock und Wagen kamen glücklich ans andere Ufer. Aber flugs hinterdrein kam auch der Menſchenfreſſer, und brummte mit häßlicher Stimme:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, ſchwimmt zuſammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Schnell ſchwammen die Entchen zuſammen, und trugen die beiden Alten hinüber — meint ihr? nein! in der Mitte des Teiches, da das Waſſer am tiefſten war, ſchwammen die Entchen auseinander, und der böſe Menſchenfreſſer nebſt ſeiner Alten plumpten in die Tiefe und kamen um. Und Hänschen und Grethchen wurden ſehr wohlhabende Leute, aber ſie ſpendeten auch von ihrem Segen den Armen viel und thaten viel Gutes, weil ſie immer daran dachten, wie bitter es geweſen, da ſie noch arm waren und betteln gehen mußten.





Das Nußzweiglein.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der mußte in ſeinen Geſchäften in fremde Länder reiſen. Da er nun Abſchied nahm, ſprach er zu ſeinen drei Töchtern: „Liebe Töchter, ich möchte euch gerne bei meiner Rückkehr eine Freude bereiten, ſagt mir daher, was ich euch mitbringen ſoll?“ Die Aelteſte ſprach: „Lieber Vater, mir eine ſchöne Perlenhalskette!“ Die Andre ſprach: „Ich wünſchte mir einen Fingerring mit einem Demantſtein.“ Die Jüngſte ſchmiegte ſich an des Vaters Herz und flüſterte: „Mir ein ſchönes, grünes Nußzweiglein, Väterchen.“ — „Gut, meine lieben Töchter!“ ſprach der Kaufmann, „ich will mir's aufmerken und dann lebet wohl.“

Weit fort reiſete der Kaufmann, und machte große Einkäufe, gedachte aber auch treulich der Wünſche ſeiner Töchter. Eine koſtbare Perlenhalskette hatte er bereits in ſeinen Reiſekoffer gepackt, um ſeine Aelteſte damit zu erfreuen, und einen gleich werthvollen Demantring hatte er für die mittlere Tochter eingekauft. Einen grünen Nußzweig aber konnte er nirgends gewahren, wie er ſich auch darum bemühte. Auf der Heimreiſe ging er deshalb große Strecken zu Fuß, und hoffte, da ſein Weg ihn vielfach durch Wälder führte, endlich einen Nußbaum anzutreffen; doch dies war lange vergeblich, und der gute Vater fing an betrübt zu werden, daß er die harmloſe Bitte ſeines jüngſten und liebſten Kindes nicht zu erfüllen vermochte.

Endlich, als er ſo betrübt ſeines Weges dahinzog, der ihn juſt durch einen dunkeln Wald, und an dichtem Gebüſch vorüberführte, ſtieß er mit ſeinem Hut an einen Zweig, und es raſchelte, als fielen Schloſſen darauf; wie er aufſah, war's ein ſchöner, grüner Nußzweig, daran eine Traube goldner Nüſſe hing. Da war der Mann ſehr erfreut, langte mit der Hand empor und brach den herrlichen Zweig ab. Aber in demſelben Augenblicke ſchoß ein wilder Bär aus dem Dickicht und ſtellte ſich grimmig brummend auf die Hintertatzen, als wollte er den Kaufmann gleich zerreißen. Und mit furchtbarer Stimme brüllte er: „Warum haſt du meinen Nußzweig abgebrochen, du? warum? ich werde dich auffreſſen.“ Bebend vor Schreck und zitternd ſprach der Kaufmann: „O lieber Bär, friß mich nicht, und laſſ' mich mit dem Nußzweiglein meines Weges ziehen, ich will dir auch einen großen Schinken und viele Würſte dafür geben!“ Aber der Bär brüllte wieder: „Behalte deinen Schinken und deine Würſte! Nur wenn du mir verſprichſt, mir Dasjenige zu geben, was dir zu Hauſe am erſten begegnet, ſo will ich dich nicht freſſen.“ Dies ging der Kaufmann gerne ein, denn er gedachte, wie ſein Pudel gewöhnlich ihm entgegenlaufe, und dieſen wollte er, um ſich das Leben zu retten, gerne opfern. Nach derbem Handſchlag tappte der Bär ruhig ins Dickicht zurück; und der Kaufmann ſchritt, aufathmend. raſch und fröhlich von dannen.

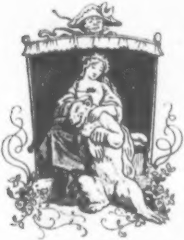
Der goldene Nußzweig prangte herrlich am Hut des Kaufmanns, als er ſeiner Heimath zueilte. Freudig hüpfte das jüngſte Mägdlein ihrem lieben Vater entgegen; mit tollen Sprüngen kam der Pudel hinter drein; und die älteſten Töchter und die Mutter ſchritten etwas weniger ſchnell aus der Hausthüre, um den Ankommenden zu begrüßen. Wie erſchrak nun der Kaufmann, als ſeine jüngſte Tochter die Erſte war, die ihm entgegenflog! Bekümmert und betrübt entzog er ſich der Umarmung des glücklichen Kindes und theilte nach den erſten Grüßen den Seinigen mit, was ihm mit dem Nußzweig widerfahren. Da weinten nun Alle und wurden betrübt, doch zeigte die jüngſte Tochter den meiſten Muth und nahm ſich vor, des Vaters Verſprechen zu erfüllen. Auch erſann die Mutter bald einen guten Rath und ſprach: „Aengſtigen wir uns nicht, meine Lieben, ſollte ja der Bär kommen und dich, mein lieber Mann, an Dein Verſprechen erinnern, ſo geben wir ihm, anſtatt unſrer Jüngſten, die Hirtentochter, mit dieſer wird er auch zufrieden ſein.“ Dieſer Vorſchlag galt und die Töchter waren wieder fröhlich, und freuten ſich recht über dieſe ſchönen Geſchenke. Die Jüngſte trug ihren Nußzweig immer bei ſich; ſie gedachte bald gar nicht mehr an den Bären und an das Verſprechen ihres Vaters.

Aber eines Tages raſſelte ein dunkler Wagen durch die Straße vor das Haus des Kaufmanns, und der häßliche Bär ſtieg heraus und trat brummend in das Haus und vor den erſchrockenen Mann, die Erfüllung ſeines Verſprechens begehrend. Schnell und heimlich wurde die Hirtentochter, die ſehr häßlich war, herbeigeholt, ſchön geputzt und in den Wagen des Bären geſetzt. Und die Reiſe ging fort. Draußen legte der Bär ſein wildes zottelichtes Haupt auf den Schoos der Hirtin und brummte:

„Graue mich, grabble mich, Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freß' dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen fing an zu grabbeln; aber ſie machte es dem Bären nicht recht, und er merkte daß er betrogen wurde; da wollte er die geputzte Hirtin freſſen, doch dieſe ſprang raſch in ihrer Todesangſt aus dem Wagen.

Darauf fuhr der Bär abermals vor das Haus des Kaufmanns, und forderte furchtbar drohend die rechte Braut. So mußte denn das liebliche Mägdlein herbei, um nach ſchwerem bittern Abſchied mit dem häßlichen Bräutigam fortzufah-



ren. Draußen brummte er wieder, ſeinen rauhen Kopf auf des Mädchens Schoos legend:

„Graue mich, grabble mich, Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freſſ' dich mit Haut und Bein!"

Und das Mädchen grabbelte, und ſo ſanft, daß es ihm behagte, und daß ſein furchtbarer Bärenblick freundlich wurde, ſo daß allmählig die arme Bärenbraut einiges Vertrauen zu ihm gewann. Die Reiſe dauerte nicht gar lange, denn der Wagen fuhr ungeheuer ſchnell, als brauſe ein Sturmwind durch die Luft. Bald kamen ſie in einen ſehr dunkeln Wald, und dort hielt plötzlich der Wagen vor einer finſtergähnenden Höhle. Dieſe war die Wohnung des Bären. O wie zitterte das Mädchen! Und zumal da der Bär ſie mit ſeinen furchtbaren Klauen-Armen umſchlang und zu ihr freundlich brummend ſprach: „Hier ſollſt du wohnen, Bräutchen, und glücklich ſein, ſo du drinnen dich brav benimmſt, daß mein wildes Gethier dich nicht zerreißt." Und er ſchloß, als Beide in der dunkeln Höhle einige Schritte gethan, eine eiſerne Thüre auf, und trat mit der Braut in ein Zimmer, das voll von giftigem Gewürm angefüllt war, welches ihnen gierig entgegenzüngelte. Und der Bär brummte ſeinem Bräutchen ins Ohr:

„Seh' dich nicht um! Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, ſo haſt du Ruh."

Da ging auch das Mädchen, ohne ſich umzublicken, durch das Zimmer und es regte und bewegte ſich ſo lange kein Wurm. Und ſo ging es noch durch zehn Zimmer, und das letzte war von den ſcheußlichſten Kreaturen angefüllt, Drachen und Schlangen, giftgeſchwollenen Kröten, Baſilisken und Lindwürmern. Und der Bär brummte in jedem Zimmer:

„Seh' dich nicht um! Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, ſo haſt du Ruh!"

Das Mädchen zitterte und bebte vor Angſt und Bangigkeit, wie ein Eſpenlaub, doch blieb ſie ſtandhaft, ſah ſich nicht um, nicht rechts, nicht links. Als ſich aber das zwölfte Zimmer öffnete, ſtrahlte beiden ein glänzender Lichtſchimmer entgegen, es erſchallte drinnen eine liebliche Muſik und es jauchzte überall wie Freudengeſchrei, wie Jubel. Ehe ſich die Braut nur ein wenig beſinnen konnte, noch zitternd vom Schauen des Entſetzlichen, und nun wieder dieſer überraſchenden Lieblichkeit — that es einen furchtbaren Donnerſchlag, alſo daß ſie dachte, es breche Erde und Himmel zuſammen. Aber bald ward es wieder ruhig. Der Wald, die Höhle, die Giftthiere, der Bär — waren verſchwunden; ein prächtiges Schloß, mit goldgeſchmückten Zimmern, und ſchön gekleideter Dienerſchaft ſtand dafür da, und der Bär war ein ſchöner junger Mann geworden, war der Fürſt des herrlichen Schloſſes, der nun ſein liebes Bräutchen an das Herz drückte, und ihr tauſendmal dankte, daß ſie ihn und ſeine Diener, das Gethier, ſo liebreich aus ſeiner Verzauberung erlöſet.

Die nun ſo hohe, reiche Fürſtin trug aber noch immer ihren ſchönen Nußzweig am Buſen, der die Eigenſchaft hatte, nie zu verwelken, und trug ihn jetzt nur noch ſo um ſo lieber, da er der Schlüſſel ihres holden Glückes geworden. Bald wurden ihre Aeltern und ihre Geſchwiſter von dieſem freundlichen Geſchick benachrichtigt, und wurden für immer, zu einem herrlichen Wohlleben, von dem Bärenfürſten auf das Schloß genommen.

Der alte Zauberer und ſeine Kinder.

Es lebte einmal ein böſer Zauberer, der hatte vorlängſt zwei zarte Kinder geraubt, einen Knaben und ein Mägdlein, mit denen er in einer Höhle ganz einſam und einſiedleriſch hauſte. Dieſe Kinder hatte er, Gott ſei's geklagt, dem Böſen zugeſchworen, und ſeine ſchlimme Kunſt übte er aus einem Zauberbuche, das er als ſeinen beſten Schatz verwahrte.

Wenn es nun aber geſchah, daß der alte Zauberer ſich aus ſeiner Höhle entfernte, und die Kinder allein in derſelben zurückblieben, ſo las der Knabe, welcher den Ort erſpäht hatte, wohin der Alte das Zauberbuch verbarg, in dem Buche, und lernte daraus gar manchen Spruch und manche Formel der Schwarzkunſt, und lernte ſelbſt ganz trefflich zaubern. Weil nun der Alte die Kinder nur ſelten aus der Höhle ließ, und ſie gefangen halten wollte bis zu dem Tage, wo ſie dem Böſen zum Opfer fallen ſollten, ſo ſehnten ſie ſich um ſo mehr von dannen, berietheN mit einander, wie ſie heimlich entfliehen wollten, und eines Tages, als der Zauberer die Höhle ſehr zeitig verlaſſen hatte, ſprach der Knabe zur Schweſter: „Jetzt iſt es Zeit, Schweſterlein! Der böſe Mann, der uns ſo hart gefangen hält, iſt fort, ſo wollen wir uns jetzt aufmachen und von dannen gehen, ſoweit uns unſere Füße tragen!“ Dies thaten die Kinder, gingen fort und wanderten den ganzen Tag.

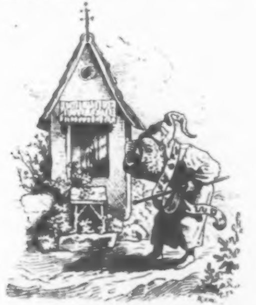
Als es nun gegen den Nachmittag kam, war der Zauberer nach Hauſe zurückgekehrt und hatte ſogleich die Kinder vermißt. Alſobald ſchlug er ſein Zauberbuch auf und las darin, nach welcher Gegend die Kinder gegangen waren, da hatte er ſie wirklich faſt eingeholt; die Kinder vernahmen ſchon ſeine zornig brullende Stimme, und die Schweſter war voller Angſt und Entſetzen, und rief: „Bruder, Bruder! Nun ſind wir verloren; der böſe Mann iſt ſchon ganz nahe!“ Da wandte der Knabe ſeine Zauberkunſt an, die er gelernt hatte aus dem Buche; er ſprach einen Spruch, und alsbald wurde ſeine Schweſter zu einem Fiſch, und er ſelbſt wurde ein großer Teich, in welchem das Fiſchlein munter herumſchwamm.

Wie der Alte an den Teich kam, merkte er wohl, daß er betrogen war, brummte ärgerlich: „Wartet nur, wartet nur, euch fange ich doch!“ und lief ſpornſtreichs nach ſeiner Höhle zurück, Netze zu holen, und den Fiſch darin zu fangen. Wie er aber von hinnen war, wurden aus dem Teich und Fiſch wieder Bruder und Schweſter, die bargen ſich gut und ſchliefen aus, und am andern Morgen wanderten ſie weiter, und wanderten wieder einen ganzen Tag.

Als der böſe Zauberer mit ſeinen Netzen an die Stelle kam, die er ſich wohl gemerkt hatte, war kein Teich mehr zu ſehen, ſondern es lag eine grüne Wieſe da, in der es wohl Fröſche, aber keine Fiſche zu fangen gab; da wurde er noch zorniger wie zuvor, warf ſeine Netze hin, und verfolgte weiter die Spur der Kinder, die ihm nicht entging, denn er trug eine Zaubergerte in der Hand, welche ihm den richtigen Weg zeigte.

Und als es Abend war, hatte er die wandernden Kinder beinahe wieder eingeholt; ſie hörten ihn ſchon ſchnauben und brüllen, und die Schweſter rief wieder: „Bruder, lieber Bruder! Jetzt ſind wir verloren, der böſe Feind iſt dicht hinter uns!“

Da ſprach der Knabe wiederum einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, und da ward aus ihm eine Kapelle am Weg, und aus dem Mägdlein ein ſchönes Altarbild in der Kapelle.



Wie nun der Zauberer an die Kapelle kam, merkte er wohl, daß er abermals geäfft war, und lief fürchterlich brüllend um dieſelbe herum; er durfte ſie aber nicht betreten, weil das immer im Packt der Zauberer mit dem Böſen ſtand, daß ſie niemals eine Kirche oder eine Kapelle betreten durften.

„Darf ich dich auch nicht betreten, ſo will ich dich doch mit Feuer anſtoßen, und auch zu Aſche brennen!“ ſchrie der Zauberer und rannte fort, ſich aus ſeiner Höhle Feuer zu holen.

Während er nun faſt die ganze Nacht hindurch rannte, wurden aus der Kapelle und dem ſchönen Altarbild wieder Bruder und Schweſter; ſie bargen ſich und ſchliefen, und am dritten Morgen wanderten ſie weiter und wanderten den ganzen Tag, während der Zauberer, der einen weiten Weg hatte, ihnen aufs Neue nachſetzte. Als er mit ſeinem Feuer dahin kam, wo die Kapelle geſtanden, ſtieß er mit der Naſe an einen großen Steinfelſen, der ſich nicht mit Feuer anſtoßen und zu Aſche verbrennen ließ, und dann rannte er mit wüthenden Sprüngen auf der Spur der Kinder weiter fort.

Gegen Abend war er ihnen nun ganz nahe, und zum drittenmal zagte die Schweſter und gab ſich verloren; aber der Knabe ſprach wieder einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, da ward er eine harte Tenne, darauf die Leute dreſchen, und ſein Schweſterlein war in ein Körnlein verwandelt, das wie verloren auf der Tenne lag.

Als der böſe Zauberer herankam, ſah er wohl, daß er zum drittenmal geäfft war, beſann ſich aber diesmal nicht lange, lief auch nicht erſt wieder nach Hauſe, ſondern ſprach auch einen Spruch, den er aus dem Zauberbuche gelernt hatte; da ward er in einen ſchwarzen Hahn verwandelt, der ſchnell auf das Gerſtenkorn zulief, um es aufzupicken; aber der Knabe ſprach noch einmal einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, da wurde er ſchnell ein Fuchs, packte den ſchwarzen Hahn, ehe er noch das Gerſtenkorn aufgepickt hatte, und biß ihm den Kopf ab, da hatte der Zauberer, wie dieß Märlein, gleich ein Ende.

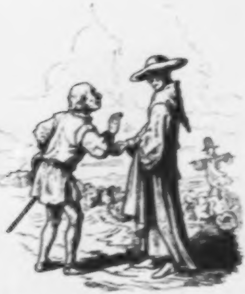
Gevatter Tod.

Es lebte einmal ein ſehr armer Mann, hieß Klaus, dem hatte Gott eine Fülle Reichthum beſchert, der ihm große Sorge machte, nämlich zwölf Kinder, und über ein Kleines ſo kam noch ein Kleines, das war das dreizehnte Kind. Da wußte der arme Mann ſeiner Sorge keinen Rath, wo er doch einen Pathen hernehmen ſollte, denn ſeine ganze Sipp- und Magſchaft hatte ihm ſchon Kinder aus der Taufe gehoben, und er durfte nicht hoffen, noch unter ſeinen Freunden eine mitleidige Seele zu finden, die ihm ſein jüngſtgebornes Kindlein hebe. Gedachte alſo an den erſten beſten wildfremden Menſchen ſich zu wenden, zumal manche ſeiner Bekannten ihn in ähnlichen Fällen ſchon mit vieler Hartherzigkeit abſchläglich beſchieden hatten.

Der arme Kindervater ging alſo auf die Landſtraße hinaus, Willens, dem erſten ihm Begegnenden die Pathenſtelle ſeines Kindleins anzutragen. Und ſiehe, ihm begegnete bald ein gar freundlicher Mann, ſtattlichen Ausſehens, wohlgeſtaltet, nicht alt nicht jung, mild und gütig von Angeſicht, und da kam es dem Armen vor, als neigten ſich vor jenem Manne die Bäume und Blümlein und alle Gras- und Getraidehalme. Da dünkte dem Klaus, das müſſe der liebe Gott ſein, nahm ſeine ſchlechte Mütze ab, faltete die Hände und betete ein Vater Unſer. Und es war auch der liebe Gott, der wußte, was Klaus wollte, ehe er noch bat, und ſprach: „Du ſuchſt einen Pathen für dein Kindlein! Wohlan, ich will es dir heben, ich, der liebe Gott!“

„Du biſt allzugütig, lieber Gott!“ antwortete Klaus verzagt. „Aber ich danke dir; du giebſt denen, welche haben, einem Güter, dem andern Kinder, ſo fehlt es oft Beiden am Beſten, und der Reiche ſchwelgt, der Arme hungert!“ Auf dieſe Rede wandte ſich der Herr und ward nicht mehr geſehen. Klaus ging weiter, und wie er eine Strecke gegangen war, kam ein Kerl auf ihn zu, der ſah nicht nur aus, wie der Teufel, ſondern war's auch, und fragte Klaus, wen er ſuche? — Er ſuche einen Pathen für ſein Kindlein. — „Ei da nimm mich, ich mach' es reich!“ — „Wer biſt du!“ fragte Klaus. „Ich bin der Teufel!“ — „Das wär' der Teufel!“ rief Klaus, und maß den Mann vom Horn bis zum Pferdefuß. Dann ſagte er: „Mit Verlaub, geh heim zu dir und zu deiner Großmutter; dich mag ich nicht zum Gevatter, du biſt der Allerböſeſte! Gott ſei bei uns!“

Da drehte ſich der Teufel herum, zeigte dem Klaus eine abſcheuliche Fratze, füllte die Luft mit Schwefelgeſtank und fuhr von dannen. Hierauf begegnete dem Kindervater abermals ein Mann, der war ſpindeldürr, wie eine Hopfenſtange, ſo dürr, daß er klapperte; der fragte auch: „Wen ſuchſt du?“ und bot ſich zum Pathen des Kindes an. „Wer biſt du?“ fragte Klaus. „Ich bin der Tod!“ ſprach jener mit ganz heiſerer Stimme. — Da war der Klaus zum Tod erſchrocken, doch faßte er ſich Muth, dachte: bei dem wär' mein dreizehntes Söhnlein am beſten aufgehoben, und ſprach: du biſt der Rechte! Arm oder reich, du



machſt es gleich. Topp! Du ſollſt mein Gevattersmann ſein! Stell' dich nur ein zu rechter Zeit, am Sonntag ſoll die Taufe ſein."

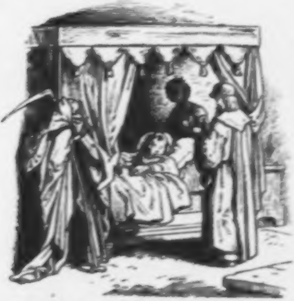
Und am Sonntag kam richtig der Tod, und ward ein ordentlicher Dot, das iſt Taufpath des Kleinen, und der Junge wuchs und gedieh ganz fröhlich. Als er nun zu den Jahren gekommen war, wo der Menſch etwas erlernen muß, daß er künftighin ſein Brod erwerbe, kam zu der Zeit der Pathe und hieß ihn mit ſich gehen in einen ſtillen Wald. Da ſtanden allerlei Kräuter, und der Tod ſprach: „Jetzt, mein Path, ſollt du dein Pathengeſchenk von mir empfahen. Du ſollt ein Doctor über alle Doctoren werden durch das rechte wahre Heilkraut, das ich dir jetzt in die Hand gebe. Doch merke, was ich dir ſage. Wenn man dich zu einem Kranken beruft, ſo wirſt du meine Geſtalt jedesmal erblicken."

„Stehe ich zu Häupten des Kranken, ſo darfſt du verſichern, daß du ihn geſund machen wolleſt, und ihm von dem Kraute eingeben; wenn er aber Erde kauen muß, ſo ſtehe ich zu des Kranken Füßen; dann ſage nur: Hier kann kein Arzt der Welt helfen und auch ich nicht. Und brauche ja nicht das Heilkraut gegen meinen mächtigen Willen, ſo würde es dir übel ergehen!"

Damit ging der Tod von hinnen und der junge Menſch auf die Wanderung und es dauerte gar nicht lange, ſo ging der Ruf vor ihm her und der Ruhm, dieſer ſei der größte Arzt auf Erden, denn er ſähe es gleich den Kranken an, ob ſie leben oder ſterben würden. Und ſo war es auch. Wenn dieſer Arzt den Tod zu des Kranken Füßen erblickte, ſo ſeufzte er, und ſprach ein Gebet für die Seele des Abſcheidenden; erblickte er aber des Todes Geſtalt zu Häupten, ſo gab er ihm einige Tropfen, die er aus dem Heilkraut preßte, und die Kranken genaſen. Da mehrte ſich ſein Ruhm von Tage zu Tage.

Nun geſchah es, daß der Wandersmann in ein Land kam, deſſen König ſchwer erkrankt darnieder lag, und die Hofärzte gaben keine Hoffnung mehr ſeines Aufkommens. Weil aber die Könige am wenigſten gern ſterben, ſo hoffte der alte König noch ein Wunder zu erleben, nämlich daß der Wunderdoctor ihn geſund mache, ließ dieſen berufen und verſprach ihm den höchſten Lohn. Der König hatte aber eine Tochter, die war ſo ſchön und ſo gut, wie ein Engel.

Als der Arzt in das Gemach des Königs kam, ſah er zwei Geſtalten an deſſen Lager ſtehen, zu Häupten die ſchöne weinende Königstochter, und zu Füßen den kalten Tod. Und die Königstochter flehte ihn ſo rührend an, den geliebten Vater zu retten, aber die Geſtalt des finſtern Pathen wich und wankte nicht. Da ſann der Doctor auf eine Liſt. Er ließ von raſchen Dienern das Bette des Königs ſchnell umdrehen, und gab ihm geſchwind einen Tropfen vom Heilkraut, alſo daß der Tod betrogen war, und der König gerettet. Der Tod wich erzürnt von hinnen, erhob aber drohend den langen knöchernen Zeigefinger gegen ſeinen Pathen.



Dieſer war in Liebe entbrannt gegen die reizende Königstochter, und ſie ſchenkte ihm ihr Herz aus inniger Dankbarkeit. Aber bald darauf erkrankte ſie ſchwer und heftig, und der König, der ſie über alles liebte, ließ bekannt machen, welcher Arzt ſie geſund mache, der ſolle ihr Gemahl und hernach König werden. Da flammte eine hohe Hoffnung durch des Jünglings Herz, und er eilte zu der Kranken — aber zu ihren Füßen ſtand der Tod. Vergebens warf der Arzt ſeinem Pathen flehende Blicke zu, daß er ſeine Stelle verändern und ein wenig weiter hinauf, wo möglich bis zu Häupten der Kranken treten möge. Der Tod wich nicht von der Stelle, und die Kranke ſchien im Verſcheiden, doch ſah ſie den Jüngling um ihr Leben flehend an. Da übte des Todes Pathe noch einmal ſeine Liſt, ließ das Lager der Königstochter ſchnell umdrehen, und gab ihr geſchwind einige Tropfen vom Heilkraut, ſo daß ſie wieder auflebte, und den Geliebten dankbar anlächelte. Aber der Tod warf ſeinen tödtlichen Haß auf den Jüngling, faßte ihn an mit eiſerner eiskalter Hand und führte ihn von dannen, in eine weite unterirdiſche Höhle. In der Höhle da brannten viele tauſend Kerzen, große und halbgroße und kleine und ganz kleine; viele verloſchen und andere entzündeten ſich, und der Tod ſprach zu ſeinem Pathen: „Siehe, hier brennt eines jeden Menſchen Lebenslicht; die großen ſind den Kindern, die halbgroßen ſind den Leuten, die in den beſten Jahren ſtehen, die kleinen den Alten und Greiſen, aber auch Kinder und Junge haben oft nur ein kleines bald verlöſchendes Lebenslicht.“

„Zeige mir doch das meine!“ bat der Arzt den Tod, da zeigte dieſer auf ein ganz kleines Stümpchen, das bald zu erlöſchen drohte. „Ach liebſter Pathe!“ bat der Jüngling: „wolle mir es doch erneuen, damit ich meine ſchöne Braut, die Königstochter, freien, ihr Gemahl und König werden kann!“ — „Das geht nicht“ — verſetzte kalt der Tod. „Erſt muß eins ganz ausbrennen, ehe ein neues auf- und angeſteckt wird.“ —

„So ſetze doch gleich das alte auf ein neues!“ ſprach der Arzt — und der Tod ſprach: „Ich will ſo thun!“ Nahm ein langes Licht, that als wollte er es aufſtecken, verſah es aber abſichtlich und ſtieß das kleine um, daß es erloſch. In demſelben Augenblick ſank der Arzt um und war todt. Wider den Tod kein Kraut gewachſen iſt.

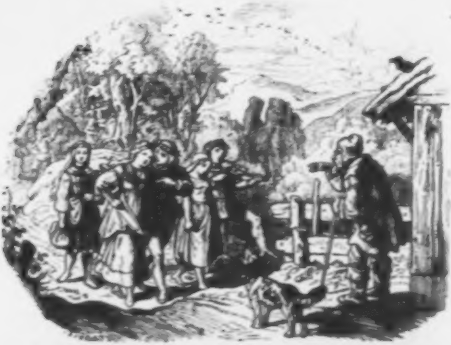
Der Mann ohne Herz.

Es ſind einmal ſieben Brüder geweſen, waren arme Waiſen, hatten keine Schweſter, mußten alles im Hauſe ſelbſt thun, das gefiel ihnen nicht, wurden Rathes untereinander, ſie wollten heirathen. Nun gab es aber da, wo ſie wohnten keine Bräute für ſie, da ſagten die älteren, ſie wollten in die Fremde ziehen, ſich Bräute ſuchen und ihr Jüngſter ſollte das Haus hüten, und dem wollten ſie eine recht ſchöne Braut mitbringen. Das war der Jüngſte gar wohl zufrieden und die Sechſe machten ſich fröhlich und wohlgemuth auf den Weg. Unterwegs kamen ſie an ein kleines Häuschen, das ſtand ganz einſam in einem Walde, und vor dem Häuschen ſtand ein alter alter Mann, der rief die Brüder an und fragte: „Heda! Ihr jungen Gecke in die Welt! Wohin denn ſo luſtig und ſo geſchwind?“ — „Ei, wir wollen uns jeder eine hübſche Braut holen, und unſerm jüngſten Bruder daheim auch eine!“ antworteten die Brüder.

„O liebe Jungen!“ ſprach da der Alte: „ich lebe hier ſo mutterſeelenallein, bringt mir doch auch eine Braut mit, aber eine junge hübſche muß es ſein!“

Die Brüder gingen von dannen und dachten: Hm, was will ſo ein alter eisgrauer Hutzelmann mit einer jungen hübſchen Braut anfangen? —

Da nun die Brüder in eine Stadt gekommen waren, ſo fanden ſie dort ſieben Schweſtern, ſo jung und ſo hübſch als ſie ſie nur wünſchen konnten, die nahmen ſie und die jüngſte nahmen ſie für ihren Bruder mit. Der Weg führte ſie wieder durch den Wald, und der Alte ſtand wieder vor ſeinem Häuschen, als wartete er auf ſie, und ſagte: „Ei ihr braven Jungen! Das lob' ich, daß ihr mir ſo eine junge hübſche Braut mitgebracht habt!“ — „Nein!“ ſagten die Brüder, „die iſt nicht für dich, die iſt für unſern Bruder zu Hauſe, den haben wir ſie verſprochen!“ —

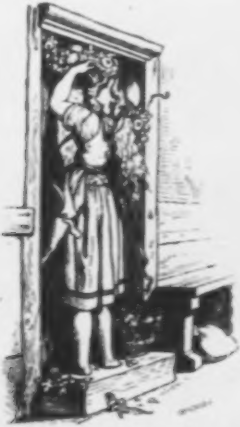


„So?“ ſagte der Alte: „verſprochen! Ei daß dich! ich will euch auch verſprechen!“ und nahm ein weißes Stäbchen und murmelte ein paar Zauberworte, und rührte die Brüder und die Bräute mit dem Stäbchen an — bis auf die jüngſte — da wurden ſie alle in graue Steine verwandelt. Die jüngſte aber von den Schweſtern führte der Mann in das Haus, und das mußte ſie nun beſchicken und in Ordnung halten, that das auch gern, aber ſie hatte immer angſt, der Alte könne bald ſterben, und dann werde ſie in dem einſamen Häuschen im wilden öden Walde auch ſo mutterſeelenſternallein ſein, wie der Alte zuvor geweſen war. Das ſagte ſie ihm und er antwortete: „Hab kein Bangen, fürchte nicht und hoffe nicht, daß ich ſterbe. Sieh, ich habe kein Herz in der Bruſt! ſtürbe ich aber dennoch, ſo findeſt du über der Thüre mein weißes Zauberſtäbchen, und rühreſt damit an die grauen Steine, ſo ſind deine Schweſtern und ihre Freier befreit und du haſt Geſellſchaft genug."

„Wo aber in aller Welt haſt du denn dein Herz, wenn du es nicht in der Bruſt haſt?" fragte die junge Braut. „Mußt du alles wiſſen?" fragte der Alte. „Nun wenn du es denn wiſſen mußt, in der Bettdecke ſteckt mein Herz."

Da nähte und ſtickte die junge Braut, wenn der Alte fort und ſeinen Geſchäften nachging, in ihrer Einſamkeit gar ſchöne Blumen auf ſeine Bettdecke, damit ſein Herz eine Freude haben ſollte. Der Alte aber lächelte darüber und ſagte: „Du gutes Kind, es war ja nur mein Scherz; mein Herz das ſteckt — das ſteckt" — „Nun wo ſteckt es denn lieber Vater?" — „Das ſteckt in der — Stubenthür!" —

Da hat die junge Frau am andern Tage, als der Alte fort war, die Stubenthüre gar ſchön geſchmückt mit bunten Federn und friſchen Blumen und hat Kränze

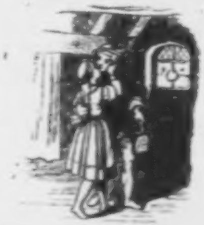


daran gehangen. Fragte der Alte, als er heimkam, was das bedeuten ſollte? ſagte ſie: „Das that ich, deinem Herzen was zu Liebe zu thun." Da lächelte wieder der Alte, und ſagte: „Gutes Kind, ganz wo anders, als in der Stubenthüre, iſt mein Herz.“ Da wurde die junge Braut ſehr betrübt, und ſprach: „Ach Vater, ſo haſt du doch ein Herz, und kannſt ſterben und ich werde dann ſo allein ſein.“ Da wiederholte der Alte alles, was er ihr ſchon zweimal geſagt, und ſie drang aufs Neue in ihn, ihr zu ſagen, wo doch eigentlich ſein Herz ſei? Da ſprach der Alte: „Weit weit von hier liegt in tiefer Einſamkeit eine große uralte Kirche, die iſt feſt verwahret mit eiſernen Thüren, um ſie iſt ein tiefer Wallgraben gezogen, über den führet keine Brücke, und in der Kirche da fliegt ein Vogel wohl ab und auf, der ißt nicht und trinkt nicht und ſtirbt nicht, und Niemand vermag ihn zu fangen und ſo lange der Vogel lebt, ſo lange lebe auch ich, denn in dem Vogel iſt mein Herz.“

Da wurde die Braut traurig, daß ſie dem Herzen ihres Alten nichts zu Liebe thun konnte, und die Zeit wurde ihr lang, wenn ſie ſo allein ſaß, denn der Alte war faſt den ganzen Tag auswärts.

Da kam einmal ein junger Wandergeſell am Häuschen vorüber, der grüßte ſie und ſie grüßte ihn und ſie gefiel ihm, und er kam näher und ſie fragte ihn, wohin er reiſe, woher er komme? — „Ach!“ ſeufzte der junge Geſell: „Ich bin gar traurig. Ich hatte noch ſechs Brüder, die ſind von dannen gezogen ſich Bräute zu holen und mir, dem Jüngſten, wollten ſie auch eine mitbringen, ſind aber nimmer wieder gekommen, und da bin ich nun auch fort vom Hauſe, und will meine Brüder ſuchen.“

„Ach lieber Geſell!“ rief die Braut: „da brauchſt du nicht weiter zu gehen! Erſt ſetze dich und iß und trinke etwas, und dann laß dir erzählen!“ Und gab ihm zu eſſen und zu trinken, und erzählte ihm, wie ſeine Brüder in die Stadt gekommen, und wie ſie ihre Schweſtern und ſie ſelbſt als Bräute mit ſich nach Hauſe hätten führen wollen, und daß ſie für ihn, ihren Gaſt, beſtimmt geweſen, und wie der Alte ſie bei ſich behalten, und die andern in graue Steine verwandelt habe. Das alles erzählte ſie ihm aufrichtig und weinte dazu, und auch daß der



Alte kein Herz in der Bruſt habe und daß es weit weit weg ſei in einer feſten Kirche und in einem unſterblichen Vogel. Da ſagte der Bräutigam: „Ich will fort, ich will den Vogel ſuchen, vielleicht hilft mir Gott, daß ich ihn fange.“ — „Ja das thue, daran wirſt du wohl thun, dann werden deine Brüder und meine Schweſtern wieder Menſchen werden!“ und verſteckte den Bräutigam, denn es wurde ſchon Abend, und als am andern Morgen der Alte wieder fort war, da packte ſie dem Wandergeſellen viel zu eſſen und zu trinken ein, und gab es ihm mit, und wünſchte ihm alles Glück und Gottes Segen auf ſeine Fahrt.

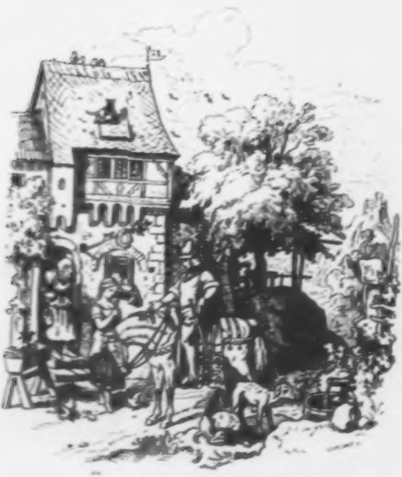
Als nun der Geſell eine tüchtige Strecke gegangen war, däuchte ihm, es ſei wohl Zeit zu frühſtücken, packte ſeine Reiſetaſche aus, freute ſich der vielen Gaben und rief: „Holla! nun wollen wir ſchmauſen! herbei, wer mein Gaſt ſein will!“

Da rief es hinter dem Geſellen: „Muh!“ und wie er ſich umſah, ſtand ein großer rother Ochſe da und ſprach: „Du haſt eingeladen, ich möchte wohl dein Gaſt ſein!“ — „Sei willkommen und lange zu, ſo gut ich's habe!“ Da legte ſich der Ochſe gemächlich an den Boden, und ließ ſich's ſchmecken, und leckte ſich dann mit der Zunge ſein Maul recht ſchön ab, und als er ſatt war, ſagte er: „Habe du großen Dank und wenn du einmal Jemand brauchſt, dir in Noth und Gefahr zu helfen, ſo rufe nur in Gedanken nach mir, deinem Gaſt.“ Und erhob ſich und verſchwand im Gebüſch. Der Geſell packte ſeine Tafelreſte zuſammen und pilgerte weiter, wieder eine tüchtige Strecke, da däuchte ihm nach dem kurzen Schatten den er warf, es müſſe Mittag ſein, und ſeinem Magen däuchte das nämliche. Da ſetzte er ſich an den Boden hin, breitete ſein Tafeltuch aus, ſetzte ſeine Speiſen und Getränke darauf, und rief: „Wohlan! Mittagmahlzeit! Jetzt melde ſich, was mittaſein will!“ Da rauſchte es ganz ſtark in den Büſchen, und es brach ein wildes Schwein heraus, das grunzte: oui oui oui, und ſagte: „Es hat hier Jemand zum Eſſen gerufen! Ich weiß nicht ob du es warſt, und ob ich gemeint bin?“

„Immerhin, lange nur zu, was da iſt!“ ſprach der Wandersmann und da aßen ſie beide wohlgemuth miteinander und ſchmeckte beiden gut. Darauf erhob ſich das wilde Schwein und ſagte: „Habe Dank, bedarfſt du mein ſo rufe dem Schwein!“ und damit trollte es in die Büſche. Nun wanderte der Geſell gar eine lange Strecke, und war ſchon gar weit gewandert, da wurde es gegen Abend, und er fühlte wieder Hunger und hatte auch noch Vorrath, und da dachte er: wie wär' es mit dem veſpern? Zeit wär' es däucht' ich; und breitete wieder ſein Tuch aus und legte ſeine Speiſen darauf, hatte auch noch etwas zu trinken, und rief: „Wer Luſt hat mit zu eſſen, der ſoll eingeladen ſein. Es iſt nicht, als wenn nichts da wäre!“ Da rauſchte über ihm ein ſchwerer Flügelſchlag und wurde dunkel auf dem Boden, wie vom Schatten einer Wolke, und es ließ ſich ein großer Vogel Greif ſehen, der rief: „Ich hörte Jemand hier unten zur Tafel einladen! Für mich wird wohl nichts abfallen?“

„Warum denn nicht? Laſſe dich nieder und nimm vorlieb, viel wird's nicht mehr ſein!“ rief der Jüngling, und da ließ ſich der Vogel Greif nieder und aß zur Genüge und dann ſagte er: „Brauchſt du mich, ſo rufe mich!“ hob ſich in die Lüfte und verſchwand. Ei, dachte der Geſelle: der hat's recht eilig; er hätte mir wohl den Weg nach der Kirche zeigen können, denn ſo finde ich ſie wohl nimmer und raffte ſeine Sachen zuſammen, und wollte vor dem Schlafengehen noch ein Stückchen wandern. Und wie er gar nicht lange gegangen war, ſo ſah er mit einemmale die Kirche vor ſich liegen und war bald bei ihr, das heißt, am breiten und tiefen Graben, der ſie rings ohne Brücke umzog. Da ſuchte er ſich ein hübſches Ruheplätzchen, denn er war müde von dem weiten Weg und ſchlief, und am andern Morgen da wünſchte er ſich über den Graben und dachte: Schon, wenn der rothe Ochſe da wär' und hätte rechten Durſt, ſo könnte der den Graben ausſaufen und ich käme trocken hinüber. Kaum war dieſer Wunſch gethan, ſo ſtand der Ochſe ſchon da und begann den Graben auszuſaufen. Nun ſtand der Geſell an der Kirchenmauer, die war gar dick und die Thürme waren von Eiſen, da dachte er ſo in ſeinen Gedanken: ach, wer doch einen Mauerbrecher hätte! Das ſtarke wilde Schwein könnte vielleicht hier eher etwas ausrichten, als ich. Und ſiehe, gleich kam das wilde Schwein daher gerannt und ſtieß heftig an die Mauer und wühlte mit ſeinen Hauern einen Stein los, und wie erſt einer los war, ſo wühlte es immer mehr und immer mehr Steine aus der Mauer, bis ein großes tiefes Loch gewühlt war, durch das man in die Kirche einſteigen konnte. Da ſtieg nun der Jüngling hinein, und ſah den Vogel darin herumfliegen, vermochte aber nicht ihn zu ergreifen. Da ſprach er: „Wenn jetzt der Vogel Greif da wäre, der würde dich ſchon greifen, dafür iſt er ja der Vogel Greif!“ Und gleich war der Greif da und gleich griff er den Vogel, in dem des alten Mannes Herz war, und der junge Geſell verwahrte ſelbigen Vogel ſehr gut, der Vogel Greif aber flog davon.

Nun eilte der Jüngling ſo ſehr er konnte zur jungen Braut, kam noch vor Abends an und erzählte ihr alles, und ſie gab ihm wieder zu eſſen und zu trinken und hieß ihn unter die Bettſtelle kriechen mit ſammt ſeinem Vogel, damit ihn der Alte nicht ſähe. Dieß that er alsbald, nachdem er gegeſſen und getrunken hatte; der Alte kam nach Hauſe und klagte, daß er ſich krank fühle, daß es nicht mehr mit ihm fortwolle — das mache, weil ſein Herzvogel gefangen war. Das hörte der Bräutigam unter dem Bette und dachte, der Alte hat dir zwar nichts Böſes gethan, aber er hat deine Brüder und ihre Bräute verzaubert, und deine Braut hat er für ſich behalten, das iſt des Böſen nicht zu wenig, und da kneipte er den Vogel, und da wimmerte der Alte: „Ach, es kneipt mich! Ach, der Tod kneipt mich, Kind — ich ſterbe!“ Und fiel vom Stuhl und war ohnmächtig, und ehe ſich's der Jüngling verſah, hatte er den Vogel todtgekneipt, und da war es aus mit dem Alten. Nun kroch er hervor, und die Braut nahm den weißen Stab, wie ihr der Alte gelehrt hatte, und ſchlug damit an die zwölf grauen Steine, ſiehe, da wurden ſie wieder die ſechs Brüder und die ſechs Schweſtern, das war eine Freude und ein Umarmen und Herzen und Küſſen, und der alte Mann war todt und blieb todt, konnt' ihn keine Meiſterwurz wieder lebendig machen, wenn ſie ihn auch hätten wieder lebendig haben wollen. Da zogen ſie alle mit einander fort, und hielten Hochzeit mit einander und lebten gut und glücklich mit einander lange Jahre.



Staar und Badewännlein.

Vor einem Wirthshaus im Walde hielt ein junger ſtattlicher Reitersmann, da trat eine feine Maid aus der Thüre, grüßte ihn züchtig, und fragte, was er begehre. Da heiſchte er einen Becher kühlen Weins, den brachte ihm die Jungfrau. Der Reitersmann trank aber nicht eher, bis die Maid mit ihren rothen Lippen von dem Weine genippt und den Trunk ihm kredenzt hatte. Während er nun trank, trat die Wirthin aus der Thüre, ein häßliches Weib von brauner Geſichtsfarbe und widrigem Anſehen. Die fragte der Reitersmann: „Holla, Frau Wirthin! Ihr habt fürwahr ein feines Töchterlein! Nicht alſo?“ — „Nein, Herr!“ antwortete die Wirthin, „dieſe Dirne da iſt nicht meine Tochter, ſie iſt nur meine angenommene Magd, hat nicht Aeltern und Heimath mehr. Habe ſie angenommen aus Barmherzigkeit.“

Der Reitersmann fühlte Liebe zu der ſchönen Maid, ſtieg ab vom Roß, begehrte ein Nachtquartier, und daß ihm die Magd ein Fußbad rüſte, weil er gern mit ihr reden wollte. Die Wirthin gebot der Magd in den Garten zu gehen, und Rosmarin, Thymian und Majoran für das Bad zu pflücken. Dieß that ſie gern und freudig, ging und brach die Kräuter, da flog ein Staar auf ein Sträuchelein neben ihr und ſang und ſprach: O weh du Braut! Du ſollſt dem Junker die Füße zwagen in dem Badewännelein, darin du hierher getragen worden! Dein Vater iſt vor Herzleid geſtorben, und deine Mutter hat ſich ſchier um dich zu Tode gegrämt!

O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht, wer dein Vater und Mutter ſind!

Da erſchrak die fromme Maid und grämte ſich, rüſtete das Bad unter Thränen in dem kleinen Wännelein, und trug's hinauf in die Stube, wo der junge Ritter ihrer harrte. Als der ſie weinen ſah, fragte er: „Warum weineſt du, Schönſte? Willſt du nicht lieber mit mir fröhlich ſein?“

„Wie kann ich mit euch fröhlich ſein?“ fragte ſie weinend zurück. „Ich weine über das, was mir der Staar ſang, da ich draußen im Garten die Kräuter pflückte in euer Bad. Der Staar, der ſang: O weh du Braut! Du ſollſt dem Junker die Füße zwagen in dem Badewännelein, darin du hergetragen biſt. Dein Vater iſt vor Herzleid geſtorben, und deine Mutter hat ſich ſchier um dich zu Tode gegrämt!

O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht, wer dein Vater und Mutter ſind!

Da betrachtete der Herr das Badewännelein, und ſah daran das Wappen des Königs am Rhein, verwunderte ſich über alle Maaßen und rief: „Das iſt meines Vaters Wappenſchild! Wie kommt dieß Wännelein in dieß ſchlechte Wirthshaus?“

Da ſchlug ein Vogel draußen an das Fenſter, das war wieder der Staar, der ſang: In dem Badewännelein iſt ſie hergetragen!

O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht, wer dein Vater und Mutter ſind!

Jetzt ſah der junge Herr am Hals der Maid ein Muttermal, und rief freudig aus: „Grüß dich Gott, du Schönſte! Du biſt meine liebe Schweſter! Dein Vater war der König am Rhein! Chriſtine heißt deine Mutter! Konrad heiße ich, dein Zwillingsbruder bin ich. Darum empfand mein Herz nach dir, gleich als ich dich zum erſten ſah, ſolch ein heftiges Verlangen!“

Da fielen ſie einander um den Hals und weinten beide, knieeten nieder und dankten Gott, und ſprachen liebreich mit einander die ganze Nacht. Wie nun der Morgen graute rief die Wirthin vor der Thür mit lauter Stimme und voll Hohn: „Steh auf, ſteh auf, du junge Braut und kehre deiner Frauen die Stube aus!“ Da antwortete aber die Stimme Herrn Konrads: „Weder iſt ſie eine junge Braut, noch kehrt ſie der Wirthin ihre Stube aus! Bringet uns nur ſelbſt den

Morgenwein!“ Als die Wirthin mit dem Morgenwein hereingetreten war, fragte ſie Herr Konrad: „Von wem und von wannen habt ihr dieſe edle Jungfrau? Sie iſt eines Königs Tochter und meine Schweſter!“

Die Wirthin ward weiß wie eine Wand und fiel zitternd auf ihre Kniee, brachte aber kein Wort hervor, deß es auch nicht bedurfte, denn der Staar war ſchon wieder am Fenſter und verrieth der Wirthin böſe That, indem er ſang: In einem Luſtgarten im grünen Gras, ſaß ein zartes Kind in einem Badewännelein, und wie die Wärterin nur einen Augenblick zur Seite gegangen war, da kam die böſe Zigeunerin und trug das Kind ſammt dem Wännelein von dannen!

Darüber wurde Herr Konrad ſo entrüſtet, daß er das Schwert zückte, und es der Wirthin durch die Ohren ſpießte, zu einem hinein, zum andern heraus. Dann küßte er züchtiglich ſeine allerſchönſte Schweſter, nahm das Badewännelein, führte ſie an ihrer ſchneeweißen Hand aus dem Hauſe, hob ſie auf den Sattel und ſie mußte das Badewännelein vor ſich auf dem Schoos tragen. Auf ihre Schulter ſetzte ſich der Staar. So ritten ſie vor das Königsſchloß am Rhein, darin die Mutter, die Königin, herrſchte, und als ſie in das Thor einritten, kam ihnen die Mutter gerade entgegen gegangen. Die fragte verwundert: „Ach, mein liebſter Sohn! Was für eine Dirne bringſt du da herein? Sie führt ja ein Badewännelein mit ſich, als ob ſie mit einem Kinde ginge!“

„O, meine liebſte Mutter!“ antwortete der junge Königsſohn, „ſie iſt denn keine Dirne, ſondern iſt eure Tochter Gertraud, die in dieſem Wännelein euch geraubt wurde!“ Und da ſtieg die Prinzeſſin aus dem Sattel, die Königin aber fiel vor Freuden in eine Ohnmacht, aus der ſie in den Armen ihrer Kinder wieder erwachte. Der Staar ſang: Heut ſind es gerade achtzehn Jahre, ſeit die Königstochter geraubt und in dem Wännelein über den Rhein getragen worden iſt! Das ſang der Staar, und auch noch dieß:

Der Zigeunerin thun die Ohren ſo weh,
Sie wird keine Kinder ſtehlen mehr!

Die Prinzeſſin aber ließ einen Goldſchmied berufen, der mußte ein goldnes Gitterlein über das Badewännelein ſchmieden, da hinein that ſie den Staar und pflegte ſein, bis an ſein Ende.

Die beiden kugelrunden Müller.

Es war einmal ein Müller, der war ſchon an ſich ſehr ſtark und dick, wollte aber auch feſt ſein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum ſteckte er ſich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ ſich zuvörderſt ein Wamms machen, das fütterte er mit Kalk und Sand, und ließ, um das zu verbinden, geſchmolzenes Pech hineinfließen, hinten machte er ein Futter von mehreren Körben und vorn beblechte er es mit alten Reibeiſen und eiſernen Hafendeckeln, da wurde das Wamms ſchwerer als der ſchwerſte Bruſt- und Rückenharniſch, den jemals ein ſtreithafter Ritter trug.

Darüber zog dieſer Müller nun drei Hemden, und unter das Wamms legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden auch einen Panzer, und darüber zog er neun lodene Röcke, wie ſie die Wollenweber im Schwabenlande noch heute fertigen. Wenn nun der Müller ſich mit dieſem ſtattlichen Kleiderbollwerk angethan, wobei er die Beine mit mehr als vier alten übereinander gezogenen Lederhoſen verwahret, ſo war er ein ſo ſtattliches kugelrundes Kerlchen, daß er eben ſo breit war, als hoch, wie eine rechte Kugel ſein muß, und konnte ſchier nicht ohne Gezwang durch ein Stadtthor aus- und eingehen, konnte ſich auch kaum rühren und regen, und mußte denn ſeine Freundſchaft mit ihm gehen, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswalds Kirchtag ging und ſich auch ſehen laſſen wollte vor den Leuten, ſo fuhr er einher auf einem Karren in ſeiner Rüſtung und ſo gewappnet, wie Jedermänniglich noch nie geſehen hatte. Den Wagen zogen vier ſtarke Ochſen, und hinterdrein gingen alle Bauern ſeines Orts mit ihren Weibern und Kindern, die ſteckten ſich, wenn ſich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feſte und Schirmhut. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbruſt, an ſeiner Seite hing ein Schwert einer Mannslänge lang, ein Zweihander; und neben ihm lag noch ein Bogen nebſt einem Pfeilköcher.

Wenn nun der kugelrunde Müller mit ſeinem Karren und ſeinen vier Ochſen an einen gewiſſen Berg kam, über welchen der Weg führte, ſo harreten ſeiner dort ein Paar Neffen mit Weib und Kindern, die halfen den Wagen in die Höhe hinauf ſchieben, während vorn noch ſechs Ochſen als Vorſpann zogen, und ſo brachten ſie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach und Vergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der andern Seite des Berges wieder abwärts, ſo mußte eingehemmt werden ſo viel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber kopfunter ging. Wenn ſeine Sippſchaft ihn nun endlich am Ziele hatte, ſo wurde er mit Leitern und Hebebäumen vom Wagen herabgeſchreitet, wie ein großes volles Weinfaß, und dann ſchaarten ſie ſich um ihn her, und zumeiſt hinter ihm wie die Philiſter hinter ihrem Goliath.

Dabei war der runde Mehlſack von großer Stärke und Unerſchrockenheit und es ging von ihm die Rede, daß er einſt in einem Schimpfſpiel, wo ein Kämpfer einen Apfel, der andere eine Birne an der Spitze ſeiner Klinge geführt, und ſich ein großer Lärm erhob, dermaßen in den Haufen mitten hinein geſchlagen, wie ein Hagelſchauer in das Getraide, ſo daß er vielen Bauern viel Leids gebracht. Aber da war ihm ein Gegner entgegengetreten, ſtark und kräftig, der führte einen Hauptſtreich nach dem Müller, daß ſeine Blechhaube gleich zu Boden fiel, und meinten Alle, die das ſahen, der Kopf wäre mit vom Rumpfe geflogen; der kugelrunde Kämpe hatte aber, wie ſein Gegner ausholte, ſeinen Kopf aus der Haube ſchnell heraus und unter die hohe Halsberge gezogen, und jetzt that er einen Streich nach dem Gegner, der ihm ſo tief in den Hals ſchnitt, wie die Senſe des Mähers in das Gras. Da fürchteten ſich alle vor dem gewaltigen Mann, dem die Thaten, die man von Reden los, nur ein Spaß ſchienen.

Nun war aber ein anderer Müller in der Nachbarſchaft, der war eben ſo ſtark und groß, eben ſo kugelrund und trug auch ſo ein wohlausgefüttertes und geblechtes Wamms, und keiner mochte den andern leiden, weil keiner dem andern nachſtand. Und haßten und bekriegten einander ſchon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihtag, wo ſie hinkamen, geriethen ſie an einander, und fochten gegen einander mit Worten und Waffen; es konnte aber ihrer keiner dem andern etwas anhaben, und waren zwei gar ſehr gefürchtete Kampfhelden. Der eine Müller hatte einen Sohn, der andere eine Tochter, welche beide einander ſo ſehr liebten, als die Väter einander haßten, darüber wurde der Zwieſpalt noch größer, bis endlich gute und einſichtsvolle Freunde ſich in's Mittel ſchlugen und beiden Müllern riethen, gute Freunde zu werden und ihre Kinder mit einander zu verheirathen.

Wie das Gerücht vom Bündniß der beiden Müller ins Land erſcholl, und daß ſie ſogar ihre Kinder mit einander verheirathen wollten, da erhob ſich große Unruhe und Beſorgniß, denn Jedermänniglich konnte ſich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden ſein würden wie zwei Mühlſteine, zwiſchen denen alles, was ihnen zu nahe käme, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt dem einen Müller zu nahe trat, der hatte es gleich mit beiden zu thun, und konnte kein Fürſt beide Wämmſer überwinden, denn die Müller glichen runden Burgen, waren auch nicht auszuhungern durch eine Belagerung, denn ſie hatten auch in ihren Wämmſern manche Metze gefaßt, von der ſie zehren konnten lange Zeit. Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden alſo mannhaft waren, daß ſelbſt der Kaiſer große Mühe gehabt haben würde, ſie zu überwältigen, ſo mußte man nur froh ſein, daß ſie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches kehrten, und begehrten gar keinen Sold und Lohn, ſondern nur die Ehre fechten und ſtreiten zu dürfen. Und war das nur ihre einzige Klage, daß ſo mancher Tag verging, an dem ſie keines Gegners anſichtig wurden, weil ihr Ruf ſo weit und breit genannt war, daß ſich Alles vor ihnen fürchtete.

Viele tapfre Thaten vollführten die beiden kugelrunden Müller, ſeit ſie mit einander verbunden waren, und wenn man dieſe Thaten und die Abenteuer, welche durch ſie beſtanden wurden, niedergeſchrieben hätte, ſo wäre das ein Buch geworden, zweimal ſo ſtark wie die Bibel und die Weltchronik. Auch thaten ſie mehr Wunderthaten, als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geſchichten ſagen. Endlich ſchlugen ſie ihre Wohnung in einer Wüſte hinten an der Welt Ende auf, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

Der Richter und der Teufel.

In einer Stadt ſaß ein Mann, der hatte alle Kiſten voll Geld und Gut, er ſelbſt aber war voll aller Laſter, ſo ſchlimm war er, daß es die Leute ſchier Wunders dünkte, daß ihn die Erde nicht verſchlang. Dieſer Mann war noch dazu ein Richter, das heißt, ein Richter, der aller Ungerechtigkeit voll war. An einem Markttage ritt er des Morgens aus, ſeinen ſchönen Weingarten zu ſehen, da trat der Teufel auf dem Heimweg ihn an, in reichen Kleidern und wie ein gar vornehmer Herr geſtaltet. Da der Richter nicht wußte, wer dieſer Fremdling war, und ſolches doch gern wiſſen mochte, ſo fragte er ihn nicht eben höflich, wer und von wannen er ſei? Der Teufel antwortete: „Euch iſt beſſer, wenn ihr's nicht wiſſet, wer und woher ich bin!" — „Hoho!" fuhr der Richter heraus, „ſeid wer ihr wollt, ſo muß ich's wiſſen, oder ihr ſeid verloren, denn ich bin der Mann, der hier Gewalt hat, und wenn ich euch dies und das zu Leide thue, ſo iſt Niemand, der es mir wehren wird und kann. Ich nehm' euch Leib und Gut, wenn ihr mir nicht auf meine Frage Beſcheid gebt!" — „Steht es ſo ſchlimm," antwortete der Arge, „ſo muß ich euch wohl meinen Namen und mein Herkommen offenbaren; ich bin der Teufel."

„Hm!" brummte der Richter, „und was iſt hier deines Gewerbes, das will ich auch wiſſen?" — „Schau, Herr Richter," antwortete der Böſe, „mir iſt Macht gegeben, heute in dieſe Stadt zu gehen, und das zu nehmen, was mir in vollem Ernſt gegeben wird."

„Wohlan!" verſetzte der Richter, „thue alſo, aber laß mich deſſen Zeuge ſein, daß ich ſehe, was man dir geben wird!"

„Fordre das nicht, dabei zu ſein, wenn ich nehme, was mir beſchieden wird," widerrieth der Teufel dem Richter; dieſer aber hub an, den Fürſten der Hölle mit mächtigen Bannworten zu beſchwören, und ſprach: „Ich gebiete und befehle dir bei Gott und allen Gottes Geboten, bei Gottes Gewalt und Gottes Zorn, und bei allem, was dich und deine Genoſſen bindet, und bei dem ewigen Gerichte Gottes, daß du vor meinem Angeſicht, und anders nicht, nehmeſt was man dir ernſtlich geben wird."

Der Teufel erſchrak, daß er zitterte bei dieſen fürchterlichen Worten, und machte ein ganz verdrüßlich Geſicht, ſprach auch: „Ei ſo wollte ich, daß ich das Leben nicht hätte! Du bindeſt mich mit einem ſo ſtarken Band, daß ich kaum jemals in größerer Klemme war. Ich gebe dir aber mein Wort als Fürſt der

Hölle, daß ich als ſolcher niemals breche, daß es dir nicht zum Frommen dient, wenn du auf deinem Sinn beſtehſt. Stehe ab davon!“

„Nein, ich ſtehe nicht ab davon!“ rief der Richter. „Was mir auch darum geſchehe, das muß ich über mich ergehen laſſen; ich will jenes nun einmal ſehen! Und ſollte es mir an das Leben gehn!“

Nun gingen Beide, der Richter und der Teufel mit einander auf den Markt, wo gerade Markttag war, daher viel Volks verſammelt, und überall bot man dem Richter und ſeinem Begleiter, von dem Niemand wußte, wer er ſei, volle Becher und hieß ſie Beſcheid thun. Der Richter that das auch nach ſeiner Gewohnheit, und reichte auch dem Teufel eine Kanne, dieſer aber nahm den Trunk nicht an, weil er wohl wußte, daß es des Richters Ernſt nicht war.

Nun geſchah es von ungefähr, daß ein Weib ein Schwein daher trieb, welches nicht nach ihrem Willen ging, ſondern die Kreuz die Quere, da ſchrie das zornige Weib im höchſten Aerger dem Schwein zu: „Ei ſo geh zum Teufel, das dich der mit Haut und Haar hole!“

„Hörſt du, Geſelle!“ rief der Richter dem Teufel zu. „Jetzt greife hin und nimm das Schwein.“ Aber der Teufel antwortete: „Es iſt leider der Frau nicht Ernſt mit ihrem Wort. Sie würde ein ganzes Jahr lang trauern und ſich grämen, nähme ich ihr Schwein. Nur was mir im Ernſte gegeben wird, das darf ich nehmen.“

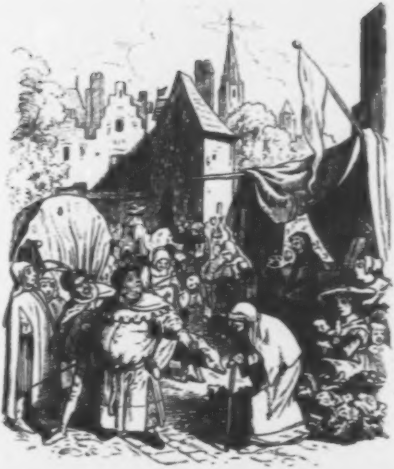
Aehnliches geſchah bald hernach mit einem Weib und einem Kind. Das Letztere ging auch nicht ſo, wie die Frau es lenken wollte, ſo daß ſie auch zu ſchreien begann: „Hole dich der Teufel, und drehe dir den Hals um!“ „Hörſt du, Geſelle?“ fragte da wieder der Richter. „Das Kind iſt dein, hörſt du nicht, daß man es dir ernſtlich giebt?“

„O nein, es iſt auch nicht ihr Ernſt!“ antwortete der Teufel. „Sie würde bitterlich wehklagen, nähme ich ſie beim Wort, und das Kind nicht fahren laſſen.“

Jetzt ſahen Beide ein Weib, das hatte viel mit einem Kinde zu ſchaffen, welches heftig ſchrie und ſich ſehr unartig geberdete, ſo daß die Frau voll Unwillens war und ausrief: „Willſt du mir nicht folgen, ſo nehme dich der böſe Feind, du Balg!“

„Nun? nimmſt du auch nicht dieſes Kind?“ fragte der Richter ganz verwundert, und der Teufel antwortete: „Ich habe deß keine Macht, das Kindlein zu nehmen. Dieſes Weib nähme nicht zehn, nicht hundert und nicht tauſend Pfund, und gönnte mir im Ernſt das Kind; wie gern ich's auch nähme, darf ich doch nicht, denn es iſt nicht des Weibes wahrer Ernſt.“

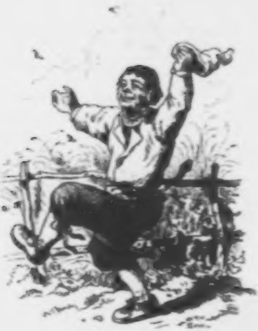
Nun kamen die Beiden recht mitten auf den Markt, wo das dichteſte Volksgedränge war, da mußten ſie ein wenig ſtille ſtehen, und konnten nicht durch das Gewimmel und Getümmel ſchreiten. Da wurde ein Weib des Richters anſichtig, das war arm und alt und krank und trug ein großes Ungemach; ſie begann laut zu weinen und zu ſchreien, und ließ vor allem Volk folgende heftige Rede vernehmen: „Weh über dich, Richter! Weh über dich, daß du ſo reich biſt und ich ſo arm bin; du haſt mir ohne Schuld, göttliche und menſchliche Barmherzigkeit verläugnend, mein einziges Kühlein genommen, das mich ernährte, von dem ich meinen ganzen Unterhalt hatte. Weh über dich, der du es mir genommen haſt!



Ich flehe und ſchreie zu Gott, daß er durch ſeinen Tod und bitteres Leiden, die er für die Menſchheit und für uns arme Sünder trug, meine Bitte gewähre, und die iſt, daß deinen Leib und deine Seele der Teufel zur Hölle führe!“ Auf dieſe Rede that der Richter weder Sage noch Frage, aber der Teufel fuhr ihn höhniſch an und ſprach: „Siehſt du, Richter, das iſt Ernſt, und den ſollſt du gleich gewahr werden!“ Damit ſtreckte der Teufel ſeine Krallen aus, nahm den Richter beim Schopf, und fuhr mit ihm durch die Lüfte von dannen, wie der Geier mit einem Huhn. Alles Volk erſchrak und ſtaunte, und weiſe Männer ſprachen die Lehre aus:

So iſt ein unweiſer Rath,
Der mit dem Teufel umgeht.

Wer gern mit ihm umfährt,
Dem wird ein böſer Lohn beſchert.



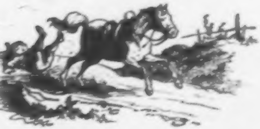
Hans im Glücke.

Es war einmal ein Bauernknabe, hieß Hans, ein ehrlich Blut, dünkte ſich nicht auf den Kopf gefallen, der diente treu und ehrlich einem großen, reichen Herrn eine Reihe von Jahren. Zuletzt aber bekam Hans das Heimweh, wollte gern bei ſeiner Mutter ſein und ſprach ſeinen Herrn um den verdienten Lohn an. Der gab Hanſen ein Stück Gold, das war ſo groß, wie Hanſens Kopf, und Hanſens Kopf gehörte nicht zu den dünnen und kleinſten. Der war zufrieden, packte den ſchweren Goldklumpen in ein Tüchlein, und machte ſich auf die Spazierhölzer. Das Gehen wurde ihm aber blutſauer, er ſchwitzte, daß er troff, denn der Goldklumpen war ſchrecklich ſchwer, er mochte ihn tragen wie er wollte, auf dem Kopf oder auf den Schultern.

Da trottelte ein Reiter leicht und wohlgemuth an Hans vorbei, ſaß auf einem ſpiegelglatten Pferd. „Ei!“ rief Hans, reiten iſt eine ſchöne Kunſt, wer ſie kann und ein Pferd hat!“ Der Reiter hielt ſein Rößlein an, weil er Hanſens Rede in ſeine Ohren hinein gehört hatte, und fragte ihn, womit er ſich denn da ſo mühſelig ſchleppe?

„Ach! es iſt Gold, pures ſchweres Gold! Der Menſch iſt ein geplagtes Thier!“ ſagte Hans, indem er den Klumpen ächzend zur Erde warf.

„Ei!“ ſprach der Reiter, „wenn Du gern reiten willſt, ſo laß uns einen Tauſch machen. Giebſt mir Deinen Laſtklumpen und nimmſt mein Pferd dafür!“ Das ließ ſich Hans nicht zweimal bieten, er rief fröhlich: „Topp! ſchlagt ein!“ und der Handel war geſchloſſen. Der Reiter nahm das Geld und machte, daß er damit Hanſen aus dem Geſicht kam, dachte, der Handel könnte jenen reuen. Hans aber kletterte auf den Gaul und ritt davon, daß es ſtäubte, aber nicht gar lange, da that das Pferd einen Satz, daß Hans, der nicht reiten konnte, herunterfiel, wie ein Nußſack. Konnte kaum ein Glied regen. Ein Bauer, der mit einer Kuh des Weges zog, fing das ledige Pferd, und führt's dahin, wo Hans lag. Der weinte und rieb ſich die Knochen. „Nimmermehr reiten, thut nicht gut! Wer doch ſo ein ſanftes Kühchen hätte, wie Ihr dort, guter Freund! Da könnte man tagtäglich Milch eſſen, und Butter und Käſe und wird nicht heruntergeworfen.“



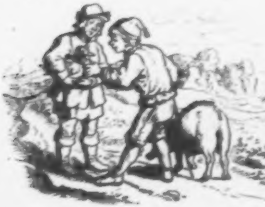
„Ei,“ ſagte der pfiffige Bauer, „wenn euch die Kuh ſo wohlgefällt, ſo gefällt mir nun gerade auch euer muthiges Pferd, geb' euch die Kuh für das Pferd!“

„Das iſt ein guter Tauſch, den lob' ich mir,“ ſprach Hans, nahm die Kuh und trieb ſie vor ſich her, während der Bauer ſich auf das Roß ſetzte, und heidi, haſt Du nicht geſehen, davon ritt.

Als Hans in ein Wirthshaus kam, verzehrte er ſeine letzten Paar Heller, denn er meinte nun, da er die Kuh habe, brauche er kein Geld, und marſchirte weiter. Es war aber den Tag ſehr heiß und noch eine weite Strecke zum Dorfe, wo Hans her war und wo ſeine Mutter wohnte, und es durſtete Hanſen. Da ſchickte er ſich an, die Kuh zu melken, aber ſo ungeſchickt, daß keine Milch kam, und daß ihm zuletzt die Kuh einen Tritt gab, davon ihm Hören und Sehen verging, und er nicht wußte, ob er ein Bub oder ein Mädchen war. Da trieb juſt ein Metzger des Weges mit einem jungen Schwein, der fragte mitleidvoll den geſchlagenen Hans, was ihm fehle, und bot ihm einmal aus ſeiner Flaſche zu trinken. Hans erzählte ſein Abenteuer und der Metzger machte ihm bemerklich, daß von einer ſo alten Kuh keine Milch zu erwarten ſei, die müſſe man ſchlachten. „Hm!“ meinte Hans, „wird auch keinen ſonderlichen Braten geben, altes Kuhfleiſch! Ja, wer ſo ein nettes fettes Schweinchen hätte, das ſchmeckt, und giebt Zepenwürſtel!“

„Guter Freund!“ ſagte der Metzger, „wenn euch das Schweinchen ſo gefällt, ſo laßt uns einen Tauſch treffen, gerade auf, ihr das Schwein, ich die Kuh! Iſt's recht?“ — „Iſt ſchon recht!“ ſagte Hans, von Herzen innerlich froh über ſein Glück. Zog heiter ſeine Straße und dachte: „Biſt doch ein rechtes Glückskind, Hans! Immer wird der Schade wieder erſetzt. O wie ſoll dieſer Schweinebraten ſchmecken!“

Bald kam ein Burſche deſſelben Wegs und holte den Hans ein, der trug eine fette, ſchwere, weiße Gans im Arm, grüßte Hans, und da ſie mit einander ins Geſpräch kamen, erzählte er ihm, daß die Gans zu einem Kindtaufsbraten beſtimmt ſei. Das müßte ein Braten werden, der ſeines Gleichen ſuche. Dabei ließ er die Gans den Hans in der Hand wiegen und unter den Flügeln die Fettklumpen befühlen.



„Die Gans iſt gut, mein Schweinchen da iſt aber auch kein Hund!“ ſagte Hans. „Wo haſt du denn das Schwein her?“ fragte der Burſche, und Hans erzählte, daß er es vor kurzem erſt erhandelt. Da ſah ſich jener bedenklich um und ſprach: „Höre, ein Wort im Vertrauen! Da hinten im letzten Dorfe iſt dem Schulzen alleweil ein junges Schwein geſtohlen worden. Der Dieb hat's an dich verpaſcht, und wenn jetzt der Flurſchütz uns nachkommt (mich dünkt, ich ſehe ſeinen Spieß ſchon dort über den Kornähren blinken), ſo faßt er dich für den Dieb, und du kommſt, ſtatt mit dem Schwein in die Küche deiner Mutter, in des Teufels Küche!“

„Ach du mein lieber Herr Gott! Was bin ich für ein Unglücksvogel!“ ſchrie Hans. „Hilf mir doch um Gottes willen, guter, liebſter Freund!“

„Weißt du was," ſprach der Burſche, „geſchwind gieb mir das Schwein und nimm du meine Gans! Ich weiß hier herum die Schleichwege, und ich will mich ſchon unſichtbar machen!"

Geſagt, gethan, Handel geſchloſſen, und in zwei Augenblicken waren Burſch und Schwein dem Hans aus den Augen. „Bin doch ein Glücksvogel!" lachte Hans innerlich, und trug die Gans eine gute Strecke. Vom Flurſchütz oder ſonſt einem Nachſetzenden war nichts zu ſehen. Hans berechnete den guten Braten, das Fett, die Federn, die Freude ſeiner Mutter; und ſo kam er in das letzte Dorf vor dem ſeinigen. Da ſtand ein Scheerenſchleifer an ſeinem Karren, der ſah ganz fröhlich aus, ſchliff und pfiff, und pfiff und ſchliff, daß es nur ſo ſchnurrte, dann ſang er einen luſtigen Gaſſenhauer:

„Es kam ein junger Schleifer her,
Schliff die Meſſer und die Scheer!
Hat's gern gethan,
Thut's noch einmal,
Was geht's euch an?
Was haſt denn du davon?"

Hans blieb ganz verwundert ſtehen mit ſeiner Gans, und hatte ſeine Verwunderung über des Schleifers Luſtigkeit, dann bot er ihm guten Tag und fragte: „Euch geht's gewiß recht gut, daß ihr ſo luſtig und fröhlich ſeid? Wer's doch auch ſo hätte!"

„O ja, mein guter Kamerad," ſprach der Scheerenſchleifer, „bin alldieweil luſtig, immer Geld in der Taſche, kannſt's auch ſo haben mit deiner Gans. Woher haſt du die Gans?"

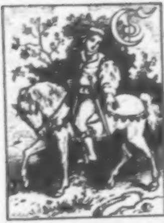
„Hab' ſie gekriegt für ein Schwein!" berichtete Hans. „Und das Schwein?" — „Für eine Kuh gekriegt!" — „Und die Kuh? — „Für ein Pferd eingehandelt." — „Und das Pferd?" — Einen Klumpen Gold hingegeben, ſo groß wie mein Kopf." — „O du Schlaukopf! Und woher das Geld?" — „Sieben Jahre gedient, Lohn bekommen!" — „Pfiffikus, dir fehlt nichts, als daß du ein Schleifer würdeſt, wie ich, dann klingt dir das Geld in allen Taſchen. Dazu braucht es nur eines guten Hirnſchleifſteins; hier hab' ich noch einen liegen, iſt zwar ſchon etwas abgenutzt, geht aber doch mit (wenn du ihn trägſt)! Den geb' ich dir für deine Gans. Willſt du?"

„Ob ich will? Freilich!" rief Hans ganz erfreut. „Geld in allen Taſchen iſt eine ſchöne Profeſſion."

Der loſe Schleifer gab dem guten Hans einen alten Wetzſtein und einen Kieſel, der am Wege lag und Hans zog fürbaß, ganz glücklich, daß ſich alles ſo ſchön getroffen, meinte, er müſſe in einer Glückshaut geboren ſein.

Aber die Sonne ſchien und brannte heiß, Hans hatte Hunger und Durſt, war matt und müde, und die Steine waren ſchwer, faſt ſo ſchwer, wie der Goldklumpen geweſen war, und er dachte: o wenn ich mich doch nicht mit dieſen Schleifſteinen ſchleppen müßte. Da war ein Brünnlein am Wege, daraus wollte Hans ſeinen Durſt löſchen, bückte ſich, und beim Bücken fielen die Steine in den Brunnen hinab. Wer war froher wie Hans im Glücke, daß er ſo mit einem Male ohne ſein Zuthun die ſchweren Steine los geworden! Freudig ſprang er auf, los und ledig aller Sorgen, aller Laſten, pries ſich als den glücklichſten Menſchen, und langte guten Muthes bei ſeiner Mutter an, — Hans im Glücke.

Die drei Federn.



Einem Mann wurde ein Söhnlein geboren, und da der Vater ausging, einen Pathen zu ſuchen, der das Kind aus der Taufe hebe, ſo fand er einen jungen wunderſchönen Knaben, gegen den ſein Herz gleich ganz voll Liebe wurde. Und als er ihm nun ſeine Bitte vortrug, war der ſchöne Knabe gern bereit mitzugehen, und das Kind zu heben, und hinterließ ein junges weißes Roß als Pathengeſchenk. Dieſer Knabe iſt aber Niemand anders geweſen, als Jeſus Chriſtus, unſer Herr.

Der junge Knabe, welcher in der Taufe den Namen Heinrich empfangen hatte, wuchs zu ſeines Vaters, und ſeiner Mutter Freude, und wie er die Jünglingsjahre erreicht hatte, da hielt es ihn nicht mehr daheim, ſondern es zog ihn in die Ferne, nach Thaten und Abenteuern. Nahm daher Urlaub von ſeinen Aeltern, ſetzte ſich auf ſein geſatteltes Rößlein, das ihm der unbekannte Knabe zum Pathengeſchenk gegeben, obſchon er nicht wußte, wie viel dieſes Rößlein werth war, und ritt friſch und fröhlich darauf in die Welt hinein. Da ritt er eines Tages durch einen Wald, und ſiehe, da lag hart am Wege eine Feder aus dem Rad eines Pfauen, und die Sonne ſchien auf die Feder, daß ihre bunten Farben in ihrem Glanze prächtig leuchteten. Der junge Knabe hielt ſein Rößlein an, und wollte abſteigen, um die Feder aufzuheben, und ſie an ſeinen Hut zu ſtecken. Da that das Rößlein ſein Maul auf, und ſprach: „Ach laß die Feder auf dem Grunde liegen!“ Deß verwunderte ſich der junge Reiter, daß das Rößlein ſprechen konnte, und es kam ihm ein Schauer an; blieb im Sattel, ſtieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter. Nach einer Zeit geſchah es, daß der Knabe am Ufer eines Bächleins hinritt, ſiehe, da lag eine bunte, viel ſchönere Feder auf dem grünen Gras, als jene war, die im Walde gelegen hatte, und des Knaben Herz verlangte nach ihr, ſeinen Hut damit zu ſchmücken; denn dergleichen Pracht von einer Feder hatte er all ſein Lebtag noch nicht geſehen. Aber wie er abſteigen wollte, ſprach das Rößlein abermals: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Und wieder verwunderte ſich der Knabe über alle Maaßen, daß das Rößlein ſprach, während es doch ſonſt nicht redete, folgte auch dieſesmal, blieb im Sattel, ſtieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter.

Nun währete es nur eine kleine Zeit, da kam der Knabe an einen hohen Berg, wollte da hinauf reiten, da lag an ſeinem Fuße im Wieſengrunde wieder eine Feder, das war nach ſeinem Vermeinen aber die allerſchönſte in der ganzen weiten Welt, und die mußte er haben. Sie glänzte und funkelte wie lauter blaue und grüne Edelgeſteine, oder wie die hellen Thautropfen in der Morgenſonne.

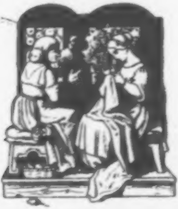
Aber wiederum ſprach das Rößlein: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Dieſesmal vermochte der Jüngling dem Rößlein nicht zu gehorchen, und wollte ſeinen Rath nicht hören, denn es gelüſtete ihm allzuſehr nach dem lieblichen und ſtattlichen Schmuck. Er ſtieg ab, hob die Feder vom Grunde und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Da ſprach das Rößlein: „O weh, was thuſt Du Dir zum Schaden? Es wird Dich wohl noch reuen!“ Weiter ſprach [illegible] Nichts. Wie der Jüngling weiter ritt, ſo kam er an eine ſtattliche und wohlgebaute Stadt, da ſah er viel geſchmückte Bürgersleute, und es kam ihm ein feiner Zug entgegen mit Pfeifern, Paukern und Trompetern, und vielen wehenden Fahnen, und das war prächtig anzuſehen. Und in dem Zuge gingen Jungfrauen, die ſtreuten Blumen, und die vier ſchönſten trugen auf einem Kiſſen eine Königskrone. Und die Aelteſten der Stadt reichten die Krone dem Jüngling und ſprachen: „Heil Dir, Du uns von Gott geſandter edler Jüngling! Du ſollſt unſer König ſein! Gelobt ſei Gott der Herr in alle Ewigkeit!“ Und alles Volk ſchrie: „Heil unſerm König!“ Der Jüngling wußte nicht wie ihm geſchehen, als er auf ſeinem Haupt die Königskrone fühlte, kniete nieder und lobte Gott und den Heiland. Hätte er die erſte Feder aufgehoben, ſo wär er ein Graf geworden; die zweite: ein Herzog, und hätte er die dritte Feder nicht aufgehoben, ſo hätte er auf dem Bergesgipfel eine vierte gefunden, und das Rößlein hätte dann geſprochen: „Dieſe Feder nimm vom Grunde.“ Dann wär er ein mächtiger Kaiſer geworden über viele Reiche der Welt, und die Sonne wäre nicht untergegangen in ſeinen Landen. Doch war er auch ſo zufrieden, und ward ein gütiger, weiſer, gerechter und frommer König.

Die ſieben Raben.

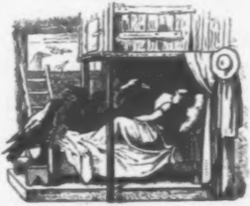
Wie in der Welt gar viele wunderliche Dinge geſchehen, ſo trug ſich's auch einmal zu, daß eine arme Frau ſieben Knäblein auf einmal gebar; und dieſe lebten alle und gediehen alle. Nach etlichen Jahren bekam ſie auch noch ein Töchterchen. Ihr Mann war gar fleißig und tüchtig in ſeiner Arbeit, deshalb ihn auch die Leute, welche Handarbeiter bedurften, gerne in Dienſt nahmen, wodurch er nicht nur ſeine zahlreiche Familie auf ehrliche Weiſe ernähren konnte, ſondern ſo viel erwarb, daß auch noch bei genauer Einrichtung ſeine brave Hausfrau einen Nothpfennig zurücklegen konnte. Doch dieſer treue Vater ſtarb in ſeinen beſten Jahren, und die arme Wittwe gerieth bald in Noth, denn ſie konnte nicht ſo viel erſchaffen, um ihre acht Kinder zu ernähren und zu kleiden. Dazu wurden die ſieben Knaben immer größer, und brauchten immer mehr, und wurden aber auch zur größten Betrübniß ihrer Mutter immer unartiger, ja ſie wurden ſogar wild und böſe. Die arme Frau vermochte kaum zu ertragen, was ſie alles bekümmerte und drückte. Sie wollte doch ihre Kinder gut und fromm erziehen, und ihre Strenge und Milde fruchtete nichts, der Knaben Herzen waren und blieben verſtockt. Darum ſprach ſie eines Tages, als ihre Geduld ganz zu Ende war:

„O, ihr böſen Raben-Jungen, ich wollte, ihr wäret ſieben ſchwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder ſähe.“ Und alsbald wurden die ſieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenſter hinaus und verſchwanden.

Nun lebte die Mutter mit ihrem einzigen Töchterlein recht ſtille und zufrieden, ſie verdienten ſich mehr noch als ſie brauchten. Und die Tochter wurde ein hübſches gutes und ſittſames Mädchen. Doch nach etlichen Jahren bekamen Beide, Mutter und Tochter, gar herzliche Sehnſucht nach den ſieben Brüdern, und ſprachen oft von ihnen und weinten: wenn doch die Brüder wieder kämen, und brave Burſche wären, wie könnten wir durch unſere Arbeit uns ſo gut ſtehen und unter einander ſo viele Freude haben. Und weil die Sehnſucht nach ihren Brüdern im Herzen des Mägdleins immer heftiger wurde, ſprach ſie einſt zur Mutter: „Liebe Mutter, laß mich fortwandern und die Brüder aufſuchen, daß ich ſie umlenke von ihrem böſen Weſen, und ſie Dir zuführe zur Ehre und Freude Deines Alters.“ Die Mutter antwortete: „Du gute Tochter, ich kann und will Dich nicht abhalten, die fromme That zu vollführen, wandre fort, und Gott geleite Dich!“ Gab ihr darauf ein kleines goldnes Ringelein, das ſie ſchon als kleines Kind am Finger getragen, wie die Brüder in Raben verwandelt wurden.



Da machte ſich das Mädchen ſogleich auf und wanderte fort, gar weit, weit fort, und fand lange keine Spur von ihren Brüdern; aber einmal kam ſie an einen ſehr hohen Berg, auf deſſen Höhe ein kleines Häuschen ſtand, da hatte ſie ſich drunten niedergeſetzt um auszuruhen und blickte ſinnend immer hinauf nach dem Häuschen. Daſſelbe kam ihr bald vor wie ein Vogelneſt, denn es ſah grau aus, als ob es von Steinchen und Koth zuſammengefügt wäre, bald kam es ihr vor wie eine menſchliche Wohnung. Sie dachte: ob nicht da droben deine Brüder wohnen? Und als ſie endlich ſieben ſchwarze Raben aus dem Häuschen fliegen ſah, beſtätigte ſich ihre Vermuthung noch mehr. Sie machte ſich freudig auf, um den Berg zu erſteigen; doch der Weg, der hinauf führte, war mit ſo ſeltſamen, ſpiegelglatten Steinen gepflaſtert, daß ſie allemal, wenn ſie mit großer Mühe eine Strecke hinan war, ausglitt und wieder herunter fiel. Da wurde ſie betrübt, und wußte nicht, wie ſie nur hinauf kommen könnte. Da ſah ſie eine ſchöne weiße Gans, und dachte: wenn ich nur deine Flügel hätte, ſo wollte ich bald droben ſein. Dann dachte ſie wieder: kann ich mir denn ihre Flügel nicht abſchneiden? Ei, dann wäre mir ja geholfen! Und ſie fing raſch die ſchöne Gans, ſchnitt ihr die Flügel ab, und auch die Beine, und nähte ſich dieſelben an. Und ſiehe, wie ſie das Fliegen probirte, ging es ſo ſchön, ſo leicht und gut, und wenn ſie müde war vom Fliegen, lief ſie ein wenig mit den Gänſefüßen, und glitt nicht einmal wieder aus. So kam ſie ſchnell und gut an das lang erſehnte Ziel. Droben ging ſie hinein in das Häuschen, doch war es ſehr klein; drinnen ſtanden ſieben winzig kleine Tiſchchen, ſieben Stühlchen, ſieben Bettchen, und in der Stube waren auch ſieben Fenſterchen, und in dem Ofen ſtanden ſieben Schüſſelchen, darauf lagen gebratene Vögelchen und geſottene Vogeleier. Die gute Schweſter war von der weiten Reiſe müde geworden, und freute ſich nun, einmal ordentlich ausruhen zu können; auch fühlte ſie Hunger. Da nahm ſie die ſieben Schüſſelchen aus dem Ofen, und aß von einem jedem ein wenig, und ſetzte ſich auf jedes Stühlchen ein wenig, und legte ſich in jedes Bettchen ein wenig, und in dem letzten Bettchen ſchlief ſie ein, und blieb darinnen liegen, bis die ſieben Brüder zurückkamen. Dieſe flogen durch die ſieben Fenſter herein in die Stube, nahmen ihre Schüſſeln aus dem Ofen und wollten eſſen, merkten aber, daß ſchon davon gegeſſen war. Nun wollten ſie ſich ſchlafen legen, und fanden ihre Bettchen verrückt, und einer der Brüder that einen lauten Schrei, und ſprach: „O was liegt für ein Mägdlein in meinem Bett!“ Die andern Brüder liefen ſchnell herbei, und ſahen erſtaunt



das ſchlafende Mädchen liegen. Da ſprach einer um den andern: „Wenn es doch unſer Schweſterchen wäre!“ und wieder rief einer um den andern voll Freude: „Ja, das iſt unſer Schweſterchen, ja, das iſt es! Solche Haare hatte es, und ſolch ein Mündlein hatte es, und ſolch ein Ringlein trug es damals an ſeinem größten Finger, wie es jetzt am kleinſten eins trägt!“ Und ſie jauchzten alle, und küßten das Schweſterchen alle; aber dieſes ſchlief ſo feſt, daß es lange nicht erwachte.

Endlich ſchlug das Mädchen die Aeuglein auf, und ſah die ſieben ſchwarzen Brüder um ihr Bett ſitzen. Da ſagte ſie: „O, ſeid herzlich gegrüßt, meine lieben Brüder, Gott ſei gedankt daß ich euch endlich gefunden habe; ich habe euretwegen eine lange, mühevolle Reiſe gemacht, um euch wieder aus eurer Verbannung zurückzuholen, wenn ihr nämlich einen beſſern Sinn in euern Herzen gefaßt habt, daß ihr eure gute Mutter nie mehr ärgern wollet, daß ihr fleißig mit uns arbeitet, und die Ehre und Freude eurer alten Mutter werden wollet.“ Während dieſer Rede hatten die Brüder bitterlich geweint, und ſprachen nun: „Ja, herzige Schweſter, wir wollen gut ſein, und nie wieder die Mutter beleidigen, ach, als Raben haben wir ein elendigliches Leben, und ehe wir uns dieſes Häuschen erbaut, ſind wir oft vor Hunger und Elend bald umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte: denn wir mußten die Leichname von den armen gerichteten Sündern freſſen, und wurden dadurch ſtets an des Sünders ſchauerliches Ende erinnert.“

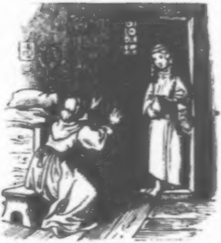
Die Schweſter weinte Freudenthränen, daß ihre Brüder ſich bekehrt hatten, und ſo voll frommen Sinnes ſprachen. „O!“ rief ſie aus, „nun iſt alles gut, wenn ihr nach Hauſe kommt, und die Mutter vernimmt, daß ihr beſſer werden ſeid, wird ſie euch herzlich verzeihen, und euch wieder zu Menſchen machen.“

Als nun die Brüder mit dem Schweſterchen heim reiſen wollten, ſprachen ſie erſt, indem ſie ein hölzernes Käſtchen öffneten: „Liebe Schweſter, nimm hier dieſe ſchönen goldenen Ringe und blitzenden Steinchen, die wir draußen ſo nach und nach fanden, in dein Schürzchen und trage es mit nach Hauſe, denn dadurch können wir als Menſchen reich werden. Als Raben trugen wir ſie nur um des ſchönen Glanzes willen zuſammen.“

Das Schweſterchen that ſo wie die Brüder wollten, und hatte ſelbſt Freude an dem ſchönen Schmuck. Auf der Heimreiſe trugen die Rabenbrüder einer um den andern das Schweſterchen auf ihren Flügeln, bis ſie an die Wohnung ihrer Mutter kamen; da flogen ſie zum Fenſter hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und gelobten, fortan ſtets gute Kinder zu ſein. Auch die Schweſter half bitten und flehen, und die Mutter war voll Freude und Liebe und verzieh ihren ſieben Söhnen. Da wurden ſie wieder Menſchen und gar ſchöne blühende Jünglinge, einer ſo groß und ſo anmuthvoll wie der andre. Dankend herzten und küßten ſie die gute Mutter und die liebevolle Schweſter. Und bald darauf nahmen alle ſieben Brüder ſich junge ſittſame Frauen, bauten ſich ein großes ſchönes Haus, denn ſie hatten für ihre Kleinodien ſehr vieles Geld bekommen. Und des neuen Hauſes erſte Weihe war der Brüder ſiebenfache Hochzeit.

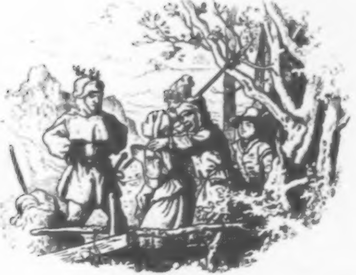
Dann nahm auch die Schweſter einen braven Mann, mußte aber auf der Brüder Flehn und Bitten bei ihnen wohnen bleiben.

So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern, und wurde von denſelben bis in ihr ſpätes Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.



Das Thränenkrüglein.

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen, und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht ſein. Aber da ſandte der Herr eine große Krankheit, die wüthete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf ſein Lager ſank und zum Tod erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es ſtarb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloſer Schmerz, und ſie aß nicht und trank nicht und weinte, weinte wieder drei Tage lang und drei Nächte lang ohne Aufhören, und rief nach ihrem Kinde. Wie ſie nun ſo voll tiefen Leides in der dritten Nacht ſaß, an der Stelle, wo ihr Kind geſtorben war, thränenmüde und ſchmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leiſe die Thüre auf, und die Mutter ſchrak zuſammen, denn vor ihr ſtand ihr geſtorbenes Kind. Das war ein ſeliges Engelein geworden und lächelte ſüß wie die Unſchuld und ſchön wie in Verklärung. Es trug aber in ſeinen Händchen ein Krüglein, das war ſchier übervoll. Und das Kind ſprach: „O lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in dieſem Krüglein ſind deine Thränen, die du um mich vergoſſen haſt; der Engel der Trauer hat ſie in dieſes Gefäß geſammelt. Wenn du nur noch eine Thräne um mich weineſt, ſo wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind, denn dein Kind iſt wohlaufgehoben, iſt glücklich, und Engel ſind ſeine Geſpielen.“ Damit verſchwand das todte Kind und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu ſtören.



Die ſchöne junge Braut.

Es ging einmal ein hübſches Landmädchen in den Wald, um Futter für ihre Kuh zu holen; wie ſie nun in Gottes Namen graſete und an gar nichts Arges dachte, ſo kamen auf einmal viele Räuber, umringten ſie und führten ſie mit ſich fort, ohne Gnad' und Barmherzigkeit, ſie mochte ſchreien und zappeln, bitten und betteln ſo viel ſie wollte. Weit ab von des Mädchens Heimath in einem finſtern Walde hatten die Räuber ein Haus, worin ſie ſich aufhielten, wenigſtens blieben immer einige daheim, wenn die andern auf Raub auszogen. Dem Mädchen thaten aber die Räuber weiter nichts zu Leide, als daß ſie ſie eben aus ihrer Heimath fortführten, und ſie in dem Hauſe gleichſam gefangen hielten; ſie mußte den Haushalt beſorgen, kochen, backen und waſchen, ſonſt hatte ſie es gut, wurde aber immer ſcharf bewacht. Dabei hatten ihr die Räuber den Namen gegeben: Schöne junge Braut.

So war nun das Mädchen ſchon einige Jahre in der Räuberherberge, als es ſich einmal traf, daß ein Hauptraub ausgeführt werden ſollte, an dem, wenn er gelingen ſollte, die ganze helle Bande Theil nehmen mußte.

Da das Mädchen ſich an das Leben in der Räuberhöhle gewöhnt zu haben ſchien, auch noch keinen Verſuch zu entfliehen gemacht hatte, und auch ſchwerlich durch den wilden Wald die Wege finden würde — ſo dachte der Hauptmann — ſo blieb ſie dieſesmal allein und unbewacht im Waldhauſe zurück. Aber die Räuber waren kaum fort, ſo ſann die ſchöne Braut darauf, wie ſie unerkannt entfliehen könne. Sie machte geſchwind eine Geſtalt von Stroh, zog derſelben ihre Kleider an, ſetzte ihr ihre Haube auf, ſich ſelbſt aber beſtrich ſie von Kopf bis zu den Füßen mit Honig, wälzte ſich darauf über und über in Federn, ſo daß ſie ganz unkennbar wurde, und ausſah, wie ein ſeltſamer Vogel. Die Geſtalt in ihren Kleidern lehnte ſie an ein Fenſter über der Hausthür, und ließ ſie hinausſehen, doch mit verdecktem Geſicht, und dann eilte ſie von dannen.

Mochte es aber nun ſein, daß dem Hauptmann eine Ahnung von des Mädchens beabſichtigter Flucht kam, oder daß etwas vergeſſen werden war, genug, er ſandte einige ſeiner Räuber nach dem Hauſe zurück, und gerade mußte es ſich treffen, daß ihnen auf ihrem Wege das fiedrige Käuzlein aufſtieß. Sie dachten aber es wäre einer ihrer Kumpane, der ſich unkenntlich ge[illegible]t hätte, und riefen die Geſtalt lachend und fragend an:

„Wohin, wohin, Herr Federſack?
Was macht die ſchöne junge Braut?"

Dieſe, die es ſelbſt war, war zwar ſehr erſchrocken, doch faßte ſie ſich ein Herz und antwortete mit verſtellter Stimme:

„Sie fegt und ſäubert unſer Haus
Und ſchaut wohl auch zum Fenſter heraus!"

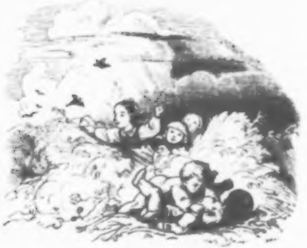
Damit machte ſie, daß ſie den Räubern aus dem Geſichte kam, kam auch glücklich aus dem Walde, erreichte ein Dorf, kaufte ſich Kleider, badete ſich und erlangte glücklich und wohlbehalten, obſchon nach langer Wanderung, ihre Heimath wieder, und da ſie nicht gerade das Beſte in der Räuberherberge zurückgelaſſen hatte, ſondern für ihren Jahrlohn mitgehen heißen, ſo hatte ſie auch wohl zu leben und heirathete einen wackern Burſchen.

Jene Räuber, wie die nun des Hauſes anſichtig wurden, ſahen die Geſtalt der ſchönen jungen Braut am Fenſter und grüßten ſchon von weitem, indem ſie riefen:

„Grüß Gott, o ſchöne junge Braut,
Die freundlich uns entgegen ſchaut."

Da aber der Gruß unerwiedert blieb, ſo verwunderten ſich die Räuber, und als ſie näher kamen, vermeinten ſie, die ſchöne junge Braut ſei eingeſchlafen. Vergebens riefen ſie, ſie ermunterte ſich nicht; vergebens geboten ſie ihr, zu öffnen, alle ihr Pochen und Schreien, Rufen und Schelten war erfolglos, und wüthend traten ſie zuletzt die Thüre in Trümmern, ſtürmten die Treppe hinauf und faßten die Geſtalt der ſchönen jungen Braut hart an, da fiel ihnen die Strohpuppe in die Arme. Da riefen die Räuber:

„Fahr' wohl, du ſchöne junge Braut!
Ein Thor iſt, wer auf Weiber baut!"



Die Kornähren.

Es war einmal eine Zeit, aber das iſt ſchon undenklich lange her, da trugen alle Kornhalme, und auch die von anderem Getraide, volle goldgelbe Aehren herab bis auf den Boden; da gab es keine Armuth und keine Hungersnoth, niemals, und das war die goldene Zeit. Da konnten ſich alle Menſchen mit Wonne ſättigen, und auch die Vögel, die gerne Körner freſſen, Hühner und Tauben und andere Vögel, fanden Futter vollauf.

Aber da waren unter den Menſchen welche, die waren undankbar und gottvergeſſen, und achteten die ſchöne werthe Gottesgabe, das liebe Getraide, für gar nichts. Da gab es Frauen, die nahmen, wenn ihre kleinen Kinder ſich verunreinigt hatten, die vollen Aehrenbüſchel und reinigten damit ihre Kinder, und warfen die Aehren auf den Miſt; und die Mägde ſcheuerten mit den vollen Aehren, und die Buben und kleine Mädchen jagten ſich durch das liebe Korn, ſpielten Verſtecken darin, wälzten ſich darauf herum und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, der das Getraide den Menſchen zur Nahrung gegeben hatte, und dem Vieh zum Futter, und nicht zum Verunzen*) und dachte bei ſich, wir wollen es anders machen und die goldne Zeit ſoll ein Ende haben.

Und da ſchuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm nur eine einzige Aehre trug, einmal für die Menſchen, damit ſie das liebe Getraide beſſer ſchonen lernten, und einmal für die unſchuldigen Thiere, damit ſie doch noch ihr Futter haben ſollten, wenn auch die Menſchen nicht einmal die eine Aehre werth wären.

Von da an iſt Hunger und Theurung und Armuth in die Welt gekommen.

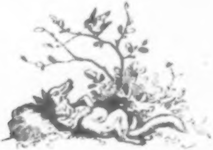
---

*) Muthwillig verderben.

Nur zuweilen und ſelten läßt der liebe Gott da oder dort einen Wunderhalm mit vielen, vielen Aehren emporſchießen, und zeigt ſo dem Menſchen, wie es einſt beſchaffen war um das Getraide, und was Er kann. Und es geht eine alte Prophezeihung unter dem Volke, daß einmal nach langen Jahren, wenn das Engelwort ſich erfüllt haben wird: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und unter allen Menſchen Wohlwollen, Segnung und Liebe, daß dann der Boden auch wieder von Gott erweckt werden ſolle, ſolche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Aehren ſind. Unſer Keiner aber wird das erleben.

Vom Hühnchen und Hähnchen.

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die gingen miteinander auf den Nußberg und ſuchten ſich Nüßchen. Das Hähnchen ſprach zum Hühnchen: „Wenn du ein Nüßchen findeſt, iß es ja nicht allein, gieb mir die Hälfte davon, ſonſt erwürgſt du.“ Aber das Hühnchen hatte ein Nüßchen gefunden und es allein gegeſſen, und der Kern war in ſeinem Hälschen ſtecken geblieben, daß es im Erwürgen war und ängſtlich rief: „Hähnchen, Hähnchen, hol' mir geſchwind ein wenig Brunnen, ich erwürge ſonſt!“ Da lief das Hähnchen flugs zum Brunnen und ſprach: „Brunn', Brunn', gieb mir Brunn', daß ich den Brunn' meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußberg und will erſticken.“ Und der Brunnen ſprach: „Erſt geh hin zur Braut und hole mir den Kranz!“ Da lief das Hähnchen hin zur Braut und ſprach: „Braut, Braut, gieb mir den Kranz, daß ich den Kranz dem Brunnen geb', daß mir der Brunnen Brunnen giebt, daß ich den Brunnen meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußberge und will erwürgen.“ Aber die Braut ſprach: „Erſt geh hin zum Schuſter und hole mir meine Schuhe.“ Und wie das Hähnchen zum Schuſter kam, ſprach dieſer: „Erſt geh hin zur Sau und hole mir Schmeer.“ Und die Sau ſprach: „Erſt geh hin zur Kuh und hole mir Milch.“ Und die Kuh ſprach: „Erſt geh hin zur Wieſe und hole mir Gras!“ — Wie nun das Hähnchen zur Wieſe kam, und ſie um Gras bat, war dieſe gütig, und gab ihm viele Blumen und Gras, dieſes gab geſchwinde das Hähnchen der Kuh und erhielt Milch dafür, und für die Milch that auch das Schwein von ſeinem Fett her, und damit ſchmierte der Schuſter ſein Leder und machte flugs die Schuhe der Braut, und gegen die Schuhe that freundlich die Braut den Kranz her, und das Hähnchen reichte denſelben dem Brunnen, und dieſer ſprudelte ſogleich ſein klares Waſſer heraus und in das Gefäßchen, welches das Hähnchen unterhielt. Im ſchnellen Lauf kehrte nun das Hähnchen zurück zum Nußberg; aber wie es zum Hühnchen kam, war daſſelbe unterdeſſen erwürgt. Da kikirikite das Hähnchen vor Schmerz hell auf, das hörten alle Thiere in der Nachbarſchaft, die lieſen herbei und weinten um das Hühnchen. Und da bauten ſechs Mäuſelein einen Trauerwagen, darauf legten ſie das todte Hühnchen und ſpannten ſich davor und zogen den Wagen fort. Wie ſie nun, das Hähnchen, das todte Hühnchen, die Mäuslein und der Trauerwagen, ſo auf dem Wege waren, da kam der Fuchs hinterdrein und fragte: „Wo willſt du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben!“ — „Das will ich thun, du Narr!“ rief der Fuchs, fraß das Hühnchen, weil es noch nicht lange todt war, und begrub's in ſeinem Magen. Da trauerte das Hähnchen und rief: „So wünſch ich mir den Tod, um bei meinem Hühnchen zu ſein.“ — „So ſoll es ſein!“ ſprach der Fuchs, und fraß das Hähnchen, daß es zu ſeinem Hühnchen kam. Da weinten die Mäuſelein um das Hähnchen, und da dachte der Fuchs, ſie wollten auch todt ſein, und ſchlang ſie hinter. Weil aber die Mäuſelein an den Wagen geſpannt waren, ſo ſchlang er auch den Wagen mit hinunter, und da ſtieß ihm die Deichſel das Herz ab, daß er Länge lang hinfiel und alle Viere von ſich ſtreckte. Da flog ein Vöglein auf einen Lindenzweig und ſang: „Fuchs iſt mauſetodt! Fuchs iſt mauſetodt!“



Die drei Hochzeitgäſte.

Es waren einmal in einem Dorfe drei Hofhunde, die hielten gute Nachbarſchaft miteinander, und da ſollte eine große Bauernhochzeit ſein; zu derſelbigen war Alt und Jung geladen, und wurde gekocht und gebacken, geſotten und gebraten, daß der Geruch durchs ganze Dorf zog. Die drei Hunde waren auch beiſammen und rochen den feinen Dunſt, und rathſchlagten, wie ſie auch hin zur Hochzeit gehen wollten und ſehen, ob nichts für ſie abfallen werde? Aber um unnützes Aufſehen zu vermeiden beſchloſſen ſie, nicht zugleich, alle drei auf einmal, hinzulaufen, ſondern einzeln, einer nach dem andern.

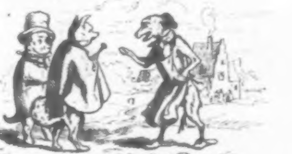
Der Erſte ging, machte ſich in das Schlachthaus, erſchnappte jählings ein großes Stück Fleiſch und wollte damit ſeiner Wege gehen, allein er wurde erwiſcht, und empfing eine fürchterliche Tracht Prügel, nächſtdem, daß man ihm das Stück Fleiſch aus den Zähnen riß.

So kam er hungrig und übelgeſchlagen zurück auf den Hof zu ſeinen Nachbargeſellen, die hungerten ſchon nach guter Nachricht, und fragten: „Nun, wie hat es dir ergangen und gefallen?“ Nun ſchämte ſich aber der Hund, die Wahrheit zu geſtehen, daß ſein Hochzeitmahl in einer ſcharfgeſalzenen Prügelſuppe beſtanden, ſprach deshalb: „Ganz wohl! Aber es geht dort ſcharf her, und muß Einer hart und weich vertragen können!“

Die Kameraden, als ſie das hörten, vermeinten, es werde über alle Maaßen gegeſſen und getrunken auf der Hochzeit, und es fallen viele gute Bröcklein ab, harte und weiche, Fleiſch und Bein, und alsbald rannte der zweite Hund in vollen Sprüngen nach dem Hochzeithaus, gerade in die Küche, und nahm was er fand, — aber ehe er noch den Rückweg fand, war er ſchon bemerkt, und ward ihm ein Topf voll ſiedend heißes Waſſer über den Rücken gegoſſen, daß es nur ſo dampfte, als er von dannen ſchoß, wie ein Pudel, der aus dem Waſſer kommt; doch ob's ihn auch ſchrecklich brannte, er verbiß ſeinen Schmerz. Als er nun auf den Hof kam, wo die beiden Kameraden ſeiner harrten, fragten die gleich: „Nun, wie hat es dir gefallen?“ — „Ganz wohl!“ antwortete der Hund, „aber es geht dort heiß her, und muß Einer kalt und warm vertragen können!“

Da dachte der dritte Hund: die Hochzeitgäſte ſind beim Schmaus in voller Arbeit, und kalte und warme Speiſen wechſeln ab, wollte daher nichts verſäumen, und wenigſtens zum Nachtiſch da ſein, wenn der mürbe Kuchen aufgetragen wird. Eilte ſich was er konnte. Kaum aber war er im Hauſe, ſo erwiſchte ihn Einer, klemmte ihm den Schwanz zwiſchen die Stubenthür, gerbte ihm das Fell windelweich, und klemmte ſo lange, bis die Haut vom Schwanze ſich abſtreifte und der Hund verſchändet entſprang.

„Nun, wie hat es dir auf der Hochzeit gefallen?“ fragten die Freunde, jeder mit etwas Spott im Herzen. Der Uebelzugerichtete zog ſeinen geſchundenen Schwanz, ſo gut es gehen wollte, zwiſchen die Beine, daß man dieſen nicht ſah, und ſprach: „Ganz wohl, es ging recht toll her, und gab viel Mürbes, aber Haare laſſen muß Einer können.“



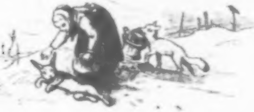
Und da dachten die drei Hunde noch lange daran, wie wohl ihnen die Hochzeitſuppe, die Hochzeitbrühe und der Hochzeitkuchen geſchmeckt hatte, und vom Braten hat Jeder genug gerochen.

Der Haſe und der Fuchs.

Ein Haſe und ein Fuchs reiſten beide mit einander. Es war Winterszeit, grünte kein Kraut, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. „Das iſt ein hungriges Wetter," ſprach der Fuchs zum Haſen, „mir ſchnurren alle Gedärme zuſammen." — „Ja wohl," antwortete der Haſe. „Es iſt überall Dürrhof, und ich möchte meine eignen Löffel freſſen, wenn ich damit ins Maul langen könnte."

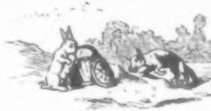
So hungrig trabten ſie mit einander fort. Da ſahen ſie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korb kam dem Fuchs und dem Haſen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von friſchen Semmeln. „Weißt du was!" ſprach der Fuchs: „Lege dich hin der Länge lang, und ſtelle dich todt. Das Mädchen wird ſeinen Korb hinſtellen, und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen, denn Haſenbälge geben Handſchuhe; derweilen erwiſche ich den Semmelkorb, uns zum Troſte."

Der Haſe that nach des Fuchſen Rath, fiel hin und ſtellte ſich todt, und der Fuchs duckte ſich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, ſah den friſchen Haſen, der alle Viere von ſich ſtreckte, ſtellte richtig den Korb hin und



bückte ſich nach dem Haſen. Jetzt wiſchte der Fuchs hervor, erſchnappte den Korb und ſtrich damit querfeldein,' gleich war der Haſe lebendig und folgte eilend ſeinem Begleiter. Dieſer aber ſtand gar nicht ſtill und machte keine Miene, die Semmeln zu theilen, ſondern ließ merken, daß er ſie allein freſſen wollte. Das vermerkte der Haſe ſehr übel. Als ſie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, ſprach der Haſe zum Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fiſche verſchafften? Wir haben dann Fiſche und Weißbrod, wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz ein wenig ins Waſſer, ſo werden die Fiſche, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, ſich daran hängen. Eile aber, ehe der Weiher zufriert."

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging hin an den Weiher, der eben zufrieren wollte, und hing ſeinen Schwanz hinein, und eine kleine Weile, ſo war der Schwanz des Fuchſes feſt angefroren. Da nahm der Haſe den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchſes Augen ganz gemächlich, eine nach der andern, und ſagte zum Fuchs: „Warte nur, bis es aufthaut, warte nur bis ins Frühjahr, warte nur bis es aufthaut!“ und lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach, wie ein böſer Hund an der Kette.

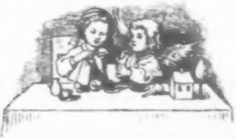


Gott Ueberall.

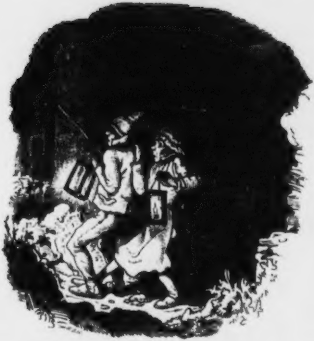
Es waren ein Paar Geſchwiſter, hießen Görgel und Lieschen, ſeelengute Kinder, die blieben einmal ganz allein zu Hauſe; ihre Aeltern waren über Feld gegangen, und trugen Körbe, die ſie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Stadt. Zwar hatten die guten Aeltern ihren Kindern, Görgeln und Lieschen, jedem ein ziemliches Stück Brod gegeben, davon ſie ſich dieſen Tag über nähren ſollten, allein bald hatte Görgel ſeines aufgezehrt und verſpürte noch Eßluſt, hatte aber nichts mehr zu brocken und nichts mehr zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brod, doch auch dieſes ſättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an mit ſchelmiſchen Schmeichelworten zu ſeinem jüngern Schweſterchen zu reden: „Komm, lieb' Lieschen, wir wollen ein wenig von dem ſüßen Rübenſaft naſchen, den die Mutter draußen im Schrank aufbewahrt, es iſt ein großer Topf voll, ſie merkt es gewiß nicht daran, und es ſiehts ja auch gar Niemand.“ Aber Lieschen ſprach: „Ei, du biſt ſehr böſe, Görgel, wenn du das thuſt; ſiehſt du nicht die Sonnenſtrahlen dort am Schrank? die läßt der liebe Gott hinanſcheinen, und der ſieht's auch wenn wir naſchen.“ Da ſprach Görgel: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter ſchöne Birnen liegen hat, davon wollen wir eſſen, dort iſt kein Fenſter, kann die Sonne nicht hinein ſcheinen, und dort ſieht uns alſo der liebe Gott auch nicht.“

Lieschen weigerte ſich anfangs, endlich gingen die Kinder doch nach dem Dachboden; aber hier fielen die gebrochenen Sonnenſtrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten ganz eigenthümlich über den Birnen, als wenn ſie darauf tanzten, und Lieschen ſprach wieder: „O Görgel, auch hier ſieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naſchen.“ Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Görgel etwas bei, was er gleich ausſprach: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll Rahm (Sahne) ſtehen, und drunten iſt's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hineinſehen; komm, laß uns hinuntergehen, Lieschen, komm geſchwind, geſchwind!“ — Görgel faßte ſein zögerndes Schweſterchen feſt an der Hand, und zog es ſchnell mit ſich fort, hinunter in den Keller, wo er ſorgfältig die Thüre von innen zumachte, daß kein Tag hinein ſcheine, und es der liebe Gott nicht ſähe, wenn ſie von dem Rahm naſchten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller, Lieschen ſah, daß durch eine Mauerſpalte die liebe Sonne herein ſchien, und gerade auf das Rahmtöpſchen, da erſchrak das gute Lieschen und ging eilig wieder hinauf in die Stube. Görgel aber blieb, verſtopfte ärgerlich die Spalte mit Moos, und fing an, von dem Rahm zu eſſen. Doch wie er im beſten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihn, und der Blitz zuckte durch die Mauerſpalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein ſchwarzer Mann ſtieg aus einer Ecke des Kellers, ſchritt auf Görgeln zu, und ſetzte ſich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpſchen hinfunkelte, ſo daß der Görgel vor Angſt keinen Finger regen konnte und daß er ganz ſtill ſitzen bleiben mußte.

Indeſſen war zum Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm, nebſt vielen ſchönen Spielſachen und Kleidern, auch Zuckerküchlein und ſüße Milch gebracht, und hatte ſo lange mit Lieschen geſpielt, bis deſſen Aeltern zurückkamen, die mit großer Freude die ſchönen Sachen betrachteten. Als dieſelben nach dem Görgel fragten, erſchrak Lieschen, denn ſie hatte über die ſchönen Geſchenke von dem Engelskindlein ganz vergeſſen, daß ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der iſt ja noch im Keller, wir wollen ihn geſchwinde holen, vielleicht kann er die Thüre nicht wieder aufbringen.“ Alle gingen ſchnell hinunter, machten die Kellerthüre auf, und ſiehe, da ſaß Görgel noch ganz ſtarr, und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräuſch hörte, und ſeine Mutter ſahe, erſchrak er heftig und fuhr zuſammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halbgeleerten Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm ſeinen wohlverdienten Plätzer.



Der Görgel hat aber in ſeinem ganzen Leben nicht wieder genaſcht, und wenn ſpäter manchmal Andre ihn zu etwas Böſem verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht ſcheuen, ſo ſagte er immer: „Ich thu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Ueberall ſieht's, Gott behüte mich! — Und iſt ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.



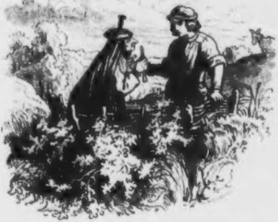
Der beherzte Flötenſpieler.

Es war einmal ein luſtiger Muſikant, der die Flöte meiſterhaft ſpielte; er reiſte daher in der Welt herum, ſpielte auf ſeiner Flöte in Dörfern und in Städten und erwarb ſich dadurch ſeinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachtershof und übernachtete da, weil er das nächſte Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, muſte mit ihm ſpeiſen und nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein auf ſeiner Flöte vorſpielen. Als dieſes der Muſikant gethan hatte, ſchaute er zum Fenſter hinaus und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die theilweiſe in Trümmern zu liegen ſchien. „Was iſt das für ein altes Schloß?“ fragte er den Pachter, „und wem hat es gehört?“ Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der ſehr reich, aber auch ſehr geizig geweſen wäre. Er hätte ſeine Unterthanen ſehr geplagt, keinem armen Menſchen ein Almoſen gegeben und ſei endlich ohne Erben (weil er aus Geiz ſich nicht einmal verheirathet habe) geſtorben. Darauf hätten ſeine nächſten Anverwandten die Erbſchaft in Beſitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringſte Geld gefunden. Man behauptete daher, er müſſe den Schatz vergraben haben und dieſer möge heute noch in dem alten Schloß verborgen liegen. Schon viele Menſchen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorſchein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dieß alte Schloß unterſagt und alle Menſchen im ganzen Lande ernſtlich davor gewarnt. — Der Muſikant hatte aufmerkſam zugehört und als der Pachter ſeinen Bericht geendigt hatte, äußerte er, daß er großes Verlangen habe, auch einmal hinein zu gehen, denn er ſei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn aufs dringendſte und endlich ſchier fußfällig, doch ja ſein junges Leben zu ſchonen und nicht in das Schloß gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Muſikant war unerſchütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein Paar Laternen anzünden und den beherzten Muſikanten bis an das alte ſchaurige Schloß begleiten. Dann ſchickte er ſie mit einer Laterne wieder zurück, er aber nahm die zweite in die Hand und ſtieg muthig eine hohe Treppe hinan. Als er dieſe erſtiegen hatte, kam er in einen großen Saal, um den ringsherum Thüren waren. Er öffnete die erſte und ging hinein, ſetzte ſich an einen darin befindlichen altväteriſchen Tiſch, ſtellte ſein Licht darauf und ſpielte die Flöte. Der Pachter aber konnte die ganze Nacht vor lauter Sorgen nicht ſchlafen und ſah öfters zum Fenſter hinaus. Er freute ſich jedesmal unausſprechlich, wenn er drüben den Gaſt noch muſiziren hörte. Doch als ſeine Wanduhr elf ſchlug und das Flötenſpiel verſtummte, erſchrak er heftig und glaubte nun nicht anders, als der Geiſt oder der Teufel, oder wer ſonſt in dieſem Schloſſe hauſte, habe dem ſchönen Burſchen nun ganz gewiß den Hals umgedreht. Doch der Muſikant hatte ohne Furcht ſein Flötenſpiel abgewartet und gepflegt; als aber ſich endlich Hunger bei ihm regte, weil er nicht viel bei dem Pachter gegeſſen hatte, ſo ging er in dem Zimmer auf und nieder und ſah ſich um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linſen ſtehen, auf einem andern Tiſche ſtand ein Gefäß voll Waſſer, eines voll Salz und eine Flaſche Wein. Er goß geſchwind Waſſer über die Linſen, that Salz daran, machte Feuer in dem Ofen an, weil auch ſchon Holz dabei lag, und kochte ſich eine Linſenſuppe. Während die Linſen kochten, trank er die Flaſche Wein leer und dann ſpielte er wieder Flöte. Als die Linſen gekocht waren, rückte er ſie vom Feuer, ſchüttete ſie in die auf dem Tiſche ſchon bereit ſtehende Schüſſel und aß friſch darauf los. Jetzt ſah er nach ſeiner Uhr und es war um die elfte Stunde. Da ging plötzlich die Thüre auf, zwei lange ſchwarze Männer traten herein und trugen eine Todtenbahre auf der ein Sarg ſtand. Dieſen ſtellten ſie, ohne ein Wort zu ſagen, vor den Muſikanten, der ſich keineswegs im Eſſen ſtören ließ, und gingen eben ſo lautlos, wie ſie gekommen waren, wieder zur Thüre hinaus. Als ſie ſich nun entfernt hatten, ſtand der Muſikant haſtig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt, mit grauen Haaren und grauem Barte lag darinnen; aber der Burſche fürchtete ſich nicht, nahm es heraus, ſetzte es an den Ofen und kaum ſchien es erwärmt zu ſein, als ſich ſchon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linſen zu eſſen und war ganz mit dem Männchen beſchäftigt, ja fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und ſprach zu ihm: „Folge mir!“ Das Männchen ging voraus, der Burſche aber nahm ſeine Laterne und folgte ihm ſonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe verfallene Treppe hinab und ſo gelangten endlich beide in ein tiefes ſchauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot das Männchen dem Burſchen: „Dieſen Haufen theile mir in zwei ganz gleiche Theile, aber daß nichts übrig bleibt, ſonſt bringe ich dich ums Leben!“ Der Burſche lächelte blos, fing ſogleich an zu zählen auf zwei große Tiſche herüber und hinüber und brachte ſo das Geld in kurzer Zeit in zwei gleiche Theile, doch zuletzt — war noch ein Kreuzer übrig. Der Muſikant aber beſann ſich kurz, nahm ſein Taſchenmeſſer heraus, ſetzte es auf den Kreuzer mit der Schneide und ſchlug ihn mit einem dabei liegenden Hammer entzwei. Als er nun die eine Hälfte auf dieſen, die andere auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und ſprach: „Du himmliſcher Mann, du haſt mich erlöſt! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewachen, den ich aus Geiz zuſammengeſcharrt habe, bis es einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Theile zu theilen. Noch nie iſt es einem gelungen und ich habe ſie alle erwürgen müſſen. Der eine Haufe Geld iſt nun dein, den andern aber theile unter die Armen. Göttlicher Menſch, du haſt mich erlöſt!“ Darauf verſchwand das Männchen. Der Burſche aber ſtieg die Treppe hinan und ſpielte [illegible] ſeinem vorigen Zimmer luſtige Stücklein auf ſeiner Flöte.

Da freute ſich der Pachter, daß er ihn wieder ſpielen hörte und mit dem früheſten Morgen ging er auf das Schloß (denn am Tage durfte Jedermann hinein) und empfing den Burſchen voller Freude. Dieſer erzählte ihm die Geſchichte, dann ging er hinunter zu ſeinem Schatz, that wie ihm das Männchen befohlen hatte und vertheilte die eine Hälfte unter die Armen. Das alte Schloß aber ließ er niederreißen und bald ſtand an der vorigen Stelle ein neues, wo nun der Muſikant als reicher Mann wohnte.

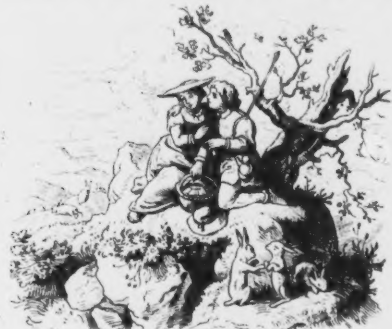


Der Haſenhüter.

Es hatte ein reicher König eine ſehr ſchöne Tochter; als dieſe ſich verheirathen wollte, mußten ſich alle Freier, die ſich eingefunden hatten, auf einer großen grünen Wieſe verſammeln, da warf ſie nun einen goldnen Apfel mehrmal in die Luft und wer ihn auffing und ſich unterſtand, drei Bund oder drei Aufgaben, die ſie ſelbſt aufgab, zu löſen, der ſollte ſie dann zur Gemahlin haben. Da hatten nun viele den Apfel aufgefangen, zuletzt auch ein ſchöner muntrer Schäfersburſch, aber von allen war keiner im Stande, die drei Aufgaben zu löſen. Da kam nun die Reihe an den Schäfersburſchen, als an den letzten und geringſten unter den Freiern. Die erſte Aufgabe war die: Der König hatte in einem Stalle hundert Haſen, wer die auf die Weide trieb, hütete und am Abend alle wieder zurückbrachte, der hatte die erſte Aufgabe erledigt. Als das der Schäfersburſche vernahm, ſprach er, er wollte ſich erſt noch einen Tag darüber beſinnen, am andern Tage aber ganz gewiß beſtimmen, ob er ſich getraue, die Sache zu unternehmen oder nicht. Nun lief aber der Schäfersburſche auf den Bergen umher und war traurig, denn er ſcheute ſich vor dem gewagten Unternehmen. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen und fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit; er aber ſagte: „Ach, mir kann Niemand helfen.“ Da ſprach das graue Mütterchen: „Urtheile nicht ſo vorlaut; ſage dein Anliegen, vielleicht kann ich dir helfen.“ Und da erzählte er denn die Aufgabe. Da gab ihm das Mütterchen ein Pfeifchen und ſagte: „Hebe es wohl auf, es wird dir nützen!“ und ehe noch der Burſche ſich bedankt hatte, war das Mütterchen verſchwunden. Nun ging er fröhlich hin zum König und ſprach: „Ich will die Haſen hüten!“ Und da wurden ſie aus dem Stalle herausgelaſſen. Als aber der letzte heraus war, ſah man den erſten ſchon nicht mehr, der war ſchon über alle Berge. Der Burſche aber ging hinaus aufs Feld und ſetzte ſich auf einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fiel ihm ſein Pfeifchen ein; er that es ſchnell heraus und pfiff, da kamen die hundert Haſen alle wieder geſprungen und weideten luſtig um ihn herum an dem grünen Hügel.

Dem König und der ſchönen Prinzeſſin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löſe und die Prinzeſſin ſich gewinne, weil er ein ſo geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und ſie ſannen auf Liſten, wie ſie machen wollten, daß der Haſenhüter ſeine Heerde nicht vollzählich heim bringe.

Da kam die Königstochter daher gegangen und hatte ſich verkleidet und ihr Geſicht verändert, daß er ſie nicht kennen ſollte, aber er kannte ſie doch. Als ſie nun die Haſen noch alle erblickte, fragte ſie: „Kann man hier nicht einen von den Haſen kaufen?“ Da ſagte der Burſche: „Zu verkaufen giebt's keinen, aber abzuverdienen!“ Da fragte ſie weiter: „Wie iſt das zu verſtehen?“ Da ſprach der Burſche: „Wenn ihr euch mir zum Liebchen gebet und eine ſüße Schäferſtunde mit mir haltet!“ Sie wollte aber nicht. Da ſie aber doch gern einen Haſen wollte und er keinen anders hergab, ſo bequemte ſie ſich endlich doch dazu. Da er ſie nun genugſam geherzt und geküßt hatte, fing er ihr einen Haſen und ſteckte ihn



in ihr Handkörbchen, und ſie ging fort. Als ſie nun wohl eine Viertelſtunde weit von ihm weg war, pfiff er auf ſeinem Pfeifchen, und geſchwind drückte der Haſe den Deckel des Körbchens auf, ſprang heraus und kam wieder geſprungen.

Nicht lange währte es, da kam der alte König und hatte ſich auch vermummt, aber der Burſche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Eſel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: „Wird kein Haſe verkauft?" — „Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!" antwortete ihm dreiſt der Burſche. „Wie iſt das zu verſtehen?" fragte der König. „Wenn ihr den Eſel hier unter den Schwanz küßt," begann der Burſche, ſollt ihr einen haben!" Das wollte der König aber nicht thun; und er bot ihm ſchweres Geld, wenn er einen verkaufen wollte; der Burſche aber that es nicht. Da nun der König ſah, daß er keinen Haſen zu kaufen kriegte, bequemte er ſich endlich dazu und gab dem Eſel einen tüchtigen Schmatz unter den Schwanz; dann wurde ein Haſe gefangen, in den einen Korb am Eſel geſteckt und der König zog fort. Er war aber noch nicht weit, da pfiff der Burſche, und der Haſe hüpfte aus dem Korbe heraus und kam wieder. Darauf kam der König nach Hauſe und ſagte: „Es iſt ein loſer Burſche, ich konnte keinen Haſen bekommen!" Was er gethan hatte, ſagte er nicht. „Ja!" erwiederte die Prinzeſſin, „ſo ging mir es auch!" Was ſie aber getrieben hatte, geſtand ſie auch nicht. Als es Abend war, kam der Burſche mit ſeinen Haſen und zählte dem Könige ſie vor, alle hundert zum Stall hinein.

Nun begann der König: „Die erſte Aufgabe iſt gelöſt und nun geht es an die zweite! Merk auf! Hundert Maaß Erbſen und hundert Maaß Linſen liegen auf meinem Boden, dieſe habe ich unter einander ſchütten und wohl durchmengen laſſen, wenn du dieſe in einer Nacht ohne Licht auseinander ſonderſt, dann haſt du die zweite Aufgabe vollbracht." Der Burſche ſprach: „Ich kann es!" Und da wurde er auf den Boden geſperrt und es wurde die Thüre feſt verſchloſſen. Da nun alles im Schloſſe ruhig war, pfiff er auf ſeinem Pfeifchen; da kamen gekrochen viele tauſend Ameiſen und wimmelten und kribbelten ſo lange, bis die Erbſen wieder auf einem beſondern Haufen waren und die Linſen auch. Als nun früh der König nachſah, war die Aufgabe gelöſt, die Ameiſen aber ſah er nicht, die waren wieder fort. Der König wunderte ſich und wußte nicht, wie es der Kerl machte. Darauf ſprach er: „Ich will dir nun auch die dritte Aufgabe ſagen. Wenn du in künftiger Nacht dich durch eine große Kammer voll Brod hindurchiſſeſt, daß nichts übrig bleibt, dann haſt du die dritte Aufgabe vollbracht und dann ſollſt du meine Tochter haben!"

Als es nun dunkel war, wurde der Burſche in eine Brodkammer geſteckt, die war ſo voll, daß bei der Thüre nur ein Plätzchen leer war, wo er hintrat. Wie aber alles ruhig im Schloſſe war, pfiff er wieder auf ſeinem Pfeifchen; da kamen daher ſo viele Mäuſe, daß es ihm ſchier unheimlich wurde; und als es tagte, war das Brod alles aufgefreſſen, daß kein Krümchen mehr übrig war! Er aber polterte an der Thüre und ſchrie: „Macht auf! Ich habe Hunger!" Da war nun auch die dritte Aufgabe gelöſt.

Der König aber ſagte: „Sage uns zum Spaß noch einen Sack voll Lügen, dann ſollſt du meine Tochter bekommen!“ Da fing der Burſche an und ſagte ſchreckliche Lügen einen halben Tag lang, aber der Sack wollte immer nicht voll werden. Da erzählte er endlich: „Ich habe mit der allerliebſten Prinzeſſin, meiner Braut, auch ſchon ein Schäferſtündchen gehalten!“ Bei dieſen Worten wurde ſie feuerroth, der König ſah ſie an und ob es gleich Lügen ſein ſollten, ſo glaubte er's doch, und bildete ſich ſchon ein, wie und wo es geſchehen ſei. „Der Sack iſt aber noch nicht voll!“ rief er. Da begann der Burſche: „Der Herr König hat auch den Eſel“ — „Er iſt voll, er iſt voll! Strickt zu!“ rief der König, denn er ſchämte ſich und wollte es nicht wiſſen laſſen, welche Ehre dem Eſel durch ſeinen königlichen Mund zu Theil geworden war, da ſein ganzer Hofſtaat im Kreiſe herumſtand. Und wurde die Hochzeit des Schäferburſchen mit der Königstochter gefeiert, vierzehn Tage lang, und da ging es ſo hoch her und ſo luſtig zu, daß, der es erzählt hat, wünſcht, er wäre auch ein Gaſt dabei geweſen.

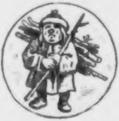
Das Märchen vom Mann im Monde.

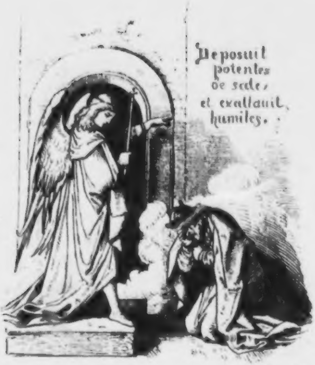
Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute ſich Holz ab, eine großmächtige Welle, band ſie, ſteckte einen Staffelſtock hinein, huckte die Welle auf und trug ſie nach Hauſe zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübſcher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb ſtehen, redete den Wellenträger an und ſagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag iſt, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Thiere und Menſchen geſchaffen? Weißt du nicht, daß geſchrieben ſteht: im dritten Gebot, du ſollſt den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott ſelbſt; jener Holzhauer jedoch [illegible] ganz verſtockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Mondtag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?“

„So ſollſt du deine Reiſſigwelle tragen ewiglich!“ ſprach der liebe Gott, und weil der Sonntag auf Erden dir ſo gar unwerth iſt, ſo ſollſt du fürder ewigen Mondtag haben, und im Mond ſtehen, ein Warnungsbild für Die, welche den Sonntag mit Arbeit ſchänden!“

Von der Zeit an ſteht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel, und wird wohl auch ſo ſtehen bleiben bis in alle Ewigkeit.



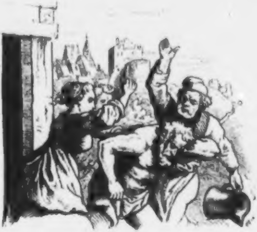


Der König im Bade.

Es war einmal ein König, dem waren viele Lande deutſcher und wälſcher Junge unterthan, darob wurde ſein Herz übermüthig, und er glaubte, es gäbe in der Welt keinen mächtigen Herrn, außer ihm allein. Nun geſchah es, daß er eines Abends in die Veſper ging, und hörte den Prieſter die Worte leſen: **Depoſuit potentes de ſede, et exaltavit humiles.** Da fragte er, weil er kein Latein verſtand, die gelehrten Männer, die um ihn waren, was dieſe Worte bedeuteten? Und da wurde ihm die Deutung: Gott der Herr wirft die Mächtigen vom Throne, und erhöhet die Niedrigen. Der König erſchrak über dieſen Spruch und wurde zornig, und gab ein Gebot, daß dieſer Ausſpruch des Evangeliſten Lucas fürder nicht mehr ſolle geleſen werden, auch ſolle Niemand ihn hören und er ſolle ganz und gar vertilgt werden aus den heiligen Büchern. Das Gebot trugen des Königs Sendboten in alle Lande und zu allen Geiſtlichen und in alle Klöſter. Die Bücher aber, darin dieſe Schriftſtelle ſtehen blieb, die ſollten verbrannt werden. Alſo wurden jene Worte vielfach zerſtört und ausgetilgt, und wurden öffentlich in den Kirchen nicht mehr geleſen oder geſungen.

Nun geſchah es zu einer Zeit, daß der König in ein Bad ging; da ſandte Gott, auf daß er büße für den Frevel am heiligen Wort des Evangeliums, einen Engel, der nahm des Königs Geſtalt an, und ſchlug die Augen Aller mit Blindheit, daß ſie ihn für den König hielten, den König ſelbſt aber nicht als ſolchen, der er war, erkannten. Als der König aus dem Bade trat, ſetzte er ſich auf eine Bank, auf welcher der Engel ſchon ſaß. Da hieß ihn der Bader aufſtehen und ſich anderswo hinſetzen. „Biſt du trunken, Bader?" fragte der König: „daß du alſo ſchmachvoll zu mir redeſt? Ich bins, der König, dein Gebieter!" — „Ein Narr mogt ihr ſein!" antwortete der Bader. „Mein Herr, der König ſitzt ja hier; weſſen König ſeid ihr denn? Und wo iſt das Reich eurer Majeſtät? Wohl Narragonia?"

„Böſewicht!" ſchrie der König voller Zorn, nahm einen Kübel und warf den an des Baders Kopf, da hörte das Badegeſinde den Lärm, eilte herzu, und ſalbte den König mit Fauſtöl, bis der Engel als König dazwiſchen trat, und ihn aus den Händen des Geſindes befreite. Dann aber verließ er ihn, trat aus der Badeſtube, und da legten ihm des Königs Diener, die den Engel für ihren Herrn halten mußten, jenes köſtliche Gewand an, und geleiteten ihn auf ſtolzen Roſſen in allem Glanze nach der Hofburg. Den König aber warfen der Bader und ſeine Geſellen nackt und bloß aus dem Hauſe, und da ſtand er vor der Thüre, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Und das Volk ſammelte ſich um ihn, und ſpottete über ihn, dazu ſein eignes Geſinde, denn es kannte ihn Keiner mehr. Und er eilte nackend, wie er war und mit großer Scham von den Leuten hinweg, die ihm aber nachliefen, wie einem Thoren, zum Hauſe ſeines Schänken und viel treuen Rathes.



Es war nach der Zeit des Mittagsimbiſſes, und der Schänk ſaß und pflegte der Mittagsraſt, als der König am Thor ſchellte und Einlaß begehrte. Der Pförtner fragte, wer er ſei und was er begehre? und jener ſagte: „Ich, der König!"

„Ei Pfui dich!" rief der Pförtner. „So ſchandbar hab' ich noch keinen König geſehn. Du kommſt mit nichten herein!" Da ſchrie und lärmte der König ungethümlich, daß der Schänk es hörte, und fragte, was es gebe. Der Pförtner ſprach: „Herr, es ſtehet ein Mann draußen, der iſt nackt und blos, und ſagt, er ſei dein Herr und König, und das Volk iſt hinter ihm, und hat ſeinen Narren an dem Affen."

„Laßt ihn herein!" ſprach mitleidvoll der Schänk, „und reicht ihm ein nothdürftig Gewand, auf daß er ſeine Blöße bedecke." Dies geſchah, und dann trat der König herein zu dem Schänken, der ihn auch nicht als ſeinen Herrn zu erkennen vermochte, und ſprach: „O mein Freund, du wirſt und mußt mich erkennen, daß ich dein König bin, obſchon mich heut ein wunderlich Verhängniß heimſucht, und von Ehren und Gute mich vertreibt. Denke der Reden, die wir geſtern früh vertraulich mit einander pflogen, als ich euch, meinen Räthen, einen Befehl gab, den ich erfüllt ſehen wollte, und ihr mir es ausredetet, als eines Fürſten nicht würdig." Und ſolcher Heimlichkeiten ſagte der König zum Schänken noch mehr, der aber begann zu lachen und ſprach: „Die Wahrheit ſagt ihr, ja, aber euch muß ſie der Teufel ins Ohr geblaſen haben!" Und der König ſprach: „Womit ich auch das Unglück verdient, das mich ſchlägt, mein Herz ſagt mir, daß ich ein gerechter und wahrhafter König bin."

Der Schänke mochte nicht widerſprechen, weil das die Narren aufzubringen pflegt, und bei Klugen auch nicht für ein Zeichen von guter Lebensart gilt, aber er gebot, dem Fremden Speiſe aufzutragen, und dachte bei ſich: ich will dieſen ſeltnen Fall doch dem König als Neuigkeit hinterbringen. Er, der Schänke, galt bei Hof ſo viel durch ſeine weiſen Rathſchläge, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt hatte, und ſo machte er ſich gleich auf zur Königsburg, trat vor den Engel und verkündete ihm die Mär von ſeinem wunderlichen Gaſt. Der gebot ihm, den König zu Hofe zu führen, und es ſammelte ſich in einem großen Saale der ganze Hofſtaat, und das Geſinde erfüllte alle Treppen und Gallerien. Wie nun der Schänk den gedemüthigten König brachte, ſchrie alles ſpöttiſch: „Grüß Gott, Herr König ohne Land!"

Der Engel ſaß in reicher Pracht neben der ſchönen Königin auf dem Throne, und grüßte ſeinen Doppelgänger, deſſen Herz in Haß aufwallte, als er den vermeinten Feind bei ſeiner eignen Gemahlin ſitzen ſah. Der Engel ſprach: „Sagt an, iſt das wahr, ſeid ihr hier König?" und der König antwortete: „Wohl ſah ich den Tag, da ich hier gewaltig war, wo meine Gemahlin noch mich empfing als ihren König und Herrn, deren gütlichen Gruß ich nun ganz entbehre, der mir doch ſonſt nie verſagt ward, bis heute an dieſem Tag meiner Schmach und meines Leides. O wie freundlich ſchied ich noch heute Morgen aus ihren minniglichen Armen!"

Die Königin ward ob dieſer Rede ganz ſchamroth, daß ſie ſollte den fremden Mann umfangen haben und ſprach zum Engel: „Mein königlicher Herr und Gemahl, dieſer Mann iſt wohl unſinnig!?" und ein alter Hof-Ritter rief: „Schweige, Böſewicht! Dich müſſe man auf einer Kuhhaut zum Galgen ſchleifen!" und die jungen Lecker am Hofe wollten ſchon ſich Gunſt machen und ihren Heldenmuth ſehen laſſen, und griffen nach dem König, hätten ihm auch übel genug mitgeſpielt, aber der Engel wehrte ſie ab, und führte den König mit ſich hinweg in ein ſchönes einſames Gemach. Dort ſprach er zu ihm: „Sag' an, glaubſt du oder glaubſt du nicht, daß Gott Gewalt habe über alle Geſchöpfe? Siehe, wie ſeine allmächtige Kraft dich in den Staub tritt! Was hilft dir dein mächtiges Kriegsheer? Wer gehorcht deinem Rufe und Gebote? Noch lebt die Wahrheit: **Deposuit potentes de sede**, und du und deines Gleichen werdet ſie ewig nicht unterdrücken!“

So ſprach der Engel zum König, und dieſer fragte erbebend: „Mann, wer ſeid ihr? Seid ihr Gott der Allmächtige, von dem ihr redet, ſo erbarme ſich eure Gnade über mich armen, bethörten Mann!“

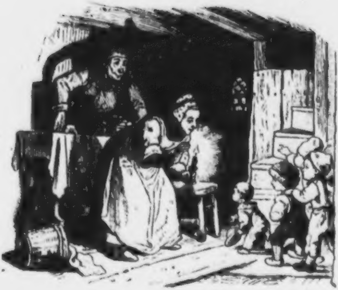
„Ich bin nicht Gott!“ ſprach darauf der Engel: „aber ſeiner Boten einer bin ich, und des wahren Chriſtus Diener. Der ſandte mich, und dir ſandte er die Strafe deiner Hoffahrt. Gott erhöhet und erniedrigt, wen er will! Warum verfolgſt du dieſe Wahrheit?“

Da fiel der König hin zu des Engels Füßen und bat um Gottes Huld und Verzeihung. Der Engel hieß ihn aufſtehen, und ſprach: „Du mußt Glauben haben an das Wort der Schrift aus der Prieſter Munde! Du mußt barmherzig ſein, gegen die, ſo dir ihren Kummer klagen! Du mußt gerecht ſein gegen den Kleinen, wie gegen den Großen! Willſt du das, ſo ſollſt du wieder einnehmen den Stuhl deiner Macht und deiner Ehren.“

Da demüthigte ſich aufs Neue der König vor dem Boten des Herrn, neigete ſich, kniete nieder und ſprach: „Ich folge dir gerne, gewähre mir durch Gott Gnade! Da bot ihm der Engel ſeine Hand, und reichte ihm die Königsgewande und verlieh ihm die Königsgeſtalt wieder, und der König legte das dürftige Röcklein ab, das der Schänk ihm geben ließ. Der Engel aber verſchwand vor den Aug[illegible] des Königs und flog wieder auf gen Himmel, in die Heimath der Seelen, in [illegible] Reich des ewigen Vaters.

Der König ſprach: „Gelobt ſei der ſüße Chriſt, der Gewaltige. Was der Engel mir ſagte, das iſt die rechte Wahrheit.“ Und ging hervor aus dem Gemach wie einer, dem nie ein Leid widerfahren. Da fragten ihn die Dienſtmannen ehrfurchtsvoll: Herr, wo iſt der Narr geblieben?“ Er aber berief die Königin und alle die Seinen um ſich her, und erzählte ihnen alles, wie es ſich begeben und was er erlitten; ſeinen Streit mit dem Bader, und alles Andere, und zeigte ihnen das dürftige Röcklein. Deß erſchraken die Schranzen und ſchämten ſich, daß ſie den Herrn alſo gekränkt und mißkannt, und meinten ihrer Viele, es werde ihnen nunmehr an Leib und Gut gehen. Selbſt die Königin bat den Gemahl um Huld und Gnade, und verſicherte heilig und theuer, daß ſie ihn nicht erkannt habe. Er ſchloß ſanft ihre Hände in ſeine Hand, und ſprach: „Frau, ſchweiget ſtille! Gott hat es ſo gewollt! Kannte ich doch zuletzt mich ſelbſt nicht mehr.“ —

Dann hieß er den Spruch **Deposuit** wieder in alle Bücher ſchreiben, wo er ausgelöſcht worden, und ließ ihn wieder in den Kirchen leſen, und ward gar ein demüthiger Herrſcher. Und wer dieſe Mär lieſet, der demüthige ſein Herz vor Gott, und bitte, daß er ihn vor Hoffahrt und Uebermuth gnädiglich bewahren wolle.



Der kleine Däumling.

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit ſeiner Frau ſieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andere, und der jüngſte war bei ſeiner Geburt nicht viel über Fingers Länge, daher nannte man ihn Däumling. Zwar iſt er hernach noch in etwas gewachſen, doch nicht gar zu ſehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit ſeine Brüder alle in den Sack ſteckte.

Den Aeltern ging es erſt gar übel, denn Korbmachen und Strohflechten iſt keine ſo nahrhafte Profeſſion, wie Semmelbacken und Kälberſchlachten, und als vollends eine theure Zeit kam, wurde dem armen Korbmacher und ſeiner Frau himmelangſt, wie ſie ihre ſieben Würmer ſatt machen ſollten, die alle mit äußerſt gutem Appetit geſegnet waren. Da berathſchlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Aeltern mit einander, was ſie anfangen wollten, und wurden Rathes, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachſen, aus denen man Körbe flicht, und ſie heimlich zu verlaſſen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht ſchlief, wie ſeine Brüder, und ſchrieb ſich der Aeltern übeln Rathſchlag hinter die Ohren. Simulirte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch kein Auge zuthun konnte, wie er es machen ſollte, ſich und ſeinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, ſuchte die kleinen Taſchen voll weiße Kieſel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern ſagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten ſich die Aeltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieſelſteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das ſah Niemand, weil er, als der jüngſte, kleinſte und ſchwächſte, ſtets hintennach trottelte. Das wußten die Alten ſchon nicht anders.

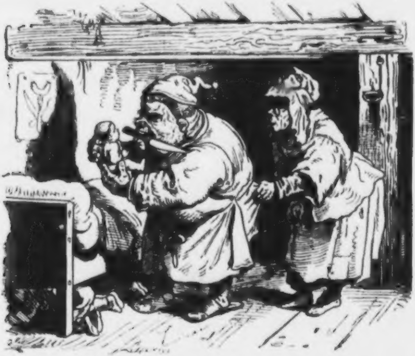
Im Wald machten ſich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren ſie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben ſie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeſchrei. Däumling lachte und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Heult und ſchreit nicht ſo jämmerlich! Wollen den Weg ſchon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete ſich genau nach den weißen Kieſelſteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Aeltern heim kamen, beſcheerte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die ſie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an ſie abbezahlt, und nun wurden Eßwaaren gekauft, daß ſich der Tiſch bog. Aber nun kam auch das Reuelein, daß die Kinder verſtoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentiren: „Ach du lieber, allerlieber Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelaſſen hätten! Ach, jetzt könnten ſie ſich dickſatt eſſen, und ſo haben die Wölfe ſie vielleicht ſchon im Magen! Ach, wären nur unſre liebſten Kinder da!“ — „Mutter, da ſind wir ja!“ ſprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit ſeinen Brüdern vor der Thüre angelangt war, und die Wehklage gehört hatte; öffnete die Thüre und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben. Ihren guten Appetit hatten ſie wieder mitgebracht, und daß der Tiſch ſo reichlich gedeckt war, war ihnen ein geſundenes Eſſen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, ſo lange das Geld reichte, in Freuden gelebt, dieß iſt armer H[illegible]arbeiter Gewohnheit.

N[illegible]t gar lange währte es, ſo war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeiſter und ein Kellermeiſter mangelte ohnehin, und es erwachte aufs Neue der Vorſatz, die Kinder im Walde ihrem Schickſal zu überlaſſen. Da der Plan wieder als lautes Abendgeſpräch zwiſchen Vater und Mutter verhandelt wurde, ſo hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Geſpräch, Wort für Wort und nahm ſich's zu Herzen.

Am andern Morgen wollte Däumling abermals aus dem Häuschen ſchlüpfen, Kieſelſteine aufzuleſen, aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, da gedachte er ſich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, ſteckte Däumling Brod ein, und ſtreute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab ſich wie das Erſtemal, nur mit dem Unterſchied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefreſſen hatten. Nun war guter Rath theuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten ſie durch den Wald, bis es ganz finſter wurde, und fürchteten ſich über die Maßen, bis auf Däumling, der ſchrie nicht und fürchtete ſich nicht. Unter dem ſchirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos ſchliefen die ſieben Brüder, und als es Tag war, ſtieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erſt ſah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte ſich die Richtung, rutſchte vom Baume herab und ging ſeinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Diſteln ſahen alle das Häuschen durch die Büſche blicken, und ſchritten gutes Muthes darauf los, klopften auch ganz beſcheidentlich an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar ſchön, ſie doch einzulaſſen, ſie hätten ſich verirrt, und wüßten nicht wohin? Die Frau ſagte: „Ach, ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit ſeinen Brüdern eintreten, ſagte ihnen aber auch gleich, daß ſie im Hauſe des Menſchenfreſſers wären, der beſonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine ſchöne Zuverſicht! Die Kinder zitterten wie Eſpenlaub, als ſie dieſes hörten, hätten gern lieber ſelbſt etwas zu eſſen gehabt, und ſollten nun ſtatt deſſen gegeſſen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu eſſen. Bald darauf hörte man Tritte und es klopfte ſtark an der Thüre; das war kein Andrer, als der heimkehrende Menſchenfreſſer. Dieſer ſetzte ſich an den Tiſch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen, und ſchnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er ſeiner Frau zu: „Ich wittre Menſchenfleiſch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging ſeinem Geruch nach, und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entſetzen. Schon wetzte er ſein langes Meſſer,



die Kinder zu ſchlachten, und nur allmählig gab er den Bitten ſeiner Frau nach, ſie noch ein wenig am Leben zu laſſen, und aufzufüttern, weil ſie doch gar zu dürr ſeien, beſonders der kleine Däumling. So ließ der böſe Mann und Kinderfreſſer ſich endlich beſchwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, und zwar in derſelben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menſchenfreſſers ſieben Töchter ſchliefen, die ſo alt waren, wie die ſieben Brüder. Sie waren von Angeſicht ſehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte ſich ganz ſtill aus dem Bette, nahm ſeine und ſeiner Brüder Nachtmützen, ſetzte dieſe Menſchenfreſſers Töchtern auf, und deren Krönlein ſich und ſeinen Brüdern.

Der Menſchenfreſſer trank vielen Wein, und da kam ihm ſeine böſe Luſt wieder an, die Kinder zu morden, nahm ſein Meſſer und ſchlich ſich in die Schlafkammer, wo ſie ſchliefen, Willens, ihnen die Hälſe abzuſchneiden. Es war aber ſtockdunkel in der Kammer, und Menſchenfreſſer tappte blind umher, bis er an ein Bette ſtieß, und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte er die Krönchen, und ſprach: „Halt da! Das ſind deine Töchter. Bald hätteſt du betrunkenes Schaaf einen Eſelsſtreich gemacht!“

Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen, und ſchnitt ſeinen ſieben Töchtern die Hälſe ab, einer nach der andern. Dann legte er ſich nieder und ſchlief ſeinen Rauſch aus. Wie der Däumling ihn ſchnarchen hörte, weckte er ſeine Brüder, ſchlich ſich mit ihnen aus dem Hauſe, und ſuchte das Weite. Aber wie ſehr ſie auch eilten, ſo wußten ſie doch weder Weg noch Steg, und liefen in der Irre herum voll Angſt und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menſchenfreſſer, und ſprach zu ſeiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die geſtrigen!“ Sie meinte, ſie ſollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angſt um ſie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als ſie nun ſah, was geſchehen war; ſie fiel gleich in Ohnmacht, über dieſen ſchrecklichen Anblick, den ſie da hatte. Als ſie nun dem Menſchenfreſſer zu lange blieb, ging er ſelbſt hinauf, und da ſah er, was er angerichtet. Seine Wuth, in die er gerieth, iſt nicht zu beſchreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenſtiefeln an, die er hatte, das waren Stiefeln, wenn man damit ſieben Schritte that, ſo war man eine Meile gegangen, das war nichts kleines. Nicht lange, ſo ſahen die ſieben Brüder ihn von weitem über Berg und Thäler ſchreiten und waren ſehr in Sorgen, doch Däumling verſteckte ſich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felſens. Als der Menſchenfreſſer an dieſen Felſen kam, ſetzte er ſich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald ſchlief er ein, und ſchnarchte, daß es war, als brauſe ein Sturmwind. Wie der Menſchenfreſſer ſo ſchlief und ſchnarchte, ſchlich ſich Däumling hervor wie ein Mäuschen aus ſeinem Loch und zog ihm die Meilenſtiefeln aus, und zog ſie ſelber an. Zum Glück hatten dieſe Stiefeln die Eigenſchaft, an jeden Fuß zu paſſen, wie angemeſſen und angegoſſen. Nun nahm er an jede Hand einen ſeiner Brüder, dieſe faßten wieder einander an den Händen, und ſo ging es, haſt du nicht geſehen, mit Siebenmeilenſtiefelſchritten nach Hauſe. Da waren ſie alle willkommen, Däumling empfahl ſeinen Aeltern ein ſorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun mit Hülſe der Stiefeln ſchon ſelbſt für ſein Fortkommen ſorgen, und als er das kaum geſagt, ſo that er einen Schritt und er war ſchon weit fort, noch einen und er ſtand über eine halbe Stunde auf einem Berge, noch einen, und er war den Aeltern und Brüdern aus den Augen.

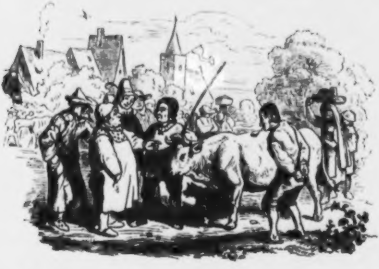
Nach der Hand hat der Däumling mit ſeinen Stiefeln ſein Glück gemacht, und viele große und weite Reiſen, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm wo nicht gefallen hat, iſt er ſpornſtreichs weiter gegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und ſeine Abenteuer, die er mit Hülfe ſeiner Stiefeln beſtand, ſind nicht zu beſchreiben.

Der Zauber-Wettkampf.

Einſtmals ging ein junger Buchbinder-Geſelle in die Fremde, und wanderte, bis kein Kreuzerlein mehr in ſeiner Taſche klimperte. Da endlich nöthigte ihn ſein geſpanntes Verhältniß mit dem ſchlaff gewordenen Geldbeutel ernſtlich der Arbeit nachzufragen, und bald ward er auch von einem Meiſter angenommen, und bekam es ſehr, ſehr gut. Sein Meiſter ſprach zu ihm: „Geſell, du wirſt es gut bei mir haben; die Arbeit, die du täglich zu thun haſt, iſt ganz geringe. Du kehrſt nur die Bücher hier alle Tage recht ſäuberlich ab, und ſtellſt ſie dann nach der Ordnung wieder auf. Aber dieſes eine Büchlein, welches hier apart ſteht, darfſt du nicht anrühren, vielweniger hineinſehen, ſonſt ergeht dir's ſchlimm, Burſche, merke dir's. Dagegen kannſt du in den andern Büchern leſen, ſo viel du nur magſt.“

Der Geſelle beherzigte die Worte ſeines Meiſters ſehr wohl und hatte zwei Jahre lang die beſten Tage, indem er täglich nur die Bücher ſäuberte, dann in manchem derſelben las, und dabei die vortrefflichſte Koſt hatte — jenes verbotene Büchlein ließ er gänzlich unangerührt. Dadurch erwarb er ſich das volle Vertrauen ſeines Herrn, ſo daß dieſer öfters tagelang vom Hauſe entfernt blieb, und auch zuweilen eine Reiſe unternahm. Aber wie ſtets dem Menſchen nach Verbotenem gelüſtet, ſo regte ſich einſtmals, als der Meiſter auf mehrere Tage verreiſt war, in dem Geſellen eine mächtige Begierde, endlich doch zu wiſſen, was in dem Büchlein ſtehe, das immer ganz heilig an ſeinem beſtimmten Orte lag. — Denn alle andern Bücher hatte er bereits durchgeleſen. Zwar ſträubte ſich ſein Gewiſſen, das Verbotene zu thun, aber die Neugierde war mächtiger; er nahm das Büchlein, ſchlug es auf und fing an darinnen zu leſen. In dem Büchlein ſtanden die größeſten koſtbarſten Geheimniſſe, die größeſten Zauberformeln waren darinnen enthalten, und es ſtellte ſich dem ſtaunenden, höchſt verwunderten Geſellen nach und nach alles ſo ſonnenklar heraus, daß er ſchon anfing, Verſuche im Zaubern zu machen. Alles gelang. Sprach der Burſche ein kräftiges Zauberſprüchlein aus dieſem Büchlein, ſo lag im Nu das Gewünſchte vor ihm da. Auch lehrte das Büchlein jede menſchliche Geſtalt in eine andere zu verwandeln. Nun probirte er mehr und mehr, und zuletzt machte er ſich zu einer Schwalbe, nahm das Büchlein und flog im ſchnellſten Fluge ſeiner Heimath zu. Sein Vater war nicht wenig erſtaunt, als eine Schwalbe zu ſeinem Fenſter einflog, und plötzlich dann aus ihr ſein Sohn wurde, den er zwei Jahre lang nicht geſehen. Der Burſche aber drückte den Alten herzlich an ſeine Bruſt und ſprach: „Vater, nun ſind wir glücklich und geborgen, ich bringe ein Zauberbüchlein mit, durch welches wir die reichſten Leute werden können.“ Das gefiel dem Alten wohl, denn er lebte ſehr dürftig. Bald darauf machte ſich der junge Zauberer zu einem überaus großen, fetten Ochſen, und ſprach zu ſeinem Vater: „Nun, führet mich zum Markt, und verkauft mich, aber fordert ja viel, recht viel, man wird mich theuer bezahlen, und vergeſſet ja nicht das kleine Stricklein, welches um meinen linken Hinterfuß gebunden iſt, abzulöſen, und wieder mit heim zu nehmen, ſonſt bin ich verloren.“

Das machte der Vater Alles ſo; er verkaufte den Ochſen für ein ſchweres Geld, denn als er nun mit ihm auf dem Markte erſchien, verſammelte ſich gleich ein Haufen Volkes um ihn, alles bewunderte den Raritäts-Ochſen und Chriſten und Juden ſchlugen ſich darum, ihn zu kaufen. Der Käufer aber, der das höchſte Gebot that und bezahlte, und den Ochſen im Triumph von dannen führte, hatte am andern Morgen ſtatt des herrlichen Ochſens ein Bündlein Stroh in ſeinem Stalle liegen. Und der Buchbindergeſelle — der war wohlgemuth wieder daheim



bei ſeinem Vater, und lebte mit ihm herrlich und in Freuden von dem Gelde. Manch einer macht ſich auch zu einem großen fetten Ochſen, aber keiner kauft ihn theuer.

Bald darauf verzauberte der Burſch ſich wieder in einen prächtigen Rappen, und ließ ſich von ſeinem Vater auf den Roßmarkt führen und verkaufen. Da lief wieder das Volk zuſammen, um das wunderſchöne glänzend ſchwarze Roß zu ſehen. — Jener Meiſter Buchbinder aber, als er nach Hauſe zurückgekehrt war, hatte gleich geſehen, was vorgegangen, und da er eigentlich kein Buchbinder, ſondern ein mächtiger Zauberer war, der nur zum Schein dieſe Beſchäftigung trieb, ſo wußte er auch gleich, wie viel es geſchlagen hatte, und ſetzte dem Entflohenen nach. Auf jenem Roßmarkt nun war der Meiſter unter den Käufern, und da er alle Stücklein des Zauberbüchelchens kannte ſo merkte er alſobald, was es für eine Bewandtniß mit dem Pferd habe, und dachte: Halt, jetzt will ich dich fangen. Und ſo ſuchte er für jeden Preis das Pferd zu kaufen, was ihm auch ohne große Mühe gelang, weil er es gleich um den erſten Kaufpreis annahm. Der Vater kannte den Käufer nicht, aber das Pferd fing an heftig zu zittern und zu ſchwitzen, und gebehrdete ſich äußerſt ſcheu und ängſtlich, doch es konnte der Vater die nun ſo gefährliche Lage ſeines Sohnes nicht ahnen. Als das Pferd des neuen Eigenthümers eingeführt und an den für daſſelbe beſtimmten Platz geſtellt war, wollte der Vater wieder das Stricklein ablöſen; aber der Käufer ließ dieſes durchaus nicht zu, da er ſehr wohl wußte, daß es dann um ſeinen Fang geſchehen wäre. So mußte denn der Vater ohne Stricklein abziehen, und dachte in ſeinem Sinn: er wird ſich ſchon ſelbſt helfen, kann er ſo viel, daß er ſich zu einem Pferde macht, kann er ſich gewiß auch wieder durch ſeine Zauberkunſt dort in dem Stall losmachen und heim kommen.

In jenem Pferdeſtall aber war ein mächtiges Gedränge von Menſchen; Groß und Klein, Alt und Jung — Alles wollte das ausgezeichnet ſchöne Roß beſchauen. Ein kecker Knabe wagte ſogar das Pferd zu ſtreicheln und liebkoſend zu klopfen, und es ließ ſich dieſes, wie es ſchien, gar gerne gefallen, und als dieſer Knabe ſich immer vertraulicher näherte und das Pferd am Kopf und am Hals ſtreichelte, da flüſterte es dem Knaben ganz leiſe zu: „Liebſter Junge, haſt du kein Meſſerchen einſtecken?" Und der froh verwunderte Knabe antwortete: „O ja, ich habe ein recht ſcharfes." Da ſprach der Rappe wieder ganz leiſe: „Schneide einmal das Stricklein an meinem linken Hinterfuß ab," und ſchnell ſchnitt es der Knabe entzwei. Und in dieſem Augenblicke fiel das ſchöne Roß vor aller Augen zuſammen und ward ein Bündlein Stroh, und daraus flog eine Schwalbe hervor, und aus dem Stall empor in die hohen blauen Lüfte. Der Meiſter hatte das Roß nur einen Augenblick außer Acht gelaſſen, jetzt war keine Zeit zu verlieren. Er brauchte ſeine Kunſt, verwandelte ſich raſch in einen Geier, und ſchoß der flüchtigen Schwalbe nach. Es bedurfte nur noch einer kleinen Weile, ſo hatte der Geier die Schwalbe in ſeinen Klauen, aber das Schwälblein merkte den Feind, blickte nieder auf die Erde, und ſah da gerade unter ſich ein ſchönes Schloß und vor dem Schloß ſaß eine Prinzeſſin und flugs verwandelte ſich das Schwälblein in einen goldnen Fingerreif, fiel nieder, und gerade der holden Prinzeſſin auf den Schooß. Die wußte nicht, wie ihr geſchah, und ſteckte das Ringlein an den

Finger. Aber die ſcharfen Augen des Geiers hatten alles geſehen, und raſch verwandelte ſich der Zauber-Meiſter aus einem Geier in einen ſchmucken Junker und trat heran zur Prinzeſſin und bat ſie höflichſt und unterthänigſt, dieſes Ringlein, mit welchem er ſo eben ein Kunſtſtück gemacht habe, ihm wieder einzuhändigen. Die ſchöne Prinzeſſin lächelte erröthend, zog das Ringlein vom Finger, und wollte es dem Künſtler überreichen, doch ſiehe, da entfiel es ihren zarten Fingern und rollte als ein winziges Hirſekörnlein in eine Steinritze. Im Augenblicke verwandelte ſich der Junker und wurde ein ſtolzer Gückelhahn, der mit ſeinem Schnabel emſig in der Steinritze nach dem Hirſekörnlein pickte, aber gleich darauf wurde aus dem Hirſekörnlein ein Fuchs, und dieſer biß dem Gückel den Kopf ab. Und ſomit war der Zauber-Meiſter beſiegt. Jetzt aber nahm der junge Geſelle wieder ſeine Geſtalt an, ſank der Prinzeſſin zu Füßen, und pries ſie dankend, daß ſie ihn an ihrem Finger getragen und ſich ſo mit ihm verlobt habe. Die Prinzeſſin war über alles, was vorgegangen war, mächtig erſchrocken, denn ſie war noch ſehr jung und unerfahren und ſchenkte ihm ihr Herz und ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er fortan aller Verwandlung entſage, und ihr unwandelbar treu bleibe. Dies gelobte der Jüngling und opferte ſein Zauberbüchlein den Flammen, woran er indeß ſehr übel that, denn er hätte es ja dir, lieber Leſer, oder mir ſchenken und vermachen können; in Ochſen hätten wir zwei uns gewißlich nicht verwandelt.

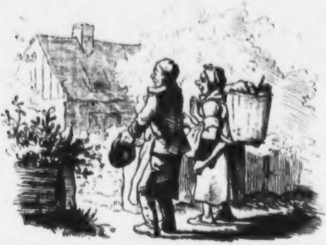
Mann und Frau im Eſſigkrug.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die haben lange lange mit einander in einem Eſſigkruge gewohnt. Am Ende ſind ſie's überdrüßig geworden, und der Mann hat zu der Frau geſagt: „Du biſt Schuld daran, daß wir in dem ſauern Eſſigkrug leben müſſen, wären wir nur nicht da!“ Die Frau hat aber geſagt: „Nein, du biſt Schuld daran.“ Und da haben ſie angefangen, mit einander zu kippeln und zu zanken, und iſt eins dem andern in dem Eſſigkrug nachgelaufen. Da iſt gerade ein goldiges Vögelein an den Eſſigkrug gekommen, dieß hat geſagt: „Was habt ihr denn nur ſo mit einander?“ — „Ei,“ hat die Frau geſagt: „wir ſind's Eſſigkrügel überdrüſſig, und möchten auch einmal wohnen wie andere Leute, hernach wollen wir gern zufrieden ſein.“ Da hat ſie das goldene Vögelein aus dem Eſſigkrug heraus gelaſſen, hat ſie an ein neues Häuschen geführt, wo hinten ein zierliches Gärtchen geweſen iſt, und hat zu ihnen geſagt: „Dieß iſt jetzt euer! Lebt jetzt einig und zuf[illegible]n unter einander, und wenn ihr mich braucht, ſo dürft ihr nur dreimal in die Hände klatſchen und rufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl! Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

ſo bin ich da.“

Damit flog das Goldvögelein fort und der Mann und die Frau waren froh, daß ſie nicht mehr in dem ſauern Eſſigkrug wohnten, und freuten ſich über ihr nettes Häuschen und grünes Gärtchen. Das dauerte aber nur eine Weile, denn



wie ſie nun ein paar Wochen in dem Häuschen gewohnt hatten, und in der Nachbarſchaft herum gekommen waren, da hatten ſie die großen ſtattlichen Bauernhöfe geſehen, mit großen Stallungen, Gärten, Aeckern, vielem Geſinde und Vieh. Und da hat es ihnen ſchon wieder nicht mehr gefallen in ihrem winzigen Häuslein, und ſind's ganz überdrüßig geworden, und an einem ſchönen Morgen haben ſie alle zwei faſt zu gleicher Zeit in die Hände geklatſcht und haben gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl! Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Witſch, da iſt das goldige Vöglein zum Fenſter herein geflogen gekommen, und hat ſie gefragt, was ſie denn ſchon wieder wollten?

„Ach,“ haben ſie geſagt: „das Häuslein iſt doch gar zu klein, wenn wir nur auch ſo einen großen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden ſein.“ Das goldige Vöglein blinzte ein wenig mit ſeinen Guckäugelein, ſagte aber nichts, und führte den Mann und die Frau an einen großen prächtigen Bauernhof, wo viele Aecker daran waren, und Stallungen mit Vieh, und Knechten und Mägden, und hat ihnen alles geſchenkt.

Der Mann und die Frau ſprangen deckenhoch, und konnten ſich vor Freuden gar nicht laſſen. Und jetzt ſind ſie ein ganzes Jahr lang zufrieden und fröhlich geweſen und haben ſich gar nichts Beſſeres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag, denn weil ſie jetzt manchmal in die Stadt gefahren ſind, haben ſie die ſchönen großen Häuſer und die ſchöngeputzten Herren und Madamen ſehen ſpazieren gehn, da haben ſie gedacht: „Ei, in der Stadt muß es aber herrlich ſein, und da braucht man nicht viel zu thun und zu arbeiten; und die Frau hat ſich gar nicht können ſatt ſehen an dem Staat und dem Wohlleben und hat zu ihrem Mann geſagt: „Wir wollen auch in die Stadt, ruf' du dem goldigen Vöglein! Wir ſind nun ſchon lange genug auf dem Bauernhof.“

Der Mann hat aber geſagt: „Frau, ruf' du ihm!“ — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatſcht und hat gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl! Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldige Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen, und hat geſagt: „Was wollet ihr nur von mir?“ — „Ach,“ hat die Frau geſagt: „wir ſind das Bauernleben müde, wir möchten auch gern Stadtleute ſein, und ſchöne Kleider haben, und in ſo einem großen prächtigen Haus wohnen, hernach wollen wir zufrieden ſein.“ Das goldne Vöglein hat wieder mit ſeinen Guckäugelein geblinzt, hat aber nichts geſagt, und hat ſie in das ſchönſte Haus in der Stadt geführt, da war alles raritätiſch aufgeputzt, und waren Schränke darin und Kommoden, da hingen und lagen Kleider drinnen nach der neueſten Mode. Jetzt haben der Mann und die Frau gemeint, es giebt auf der Welt nichts Beſſeres und Schöneres, und waren vor lauter Freude außer ſich. Das hat aber leider wieder nicht lange gedauert, ſo hatten ſie es wieder ſatt, und ſprachen zu einander: „Wenn wir's nur ſo hätten wie die Edelleute; die wohnen in herrlichen Paläſten und Schlöſſern, und haben Kutſchen und Pferde, und Bedienten mit goldbordirten Röcken ſtehen auf den Kutſchen. Ja das wär' erſt etwas Rechtes; ſo iſt's doch nur eine armſelige bürgerliche Lumperei.“ Und die Frau hat geſagt: „Jetzt iſt's an dir, dem goldigen Vögelein zu rufen.“ Der Mann hat doch wieder lange nicht gewollt, endlich, wie die Frau gar nicht nachgelaſſen hat mit Dringen und Drängen, hat er dreimal in die Hände geklatſcht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl! Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldene Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da ſagte der Mann: „Wir möchten gern Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden ſein.“ Da hat aber das goldene Vögelein gar arg mit den Aeuglein geblinzelt, und hat geſagt: „Ihr unzufriednen Leute! Werdet ihr denn nicht einmal genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen, es iſt euch aber nichts nutz!“ und hat ihnen gleich ein ſchönes Schloß geſchenkt, Kutſchen und Pferde und eine zahlreiche Bedienung. — Jetzt ſind ſie nun Edelleute geweſen, und ſind alle Tage ſpazieren gefahren, und haben an nichts mehr gedacht, als wie ſie die Tage herum bringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun, außer daß ſie die Zeitungen geleſen haben.

Einmal ſind ſie in die Hauptſtadt gefahren, ein großes Feſt zu ſehen. Da ſind der König und die Königin in ihrer ganz vergoldeten Kutſche geſeſſen, in goldgeſtickten Kleidern, und vorn und hinten und auf beiden Seiten ſind Marſchälle, Hofleute, Edelknaben und Soldaten geritten, und alle Leute haben die Hüte und Taſchentücher geſchwenket, wo der König und die Königin vorbeigefahren ſind. Ach wie hat da dem Manne und der Frau vor Ungeduld das Herz geklopft! Kaum waren ſie wieder nach Hauſe, ſo ſprachen ſie: „Jetzt wollen wir noch König und Königin werden, hernach wollen wir aber einhalten.“ Und da haben ſie wieder alle zwei mit einander in die Hände geklatſcht, und haben gerufen, was ſie nur rufen konnten:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl! Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

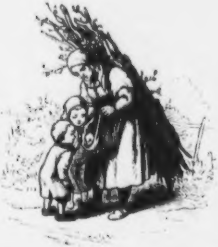
Da iſt das goldne Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen, und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da haben ſie beide geantwortet: „Wir möchten gern König und Königin ſein.“ Da hat aber das Vöglein ganz ſchrecklich mit den Augen geblinzelt, hat alle Federchen geſträubt, hat mit den Flügeln geſchlagen und hat geſagt: „Ihr wüſten Leute, wann werdet ihr denn einmal genug haben? Ich will euch auch noch zum König und zur Königin machen, aber dabei wird's doch nicht bleiben ſollen, denn ihr habt nimmermehr genug!“

Jetzt ſind ſie nun König und Königin geweſen, und haben übers ganze Land zu gebieten gehabt, haben ſich einen großen Hofſtaat gehalten und ihre Miniſter und Hofleute haben müſſen auf die Kniee niederfallen, wenn ſie eines von ihnen anſichtig wurden. Auch haben ſie nach und nach alle Beamten im ganzen Lande vor ſich kommen laſſen, und ihnen vom Thron herab ihre ſtrengſten Befehle ertheilt. Und was es nur Theures und Prächtiges in aller Herren Ländern gab, das mußte herbeigeſchafft werden, daß ein Glanz und ein Reichthum ſie umgab, der unbeſchreiblich iſt. Und doch ſind ſie jetzt noch nicht zufrieden geweſen, und ſagten immer: „Wir müſſen noch etwas mehr werden!“ Da ſprach die Frau: „Werden wir Kaiſer und Kaiſerin.“ — „Nein!“ ſagte der Mann, „Wir wollen Papſt werden!“ — Hoho! Das iſt alles nicht genug!“ ſchrie die Frau in ihrem Eifer. „Wir wollen lieber Herrgott ſein!“

Kaum aber hatte ſie dieß Wort ausgeredet, ſo iſt ein mächtiger Sturmwind gekommen, und ein großer ſchwarzer Vogel mit funkelnden Augen, die wie Feuerräder rollten, iſt zum Fenſter herein geflogen, und hat gerufen, daß Alles erzitterte: „Daß ihr verſauern müßt im Eſſigkrug!“

Pautz, und da war alle Herrlichkeit zum Kukuk, und da ſaßen ſie alle beide, der Mann und die Frau, wieder in ihrem engen Eſſigkrug drin; da ſitzen ſie noch und können drin bleiben bis an den jüngſten Tag.

Das iſt eine Lehre für Solche, die nie genug bekommen können.



Das Kätzchen und die Stricknadeln.

Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um Holz zu leſen. Als ſie mit ihrer Bürde auf dem Rückwege war, ſah ſie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaun liegen, das kläglich ſchrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hauſe zu. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen und wie ſie ſahen, daß die Mutter etwas trug, fragten ſie: „Mutter, was trägſt du?“ und wollten gleich das Kätzchen haben; aber die mitleidige Frau gab den Kindern das Kätzchen nicht, aus Sorge, ſie möchten es quälen, ſondern ſie legte es zu Hauſe auf alte weiche Kleider und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen ſich gelabt hatte und wieder geſund war, war es mit einem Male fort und verſchwunden. Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als ſie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da ſtand eine ganz vornehme Dame dort, winkte die arme Frau zu ſich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte nicht recht, was ſie denken ſollte, und dünkte dieſe abſonderliche Gabe ihr gar zu gering; doch nahm ſie die fünf Stricknadeln des Abends auf den Tiſch. Aber als die Frau des andern Morgens ihr Lager verließ, da lag ein Paar neue fertig geſtrickte Strümpfe auf dem Tiſch. Das wunderte die arme Frau über alle Maaßen und am nächſten Abend legte ſie die Nadeln wieder auf den Tiſch, und am Morgen darauf lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte ſie, daß zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen ihr dieſe fleißigen Nadeln beſcheert waren, und ließ dieſelben nun jede Nacht ſtricken, bis ſie und die Kinder genug hatten. Dann verkaufte ſie auch Strümpfe und hatte genug, bis an ihr ſeliges Ende.

Der Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Igel.

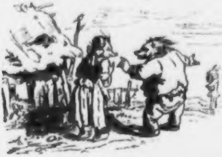
Dieſe Geſchichte iſt ganz lügenhaft zu erzählen, Jungens, aber wahr iſt ſie doch, denn mein Großvater, von dem ich ſie habe, pflegte immer wenn er ſie erzählte, dabei zu ſagen: „Wahr muß ſie doch ſein, meine Söhne, denn ſonſt könnte man ſie ja nicht erzählen.“ Die Geſchichte aber hat ſich ſo zugetragen:

Es war einmal an einem Sonntagmorgen in der Herbſtzeit, juſt als der Buchwaizen blühte. Die Sonne war goldig am Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging friſch über die Stoppeln, die Lerchen ſangen in der Luft, die Bienen ſummten in dem Buchweizen und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche, kurz, alle Creatur war vergnügt und der Swinegel auch.

Der Swinegel aber ſtand vor ſeiner Thüre, hatte die Arme übereinander geſchlagen, kuckte dabei in den Morgenwind hinaus und trällerte ein Liedchen vor ſich hin, ſo gut und ſo ſchlecht als es nun eben am lieben Sonntagmorgen ein Swinegel zu ſingen vermag. Indem er nun noch ſo halbleiſe vor ſich hinſang, fiel ihm auf einmal ein, er könne wohl, während ſeine Frau die Kinder wüſche und anzöge, ein Bischen im Felde ſpazieren und dabei ſich umſehn, wie ſeine Steckrüben ſtünden. Die Steckrüben waren das nächſte bei ſeinem Hauſe und er pflegte mit ſeiner Familie davon zu eſſen und deßhalb ſah er ſie denn auch als die ſeinigen an. Der Swinegel machte die Hausthüre hinter ſich zu und ſchlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht ſehr weit vom Hauſe und wollte juſt um den Schlehenbuſch, der da vor dem Felde liegt, hinauf ſchlendern, als ihm der Haſe begegnete, der in ähnlichen Geſchäften ausgegangen war, nämlich um ſeinen Kohl zu beſehen. Als der Swinegel des Haſen anſichtig wurde, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Haſe aber, der nach ſeiner Weiſe ein gar vornehmer Herr war und grauſam hochfahrig dazu, antwortete nichts auf des Swinegels Gruß, ſondern ſagte zu ihm, wobei er eine gewaltig höhniſche Miene annahm: „Wie kommt es denn, daß du ſchon bei ſo frühem Morgen im Felde rumläufſt?“ „Ich gehe ſpazieren,“ ſagte der Swinegel. „Spazieren?“ lachte der Haſe, „mir däucht, du könnteſt die Beine auch wohl zu beſſeren Dingen gebrauchen.“ Dieſe Antwort verdroß den Swinegel über alle Maßen, denn Alles kann er vertragen, aber auf ſeine Beine läßt er nichts kommen, eben weil ſie von Natur ſchief ſind. „Du bildeſt dir wohl ein,“ ſagte nun der Swinegel, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannſt?“ „Das denk' ich,“ ſagte der Haſe. „Nun es käme auf einen Verſuch an,“ meinte der Swinegel, „ich parire, wenn wir wettlaufen, ich laufe dir vorbei.“ „Das iſt zum Lachen, du mit deinen ſchiefen Beinen!“ ſagte der Haſe, „aber meinetwegen mag es ſein, wenn du ſo übergroße Luſt haſt. Was gilt die Wette?“ „Einen goldnen Lujedor und eine Buttelje Schnaps,“ ſagte der Swinegel. „Angenommen,“ ſprach der Haſe, „ſchlag ein und dann kann's gleich losgehen.“ „Nein, ſo große Eile hat es nicht,“ meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erſt will ich zu Hauſe gehn und ein Bischen frühſtücken. In einer halben Stunde bin ich auf dem Platze.“ Darauf ging der Swinegel, denn der Haſe war es zufrieden.

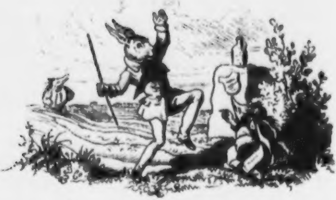
Unterwegs dachte der Swinegel bei ſich: „Der Haſe verläßt ſich auf ſeine langen Beine, aber ich will ihn ſchon kriegen. Er dünkt ſich zwar ein vornehmer Herr zu ſein, iſt aber doch ein dummer Kerl und bezahlen muß er doch. Als nun der Swinegel zu Hauſe ankam, ſagte er zu ſeiner Frau: „Frau, zieh dich eilig an, du mußt mit in's Feld hinaus.“ „Was gibt es denn?“ ſagte die Frau. „Ich habe mit dem Haſen um einen goldenen Luiſedor und eine Buttelje Schnaps gewettet, ich will mit ihm um die Wette laufen und da ſollſt du dabei ſein.“ „O mein Gott, Mann!“ ſchrie den Swinegel ſeine Frau, „biſt du nicht klug, haſt du den Verſtand verloren? Wie kannſt du mit dem Haſen um die Wette laufen wollen?“ „Halt das Maul, Weib,“ ſagte der Swinegel, „das iſt meine Sache. Raiſonnire nicht in Männergeſchäfte. Marſch, zieh dich an und dann komm mit.“ Was ſollte den Swinegel ſeine Frau machen? Sie mußte wohl folgen, ſie mochte wollen oder nicht.

Als ſie nun mit einander unterwegs waren, ſprach der Swinegel zu ſeiner Frau alſo: „Nun paſſ' auf, was ich dir ſagen werde. Sieh, auf dem langen Acker, dort wollen wir unſern Wettlauf machen. Der Haſe läuft nämlich in der einen Furche und ich in der andern, und von oben fangen wir an zu laufen. Nun haſt du weiter nichts zu thun, als du ſtellſt dich hier unten in die Furche und wenn der Haſe auf der andern Seite ankommt, ſo rufſt du ihm entgegen: „Ich bin ſchon da.“



Damit waren ſie beim Acker angelangt, der Swinegel wies ſeiner Frau ihren Platz an und ging nun den Acker hinauf. Als er oben ankam war der Haſe ſchon da. „Kann es losgehen?“ ſagte der Haſe. „Ja wohl,“ erwiederte der Swinegel. „Dann man zu!“ Und damit ſtellte ſich jeder in ſeine Furche. Der Haſe zählte: „Eins, Zwei, Drei!“ und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinunter. Der Swinegel aber lief nur ungefähr drei Schritte, dann duckte er ſich in die Furche nieder und blieb ruhig ſitzen.

Als nun der Haſe im vollen Laufe unten ankam, rief ihm dem Swinegel ſeine Frau entgegen: „Ich bin ſchon da!“ Der Haſe ſtutzte und verwunderte ſich nicht wenig. Er meinte nicht anders, es wäre der Swinegel ſelbſt, der ihm das zurufe, denn bekanntlich ſieht den Swinegel ſeine Frau gerade ſo aus wie ihr Mann.

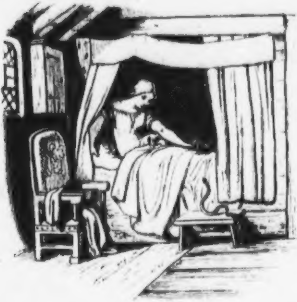


Der Haſe aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Er rief: „Noch einmal gelaufen, wieder herum!" Und fort ging es wieder wie der Sturmwind, ſo daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Den Swinegel ſeine Frau aber blieb ruhig auf ihrem Platze. Als nun der Haſe oben ankam, rief ihm der Swinegel entgegen: „Ich bin ſchon da!" Der Haſe aber ganz außer ſich vor Eifer ſchrie: „Nochmal gelaufen, wieder herum!" „Mir recht," antwortete der Swinegel, „meinetwegen ſo oft als du Luſt haſt." So lief der Haſe drei und ſiebzig mal und der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Haſe unten oder oben ankam, ſagte der Swinegel oder ſeine Frau: „Ich bin ſchon da."

Zum vier und ſiebzigſten mal aber kam der Haſe nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker ſtürzte er zur Erde, das Blut floß ihm aus dem Halſe und er blieb todt auf dem Platze. Der Swinegel aber nahm ſeinen gewonnenen Louisdor und die Flaſche Branntwein, rief ſeine Frau aus der Furche ab und beide gingen vergnügt nach Hauſe, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie noch.

So begab es ſich, daß auf der Buxtehuder Haide der Swinegel den Haſen zu Tode gelaufen hat, und ſeit jener Zeit hat es ſich kein Haſe wieder einfallen laſſen, mit dem Buxtehuder Swinegel um die Wette zu laufen.

Die Lehre aber aus dieſer Geſchichte iſt erſtens, daß Keiner, und wenn er ſich auch noch ſo vornehm dünkt, ſich ſoll beikommen laſſen, über den geringen Mann ſich luſtig zu machen, und wäre es auch nur ein Swinegel. Und zweitens, daß es gerathen iſt, wenn Einer freiet, daß er ſich eine Frau aus ſeinem Stande nimmt, die juſt ſo ausſieht, als er ſelbſt. Wer alſo ein Swinegel iſt, der muß darauf ſehen, daß ſeine Frau auch ein Swinegel ſei.



Oda und die Schlange.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Töchter, von denen hieß die jüngſte Oda. Nun wollte der Vater dieſer drei einmal zu Markte fahren, und fragte ſeine Töchter, was er ihnen mitbringen ſollte. Da bat die Aelteſte um ein goldnes Spinnrad, die zweite um eine goldne Weiſe, Oda aber ſagte: „Bringe mir das mit, was unter deinem Wagen wegläuft, wenn du auf dem Rückweg biſt. Da kaufte denn nun der Vater auf dem Markt ein, was ſich die älteren Mädchen gewünſcht, und fuhr heim, und ſiehe, da lief eine Schlange unter den Wagen, die fing der Mann und brachte ſie Oda mit. Er warf ſie untenhin in den Wagen, und nachher vor die Hausthür, wo er ſie liegen ließ. Wie nun Oda heraus kam, da fing die Schlange an zu ſprechen: „Oda! liebe Oda! Soll ich nicht hinein auf die Diele? (In die Hausflur). — „Was?“ ſagte Oda: „Mein Vater hat dich bis an unſere Thüre mitgenommen, und du willſt auch herein auf die Diele?“ Aber ſie ließ ſie doch ein. Da nun Oda nach ihrer Kammer ging, ſo rief die Schlange wieder: „Oda, liebe Oda! Soll ich nicht vor deiner Kammerthüre liegen? — „Ei ſeht doch!“ ſa[illegible] Oda. „Mein Vater hat dich bis an die Hausthür gebracht, ich habe dich hereing[illegible]ſſen auf die Diele, und nun willſt du auch noch vor meiner Kammerthür liegen? Doch es mag drum ſein!“ — Wie nun Oda in ihre Schlafkammer eingehen wollte, und die Kammerthür öffnete, da rief die Schlange wieder: „Ach, Oda, liebe Oda! Soll ich nicht in deine Kammer?“ — „Wie?“ rief Oda, „hat dich mein Vater nicht bis an die Hausthür mitgenommen?

Hab' ich dich nicht auf die Diele gelaſſen, und vor meine Kammerthür? Und nun willſt du auch noch mit in die Kammer? — Aber, wenn du nun zufrieden ſein willſt,, ſo komm nur herein, lieg aber ſtille, das ſag' ich dir!" Damit ſo ließ Oda die Schlange ein, und fing an ſich auszukleiden. Wie ſie nun ihr Bettchen beſteigen wollte, ſo rief die Schlange doch wieder: „Ach Oda, liebſte Oda! Soll ich denn nicht mit in dein Bette?" — „Nun wird es aber zu toll!" rief Oda zornig aus. „Meim Vater hat dich bis an die Hausthür mitgenommen; ich habe dich auf die Diele gelaſſen, nachher vor die Kammerthür, nachher herein in die Kammer — und nun willſt du gar noch bei mich ins Bett? Aber du biſt wohl erfroren? Nun ſo komm mit herein und wärme dich, du armer Wurm!" Und da ſtreckte die gute Oda ſelbſt ihre weiche warme Hand aus und hob die kalte Schlange zu ſich herauf in ihr Bette. Da mit einemmale verwandelte ſich die Schlange, die eine lange Zeit verzaubert geweſen war, und die nur erlöſt werden konnte, wenn alles das geſchah, was mit ihr ſich zugetragen hatte — in einen jungen und ſchönen Prinzen, der alſobald die gute Oda zu ſeiner Frau nahm.

Die drei Gaben.

Es war einmal ein armer Leinweber, zu dem kamen drei reiche Studenten, und da ſie ſahen, daß der Mann ſehr arm war, ſo ſchenkten ſie ihm in ſeine Wirthſchaft hundert Thaler. Der Leinweber freute ſich ſehr über dieſe Gabe, gedachte ſie gut anzuwenden, wollte aber noch eine Zeit lang ſeine Augen an den blanken Thalern weiden, ſagte daher ſeiner Frau, die nicht zu Hauſe geweſen war, nichts von ſeinem Glück, und verſteckte das Geld dahin, wo Niemand Geld ſuchte, nämlich in die Lumpen.

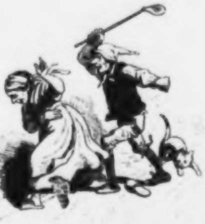
Als er einmal auswärts war, kam ein Lumpenſammler, und verkaufte die Frau ihm den ganzen Vorrath für einige Kreuzer. Da war groß Herzeleid, wie der Leinweber heim kam, und ſeine Frau ihm erfreut das für die Lumpen gelöſte wenige Geld zeigte.

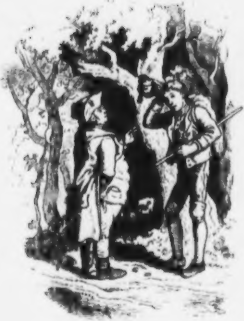
Ueber ein Jahr ſo kamen die drei Studenten wieder, hofften den Leinweber nun in guten Umſtänden zu treffen, fanden ihn aber noch ärmer, wie zuvor, da er ihnen ſein Mißgeſchick klagte. Mit der Ermahnung, vorſichtiger zu ſein, ſchenkten ihm die Studenten abermals hundert Thaler; nun wollte er's recht klug machen, ſagte ſeiner Frau wieder nichts und ſteckte das Geld in den Aſchentopf. Und da ging's gerade wieder ſo, wie das vorige Mal; die Frau vertauſchte die Aſche an einen Aſchenſammler gegen ein paar Stückchen Seife, als gerade ihr Mann wieder abweſend war, irgend einem Kunden beſtellte Leinwand abzuliefern. Als er wieder kam, und den Aſchenhandel erfuhr, wurde er ſo böſe, daß er ſeine Frau mit ungebrannter Aſche langte.

Ueber ein Jahr kamen die Studenten zum dritten Male, fanden den Leinweber faſt als Lumpen, und ſagten ihm, indem ſie ihm ein Stück Blei vor die Füße warfen: „Was nutzt der Kuh Muskate? Dir Tropf Geld zu ſchenken, wäre dümmer als du ſelbſt biſt. Zu dir kommen wir auch nicht wieder.“ Damit gingen ſie ganz ärgerlich fort, und der Leinweber hob das Stück Blei vom Boden auf und legte es aufs Fenſterbret. Bald darauf kam ſein Nachbar herein, der war ein Fiſcher, bot guten Tag und ſprach: „Lieber Nachbar, habt ihr nicht etwa ein Stückchen Blei, oder ſonſt was ſchweres, das ich an mein Netz brauchen könnte? Ich habe nichts mehr von dergleichen.“ Da gab ihm der Leinweber das Stückchen Blei, und der Nachbar bedankte ſich gar ſchön und ſagte: „Den erſten großen Fiſch, den ich fange, den ſollt ihr zum Lohne haben!“ — „Schon gut, es iſt nicht darum,“ ſprach der zufriedene Leinweber.

Bald darauf brachte der Nachbar wirklich einen hübſchen Fiſch von ein Pfunder vier bis fünfe, und der Leinweber mußte ihn annehmen. Dieſer ſchlachtete alsbald den Fiſch, da hatte derſelbe einen großen Stein im Magen. Den Stein legte der Leinweber auch auf das Fenſterbret. Abends, als es dunkel wurde, fing der Stein an zu glänzen, und je dunkler es wurde, je heller leuchtete der Stein, wie ein Licht. „Das iſt eine wohlfeile Lampe,“ ſagte der Leinweber zu ſeiner Frau. „Willſt du ſie nicht vermöbeliren, wie du die zweihundert Thaler vermöbelirt haſt?“ Und legte den Stein ſo, daß er die ganze Stube erhellte.

Am folgenden Abend ritt ein Herr am Hauſe vorbei, erblickte den Glanzſtein, ſtieg ab und trat in die Stube, beſah den Stein und bot zehn Thaler dafür. Der Weber ſagte: „Dieſer Stein iſt mir nicht feil!“ — „Auch nicht für zwanzig Thaler?“ fragte der Herr. „Auch nicht,“ antwortete der Leinweber. Jener aber fuhr fort zu bieten und zu bieten, bis er tauſend Thaler bot, denn der Stein war ein koſtbarer Diamant, und noch viel mehr werth. Jetzt ſchlug der Weber ein und war der reichſte Mann im Dorfe. Nun hatte die Frau das letzte Wort, und ſagte: „Siehſt du, Mann! Wenn ich das Geld nicht zweimal mit fortgegeben hätte! Das haſt du doch nur mir zu danken!“ —





Tiſchlein deck dich, Eſel ſtreck dich, Knüppel aus dem Sack.

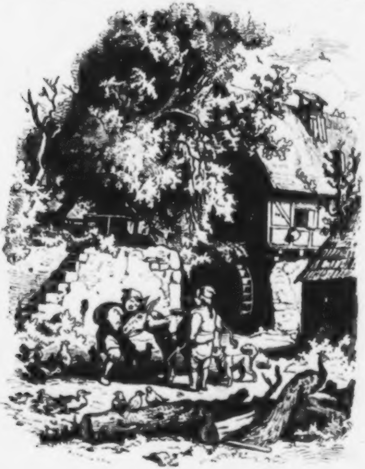
In einem kleinen Städtchen lebte ein ehrlicher Schneider mit ſeiner Familie, die fünf Häupter zählte: Vater, Mutter und drei Söhne. Letztere wurden ſowohl von den Aeltern, als auch von ſämmtlichen Einwohnern des Städtchens nicht nach ihren Taufnamen genannt, ſondern ſchlechtweg nur der Lange, der Dicke, der Dumme. So folgten ſie der Aelte nach aufeinander. Der Lange wurde ein Schreiner, der Dicke ein Müller, der Dumme ein Drechsler. Als nun der Lange aus der Lehre kam, wurde ſein Bündel geſchnürt, und er in die Fremde geſchickt, und er zog wohlgemuth mit langen Schritten zum Thore des heimathlichen Städtchens hinaus. Lange Zeit wanderte der Burſche von Ort zu Ort, und konnte keine Arbeit bekommen; da nun ſein ohnehin knappes Reiſegeld ſehr zu Ende ging, und er keine frohe Ausſicht hatte zu Arbeit und Verdienſt, ſo wurde er traurig, und ging kopfhängerig und ſachte auf ſeinem Wege weiter. Dieſer führte juſt durch einen ſtillen, ſchönen Wald, und wie der Burſche ſo eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, ſtehen blieb und fragte: „Na, Bürſchlein, wo hinaus denn? ſiehſt ja gar traurig aus, was fehlt dir denn?“ — „Mir fehlt Arbeit“ ſprach der Burſche treuherzig. „Das iſt meine ganze Trauer — bin ſchon lange gewandert —

hab' kein Geld mehr.“ — „Was kannſt du denn für ein Handwerk?“ forſchte das Männlein weiter. — „Ich bin ein Schreiner,“ — „O ſo komm doch mit mir,“ rief der Kleine fröhlich aus „ich will dir Arbeit geben! Sieh ich wohne hier in dieſem Wald — ja ja, komm nur mit, du wirſt's gleich ſehen.“ Und kaum hundert Schritte weiter lag ein ſchönes Haus, und rings herum war ein dichter friſchgrüner Tannenzaun, anzuſehen wie eine Schutzmauer, und vorne am Eingang ſtanden zwei hohe Tannen, gleich wie rieſige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergeſellen, der nun alsbald ſeine Traurigkeit fahren ließ, und mit vergnügten Mienen in das trauliche Zimmer des einſamen Meiſters einſchritt. „Willkommen!“ rief da aus der Ecke hinterm Ofen ein ältliches Mütterlein, und trippelte auf den Burſchen zu, um ihn ſeines Felleiſens entledigen zu helfen. Der Meiſter plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burſchen, und das Mütterlein trug Speiſen auf und ſtellte auch ein Krüglein auf den Tiſch, worin etwas weit beſſeres war, als Waſſer oder Covent.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wohl bei ſeinem Meiſter; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete fleißig und hielt ſich auch ſonſt brav und ordentlich, ſo daß keine Klage über ihn geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten ſprach das alte Männlein: „Lieber Geſell, ich kann dich nun nicht länger brauchen, ſondern muß dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich dir deine Arbeiten, die du mir gethan, auch nicht belohnen; aber ich will dir ein ſchönes Andenken geben, das dir mehr helfen wird, als Gold und Silber.“ Dabei reichte er ihm ein allerliebſtes kleines Tiſchchen, und ſprach weiter: „So oft du dieſes „Tiſchlein deck' dich“ hinſtellen wirſt, und dreimal ſprechen: „Tiſchlein decke dich, ſo oft wird es dir diejenigen Speiſen und Getränke zum Mahle darbieten, die du nur wünſchen magſt. Und nun lebe wohl und gedenke fein deines alten Meiſters.“ Ungern verließ der Geſelle ſeine bisherige Werkſtätte, er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tiſchlein aus den Händen des Gebers, und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte ſeine Schritte der lieben Heimath wieder zu. Unterwegs bot ihm das Tiſchlein, ſo oft der Burſche die Zauberformel nur ſprach, ſeine reichen Genüſſe, da ſtanden im Nu die feinſten Gerichte, die edelſten Weine darauf und alle Gefäße waren von Silber, und darunter glänzte das feinſte ſchneeweiße Tiſchgedeck. Natürlich hielt der Geſelle ſein Tiſchlein decke dich ſehr hehr; auf ſeiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch ſeinem Wirth aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirthshaus gezehrt, ſondern ſich mit dem Tiſchchen eingeſchloſſen hatte, ſo hatte der Wirth ihn belauſcht durch eine Klinſe in der Bretterthür, und hatte des Tiſchleins Geheimniß entdeckt. Daher war er über alle Maßen froh, daß er das Tiſchlein in ſeine Verwahrung bekam, freute ſich mächtig über die herrliche Eigenſchaft deſſelben. Er ließ ſich's ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel, und ſann dabei nach, wie er ſich auf die beſte Weiſe das Tiſchchen aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tiſchchen, obſchon kein Tiſchchen decke dich beſitze. Der ſchlaue Wirth verſteckte daher das ächte Tiſchlein, und ſtellte das andere, unächte, am andern Morgen dem Geſellen zu, der ſich ohne Bedenken damit belud, und nun fröhlich ſeiner Heimath zueilte. Mit Freude grüßte der lange Schreiner daheim die Seinen, und entdeckte ſogleich ſeinem Vater die köſtliche Bewandtniß, die es mit dem

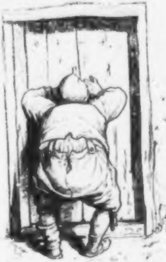
Tiſchchen habe. Der Vater zweifelte ſtark, der Sohn aber ſtellte es vor ſich hin, ſprach dreimal: „Tiſchlein decke dich“ — aber es deckte ſich nicht, und der ehrliche Schneidermeiſter ſprach zu ſeinem Sohne: „Du dummer Hans, biſt du darum in der Fremde geweſen, deinen alten Vater zu uhzen? Geh, laß dich nicht auslachen!“ Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rath, wie es nun ſo einmal mit dem Tiſchchen die Quere gehe? Er probirte noch allerlei; aber es deckte ſich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Hobel greifen, und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdeſſen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen, und wanderte fort in die Fremde. Und es fügte ſich, daß dieſer ebenfalls denſelben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand und von ihm in Arbeit genommen wurde. Das Waldhaus war aber jetzt eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine Zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit geſtanden hatte, ſchenkte ihm ſein Meiſter zum Andenken einen ſchönen Müllerlöwen und ſprach: „Nimm zum



Abſchied noch eine kleine Gabe, die dir, obgleich ich dir deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird, als Gold und Silber. So oft du zu dieſem Eſelein ſprechen wirſt: „Eſelein ſtrecke dich!“ ſo oft wird es die Ducaten — nieſen.“

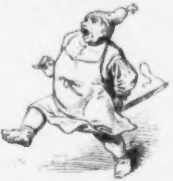
Faſt öfter, als der Lange unterwegs geſprochen hatte: „Tiſchlein, decke dich“ ſprach jetzt der Dicke: „Eſelein, ſtrecke dich“ und da ſtreckte ſich's, und ließ Ducaten fallen, daß es raſſelte und praſſelte. Es war eine allerliebſte Sache — die blanken Goldſtücke. — Aber auch der Müllergeſelle kam mit ſeinem Eſel in die Herberge des betrüglichen und ſchlauen Wirthes, ließ auftafeln, bewirthete, wer nur bewirthet ſein wollte, und als der Wirth die Zeche forderte, ſprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erſt Geld holen.“ Nahm das Tiſchtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Eſel ſtand, und ſprach: „Eſelein, ſtrecke dich!“ — da ſtreckte ſich der Eſel und nieſte und es klingelten Ducaten auf dem Tuche, draußen aber ſtand der Wirth, ſah durch ein Aſtloch in der Thüre und merkte ſich die Sache. Am andern Morgen ſtand zwar ein Eſel da, aber nicht der rechte, und der Dicke, keinen Betrug ahnend, ſetzte ſich heiter auf und ritt fort. Als er zu ſeinem Vater kam, verkündete er ihm auch ſein Glück, und ſprach, als alle die Seinen froh verwundert den Eſel umſtanden: „Nun habt Achtung!“ und zum Eſel ſich wendend: „Eſelein, ſtrecke dich!“ Das fremde Eſelein ſtreckte ſich zwar auch, aber was ſelbiges fallen ließ, das waren nichts weniger als Goldſtücke. Der Dicke wurde von Allen, denen er die Kunſt hatte wollen ſehen laſſen, fürchterlich ausgelacht; er ſchlug den Eſel windelweich, ſchlug ihm dennoch keine Ducaten aus der Haut und mußte fortan wieder arbeiten, und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen.

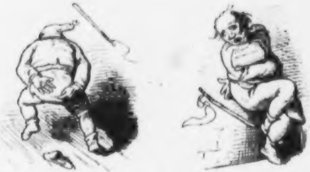


Es war nun wieder ein Jahr verfloſſen, und auch der Dumme hatte ſeine Lehrzeit überſtanden und zog als ein wackrer Drechsler in die Fremde. Recht mit

Fleiß nahm er denſelben Lauf wie ſeine Brüder und wünſchte ſehr, bei jenem kleinen Männlein auch in Arbeit zu kommen, da daſſelbe, wie die Brüder erzählt hatten, in allen Fächern bewandert war, in Handwerken, wie in Gelehrtheit und Weisheit, und ſo ſchöne Sachen zu verſchenken hatte. Richtig gelangte auch der Drechslergeſelle in den gewiſſen Wald, fand die einſame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen Burſchen gerne in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Geſell, ich kann dich nun nicht länger behalten, du haſt Feierabend.“ Zum Abſchied ſprach das Männlein: „Ich ſchenkte dir gerne auch, wie deinen Brüdern, ein ſchönes Andenken, aber was würde dir das helfen, da ſie dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und dein dicker Bruder ſind durch ihre Dummheit um die Gaben gekommen, was würde es erſt bei dir werden? Doch nimm dieſes ſchlichte Säcklein; es kann dir ſehr nützlich werden. So oft du zu ihm ſagen wirſt: Knüppel aus dem Sack! — ſo oft wird ein darin ſteckender wohlgedrehter Prügel herausfahren zu deinem Schutz, deiner Wehr und Hülfe, und dieſer wird ſo lange ausprügeln, bis du gebieten wirſt: Knüppel in den Sack!“

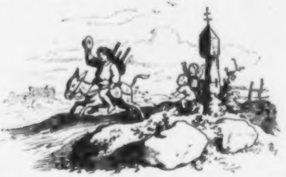
Der Drechsler bedankte ſich ſchön und zog mit ſeinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf ſeiner Reiſe der Schutzwehr erſt lange nicht, denn Jedermann ließ ihn, der leicht und luſtig ſeine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal einem geſtrengen Herrn Bettelvoigt gab er einiges aus dem Säcklein zu koſten, oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfahren und den Wanderer an- und nachbellen. So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirth ſeine Brüder um das Ihrige betrogen hatte, und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer ein Gelüſt hatte, ſich vom Gut der Reiſenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirth den Sack in Verwahrung, und warnte ihn, er möge ja nicht zu dieſem Säcklein ſagen: „Knüppel aus dem Sack!“ denn damit habe es eine beſondere Bewandtniß, und könne einer, wenn er das ſage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirth gefiel ſein Tiſchlein und Eſelein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenſtändlein hätte ſo heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gaſt ſich zur Ruhe gelegt hatte, um zu ſprechen: „Knüppel aus dem Sack!“ Und im Nu fuhr der Knüppel heraus, und wirbelte wie ein Trommelſchläger auf des Wirthes Rücken, prügelte fort und fort, und prügelte



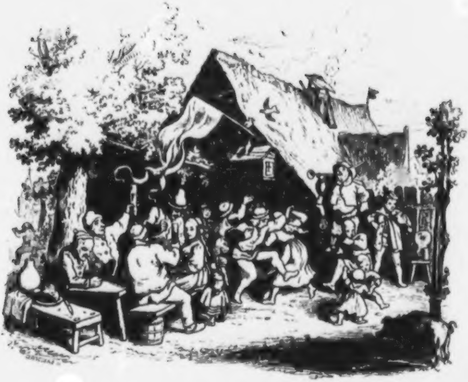


den Wirth dermaßen braun und blau, daß dieſer ein jämmerliches Geſchrei erhub, und heulend den Drechslergeſellen munter rief. Dieſer ſagte: „Wirth, das geſchieht dir recht! Ich warnte dich ja. Du haſt meinen Brüdern das Tiſchlein decke dich, und das Eſelein ſtrecke dich geſtohlen.“ Der Wirth kreiſchte: „Ach helft mir nur um Gottes Willen! Ich werde umgebracht!“ (Denn der Knüppel arbeitete noch immer raſtlos auf des Wirths Rücken.) „Ich will alles wieder herausgeben, das Tiſchlein und das Eſelein! Ach, ich falle um und bin todt!“

Jetzt gebot der Geſelle: „Knüppel in den Sack!“ und da kroch das Prügelein im Ru wieder in den Sack. Und der Wirth war nur froh, daß er ſein Leben davon gebracht, und gab willig das Tiſchlein und das Eſelein wieder heraus. Da packte der Drechsler ſeinen Kram zuſammen, lud ſein Bündel, und ſich ſelbſt auf den



Eſel und trabte dem Heimathſtädtlein zu. Da war keine geringe Freude bei den Brüdern, als ſie die überaus werthvollen Geſchenke und Andenken wieder gewonnen ſahen, die jetzt gerade noch ſo herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals, — wieder gewonnen durch den, den ſie immer den Dummen geſcholten hatten, und der doch klüger war, wie ſie. Und die Brüder blieben zuſammen bei den Aeltern, und brauchten nicht mehr zu arbeiten, um vom Verdienſt das tägliche Brod zu ſchaffen, denn ſie hatten von nun an von Allem, was das menſchliche Leben bedarf, die Hülle und die Fülle.



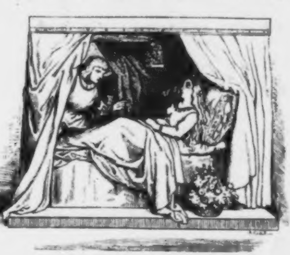
Die drei Muſikanten.

Es zogen einmal drei junge Muſikanten aus ihrer Heimath in die Fremde; ſie hatten alle drei bei einem Meiſter die Muſik gelernt, und wollten nun auch vereint bleiben und ihr Glück in fremden Landen verſuchen. Von Ort zu Ort wanderten ſie fröhlich dahin, ſpielten auf zu Kirmes- und Feſttagtänzen, und gewannen durch ihre luſtigen Muſikſtücklein gar manchen ſchweren Batzen, neben dem ſtillen und lauten Beifall. So kamen ſie denn auch einmal in ein Städtchen, und beluſtigten am Abend die Geſellſchaft mit ſchöner Muſik. Endlich hörten ſie auf, aufzuſpielen, ſondern tranken eins, thaten Manchem Beſcheid und gaben auch zum Geſpräch der Gäſte ihren Theil. Da ward mancherlei Verwunderliches durch einander geplaudert und erzählt. Zunächſt ging die Rede von einem Zauberſchloß, welches ſich in der Nähe des Städtchens befände, und von welchem eben ſo viel Wunderſchönes als Wunderbares erzählt wurde. Bald hieß es: ja, dort ſind ungeheure Schätze, dort iſt ſtets Ueberfluß an den köſtlichſten Lebensmitteln, obgleich keine Menſchenſeele darinnen wohnt, — bald hieß es wieder: aber dort iſt ein ſchrecklicher Geſpenſterſpuk. Wer ſeinen Buckel weiß hinein trägt, bringt ihn braun und blau gefärbt wieder heraus, ohne die Schätze gehoben oder den Zauber gelöſt zu haben. Dieß und vieles andere wurde hin und her geredet über das verzauberte Schloß. Die drei Muſikanten waren nicht ſobald allein in ihrem Schlafkämmerlein, als ſie ſich lange unterredeten und zugleich den Gedanken erfaßten, das räthſelhafte Schloß ſich näher zu beſehen, ja, ſogar ſich hinein zu wagen, um möglicher Weiſe die dort verborgenen und verzauberten Schätze zu heben. Nun wurden ſie einig unter ſich, daß ein Jeder einzeln, einer nach dem Andern, ſich hinein wagen ſollte, je nach der Aelte, und daß einem Jeden ein ganzer Tag dazu vergönnt ſein ſollte, ſein Abenteuer zu beſtehen. Der erſte Glücksverſuch fiel dem Geiger zu. Der machte ſich muthvoll und ohne Säumen auf das Schloß, und fand, als er dort anlangte, die Eingangspforten ſchon offen, als ob man ſeiner geharrt hätte; doch als er über die Schwelle geſchritten war, ſchlug hinter ihm die ſchwere Thüre zu, und es ſprang ein rieſiger Eiſenriegel vor, obgleich kein lebendes Weſen zu erblicken war, doch als wenn ein ſtrenger Pförtner hier ſein Amt verrichte, und Wache halte — und dem Geiger kam ein Grauſen an, ſo daß ſein Haar ſich auf dem Wirbel ſträubte. Aber er konnte weder umkehren noch verweilen, und es kräftigte ihn wieder der Gedanke an das zu hoffende Glück, an Gold und Schätze. Treppe auf Treppe ab wanderte der Jüngling, durch herrliche Zimmer, koſtbare Säle, trauliche Cabinetchen — alles prachtvoll ausgeſtattet, und in der ſchönſten Sauberkeit erhalten. Aber überall war eine Todtenſtille, auch nicht das kleinſte Mückchen lebte und wohnte hier. Doch dem Jüngling wuchs der Muth aufs Neue, zumal als er den untern Räumen, Küche und Gewölben, ſich zuwandte, wo in Fülle die ſeltenſten und köſtlichſten Speiſevorräthe vorhanden waren, in den Gewölben die Weinflaſchen hoch aufgeſpeigert lagen, und alle Sorten ſüßer eingemachter Früchte in großen Gläſern nach der Reihe ſtanden. In der ſchönen blanken Küche kniſterte vertraulich ein helles Feuerlein, und darüber ward von unſichtbarer Hand ein Bratroſt geſetzt, und ein ausgeſuchtes Wildpretfleiſch tanzte aus dem Gewölbe herein in die Küche, und auf den Roſt; und viele andre Speiſen, feine Gemüſe und Paſteten und köſtliches Backwerk wurde eben ſo ſchnell, als koſtbar von unſichtbaren Händen zubereitet und dann in eins der ſchönſten Zimmer, wohin ſich der Jüngling begeben hatte, ihm nachgetragen und auf einer gedeckten Tafel vor ihm ausgeſetzt. Der Jüngling ergriff zuerſt ſein Inſtrument und ließ klangvoll ſeine ſchönen Melodien durch die ſtillen Räume ſchallen, worauf er ſich dann ohne Zaudern zur einladenden Tafel ſetzte und zu ſchmauſen anfing. Doch nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre und es trat ein Männlein herein, etwa drei Ellenbogen hoch, mit einem Scharlachröcklein angethan, mit verwelktem Geſichtlein und einem grauen Bart, der bis auf die großen ſilbernen Schuhſchnallen reichte. Und das Männlein ſetzte ſich ſchweigend neben den Geiger und ſchmauſete mit. Als nun die Reihe an den ſchönen Wildpretbraten kam, nahm der Geiger die Schüſſel, und nickte dem Männlein zu, doch zuerſt zuzulangen, und dieſes ſpießte lächelnd ein Stück Fleiſch an die Gabel und nickte wieder und ließ dabei das Bratenſtückchen unter den Tiſch fallen. Gefällig bückte ſich da gleich der gute Geiger, um es wieder aufzuheben; aber im Nu ſaß ihm ſchon das Bartmännlein auf dem Rücken und bläute ſo unbarmherzig auf ihn los, als ob es ihm das Lebenslicht ausblaſen wolle. Und auch des Geigers Mund wurde zugehalten, bis unter unaufhörlichen Prügeln derſelbe endlich zur großen Eingangspforte hinausgeſchoben ward. Draußen ſchöpfte der halbtodte Geiger friſchen Odem, und ſchlich dann ächzend dem Gaſthof zu, wo die Kameraden geblieben waren. Es war ſchon Nacht, als er ihn erreichte und jene beiden ſchliefen bereits. Am andern Morgen ſahen ſie ganz erſtaunt den Geiger ebenfalls im Bette liegen, und beſtürmten ihn bald mit vielen Fragen; doch er kraute ſich Kopf und Rücken, gab ſehr kurze Antworten und ſprach: „Gehet hin und ſehet ſelber zu! Es iſt eine kitzliche Sache.“

Der zweite Muſiker, ein Trompeter, trat nun den Gang nach dem Zauberſchloß an, fand alles eben ſo wie das gebläute Geigerlein, und wurde auch eben ſo bewirthet mit Paſteten und Prügeln, ſo daß er am folgenden Morgen ebenfalls wie ein geprellter Fuchs auf ſeinem Lager lag, und klagte, es ſei ihm abſonderlich aufgeſpielt worden, aus grober Tonart. Dennoch hatte der Dritte, ein Flötenbläſer, noch Muth genug, um ſein Heil im Zauberſchloß zu verſuchen. Er war der pfiffigſte. Furchtlos durchwanderte er das ganze Schloß, es däuchte ihm recht angenehm, dieſe ſchönen Räume für immer zu beſitzen; in Küche und Keller war ja Vorrath an Lebensmitteln die Hülle und Fülle. Bald ward auch für ihn eine koſtbare Tafel gedeckt, und als er lange genug fröhlich ſingend und flöteblaſend herum gewandert war, nahm er Platz und ließ es ſich behagen. Da trat wieder das Bartmännlein herein und ſetzte ſich neben den Gaſt. Und der unerſchrockene Muſikant ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und that gerade, als ob er ihn ſchon hundertmal hier getroffen, doch war das Männlein nicht ſehr redſelig. Endlich kam es wieder an den Braten, und das Männlein ließ wieder mit Abſicht ſein Stück fallen; gutmüthig war eben der Flötenbläſer im Begriff es aufzunehmen, als er gewahrte, daß das Zwerglein flugs auf ſeinen Rücken ſpringen wollte. Da wandte er ſich alsbald raſch um, riß es von ſich, und packte und ſchüttelte das Männlein an ſeinem Bart ſo derb, bis er denſelben zuletzt ganz herausriß und der kleine Alte ächzend niederſtürzte. Aber ſo wie der Jüngling den Bart in ſeinen Händen hatte, überkam ihn eine außerordentliche Kraft, und er erſchaute im Schloß noch viel wunderbarere Dinge wie vorher; dagegen hatte das Männlein faſt alles Leben verloren; es winſelte und flehte: „Gieb, o gieb mir meinen Bart wieder, ſo will ich dir allen Zauber, der dieſes Schloß umfaßt, kund thun, und dir dazu verhelfen, den Zauber zu löſen, ſo daß du dadurch reich und ewig glücklich werden wirſt.“ Der kluge Flötenbläſer aber ſprach: „Deinen Bart ſollſt du wieder haben, doch mußt du mir zuvor Alles dies kund thun, ſonſt biſt du ein Schalk. Und eher gebe ich den Bart nicht aus meinen Händen.“ Da mußte der Alte ſich bequemen, erſt ſein Verſprechen zu erfüllen, ob er es gleich nicht Willens geweſen war, ſondern nur mit Liſt ſeinen Bart wieder an ſich bringen wollte. Der Jüngling mußte ihm nun folgen, durch dunkle geheime Gänge, unterirdiſche Gewölbe und grauliche Felsklüfte, bis ſie endlich auf ein freies Gefilde kamen, das gänzlich ausſah wie eine viel ſchönere Welt als die unſrige. Und an einen Strom kamen ſie, der brauſete wild; doch das Männlein zog einen kleinen Stab hervor und ſchlug ins Waſſer, worauf alſobald die Fluth auseinandertrat und ſtille ſtand, bis beide trockenen Fußes hinüber waren. Drüben war es eine Pracht! — da ging es weiter durch grüne, herrliche Laubgänge, überall Blumen, Vöglein mit Silber- und Goldfedern, die ſangen wunderſam, und glänzende Käfer und

Schmetterlinge gaukelten und tanzten herum, und andere niedliche Thiere ſchäkerten in Büſchen und Hecken; und der Himmel über ihnen ſah nicht blau, ſondern wie pure Goldſtrahlen, und die Sterne waren viel größer und kreiſeten wie in verſchlungenen Tänzen durcheinander.

Der Jüngling ſtaunte; und ſtaunte noch mehr, als er von dem grauen Zwerglein in ein noch weit prachtvolleres Gebäude, als das Wunderſchloß, geführt wurde. Auch hier herrſchte neben aller Herrlichkeit die tiefſte Stille in den Gemächern, und als ſie deren viel durchwandert, kamen ſie in eins, welches ganz mit Schleiern behangen war, wo in der Mitte des Zimmers ein dicht verhülltes Bette ſtand, darüber ein ſchöner Vogelbauer hing mit einem Vöglein, welches gar helle Lieder durch die einſame Stille ſchmetterte. Das graue Männlein hub die Schleier und Hüllen vom Bette und führte den Jüngling näher; dieſer ſah hier auf weichen ſeidenen Kiſſen, die reich mit Goldtroddeln behangen waren, ein gar liebliches Mädchen ſchlafend daliegen, das war ſo ſchön wie ein Engel, hatte ein weißes Kleidchen an und über ihre Bruſt und Schultern wallten die goldnen Locken



herab, und auf dem Haupte blitzte eine demant'ne Krone; aber ein tiefer todtenähnlicher Schlaf hielt die ſanften Züge gefangen, und kein Geräuſch vermochte die holde Schläferin zu erwecken. Da ſprach das Männlein zu dem verwunderten Jüngling: „Siehe hier dieſes ſchlafende Kind! Es iſt eine hohe Prinzeſſin. Dieſes ſchöne Schloß und dieſes geſegnete Land iſt ihr Erbgut, wann ſie erlöſet iſt; aber ſeit Jahrhunderten ſchläft ſie den feſten Zauberſchlaf, und auch ſeit Jahrhunderten fand noch keine menſchliche Seele den Weg, der hierher führt, den nur ich täglich zurücklegte, um dort im Schloß, welches meine Wohnung iſt, zu ſpeiſen, und etwa die goldbegierigen Menſchen, die ſich einfanden, mit einem Gericht Prügel zu bedienen. Ich bin der Wächter über dieſe Schläferin, und mußte ſorgfältig verhüten, daß kein Fremder hier eindringe, und dazu ward mir mein Bart, in welchem ſolche übermäßige Kräfte wohnen, daß auch ich ebenfalls ſeit Jahrhunderten dieſen Zauber zu üben vermag. Doch nun, wo mir der Bart entriſſen, bin ich kraftlos, und muß dieſes überſchwengliche Glück laſſen, welches mit der holden Prinzeſſin erwacht, dir entdecken und überlaſſen. Und ſo ſchicke dich raſch zur Ausführung des Erlöſungswunders. Nimm dieſen Vogel, der über der Prinzeſſin hängt, und der ſie einſt in den Zauberſchlummer geſungen hat, und ſeitdem jene Melodien auch immerfort ſingen mußte, — nimm ihn, ſchlachte ihn, und ſchneide ihm das kleine Herz aus, brenne es dann zu Pulver und gieb dieſes der Prinzeſſin in den Mund, alſobald wird ſie davon erwachen und wird dich beglücken mit Hand und Herz, mit Land und Schloß und allen ihren Schätzen.“ Das Männlein ſchwieg erſchöpft, und der Jüngling ſäumte nicht an das Werk der Erlöſung zu gehen. Schnell und gut wurde alles getreu nach der Angabe des kleinen Alten ausgeführt, und das Pülverlein bereitet. Nach wenigen Minuten, als es der Prinzeſſin gegeben war, ſchlug ſie friſch und lächelnd die Augen auf, und hob ſich vom Lager empor und ſank dem glücklichen Jüngling an die Bruſt, liebkoſete und dankte ihm und nahm ihn zu ihrem Gemahl an. Und in demſelben Moment zog ein Donnern und Krachen durch das Schloß, auf allen Treppen wurde es laut, und in allen Zimmern wurde es geräuſchvoll. Und endlich kam eine Schaar Diener und Dienerinnen mit freundlichen Geſichtern in das Zimmer getreten, in welchem das glückliche Paar weilte und alle freuten ſich, und flogen dann flink und froh in die Küchen und Kellerräume, in Zimmer und Säle und Gänge an ihre Arbeit, und waren alle wie neugeboren.

Das graue Zwerglein aber heiſchte nun ſtreng ſeinen Bart von dem Jüngling, und gedachte immer noch in ſeinem boshaften Herzen dem Glücklichen einen Poſſen zu ſpielen. Denn, wenn ihm der Bart erſt wieder am Kinn ſaß, hatte er Macht, alle Sterbliche zu überwältigen. Allein der kluge Flötenbläſer gebrauchte noch immer Vorſicht mit dem tückiſchen Männlein, er ſprach: „O, deinen Bart ſollſt du wieder haben, ſei nicht bange, ich will ihn dir zum Abſchied überreichen, aber erlaube, daß wir Beide, meine holde Braut und ich, dich eine kleine Strecke begleiten dürfen.“ Das konnte das Männlein nicht verweigern. Sie gingen nun weit durch ſchöne Laubgänge und Blumenbeete mit dem Zwerg, und kamen endlich an das ungeheuer tiefe, rauſchende Waſſer, welches viele viele Meilen weit in der Runde um das Land der Prinzeſſin ſtrömte und gleichſam die Grenzſcheidung bildete. Keine Brücke und kein Nachen war rings vorhanden, worauf Menſchen das jenſeitige Ufer erreichen konnten; auch kein kühner Schwimmer hätte es errungen, denn die Wellenfluth war zu toſend und wild. Da ſprach der Jüngling zu dem Männlein: „Gieb mir deinen Stab, auf daß ich dir diesmal noch zur Ehre das Waſſer auseinander ſcheide.“ Und das Männlein mußte gehorchen, weil es ſeine Bartkräfte noch nicht wieder hatte, und dachte auch im Stillen noch in hämiſcher Freude: wenn er mir drüben über dem Waſſer, den Bart überreicht, ſo bekomme ich ihn doch in meine Gewalt, nehme ihn dann den Stab wieder ab, und Beide können ihr wunderſchönes Land nie betreten. Aber nicht alſo gingen des Zwerges boshafte Gedanken aus. Der kluge, glückliche Jüngling ſchlug mit dem Stab ins Waſſer, es theilte ſich behende und ſtand ſtille, und der Zwerg ging voran und ging hinüber, und ſchnell hinter ihm brauſete die Fluth zuſammen; aber der Jüngling war mit ſeiner lieben Braut am andern Ufer zurückgeblieben, er behielt den

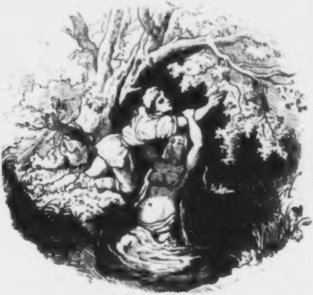
Zauberſtab und ſchleuderte nur den Bart über's Waſſer hinüber, ſo daß ihn der Zwerg drüben auffing, und ſich ihn wieder anſetzte; und ſo ward der Alte doch um ſeinen Zauberſtab betrogen, und durfte hinfort nimmer wieder das herrliche Gebiet betreten. Und der glückliche Jüngling kehrte zurück ins Schloß mit ſeiner Holden, zu ſteter Freude und Glückſeligkeit; und keine Sehnſucht kam ihn in ſein Herz, je wieder zu ſeinen Kameraden zurückzukehren. Die ſaßen lange im Wirthshaus, und als jener nicht wieder kam, ſprachen ſie: „Der iſt flöten gegangen," — und das iſt hernach zum Sprichwort geworden, wenn Einer oder eine Sache abhanden und nicht wieder kommt.

Der Müller und die Nixe.

Es war einmal ein Müller, der war reich an Geld und Gut und führte mit ſeiner Frau ein vergnügtes Leben. Aber Unglück kommt über Nacht; der Müller wurde arm und konnte zuletzt kaum noch die Mühle, in der er ſaß ſein eigen nennen. Da ging er am Tage voll Kummer umher, und wenn er Abends ſich niederlegte, fand er keine Ruhe, ſondern verwachte die ganze Nacht in traurigen Gedanken. Eines Morgens ſtand er früh vor Tage auf und ging ins Freie; er dachte es ſollte ihm leichter ums Herz werden. Als er nun auf dem Damme an ſeinem Mühlteiche ſorgenvoll auf und nieder ging, hörte er es auf einmal in dem Weiher rauſchen, und als er hinſah, da ſtieg eine weiße Frau daraus empor. Da erkannte er, daß es die Nixe des Weihers ſein müſſe und vor großer Furcht wußte er nicht, ob er davon gehen, oder ſtehen bleiben ſollte. Indem er ſo zauderte, erhob die Nixe ihre Stimme, nannte ihn bei Namen und fragte ihn, warum er ſo traurig wäre? Als der Müller die freundlichen Worte hörte, faßte er ſich ein Herz und erzählte ihr, wie er ſonſt ſo reich und glückſelig geweſen wäre und jetzt ſei er ſo arm, daß er ſich vor Noth und Sorgen nicht zu rathen wiſſe. Da redete ihm die Nixe mit tröſtlichen Worten zu und verſprach ihm, ſie wolle ihn noch reicher machen, als er je geweſen ſei, wenn er ihr dagegen das gebe, was eben in ſeinem Hauſe jung geworden ſei. Der Müller dachte, ſie wolle ein Junges von ſeinem Hunde oder ſeiner Katze haben, ſagte ihr alſo zu, was ſie verlangte und eilte gutes Muthes nach ſeiner Mühle. Aus der Hausthür trat ihm ſeine Magd mit freudiger Geberde entgegen und rief ihm zu, ſeine Frau habe ſo eben einen Knaben geboren. Da ſtand nun der Müller und konnte ſich über die Geburt ſeines Kindes, die er nicht ſo bald erwartet hatte, nicht freuen. Traurig ging er ins Haus und erzählte ſeiner Frau und ſeinen Verwandten, die herbei kamen, was er der Nixe gelobet hatte. „Mag doch alles Glück, das ſie mir verſprochen hat, verfliegen" ſprach er, „wenn ich nur mein Kind retten kann." Aber Niemand wußte andern Rath, als daß man das Kind ſorgfältig in Acht nehmen müſſe, damit es niemals dem Weiher zu nahe käme.

Der Knabe wuchs fröhlich auf und unterdeſſen kam der Müller nach und nach zu Geld und Gut, und es dauerte nicht lange, ſo war er reicher als er je geweſen war. Aber er konnte ſich ſeines Glückes nicht recht freuen, da er immer ſeines Gelübdes gedachte und fürchtete, die Nixe werde über kurz oder lang auf die Erfüllung dringen. Aber Jahr auf Jahr verging, der Knabe wurde groß und lernte die Jägerei, und weil er ein ſchmucker Jäger war, nahm ihn der Herr des Dorfes in ſeinen Dienſt, und der Jäger freite ſich ein junges Weib und lebte friedlich und in Freuden.

Einſtmals verfolgte er auf der Jagd einen Haſen, der endlich auf das freie Feld ausbog. Der Jäger ſetzte ihm eifrig nach und ſtreckte ihn mit einem Schuſſe nieder. Sogleich machte er ſich ans Ausweiden und achtete nicht darauf, daß er ſich in der Nähe des Weihers befand, vor dem er ſich von Kind auf hatte hüten müſſen. Mit dem Ausweiden war er bald fertig und ging nun an das Waſſer, um ſeine blutigen Hände zu waſchen. Kaum hatte er ſie in den Weiher getaucht, als die Nixe emporſtieg, ihn mit naſſen Armen umſing und ihn mit ſich hinabzog, daß die Wellen über ihm zuſammenſchlugen.



Als der Jäger nicht heimkehrte, gerieth ſeine Frau in große Angſt, und als man nach ihm ſuchte und am Mühlteiche ſeine Jagdtaſche liegen fand, da zweifelte ſie nicht mehr daran, wie es ihm ergangen ſei. Ohne Raſt und Ruhe irrte ſie an dem Weiher umher und rief wehklagend Tag und Nacht ihren Mann. Endlich fiel ſie vor Müdigkeit in einen Schlaf, darinnen es ihr träumte, wie ſie durch eine blühende Flur zu einer Hütte wanderte, worin eine Zauberin wohnte, die ihr ihren Mann wieder zu ſchaffen verſprach. Als ſie am Morgen erwachte, beſchloß ſie der Eingebung zu folgen und die Zauberin aufzuſuchen. So wanderte ſie aus und kam bald zur blühenden Flur und dann zu der Hütte, worin die Zauberin wohnte. Sie erzählte ihren Kummer und daß ein Traum ihr Rath und Hilfe von ihr verſprochen habe. Die Zauberin gab ihr zum Beſcheid: ſie ſolle beim Vollmond an den Weiher gehen und dort mit einem goldnen Kamme ihre ſchwarzen Haare ſtrählen und dann den Kamm ans Ufer legen. Die junge Jägersfrau beſchenkte die Zauberin reichlich und begab ſich auf den Heimweg.

Die Zeit bis zum Vollmonde verging ihr langſam; als es aber endlich Vollmond war, ging ſie zum Weiher und ſtrählte ſich mit einem goldnen Kamme ihre ſchwarzen Haare und als ſie fertig war, legte ſie den goldnen Kamm am Ufer nieder und ſah dann ungeduldig in das Waſſer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte den goldnen Kamm vom Ufer und es dauerte nicht lange, ſo erhob ihr Mann den Kopf aus dem Waſſer und ſah ſie traurig an. Aber bald kam wiederum eine Welle gerauſcht und der Kopf verſank, ohne ein Wort geſprochen zu haben. Der Weiher lag wieder ruhig wie zuvor und glänzte im Mondſcheine und die Jägersfrau war um nichts beſſer daran als vorher.

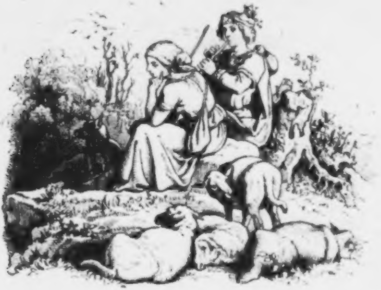
Troſtlos durchwachte ſie Tage und Nächte, bis ſie wieder ermüdet in Schlaf ſank, und derſelbe Traum, der ſie an die Zauberin gewieſen hatte, wieder über ſie kam. Abermals ging ſie am Morgen nach der blühenden Flur und nach der Hütte und klagte der Zauberin ihren Kummer. Die Alte gab ihr zum Beſcheid: ſie ſolle beim Vollmond an den Weiher gehen, auf einer goldnen Flöte blaſen und dann die Flöte an das Ufer legen.

Als es Vollmond geworden war, ging die Jägersfrau zum Weiher, blies auf einer goldnen Flöte und legte ſie dann ans Ufer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte die Flöte vom Ufer und bald erhob der Jäger den Kopf über das Waſſer und tauchte immer höher empor, bis über die Bruſt, und breitete ſeine Arme nach ſeiner Frau aus. Da kam wieder eine rauſchende Welle und zog ihn in die Tiefe zurück. Die Jägersfrau hatte voller Freude und Hoffnung am Ufer geſtanden und verſank in tiefen Gram, als ſie ihren Mann in dem Waſſer verſchwinden ſah.

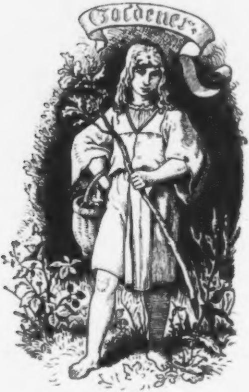
Aber zum Troſte erſchien ihr wiederum der Traum, der ſie zu der blühenden Flur und zu der Hütte der Zauberin verwies. Die Alte gab diesmal den Beſcheid: ſie ſolle, ſobald es Vollmond ſein werde, an den Weiher gehen, dort auf einem goldnen Rädchen ſpinnen und dann das Rädchen ans Ufer ſtellen. Als der Vollmond kam, befolgte die Jägersfrau das Geheiß, ging an den Weiher, ſetzte ſich nieder und ſpann auf einem goldenen Rädchen und ſtellte dann das Rädchen ans Ufer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte das goldne Rad vom Ufer, und bald erhob der Jäger den Kopf über das Waſſer und tauchte immer höher empor, bis er endlich an das Ufer ſtieg und ſeiner Frau um den Hals ſiel. Da fing das Waſſer an zu rauſchen und zu brauſen und überſchwemmte das Ufer weit und breit und riß beide, wie ſie ſich umfaßt hielten, mit ſich hinab. In ihrer Herzensangſt rief die Jägerin den Beiſtand der Alten an und auf einmal war die Jägerin in eine Kröte und der Jäger in einen Froſch verwandelt. Aber ſie konnten nicht beiſammen bleiben, das Waſſer riß ſie nach verſchiedenen Seiten hin, und als die Ueberſchwemmung vergangen war, da waren zwar beide wieder zu Menſchen geworden, aber der Jäger und die Jägerin waren jedes in einer fremden Gegend und ſie wußten nichts von einander.

Der Jäger entſchloß ſich als Schäfer zu leben, und auch die Jägerin ward eine Schäferin. So hüteten ſie lange Jahre ihre Heerden, eines vom andern entfernt.

Einſtmals aber trug es ſich zu, daß der Schäfer dahin kam, wo die Schäferin lebte. Die Gegend gefiel ihm und er ſah, daß ſie recht fruchtbar gelegen ſei zur Weide ſeiner Heerde. Er brachte alſo ſeine Schaafe dorthin und hütete ſie wie zuvor. Schäfer und Schäferin wurden gute Freunde, aber ſie erkannten einander nicht.



An einem Abende aber ſaßen ſie im Vollmond bei einander, ließen ihre Heerden graſen und der Schäfer blies auf ſeiner Flöte. Da gedachte die Schäferin jenes Abends, wo ſie am Weiher bei Vollmond auf der goldenen Flöte geblaſen; ſie konnte ſich nicht länger halten und brach in lautes Weinen aus. Der Schäfer fragte ſie, was ſie ſo weine und klage? — bis ſie ihm erzählte, was ihr alles widerfahren ſei. Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Schäfers, er erkannte ſeine Jägerin und gab ſich ihr zu erkennen. Nun kehrten ſie fröhlich in ihre Heimath zurück und lebten zuſammen ungeſtört und in Frieden.

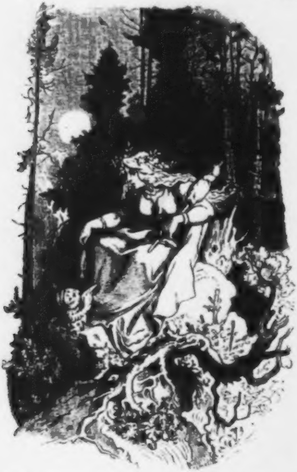


Goldener.

Vor langen Jahren hat einmal in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte ſich ein breternes Häuschen mitten im Wald erbaut, darin wohnte er mit ſeinem Weib und ſechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hauſe war ein Ziehbrunnen und Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh fütterte, ſo gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den jüngſten Knaben riefen die Aeltern nur: „Goldener,“ denn ſeine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngſte, ſo war er doch der ſtärkſte von allen und auch der größte. So oft die Kinder hinaus in die Flur gingen, ſo ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keins gehen, denn jedes fürchtete ſich, zuerſt auf ein Abenteuer zu ſtoßen; ging aber Goldener voran, ſo folgten ſie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelſte Dickicht, und wenn auch ſchon der Mond über dem Gebirge ſtand.

Eines Abends ergötzten ſich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und Goldener hatte ſich vor allen ſo ſehr im Spiele ereifert, daß er ſo hell ausſah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurückgehen!“ ſprach der Aelteſte — „es ſcheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ ſprach der Zweite. Da kam es auf einmal licht zwiſchen den dunklen Tannen hervor und eine Frauengeſtalt, leuchtend wie der Mond, ſetzte ſich auf einen der mooſigen Steine,



ſpann mit einer kryſtallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und ſang:

„Der weiße Fiſch, die goldne Roſ', Die Königin im Meeresſchooß!“

Sie hätte wohl noch weiter geſungen, da brach ihr der Faden und ſie erloſch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grauſen, ſie ſprangen mit kläglichem Geſchrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felſen und Klüfte, und verlor eins das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte auch Goldener in dem dicken Wald umher, fand aber weder einen ſeiner Brüder, noch die Hütte ſeines Vaters, noch ſonſt die

Spur eines Menſchen, denn es war der Wald gar dicht verwachſen, ein Berg über den andern geſtellt und eine Kluft unter die andere.

Die Brombeeren, welche überall herumrankten, ſtillten ſeinen Hunger und ſeinen Durſt, ſonſt wär' er gar jämmerlich geſtorben. Endlich am dritten Tage — Andere ſagen gar erſt am ſechſten oder ſiebenten Tage — wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener zuletzt hinaus auf eine ſchöne grüne Wieſe.

Da war es ihm ſo leicht um das Herz und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derſelben Wieſe waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelſteller, der fing Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug ſie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Burſche iſt mir gerade von nöthen,“ dachte der Vogelſteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wieſe nah' an den Garnen ſtand und in den weiten blauen Himmel hineinſah und ſich nicht ſatt ſehen konnte.

Der Vogelſteller wollte ſich einen Spaß machen, er zog ſeine Garne und huſch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne ganz erſtaunt, denn er wußte nicht, wie das geſchehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen“ — ſprach der Vogelſteller laut lachend, — „deine rothen Federn ſind mir eben recht. Du biſt wohl ein verſchlagener Fuchs? Bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!“

Goldener war gleich dabei, ihm däuchte unter den Vögeln ein gar luſtig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

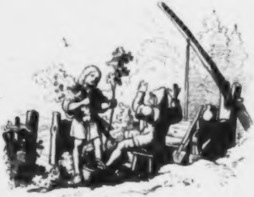
„Laß erproben, was du gelernt haſt,“ ſprach der Vogelſteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem erſten Zuge fing er einen ſchneeweißen Finken.

„Packe dich mit dieſem weißen Finken!“ ſchrie der Vogelſteller, — „du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft von der Wieſe, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünſchungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelſtellers nicht begreifen, er ging traurig, doch getroſt, wieder in den Wald zurück und nahm ſich noch einmal vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen. Tag und Nacht lief er über Felſenſteine und alte gefallene Baumſtämme, fiel auch gar oft über die ſchwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald endlich wieder heller, und da kam er hinaus in einen ſchönen lichten Garten, der war voll der lieblichſten Blumen und weil Goldener dergleichen noch keine erblickt, blieb er voll Bewunderung ſtehen. Der Gärtner im Garten erblickte ihn nicht ſobald, — denn Goldener ſtand unter den Sonnenblumen und ſeine Haare glänzten im Sonnenſchein nicht anders, als ſo eine Blume — als er ſprach: „Ha! ſolch einen Burſchen hab' ich gerade von nöthen!“ und das Thor des Gartens ſchloß. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal da er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald!“ ſprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Roſenſtock, damit ich zahme Roſen darauf pflanze!“ Goldener ging und kam mit einem Stock der ſchönſten goldfarbenen Roſen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte ſie der geſchickteſte Goldſchmied für die Tafel eines Königs geſchmiedet.



„Packe dich mit dieſen goldnen Roſen!“ ſchrie der Gärtner, — „du haſt es mit dem Böſen zu thun,“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft aus dem Garten, indem er die goldenen Roſen unter vielen Verwünſchungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, doch ging er getroſt wieder in den Wald zurück und nahm ſich nochmals vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen.

Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tage endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus in das blaue Meer; das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne ſpiegelte ſich eben in der kryſtallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf ſchwammen ſchön geſchmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln. Einige Fiſcher hielten in einer zierlichen Barke am Ufer, in die trat Goldener und ſah mit Erſtaunen in die Helle hinaus.

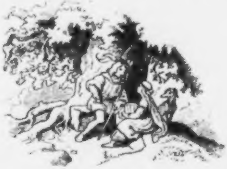
„Ein ſolcher Burſch iſt uns gerade von nöthen,“ ſprachen die Fiſcher, und huſch ſtießen ſie vom Lande. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, ſeines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fiſcher warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß ſehen, ob du glücklicher biſt!“ ſprach ein alter Fiſcher mit ſilbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeſchickten Händen ſenkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fiſchte — eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!“ — rief der alte Fiſcher und fiel Goldener zu Füßen, — „ich begrüße dich als unſern König! Vor hundert Jahren verſenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, ſterbend ſeine Krone in das Meer, und ſo lange, bis irgend einem Glücklichen das Schickſal beſtimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, ſollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“

„Heil unſerm König!“ riefen die Fiſcher und ſetzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erſchell bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldne Fläche bald mit bunten Nachen beſetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; dieſe begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener ſtand. Er ſtand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs und ſah ruhig der Sonne zu, wie ſie im Meer erloſch. Im Abendwinde wehten ſeine goldnen Locken.

Siebenſchön.

Es waren einmal in einem Dorfe ein paar arme Leute, die hatten ein kleines Häuschen und nur eine einzige Tochter, die war wunderſchön und gut über alle Maßen. Sie arbeitete, ſegte, wuſch, ſpann und nähte für ſieben, und war ſo ſchön wie ſieben zuſammen, darum ward ſie Siebenſchön geheißen. Aber weil ſie ob ihrer Schönheit immer von den Leuten angeſtaunt wurde, ſchämte ſie ſich, und nahm Sonntags, wenn ſie in die Kirche ging — denn Siebenſchön war auch frömmer wie ſieben andre, und das war ihre größte Schönheit, — einen Schleier vor ihr Geſicht. So ſah ſie einſtens der Königsſohn, und hatte ſeine Freude über ihre edle Geſtalt, ihren herrlichen Wuchs, ſo ſchlank wie eine junge Tanne, aber es war ihm leid, daß er vor dem Schleier nicht auch ihr Geſicht ſah, und fragte ſeiner Diener einen: „Wie kommt es, daß wir Siebenſchöns Geſicht nicht ſehen?“ — „Das kommt daher“ — antwortete der Diener: „weil Siebenſchön ſo ſittſam iſt.“ Darauf ſagte der Königsſohn: „Iſt Siebenſchön ſo ſittſam zu ihrer Schönheit, ſo will ich ſie lieben mein lebenlang und will ſie heirathen. Gehe du hin und bringe ihr dieſen goldnen Ring von mir und ſage ihr, ich habe mit ihr zu reden, ſie ſolle Abends zu der großen Eiche kommen.“ Der Diener that wie ihm befohlen war, und Siebenſchön glaubte, der Königsſohn wolle ein Stück Arbeit bei ihr beſtellen, ging daher zur großen Eiche und da ſagte ihr der Prinz, daß er ſie lieb habe um ihrer großen Sittſamkeit und Tugend Willen, und ſie zur Frau nehmen wolle; Siebenſchön aber ſagte: „Ich bin ein armes Mädchen und du biſt ein reicher Prinz, dein Vater würde ſehr böſe werden, wenn du mich wollteſt zur Frau nehmen. Der



Prinz drang aber noch mehr in ſie, und da ſagte ſie endlich, ſie wolle ſich's bedenken, er ſolle ihr ein paar Tage Bedenkzeit gönnen. Der Königsſohn konnte aber unmöglich ein paar Tage warten, er ſchickte ſchon am folgenden Tage Siebenſchön ein Paar ſilberne Schuhe und ließ ſie bitten, noch einmal unter die große Eiche zu kommen. Da ſie nun kam, ſo fragte er ſchon, ob ſie ſich beſonnen habe? ſie aber ſagte, ſie habe noch keine Zeit gehabt ſich zu beſinnen, es gebe im Haushalt gar viel zu thun, und ſie ſei ja doch ein armes Mädchen und er ein reicher Prinz, und ſein Vater werde ſehr böſe werden, wenn er, der Prinz, ſie zur Frau nehmen wolle. Aber der Prinz bat von neuem und immermehr, bis Siebenſchön verſprach, ſich gewiß zu bedenken und ihren Eltern zu ſagen, was der Prinz im Willen habe. Als der folgende Tag kam, da ſchickte der Königsſohn ihr ein Kleid das war ganz von Goldſtoff, und ließ ſie abermals zu der Eiche bitten. Aber als nun Siebenſchön dahin kam, und der Prinz wieder fragte, da mußte ſie wieder ſagen und klagen, daß ſie abermals gar zu viel und den ganzen Tag zu thun gehabt, und keine Zeit zum bedenken, und daß ſie mit ihren Eltern von dieſer Sache auch noch nicht habe reden können, und wiederholte auch noch einmal, was ſie dem Prinzen ſchon zweimal geſagt hatte, daß ſie arm, er aber reich ſei, und daß er ſeinen Vater nur erzürnen werde. Aber der Prinz ſagte ihr, das alles habe nichts auf ſich, ſie ſolle nur ſeine Frau werden, ſo werde ſie ſpäter auch Königin, und da ſie ſah, wie aufrichtig der Prinz mit ihr es meinte, ſo ſagte ſie endlich ja, und kam nun jeden Abend zu der Eiche und zu dem Königsſohne — auch ſollte der König noch nichts davon erfahren. Aber da war am Hofe eine alte häßliche Hofmeiſterin, die lauerte dem Königsſohn auf, kam hinter ſein Geheimniß und ſagte es dem Könige an. Der König ergrimmte, ſandte Diener aus und ließ das Häuschen, worin Siebenſchöns Aeltern wohnten, in Brand ſtecken, damit ſie darin anbrenne. Sie that dieß aber nicht, ſie ſprang als ſie das Feuer merkte heraus und alsbald in einen leeren Brunnen hinein, ihre Aeltern aber, die armen alten Leute verbrannten in dem Häuschen.

Da ſaß nun Siebenſchön drunten im Brunnen und grämte ſich und weinte ſehr, konnt's aber zuletzt doch nicht auf die Länge drunten im Brunnen aushalten, krabbelte heraus, fand im Schutt des Häuschens noch etwas Brauchbares, machte es zu Geld und kaufte dafür Mannskleider, ging als ein friſcher Bub an des Königs Hof und bot ſich zu einem Bedienten an. Der König fragte den jungen Diener nach dem Namen, da erhielt er die Antwort: „Unglück!“ und dem König gefiel der junge Diener alſo wohl, daß er ihn gleich annahm, und auch bald vor allen andern Dienern gut leiden konnte.

Als der Königsſohn erfuhr, daß Siebenſchöns Häuschen verbrannt war, wurde er ſehr traurig, glaubte nicht anders, als Siebenſchön ſei mit verbrannt, und der König glaubte das auch, und wollte haben, daß ſein Sohn nun endlich eine Prinzeſſin heirathe, und mußte dieſer nun eines benachbarten Königs Tochter freien. Da mußte auch der ganze Hof und die ganze Dienerſchaft mit zur Hochzeit ziehen, und für Unglück war das am traurigſten, es lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Er ritt auch mit hintennach der Letzte im Zuge, und ſang wehklagend mit klarer Stimme:

„Siebenſchön war ich genannt,
Unglück iſt mir jetzt bekannt.“

Das hörte der Prinz von weitem, und fiel ihm auf und hielt und fragte: „Ei wer ſingt doch da ſo ſchön?“ — „Es wird wohl mein Bedienter, der Unglück ſein,“ antwortete der König: „den ich zum Diener angenommen habe. Da hörten ſie noch einmal den Geſang:

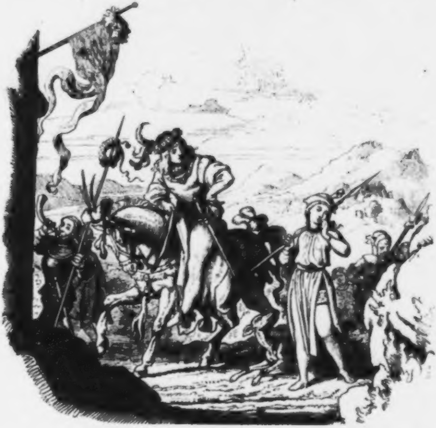
„Siebenſchön war ich genannt, Unglück iſt mir jetzt bekannt.“

Da fragte der Prinz noch einmal, ob das wirklich Niemand anders ſei, als des Königs Diener? und der König ſagte er wiſſe es nicht anders.

Als nun der Zug ganz nahe an das Schloß der neuen Braut kam, erklang noch einmal die ſchöne klare Stimme:

„Siebenſchön war ich genannt, Unglück iſt mir jetzt bekannt.“

Jetzt wartete der Prinz keinen Augenblick länger, er ſpornte ſein Pferd und ritt wie ein Offizier längs des ganzen Zugs in geſtrecktem Galopp hin, bis er an Unglück kam, und Siebenſchön erkannte. Da nickte er ihr freundlich zu und jagte wieder an die Spitze des Zuges, und zog in das Schloß ein. Da nun alle Gäſte und alles Gefolge im großen Saal verſammelt war und die Verlobung vor ſich

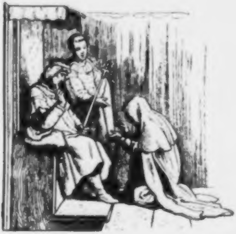


geben ſollte, ſo ſagte der Prinz zu ſeinem künftigen Schwiegervater: „Herr König, ehe ich mit Eurer Prinzeſſin Tochter mich feierlich verlobe, wollet mir erſt ein kleines Räthſel löſen. Ich beſitze einen ſchönen Schrank, dazu verlor ich vor einiger Zeit den Schlüſſel, kaufte mir alſo einen neuen; bald darauf fand ich den alten wieder, jetzt ſaget mir Herr König, weſſen Schlüſſel ich mich bedienen ſoll?“ — „Ei natürlich des alten wieder!“ antwortete der König „das Alte ſoll man in Ehren halten, und es über Neuem nicht hintanſetzen.“ — „Ganz wohl Herr König“ antwortete nun der Prinz, „ſo zürnt mir nicht, wenn ich eure Prinzeſſin Tochter nicht freien kann, ſie iſt der neue Schlüſſel, und dort ſteht der alte.“ Und nahm Siebenſchön an der Hand und führte ſie zu ſeinem Vater, indem er ſagte: „Siehe Vater, das iſt meine Braut.“ Aber der alte König rief ganz erſtaunt und erſchrokken aus: „Ach lieber Sohn, das iſt ja Unglück, mein Diener! — Und viele Hofleute ſchrieen: „Herr Gott, das iſt ja ein Unglück!“ — „Nein!“ ſagte der Königsſohn. „Hier iſt gar kein Unglück, ſondern hier iſt Siebenſchön, meine liebe Braut.“ Und nahm Urlaub von der Verſammlung und führte Siebenſchön als Herrin und Frau auf ſein ſchönſtes Schloß.

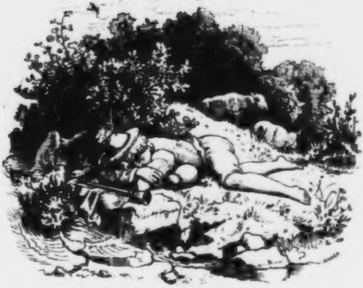
Des Königs Münſter.

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münſter zur Ehre und zum Lobe Gottes und durfte Niemand zu dieſem Bau einen Heller beiſteuern, nach des Königs ausdrücklichem Gebot, ſondern er wollte es ganz aus dem eignen Schatz erbauen. Und ſo geſchah es auch und das Münſter war vollendet, ſchön und würdig, mit aller Pracht und aller Zier. Und da ließ der König eine große marmorne Tafel zurichten, in dieſe ließ er mit goldnen Buchſtaben eine Schrift graben, daß er, der König, allein den Dom erbaut habe, und Niemand habe dazu beigeſteuert. Aber als die Tafel einen Tag und eine Nacht lang aufgerichtet war, ſo war in der Nacht die Schrift verändert, und ſtatt des Königs Namen ſtand ein anderer Name darauf, und zwar der Name einer armen Frau, ſo daß es nun lautete, als habe ſie das ganze prächtige Münſter erbaut. Das verdroß den König mächtig; er ließ den Namen austilgen, und den ſeinigen wieder einſchreiben. Aber über Nacht ſtand wieder der Name jener armen Frau auf der Tafel, und Jedermann las, daß ſie des Münſters Stifterin ſei. Und zum dritten Male ward des Königs Name auf die Tafel geſchrieben, und zum dritten Male verſchwand er, und jener kam zum Vorſchein. Da merkte der König, daß hier Gottes Finger ſchreibe, demüthigte ſich, und ließ nach der Frau forſchen und ſie vor ſeinen Thron heiſchen. Voll Angſt und erſchrocken trat ſie vor den König, der ſprach zu ihr: „Frau, es geben ſich wunderliche Dinge, ſage mir bei Gott und deinem Leben die Wahrheit! Haſt du mein Gebot nicht vernommen, daß Niemand zu dem Münſter geben ſolle? Oder haſt du doch dazu gegeben?“

Da ſiel das Weib dem Könige zu Füßen und ſprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will alles auf deine Gnade bekennen! Ich bin ein ganz armes Weib; ich muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht ertödtet, und da hatte ich doch ein Hellerlein erübrigt, das mocht' ich garzugerne darbringen zu deinem Tempelbau und Gott zu Ehren, aber ich fürchtete, o Herr, deinen Bann und deine harte Bedräunung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündelein Heu, das ſtreute ich auf die Straße den Ochſen hin, welche die Steine zu deinem Münſter zogen, und ſie fraßen es. So that ich nach meinem Willen und ohne dein Gebot zu verletzen.“

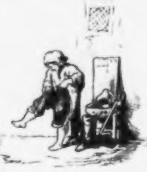


Da ward der König mächtiglich bewegt von der Frauen Rede, und ſah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt und ihn als höheres Opfer angenommen, wie des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich und nahm ſich die Strafe ſeiner Eitelkeit wohl zu Herzen.



Des kleinen Hirten Glückstraum.

Es war einmal ein ſehr armer Bauersmann, der war in einem Dörflein Hirte, und das ſchon ſeit vielen Jahren. Seine Familie war klein, er hatte ein Weib und nur ein einziges Kind, einen Knaben. Doch dieſen hatte er ſehr frühzeitig mit hinaus auf die Weide genommen und ihm die Pflichten eines treuen Hirten eingeprägt, und ſo konnte er, als nur einigermaßen der Knabe herangewachſen war, ſich ganz auf denſelben verlaſſen, konnte ihm die Heerde allein anvertrauen, und konnte unterdeſſen daheim noch einige Dreier mit Körbeflechten verdienen. Der kleine Hirte trieb ſeine Heerde munter hinaus auf die Triften und Raine; er pfiff oder ſang manch helles Liedlein, und ließ dazwiſchen gar laut ſeine Hirtenpeitſche knallen; dabei wurde ihm keine Zeit lang. Des Mittags lagerte er ſich gemächlich neben ſeine Heerde, aß ſein Brod und trank aus der Quelle dazu, und dann ſchlief er auch wohl ein Weilchen, bis es Zeit war weiter zu treiben. Eines Tages hatte ſich der kleine Hirte unter einen ſchattigen Baum zur Mittagsruhe gelagert, ſchlief ein und träumte einen gar wunderlichen Traum: Er reiſe fort, gar unendlich weit fort, — ein lautes Klingen, wie wenn unaufhörlich eine Maſſe Münzen zu Boden fielen — ein Donnern, wie wenn unaufhörliche Schüſſe knallten — eine endloſe Schaar Soldaten, mit Waffen und in blitzenden Rüſtungen — das alles umkreiſete, umſchwirrte, umtoſete ihn. Dabei wanderte er immer zu und ſtieg immer bergan, bis er endlich oben auf der Höhe war, wo ein Thron aufgebaut war, darauf er ſich ſetzte, und neben ihm war noch ein Platz, auf dem ein ſchönes Weib, welches plötzlich erſchien, ſich niederließ. Nun richtete ſich im Traum der kleine Hirte empor, und ſprach ganz ernſt und feierlich: „Ich bin König von Spanien.“ Aber in demſelben Augenblick wachte er auf. Nachdenklich über ſeinen ſonderbaren Traum trieb der Kleine ſeine Heerde weiter, und des Abends erzählte er daheim ſeinen Aeltern, die vor der Thüre ſaßen und Weiden ſchnitzten, und wo er ihnen auch half, — ſeinen wunderlichen Traum, und ſprach zum Schluß: „Wahrlich, wenn ich noch einmal ſo träume, gehe ich fort nach Spanien, und will doch einmal ſehen, ob ich nicht König werde!“ — „Dummer Junge,“ murmelte der alte Vater: „dich macht man zum König, laß dich nicht auslachen!“ Und ſeine Mutter kicherte weidlich, und klatſchte in die Hände, und wiederholte ganz verwundert: „König von Spanien, König von Spanien!“ — Am andern Tag zu Mittag lag der kleine Hirte zeitig unter jenem Baume, und o Wunder! derſelbe Traum umfing wieder ſeine Sinne. Kaum hielt es ihn bis zum Abend auf der Huth, er wäre gern nach Hauſe gelaufen, und wäre aufgebrochen zur Reiſe nach Spanien. Als er endlich heimtrieb, verkündete er ſeinen abermaligen Traum, und ſprach: „Wenn mich aber noch einmal ſo träumt, ſo gehe ich auf der Stelle fort, gleich auf der Stelle.“ — Am dritten Tage lagerte er ſich denn wieder unter jenen Baum, und ganz derſelbe Traum kam zum dritten Male wieder. Der Knabe richtete ſich im Traume empor und ſprach: „Ich bin König von Spanien,“ und darüber erwachte er wieder, raffte aber auch ſogleich Hut und Peitſche und Brodſäcklein von dem Lager auf, trieb die Heerde zuſammen und geraden Wegs nach dem Dorfe zu. Da fingen die Leute an mit ihm zu zanken, daß er ſobald und ſo lange vor der Veſperzeit eintreibe, aber der Knabe war ſo begeiſtert, daß er nicht auf das Schelten der Nachbarn und der eignen Aeltern hörte, ſondern ſeine wenigen Kleidungsſtücke, die er des Sonntags trug, in einen Bündel ſchnürte, denſelben an ein Nußholzſtöcklein hing, über die Achſel nahm und ſo mir nichts dir nichts fortwanderte. Gar flüchtig war der Knabe auf den Beinen; er lief ſo raſch, als ſollte er noch vor Nachts in Spanien eintreffen. Doch erreichte er nur an dieſem Tage einen Wald, nirgends war ein Dorf oder ein einzelnes Haus; und er beſchloß, in dieſem Wald in einem dichten Buſch ſein Nachtlager zu ſuchen. Kaum hatte er aber zur Ruhe ſich niedergelegt und war entſchlummert, als ein Geräuſch ihn wieder erweckte: es zog eine Schaar Männer in lautem Geſpräch an dem Buſch vorüber, in welchen er ſich gebettet. Leiſe machte der Knabe ſich hervor und ging den Männern in einer kleinen Entfernung nach, und dachte, vielleicht findeſt du doch noch eine Herberge; wo dieſe Männer heute ſchlafen, kannſt du gewiß auch ſchlafen. — Gar nicht lange waren ſie weiter gewandert, als ein ziemlich anſehnliches Haus vor ihnen ſtand, aber ſo recht mitten im dunkeln Wald. Die Männer klopften an, es wurde aufgethan und neben den Männern ſchlüpfte auch der Hirtenknabe mit hinein in das Haus. Drinnen öffnete ſich wieder eine Thüre, und alle traten in ein großes, ſehr ſpärlich erhelltes Zimmer, wo auf dem Fußboden umher viele Strohbunde, Betten und Deckbetten lagen, die zum Nachtlager der Männer bereit gehalten ſchienen. Der kleine Hirtenbub verkroch ſich ſchnell unter einen Strohhaufen, welcher nahe an der Thüre aufgeſchichtet war, und lauſchte nun auf alles, was er nur aus ſeinem Verſteck hören und wahrnehmen konnte. Bald kam er dahinter, denn er war ohnehin klug und aufgeweckt, daß dieſe Männerſchaar eine Räuberbande ſei, deren Hauptmann der Herr dieſes Hauſes war. Dieſer beſtieg, als die neu angelangten Mitglieder der Bande ſich hingelagert hatten, einen etwas erhöhten Sitz und ſprach mit tiefer Baßſtimme: „Meine braven Genoſſen, thut mir Bericht von eurem heutigen Tagewerk, wo ihr eingeſprochen ſeid, und was ihr erbeutet habt!“ Da richtete ſich zuerſt ein langer Mann mit kohlſchwarzem Bart empor, und antwortete: „Mein lieber Hauptmann, ich habe heute früh einen reichen Edelmann ſeiner ledernen Hoſe beraubt, dieſe hat zwei Taſchen, und ſo oft man ſie unterſt oberſt kehrt und tüchtig ſchüttelt, ſo oft fällt ein Häuflein Ducaten heraus auf den Boden.“ — „Das klingt ſehr gut!“ ſprach der Hauptmann. Ein anderer der Männer trat auf und berichtete: „Ich habe heute einem General ſeinen dreieckigen Hut geſtohlen; dieſer Hut hat die Eigenſchaft, wenn man ihn auf dem Kopf dreht, daß unaufhörlich aus den drei Ecken Schüſſe knallen.“ — „Das läßt ſich hören!“ ſprach der Hauptmann wieder. Und ein dritter richtete ſich auf und ſprach: „Ich habe einen Ritter ſeines Schwertes beraubt; ſo man daſſelbe mit der Spitze in die Erde ſtößt, erſteht augenblicklich ein Regiment Soldaten.“ — „Eine tapfre That!“ belobte der Hauptmann. Ein vierter Räuber erhob ſich nun und begann: „Ich habe einem ſchlafenden Reiſenden ſeine Stiefeln abgezogen, und wenn man dieſe anzieht, legt man mit jedem Schritt ſieben Meilen zurück.“ — „Raſche That lobe ich!“ ſprach der Hauptmann zufrieden, hänget eure Beute an die Wand, und dann eſſet und trinket und ſchlafet wohl.“ Somit verließ er das Schlafzimmer der Räuber; dieſe zechten noch weidlich und fielen dann in feſten Schlaf. Als alles ſtille und ruhig war, und die Männer alleſammt ſchliefen, machte ſich der kleine Hirte hervor, zog die ledernen Hoſen an, ſetzte den Hut auf, gürtete das Schwert um, fuhr in die Stiefeln und ſchlich dann leiſe aus dem Haus. Draußen aber zeigten die Stiefeln zur Freude des Kleinen ſchon ihre Wunderkraft, und es währte gar nicht lange, ſo ſchritt das Bürſchchen zur großen Reſidenzſtadt Spaniens hinein; ſie heißt Madrid.



Hier fragte er den Erſten Beſten, der ihm aufſtieß, nach dem größeſten Gaſthof, aber er erhielt zur Antwort: „Kleiner Wicht, geh' du hin, wo deines

Gleichen einkehrt, und nicht, wo reiche Herren ſpeiſen." Doch ein blankes Goldſtück machte jenen gleich höflicher, ſo daß er nun gerne der Führer des kleinen Hirten wurde, und ihm den beſten Gaſthof zeigte. Dort angelangt, miethete der Jüngling ſogleich die ſchönſten Zimmer, und fragte freundlich ſeinen Wirth: „Nun, wie ſteht es in eurer Stadt? Was giebt es hier Neues?" Der Wirth zog ein langes Geſicht und antwortete: „Herrlein, ihr ſeid hier zu Land wohl fremd? Wie es ſcheint, habt ihr noch nicht gehört, daß unſer König, Majeſtät, ſich rüſtet mit einem Heer von zwanzigtauſend Mann? Seht wir haben Feinde; o es iſt gar eine ſchlimme Zeit! Herrlein, wollt ihr auch etwa unter's Militair gehen?" — „Freilich, freilich, ſprach der zarte Jüngling, und ſein Geſicht glänzte vor Freude. Als der Wirth ſich entfernt hatte, zog er flugs ſeine ledernen Hoſen aus, ſchüttelte ſich ein Häuflein Goldſtücke, und kaufte ſich koſtbare Kleider und Waffen und Schmuck, that alles an und ließ dann beim König um eine Audienz bitten. Und wie er in das Schloß kam, und von zwei Kammerherren durch einen großen herrlichen Saal geführt wurde, begegnete ihnen eine wunderliebliche junge Dame, die ſich anmuthig vor dem ſchönen Jüngling, der in der Mitte der Herren ging und ſie zierlich grüßte, verneigte, und die Herren flüſterten: „Das iſt die Prinzeſſin Tochter des Königs." Der junge Mann war nicht wenig von der Schönheit der Königstochter entzückt, und ſeine Entzückung und Begeiſterung ließen ihn keck und muthvoll vor dem Könige reden. Er ſprach: „Königliche Majeſtät! Ich biete hiermit unterthänigſt meine Dienſte als Krieger an. Mein Heer, das ich euch zuführe, ſoll euch den Sieg erfechten, mein Heer ſoll alles erobern, was mein König zu erobern befiehlt. Aber eine Belohnung bitte ich mir aus, daß ich, wofern ich den Sieg davon trage, eure holde Tochter als Gemahlin heimführen dürfe. Wollt ihr das, mein gnädigſter König?" Und der König erſtaunte ob der kühnen Rede des Jünglings und ſprach: „Wohl, ich gehe in deine Forderung ein; kehrſt du heim als Sieger, ſo will ich dich als meinen Nachfolger einſetzen und dir meine Tochter zur Gemahlin geben."

Jetzt begab ſich der ehemalige Hirte ganz allein hinaus auf das freie Feld und begann ſein Schwert drauf und drein in die Erde zu ſtoßen, und in wenigen Minuten ſtanden viele Tauſende kampfgerüſteter Streiter auf dem Platz, und der Jüngling ſaß als Feldherr koſtbar gewaffnet und geſchmückt auf einem herrlichen Roß, welches mit goldgewirkten Decken behangen war; der Zaum blitzte von Edelſteinen, und der junge Feldherr zog aus, und dem Feind entgegen, da gab es eine große blutige Schlacht; aus dem Hut des Feldherrn donnerten unaufhörlich tödtliche Schüſſe, und das Schwert deſſelben rief ein Regiment nach dem andern aus der Erde hervor, ſo daß in wenigen Stunden der Feind geſchlagen und zerſtreut war, und die Siegesfahnen wehten. Der Sieger aber folgte nach, und nahm dem Feinde auch noch den beſten Theil ſeines Landes hinweg. Siegreich und glorreich kehrte er dann zurück nach Spanien, wo ihn das holdeſte Glück noch erwartete. Die ſchöne Königstochter war nicht minder entzückt von dem ſchmucken Jüngling geweſen, wie ſie ihm im Saale begegnet war, als er von ihr; und der gnädigſte König wußte die ſehr großen Verdienſte des tapfern Jünglings auch gebührend zu ſchätzen, hielt ſein Wort, gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und machte ihn zu ſeinem Nachfolger und Thronerben.

Die Hochzeit wurde prunkvoll und glänzend vollzogen, und der ehemalige Hirte ſaß ganz im Glück. Bald nach der Hochzeit legte der alte König Krone und Scepter in die Hände ſeines Schwiegerſohns, der ſaß ſtolz auf dem Thron und neben ihm ſeine holde Gemahlin, und es wurde ihm, als dem neuen König, von ſeinem Volke Huldigung gebracht. Da gedachte er ſeines ſo ſchön erfüllten Traumes, und gedachte ſeiner armen Aeltern, und ſprach, als er wieder allein bei ſeiner Gemahlin war: „Meine Liebe, ſieh, ich habe noch Aeltern, aber ſie ſind ſehr arm, mein Vater iſt Dorfhirte, weit von hier, und ich ſelbſt habe als Knabe das Vieh gehütet, bis mir durch einen wunderbaren Traum offenbart wurde, daß ich noch König von Spanien werde. Und das Glück war mir hold, ſieh, ich bin nun König, aber meine Aeltern möchte ich auch gern noch glücklich ſehen, daher ich mit deiner gütigen Zuſtimmung nach Hauſe reiſen und die Aeltern holen will.“ Die Königin war's gerne zufrieden, und ließ ihren Gemahl ziehen, der ſehr ſchnell zog, weil er die Siebenmeilenſtiefeln anhatte. Unterwegs ſtellte der junge König die Wunderdinge, die er den Räubern abgenommen, ihren rechtmäßigen Eigenthümern wieder zu, bis auf die Stiefeln, holte ſeine armen Aeltern, die vor Freude ganz außer ſich waren, und dem Eigenthümer der Stiefeln gab er für dieſelben ein Herzogthum. Dann lebte er glücklich und würdiglich als König von Spanien bis an ſein Ende.

Des Hundes Noth.

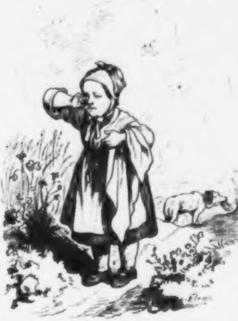
Es war ein Hund, der lag hungrig und kummervoll auf dem Felde, da ſang über ihm eine Lerche ihr wonnigliches Liedlein mit ſüßem Ton. Als der Hund das hörte, da ſprach er: „O du glückliches Vögelein, wie froh du biſt, wie ſüß du ſingeſt, wie hoch du dich aufſchwingſt! Aber ich — wie ſoll ich mich freuen? Mich hat mein Herr verſtoßen, ſeine Thüre hinter mir geſperrt, ich bin lahm, bin krank, kann kein Eſſen erjagen, und muß hier Hungers ſterben!“

Wie die Lerche den hungrigen Hund alſo klagen hörte, flog ſie nahe zu ihm, und ſprach: „O du armer Hund! Mich bewegt dein Leiden, wirſt du mir es auch Dank wiſſen, wenn ich dir helfe, daß du ſatt wirſt?“

„Womit, Frau Lerche?“ fragte der Hund mit matter Stimme, und die Lerche antwortete: „Sieh, dort kommt ein Kind gegangen, das trägt Speiſe zu jenem Ackersmann; ich will machen, daß es die Speiſe niederlegt und mir nachläuft, indeß gehſt du hinzu und ißeſt den Käſe und das Brod, und ſtilleſt deinen Hunger!“

Der Hund bedankte ſich dieſes freundlichen Anerbietens, und die Lerche flog nun dem Kind entgegen, und begann es zu äffen. Bald lief ſie vor ihm, bald flatterte ſie auf dieſer, bald auf jener Seite, bis das Kind dachte: die Lerche muß ich fangen, und zumal ſtellte die Lerche ſich flügellahm, und ließ einen ihrer kleinen Fittige hangen wie gebrochen. Das Kind griff oft nach ihr, aber es haſchte vergebens mit der einen Hand, und da legte es ſein Tüchlein nieder, darin es das Eſſen trug, und lief der Lerche nach, die immer voran in einen Grund flog; indeſſen erhob ſich der Hund, hinkte nach dem Tuche und ſchnüffelte hinein, da lag ein Stück Brod, ein Quarkkäſe und vier gute Eier, die fraß er ungeſotten und ungeſchält, und den Käſe untranchirt, und das Brod nahm er mit von dannen, als er fortkroch und ſich in das Korn verſteckte.

Die Lerche, als ſie merkte, daß der Hund ſein Theil hatte, flog in die Lüfte und ſang luſtig; das geäffte Kind aber verwünſchte ſie, und noch viel mehr, als

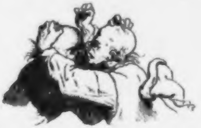


es ſein Tüchlein leer fand. Weinend ging es zurück zu ſeiner Mutter, und ob es Schläge bekommen hat, weiß ich nicht; es wird aber wohl etwas dergleichen abgefallen ſein.

Die Lerche flog zum Hunde hin, und fragte ihn, wie er ſich jetzt befinde? Er ſagte ihr ſchönen Dank, und nie ſei ihm wohler geweſen. „Nur eine Bitte, herzliebe Frau Lerche, habe ich noch auf dem Herzen,“ ſprach er: „wer ſatt iſt, der iſt gern froh. O bitte, erzählet mir noch etwas, davon ich ein wenig lachen und luſtig werden mag.“

„Wohlan!“ ſprach die Lerche, „folge mir.“ Und da flog die Lerche voran und der Hund folgte ihr zu einer Scheuer, auf deren Dachboden man von der Erde leicht gelangen konnte; da hinauf hieß die Lerche den Hund ſteigen, und hinunter ſehen, denn der Boden war ſchadhaft und durchgebrochen. Unten auf der Tenne ſtanden zwei Kahlköpfe, die draſchen; da ſetzte ſich flugs die Lerche dem Einen auf die Glatze, und flugs klappſte der Andre mit der Hand drauf, vermeinend die Lerche zu fangen; das kluge Vöglein war aber ſchneller als er, und flog zur Seite.

„Nun, Geſelle, was ſoll das? Was ſchlägſt du mich?“ fragte der erſte Kahlkopf den andern. Der entſchuldigte ſich, daß ein Vöglein ſich jenem auf den Kopf geſetzt, dieſes habe er erhaſchen wollen; habe der Klapps weh gethan, ſei es ihm leid. Indem ſetzte ſich die Lerche auf die Glatze deſſen, der eben ſprach, und da ſchlug gleich der andre hin mit einem ſo harten Schmitz, daß der Kopf gewiß zerſprungen, wenn er von Glas geweſen wäre, wenigſtens brummte er dem Geſchlagenen tüchtig und nun ging gleich das Schelten los, und beide Dreſcher warfen ihre Flegel hin, und wollten einander in die Haare. Weil ſie nun keine Haare hatten, ſo konnte Keiner dem andern welche ausraufen, und ſo kratzten ſie einander auf die Glatzen, ſtatt des Raufens, daß das Blut danach lief, und ſtießen ſich hart; da ging es Glatz wider Glatz und Kratz wider Kratz, auch zerrten ſie ſich an den Ohren, und darüber mußte der Hund ſo unbändig lachen, daß ihm ganz weh ward, und er weder liegen noch ſtehen konnte, und da purzelte er vor Lachen von dem Boden hoch herunter, den Dreſchern gerade auf die Kahlköpfe, daß ſie ſtutzten, denn der Hund war ſchwer und dieſe Art, Haare auf den Kopf zu bekommen, kam ihnen ſpaniſch vor. Sie wandten ihren Zorn gleich vereint gegen den Hund, und da ſie Dreſcher waren, ſo draſchen ſie ihn ſo lange, bis er mit Ach und Krach durch ein Loch in der Scheuerwand und durch den Zaun fuhr, wobei ihm nicht nur das Lachen, ſondern ſchier Hören und Sehen verging. Ganz mürb und marode legte er ſich in das Gras hinter den Zaun, und da kam die Lerche geflogen, und fragte: „Edler Herr, wie befinden ſie ſich?“



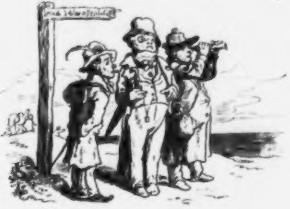
„Ei, Frau Lerche,“ ächzte der Hund, „ich habe vollauf genug. Ich bin ein ganz geſchlagener Mann! Ich glaube meiner Treu, ich habe gar keinen Rücken mehr, die Dreſcher haben mir das Fell bei lebendigem Leibe abgeſchunden und gegerbt. Ach, ſoll ich länger leben, ſo muß ich einen Wundarzt haben!“ — „Wohl und getroſt! Ich hole euch auch den, ſo es irgend möglich iſt,“ ſprach die Lerche und flog von dannen. Bald fand ſie einen Wolf, den redete ſie an: „Herr Wolf? Ihr habt wohl gar keinen Appetit?“

„Ach, Frau Lerche,“ ward ihr zur Antwort: „was das betrifft, ſo kann ich mit Wolfshunger dienen.“

„Nun, wenn ihr mir es danken wollt,“ ſprach die Lerche weiter: „ſo wollte ich euch wohl weiſen, wo ein feiſter Hund liegt, der euch kaum entrinnen wird!“

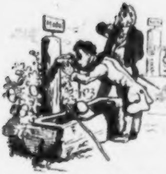
„O meine edle Königin, wie gnädig ihr ſeid!“ ſchmeichelte und ſchmunzelte der Wolf, und leckte ſich die Zähne. Die Lerche flog vor ihm her, und er folgte ihr, und wie ſie zu dem Hund kam, redete ſie ihn an: „Nun Geſelle? Schläfſt du? Willſt du nicht den Arzt ſehen? Richte dich auf, dort kommt der Doctor!“ —

„Wo? Frau Lerche, wo?“ fragte der Hund ganz müde; aber als er den Wolf ſah, da ſchrie er: „Nein, Frau Lerche, nein! dieſen Doctor nicht! Haltet ihn zurück! Ich bin geſund!“ Und mit einem Satze war der Hund auf den Beinen, und fort, als flögen wir davon, daß ihm kein Zaun zu hoch und kein Graben zu breit war.



Das Märchen vom Schlaraffenland.

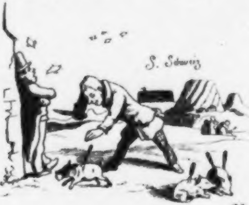
Hört zu, ich will euch von einem guten Lande ſagen, dahin würde Mancher auswandern, wüßte er, wo ſelbes läge und eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin iſt weit für die Jungen und für die Alten, denen es im Winter zu heiß iſt und zu kalt im Sommer. Dieſe ſchöne Gegend heißt Schlaraffenland, auf Wälſch Cucagna, da ſind die Häuſer gedeckt mit Eierfladen, und Thüren und Wände ſind von Lebzelten, und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Ducaten kauft, koſtet dort nur einen Pfennig. Um jedes Haus ſteht ein Zaun, der iſt von Bratwürſten geflochten und von bayerſchen Würſteln, die ſind theils auf dem Roſt gebraten, theils friſch geſotten, je nach dem ſie einer ſo oder ſo gern ißt. Alle Brunnen ſind voll Malvaſier und andre ſüße Weine, auch Champagner, die rinnen einem nur ſo in das Maul hinein, wenn er es an die Röhren hält. Wer alſo gern ſolche Weine trinkt, der eile ſich, daß er in das



Schlaraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden da wachſen die Semmeln friſchbacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche; in dieſe fallen die Semmeln hinein und weichen ſich ſelbſt ein für die, ſo ſie gern einbrocken; das iſt etwas für Weiber und für Kinder, für Knechte und Mägde! Holla Grethel, holla Steffel! Wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen.

Die Fiſche ſchwimmen in dem Schlaraffenlande obendrauf auf dem Waſſer, ſind auch ſchon gebacken oder geſotten, und ſchwimmen ganz nahe am Geſtade; wenn aber Einer gar zu faul iſt und ein ächter Schlaraff, der darf nur rufen bſt! bſt! — ſo kommen die Fiſche auch heraus aufs Land ſpaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, daß er ſich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in der Luft herum fliegen, Gänſe und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krammetsvögel, und wem es zu viel Mühe macht, die Hand darnach auszuſtrecken, dem fliegen ſie ſchnurſtracks ins Maul hinein. Die Spanferkel gerathen dort alle Jahr überaus trefflich; ſie laufen gebraten umher und jedes trägt ein Tran-



ſchirmeſſer im Rücken, damit, wer da will, ſich ein friſches ſaftiges Stück abſchneiden kann.

Die Käſe wachſen in dem Schlaraffenlande wie die Steine, groß und klein; die Steine ſelbſt ſind lauter Taubenkröpfe mit Gefülltem, oder auch kleine Fleiſchpaſtetchen. Im Winter, wenn es regnet, ſo regnet es lauter Honig in ſüßen Tropfen, da kann Einer lecken und ſchlecken, daß es eine Luſt iſt, und wenn es ſchneit, ſo ſchneit es klaren Zucker, und wenn es hagelt, ſo hagelt es Würfelzucker, untermiſcht mit Feigen, Roſinen und Mandeln.

Im Schlaraffenland legen die Roſſe keine Roßäpfel, ſondern Eier, große, ganze Körbe voll, und ganze Haufen, ſo daß man tauſend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen ſchütteln, wie Käſten (gute Kaſtanien). Jeder mag ſich das Beſte herunterſchütteln und das minder Werthe liegen laſſen.

In dem Lande hat es auch große Wälder, da wachſen im Buſchwerk und auf Bäumen die ſchönſten Kleider: Röcke, Mäntel, Schauben, Hoſen und Wämmſer von allen Farben, ſchwarz, grün, gelb, (für die Poſtillons) blau oder roth, und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald, und wirft es mit einem Stein herunter, oder ſchießt mit dem Bolzen hinauf. In der Haide wachſen ſchöne Damenkleider von Sammet, Atlas, Gros de Naples, Barège, Madras, Tafft, Nanking u. ſ. w. Das Gras beſteht aus Bändern von allen Farben, auch ombrirt. Die Wachholderſtöcke tragen Brochen und goldne Chemiſett- und Mantelettnadeln und ihre Beeren ſind nicht ſchwarz, ſondern ächte Perlen. An den Tannen hängen Damenuhren und Chatelaines ſehr künſtlich. Auf den Stauden wachſen Stiefeln und Schuhe, auch Herren- und Damenhüte, Reisſtrohhüte und Marabouts und allerlei Kopfputz mit Paradiesvögeln, Kolibris, Brillantkäfern, Perlen, Schmelz und Goldborten verziert.

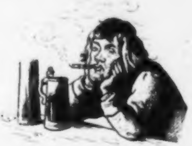
Dieſes edle Land hat auch zwei große Meſſen und Märkte mit ſchönen Freiheiten. Wer eine alte Frau hat und mag ſie nicht mehr, weil ſie ihm nicht mehr jung genug und hübſch iſt, der kann ſie dort gegen eine junge und ſchöne vertauſchen und bekommt noch ein Draufgeld. Die alten und garſtigen (denn ein Sprichwort ſagt: wenn man alt wird, wird man garſtig) kommen in ein Jungbad, damit das Land begnadigt iſt; das iſt von großen Kräften; darin baden die alten Weiber etwa drei Tage oder höchſtens vier, da werden ſchmucke Dirnlein daraus von ſiebzehn oder achtzehn Jahren.

Auch viel und mancherlei Kurzweil giebt es in dem Schlaraffenlande. Wer hier zu Lande gar kein Glück hat, der hat es dort im Spiel und Luſtſchießen, wie im Geſellenſtechen. Mancher ſchießt hier alle ſein Lebtag nebenaus und weit vom Ziel, dort aber trifft er, und wenn er der allerweiteſte davon wäre, doch das Beſte. Auch für die Schlafſäcke und Schlafpelze, die hier von ihrer Faulheit arm werden, daß ſie Bankrott machen und betteln gehen müſſen, iſt jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein, und jedesmal Gähnen einen Doppelthaler. Wer im Spiel verliert, dem fällt ſein Geld wieder in die Taſche. Die Trinker haben den beſten Wein umſonſt, und von jedem Trunk und Schlunk drei Batzen Lohn, ſowohl Frauen als Männer. Wer die

Leute am beſten necken und aufziehen kann, bekommt jeweil einen Gulden. Keiner darf etwas umſonſt thun, und wer die größte Lüge macht, der hat allemal eine Krone dafür.

Hier zu Lande lügt ſo Mancher drauf und drein, und hat nichts für dieſe ſeine Mühe; dort aber hält man Lügen für die beſte Kunſt, daher lügen ſich wohl in das Land allerlei Procura-, Doc- und andre toren, Roßtäuſcher und die ***r Handwerksleute, die ihren Kunden ſtets aufreden und nimmer Wort halten.

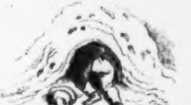
Wer dort ein gelehrter Mann ſein will, muß auf einen Grobian ſtudirt haben. Solcher Studenten giebts auch bei uns zu Lande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehren. Auch muß er dabei faul und gefräßig ſein, das ſind drei ſchöne Künſte. Ich kenne Einen, der kann alle Tage Profeſſor werden.

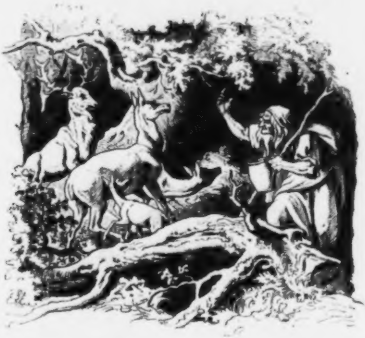


Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böſes läßt, dem iſt Jedermann dort abhold, und er wird Schlaraffenlandes verwieſen. Aber wer tölpiſch iſt, gar nichts kann, und dabei doch voll dummen Dünkels, der iſt dort als ein Edelmann angeſehen. Wer nichts kann, als ſchlafen, eſſen, trinken, tanzen und ſpielen, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das allgemeine Stimmrecht als den faulſten und zu allem Guten untauglichſten erkannt, der wird König über das ganze Land, und hat ein großes Einkommen.

Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenſchaft. Wer ſich alſo aufthun und dorthin eine Reiſe machen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer iſt gut dazu, denn der ſagt ihm gewiß keinen falſchen Weg.

Um das ganze Land herum iſt aber eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein oder heraus will, muß ſich da erſt überzwerg durchfreſſen.





Die Hexe und die Königskinder.

Mitten in einem Walde wohnte eine alte ſchlimme Hexe ganz allein mit ihrer Tochter, welche letztere ein gutes, mildes Kind war, und bei der das Sprüchwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, nicht zutraf. Der Stamm nämlich war über alle Maaßen knorrig, ſtachlich und häßlich; wer die Alte ſah, ging ihr aus dem Wege, und dachte: Weit davon iſt gut vorm Schuß. Die Alte trug beſtändig eine grüne Brille, und über ihrem Zottelhaar, das ungekämmt ihr vom Kopfe weit herunter hing, einen rothen Tuchlappen, und ging gern in kurzen Aermeln, daß ihre dürren wettergebräunten Arme weit aus dem ſie umſchlotternden Gewand hervorragten. Auf dem Rücken trug ſie für gewöhnlich einen Sack mit Zauberkräutern, die ſie im Walde ſammelte, und in der Hand einen großen Topf, darin ſie dieſelben kochte, und damit Ungewitter, Hagel und Schloſſen, Reif und Froſt zu Wege brachte, ſo oft es ihr beliebte.

Am Finger trug ſie einen Hexenreif von Golde mit einem glührothen Karfunkelſtein, mit dem ſie Menſchen und Thiere bezaubern konnte. Dieſer Ring machte die Alte rieſenſtark und lebenskräftig, und machte ſie, wenn ſie wollte, auch ganz und gar unſichtbar; da konnte ſie hingehen wohin ſie wollte, und nehmen was ſie wollte — und das that ſie auch, und im Walde ſuchte ſie die

Hirſchkühe auf, und wenn die Thiere den Ring ſahen und ſahen den Stein funkeln, da mußten ſie an eine Stelle gebannt ſtehen bleiben, und dann ging die Alte zu den Hirſchkühen und molk deren Milch in ihren Topf, und trank ſie mit ihrer Tochter. Dieſe Tochter hieß Käthchen, und hatte es nicht gut bei ihrer böſen Mutter, doch trug ſie geduldig alles Leid. Am ſchmerzlichſten war ihr, daß ihre Mutter manchesmal Kinder mitbrachte, mit denen Käthchen gern geſpielt hätte, allein die Alte nahm immer den Kindern ihre Kleider, ſperrte die Kinder ein und fütterte ſie mit Hirſchmilch, daß ſie fett wurden, und was ſie dann mit ihnen vornahm, iſt gruſelig zu erzählen; ſie verwandelte ſie nämlich in Hirſchkälbchen und verkaufte dieſe an Jäger. Die Jäger aber ſchoſſen die armen verwandelten und verkauften Hirſchkälbchen todt, und lieferten ſie in die Stadt, wo die Leute das junge Wildpret gar gern eſſen. So ſchlimm und böſe war die häßliche Alte, und da ſie den ganzen Tag nichts that, als zaubern und böſe Ränke erſinnen, und dabei oft und viel laut vor ſich hin murmelte, ſo lernte ihre Tochter Käthchen ihr unvermerkt einige Zauberſtücklein ab, die ſie ganz im Stillen für ſich behielt.

Da brachte eines Abends die Alte wieder zwei wunderſchöne Kinder geführt, einen Knaben und ein Mädchen, denen ſah man an, daß es Geſchwiſter waren, und reicher Leute Kinder; beide hatten ſich im Walde verirrt, waren von der Alten gefunden, und nach ihrem Hauſe mitgenommen worden, und ſie hatte ihnen geſagt, ſie wolle ſie zurück zu den Aeltern bringen. Die Kinder ſahen ſich ſchrecklich getäuſcht, als die Alte ihnen ihre ſchönen Kleider auszog, ihnen dafür Lumpen anlegte, und ſie in ein dunkles Kämmerchen einſperrte. Doch bekamen ſie einen ganzen Topf voll Hirſchmilch zu eſſen, welche gut ſchmeckte, und ein Stück ſchwarzes Brot dazu, welches weniger gut ſchmeckte, aber endlich doch auch verzehrt wurde.

Am andern Morgen humpelte die Alte ſchon frühzeitig in den Wald, und winkte den Hirſchkühen. Da war eine Hirſchfamilie, welche die Alte beſonders gut kannte und ſchätzte, beſtehend aus dem Herrn Hirſch, der Frau Hirſchin und zwei jungen Kälbchen, die hielten ſich immer treulich im Walde zuſammen, waren aber doch in ſteter Furcht vor der böſen Alten, welche machen konnte, daß ſie alle ſtill ſtehen mußten, und mußten ſich von der böſen Hexe die Muttermilch nehmen laſſen, ſo daß die Kälbchen ſich nicht ſatt trinken und nicht fett werden konnten. Könnt ich dir nur einmal mein Geweih durch den dürren Leib rennen! dachte oft der Hirſch, und die Hirſchin hatte auch keine guten Wünſche für die Alte — es half aber ihr Wünſchen allen beiden nichts. Während die Alte im Walde war, ſchlich Käthchen zu dem Kämmerlein, und ſah durch eine Ritze in der Thür die armen gefangenen Kinder, welche ſeufzten und weinten, in großem Herzeleid. Da fragte Käthchen: „Wer ſeid ihr denn, ihr armen Kinder?“ — „Wir ſind eines Königs Kinder! O mache uns frei, mein Vater wird es dir lohnen!“ — ſprach der Königsprinz. „Und meine Mutter auch“ — ſagte die kleine Prinzeſſin, indem ſie hinzufügte: „Du ſollſt auch unſre gute Schweſter ſein, und ſollſt bei mir im ſeidnen Bettchen ſchlafen, und ich will dir gar ſchöne goldne Kleider geben, hilf uns, hilf uns nur!“ — Da ſagte Käthchen: „Seid nur geduldig, liebe Königskinder; ich will ſchon zuſehen, und darauf ſinnen, daß ich euch befreie.“ —

Am andern Morgen in aller Frühe machte das gute Käthchen ein Zauberſtück. Sie verließ eilig ihr Lager, hauchte hinein, und ſagte leiſe:

„Liebes Bettchen, ſprich für mich,
Bin ich weg, ſei du mein Ich!“

So auch hauchte ſie auf ihre Lade, auf die Treppe, und auf den Heerd in der Küche, und ſprach das nämliche Sprüchlein. Darauf ging ſie an das wohlverwahrte Kämmerlein der Königskinder, hielt eine Springwurzel, welche die Alte auf dem Kannrück liegen hatte, an das Schloß und ſagte:

„Riegel, Riegel, Riegelein,
Oeffne dich, laß aus und ein!“ —

Da ſprangen gleich Schloß und Riegel auf, und Käthchen führte alsbald die Königskinder hinweg und in den Wald hinein.

Als die Alte aufwachte, rief ſie: „Käthchen, ſtehe auf und ſchüre Feuer an!“ — da rief es aus dem Bettchen:

„Ich bin ſchon auf und munter!
Ich komme gleich in die Küche hinunter!“

Die Alte blieb nun noch liegen, doch da ſie nach einer Weile nichts hörte, rief ſie wieder: „Käthchen! Wo bleibt denn das faule Ding?“ — „Gleich!“ rief es von der Lade:

„Ich ſitze auf der Lade
Und binde das Strumpfband über die Wade!“

Da nun wieder eine Weile verging, und ſich im Hauſe nichts rührte noch regte, ſo ward die Alte böſe, und ſchrie: „Käthe! Balg! Wo bleibſt du denn?“ Da ſcholl eine Stimme von der Treppe:

„Ich komme ſchon, ich fliege!
Ich bin ja ſchon leibhaftig auf der Stiege!“

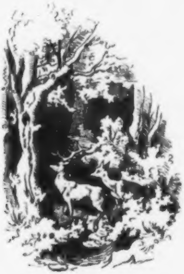
Die Alte beruhigte ſich noch einmal — aber nicht gar lange, denn da wieder alles ſtill blieb, ſo fuhr ſie auf und ſchalt und fluchte. Da rief es vom Heerde her:

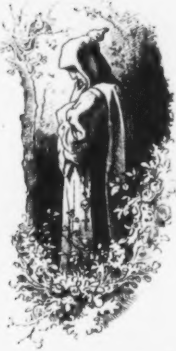
„Wozu die böſen Flüche?
Ich bin ja ſchon am Herd und in der Küche!“

gleichwohl blieb es in der Küche und im ganzen Hauſe todtenſtill. Jetzt riß der Alten völlig der Geduldsfaden, ſie ſprang aus ihrem Bett, fuhr in die Kleider und nahm einen Beſenſtiel, Willens Käthchen unbarmherzig durchzuprügeln. Aber wie ſie hinauskam, war kein Käthchen da, nicht zu ſehen, nicht zu hören, und was das Schönſte, für die Alte aber das Schlimmſte war, auch die Königskinder waren fort. Jetzt hättet ihr ſollen die Hexenſprünge ſehen, welche das zornige böſe alte Weib machte. Ihr Ring zeigte ihr ſogleich die Richtung an, nach welcher Käthchen mit den Kindern geflohen war, und ſie raſ'te nun wild hinter ihnen her. Die Kinder aber, als ſie in den Wald gekommen waren, hatten dort den Herrn von Edelhirſch nebſt Gemahlin, Sohn und Tochter, angetroffen, und dieſer Familie in aller Eile ihr Unglück und ihre Flucht erzählt und ihre edlen Herzen mächtig gerühret, ſo daß ſie ſich bereit zeigten, ihnen alle mögliche Hülfe angedeihen zu laſſen. Die gute Dame Hirſch bot den Kindern ihren Rücken dar, ſie alle drei nach dem Königsſchloſſe zu tragen, das jenſeit des

Waldes lag, und der Gemahl befahl ſeinen Kindern, ſich in das Dickigt zurückzuziehen, er ſelbſt ſtellte ſich hinter dichtes Laubgebüſch nahe am Weg, willens die Alte, wenn ſie vorbeirenne, und er ihren Ring nicht ſehe, über den Haufen zu ſtoßen.

Es währte auch gar nicht lange, ſo kam die Alte in großen Sprüngen geſetzt; in ihrem Zorn und Eifer vergaß ſie ganz, unſichtbar ſein zu wollen, hielt auch den Finger mit dem Ring nicht empor, und ſo geſchah es, daß plötzlich ein großes und ſtattliches Hirſchgeweih mit ihr in eine ſehr verwickelte Berührung kam, bei welcher eines der Enden des Geweihes mit Gewalt den Finger der Alten ſo ſtreifte, daß der Zauberring vom Finger herabging und ſich auf dem Ende feſtſteckte, und ehe ſich's einer verſah, ſo hatte der Hirſch die alte Hexe aufgegabelt, die nun durch des Ringes Kraft ſelbſt ſtarr und ſteif wurde, und trug ſie in geſtrecktem Lauf der Fährte nach, welche die gute Hinde, ſeine Gemahlin, im thauigen Graſe zurückgelaſſen. Dieſe war indeß mit den drei Kindern bereits im Königsſchloß angekommen, und von dem König und der Königin waren die verlorenen Kinder und das gute Käthchen, das ſie gerettet, mit großer Freude empfangen worden — als ſie plötzlich alle mit großer Verwunderung die Alte auf dem Geweih des ſtattlichen Edelhirſches ſitzend und getragen daher ſchweben ſahen. Der Hirſch aber ſprang ohne Säumen in den Schloßteich, und tauchte mit dem Kopfe unter. Als er wieder auftauchte, war ſein Geweih frei von der Laſt. Aber auch der Zauberring blieb im Grunde. Hirſch und Hirſchin kehrten zu ihrem Walde und zu ihren Kindern zurück, und waren ſehr froh, daß ihnen nun niemand mehr ihre Milch nahm; Käthchen aber blieb bei den Königskindern, und ſchlief in einem ſeidnen Bettchen und trug goldne Kleidchen und wurde ſelbſt gehalten, wie ein Königskind.



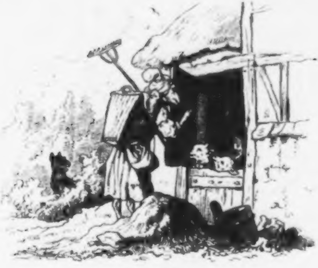


Der Mönch und das Vögelein.

Es war in einem Kloſter ein junger Mönch, des Namens Urbanus, gar fromm und fleißig, dem war der Schlüſſel zur Bücherei des Kloſters anvertraut, und er hütete ſorglich dieſen Schatz, ſchrieb ſelbſt manches ſchöne Buch und ſtudirte viel in den andern Büchern und in der heiligen Schrift. Da fand er auch einen Spruch des Apoſtels Petrus, der lautet: Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag und wie eine Nachtwache. Das dünkte dem jungen Mönch ſchier unmöglich, mocht' und konnte es nicht glauben, und quälte ſich darob mit ſchweren Zweifeln. Da geſchah es eines Morgens, daß der Mönch herunter ging aus dem dumpfen Bücherzimmer in den hellen ſchönen Kloſtergarten, da ſaß ein kleines buntes Waldvögelein im Garten, das ſuchte Körnlein, flog auf einen Aſt und ſang ſchön wie eine Nachtigall. Es war auch dieſes Vögelein gar nicht ſcheu, ſondern ließ den Mönch nahe an ſich heran kommen, und er hätte es gern gehaſcht, doch entfloh es, von einem Aſt zum andern, und der Mönch folgte ihm eine gute Weile nach, dann ſang es wieder mit lauter und heller Stimme, aber es ließ ſich nicht fangen, obſchon der junge Mönch das Vögelein aus dem Kloſtergarten heraus in den Wald noch eine gute Weile verfolgte.

Endlich ließ er ab, und kehrte zurück nach dem Kloſter, aber ein anderes dünkte ihm Alles, was er ſah. Alles war weiter, größer und ſchöner geworden, die Gebäude, der Garten, und ſtatt des niedern alten Kloſterkirchleins ſtand jetzt ein ſtolzes Münſter da, mit drei Thürmen. Das dünkte dem Mönch ſehr ſeltſam, ja zauberhaft. Und als er an das Kloſterthor kam und mit Zagen die Schelle zog, da trat ihm ein ihm gänzlich unbekannter Pförtner entgegen, der wich beſtürzt zurück vor ihm. Nun wandelte der Mönch über den Kloſterkirchhof, auf dem waren ſo viele viele Denkſteine, die er geſehen zu haben ſich nicht erinnern konnte. Und als er nun zu den Brüdern trat, wichen ſie alle vor ihm aus, ganz entſetzt. Nur der Abt, aber nicht ſein Abt, ſondern ein andrer, junger, hielt ihm Stand, ſtreckte ihm aber auch gleich ein Crucifix entgegen und rief: „Im Namen des Gekreuzigten, Geſpenſt, wer biſt du? Und was ſuchſt du, der den Höhlen der Todten entflohen, bei uns, den Lebenden?“

Da ſchauerte der Mönch zuſammen, und wankte wie ein Greis wankt, und ſenkte den Blick zur Erden. Siehe, da hatte er einen langen ſilberweißen Bart bis über den Gürtel herab, an dem noch der Schlüſſelbund hing zu den vergitterten Bücherſchreinen. Den Mönchen dünkte der Mann ein wunderbarer Fremdling, und ſie leiteten ihn mit ſcheuer Ehrfurcht zum Seſſel des Abtes. Dort gab er einem jungen Mönch die Schlüſſel zu dem Bücherſaal, der ſchloß auf, und brachte ein Chronikbuch getragen, darin ſtand zu leſen, daß vor dreihundert Jahren der Mönch Urban ſpurlos verſchwunden, Niemand wiſſe, ob entflohen oder verunglückt. „O Waldvögelein, war das dein Lied?“ fragte der Fremdling mit einem Seufzer. „Kaum drei Minuten lang folgte ich dir und horchte deinem Geſang, und drei Jahrhunderte vergingen ſeitdem! Du haſt mir das Lied von der Ewigkeit geſungen, die ich nicht faſſen konnte! Nun faſſe ich ſie und bete Gott an im Staube, ſelbſt ein Staub!“ Sprach's und neigte ſein Haupt, und ſein Leib zerfiel in ein Häuflein Aſche.



Die ſieben Gaislein.

Es iſt einmal eine alte Gais geweſen, die hatte ſieben junge Zicklein, und wie ſie einmal fort in den Wald wollte, hat ſie geſagt: „Ihr lieben Zicklein, nehmt euch in Acht vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, ſonſt ſeid ihr alle verloren.“ Darnach iſt ſie fortgegangen.

In einer Weile rappelt was wieder an der Hausthüre und ruft: „Macht auf, macht auf, liebe Kinder! Euer Mütterlein iſt aus dem Wald gekommen!“ Aber die ſieben Gaislein erkannten's gleich an der groben Stimme, daß das ihr Mütterlein nicht war, und haben gerufen: „Unſer Mütterlein hat keine ſo grobe Stimme!“ Und haben nicht aufgemacht.

Nach einer Weile rappelt's wieder an der Thüre, und ruft ganz fein und leiſe: „Macht auf, macht auf, ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein iſt aus dem Walde kommen!“

Aber die jungen Gaislein guckten durch die Thürſpalte, und haben ein Paar ſchwarze Füße geſehen, und gerufen: „Unſer Mütterlein hat keine ſo ſchwarzen Füße!“ Und haben nicht aufgemacht.

Wie das der Wolf, denn er war es, gehört hat, iſt er geſchwind hin in die Mühle gelaufen, und hat die Füße ins Mehl geſteckt, daß ſie ganz weiß worden ſind. Danach iſt er wieder vor die Thüre gekommen, hat die Füße zur Spalte hinein geſteckt, und hat wieder ganz leiſe gerufen: „Macht auf, macht auf ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein iſt aus dem Walde kommen!“

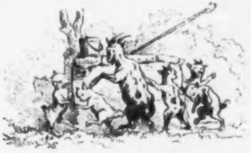
Und wie die Gaislein die weißen Füße geſehen haben, und die leiſe Stimme gehört, da haben ſie ja gemeint, ihr Mütterlein ſei's, und haben geſchwind aufgemacht. Aber kaum haben ſie aufgemacht gehabt, ſo iſt der Wolf hereingeſprungen. Ach wie ſind da die armen Gaislein erſchrocken und haben ſich verſtecken wollen! eins iſt unter's Bett, eins unter den Tiſch, eins hinter den Ofen, eins hinter einen Stuhl, eins hinter einen großen Milchtopf, und eins in den Uhrkaſten geſprungen. Aber der Wolf hat ſie alle gefunden und zuſammengebracht. Hernach iſt er fortgegangen, hat ſich in den Garten unter einen Baum gelegt, und hat angefangen zu ſchlafen.

Wie hernach die alte Gais aus dem Walde zurückgekommen iſt, hat ſie das Haus offen gefunden, und die Stube leer, da hat ſie gleich gedacht, jetzt iſt's nicht geheuer, und hat angefangen ihre lieben Zicklein zu ſuchen, ſie hat ſie aber nicht finden können, wo ſie auch geſucht hat, und ſo laut ſie auch gerufen hat, es hat keins Antwort gegeben. Endlich iſt ſie in den Garten gegangen, da hat der Wolf noch gelegen unterm Baum und hat geſchlafen, und hat geſchnarcht, daß alle Aeſte gezittert haben; und wie ſie näher zu ihm gekommen iſt, hat ſie geſehen, daß etwas in ſeinem Bauch gezappelt hat. Da hatte ſie eine Freude und dachte, ihre Gaislein leben wohl noch. Jetzt iſt ſie geſchwind hinein ins Häuslein geſprungen, hat eine Scheere geholt und hat dem Wolf den Bauch aufgeſchnitten, da ſind ihre ſieben Gaislein eins nach dem andern heraus geſprungen, und haben alle noch gelebt. Darnach hat die Alte geſchwind ſieben Wackelſteine*) geholt, hat ſie in den Wolf ſeinen Bauch geſteckt, und hat den wieder zugenäht.

Wie der Wolf munter wurde, hatte er Durſt und iſt an den Brunnen gegangen, um zu trinken, aber wie er einen Schritt gegangen iſt, da haben die Wackelſteine in ſeinem Bauch angefangen, zuſammen zu ſchlagen, und da hat er geſagt:

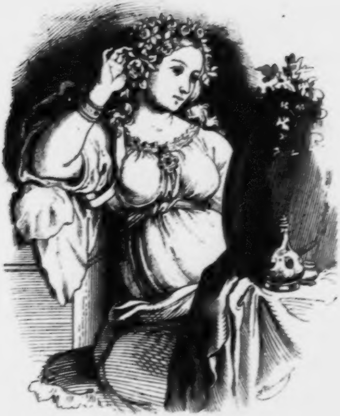
„Was rumpelt, Was pumpelt In meinem Bauch?
Ich hab' gemeint, ich hab' junge Gaislein drein,
Und jetzt ſind's nichts als Wackelſtein'!“

und wie nun der Wolf an den Brunnen gekommen iſt, und hat trinken wollen, ſo haben ihn die Wackelſteine hineingezogen, und er iſt erſoffen. Und die alte Gais iſt mit ihren Zicklein vor Freude um den Brunnen herumgetanzt.



---

*) Wackelſteine, oder Wackerſteine, rundliche Baſalttrümmer.



Schneeweißchen.

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder und wünſchte ſich eins, weil ſie ſo ganz einſam war. Da ſie nun eines Tages an einer Stickerei ſaß, und den Rahmen von ſchwarzem Ebenholz betrachtete, während es ſchneite und Schneeflocken vom Himmel fielen, war ſie in ſo tiefen Gedanken, daß ſie ſich heftig in die Finger ſtach, ſo daß drei Blutstropfen auf den weißen Schnee fielen; und da mußte ſie wieder daran denken, daß ſie kein Kind hatte. „Ach!“ ſeufzte die Königin, „hätte ich doch ein Kind, ſo roth wie Blut, ſo weiß wie Schnee, ſo ſchwarz wie Ebenholz!“

Und nach einer Zeit bekam dieſe Königin ein Kind, ein Mägdlein. Das war ſo weiß wie Schnee an ſeinem Leibe, und ſeine Wangen blüheten wie blutrothe Röſelein, und ſeine Haare waren ſo ſchwarz wie Ebenholz. Die Königin freute ſich, nannte das Kind Schneeweißchen, und bald darauf ſtarb ſie. Da der König nun ein Wittwer geworden war und kein Wittwer bleiben wollte, ſo nahm er ſich eine andre Gemahlin, das war ein ſtattliches Weib voll hoher Schönheit, aber auch voll unſaglichen Stolzes, und auch ſo eitel, daß ſie ſich für die ſchönſte Frau in der ganzen Welt hielt. Dazu war ſie zumal durch einen Zauberſpiegel verleitet, der ſagte ihr immer, wenn ſie hineinſah und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“
„„Ihr, Frau Königin, ſeid die Schönſt' im Land.““

Und der Spiegel ſchmeichelte doch nicht, ſondern ſagte die Wahrheit wie jeder Spiegel.

Das kleine Schneeweißchen, der Königin Stieftochter, wuchs heran und wurde die ſchönſte Prinzeſſin, die es nur geben konnte, und wurde noch viel ſchöner wie die ſchöne Königin. Dieſe fragte, als das Schneeweißchen ſieben Jahre alt war, einmal wieder ihren treuen Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

aber da antwortete der Spiegel nicht wie ſonſt, ſondern er antwortete:

„Frau Königin, ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneeweißchen iſt tauſendmal ſchöner als ihr.“

Darüber erſchrak die Königin zum Tode, und war ihr, als kehre ſich ihr ein Meſſer im Buſen um, und da kehrte ſich auch ihr Herz um gegen das unſchuldige Schneeweißchen, das nichts zu ſeiner übergroßen Schönheit konnte. Und weil ſie weder Tag noch Nacht Ruhe hatte vor ihrem böſen neidiſchen Herzen, ſo berief ſie ihren Jäger zu ſich und ſprach: „Dieſes Kind, das Schneeweißchen, ſollſt du in den dichten Wald führen und es tödten. Bringe mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen, daß du mein Gebot vollzogen!“

Und da mußte das arme Schneeweißchen dem Jäger in den wilden Wald folgen, und im tiefſten Dickicht zog er ſeine Wehr und wollte das Kind durchſtoßen. Das Schneeweißchen weinte jämmerlich und flehte, es doch leben zu laſſen, es habe ja nichts verbrochen, und die Thränen und der Jammer des unſchuldigen Kindes rührten den Jäger auf das Innigſte, ſo daß er bei ſich dachte: Warum ſoll ich mein Gewiſſen beladen, und dies ſchöne unſchuldige Kind ermorden? Nein, ich will es lieber laufen laſſen! Freſſen es die wilden Thiere, wie ſie wohl thun werden, ſo mag das die Frau Königin vor Gott verantworten. Und da ließ er Schneeweißchen laufen, wohin es wollte, fing ein junges Wild, ſtach es ab, und weidete es aus, und brachte Lunge und Leber der böſen Königin. Die nahm beides und briet es in Salz und Schmalz und verzehrte es, und war froh, daß ſie, wie ſie vermeinte, nun wieder allein die Schönſte ſei im ganzen Lande. Schneeweißchen im Walde wurde bald angſt und bange, wie es ſo mutterſeelenallein durch das Dickicht ſchritt, und wie es zum erſten Male die harten ſpitzen Steine fühlte, wie die Dornen ihm das Kleid zerriſſen, und vollends, als es zum erſten Male wilde Thiere ſah. Aber die wilden Thiere thaten ihm gar nichts zu Leide; ſie ſahen Schneeweißchen an, und fuhren in die Büſche. Und das Mägdlein ging den ganzen Tag und ging über ſieben Berge.

Des Abends kam Schneeweißchen an ein kleines kleines Häuschen mitten im Walde, da ging es hinein, ſich auszuruhen, denn es war ſehr müde, war auch ſehr hungrig und ſehr durſtig. Darinnen in dem kleinen kleinen Häuschen war alles gar zu niedlich und zierlich und dabei ſehr ſauber. Es ſtand ein kleines Tiſchlein in der Stube, das war ſchneeweiß gedeckt, und darauf ſtanden und lagen ſieben Tellerchen, auf jedem ein wenig Gemüſe und Brot, ſieben Löffelchen, ſieben Paar Meſſerchen und Gäbelchen, ſieben Becherchen. Und an der Wand ſtanden ſieben Bettchen, alle blüthenweiß überzogen. Da aß nun das hungrige Schneeweißchen von den ſieben Tellerchen, nur ein Kleinwenig von jedem, und trank aus jedem Becherchen ein Tröpflein Wein. Dann legte es ſich in eins der ſieben Bettchen, um zu ruhen, aber das Bettchen war zu klein, und ſie mußte es in einem andern probiren, doch wollte keins recht paſſen, bis zuletzt das ſiebente, das paßte, da hinein ſchlüpfte Schneeweißchen, deckte ſich zu, betete zu Gott und ſchlief ein, tief und feſt wie fromme Kinder, die gebetet haben, ſchlafen.

Derweil wurde es Nacht, und da kamen die Häuschensherren, ſieben kleine Bergmännerchen, jedes mit einem brennenden Grubenlichtchen vorn am Gürtel, und da ſahen ſie gleich, daß Eins dageweſen war. Der erſte fing an zu fragen: „Wer hat auf meinem Stühlchen geſeſſen?“ Der Zweite fragte: „Wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ Der Dritte fragte: „Wer hat von meinem Brötchen gebrochen?“ Der Vierte: „Wer hat von meinem Gemüslein geleckt?“ Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Meſſerchen geſchnitten?“ Der Sechſte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen geſtochen?“ und der Siebente fragte: „Wer hat aus meinem B[illegible]erchen getrunken?“ Wie die Zwerglein alſo gefragt hatten, ſahen ſie ſich nach ihren Bettchen um, und fragten: „Wer hat in unſern Bettchen gelegen?“ bis auf den Siebenten, der fragte nicht ſo, ſondern: „Wer liegt in meinem Bettchen?“ denn da lag das Schneeweißchen darin. Da leuchteten die Bergmännerchen mit ihren Lämpchen alle hin, und ſahen mit Staunen das ſchöne Kind, und ſtörten es nicht, ſondern ſie ließen den Siebenten in ihren Bettchen liegen, in jedem ein Stündchen, bis die Nacht herum war. Da nun der Morgen mit ſeinen frühen Strahlen in das kleine kleine Häuschen der Zwerglein ſchien, wachte Schneeweißchen auf und fürchtete ſich vor den Zwergen. Die waren aber ganz gut und freundlich und ſagten, es ſolle ſich nicht fürchten, und fragten, wie es heiße? Da ſagte und erzählte nun Schneeweißchen alles, wie es ihm ergangen ſei. Darauf ſagten die Zwergmännchen: „Du kannſt bei uns in unſerm Häuschen bleiben, Schneeweißchen, und kannſt uns unſern Haushalt führen, kannſt uns unſer Eſſen kochen, unſre Wäſche waſchen, und alles hübſch rein und ſauber halten, auch unſre Bettchen machen.“ Das war Schneeweißchen recht, und es hielt den Zwergen Haus. Die thaten am Tage ihre Arbeit in den Bergen, tief unter der Erde, wo ſie Gold und Edelſteine ſuchten, und Abends kamen ſie und aßen, und legten ſich in ihre ſieben Bettchen.

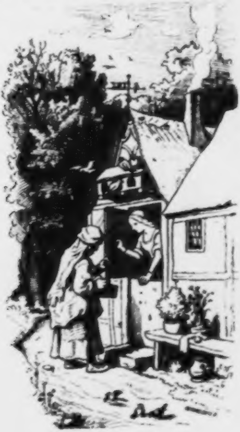
Unterdeſſen war die böſe Königin froh geworden in ihrem argen Herzen, daß ſie nun wieder die Schönſte war, wie ſie meinte, und verſuchte den Spiegel wieder und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

Da antwortete ihr der Spiegel:

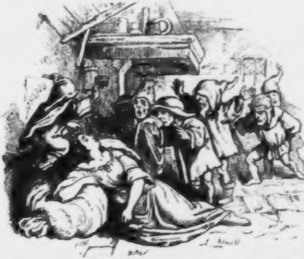
„Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneeweißchen über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen
Das iſt noch tauſendmal ſchöner als ihr!“

Das war wiederum ein Dolchſtich in das eitle Herz der Frau Königin, und ſie ſann nun Tag und Nacht darauf, wie ſie dem Schneeweißchen ans Leben käme, und endlich fiel ihr ein, ſich verkleidet ſelbſt zu Schneeweißchen aufzumachen, und ſie verſtellte ihr Geſicht, und zog geringe Kleider an, nahm auch einen Allerhandkram, und ging über die ſieben Berge, bis ſie an das kleine kleine Häuschen der Zwerge kam. Da klopfte ſie an die Thüre und rief: „Holla! Holla! Kauft ſchöne Waaren!“ Die Zwerge hatten aber dem Schneeweißchen geſagt, es ſolle ſich vor fremden Leuten in Acht nehmen, vornehmlich vor der böſen Königin. Deshalb ſah das Mägdlein vorſichtig heraus, da ſah ſie den ſchönen Tand, den die Frau zu Markte trug, die ſchönen Halsketten und Schnüre



und allerlei Putz. Da dachte Schneeweißchen nichts Arges und ließ die Krämerin herein und kaufte ihr eine Halsſchnur ab, und die Frau wollte ihr zeigen, wie dieſe Schnur umgethan würde, und ſchnürte ihm von hinten den Hals ſo zu, daß Schneeweißchen gleich der Odem ausging, und es todt hinſank. „Da haſt du Lohn für deine übergroße Schönheit!“ ſprach die böſe Königin, und hob ſich von dannen.

Bald darauf kamen die ſieben Zwerglein nach Hauſe, und da fanden ſie ihr ſchönes liebes Schneeweißchen todt und ſahen, daß es mit der Schnur erdroſſelt war. Geſchwinde ſchnitten ſie die Schnur entzwei, und träufelten einige Tropfen von der Goldtinktur auf Schneeweißchens blaſſe Lippen, da begann es leiſe zu athmen und wurde allmählig wieder lebendig. Als es nun erzählen konnte, erzählte es, wie die alte Krämersfrau ihr den Hals böslich zugeſchnürt, und die Zwerge rieſen: „Das war kein anderes Weib, als die falſche Königin! Hüte dich und laſſe gar keine Seele in das kleine Häuschen, wenn wir nicht da ſind.“



Die Königin trat, als ſie von ihrem ſchlimmen Gange wieder nach Hauſe kam, gleich vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber Schneeweißchen über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen,
Das iſt noch tauſendmal ſchöner als ihr.“

Da ſchwoll der Königin das Herz vor Zorn, wie einer Kröte der Bauch, und ſie ſann wieder Tag und Nacht auf Schneeweißchens Verderben. Bald nahm ſie wieder die falſche Geſtalt einer andern Frau an, durch Verſtellung ihres Geſichts und fremdländiſche Kleidung, machte einen vergifteten Kamm, den that ſie zu anderm Kram, und ging über die ſieben Berge, an das kleine kleine Zwergenhäuslein. Dort klopfte ſie wieder an die Thüre, rief: „Holla! Holla! Kauft ſchöne Waaren! Holla!“ Schneeweißchen ſah zum Fenſter heraus und ſagte: „Ich darf Niemand hereinlaſſen!“ Das Kramweib aber rief: „Schade um die ſchönen Kämme!“ Und dabei zeigte ſie den giftigen, der ganz golden blitzte. Da wünſchte ſich Schneeweißchen von Herzen einen goldenen Kamm, dachte nichts Arges, öffnete die Thüre und ließ die Krämerin herein, und kaufte den Kamm.

„Nun will ich dir auch zeigen, mein allerſchönſtes Kind, wie der Kamm durch die Haare gezogen und wie er geſteckt wird,“ ſprach die falſche Krämerin, und ſtrich dem Schneeweißchen damit durchs Haar; da wirkte gleich das Gift, daß das arme Kind umfiel und todt war. „So, nun wirſt du wohl das Wiederaufſtehen vergeſſen,“ ſprach die böſe Königin, und entfloh aus dem Häuschen.

Bald darauf — und das war ein Glück — wurde es Abend, und da kamen die ſieben Zwerge wieder nach Hauſe, fanden das arme Schneeweißchen für todt, und fanden in ſeinem ſchönen Haar den giftigen Kamm. Dieſen zogen ſie geſchwind aus dem Haar, und da kam es wieder zu ſich. Und die Zwerglein warnten es aufs Neue gar ſehr, doch ja Niemand ins Häuschen zu laſſen.

Daheim trat die böſe Königin wieder vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

Und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen
Iſt Schneeweißchen — tauſendmal ſchöner als ihr.“

Da wußte ſich die Königin vor giftiger Wuth darüber, daß alle ihre böſen Ränke gegen Schneeweißchen nichts fruchteten, gar nicht zu laſſen und zu faſſen, und that einen ſchweren Fluch, Schneeweißchen müſſe ſterben, und ſolle es ihr, der Königin, ſelbſt das Leben koſten. Und darauf machte ſie heimlich einen ſchönen Apfel giftig, aber nur auf einer Seite, wo er am ſchönſten war, nahm dazu noch einen Korb voll gewöhnlicher Aepfel, verſtellte ihr Geſicht, kleidete ſich wie eine Bäuerin, ging abermals über die ſieben Berge und klopfte am Zwergenhäuslein an, indem ſie rief: „Holla! Schöne Aepfel kauft! kauft!“ Schneeweißchen ſah zum Fenſter heraus, und ſagte: „Geht fort, Frau! Ich darf nicht öffnen und auch nichts kaufen!“

„Auch gut, liebes Kind!“ ſprach die falſche Bäuerin. „Ich werde auch ohne dich meine ſchönen Aepfel noch alle los! Da haſt du einen umſonſt!“

„Nein, ich danke ſchön, ich darf nichts annehmen!“ rief Schneeweißchen. „Denkſt wohl gar, der Apfel wäre vergiftet? Siehſt du, da beiße ich ſelber hinein! Das ſchmeckt einmal gut! So haſt du in deinem ganzen Leben keinen Apfel gegeſſen.“ Dabei biß das trügeriſche Weib in die Seite des Apfels, die nicht vergiftet war, und da wurde Schneeweißchen lüſtern, und griff nach dem

Apfel hinaus, und die Bäuerin reichte ihn hin und blieb ſtehen. Kaum hatte Schneeweißchen den Apfel auf der andern Seite angebiſſen, wo er ein ſchönes rothes Bäckchen hatte, ſo wurden Schneeweißchens rothe Bäckchen ganz blaß, und es fiel um und war todt.

„Nun biſt du aufgehoben, Ding!" ſprach die Königin und ging fort, und zu Hauſe trat ſie vor den Spiegel und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?"

und der Spiegel antwortete dieſes Mal:

„Ihr, Frau Königin, ſeid allein die Schönſt' im Land!"

Nun war das Herz der böſen Königin zufrieden, ſo weit ein Herz voll Bosheit und Tücke und Mordſchuld zufrieden ſein kann.

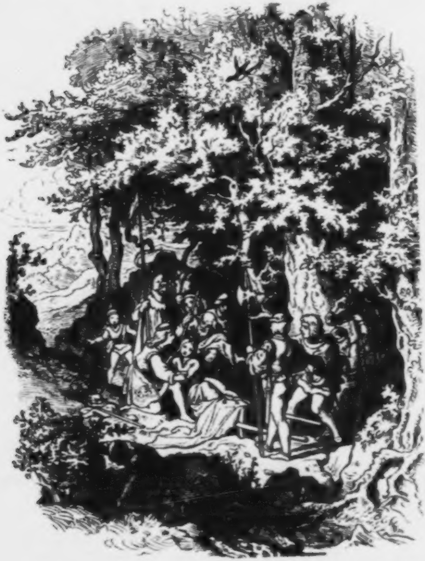
Aber wie erſchracken die ſieben guten Zwerge, als ſie Abends nach Hauſe kamen, und ihr Schneeweißchen ganz todt fanden. Vergebens ſuchten ſie nach einer Urſache, und vergebens verſuchten ſie die Wunderkraft ihrer Goldtinktur, Schneeweißchen war und blieb jetzt todt.

Da legten die betrübten Zwerglein das liebe Kind auf eine Bahre, und ſetzten ſich darum herum, und weinten drei Tage lang, hernach wollten ſie es begraben. Aber da Schneeweißchen noch nicht wie todt ausſah, ſondern noch friſch wie ein Mägdlein, das ſchläft, ſo wollten ſie es nicht allein in die Erde ſenken, ſondern ſie machten einen ſchönen Sarg von Glas, da hinein legten ſie es, und ſchrieben darauf: Schneeweißchen, eine Königstochter — und ſetzten dann den Sarg auf einen von den ſieben Bergen, und hielt immer einer von ihnen Wache bei dem Sarge. Da kamen auch die Thiere aus dem Walde und weinten über Schneeweißchen, die Eule, der Rabe und das Täubelein.

Und ſo lag Schneeweißchen lange Jahre in dem Sarge, ohne daß es verweſte, vielmehr ſah es noch ſo friſch und ſo weiß aus wie friſchgefallener Schnee, und hatte wieder rothe Wängelein, wie friſche Blutröschen, und die ſchwarzen ebenholzfarbenen Haare. Da kam ein junger ſchöner Königsſohn zu dem kleinen Zwergenhäuslein, der ſich verirrt hatte in den ſieben Bergen, und ſah den gläſernen Sarg ſtehen und las die Schrift darauf: Schneeweißchen, eine Königstochter — und bat die Zwerge, ihm doch den Sarg mit Schneeweißchen zu überlaſſen, er wolle denſelben ihnen abkaufen.

Die Zwerge aber ſprachen: „Wir haben Goldes die Fülle, und brauchen deines nicht! Und um alles Gold in der Welt geben wir den Sarg nicht her." — „So ſchenkt ihn mir!" bat der Königsſohn. „Ich kann nicht ſein ohne Schneeweißchen, ich will es aufs höchſte ehren und heilig halten, und es ſoll in meinem ſchönſten Zimmer ſtehen; ich bitte euch darum!"

Da wurden die Zwerglein von Mitleid bewegt, und ſchenkten ihm Schneeweißchen im gläſernen Sarge. Den gab er ſeinen Dienern, daß ſie ihn vorſichtig forttrügen, und er folgte ſinnend nach. Da ſtolperte der eine Diener über eine Baumwurzel, daß der Sarg ſchütterte, und hätten ihn beinahe fallen laſſen, und durch das Schüttern fuhr das giftige Stückchen Apfel, das Schneeweißchen noch im Munde hatte (weil es umgefallen war, ehe es den Biſſen verſchluckt), heraus, und da war es mit einem Male wieder lebendig.



Geſchwind ließ es der Königsſohn niederſetzen, öffnete den Sarg und hob es mit ſeinen Armen heraus, und erzählte ihm alles, und gewann es nun erſt recht lieb, und nahm es zu ſeiner Gemahlin, führte es auch gleich in ſeines

Vaters Schloß, und wurde zur Hochzeit zugerüſtet mit großer Pracht, auch viele hohe Gäſte wurden geladen, darunter auch die böſe Königin. Die putzte ſich auf das allerſchönſte, trat vor ihren Spiegel, und fragte wieder:

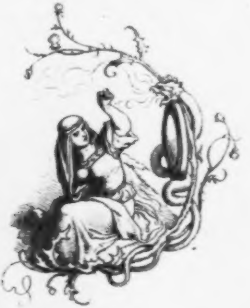
„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

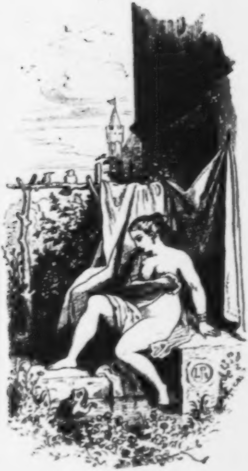
darauf antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber die junge Königin iſt noch tauſendmal ſchöner als ihr!“

Da wußte die Königin nicht, was ſie vor Neid und Scheelſucht ſagen und anfangen ſollte, und es wurde ihr ganz bange ums Herz, und wollte erſt gar nicht auf die Hochzeit gehen; dann wollte ſie aber doch die ſehen, die ſchöner ſei, als ſie, und fuhr hin. Und wie ſie in den Saal kam, trat ihr Schneeweißchen als die allerſchönſte Königsbraut entgegen, die es jemals gegeben, und da mochte ſie vor Schrecken in die Erde ſinken.

Schneeweißchen aber war nicht allein die allerſchönſte, ſondern ſie hatte auch ein großes edles Herz, das die Unthaten, die die falſche Frau an ihr verübt, nicht ſelbſt rächte. Es kam aber ein giftiger Wurm, der fraß der böſen Königin das Herz ab, und dieſer Wurm war der Neid.



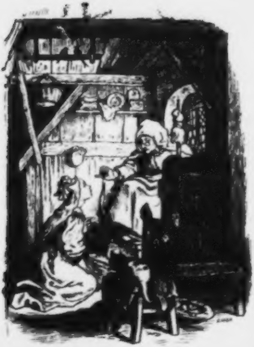


Das Dornröschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, wünſchten ſich aber tagtäglich ein Kind. Zu einer Zeit geſchah es, daß die Königin badete, und ſeufzete, als ſie ſo allein war: „Ach hätte ich doch ein Kind!“ Da hüpfte ein Froſch aus dem Waſſer, und ſprach: „Was du wünſcheſt, ſoll dir werden!“ Und darauf hat die Königin ein Töchterlein bekommen, das war ſchön über alle Maßen, und der König hatte darüber die größte Freude, daß ſein liebſter Wunſch erfüllt war, und ſtellte ein großes Feſt an, zu dem er alle ſeine Freunde einlud. Nun lebten in dem Lande auch weiſe Frauen, die waren begabt mit Zauber- und Wundermacht und genoſſen große Ehrfurcht vor allem Volke;

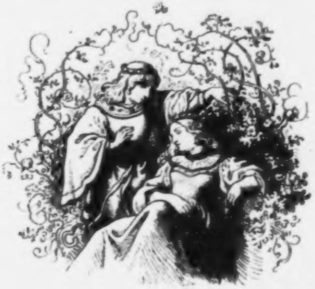
die lud der König auch ein, und ſollten auf goldnen Tellern eſſen. Damals hatten aber die Könige nicht ſo viele Schüſſeln und Teller, wie jetzt, und dieſer König hatte nur ein Dutzend, das ſind zwölf, und der weiſen Frauen waren dreizehn, da konnte er auch nur zwölf einladen, und die dreizehnte blieb uneingeladen, was ſie aber übel nahm.

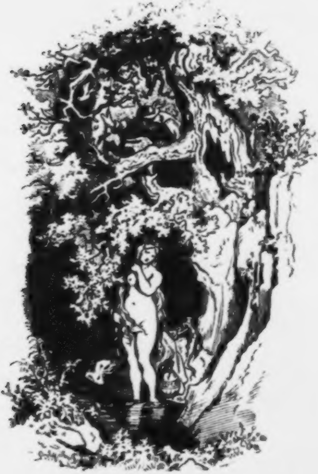
Die weiſen Frauen begabten das Königskind mit gar köſtlichen Gütern, nicht mit Schönheit, denn die beſaß es ſchon, ſondern mit Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Anmuth, Sanftmuth, Beſcheidenheit, Frömmigkeit, Sittſamkeit, Tugend, Aufrichtigkeit, Verſtand und Reichthum, und eben wollte die zwölfte weiſe Frau auch noch ihren Wunſch ausſprechen, als die dreizehnte in das Zimmer trat, die nicht eingeladen worden war, und zornig ausrief: „In funfzehn Jahren ſoll die Königstochter ſich in eine Spindel ſtechen und todt hinfallen!“ Mit dieſen Worten war die böſe Alraune wieder verſchwunden und die Andern ſtanden ſtarr vor Schrecken, denn die weiſen Frauen machten keine vergeblichen Worte. Ein Glück, daß die zwölfte weiſe Frau ihren Wunſch noch nicht ausgeſprochen hatte. Sie konnte zwar das, was einmal eine weiſe Frau gedroht hatte, nicht abändern, aber ihm doch eine mildernde Wendung geben, und rief: „Die Königstochter ſoll nur in einen tiefen Schlaf fallen, der ſoll hundert Jahre dauern und nicht länger.“ Der König ließ ſogleich ein Regierungsmandat im ganzen Lande ergehen, kraft deſſen alle Spindeln überall abgeſchafft, und dafür die Spinnräder eingeführt wurden, indeß erwuchs die ſchöne Königstochter zu einem Fräulein, das an Schönheit, Holdſeligkeit, Freundlichkeit, Milde, Demuth, Züchtigkeit, Herzensgüte, Tugend und Verſtand ſeines Gleichen ſuchte, und ſo kam es zu ſeinem funfzehnten Jahre, von allen, die es kannten, geliebt, ja angebetet. Und da bekam die Prinzeſſin gerade Luſt, ſich im Schloß ein bischen umzuſehen, ging durch mehre Gemächer und kam an eine Treppe, die zu einem alten Thurm führte; dieſe ſtieg es hinan und kam an ein niedrig Kammerthürlein, da ſteckte ein alter verroſteter Schlüſſel daran, und neugierig, wie die ganz jungen Mädchen ſind, drehte die Prinzeſſin an dem Schlüſſel, und die Thüre ging gleich auf. Da ſaß ein uraltes Spinneweiblein und ſpann emſig mit einer Spindel; es mochte wohl des Königs Geſetz nicht gehört oder geleſen, oder es längſt vergeſſen haben. Die umhertanzende, auf und nieder wirbelnde Spindel machte der jungen Königstochter viel Freude, ſie haſchte nach der Spindel, wollte auch ſpinnen und ſtach ſich damit, denn es war gerade der Tag, an welchem die Prophezeihung der erzürnten weiſen Frau in Erfüllung gehen ſollte. Und die Königstochter fiel nieder in einen Schlaf. Und da überkam derſelbe Schlaf auch den König und die Königin und das ganze Schloß. Da mag es ſchön langweilig geweſen ſein! Der ganze Hofſtaat ſchlief ein, vom Hofmarſchall bis zum Küchenjungen, den der Koch wegen eines Verſehens gerade an den Haaren zauſte, und ihm eine Ohrfeige geben wollte, und Koch und Kellner, Kammerfrau und Kammerjungfer, Kind und Kegel, Hund und Katze, ja die Tauben und Sperlinge auf dem Dache, die Pfauen und Papageien und ſelbſt die Fliegen an der Wand, die ſchliefen alle. Und das Feuer auf dem Heerd legte ſich und ſchlief ein, und der Wind legte ſich auch, und wurde alles piepſtill, daß man kein Mäuschen im ganzen Schloß mehr knuspern hörte, die-



weil die Mäuslein auch ſchliefen. Und da kam kein Menſch mehr in das verzauberte Schlummerſchloß, um welches rund herum eine mächtige Dornenhecke emporwuchs, jedes Jahr einige Schuh höher, bis ſie den höchſten Thurm überwachſen hatte, daß man nicht einmal die Fahne und den Wetterhahn mehr ſah, und ſo dicht, daß kein menſchliches Weſen eindringen konnte. Und da wurde das Schloß allmählig ganz vergeſſen, und es ging nur die Sage, hinter den Dornen ſtehe ein Schloß, darin ſchlafe das Dornröschen, die verzauberte Prinzeſſin, wie lange ſchon und wie lange noch, wiſſe Niemand. Zwar kamen von Zeit zu Zeit Königsſöhne, die wollten hindurchdringen durch die Hecke, allein dieſelbe war allzu dicht und konnten es nicht erlangen, blieben wohl gar in den Dornen verſtrickt und kamen elendiglich darin um.

Und ſo waren nun hundert Jahre vergangen, und die Zeit war da, daß das Dornröschen wieder erwachen ſollte, es wußte dies aber Niemand genau, und da kam auch ein Königsſohn, der hörte die Mär von dem ſchlafenden Dornröschen aus dem Mund eines Alten, der ſie ihm gewiß verſicherte, denn ſein Vater und Urgroßvater hätten ihm oft davon erzählt und der Alte mußte den Königsſohn hin an die verrufene Dornhecke führen. Und das geſchah juſt am hundertſten Jahrestag, ſeit das Dornröschen in ſeinen Zauberſchlaf gefallen war. Und die Dornhecke ſtand über und über voll Roſenblumen, das war ſeit Menſchengedenken nicht der Fall geweſen, auch konnte der Königsſohn frei durch die Dornhecke gehen, kein Dorn berührte ſein Gewand, aber gleich hinter ihm ſchloß ſich die Hecke wieder. Und da fand er alles unverſehrt; kein Wind hatte geweht und kein Regen genäßt, das Jahrhundert war über den Häuptern der Schlummernden ſo leiſe hinweggeflogen, wie ein Schwan über einen ſtillen See voll träumender Waſſerlilien. Da ſchliefen noch alle Fliegen und alle Mäuschen, da ſchliefen Huhn und Hahn, Katz und Hund, Magd und Zofe, Kammerherr und Kammerknecht, und auch König und Königin. Das alles ſah der Königsſohn mit großer Verwunderung, ging nun hinauf in den Thurm, und kam in die Kammer, wo das ſüße Dornröschen lag, und ſo ſanft ſchlief, hehr umfloſſen vom Heiligenſchein ſeiner Unſchuld und vom Glanze ſeiner Schönheit. Da beugte der Prinz ſich nieder und küßte das Dornröschen, und alsbald ſchlug es die Augen auf. Der Königsſohn ſagte ihm, wie alles ſich zugetragen, und führte es herab in das Schloß. Da erwachte alles, König und Königin, Zwerg und Zofe, Hunde und Pferde, Feuer und Waſſer, Wind und Wetterhahn, und der Koch gab dem Küchenjungen die Ohrfeige, die er ihm vor hundert Jahren ſchuldig geblieben war, und alles ging wieder ſeinen Gang, und wurde eine ſtattliche Hochzeit ausgerichtet, nämlich des Dornröschens mit dem Königsſohn, der es aus dem Schlummer erlöſt, und lebten glücklich und zufrieden miteinander, bis an ihr Ende.





Die ſieben Schwanen.

In einem Lande war ein junger Rittersmann, der war reich und ſchön, und hatte eine prächtige Burg. Zu einer Zeit ritt er mit ſeinen Hunden in den Wald um zu jagen, da ſah er eine Hindin (Hirſchkuh), die war weißer als der Schnee, und floh vor ihm auf und davon in das Gebirge zwiſchen die wilden hohen Geſträuche. Der Rittersmann aber folgte ihr gar eilig nach, und kam zuletzt in ein wildes finſtres Thal, da verlor er durch die Hunde die Hindin aus dem Geſicht, ritt hin und her und rief die Hunde wieder zuſammen. Darüber kam er an einen Fluß, an dem ſah er eine ſchöne Jungfrau ſtehen, die wuſch ſich und trug in der Hand eine güldne Kette. Und da ihm dieſe Jungfrau ſehr wohl gefiel, ſo ſtieg er ſacht vom Roß, ſchlich ſich ihr unverſehens nah und nahm ihr die goldne Kette aus der

Hand. In dieſer Kette aber war ſonderliche Kraft und Planetenzauber, und die Jungfrau war ein Wünſchelweiblein, und ſo ſchön, daß er ob ihrer Schönheit die Hindin ſammt ſeinen Hunden vergaß, und gedachte die Jungfrau heimzuführen als ſeine Gemahlin. Und alſo that er auch und führte ſie heim auf ſeine Burg.

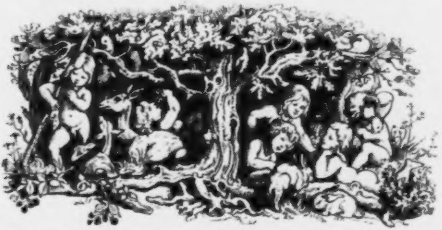
Nun hatte der junge Rittersmann noch eine Mutter, der kam die Schnur ungelegen, denn ſie hatte bisher das Regiment ganz allein geführt, und beſorgte ſich nun, daß ſie Gewalt und Anſehen auf dem Schloß verlieren werde. Und wurde der Schnur gram und haßte ſie, und ermahnte oft ihren Sohn, jene nicht allzulieb zu haben, und hätte gar zu gern Unfrieden und Zwietracht zwiſchen beiden angeſtiftet. Aber ſie konnte das nicht zuwege bringen, denn ihr Sohn wollte ihre Worte nicht hören und war dann jedesmal ungehalten auf ſie. Als ſie nun das wahrnahm, da ſtellte ſie ſich in allem willfährig und dienſtgefällig gegen ihren Sohn, und die junge Frau, aber es kam bei ihr alles aus einem falſchen Herzen, darin ſie zumal eine grauſame Bosheit erdacht hatte gegen die junge Frau, obſchon ſie ſie äußerlich gar ſehr zu ehren ſchien. Darüber kam die Zeit, daß die junge Frau in das Kindbett kam, und genas von ſechs Söhnen, und einer Tochter, die trugen alle goldne Ringe um ihre Hälſe. Sofort kam das alte böſe Weib, die Mutter des jungen Herrn, und nahm die ſieben Kinderchen, während die Mutter ſchlief, trug ſie hinweg, und legte ſieben junge Hündlein, die in derſelben Nacht geworfen worden, an deren Stelle. Nun hatte dieſes falſche und ungetreue Weib einen vertrauten Knecht, dem überantwortete ſie die ſieben Kinder, und verpflichtete ihn bei Treuen und Eide, daß er ſie in den wilden Wald tragen, ſie tödten und begraben ſollte in der Erde oder im Waſſer ertränken. Das gelobte der Knecht zu thun, trug die Kindlein in den Wald, legte ſie unter einen Baum und bereitete ſich, ſie zu erwürgen. Da kam ihn aber ein Grauen an vor dem Mord, und er ſchauderte zurück vor ſolch ungetreuer That, und ließ die Kindlein leben, ging und ſagte der Frau, daß er ihr Gebot vollbracht habe.

Aber der Schöpfer aller Weſen, der alle Dinge zum Beſten lenkt, erbarmte ſich der Kindlein und ſandte ihnen einen Nährvater, das war ein alter weiſer Meiſter, der in dem Walde wohnte, Weisheit zu pflegen, der nahm die Kindlein in ſeine Klauſe und nährte ſie mit der Milch der Hirſchkühe, die zu ihm zu kommen gewohnt waren, ſieben Jahre lang.

Als jenes böſe Weib die Kinder weggebracht hatte von der Mutter, führte ſie ihren Sohn zu der jungen Frau, zeigte ihm die Hündlein und ſprach: „Siehe, Sohn, die Kinder, die deine Frau dir geboren, es ſind junge Hunde.“ Das that ſie ihrem Sohn aus Rache an, weil er die junge Frau ſo lieb hatte. Als er das ſah, glaubte er ſeiner Mutter und warf einen Haß auf die junge Frau, die er vorher ſo lieb gehabt, wollte auch kein Wort einer Entſchuldigung hören, ſondern er ließ ſie auf dem Hofe vor dem Palas ſeiner Burg in die Erde eingraben bis an die Bruſt, und über ihr Haupt ließ er ein Waſchbecken mit Waſſer ſetzen, und gebot allem ſeinen Geſinde, ſich über ihrem Haupt zu waſchen und ihre Hände an ihrem ſchönen Haar zu trocknen. Auch ſollte ſie keine andere Nahrung bekommen, wie die Hunde.

Und ſo mußte das arme Weib ſtehen bleiben in der Grube in Nöthen und Aengſten ſieben ganzer Jahre, und durfte ſich ihrer keine Seele erbarmen. Darüder verzehrte ſich ihr ſchöner Leib, ihre Kleider vermoderten und es blieb nur die Haut über ihren Gebeinen.

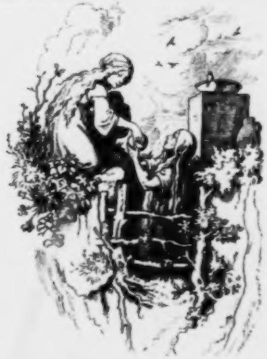
Indeſſen lernten die jungen Kinder im Walde Wild und Vögel ſchießen, und ſich von deren Fleiſch nähren, und da geſchah es, daß der Ritter, ihr Vater, wieder einmal jagen ging in dem Walde. Da ward er der Kinder gewahr, die in dem Holze ſpielend hin und her liefen, und hatten alle güldne Kettlein am Halſe. Und ſein Herz ward von Neigung zu den Kindern bewegt; hätte gern eins oder das andere ergriffen, aber ſie ließen ſich nicht fangen, ſondern verſchwanden im Walde. Daheim erzählte er ſeiner Mutter und anderen Herren und Freunden, daß er im Walde kleine Kinder geſehen mit Goldkettchen an den Hälſen. Darüber erſchrak ſeine Mutter innerlich, nahm den Knecht vor und fragte ihn: „Haſt du damals die Kinder getödtet, oder haſt du ſie leben laſſen?“ Da bekannte der Knecht, daß er ſie nicht mit eigner Hand zu tödten vermocht habe, doch habe er ſie unter einen Baum gelegt, und da wären ſie gewiß bald geſtorben. Hierauf gebot ſie dem Knecht, ſchleunigſt in den Wald zu reiten, die Kinder zu ſuchen, die mit nichten geſtorben ſeien, und ihnen die goldnen Ketten zu nehmen, ſonſt würden ſie beide zu Schanden werden. Der Knecht gehorchte voll Angſt, ſuchte drei Tage die Kinder im Walde und fand ſie nicht; erſt am vierten Tage fand er ſie, ſie hatten die Kettchen abgelegt, und waren nun in Schwäne verwandelt, und ſpielten auf dem Waſſer. Aber das Mädchen hatte noch ſeine menſchliche Geſtalt und ſah den Schwänen zu, wie ſie auf dem Waſſer ſpielten. Da ging der Knecht heimlich hinzu und nahm die ſechs goldnen Kettchen weg; aber das Mädchen entlief ihm, daß er es nicht erreichen konnte.



Wie der Knecht die Ketten der Alten darbrachte, ſandte ſie zu einem Goldſchmied und hieß ihn von denſelben einen Becher machen. Als der Goldſchmied nun von den Ketten einen Becher gießen wollte, befand er, daß das Gold alſo edel und rein war, daß es weder mit dem Hammer verarbeitet noch im Feuer fließend gemacht werden konnte, bis auf ein Kettchen, das zerſchlug er und machte einen Ring davon; die andern wog er auf ſeiner Wage, legte ſie beiſeit und gab dafür an Gewicht ſo viel anderes Gold und machte einen Becher davon, den gab er der Frau und auch den Ring, die ſchloß beides feſt in ihren Kaſten.

Jene Schwäne aber, die nun ihre menſchliche Geſtalt nicht wieder erlangen konnten, wurden betrübt und ſangen mit ſüßer kläglicher Stimme wehmuthvollen Geſang, der klang wie Weinen kleiner Kinder. Zuletzt erhoben ſie ſich auf ihrem Gefieder hoch empor, zu ſehen, wo ſie ſich hinwenden möchten? Da gewahrten ſie einen großen ſpiegelklaren See, auf dem ließen ſie ſich nieder. Der See aber umſchloß einen hohen Berg, an dem hing ein großer Felſen und auf dieſem lag eine ſchöne Burg. Der Felſen war alſo ſteil, und das Waſſer ſtand ſo dicht am Berge, daß außer einem ganz ſchmalen Steig keinerlei Zugang zur Burg war. Und das war gerade die Burg des jungen Ritters, welcher der Vater jener Kinder war, und die Fenſter des Speiſeſaales der Burg ſtanden nach dem Waſſer gekehrt, ſo daß der Herr bald der Schwanen gewahr ward, und wunderte ſich, denn er hatte ſo ſchöne Vögel noch niemals geſehen. Darum warf er ihnen Brod und andere Speiſen hinunter, und gebot allem ſeinen Geſinde, daß ſie Niemand ſolle verjagen oder vertreiben, ſondern ſie ſollten allezeit Brod hinunter werfen, ſo lange, bis daß die Schwäne ſich dort beſtändig heimiſch hielten. Dieſem Gebot ward fleißig nachgelebt, und die Schwäne gewöhnten ſich dahin und wurden ſo zahm, daß ſie ſtets zur Eſſenszeit kamen und ihr Futter empfingen.

Das arme verlaſſene Mädchen aber, ihre Schweſter, hatte nun zwar ihre menſchliche Geſtalt behalten, war aber hülflos, und ging betteln hinauf auf die Burg ihres Vaters. Da gab man ihr den Abfall vom Tiſche, und ſie theilte die-



ſen mit der armen Frau in der Grube, denn ſo oft ſie dieſe ſah, mußte ſie bitterlich weinen. Doch kannte eins das andere nicht. Auch brachte das Mägdlein noch einige übrig gebliebene Broſamen herunter unter die Burg an das Waſſer, und gab die den Schwanen, ihren Brüdern. Allezeit, wann ſie nahete, ſo kamen die Schwanen herbei, fliegend und flatternd und kitternd, und aßen ihre Speiſe aus der Schürze des Mägdleins. Das koſete ſie freundlich und nahm ſie oft in ihre Arme, und ging dann ſtets gegen Abend wieder auf die Burg, und ſchlief alle Nacht vor der Frau, die in der Erde ſtand, ohne daß ſie wußte, daß dieſe ihre Mutter war.

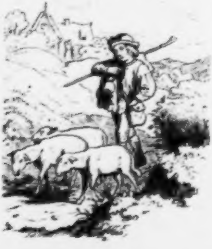
Alle Bewohner der Burg ſahen das alles mit großer Verwunderung, und daß ſie immer weinte, wenn ſie bei der Frau ſtand, und auch, daß ſie dieſer ſehr ähnlich ſah. Und da ward auch des Ritters Herz bewegt, daß er das Mägdlein näher betrachtete, und ſah die Aehnlichkeit mit ſeiner Frau, und ſah auch an ihrem Hals das güldne Kettlein. Und ließ das Dirnlein vor ſich treten und fragte es: „Mein liebes Kind, ſage mir, von wannen biſt du und von wannen kömmſt du her? Wer ſind deine Aeltern und wie haſt du die Schwanen ſo gezähmt, daß ſie aus deinem Schooſe eſſen?“

Da erſeufzte das arme Kind aus tiefſtem Herzensgrund und ſprach: „Lieber Herr! die Aeltern, die ich hatte, habe ich nie gekannt. Ich weiß auch nicht, ob ich ſie geſehen habe. Wenn du aber nach den Schwanen fragſt, das ſind meine Brüder, die mit mir ernährt wurden von der Milch der Hindinnen im Walde. Zu einer Zeit geſchah es, daß meine Brüder ihre goldenen Ketten ablegten, weil ſie baden wollten, da wurden ſie in Schwäne verwandelt; und weil die Ketten geraubt wurden, konnten ſie die Menſchengeſtalt nicht wieder erlangen, und mußten Schwäne bleiben.“

Dieſe Rede vernahmen das falſche untreue Weib und der Knecht, ihr Helfershelfer, und erſchraken heftiglich und wurden beide bleich im Bewußtſein ihrer Schuld. Der Ritter nahm das wahr, und dachte darüber nach, indem er von der Burg herab ſpazieren ging. Die Alte aber hetzte den Knecht auf, er ſollte das Mägdlein tödten. Und er nahm ein blankes Schwert und folgte dem Mägdlein, als es nach ſeiner Gewohnheit herabging zu den Schwanen. Allein der Herr gewahrte ſeiner, trat herzu, und wie der Knecht die Mißethat begehen wollte, ſchlug er ihm das Schwert aus der Hand. Da fiel der Knecht auf ſeine Kniee nieder und bekannte alles. Darauf trat der Ritter zu ſeiner Mutter und zwang ſie mit Drohungen zum Geſtändniß; da ſchloß ſie ihren Kaſten auf und gab dem Sohn jenen Becher, der von den Kettchen gefertigt ſein ſollte. Sogleich ſandte der Ritter nach dem Goldſchmied und fragte ihn ernſtlich wegen des Bechers. Da ſich dieſer nun auch der Strafe beſorgte, ſo bekannte er die Wahrheit, daß er die Ketten noch ganz habe, bis auf eine, aus der er einen Ring gefertigt. Der Ritter hieß ihm die Ketten bringen, und gab ſie der Jungfrau; die legte ſie den Schwanen, jeglichem eine, um den Hals. Da erhielten ſie alle die menſchliche Geſtalt wieder, bis auf Einen — der mußte ein Schwan bleiben. Von dieſem Schwan findet man in manchem Buche viel ſonderliche Abenteuer beſchrieben. Nun ließ der Ritter gar eilig die arme Frau aus der Erde nehmen, ließ ſie mit edler Specerei und koſtbaren Würzen wieder erquicken, daß ſie wieder ein ſchönes Weib wurde. Seine falſche Mutter ließ er in das nämliche Loch ſetzen, darin ſeine unſchuldige Frau ſieben lange Jahre geſchmachtet und gelitten hatte durch jene Bosheit. So geſchah ihr nach dem Prophetenſpruch: In die Grube fällt, wer Andern ſie gegraben.

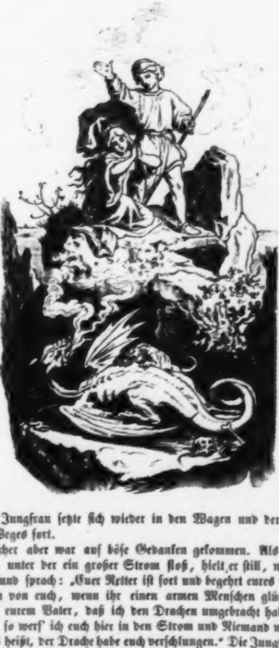
Die drei Hunde.

Ein Schäfer hinterließ ſeinen beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nichts als drei Schafe und ein Häuschen, und ſprach auf ſeinem Todtenbette: „Theilt euch geſchwiſterlich darein, daß nicht Hader und Zank zwiſchen euch entſtehe.“ Als der Schäfer nun geſtorben war, fragte der Bruder die Schweſter, welches ſie lieber wolle, die Schafe oder das Häuschen? Und als ſie das Häuschen wählte, ſagte er: „So nehm' ich die Schafe und gehe in die weite Welt: es hat ſchon mancher ſein Glück gefunden und ich bin ein Sonntagskind.“ Er ging darauf mit ſeinem Erbtheil fort; das Glück wollte ihm jedoch lange nicht



begegnen. Einſt ſaß er recht verdrießlich an einem Kreuzweg, ungewiß, wohin er ſich wenden wollte; auf einmal ſah er einen Mann neben ſich, der hatte drei ſchwarze Hunde, von denen der Eine immer größer als der Andre war. „Ei, junger Geſell,“ ſagte der Mann, ihr habt da drei ſchöne Schafe. Wißt ihr was, gebt mir die Schafe, ich will euch meine Hunde dafür geben.“ Trotz ſeiner Traurigkeit mußte Jener lachen. „Was ſoll ich mit euren Hunden thun?“ fragte er; „meine Schafe ernähren ſich ſelbſt, die Hunde aber wollen gefüttert ſein.“ — „Meine Hunde ſind von abſonderlicher Art,“ antwortete der Fremde; ſie ernähren euch, ſtatt ihr ſie und werden euer Glück machen. Der Kleinere da heißt, „bring Speiſen,“ der Zweite „zerreiß'n,“ und der große Starke „brich Stahl und Eiſen.“ Der Schäfer ließ ſich endlich beſchwatzen und gab ſeine Schafe hin. Um die Eigenſchaft ſeiner Hunde zu prüfen, ſprach er: „Bring Speiſen!“ und alsbald lief der eine Hund fort und kam zurück mit einem großen Korb voll der herrlichſten Speiſen. Den Schäfer gereuete nun der Tauſch nicht; er ließ ſich's wohl ſein und zog lange im Lande umher.

Einſt begegnete ihm ein Wagen mit zwei Pferden beſpannt und ganz mit ſchwarzen Decken bekleidet und auch der Kutſcher war ſchwarz angethan. In dem Wagen ſaß ein wunderſchönes Mädchen in einem ſchwarzen Gewande, das weinte bitterlich. Die Pferde trabten traurig und langſam und hingen die Köpfe. „Kutſcher, was bedeutet das? fragte der Schäfer. Der Kutſcher antwortete unwirſch, jener aber ließ nicht nach zu fragen, bis der Kutſcher erzählte, es hauſe ein großer Drache in der Gegend, dem habe man, um ſich vor ſeinen Verwüſtungen zu ſichern, eine Jungfrau als jährlichen Tribut verſprechen müſſen, die er mit Haut und Haar verſchlinge. Das Loos entſcheide allemal unter den vierzehnjährigen Jungfrauen und diesmal habe es die Königstochter betroffen. Darüber ſei der König und das ganze Land in tiefſter Betrübniß und doch müſſe der Drache ſein Opfer erhalten. Der Schäfer fühlte Mitleid mit dem ſchönen jungen Mädchen und folgte dem Wagen. Dieſer hielt endlich an einem hohen Berge. Die Jungfrau ſtieg aus und ſchritt langſam ihrem ſchrecklichen Schickſal entgegen. Der Kutſcher ſah nun, daß der fremde Mann ihr folgen wollte, und warnte ihn, der Schäfer ließ ſich jedoch nicht abwendig machen. Als ſie die Hälfte des Berges erſtiegen hatten; kam vom Gipfel herab ein ſchreckliches Unthier mit einem Schuppenleib, Flügeln und ungeheuren Krallen an den Füßen; aus ſeinem Rachen loderte ein glühender Schwefelſtrom und ſchon wollte es ſich auf ſeine Beute ſtürzen, da rief der Schäfer: „Zerreiß'n!“ und der zweite ſeiner Hunde ſtürzte ſich auf den Drachen, biß ſich in der Weiche deſſelben feſt, und ſetzte ihm ſo zu, daß das Ungeheuer endlich niederſank und ſein giftiges Leben aushauchte, der Hund aber fraß ihn völlig auf, daß nichts übrig blieb als ein Paar Zähne, die ſteckte der Schäfer zu ſich. Die Königstochter war ganz ohnmächtig vor Schreck und vor Freude, der Schäfer erweckte ſie wieder zum Leben und nun ſank ſie ihrem Retter zu Füßen und bat ihn flehentlich, mit zu ihrem Vater zu kommen, der ihn reich belohnen werde. Der Jüngling antwortete, er wolle ſich erſt in der Welt umſehen, nach drei Jahren aber wieder kommen. Und bei dieſem Entſchluß



blieb er. Die Jungfrau ſetzte ſich wieder in den Wagen und der Schäfer ging eines andern Weges fort.

Der Kutſcher aber war auf böſe Gedanken gekommen. Als ſie über eine Brücke fuhren, unter der ein großer Strom floß, hielt er ſtill, wandte ſich zur Königstochter und ſprach: „Euer Retter iſt fort und begehrt eures Dankes nicht. Es wäre ſchön von euch, wenn ihr einen armen Menſchen glücklich machtet. Saget deßhalb eurem Vater, daß ich den Drachen umgebracht habe; wollt ihr aber das nicht, ſo werf' ich euch hier in den Strom und Niemand wird nach euch fragen, denn es heißt, der Drache habe euch verſchlungen.“ Die Jungfrau wehklagte und flehte, aber vergeblich; ſie mußte endlich ſchwören, den Kutſcher für ihren Retter auszugeben und keiner Seele das Geheimniß zu verrathen. So fuhren ſie in die Stadt zurück, wo Alles außer ſich vor Entzücken war; die ſchwarzen

Fahnen wurden von den Thürmen genommen und bunte darauf geſteckt, und der König umarmte mit Freudenthränen ſeine Tochter und ihren vermeintlichen Retter. „Du haſt nicht nur mein Kind, ſondern das ganze Land von einer großen Plage errettet,“ ſprach er. „Darum iſt es auch billig, daß ich dich belohne. Meine Tochter ſoll deine Gemahlin werden; da ſie aber noch allzu jung iſt, ſo ſoll die Hochzeit erſt in einem Jahre ſein.“ Der Kutſcher dankte, ward prächtig gekleidet, zum Edelmanne gemacht und in allen feinen Sitten, die ſein nunmehriger Stand erforderte, unterwieſen. Die Königstochter aber erſchrack heftig und weinte bitterlich, als ſie dies vernahm und wagte doch nicht, ihren Schwur zu brechen. Als das Jahr um war, konnte ſie nichts erreichen, als die Friſt noch eines Jahres. Auch dies ging zu Ende und ſie warf ſich dem Vater zu Füßen und bat um noch ein Jahr, denn ſie dachte an das Verſprechen ihres wirklichen Erretters. Der König konnte ihrem Flehen nicht widerſtehen und gewährte ihr die Bitte, mit dem Zuſatz jedoch, daß dies die letzte Friſt ſei, die er ihr geſtatte. Wie ſchnell verrann die Zeit! Der Trauungstag war nun feſtgeſetzt, auf den Thürmen wehten rothe Fahnen und das ganze Volk war im Jubel.

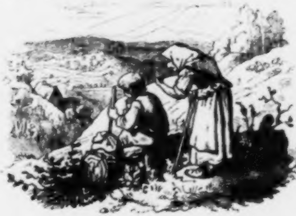
An demſelben geſchah es, daß ein Fremder mit drei Hunden in die Stadt kam. Der fragte nach der Urſache der allgemeinen Freude und erfuhr, daß die Königstochter eben mit dem Manne vermählt werde, der den ſchrecklichen Drachen erſchlagen. Der Fremde ſchalt dieſen Mann einen Betrüger, der ſich mit fremden Federn ſchmücke. Aber er wurde von der Wache ergriffen und in ein enges Gefängniß mit eiſernen Thüren geworfen. Als er nun ſo auf ſeinem Strohbündel lag und ſein trauriges Geſchick überdachte, glaubte er plötzlich draußen das Winſeln ſeiner Hunde zu hören; da dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eiſen!“ rief er ſo laut er konnte und alsbald ſah er die Tatzen ſeines größten Hundes an dem Gitterfenſter, durch welches das Tageslicht ſpärlich in ſeine Zelle fiel. Das Gitter brach und der Hund ſprang in die Zelle und zerbiß die Ketten, mit denen ſein Herr gefeſſelt war; darauf ſprang er wieder hinaus und ſein Herr folgte ihm. Nun war er zwar frei, aber der Gedanke ſchmerzte ihn ſehr, daß ein Anderer ſeinen Lohn ärndten ſolle. Es hungerte ihn auch und er rief ſeinen Hund an: „Bring Speiſen!“ Bald darauf kam der Hund mit einer Serviette voll köſtlicher Speiſen zurück; in die Serviette war eine Königskrone geſtickt.

Der König hatte eben mit ſeinem ganzen Hofſtaat an der Tafel geſeſſen, als der Hund erſchienen war und der bräutlichen Jungfrau bittend die Hand geleckt hatte. Mit freudigem Schreck hatte ſie den Hund erkannt und ihm die eigne Serviette umgebunden. Sie ſah dies als einen Wink des Himmels an, bat den Vater um einige Worte und vertraute ihm das ganze Geheimniß. Der König ſandte einen Boten dem Hunde nach, der bald darauf den Fremden in des Königs Kabinet brachte. Der König führte ihn an der Hand in den Saal; der ehemalige Kutſcher erblaßte bei ſeinem Anblick und bat knieend um Gnade. Die Königstochter erkannte den Fremdling als ihren Retter, der ſich noch überdies durch die Drachenzähne, die er noch bei ſich trug, auswies. Der Kutſcher ward in einen tiefen Kerker geworfen und der Schäfer nahm ſeine Stelle an der Seite der Königstochter ein. Diesmal bat ſie nicht um Aufſchub der Trauung.

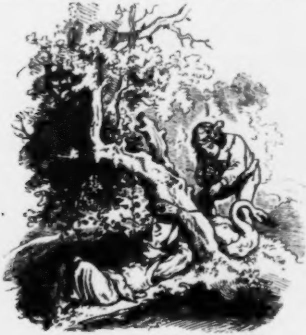
Das junge Ehepaar lebte ſchon eine geraume Zeit in wonniglichem Glück, da gedachte der ehemalige Schäfer ſeiner armen Schweſter und ſprach den Wunſch aus, ihr von ſeinem Glücke mitzutheilen. Er ſandte auch einen Wagen fort ſie zu holen und es dauerte nicht lange, ſo lag ſie an der Bruſt ihres Bruders. Da begann einer der Hunde zu ſprechen und ſagte: „Unſere Zeit iſt nun um; Du bedarfſt unſer nicht mehr. Wir blieben nur ſo lange bei dir, um zu ſehen, ob du auch im Glück deine Schweſter nicht vergeſſen würdeſt.“ Darauf verwandelten ſich die Hunde in drei Vögel und verſchwanden in den Lüſten.

Schwan, kleb an.

Es waren einmal drei Brüder, von denen hieß der ältеſte Jacob, der zweite Friedrich und der dritte und jüngſte Gottfried. Dieſer jüngſte war das Stichblatt aller Neckerein ſeiner Brüder und der gewöhnliche Ablenker ihres Unmuths. Wenn ihnen etwas quer über den Weg lief, ſo mußte Gottfried es entgelten und er mußte ſich das Alles gefallen laſſen, weil er von ſchwächlichem Körperbau war und ſich gegen ſeine ſtärkeren Brüder nicht wehren konnte. Dadurch wurde ihm das Leben ſauer gemacht und er ſann Tag und Nacht darauf, ſein Schickſal erträglicher zu machen. Als er einſt im Walde war, um Holz zu ſammeln, und bitterlich weinte, trat ein altes Weiblein zu ihm, das fragte ihn um ſeine Noth und er vertraute ihr all' ſeinen Kummer. „Ei, mein Junge,“ ſagte das Weiblein darauf, „iſt die Welt nicht groß? Warum verſuchſt du nicht anderswo dein Glück?“ Das nahm ſich Gottfried zu Herzen und verließ eines Morgens frühe das väterliche Haus und machte ſich auf den Weg in die weite Welt, um, wie das Weiblein geſagt hatte, ſein Glück zu ſuchen. Aber der Abſchied von dem Ort, wo er geboren worden war und wenigſtens eine glückliche Kindheit verlebt hatte, ging ihm doch nahe und er ſetzte ſich auf einen Hügel nieder, um noch einmal recht das heimathliche Dorf zu betrachten. Siehe, da ſtand das Weiblein hinter ihm,

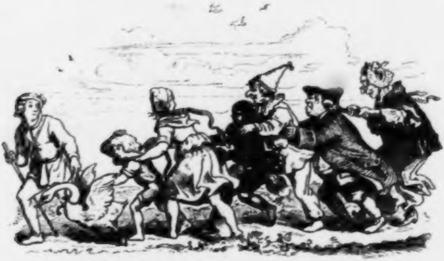


ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „Das haſt du einmal gut gemacht, mein Junge! Aber was willſt du nun anfangen?“ — Gottfried dachte jetzt erſt daran, was er beginnen ſolle? Er hatte bis jetzt geglaubt, das Glück müſſe ihm wie eine gebratne Taube in den Mund fliegen. Das Weiblein mochte ſeine Gedanken errathen, lächelte grinſend und ſagte: „Ich will dir ſagen, was du anfangen ſollſt. Warum? weil ich dich lieb habe, und weil ich glaube, daß du auch mich nicht vergeſſen wirſt, wenn du dem Glücke im Schooß ſitzeſt.“ Gottfried verſprach dies mit Hand und Mund; die Alte fuhr fort: „Heute Abend, wenn die Sonne untergeht, gehe an den großen Birnbaum, der dort am Kreuzweg ſteht. Darunter wird ein Mann liegen und ſchlafen, an den Baum aber wird ein großer ſchöner Schwan angebunden ſein; den Mann hüteſt du dich aufzuwecken und du mußt deßwegen gerade mit Sonnenuntergang kommen, den Schwan aber knüpfſt du los und führſt ihn mit dir fort. Die Leute werden in ſeine ſchönen Federn vernarrt ſein und du magſt ihnen erlauben, davon eine auszurupfen. Wenn aber der Schwan berührt wird, ſo wird er ſchreien und wenn du dann ſagſt: Schwan, kleb an! ſo wird dem, der ihn berührt, die Hand feſt ankleben und nicht eher wieder loswerden, bis du ſie mit dieſem Stöcklein antippſt, das ich dir hiermit zum Geſchenk mache. Wenn du nun ſo einen weidlichen Zug Menſchenvögel gefangen haſt, ſo führe ſie nur immer grad aus. Da wirſt du an eine große Stadt kommen, da wohnt eine Königstochter, die noch nie gelacht hat. Bringſt du ſie zum lachen, ſo iſt dein Glück gemacht; aber dann vergiß auch mich nicht, mein Junge!“ Gottfried gab nochmals das Verſprechen und war mit Sonnenuntergang richtig an dem bezeichneten Baum. Der Mann lag da und ſchlief und ein großer ſchöner Schwan war



mit einem Bande an den Baum gebunden. Gottfried knüpfte den Vogel beherzt los und führte ihn davon, ohne daß der Mann erwachte.

Nun traf es ſich, daß Gottfried mit ſeinem Schwan an einer Bauſtätte vorüber kam, wo einige Männer mit aufgeſtreiften Beinkleidern Lehm kneteten; die bewunderten die ſchönen Federn des Vogels und ein vorwitziger Junge, der über und über voll Lehm war, ſagte laut; „Ach wenn ich doch nur eine ſolche Feder hätte.“ — Zieh dir eine aus!“ ſprach Gottfried freundlich; der Junge griff nach dem Schweife des Vogels, der Schwan ſchrie; „Schwan kleb an!“ ſprach Gottfried und der Junge konnte nicht wieder los kommen, er mochte anfangen was er wollte. Die Andern lachten, jemehr der Junge ſchrie, bis vom nahen Bache eine Magd herzugelaufen kam, die mit hoch aufgeſchürztem Rocke dort gewaſchen hatte. Die fühlte Mitleid mit dem Jungen und reichte ihm die Hand, um ihn loszumachen. Der Schwan ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried, und die Magd war ebenfalls gefangen. Als Gottfried mit ſeiner Beute eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein Schornſteinfeger, der lachte über das ſonderbare Geſpann und fragte die Magd, was ſie denn da triebe? „Ach herzliebſter Hans,“ antwortete die Magd kläglich, „gieb mir doch deine Hand und mach’ mich von dem verteufelten Jungen los.“ — „Wenn’s weiter nichts iſt!“ lachte der Schornſteinfeger und gab der Magd die Hand; der Vogel ſchrie; „Schwan kleb an!“ ſprach Gottfried und der ſchwarze Menſch war ebenfalls behert. Sie kamen nun in ein Dorf, wo eben Kirchweih war; eine Seiltänzergeſellſchaft gab dort Vorſtellungen und der Bajazzo machte eben ſeine Narretheidinge. Der riß Mund und Naſe auf, als er das ſeltſame Kleeblatt ſah, das an dem Schweife des Schwans feſthing. „Biſt du ein Narr geworden, Schwarzer?“ lachte er. — „Da iſt gar nichts zu lachen!“ antwortete der Schornſteinfeger. „Das Weibsbild hält mich ſo feſt, daß meine Hand wie angenagelt iſt. Mach’ mich los, Bajazzo; ich thu dir einmal einen andern Liebesdienſt.“



Der Bajazzo ſaßte die ausgeſtreckte Hand des Schwarzen, der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried und der Bajazzo war der Vierte im Bunde. Nun ſtand in der vorderſten Reihe der Zuſchauer der ſtattlich wohlbeleibte Amtmann des Dorfes, der machte ein gar ernſthaftes Geſicht dazu und er ärgerte ſich gar höchlich über das Blendwerk, das nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Sein Eifer ging ſo weit, daß er den Bajazzo an der ledigen Hand ſaßte und ihn losreißen wollte, um ihn dem Büttel zu übergeben; da ſchrie der Vogel, und „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried und der Amtmann theilte das Schickſal der Vorgänger. Die Frau Amtmännin, eine lange dürre Spindel, entſetzte ſich über das Mißgeſchick ihres Eheherrn und riß mit Leibeskräften an dem freien Arm deſſelben; der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried und die arme Frau Amtmännin mußte trotz ihres Geſchrei's folgen. Hinfort hatte Niemand mehr Luſt, die Geſellſchaft zu vergrößern.

Gottfried ſah ſchon die Thürme der Hauptſtadt vor ſich; da kam ihm eine wunderſchöne Equipage entgegen, in der eine ſchöne junge, aber ernſte Dame ſaß. Als dieſe den bunten Zug erblickte, brach ſie jedoch in lautes Gelächter aus und ihre Dienerſchaft lachte mit. „Die Königstochter hat gelacht!“ rief Alles vor Freuden. Sie ſtieg aus, betrachtete ſich die Sache noch genauer und lachte immer mehr bei den Capriolen, welche die Feſtgebannten machten. Der Wagen mußte umwenden und fuhr langſam neben Gottfried nach der Stadt zurück. Als der König die Kunde vernahm, daß ſeine Tochter gelacht habe, war er voll Entzücken und nahm ſelbſt Gottfried, ſeinen Schwan und deſſen wunderliches Gefolge in Augenſchein, wobei er ſelbſt lachen mußte, daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden. „Du närriſcher Geſell,“ ſprach er zu Gottfried, „weißt du, was ich Dem verſprochen habe, der meine Tochter zum Lachen bringt?“ — „Nein,“ ſagte Gottfried. — „So will ich dir's ſagen,“ antwortete der König. „Tauſend Goldgulden oder ein ſchönes Gut. Wähle dir zwiſchen den beiden.“ Gottfried entſchied ſich für das Gut. Dann berührte er den Buben, die Magd, den Schornſteinfeger, den Bajazzo, den Amtmann und die Amtmännin mit ſeinem Stäbchen und Alle fühlten ſich frei und liefen davon, als brenne die Hölle hinter ihnen her, was neues unauslöſchliches Gelächter verurſachte. Da wurde die Königstochter bewegt, den ſchönen Schwan zu ſtreicheln und ſein Gefieder zu bewundern. Der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried, und ſo gewann er die Königstochter. Der Schwan aber erhob ſich in die Lüfte und verſchwand in den blauen Horizont. Gottfried erhielt nun ein Herzogthum zum Geſchenk; er erinnerte ſich aber auch des alten Weibleins, das Schuld an ſeinem Glücke war und berief ſie als ſeine und ſeiner auserwählten Braut Haushofmeiſterin in ſein ſtattliches Reſidenzſchloß.

Das Mäuslein Sambar, oder die treue Freundſchaft der Thiere.

In einem weiten Walde war des Wildes viel, und ſtand darin ein großer Baum mit vielen Aeſten, auf dem hatte ein Rabe ſein Neſt. Da ſah er zu einer Zeit den Vogelſteller kommen und ein Garn unter den Baum ſpannen, erſchrak und bedachte ſich und dachte: Spannt dieſer Weidmann ſein Jagdzeug deinetwegen oder wegen andrer Thiere? Das wollen wir doch ſehen! Indem ſo ſtreute der Vogelſteller Samen auf die Erde, richtete ſein Garn und ſtellte ſich auf die Lauer. Bald darauf kam eine Taube mit einer ganzen Schaar andrer Tauben, deren Führerin ſie war, und da ſie den Samen ſahen und des Garns nicht Acht hatten, ſo fielen ſie darauf und das Netz ſchlug zuſammen und bedeckte ſie alle. Deß freute ſich der Vogler, und die Tauben flatterten unruhig hin und her. Da ſprach die Taube, welche die Führerin war, zu den andern Tauben: „Verlaſſe ſich keine auf ſich allein und habe keine ſich ſelbſt lieber als die Andern, ſondern laſſet uns alle zugleich aufſchwingen, vielleicht, daß wir das Garn mit in die Höhe nehmen, ſo erledigt eine Jegliche ſich ſelbſt und die Andern mit ihr.“ Dieſem Rathe folgten die Tauben, flogen zugleich auf und hoben das Garn mit in die Lüfte. Der Vogelſteller hatte das Nachſehen und das Nachlaufen, um zu gewahren, wo ſein Netz wieder herab zur Erde fallen werde; der Rabe aber dachte bei ſich: du willſt doch auch nachfolgen und ſehen, was aus dieſem Wunder werden will?“

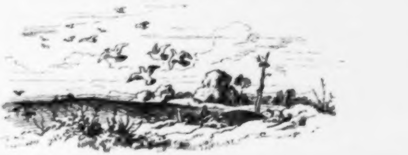
Als die kluge Führerin der Tauben ſah, daß der Jäger ihrem Fluge nachlief, ſprach ſie zu ihren Gefährtinnen: „Sehet, der Weidmann folgt uns nach; beharren wir auf der Richtung über dem Wege, ſo bleiben wir ihm im Geſicht, und werden ihm nicht entgehen, fliegen wir aber über Berge und Thäler, ſo vermag er uns nicht im Auge zu behalten, und muß von ſeiner Verfolgung abſtehen, da er daran verzweifeln wird, uns wieder zu finden. Nicht weit von hier iſt eine Schlucht, da wohnt eine Maus, meine Freundin, ich weiß, daß, wenn wir zu ihr kommen, ſie uns das Netz zernagt und uns erlöſt.“

Die Tauben folgten dem Rath ihrer Führerin und kamen dem Vogler aus dem Geſicht. Der Rabe aber flog langſam hinter ihnen her, um zu ſehen, was aus dieſer Geſchichte werden würde, und auf welche Weiſe ſich wohl die Tauben von dem Netz erledigen würden, und ob er nicht lernen werde, in eigener Gefahr ihr Rettungsmittel zu gebrauchen?

Indeſſen erreichten die Tauben jene Schlucht, wo das Mäuschen wohnte, ließen ſich nieder und ſahen, daß die Maus wohl hundert Löcher und Aus- und Eingänge zu ihrer unterirdiſchen Wohnung hatte, um an vielen Enden bei drohender Gefahr ſich verbergen zu können. Die Maus hieß Sambar, und die kluge Taube rief nun der Freundin: „Sambar, komm heraus!“ — Da rief das Mäuslein inwendig: „Wer biſt du?“ und da rief die Taube: „Ich bin es, die Taube, deine Freundin!“ Und da kam das Mäuslein, guckte aus einem der Löcher vorſichtig und fragte: „O liebe Geſellin, wer hat dich ſo überſtrickt?“ Da ſprach die Taube: „O liebe Freundin! Weißt du nicht, daß Keiner lebt, dem Gott nicht ein widerwärtiges Verhängniß ſchickt? Und der Betrügerinnen argliſtigſte iſt die Zeit! Sie ſtreute mir ſüße Waizenkörner, und verbarg meinen Augen das trugvolle Netz, ſo daß ich mit meinen Freundinnen hineinfiel. Niemand verwahret ſich der Schickung, die von oben kommt, ja Mond und Sonne leiden auch Verfinſterung, und aus des Sees grundloſer Tiefe lockt der Menſchen Trug den Fiſch, wie er den Vogel aus der Lüfte Meer herab in ſeine falſchen Schlingen zieht.“

Als die Taube dies mit vieler Beredſamkeit geſprochen, begann die Maus das Netz zu zernagen, und zwar an dem Ende, wo ihre Geſpielin, die Taube, lag, dieſe aber ſprach: „Fange an bei den andern, meinen Schweſtern, und wenn du ſie alle erledigt haſt, dann erledige auch mich.“ Aber die Maus folgte ihr nicht, ob ſie gleich wiederholt bat, und wie ſie noch einmal die Maus darum anſprach, ſo fragte dieſe: „Was ſagſt du mir dies ſo oft, als ob du nicht auch wünſchteſt frei zu ſein?“ Darauf antwortete die Taube: „Laß meine Bitte dir nicht mißfallen; dieſe meine Schweſtern haben mir vertraut als ihrer Führerin; ſie folgten willig mir und voll Vertrauen und durch meine Unvorſichtigkeit geriethen ſie unter das Netz, darum iſt billig, daß ich auf ihre Erlöſung eher denke als auf die meinige, zumal es nur durch ihre gemeinſame Hülfe gelang, auch mich zu erheben ſammt des Voglers Garn. Auch möchteſt du ermüden bei den Andern, weißt du aber mich, deine liebſte Freundin, noch im Netz, ſo wirſt du mich nicht verlaſſen.“

Darauf ſprach das Mäuslein: „O liebe gute Taube, Taubenherz; viele Ehre macht dir dieſe Geſinnung und muß die Liebe ſtärken zwiſchen dir und deinen Geſellinnen.“ Und ſie zernagte das Netz allenthalben, und die Tauben flogen frei und fröhlich ihren Weg, die Maus aber ſchlüpfte wieder in ihr Löchlein.



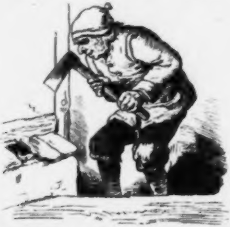
Das alles hatte der Rabe, der in der Nähe ſich auf einen Baum niedergelaſſen hatte, geſehen und mit angehört, und hielt hierauf ein Selbſtgeſpräch: „Wer weiß,“ ſprach er, „ob ich nicht auch in gleiche Lage und Gefahr komme, wie dieſe Tauben? Dann iſt es doch gar herrlich, edle Freunde zu haben, die uns aus der Noth helfen. Mit dieſer Maus möchte mir Freundſchaft allewege frommen!“

Und da flog er von ſeinem Baum und hüpfte zu der Schlucht und rief: „Sambar, komm heraus!“ Und drinnen rief das Mäuſelein: „Wer biſt du?“ Da ſprach er: „Ich bin der Rabe und habe geſehen, was deiner lieben Freundin, der Taube begegnet iſt, und wie Gott ſie erledigt hat durch deine Treue, deßhalb komme ich, auch deine Freundſchaft zu ſuchen.“ Da ſprach Sambar, das kluge Mäuslein, ohne daß es hervorkam: „Es kann nicht Freundſchaft ſein zwiſchen dir und mir; ein Weiſer ſtrebt nur zu erlangen das was möglich iſt, und für unweiſe gilt, der das Unmögliche erringen will. So führe einer Schiffe über's Land und Karren über's Meer. Wie könnte zwiſchen uns Geſellſchaft ſein, da ich dein Fraß bin und der Freſſer du?“ Da ſprach der Rabe: „Mäuſelein, verſteh mich wohl, und ſinn' meiner Rede nach. Was frommte mir, fräße ich dich auf, dein Tod! Dein Leben ſoll mir hülfreich ſein, und deine Freundſchaft ſo beſtändig wie Ambra, der lieblich duftet, ob man auch verhüllt ihn trägt.“ Darauf ſprach die Maus: „Wiſſe, Rabe, der Haß der Begierde iſt der größte Haß. Löwe und Elephant haſſen einander ihrer Stärke halber, das iſt ein edler und gleicher Haß des Muthes und des Streites; aber der eingefleiſchte Haß des Starken gegen den Schwachen, das iſt ein unedler und ungleicher Haß; ſo haßt der Habicht das Rebhuhn, die Katze die Ratte, der Hund den Haſen, und du — mich. Erhitze Waſſer am Feuer, daß es gleich dem Feuer dich brennt, es wird darum doch kein Feuer ſein, auch nie des Feuers Freund, ſondern es wird, in das Feuer geſchüttet, dieſes dennoch dämpfen. Die Weiſen ſagen: Wer ſeinem Feind anhängt, gleicht dem, der eine giftige Schlange in ſeine Hand nimmt; er weiß nicht, wann ſie ihn beißen wird. Der Kluge traut ſeinem Feinde niemals, ſondern er hält ſich fern von ihm, ſonſt geſchieht ihm, wie einſt dem Manne mit der Schlange geſchah.“

Der Rabe fragte: „Wie geſchah dem?“ und da erzählte ihm die Maus folgendes Märchen:

Der Mann und die Schlange.

Es war einmal ein Mann, in deſſen Hauſe wohnte eine Schlange, die wurde von dem Weibe dieſes Mannes wohl gehalten, und bekam täglich ihre Nahrung. Sie hatte ihre Wohnung ganz nahe bei dem Heerde, wo es immer hübſch warm war, in einem Mauerloch. Der Mann und das Weib bildeten ſich ein, nach dem herrſchenden Aberglauben, daß es Glück bringe, wenn eine Schlange im Hauſe ſei. Nun geſchah es an einem Sonntag, daß dem Hausherrn das Haupt ſchmerzte, deßhalb blieb er früh in ſeinem Bette liegen, und hieß die Frau und das Geſinde in die Kirche gehen. Da gingen ſie alle aus, und es war nun ganz ſtill im Hauſe und jetzt ſchlüpfte die Schlange leiſe aus ihrem Loch und ſahe ſich allenthalben ſehr um. Das ſahe der Mann, deſſen Kammer offen ſtand, und wunderte ſich im Stillen, daß ſich die Schlange, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit ſo ſehr umſah. Sie durchkroch alle Winkel, und kam auch in die Kammer und guckte hinein, ſah aber Niemand, denn der Hausherr hatte ſich verborgen. Und nun kroch ſie auf den Heerd, wo ein Topf mit der Suppe am Feuer ſtand, hing ihren Kopf darüber und ſpie ihr Gift in den Topf, darauf verbarg ſie ſich wieder in ihrer Höhle. Der Hausherr ſtieg alsbald auf, nahm den Topf und grub ihn mit Speiſe und Gift in die Erde. Wie nun die Zeit da war, daß man eſſen wollte, wo auch die Schlange gewöhnlich hervorzukommen pflegte, ſtellte ſich der Mann mit einer Axt vor das Loch, Willens, ſobald ſie herausſchlüpfen werde, ihr den Kopf vom Rumpfe zu hauen. Aber die Schlange ſteckte ganz vorſichtig ihren Kopf erſt nur ein klein wenig aus dem Loch, und wie der Mann zuſchlug, fuhr ſie blitzſchnell zurück, und zeigte, daß ſie kein gutes Gewiſſen hatte. Nach einigen Tagen redete die Frau ihrem Manne zu, er ſolle mit der Schlange Frieden ſchließen, ſie würde wohl nicht wieder ſo Böſes thun; der Hauswirth war gutwillig und rief einen Nachbarn, der ſollte Zeuge ſein des Friedensbundes mit der Schlange und einen Vertrag mit ihr aufrichten, daß eins ſicher ſein ſollte vor dem Andern. Hierauf



riefen ſie der Schlange und machten ihr den Antrag; die Schlange aber ſagte: „Nein! — Unſre Geſellſchaft kann fürder in Treuen nicht mehr beſtehen, denn, wenn du daran denkſt, was ich dir in deinen Topf gethan, und wenn ich bedenke wie du mir mit ſcharfer Art nach meinem Kopf gehauen haſt, ſo möchte wohl Keiner von uns dem Andern trauen. Darum gehören wir nicht zuſammen; gieb du mir frei Geleit, das iſt alles, was ich von dir begehre, und laß mich meine Straße ziehen, je weiter von dir, deſto beſſer, und du bleibe ruhig in deinem Hauſe.“ Und alſo geſchahe es.

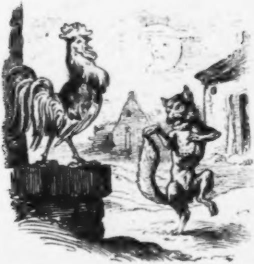
Der Rabe, als er dieſe Erzählung aus dem Mund des Mäusleins Sambar vernommen hatte, nahm wieder das Wort und ſprach: „Ich faſſe wohl die Lehre, die dein Märlein in ſich hält, allein bedenke deine Natur und meine Aufrichtigkeit, ſei minder ſtreng und weigere mir nicht deine Genoſſenſchaft. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen edel und unedel; der Becher aus Gold währet länger, als der aus Glas, und wenn der Glaspokal zerbricht, ſo iſt er hin, leidet aber der Goldpokal, ſo iſt der Werth noch nicht verloren. Die Freundſchaft der böſen und unedeln Gemüther iſt gar keine Freundſchaft, du aber haſt ein edles Gemüth, das hab' ich wohl erkannt, und ſo ſehnt ſich mein Herz nach deiner Freundſchaft, und bedarf ihrer, und ich werde nicht weichen vom Eingang deiner Wohnung, und nicht eher eſſen noch trinken, bis du meiner Bitte Gehör gegeben!“

Darauf ſprach das kluge Mäuslein Sambar: „Ich nehme jetzt deine Geſellſchaft an, denn ich habe noch nie eine billige Bitte ungewährt gelaſſen. Du magſt aber wohl erwägen, daß ich mich nicht zu dir gedrängt, auch daß ich in meiner Wohnung ſicher vor dir bin, aber ich begehre nützlich zu ſein allen, die meiner Hülfe begehren, darum rühme dich nicht etwa: Haha, ich habe eine unvorſichtige und unvernünftige Maus gefunden! — damit es dir nicht gehe, wie dem Hahn mit dem Fuchs.“

„Wie war das?“ fragte der Rabe, und da erzählte das Mäuslein ein Gleichniß:

Der Hahn und der Fuchs.

In einer kalten Winternacht kroch ein hungeriger Fuchs aus ſeinem Bau und ging dem Fange nach. Da hörte er auf einem Meierhofe einen Hahn fort und fort krähen, der ſaß auf einem Kirſchbaum, und hatte ſchon die ganze Nacht gekräht. Jetzt ſtrich der Fuchs hin nach dem Baum und fragte: „Herr Hahn, was ſingſt du in dieſer kalten und finſtern Nacht?“ Der Hahn ſprach: „Ich verkünde den Tag, deſſen Kommen meine Natur mich erkennen lehrt.“ Darauf verſetzte der Fuchs: „O Hahn, ſo haſt du etwas Göttliches in dir, daß du zukünftig kommende Dinge weißt!“ und alsbald begann der Fuchs zu tanzen. Jetzt fragte der Hahn: „Herr Fuchs, warum tanzeſt du?“ Ihm antwortete der Fuchs: „So du ſingeſt, o weiſer Meiſter, ſo iſt billig, daß ich tanze, denn es ziemet, ſich zu freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du edler Fürſt aller Vögel, du biſt nicht allein begabt zu



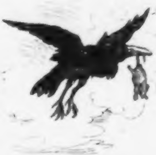
fliegen in den Lüften, nein, auch hohe Prophetengaben lieh dir die Natur! O wie bevorzugte ſie dich vor allen andern Thieren! Wie glücklich wär' ich, gönnteſt du mir deine Gunſt! Wie gerne küßt' ich dein weisheitdurchdrungenes verehrtes Haupt! O wie beneidenswerth, wenn ich dann künden könnte meinen Freunden: ich war der Glückliche, dem ein Prophet ſein Haupt zum Kuſſe hingeneigt!" Der alberne Hahn glaubte dem Schmeichelwort des argliſtigen Fuchſes, flog vom Baum und hielt ihm ſeinen Kopf zum Küſſen hin. Mit einem Schnapper war er abgebiſſen, und lachend ſprach der Fuchs: „Ich habe den Propheten ohne alle Vernunft befunden."

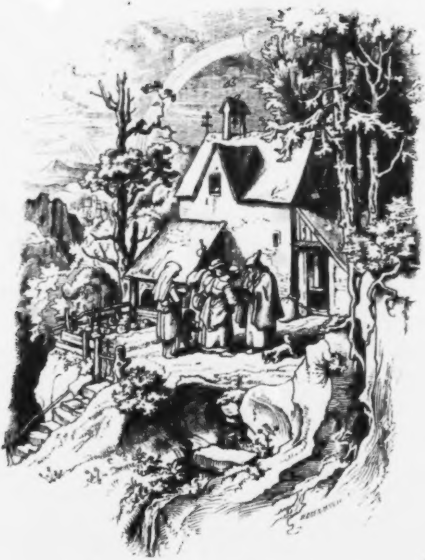
Als das Mäuslein dieſe Fabel geendigt hatte, fuhr es fort zum Raben zu ſprechen: „Ich habe dir dies nicht geſagt, weil ich glaube, daß ich der Hahn ſei und du der Fuchs, ich die Speiſe und du der Freſſer, vielmehr will ich glauben, daß deine Worte nicht mit zweigeſpaltener Schlangenzunge geſprochen ſind." Und darauf ging die Maus in die Oeffnung ihres Thürloches. Der Rabe fragte: „Warum ſtellſt du dich unter die Thüre? Was macht dich ſo zaghaft, zu mir heraus zu gehen? Hegſt du immer noch Furcht vor mir?" Darauf antwortete das Mäuslein: „Ich habe meinen Glauben und mein Vertrauen auf dich geſetzt, denn du gefällſt mir, und nicht Furcht vor deiner Unredlichkeit hält mich ab, hervorzukommen. Aber du haſt viele Geſellen deiner Art, doch vielleicht nicht deines Gemüthes, und deren Freundſchaft iſt nicht mit mir, wie deine. Sieht mich einer, ſo muß ich fürchten, daß er mich frißt." Dagegen ſprach der Rabe: „Zu treuer Genoſſenſchaft gehört doch vor allem, daß einer ſei ſeines Genoſſen treuer Freund, und Feind ſeines Feindes; ſei gewiß, o Freundin Sambar, daß mir kein Freund lebt, der nicht eben ſo treuer Freund dir ſein ſoll, wie ich ſelbſt. Auch habe ich Macht und Kraft genug, dich zu ſchützen und zu ſchirmen." Nun endlich ging das Mäuslein Sambar hervor aus ſeinem Löchlein, und verſchwur ſich mit dem Raben zu einem unverbrüchlichen Freundſchaftsbündniß, und als das geſchehen war, wohnten ſie bei- und nebeneinander friedſam und freundlich, und erzählten einander alle Tage ſchöne Märchen.

Endlich aber zu einer Zeit ſprach der Rabe zur Maus: „Höre, meine liebe Freundin Sambar, deine Wohnung iſt doch gar lautbar und zu nahe am Weg; ich beſorge, es kommt einmal Einer, der dich oder mich ſchießt oder ſchädigt, auch fällt es mir ſchwer, hier meine Nahrung zu finden. Aber ich weiß einen luſtigen und nützlicheren Aufenthalt, da giebt es Waſſer und Wieſen, Früchte und Futter, und dort in dem Waſſer wohnt auch noch eine alte Freundin von mir, gar eine treue Genoſſin; ich wünſchte, du zögeſt mit mir an jenen Ort.“

„Das will ich dir gern zu Liebe thun,“ ſprach die Maus, „denn ich bin hier ſelbſt ſcheu und halte mich nicht recht ſicher, deßhalb ſiehſt du auch die vielen Ein- und Ausgänge meiner Wohnung. Glaube nur, lieber Freund, mir ſind ſchon gar mancherlei Fährlichkeiten begegnet, davon ich dir erzählen will, wenn wir an den neuen Aufenthalt kommen.“

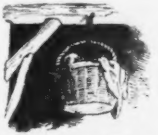
Darauf nahmen beide Abſchied von ihrem alten Wohnort, und der Rabe faßte die Maus am Schwänzlein in ſeinen Schnabel, und flog mit ihr dahin an den Ort, den er meinte. Da guckte ein Thier mit dem Kopf aus dem Waſſer, das erſchrack vor der Maus, denn es erkannte ſie nicht, wie der Rabe ſie aus dem Schnabel ließ, und tauchte ſchnell unter. Der Rabe flog auf einen Baum und rufte: „Korar, Korar!“ Da kam das Thier aus dem Waſſer hervor, das war ſeine Freundin, eine Schildkröte, die freute ſich, den Raben wieder zu ſehen und fragte ihn, was ihn zu ſeinem langen Außenbleiben bewogen? Da erzählte ihr der Rabe die Geſchichte von der Taube und der Maus, und ſtellte ſeine Freundinnen einander vor, und die Schildkröte verwunderte ſich über die hohe Vernunft der Maus, kroch zu ihr, gab ihr die Hand, und freute ſich ſehr, ihre Bekanntſchaft zu machen. Hernach bat der Rabe die Maus, ihm und ſeiner alten Freundin doch ihre Lebensgeſchichte zu erzählen, und ſie ließ ſich dazu gern bereit und willig finden, und erzählte, wie folgt:





Die Lebensgeſchichte der Maus Sambar.

Ich bin geboren in dem Hauſe eines frommen Einſiedels; es waren unſrer viele Geſchwiſter und außer meinen lieben verſtorbenen Aeltern lebten auch deren Geſchwiſter, Vettern und Muhmen, und deren Kinder allzumal in dieſem Hauſe. Es fehlte uns niemals an Nahrungsmitteln aller Art, denn die gutthätigen Leute in der Nachbarſchaft trugen dem Einſiedel alle Tage Brod, Mehl, Käſe, Eier, Butter, Früchte und Gemüſe zu, viel mehr als er brauchte, darum, daß er für ſie beten ſolle. Ob er für ſie gebetet, und ob das ihnen etwas geholfen hat, weiß ich nicht. Nun gönnte der Einſiedel mir und meinen Verwandten doch nicht alles, und hing deßhalb einen Korb mitten in ſeine Küche, wo wir nicht dazu konnten. Da ich mich aber ſchon als junges Mäuslein durch Muth, gepaart mit Liſt und Vorſicht, vortheilhaft auszeichnete, ſo ſprang ich von der nahen Wand dennoch in den Korb, aß, ſo viel mir nur ſchmeckte, und warf das Uebrige meinen Verwandten herunter, die an jenem Tag einen wahren Feſttag feierten. Als der Einſiedel herein kam, und ſah, was geſchehen war, traf er Anſtalt, den Korb noch höher zu hängen. Da beſuchte ihn ein Wallbruder, den bewirthete er nach ſeinem Vermögen, und als ſie mit einander gegeſſen und getrunken hatten, that der Einſiedel die Speiſereſte in den Korb, und hing ihn an den neuen Ort, und gedachte, Acht zu haben, ob das Mäuslein auch da hinein kommen möchte? Indeß begann der Gaſt zu reden und zu erzählen von ſeinen Fahrten zu Land und zu Meer, und ſeinen Abenteuern, die er erlebt und beſtanden, aber er nahm wahr, daß der Gaſtfreund immer nur mit halbem Ohr auf ihn hörte, und immer dem Korbe mit Leib und Blicken halb zugewendet blieb. Da ward der Waller unwillig und ſprach: „Ich erzähle dir die ſchönſten Abenteuer, und du achteſt nicht darauf, und ſcheinſt keine Luſt daran zu haben.“ — „Mit Nichten,“ erwiederte der Einſiedel: „ich höre gar gern deine Reden, aber ich muß Acht haben, ob die Mäuſe wieder in den Speiſekorb kommen, denn dieſes Ungeziefer frißt mir alles weg, daß kaum etwas für mich übrig bleibt, und beſonders iſt eine, die ſpringt in den Korb für alle Andern.“ Damit meinte er mich, die kleine Sambar. Darauf ſagte der Wallbruder: „Bei deiner Rede machſt du mich der Fabel eingedenk von einer Frau, die zu ihrer Freundin ſprach: Dieſe Frau giebt nicht ohne Urſache den ausgeſchwungenen Waizen für den unausgeſchwungenen.“ — „Wie ſo? Wie war das?“ fragte der Einſiedel, und der Waller ſagte: „Laß dir erzählen. Einſtmals auf meiner Wanderſchaft herbergte ich bei einem ehrenwerthen Manne, den hörte ich des Nachts, da ich nebenan ſchlief, zu ſeiner Frau ſprechen: „Frau, morgen will ich etliche Freunde zu Gaſte laden.“ Dem antwortete das Weib: „Du vermagſt nicht alle Tage Gäſte zu haben und Wirthſchaft zu machen; damit verthuſt du, was wir haben, und zuletzt bleibt uns im Haus und Hof gar nichts mehr.“ Da ſprach der Mann: „Hausfrau, laß dir das nicht mißfallen, was mein Wille iſt, beſonders in ſolchen Sachen! Ich ſage dir, wer allewege karg iſt, und nur immer einnehmen und zuſammenſcharren, aber



niemals wieder ausgeben will, und deſſen, was er hat, nicht recht froh wird, der nimmt ein Ende, wie der Wolf."

„Wie war denn das Ende von dem Wolf? fragte die Frau, und ihr Mann erzählte: „Es war einmal, ſo ſagt man, ein Jäger, der ging nach dem Walde mit ſeinem Schießzeug. Pfeil und Armbruſt, da begegnete ihm ein Rehbock, den ſchoß er und lud ſich denſelben auf, ihn heimzutragen. Darauf aber begegnete ihm ein Bär, der eilte auf ihn zu, und der Jäger, ſich ſeiner zu erwehren, ſpannte in Eile die Armbruſt, legte den Pfeilbogen darauf, aber er vermochte nicht anzulegen, weil ihn der Rehbock hinderte, und legte geſchwind die Armbruſt nieder, zückte ſein Weidmeſſer und begann den Kampf mit dem Bären, und er rannte ihm das Meſſer durch den Leib in dem Augenblick, wo der Bär ihn umfaßte und ihn todt drückte. Wie der Bär die ſchwere Wunde fühlte, brüllte er und riß ſie aus Wuth noch weiter auf, ſo daß er ſich bald verblutete. Abends ging ein Wolf des Wegs, der fand nun einen todten Rehbock, einen todten Bären und einen todten Jäger. Darüber ward er herzlich froh und ſprach in ſeinem Herzen: Das alles was ich hier finde, das ſoll alles mein bleiben, davon kann ich mich lange nähren. Meine Brüder ſollen nichts davon bekommen. Vorrath iſt Herr, ſagt das Sprichwort. Heute will ich ſparen und nichts davon anrühren, daß der Schatz lange dauert, obſchon mich ſehr hungert. Da liegt aber eine Armbruſt, deren Sehne könnte ich abnagen. Und da machte ſich der Wolf mit der geſpannten Armbruſt zu ſchaffen, die ſchnappte los, und der aufgelegte Strahl oder Bogenpfeil fuhr ihm mitten durchs Herz! — „Siehe, Frau," ſo fuhr der Mann fort, dem ich zuhörte, ſprach der Wallbruder zu dem Einſiedel, von welchem das Mäuslein Sambar ihren Freunden, dem Raben und der Schildkröte erzählte: — „Siehe, Frau, da haſt du ein Beiſpiel, daß es nicht immer gut ſei, zu ſammeln, und das Geſammelte treue Freunde nicht mit genießen laſſen zu wollen. Darauf ſprach die Frau: „Du magſt Recht haben." Als nun der Morgen kam, ſtand ſie auf, nahm ausgehülſten Waizen, wuſch ihn, breitete den aus, daß er trockne, und ſetzte ihr Kind dazu, ihn zu hüten, und dann ging ſie weiter zur Beſorgung ihrer übrigen Geſchäfte. Aber das Kind that, wie Kinder thun, es ſpielte und hatte nicht Acht auf den Waizen, und da kam die Sau, fraß davon, und verunreinigte den übrigen Waizen, den ſie nicht fraß. Als die Frau hernach kam, und das ſah, ekelte ihr vor dem übrigen Waizen, nahm ihn und ging auf den Markt, und bot ihn feil gegen ungehülſten zu gleichem Maß. Da hörte ich eine Nachbarsfrau jener, die geſehen hatte, was vorgegangen war, ſpöttiſch zu einer Dritten ſagen: „Schau, wie giebt die Frau ſo wohlfeil gehülſten Waizen gegen den ungehülſten! Es hat alles ſeine Urſache." — So iſt's auch mit der Maus, von der du ſagſt, ſie ſpringe in den Korb für die andern Mäuſe alle zuſammen, und das muß wohl ſeine Urſache haben. Gieb mir eine Haue, ſo will ich dem Mausloch nachgraben, und die Urſache wohl finden." — „Dieſe Rede hörte ich," ſo erzählte Sambar weiter, „im Löchlein einer meiner Geſpielinnen; in meiner Höhle aber lagen tauſend Goldgülden verborgen, ohne daß ich noch der Einſiedel wußten, wer ſie hinein gelegt, mit denen ſpielte ich täglich und hatte damit meine Kurzweil. Der Waller grub und fand bald das Gold, nahm es und ſprach: „Siehe, die Kraft des Goldes hat der Maus ſolche Stärke verliehen, ſo kecklich in den hohen Korb zu ſpringen. Sie wird es nun nicht mehr vermögen.“ Dieſe Worte vernahm ich mit Bekümmerniß und leider befand ich ſie bald wahr. Als es Morgen wurde, kamen die andern Mäuſe alle zu mir, daß ich ſie, wie gewohnt, wieder füttere, und waren hungriger als je; ich aber vermochte nicht, wie ich ſonſt gekonnt und gethan, in den Korb zu ſpringen, denn die Kraft war von mir gewichen, und alsbald ſah ich mich von den Mäuſen, meinen nächſten Freunden und Verwandten, ganz ſchnöd behandelt; ja ſie beſorgten ſich, am Ende mir etwas geben und mich ernähren zu müſſen, deßhalb ging eine jede ihres Wegs und keine ſah mich mehr an, als ob ich ſie auf das bitterſte beleidigt hätte.“

„Da ſprach ich zu mir traurig in meinem Gemüthe dieſe Worte: „Gute Freunde in der Noth, gehn fünfundzwanzig auf ein Loth; ſoll es aber ein harter Stand ſein, ſo gehen fünf auf ein Quintlein“. Wer keine Habe hat, hat auch keine Brüder; wer keine Brüder hat, hat keine Verwandtſchaft; wer keine Verwandtſchaft hat, hat auch keine Freundſchaft, und wer keine Freundſchaft hat, der wird vergeſſen. Armuth iſt ein harter Stand; Armuth macht das Leben krank. Keine Wunde brennt ſo heftig, als Armuth. Vieles Lob wird dem Reichen, wenn aber der Reiche arm wird, dann wird ihm doppelter und dreifacher Tadel; war er mild und gaſtfrei, ſo iſt er ein Verſchwender geweſen; war er edel und freiſinnig, ſo heißt er nun ſtolz und ſtreitſüchtig; iſt er ſtill und verſchloſſen, ſo heißt er tiefſinnig; iſt er geſprächig, ſo heißt er ein Schwätzer. Tod iſt minder hart als Armuth. Dem armen Mann iſt eher geholfen, wenn er ſeine Hand in den offenen Rachen einer giftigen Schlange ſteckt, als wenn er Hülfe begehrt von einem Geizhals.“

„Weiter ſah ich nun, daß der Waller und der Einſiedel die gefundenen Goldgülden zu gleichen Hälften unter ſich theilten, und fröhlich von einander ſchieden; und der Einſiedel legte ſein Geld unter das Kopfkiſſen, darauf er ſchlief. Ich aber gedachte, mir etwas davon anzueignen, um meine verlorne Kraft wieder zu erſetzen, aber der Einſiedel erwachte von meinem leiſen Geräuſch und gab mir einen Schlag, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand, und wie ich in mein Loch kam. Dennoch hatte ich keine Ruhe vor meiner Gier nach dem Gold, und machte einen zweiten Verſuch; da traf mich der Einſiedel abermals ſo hart, daß ich blutete und todtwund in meine Höhle entrann. Da hatte ich genug, und dachte nur mit Schrecken an Gold und Geld, und ſagte mir vier Sprüche vor in meinen Schmerzen und in meiner Traurigkeit: Keine Vernunft iſt beſſer,

als die, ſeine eignen Sachen wohl betrachten und nicht nach fremden ſtreben. Niemand iſt edel ohne gute Sitten. Kein beſſerer Reichthum als Genügſamkeit. Weiſe iſt der, welcher nicht nach dem ſtrebt, was ihm unerreichbar iſt. So beſchloß ich, in Armuth und edlem Sinn zu beharren, verließ des Einſiedels Haus und wanderte in die Einöde. Dort richtete ich mir ein wohnlich Weſen ein, und lernte die friedſame Taube kennen, die ihre Hülfe bei mir ſuchte, dadurch auch du, Freund Rabe, dich zu mir geſellt haſt, der mir von ſeiner Freundſchaft zu dir, Schildkröte Korar, viel erzählte, ſo daß ich gern Verlangen trug, dich kennen zu lernen, denn es iſt auf der Welt nichts ſchöneres, als Geſellſchaft treuer Freunde und kein größeres Betrübniß giebt's, als einſam und freundlos ſein."

Damit endete das kluge Mäuslein Sambar ſeine Lebensgeſchichte, und die Schildkröte nahm das Wort und ſprach gar mild und freundlich: „Ich ſage dir beſten Dank für deine ſo lehrreiche Geſchichte; viel haſt du erfahren und dein Schatz iſt Weisheit geworden, die mehr iſt als Gold. Nun vergiß hier bei uns dein Leiden und deinen Verluſt, und denke, daß das edle Gemüth man ehrt, auch wenn am irdiſchen Beſitz es Mangel hat. Der Löwe, ob er ſchlafe, ob er wache, bleibt gefürchtet, und ſeine Stärke geht mit ihm, wohin er geht. Der Weiſe aber wechſelt gern den Aufenthalt, auf daß er kennen lerne fremde Landesart, und zur Begleiterin erwählt er Gold nicht, nein — Vernunft."

Wie der Rabe dieſe Worte hörte, freute er ſich herzinnig über die Einigung ſeiner Freundinnen, und ſprach zu ihnen freundliche Worte; indem ſo kam ein Hirſch gelaufen, und als die treuen Thiere ihn hörten, ſo flohen ſie, die Schildkröte in das Waſſer, die Maus in ein Löchlein, der Rabe auf einen Baum. Und wie der Hirſch an das Waſſer kam, erhob ſich der Rabe in die Luft, zu ſehen, ob vielleicht ein Jäger den Hirſch verfolge, da er aber Niemand ſah, ſo rief er ſeinen Freundinnen, und da kamen ſie wieder hervor. Die Schildkröte ſah den Hirſch am Waſſer ſtehen mit ausgeſtrecktem Hals, als ſcheue er ſich zu trinken, und rief ihm zu: „Edler Herr, wenn dich dürſtet, ſo trinke; du haſt hier Niemand zu fürchten!" Da neigte der Hirſch ſein Haupt und grüßte die Schildkröte, und näherte ſich ihr, und ſie fragte, von wannen er käme? Er antwortete: „Ich bin lange im wilden Walde geweſen, da habe ich geſehen, daß die Schlangen von einem Ende an das andere wandelten, und habe Furcht gefaßt, es möchten Jäger den Wald einkreiſen und bin hierher gewichen." Die Schildkröte ſprach: „Hierher kam noch nie ein Jäger, darum fürchte dich nicht. Und willſt du hier wohnen, ſo kannſt du von unſrer Geſellſchaft ſein; es iſt hier rings gute Weide." Das hörte der Hirſch gern, und blieb auch da, und die Thiere erkoren einen Platz unter den Aeſten eines ſchattenreichen Baumes, da kamen ſie alle zuſammen und erzählten einander von dem Laufe der Welt und auch ſchöne Märchen.

So kamen eines Tages die treubefreundeten Thiere auch zuſammen, der Rabe, die Maus und die Schildkröte, aber der Hirſch blieb aus und fehlte. Da beſorgten ſie ſich ſeiner, ob ihn etwa von einem Jäger etwas begegnet wäre, und der Rabe ward ausgeſandt, nach ihm zu ſpähen und Botſchaft zu bringen. Da ſah er ihn nach einer Weile im Walde, nicht allzufern von ihrem Aufenthalt, in einem Netz gefangen liegen, kam wieder und ſagte das ſeinen lieben Geſellen an. Sobald die Maus das vernahm, bat ſie den Raben, ſie zum Hirſch zu tragen, und dort ſprach ſie zu ihm: „Bruder, wer doch hat dich alſo überwältiget? Man rühmet doch als der verſtändigſten Thiere eines dich!“ Darauf ſeufzte der Hirſch und ſprach: „O liebe Schweſter! Verſtand ſchirmt nicht gegen den Urtheilsſpruch, der uns von oben kommt. Des Läufers Schnelle und des Starken Kraft zerreißt das Netz nicht, das Verhängniß heißt.“

Wie dieſe zwei noch redeten, kam die Schildkröte daher, ſie war gekrochen, ſo ſchnell ſie konnte; da wandte der Hirſch ſich zu ihr und ſprach: „O liebe Schweſter, warum kommſt du zu uns her? Und welchen Nutzen bringt uns deine Gegenwart? Die Maus allein vermag mich zu erledigen, und naht der Jäger, ſo entfliehe ich gar leicht, der Rabe fliegt von dannen und die Maus entſchlüpft. Dir aber, die Natur gemachſam ſchuf, nicht ſchnellen Schritts, auch fluchtgewandt nicht, dir droht ſchmähliche Gefangenſchaft.“ Darauf antwortete die Schildkröte: „Ein treuer Freund, der auch Vernunft hat, wird ſich nicht werth des Lebens dünken, wenn er um ſeine Freunde kam. Und wenn ihm nicht vergönnt iſt, daß er helfe, ſo mag er tröſten doch nach ſeinen Kräften. Das Herz aus ſeinem Buſen zieht ein treuer Freund und reicht es ſeinem treuen Freunde dar.“ Als die Schildkröte noch ſprach, während die Maus bereits das Netz eifrig zernagt hatte, hörten die Thiere den Jäger nahen, da entrann der Hirſch, der Rabe entflog, die Maus entſchlüpfte. Der Jäger fand ſein Netz zernagt, erſchrak, ſah ſich um und fand Niemand als die Schildkröte. Die nahm er, daß es Rabe und Maus mit Bedauern ſahen, und band ſie feſt in einen Fetzen von dem Netz. Die Maus rief dem Raben zu: „O wehe, weh! Wenn einem Glück kommt, harret er des folgenden, und kommt ein Unglück, überfällt auch gleich ein zweites ihn. Trug ich nicht Leids genug an meines Goldes Verluſt, und nun bin ich der liebgewordenen Schweſter bar, ſie, die mein Herz vor allem lieb gewonnen hat. Weh mir, weh meinem Leib, der aus einem Trübſalsnetz ins andre rennt, und dem nichts andres beſcheert iſt als nur Widerwärtigkeit.“

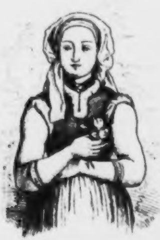
Da ſprachen Rabe und Hirſch zur Maus: „O kluge Freundin, klage nicht ſo ſehr, denn Klagen iſt nicht, was der Freundin frommt und deine und unſre Trauer macht ſie nicht von Banden frei. Erſinne Liſten, wie wir ſie befreien!“

Da ſann das kluge Mäuslein Sambar eine Weile, dann ſprach's: „Ich hab's. Du, Hirſch, gewinne ſchnell die Straße des Jägers, und falle nahe dabei hin, wie halb todt, und du, Rabe, ſitz auf ihm, als ob du von ihm äſeſt. Wenn das der Jäger ſieht, ſo wird er, was er trägt, aus den Händen legen, dann ſchleppſt du, Freund Hirſch, dich gemachſam etwas tiefer in den Wald, damit er dich verfolgt, indeß zernage ich das Netz, und mache unſre liebe Schweſter frei.“

Dieſer Rathſchlag ward ſchnell ausgeführt. Der Hirſch und der Rabe eilten auf einem Umweg dem Jäger voraus, und thaten wie die Maus gerathen. Der Jäger war gierig, den Hirſch zu erreichen, und warf alles was er trug von ſich, der Hirſch kroch ins Dickicht, der Rabe flog nach, und der Jäger lief nach, und die Maus zernagte das Netz der Schildkröte und ging mit ihr nach Hauſe, dort fanden ſie ſchon den Raben und den Hirſch, die ſchnell dem Jäger aus den Augen gekommen waren. Wie dieſer nun zurückkehrte an den Ort, wo er ſeine Sachen hingeworfen hatte, die er noch dazu eine gute Länge ſuchen mußte, ſo fand er das Netz zernagt, und konnte ſich nicht genug wundern. „Das muß der böſe Teufel gethan haben, und kein guter Geiſt!“ fluchte er, und dachte, daß böſe Geiſter und Zauberer dieſe Gegend inne haben müßten, welche die Jäger in Thiergeſtalten äfften, ging furchtſam nach Hauſe, und jagte nie mehr in dieſem Walde. Und da wohnten nun die befreundeten Thiere mit einander in Ruhe, Eintracht und Glückſeligkeit, und von Zeit zu Zeit kam auch die Taube in dieſe ſchöne Einſamkeit und beſuchte die kluge Maus Sambar, ihre liebe Freundin, und brachte Neuigkeiten aus der Welt und allerlei ſchöne Geſchichten, daran alle ihre Freude hatten.

Zitterinchen.

Es war einmal ein armer Taglohner, der hatte zwei Kinder, einen Sohn mit Namen Abraham und eine Tochter, die hieß Chriſtinchen. Beide Kinder waren noch ſehr jung, als der Vater ſtarb und gute Menſchen mußten ſich ihrer annehmen, ſonſt wären ſie umgekommen, ſo arm waren ſie. Das Mädchen wurde eine herrlich aufblühende Schönheit, die nicht ihres Gleichen hatte weit und breit. Abraham ward ein kräftiger Jüngling und kam durch Vermittelung eines Gönners als Bedienter zu einem reichen Grafen. Ehe er aber von ſeiner Schweſter ſchied, ließ er ſich von einem guten Freunde ihr Portrait malen, und nahm es mit ſich, denn er hatte ſie ſehr lieb. Der Graf war mit Abraham ſehr wohl zufrieden, bemerkte jedoch öfters, daß er ein weibliches Portrait aus dem Buſen zog und küßte; er verwunderte ſich darüber, da Abraham ſtill und ſittſam war und kaum

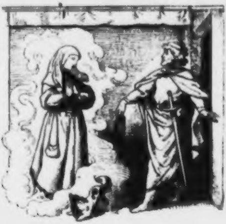


aus dem Hauſe kam; er fragte ihn deßhalb, ob das Portrait ſeine Geliebte vorſtelle und betrachtete ſich's genauer, als Abraham ſagte, es ſei ſeine Schweſter. „Iſt deine Schweſter ſo ſchön,“ ſagte der Graf, „ſo wäre ſie wohl werth, eines Edelmanns Weib zu ſein!“ — „Sie iſt noch weit ſchöner!“ entgegnete Abraham. Der Graf war entzückt und ſandte heimlich ſeine Amme nach dem Orte, wo ſich Chriſtinchen befand, um ſie nach ſeinem Schloſſe zu holen.

Die Amme fuhr mit einem vierſpännigen Wagen vor das Haus von Chriſtinchens Pflegeältern, grüßte ſie von ihrem Bruder und ſie ſolle mit ihr nach dem gräflichen Schloß fahren. Chriſtinchen ſehnte ſich ſehr, ihren Bruder wieder zu ſehen und war bereit zu folgen; ſie beſaß aber ein Hündchen, das ſie einſt aus dem Waſſer gerettet hatte, das hieß Zitterinchen und hegte große Anhänglichkeit an ſie. Das Hündchen ſprang mit Chriſtinchen in den Wagen. Die Amme hatte jedoch einen ſchlimmen Plan gefaßt. Als ſie am ſteilen Ufer eines großen Fluſſes hinfuhren, machte ſie Chriſtinchen auf die Goldfiſche aufmerkſam, die in den blauen Wellen ſpielten und da Chriſtinchen unbefangen aus dem Kutſchenſchlag hinaus ſah, ſtürzte ſie ſie in den Fluß, während der Wagen weiter fuhr. Die Amme hatte eine Baſe, die ſchon eine alte Jungfer war; mit dieſer hatte ſie bereits verabredet, an einem gewiſſen Ort zu warten und als der Kutſcher ſeine Pferde tränkte, ſtieg ſie heimlich in den Wagen. Sie trug einen dichten Schleier und die Amme unterwies ſie, dem Grafen zu ſagen, ſie habe ein Gelübde gethan, ihren Schleier innerhalb eines halben Jahres nicht zu lüften.

Die verhüllte Dame ward vor den Grafen geführt, der ſie inſtändig bat, den Schleier zurückzuſchlagen, ſie verweigerte es jedoch ſtandhaft und der Graf ward um ſo begieriger. Er vertraute der Redlichkeit ſeines Abraham, der die Schweſter ihm noch viel ſchöner geſchildert hatte, als das Portrait war. Er erbot ſich daher, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Der Prieſter ward gerufen und die Trauung vollzogen. Nach dieſer Feierlichkeit weigerte ſich die Dame nicht länger, den Schleier zu lüften, doch wie erſchrack der Graf, als er ſtatt eines jugendlich friſchen ein abgeblühtes Geſicht ſah! Er gerieth in den höchſten Zorn und ließ Abraham in ein Gefängniß werfen, trotz ſeiner Betheuerungen, daß dieſe Dame ſeine Schweſter nicht ſei; das betrügeriſche Bildniß ließ er in den Rauchfang hängen.

Eines Tages hatte der Bediente, der in des Grafen Vorzimmer ſchlief, eine ſeltſame Erſcheinung. Eine weiße Geſtalt ſtand vor ſeinem Bette und raſſelte mit Ketten; und ſprach in leiſem, wehklagenden Ton: „Zitterinchen, Zitterinchen!“ Darauf kroch das Hündchen, das bisher im Schloſſe geduldet worden war, unter dem Bette hervor, wo es geſchlafen, und antwortete: „Mein allerliebſtes Chriſtinchen!“ — „Wo iſt mein Bruder Abraham?“ fragte die Geſtalt weiter. Er liegt gar hart gefangen und liegt in Ketten und Banden!“ verſetzte das Hündchen. „Wo iſt mein Bild?“ — „Es hängt im Rauch.“ — „Wo iſt die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des Grafen Arm.“ — „Daß's Gott erbarm! Nun komm' ich zweimal noch und werd' ich nicht erlöſt, ſo bin ich verloren für dieſes Leben.“ Die Geſtalt zerfloß darauf wie ein Nebel. Der Bediente glaubte geträumt zu haben und ſagte ſeinem Herrn nichts von der Erſcheinung. Aber in der folgenden Nacht ward dieſelbe Scene vor ſeinem Bett aufgeführt, doch raſſelte die Geſtalt mit ihren Ketten mehr als das vorige Mal und ſagte, ſie werde nun noch einmal kommen. Diesmal war der Bediente ſeiner Sache gewiß; er entdeckte den Vorgang ſeinem Herrn; dieſer ward nachdenklich und entſchloß ſich die Erſcheinung zu belauſchen. Er ſtand um die zwölfte Stunde hinter der angelehnten Thüre des Schlafzimmers und lauſchte. Endlich ſah er die weiße Geſtalt plötzlich in dem Dunkel des Vorzimmers auftauchen, hörte ſie mit ihren Ketten raſſeln und ſprechen: „Zitterinchen, Zitterinchen!“ und das Hündchen antwortete: „Mein allerliebſtes Chriſtinchen!“ — „Wo iſt mein Bruder Abraham?“ — „Er iſt gar hart gefangen, und liegt in Ketten und Banden.“ — „Wo iſt mein Bild?“ — Es hängt im Rauch.“ — Wo iſt die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des Grafen Arm.“ — „Daß's Gott erbarm!“ Da öffnete der Graf raſch die Thüre, griff nach der Erſcheinung und hielt eine ſchwere Kette in der Hand, die in dem Augenblick ſich von der Geſtalt abſtreifte. Die geſpenſtiſche Erſcheinung war zu einem holden Frauenbild geworden, das ihn anlächelte und das wohl Aehnlichkeit mit jenem Bilde hatte, aber es an Schönheit noch weit übertraf. Der Graf war entzückt und bat um Enträthſelung des Geheimniſſes. Nun erzählte Chriſtinchen, wie die alte Amme ſie argliſtig ins Waſſer geſtürzt, die Nixen aber hatten ſie mit ihren grünen Schleiern aufgefangen und ſie in ihren unterirdiſchen Palaſt geführt. Sie habe eine der ihrigen werden ſollen, habe ſich jedoch geweigert und die Nixen hätten ihr endlich erlaubt, in drei Nächten in des Grafen Vorgemach zu erſcheinen. Würden zu dieſen dreien Malen ihre Ketten nicht gelöſt, ſo ſei ſie unwiderruflich verbunden, eine Nixe zu werden.

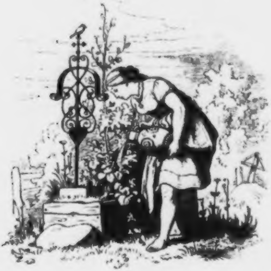


Der Graf war über dieſen Bericht ebenſo erfreut, als erſtaunt. Abraham wurde ſeiner Haft entlaſſen und in die Gunſt des Grafen erhoben, in denſelben Kerker aber ward die böſe Amme geworfen und ihre Baſe aus dem Schloſſe gepeitſcht; Chriſtinchen's Bild wurde aus dem Rauchfang genommen und der Graf trug es auf ſeinem Herzen, Chriſtinchen ſelbſt aber ward ſeine Gemahlin. Zitterinchen leckte ſchmeichelnd die Hand der Herrin, als ſie ihm aber liebkoſend verſprach, daß es nun gute Tage bei ihr haben ſollte, verwandelte ſich's in eine ſchöne Prinzeſſin, die dem verwunderten Chriſtinchen ihr Schickſal erzählte. Sie war von einer böſen Zauberfrau verwünſcht geweſen und war durch Chriſtinchens Erlöſung ſelbſt erlöſt worden.

Aſchenbrödel.

Ein Mann und eine Frau hatten zwei Töchter, und war auch noch eine Stieftochter da, des Mannes erſtes liebes Kind, gar fromm und gut, aber nicht gern geſehen von ihrer Stiefmutter und Stiefſchweſtern, deßhalb wurde es auch ſchlecht behandelt. Es mußte in der Küchs den ganzen Tag über wohnen, alle Küchenarbeit thun, früh aufſtehen, kochen, waſchen und ſcheuern, und Nachts mußte es in der Bodenkammer ſchlafen. Da kroch es bisweilen lieber in die Aſche am Küchenheerd und wärmte ſich, und da es davon nicht ſauber ausſehen konnte, ſo wurde es von der Mutter und den Schweſtern noch obendrein Aſchenbrödelchen genannt, aus Spott und Bosheit.

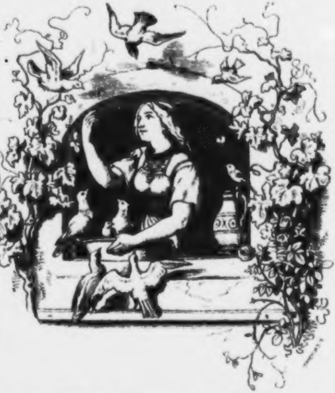
Einſt war der Vater zur Meſſe gereiſt, und hatte die Mädchen gefragt, was er ihnen mitbringen ſolle; da hatte die eine ſchöne Kleider, die andere Perlen und Edelgeſteine gewünſcht, Aſchenbrödel aber nur ein grünes Haſelreis. Dieſe Wünſche hatte der Vater auch erfüllt. Die Schweſtern putzten und ſchmückten ſich, Aſchenbrödel aber pflanzte das Reis auf das Grab ihrer Mutter, und begoß es



alle Tage mit ihren Thränen. Da wuchs das Reis ſehr ſchnell, und wurde ein ſchönes Bäumlein, und wenn Aſchenbrödel auf dem Grab ihrer Mutter weinte, ſo kam allemal ein Vöglein geflogen, das ſah ſie mitleidig an.

Da begab ſichs, daß der König ein Feſt anſtellte, und dazu alle Jungfrauen des Landes einladen ließ, denn ſein Sohn ſollte ſich aus ihnen eine Braut wählen. Und da ſchmückten ſich die Schweſtern überaus reizend, und Aſchenbrödel mußte ihnen die Haare kämmen und ſchöne Zöpfe flechten, und daß ſie auch gern zum Tanz mitgehen mochte, das fiel gar Niemand ein. Als ſie endlich es wagte, um Erlaubniß zu bitten, ward ſie ſchrecklich ausgelacht, daß ſie ſich einfallen ließe, zum Tanze gehen zu wollen, da ſie doch keine ſchönen Kleider habe, und nicht einmal Schuhe. Die böſe Stiefmutter nahm geſchwind eine Schüſſel voll Linſen, warf dieſe in die Aſche, und ſagte: „So, ſo Aſchenbrödel, mache dir etwas zu thun, lies erſt die Linſen; dann ſollſt du mitgehen, mußt aber in zwei Stunden fertig ſein.“

Das arme Kind ging in den Garten, und rief dem Vöglein auf ihrem Haſelnußbaum, und auch den Täubchen, daß ſie leſen ſollten die guten ins Töpfchen, die ſchlechten ins Kröpfchen, und bald wimmelte es von Tauben und andern Vögeln, da währte es gar nicht lange, ſo war die Schüſſel voll Linſen ganz rein



geleſen. Aber wie das gute Mädchen voller Freude die Linſen brachte, ärgerte ſich die Stiefmutter, und ſchüttete jetzt zwei Schüſſeln voll Linſen in die Aſche, und die ſollte es nun auch noch in zwei Stunden leſen. Aſchenbrödel weinte, rief aber die Vöglein wieder, und bald war auch dieſe Arbeit gethan. Es wurde ihr aber dennoch nicht Wort gehalten, ſondern ſie wurde ausgelacht, denn ſie habe ja keine Kleider und keine Schuhe, und wie ſie ſei, könnte ſie ſich nimmermehr ſehen laſſen, auch müſſe der Königsſohn und jeder Andre einen ſchlechten Geſchmack haben, der mit ihr tanze, und da gingen jene Stolzen fort und ließen Aſchenbrödel tief betrübt zurück. Die ging zu ihrem Bäumchen und weinte bitterlich, da kam das Vöglein geflogen, und rief:

„Mein liebes Kind, o ſage mir,
Was du wünſcheſt, ſchenk' ich dir!“

Da rief Aſchenbrödel, indem ſie das Bäumchen anfaßte:

„O liebes Bäumchen, rüttle dich!
O liebes Bäumchen, ſchüttle dich!
Wirf ſchöne Kleider über mich!“

Da flog ein ſchönes Kleid herunter und koſtbare Strümpfe und Schuhe, das zog Aſchenbrödel geſchwind an, und ging auf den Ball, und das Mädchen war ſo ſchön, ach, ſo ſchön, daß es gar Niemand kannte, auch nicht einmal ſeine Mutter und ſeine Schweſtern, und der Königsſohn tanzte nur mit ihm, und mit keiner andern Jungfrau, und als es Abends nach Hauſe ging, wollte er ihm folgen, es entwich ihm aber, zog geſchwind Kleid und Schuhe aus auf dem Grabe, unter dem Bäumchen, und legte ſich in ſeine Aſche. Kleider und Schuhe verſchwanden augenblicklich.

So ging es noch zweimal, immer kam Aſchenbrödel unerkannt und in ſtets ſchönern Kleidern zum Tanze, immer tanzte der König nur mit ihm, und immer folgte dieſer, und beim dritten Mal verlor es von ungefähr den einen kleinen goldnen Schuh; der Königsſohn hob ihn auf, bewunderte ſeine Zierlichkeit und ſprach es laut, ließ es auch durch die Herolde kund thun, nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Schuh paſſe, ſolle ſeine Gemahlin werden, und ritt von Haus zu Haus, die Probe zu machen.

Vergebens probirten die beiden Schweſtern den kleinen Schuh; es war als ob ihre Füße ordentlich größer würden, da fragte der Königsſohn ob nicht drei Töchter da wären? und der Mann ſagte: „Ja Herr Prinz! noch ein kleines Aſchenbrödelchen!“ und die Mutter ſetzte gleich hinzu: „die ſich nicht ſehen laſſen kann.“ Der Königsſohn wollte ſie aber doch ſehen; Aſchenbrödel wuſch ſich fein und rein, und trat ein, auch in ihrem aſchgrauen Kittelchen durch ihre Schönheit die Schweſtern überſtrahlend. Und wie es den goldnen Schuh anzog, ſo paßte er prächtig, wie angegoſſen. Und der Königsſohn erkannte ſie nun auch gleich wieder, und rief: „das iſt meine holde Tänzerin, meine liebe Braut!“ nahm ſie, führte ſie aufs Schloß und befahl, ein ſtattliches Hochzeitsfeſt zuzurüſten.

Beim Kirchgang hatte Aſchenbrödel ein ganz goldenes Kleid an, und ein goldnes Krönlein auf dem Kopf; ihre Schweſtern gingen ihr voll Neid zur

Rechten und zur Linken. Da kam das Vöglein vom Haſelbäumchen, und pickte jeder ins Auge, daß dies erblindete. Als nun die Braut aus der Kirche ging, kam wieder das Vöglein, und pickte wieder jeder das andere Auge aus, und ſo waren ſie für ihren Neid und Bosheit mit Blindheit geſchlagen ihr Lebelang.

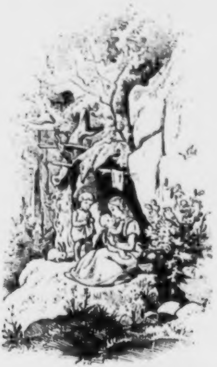
Die Knaben mit den goldnen Sternlein.

Es war einmal ein junger Graf, der kannte, ſo ſchön er auch war, die Liebe noch nicht und hatte daher den Vorſtellungen ſeiner Mutter und ſeiner Freunde, ſich zu verehelichen, noch nicht Raum gegeben. Er fand aber Vergnügen daran, bei Nacht im Dorfe herum zu ſchleichen und die jungen Burſche und Mädchen zu belauſchen, was ſie in ihren Spinnſtuben trieben, ſangen und ſagten. Einſt nun hörte er ein Geſpräch, von dem er ſelbſt der Gegenſtand war. „O wenn ſich unſer guter Graf ein Weib nähme," ſagte das eine der Mädchen, „ſo wollte ich, wenn ichs würde, ihm die leckerſten Speiſen kochen." — „Und ich," fiel eine Zweite ein, „wollte ihm ſeine Kinder recht gut warten und pflegen." — „Ich aber," ſprach die Dritte, wollte ihm zwei Knäblein bringen, wenn er mich zum Weibe nähme, die ſollten goldne Sternlein auf der Bruſt tragen." Die Andern lachten, der Graf aber hatte allerlei Gedanken und ging auf ſein Schloß.

Am andern Tage ließ er die drei Mädchen rufen und ſie mußten ihm Alles noch einmal ſagen, was ſie geſtern mit einander über ihn geſprochen, wenn er ein Weib nähme. Die letzte weigerte ſich lange, denn ſie ſchämte ſich; als ſie aber endlich ihren kühnen Wunſch bekannt, nahm ſie der Graf freundlich bei der Hand und ſprach: „Du ſollſt mein Weib ſein, wenn du mir zwei Knäblein gebierſt, ſo wie du geſagt haſt; wo aber nicht, ſo will ich dich mit Schmach aus meinem Schloſſe jagen. Das Mädchen willigte ein, denn ſie war freudigen Muthes und trug verborgene Liebe zu dem Grafen in ihrem Herzen. Die Hochzeit ward demnach begangen, obgleich die alte Gräfin ſehr ſauer dazu ſah. Als nun einige Monde vergangen waren und die junge Gräfin ſich guter Hoffnung fühlte, begab ſich's, daß der Graf in ferne Lande ziehen mußte, und er bat ſeine Mutter, die gegen ihre Schnur alle Freundlichkeit erheuchelte, ihm alsbald zu ſchreiben, wenn ſeine Gemahlin geboren haben würde.

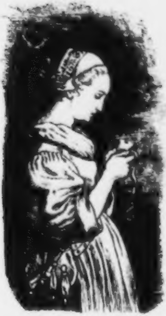
Die ſchwere Zeit rückte heran und die junge Frau genas zweier holder Knäblein, die trugen goldne Sternlein auf der Bruſt, ſie war aber ſo erſchöpft, daß ſie lange in Ohnmacht lag; als ſie nun erwachte und nach den Kindlein fragte, ſagte man ihr, ſie habe zwei ungeſtalte Katzen geboren, die man erſäuft habe. Darüber jammerte ſie ſehr, mehr als über das Unglück, das nun folgte. Schmachvoll ward ſie aus dem Hauſe gewieſen, wie eine Bettlerin, und Niemand erbarmte ſich ihrer, als ein Diener; der vertraute ihr heimlich, daß ſie zwei ſchöne Knäblein mit goldnen Sternlein auf der Bruſt geboren habe; ſie ſeien ihm in einem Korb mit dem Befehl übergeben worden, ſie ins Waſſer zu werfen, da es

Katzen ſeien; er habe aber den Korb geöffnet, und da ihn die unſchuldigen Würmlein gedauert, habe er ſie einer Muhme zur Erziehung übergeben. Darüber freute ſich die Verſtoßene in ihrem Schmerze ſehr, dankte dem mitleidigen Menſchen viel tauſendmal, eilte zu ihren Kindern und lebte mehrere Jahre in verborgener Einſamkeit mit ihnen.



Die Knäblein wuchſen heran und wurden immer ſchöner, die arme Frau dachte wieder an ihren Gemahl, wenn er die Knäblein ſähe, würde er Alles gut machen, was ſeine böſe Mutter an ihr verſchuldet. Da träumte ihr, ſie ſolle unter einen großen Lindenbaum am Kreuzweg gehen, dort werde ſie einen Haufen Leinknotten finden, mit denen ſolle ſie ſich die Taſchen füllen, aber ja nicht mehr nehmen und dann nach Portugal gehen, wo ihr Gemahl in den Liebesnetzen einer Zauberin oder Fee verſtrickt ſei. Die Frau ging an den Baum, fand die Leinknotten und füllte ſich die Taſchen damit an. In einem Walde wurde ſie von Räubern überfallen und ganz ausgeplündert, ſo daß ſie keinen Pfennig behielt; ſie mußte ſich durch Betteln weiter helfen, ihre Füße waren blutig geriſſen und noch war ihres Wegs kein Ende. Da tröſtete ſie abermals ein Traum in ihrem Elend und verhieß ihr endliches Gelingen. Einſt bettelte ſie an der Pforte eines ſchönen Schloſſes; die Edelfrau ſah ihre Knaben und war von ihrer Schönheit aufs höchſte überraſcht. Sie bat die arme Frau um einen ihrer Knaben und verſprach ihr dafür jede Bitte zu erfüllen. Der Armen ging es ſchwer an, eines ihrer Kinder zu miſſen, aber ſie willigte endlich doch ein und bat dagegen um das goldne Spinnrädchen, das die Edelfrau eben vor ſich ſtehen hatte. Dieſe wunderte ſich über das Verlangen, gab jedoch das Rädchen hin und einer der beiden Knaben blieb bei ihr zurück. Die arme Frau war weiter und weiter gegangen und mußte ſich endlich auch noch von ihrem zweiten Knaben trennen, für den ſie ein goldnes Weiflein erhielt. Dieſe beiden Kleinodien verwahrte ſie ſehr ſorgfältig und ſetzte ihre beſchwerliche Wanderſchaft fort.

Nach unendlichen Mühſeligkeiten kam ſie denn doch in Portugal an und kam an das Schloß, wo ihr Gemahl wohnte. Die Diener erzählten ihr, ihr Herr ſei verheirathet, aber noch Niemand habe das Antlitz ſeiner Gemahlin geſehen, da ſie nur des Nachts im Schloſſe ſei und des Tags wiſſe Niemand, wohin ſie gekommen. Als nun die Sonne untergegangen war, ſchlich ſie ſich in den Schloßgarten, ſetzte ſich unter das Fenſter der Gräfin und drehte ihr Spinnrädlein, daß es wie ein Stern durch die Nacht leuchtete. Dies ſah aber die Zauberin, welche die Gemahlin des Grafen war, und trat zu der Frau und fragte ſie nach dem ſeltſamen Spielzeug. Die Frau bot es ihr zum Geſchenk an, wenn ſie ihr dafür eine Bitte gewähre, ſie bitte nämlich, eine Nacht bei ihrem Gemahl bleiben zu dürfen. Die Frau wunderte ſich darüber ſehr, willigte jedoch ein; heimlich aber gab ſie dem Grafen einen Schlaftrunk, ſo daß er die ganze Nacht nicht erwachte und die verzweifelte Frau an ſeiner Seite den Morgen heranbrechen ſah, wo die Zauberin ſie abholte. Den nächſten Abend aber ſaß ſie wieder vor dem Schloß und drehte ihr goldnes Weiflein; die Zauberin kam wieder und mußte ihr dieſelbe Bitte gewähren. Diesmal hatte ſie's verſehen und ihrem Manne den Schlaftrunk nicht ſtark genug gemiſcht; ehe der Morgen anbrach erwachte er daher, wunderte ſich, die abgemagerte, verkümmerte Frau neben ſich zu finden, die nun vor ihm ihr ganzes Herz ausſchüttete. Da ergriff den Grafen eine namenloſe Sehnſucht nach ſeinen Kindern und verſprach ihr, ſie wieder als ſeine Gattin anzuerkennen. Dann ſtellte er ſich ſchlafend, als die Fee kam und die Frau von dannen führte. Der Fee aber erzählte er, er habe einen ſonderbaren Traum gehabt. Ein Mann habe irrthümlich ſeine Gattin verſtoßen und eine andere gefreit; die erſte aber habe ihn aufgeſucht mit Aufopferung ihres Leibes und ihrer Schönheit. Was der Gatte nun thun ſolle, wenn ſie ihn gefunden? „Dann muß er ſich von der zweiten ſcheiden und zu der Treuen zurückkehren!“ ſprach die Fee. — „Du haſt dein Urtheil geſprochen,“ antwortete der Graf und erzählte ihr Alles, was geſchehen war. Da trennte die Fee ſich ſchmerzlich von ihm. Der Graf aber kehrte mit der treuen Gattin in die Heimath zurück, nachdem er ſeine Knäblein ausgelöſt. Die böſe Mutter durfte ihm nicht wieder vors Antlitz kommen; die Gattin dagegen hielt er lieb und werth; den mitleidigen Bedienten belohnte er reich. Die Knaben mit den goldnen Sternlein wuchſen heran zu der Eltern Freude und wurden ſpäter wackere Kriegshelden, die viele Schlachten ſchlugen und gewannen.

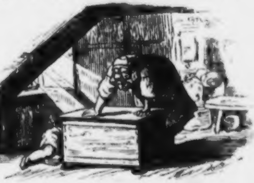


Der Wachholderbaum.

Es iſt nun ſchon lange her, — wohl zweitauſend Jahre, — da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine ſchöne, fromme Frau und die hatten ſich beide recht lieb; aber ſie hatten keine Kinder, ſie wünſchten ſich aber gar ſehr welche und die Frau betete oft darum Tag und Nacht, aber ſie kriegten keine und kriegten keine. Vor ihrem Hauſe war ein Hof, auf dem ſtand ein Wachholderbaum; unter dieſem ſtand eines Tages im Winter die Frau und ſchälte ſich einen Apfel und als ſie ſich den Apfel ſo ſchälte, ſo ſchnitt ſie ſich in den Finger und das Blut floß in den Schnee. „Ach“, ſagte die Frau und ſeufzte ſo recht dabei auf, ſah das Blut vor ſich an und war tief wehmüthig: „hätte ich doch ein Kind, ſo roth als Blut und ſo weiß wie Schnee.“ Und als ſie das ſagte, ſo wurde ihr wieder fröhlich zu Muthe, es war ihr, als ſollte das wahr werden. Da ging ſie wieder ins Haus und als ein Monat vorbei war, da war der Schnee vergangen, und zwei Monat, da war es grün, und drei Monat, da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monat, da drängten ſich alle Bäume in dem Holze und die grünen Zweige waren alle in einander gewachſen. Dort ſangen die Vöglein, daß das ganze Holz erſchallte und die Blüthen fielen von den Bäumen. Da war der fünfte Monat vorbei, und die Frau ſtand wieder unter dem Wachholderbaum, dort ſprang ihr das Herz vor Freude und ſie fiel auf die Knie und wußte ſich gar nicht zu laſſen. Und als der ſechſte Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und ſtark, und ſie wurde ganz ſtill, und im ſiebenten Monat, da griff ſie nach den Beeren und aß ſich recht ſatt; da wurde ſie traurig und krank. Der achte Monat ging hin und ſie rief ihren Mann und weinte und ſagte, wenn ich ſterbe, ſo begrabet mich unter dem Wachholderbaume. Da war ſie ganz getroſt und freute ſich, bis der neunte Monat vorbei war; da kriegte ſie ein Kind, ſo weiß wie Schnee und ſo roth wie Blut, und als ſie das ſah, da freute ſie ſich ſo, daß ſie ſtarb.

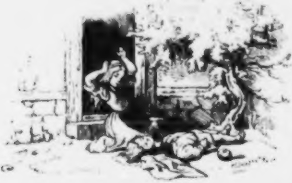
Da begrub ihr Mann ſie unter dem Wachholderbaum, und er fing an gar ſehr zu weinen. Eine Zeitlang und das ließ nach, und da er noch ein wenig geweint hatte, da wurde er wieder heitrer und noch eine Zeit, da nahm er wieder eine Frau. Mit der zweiten Frau kriegte er eine Tochter, das Kind aber von der erſten Frau war ein kleiner Junge; der war ſo roth wie Blut, und ſo weiß wie Schnee. Wenn die Frau ihre Tochter anſah, ſo hatte ſie ſie gar ſehr lieb, aber wenn ſie dann den kleinen Jungen anſah, da ging es ihr immer durch's Herz und es däuchte ihr, als ſtünde er ihr überall im Wege, und ſie dachte dann immer, wie ſie ihrer Tochter all das Vermögen zuwenden wollte. Das aber hatte ihr der Böſe eingegeben. Sie wurde nun dem kleinen Jungen ganz gram, ſtieß ihn herum von einer Ecke in die andere, puffte ihn hier und knuffte ihn dort, ſo daß das arme Kind immer in Angſt war. Wenn es aus der Schule kam, hatte es nicht wo es ruhig ſitzen konnte.

Einmal war die Frau in die Kammer gegangen, da kam das kleine Töchterchen auch herauf und ſagte: „Mutter, gieb mir einen Apfel.“ „Ja, mein Kind,“ ſagte die Frau und gab ihr einen ſchönen Apfel aus der Kiſte; die Kiſte aber hatte einen großen, ſchweren Deckel mit einem großen ſcharfen eiſernen Schloſſe. „Mutter,“ ſagte das Töchterchen: „ſoll Brüderchen nicht auch einen haben?“ Das verdroß die Frau, doch ließ ſie's nicht merken und ſagte: „Ja, wenn er aus der Schule kommt.“ Und als ſie ihn durch das Fenſter gewahr wurde, ſo war ihr doch gerade ſo, als wenn der Böſe über ſie käme. Schnell nahm ſie ihrer Tochter den Apfel wieder weg und ſagte: „Du ſollſt nicht eher einen haben als Bruder.“ Darauf warf ſie den Apfel in die Kiſte und machte ſie zu. Als nun der kleine Junge in die Thüre trat, da ſagte ſie ganz freundlich zu ihm: „Mein Sohn, willſt du einen Apfel haben?“ und ſah ihn dabei ganz böſe an. „Mutter,“ ſagte der kleine Junge: „was ſiehſt du mich ſo gräſig an! ja, gib mir einen Apfel.“ „Komm mit mir,“ ſagte ſie und machte den Deckel auf. „Hol' dir einen Apfel heraus.“ Und als ſich der kleine Junge hinein bückt, — da räth ihr der Böſe. — Bratſch! ſchlug ſie den Deckel zu,



daß der Kopf des kleinen Jungen abflog und unter die rothen Aepfel fiel. Da überlief es ſie, und ſie dachte in großer Angſt: „Wie kann ich das wohl von mir abbringen!“ Da ging ſie hinunter in die Stube und holte aus der unterſten Schublade der Kommode ein weißes Tuch; nun ſetzte ſie den Kopf auf den Leib und band das Halstuch ſo um, daß man nichts ſehen konnte, dann ſetzte ſie ihn vor die Thüre auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Bald darauf kam Marlenchen zu ihrer Mutter in die Küche; die ſtand beim Feuer und rührte immer in einem Topfe. „Mutter,“ ſagte Marlenchen: „Bruder ſitzt vor der Thür und ſieht ganz weiß aus; er hat einen Apfel in der Hand; ich habe ihn gebeten, er ſoll mir den Apfel geben, aber er antwortet nicht und da wurde mir ganz graulich.“ „Geh noch einmal hin,“ ſagte die Mutter: „und wenn er wieder nicht antworten will, ſo gib ihm eins hinter die Ohren.“ Da ging Marlenchen hin und ſagte: „Bruder, gib mir den Apfel.“ Aber er ſchwieg ſtill, da gab ſie ihm ein's an die Ohren, und da fiel der Kopf herunter; darüber nun erſchrak ſie ſich und fing an gar ſehr zu weinen; ſie lief zur Mutter und ſagte: „Ach Mutter, ich hab' meinen Bruder den Kopf abgeſchlagen,“ und weinte und weinte und wollte ſich nicht zufrieden geben. „Marlenchen,“ ſagte die Mutter: „was haſt du gethan! Aber ſei nur ſtill, daß es kein Menſch merkt, das iſt nun doch einmal nicht zu ändern; wir wollen ihn in Eſſig kochen.“ Da nahm die Mutter den kleinen Jungen, hackte ihn in Stücken, that ſie in einen Topf und kochte ihn im Eſſig. Marlenchen aber ſtand dabei und weinte und weinte und die Thränen fielen alle in den Topf, ſo daß ſie gar kein Salz brauchten.



Da kam der Vater nach Haus, ſetzte ſich zu Tiſch und ſagte: „Wo iſt denn mein Sohn?“ Da trug die Mutter eine große, große Schüſſel auf mit Schwarzſauer und Marlenchen weinte und konnte ſich gar nicht halten. Da ſagte der Vater wieder: „Wo iſt denn mein Sohn?“ „Ach,“ ſagte die Mutter: „er iſt über Land gegangen zum Großohm, er will dort eine Zeit lang bleiben.“ „Was thut er denn dort? er hat nicht einmal Adjö zu mir geſagt.“ „Er wollte gern hin und fragte mich, ob er wohl ſechs Wochen bleiben könnte; er iſt ja dort gut aufgehoben.“ „Ach!“ ſagte der Mann, „ich bin recht traurig, und es iſt doch nicht recht, er hätte mir doch Adjö ſagen ſollen." Damit fing er an zu eſſen und ſagte: „Marlenchen, was weinſt du? Bruder wird wohl wieder kommen." „Ach, Frau," ſagte er dann: „was ſchmeckt mir das Eſſen gut, gib mir mehr!" Und je mehr er aß, je mehr wollte er haben, und er ſagte immer: „Gebt mir mehr, ihr ſollt nichts davon haben, das iſt, als wenn das Alles mein wäre." Und er aß, und aß, und die Knochen warf er alle unter den Tiſch, bis alles alle war. Marlenchen aber ging hin zu ihrer Kommode, und nahm aus der unterſten Schublade ihr beſtes ſeidenes Tuch; holte alle die Knochen unter dem Tiſche hervor, band ſie in das ſeidene Tuch und trug ſie vor die Thür und weinte ihre blutigen Thränen. Dort legte ſie ſie unter den Wachholderbaum in das grüne Gras und als ſie ſie dort hingelegt hatte, da war ihr mit einem Male ſo recht leicht und ſie weinte nicht mehr. Da fing der Wachholderbaum an ſich zu bewegen, und die Zweige thaten ſich immer von einander und dann wieder zuſammen, ſo als wenn ſich Einer recht freut, und mit den Händen ſo thut. Damit ging durch den Baum ein Nebel und durch den Nebel brannte ein Feuer, und aus dem Feuer flog ein ſchöner Vogel heraus, der ſang ſo herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Wachholderbaum, wie er vorher geweſen war, aber das Tuch mit den Knochen war weg. Marlenchen aber war recht vergnügt, als ob der Bruder noch lebte. Da ging ſie wieder ganz luſtig in das Haus, ſetzte ſich zu Tiſch und aß.

Der Vogel aber flog weg, ſetzte ſich auf eines Goldſchmidt's Haus und fing nun an zu ſingen:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Der Goldſchmidt ſaß in ſeiner Werkſtatt und machte gerade eine goldene Kette, da hörte er den Vogel, der auf ſeinem Dache ſaß und ſang, und das däuchte ihm gar zu ſchön. Da ſtand er auf und als er über den Flur ging, da verlor er einen Pantoffel. Er ging aber ſo recht mitten in die Straße hin, und hatte nur einen Pantoffel und einen Socken an. Er hatte ſein Schurzfell vor, und in der einen Hand die goldene Kette und in der andern Hand die Zange; die Sonne ſchien ſo hell auf die Straße. Da ſtellte er ſich ſo, daß er den Vogel gut ſehen konnte. „Vogel," ſagte er: „wie ſchön kannſt du ſingen! Sing' mir das Stück nochmal." „Nein," ſagte der Vogel: „zweimal ſinge ich nicht umſonſt. Gib mir die goldene Kette, ſo will ich es nochmals ſingen." „Da," ſagte der Goldſchmidt: „haſt du die goldene Kette, nun ſinge es mir nochmal." Da kam der Vogel, nahm die goldene Kette in's rechte Pfötchen, ſetzte ſich vor den Goldſchmidt hin und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,

Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Da flog der Vogel weg, und ſetzte ſich auf das Dach eines Schuſters und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Als der Schuſter das hörte, lief er in Hemdsärmeln vor ſeine Thüre, ſah nach ſeinem Dache, und mußte die Hand vor die Augen halten, damit ihn die Sonne nicht blende. „Vogel," ſagte er: „was kannſt du ſchön ſingen!" Da rief er in ſeine Thüre hinein: „Frau, komm mal heraus, da iſt ein Vogel, der kann mal ſchön ſingen." Dann rief er auch ſeine Tochter, ſeine Kinder und Geſellen, die Lehrjungen und die Magd, und ſie kamen alle auf die Straße, und ſahen den Vogel an, und wie ſchön er war; er hatte ſo ſchöne rothe und grüne Federn, und um den Hals war es wie lauter Gold und die Augen blinkten ihm im Kopfe, wie Sterne. „Vogel," ſagte der Schuſter: „nun ſing' mir das Stück nochmal." „Nein," ſagte der Vogel: „zweimal ſinge ich nicht umſonſt, du mußt mir was ſchenken." „Frau," ſagte der Mann: „gehe in den Laden, auf dem oberſten Bret, da ſtehen ein Paar rothe Schuh', die bring' heraus." Da ging die Frau hin und holte die Schuh'. „Da Vogel," ſagte der Mann: „nun ſing' mir das Stück nochmal." Da kam der Vogel, nahm die Schuhe mit dem linken Pfötchen, flog wieder auf das Dach, und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Als er ausgeſungen hatte, flog er fort. Die Kette hatte er in dem rechten und die Schuhe in dem linken Pfötchen, und er flog weit weg nach einer Mühle, und die Mühle ging klip klap, klip klap, klip klap. In der Mühle ſaßen zwanzig Knappen, die behauten einen Stein und hackten hick hack, hick hack, hick hack, und die Mühle ging klip klap, klip klap, klip klap. Da ſetzte ſich der Vogel auf einen Lindenbaum, der vor der Mühle ſtand und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',

da hörte ein Knappe auf.

Mein Vater, der mich aß,

Da hörten noch zwei auf und hörten zu.

Meine Schweſter das Marlenichen,
da hörten wieder viere auf,
Sucht alle meine Beenichen,
nun hauten nur noch dreizehn,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
jetzt nur noch ſieben,
Legt's unter
jetzt nur fünf,
den Wachholderbaum.
Nur noch einer,
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Da hielt der Letzte auch inne und hatte das Letzte noch gehört. „Vogel," ſagte er: „was ſingſt du ſchön! Laß mich das auch hören, ſinge das nochmal." „Nein," ſagte der Vogel: „zweimal ſinge ich nicht umſonſt; gib mir den Mühlſtein, ſo will ich es nochmal ſingen." „Ja," ſagte er: „wenn er mir allein gehörte, ſo ſollteſt du ihn haben." Da ſagten die anderen: „Wenn er nochmal ſingt, ſo ſoll er ihn haben." Da kam der Vogel herunter und alle zwanzig Knappen faßten an und hoben mit Hebebäumen den Stein auf. Da ſteckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn um, als ob es ein Kragen wäre, flog wieder auf den Baum und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Als er ausgeſungen hatte, da that er die Flügel auseinander, und hatte in dem rechten Pfötchen die Kette, in dem linken die Schuh und um den Hals den Mühlſtein und flog fort damit nach ſeines Vaters Hauſe. In der Stube ſaß der Vater, die Mutter und Marlenchen bei Tiſch und der Vater ſagte: „Ach wie wird mir ſo leicht und wohl zu Muthe." „Ach nein," ſagte die Mutter: „mir iſt es angſt, als wenn ein ſchweres Gewitter käme." Marlenchen aber ſaß und weinte und weinte, da kam der Vogel angeflogen und als er ſich auf das Dach ſetzte, ſagte der Vater: „Mir iſt ſo recht freudig ums Herz, und die Sonne ſcheint draußen ſo ſchön, mir iſt gerade, als ſollte ich einen alten Bekannten wieder ſehen." „Ach nein," ſagte die Frau: „mir iſt ſo angſt, die Zähne klappern mir, mir iſt, als hätte ich Feuer in den Adern." Aber Marlenchen ſaß in der Ecke und weinte, und hatte ein Tuch vor den Augen, und weinte das Tuch ganz naß. Da ſetzte ſich der Vogel auf den Wachholderbaum und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',

Da hielt die Mutter die Ohren zu, und kniff die Augen zuſammen, denn ſie wollte nicht ſehen noch hören; aber das brauſte ihr in den Ohren, wie der ſtärkſte Sturm, und die Augen brannten und zuckten ihr wie Blitze.

Mein Vater, der mich aß,

„Ach Mutter,“ ſagte der Mann: „das iſt ein ſchöner Vogel, der ſingt ſo herrlich, die Sonne ſcheint ſo warm, und das riecht wie lauter Maiblumen.“

Meine Schweſter, das Marlenichen,

Da legte Marlenchen den Kopf auf die Knie und weinte immerfort, der Mann aber ſagte: „Ich gehe hinaus, ich muß den Vogel in der Nähe ſehen.“ „Ach geh' nicht,“ ſagte die Frau: „mir iſt, als bebte das ganze Haus und ſtände in Flammen.“ Aber der Mann ging hinaus und ſah den Vogel an.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Dabei ließ der Vogel die goldene Kette fallen, und ſie fiel dem Manne juſt um den Hals, gerade ſo, daß ſie ihm ſo recht ſchön paßte. Da ging er hinein und ſagte: „Sieh, was iſt das für ein guter Vogel; er hat mir dieſe ſchöne Kette geſchenkt und er ſieht ſo prächtig aus.“ Der Frau aber wurde ſo angſt, daß ſie niederſtürzte, wobei ihr die Mütze vom Kopfe fiel. Da ſang der Vogel wieder:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',

„Ach, daß ich tauſend Klafter unter der Erde wäre, damit ich das nicht hören müßte.“

Mein Vater, der mich aß,

Da fiel die Frau für todt nieder.

Meine Schweſter das Marlenichen,

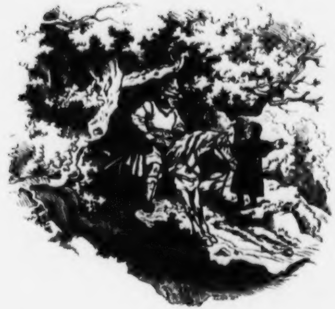
„Ach,“ ſagte Marlenchen, „ich will auch hinausgehen und ſehen, ob mir der Vogel was ſchenkt.“ Und da ging ſie hinaus.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,

Da warf er ihr die Schuhe herunter.

Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Da wurde ſie ganz vergnügt und fröhlich; ſie zog die neuen rothen Schuhe an, tanzte und ſprang hinein. „Ach,“ ſagte ſie: „ich war ſo traurig, als ich hinaus ging und nun bin ich luſtig; das iſt 'mal ein herrlicher Vogel; hat mir ein Paar Schuhe geſchenkt.“ „Nein,“ ſagte die Frau und ſprang auf, und die Haare ſtanden ihr zu Berge, wie Feuerflammen: „mir iſt als ſollte die Welt untergehen! ich will auch hinaus, vielleicht wird es mir auch leichter.“ Und als ſie aus der Thüre kam, bratſch! warf ihr der Vogel den Mühlſtein auf den Kopf, daß ſie ganz zerquetſcht wurde. Als der Vater und Marlenchen das hörten, gingen ſie hinaus, da ſahen ſie Dampf, Flammen und Feuer auf der Stelle, und als das verloſchen war, da ſtand der kleine Bruder da, der nahm den Vater und Marlenchen bei der Hand. Alle drei waren nun recht vergnügt und gingen in das Haus, ſetzten ſich zu Tiſche und aßen.



Der weiße Wolf.

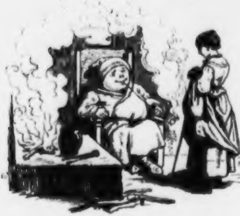
Ein König ritt jagen in einem großen Walde, darinnen er ſich verirrte, und mußte manchen Tag wandern und manche Nacht, fand immer nicht den rechten Weg und mußte Hunger und Durſt leiden. Endlich begegnete ihm ein kleines ſchwarzes Männlein, das fragte der König nach dem rechten Weg. „Ich will dich wohl führen und geleiten,“ ſagte das Männlein: „aber du mußt mir auch etwas dafür geben, du mußt mir das geben, was dir aus deinem Hauſe zuerſt entgegen kommt.“ Der König war froh und ſprach unterwegs: „Du biſt recht brav, Männchen; wahrlich und wenn mein beſter Hund mir entgegenlief, ſo wollt' ich dir ihn doch gern zum Lohne geben.“ Das Männlein aber erwiederte: „Deinen beſten Hund, den mag ich nicht, mir iſt was andres lieb.“ Wie ſie nun beim Schloſſe ankamen, ſo ſah des Königs jüngſte Tochter durchs Fenſter ihren Vater geritten kommen und ſprang ihm fröhlich entgegen. Da ſie ihn aber in ihre Arme ſchloß, ſprach er: „Ei wollt' ich doch, daß lieber mein beſter Hund mir entgegen gekommen wäre!“ Ueber dieſe Rede erſchrak die Königstochter gar ſehr, und weinte und rief: „Wie das, mein Vater? Iſt dir dein Hund lieber denn ich, und ſollte er dich froher willkommen heißen?“ aber der König tröſtete ſie und ſagte: „O liebe Tochter, ſo war es ja nicht gemeint!“ und erzählte ihr alles. Sie aber blieb ganz ſtandhaft und ſagte: „Es iſt beſſer ſo, als daß mein lieber Vater umgekommen wäre im wilden Walde,“ und das Männchen ſagte: „Nach acht Tagen hole ich dich.“

Und nach acht Tagen richtig, da kam ein weißer Wolf in das Königsſchloß, und die Königstochter mußte ſich auf ſeinen Rücken ſetzen, und heiſa, da ging's durch dick und dünn, bergauf und ab, und die Königstochter konnte das Reiten auf dem Wolf nicht aushalten, und fragte: „Iſt's noch weit?“ — „Schweig! Weit weit iſt's noch zum gläſernen Berge — ſchweigſt du nicht, ſo werf ich dich herunter!“ Nun ging es wieder ſo fort, bis die arme Königstochter wieder zagte und klagte und fragte, ob es noch weit ſei? Und da ſagte ihr der Wolf die nämlichen drohenden Worte, und rannte immer fort, immer weiter, bis ſie zum drittenmale die Frage wagte, da warf er ſie auf der Stelle von ſeinen Rucken herunter und rannte davon.

Nun war die arme Prinzeſſin ganz allein in dem finſtern Walde, und ging und ging und dachte, endlich werde ich doch einmal zu Leuten kommen. Und endlich kam ſie an eine Hütte, da brannte ein Feuerchen und da ſaß ein altes Waldmütterchen, das hatte ein Töpfchen am Feuer. Und da fragte die Königstochter: „Mütterchen, haſt du den weißen Wolf nicht geſehen?“ — „Nein, da mußt du den Wind fragen, der fragt uberall herum, aber bleibe erſt noch ein wenig hier, und iß mit mir. Ich koche hier ein Hühnerſüppchen.“ Das that die Prinzeſſin, und als ſie gegeſſen hatten, ſagte die Alte: „Nimm die Hühnerknöchelchen mit dir, du wirſt ſie gut gebrauchen können. Dann zeigte ihr die Alte den rechten Weg nach dem Winde.

Als die Königstochter bei dem Winde ankam, fand ſie ihn auch am Feuer ſitzen und ſich eine Hühnerſuppe kochen, aber auf ihre Frage nach dem weißen Wolf antwortete er ihr: „Liebes Kind, ich habe ihn nicht geſehen, ich bin heute einmal nicht gegangen, und wollte mich einmal hübſch ausruhen. Frage die Sonne, die geht alle Tage auf und unter, aber erſt mache es wie ich, ruhe dich aus, und iß mit mir, kannſt hernach auch alle die Hühnerknöchlein mit dir nehmen, wirſt ſie wohl gut brauchen können.“

Als dieß geſchehen war, ging die Kleine nach der Sonne zu, und es ging da gerade wieder wie beim Winde, die Sonne kochte ſich gerade eine Hühnerſuppe an ſich ſelbſt, daher es damit ſehr geſchwind ging, hatte auch den weißen Wolf nicht geſehen, und lud die Prinzeſſin zum Miteſſen ein. „Du mußt den Mond fragen, denn wahrſcheinlich läuft der weiße Wolf nur des Nachts, und da ſieht der Mond alles.“ Als nun die Königstochter mit der Prinzeſſin gegeſſen und die Knöchlein aufgeſammelt hatte, ging ſie weiter und fragte den Mond. Auch er kochte Hühnerſuppe und ſagte: „Es iſt fatal, ich habe letzt nicht geſchienen, oder bin zu ſpät aufgegangen, ich weiß gar nichts von dem weißen Wolf.“ Da weinte das Mädchen und rief: „O Himmel, wen ſoll ich nun fragen?“ — Nun nur Geduld mein Kind,“ ſagte der Mond. — „Vor Eſſen wird kein Tanz, ſetze dich und iß erſt die Hühnerſuppe mit mir und nimm auch die Knöchelchen mit, du wirſt ſie wohl brauchen. Etwas Neues weiß ich doch; im gläſernen Berge das ſchwarze Männchen — das hält heute Hochzeit, der Mann im Mond iſt auch dazu eingeladen.“ — „Ach der gläſerne Berg, der gläſerne Berg! dahin wollte ich ja eben, dahin hat mich ja



der weiße Wolf tragen ſollen!" rief die Königstochter. „Nun bis dorthin kann ich dir ſchon leuchten und den Weg zeigen," ſagte der Mond, „ſonſt könnteſt du dich leichtlich irren, denn ich zum Beiſpiel beſtehe ganz und gar aus lauter gläſernen Bergen. Nimm immer deine Knöchlein hübſch alle mit." Das that die Prinzeſſin, aber in der Eile vergaß ſie doch ein Knöchlein.

Bald ſtand ſie an dem gläſernen Berge, aber der war ganz glatt und glitſchig, da war nicht hinauf zu kommen, aber da nahm die Königstochter alle Hühnerknöchlein von der alten Waldmutter, von dem Wind, von der Sonne, und von dem Monde, und machte ſich daraus eine Leiter, die wurde ſehr lang, aber o weh, zu letzt fehlte noch eine einzige Sproſſe, noch ein Glied. Da ſchnitt ſich die Prinzeſſin das oberſte Gelenk von ihrem kleinen Finger ab, und ſo that es gut, und ſie konnte nun raſch zum Gipfel des gläſernen Berges klimmen. Oben war eine große Oeffnung, da führte eine ſchöne Treppe hinunter, und war alles voll Glanz und Pracht, und war ein Saal da voll Hochzeitgäſte und viele Muſikanten und reichbeſetzte Tafeln. Und da ſaß das ſchwarze Männlein und an ſeiner Seite ſaß eine Dame, die war ſeine Braut, das ſchwarze Männlein aber ſchien traurig. Und der Königstochter that es auch ſo weh, ſo weh, daß ſie nun zu ſpät kam, und daß das ſchwarze Männlein ſo traurig war, und dachte bei ſich, ich will ein Lied vom weißen Wolf ſingen, vielleicht kennt er mich dann — denn er hatte ſie noch gar nicht angeſehen, folglich auch nicht wieder erkannt. Und da ſtand eine Harfe an der Wand, welche die Prinzeſſin gut ſpielte, die nahm ſie nun und ſang:

„Deinen beſten Hund, den mag ich nicht,
Mir iſt was andres lieb!
Die jüngſte Königstochter."

„Der weiße Wolf, der lief davon,
Sie weiß nicht, wo er blieb;
Die jüngſte Königstochter."

Da horchte das ſchwarze Männlein hoch auf, aber die Prinzeſſin fuhr fort zu ſpielen und zu ſingen.

„Sie iſt dem Wolfe nachgereiſt,
Schnitt ab ihr Fingerglied,
Die jüngſte Königstochter."

„Nun iſt ſie da — du kennſt ſie nicht,
Traurig ſingt dir dieß Lied
Die jüngſte Königstochter."

Da ſprang das ſchwarze Männlein von ſeinem Sitze auf, und war plötzlich ein ganz ſchöner junger Prinz und eilte auf ſie zu, und ſchloß ſie in ſeine Arme.

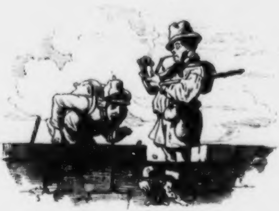
Alles war Zauber geweſen. Der Prinz war in das alte Männlein und in den weißen Wolf und in den gläſernen Berg hinein verzaubert ſo lange bis eine Prinzeſſin, um zu ihm zu gelangen, ſich's ein Glied von ihrem kleinen Finger koſten laſſen würde, wenn das aber bis zu einer gewiſſen Zeit nicht geſchähe, ſo müſſe er eine Andre freien und ein ſchwarzes Männlein bleiben all ſein Leben lang. Nun war der Zauber gelöſt, die andre Braut verſchwand, der entzauberte Prinz heirathete die Königstochter, reiſte darauf mit ihr zu ihrem Vater, der ſich herzlich freute ſie wieder zu ſehen, und lebten alle glücklich mit einander bis an ihr Ende. Sollte dieſes aber nicht erfolgt ſein, ſo iſt es einigermaßen wahrſcheinlich, daß ſie noch heute leben.

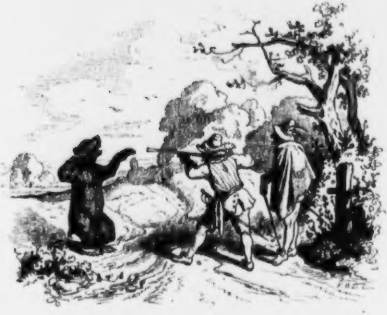
Bruder Sparer und Bruder Verthuer.

Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, die ließ er Handwerke lernen, „denn," ſprach er: „Handwerk hat einen goldnen Boden." Der eine Sohn wurde ein Schuhmacher, der andere ein Schneider, und wie ihre Lehrzeit beendigt war, gingen ſie auf die Wanderſchaft. Sie waren beide ein Paar luſtige Brüder, aber der Schuhmacher verthat alle ſein Geld in Rauchtabak, Schnupftabak und Schnaps, der Schneider aber rauchte nicht, ſchnupfte und ſchnapſte nicht. Bisweilen rieth er ſeinem Bruder, doch haushälteriſch mit dem Gelde umzugehen, aber der Schuſter lachte ihn aus, und ſagte: „Wozu ſoll ich denn ſparen? du ſparſt ja! Sparer muß einen Verthuer haben, — ſagt das Sprichwort."

So wanderten die guten Geſellen ein ganzes Jahr lang mit einander. Der Schneider hielt ſich einen beſondern Geldbeutel, da hinein legte er jedesmal, wenn ſein Bruder Geld für unnütze Dinge ausgab, eben ſo viel aus der gemeinſchaftlichen Kaſſe, die niemals reich war, zu einem Nothpfennig, und ſo that er das ganze Jahr hindurch und hatte ſeine Freude daran, wie das Bäuchlein des Beutelchens immer ſtärker wurde.

Nun kamen ſie einmal mit einander in Wortwechſel, wieder über Sparen und Verthuen; der Schneider rühmte ſich des erſparten Schatzes, wo der Schuſter ſagte: „Es wird ein rechter Bettel ſein, was du erſpart haſt.“ Darüber gelangten ſie auf eine Brücke, die hatte ſchöne, breite und glatte Steine auf ihrer Einfaſſungsmauer, und da wollte der Schneider ſeinen Bruder überzeugen, daß Sparen ein gut Ding ſei, denn das Sprichwort ſagt: Spare in der Zeit, ſo haſt du in der Noth, und: Junges Blut, ſpar' dein Gut! Darben im Alter wehe thut. Sie legten ihre Ränzel ab, und der Schneider zog ſein Beutelchen und zählte die ſchönen Silbergroſchen und Sechſer, die vom langen Tragen ganz röthlich geworden waren, auf einem Brückenſtein; es war ein hübſches Sümmchen und er freute ſich königlich darüber. Der Schuhmacher ſah es ganz gleichgültig, ſtopfte ſich eine Pfeife und ſchlug eben Feuer, als plötzlich ein ſo heftiger Windſtoß daher kam, daß das Schneiderlein gleich in den Fluß geweht worden wäre, wenn die Brücke keine Einfaſſung gehabt hätte, aber das Geld, das wehte der Wind alles hinunter ins Waſſer. Der Schneider ſtand ſtarr vor Schrecken, der Schuhmacher aber legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und fragte mit dem ruhigſten Geſicht von der Welt: „Na, Bruder Sparer, wie viel haſt du nun? Da heulte der Schneider, daß ihn der Bock ſtieß: „So viel wie Duhuhuhuhu! So viel wie Duhuhuhuhu!“ —





Rupert, der Bärenhäuter.

Es war einmal ein Burſch von ſtämmigen Bau, der ſchaute trutziglich in die Welt, und hatte Muth, mit aller Welt anzubinden, ging dieſerhalb unter die Soldaten und ſchlug ſich wacker und tapfer mit dem Feind herum, bis man Frieden machte, und den Soldaten ihren Abſchied gab, daß ſie hingehen konnten, woher ſie gekommen waren, oder wohin ſie ſonſt wollten. Da dachte Rupert: ich will zu meinen Brüdern gehen — denn Aeltern hatte er nicht mehr — und wollte bei ihnen bleiben, bis wieder Krieg wäre. Die Brüder aber ſagten: „So einer fehlte uns eben, der auf den Krieg wartet — ei warte du! Wir wollen nichts wiſſen von Krieg und von Kriegern, wir wollen Ruhe haben! Haſt du dich im Kriege durchgeſchlagen, ſo ſchlage dich auch im Frieden durch; vor der Thüre iſt dein, daß du es weißt!“ — Da gab der Soldat Rupert ſeinen Brüdern kein einziges gutes Wort, nahm ſeinen Schießprügel und ging wieder fort in die Welt — und kam in einen großen Wald und ſprach zu ſich: Es iſt ſchändlich, einen tapfern Burſchen und Kriegsmann ſo fort zu ſchicken mitten in den Frieden hinein, mit dem unſer einer doch auf der Gottes-Welt nichts anzufangen weiß. Ich muß Krieg haben! Wenn nur einer käme, mit dem ich anbinden könnte, und wenn's der Teufel ſelber wär'! — und wie Rupert das dachte, lud er ſein Gewehr, und that einen ſtarken Schuß hinein mit doppelter Ladung und auch zwei Kugeln. Da kam ein großer Mann durch den Wald auf Rupert zu, hatte einen ſchwarzen Schlapphut auf, mit rother Hahnenfeder darauf, eine krumme Habichtnaſe, einen fuchsfeuerrothen Bart, und einen grünen Jägerrock an, und fragte: „Wo hinaus, Geſell?“ — „Was habt ihr danach zu fragen?“ — fragte Rupert grob zurück, weil er gern anbinden wollte mit dem erſten beſten, oder auch mit dem erſten ſchlimmſten. — „Hoho! Nur nicht ſo patzig!“ — rief der Grüne mit dem Schlapphut und der rothen Hahnenfeder. „Fehlt dir was, ſo kann ich helfen!“ — „Mir fehlt es blos am beſten, am Geld!“ — antwortete Rupert. — „Sollteſt Geld die Fülle haben, wenn du Muth hätteſt!“ — „Muth? Sappernunditjö! Herr, wer ſagt ihm, daß ich keinen Muth habe? Ich ein Soldat, und keinen Muth? Muth wie der Teufel!“ — „Schau um dich!“ — ſprach der Grüne — und da ſchaute Rupert um, da ſtand ein Bär hinter ihm, ſchier ſo groß wie ein Nashorn, und ſperrte den Rachen auf und brüllte, und kam auf den Hinterbeinen gehend, auf Rupert zu — der aber nahm ſein Gewehr, legte an, und ſagte: „Willſt du eine Priſe Schnupftabak? Da haſt du eine Priſe!“ — und ſchoß dem Bär die doppelte Ladung in ſeine Naſe hinein, in jedes Loch eine Kugel, die bis ins Hirn drang — und da that der Bär einen mächtigen Satz und einen lauten Brüll, fiel um und war hin. — „Schau, ſchau, Muth haſt du, wie ich merke!“ — ſagte der Grüne im Schlapphut mit der rothen Hahnenfeder und ſo ſollſt du auch Geld von mir haben, ſo viel du nur willſt, doch unter einer Bedingung!“ —

„Die möcht ich hören!“ ſprach Rupert, der längſt gemerkt hatte, mit wem er's zu thun, denn zu dem einen Stiefel hatte der Schuſter, wie es ſchien, ein abſonderliches Maß genommen, gerade als wenn er einem Pferde einen Stiefel gemacht. — „Soll's etwa die Seligkeit ſein — ſo dank' ich ſchönſtens!“ — fuhr Rupert fort.

„Dummer Kerl!“ entgegnete der Waldjäger: „was habe ich von deiner Seligkeit? die kannſt du für dich behalten, an der liegt mir gar nichts. Nein, das iſt meine Bedingung, daß du in den nächſten ſieben Jahren dich nicht wäſcht, nicht kämmſt, dir nicht den Bart ſcheerſt, die Nägel nicht ſchneideſt, in keinem Bette ſchläfſt, und kein Vaterunſer beteſt, was ohnehin nicht deines Kriegshandwerks Sache iſt. Dafür gebe ich dir Rock und Mantel, die du aber auch einzig und allein in dieſen ſieben Jahren tragen mußt. Stirbſt du innerhalb dieſer Zeit, ſo biſt du mein; bleibſt du am Leben, ſo habe ich kein Theil an dir, du aber haſt Geld nach wie vor, und kannſt damit anfangen, was du willſt, und ich putze dich wieder ſauber, und ſollt es mit meiner Zunge ſein.“ —

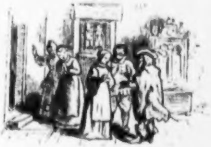
„So — und das alles nennſt du eine Bedingung?“ fragte Rupert. „Mich dünkt, es wären ihrer ſchier ein Dutzend, doch, es ſei darum, ich will es probiren, probirt geht über ſtudirt!“ — „Topp!“ ſagte der Teufel und zog den grünen Rock aus und zog auch ſehr geſchwind dem todten Bären das Fell ab, und fuhr fort: „Hier iſt dein Rock, hier iſt dein Mantel und deine Bettdecke. In die Rocktaſche brauchſt du nur zu greifen, ſo findeſt du Geld, und die Bärenhaut, mit der deckſt du dich, du Bärenhäuter du; das iſt der ſchönſte Faulpelz, den einer ſich nur wünſchen kann, der die Taſchen voll Geld hat, und daher nicht nöthig, etwas zu thun!“ —

Als Rupert den grünen Rock angezogen hatte, griff er vor allen Dingen in die Taſche, um zu ſehen, ob es auch wahr ſei mit dem Gelde, denn er traute dem Teufel nicht, dieweil dieſer ein Vater der Lügen genannt wird. Da aber die Taſche ſich als ein nimmerleerer Fortunatusſäckel erwies, ſo hing Rupert ſeine Bärenhaut um, und ging ohne Adieu vom Teufel hinweg, denn dieſer war indeß verſchwunden.

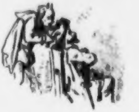
Rupert lebte nun in den Tag hinein, ließ den lieben Gott einen guten Mann ſein und den Teufel auch einen guten Mann, ließ ſeinen Bart ſtattlich wachſen, daß er ganz wahlfähig in irgend einem deutſchen oder polniſchen Reichstag erſchien, denn die Kraft ſteckt im Haar, das lehrt bereits die Geſchichte Simſons, und brachte es dahin, daß er ſchon im zweiten Jahre ausſah, wie ein Schuhut und Waldſchratt, zumal auch ſeine Fingernägel außerordentlich ariſtokratiſchvornehm noch über das chineſiſche Maß hinaus gewachſen waren. Die Leute wichen ihm aus, wenn ſie ihn von weitem ſahen oder rochen, denn obwohl er keinen Tabak rauchte, ſo roch er doch ſchon von weitem viel ärger als ein Wiedehopf, der überhaupt mit Unrecht als Stinkhahn verſchrieen iſt, denn der Wiedehopf ſelbſt ſtinkt gar nicht, nur ſeine Unreinlichkeit und das, womit er umgeht, bringen ihn in ſo ſchlimmen Ruf.

Nun gab aber der Bärenhäuter den Armen immer viel Geld, damit ſie beten ſollten, daß er die ſieben Jahre überdaure, und die Armen nahmen gern das Geld und verſprachen recht fleißig zu beten. Ob ſie's gethan haben, weiß ich nicht, und die Wirthe nahmen ihn auch gern auf, da er viel aufgehen ließ, und überhaupt ſteht baumfeſt, daß wenn einer nur Geld hat und es aufgehen läßt, da darf er ungeſcheut der ärgſte Bärenhäuter ſein, er findet ſtets Anhang und Anklang und Anerkennung, aber Geld gehört ein für allemal dazu.

Nun ging die Bärenhäuterei ſchon in das vierte Jahr, und der Bärenhäuter hatte ſie ſatt, denn er gefiel ſich ſelbſt nicht mehr, geſchweige andern; im Geſicht ſchleppte er einen ſehr belebten Urwald von Haarmoos herum, an den Fingern waren ihm Miſtgabeln gewachſen, und ſonderlichen Spaß hatte er auch nicht, trotz allen Geldes. In den Wirthshäuſern gab man ihm ſtets die hinterſten und höchſten Zimmer, drei, vier, fünf Treppen hoch und immer nahe bei den Retiraden. Einſt ſaß er nun ſo ganz verdrüßlich in ſeinem Zimmerchen, ſann über ſein Schickſal nach, und wünſchte ſehnlichſt ſeine Zeit herum, wo er einen neuen Menſchen an- und den Schweinigelsbart ſammt den Galgennägeln an den Fingern ablegen wollte, da hörte er nebenan jemand ächzen und krächzen zum ſteinerbarmen. Gleich ging er hinüber, dem Nachbar beizuſtehen, denn der Bärenhäuter hatte von Natur ein mildes und gutes Herz. Da ſaß ein wehklagender und jammernder alter Mann, der dachte, als der Bärenhäuter kam, der Böſe ſei es, und wolle ihn holen, denn der Bärenhäuter ſah dem Teufel viel ähnlicher, als ſonſt einem Geſchöpf Gottes, doch ließ er ſich endlich beſänftigen und bewegen, ſeine Noth zu klagen. Dieſe Noth war nun gerade dieſelbe, die des Bärenhäuters Noth auch geweſen war, nämlich die bekannte Geldnoth. Der gute Alte hatte drei Töchter und viele Schulden, und ſollte eben ein ſehr eingezogenes Leben führen, weil er den Wirth, der ihn ausgezogen hatte, nicht bezahlen konnte. Der Bärenhäuter lachte darüber; der freilich hatte gut lachen, wie jeder, dem ein Goldborn in der Taſche quillt. Er bezahlte des alten Mannes Schulden bei Heller und Pfennig, und dieſer lud ihn ein, mit ihm zu gehen und ſeine Töchter zu ſehen, die nicht wenig ſchön ſeien, und eine davon ſolle ihn aus Dankbarkeit heirathen. Das war dem Bärenhäuter recht, denn er hatte viele Zeit übrig, und ward ihm die Zeit oft lang auf ſeiner Bärenhaut, und ging auf Eroberungen aus, wie ein tapfrer Soldat immer thun ſoll, nur war es ſchade, daß er ſich nicht nett und niedlich machen durfte, kein Stutz- und Spitzbärtchen, ſchwarz gewichſt, und keine friſirten Löckchen und ſchlanke Flanken und glatte Nägel und kein kölniſches Waſſer und keine Havannah-Cigarre erſter Sorte. Das alles durfte er nicht, ſondern mußte ganz Bärenhäuter bleiben, und hingehen und Sturm laufen wie er leibte und lebte, war, ſtand, ging und roch. Die beiden älteſten Töchter des geretteten Mannes entſetzten ſich vor dem Ungethüm, das die Perücke mit unterſchiedlichen Zöpfen übers Geſicht trug, ſtatt auf dem Hinterkopf, das Patſchhändchen gab wie der Vogel Greif, und das ſeine Wäſche bereits vier Jahr trug, davon ſelbige ganz iſabellfarbig geworden war, und roch, wie ein altes leeres Eſſigfaß im Kellergewölbe, nichts weniger als appetitlich. Nur die jüngſte Tochter, und zugleich die ſchönſte, hielt Stand, indem ſie nicht davon lief. Sie behielt im Auge, daß dieſer Bärenhäuter ihren Vater gerettet hatte, und dadurch ſie ſelbſt mit von Schimpf und Schande; ſie beſaß die ſchöne Tugend der Dankbarkeit, die ſo viele nicht beſitzen. Da nun der Bärenhäuter wahrnahm, daß dieſes ſchöne Kind nicht vor ſeiner häßlichen und abſchreckenden Geſtalt zurückbebte, ja daß es des Vaters Wort bei ihm erfüllen wollte — ſo bot er ihr einen ſchönen Ring, doch nur zur Hälfte — als Wahrzeichen, daß er ſich mit ihr verlobe, und bat ſie, recht fleißig für ihn zu beten, daß er noch drei Jahre und womöglich auch etwas darüber, am Leben bliebe, und nahm auf drei Jahre Abſchied, um ſich in dieſer Zeit zu entbärenhäutern und nach deren Ablauf als ein wohlgelecktes Herrchen wieder zu kommen. Dieß Kunſtſtück kann auch nicht jeder machen; mancher geht als leidlich guter und zahmer Junge vom Aelternhauſe fort, und kommt waldteufelähnlich zurück als der größte Bärenhäuter den es nur geben kann. Die junge Schönſte und ſchönſte Junge, die ſich dem Bärenhäuter verlobt hatte, kleidete ſich ſchwarz, und hatte von ihren Schweſtern ob ihres zotteligen Bräutigams gar viel auszuſtehen. Dieſe ſpöttelten, bald die eine, bald die andre: „Gieb acht, wenn du ihm die Hand reichſt, daß er ſie dir nicht abbeißt, denn er hat dich freßlieb!“ — „Nimm dich in Acht, mein ſüßes Kind, daß er dich nicht aufleckt, Bären lieben den Honig!“ — „Thue ihm ja



allen Willen, ſonſt brummt er, dein zukünftiger Zottelbär!“ — „Ei, was wird das für eine luſtige Hochzeit werden, wenn erſt der Bärentanz losgeht!“ — Doch die junge Braut ſchwieg zu allem ſtill und ließ ihre älteren Schweſtern ſpötteln und witzeln, ſo viel ſie wollten, unterdeſſen ſetzte ihr Verlobter ſein Leben fort, doch ohne des Guten und Schlimmen zu viel zu thun, lebte ſich glücklich durch das letzte der ſieben Jahre hindurch, und ſuchte am letzten Tage das Plätzchen wieder auf, wo ihm vor ſieben Jahren der Teufel erſchienen war. Dieſer erſchien auch richtig wieder, doch mit einiger Verſtimmung, denn er merkte, daß der Bärenhäuter der Bärenhäuterei längſt überdrüſſig war, und mit ihm brechen wollte, wollte daher das Geſchäft klug machen, und die Röcke wieder umtauſchen, aber der Bärenhäuter ſagte: „So geſchwind geht es nicht, erſt leckſt du mich und putzeſt mich rein, wie du zugeſagt, damit ich wieder einem hübſchen Menſchen gleich ſehe, und nicht einem Waldſchratt oder dir, du unſaubrer Geiſt!“ Da mußte der Teufel den Bärenhäuter hübſch renoviren, ihm die Haare kämmen mit ſeinen Fingern, und mit ſeiner Zunge, die wie ein Reibeiſen kratzte, ihm die Haut rein ablecken, ihm auch die Nägel ſchneiden, und mußte ihn waſchen, und wieder ganz ſchön machen. Das kam ihm ſauer an, und war ein ſchwer Stück Arbeit, denn man hat geſehen in der Welt, was das mit einjährigen Bärenhäutern ſchon für eine Hauptmühe koſtet, geſchweige nun, wenn einer ſieben Jahre in der Bärenhäuterei verharrte. Dann bekam der Teufel von dem weiland Bärenhäuter, nunmehrigen Herrn Rupert, einen rechten Tritt zum Valet, und der letztere kleidete ſich ſehr ſchön, und reiſte mit Extrapoſt und Dampf nach dem Wohnort ſeiner Verlobten, wo ihn aber niemand kannte. Er gebehrdete ſich als ein reicher Freier, und ließ verlauten, daß er eine der drei Schönen heirathen wolle, davon eine bereits ſeine Verlobte war. Dieſe eine hatte gar keine Acht auf ihn, aber ihre Schweſtern die hätten ihn gar zu gern gemocht, und putzten ſich wie die Pfauen, und zankten ſich, welche ihn nehmen ſollte. Rupert aber erbat von ſeiner Braut einen Becher Weines, trank, und bat ſie, ihm Beſcheid zu thun; wie ſie das that, erblickte ſie die Hälfte ihres Verlobungsringes in dem Becher, und war ganz hin vor Erſtaunen und ſüßer Freude. Er aber umfing ſie und küßte ſie; da kamen ihre Schweſtern geputzt und furchtbar aufgedonnert dazu, und wurden grün und gelb im Geſicht aus Neid und Aerger über ihrer Schweſter Glück — und rannten davon. Eine ſtürzte ſich voll Groll und Grimm in den Ziehbrunnen, die andre henkte ſich voll Gift und Galle auf dem Boden auf, und da war auch gleich der Teufel bei der Hand, fing beider Seelen auf und ſagte: „Eine Seele mußt' ich haben — und nun habe ich zwei. Wünſche



Glück zur Hochzeit!“ — Damit fuhr er ab, und Rupert heirathete nach der Austrauer ſeine liebholde ſchönſte Jüngſte und iſt niemals mehr wieder ein Bärenhäuter geworden.

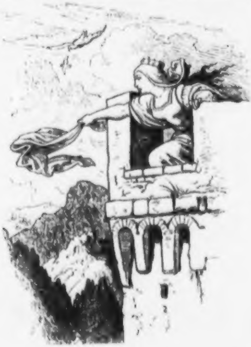
Das Märchen vom Ritter Blaubart.

Es war einmal ein gewaltiger Rittersmann, der hatte viel Geld und Gut, und lebte auf ſeinem Schloſſe herrlich und in Freuden. Er hatte einen blauen Bart, davon man ihn nur Ritter Blaubart nannte, obſchon er eigentlich anders hieß, aber ſein wahrer Name iſt verloren gegangen. Dieſer Ritter hatte ſich ſchon mehr als einmal verheirathet, allein man hatte gehört, daß alle ſeine Frauen ſchnell nach einander geſtorben ſeien, ohne daß man eigentlich ihre Krankheit erfahren hatte. Nun ging Ritter Blaubart abermals auf Freiersfüßen, und da war eine Edeldame in ſeiner Nachbarſchaft, die hatte zwei ſchöne Töchter und einige ritterliche Söhne, und dieſe Geſchwiſter liebten einander ſehr zärtlich. Als nun Ritter Blaubart die eine dieſer Töchter heirathen wollte, hatte keine von Beiden rechte Luſt, denn ſie fürchteten ſich vor des Ritters blauem Bart, und mochten ſich auch nicht gern von einander trennen. Aber der Ritter lud die Mutter, die Töchter und die Brüder ſammt und ſonders auf ſein großes ſchönes Schloß zu Gaſte, und verſchaffte ihnen dort ſo viel angenehmen Zeitvertreib und ſo viel Vergnügen durch Jagden, Tafeln, Tänze, Spiele und ſonſtige Freudenfeſte, daß ſich endlich die jüngſte der Schweſtern ein Herz faßte, und ſich entſchloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wurde auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Nach einer Zeit ſagte der Ritter Blaubart zu ſeiner jungen Frau: „Ich muß verreiſen, und übergebe dir die Obhut über das ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem, was dazu gehört. Hier ſind auch die Schlüſſel zu allen Zimmern und Gemächern, in alle dieſe kannſt du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieſer kleine goldne Schlüſſel ſchließt das hinterſte Kabinet am Ende der großen Zimmerreihe. In dieſes, meine Theure, muß ich dir verbieten zu gehen, ſo lieb dir meine Liebe und dein Leben iſt. Würdeſt du dieſes Kabinet öffnen, ſo erwartete dich die ſchrecklichſte Strafe der Neugier. Ich müßte dir dann mit eigner Hand das Haupt vom Rumpfe trennen!“ — Die Frau wollte auf dieſe Rede den kleinen goldnen Schlüſſel nicht annehmen, indeß mußte ſie dies thun, um ihn ſicher aufzubewahren, und ſo ſchied ſie von ihrem Mann mit dem Verſprechen, daß es ihr nie einfallen werde, jenes Kabinet aufzuſchließen und es zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Beſuch von ihrer Schweſter und ihren Brüdern, die gerne auf die Jagd gingen; und nun wurden mit Luſt alle Tage die Herrlichkeiten in den vielen vielen Zimmern des Schloſſes durchmuſtert, und ſo kamen die Schweſtern auch endlich an das Kabinet. Die Frau wollte, obſchon ſie ſelbſt große Neugierde trug, durchaus nicht öffnen, aber die Schweſter lachte ob ihrer Bedenklichkeit, und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigenſinn das Koſtbarſte und Werthvollſte von ſeinen Schätzen verbergen halte. Und ſo wurde der Schlüſſel mit einigem Zagen in das Schloß geſteckt, und da flog auch gleich mit dumpfem Geräuſch die Thüre auf, und in dem ſparſam erhellten Zimmer zeigten ſich — ein entſetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter aller früheren Frauen Ritter Blaubarts, die eben ſo wenig, wie die jetzige, dem Drang der Neugier hatten widerſtehen können, und die der böſe Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. Vom Tod geſchüttelt, wichen jetzt die Frauen und ihre Schweſter zurück; vor Schreck war der Frau der Schlüſſel entfallen, und als ſie ihn aufhob, waren Blutflecke daran, die ſich nicht abreiben ließen, und eben ſo wenig gelang es, die Thüre wieder zuzumachen, denn das Schloß war bezaubert, und indem verkündeten Hörner die Ankunft Berittner vor dem Thore der Burg. Die Frau athmete auf und glaubte, es ſeien ihre Brüder, die ſie von der Jagd zurück erwartete, aber es war Ritter Blaubart ſelbſt, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach ſeiner Frau zu fragen, und als dieſe ihm bleich, zitternd und beſtürzt entgegentrat, ſo fragte er nach dem Schlüſſel; ſie wollte den Schlüſſel holen und er folgte ihr auf dem Fuße, und als er die Flecken am Schlüſſel ſah, ſo verwandelten ſich alle ſeine Geberden, und er ſchrie: „Weib, du mußt nun von meinen Händen ſterben! Alle Gewalt habe ich dir gelaſſen! Alles war dein! Reich und ſchön war dein Leben! Und ſo gering war deine Liebe zu mir, du ſchlechte Magd, daß du meine einzige geringe Bitte, meinen ernſten Befehl nicht beachtet haſt? Bereite dich zum Tode! Es iſt aus mit dir!“

Voll Entſetzen und Todesangſt eilte die Frau zu ihrer Schweſter, und bat ſie, geſchwind auf die Thurmzinne zu ſteigen und nach ihren Brüdern zu ſpähen,



und dieſen, ſobald ſie ſie erblicke, ein Nothzeichen zu geben, während ſie ſich auf den Boden warf, und zu Gott um ihr Leben flehte. Und dazwiſchen rief ſie: „Schweſter! Siehſt du noch Niemand!“ — „Niemand!“ klang die troſtloſe Antwort. — „Weib! komm herunter!“ ſchrie Ritter Blaubart, „deine Friſt iſt aus!“

„Schweſter! ſiehſt du Niemand?“ ſchrie die Zitternde. „Eine Staubwolke — aber ach, es ſind Schafe!“ antwortete die Schweſter. — „Weib! komm herunter, oder ich hole dich!“ ſchrie Ritter Blaubart.

„Erbarmen! Ich komme ja ſogleich! Schweſter! ſiehſt du Niemand?“ — „Zwei Ritter kommen zu Roß daher, ſie ſahen mein Zeichen, ſie reiten wie der Wind.“ —

„Weib! Jetzt hole ich dich!“ donnerte Blaubarts Stimme, und da kam er die Treppe herauf. Aber die Frau gewann Muth, warf ihre Zimmerthüre ins Schloß, und hielt ſie feſt, und dabei ſchrie ſie ſammt ihrer Schweſter ſo laut um Hülfe, wie ſie beide nur konnten. Indeſſen eilten die Brüder wie der Blitz herbei, ſtürmten die Treppe hinauf und kamen eben dazu, wie Ritter Blaubart die Thüre ſprengte und mit gezücktem Schwert in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht und Ritter Blaubart lag todt am Boden. Die Frau war erlöſt, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Goldhähnchen.

Es lebte einmal ein alter Mann in einem Waldhäuschen, der beſaß außer mehrern Kindern auch ein Goldhähnchen, das iſt der kleinſte unter den europäiſchen Vögeln und gehört in das Geſchlecht der Zaunkönige. Dieſes allerliebſte Vögelchen hatte der Alte ſehr lieb, und die Kinder hatten es nicht minder lieb, und wie der Alte ſtarb, ſo ſagte er zu den Kindern: „Verkauft nur ja das Goldhähnchen nicht, denn das iſt ein Glücksvögelchen.“ Aber wie der Alte geſtorben war, kehrte Noth und Mangel in das Häuschen der Kinder ein. Nun legte Goldhähnchen jede Woche ein Ei ſo groß wie eine Erbſe, und von erbſengelber Farbe. Dieſe Eier hatte der Vater immer fortgetragen, und war mit Geld und Lebensmitteln zurückgekehrt. Da nun die Lebensmittel ausgegangen waren, entſchloß ſich der älteſte Sohn, die indeß gelegten Eier zu nehmen, und ſie feil zu bieten. Wo er die Goldhähncheneier aber anbot, wurde er ausgelacht, und endlich gab ihm ein Mann, den der arme hungernde Knabe dauerte, aus Mitleid ein paar Pfennige dafür. Als dieſe verzehrt waren, und der Hunger ſtärker als zuvor war, ſo machte ſich der Knabe wieder auf den Weg, diesmal nur mit einem einzigen Ei, und da war er glücklicher. Er fand den Mann, dem der Vater immer die Eier verkauft hatte, und der ihren Werth wohl kannte, denn ſie waren von purem Gold. Wie der Mann aber merkte, daß der Junge nichts von dem Geheimniß wußte, ſo ſagte er: „Was ſoll ich mit dem Ei? Verkaufe mir den Vogel, ich will dir ihn ſehr gut bezahlen.“ Und ging auch gleich mit in das Waldhäuschen. Die andern Kinder weinten und klagten, als ihr älteſter Bruder das Goldhähnchen an den Mann verkaufte, der einige blanke Thaler dafür auf den Tiſch legte. Das Vöglein flatterte unruhig im Käfig hin und her, und den Kindern war es, als wenn es ſchrie: „Verkauf mich nicht, verkauf mich nicht!“ Aber es wurde doch verkauft.

Und wie das Vöglein fort war, da war es vollends aus mit dem Glück in dem Waldhäuschen; die Kinder konnten daſſelbe nicht erhalten und mußten betteln gehen, und kamen weit von einander.

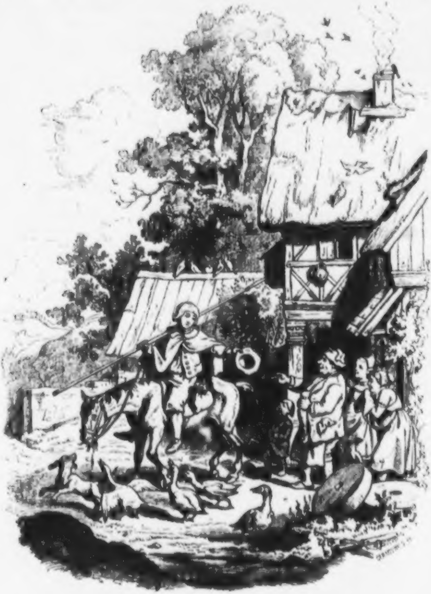
Um dieſe Zeit geſchah es, daß der König des Landes ſtarb, und ſeine junge ſchöne Wittwe ließ nach der Trauerzeit bekannt machen, ſie werde Demjenigen ihre Hand reichen und den Thron mit ihm theilen, der mit verbundenen Augen die aufgehängte Krone mit einer Lanze herabſtechen werde. Das Goldhähnchen ſang damals immerfort: „Wer mich ißt, wird König! Wer mich ißt, wird König!“ Das gefiel dem Mann, der es gekauft hatte, und obgleich er nun auf die goldnen Eier verzichten mußte, wenn er es verſpeiſte, ſo tödtete er es doch, ließ es rupfen und mit bunter Seide bezeichnen, um es, gebraten, wieder zu erkennen, und gab der Köchin ſtrengen Befehl, ja recht darauf Acht zu haben. Er hatte viele Freunde zu einem feſtlichen Mahle geladen, damit ihm gleich gehuldigt werde, wenn er den Vogel gegeſſen, und plötzlich König werde.

Während nun zu dem Feſtmahl alle möglichen Zurüſtungen geſchahen, kam der junge Menſch, der das Goldhähnchen verkauft hatte, als ein armer müßiger Bettler vor das Haus, und ſprach die Köchin um ein Almoſen oder ein Stück Brod an, und dieſe ſagte: „Haben ſollſt du etwas, mußt aber auch etwas thun!“ und dazu war Jener gern bereit. Er holte Waſſer, ſpaltete Holz zum Heerdfeuer, drehte den Bratenwender und hatte Acht auf die Vögel, die in der Pfanne brieten, und darunter das Goldhähnchen auch war. Von ohngefähr ſtieß er mit einem Stück Holz an die Pfanne, und da fiel das Goldhähnchen heraus in die glühenden Kohlen.

„Schad' um das Vögelein!“ dachte der Jüngling, obſchon er ſehr erſchrocken war, und ſchob es in den Mund und verſpeiſte es, obſchon er ſich tüchtig verbrannte. Er wußte es aber nicht, daß es ſein ehemaliges Goldhähnchen geweſen. Als die Köchin in die Küche kam, zählte ſie die Vögel, ſah, daß eins fehlte, und jagte den neuen ungetreuen Küchenbuben mit Schimpfen und Schelten von dannen, zeichnete aber geſchwind einen andern kleinen Vogel und trug das Gericht ihrem Herrn auf. Dieſer aß das gezeichnete Vöglein, und ſitzt heute noch, und wartet, bis er König wird, und ärgert ſich, daß er ſeine Freunde tractirt hat.

Der Fortgejagte ſchlich trübſelig durch die Straßen, und bettelte vor der Thüre eines Müllers. Dieſer brauchte juſt einen Eſeltreiber, und verlieh dieſe Stelle dem armen Burſchen; er durfte bei den Eſeln im Stalle ſchlafen. Und ſiehe, am andern Morgen fand der Müller, als er anderes Stroh ſtreute und das alte wegräumte, goldne Eier in dem Stroh, darauf ſein Eſeltreiber geſchlafen hatte. Das gefiel ihm, und er dachte: den Burſchen mußt du lange behalten, das iſt ein Goldfink, während der vorige ein Miſtfink war.

Jetzt kam der Tag des Kronenſtechens, und da meinte der Eſeltreiber, wenn Jedermann ſtechen und ſein Glück verſuchen dürfte, möcht' er's auch wagen, bat den Müller um einen Speer und um ein Pferd. Der Müller lachte aus vollem Halſe, doch dachte er, das giebt einen Hauptſpaß, gab ihm eine alte lahme und



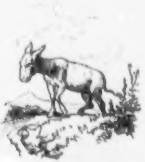
ſpindeldürre Mähre, und einen alten Speer, und ſandte ihn hin zum Stechen um die Königskrone.

Alles lachte, wie der wunderliche Ritter von der traurigen Geſtalt daher getrabt kam, und die Königin ſchaute unwillig drein, daß ſo ein armſeliger Burſche ſich zu dem Kronenſtechen drängte, zu welchem ſich ſo viele vornehme Ritter und Herren eingefunden; allein da ſie das Kronenſtechen einmal gänzlich freigegeben hatte, ſo durfte ſie daſſelbe nun nicht ausſchließlich machen.

Das Kampfſpiel begann damit, daß ein Graf und ein Ritter nach dem andern nach der Krone mit verbundenen Augen ſtach, und keiner dieſelbe erlangte; und es endete damit, daß der Eſeltreiber ſo glücklich war, die Krone zu treffen, und herab zu ſtechen. Der Königin war das gar unlieb, allein ſie mußte des Eſeltreibers Gemahlin werden, weil ſie das einmal beſchworen hatte, und ſo wurde derſelbe König, und jener Müller, ſein Herr, fand fürder keine Goldeier mehr im Stroh ſeines Stalles, ſondern nur ſolche, wie ſie die Eſel legen.

Da die Königin ihren Gemahl nicht liebte, wegen ſeiner geringen Herkunft, ſo ſann ſie Tag und Nacht darauf, ſich ſeiner zu entledigen. Sie nahm deßhalb ihre nächſte Zuflucht zu einer alten mächtigen Zauberin, und die gab ihr ein Kraut, das die Kraft hatte, die menſchliche Geſtalt in eine thieriſche zu verwandeln. Dieſes Kraut miſchte die böſe Königin ihrem Gemahl und Herrn unter die Speiſe, und ſiehe, als der König die Speiſe genoſſen hatte, ſo begann er ſich zu verwandeln, und wurde ein leibhaftiger Eſel aus ihm, der vorher ein ſehr ſchöner junger Menſch geweſen war. Dieſerhalb wurde er mit Schimpf und Schande aus dem Hofe gejagt, und nun wurde ein andrer zum König gewählt, deſſen Wahl man klugerweiſe nicht wieder dem Glück und dem blinden Zufall überließ, weil man fürchtete, abermals einen Eſel zur höchſten Stelle gelangen zu ſehen.

Der arme geweſene Eſeltreiber, jetzt ſelbſt Eſel, hatte alle Mühſeligkeit ſeines neuen Standes zu empfinden. Er hatte ſeinen Weg nach der Mühle genommen, wo er einſt zufrieden die Eſel getrieben und auf Stroh geſchlafen hatte. Der Müller, als er ihn kommen ſah, vermochte nicht, ihn von den andern Eſeln zu unterſcheiden, obgleich in ſeinen Augen etwas menſchliches war. Und da wurde er in der Mühle zu den andern Eſeln geſtellt, mußte Säcke mit Getraide und Mehl tragen Jahr aus Jahr ein, und hatte es um kein Haar beſſer oder ſchlimmer, als die übrigen Eſel auch.

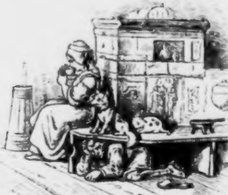


Nun hatte dieſer arme Eſel, als er weiland noch ein Menſch geweſen war, eine Schweſter gehabt, die war auch damals von ihm gekommen und hatte gebettelt, und da hatte ſie auch in einem Kloſter Brod geheiſcht, und man hatte ſie als junges kräftiges Ding zu Mägdedienſten angenommen. Sie war treu und fleißig, wurde endlich ſelbſt eine Nonne, und man vertraute ihr das Amt der Pförtnerin. Dieſes Kloſter ließ nun juſt in derſelben Mühle mahlen, in welcher der gewiſſe Eſel ſich befand, und wie er zum erſtenmale mit ſeinen Säcken an die Kloſterpforte kam, erkannte er gleich in der Pförtnerin ſeine Schweſter, denn er hatte noch menſchliche Gedanken und menſchliche Erinnerungen. Da iahte er hellauf und gab ſeine Freude zu erkennen, und auch im Buſen der Pförtnerin erwachte eine gewiſſe Sympathie für dieſen Eſel; das war die Stimme der Natur. Nun war die Pförtnerin kundig aller Kräuter, und baute die beſten und kräftigſten in dem Kloſtergarten ſelbſt. Da ging ſie hin, pflückte ein Zauberkraut, das die Kraft beſaß, die thieriſche Geſtalt, wenn ſie durch Zauberei verliehen war, wieder in menſchliche zu verwandeln, und gab es dem Eſel zu freſſen. Da wurde er wieder Menſch, wie zuvor, und bedankte ſich bei ſeiner guten Schweſter mit vielen Küſſen und Thränen. Er hatte aber ſieben Jahre Säcke und Prügel genug getragen und verlangte nicht wieder zu den Menſchen. In der Nähe des Kloſters, wo er ſeine gute fromme Schweſter wieder gefunden, erbaute er ſich eine Hütte von Baumzweigen und wurde ein frommer Einſiedel und Waldbruder. Da lebte er von Wurzeln und Kräutern, und hatte ſeine Luſt an dem lieblichen Geſang der Waldvögel, und fütterte und pflegte ſie, mit Ausnahme der Goldhähnchen, die konnte er nicht leiden, und verwünſchte ſie, weil das eine ihm nur Unglück gebracht hatte, und fing ſie und tödtete ſie, wo er nur eins habhaft werden konnte.

Die drei dummen Teufel.

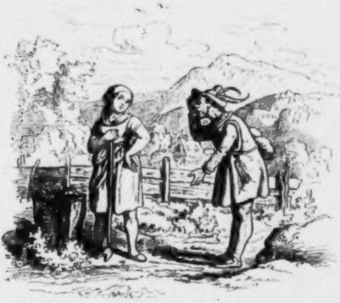
In der Hölle war einmal großes Wunder, daß nur lauter Männer und keine Weiber in die Hölle kämen und von Herzen hätten ſie doch auch gerne Weiber darinne gehabt. Da warf ſich ein ganz junger Teufel auf und ſprach: „Was gilt's, ich ſchaffe eine her!“ Die andern Teufel freuen ſich zwar, aber ſie glauben dem, was jener ſpricht, doch noch nicht recht. Der Teufel fährt ſofort ab und die andern wünſchen ihm großes Glück. Er kömmt alſo auf die Erde, und trifft eine junge Dirne; zu dieſer ſpricht er: „He, Jungfer! hat ſie nicht Luſt zu heirathen?“ — „Warum nicht,“ ſagte ſie. „Meinetwegen kann morgen die Hochzeit ſein“ — „Mir ſchon recht,“ ſagt der Teufel. Wie's alſo morgen war, geht er zum Pfarrer und läßt ſich die Dirne zur Frau geben. Eh aber der Kußmond vorüber, verlangt die junge Frau Geld, Kleider und das aber ſchöne, und der

Teufel kann kaum das Brod verdienen, muß oft über ſeinem Maul ſparen und es ſeiner Frau laſſen und dadurch wird er dürr und mager und iſt lange nicht mehr ſo gutes Muthes als zuvor. Die Frau hatte ſich mehr von dieſem Galan verſprochen — viel Geld und ſchöne Kleider. Sie fängt daher an und wird kalt gegen ihren Teufel. Er giebt gute Worte; — er brummt. — Sie zankt aber arg und drohet ihm mit Schlägen. Das lächert dem Teufel und er denkt: ich werde dich doch zwingen können. Zankt er aber ein Wort, ſo zankt ſie zehne, und das geht ein und alle Tage ſo fort. Was geſchieht? Der Teufel bekommt zuletzt derbe Schläge. Da denkt der Teufel: ei, was ſollſt du dich mit der Frau plagen? gehe doch hübſch heim, und — da ging er heim. Wie er in die Hölle kömmt und bringt kein Weib mit, da lachen ihn die Teufel tüchtig aus, und überall rufen ſie: „Dummer Teufel! dummer Teufel!“ Er aber antwortet: „Ich will keine wieder und wenn ich die ganze Hölle geſchenkt kriegte. Seid froh, daß ich ſie nicht mitgebracht habe, die hätte uns allen die Hölle erſt recht heiß gemacht!“ Da ſpricht ein andrer etwas älterer Teufel: „Nun will ich fort, ich will ſchon eine herſchaffen!“ Er reiſet ebenfalls ab, kömmt auf einen Erbſenacker, dort trifft er eine alte Jungfer. Da denkt er: warte, dieſe iſt nicht ſo ein junger Lecker, die willſt du nehmen. Er ſpricht alſo zu ihr: „He da, Jungfer! hat ſie nicht Luſt zu heirathen?“ — „O ja! wenn er Geld und Brod für mich hat?“ — „O ja!“ ſpricht der Teufel. Als nun die beiden Hochzeit gemacht hatten, da merkte es die Frau, daß der Teufel gelogen hatte, denn er war ein armer blutarmer Teufel und hatte nichts und konnte nichts. Das kam ihm heim, denn er war an einen Geizdrachen gerathen, der ſparte das Salz an den Kartoffeln, und that Sonntags einen Knopf in den Klingelbeutel ſtatt des Hellers. Die giebt dem Teufel zu thun genug und zu beißen wenig, aber Schelte konnte er haben ſo viel er wollte, und Streiche waren auch nicht rar. Und wenn ihm vor Hunger gleich der Bauch grimmt, und ihm die Zunge ellenlang zum Halſe heraus hängt, ſo erbarmt ſie



ſich ſeiner doch nicht. Will der Teufel etwas eſſen, ſo muß er fort und muß Kartoffeln ſtopfeln. Kömmt er Abends und hat kein großes Säckchen voll, ſo kriegt er auch noch Schläge, und das geht ſo einen und alle Tage. Endlich wird das der arme Teufel doch müde und ſpricht zu ſich: „Ei was, ſollſt du dich mit der Frau plagen? Ich gehe fort, das iſt ja ein bitterböſes Thier!“ Er geht und kömmt in die Hölle zurück. Hier wird er gleich gefragt, wo er ſeine Frau habe? — „Ja, Frau! Hat ſich was! Ich will keine! Ich will in meinem Leben an die, die ich droben hatte, gedenken! Die nimmt man auch noch mit in die Hölle! Bin froh, daß ich ſie wieder los bin.“ — Da hieß es nun überall: „Dummer Teufel! dummer Teufel!“ —

Nun ſpricht aber ein ganz alter Teufel: „Jetzt will ich fort; ich will's den Weibern wohl anſtreichen!“ — Der alte Teufel reiſet ab und kömmt auf die Erde; da geht er durch einen jungen Birkenwald, und ſieht von weitem ein Frauenzimmer. Das war eine Wittwe, die noch ganz ſtattlich ſah. Er ſieht ſie ſich an, und ſie ſieht ihn an, und mit höflichen Reden und artigen Wiederreden werden ſie handelseinig und der Pfarrer nagelt und nietet ſie zuſammen, ſo feſt wie das Herz nur begehrt. Aber nach der Hochzeit, da ſah der Teufel wohl, daß man die Katz' nicht im Sack kaufen muß, und die Wittwen nicht freien auf der Landſtraße. Die kannte ſchon den Rummel, da der heilige Eheſtand ihr nicht neu war, ſchmale Koſt und Brunnenwaſſer war das Wenigſte, da war offner Laden für Jedermann, und der Mann mußte nur ſo zuſehen, und ward's ihm zu arg.



wie denn ſolches Zuſehen kein Teufel vertragen kann, ſo hängte ſie ihn an die Wand und ging mit ihren Liebſten zu Biere. Als ſie dann zurückkam, nimmt ſie ihn herunter und da ſoll er Mauſen lernen, daß man die Katz' ſparen kann. Aber da wird's dem Teufel zu arg, er läuft fort in den Wald — denn in die Hölle zu gehen ſchämt er ſich — und will ſich Beeren ſuchen, die ſind immer noch beſſer als Mäuſe.

Wie er nun ſo in den Beeren iſt, begegnet er einem Köhler, dieſem klagte er ſeine Noth und bat um etwas zu eſſen. Da ſprach der Köhler: „Ja, lieber Alter, ich habe ſelbſten ſieben Kinder und oft keinen Biſſen Brod.“ — „Du Köhler, ſchwarzer Kerl, gieb mir einen Rath, wie ich das böſe Weib bändige. Ich bitte dich um alles in der Welt, hilf mir!“—

Der Kohler antwortete darauf:

Ein böſes Weib, eine herbe Nuß'
Und weh' dem, der ein' haben muß.

Der Teufel denkt: ach wenn das Ding ſo klingt, ſo gehſt du lieber wieder heim. Wäre ich doch vom Anfang an zu Hauſe geblieben! — Er ſinnt auf Rache gegen die Weiber und ſpricht: „He! Bruder! du biſt auch arm, ich will dich reich machen, du mußt mir aber folgen.“ Der Köhler ſpricht: „O ja, reich wäre ich gerne und ich will thun, was du nur haben willſt.“ Da ſpricht der Teufel: „Höre, Bruder Köhler, ich weiß einen König, der hat drei Prinzeſſinnen, da will ich in die eine fahren und du ſollſt der Doctor ſein. Wenn ich in die Prinzeſſin gefahren bin, ſo wird der König einen Aufruf ergehen laſſen nach einem Doctor, der Knall und Fall austreiben kann. Da gehſt du nun hin zu dieſem König und ſprichſt: „Herr König, ich will der Prinzeſſin helfen, aber ich muß mit ihr in einer Stube ganz allein ſein, verſteht ſich in allen Ehren. Wenn du dann bei der Prinzeſſin eingelaſſen wirſt, ſo ſprichſt du zu mir: Donner und Teufel, fahr' aus! — öffneſt ein Fenſter und ich hebe mich von dannen. Das darfſt du aber nur zweimal thun, wenn du es dreimal thuſt, muß ich dir den Hals brechen!“ — Der Köhler fragte: „Auch wenn ich dir eine ſchöne gute Frau zeige?“ — Darauf erwiederte der Teufel: „Wir wollen ſehen.“ Er dachte aber, das kann ich ihm gern verſprechen, damit hat es keine Noth. Wir Teufel kennen die Frauen. — An einem Abende kam der Köhler aus dem Walde, da ſagte ihm ſeine Frau: „Du Mann, der reiche König hat ausgeſchrieben, daß ſeine Prinzeſſin todtſterbenskrank iſt, ja ſehr krank; wer ihr hilft, der ſoll das halbe Königreich von ihm bekommen oder ſo viel Gold, als wie der Doctor und der König beide ſchwer ſind. Wenn du nur, Alter! ein gutes Hausmittel wüßteſt und könnteſt der Prinzeſſin helfen, daß wir auch einmal aus unſrer Armuth kämen!“ — Hierauf ſagte der Köhler zu ſeiner Frau: „Ich will einmal eine Probe machen, vielleicht bin ich glücklich“ — und reiſete ab. Als er zum König kam, ſo fragte dieſer: „Alter, getraueſt du dir meine Prinzeſſin geſund zu machen?“ — „O ja, Herr König!“ antwortete der Köhler. „Ich muß erſt etliche Species aus der Apotheke haben und die muß ich ſelber holen und dann muß ich ganz allein bei der Prinzeſſin ſein.“ Darauf ſprach der König: „Alter! Wie du es verlangſt, ſo ſoll es geſchehen. Machſt du meine Prinzeſſin geſund, ſo bekommſt du mein halbes Königreich oder ſo viel Geld, als ich und du ſchwer ſind.“ — Der Köhler that nun, wie ihm der Teufel anbefohlen hatte, und die ſchöne Prinzeſſin war auf der Stelle geſund. Der König ſtellte dem Köhler die Wahl frei: Geld oder Land, — und der Köhler nahm das Geld.

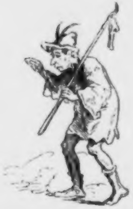
Binnen kurzem wurde nun die andere Prinzeſſin von dem Teufel beſeſſen. Der König läßt den Köhler wieder kommen und ſpricht zu ihm: „Alter, du haſt meine erſte kranke Tochter geſund gemacht, hilf auch dieſer!“ — Der Köhler ſagte: „Ich will's verſuchen, Herr König!“ Und ſiehe, er half der zweiten Prinzeſſin auch wieder und der König gab dem Köhler wieder eben ſo viel Geld.

Der Köhler war nun ſehr reich, grämte ſich aber dennoch, weil er den Teufel nun nicht wieder austreiben durfte, der ſich vorgenommen hatte, die Frauenzimmer recht zu plagen, und gewiß davon noch nicht abließ. Die zwei erſten Male war es ausgemacht, das dritte Mal mußte er den Teufel in der Prinzeſſin laſſen, ſonſt wollte ihm der Teufel den Hals brechen; und konnte er den Teufel nicht das dritte Mal austreiben, ſo mußte er es wagen, daß ihn der König ums Leben bringen ließ; er ſann nach, ob nicht beim dritten Mal es ihm gelingen werde, den Teufel anzuführen?

Nun wurde auch die dritte Prinzeſſin krank, weil der Teufel in ſie gefahren war. Wiederum ließ der König den alten Köhler kommen und ſprach zu ihm: „du, Alter, hilfſt du meiner Prinzeſſin nicht, ſo laß ich dich aufhenken!“ Darauf antwortete der Köhler: „Mein allergnädigſter Herr König! ich will eine Probe machen, aber dazu iſt nöthig, daß alle guten ſchönen Mädchen in der ganzen Stadt morgen früh in weißen Kleidern, mit rothen Schärpen und in Haarlocken, auch alle eure Geiſtlichen ſich verſammeln, vor dem Schloſſe ſtehen und unter Geſang der Jungfrauen und Geiſtlichen ich neben der Prinzeſſin den Berg hinauf geleitet werde. Da darf aber beileibe keine darunter ſein von den landläufiſchen Dirnen, oder von den alten Jungfern, die noch zu freien lüſtert, oder den Wittwen, die ihren Ehrenſtuhl verrücken möchten; und das müßt ihr euren Prieſtern ſtreng befehlen. Wenn wir dann auf der höchſten Höhe ſind, dann will ich eine Probe machen.“ Der König ließ ſchleunigſt alle Anſtalten treffen, daß dieſe Bedingung erfüllt werde. Den kommenden Morgen war die große Verſammlung vor dem Schloß. Der Zug bewegte ſich bergan, und auf der höchſten Höhe ſprach der Köhler:

„Donner und Teufel, fahr aus!“

Da fuhr der Teufel zwar aus, rief aber dem Köhler zu: „Spitzbube, hältſt du ſo dein Wort! Warte, nun breche ich dir den Hals!“ Der Köhler aber verantwortete ſich und ſagte: „Halt! Unſer Pact hat einen Vorbehalt; du darfſt mir nichts thun, wenn ich dir eine ſchöne gute Frau zeige. Da ſieh dich nur um, ſieh dir dieſe an.“ Da ſah ſich der Teufel um und ſah eine nach der andern an und erkannte wohl, daß er über dieſe keine Macht habe. Und da ſchämte er ſich auf der Erde zu bleiben und fürchtete ſich auch vor ſeinem Drachen, und ſo machte er ein Gepraſſel und einen Geſtank und zog ab wie er gekommen war.

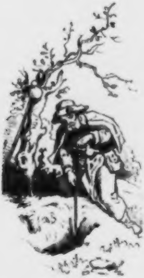


Und da iſt der Teufel wieder heim in die Hölle gegangen und wie er kam, fragten ihn alle ſeine Kameraden, ob er kein Weib mitbrächte? Und wie er ſagte: er bringe keine mit, da hieß es wieder: „Dummer Teufel, dummer Teufel!“ und da war ein Höllenſpaß und Spektakel und Teufelsgelächter, daß es krachte und praſſelte, und die ganze Hölle wie eine alte Wand wackelte und platzte. Und ſind noch immer keine Weiber in der Hölle drin, ausgenommen den Teufel ſeine alte Großmutter — darum, weil die Weiber ſo gar gut ſind.

Die dankbaren Thiere.

Es reiſte einſt ein Pilger über Land, der kam auf ſeinem Wege durch den Wald an eine Wolfsgrube, und nahm wahr, daß etwas Lebendiges darin ſei. Und wie er hinunter blickte, ſo ſah er darin einen Menſchen, der war ein Goldſchmied, und bei ihm war ein Affe, eine Schlange und eine Ringelnatter; die waren alle drei unverſehens in die Grube gefallen. Da gedachte der Pilger bei ſich: Uebe Barmherzigkeit mit den Elenden, und hilf den Menſchen von ſeinen Feinden. Da warf er ein Seil in die Grube, und hielt das eine Ende feſt in der Hand, willens, den Goldſchmied heraufzuziehen, ſchnell ſprang aber der Affe zu, kletterte herauf und ſprang aus der Grube. Zum andern Mal warf der Waller das Seil hinab, da ringelte ſich die Natter daran empor. Und zum dritten Mal erfaßte die Schlange das Seil und kam auch zu Tage. Dieſe drei Thiere dankten dem Waller für ſeine Güte, und ſprachen zu ihm: „Was du uns Gutes gethan, das wollen wir dir wieder zu vergelten ſuchen, und wann dich dein Weg in unſre Nähe trägt, ſo magſt du auf uns rechnen, daß wir nach Kräften dir zu Dienſten ſind; ſei aber treulich gewarnt vor dem Menſchen da drunten, denn nichts, was da lebt, iſt ſo undankbar, wie er. Dieſes haben wir erfahren und ſagen es dir an, daß du wiſſeſt, dich zu verhalten.

Damit ſchieden die drei Thiere von dem Pilger, dieſer aber gedachte an ſeine Pflicht, daß dem Menſchen zieme dem Menſchen zu helfen, und warf das Seil

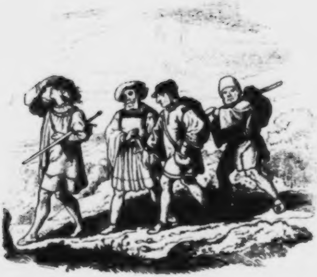


wiederum in die Grube, und zog den Goldſchmied heraus. Dieſer bedankte ſich mit vielen Worten für die Gnade und Barmherzigkeit, die der Pilger an ihm gethan, und bat, ihn ja in der Königsreſidenz, wo er wohne, zu beſuchen, und verließ ihn.

Auf ſeinem Weiterwege kam der Waller in die Nähe der Reſidenz und an den Ort, wo der Affe, die Natter und die Schlange wohnten. Die freuten ſich, und der Affe brachte dem Waller, der ſehr ermattet war, Obſt und ſüße Feigen, die Natter zeigte ihm eine kühle, angenehme Grotte, wo er ruhen und raſten onnte, und legte ſich davor, und bewachte ſeinen Schlaf, denn Niemand wagte ich dorthin, wo die große Natter lag. Die Schlange aber ſchlüpfte in die Königsurg und ſtahl dort einige güldne Kleinode, die gab ſie dem Waller zur Verhrung, ſagte ihm aber nicht, woher ſie dieſelben hatte. Als dieſer von den Thieen aufbrach, ging er in die Königsſtadt und ſuchte den Goldſchmied auf; dem eigte er die Kleinode und bot ſie ihm zum Kaufe an. Der Goldſchmied ſahe, daß e des Königs Eigenthum waren, ſchwieg ſtill, ging zum König und zeigte an, aß er den Dieb dieſer Kleinode in ſeinem Hauſe gefangen habe. Dafür empfing eine ſtattliche Belohnung, und der König ſandte ſeine Häſcher, die fingen den aller, ſchlugen ihn, führten ihn durch die Straßen und hinaus zum Galgen, n ihn zu henken. Da gedachte der alte Mann auf dem Wege an die Warnung der Thiere und ſeufzete laut: „O hätte ich euren Rath befolgt, ihr getreuen Thiere, ſo wäre dieſe Trübſal mir nicht beſchieden werden!“

Nun hatte die Schlange juſt ihre Wohnung an dem Weg, der zum Hochgericht führte, und hörte die Klagerede des unſchuldigen Mannes, an deſſen Unglück ſie mit Schuld war, und betrübte ſich und dachte darauf, wie ſie ihm helfe. Da nun der Königsſohn, ein junger Knabe, auch des Weges geführt ward, damit er des Diebes Strafe zuſehe, kroch ſie hin und biß ihn in das Bein, daß es bald aufſchwoll. Da blieb alles Volk erſchrocken ſtehen, und man ſandte eiligſt nach Aerzten und nach Aſtrologen, wo möglich zu helfen. Die Aerzte brachten Theriak herbei, eine Arznei, die geprieſen war gegen den Schlangenbiß, er half jedoch nichts. Die Aſtrologen aber laſen in den Sternen, daß der zum Tode geführte Waller unſchuldig war, und der Königsknabe rief ſelbſt mit heller Stimme: „Bringt mir den Pilger her, daß dieſer ſeine Hand auf meine Wunde und meine Geſchwulſt lege, ſo werde ich heil ſein!“

Da wurde der Pilger vor den König geführt, der fragte nach ſeinen Schickſalen, und der Pilger erzählte dem König alles treulich, von den guten dankbaren Thieren und des Goldſchmieds, den er vom Tod errettet, ſchändlichem Undank. Und dann hob er Hände und Augen zum Himmel und flehte: „O allmächtiger Gott, ſo wahr es iſt, daß ich unſchuldig bin an dem Diebſtahl, ſo wahr wird meine Hand dieſen Menſchen heilen!“ — Und da wurde von Stund an der Königsſohn geſund. Als das der König ſah, ward ſein Herz froh und freudevoll, und er ehrte den Pilger mit köſtlichen Gaben, ließ ihm auch alle Kleinode, um derentwillen der Pilger Todesangſt ausgeſtanden hatte, und ließ zur Stelle den Goldſchmied henken, zur Strafe ſeines großen und ſchwarzen Undanks.



Die vier klugen Geſellen.

Es waren einmal vier Reiſegeſellen, die wanderten mit einander und hatten ſich ganz zufällig auf dem Wege getroffen. Der eine von ihnen war ein Königsſohn, der zweite ein Edelmann, der dritte ein Kaufmann, der vierte ein Handarbeiter. Allen Vieren war die Baarſchaft ausgegangen, wie das bisweilen Reichen und Armen auf Reiſen zu gehen pflegt, und ſie hatten nichts, als die Kleider, die ſie auf dem Leibe trugen; ihre Seckel waren leer. Wie ſie ſich nun einer großen königlichen Reſidenz näherten und mächtigen Hunger verſpürten, ſo warfen ſie die Frage auf, woher ſie Geld und Nahrung bekommen würden? Und da ſprach der Königsſohn: „Wir mögen rathſchlagen, wie wir wollen, ſo geht es doch allein den Weg, den Gott geordnet hat, und wer an Gott hangt mit getreuer Hoffnung, der wird nicht verlaſſen.“ Da ſprach der Kaufmann; „Vorſichtigkeit mit Vernunft gepaart geht uber Alles!“ Und der Edelmann: „Eine kräftige wohlgeſtalte Jugend iſt noch mehr werth.“ Darauf bemerkte der Wandergeſell, der ein Handarbeiter war: „Nach meinem geringen Verſtand halte ich dafür: Sorgſamkeit mit Uebung ſei das Beſte.“

Wie unter ſolchen Geſprächen die vier Reiſegefährten gegen Abend in die Nähe jener Stadt gekommen waren, ruheten ſie vor dem Thore aus, und da ſprachen die drei Andern zu dem Vierten, dem Wandergeſellen: „du rühmſt vor allen Sorgſamkeit, ei ſo gehe du hin und trage Sorge, daß wir alle dieſe Nacht unſre Speiſen beſtreiten!" — „Das will ich thun," antwortete der Arbeiter, „wenn ein Jeder hernach auch thun will nach ſeiner Lehre, daß es uns Allen frommt." Das verhießen ihm die Gefährten, und ſo ging jener in die Stadt hinein und befragte ſich, was wohl ein Mann thun müſſe, um ſo viel zu verdienen, daß vier Männer ſich einen Tag lang ſättigen könnten? Da beſchied man ihn, nichts ſei einträglicher, als Holz zu tragen, denn Holz ſei theuer, der Wald weit und die Stadtleute ſeien bequem. Da ging der Mann eilend in den Wald, band ſich eine tüchtige ſchwere Bürde Holz zuſammen, trug es in die Stadt, empfing dafür zwei Silberpfennige, wofür er für ſich und ſeine Geſellen Speiſe und Trank beſtreiten konnte, und ſchrieb überaus freudig mit Kreide an das Thor der Herberge, worin ſie übernachteten: Die Sorgſamkeit des Redlichen hat durch Uebung ſeiner Kraft an einem Tage zwei Silberpfennige gewonnen.

Am andern Morgen ſprachen die drei Geſellen zum Vierten, dem Edelmann: „Nun ſchaue und ſiehe zu, daß du uns heute mit Speiſe verſorgſt, und nimm deine Schönheit und Jugendkraft, und was du ſonſt weiſſt, dabei zu Hülfe." Der ging auf die Stadt zu und dachte bei ſich: Arbeiten kannſt und magſt du nicht, und weiſſt auch ſonſt nichts anzufangen. Und doch wäre es dir eine Schande, mit leerer Hand zu deinen Gefährten zurückzukehren. Und ſtellte ſich in trüben Gedanken an die Säule eines Hauſes, Willens, ſich mit Kummer von ſeinen Wandergeſellen zu ſcheiden. Da ging eine junge, ſchöne und reiche Wittwe vorüber, ſah die jugendliche Wohlgeſtalt des Edelmanns, und wünſchte zu erfahren, von wannen er ſein möge? Sie ſandte ihre Dienerin, ließ ihn zu Gaſte bitten, erfuhr ſeine Umſtände, und befreundete ſich ſo mit ihm, daß ſie ihm, als er von ihr ſchied, hundert Goldpfennige verehrte. Da kehrte er mit reicher Zehrung zu den Kameraden in die geringe Herberge vor dem Thore zurück, und ſchrieb an die Pforte: Mit friſcher Jugend gewann Einer eines Tages Einhundert güldner Pfennige.

Nun am dritten Tage ſprachen die drei zu dem Kaufmann: „Heute ziehe du hin und gewinne mit deiner Vorſichtigkeit, die mit Vernunft gepaart iſt, uns auch einen guten Tag und erwünſchte Zehrung. Da ging der Kaufmann fort, und durch die Stadt, welche am Meere lag, hinab nach dem Hafen; da legte ſich eben ein Kauffahrer im Hafen vor Anker, und die Kaufleute begrüßten den Patron des Schiffes, fragten nach ſeinen Waaren, und wollten mit ihm handeln, aber dieſer forderte ihnen allen zu viel, und ſie konnten ſich nicht mit ihm einigen. Da ſprachen ſie unter einander: „Wir wollen ihm jetzt nichts weiter bieten; in kurzer Friſt gereut ihn ſeine hohe Forderung, und wenn auch ſeine Waaren ſo viel werth ſind, ſo iſt doch außer uns Keiner, der Belieben trägt, ſie zu kaufen." Und da gingen jene Kaufleute von dem Patron hinweg. Der arme Kaufmann aber, welcher der Sohn eines reichen Kaufmanns war, ging zu dem Patron hin, entdeckte ſich ihm, nannte ihm den Namen ſeines Vaters, und kaufte ihm die ganze Schiffsladung um fünfzigtauſend Gulden ab. Bald kehrten die Kaufleute noch einmal zurück, und weil ſie die Waaren brauchten, ſo bezahlten ſie dem Käufer fünftauſend Gulden Gewinn, und bezahlten die Kaufſumme für die Waaren.

a ging der junge Kaufmann fröhlich zu ſeinen Geſellen, und ſchrieb an das
hor, wo die Schrift der Gefährten ſchon ſtand: Durch Vorſicht und Vernunft
at ein Mann eines Tages fünftauſend Gulden gewonnen. Und hielt nun mit
inen Geſellen ein ſtattliches Freudenmahl.

Am folgenden Morgen ſprachen nun die drei zu dem Königsſohn, deſſen
erkunft ſie nicht kannten: „Geſell, es iſt an dir, daß du hingeheſt und uns mit
peiſe und Trank verſorgſt. Siehe zu, was Gott dir und deiner getreuen Hoff-
ung beſcheert, und möge es reichlich ausfallen!“

Da machte ſich der Königsſohn auf den Weg in die Stadt und dachte:
as ſollſt du thun und beginnen? Du haſt keine Arbeit gelernt, haſt keine
ugend-Schönheit, haſt keinen reichen Kaufmann zum Vater, und biſt nicht klug
d nicht vorſichtig. Du haſt nur dein Vertrauen auf Gott, und Gott wird dir
lfen. Da ſetzte ſich der Königsſohn an die Straße auf einen Stein und verſank
tiefſtrübe Gedanken.

Es war aber in dieſer Königsſtadt der König abermals geſtorben, und man
hrte an dieſem Tage ſeine Leiche aus der Stadt in ein nahes Kloſter, und alles
olk folgte dem Zuge. Der Königsſohn aber ſaß ſo vertieft in Nachdenken über
s widerwärtige Schickſal, welches er erfahren hatte, daß ihn nichts kümmerte,
as außer ihm vorging, und ſo verſäumte er aufzuſtehen, als der Zug mit der
niglichen Bahre vorüberging. Da trat ein Gewaltiger hinzu, der ergrimmte
er dieſe Unſchicklichkeit, gab dem Königsſohn einen Backenſtreich und ſprach,
dem er ihn von dem Stein ſtieß, auf dem er ſaß: „Du verwünſchter Böſewicht!
ägſt du keine Trauer im Herzen über des Königs Tod, den Alle beweinen?
inweg mit dir!“

Der Königsſohn ließ ſchweigend den Zug vorübergehen, und als dieſer
rückkam, da ſaß er wieder auf dem Stein, traurig und in gedankenvollem
innen. Da trat jener Gewaltige ihm wieder zornig nahe und fuhr ihn mit
rter Rede an: „Sagte ich dir nicht vorhin, du ſollteſt dich hier nicht mehr fin-
n laſſen?“ Und er winkte den Schergen und ließ ihn in einen Kerker führen.
ort ſaß er, doch mit voller Hoffnung zu Gott, daß dieſer ihn erlöſen werde.
d als darauf das Volk zuſammentrat, einen neuen König zu wählen, weil der
rige ohne Erben verſtorben war, ſo ſprach jener Gewaltige, daß er einen Mann
Kerker habe, der ein Verräther ſcheine, und man ſolle ihn öffentlich verhören
Recht über ihn ſprechen. So wurde der Gefangene über alles Volk geſtellt,
gefragt, wie und warum er in dieſes Land gekommen ſei? Und er ſprach:
iſſet, daß ich eines Königs Sohn bin,“ (und nannte den Namen ſeines Vaters)
d da mein Vater ſtarb, ſo fiel an mich das Reich; aber mein jüngerer Bruder
tte mehr Anhang, darum drängte er mich vom Throne, und weil ich beſorgen
ſte, daß er mich tödte, ſo bin ich entwichen aus meinem Erbe, und in dieſes
d gekommen.“

Unter dem Volke, welchs dieſes hörte, waren viele Männer, die hatten des
nigsſohnes Vater gekannt, und hatten auch in jenem Reiche gewandelt. Die
ten aus, daß jener König ein gerechter und frommer Mann geweſen, und daß
älterer Sohn auch fromm und tüchtig ſei, und einige ſchrieen: „Vivat! Es

lebe der König!“ Und da ſchrieen die Andern auch ſo: „Vivat! Es lebe der König!“ und wählten den Königsſohn zu ihrem Herrn. Da wurde er erhoben und im Triumph durch die Stadt geführt, nach des Landes Brauch und Sitte, und auch um die Stadt, und da kam er mit der Menge an die nahe Herberge, wo er mit ſeinen Wandergeſellen gehauſt, und an deren Pforte die drei Denkſprüche ſeiner Gefährten ſtanden, und ſah ſie an, und befahl, dazu zu ſchreiben: Fleißige Sorge, kräftige Jugend, vorſichtige Vernunft und was dem Menſchen Gutes und Böſes begegnet, das kommt alles von Gott, wie es die Menſchen verdienen.

Da wunderten ſich alle über den Sinn des neuen Königs, freuten ſich ihrer Wahl, und erkannten, daß Gott ihnen dieſen Herrſcher geſendet habe. Als nun der König in den Thronſaal geführt ward, und auf dem Stuhle des Königthums ſaß, da ſandte er nach ſeinen Wandergeſellen, und ſammelte um ſich alle Edeln des Reichs, alle Weiſen und alles Volk, ſo viel der Saal faſſen konnte, und ſprach: „Geprieſen ſei Gott, der König der Könige, und Dank ſeinem heiligen Namen! Meine lieben Gefährten glaubten nicht, daß Gott unſre Schritte lenkt, nun müſſen ſie aber das an mir erkennen, denn weder die Kraft des Leibes, verbunden mit thätiger Sorgfalt, noch die Jugendkraft und Wohlgeſtalt, noch Handelwitz und Weisheit hat mir zum Throne verholfen. Nie hoffte ich von dem Tage an, als ich durch meinen Bruder aus dem Reich verſtoßen wurde, ſolcher Ehren und Würde wieder theilhaft zu werden; arm und im Pilgerkleid kam ich hierher, aber Gottes Hand war es, die mich führte, Gott war es, der mich erhöhte, an dem mein Herz mit treuer Hoffnung gehangen!“

Auf dieſe Rede erhob ſich ein Mann aus dem Volke und ſprach: „Nun hören wir erſt, wie würdig du, o König, dieſes Reiches biſt, da Gott dir ſo viel Weisheit und Vernunft verliehen hat. Wir werden mit dir, als einem weiſen König, wohl berathen ſein, denn ſeine Treue führte dich nicht ohne Urſache zu jener Geſellſchaft. Ihm ſei Lob und Dank!“ — Da ſtimmte das Volk freudig bei, und der König nahm wieder das Wort, und redete: „Als ich vertrieben war, diente ich unerkannt eine Zeitlang einem Edelmann, allein ich fand mich bewogen, den Dienſt zu verlaſſen, und als ich meinen Lohn empfing, ſo blieben mir nach dem, was ich für meine Kleider zu beſtreiten hatte, nur zwei Pfennige. Da dachte ich in meinem Sinn: Einen Pfennig willſt du Gott opfern, und einen zu deiner Nothdurft verwenden. Da begegnete ich einem Vogelhändler, der trug ein Turteltauben-Paar zu Markt, und ich dachte: Nicht beſſer kann der Menſch Gott dienen, als wenn er ein Geſchöpf vom Tod erlöſt, und da feilſchte ich um die beiden Tauben, und da der Vogler mir beide nicht um einen Pfennig geben wollte, ſo dachte ich bei mir ſelbſt: Läßt du die eine gefangen, ſo ſind ſie von einander getrennt, und das iſt ihnen der ſchlimmſte Dienſt. Da gab ich meine beiden Pfennige hin um die zwei Tauben, trug ſie auf einen weiten Acker, und ließ ſie hinfliegen. Da flogen ſie auf den Aſt eines wilden Birnbaumes, unter dem ich ſtand, und wie ich wieder von dannen gehen wollte, ſo hörte ich, daß die eine Taube zu ihrer Freundin ſprach: „Dieſer Mann hat uns vom Tod erlöſt, und uns unſer Leben um alle ſein Gut, ſo viel er hatte, erkauft. Wir ſind ihm Dank und Wiedervergeltung ſchuldig.“ Und da riefen mir die Tauben und ſagten: „Du haſt an uns große Barmherzigkeit geübt, und es iſt unſere Pflicht, daß wir

dir wieder vergelten. Unter dieſes Baumes Wurzeln liegt ein großer Schatz, grabe nach, ſo wirſt du ihn finden.“ Ich grub und fand den Schatz, und bewahrte ihn, lobte Gott und bat ihn, die guten Tauben in ſeinen Schutz zu nehmen, und ſie vor allem Uebel zu bewahren, dann aber ſprach ich zu ihnen: Wenn doch eure Vernunft und Weisheit ſo groß iſt, und da ihr ſogar zu fliegen vermögt, wie kam es denn, daß ihr in die Haft des Mannes gerathen ſeid, aus deſſen Händen ich euch kaufte! Darauf antworteten die beiden Turteltauben: O du weiſer Frager! Weißt du nicht, daß der Flug der Vögel, die Schnelle der Rehe, die Stärke der Stiere nichts vermag, gegen das Verhängniß oder die göttliche Anordnung! Dagegen vermag ſich keine Kreatur zu ſchützen, und ſo wenig wie ein Geſchöpf unſrer Art, ſo wenig kann auch der Menſch auf Erden göttlicher Schickung entrinnen.“

Als der König den Edeln und dem Volke ausgelegt hatte, wie er zu einem uhevollen Gottvertrauen gelangt ſei, wurde er aufs Neue geprieſen, und er eſtellte, daß ſeine Wandergeſellen in der Nähe blieben. Den Edelmann machte r zu einem Herrn am Hofe, den Kaufmann ſetzte er über die Einkünfte des Reiches, und den Handarbeiter machte er zum Oberaufſeher der Gewerbe, und o war durch Verſtand, Vernunft, Klugheit und Gottvertrauen ihrer aller Glück egründet.

Vogel Holgott und Vogel Moſam.

In einen See ſtrömten luſtige Bäche, und er war voll Fiſche, und war gelegen in einſamer Gegend, dahin weder Menſchen kamen noch Fiſchreiher und andere fiſchefreſſende Vögel vom Meere her. Dieſen See entdeckte ein bejahrter Vogel, der hieß Holgott, und war vom Geſchlecht der Fiſchadler, und es gefiel ihm die angenehme Lage, die friedſame Stille rings um den See und die Reichlichkeit der Nahrung. Da gedachte er bei ſich ſelbſt: „hierher willſt du ziehen mit deinem Weib und allen den deinen, denn hier finden wir genug an allem, was wir bedürfen, hier iſt Niemand mir widerwärtig und entgegen, und meine Kinder mögen dies Gebiet, wenn wir todt ſind, als ein ſchönes Erbe inne haben. Nun hatte Vogel Holgott ein Weib, die ſaß daheim im Neſt auf ihren Eiern, die nahe daran waren ausgebrütet zu ſein, und dieſes Weibchen hatte einen lieben Freund, auch einen Vogel, der hieß Moſam. Dieſer Freund war ihr ſo lieb, daß ihr nicht Trank und nicht Speiſe ſchmeckte, wenn er nicht um ſie war, und ohne ihn hatte ſie kein Vergnügen oder Kurzweile.

Als nun ihr Mann ſeinen Rathſchlag und Beſchluß entdeckte, in jene ſchöne Gegend zu ziehen, aber ihr hart verbot, dem Freund Moſam davon zu ſagen, ſo war das ihr außerordentlich leid, und ſie ſann auf Fünde und Ränke, wie ſie dieſem ihres Mannes Vorhaben heimlich ſtecken könne, ohne daß dieſer es merke. Und da ſagte ſie zu ihrem Manne: „Siehe, mein theurer Holgott, nun werden unſre Jungen bald ausſchlüpfen, und da iſt mir eine Arzenei verrathen worden, ſie für die Jungen zu brauchen, wenn ſie auskriechen, daß ihnen ihr Gefieder ſtark und feſt wächſt: auch behütet dieſe Arznei ſie lebenslänglich vor böſen Zufällen. Dieſe Arznei nun möchte ich gern holen, ſo du mir das geſtatteſt, und es dir gefällig wäre!“

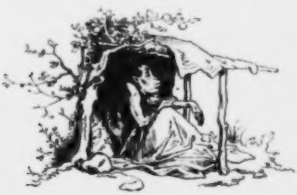
„Was iſt das für ein Arcanum?“ fragte Vogel Holgott, und die Frau erwiederte: „Das iſt ein Fiſch in einem See, der um eine Inſel fließt, den Nie-

and weiß, als ich und der, welcher es mir verrathen. Darum rathe und bitte
h dich, ſetze dich an meiner Statt auf die Eier und brüte, ſo will ich indeß den
ſch holen oder zwei, und wir wollen ſie dann mitnehmen in den neuen Aufent-
lt, den du uns erwählt haſt.“

Darauf entgegnete der Mann: „Nicht ziemt es den Vernünftigen, alles zu
rſuchen, was der erſte beſte Arzt ihm räth; denn Manche rathen Dinge uns
, die zu erlangen unmöglich ſind. Was frommt das Unſchlitt des Löwen wohl
m Kranken, oder der Nattern Gift? Soll einer darum den Löwen beſtehen,
d die Nattern in ihrer Höhle beſuchen, und in die Gefahr ſelbſteignen Todes
h wagen, auf eines Arztes Rath? Laß ab, o Frau, von deinem thörichten
erhaben, und laß uns an jenen Ort ziehen, während unſre Jungen hier blei-
n; dort findeſt du Fiſche mancherlei Art, vielleicht auch jene heilſamen, und
e weiß Niemand dann, außer uns. Wer an beſorglicher gefahrvoller Stätte
in Heilkraut ſucht, dem möcht es ergehen, wie es dem alten Affen erging.“
- „Wie erging es dieſem?“ fragte das Vogelweibchen, und Vogel Helgott
zählte:

Von zwei Affen.

Ein alter Affe lebte an einem fruchtbaren Ort, wo Bäume und Früchte, Waſſer
d Weiden im Ueberfluß vorhanden waren. Da er nur immer im Wohlleben
ar, ſo bekam er in ſeinem Alter die Raute, und war damit ſehr geplagt, wurde



ager und kraftlos, ſo daß er ſeine Speiſe nicht mehr erlangen konnte. Da kam
n anderer Affe zu ihm, und fragte ihn verwundert: „Ei, wie kommt es, daß ich
h ſo krank und abgezehrt ſehen muß?“ — „Ach!“ ſeufzte der alte Affe, „ich
eiß keine andere Urſache, als den Willen Gottes, dem Niemand zu entfliehen

vermag.“ Darauf ſprach jener: „Ich kannte einen Freund, der trug daſſelbe Siechthum, und es half ihm nichts, als das Haupt einer ſchwarzen Natter. Als er das aß, ſo genas er. Das ſollteſt du auch thun!“ — Ihm entgegnete der alte Affe: „Wer giebt mir ein ſolches Natterhaupt, da ich ſo ſchwach bin, kaum eine Frucht von dem Baume zu erlangen?“ Darauf verſetzte jener: „Vor zwei Tagen ſah ich vor einer Höhle in einem Felſen einen Mann ſtehen, der lauerte auf die ſchwarze Natter, die in der Höhle lag, und wollte ihr die Zunge ausziehen, weil er einer ſolchen bedürftig war; da will ich dich hinbringen. Hat der Mann die Natter getödtet, ſo nimmſt du das Haupt und iſſt es.“ — Der alte Affe ſprach: „Ich bin ſiech und krank, werde ich geſund und ſtark, ſo will ich dir gern deinen Dienſt vergelten.“ Da führte jener Affe den alten in die Felſenhöhle, darin er einen Drachen wohnen wußte. Vor der Höhle waren große Fußtritte, wie die eines Menſchen, der alte Affe dachte, die habe der Mann zurückgelaſſen, der die Natter getödtet, kroch hinein und ſuchte das Haupt. Da ſtürzte der Drache hervor und erwürgte ihn und fraß ihn. Der junge aber freute ſich, daß er ſeinen Geſellen verlockt und betrogen hatte, und nun im alleinigen Beſitz der ſchönen Fruchtbäume war.“

Als Vogel Helgott ſeinem Weibchen dies erzählt hatte, fügte er noch hinzu: „Dies ſage ich der Lehre halber, die darinnen liegt: Es ſoll kein Vernünftiger ſein Leben wagen auf einen thörichten und betrüglichen Rath hin.“ Aber das Weibchen ſprach: „Ich habe dich recht wohl verſtanden, allein hier iſt es doch ein ganz andrer Fall, denn die Fiſche, die ich meine, ſind ohne Gefahr zu holen, und werden unſern Jungen ſehr dienlich ſein.“

Als Vogel Helgott ſahe, daß verſtändige Ueberredung bei ſeiner Frau nicht anſchlage, ſo gab er nach: „Kannſt du es nicht laſſen, ſo hole die Fiſche; bewahre dich aber, daß du Niemanden weder das eine, noch das andre Geheimniß vertraueſt, denn alſo lehren die Weiſen: Löblich iſt jeder Vernunft Uebung, aber die größte Vernunft beweiſt der, der ſein Geheimniß begräbt, alſo daß es Keiner zu finden vermag.“ Darauf flog das Weibchen fort und auf der Stelle zu ſeinem lieben Freund Meſam, und theilte ihm alles mit, was ſein Mann im Sinn hatte, und daß er an einen luſtigen Ort ziehen wolle, wo weder von Thieren noch von Menſchen etwas zu fürchten ſei. Und ſprach: „Möchteſt du, o Freund, einen Fund finden, daß auch du dorthin kommen könnteſt, doch mit Wiſſen und Willen meines Mannes, denn ſoll mir etwas Gutes widerfahren, ſo hab ich keine Freude ohne dich.“ Darauf erwiederte der Vogel Meſam: „Warum ſollte ich gezwungen ſein, nur mit Bewilligung deines Mannes dort zu weilen? Wer giebt ihm ſolche Gewalt an die Hand über mich und Andre? Wer verbietet mir, auch dorthin zu ziehen? Zur Stunde will ich hinfliegen, und dort mein Neſt bauen, da es ſo eine genügliche Stätte iſt. Und wird dein Mann kommen und mich vertreiben wollen, ſo werde ich ihm das wohl zu wehren wiſſen, und ihm ſagen, daß weder er noch ſeine Vorfahren dort ſeßhaft waren und er alſo nicht mehr Recht an jener Gegend hat, als ich und Andere.“ Da erwiederte das Weibchen: „Du haſt nicht Unrecht, aber ich wünſchte doch deine Gegenwart dort in der Vorausſetzung, daß allewege Friede und Eintracht unter uns ſei. Gehſt du gegen meines Mannes Willen dorthin, ſo haben wir Argwohn und üble Nachrede zu gewärtigen, und unſre Freundſchaft wird ſich in Trauer verkehren. Mein Rath iſt dieſer: Du gehſt zu meinem Manne, läſt ihn nicht wiſſen, daß wir uns geſprochen, und ſagſt zu ihm, (ehe ich zurück bin) du habeſt jene ſehr ſchöne Gegend gefunden, und dir vorgenommen, dorthin zu ziehen, ſo wird er dir erwiedern, daß er auch zuvor ſchon dieſe Stätte entdeckt habe, und entſchloſſen ſei, hinzuziehen; dann ſprichſt du: O Freund Helgett, ſo biſt du der Erſte, und jener Stätte würdiger denn ich, aber ich bitte dich, laß mich bei dir wohnen, ſo will ich dir dort ein treuer Freund und Gefährte ſein."

Dieſen Rath befolgte Vogel Meiam und flog eiligſt zu Vogel Helgett hin, während das Weibchen an den erſten beſten Teich flog und zwei Fiſche fing, und heim trug, als ſeien es die heilſamen Wunderfiſche, und Vogel Helgett erwiederte auf den Antrag, daß ihm Meiams Geſellſchaft wohlgefällig ſei. Das Weibchen aber ſtellte ſich, als wäre ihr ihres Mannes Nachgiebigkeit gegen ihren Freund nicht lieb, damit er ihre Verrätherei nicht merke und ſagte: „Wir haben doch jene Stätte für uns allein erwählt, und ich beſorge, wird Vogel Meiam mit uns ziehen, ſo folgen ſeine vielen Freunde auch nach, und zuletzt müſſen wir weichen vor ihrer Ueberzahl." Darauf entgegnete ihr Mann: „Du haſt Recht; aber ich vertraue Meiam, und hoffe, mit ſeinem Beiſtand werden wir uns der Eindringlinge erwehren, darum iſt es vielleicht gut, daß dieſer Freund bei uns wohne. Niemand vertraue allzuviel der eigenen Kraft und der eigenen Macht. Wir ſind zwar mit die ſtärkſten unter den Vögeln, aber Hülfe dienet dem Schwachen, zu überwinden den Starken, wie die Katzen den Wolf überwanden."

„Wie war das?" fragte Helgett's Weibchen, und dieſer erzählte ihr:

Von dem Wolf und den Maushunden.

„Am Meeresgeſtade war eine Schaar Wölfe, darunter war einer beſonders blutdürſtig, der wollte zu einer Zeit ſich einen beſondern Ruhm unter ſeinen Geſellen erwerben, und ging in ein Gebirge, wo viele und mancherlei Thiere ſich aufhielten, da zu jagen. Aber dieſes Gebirge war umfriedet, und die Thiere waren da ſicher vor andern Thieren und wohnten in Eintracht bei einander; darunter war auch eine Schaar Maushunde oder Katzen, die hatten einen König. Nun war der Wolf mit Liſt durch das Gehege gekommen, verbarg ſich, und fing ſich jeden Tag eine Katze und fraß ſie. Das war den Katzen ſehr leid, und ſie ſammelten ſich zur Berathung unter ihrem König; und da waren inſonderheit drei weiſe, einſichtsvolle Kater, die berief der König in ſeinen Rath, und fragte den erſten um ſein Votum gegen den ſchädlichen Wolf. Der erſte Kater ſprach: „Ich weiß keinen Rath gegen dieſes große Ungeheuer, als uns in Gottes Gnade zu befehlen, denn wie möchten wir dem Wolf Widerſtand thun?“ Der König fragte den zweiten Kater und dieſer ſprach: „Ich rathe, daß wir gemeinſchaftlich dieſen Ort verlaſſen, und uns eine andere ruhigere Stätte ſuchen, da wir hier in großer Trübſal, Leibes- und Lebensgefahr verweilen müſſen.“ Der dritte Kater aber ſprach auf des Königs Befragung: „Mein Rath iſt, hier zu bleiben und des Wolfs halber nicht auszuwandern. Auch wüßte ich einen Rath, ihn zu überwinden.“ — „Sage ihn,“ gebot der König, und der Kater ſprach weiter: „Wir müſſen Acht darauf haben, wenn der Wolf ſich neuer Beute bemächtigt hat, und wohin er ſie trägt und verzehrt, dann mußt du, o König, ich und unſre Stärkſten, ihm nahen, als wollten wir das eſſen, was er übrig läßt, ſo wird er ſich für ganz ſicher halten, und von uns ſich nichts befürchten. Dann will ich auf ihn ſpringen und ihm die Augen auskratzen, und dann müſſen alle Andere über ihn herfallen, ſo daß er ſich unſer nicht mehr erwehren kann, und es darf uns dabei nicht irren, daß Einer oder der Andre von uns das Leben einbüßt oder Wunden davon trägt; denn wir erlöſen dadurch uns und unſre Kinder von dem Feind, und ein Weiſer ſcheidet nicht feig und furchtſam von ſeinem Vatererbe; nein, er vertheidigt es mit Leibes- und Lebensgefahr.“ Dieſen Rath hieß der König gut. Darauf geſchah es, daß der Wolf einen guten Fang gethan hatte, den er auf einen Felſen ſchleppte, und da führten die Katzen ihre That aus, die der tapfere weiſe Kater angerathen; und der Wolf mußte ſchmählich unter ihren Krallen und zahlloſen Biſſen ſein Leben enden.“

„Dieſes Beiſpiel,“ fuhr Vogel Holgott fort, „ſage ich dir, liebes Weib, damit du begreifſt, daß treue Freundſchaft hülfreich iſt, und darum nehme ich gern Vogel Moſam zu meinem Freund und Gefährten mit.“ Als dieſes das Weibchen hörte, jubilirte ſie innerlich, daß ihr Anſchlag ſo unverdächtig und nach ihres Herzens Wunſch ausging. Und da erhoben ſich die drei Vögel nach jener luſtigen Stätte; ließen im alten Neſt die indeß ausgebrüteten Jungen zurück, bauten dort Neſter und wohnten dort friedſam und freundlich bei reichlicher Nahrung eine Zeit mit einander. Und Vogel Helgott, der alt und ſchwach wurde, und ſein Weib hatten den Vogel Meſam viel lieber in ihren Herzen, als er ſie, wie ſich gleich zeigen wird.

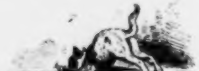
Es kam eine dürre heiße Zeit, daß alles verdorrte, und der See austrocknete, und die Fiſche ſtarben; da ſprach Vogel Meſam zu ſich ſelbſt: „Es iſt ein ſchönes Ding um treue Kameradſchaft, und es iſt löblich, wenn Freunde zuſammenhalten. Aber ein Jeder iſt doch ſich ſelbſt der Nächſte. Wer ſich ſelbſt nichts nütze iſt, wie ſoll der Andern nützlich ſein? Wer künftigen Schaden nicht vorausſieht und ihn meidet, der wird ihm nicht entgehen, wenn er da iſt. Nun ſehe ich voraus, wie mir die Geſellſchaft dieſer Vögel Schaden und Abbruch thun wird, da von Tag zu Tag die Nahrung ſich mindert; und zuletzt werden ſie mich verjagen. Mir aber gefällt es hier wohl, und ich könnte auch allein, ohne Jener Geſellſchaft hier wohnen; da wäre es wohl gut, wenn ich ihnen zuvorkäme, und mich ihrer entledigte, und zwar zuerſt des Mannes, denn das Weib vertraut mir ganz, die zwinge ich dann ungleich leichter. Sie kann ſogar den Mann tödten helfen.“

Mit ſolchen argen und ſchändlichen Gedanken flog Vogel Meſam zu dem Weibchen und nahte ihr ganz traurig und niedergeſchlagen. Die fragte ihn: „Warum ſehe ich dich ſo traurig, mein Freund?“ und er antwortete: „Ich traure über die ſchwere Zeit, und ſehe ſchreckvoll daher ſchreiten des Hungers Geſpenſt. Und zumeiſt deinetwegen trauert mein Herz. Eines nur wüßt' ich, das dir frommte, wenn mein Rath nicht unweiſe dir dünkt.“ — „Welcher iſt das?“ fragte das Weibchen, und Meſam ſprach: „Bande der Freundſchaft ſind mehr werth, als Bande der Blutsverwandtſchaft, denn dieſe iſt oft ſchädlicher als Gift. Ein Sprichwort ſagt: Wer eines Bruders mangelt, der hat einen Feind weniger, und wer keine Verwandten hat, der hat keine Neider. Ich will dir etwas anſinnen, das dir nützlich ſein wird, liebe Freundin, obſchon es dir hart ankommen wird, es zu vollbringen, und du wirſt es mir als ein Unrecht auslegen, daß ich es dir offenbare, wenn auch es in meinen Augen geringfügig erſcheint.“ Da ſprach das Weibchen: „Deine Rede erſchreckt mich, ich kann mir nicht denken, was du meinſt, und glaube nicht, daß du mir Uebels rathen wirſt. Doch wäre mir ein leichtes, den Tod zu erleiden um deinetwillen; darum ſo ſprich! Denn wer nicht ſein Leben einſetzt für einen treuen Freund, der iſt ſehr thöricht, denn ein Freund iſt immer nützlicher wie ein Bruder oder wie Kinder.“ Jetzt ſprach Meſam mit Argliſt: „Mein Rath iſt, daß du ſuchteſt, deines alten ſchwachen Mannes los und ledig zu werden, für den du ſo mühevoll ſorgen mußt; da wird dir Glück und Heil zureifen, und mir mit dir! Und frage nicht nach der Urſache dieſes Rathes, bis du ihn vollzogen haſt, denn hätte ich nicht guten Grund dazu, ſo glaube mir, würde ich dir ſolches nicht anrathen. Ich ſchaffe dir ſchon einen beſſern und jüngern Mann, der dich immer lieben und beſchützen wird. Und thuſt du nicht nach meinem Rath, ſo wird es dir gehen wie jener Maus, die auch guten Rath verachtete.“

Da fragte das Vogelweib: „Wie war das mit jener Maus?“ und Meſam erzählte:

Die Katze und die Maus.

„Es war einmal ein Mann, dem thaten die Mäuſe in ſeiner Speiſekammer vielen Schaden, da nahm er eine Katze an, damit ſie die Mäuſe vertreibe und vertilge. Nun war unter den Mäuſen eine recht große, und war auch ſtärker wie die andern, und wie ſie wahrnahm, was geſchehen war, da ſuchte ſie eine Gelegenheit, wo ſie von einem ſichern Ort aus mit der Katze ſprechen konnte, und ſagte zu dieſer: „Ich weiß, daß dein Herr dich beſtellt hat, mich und meine Freunde zu vertreiben und zu tödten. Nun freut es mich, deine Bekanntſchaft zu machen, und ich möchte mich deiner Gunſt empfehlen und guten Frieden mit dir halten.“ Sprach die Katze: „Es freut mich ausnehmend, dich kennen zu lernen, und es wird mir äußerſt ſchätzbar ſein, wenn du mich mit deiner Freundſchaft beehren willſt. Auch wäre dein Umgang mir der erwünſchteſte, allein ich darf dir nichts verſprechen, was ich dir nicht zu halten vermag. Siehe, verehrteſte Maus, mein Herr hat mich zum Bewahrer ſeines Hauſes geſetzt, daß du und deine Sippſchaft ihm nicht länger Schaden zufügt, ſchonte ich nun deiner, ſo würde es heißen: das iſt eine ſchlechte Katze! Darum meide entweder, meinen Herrn zu ſchaden, oder meide das Haus, und ſuche dir einen andern dir genehmen Aufenthalt, außerdem gieb mir keine Schuld, wenn du Schaden haſt.“ Die Maus ſprach: „Ich habe dich höflich gebeten, und ſo bitte ich nur noch, verzeihe mir meine Freiheit, und ſchenke mir deine Freundſchaft.“ — „Ja,“ ſprach die Katze, „du biſt mir lieb und werth, wie ſoll ich aber die Freundſchaft zu dir vereinigen mit meiner Pflicht bei dem Schaden, den deine Geſellen meinem Herrn zufügen? Laſſe ich euch leben, ſo tödtet er mich, das iſt billig. Darum, ſo gewähre ich dir drei Tage Friſt, in welcher Zeit du dich nach einer andern Wohnung umthun magſt.“ — Die Maus erwiederte: „Sehr ſchwer und ungern trenne ich mich von dieſer Wohnung; ich werde mich hüten, dir zu nahe zu kommen, und hier bleiben, ſo lange es mir gefällt.“ Die Katze ſchonte die Maus, ihrem Wort getreu, drei Tage lang, da wurde dieſe ganz ſicher, und that nun gar nicht mehr, als ſei eine Katze im Hauſe vorhanden; als die drei Tage herum waren, und die Maus wieder ganz unbeſorgt aus ihrem Löchlein lief, da lag die Katze im Winkel der Speiſekammer und lauerte, ſprang zu und fing und fraß die Maus mit Haut und Haaren.“



„Das iſt ein Gleichniß,“ fuhr Vogel Moſam fort, „an dem du ſehen kannſt, daß nicht ziemt dem Verſtändigen, zu verachten der treuen Freunde Rath. Und das Sprichwort ſagt, daß der Freunde Rath oft gleiche bittrer Arzenei, die doch heilſam iſt und das Siechthum bannt.“

Das Vogelweib bedachte ſich lange und ſchwankte, was ſie thun ſolle, und wie es zu vollbringen ſei, daß auch kein Schein böſer That auf ſie fiele. Da rieth der falſche Freund, ſie ſolle einen Fiſch nehmen, durch den die Fiſcher zur Lockung großer Fiſche eine ſpitze Angel geſteckt, und den dem Mann unter die andern Fiſche, die er ſpeiſe, legen, ſo werde er daran erwürgen. Das that das Weib, und weil Vogel Holgett alt war, und nicht ſelbſt mehr Fiſche fing, und ſein Weib ihn bisweilen Hunger leiden ließ, ſo ſchluckte er gierig den Fiſch mit dem Angelhaken in ſich hinein und erwürgte daran, und wie das geſchah, ſo verfluchte er die, die ihn ſo ſchmählich dem Tod geweiht. Als das geſchehen war, lebte der Vogel Moſam noch eine kurze Zeit mit dem ungetreuen Weibe, aber weil die Nahrung immer ſeltener wurde, ſo begann er ihrer ſehr überdrüſſig zu werden, und ſtürzte ſich auf ſie, ſie zu tödten. Da flogen gerade ihre Söhne daher, die kamen, um ihre lieben Aeltern zu beſuchen, und fielen herab auf den Vogel Moſam, als ſchon ihre Mutter im Sterben lag, die ihnen alles bekannte und verſchied. Da hackten ſie mit ihren ſpitzigen Schnäbeln dem Vogel Moſam die Augen aus, und ließen ihn elendiglich verhungern, und rächten ſo den Doppelfrevel, der von ihm an ihren Aeltern begangen worden war.

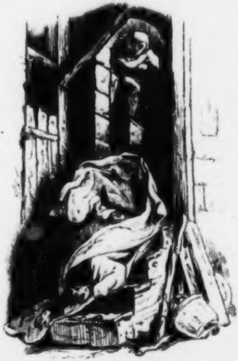
Das Gruſeln.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war der eine, der älteſte, nicht auf den Kopf gefallen, vielmehr anſtellig und pfiffig über alle Maßen; der jüngere aber hatte, wie man ſo ſagt, ein Brett vor dem Kopf. Das machte dem Vater große Sorge, ihm aber keine, denn er lebte ganz ſorglos und arglos in die Welt hinein, wie die Dummen leben, und er mochte wohl, ohne daß er's wußte, das Sprüchlein im Kopfe haben: Hänschen lerne nicht zu viel, du mußt ſonſt zu viel thun. Wenn der Vater etwas verrichtet haben wollte, ſo mußt' er's allemal dem ältern, dem Matthes ſagen, denn der andre, das Hänschen, richtete alles verkehrt aus, zerbrach den Oelkrug und die Branntweinflaſche, oder blieb eine Ewigkeit aus. Matthes dagegen machte alles gut, nur einen Fehler hatte er, er war furchtſamer Natur, es gruſelte ihn gar zu ſehr. Wenn er Abends am Kirchhof vorbeiging, ſo gruſelte ihn, und wenn er ein Mäuslein huſchen ſah, gruſelte ihn, und wenn er eine Geſpenſtergeſchichte erzählen hörte, ſo bekam er vom eitel Gruſeln eine Gänſehaut wie ein Reibeiſen, und klagte: „Ach ach ach es gruſelt mich gar zu ſehr.“ Sein Bruder aber, das dumme Hänschen, lachte ihn oft deshalb aus, und ſagte: „Hä hä, wie kann es einen nur gruſeln? die Kunſt möcht' ich können, mich gruſelts all mein Lebtage nicht — möchte wahrlich das Gruſeln lernen!“

„Du ſiehſt aus wie Einer, der was lernen möcht'!“ ſchalt der Vater auf Hänschen. „Zeit wär's freilich, du wirſt ein großer ſtarker Lümmel — aber mit dem Gruſeln lernen, du Hans Dampf, da iſt's nichts, das iſt keine Kunſt, damit verdienſt du kein Körnlein Salz zum lieben Brote. Und weißt du denn auch, wie man das Gruſeln lernt? Was gilt die Wette, daß du auch dazu zu dumm biſt?“

Während der Vater und der Bruder noch das dumme Hänschen auslachten, kam der Nachbar Küſter und Schulmeiſter herüber zum Beſuch, und hörte noch, wie das Hänschen verlacht wurde, und bekam erzählt, daß der Bube gern das Gruſeln lernen wolle. „Das kann er bei mir prächtig lernen!“ ſprach der Küſter. „Mein Schulhaus iſt das allerelendeſte Neſt von einem Hauſe im ganzen Orte, mich gruſelt's den ganzen Tag, daß mir's über den Kopf zuſammenfällt, und einmal die hoffnungsvollen Rangen mit einander erſchlägt. Gebt mir das Hänschen herüber, ich muß ja ſo manchem Dummbart Wiſſenſchaften beibringen, werd' ihm doch wohl auch das Gruſeln anlehren können!“ Der Vater war den Vorſchlag zufrieden und das Hänschen folgte dem Küſter hinüber in das alte wackelige Schulhaus. Ihn gruſelte das aber mit Nichten, es war ihm gerade ſo einerlei, daß das Haus den Einſturz drohte, wie es dem Schulzen und der ehrſamen Gemeinde einerlei war.

Nun ſann der Küſter auf ein andres Stücklein, das dem Hänschen auf alle Fälle das Gruſeln beibringen ſollte. Er hieß ihn die Abendglocke läuten, ſchlüpfte aber noch vor ihm heimlich hinauf in die Glockenſtube, und als Hänschen zur Treppe hinauf war und den Strang zur Abendglocke faßte, hörte er von der Treppe her einen dumpfen ſtöhnenden Laut. Wie er ſich umſah, ſtand dort eine große weiſe Schleiergeſtalt ſtarr und unbeweglich. „Wer biſt du? Was willſt du?“ fragte Hänschen, ohne daß ihn nur im mindeſten gegruſelt hätte. Keine Antwort. „Ich frage dich, wer du biſt?“ rief Hänschen mit ſtärkerer Stimme. Keine Antwort. „Haſt du kein Maul, Schneemann? noch einmal: was willſt du?“ Keine Antwort. — Mein Hänschen nicht faul, ſpringt mit einem Satz auf die Geſtalt los, wie der Kasper im Puppenſpiel auf den Teufel und rennt ſie, die ſich ſolcher Herzhaftigkeit nicht verſah, pardauz! über den Haufen, daß ſie ein ganz Stück die Stiegen hinunter kollert, und was für Stiegen? Stiegen von ſo einziger Art, wie ſie nur auf alten Dorfkirchthürmen anzutreffen ſind, ausgetreten, verrottet, eng, voll jahrhundertalten Staubes. Drunten lag das Geſpenſt und ächzte und krächzte, Hänschen aber läutete zum Abendgebet, und ſchwang gar wacker den Glockenſtrang, als wäre eben nichts vorgefallen; dann kletterte er wohlgemuth die Stiege hinab, und ging aus dem Thurme, deſſen Thüre er hinter ſich zu ſchloß. Die Küſterin wußte gar nicht, wo ihr Mann blieb. „Wo iſt denn Er?“ fragte ſie Hänschen. „Wer?“ fragte Hänschen. „Er!“ ſagte die Küſterin. „Er iſt ja vor dir hinüber auf den Thurm.“ — „So!“ ſagte Hänschen: „iſt er das geweſen? Es ſtand ein weißer Labutzel an der Treppe, der wollte mir nicht Red' und Antwort geben, da hab' ich ihn die Treppe hinab

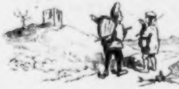


geſtoßen, er liegt noch drüben und krächzt.“ — „Galgenſtrick!“ ſchrie die Küſterin, riß Hänschen den Schlüſſel aus der Hand, und ſprang auf den Thurm, da lag ihr Mann in ſeinem Bettuch, und hatte ein Bein gebrochen.

Jetzt erging es Hänschen gar nicht gut; die Küſterin verklagte ihn bei ſeinem Vater, und der wurde ganz wild, und ſchrie: „Ein Taugenichts iſt der Junge, aus den Augen ſoll er mir! Fort marſch! Hier iſt Geld — geh, laß dich henken wo du willſt — mir kommſt du nimmermehr vor die Augen. Schimpf und Schande und Schaden hat man von dir, du Nichtsnutz!“

„Geh mit Gott, Hänschen!“ ſpottete Matthes; ſorge fein, daß du das Gruſeln lerneſt, das Gruſeln ſoll jetzt Mode ſein, und die Menſchen draußen in der Welt gruſelts vor allerhand, da wirſt du ſchon vom Gruſeln auch deinen Theil bekommen!“

Hänschen ging, er hatte Geld, und wenn einer Geld hat, brauchts ihn erſt recht nicht zu gruſeln. Unterwegs ſprach er öfter vor ſich hin: „Wenn mich doch nur gruſelte, wenn mich doch nur gruſelte!“ Das hörte ein Mann, der hinter Hänschen kam, und ſprach zu ihm: „Schau dorthin — dort ſteht der Dreibein,



da hängt eine ſchöne Geſellſchaft dran — gerade ihrer ſieben, was man ſo ſagt: ein Galgen voll. Dort nimm unter den ſieben dein Nachtlager, da lernſt du das Gruſeln.“

„Wenn das wahr wäre,“ ſprach Hänschen, „ſo wollt ich dir morgen früh all mein Geld geben. Kannſt zu mir kommen und es holen, oder du kannſt ja auch gleich bei mir bleiben!“

„Daß ich ein Narr wäre und unterm lichten Galgen bei dir bliebe!“ antwortete jener. „Nein, mein guter Geſell, das Gruſeln lernt ſich viel beſſer, wenn einer allein, als wenn er zu zweien iſt. Gute Nacht! — auf Wiederſehen morgen in der Frühe!“ — Hänschen ſetzte ſich unter den Galgen, machte ſich, weil es kalt war, ein Feuerchen an, das ſchien hübſch hell hinauf zu den Gehenkten, und der ſcharfe Nachtwind bewegte ihre ſchlotternden Körper hin und her, hin und her.

„Ei ihr gar armen Teufel!“ rief Hänschen hinauf. „Euch friert ja, daß ihr ſchnappert und klappert. Wartet ich will euch herunter holen, ſollt euch wärmen an meinem Feuer.“ Und Hänschen nicht faul, fand eine Galgenleiter, ſtieg hinauf, knüpfte die Gehenkten los und ſetzte ſie an ſein Feuer, das er nun ſtärker und größer machte. Jene aber ſchauten gottserbärmlich aus, grün, gelb und jämmerlich, blitzblau, abſcheulich, wie das Sprichwort ſagt, und regten und rührten ſich nicht; das Feuer fraß um ſich, und begann die Lumpen und Fetzen anzukohlen, welche um die todten Leichname herum hingen. „Na? ſagte Hänschen, ihr laßt ja eure Kleider verbrennen! Da heißt's recht bei euch: gleiche Lumpen, gleiche Lappen! Wartet — ich will euch helfen ſo unachtſam ſein!“ Nahm ſie, einen nach dem andern und hing ſie wieder hinauf, hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſtreckte ſich an ſein Feuer und ſchlief ein. So fand ihn der Mann, mit dem er geſtern gegangen, und der heute kam, das Geld zu holen. Da er aber Hänschen ſo ruhig ſchlafen ſah, wuchs ihm wenig Hoffnung, daß es das Gruſeln über Nacht gelernt haben möchte, und als Hänschen nun aufwachte, und ihm erzählte, was er vorgenommen habe, da wandte ſich der Mann zum Gehen und ſprach: „Dein Geld hab' ich dasmal nicht verdient, du lernſt das Gruſeln nimmermehr.“

Wie Hänschen nun auch weiter und ſeines Weges ging, ſprach er vor ſich hin: „'S iſt doch allerweil ſchade, daß ich das Gruſeln nicht erlernen kann, muß wohl zu dumm dazu ſein. Ei ei — wenn ich doch nur das Gruſeln könnte.“

Das hörte ein Fuhrmann, der deſſelben Weges daher ſchritt, der ſprach zu Hänschen: „Ei, kannſt du das Gruſeln nicht? da kehre nur dort in dem Wirthshaus am Weg ein, wenn du nämlich Geld haſt, der Wirth macht hautſchaudrige Zechen, mich hat's noch jedesmal überlaufen, wenn ich hab' in deſſen Haus einkehren müſſen.“ „Das wollen wir ſehen!“ ſprach Hänschen, dankte dem Fuhrmann und ſchritt auf daſſelbige Wirthshaus zu.

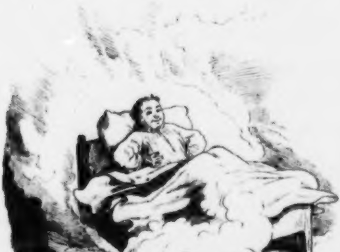
„Was ſchaffens?“ fragte der Wirth. „Möcht's Gruſeln lernen, antwortete Hänschen. Die Leute auf der Landſtraße ſagen, bei Euch wär's leicht zu lernen, Ihr machtet ſo gruſliche Rechnungen und führtet eine ſo gruſliche Kreide!“ — Warte Lecker! dachte der Wirth, dir will ich wohl was lehren, daß dich das Gruſeln ankommt, und zu Hänschen ſprach er: „Mein lieber Wandergeſell, Ihr ſeid mit Unwahrheit berichtet worden; in meinem Hauſe kann man das Gruſeln keineswegs lernen, und ich bediene meine Gäſte nicht ſo, wie Euch irgend ein Schalksnarr erzählt und vorgelogen hat. Iſt's Euch um Gruſeln zu thun, ſo geht dort hinauf auf das alte verwünſchte Schloß da droben und ſeht zu, daß Ihr die Königstochter zur Frau bekommt, die ihr Vater dem verſprochen hat, der das Schloß von ſeinen Poltergeiſtern befreit; da giebts was zu gruſeln und reich zu werden.

„Ich will ſo thun, wie Ihr mir rathet,“ ſagte Hänschen, und der Wirth ſprach wieder: „Damit, daß Ihr hinauf geht, iſt's noch nicht gethan. Erſt müßt Ihr beim König um Erlaubniß bitten, und müßt drei Nächte lang droben bleiben. Kommt Ihr mit dem Leben davon, ſo iſt die Prinzeſſin eure Frau.“

„Und wenn ich nicht mit dem Leben davon komme, was dann?“ fragte Hänschen — und der Wirth lachte ihm ins Geſicht, und ſprach: „Ich merke ſchon, Ihr ſeid ein Schlaukopf, Ihr hättet ſicher das Pulver erfunden, wenn's noch nicht erfunden wär!“

Und Hänschen ging eilend zu dem Könige, bat um die Erlaubniß und erhielt ſie, auch ſprach der König: „Mein Sohn, du darfſt dir auch dreierlei mitnehmen, aber nur nichts Lebendiges.“ Nun hatte Hänschen ſchon in ſeiner Jugend immer gar zu gern Feuer angemacht, an der Schnitzelbank geſeſſen und auch bisweilen an der Drehbank, und verſtand mit ſolchen Dingen umzugehen. Darum begehrte er weiter nichts mit auf das Schloß zu nehmen, als ein gutes Feuerzeug, eine

Schnitzelbank und eine Drehbank, „damit mich nicht friert,“ ſagte er: „und ich mir die Zeit vertreiben kann.“ — Das ward dem Hänschen gern gegeben, und er ſchlug ſeinen Sitz in einem hübſchen Zimmer mit großem Kamin im alten Schloß auf. Als es Nacht wurde, machte Hänschen ein helles Feuer an, das wärmte und leuchtete ſehr ſchön. Auf einmal kamen zwei kohlſchwarze Katzen, die hatten Augen wie von grünem Feuer, und ſchrien: miau, miau, uns friert! „Ei wenn euch friert, ſo wärmt euch doch; hier iſt ein Feuer!“ ſprach Hänschen. Das thaten die Katzen auch, dann ſagten ſie, die Zeit wird uns zu lang, wir wollen zu Dritt Karte ſpielen, Dreiblatt oder Pochens. „Meinetwegen Pochens,“ ſagte Hänschen, „wenn ihr Karten mitgebracht habt.“ Die Katzen hatten wirklich ein Kartenſpiel, und zeigten es Hänschen und da ſah Hänschen, daß ſie fürchterliche Krallen an ihren ſchwarzen Pfoten hätten, und ſagte: „Mit Verlaub, Eure Frau Mutter hat euch die Nägel recht lange nicht geſchnitten, ſchämt euch was, kommt, ich will ſie euch putzen!“ und packte die Katzen und klemmte ihnen die Pfoten in die Drehbank. Da biſſen ſie nach ihm und ſo nahm er ſein Schnitzmeſſer und ſchnitzte ihnen die Köpfe ab, und warf Katzenköpfe und Leiber aus dem Fenſter in den Schloßgraben. Als er wieder zum Feuer kam, ſaß ein großer Hund dort und bleckte ihm die Zähne und hatte eine feurige Zunge armslang zum Halſe heraushängen. Dies gefiel Hänschen wieder nicht, er nahm abermals ſein Schnitzmeſſer und hieb damit dem Hund gerade zwiſchen die Zähne in den Rachen, da fiel die Zunge herunter und der obere Kopf nahm Abſchied von ſeinem Untertheil. Nun meinte Hänschen Ruhe zu haben und wollte ſie auch genießen; in der Ecke ſtand ein Bette, da legte er ſich hinein und deckte ſich zu. Er war aber noch nicht eingeſchlafen, da fing das Bett an zu fahren wie ein Dampfwagen, und fuhr im ganzen Schloß herum,



Trepp auf, Trepp ab, durch Säle und Zimmer — aber Hänschen ſagte: „Schau, nun ſpür ich doch, wie's thut, wenn die großen Herren fahren. Fahre du nur immerzu.“ — Endlich mochte das Bett des Fahrens müde ſein, es rollte wieder in Hänschens Zimmer, wo das Feuer noch luſtig brannte, da ſtand es ſtill, und Hänschen ſchlief ein und ſchlief wie ein Todter.

Am andern Morgen ſtand der König an ſeinem Bett, und ſagte: „Na das heiß' ich einen geſunden Schlaf, wenn ich den hätte! So gut ſchläft kein König. Freut mich daß der Junge noch lebt und ſchnarcht. Heda! Hänschen!“ — „Schön guten Morgen Herr König! Schon ſo frühe?“ fragte Hänschen. „Wünſche wohl geruht zu haben!“ ſprach der König. „Danke, gleichfalls!“ ſprach Hänschen. „Kannſt auf meine Rechnung drunten beim Wirth frühſtücken und zu Mittag eſſen, aber Abends biſt du wieder hier oben, magſt du?“ ſprach und fragte der König. „Ei freilich wohl,“ ſagte Hänschen; drei Nächte müſſen's ſein.“

Wie Hänschen zum Wirthe kam, wunderte der ſich ſehr und fragte: „Nun? noch lebendig? — Aber das Gruſeln wird man doch gelernt haben in heutiger Nacht?“ — „Nicht rühran!“ erwiederte Hänschen. Da fing es dem Wirth ſelber an, vor Hänschen über und über zu gruſeln. Hänschen ließ ſich's wohl ſein auf des Königs Rechnung und ſorgte ſich nicht um dieſe, und als es Abend wurde, war er ſchon wieder oben im Spukſchloß, und machte ſich ſein Feuer an. Auf einmal praſſelte es droben im Schornſtein, als breche alles in tauſend Trümmer und da kam ein Kerl herunter gefahren, der war aber nur halb. „Na, ſagte Hänschen: „was ſoll denn das ſein? da fehlt ja noch eine Halbſchied, anderthalb Mann ſind doch noch keine Geſellſchaft.“ Kaum hatte Hänschen das geſagt, bauz! kam die andre Hälfte nachgefallen, mitten in das Feuer. Hänschen nahm die beiden Hälften, warf ſie aus dem Kamin in die Stube, und brachte ſein Feuer wieder in Ordnung. Wie er damit zu Stande war und umſchaute, war aus den beiden Hälften ein einziger Kerl geworden, aber kein ſchöner, der ſaß auf Hänschens Stuhl.

„Platz da!“ ſchrie Hänschen, „hier ſitze ich, marſch, oder ich halbir dich mit dem Schnitzelmeſſer!“

Auf einmal polterte es wieder im Schornſtein, Todtenbeine und Schädel praſſelten herab, und noch einige Männer vom gräulichſten Ausſehen. „Guten Abend, meine Herren!“ ſagte Hänschen; „Sie ſind doch ganze Männer, das laß ich mir gefallen. Gehören vielleicht in die Familie Schön? Ach wie ſchade, daß kein Spiegel im Zimmer hängt. Womit könnt' ich Ihnen denn eigentlich dienen?“ — Die Männer ſahen Hänschen mit furchtbaren Blicken an, einer nahm die Todtenbeine, es waren gerade neun, und ſtellte ſie als Kegel auf, die andern nahmen die Schädel und rollten ſie nach den Kegeln.

„Kegel ſchieben thu ich für mein Leben gern!“ ſagte Hänschen: „erlauben Sie nicht, daß ich auch mit ſpiele? Spielen Sie Brettſpiel oder Partens? ums Partiegeld? wie?“

„Haſt du Geld?“ fragten die Männer grimmig.

„Oui!“ ſagte Hänschen, und fuhr in die Taſche und klimperte.

„Nun ſo ſchieb an!“ ſchrie einer der Männer, und reichte ihm einen Todtenſchädel dar.

„Mit Verlaub, das iſt eine eckige Kugel. Gebt her, da hab ich eine Drehbank ſtehen, wollen ſie hübſch rund drehen, damit wir gut alle Neun treffen.“ Sprach's und ſetzte ſich, und drehte die Schädel rund. Dann ging das Spiel an, Hänschen ſchob gut, aber die Männer ſchoben noch beſſer, Hänschen verlor etwas, und das Spiel fing wieder an, Hänschen ſchob und rief freudig: Alle Neun! — Nein, zwölf! riefen die Männer mit dumpfen Ton, und verſchwanden mit Knochen und Schädeln, und die alte Uhr auf dem Schloßthurm ſchlug zwölf. „Nun ſo was!“ rief Hänschen. „Iſt das auch eine Manier? Erſt locken ſie mir mein bischen Geld ab, und nun ich gut ſchiebe, machen ſie ſich aus dem Staube.“ Darauf legte er ſich wieder in das Bett, das heute ganz ruhig blieb, und ſchlief bis an den hellen Morgen.

„Heute wird er wohl nicht mehr am Leben ſein,“ ſprach der König, als er auf Hänschens Zimmer zuging, ich höre ihn nicht wie geſtern ſchnarchen, wird wohl aus ſein mit ihm.“ Aber Hänschen ermunterte ſich ſehr ſchnell, und ſprach: „Wünſche wohl geruht zu haben, Majeſtät!“ — „Gleichfalls, danke ſchön! antwortete der König. „Wie ging es dieſe Nacht!“ — „Recht hübſch, danke der gütigen Nachfrage, Herr König!“ antwortete Hänschen. „Es war eine Sorte Schlotfeger da, ſie kamen zum Schornſtein heruntergefahren und wir haben mit Todtenbeinen gekegelt.“ Dem König ſchauerte die Haut, und er ſagte: „Aber das iſt ja ganz gruſelig!“ — „Was denn, Herr König?“ fragte Hänschen. „Das — eben!“ erwiederte der König. „Nun Glück zu, zur dritten Nacht!“

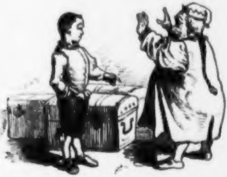
„'S iſt doch recht fatal, daß ich nimmermehr das Gruſeln lerne!“ ſprach Hänschen zu ſich ſelbſt, als die dritte Nacht herbei kam. Auf einmal entſtand ein großer Rumor, ſechs Männer traten in das Zimmer, die trugen eine Todtenlade auf der Bahre, ſtellten ſie vor Hänschen hin und verſchwanden. Hänschen dachte: Wer mag da drinnen liegen? und öffnete den Sarg. Da lag einer drin, der war ſteif und eiskalt. — „Ach den friert, er iſt ganz ſteif vor Froſt,“ ſagte Hänschen, „den muß ich wärmen!“ hob den Todten aus dem Sarge, und trug ihn an ſein Feuer, aber er blieb kalt. „Der muß ins Bette, da wird er ſchon erwarmen“ — und nahm ihn und legte ihn ins Bette, und ſich dazu. Nach einer Weile wurde der Todte warm und wachte auf, und machte ſich breit und ſagte: „Wer hat dir geheißen mich in meiner Ruhe ſtören? Jetzt ſollſt du ſterben!“ — „Iſt das eilig?“ fragte Hänschen, packte Jenen raſch an, warf ihn in die Todtenlade, den Deckel darauf, und ſchraubte denſelben ſchnell zu. Da kamen gleich die ſechs Männer wieder, die hoben den Sargkaſten auf und trugen ihn fort.

Bald darauf trat ein gräulicher Rieſe herein, mit großem langem Bart, der ſchrie: „Wurm! Jetzt mußt du ſterben! Du mußt mit mir!“ — „Ich gehe nicht mit dir!“ ſagte Hänschen. „Es preſſirt mir nicht; ich habe noch zu thun, wie du ſiehſt!“ und ſetzte ſich an die Drehbank, und trat das Rad, und drehte die Spindel, und hielt den Meißel an das Werkholz. Der Rieſe bog ſich über das Rad her, und wollte Hänschen faſſen. Mit einem Male ſchrie er aber laut: „Au! au! mein Bart, mein Bart!“ Es war das Ende des Bartes zwiſchen die Darmſaite, die das Rad umſchwingen half, gekommen, und hatte ſich durch das ſchnelle Drehen feſt gewickelt, und zog nun den ganzen Kopf nach ſich, und Hänschen trat friſch darauf los, und ſagte: „Kerl, hab' Acht, jetzt drehe ich dir deine große Naſe ab, und drehe dir die Augen aus, und drehe aus deinem dicken Kopf eine Kegelkugel, ſo wahr ich Hänschen heiße!“ Da gab der Rieſe die beſten Worte, Hänschen ſolle ihn gehen laſſen, er wolle ihm auch die drei Kiſten voll Gold zeigen, eine ſei dem König, die zweite ſei den Armen beſtimmt, die dritte wolle er ihm ſchenken. „Nun wohl,“ ſagte Hänschen: „gieb das Ding her, aber bis ich's habe, bleibſt du in den Bock geſpannt, und trägſt die Drehbank auf deinen Schultern.“

Das war ein ſehr unbequemes Tragen, die Bank auf den Schultern, und den Bart ins Rad verflochten, das zog. Der Rieſe ging nun in ein andres Zimmer voran und zeigte Hänschen die Kiſten voll Gold. Indem ſchlug es zwölfe, und da verſchwand er, und die Drehbank ſtand ohne Träger. Hänschen war es, als ob die Kiſten auch Miene machten zu verſchwinden, da rief er: „Halt, halt!“ und faßte ſie und hielt ſie feſt, und zog ſie hinüber in ſein Zimmer, worauf er ſich ſchlafen legte, wieder ohne Gruſeln.

Am andern Morgen kam der König, und fragte: „Nun, dieſe Nacht war dir's doch ganz gewiß recht gruſelig?“

„Wie ſo denn, Herr König?“ fragte Hänschen. „Ich habe eine Kiſte voll Gold geſchenkt bekommen, auch eine für euch, und eine für die Armen. Muß es einem gruſelig werden, wenn man Gold geſchenkt bekommt?“



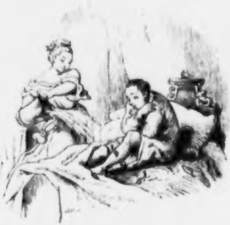
„Du haſt Großes vollbracht!“ ſprach der König. „Durch deine Furchtloſigkeit haſt du das Schloß von den Poltergeiſtern befreit, und den verzauberten Schatz an das Licht gezwungen. Du ſollſt auch deinen Lohn haben, und meine Tochter heirathen!“

„Obligirt, Herr König!“ ſagte Hänschen: „es iſt aber doch Schade, daß ich heirathen ſoll, und bin noch ſo dumm, daß ich noch nicht das Gruſeln gelernt habe.“ —

„O mein lieber Sohn und Schwiegerſohn!“ erwiederte der König. „Heirathe du nur, da wird ſich alles finden. Es hat ſchon Mancher das auch nicht gekonnt, und hat geheirathet, und da iſt er außerordentlich gruſelig geworden, und hat die Gänſehaut nicht wieder los werden können.

„Selbige Hoffnung freut mich, Herr König!“ rief Hänschen vergnügt aus. Bald war herrliche Hochzeit, Hänschen war ſehr glücklich, ſehr reich, und hatte eine wunderſchöne Frau, doch ſagte er: „Weiß nicht, wie lange es noch dauern ſoll, bis ich's Gruſeln lerne.“

Nun warte Hänschen! Dich ſoll es doch noch gruſeln, ſprach zu ſich ſelbſt die junge Königin, Hänschens Gemahlin, ließ einen Eimer Waſſer mit kleinen Gründlingen und Elritzen herbeiſchaffen, und da Hänschen ſchlief, nahm ſie ihm die Bettdecke weg, und ſchüttelte den Eimer voll Waſſer und Fiſchlein über Hänschen her. „Brrrr!“ fuhr er auf und ſchnapperte vor Kälte. „Mir träumte, ich wäre in den Fiſchteich gefallen — Brrrr! Es gruſelt mich, es gruſelt mich! Hab' eine Gänſehaut, wie ein Reibeiſen! Siehſt du, liebe Frau? Endlich nun — nun kann ich das Gruſeln, nun kann ich das Gruſeln.“ —



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

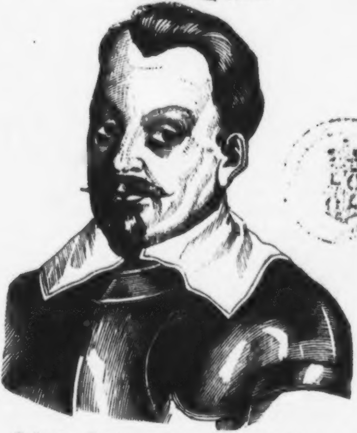
B. 4. 7. 41.

Neue Volksbücher mit Holzschnitten.

30 & 31. Doppelheft.

Der dreißigjährige Krieg.

Von Ludwig Bechstein.



Leipzig. Verlag von Bernhard Schlicke.
Preis 3 Sgr. = 12 Kreuzer.

9. 1.

1777. 5. 16

Landes-
Bibliothek
Weimar

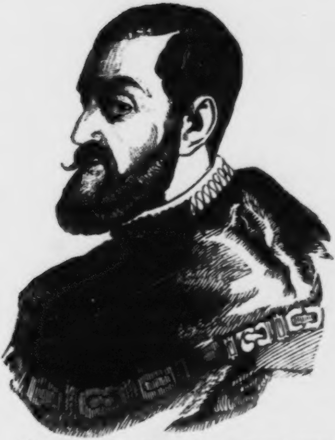
Die Geſchichte des **dreißigjährigen Krieges** könnte leicht in ſo vielen Bänden geſchrieben werden, als der nachfolgenden kurzen Ueberſicht deſſelben Blätter vergönnt ſind, ſo groß iſt die Stofffülle, ſo rieſig aufgehäuft ſind die Nachrichten über die unglücklichſte, unſeligſte Zeitperiode, die das arme deutſche Vaterland je geſehen, denn was daſſelbe auch in früheren Zeiten als verhängnißvolle Gottesgeißel heimgeſucht hatte, war kein Seitenſtück zu dieſen Schreckniſſen. Die Römerkriege berührten nicht das ganze deutſche Land; ſie konnten auch keine Städte verwüſten, denn es gab noch keine. Die Hunnenverheerungen unter Attila, ſo furchtbar ſie waren, glichen einem raſchen Hagelwetter, das ſchnell wie der Tod kommt, dem Verwüſtung und Ueberſchwemmung folgt, und bald darauf lichtet ſich der Himmel wieder. Spätere Völkerſtrömungen, die ſich aus den Slavenländern feindlich über die deutſchen Gaue wälzten, trafen nur einzelne Länderſtrecken und fanden ihren Damm und ihren Rückſchwall in deutſcher Tapferkeit und in deutſchem Heldenmuthe. Karl's des Großen ſiegreiche Kämpfe gegen deutſche Völkerſtämme hatten nicht den Zweck zu verheeren, ſondern zu bekehren; er unterjochte zwar, aber er befeſtigte, band und einigte auch. Es folgten innerer Zwieſpalt und äußerer Angriff, am verderblichſten von letztern jener der Slavenvölker, die in den Jahren 907—938 durch Franken, Thüringen, Schwaben und Rheinlande wütheten, bis auch dieſe rohen und wilden Peinigerſchwärme König Heinrich der Finkler mit ſtarkem Arme in ihre Grenzen zurückwarf, und deſſen tapfrer Nachfolger König Otto auf dem Lechfelde ihnen die letzte Bluttaufe gab.

Und obſchon es nicht an Kämpfen, an wilden Parteiungen, an mancher grauſam blutigen Unthat fehlte im ſpätern Leben der deutſchen Völker und ihrer Herrſcher, die erſtern drückten doch nicht allgemein auf jedes deutſche Land, und mehr und mehr erhob ſich das Volksleben durch Geſittung, durch Pflege ſchöner und edler Künſte, durch weitſtrebenden Handelsgeiſt zu einer hohen Blüte, welche Verirrungen der Zeit, verheerende Seuchen, Heereszüge der Machthaber gegen einander nicht zu knicken vermochten. Ritterthum und Bürgerthum wetteiferten in Entfaltung ihres höchſten Glanzes; die Baukunſt ſchuf Werke für die ewige Bewunderung der Nachwelt; Sculptur, Erzgießekunſt, Malerei erklommen die Gipfel höchſter Vollendung. Die Hanſa verband Deutſchland mit Orient und Occident; die freien deutſchen Reichsſtädte lagen gleich koſtbaren Perlen auf dem grünen Kleide der hehren Germania verſtreut — der ewige Landfriede Kaiſer Maximilian's I. hielt den Oelzweig und die Segenshand über die deutſchen Lande gebreitet — und wohin das Auge blickte, ſah es das Bild harmoniſch zur Größe entwickelter Macht und Hoheit des Vaterlandes.

Neben dieſer Entwickelung und dem Weiterſchritt in den das Leben verſchönernden Künſten, in der Entfaltung des Strebens nach immer größerm Reichthum durch Verkehr und Handel, erwachte aber auch das Streben nach *geiſtigem* Fortſchritt, deſſen Weg nicht ohne Dornen war, und dem ſich harter Kampf gegen veraltete Satzungen, Mißbräuche und Unterdrückung geiſtiger Freiheit entgegenſtellte. Aus dem Ringen und Kämpfen der Geiſter wurde *die Reformation* geboren, der Kampf einer neuen Kirche gegen die alte, felſenfeſte, die mit ihrer ganzen Machtfülle der muthigen Gegnerin begegnete. Wie einſt in heißer Zeit ein Schlachtruf durch die Lande ging: „Hie Welf, hie Waibling!“ ſo jetzt ein geiſtliches Feldgeſchrei: „Hie Wittenberg, hie Rom!“ Daran knüpften ſich unſagliche Kämpfe, unermeßliche Folgen. Ein großer Theil der Fürſten und Völker Norddeutſchlands neigte ſich der neuen Lehre zu, errangen die Kirchenverbeſſerung, ſagten ſich los von Rom, das Deutſchland fort und fort zehntete und ausſog, und tyranniſchen Druck in kirchlichen Dingen über daſſelbe verhing, nicht minder auch nur zu gern, wo es möglich war, in die weltliche Politik eingriff, wozu ſich die Statthalterſchaft Gottes auf Erden berufen und vollberechtigt glaubte. Aber auch in andern Theilen Deutſchlands zündeten die in das Volksbewußtſein geworfenen Funken. Zahlreiche Diener der

Kirche ließen ab von Winkelmeſſe, Ohrenbeichte, Heiligenverehrung, Cölibat; und wie entzügelte Ströme ſich nicht dämmen laſſen, wie in aufgeregter Zeit es unmöglich iſt, die ſegensreichen und regelnden Schranken der Ordnung aufrecht zu erhalten, ſo keimte auch aus der neuen Lehre manche Unheilsſaat, vor allem der Aufruhr- und Schwarmgeiſt, der zügellos weiter griff, und weit weniger die geiſtige, ſittliche Freiheit, als nur die leibliche und unſittliche wollte. Die Bauern empörten ſich an zahlreichen Orten und übten alle Greuel, die der Aufruhr im Gefolge hat; die Bilderſtürmer zertrümmerten in raſender Verblendung die herrlichſten Werke deutſcher Kunſt; der münſteriſche Aufruhr krönte einen geilen Schneider zum Könige, der zwölf Weiber nahm, und die Vielweiberei gut hieß — das Alles ſchrieben die Gegner der neuen Lehre des Evangeliums ganz allein zur Laſt. Der ſeit uralten Zeiten auf Deutſchland laſtende Fluch ſteter Zwietracht machte nun ſein Recht geltend, und ſchlang unlösbare Knoten um die kämpfenden Religionsparteien; bald ſchien nur das Schwert die Löſung der erſtern herbeiführen zu können, obſchon vielfach getagt wurde, um den Segen eines Religionsfriedens zu erringen. Die durch Luther begründete evangeliſche Kirche zerfiel durch den Schweizer Zwingli und den Franzoſen Calvin in ſtreitende Parteien, ſpaltete ſich in Evangeliſche und Reformirte, und ſtatt nach Einheit und Einigung zu ſtreben, welche ſtark machen, bekämpften auch ſpäter noch die Theologen der neuen Kirchen ſich gegenſeitig auf das heftigſte um Einzelſatzungen und einſeitiger Meinungsverſchiedenheiten willen faſt durch ein volles Jahrhundert immer leidenſchaftlicher und heftiger.

Mittlerweile hatten die proteſtantiſchen Fürſten, welche ſahen, was von der Seite der alten Kirche drohte, ſich zum ſchmalkaldiſchen Bunde geeinigt, gegen den Seitens der katholiſchen Reichsſtände ein „heiliger Bund“ ſich ſchloß; dann rüſtete auch mit allem Ernſt der Kaiſer Karl V. und es entbrannte der deutſche Krieg. Ein anderes Heer aber und ein weit mächtigeres, als dem Kaiſer zu Gebote ſtand, rüſtete die römiſche Kirche gegen den Proteſtantismus aus; das war der durch Ignaz von Loyola in dieſer Zeit begründete und vom Papſt Paulus III. 1540 beſtätigte Orden der Jeſuiten. Dieſer Orden erſtrebte und gewann die raſcheſte Verbreitung, den mächtigſten Einfluß auf Fürſten und Völker. Unter der Demuthlarve mit dem gleisneriſchen Wahlſpruch: „Alles zur größern Ehre Gottes“ war ſei leitender Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige. Er war es, der ganze Länder fanatiſirte, der in Spanien, Frankreich, in Steiermark, in Franken die wüthendſten Proteſtantenverfolgungen hervorrief, der den dreißigjährigen Krieg entzündete.



Die unter dem Namen der „Grumbachiſchen Händel“ weit verzweigten und folgenſchweren Wirren im Herzen Deutſchlands, die ſtets erneueten drohenden Einfälle der Türken, welche letztere mit ächt hunniſcher Grauſamkeit gegen Alles, was Chriſt hieß, wütheten; die fanatiſchen Hugenottenverfolgungen mit ihrer furchtbaren Bartholomäusnacht in Frankreich; König Philipp's II. von Spanien, ſeines blutdürſtigen Alba und ſeiner Inquiſition entſetzliche Thaten in den Niederlanden; die gewaltſame Wieder-Katholiſirung eines großen Theils des proteſtantiſch gewordenen öſtlichen Frankens unter den Würzburger Biſchöfen Friedrich von Wirsberg und Julius Echter von Mespelbrunn hatten ſchon Schauder und Schreckniß genug über Deutſchland verbreitet, aber die Schale des Zornes war noch nicht voll. Herzog Maximilian von Baiern rief 1609 die katholiſche Liga gegenüber der ein Jahr früher zu Stande gekommenen proteſtantiſchen Union in's Leben. Völlig den Jeſuiten hingegeben, war dieſer Herrſcher von fanatiſchem Glaubenseifer beſeelt, ſtrebte beharrlich danach, alle Proteſtanten ſeines Reiches wieder katholiſch zu machen, und vertrieb Alle, die ſich nicht zur Rückkehr in den Schoos der alten Mutterkirche verſtanden, mit grauſamer Härte aus ſeinem Lande.

Kaiſer Rudolph II., der Enkel Kaiſer Karl V., hatte ſeine Erziehung in Spanien erhalten und war — Jeſuitenzögling; der Hof, an dem er ſeine Jugend verlebte, und die Lehre, die er empfing, befeſtigten ihn im Haß gegen Andersglaubende; daher war Unterdrückung und Verfolgung derſelben, ſo weit ſein Scepter reichte und ſo lange ſeine Regierung dauerte, von 1576—1611, an der Tagesordnung, beſonders in Böhmen und Oeſterreich. In Böhmen, wo Johann Huß bereits hundert Jahre früher als Luther eine Kirchenverbeſſerung angeſtrebt, wo ſich faſt die ganze Bevölkerung von der Mutterkirche losgeſagt hatte, und das Abendmahl unter zweierlei Geſtalt genoß, lebte noch in vielen treuen Anhängern und Bekennern, trotz aller blutigen Niederlagen und gewaltſamer Niederhaltung, die Lehre des vaterländiſchen Märtyrers Huß. Deſſen Anhänger hatten ſich mit den Bekennern der Lehre Luther's geeinigt, nannten ſich böhmiſche Brüder, Kelchbrüder, und wurden, weil ſie das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genoſſen, Utraquiſten genannt. Taub gegen alle Bitten um Duldung und Glaubensfreiheit, verbot Rudolph II. alle Vereinigungen und Gottesdienſte der Genoſſen des Kelchs, und gab nöthigenfalles ſeinen Verboten mit Waffengewalt Nachdruck, während er außerdem ſchwach und unthätig, in aſtrologiſchen und alchymiſtiſchen Träumereien ſeine Zeit verbrachte. Indeß wurde Rudolph's Bruder, Erzherzog Matthias, König von Böhmen; in demſelben Jahre ſchied Rudolph aus dem Leben und die Kaiſerkrone ging auf Matthias über. Da dieſer kinderlos war, ſo wurde Erzherzog Ferdinand von Steiermark ihm ſchon beim Leben als Nachfolger erwählt, ſowohl in den kaiſerlichen Erblanden, als in Böhmen, und ſo kamen für die Proteſtanten dieſer Lande, als das eine Wehe — nach den Worten der Apokalypſe — dahin war, noch zwei Wehe für ſie, zwei fanatiſche Verfolger, denn als ſolcher hatte ſich Ferdinand ſchon als Erzherzog, namentlich in Steiermark, auf das drückendſte bethätigt.

Schon Kaiſer Rudolph II. hatte durch einen Majeſtätsbrief Religionsfreiheit zwar zugeſichert, allein dieſe Freiheit ſtand eben nur auf dem Pergament, den Proteſtanten wurde ſie nicht gehalten und den Katholiken war ſie ein Dorn im Auge; Kaiſer Matthias aber brachte die proteſtantiſche Union ebenſoſehr gegen ſich auf, als die katholiſche Liga. Gern hätte Matthias beide aufgelöſt, allein dazu fehlte ihm die muthvolle Kraft, und die Verwirrung und der Glaubensſtreit wuchſen mehr und mehr, namentlich in Böhmen, das ſich mit Schleſien zum förmlichen Aufſtande vorbereitete. Dort ſollten nur der proteſtantiſche Herren- und Ritterſtand die Freiheit haben, ihren evangeliſchen Gottesdienſt zu halten, ebenſo die königlichen Städte, nicht aber der Bürgerſtand und nicht die Unterthanen geiſtlicher Herrſchaften. Den Streit darüber entſchied Kaiſer Matthias gegen die Proteſtanten, und es wurden in den Städten Braunau und Kloſtergrab die evangeliſchen Kirchen geſchloſſen. Gegen dieſen Gewaltſchritt erhoben die Proteſtanten harte Klage und ſandten Abgeordnete nach Prag, ihre Rechte zu wahren, aber der Kaiſer empfing ſie ungnädig und gebot ſeinen

Statthaltern daſelbſt, die Geſandtſchaft aufzulöſen. Einer der Geſandten oder Defenſoren, wie ſie ſich nannten, Graf Matthias von Thurn, ſammelte eine Schar bewehrter Glaubensgenoſſen und führte ſie auf das kaiſerliche Schloß, und da die Statthalter des Kaiſers, von denen einige, Wilhelm von Slavata und Jaroslav von Martinitz beſonders als Gegner der evangeliſchen Freiheit bekannt und gehaßt waren, mit heftiger Gegenrede den erbitterten proteſtantiſchen Ständen entgegentraten, ſo geſchah eine nicht zu rechtfertigende Gewaltthat. Die beiden Statthalter und ihr Schreiber wurden ergriffen und zu den Fenſtern der Hofburg hinausgeworfen, eine bedeutende Höhe herab, doch ſchadete ihnen der Sturz nichts; aber mit dieſer That der Gewalt war das unglückliche Zeichen der Empörung gegeben, mit dieſem Tage, dem 23. Mai 1618, begann der dreißigjährige Krieg.

Der Würfel war gefallen, die Kugel des Verderbens rollte, und ihr Rollen hallte wie Donnerſchläge durch Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, bald auch durch alle deutſchen Länder. Böhmen befeſtigte und ordnete ſeinen Aufſtand; Graf Thurn trat als oberſter Heerführer an die Spitze der kriegeriſchen Leitung. Er ſchlug die Truppen des Kaiſers. Die proteſtantiſche Union ſandte Zuzug nach Böhmen, an deſſen Spitze der tapfere und kühne Feldherr Graf Ernſt von Mansfeld ſtand. Die proteſtantiſchen Stände Oeſterreichs verweigerten dem Kaiſer ihre Hilfe gegen die Glaubensbrüder. Wien ward erobert.

Das größte Unglück war, daß die Hand Gottes Katholiken wie Proteſtanten, mit der Blindheit der Unduldſamkeit ſchlug. An dem Meinungsſtreite über das Geheimniß der Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahl, ob dieſe Gegenwart thatſächlich oder ſinnbildlich zu denken ſei, entzündete ſich endloſer Hader und zwiſchen Lutheranern und Calviniſten entbrannte deßhalb äußerſter Haß bis auf den Tod, während die katholiſche Kirche dieſen überſinnlichen Punkt als ein göttliches Geheimniß auf ſich beruhen läßt und an die Wandlung in der Meſſe mit frommem Sinne glaubt. Wie aber die kirchliche Macht ſich in die weltliche eindrängte, davon bot jene Zeit die betrübendſten Beiſpiele. Während der Regierung des Kaiſers Matthias, der am 20. Mai 1619 ſtarb, war der genannte Herzog Maximilian von Pfalzbaiern, der Sohn eines äußerſt bigotten Vaters, zu großem Anſehen gelangt, und ebenfalls Jeſuitenzögling, das Haupt der katholiſchen Liga geworden Zwei proteſtantiſche Fürſten, Kurfürſt Johann Siegmund von Brandenburg und Prinz Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, des Kurfürſten bereits beſtimmter Eidam, entzweiten ſich über die ſchon verglichene Erbſchaft des Landes Jülich ſo heftig, daß ein unheilvoller Bruch erfolgte. Wolfgang Wilhelm trat zur katholiſchen Religion über und vermählte ſich mit Magdalena, der Schweſter Maximilian's von Pfalzbaiern. In den bedeutendſten Gliedern dieſes Herrſcherhauſes waren nun alle drei chriſtlichen Hauptbekenntniſſe mehrfach vertreten, und ſtanden einander feindlich gegenüber. Kurfürſt Johann Siegmund von Brandenburg lenkte ſich auch dem reformirten Bekenntniß zu, was ihm großen Widerwillen der evangeliſchen Fürſten erregte.

Böhmen hatte ſich losgeſagt von ſeinem Herrſcher, träumte aber keineswegs von einer Republik, die dem ganzen deutſchen Weſen völlig unangemeſſen iſt, ſondern es verlangte ein königliches Oberhaupt, und da es zumal das Recht von alten Zeiten her hatte, ein ſolches ſich ſelbſt zu küren, ſo lenkte ſich die Wahl der Böhmen auf den jungen Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, welcher reformirt war. Sein naher Verwandter, Herzog Maximilian von Baiern, rieth ihm wohlmeinend ab, dieſe Krone anzunehmen, ſeine eigene Mutter that dies, und auch andere Verwandte warnten vor einem ſo gewagten Schritte, denn nur Krieg gegen Kaiſer und Reich, ſoweit letzteres zum Kaiſer hielt, ſtand in Ausſicht. Erzherzog Ferdinand trug ſeit dem 28. Auguſt 1619 die deutſche Kaiſerkrone. Aber Friedrich V. hatte ein Weib, in deren Adern Königsblut rollte, Eliſabeth, Tochter Jacob I. von England; ſie wollte gern auch Königin ſein. Ein Feind des Kaiſers: Bethlen Gabor, Fürſt von

Siebenbürgen, ließ ſich zum Könige von Ungarn wählen und krönen, und verhieß Friedrich V. ſeine Hilfe. Dieſer letztere nahm denn die böhmiſche Königskrone an, und es zeigte ſich bald, daß die Wahl, wie die Annahme, gleich große Mißgriffe waren. Friedrich ſtrebte, von ſeiner Gemahlin und ſeinem eifrig calviniſtiſchen Hofprediger dazu angeſtachelt, dahin, auch Böhmen der reformirten Lehre zu gewinnen, dies ſchlug gänzlich fehl; als er nun vom Kaiſer, als Haupt eines im Aufruhr befindlichen, von ſeinem rechtmäßigen Herrn abgefallenen Landes in die Acht erklärt worden war, und von der proteſtantiſchen Union Hilfe hoffte, wurde ihm dieſe verſagt, weil er reformirt war, ja, der Glaubenshaß gegen die Reformirten von Seiten der Evangeliſchen war noch viel geſteigerter, als der gegen die Katholiken (in Böhmen lebten Katholiken und Lutheraner ganz einträchtig bei einander) und ging ſo weit, auch wieder durch pfäffiſch-fanatiſchen Einfluß von proteſtantiſcher Seite, daß der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen ſich ſogar mit der katholiſchen Liga verband, um Friedrich von Böhmen zu ſtürzen, die Lauſitz feindlich beſetzte, und Bautzen faſt in Trümmer ſchießen ließ. Gleichzeitig zog Herzog Maximilian mit einem Heere gegen Böhmen heran, in ſeinem Gefolge die tapfern Feldherren Bucquoi und Tilly, während zwei ſpaniſche Heerführer, Spinola und Cordova, in des Böhmenkönigs Erbland, die Pfalz, einbrachen.

Die furchtbare und traurig berühmte Entſcheidungsſchlacht am weißen Berge bei Prag wurde am 8. Nov. 1620 geſchlagen. Der König von Böhmen wohnte derſelben nicht als Kriegsherr bei, er ſaß in Prag wohlgemuth an der Tafel, und man kann nicht ſagen, er habe allen Muth verloren, als die Nachricht kam, daß die Schlacht verloren ſei, denn er hatte keinen Muth. Prags Mauern hätten ihn geſchirmt, Bethlen Gabor war, wie Friedrich wußte, mit einem Ungarnheere von 8000 Mann im Anzug und ſchon ganz nahe —, Friedrich aber entfloh feig und treulos, das große auf ihn gebaute Vertrauen der Böhmen ſchändlich täuſchend, aus der Stadt, in die nun Maximilian von Baiern ſiegreich einzog, und mit ihr ganz Böhmen in ſeine Gewalt bekam. Der ſchimpfliche Name des „Winterkönigs“ folgte und blieb Friedrich V., der Kurwürde wurde er entſetzt. Mähren und Schleſien wurden unterworfen, und alle wiedergewonnenen kaiſerlichen Lande traf die kaiſerliche Strafe und Zornruthe; ihre Religionsfreiheiten wurden vernichtet, mit Gewalt und Schwert die alte Kirche wieder in ihre Rechte eingeſetzt, zahlreiche Edele verbluteten als Martyrer ihrer religiöſen Ueberzeugung. Mit eigner Hand zerſchnitt Kaiſer Ferdinand den erwähnten Majeſtätsbrief, den ſein Vorfahr den Böhmen gegeben hatte.

Die Jeſuiten ſchürten die Flamme glaubenseifriger Verfolgung; dreißigtauſend Familien flüchteten aus dem Lande, auf das ſich die dumpfe Stille der Verzweiflung und brütende Schwermuth ſenkte.

Auch in Oberöſterreich, im Lande ob der Enns derſelbe Druck, dieſelbe Qual und in deren Folge ein unglücklicher Bauernaufſtand 1626, dem es erging wie allen Bauernaufſtänden. Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim ſchlug die Bauern auf's Haupt und ließ die Rädelsführer hinrichten. Ein altes fliegendes Blatt ſingt von dieſem Aufſtand:

> „Groß Jammer und auch Traurigkeit iſt in der ganzen Chriſtenheit, das Blutvergießen ſchwer, das will doch nehmen gar kein End', wie man lang g'hofft und vermeint.“
>
> „Sondern nur all' Tag ärger wird, in vielen Landen wird geſpürt, groß werden überall, und daß die Chriſten jämmerlich einander ſchlachten wie das Vieh.“

Ja wol wollte das Blutvergießen gar kein Ende nehmen, wie das Lied klagte — es ging nun erſt recht an, und ward ärger von Tag zu Tage; die verheerende Kriegslavine rollte jetzt auch verderbenbringend durch ganz Deutſchland. Die proteſtantiſche Union hatte ſich gelöſt, ihr fehlte ein Haupt, obſchon es nicht an heldenmüthigen Kämpfern mangelte, die mit ſtets friſchem Muthe der proteſtantiſchen Sache Hand und Schwert reichten, kühne Parteigänger theils, theils Söhne der angeſehenſten Fürſtenhäuſer; die Wirbel der

Zeit riſſen Alles in ihre gewaltſame Strömung, und endlich war es nicht mehr die Sache des Glaubens, für die Viele ihr Leben einſetzten, es waren politiſche Kämpfe, es galt einestheils von Seiten des Kaiſers und ſeiner Anhänger der Vernichtung der Reichsverfaſſung, der Unterdrückung reichsſtändiſcher Freiheit — und der Vertheidigung und Aufrechthaltung beider von Seiten der Gegner anderntheils.

Zahlreiche deutſche Reichsfürſten und Söhne ihrer erlauchten Häuſer griffen perſönlich zu den Waffen, warben Truppen, und durchzogen mit dieſen die Länder, meiſt Schrecken verbreitend; denn ſo ſehr das Heerweſen in ſeiner inneren Gliederung ſchon geregelt war, ſo ungeregelt ging es bei den Einquartierungen zu; der Soldat nahm, was er fand und wo er es fand, jeden Schritt eines Heeres zeichnete das Verderben.

Die Unterpfalz war von Feinden beſetzt, der geächtete Landesherr war flüchtig und faſt ganz ohne Hilfe. Da trat Graf Ernſt von Mansfeld für ihn in die Schranken, der ein Heer führte, das wie Heuſchrecken die Länder aufzehrte, in denen es lagerte. Er zog aus Böhmen in die Oberpfalz, mit Tilly es aufzunehmen, der ihm aber dennoch zu mächtig war, worauf er ſich in die Rheinpfalz und in das Elſaß wandte. Jetzt erhob ſich der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach an der Spitze eines Heeres von 15000

Mann, um Tilly zu bekämpfen. Da wurde am 6. Mai 1622 bei Wimpfen am Neckar eine furchtbare Schlacht geſchlagen. Zum Heere des Markgrafen war der junge Herzog Magnus von Würtemberg mit Truppen geſtoßen, Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld desgleichen; beide Fürſten fielen, und nur die aufopfernde Treue der vierhundert Bürger von Pforzheim rettete ihrem ſelbſt hart bedrohten Markgrafen das Leben. Friedrich V. von der Pfalz flüchtete nach Holland, wo ſich abermals ein Kämpfer für ihn aufwarf, Herzog Chriſtian d. j. von Braunſchweig, des regierenden Herzogs Ulrich Bruder. Mit ritterlichem Sinne ahmte er nach, was ſchon ein Ritter der heiligen Eliſabeth von Thüringen gethan, er ſteckte den Handſchuh der Exkönigin Eliſabeth von Böhmen auf ſeinen Hut, und erkor dieſen zum Talisman, unter deſſem Schutz er für ſeine Dame kämpfen und ſiegen wollte. Sein Heer, das eben ſo ſtark war, wie jenes des Markgrafen von Baden, und eben ſo wild geartet, wurde den katholiſchen Ländern zur furchtbaren Geißel; er verheerte das Fuldaiſche und Würzburgiſche Gebiet, wurde aber ebenfalls von dem ſiegreichen Tilly bei Höchſt a. M. geſchlagen, und mit Ausnahme der Reiterei faſt gänzlich aufgerieben. Der Feldherr mit der Reiterei zog dem Mansfelder zu, in deſſen Schutz ſich Friedrich V. begeben hatte.

Tilly wußte ſeine Siege gut zu benutzen; er

L. B. Weimar

behauptete die ganze Rheinpfalz, nahm ihre feſten Städte, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal; er beraubte die berühmte Heidelberger Bibliothek, deren beſte Schätze Maximilian von Baiern nach Rom ſchleppen ließ und ſie dem Papſt ſchenkte, während die Jeſuiten nun in der Rheinpfalz, wie in der Oberpfalz ſich verbreiteten, die Kirchen der Proteſtanten ſchloſſen und die Bevölkerung wieder katholiſch machten.

Es verwendeten ſich für Friedrich's V. Wiedereinſetzung in ſein Land und ſeine Kurfürſtenwürde die Staaten Sachſen, Dänemark und England, und Ferdinand's Schlauheit ließ nicht zu, dieſe Vermittelungsvorſchläge ganz von der Hand zu weiſen; er machte zur erſten Friedensbedingung, daß Friedrich ſich von ſeinen noch immer zu fürchtenden Verbündeten Chriſtian von Braunſchweig und Ernſt von Mansfeld trenne, und Friedrich war ſchwach genug, freiwillig auf ſeine rechte und linke Hand zu verzichten; er ging nach Holland zurück und harrte dort der Wiedereinſetzung — ganz vergebens. Der Herzog von Braunſchweig und der Graf von Mansfeld zogen rheinabwärts mit ihren Heeren, durchſtreiften Lothringen, und wendeten ſich nach Holland, das mit Spanien im Kriege war, um erſterem Lande beizuſtehen.

Aus jenem deutſchen Fürſtenhauſe, deſſen ruhmreiche Vorfahren die Reformation im Schooße ihres Landes gehegt und gepflegt, geſchützt und geſchirmt hatten, aus dem Erneſtiniſchen Hauſe Sachſen, das die Kurwürde in Folge traurigen Mißgeſchickes im Kampfe für das Evangelium verloren hatte, waren viele Prinzen in den neuen Kampf getreten, der in ſeinem Beginne wieder der Freiheit des Evangeliums galt. Johann Ernſt, ſeit 1615 der älteſte Herzog zu Sachſen-Weimar, der Gründer des Palmenordens, trat 1619 zum Heere Friedrich's V., und blieb dieſem im Glück und Unglück unerſchütterlich treu. Er focht mit in der Schlacht am weißen Berge und trat die Regierung ſeines Landes an ſeinen Bruder Ernſt ab, der ſich ſpäter den Beinamen des Frommen erwarb.

Johann Ernſt's zweiter Bruder, Friedrich, ging mit dieſem die gleiche Bahn, kämpfte für Friedrich V. und trat dann in holländiſche Dienſte. Der dritte Bruder, Wilhelm IV., weihte ſein Schwert ebenfalls der evangeliſchen Sache; alle drei waren am 9. Nov. 1619 zu Nürnberg, wohnten dem dort gehaltenen Unionstage der evangeliſchen Stände bei, und nahmen von Friedrich V., dem neuen Könige von Böhmen, Kriegsbeſtallung an.

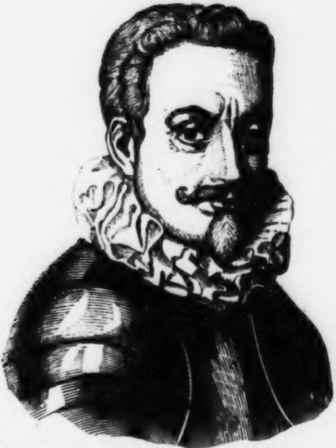
Der vierte Bruder, Herzog Albrecht von Sachſen-Weimar, nahm allein keine Kriegsdienſte. Ihm lag die Regierung ſeines Landes ob, denn auch Herzog Johann Friedrich, der fünfte Bruder, war mit zu Felde gezogen. Er wurde

1626 bei Lippſtadt zum Gefangenen gemacht, verläugnete hartnäckig ſeinen Stand und blieb einige Monate Gefangener. Unglückliche Gemüthsſtimmung verbitterte dieſes jungen Prinzen Leben und führte es zu trübem, frühem Ende. Um ſo glänzender trat der ſechſte Bruder, Herzog Ernſt, in die Geſchichte, auch in die des dreißigjährigen Krieges, und nur der Feldherrnruhm des ſiebenten, Herzog Bernhard's des Großen, überſtrahlte noch den ſeinen. Ebenſo nahmen Friedrich Wilhelm II., Johann Wilhelm und Friedrich VIII., Herzoge zu Sachſen-Altenburg, Theil an dieſem verhängnißvollen Kriege. Friedrich VIII. fiel gegen Tilly.

Auf dem Zuge des Braunſchweigers und des Mansfelders nach Holland ſtießen ſie mit ihrem Heere, das noch 25,000 Mann zählte, auf das ſpaniſche Heer unter Cordova, und es kam bei dem Flecken Fleurus zu einer blutigen Schlacht, in welcher der erſt 27 Jahre zählende Herzog Friedrich von Sachſen-Weimar ſeine Tapferkeit mit dem Leben bezahlte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig wurde am Arme ſchwer verwundet, und ließ ſich dieſen unter lautem Trompetenſchall abnehmen. Die Verbündeten ſchlugen ſich, freilich nicht ohne bedeutenden Verluſt, tapfer durch das ſpaniſche Heer, warben in den Niederlanden neue Truppen und die Stände von Niederſachſen ernannten Herzog Chriſtian zu ihrem Oberfeldherrn, welche Würde derſelbe jedoch nicht lange behauptete.

Immer mächtiger wurde die Stellung des Herzogs Maximilian von Baiern; nicht ohne heimliche Eiferſucht und Beſorgniß vermochte Kaiſer Ferdinand II. auf ihn hinzublicken, und dennoch war der Herzog geradezu unentbehrlich. Um dieſen zu verbinden, und Friedrich V. noch mehr zu demüthigen, verlieh daher der Kaiſer dem Herzoge Maximilian im Jahre 1623 den Kurhut von Pfalz und Baiern, und zwar gegen die Einſprüche der Kur Brandenburg und der Kur Sachſen, auf einem Reichstage zu Regensburg, den nicht ſämmtliche Reichsſtände beſuchten oder beſchickten.

Maximilian's Feldherr, der unüberwindliche Tilly, erfocht indeß Siege auf Siege; bei Stadt-Loo im Münſterſchen ſchlug er am 6. Aug. 1623 den Herzog Chriſtian von Braunſchweig in die Flucht, nahm den tödtlich verwundeten Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar und den Herzog Friedrich VIII. von Sachſen-Altenburg gefangen, wandte ſich dann nach Baden, und beſetzte das Land der Markgrafen von Baden-Durlach, um es zu Folge eines Reichshofrathſpruches an die Linie von Baden-Baden zu übergeben, worauf er in das Elſaß ſtürmte und gegen Frankreich zog, das, eiferſüchtig auf Oeſterreichs Macht in Deutſchland wie in Spanien, Holland gegen Spanien Hilfstruppen geſendet, mit England ſich gegen Oeſterreich ver-

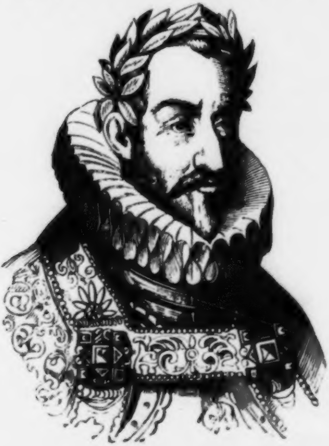


bündet und den Grafen von Mansfeld nicht minder gegen den Kaiſer mit Geld und Truppen unterſtützt hatte. Selbſt den hochherzigen Sachſenherzog, Bernhard den Großen, wußte Frankreichs und Richelieu's ſchlaue Politik ſo für ſich zu gewinnen, daß er ihm ſpäter als Feldmarſchall diente.

Verſchmähte es doch ſelbſt Guſtav Adolf, der König von Schweden, nicht, mit Richelieu und Frankreich zu unterhandeln, damit letzteres vermittelnd in dem Kriege eintrete, den Schweden mit Polen führte. Nebenbei bewarb ſich Guſtav Adolf ebenſo wie König Chriſtian IV. von Dänemark um die Schutzherrlichkeit Niederſachſens, welche an den letztern, der mehr in die Wagſchale legte, als der Schwedenkönig, gelangte. Mit dem Dänenkönige als Kreisoberſten von Niederſachſen vereinten ſich nun die Herzoge von Braunſchweig, von Mecklenburg, von Sachſen und der unermüdliche Graf von Mansfeld, der dem Kaiſer unverſöhnbare Feindſchaft geſchworen und brachten ein Heer von 60,000 Mann zuſammen, das nun das Land Weſtphalen überbreitete. Graf Ernſt von Mansfeld war raſtlos umher gereiſt und hatte nichts unverſucht gelaſſen, in England, in Frankreich, in Holland, in der Schweiz, in Savoyen, ja ſelbſt in Venedig Stimmung gegen Oeſterreich hervorzurufen. Welche Frucht es aber Deutſchland bringt, auswärtiges Kriegsvolk auf deutſchen Boden zu führen, das hat die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, wie die der ſpätern Kriege genugſam gelehrt, dennoch gibt es immer Viele im Schooße Deutſchlands, die nach ſolcher Hilfe verlangen, und deren blöden Augen die deutliche Schrift der warnenden Gotteshand unlesbar iſt oder die mit ſehenden Augen blind ſind.

Der König von Dänemark aber war ein deutſcher Reichsfürſt, er war Herzog von Holſtein, als ſolchen ziemte ihm die anvertraute hochwichtige Stellung.

Dem Kaiſer Ferdinand II. wurde bei all dieſen Rüſtungen und Bündniſſen gegen ſeine Macht



nicht wohl zu Muthe. Er hatte kein Heer; das Heer der katholiſchen Liga, das für ihn kämpfte, ſtand unter dem Kurfürſten Maximilian I. und Tilly war Maximilian's Feldherr. Er hatte auch kein Geld, um ein Heer zu werben. Da half ihm ein einziger Mann aus aller Verlegenheit, und dieſer Mann war Albrecht von Waldſtein, ſpäter allgemein Wallenſtein genannt. (Siehe Titelbild.)

Wallenſtein entſtammte einer proteſtantiſchen freiherrlichen Familie Böhmens, war 1583 zu Schloß Hermanic geboren worden, hatte ſich auf verſchiedenen Hochſchulen wiſſenſchaftlichen Studien gewidmet, war durch Jeſuiten, in deren Schule zu Olmütz er erzogen wurde, verleitet, zum Katholicismus übergetreten, war von unermeßlichem Ehrgeiz beſeelt, ungeheuer reich und bereits in den Grafenſtand erhoben worden. Er hatte ſchon früher, dann zunächſt im böhmiſchen Kriege gegen Thurn, Mansfeld und Bethlen Gabor ſich Lorbeeren erfochten. Wallenſtein war Oberſt unter Graf Buoquoi, dem er 1000 von ihm angeworbene Küraſſiere zuführte; er vertheidigte bei der Belagerung Wiens muthvoll eine Verſchanzung und zerſtörte die große Brücke über dem Donauſtrom. Jetzt verhieß er dem Kaiſer ein mächtiges Kriegsheer auf eigene Koſten zu ſtellen, welches Erbieten freudig angenommen wurde. Nach der ihm früher ſchon verliehenen

Herrſchaft Friedland nur der Friedländer genannt, ließ Wallenſtein ſeine Werbetrommeln rühren, und ſtand, zum Herzog von Friedland ernannt, bald an der Spitze eines Heeres von 25,000 Mann, das ſich täglich vermehrte, denn Sold und Beute ſtanden unter Wallenſtein beſſer als unter irgend einem andern Feldherrn für den Kriegsmann in Ausſicht. Die Soldaten ſtrömten ihm zu — hohen und gemeinen Ranges, aus allen Ländern, von jedem Glauben. Dem Heer der Männer folgte ein ungeheurer Troß von Weibern, Dienern, Kindern, letztere zum Theil bereits im Feldlager geboren, die darin aufwuchſen und ſtarben, ehe ſie eine Heimat kennen lernten. Da blühte die jauchzende Verruchtheit, die bodenloſeſte Gemeinheit und jedes Laſter, und nur ein ſchattenloſes Lichtbild iſt's, was Schiller in „Wallenſtein's Lager" aus jenem Lagerleben dramatiſch-poetiſch abſpiegelte. Furchtbar war der Druck, waren die Greuel, welche damals die Heere gegen die Bewohner der Länder, die von Durchzügen betroffen wurden, verübten, einerlei ob in Feindes, ob in Freundes Land, einerlei ob katholiſch oder proteſtantiſch.

Jetzt zog nun Tilly mit ſeinem Heere, Wallenſtein mit dem ſeinen, gegen Niederſachſen, beide gegenſeitig auf einander eiferſüchtig; jeder wollte gern Haupt der ganzen Macht, „Generaliſſimus" werden, jeder bot alles auf, den Feind zu ſchlagen, durch Siege ſich groß und gefürchtet zu machen. Der Sieg war auf der Seite dieſer beiden furchtbarſten Gegner der antikaiſerlichen Kriegsfürſten und Stände. Der Oberfeldherr Chriſtian IV. ſendete den tapfern Mansfeld mit einem Heere von 12,000 Mann an das rechte Ufer der Elbe, damit er Wallenſtein aufhalte und Schleſien decke, allein Wallenſtein befehligte jetzt 38,000 Mann, und ſchlug Mansfeld bei Deſſau zurück, während Tilly gegen Chriſtian IV. marſchirte und ihn bei Lutter am Barenberge, nicht weit von der Landesgrenze des Bisthums Hildesheim, auf's Haupt ſchlug, und eine Menge Städte Niederſachſens eroberte und einnahm. Sehr verhängnißvoll war das Jahr 1626 für viele der höheren Heerführer des dreißigjährigen Krieges. Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſtarb in Folge der Anſtrengungen, die dem verſtümmelten Arm keine ruhige Heilung geſtatteten. Im Juli zog Mansfeld nach Oberſchleſien, wo er ſich mit Bethlen Gabor vereinigen und in die kaiſerlichen Erblande einfallen wollte, während gleichzeitig Herzog Johann Ernſt von Sachſen-Weimar in Böhmen einfiel. Mittlerweile machte Bethlen Gabor ſeinen Frieden mit dem Kaiſer, entſagte der uſurpirten Krone Ungarns, ohne dieſe jedoch, wie ein Uſurpator der Neuzeit, zu vergraben, und ließ die Bundesgenoſſen treulos im Stich. Wallenſtein drängte Mansfeld Schritt vor Schritt nach und letzterer übertrug endlich den Befehl über ſein Heer dem Sachſenherzog Johann Ernſt. Er ſelbſt wollte nach Venedig reiſen, um von da abermals nach England zu gehen, und gegen den Kaiſer zu verhandeln. Unterwegs wurde Graf Ernſt von Mansfeld krank und ſtarb am 20. November. Nur zwei Wochen ſpäter folgte ſein treuer Bundesgenoſſe, Herzog Johann Ernſt von Sachſen, ihm im Tode nach.

Im nächſten Jahr rückte Tilly nach Holſtein und Schleswig, Wallenſtein nach Mecklenburg; alle Gegner wurden zurückgedrängt, die Lande in Beſitz genommen und ausgeraubt. Chriſtian IV. entwich auf ſeine heimiſchen Inſeln. Pommern und die Mark wurden beſetzt, die Herzoge von Mecklenburg traf die Reichsacht, und Wallenſtein wurde Herzog ihres Landes, wie von Sagan in Schleſien. Kiel war gefallen. Stralſund ſollte 150,000 Thaler Contribution zahlen, widrigenfalls unter der Commandantur des berüchtigten Croatenführers Iſalano und des Torquato Conti 5000 Mann kaiſerliche Truppen einnehmen; Stralſund that weder das eine noch das andere. Wallenſtein belagerte es mit 17,000 Mann, und ſchwur, er werde es nehmen, und wenn es mit Ketten an den Himmel geſchloſſen ſei; Stralſund war nicht mit Ketten an den Himmel geſchloſſen, und Wallenſtein bekam es doch nicht; die Stadt ſtellte ſich unter den Schutz Schwedens. — Die politiſchen Verhältniſſe des deutſchen Reichs zu den nordiſchen Reichen Dänemark und

Schweden machten jetzt mehr zu ſchaffen, als der Kampf um den Glauben. Die Flotten beider Mächte waren ein großes Hinderniß zu ſiegreichen Weiterſchritten im Norden, und der Gedanke ward lebendig, eine deutſche Flotte zu ſchaffen, mit ihr den überſeeiſchen Nachbarn Trotz zu bieten und auch den Handel Englands und Hollands an die deutſchen Nord- und Oſtſeeküſten hemmende Feſſeln anzulegen. Wallenſtein empfing, zur Zeit noch ohne die Flotte, den prunkenden Titel eines „Admirals des oceaniſch-baltiſchen Meeres.“ Er blieb ein Admiral — zu Lande.

Gegen Schweden hatte Wallenſtein, klug vorausſehend, was von dorther drohte, eine beſondere Abneigung; daher unterſtützte er Polen mit Truppen gegen jene Macht und vermittelte einen Friedensſchluß mit Dänemark. Der Dänenkönig, der ſo lange die Waffen gegen Kaiſer und Reich getragen hatte, ſchloß für ſich dieſen Frieden ab, mußte in Folge deſſen Wallenſtein als Herzog von Mecklenburg anerkennen, und verſprechen, ſich um deutſche Angelegenheiten nur ſo viel und nicht mehr zu bekümmern, wie ihm als Herzog von Holſtein zukomme. Dieſer Friede wurde zu Lübeck am 12. Mai 1629 abgeſchloſſen und bei dieſer Gelegenheit wurden die Abgeſandten Schwedens von Seiten Wallenſtein's äußerſt übermüthig und ſchlecht behandelt. Zu dieſer Zeit erließ der Kaiſer das ſogenannte Reſtitutionsedict, welches die Wiederherausgabe aller von proteſtantiſchen Ständen eingezogenen geiſtlichen Güter, Klöſter, Stiftslehen, Kirchenſchätze u. dgl. und die Wiederbeſetzung aller betreffenden geiſtlichen Stellen an jene mit Katholiken befahl. Es war dies abermals ein jeſuitiſches Baſiliskenei; denn wo das Edict zur Ausführung kam, bemächtigte ſich der Orden von der Geſellſchaft Jeſu der Kirchengüter, welche früher ganz andern geiſtlichen Orden angehört hatten, beraubte dieſe ſonach und verletzte die Rechte der eigenen Kirche. Vergebens waren alle, von den verſchiedenſten Seiten her erhobene Einſprüche, es wurde nach Möglichkeit, und häufig ſehr gewaltſam reſtituirt, wo nicht kräftiger Widerſtand entgegengeſetzt wurde und die angedrohte Reichsacht wirkungslos blieb. An die Stelle der geregelten Reichsordnung trat immermehr kaiſerliche Willkür und Gewalt, welche den Wohlſtand und die Blüthe mancher Reichsſtadt, wie namentlich Augsburgs, nachhaltig untergrub und vernichtete. Beſſer vermochte ſich Magdeburg zu halten; es trotzte einer Wallenſteiniſchen Belagerung ebenſo, wie es den Abkauf der Einnahme kaiſerlicher Beſatzung von ſich gewieſen hatte, und trat in den Schutz der deutſchen Hanſa, ſo daß wie von Stralſund auch von Magdeburg das Heer des gefürchteten Feldherrn endlich abzuziehen ſich bequemen mußte.

Unerträglich aber waren überall die Bedrückungen dieſes Heeres, und nur ein Schrei der Klage über daſſelbe erfüllte die Länder. Das war nicht Wallenſtein's perſönliche Schuld, es lag im damaligen Heergeiſt; Tilly's Soldaten, Mansfeld's Soldaten, die der übrigen Kriegsherren waren nicht beſſer, und als vollends die Schweden, Guſtav Adolf's Soldaten, grauenhaften Andenkens, kamen, da waren faſt eben ſo viele Teufel mehr in Deutſchland. Wallenſtein's Briefe, Durchzüge und Einquartierungen betreffend, konnten nicht höflicher ſein; ſo ſchrieb er unter andern an eine ſächſiſche Regierung, welche ihn gebeten hatte, den Durchzug aus einem Landesdiſtrikt abzuwenden:

Von Gottes Gnaden Albrecht Hertzog zu Friedland, Röm. Kaiſ. Mt. Kriegs-Rath, Cammerer, Obriſter zu Prag und General über dero Armee.

„Edle Geſtrenge, Ehrenveſte und Wohlgelahrte, beſonders liebe Herren und Freundt. Wie gern wir — — verſchont, und Vnns ſonders angelegen ſein laſſen, ſolches mit der Armee nit zu berühren, habt ihr ungezweifelt aus vnnſerm vorigen Schreiben mehreres Inhalts vernommen. Nun aber will die unumgängliche Nothdurft erfordern, daß Wir für unſere Perſon, ſammt dem General-Stab und ein Regement unſern Zug auf — nehmen, und daſelbſt logiren. Derentwegen Wir es Euch vorher erinnern, Vnns getröſtend, Ihr an Beſtellung nothdürftiger Profiandt, nichts ermangeln laſſen werdet, damit deſto beſſere Kriegsdisciplin erhalten und der weitere Fortzug um ſo viel ſchleuniger befördert werden möge. Geben zu Schweinfurt, Den Neunten Septembris Anno 1625.

(eigenhändig) A. H. z. F.

In gleichem Sinne drückte auch Tilly ſich mehrmals in Briefen aus.

Mehr Freundlichkeit konnte man von einem Feldherrn, der durch ein feindliches Land zog, für dieſes Land gewiß nicht erwarten; allein die Soldateska war nicht zu zügeln, beſonders dann nicht, wenn ſie, wie häufig der Fall war, wirklich Mangel litt, wenn in Folge der ſtets erneuten, Jahr auf Jahr faſt unausgeſetzt ſich folgenden Durchzüge endlich weder Heu noch Streu, weder Hafer und Stroh für das Vieh, noch Korn oder ſonſtige Nahrungsmittel für die Menſchen mehr vorhanden waren, obſchon es ihnen auch nicht darauf ankam, die ſchönſten Vorräthe muthwillig zu vernichten, und den Pferden die Papiere der Archive als Streu unterzubreiten. Da geſchahe denn alles Unerhörte, was jedoch immer auf's neue geſchehen kann und geſchieht, wenn die Kriegsfurie entfeſſelt und gegen wehrloſe Völker gehetzt wird. Endlich mußte der Kaiſer die Klagen anhören und beherzigen, die von allen Seiten laut und immer lauter wurden. Was blieb dem Kaiſer und Reich, wenn Wallenſtein durch ſein Heer die Länder völlig verdarb und ſie bettelarm machte? Der Mark Brandenburg koſtete ohne die Menſchenleben, der bisherige Krieg 20 Millionen Thaler, Pommern 10 Millionen, andere Länder hatten nach gleichem Verhältniß Opfer gebracht. Dennoch wünſchte der Kaiſer die Fortſetzung des Krieges, dann die Erhebung ſeines Sohnes Ferdinand auf den böhmiſchen Königsthron; er ließ noch immer den frühern Kurfürſten und Böhmenkönig Friedrich V. in Acht und Bann, und ließ auf einem nach Regensburg 1630 ausgeſchriebenen Kurfürſtentage ſeine Wünſche dem verſammelten Reichsſtänden vortragen. Da beſtanden aber die Kurfürſten zunächſt auf Wallenſtein's Entlaſſung, und lebhaft unterſtützte ſelbſt Maximilian von Baiern ihr Begehren, denn das ſelbſtherriſche Auftreten Wallenſtein's war dieſem, wie der ganzen katholiſchen Liga höchſt zuwider, und nächſtdem hatte Wallenſtein ſich ſogar die Jeſuiten zu Feinden gemacht, denn ſein Weſen wahr wahrhaftig kein jeſuitiſcher Leiſetritt. Frankreich lauerte ſchlau im Hinterhalte, ſuchte Bündniß mit der Liga, dies Alles beſtimmte den Kaiſer, die von ſo vielen Seiten her als nothwendig geſchilderte Abberufung Wallenſtein's zu beſchließen und das Heer zu vermindern. Es wurden zunächſt 18,000 Reiter entlaſſen, und dann das über 100,000 Mann angewachſene Heer Wallenſtein's bis auf 40,000 Mann vermindert. Wallenſtein mußte vom Kriegsſchauplatz abtreten, und Tilly wurde Generaliſſimus über beide Heere, das Wallenſteiniſche und das der Liga, die zuſammen 80,000 Mann ſtark waren.

Jetzt brach der fromme und tapfere König von Schweden zum Schutze der vom Feind noch ſtets bedrohten Oſtſeeküſten, wie zu dem der hart unterdrückten proteſtantiſchen Lehre auf, der er und ſein Volk eifrig zugethan war. Seine Landung an der pommerſchen Küſte vor Uſedom am 24. Juni 1630 weckte neue Hoffnungen für den evangeliſchen Glauben, bei den Feinden aber blos Hohn und Spott, denn das Heer, welches der König mit ſich führte, war nur 15,000 Mann ſtark. Die Gründe des Schwedenköniges zu dieſer Landung mit bewaffneter Macht an der deutſchen Küſte waren nicht blos religiöſe. Der König war durch Wallenſtein in ſeinen Geſandten zu Lübeck perſönlich verletzt worden, nicht minder vom Kaiſer ſelbſt, der ihm den königlichen Titel geweigert und den Reichskrieg gegen ihn beſchloſſen hatte. Die Gegner nannten Guſtav Adolf nur den Schneekönig, doch bald nöthigte er ihnen Achtung ab. Guſtav Adolf ſchloß mit dem Herzog von Pommern Bündniß und beſetzte Stettin, er eroberte Kamin und Stargard, vertrieb das kaiſerliche Heer aus Pommern, eroberte das Land und nahm Mecklenburg in Beſitz. Auch mit Frankreich ſchloß Guſtav Adolf einen Vertrag ab; freudig unterſtützte dieſes Land ihn gegen Deutſchland, gegen den Kaiſer und verhieß ihm jährlich 400,000 Thaler zur Heeresausrüſtung und Unterhaltung. Es hätte der ſtets mißlichen und zweideutigen Hilfe Frankreichs nicht bedurft, wenn ſich gleich alle Fürſten evangeliſchen Glaubens an den König von Schweden angeſchloſſen hätten, allein die Politik ſtand ihnen höher als das Glaubensbekenntniß. Die proteſtantiſchen Kurfürſten Georg Wilhelm von Braunſchweig und Johann Georg von Sachſen waren mißtrauiſch gegen den nordiſchen Helden, mochten lieber für ſich allein ſtehen, als ſich anſchließen, und ſchadeten dadurch ungemein nicht nur der Sache ihres Glaubens, ſondern ihren eigenen Städten und Ländern. Dagegen ſchloſſen wieder mächtige Fürſten ſich freudig an Guſtav Adolf an, vor Allem die noch lebenden Sachſenherzoge, zunächſt Wilhelm, der aber faſt zwei Jahre kaiſerlicher Gefangener geweſen, doch von ſeiner bei Stadt-Loo empfangenen tödtlichen Wunde geneſen war. Er hatte von 1629 an als älteſter Prinz des Hauſes die Regierungsgeſchäfte ſeines Landes übernommen, eilte aber freudig unter Guſtav Adolf's Fahnen; ebenſo ſeine Brüder, Ernſt, der als Reitergeneral für den Schwedenkönig kämpfte, und Bernhard, der zum großen Feldherrn heranreiſte. Ebenſo ſchlugen ſich der tapfere Landgraf Wilhelm zu Heſſen-Kaſſel und Herzog Franz Karl von Sachſen-Lauenburg zu Guſtav Adolf, nicht minder ſtellte ſich die Stadt Magdeburg unter ſeinen Schutz, welche an die Stelle des ihr zum Biſchof aufgedrungenen Erzherzogs Leopold von Oeſterreich den Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, der früher Adminiſtrator des Bisthums Magdeburg war, wieder bei ſich auf und angenommen hatte. Dieſe treue Anhänglichkeit an den alten Gebieter wurde leider Magdeburgs größtes Unglück. Tilly und Pappenheim zogen heran, während der Kurfürſt von Sachſen, der gerne ſeinen Sohn zum Adminiſtrator von Magdeburg erhoben geſehen hätte, zu Leipzig einen Convent proteſtantiſcher Reichsſtände hielt, mit dem Kaiſer Unterhandlungen pflog, und Guſtav Adolf, der indeß Frankfurt a. O., Berlin und andere preußiſche Städte genommen hatte, den Durchzug durch Sachſen verweigerte, daher den König durch desfallſige Verhandlungen aufhielt, Magdeburg zu Hilfe zu eilen. Die unglückliche Stadt hatte nur eine ſchwache und noch dazu unter ſich nicht einige Beſatzung, dennoch wurde ſie von der Treue ihrer Bürger auf das tapferſte vertheidigt und widerſtand Wochen lang allen Stürmen, immer auf Entſatz durch Guſtav Adolf hoffend. Eine Kriegsliſt des Feindes führte den Fall durch die Erſtürmung herbei — Tilly hob ſcheinbar die Belagerung auf, die Geſchütze ſchwiegen, man glaubte der Retter nahe, unterließ die nöthige Vorſicht. Plötzlich erfolgte am Morgen des 10. Mai an vier Seiten zugleich der heftigſte Sturm, Pappenheim drang ein mit ſeinen Scharen, bald wälzten wie ein Strom ſich Tilly's Scharen nach und es begannen die Greuel einer Verwüſtung durch Raub, Mord und Feuer, die faſt beiſpiellos daſteht. Magdeburgs Zerſtörung iſt der Brennpunkt in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Mit ihr wandte ſich der Stern des Kriegsglücks von dem alten erprobten Feldherrn Tilly; mit ihr gingen endlich denen, die noch ſchwankten und zauderten, auf welche Seite ſie treten ſollten, die Augen auf; mit ihr ſank die Wagſchale für die Sache des Evangeliums vollwichtig nieder. Die Feuerprobe war beſtanden. Der tapfere Lenker der Vertheidigung Magdeburgs, der ſchwediſche Oberſt Falkenberg, war gleich beim erſten Einſtürmen gefallen; der Adminiſtrator verwundet und gefangen worden; 30,000 Einwohner und Krieger fanden den Tod, die ganze Stadt war ein Trümmer- und Aſchenhaufen, nur der Dom und einige Kirchen waren von den Flammen verſchont geblieben und gegen 150 geringe Häuſer an der Elbe. Am 13. Mai zog Tilly triumphirend ein und ließ zur Feier ſeines blutigen, grauſamen Sieges im Dome das „Herr Gott Dich loben wir“ ſingen.

Es ging ein Schauer des Entſetzens durch die proteſtantiſchen Länder. Laut wurde es ausgeſprochen, daß die Hemmniſſe, welche die evangeliſchen Kurfürſten dem raſchen Vordringen Guſtav Adolf's entgegengeſtellt, die Schuld vom Falle Magdeburgs getragen, und nun erzwang der Schwedenkönig das Nachgeben des Brandenburger Kurfürſten, Sachſen aber zauderte immer noch und kam dadurch in die bedenkliche Lage, zwiſchen zwei mächtigen Feinden und bedrängt von beiden, zu ſtehen. Während ſteter Hin- und Herzüge der ſtreitenden Heere im Norden und Süden, wie im Herzen Deutſchlands, während manchen Schlachten und Städteeinnahmen, und während Guſtav Adolf die Herzoge von Mecklenburg wieder in dem Beſitz ihrer Lande einſetzte, zog Tilly gegen Oberſachſen, nahm die Städte Zeitz, Naumburg, Merſeburg und Weißenfels und raubte ſie aus, von da rückte er nach Leipzig und nahm es ohne Mühe. Der Kurfürſt hatte ſich nach Torgau zurückgezogen, und nun erſt verband er ſich mit Guſtav Adolf, um mit deſſen Hilfe der fernern Verwüſtung des Sachſenlandes zu begegnen. Jetzt rollte ſich bei Breitenfeld ohnweit Leipzig, wo Tilly mit 25,000 Mann ſtand, die tapfern Führer Pappenheim und Fürſtenberg mit ihm, eine furchtbare Schlacht auf, in welcher die Schweden und Sachſen nach hartnäckigem Kampfe Sieger blieben. Tilly wurde ſchwer verwundet; es blieben von der kaiſerlichen Partei 8000 Mann, von der proteſtantiſchen 5000. — 2000 kaiſerliche wurden gefangen; die berühmten ſchwediſchen Generale und Feldoberſten Baner, Horn, Teufel u. A. hatten ſich mit Ruhm bedeckt. Der Sieg wurde gut benutzt; der Kurfürſt von Sachſen brach mit einem Heere in Böhmen ein und gewann Prag. Herzog Wilhelm von Sachſen wurde zum Oberbefehlshaber von Thüringen ernannt; er überrumpelte Erfurt, zog über den Harz und beſetzte Goslar, nahm Göttingen mit Sturm, dann Duderſtadt und das

Eichsfeld, während ſein Bruder Bernhard gegen den Rhein zog und Mannheim durch Liſt einnahm, worauf Guſtav Adolf ihn zum General der Infanterie ernannte. Der König ſelbſt drang nach Franken vor, eroberte Schweinfurt, dann Würzburg und ſetzte dort eine Statthalterſchaft über das Herzogthum Franken nieder, deren Leitung ſpäter an den Herzog Ernſt den Frommen überging.

Guſtav Adolf ſetzte ſeinen Siegeszug aus Franken ſüdwärts weiter fort, nahm Nürnberg, das ganze Maingebiet, Hanau, Aſchaffenburg, Frankfurt, Mainz und den ganzen Mittelrhein. Es war ein beſtändiges Hin- und Herwogen der Heeresmaſſen durch die deutſchen Länder, dabei aber drang der königliche Sieger immer weiter und näherte ſich jetzt dem Herzen des Feindes, dem Baierlande. An deſſen Grenzen, am Lech, erwarteten ihn Kurfürſt Maximilian und Tilly im feſten Lager und wollten ihrem Gegner den Uebergang über den Lech wehren. Es war umſonſt, unter dem Donner der Kanonen erzwang Guſtav Adolf den Uebergang, ſchlug eine Brücke und der alte Tilly wurde durch eine Kanonenkugel am Knie verwundet, an welcher Wunde er bald darauf ſtarb. Der Kurfürſt von Baiern zog ſich in das feſte Ingolſtadt zurück und Guſtav Adolf zog, nachdem er Ingolſtadt umzingelt, nach Augsburg und dann über Moosburg, Landshut und Freiſingen gegen München, während der Kurfürſt von Ingolſtadt nach Regensburg ſich wandte und dieſes einnahm. Statt unchriſtliche Rache für Magdeburg zu nehmen, wurde München, die Haupt- und Reſidenzſtadt Maximilian's, geſchont, und nur eine Contribution von 300,000 Thaler der Stadt zu zahlen auferlegt.

Es ſtand jetzt ſehr mißlich um den Kaiſer: Schweden in Baiern, Sachſen in Böhmen und in Ungarn; ein neuer mächtiger Feind, Ragoczi, Fürſt von Siebenbürgen, das Heer der Liga theils zerſtreut, theils ohnmächtig, Maximilian I. von Baiern machtlos, und der gefürchtete Generaliſſimus, Tilly, nicht mehr am Leben. Nur ein Mann war noch, der aus aller Bedrängniß vielleicht retten konnte, ein Mann, den der Kaiſer beleidigt, gekränkt, abgeſetzt, von ſeiner erfolgreichen, mit Siegen gekrönten Laufbahn abgerufen hatte — Wallenſtein. Dieſer lebte ruhig, doch mit fürſtlichem Aufwand in Prag und widmete ſich den Regierungsgeſchäften, die ſein großer Länderbeſitz erforderte. Ihm ward nun dennoch die Oberfeldherrnſtelle wieder geboten; er ließ ſich lange bitten, und ſtellte harte, kühne Bedingungen, unter denen allein er wieder für den Kaiſer zu Felde ziehen wollte. Er wollte alleiniger Generaliſſimus der Kronen Oeſterreich und Spanien ſein, niemand ſollte beim Heere ihm befehlen dürfen, ſelbſt nicht der Kaiſer, und weder dieſer, noch irgend ein Oeſterreichiſcher Prinz, ſollten überhaupt beim Heere erſcheinen. Nach beendigtem Feldzuge ſolle ihm ein öſterreichiſches Erbland und ein erobertes Feindesland zu Theil werden. Der Kaiſer willigte in Alles, und auf's neue warb Wallenſtein, auf's neue drängte ſich Alles zu ſeinen Fahnen, und ein Heer von 60,000 Mann erwuchs ihm gleich wie aus dem Boden, mit einem Troß von 30,000 Weibern, Dirnen und Lagerjungen. Wallenſtein entſetzte und räumte zunächſt Böhmen von den Feinden, dann rückte er gegen den Schwedenkönig, der ſich bei Nürnberg verſchanzt hatte. Wallenſtein ſchlug nahe genug ebenfalls Lager, und blieb in ruhig beobachtender Stellung, während beide Heere ſich mehr und mehr durch Zuzug verſtärkten, ſo daß allmälig die ſchwediſche Armee auf 70,000 Mann anwuchs. dieſe Heere zehrten Alles auf, ohne weſentlich ſich zu bekämpfen, zuletzt lieferten blos Hunger und Seuchen furchtbare Schlachten; von Guſtav Adolf's Heere ſtarben faſt 20,000 Mann nicht dem rühmlichen Soldatentod, von Wallenſtein's Heere faſt 36,000, ehe es beiden Kriegsherren gefiel, ihre Stellungen, in denen keiner dem andern etwas anhaben konnte, aufzugeben. Jetzt wälzten ſich die Heeresmaſſen wieder durch Franken und Thüringen nach Sachſen. Wallenſtein ſchlug Lager in Leipzigs Nähe, Guſtav Adolf bei Naumburg. Zwiſchen beiden Städten liegt das Städtchen Lützen, dort bereitete ſich die denkwürdigſte aller Schlachten des dreißigjährigen Krieges vor. Wallenſtein hatte Pappenheim gen Halle entſendet, dort die Moritzburg zu nehmen; als er wahrnahm, daß der Feind heranzog, berief er Pappenheim durch Eilboten zu ſeiner Hilfe zurück. Den rechten Flügel des Wallenſteiniſchen Heeres befehligte Gallas und Kronenberg, den linken Holk, im Mitten führten Schafgotſch und Schauenburg das Commando. Im Heere Guſtav Adolf's befehligte Knipphauſen, Fürſt Ernſt von Anhalt führte die Reiterei; der linke Flügel war der Führung Herzogs Bernhard von Weimar anvertraut. Es war ein nebelvoller Herbſtmorgen, der des 6. November 1632. Um neun Uhr ließ Guſtav Adolf unter Trompeten- und Paukenſchall das Lutherlied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ anſtimmen, und ſank betend mit dem ganzen Heer auf die Knie. „Gott mit uns!“ erſcholl das proteſtantiſche Feldgeſchrei, „Jeſus Maria!“ das katholiſche, und die Heere donnerten gegen einander. Heiß und heftig ward gefochten, und mit größter Tapferkeit und mit wechſelndem Glück auf beiden Seiten. Da verhängte Gott, daß dem Könige, der ſich mitten im Gewühle des Kampfes befand — durch einen Schuß der Arm zerſchmettert wurde, dennoch kämpfte er fort, bis der Blutverluſt ihn ſchwach machte, da wandte er ſein Roß, und ein feindlicher Küraſſier ſchoß ihm im Rücken durch und durch. Die Schlacht wogte fort, Herzog Bernhard von Sachſen übernahm ſogleich den

Oberbefehl — die Kunde von des Königs Fall durchdrang die proteſtantiſchen Schlachtreihen, und entflammte zur grimmen Rache. Jetzt kam Pappenheim — er kam zu ſpät, er kam, um nach Wundern der Tapferkeit, die er und General Ottavio Piccolomini verrichteten, ebenfalls durch dieſe verhängnißvolle Schlacht den Tod zu finden Dem Herzog Bernhard riß eine Kugel den Hut von Kopfe; ſein Bruder, Herzog Ernſt, kämpfte mit Löwenmuth; dieſer war es, der das Regiment Pappenheim zurücktrieb, wobei Pappenheim einen Schuß in die Hüfte bekam, an der er am nächſten Tage zu Leipzig ſtarb. Wallenſtein, der ſonſt ſo ſiegreiche, allgefürchtete Feldherr und Generaliſſimus kam mit etwa 80 Flüchtlingen in Leipzig an; 9000 Todte bedeckten die blutige Wahlſtatt.

Die Trauer um den frommen und heldenherzigen König von Schweden war eine große und allgemeine. Die Gegner konnten Guſtav Adolf's Tod trotz der verlornen Schlacht als einen Sieg betrachten — die Zaghaften glaubten abermals die proteſtantiſche Sache nun verloren. Die proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt geriethen unter einander in Zwieſpalt; die Länder Pommern und Sachſen fühlten den Druck ſchwediſcher Beſatzungen und ihre Fürſten erſehnten den Frieden, ebenſo Braunſchweig. Der berühmte ſchwediſche Reichskanzler und Reichsverweſer, da Guſtav Adolf's Tochter, die Königin Chriſtine noch unmündig war, Axel Oxenſtierna bot Alles auf, den Krieg fortzuſetzen, und die Schwankenden unter den Verbündeten beim Bündniß zu erhalten. Zunächſt ſorgte er, daß das vortheilhafte Bündniß mit Frankreich aufrecht erhalten blieb, durch deſſen Erneuung; wirkte durch Brandenburg auf Sachſen, veranſtaltete einen proteſtantiſchen Convent zu Heilbronn, zu welchem die Botſchafter von Frankreich, England und Holland gezogen wurden, und auf dem er den Beſchluß zur Fortführung des Krieges feſtſetzte, deſſen oberſte Leitung in ſeine Hände gelegt ward. Der arme Friedrich V. von der Pfalz war indeß bald nach der Schlacht bei Lützen mit Tode abgegangen, und ſo wurde nun ſein Sohn wieder in ſein, von Maximilian I. von Baiern geräumtes Erbland eingeſetzt. Im Juli 1633 veranſtalteten die drei Sachſenherzoge Wilhelm, Albrecht und Ernſt in ihrer Reſidenz Weimar den Andenken ihres königlichen Freundes Guſtav Adolf ein feierliches Todes-Gedächtniß, während ihr Bruder Bernhard wieder nach Franken gezogen war und mehrere Vortheile errungen hatte. Eine Empörung ſeiner Truppen wegen des Soldes hemmte ſeinen Weiterſchritt, bis es dahin gediehen war, daß unterm 19. Juli die verbündeten evangeliſchen Stände ihm im Namen der Krone Schweden die Hochſtifte Bamberg und Würzburg völlig überließen. Sein Bruder, Herzog Wilhelm empfing, als geweſener Generallientenant Guſtav Adolf's das bisher kurmainziſche Amt Eichsfeld mit allem Zubehör zum Erblehen, vorbehaltlich der Oberlehensherrlichkeit der Krone Schweden. Im November nahm Herzog Bernhard Regensburg ein, dann Straubing, bekämpfte den kühnen und tapfern Parteigänger Johann von Werth, und wandte ſich dann gegen Wallenſtein, der ſich nach der Schlacht von Lützen in Böhmen wieder gekräftigt, und Schleſien wieder erobert hatte. Die Länder waren häufig nur Spielbälle zwiſchen Freunden und Feinden, heute beſaß dieſer ein Land, morgen nahm es ein anderer; wie die Länder darunter litten, wie Freund und Feind ſie drückten, preßten und verdarben, iſt gar nicht zu beſchreiben. Während die Länder auf Frieden hofften, während auch theilweiſe wegen Separatfriedensſchlüſſen unterhandelt wurde, toſten die Kriegsgewitter unaufhörlich fort. Mit Einzelzügen aus jener unerhört bewegten Zeit ließen ſich ganze Bücher füllen.

Wallenſtein, ſtets noch eiferſüchtig auf Maximilian I. von Baiern, verließ jetzt die Laufbahn des Kriegers, auf der er mit ſo großem Glanz und Glück einhergeſchritten war; er wurde Diplomat und knüpfte nach vielen Seiten hin Verhandlungen an, mit Sachſen, mit Brandenburg, mit Frankreich, ja ſelbſt mit dem ihm verhaßten Schweden — nicht für den Kaiſer, ſondern für eigene, hochfliegende Pläne. Für ihn, den Reichsfürſten, den vielbegüterten Mann, den eingebornen Böhmen, war der Gedanke an die böhmiſche Königskrone kein allzu kühner, wenn er denſelben auch nicht offen ausſprach. Aber was er nicht ausſprach, erriethen ſeine Gegner und während er in der Hieroglyphenſchrift der Sterne las, laſen ſie in aufgefangenen Sendbriefen Wallenſtein's, und entdeckten dem ängſtlichen Kaiſer, was ſie ausgeſpürt und wol mehr als das, auch was ſie blos argwöhnten. Wallenſtein wurde zum Hochverräther geſtempelt, der er keineswegs war, mindeſtens vielleicht nur in ſeinem innerſten Herzen, nicht durch eine That, nicht durch einen lautgewordenen Gedanken und der Lohn ſeiner unſaglichen Opfer, ſeiner Mühen, ſeiner Tapferkeit und ſeiner Siege für des Kaiſers Sache, war ungerechter ſchändlicher Meuchelmord, an ihm vollzogen zu Eger am 25. Februar 1634.

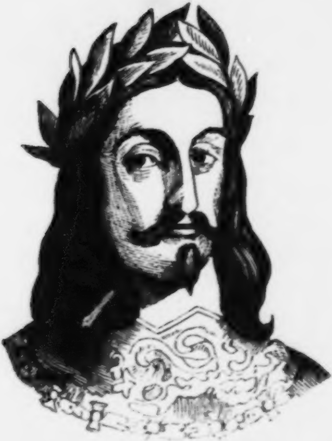
An Wallenſtein's Stelle, als Generaliſſimus des Heeres, ließ Kaiſer Ferdinand II. ſeinen Sohn Ferdinand treten, der bereits als König von Ungarn gekrönt, aber freilich kein Feldherr war wie Wallenſtein. Das proteſtantiſche Heer entbehrte auch eine Zeitlang des Führers, denn Herzog Bernhard zu Sachſen lag mit Guſtav Horn, dem tapfern ſchwediſchen General, im Streit über die Stelle des Oberhauptes der Kriegführung, doch ſetzte er es durch, daß ihm am 2. März 1635 auf dem evangeliſchen Conventtage zu Worms von der Krone Schweden und den verbündeten Ständen das Ober-Generalat über die Armeen anvertraut wurde, worauf Herzog Bernhard an den Rhein zog und Speier nahm. In Weſtphalen kämpfte zu dieſer Zeit nicht ohne Glück Landgraf Wilhelm von Heſſen, nahm Paderborn, entſetzte Hameln und brachte faſt das ganze Land unter ſchwediſche Botmäßigkeit.

Erſt 1635 kam zu Prag ein Friedensſchluß zwiſchen Kurſachſen mit dem Kaiſer zu Stande, dem Kurbrandenburg, Braunſchweig und Mecklenburg beitraten. Die Fürſten dieſer Länder waren des langen Krieges müde, die Länder noch weit mehr, allein was half dieſer einſeitig abgeſchloſſene Friede den übrigen proteſtantiſchen Ländern? Sie waren fortdauernd allen Greueln des Krieges preisgegeben. Guſtav Adolf hatte, ſo lange er noch am Leben war, nach Möglichkeit zu ſchonen geſucht und die ſtrengſte Mannszucht gehalten, nach ſeinem Tode riß eine Verwilderung im ſchwediſchen Heere ein, die aller Menſchlichkeit Hohn ſprach und die an viehiſcher Grauſamkeit mit den verworfenſten und verrufenſten Truppen der Kaiſerlichen, den Kroaten, wetteiferte. Die Mehrzahl der Führer waren nur von roher brutaler Tapferkeit beſeelt, Menſchlichkeit war den Meiſten gänzlich fremd, und das ſtete Feldlagerleben, das ſtete Umherziehen, alle Gefahren, Mühſalen und Anſtrengungen eines ſo lange dauernden Krieges mußten zuletzt auch die Menſchen gleichgültig machen gegen alle höhern und beſſern Gefühle.

Bernhard's des Großen von Sachſen herrliche Ruhmsthaten hatte eine unglückliche Schlacht verdunkelt. Er war nach manchen Kriegsoperationen abermals in Baiern vorgedrungen, hatte ſich mit Baner und Horn vereinigt, Landshut erobert, wo einer der tapferſten und gefürchteten Generale der Kaiſerlichen, Aldringer, blieb, und wollte das von den Baiern belagerte Regensburg entſetzen, allein am 18. Juli 1634 erfolgte die Uebergabe dieſer Stadt an die Feinde. Bald darauf nahte donauaufwärts der König von Ungarn mit ſeinem Heere, nahm Donauwörth und umzingelte Nördlingen. Herzog Bernhard wollte dieſe Stadt nicht in Feindeshände kommen laſſen und lieferte gegen Horn's Rath eine Schlacht, die höchſt unglücklich für das ſchwediſche Heer ausfiel. Horn wurde nebſt andern hohen Führern gefangen genommen, die Hälfte des Schwedenheeres, 12,000 Mann, blieben todt oder wurden kampfunfähig, 4000 wurden Gefangene, und nur ein zertrümmertes und entmuthigtes Heer brachte Bernhard von dannen.

Trotzdem, daß ihm im darauf folgenden Jahr das oben erwähnte Obergeneralat über die ſchwediſche Armee anvertraut wurde, war doch der ſchwediſche Heerführer Baner, der im nördlichen Deutſchland den Krieg fortführte, der Mittelpunkt des ſchwediſchen Heeres. Der Prager Friede aber erwies ſich Deutſchland als der unheilvollſte, der vielleicht je geſchloſſen ward. Er entzweite die proteſtantiſche Partei völlig und führte die nicht in ihm begriffenen dahin, bei Frankreich Hilfe zu ſuchen, drängte den edlen Herzog Bernhard, in Frankreichs Sold zu treten, brachte es dahin, daß Sachſen an Schweden den Krieg erklärte, was, da erſteres nicht mit ſonderlichem Glück kämpfte, und die Herzen der proteſtantiſchen Soldaten nicht für den Kaiſer ſchlugen, dem Lande äußerſt verderblich wurde, denn Baner und ſeine Schweden verheerten nun auf das grauſamſte Sachſen, die Mark Brandenburg, Thüringen und das nördliche Franken, von dem ein Theil noch ſächſiſch war.

Im Februar 1637 ſtarb Kaiſer Ferdinand II., und es folgte ihm ſein Sohn als Ferdinand III. in der Kaiſerwürde. Minder bigott zwar und minder fanatiſch, wie der Vater, vermochte der Sohn doch nicht den blutigen Krieg alsbald zu enden, und der Gottesgeißel Einhalt zu thun, die fort und fort an allen Theilen des deutſchen Reichskörpers dieſen zerfleiſchte; doch bot Ferdinand III. gern die Hand zu Friedensſchlüſſen, um nur ein deutſches Land nach dem andern vor dem Bündniß mit Schweden zu retten. Der tapfere und kriegsluſtige Landgraf Wilhelm von Heſſen war im September 1637 geſtorben, und ſeine Wittwe ſchloß Frieden mit dem Kaiſer. Herzog



Bernhard, jetzt Frankreichs Verbündeter, führte ſeinen Krieg gegen den Kaiſer jetzt unabhängig von Schweden, fort, und ſchlug ſiegreich in der Schlacht bei Rheinfelden Kaiſerliche und Baiern, wobei er den tapfern Johann von Werth nebſt den Heerführern Enkefort und Sperreuter in ſeine

Gewalt bekam. Dann belagerte und nahm er Breiſach, und ſchlug dort als Herzog vom Elſaß Reſidenz und Regierung auf. Das war aber ganz gegen den Willen Frankreichs, und des ſchlauen Cardinals Richelieu, denn Frankreich wollte das Elſaß für ſich und für ſeine Deutſchland geleiſtete Hülfe in Beſitz nehmen. Da ließ Frankreich, dem er nie getraut und gegen das er ſelbſtſtändig zu handeln begann, den Herzog Bernhard ohne fernere Hilfe, brachte ihn in Bedrängniß, verringerte ſein Heer; Treuloſigkeit und Verrath umgaben ihn, und unverſehens ſtarb er, am 8. Juli 1639, im Alter von 35 Jahren, und allgemein ging das Gerücht, daß ihm Gift beigebracht worden ſei. Herzog Bernhard's zu Sachſen Todesjahr war eines der furchtbarſten, drückendſten und verheerendſten für Deutſchland. Die Länder entvölkerten ſich, ganze Orte ſtarben an Seuchen dahin, oder die Flamme verzehrte ſie, und Niemand war, der ſie wieder aufbaute

Der entſetzliche, immer fortdauernde Krieg rieb allmälig faſt alle ſeine Helden auf. Johann Graf Baner, Feldmarſchall und zuletzt ſchwediſcher Generaliſſimus, zog fort und fort bald da bald dorthin durch die deutſchen Länder, und verwüſtete ſie neben Böhmen, Mähren und Schleſien, während ein franzöſiſches Heer Oberdeutſchland drückte, ein heſſiſches den Niederrhein. Aber auch Baner fand ſein Ziel, er ſtarb 1641 zu Halberſtadt, und an ſeine Stelle als Oberfeldherr trat **Leonhard Torſtenſon**, der nun dem Erzherzog Leopold Wilhelm von Oeſterreich und Piccolomini entgegenzog. Abermals erfolgte eine Schlacht bei Breitenfeld, und wieder, wie einſt, war der Sieg mit den Schweden, worauf Torſtenſon nach Schleſien und Mähren zog und in Oeſterreich ſelbſt faſt bis Wien vordrang. Gleichwohl wurden jetzt Friedensunterhandlungen von Seiten Schwedens mit dem Kaiſer gepflogen, in die ſich Dänemark miſchte, das Torſtenſon und Horn auf deutſchem Boden bekämpften, und das endlich auch mit Schweden Frieden ſchloß. Eben ſo nöthigte Sachſen die furchtbare Verwüſtung ſeiner Lande, die der Kaiſer nicht zu ſchützen vermochte, den Frieden mit Schweden ab. Fürſt Rakoczy, auf deſſen Zuzug und Beiſtand Torſtenſon gerechnet hatte, ſchloß indeß ebenfalls Frieden mit dem bedrängten Kaiſer, und der Schwedenfeldherr mußte die Belagerung von Mähren aufheben und mit großen Verluſten ſich aus den öſterreichiſchen Ländern zurückziehen. Er übergab bald darauf das Obercommando an den ſchwediſchen Helden Guſtav **Wrangel**, der mit dem berühmten franzöſiſchen General Türenne nach Baiern zog, und den Kurfürſten Maximilian I. bekämpfte. Dieſer Fürſt hatte nun faſt ein Menſchenalter hindurch den blutigen Krieg von deſſen Anbeginn mit durchgekämpft, und mochte ſich bei merklich vorgerückten Jahren wol auch nach Ruhe ſehnen. Er ſchloß einen Waffenſtillſtand ab, der ein Vorläufer des den erſchöpften Ländern endlich nahenden Friedens war. Auch Gallas, der kaiſerliche Feldherr, war vom Kriegsſchauplatz abgetreten, Hatzfeld war an ſeiner Stelle zum Feldmarſchall ernannt worden. Zuletzt führte ein Proteſtant, Namens Holzappel, genannt Melander, das kaiſerliche Heer gegen die Proteſtanten; die Vergeltung kam auch über ihn, er blieb in einer Schlacht gegen Wrangel, am 29. Mai 1648.

Die Länder alle ſeufzten nach Frieden. Die Zerſtörungen, welche der Krieg in Deutſchland angerichtet hatte, und die man nun zu überblicken vermochte, waren furchtbar und ganz unbeſchreiblich. Allenthalben entvölkerte Ortſchaften, allenthalben Seuchen, Hungersnoth, Armuth und Elend, Jammer über Jammer.

Man wollte allerſeits den Frieden, man bahnte ihn an, ſchon ſeit 1635; aber erſt ſeit drei Jahren wurde zu Osnabrück und Münſter an dem großen Werke gebaut und gearbeitet, während immer neue Sturmſtöße des wie Gewitter fortrollenden Krieges den Bau erſchütterten und hemmten. Das machte die ohnehin langſam weiter ſchreitenden, bedächtig-diplomatiſchen Verhandlungen noch ſchwieriger und verwickelter, man brach Verträge und Waffenſtillſtände, man verheerte und verwüſtete weiter, und ſtritt um Länder, während die Friedensgeſandten in armſeliger Eitelkeit ſich um den Vorrang und um Seſſel und Stühle zankten.

Die kriegführenden Mächte hatten die beiden weſtphäliſchen Städte Osnabrück und Münſter neutral erklärt; in Münſter tagten theilweiſe die Geſandten der katholiſchen, in Osnabrück die der proteſtantiſchen Mächte. Schon im Juli 1648 war das Friedensinſtrument fertig, dennoch dauerte es noch bis zum October, bevor es öffentlich verkündigt werden konnte. Noch war Prag von dem ſchwediſchen General Königsmark belagert, als endlich, am 15. October unter Trompeten- und Paukenſchall der Friede durch Herolde in den Städten Münſter und Osnabrück feierlich ausgerufen wurde. Da gingen Wonnegefühle durch alle Seelen, da ſchied und trennte kein Glaubensbekenntniß mehr; alle chriſtlichen Confeſſionen ſtimmten in das feierliche Te Deum ein, das in den Domen erklang, und nach allen Orten und Enden, nach allen Waffenplätzen und Heerlagern flogen eilende Boten; von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf drang die Kunde, beſeligend wie die Engelsſtimme in der heiligen Nacht: „Friede! Friede auf Erden!“

Es war ein Freudentaumel — man vergaß auf kurze Zeit, was der Krieg gethan hatte, was der Friede brachte, was er Deutſchland gab und was er ihm nahm. Der froheſten Hoffnung gab man ſich allſeits hin; es mußte ja beſſer werden, es konnte ja nicht ſchlimmer werden als es war, wenn nicht alles zu Grunde gehen ſollte. Am weſtphäliſchen Friedensſchluß hatten Abgeordnete der Kronen Frankreich, Spanien und Schweden, des Papſtes, der Republik Venedig, theilgenommen, nicht minder die aller deutſchen Reichsfürſten und Reichsſtädte, viele Fürſten ſelbſt in eigener Perſon. Der kaiſerliche Prinzipalcommiſſarius Graf Maximilian von Trauttmansdorff leitete die Verhandlungen mit großer Umſicht, und that Alles, dieſelben zum endlichen Abſchluß zu bringen. Der weſtphäliſche Friede endete und begann einen neuen Zeitabſchnitt in der deutſchen Geſchichte. Er beſchloß die Reformationsepoche, wie dieſe das eigentliche Mittelalter abgeſchloſſen hatte, aber für Deutſchlands Einheit, Größe und Selbſtſtändigkeit trug er keine Frucht; vielmehr untergrub er dieſe völlig, gab die ſchönſten Grenzlande in die Hände feindlicher Nachbarn, und brach der Kaiſermacht die Spitze ab. Faſt alle Nachbarlande erholten ſich für die Opfer des Krieges, die ſie ja doch ſammt und ſonders nur eigenſüchtig politiſchen Zwecken gebracht hatten, und keineswegs der neuen Lehre des Evangeliums, an dem armen Deutſchland.

Schweden bekam Vorpommern, die Inſel Rügen, einen Theil von Hinterpommern, mehrere Städte, ſeine Könige wurden dadurch, wie die von Dänemark ſchon waren, deutſche Reichsfürſten, und nächſtdem bekam es 5 Millionen Thaler. Das waren gute Biſſen, welche Deutſchland gegen die Schwedentränke hingab. Frankreich nahm die alten Bisthümer und Städte Metz, Tul und Verdün, Breiſach und Pignerol, durfte die Veſte Philippsburg militäriſch beſetzen, und erhielt noch mit Ausnahme von Straßburg, Baſel, Colmar und Landau, das ganze vorher öſterreichiſche Land Ober- und Unter-Elſaß, zehn vereinte Landſtädte und den Sudgau. Holland hatte bereits im Januar 1648 mit Spanien Frieden geſchloſſen, und die Generalſtaaten trennten ſich von Deutſchland; ebenſo fiel die Schweiz ganz ab, die bisher immer noch als ein Theil des deutſchen Reiches gegolten hatte.

An die Pfalz wurde die Kurwürde zurückgegeben, ohne daß ſie Baiern wieder entzogen ward, und ſo hatte Deutſchland, entgegen den Satzungen der goldenen Bulle, nun 8 Kurfürſten ſtatt 7. Pfalzgraf Karl Ludwig, der Sohn des vormaligen Böhmenkönigs Friedrich V., empfing die Kur und die Unterpfalz. Baiern behielt mit der Kur die Oberpfalz. Kur-Brandenburg und Kur-Sachſen erhielten Länderbeſitz als Entſchädigung, ebenſo wurden Mecklenburg, Braunſchweig, Wolfenbüttel und Lüneburg, Heſſen-Kaſſel und Würtemberg verhältnißmäßig oder auch nicht verhältnißmäßig, abgefunden, und allen deutſchen Fürſten wurde die Landeshoheit (Souveränität) geſichert; auch wurden die Rechte aller Reichsgrafen, Reichsritter (Reichsfreiherren), Reichsſtädte, Reichsdörfer, Reichsabteien ꝛc. aufrecht zu erhalten verſprochen. Zur Grundlage des religiöſen Friedens diente der Paſſauer Vertrag und der Augsburgiſche Religionsfriede von 1555, der jetzt auch auf die Reformirten ausgedehnt wurde.

Mit all dieſem kam für das arme Deutſchland noch immer keine goldene Zeit. Die Durchmärſche heimziehender Heere drückten und laſteten noch einige Jahre lang, und erſt im Jahre 1650 wurde der Friede vom Kaiſer, von Frankreich und Schweden unterzeichnet, ſo daß dieſe beiden letztern Mächte, Deutſchlands Feinde, Deutſchland ſeinen Frieden ſicherten. Beide Länder, vorzüglich aber Frankreich, bekamen nun Macht und Einfluß auf Deutſchlands innere, politiſche wie kirchliche Angelegenheiten, und Frankreich ergriff ſpäter die erſte günſtige Gelegenheit, ſich Straßburgs und anderer Städte und Orte des Elſaſſes vollends zu bemächtigen. Jeder Reichsfürſt konnte, vom Kaiſer unabhängig, Krieg führen und Frieden ſchließen auf eigene Hand, nur nicht gegen das Reich ſelbſt, und es kam die Luſt und Freude der kleinen Machthaber an kriegeriſchem Prunk und zahlreichen Soldaten als landſchädliche Neigung jetzt häufig zur Erſcheinung, wozu ſich koſtſpielige Hofhaltungen, Jagdleidenſchaft, prachtvolle, ſceniſche und muſikaliſche Darſtellungen geſellten, nicht minder häufig heilloſe Maitreſſenwirthſchaft. Man ahmte alles Schlechte und Nichtsnutze, worin Frankreich, d. h. vorzugsweiſe der franzöſiſche Hof, beiſpielgebend voranging: Kleidertracht, Gebaren, Unſitten und Geſchmackloſigkeit in Uebung ſchöner Künſte, treulich nach; verdarb die Körperſchönheit durch Perücken, Schminke, Schnürleiber, und barokke Moden; verſchnörkelte die Bäume und Beete der Ziergärten, verdarb und verſchnörkelte nicht minder die edle deutſche Sprache, ja man hätte ſie am liebſten ganz ausgerottet, und den franzöſiſchen Schwatz überall eingeführt. Man liebte die franzöſiſche Sprache, weil ſie leicht und ſeicht iſt, und glaubte Wunder, wie gebildet man ſei, wenn man franzöſiſch ſchnattern konnte.

Von deutſcher Kunſt im höheren Sinne war keine Rede mehr, und auch die immer noch edlen und herrlichen Formen im Bauſtil der ſogenannte Renainſſancezeit erſtarben; man diente und fröhnte dem heilloſeſten Ungeſchmack, man entartete völlig.

Weil man in Frankreich begann, über den Glauben zu ſpotten und in haltloſen philoſophiſchen Klügeleien die Geheimniſſe der Schriftoffenbarung herabſetzte, that man es in Deutſchland, das ſich völlig zu Frankreichs Affen machte, ebenfalls; man ſprach viel über Aufklärung, während das Volk noch in tiefer Finſterniß des craſſeſten Aberglaubens großentheils irre ging. Hatten doch ſchon vor dem Ende des 30jährigen Krieges die gelehrteſten Theologen und Juriſten ſteif und feſt an den Teufel und an Hexen geglaubt; verbrannte man doch noch bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts angebliche Zauberer und Teufelsbünder auf flammenden Scheiterhaufen bei lebendigem Leibe! Die Rechtspflege war im äußerſten Verfall, von deutſchem Rechte war kaum noch die Rede, man ſtützte ſich auf das römiſche, zu einer Zeit und in einem Lande gegeben, in denen für tauſend möglicherweiſe vorkommende Rechtsfragen weder Begriffe, noch Anſchauung zu Gebote ſtanden und ſtehen konnten.

Die Hälfte der deutſchen Bevölkerung hatte der dreißigjährige Krieg, hatten Hunger und Seuchen dahin gerafft. Bei weitem nicht alle Orte, die das Feuer gänzlich zerſtört und verheert hatte, wurden wieder aufgebaut, weil alle Beſitzer der Herdſtätten todt waren. Zahlreiche Sagen gehen von Ortſchaften, die ausgeſtorben, bis auf einen oder zwei Bewohner, welche dann die Orte neu bevölkert. Noch immer blickt auf Flurkarten, tönt im Munde des Volkes uns das ſchaurige Wort Wüſtung entgegen, das iſt ein Raum in der Feldflur, an dem ehedem ein Dorf ſtand, und wo jetzt nichts mehr ſteht.

Trotz dem Weh des furchtbaren Krieges, trotz aller Verwüſtung der Länder, Auseinanderreißung der Familien, in deren innerſtes Leben oft die

Glaubensſpaltung eindrang, ſo daß Brüder gegen Brüder kämpften, war der deutſche Geiſt dennoch nicht zu erdrücken, regte die Poeſie ihre Schwingen, flogen Lieder durch die Länder wie ſchmetternde Singvögel. Der deutſche Humor ſteigerte ſich häufig zur Satyre, die Satyre zum Pasquill, Spottbilder geſellten ſich den Hohngedichten, in beiden war oft viel, oft auch wenig Geiſt, aber ſie gingen doch von Hand zu Hand im Volke und zündeten Gedanken an gegen die Liga, gegen die katholiſche Kleriſei; gegen die Jeſuiten, gegen den Kaiſer. Vor allen wurde Guſtav Adolf auf ſolchen Flugblättern gefeiert, „der mitternächtige Löwe.“ Um Magdeburgs Fall erſchollen Klagelieder; es wurde die Stadt, nach ihrem Wappen, mit einer Jungfrau verglichen, der ſich Tilly als blutdürſtiger Bräutigam vermählt, die Gegner verſpotteten die Stadt in Hochzeitliedern. Gleich nach der Schlacht bei Breitenfeld erſchien eine „neugedeckte Confecttafel, für Tilly und ſeine Confectnäſcher,“ Anſpielung auf die ſo häufigen unſinnigen Forderungen der Heerführer an feinen Gewürzen und Conditorwaaren für ihre Tafeln — ebenſo eine „Confectgeſegnung,“ ein Gedicht: „Sächſiſch Confect“ — ein „Poſtbote,“ der Nachfrage halten ſollte, wohin Tilly mit ſeiner großen Armee ſich eilends verkrochen habe? „Jauchzende“ und „hinkende Boten“ erſchienen. Auf den Grafen von Thurn flatterte ein Spottblatt in Rebus aus, ein anderes auf des Tilly Haushalt, auch deſſen Niederlagen wurden ſchonungslos verhöhnt, man nannte den berühmten Feldherrn einen „alten Corporal," bildete ſein Leichenbegängniß ab, bei welchem ſtatt der Fackeln brennende Städte leuchteten. Ein anderes Bild und Gedicht: „Das Wallenſtein'ſche Gelächter" läßt ſich Wallenſtein frohlockend auf Tilly's erledigten Stuhl ſetzen und ihn vierzehn Tage lang lachen, daß Bauch und Seſſel wackeln. Die große „Trummel der Liga" wurde abgebildet und mit Spottverſen erläutert; dazu geſellte ſich eine „Allamodiſche Discant-Geige" gleich rieſenhaft. „Der große Kamm, darüber groß und klein Hanß geſchoren" erläuterte bildlich und ſchriftlich das den deutſchen Ländern angethane Leid. Der Jeſuiten „Monarchi," „Länderfang" und unzähliges Andere wurde verſpottet und man hat bereits Bücher mit den Sammlungen jener für ihre Zeit höchſt charakteriſtiſchen fliegenden Bild- und Liederblätter gefüllt und entdeckt immer noch vergeſſene.

So war es in Deutſchland vor 200 Jahren, ſo litt das theuere Vaterland und hob ſich unter Gottes Segen dennoch wieder, wenn auch Anfangs ſchwer und nur allmälig, zur Blüthe empor. Möge die Hand des Allmächtigen und Allwaltenden daſſelbe vor inneren Stürmen bewahren, ſeinen Fürſten Einſicht, ſeinen Völkern Eintracht verleihen, dann braucht es vor ſeinen auswärtigen lauernden

Feinden im Norden und Oſten, im Weſten und Süden nicht zu bangen, und noch weniger feindſelige Nachbarvölker auf ſeinen heiligen Boden zu rufen oder auf ihm zu dulden, um ſich von ihnen auf's neue quälen und ausſaugen zu laſſen.

Druck von J. E. Waſſermann in Leipzig.

[illegible].G.z.St.

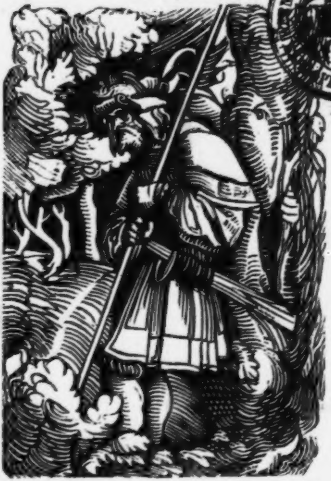
Neue Volksbücher mit Holzſchnitten.

32. Heft.

Der treue Eckhart.

Von Ludwig Bechſtein.

FÜRSTLICH STOLBERG · WERNIGERODE



Leipzig. Verlag von Bernhard Schlicke.
Preis 1½ Sgr. — 6 Kreuzer.

[illegible]

1947.5.17

Landes-
Bibliothek
Weimar

ca. 1855 7.9.5
Bd 3 : 662

1

Ein altes deutſches Sprichwort ſagte: Du biſt der treue Eckhart, du warneſt jedermann. Dieſes Sprichwort ſtammte ab aus mythiſchen und dichteriſchen Sagen, feierte einen Helden, der in Liedern hochgeprieſen wurde, aus denen ſeine Geſtalt verherrlicht aufſtieg in den deutſchen Götterſagenkreis, ſo daß er zum Begleiter der deutſchen Liebes-, Lebens-, Winter- und Todesgöttin, Frau Hulda, wurde, und die ſpätere Zeit brachte ihn mit dem edlen Ritter Danhäuſer oder Tanhäuſer in eine geheimnißvolle Verbindung.

Das Heldenbuch, das Nibelungenlied und beide verwandte mittelhochdeutſche Rittergedichte, ſind die Quellen der deutſchen Eckhartſage.

Der Held tritt fertig in die Geſchichte, er heißt gleich „der Getreue", bevor noch entwickelt wird, weshalb; das geht dann aus ſeinem wackern Thun hervor. In dieſen alten Gedichten heißt er Ecke und Eckewart, daraus iſt ſpäter Eckhart geworden, und da das mittelhochdeutſche Wort ecke eine Schneide, und namentlich die Doppelſchneide eines Ritterſchwertes oder Speeres heißt, ſo war der Anhängſel am Heldennamen eben nur ein kräftigender Zuſatz.

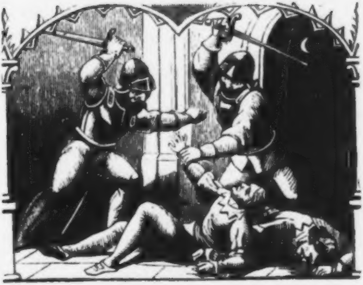
Spätere Schriftſteller haben im Drange, alles naheliegende Deutſche nicht zu beachten, und ihre Erklärungen möglichſt weither und mindeſtens aus Hellas und Latium zu holen, im Eckhart einen Högear und daraus ſogar den Hector des Trojanerkrieges erblickt und zu machen verſucht.

Im Nibelungenliede iſt Eckwart Kriemhildens Lehensmann; er warnt vor ihrer Hochzeit und zeigt Günther und ſeinen Gefährten, die ihn an der Grenzmarke des Hunnenlandes ſchlafend finden und ihm ſein Schwerdt abnehmen, dann aber wiedergeben, den Weg in Rüdigers Land, warnt aber gleich im Beginn vor der Fahrt zu den Hunnen. Es waren, nach der alten Heldenſage, in welcher Dietrich von Berne die Hauptrolle ſpielt, zwei Helden mit dem ehrenden Beinamen: „der getreue" vorhanden; der eine gab dieſen Namen auf, der andere behielt ihn. Das begab ſich nach der ſchlichten, ungeſchmückten und unverfälſchten Darſtellung der Alten alſo:

König Dietrich von Berne (Verona in der Lombardei) hatte noch drei Brüder, der eine hieß König Ementrich, der andere König Harlung, der dritte war der junge Dietrich, welcher erſchlagen wurde.

Dem Könige Ementrich diente ein Marſchal, der hieß der getreue Sibich; dieſer hatte gar eine ſchöne, fromme Frau, welche der König minnete, ſie aber bewahrte ihrem Gemahle die Treue. Da ſandte der König ſeinen Marſchal auf zwölf Wochen außer Landes, und veranſtaltete unterdeß ein prunkendes Hoffeſt über das andere, welche Feſte Gelegenheit bieten ſollten, des Königs unlautere Wünſche zu krönen. Es geſchah aber nicht, bis zum vierten Feſte, wo durch böſer Frauen Liſt die Frau des Marſchals überwunden wurde, daß ſie an den König ihrer Ehre verluſtig ging gegen ihren Willen und mit großem Leid; darüber ward ſie betrübt bis an ihr Ende. Und als Sibich wieder nach Hauſe kam, klagte ihm ſeine Gemahlin, was ihr widerfahren. Da ſprach Sibich: Bin ich doch allerwegen ein getreuer frommer Mann geweſen, und ward mir der Name gegeben: der getreue Sibich. Nun will ich der ungetreue Sibich werden! —

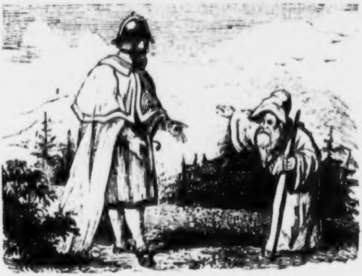
König Harlung war geſtorben und hatte zwei junge ſtarke Prinzen hinterlaſſen; deren Schutz-, und Hofmeiſter war der getreue Eckhart, aus dem Harlungen-Geſchlecht, und ſaß mit ihnen auf der Königsburg zu Breiſach im Lande Breisgau. Zu dieſer Zeit hatte ſich das oben Erzählte begeben und Sibich ſeinen Racheſchwur gethan. Dieſer ging nun ſeinen König mit treuloſem Rathe an, daß er ſeines Bruders Söhnen ein Schloß nach dem andern und ihr ganzes Land nehmen ſolle. Da nun zu einer Zeit der getreue Eckhart nicht daheim war, ließ König Ementrich ſeine jungen Neffen in ihrer Burg überfallen und ſie ſchändlich ermorden. Als der getreue Eckhart dieſe ungetreue That



erfuhr, beſetzte er alle Schlöſſer im Lande Breisgau mit Wehrmannen und befahl, niemanden einzulaſſen und ſie tapfer zu vertheidigen; er ſelbſt aber ritt zu Dietrich von Berne und klagte ihm, was geſchehen war. Darob erzürnete ſich der Berner heftiglich und rüſtete ein Heer und fiel dem Könige Ementrich vereint mit Eckhart in das Land, nahmen ſeine Schlöſſer ein, und erſchlugen in einer Schlacht, aus welcher Ementrich und Sibich mit Noth zu Fuße entrannen, viele hundert Helden. Aber Ementrich ſammelte ein neues Heer, und es wurde wieder eine Schlacht geſchlagen, in welcher Ementrich acht Heldenmannen des Berners zu Gefangenen machte, der letztere aber gewann zwei Söhne Ementrichs zu Gefangenen. Hierauf ſandte der Berner zu ſeinem Bruder Ementrich: wenn er ihm ſeine Mannen zurück ſenden wolle, ſo wolle er, Dietrich von Berne, ihm auch die Söhne frei laſſen und wieder geben. Ementrich aber entbot dem Dietrich, er möge mit ſeinen Söhnen thun, was er wolle: er trage darum keine Sorge. Wolle Dietrich ſeine acht Helden wieder haben, ſo müſſe er nicht nur die Söhne frei laſſen, ſondern auch ſein eigenes Land an Ementrich geben, und ſich zu Fuße daraus von dannen heben.

Das war dem Berner eine ſchwere Botſchaft, und er berief ſeine Mannen zur Berathung. Die Helden riethen alle, es ſei beſſer, er verliere acht Mannen, als ſein ganzes Land. Aber Dietrich von Berne ſprach: Das wolle Gott nicht, denn unter den acht Helden iſt keiner, für den ich nicht, und wenn er ganz allein gefangen läge, von Land und Leuten ginge, ehebevor ich ihn tödten ließe. Und ſo that der mannliche Held und gab dem Ementrich ſeine Söhne wieder und verließ ſein Land, löſete ſeine Helden und ging mit ſeinen Dienern zu Fuße hinweg. — Er zog zu König Etzel in das Hunnenland, der half ihm hernachmals wiederum zu Land und Leuten.

Der getreue Eckhart aber ruhete und raſtete nicht, bis er den Tod der jungen Harlunge blutig an Ementrich, ihrem Oheim, gerächt hatte, und ward darum hoch geprieſen. Und ſo wurde auch Sibich an Ementrich gerächt. Die Harlunge hatten einen Schatz oder Hort, der ward in einen Berg bei Breiſach verzaubert, der heißt der Bürglenberg, und als der getreue Eckhart geſtorben war, da hüthete noch ſein Geiſt den Harlungenhort, und warnte jeden, der den Verſuch machen wollte, dieſen verzauberten Schatz zu gewinnen, denn derſelbe war beſtimmt, dermaleinſt einem ſpäteren Abkömmlinge der Harlunge zu Theil zu werden, welcher dann wieder ein Erbe und rechter Herr des Landes werden ſollte. Daher entſtand hernachmals im Volke das Sprichwort: Du biſt der treue Eckhart, du warneſt jedermann.



Mit Dietrich von Berne aber begab es ſich gar wunderbar, denn nachdem in den großen Kämpfen, deren Schilderung den Schluß des Niebelungenliedes bildet, alle die berühmten Helden ihren Tod gefunden, blieb nur der Berner übrig. Da kam ein kleiner Zwerg und ſprach zu ihm: Berner, Berner, du ſolt mit mir gehn! Da fragte der Berner: Wohin? Sprach der Zwerg noch einmal: Du ſolt mit mir gehn! Dein Reich iſt nit meh in dieſer Welt. — So ging' der Berner hinweg und weiß niemand, wo er hinkommen iſt; ob er noch im Leben oder tod ſei, weiß niemand in Wahrheit zu ſagen.

Man „vermeinet auch" — ſo lautet wörtlich die alte Kunde: „der getreue Eckhart ſei noch vor Frau Venusberg und ſoll auch da bleiben bis an den jüngſten Tag, und warnet alle die in den Berg gehen wollen." Mit den letzten, einfachen Worten entrückt die alte Märe den Helden in das Reich der Mythe, in welches wir ihm folgen müſſen, wenn uns daran gelegen iſt, ein klares Bild von ihm zu gewinnen. Die im Eingange ſchon erwähnte Frau Hulda war dem Hauptbegriffe ihres Weſens nach eine Holde d. h. eine gute, günſtige Naturgottheit der alten Germanen; ſie hüllte zur Winterzeit das Land in die weiche ſchirmende Schneedecke; aus ihrem eigenen Bette ſtreute ſie, nach ſprüchwörtlicher Redensart, die Federn wenn es ſchneite, aber ſie brauſte auch einher im Winterſturme, und half das Wodes-Heer zu führen; wenn aber der Frühling kam, da fuhr ſie auf ihrem Wagen mütterlich durch das Land und weckte die Keime und Sproſſen der Pflanzenwelt, ſegnete die Saaten, nahm ſich inſonderheit des Flachſes an, deſſen Verarbeitung im Winter ſie ſorglich überwachte, daher fleißige Spinnerinnen häufig bebelohnte, faulen aber Flachs und Werg am Rocken, oder auch das eigene Haar garſtig verwirrte. Der Glaube an ſie verbreitete ſich weit über Deutſchland; ihr Weſen empfing in verſchiedenen Gauen verſchiedene Namen: Holle, Gaue, Werre, Harke, Herge Perchte u. ſ. w. Als Perchte iſt ſie im Vogtlande Königin der Heimchen, des kleinen armen Wichtelgeſchlechtes, das der wilde Jäger verfolgt; in Tirol iſt ſie wieder unter dem Namen Hulda Königin der Saligen, d. h. der ſeligen Frauen und Fräulein, welche die Rieſen heftig verfolgen, davon viele Sagen noch im Volksmunde jenes Landes leben.

Es konnte nicht fehlen, daß die Sage einer ſo weitverbreiteten Naturgottheit auch beſtimmte Wohnſitze anwieß. Solche waren in Mitteldeutſchland hauptſächlich der Berg Meißner im Heſſen- und der Hörſeelenberg im Thüringerlande, letzterer von alten Chroniken als ein Sitz des Fegefeuers, zugleich aber auch als der Ort genannt, aus dem bei ſeinen nächtlichen Umfahrten im Winter das wilde Heer ausziehe und in denſelben zurückkehre, was durch eine nahe dem Bergesgipfel offen zu Tage gehende Kluft, an der man zu Zeiten ſchreckliches Klagegetöne der gemarterten Seelen vernehmen konnte, vermittelt wurde.

Die ritterlichen Dichter des Mittelalters trugen gern und häufig altüberkommene Mythen und Mären grauer Vorzeit in ihre Dichtungen über, und wie ſie Dichtungen des klaſſiſchen Alterthums umdichteten und ihren wie ihrer Zeitgenoſſen Anſchauungsweiſen anpaßten, ſo verſchmähten ſie auch Stoffe der einheimiſchen Mythe nicht, und verſchmolzen dieſelbe, wenn es ihnen paſſend erſchien, ſelbſt mit der griechiſchen und römiſchen. Es lag nicht fern, das Weſen der Deutſchen Ur-Holde mit dem der holden griechiſchen Liebesgöttin, der Venus, poetiſch zu verſchmelzen, und ſo ſchufen die Dichter eine deutſche Frau Venus, welcher als der Allherrſcherin aller Liebenden ein göttlichreicher, aber ſinnlichüppiger Hofhalt beigelegt wurde, der im Inneren eines Berges gedacht ward, welcher den Namen Venusberg führte. In dieſem ward alle Luſt irdiſcher Minneſeligkeit, aber auch alles Grauen dämoniſcher dem Glücke der Menſchen, wie allem Hohen, Reinen und namentlich dem Chriſtenthume feindlicher, ewig wiederſtrebender, daher heidniſcher Mächte gelegt. Urſprünglich hatten die Dichter, die des Venus-

Berges erwähnten, keine beſtimmte Ortlichkeit im Sinne; dieſe trat erſt nach und nach zu Tage, als die Tanhäuſerſage ſich immer weiter Bahn brach, und in dem bezeichneten Mythenkreis ſich einſchlang und hineinklang. Der Name Tanhäuſer war kein erfundener, es führte denſelben ein namhafter Minneſinger, welcher einem edeln fränkiſchen Geſchlechte entſtammte, viel in fremden Landen abenteuerte, ja ſelbſt eine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande unternahm, über die er vieles Fabelhafte ſang. Er lebte muthmaslich in der Zeit von 1210 bis 1270, war demnach beim Sängerkriege auf Wartburg nur ein Kind oder noch gar nicht geboren. Wohl mag des Tannhäuſers Leben und ſeine Irrfahrten verbunden mit ſeinem Rufe und Ruhme als Minneſänger Anlaß zu der ſpäteren Tannhäuſerſage gegeben haben, mit Gewißheit iſt aber nicht zu ermitteln, daß der Danhewſer des alten Volksliedes der genannte Minneſänger ſei; viel eher noch der, welcher in dem Gedichte Hermanns von Sachſenheim: „Die Morin“ als Gemahl der Venus auftritt. In dieſem Gedichte ſpielt nun auch der treue Eckhart eine Rolle, und es mag daſſelbe wohl das Vorbild geworden ſein, den Venus-Berg, den Tannhäuſer und den treuen Eckhart in Vereinung ſagenhaft fortleben zu laſſen. Eckhart iſt es, der vom Tannhäuſer ſpricht:

— — „Fraw Venussin
hat in erkoren zu ihrem hembd;
er war in diesen landen frembd
und kam dorther aus Frankenland;
der Danheuser ist er genant.“

Die Tanhäuſerſage iſt ſtoffreich und anziehend genug, in einer ſelbſtändigen Schrift bearbeitet zu werden. Die Beziehungen des treuen Eckhart zu dem Minneſinger ſind nur wenig angedeutet; vielmehr tritt der erſtere ſelbſtſtändig auf, als Hüther des Venusberges, als Wächter und Warner vor deſſen Eingang und als treuer Mann, der dem wilden Heerzug warnend voranſchreitet.

Ueber dieſen, wie über den Eckhart iſt ſehr anziehend ein Bericht des Johann Agricola in deſſen „Deutſchen Sprüchwörtern“, wo er ſagt:

„Ich habe neben andern gehört, von dem würdigen Herrn Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld, ſeines Alters über achtzig Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Land zu Mannsfeld das wüthend' Heere (alſo haben ſie es genannt,) fürüber gezogen ſei, alle Jahre auf den Fasnacht-Donnerſtag, und die Leute ſind zugelauffen und haben darauf gewartet, nit anders, als ſollt' ein großer mächtiger Kaiſer oder König fürüber ziehen. Vor dem Hauſen iſt ein alter Mann hergegangen mit einem weißen Stabe, der hat ſich ſelbs den treuen Eckhart geheißen. Dieſer alte Mann hat die Leute heißen aus dem Wege weichen, hat auch etliche Leute heißen gar heim gehen, ſie würden ſonſt Schaden nehmen. Nach dieſem Manne haben Etliche geritten, Etliche gegangen, und ſind Leute geſehen worden, die neulich an den Orten geſtorben waren, auch der eins Theils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferde mit zweien Füßen. Der Andere iſt auf einem Rade gebunden gelegen, und das Rad iſt von ihm ſelbſt umgelaufen. Der Dritte hat einen Schenkel über die Achſel genommen und hat gleich ſehr gelaufen. Ein Anderer hat keinen Kopf gehabt, und der (ſolcher) Stück ohn Maßen, (unzählige). In Franken iſt noch neulich geſchehen, zu Heidelberg am Neckar hat man's oft im Jahr geſehen, wie man mich berichtet hat. Wir brauchen dieſes Wortes wenn Jemand einen andern treulich vor Schaden warnet, und wir wollen's nachrühmen, ſo ſagen wir: „Du thuſt wie der treue Eckhart, der warnet auch Jedermann für Schaden."

Zu bemerken iſt, daß Frau Venus als *Jägerin* *nie* in den Sagen genannt wird, und der Tanhäuſer *nie* als Geſellſchafter des wilden Heeres oder des geſpenſtigen Jagdzuges. Agricola nennt den *Venusberg* und den *Heſelberg*; mit letzterem meint er den Hörſel- früher *Hörſeelenberg*, indem er an einer andern Stelle ſagt: „Im Lande zu Döringen nicht fern von Eyſenach liegt ein Berg, der Hoſelberg genannt, da der Teufel bei Menſchen und meinem Gedenken Fuhrleut mit Wein in einem Geſicht eingeführet hat und ihnen geweiſet hat wie tief etliche Leut, die noch gelebt, und ich gekannt hab, bereit an in der helliſchen Flammen geſeſſen ſein.“

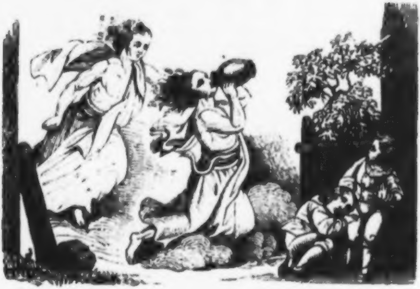
Dieſer Bericht vom Hörſeelberg klingt nun wieder völlig zuſammen mit dem, was die alten thüringiſchen Chroniken über denſelben Berg berichten, die ihn als Sitz verdammter Seelen ſchildern. Dieſelben nennen eine Königin von England, Namens Reinſchweig, deren Gemahl verſtorben war, welcher durch ein Geſicht offenbart wurde, daß der Gemahl „ſein Fegefeuer im Lande zu Düringen in einem Berge, der Hörſelnbergk“, habe.

„In dieſem Berge hörten die Umbewohner oftmals jämmerlich Geſchrei von den Seelen oder Teufeln, ſo darinnen lagen, darum war er von ihnen genannt „Hör-Seelen-Bergk“, das man nun zuſammenfaßt: „Hörſelbergk.“

Nachdem nun der treue Eckart als eine, der Frau Hulda in ihrer Eigenſchaft einer Zugführerin des wüthenden Heeres, wie als geſpenſtiger Wächter vor dem Eingange zum gefahrdrohenden Bergesinneren, zugeſellte mythiſche Geſtalt von Dichtung und Sage feſtgeſtellt war, erſcheint derſelbe im Ganzen dennoch außerordentlich ſelten in örtlichen Sagen in den erwähnten Eigenſchaften.

Der Geſchichtſchreiber, Johann Heinrich von Falkenſtein erzählt in ſeiner thüringiſchen Chronik nach einem andern Autor eine Hulda-Eckhart-Sage:

Im Dorfe Schwarza, durch welches die Straße von Gotha über Ohrdruf, Oberhof, Zella St. Blaſii, und Benshauſen nach Meiningen führt, wäre einmal an dem Weihnachtsfeſte Frau Holla oder Hulda durch das Dorf paſſirt mit ihrem wüthenden Heere, vor welchem der treue Eckhart hergegangen und die Leute



gewarnt, ſie ſollten aus dem Wege gehen. Da habe es ſich gefüget, daß demſelben zwei Knaben aufgeſtoßen, welche aus dem nächſten Dorfe Bier geholet, und als ſie die Schatten anſichtig worden, ſich in eine Ecke oder Winkel verſtecket, denen aber einige Furien nachgeeilet, ihnen die Kannen genommen und das Bier ausgeſoffen. Als nun alles hinweg und vorbei, kamen die Knaben aus ihrem Winkel wiederum hervor und gingen nach Hauſe, waren aber ſehr bekümmert, was ſie vorwenden ſollten, weilen ſie kein Bier mitbrächten. Indem ſie nun alſo deliberiret, ſo ſei der treue Eckhart zu ihnen gekommen, und habe geſaget: Sie hätten wohl gethan, daß ſie das Bier freiwillig hergegeben, anders würden die Furien ihnen die Hälſe umgedrehet haben Sie ſollten nur getroſt fortgehen, ihre Kannen zu ſich nehmen, zu Hauſe aber nichts von demjenigen, was geſchehen, in dreien Tagen ſagen. Wie dieſe nach Hauſe gekommen, ſo wären die Kannen voll Bier geweſen, und wenn ſie auch davon getrunken, ſo hätte doch das Bier nicht abgenommen, ſo lange ſie geſchwiegen. Als ſie aber die Sache geſaget, und das Stillſchweigen gebrochen, ſo wäre auch das Bier alle geworden.“

Der Mittheiler dieſer höchſt anziehenden Sage bricht in ſeiner Gelahrtheit und im Dünkel vornehmen Beſſerwiſſens alsbald ſelbſt den

Stab über dieſelbe, indem er hinzufügt: Das ſind nun freilich ſolche Hiſtörichen, welche die Bauern auf den Bier-Bänken in der Schänke, oder die Mägde beim Spinne-Rocken einander erzählen" — und ahnet gar nicht, daß er mit dieſer verächtlichthuenden Aeußerung der Sage das beſte Lob ertheilt. Hat ſie doch der größte deutſche Dichter, Goethe, poetiſcher Verherrlichung werth gefunden, und behandelt in dem Gedichte, welches überſchrieben iſt: Der getreue Eckhart.

Wenn der treue Eckhart uns nun auch in jüngeren örtlichen Sagen kaum wiederholt begegnet, ſo wurde er doch nach dem Abblühen des Mittelalters dem Volke zu einer verkörperten ſittlichen Idee, als ein treuer Warner vor allem Böſen, und die didaktiſche belehrende Poeſie bemächtigte ſich ſeiner wiederholt, um unter ſeinem Namen fromme Ermahnungen im Volke auszuſtreuen und zu verbreiten. Davon geben unter andern zwei Dichtungen Zeugniß, welche ſehr nah mit einander verwandt ſind.

Die erſte iſt ein noch ungedrucktes Gedicht, betitelt Der Hörſeelbergk. 1592. Geſchrieben durch Victorem Perllium, alſo in dem Jahre, in dem des oben erwähnten Agricola Erklärung deutſcher Sprichwörter in neuer Ausgabe erſchien. Dieſes Gedicht ſchildert in einer Art „Göttlicher Comödie", aber freilich himmelweit vom Geiſte eines Dante Aleghieri entfernt, und doch von jener großartigen italieniſchen Dichtung vielleicht angeregt, eine Einfahrt in das thüringiſche Purgatorio, das Hörſelberg-Innere, und wie der florentiniſche Dichter ſich von Virgil begleiten läßt, läßt ſich der deutſche didactiſche Poet vom getreuen Eckhart begleiten und geleiten. Nach einem ſehr breiten Eingange theilt das Gedicht eine Hörſelbergſage von einigen muſizirenden Schäferknechten mit, die 13 Tage im Berge verweilten, und nachdem ſie wieder herausgelaſſen wurden, allezeit ſeufzeten, und mit Seufzern und Trauern ihr Leben vollendeten.

Dann heißt es:

Durch dieses Fach und Eingangk
Muss kriechen, wer will sehen zu Hand
Die Wunder, Ebenteuer, darzu
Gespenst, Gesums und gross Unruhe
So sich des Orts gar mannichfalt
Lässt hören, sehen mit Gewalt.
Wann du nun kommen bist hinein
Und meinst, du seist da gar allein,
So siehst du zu der linken stahn
Einen grossen, grauen, alten Mann,
Den man den treuen Eckhart nennt,
An seiner Kleidung ihn man kennt,
Die ist altfränkisch, unbekannt,

LB Weimar

Ein Scepter trägt er in der Hand, (den
weißen Stab der Sage.)
Der dir bald winkt, dich unterricht't,
Was für Gefahr und grause Gesicht
Dir kommen werden unter Augen
Drauf magst du sehen und wol zuschauen,
Damit du folgest seiner Lahr,
Und hierdurch meidest gross Gefahr.

Der Dichter beſchreibt nun in dieſer trockenen und ziemlich ermüdenden Weiſe, aber doch nicht ohne eine lebenvolle Phantaſie und ein inniges Vertrautſein mit ſeinem Sagenſtoffe die ungeheure Größe und Weite des Berges-Innern, das ein ſchwarzer Hund bewacht, an welchem der treue Eckhart vorbeiführt, und erzählt von einem Lauteniſten, den der erſtere ebenfalls, da er in den Berg geführt worden, ſehr eindringliche Lehren ertheilte, hauptſächlich ſich nicht umzuſehen, ſich durch keinerlei Phantom ſchrecken zu laſſen, nichts anzunehmen, was man ihm bieten würde, nichts zu berühren, nur ſeiner Laute zu warten. Leider vermochte der Lauteniſt die eingeſchärften Gebote des treuen Eckhart nicht ganz zu erfüllen, er ſah ſich einmal um, und flugs blieb ihm der Kopf ſchräg ſeitwärts gewendet ſtehen, und konnte ihn bis an ſein Ende nicht wieder zurecht rücken, hat auch in ſeinem Leben nie wieder vermocht, zu lachen.

Hierauf wird die Pein geſchildert, welche die in den Berg Eingeführten die Verdammten erdulden ſehen, wobei auch was weniges Prügelſtrafe mit unterläuft, welche aus dem Geſetzbuch Sr. ſataniſchen Majeſtät, des Selbſtbeherrſchers aller Verdammten noch nicht abgeſtrichen iſt.

Um dieſelbe Zeit, daß dieſes Gedicht entſtand, erſchien ein anderes, ähnliches, deſſen Verfaſſer ſich nicht nannte, in zwei Auflagen bald hinter einander. Dieſes kaum gekannte und daher gewiß ſehr ſeltene Volksbüchlein hat den Titel:

Kurzer Auszug Deß getreven Eckhardß ſeiner Vermanung vnd Geſprech, An alle Menſchenkinder. Welchs vns zu vnſerer Seelen Heil vnd Seligkeit ſehr nützlich vnd dienſtlich iſt. (Folgt ein Holzſchnitt, der reiche und der arme Mann im Evangelium). Kürtzlichen Reimweiſſe verfaſſet, Vnd itzo zum andern mal in Druck verordnet worden. Anno M. D. XCV. Am Schluß: Gedruckt zu Eisleben bey Vrban Gaubiſch, In Verlegung Nicol Nerlichs, F.

Das Gedicht hält ſich nicht, wie das vorerwähnte, an den ſagenhaften Stoff, ſondern blos an das ſittliche Grundgeſetz in der Eckhartmäre, und iſt dennoch in derſelben Weiſe gehalten, und zugleich auch ein in ſich vollendetes Ganzes als Deutſche Divina Comödia, während das Gedicht vom Hörſeelberg nur das Purgatorio ſchildert. Charakteriſch genug führt ſich der Dichter, indem er mit einer „Vermahnung des getreven Eckharts“ beginnt, ſelbſt als treuer Eckhart ein, und zwar wie ein Prologus der alten Comödie, der den Zuhörern gebietet, ſtill zu ſchweigen. Er beginnt:

Ihr Menschenkinder in gemein
Die ihr gerne wollt selig sein,
Ich bitt', merkt auf und schweiget still,
Und hört, was ich euch sagen will.
Denn euch wahrlich zu dieser Frist
Gar viel daran gelegen ist,
Darum seid still und höret zu,
Was ich Eckhart euch sagen thu.

Hierauf erzählt Eckhart ſtets in ſolchen Reimpaaren, daß er ſieben Wochen lang ſehr krank gelegen habe, und daß er in währender Krankheit im drei Tage langen Schlafe durch eine Viſion dem Leben entrückt worden ſei, ſo daß er für tod gegolten habe. Auf der Bahre habe er bereits gelegen, die Träger ſchon bereit, die Glocken haben ſchon geklungen, die Schüler geſungen, da ſei er erwacht aus ſeiner freudevollen Verzückung. Nun wird mitgetheilt „Wie Eckhart entzückt ward“. Ein Engel kam, faßte ihn bei der Rechten, und ſagte ihm:

Risch mach dich auf und geh mit mir,

Ich will dich führen an manchen Ort
Zur Himmels- und zur Höllen-Pfort etc.

Die Wanderung wird angetreten, und über beſchwerliche dornenvolle Pfade, auch Waſſer und Klippengeſtein kommt Eckhart ins Paradies, deſſen überirdiſche Reize phantaſievoll geſchildert werden. „Im Himmel iſt kein Unterſchied der Perſonen" iſt Abſchnitt VII überſchrieben. (Die Abſchnitte ſind alle kurz) VIII ſchildert den „Leib der Gottſeligen" in wahrhaft poetiſcher Anſchauung, z. B.

Ihr Leib ist Sternlicht, klar und bloss,
Der Sünden und des Todes los.
Und glänzen als der Sonnenschein
Und wie ein heller Spiegel rein.

In Summen, sie sind den Engeln gleich,
Und Gott in dem Himmelreich,
Kein Unglück mag sie stossen an,
Die Freud' ja Niemand nehmen kann.

Das Bild Gottes um sie leucht't,
Und nimmermehr von ihnen zeucht.
Sie schauen Gott und sein Gericht
Von Angesicht zu Angesicht.

Es folgt IX „Im Himmel iſt keine Zeit" und X „Eckharts Vermahnung", fordert auf, nicht nach den vergänglichen Freuden und Gütern der

Erde, ſondern nach dem Gottesreiche zu ſtreben. Nun „kommt Eckhart aus dem Himmel“; der Engel naht ſanft und führt ihn in die Hölle, wo freilich Heulen und Zähneklappern iſt. XIII handelt „von den Teufeln“, welche die Seelen quälen, XIV enthält die „Klage eines Verdammten“ XV das „Geſchrei eines andern Verdammten“, die erſte peinliche Selbſtanklage, die zweite wilde Verfluchung, die an das geiſtliche Spiel von den zehn Jungfrauen lebhaft erinnert.

„Es sei verflucht und auch verloren
Die Stund', darin ich bin geboren,
Verflucht sei auch das Firmament,
Alle Creaturen und Element!
Ach, dass man mich nicht hat ersäuft
Im Wasser, als ich ward getäuft etc.“

Abſchnitt XVI enthält die lange „Klage eines verdammten Jünglings“ XVII die Klage einer verdammten Weibs-Perſon, die ihre Hoffarth bejammert.

Auch dieſe Unſelige geht ſo weit in ihrem maaßloßen Jammer, ihre eigene Mutter zu verfluchen, die ſie zur Pracht und Hoffarth erzogen, und zu wünſchen:

Wollt' Gott, sie hätt' mich klein erstochen,
Oder hätt' mir mein'n Hals gebrochen!

XVIII enthält die „Klage eines Heuchlers oder Unchriſten", die gleich damit beginnt, daß er Gott ſammt ſeinem Heer wegen der Marter verflucht, die er jetzt erdulden muß; dem folgen, XIX „Klage der Verdammten" und XX. „Wunſch der Verdammten," der zwar ein bekanntes aber, tief tragiſches und wahrhaft erſchütterndes Bild vor Augen ſtellt:

Es wünscht ihm das verdammte Heer
Von Gott nicht mehr, wenn's möglich wär',
Denn dass er ihn'n von Sand ein'n Kloss
Wollt schaffen als die Erden gross,
Welcher bis an den Himmel stiess
Und ein klein Vöglein kommen liess,
Das alle hunderttausend Jahr
Nur ein Sandkörnlein trüg' von dar,
Und sollten dann erlöset sein
Wenn das geringe Vögelein
Den grossen Bergk hätt' weggetragen,
So wollten wir noch nicht verzagen,
Sondern Geduld und Hoffnung han,
Aber es wird uns abgeschla'n,
Bekommen weder Hülf' noch Trost
Und werden nimmermehr erlost.“

An dieſes großartige, mit ſo einfachen Zügen hingeworfene Schauerbild von der Ewigkeit der Höllenſtrafen reiht ſich Abſchnitt XXI. „Der jüngſte Tag iſt eine Plage der Verdammten."

Endlich erwacht Eckhart aus ſeinem Schlafe und ſchließt mit einer „Ermahnung“. Daran knüpft ſich aber noch XXIV. „Eine Vermahnung des Tichters, (sic)“ und noch 5 Vermahnungen „an die Vollſäufer“, „die Gottesläſterer“, „die Wucherer“, „die Obrigkeit“, eine „Vermahnung in Gemein“, XXX. Exempel der Sterblichkeit XXXI. „Beſchluß“ und endlich — der Dichter kann gar nicht fertig werden — unter XXXII. noch ein „Appendix“, und was poetiſch begonnen wurde, verläuft etwas matt, doch immer ernſt und wohlgemeint.

Nach dem Erſcheinen dieſes eigenthümlichen Lehrgedichtes, das in der That wie ein Nachhall alter kirchlicher Myſterien oder Schau-Vorſtellungen erſcheint, beſchäftigte ſich die Literatur lange Zeit nicht mit dem treuen Eckhart, für welche erſtere ja ohnehin nun eine gar trübe und traurige Periode eintrat.

Erſt lange nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges und ſeiner vieljährigen Nachwehen, im Jahre 1688, erſchien in Leipzig eine Diſſertation „vom wütenden Heer“, in welcher mit einem Aufwande vieler Fachgelehrſamkeit alles, was nur irgend über dieſen anziehenden Stoff in Schriften zu Tage getreten war, wahres und falſches, nicht unerwähnt gelaſſen wurde. Darin iſt denn auch der getreue Eckhart nicht vergeſſen, was Agricola über ihn geſagt, wird beigebracht, aber auch die irrige gezwungene Ableitung des Namens von einem Hegecart oder Hegerath u. ſ. w. (vom Worte hegen, beſchirmen, um die Vormundſchaft und Pflege der Schutzbefohlenen Eckharts durch den Namen anzudeuten) nicht vergeſſen.

Schwieg auch die Poeſie, ſo ſtarb die Erinnerung an den treuen Eckhart doch nicht aus — ſein Andenken wirkte als ethiſches Prinzip, als das eines Warners, fort, und ſo konnten Bücher mit Titeln erſcheinen, die auf den treuen Mann der Sage immer noch einen Bezug nehmen, wie z. B. Des getreuen Eckharts vorſichtige Hebamme, Leipzig, 1715. — Des getreuen Eckharts ungewiſſenhafter Apotheker. Augsburg, 1755. und dergleichen mehr.

Die Poeſie vergaß aber trotz ihres Schweigens ihren treuen Eckhart nicht, ſie brachte ihn von Zeit zu Zeit aufs neue den lieben Deutſchen in Erinnerung. Heinrich Auguſt Ottokar Reinhardt nahm in ſeine „Bibliothek der Romane" einen von Vulpius geſchriebenen Beitrag, betitelt: „Der Tannhäuſer und der treue Eckhart" auf. (1797.) Ludwig Tieck gab in ſeinen „Romantiſche Dichtungen. I. Jena, 1799." eine Novelle in zwei Abſchnitten, betitelt: „Der getreue Eckhart und der Tannhäuſer", in welcher der Dichter nach ſeiner Weiſe mit den Sagenſtoffen auf das willkürlichſte umſprang, und ohne es zu wollen, dadurch die Stoffe von ihrem Standpunkte völlig hinwegrückte. Sein „Eckhart“ der immer jammert und weint, faſt ſo oft, als er erwähnt wird, iſt Dienſtmann eines Herzogs von Burgund, für den einer ſeiner Söhne in der Schlacht fällt; dann wird der Herzog ſein Feind, blos weil er der getreue Eckhart heißt, läßt ihm einen andern Sohn hinrichten, und verbannt ihn. Ein Greis kommt zu Eckhart und berichtet ihm vom Venusberge, während der Herzog auch den dritten Sohn Eckharts, der zu ihm ſich begeben hat, umbringen läßt. Eckhart begiebt ſich nun ſelbſt zum Herzoge von Burgund und fragt nach ſeinen Söhnen; der Herzog beſtätigt dem Eckhart ganz ruhig, was dieſer ſchon weiß, daß er ſeine Söhne umgebracht habe, und läßt den Alten mit Spießen aus dem Schloſſe treiben. Da der Herzog von Burgund ſich indeß, ſo lange der Eckhart lebt, vor ihm nicht für ſicher hält, ſo zieht er mit Gefolge aus, ihn aufzuſuchen und ebenfalls zu tödten, verirrt ſich aber im Wald und Wetter, wird von Eckhart gefunden, und von dieſem unerkannt geleitet, ja getragen. In einer Waldhütte erkennt der indeß erkrankte Herzog, wer ihn geleitete und trug, verſöhnt ſich mit Eckhart und ſetzt ihn zum Vormund über ſeine eigenen Söhne. Mittlerweile iſt ein Spielmann aus dem Venusberge gekommen; dieſer durchzieht mit Tönen das Land und lockt die Menſchen in den Berg. Des Herzogs Söhne folgen dem Klange nach, Eckhart folgt ihnen treulichſt, kämpft mit den Zwergen, befreit die Herzogſöhne aus dem Zauberbanne, und fällt im Kampfgetümmel, worauf er zum Wächter am Venusberge ernannt wird.

Im zweiten Abſchnitt tritt der „Tannenhäuſer" auf. Er iſt ein Rath des Kaiſers, und hat einen Sohn, der ſich aber bereits in den Venusberg begeben hat. Der Rath Vater wird nur erwähnt, um anzuführen, daß er geſtorben ſei, und der junge Tannenhäuſer wandelt als Pilger nach Rom, und erzählt ſeinem Freunde, einen Ritter von Wolfsburg, ſeine Jugendgeſchichte, die auch von der Sage kaum einen leiſen Anhauch hat. Der junge Tannenhäuſer hat, um inneren Qualen zu entgehen, den Teufel gerufen, der ihm durch ein Lied, das er ihn lehrte, den Weg nach dem Venusberge andeutete. Auf dem Wege iſt ihm der treue Eckhart warnend entgegen getreten, allein er hat die Warnung nicht beachtet. Endlich iſt er im Berge und wird der Genüſſe, die das Innere bietet, theilhaft; geht aber, als er genug genoſſen, wieder heraus und tritt die Pilgerſchaft an, ohne daß die ſchönen Motive, die ſchon das alte einfache Danhäuſerlied enthält, vom Dichter auch nur im mindeſten benutzt ſind. Als Tannenhäuſer unentſündigt von ſeiner Bußfahrt zurückkehrt, ermordet er im Wahnſinne die früher von ihm geliebte Frau ſeines Freundes, nachdem er dieſen geküßt hat, und geht von dannen. Der Freund „rannte in unbegreiflicher Eile fort, den wunderlichen Berg und den Tannenhäuſer zu ſuchen“ — und ſoll noch heute wiederkommen.

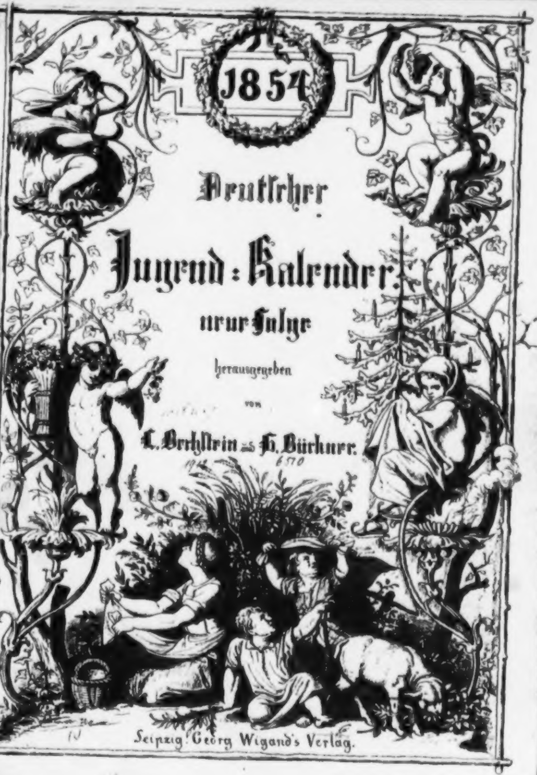
Dieß die Be- und Mißhandlung und unbegreifliche Verballhornung einer der ſchönſten deutſchen romantiſchen Sagen durch einen ſonſt hochbegabten Dichter, den Meiſter und Chorführer der vorzugsweiſe ſich ſo nennenden „romantiſchen Schule“ — eine Behandlung, die an ſich ganz wohl der Vergeſſenheit hätte anheim fallen mögen, wenn ſie nur nicht das übelſte Beiſpiel gegeben hätte, mit ſolchen Stoffen völlig nach Willkür umzuſpringen. Gleich im nächſten Jahre nach dem Erſcheinen von L. Tiecks romantiſchen Dichtungen, erſchienen zu Eiſenach „Volks-Sagen“ eines ungenannten Verfaſſers, deren erſtes Bändchen gleich mit einer Erzählung: „Das wüthende Herr“ beginnt, in welcher des treuen Eckhart und des Tannhäuſer nur Erwähnung geſchieht, aber auch nur dieſer, was ſehr gut iſt.

Es würde zu weit führen, dieſe Mittheilung zu einer literaturgeſchichtlichen zu machen; das meiſte, was über den beregten Gegenſtand in poetiſcher Behandlung zur Erſcheinung kam, knüpfte ſich ohnehin mehr an die Tannhäuſer- als an die Eckhartſage an. Von G. Döring erſchien 1822 zu Frankfurt am M. „Der getreue Eckhart, ein Trauerſpiel“. Eduard Duller ſchrieb in den dreißiger Jahren auch ein Phantaſieſtück, „Tannhäuſer“ betitelt, welches „Das Mährchen als Prologus an die günſtigen Leſer“ metriſch einleitet, und in welches, obſchon zu Anfang faſt die ganze Proſa Rhythmus iſt, noch ſehr wohlklingende Verſe eingeſtreut ſind. Der Dichter behandelte den Stoff äußerſt zart und ſchwärmeriſch, und ſuchte ihm manche örtliche Färbung zu geben, die er durch eigene Anſchau des Hörſeelenberges, von mir ſelbſt dorthin geleitet, gewonnen hatte. Schon vorher war ihm die Tannhäuſerſage anziehend geworden durch eine meiner Dichtungen, die in Spindlers Zeitſpiegel. Bd. 6. 1831 zuerſt erſchienen war, und in welcher die Eckhartſage mit der Tannhäuſermär verſchmolzen iſt. Ehe noch Richard Wagners viel belobte und viel geſchmähte Tondichtung; „Der Tannhäuſer“, in welcher der treue Eckhart nicht auftritt, ſich Bahn über die deutſchen Bühnen brach, erſchien von einem unbekannten Dichter ein dramatiſches Gedicht „Tannhäuſer“, in vier Abtheilungen, welches als Manuſcript für Bühnen verſendet wurde, aber, obgleich daſſelbe nicht ohne poetiſche Schönheiten iſt, ſich keine Bahn brach. In demſelben tritt der treue Eckhart nur einmal, in der 2. Abtheilung und ganz epiſodiſch auf.

Der in der Eckhartſage vorwaltende Grundzug deutſcher Treue gegenüber dem Verrath, der Treuloſigkeit und Falſchheit, läßt dieſelbe ſehr werth und richtig erſcheinen. Eckharts Doppelaufgabe, erſt die verwaiſten Harlunge zu ſchirmen, dann die treulos Ermordeten zu rächen und ihre Schatten zu ſühnen, ja noch ihren einſtigen Nachkommen den Hort zu hüthen — und dann ſein Wächter- und Warner-Amt macht ihn zu einer der dankbarſten zu poetiſcher Behandlung höchſt geeigneten Geſtalten, doch erſcheint er in der erſteren Eigenſchaft größer, würdiger und ſelbſtändiger, in der zweiten wird es kaum möglich ſein, ihn anders als epiſodiſch zu benutzen, zumal auch an ihm ſich das Loos erfüllt, das den meiſten Warnern zu Theil wird: es achtet kaum Jemand auf ſeine Warnung, höchſtens ein paar Kinder. Die Erwachſenen gehen in Frau Venus Berg, allwo es gar ſchön und vergnüglich iſt. — Welch eine tiefe, inhaltſchwere und bedeutungvolle Symbolik predigt der Goldmund der deutſchen Sage in dieſer alten, treuen Geſtalt des Eckhart! Welche Betrachtungen ließen ſich an ihn anknüpfen! Für dieſesmal mögen ſie dem Leſer ſelbſt anheimgegeben bleiben, und möge jeder das Bibelwort, Ezechiel 33. 5. beherzigen: „Wer ſich aber warnen läſſet, wird ſein Leben davon bringen.“

91 90

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



1854

Deutſcher Jugend-Kalender.

neue Folge

herausgegeben

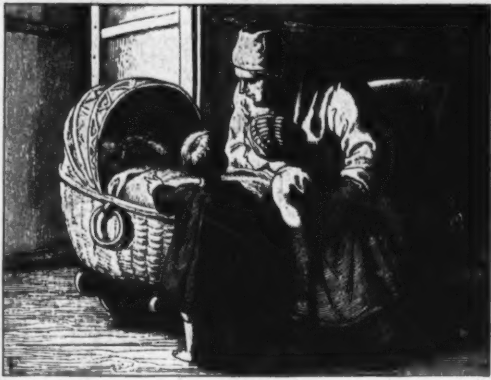
von

L. Bechſtein u. H. Bürkner.

Leipzig. Georg Wigand's Verlag.

6510

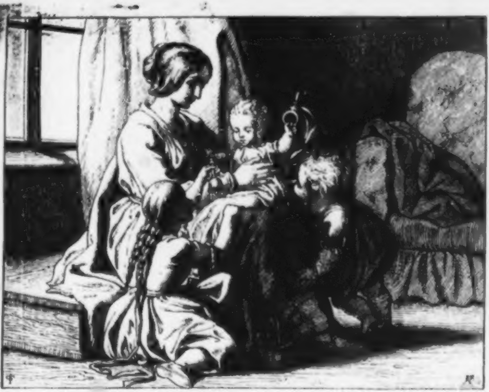
CHT UNIVERSITEITS
Y



1.

Das Brüderchen.

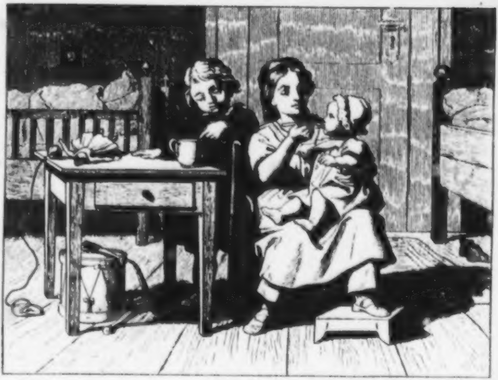
„Was, Papa, was, es hat die Nacht
Der Storch ein Brüderchen gebracht?
O zeig's uns, Vater, bitte! bitte!“
„„Seid ihr hübſch ſtill, macht leiſe Schritte,
So führ' ich heimlich euch hinein;
Da drinnen ſchläft's, das Brüderlein.““ —
Schweſter und Bruder nah'n auf Zehen;
O welche Freude, welches Glück,
Wie ſie das Kleine ſchlummern ſehen!
Und leiſe — ſchreiten ſie zurück.



2.

Spielen mit dem Brüderchen.

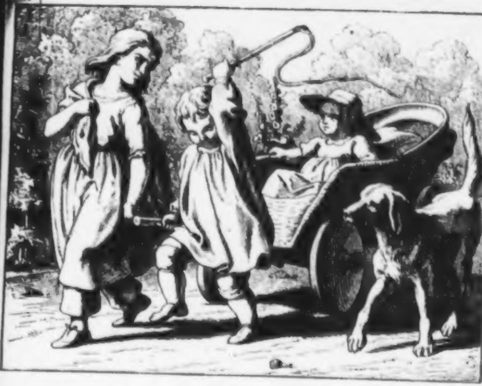
Wie ruht der Kleine froh und munter,
Wie glücklich auf der Mutter Schooſe;
Die Wänglein blüh'n gleich einer Roſe;
„Schau Bruderchen — ſchau doch herunter!“
„„Horch wie das kleine Glöckchen klingt!““
„Horch wie die liebe Mutter ſingt!“
„„Horch was fur Lärm die Klapper macht!““
Der muntre Kleine ſieht's und lacht
Und jauchzt zu all den luſt'gen Dingen,
Womit die Andern ihn umringen.



3.

Füttern.

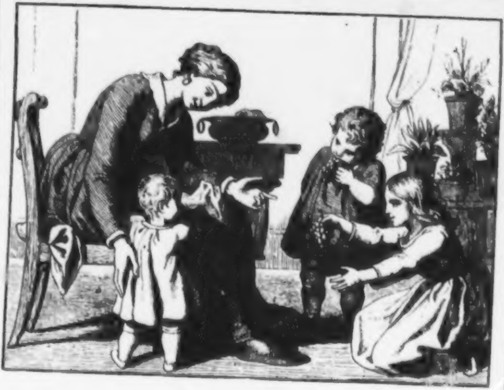
„Ich hab's, ich hab's auf meinem Schoos!
Ich halt es feſt, laß' es nicht los!
Sieh, Bruder, wie ich's füttre, ſpeiſe!
Es ſchmeckt ihm gut, der Brei, der weiße —
Viel Zucker drin — reich' her das Töpſchen!“ —
Der Bruder denkt: mir auch ein Tröpſchen!
Was ſatt und dick den Kleinen macht,
Das kann ich Großer auch vertragen. —
„Ei Näſcher du! Gieb acht, gieb acht!
Das werd' ich gleich der Mutter ſagen!“ —



4.

Spazierfahrt.

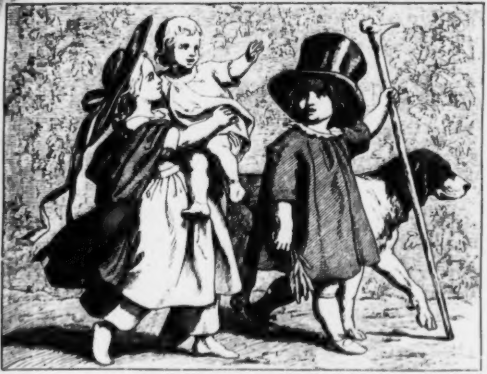
„Hott Pferdchen, hott! Hott Pferdchen hott!
Jetzt geht die Reiſe flink und flott!
Das Brüderchen will nach Berlin,
Da muß das Pferdchen tüchtig ziehn.“ —
„„Nur nicht zu ſchnell ob Stock und Stein,
Sonſt fängt der Bruder an zu ſchrei'n.
Hübſch vor dich auf den Weg geſehn!
Behutſam muß die Reiſe gehn!““
„Hott Pferdchen, hott! Juchhei, juchhei
Der Caro, der iſt auch dabei!“ —



5.

Wie das Brüderchen lauſen lernt.

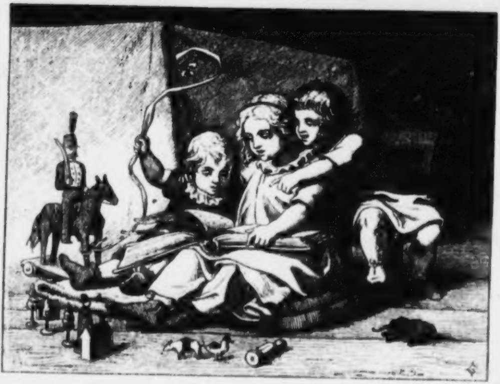
„Was hab' ich hier? — Was hab' ich da?
„Die Traube ſchenkte mir Papa!"
„„Komm, Brüderchen, komm her zu mir! —
Ein Schrittchen nur, ſo iſt ſie dir!""
„Lauf kleiner Mann," ſpricht die Mama.
Gar furchtſam ſteht das Kindlein da;
Wie lockt die Traube ſüß den Kleinen!
Jetzt einen Schritt — und jetzt noch einen
Noch einen jetzt, nun iſt's gethan.
„Ei, was das Bubchen lauſen kann!"



6.

Kinderſcherz.

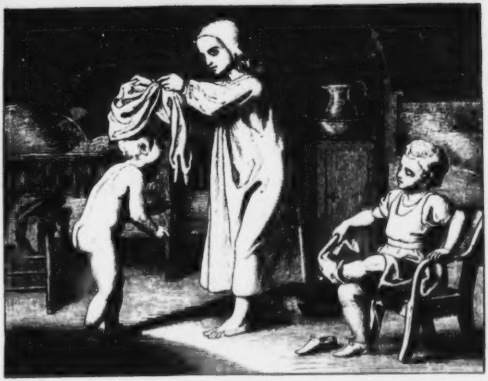
Sobald die Katze aus dem Haus
So tanzt auf Bank und Tiſch die Maus
Das iſt ein Sprichwort alter Tage —
„Lieb Schweſterchen, hör' was ich ſage!
„Vater und Mutter“ ſpielen wir,
Tragen das Brüderchen vor die Thür;
Ich mit des Vaters Hut und Stock,
Du in der Mutter Hut und Rock.
Das iſt ein Spaß! Heiſa juchhei!
Und unſer Caro — auch dabei!“ —



7.

Das Bilderbuch.

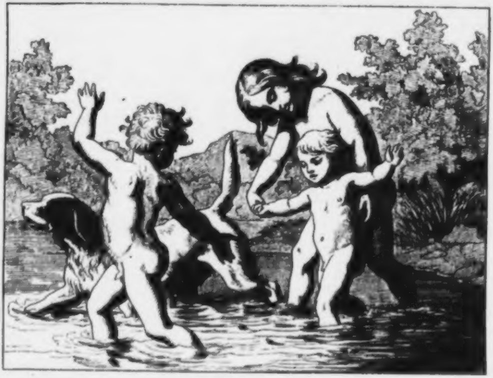
„Sieh einmal her, Du liebes Kind,
Was das für ſchöne Bilder ſind!“
„„Soldaten, Kutſchen auf großen Rädern,““
„Hier Blumen, Gärten, Strauch und Baum!“
„„Hier Thiere, Vögel mit bunten Federn,““
„Hier Kinder, ach, zu zählen kaum!“
Der Kleine blickt mit muntrer Freude
In dieſe luſt'ge Welt hinein.
Fürs andre Spielzeug wird nun heute
Wohl Ruh' und Feierabend ſein. —



8.

Zu Bette.

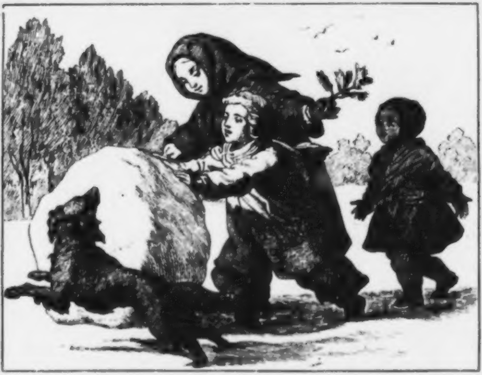
„Nun iſt es Zeit zum ſchlafengehn,
Heut' ſchläft der Bruder bei uns beiden!
Komm Kleiner, laß zur Nacht dich kleiden!"
„„In unſerm Stübchen ſchläft ſich's ſchön!""
„Doch eh' wir uns zur Ruhe legen,
Erſt einen frommen Abendſegen:"
„„Gott Vater walte, Sohn und Geiſt,
Und laſſe Deiner Kinder Lallen
Das Dich mit Dank und Liebe preiſt
Dir voller Gnaden wohlgefallen!
Amen."" —



9.

Zum Bade.

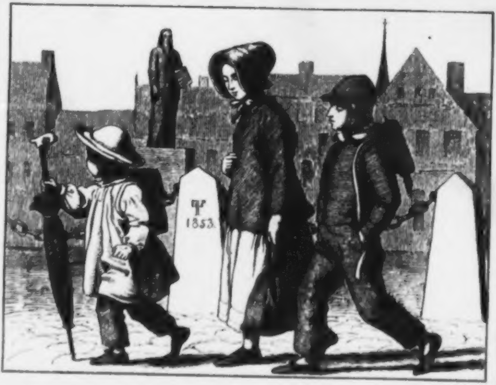
„Heut iſt es draußen ſchön und warm,
Heut muß der Bruder mit zum Baden!
Getroſt, Du kommſt dort nicht zu Schaden,
Ich halte feſt Dich hier am Arm!“
Nur furchtſam will der kleine Mann
Die Beinchen voreinanderſtellen,
Indeß ihm Caro friſch voran
Hineinſpringt in die klaren Wellen.
„Nur Muth, lieb Brüderchen, nur Muth!
Wirſt ſehn, wie ſchön das Baden thut!“ —



10

Winterfreude.

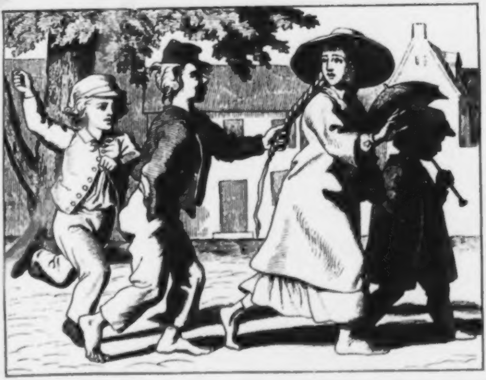
Komm Schweſter! Hilf den Ball mir wälzen!
Für mich allein wird er zu ſchwer;
Der wird ſobald uns nicht zerſchmelzen,
Und ſchien die Sonne noch ſo ſehr.
Den ſtellen wir dort an die Straße,
Und ſetzen einen Mann hinan,
Mit Arm' und Beinen, Mund und Naſe,
Mit Kohle mal' ich Augen dran.
Wenn der ſo daſteht — gieb nur Acht,
Wie das den Bruder fürchten macht.



II.

Zur Schule.

Wie Eins ſich mit dem Andern freute,
Wenn ſie manch heitres Spiel ergötzt,
So gehn zur lieben Schule jetzt
Zuſammen froh die kleinen Leute.
An Vaters Schirm der Kleine ſchreitet,
Voll Ernſt die ältern hinterdrein,
Vom frommen Mutterblick begleitet,
Die Brüder ſammt dem Schweſterlein.
Die werden alle wacker lernen,
Und in der Schule fleißig ſein.



12.

Kampf.

Es gehn mit frohem, heitrem Muthe
Einſt ihres Wegs dahin die Drei;
Da kommt ein arger Burſch herbei;
Der ſchreckt das Schweſterlein, das gute,
Er zupft's und rupft's am blanken Zopfe;
Der Bruder ſieht's nicht müßig an;
Er zeigt's gar raſch dem üblen Tropfe,
Wie brav ein Bruder ſchützen kann.
Sich treulich Hilf' und Beiſtand geben,
Das führt Geſchwiſter ſchön durch's Leben.

Der gute Sohn.

In einem Dorfe, Namens Eckelſtädt, zwiſchen Jena und Naumburg gelegen, lebten ein Paar redliche, aber ſehr arme Bauersleute, welchen der Himmel drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen geſchenkt hatte. Der älteſte dieſer Knaben hieß Hanngottfried, ſo wurde er nämlich gerufen, getauft worden war er mit dem ſchönen Namen Johannes Gottfried. Dieſer Knabe war nicht nur ein recht gutes, ſanftes und gehorſames Kind, ſondern auch mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt und beſaß eine außerordentliche Lernbegierde. Aus dieſer entſprang ihm der Wunſch, eine höhere Schule, als die ſeines Dorfes zu beſuchen, und wo möglich, den Stand eines Bauern mit dem eines Gelehrten zu vertauſchen. Der Cantor des ziemlich großen Dorfes, wie der Pfarrer, hatten ihre Freude an dem lernfähigen Knaben Hanngottfried Becker, und da dieſer abſichtlich nie eine Schulſtunde verſäumte, und außerordentlich gern gute und lehrreiche Bücher las, ſo munterten ihn beide Männer auf, bei ſeinem Vorſatz zu beharren. Der alte Becker aber, Hanngottfrieds Vater, ſchüttelte den Kopf dazu, und lächelte bedenklich, wenn der Knabe oder ſonſt jemand vom Studiren ſprach, „denn," ſagte der Alte: „wo ſoll's herkommen? Ich habe nichts und ſtudiren koſtet Geld."

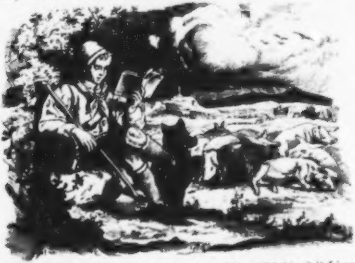
Hanngottfried kam auf einen Gedanken, Geld zu verdienen, denn die Noth macht erfinderiſch, und jeder tüchtige Drang in einem Menſchen, der nach einem ſchönen und feſten Ziele ſtrebt, macht es auch. Hanngottfried ſprach eines Tages zu ſeinem Vater: „Vater, wißt Ihr was Neues? Der alte Schweinehirt iſt geſtorben; ich will ſeine Stelle annehmen, da bekomme ich Geld, und davon will ich hernach ſtudiren!"

„O Du Schlaukopf!" lachte der Vater: „Laß Dich nicht auslachen! Die Schweine magſt du immer hüten, aber davon wirſt Du nimmermehr ſtudiren!" —

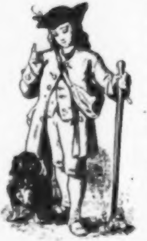
„Ich probir' es, Vater!" entgegnete der Knabe, und lief zum Schulzen und meldete ſich zum Hirtendienſt — er wollte dabei aber die Schule nicht verſäumen, ſondern immer fort lernen. — Nun war ſonſt auf vielen Dörfern im Sommer überhaupt nicht viel Schule, und iſt da und dort noch immer ſo, weil viele arme Aeltern die Hülfe ihrer Kinder bei der Feldarbeit brauchen; es ließ ſich daher Schulgehen und dennoch Schweine hüten bei Hanngottfried in eine paſſende Verbindung bringen.

Der junge Hirte trieb die Schweineheerde des Dorfes Eckelſtädt in der Regel nach einem nahegelegenen Tümpfel, wo es derſelben im Sand und Schlamm ſo außerordentlich behagte, daß ihr Hüten gar wenig Mühe verurſachte, es war wirklich eine muſterhafte Heerde, und Hanngottfried hatte volle Gelelegenheit ſich von der unbezweifelbaren Wahrheit des Ausſpruches zu überzeugen, deſſen ſich der Cantor bediente, ſo oft er in dem Unterricht in der Naturgeſchichte auf das Schwein zu ſprechen kam (und er kam ſehr gern darauf zu ſprechen, weil ihm von dieſem Thier, wenn die Bauern im Winter ſchlachteten, vielerlei zukam), daß nämlich das Schwein ein Thier ſei, welches ſeinen Namen mit der That trage und verdiene.

Wenn das liebe Rüſſelvieh ſich in vollſter Behaglichkeit hingeſtreckt hatte und ſeine lange anhaltende Mittagsruhe hielt, ſaß Hanngottfried auf einem Stein und las Bücher, und bildete durch dieſe ſeinen Geiſt und ſein Herz immer mehr aus, bis endlich die Zeit ſeiner Confirmation herankam, wo nun Hanngottfried, der in Eckelſtädt ſchon als ein halbes Wunderkind galt, aus der Dorfſchule entlaſſen wurde. Jetzt mußte ſich das Geſchick des jungen Becker entſcheiden, entweder mußte er Hirt bleiben, Bauer werden, oder ein Gymnaſium beziehen. Leider ſchien des Schickſals Wille das erſtere zu gebieten, denn es verging nach der Confirmation immer noch ein Jahr bis Hanngottfrieds heißes Sehnen ſich erfüllte. Etwas an Geld hatte wirklich das Schweinehüten eingetragen, es war ſorglich Groſchen zu Groſchen gelegt und geſpart werden; etwas hatte endlich auch der Vater des Jünglings ſich abgedarbt, und dazu kam nun noch die Hülfe Gottes durch die Hand guter und edeldenkender Menſchen. Der Pfarrer ſchrieb an ſeinen Freund, den Rektor zu Eiſenberg, wo das nächſtgelegene Gymnaſium ſich befand und empfahl ihm den jungen Becker als einen der hoffnungsvollſten Knaben, der ihm jemals vorgekommen. Der Cantor hatte einen Freund in der Reſidenzſtadt Altenburg, (damals gehörte Eckelſtädt noch zum Herzogthum Altenburg) der bekleidete eine Stelle im herzoglichen Conſiſtorium, und dieſer wirkte aus, daß dem jungen Becker ein Stipendium zu Theil wurde; ehe dieß aber geſchah, und ehe Hanngottfried die Schule zu Eiſenberg bezog, traf es ſich, daß der Pfarrer, welcher ein Schriftſteller war, und in Verbindung mit dem Buchhändler Grieshammer in Leipzig ſtand, einen wichtigen Brief dorthin zu ſenden hatte. Nun gab es damals noch keine Eiſenbahnen, auch ging keine Poſt durch Eckelſtädt und war ſich überhaupt auf die Poſt noch nicht ſo zu verlaſſen, wie in unſrer Zeit; wollte man etwas Wichtiges gut und ordentlich beſorgt haben, ſo wählte man in der Regel beſondere Boten. Da dachte nun der gute Pfarrer, den Thaler für den Weg nach Leipzig kann ſich unſer Gottfried verdienen, da kommt er auch einmal hinaus und ſieht, daß die Welt noch ein Stück weiter reicht, als von Eckelſtädt nach Camburg, und ſchrieb ſeinen Brief, und ließ auch einige empfehlende Worte über ſeinen jungen Boten mit einfließen. Das war eine Freude und zugleich eine Beſorgniß, als das junge Wanderbürſchchen nun ſeinen erſten Ausflug in die Welt begann; die Mutter weinte, als gälte es einen Abſchied für das Leben; der Vater ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, und an guten Regeln, wie er ſie juſt zu geben vermochte, denn er war ſelbſt kaum



über die Gemarkung von Eckelſtädt hinaus gekommen, und die beiden jüngern Geſchwiſter geleiteten den Bruder faſt zwei Stunden weit, ſo weit, bis die hohen Thürme des Naumburger Domes dem jungen Wanderer ſichtbar wurden. Da erſt trennten ſich die Geſchwiſter unter herzlichen Abſchiedworten und Gottfried ſtieg von dem Höhenzuge, den er überſchritten, in die fruchtreichen Gelände des herrlichen Saalthales nieder. Da gab es viel Schönes zu ſchauen; eine ſo große Stadt wie Naumburg giebt es auf der Welt nicht mehr, dachte Gottfried, und als er auf der Weiterwanderung nun gar das ſtattliche Schloß über Weißenfels erblickte, da dachte er wieder: ſo ein Schloß, das giebt es nicht noch einmal auf der Welt. Nun die große Land- und Heerſtraße, da kam immer etwas neues, Frachtwagen, Reiſekutſchen, Reiſende zu Pferde, deren man früher viel mehr ſah, als heutzutage, wo man weit bequemer reiſt, als ſonſt — das Geſchmetter des Poſthorns, alles war dem jungen Wanderer neu und überraſchend. Voll Andacht betrachtete er den Schwedenſtein hinter Lützen, von dem man ihm erzählt, und gelangte noch bis Markranſtädt. Am andern Tage war er bei guter Zeit in Leipzig und konnte noch dazu eine Strecke mit einem Gärtner fahren, der Frühgemüſe dorthin zu Markte fuhr. Aber Leipzig — das war erſt eine Stadt — o wie große Augen machte Gottfried, als er das Gewimmel des Marktes, die hohen und ſchönen Häuſer, die Pracht und Waarenfülle der Kaufläden und Buden ſah!



Als der junge Bote Herrn Grieshammer aufgefunden und dieſer den überbrachten Brief geleſen hatte, betrachtete der Buchhändler ihn mit großem Antheil, bewirthete ihn und fragte ihn über ſeine Familienverhältniſſe und ſeine Wünſche aus, die ſich alle in einen Hauptwunſch zuſammendrängten, nämlich dereinſt ein Pfarrer zu werden, denn nächſt dem lieben Gott war ihm der Pfarrer von Eckelſtädt als die am meiſten Verehrung verdienende Perſon ſtets erſchienen, gleichſam eine ſichtbare Gottheit, voll Liebe, voll Wohlthätigkeit, voll Frömmigkeit und Tugend. Es war aber auch wirklich jener wackere Pfarrer ein Muſter ſeines Standes, und von ſeiner Gemeinde verehrt wie ein Vater, daher faßte der gute Geiſt, welcher die Gemeinde gegen ihren Pfarrherrn beſeelte, auch in den Herzen der Kinder ſchon frühzeitig Wurzel. Wie nun der Knabe ſo unbefangen in das Lob des Herrn Pfarrers, der ihn geſendet, ausbrach, dankbar für die Wohlthaten, die er von dieſem erhalten, da ergriff Grieshammer gerührt des Knaben Hand und ſprach: „Gott erhalte Dir mein Sohn, Dein dankbares Herz, ſo wird es Dir überall wohl ergehen, und Du wirſt ein braver Mann werden!“

Da nun zufällig an dieſem Tage Herr Grieshammer einige gute Freunde bei ſich ſah, ſo erzählte er dieſen von dem an ihn geſchickten hoffnungsvollen Briefboten, was zur Folge hatte, daß dieſelben, da es lauter angeſehene und wohlhabende Männer waren, eine Summe Geldes zuſammen legten, um dem jungen Menſchen es zu erleichtern, in Eiſenberg den Anfang mit höheren Studien zu machen, zugleich ward ihm wenn er das Gymnaſium verlaſſen und die Hochſchule Leipzig beziehen werde, von Herrn Grieshammer ein Freitiſch in ſeinem eignen Hauſe und ſonſtige günſtige Verwendung zugeſichert.

Voll Dank und Glück und von den froheſten Hoffnungen beflügelt, trat Gottfried den Rückweg an, benutzte wieder einige ſich darbietende Fahrgelegenheiten, und legte ſchneller den Heimweg als den Herweg zurück. Der redliche Pfarrherr zu Eckelſtädt hatte große Freude, als ſein

Sendling nicht nur in ſeinen eignen Geſchäftsangelegenheiten ihm die günſtigſte Botſchaft überbrachte, ſondern daß es dieſem ſo ganz nach ſeinem Wunſche gegangen war, und er pries Gott, daß dieſer ihm den glücklichen Gedanken eingegeben, den jungen Becker nach Leipzig zu ſenden.

Bald darauf bezog dieſer die Schule zu Eiſenberg, erwarb ſich Lob und Gunſt aller Lehrer durch ſeinen Fleiß und durch ſein tadelloſes Betragen, und war dort einer der fleißigſten Schüler. Lernen ging dem jungen Becker über alles; er machte keinen Spaziergang ohne ein nützliches Buch in der Taſche, und nach Verlauf mehrerer Jahre war er ſo weit, die Univerſität beziehen zu können. Er mußte nun von Eiſenberg eine Reiſe nach Altenburg machen, um dort vor dem Conſiſtorium ein Examen zu beſtehen, und beſtand dieß ſo gut, daß er das beſte Zeugniß ſeiner Reiſe für die Hochſchule erhielt. Die Anweſenheit in der Reſidenz des Landes wurde dem jungen Becker nun auch Anlaß, ſich perſönlich bei der Familie jenes dem Eckelſtädter Cantor befreundeten Mannes einzuführen, der ihm ein Schulſtipendium verſchafft hatte. Durch ſein außerordentlich beſcheidenes Weſen gefiel er auch dieſen braven Leuten ſehr, und der Familienvater faßte eine aufrichtige und herzliche Zuneigung zu dem jungen Menſchen und angehenden Studenten, und ſah ihn gern im Kreiſe ſeiner eignen Kinder, einem Sohne und einigen ſehr muntern jungen Mädchen, welche oft ein wenig über die große Blödigkeit und Schüchternheit Gottfrieds lachten und kicherten.

Becker konnte nicht ſogleich nach Leipzig gehen, um dort zu ſtudiren, was er am liebſten ſofort gethan hätte, ſondern mußte erſt die den herzoglich ſächſiſchen Häuſern gemeinſchaftliche Landesuniverſität Jena beziehen. Dieſe lag indeß ſeiner Heimath Eckelſtädt ungleich näher als Leipzig, er konnte öfters den Heimathort und die Seinen beſuchen, und welche Wonne, als ſein Gönner, der gute Pfarrherr, ihm einmal einen eigenen Boten mit einem Briefe ſandte, daß er doch an einem Sonntag herüber kommen, und einmal in Eckelſtädt predigen möge. Hoch ſchlug ihm das Herz, der Traum ſeiner Knabenjahre ſollte in Erfüllung gehen, der junge Student der Gottesgelahrtheit ſollte predigen, und zwar vor ſeinen theuren Aeltern, vor den Geſchwiſtern und vor der ganzen Eckelſtädter Gemeinde. Er arbeitete alsbald eine Predigt aus, ſtudirte ſie tüchtig ein, und wanderte an einem Sonnabend Nachmittag dem geliebten Heimathdorfe zu. Unterwegs ſprach ſich Becker ſeine Predigt nochmals laut vor, und war in ſeinem Schöpfer vergnügt. Zwar blieb er nicht ohne jene Scheu und jenes Bangen, das jeden befällt, der zum erſtenmal vor einer großen Verſammlung öffentlich hintreten und reden ſoll, doch befahl er ſich in Gottes Schutz und war guten Muthes. So voll war lange die Kirche zu Eckelſtädt nicht geweſen, wie an dieſem Tage; ehe man noch mit den Glocken zum drittenmale zuſammenſchlug, ſah man die Kirchengänger jeden Alters und Geſchlechte aus allen Gaſſen nach dem Gotteshauſe wallen.

Johannes Gottfried Becker machte ſeinen Erſtlingverſuch im Predigen vortrefflich — der alte Pfarrer reichte ihm, als er die Kanzel verlaſſen hatte, in der Sakriſtei beide Hände entgegen, und ſprach ſeine volle Zufriedenheit aus. Die Aeltern empfingen den Sohn, der nun, wie er erſt ihre Freude geweſen, ihr Stolz war, faſt mit Ehrfurcht. Dieſe Uebungen im Predigen wurden nun bald da, bald dort wiederholt, und es gab für Becker kein größeres Glück, als Kanzelvorträge zu halten, die er ſtets laut einſtudirte. Nach einem Jahre bezog Becker die Univerſität zu Leipzig, wurde dort von Herrn Grießhammer, mit dem er ſich ſpäter in Briefwechſel geſetzt hatte, äußerſt freundlich aufgenommen und vollendete mit allem Fleiß und Eifer ſeine theologiſchen Studien. Dadurch entzog der junge Theologe ſich freilich manchem Vergnügen, dem andere Studenten oft ſelbſt maßlos, ſich hingeben; die Welt der Bücher wurde ſeine Welt, die Natur ſeine Erholung, und bisweilen in dieſem oder jenem Kirchdorfe in der Nähe Leipzigs predigen zu dürfen, machte immer noch ſein ganzes Lebensglück aus. Die trotz den freundlichen Förderungen, die ihm bei ſeinen Studien zu Theil wurden, dennoch kärglichen Mittel für die nothwendigſten Bedürfniſſe des täglichen Lebens, lehrten ihm Einſchränkung und Sparſamkeit; er war ſtets höchſt genügſam, und lernte mit Wenigem auszukommen und doch zufrieden zu ſein. Jenes Weſen, welches man mit einem fremden Wort Galanterie nennt, die feine geſellige Artigkeit, die Neigung, allen Leuten, beſonders jungen Frauenzimmern, Schönes zu ſagen, ging Becker ebenſo ab, als Eitelkeit und Gefallſucht, aber äußerſter Höflichkeit befleißigte er ſich ſtets, und hätte ſich's ſelbſt nie vergeben, da einen ehrfurchtsvollen Gruß zu verſäumen, wo er glaubte, daß ein ſolcher von ihm erwartet und gefordert werden könne.

Endlich waren die Studien vollendet und es nahte der große Tag heran, an welchem nun der fertige Theologe vor dem herzoglichen Conſiſtorium zu Altenburg ſein Candidaten-Examen beſtehen, und der großen Schaar derer zugeſellt werden ſollte, welche durch ein ſolches wohlbeſtandenes Examen die Erlaubniß erhielten, in ruhiger Geduld und Ergebung eine Reihe von Jahren zu warten, bis ſich ihnen durch den Tod irgend eines Pfarrers die Ausſicht aufthat, endlich auch eine Pfarrerſtelle zu erhalten. Becker beſtand dieſes Examen zu aller Befriedigung und wurde von nun an Herr Candidat geheißen.

Seine freie Zeit, mußte er um zugleich ſeinen Unterhalt zu gewinnen, damit ausfüllen, daß er an Kinder wohlhabender Familien Unterricht ertheilte. Er blieb in Altenburg, denn der Freund verſchaffte ihm Häuſer, in denen er informiren durfte wie man das Ertheilen des Unterrichts damals nannte. Von Zeit zu Zeit war er auch ſo glücklich, in dieſer oder jener Kirche Nachmittags predigen zu dürfen. Bei den Familien, wo er Unterricht ertheilte, erhielt der Herr Candidat in der Regel wöchentlich einmal einen Freitiſch, und ſo war es auch bei dem Freunde, der ſich ſeiner zuerſt ſo wohlwollend angenommen hatte, der Fall. Nach einiger Zeit lachten die Töchter nicht mehr über den Herrn Candidaten und ſein etwas linkiſches Benehmen, das ihm vom Dorfe her noch anhing, ſondern ſie lernten ihn achten und ſchätzen, denn er war nicht nur ein trefflicher Lehrer, ſondern auch ein guter edler Menſch, der ſchon anfing, von dem wenigen, was er verdiente, noch etwas abzuſparen, um es ſeinen armen Aeltern zu ſchicken, die er auch faſt in jeder Feſtzeit einmal beſuchte. Hauptſächlich vermochte er die Aeltern, auch ſeinen jüngern Bruder auf die Schule zu Naumburg zu geben, damit er fähig werde, künftig ebenfalls zu ſtudiren. Auf ſeinen Wanderungen übte er Predigten ein, und hielt dieſe dann in ſeinem lieben Heimathdorfe zur großen Erbauung der Gemeinde und zur Erleichterung des alternden Pfarrherrn, der ihn nun immer ſcherzweiſe ſeinen Vikar nannte.

„Ach mein guter Herr Pfarrer, wär' ich's doch in der Wirklichkeit!“ pflegte Becker dann öfters zu ſeufzen, denn in weiter Ferne lag noch die Ausſicht auf Amt und ſichres Brot verhüllt.

Während ſich das beſcheidene Leben des Candidaten Johannes Gottfried Becker in ziemlich einförmiger Weiſe einige Jahre ſo fort ſpann, ſollte dieſem Leben nach des Himmels Fügung plötzlich eine andere und neue Wendung gegeben werden. Mit Erregung in allen Mienen, faſt beſtürzt und zitternd trat Becker eines Tages in die Wohnung des altenburger Freundes und hatte einen Brief in der Hand, den er jenem zum Leſen hinreichte.

Der Freund las: „Mein werther Herr Becker! So eben ſchreibt mir der ruſſiſche Graf Selticow zu Moskau, den ich vorigen Sommer im Bade kennen lernte, ihm für ſeinen Knaben einen deutſchen Hofmeiſter zu verſchaffen, und ſtellt die annehmbarſten Bedingungen. An wen hätte ich zuerſt und lieber denken ſollen, als an Sie, mein guter Herr Becker? Wollen Sie dieſe günſtige Stelle annehmen, ſo ſchreiben Sie es mir mit umgehender Poſt, damit ich Ihnen das nähere mittheile. Daß es Ihnen an den nöthigen guten Zeugniſſen nicht fehlen werde, davon hält ſich überzeugt Ihr Ihnen mit Wohlgewogenheit zugethaner

Leipzig, d. 4. Mai 1788.

Grieshammer."

„Ich dachte Wunder, was Ihnen unangenehmes widerfahren, lieber Herr Becker! Sie ſehen ja ganz erſchrocken und verſtört aus!" rief der altenburger Conſiſtorialrath. „Gratulire, gratulire von Herzen! Das iſt ja prächtig! das nehmen Sie doch ja an, das führt zu Ihrem Glück, ſo leid es uns hier ſein wird, Sie zu verlieren!"

„Ja — ja — aber, mein beſter Herr und Gönner!" ſtammelte Becker: „Soll ich es denn wagen? Es iſt ſo ſchrecklich weit — und meine alten Aeltern, und die Heimath — und dann: können Sie mir, verehrteſter Herr Conſiſtorialrath, die Verſicherung geben, daß ich in der Candidatenliſte unſers Landes nicht ausgeſtrichen werde, und daß man mich aus Rußland zurückruft, ſobald die Reihe einer Verſorgung mich trifft? denn ich will nicht immerdar hofmeiſtern, ich will predigen, ich muß predigen, das iſt nun einmal der Beruf, den Gott frühzeitig in meine Seele legte."

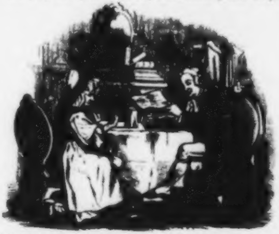
„Sie werden ja noch predigen, oft und viel!" tröſtete lächelnd der Freund. „Sie werden aus der Liſte unſerer Predigtamtscandidaten durch Ihren Weggang nicht geſtrichen, dieß kann ich Ihnen amtlich verſichern; das zweite, das iſt ſo eine Sache; wir haben an Candidaten eine völlige Ueberſchwemmung, wir danken dem Himmel, wenn wir dieſen und jenen im Auslande verſorgt wiſſen, doch darüber laſſen Sie ſich kein graues Haar wachſen — Sie kommen noch lange nicht an die Reihe, werther Herr Becker! bis dahin fließt noch viel Waſſer in der Elſter nach Leipzig, und Sie ſollen im vorkommenden Falle ſchon Nachricht erhalten, geben Sie nur ſtets Kunde von ſich, und ſichere Orte und Namen, wohin die Briefe zu ſenden ſind." —

Mit ſchwerem Herzen trennte ſich Becker aus dem ihm liebgewordenen Altenburg, und ſchied ſchmerzlich bewegt beſonders von der Familie ſeines Gönners, da er zu der einen aufblühenden Tochter deſſelben, die früher am meiſten über ihn gelacht, eine aufrichtige und zärtliche Neigung gefaßt hatte, welcher er gleichwohl Schranken ſetzte und Entſagung gebot.

Von Leipzig, wie von der Reiſe aus, ſchrieb Becker einige male, ebenſo auch von Moskau, ſeinem Beſtimmungsort, und ſchilderte ſeine Lage als eine glückliche und zufriedenſtellende, ſandte auch für die Frau Conſiſtorialräthin und deren Töchter einige Andenken aus Moskau, Arbeiten dortigen Kunſtfleißes, rothe Schuhe mit Goldſtickerei, dem Hausherrn aber ein reich mit Gold geſticktes rothes Lederkäppchen, über welches ein lautes Gelächter entſtand, als der Vater es ſcherzhaft aufſetzte, denn es war doch allzukomiſch, daß dem ehrwürdigen Herrn Conſiſtorialrath ein rothes Käppchen mit Gold zugedacht war, wobei alsbald die ſchalkhaften Töchter aus einem Munde riefen: „Papa Rothkäppchen! Papa Rothkäppchen!" — Daher empfing der mit einem Paar buntledernen ruſſiſchen Hausſtiefeln erfreute Sohn des Hauſes auch noch das ſchöne Käppchen, und der Papa behielt ſein ſchwarzes Sammtmützchen auf dem ehrwürdigen allgemach ergrauenden Haupt. Uebrigens gedachte man des dankbaren Spenders dieſer Gaben mit aller Liebe und Güte.

Nun verging eine geraume Zeit, in welcher nichts von Herrn Becker vernommen wurde, bis im Frühling des Jahres 1791 ganz unvermuthet eine betagte Bauernfrau in das Haus kam und ſich als die Mutter des Herrn Candidat Becker zu erkennen gab.

„Mein Herr Sohn in Rußland" — war ihr erſtes Wort, und mein Herr Sohn in Rußland ihr letztes. Sie brachte einen Brief und war überglücklich. „Mein Herr Sohn in Rußland — ja der hat es gut, der liebe Gott ſegnet ihn dafür, daß er ſoviel an uns, ſeinen armen Aeltern und an ſeinen Geſchwiſtern thut; er läßt Sie viel tauſendmal grüßen, ja, viel tauſendmal; und unſern alten Herrn Pfarrer und den Herrn Cantor hat mein Herr Sohn auch grüßen laſſen, und hat ihnen auch etwas geſchickt. Türkiſchen Tabak hat er geſchickt; er iſt weit drin, nahe bei den Heiden. Wenn Sie mir vielleicht wieder einen Brief mitgeben wollen, ſo will ich ihn hernach abholen, denn ich habe noch etwas auf dem Markt einzukramen. Unterdeſſen ſchreiben Sie, und ich komme hernach wieder her, und hole den Brief an meinen Herrn Sohn in Rußland.



Die Familie belächelte den mütterlichen Stolz der glücklichen alten Frau, und der Vater theilte den Brief des fernen Freundes mit. Dieſer trug den Ortsnamen Kortſchewa an der Stirne, das Datum nach deutſchem und ruſſiſchem Kalender den 16/27 April 1791, und lautete den Hauptſachen nach wie folgt:

„Ew. Hochehrwürden werden ſich wundern, daß über dieſem Briefe nicht mehr, wie früher, Moskau ſteht. Seit Ende Auguſt des vorigen Jahres bin ich nicht mehr bei Herrn Grafen von Solticow; ich fand mich bewogen, deſſen Haus zu verlaſſen, und nahm meine Zuflucht zu einem Freunde, der in Moskau in großer Achtung ſteht, und in vielen vornehmen Häuſern Zutritt hat. Lange ſchwankte ich, ob ich dort bleiben, oder in meine Heimath zurückkehren ſollte? Mächtig zog mich mein Gefühl dorthin und zu Ihnen, zu den verehrten Ihrigen — doch durfte ich dieſen Schritt nicht wagen auf das Ungewiſſe hin, da ich wohl noch nicht hoffen darf, das ſehnliche Ziel aller meiner Wünſche, eine beſcheidne Predigerſtelle im Vaterlande, ſchon jetzt zu erlangen! Man kann ſich in Moskau als Hofmeiſter ſo gut ſtehen, als man ſich in einer guten Pfarrſtelle in Deutſchland ſteht, aber der Gedanke an die Heimath überwiegt alle Vortheile. So weit von den Lieben daheim, kommt man ſich vor, als weile man auf einem fremden Stern. Da in Moskau ſelbſt bei guten Einkommen der Aufwand für Kleider und Unterhalt doch ſehr beträchtlich iſt, und ich Sohnes- und Bruderpflichten zu erfüllen habe, ſo nahm ich eine Stelle auf dem Lande an, welche mir durch Vermittlung meines Freundes zu Theil wurde.

„Dieſer mein in Moskau mir von der gütigen Gottheit zugeführter Freund iſt Herr Safredan, Gouverneur (das heißt hier in Rußland Erzieher, nicht Statthalter) bei dem Fürſten Kaſatkin auf der Pritſchiſtinka in Moskau. Er iſt aus der franzöſiſchen Schweiz, und für ſeine Stelle kontraktlich auf mehrere Jahre gebunden.

„Seit ſechs Wochen bin ich nun hier in Kortſchewa im tweriſchen Gouvernement, 23 Meilen von Moskau, nahe der Straße zwiſchen Moskau und Petersburg, bei einem Herrn von

Kevterev. Ich bekomme jährlich 500 Silberrubel, und ſoll 600 erhalten, wenn die Kinder Fortſchritte machen, habe dabei alles frei und Erlaubniß, jährlich dreimal mit den Pferden meines Herrn Prinzipals oder auf ſeine Koſten nach Moskau zu reiſen, und ſoll ſogar wenn ich mich verheirathen wolle, Wohnung und alle ſonſtigen Bequemlichkeiten für meine Frau zugeſichert erhalten. Daran denke ich aber jetzt noch nicht, denn — mein Herz blieb in Deutſchland zurück. Es laſſen ſich aber gar viele deutſche und franzöſiſche Hofmeiſter durch den guten Tiſch, den ſie neben ihrem Gehalt haben und durch ſonſtige Annehmlichkeiten verleiten, ganz in Rußland zu bleiben, und häufig geſchieht es, daß ſie auch heirathen. Manche ökonomiſiren, und ſetzen ſich im Alter zur Ruhe, von ihrem Erſparten lebend, andere hingegen verſchwenden alles, was ſie einnehmen, und ſind dann genöthigt, lebenslänglich Unterricht ertheilen zu müſſen, daher ſind in Moskau alte Hofmeiſter von 60 bis 70 Jahren gar nicht ſelten. Acht Tage nach meiner Ankunft wünſchte mein Prinzipal ſchon, ich ſollte mich kontraktlich auf vier Jahr verpflichten, bei ihm zu bleiben, ich habe aber in dieſes Verlangen nicht gewilligt, um nicht gebunden zu ſein, wenn vielleicht die erſehnte Nachricht aus Altenburg ankäme, oder die Umſtände meiner geliebten Aeltern und Geſchwiſter meine perſönliche Rückkehr nach der Heimath unerwartet nöthig machten, denn an der Heimath hängt meine ganze Seele voll Vertrauen und Hoffnung — und ach — hier kann und darf ich ja nicht predigen!" —

Dieſem Briefe waren noch die beſten Grüße an die Familienangehörigen des Conſiſtorialraths beigefügt, und dieſer letztere beantwortete die Zuſchrift ſogleich, und ſchrieb unter andern dieſes: Wenn es Ihnen da, wo Sie ſind, gut geht, werther Herr Becker, ſo bleiben Sie wo Sie ſind, wenigſtens ſo lange, bis Reihe und Ruf Sie treffen. Dort können Sie etwas zurücklegen, können die Ihrigen unterſtützen, hier als Pfarrer können Sie dieß nicht mehr, zumal wenn Sie eine Familie begründen. Wie ſich unſere Pfarrer auf dem Lande, oder in untergeordneten Stellen als Diacone und Kaplane in den Städten ſtehen, wiſſen Sie, und wie ſie oft noch beſchwerliche Schullehrerſtellen mit verſehen müſſen, um nur in etwas ihre beſchränkte Lage zu verbeſſern.

Es verging nun abermals eine geraume Zeit, in der man nichts von Herrn Becker vernahm, bis endlich im Frühling des Jahres 1793 die alte Frau Becker aus Eckelſtädt wieder erſchien. Ihre Miene war kummervoll, ſie hatte ſehr gealtert, und trug Trauerkleider. Daß ihr guter alter Mann im vorigen Monat geſtorben ſei, war ihre erſte Klage, daß ihr Herr Sohn in Rußland noch immer keine Verſorgung im Vaterlande erhalten habe, ihre zweite. Ueber beides weinte ſie bittere Thränen. „Da iſt auch wieder — ein Brief — von meinem lieben — Herrn Sohn — in Rußland!" ſchluchzte ſie, und es koſtete Mühe, ihr Troſt einzuſprechen. Der Conſiſtorialrath öffnete den Brief und las den Ortsnamen Weſawaja, mit dem Datum 3/15 April 1793.

„Na, na!" ſagte er den Brief entfaltend, „ein Stein, der immer fort rollt, wird ſich nicht beraſen! Was iſt denn das wieder für eine Station?"

Der Inhalt des Briefes wurde nun der um den Hausvater verſammelten Familie mitgetheilt, und mit Antheil vernommen, beſonders von Seiten Auguſtens, der ältern Schweſter, die vorzugsweiſe das Bild des Herrn Candidaten in ihrer Erinnerung bewahrt hatte. Nach dem Eingang, der einen ſpäten Glückwunſch zur indeß erfolgten Anſtellung des Sohnes vom Hauſe enthielt, welche der Vater in dem erwähnten Antwortſchreiben im Jahr 1791 mitgetheilt hatte — ſchrieb Becker:

„In Ihrem letzten Brief rathen Sie mir, hochverehrteſter Freund und Gönner, ſo lange in Rußland zu bleiben, bis mich die Reihe in der Verſorgung durch eine Pfarrſtelle trifft, mit der Bemerkung, daß ſich die Prediger, zumal auf dem Lande, gewöhnlich nicht gut ſtehen. Es iſt wahr, ich könnte hier, wenn ich nichts an meine lieben Angehörigen ſchickte, in einem Jahr mehr zurücklegen, als ein altenburgiſcher Landpfarrer das ganze Jahr hat, und dennoch wünſche ich nichts ſo lebhaft, als ein Paſtorat. Hier kann ich Niemand predigen, als den Bäumen im Walde, auf die Gefahr hin, daß man mich, wenn man mich laut reden hört, und mit Niemand als mit Gott und mit Zuhörern, die meine Phantaſie ſich herbei zaubert, und unter denen immer mir ſehr liebe und theure Perſonen ſind — für übergeſchnappt hält. Ach, wenn meine Wünſche ſich erfüllten, ſo könnte ich doch das ſüße Vergnügen empfinden, meine lieben alten Aeltern bei mir zu haben, ſie ſtets zu ſehen und zu umarmen, und auch ſie würden ſich bei mir unbeſchreiblich glücklich fühlen, und keine Unzufriedenheit ſollte ihre Tage trüben. Wenn ich warten ſoll, bis mich die Reihe trifft, ſo treffe ich die geliebten Aeltern ſicher nicht mehr am Leben an, denn ſie ſind ſchon alt und gebrechlich, ihr größter Wunſch iſt, mich wieder zu ſehen, und die ſcheinbare Unmöglichkeit meiner baldigen Verſorgung, macht meine Mutter, wie mich, außerordentlich betrübt."

„Armer, braver Sohn! Er nennt nur die Mutter"—unterbrach ſich der Vorleſer; „als habe eine Ahnung ihm zugeflüſtert, daß er den Vater bereits nicht mehr auf Erden wiederſieht!" — Hören wir weiter:

„Noch einmal habe ich mein Anliegen an hoher Stelle auf das dringendſte ausgeſprochen. Ich las ohnlängſt von einer Dame, die dadurch ihr Ziel erreichte, daß ſie dem Könige Ludwig den vierzehnten von Frankreich an ſeinem Geburtstage eine Bittſchrift überreichte, in Hoffnung, an dieſem Tage ſicher keine Fehlbitte zu thun. Dieß hat mich veranlaßt, bei meinem erhabenen Gönner, dem gnädigſten Herrn Reichsgrafen von Beuſt das nämliche zu verſuchen; es wird aber dieſes Mittel wohl nur dann am beſten wirken, wenn Sie ſelbſt mein Geſuch an dieſem Tage die hohe Gewogenheit haben, zu übergeben, und ein gutes Wort für mich einlegen. Ich erwarte keine unmöglichen Dinge, ich weiß auch, daß ſich nicht täglich Stellen erledigen, und daß ſelbſt bei aller Bereitwilligkeit der Herren Miniſter und Räthe im Conſiſtorio meines Geſuches Erfüllung unmöglich ſein kann. Wenn ſie aber nicht unmöglich iſt, ſo ſoll man mich doch aus Gnaden berückſichtigen. Die Bedenklichkeit, außer der Reihe einen Candidaten zu verſorgen, dürfte dadurch gehoben werden, daß ich durch die eigne und die Armuth meiner Aeltern erſt ſpät auf die Schule kam, daß ich wegen mangelnder Vorbildung, länger auf der Schule zu Eiſenberg bleiben mußte, und erſt mit einundzwanzig Jahren zur Univerſität kam, wohin andre mit achtzehn Jahren oft gehen; ich wurde daher erſt mit faſt fünfundzwanzig Jahren Candidat. Hätte ich das Glück haben können, dieß früher zu werden, ſo ſtände ich in der Reihe um ſo viele Jahre weiter voran.

„Ich habe gar keinen andern Wunſch als meine lieben Aeltern wiederzuſehen; geſchähe dieß nicht, ſo würde meine Rückkehr nicht die rechte göttliche Freude in meinem Gemüth hervorrufen, ich würde nicht mit höchſter Zufriedenheit mein Vaterland wieder ſehen." —

„Wahrhaftig, ein edler vortrefflicher Menſch!" rief die älteſte Tochter des Hauſes bewegt aus, und ihre Augen füllten ſich mit ſchönen Thränen des Mitgefühls. „Suchen Sie ihm zu helfen, beſter Vater!"

„Leider iſt ja nun ſchon ſeinem gehofften Glück die Spitze abgebrochen, ſein Vater iſt geſtorben!" entgegnete der Conſiſtorialrath. „Doch laß uns den Brief erſt zu Ende leſen, ehe wir weiter über die Angelegenheit unſers gemeinſchaftlichen — Schützlings ſprechen."

„Wollte ich"—ſo ſchreibt derſelbe ferner: „aufs gerathewohl zurückreiſen, ſo könnte ich allerdings bei den meinigen ſein, aber wenn ich lange ohne Verſorgung bleiben müßte, ſo müßte ich nicht nur alle wichtigen Vortheile, deren ich mich jetzt zu erfreuen habe, aufgeben, ſondern auch mein Erſpartes zuſetzen, und wenn dieß zugeſetzt wäre, was dann beginnen? O mein hochverehrter

Gönner, ſolche Betrachtungen beunruhigen oft mein Gemüth, und dienen demnach zu nichts, als mir das Leben zu verbittern. Meiner erſten Bitte füge ich noch eine zweite hinzu. Mein Bruder, der die Schule zu Naumburg beſucht hat, wird um ein academiſches Stipendium in Jena bei dem hochpreislichen Conſiſtorio nachſuchen. Unterſtützen Sie ihn gütigſt bei ſeinem Geſuch. Wenn er fleißig bleibt, werde auch ich ſelbſt ihm jährlich eine Unterſtützung gewähren.“

„Seit einigen Wochen bin ich hier in Weſawaja, in der oreliſchen Statthalterſchaft, ſüdweſtwärts zweihundert und achtzig Werſte oder vierzig deutſche Meilen von Moskau, bei einem Herrn von Kerzov; ich bekomme ſiebenhundert Silberrubel Gehalt, alles frei, und es ſind mir überdieß eine Menge Bequemlichkeiten zugeſtanden, Bedienung, Kutſcher, Pferde und Wagen. Ich habe vier Zöglinge, doch hat mich Herr von Kerzov hauptſächlich ſeines älteſten Sohnes wegen angenommen, den ich in der deutſchen Sprache, in Geographie, in Geſchichte und Mathematik zu unterrichten habe. Dieſer Sohn iſt ſechzehn Jahre alt, iſt Offizier bei der kaiſerlichen Leibgarde, und hat ſeiner Schulbildung halber noch zwei Jahre Urlaub, kann daher nur noch auf ſo lange Zeit im älterlichen Hauſe bleiben. Meine Ausgaben hier auf dem Lande belaufen ſich, die Kleider mit eingerechnet, jährlich nur auf funfzig bis ſechzig Rubel. So iſt es mir möglich geworden und wird es mir möglich, die Meinen zu unterſtützen, und einen Nothpfennig zurückzulegen — und dennoch habe ich eine unbezwingliche Sehnſucht nach der Heimath, nach Herzen, die mich kennen — ich ſage nichts weiter. Grüßen Sie tauſendmal die lieben Ihrigen alle, ich bin ſo eitel, mir zu ſchmeicheln, daß ſie mich nicht ganz vergeſſen haben!“ —

„Nun, das iſt ein guter Brief, wie der Schreiber ein guter Menſch iſt!“ ſprach der Vater, und legte den Brief zuſammen. Er muß aber eben doch abwarten, wie Gottes Wille es fügt. Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein.“ —

Die gute alte Mutter wurde getröſtet ſo viel dieß möglich war, und ihr vorgeſtellt, daß es für ſie und ihre Kinder wirklich beſſer ſei, wenn ihr ſo edelmüthiger und kindlicher Sohn noch in Rußland bleibe als wenn er ohne eine Stelle in Eckelſtädt müſſig und verdienſtlos aufliege, und daß es zudem noch ſehr die Frage ſei, ob er ſich leicht wieder in die beſchränkten und beſchränkenden Verhältniſſe der Heimath finden werde, was von der guten alten Frau auch endlich eingeſehen wurde; im übrigen empfing ſie abermals ein Briefchen zum beilegen an ihren Sohn.

Zwei Jahre vergingen abermals und es kam von Herrn Becker in Weſawaja keine briefliche Nachricht nach Altenburg — doch erfuhr man, daß er ſeinen Bruder ſtudiren laſſe und ſeiner Schweſter, welche ſich mit einem braven Bauernburſchen verlobt hatte, aber wegen ihrer Armuth dieſen nicht heirathen konnte, ein Heirathsgut von vierhundert Silberrubel durch die Vermittlung eines ruſſiſchen Bankiers und des Herrn Grieshammer in Leipzig, zum Geſchenk überſendet, und dadurch zwei Menſchen überglücklich gemacht habe. Zugleich aber habe er dem jungen Brautpaar die Pflicht auferlegt, ſeine alte Mutter zu ſich und in die ſorglichſte Pflege zu nehmen, dafür ſollten ſie von ihm, ſo lange er oder die Mutter lebe, jährlich noch ein beſonderes feſtbeſtimmtes Koſtgeld für letztere erhalten. Dieſe ſchönen Handlungen eines ächt kindlichen Gemüthes erhielten Herrn Beckers Andenken in der Familie des altenburger Conſiſtorialrathes in dauerndem Andenken, auch wenn man nicht in unmittelbarem Briefwechſel mit ihm ſtand.

Es war im Frühling des Jahres 1795, als ein Fremder in das Haus des Conſiſtorialrathes trat, und nach dieſem fragte, oder nach der Frau oder dem Sohne — er habe Grüße zu überbringen. Die Familie hatte eben abgeſpeiſt, und nahm den Beſuch an. Es war ein hübſcher Mann in dunkler Tracht, der das Anſehn eines Profeſſors hatte, und ohne ſich zu nennen, fragte er, ob er die Ehre habe, Herrn und ſo weiter, zu ſprechen, worauf er in einer fremdländiſch klingenden

Sprachweiſe und doch im reinſten Deutſch ſagte: „Ich ſoll Ihnen herzliche Grüße bringen, von einem ehemaligen Bekannten von Ihnen, einem Freund von mir, von dem Paſtor Johann Gottfried Becker zu Moskau.“

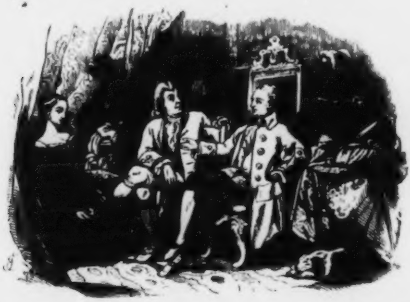
„Becker? Paſtor! Alſo jetzt in Moskau! der wackre brave Becker!“ rief man verwundert durcheinander, und Freude verklärte jedes Antlitz.

„So geht es ihm gut? Das freut uns herzlich! So ſehnt er ſich nicht mehr nach Deutſchland will in Rußland bleiben?“ wurde aufs neue gefragt. „Doch — er ſehnt ſich ſehr, er hat ſich ſo geſehnt, daß er dem Drange ſeines Herzens gar nicht mehr hat wiederſtehen können, und bereits in Deutſchland angekommen iſt,“ antwortete der Fremde.

Da ſchrie auf einmal Auguſte laut auf: „Mein Gott! Vater! Mutter! Das iſt ja Herr Becker leibhaftig ſelbſt, und kein andrer Menſch!“

„Wahrhaftig, wahrhaftig!“ rief der Vater, und ſchloß den jüngern Freund in die Arme. „Daß ich Sie auch nicht gleich erkannte! Aber Sie haben ſich in der That verändert!“ —

Groß war die Freude aller, es ward Wein und Kuchen gebracht, Herr Becker mußte nun erzählen, und wurde viel mit Fragen beſtürmt, unter denen die Frage, ob er auch verheirathet ſei, Seitens der Frau Conſiſtorialräthin eine der erſten war.



Becker hatte ſeine zwei Jahre in Weſawaja noch ausgehalten, und dann von ſeinem Freunde Sakredan in Moskau die Nachricht empfangen, daß ſich an einer der beiden lutheriſchen Kirchen zu Moskau eine Paſtorſtelle erledigt habe, um die er ſich bewerben dürfe und möge, ſo werde ſein Herzenswunſch, endlich einmal Prediger zu werden, vielleicht bald in Erfüllung gehen; die Stelle ſei gut, ehrenvoll und einträglich.

„Das Glück wollte mir wohl,“ berichtete Becker; obſchon ein Spiel des launiſchen Zufalls und die Tücke eines Mitbewerbers mich in die grenzenloſeſte Verlegenheit bei dieſer Bewerbung brachte, was ich Ihnen ſpäterhin einmal erzählen werde — kurz ich erhielt die Stelle mit einem

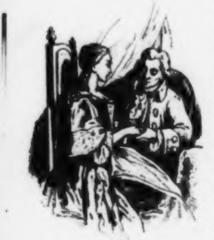
Gehalt von zwölfhundert Silberrubel feſt, ohne die pfarramtlichen Gebühren. Es beſtehen in Moskau zwei lutheriſche Gemeinden, beide faſt nur aus wohlhabenden Familien und zahlreich, und ſie halten um ſo feſter an ihrem Bekenntniß, als ſie mit der übrigen proteſtantiſchen Welt ſo ganz außer Zuſammenhang ſich befinden.

„Klingen wir an auf dieß fröhliche Wiederſehn und auf Ihr Glück!“ rief der Conſiſtorialrath. „Alſo reiſen Sie zurück? Führte außer der Sehnſucht, die alte Heimath wieder zu ſehen, Sie ein Geſchäft nach Deutſchland?“ —

„Ja!“ ſprach Becker, und heftete ſeinen Blick auf Auguſten, die während der Abweſenheit Beckers zu einem bildſchönen Mädchen herangeblüht war. „Ich will in Deutſchland einen Schatz heben, gelingt mir dieſes, ſo kehre ich vollkommen glücklich in die neugewonnene Heimath zurück.“

Auguſte war erröthend aufgeſtanden und in das Nebenzimmer gegangen. Mit Wärme und Würde ergriff Becker die Hände beider Aeltern. „Meine hochverehrten Freunde und unvergeßlichen Wohlthäter; ich habe die deutſchen Umſchweiſe und Förmlichkeiten in Rußland verlernt, nicht aber die deutſche Biederkeit. Laſſen Sie mich als deutſchen Biedermann Sie bitten, wenn Ihre Tochter Auguſte noch nicht verſagt iſt, wenn ihr Herz noch frei iſt, wenn ſie glaubt mit mir glücklich werden zu können, um deren Hand bei Ihnen anhalten zu dürfen! Meine Stellung iſt geſichert, der Gedanke an meine einſtige Schülerin hat mich nie verlaſſen, immer war es meine ſtille Hoffnung, ſie einſt heimzuführen, ſie glücklich machen zu dürfen; ſagen Sie Ja und Amen zu meiner Werbung!“

„Sie überraſchen uns doppelt, Herr Paſtor!“ entgegnete der Conſiſtorialrath; „wir wollen uns mit Gott berathen, Auguſte mag ſich prüfen, wir haben nichts gegen Ihre uns ſtets werthe Perſon, und wiſſen Ihren ehrenvollen Antrag gebührend zu würdigen; Ihr edles Herz, das wir kennen, würde uns eine gute, ja die beſte Bürgſchaft dafür ſein, daß Sie unſre Tochter glücklich zu machen, ſich gern beſtreben werden. Wer die heiligen Gebote Gottes ſo treu und redlich übt, wie Sie das vierte übten, der verdient Gottes Segen, und dieſer wird immerdar auf Ihnen und Ihrem Hauſe ruhen.“ —



Am folgenden Tage wurde daher Paſtor Johannes Gottfried Becker der glückliche Bräutigam der tugendbelobten Jungfrau Auguſte, die mit Freuden die Hand des Mannes annahm, den ſie ſtets im Stillen verehrte, um ſich von dieſer treuen Hand durch das Leben führen zu laſſen.

Bald darauf war die Hochzeit. Der Conſiſtorialrath lud den Kreis ſeiner nächſten Verwandten und Freunde; eine Poſtkutſche brachte von Eckelſtädt die alte Mutter, ihre Tochter und deren Mann, eine zweite den Studenten, Beckers Bruder, den alten Pfarrer und den wackern Cantor, der auch noch lebte. Herr Buchhändler Grieshammer, der alte freundliche Gönner, durfte nicht fehlen; er würde ohne Zweifel mit der Eiſenbahn von Leipzig nach Altenburg gekommen ſein, hätte es im Jahre 1795 dergleichen ſchon gegeben. So fuhr er hübſch gemächlich den frühern länglichen Weg über Borna, und kam auch hin, nur nicht ſehr ſchnell.

Lange war keine ſo fröhliche Hochzeit zu Altenburg gefeiert worden, die alten Herren wurden allzumal außerordentlich heiter und gemüthlich, und es wurden nach der Tafel allerlei Schnurren und Schnaken aufgetiſcht, von denen die Mehrzahl ſich auf das Pfarrleben bezog, und dieſem den Urſprung dankte — zumal die Mehrzahl der männlichen Gäſte dem geiſtlichen Stande angehörte.

„Alles Erzählte, meine geehrten Herren Amtsbrüder, Gönner und Freunde“ — nahm der höchſtvergnügte Bräutigam das Wort: „kommt nicht der Geſchichte von meiner Probepredigt in Moskau gleich, die ich Ihnen jetzt mittheilen werde. Ich hatte noch einen mir aber unbekannten Mitbewerber um die erledigte Paſtorſtelle, auch einen deutſchen Candidaten, und es war beſtimmt, daß wir an einem und demſelben Tage einer nach dem andern unſre Probepredigten halten ſollten, und dann ſollten die Häupter der Gemeinde, die Kirchenälteſten, unparteiiſch denjenigen wählen, der am beſten gefallen würde. Sie können denken, daß ich mich beſtrebt hatte, eine gute Predigt auszuarbeiten, und auswendig konnte ich ſie bis auf das Jota, das mußte nur ſo ſein. Ich wohnte in einer Vorſtadt, und fuhr gegen Abend in die Stadt herein, indem ich in der Nähe der lutheriſchen Kirche in einem deutſchen Gaſthof abſtieg, um am andern Morgen zeitig bereit zu ſein, da der Anfang des Gottesdienſtes mit der zweifachen Predigt ziemlich bald anberaumt war.“

„In meinem Zimmer nach dem Abendeſſen ohne Beſchäftigung, wandre ich auf und ab, und ſpreche nach meiner alten Gewohnheit meine Predigt mir noch einmal laut vor, und da ich viel zu aufgeregt war, um ſchlafen zu können, ſo legte ich mich, als ich zu Ende war, zwar nieder, allein im Bette begann ich von neuem, noch einmal die Predigt zu ſprechen, und zufrieden mit mir, daß ich ſie ſo genau auswendig wußte, bat ich Gott um ſeinen Segen zu dem morgenden für mich ſo wichtigen Werke, und ſchlief ruhig ein. Indeß graute kaum der Morgen, ſo war ich wieder wach, und da es zum Aufſtehen doch noch zu früh war, ich aber nicht wieder einzuſchlafen wünſchte, ſo begann ich gleich nach meinem Morgenſegen meine Predigt abermals mir laut vorzuſprechen.“

„Als ich das Haus verlaſſen wollte, um mich in die Kirche zu begeben, und meine Stubenthüre abſchloß, trat aus dem andern Zimmer, dicht neben dem meinen ein junger Mann, ſo groß wie ich, genau in geiſtliche Amtstracht gekleidet wie ich, maß mich mit einem Blick, der mit einem höhniſchen Lächeln gemiſcht war, erwiederte aber höflich meinen höflichen Gruß, und ſprach: Ach, der Herr Confrater; wir haben einen Weg und ein Ziel, doch nur einer kann daſſelbige erringen. Die Kanzeltreppe hat Lücken, hüte ſich der Herr vor dem Falle!“

„Ich baue auf Gott, war meine Antwort: der Herr im Himmel wird meine Steige richtig machen.“

„Wir wandelten den kurzen Weg zur Kirche ernſt und ſchweigend neben einander, und erreichten zuſammen die Sakriſtei; der Kirchner öffnete und ließ meinen Gefährten, den am Vorantritt gelegen ſchien, vor mir eintreten. Das Lied, welches die Gemeinde ſang, begann und verhallte, und immer ängſtlicher und banger ſchlug mein Herz. Dieſe Einrichtung, daß zwei Bewerber gleichzeitig, einer alsbald hinter dem andern predigen ſollten, mißfiel mir im hohen Grade, ſie war mir noch nie vorgekommen, ſie machte mich ganz befangen und mein Mitbewerber erſchien ſo ſicher, ſo gutes Muthes; es ſchien ſich auch ganz von ſelbſt zu verſtehen, daß er zuerſt die Kanzel beſtieg; er ſchritt ohne Weiteres kecklich aus der Sakriſtei und ging ſichern Schrittes hinauf.“

„Meine Herren, Sie können es alle nicht nachfühlen, wie mir wurde, als jener den Mund öffnete, und begann, meine Predigt zu halten! Ja — ſtaunen Sie nur — meine Predigt. Satz für Satz, Wort um Wort, und mit meiner Betonung, faſt mit meiner eignen Stimme, mir wurde ſchauerlich zu Muthe. Erſt dachte ich, ich träume, dann es ſei jener Mann der böſe Feind, der meine eigne Geſtalt als die eines Doppelgängers angenommen habe, um mich zu verwirren, mich wahnwitzig zu machen, ja endlich glaubte ich, ich ſei dieß ſchon, und tolle Gedanken jagten mir durch's Gehirn. Hinaus, hinauf ſpringen, ihn von der Kanzel werfen — oder dem hölliſchen Traum und Spuk entfliehen, aus der Kirche ſtürzen, jenem den Sieg laſſen — Niemand ſah meine Verzweiflung, meine Verſtörung — und er predigte immer fort. Wie der Drahtzieher einen Drahtfaden, zog er die endloſe Reihe meiner Gedanken aus meiner Seele, alle ſchön und edel gefügt in den Schmuck der Worte, den Goldfaden meiner Seele, mit dem ich die Saite des Wohllautes und frommer Weihe überſponnen — mit einem Wort, ich war zuletzt vernichtet, verſank in dumpfes Brüten, hörte nichts mehr. Endlich weckte mich der Orgel hoher Klang, die Predigt war zu Ende; zwei oder drei Liederſtrophen, dann kam ich. Ich ſprang von meinem Stuhle auf, wie betäubt. Gott! Gott! Was ſoll ich nun thun? Frei, unvorbereitet zu ſprechen hatte ich mich nie geübt, hatte nie Veranlaſſung dazu gehabt, und wäre es geweſen — hier — wo es galt, eine regelrecht ausgearbeitete, ordnungsmäßig gegliederte Predigt als Probe zu halten — war ja das alles unnütz; ich ſtand Qualen aus, die ich nicht zu ſchildern vermag, da trat mein Doppelgänger ruhig in die Sakriſtei."

„Herr! knirſchte ich ihm ingrimmig zu; das war meine Predigt! Wer gab ſie Ihnen?" —

„Sie, mein beſter Herr! Ich danke Ihnen für dieſe ſchöne Predigt!"

„Und das Recht, ſie zu halten? Ha!"

„Gab' ich mir ſelbſt! — Doch eilen Sie, eilen Sie hinauf, das Lied geht zu Ende."

„Ich wankte hinaus, hinauf; die Kirche ſchwamm vor meinen Blicken, die vielen Geſichterreihen wurden lange fleiſchfarbene Balken. Ich ſtand droben, ich rang nach Faſſung."

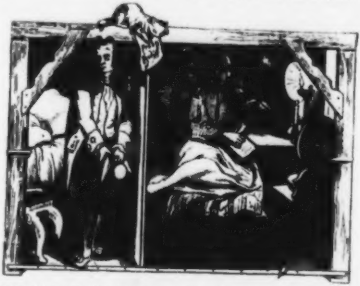
„Meine Herren Amtsbrüder, ich bitte ſagen Sie mir, was hätten Sie gethan an jener meiner entſetzlichen Stelle?" —

Wie Paſtor Becker alſo fragte, ſchwieg die ganze Geſellſchaft, die ſeiner ſpannenden Erzählung mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört hatte. „Nicht um die Welt wär' ich hinauf!" ſprach der alte Pfarrherr von Eckelſtädt, und nahm eine Prieſe, und freute ſich, daß er der alte Pfarrherr von Eckelſtädt war, und nicht auf der Probepredigtkanzel zu Moskau ſtand. „Ich wäre davon gelaufen!" äußerte ein als Gaſt mit anweſender Kirchenrath und Superintendent. „Mich hätte der Schlag gerührt!" ließ der Conſiſtorialrath, Beckers Schwiegervater, ſich vernehmen.

„Ich will Ihnen ſagen, was ich that, hochverehrteſte Herren!" nahm Paſtor Becker wieder das Wort: „Ich kniete auf der Kanzel nieder, und betete; ich betete kurz, ſtill, heiß und flammend, denn das war alles, was ich zu thun wußte, eine Predigt wußte ich nicht zu halten; ich betete zu Gott, daß er meine Gedanken erleuchte. Und ſiehe, es bewährten ſich an mir die erhabenen Worte der Schrift: bittet, ſo wird euch gegeben. Ein Strahl von Gott durchblitzte mein Gehirn, daß er, wie im Buche Hiob geſchrieben ſteht, meine Seele herumhole aus dem Verderben, und mich erleuchte mit dem Licht der Lebendigen. — Ich erhob mich von meinen Knieen; friſch belebt, gottgetroſt ſprach ich das kurze Eingangsgebet, und begann dann: Meine lieben Mitchriſten! Ihr habt ſo eben an dieſer geheiligten Stätte eine Predigt vernommen, eine Predigt voll der tiefſten und lebendigſten Wahrheit des göttlichen Wortes, wie kaum eine andre im Stande wäre beſſer auszuſprechen, darum behaltet ihren Sinn in Herzen und Gedanken, und vergönnt mir, daß ich euch dieſelbe noch einmal vortrage. — Und nun hielt ich friſchweg meine Predigt mit allem Eifer und mit all' der Glaubensfreudigkeit, mit welcher ich ſie empfunden, niedergeſchrieben und gründlich auswendig gelernt hatte, und verließ die Kanzel wie ein Held das Gefilde, auf dem er ſiegte."

„Im Gaſthaus geſtand mir mein Mitbewerber, der ein luſtiger Bruder war, den Studenten noch nicht überwunden, und von der Natur die Gabe eines überaus trefflichen Gedächtniſſes

empfangen hatte, daß der Zufall ihn vor meiner Ankunft in daſſelbe Haus geleitet, ihm ein Z
mer neben dem meinen beſtimmt habe, und als er durch die dünne Wand meine laut genug
ſprochene Predigt vernommen, habe ſie ihm außerordentlich wohlgefallen, und viel beſſer, als ſe
eigne. Er habe nur gehofft ſie noch einmal zu hören, dieſen Gefallen habe ich ihm gethan, ſ
Bett habe dicht neben dem meinen, nur durch die Wand geſchieden, geſtanden, und ſein D
habe an dieſer Wand gelegen. Zum Ueberfluß habe ich frühmorgens nochmals meine Pred

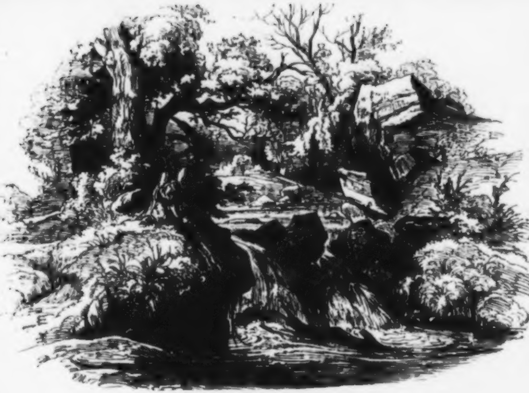


geſprochen, und da ſei der Entſchluß in ihm gereift, dieſe Predigt zu halten, der freilich in ſe
ernſter Sache kein löblicher war, doch bat er mich um Verzeihung, und was konnte ich als Chriſt
und angehender Geiſtlicher thun? Ich verzieh ihm die Angſt und Seelenpein, die er mir verurſacht; für dieſe Selbſtüberwindung wurde mir der Ueberwindung Krone. Die Kirchenälteſten faßten in ihrer Entſcheidung den einſtimmigen Beſchluß, es ſei zwar die erſte Predigt ein preiswerthes Werk und zeuge von den beſten geiſtlichen Fähigkeiten, es ſei aber noch ein höheres und größeres, eine ſolche Predigt vom einmaligen Hören ſo zu faſſen, wie ich gethan, und ſie Wort für Wort wiederzugeben, und mir wurde die Stelle zuerkannt.“ —

Der Ernſt, welcher ſich kurz vorher über die Zuhörerſchaft Beckers verbreitet, löſete ſich bei dem Schluß ſeiner Erzählung in allgemeine Heiterkeit auf, die Männer lachten, daß das Haus ſchütterte.

Wenige Wochen nach der Hochzeit führte Paſtor Becker ſeine junge Frau in die ferne neue Heimath, von den Segnungen der beiderſeitigen Angehörigen begleitet.

Johann Gottfried Becker, eines armen Hinterſaſſen Sohn im Dorfe Eckelſtädt, der in ſeinem Vaterlande keine noch ſo geringe Pfarrſtelle erlangen konnte, brachte es bis zur Würde eines Superintendenten in Moskau, und ſtand in hohen Ehren bei den dortigen lutheriſchen Kirchengemeinden. Er hatte ſtets Gott vor Augen und im Herzen gehabt, und deſſen Gebote gehalten, inſonderheit das vierte, und darum erfüllte ſich auch herrlich an ihm dieſes Gebotes ſchöne Verheißung. Er hatte Vater und Mutter geehrt, die Geſchwiſter geliebt, darum iſt es ihm wohl ergangen, und er hat lange und ſegensreich gelebt auf Erden.



Der Fiſchaar am Wasserfall.

Es rauſcht, es rauſcht im Wald und brauſt
Unter Felſen und alten Bäumen,
Der Waſſerfall mit dem Waſſerſchwall;
Die Blumen ſchlummern und träumen. —

Noch ſchattet die Nacht, noch nicht erwacht
Iſt des Morgens Goldgefieder.
Der Vöglein Sang über'm Felſenhang
Schweigt noch — du hörſt keine Lieder.

Doch von Ort zu Ort ſo fort und fort,
Rinnen und rollen die Wellen,
Bis in kühler Fluth bei Aurorens Gluth
Spielen die bunten Forellen.

So klein als groß in dem Wellenſchoos,
Sie ſpielen und ſchnellen und hüpfen,
Und nehmen ſie wahr den drohenden Aar,
Raſch unter die Felſen ſie ſchlüpfen.

Kaum ſchwindet die Nacht, da ſitzt er und wacht,
Er iſt ſo muthig als munter,
Hebt die Schwingen groß zum mächt'gen Stoß
Und ſtößt in den Bach hinunter.

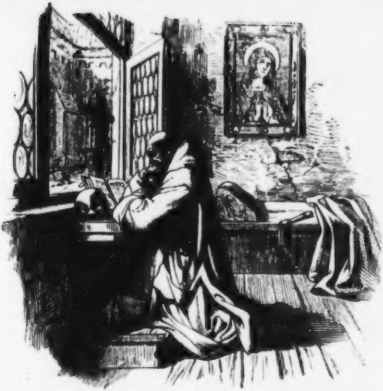
Den Forellenſchmaus liebt er überaus,
Doch ſind ſie ſchwer zu erlangen,
Er muß ſich mühn, muß tauchen kühn;
Sie laſſen nicht leicht ſich fangen. —

Kind hoffe nie ſonder Fleiß und Müh
Daß Dir's gelingen werde
Auf der Lebensbahn dem Ziel zu nah'n,
Der Weg heißt Arbeit — Beſchwerde.

Jetzt ſpielſt noch Du in heitrer Ruh,
Wie im Felſenbach die Forelle,
Einſt ſchwing' Dich auf und wage den Lauf
Mit des Aaren Muth und Schnelle.

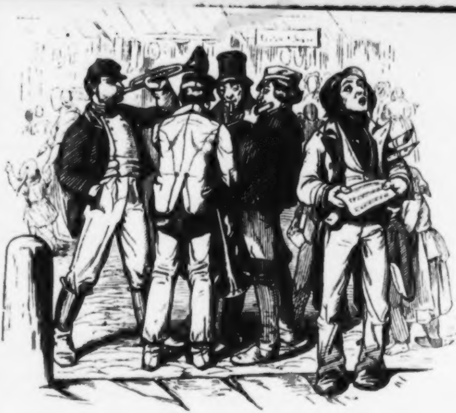
Der Sommerabend.

Die Sonne will für heute von uns ſcheiden.
Nun wohl — ſie hat ja Herrliches geſchafft,
Erſchloſſen Blüth' an Blüthe auf den Weiden,
Gereift das Korn, die Frucht gefüllt mit Saft.
Doch iſt ſie nicht zufrieden, nur zu ſegnen,
Im Scheiden zeigt ſie ihre Schönheit ganz
Und ſchmückt die Wolke, die da kommt zu regnen,
Mit farb'ger Pracht und goldnem Strahlenkranz.
Ja, Abend wird's — und heimwärts ziehn die Heerden,
Hübſch ordentlich die Gänſ' in langer Reih';
Wie froh die ſind, das kannſt Du inne werden,
Denn weithin ſchallt ihr kreiſchendes Geſchrei.
Was thut's? — ein jedes ſingt nach ſeiner Weiſe!
Die Kühe ſingen eben auch nicht ſchön,
Sie ſingen ihren tiefen Baß nicht leiſe!
Und erſt die Ziegen, die da drüben ſtehn!
Ja, ſchön iſt's nicht — und doch hör' ich's ſo gerne,
Denn alles iſt der Freude lauter Ruf,
Und aller Orten tönt in Näh' und Ferne
Solch Loblied ihm, der auch die Freude ſchuf.
Ein köſtlich warmer Tag! — Die Thiere kommen
Drum alle gern, bevor ſie ſchlafen gehn
Zum kühlen Bach. Manch Bad wird da genommen
Und hundert Vöglein kannſt Du trinken ſehn
Das Köpfchen hebend hoch. — Des Abends Kühle
Voll Duft und Thau weht über's Feld daher,
Und lauter klappert dort im Dorf die Mühle,
Sie hat noch viel zu thun — drum eilt ſie ſehr.
Bald kommen Ruh' und Schlaf, die Müden labend
O Gott! wie ſchön iſt ſolch ein Sommerabend.



Des Mönchs Andacht.

Verſunken ganz in tiefes, frommes Sinnen
Kniet hier ein alter Mönch im rauhen Kleid.
Er zählet nicht die Stunden, wie ſie rinnen,
Denn alle hat er ja dem Herrn geweiht.
Nur einer denket er, der Todesſtunde,
Und freudig hofft er, frei von Furcht und Graun,
Zu hören bald den Ruf aus Engelsmunde:
Was dunkel hier, komm nun, im Licht zu ſchaun.
So ſinnend kniet er oft in ſeiner Zelle
Am offnen Fenſter vor dem Bild des Herrn
Hier findet betend ihn des Morgens Helle
Hier blinkt ihm Troſt ins Herz manch ſel'ger Stern.
Und wie des Morgens friſches, duft'ges Weben
Durchs offne Fenſter in die Zelle dringt
So ſoll ſein Herz der Labung offen ſtehen
Die Gottes Wort dem frommen Beter bringt.
— Nur wenig noch — ſo wird Dein Stündlein ſchlagen;
Dann wird Dein Geiſt vom müden Leib befreit,
Staub wird zu Staub und wird ins Grab getragen —
Die Seele bleibt bei Gott in Ewigkeit!



Neue Muſikanten.

„Wir ſind neue Muſikanten!"
Klingt ein altes Lied durchs Land:
„Nein, wir ſind nicht die bekannten,
Die von Haus zu Haus gerannt.
Wir ſind neue Virtuoſen,
Die ſchon manchen großen Herrn,
Kaiſer, König — angeblaſen,
Und ſie hörten's alle gern." —

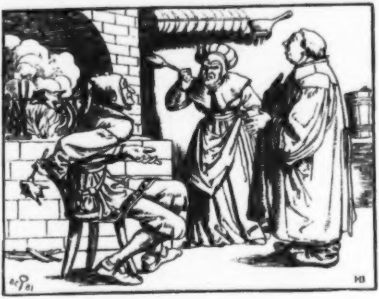
Im Getümmel, im Gewimmel
Das den Markt, die Straßen füllt,
Stehn wir unterm freien Himmel,
Einer bläſt und einer — brüllt,
Einer flötet, einer pfeifet,
Und der fünfte Mann poſaunt,
Daß es jedes Herz ergreifet
Und die Straßenjugend ſtaunt.

Der Trompeter war Bereiter,
Ein Soldat war der Flötiſt
Unſer Sänger iſt ein Schneider,
Bergmann iſt der Poſauniſt.
Jener mit der Kummermiene,
Der die Clarinette bläſt —
Iſt Souffleur bei einer Bühne
Die nicht mehr beſteht — geweſt.

Und wir halten an der Ecke,
Muſiziren, daß es gellt;
Und wir wandern nicht vom Flecke
Bis ein Groſchenregen fällt.
Dann geht's weiter — in dem Hofe
Friſch beginnen wir im Nu,
Und die Jungemagd, die Zofe,
Hören voller Tanzluſt zu.

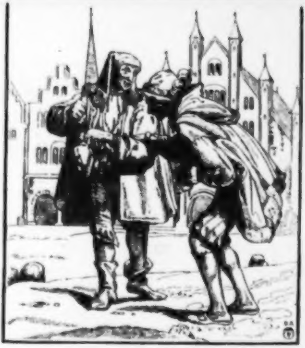
Von des Morgens erſtem Blicke,
Bis daß niederſinkt die Nacht
Wird mit Kunſt und mit Geſchicke
Unſer Tagewerk vollbracht
Abends theilen wir die Gaben,
Die uns unſer Spiel gewann,
Wenn wir gutes Glücke haben
Kommt ein Thaler auf den Mann.

Wir ſind neue Muſikanten
Und wir ziehn von Ort zu Ort,
Und wir werden zu bekannten,
Heute hier und morgen dort
Wenn die Meſſen wiederkehren,
Sei's September oder Mai
Laſſen wir uns wieder hören
Und ſind immer wieder neu.



Eulenſpiegelſtreich.

Zu Budenſtadt ein Pfaffe ſaß,
Der gern gebratne Hühner aß,
Zu dem kam Till, bat ſchlecht und recht:
„Herr! Nehmt mich an als Euern Knecht!
Ich will Euch dienen ſpät und früh
Mit allem Fleiß und aller Müh!“ —
„Wohl!“ ſprach der Pfaff: „Dich nehm' ich an,
Sollſt auch im Dienſt es trefflich han,
Sollſt eſſen gleich der Köchin mein
Und halbe Arbeit nur ſei Dein.“ —
Die Köchin in der Küche wieß
Den Till, am Feur' zu drehn den Spieß,
An den zwei Hühner ſie geſteckt.
Flug's dreht der Till, und denkt: Wie ſchmeckt
Wohl ſolch ein Huhn? — Sollt meinen: gut.
Gleich eins vom Spieß herunter thut.
Die Köchin ſieht's, ruft ſchnell den Herrn.
Hebt an zu ſchelten und zu plärr'n:
„Wo iſt das Huhn? Das andre Huhn?“
„Wollt Euer andres Aug' aufthun“
Ruft Till — da ſie einäugig war:
„Dann ſtellt ſich's andre Huhn Euch dar!“ —
Da ward viel Scheltens her und hin
Viel Zorn's bei Pfaff und Kellnerin;
Till aber ſprach: „Ihr habt geſagt
Daß ich ſoll eſſen gleich der Magd.
War nun das eine Huhn für ſie,
Iſt mein das zweit' für meine Müh.
Soll auch nur halbe Arbeit thun,
Drum laß' ich jetzt den Bratſpieß ruhn!“ —
So ſprach der Schalk, war fortgerannt,
Das Huhn am Spieß — das war verbrannt.
Und Pfaff und Köchin ſtanden ſtumm,
Und ſahn nach Till und Huhn ſich um.



Eulenſpiegelſtreich.

Zu Leipzig in der werthen Stadt
Ein Schwänklein ſich begeben hat,
Mit einem Kürſchner lobeſam,
Zu dem Till Eulenſpiegel kam.
Die Kürſchner hielten ihre Zunft
Mit feſtlicher Zuſammenkunft.
Allein um's Wild zum Jahrestagſchmaus
Sah damals es gar mißlich aus:
Die Bauern hatten allen Haſen
Das Licht des Lebens ausgeblaſen,
Weil ſie errungen freie Jagd,
Wie neuer Zeit — Gott ſei's geklagt.
Das hörte Till, und dachte: Gut,
An euch kühl' ich jetzt meinen Muth,
Dieweil ein Kürſchner zu Berlin
Mich lohnlos ließ von dannen ziehn. —
Nahm ſeiner Wirthin Katze ſchnell,
Erbat vom Koch ein Haſenfell,
Und näht' die Katze lebend drein —
Dacht': Das ſoll euer Haſe ſein,
Die Katz' in einem alten Sack
Euch Kürſchnern recht zum Schabernack. —
Und als der Schalk das Werk vollbracht,
Vermummt er ſich in Bauerntracht,
Und ſtellte ſich mit ſchlauem Sinn
Zu Leipzig vor das Rathhaus hin.
Da kam ein Kürſchner bald daher;
Spähť, ob kein Wild zu finden wär'? —
„Herr! Wollt Ihr einen Haſen kaufen?
Der meine lebt und kann noch laufen;
Ich fing ihn in der Schlinge mit,
Es iſt ein großes, feiſtes Thier.
Seht nur — fühlt nur — doch nicht zu dreiſt
Mein guter Herr — der Haſe — beißt!"
Das war dem Kürſchner eben recht;
„Was heiſcht Ihr für den Haſen? Sprecht!"
„„Vier Gröſchlein, Herr, und für den Sack
Sechs Pfenn'ge nur!"" — „Gebt her den Pack!
Hier iſt das Geld." — Der Kürſchner drauf
Trug froh zum Zunfthaus ſeinen Kauf.
„Ein Haſe! lebend! Wenn's behagt,
So halten wir im Garten Jagd;
Das giebt noch Kurzweil drauf und drein;
Laßt alle Hunde nur herein!" —
„„He! Huſſa! Huſſa! Haz hez haz!"" —
Schnell aus dem Sacke fährt die Katz,
Und hinter ihr der Hunde Raſen.
„Seht nur den ſchnellen Lauf des Haſen! —
Iſt es ein Wunder? Iſt's ein Traum?
Der Haſe ſpringt auf einen Baum
Pfaucht an die Hunde — und — miaut!"
Bei ſolchem Braten dem Kürſchner graut —
Darauf kam dieſes Sprüchwort auf:
Die Katz die iſt den Baum hinauf
Und noch ein Sprüchlein lobeſam
Zugleich mit unter die Leute kam,
Durch Eulenſpiegels Schabernack:
Der hat gekauft die Katz — im Sack

Der Meergeiſt

oder

Mann und Weib auf der wüſten Inſel.

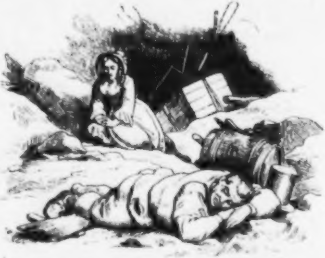
Ein Märchen

Auf einem Schiffe, das nach Auſtralien fuhr, befanden ſich ein Mann und eine Frau. Beide waren noch jung, und wollten ſich fern von ihrem Vaterlande eine neue Heimath gründen. Sie hatten gehört, daß Auſtralien ein Land ſei, wo man bald zu etwas kommen könne, und wo auch die Goldklumpen umher lägen, wie die Fäuſte groß, und wer gerade ſo glücklich ſei, eine Schürze voll zu finden, der habe genug, wenigſtens Geld, für ſein ganzes Leben. Da wollten die Beiden alſo hin, denn da — meinten ſie — müſſe es prächtig ſein. Es gäbe auch wilde Menſchen dort, von denen müſſe man ſich ein Paar fangen, und die müßten einem dann dienen, und alle Arbeit umſonſt thun. Das ſollte einmal ein herrliches Leben werden, meinte der Mann und die Frau, und ertrugen voll Geduld und Hoffnung alle Beſchwerden der langen Seereiſe, die gar kein Ende nehmen wollte, und ſie dachten oft, der Steuermann habe ſich verirrt auf dem großen Weltmeer, wo nicht alle Stunden ein Wegweiſer ſtand, wie auf dem platten Lande — ſonſt müßten ſie doch endlich und endlich hinkommen, es daure ja eine Ewigkeit, und ſei wirklich zum Davonlaufen, dieſes lange Fahren auf dem Waſſer. Gleichwohl liefen Mann und Frau dennoch nicht davon und wußten auch warum ſie dieß nicht thaten.

Von Zeit zu Zeit kam das Schiff an eine Inſel, da glaubten Mann und Frau, nun wären ſie in Auſtralien, allein da waren ſie immer noch nicht, und zuletzt ergaben ſie ſich in den Gedanken, ſie würden niemals hinkommen. Und das war recht gut, daß ſie ſich in dieſen Gedanken ergeben hatten, denn ſie kamen auch wirklich nicht hin, und es war nichts mit Goldklumpen und wilden Menſchen, welche die Arbeit umſonſt thun.

Ein fürchterlicher Sturm erhob ſich, ſchleuderte das Schiff wie eine Nußſchaale auf den bergeshohen Meereswogen umher, und es ward ein ſo entſetzlicher Lärm, daß dem Mann und der Frau hören und ſehen verging, und das war auch kein Wunder, denn es krachte und platzte alles zuſammen; das Schiff ſcheiterte und als Mann und Frau ihr hören und ſehen wieder bekamen, ſo ſahen und hörten ſie nichts mehr von dem Schiff, darauf ſie gefahren waren, ſondern lagen halbtodt am Strand einer kleinen wüſten Inſel, in naſſen Kleidern, mit ſehr vielen Beulen und blauen Flecken, und außerdem lagen noch einige Fäſſer und Kiſten um ſie her, und das war alles.

Nun war guter Rath theuer. Mann und Frau verſuchten zunächſt, ob ſie aufſtehen und gehen könnten, das ging ſo leidlich, dann ſahen ſie ſich um, wo ſie wohl ſein möchten, und meinten, die Inſel, an deren Strand der wilde Meeresſturm ſie geworfen, müſſe doch einen Namen haben, denn Mann und Frau waren in der Schule fleißige Kinder geweſen, und hatten die ſchönen Namen der Inſeln in der Südſee gar wohl in ihrem Gedächtniß behalten und ſich tief eingeprägt, und es hat immer ſein gutes, wenn die Kinder recht viele Namen der Südſee-Inſeln in der Schule auswendig lernen, und niemals wieder vergeſſen.



Nun zerbrachen ſich Mann und Frau ſehr den Kopf, und beklagten ſchrecklich, daß ſie ihre Land- und Seekarten nicht zur Hand hatten und ihr Geographiebuch, um nachzuleſen, ob ihre Inſel bewohnt ſei und von wem? „Ob es wohl eine Freundſchaftsinſel iſt? Vielleicht Tongataboo?“ warf die Frau die Frage auf. „Oder eine Molukke? Vielleicht Salabatty?“ fragte der Mann. „Es könnte auch eine Mariane ſein! Etwa Uracoas!“ ſprach die Frau. — „Oder eine Caroline! Vielleicht Ualu?“ warf der Mann hin. „Es heißt nicht Caroline — es heißt neue Philippine!“ beſtritt die Frau. Caroline heißt es, ich weiß das gewiß!“ verſetzte der Mann. „Nein! Es heißt Philippine — ſage ich, ein für allemal! Und es heißt auch die Inſel nicht Ualu, ſondern Holulu! das werde ich doch wiſſen!“ eiferte die Frau. „Du weißt ja alles beſſer als ich, liebe Frau!“ ſpöttelte der Mann. „Uebrigens kann es auch eine Geſellſchafts-Inſel ſein.“ „Das ſcheint mir nicht ſo, ich merke nichts von Geſellſchaft, es müßte denn Affen oder Opoſſums auf dieſer Inſel geben!“ widerſprach die Frau.

„Was ſtreiten wir?“ ſagte der Mann, „laß es gut ſein, und laß uns ſehen, was wir finden auf dieſem Steinklumpen, der vielleicht unſer Grab wird, wenn er keine Lebensmittel enthält. Lebensmittel ſind uns jetzt viel nothwendiger als der Name dieſer Inſel.“

Das war ſehr vernünftig geſprochen. Beide, Mann und Frau, kletterten nun an dem Felſen mühſam in die Höhe; da ſahen ſie denn mit großem Schrecken, daß die Inſel, auf der ſie ſich befanden, ſo wüſt war, wie nur immer eine wüſte Inſel ſein kann. Ihr Umfang war ohngefähr eine halbe Stunde und rings um ſie her fluthete und wogte, noch immer heftig bewegt von dem Sturme, der unermeßliche Ocean. Kein Vogel, kein Säugethier, kein Truthahn und kein Beutelthier, ja nicht einmal eine Maus oder Schildkröte waren zu erblicken. —

„Das iſt ſchrecklich!“ ſeufzte die Frau, und aller Muth ſank ihr. „Nichts als Steinhaufen keine Spur von Gold, kein Baum, kein Strauch, kein Menſch, kein Vieh! O allgerechter Himmel! wir ſind verloren!“

„Ja wohl, verloren! Und Niemand findet uns, das iſt das ſchlimmſte!“ ſtimmte der Mann ein in die Klage der Frau.

„Und ich, und ich!“ ſeufzte ſchmerzlich der Mann. „Mir iſt ſo wüſt!“ —

„Und es iſt nicht einmal der Ort anzugeben, wo wir verloren gegangen, wie doch ſonſt in der civiliſirten Welt Brauch und Sitte! Ach, wär' ich zu Hauſe geblieben!“ — klagte die Frau.

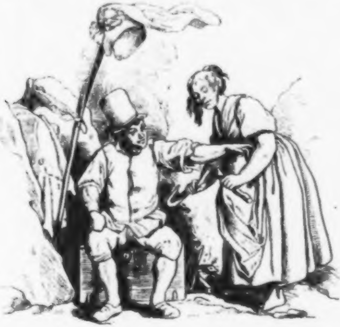
„Nun, wie ſoll uns denn anders ſein, als wüſt auf einer ſo von Gott verlaſſenen wüſten Inſel? Das möcht' ich wiſſen?“ begann die Frau zu hadern.

„Die wüſte Inſel kann immerhin wüſt ſein“ — murrte der Mann; „ſie iſt das gewohnt, ſie kann's vertragen, mein wüſtſein aber kommt vom Hunger her, das thut nicht lange gut!“

„Was wollen wir thun? Was ſollen wir thun?“ fragte jammernd die Frau.

„Richtig!“ ſprach der Mann: „Wir müſſen etwas thun, denn aus nichtsthun wird nichts, das iſt eine alte Geſchichte. Das erſte was wir thun, iſt daß wir dort die Fäſſer und Kiſten aufſchlagen, und ſehen, ob nichts zu eſſen und zu trinken darin iſt, denn: nie ohne dieſes.“ —

Die Frau gab dieſem guten Einfall ihres Mannes ihren Beifall, und der Zufall wollte, daß der Inhalt einer mühſam genug mit Hülfe von Steinen aufgeſchlagenen Kiſte einige der ſo ſehr nöthigen Lebensmittel, einige Gartenwerkzeuge, einige Kleidungsſtücke und ein kleines Zelt enthielt; ein an den Strand geworfenes Faß aber enthielt ein Getränk, welches leichter war als Waſſer, weshalb das Faß auch ſchwimmend hatte an den Strand gelangen können.



Mann und Frau machten ſich nach Möglichkeit alles gefundene zu nutze, ſchürten ein Feuer, legten das Faß unter einen Felſen, um es anzuzapfen, zu welchem Behuf ſie das nöthige Werkzeug in einer der Kiſten glücklicherweiſe ebenfalls vorgefunden hatten, ſchlugen das kleine Zelt auf, und ergaben ſich in ihr Schickſal, hoffend daſſelbe werde ſich in kurzem günſtig wenden, ein Schiff werde vorüberſahren, ihr Feuer, oder, die auf der Spitze ihres Zeltes wehende Flagge ſehen, werde ein Boot ausſetzen und ſie abholen, wie dergleichen ſchon oft da geweſen und in Reiſebeſchreibungen ſehr häufig zu leſen iſt.

Allein es vergingen mehrere Tage, und es kam kein Schiff und kein Boot, und Mann und Frau wurde ſehr bange, denn die aufgefundenen Lebensmittel gingen zu Ende, ebenſo das Holz aus den zerſchlagenen Kiſten; auch fehlte, was das Schlimmſte war, das Waſſer, denn auf der felſigen wüſten Inſel war kein Brunnen und regnen that es auch nicht.

„Mann, das wird nicht gut! Das nimmt ein ſchlechtes Ende!“ rief die Frau.

„Du kannſt dieſesmal wohl recht haben, Frau!“ erwiederte der Mann. „Mir iſt ſchon der Anfang ſchlecht genug vorgekommen.“

„Wenn doch nur etwas auf dieſer Inſel wüchſe, ich wollte ja gern alles ertragen, in jedes Ungemach mich fügen!“ ſeufzte die Frau.

„Arbeiten wollt' ich wie ein Pferd!“ ſtimmte der Mann ein; „ackern und pflügen, wenn nur Land dazu da wäre!“ —

„Ich wollte kochen und backen, waſchen und ſcheuern, wenn wir ein Häuschen hätten und zu all dieſen Thätigkeiten Gelegenheit. Mit dem wenigſten wollte ich zufrieden ſein!“ ſeufzte die Frau nochmals.

„Ich auch, ich auch, und wollte ſogar nicht böſe ſein, wenn es etwas mehr wäre, als das wenigſte!“ fügte der Mann hinzu.

„Ich wollte gar keine Goldklumpen begehren, wenn wir nur Kartoffeln hätten!“ ſprach die Frau.

„Und ich wollte unſer wilder Menſch ſelber ſein, und alle Arbeit ſelbſt thun!“ gelobte der Mann.

„Aber o Himmel, was hilft all unſer wünſchen, reden und hoffen! Wir ſind verlaſſen und verloren!“

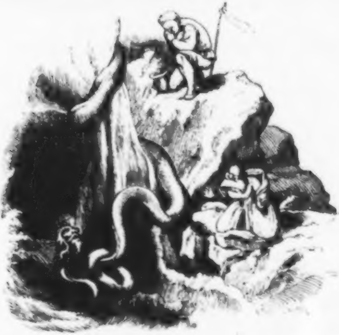
„Und müſſen den Geiſt aufgeben!“ meinte die Frau.

Da ſprang der Mann von der Felsklippe, auf der er neben ſeiner Frau geſeſſen hatte, plötzlich auf, und rief: „Nein! Ich gebe den Geiſt nicht auf! Ich thu's nicht! Es iſt gut, daß Du mich an ihn erinnerſt! Ich rufe ihn!“

„Sei ſtill, liebe Frau und ſtöre mich jetzt nicht! Ein alter Schiffer vertraute mir ein großes Geheimniß an, das ſchon vielen geholfen hat; dieſes beſteht in der Kunſt, die man aber nur in der größten Noth, beim heftigſten Sturm, oder im tiefſten Unglück anwenden darf, den Meergeiſt zu rufen.

Er ſtieg nun ſchnell auf die Klippe hinauf, breitete beide Arme gegen das Weltmeer, das unter ihm wogte, aus, und rief dreimal dieſe Worte: „Hydriel! Chokelan! Nothelmy! Lamedo!“ und warf ſich, nach dem dritten Rufe, mit ausgebreiteten Armen glatt auf den Felſen nieder.

Alsbald rauſchten die Wellen und wurde der Himmel finſter; eine ſchwarze Wolke hing über der Inſel, und aus ihr ſenkte ſich's nieder wie ein ſpitzer ſchwarzer Kaffeeſack, oder die Geſtalt eines Trichters, und aus dem Waſſer hob ſich eine Säule von der Geſtalt eines Zuckerhutes, aber groß wie ein Berg, und als ſich die beiden Spitzen berührten, entſtanden Blitze und Donner von großer Heftigkeit, ſo daß die Frau auf ihre Kniee fiel, und die ganze Waſſer- und Wolkenmaſſe war jetzt anzuſehen, wie ein himmelhoher ſchwarzer Thurm, der ſich mit Donnerbrauſen fort und fort um ſich ſelbſt drehte, und plötzlich ſtieg aus dem Meere heraus eine entſetzlich große Waſſerſchlange, welche ſich in rieſigen Windungen um die kreiſelnde Waſſerhoſe wand, und oben erſchien ihr Kopf als ein ſchrecklich anzuſehendes Menſchenhaupt, und rief: „Staubgeborner Erdenwurm! Was rufſt Du mich? Ich bin Hydriel, der große Meergeiſt, was iſt Dein Begehren?“ —



„Daß dieſes Eiland grün und fruchtbar ſei!“ rief der Mann oben auf der Felsklippe.

„Daß es uns an gar nichts fehle, was zwei oder mehr Menſchen brauchen zur Lebensnahrung und Nothdurft!“ rief die Frau auf den Knieen, drunten am Fuß der Klippe.

„Und daß wir allezeit unſere Nahrung haben, Eſſen und Trinken, Kleider und Schuhe und alles, was wir ſonſt bedürfen!“ rief flehend der Mann.

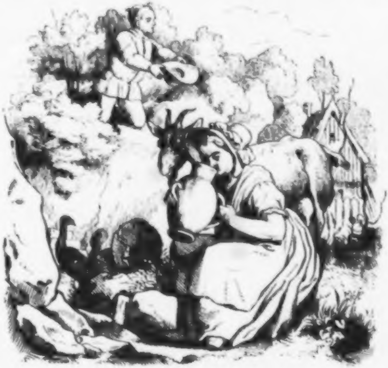
„Und daß“ — wollte die Frau weiter bitten, aber der große Meergeiſt rief mit Donnerſtimme: „Schweige Wurm von einem Weibe!“ dann fuhr er fort ſanfter zu ſprechen: „So ſoll euch durch meine Macht und Gnade gewährt ſein was ihr bittet, aber nicht ohne Bedingung gewähren die unſterblichen Geiſter ihre Güter und Gaben dem ſterblichen Menſchen! — Dieſes Eiland ſoll grünen und blühen und edle Früchte tragen, auch nützliche Pflanzen und Thiere! Ein nieverſiegender Quellbrunnen ſüßen Waſſers ſoll aus dieſer Felsklippe ſpringen. Ihr ſollt alles haben, was ihr in Wahrheit bedürfet, außer Gold, — das ſollt ihr nicht haben, denn hier bedürfet ihr es nicht, und Gold iſt Gift, das ſollt ihr auch niemals ſuchen. Und zum Dank für die Gaben des großen Meergeiſtes wird von euch Gehorſam gefordert nur in einem einzigen Punkte. Mitten auf dieſer Inſel wird zum Andenken deſſen, was und wie ſie geweſen, ein großer Steinhaufen liegen bleiben, dieſen ſoll euer Fuß nie betreten, eure Hand ſoll ihn nie berühren! Wenn Blumen auf ihm blühen, die ſollt ihr niemals pflücken, wenn ein Thier ſich auf ihn flüchtet, ſollt ihr das ungeſcheucht darauf laſſen, es nicht hinwegſchrecken, noch weniger es tödten! — Gelobeſt Du das alles treulich zu halten, Menſchengewürm, bei der furchtbar heiligen Macht des großen Meergeiſtes und ſeiner neunmalneunundneunzigtauſend Fürſten, die ihm dienen und gehorchen, bei dem ewigen Himmel und dem ewigen Meer und bei den ewigen Geſtirnen der Nacht — ſo ſoll euer Wunſch erfüllt werden!“

„Ja, ja! Wir geloben, erhabener Meergeiſt!“ riefen zitternd Mann und Frau, durchbebt.

ja faſt vernichtet von der allgewaltigen Erſcheinung des Meergeiſtes — da borſt mit Donnerkrachen die Waſſerhoſe und der ringelnde Leviathan rauſchte dahin durch die ſchäumenden Wellen. —

Mann und Frau ſahen einander zitternd an, ob ſie geträumt hätten, oder noch träumten. Alles um ſie her war verwandelt. Aus allen Felsritzen ſproßte grünes Gras und nickten Blumen der ſüdlichen Zone. Aloen, Cactus und Ananas ſchmückten in Fülle den Fels, und drunten ſprang in einem ſilberfarbigen Bogen ein Waſſerſtrahl aus dem Geſtein. Am Strande lagen appetitliche Auſtern, krochen kleine und große Schildkröten, und letztere hatten nichts eiligeres zu thun, als Eier ſo groß wie Tauben- und Hühnereier zu legen, welche bekanntlich gut ſchmecken. In einer muldenförmigen Klippe am Strande glitzerte Salz; im Sande große Seekrebſe, und gingen rücklings auf die Frau zu, als wünſchten ſie gefangen zu werden. Etwas weiter zurück ſtand ein allerliebſtes Häuschen an einen Felſen gelehnt, ſicher vor den Wellen und dem Sturm, in dem Häuschen war eine Stube, eine Schlafkammer und eine Küche; in der Stube ſtanden Tiſch und Stühle, und eine Kommode voll Wäſche und Bettzeug, in der Kammer Betten und ein Kleiderſchrank, in der Küche Töpfe, Teller, Bratpfannen, Gelten, Waſſereimer und ein Bügeleiſen. An das Häuschen ſtieß ein Gärtchen, und an das Gärtchen ein Wäldchen von Palmen, welche reife Nüſſe trugen, ſo groß wie Kinderköpfe, kurz es war eine Pracht und ein unendlicher Segen.

Der Mann ſtieg voller Verwunderung vom Felſen herab, umarmte in aller Eile ſeine Frau, und rief: „Komm mit herauf, und ſchaue unſer kleines Paradies!“



„Mein lieber Mann! Komm erſt her und ſchaue unſers kleines Häuschen! Ach wie ſchön iſt das!“ Und ſo gingen ſie erſt Hand in Hand in das Häuschen, und ſahen alles, und freuten ſich.

und die Frau ſagte: „Schade daß kein Glas da iſt, ſonſt wollten wir gleich einmal von de herrlichen Waſſer trinken.“

„Ein Topf thut's auch!“ ſprach der Mann; nahm einen Topf, hielt ihn unter den Springquell, und trank behaglich, und ließ auch die Frau trinken. Das lange von beiden entbehrt Waſſer ſchmeckte ihnen wie der köſtlichſte Wein, auch ohne Glas, aus dem irdenen Topf.

Nun ging es auf den Felſen hinauf, zu dem gleich neben dem Häuschen eine bequem Treppe von natürlichen Stufen führte, und wurde die kleine Inſel überblickt. Die lag unte ihnen in grüner Pracht. Da ſtand ein Feld mit Mais, dort eins mit Reis, dort ragten Sago palmen empor, dort rankten Rebſtöcke, welche in ſchwellenden Trauben künftige große und klein Roſinen trugen. Dort drunten blitzte ein kleiner Teich, darin Silber- und Goldfiſche empor ſchnellten, rund um ihn her ſtand hohes Zuckerrohr. Aus den Felſenlöchern guckten Kaninchen die man auch Haſenkühe zu nennen pflegt, und aus dem Kirſchbaumwäldchen dort drunte hörten die ſtaunenden Beherrſcher dieſer Inſel die gullernden Stimmen von Truthähnen, un ſahen auch einige Goldfaſanen laufen. Auf der Wieſe dort weideten Kühe, Ziegen und zwei Eſel Schöne Schmetterlinge und Prachtkäfer flogen um die Blumen; von Vögeln gab es auß den Puthühnern auch noch Tauben und Canarienvögel, welche letztere ſehr ſchön ſangen, un ganz zahm waren, außerdem Rebhühner, Perlhühner, Reisvögel, und viele andere, die ſchö ſingen und gut ſchmecken. Kaum konnten Mann und Frau ſich ſatt ſehen an all dieſer Herrlichkeit, und von ihrem ſtets neuen Erſtaunen ſich gar nicht erholen.

„Nun weiß ich, was das für eine Inſel iſt, nun weiß ich ihren Namen!“ ſprach die Frau.

„Nun?“ fragte der Mann geſpannt und neugierig.

„Es iſt eine glückliche Inſel.“

„Ach, an denen ſind wir ja vor einem Vierteljahre vorbeigefahren!“ — entgegnete d Mann, die liegen ja im weſtafrikaniſchen Ocean, und heißen jetzt kanariſche Inſeln.“

„Nun freilich, eben deswegen. Siehſt und hörſt Du nicht die Menge Kanarienvögel?

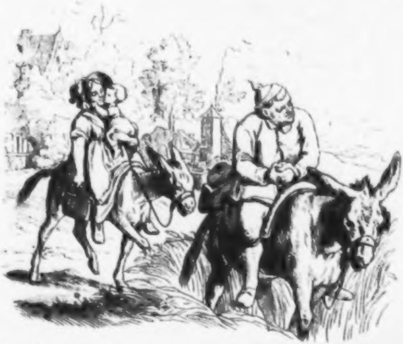
Beide lebten nun eine Zeitlang ein äußerſt glückliches Leben auf dieſer einſamen ſchön Inſel. Nie erblickten ſie ein Schiff, auch nicht von ferne. Stets lachte der blaue Himmel wolke los über dem grünen Eiland, und Nachts fiel bisweilen ein erquickender Regen oder ſtarker Tha Der Mann nahm ſich des Gartenbaues an, die Frau der Küche; es gab ſehr gute Gemüſe un in den Speiſen die ſchönſte Abwechslung: Truthahnbraten, Kaninchenbraten, Seekrebſe, Faſane braten, Schildkrötenſuppe, Perlhuhnbraten, Sagoſuppe mit Schildkröteneiern, Reisſuppe m Roſinen, Hummerſalat, Seefiſche, Süßwaſſerfiſche, Rebhuhnbraten und ſo fort. Und zum Nachti Cocosnüſſe und Milch aus denſelben, Ananas, Kirſchen, Erdbeeren, Trauben; zum Frühſt aber herrliche Auſtern und Matjes-Häringe.

So vergingen mehrere Monate, und das Glück von Mann und Frau wurde noch durch ſchönes Kindchen vermehrt, welches Frau und Mann mit der größten Liebe groß zu ziehen müht waren.

Der Mann ärntete Reis und Mais und Sago, fing Vögel, Hummern, Fiſche und Kan chen, die Frau melk die Kühe in die blanken Eimer, und wenn beide ihre Arbeit gethan hatt ſo ritten ſie auf den Eſeln rings um den Strand ihrer kleinen Inſel, nahmen das Kindc immer mit, das nun ſchon anfing laufen zu lernen, und es verging ihnen, obſchon ſie ſtets all und auf ſich ſelbſt beſchränkt waren, die Zeit ganz angenehm und ſchnell.

Wenn ſie auch beiderſeits nicht ſtets über alles einig und einerlei Meinung waren, vereinigten ſie ſich doch immer ſehr leicht wieder.

Seltſam war es, daß man auf jeder Stelle der Inſel, man möchte ſich befinden wo man wollte, den kahlen Steinhaufen ſah, weshalb auch auf einem Spazierritt zu Eſel die Frau einmal



zu ihrem Manne ſprach: „Nimm mir's nicht übel, lieber Mann, ich gebe zu, daß unſer Wohlthäter, Dein großer Meergeiſt, äußerſt gütig iſt, aber Geſchmack hat er doch nicht, und von der Landſchaftsgärtnerei könnte er noch in Deutſchland oder England viel lernen. Wie häßlich ſtört jener alte kahle Steinhaufen, die Lieblichkeit unſrer grünen Glückſeligkeitsinſel! Er iſt der Mittelpunkt derſelben, aber was für einer? So ohne alle Form, ſo roh; die Inſel ſieht aus, wie ein ſchöner Teppich oder Shawl, der in der Mitte einen großen gelben Schmutzfleck hat. Könnte nicht an ſeiner Stelle etwas ſchönes und würdiges zur Zierde der Landſchaft ſtehen? Zum Beiſpiel ein Felſenaltar, von ehrwürdigen Eichen umſchattet, oder, wenn dieſe hier nicht gedeihen, von Palmen. Oder ein kleiner Tempel zu Ehren des Meergeiſtes, oder ein Steinwürfel mit einer Sonnenuhr — es iſt ohnehin recht ſtörend, daß wir keine Uhr und keinen Kalender hier haben, man weiß gar nicht, iſt's daheim Sommer oder Winter, iſt Feſt- oder Werkeltag, iſt Jahrmarkt oder iſt keiner. Artig war es auch nicht von Deinem Meergeiſt, daß er mir ſo unhöflich Schweigen gebot, denn ich wollte ja nur noch um einige unentbehrliche Kleinigkeiten bitten, um mein Nähzeug, Garn, Nadel, Scheere, Fingerhut und etwas Band, um einige Kaffeetaſſen, und Haiſanthee und ein Paar Gläſer, Eau de Cologne, auch etwas Fiſchbein, und einige Haar- Näh- Steck- und Stricknadeln, und was man ſo in das Haus braucht: Seide, Zwirn, Baumwolle, Watte, Wichswachs, Seitenkämmchen, Taſchenſpiegel, und dergleichen. Und wie ſchön wäre es, wenn wir eine Uhr hätten, mit einem Wecker oder einem Glockenſpiel.“

Der Mann lachte und ſagte: „Gieb Dich zufrieden liebe Frau! Eins von Deinen vielen Wünſchdingern haben wir in der That. Sieh da unſern kleinen, friſchen, muntern Wecker.

Der erſpart mir frühmorgens jede Uhr. — Er ſchreit mich wie ein Zahnbrecher jeden Morgen aus dem Schlafe.“

„O Du böſer Mann!“ ſchalt die Frau. „Es iſt häßlich von dir, daß Du meinen ſüßen lieben Jungen, der ſchon ſechs allerliebſte Zähnchen hat, mit einem Zahnbrecher vergleichſt!“ —

Ein anderesmal, auf einem Spaziergang, wo wieder der Steinhaufen der Frau unangenehm in das Auge fiel, ſagte ſie zum Manne: „Eins thut mir in der Seele weh um unſer Kind. Wenn wir hier ſterben ſollten, und es bliebe allein zurück, ach, da wär' es ſo bettelarm! — Sollte denn auf dieſer unſrer Glückſeligkeitsinſel, die doch unmöglich allzuweit mehr von Auſtralien liegen kann, ſich gar nicht auch ein bischen Gold finden! Ich für mein Theil verlange und begehre keins, aber für mein Kind — das arme Würmlein — ach, wenn das einmal ſo nackt und blos in die Welt hinausgeſtoßen würde!“

„Laß mich in Frieden mit Gold! liebe Frau!“ bat der Mann. „Du weißt, was der Meergeiſt ſagte: Gold iſt Gift. Ich habe auch, wie tief ich immer im Feld und Garten grub, niemals welches entdeckt.“

„Weil Du nicht an der rechten Stelle geſucht haſt, und ſuchen magſt!“ warf die Frau etwas gereizt hin.

„Und wo ſollt' ich denn ſuchen?“ fragte der Mann.

„Ei wo denn anders, als da, wo Dein ſchlauer großer Meergeiſt, den ich mir übrigens größer gedacht hätte, es verborgen hat? Juſt unter dem Steinklumpen. Er gönnt uns nichts, er iſt mißgünſtig, daher das Verbot — oh — ſolche Schliche kenne ich. Wär' ich nur ein Mann und hätte die Kraft, die ſchweren Steine wegzuwälzen. Drunten liegt, ich weiß es, ein ganzer Braukeſſel voll gediegenes Gold, das iſt wahr, das muß wahr ſein, es hat mir ſchon dreimal hintereinander davon geträumt.“

„Nun freilich, liebe Frau, wenn das ſo iſt, wenn es Dir dreimal geträumt hat, dann muß es ohne allen Zweifel ganz gewiß wahr ſein!“ ſpöttelte der Mann. „Erlaube mir aber zu bemerken, daß ich für noch wahrer das Wort des Meergeiſtes halte, der uns verbot, den Steinhaufen nur zu berühren. Ich werde daher mich an dieſe Vorſchrift halten, ein für allemal zu unſer aller Beſten, und damit gut!“ —

Wenn der Mann ſagte: damit gut — ſo wußte die Frau ſchon, daß nichts da weiter durch Vorſtellungen von ihm zu erlangen war, ſie verſchob alſo ihre Verſuchungen, ihn zum Uebertreten jenes Verbotes des Meergeiſtes zu verleiten, auf eine andere Zeit. —

Nun traf es ſich, daß ganz in der Nähe des Steinhaufens und rund um denſelben ein Gehege niedrigen ſchattengebenden Strauchwerkes ſich zog, wo die ſchönſten Käfer und Schmetterlinge anzutreffen waren, und die Strauchwerke trugen ſaftige und erquickende Beeren in Menge, da ging denn öfters die junge Mutter mit dem Kinde hin, und ließ dieſes dort ſpielen, Käfer fangen, bunte Blumen pflücken und von den ſüßen erquickenden Beeren naſchen.

Eines Tages, als dieſes auch geſchah, und die Mutter mit dem Kinde ſpielte, zeigte dieſes nach einer ſchönen rothen Blume, welche gerade aus dem Steinhaufen hervorgeſproßt war, und verlangte dieſelbe in ſeine kleinen Händchen. Der Vater, welcher ſo eben eine Gartenarbeit in der Nähe vollendet hatte, kam auch hinzu, und die Frau ſprach zu ihm: „Sieh einmal lieber Mann, dort ſteht eine ſo ſchöne Blume, das Kind verlangt ſie! — Bitte, gehe hin, und pflücke ſie!“ —

„Das Kind braucht jene Blume nicht; hier ſtehen genug andere, gieb ihm dieſe — es wird jene gleich vergeſſen, trage es fort, daß es jene Blume nicht mehr ſieht, und hüte Dich, dem Steinhaufen zu nahe zu kommen!“ ſprach der Mann.

„Ich ſehe recht, wie wenig Du unſer Kind lieb haſt, nicht einmal eine armſelige Blume, die ſich's wünſcht, ſoll mein Liebchen haben, mein ſüßes Herzchen!“ — Dabei küßte die Frau ihr Kind unzähligemal, aber das ſchrie und zappelte, und wollte nicht geküßt ſein, ſondern die Blume wollte es haben, mit aller Gewalt, denn es war ſchon ſehr verwöhnt von ſeiner gar lieben, guten und nachgiebigen Mutter.

„Nein, das halte aus, wer es kann!“ rief die Frau — riß halb zürnend ganze Hände voll Blumen aus, die in der Nähe ſtanden, und gab ſie dem Kinde — das warf ſie aber alle miteinander zu Boden, und ſchrie immerfort, und wollte die große, ſchöne rothe Blume haben.

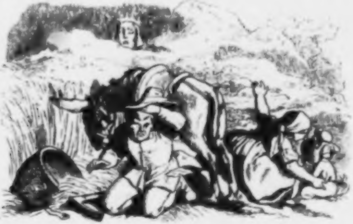
„Da ſiehſt Du ja, daß ſich's nicht begütigen läßt!“ rief die Frau dem Manne zu. „Was kann man denn da anders thun, als ſeinen Willen, lieber Mann?“ —

„Das will ich Dir ſagen, liebe Frau,“ entgegnete der Mann: „man kann ihm ein paar Patſche dahin geben, wo ſie ihm nichts ſchaden, wie unartigen Kindern geſchehen muß, daß ſie artig werden!“

„Schlagen? Mein Kind?“ rief die Frau, und zum Kinde ſich wendend, ſagte ſie: „Sei ſtill, mein Goldkäferchen, ſei ſtill! Wenn Vater Dir die kleine Freude nicht machen will, die Mutter macht ſie Dir! Ich hole Dir die Blume!“ —

„Weib, Du wirſt nicht! Um des Himmels Willen nicht!“ rief erſchreckt der Mann, aber die Frau war ſchon hingeſprungen zu dem Steinhaufen, riß die rothe Blume ab, und brachte ſie dem Kinde. Dieſes jauchzte, lachte, freute ſich, und als es einige Augenblicke die Blume betrachtet hatte, riß es dieſelbe erſt vom Stengel ab, und zerzupfte ſie dann in kindiſcher Weiſe, und warf Blätter und Stengel zur Erde.

Da knallte aus heiterm Himmel ein Donnerſchlag, der Himmel wurde nachtſchwarz, der Steinhaufen rumpelte, als praßle eine ganze Felſenwand zuſammen und hinter dem Steinhaufen hervor blickte der Meergeiſt mit zornvollem Antlitz und rief: „Verwegene! Haltet Ihr ſo mein Gebot?“ —



Der Mann fiel auf ſeine Kniee, zum Tod erſchrocken. Die Frau kreiſchte laut auf, und riß ihr Kind an ſich, und fiel auch auf die Kniee, ein Wunder war es, daß ſie nicht in Ohnmacht fiel. Der Meergeiſt aber drohte: „Wagt nie wieder zu thun, was ich verbot! Um des Kindes Willen, das noch keinen Verſtand hat, und um der Mutterliebe Willen, die oft blind iſt, ſoll

Euch dieß einmal verziehen ſein, aber wehe Euch, wenn Ihr zum zweitenmale mein Ver
überſchreitet!“

Wieder ein Blitz und Donnerſchlag, und weg war der Meergeiſt, und der Himmel war w
der blau, und der Steinhaufen lag ruhig da, und raſſelte und praſſelte nicht mehr.

Die Frau war zum Tod erſchrocken — als ſie ſich wieder in etwas erholt hatte, ſprach
zum Manne: „Geh mir mit Deinem Meergeiſt! So einen Lärm um eine einzige Blume auf ein
alten Steinhaufen! Einer armen Frau ſo einen Schrecken zu machen — alle Glieder ſchla
mir — da möchte man nimmer auf der Welt ſein! Das vergeſſe ich in meinem Leben nicht
ich rühre keine Blume wieder an, auf der ganzen Inſel, nein, nimmermehr! O wär' ich d
nur zu Hauſe geblieben und hätte nicht nach Auſtralien verlangt! O käme doch ein mitleidi
Schiff und nähme uns mit fort von dieſer verwünſchten Inſel!“

So jammerte die Frau und weinte bitterlich dazu, und dem Manne that es ſo leid, daß
weinte, und das Kind weinte auch, und da wurde ihm ſelbſt ganz weinerlich zu Muthe. —

Einige Zeit darauf ſprach die Frau zum Manne: „Gehe hin, und fange eine Truthenne,
möchte eine braten, es darf auch ein Hahn ſein — komme aber bald wieder hörſt Du?“

„Ja liebe Frau, nach Deinem Wunſche!“ ſprach der Mann, nahm ſein Jagdzeug und g
nach dem Kirſchenwäldchen, wo die Truthühner und Goldfaſanen ſich aufhielten, und da ſa
einen recht fetten Puter, auf den ging er los, der Puter roch aber den Braten ſchon bevor er ſe
gebraten wurde, und ſchrie, bevor er am Spieße ſtak, ſchon ſo laut, als ſtecke er bereits leben
am Spieße, und lief fort, und der Mann lief hinter ihm drein voller Eifer, den fetten Vogel
fangen, und der lief immer gerade vor ihm her, und der Mann ſah nur immer auf den Vo
und nicht wohin dieſer lief, und jetzt warf er ſeine Schlinge; in dieſem Augenblick aber ſtolp
und fiel er und ſtieß ſich auf einem harten Steinhaufen faſt die Naſe entzwei, und o Schreck
dieſer ſelbige Steinhaufen war juſt der einzige, den es auf der ganzen Inſel gab, und aus ein
Loch hervor kroch eine gräuliche große grasgrüne Schlange mit einem ſcheuslichen Menſchen
ſicht, das war abermals der Meergeiſt, und ſchrie: „Ungehorſamer! Jetzt mußt Du ſterben! J
mußt Du mit mir hinunter in die ewige Tiefe!“ — Der Mann hielt in der Lage, in welche
ſich befand, für das beſte, dieſelbe gar nicht zu ändern. Er dachte, liegen thue ich bereits; we
ich ſterben muß, ſo brauche ich nicht erſt umzufallen. Grauſam wäre und bliebe es aber, da
er: um einer Truthenne Willen ſo ſchrecklich mitgenommen zu werden, das ſei gewiß n
Niemanden in der Welt ſo begegnet, als gerade ihm, er ſei zum Unglück geboren, und zum V
derben auf dieſe ſogenannte Glückſeligkeitsinſel verſchlagen worden, und wenn die Frau klü
Gedanken gehabt, ſo hätte ſie ihn heute nicht abgeſchickt, einen Puter zu fangen. Dabei ſ
der Mann kläglich laut auf: „Die Frau! die Frau!“ das ſollte ſo viel heißen, als: die Frau
ſchuld, daß ich auf den Kopf und auf den Steinhaufen gefallen bin! —

„So will ich“ — ſprach unerwartet der Meergeiſt: „dieſesmal um der Frau Willen ver
hen, wie ich ſchon einmal um des Kindes Willen gethan — aber wird mein Gebot zum dritt
male übertreten, dann wehe, wehe, wehe!“ —

Dieſe drei „wehe“ klangen wie das Geheul einer Hyäne, das Gebrüll des Löwen und
Geſchrei des Behemots im Schilfmeer, und es verging dem Mann faſt wieder hören und ſehen.

Seit dieſer Zeit waren Mann und Frau auf der Glückſeligkeitsinſel, trotzdem daß es ih
nach wie vor, an gar nichts fehlte, nicht mehr ſo glücklich, wie vorher.

Sie konnten den Steinhaufen nicht mehr ohne ein geheimes Grauen anblicken — es war um i
Ruhe gethan, und folglich um ihre Glückſeligkeit. Sie ſprachen mit einander traurig und kummerv

„Wir ſind ſehr unglücklich“ ſprachen ſie. „Unſer Leben iſt uns ſehr getrübt!“ —

„Ich habe einmal in einem Buche geleſen,“ ſprach die Frau, darin ſtand:

Nur halb iſt der Genuß des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählen.

„Das iſt unſer Loos, unſere Lage. Wir ſind nicht Herrn dieſer unſrer Inſel. Ich kann ſie auch nicht länger mehr Glückſeligkeitsinſel nennen.“

„Wie denn anders liebe Frau?“ fragte der Mann mit theilnehmenden Ausdruck und matter Stimme.

„Ich dächte Wauwau, von dem Steinhauſen, vor dem wir uns beſtändig fürchten müſſen, wie vor einem böſen Hunde.“

„Aber liebe Frau,“ warf der Mann ein: „damit könnte doch eine Verwirrung und Verwechſelung in die Geographie kommen, denn Du wirſt aus der Schule oder dem Inſtitut wiſſen, daß“ —

„Daß allerdings ſchon eine Inſel Wauwau, oder auch Wawau vorhanden iſt, und zwar in der zweiten von den vier Gruppen der Tonga-Inſeln, welche Gruppe Annamoka heißt — o mein lieber Mann, das weiß ich ſehr wohl, ſo was wichtiges vergißt ſich niemals!“ unterbrach die Frau ſehr raſch ihres Mannes Rede.

„Sehr richtig!“ lobte der Mann: „So was vergißt ſich ſo wenig, als daß die nächſte Nachbarinſel von jener Wauwau Eua, ſo viel als Eva heißt.“

„Du — lieber Mann, ich verbitte mir alle Anſpielungen“ — ſprach die Frau ſtreng. „Ich ſoll wohl die Eva ſein, in dieſem unſern beneidenswerthen Paradieſe, die Dir die verbotene Frucht in Geſtalt einer Blume zeigte? Nun — die Schlange dieſes Paradieſes kennen wir wenigſtens, ſie iſt Dein häßlicher Meergeiſt. Wenn Du mich armes Weib aber verhöhnen willſt, ſo wollte ich lieber, mein lieber Mann, Du ſäßeſt auf der Adams-Inſel — ohne Eva.

„So verwünſcheſt Du mich alſo! liebe Frau!“ ſeufzte der Mann vorwurfsvoll.

„In ſo verwünſchter Lage und auf einer ſo verwünſchten Inſel mit doppelt und dreifach und neunmalneunundneunzigtauſendfach verwünſchtem Steinhauſen, darauf wäre es wahrlich kein Wunder!“ wehklagte die Frau.

„Wir können aber, ſammt unſerm Kinde doch nicht von dannen!“ warf der Mann troſtlos ein.

„Wer weiß?“ fragte die Frau kurz und ſpitz. „Giebt es eine Kunſt einen Meergeiſt zu rufen, der uns hier feſtbannt, ſo muß es auch eine Kunſt geben, einen andern Geiſt zu rufen, der uns fortträgt, wieder nach Hauſe.“

„Ja, wenn es ginge, wenn wir nur erſt mit unſerm Kindchen zu Hauſe wären, liebe Frau!“ —

„Ich weiß, was ich weiß“ — ſprach die Frau heimlich, vertraulich: „ein Traum hat mir's wiederholt offenbart — unter dem Steinhauſen ſteckt ein unermeßlicher Schatz, und oben darauf liegt ein ſchwarzes Zauberbuch, da ſteht alles darin.“

„Ach Poſſen! Geh mir doch mit Deinen Träumereien!“ ſprach der Mann: „Du machſt mich ganz unmuthig!“

„Ei? Thue ich das erſt? Biſt Du nicht unmuthig von Natur? Ja wohl — gehe — lege die Hände in den Schoos, und jammere. Mache keinen Verſuch zu Deinem Glück! Sei träge wie eine Schildkröte und feig wie eine Haſenkuh!“ zürnte die Frau.

„Weib!“ zürnte der Mann. „Du bringſt uns alle in das Verderben.“

„Der Kluge umgeht das Verderben! Der Meergeiſt hat befohlen, wir ſollen den Steinhauſen nicht betreten, nicht berühren — gut; du nimmſt Hacke und Schaufel, und gräbſt ſeitwärts hinein, darunter, und holſt die Schätze, und rufſt einen beſſern Geiſt!“

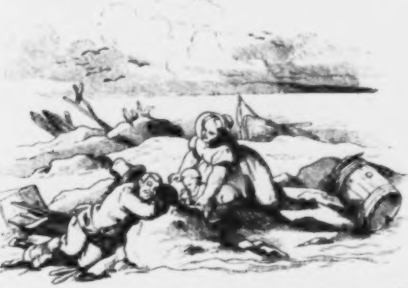
„Nein! nein und abermals nein!“ rief heftig der Mann. „Und wüßte ich hunderttauſend Geiſter zu rufen, ich rief nie wieder einen einzigen.“ —

„Der Meergeiſt war gütig, wir haben ihn erzürnt, er hat uns verziehen, und ich ſoll ihn abermals erzürnen, und mich, Dich und unſer Kind dem gewiſſen Verderben preisgeben! Da wollt' ich lieber, ich hätte ihn nicht gerufen, wir hätten nicht ſo viel Glück gehabt, denn wir waren deſſen nicht werth.“

„Meinetwegen, mir iſt jetzt alles einerlei — wenn ich die Inſel nicht haben ſoll ohne den Steinhauſen, ſo kann ich nicht mehr froh ſein — ſo ſterbe ich, und es gilt völlig gleich, ob am Zorn des Meergeiſtes oder am Kummer, der mir das Herz abnagt. Ich kann dieſen verhaßten Steinhauſen nun einmal nicht mehr erſehen!“ rief die Frau.

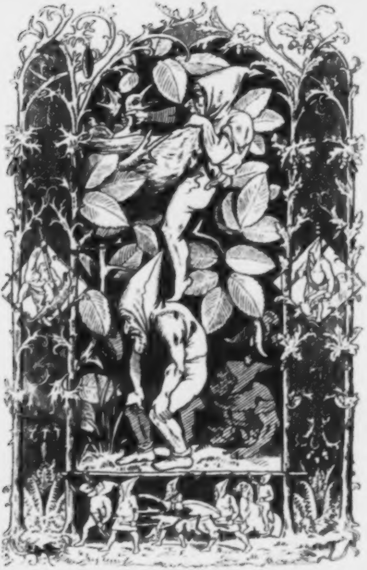
„Und ich wollte, ich hätte ihn nie geſehen!“ ſchrie aufs höchſte erzürnt der Mann. O Hydriel! Chabelan! Rothelmy! Lamedo!“

Krach! that es einen Schlag, als berſte die Inſel, Mann und Frau und ihr Kind ſaßen auf nackter Felswand, das Haus war weg, Gräſer, Blumen, Bäume, Thiere — alles — öde



— öde — öde — und die See ging hoch, die Wellen donnerten und ſchäumten. — Keine Nahrung war mehr da, auch der Brunnen ſprang nicht mehr; nicht die kleinſte Auſter lag am Strande, ein qualvoller ſchrecklicher Zuſtand brach über das ärmſte, ungenügſame, bethörte Menſchenpaar herein; es ſah ſammt dem unſchuldigen Kinde den nackten Tod vor Augen.

Aber der Meergeiſt zürnte den Thörichten nicht auf immer. Er führte noch denſelben Tag ein Schiff an die Inſel, das reich mit Gold beladen aus Auſtralien heimkehrte, das nahm ſie auf, und brachte ſie ſammt ihrem Kinde wieder in ihr Heimathland zurück, aber ohne Gold. —



Gnomenfabel.

„Meine tapfern Ritter, meine Helden,
Meine kühnen Jäger allzumal,
Kommt und kündet mir von euern Thaten!"
Rief der Gnomenkönig Rübezahl.

Und die kleinen tapfern Kobold-Mannen
Stellten ſich vor ihm in Reih' und Glied;
Rühmten gleich ſich, einer nach dem andern,
Großer Thaten — ſonder Unterſchied.

„Einen grauſigwilden, giftgen Lindwurm
Stach ich mitten durch den grünen Wanſt!"
Sprach der erſte — drauf der Gnomenkönig:
„Heil daß Du ſo hoch Dich rühmen kannſt!" —

„Einer Schlange, einer Rieſenſchlange
Hab' ich ſtandhaft männlich obgeſiegt!"
Sprach der zweite — drauf der König lobte:
„Schön, wie ſich um Dich die Beute ſchmiegt!"

Jetzt fünf kecke flotte Waidgeſellen
Huben an zu künden mit Geſchrei:
„Thäten ein entſetzlich Unthier fällen!“
Trugen gleich das Ungethüm herbei.

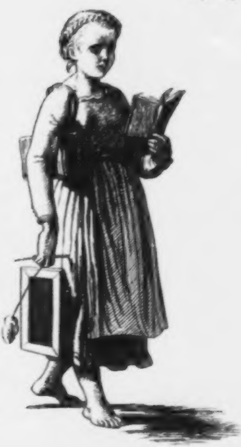
War ein großer, ſtarker Feuerſchröter —
Lindwurm, Eidechs, Schlange, Blindſchleich' dort
„Brav, ihr kühnen Ungeheuertödter!
Fahrt mit gleichem Heldenſinn ſo fort!“

„Keiner mehr?“ — O noch drei große Zwerge:
„Wir erſtiegen kühn den Greifenhorſt,
Raubten dort der Greifenmutter Junge
Aus dem ſchrecklich dräu'nden Stachelforſt!“ —

Arme Nachtigall! — Im Roſenſtrauche
Bauteſt Du das kleine Neſtchen Dir.
Das erſpäht das tück'ſche Gnomenauge,
Und gleich täppiſch naht die Koboldgier. —

Mancher rühmet ſeiner Thaten Größe,
Sieht ſich ſelbſt mit Gnomenaugen an,
Dünkt ſich groß und zeigt nur ſeine Blöße —
Spiegle ſich, wer kann und will, daran.

Schulgang.

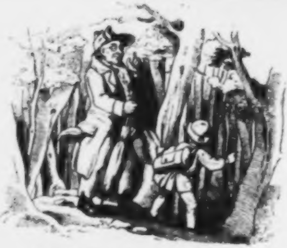


„O du liebes Einmaleins
Hätt' ich dich im Köpfchen,
Wie mein Turteltäubelein
Körnchen hat im Kröpfchen!“

„Aus dem ſchönen Bibelbuch
Ich viel leichter lerne,
Wär' es auch der ſchwerſte Spruch;
Zahlen — gar nicht gerne!“

„Einmaleins und zweimalzwei —
Ach die böſen Zahlen!
Bringen manchem guten Kind
Sorgen, Thränen, Qualen.“

„Auf der Rechentafel läßt
Sich doch etwas malen —
Aber Zahlen in den Kopf —
Ach — die ſchlimmen Zahlen!“ —



Des Kindes Sehnſucht.

„Heiſa! Der Vater geht mit mir zum Wald!
Vater! ich warte ſchon — kommſt Du bald?“ —

„Wie denk' ich mir den Wald ſo ſchön;
Ich hab' noch nie einen Wald geſehn.“

„Da blühen Blumen, ſo viel und groß,
Da wachſen Beeren und weiches Moos.“

„Da ſingen Vögel — ward mir geſagt —
Drum friſch zum Walde den Schritt gewagt!“ —

„Iſt's, lieber Vater, noch weit zum Wald?“ —
„Nur ruhig, Kind — wir ſehn ihn bald.“ —

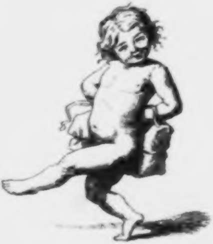
„Siehſt dort Du die hohen Bäume ſtehn?“ —
„Ja lieber Vater, die ſind recht ſchön!“ —

„Und hinter den Bäumen, nicht wahr, dann bald
Dann wird er kommen — der liebe Wald?“ —

„Ach Bäume, und immer Bäume nur —
Und von dem Walde noch keine Spur!“ —

„Ach beſter Vater, das iſt nicht ſchön,
Daß wir vor Bäumen den Wald nicht ſehn!“ —

Des Menſchen Schauen — iſt Kindes Blick,
Des Menſchen Hoffen — iſt Kindes Glück.
Er weiß nicht, wenn die Natur ihn küßt,
Daß er ſchon mitten im Himmel iſt.



Kindergeheimniß.

Was trag ich?
Das frag' ich.
Ein Vögelein?
Wer fängt es ein?
Wer räth es?
Der brät es!
Wer weiß es?
Der ſpeiſ' es!
Ein Küchelchen —
Wer ißt es?
Ein Büchelchen —
Wer lieſt es?
Wer's richtig räth — Du oder Du —
Der kriegt dieß Buch und mich dazu!

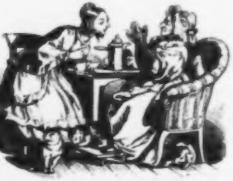
MAN GESAET VON GOTT

Die Kränze.

Ich ſchmückte das Haus mir zum Feſte,
Und um mich ſpielte der Knab'.
„Gieb mir die Kränze!“ ſo bat er,
Doch keinen Kranz ich ihm gab.

„Laß ſein das Feſt nur vorüber,
Dann ſollen die Kränze Dein!
Dann ſollſt Du über und über —
Mein Liebling — bekränzet ſein!“ —

Und ſiehe — das Feſt iſt vorüber —
Im Sarge ſchlummert der Knab';
Und mit den Kränzen des Feſtes
Schmückt weinende Liebe ſein Grab.

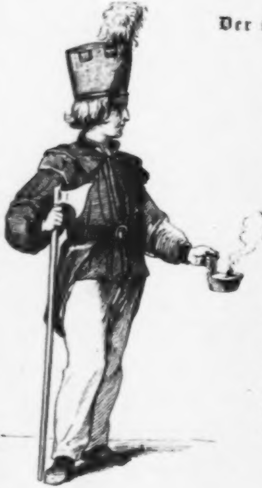


Der wunderliche Mann.

Frau Lenchen ſagte zur Nachbarin:
„Sie glauben nicht wie bekümmert ich bin!
Mein lieber, ſonſt ſo verſtändiger Mann
Fängt närriſches Zeug zu reden an:
Seinen eignen Bruder — wie heißt er doch gleich?
Den rufet er: „Winterweſtenzeug!“
Unſer liebes Söhnchen, der muntre Kleine
Iſt ihm eine Feſtung, nicht weit vom Rheine.
Mich ſelbſt aber nennt der Einfaltspinſel
Jetzt ſeine ſüdafrikaniſche Inſel!

Auch meint er: unmäßiger Obſtgenuß
Bringe leicht hervor einen Jülicher Fluß;
Und es würde uns Allen wohl wenig frommen,
Sollt' eine ungariſche Stadt zu uns kommen.
Und doch ſoll im Zimmer, von Allen zu ſehen
Schon eine Stadt aus dem Ungarland ſtehen!
Im Garten ſagt' er heut, wie im Traum:
„Ein deutſches Gebirg häng' am Kirſchenbaum,“
Auch will er, um Holz zu haben zum Backen,
Im Wald einen deutſchen Philoſophen zerhacken!

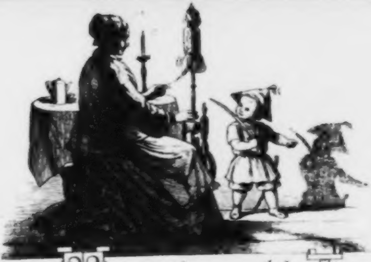
Dann meint er: die Suppe den Hunger nur ſtillt,
Wenn vielfach ein deutſcher Berg darin quillt.
Zu Mittag erwartet er jüngſt ſeinen Pathen,
Da ſollt ich ihm ſchleunigſt zwei Buchſtaben braten!
Der kleine Acker, gleich lang und breit,
Iſt ihm die willkommenſte Tageszeit,
Doch der große, den er erſt kürzlich erſtand,
Wird von ihm ein vorzüglicher Doktor genannt;
Und zwiſchen zweierlei Dingen muß
Allemal rauſchen ein ſchleſiſcher Fluß.
Dagegen ſoll unter dem Naſenbein
Ein deutſches Fürſtenthum doppelt ſein;
Allabendlich fliege mit heiſerm Geſchrei
Ein ſchleſiſcher Berg bei dem Thurme vorbei,
Und als er jüngſt einen Raubvogel ſah,
Da rief er: ein Fluß aus der Schweiz iſt da!
Heut' ſagt' er: er fahre nach Oſten und Weſten —
Und ſo weiß ich wirklich nicht, hat er zum Beſten
Mich, oder iſt er im Kopfe verdreht,
Denn ſolches Zeug wahrlich doch Niemand verſteht!"
Die Nachbarin hörte geduldig zu
Und ſagte: „Bleiben Sie ganz in Ruh'!
Ihr lieber Mann iſt, wie es mir ſcheint
Nicht ſinnlos, ſondern ein Räthſelfreund" —
Und beide Frauen nun riethen und fanden
Was Jener mit ſeinen Reden verſtanden!



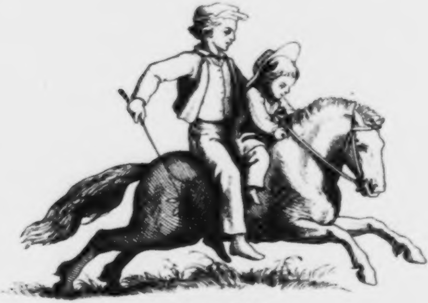
Der Bergmannsknabe.

Bergmannsknabe, Bergmannsknabe
Stehſt ſo ſchweigend, ſinnend dort
Hoffſt Du auf der Teufe Gabe?
Willſt Du ſchärfen ſtill vor Ort?
Laß nur hell die Lampe ſtrahlen,
Daß Dich Finſterniß nicht deckt,
Daß nicht tief in Schacht und Stollen
Dich ein ſchlagend Wetter ſchreckt.

Uns auch ſoll die Leuchte flammen,
Wie ein helles Grubenlicht,
Bis zum Ort, von dem wir ſtammen,
Rufen wird die ird'ſche Schicht
Und ſo zieht's am Pilgerſtabe
Uns zum ew'gen Licht hinauf
Bergmannsknabe, Bergmannsknabe,
Dich auch grüßt es einſt: „Glück auf!" —



Mama! guck!



Raſcher Ritt.

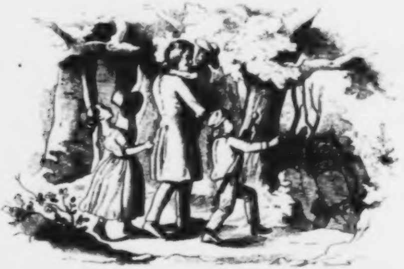
„Heiſa Pony, hopp hopp hopp!
Laufe Pferdchen, lauf' Galopp,
Und dann laufe wieder Trab,
Aber wirf uns nicht herab,
Mich nicht, nicht das Brüderlein,
Gäb' ſonſt ein gewaltiges Schrei'n!"

„Halte, Kleiner, Dich nur feſt!
Wer dem Roß den Zügel läßt
Und an nichts ſich halten kann
Kommt gar häufig übel an,
Und dann weint er ſehr darob;
Heiſa Pony, hopp hopp hopp!" —

Herr Reichard, der Kinderfreund.

Erſtes Kapitel, welches die Einleitung enthält, und in welchem allerhand ſchöne Kunſtſtücke gemacht werden.

Auf einem kleinen Landgute wohnte eine Familie, deren Glieder aus dem Vater, der Mutter, zwei Söhnen, Wilhelm und Ludwig, und zwei Töchtern, Clara und Auguſte, beſtanden. Dieſe Kinder waren gut und folgſam und machten ihren Aeltern viele Freude, daher denn auch die Aeltern ihren Kindern gern Freuden bereiteten. Der älteſte Sohn, Wilhelm, war zwölf Jahr alt, Clara zehn, Ludwig neun, und Auguſtchen erſt ſieben Jahre. Dieſe Geſchwiſter hatten einander herzlich lieb, lernten und ſpielten immer ſehr ſchön zuſammen, und folgten ihrem Lehrer, Herrn Ewald, auf das Wort. Zweimal in der Woche kam ein Freund des Vaters, Herr Reichard, auf das Landgut, und ertheilte den Kleinen Unterricht im Zeichnen. Dieſen Mann hatten die Kinder außerordentlich lieb; er war ein wahrer Kinderfreund. Wenn ſie ihn von weitem durch die Allee kommen ſahen, ſo liefen ſie ihm jubelnd entgegen, und hingen ſich, ihn froh begrüßend an ihn. Waren die Unterrichtsſtunden vorüber, ſo blieb Herr Reichard oft im Kreiſe der Familie und da wurden dann mancherlei nützliche und erheiternde Beſchäftigungen getrieben. Es wurde gekleiſtert, geleimt, geſchnitzelt, man baute aus zugerichteten Hölzern Tempel, Burgen und Palläſte, man beſah Bilder, und war es Sommer, ſo ſpielte man im Freien.



Einmal war Clärchens Geburtstag und dazu hatte Herr Reichard den Kindern eine beſondere Freude zu machen verſprochen.

Als an dieſem Tage der Abendtiſch abgeräumt war, gab Herr Reichard den Kindern einen geſchriebenen Zettel, und entfernte ſich aus der Stube mit einem Licht; auf dem Zettel ſtand und wurde von Wilhelm laut vorgeleſen:

Heute wird zur Feier von

Clärchens Geburtstag

mit freundlicher Bewilligung
von deren verehrten Aeltern von einem hier durchreiſenden Tauſendkünſtler eine große
mechaniſch-phyſikaliſche

Kunſt- und Zaubervorſtellung

gegeben werden, wie ſolche
hier noch nie geſehen worden iſt.

„Kunſtſtücke! Herr Reichard wird Kunſtſtücke machen!“ riefen die Kinder freudig erregt, und klatſchten in die Hände. Vater und Mutter nahmen auf dem Sopha Platz, um von dieſem friedlichen Ort gemächlich zuzuſehen; Herr Ewald, mit welchem Herr Reichard zuvor heimlich geflüſtert, rückte einen mittelgroßen Tiſch mitten in die Stube, und die Kinder beſetzten erwartungsvoll die davorſtehenden Stühle, während Herr Ewald einen Teppich über jenen Tiſch breitete, vier brennende Kerzen darauf ſetzte, und einen Stuhl dahinter ſtellte. Dann ſtellte er auch noch eine Klingel auf den Tiſch, ein leeres Trinkglas, ein Weinglas, eine Lichtputze, einen Porcellanteller und eine Flaſche voll Waſſer.

Dieſe Vorbereitungen nahmen ſchon die ungetheilte Aufmerkſamkeit des vierblättrigen Kinderkleeblatts vollſtändig in Anſpruch, und jetzt kam Herr Reichard wieder, und trug ein kleines Pappkäſtchen unter dem einen Arm, in der Hand aber trug er ein kleines Käſtchen, darin ſich zwei ſchwarze Stäbchen befanden, die vier kleinen neuen Kanönchen, welche den Knaben beſcheert worden waren, ein in einem Mantel verhülltes Holzpüppchen, das nur mit dem Kopfe aus dieſem Mantel hervorſah, ein Spiel Karten, drei große Würfel, ein Glasſtäbchen, eine Kugel von röthlichem Achat und einige Döschen. Alle dieſe Sachen ſtellte und legte Herr Reichard nach der Reihe auf den Tiſch, gab das Körbchen in Clärchens Hand, daß ſie es bei Seite ſetze, und öffnete dann erſt das Pappkäſtchen. Aus dieſem entnahm er einen polirten Kegel von Holz, mehrere Gefäße, welche kleinen Urnen glichen, ein Ei, und noch einige andere Geräthſchaften, ſtellte und legte alles ſo auf den Tiſch, daß er es ſchnell erfaſſen konnte, und der Tiſch wurde von all dieſen vielerlei Dingen ganz bedeckt.

Wie nun die Apparate in völliger Ordnung aufgeſtellt waren, mußte ſich Herr Ewald auch ſetzen, Herr Reichard ſtreifte ſeinen Rockärmel auf, damit alle ſehen ſollten, daß er nichts darunter verborgen habe und begann zu ſprechen:

„Hochverehrteſte Anweſende und ihr guten Kinder!“

„Die Taſchenſpielerei heißt eigentlich nur uneigentlich eine *Kunſt*, ſie iſt in der That *keine* Kunſt. Jeder kann ſie üben, wenn er im Beſitz einer bekannten Zauberformel iſt, und dieſe recht anzuwenden und auszuſprechen verſteht. Einige Zauberſtäbchen, ganz einfach, wie Sie hier ſehen, und ein ganz kleiner Apparat von einigen einfachen Gegenſtänden, wie er hier auf dieſem Tiſche vor Ihnen und vor mir liegt, ſind hinreichend, mehrere ganz angenehme Sachen zum Vorſchein zu bringen, wie Sie gleich ſehen, hören, riechen, ſchmecken und fühlen ſollen.“

„Die Zauberformel, deren ſich die großen Männer, die als *Profeſſoren* der Phyſik und unter ſonſtigen hochtrabenden und meiſt erlogenen Titeln in Städten, Schießhäuſern, Buden, auf Meſſen, Märkten, Vogelſchießen und Kirmſen ſich ſehen laſſen, bedienen, iſt keine andre als dieſe: Hocus pocus filius ſuperlantype genere doctoris. Abra cadabra, Strix, fix, nox! Man braucht dieſelbe nicht immer ganz.“

„Sehen Sie dieſes einfache Stäbchen! Mit dieſem Stäbchen gebietet ein echter Zauberer den Elementen. Wie viele Elemente nimmt man für gewöhnlich und von altersher an, daß es gebe?“ —

„Vier! Waſſer, Feuer, Luft und Erde!“ riefen die Kinder.

„Und welches Element ſoll aus dieſem kleinen Stäbchen hervorkommen?“

„Feuer!“ riefen die Knaben. „Waſſer! Luft!“ die Mädchen.

„Gut denn!“ ſprach Herr Reichard. „Alſo zuerſt Feuer.“ Damit erhob er ſein Stäbchen über dem einen Licht, ſprach: „Hocus pocus!“ und plötzlich ſchlug eine große ſtarke Flamme empor, die blitzſchnell hoch aufloderte, und eben ſo ſchnell verſchwand. —

Die Mutter und die Mädchen erſchraken, die Knaben jubelten und ſchrieen nun aus einem Munde: „Waſſer! Waſſer!“

Herr Reichard nahm das leere Weinglas vom Tiſch, ſprach: „Hocus pocus filius!“ und ſiehe — aus dem Stäbchen rieſelte klares Waſſer in das Weinglas, ſo viel, daß letzteres faſt ganz voll davon wurde. Jetzt legte er ſein Stäbchen aus der Hand, aber die Kinder waren mit dieſen zwei Elementen nicht zufrieden, ſondern ſie riefen nun durcheinander: „Erde! Luft! Luft! Erde!“ —

„Ei!“ ſagte Herr Reichard lächelnd; „Ihr ſeid ja rechte Elementer, daß ihr *alles* haben wollt!

Mit der Erde könnte ich zwar dienen, obgleich draußen jetzt tiefer Schnee liegt, allein ich würde damit vielleicht nur den Tiſch beſchmutzen, wählt an ihrer Stelle dafür lieber eine Sämerei, die ja auch der Erde gehört, weil der liebe Gott ſie durch die Erde in der Pflanze hervorbringen läßt, zum Beiſpiel Mohn, oder Senf- oder Canarienſaamen.“

„Mohn! Mohn!“ ſchrieen die beiden Knaben und das kleine Auguſtchen, weil ſie den Mohnſaamen gern aßen, aber das Clärchen dachte an ihren Canarienvogel, den ſie heute geſchenkt bekommen, und rief: „Canarienſaamen! Guter Herr Reichard! Canarienſaamen!“

„Clärchen iſt die Königin des heutigen Feſtes; ihr zu Ehren macht ſich die Zauberkunſt dienſtbar, ihrem Wunſche muß alſo zunächſt Folge geleiſtet werden!“ ſprach Herr Reichard, griff wieder nach ſeinem Zauberſtäbchen, nahm den Teller vom Tiſch in ſeine Hand, hielt das Stäbchen darüber, ſprach: „Hocus pocus filias, genere docteris!“ und da rieſelte ein kleiner Strom Canarienſaamen auf den Teller, gerade ein Vogelnäpfchen voll. Clärchen ſprang freudig auf, nahm ein Gefäß und ließ ſich von Herrn Reichard den Canarienſaamen in daſſelbe reichen, während die beiden Knaben klagten: „O weh! Nun bekommen wir keinen Mohn.“

„Ach ja, Mohn, Mohn! lieber Reichard, bitte, bitte!“ rief das kleine Auguſtchen.

„Ihr loſen Finken, die ihr ſeid!“ rief dagegen Herr Reichard: „nun verlangt ihr auch noch Mohn? — Doch, ich darf nicht vergeſſen, daß dieſes Stäbchen ein Zauberſtäbchen iſt, alſo habt Acht, Kinder!“ —

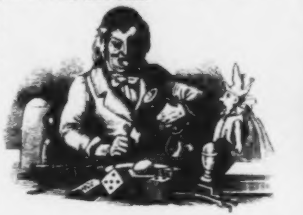
Wieder nahm Herr Reichard den leergewordenen Teller in die linke, ſein Stäbchen in die rechte Hand und ſagte: „Hocus pocus! Abra cadabra!“ — Und wie er das ſprach, ſo rieſelte Mohn aus dem Stäbchen, ſo viel, daß er die ganze Fläche des Tellers bedeckte, und auch noch ein Häufchen bildete.

Jetzt klatſchte das kleine Zuſchauerpublikum freudig in die Hände, die Stimmung wurde ſehr heiter, die Kinder beſonders waren ganz vergnügt, aber Wilhelm, obſchon er im Ganzen etwas ſchüchtern und ſehr beſcheiden war, hatte doch nicht vergeſſen, daß noch ein Element fehlte, und ſagte mehr vor ſich hin, als laut: „Nun fehlt aber noch die Luft.“

„Aha!“ erwiederte Herr Reichard, der die Aeußerung des älteſten Knaben doch gehört hatte: „Du meinſt, mein guter Wilhelm, mit der Luft ſähe es windig aus? Und wenn ich wirklich Luft hervorzaubere, ſo werde ich zuletzt zum Dank für meine Künſte ein Windmacher geheißen! Doch, was einer verſpricht, das muß er halten. Ich verſprach die vier Elemente darzuſtellen — ein andermal ſtelle ich ſie in einem Glaſe dar — wenn die verehrte Geſellſchaft nun glaubt, es wären etwa in dieſem Stäbchen allerlei Fächer, aus dem ich dieſes oder jenes hervorkommen ließe, ſo irrt ſie ſich; dieſes Stäbchen iſt ganz hohl, iſt voller Luft, ich blaſe durch daſſelbe ein Licht aus, oder zwei!“ — Geſagt, gethan, Herr Reichard ſprach: „Strix, ſix, nex!“ blies durch das Stäbchen zwei der Lichter ſeines Tiſches aus, reichte dann den Kindern das Stäbchen zur Unterſuchung hin, was keine andre Folge hatte, als daß im Nu von dem luſtigen Ludwig die andern beiden Lichter auf dem Zaubertiſch durch das Zauberſtäbchen ebenfalls ausgeblaſen wurden, worüber der Vater ihn ausſchalt. Herr Reichard aber nahm ganz gelaſſen von einem Nebentiſche ein kleineres Licht, zündete daſſelbe an einer andern Kerze an, welche auf dem Tiſche vor dem Sopha brannte, und damit dann wieder ſeine vier andern Kerzen, darauf blies er das kleine Licht aus, ſteckte es wie es war, in den Mund, kaute es, verſchluckte es, und gab durch die gewöhnliche Pantomime des Händeſtreichens über Bruſt und Magen zu verſtehen, daß es ihm trefflich geſchmeckt habe.

Alles war ſtarr vor Erſtaunen, nur der Vater, der auch nicht unerfahren in ſolchen Künſten war, lächelte ſtill für ſich und ergötzte ſich an der Ueberraſchung, welche dieſes Stück bei den Seinen erregte.

„Das iſt ja fürchterlich!“ rief die Mutter. „Da hätt' ich ihnen doch einen beſſern Geſchmack zugetraut, Herr Reichard! Geſchwinde genießen Sie hinter dieſer gräßlichen Speiſe eines Lichtes etwas anderes, etwas Gutes.“



„Ich dächte auch, Sie nähmen eine Erfriſchung und wir tränken einmal!" rief der Vater, und ſchänkte die Becher auf einem gedeckten Nebentiſche voll Wein; Herr Reichard aber ſagte: „Nichts für ungut, ich gehorche, aber das Licht hat doch recht gut geſchmeckt, und ich weiß gewiſſe kleine Leute in dieſer Geſellſchaft, die lernen auch noch Lichter eſſen." —

„Ich! Ich!" riefen die Knaben. „Ich nicht! Ich nicht!" riefen die Mädchen. —

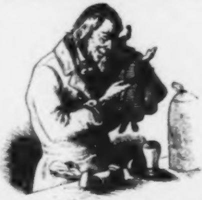
Zweites Kapitel, in welchem noch ſchönere Kunſtſtücke gemacht werden, und Herr Reichard Schneebälle anbrennt und ungeladene Kanönchen losſchießt.

Nachdem die Geſellſchaft ſich wieder auf die früheren Sitze begeben hatte, und Herr Reichard hinter ſeinen Zaubertiſch getreten war, ſtellte er zwei kleine bedeckte Urnen von Holz, welche die Form von Eierbechern hatten, vorn auf den Tiſch, daß ſie recht betrachtet werden konnten, und zeigte, daß beide leer ſeien; hierauf ergriff er das eine ſeiner Zauberſtäbchen und ſprach: „Hocus pocus filias! Jetzt geht es wieder an, haben Sie recht Acht! Sie ſehen hier mehrere Eier auf dieſem Teller, welche ſehr muſikaliſch ſind. Darf ich Sie erſuchen, lieber Herr Ewald, ſich einige Augenblicke an das Fortepiano zu ſetzen, und einen kleinen Walzer zu ſpielen?"

Herr Ewald kam dieſem Wunſche ſogleich nach, Herr Reichard berührte mit ſeinem Zauberſtäbchen eins der Eier, ſprach: „Superlantivo genere doctoris!" und ſiehe, das Ei erhob ſich vom Teller, und tanzte nach dem Takt der Muſik zierlich an dem Stäbchen auf und nieder, und ringelte ſich um denſelben in ſpiralförmigen Windungen herum, was die Kinder in große Verwunderung ſetzte. Dann nahm es Herr Reichard und warf es gegen die Decke, aber man hörte nicht, daß es oben anſchlug, es war in der Luft verſchwunden, und Herr Ewald hörte auf zu ſpielen.

„Abra cadabra! Das Ei iſt fort!" ſprach Herr Reichard, „wir müſſen es wieder haben. Es hat ſich nur verkrochen, und irre ich nicht, ſo ſteckt es in einer von dieſen beiden Büchschen, in welchem aber? — Wo ſoll es ſein? Im blauen oder im gelben?"

Die Stimmen der Kinder waren getheilt, endlich wurde für das gelbe Büchschen entſchieden, der Künſtler berührte es mit dem Stäbchen und ſprach: „Stix, fix, nox." Und wie er das vorher leere Büchschen öffnete, ſo war das Ei darin, und Herr Reichard that es heraus und zeigte, daß das blaue Büchschen ganz leer ſei. Er ſchloß es wieder in das gelbe, ſprach: „Nun ſoll das Ei zur Strafe, daß es verſchwunden iſt, wandern! Von einem Ort zum Andern! — Hocus pocus!" — und ſchwang das Stäbchen. Gleich darauf öffnete er das gelbe Büchschen — es war leer — er öffnete das blaue, das Ei war darin; er ſchloß es wieder, und öffnete das gelbe, da war das Ei wieder in dieſem. Jetzt öffnete Herr Reichard das blaue Büchschen, das war leer, jetzt das gelbe — war auch leer, fort war das Ei.



„Ei ei!" ſagte Herr Reichard, „das iſt ein ſchlimmes Ei, das macht mir viel zu ſchaffen; ich muß das kleine feine Männchen fragen, wo das Ei eigentlich hin iſt?" Damit nahm er das Holzpüppchen im Mäntelchen in die Hände, und ſprach zu dieſem: „Sag' an, kleines feines Männchen, wohin iſt unſer Ei?" — Darauf hielt er das Püppchen an ſein Ohr und ſagte: „Es ſpricht, das Ei wäre verreiſt, er wolle ihm nachreiſen." — „Haſt du denn zum reiſen Geld, kleines feines Männchen?" — — „Ich ſoll ihm welches machen, ſagt es; ich ſoll mir etwas Kupfergeld geben laſſen, und es in Silbergeld verwandeln, wofür ich denn ſonſt ein Zauberer wäre?" — Herr Reichard that jetzt dem kleinen feinen Männchen ſein Mäntelchen ab, und da ſtand es und hatte die Form eines höchſt komiſchen Zwergleins mit greiſendem Geſicht, fletſchenden Zähnen und Glotzaugen.

„Nun bitte ich um zwei Pfennige für mein kleines feines Männchen!" rief Herr Reichard, empfing dieſelben, nahm in jede Hand einen, legte ſie in die Handfläche, ſchloß die Hände, ſprach: „Hocus pocus!" und wie er die eine Hand öffnete, lag ſtatt eines Kupferpfennigs ein 2 Silbergroſchenſtück darin, dann ebenſo in der andern Hand; dieſe Münzen that er in ein Büchschen, und bat um zwei andere Pfennige, das Kunſtſtück zu wiederholen. Als dieß geſchah, rief Wilhelm: „Das glaube ich, Du nimmſt gleich Silbergeld heimlich in die Hand.“

„Nein, mein guter Junge, das thue ich nicht!“ entgegnete Herr Reichard: „Da ſieh meine Hand an, komm, halte ſie, und ſieh, hier lege ich den Pfennig hinein, und in dieſe andere Hand den andern Pfennig, gieb recht Acht! Abra cadabra! — Siehſt Du, es iſt immer noch der Pfennig — und noch einmal Abra cadabra! da iſt ein Silberſtück, und da ein Kupferſtück — und jetzt in der rechten Hand — was ſoll's ſein? Silber oder Kupfer?“ — „Silber!“ riefen die Kinder und es war Silber. „Und in der linken?“ „Kupfer!“ — und es war Kupfer. „Silber in beiden Händen!“ — „Genere doctoris!“ — es war Silber in beiden Händen.

Die Kinder ſtaunten und jubelten. „Jetzt hat das kleine feine Männchen Geld genug zur Reiſe nach dem unbekannten Ei-Land!“ ſagte Herr Reichard, that alles Geld in ein Büchschen, und ſchüttelte es, da hörten alle viel Geld klappern, dann ſprach er: „Strix fix“ — ſchüttelte wieder, und es klapperte nichts mehr im Büchschen; er öffnete es und zeigte, daß daſſelbe ganz leer war.

„Das Geld befindet ſich bereits in der Taſche des kleinen feinen Männchens!“ verkündete Herr Reichard: „Es kann nun die Reiſe antreten, wir wollen ihm aber doch rathen, daß es ſeinen Mantel mitnehme, denn draußen iſt's kalt. Dabei zog der Sprechende dem kleinen feinen Männchen das Mäntelchen über den Kopf und hielt es ſo, daß die Zuſchauer ſahen, daß er es beſtändig in ſeinen Händen hatte.

„Das kleine feine Männchen hat ſchon gar manche Reiſe gethan,“ erzählte Herr Reichard: „es hat aber die Eigenheit, daß es gern ohne Mantel reiſt, ohne daß ſich's doch jemals erkältet. Wenn es ſchläfrig iſt, ſo zieht es ſeinen Kopf ganz in den Mantel hinein“ — dieß geſchah jetzt während dem Sprechen — „und da kommt es einem ſo unter den Händen weg, wie — ei der tauſend? Wo iſt's denn ſchon hin?“

Herr Reichard hatte nichts mehr in der Hand, als das leere Mäntelchen des kleinen feinen Männchens, was die Kinder ſehr verwunderte. Jeder überzeugte ſich, daß das Figürchen völlig verſchwunden war, und doch hatten alle geſehen, daß Herr Reichard es nicht aus der Hand gelegt hatte.

„Nun iſt guter Rath theuer, das Ei iſt fort, und das Männchen iſt auch fort!“ ſprach Herr Reichard, und that, als ſuche er das Männchen unter ſeinen Sachen auf dem Tiſche; zugleich nahm er wieder ein Zauberſtäbchen in die Hand und ſagte: „Wenn ich jetzt nicht dieß Stäbchen hätte, und die Zauberformel wüßte, ſo wäre es gefehlt, aber das Stäbchen ſoll uns bald Rath ſchaffen.“

„Hier iſt ein polirter Kegel von Holz; überzeugen Sie ſich, daß derſelbe ganz dicht und ſchwer iſt, und keine Höhlung enthält — ſo — dieſen bedecke ich nun mit einem Sturz von Pappe, in den der Kegel gerade paßt. Sie können ſich überzeugen, daß auch dieſer Kegeldeckel von Pappe ganz einfach und völlig leer iſt.“ Herr Reichard hob den Sturz von dem Kegel wieder ab und zeigte denſelben, indem er mit ſeinem Stäbchen darin herumfuhr, dann ſtülpte er ihn wieder über den Kegel, den der Sturz ganz verbarg.

„Schau“ — unterbrach er ſich: „das Licht da hat einen Räuber, den wollen wir durch Sympathie bannen!“ nahm die Lichtſcheere, legte ihre Spitze genau gegen die Stelle, wo durch den zu ſtark glimmenden Dochtanhängſel die Kerze abflüthete, und als aller Aufmerkſamkeit ſich dahin kehrte, hob er den Sturz nochmals vom Kegel ab, und ſtellte ihn neben denſelben. In kurzem hörte die Kerze auf zu flüthen und der Räuber verlor ſich; Herr Reichard löſchte jetzt aus Verſehen die Kerze aus, und rief: Ei hab' ich doch das Licht ausgelöſcht!“ — Herr Ewald ſprang auf, und wollte ihm behülflich ſein, die verlöſchte Kerze ſchnell wieder anzünden, allein Herr Reichard ſprach: „Bemühen Sie ſich nicht, guter Herr Ewald! Hat die Lichtſcheere die Kerze ausgelöſcht, ſo kann ſie ſie auch wieder entzünden!“ — Er hielt die Spitze der Lichtſcheere an den Docht der Kerze, und alsbald ſtand der Docht wieder in hellen Flammen und das Licht brannte ruhig fort, zur allgemeinen Verwunderung.

„Es iſt gut, daß der Räuber weg iſt,“ nahm der Künſtler wieder das Wort: „er hätte ſonſt dem kleinen feinen Männchen gewiß ſein Geld genommen, oder das Ei, welches ihm einerlei geweſen wäre, aber nicht uns. Jetzt geben Sie wohl Acht! Das Zauberſtäbchen regt ſich in meiner Hand, es will ſchlagen, wie die Wünſchelruthe. Das kleine feine Männchen iſt ſchon auf der Rückreiſe, es hat auch das Ei, und will aber eine Kutſche entgegengeſchickt haben. Eine Kutſche — ei da könnte jeder kommen, die haben wir nicht — wir wollen ihm dieſen Kegel ſchicken, der ſoll ſeine Kutſche vorſtellen. Damit klopfte Herr Reichard dreimal auf den

Kegel, nahm ihn, und that ihn unter den Tiſch. „Jetzt ſteigt das kleine feine Männchen in die Kütſche — paſſen Sie auf.“

„Superlantypo — genere — doctoris!“ — Dreimal klopfte Herr Reichard von unten an den Tiſch, dann auf den Sturz — hob dieſen ab, und ſiehe — da ſtand der Kegel wie aus dem Tiſche herausgewachſen. Sogleich bedeckte Herr Reichard den Kegel, klopfte wieder auf den Sturz: Abra — cadabra — hob den Sturz in die Höhe, der Kegel war hinweg, und da ſtand das kleine feine Männchen, begrüßt vom Händeklatſchen der fröhlichen Kinder. Wieder hob Herr Reichard den Sturz, da ſtand der Kegel, noch einmal bedeckte er ihn, klopfte: „Strix — fix — nex“ — hob — und da lag das Ei. —

Das alles fand außerordentlichen Beifall der kleinen Geſellſchaft — und die Mutter war jetzt auch zufrieden, und ſagte: „Das lobe ich von Ihrem kleinen feinen Männchen, daß es kein Ding iſt, welches den Leuten die Eier ausſäuft, ſondern ſie wiederbringt. Sie ſollten ihm zum Lohn eine Stärkung reichen, es wird müde ſein, und auf ſeiner Reiſe Durſt bekommen haben!“ — Dabei ſchänkte ſie mit freundlichem Lächeln alle leeren Gläſer wieder voll.

„Nun denn — ſo trinken wir und klingen an auf das Wohlſein unſers lieben Geburtstagskindes, Clärchen Hersfeld! Sie wachſe, blühe und gedeihe zu Ihrer braven Aeltern Freude, und lebe hoch!“ rief Herr Reichard, und als die frohe Bewegung des Anklingens vorüber war, ſo gab er Wilhelm den Teller, und ſagte: „Draußen auf dem Gange habe ich vorhin ein Paar Schneeballen liegen ſehen, geh und hole ſie doch herein, lieber Wilhelm, wir müſſen Clärchen zu Ehren noch ein ganz beſonderes Kunſtſtück machen.“

Wilhelm ging und kam bald mit dem Teller voll Schneebälle zurück. Herr Reichard nahm erſtern aus Wilhelms Hand und ſtellte ihn auf den Tiſch.

„Wenn es Sommer wäre, Frühling oder Herbſt, daß wir im Freien ſein könnten, ſo würde ich Clärchen zu Ehren ein kleines Feuerwerk zum Beſten geben, da dieß nun heute nicht geht, ſo wollen wir wenigſtens einen Spaß mit Kunſtfeuerwerkerei haben, wir wollen ein paar Schneebälle an-, und ein paar ungeladene Kanonen ab-brennen, und dieß ſoll für heute der Schluß ſein.“ —

„Was? Schneebälle anbrennen? Mit Kanonen ſchießen, die nicht geladen ſind? Nicht möglich!“ riefen mehrere der Zuſchauer.

„Zunächſt bitte ich, ſich zu überzeugen, daß dieß ächte und wahrhaftige Schneebälle ſind!“ ſprach Herr Reichard, und ließ die Bälle von allen anweſenden Hausgenoſſen anfaſſen; ſie waren alle naß, eiskalt, und ganz ächte Schneebälle.

„Nun gutes Auguſtchen! Halte einmal einen Ball an das Licht!“ — Auguſtchen that's, der Schneeball tropfte, und das Licht ging aus, nicht beſſer ging es bei allen andern. Niemand konnte einen Schneeball anbrennen, Clärchen kam zuletzt. Sie hielt ihren Ball an die Lichtflamme, und ſiehe da, der Schnee entzündete ſich an einer Stelle, und brannte kerzenhell. Das Staunen war ſehr groß.

„Nur am Geburtstag brennen die Schneebälle deſſen, der ſie an ein Licht hält!“ ſcherzte Herr Reichard, nahm den brennenden Ball aus Clärchens Hand, blies ihn aus, zündete dann drei bis vier andre an, und ſagte: „Das iſt Clärchens Feuerwerk.“ — Nach einer Weile löſchte er die brennenden Bälle wieder aus und ſtellte die kleinen Kanönchen in einer Reihe neben einander.

„Jetzt, meine Herrſchaften, geben Sie recht wohl Acht, jetzt kommt das allerſchwerſte Kunſtſtück, und das habe ich erfunden. Das Pulver, das wiſſen Sie alle, das habe ich nicht erfunden, und warum nicht? — Weil ich keins brauche, und doch feure.“ —

„Sehen Sie hier dieſes zarte Glasſtäbchen, das iſt mein Ladeſtock; ich ſtoße ihn bis an das Ende der kleinen Kanonen in die Läufe, damit Sie ſich alle überzeugen, daß dieſelben ganz leer ſind. Nun laſſen wir in jedes Kanönchen eine Erbſe ſtatt der Kugel rollen, und richten ſie gegen die Wand. Zum Abbrennen bediene ich mich auch keines Zündſtricks oder ſogenannter Lunte, ſondern blos meines Glasſtäbchens, das ich ſtets in deſtillirtem Waſſer reinige, wenn ich losgeſchoſſen habe.“

„Jetzt — erſchrecken Sie nicht! Hocus pocus — pauz! Strix! — pauz! — Fix! — pauz! — Nex — pauz! Viel Lärmen — nicht um nichts, denn es iſt Clärchens Geburtstag zu Ehren, aber doch aus nichts!“

Nach jedem Schuß, der ſo ſtark knallte, als werde ein kleines Terzerol losgebrannt, und wo die Zuſchauer das helle Feuer aus der Mündung des Kanönchens fahren ſahen, hörte man, wie die Erbſe an die Wand ſchlug, und ſah, wie Herr Reichard ſein Glasſtäbchen in die waſſerhelle Flüſſigkeit eines kleinen Fläſchchens eintauchte.

„Aber mein Himmel! Es iſt Clärchens Geburtstag, und ich habe das gute Kind noch nicht einmal angebunden — das iſt ja unverzeihlich!“ rief Herr Reichard. „Hab' ich denn gar nichts mitgebracht? — Nein — gar nichts — doch halt — wofür bin ich denn ein Zauberer? Habe ich nicht die Zauberſtäbchen? Habe ich nicht das kleine feine Männchen? Männchen, Männchen ſage mir, wo find ich was für mein gutes Clärchen?"

Dieß ſagend, nahm Herr Reichard das kleine feine Männchen und hielt es an ſein Ohr.

„Aha, ich verſtehe! — Das Männchen ſagt, ich ſoll nur unter dem Schnee ſuchen. Das iſt ein böſer Rath! Doch — halt — da haben wir ja Schnee, und haben das Zauberſtäbchen, folglich alles."

Herr Reichard nahm in die eine Hand ſein Stäbchen, in die andre Hand einen Schneeball, legte dieſen auf einen leeren Teller, gab das Stäbchen in Clärchens Hand, und trat mit dem Teller vor das Mädchen hin. „Der Schneeball hat Dir zu Ehren gebrannt, liebes Clärchen, jetzt verſuche einmal, ob ſonſt noch was mit ihm anzufangen iſt? Schlage ihn entzwei. Superlantive — genere — docteris! — So, drei Schläge!"

Der Schneeball war zerſchlagen, und ſiehe, in ihm war ein kleines Schächtelchen verborgen, und im Schächtelchen, da lag in Watte, was lag da? Ein kleines goldnes Kreuzchen. „Das magſt Du künftig an einer Haarkette an Deinem Halſe tragen," ſagte Herr Reichard, und das gute Kind dankte ihm für das ſinnige Geſchenk. — Jetzt bot Herr Reichard der Mutter einen Ball — und auch das Stäbchen. Frau Hersfeld zerſchlug ihn, und fand, in Papier gewickelt, ein Fläſchchen mit türkiſchem Roſenöl. — Jetzt der Vater — dieſer fand ein Perlmutterdöschen mit feinſtem Spaniol. — Nun kam Herr Ewald — er fand ein Schächtelchen mit ſchönen Patentoblaten — und auch Wilhelm; für dieſen barg der Schneeball ein Schächtelchen voll neue Rechnenpfennige, Auguſtchens Ball enthielt ein niedliches Nadelbüchschen, und Ludwigs Schneeball endlich enthielt einen — Gummiball.

Damit war allen eine Freude gemacht, waren aber auch nun die Schneebälle und die Kunſtſtücke und alles zu Ende, und Herr Reichard ärntete zahlreiche Aeußerungen des Lobes und Dankes für das viele Vergnügen, das er an dem ſchönen Abend der Familie Hersfeld bereitet hatte. Er ſprach: „Ich habe noch gar nicht alles ausgeführt — das nächſtemal, wenn wieder Kunſtſtücke gemacht werden, ſoll es nachkommen; und dann will ich auch die heutigen erklären, heute aber nicht." Trotzdem ging es aber doch an ein Fragen: Wie war das? und das? und jenes — ſo daß Herr Reichard endlich rief: „Kinder, wenn ich euch alles erklären ſollte, ſo brauchte ich noch einmal einen Abend dazu. Vorerſt nehmt mit der Erklärung vorlieb, daß alles ganz natürlich zugegangen iſt, denn Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei!" —

„Eins müſſen Sie mir doch ſagen!" bat die Hausfrau: „das häßliche Kunſtſtück mit dem Lichteſſen beunruhigt mich, doch zuvor kommen Sie her, ſetzen Sie ſich zu uns, und langen zu, Aepfel, Nüſſe, Pfefferkuchen, Stollen, Wein, was Sie wünſchen!" —

Herr Reichard that, wie ihm geheißen war, ſchälte einen Apfel, öffnete eine Nuß, ſchnitzelte, und hatte in ganz kurzer Zeit aus einem walzenförmig geſchnittenen Stück Apfel und einem länglichen Stückchen Nußkern ein Lichtſtümpchen gebildet. Er entzündete an einem andern Licht den Nußkern und dieſer brannte ſo hell wie ein Docht. Es war ein leichtes, dieſes Licht wie es war, zu verſpeiſen.

Alles lachte, die Kinder zumal, und es währte gar nicht lange, ſo hatten ſie ſich alle Lichter gemacht, die ſie anzündeten, dann ausblieſen und aßen. Herr Reichard lachte, und rief: „Habe ich's nicht geſagt?" —

Drittes Kapitel, darin im chineſiſchen Schattenſpiel die zerbrochene Brücke und der Seeſturm aufgeführt werden.

Nach den Zeichnenſtunden, welche dieſem Sonntage folgten, wurde viel geſchnitzt, geleimt und gekleiſtert, ja ſelbſt gemalt; Wilhelms neues Werkzeug und ſein Leimtiegel leiſteten treffliche Dienſte. Ein Schreiner hatte Latten herrichten müſſen, aus denen Herr Reichard zwei Rahmen bildete, welche den Raum in der Mittelthür ſo breit dieſe war und in einer Höhe von drei Fuß einnahmen, und gut paßten. Von Pappe ſchnitt Herr Reichard allerlei Verzierungen aus, welche er anmalte, und auf die Rahmen ſpannte er ſtarkes Papier. Auf den einen dieſer Rahmen wurde eine Waſſerfläche gemalt. Kleine Figürchen entſtanden, welche bewegliche, durch Fädchen oder Draht zu ziehende Gliedmaßen erhielten, was aber mit allen dieſen Dingen werden ſollte, wußten die Kinder indeß nicht; nur Herr Ewald ſchien in das Geheimniß eingeweiht. Vielfach wurde die Frage laut, ob Herr Reichard wieder Kunſtſtücke machen werde? aber die Antworten darauf lauteten ſehr ſchwankend und ungewiß.

Endlich erſchien der erſehnte Tag, wo die Geheimniſſe ſich enthüllen ſollten. Ein Zettel wurde, als die Geſellſchaft beiſammen war, durch Wilhelm verleſen; dieſer lautete:

Mit hausherrlicher und hausfraulicher Bewilligung
wird heute Abend aufgeführt:

Großes chineſiſches Schattenſpiel

ſo allhier noch nie geſehen worden iſt.

Erſte Abtheilung:

Die zerbrochene Brücke.

Perſonen:

Herr Jean. Ein armer Holzhauer.
Caſpar. Ein Fiſcherknabe.
Enten.

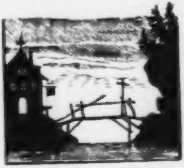
Zweite Abtheilung.

Der Seeſturm.

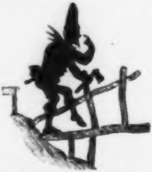
Fiſcher, Schiffer und Matroſen, Vögel, Fiſche und
Meerungeheuer, kleine und große Schiffe.

Das ſpannte denn gar ſehr die Erwartung; die Kinder hatten noch nie ein Schattenſpiel geſehn, und konnten ſich keine Idee davon machen.

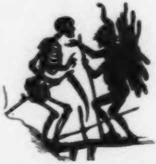
Endlich war alles vorbereitet und fertig, die Zeit des Anfangs war da, Herr Reichard und Herr Ewald entzündeten nun eine große Kerze, und verlöſchten jedes andre Licht; Herr Reichard gab das Zeichen mit der Klingel einmal, zweimal. Clärchen entfernte die Lichter, Wilhelm öffnete. „Ah!“ riefen die Kleinen. Man erblickte eine helle Fläche, mit Luft und Wolken, darunter einen ruhigen Waſſerſpiegel, zur linken auf einer Anhöhe ein Wirthshaus, zur rechten Felſen mit Tannenbäumen, dazwiſchen eine rohe Naturbrücke mit einem Kreuz; alles dieſes zeigte ſich ſchwarz, und Waſſer und Luft waren durchſichtig gemalt. Noch war es ganz ſtill, jetzt aber hörte man ein zwitſcherndes Geräuſch, und es kam auf dem Waſſer eine kleine Schaar Enten geſchwommen; dieſen folgte dann, nachdem jenes Gezwitſcher verſtummt war, ein ſchöner Schwan, aber auch ſchwarz, wie alle Figuren im chineſiſchen Schattenſpiel. Dieſer regte die Flügel, bog ſeinen Hals zurück, ſtreckte ihn dann aus und tauchte damit tief in das Waſſer, brachte ihn wieder hervor, drehte ihn ganz natürlich, und ſchwamm dann hinweg.



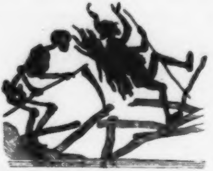
Jetzt trat die Figur des Caſpar aus dem Wirthshauſe an die Brücke, eine Axt in der Hand, beſah die Brücke und fand ſie in ſchlechtem Zuſtande. Er wolle ſie ausbeſſern, ſagte er, that auch einige Axtſchläge, meinte aber, ſo nüchtern ſei es nichts mit der Arbeit, er müſſe erſt ſich etwas zu trinken holen. Dieß alles brachte der Caſpar ſehr komiſch vor, ſo daß man lachen mußte.



Mit einemmale hörte man ein lautes Aechzen und Stöhnen, und es trat ein alter Greis mit einem ſchweren Holz- und Reiſigbündel auf dem Rücken von der entgegengeſetzten Seite auf. Er klagte über ſeine Altersſchwäche und ſeufzte nach dem Tode. Gleich ſtieg der Tod, ein klapperdürres Gerippe mit grinſendem Schädel hinter den Felsklippen hervor, und fragte was er wolle, da er gerufen habe: Ach lieber Tod, ach lieber Tod! Komm und hilf mir! — Der Greis entgegnete dem Tod, das ſei gar nicht wahr, er müſſe falſch gehört haben! Er, der Greis, habe gerufen: ach lieber Gott, ach lieber Gott! weil ihm ſein Holz-

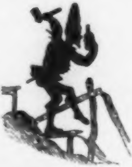


bündel zu ſchwer geworden. — Dieß ſchien den Tod zu verdrießen und er verſchwand, der Greis aber ſchritt mit ſeinem Holzbündel auf ſeinen Stab geſtützt, auf die Brücke. Jetzt kam der Tod wieder hinter den Felſen hervor, brachte eine blanke Senſe mit, ſchlich dem Holzhauer nach, und führte einen Hieb auf die Brücke und verſchwand. Gleich wurde ein ſtarkes Krachen vernommen, die Brücke zerbrach, von beiden Seiten ſenkten ſich die zerborſtenen Balken und das Geländer nach dem Waſſer nieder, und der Alte ſtürzte hinein, langſam verſinkend — zuletzt ragte nur noch ſein Reiſigbündel hervor, allmählich verſchwand auch das.

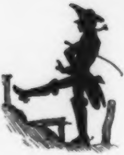


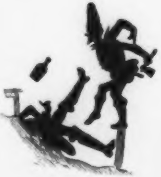
Alles dieß war ſehr deutlich und artig vorgeſtellt, und fand der Kinder vollen Beifall.

Jetzt kam der Caſpar droben beim Wirthshaus wieder zum Vorſchein, hatte eine Flaſche in der Hand, hob ſie zum Munde und trank. Wie er aber nun ſah, daß die Brücke eingefallen war, ſchien er ſehr böſe zu werden, und hieb tüchtig auf das noch oben hängende Gebälk, da löſte ſich dieſes auch ab, und fiel in das Waſſer, worauf der Caſpar zur Stärkung wieder einmal trank.

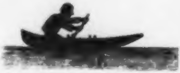


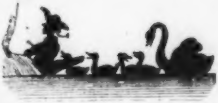
Jetzt kam Herr Jean, mit einem ſtolzen Hut, ſteifen Stiefeln und Sporen, und einer Reitpeitſche, und wollte über die Brücke, und ſogleich entſpann ſich zwiſchen ihm und Caſpar ein luſtiger Zank; Jean wollte Caſpar prügeln, und Caſpar ſchlug Herrn Jean mit ſeiner Flaſche über den Kopf, daß er den Berg hinunterfiel, drunten aber wieder aufſtand, und ſchrie, er wolle überfahren. Caſpar aber ſang unter komiſchen Bewegungen: „Die Enten ſind hinübergeſchwommen! Ballerallerala Ballerallerala! — Die Enten ſind hinübergeſchwommen, Ballerallerala pumprallera!





Da kam von drüben ein Fiſcherknabe in einem Kahn, den man ordentlich rudern ſah. Jetzt ſprang Herr Jean ſchnell in den Kahn, der ſich indeß gewendet hatte, und wurde hinüber gerudert, während die Enten mit ihrem Gezwitſcher ſich wieder hören ließen, dem Kahn entgegen kamen, und vorbeiſchwammen. Ehe der Kahn noch das andere Ufer





erreichte, kam auch der Schwan, machte ſeinen Hals lang, und biß Herrn Jean in die Naſe, während auf der Höhe Caſpar noch immer ſein ſpottendes: „Die Enten ſind hinübergeſchwommen!“ wiederholte.

Jetzt klingelte es, zum Zeichen, daß die Thürflügel, welche einen Vorhang erſetzten, wieder geſchloſſen werden ſollten, und die erſte Abtheilung war zu Ende.

Herr Reichard und Ewald traten in das Wohnzimmer, damit ſich beide etwas erholen möchten, und thun, wie der komiſche Held des Schattenſpiels, nur nicht aus der Flaſche.

Wie Sie nur das alles machen?“ ſagte die Hausfrau. „Die Figürchen bewegen ſich gar zu natürlich.“

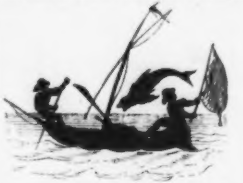
„Und der Schwan!“ rief Clärchen.

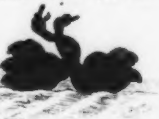
„Und die Enten!“ rief Auguſtchen.

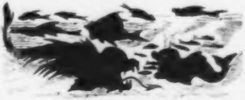
„Die Enten hab' ich ausgeſchnitten!“ rühmte ſich der kleine Ludwig, und Herr Reichard ſagte: „Solche kleine Decorationsſtücke zeichnet man flüchtig auf ganz dünne Pappe, ſchneidet ſie aus, und befeſtigt ſie mittelſt beweglicher Drathſtifte am Rahmen. Die Figürchen erfordern ſchon mehr Mühe, beſonders wenn ſie mehr als eine Bewegung machen ſollen, mit dem Kopf nicken, trinken, Holz hauen, ſich bücken und dergleichen, allein man braucht nicht viele ſehr bewegliche Figuren. Sie ſollen hernach ſehen, wie ſie eingerichtet ſind. Jetzt erlauben Sie uns wieder anzufangen! Wilhelm, wenn geſchellt wird, verſiehſt Du Dein Amt!“ —

„Ich helfe auch!“ ſagte Clärchen wichtig: „Ich trage die Lichter in die Kammer!“

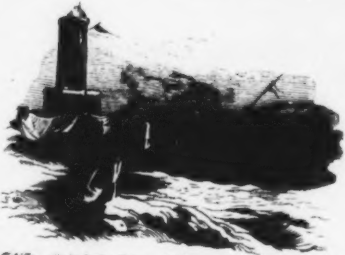
Nach einer kleinen Weile wurde abermals geklingelt, und als die Thüre geöffnet war, zeigte ſich eine große Waſſerfläche, und nur an der einen Seite ſah man einen zackigen nackten Felſen, auf dem ein Leuchtthurm ſtand und auf hohen Stangen Fiſchergarne ausgeſpannt waren. Es war noch ganz hell; durch das Waſſer ſchoſſen kleine Fiſche — jetzt kam hinter dem Uferfelſen hervor ein Kahn, zwei Männer ſaßen darin, der eine ruderte, der andere hatte ein Netz, welches er in die Tiefe ſenkte und wieder langſam aufhob, das ſah ungemein hübſch und natürlich aus, lange fing der Fiſcher nichts, endlich ſah man einen großen Fiſch durch die Maſchen des Netzes; als er bis zum Bord gehoben war, ſchnellte er heraus, und ſchoß raſch durch die Fluth davon. Der Kahn glitt langſam über die ganze Fläche. In der Ferne zogen kleine Schiffe vorüber, es kam auch der Schwan wieder zum Vorſchein, ein anderer kam ihm entgegen, beide kämpften mit einander, ſchlugen ſich mit den Flügeln und verſchlangen ſich in den Hälſen, bis einer überwunden war. Ein Delphin erſchien, that den großen Rachen auf, und verſchlang mit Wohlbehagen kleine Fiſche — mit einemmale kam ein großes Ungeheuer, das verſchlang den Delphin.



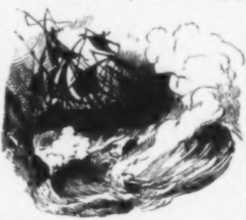




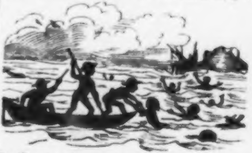
Jetzt wurde das helle Licht düſtrer, fahl — die Fiſcher kamen wieder und ruderten ſehr eilig nach ihrem Felſen zu — man hörte den Wind pfeifen, erſt wenig, dann immer heftiger; mehrere Schiffe in unruhiger Bewegung durchſchnitten die Fluth, welche jetzt hohe Wellen ſchlug. Es donnerte in der Ferne, dann näher und ſtärker — jetzt blitzte



es, immer mehr Schiffe, alle in ſtarker Schwankung. Schwarze Wolken ſenkten ſich von oben ziemlich tief nieder, zugleich hörte man helles Pfeifen von Sturmvögeln und ſah deren raſch durch die Luft und um die Maſten der Schiffe fliegen — die Blitze wurden häufiger und ſtärker, immer lauter der Donner und das Rauſchen der Wellen, man hörte Hagelregen praſſeln, hörte Rothſchüſſe in der Ferne. — Jetzt erſchien ein großes ſtolzes Linienſchiff mit eingerefften Segeln, man ſah Matroſen auf den Raen ſitzen und im Tauwerk klettern, der



Sturm warf es an den Fels, ein Blitz, ein Donnerknall, ein furchtbares Krachen — das Schiff war in zwei Hälften geborſten und brannte, man ſah es, es wurde hinter demſelben ganz hell, und nur als der eine brennende Theil verſunken war, löſchte ſich der Brand, die Beleuchtung war jetzt ganz feuerroth, ſchaurig ſah das an der Felsklippe hängende Wrack aus. Man ſah Leute im Waſſer, welche Hülfe begehrend die Arme immerfort emporhoben — es kam ein Boot mit 3 Ruderern und fiſchte ſie auf; allmählich wurde es wieder ruhiger,



der Donner rollte nur noch in der Ferne, es hörte auf zu blitzen, der rothe Schein verſchwand — die dunkeln Wolken thaten ſich auseinander, die Mondſichel erſchien am Himmel, ein lichtgrüner Schein fiel auf die Waſſerfläche — die wieder ganz beruhigt war. Die Männer im Kahn begannen nach dem Lande zu rudern und ſangen in heiterer Weiſe einen Savoyardenreim:

„Eins — zwei — drei — vier —
Schöne Pomeranzen!
Eins — zwei — drei — vier —
Frißt das Murmelthier
Uebers Jahr zur Meſſe
Sind wir wieder hier!
Recommandiren uns beſtens
Mit dem Murmelthier!"

Dieſer komiſche, zur Scene nicht im entfernteſten paſſende Geſang erregte die größte Heiterkeit der Zuſchauer, und als jetzt die Klingel das

Schlußzeichen gab, ſchallte beifallſpendendes Händeklatſchen von Großen und Kleinen. —

Nun war freilich viel Fragens nach der Einrichtung und wie das alles nur in ſo kleinem Raum und ſo hübſch und niedlich bewerkſtelligt werde? Eins wollte dieſes, das andre jenes wiſſen, wie der Wind, wie Blitz und Donner gemacht werde? wie der Lichtwechſel entſtehe?

„Die Schiffe waren gar ſchön, ſo richtig und natürlich, die müſſen Ihnen nicht wenig Mühe gemacht haben, mein guter Herr Reichard“ — nahm Herr Hersfeld das Wort. „Sie müſſen uns doch einige zeigen!“

„Sie ſollen alles ſehen,“ erwiederte der Künſtler und ging und holte vieles von den Schattenſpielfiguren herüber. Die Vögel waren an langen dünnen Dräthen befeſtigt, ebenſo an kurzen die Fiſche, bewegliche Thiere, wie der Schwan an zweien; einen, der den Körper in der Richtung hielt, den andern, der die Halsbewegungen, das Schnappen der Kinnladen u. dergl. lenkte. Die Schiffe waren ganz einfach ausgeſchnitten, die Maſten waren dünne Holzſtäbchen, die Segel und Flaggen Papier, das Tauwerk dünner Bindfaden. Das zerberſtende Schiff war darauf eingerichtet, wie auch die zerbrochene Brücke, ſich in der Mitte auseinander zu geben; das verſchiedene Licht wurde durch einen durchſichtigen Schirm mit wechſelnden Farben, der am Licht mittelſt eines Drathes ſich drehen ließ, hervorgebracht. Donner und Wellenrauſchen verurſachte das große Blech, an einem Ende in der Hand gehalten und zitternd geſchüttelt, und der zweite Rahmen, mit dem darauf geſpannten Papier, der auch zu den Nothſchüſſen half.

„Und der Wind?“ fragte Clärchen.

„Der Wind, der Wind, das himmliſche Kind“ — antwortete ſcherzend Herr Reichard: „wird mit dieſem Lineal an der Schnur ſo gemacht“ — dabei ſchwang er das Lineal in raſchen Kreiſen, und es wurde der ganz natürliche Ton ſtarken ſauſenden Windes vernommen. „So ſteckt ſogar im Lineale — Wind!“ —

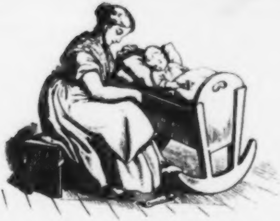
„Aber der Regen, der war doch gar zu täuſchend?“ — fragte freundlich Frau Hersfeld: „gewiß hatten Sie Erbſen in ein Sieb gethan?“ —

„Nicht im entfernteſten, Verehrteſte!“ erwiederte Herr Reichard, und zeigte ein Stückchen ſogenanntes Rauſchgold, nicht größer wie ein Schulſchreibebuch. „Dieß zwiſchen zwei Fingerſpitzen an einer Ecke gehalten, und mehr oder weniger geſchüttelt, bringt deutlich das Geräuſch einzeln fallender großer Tropfen, oder bei raſchem Schütteln das eines Hagelſturzes hervor.“

„So ſind durch kleine mechaniſche Hilfsmittel die Sinne eben ſo zu täuſchen, als angenehm zu unterhalten!“ fuhr Herr Reichard fort; und wenn Sie nicht dagegen ſind, und nichts beſſres vorhaben, ſo führen wir, will es Gott, heute über acht Tage den Genientanz auf, auch den Hexentanz und was uns ſonſt noch dazu paſſendes einfällt.

Mit tauſend Dank für den abermals vergönnten vergnügten Abend wurde ſpäter, nach dem Abendeſſen, Herrn Reichard gute Nacht geſagt.

Was aber Herr Reichard an den folgenden Feſttagen in der Familie zum Beſten gegeben, dazu fehlte es diesmal an Raum und unſere kleinen Leſer müſſen auf den nächſten Jahrgang des Jugendkalenders ſich gedulden.



Ein altes Wiegenlied.

Lieber kleiner Engel ſchlaf,
Sanft wie ein Baron und Graf,
Werd' ein frommer edler Mann,
Der ſtets ruhig ſchlafen kann
im Leben.

Werde groß und werde gut!
Gott verleih Dir wackern Muth,
Durch das Herz nur groß zu ſein,
Nicht durch eitlen Flitterſchein —
wie viele.

Bilde Dir auf äußern Schein
Niemals was auf Erden ein
Leerer Glanz iſt Puppenſpiel,
Scheine nichts und ſei hübſch viel —
iſt beſſer.

Hör' auf Dein Gewiſſen fein
Und bewahr' es immer rein.
Denn wer, wie einſt Hiob ſpricht:
Mein Gewiſſen beißt mich nicht —
iſt König.

Habe jedes Gute lieb,
Und zu jedem guten Trieb
Und zu jedem Triebe Kraft,
Dann ſei groß und tugendhaft —
vorm Himmel.

Fürchte Gott und thue recht,
Alles, was Du thuſt, ſei ächt!
Denke, daß der brave Mann
Sich das Herz belohnen kann
gar fürſtlich.

Gott laß alles Dir gedeihn —
Brod und Waſſer, Fleiſch und Wein,
Gebe Dir zu jeder Friſt
Was Dir gut und ſelig iſt —
nun Amen! —

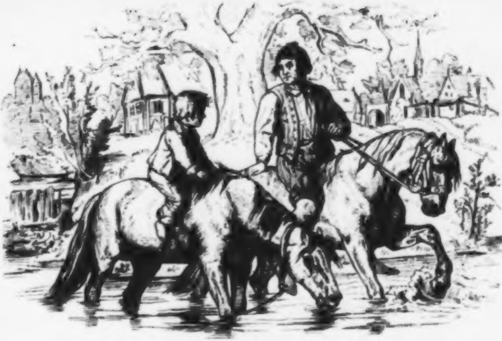
Räthſel.

Mein Kopf iſt offen, das iſt wahr
Mein Herz — du ſiehſt es — rein und klar
Mein Inn'res iſt bald Gold bald Blut
Mein Leib auf einem Bein nur ruht.

Jung fang' ich an zu ſprießen,
Da mußt du mich begießen,
Alsdann verſüßen,
Und bald genießen.
Alt fang' ich an zu ſchießen.

Räthſel.

Ich ſag' es ohne Prahlen
Und was ich ſag' iſt wahr:
Ich kann vortrefflich malen
Und treff' ſtets auf das Haar
Und fertig iſt's im Augenblick
Kein andrer hat wohl ſolch' Geſchick
Doch einen Fehler mach' ich ſtets
Mach' Links zu Rechts
Und Rechts zu Links
Nun Kinder! — Wer erräth's?



Reiter-Hanſel.

1.

„Du, Vater! Ich will ein Reiter werden!
Welch eine Luſt mit den jungen Pferden!
Siehſt Du, wie gut ich ſchon reiten kann?
Sitze feſt, halte mich wenig an.
Reite den Sattelgaul jetzt zur Tränke,
Später halten wir vor der Schänke,
Da ſteckt ein großer Blumenſtrauß;
Frau Wirthin! Bringt Speiſe und Trank heraus!"

2.

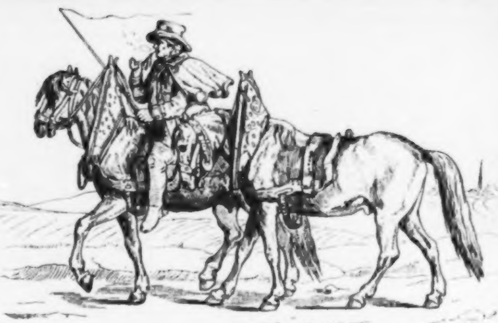
„„Ei wohl, mein Hanſel! Haſt gute Gedanken
Mußt nur lernen nicht wanken nicht ſchwanken
Mußt lernen ein Pferd behandeln recht,
Denn wer das nicht thut, iſt ein ſchlechter Knech
Mußt's reinlich halten, ſtriegeln und reiben,
Füttern, tränken, ruhn laſſen, nicht übertreibe
Prägſt Du das alles Dir treulich ein
Wirſt ein guter Reiter werden und ſein."" —

3.

Der Hanſel, der iſt ein Reiter geworden,
Iſt geritten nach Weſten, Süd, Oſten und Norden,
Hat die Länder durchritten, die Welt geſehn,
Wie ſie weit und groß, und oft reich und ſchön.
Iſt nach des Vaters Lehren gewandelt,
Hat immer die Pferde gut behandelt;
Ja der Hanſel, des Bauern Michel Sohn,
War ein ganz vortrefflicher Poſtillon.

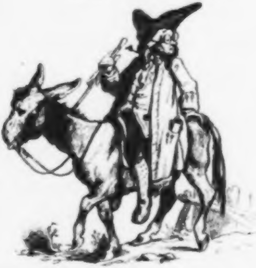
4.

Und hatt' er gefahren mit raſchen Schritten,
Iſt er langſam dann wieder zurück geritten,
Und hat gedacht: die Pferde ſind müd,
Laß gehen ſie ſacht — Blas Dir ein Lied.
Was eilen, was jagen ſo ſtürmiſch viele?
Wir alle kommen ja doch — zum Ziele.
Halt! Dort der Strauß! Das iſt das Haus'
„Frau Wirthin! Bringt ein Glas Wein heran



Verdruß eines Zerſtreuten.

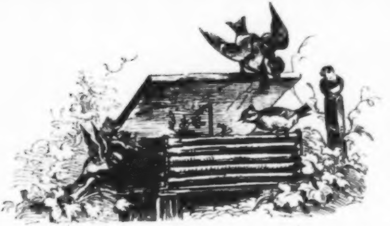
(Ein altes Sprüchwort erläuternd.)



„Wenn ich nur meine Brille hätt',
Und wüßte, wo mein Eſel wär!
Schon ſuch' ich ſie den ganzen Tag
Das ärgert mich doch gar zu ſehr!“

„Ach, wenn ich meine Brille hätt',
So ſäh' ich, wo mein Eſel wär' —
Und wenn ich meinen Eſel ſäh,
Fänd' ich die Brille hinterher.“

„So — renn' ich über Stock und Stein
Und ſuche rings und kreuz und quer!
Wenn ich nur meine Brille hätt',
Und wüßte, wo mein Eſel wär'!“ —



Waldvögel.

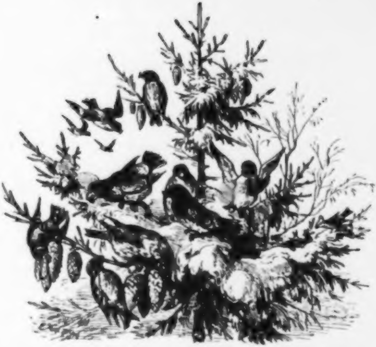
Was ſoll das für ein Häuschen ſein?
Wie heiſſen die muntern Vögelein,
Die es mit Lüſternheit umfliegen,
Ihr Köpfchen in das Innere biegen,
Neugierig ſpähn nach Nuß und Samen?
Nennt Kinder, mir der Vöglein Namen! —
Ihr wißt ihn nicht? — Ich helf' euch drauf.
Die Vögel wohnen im Wald zu Hauſ,
Doch findet ihr auch deren Arten
In eurem oder Nachbars Garten,
Schlagen Burzelbäum' und klettern gerne,
Speiſen am liebſten Samen und Kerne,
Doch laſſen ſie ſich auch trefflich ſchmecken
Fliegen, Spinnen, Motten, ja ſelbſt Heuſchrecken.
Sie lieben auch oft und viel zu trinken,
Und können fink! ſchrein, wie die Finken,
Sie rufen: Sitz' i — ſitz' i da!
Und immer wieder: Sitz' i da!
Friſch, frei und froh im Morgenſtrahl,
Wohl funfzehn oder zwanzigmal.
Auch in der Stube ſind ſie munter,
Am Stänglein raſch herauf, herunter. —
Der ſchlaue Jäger fängt ſie weg
Gleich Mäuſen — mit Nußkern und Speck.
Das ſchlimme Käſtchen iſt kein Haus
Darin zu flattern ein und aus,
Darin zu brüten und zu niſten. —
Ach wenn die guten Vöglein wüßten
Wie ihnen droht Tod oder Haft
In ſchmählicher Gefangenſchaft! —
Sobald ſie ſich ins Käſtchen wagen
Pflegt flugs der Deckel zuzuſchlagen.
O böſe Nuß! o bitter Same!
Nun ſprich mein Kind, wie iſt ihr Name? —
Ich ſoll Dir ſagen, wie ſie heißen?
Nein — Du mußt rathen! Es ſind — . . . . . .

Räthſel.

Ein Käſtchen, weiß und nett und fein
Muß manch' Geheimniß ſtill verwahren,
Man legt davor ein Schloß gar klein,
Daß Niemand etwas mög' erfahren.
Allein kein Schlüſſel in der Welt
Kann dieſes Schlößlein je erſchließen;
Und wer das Käſtchen einſt erhält,
Wird wohl das Schloß zerbrechen müſſen.

Räthſel.

Bald ſucht es ſich der Kriegerſtand
Im Kriege zu erringen;
Bald weiß mit Kunſt des Mädchens Hand
Aus Blumen es zu ſchlingen.
Bald trabt es durch der Wüſte Sand
Und hebt umſonſt die Schwingen,
Denn würd' auch alle Kraft verwandt,
Nie wird ein Flug gelingen.



Waldvögel.

Was ſind das für Vögel, mein liebes Kind,
Die auf hoher Tanne ſo munter ſind?
Auf hoher Tanne, ſo voll geſchneit,
Wenn kein Vogel mehr ſinget weit und breit?
Wenn der Schneebruch die jungen Schläge verheert,
Wenn der klingelnde Schlitten die Straße befährt? —
Wie ſie luſtig ſind, ſich jagen und ſchrein,
Sich trotz grimmer Kälte des Lebens freun,
Niemals bekümmert um Eis und Froſt!
Wie beut Tannenzapfen ſo leckre Koſt!
Wie der Fichtenſame ſo trefflich ſchmeckt!
Hier iſt beſtändig ihr Tiſch gedeckt.

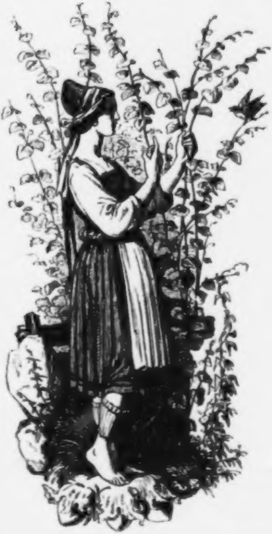
Was das für ſeltſame Vögel ſind,
Das rathe, ja rathe, mein liebes Kind!
Sie können klettern wie Papagei'n,
Mit dem Schnabel ſich hängen, wie mit dem Bein
Die andern Vögel im Herbſt ziehen fort,
Sie weilen im hohen Walde dort.
Die andern brüten zur Maienzeit,
Sie aber brüten, wenn's friert und ſchneit,
Und wenn der Chriſtbaum die Kinder freut.
Sieh nur recht genau das Bild Dir an,
Der Vögel Namen erkennſt Du dran,
Drum ſinne nur nach und ſage geſchwind,
Mein gutes, mein gelehriges Kind
Was das für ſeltſame Vögel ſind? —

Räthſel.

Du haſt mich ſtets in dir
Und biſt auch ſtets in mir.
Ich bin ein Ding, das du nicht ſiehſt,
So nah', ſo weit und breit es iſt,
Das durch die kleinſten Löcher kriecht,
Das macht, daß dir die Blume riecht.

Das macht, daß dir das Lied erklingt,
Was froh im Wald der Vogel ſingt.
Du holſt mich tauſendmal ins Haus,
Und ſtöß'ſt mich tauſendmal hinaus.
So ſchöpft und holt mich Jedermann
Und todt iſt, wer das nicht mehr kann.

Mägdlein und Vöglein.



Wieder lauſch' ich, ſtill verſteckt,
Vöglein, Deinem Sang!
Deine liebe Stimme weckt
In mir hellen Klang.

Sänge gern, ſo froh wie Du,
Unſers Schöpfers Preis.
Aber ach, dann flögſt im Nu
Du hinweg — ich weiß.

Darum berg' ich mich vor Dir,
Lauſche, wie Du ſingſt,
Wie Du Freud' und Friede mir
In die Seele klingſt.

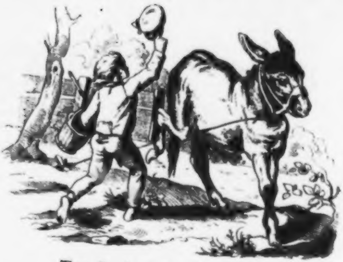
Wie Du flöteſt zart und rein,
So melodiſchſüß!
Süßer ſang kein Vögelein
Einſt im Paradies.

Vöglein, das ſo nah mir flog,
Fliege nicht zurück!
Denn in meine Seele zog
Paradieſes-Glück.

Räthſel.

Ein Neſtlein hab' ich wo geſehen
Ein Neſt — du glaubſt es kaum —
Kein andres iſt ſo groß und ſchön;
Doch trug's nicht Strauch noch Baum.
Doch gleichwohl ſchwankt' es her und hin
Und ſchwankte hin und her,
Als wenn's im höchſten Wipfel drin,
Schwankt' wie ein Schiff im Meer.

Es trug ein lieblich Vögelein
Von ganz beſonderer Art.
Das hatt' zwei große Aeugelein
Und war ganz weiß und zart.
Die Alten hatten's Neſt geſchmückt
Und weich gepolſtert aus,
Daß ja das Vöglein ſich nicht drückt. —
Wer find't das Neſt heraus?



Der Knabe und das Eſelein.

(Nach einem alten Volkslied.)

Sah ein Knab' ein Eſ'lein ſtehn,
Eſ'lein auf der Weiden.
Eſ'lein dünkt dem Knaben ſchön,
Lief herzu, es nah zu ſeh'n,
Möcht' es gerne reiten.
Eſ'lein, Eſ'lein, Eſ'lein grau,
Eſ'lein auf der Weiden.

Knabe ſprach: „Jetzt trage mich,
Eſ'lein auf der Weiden!“
Eſ'lein ſprach: „Ich trete Dich,
Daß Du ewig denkſt an mich
Und ich will's nicht leiden!“
Eſ'lein, Eſ'lein, Eſ'lein grau,
Eſ'lein auf der Weiden.

Und der wilde Knabe ſchlug
's Eſ'lein auf der Weiden.
Eſ'lein wehrete ſich genug,
Bis es doch den Knaben trug,
Mußt' es eben leiden.
Eſ'lein, Eſ'lein, Eſ'lein grau,
Eſ'lein auf der Weiden.

Räthſel.

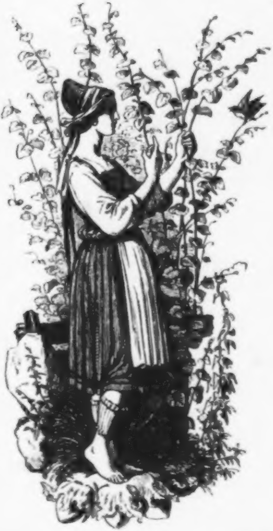
Als ich zuerſt geboren war,
Lebt ich wohl kaum ein halbes Jahr
Und ſchmückte Garten, Feld und Au'
Mit meinem zarten Himmelblau.
In meinen letzten Lebenstagen,
Ward ich zerrupft und ganz zerſchlagen
Und ſo — nach großer, großer Qual
Geboren dann zum zweiten Mal.

In dieſer zweiten Lebenszeit
Schuf man mich um zu einem Kleid.
Es trug mich nun der reichſte Mann,
Und auch der Bettler zog mich an.

Oft kam ich wiederum in Nöthen,
Ward ganz zermalmet und zertreten,
Und endlich nach ſehr großer Qual
Geboren dann zum dritten Mal.

So ward ich nun das, was ich bin
Und gar geduldig iſt mein Sinn.
Und manche Lehre und Geſchicht'
Erzählt dir mein bemalt Geſicht.
Als Bote mit verſchloſſnem Munde
Trag' in die Fern' ich manche Kunde,
Und ſterbe oft in Feuerqual
Zum dritten und zum letzten Mal.

Mägdlein und Vöglein.



Wieder lauſch' ich, ſtill verſteckt,
Vöglein, Deinem Sang!
Deine liebe Stimme weckt
In mir hellen Klang.

Sänge gern, ſo froh wie Du,
Unſers Schöpfers Preis.
Aber ach, dann fliegſt im Nu
Du hinweg — ich weiß.

Darum berg' ich mich vor Dir,
Lauſche, wie Du ſingſt,
Wie Du Freud' und Friede mir
In die Seele klingſt.

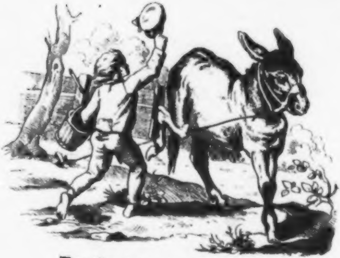
Wie Du flöteſt zart und rein,
So melodiſchſüß!
Süßer ſang kein Vögelein
Einſt im Paradies.

Vöglein, das ſo nah mir flog,
Fliege nicht zurück!
Denn in meine Seele zog
Paradieſes-Glück.

Räthſel.

Ein Neſtlein hab' ich wo geſehen
Ein Neſt — du glaubſt es kaum —
Kein andres iſt ſo groß und ſchön;
Doch trug's nicht Strauch noch Baum.
Doch gleichwohl ſchwankt' es her und hin
Und ſchwankte hin und her,
Als wenn's im höchſten Wipfel drin,
Schwankt' wie ein Schiff im Meer.

Es trug ein lieblich Vögelein
Von ganz beſondrer Art.
Das hatt' zwei große Aeugelein
Und war ganz weiß und zart.
Die Alten hatten's Neſt geſchmückt
Und weich gepolſtert aus,
Daß ja das Vöglein ſich nicht drückt. —
Wer find't das Neſt heraus?



Der Knabe und das Eſelein.

(Nach einem alten Volkslied.)

Sah ein Knab' ein Eſ'lein ſtehn,
Eſ'lein auf der Weiden.
Eſ'lein dünkt dem Knaben ſchön,
Lief herzu, es nah zu ſeh'n,
Mocht' es gerne reiten.
Eſ'lein, Eſ'lein, Eſ'lein grau,
Eſ'lein auf der Weiden.

Knabe ſprach: „Jetzt trage mich,
Eſ'lein auf der Weiden!“
Eſ'lein ſprach: „Ich trete Dich,
Daß Du ewig denkſt an mich
Und ich will's nicht leiden!“
Eſ'lein, Eſ'lein, Eſ'lein grau,
Eſ'lein auf der Weiden.

Und der wilde Knabe ſchlug
's Eſ'lein auf der Weiden.
Eſ'lein wehrte ſich genung,
Bis es doch den Knaben trug,
Mußt' es eben leiden.
Eſ'lein, Eſ'lein, Eſ'lein grau,
Eſ'lein auf der Weiden.

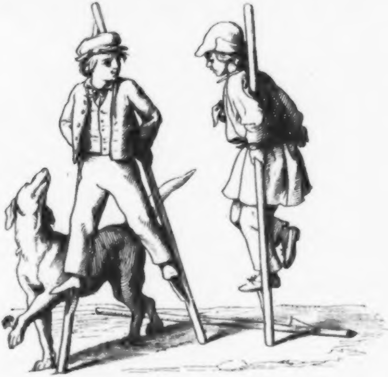
Räthſel.

Als ich zuerſt geboren war,
Lebt ich wohl kaum ein halbes Jahr
Und ſchmückte Garten, Feld und Au'
Mit meinem zarten Himmelblau.
In meinen letzten Lebenstagen,
Ward ich zerrupft und ganz zerſchlagen
Und ſo — nach großer, großer Qual
Geboren dann zum zweiten Mal.

In dieſer zweiten Lebenszeit
Schuf man mich um zu einem Kleid.
So trug mich nun der reichſte Mann,
Und auch der Bettler zog mich an.

Alt kam ich wiederum in Nöthen,
Ward ganz zermalmet und zertreten,
Und endlich nach ſehr großer Qual
Geboren dann zum dritten Mal.

So ward ich nun das, was ich bin
Und gar geduldig iſt mein Sinn.
Und manche Lehre und Geſchicht'
Erzählt dir mein bemalt Geſicht.
Als Bote mit verſchloßnem Munde
Trag' in die Fern' ich manche Kunde.
Und ſterbe oft in Feuerqual
Zum dritten und zum letzten Mal.



Auf Stelzen.

nrich: „Sieh einmal her, Du kleiner Mann
Wie ich auf Stelzen ſchreiten kann!
Selbſt die Diana wundert ſich
Ueber meine Kunſt und über mich!
Sieh einmal her!“ —

ſtav: „Auf zwei Stelzen kann jeder gehn!
Aber auf einer ſich tanzend drehn
Das heiße ich fürwahr, mit Gunſt,
Eine große, ſchwere und ſchöne Kunſt!
Sieh einmal her!“ —

Heinrich ging ſeinen Stelzenſchritt,
Guſtav tanzte — und kam nicht mit.
Kein Menſch kann wandeln auf einem B
Und ſollt es ſogar eine Stelze ſein;
Sieh einmal her!

Wer rüſtig ſchreitet, raſch weiter kommt
Des Gauklers Kunſt nicht lange fromm
Die Welt wird müde, ihm zuzuſehn,
Kind lern' auf eignen Füßen gehn!
Sieh einmal her! —

Räthſel.

Ein Faß iſt's, klein und rund,
Doch ohne Reifen und Spund.
Gefüllt iſt es mit Doppelbier,
Daraus wird künftig gar ein Thier.
Zerbrichſt du es, kein Böttcher kann's
Dir jemals machen wieder ganz.

Räthſel.

Es reitet auf ſchwankendem Pferde
Hoch über der Erde
Manch' kleiner Geſelle,
Kommt nicht von der Stelle;
Und Hemden und Laken
Sind ſeine Schabracken.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hexengeſchichten

von

Ludwig Bechſtein.

[illegible]

Halle,

C. E. M. Pfeffer.

1854.

HALLE (SAALE)

KOEN. BIBL. DER UNIVERS. HALLE

Inhalt.

Seite

Teufelsbuhlſchaft 1

Furia infernalis 41

Die Hexenkönigin 105

Das Kornſeil und die drei Hunde 163

Der kleine Gabelfahrer 217

In optima forma 241

Teufelsbuhlſchaft.

(Nach einer ausführlichen gleichzeitigen handſchriftlichen Berichterſtattung
im Hennebergiſchen Geſammt-Archiv zu Meiningen.)

Es war am Vorabend des Feſtes Mariä Verkündigung im Jahre des Herrn 1533, als ſich allgemach die Schänkſtube des Rath- und Schlundhauſes zu Schildach im Schwabenlande von Zechgäſten leerte, und der wohlbeleibte Schänkwirth, zugleich Schultheiß des Städtleins, jedem ſcheidenden Gaſt eine ebenſo geruhſame Nacht wünſchte, als er für ſich ſelbſt eine hoffte.

Das Städtchen Schildach liegt im Großherzogthum Baden, aber der würtembergiſchen Grenze ganz nahe, im Landgericht Hornberg; ein gleichnamiges Bergwaſſer rollt munter hindurch und ſeine Wellen der Kinzig zu.

Ehrn Vollrad, der Rathswirth, war ſeit kurzem Wittwer und führte ſeine Wirthſchaft mit Hülfe einer Dienſtmagd, die hübſch, tüchtig und fleißig war; bei dieſer ſchlief, drüben über der Flur, das einzige Kind, ein Töchterchen von vier Jahren, welches des Wirthes verſtorbene Frau dieſem hinterlaſſen; ſein eigenes Schlafgemach ſtieß dicht an die Wohn- und Schänkſtube.

Das Kind ſchlief bereits; die junge Magd war noch auf, doch ziemlich ſchläfrig — draußen vor dem Rathhaus ſtieß der Nachtwächter mächtiglich in das Horn, tutete die eilfte Stunde an, und ſang mit grölzender Stimme:

„Chriſt, der du biſt das Licht und Tag,
Die Finſternuß der Nacht verjag!
Wir glauben dich des Lichtes Schein
Das du verkündet haſt zu ſein.

Wir bitten, Herr, dein heilig' Güt'
Daß ſie uns dieſe Nacht behüt."
Sei uns Ruh in deiner Macht,
Verleih uns ein' ruhige Nacht!
'S hat eilf geſchlagen!
Lobet Gott den Herrn! —"

Durch die Nacht brauſte der Frühlingswind; es war um die Zeit des Aequinoctiums, ein Montagabend, der 24. März. Große Tropfen ſchlugen an die Fenſter und durch raſch ziehende ſchwarze Wolken warf der Mond oft einen geſpenſtigen Schein auf Häuſer und Straßen, bald hüllte ſich alles wieder in tiefes Dunkel, ſchier unheimlich.

Vollrad nahm eine Ampel in die Hand, und trat aus dem Zimmer, in die geräumige Hausflur leuchtend, die voll Tonnen ſtand, in der die Rathswage hing, in der mehrere Säcke ſtanden, eine Tracht Felle lag, darin ſich auch einige Tiſche befanden nebſt Bänken, an denen an Markttagen die Bauern zechten. Oben am dunkelbraun geräucherten, mit den zarteſten Verhängen, von Spinnen gewebt, verzierten Deckengetäfel hingen die neu vom Stadtrath angeſchafften Feuereimer, an jedem das Wappen des Städtleins, drei rothe Schildlein im ſilbernen Felde, ſauber angemalt, eine wahre Pracht. Vollrad warf einen Blick hinauf zu dieſen Eimern, und murmelte: „Gott behüte uns, daß wir euch nicht brauchen!“ — dann ſprach er zu der Magd: „Schließe das Haus Kathrin, und lege dich ſchlafen!“

In dieſem Augenblick erſcholl eine Stimme: „Ja Maid! lege dich, ich komme auch gleich und lege mich!“

Das Mädchen kreiſchte erſchrocken laut auf — den Schultheiß durchfuhr ein Schauer — doch dachte er, es möge ſich etwa ein loſer Geſell hinter ein Faß verſteckt haben, und Poſſen treiben wollen, oder ſchlimmeres; er leuchtete daher ſorglich umher im ganzen Flur und fand und erblickte nichts, worauf er zornig ausrief: „Lieg' am Galgen, wer du auch biſt!“ und der Köchin gebot: „Schließe deine Kammer wohl zu, und lege dich nieder!“

Die Dienerin gehorchte dieſem Befehl ohne Säumen, aber in demſelben Augenblick rief dieſelbe Stimme, die vorhin ſich hatte hören laſſen: „Ich werde ſchon den Riegel halten!“

Vollrad hörte indeß, wie jene ihr Thürſchloß zuſchnappte und von innen die Thüre verriegelte. Er ging nun ſelbſt zur Hausthüre und that an dieſer das nämliche; er ſchnappte das mächtige mit vieler Kunſt gearbeitete

Schloß ab, und warf die zwei großen Riegel vor, dann ging er mit raſchem Schritt nach ſeiner Bettkammer, denn es kam ihn ein Grauſen und ein Gruſeln an. Mit ungewohnter Schnelle entledigte er ſich der Kleider, warf ſich in das Bett, zog die Decke über ſich, nachdem er ſich gekreuzigt und geſegnet, und betete ſein Ave Maria und ſein Vaterunſer, in Hoffnung, durch dieſe geiſtlichen Waffen geſchützt zu ſein und unangefochten zu bleiben.

Der Rathsherr, Stadtſchultheiß und Rathswirth zu Schildach, Ehrn Vollrad, ſollte in dieſer Nacht keine geruhſame Nacht haben. Zuerſt konnte er nicht einſchlafen, das war ſchon ſchlimm, und ganz gegen ſeine Gewohnheit. Sodann ging die Thüre, welche von der Flur in die Wohnſtube führte, und welche Vollrad ſeines Wiſſens verriegelt hatte, auf und wieder zu; hierauf ging auch die Kammerthüre, die ebenfalls in gleicher Weiſe verriegelt worden war, auf und wieder zu, und zwar nicht etwa nur einmal, ſondern fortwährend, klipp — klapp — auf und zu — klipp — klapp — auf und zu, ſo daß es dem tapfern Schultheißen im Bette unerträglich, und zumal auch unerträglich heiß vor Angſt wurde, und fuhr heraus, raſch in die Kleider, ſchlug Funken in den Zunderkaſten und entzündete eilig die Lampe, riß den über dem Bette hängenden Stoßdegen von der Wand und eröffnete gegen den unſichtbaren Feind einen Feldzug, wie weiland ſeine Ahnen, die ſieben Schwaben, abenteuerlichen Andenkens, gegen den Seehaſen, ungeheuerlichen Andenkens. Aber der Feind, gegen den der tapfere Stadtſchultheiß ſeinen mitternächtlichen Feldzug begann, war leider ein viel ſchlimmerer, als der Seehas, es war der böſe Feind in höchſteigener Perſon, oder mindeſtens ein Abgeſandter deſſelben, der ſein Creditiv bald genug abgab. Der Stadtſchultheiß führte einige Lufthiebe die Kreuz und die Quere, erſt in der Bettkammer, dann in der Wohnſtube.

Da plötzlich — trommelte es und zum Trommelſchlag ſcholl die Pickelpfeiſe, hell und deutlich, als nahe eine Söldnerſchaar — aber nicht draußen, ſondern auf dem Ofen, der einen nicht geringen Theil der Stube einnahm, und mit gar ſchönem Bildwerk auf den braun glaſirten Kacheln verziert war. Kaiſer Karl der Große mit dem Reichsapfel, König Saul mit dem Spieß, König David mit der Harfe, Frau Juſtitia mit Wage, Schwert und Binde waren an dieſem Prachtexemplar eines Ofens zu erblicken. Ft! ziſchte ein Schwerthieb Vollrads hinauf nach dem Geſims des Ofens, das aus aneinandergereihten geflügelten, pausbäckigen Engelköpfen gebildet war, und ſchlug einen Engelkopf entzwei.

Da raſſelt es wie von zehn Trommelfellen unter dem Tiſch: bidi bum, bidi bum, bidi bumbumbum. Ft! ein Hieb unter den Tiſch, daß ſich die Klinge um das Bein bog, welches ſie hart und tief getroffen. Rrrrrr! Tumderumdumdum, tumderumdumdum — raſaunte es zu hellem Querpfeifenklang mit dem alten Fünfſchlag der Trommler draußen in der Küche.

Zornvoll rannte der Stadtſchultheiß hinaus, ſtellte die Lampe auf ein Faß in der Flur, und wüthete in die Küche hinein, wo er Krügen, Tellern, Kannen und Töpfen eine ſchreckliche Niederlage beibrachte. Das krachte und praſſelte wie ein Platzregen von Scherben, aber zu gleicher Zeit erhob ſich ein noch ärgeres raſſeln und praſſeln, mit dem lärmendſten trommeln und pfeifen gemiſcht, in der Oeſſe; es war gerade als wenn das wüthige Heer hindurchziehe, und dann war es draußen auf dem Dache, das Kriegsgetümmel, und ſchreckte die Nachbarſchaft aus dem Schlafe, und das währte ſo lange, bis die zwölfte Stunde ſich ſchloß und der heilige Jungfrauentag anfing, da verſtummte plötzlich der Lärm, und der Nachtwächter trat wiederum auf den Markt und ſtieß ins Horn und ſang, daß alle Hunde in der Nachbarſchaft dazu laut aufheulten:

Daß nit ein ſchwerer Traum zufall'
Noch uns begreif' des Feindes Schall!
Daß nit das Fleiſch verwillig ihm
Und uns Schuldigen ſchaff dein'n Grimm!

Unſer Augen der Schlaf begreif',
Das Herz wach' zu dir allzeit ſteif,
Dein recht' Hand wöll beſchirmen Herr,
Dein' Diener, die Dich lieben ſehr!

'S hat zwölfe geſchlagen!
Lobet Gott den Herrn!" —

Mit zittern und zagen kroch der Stadtſchultheiß wieder in ſeine Kiſſen, nachdem er nochmals die Thüren zu Stube und Schlafkammer ſorglich verriegelt, und blieb in dieſer Nacht ferner unangefochten. —

Spät und in Schweiß gebadet erwachte Ehrn Vollrad; er hielt das geſtern zu Nacht erlebte für einen böſen Traum, dieweil er vielleicht ein Trünklein übern Durſt gethan von dem vorjährigen nachbarlichen Seewein, der noch halb Moſt war, und der ſich ſehr ſchön zu bauen verhieß; der Kopf war ihm wüſt und es lag ihm bleiſchwer in den Gliedern. Er enthob ſich ächzend der Lagerſtatt, ſtieß den Fenſterladen auf, das Glöcklein, das zur Frühmette des Marientages rief, bimmelte ſchon und als er die Stube geöffnet, erblickte er die junge, Magd bereits im ſchmucken Anzug, und nur auf das Oeffnen ſeiner Thüre harrend, ihm das Morgenſüpplein zu bringen, doch ſah auch Kathrin etwas verſtört aus und ſprach gleich nach dem Morgengruß: „Schaut Herr, in der Küchen, da hat einer ſchöne Arbeit gemacht. Vier Apoſtelkrüge, auch der mit dem heiligen Gotteslamm — ſind zerſchlagen; zwei Schüſſeln und fünf Teller, und noch dazu die ſchönſten, mit den bunten Bildern aus Wälſchland, die Ihr erſt vor kurzen gekauft — dort liegen ſie in Scherben. In meiner kupfernen Waſſerbutte iſt mitten durch das Bild der Verkündigung Mariä eine Scharte gehauen — was ſoll das ſein und bedeuten? Herr?“

„Maid! Der böſe Feind, Dein Buhle — mag das wiſſen, ich nicht!“ — entgegnete im Unmuth der Rathswirth. „Haſt Du nichts gehört geſtern Nacht?“

„Ich hab' meinen Pſalm geſprochen und meinen Segen, und hab' nichts gehört — und Ihr dürft mich kein Teufelsbuhle ſchelten, Herr, daß Ihr es wißt!“

Ein leiſes Klopfen an der Rathhausthüre unterbrach dieſes Geſpräch, zugleich rief aus der Schlafſtube Kathrine's drüben über der Flur das erwachte Töchterlein des Wirthes nach der Pflegerin, und Kathrine eilte hinüber zum Kinde, während Ehrn Vollrad die Hausthüre öffnete. Der Einlaß begehrende war der Rathsdiener Ulrich, eine alte Spießbürgergeſtalt, kurz, ſtämmig, ausgedient, bewehrt mit roſtiger Wehr, welcher kam, nach Befehlen zum Wohle des Städtleins zu fragen.

„Ulrich, gehe doch ſogleich zu den ſämmtlichen Beiſitzern eines hochedlen Magiſtrates allhier zu Schildach. Ich laſſe die hochweiſen Herren bitten nach der Frühmette ſich zu einer Sitzung bei mir einzufinden, es iſt eine Sach' von Wichtigkeit, es darf keiner fehlen.“

Der Bote humpelte ſchlurfenden Ganges von dannen. „Ulrich!“ rief ihn die Stimme des Stadtſchuldheißen zurück. „Sobald du die Herren entboten haſt, und ſobald die Morgenkirch' aus iſt, gangeſt du hin zum Pfarrherrn Decius, ich laß' ihn auch entbieten. Die Sach' iſt gar zu wichtig.“

Wieder wandte der Stadtbote den Schritt ſo eilend, als ihm ſein Alter und ſeine Säbelbeine erlaubten.

„Ulrich!“ ſcholl es abermals hinter ihm drein. Etwas mürriſch kehrte der gerufene ſich um, und blieb ſtehen.

„Hierher!“ gebot Ehrn Vollrad: „Soll ich etwa, was ich zu befehlen habe, über den ganzen Markt ſchreien?“ Ulrich kam. „Wenn du den Pfarrherrn entboten, ſo gehſt du hinauf nach Schenkenzell, zum Pfarrherrn, Pater Ericus, meinem Gevattersmann, und richteſt meinen ſchönſten Gruß aus, und er möcht' ſeine Predigt heint kurz faſſen, und gleich nach der Kirch' herunter zu mir ins Rathhaus kommen, ich hätt' ihm gar was wichtiges mitzutheilen — bei einem Schöpplein vom beſten, das vergiß nicht Ulrich, ſag' ihm ja: bei einem Schöpplein vom beſten, ſonſt kommt er nit, denn ſelbiger Pfaff iſt ein Schlemmer.“

Ulrich enthumpelte abermals und murmelte etwas unwirſches durch den Ueberreſt ſeiner Zähne, worauf er ſich in die Gaſſen des Städtleins verlor, die Siebener zu beſcheiden, welche als Stadtälteſte den Gemeinderath zu Schildach bildeten.

Indeſſen waltete Ehrn Vollrad in ſeinem Hauſe mehr als Wirth, denn als Oberhaupt, und doch auch wieder als ſolches verſorgend und vorbereitend; er ſchnitt in der Speiſekammer einen Schinken und eine große Wurſt ab, nahm gleich einen großen Laib Brot mit, trug alles in die Wohnſtube, legte Meſſer und Gabeln auf den blankgeſcheuerten Eichentiſch, ſtellte Salz und Pfeffer auf, und rief der Maid, ſie möge zehn Becher bringen, worauf er ſich mit einem Licht verſah, und aus der Tiefe des Rathskellers einen großen Steinkrug duftigen Weines an das Tageslicht beförderte.

Nach dieſer Arbeit putzte ſich der wackere Stadtſchuldheiß feiertäglich, und empfing die Aufwartung ſeines lieblichen Töchterleins, das ſchon zum Kirchgange bereit und von Katharine geſchmückt war.

Jetzt kamen nach einander die Geladenen, wurden begrüßt, und jeder wollte ernſthaft die breite Treppe hinan zur Sitzungsſtube des hochedlen Rathes ſchreiten, allein jedem ward in die Wohnſtube gewinkt, und jeder gewahrte nicht ohne einige Freude, daß es auf eine Frühſtücksſitzung, nicht auf eine trockene Stadtrathsſitzung für heute gemünzt war.

Da ſaßen ſie nun die edlen Herren im Feſttagſtaat, ſtattlich reichsbürgerlich angethan, jeder mit Barett und Pelzſchaube, gepufftem Wamms, geſticktem Koller, mancher um den Hals eine ſchwere goldene Kette oder doch ein Goldſtück an ſchlichter Schnur, jeder die ſtattliche Wehr an der Seite, und jeder mit ſo wichtiger Amtsmiene, als gälte es, des heiligen römiſchen Reichs Wohlfahrt zu entſcheiden, oder mindeſtens einen Kaiſer zu küren. Zumal ihrer ſieben waren, die beliebte Schwabenzahl, kamen ſie ſich vor wie Kurfürſten.

Der ſtattlichſte, auch klügſte, war Klas Mollner, Beſitzer der Mühle an der Schildach, ein Mann, nicht minder klug wie der Allgäuer mannlichen Andenkens und abſonderlich herzhaft. Er war der reichſte, und galt daher als Vorſitzender des Siebenerrathes. Nach ihm folgte Märten Bäck, der erſte Bäcker des Städtleins, berühmt durch die Güte ſeiner Waare und ſeines Weines, denn er hielt eine Schänkſtube, durch die er dem Rathswirth manchen Abbruch that. Es folgte Ehrn Asmann, Kauf- und Handelsherr, welcher in langen und kurzen Waaren machte, was irgend einer brauchte, vom Lebkuchen bis zur Zwiebel, vom Rechen bis zum Quirl, von der Citrone bis zum Senfkorn, vom Hampelmann bis zum Stehaufchen aus Hollundermark, vom Stockfiſch bis zur Sardelle, vom Schleier bis zum Facinettlein, von der Senſe bis zum Federmeſſer, von der Ofengabel bis zur Stecknadel. War gar ein gewichtiger Mann, dabei fein und ſchlau. Groß und breit erſchien der dritte, Johann Rink, ein Brauherr und Schänkwirth, Ehrn Vollrads, des Rathsbrauers und Raths-Schänkwirths ärgſter Rival im Geſchäft, ernſthaft und gravitätiſch. Ihm auf dem Fuße folgte Meiſter Cyrillus Birkhahn, des Städtleins wohlhabendſter und kunſtreicher Huf- und Waffenſchmidt. Nach dieſem ſtolzirte Ehrn Hippenpfeifer, Obermeiſter der ehrſamen Metzgerzunft des Städtleins, in das Rathhaus, ein Mann von ſtolzer und vornehmer Haltung.

der ſich in der Welt umgeſehen, und als Wandergeſell bis nach München und Innsbruck gekommen war.

Den Beſchluß machte ein Studirter, Doctor Praxedes Apollinaris Staubwedel, die größte Geiſtesſonne von Schildach, erſter Arzt und zugleich Apotheker, Rathsherr und zugleich Stadtſchreiber, Chirurg und zugleich Bader, ein kundiges Allesinallem, Beſitzer einer Badſtube und Zwaganſtalt, eines ſtattlichen Hauſes und vieler Ländereien.

Als dieſe würdigen Männer nach gegenſeitigen Begrüßungen und nach Rang und Stande Platz genommen hatten, und dem Morgenimbiß auf die Nöthigungen des Stadtſchultheißen tapfer zuſprachen, theilte ihnen dieſer das ſeltſame Abenteuer der vergangenen Nacht mit. Dieſe Mittheilung wurde mit großem Erſtaunen vernommen, und ſchier unglaublich befunden.

„Möget Euch ſchön gefürchtet haben, Herr Stadtſchultheiß! Mir wäre ſothanes nicht begegnet!“ höhnte Mollner. Märten Bäck ſprach gar nichts zu dem bedenklichen Fall, er kaute. Asmann ſchüttelte den Kopf zu wiederholtenmalen, und murmelte: „Ich meinestheils kann mir aus ſelbigem Caſus nichts zuſammen addiren, es geht über die vier Species hinaus.“ Johann Rink lächelte ſkeptiſch vor ſich hin, und ſtichelte: „Wieviel Maaß habt Ihr denn geſtern Abend zu Euch genommen, Herr Stadtſchultheiß?“

Cyrillus Birkhahn ſchnitt ein Faunengeſicht, und witzelte: „Die Maid iſt nicht übel, das giebt eine Eiferſucht; habt Acht, es iſt ein Spuk, der Fleiſch und Beine hat!“

„Fleiſch und Knochen“, das ſage ich auch, ſprach der Metzgermeiſter Hippenpfeifer, „ganz gewiß, ein paar Pfund junges Kalbfleiſch mit Zulage.“

„Stimme nicht bei, ſtimme nicht bei“ näſelte mit einer fiſtulirenden Stimme Doctor Staubwedel, der in der heiligen Taufe eigentlich die Namen Johann Adam erhalten, aber ſich ſelbſt Praxedes benamſet hatte, um dadurch auf ſeine Praxis hinzudeuten, und Apollinaris, weil der heidniſche Apollo der Gott der Aerzte und der edlen Heilkunſt geweſen. Als einen Sohn und Jünger ſothanen Gottes wollte Staubwedel ſich betrachtet wiſſen, hatte auch ſeinen nicht eben vom Sonnen- und Poetengott abſtammenden deutſchen Namen Staubwedel in das Griechiſche verkehrt, und nannte ſich Doktor Konirhipis.

„Stimme nicht bei!“ wiederholte der Doctor mit wichtiger Miene: „Glaube vielmehr, daß hier ein Casus magicus, wo nicht diabolicus vorliegt. Möchte wohl ein Geplärr des leidigen Satans ſein, dürfte etwann ein Hausteufel, Kobold oder ſonſtiges Teufelsſpectrum ſeinen Sitz im hieſigen Rathhaus ſuchen, und Aergerniß zu geben, ſich gemüßiget finden.“

Dieſer Rede des Doctors folgte von Seiten ſeiner Zuhörer manches „hm, hm“ — von dem nicht abzunehmen war, ob es Zuſtimmung oder Verneinung ausdrücken ſollte.

Jetzt erſchien auch Magiſter Decius, des Städtleins wohlbeſtallter Pfarrherr; ehrfurchtsvoll öffnete ihm Ulrich, der ſich in der Hausflur von Kathrine mit einem Morgenimbiß vergnügen ließ, nachdem er ſeine ſämmtlichen Sendungen vollzogen. Decius trat ſchmunzelnd in die Geſellſchaft ein, worauf ihm ſogleich alles nöthige zur Erquickung dargeboten und der abſonderliche Fall vorgetragen wurde. Der Pfarrer erſchrak faſt ſehr, und ließ Meſſer und Gabel fallen; er ſprach nur das eine Wort: „Exorcismus!“ Dann ſetzte er ſein unterbrochenes Geſchäft fort, und als er ſich gehörig geſtärkt und erquickt hatte, entſandte er Ulrich zum Meßner, daß dieſer mit Weihwaſſerkeſſel, Aspergillum und dem Meßbuch, darin die Formeln des Exorcismus enthalten, ſich ohne Säumen ebenfalls zur Stelle verfüge.

Unterdeß wurde der bedenkliche Fall noch reiflichſt durchſprochen und erwogen, und nebenbei wurde auch die große Kanne, die voll Wein geweſen war, leer, ſo daß Ehrn Vollrad ſich gemüßiget fand, nochmals hinab in den Kellerraum zu ſteigen, und ſelbige friſch zu füllen.

Mit dem Meßner von Schildach traf an der Thüre der Pfarrer Ericus von Schenkenzell zuſammen, und beide traten gleichzeitig in das Rathhaus.

„Nun nun nun, was ſoll es denn geben am lieben Feiertag?“ fragte Ericus, in der Flur den ſo eben die Treppe heraufſteigenden und keuchenden Rathswirth der Stadt. „Was habt Ihr denn ſo wichtiges, Ehrn Vollrad?“

„Ach, Herr Pfarrer!“ ächzte Vollrad: „der Belzebub, Gott ſei bei uns, iſt los! Kommt nur herein, Ihr werdet ſogleich mehr davon hören!“

Pater Ericus trat ein, grüßte, ward begrüßt, und nahm ſeinen Sitz ein, und vernahm den Handel, oder vielmehr die Sache, um die es ſich handelte. Er legte weniger Schreck an den Tag als der Pfarrer Decius, vielmehr ungemein viel Zuverſicht, es mit allen Kobolden und Teufelsgeſpenſtern aufzunehmen.

Der Meßner an der Pfarrkirche zu Schildach erſchien jetzt mit allem, was ihm herbeizubringen anbefohlen war, und brachte auch das prieſterliche Gewand mit, ohne welches der Pfarrer nicht wohl eine öffentliche Amtsverrichtung vornehmen konnte. Statt der Sakriſtei diente jetzt des Rathswirths Bettkammer, darin der Meßner ſeinen Pfarrer mit der Alba, mit Stole, Cingulum und Humerale bekleidete, die Planeta ihm über- und den Manipulus ihm über den linken Vorderarm hing.

Nach dieſen Vorbereitungen erhob ſich die ganze Geſellſchaft und trat, an der Spitze der Pfarrer Decius gefolgt von ſeinem Amtsbruder und dem Meßner, dann die Herren des Rathes in das Vorhaus, wo ſie ſich aufſtellten.

Der Pfarrer ſchlug im Meßbuch das Gebet gegen Anfechtungen auf, las Collecta, Secreta und Complenda; dann begann er: Exorcisco te, creatura diabolica per deum † vivum, per deum † verum, per deum † sanctum — u. ſ. w., ſchlug die Kreuze, tauchte den Wedel in das geweihte Naß, ſprengte hierhin, ſprengte dorthin — da ging es „wiswiswiswiswiswisſumſumſumſumſumſumſumſum, ihm wiſpernd und ſumſummend immer um den Kopf herum, bald an einem Ohr, bald am anderen, das war dem Pfarrer ſehr ſtörend und er merkte wohl, mit wem er es zu thun habe. Er nahm daher zu einer ſtärkeren Bannformel ſeine Zuflucht und beſchwur den Teufel bei der Kraft und dem Wort des allmächtigen Gottes, daß er ſich laut redend ſolle vernehmen laſſen: „Und ſage mir, wer Du biſt, und welches Dein begehren iſt, armer unſeliger Geiſt, und womit Dir kann geholfen werden durch Eli Sabaoth Kyrie Tetragrammaton.“

Dem Teufel mochte bei dem Worte Tetragrammaton ſein, als werde er zermörſelt, denn mit einemmale brüllte eine Stimme überlaut: „Mordjo! Mordjo! Du Schandläſterpfaff!“ — daß alle Hörer ſich entſetzten.

Der Pfarrer erzürnte ſich über dieſen unhöflichen Gruß äußerſt, und fragte mit aller Strenge: „Wer biſt Du, unſauberer Geiſt?“

„Der Teufel bin ich, und nicht um ein Härlein unſaubrer wie Du, Pfaff!“ ſcholl die ſchreckliche Antwort.

„Was thuſt Du hier? Was ſuchſt und was begehreſt Du?“ fragte im Amtseifer Magiſter Decius.

„Nichts thue ich hier! Es gefällt mir hier, darum bin ich da! Dem Schultheißen will ich das Haus überm Kopf anbrennen, das iſt mein Begehr!“

Dem Schultheißen ſchlotterten die Kniee; mit Entſetzen hörten alle dieſe Rede.

„Warum willt Du ſolches thun?“ fragte ſtandhaft der Pfarrer weiter.

„Weil der Schultheiß mir mein Maidlein vorenthält, meine liebſte Buhle!“ ſcholl die Antwort.

„Wer iſt dieſe Deine liebſte Buhle?“

„Die Maid im Haus, du Schandpfaff!“

Jedermänniglich entſetzte ſich, denn die Köchin galt für eine unbeſcholtene und ſittſamliche Jungfer, und nur dieſe konnte gemeint ſein, denn des Wirthes Töchterlein war ja noch ein Kind.

Der Pfarrer gab jetzt ſeinem Teufelsexamen eine andere Wendung, er dachte: Wer weiß, wenn dir wieder einmal ein Teufel Rede ſteht, zumal dir noch nie einer Rede geſtanden, und begann den Teufel mit ſeltſamen Gewiſſensfragen zu behelligen.

„Kannſt Du auch beten, Teufel?“

„Wenn Du mirs vorplapperſt, Plapperpfaff! ſo kann ich's wohl nachplappern, kann Dir auch was pfeifen!“ Jetzt begann der Pfarrer das heilige Vaterunſer zu beten — und der Teufel ſprach es tapfer nach, bis zu der Bitte: Vergieb uns, wie wir vergeben — da pfiff der Teufel.

Dann muthete Magiſter Decius, einmal im Zuge, dem Teufel zu, auch ein Ave Maria und das Credo nachzuſprechen; der Teufel ſprach auch in der That nach, aber wo es ihm nicht gefiel, nachzuſprechen, da pfiff er, und verhöhnte damit den Pfarrer, das Gebet und den Glauben zu gleicher Zeit.

Während dieß im Rathhausflur vorging, war durch des Stadtdieners Ulrich Zunge ruchtbar geworden im Städtlein Schildach, daß etwas ganz außerordentliches ſich im Rathhaus begeben müſſe, dieweil alle Siebener und zwei Pfarrer dorthin entboten ſeien, und ſei doch niemand krank, müſſe was abſonderliches auf ſich haben; es drängten ſich Leute herein, die Thüre blieb geöffnet, und bald ſtand es draußen Kopf an Kopf, dicht gedrängt, allerlei gaffendes Volk, ehrſame Spießbürger, alte und junge Weiber und die liebe Jugend in hellen Haufen.

Der Stadtſchultheiß winkte Ulrich, die Thüre zu ſchließen, allein dieß ging ſchon nicht, die Leute wichen nicht und wankten nicht, ſie hörten zu und ſtanden mauerfeſt, Keil an Keil. Sie ſtanden mit offenen Mäulern und hörten dem Teufel aufmerkſamer zu als den Sermonen des Pfarrers in der Kirche. Endlich fragte der Pfarrer Decius: „Sage Teufel, wie lange iſt das Maidlein Deine Buhle — und wer erlaubt Dir das?“

Gleich kam die Antwort mit gellender und ſchmetternder Stimme: „Sage Du Schandläſterpfaff, wie lange iſt Deine Köchin *Deine* Buhle, und wer erlaubt Dir das?“ — Rings erſcholl Gelächter, und der Pfarrer Decius rannte zornroth in die Stube zurück, wollte nicht weiter dem loſen, argen, tückiſchen Teufel fragen, nichts weiter mit ihm zu ſchaffen haben.

Da jedoch die Sache trotz all ihrer Grauslichkeit und Unheimlichkeit jetzt begonnen hatte, einen heitern Charakter anzunehmen. ſo drängte es den herzhaften Müller, den Spaß fortzuſetzen, und er warf die kecke Frage auf: „He Teufel, kannſt Du auch ſingen gleich einer Nachtigall?“ Gleich hob die unſichtbare Stimme an ſich ſingend und plärrend vernehmen zu laſſen, daß ſich ſchier jedermann verwunderte. Der Teufel ſang damals im Volke lebende Schlumperliedlein, wie:

„Daß der Winter nit ſtät will ſein,
Das klagen die Maidlein ſehre u. ſ. w.“
und: „Es iſt das allerböſeſt Weib u. ſ. w.“
und: „Ich weiß mir ein' Frau Fiſcherin, Fiſcherin —
Wann ſie fuhr über Meer;
Mit ihrem kleinen Schiffelein, Schiffelein,
Nach Fiſchen ſtund ihr Begehr. u. ſ. w.“

und ſingend: „Die Brünnlein die da fließen
Die ſoll man trinken.
Und der eine ſtäte Buhle hat —“
ſprechend: (vierzehn Jahre: wie der Pfarrer zu Schildach.)
ſingend: Der ſoll ihr winken,
Ja winken mit den Augen,
Und treten auf den Fuß.
Es iſt ein harter Orden —
ſprechend: (Die Pfarrer von Schildach und Schenkenzell ſind nit in ſelbigem!)
ſingend: Harter Orden,
Der ſeinen Buhlen meiden muß.“

So etwas war noch nicht erhört worden weder zu Schildach, noch ſonſt wo — der Pfarrer von Schenkenzell lief ſeinem Confrater nach in die Stube — und es währte gar nicht lange, ſo hatte jeder der Rathsherren ſeinen Theil an Schimpf und Spott empfangen, und wollte nichts mehr hören, und endlich ſchwieg auch der Poltergeiſt und das Volk verlief ſich, und trug die Wundermär in alle Häuſer des Städtleins.

Der Rathswirth und Stadtſchultheiß war durch alle dieſe Vorgänge alſo ſehr in Furcht und Schrecken geſetzt, daß er die Männer allzumal bat, theils über Mittag bei ihm zu ſpeiſen, theils wieder zu kommen und die Nacht über bei ihm zu bleiben, denn allein wollte er um keinen Preis ſchlafen, gab auch ſogleich Befehl in ſeiner Schlafkammer für mehr Betten und friſche Bettgewande zu ſorgen. Es brachte jedoch die

Mehrzahl der Rathsverwandten Entſchuldigungen vor, dieſen Wunſch Ehrn Vollrads nicht erfüllen zu können, und auch der Pfarrer des Städtleins gab vor, Abhaltung zu haben.

Der Köchin wurde bei ihrem ab- und zugehen von den Gäſten manche anzügliche Frage zu Theil, die ihr das Blut in die Wangen trieb, ſie roth, aber auch ärgerlich machte, und ſie gab den Fragern manche ſchnippiſche aber auch manche kecke und trotzige Antwort zurück.

Beim Stadtſchultheiß blieben zur Nacht blos der Pfarrer Ericus von Schenkenzell, der tapfere Müller und Meiſter Cyrillus der Waffenſchmied. Ulrich, der Stadtknecht mußte mit dem Spieß auf der Stufe der kurzen Steintreppe ſitzen, die aus der Rathhausflur zur Stube Ehrn Vollrads herauf führte.

Als zehn Uhr vorüber war, tutete wieder der Nachtwächter und ſang gar ſchrecklich ſchön:

„O Sünder, tracht' mit Fleiß, wie dein Erlöſung ſei,
Ang'ſangen nach der Speiſ' und Hymnus Melodei.
Do Chriſtus wollt den Preis ſelb b'halten, machen frei
Den Menſchen von Sathanas Gewalt.
'S hat zehn geſchlagen!
Lobet Gott den Herrn.“ —

„Rücke zu, Mollner, ich will bei Dir liegen!“ — ſprach plötzlich eine Stimme zu Clas, dem Müller.

„Lieg' am Galgen!“ fuhr der herzhafte Müller grob heraus!

„Nein, bei Dir will ich liegen!“ war die Antwort. „Will Dich drücken, zwicken, erſticken!“ —

„Hoho! Wenn es Gottes Wille iſt!“ rief der Müller muthig. „Komm her Du Schalk, Du Erzſchalk, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau! Liege zu mir!“

„Ich thue Dir was aufs Maul, Mollner!“ rief die Teufelsſtimme zornig aus, und es fuhr ein Stecken über die Köpfe der in ihren Betten ruhenden, der die Glatze des Schenkenzeller Pfarrherrn ſtreifte, daß dieſer Zetermordjo ſchrie.

„Teufel, von wannen kommt Dir die Macht, zu ſprechen, zu ſingen und zu tückebolden? Und haſt doch weder Fleiſch noch Blut!“ — fragte der Müller.

Da ging es „wiswiswiswiswiswis“ vor dem Ohr des Müllers, und der Teufel wisperte ihm etwas zu, und mit ſo eiskaltem Odem in das Ohr hinein, daß dem Müller ein Schauer, wie der Schauer des Todes vom Wirbel bis zur Zehe drang und er gänzlich verſtummte, ein Kreuz ſchlug und alle Stoßſeufzer betete, die er konnte und wußte und keine Frage wieder that.

Und darauf blieb es ſtille.

Nach einer Zeit ſang wieder draußen der Nachtwächter:

„Chriſt ſprach: mein' Seel' betrübt das bittre Sterben mein
Das dann von eurer Lieb nahet und kommt herein,
Sitzt hie bei dieſem Ort Gethſemane gemein,
Ich ganz zu beten alſo bald. —
'S hat eilf geſchlagen!
Lobet Gott den Herrn! —“

Kaum daß dieſer Vers eines alten Paſſionsliedes verklungen war, und des Nachtwächters ſchlurfender Schritt ſich in eine Straße verloren hatte, ſo vernahm man vom Hochhaus des Rathhauſes, das iſt der Söller oder Balkon, darauf die Stadtpfeifer bei feſtlichen Tagen ihr Spiel erſchallen ließen, ein luſtiges pfeifen und trommeln, Soldatenmärſche und allerlei Weiſen fort und fort, daß keiner im Rathhaus ein Auge zuthun konnte, und das währte ſo lange, bis der Wächter wieder auf den Markt kam und vor das Rathhaus trat, und zu ſingen anhob — da verſtummte plötzlich die Muſik des Nachtvirtuoſen. Der Wächter ſang:

„Mit ihm nahm er drei, Petrum, Jacob, Joan,
Drum er auch war erſchien'n am Berg Tabor mit wan.
Stieg an Oelberg mit ihn'n, ſprach: ſitzt, wacht, bet't voran,
Daß euch der Feind nit ganz verführ! —
'S hat zwölf geſchlagen!
Lobet Gott den Herrn!“

Und von da an blieb es ſtille.

Am andern Tage aber war der Teufel wiederum los im Rathhauſe zu Schildach. Vom Hochhaus aus erneute ſich das Geplärr, Getön und Gelärm, es war ſchier ein Spukweſen, wie Anno 1848, da das Volk zu Verſammlungen zuſammenrannte, um manchen Teufel ſchwatzen zu hören, und hinterdrein zu ſehen, daß nichts dahinter. Immerfort Getümmel und Getrümmel und Pfeifen und Katzenmuſik, ein Gratisconzert zum Beſten der Armen mit Reveille und Zapfenſtreich, alles wie nach Noten und doch ohne Noten.

Die Männer des Rathes ſtanden jetzt auch außerhalb des Hauſes, und blickten mit der übrigen Menge hinauf nach dem Söller, von wo die Teufelsmuſik erſcholl, und war doch droben keine Seele ſichtbar. Da ſtieß Cyrillus den Müller an, und flüſterte: „Frag' ihn doch, wie es beſchaffen ſei um die Lehre Lutheri?“

Dieſe Frage konnte im Jahr 1533, da Doctor Lutherus noch lebte und lehrte, in einem ſüdländiſchen Schwarzwaldſtädtlein, dahin Lutheri Lehre noch keineswegs gedrungen war, gar wohl aufgeworfen werden und von großer Wichtigkeit erſcheinen; denn billigte ſie der Teufel, ſo war ſie vom Teufel, und verwarf ſie der Teufel, ſo taugte ſie erſt recht, nach dem Sprüchwort, dem Teufel nichts.

Nun hatte der beherzte Müller, ſo ſehr er in voriger Nacht ſich gegrauelt, doch ſeinen Muth trotz dem Allgäuer, am hellen Tage wieder gefunden, fürchtete ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht, und that die verfängliche Frage mit lauter Stimme.

Alles wurde tief ſtill und lauſchte.

Plötzlich wetterte die Antwort vom Hochhaus herunter: „Ei pfui Dich an! Du lutheriſcher Schelm! Um dieſe Lehre iſt es alſo beſchaffen, daß Schelme wie Du einer biſt, vermeinen, ſie dürften in der Faſten Fleiſch eſſen, wie Du in der erſten Faſtenwoche am Einertag (Aſchermittwoch) zu Baſel gethan!“ — Clas Mollner ſtand wie vom Donner gerührt. Aller Blicke richteten ſich zornig und vorwurfsvoll auf ihn. „Iſt's wahr? Thatet Ihr das? Ei das iſt ja fein und löblich!“ wurden Stimmen laut, und es hoben ſich Fäuſte in bedrohlicher Weiſe.

„Ja ich that's!“ bekannte der Müller frei, und wandte ſich zum heimgehen: „aber ich thu's nimmer wieder. Und der Teufel mag den Teufel wieder fragen!“

Kaum war Clas Mollner durch das Volksgedränge entwichen, als es dem Pfarrer von Schenkenzell, der ſich bisher ganz ſchweigſam verhalten hatte, doch auch drängte, mit dem Teufel anzubinden; gedachte an ihm ſein Müthlein zu kühlen und ihn in die Enge zu treiben, hatte ſich im Stillen ſchon mehrere verfängliche Fragen ausgeſonnen, und rief zum Söller hinauf: „Teufel, was ſchenkſt Du Deiner Buhlſchaft?“

Plärrend ſcholl die Antwort herunter: „Schalksnarr, Schandpfaff, was fragſt Du mich? Haſt Du doch in Schenkenzell der Buhlſchaften ſieben um Dein Haus

herum; die Metzen Greth, die Kättners Lies', d
Trutſchels Vronel, die Bäcken-Ev', die Kärbles Kä
ter, die Trachtlers Annſibyll', die Schulzen Mareibä
bele! Was ſchenkſt Du dieſen, Läſterpfaff?“ —

Ein überlautes Halloh und Gelächter flog über de
Markt, der Pfarrer Ericus aber war wie von Eiswa
ſer übergoſſen, und ehe ſich einer umſah, war er vo
Markt hinweg und ward nicht mehr geſehen zu Schi
dach.

Darauf hat der Teufel noch eine lange Weile obe
fort geplärrt und geplappert, allerlei tolles, wunder
ſeltſames Zeug durch einander, daß den Zuhörern end
lich die Haare zu Berge ſtiegen und die Haut ſchau
derte, und ſie mählich ein großes Grauſen ankam, un
auf alle eine Angſt fiel und ein unerklärliches Bangen

Der Stadtſchultheiß aber eilte auch in das Rath
haus zurück und ſprach zu ſeiner Köchin: „Jetzt troll
Du Dich alſo bald aus dem Hauſe, Du Teufelsbuhlſchaft
die den ganzen ſchnöden Spuk uns zu Wege bringt, de
die beſten Männer ſchändet; hebe Dich alſobald vo
dannen, oder der Ulrich ſoll Dir die Wege weiſen!“

Da hob die Dirne an, laut zu heulen und z
ſchreien, und ſchalt tapfer wieder, wo ſie geſcholte
wurde, ganz dem Chriſtenthum entgegen: „Daß Euc
Gottes Marter ſchände, daß Euch Sankt Veits Tan
anſtoße, darum, daß Ihr mich eine Teufelsbuhle ſchel
tet! Froh ſein will ich, aus Eurer Teufelswirthſchaft

fortzukommen, und die Leute ſollen von Euch erfahren, mehr als Euch lieb iſt, darauf verlaßt Euch! Ich habe noch ein Heim, wer weiß wie lange Ihr noch ein Heim habt! Und wenn ich eine Teufelsbuhle ſein ſoll, ſo ſoll's Euch der Teufel gedenken, daß ich eine bin, und Ihr ſollt an mich denken, Ihr ſchandbarer Mann!“

Unter dieſen ſchier ſchrecklichen Reden, vor denen der Stadtſchultheiß ganz erſtarrte, und ſprachlos ſtand, denn alſo hatte noch kein Menſch auf der Welt zu ihm zu ſprechen gewagt, hatte die Magd drüben in ihrer Kammer in Haſt und unter heulen das nöthigſte ihrer Fahrniß in ein Tuch gebunden, trat damit wieder heraus, ſprach zu Ulrich: „Leb' wohl, alte Eule, alter Schubut, und laß nur meine Lade heint noch nachfahren gen Oberndorf, allwo ich daheim bin, und laß Dir von dem alten Schalk und Talk meinen Lohn zahlen, und ſchick' ihn mir eben auch mit!“ —

Und damit ging die Maid feſten und kecken Schrittes, das Geſicht roth und von Thränen überſtrömt, zum Rathhaus hinaus, durch die Menge.

Scheu wichen vor ihr die Leute alle zur Seite, gaben ihr willig Raum — fürchteten, von ihrem Rock berührt zu werden, ſchauten ihr befangen und mit Bangen nach.

Die Maid ſchritt zum Städtlein hinaus, und wandelte gleich einen Fußpfad hinan, der nach Hinter-Aubalden führt, und droben blieb ſie ſtehen.

Sie drehte ſich, ſie wandte ſich, ſie ſtreckte den Arm aus gegen das Städtlein, ſie ſchien jetzt ein rieſengroßes Weib zu ſein.

Und ſiehe neben ihr ward erblickt die Geſtalt eines großen, langen, hagern Mannes, dunkelfarbig, ſo daß nichts von ihm erkennbar war, und dann verſchwand dieſer Mann mit ihr hinter der Höhe.

Der Köchin Weg führte von Auhalden über Waldnöſſingen nach dem ſchwäbiſchen Städtlein Oberndorf, am Neckar, im Schwarzwaldkreis gelegen, ſchier ſo groß wie Schildach, und etwa drei Stunden weit davon. Von dem Augenblick an, in welchem die Maid aus dem Rathhaus zu Schildach geſchritten war, blieb es ſtille auf dem Rathhaus, erfolgte auf keine Frage mehr eine Antwort, der Teufel ſchien hinweggeſchwunden, war zuletzt gar der lange dunkle Mann auf der Berghöh überm Städtlein geweſen, und hatte ſeiner liebſten Buhle das Geleit gegeben.

Niemand war mehr froh als der Stadtſchultheiß und Rathswirth zu Schildach, Ehrn Vollrad, als er den Teufel und letzterer nicht mehr bei ihm los war. Er feierte noch ſelben Abend den Abzug des hölliſchen Trommlers und Kilbepfeifers, nachdem er andere Bedienung angenommen, mit einem guten Eſſen nebſt ditto Trinken, und es war in der That zu bedauern, daß weder der Pfarrer zu Schildach, noch jener von Schenkenzell, noch auch der beherzte Clas Rollner daran Antheil nahmen. Es kamen ruhige Tage, alles ging ſeinen gewohnten Gang; die Teufelei, welche im ganzen Kinziger und Schwarzwaldkreis ungemein viel redens verurſacht hatte, wurde allgemach weniger beſprochen, und ſo waren vierzehn Tage vergangen, und der Gründonnerstag herbeigekommen, an welchem gewöhnlich viele Landleute aus den nachbarlichen Waldorten herab nach Schildach kamen, dort dem Gottesdienſt beiwohnten, beichteten, und in Ehren nach der Kirche in öffentlichen Häuſern ſich auch mit Trank und Speiſe erquickten, abſonderlich im Schlundhaus, allwo an ſolchen Tagen in der Flur eine Bäckerin mit friſchen Wecken und Hörnlein feil hielt, auch mit Bretzeln und Mürbem, welches gut ſchmeckt zum Malvaſier, ja ſelbſt zum Seewein.

Es fiel dieſer Gründonnerstag im Jahre 1533 auf den 10. April. Ehrn Vollrad war mit ſeinem Töchterlein auch in der Kirche geweſen, und geruhig heimgekehrt. Ihm auf dem Fuße folgten viele Gäſte, und er verſah ſich nichts argem; da — wie er in den Flur trat, hörte er oben an der Decke ein klappendes Geräuſch, und ſahe, wie die neuen Feuereimer an einander anſchlugen, als bewege ſie ein Sturmwind, und hörte es droben fellraſſeln: Rrrrrrr — dumderumdum dumdum! dumderumdum! —

Zum Tode erſchrak Ehrn Vollrad. Da war er wieder, der hölliſche Regimentstambur und Queerpfeiſer in einer Perſon von ſeiner Majeſtät, Lucifers, Leibgarde — da war er, und wie es den Anſchein hatte, weit minder bei Laune, wie vor vierzehn Tagen; vielmehr ſchien des Polterteufels zuvor wahrgenommener heiterer und ſchalkhafter Humor, obſchon letzterer etwas ſtark mit Lauge und dem Schwefel der Unſauberkeit gewürzt geweſen, gänzlich von ihm gewichen, und zeigte heute eine Miene voll böſen Ernſtes; denn er pfiff wie der Sturmwind und ſchlug Generalmarſch mit dem Geroll des Donners.

„Teufel, was willſt Du wieder?“ rief mit zornerſtickter Stimme der Stadtſchultheiß zum Gebälk hinauf.

„Dich abbrennen will ich, ſammt dem ganzen Neſt!“ brüllte eine Donnerſtimme: „dieweil Du meine liebſte Buhle aus dem Hauſe getrieben! Packe ein, packe auch ein, und hebe Dich ſo eilend von dannen, wie mein Maidlein ſich hat von dannen heben müſſen!“

Und nach dieſen Worten ging ein brauſen und ſauſen los, wie ein Seeſturm, daß alles zuſammenlief, einige aus dem Hauſe, andre in das Haus, alles wollte den Spuk hören, die Bänke füllten ſich mit Zechgäſten, es war nach Wecken und Hörnlein, nach Mürbem, wie nach Malvaſier und Seewein ſtarke Nachfrage und viel Begehr.

Mit einmal erſcholl eine ſchreckliche Stimme: „He — Ihr Männer und Leute aus den Thälern von Kirnbach und Lauterbach, von Moswald und Mariazell und wo ihr ſonſt her — ſeid verwarnt! Hebet euch auf und ſputet euch, denn lange werdet ihr nicht mehr zechen! Ehe denn eine Stunde vergeht, wird hier nicht mehr ſein weder Tiſch, noch Bank, weder Schank noch Trank, weder Weck noch Wein, weder Wurſt noch Durſt! Danach achtet euch!“ —

Aber die Leute achteten nicht darauf, und fürchteten ſich nicht; ſie hatten gebeichtet, waren entſündigt, und hatten den heiligen Leib des Heilandes empfangen — was konnte ihnen der Teufel thun und anhaben? Nichts, und wenn er noch ſo ſehr plärrte und noch ſo wild ſich ſtellte.

Ebenſo der Wirth; er half die Gäſte bedienen, und nahm ſich vor, ſich den Teufel nichts um den Teufel zu bekümmern, denn ſein Gewiſſen war rein, und auch ihn konnte jener ſo eigentlich nichts anhaben.

Da ſahe er zufällig, und auch mehrere Zechgäſte gewahrten es, und nach und nach alle, daß die Leute draußen auf dem Markte ſtehen blieben und zuſammentraten, und hinauf zum Schloßberg deuteten, hinter dem eine ſeltſame, ſchwefelgelb gefärbte Wolke aufſtieg. Und auf dieſer hellen Wolke ſchnitten ſich vier dunkle Geſtalten ab, und zwar die eines langen hagern Mannes und dreier Weiber, und obſchon die Entfernung vom Marktplatz zu Schildach bis hinauf zum Schloßberggipfel keine ganz geringe war, ſo glaubten einige doch, die Weibsperſonen zu kennen, und es wurden Stimmen laut, welche riefen: „Kathrin, die Rathswirthsköchin!“ „Marlies, die Pfarrköchin!“ — „Metzen-Greth, die Pfarrköchin von Schenkenzell!“ —

Jetzt gaben die vier droben ſich einander die Hände, und begannen einen Ringelreigen zu drehen, und immer höher ſtieg die ſchwefelgelbe Wolke.

Und des Volkes, das zuſammenlief und gaffte und einander zu ſchrie, die Geſtalt des Teufels laſſe ſich ſehen droben auf dem Schloßberge, ward mehr und mehr.

Und da zuckte es wie ein jäher Blitz in der Wolke, und die vier Tänzer waren hinweg.

Und jetzt wandte ſich das Volk um, und ſchaute nach dem Rathhaus, und noch einmal zuckte es flammend über den Markt, aber gar nicht wie ein rechter Blitz, auch folgte kein Donner — aber eine Rauchwolke wälzte ſich ſchwarz hinterm Rathhausdach empor, vom Hintergebäude, worauf des Stadtſchultheißen Heuboden war, und es züngelten Flammen hinein, und der Ruf erſcholl von hundert Stimmen: „Feuer! Feuer! Feuerjo!“ —

Und der Wächter ſtieß ins Lärmhorn und die Glocken läuteten Sturm, und die Männer drängten ins Rathhaus, und langten zum erſtenmal die neuen Feuereimer herunter, andre liefen nach den Leitern, nach den Haken, aber ſchneller als alle lief das Feuer; das ſchlug lichterloh empor, und ſpottete des Waſſers; in ganzen Ballen rollte es vom Rathhausdach auf die Nachbardächer, bald erhob ſich heulend der Sturm und ſachte die Lohe, und gab ihr Flügel, und mit Windsbrautſchnelle flog ſie von Haus zu Haus rings um den Markt. Bald waren Feuereimer und Spritzen nicht mehr brauchbar, denn die Flamme zündete hier, zündete dort auf den Schindeldächern des Schwarzwaldſtädtleins, und ließ ſich nicht Einhalt thun, und ehe eine Stunde verging, waren das Rathhaus und ſechs und zwanzig andre Häuſer niedergebrannt bis faſt zum Grunde, die ſchönſten des Ortes, rings um der ganze Markt, und die ſchwarzen Feuermauern ſtarrten nur noch empor. Gar wenig hatte aus den brennenden Häuſern gerettet werden können, denn allzuſchnell war das Flugfeuer geweſen, und es war nun ein großer gewaltiger Jammer in dem ohnehin armen Städtlein, deſſen Herz ausgebrannt war, und zu Staub und Aſche verkohlt.

Menſchenleben war nicht dabei verloren gegangen, aber vieler Menſchen Hab und Gut, die dadurch gänzlich verarmten, denn damals gab es noch keine Brandverſicherungsanſtalten, und es ſtand den Abgebrannten nur frei, nach der Zeitſitte unter dem Namen der „armen verbrannten Leute" mit vom Magiſtrat ausgeſtellten und beſiegelten Brand- und Bettelbriefen durchs Land zu fahren und von der Hand der Milde, wo dieſe ſich aufthun mochte, Gaben zu heiſchen zum Wiederaufbau ihrer eingeäſcherten Häuſer.

Schrecklich war das Unglück, und aller Zorn wandte ſich gegen das Werkzeug des Teufels, ſeine liebſte Buhle, denn daß dieſe und niemand anders, des Brandes Urſache, dieſer Glaube ſtand baumfeſt.

Als daher nach Beſeitigung des nothwendigſten und dringendſten zur Linderung des Elendes des gänzlich hülflos gewordenen Theiles der abgebrannten Einwohner Schildachs der Stadtrath in einem verſchont gebliebenen Hauſe unter dem Vorſitz des tief bekümmerten und hart geſchädigten Schultheißen ſeine erſte Sitzung hielt, wurde ein Schreiben entworfen an den großgünſtigen, wohlachtbaren, ehrſamen und fürſichtigen, freundnachbarlichen Rath des Städtleins Oberndorf, und demſelben darin der ausführliche Bericht des erlittenen Unglücks mitgetheilt, ſo wie derſelbe auch nach der Hand noch an andere Städte und Städtlein, nicht minder an die Grafen von Würtemberg und Baden und andere im deutſchen Reiche mitgetheilt wurde. Abſonderlich aber ward jene Oberndorfer Maid der Teufelsbuhlſchaft im erſten Bericht ausdrücklich bezüchtigt. Da griff der Rath zu Oberndorf zu, und ließ die Maid gefangen nehmen. Natürlich läugnete ſie rundweg jedes Einverſtändniß mit dem böſen Feind. Aber da ſchritt der Rath zur ſcharfen Frage. Sothane Frage pflegte ſtets dem Gedächtniß auf eine furchtbare Weiſe zu Hülfe zu kommen.

Die arme Kathrine wurde viel, viel mehr gefragt als ſie wußte, denn eigentlich wußte ſie über das was ſie gefragt wurde, gar nichts, aber was man haben wollte, das ſie wiſſen ſollte, das lehrte ihr die ſcharfe Frage, die legte ihr Antworten und Ausſagen in den Mund zum Haarſträuben.

Als ſie geſchnürt worden war und die Haarſeile ihr die Handgelenke wund gerieben hatten, und die Daumſchrauben ihr das Blut unter den Fingernägeln hervorgepreßt hatten, und als ſie auf die Leiter geſpannt worden, und der geſpickte Haſe ihr nach dem Henkerrecht dreimal über den Rücken hinauf und hinabgelaufen war, und als die Züge ſie ſo gedehnt und gereckt hatten, daß ſie faſt ſelbſt in den letzten Zügen lag, da hatte man ein ganz vollſtändiges Bekenntniß von der vormaligen Rathswirthsköchin zu Schildach, das lautete in kurzer Aufeinanderfolge alſo. „Ja ich bin eine Teufelsbuhle, ja ich habe dem Herrn Chriſtum verſchworen, und mich dem Satan verlobt; ja ich habe zum öftern des Teufels Beſuche angenommen, ich habe aber niemand was zu Leide thun wollen, darum iſt der böſe Feind mir feind worden, und hat mir das Unglück angerichtet. Von Oberndorf war ich zu Rottweil auf Beſuch bei einer Muhme, dort bin ich am Gründonnerstag früh in die Kirche gegangen, habe aber nicht gebeichtet, darauf nach der Kirche habe ich ein Morgenſüpplein gegeſſen, darauf habe ich mich auf eine Ofengabel geſetzt, weil mein

Buhle mir das alſo befohlen, und bin unſichtbar durch die Lüfte gen Schildach gefahren, und zwar in meines vormaligen Herrn, des Schultheißen Haus, zu oberſt auf den Heuboden. Dort habe ich mit meinem Buhlen und den zwei Pfarrköchinnen von Schildach und Schenkenzell, die auch des Teufels liebſte Buhlen, gezecht, und haben als wohl oder bös denn die andern Gäſte drunten im Haus gelebt, haben Malvaſier getrunken und Wecken hineingebrockt. Da nun unſere Zeche zu Ende war, und die Kirche dann aus, ſo brachte der Teufel uns dreien einen Topf oder Hafen, ſtellte den vor uns hin und ſprach: Wenn ich hinauf aufs Dach fahre, ſo ſtürzt den Hafen um, und hebt euch flugs von dannen, und wenn ihr droben am Schloß vorbei kommt, ſo thut euch nieder, da werdet ihr mich finden, und da ſchaut euch um, was alsdann geſchehen wird."

„Darauf fuhr der Teufel erſt hinab in die Hausflur und ſchreckte den Wirth mit Gelärm und Gepolter, und warnte die Gäſte, daß wir ſeine Stimme droben auf dem Boden hörten; und bald darauf fuhr er herauf gar ſchrecklich und hinaus aufs Dach, und ſtürzten wir drei den Hafen um und fuhren auf unſern Gabeln von dannen, und thaten uns nieder, wie uns von unſerem Buhlen geboten war, und wurden ſichtbar. Da winkte er, daß wir einander die Hände gaben, und gab auch uns die Hände und da tanzten wir, und wie wir uns im Tanze ſo wandten, daß wir herab nach Schildach ſahen, da gewahrten wir aus dem Dache des Heubodens Rauch und Flammen ſchlagen — da fuhren wir von dannen in eine gelbe Wolke hinein und verſchwanden. Ich kam wieder nach Oberndorf und bin Abends wieder in die Veſper gegangen."

Auf ſolches Bekenntniß wurden die beiden Pfarrköchinnen zu Schildach und Schenkenzell auch alsbald eingezogen, welches ihren Herren ſehr ſtörend war und wurden nun auch erſt in der Güte, dann ebenfalls ſcharf befragt, und zwar ſo lange, bis ihre Ausſagen mit denen jener Kathrine genau übereinſtimmten, dann wurden ſie auf ihre Bekenntniſſe hin als Teufelsbuhlen alle drei zum Scheiterhaufen verurtheilt, und auf ſelbigem lebendig verbrannt. Von Rechtswegen. Schade, daß aus ihrer Aſche die eingeäſcherten Häuſer von Schildach nicht wieder aufgebaut werden konnten.

Hernachmals iſt der abgebrannte Theil von Schildach doch allmählich wieder aufgebaut worden, auch das Rathhaus ſchöner denn zuvor, und iſt das Städtlein zu merklichen Flor gekommen. Die Geſchichte aber kam weit und breit in der Welt herum, und hat ſogar der hochgelahrte Erasmus Roterodamus ihrer gedacht, indem er in einem Briefe an Damian von Goes davon Meldung that, doch hat er es andern nachgeſchrieben und ebenſo dürftig wird auch in Remigii Dämonolatria (Hamburg 1693) S. 126 und 127 die Geſchichte erzählt, daraus ſie in die deutſchen Sagen der Gebrüder Grimm 1.

S. 282 und 283 übergegangen, wo aber Schildach irrig ein Städtlein im Schweizerland genannt iſt.

An das neue Rathhaus ließ der Stadtrath nach einem Beſchluß ein Wahrzeichen als Gedenktafel mit einer kurzen fernigen Inſchrift anbringen, welches zu deutſch lautete: Am zehnten April 1533 hat der Teufel dieſes Städtlein abgebrannt, und alſo ausſahe:

IV. IDUS APRILIS CONFLAGRAVIT
OPPIDUM DIABOLUS.
MDXXXIII.

Furia infernalis.

1.

Der große Ritter Linné beſchreibt in ſeinem Naturſyſtem einen räthſelhaften Wurm welchen er den Namen Furia infernalis, Höllenfurie — beilegte, und lautet deſſen Beſchreibung aus der lateiniſchen in die deutſche Sprache übertragen, alſo:

> „Furie. Körper haarſtark, fadenförmig, gleichmäßig, an beiden Seiten mit Härchen und mit in einfacher Reihe ſtehenden, den Körper angedrückten, zurückgekehrten Stacheln beſetzt.
>
> Nur eine Art: Höllenfurie. Wohnt in den öden raſenreichen Morräſten Botniens, hat die Länge eines Fingernagels, iſt fleiſch- oder ocherfarbig, an der Spitze öfters ſchwarz. Häufig an Binſen und Sträuchern hinaufſteigend, wird ſie vom Winde durch die Luft auf nackte Stellen von Menſchen und Pferden geführt, bohrt ſich in deren Haut ein, die anfangs nur einen leiſen Stich empfinden, und wird an der Stelle,

wo die Höllenfurie eindrang, nur ein ſchwarzer Punkt erblickt, der bald auf das heftigſte juckt, dann unter ſchrecklichen Schmerzen zum rothen Flecken, dann zum rings um jenen ſchwarzen Punkt ſich ausbreitenden Geſchwür wird, Entzündungsfieber hervorruft, das bis zum vergehen der Sinne und zum Wahnſinn ſich ſteigert, und am andern Tage, häufig aber ſchon am erſten, ja nach wenigen Stunden den Tod herbeiführt, wenn nicht ſchnellſte Hülfe nahe iſt, die ſehr ſchwierig iſt, indem nur durch herausziehen des Wurmes aus der Haut oder durch ausſchneiden, falls er ſchon tiefer eingedrungen, und durch aufträufeln von empyreumatiſchen Birkenöl, wie man ſagt, oder durch aufgelöſte geronnene Milch, oder Quark Rettung möglich werden kann.

Soweit Linné. Die neuere Naturforſchung aber weiß wenig oder nichts von dieſem Wurme, nichts von der Höllenfurie des großen Naturkundigen. Eine dunkle Sage, in Rußland weit verbreitet, mag über den botniſchen Meerbuſen herüber nach dem Norden Schwedens gedrungen ſein, und der edle Ritter mag wohl aus mündlichen Gerüchten und entſtellten Schilderungen ſich bewogen gefunden haben, ein Geſchöpf, das er nie mit Augen ſah, in einer ungenügenden Beſchreibung in ſein berühmtes Naturſyſtem aufzunehmen. Andere ſchrieben es ihm getroſt nach.

Und dennoch giebt es eine Furia infernalis — nur iſt ſie ein ganz anderes, ſagenhaftes, grauſenhaftes Geſchöpf, das ſeine wahre Geſtalt und Art der Forſchung bislang entzogen hat.

Näher nach dieſem Geſchöpf hin deutet folgende Mär, aus mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet in Johannes Wilhelm Wolf's deutſchen Sagen und Märchen. Leipzig 1845. S. 497. Nr. 369.

Die böſen Spinnen.

In der langen Münze zu Gent war ein Wirthshaus und darin eine Kammer, worin kein Menſch übernachten wollte, denn es war noch keiner lebend daraus zurückgekommen. Ein kühner Kerl verſuchte es doch, legte eine Strohpuppe ins Bett, verbarg ſich unter dem Tiſch, und wartete ſo ab, was kommen würde. Um Mitternacht ſah er, wie zwei fauſtgroße Spinnen hinter einem alten Bilde hervorkrochen und zu dem Bette eilten. Da ſetzten ſie ſich auf den Kopf der Strohpuppe, ſonder Zweifel um ihr Gift darauf auszugießen, aber der Burſche unterm Tiſch nahm eine Bürſte, die er zufällig fand, und ſprang zu dem Bette, wo er die Spinnen tod ſchlug. Seitdem war es in der Kammer geheuer. —

Das waren keine Spinnen — das war die Furia infernalis, ein Geſchöpf, das, wie aus nachſtehender ſchlichter Erzählung erhellt, unſagliches Weh liebenden Herzen bereitet, ein Geſchöpf des Fluches, der Rache — ein Verhängniß, ein Dämon — heraufbeſchworen aus der Hölle tiefunterſtem Grunde durch ein dieſer Hölle verfallenes Hexenweib.

Es war ein ſchwüler Frühlingstag; im Süden zog Wettergewölk herauf, das dem Schooſe des ſchwarzen Meeres entſtiegen war, dem Winde entgegen, der von Norden kommend über die unabſehbaren Flächen der Ukraine ſauſte und über dem Schwarzwald dahin fuhr, der die Dzika Polie, die ſchier einwohnerloſen Einöden des Landes der tſchernomaniſchen Koſaken begrenzte. Dieſer Frühlingsſturm erſchütterte die Fenſter des Herrenſchloſſes auf einer Anhöhe über der alten Stadt Krzemienczuk, kürzer Krementſchuk am Dnjepr; da gelegen, wo der kleine Fluß Pſiot oder Pſol ſeine Wellen in den Schoos des großen inſelreichen Stromes gießt.

Trüb wie der Tag und der Himmel war im Herrenſchloß die Stimmung. Vor einem halben Jahre war die Hausfrau des Gutsherrn Polykarpow Simeonowitſch Kalugin in der Familiengruft beigeſetzt worden, tief betrauert von dem Gatten, von ihrer einzigen Tochter Agaphonika und dem einzigen Sohne Baſiliy Polycarpowitſch, und von allem Hausgeſinde, dem ſie eine gute und milde Herrin geweſen.

Und dieſer einzige Sohn, ein Jüngling ſchlanken Wuchſes, noch im zarten Alter, den Knabenjahren kaum entwachſen, ſtand allein bei Vater und Schweſter, im Reiſepelz, und Abſchied nehmend. Agaphonika, eine hehere Jungfrauengeſtalt mit allen Reizen einer vollender erblühten Tſcherkaſſierin, zerfloß in Thränen, der Vater ſtand ernſt, wie dem Manne ziemt, und gehalten da, umarmte und küßte noch einmal den ſcheidenden Sohn und ſprach: „Vergiß nicht die Lehren, mein Sohn, mein Liebling, Du einziger meines Herzens, Du letzter, Du hoffnungsvoller Sprößling des alten Stammes der Kalugin die Dein Vater Dir ertheilte. Du trittſt in den Militairdienſt des Czaars, um Dich vorzubereiten auf eine ſchöne Zukunft. Wenn Du einſt heimkehrſt in Deiner Väter Schloß und Gebiet, wirſt Du als kaiſerlicher Offizier eine Stimme haben im Gouvernement, außerdem nicht. Ich habe keine, ich verſäumte das; hole Du nach mein Baſiliy Polycarpowitſch, was Dein Vater verſäumt hat. Welch ein Glück für mich, welch ein Stolz für unſer Haus, wenn ich erlebte, Dir einſt zum Range eines Kreisadelsmarſchalls Glück zu wünſchen, ja Baſiliy Polycarpowitſch, zum Gouvernementsadelsmarſchall kannſt Du es bringen, zu einer der höchſten Stellen, die ein Edelmann in dieſem unſern Lande erreichen und behaupten kann.“

Des Jünglings Seele war noch frei von Plänen des Ehrgeizes, jene hohen Stellen lockten ihn noch nicht; er freute ſich dem Prunk der Waffen, dem Leben im Heere des Czaars entgegen, doch ehrte er des Vaters gute Wünſche und treue Hoffnungen, und widerſprach ihm nicht; er neigte kindlich ſein Haupt, des Vaters Segen zu empfangen, empfing dieſen Segen gerührt, und küßte dem

Vater Polycarp Simeonowitſch die Hand, und rief: „Dank Dir, Väterchen, für Deine Liebe und Deinen Segen! Ich werde Deiner werth zu bleiben mich beſtreben, ſo wahr ich Baſiliy Polycarpowitſch und ein Kalugin bin! — Lebe auch Du wohl, Du Herzchen meines Herzens, mein ſchönes Schweſterchen und denke oft an mich und ſchreibe oft Deinem Brüderchen. Gott mit Euch!“

Raſchen und feſten Schrittes ſchritt Baſiliy Polycarpowitſch aus dem Zimmer, hinabzugehen nach dem Hofe, wo ſchon der mit einer ſchönen Troika beſpannte Reiſewagen und Kutſcher und Diener des jungen Herrn harrten, auch die Dienerſchaft des Hauſes verſammelt ſtand. Da hemmte deſſen Weg über den Vorſaal ein Jüngling gleichen Alters, der ſich ihm mit Leidenſchaft faſt entgegenwarf, vor ihm niederſank, ſeine Knie umfaßte, ſeine Hände ergriff und an ſeine Lippen riß, und alle Zeichen eines leidenſchaftlichen Schmerzes, eine zärtliche Vertraulichkeit mit Unterwürfigkeit gepaart an den Tag legte.

„Lebe wohl Brüderchen! Lebe wohl Kolynka (Nickelchen)! Bleibe gut und folgſam, ſo kommſt Du einſt wieder zu mir!“

„„Nimm mich mit Dir Barin (Herr) Baſiliy Polycarpowitſch! Laß mich Dir dienen!““ rief flehend der junge Leibeigene Nikolay.

„Es geht nicht an, Brüderchen, beim Himmel! Mein Vater will es nicht!“ entgegnete Baſiliy ſeinem

Geſpielen, dem Sohne der alten Amme Agaphonika's und der Pflegerin ſeiner eigenen Kindheit, der zärtlich an ihm hing, in Folge ſeines Verhältniſſes manche Gunſt genoſſen, manches Vorzugs ſich erfreut hatte, und nun mit Schmerz empfand, daß er von ſeinem jungen Gebieter getrennt leben ſollte.

Ein ernſter Blick des Schloßherrn und ein Handwink deſſelben gebot dem jungen Nikolay zur Seite zu treten, und ohne weitere Gefühlsäußerungen dem ſcheidenden Raum zu geben.

Drunten aber an der Pforte des Hauſes zum Hofe wiederholte ſich noch ſtärker, noch leidenſchaftlicher dieſelbe Scene. Ein Weib, groß, von ſtarkknochigem Bau, unverkennbar mongoliſchen Stammes, gebräunter runzelvoller Haut, mit nachtſchwarzem Haar und grauen Wimpern, die über der Naſenwurzel zuſammenfloſſen, ſtürzte eben ſo heftig, und noch dazu mit Geheul und Gekreiſch auf Baſiliy los, umklammerte ſeine Füße, und küßte dieſe und gab ſich dem Ausbruch namenloſen Schmerzes völlig hin. „Laß doch! Laß mich doch, alte treue Naenka (Wärterin) und lebe wohl, Mataphka, diene treu Deinem Herrn und meinem Schweſterchen. Wir ſehen uns, ſo Gott will, geſund wieder!“

„Satansweib!“ murmelte einer unter der Dienerſchaft. „Wie ſie ſich anhänglich ſtellt, wie ſie thut als ob ſie ein Engel wäre, und iſt doch ſchlimmer als der Höllendrache, den der Erzengel Sankt Michayl überwand

— das verfluchte, von Gott nicht gekannte Hexen- und Heidengezücht!“ Der alſo murmelte und böſe Gedanken hegte gegen Mataphka, die allerdings ein muhamedaniſches Tatarenweib war, und der nogaiſchen Steppe entſtammte — war Paul Michaylow, der alte Haushofmeiſter und erſte Leibdiener des Schloßherrn, der einen tödlichen Grimm gegen die alte Mataphka im Herzen trug, denn ſie hatte in jungen Jahren ſeine Neigung verſchmäht und den Sohn geboren, deſſen Vater niemand kannte. Seitdem hatte des Haushofmeiſters Haß ſich auf Sohn und Mutter in gleichem Maaße vertheilt, und wo er ihr oder ihm ein Weh und Leid bereiten konnte, ſparte Paul Michaylow keinen Fleiß.

Die Abſchiedſcene ging raſch vorüber; der junge Sohn des Hauſes reichte jedem der Diener und Dienerinnen die Hand, Gregor Conſtantinow, der Leibkutſcher, ſchwang, den Pferden winkend, die Peitſche, und der leichte Reiſewagen, aus dem Baſiliy Polycarpowitſch noch mit der Mütze grüßend winkte, entrollte dem Thore, ohne Furcht vor dem Wetter, das zu grollen und ſeine Donner zu rollen begann, und von Zeit zu Zeit einen grellen Blitz in der breiten Stromfluth des Dnjepr ſpiegeln ließ, ohne zum rechten Ausbruch zu kommen, denn der Wind trieb es nordöſtlich zur Seite, den Gegenden zu, in denen die berühmte Gouvernementshauptſtadt Poltawa gelegen iſt, über denen es ſich dann mit voller Macht entlud, und die Flüſſe anſchwellte, die von der linken Seite des Stromes ſich in deſſen Bette ſtürzen.

Im Schloſſe zu Krementſchuk trat die Stille ein, welche einer alle Bewohner aufregenden Scene insgemein zu folgen pflegt; jeder ging an ſein Geſchäft; der Vater und die Tochter blieben in ernſten Geſprächen allein beiſammen, die beiden Dienerinnen der letztern, Aninſchka und Barynka flüſterten in einem Nebenzimmer nur heimlich und leiſe miteinander und Nikolav ſaß bei ſeiner Mutter und zerfloß in Thränen.

2.

Die einförmigen Tage, die im Schloſſe zu Krementſchuk nach dem Scheiden des einzigen Sohnes vom Hauſe kamen und gingen, wurden, als ſchon der Winter nahte, von einem Ereigniß unterbrochen, das in mancher Bruſt den ſtillen Frieden ſtörte.

Agaphonika hielt eine Anzahl Lieblingstauben, und war gewohnt, ſie ſelbſt zu füttern. Galten nun ohnehin in jenem Lande die Tauben als geheiligte Vögel, und wurde es faſt einem Verbrechen gleich erachtet, eine Taube zu töden, und zu verſpeiſen, weil der heilige Geiſt Gottes in Taubengeſtalt ſich einſt auf das Haupt des Erlöſers und über des Jordan Fluthen geſenkt, wie die hehren Ueberlieferungen der Schrift lehrten — ſo wäre es zumal ein wahres und wirkliches Verbrechen geweſen, die durch Schönheit und Seltenheit ausgezeichneten Tauben einer von ihrer Umgebung angebeteten jungen Herrin umzubringen.

„Es fehlen ein Paar Tauben!“ hatte Agaphonika mit bekümmerter Miene zu ihrer Aniuſchka (Aennchen) geſagt, und Aniuſchka hatte zu Barynka (Bärbchen) geſagt: „Agaphonika Polycarpovna vermißt Tauben,“ und Barynka hatte zu Paul Michaylow, dem Haushofmeiſter geſprochen: „Paul Michaylow, unſre Herrin iſt ſehr bekümmert und zürnt, denn es ſind Tauben weggekommen!“ „„Weggekommen! Bedenke, was Du redeſt, Barynka Iſidorowna! Wo Paul Michaylow das Amt eines Haushofmeiſters verſieht, iſt ein wegkommen, wie Du es meinſt, nicht denkbar. Ein Geier — ein Iltis — ein Marder — das iſt möglich — ein Dieb — iſt unmöglich.““

„Ich beſchuldige ja niemand, Paul Michaylow!“ vertheidigte ſich Barynka: „ich klage Dir's nur, Väterchen, damit Du ein ſorgſames Auge darauf haſt, wie und durch wem die Tauben entfernt wurden. Wegfliegen können ſie nicht, und gegen Raubthiere iſt der Schlag geſichert, keine Maus kann hinein, das weißt Du ja, es müßte denn eine Maus auf zwei Beinen ſein.“

„Werde die Augen offen haben, werde ganz gewiß, Barynka Iſidorowna!“ verſetzte der Haushofmeiſter und ging ſinnend, arges ſinnend, nach der Stelle, wo der Schlag mit den Lieblingstauben Agaphonika's ſich befand. Er betrachtete den Schlag um und um, von allen Seiten, er ſann, er murmelte. — „Halt! Hab' ich dich?“ fuhr er bei einem Gedanken empor, und ſeine graugrünen Augen blitzten, wie die Augen einer Schlange. „Die Alte — krank — der junge Tagedieb, Kraftſüpplein vom Koch für ſie verlangt — ich drein gewettert — dem Koch die Schüſſel aus der Hand geſchlagen und beim Kantſchu unterſagt, der Satanshexe auch nur einen Löffel voll anderer Speiſe als die gewöhnliche Koſt zu reichen — wartet Vögel, euch fang' ich — es kommt endlich der lang erſehnte Tag, wo das Netz des Verderbens über euch klirrend zuſammenſchlägt!“

Lange machte ſich der Haushofmeiſter um den Taubenſchlag zu ſchaffen, äußerſt ſorgſam, äußerſt pflichtgetreu durchſpähete er ihn, er zählte genau die vorhandenen Tauben, ſo viele Pfauentauben, ſo viele türkiſche, ſo viele mit Hühnerſchwänzen, ſo viele mit Kuppen, ſo viele mit Latſchen an den Füßen. Er wußte nun, wie viele Tauben im Schlage waren, ganz genau.

Der Unmuth. den die reizende Agaphonika Polycarpovna über den Verluſt von zwei Tauben, die ſie vermißte, und die nicht zu den ſchönen und auserwählten Lieblingen gehörten, empfunden hatte, wäre bald verſchwunden, denn das edle Gemüth der Jungfrau hing nicht am Kleinlichen, allein er wurde zum Schmerz geſteigert, als bei der Fütterung am nächſten Morgen zwei Paare, und zwar die ſchönſten und ſeltenſten, koſtbarſten und werthvollſten vermißt wurden, welche der Bruder Agaphonika's ihr eigens vom Markte zu Nowgorod Sſewerski an der Desna im Gouvernement Tſchernikow als Geburtstagsgeſchenk mitgebracht. Dieſer Schmerz offenbarte ſich etwas ſtürmiſch, wurde im hohen Grade getheilt von Aniuſchka und Barynka, und drang zu den Ohren des Gebieters, naturgemäß auch deſſen Zorn erregend.

Auf des Gebieters Ruf erſchien der Haushofmeiſter mit ſklaviſcher Unterwürfigkeit, ward zornig vom Herrn angeſchrieen und befragt, wo Agaphonika's Tauben hinkämen?

„Euer Hochwohlgeboren, Polycarp Simeonowitſch!“ ſprach kriechend der Haushofmeiſter: „es muß ein Hausdieb unter dem Geſinde ſein!“

„Entdecke ihn, Paul Michaylow, daß er ſeine Strafe empfange!“ herrſchte der Gebieter dem Haushofmeiſter zu: — „oder — es wird nicht gut!“

„Euer Hochwohlgeboren zürne nicht mir! Ihr ſollt den Dieb kennen lernen, ich ſchwöre es!“ antwortete der Haushofmeiſter, und als er ſich mit unwilligen Blikken und einem unheilkündenden murren ſeines Herrn entlaſſen ſah, ſchritt er nach dem düſtern Gemach, welches Mataphka inne hatte, fand ſie auf dem Lager krank liegen, und ihren Sohn bei ihr, der die Alte pflegte und wartete, und ſo eben im Begriff war, ihr eine Schaale Thee aus Heilkräutern zu reichen.

„Schmeckts?“ höhnte der Haushofmeiſter. „Iſt's ein Kraftſüpplein. He! Alte Mataphka, alte Satanshexe! Und Du Tagedieb, Nikolay, Malſchik (Junge), liegſt auf der Haut des Bären, faullenzeſt wie ein Suslik! (Zieſel-Murmelthier.) Warte, werde den Steppenwolf über Dich ſchicken! Soll Dich beißen, ſoll Dich beißen. Ei laß doch ſehen, was Du kochſt und braueſt!“

Ohne weiteres ſtieß der Haushofmeiſter das Theegefäß der Alten um, und unterſuchte den Inhalt des Bodens deſſelben; er durchſtörte den Feuerheerd, die wenigen Speiſeſchüſſeln; er blickte, er forſchte weiter, und plötzlich ſchrie er: „Hei Du Taubendieb! Hei hab' ich Dich!“ und ſchlug mit dem Stock, den er in der Hand trug, alsbald grimmig auf Nikolay los. Dann fuhr er wie ein Habicht mit der Hand in einen ſchmutzigen Winkel, krallte ſie voll Taubenfedern und ſchrie: „Siehſt Du die Federchen! Hab' Acht, wir finden auch die Knöchelchen!“ und ſchlug wieder und rannte, während Nikolay's gellendes Schmerzensgeſchrei und der alten Mataphka lautes Kreiſchen die ganze Dienerſchaft herbeirief, hinaus, wo unter Stroh und Geniſt und Kehricht allerdings ſich Knochen von gekochten Tauben vorfanden.

Und mit ſchonungsloſer Wuth ſchrie Paul Michaylow: „Bindet ihn, den Taubendieb! Bindet ihn auf der Stelle! Er ſoll den Kantſchu ſchmecken! Iſt's nicht eine Todſünde, der Hochwohlgebornen Herrin, Agaphonika Polycarpovna, ihre ſchönſten Lieblingstauben zu ſtehlen, und zu ſchlachten und ſie dem alten Satan und Drachen zu eſſen zu geben?"

Alles zitterte, nur einer nicht, der alte Wolfjäger Theophiliy Nikodemonow nicht, eine rieſige, finſtere, rauhe Geſtalt, der dem Haushofmeiſter von Herzen gram war. „Haſt Du auch Gewißheit, Paul Michaylow, daß Nicolay die Tauben der Herrin ſtahl?" fragte er den Haushofmeiſter mit bohrendem Blick: „und haſt Du Macht, Ankläger und Richter in einer Perſon zu ſein?"

„Werde wohl bei Dir anfragen ſollen, Väterchen?" höhnte der Haushofmeiſter. „Haſt Du, Theophiliy Nikodemonow, für den Buben etwa andere Tauben geſchoſſen? Durfteſt Du das? Und wenn — ſo ſage und beweiſe es. Jetzt wäre es noch Zeit ihn von der Strafe zu befreien!"

„Iſt nicht meine Sache, Tauben ſchießen — weiß, daß Tauben heilig ſind — ſo gut wie Du, Paul Michaylow! Meine nur, ſollteſt nicht allzuhart ſein — Nikolay iſt der Liebling und Geſpiele unſers jungen Barin Vaſiliy Policarpowitſch!" gegenredete der alte Jäger — aber er vermochte nicht, den giftigen Haß und die Furie wilder Rache, die in des Haushofmeiſters Innern kochten, zu bewältigen. „Hat ausgeſpielt!" rief dieſer, rannte mit den Knöchlein und den Federn hinauf zu dem Herrn, und kreuzte die Arme vor ihm auf der Bruſt und beugte ſich, und ſprach: „Euer

Hochwohlgeboren hoher Befehl iſt vollzogen, der Dieb iſt entdeckt, der freche Nikolay iſt's, der verwöhnte Liebling — hier ſind die Federn, hier ein Theil der Knochen von den zuerſt vermißten Tauben — er hat ſie gekocht und der alten muhamedaniſchen Hexe zu eſſen gegeben; dieſem Heidenvolke iſt nichts heilig. Und hier, Herr, ſind die ſchönen Lieblinge Eurer Tochter Agaphonika Polycarpovna — leider — ſchon gemordet, um eheſtens auch in den Rachen des alten Satansweibes zu wandern!“

In der That zog der Haushofmeiſter die zuletzt vermißten zwei ſchönen Taubenpaare hervor, in dem Augenblick, als Agaphonika, die den Lärm gehört und das laute reden, in das Zimmer trat, und die getödeten Tauben erblickend, einen ſchmerzlichen Klageſchrei ausſtieß.

Das was er hörte und ſah und der Schmerz der Tochter reizte heftig den Zorn des Edelmannes über eine ſolche unerhörte That, die gegen alles Gefühl ſtritt, wenn ſie auch nicht Thiere betroffen hätte, die der Volksglaube geheiligt hielt.

„Züchtige den Elenden! Züchtige ihn!“ ſchrie wild Polycarpow Simeonowitſch!

„Kantſchu-Hiebe!“ diktirte der Haushofmeiſter.

„Den Kantſchu oder die Plette, wie Du willſt, nur züchtige ihn, daß er daran denkt!“ donnerte der Gebieter. Und Agaphonika hörte das; ſie hielt ihre vier toden Lieblinge in den Händen, und küßte die niederhängenden ſchönen Köpfchen, und weinte heiße Thränen über ſie, und hatte kein Wort der Fürbitte, des Erbarmens für den unglücklichen Jüngling, dem es nimmermehr in den Sinn gekommen war, dieſe Taubenpaare zu morden — und jener enteilte, und riß in ſeinem Zimmer einen Kantſchu von der Wand und eine Plette, und rannte wie raſend in den Hof, wo Nikolay noch jammernd und gebunden ſtand, und der entſetzlichen Strafe entgegenzitterte, zu deren Vollziehung ſklaviſcher Dienſteifer und teufliſcher Haß den Haushofmeiſter keine Minute ſäumen ließ, aus Beſorgniß, ſein unglückliches Opfer könne ihm durch einen Gnadenſpruch entzogen werden. Daher erfaßte er auch den, eigentlich nur bei den Koſaken gebräuchlichen Kantſchu, Willens, dieſen bei der Strafvollziehung mit der Plette zu verwechſeln. Deren Stock iſt dem des Kantſchu ziemlich ähnlich und iſt mit einem in 5 bis 7 fingerbreite, dikke 1 $^1/_2$ Fuß lange Streifen zerſchnittenen Riemen verſehen.

„Nieder auf die Bank! Haltet ihn!" herrſchte der Haushofmeiſter den geringeren Dienern zu, und dieſe gehorchten alsbald, und der Haushofmeiſter vollzog mit eigener Hand die grauſame Strafe.

Nikolays Schmerzensſchrei riß die alte Mataphka vom Lager empor, an das Fenſter, das nach dem Hofe ging, dicht unter ihm litt ihr Sohn, der unbedacht das eine Taubenpaar genommen, zu ihrer Stärkung, ſo litt er für ſie — und ihr lauter Jammerruf gellte zum Himmel auf. Sie rauſte ſich kreiſchend das ſchwarze Haar, und verfluchte den Peiniger. — Nach einer Weile traten laut weinend die Zoſen der Herrin in deren Gemach. „Er iſt tod — der Wüthrich hat ihn tod geſchlagen, den jungen ſchönen armen Kolynka! Euren Jugendgeſpielen, Agaphonika Polycarpovna — um der Tauben Willen!“ —

„Tod! O großer Gott im Himmel!“ ſchrie Agaphonika auf, und war einer Ohnmacht nahe.

Im Hofe war alles vorbei. Nikolays Leiche lag kalt auf dem Stroh — des Wüthrichs Rache war geſättigt — die Nacht ſank nieder, der Herbſtſturm brauſte; laut hörte man das Rauſchen der Wellen des hier faſt zwei Werſte breiten Stromes durch die Stille. Das Herrenhaus lag im Dunkel, umflort von dichtem Nebel, den die unüberſehbare Ebene aushauchte.

Zwei Geſtalten wandeln hinaus in das Dunkel, in die Oede; keine weiß etwas vom Gange der andern. Bis nahe an Krementſchuk zieht ſich eine Steppe voll tiefer ſchwarzer Erde, voll hohen Graſes, ſtatt der Dörfer mit kleinen Höfen (Hutter) bebaut. — Die eine, hohe rieſige männliche Geſtalt trägt einen Leichnam im tiefen Schweigen — die andere iſt ein Weib, und wimmert. Einem fernen Walde wandeln beide zu — aber ſie kommen nicht zuſammen, ihre Wege gehen auseinander.

Schauer der Mitternacht umwehen ein Feuer im öden Walde, und um das Feuer wandelt einſam ein Tatarenweib, und wirft Zauberkräuter in die Flamme; wild umfliegt ihr unbedecktes Haupt das Schwarzhaar. Die Flüche, die das Weib murmelt, ſind grauenhaft; ſie ſind nicht Flüche nur, ſie ſind Zauberformeln. Die Tiefe beſchwört ſie und zur Höhe blickt ſie, zur Höhe der dunkeln Tannen, von denen in langen grauen Flechten Baartmoos niederhängt und im Winde geſpenſtiſch weht. Eine offene Schachtel hält die Alte in ihrer Hand — in der andern den Deckel und blickt immer zur Höhe, und wird nicht müde, ihre Formeln zu murmeln. Und endlich — da ſchwebt etwas leiſe nieder, ein dunkles Thier — ſo ſcheint es — und raſch hält die Alte die Schachtel unter, und kaum iſts darin, ſo klappt ſie den Deckel darüber — und ſtößt einen wilden Schrei aus — rafft ihre Gewande auf und verläßt den Ort ihrer Flüche, ihres Zaubers. —

3.

Agaphonika Polycarpovna ſaß und ſchrieb; ſie ſchrieb unter Thränen an ihren Bruder.

O mein herzgeliebtes Brüderchen, Baſiliy Polycarpowitſch, mein Gemüth iſt in ſeinen tiefſten Tiefen erſchüttert. Es hat ſich entſetzliches bei uns zugetragen, und ich kann nicht aufhören zu weinen. Unſer Geſpiele Kolynka entnahm meinem Taubenſchlage ein Paar junge Tauben, um ſeiner kranken Mutter, unſerer Naenka, eine kräftige Brühe davon zu kochen. Wie gern hätte ich ſelbſt ihm die Tauben gegeben oder ein anderes Gericht, da es ſündlich iſt, dieſe frommen und heiligen Vögel zu töden, aber er war zu ſcheu, eine ſolche Bitte zu wagen. Bald darauf fehlten meine ſchönſten Lieblinge — Paul Michaylow klagte den armen Kolynka an, auch dieſe Tauben geraubt zu haben; ich weinte, der Vater zürnte heftig, gebot den Dieb zu züchtigen, und Paul Michaylow that dieß mit eigener Hand, und ſo grauſam, daß der Arme an den Kantſchuhieben auf der Stelle die Seele aushauchte. Darauf ließ der Vater ihm ohne Weiteres ebenfalls einhundert Hiebe mit der Plette durch unſern alten Theophiliy Nikodemonow aufzählen, eine doppelt verdiente Strafe, wie Du gleich leſen wirſt, mein Brüderchen. Theophiliy Nikodemonow ſparte keinen Fleiß, denn er war dem Paul Michaylow ſpinnefeind.

Am andern Morgen — denke Dir mein Brüderchen — war Kolynka's Leichnam verſchwunden und konnte nicht beerdigt werden, darüber erhob die alte Mataphka von neuem ein Zetergeſchrei und wollte ſich nimmer zufrieden geben. Sie irrt wie wahnſinnig umher. Acht Tage vergingen, als in einer Nacht die Stimme Paul Michaylows das Haus wach brüllte.

Du weißt, daß er ein einzelnes Zimmer neben der großen Gaſtſtube bewohnt, um den Gäſten des Hauſes zu deren Bedienung ſtets nahe zu ſein. Man eilt herbei, dringt in ſein Zimmer, und findet ihn wie wahnſinnig brüllend, das Haar ſich raufend, den Kopf ſich zuſammenpreſſend, wild phantaſirend, und öfters rufend: „Laß nach! Laß nach! Ich will es ja geſtehen — ich nahm und mordete die Lieblingstauben der Herrin, ich wollte Nicolay verderben — ha — und ich verdarb ihn! Laß nach! Laß nach!" — „Hört ihr's alle!" ſchrie Mataphka, die mit dem übrigen Geſinde auch herein gedrungen war: „Hört ihr's, daß er meinen Sohn unſchuldig angeklagt und gemordet hat? Hört ihr's wohl! Die Hölle hat ihn und hält und behält ihn! Daß noch dreimal ärger die Pein dieſes Wüthrichs, dieſes Sohnes der Hölle wäre! Fluch über ihn und Verderben über ihn!" Die Diener warfen die läſternde Alte aus der Stube, nach dem Arzt ward geſendet, nach dem Diakon — beide kamen, aber nicht Pauls leibliches, nicht ſein unſterbliches Theil vermochten ſie zu retten, Paul Michaylow ſtarb in Raſerei und fuhr in ſeinen Sünden dahin. — Seine Stelle erſetzt einſtweilen der Wolfjäger Theophiliy Nikodemonow.

Nun denke Dir, mein herzgeliebteſtes Brüderchen, Baſiliy Polycarpowitſch, wie das mein Herz zerreißt, daß der arme Kolynka ſchuldlos und meinetwillen gelitten hat und geſtorben iſt. Ich habe ſogleich allen meinen Tauben die Freiheit gegeben, denn ich konnte keine mehr anſehen, und habe mir gelobt, deren nie wieder zu halten.

Doch nun von dem ſo ſehr traurigen zu etwas freudigem. Feodor Iwanowitſch Gurianow, der junge reiche Gutsherr in Selo Chondelewka, der mit ſeinem Vater den unſern öfters beſuchte, hat um meine Hand angehalten, und unſer Väterchen iſt geneigt, mich ihm zu verloben. Mein Herz willigt ein; Selo Chondelewka iſt ein ſchönes großes Gut, nicht allzufern von unſerm düſtern hölzernen Krementſchuk, darin nur Kaufleute und polniſche Juden anzutreffen ſind. Es ſind von uns nur 45 Werſte bis hinüber.

Nach einiger Zeit, nachdem Agaphonika dieſes und anderes an ihren geliebten Bruder geſchrieben, kam ein Bote Baſiliy's mit einem großen Korbe in den Hof angefahren, mit einem an die Schweſter gerichteten Briefe, nicht minder auch mit einem Briefe an den Vater. Dem letzteren ſchrieb der Sohn über ſein Befinden und ſeine Stellung, ſeine Fortſchritte in der Kriegswiſſenſchaft und über ſeine Kameraden. An die Schweſter ſchrieb der Bruder unter anderem folgendes:

Mit größter Theilnahme empfing und las ich Deinen letzten Brief, mein geliebteſtes, glücklichſtes Schweſterchen! Zu Deiner Verlobung laß mich vor allem Dir auf das allerherzlichſte Glück wünſchen, und möge Dein Bräutigam Feodor Iwanowitſch mein Freund werden und bleiben. Was die traurigen Nachrichten betrifft, die Du mir mittheilteſt, mit denen ſo viel räthſelhaftes ſich mengt, ſo iſt es um den heimtückiſchen Hund Paul Michaylow nicht ſchade, da er ſo teufliſches ausgeſonnen und verübt. Deine Tauben aber, Herzens-Agaphonikchen, haſt Du zu voreilig entlaſſen, und das Gelübde, keine wieder zu halten, allzu übereilt gethan, daher ich Sorge getragen, Dir den Schlag wieder zu füllen. Damit ſich der Bruch Deines Gelübdes vor Deinem Gewiſſen rechtfertige, will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, das Du aber keinem Seelchen, ſelbſt nicht unſerm geliebten Väterchen, entdecken darfſt. Unſer Liebling, unſer Kolynka iſt nicht tod. Der treue Theophyl Nicodemonow, dem unter rauher Hülle ein warmes Herz ſchlägt, und der vielleicht unſers Kolynka Mutter näher kennt, als wir wiſſen, trug den Scheintoden bei nächtlicher Weile von dannen in ein Gehöft, darin ſeine Mutter wohnt, die eine erfahrene Aerztin iſt. Dort wurde mit ihrer Hülfe Nikolay wieder ins Leben gebracht, gepflegt, geheilt. Eines Tages tritt ein junger Menſch in mein Zelt, wirft ſich mir zu Füßen, fleht mich an, ihn nicht von mir zu ſtoßen — es iſt Kolynka — er erzählt mir alles. Was konnte ich thun, als den Burſchen behalten? Ich nahm ihn mit Erlaubniß meines Hauptmanns zum Tentſchik an; Väterchen ſoll ſpäter erfahren, daß ich ſeinen Muſchik (Leibeigenen) mir zugeeignet, und wird mir verzeihen;

denn ich ſühne eine Uebereilung, die ohne Verhör und genaue Unterſuchung den Unglücklichen zu ſo harter Züchtigung verurtheilte. Alſo ſei gutes Muthes, liebes Schweſterchen, und halte Deine Täubchen, und wenn Du ſie liebkoſeſt, denke an Dein Brüderchen, das im Uebungslager liegt, und keine Täubchen zum liebkoſen hat. Es iſt gerade wieder ſo ein Paar dabei, wie die ſchönſten Deiner früheren Lieblinge waren, die der verruchte Teufel Paul Michaylow gemordet hat.

Eine himmliſche Freude überſtrahlte die edlen Züge Agaphonika's. Kaum vermochte ſie es über ſich, die frohe Kunde, welche ſie erhalten, nicht auszujubeln; ſie verſchloß den Brief, und rief nach Annſchka und Varynka, daß dieſe den Korb öffneten, in welchem ein lautes Gurren und Flügelrauſchen den Inhalt errathen ließ. Es war eine Pracht, welche herrliche Tauben Baſiliy Polycarpowitſch geſendet hatte, und auf's neue belebte ſich der ſchöne, buntbemalte, in halb-tatariſchem, halb chineſiſchem Styl aufgebaute Taubenſchlag mit gefiederten Bewohnern.

Im Winter ſah der Edelhof über Krementſchuk frohes Leben; Agaphonika's Verlobungsfeier wurde begangen, und das einzige was die heitere Stimmung der bräutlichen Jungfrau hätte trüben können, war des Bruders Abweſenheit, der jetzt in Petersburg bei der Cavallerie ſtehend, die weite Reiſe nach der ſüdlichen Heimath nicht machen konnte. Der Verlobte, Feodor Iwanowitſch, aus der begüterten Familie der Gurianow, war ein vollkräftig blühender junger Mann, mit Vorliebe Jagdfreund; Agaphonika reichte ihm mit Freuden die Hand, ſie war glücklich in ſeinen Huldigungen, ſeiner Liebe. Der Gutsherr bot alles auf, den zahlreichen Gäſten, meiſt jungen Edelleuten der Nachbarſchaft, die Tage, die ſie bei ihm zubringen wollten, angenehm, und das Feſt, das er ſeiner einzigen Tochter zu Ehren anſtellte, ſo glänzend als möglich zu machen. Die geſammte Dienerſchaft hatte neue Kleider bekommen, mit eigener Hand hatte der Gebieter dem alten Wolfjäger einen neuen mit Goldtreſſen und Troddeln beſetzten Kaftan verehrt unter aufmunternden Worten, und Theophil Nikodemonow nahm ſich ganz abſonderlich ſtattlich aus in der hübſchen hutähnlichen Mütze, im kurzen Kaftan und den in den geſtickten ruſſiſchen Stiefeln ſteckenden Beinkleidern von geſtreiftem Baumwollenzeug, mit dem mächtigen krauſen Bart, der einem Koſakenhetmann Ehre gemacht haben würde.

Agaphonika erſchien voll ſtrahlender Schönheit, gekleidet in die Landestracht mehr nach tatariſcher als ruſſiſcher oder vollends franzöſiſcher Sitte. Ueber dem ſeidenen Unterkleid der Gurt mit großen runden blinkenden Schnallen, die von Gold und mit Perlen beſetzt waren, die Scharawari's vom feinſten Neſſeltuch zu den Füßen abwallend; das Oberkleid, deſſen Aermel bis zum Handgelenk reichten, vom koſtbarſten Stoff, und über daſſelbe ein ebenſo koſtbarer Pelz faſt ohne Aermel, aber mit langer Schleppe, mit Hermelin verbrämt. Unter- und Oberkleid weit offen, und die Bruſt dennoch züchtig, von zarteſtem Flor vom Halſe bis zum Gürtel überdeckt. Das reiche Haar, das in zahlreiche kleine Zöpfe geflochten war, war mit Perlenſchnuren und Diamantenreihen umwunden, und wurde von einer leichten, aber hohen Mütze vom feinſten Zobelpelz, die an der Stirne ſtramm anliegend, nach oben ſich in die Runde breitete, bedeckt. Majeſtätiſch wie eine Königin ſtand ſie neben dem ſtattlichen Verlobten, als der Swätſchennyk (höhere Geiſtliche) die Formeln der Verlobung über das Brautpaar ausſprach, und beide waren ein Paar, an welchem alle Welt ſeine Freude hatte.

Die Tiſche im Speiſezimmer bogen ſich ſchier von der Laſt der Speiſen und Flaſchen; das Frühſtück war trefflich geweſen, noch trefflicher war das ſpäte Mittagsmahl, das ſich bis tief in den Abend hineinzog. Man hatte zur üblichen, auf Nebentiſchchen hingeſtellten Sakuska (Vorſchmack) Caviar, Schinken und Sardellen genaſcht, und feine Likeure dazu getrunken; die Tafel ſelbſt, die gleich nach der Sakuska begann, bot Bärentatzen, Sterlet, Sülzen, Braten und den beliebten Pirok, eine treffliche Paſtetenart, mit Fiſchfüllung bereitet; man trank neben franzöſiſchen Weinen auch viel Krimski-Champanski, (krimiſchen Champagner), und vertilgte nicht minder vielen Weimorosky (gefrornen Wein von Kiew) und vielen Naliphka, einen ſüßen feurigen Likeur, der auch von

Damen nicht verſchmäht wird. Es war viel Luſt und Leben, viel Frohſinn und Heiterkeit unter den Gebietern wie unter der Dienerſchaft. Selbſt die alte Mataphka, die bislang nie wieder eine frohe Miene gezeigt, war der Sitte gemäß, als Agaphonika's Amme reich beſchenkt worden, und vergaß über dem Glück ihres einſtigen Lieblings auf Stunden ihren zehrenden Groll. Was Baſiliy und Agaphonika wußten, was auch der Wolfjäger vielleicht wußte, war ihr verborgen geblieben, mit Abſicht, damit ſie das Geheimniß nicht verrathe. Dieſes Verbergen einer Nachricht, die das von Gram um den geliebten Sohn verzehrte Weib beglückt hätte, war äußerſt grauſam, aber man fand für gut, noch eine Zeit lang Nikolay für tod gelten zu laſſen.

Beim Mahle, das nach Entfernung der Braut in ein völliges Zechgelag ausartete, wurde für den nächſten Vormittag eine Wolfsjagd verabredet. Theophil Nikodemonow hatte dabei jetzt ein Doppelamt; erſt mußte er Sorge tragen, daß Roſſe und Schlitten, Speiſen und Getränke zur Mitnahme, ſowie die nöthige Dienerſchaft bereit ſei; daß die leichten Sanki's mit der Duka, für die Jäger einzeln beſpannte Schlitten mit einem großen Bogen, und Kibitken (Geſellſchafts- und Packſchlitten) in Ordnung waren, und als Jäger hatte er das jagen, je nachdem daſſelbe in einer oder der andern Weiſe vorgenommen werden ſollte, zu leiten. Endlich begab ſich die laute Geſellſchaft zur Ruhe, der Haushofmeiſter hatte noch alle Hände voll zu thun und zu rüſten, und legte ſich erſt nach Mitternacht zu kurzem Schlummer nieder, während von der Herrſchaft wie von den Gäſten ſchon alles feſt ſchlief wie die Toden. Theophiliy Nikodemonow bewohnte übrigens nicht das Vorzimmer der großen Gaſtſtube, wie ſein Vorgänger, ſondern ein anderes, jenes war ihm mit ſeiner Erinnerung allzu grauſig.

Ehe noch der Morgen recht graute, klingelte in jeder Duka die einzelne Glocke, wurden ſchon die Sanki's und Kibitken beſpannt, und die Jäger ſetzten ſich ein, ohne ein anderes Frühſtück als einen tüchtigen Schluck Naliphka oder auch Arrak de Batavia, und jagten vereinzelt in die öde Winterfläche hinaus, auf den Böcken die kundigen Lenker mit den langen kurzſtieligen Riemenpeitſchen.

Groß ſind die Freuden einer Wolfsjagd, für die die Jäger nämlich, doch je nach Jahreszeit und dem belieben der Jäger verſchieden. Im Februar bis zum März iſt der Wolf brünſtig, und dann hauptſächlich iſt er das wilde Ungeheuer der Steppe und der Wälder, voll Grimm, Gier und Blutdurſt; oft zerreißen und zerfleiſchen die Wölfe einander ſelbſt zu dieſer Zeit. Da heult der kühne Jäger den Wolf an, das heißt, er ſtellt ſich an einen ſichern Platz — wehe ihm wenn er einen ſolchen nicht wählt, und ahmt das Geheul des brünſtigen Wolfes nach. Bald kommt einer, bald kommen mehrere herbei, den Gegner — ihren Kameraden und Nebenbuhler — zu bekämpfen, und dann fallen ſie, einer nach dem andern, unter dem ſichern Blei, und ſind noch andere da, ſo werfen dieſe ſich wuthvoll auf die Gefällten und lecken gierig ihr heißes dampfendes Blut.

Eine andere Art, den Wolf zu ſchießen, iſt, daß auf Bäumen kleine Häuschen erbaut werden, in die ſich je nach ihrer Zahl die Jagdgeſellſchaft vertheilt. In die Nähe wird ein Aas ſo gelegt, daß der Wolf es wittert; dieſer naht dem Fraſe ſtets ſo, daß er mit dem Kopfe der Gefahr, oder der entgegengeſetzten Seite, woher er kommt, die Spitze bietet, während der Wolfshund, der die ganz gleiche Fährte, wie der Wolf, zurückläßt, den Köder umgeht. Kein anderer Hund, als Baſtarde von Wolf und Hündin, oder Hund und Wölfin, können zur Wolfsjagd benutzt werden.

Eine dritte Art, ſich der Wölfe zu bemächtigen, ja ſogar ſie lebendig zu fangen, iſt der Keſſel. Thürhohe Baumpfähle werden ziemlich dicht in einem Kreis in die Erde gerammt; und in die Mitte wird ein lebendiges Schwein gethan. Um dieſe Einzäunung wird eine zweite, einen Faden hohe Umzäunung gemacht, mit einer halb geöffneten Thüre. Herr Iſegrimm wittert das Schwein, geht durch die Thüröffnung in den äußern Raum, umwandelt ihn, und ſtößt bald genug an die Thüre, welche nun zufährt, und ihm ſo ſtets jeden Ausgang verſperrt, außer dem Ausgang aus dem Leben, den er bald genug findet.

Von alle dieſen Jagden auf den Wolf beliebte dieſesmal der Jagdgeſellſchaft, die vom Schloſſe Krementſchuk kam, keine einzige, vielmehr wurde eine ungleich beluſtigendere vorgeſchlagen und gewählt, nachdem man bei lichtem Tage an dem Orte angelangt war, der als Mittel- und Frühſtückspunkt auserſehen ward. Als dem durch die Morgenluft und die raſche Fahrt erweckten Bedürfniß nach Trank und Speiſen in üblicher jagdgerechter Weiſe entſprochen worden war, und die Geſellſchaft die Kibitka beſtieg, auf welcher die Dienerſchaft, die hier zurückbleiben ſollte, gekommen, warf plötzlich einer der Gäſte, und des Bräutigams vertrauter Freund Aphanaſiv Andreawitſch Kaſchinzow, indem ſein Auge ſuchend den Kreis der Anweſenden durchirrte, laut die Frage auf:

„Nun Freunde, wo iſt denn unſer Feodor Iwanowitſch? Ich ſah ihn ja heute noch gar nicht?“

„„Doch, doch! Er muß in einem der Schlitten mit heraus gefahren ſein!““ behaupteten einige der Jagdgenoſſen. „In der That, ich ſah' ihn nicht!“ erklärte der künftige Schwiegervater des genannten. „Ich fuhr mit voraus, in der ſichern Meinung, er werde ſich uns anſchließen.“

„Ein Katzenjammer vielleicht — ein Liebesfieber — er hat ſich nicht loszureißen vermocht aus den Zaubernetzen der holden Agaphonika Polycarpovna!“ witzelten und ſpöttelten die Jagdgenoſſen. „Kommt vielleicht nach, oder denkt: „Zieht nur hin ihr Brüderchen; ich habe das Lämmchen gewonnen, was ſoll ich mit dem Wolf thun?“

Heiteres Gelächter und der Flaſchen kreiſen von Hand zu Hand begleitete die Scherze, nur Polycarp Simeonowitſch runzelte die Stirne und ſchüttelte das Haupt; das zurückbleiben des Schwiegerſohnes fiel ihm auf, verſtieß gegen die Sitte, er konnte keinen anderen Grund, als ein Unglück auf dem Wege oder ein ernſtes übelbefinden Feodor's ſich denken, und gebot einigen Dienern zurückzureiten und nach Feodor wie nach deſſen ebenfalls vermißten Leibdiener zu ſpähen.

Die Geſellſchaft auf dem Schlitten hatte ein Spanferkelchen in ihrer Mitte, jedoch ein lebendiges, und ſchleifte ein an einem ſtarken Strick feſtgeſchnürtes Bündel Heu hinter ſich her. Jeder der Schützen war gut mit Jagdgeſchoß verſehen, und als man ſich dem Gebiet näherte, in welchem Wölfe vermuthet werden durften, wurde das Spanferkel in den kleinen Ringelſchweif gezwickt, daß es laut aufſquikte. Dieſes quiken iſt für die Ohren eines hungrigen Wolfs gleichſam der Ton einer Zauberflöte, denn Meiſter Iſegrimm theilt mit vielen Menſchen die lebhafte Vorliebe für dieſes nützliche und angenehme Thier, obſchon er ſelbſt ungebraten mit demſelben vorlieb nimmt. Der Wolf rennt wild und unbedacht herbei, hält das raſch durch die Schneefläche dahin gleitende Heubündel für den Gegenſtand ſeiner

Sehnſucht, ſetzt ihm nach, erreicht es mit dem letzten Sprung — und da kracht ein Schuß, und wenn dieſer fehl traf, ein zweiter, ein dritter, und die Beute wälzt ſich heulend und färbt den weißen Schnee mit ihrem Blute roth. Das hält andere Wölfe nicht ab, immerdar dem Heubündel nachzujagen, bis das gleiche Loos einen nach den andern ereilt. Dieſe Jagd macht noch mehr Vergnügen, wie die Treibjagden auf Wölfe, die nicht ganz ohne Gefahr ſind.

Mancher Wolf wurde von den heitern Schützen erlegt, und nach gebüßter Jagdluſt wurde der Rückzug in froher Laune angetreten.

Von Unruhe getrieben jagte Polycarp Simeonowitſch in ſeiner Sanki, zur Seite queer den zuverläſſigen Theophiliy, ſeinen Gäſten weit voran, der Heimath zu, und im tiefernſten Schweigen, das der Diener nicht zu unterbrechen wagte. Endlich fragte der Gebieter: „Saheſt Du nicht den Scholoweck (Menſchen) Feodor's Iwanowitſch?“

„Mit keinem Auge, Euer Hochwohlgeboren!“ erwiederte Theophiliy. „Ich glaube, Herr und Diener haben ſich verſchlafen, und werden die Herren munter begrüßen, wenn der Jagdzug anlangt.“

„Mir gefällt das nicht!“ murrte der Gebieter. „Du hätteſt wecken ſollen!“

Verzeihet, Herr, ich habe gefehlt, entgegnete Theophiliy: „Petrynka (Peterchen), ſo heißt der Diener Eures gnädigen Herrn Schwiegerſohns, ſagte mir, daß ſein Herr nicht liebe, geweckt zu werden, und es überall verbitte.“ Ei ſo mag er ſchlafen wie ein Bär! dachte der Edelmann von Krementſchuk, doch ſagte er es nicht, und ließ es nach dieſer etwas beunruhigenden Mittheilung geſchehen, daß der kleine langmähnige petukiſche Traber den bisherigen faſt überraſchen Lauf ein wenig mäßigen konnte.

4.

Agaphonika ließ ſich wieder von Aniuſchka und Barynka lieblich ſchmücken; ihre heutige Tracht war einfacher als die geſtrige; ſie wollte nun auch in der Glorie der Hauswirthin dem geliebten Gaſt entgegentreten. Davon, daß Feodor Iwanowitſch nicht mit ihrem Vater zur Jagd gezogen, hatte ſie nicht die geringſte Ahnung.

Die Jagd kam zurück; Agaphonika ſah die Schlitten einfahren, ſah ſie halten, die Jäger ausſteigen, einen nach dem andern, ihr Verlobter war nicht darunter. Es kam der Schlitten mit der Dienerſchaft, und dann noch eine Kibitka mit der Beute — Feodor fehlte. Dieſe Wahrnehmung trieb der liebenden Braut das Blut aus den Wangen — ſie zitterte — ſollte Feodor Iwanowitſch auf der Jagd ein Unglück begegnet ſein? — Der Vater kam herauf. Agaphonika flog ihm entgegen, gab ihm den Gutenmorgenkuß und fragte bange: „Väterchen, wo iſt Feodor Iwanowitſch?“

„Nicht bei uns, Töchterchen! Iſt das Herzgeſpielchen nicht bei meinem Goldkindchen? So ruht er wohlgar noch in ſüßen Träumen, und ſchläft, wie ein Suslik!“ ſcherzte mit erzwungener Heiterkeit Polycarp Simeonowitſch. „Nun — er wird ſich ſchon einfinden! Sorge Kindchen, daß wir eſſen, wir bringen alle von der Wolfsjagd Löwenhunger mit.“

Die Gäſte traten in den Speiſeſaal, ſie nahmen von der Sakuska, ſie ſetzten ſich, der Stuhl des Bräutigams, zwiſchen dem Edelmann und ſeiner Tochter, blieb noch immer leer. Letzterer flüſterte dem Haushofmeiſter einen Befehl ins Ohr, und dieſer enteilte; man wurde indeß bedient. Theophilip kam zurück und flüſterte nach üblicher Verbeugung ſeinem Herrn ins Ohr: „Euer Hochwohlgeboren Befehl gemäß betrat ich das Vorzimmer, und fand Petrynka feſt ſchlafend und unangenehm überraſcht, daß ich das Bürſchchen weckte. Er gähnte ſehr, rieb ſich die Augen und fragte, wie viel Uhr iſts? Ich ſagt' ihm die Zeit und fragte, ob er nicht nun endlich doch ſeinen Herrn wecken wolle? Beileibe nicht, erwiederte mir Petrynka, da wären mir Scheltworte und Prügel mindeſtens ſo gewiß, wie Dir Theophilip Nikodemonow heute ein gutes Mittagsbrod. Nicht anklopfen um keinen Preis, und wenn er vierundzwanzig Stunden in einem weg ſchläft, was auch ſchon da geweſen iſt; denn Du ſollſt wiſſen, mein Väterchen, mein ſehr muntrer Theophiliy Nikodemonow, daß mein Herr meinem Vorgänger wegen unzeitigen weckens hat zu Tode prügeln laſſen.“

„Es iſt gut!“ ſprach der Gebieter, dachte aber im innern: es iſt nicht gut, und wunderte ſich über dieſe üble Angewöhnung eines ſo lebhaften und ſonſt ſo feurigen jungen Mannes, ſchrieb indeß den heutigen überlangen Schlaf natürlichen Urſachen zu.

In der Geſellſchaft fiel manches Neckewort, bis die Tafel faſt zu Ende war. Vorher die friſche kalte Luft, jetzt die Gluth des Zimmers und die ſtarken Getränke vereinten ſich, ſehr aufregend auf die Jagdgenoſſen zu wirken, und ſo erhob Aphanaſiy Andreawitſch ſeinen Humpen und rief: „Jetzt iſt's genug geſchlafen, jetzt auf und den Langſchläfer, den Ratz, herausgetrommelt mit Pauken und Trompeten!“

Und ſtieg auf vom Seſſel und alle folgten ihm ziemlich geräuſchvoll, nur der Gutsherr blieb zurück — in trüben Gedanken. Die ſo eben erfahrene Mittheilung machte ihm Kummer, um ſeiner Tochter willen. Daß der künftige Schwiegerſohn ſo grauſam ſei, hätte er nicht geglaubt; Polycarp Simeonowitſch Kalugin war nicht grauſam, und jene Uebereilung, die dem armen Kolynka durch des Haushofmeiſters eigene Rachſucht das Leben gekoſtet, wurde von ihm immer noch bitter bereut.

Fernher aus dem Schloſſe, von Feodor's Zimmer her, ſcholl lautes Halloh untermiſcht mit pochen, hämmern und klopfen. Das Schlafgemach wollte durchaus nicht aufgehen und ebenſo wenig erwachte von alle dem Lärm und den rufenden Stimmen drinnen der Schläfer.

„Hat das Zimmer keinen andern Eingang? — Man hole ein Brecheiſen! — Das iſt doch bedenklich! Gott — nur kein Unglück!“ — ſo klangen die Stimmen der Männer und Jünglinge durch einander. Die Dienerſchaft beeilte ſich, geeignete Werkzeuge zum gewaltſamen öffnen der Thüre ſchleunigſt herbei zu ſchaffen; Aphanaſiy Andreawitſch ſetzte zunächſt an, andre drückten nach, die Thüre krachte, aber ſie ging nicht auf. Es war eine gewaltige große ſchwere Doppelthüre, mit altem rieſigem Doppelſchloß verſperrt, und es koſtete die größte Anſtrengung, ſie zu öffnen. Lange widerſtand das Schloß ſelbſt den Schlägen einer ſchweren Axt, die dagegen donnerte — und drinnen noch kein Laut — die Laune erſtarb, die Scherze verſtummten, die Geſichter der Männer wurden bleich, angſtvoll geſpannt.

Jetzt mit einemmale fuhr mit Donnerkrachen die Thüre auf, und Aphanaſiy Andreawitſch riß den ſchweren Vorhang vom Bette.

O über alle Maaßen grauenvoller Anblick! Da lag Feodor Iwanowitſch ſtarr und kalt, entſeelt — mit furchtbar verzerrten Zügen, die den allerqualvollſten

Todeskampf dieſer rüſtigen und kräftigen Natur anzeigten. Beide Hände waren in das Haar gekrallt, die Beine gewaltſam, wie von Krämpfen verrenkt, hoch zur Bruſt heraufgezogen, und alles verrieth eine entſetzliche Spannung, in welcher, ſo ſchien es, ein jäher Anfall den Entſeelten verſetzt hatte.

Schreckenbleich umſtanden alle Freunde das Lager — laute Ausrufe der Ueberraſchung, des Schmerzes erſchollen — ſie pflanzten ſich fort, einer rief's dem andern zu, und der Leibkutſcher Gregor Conſtantinow war es, der vor den Schloßherrn zuerſt mit ernſter Meldung trat: „Euer Hochwohlgeboren gnädiger Herr Schwiegerſohn, Feodor Iwanowitſch wurde ſo eben tod in ſeinem Bette gefunden.“

„Tod ſagſt Du? Tod!“ ſchrie der Schloßherr und wurde marmorbleich. „In meinem Hauſe! In meinem Bette, mein Gaſt, mein Sohn!“ Der kräftige Mann wankte, er hielt ſich an einen Tiſch, und ſeufzte aus tiefſter Seele: „O Agaphonika!“

Die Schreckenskunde zeterte durch das ganze Schloß, ehe ſich noch der Edelmann Polycarp Simeonowitſch entſchieden hatte, ob er zuerſt die Tochter aufſuchend, das ſchreckliche ihr ſchonend und vorbereitend mittheilen oder erſt ſich von der entſetzlichen Wahrheit überzeugen ſollte — war der Pfeil dieſer Botſchaft durch der Dienerinnen Mund ſchon eilig zu Agaphonika geflogen und hatte ihr liebendes Herz mit tödlicher Wunde getroffen.

Feodor Iwanowitſch war und blieb tod — nicht der ſtumme Schmerz der Freunde, nicht der Diener Geheul erweckten ihn; der Arzt erklärte, daß allem Anſchein nach um oder gleich nach Mitternacht, wo alles im feſteſten Schlafe gelegen, der Tod erfolgt ſein müßte, den er ſo wenig als jenen ganz unter ähnlichen Erſcheinungen des Haushofmeiſters Paul Michaylow erfolgten anders erklären könne, als daß eine giftige Luft in dieſen beiden einzeln gelegenen aneinanderſtoßenden, vielleicht ſelten gelüfteten Zimmern herrſchen müſſe, die Apoplexie hervorrufe und herbeiführe. Solche Fälle ſeien indeß weder ihm noch ſeinen Collegen bereits vorgekommen.

Grauenvoll war Agaphonika's ſo heiter begonnenes Verlobungsfeſt geſtört, eine dunkle Wolke umhüllte ihr bisher ſo ſchönes Daſein. War auch ihre Liebe zu Feodor Iwanowitſch keine leidenſchaftliche geweſen, ſo war doch ihre Trauer groß und ihr Schmerz gerecht, denn ſie war eine beneidete Braut.

Ganz anders als der fröhliche Zug zur Jagd war jener, mit dem die Freunde des dahingeſchiedenen und der Vater Agaphonika's dem Schlitten das Geleite gaben, auf welchem der Sarg mit der irdiſchen Hülle des toden Bräutigams nach Selo Chondelewka gefahren ward, um in der Familiengruft der Gurianow beigeſetzt zu werden.

Agaphonika, hatten Schreck und Schmerz auf das Krankenlager geworfen; ſie lag im Fieber — abwechſelnd wachten ihre Dienerinnen bei ihr. Auch die alte Naenka theilte dieſe Wache mit Aniuſchka und Barynka.

Agaphonika phantaſirte und ſprach im Fieber: „O Liebling — o mein Tauber — wer tödete mein Täubchen?“

Mataphka hatte ihre knochigen Arme auf ihre Knie geſtützt, und die dürren Finger in ihr jetzt ergrautes Haar vergraben; wachſam und ſcharf auf die Kranke blickend, glich ſie einer Norne der Nordlandsmythe, zum mindeſten einer Velleda. Das Baumwollengewand, das ſie umhüllte, war ſchwarz.

„O meine Taube!“ flüſterte Mataphka unhörbar: „wer tödete meinen Tauber, mein Herzchen, meinen Liebling? Die Furie der Hölle über ihn und über ein Haus, darin man der Mutter den Sohn erſchlägt um zweier Tauben Willen!“

Agaphonika ſtöhnte im unruhevollen Schlafe: „Baſiliy! Brüderchen! Komme, komme, komme! bringe mir Kolynka wieder! Unſern Geſpielen — daß die alte Naenka wieder froh werde!“

Mataphka's Augen rollten — ſie blickte ſtarr auf die ſchlummernde, und flüſterte: „O Agaphonika Polycarpovna! Die Todten bringt keiner wieder! O Kolynka, mein Seelchen, das kommt nimmermehr zur alten Mutter. Drüben — ſagte der Chriſtenpope — drüben — ſagte der Iman — im Paradieſe — oh — es giebt kein Paradies, es giebt nur eine Hölle!“

Wieder flüſterte es von den bleichen brennenden Lippen Agaphonika's: „Halte den kleinen Kolynka ja recht gut, mein Brüderchen, mein Herzens-Baſiliy, auf daß er vergeſſe — vergebe und — vergeſſe“ — die fernere Rede erſtarb, der Schlummer der Kranken wurde ſanfter und ruhiger. Mataphka ſchüttelte ſtreng das Haupt. „Vergeb'en, vergeſſen! Nimmer, kein vergeben, kein vergeſſen.“

In dem großen alten Gaſtgemach waltete des Schloßherrn Dienerſchaft unter Aufſicht und Leitung des Haushofmeiſters forſchend und ſpähend, und reinigend. Die mit Eiſenſtäben verwahrten Fenſter wurden geöffnet, das Gaſtbette genau durchſucht, und auseinander gelegt. Zwei lebensgroße, in der Wand mit ſchweren breiten Rahmen befeſtigte Familienbilder wurden abgenommen, die Wand dahinter ſorglich gekehrt und neu gekalkt. Dem großen Spiegel ſammt dem Pfeilertiſch widerfuhr daſſelbe wie den Bildern. Ein mächtiger, mit ſchwerem Schnitzwerk verzierter Gewehr- und Kleiderſchrank, faſt ſo hoch wie das Zimmer, der vielleicht hundert und mehr Jahre auf ſeiner Stelle geſtanden, ward abgerückt. Auf einer Leiter ſtieg Theophil ſelbſt hinauf und ſpähte, ob oben im Geſimſe etwas ſchädliches ſich verberge, und fegte allen Staub heraus. Auch unter dem Schrank, der auf ſtarken koloſſalen Löwenfüßen ruhte, fegte der Vorſtwiſch. — Wohl fand ſich Mulm und Wuwel, jenes räthſelhafte Staubgerölle, das ſelbſt in unbewohnten Zimmern ſich in und auf und unter alten Schränken und Spinden bildet und findet, doch nichts von eigentlichem Moder, nichts, daß in ſo hohem tödlichen Grade die Luft zu verderben vermocht hätte.

Alle dieſes ſuchen und nachforſchen war dem bekümmerten Schloßherrn noch nicht genug. Er gebot, daß die gepreßten uralten Ledertapeten, mit denen das Zimmer bekleidet war, abgeriſſen und durch neue erſetzt werden ſollten; das Holzgetäfel der Decke wie des Fußbodens ward von Schreinern auf das ſorgfältigſte unterſucht, jeder Sprung verſpahnt, jede Fuge verkittet, jedes Mausloch am Boden wurde mit Kalk und Gyps verſchloſſen, der Boden friſch gebohnt. Und als alles nach des Herrn Gebot auf das genaueſte vollzogen, auch das Bette geſäubert und erneut, wieder aufgeſchlagen war, da gebot Polycarp Simeonowitſch, daß nie wieder, ſo lange er lebe, ein Gaſt, noch irgend ein Bewohner des Hauſes in dieſem Zimmer wohnen und ſchlafen ſollte.

5.

Still und einförmig ging das Leben dahin im Herrenhauſe bei Krementſchuk; der Gebieter begann raſch zu altern, Agaphonika wechſelte viele Briefe mit ihrem Bruder Baſiliv, und freute ſich der Zeit entgegen, die dieſen einmal wieder in ihre Arme führen ſollte, pflegte ihre Tauben und überwachte die einfache Hauswirthſchaft.

Aniuſchka hatte einen kleinen Liebeshandel mit dem Leibdiener des verſtorbenen Bräutigam, Peter Stephanow, angeknüpft und dieſem ward vergönnt, ſie zu heirathen. So war Aniuſchka die glückliche, die ſtatt ihrer Herrin nach Selo Chondelewka zog. Agaphonika entließ ſie mit reichen Geſchenken und guten Wünſchen, nahm aber eine neue Dienerin nicht an, ſondern begnügte ſich mit den Dienſtleiſtungen Barynka's.

Im Hauſe ging alles gewohnten, ſtill geregelten Gang. Der Haushofmeiſter hielt ſtrenge Zucht, aber fern von aller Grauſamkeit und Härte. Machte ſich, was ſelten geſchah, ein Diener eines Vergehens ſchuldig, das die unvermeidliche Prügelſtrafe nach ſich zog, ſo verrichtete niemals Theophiliv Nikodemonow dieſe eigenhändig, ſondern ließ ſie durch einen niedern Knecht in mäßiger Anzahl der Plettenhiebe dem Verbrecher zutheilen. Von Kantſchuhieben war keine Rede mehr. —

Die einförmige Stille der Lebensweiſe der Bewohner des Schloſſes auf der kleinen Anhöhe über Krementſchuk wurde aber, nachdem ſie nahe an zwei Jahre gedauert, unterbrochen durch einen Brief Baſiliv's, welcher freudig meldete, daß er mit einem Auftrag ſeines Chefs beehrt worden ſei, für das Cavallerie-Regiment, bei dem er diene, auf Remonte zu reiſen, und daß dieſer Auftrag zur Ergänzung der Pferde des Regiments ihn in ſeine liebe Heimath führe, indem er befehligt ſei, ſeine bezügliche Reiſe bis an die Grenze der Tatarei auszudehnen. Da war wieder Jubel im Schloſſe, und bei der ſanften, ſtillleidenden Agaphonika mindeſtens eine ſtille ſeeleninnige Freude. Auch der Vater lebte friſch auf, in Hoffnung, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, und im Sohne einen wackern Officier des angebeteten Czaars, einen edlen Nachfolger zu umarmen.

Bis Poltawa mußte Gregor Conſtantinow mit dem beſten Viergeſpann dem Erben des Hauſes entgegenfahren. Alles ſtand in froher geſpannter Erwartung; ein reiches Mahl harrte, doch ſollte es heute nur den lieben erſehnten Gaſt allein gelten, kein fremdes Auge ſollte des Vaters, der Schweſter Augen in Wonnethränen ſchwimmen ſehen. Später ſollte wieder der Gäſte fröhliches Geräuſch das geräumige Schloß erfüllen, und jede mögliche Luſt zur Feier der Anweſenheit des einzigen Sohnes und Erben geboten werden.

Baſiliy Polycarpowitſch kam an, flog in des Vaters, in der Schweſter liebeſeelige Umarmung, empfing die demuthvolle Begrüßung der Dienerſchaft, und alle bewunderten den ſo ganz verwandelten jungen Helden, der im zarten Alter geſchieden war, und jetzt ſo gereiſt, ſo männlich und im vollen Schmuck des Kriegers vor ihnen ſtand. Er brachte nur einen Leibdiener mit, den er Nikolay rief. Dieſes jungen Menſchen Geſicht zierte ein ſehr ſtarker Schnurrbart, ſeine Haltung war ernſt und kalt. Mit großer Raſchheit verrichtete er ſeine dienſtlichen Obliegenheiten, packte Mäntel und Waffen und Gepäck aus der Kibitka, und übergab es ohne Worte der Dienerſchaft, außerdem ſchien er ſich nichts um alles das, was um ihn her vorging, zu kümmern. Nur als unter den Dienern des Hauſes ein altes ergrautes Weib demüthig vor dem jungen Herrn in die Kniee ſank, und ihm ihre zitternden Hände entgegenſtreckte, da flammte Nikolays Blick nach ihr hin; er erkannte ſeine gealterte Mutter, er zuckte zuſammen, da lag aber im ſelben Augenblicke eine ſchwere Hand auf ſeiner Schulter; es war die Hand Theophiyl Nikodemonow's, der zu ihm ſprach: „Sieh nicht — höre nicht — und ſchweige.“

Schweigend neigte Nikolay ſein Haupt zum beſtätigenden Zeichen, und ſchwieg fortan.

Viel ſchönes und herrliches an Geſchenken hatte Baſilyl aus der glänzenden Czaarenreſidenz an der Newa mitgebracht, viel gab es zu erzählen, nicht ſatt hören und nicht ſatt ſehen konnte ſich der Vater an dem blühenden heldenkräftigen Sohne.

Als Vater, Sohn und Tochter allein beiſammen waren, lenkte ſich naturgemäß das Geſpräch auch auf die trüben Ereigniſſe des Hauſes. Aufs neue wurde des unſeligen Verhängniſſes gedacht, das der edlen Agaphonika den Bräutigam, den künftigen Gatten, und ihren Vater den wackern, erwünſchten Schwiegerſohn geraubt, und nicht minder gedachte man des unter ähnlichen Umſtänden erfolgten Endes Paul Michaylows. Durch Kopfſchütteln that Baſiliy Polycarpowitſch ſeinen Unglauben oder doch ſeine Zweifel kund, und verlangte in das Zimmer geführt zu werden. Dieß geſchah, Baſiyl fand es nebſt dem Vorzimmer ſchön erneut, recht wohnlich gemacht, auch luftig und rein gehalten, und rief aus: „Das Zimmer trägt an jenen räthſelhaften Todesfällen ganz ſicher keine Schuld — es muß etwas anderes ſein — ein Geſpenſt, würden die ſagen, die an Geſpenſter glauben und ſich vor ihnen fürchten. Memmen das, ich fürchte mich nicht! Zufall iſt alles.“

„„Ich habe geſorgt, daß dieſer Zufall nicht wieder walte. So lange ich lebe, wird niemand wieder dieſes Zimmer bewohnen““, ſprach der Schloßherr und ſchnitt damit weitere ihm unliebe Erörterungen ab.

Die Tauben, welche Baſiyl mit Liebe gepflegt ſah, lenkten das Geſpräch auf Nikolay; längſt hatte der Blick Agaphonika's nach dem Leibdiener des Bruders geſpäht, doch keine Aehnlichkeit mit Nikolay zu entdecken vermocht; er war, gleich Baſiyl, zum jungen Manne herangereift, hatte an Haltung gewonnen, und hielt ſich auf ſeiner Stellung, wie erhaltenem Befehl gemäß, in angemeſſener Entfernung.

Gern hätte Baſiyl eine Erklärung und Aufdeckung ſeines Geheimniſſes in Betreff Nikolays gegen ſeinen Vater herbeigeführt, aber dieſer ſah ſich nur höchſt ungern an einen Vorgang erinnert, der ſein Gemüth nachhaltig bekümmert und verdüſtert hatte; daher brach er das begonnene Geſpräch über dieſen Punkt raſch ab, und

Baſiliy beſchloß eine andere gelegene Zeit zu einer Enthüllung abzuwarten, die ſeinem Vater nur höchſt angenehm ſein konnte.

Eine heitere Abendmahlzeit vereinte die aufs neue durch ihr Beiſammenſein beglückten; des Sohnes Erzählungen aus ſeiner militäriſchen Laufbahn, vom Leben in den Feldlagern wie in der Czaarenreſidenz, von Sankt Petersburg ſich täglich ſteigernder Pracht und Großartigkeit füllten höchſt angenehm die Stunden aus. Spät trennte man ſich, und mit frohem Gemüthe ſuchte und fand der alternde Schloßherr die Ruhe; auch Agaphonika zog ſich zurück, und der Haushofmeiſter geleitete den jungen Herrn auf ſein Zimmer, neben welchem dem Leibdiener ebenfalls eine Schlafſtätte angewieſen war. Schon wollte der Haushofmeiſter ſich ehrerbietig entfernen, als Baſiliy zu ihm ſprach: „Höre an, Theophiliy Nikodemonow, ich werde mit Nikolay nicht hier, ſondern in dem alten Gaſtzimmer ſchlafen.“

„„Euer Hochwohlgeboren verzeihen,““ begann Theophiliy ſeine Einrede, aber Baſiliy unterbrach ihn: „Ich weiß ſchon, Alter, was Du mir ſagen willſt. Der gnädige Herr, mein Vater, hat es verboten; allein ſieh, ich haſſe den Aberglauben, ich will doch ſehen, was es mit dem Spuk für eine Bewandniß hat! Sei ohne Furcht; wir begeben uns nicht blind in eine Gefahr; höre meinen Kriegsplan. Du ſchläfſt oder wachſt, das bleibt Dir freigeſtellt, im Vorzimmer; wachſt Du, ſo wirſt Du den Vortheil haben, nicht von Deinem Vorgänger zu träumen, der ein grauſamer Hund war. Du bildeſt die Vorhut gegen einen äußern Feind. Im Nothfall bleibt Dir der Rückzug in mein Zimmer, denn die Thüre laſſen wir offen. Ich, als Centrum, lege mich angekleidet zu Bette; auf den Tiſch liegen meine zwei paar ſcharfgeladenen Piſtolen, am Bette lehnt mein gutes Reiterſchwert. Auf dem Tiſch brennen vier Wachskerzen, in Deinem Zimmer eben ſo viele, damit wir Licht haben, wenn der Verſuch gemacht wird, irgend ein Licht, und wär's ein Lebenslicht auszublaſen. Mein Nicolay ſchläft in dem großen altväteriſchen Lehnſeſſel, der im Zimmer ſteht, verſieht ſich ebenfalls bewaffnet; er iſt die Verſtärkung, das Hintertreffen. Wer ſoll uns, ſo gerüſtet, in dem großen, hellen, friſch gelüfteten Zimmer etwas anhaben? Vor Menſchen fürchten wir uns nicht, und Geiſter? Hahaha! die giebt es nicht! Der Teufel? Würde mir eine Ehre ſein, ſeine Majeſtät, den Selbſtherrſcher aller verdammten Seelen, den Czaar des hölliſchen Reiches kennen zu lernen!"

„Frevlen Euer Hochwohlgeboren nicht! Ich flehe beim heiligen Kreuze!"" rief der Haushofmeiſter erſchüttert aus. „Setzet Euch, Baſiliy Polycarpowitſch, nicht ohne Noth einer Gefahr aus, die um ſo furchtbarer iſt, als man nicht weiß, wie ihr zu begegnen, und von wannen ſie kommt! Setzet auch mich nicht der ſchwerſten Verantwortung aus! Der gnädige Herr iſt gut, aber auch ſtreng; ſelbſt im glücklichſten Fall, wenn alles gut abliefe, würde mich dafür, daß ich jenes Zimmer Euch aufgeſchloſſen gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl, mit Recht ſchwere Strafe treffen, ich würde meines Amtes entkleidet und dem geringſten Muſchik gleich geſtellt werden!“

„„Mühe Deine Lunge nicht ab, Theophiliy““ entgegnete Baſiliy. „Ich will es ſo, und damit gut, alle und jede Verantwortung nehme ich auf mich. Gegen jede Strafe ſchütze ich Dich. Wir laſſen niemand mehr um ein Paar Tauben todprügeln!“

„„Herr! Nehmt mein Leben!““ rief verzweiflungsvoll und zu Baſiliys Füßen ſtürzend, der Haushofmeiſter. „Gern geb' ichs hin für das Eure, aber Ihr dürft nicht in jenem Zimmer ſchlafen! Um des Heilandes und ſeiner heiligen Mutter Willen, führet mich nicht in dieſe ſchwere Verſuchung!“

„„Theophyl!““ rief Baſiyl: „Erzürne mich nicht gleich am erſten Tage meiner Heimkehr! Bei meiner Ehre ſag' ich Dir, ich werde mit Nikolay in jenem Zimmer ſchlafen! Verſtehſt Du! Bei meiner Ehre!“

„„Ihr habt zu gebieten Herr, ich gehorche, mein Leben iſt verwirkt““ — ſprach tonlos, indem er ſich erhob, der Haushofmeiſter, und leiſe flüſternd ſetzte er hinzu: „vielleicht auch — das Eure.“ Doch dieß hörte Niemand.

Alles geſchah, wie Baſiyl befohlen; erſt entfernte Theophiliy alle Diener aus nahen Zimmern oder Gängen — er ſelbſt trug mit Nikolay die Lichter, die Waffen in jenes Zimmer. Sorglich leuchtete er umher unter und hinter das Bette, unter den rieſigen Schrank, hinter den Spiegel, in die Winkel; er rückte den Lehnſeſſel für Nikolay zurecht, er ſelbſt gelobte ſich zu wachen, doch verließ er noch einmal das Vorzimmer um zu ſehen, ob im Hauſe alles ruhig und in Ordnung ſei.

Baſiliy ließ nur die Stiefeln ſich ausziehen, machte ſich's bequem, doch blieb er in Kleidern. Statt der Decke, die er verwarf, diente ihm ſein Reitermantel. Als er lag, ſetzte ſich auch Nikolay zum Schlummer zurecht, voll bekleidet, die Waffe neben ſich, den eigenen Mantel über ſich. Hell brannten die Kerzen, die Zeit war nahe an Mitternacht.

6.

Agaphonika's Herz klopfte ſo freudenvoll, wie lange nicht. Sie war ſo ſelig in der Liebe zu ihrem Bruder, ſo glücklich, gern hätte ſie auch andere glücklich gemacht. Sie gab ihrer Barynka, welche ſie auskleidete, eine ganze Handvoll Schmuck zum Geſchenk und ſagte ihr: „Gehe hin liebe Barynka, rufe mir die alte Naenka her, ich will auch ihr etwas ſchenken, weil mein Brüderchen wieder gekommen, und ſo ſchön und herrlich geworden iſt!“

Varynka ging unter Dankesbezeugungen, und ſandte der Herrin die alte Mataphka zu. Dieſe kam und fand Agaphonika in allerhand Kleiderſtoffen kramen.

„Habe einen Freudentag erlebt, Altmütterchen!“ ſprach Agaphonika. „Möchte Dich auch erfreuen! Was ſchenke ich Dir alte Naenka? Was erfreut Dich am meiſten? Bitte, ſag' es mir! Schmuck wirſt Du Dir ſchwerlich wünſchen, aber vielleicht ein Kleid — oder — eine recht frohe Botſchaft?“ —

„Herrin, die alte Mataphka hat was ſie braucht. Dank Euch für den guten Willen Agaphonika Polycarpovna. Und mir eine *gute* Botſchaft, die könnte ja nur vom Himmel kommen.“

„„An den Du nicht glaubſt, Mataphka,“ fiel Agaphonika ein: „und doch iſt unſer Gott groß und mächtig, kann die Toden erwecken und lebendig machen.“

Mataphka ſchüttelte heftig ihr Haupt, und murrte: „Verzeiht Herrin, das kann er nimmermehr.“

„„Würdeſt Du glauben an den Gott der Chriſten, Mataphka, wenn Dein Kolynka wieder vor Dich träte, und ſpräche: Mütterchen, ſiehe, da bin ich, ich lebe!“

Mataphka's Geſtalt hob ſich kerzengerade, ihre Augen rollten.

„Mein Sohn, mein Kolynka!“ ſtieß ſie keuchend hervor. — „Ja — ich würde glauben, oh ganz gewiß, ich würde ſehr glauben, Agaphonika Polycarpovna, aber das iſt ja nicht möglich — nicht möglich!“

„Unſerm Gott iſt nichts unmöglich!“ entgegnete Agaphonika mit feſter Zuverſicht.

„Höre zu, Mütterchen, und ſchaue nicht ſo wild, ſo entſetzlich drein. Unſer Kolynka iſt damals nicht geſtorben; er war nicht tod — Theophilip Nikodemonow hat ihn gerettet, deſſen Mutter heilte ihn, aber er wollte nicht in unſer Haus zurück, er entfloh — und dem entflohenen Leibeigenen wäre die Abgabe als Rekrut gewiß geweſen, das weißt Du wohl, darum durft' er nicht wieder kommen, darum mußte es ein feſtbewahrtes Geheimniß bleiben, daß er lebe. Zu meinem Bruder flüchtete er ſich, ihm dient er; ſein Scholewak, den er mitgebracht — iſt — doch muß es noch immer geheim bleiben — Dein Sohn, Dein Kolynka!“

Mit ſprachloſem erſtaunen und unter immer heftiger werdenden zittern hörte die Alte dieſe Mittheilung; faſt zerſprang ihr das Herz vor Weh und Wonne, endlich rief ſie tief athmend und ſchreiend aus: „Mein Sohn! mein Kolynka! Und ſo lange mir entzogen und vorenthalten! Wo iſt er? Ach wo iſt er?“

„Er ruht im Vorzimmer ſeines Herrn, heute darfſt Du ihn nicht ſtören, morgen wird er an Deinem Herzen liegen. Nun Mütterchen, gab ich Dir nicht ein gutes Geſchenk? Danke mir und gehe zu Ruhe.“

„Ich danke Euch, Herrin! Ich danke Euch, Agaphonika Polycarpovna!“ ſprach Mataphka mit ſeltſamen Ton. „Ich danke Euch für dieß graue Haar, Euer ſo gut bewahrtes Geheimniß hat es grau gemacht; für dieſe runzelvolle Haut, das Geheimniß hat ſie gewelkt; für meine zitternden Glieder; der nagende Schmerz um meinen Sohn machte ſie erzittern und das tiefe Geheimniß. Hätte ich den Sohn lebend gewußt, wenn auch fern von mir, ſo konnte ich beten, wenn auch nicht zum Gott der Chriſten. Es giebt nur einen Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet! — Weil ich nicht beten konnte, ſo habe ich geflucht, und meine Flüche haben mein Gebein verdorrt und meine Schritte wankend gemacht. Oh ich danke Euch — Euer Geheimniß hat mir ja den Sohn geſchont und erhalten, mir aber raubte es mehr, als je irgend eines Gottes Hand mir wieder zu geben vermag."

Agaphonika litt Pein bei dieſer Rede des Tatarenweibes; ſie verhüllte ſich und deutete mit der Hand, die Sprecherin möge ſich entfernen. Unverweilt gehorchte dieſe, und Agaphonika ſuchte im Innern beunruhigt die Ruhe und ſeufzte: „Ach, wo giebt es noch eine reine und ungetrübte Freude?" —

Mataphka hielt ein Lämpchen in der Hand und ſchlich durch des Hauſes Gänge, die Diener alle hatten ſchon ihre Ruheſtätten geſucht. Sie wußte die Thüre des Vorzimmers, darin Nikolay ſchlief, ſie konnte nicht eine Nacht lang das Geheimniß in ihrer Bruſt bewahren, und auf den nächſten Morgen harren — ſie wollte den

Sohn, den lang entbehrten Sohn, ſie hatte keine G
danken mehr als nur den Sohn, den Sohn.

„Ob er ſchon ſchläft mein Herzchen? O mein go
dener Liebling!“ Die Alte legte lauſchend ihr Ohr a
die Thüre, ſie vernahm nichts; es war tiefſtill in de
Zimmer. Sie ſtellte ihre Lampe zur Seite auf das Eſ
rich des Ganges, und lugte durch das Schlüſſelloch.
war finſter da drinnen, gegen die Gewohnheit, denn im
Zimmer des Dieners gehört ein Nachtlicht. Sie ſcharr
leiſe mit den Nägeln an der Thüre — nichts regte ſi
— jetzt klopfte ſie leiſe erſt, dann ſtärker und noch e
was ſtärker. „Alles ſtill drinnen — alles ſtill.“ Da
war genau um dieſelbe Zeit, in welcher Theophilij N
kodemonow noch einmal das Vorzimmer, darin er wach
ſollte und wollte, um nachzuſehen, ob alles im Hauſe i
Ordnung, verließ. Da ſah er auf dem Gang de
Lampenſchimmer, ſchlich durchs Dunkel näher, fand d
Alte.

„Heda Mataphka! Was giebt es hier zu ſuchen un
zu lauſchen?“ rief er, doch nicht laut, der Alten zu, un
faßte ſie nicht eben ſanft an.

„Will zu ihm, will zu meinem Nikolchen; laß mi
Väterchen, drücke mich nicht ſo hart; das Fleiſch iſt vo
den Knochen, Druck thut weh!“

„„Biſt verrückt alte Mataphka! Sehr verrückt! Mon
ſüchtig! Welche Narrheit! Wo ſoll Dein Kolynka he
kommen?““

„„Ha ſtelle Dich nicht dumm, Väterchen! Ich weiß alles, Du weißt alles! Er iſt da, das Goldſöhnchen, der Liebling, freueſt Dich auch, biſt gut, ſehr gut, haſt ihn gerettet, oh ich will Dir tauſendmal die Hände küſſen — aber ruf' ihn heraus, ruf' ihn heraus, ich will ihn ſehen, ich muß ihn ſehen.““

„Schweig, thörichtes Weib! Schreie mir etwa die Schläfer wach! Morgen iſt auch noch ein Tag, alte Nachteule! Gleich in Deine Ispa! Marſch fort oder ich haue Dich! Hier ſchläft er ja gar nicht, der Nikolay, Du Hexendrache!“

„„Hier nicht und wo denn? Um Deines, um ſeines Lebens Willen wo denn, Mann?““ rief mit unterdrücktem Angſtgeſchrei die Alte, und alle Fiebern ſpannten ſich; ſie raffte die Lampe vom Boden auf, ihr graues Haar umflog ſie, ihre Augen rollten.

„Dort!“ flüſterte der Haushofmeiſter und deutete nach der Thüre jenes Vorgemaches ganz am Ende des Ganges.

„„Dort!““ wollte die Alte aufkreiſchen, aber der Haushofmeiſter ſchlug ihr die rechte Hand auf den Mund und krallte ihr mit der linken an die Gurgel, und flüſterte: „Satansweib, gieb nur noch einen Laut von Dir, und ich erwürge Dich auf der Stelle.“

Mataphka ſchüttelte ſich mächtig; der Haushofmeiſter ließ ab von ihr, doch ſie ſank vor ihm zuſammen, faſt fürchtete Theophiliy, er habe ſie ſchon erwürgt. Sie begann aber zu wimmern: „Hab' Erbarmen! Ruf' ihn heraus — heraus — er iſt des Todes drinnen, des ſichern Todes!“ Dabei ſchleppte ſich die Alte in keuchender Angſt auf den Knieen näher hin nach jener Thüre, immer näher hin, und den Haushofmeiſter überlief es kalt; er wollte gern Lärm und Unruhe verhüten, die Alte begütigen, und zugleich auch wieder auf ſeinen Wächterpoſten zurück, denn ihm graute vor den Schrecken dieſer Nacht.

Er hoffte mit begütigenden Worten beſſer als mit heftigen auf die Alte, welche halb wahnſinnig ſchien, einwirken zu können, und flüſterte: „Wenn Du Dich ganz ſtill verhalten willſt, ſo will ich Dich mit herein nehmen, daß Du ihm nahe biſt. Rufen kann ich ihn nicht, denn er ruht im Gemach ſeines Herrn. Was kann ihm da widerfahren? Die Kerzen brennen hell, beide ſind bewaffnet.“

„„Oh! oh! oh!““ wimmerte leiſe die Alte: „ſetz' ihnen eiſerne Schlafhauben auf, hörſt Du, guter Theophiliy! O nur einen rette! Rette Nikolay!“

Redet das Weib im Fieber oder ſchwatzt die Hölle aus ihr? fragte ſich Theophil, dem das Gebaren der Alten jetzt mächtig aufzufallen begann. Wenn ſie doch beim Teufel wäre, ſtatt hier, zu dem alle ſolche Hexen gehören!

Während dieß alles auf dem Gange vorging, waren Baſiliy und Nikolay noch wach, und der Gebieter plauderte mit dem Diener.

„Ich konnte heute Deinetwegen noch nicht mit meinem Herrn Vater reden, Nikolay, morgen aber ſoll es geſchehen; er wird Dich mir gewiß ſchenken, wenn ich um Dich bitte, dann kannſt Du Deiner alten Mutter Dich entdecken, und die Dienerſchaft ſoll ein Feſt haben, wobei ſie meine Heimkehr und Deine Wiederauferſtehung von den Toden zugleich feiern kann.“

„„Euer Hochwohlgeboren ſind ſehr — gnädig!““ erwiederte Nikolay, gähnte aber gleich darauf.

„Ah, Du biſt ſchläfrig Junge, — verdenke Dir's auch nicht — die Reiſe, die Mahlzeiten, ſchlafe immerhin. Ich wünſchte, ich könnte es auch, bin aber zu aufgeregt. Bin ohne Furcht und doch auch nicht ohne Unruhe — bin geſpannt, wie die Hähne meiner Piſtolen — wäre doch beſſer, ſie in Ruhe zu ſetzen — es könnte eine Phantaſie mich ergreifen, ein böſer Traum, ich griffe in der Schlaftrunkenheit danach und erſchöſſe am Ende Dich. Habe einmal ſo eine Geſchichte geleſen. — Setze die Piſtolenhähne in Ruhe, Kolynka!“ — Hörſt Du nicht?“ —

„Der arme Kerl ſchläft ſchon, und giebt zuletzt wohl gar ein Gratisconcert für mich — nun denn, ſo thun wirs ſelbſt.“

Baſiliy richtete ſich im Bette empor, und ſetzte die Hähne der Piſtolen in Ruhe, einen nach dem anderen und legte ſie leiſe wieder auf den Nachttiſch. Er ſah nach der Taſchenuhr, die ebenfalls auf dem Nachttiſch lag — ſie zeigte Mitternacht. „Nun denn — da wäre ja die Geiſterſtunde eigentlich ſchon vorüber. Oder iſt's nicht ſo? Weiß ich doch wahrhaftig nicht, welches eigentlich die richtige Geiſterſtunde iſt, von eilf bis zwölf oder von zwölf bis ein Uhr? Meinetwegen — die Geiſter haben viele Zeit, thun nichts, brauchen nicht zu exerciren, können ſich ihre Muſſeſtunden nach belieben wählen.“

Bald nach dieſem Selbſtgeſpräch war auch Baſiliy Polycarpowitſch vom Schlummer übermannt.

Leiſe trat Theophiliy Nikodemonow in das Vorgemach. Die Kerzen brannten alle noch, wenn auch etwas düſter. Die Thüre zum Zimmer des jungen Gebieters ſtand halb offen; ohne das mindeſte Geräuſch zu erregen, trat Theophiliy wieder heraus auf den Gang zu der Alten, und ſagte: „Es iſt alles drinnen gut und ruhig — laß mich nun auch ruhen — und gehe ſchlafen.“

„„Nein! Laß mich hinein — hinein!““ drängte Mataphka flüſternd: „Du ſollſt erfahren weshalb ich hinein muß — muß — keine Minute zögere, jede Minute kann den Tod bringen.“

„„Sag's, und ich laſſe Dich ein, eher nicht, aber einen vernünftigen Grund laß mich hören!““

„Vernünftig!“ höhnte Mataphka. „Hab' ich doch einmal Deinen Popen ſprechen hören, es ſtehe geſchrieben in Eurem heiligen Buche: niemand laſſe ſich betrügen mit vernünftigen Reden! Höre zu.“

Leiſe und haſtig flüſterte die Alte auf dem Gange, mit bangem, immer ſtärkern Klopfen des Herzens lauſchte Theophil.

Leiſe pickte im Schlafzimmer Baſiliv's die Taſchenuhr, nichts war ſonſt darin noch hörbar, als die Athemzüge der Schlummernden.

Aber jetzt regt ſich etwas unter dem Boden des auf den kurzen Löwenfüßen ſtehenden Schrankes, aber es regt ſich unhörbar.

Hervor unter dem Schranke gleitet eine dunkle Unform — raſch wie eine Maus — ſchwarz wie ein Schatten. Jetzt ſteht es, als lauſche es — jetzt gleitet es wieder über den gebohnten Boden des Zimmers, raſch, unhörbar, wie die Waſſerſpinne über die Spiegel unbewegter glatter Fluth gleitet — dann ſtockt es wieder.

Dem Bette naht es, darinnen Baſiliv ruht. Huſch iſts an dem vordern Pfoſten zu Häupten hinauf — ſtill — wieder ein Huſch — über die Kopfkiſſen gleitet es jetzt. —

7.

Das grauenhafte dunkle Weſen, welches unter dem alten Schranke tief in einem Winkel am Boden des Schrankes geſeſſen hatte, durch die Stube geglitten war und zur Pfoſte des Bettes hinan, und über die Kopfkiſſen — rührt jetzt mit leiſen taſten an das Haupthaar Baſilys.

Ob dieſes Weſen Augen hat zu ſehen, ob es fühlt? wer kann das ſagen — ſeine Stelle aber die es ſucht, findet es; es verſchwindet ganz in dem vollen Haar des Schläfers, ohne die Haare mehr zu bewegen, als ein Federchen ſie bewegen würde.

Jetzt ſitzt es über der Stelle, wo überm Stirnbein, Kreuznaht und Pfeilnaht der Hirnſchaale ſich berühren, und aus ſeinem Körper dringt ein Stachel, ſpitz und fein, wie eine Nähnadel von engliſchem Stahl, hart wie Diamant, und es ſetzt die Spitze dieſes Stachels auf die bezeichnete Stelle. —

„Da ſie mir den Sohn zu Tode gegeiſelt hatten, da ſchwur ich ihnen Rache bei Muhamed und allen böſen Engeln des Abgrundes“ — flüſterte Mataphka dem Theophiliy Nikodemonow zu.

„Und entwich, obſchon ich krank und nicht ganz bei mir war, aus dem Schloß und ging dem Walde zu, und verlobte mich mit Freuden der Hölle, unter dem Beding, daß ſie mir ein Pfand der Rache gebe an dieſen unmenſchlichen Peinigern.“

„Und entzündete ein Feuer, und ſtreute Kräuter hinein, und ſprach die Formeln, die meine Mutter mich ſprechen gelehrt am See Kom in der nogaiſchen Steppe, und erflehte den heimlichen Wurm, der, wie die Sage geht, kein Geſchöpf Gottes iſt, welches Ding lebt ohne Nahrung, ohne Paarung, und welches tauſend Jahre alt wird, wenn es in hundert Jahren nur einmal ein Tröpflein Menſchenhirn in ſeinen Stachel zieht — und da kam's aus der Luft herunter — und ich fing's — fing's — trug's her zur Rache in dieſes Haus, und hier in dieſes Zimmer, darin der Teufel ſchlief, der meinen Sohn, wie ich nicht anders wußte, und er nicht anders wollte, erſchlagen — die Höllenfurie war's!“

In demſelben Augenblick, als Mataphka dieſe letzten Worte ſprach, ſtieß die Höllenfurie ihren Stachel tief in das Gehirn Baſiyl's — und es gellte ein überlauter entſetzlicher Todesſchrei aus deſſen Zimmer.

„Ungeheuer! Tochter der Hölle!“ ſchrie Theophil von eiskaltem Entſetzen übergoſſen, und gab der Alten einen ſo fürchterlichen Stoß, daß ſie rücklings überſchlug und ihr Schädel hart auf das Eſtrich des Ganges ſchmetterte — und ſtürzte durch ſein Zimmer in das Zimmer Baſiyl's.

Nikolay war aufgetaumelt, hatte den Armleuchter in der Hand, ſtand entſetzt, ſchlaftrunken und rathlos da — Baſiyl hatte beide Hände eiſenfeſt auf ſein Haupt gedrückt, ſein ganzer Körper warf ſich in Todeszuckungen auf dem Lager um und um, aber die feſt auf das Haupt gedrückten Hände ließ er nicht los — und noch ein markdurchſchütternder gellender Schrei, der durch das ganze Schloß drang, dann ein kurzer letzter Seufzer, und Baſiyl war tod.

Den alten Gutsherrn weckte des einzigen Sohnes letzter Todesſchrei aus dem friedlichen Schlummer — auch Agaphonika hörte dieſen Schrei — die entſetzliche Verwirrung, der grenzenloſeſte Jammer füllte bald das Schloß.

Der alte Gutsherr wollte in ſeinem ungeheuern Vaterſchmerz den ungehorſamen Haushofmeiſter erſchießen, Agaphonika aber ſprach ernſt: „Denk' an Nikolay, Vater, deſſen Tod Dich reute, weil er unſchuldig war; die vermeinte Blutſchuld hat Gott von Deinem Haupte genommen; jener der dort an Deines Sohnes Bette in Thränen zerfließend knieet, iſt Nikolay, lade keine neue Schuld auf Dich! Des Bruders Wille zwang Theophiliy Nikodemonow!“

Als der Arzt den Leichnam Baſiyl's beſichtigte, gelang es ihm nur mit Mühe, die wie mit Schrauben auf den Schädel feſt haftenden Hände zu löſen. Unter ihnen lag, zerquetſcht und breitgedrückt, ſcheuslich, ſcheuslich, ſcheuslich anzuſehen, die Höllenfurie — ein Geſchöpf, eine Miſchung von Tarantel, Scorpion und Stachelpfeilkrebs (Xiphonura). Der Arzt that es in Spiritus.

Polycarpow Simeonowitſch verſank in dumpfes brüten — ſein Geiſt umdunkelte ſich, er lebte nicht lange mehr. Der letzte ſeines Stammes, folgte er dem einzigen Sohne bald nach in die Gruft der Kalugin.

Mataphka hatte ſich aufgerafft vom ſchweren Stoß und Fall, während der allgemeinen Verwirrung, aber ſie war und blieb verſchwunden, niemand ſah ſie wieder — nach dem Walde war ſie hin, wo ſie die Höllenfurie gewann.

Agaphonika beſtellte nach ihres Vaters Tode den alten Haushofmeiſter Theophiliy Nikodemonow zum Verwalter ihres Hauſes und Gutes, über welches ſie verfügte; verband Nikolay mit Barynka, und ſtattete dieſes Paar reichlich aus; gab allen ihren Leibeigenen die Freiheit, nebſt angemeſſenen Ländereien ihres Gutes, und rüſtete zu einer großen Reiſe.

Als ſie allen ihren weinenden Dienern und Dienerinnen Lebewohl geſagt, ſtieg ſie in den Reiſewagen. Wie Gregor Conſtantinow, der alte Leibkutſcher fragte, wohinwärts er die Roſſe lenken ſolle? ſprach ſie tonlos: „Nur immer die Straße nach Kiew.“

Dort nahm Agaphonika Polycarpowna in einem der zahlreichen Klöſter den Nonnenſchleier.

Das Schloß ging in andere Hände über; die Sage, daß die Höllenfurie darin gehauſt, wurde bald zu der, daß ſie noch darin wohne. Dieſe Hausgenoſſenſchaft mochte niemand theilen — daher wurde der Bau verlaſſen und verfiel endlich ganz — jetzt iſt faſt jede Spur davon verſchwunden.

Aber im naturhiſtoriſchen Muſeum zu Krementſchuk zeigt man noch das unbekannte, unbeſchriebene, unbeſtimmte Thier in Spiritus, wagt jedoch nicht, es beim wahren Namen zu nennen.

Die Hexenkönigin.

(Nach einem fliegenden Blatt. v. J. 1718.)

1.

An einem Freitagabend ſaß nach gethaner Arbeit Lurz, der Knecht des Bauern Friedrich Strumpf, im Dorfe Keſſelbrunn bei Köln am Rhein, in der Wohnſtube und las in einem Gebetbuche, wie er zum öftern zu thun pflegte, denn der Lurz war ein treuer und fleißiger, aber dabei ſehr ſtiller und in ſich gekehrter Menſch, der dem wirthshausgehen ganz abhold war, und ſeine Feierſtunden meiſt dazu verwendete, in der Bibel oder in Andachtsbüchern zu leſen. Die Magd Barlies war noch in der Küche oder im Kuhſtall beſchäftigt, der junge Sohn des Hauſes, ein Knabe von elf Jahren, Andres geheißen, dehnte ſich ſchläfrig auf der Ofenbank, und der Herr des Hauſes, Friedrich Strumpf, war nicht daheim, der ſaß im Wirthshaus bei den Kart- und Schnapsbrüdern.

Die Hausfrau hatte im Oberſtock des Hauſes geſchaltet und gewaltet, kam jetzt mit Geräuſch herab in die Stube und fuhr den Knaben ſcheltend an: „Na, was räkelſt Du Dich noch herum? Geh in's Bette, wenn Du müde biſt!“ Und zum Knecht gewendet, ſagte ſie: „Schon fertig Lurz? Alles beſorgt, daß ſchon Licht angebrannt werden muß, wenn die Hühner ſchlafen gehen, um nur geſchwind die Naſ' in die Bücher zu ſtecken! Ich möcht' nicht immer ſo ſitzen und leſen und mich verſimuliren!“

„Die Hühner zu Bette, Frau Grethe Strumpf — das Huhn — wollt Ihr ſagen, Eure ſchwarze Glucke“ — entgegnete ruhig der Knecht.

„Was geht Ihn die Glucke an? Es iſt ſo eine Redensart!“ verſetzte die Frau kurz gebunden.

„Und in ſolchen Büchern möchtet Ihr nicht leſen, Frau Grethe Strumpf!“ fuhr jener betonend fort, und tippte auf ſein Andachtsbuch.

„In ſolchen ſo wenig wie im Eulenſpiegel, wie Er einer iſt!“ fiel die raſche heftige Antwort der Herrin des Strumpfen-Hofes. „Man hat ſchon mehr Beiſpiele, daß die eifrigen Schriftenleſer übergeſchnappt ſind und in's Narrenhaus gekommen.“

„Was hat man nicht alles für Beiſpiele, Frau Grethe Strumpf?“ gegenredete der Knecht; „und wovon hat man nicht alles Beiſpiele? Zum Beiſpiel, Frau Grethe Strumpf, daß die Hühner um Neujahr Eier legen!“

„Was ſoll das nun wieder heißen?“ fragte die Frau: „Soll das nicht heißen, daß man ſich um ungelegte Eier bekümmert?“ —

Der Eintritt der Magd unterbrach dieſen Zwiſt, dieſe war nun auch mit ihrer häuslichen Arbeit fertig geworden, und trat mit dem Spinnrad in die Stube.

„Gut daß Du kommſt, Barlies!“ wandte ſich Frau Strumpf an das Mädchen. „Leuchte den Andres hinauf ins Bett, hernach kannſt Du, wenn Du Luſt haſt, in die Nachbarſchaft ſpinnen gehen, ich hab' noch zu thun, alle meine Hände voll, denn morgen iſt Markttag in Cöln.“

„Eier-Markttag, Frau Grethe Strumpf!“ wiederholte beziehungreich der Knecht.

„Lurz, mach' Er mich nicht ganz böſe, halb bin ich's ſchon!“ fuhr die Frau den Knecht an, als ſie ihrem Knaben gute Nacht geſagt und die Magd mit dieſem und einer entzündeten Lampe ſich entfernt hatte. „Was ſoll's, was will — was hat Er mit ſeinem Huhn und ſeinen Eiern, und warum wiederholt Er beſtändig ſein Frau Grethe Strumpf ſo höhniſch? Das ſag' Er mir, das will ich wiſſen!“

„Mit meinem Huhn, mit meinen Eiern, was ich damit habe, Frau Grethe Strumpf?“ fragte mit ſeiner beſtändigen Ruhe der Knecht Lorenz, abgekürzt Lurz geheißen. „Habe ich ein Huhn? Habe ich Eier, Frau Grethe Strumpf?“ —

„Daß Er die Kränk kriegt' mit ſeinen Redensarten!“ eiferte die nun völlig zornig werdende Frau. „Für Ihn bin ich Frau Strumpf, nichts weiter“ —

„Nichts weiter?“ unterbrach mit Ironie der Knecht, aber ſie überhörte es, und fuhr fort zu eifern: „Er hat kein Recht, mich bei meinem Vornamen zu nennen, Er hat kein Recht, mir ſo naſeweiß zu begegnen, aus dem Hauſe ſoll Er mir! Das fehlte mir noch, daß ich mich von meinen Dienſtboten meiſtern und höhnen ließe!“ —

Der Knecht Lorenz ſchwieg. Er ſenkte ſeine Blicke auf das Buch nieder, und begegnete einer Bibelſtelle, welche er halblaut, wie für ſich las: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem böſen Weibe.“

„Wohn' er doch noch lieber beim Teufel!“ ſchrie Frau Strumpf.

„Ich glaub' bei dem wohn' ich ſchon, oder Er bei uns, Frau Grethe Strumpf!“ war Lurzens Antwort.

„Ha! das Wort ſoll Ihn gereuen! Soll Ihn gereuen, ſoll Ihn gereuen!“ drohte mit furchtbarer Heftigkeit faſt heulend die Bäuerin, und dann entwich ſie aus der Stube, und ſchlug die Thüre hinter ſich ſchmetternd zu. Lange hörte Lurz ſie draußen rumoren und belfern.

Jetzt kam die Magd wieder herunter, nahm ihr Spinnrad und ging aus dem Hauſe. „Ei ei, hm hm!“ machte Lurz und ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Wenn es wahr wäre, wenn es doch wahr wäre, was die Nachbarn einander zuraunen, was durch's Dorf flüſtert, was ich ohnlängſt auch drüben in den Nachbardörfern hörte, was die Leute munkeln und nicht laut ſagen wollen, daß die Bäuerin auf dem Strumpfenhofe eine He — Gott ſei bei uns! Daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, wie ſie jeden und jeden Markttag einen Korb voll Eier nach Köln bringt, zu Zeiten, wo die Hühner anderer Leute nicht legen, und daß ſie ein Teufelshuhn haben müſſe. Denn daß unſere andern gewöhnlichen Hühner jetzt nicht legen, das ſteht feſt — es kann nur die kohlpechſchwarze Glucke ſein, die immer gluckt, als ob ſie Junge hätte, und hat doch keine. Na warte, dem Ding wollen wir bald auf die Spur kommen!"

Lurz horchte hinaus, es war ſtill geworden. War Frau Strumpf vielleicht hinauf in die Oberſtube? Da hätte der Lurz ſie hinauf gehen hören — war ſie in der Küche? — Oder wo ſonſt? —

Lurz entzündete die Lampe in ſeiner bereitſtehenden Stallaterne und ging hinaus, nach den Ställen, noch einmal nach dem Vieh zu ſehen, ob es richtig angebunden und ihm nichts mangle? Es war alles in Ordnung, die Roſſe und die Wiederkauer hatten ſich gemächlich auf die friſche Streu gelegt und pflegten der Ruhe. In einem der geräumigen Ställe war das große Hühnerhaus, vom Hofe aus dem Geflügel durch eine Hühnerleiter zugänglich; Lurz überzeugte ſich, daß das Thürlein verſchloſſen war, damit nicht Fuchs noch Marter, noch Iltis hineindringe. Dann trat er vom Stall aus in das Haus ſelbſt ein, und leuchtete hinein. Da ſaßen in langen Reihen auf ihren Stangen die Hühner und Hähne ſchlafend, ruhig bei einander, die Köpfchen unter die Flügel geſteckt, eins und das andre wachte auf, und ſcheute vor dem Lichtſchein. Lurz überſah die Zahl — ein Huhn fehlte — die ſchwarze Glucke. Und wieder ſchüttelte der fromme Knecht bedenklich das Haupt.

Er ging nun nach dem Wohnhaus über den Hof zurück — im Vorbeigehen gewahrte er durch eine Klunſe in dem vom Winter her noch verſtopften Kellerloch einen Lichtſchimmer — die Bäuerin war alſo im Keller. — Was that Frau Strumpf noch im Keller? Die Milch war beſchickt — das war die Sache der Magd; abgerahmt wurde erſt am Morgen; Bier heraufzuholen war kein Anlaß, denn Frau Strumpf trank keins, Lurz bekam keins, und der Bauer ſaß im Wirthshaus und kam meiſt ohnehin mit zuviel Getränk im Kopf und Leib ſpät genug nach Hauſe.

Was hatte Frau Grethe Strumpf jetzt noch im Keller zu thun?

Lurz ſtellte ſeine Laterne zur Seite, und ſchlich ſich leiſe an die Klunſe, durch die er hinunter ſehen konnte, und da ſahe er Frau Grethe Strumpf ſtehen.

Frau Grethe Strumpf ſtand vor einem alten Korbe, der über etwas geſtülpt war, und hatte neben ſich einen neuen Korb, den ſie kurz zuvor mit Häckerling gefüllt hatte; in der rechten Hand hielt ſie eine Gerte.

Jetzt ſtülpte ſie den alten Korb um, und ſchüttete über die Hälfte des Häckerlings aus dem neuen Korb in den alten.

Unter dem alten Korb ſaß etwas — es war ſchwarz — es war die ſchwarze Glucke.

Jetzt gab Frau Strumpf der ſchwarzen Glucke mit der Gerte einen ſanften Schlag, es drang der Schall davon vernehmlich herauf, und lautete, wie wenn man leiſe mit einem dünnen Rüthchen auf einen gepolſterten Stuhl ſchlägt.

Da gluckſte die Glucke, und ſchwoll auf, und blähte ſich — und eiskaltes Entſetzen überrieſelte den Knecht.

Es war ja das gar kein Huhn, eine ſcheusliche Kröte war's, ſo groß wie ein Huhn.

Und die Kröte legte ein Ei, ſo groß und ſo weiß, wie ein Hühnerei, und Frau Strumpf nahm das Ei und legte es in den Korb mit Häckerling, und dann tüpfte ſie wieder das grauſe Huhn mit der Gerte — und abermals fiel ein Ei.

So ging es fort. Als eine Lage Eier ſo dicht beiſammen war, daß keins mehr dazwiſchen ging, ſchüttete Frau Strumpf eine Lage Häckerling darüber, und begann von neuem ihre Kunſt und Arbeit.

Der Knecht blieb immer lugend ſtehen — es war ganz ſtill und einſam. Der Strumpfenhof lag ohnehin ein wenig abſeits vom Dorfe — die Nacht war ſehr dunkel — Lurz zählte die Eier, welche der ſeltſame Vogel da drunten legte, und zählte — dreihundert. Dabei überlief ihn Schauer auf Schauer. Doch hielt er's aus. — Als das dritte Hundert voll war, ſtülpte Frau Strumpf den alten Korb wieder über das ſchwarze Ungethüm her, deckte die oberſten Eier vollends mit Häkkerling, und band den Eierkorb mit einem Tuche zu.

Mittlerweile ſchlich ſich Lurz in das Haus, in die Stube, löſchte ſein Laternenlicht, ſaß und las, als Frau Strumpf wieder in die Wohnſtube trat.

„Immer noch ſo fleißig überm ſtudieren und beten?“ höhnte die Frau. „Ich erleb's, daß der Lurz noch ein Pfarrer wird.“

„Ihr ſeid ja auch noch allzeit fleißig auf h'rum!“ gegenredete Lurz: „Ich erleb's Frau Strumpf, daß Frau Strumpf —“

Lurz gab ſich mit der Hand einen Patſch auf den Mund, und ſchwieg.

„Nun was erlebt Er? Heraus mit der Sprache, ich will's wiſſen!“ eiferte die Frau.

„Gedanken ſind zollfrei, Frau Strumpf!“ entgegnete Lurz: „Schweigen und denken kann niemand kränken! Es hat ſich eh einer verredet, als verſchwiegen. Ich will ſchlafen gehen; nach gethaner Arbeit iſt gut feiern, abſonderlich wenn die Arbeit gut war. Gute Nacht Frau Strumpf, wo möglich — gute Nacht!“ —

„Auch ſo viel, auch ſo gute Nacht!“ brummte kurz die Bäuerin, und blieb allein in der Stube.

„Der Kerl hat was — er weiß was — er hat ſich ſchon verredet — ich bin nicht ſo dumm! Merke ich daß er zu viel weiß, ſo muß er — ſterben!“ war nach Lurzen's Weggang das Selbſtgeſpräch der Strumpfhof-Bäuerin, und ſie murmelte darauf noch viel unverſtändliches durch die Zähne.

Jetzt kam etwas unſicheren Schrittes und Trittes, der Bauer Friedrich Strumpf aus dem Wirthshaus nach Hauſe, Frau Greth verſchloß das Haus, und das Ehepaar ſuchte die Ruhe.

2.

Lurz hatte ſich nicht niedergelegt, ohne im Bette noch einen langen Abendſegen zu beten. Dennoch reichte dieſe geiſtliche Waffe nicht aus gegen eine Anfechtung die Lurz erlitt. Die Nachtmahr trat zu ihm in die Kammer, in Geſtalt eines ſchwarzen Pferdes, und er mußte es beſteigen — und da sauſte es fort durch die Winternacht im jähen Fluge, ſchneller wie Wind und Wolke; das ging heidi immer fort und fort über Ebene und Gebirg, über Ströme und Meere, über beſchneite Fluren, über dunkle Länder, durch kalte Luft, durch feuchte, durch milde, durch heiße Luft, durch Sturm und Schnee, durch Hagel und Gewitter — und immer drohte die

Nachtmahr ihren Reiter abzuſchütteln, der dahin flog im bloßen Hemde, barhäuptig, die Hände feſtgekrallt am Mähnenſchopf — und ihn zu werfen in Meerestiefen, in Felſenklüfte, in die Gluth brennender Orte mitten hinein. Schier ging der Oden dem Lurz aus, und er ſtöhnte laut und ſchmerzlich, und die Glieder ſchlugen ihm vor Froſt und ſeine Zähne klapperten, wie im Fieber. Das dauerte lange, lange, und zuletzt wandte die Nachtmahr ſchnaubend den Kopf nach ihren Reiter um, und ſah ihn grimmig an, und die Augen der Nachtmahr waren die Augen der Frau Grethe Strumpf, und ſie ſchüttelte ſich heftig und da vermochte der Lurz ſich nicht länger mehr zu halten, ſondern ſtürzte herab, und fiel, fiel, fiel viele hundert Klaftern tief, bis er mit jähem markerſchütternden Ruck erwachte und in ſeinem Bette lag. Aus dem Hühnerſtall drang der Hahnſchrei, denn es war um die vierte Morgenſtunde, und ſchaurig kalt, draußen heulte der Wind und warf Schnee und feinkörnigen Hagel an die Fenſter.

Zitternd und bebend, zum Tode matt, hüllte Lurz ſich feſter in ſeine Decken, wäre gern wieder eingeſchlafen, vermochte es aber nicht, denn eine ſchwere Angſt beklemmte ſein Herz, und er dachte, wenn er einſchliefe, ſo käme die böſe Trude wieder und peinige ihn. Es war ein qualvoller Zuſtand — endlich ſchlief Lurz doch wieder ein, ſchlief tief und feſt, bis des Bauers grobe Stimme ihn wach ſchrie, „was zum Teufel er denn ſchlafe bis die Kuh einen Batzen gelte? Ob er denn nicht wiſſe, daß heute Markttag ſei, und daß nach der Stadt gefahren werden ſolle? Ob er nicht in des Teufels Namen gleich aufſtehen, und die Pferde füttern und tränken wolle, und den Wagen rüſten? He! der faule Kerl, der ſich nicht ſchäme in den Tag hinein zu ſchlafen und auf der Bärenhaut zu liegen und zu lunzen bis zum hellen Morgen!“

Lurz erſchrak — es war in der That ſchon Tag, man merkte ſchon das zunehmen der Tage — aber es war dem armen Knecht, als ſeien ihm alle Glieder gelähmt, als ſeien ſie mit ſchweren Keulen ihm zerſchlagen. Mit einem ſchweren ſtöhnenden Seufzer hob er ſich vom Lager — mühſam kleidete er ſich an und ſchritt die Treppe herunter. Drunten wartete der Bauer, zur Wildheit angehetzt von ſeinem Weibe, mit einem Knüttel auf ihn, und wollte ihn ſchlagen, aber er that es nicht, als er ſah, wie der Lurz todbleich ausſah, und wie die Kniee ihm ſchlotterten, und wie er ſagte: „Guten Morgen! Zürnet nicht, Herr — ich bin krank!“

„Nun ſo bleib daheim, beim Teufel! Kriech' hintern Ofen, und ſauf' Hollerthee!“ rief Friedrich Strumpf, und warf den Knüttel in eine Ecke, ging ſelbſt mit in den Stall und half die Pferde beſchicken.

In der Wohnſtube war Frau Strumpf beſchäftigt, ihren Knaben feſttäglich zu ſchmücken; er ſollte mit zum Markte fahren; ſie ſelbſt war ſchon im vollen Putz, der ihr herrlich ſtand; ſie war eine ſchmucke Frau von gar nicht häßlichen Zügen, von einnehmenden ſogar, erſt zwölf Jahre verheirathet, blühend, wohlhabend, feurig — es hätte einer ſeine Freude an ihr haben können — nur ihr Mann hatte keine rechte Freude mehr an ihr, denn ſie befahl im Hauſe und im Hofe, nicht er — ſie kaufte und verkaufte, nicht er, ſie miethete das Geſinde und entließ es, nicht er. Er vegetirte nur als Pflanze, begoſſen mit Bier und Branntwein — er ſchalt nur, wenn ſie es ihm befahl; wollte er ſchelten aus eigener hausherrlicher Machtvollkommenheit, ſo gebot ſie ihm zu ſchweigen. Ihren Knaben liebte Frau Grethe Strumpf überzärtlich, obſchon ſie ihn bisweilen hart anließ — es war nun einmal ihre Gewohnheit ſo, ihre Umgebung hart anzulaſſen, eine ſehr üble Gewohnheit. Der Knabe war von aufgewecktem Geiſt, aber dennoch ſtill und verſchloſſen, er lernte leicht und behielt leicht alles was er ſah, hörte, las und lernte. An der Mutter hing er mit großer Liebe, vom Vater fühlte er ſich mehr abgeſtoßen als angezogen.

Das Frühmahl ward eingenommen, die Pferde hatten das ihrige bereits verzehrt, und wurden von Lutz an den ſchon in den Hof geſchafften Wagen geſpannt. Die friſche Morgenluft gab dem von der Nachtqual ermatteten Knecht wieder neue Kräfte. Der Sturmwind hatte ſich gelegt, der Wintermorgen war hell geworden und die Kälte war ſchon ſehr mäßig. Zum Schlittenfahren lag nicht Schnee genug, aber die Wege waren hart gefroren und feſt. Der Sitz des Wagenlenkers, welcher Friedrich Strumpf heute in eigener Perſon ſein wollte, wurde feſtgeſchnallt, dann auf dem hintern Theil des Leiterwagens der Sitz für die Herrin und den Knaben. Erſtere war mit der Magd in den Keller hinab gegangen, Barlies mußte leuchten, und dann helfen, den Korb mit den Eiern herauf tragen, der gar nicht leicht war, ein Hühnerei wiegt reichlich 3½ Loth, das machte über 32 Pfund, ohne die Schwere des Korbes und der Spreu, in der die Eier wohlgeſichert ruhten. Der Eierkorb wurde aus dem Hauſe von Barlies allein getragen, der Herr hob denſelben auf den Wagen und machte ihn zwiſchen dem Vorder- und dem Hinterſitz mit Stricken feſt. Lurz, der Knecht, ſah den Korb mit Schaudern. Mit Schaudern ſah er auch auf dem Miſt die ſchwarze Glucke ſitzen, ehe noch, was ſo eben geſchah, Barlies das Hühnerhausthürchen öffnete, woraus das befiederte Völklein ſich eiligſt herausdrängte, und theils die Leiter herabſchritt, theils gleich vom Brett niederflog. Barlies rief, die Schürze voll Hafer und Gerſte mit lautem „Komm Putt Putt Putt! Komm Putt Putt Putt!“ die Hühner zuſammen, und ſtreute das Futter aus voller Hand, da lief und flatterte alles herbei, auch die Tauben flogen vom geöffneten Schlage nieder, und alles pickte, gackerte, krähte und gurrte freudig durch einander.

Auch die träge ſchwarze Glucke nahte dem Kreiſe — gerade als Andres mit der Mutter den Wagen beſtiegen hatte, Friedrich Strumpf mit einem mächtig ſchallenden Knall der Peitſche die Pferde zum laufen ermunterte, und die Bäuerin noch im davonfahren vom Wagen rief: „Haltet gut Haus! Und gute Beſſerung, Lurz!“

„Danke ſchön! Frau Grethe Strumpf!“ rief der Knecht ihr nach, und wandte kein Auge vom ſchwarzen Huhn. Das ſchwarze Huhn that auch, als freſſe es, aber es fraß nicht; es pickte ſtets neben die goldenen Körner, und ließ ſie liegen.

Kein Hahn nahte ja dem ſchwarzen Huhn, es zu treten. Die Hennen und die Tauben wichen zur Seite, wo die ſchwarze Henne ſchritt, als ſcheuten ſie ſich vor ihr. Das ſchwarze Huhn verlor nie eine Feder — und ſah man es recht an, ſo ſah es ſo glatt aus, als ob es gar keine Federn habe, als ob nur Falten in einer fettigen glatten Haut eine ſcheinbare Zeichnung der Federnlage bildeten — eine unheimliche Federzeichnung. Das ſchwarze Huhn hob nie einen Flügel, es ſchritt niemals ſchneller oder langſamer, unſtät, gleich dem Schritt der andern Hühner, es ſchritt ſtets in einem ſchwerfälligen langſamen Gleichmaaß; die meiſte Zeit hockte die ſchwarze Glucke ſitzend auf dem Miſthaufen, als ob ſie brüte, oder ſie verkroch ſich ganz.

„Nun Lurz!“ — begann die Magd Barlies den Knecht zu necken: „Was hat Er denn? Er ſchaut ja drein, als ob Ihm die Hühner das Brot genommen hätten!“

„Ach Barlies!“ entgegnete Lurz: „mir ſchwant, daß ein Huhn mich vom Brode bringt.“

„Ein Huhn?“ entgegnete mit verwunderter Frage die Magd. „Was denn für eins?“

„Ein ſchwarzes, Barlies“ gab Lurz trübſelig zur Antwort. „Ich dachte gar! Er iſt nicht geſcheit, Lurz! Er fängt Grillen! Mach’ er mir keine Mäuſe!“

„Ich mache keine Mäuſe, Barlies,“ verſetzte Lurz: „Mäuſe machen iſt Hexenwerk, und bringt nichts ein — ich ſinne nur über das ſchwarze Huhn — nicht wahr, das legt recht fleißig? Und die Eier ſind im Winter theuer, und die Bäuerin giebt nur drei, höchſtens vier um einen Batzen? Koſten alſo, vier einen Batzen, vier Dutzend einen Gulden, und vier Mandel oder ein Schock einen Gulden und funfzehn Kreuzer, das kann die Eierhökin lächern, denn was löſt ſie da für dreihundert Eier, Barlies?

„Das weiß ich nicht, Lurz“, entgegnete die Magd: „ich kann nicht im Kopf rechnen.“

„Ich will’s Ihr ſagen, Barlies, ich kann etwas rechnen,“ ſprach Lurz. „Dreihundert Eier ſind gerade fünf Schock. Das Schock einen Gulden funfzehn Kreuzer machen fünf Schock gerade ſechs Gulden funfzehn Kreuzer!" —

„Ei, du meine Güte, das hieße ich fünf gerade machen!" ſchrie Barlies verwundert auf. „Dafür kauft man ja ein Kalb oder einen Läufer! Das iſt ja ein Sündengeld!"

„Möglich, Sündengeld, Sie kann recht haben, Barlies!" brummte Lurz durch die Zähne, und ſchüttelte ſich, wie im Fieber.

„Mach' Sie heute ein warmes Stübchen, mir iſt nicht ganz juſt, mir iſt, als hielte in mir kein Knochen auf dem andern; ich hab' ſchwer ausgeſtanden die vorige Nacht, ich bin wie zerſchlagen."

„Die Trud' wird ihn geritten haben, Lurz!" muthmaßte Barlies.

„Ja, eine Reiterei war's, ich will d'ran denken!" ſeufzte Lurz.

Draußen am Gehöft huſchte eine Bäuerin hin, die Hebamme von Keſſelbrunn. „Guten Morgen!" rief ſie in den Strumpfenhof: „Iſt die Bäuerin ſchon zu Markt?"

Weder der Knecht noch die Magd antworteten: Ja! — Beide fürchteten, die alte Hebamme wolle ihnen das Ja abgewinnen, dann habe ſie Macht über ſie den ganzen Tag. Beide antworteten aus einem Munde. „Sie iſt nach Köln gefahren!" — und als die Alte vorüber war, blickte das Geſinde ihr ſcheu nach, und flüſterte einander zu: „Das iſt auch die rechte, das iſt eine von der ſiebenten Bitte.“ —

Der Wochenmarkt zu Köln war ſehr belebt, das günſtige Wetter lockte Verkäufer und Käufer in Schaaren herbei; in langen Reihen ſaßen die Weiber da mit ſorglich gehaltenen friſchen Gemüßen, mit prachtvollem Obſt, mit goldgelben Butterwecken, mit Thürmen von niederländiſchen, ſchweizer- und ländlichen Handkäſen, halb noch Quark und Matte, halb ſchon völlig gereift und ihren verachteten Duft nicht minder ausſpendend, wie die Häringe den ihrigen, und Zwiebeln den ihrigen, mit welchen nützlichen See- und Landprodukten der Markt ebenfalls reichlich verſehen war, und welche alle lebhaft begehrt waren. Das war ein ſchwätzen und markten und feilſchen durch einander, zu Paris in der Fiſchhalle oder auf dem Markt des Innocent's konnt' es nicht lebhafter ſein und nicht kauderwälſcher im lieblichen Kölner Idiom zumal, und dazu das ſchnattern und gackern der zu Markt gebrachten Gänſe und Enten, der Hühner und Hähne; der Tauben lebhaftes ruckern — dort lagen Haſen, die waren leider ſtumm, dort gab es Fiſche — auch keine Schreihälſe — Hummern und Steinbutten, Aale und Lachſe, tod und lebendig, friſch und geräuchert, alles hatte ſeinen Ort, und alles war beſetzt und in Ueberzahl war jedes an ſolchem Ort zu ſuchende vertreten. Nur Hühnereier nicht!

An Eiern war großer Mangel, nach ihnen große Nachfrage, denn wenn auch manche Bäuerin zur Sommerszeit ſorglich ihre Vorräthe zu beſſerer Verwerthung für den Winter aufgeſpart, ſo täuſchten doch mannichfach die als erprobt angegebenen Mittel zuverläſſiger Aufbewahrung, die Eier wurden faul und unbrauchbar und der übrig bleibende gut gehaltene Reſt kam den Beſitzerinnen ſelbſt hoch genug zu ſtehen.

Der Bauer Friedrich Strumpf von Keſſelbrunn half ſeiner Frau nebſt dem Eierkorb vom Wagen, ſie nahm ihren Platz ein in der Reihe der Bäuerinnen, die mit Butter und Eiern handelten, und ihr Mann fuhr ſammt dem Knaben in ein dem Markte nahe gelegenes Gaſthaus, in welchem er, ſo oft er in die heilige Stadt herein kam, ſeine Einkehr hatte. Dort war gewöhnlich lebhafter Verkehr, es wimmelte von Bauern und Juden, Vieh- und Getreidekäufe wurden da abgeſchloſſen, und manch gutes, oft bedeutendes Geſchäft gemacht.

Bald war Frau Grethe Strumpf ſammt ihrem Eierkorbe umdrängt von Köchinnen, Bürgerinnen, von allerlei Hauben und Kleiderſtoffen, und angeſprochen in allerlei Zungen.

Lurz hatte ſich heute gewaltig verrechnet mit ſeinem Ueberſchlag. Es fiel der Frau Grethe Strumpf, Eigenthümerin von fünf Schock friſchgelegten — nach ihrer Angabe aber blos durch ein beſonderes Mittel vom

Herbſt der friſch gehaltenen Eiern gar nicht ein, vier Stück um einen Batzen zu geben, ſie forderte für ein Stück drei Kreuzer. Erſt wurde ſie ausgelacht, von einigen altkölniſchen Bürgerweibern auch mit nicht ſchmeichelhaften Redensarten bedient, die ſie ſtoiſch anhörte, ohne mit gleicher Münze zu zahlen, und dann blieb ſie ruhig auf ihrem Platze, bis der überhaupt ſehr geringe Eiervorrath, der zu Markt gebracht worden war, völlig zu Ende ging. Die Eier zu Ende, aber nicht deren Bedarf; es kamen die Käuferinnen, ſie boten einen Batzen für vier Eier — „nein!“ für drei Eier — „nein“ — ſie boten ſechs Kreuzer für ſieben Eier — „nein!“ — Frau Strumpf beharrte bei ihrer unerhörten Forderung, ſie forderte drei Kreuzer für ein einziges Ei. Neue Klagen, neue Scheltworte. So was ſei unerhört, ſo was dürfe die Polizei nicht leiden, nicht dulden!

„Ei was Polizei!“ rief Frau Strumpf ſchnippiſch. „Allen Reſpekt vor hoher Obrigkeit, aber die Waare iſt mein; ich zwinge niemand, ſie mir abzukaufen, ich fahre ſie wieder heim — denkt ihr, die Hühner koſten im Winter kein Futter? Ich zahle meinen Marktſchilling, mein Standgeld. Eier unterliegen keiner Markttaxe, die Nachfrage und der Vorrath bedingen allein ihren Preis!“

Frau Strumpf beſaß ſo viel Mundwerk, als irgend eine Händlerin auf Märkten und Dulden zu Köln, Nürnberg und München, es war nicht gut mit ihr anzubinden und gegen ſie anzukommen.

Binnen einer Stunde waren die dreihundert Eier verkauft, Stück für Stück drei Kreuzer, und baare funfzehn Gulden klingelten in der Taſche der Eierbeſitzerin. Sie hob jetzt ihren leichtgewordenen Korb auf, legte ihren mitgebrachten Wärmtopf und ihr Bänkchen hinein, hing ſich den Korb mittelſt der Tragebänder über die Achſel, und verließ den Markt.

Hinter ihr her ſchallte manches Wort des Aergers, des Neides, das ziſchen des Hohnes, von bekannten und unbekannten — indeß — Frau Strumpf hatte ihr Geld.

Wo dieſe Eierhexe wohl her ſei? wurde gefragt. Wer ihr wohl die Kunſt gelehrt habe, Eier ſo lange und ſo zahlreich aufzubewahren, ein Kunſtſtück, das ſo ſelten gelinge? und andre Reden mehr fielen über die hinweggegangene. Mit Abſicht hatte Frau Strumpf ihren Standort nicht bei ihren Landsmänninnen gewählt, deren Neid nicht zu erregen, nicht unnützes Gerede im Dorfe zu veranlaſſen, obſchon ſie mit vielen befreundet war; ſie wußte, daß der Brodneid die Freundſchaft überwiegt, und nicht blos bei Bauerweibern und Eierhökinnen.

Im Wirthshaus fand Frau Strumpf den Mann und den Knaben, und alle drei thaten ſich gütlich, dann gab es noch Gänge in die Stadt, auf denen der Sohn die Mutter begleitete, es mußte einiges eingemarktet werden an Kochgeſchirr und ſonſtigem Geräth, auch dem Sohn etwas gekauft, ein neuer Bartel, grünes Tuch mit Gold überſponnenem Knopf und mit Goldfäden beſetzt, handbreit mit Fuchspelz verbrämt, das ſtand dem Jungen einmal ſchön zu der neuen Jacke, die er Weihnachten bekommen, und der kurzen wildledernen Hoſe, friſch mit Ocher aufgefärbt, den Fauſthandſchuhen von Martelpelz, den blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln und den derben Schuhen. Wahrlich, der Andres ſah einem Eichelunter ſo ähnlich, als ſei er friſch aus einem nagelneuen altfränkiſchen Spielkartenblatt geſchnitten.

Daheim zu Keſſelbrunn pflegten ſich Knecht und Magd nach treulich beſorgter Arbeit in der warmen Stube; im Freien gab es ohnehin wenig zu thun, Holz war genug gemacht, auch hatte Lurz, weil ihm ſo ſchauderig war, und ihn fröſtelte, zu ſolcher Arbeit keine Neigung. Das einfache Mittagsmahl war bald verzehrt, ebenſo bald das wenige Geſchirr geſpült, dann ſetzte ſich Barlies in die Stube, dem wohlthätig geheizten Ofen ganz nahe, und ſpann. Dem Lurz waren allerlei Gedanken gekommen, und hauptſächlich wurde er den an die Eier nicht los, an den Gewinn — den Erlös, von ſo vielen Stücken. Wenn ſo ein armes Knechtlein wie ich nur ein Schock hätte — dachte Lurz, ei das gäb' doch ein Geld zu einem Trünklein oder zu einem Pfund Tabak.

Barlies hatte ſich einmal recht dickvoll gegeſſen, und nickte in Folge deſſen und der Ofenwärme am Spinnrad ein — das Fädchen riß ihr, Lurz nahm ihr keineswegs den Spinnrocken, damit ſie ihn mit einem Kuß einlöſe, wie das junge Volk in den Spinnſtuben zu thun pflegt, denn die Barlies war keine von den jüngſten, und der fromme Knecht war viel zu fromm, um ſinnlich ſündliche Gedanken zu hegen beim alleinſein mit der Dirne. Es war dem Geſinde des Strumpfenhofes nachzurühmen, daß es ſich in ehrbarer Zucht hielt.

Es war ſo ſtill in der Stube — die Magd nickte, die Schwarzwälder Uhr pickte, die Katze ſaß ſchnurrend auf der Ofenbank und ſchlief ebenfalls. Der Himmel hatte ſich wieder umdüſtert; es wurde kälter, als es am Morgen geweſen war, und ſchneite leiſe. Auf der Flur draußen, ſo viel man über die Hofraith hinweg von derſelben ſehen konnte, war es winterlich ſtill — menſchenleer. Die Hühner ſaßen leiſe gackernd, wie ſie bei ſchlechtem Wetter thun, ruhig auf dem wärmenden Miſt. Die ſchwarze Glucke war nicht unter ihnen. Es führte auch kein belebter Weg am Hofe vorüber, der Hauptweg nach der Stadt ging durchs Dorf und von der entgegengeſetzten Seite des Strumpfenhofes dorthin.

Ob ich's thue? Ob es keine Sünde? fragte ſich Lurz, und erhob ſich vom Stuhl, auf dem er ſinnend geſeſſen, und ſchlich ſich leiſe zur Stube hinaus. Leiſe klappte er die Thüre zu, leiſe wieder auf, ſteckte noch einmal den Kopf hinein — Barlies ſchlief feſt. Noch einmal leiſe zu.

Lurz verriegelte die Hausthüre, dann ging er in die Küche und ſchlug Zunder an; nahm den Schwefelfaden, entzündete ſeine Laterne; dann nahm er ein kleines Säckchen, füllte das aus dem in der Hausflur ſtehenden Häckſelkaſten mit Spreu, und ging in den Keller hinab.

Erſt auf der Treppe fiel ihm ein, daß all ſein thun vergebens ſein werde; denn ohne Zweifel werde Frau Strumpf nicht vergeſſen haben, den Keller zu verſchließen, und den Schlüſſel mitzunehmen oder einzuſchließen.

„Halt!“ dachte und ſagte zu ſich ſelbſt Lurz, und hemmte ſeinen Schritt: „Iſt's ein Unrecht, ſoll ich's nicht thun, ſo wird Gott geſorgt haben, daß er mich nicht in Verſuchung führe, denn deshalb beten wir ja: führe uns nicht in Verſuchung; ſo wird der Keller verſchloſſen ſein, und dann mag's bewenden. Heimlich öffnen, das thu' ich nicht, das wäre ſchlecht. Iſt's aber keine Sünde, iſt's nichts ſchlimmes, ſo wird der Keller unverſchloſſen ſein, dann thu' ich's.

Der Keller war nicht verſchloſſen. —

Lurz ſtieg hinab, trat ein, nicht ohne Schauder, nicht ohne Grauen — es zitterten ſeine Kniee bei jedem Schritt, den er vorwärts that.

Dort ſtand der umgeſtülpte alte Korb; auf dem Korb lag die Spießgerte.

Lurz ſtellte ſeine Laterne an denſelben Ort, an dem geſtern die Lampe der Bäuerin geſtanden. Er zitterte, er zagte — und dennoch wagte er's.

Lurz ſtülpte den Korb um.

Da ſaß die ſchwarze Glucke, ſtill, regungslos, als ob ſie brüte. Aber ſie hatte grüne Augen, die leuchteten wie Johanniswürmchen.

Lurz faßte die Gerte — er wagte daſſelbe zu thun, was er geſtern Frau Strumpf hatte thun ſehen, er ſtipfte ganz ſanft den Rücken der ſchwarzen Henne mit der Spießruthe.

Da erhob ſie ſich, da ſchwoll ſie, und blähte ſich, und hob ſich ſtatt auf zwei Beinen auf vieren, und war kein Huhn mehr, ſondern eine ganz ſchreckliche Kröte, ſcheuslich anzuſehen, und ließ ein Ei fallen.

Lurz faßte Muth; er hob das Ei — eiskalt war's, geſchwind damit in das Säckchen. Ein zweiter ſanfter Hieb, ein zweites Ei.

Lurz bewies in der That mehr Muth und Ausdauer, als mancher andere Mann an ſeiner Stelle vielleicht bewieſen hätte, er trieb es fort das unheimliche, frevle Spiel — er trieb es bis zu einem Schock, bis zu ſechzig Eiern — weiter mochte er's nicht treiben, denn eine unſägliche Angſt kam ihn an, mehr und mehr, je mehr der Eier wurden. Als die Schockzahl vollendet war, ſtülpte er geſchwind den Korb über das grauſige Huhn, den ſaubern Vogel, legte die Gerte darauf und entfernte ſich bebenden Schrittes ſammt den Eiern aus dem Keller.

Droben war noch alles ſtill.

Wie der Bauer Strumpf mit ſeinem Weibe und ſeinem Knaben über einen der belebten Marktplätze ſchritt, um zu ihrem Gaſthaus nach gemachten Einkäufen zurückzukehren, hemmte ein dichtgedrängter Volkshaufe ihren Wagen, es gab etwas zu ſehen, auf alle Fälle — und zu hören nicht minder, darum die Neugier und das drängende Gewühl des Volkshaufens, trotz des winterlichen Tages und trotz dem fallenden Schnee. Eine Bänkelſängerfamilie nahm die Mitte des dichten Kreiſes ein, aus dem ſich, von einem zerlumpt genug ausſehenden Kerl gehalten, eine Stange emporhob, auf welcher in grellen Farben auf Wachsleinwand verſchiedene Bildgruppen gemalt waren, ſo drei Männer, bei denen ein Greis im weißen Talar ſtand, in der Ferne Gewappnete und ein Weinberg, dann wieder dieſelben drei Männer, und neben ihnen eine Geſtalt wie der römiſche Mars, bei dieſem der leibhaftige Tod mit der Senſe, und endlich bei den zweien ein geflügelter Engel. Ein Weib von äußerſter Häßlichkeit drehte eine Orgel und ſang dazu, und ein ältlicher Mann mit grauem Bart in Matroſentracht hielt gedruckte Blättlein in der Hand, ſang auch, und ſchlug bei jeder Strophe mit einer langen Gerte auf die bezüglich dargeſtellten Bildgruppen, die das geſungen werdende dem Auge gleichſam verkörperten; indem ſie es zu deutlicher eindruckvoller Anſchau brachten. Ein halbwüchſiges, phantaſtiſch gekleidetes Mädchen mit verwüſteten Zügen ging mit einem kleinen Blechteller Gaben heiſchend im Kreiſe herum. Daß viele der Hörer die Blätter, je eins um einen Kreuzer, kauften, unterbrach nur wenig die ſingende und vorzeigende Thätigkeit des Mannes. Die Melodie war ſchauderhaft und die Orgel befand ſich in einer dem Selbſtmord nahen Verſtimmung.

Ohne Umſtände drängte ſich der wohlhabende Bauer Friedrich Strumpf auch in den Kreis, brach ſich mittelſt ſeiner ſtämmigen Ellenbogen Bahn, und zog dann Frau und Knaben nach ſich, um ſie alsbald vorzuſchieben in den innern Ring; dann ſtanden ſie ruhig eingekeilt und waren gerade recht gekommen, um den langen Bänkelſängergeſang von vorn anfangend zu hören.

Der Beginn lautete ganz herzbrechend:

„Wach auf du deutſche Nation,
Fange mit an zu klagen!
Und hör' was ich dir melde nun
In dieſen letzten Tagen:
Wie Gott läßt ſeine Allmacht groß
Und Wunder ſehn ohn' Unterlaß,
Zur Warnung uns auf Erden! ja Erden!“

Jetzt klatſchte das würdige Haupt dieſer kleinen Bande mit ſeiner Gerte an das Bild, und Geſang und Orgelton klangen weiter:

„Zu Breſt wohl in der werthen Stadt
In Lothringen ich ſage
Allda ſich zugetragen hat
Am lichten hellen Tage:
Drei Männer thät'n ſpatzieren gehn,
Auf'n Feld thät'n ſie in Jammer ſtehn
Fingen ſehr an zu klagen, ja klagen.“

Nun folgte die längliche Reihe der Erſcheinungen, welche benannte drei Männer gehabt, wie der greiſe, weiſe Mann, deſſen Figur ihrem Klaps mit der Gerte nicht entging, zu ihnen getreten, und aus einem Munde wohlfeile Zeit und Krieg prophezeiht, wie es dann einen Donnerſchlag gethan, der mit einem furchtbaren Klitſch und Klatſch auf die Wachsleinwand verſinnlicht wurde, und ein Kriegsmann, der Tod und ein Engel den Männern erſchienen ſeien, wie der Kriegsmann Krieg, der Tod Sterben vorhergeſagt, und der Engel zur Buße gemahnt.

Es ward hier der ganze Ideenkreis zur Schau geſtellt und getragen, den im Jahr 1718 das Publikum ſich von Marktſchreiern, Schnurranten und Lügenherolden bieten ließ. Wer an der Wahrheit des geſagten und geſungenen hätte zweifeln wollen, würde damals gerade ſo ſcheel angeſehen worden ſein, als in unſerer

Zeit ein Tiſchrückungläubiger von den Tiſchrückgläubigen. Nein, das Bänkelſängerlied bewährte überall ſeine eindringliche Macht, und die Wahrheit ſeines Schluſſes:

„Darauf ſie (Krieger, Tod und Engel) wieder verſchwunden ſein;
Die Männer gingen zu Hauſe,
Und ſagten's allen Menſchen an,
Viel Leut' begunnt' zu grauſen.
Beten und ſingen zu dieſer Friſt:
Ach bleib bei uns Herr Jeſu Chriſt
Straf nicht nach unſern Sünden! ja Sünden!“ —

Die Hörer faſt allzumal wurden von mehr Gänſehäuten überlaufen als deren wirklich heute zu Markt gebracht worden waren; es war reiſſens um das Kreuzerlied, man kaufte es begierig, trug es in alle Schänken, in alle Häuſer, las es und belobte hoch den Geiſtlichen Herrn Johann Meiſern, wohlbeſtallten Pfarrherrn zu Keſſelbrunn, der ſothanes Gedicht „zur Buß und Vermahnung geſangweiſe verfaßt und mit Bewilligung eines E. E. Rathes in Druck gegeben.“

Ein edler Rath übte demnach mit heilſamer Scheere damals auch ſchon die Cenſur, und ließ gerade ſo vielen Unſinn durch die Preſſen gehen, als ſpätere cenſurfreie Zeiten im aufgeklärteſten aller Jahrhunderte.

Friedrich Strumpf warf drei Kreuzer auf den Teller des Mädchens, und einen Bätzner reichte er dem Familienvater dar, indem er ſprach: „Für fünf Kreuzer werd' ich wohl ſechs Stück Lieder bekommen?“

„Mit ſchönſtem Dank!“ antwortete jener, die ſechs fliegenden Blätter eilig abzählend und darreichend und den Matroſenhut vor dem Literaturfreund in der Bluſe lüpfend. Friedrich Strumpf aber ſprach ſcherzend und in heiterer Laune zu ſeinem Weibe: „Siehſt Du Greth, der Mann iſt billiger mit ſeinen Liedern, wie Du mit Deinen Eiern!“

Der Frau Grethe Strumpf hatte das Lied ins Gewiſſen geſchlagen, und hallte darin mächtig nach, wie eine Weltgerichtspoſaune, abſonderlich die Worte des Todes:

Wie das Laub an den Bäumen blos
Von dem Reif thut verderben,
Alſo will ich viel Menſchenkind
Mit meiner Senſ' abhauen g'ſchwind
Das ſollen ſie werden innen, ja innen!

und ſie durfte ſich doch nichts merken laſſen, ſo preßte ihr die innere Angſt nur die bedeutſamen Worte als Antwort heraus: „Sein Lied koſtet ihm auch weniger.“ —

Zu der Zeit, als der Strumpfenhofbeſitzer vom Hausknecht des Gaſthauſes, wo er eingekehrt war, ſein Roß aus dem Stall zur Tränke führen, dann anſchirren und anſpannen ließ, und ſeine Zeche berichtigte, trat daheim Lurz, ſein Knecht, ein volles Säcklein unter der Jacke bergend, das er behutſam an ſich hielt, um es nicht zu drücken, aus dem Hauſe, und ſchritt quer über den Hof nach der Scheuer, an welche ein

Schaafſtall angebaut war, doch ſo, daß jedes der Gebäude ſeine beſondere Mauer von Lehm und Fachwerk hatte. Der dadurch gebildete ſchmale Raum war von außen mit einem Bret vernagelt, um keinen Schlaufgang für unheimliches Gethier der Nacht zu bilden, in der düſtern Tenne der Scheuer aber war ein Feld, wer weiß wie lange ſchon, eingeſchlagen, durch welches jemand, der eben gewollt, in jenen Raum hätte kriechen können. Die Tenne empfing nur dann Tageslicht, wenn das Thor ganz geöffnet war — Lurz öffnete letzteres, aber nicht ganz, ſondern nur ſo weit, um hinein ſchlüpfen zu können, ſammt dem Eierſack — und dann barg er dieſen durch jene Oeffnung in dem nachtdunkeln Zwiſchenraume, wo niemand etwas ſuchte, oder zu ſuchen hatte, und dachte, ſich morgen, vorausgeſetzt, daß ihm wohler ſei, Urlaub zu einem Gang in die Stadt zu erbitten — auf dem er dann die Eier in ſeine Taſchen vertheilen und ſie bei der Hausfrau da, wo er einzukehren pflegte, verwerthen wollte.

Als Lurz ſein Geſchäft gut beendet glaubte, und ſich in der düſtern Scheuertenne aufrichtete, um wieder vor in das Haus zu gehen — überlief ihm ein Schauer von der Haut der Hirnſchale bis hinab zu den Knieen.

Denn er war nicht allein in der Scheuer. —

Denn da ſtand ein Mann. —

Ein ſchwarzer, langer, hagerer Mann, deſſen Geſichtszüge in der Dunkelheit gar nicht erkennbar waren, zumal der Himmel von Schneewolken ſich immer ſtärker verdüſterte — nur die Augen des Mannes funkelten ſchrecklich, wie Katzenaugen im Finſtern.

Lurzens Kniee ſchlotterten — er hätte gern ein Kreuz geſchlagen, allein er vermochte das nicht, und ſein Gewiſſen ſagte ihm, warum er nicht mehr vermochte, das heilige Zeichen zu machen.

Der fremde, hagere, unheimliche, ſchwarze Mann hielt ein Buch in ſeiner Hand.

Da Lurz keinen Laut über ſeine Lippen zu bringen vermochte, ſo hob der Fremde an zu reden. Seine Stimme klang ſo heiſer und leiſe, wie die eines Mannes, der an der Kehlkopfſchwindſucht leidet.

„Nun Geſell!“ begann der Fremde. „Haſt meine Kunſt gut gefaßt, gut geübt, haſt meine Glucke brav legen laſſen!“

Lurz ſchwieg — nicht ein Seufzer wäre über ſeine Lippen gekommen, ſo übermächtig, ſo entſetzlich war der Schauer, der ihn faßte, der von jenem Manne ausging.

„Was zitterſt Du, wie Espenlaub, und hatteſt vorhin doch ſo hohen Muth, unterfingeſt Dich eines großen?“ flüſterte der Fremde mit hohler Stimme. „Ich thue Dir nichts, ich will nichts von Dir — nur Deinen Namen, zu vielen andern Namen — meiner Günſtlinge — zu hübſchen Leuten; den ſchreibſt Du ein Geſell, dann iſt's abgethan, und wenn Du dann willſt, ſollſt Du eine Glucke haben, die Dir, ſtatt der dummen Eier, blanke Sechsbätzner legt, ſo viel Du begehrſt.“ —

Lorenz antwortete nichts — aber, da hielt er ſcho in der rechten Hand eine Feder, wußte gar nicht, wi die in ſeine Hand gekommen war, und hielt in der linken das Buch, Pergament war's, eiskalt, aufgeſchlage war's, viele, viele Namen darin, alle roth, die flirrte vor ſeinen Augen und glühten, und da war's als fie ſchnell wie ein Gedanke vom Scheuerboden herab ei kleines Stückchen Stroh, das fiel gerade auf ſein Hand, und ſtach, und wo es geſtochen hatte, quolle Tröpflein Blutes hervor.

„Schreib, ſchreib Deinen Namen!“ hauchte drängend die unheimliche Geſtalt.

Da aber rang ſich plötzlich in Lurzens innerm ei hoher Gedanke los, der ihn ganz erfüllte. Er iſt's, j es iſt der böſe Feind, der Verſucher. Schwer haſt D geſündiget, aber noch biſt Du nicht ſein, noch verma einer zu retten, der höher iſt, wie dieſer. — Un Lurz tauchte die Feder, welche verkehrt geſchnitten wa in ſeines Blutes quellende Tropfen und ſchrieb auf da Pergament:

† † †

Das Blut Jesu Christi wäscht uns rein vo allen Sünden. Amen.

Wie des Schwarzen glühender Blick auf die Schri ſich ſenkte, that es einen Donnerknall, war die Scheu voll Feuer, und alsbald ein Geſtank wie eitel Schwefelleber, Teufelsdreck und faule Eier, daß dem armen Lurz von dem höllischen Schmack der Odem ausging, und er rücklings in eine tiefe Ohnmacht ſtürzte. Krampfhaft aber hielt er noch in ſeiner Hand das Buch mit den vielen mit Blut geſchriebenen Namen. —

Gutes Muthes erreichte Friedrich Strumpf mit ſeiner Frau, ſeinem Andres und dem klingelnden Geſchirr ſein Gehöft, der gute Muth wandelte ſich aber alsbald in Unmuth um, als er nicht, wie gewohnt, den Knecht Lurz aus Haus oder Stall herbei eilen ſah, das Hofthor zur Einfahrt zu öffnen, und erſt halten und klatſchen mußte — klatſchen mit der Peitſche was das Zeug hielt, und doch kam niemand, bis er ſeinen Zorn rufend in Donnerwettern und andern gräulichen Bauernflüchen auspolterte; da ſtürzte Barlies erſchrocken aus dem Hauſe, und öffnete das Thor, und Friedrich Strumpf knallte ihr einen Peitſchenhieb über das dicke Kamiſol, und wetterte: „Wo iſt der Knecht, der Hallunke? Warum wird nicht aufgepaßt, wenn die Herrſchaft kommt? Lumpengeſindel, faules! Der Teufel muß Euch das Licht halten!"

„Ich hab' in der Stube geſeſſen und hab' geſponnen!" heulte Barlies. „Seit dem Mittagseſſen hab' ich nichts von Lurz geſehen, mich nicht um ihn bekümmert — er hat mir nicht geſagt, ob er wohin gehen will — vielleicht iſt er zum Schmied, hat etwa nicht gedacht, daß Ihr ſobald vom Markt heim kämet.“

„Laß es gut ſein und heul' nicht!“ ſprach Frau Grethe Strumpf. „Spute Dich und koch' ein Butterſüpplein, Andreschen friert. Die Stub' iſt doch warm?“ Der Wagen wurde in den Hof gebracht, Friedrich Strumpf ſpannte ſelbſt die Pferde ab, und warf Decken über ſie, denn ſie dampften, und führte ſie in den Stall; Barlies lud das mitgebrachte vom Wagen ab, der Eierkorb war voll neuen Hausrathes, Töpfergeſchirr und Blechgeſchirr, deß freute ſich ihr magdliches Herz, ein paar nöthige neue Stürzen, neue Seiher, neue Löffel, neue Trichter, eine neue Salzmäſte — o das freut eine brave Magd über alle Maaßen, wenn es auch nicht ihre, ſondern der Herrſchaft iſt.

Vergebens durchſchallte Strumpfs Ruf das Haus, die Böden, die Ställe, die Scheuer nach Lurz — Lurz war nicht da, aber in der Scheuer — da ſtank es, wie das Volk zu ſagen pflegt: wie der Teufel.

Lurz hatte lange in tiefer Ohnmacht gelegen; als er allmählig zu ſich kam, meinte er im Bette zu liegen, und wieder, auf andere Weiſe, von der Trude durch einen entſetzlichen Traum gequält worden zu ſein, dann wieder fühlte er alle ſeine Gliedmaaßen wie zerſchlagen. Aber endlich fand er ſich liegen auf harter Tenne, in der Winterkälte und in der linken Hand — noch das furchtbare Buch. Eiskaltes Entſetzen übergoß ihn aufs neue mit namenloſen Schauern — dann bekreuzte und ſegnete er ſich, eilte in das Haus, in ſeine Kammer hinauf, zog ſeine Sonntagskleider an, nahm ſeinen Taufſchein und ſonſtige Papiere, vergaß auch ſeine gute Tabakspfeife nicht, ſetzte ſeinen guten Hut auf und ging aus dem Hauſe, feſten Entſchluſſes, daſſelbe nicht wieder zu betreten.

Wohin ging der Lurz? — Geradewegs zum Pfarrer zu Keſſelbrunn; ihm, ſeinen Beichtiger, ſagte Lurz alles an; wie verſchiedenes Gerede, das er von Nachbarn gehört, und in Nachbardörfern, ihn aufmerkſam gemacht habe und argwöhniſch; wie die gemeine Sage gehe, Frau Grethe Strumpf ſei eine arge Hexe und die Hebamme des Dorfes nicht minder und noch viele andere Weiber — und wie er ſeine Herrin belauſcht durch die Klunſe im Kellerloch, und was er da Wunders geſehen — und wie der böſe Feind ihn ſelbſt angetrieben, er wiſſe gar nicht wie, auch die böſe That mit dem ſchwarzen Höllenhuhn zu verſuchen — und was ihm darauf weiteres und ſchreckliches begegnet.

Lurz trug ſeinen Bericht ſchlicht und einfach und im guten Zuſammenhange vor, obſchon nicht ohne zittern und beben vom Grauen der Erinnerung.

Paſtor Ehren Johann Meiſer hörte aufmerkſam zu — nichts ſchien ihm unglaublich — alles konnte ſich ſo verhalten haben, wie der Knecht erzählte — der Pfarrer ſtand nicht über ſeiner Zeit, er ſtand in ihr, und

Friedrich Spee hatte für ihn nicht gelebt, Thomaſius lebte und lehrte nicht für ihn, ja es dünkte ihm die allergottloſeſte Neuerung, daß Menſchenſinn und Menſchenwitz ſich unterfange, den Satan und ſein Reich auf Erden hinwegläugnen zu wollen. Er ſprach daher zunächſt dem Lurz mit geiſtlichem Troſt zu, hörte ihn förmlich Beichte und ertheilte ihm Abſolution, und freute ſich, dem Himmel ein, auf nur kurze Zeit verirrtes Schäflein, wieder zu gewinnen. Darauf ſetzte Paſtor Meiſer dem Lurz die heilige Pflicht auseinander, Anzeige von der Sache bei einem edlen Rath der Stadt Köln zu machen, wogegen Lurz anfangs heftig Einſprache that, denn er konnte voraus ſehen, was folgen werde; da trat aber Ehren Meiſer an ſeinen Bücherſchrein und entnahm demſelben eine kleine Schrift in Quart, hieß Lurz ſitzen, ſetzte ſich zu ihm und zeigte ihm den Titel dieſer Schrift, zunächſt das demſelben aufgedruckte Motto: Die Zauberinnen ſollſt Du nicht leben laſſen.

„Siehe, mein Sohn,“ ſprach Paſtor Meiſer zu Lurz: „dieſe Sache hat nichts geringes auf ſich, ſie hat ſchon gar viele weiſe und erfahrene Männer ernſtlich beſchäftigt, und ſo hat auch ein Freund von mir, mit welchem ich ſtudieret, Michael Freudius, jetzt Paſtor zu Cuppendin und Plauerhagen im Meklenburgſchen Wendenlande, vorlängſt Gewiſſensfragen von Proceſſen wider die Hexen verfaſſet, aus denen ich Dir nur, zur Beruhigung Deines eigenen Gewiſſens mein Sohn, einige mittheilen will. Siehe, da beweiſet mein gelahrter Freund gleich in der erſten Frage, daß es keine Verrätherei, Zauberer und Zauberinnen bei der Obrigkeit anzugeben; ſodann zweitens, daß die Obrigkeit das Recht habe, die Unterthanen ſogar zu zwingen, wenn ſie es nicht freiwillig thun mögen, Hexenwerke anzuzeigen, daß drittens, ſelbige Obrigkeit befugt ſei, amtshalber auf Hexenleute zu inquiriren, dieweil viertens die Hexerei zu den abſcheulichſten Verbrechen gehört, und ſo weiter. Dabei werden aber den Hexenleuten keineswegs die Namen derer genannt, die gegen ſie gezeugt; auch wird von der Obrigkeit gar genau erforſcht, ob eine des Laſters der Hexerei verdächtige Perſon auch in der That ſchuldig ſei, wird auch auf eines einzigen Zeugen Ausſage nicht leicht jemand zum Tode verurtheilt.“

Und ſo ſchläferte der alte Paſtor Meiſer die Furcht des Knechtes ein, der ſich noch ſcheute, ſeine Dienſtherrin anzugeben, nahm ihm auch das Buch ab und verſchloß es gut, beſtärkte ihm im Entſchluß, nicht wieder in das Haus ſeiner Brotherrſchaft zurückzugehen, und bot ihm bis auf den morgenden Tag bei ſich ſelbſt eine Schlafſtätte und die nöthige Koſt.

Im Strumpfenhofe war große Verwirrung, Aerger und Sorge um den vermißten Knecht. Der Bauer durchſuchte nach ihm alle Gemächer, alle Stallungen, und ſandte Barlies in das Dorf, Erkundigungen nach Lurz einzuziehen. Niemand hatte ihn geſehen, denn Lurz war einen Nebenweg außen um das Dorf herum nach dem Pfarrhof gegangen, und da es an dem trüben Nachmittag und durch den Schneefall ohnehin bald düſter wurde und niemand außerhalb des Ortes beſchäftigt war, ſo war Lurz zufällig von keinem Bewohner erblickt worden. So kehrte die Magd unverrichteter Sache heim, und es gab den ganzen Abend verdrießliche Geſichter, ſelbſt Andres war es leid, daß Lurz fort war, denn er hatte öfters in Lurzens Büchern leſen dürfen, und wenn Lurz die Pferde zur Schwemme ritt, durfte in der Regel Andres auf dem Sattelgaul ſitzen und mitreiten.

Es war gut, daß des Knechts Abweſenheit dem Friedrich Strumpf veranlaßte, ſich ſelbſt um ſein Vieh zu bekümmern, ſonſt hätten die Angehörigen viel böſe Reden anzuhören bekommen; gleichwohl mußte Strumpf, als alles beſchickt war, noch ein wenig in's Wirthshaus, mußte ſeinen Aerger niedertrinken, mußte vom Markt erzählen und nach dem Knechte fragen. Ehe er aber aus dem Hauſe ging, ſtellte er einen Prügel zurecht, mit dem er den Lurz barbariſch durchhauen wollte, wie er ſagte, wenn dieſer ja wieder in das Haus komme; denn immer noch vermeinte Strumpf, der Lurz habe ſich vielleicht zum Weggang verleiten laſſen und liege irgendwo betrunken oder ſchlafend und werde wohl wieherkommen, denn er ſei ans Brod gewöhnt, nach dem Volksſpruch. Aber Gott ſolle dem Kerl gnädig ſein, er wolle ihn hauen, daß er an ihn denken ſolle. Schimpf und Schande ſei es, ſo fortzulaufen mir nichts dir nichts, und noch dazu am Sonnabend! Und wer denn nun am lieben Sonntagmorgen das liebe Vieh beſorgen ſolle? Da könne er, der Friedrich Strumpf am Ende nicht einmal in die liebe Kirche.

Frau Grethe Strumpf hatte eine ſehr unruhige, ſchier ganz ſchlafloſe Nacht. Des Knechtes Weggang ärgerte ſie nicht blos, wie er ihrem Mann ärgerte, nein, er ängſtigte ſie. Sie wiederholte ſich Wort für Wort die Reden, die zwiſchen ihr und Lurz gefallen waren, ſie bereute, daß ſie ihn bedroht hatte — wie? wenn er ihrer Drohung halber entwichen war, weil er wußte, daß ſie nicht Spaß machte — weil er ſich am Morgen ſo übel befunden, weil er vielleicht vermuthete, daß ſie — böſes gegen ihn im Sinne habe? Und wenn er etwas gegen ſie wußte — wenn er es angab? — In voriger Nacht hatte der Lurz ſchwer gelitten, heute litt ſie, ungleich ſchwerer als er — er ritt die Nachtmahr, nicht die Nachtmahr ihn — heute aber lag's auf ihr, ritt auf ihr, das furchtbare Nachtmännlein, das Alp des böſen Gewiſſens, gegen das kein Segen helfen wollte. Vergebens murmelte Frau Grethe Strumpf die alte Formel:

„Ich beſchwöre dich, Alp, Alp,
Der du Augen haſt wie ein Kalb,
Einen Rücken wie ein teigtrog,
Weiche von deines Herrn Hof.“

Es wich nicht — bis der Halbſchlummer wich und ſie zitternd und bebend aus ihm erwachte zum vollen Bewußtſein.

Hehr und feierlich riefen die Glocken zur Kirche. Dumpfrollend hallten in langen Pulſen die Schläge der großen Domglocke Kölns bis Keſſelbrunn herüber. Der Sonntagsmorgen war rein und kalt; aber ein Nebelmeer ſchwamm in der Ferne, über dem breiten Strome, und aus dem Nebel tauchte das Sonnenrad, eine rieſige kupferne Kugel, wie ein blutiges Meteor.

Der Pfarrer des Dorfes hatte noch in ſpäter Nacht ſeine vorher entworfene Predigt abgeändert und ſuchte ſeine Gemeinde auf unerhörtes vorzubereiten. Er legte ein Wort der Offenbarung aus: Der Ungläubigen und Zauberer Theil wird ſein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet — und erſchütterte die Zuhörer mit Donnerworten.

Aus dem Strumpfenhofe war niemand in der Kirche.

Gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter des Wortes Gottes, wandte ſich der erſte Theil von Ehren

Meiſers Predigt. Wie aus dem Unglauben die Neigung zu jedem andern Laſter und jeder Todſünde entſpringe, behandelte der zweite Theil; die Todſünde der Zauberei der dritte; der vierte endlich ſchilderte die Beſchaffenheit weltlicher und ewiger Strafen mit entſetzlicher Phantaſie. Da richtete ſich mancher Blick derer, die ſich rein fühlten, nach jenen hin, die verrufen waren, zumal nach der Hebamme des Dorfes, und mancher Blick ſuchte den Boden, und in manchen Herzen kochte der Zorn über den Pfarrer, und gutes war es nicht, was ihm gewünſcht ward.

Daß der Knecht Lurz geſtern vom Strumpfenhofe weggelaufen ſei und niemand wiſſe, wohin, flüſterte indeß trotz des Pfarrers Zornpredigt als Dorfneuigkeit von Ohr zu Ohr in den Kirchenſtänden.

Nach der Kirche und während der Zeit des Mittageſſens kleidete ſich Paſtor Meiſer an, führte ſeinen Gaſt durch das Hinterpförtlein im Haus und Pfarrgarten hinaus in das freie Feld und ging mit ihm ſtracks nach Köln, trug ſelbſt das Buch, das grauſe Zeugniß der Unthaten ſeiner Gemeinde. Er führte Lurz zum Conſul Dirigens und trug dieſen dem ganzen Fall vor, und ſo ließ der Bürgermeiſter Lurz in leidlichen Gewahrſam nehmen, dankte dem Pfarrer für ſeinen Eifer und berief eilig und ſchleunig eine Rathsverſammlung.

Das Buch enthielt nicht weniger als dreitauſend Namen von Frauen, Männern und jungem Volk aus zahlreichen Dörfern der Umgegend. Aus Keſſelbrunn ſtanden vierzig Namen darin aufgezeichnet, an deren Spitze Frau Grethe Strumpf, die Königin, unter ihr ihr Sohn Andres, dieſem folgten die Namen der Hebamme und ſieben und dreißig anderer Perſonen.

Da entbot ein edler Rath ſeine Garde, die berühmten Funken, und ſandte hinaus gen Keſſelbrunn eine ſtarke Schaar dieſer tapfern Wehrmannſchaft, und ließ alles einziehen, was verdächtig war, und ward ſchier in allen Häuſern großes Geſchrei, Wehklage, Heulen und Zähneklappen.

Friedrich Strumpf wußte gar nicht wie ihm geſchah, als ſein Haus von Wachen umſtellt wurde, als man hereindrang, und im Namen des Rathes ſein Weib und ſein Söhnlein in Haft nahm und von dannen führte. Er ſchrie zu Gott im Himmel hinein über Gewaltthat und ſchreiendes Unrecht.

Frau Grethe Strumpf wußte wie ihr geſchah; ſie ſchwieg; denn zu Gott im Himmel konnte ſie nicht ſchreien.

Nur andeuten laſſen ſich die Schauer, die Scheuel und Gräuel eines Monſtre-Hexenproceſſes, der nun begonnen ward zu Köln in der heiligen Stadt, gegen ein Heer von Menſchen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen und gegen unmündige Kinder. Der Wahnſinn der Zeit, der Aberglaube, ſaß wie ein wuthſchnaubender Belſazar auf blutigem, flammenumſtrahltem Throne und heiſchte Opfer auf Opfer.

Die gemarterten, auf den Tod gequälten Menſchen bekannten alles, alles; die Folter half zum Bekenntniß von allem.

Nur eine bekannte nicht, trotz aller grimmen Folterpein, trotz den Schnüren und Zügen, trotz Daum und Zehenſchrauben, trotz polniſchem Bock und ſpaniſchen Waden, trotz der Stirnkrone und Maultulpe, trotz der Leiter und dem geſpickten Haſen — kein Wort entriſſen ihr alle dieſe Qualen. Das war die Hebamme, Frau Rullendörfer zu Keſſelbrunn.

Aber die Hexenkönigin bekannte in der Folter, daß ſie Chriſtum unſern Herrn abgeſchworen, und dem böſen Feind ſich verlobt zu allen böſen Thaten; daß ſie ihren Nachbarn Schaden gethan an Korn und Kraut; daß ſie zuwege gebracht Schrecken und Schnecken, Läus und Mäus, Ratten und Unken, Gewürm und Raupen; daß ſie verderbt und geſterbt ſo viel ſie gekonnt durch Ungeziefer, Krankheit und Wehthum; daß ſie die, denen ſie feind, als Nachtmahr geritten, ja geritten krumm und lahm, zumal wenn ſie ihr dadurch verfallen wären, daß ſie früh beim aufſtehen nicht gebetet, auch ihre Hände nicht gewaſchen hätten; daß ſie ferner das Hexenamt gelehrt habe ihrem eigenen einzigen Sohne, dem Knaben Andres, und der Hebamme und den anderen

Hexen und Hexinnen in Keſſelbrunn, ja ſelbſt auf Nachbardörfern.

Als Frau Grethe Strumpf ihr allgemeines Bekenntniß abgelegt hatte, folgte das beſondere über die ſchwarze Glucke. Und ſie bekannte, daß ihr der Feind eine Kröte zugeſellt, und zu eigen gegeben, mit der Eigenſchaft, Tages über und in den Augen der Leute die Geſtalt einer ſchwarzen Henne anzunehmen, und ſo viele Hühner-Eier zu legen als Frau Grethe wolle. Das ſei ſo gekommen, als ſie einſt mit dem Feind, ihrem Buhlen, in der Flur ſpatzieren gegangen, habe in einem Waſſergraben ein Krötenpärchen gehockt, und die Kröte habe ihre Eier gelegt, eine endlos lange Schnur, und die Eier haben aneinander gehangen, wie Paternoſterkügelein. Da habe Frau Greth gewünſcht: ſo eine Gockel möcht' ich haben, die ſo viel, aber große Hühnereier legte, zu aller Zeit, auch im Winter, und da habe der Feind ihr geſagt: wenn Du mein ſein willt, ſollſt Du ſolch eine ſchwarze Gockelhenne haben.

Sie habe dafür jeden Tag die Glucke in euterwarmer Milch baden, und ihr alle vier Wochen eine geweihte heilige Hoſtie, die ſie beim Abendmahl empfangen, zu eſſen geben müſſen, ſo habe ſie dem Teufel geopfert, denn die Glucke ſei ein Teufel geweſen.

Da nun die ganze gefangene Hexenſchaft alles bekannt hatte, was ein hoher Rath zu wiſſen verlangte, und

Urthel und Recht geſprochen war, ſo erfolgte die große Hinrichtung.

Ein Wort der heiligen Schrift hatte ſchon vielen tauſenden von Menſchen das Leben abgeſprochen, ſo auch hier. Auf dieſes eine Wort gründete der Unſinn einiger Jahrhunderte ſein blutiges Recht, fand Entſchuldigung, ja Berechtigung der ſchauderhafteſten Grauſamkeit einzig und allein in ihm.

Es war das Wort im zweiten Buche Moſes, im zweiundzwanzigſten Kapitel, der achtzehnte Vers: Die Zauberinnen ſollſt Du nicht leben laſſen.

* * *

Die Zauberinnen ſollſt Du nicht leben laſſen!

Nicht leben laſſen! —

Alſo mußten ſie ſterben.

Den jungen Zauberern und Zauberinnen, die noch nicht vielen Schaden gethan hatten, ließ man zum Tode zur Ader.

Dazu mußte die Hexenkönigin und ihr Sohn zuſehen.

Darauf wurden alle die zahlreichen älteren ohne Unterſchied auf großen Scheiterhaufen lebendig und zu Aſche verbrannt.

Auch dazu mußten jene beiden zuſehen.

Für die Hexenkönigin war eine neue Qual erſonnen worden.

Aehnlich jenem Stiergott der Ammoniter, dem Moloch, ließ der hohe Rath das eherne Bild eines Roſſes anfertigen, mit hohlem Bauch und mit Luftzügen, auf daß es geheizt und glühend gemacht werde.

Auf dieſes Roß ward Frau Grethe Strumpf geſetzt, und mit Ketten angeſchmiedet, und des Roſſes Bauch war mit Kohlen gefüllt, die entzündet wurden und gehitzt mit Blaſebälgen, daß allmählich des Roſſes Leib erglühte, und die Hexenkönigin die martervollſte Pein erlitt. Auf daß ſie aber nicht ſchreie, war ihr eine eiſerne Springtulipane in den Mund geſteckt.

Da ſaß ſie und litt die Pein der Hölle drei volle Stunden lang, ehe ſie ihre elende Seele aushauchte.

Und ihr eilfjahriger Sohn Andres mußte zuſehen.

Und als die Mutter tod war, ſollte der Sohn hinauf auf das glühende Roß und ſchnell zu Aſche werden; da ſchrie der Knabe laut um Erbarmen, und ſchrie: „O laßt mich nicht brennen! Ich will Euch auch etwas offenbaren, das aller Welt noch geheim iſt.“

Da wurde den Henkersknechten geboten, inne zu halten, und ward der Knabe gefragt, was denn das ſei? Er ſollte es frei bekennen, und dann des Feuertodes nicht ſterben.

Darauf hub Andres an zu ſprechen: „Gegen Satan und alles Hexenwerk ſind einzig gut und hülfreich die Kräuter der ſieben Planeten. In welchem Hauſe dieſelben ſind, wäre es auch nur ein Kraut von jedem der ſieben, darin hat keine Hexe, ja der Teufel ſelbſt nicht Macht, und können nicht den geringſten Schaden thun, weder an Menſchen noch am Vieh.“

Darauf fragte ein hochweiſer Rath, welches dieſe Kräuter ſeien, ob er ihre Namen wiſſe?

Siehe, da hub der Knabe Andres an verwunderlich zu reden und zu offenbaren tiefe Geheimniſſe, gleich einem der auf hohen Schulen ſtudiert hat, und jedermänniglich wunderte ſich darüber, und wußte nicht, von wannen ihm dieſe Weisheit komme. Und Andres ſagte aus:

„Saturni, des bekannten Planeten Kräuter ſind Raute, Zwiebel und Mispel, Jovis aber Roſen, Lorbeer und Bohnen. Mars liebt ſcharfe, hitzige Kräuter: Senf, Rettig und Euphorbium, das iſt Wolfsmilch. Soli gehören Rosmarin, Gerſte und Korn, Veneri Lilien, Safran und Zeitloſen, die Blumen, welche man nennt nackte Jungfern. Merkurii liebſte Kräuter ſind Bingelkraut, welches man nennt herba mercurialis, Peterſilie und Haſelſtaude; Lunae endlich gehören die Lunaria, die Gurken und die Kürbiſſe.“ Da mußte der Schreiber eines hohen Rathes dieſe ſiebenmal drei Kräuter aufzeichnen, und der Stadtapotheker mußte ihrer ſieben zuſammen ſchaffen. Der nahm eine Zwiebel und ein Paar Lorbeerblätter, eine handvoll Senf und einen Rosmarinſtengel, that eine Priſe Safran hinzu, etwas Bingelkraut und Lunaria, alles zuſammen in ein reines Linnenſäcklein von einem Jungfernhemde.

Mit dieſem Säcklein nahete nun ein hoher Rath der herbeigeführten verſtockten Hebamme; da begann ſie alsbald freiwillig und ohne Marter zu bekennen, wie ſie alle Kindlein, ſo ſie aus dem Schooße der Mutter empfangen, gleich heimlich getauft habe in des Teufels Namen, und wie ſie vielen Weibern das Hexenwerk gelehrt habe, darüber ein hoher Rath ſich höchlich und gebührlich entſetzte. Sprach der Hebamme ihr Urtheil, und mußte ſothaner gräulicher Unhold auch auf das Roß, und den gleichen Tod erleiden, den die Hexenkönigin erlitten hatte.

Hierauf begnadigte ein hoher Rath den Knaben Andres wegen ſeines freiwilligen, offenen und guten Bekenntniſſes und wegen ſeiner Jugend — zu einer „ihm erträglicheren“ Strafe, nämlich zum Tode durch das Schwert und nachheriger Verbrennung ſeines Leibes, und ließ dieſe höchſtgnädige Strafe ohne Verzug an Andres Strumpf vollſtrecken.

Nach alle dieſem verfügte ſich ein hoher Rath gen Keſſelbrunn, und zum Strumpfenhof, den Greuelort zu beſichtigen, und nahm den Knecht Lurz mit hinab in den Keller, auf daß er den Ort zeige, allwo die hölliſche Eiergockel ihren Sitz gehabt und auch der Bauer Friedrich Strumpf mußte mit hinab.

Lurz ging mit zittern und zagen; ſein ganzes Weſen war erſchüttert; vor ſeinen Sinnen flirrten all die Bilder der Gerichteten, die ſeine Anklage, eigentlich ſeine eigene Unthat, vom Leben zum jammervollen Tode gebracht.

Im Keller war es düſter und moderfeucht; dort in der Ecke ſtand noch der alte Korb, ganz verſchimmelt, alle waren gefaßt auf den Anblick der hölliſchen Rieſenkröte — jetzt ſtieß Lurz den Korb um — und ein entſetzlicher Aufſchrei erſcholl aus eines jedem Mund, Lurz ſtürzte gleich in Ohnmacht — was ſie ſahen, die Männer — mag etwas ganz unerhörtes und grauenvolles geweſen ſein, niemals hat einer es offenbart. Mehreren ſchwindelten die Sinne, und alle umfing ein ſtinkender peſtilenzialiſcher Brodem, ſo daß alle dem Keller ſchleunig enteilten und den Ohnmächtigen mit hinauf ſchleppten.

Darauf entbot ein hoher Rath alſobald Maurer und ließ den Keller vermauern, und in den Gewölbſtein ein fünfeckiges, mit Kreuzen verſehenes Zeichen eingraben.

Haus und Gehöft des Friedrich Strumpf ließ ein hoher Rath bis auf den Grund niederreißen, ſo daß die Kellerthüre unterm Schutt begraben blieb, und nur der Gewölbſtein mit dem Signum zu Tage ſtand.

Am letzten Balken ſeines Gehöfts wurde der Bauer Friedrich Strumpf erhenkt gefunden.

Lurz ſchlich tiefſinnig umher; ſchlich auch zum Pfarrer Meiſer, geiſtlichen Troſt und Zuſpruch bei ihm zu ſuchen.

Paſtor Meiſer empfing den Lurz in ſeinem Muſeum und in ſehr heiterer Stimmung; er hatte die weiße Zipfelmütze auf, eine weißbaumwollene Nachtjacke an, die Füße in großen ſchwarzen Filzſocken, und rauchte eine Pfeife ſchlechten Tabacks; er hatte geſchrieben. Das Muſeum des Pfarrers beſtand in einem kleinen Gemach, deſſen vierten Theil reichlich ein alter ſchwarzer Kachelofen einnahm, ein eichenes Büchergeſtell, ein Tiſch und einige Stühle bildeten das Mobiliar.

„Höre zu, lieber Lurz, was ich ſchönes gedichtet habe!“ ſprach der Pfarrer zu dem Knechte, und las mit ſalbungsvoller Stimme vom beſchriebenen Blatte:

„Im Dorfe Keſſelbrunn genannt,
Bei Köllen liegt's, iſt wohl bekannt,
Da wohnt ein reicher Bauer,
Mit Namen Friedrich Strumpf genannt,
Der lebt zwölf Jahr im Eheſtand.“

„Sein' Frau war eine Zauberin,
Ein' Hex, wie man's ſonſt nennen will,
Die trieb groß' Zauberei;
Ihr Mann wußt' nie ein Wort davon,
Endlich es doch an Tag kam.“

„Alle Wochen durchs ganze Jahr
Wenn in der Stadt war Wochenmarkt,
Hatt' ſie Eier genug
Die ſie kunnt' tragen in die Stadt
Wenn ſunſt niemand gar keins hatt'.“

„An einem Freitag es geſchach,
Daß die Geſchicht kam an den Tag;
Der Bauer war im Wirthshaus
Und blieb darin, bis am Abend ſpat,
Die Bäurin in den Keller trat“

Der von ſeiner Poeſie ganz erfüllte Pfarrer nahm gar nicht wahr, daß der arme Lurz käſebleich wurde, daß die Kniee ihm ſchlotterten und wankten, daß eine unſagliche Angſt ihn erfaßte. Jener fuhr mit erhobener Stimme im Leſen fort:

„Ihr Knecht, der ſaß an dem Tiſch,
Und hat ein Buch, darin er lieſt —
Hat an nichts Böſes gedacht!“ —

Jetzt ſtürzte Lurz zu des Pfarrers Füßen nieder und rief flehend: „Barmherzigkeit, Herr Pfarrer! Haben Sie Erbarmen mit mir! Bringen Sie mich nicht in Ihr Gedicht — nur mich nicht!“ —

„Und warum nicht?“ fragte erſtaunt, und ungern die Vorleſung ſeiner für unübertrefflich gehaltenen Dichtung unterbrochen ſehend — der Pfarrer aus.

„Es bringt mich um! Es macht mich toll! Ich thue mir ein Leides an!“ winſelte Lurz.

„Geh, Du biſt ein Tropf!“ zürnte Ehren Meiſer. „Da hab' ich einmal recht die edlen Verſe meiner Poeterei vor eine dreckige Sau geworfen! Sollte ſo ein Lump wie Du nicht Gott dem Herrn danken, wenn ſeiner in Ehren durch einen begabten Poeten in einem

Carmen gedacht wird? Marſch, hebe Dich von meiner Schwelle, Du dummer Eiergückel, Du Teufelsbüchler, Du Teufelskrötenkerl, der Du biſt!“ Dabei riß der zornige Pfarrer die Thüre ſeines Muſeums auf und ſchob den Lurz hinaus.

Faſt vernichtet ging der Lurz vom Pfarrhof.

Der Pfarrer aber beruhigte ſein aufgeregtes Gemüth und las ſich mit hoher innerer Befriedigung ſein Gedicht weiter vor: —

„Hat an nichts Böſes gedacht.
Die Bäurin ſäumte ſich nicht lang,
Nahm eine Spießgert in die Hand.“

„Sie hebte auf ein'n alten Korb,
Darunter ſaß eine große Krott,
Die thät ſich blähen auf.
Bäurin haut mit der Spießgerten drein,
All Hieb ließ ſie fall'n ein Ei.“

und las, und ſchrieb dann noch lange.

Einige Wochen nach der am 2. Februar 1718 zu Köln ſtattgehabten gräuelvollen Hexenhinrichtung wimmelte wieder viel Volk auf dem Eier-, Butter- und Gemüſemarkt. Es waren aber keine Eierweiber von Keſſelbrunn auf ſelbigem Markt, es durften ſich ſolche allda nicht mehr ſehen laſſen; denn als die Geſchichte von der ſchwarzen Krottengluckſe ruchbar geworden, überkam die Menſchen ein mächtiger Ekel und Abſcheu vor Eiern, und viele von denen, welche von der Grethe Strumpf, der Hexenkönigin, Eier gekauft und gegeſſen, ſtarben hin, wie die Mücken, als welches gar ſchrecklich war.

Wohl aber war jene Bänkelſängerfamilie wieder auf dem Markt. Sie hatte an ihrer Stange ein nagelneues Bild und ſang und verkaufte ein nagelneues Lied, gedruckt in dieſem Jahr. Auf dem Bilde war die ganze Geſchichte von der ſchwarzen Gückelhenne dargeſtellt.

Dieſe Leute waren im beſten ſingen, leiern und ausdeutendem zeigen ihrer Bildleinwand.

Das klang ganz erbaulich, und viele hunderte drängten um jene Sänger und lauſchten mit offenem Munde dem Geſang und den kreiſchenden Mißtönen des verſtimmten Leierkaſtens oder Orgeleins.

„All Hieb ließ ſie fall'n ein Ei.“

„Die Bäurin wußte davon nicht
Daß ihr der Knecht heimlich zuſicht,
Hat nirgends an gedacht,
Und treibt es alſo fort.
Dreihundert Eier ſie bekam,
Sogleich an dieſem Ort.“

Alle Hörer grauelten ſich — nur eine Hörerin, die ſich wider Willen in den Kreis zufällig gedrängt ſah, hörte und — weinte.

„Der Knecht nahm ſolches wohl in Acht,
Hat auch gleich bei ihm ſelber gedacht,
Er wollt's probieren auch,

Und thät darzu ſchweigen ſtill,
Gab wohl in Acht, wo die Krott legt' hin."

„Des Morgens d'rauf war es Samſtag,
Der Bauer und Bäuerin fuhr'n gen Markt,
Der Knecht bliebe daheim;
Er ſchlich auch in den Keller h'naus,
Die Kunſt wollt' probieren auch."

Ein Mann mit irren Zügen, in zerlumpten Kleidern, mit ſtruppigem Bart und in der einen Hand einen langen Knüttel tragend, drängt im Volkskreiſe, ſchiebt und wird geſchoben, immer näher dem Bilde und dem alten Bänkelſänger, der fleißig mit ſeiner Gerte auf das Bild ſchlägt, auch die ſchwarze ſcheußliche Kröte, die eierlegend dargeſtellt iſt, auf den Knecht, der vor ihr ſteht, die Spießgerte in der Hand.

Und weiter leiern Leierkaſten und Lied:

„Er hebt auch auf den alten Korb,
Darunter ſaß die alte Krott,
Blähet ſich ſchrecklich auf.
Knecht ſtipſt mit der Spießruthen drein;
Die Kunſt thät probatum ſein."

Immer näher tritt jener Mann; ſeine Glieder zittern, ſeine rothe Fauſt umkrallt feſter den Knüttel, ſeine Blicke ruhen ſtarr und irr auf dem Bilde.

„Der Knecht, der dacht' in ſeinem Muth,
Der Handel iſt für mich auch gut;
Ich kann manchmal ein Geld
Aus Eiern löſen in der Stadt,
Daß ich etwas zu zehren hab'."

Wieder ein Schlag der langen Gerte auf das Bild des Knechts, und raſch noch ein Schlag des Knüttels in der Hand jenes wahnſinnig in den Kreis und gegen das Bild vorſpringenden Mannes, daß die bemalte Leinwand alsbald mitten von einander reißt, und ein zweiter Schlag auf den Schädel des Sängers, der ihn niederwirft, und ein dritter Schlag auf den Leierkaſten, der dieſen zertrümmert, alles im Nu, wie zuckende Blitze, Geheul des Weibes und des Mädchens, und des Wüthenden heißer gellende Stimme: „Zum Teufel mit euch! Ihr ſollt mich nicht abconterfeien! Ihr ſollt nicht ſingen von mir — von mir, ich, ich bin der Knecht, der Knecht der Sünde, der Knecht der Hölle! Fahrt all' zur Hölle!“

Schon war der Störer öffentlicher Ruhe gepackt von nervigen Fäuſten, ſchon war nach Wache gerufen — Lurz wehrte ſich wie ein Raſender — und er war es, er war ein Raſender — eine Schaar Funken raſſelte heran, führte Lurz nach der Wache, feſſelte ihn, brachte ihn, wohin er gehörte, in das Tollhaus.

Die über das Bild und über das Lied geweint, die über Lurz weinte, die weinend ſich aus dem Getümmel ſchlich, war Barlies, die frühere Magd auf dem Strumpfenhofe, jetzt in der Stadt im Dienſt — und wo? Beim Scharfrichter, der ihrer ehemaligen Herrin das glühende Roß gehitzt.

Lurz ſtarb im Tollhaus, wo er ſich in entſetzlichen Phantaſien, die ihn mit den Schaaren der Gerichteten quälten, zu Tode raſete.

Paſtor Meiſer's Gedicht, das die Bänkelſänger auf den Märkten ſangen, hatte dreiunddreißig Strophen.

Das Kornſeil und die drei Hunde.

(Nach Aktenſtücken des Hennebergiſchen Geſammtarchives.)

1.

Luſtig brannte der Knaben Hirtenfeuer auf einem Flurſtück des Dorfes Bettenhauſen, zwei Stunden von Meiningen, die Unterbirke genannt, am Fuße des hohen weitgeſtreckten Gebaberges und dem mit einem althennebergiſchen Trümmerſchloß gekrönten Hutsberg. Die Roſſe graſten oder ſprangen umher, zumal die muthigen Füllen; alle waren des Weideplatzes gewohnt, entfernten ſich nicht von demſelben und bedurften nicht großen hütens. Zu den eigentlichen Hütern der wenigen Pferde, welches ſchon ziemlich erwachſene Burſche waren, hatten ſich auch jüngere Knaben geſellt, die gern ihr Spiel trieben auf der Unterbirke, ihre Freude am Feuer hatten, und freudig von den Bergwänden dürres Reißig und Geniſt herbeiſchleppten, erſteres zu nähren.

Häufig ſetzten ſich alle in die Runde und plauderten von dem und jenen, davon unbefangene Dorfjugend gern plaudert, über Dorfereigniſſe; über das liebe Vieh, vom Pferd und Ochſen zum Bock und Hammel, vom Schwein zur Gans und zum Huhn, vom Hund und von der Katze, vom Fink und Stieglitz, vom Rothkehlchen und der Graſemücke. Jede Krankheit und jeder Sterbefall im Dorfe und in den Nachbardörfern iſt ein Ereigniß und muß des breitern beſprochen werden; nicht minder jedes Vergehen das gerügt oder geſtraft wird. Vom Schulzen iſt dabei viel die Rede, und wie er ſein Amt verwaltet, und daß er ſo ſtreng iſt gegen die Nachbarn; dann kommt der Amtsſchöſſer an die Reihe, der Centrichter, die in der Stadt wohnen und mit denen nicht gut Kirſchen eſſen, beſonders ſollen ſie äußerſt hart gegen die Hexen ſein.

„Das verfluchtige Hexenvolk, es wird immer ſchlimmer mit ihm!“ ſpricht der ſiebzehnjährige Burſche Baltin Hofmann, aus Wohlmuthhauſen gebürtig und beim Bauer Franz Marſchall im Dienſt, „trotzdem daß vorm Jahre erſt wieder drei in Meiningen verbrannt worden ſind.“

„Jawohl, es war ein Paar Tage vor Neujahr“ — beſtätigt Hans Gering von Oberweid, der junge Knecht des Bauers Baltzer Trott, welchem letzteren ein Theil der Pferde gehörte. „Selbe Teufelsweiber waren von Rohr, und hießen Greth Maroldin und Kathrine Krechin.“

„Und im Sommer, es war gerade Aerntezeit und ich half ſchneiden beim Bauer Keiner in der Stadt“, —

fügte der achtzehnjährige Burſche Balthaſar Ulrich von dem nahen Dorfe Gerdhauſen, hinter Wohlmuthhauſen, hinzu: „da wurde zu Meiningen auf dem untern Raſen die Kathrine Schmidtin von Queienfeld verbrannt; es lief alles hin und ſah ſie brennen; ich war auch dabei, möcht' aber nimmermehr ſo was noch einmal ſehen."

„„Ich möcht's aber ſeh'n!"" — „Ich auch! ich auch!" riefen die kleinern Jungen in das Geſpräch der großen, der kleine Michel Alt, Andreas Kißner, Thomas Herlich und andere.

„Den Spaß könnt ihr ſchon haben, ihr Nickel", ſagte Valtin Hofmann ſpöttiſch: „es ſitzen deren Unholdinnen wieder genug und ſatt in der Frohnfeſte."

„Ha, und ihr ſcheint nicht zu wiſſen" — gab Heinrich Pochert, auch ein Pferdeknecht und zwar Curt Ehrhard's, in's Geſpräch, „daß erſt noch in dieſem Jahr, um Faſtnacht h'rum zwei Weiber von Schmiedefeld, die Stoffel Lotzen und die Martha Schneiderin, und ebenſo die Margreth Müllerin von Heinrich's an einem Tage und vielleicht noch ein Paar dazu verbrannt worden ſind, und die alte Schulzen-Anna, dem geweſenen Schulz Gramann zu Dreißigacker ſeine Wittwe, eine Vettel von achtzig Jahren, iſt ja erſt vor zwei Monaten, im März, verbrannt worden."

„So ſchlimm iſt's noch nicht geweſen mit den Unthieren, ſo lange die Welt ſteht!" äußerte Hans Gering; „möcht' wiſſen, ob hier in Bettenhauſen a ſolche Beſtecke wären?“

„Ach es giebt ſolch' Gezeug all' enden! Bern nicht. Ehe Du Dich verſiehſt, hat Dich eine angebl ſen und Du wirſt krumm und lahm!“ warnte Balt Hofmann.

„Oder es hockelt Dich eine!“ ſcherzte Balthaſ Ulrich, „und trägt Dich h'nauf in's Hutsberg-Schl und deckt Dich mit Wackerſteinen zu.“

Die kleinern Knaben waren ganz Ohr bei dieſ Unterhaltung der größeren Burſche, obſchon dieſe ihr nicht ſonderlich bei ihren Geſprächen achteten, und be teten jetzt den Inhalt des vernommenen auf ihre eige Weiſe aus.

„Ob's nur wahr iſt, daß es ſo böſe Leut' gieb die andern was anthun können?“

„Die's mit dem Teufel halten?“

„Ob's nur einen Teufel giebt?“

„Ob's nur Leut' giebt, die was können?“

So klangen die Fragen der kleinen Jungen durc einander, und die ältern unter den jüngern thaten ga klug und bejahten und beſtätigten alles, denn ſie wuſ ten's nicht anders, ſie hatten es ſo gehört von Aelter und Geſchwiſtern, Großältern und Dienſtboten, de Hexenglaube war allgemein.

„Warum ſoll man nichts können?“ warf der klein Claus, der zehnjährige Sohn des Bauers Curt Ehrhard dem auch mehrere der weidenden Pferde gehörten, die Frage auf.

„Kannſt Du denn was?“ erſcholl die Gegenfrage.

„Gieb mir einmal Deine Hand!“ ſprach Claus zu Michel, dem neunjährigen Söhnchen des Bauer Wenzel Alt.

„Warum ſoll ich Dir meine Hand geben?“

„„Ich will Dir daraus wahrſagen!““

„Was, Du kannſt wahrſagen?“ riefen einige ſtaunend, faſt ſcheu und erſchrocken aus, andere lachten hell auf und ſchrieen es laut aus: „Der Claus kann wahrſagen! Kommt all' daher ihr Burſch', der kleine Claus wahrſagt!“

Dieſes Geſchrei und Gelächter veranlaßte auch die ältern Burſche, neugierig näher zu treten und zu ſehen, wo das hinaus wolle. Sie ſahen und hörten wie der kleine Michel Alt dem kleinen Claus Ehrhard ſchüchtern ſeine Hand hinhielt, wie der kleine Claus ſehr ernſthaft in die Hand hineinblickte, ſie dann losließ und ebenſo ernſthaft zu ſeinem Geſpielen ſprach: „Du wirſt noch in dieſem Jahre — ſterben.“

Dieß Wort aus des Knaben Munde machte mehr oder minder alle Hörer erbeben; der kleine Michel Alt erſchrak heftig, wurde leichenblaß und begann zu weinen, und einer der größeren Burſche holte bereits aus, den Wahrſager mit einer derben Ohrfeige zu belohnen, ein anderer aber hielt dieſen zurück und fragte: „Woher weißt Du denn das, Claus?“

„Ich kann es einem in der Hand und an den Augen anſehen!“ antwortete dieſer mit einem gewiſſen Stolze.

„Wer hat Dir denn das gelehrt?“ fragte Valtin Hofmann.

„Mein Vater hat es mir gelehrt“, antwortete ganz unbefangen der kleine Claus, und meinte Wunder, was er für eine wichtige Perſon ſei. Er bemerkte die bedenklichen Mienen der älteren Burſche nicht, mindeſtens wußte er dieſe nicht zu deuten, und geſtachelt von Eitelkeit und kindiſcher Thorheit begann er unaufgefordert weiter zu reden: „O, mein Vater kann noch mehr, und ich weiß mehr als Ihr alle wißt!“

„Erzähl' uns, erzähl' uns Claus!“ rief und drängte es um den kleinen eiteln Sprecher; die Knaben lagerten ſich auf den Raſen, nahmen den Wahrſager in die Mitte, Michel vergaß den Schreck, den Clauſen's Prophezeihung ihm eingejagt, die größern Burſche ſetzten ſich ebenfalls, und ſo bildete ſich eine eigenthümliche maleriſche Gruppe.

War es kindiſche Eitelkeit, Wichtigthuerei und Aufſchneideſucht, war es ein Geiſt der Lüge, war es ein Verhängniß, was aus dem Munde dieſes zehnjährigen Knaben ſprach und plauderte, oder war es phantaſtiſche Anſchauung und Uebertragung des gewöhnlichen und zufälligen zum ungewöhnlichen und geheimnißvollen? Räthſelhaft, tief räthſelhaft war es und blieb es.

Der kleine Claus Ehrhard erzählte:

„In unſerm Hauſe ſind drei Hunde, das ſind drei Teufelein, einer iſt dem Vater ſeiner, einer iſt meiner Mutter und der dritte iſt mein. Dem Vater ſein Hund heißt Kittel, das iſt der ärgſt' und böſeſt', meiner Mutter ihrer heißt Spanier und meiner heißt Wacker; alle drei ſind ſchwarz, von der Art der Däckel und haben große krumme Füße. Dieſe drei Hunde bringen uns Geld. In der Nacht aber ſind ſie gar böſ' und machen vielen Lärm. Der Vater darf nicht in den Stall geh'n zur Nacht, um den Pferden vorzulegen, ohne daß der Kittel hinter ihm drein läuft. Kittel ſpringt auch auf den Stadelbalken, und wenn mein Vater Heu oder Stroh herunter langen will, ſo knurrt er und beißt nach ihm, und muß mein Vater immer einen Stecken zur Hand haben und dem Kittel das Fell durchwammſen. Als die Hunde in unſer Haus kamen, band ſie mein Vater in der Bodenkammer an Seile an, die haben ſie aber durchgebiſſen, und er hat ſie müſſen an Ketten binden, doch auch davon reißen ſie ſich los, und iſt ſchon mehrmals in der Nacht der Kittel auf meines Vaters Bette gekommen und iſt darauf herumgeſprungen. Manchmal kommen ſie alle drei auf des Vaters Bette und thun ſehr häßlich. Aber hinter dem Bette

hat mein Vater einen Prügel ſtehen, damit jagt er di
Hunde weg."

Die Hörer allzumal waren ganz ſtumm vor ſtaune

Der kleine Claus nahm dieſes ſchweigen als eine
wohlverdienten Zoll ſtummen Beifalls willig an un
plauderte weiter: „Manchmal zur Nacht kommt au
ein Ding vor meines Vaters Kammer, iſt ein blau
Ochs, wie Alt-Enderſens Ochs, das ſcharrt mit de
Fuß an der Kammerthüre, kommt zu Zeiten auch he
ein und ſchlägt nach meinem Vater. Selbes Ding kan
reden. Oefter hat es auch meinem Vater Geld g
bracht, das hat es im Maul gehabt, und hat mei
Vater gefragt: Was bringſt du mir? — Ich bring
Dir Geld, hat der Ochs geſagt, und wenn er fortg
gangen iſt, hat mein Vater geſagt: Ich will dir wi
der dienen.

„Bringen die Hunde und der Ochs euch vi
Geld?" fragte der Pferdeknecht Balthaſar Ulrich ne
gierig.

„'S iſt nicht viel dermehr, hab' noch keine D
caten oder Laubthaler geſehen, als immer nur klei
Blafferte und Blechkappen", antwortete Claus.

„Was freſſen denn eure Hunde?" warf Balt
Hofmann die Frage auf.

„Gar nichts freſſen ſie!" gab Claus zur Antwo
welche allgemeine Verwunderung hervorrief.

Immer kecker, da er ſo viel Gehör und wie es ſchien auch Glauben fand, wurde des Knaben Muth und immer friſcher ſeine Luſt, zu erzählen. „Wir haben auch ein Seil auf dem Boden“ — berichtete er mit geheimnißvoller Wichtigkeit: „daran ziehen mein Vater und meine Mutter, wie man zieht am Euter einer Kuh, und da fällt allemal Korn herunter, immer eine halbe Metze voll in das untergeſtellte Maaß; da können wir des Tages vier bis fünfmal daran ziehen und Korn melken. Das Seil hat viele Knoten und hängt frei an einem Balken; wo das Korn herkommt, ſieht kein Menſch, es fällt gleichſam aus dem Seil in die Metze.“

„„Man ſollt' nicht meinen, daß es möglich wäre!““ rief Balthaſar Ulrich. „Das geht doch wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!“

„Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ riefen viele nach und erhoben ſich zum heimgehen, da die Sonne hinab war und die Dämmerung begann. Und ſie plauderten noch ein langes und breites von Hexengeſchichten und Hexenkünſten.

Auf dem Nachhauſewege aber ſagte Heinrich Pochert, der junge Pferdeknecht bei Curt Ehrhard, zu dem kleinen Claus Ehrhard, daß es die andern nicht hörten: „Dummkopf, Schafkopf, der Du biſt, Papelmaul! Gieb acht ob Du nicht heute Abend Dich, Deinen Vater und Deine Mutter in's Gefängniß und zuletzt auf den Scheiterhauſen geſchwatzt haſt! Welcher böſe Geiſt hat Dir eingegeben, ſolche Dinge auf offener Wieſe vor aller Welt zu erzählen, vor denen einem die Haut ſchaudert und die Haare ſich ſträuben? Wirſt ſchon ſehen, dummer einfältiger Nickel, was Du angeſtiftet haſt."

Claus erſchrak und ängſtigte ſich; ſcheu und ſchüchtern betrat der unbedachte Knabe das älterliche Haus.

2.

Am Nachmittage des folgenden Tages ſpielten die Knaben Claus Ehrhard, Andres Kißner, Michel Alt und andere im Hofe ihres Kameraden Thomas Herlich Haſchemännchens und waren ſehr laut und munter. Das Gehöft Veit Herlich's, eines ziemlich reichen Bauern, lag nahe an dem Gehöft Curt Ehrhard's, dann folgte das Haus Lorenz Walter's, neben dieſem ſtand des Schultheißen Haus und gegenüber lag der Pfarrhof. Dorfaufwärts ſtand dem Hauſe Ehrhard's das Haus Hans Babſt's am nächſten.

Während die Knaben ſpielten, ging Clauſen's Mutter, Frau Anna Ehrhard, mit einer Feuerkike herüber in Lorenz Walter's Haus, um ſich bei der Nachbarin, wie ſie öfter that, etwas Feuer zu holen.

Auf der Straße, nahe an Veit Herlich's Gehöft, ſtand die Pfarrmagd Marei und plauderte mit der Frau des Bauers Auguſt Dreißigacker, Lisbeth, und mit Kathe

Böhſe, deren Bruder Hans der Schatz der Pfarrmagd war und mit Frau Sibylle Babſt, welche vom Brunnen kam und ihre Eimer raſten ließ. Sie hatten ihr Geſpräch über einen Mann, der ſeit einiger Zeit übler Gerüchte halber aus dem Dorfe entwichen und landflüchtig geworden war; dieſer Mann war Cunz, Curt Ehrhard's Bruder.

„Ich ſag's und bleib' dabei ſteif und feſt“, behauptete Frau Lisbeth, „daß der Cunz ein Milchdieb *) iſt, ſonſt wär' er nicht auf und davon. Ich weiß, was ich weiß.“

„Ich auch!“ fiel Kathe Böhſe ein: „wenn man nur alles ſagen dürft'.“

„Ei ſo ſagt's doch, es hört's ja niemand und ich ſag's nicht weiter!“ drängte die Pfarrmagd.

„Denkt ihr denn“ — ſprach nun im flüſternden Tone Frau Lisbeth: „auf Curt Ehrhard's Aeckern allein wüchſe das viele Getraidig, das er verkauft und verborgt? Das weiß ich beſſer. Der Cunz, der Milchdieb, kommt manchmal heimlich wieder und ſchläft im Haus beim Bruder, bringt mit, ich will nicht wiſſen wen und was — kommt mir vor, wie der Drach', Gott ſei bei uns, der zum Schlot h'nein fährt. Einen Pflugringken hat er ſeinem Bruder mitgebracht, über's Korn

---

*) Das Schimpfwort Milchdieb wurde nicht in der wörtlichen Bedeutung genommen, ſondern bezeichnete einen Hexenmeiſter, Milchdiebin eine Hexe.

zu hängen, da fällt das Korn hindurch — Gott der allwiſſende mag wiſſen wo's herkommt, vom Himmel hoch kommt's aber nicht her.“

„„Ach — ſchweigt von dem ſtille!““ nahm Kathe das Wort: „ich weiß recht gut und hab's von meinem Bruder, daß der Curt Ehrhard vom Acker des verſtorbenen Schultheißen Balthaſar Molder Getraidig weg- und auf ſeinen Acker geſchleppt hat; dabei braucht einer keinen Pflugringk, ſeine diebiſche Kralle iſt Pflugringks genug.“

„„Und mir hat Claus Walter's Frau geſagt““ — gab die Pfarr-Marei in's Geſpräch: „daß die Ehrhardin ihr ihre Ziege geſterbt*) hat.“

„„Und ich weiß, was ich gehört habe, iſt doch unſer Haus das nächſte an Ehrhard's Hof““, fügte Hans Babſt's Hausfrau hinzu. „Und als ſie mir neulich einen Korb mit Gras in den Stadel tragen half, hat meine Kuh drei Tage lang keine Milch geben wollen.“

Während dort die Knaben ſpielten und hier die müſſigen Weiber ihre Nachbarn verklatſchten, war Frau Anna Ehrhard, von der bei jenen ſo eben die Rede war, zu derſelben Frau Suſe Walter eingetreten, ihrer lieben Nachbarin und Gevatterin, von welcher ſo eben ebenfalls die Rede war, hatte guten Tag geboten und Frau Suſe um etwas Feuer gebeten, war aber nicht allzufreundlich empfangen worden.

---

*) geſterbt: heimlich durch Zaubermittel umgebracht.

„Hörſt Du, Frau Anna, ich weiß nicht, weshalb Du ſo oft zu mir kommſt und Feuer holſt? Ich bin Deines feuerholens gar müde und will Dir keins wieder geben!“

„„Ei, Frau Gevatterin!““ entgegnete mit großen Augen Frau Anna Ehrhard: „warum denn auf einmal ſo trotzig und protzig? Was hab' ich Dir gethan? Nicht wahr, wenn Dein Mann herüber zu meinem Mann kommt und Korn begehrt, ſo muß mein Mann ein guter Freund und Gevatter ſein?“

„„Wird nicht ſo gar arg mit dem Korn ſein, was mein Mann bei euch holt!““ verſetzte Frau Suſe Walter geärgert. „Will Dir ſagen, warum ich Dein feuerholen nicht leiden mag. Ich habe kein Glück mehr mit meinem Vieh, meine drei Kühe ſtehen trocken, kann weder Käſe noch Butter machen; ich ſage Dir, nicht ſo viel Butter, daß ich meinem Kind ein Breilein ſchmelzen kann; muß die Butter, ſo ich in's Haus brauche, drüben auf dem Hof zum Huteberg kaufen.“

„„Nu — und da ſoll ich doch nicht etwa Schuld daran ſein?““ fragte mit einem böſen Blick aus ihren grauen Augen Frau Anna Ehrhard ihre unfreundliche Gevatterin.

„Ich laſſe mir kein ja und kein nein abgewinnen!“ erwiederte Frau Suſe Walter. „Ich denke nur an meine Ziege, die mir von einer alten Milchdiebin geſterbt worden iſt, und die mich bitterlich reut [*]), das kannſt Du glauben, und es wird der Milchdiebin keinen Segen bringen, das gethan zu haben, und ich will mit keiner etwas zu ſchaffen haben!“

Damit fuhr Frau Suſe aus der Hausflur, in welcher vor der Küche dieſes Geſpräch ſtatt hatte, in ihre Stube hinein und ſchmetterte die Thüre hinter ſich zu, daß es krachte.

Frau Anna Ehrhard ſtand ganz verdutzt, ſah der Gevatterin mit einem böſen Blick nach, dann wandte ſie ſich raſch und zornig um und trat mit lautem belfernden ſchelten ihren Rückweg an: „Ei du arger Nickel! Ei du Schandbalg! Ei daß dich doch gleich das Parle [**]) anſtieße! — Kein Feuer geben, mir! Ei ei ei! Kein Glück beim Vieh! · Geſchieht dir ſchon recht, du Trolle! — Ei daß doch deine Kühe trocken ſtünden bis zum jüngſten Tag, du Teufelsgehängkröt'! — Ei daß du doch am Butterfaß von des Satans, Gott ſei bei uns — Großmutter buttern müßteſt ewig und drei Tage, du alte Schmeiße! — Wart' ich will dich bemilchdieben du Rabenaas, du ſchlechtes, unſaubres, ſtinkendes du! — Daß dich doch Schinder und Schaber holten und auf den Anger in der Föſchau führten, wo du hingehörſt, du Herrgottsluder!“ —

---

[*]) mir leid thut.

[**]) die fallende Sucht, Paralyſis

Bei jedem einzelnen dieſer guten Wünſche blieb Frau Anna Ehrhard ſtehen, hemmte ihren Schritt und ſprach ihn mit rückwärts gewandtem Geſicht, grimmiger Gebehrde, und die geballte Fauſt drohend gegen Walters Haus erhebend, laut und gellend aus.

„Seht doch dorthin, was hat denn die alte Ehrhardin!“ rief die Pfarr-Marei ihren Freundinnen zu, mit denen ſie plaudernd ſtand.

„Ich meint', ſie wär' übergeſchnappt!“ ſagte Frau Lisbeth Dreißigacker, und Katha Böhſe ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf über die wüthenden Gebehrden der Alten, in welches Frau Sibylle Babſt laut einſtimmte.

In dieſem Augenblick erhob ſich in Veit Herlichs Hofe ein lautes Geſchrei. Die ſpielenden Knaben waren mit einander uneins geworden, und einander in die Haare gerathen. Andreas Kißner hatte den kleinen Michel Alt einen ſehr heftigen Stoß gegeben, daß dieſer hingeſtürzt und auf die Naſe gefallen war, welche heftig blutete; Claus Ehrhard fühlte ſich berufen, Michels Schützer und Rächer zu werden, und ſchlug Andreas Kißner tüchtig hinter die Ohren, Andreas wehrte ſich und ſchlug wieder, Thomas Herlich beeilte ſich, den verletzten Burgfrieden auf ſeines Vaters Hofe aufrecht zu erhalten, und ſtand Kißner bei; beide Knaben fielen über Claus her, zauſten ihn und ſchlugen auf ihn los, bald war die Rauferei allgemein; Frau Herlich fuhr mit hochgeſchwungenem Beſen als Friedensſtifterin aus dem Hauſe und unter die ſtreitende Knabenſchaar, ihr Mann riß das Fenſter auf und gebot Ruhe; Claus ſtürzte mit Geheul aus dem Hofe, verfolgt von Andreas Kißners lautem Schimpfruf: „Du ſchwarzes Hündle, das Du biſt!“ und alsbald ſchallte es im Chorus ſchimpfend und ſpottend nach: „Schwarzes Hündle! Schwarzes Hündle!“

Claus entdeckte ſeine Mutter, die ſo eben am Gehöft vorüberging und flüchtete ſchreiend in ihren Schutz; ſie war juſt in der rechten Stimmung mit Gott und aller Welt anzubinden, wenn es ſein müſſe, ſtellte den Jungen hinter ſich, rückte den Knaben im Hofe ſtracks entgegen, die allzumal die Flucht vor ihr ergriffen, trat mitten in die Einfahrt und ſchrie hinein: „Was will die nichtsnutze Brut! Ihr Teufelsrangen ihr, was ſchlagt ihr meinen Jungen? Euch ſoll das Gewitter leuchten, ihr Lotterbuben!“

Als Veit Herlich die Alte anrücken ſah, zog er ſchnell ſeinen Kopf zurück und ſchob das Fenſter haſtig zu, denn mit dieſer anzubinden, hatte er nicht die mindeſte Luſt — ſelbſt ſeine Frau ſenkte den gehobenen Beſen, und fand für gut, ſich in die ſichere Burg ihres Hauſes zurückzuziehen — ſie ergriff nur noch in Haſt mit einem Hand-Ruck ihr Söhnchen Thomas, riß es ins Haus, ſchlug ſchnell Ober- und Unterthüre zu, und warf vor beide die ſtarken hölzernen Riegel.

Die Knaben nahmen den naſeblutenden Michel in ihre Mitte, und flüchteten wie ein Häuflein junge Hühner vor dem Geier unter die Flügel der Mutterglucke flüchtet, flugs in die offen ſtehende Scheuer, welche Raum genug zu allen möglichen Verſtecken bot. Frau Anna Ehrhard ſandte ihnen noch einen Hagel von Verwünſchungen nach und führte ihren geſchlagenen Liebling nach Hauſe.

„Na, habt ihr einmal wieder Krieg gehabt, ihr kleinen Teufelsbraten?“ fragte Veit Herlich ſeinen Thomas. „Was hat denn der Claus Ehrhard gethan, und warum ſchimpft ihr denn den Jungen ſchwarzes Hündle?“

„Er hat den Andreas zuerſt geſchlagen,“ berichtete Thomas, weil der den kleinen Michel hingeſchmiſſen hat. Schwarzes Hündle haben wir ihn nur aus Spaß gerufen, weil er uns nächten Abend auf der Weid' erzählt hat, Ehrhards hätten drei ſchwarze Hündle, das wären drei Teufele, die ihnen Geld brächten!“

„„Gott ſei bei uns! Junge! Willſt Du Dein Maul halten!““ kreiſchte Frau Herlich auf, und ſegnete ſich mit drei Kreuzen über Stirn, Mund und Bruſt. „Wer wird ſolche gottloſe Dinge reden! Du unterſtehſt Dich nicht, und gehſt noch einen Schritt mit dem Claus, das ſag' ich Dir, ſonſt ſetzt es derbe Riſſe.“

„„Die Mutter hat ganz Recht!““ beſtätigte Veit Herlich. „Daß Du nie wieder ſo etwas ſagſt und erzählſt, Thomaschen. Gleich ſetze Dich hin, und bete ein Reimgebetlein aus dem Katechismus, auf daß Dir Gott dieſe Sünde vergebe."

3.

Es dunkelte bereits, und die Stunde kam, in welcher die Bettenhäuſer Bauern gewohnt waren, ins Wirthshaus zu gehen. Ein Theil war ſchon drin, und aus einem Fenſter deſſelben legte der Mitnachbar Hans Röhner ſein breites Geſicht, gemächlich in den Abend hinausſchauend, als er den Bauer Wendel Alt vorüberwandeln ſah, und ihn anrief: „Nun Gevatter Wendel, wo warſt Du denn, Du haſt ja den Wanderkittel an? Komm doch herein!"

„„Erſt muß ich heim, Gevatter!"" gab Wendel Alt zur Antwort. „Bin in Dreißigacker geweſen, beim alten Scharfrichter Wahl, bin die zwei Stunden hin und her in einer gerannt. Weiß nicht ob Du's weißt, Gevatter, was uns zugeſtoßen iſt?"

„„Nichts weiß ich, kein Sterbenswort!"" erwiederte, die wulſtigen Braunen hoch ziehend, Hans Röhner.

„Kommt heute Nachmittag mein Jung', mein Michel heim," berichtete nun Alt: „hat Naſenbluten, wird kreideweiß, und fällt mir in die Ohnmacht; wir gießen ihm einen Sturz Waſſer übern Kopf, da kommt er wieder zu ſich, redet aber verwirrtes Zeug, er müſſe heuer noch ſterben, faſelt was daher von Ehrhards Jungen, der hab's ihm wahrgeſagt aus der Hand, und hat ſich ſo ſchwach und hinfällig, daß ich zu meiner Frau ſagte: Weißt Du was? koch' ihm einen tüchtigen Hollerthee, thue ihn ins Bett und laß ihn ſchwitzen — ich will nach Dreißigacker zum Scharfrichter rennen, und den Meiſter Wahl um Rath fragen. Das hab' ich denn gethan, hab' ihm auch des Jungen Waſſer gezeigt, und da hat Meiſter Wahl geſagt: Euer Jung' bekommt ein hitzig Fieber; ich will euch ein Gläschen Arzenei mitgeben, da gebt ihm alle Stunden einen Eßlöffel voll, haltet ihn nicht zu warm, ſorgt aber, daß er ſich nicht verkältet, und wenn er die Arzenei alle genommen hat, die reicht bis morgen Nachmittag, ſo kommt wieder und ſagt mir, wie es um den Kranken ſteht."

„„Nun ſo mache, daß Du heim kommſt, gieb ihm ein, und komm' dann herüber, einſtweilen wünſch' ich gute Beſſerung!““ rief Hans Röhner, und jener enteilte mit dankenden Worten. Röhner aber machte „hm hm hm“ und zog ſich wieder in das innere der Stube.

Im Wirthshaus zu Bettenhauſen ſaßen außer Hans Röhner noch Endres Alt, Wendels Bruder, Baltzer Trott, Veit Herlich, Michel Kißner, Lorenz Walter, Hans Babſt, Auguſtin und Michael Dreißigacker, Franz Marſchall, Claus Walter, der Pathe des jungen Claus Ehrhard, und Bartholomäus Landgraf, ſpielten Karte und tranken Bier oder gebranntes Waſſer, je nach Belieben, einige davon ſahen blos den ſpielenden zu, oder plauderten vom Stand der Saat und den Aerntehoffnungen, von der Baumblüthe, denn es war zu Anfang des Blüthenmonates, von Maikäfern und Raupen, die ſich hie und da in den Fluren und zwar in bedrohlicher Menge zeigten.

Jetzt trat auch der Schultheiß, Lukas Voigt ein, und ihm folgte auf dem Fuße Wendel Alt.

„Nun wie ſteht's Gevatter? Was macht der Jung'?“ rief letzterem gleich Hans Röhner entgegen.

„Nicht zum beſten! Er liegt im Fieber und ſchwätzt wunderliches Zeug durch einander, mag's gar nicht ſagen!“ antwortete Alt mit bekümmerter Miene.

„„Was iſt's? Wie ſo? Du haſt einen Patienten?““ wurden viele theilnehmende Fragen laut, und Wendel ſah ſich veranlaßt, des weiteren von ſeines Söhnchens Krankheit, und wie ſie heute ſo plötzlich ihren Anfang genommen, zu erzählen, wobei er ſeinen Gang nach Dreißigacker zu dem im ganzen Henneberger Lande und über deſſen Grenzen hinaus weit und breit berühmten Scharfrichter Meiſter Wahl natürlich nicht verſchwieg.

„Was macht Meiſter Wahl?“ fragte der Schultheiß.

„So viel ich geſehen, ganz gut, der Mann hat immer zu thun,“ gab Wendel Alt zur Antwort. „Er ſchmolz gerade Pech und Schwefel durcheinander, zum Anzünden des Scheiterhaufens für die zwei Queienfelder Hexen, Katharine und Suſanne Förſchin, die eheſtens, in nächſter Woche, den eilften dieſes, verbrannt werden ſollen.“

Das Jahr, in welchem dieſe Geſchichte ſich ereignete, war 1611.

„Wart einmal Gevatter!“ rief Röhner und begann an den Fingern zu rechnen: „den eilfen, das das wäre ja gerade am nächſten Samſtag, verwundert mich, ſchadet aber nichts, da haben wir Zeit und iſt Marktag in der Stadt, da gehen wir auch hinein und ſehen den Hexentanz an. Wenn's nur nicht hier in unſerm Dorfe auch einſchlägt, das Hexengewitter!“

„„Es gäb hier traun auch zu brennen!““ warf Veit Herlich hin. „Ja wohl, man munkelt allerlei, daß einem ganz grauſelig wird,“ fügte Baltzer Trott hinzu. „Mein Knecht, der Hans, hat uns geſtern Abend nach dem Eſſen Wunderdinge erzählt, die er von der Weide mit heim gebracht.“

„Weißt Du die Geſchichte vom Kornſeil unſers Nachbars Carl Ehrhard?“ flüſterte Hans Röhner dem Wendel Alt halblaut ins Ohr.

„Was iſts damit, ich weiß von keinem Kornſeil!“ erwiederte Wendel. „Mir hat's des Pfarrers Marei für wiß und wahrhaftig erzählt, weiß nicht, von wem die es vernommen,“ berichtete Hans Röhner.

„Selbes Menſch iſt ein wahrer Dorfkalender, möcht' ihr keine Rede nacherzählen!“ entgegnete Wendel.

„Willſt Du's nicht glauben, ſo läugne es, meinetwegen!“ verſetzte Hans mit einem im Henneberger Lande gäng und geben Sprüchwort, welches lautet: Wann D's net gläben willſt ſo g'läckers, und wandte ſich ab, indeß zog ſich der einmal angeſponnene Faden der Unterhaltung in die Länge fort, was einer nicht wußte, das wußte der andere und der Schulze Lukas Voigt lüſtete mehr als einmal verlegen ſeinen Bartel, vernahm ſein blaues Wunder, und war ihm gar nicht einerlei was er vernahm, hielt vielmehr für Pflicht und Schuldigkeit, einzuſchreiten mit obrigkeitlicher Gewalt und das ſeine zu thun, daß das Krebsgeſchwür der Hexerei nicht auch ſein Dorf ergreife und um ſich freſſe.

Als am 11. Mai 1611 auf dem untern Raſen dicht am Werrafluß nahe bei der Stadt Meiningen die Scheiterhaufen dampften und verkohlend in ſich zuſammenſtürzten, auf denen die alte und die junge Förſchin, Mutter und Tochter aus dem Dorfe Queienfeld ohnweit der Stadt Römhild zu Aſche gebrannt waren, und ein ſtinkender Qualm ſich an die nahen Bergabhänge lagerte, den die neue Zeit an Vogelſchießenfeſten, die auf demſelben Raſen ſtatt finden, ungleich beſſer durch den Qualm zahlreicher Bratwurſtroſte erſetzt — gingen viele der Dorfbewohner von Dreißigacker und Bettenhauſen, die gleichen Weg hatten, ergriffen heim, und ward manche Rede laut. Darin ſtimmten alle überein, daß wer einmal ein Hexenbrennen mit angeſehen, in ſeinem Leben kein zweites ſehen wollte. Das ſagte die Pfarr-Marei, die ſich Urlaub zu dieſer Luſtbarkeit erbeten und auch ihr Schatz, Hans Böhſe, mit dem ſie Arm in Arm ſich führte. Käthe Böhſe war auch dabei; dieſer war übel geworden und ſie ſah bleich aus, wie ein Schatten. Sie verwünſchte tauſendmal den heutigen Gang und ſagte: „Ich trage gewiß was davon, ich krieg' ein hitzig Fieber wie der arme Jung, der Alt's Michel, der noch immer auf den Tod liegt, obſchon der neunte Tag geſtern vorüber war. Und wer weiß ob er nicht darauf geht, er hat ſich gar zu ſehr verſchrocken, wie der Ehrhards Jung' ihm gewahrſagt hat, daß er heuer noch ſterben müſſe. Gebt acht er ſtirbt. Sollte man einen ſolchen Wahrſagerjungen nicht mit dem Staupbeſen aushauen?“

„„Das iſt wohl der Patient““ fragte Martin Rößner von Dreißigacker, „bei dem geſtern der Meiſter Wahl geweſen iſt? Ich hab' ihn vorbei laufen ſehen. Es iſt halt doch gar ein guter Doctor.“

„„Freilich wohl!““ beſtätigten die Bettenhäuſer. „Er hat dem Wendel Alt auch Hoffnung gegeben von wegen des Jungen, wenn nur erſt ſeine Phantaſieen ſich legten. Immer hat er's von Ehrhards drei ſchwarzen Teufelshündlein; die machen ihm allewege bei Nacht und Tag viel zu ſchaffen.“

„Es iſt eitel Narrethei damit,“ gab Claus Walter, der auch mit bei den nach Hauſe gehenden war, in das Geſpräch: „mein Gevatter Curt Ehrhard hat gar keinen Hund, geſchweige drei, der liebe Gott mag wiſſen, wer zuerſt eine ſo alberne Fratzenmär unter die Leute gebracht hat, daß das ganze Dorf voll davon iſt!“

„„So? Ei da iſt's mit dem Kornſeil wohl auch eine Fratzenmär? Es iſt ganz ſchön von Dir, Claus Walter, daß Du Deinen Gevatter weiß brennen willſt!““ riefen mehrere.

„Kornſeil! Unſinn!“ verſetzte Claus Walter. „Wer glaubt an ſolche Narrenspoſſen?“ —

„„Nimm Dich in Acht, Claus, ſpiele nicht den Freigeiſt!““ warnte Bartholomäus Landgraf, der auch mitging. „Ich bin ſo gut wie Du, ein guter Freund zum Curt Ehrhard — möcht' aber doch nicht in ſeiner Haut ſtecken — es iſt die Sach' ganz gewiß nicht ohne, und mit ſeiner Frau, wie mit ſeinem Bruder Cunz hat es ein Aber.“

„„Es iſt eine böſe Zeit!“ ſeufzte Claus Walter. Man darf kein Wort ſagen, zur ärgſten Dummheit muß man ſtille ſchweigen. Wer nicht mit in das große Horn der Unſinnigkeit ſtößt, muß gleich ein Ketzer ſein.““ —

Auf dieſe Rede, die vielen ſchon höchſt vermeſſen klang, erfolgte allſeits ein tiefes ſchweigen, die Berghöhe, zu der ſich der ſteile Felſenpfad nach dem Dorfe Dreißigacker emporſchlängelte, war erſtiegen, das Dorf erreicht, und die Bettenhäuſer, indem ſie daſſelbe durchſchritten, trennten ſich von ihren Begleitern; ſie hatten nun noch eine weite Strecke über ein einſames, aber ausſichtreiches Plateau zu wandern, bis zum rothen Hauk, der ſich jäh ins Thal der Herpf niederſenkt, in dem ihr rings ummauertes Dorf lag. Beim Kreuze, einer öden Wegſtelle, wo ein ſteinernes Kreuz, zum Andenken einer geſchehenen Mordthat, ein unheimliches Erinnerungszeichen ſtand, begegnete den heimkehrenden Curt Ehrhards Knecht, Heinrich Pockert; der junge Menſch ſah ganz verſtört aus.

„Nun, wohinaus noch ſo ſpät?“ riefen ihn die Bekannten an.

„Ach ich ſoll einen Gang thun für unſern Nachbar Wendel Alt, der kleine Michel wird immer kränker, ich ſoll nach Dreißigacker zum Meiſter, und ich habe heute Feierabend bekommen — o lieber Gott! Der Schulze hat meinen Herrn, die Frau und den Jungen feſt nehmen laſſen, und daß ihr's nur wißt, morgen kommt das Centgericht heraus, und da muß das halbe Dorf ins Verhör. Der Bote mit der Ladung geht ſchon von Haus zu Haus, wer ſich nicht ſtellt, ſoll hart gebüßt werden.“

Dieſe Nachricht erregte paniſchen Schreck.

„Gebt Acht!“ fuhr Heinrich fort: „Der Schulze Voigt ruht nicht, bis er ein Paar von euch auf den Scheiterhaufen gebracht hat, denn das wird jetzt neue Mode, daß die Leute Hexer und Hexen ſein ſollen. Ich gehe meiner Wege, ich gehe, wo ich her gekommen bin.“

„„Du darfſt nicht gehen, Heinrich!““ entgegnete Claus Walter.

„Wenn es ſo iſt, wie Du ſagſt, mußt Du erſt recht als ein treuer Knecht Deines Herrn Wirthſchaft verſehen. Soll denn das Haus leer ſtehen? Willſt Du Deine Pferde ohne Futter und ohne Tränke laſſen? Und kannſt Du nicht ein gutes Zeugniß geben?“

Auch die andern redeten zu, und Heinrich verſprach, abzuwarten, wie ſich's wenden werde, und ſo bald als möglich zurückzukehren.

Lebhafter wurde Hin- und Herrede, jede Vermuthung wurde erſchöpft, und die Frage weitläuftig abgehandelt, ob die alte Anna Ehrhard wohl wirklich eine Hexe ſei? Man wettete förmlich gegenſeitig, ob ſie brennen werde, oder nicht. Vielleicht könne ſie dann mit den fünf Hexen aus Walldorf, die alle ſchon in Meiningen ſäßen und im nächſten Monate daran kommen würden, zugleich daran kommen, war die Meinung der Mehrzahl.

1.

In der Oberſtube des Schultheißen Lukas Voigt zu Bettenhauſen ſaßen mit wichtigen Amtsmienen die General-Centrichter und Amts-Keller Nicolaus und Wolfgang Siebenfreund, die Centſchöffen Valentin Ziegler und Michael Schott, nebſt dem Regiſtrator Herbertus Schulz, der die Stelle des protocollführenden Secretärs vertrat, um die Zeugenverhöre vorzunehmen und auch die der Hexerei bezüchtigte und eingezogene Familie Ehrhard in der Güte zu befragen.

Der Schulze hatte nach Hörenſagen in bunter Reihe die Namen derer aufgezeichnet, aus deren Aeußerungen irgend eine Mitwiſſenſchaft der verfänglichen Sache und Sage, die im Dorfe von Munde zu Munde lief — erhalten. Zuerſt erſchien Hans Röbner, und ſagte aus, er habe von der Pfarr-Marei es gehört, daß Curt Ehrhard ein Seil habe, und wenn er damit läute, oder daran ziehe, ſo gebe es Korn. Weiter ſei ihm nichts bewußt.

Röbner trat ab und Veit Herlichs Hausfrau wurde in die Gerichtsſtube gewieſen. Sie erzählte den Streit der Knaben auf ihrem Hofe, und daß dieſe den kleinen Claus Ehrhard ein „ſchwarzes Hündle“ geſchimpft. Ihr Mann habe ihren kleinen Thomas gefragt, warum ſie jenen alſo ſchimpften, und der habe erwiedert, daß der kleine Ehrhard auf der Weide von drei Hündlein erzählt, welches drei Teufelein, und daß Ehrhards ein Kornſeil hätten.

Jetzt wurde der kleine Andres Kißner befragt und erzählte ganz daſſelbe. Er geſtand ein, den Claus zuerſt „Schwarz Hündle“ geſchimpft zu haben und wiederholte die Erzählung ſeines Spielkameraden Claus auf der Unterbirke. Als der Knabe abgetreten war, wurde Frau Suſe Walter eingeführt und bevor ſie befragt wurde, vereidigt. Frau Suſe erzählte, daß ſie der alten Anna Ehrhardin das häufige feuerholen bei ihr unterſagt, und daß ſie jene im Verdacht habe, ihren Kühen die Milch genommen zu haben.

Es folgte die Hausfrau des Bauers Hans Babſt, welche gegen die Pfarr-Marei, die Frau Lisbeth Dreißigacker und die Jungfer Katha Böhſe geäußert hatte, daß ſie etwas verdächtiges in Ehrhards Hauſe gehört habe. Sie ſolle jetzt ſagen, was das geweſen.

Frau Sibylle Babſt erzählte: „Unſer Haus ſteht zu allernächſt an Curt Ehrhards Haus; es iſt noch gar nicht lange her, ſo war drüben zur Nacht ein großes Weſen, und ich hörte Ehrhards Stimme, welche rief: Nun, nun, nun! umher! umher! Nachher kam ich vor ein Paar Tagen in Görg Eirichs Haus, da berichtete mir Tiene, Görgs Frau, daß Ehrhards Junge auf der Weide von drei Teufeln erzählt habe, die ſie im Hauſe hätten, da ſagte ich: ei der Teufel! das iſt am Ende der Lärm geweſen — als die Hunde ſich losgeriſſen und als ich drüben den Spektakel vernommen habe. So weiß ich auch und glaub' es ſteif und feſt, daß nur die alte Anna meine Kuh verſprochen hat, die keine Milch mehr giebt.' — Eifrig protokollirte der Regiſtrator Henrikus Schulz eine dieſer unzuſammenhängenden, dürftigen Ausſagen nach der andern. Jetzt erſchien der lange Bauer Michael Dreißigacker; auch er hatte über Anna Ehrhard nachtheilig geſprochen, und der Schulze hatte ihn zur Vernehmung berufen laſſen. Michael erzählte: „Es iſt noch nicht lange her, da hab' ich Streit gehabt mit Ehrhards alter Frau, und hab' zu ihr geſagt: Anna, wenn mir etwas böſes widerfährt, will's ich's niemand bezüchten, als Dich! Sie hat aber darauf ſich nicht verantwortet, ſo ſchlimm auch ſonſt ihr Maul iſt. Später kam ſie, und wollte mir eine junge Ziege abkaufen, ich aber wollte nichts mit ihr zu thun haben, und ſagte: die Ziege iſt mir nicht feil. Am andern Tage war meiner alten Ziege ein Stück Ohr abgeſchnitten, und bekam ſelbige einen großen Knoten, wurde auch, mit Ehren zu vermelden, voller Ungeziefer, und es währte gar nicht lange, ſo krepirte mir die alte Ziege und hinterdrein auch die junge. Ich traue dem Curt Ehrhard und ſeiner Vettel von Weibe nichts gutes zu, und fürchte mich vor beiden."

Nach dieſen Verhören meiſt älterer Perſonen wurden die jungen Burſche vernommen. Zuerſt Valtin Hofmann, Franz Marſchalls Pferdeknecht, 17 Jahre alt und aus Wohlmuthhauſen gebürtig. Er erzählte genau die Geſchichte von den drei Hunden, wie er ſie aus dem Munde des kleinen Claus ſelbſt vernommen, und fügte nur noch hinzu, daß er gehört habe, die Ehrhards hätten einmal eins der Hündlein mit auf die Geba an Acker genommen, das ſei ihnen entlaufen, Curt Ehrhard aber habe es mit einem Heuſeil wieder gefangen.

Hierauf kam Balthaſar Ulrich, Pferdeknecht beim Bauer Molter, 17 bis 18 Jahre alt, aus Gerthauſen, an die Reihe. Er beſtätigte in allem die Ausſage ſeines Vorgängers, fügte aber hinzu, der auf der Geba wieder eingefangene Hund ſei von Ehrhard auf dem Boden mit einem Seil angebunden worden, habe dieſes zerriſſen und mit einer Kette angebunden werden müſſen, darüber ſei zur Nacht ein großer Lärm in Ehrhards Hauſe entſtanden. Dann wollte Balthaſar Ulrich gehört haben, von wem? wiſſe er nicht mehr, daß die alte Anna Ehrhard in einer Nacht, als der eine Hund ſo gar häßlich gethan, ihm Brod vorgeworfen, darauf habe Curt Ehrhard ihr geflucht, daß ſie dem Hunde Brot gebe.

Heinrich Pochert, der junge erſt ſechzehnjährige Knecht Ehrhards, welcher ebenfalls vernommen wurde, ſagte aus, es ſei von allem nichts wahr, als daß der kleine Junge ſeines Brodherrn auf der Unterbirke die Geſchichte von dem Kornſeil und den drei Hunden erzählt; es wären aber ſolche Hunde gar nicht vorhanden; was den nächtlichen Lärm im Hauſe beträfe, ſo wäre nicht ſelten, daß die Pferde ſich ſchlügen, und daß es dabei natürlich am Lärm, an Stampfen, Wiehern, Schlägen und Zurufen nicht abgebe. Er wiſſe nichts von Hunden, nichts von blauen Ochſen und nichts vom Kornſeile.

Hans Gering von Oberweid, Baltzer Trott's Knecht, 17 Jahr alt, wiederholte die bekannte Erzählung des kleinen Claus; erwähnte auch des in derſelben vorgekommenen redenden Ochſen, ſo wie des Kornſeils, doch wiſſe er außerdem nichts.

Jetzt erſchien Frau Lisbeth Dreißigacker, die damals gegen die Pfarr-Marei, gegen Frau Babſt und gegen Katha Böhſe ſich über Curt Ehrhards Bruder Cunz geäußert, und gab, was ſie damals geſagt, unverändert zu Protocoll. Daß Curt den Bruder heimlich beſuche, daß er ihm einen Pflugring gebracht, und daß ihr Mann gar oft geſagt, es ſei nicht möglich und könne nicht ſein, daß ſo viel Getreide, als Ehrhard weggebe, auf ſeinen Aeckern wachſe. Dem fügte Frau Lisbeth noch hinzu: Noch gar nicht lange kam die alte Anna Ehrhardin zu uns und klagte, unſer Vetter, der große Michel Dreißigacker habe ſie eine öffentliche Milchdiebin geſcholten, und geſagt, ſie habe ſeiner Ziege einen Knoten voller ſalva venia Läus' gemacht — was ſie nun thun ſolle? Ob ſie das leiden ſolle? Ihren

Mann dürfe ſie es gar nicht ſagen, ſonſt gäbe es ein Unglück. Darauf ſprach mein Mann zu der Alten: Ich weiß nicht, was Ihr thun ſollt; thut was Ihr wollt! Ich ſagte, ich meinestheils würde das nicht leiden und lieber den Rock am Leibe daran hängen, wenn ich mich unſchuldig wüßte — die Alte hat aber nicht geklagt, und ſich nicht getraut zu klagen. Auch habe ich noch gehört, und zwar von Curt Ehrhards eigener Schweſter Kätterlein, daß er Wendel Böhmens Wittwe eine Hemmkette geſtohlen und ſie unter einen Korb voll Hutzeln nach Suhla getragen und dort als altes Eiſen verkauft habe.

Weiter erſchien, nach dem Abtreten der Frau Lisbeth Dreißigacker der Bauer und Mitnachbar Wendel Alt, und berichtete, daß der kleine Claus Ehrhard ſeinen kleinen Michel auf der Unterbirke in die Hand geſehen, und ihm prophezeiht, daß er noch in dieſem Jahre ſterben werde, darauf ſei gleich am andern Tage ſein Michele todſterbenskrank geworden, ſei zwar Gott ſei Lob, nicht geſtorben, aber liege noch am Tode, und ſtehe der Ausgang in Gottes Hand. Und habe der Claus auf offener Weidetrifft erzählt, daß ihm ſein Vater ſolche heidniſche Wahrſagerei gelehrt habe, die ein Gräuel vor Gott und Menſchen. Daher könne ihm, dem Vater, wohl nicht verargt werden, wenn er böſe Gedanken hege gegen Curt Ehrhard, zumal ſchon deſſen Mutter im großen Verdacht der Zauberei geweſen, ſeine Frau die alte Anna, noch damit belaſtet ſei, und ſein ausgetretener Bruder Cunz, aus keiner andern Urſache ausgetreten und landflüchtig geworden.

Aus dieſem ſeltſamen Chaos von Ausſagen, denen noch immer einige hinzugefügt wurden, war es ſchwer, ein rechtsgültiges Urtheil zu ſchöpfen und zu gewinnen, und die Beiſaſſen des kleinen Gerichtshofs blickten ſich ziemlich rathlos einander an. Zuletzt lief alles auf den ganz alltäglichen Glauben an Viehbezauberung, vielleicht etwas Ackerdiebſtahl und auf die Erzählung eines überſpannten Knaben hinaus, deſſen unbedeutende Perſon jetzt plötzlich durch ſeinen Uebermuth oder ſein verborgene Aufſchneiderei zum Mittelpunkt eines Hexenproceſſes wurde; denn ſeine Erzählung hatte ja doch den eigentlichen Hauptimpuls zu dieſer ganzen Angelegenheit gegeben, und es ſchien nun an der Zeit, ihn ſelbſt zu vernehmen.

So trat denn der zehnjährige Knabe ein, ziemlich befangen, zagend, eingeſchüchtert durch ſo manches harte Wort, das er indeß vernommen, denn ſchrecklich war des Knechts Vorherſagung theilweiſe ſchon in Erfüllung gegangen. Er ſolle nun alles aufrichtig ſagen, was er den Knaben und Burſchen auf der Weide erzählt.

Da begann Claus: „Es iſt wahr, ich habe erzählt, wir hätten drei Hunde, die wären anfangs im Stadel im Barrn angebunden geweſen, hernach hätte mein Vater ſie in die Bodenkammer geführt und an

Seile gebunden, die Seile hätten ſie zerriſſen, und hätten fortlaufen wollen, mein Vater hätte ſie aber wieder gefangen und mit Ketten angebunden, wären aber dennoch wieder ledig worden und des Nachts zu meinem Vater auf das Bette gekommen, von dem ſie aber mein Vater mit einem hinter dem Bette ſtehenden Prügel weggejagt. Mit dem Ochſen iſt es ſo, wie berichtet und mir vorgeleſen worden. Er habe, etwa zwei Mal in der Woche Geld gebracht, und zwar am Mittwoch und am Freitag, aber immer nur kleines Geld. Die Hunde hätten Kittel, Spanier und Wacker geheißen; ſie haben nichts gefreſſen und wären unter der Hand weggekommen, niemand wiſſe wohin? Der Hund, ſo Wacker hieß, wäre mein geweſen, er hätte mir auch Geld gebracht, doch im Ganzen nicht über vier Gnacken und die hab' ich meinem Vater geben müſſen.“

„Mit dem Kornſeil, ja, das hing auf unſerm Boden, es fiel aber niemals mehr als eine halbe Metze Korn herunter, wenn daran geläutet wurde. Es war ein altes Seil mit vielen Knoten, die Mutter hat ſpäter ein Kälbchen daran aufgebunden und hernachmals es zum Holzſeil genommen.“

Warum er das alles ſo erzählt habe, als wenn die Hunde und das Seil noch da wären? wurde Claus gefragt.

„Das wüßt' ich nicht, gethan zu haben; ich weiß nicht anders, als ich habe erzählt, daß es alſo geweſen ſei.“ — Ob es wirklich ſich ſo verhalten habe und wie ihm ſein Vater das Wahrſagen aus der Hand gelehrt?

„Gott bewahre, ich habe den Jungens auf der Weide nur was weiß machen wollen, und mein Vater hat mir nichts gelehrt, es war nur mein Spaß und ich wollte den kleinen Michel nur vor'n Narren halten.“

„Ei da möcht' man ſelbſt zum Narren werden!“ rief der General-Centrichter Nicolaus Siebenfreud und ſchlug auf den Tiſch, daß Tintenfaß und Streuſandbüchſe vor Schrecken hoch in die Höhe hüpften.

„Für heute iſt das Verhör geſchloſſen!“ ſprach der zweite General-Centrichter und Amts-Keller Wolfgang Siebenfreud und erhob ſich ächzend vom Stuhle. Der kleine Claus wurde abgeführt.

5.

„Iſt das nicht um toll zu werden?“ fragte Nicolaus Siebenfreud ſeinen Bruder und die Beiſitzer. „Sind wir nun klug aus der Geſchichte, oder geht es uns wie den Ochſen am Berge? Die beiden Alten haben alles geläugnet, haben geſagt, ihr Junge ſei ein nichtsnutzer Windbeutel und Lügenſack, der immer allerlei verruchte Märlein ausſpintiſire, und mir ſcheint, daß ſie ganz Recht haben!“

„Was meinen die Herren, was für ein Urtheil da zu fällen iſt?“

„„Meo volo““, hub der erſte Gentſchöffe Valen Ziegler an, ein gar verſtändiger Mann, „ſo ſage dieſes: Wozu beſtehet in Jena der Kurfürſtlich ſä ſiſche Schöppenſtuhl mit ſeinen hochgelahrten Docto bus? Dazu, daß er, benamſeter hoher Schöppenſtu das rechte finde und judicire. Wäre daher dorth Bericht von der ganzen Sache ſammt Actis zu ſende und bis Antwort angelanget, dieſe ganze Angelegenh ruhen zu laſſen, die eingezogenen Maleficanten ab einſtweilen in leidlichen Gewahrſam zu behalten, wa maßen wir ohnehin alle Hände voll in Meiningen thun haben, mit dem Hexengeſchmeis ſo ſchon läng ſitzet, als da ſind die fünf böſen Weiberleut v Walldorf und die alte Barchfelderin, Barbara, Görg Wölferling's Weib, die vorneweg torquiret, condem ret und juſtificiret werden müſſen. Dixi!“

„„Meo volo““ — nahm nun der zweite Gentſchöf Michael Schott, das Wort: „ſo ſtimme ich dem Votu meines hochverehrten Herrn Collegen und Freund vollkommen und bis auf das Jota bei.“

Und ſo ward, da auch die General-Centricht dieſen Weg für den allerbequemſten erkannten, beſchl ſen, genauen Bericht zu erſtatten und dieſen nebſt all Acten und Protocollen, deren jedoch ſehr wenige ware zum Spruch an den berühmten Schöppenſtuhl zu Je einzuſenden.

Ehe noch behufs der Abſendung die Reinſchrift der Protocolle vollendet war, ſpielte die alte Anna Ehrhard dem Gericht einen argen Poſſen; ſie ſtarb unverſehens, wahrſcheinlich „geängſtigt vom Bilde der Qualen“, wie Schiller ſo ſehr ſchön ſagt, die ihrer harrten, und es war durchaus kein Bekenntniß von ihr zu erlangen. Ihr gefangener Mann trug den Verluſt mit männlicher Ruhe, doch erbat er ſich als eine Gnade, daß einige Freunde zu ihm gelaſſen würden, ihn zu tröſten, auch wolle er Anordnungen über ſein Hausweſen treffen, und es kamen Claus Walter ſein Gevatter und Balthaſar Landgraf, um mit ihm zu reden. Dem erſtern ſagte Curt Ehrhard, er möge ſich, wenn es mit ihm ſchief gehe, des Knaben, ſeines Pathen annehmen, obſchon dieſer keine Fürſorge der väterlichen Liebe um ihn verdiene; er hoffe zu Gott, man werde den Unverſtand eines zehnjährigen Kindes anſehen, auf deſſen Zeugniß kein Gewicht legen und ihn nicht richten.

Für Balthaſar Landgraf hatte Curt Ehrhard einen andern Auftrag. „Wenn ſchon Gott dem allmächtigen meine Schuldloſigkeit bekannt iſt“, ſagte er, „ſo will ich doch noch nach einem Mittel ſtreben, ſie deſto mehr zu beweiſen. Thue mir daher die Liebe und gehe nach Eckweisbach zum weiſen Mann, gieb ihm dieſes Geld und bitte ihn, in den Cryſtall zu ſchauen, ob ich ein Milchdieb ſei oder keiner. Sag' ihm auch, er ſoll ſeiner Kunſt gebrauchen ſo viel als möglich, daß ich loskomme aus der Haft, denn mir iſt bange vor der Marter, und ich will das heilige Abendmahl darauf nehmen, daß mein armes Weib an der Angſt geſtorben und dahin gefahren iſt in ihren Sünden.“

Balthaſar Landgraf war ein getreuer Freund; er zog von dannen den weiten Weg, über Helmershauſen nach Wohlmuthhauſen und dann nach Erbenhauſen, in's Rhöngebirg, über Hilters und Harbach und bis Eckweisbach zum weiſen Manne, und richtete ſeine Botſchaft aus.

Der weiſe Mann ſtrich zu allernächſt das Geld ein, ging in ſeine Kammer, um in ſeinen vorgeblichen Cryſtall zu ſehen, als welcher genau die Form eines Schnapsglaſes hatte, trank einen derben Schlurf oder zwei gebrannten Waſſers, kam dann wieder und ſprach ganz inſpirirt: „Gehe heim als ein guter Bote! Es wird ſich alles wohl ſchicken. Curt Ehrhard iſt kein Milchdieb und Meiſter Wahl zu Dreißigacker bekommt ihn nicht unter die Hände; dagegen werde ich ganz ſicher mein Beſtes thun.“

Ehrhard's Bote ging getröſtet heim, erzählte die frohe Mär jedem der ſie wiſſen wollte, ſo daß ſie ſehr bald auch dem Schulzen Lucas Voigt zu Ohren kam, der alsbald den guten Balthaſar Landgraf zu ſich entbieten ließ, ihn gehörig ausſchalt, daß er ſich zu ſolchen Gängen habe brauchen laſſen und ihn alles auf das genaueſte abfragte. Sobald der Schulze ſeinen

Bericht an das General-Centgericht erſtattet hatte, wurde Curt noch einmal verhört und ihm dieſe Sendung vorgehalten. Er läugnete ſie nicht, und ſo wurde im Bericht über ihn an den Schöppenſtuhl auch dieſes Indicium, daß der Gefangene nicht frei ſei von anrüchiger Genoſſenſchaft und Teufelskünſten, mit aufgenommen und ein erſchwerend Gewicht darauf gelegt. —

Neugierig ſaßen die Herren des Centgerichts in ihrem Sitzungsſaale; vor ihnen lag gehörig geſiegelt und gefaltet das Schreiben des Schöppenſtuhles mit der Aufſchrift:

> **Dem Erbaren vnnd Namhafften Niclas Siebenfreudt, Chur- vnnd Frſtl. General-Centrichter vnnd Ambts-Kellern zu Meinungen, Vnſern gutem Freunde.**

Ehe noch Nicolaus Siebenfreud das Oblatenſiegel dieſes wichtigen Schreibens, darſtellend eine Juſtitia in ſehr ſchwankender Körperhaltung, in der linken eine ſchwankende Wage und in der rechten ein ſchräg geneigtes Scepter tragend, ſo daß eigentlich ſo recht alles ſchief an dieſem ſymboliſchen Siegelbilde erſchien, regelrecht eröffnet, beeilte er ſich, es über der Aufſchrift zu bezeihnen: präſent. den 27. May 1611, und war dieſe Vorſicht eine ſehr heilſame, denn innen auf dem ganz vollgſchriebenen Briefbogen ſtand nirgend ein Datum, es gich vielmehr die gefällte Sentenz jenen fliegenden

Blättlein, welche die Bezeichnung haben: gedruckt i dieſem Jahr.

Centrichter und Schöffen ſammt den Regiſtratore Hieronymus Ströhlein, Moriz Steuerlein und Herbertus Schulz waren höchſt geſpannt auf das Urtheil un die Verfügung des hochweiſen Schöppenſtuhls; Nicolau Siebenfreund klemmte ſich die Brille auf die Naſe un las vor wie folgt; Nota bene, wie folgt ohne die alt Rechtſchreibung und ohne die überflüſſigen Canzleiſchnörkel des erſten Viertels vom ſiebenzehnten Jahrhundert:

„Unſere freundliche Dienſte zuvor. Ehrbarer namhafter guter Freund, als ihr uns berichtet, wie der Schultes zu Bettenhauſen einen Mann mit Namen Curt Ehrhard in gefängliche Verhafftung nehmen laſſen, ſintemal derſelbe nicht allein etliche Jahr her in großem Verdacht Zauberei halben gehalten worden, als wann er und ſein Weib den Nachbarn ihrem Viehe vielfältigen Schaden zufügten und ſie (nämlich die Nachbarn) weder Butter noch Käs machen könnten, auch das Vieh wohl gar ſterbeten, ſondern ſich auch ſolcher Verdacht dahero ſehr ſtark vermehret, daß ſein, Curt Ehrhard's Büblein von zehn Jahren viel und zum öfternmal gegen andere ſeiner Geſellen oder Roßjungen an der Weide und ſonſten hören und vernehmen laſſen, ſein Vater hätte drei ſchwarze Hunde angebunden, dieſelben wie auch ein Ochs brächten ihme die Wochen über ein- oder zweimal Geld; hätte auch ein Seil angebunden, wenn ſein Vater, Mutter oder er daran zucke, ſo bekämen ſie bei einer halben Metzen Korn, und trieben es des Tages einmal oder vier *) an, inmaßen aus abgehörter uns zugeſandter Zeugenausſage nach der Länge zu vernehmen. Ob nun wohl ihme, Ehrharden, der Zeugen Ausſage unter der gefänglichen Verhafft vorgehalten, daneben ſtark erinnert worden, die Wahrheit zu ſagen und zu bekennen, ſo hätte er doch alles widerſprochen, außer des letzten Zeugen Bartholomäus Landgrafens Ausſage, ſo er geſtanden, als daß er ihm unter währender Verhafftung mit 1 Gulden nach Eckweisbach zum weißen Mann geſchicket und denſelben bitten laſſen, in der Cryſtallen danach zu ſehen, ob er ein Milchdieb ſei, ferner alles zu gebrauchen, damit er davon käme. Auch daß ſein Bruder, Gunz Ehrhard, vor acht Jahren, als deſſen Weib Hexerei halber eingezogen worden, Zauberei wegen in die Flucht gerathen und noch darinnen, und ihm, Ehrharden, ſeinem Bruder unter ſolcher Flucht gelehret, er ſolle einen Pflugringken über's Korn hängen, ſo würde er Korn genug kriegen — als habt ihr, ob er nicht mit ſcharfer Frage zu gründlicher Erforſchung der Wahrheit anzugreifen, unſere Rechtsbelehrung erbeten. Demnach ſprechen wir vor Recht: aus der Zeugen Ausſage und eurem Be-

---

*) alte Redeform, die heutiges Tages lauten würde „ein maler vier“ (etwa viermal).

richt allenthalben iſt ſo viel zu befinden, daß mehrgedachter Curt Ehrhard aus denen wider ihn ſtreitenden Vermuthungen mit der Peinlichkeit billig, jedoch ziemlichermaßen anzugreifen, auf die verneinten Punkte eigentlich zu fragen und ſeine Ausſage mit Fleiß aufzuſchreiben. Ergehet alsdann auf ſeine Urgicht der Strafe halben oder ſonſten was recht iſt, von Rechtswegen. Urkundlichen mit unſerem Inſiegel beſiegelt

Verordnete Dechant und andere Doctores
des Schöppenſtuhls zu Jena.“

„Wohl zu merken“, nahm Wolfgang Siebenfreund das Wort: „billig, jedoch ziemlichermaßen! Darin ſcheint mir eine Doppelſinnigkeit zu liegen. Sollte nicht der Schreiber das Wörtlein wie vergeſſen haben, und zu leſen ſein: wie billig, ziemlichermaßen, das heißt gehörig und tüchtig?“

„Ich vermeine“ — ſprach dagegen Nicolaus Siebenfreund: „es wolle und ſolle dieſes letztere Wort nicht ausdrücken ſtark und tüchtig, ſondern das erſtere Wort billig nur erläutern, alſo ſo billig, wie ſich ziemt.“

„Wie ziemet es ſich denn aber anders als mit aller Stärke bei einem ſo verſtockten Läugner ſeiner Unthaten?“ warf der Centſchöffe Michael Schott die Frage auf, und nachdem man ſich eine ziemliche Weile über die Deutung dieſes Paſſus herumgeſtritten, kam man dahin überein, dem Meiſter Wahl, als einen verſtändigen ſeines Gewerbes, es zu überlaſſen, in welcher

Weiſe er aus dem verſtockten Gefangenen die reine Wahrheit und ein aufrichtiges Bekenntniß herausbringen könne.

Meiſter Wahl zu Dreißigacker war ein prächtiger Mann; den kleinen Michel Alt hatte er glücklich wieder hergeſtellt, der Junge ſtarb nicht, ſo wurde des kleinen Claus Ehrhard Wahrſagekunſt zu ſchanden; denn da ſie nicht eingetroffen war, auch nicht wahrſcheinlich war, daß ſie eintreffe, ſo konnte der Knabe auch nicht als Wahrſager geſtraft werden, ſondern höchſtens als Lugſager.

Zum alten Ehrhard ſagte Meiſter Wahl, indem er ihn die Sammlung ſeiner Inſtrumente zeigte, die Stricke, die Haarſeile, die Kloben, die Tulpe, die Leiter, die Weiſe, den geſpickten Haſen, den Brennkolben, die ſpaniſchen Waden und ſonſtiges: „Siehſt Du Curt, mit all' dieſem Zeug muß ich Dich martern, wenn Du nicht ganz freiwillig ein offenes und ehrliches Bekenntniß ablegſt, und das ſollte mir leid thun, denn ich habe keine Freude daran, daß ich die Menſchen martern muß.“

„Komm gieb mir einmal Deinen Finger!“

Kaum hatte Meiſter Wahl den Finger Curts in ſeiner Hand, ſo hielt er ihn eiſenfeſt, legte eine Daumſchraube daran, und in dieſem Augenblick that Curt einen überlauten Schrei.

„Schmeckſt Du was?“ fragte Meiſter Wahl, indem er die Daumſchraube wieder losließ, mit Lächeln „Ja ſiehe, mein guter Curt, das iſt nur der Vorſchmack; ſchau einmal dieſe Birne an, die ſchmeckt noc beſſer und hilft gegen das Schreien, denn ich ſtopfe ſi Dir ins Maul.“ Dabei zeigte Meiſter Wahl dem Gefangenen das ſchreckliche eiſerne Inſtrument in Birnform und ließ es vor Curts Augen federnd aus einander ſpringen, ſo daß ſchon beim Gedanken, daß die Gewalt dieſer Federn in ſeinem Munde ſich ausdehne würde, könnte und ſollte, Curt den Angſtſchweiß an die Stirn trieb.

„Sei kein Narr Curt, und geſtehe! Was willſt Du Dich erſt lange martern laſſen? In der Marter geſtehſt Du doch, und haſt nicht mehr davon als ſo, außer den entſetzlichſten Schmerzen!“ ermahnte Meiſter Wahl liebreich ſeinen Gefangenen.

„Aber was ſoll ich denn geſtehen? Ich habe j bei Gott im Himmel nichts verbrochen; das bischen Sympathie mit dem Pflugring kann doch nicht ſo ei himmelſchreiendes Verbrechen ſein? Man kurirt ja auch Krankheiten mit der Sympathie!“ rief Curt klagend aus.

„Was geht das mich an, Curt?“ fragte Meiſter Wahl. „Mach' es kurz, Du weißt, meine Zeit iſt edel. Laß mich dem Herrn ſagen, Du wolleſt ein reumüthiges freiwilliges Geſtändniß ablegen, und da geſteheſt Du, was ſie Dich fragen, hörſt Du? oder abe

— komm her, verſuch' einmal Curt, wie dieſe Birne ſchmeckt!"

„„Laß mich! um Gotteswillen laß mich! Ich will alles geſtehen!““ ſchrie Curt.

„Ich wußt' es gleich, daß Du ein vernünftiger Mann biſt," ſagte Meiſter Wahl, und verließ den Gefangenen.

6.

In der That, Curt Ehrhard war ein vernünftiger Mann; er hatte ein prachtvolles Geſtändniß abgelegt, welches Herbertus Schulz; der Regiſtrator und hernachmals Secretarius eines hochlöblichen und hochwohlweiſen kur- und fürſtlich ſächſiſchen General-Centſchöffengerichts, ſauber in Reinſchrift gebracht, und daran beſagtes Gericht eine herzinnige Freude hatte, ſintemalen und alldieweilen beſagtes Geſtändniß ein wahres Muſter eines ſolchen, und ohne alle Marter und Pein abgelegt war. Dieſes Geſtändniß wurde nun dem hochweiſen Schöppenſtuhl zu Jena überſendet, und war darauf allerdings nichts gewiſſeres zu erwarten, als das Todesurtheil des Inculpaten und zwar durch Feuer.

Folgendes hatte Curt in der Güte ausgeſagt, und zwar laut dem Datum des Protocolles am 1. Juni des Jahres 1611.

„Es mögen nun vier Jahre her ſein, als mein Bruder Cunz, der wegen Hexerei ausgetreten, mir ſagen

ließ, ich möge doch zu ihm kommen, und zwar nac
Stockheim. Dieß that ich und fand meinen Bruder
der mir ſchmerzlich ſeine Noth und ſein elendes Weſe
klagte, und wie kümmerlich es ihm ergehe. Lieber Bru
der, ſagte ich: es gehet mir eben auch gar klamm; ic
habe nichts übrig, und gebricht mir ſogar an Korn
Korn könnt' ich Dir wohl verſchaffen, ſagte mein Bru
der. Wenn Du mir folgen willſt, ſo will ich Dir ein
Kunſt lehren und Dir etwas geben, davon Du Kor
bekommſt. Solchen Vorſchlag war ich wohl zufrieden
und ſo gab mir mein Bruder einen halben Pflugring
der inwendig auf der Axe gelegen hatte und gleiſen
war, den ſollte ich in des Teufels Namen über mei
Korn hängen, ſo würde ich deſſen genug haben. D
ich nun nach Hauſe kam, band ich den Ring an ei
Seil und that, wie mir geheißen war und läutete all
Woche nur an einem Tag, doch vier oder fünfmal i
des Teufels Namen daran, ſo fiel jedesmal ein halbe
Meßlein Korns herunter.

Nach der Hand im ſelben Jahre ging ich — e
war am heiligen Johannestag, auf den Geißhauk (Berg
wald bei Bettenhauſen) in die Beeren, da ſtieß mi
ein Kerl auf von ziemlichem Alter, in hübſchen ſchwa
zen Kleidern, der trug einen grünen Hut und rede
mich an: Woher? woher? und hatte dieſer Kerl dr
Hündlein bei ſich. So antwortete ich: von Bettenha
ſen, ich bin ein wenig in die rothen Beeren gegange

und weiter ſagte ich: Er hat da drei hübſche Hündlein! — da ſagte jener: Gefallen ſie Dir? Wohlan ich will ſie Dir verkaufen mit dem Gedinge, daß Du mein biſt und den Großen verläugneſt, (mit welchen Großen ſothaner Kerl den lieben Gott meinte). Die Hündlein ſind brav, ſie können viel, und werden Dir Geld bringen.

Das hörte ich gern, daß die Hündlein mir Geld bringen ſollten, denn ich war gar ein armer Schwart, und verſprach des Kerls Diener zu ſein und zu thun, was er haben wolle, wolle auch Gott im Himmel abſchwören, und mußte ihm die rechte Hand geben, und verſprach nicht mehr dem Herrn Chriſtus, ſondern ihm zu dienen.

Da ich nun die Hündlein doch nicht umſonſt bekam, ſondern ſie kaufen ſollte, ſo hatte ich nicht mehr Geld bei mir, als einen Groſchen, den gab ich hin dafür, und glaube, hätte ich mehr dafür gegeben, ſo hätten ſie mir mehr gebracht, denn niemals hat mir eines oder das andere mehr gebracht, als einen Groſchen. Doch that es gut; die Hündlein hießen Kittel, Spanier und Wacker; ſie liefen mit mir und ich that ſie in den Barrn in der Scheuer oder auch in den Pferdeſtall. Manchesmal, etwa alle vier Wochen, kam der Kerl zu mir und fragte mich, ob ich Kornes und Geldes genugſam habe, und ich hatte immer ſo viel, daß ich mich damit behelfen konnte.

Meine Frau, Gott habe ſie ſelig, hat niemals die Hündlein zu ſehen bekommen, ihnen alſo auch niemals, wie geſagt worden iſt, Brod vorwerfen wollen; auch hat ſie nie an dem Kornſeil geläutet, das kann ich bei meiner Seelen Seligkeit beſchwören. Mein Sohn aber kann wohl jezuweilen die Hündlein geſehen haben.

Geſtern ehe Meiſter Wahl zu mir kam, beſuchte mich mein Herr unverſehens im Gefängniß und ſprach zu mir: Curt, Du ſollſt heute gemartert werden; ſei geſcheidt, thue was Meiſter Wahl Dir ſagen wird, ſo behältſt Du geſunde Gliedmaßen. Schon vor länger als einem Vierteljahr, etwann im Spätherbſt oder Vorwinter kam mein Herr zu mir und ſagte, ich ſolle ihm die Hündlein wieder geben, er wolle mir andere bringen; und ſo hat er ſie alle drei mit ſich genommen, mir aber keine andern gebracht, was mir ganz lieb war, denn ich mich ſeiner ganz abzuthun gedachte. Habe auch den Pflugring nicht weiter gebraucht, ſondern er liegt im Kaſten unter dem alten Eiſen. Es war des Kornes, das er gab, gar zu wenig, und hatte ich genug geärntet, war Gottes Segen viel größer als die Gaben des Feindes. Auch die Hündlein brachten, wenn es hoch kam, die ganze Woche kaum ſechs Gröſchlein, und oft nur in einzelnen Pfennigen.

In meinem ganzen Leben iſt mir niemals eingefallen zu ſtehlen. Die Hemmkette, von der die Rede in den Zeugenausſagen geweſen, habe ich damals, es ſind ſchon ſechzehn Jahre her, der Böhmin aus Schalkheit und Schabernack abgenommen und in ihren eigenen Schoppen verſteckt.

Zum heiligen Abendmahl bin ich des Jahres nur einmal gegangen, habe aber drei Jahre her auf Geheiß meines Herrn den Leib Chriſti heimlich aus dem Munde genommen, und denſelben ihm gegeben; weiß nicht, was er damit gemacht hat. Sonſt hat mir mein Herr auch geboten, Vieh umzubringen und meine Feinde zu vergeben und zu ſterben, hab' aber dergleichen niemals gethan."

Das Protocoll ſchloß ſtylgemäß:

In praesentia Nicolai et
Wolff Siebenfreuden, Walter Zieglers und Michael
Schottens beide Gentſchöffen.
Herbertus Schulz.

Der neue Bericht und das Bekenntniß ging den Weg nach Jena durch einen expreſſen Boten, welcher rückkehrend das Urtheil mitbrachte. Es lautete für den Verhafteten wegen bekannter Verläugnung Gottes und des Heilandes, ſchändlichen Teufelsbündniſſes und Uebung des Hexenwerkes darauf, daß Ehrhard Curt durch Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden, ſein unmündig Söhnlein aber mit Ruthen geſtäupt und auf ewige Zeiten Landes verwieſen, das Gütlein Ehrhards aber pro fisco eingezogen werden ſolle, Alles von Rechtswegen.

Aber der Himmel mag wiſſen, was dem General-Centgericht zu Meiningen die General-Hexenfreude verdarb? (eine Hexenfreude über etwas haben, iſt noch immer ſprüchwörtlich im alten Henneberger Lande.) Weder Curt Ehrhard noch ſein Söhnlein Claus wurden gerichtet, der kleine Claus wurde auch nicht geſtäupt.

In der alten Meininger Chronik von Sebaſtian Güth iſt gewiſſenhaft verzeichnet, wer im Jahre 1611 alles blos der Hexerei halber hingerichtet worden, wie folgt:

1611.

Den 13. Februarii ſind Catharina, Stoffel Lotzen Weib und Martha Schneiderin von Schmiedfeld, ingleichen Margareth Möllerin von Heinrichs — Imgleichen den 15. Martii Anna Jörgen Gramanns, geweſenen Schultheißen Weib zu Dreißigacker Wittib achtzig Jahre alt, ſowohl den 11. Maji Catharina und Suſanna Förſchin, Mutter und Tochter von Queienfeld, und abermal im Junio fünf Perſonen, alle von Walldorf, ſowohl auch den 29. Julii Barbara, Jörgen Wölferlings Weib, ſonſten die Barchfelderin genannt, und endlich den 9. December zehen Weiber, Hexerei wegen, verbrannt, und zugleich eine Magd, ſo dem böſen Feind widerſaget, ausgeſtäupt worden.

Summa Summarum in einer einzigen ſehr kleinen Stadt in einem Jahre zwei und zwanzig Frauen als Hexen durch den Feuertod hingerichtet!

Curt und Claus Ehrhard von Bettenhauſen waren nicht dabei! Sie waren beide von dannen, waren „dem finſtern Gefängniß entſtiegen“ — wie Schiller ſo ſchön ſagt:

> nicht mehr hielt ſie die ſchaurige Gruft;
> beide, in langen, durſtigen Zügen
> tranken die freie, die himmliſche Luft.

Der weiſe Mann in Eckweisbach mochte doch wohl redlich Wort gehalten und ſein beſtes gethan haben. „Es wird ſich alles wohl ſchicken!“ hatte er geſagt. Und ſiehe — er hatte wahr geſprochen.

Der kleine Gabelfahrer.

(Nach Akten eines reichsfreiherrlichen Archivs in Franken.)

Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges, das Jahr des Herrn 1627, des Heils ließe ſich kaum ſagen, denn zu jener Zeit war im lieben deutſchen Vaterlande eitel Unheil; einerſeits der Krieg mit allen ſeinen Schreckniſſen und blutigen Gräueln, andrerſeits die entſetzlichſte Geiſtesverfinſterung, und namentlich in den Köpfen der Rechtsgelehrten — die zu allen Zeiten verſtanden, aus Recht Unrecht und aus Sinn Unſinn herauszuklauben, wenn ſie auf eine fixe Rechtsidee ſich ſteiften.

Wir blicken, gleichſam als unſichtbare Zeugen in die Gerichtsſtube des reichsritterſchaftlichen Schloſſes Maßbach im Dorfe Maßbach, heute zum königlich bayriſchen Landgerichte Münnerſtadt gehörig, damals noch unter ſächſiſch-hennebergiſcher Landeshoheit. Die Amtsſtube lag im ſogenannten Neuenbau, welchen die Familie derer Herren von Maßbach vor nicht allzulanger Zeit als ein Anhängſel ihres alterthümlich räucherigen Schloſſes hatte aufführen laſſen. In ſothaner Amtsſtube waren unterſchiedliche Perſonen verſammelt, als zunächſt der wohledle und feſte junge Guts-Erbe und Gerichtsherr Philipp Chriſtoph von Maßbach zu Maßbach, weiter hochdeſſen Frau Mutter, eine trauernde Wittib und nicht mehr reizend wie ehedem, ſondern eine hagere Geſtalt mit ſchroffen, ſtolzen und ſtrengen Zügen. Sodann Nicolaus Mergilet, Sohn oder naher Verwandter des werthgenannten Herrn Andreas Mergilet, den vordeſſen Paulus Meliſſus Schedius zum kaiſerlichen Poeten gekrönt; weiland Pfarrer zu Mühlfeld und Poppenlauer, dem Ehren Nicolaus Mergilet aber wohnte nichts von der Poeterei inne. Er war gutsherrlich von Maßbachiſcher Diener und Amtsgerichtsſchreiber, und hielt jetzt in Gegenwart gnädiger Gutsherrſchaft ein Verhör mit einem armen kleinen, barfüßigen Delinquenten, „ungefähr 9 Jahre alt," des Namens Linhard, des idylliſchen Schweinhirten Söhnlein, friſch und munter, nichts weniger als verlegen, ein nettes Kerlchen mit hellblauen blitzenden Augen, hochblondem Haare, höchſt einfach in eitel Leinen gekleidet, ſonſt ohne alle Eitelkeit, ein Bübchen, das ausſah, als habe es nie ein Wäſſerlein betrübt, könne ſolches auch gar nicht. Die gnädige Frau Mama und hochdero ebenfalls gnädiger Herr Sohn ſaßen auf alten ſteifen Lehnſeſſeln, deren Sitzbretter mit gepreßtem Leder und Pferdehaaren darunter gepolſtert waren, und in den Lehnen allerhand geſchnitztes Laubwerk mit untermiſchten Engelsköpfchen erblicken ließen. Der Gerichtsſchreibe fühlte einen Amtmann in ſeiner Fauſt, machte ſich möglichſt breit, ſchnitzelte an ſeinen Federn, räusperte ſich, und ſo er eine Brille getragen haben ſollte, ſo iſt hundert gegen eins zu wetten, daß er ſelbige mit ſeinem ſchneeweißen Facinettlein ſäuberlich abputzte. Hierauf tunkte Herr Nicolaus Mergilet ſeine Feder in das ſchwere bleierne Tintenfaß, als welches vor ihm ſtand, rückte ſich eine Lage Papier zurecht, Protokollum auf ſelbigem zu führen, und hob nach einer Vermahnung, die lautere Wahrheit freiwillig zu bekennen, mildiglich an zu inquiriren: „Sage an, wie heißeſt Du?“ — „„Linhard!““ — gab der neunjährige Inculpatus zur Antwort.

„Linhard — ſchön — und Dein Zuname?“ —

„„Ich weiß nichts von Zunamen.““

„Stultus! Wie Dein Vater heißt?“ —

„„Säuhirt!““ —

Der Amtsgerichtsſchreiber entließ ſchon einen Seufzer der Ungeduld. — Die gnädige Frau führte ihr kleines zinnernes Biſambüchslein an die beträchtlich weiten Oeffnungen ihres Riechorganes und ſchüttelte ſtark mit dem Kopfe. Der Amtsgerichtsſchreiber fuhr fragend fort:

„Iſt es wahr, daß Du die Kunſt des Hexenwerks und Gabelfahrens inne haſt und auch wirklich ausgeübet?“ —

„„Ja, das iſt wahr!““ —

„Wann und wo lernteſt Du ſothane Kunſt?“ —

„„Vor zwei Jahren, zu Rheinfeld!““ (Heute Rheinfelshof geheißen.)

„Und von wem lernteſt Du ſelbige Kunſt?“

„„Vom Säuhirten zu Rheinfeld!““ —

„Daß Dich! Potz Säuhirten und kein Ende!“ — Wieder fuhr die gnädige Frau mit dem Biſambüchslein an den Erker ihres Angeſichts. —

„Gewiß iſt es Dir vom Herzen leid, ſolche ſchnöde Teufelskunſt erlernt zu haben, und bereueſt das aufrichtig?“

„„Nä! — Es reut mich im geringſten nicht, denn es iſt eine gar ſchöne freie Kunſt.““ —

Gelinde Schauer des Abſcheues bei dem Gerichtsſchreiber und den hohen Beiſitzern. —

„Du haſt die ſogenannte Hexenſchmiere oder Salbe angewendet! Woher nahmſt Du dieſelbige?“

„„Ich habe niemals etwas genommen; ich habe die Schmiere gekauft, vom Todtengräber zu Schweinfurt, der hat welche, das Maaß zu einem Batzen.““ —

„Todtengräber — Schweinfurt — Maaß einen Batzen,“ — protokollirte der Inquirent und fragte weiter: „Woraus beſtehet ſolche Schmiere? Iſt Dir ſolches kund geworden, ſo ſage es offen und frei!“ —

„„Warum nicht? Sie wird aus Milch, ungetauften Kindern und andern Sachen, die ich nicht zu nennen weiß, gemacht.““ —

„Ungetauften Kindern! Schrecklich! — Wird aus ſolchen nicht auch noch anderes Hexenwerk bereitet?“ —

„„O ja! Man kann auch Pulver daraus machen, das iſt ſehr gut gegen die Mäus; wenn man von dem Pulver nur ein Körnlein einer Maus ins Maul giebt, ſo muß ſie gleich ſterben.““

„Stultus! Wenn man die Maus erſt hat, braucht man nicht ſothanen Pulvers, man drückt ſie tod.“ —

„„Ja, das hilft auch, aber das Pulver iſt beſſer.““

„Bei der Sache bleiben! Nicht auf Allotria verfallen! — Wie nun, wenn keine ungetauften Kinder zu haben ſind?“ —

„„Dann thun es auch Jüden, die Schmiere aus ihnen zu machen, weil ſie die Leute ſtets anſchmieren!“ —

„Teufelsjunge! Höllenbrand! Haſt wahrhaftig den Teufel barfüßig laufen ſehen! Wie viel Schmiere gewinnen denn die Teufelsbündner von ſolch einem unſeligen Kindlein?“ —

„„Etwa ein Maaßer fünf bis ſechs; ein Jüd, wenn er ein großer iſt, giebt mehr, der giebt unmäßig viel.““

„Wiſſen Dein Vater und Deine Mutter um dieſe Deine hölliſchen Künſte?“ —

„„Freilich wohl, ſie werden doch. Jedes von uns hat ſeinen eigenen Schmiertopf; mein Vater geht alle Tage darüber, meine Mutter hat ihren im Schrank ſtehen, und wo mein Topf ſteht, wiſſen die Aeltern auch.““

„Wetter auch. Punktum! Und wie wird die oftbenannte Schmiere angewendet und zeigt ihre Wirkung?“ —

„„Wenn ein kranker Menſch damit beſchmiert wird, ſo wird er geſund, und wenn ein geſunder Menſch damit beſchmiert wird, ſo wird er krank und muß ſterben.““ —

„Wirkt ſelbiges Zaubermittel auch auf Thiere?“ —

„„O ja! Warum denn nicht? Gar gut wirkt's. Wenn ich ein Thier ſterben (tödten) will, ſo ſtreiche ich ihm die Naſe damit und die vier Füße, ſo ſtirbt's.““ —

„Horribile dictu! Sage an, haſt Du wirklich ſolcher Sünde des Thiertödens Dich unterfangen?“ —

„„Erſt ein einziges Mal oder zweimal. Es war vorm Jahr im Sommer. Meine Mutter nahm mich mit nach Rheinfeld; ſie ging dorthin zu taglöhnern bei einem Bauer, ſein Name iſt Heikelmann, und jätete ihm den Krautacker. Dem Bauer war es nicht recht, daß meine Mutter mich mitbrachte, meinte, da müſſe er zwei Mäuler für eins fett machen, knurrte und brummte und ſah mich feindſelig und mürriſch an. Dieſes giftete mich, und war er mir feind, wurd' ich's ihm noch mehr, wiſchte in den Stall und ſtrich ſeinem Pferd Maul und Naſe, Füße und Schweif; davon wurde es in der Nacht unſinnig und raſete ſich tod vor dem erſten Hahnenſchrei. Da nun der Bauer am frühen Morgen in den Stall kam, lag das arme Aas über und über mit Schaum bedeckt elendiglich ausſehend dort und ſtreckte alle viere von ſich, und der Bauer wollte faſt ein Narr werden vor Zorn und Aerger und fluchte alle Sankt Veite und Velten und Gott's Marterſchändung, und ſchrie mehr denn einmal: Welcher Teufel, welcher Teufel hat meinen armen Gaul ſo ſchändlich gemartert? Ich ſchwieg fein ſtille und lachte in's Fäuſtchen! Der Teufel war ich geweſen.“ “ —

„Höllenbrut! Satansjunge!“ — zürnte Herr Nicolaus Mergilet im eifrigſten niederſchreiben dieſer ſeltſamlichen Bekenntniſſe. — „Vollbrachteſt Du ſolche Unthat ganz allein?“

„„Nä — es hat mir einer dabei geholfen.“ “ —

„Wer hat Dir dabei geholfen?“

„„Mein Herr, der Geiſt! Belial!“ “

„Herr Jeſus!“ ſchrie entſetzt die Edelfrau und es gruſelte ihr ſehr. „Wie ſieht der Geiſt aus? Wie kommt er zu Dir?“

„„Scheußlich ſieht er aus, und zum Fenſter herein fährt er. Er hat einen ſchwarzen Bart und Klumpfüße, vier Finger dick und vier Finger lang.““

„Bringt er Dir oder Deinen Aeltern etwas, wenn er einfährt?“

„„O ja, geſtern war er da und brachte einen Eimer Firnewein, den er zu Obereiſensheim geholt. Auch bringt er jedesmal guten gelben geſchlagenen Kuchen mit, den wir eſſen.““

„Haſt Du nur dieſen einen Herrn und Geiſt, oder deren mehrere?“

„„Immer nur einen auf einmal; der iſt mein fünfter. Als ich den vorigen abdankte, that der neue Reverenz gegen mich.““

„Wie lange war der böſe Geiſt zuletzt bei euch?“

„„Die letzte halbe Nacht, wir ſaßen beiſammen und tranken; nachher hat ſich mein Herr zu mir gelegt und hat geſungen, und iſt dann in der Frühe von dannen gefahren.““

„Der Teufel hat geſungen! Das iſt was nagelneues!“ bemerkte der edle Junker Philipp Chriſtoph von Maßbach.

„Von dannen gefahren! Der Kopf ſchwindelt einem — man ſollt' es nicht für möglich halten, wäre ſolcher Unglaube nicht gottlos und erzketzeriſch!" murmelte in ſchreiben Herr Mergilet, und inquirirte weiter:

„Haſt Du auch Tänze beſucht und allwo?"

„„O ja, auf der Zeuſinge, das iſt eine Trift mit vielen Hexenkringeln, und darauf iſt auch ein Brunnen, aus dem hab' ich trinken müſſen, da ich die Kunſt lernte.""

„Und wann und wie oft haben ſolche Tänze ſtattgefunden?"

„„Wir haben alljährlich fünf heilige Tänze auf der Zeuſinge, darunter einer auf Chriſttag, einer auf Oſtern und einer auf Pfingſten.""

„Jeſus Chriſtus!" ſchrie die Edelfrau: „das nennt der Höllenbrand heilige Tänze!"

„War auch Muſik bei ſothanen Teufelstänzen? — Und wer machte ſelbige?"

„„Ja wohl, Muſik war allemal dabei. Der Pfeifer Hans von Weipoltshauſen und der Pfeifer Schaafbalzer von Zell machten die Muſik, aber auch noch andere, ſo ich nicht kenne. — Die alte Balbers Cöppin allhier zu Maßbach muß leuchten und ihre Tochter Anna putzt das Licht. Die Naſenbarb tanzt auch mit und der alte Pfützenhannes mit ſeinem Jungen.""

„Und was genießt die verruchte Hexenſippſchaft bei den Tänzen?"

„„Allerhand; wir eſſen Hirſebrei, Fleiſch, Haſen- und Gänspfeffer, auch guten Kuchen und trinken guten

Wein. Die alte Balbers Göppin kriegt aber nur Birnmoſt zu trinken.“ “

„Verſteheſt Du Dich auch auf ſchädigen von Gras und Getraide?“

„„O ja, aber ich habe dieſe Kunſt nicht geübt, weil ſie ſündlich iſt. Vorm Jahr haben die Milchdiebe alles umgebracht, heuer aber wird Wein und Korn gerathen.“ “

„Wen verſteheſt Du unter Milchdieben?“

„„Die Hexenmeiſter! Der alte Pfützenhannes iſt ſo einer, der hat einen Geiſt, das iſt der rechte alte arge Teufel und hat ein kohlſchwarzes Gewand an.“ “

„Können ſolche gottverdammte Hexenmeiſter auch Menſchen umbringen? Und wie fangen ſie das an?“

„„Pfützenhannes kann es, ich kann es auch, thue es aber nicht. Man braucht nur von dem Kinderpulver eine Meſſerſpitze voll jemand in die Anken (den Nacken) zu werfen, ſo muß es ſterben!“ “

Die Edelfrau ſtieß einen Schreckensſchrei aus — es hatte ſie plötzlich etwas von ihrem Kopfputz im Nacken gekitzelt — und fuhr entſetzt herum. Sie glaubte, es ſtehe einer hinter ihr und ſtreue ihr Gift in den Nacken.

„Und glauben ſolche Teufelsbündner und Mordsböſewichter nicht an eine Strafe in der Ewigkeit?“ fragte Herr Mergilet.

„„O ja! ſie glauben an die Strafe. Wenn zum Beiſpiel der Pfützenhannes ſtirbt, ſo muß er vor der Hölle ſitzen und allzeit gauzen wie ein Hund.“ “

Jetzt that die Edelfrau ihren Mund auf, ſchon lange hatte ſie es gedrängt, auch zu fragen, und ſo fragte ſie: „Wie nun, Junge, wenn Dein Herr Dir hieße, mir einen Ochſen zu ſterben, wollteſt Du das thun?“

„„Wenn es Ihro Gnaden mir nicht ungnädig nehmen wollen, mit Verlaub, ja — ich müßte es thun, auch wenn ich nicht wollte, denn ſonſt würde mich mein Herr umbringen.““

Unwillig ſchüttelte der Gerichtsſchreiber den Kopf und murmelte vor ſich hin: „Mulier taceat in ecclesia!“ machte einen Zirkumflex unter ſein Protokoll und ſchüttete einen ganzen Strom Streuſand darauf, indem er ſprach: „Gnädige Herrſchaft, für heute muß es genug ſein. Ich erachte, daß ein hochadeliges gutsherrliches Gericht das heutige Protokollum nebſt ſubmiſſen Bericht durch einen reitenden Boten ſonder Verzug an die hohe Landesregierung gen Meiningen ſchicke, und Befehl erbitte, was in dieſer hochnothpeinlichen Sache weiter vorzunehmen?“

„„Thue Er ſolches!““ ſagte die Frau Wittib von Maßbach. Herr Mergilet ſchellte, und der Haltunsfeſt trat ein; der edle Junker aber wandte ſich zu dem Zauberjungen und fragte: „Du wirſt ſicherlich wiſſen, wer mir mein Pferd umgebracht hat! Das geſtehe gleich auf der Stelle frei und offen!“

„„Pfützenhanſen ſein Junge hat's gethan, hat dem Gaul Maul und Füße geſtrichen, erſt geſtern hat mir mein Herr das offenbart und hat es beſchworen.“

„Wie ſchwur Dein Herr?“

„„Er hat geſagt: es iſt ſo wahr wie Gold.““

„Man führe den Buben ab und verwahre ihn wohl!“ herrſchte der Gerichtsſchreiber dem Frohnknecht zu, und heitern Angeſichts, guten Muthes und unbefangen folgte ihm der kleine Gabelfahrer wieder in den Kerker, der ſich ihm erſt am Morgen dieſes Tages aufgethan.

Die Dame erhob ſich und ſeufzte: „Was man nicht alles erlebt in dieſer gottloſen, böſen, ja ſchrecklichen Zeit! Der Antichriſt iſt vor der Thüre! Ich will gehen, mich in mein Kämmerlein einſchließen und das Lied beten: Vor dem Satan uns bewahr'!“

„Der Pfützenhannes und ſein Teufelsbub' muß alsbald gefänglich eingezogen werden!“ gebot der gebietende Junker. — „Das wird eine ſchöne Hexenſchmiere werden — wenn wir alle die Teufelsbündner einziehen und füttern müſſen, denn dieſer Befehl wird kommen, das ſehe ich voraus ohne Brille.“ Damit verließ auch der Junker die Amtsſtube. Der Gerichtsſchreiber erhob ſich, ſchnaufte aus und ächzte: „Höllenarbeit das, ſo ein Verhör macht warm, macht ſchwindelig — und weiter fehlt nichts, als daß zuletzt auch die gnädige Frau fragen hilſt, da würde eine ſchöne Conſuſion in das Protokollum kommen. Aber warte nur, du junger Teufelsbraten, wir wollen dir deinen Scheiterhaufen auf der verrufenen Zeuſinge ſelbſt rüſten, ſollſt pfeifen, wo du getanzt haſt. — Hab' doch ſchon viele ſolcher Art im Verhör gehabt, aber keinen noch ſo jungen Höllenbrand, keinen ſo offen, ſo keck, als ſei es eben gar nichts, daß ſeine Seele ewig verloren iſt!"

Herr Nicolaus Mergilet ſchrieb ſeinen Bericht und ſendete ihn ab. Anderen Tages zur üblichen Verhörſtunde erneute ſich die geſtrige Scene; der kleine Gabelfahrer ſollte einſtweilen noch mehr bekennen, die gnädige Frau wollte es — ſo ſehr ihr ſchauderte und grauſete, ſo war doch ihre Wißbegier noch ſtärker, als ihr Abſchen und ihre Furcht — ſolche Bekenntniſſe waren ſo neu, ſo unerhört und ſeltſam, und nie war ein des Hexenwerks bezüchtigter ſo bereit und willig geweſen ohne allen Zwang, ja ſelbſt ohne Androhung der Folter zu bekennen.

Die hohen Beiſitzer ſaßen, die Federn waren friſch geſpitzt, der kleine Linhard ſtand vor den Schranken, und Herr Mergilet begann:

„Es iſt kundbar geworden, und unſere hochgnädige Herrin und Frau hat es nebſt ihrem Ingeſinde ſelbſt wahrgenommen, daß im Hirtenhauſe zur Nachtzeit vor einigen Tagen Feuer in der Küche auf dem Heerd gebrannt und ſtark geplatzt hat, auch ſind mehrere Thüren auf- und zugegangen. Was iſt da bei euch getrieben worden?"

„„Das iſt vorgeſtern geweſen! Da iſt mein Herr, der Geiſt, gekommen und hat ein todes Kind mitgebracht; da haben wir ein Feuer geſchürt, weil für einen großen Hafen im Ofen kein Platz vorhanden; ſo haben wir das Kind in dem Hafen am Feuer gekocht. Meine Mutter hat dabei geſeſſen und Flitterkränze zugerichtet, zur baldigen Hochzeit des Sohnes, meines Herrn, des Geiſtes, für die Braut.""

„Kränze — Geiſt — Sohn — Hochzeit — Braut — immer toller!" murmelte Herr Mergilet, ſchrieb eifrig und fragte: „Was iſt Dir ſonſten noch bekannt von verübten Hexenwerken und Teufelskünſten? — Das ſage uns offen an!"

„„Vorm Jahr arbeitete meine Mutter im Wirthshaus zu Heidenfeld, da ging es gerade wie beim Bauer zu Rheinfeld, der Wirth machte ein ſaures Geſicht auf mich und wollte mir nichts zu eſſen geben, da haben ein Hahn, zwei Hühner und ein Schwein in's Gras beißen müſſen.""

„„Weiter, vor fünf Jahren hat der alte Pfützenhannes unſerer gnädigen Frau auf dem Neuenbau vier Kühe und fünf Ochſen geſterbet.""

„Entſetzlich, unerhört!“ kreiſchte die Herrin. „Ei, und das erfahren wir erſt jetzt! Gleich laſſe Er den Alten in Arreſt nehmen, Amtsgerichtsſchreiber!“

„Sitzt ſchon kreuzweis an Armen und Beinen geſchloſſen, drunten in der Hexenkeuche, meine hochgnädige Frau!“ erwiederte Mergilet und wollte weiter fragen, da unterbrach die Rückkehr des am geſtrigen Tage abgeſandten Boten die Inquiſition. Der Bote brachte ein Schreiben an die adelige Gutsherrſchaft, welches der Junker annahm, erbrach und dem Gerichtsſchreiber zur lauten Mittheilung behändigte.

Dieſer ließ den kleinen Sträfling einſtweilen abführen, nachdem er mit gebührender Reverenz das Schreiben empfangen und erhob ſich, daſſelbe ſtehend vorzuleſen. Dieſes that er auch mit Uebergehung manches weitläuftigen ſtyliſtiſchen Schnörkels in der Kürze, wie folgt:

„Edle, ehrenfeſte, beſonders gute Freunde! Wir „haben aus Eurem Schreiben nebſt Beilage erſehen, „was des Viehhirten auf dem Neuenbau zu Maßbach „Söhnlein, ein Knäblein von neun Jahren, gelernten „Gabelfahrens und Hexenwerkes halber freiwillig ausgeſagt. Wann dann ſolches ſehr nachdenklich und von „Nöthen ſein will, daß deswegen allen von dem Knaben ausgeſagten Unthaten, ob ſolche auch wirklich ge„ſchehen, auch inſonderheit wegen der Schmiere bei

„dem Todtengräber zu Schweinfurt, Erkundigung ein-
„gezogen werde, — ſo habt Ihr die verdächtigen Per-
„ſonen, ſoweit dieſelben unter Eurem Judicium ſitzen,
„zu vernehmen, auch Sorge zu tragen, daß der Knabe
„in Beiſein ſeiner Aeltern und anderer von ihm ange-
„gebenen Perſonen ſeine Ausſagen wiederhole.“

„Das alles habt Ihr getreulich niederzuſchreiben,
„auch über der befragten Perſonen Leben und Wandel
„Euch vernehmen zu laſſen, damit die Sache vor einen
„Schöppenſtuhl gebracht werden könne; wie denn auch
„von Nöthen ſein will, damit deſto behutſamer verfah-
„ren werden möge, auch die nächſten Nachbarn der
„angegebenen Perſonen, ſo auch die Kirchenälteſten
„oder andere unbeſcholtene Leute aus der Gemeinde
„über mitwiſſen oder nichtwiſſen abzuhören, und alle
„Ausſagen zu notiren und dem Bericht beizufügen —
„dieweil ſonſten auf des Knaben Ausſag' wenig zu
„bauen, zumal wenn er dieſelbe widerrufen oder nicht
„dabei bleiben ſollte. Selbiger Knabe wird zuvörderſt
„dem Predigtamte zu untergeben und in treuer Weiſe
„zu unterrichten ſein, was es mit ſeinen gelernten
„Künſten auf ſich habe, und wenn er doch darauf ver-
„harren ſollte, wird er mit einer derben Schulcorrec-
„tion, alio verbo Plätzer ad posteriora und ähnlichen
„zweckdienlichen Mitteln zur Erkenntniß gebracht. Sol-
„ches haben wir Euch als begehrte Information nicht

„verhalten wollen, und ſeind Euch zu freundlichen „Dienſten willig.“

„Datum Meiningen, am 14. Februar 1627.
Canzler und Räthe.“

„Dieſen Beſcheid finde ich ſehr vernünftig!“ — nahm der Junker Philipp Chriſtoph von Maßbach das Wort, indem er ſein Tabackreibeiſen und ein Tabackröllchen hervorzog, ſich eine Priſe abrieb, ſodann der Frau Mama eine und dem Amtsgerichtsſchreiber gnädiglich auch eine.

„Ich wäre nur noch auf das eine curieus“, ſprach die Edelfrau: „zu erfahren, welche abſonderliche Bewandtniß es denn ſo eigentlich mit dem Gabelfahren habe? Darüber dürfte der Linhard doch noch in unſerm Beiſein ernſtlich zu befragen ſein; wir haben wohl ſchon vernommen, daß die böſen Hexen auf Beſen zu ihren Tänzen fahren, aber ob mit dieſer Gabel eine Ofengabel oder was ſonſt für eine zu verſtehen, und wie ſothanes eigentlich vor ſich gehe, das wiſſen wir nicht.“

„Wohl, da die gnädige Frau Mama befehlen, ſo laſſe Er, Gerichtsſchreiber, den Jungen noch einmal hereinholen und befrage Er denſelben über das Gabelfahren noch insbeſondere in unſerer Gegenwart!“ gebot der Junker.

Linhard trat ein, ruhig heitern Blicks, wie immer; man ſetzte ſich wieder in die würdevolle Poſitur und

Mergilet begann: „Du ſollſt uns jetzt unverholen ſagen, welche Bewandniß es mit dem Gabelfahren hat; wie dieſe Kunſt geübt wird."

„„Da müßt' ich erſt meine Gabel haben und die Schmiere"", erwiderte Linhard.

„Sothane ſchändliche corpora delicti ſeind ſchon beihanden", verſetzte Mergilet und winkte dem Gerichtfrohn, der alsbald ein Näpfchen holte, darin eine dicke fettige Subſtanz war, die nicht gut roch, weshalb die Dame eiligſt und mit einem Schauer ihr Biſambüchslein zur Naſe führte, der Junker, ihr Sohn aber ſich abermalen eine Priſe rieb und dieſe von ſeinem Handrücken in ſeine Naſe einzog.

„„Ei, da iſt es ja ſchon, wahrlich, wie hergehext!"" rief Linhard lebhaft aus und fuhr fort: „„„Alſo merket wohl auf, edle Frau und edle großgünſtige Herren! Da ich die Kunſt lernte, war meine Mutter dabei, es war auf der Zeuſinge, der Säuhirt von Rheinfeld war mit droben. Zehn Geiſter kamen auf einmal; ich wurde hin zum Brünnlein geführt und jeder Geiſt um den andern goß eine Handvoll Waſſer über mich.""

„Was mußteſt Du dazu ſagen?"

„„Ich weiß nichts.""

„Beſinne Dich, geſtehe — ganz gewiß haſt Du ſprechen müſſen: Ich ſchwöre — ob — den Herrn — nun? — den Herrn Jeſum Chr —?"

„„Gar nichts habe ich ſprechen müſſen. Ich hab's gelernt und damit gut. Wolltet Ihr mir ſchreiben lehren, Herr Gerichtsſchreiber, ſo wollt' ich Euch die Kunſt lehren.““

„Ich begehre nicht ſolche gottloſe Kunſt zu lernen, und Du haſt keine Bedingniſſe zu ſtellen, Junge! Jetzt ſage an, wie die Sache beſchaffen, ohne Umſchweif, wie fahret Ihr?“

„„Wenn wir fahren, ſo geht es nicht auf der Erde hin, ſondern oben, und wenn wir wieder niederfallen, ſo fallen wir ganz ſanft auf, wie auf ein Bette. Neulich bin ich nach Birnfeld gefahren und habe dorten zwei Eimer Wein geholt.““

„Wie kannſt Du eine ſo große Laſt fortbringen?“

„„O das geht leicht, da ſpannt man Katzen an. Wenn einer vierzehn Katzen anſpannt, ſo kann er ein ganzes Fuder Wein holen; neulich habe ich ein ſolches Fuder aus dem Spitalkeller zu Würzburg geholt.““

„Incredibile dictu! Incredibile! Zu Würzburg geholt!“ murmelte Herr Mergilet.

„„Ich kann auch einen Wunſch, wenn ich den laut bete, muß Jemand ſterben!““

„Um Gottes und um des Blutes Chriſti Willen, ſchweig ſtill“, ſchrie die Edelfrau. „Das iſt ja ganz entſetzlich! Linhard! Du wirſt doch nicht ſo ganz gottlos und teufliſch handeln!“ — Dabei wiſperte ſie ſchreckenbleich ihrem Sohne etwas in das Ohr. — „Fac ſinem! Domina mater mea metuit eum de sua vita!“ ſprach der edle Junker laut zum Gerichtsſchreiber, und derſelbe neigte ſein Haupt zum Zeichen des Verſtändniſſes und Gehorſams und that ſeine letzten Fragen:

„Wie machteſt Du es denn, wenn Du Deine noble freie Kunſt übteſt?“

„„Ja, es iſt ganz gewiß eine freie Kunſt, reut mich nicht, daß ich ſie lernte und Ihr müßt ſie auch lernen! Ich will es Euch gleich zeigen und ich wette, wenn Ihr wieder einmal hinausreitet in den Gau, ſo bringt Ihr einen toden Juden mit und kocht trotz einem. Seht her! — das iſt die Gabel, die hat zwei Stänglein, es thut's jeder Rechenſtiel ohne die Zinken, unten müſſen noch zwei Sproſſeln daran ſein! Und das iſt die Salbe — da greift Ihr mit zwei Fingern hinein und beſtreicht den Stecken durchaus und fahrt mit der Hand über die ganze Gabel; nun ſetzt Ihr Euch rittlings darauf, ſo wie ich es jetzt mache und nun kommt die Hauptſache, merket wohl auf, der Spruch:

Gerath' es fahrt,
Daß mich niemand gewahrt!
Niemand ſehe,
Die rothe Spitz'!
Ich ritt, ich ritt,
Daß mich niemand tritt,
Daß mich niemand krehe! (kriege)“ “

Kaum hatte der Gabelfahrer die letzten Worte geſprochen, ſo erhob er ſich ſchwebend, ein Windſtoß riß das Fenſter auf und in einem Nu war der Zauberbub' allen aus den Augen.

Die gnädige Mama fiel mit einem gellenden Schrei in Ohnmacht. — Der gnädige Junker ſtand wie ein Oelgötze und alle Glieder ſchlugen ihm; der Centgerichtsſchreiber ſtürzte faſt vom Seſſel und ſchellte dem Frohn — der riß die Thür auf und ſtarrte vor Schreck, als er dem Jungen nicht mehr im Zimmer ſah. Des Junkers mitgebrachter Hund zog den Schwanz ein und gauzte.

Niemals hat jemand im heutigen Landgericht Münnerſtadt, dazu Maßbach jetzt gehört, und ſonſt in dieſer Gegend den kleinen Gabelfahrer wiedergeſehen und ſind daher auch Acta über ihn weiter nicht vorhanden.

In optima forma.

(Nach Aktenſtücken im Großherzoglichen Amtsarchive zu Kalten-Nordheim.)

Der Amtmann Samuel Ebert lächelte und tippte auf die längliche Schnupftabaksdoſe von gravirtem Kupferblech, auf welcher ſich in zierlichen Arabeskenradirungen nach Art der Goldſchmiedsgrillen hübſche Gruppen von Drachen, Vögeln und Phantaſiegebilden befanden. Des Amtmanns Gehülfe, der Amtsſchreiber Jodocus Granſchmied hatte ein Protocoll vollendet, und die Perſonen, deren Anweſenheit dieſes Protocoll hervorgerufen hatte, waren theils abgetreten, theils abgeführt worden, erſtere waren nach ihren Häuſern gewandert, letztere in ihre Haft. Es wurden Priſen genommen und gewechſelt, und der Amtsſchreiber reichte ſeine Niederſchrift dem Amtmanne zur Durchſicht und Bezeichnung. „Protocollum in optima forma — lieber Amtsſchreiber, freut mich, freut mich ſehr — alles wohl notiret.“ Der Amtmann las ſich laut vor:

„Katharina Dietmar, Andreas Dietmars Wittib insgemein die Geißkäth genannt, gebürtig aus Kaltennordheim, wohnhaft daſelbſt, iſt eingezogen worden, dieweil ſie ſeit Jahren her der Hexerei verdächtig, und ſintemälen und alldieweilen Heinz Traberts Weib am achtzehnten Auguſti ſechzehnhundert dreiundſechzig in ſcharfer Frage öffentlich bekannt hat, mit der Geißkäth und andern die Teufelstänze beſucht zu haben, und zwar bei der Hexenlinde überm Dorfe Weſtheim.“

„Bekannt hat!“ — unterbrach ſich Herr Samuel Ebert, und rieb ſich vergnügt die Hände: „und die Geißkäth ſoll auch bekennen, ſoll, muß, wird! Was meint Er, Amtsſchreiber? Wieder ein Hexenproceßchen in optima forma, in optima forma!“ „„Habe nichts zu meinen, ſtelle alles in des geſtrengen Herrn Amtmanns Beliebung. Führe getreulich mein Protocollum, Tag für Tag und Jahr um Jahr — bringt jeder Tag ſeine neue Plage.““

„So? Ei!“ — ſtieß der Amtmann verwundert hervor, und murmelte dann wieder theils leſend, theils wie vortragend vor ſich hin:

„Zeugenausſagen ſind im Summa dreizehn — eine böſe Zahl, werden wohl der Hexe ſcharf an den Kragen gehen! Laß doch hören, laß doch hören! Der alte Kurt Limpert, vierundſiebenzig Jahre alt, entſinnt ſich Anno vierzig — ei tauſend, das iſt lange ſehr, ſcheint ein gutes Gedächtniß zu haben, denn heuer ſchreiben wir? — Wie ſchreiben wir doch, Amtsſchreiber?“

„„Anno Sechszehnhundert vier und ſechzig!““

— „Vierundſechzig — in optima forma!“ wiederholte der Amtmann.

„— entſinnt ſich, Anno vierzig — das war, wie die Baßmänniſchen Schnapphahnen im Lande hauſten, und wie der flandriſche General-Wachtmeiſter Gilli de Haës in der Grafſchaft Henneberg mit ſeinen Banditen ſo ſchrecklich hauſte, bis ihn die Schweden unter Feldmarſchall Banner und General-Lieutenant Holzapfel aus dem Lande trieben, und bis jene kaiſerlichen Völker wiederum kamen, und dem Lande vollends den Garaus zu machen drohten, nachdem ſchon Anno vierunddreißig der hieſige ſchöne Flecken mit Amthaus, Kirche, Pfarrwohnungen und Schulen ganz und gar in Aſche gelegt war. War eine bitterböſe Zeit, dazumal, bös in optima forma; koſtete ein Löffel voll Salz einen Groſchen und ein Ei einen Batzen, wurde das Bettſtroh ausgethan, um zu Heckſel für die Pferde zerſchnitten zu werden. Dieß beiläufig — alſo dazumal hat, zeugt der alte Kurt Limpert, bei ihm ein kaiſerlicher Soldat im Quartier gelegen, der fand im Nachbarhaus, war das der Geißkäth, einen Topf mit Schmiere, und eine Gabel. Jetzt frag' ich Ihn, Amtsſchreiber, was hatte ſelbiger Soldat im Nachbarhaus zu thun?“

„„Kann nicht dienen, Geſtrengen, war dazumal noch ein Schulbüblein, wollt' ich wär' es noch.““ — „Hm hm hm!“ machte der Amtmann, und fuhr fort. „Der Soldat nahm — aha! — er nahm — das wird wohl ſein Zweck drüben geweſen ſein, beſagte Gabel und Schmiere und trug ſie in Limberts Haus. Als nun Limperts Weib das der Hexe vorhielt, und ſie fragte: was denn das für Schmiere ſei; ſo hat jene geſagt: ei Wagenſchmiere, willſt Du ſie aber für Gänſefett eſſen, Trude Limpertin, ſo ſoll ſie Dir vergönnt ſein. Darauf hat die Limpertin Gabel und Topf ſammt Schmiere in das Waſſer geworfen, und dazu hat die Geißkäth gelacht. Denke Er nur, Amtsſchreiber, „gelacht in optima forma!“

„„Da haben wir die Schmiere!““ verſetzte Ehrn Jodocus Grauſchmied trocken.

„Wo? Wo?“ fragte haſtig der Amtmann.

„„Je nun, im Waſſer.““

„Pah! dumm — ſchade, wär' ein herrlich corpus delicti geweſen!“

„„Ja wohl, delicios!““ wortſpielte ſchadenfroh der Amtsſchreiber.

„Zweiter Zeuge“ — fuhr Samuel Ebert fort: Caspar Dietmar, der Schwager der Hexe, hört von der Sache, ärgert ſich darüber, rennt hin, zankt mit ihr, und ſchimpft ſie auf offener Gaſſe eine Hexe. Was thut die Geißkäth?“ —

„„Weiß nicht, war nicht dabei.““ —

„Sie lacht abermals — aber wird nicht klagbar. Und was geſchieht dem Caspar Dietmar?“

„„Weiß ebenfalls nicht!““

„Wird lahm, lahm in optima forma!"

„Dritter Zeuge iſt eine Zeugin, Margaretha, Caspar Schirmers Wittib, iſt auch lahm, kreuzlahm und lendenlahm. Hat die Geißkäth in Verdacht, und zeugt, weil ſie die Geißkäth in Verdacht gehabt, ſo habe ſie dieſelbige dreimal um Gotteswillen gebeten, ſie von ihren großen Schmerzen zu befreien. Und das habe die Geißkäth auch gethan."

„„Und für dieſe Hülfe"" warf der Amtsſchreiber ein: „muß die Geißkäth eine Hexe ſein in" —

„„In optima forma!"" triumphirte der Amtmann und nahm eine neue Priſe, während der Amtsſchreiber böſe Blicke ſchoß und ärgerlich den Kopf ſchüttelte.

„Vierter Zeuge: Melchior Schirmer. Dieſer hat zu verſchiedenen Malen den Drachen in das Haus der Geißkäth einfahren ſehen."

„„Dummkopf!"" murrte der Amtsſchreiber vor ſich hin.

„Wer?" fragte der Amtmann.

„„E[illegible] – Der Schirmer nämlich!""

„So! Warum?"

„„Weil es keinen Drachen giebt!""

„Amtsſchreiber, ſchwätz' Er nicht ſolches unſinniges und gottloſes Zeug! Ich dächte, wenn Er Seine Frau anſähe, müßt' Ihm der Glaube von ſelbſt in die Hand kommen, blos vom ſchauen."

letzterer ihn gerufen, und da habe er befunden, daß dem Pferd die Schwefelkerze gebrannt ſei. Weiß Er, Amtsſchreiber, was das heißen ſoll: die Schwefelkerze?“

„„Nein, Geſtrengen! Ich pflege nur Unſchlittkerzen zu brennen oder Rüböl!““

„Das iſt ein heidniſcher Teufelsaberglaube, Amtsſchreiber. Das Hexenpack macht ſich eine Kerze von Jungfernpech und Schwefelblumen; der Docht muß vom Hemde eines unſchuldigen Mägdleins gedreht werden. Nun wird das arme Vieh, welchem die Kerze gebrannt werden ſoll, in die Gedanken genommen, und ein gottverdammter Teufelsſegen dazu gemurmelt, und ſo wie die Kerze verbrennt, verbrennen dem armen Vieh die Eingeweide, und es muß elendiglich darauf gehen.“

„Incredibile! — vanitas — vanitatum vanitas!“ murmelte der Amtsſchreiber abermals mit Kopfſchütteln.

„Iſt darauf der Heinz Lurz mit dem Feldmeiſter zur Geißkäth gegangen, als welche beide ſtark in Verdacht gehabt, daß ſie dem Vieh die Kerzen brenne, und hat Lurz zu ihr geſagt, ſie bringe ihn ja um alle ſeine Pferde, und ihn mit Weib und Kind an den Bettelſtab. Wenn ſie nicht nachließe, ſo wolle er ſie öffentlich anklagen. Aber Geißkäth lachte abermals und erwiederte, es ſei alles erlogen — ſie habe es nicht gethan, könne und werde auch ſo etwas nie thun — er möge nur klagen wenn und wo er wolle, ſie ſelbſt aber habe nicht geklagt.“

„Neuntens, eine Zeugin, Anna, Hans Lurzens Weib, Heinzens Mutter, beſtätigt, was ſie bereits in Martin Schirmers, des Bäcken Haus, geſagt, daß ſie feſt glaube, die Geißkäth habe ihren Mann ein lahmes Bein gemacht.“

„Zehnter Zeuge, der Gemeinhirte und wohlbeſtallte Nachtwächter allhier, Georg Teich, ſagt aus, die Geißkäth habe eine ſchwarze Kuh mit ſtumpfen Hörnern unter das Vieh geſandt, ſelbige Kuh habe am Schwanz drei ungewöhnliche Krümmen, und wenn die Kuh etwas habe vornehmen wollen, ſo habe ſich der Ringelſchwanz geregt, als ob etwas lebendiges in ihm ſei. Die Kuh ſei dreimal wie ein böſer Junge unter das Vieh geſprungen, habe es mit den ſtumpfen Hörnern angeregt, und es ſo zuſammengetrieben und untereinander gehetzt, daß Georg Teich vermeint, es werde alles zu Boden ſtürzen.“

„Nun, was dünket Ihm, Amtsſchreiber, von ſothaner Kuh und ihrem Schwanze?“

„Mich bedünket, Geſtrengen, daß ſothaner ungeberdigen Kuh Frau Mutter ſich an einer Sau verſehen und ſie mit einem geringelten Sauſchwänzlein zur Welt gebracht, und daß es ſehr gut ſei, daß ſelbige ſtumpfe Hörner habe, und keine ſpitzigen.“

„Ei wie ſpitzfindig! Dünket Ihm nicht, daß es eine Teufelskuh?“

„„Nein! Das alles ſind Phantasmata, Hirngeſpinnſte hirnverbrannter Leute.““

„Auch gut, sequens! Eilfter Zeuge, Hans Dill, kam dazu, wie der Hirte ſein Vieh in das Waſſer hinter der Burg trieb; einiges Vieh blieb auf dem Acker ſtehen, da lief mit einemmale die Kuh der Geißkäth aus dem Waſſer, die andern ihr alle nach in mächtigen Sätzen und alles ſtob und ſtürzte übereinander, und Hans Dilles Kuh iſt endlich nicht wieder aufgeſtiegen, vielmehr liegen geblieben, dieweil ſie einen Schenkel gebrochen, und hat müſſen abgeſtochen werden. Als dieß geſchehen, iſt die Geißkäth gekommen, hat ihre Kuh geholt und an einem Strick nach Hauſe geführt.“

„Zwölfter Zeuge, respective Zeugin: Trine, des Hirten Georg Teich Eheweib, Ziegenhirtin allhier, zeugt, daß die Geißkäth ihrem, der Hirtin kleinem Söhnlein einen Wenpfennig *) gegeben, welchen das Kind ihr, ſeiner Mutter überbracht, darauf ſie, die Hirtin, ſtarr voll Ungeziefer geworden.

Schauderhaft! in optima forma! Was ſagt Er dazu, Amtsſchreiber?

„„Nichts — ich habe darüber meine eigenen Gedanken, Geſtrengen — will ſelbige aber in petto behalten.““

---

*) Wenen, mittelhochdeutſch, für gewöhnen, entwöhnen, Abgabe für junges Vieh, wenn es zur Herde kommt.

„Ad libitum!“ Dreizehnter Zeuge, Hans Limpert, des alten Kurt Limpert Sohn, dreiundfunfzig Jahre alt, ſagt aus: Geißkäth ſei ſeine nächſte Nachbarin, und ſei früher täglich herüber in ſein Haus gekommen, endlich aber habe er's ihr verboten. Auf Befragen warum? zeugt Hans Limpert, daß ihm eine Kuh und drei Schweine geſtorben ſeien, wiſſe nicht wer Schuld daran habe, doch ruhe ſein Verdacht auf der Geißkäth. Habe ſchon dem vorigen geſtrengen Herrn Amtmann ſein Leid geklagt, der habe aber immer geſagt: Laßt ſie nur gehn, ſie wird ihren Lohn ſchon noch bekommen.“

„Species facti et indicia quantum satis!“ endete der Amtmann ſeine Vorleſung. „Das Proceßchen iſt fertig in optima forma, muß brennen — hilft nicht vor Gott und ach Gott. Müſſen hier in Kaltennordheim auch einmal ein Hexengaudium haben, nicht? Was meint er Amtsſchreiber?“ —

„„Unſinn!““

„Unſinn? Ja, den hat Er ſtets im Kopf. Oder ſoll es etwa nicht ſein? Drüben in Meiningen verbrennen ſie alle Fingerslang ſolche Hexen, erſt im letzten October iſt die — Catharina Bärthin lebendig juſtificirt worden und heuer im Mai die Dorothea Erk mit dem Schwert gerichtet und dann verbrannt, und die Eſther Fleiſchmännin hätte auch daran gemußt, wenn ihr nicht, wie man vermuthet, der böſe Feind im Gefängniß das Genick gebrochen, daher ſie unter den Galgen begraben worden. Auch ſitzt noch ihre Schweſter Dorothea Fleiſchmännin, und wird noch im nächſten Herbſt daran kommen — in optima forma."

„„Es iſt gräulich!"" ſeufzte der Amtsſchreiber — und ein Schauer ging durch ſeine Seele.

„Wir haben nun in optima forma anderweites nochmaliges Zeugenverhör anzuberaumen, darauf Inquiſitin in Güte zu befragen, ihr drei Tage Bedenkzeit zu geben, ſie nochmals zu verhören, mittlerweile an hohe Landesdirektion und Oberaufſicht nach Eiſenach zu berichten, und das weitere zu gewärtigen, welches weitere zuverſichtlich vorauszuſehen und erfolgen wird in optima forma."

Nach dieſem Zwiegeſpräch in der Gerichtsſtube begaben ſich die beiden Beamten zu Tiſche und beraumten auf den morgenden Tag das abermalige Zeugenverhör an.

Es war ein eigenthümlicher trauriger Anblick, die Bauern und Bäuerinnen zu ſehen, die vor Gericht geladen waren, und auf dem Vorſaal des neuerbauten Amthauſes des Augenblickes harrten, wo der Gerichtsfrohn ſie hinein in das Verhör rief. Dieſe theils liſtigen und frechen, theils ſtieren und dummen Geſichter, auf denen völlige Unwiſſenheit, ſinnloſer Wahnglaube, faſt blödſinnige Gleichgültigkeit oder heimlicher

Groll zu leſen war! An dieſen wie an den Kleidungsſtücken war zu erkennen, daß ein armſeliges, zerlumptes, heruntergekommenes, durch den langen verderblichen Krieg verarmtes und entſittlichtes Volk jetzt im Lande wohne, und an der Furchtſamkeit, die aus manchen Mienen blickte, war leicht zu erkennen, daß dieſes arme Volk nach dem laſtenden, doch vorübergegangenen Drucke der Kriegsbedrängniſſe, jetzt unter der Beamtenherrſchaft ſeufzte und von dieſer in jeder Weiſe geknechtet wurde.

Der Gerichtsfrohn öffnete die Thür des Sitzungszimmers der Amtsſtube, darin neben Amtmann und Amtsſchreiber, die geordneten Gerichts-Schöppen als Beiſitzer bereits Platz genommen, und rief die Zeugen herein, einen nach dem andern.

„Curt Limpert!“

„„Hier!““ — Ein zitternder Greis auf einen Stab geſtützt, wankt zur Thüre. Der Frohn reißt ihm den Stab aus der Hand, und wirft dieſen ſchallend zu Boden. „Will der alte Lurz wohl gar einen Stecken mit in die Gerichtsſtube nehmen? Weiter fehlte nichts!“

„„Ach Gott, ach Gott!““ ſeufzte der gebrechliche Alte, und hält ſich mit ſeinen ſchwachen Händen an den Thürpfoſten, und wankt in das Zimmer. Er kann kaum ſtehen, aber er muß dennoch ſtehen, es wäre das allererſte Mal, daß der geſtrenge Amtmann irgend einen vor ſein Gericht geladenen hätte niederſetzen laſſen. Setzen ließ er die Leute für ſein Leben gern, und in optima forma, wie er immer ſagte, in der Gerichtsſtube niederſitzen aber ließ er keinen.

Dem alten Limpert wird vorgeleſen, was er gezeugt, er beſtätigt alles und iſt froh, bald entlaſſen zu werden. Sein Weib Magdalene, die jetzt gerufen wird, reicht ihm den von ihr aufgehobenen Stab, und tritt ein. Sie ſolle jetzt alles ſagen, was ſie über die Geißkäth wiſſe.

„Ich weiß über die Geißkäth gar nichts, als daß die Leute im Dorfe ſagen, ſie ſei eine Hexe.“

Ob ſie nicht Anno dazumal die Geißkäth wegen Schmiere und Gabel befragt, und letztere beide Stücke ins Waſſer geworfen, und warum ſie das gethan?

Das iſt eine alte Schmiere, kann mich deſſen kaum noch entſinnen; mag wohl Wagenſchmiere geweſen ſein — ich warf ſie in das Waſſer, weil die Schmiere und die Gabel ſtanken, und ich einen Ekel vor beiden empfand. Wollt's nicht in meinem Hauſe haben.

„„Sothanes Bekenntniß iſt nicht in optima forma!““ ſprach der Amtmann. „Und was ſagte Geißkäth dazu?“

„„Gar nichts, geſtrenger Herr Amtmann, ſie lachte, und ich muß auch lachen.““

„Weshalb mußt Du lachen, Magdalene Limpert?“

„„Weil eine ſo alte Schmiere jetzt nach vierundzwanzig Jahren wieder aufgewärmt wird.““

„Nicht raiſonniren! ſonſt wird man Dir mores lehren in optima forma! Abtreten. Caspar Dietmar, alt ſechsundfunfzig Jahre, herein!“

„„Caspar Dietmar!““ ſchreit der Frohn hinaus, und in die Gerichtsſtube hinkt ein Bäuerlein und fällt vor eitel Angſt faſt auf die Knie. Soll ſeine Ausſage wiederholen. Caspar Dietmar wiederholt und beſtätigt alles, und noch etwas darüber. Er habe auch den Drachen geſehen. „Wie ſah der Drache aus, und fuhr er wirklich in das Häuslein der Geißkäth?“

„„Wie der Drache ausſah? Ach lieber gnädiger Herr Amtmann! Straf' Er mich nur nicht — er ſah gar nicht aus — er war eitel ein Feuer — ja, das kann ich beſchwören — ein eitel Feuer war's, und flog auch nicht in das Haus der Geißkäth, ſondern weberte nur ſo drum herum.““

„Flog drum herum — in optima forma — ad protocollum Amtsſchreiber — dürfte noch mehr Feuer um beſagte Geißkäth herum webern. Abtreten! Zeugin Margaretha, Caspar Schirmers Wittib, herein!“

Der Frohn rief und die Gerufene kam; eine Bäuerin von drallen und prallen Formen und feſtem kecken Weſen, aber dabei dennoch lahm, hinkte ſie herein.

„Was ich geſagt habe, geſtrenger Herr Amtmann, das habe ich geſagt, und dabei bleibe ich. Die Geißkäth, das ſage ich, iſt eine von der ſiebenten Bitte des heiligen Vaterunſers, wo man ſpricht: erlöſe uns von dem Uebel. Der ganze Flecken fürchtet ſich vor ihr — es ſind nur noch wenige Häuſer, in die ſie eintreten darf; mich hat ſie lahm gemacht, das ſchwör' ich zu Gott, weil ich ihr einmal ſollte dreſchen helfen, und das that ich nicht — nein, abſolut nicht — da wurd' ich lahm im Arm, und da lief ich hin zu ihr, und ſchrie ſie dreimal an, mir doch um Gotteswillen zu helfen, und da ſagte die Geißkäth zu mir: Schirmern, Du biſt eine dumme Gans, und gebehrteſt Dich gleich einer Närrin! Hebe Dich von hinnen! Jetzt ging ich und drohte ihr, ſie zu verklagen, da kam ſie am Nachmittage und hatte ein Bürdlein Kräuter, Sanikel, Beſchreikraut, Ottermennige, ſchwarzen Andorn und Teufelsabbiß, damit ſollt' ich den Arm reiben, das that ich, und da ließen die Schmerzen gleich nach — aber hernach hab's ich's deſto ärger in die Hüfte bekommen, da ſitzt's noch und will nicht wieder heraus, und das hat niemand gethan als die alte ſchandbare Wetterhexe!"

„Genug! genug! Beliebe jetzt Dein Maul zu halten, Margaretha Schirmer und tritt ab! Der Bäck ſoll eintreten, Melchior Schirmer, der Schwager dieſer Bäuerin!"

Der Bäcker erſchien, von Mehl überſtäubt, ein Mann von 51 Jahren. Soll beſtätigen, daß er öfter den Drachen in das Haus der Geißkäth fahren ſehen, und wie der Drache ausgeſehen habe.

„Geſehen hab' ich den Drachen, geſtrenge Herren, o ja, war halt ein feurig Ding, ſo groß wie mein Backofen, und hatte einen Schweif, mit Ehren zu melden, ſechs Schürſtangen lang, und ſo dick, wie ein Balken. Daß ſelbiger Drach juſt in das Häuslein der Geißkäth gefahren, ſchien mir zwar ſo, kann's aber nicht beſchwören, denn ich war nicht nahe dabei."

„„Hättet ſollen dabei ſein Bäck! Denn was nicht beſchworen werden kann in optima forma, hat kein Gewicht, iſt leere Ausrede! — Abtreten! Die Zeugin Catharina Schirmer, des Bäcken Eheweib, herein!""

Die Gerufene kam — auch eine ſtämmige Frau, die ebenſo wenig Zuneigung zur Geißkäth an den Tag legte, wie die andern, aber demohngeachtet verrückte ſie das Concept. „Es iſt mir nach der Hand beigefallen" — ſprach ſie: „daß wir, als ich mit Claus Griesmanns Wittwe auf der Gaſſe ſprach, und die Geißkäth dazu kam, nicht von ihr, ſondern von Löbers Käther geſprochen haben, daher war die Vermuthung der Geißkäth irrig, und ihre Behauptung ein Lug."

„„Daß Dich! Daß Dich! Heute ſo und morgen ſo! Warum wird nicht bei der Stange geblieben? Will ſagen bei der Ausſage, wie ſie einmal feſtſteht ad protocollum in optima forma? Marſch hinaus! Gertrud, Claus Griesmanns Wittib, herein!""

Gertrud naht mit blödſinnigem Weſen, ſie bejaht alles, was man ſie fragt. Wäre ſie gefragt worden, ob ſie ſelbſt eine Hexe, ſo würde ſie es wahrſcheinlich auch bejaht haben. Ob ſie mit der Zeugin Catharina Schirmer von der Geißkäth auf der Straße geſprochen? — Ja! Oder von der Löbers Käther? — Ja! — Ob ſie die Geißkäth für eine Hexe halte? Ja! — Ob ſie glaube, daß die Geißkäth den Caspar Dietmar und die Margaretha Schirmer lahm gemacht habe? — Ja! — Der Geſtrenge rückte ungeduldig auf ſeinem ledergepolſterten Amtsſeſſel und Richterſtuhl umher, endlich rief er zornig: „Hinaus mit dem Ja! Vernünftigere Zeugen herein! Hölle! Wem haben wir denn noch in optima forma?“

„„Heinz Lurz, Euer Geſtrengen!““ — antwortete auf dieſe Frage der Amtsſchreiber.

„Alſo — Heinz Lurz herein!“

Der unglückliche Pferdebauer trat ein; ein ernſter, ruhiger Mann von 33 Jahren, dem man den Schmerz über ſeinen erlittenen ſchweren Verluſt nur zu ſehr anſah. Er wiederholte die Erzählung dieſer ſeiner empfindlichen Verluſte, erzählte alles, beſtätigte alles bereits ausgeſagte, und weinte, als er erwähnte, daß ihm binnen 13 Wochen 8 Pferde, die vorher alle friſch und geſund geweſen, gefallen ſeien.

Alles dieß und das früher ausgeſagte beſtätigten auch die ferneren Zeugen, Lips, des Wachtmeiſters Sohn, Ackerjunge bei Heinz, und Urban, der Feldmeiſter, welcher ſich nun auch des breitern über das brennen der ſogenannten Schwefelkerze ausließ.

Jeßt wurde ein ganz neuer Zeuge hereingerufen, Hans Lurz, des Heinz Bruder, Kirchenälteſter, 67 Jahre alt — ein Mann, von dem die Rede ging und kundbar geworden, die Geißkäth habe ihn behext. Der betagte Mann trat mit der Würde ein, die das Amt eines Kirchenälteſten erheiſcht. Er hatte die Phyſiognomie eines Myſtikers, den Ernſt eines Leichenbitters und die Geſtalt einer Hopfenſtange.

Aufgefordert, vor Gericht ohne Hehl alles zu ſagen, was er von der Geißkäth wiſſe, ſprach Hans Lurz mit ſalbungsvollem Tone: „Es mögen wohl zweiundzwanzig Jahre her ſein, daß ich der Geißkäth eine Kuh verkaufte, die ſie mir ſchuldig blieb, und nicht bezahlte. Da ich mein Geld nothwendig brauchte, ſo mußte ich klagend gegen die Geißkäth auftreten, und das Gericht nöthigte ſie, zu zahlen. Darauf warf ſie auf mich einen Groll und Gram, und es dauerte gar nicht lange, ſo kriegt' ich's fürchterlich in den rechten Schenkel. Es zog mich, und brannte darin wie Feuer, und ich konnte weder gehen noch ſtehen. Indem ich die größten Schmerzen litt, ließ ich ſie rufen, und bat ſie um Gottes Willen, mich meiner Schmerzen abzuthun, denn ſie und niemand anders, habe mir dieſe zuwege gebracht. Die Geißkäth aber lachte mir ins Geſicht, ſagte nicht ja und nicht nein zu meiner Rede.“ —

„„Sagte **nicht** nein! Ad protocollum in optima forma!““ unterbrach der Amtmann den Zeugen.

— „und ich behielt mein Leiden — fuhr der Zeuge fort, bis mir gerathen wurde, nach Bettenhauſen zum alten Böhm zu gehen, und den um guten Rath zu bitten. Böhm ſagte zu mir: Hans Lurz, Du biſt ein Eſel, daß Du ſo lange gewartet haſt! Hätteſt Du nur noch über das halbe Jahr gewartet, ſo wäre Dir nicht zu helfen geweſen; ſo aber iſt's noch gut, und kannſt noch kurirt werden. Geh heim, nimm ein Schwalbenneſt, ſiede es in Wein, und ſchlage die Maſſe ſo warm, als Du es leiden kannſt, um Deinen Schenkel, wiederhol' es ein paarmal, ſo wirſt Du Wunder ſehen. Probatum eſt.“

„Und richtig, das Schwalbenneſt war probatum, mit ſammt dem Wein — es wurde von Tage zu Tage beſſer. Die Geißkäth aber hat mich nicht verklagt.“

„„**Nicht** verklagt in optima forma!““ wiederholte der Amtmann mit ſeiner angewöhnten Redensart. „Und **nicht** nein geſagt. Sequens! Der Zeuge Georg Reich, der Hirte ſoll vortreten!“

Auch dieſer Gerufene erſchien, ein Mann von 46 Jahren, in arg zerlumpter Tracht, und befragt über das Ereigniß mit der Kuh der Geißkäth, beſtätigte er alles bereits im früheren Verhör nach ſeiner Ausſage niedergeſchriebene. Auf Befragen antwortete er, daß wohl an fünfmal jene verrufene Kuh ſo toll gethan; wenn ſie auf das Vieh losgerannt, ſei alles brüllend geworden, und wenn er ihr gewehrt habe, ſo ſei ſie auf ihn geſetzt, und er habe Noth gehabt, ſich ihrer zu erwehren. Endlich ſei auf ſeine Klage der Geißkäth befohlen worden, die Kuh abzuſchaffen, und da habe dieſe auf ihn, den Hirten, einen giftigen Haß geworfen. „Eines Sonntags“, fuhr Georg Reich fort: „ging ich in die Kirche, führte mich mein Weg am Hauſe der Geißkäth vorbei. Das alte häßliche Weib ſah im langen, hagern, nackten Hals aus dem Fenſter, und die grauen Haare hingen ihr ungekämmt um den Kopf. Sie zwinkerte mit ihren rothen Augen nach mir hin, ich bot guten Morgen und ſtatt des Dankes ſpuckte ſie dreimal nach mir aus.“

„„Spuckte dreimal in optima forma! Hört Er, Amtsſchreiber?““ wiederholte und fragte der Amtmann, und beendete das zweite Zeugenverhör.

Als alle abgetreten ſind, wird die angeklagte vorgeführt; ſie iſt eine arme alte Häuslerin, kinderlos, fernher in das Dorf gewandert, ihre Lebensgeſchichte liegt im Dunkel, man ſagt, ſie ſei vornehmer Abkunft; ſie lebt ganz allein, baut mit harter Anſtrengung ihr kleines Stückchen Land, geht ins Holz und trägt ſich im Herbſt ihr Winterfeuer zuſammen. Niemand thut ſie etwas zu leide, ließe gern die ganze Welt in Ruhe, wenn man nur ſie in Ruhe laſſen wollte, hat aber rothe Augen und im Geſicht einen lauernden ſchadenfrohen Zug, ein ſtechendes Lächeln.

Jetzt ſoll ſie bekennen, daß ſie eine Hexe ſei, gegen zwanzig Fragen werden ihr vorgelegt. Es wird ihr nicht vergönnt, durch irgend jemand vertheidigt zu werden — auch wird ihre Ausſage ſtets durch neue Fragen unterbrochen oder verwirrt. Die Ausſage der alten Frau Katharine Dietmar, vulgo Geißkäth war im Zuſammenhang etwa die folgende: „Wenn ich eine Hexe ſein ſoll, dann weiß ich's, dann bin ich eine, ſchreibt es nur hin, geſtrenge Herren! Aber wie ich zur Hexenſchaft gekommen ſein ſoll, das iſt mir unbekannt. Nie iſt mir eingefallen, mit dem böſen Feinde einen Bund zu machen; ich kenne dieſen böſen Feind gar nicht, meine Ankläger und die treuloſen meineidigen Zeugen, das ſind meine böſen Feinde, die kenne ich gar wohl, und Gott kennt ſie auch und wird ſie finden! Nie habe ich Teufelstänze beſucht, nie einen Drachen geſehen, ebenſo wenig einen Topf mit Hexenſchmiere beſeſſen, auch keine Hexengabel. Weshalb ich die Beſchuldigungen ſtill ertrug und ohne zu klagen? Weil ich ſie verachtete. Auch der Heiland ſchalt nicht wieder, da er geſcholten ward! Wozu hätte ich klagen ſollen, ich armer alter Wurm? Was hätte es mir genützt, wenn ich andern vielleicht geſchadet hätte? Sind Leute im Dorfe lahm, wo iſt der Beweis, daß ich ſie lahm gemacht? Und habe ich mit meinen Heilkräutern die Schirmerin kurirt, iſt das nicht Teufelsdank von ihr, daß ſie mich anklagt? Eben ſo wenig bin ich ſchuldig daran, daß dem Heinz Lurz die Pferde gefallen ſind. Er hätte ſie beſſer halten ſollen, ſo würden ſie wohl nicht gefallen ſein!“

Als ſich ſo die alte Angeklagte mit ungleich mehr Vernunft vertheidigte, als mit welcher ſie verhört wurde, wie das ſo häufig der Fall iſt — nickte der Amtsſchreiber zu jedem ihrer Redeſätze, und ſchüttelte der Amtmann den Kopf und murmelte: „Hm, hm, hm! Negat in optima forma!“ Darauf begann er weiter ſein forſchendes verwirren ſollendes Fragen, über die verdächtige Kuh, die Hirtin und ſonſtiges.

Die Geißkäth ſagte aus: „Die Kuh kaufte ich zu Reichenhauſen, ich ſah ihr nach Kopf und Maul und Euter und nicht nach dem Schwanz; jedenfalls hat dieſen die Kuh mit zur Welt gebracht, wie mancher Menſch ſeinen Verdruß.“ — Da mit ſolchem unliebſamen Auswuchs auch Ehren Samuel Ebert in etwas von der Mutter Natur bedacht war, ſo machte es die Alte mit ihrer ſpitzen Anſpielung darauf eben nicht gut. „Vom Weſen der Kuh auf der Weide“ fuhr ſie fort: „weiß ich nichts; ich ging nach der Trift, meine Kuh heim zu führen, weil ein Junge gelaufen kam, und durch den ganzen Ort ſchrie, die Kühe ſind alle toll, es iſt eine Raſerei unter ſie gefahren! Die Raſerei, das werden ein Paar Hurnaușpen geweſen ſein, die manchmal ein großes Geſchwürm machen. Mit mir ging meine Kuh ganz fromm, ich führte ſie an einen dünnen Strick nach

Hauſe. Wenn der Hirte ſagt, das Vieh ſei wild geweſen, ſo wird es wohl wahr ſein. Hat es meine Kuh verurſacht, ſo kann ich doch nichts dafür.“ — „Ich habe auf den Hirten keinen Haß geworfen, habe nicht nach ihm geſpuckt, habe ihn gar nicht vorbeigehen ſehen, da mir wahrſcheinlich an dem Morgen, wo ich das gethan haben ſoll, die Sonne in das Geſicht geſchienen hat, und ich vielleicht habe nießen müſſen.“

„Dem Hirtenjungen habe ich einen Dreier zum Weupfennig für mein Böcklein gegeben, wie es ſich gebührt; ich habe aber noch nie erlebt, nie gehört, daß aus Dreiern Ungeziefer würde. Iſt die Hirtin von dergleichen ſtarr voll, ſo kommt das nicht von meinem Dreier, ſondern von ihrer Unſauberkeit her. Ich wünſchte viel lieber, aus ſalva venia Läuſen Dreier machen zu können, als aus Dreiern Läuſe, das wäre mir ein viel größerer Vortheil. Sonſt hat mich doch die Hirtin nicht gefürchtet; oft genug iſt ſie zu mir gekommen, und hat mit von meinem Tiſch gegeſſen, was ich immer bieten konnte. Und mit einem Wort: ich habe niemals weder Menſchen noch Vieh beſchädigt, und bin an allem und jedem, deſſen ich bezüchtigt werde, völlig unſchuldig.“ —

„Das Gericht“ — nahm der Amtmann das Wort: „giebt Dir, Catharina, Andreas Dietmars Wittib, hiermit drei Tage Bedenkzeit, alle Deine Ausſagen reiflich zu überlegen!" — „Man führe die verſtockte Inquiſitin ab."

„Will gar nichts geſtehen, will durchaus keine vermaledeite Hexe ſein in optima forma!" zürnte der Amtmann: „hilft ihr ja dennoch alles läugnen nichts, muß dran! Es muß auch allhier zu Kaltennordheim einmal ein Exempel ſtatuirt werden; ſie ſollen drüben in Eiſenach und zu Gotha, zu Weimar und zu Meiningen nicht den Ruhm allein haben. Sie muß brennen, es hilft ihr alles nichts, brennen in optima forma!"

Die Akten des Zeugenverhöres und die Ausſagen wurden rotulirt und die Anklage formulirt, und Amtmann Samuel Ebert ſandte pflichtgetreu und dienſtmäßig die Akten mit ſeinem Bericht an die herzogliche Landesdirektion und Oberaufſicht nach Eiſenach; bald darauf erfolgte die Rückäußerung mit dem Befehl, die Akten nebſt Bericht an den Schöppenſtuhl zu Jena zu ſenden, und deſſen Urtheil zu erbitten.

Die drei Tage Bedenkzeit wurden der armen gefangenen Geißkäth genau zu drei Wochen, denn erſt nach deren Verlauf lief das Urtheil des Jenaiſchen Schöppenſtuhls ein, begleitet von einem Befehl, den der Landesherr, Herzog Johann Georg zu Sachſen-Eiſenach eigenhändig unterzeichnet hatte — den Ausſpruch des Schöppenſtuhles buchſtäblich zu befolgen.

Dieſer Ausſpruch in ſeiner ſchleppenden wortreichen und widerſinnigen Breite enthielt die Weiſung: die Hexe mit den Zeugen Stirn gegen Stirn zu verhören, und wenn mehrere derſelben erbötig, ihre Ausſagen eidlich zu erhärten, ſo ſolle ihr der Scharfrichter ſeine Folterinſtrumente vorzeigen und das Gericht ſie mit der ſcharfen Frage bedrohen, damit ſie in der Güte geſtehe.

Nun war aber kaum von den Dingen die Rede und die Frage, deren die Geißkäth bezüchtigt war von ihren Nachbarn und Feinden, ſondern es waren jene ſtehenden ſtets über einen Leiſten geſchlagenen Fragen des himmelſchreiendſten Unſinns, der von den gelehrteſten Männern der Rechtswiſſenſchaft jener Zeit erſonnen war, um die Menſchen durch teufliſche Qualen zur Verzweiflung, zu wahnſinnigen Geſtändniſſen und zum martervollſten Tode zu bringen, es waren die bekannten Fragen nach der Mißtaufe, der Teufelsbuhlſchaft, dem Hexenwerk, dem Mißbrauch des Sacraments, inſonderheit der heiligen Hoſtie. Darüber ſolle das Gericht — ſo war der Wortlaut: Inquiſitin, und zwar Anfangs in der Güte; und wenn ſie nicht gleich zu bekenne mittelſt ziemlicher Tortur, ſo weit es ihrem Alter und ihrem Leibeszuſtande nach geſchehen kann, mit allem Fleiß umſtändlich befragen.

Während der Zeit, die inzwiſchen vergangen war, hatte der Tod den alten Curt Limbert abgerufen.

Die Alte wurde nun zum abermaligen gütlichen Verhör in die Gerichtsſtube geführt. Sie ſah ſehr elend aus — die lange Haft, die ſchlechte Koſt, die ungeſunde Luft des Kerkers und ihre Jahre — das rieb ſchnell auf.

Im Zeugenverhöre widerſprach noch einmal die Alte allen ihren Anklägern, und von den vielen, die gegen ſie gezeugt, blieben nur 4 bis 5, die ſich getrauten, ihre Ausſagen zu beſchwören. Allein ſie konnten immerhin nur beſchwören, was ſie glaubten und dafür hielten; daß die angeſchuldigten Vergehen die Geißkäth in Wahrheit begangen, das konnten ſie nicht beſchwören, und es war auch daran dem hochweiſen Schöppenſtuhl, dem Gericht und dem Amtmann nicht das allermindeſte gelegen. Die Zeugen wurden des Meineides verwarnt, ihnen dann der Eid abgenommen, und dann gingen ſie in ihrem Gemüthe getröſtet heim, erfreut, beigetragen zu haben, ein ſchadhaftes Glied aus der Gemeinde zu entfernen.

Angeſichts der Marterinſtrumente wiederholte noch einmal Catharine Dietmar ihr wahrhaftes Bekenntniß: „Ich bin keine Hexe, es ginge gegen mein Wiſſen und Gewiſſen, wollt' ich ſelbſt mich ſolcher Unthat zeihen; nie will ich meinen Herrn Jeſum Chriſtum verläugnen, nie war ich auf einen Hexentanz, und wenn es andere zehnmal behaupten; nie iſt ein Drache in mein Haus gefahren! — Curt Limpert iſt als ein Lügner im Dorfe bekannt, Gott wird ihn finden. (Die Angeklagte wußte nicht, daß Gott ihn ſchon gefunden hatte.) Ich habe nie jemand Schaden zugefügt, auch keinem Thier. Ich kann weder Pferde noch Fliegen ſterben, kenne nicht den Stammbaum meiner Kuh — ich bleibe dabei, daß ich völlig unſchuldig bin, und ungerechterweiſe ſo lange im Gefängniß — muß ich aber hier auf Erden für meine Sünden leiden und dulden; ſo dulde ich's gern, hoffe, Gott wird es mir drüben anrechnen!"

Das war nicht ein Bekenntniß, wie es der Schöppenſtuhl zu Jena verlangte, danach ließ ſich gar kein Urtheil fällen, und unmöglich konnte ſich der Amtmann mit demſelben begnügen und die Angeklagte, auf die nicht das allermindeſte zu bringen war, in Freiheit ſetzen.

„Die Beinſchrauben!" —

Als der Henker der Geißkäth dieſe Marterinſtrumente anzulegen begann, lachte ſie laut auf, und ſprach: „Ich bitte euch, bemüht euch doch nicht, Meiſter! Schraubt mich nicht, ich will ja bekennen!" —

„„So recht! Nur friſch gleich zu bekannt, in optima forma, wie hochweiſes Schöppengericht es vorſchreibt, ſo brauchſt Du keine Marter zu leiden, Geißkäth!""

Der Hohn der Hölle blitzte jetzt aus den hohlen Augen der zur Verzweiflung getriebenen alten Frau. Mit einem Blick der maßloſeſten Verachtung ſah ſie auf ihre erbarmungsloſen Richter, und begann: „Was ſoll ich's läugnen, es hilft ja doch zu nichts! Ja, ich bin eine Hexe, weil ein hochweiſer Schöppenſtuhl zu Jena und noch ein anderes vielleicht weniger weiſes Gericht es ſo haben wollen. Ich weiß aber ein noch weiſeres Gericht“ —

„Bekannt, bekannt, in optima forma, und nicht geſalbadert!“ unterbrach ſtreng der Amtmann, und die Käth bekannte:

„Ja ich verſchwur mich dem Feinde, ließ mich mißtaufen; er hieß Hans und kam nicht oft, gab mir jedesmal einen Groſchen. Die Hoſtie mußt' ich ihm geben, daraus nebſt anderen Dingen machte er ein ſchwarzes Pulver, das braucht' ich nur über ein Thier zu ſtreuen, ſo ſtarb es, oder über die Stellen, wo Menſchen und Thiere gingen. So that ich mit Lurzens Pferden. Die Teufelstänze hielten wir einen am Walpurgistag, einen am Johannistag und einen zu Michelstag, unter einer großen Buche. Es gab dabei Fleiſch und Bier; zwei Pfeifer ſpielten auf, die Gäſte ſaßen an zwei Tiſchen; obenan ſaß die Frau Amtmännin zu Kaltennordheim“ —

„„Hexenweib! Willſt Du ſchweigen!““ fuhr der Amtmann entſetzt vom Seſſel, und drohte mit beiden Fäuſten nach der Geißkäth.

„Nein!“ — entgegnete dieſe: „ich bin hier zu reden, wie es der hochweiſe Schöppenſtuhl befiehlt.

Ich ſage es, ich beſchwöre es, ich werde darauf ſterben in Gluth und Flamme!“

„At protocollum in optima forma?“ fragte mit einem höhniſchen Lächeln der Amtsſchreiber.

„Quod non — amice!“ ſprach der Amtmann zitternd und bebend, (zum erſtenmale nannte er den Amtsſchreiber Freund; er war zum Tode erſchrocken.)

„Der böſe Feind ſpricht aus dem Hexenweibe!“ zürnte einer der Schöppen.

„Und wer anderes ſonſt, mit Verlaub, geſtrenge Herren, ſoll aus mir ſprechen? Ihr wollt es ja ſo haben? Eure beiden Weiber waren auch dabei, Ihr Herren Schöppen, Hans Ludwig und Franz Schnepf, es ging hoch her. Des Wirths Baſtian Weib, die alte Clauſin von Weſtheim, und noch viele andere mehr, aber die geſtrenge Frau Amtmännin, das war die Königin; Claus Hörning war Schaffner, Märten Dille war Koch.“

„„Still — ſtill nicht weiter — es iſt genug!““ riefen die Beiſitzer des Gerichts.

„Nein es iſt nicht genug!“ rief die Geißkäth — und ſchien große Neigung zu haben, ſo recht herzhaft gleich zu zu bekennen, ohne alle peinliche Tortur — aber der Amtmann gebot dem Henker, ihr die Tulpe, auch Birne genannt, in den Mund zu ſtoßen, und indem dieß geſchah, ließ er die dadurch lautlos gemachte und entſetzlich leidende Inquiſitin abführen.

Der Schreck war dem Amtmann in die Glieder gefahren, er fühlte ſich gar nicht wohl — aber es mußte nun gleichwohl alles ſeinen Gang gehen.

Noch einmal wurde die Geißkäth vernommen; man hoffte, ſie ſolle einiges widerrufen, ſie ſprach aber: „Nein, ich lebe und ſterbe bei der Wahrheit, die iſt traun eine ſüßere Frucht als eure Birne. Ich bitte Gott den allmächtigen um Verzeihung, und wißt Ihr, vor welchem höheren Gericht als eures und der hochweiſe Schöppenſtuhl zu Jena ich mich verantworten will' und wohin ich Ihn, geſtrenger Herr Amtmann feierlich im Namen Gottes lade?“

Schreckliche Stille zwei Augenblicke lang. —

„Vor dem jüngſten Gericht! Vor das jüngſte Gericht! Drei Tage nach meinem Feuertode!“ —

„„Weib! Du biſt des Todes!““ ſchrie der Amtmann, bleich wie eine Wand, und die Glieder ſchlugen ihm, als habe er das kalte Fieber.

„Weiß es, Amtmann, weiß es! Wir werden dort mit einander vor dem ewigen unbeſtechlichen und allweiſen Richter ſtehen, ich werde, unſchuldig befunden vor jenen Schöppenſtuhl zum Himmel eingehen, und Du wirſt als erbärmlicher Schächer zur Hölle fahren!“

„„In optima forma!““ fuhr es dem Amtsſchreiber halblaut aus dem Munde, daß er ſelbſt erſchrak über das unbedachte Wort — doch hatte der Amtmann in ſeiner ſchrecklichen Aufregung daſſelbe ganz überhört.

Dieſer wünſchte tauſendmal, die Geißkäth nicht zum äußerſten getrieben, nicht die Mahnung des geſunden Menſchenverſtandes durch ſeinen klügeren Amtsgehülfen unterdrückt und jener des wahnwitzigen Schöppenſtuhls, der ſeine Feuer- und Bluturtheile mit dem Schilde des Rechts und des Glaubens deckte, befolgt zu haben. Indem dieſe entſetzlichen Gerichte, die Schöppenſtühle, erſt die Unthaten vorausſetzten, deren Eingeſtändniß ſie dann durch die Folter erpreſſen ließen, war es faſt unmöglich, daß ein Angeklagter anders gerechtfertigt aus ſeiner Haft hervorging, als durch den Tod mittelſt Schwert oder Feuer, und der teufliſche Hohn dieſer Richterſtühle mißbrauchte ſogar die edle deutſche Sprache, und verſtand unter Rechtfertigung eben nichts, als die Hinrichtung.

Es war nun alles zu ſpät. Der Bericht über die Bekenntniſſe der Geißkäth, zwar mit weislicher Hinweglaſſung der Angaben der auf den Teufelstänzen mit geweſenen Perſonen, erging an die Landesdirektion, und von dieſer erging der übliche Befehl, die Akten zum Spruch nach Jena zu ſenden. Von dort kam das Urtheil des Schöppenſtuhls wieder an den Landesherrn, und dieſer ſandte es mit dem Befehl, daſſelbe eheſtens und pünktlichſt zu vollziehen, an den Amtmann. Es lautete in der üblichen Form: Hat Inquiſitin bekannt, daß ſie — und nun folgte die Aufzählung aller jener erſonnenen Unthaten, ſelten die der wirklich verübten — welche die Folterqual erpreßt hatte — „ſo wird ſie mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Von Rechtswegen.“ Das alles erfolgte — aber der Amtmann hatte Ruhe und Heiterkeit verloren. Als die Geißkäth auf dem Scheiterhaufen ſtand, ſchlug aus dem Dampf und Qualm und den leckenden Zungen der Flammen ein grelles, ein grauſiges Lachen an ſein Ohr, und der Amtmann wurde ohnmächtig.

Als er wieder zu ſich gebracht war, bot ihm der Amtsſchreiber eine Priſe und ſprach: „Nun Geſtrengen! Iſt das Leben wieder friſch? Das war doch einmal ein Hexenproceßchen, nicht wahr? Und in optima forma!“

„„O Amtsſchreiber! Hätt ich Ihm gefolgt!““

„Es iſt ein ſtarkes Gemunkel im Ort!“ fuhr jener fort: „Die Nachbarn ſagen: Iſt die Geißkäth eingezogen worden darauf hin, daß Heinz Traberts Weib auf ſie bekannt, ſie ſei mit bei den Hexentänzen geweſen, ſo müſſe auch die geſtrenge Frau Amtmännin eingezogen werden, weil die Geißkäth von ihr ein gleiches ausgeſagt — ſo wäre es nicht unbillig.“

„„Unſinn! toller Unſinn!““ murmelte der Amtmann.

„Das ſagte ich ja früher ſchon!“ — ſpöttelte der Amtsſchreiber Jodocus Grauſchmied: „aber Geſtrengen beliebten zu ſagen, denſelben habe nur ich in meinem Kopf.“ —

Am dritten Tage nach dem Hexenbrand, genau in derſelben Stunde, in welcher die Geißkäth zum letztenmale lachte — rührte den Herrn Amtmann Samuel Ebert der Schlag — und er trat vor Gottes Gericht, wohin die unſchuldig gerichtete ihn geladen hatte. —

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

Der Dunkelgraf.

Roman

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & C°
1854.

[illegible]
UNIVERS.
LIPS.

Druck von August Oſterrieth
in Frankfurt a. M.

Der Enkel ſchwieg zu dieſer Rede und blickte mit träumeriſchem Sinnen auf die Werke ſeines ſpielenden Fleißes, die Münztafeln.

Du willſt reiſen, und du mußt reiſen — fuhr die Reichsgräfin fort. Längſt fühlte ich das, aber die große Liebe zu dir, die trauliche Macht der Gewohnheit unſeres täglichen Beiſammenſeins, mein Alter, der Gedanke, daß unſere erſte Trennung wohl eine Trennung für immer iſt, bewältigte meine Einſicht und machte mich ſchwach und allzu nachgiebig gegen mich ſelbſt. Das Schickſal führte dieſen Anſtoß herbei, ich muß dich von mir laſſen, du liebes Schmerzenskind! Setze dich, höre mich weiter an, und vergiß nie in deinem ganzen Leben — möge es ein langes und glückliches ſein — dieſer heutigen ernſten und wichtigen Stunde! Wie ich auch gepeinigt, gedrückt, bedrängt und ſo zu ſagen faſt ausgezogen worden bin, arm haben ſie mich, trotz ihres allerbeſten Willens und trotz herzoglich oldenburgiſcher und königlich däniſcher Hülfe doch nicht machen können; es hätte ſo gar wenig gefehlt, ſo wäre der deutſche Kaiſer vermocht worden, gegen die alte eigenſinnige Frau, die ihr Geld nicht alle hergeben wollte, einige Reichstruppen marſchiren zu laſſen. — Da faſt Alles von mir kommt, iſt's zuletzt kein Wunder, daß man es von mir haben will, denn von den Schätzen des Hauſes habe ich noch nichts geſehen, und die Lehengüter im Mond tragen höchſtens einmal einen Steinregen ein. Gleichwohl will ich ihnen nichts vergeben, nicht aufs Neue den Vorwurf unüberlegter Schenkungen auf mich laden, wie ich allerdings gethan. Ich ſelbſt bedarf wenig mehr; ich werde keine Bücher, keine Münzen und Medaillen mehr ſammeln — ich werde nur für dich leben, ſo lange der Himmel mir noch meine bereits gezählten Tage friſtet.

O gütigſte aller Großmütter! rief Ludwig Carl aus, und beugte ſich tief auf die treuen Hände, die ſeine Jugend gepflegt, und jetzt erhoben wurden, um ſich ſegnend auf ſein ſchönes Haupt zu legen.

Nach einer Pauſe ſtiller und unausſprechlicher Rührung winkte die Reichsgräfin dem Enkel, ihr ein nahe ſtehendes, verſchloſſenes kupfernes Schatzkäſtchen zu bringen, während ſie aus einer zuſammengebundenen Anzahl kleiner Schlüſſel den rechten ſuchte. Das Käſtchen war leicht, baares Geld augenſcheinlich nicht darin. Die Herrin erſchloß es, es enthielt nur Papiere. Eines nach dem andern dieſer Papiere

Erſter Theil.

Der Jüngling.

Motto:

Sei den Edlen genaht, niemals geſellt zu den Niedern,
Strebſt du zum Ziele des Wegs, oder des Handels Geſchäft.
Gut iſt Edler Thun und gut ſind ihre Geſpräche,
Aber Geringer Geſchwätz führen die Winde dahin.

(Falbe nach Theognis.)

---

nahm ſie heraus und legte es vor den Enkel, der wieder auf ihren Wink neben ihr Platz genommen hatte, indem ſie mit kurzen Worten den Inhalt dieſer wichtigen Schriften andeutete.

Dies iſt, begann die Aufzählung: der Original-Ehecontract zwiſchen dem Prinzen Henri Charles de la Tremouille et Talmont und der Prinzeſſin Emilie zu Heſſen-Caſſel. Der Brautſchatz dieſer meiner Urgroßmutter betrug einhundertundfünfzigtauſend Livres, und blieb der Vermählten als Wittwe vertragsmäßig zu freier Verfügung, nebſt einer Summe von vierundzwanzigtauſend Livres für Kleider und Juwelen. Vom Jahr eintauſendſechshundertundachtundvierzig.

Hier der Ehecontract meiner Großmutter, vom Jahr eintauſendſechshundertundachtzig, mit der Bemerkung, daß die Prinzeſſin alle Gerechtſame an väterliche und großväterliche Verlaſſenſchaften, auch andere künftige Erbfälle anzuſprechen habe, nur nicht die ihrer beiden Brüder und ihrer einzigen Schweſter Maria Sylvia. Letzteres hat ſich dennoch durch beſonderes Vermächtniß geändert.

Hier ein Document, das der Großmutter anſtatt der genannten Anſprüche von Seiten ihres Bruders, des Herzogs Charles de la Tremouille, die Summe von ſechzigtauſend Livres feſt zuſichert. Aus dieſem wichtigen Vergleichsinſtrument vom Jahre ſechzehnhundertdreiundachtzig geht hervor, daß die de la Tremouille'ſchen Gütereinkünfte in den Provinzen Poitou, Bretagne, Maine, Xaintoque, Aulnis und Laudunois auf das in Paris, Straße Baurigard, gelegene Palais der Familie geſtellt ſind.

Hier eine Schrift über die unſerm Hauſe zuſtehende Baronie Vitré, deren Ertrag als Bürgſchaft für ein Kapital von ſechzigtauſend Livres verſchrieben iſt, welche Summe meiner Großmutter von ihrer Mutter, der geborenen Landgräfin zu Heſſen, vererbt und vermacht wurde. Dieſes Kapital iſt ebenfalls auf mich übergegangen.

Hier ein Schuldbrief des Bruders der Großmutter wegen Antheils an fünfundzwanzigtauſend Livres am Erbe der verſtorbenen Prinzeſſin Maria Sylvia, vom Jahre ſechszehnhundertdreiundſechzig.

Hier wieder ein Vergleich vom zwölften Juli ſiebzehnhundert und eins, betreffend den Antheil der Großmutter von vierzigtauſend Livres der Verlaſſenſchaft ihrer königlichen Hoheit, Mademoiſelle de Montpen-

„„Reciproce, Euer Geſtrengen!““ verſetzte Grauſchmied mit ſpöttiſchem verneigen.

„Fünfter Zeuge,“ fuhr der Amtmann mit Kopfſchütteln fort: „iſt wieder eine Zeugin, Gertraut, Claus Grießmanns Wittib; hat mit Melchior Schirmers Weib auf der Gaſſe geredet, kam die Geißkäth daher, und fragte: Was habt Ihr übles von mir zu reden? (Wäre in der That alſo geweſen, daß beide Weiber von Ihr geſprochen.) Fragte die Gertraut: Wer ſagt Dir, daß wir von Dir reden? Da hat die Geißkäth erwiedert: Mein kleiner Finger! Und dazu hat ſie — was hat ſie dazu gethan?“ —

„„Geweint, ohne Zweifel!““ antwortete ſpöttelnd der Amtsſchreiber.

„Gelacht hat ſie, und nicht geweint! Daß Er's weiß, Amtsſchreiber!“

„„Weiß es gar wohl Geſtrengen, hab' es ja ſelbſt ad protocollum genommen.““

„Ach, Er weiß den Henker was Er ſchreibt in optima forma!“ —

„„Bedanke mich ſchön!““

„Sechſter Zeuge: Heinz Lurz, iſt der Geißkäth, ſeiner Baſe, vier Thaler ſchuldig geweſen, und hat ihr dieſe Schuld abbezahlt, bis auf ſechs Kopfſtücke; dieſe hat er nicht bezahlt, und ſie hat deshalb einen Haß auf ihn geworfen.“

„„intelligo!““, — „Wie ſo?“ — „„Je nun, Geſtrengen, wenn einer einem ſchuldig bleibt und bezahlt niemals, ſo pflegt das im menſchlichen Leben insgemein ſo zu geſchehen, daß der andere einen Haß auf den böſen Zahler wirft, und ſein Geld mit Ungeſtüm fordert““ — „Recte dixisti! Er trifft den Nagel, Amtsſchreiber. „Die Geißkäth forderte ihr Geld mit Ungeſtüm, und als einſt der Heinz Lurz im Häslichsfeld gedüngt hatte, und leer heimfährt, tritt ihn die Geißkäth an bei der Schenkwieſe und heiſcht das Geld unter ſchimpfen und ſchmähen. Er peitſcht ſie von den Pferden hinweg, und ſchimpft ſie eine Bluthexe. Sie geht brummend und ſcheltend fort, nach dem Häslich, und klagt nicht in optima forma.“

„Siebenter Zeuge, Lips, des Wachtmeiſter Georg Sohn von Kaltennordheim, Ackerjunge bei Heinz Lurz, funfzehn Jahre alt, zeugt, als er mit ſeinem Herrn an den Acker gefahren, da habe er mitten im Weg ein Kreuz, von Hölzern gelegt, erblickt, ſo daß das Handpferd darüber gehen müſſen. Auf dem Rückweg ſpringt Lips vom Wagen und zerſtört ſothanes Kreuz, indem er es auseinander wirft, demohngeachtet wird das Handpferd krank, ſteht vier Tage, und am fünften fällt es um und krepirt. Und nach aber vier Tagen ſtirbt auch der Sattelgaul in optima forma.“

„Achter Zeuge, der Feldmeiſter Urban: Als dem Heinz Lurz auch das dritte Pferd krank geworden, habe

1. Der Sohn des Hauſes.

Geheimnißvoll murmeln die Wellen und ſchlagen nur leiſe an die Ufer des friedlichen Buſens, in welchen das Flüßchen Jahde, vorüber rinnend an den einzelnen Häuſern des frieſiſchen Dorfes gleichen Namens und der Jahdekirche, ſich geräuſchlos einſenkt, um dann als breite Stromfläche aus dem zur Fluthzeit faſt gerundet erſcheinenden Becken mit dem Weſerausſtrome ſich zu vereinen und in die Nordſee ſich zu ergießen. Nur wenige größere Fahrzeuge liegen an der Rhede von Färhuk vor Anker, mit Kaufmannsgütern befrachtet, oder auf Einſchiffung ſolcher harrend; es ſind Schmakſchiffe, die mit vierzig bis fünfzig Laſten die Erzeugniſſe des Landes Oldenburg dem Verkehr der nachbarlichen Seehäfen zuführen, und außer ihnen ungleich mehr Barken und Kähne für die Vermittelung des nächſtnahen Handelsbetriebes der ausgedehnten Marſchlande. Tief in das Land eingebettet, mehr einem großen Binnenſee ähnlich, als einem eigentlichen Meerbuſen, vor Stürmen geſchützt, wie vor heftiger Brandung ſelbſt bei höchſter Fluth, ruht dieſes Gewäſſer, und dabei befahrbar von den größten Schiffen, von Klippen frei wie von Treibeis, an jeder Stelle trefflichen Ankergrund darbietend.

Es iſt derſelbe Jahdebuſen, auf welchen in der Gegenwart ſich hoffnung- und freudevoll die Blicke zahlreicher deutſcher Vaterlandsfreunde richten; auf dem die ſchwarz-weiße Flagge Preußens von ſtolzen Kriegsſchiffen, die hier ihren Hafen fanden, wehen, und dieſem Winkel zwiſchen Land und Meer dereinſt vielleicht eine hohe geſchichtliche Bedeutung verleihen wird. Sechs Jahrzehnte zurück! Eine dunkle Frühlingsnacht und dichter Märznebel ſchleiern all' die Wellen und Wogen, die Geeſten und Sielen ein; kaum erreicht die dämmernde Helle der in den Häuſern des Dorfes Jahde brennenden Lichter den Deichdamm, der das Jahder Watt umgrenzt. Ueber das erſtorbene flüſternde Schilf und Riethgras des vorigen Jahres in den mit zahlreichen Waſſergräben durchzogenen Sumpfſtrecken um die Dörfchen Jurgengrave und Moorhuſen tanzen luſtige Irrwiſche. Dort liegt das Städtchen Varel mit ſeinem ſtattlichen Herrenſchloß und ſeiner ummauerten Kirche; dunkel ragen durch den Nebel die Werke des Forts Chriſtiansburg, und zwiſchen dieſem und dem Ort ſpreitzen ſich wie ein rieſiges Nachtgeiſterpaar zwei Windmühlen von bedeutender Größe. Aber die gewaltigen Flügel raſten und ruhen wie eingeſchlafen; Stille ſchwebt über den Waſſern, Stille weht wie mit Geiſterhauchen über das troſtlos flache Gefilde. Nur ein ferner Ruderſchlag plätſchert noch, dem Ufer näher kommend, durch das tiefe Schweigen.

An dieſem Lenzabende des Jahres 1794, an welchem das verjüngte Leben der Natur noch nicht zum freudigen Erwachen gelangt war, ſchritt ein noch ſehr junger, gutgekleideter Mann in Jägertracht und mit Jagdgeſchoß wohlverſehen, begleitet von einem Diener und einem braunen Hühnerhunde, durch den Vareler Buſch dem Städtchen zu. Der Jüngling mochte das neunzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben; der Diener war nur einige Jahre älter und ein Sohn des Ortes, eine kräftige frieſiſche Geſtalt, mehr ſtämmig als ſchlank, von munterem Blick und einem Ausdruck von biederherziger Treue. Er trug die Jagdbeute, mehrere Schnepfenarten, Rallen und Bekkaſinen. Sein ihm ſchweigſam voranſchreitender Gebieter war eine zarte, ſchlanke Geſtalt, die noch größeren Wuchs verhieß. Die Gedanken des Jünglings ſchweiften zur Ferne, aber nach einer unbeſtimmten. Ein Lenzgefühl zog durch die junge Bruſt voll Hoffnungsfreudigkeit und Thatendrang; wie ſich's geheimnißvoll regte im mütterlichen Schooße der Erde, wie das junge Grün mächtig und unaufhaltſam zum Lichte der verjüngten Sonne drängte — wie jene Vögel, von deren Jagd der junge Weidmann heimkehrte, ſchon wieder nordwärts ſtrichen, dem allmächtigen Wandertriebe folgend, ebenſo jene Kranichzüge, die er am Tage erblickt, und jene Güüsvögel und Himmelsziegen, deren gräuliche Stimmen den nächtlichen Wanderer ſchrecken — und die alle nur dem einen unumſtößlichen Naturgeſetze gehorſamten — ſo zog es auch den Jüngling fort aus dieſen einförmigen Gefilden, aus einem Kreiſe einförmiger Thätigkeiten; er ſehnte ſich zu lernen, zu leben.

Während der junge Mann mit ſeinem Begleiter durch die gutgepflegten Gehölze und dann durch reizende ausgedehnte Parkanlagen dem Schloſſe zuſchritt, hatte ſich dem Ufer in der Schloßnähe, ſoweit als möglich, eine Jacht mit niederländiſcher Flagge genähert, und mehrere Männer waren im Gefolge von Dienerſchaft, die ſich mit Reiſegepäck belud, aus dem Schiffe in einem Boote nach dem Vareler Siel gefahren und hatten das Land betreten.

Im Herrenſchloſſe war eine Reihe von Zimmern lichterhellt, ſo daß der Schimmer, der heraus auf den dichten Nebel fiel, faſt meteoriſch erſchien. Es war dieß eine ungewöhnliche Erſcheinung, denn meiſt ſtand das Schloß unbewohnt, nur in treuer Hut eines alten redlichen Kaſtellans. Das hohe Geſchlecht, welchem Amt und Vogtei oder die edle Herrſchaft Varel eigen war, beſaß der Schlöſſer und Güter viele, und die Glieder dieſer berühmten Familie wohnten zerſtreut, zumal ihrem Verbande jenes einigende ſchönſte Band mangelte, welches Liebe heißt.

Im Schloſſe haſtete Dienerſchaft geſchäftig umher. Der Erbherr war angekommen, mit Räthen und Schreibern, nicht in beſter Stimmung, wie es ſchien, und nach einer durch Frühlingsſtürme widerwärtigen Waſſer-Reiſe. Sein feſter Sporntritt erſchütterte Fußboden und Fenſter des Zimmers, in welchem er unruhevoll auf- und abging. Es war ein noch junger Herr, erſt zweiunddreißig Jahre zählend, aber ſein Geſicht zeigte männliche Reife, ſein Bart und ſeine Tracht ließen in ihm den Krieger hohen Ranges erkennen.

An einem Tiſche, auf welchem zwei ſilberne Armleuchter brannten, ſaßen zwei Männer, bemüht, zahlreiche Papiere und Briefſchaften, die einem Reiſekoffer entnommen wurden, ſorglich in einer gewiſſen Reihe und Ordnung auf den Tiſch vor ſich hin zu legen; es waren augenſcheinlich Documente, denn von mehreren hingen an ſchwarzgelben oder rothweißen Seidenſchnüren große Kapſeln, und die Farben dieſer Schnüre ließen erkennen, daß es Lehenbriefe römiſcher Kaiſer einestheils, anderntheils der Könige Dänemarks ſeien, und daß jene Kapſeln die Siegel umſchloſſen, welche den Pergamenten, an denen ſie befeſtigt waren, ihre volle Gültigkeit gaben.

Ein Diener riß die Thüre auf, und rief herein: Der Herr Haushofmeiſter Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin Wittwe!

Warten! antwortete kurz und raſch der Graf, und murmelte halblaut durch die Zähne: Hat es ſehr eilig, das ancien régime! — Dann ſagte er laut: Nehmen Sie, Herr Hofrath Brünings, ein wenig Akt von dem, was der Großbotſchafter der chère Grand Mère auszurichten und vorzubringen hat, und Sie, Herr Secretär Wippermann, thun, als haben Sie eine Schreiberei vor, und ſchreiben ein wenig nach, denn in unſern Angelegenheiten darf kein Wort auf die Erde fallen und verloren gehen. Es iſt die höchſte Zeit für uns, wenn wir nicht als Kirchenmäuſe aus unſern Herrſchaften davon ziehen wollen, die Neigungen der Frau Großmama anzunehmen und zu ſammeln, wenn auch nicht eben antike Münzen.

Nach dieſen Worten, welche offenbar eine gereizte Stimmung des Gebieters kund gaben, klingelte der junge Reichsgraf und Erbherr und der Diener öffnete dem Haushofmeiſter der alten Gräfin die Zimmerthüre. Der Angemeldete trat mit tiefem ehrerbietigen Gruße ein; ein Mann von mittler Größe, würdiger Haltung, bereits ergrautem Haar, von Geſichtsfarbe blaß und angegriffen ausſehend, und äußerſt fein gekleidet. Der Graf erwiederte die ehrfurchtsvolle Begrüßung des Dieners nur mit einer leichten Fingerbewegung nach dem Haupt, die Herren am Tiſche, welche bei ſeinem Eintritt aufgeſtanden waren, grüßten ebenfalls ziemlich flüchtig, und warfen ſtechende, lauernde Blicke auf den Haushofmeiſter.

Nun — Herr Windt — guten Abend! Was bringen Sie? nahm der Gebieter das Wort.

Zuvörderſt, Excellenz! unterthänigſten Willkommengruß im edlen Herrenhauſe Varel Namens geſammter Dienerſchaft des Schloſſes und geſammter Einwohnerſchaft des Ortes, verſetzte der Haushofmeiſter in gebückter Haltung; dann ſich aufrichtend, ſprach er weiter: Ihre Excellenz, die verwittwete Frau Reichsgräfin laſſen Höchſtihnen durch mich Hochdero Freude ausdrücken und Dank ſagen, daß Excellenz auf Hochderen Erſuchen hierher gekommen ſind, und hoffen, es werde nun alles, was bisher verwirrt und geſpalten war, durch dieſes perſönliche Begegnen ſich friedlich löſen und einen laſſen.

Hofft die Großmutter das? fragte der Graf. Wie gern hofft' ich es auch, müßte ich nur nicht das Gegentheil fürchten!

Wollen Excellenz die hohe Gnade haben, mir zu erlauben, Denenſelben gleich jetzt das mir Befohlene unterthänigſt vorzutragen, oder befehlen Sie eine andere Stunde?

Tragen Sie vor, werther Herr Windt, tragen Sie immerhin vor! verſetzte der Graf im vornehm ſpöttiſchen Tone. Jedenfalls wird es beſſer ſein, Sie tragen vor, ehe das Eſſen aufgetragen wird. Ich hoffe ja mit Zuverſicht, Sie werden mir nicht gleich den Appetit ganz verderben. Auch dauert es hoffentlich nicht allzulange?

Wie im Scherz zog der Graf ſeine Uhr, blickte darauf und fuhr fort: Ich gönne Ihnen eine volle Viertelſtunde, allein ſetzen wir uns, ſetzen wir uns alle, meine Herren; als geſetzte Männer werden wir ohne Zweifel den Vortrag des Herrn Haushofmeiſters, General-Intendanten, Geheimen Rathes und Factotums unſerer geliebteſten Frau Großmutter um ſo ſtandhafter anhören. Nehmen auch Sie ſich einen Seſſel, Herr Windt, und eröffnen wir ſomit gleich die erſte der uns leider ſicherlich hier bevorſtehenden vielen Sitzungen.

Der Haushofmeiſter achtete nicht auf den ſpöttiſchen ſtichelnden Ton des jungen Erbherrn, er ſchrieb ihn deſſen Mangel an Schicklichkeitsgefühl im Benehmen gegen ältere Perſonen zu und dem Verdruß, durch ihn im Auftrag ſeiner Gebieterin hierher bemüht worden zu ſein, gerade zu einer Zeit, wo einerſeits der Graf, der jetzt in Holland wohnte, als perſönlicher Freund des Erbſtatthalters der Niederlande und deſſen Sohnes, des Erbprinzen von Oranien vollauf mit der Bewaffnung der Niederlande gegen Frankreich beſchäftigt war, anderſeits die politiſchen Ereigniſſe in Frankreich faſt alle andern und ſelbſt perſönliche Angelegenheiten einzelner Familien zurückdrängten und in Schatten treten ließen.

Stets im ehrfurchtsvollen Tone, ruhig und gemeſſen ſprach nun Windt, und richtete ſein Wort lediglich an den Grafen, indem er gar nicht zu bemerken ſchien, daß er außer dieſem noch zwei andere Zuhörer hatte: Excellenz! Hochgnädigſter Herr Graf! Lange Jahre hindurch ſind auf der Frau Gräfin Wittwe ererbtes väterliches Vermögen habſüchtige Anſchläge gemacht, und durch mancherlei Mittelsperſonen ausgeführt worden, ſo daß es gewiß jedem billig und edel Denkenden einleuchtet, wie beträchtlich der vielfache Verluſt ſein muß, welchen Hochdieſelbe dadurch erlitten. Einer faſt von Haus und Hof, faſt von ihrem ganzen Erbe verdrängten, ein halbes Jahrhundert mit ihrem Gemahl, mit ihren leiblichen Kindern und Kindeskindern in Proceſſe verwickelten, nun bereits im neunundſiebenzigſten Lebensjahre ſtehenden Dame kann das Harte, welches dieſe traurige Nothwendigkeit für ihre mütterliche, gefühlvolle Seele hatte und ſtets haben muß, ebenſo wenig vergeſſen gemacht werden, als der wirklich erlittene beträchtliche Schaden ihr je zu erſetzen iſt.

Erlauben Sie mir, Herr Windt — unterbrach der Graf: nur die eine Anmerkung, daß in gewiſſer Beziehung auf die verehrte Frau Großmutter das Sprichwort paßt: Minder gut, wäre beſſer! Eben dieſe mütterliche gefühlvolle Seele iſt es, die das reiche Familienerbtheil zerſplitterte, drückende Verlegenheiten herbeiführte, zu Schritten hindrängte, vor denen man vor dem Auge der Welt erröthen muß. Die vielen Schenkungen, oft an unwürdige Spekulanten, die unnützen Aufkäufe, die verderbliche Sammelſucht, die Eitelkeit, als Gelehrte glänzen zu wollen, und die maaßloſen Täuſchungen aller Art, denen die alte Frau anheimfiel — das iſt's, das iſt die Urſache alles Unheils von je geweſen. Gott ſei mein Zeuge, daß ich und die Familie den Frieden wollen, daß ich und mein Bruder Johann Carl gern bereit ſind, ſelbſt mit Opfern ihr, die mit einem Fuß im Grabe ſteht, wie uns und unſern Kindern endlich Ruhe zu gewinnen.

Der Graf ſprach dieſe Worte mit ernſter Männlichkeit, keine Spur mehr in ſeiner Rede von der vorhinigen leichtfertigen, höhnenden Redeweiſe, und ſie verfehlten nicht ihre Wirkung auf das Gemüth des Vortragenden. Dieſer fuhr weich und mit Wärme fort: Wonnereich wird es für meine angebetete Herrin ſein, wenn ich ihr verkünde, daß ſie den Gedanken jetzt billigerer Geſinnungen ihrer, ihr dadurch gewiß aufs Neue theuerer werdenden Enkel mit Zuverſicht hegen darf; wenn ſie hoffen darf, es werde endlich einmal dem ebenſo verderblichen als widernatürlichen Rechtsſtreit ein Ende gemacht werden! In dieſer frohen Hoffnung iſt auch ſie auf jede Weiſe bereit, alle bisher Jahre lang gehäuften, unbeſchreiblichen und zahlloſen Kränkungen großmüthigſt zu vergeſſen, ihren Herren Enkeln ihre ganze großmütterliche Liebe zu ſchenken, allen den beträchtlichen Vortheilen, welche die Rechte ihr gewähren, beſonders in Bezug auf die Anſpruchsklage wegen der alleräußerſten Beeinträchtigung zu entſagen, jedoch nur unter dem ausdrücklichen Beding und nicht ohne denſelben, daß die hochgnädigen Herren Enkel auch ihrerſeits billigere und den Verhältniſſen angemeſſene Geſinnungen gegenwärtig dadurch bethätigen, daß ſie ohne alle bisherige — in den vieljährigen Proceſſen bis zum Ueberfluß angewandten Ränke und Rechtsverdrehungen — die Forderungen Ihrer Excellenz, anſtatt der mit vollem Recht anzuſetzenden, in das Unermeßliche ſich belaufenden, ganz unableugbaren Schäden und Koſten — auf Treue und Glauben als richtig anerkennen, und wo nicht bei Heller und Pfennig vergüten, dennoch eine annehmliche, beträchtliche Abfindungsſumme dafür bieten.

So! — warf der Graf gedehnt ein, und ein Strahl bitteren Hohnes blitzte wieder aus ſeinen Augen. Die Frau Großmama ſind in der That gut berathen und wahrhaft eine „weiſe Frau“. Wenn wir alſo thun, was ſie wünſcht und befiehlt, dann werden wir die theueren Herren Enkel ſein — wie aber dann, Herr Windt, wenn wir das nicht thun an unſerer theuerſten Großmama?

Wenn ich mir eine unterthänige Bemerkung und Einrede geſtatten darf — nahm jetzt an ſeinem Tiſch der Hofrath Brünings das Wort, ein Mann mit einem langen, kalten Diplomatengeſicht, voll ſtrengen Ernſtes, ohne Farbe, von ſtockſteifer Haltung und dabei ſpindeldürr: ſo dürften wohl, um Wege des Friedens anzubahnen und der künftigen hocherwünſchten Einigung fruchtbares Land zu gewinnen, die Oelblätter der Friedenstaube, welche der Herr Haushofmeiſter dermalen vorzuſtellen die Ehre haben — nicht in ätzendes Gift getaucht ſein, und ihre grünen Zungen nicht zu ſpitzigen Dolchen werden. Euer Excellenz werden Redensarten, wie Ränke und Rechtsverdrehungen mit gebührendem Proteſt zurückweiſen.

Ich werde das, lieber Hofrath, gewiß, ich werde! verſetzte der Graf; doch mag nun Ihre Rüge für das unbedachte Wort genügen Wir kennen unſere hochgnädige, oft ſehr ungnädige Frau Großmutter nur allzu gut; wir wiſſen, daß ſie zwar ſorgfältig ihre alten Münzen, aber nie die Worte gegen ihre nächſten Anverwandten auf die Goldwage legt. Es iſt nicht Kriegsbrauch, einen Abgeordneten in das feindliche Heerlager für das zu beſtrafen, was ſein Feldherr ihm auszurichten anbefahl. Fahren Sie fort, Herr Windt: Sie haben immer noch eine halbe Viertelſtunde.

Der Haushofmeiſter wurde unruhig. Herr Graf, — nahm er wieder das Wort: wenn ich auch vorausſehe, daß ich nicht im Stande ſein werde, in dieſer kargen Friſt zu Herzen Dringendes und völlig Ueberzeugendes auszuſprechen, ſo darf ich doch wohl, und wie ich ganz gehorſamſt zu bitten mich erkühne, ohne fremde Unterbrechung vorerſt Folgendes anführen. Das Wichtigſte, was ich in vorbereitender Weiſe und als Grundlage der ſpäteren Verhandlungen mitzutheilen habe, läßt ſich in dreizehn Punkte zuſammen faſſen.

Dreizehn? wiederholte der Graf ſpöttiſch betonend: das iſt eine ſehr mißbeliebte verhängnißvolle Zahl. Doch laſſen Sie hören!

Es ſind faſt dieſelben dreizehn Punkte wieder, fuhr Windt fort, welche dem im Jahr ſiebzehnhundert und vierundfünfzig zu Berlin geſchloſſenen Vergleich zur Grundlage dienten, welche dem Reichs-Hofrath ſiebzehnhundertſechzig vorlagen, und deren Erledigung, ebenſo wie eine, der geprieſenen edlen Denkart derer Herren Grafen würdige Erklärung nur durch Diejenigen über alle Gebühr hingezögert wurde, welche darin einen perſönlichen Vortheil geſucht und leider nur zu ſehr gefunden haben.

Das Diplomatengeſicht des Hofrath Brünings ſchien ſich bei dieſen Worten in etwas zu verlängern, und ſeine Naſe noch um ein merkliches ſpitziger zu werden, als ſie ohnehin bereits war. Herr Wippermann begann ſich unter Kopfſchütteln zu räuſpern und ſtampfte unwillig ſeine Feder auf. Windt aber ſprach ruhig weiter: Ohne weitſchweifig zu werden, ſo nimmt meine hochgnädige Gebieterin wiederum in Anſpruch, erſtens das halb ihrer hochfürſtlichen Frau Mutter, halb ihr ſelbſt von der Wittwe de Moore zu Amſterdam vermachte Kapital; zweitens den vollſtändigen Ertrag der Güter von Varel und Kniphauſen bis zum Augenblick ihrer Entſetzung von denſelben durch ungerechten Richterſpruch und durch Gewalt, nebſt vollſtändiger Rechnungsablage; drittens die Kammerzahlungen von den Vareler Einkünften ſeit ſiebzehnhundert und ſiebenundvierzig, welche die Dänen gewaltſam in Beſitz genommen haben, auf weſſen Betrieb, wiſſen

Eure Excellenz am beſten; viertens die receßmäßige Zahlungsleiſtung aller Forderungen, auf welche der Frau Reichsgräfin Excellenz Anſprüche der Schadloshaltung zuſtehen, und von denen ſie als rechtmäßige Erbin, Eigenthümerin und Beſitzerin durch das auf Schikane begründete Oldenburger Urtheil hinweggedrängt worden iſt; ein Urtheil, das vor dem Richterſtuhl der geſunden Vernunft, des entſchiedenſten Rechtes und der ſelbſtredenden Billigkeit in nichts zerfallen muß, weil bei demſelben die Frau Gräfin gar nicht gehört worden ſind, und der Hauptgrund aller Verbindlichkeit über den Haufen geworfen wurde.

Wieder wollte Hofrath Brünings mit Heftigkeit entgegnend auffahren, der Graf aber winkte ihm gebieteriſch, und ſagte: Stille! die Frau Großmutter haben das Wort.

Fünftens — fuhr Windt mit unerſchütterlicher Ruhe fort: erneut Ihre Excellenz, die hochgräfliche Wittwe, die Erſatzforderung von zehntauſend Thalern nebſt aufgelaufenen Zinſen für ihre von dem hochſeeligen Herrn Grafen verſetzten Juwelen. Gewiß werden Recht und Billigkeit liebender, edel denkender Enkel in dieſen Erſatz zu willigen keinen Anſtand nehmen, und nicht der erlauchten Frau Großmutter ferner anſinnen, aus ihrem Kammervermögen auch noch fernerhin die für dieſe Schuldſummen auflaufenden Zinſen zu bezahlen. Sechſtens haben der Frau Gräfin Wittwe Excellenz für die Summe von ſechstauſend fünfhundert Thaler von ihrem Silbergeräth verpfändet, und das dafür aufgenommene Geld zum wahren Nutzen, nämlich zu dringend nöthigen Deichverbeſſerungen verwendet, ſonſt wäre vielleicht heute Varel nicht mehr vorhanden, ſondern wäre in die Reihe jener verſunkenen Ortſchaften getreten, welche im Jahre fünfzehnhundert und neun durch die Antenifluth der Jahdebuſen in ſeinen Schoos aufnahm. Siebentens begehrt meine hochgnädige Herrin die endliche Rückerſtattung des ihr vorenthaltenen, mit den gräflichen Gütern in gar keinem Zuſammenhang ſtehenden Kapitals von Friedrich Even; achtens die der Frau Gräfin im Berliner Vergleich zugeſprochenen, aber ſtets vorenthaltenen Jahrgelder nebſt Zinſen vom Jahre ſiebzehnhundert vierundfünfzig an. Die durch dieſe Vorenthaltung erlittene Einbuße iſt eine ſchreckliche arithmetiſche Wahrheit. Neuntens Erſtattung aller bisher aufgewendeten Proceßkoſten, ſowie vieler, bei dem gewaltſamen Ueberfall geraubten Habſeligkeiten, wobei unerſetzbare Verluſte ewig zu beklagen ſind. Zehntens haben der Frau Gräfin Excellenz ihrem hochſeligen Herrn Gemahl, ſowie Kindern und Enkeln mütterliche Schenkungen von achtzig bis neunzigtauſend Thalern gemacht, ſollten Hochdieſe nicht ein Recht beanſpruchen dürfen, von ſo überreichlich begabten Enkeln die Berückſichtigung billiger Wünſche zu erwarten? Eilftens haben die Frau Gräfin Wittwe Excellenz nie und nirgends auf Erſatz der höchſt bedeutenden Verbeſſerungskoſten verzichtet, welche auf die Herrſchaften, Schlöſſer und Kammergüter verwendet worden ſind. Dennoch will Hochdieſelbe jetzt großmüthig darauf verzichten, und nur die unbedeutende Summe für die Anlegung der ungemein nutzbaren Meierei zu Kniphauſen in Anſpruch nehmen. Nur berühren will ich unterthänigſt zwölftens den Werth der ſechs ſchweren ſilbernen Armleuchter, die der hochſelige Herr Graf vom Silber-Inventar der Frau Gräfin Wittwe genommen und zu ſelbſteigenem Gebrauch von Doorwerth nach dem Haag haben bringen laſſen. Endlich dreizehntens: wird die billige Denkungsart geliebteſter Enkel — gegen alle die beträchtlichen übergroßen Vortheile, welche dieſe dermalige Entſagung auf die bisherigen rechtlichen, ſo eben erwähnten Anſprüche gewährt und in der Folge noch mehr gewähren wird — in der Verpflichtung nur einen geringen Erſatz erblicken, außer der Befriedigung der erwähnten Forderungen auf alle und jede Einſprüche gegen letztwillige Verfügungen der Frau Gräfin Wittwe Excellenz zu verzichten, auch alle Vermächtniſſe und Schenkungen — wie ſie immer heißen mögen, und wie die Hochgenannte über das, was ihr von dem ihrigen verbleibt, verfügen möge — unverbrüchlich zu halten und feierlichſt und verbindlichſt allen und jeden Anſprüchen und Einſprüchen entſagen, ebenſo der überlebenden Dienerſchaft nebſt ſtandesmäßigem Trauergeld ihre Jahresgehalte fortzahlen. — Herr Graf, ich bin zu Ende.

Tandem tandemque! rief Hofrath Brünings und Secretär Wippermann legte, tief Odem ſchöpfend, ſeine Feder aus der Hand.

Der Graf lächelte bitter und ſprach: Ich danke Ihnen, lieber Windt, daß Sie nicht gleich ein Scalpiermeſſer mitgebracht haben, mir vom Kopf bis zu den Füßen auch die Haut vollends abzuſtreifen, wie weiland Apoll dem Marſyas! Sie erwarten gewiß jetzt keine Antwort von mir. Darf ich bitten, mit dieſen beiden Herren mein Gaſt zu ſein? Ich habe auch noch den Kammerrath Melchers herauf bitten laſſen.

Soeben wollte Windt Höfliches erwiedern, als der Jäger des Erbherrn, Jacob, die Thüre öffnete und herein rief: Der junge Herr bittet, Euer Excellenz aufwarten zu dürfen.

Ach — das Großmutterſöhnchen! Mag kommen! — erwiederte der Graf, mehr mit einem Tone der Abneigung als der Freude, und jener junge Jägersmann, der vorhin durch das Abenddunkel und den Vareler Buſch nach dem Schloſſe im Geleit ſeines Dieners und Hundes gewandert war, trat mit raſcher, edler Haltung ein, ging jugendlich unbefangen auf den Erbherrn zu, und ſprach ihn offen und zutraulich an: Guten Abend und willkommen zugleich, Vetter Wilhelm! Die Großmama freut ſich, gleich mir, wenn du wohl biſt.

Guten Abend, edler Junkherr Ludwig Carl auf Varel! erwiederte ohne alle Herzlichkeit der Erbherr, und fuhr fort, da der Jüngling nur ihn im Auge zu haben ſchien, und die faſt widerſtrebend zurückgezogene Hand des Grafen zum warmen Druck ergriff: Die Herren! die Herren! Wir ſind ja nicht allein, mein ungeſtümer Vetter!

Dieſe Zurechtweiſung verfehlte ihre Wirkung nicht. Ludwig Carl neigte ſich grüßend gegen die Anweſenden, welche ſich jetzt anſchickten, das Zimmer zu verlaſſen.

Auf Wiederſehen beim Abendeſſen, meine Herren! rief der Graf, worauf Brünings und Wippermann ſich in das anſtoßende Zimmer zurückzogen, Windt aber durch die Hauptthüre abtrat, nicht ohne einen Blick voll Theilnahme und Beſorgniß auf den Jüngling fallen zu laſſen.

Die beiden Söhne des hohen Hauſes ſtanden einander allein gegenüber.

Was fehlt dir, Vetter? du biſt nicht wie ſonſt? fragte Ludwig mit der biederherzigen Offenheit eines jungen Menſchen, der Welt und Leben noch wenig kennt, ſeinen um dreizehn Jahre älteren nahen Verwandten, und erhielt zur Antwort: Möglich, daß du Recht haſt; ja, ich bin mißmuthig und unzufrieden, und glaube mir, ich habe deſſen übervolle Urſache. Von meiner Laufbahn und meiner Thätigkeit werde ich hierher gezerrt, muß widrige Kämpfe mit Wind und Wellen beſtehen und hier — wiederum noch widrigerere Kämpfe mit

Wellen und Windt. Die Großmutter wälzt ganze Springfluthen von Zorn und Galle und widerſinniger Forderungen mir an Bord, und ich ſehe abermals des Haders, Zwieſpaltes und der äußerſten Rechtsverletzungen kein Ende. Wär' ich doch beim Erbſtatthalter geblieben, denn hier auf meinem Eigenthum ſpiele ich eine wahrhaft klägliche Rolle!

Ich glaube nicht, daß die Großmama dir Ungerechtes anſinnt, verſetzte der junge Herr.

So? du glaubſt es nicht! So lüge ich wohl! fuhr der Erbherr wild und zornig heraus, indem ſeine Aufregung ſich von Minute zu Minute ſteigerte, je mehr die Menge gehäufter Forderungen, welche Windt vorhin vorgetragen, ihm durch die Gedanken wirrte und ihn völlig rathlos zu machen drohte.

Wenn ich in Alles willigen wollte, ja, wenn ich könnte, was mir in einem Odem angeſonnen wird, ſo könnte ich mit meiner Gemahlin und meinen Kindern, ſo könnte auch der Graf von Athlone, mein Bruder, mit den Seinen zum Bettelſtabe greifen und außer Landes wandern, und wer bliebe dann die Herrſchaft der Herrſchaften? Die Frau Großmutter und ihr Pathchen, ihr Schoos- und Hätſchelkindchen, du! Und das ſcheint der überlangen Rede kurzer Sinn, daß wir gehen ſollen!

Dem Jüngling erſchrak das Herz in der Bruſt bei dieſer harten und heftigen Rede. Wilhelm, ich bitte dich, rief er: wie kannſt du ſolches denken und ſagen?

Denken? warum nicht? zürnte dagegen der Erbherr. Sagen? warum nicht? Werdet ihr mir Denken und Sagen verbieten oder gar verwehren? Ich laſſe mir nichts verwehren! Ich und mein Bruder, wir ſind im Rechte — du? Wer biſt denn du? Was die Frau Großmutter aus dir macht, das biſt du! Ihre Puppe, ihr Spielzeug warſt du als Kind, jetzt biſt du ihr Münz-Catalogſchreiber, ihr Münzwardein, hahaha! du biſt noch mehr, du leimſt und kleiſterſt ihr die Pappkäſtchen zuſammen, in die ſie den alten Kram einlegt, der oft ſo ſchmutzig iſt, daß ich ihn nicht mit Fingern anfaſſen möchte; kurz, du biſt des Herrn Windt würdiger Schüler, der Großmama würdiger Zögling und Günſtling! Für dich und nur für dich ſinnt ſie täglich und ſtündlich darauf, meinen Bruder und mich zu berauben!

Wilhelm! rief Ludwig mit flammendem Blick. Daß du mich ſo beſchimpfſt und beleidigſt, mich, der ich mit liebevollem und argloſem Herzen zu dir komme, dich in deiner Heimath zu begrüßen, das iſt ſchlecht von dir, das iſt ehrlos! So benimmt ſich kein deutſcher Edelmann; höchſtens ein flämiſcher Bauer!

Was? Mir das! Mir — dem regierenden Erbherrn, dem Officier?! ſchrie Graf Wilhelm außer ſich. Du ehrloſer Bube! du Schandfleck unſers Hauſes, du Baſtard!

Daß dich Gottes Donner treffe für dieſes Wort! ſchrie, jetzt auch zur heftigſten Wuth geſtachelt, der junge Herr und ſeine ſchwarzen Augen flammten wie glühende Kohlen. Verflucht ſoll die Stunde ſein, in der ich dich wieder meinen Verwandten nenne! Verflucht der morgende Tag, wenn ich in dieſem Hauſe ſeinen Abend erlebe! — Du ſollſt nicht gehen, ich gehe ſchon — aber dir und all' deinen Häuſern bleibe zum ewigen Fluche ewige Verwirrung und ewiger Hader! So lange du lebſt, ſoll dieſes Schimpfwort auf deiner Seele brennen! Bin ich ein Baſtard, wie du ſagſt, ſo bin ich einer von hoher Abkunft, aus hohem Hauſe, du aber ſollſt noch herabſteigen in den Koth zu den Leibeigenen, und ſollſt ſelbſt Baſtarde zeugen in wüſter, wilder Ehe, und ſollſt verachtet von der Verwandtſchaft deines ſtolzen Hauſes ſteigende Verarmung gewahren!

Der Teufel redet aus dir, Bube, und ſeine — meine Großmutter! — das war alles, was Graf Wilhelm noch ſprach, den Boden ſtampfend, daß Alles klirrte und ſchütterte; in blinder Wuth griff er nach einer geladenen Piſtole, die mit anderen abgelegten Reiſe-Waffen auf einem Seitentiſch lag; der Hahn knackte und auf dem Fittig der Secunde ſchwebte der Verwandtenmord. Aber in demſelben Augenblicke, und wie der Graf die Waffe zum Schuß erhob, ging ein rollendes Geräuſch durch das Zimmer, wich ein lebensgroßes Ahnenbild zur Seite, aus der verborgenen Thüröffnung ſtrahlte heller Kerzenſchein, und mitten in dieſem Glanze ſtand in längſt veralteter Tracht, im aſchefarbenen ſchleppenden Seidenkleide eine hagere Greiſin mit hellblitzenden blauen Augenſternen, aber verwitterten Zügen; ſie hob den rechten Arm und den Finger drohend gegen den Grafen, die linke Hand nach Ludwig Carl ausſtreckend, und den feingeſchnittenen Lippen des zahnloſen Mundes entrollte mit einer tiefen, faſt männlichen Stimme das

Wort: Halt! Gegen den jungen Herrn gewendet, rief die unverhoffte Erſcheinung, die der aus einer andern Welt völlig glich: Zu mir!

Der Erbherr ſenkte den ſchon zum tödtlichen Schuß gehobenen Arm, ſeiner Hand entſank die Waffe; von Grauen überrieſelt, blickte er auf die Erſcheinung hin, hinter welcher zwei Diener in reich betreßter Livree jeder in der Hand einen kerzenvollen Armleuchter hielten.

2. Die alte Reichsgräfin.

Mit feſten Schritten trat die Greiſin aus der verborgenen Thüröffnung in das Gemach ihres Enkels, das Bild rollte wieder langſam an ſeine Stelle, trennte die Herrin von ihren Dienern und ſchloß deren Zeugenſchaft bei der bevorſtehenden Unterredung aus. Das Bild ſtellte den Grafen Anton I, einen von des Hauſes Ahnherren dar, in der kleidſamen, ſtattlichen Tracht der Kämpfer des dreißigjährigen Krieges.

Die Hand der alten Reichsgräfin erfaßte ſchützend die Rechte ihres Lieblings, und den durchbohrenden Blick ihrer blitzenden Augen feſt auf den Erbherrn richtend, ſprach ſie zu dieſem mit ihrer tiefen Stimme und mit Eiſeskälte: Wer biſt du Menſch, daß du es wagſt, mit Baſtarden um dich zu werfen und mit Piſtolen meinem unſchuldigen Enkel zu drohen? Kennſt Du dieſen, unſers Hauſes edlen Ahnherrn, deinen Urgroßvater? Auch er war ein Baſtard, wenn dir dieſes Wort ſo wohl gefällt, und ſein Blut rinnt in deinen Adern, wie in denen meines Ludwig. Wer bin ich, und wer biſt du? Ich bin die Erbtochter eines Hauſes, das ſeinen Urſprung weit hinauf in der Zeiten Frühe leitet, das den Ländern Dänemark, Schweden und Norwegen ſeine Könige, Schleswig, Holſtein und Oldenburg ſeine Herzoge gab und dem Czaarenreiche Rußland ſeine Kaiſer! Meine Großmutter brachte unſerm Hauſe eine Herzogskrone mit, meine Mutter eine Landgrafenkrone. Ich bin ein

bkömmling von Helden, welche die Geſchichte mit dem Sternen-
antel der Unſterblichkeit bekleidet hat; ich ſtamme väterlicher Seits
n den Herzogen von Aquitanien; Philipp von Poitou iſt mein
hnherr! Meine Vorfahren erwarben Anſprüche auf den Thron von
rapel und meine nächſten Verwandten ſind Prinzen von Tarent.
on urgroßmütterlicher Seite ſind die heilige Eliſabeth und alle die
hen Ahnen der Sachſenfürſten aus thüringiſchem Stamme und der
urfürſten und Landgrafen zu Heſſen auch die meinen. Und ich,
h war die verblendete Thörin, die all' dieſen Glanz und Hoheit hin-
ab an einen Mann, der meiner nicht werth war, an einen ſimpeln
reiherrn, einen — Jäger aus Kurpfalz, der durch mich erſt vom
aiſer Karl dem Sechſten zum deutſchen Reichsgrafen erhoben wurde,
nſt würde ich ihm meine Hand ſicher nicht gereicht haben. Dafür
abe ich des Teufels Dank in vollem Maaße geerntet, und ernte ihn
is zu dieſer Stunde; Thörin ich, die ich glauben konnte, indem ich
ich zu gütlichem Vergleiche hierher berief, es ſchlage in deiner Bruſt
in verſöhnliches und dankbares Herz, das nur irregeleitet ſei durch
eine falſchen, rabuliſtiſchen Rathgeber! Nein, du haſt ein böſes,
erſtocktes Herz, Wilhelm Guſtav Friedrich! Erſt reizeſt du den
armloſen Jüngling, der deiner Habgier ein Dorn im Auge iſt, weil
u glaubſt, ich werde ihm etwas zuwenden — durch giftige Stachel-
eden, und dann willſt du ihn, den Wehrloſen, ermorden! Wohlan,
orde ihn, morde auch mich, deine Großmutter, und ſchaue dann
om Vareler Rabenſtein herunter, wie dein Geſchlecht ſich in das
eiche Erbe der Grafen von Aldenburg und der Herzoge von la
Tremouille theilt!

Dieſe Rede der alten Herrin war lang genug, daß während ihrer
Dauer die ſtürmiſchen Gemüthswellen im empörten Blute Ludwigs
ſich legen konnten, und ſein Schmerzgefühl über die ihm widerfahrene
Beleidigung wich dem Gefühl neuen Dankes, das in der Großmutter
jetzt auch die Erretterin ſeines Lebens verehren mußte. Auf Wilhelms
Herz aber fielen die Worte der alten Frau mit ihrem zermalmenden
Gewicht, wie die dröhnenden Schläge eines Hammers auf das auf
einen Ambos gelegte glühende, funkenſprühende Eiſen. Unausſprech-
liche Wuth kochte und glühte in ihm; ſeinen Augen entſprühten die
Funken, ſein Herz hallte das Klopfen der Hammerſchläge nach, und

dennoch fand er kein Wort zornvoller Entgegnung, denn die alſo heftig und vernichtend auf ihn einredete, war eine Frau, eine hochbetagte Greiſin, und war die Mutter ſeines Erzeugers. Als ſie ſchwieg, rang trotz des ſtürmiſchen Kampfes in ſeinem empfindlichen und höchſt reizbaren Gemüthe der Erbherr dennoch nach Faſſung, und ſprach: Alſo das ſind die Friedenspräliminarien, Frau Großmama? Das iſt Ihre verſöhnliche Geſinnung, die mit Forderungen an mich herantritt, die mir Schwindel erregen? Und nun dieſer Sturm — wo ſoll ich Anker werfen in dieſem Sturme?

Ankere wo du willſt, mein Kreuz iſt mein Anker! verſetzte die alte Reichsgräfin, anſpielend auf das ſilberne Ankerkreuz im blauen Wappenſchild der hohen Familie. Du ſollſt mich kennen lernen, wenn du mich noch nicht kennſt; du ſollſt erfahren, daß ich nicht beabſichtige, dieſen hier, meinen Ludwig Carl, mit euerm Erbtheil zu bereichern. Was habt ihr denn ſonderlich, wenn ich, ich und noch einmal ich euch enterbe und dieſen, meinen Enkel, an Sohnesſtatt adoptire?

Gnädige Großmutter! das will ich nicht, das würde ich nicht annehmen! rief der junge Herr. Laſſen Sie ihnen alles — ich ſchwur zu gehen, und ich gehe, ſo wahr ein Gott lebt! Ich will mich nicht hier behandeln laſſen, wie einen Troßbuben, ich will auch nicht zur Laſt fallen! Nicht ahnen konnte ich, ſo verhaßt zu ſein, ſo ſehr verachtet, daß man glaubt, man dürfe mich wie einen Hund mit Füßen treten. Sie ſollen, ja Sie müſſen mir das Räthſel meines Daſeins löſen, mir Ihren Segen geben und mich dann ziehen laſſen, wohin Gott mich führt!

Du wirſt jetzt ſchweigen, Ludwig Carl, und mir gehorchen! wandte ſich die Reichsgräfin zu dem Jüngling; und du, Wilhelm, ſollſt erfahren, was ich beſchließe. Bis dahin vergiß nicht, was du mir ſchuldeſt! Vergiß nicht, wer ich bin, und vor allem: vergiß nicht noch einmal deine eigene Würde!

Die alte Reichsgräfin ſchlug in die Hände, Anton's I. Bild rollte Raum gebend zur Seite, und den geliebten Enkel — deſſen Hand ſie während dieſer ganzen Zeit nur vorhin einen Augenblick losgelaſſen, und gleich nach ihrem Zeichen wieder erfaßt hatte — nachziehend, trat ſie durch die Thüröffnung in einen genügend breiten

Gang, in welchem ihr mit ihr und in ihrem Dienſt ergrauter uralter Kammerdiener Weisbrod und Philipp, der Diener des jungen Herrn, noch mit den brennenden Kerzen ſtanden. Alsbald, wie die Thüre ſich hinter den Eintretenden wieder geſchloſſen hatte, ſchritten beide Diener ihnen voran und geleiteten ſie durch den längs mehrerer Zimmer vorüberführenden Gang nach den Gemächern der Gräfin.

Dort ſprach die letztere zu ihrem Enkel: Gehe ſorgenlos zur Ruhe, mein lieber Ludwig Carl, doch gieb mir in meine Hand dein Wort, nichts zu unternehmen, weder gegen ihn, noch gegen dich, bevor du mich morgen um die neunte Stunde hier noch einmal geſprochen. Weisbrod ſoll dich zu mir rufen. Gute Nacht, mein armes, ſchwergekränktes, liebes Kind!

Damit bot ſie dem Jüngling die Hand, er legte ſtumm die ſeinige in die ihre, und zitternd von der Erregung ſeines Innern küßte Ludwig die ihm huldreich dargebotene zarte Hand der Matrone, eine Hand, die nur Haut und Knochen, aber fein und faſt durchſcheinend war, und ließ ſich dann durch ſeinen Diener nach ſeinen Gemächern vorleuchten. —

Der Erbherr hatte ſich in einen Seſſel geworfen, die Hände vor das Geſicht geſchlagen und lange in einer verzweifelten und entſetzlichen Stimmung verharrt. Die ſo überraſchende Erſcheinung der Greiſin hatte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ihn gemacht; er verhehlte ſich nicht, daß dieſelbe ihn vor einem Mord bewahrt, der mit tiefer und ſchwerer Reue ihn belaſtet haben würde, denn ſein Charakter war von Natur weich und empfindſam, nicht im entfernteſten hart oder entartet, wohl aber heftig und raſch auflodernd.

In dem jener Wand, durch welche die Gräfin gekommen und gegangen war, entgegengeſetzten Zimmer, welches vor kurzem der Hofrath Brünings und der Secretär Wippermann betreten hatten, hofften beide, nachdem ſie den laut genug geführten Streit und die Stimme der Gräfin mit innerm Beben vernommen hatten, lange und vergebens darauf, wieder zu ihrem Gebieter beſchieden zu werden, oder ihn bei ſich eintreten zu ſehen. Der Erbherr vermochte es nicht über ſich, nach dem, was ihm geſagt worden war, vor die Augen ſeiner Beamten zu treten, und der Hofrath Brünings zog aus der Taſche ſeiner brocatnen Weſte eine goldene Doſe, tippte darauf, bot ſie dem Gefährten, nahm dann ſelbſt eine Prieſe, und flüſterte leiſe zu dem Secretär: Geben Sie acht, lieber Herr Wippermann! Der Name Varel wird ſich nicht an die Namen von Münſter, Ryswik und Hubertusburg anreihen.

Nein, gewiß nicht, Herr Hofrath! Heute und übermorgen kommt hier noch kein Friedensſchluß zu Stande.

Gleichzeitig benieſten beide Herren ihre übereinſtimmende Prophezeiung.

Der Erbherr ließ die Herren durch ſeinen Jäger Jacob erſuchen, ihn zu entſchuldigen und mit Kammerrath Melchers und Herrn Haushofmeiſter Windt heute ohne ihn zu ſpeiſen. —

Philipp, ſprach auf ſeinem Wohnzimmer angelangt, der junge Herr zu ſeinem Diener im platten Deutſch ſeines Heimathlandes: morgen reite ich in die Fremde, willſt du mit?

Ob ich will, mein gnädiger junger Herr? fragte der Diener. Muß ich nicht, wenn der gnädige Herr mir befehlen?

Du mußt nicht, und ich befehle dir nicht — entgegnete Ludwig. Mein Weg geht weit, vielleicht ſehr weit in die Welt hinaus, noch weiß ich ſelbſt nicht, wohin er führt. Du haſt hier Aeltern, Angehörige, die ſiehſt du nicht ſo bald, vielleicht niemals wieder — ich kehre nie wieder in dieſes Land zurück. Ueberlege dir es wohl.

Junger gnädiger Herr! verſetzte Philipp: Da Sie eingeſegnet wurden, kam ich auf Befehl der Frau Gräfin Wittwe Excellenz als Ihr Bedienter zu Ihnen, Sie waren damals dreizehn Jahre alt, ich ein Bürſchchen von fünfzehn; jetzt bin ich ſchon ins ſechſte Jahr Ihr Diener und Sie haben mich immer gut behandelt, ja, Sie haben noch mehr gethan, Sie haben mich aus dem Waſſer gezogen, in das ein Unglück mich geworfen, und mir ſo mein Bischen Leben gerettet; das gehört nun Ihnen ganz und gar. Ich will immer Ihr Diener bleiben. Was hätt' ich hier? Arbeit oder Soldatenbrod — nehmen Sie mich mit, ich will Ihnen treu dienen, und Ihnen folgen, und wenn's bis an der Welt Ende ging'.

Gut, Philipp, ſo bleibe es dabei, und ſo wollen wir einpacken; laß die Iſabella ſtriegeln und den Braunen, und beide gut füttern, morgen reiten wir von dannen. Dann fare well, Varel!

Mit feſter Haltung, bittere und zugleich tiefſchmerzliche Empfindungen gewaltſam in ſich zurückpreſſend und in jugendlichen Trotz ſie verkehrend, begann Ludwig ſeine Habſeligkeiten, ſo viel er deren mit ſich nehmen wollte, zuſammenzulegen, damit Philipp ſie in den Mantelſack packe; er lud mit eigener Hand zwei Paar Reiterpiſtolen und wählte unter zwei krummen Säbeln für Philipp den dauerbarſten und ſchärfſten; für ſich eine Damascenerklinge, auf deren Griff ein Silberplättchen das Wappen der Herzoge von Bouillon zeigte.

Spät ſuchte Ludwig die Ruhe, noch ſpäter fand er ſie durch einen kurzen Schlummer; allzuaufgeregt war das Gemüth des Jünglings, der bisher im ſüßeſten Frieden, nur heitern und anregenden Studien obliegend, oder ländlichen Freuden gelebt hatte, und an den nie ein ſo ſchneidender Mißton herangetreten war, wie an dieſem verhängnißvollen Abende, der vielleicht das Loos über ſeine ganze Zukunft warf.

Hochbejahrte Perſonen haben wenig Schlaf; auch der rege Geiſt der alten Reichsgräfin bedurfte, trotz der morſchen Körperhülle, nur wenige Ruhe, eben weil er den Körper beherrſchte. Daher mußte die Leibdienerſchaft der gräflichen Matrone früh auf ſein, das Zimmer angemeſſen durchwärmen, den belebenden Mokkatrank bereit halten, und dann verbrachte ſie gern die erſten Morgenſtunden in ungeſtörter Einſamkeit, und widmete dieſelben ihren numismatiſchen Studien, ihrem weitverzweigten Briefwechſel, dem Ordnen ihrer vielfachen Papiere, die deshalb dennoch nie die gewünſchte völlige Ordnung fanden; dem Nachſinnen und Ueberlegen über die Verwendung ihrer Einkünfte, wie über die traurigen Rechtsſtreitigkeiten. Letztere dauerten indeſſen ſchon zu viele Jahre, ſie war derſelben ſchon zu ſehr gewohnt, als daß ſie dadurch ſonderliche Gemüthsbewegungen auch jetzt noch hätte erfahren können. In ihrer Seele war Alles klar, feſt, abgeſchloſſen, ihre Willenskraft war eiſern, wie ihr Sinn, und dieſe hohe wichtige Errungenſchaft faſt völliger Leidenſchaftloſigkeit war es eben, die der alten Frau dieſe über das gewöhnliche menſchliche Ziel hinausreichende Lebensdauer erhielt und gleichſam ſicherte.

Der Nebel der Nacht war geſunken, der Morgen lachte aus blauem Himmel frühlingshell durch die hohen Fenſter, die nach dem Parke hinausgingen, an deſſen Rändern ſchon blaue Anemonengruppen und Schneeglöckchen ſich blühend zeigten. Die thaubeperlten noch nackten Zweige der Gebüſche erſchienen ſaftgeſchwellt und zum Theil roſenroth angehaucht, Knospen öffneten ſich ſchon, und melodiſche Hainſängerſtimmen, die Stimmen von Amſeln und Droſſeln, durchflöteten mit ſchallendem Jubel die weitgedehnte Holzung, welche den Namen des Vareler Buſches führt.

Die Kammerfrau, welche die Schweſter des Haushofmeiſters war, trug der Gräfin, die auf bequemem Armſtuhl an ihrem großen Schreibtiſch ſaß, an welchen wieder andere Tiſche gerückt waren, den Kaffee auf und entfernte ſich in geräuſchloſer Stille. Dieſe Stille liebte die Gräfin ſo ſehr, daß ſie in ihrem Zimmer weder Hunde noch Vögel duldete. Nur eine Cyperkatze, ein Prachtexemplar, genoß der großen Gunſt, um die Dame weilen zu dürfen, ſie bisweilen mit ihrem Geſchnurr zu unterhalten und ihre Aufmerkſamkeit durch zärtliches Anſchmiegen an die hohe Gebieterin von den ernſten Beſchäftigungen ab und auf ihre geſchmeidige Perſönlichkeit zu lenken.

Das Zimmer war hell, hoch und weit, voll Bücher, voll Karten, Globen, Münzſchränken, hohe Stöße ausgelochter Tafeln, mit lichtbraunem Leder überzogen, mit untergelegter Pappe zum Einlegen von Münzen waren da und dort zu erblicken. Dokumente und Briefſchaften lagen in Fülle umher, das ganze Zimmer glich ungleich mehr dem Arbeitſalon eines reichen Gelehrten, angefüllt mit Geräthen, ſelbſt mit Vaſen und Kunſtarbeiten, ſowie mit Seltenheiten ferner Länder, als dem Zimmer einer Dame, denn da ſtand auch nicht ein einziges Körbchen, außer dem Papierkorb, da lag kein Band, kein Strickzeug, keine Nadel, keine begonnene Stickerei, kein gepreßtes und gemuſtertes Luxusbriefpapier, wohl aber zeigten die Bücher ſtolzen Marokineinband mit Goldſchnitt, zeigten in Gold gepreßt auf dem Einband das reichsgräfliche Wappen neben einem fürſtlichen, und das Briefpapier, das in ſtarkem Vorrath bereit lag, hatte Goldſchnitt.

Indem die alte Reichsgräfin zwiſchen dem Einnehmen ihres Kaffees und der Unterhaltung mit der ſchönen Katze, die bei dieſem Anlaß ſtets ein ſchmarotzender Gaſt war, ſich mit der An- und Durchſicht zahlreicher vor ihr hingebreiteter Papiere und Briefe beſchäftigte, ſprach ſie nach Art bejahrter Perſonen laut mit ſich ſelbſt, indem ſie bald dieſes bald jenes Papier oder deren mehrere aufnahm, flüchtig anſah, auch nach Befinden länger bei einigen verweilte und das ſo in Augenſchein

Genommene gleich wieder in guter Ordnung zur Seite legte, um alsbald nach einem andern zu greifen.

Fiscaliſche Sache zu Oldenburg — Akta wegen des jetzigen Proceſſes — ditto — ditto — ditto — und noch fünfmal ditto — Briefe vom Prinzen von Talmont — dergleichen vom Marquis de Launoy — armer Bernard-René-Jourdan, armer Marquis! Freundlicher, milder Schatten, den die rebelliſchen Teufel ermordeten, weil ſie dir als Gouverneur der Baſtille nicht die Bedingungen halten wollten, unter denen du das feſte Haus übergeben — Entwurf meines Teſtamentes — Wieneriſche Appellations-Sache — Güldenlöweſche Briefe — Briefe von König Friedrich dem Großen — von meinem Voltaire — von Georgine Cavendiſh, Herzogin von Devonſhire — von meinem Heyne und von meinem Georg Friedrich Benecke zu Göttingen — vom Herzog von Holſtein-Plön — das Tagebuch der Großmutter.

Dieſes Buch betrachtete die Gräfin mit einer gewiſſen ſtillen Wehmuth, die ſich aber in keiner Weiſe äußerlich kund gab. Sie Großmutter einſt — ſprach ſie — ich Großmutter jetzt, und beide faſt in gleichen Schuhen.

Das Buch war ein in braunes Leder mit einfachen Goldſtreifen gebundener und mit abgegriffenem Goldſchnitt verzierter Quartband. — Als die Reichsgräfin flüchtig hineingeblickt, legte ſie es zur Seite, und griff nach einem in Umſchlag mit Bindfaden umſchlungenen Papierheft. Mein Tagebuch — ſprach ſie — ſo viel mir davon erhalten blieb — nur achtzehn Monate aus meinem langen — vielbewegten Leben — mögen auch dieſe Blätter hinſchwinden — das Buch meiner Tage iſt ja doch nun wohl geſchloſſen.

Auch dieſe Bogen legte die Reichsgräfin zu dem alten Band, und fuhr fort mit der Muſterung ihrer Papiere: — Eheſcheidungsproceß — oh hinweg! — Briefe von der Gräfin von Jarthauſen — von der Prinzeſſin von Waldeck — von der Fürſtin Juliane zu Schaumburg-Lippe — von königlichen Häuptern — von meinem lieben Abbe Eckhel zu Wien. Oh Eckhel! Eckhel!

Das Gefühl, welches die alte Reichsgräfin zu dieſem Ausruf bewog, entſprang einem unüberwindlichen Schmerz, und dennoch konnte ſie dieſe Blätter nicht ſo ſchnell, wie die andern, flüchtig zur Seite legen; ihre Blicke vertieften ſich vielmehr in die feſten Schriftzüge des größten Alterthumsforſchers und Münzkenners ſeiner Zeit, und dieſelben übten auf die Gräfin gleichſam magnetiſche Anziehungskraft, ſie mußte wieder und wieder leſen, was ihr Pein verurſachte, wie der Wundarzt wohl bisweilen eine Wunde wiederholt brennen muß, auf daß ſie gründlich heile.

Wo iſt er, wo iſt er, der grauſame Brief des ſtrengen Freundes, dem Wahrheit über alles heilig iſt? Ach, jeder ſeiner Briefe enthält mehr Tadel als Lob — für was muß er mich halten? Für eine alte Närrin jedenfalls. Und wenn es Narrheit war, was ich trieb und noch treibe, was koſtet ſie mich nicht? Dann unermeßlich viel, ja mehr, als ich verantworten kann.

Welche Worte auf meine Fragen: „Was ich von den Eroberungen für das Cabinet Ihrer Excellenz halte? Daß unter den Stücken, die nach Hamburg gingen und ſich dermalen in ſo ſchätzbaren Händen befinden, ſehr viele anſehnliche ſind, doch müßte ich ſie ſehen, um über deren Aechtheit zu entſcheiden!“ — Eine Pille, doch recht ſchön vergoldet.

„Wie ich mit der Anordnung des Enneriſchen Katalogs zufrieden ſei? — Sehr ſchlecht — altväteriſche Art beibehalten, — ſtrotzt von unendlichen Fehlern, und zwar von einer Art, die man nicht leicht einem Anfänger vergeben würde. Man muß erſtaunen, aus Frankreich, das mit ſeiner Gelehrſamkeit ſo groß thut und uns Deutſche ſo gern herunterſetzt, ein ſo ärgerliches Zeug erſcheinen zu ſehen. Ich rede unparteiiſch, weil ich den Verfaſſer nicht kenne.“

So Eckhel — und ich habe dieſen Katalog mit Entzücken begrüßt und ihn nach allen Seiten hin empfohlen. Van Damme, den Numismatiker zu Amſterdam, mit dem ich Jahre lang Briefe gewechſelt, der große Summen für Münzen mir nach und nach abgelockt, enthüllt Eckhel hier als einen ſchamloſen Betrüger, und deſſen Prachtkatalog mit allen ſeinen Bildern, den jener ſo ſündentheuer verkauft, ſei nichts als Aufwärmung der Platten eines elenden holländiſchen Werkes von Haverkamp, im Grafenhage erſchienen. Und ich kenne dieſes alte Werk nicht, und beſitze eine Bibliothek von zwanzigtauſend Bänden! — Und endlich, mein Katalog, das Schmerzenskind meiner

Liebe zur edlen klaſſiſchen Münzkunde — wie lautet über dieſen der Richterſpruch des unbeſtechlichen Wiener Rhadamanth?

„Einen Blick über Ihro Excellenz ganzen Katalog. Ich ſehe darin eine Menge der koſtbarſten und ſeltenſten Stücke, aber eben dieſer Umſtand macht, daß ſich die ganze Sammlung vor den Augen ächter Kenner in keinem vortheilhaften Lichte zeigt. Jeder Kenner muß in der That über das unnennbare Glück erſtaunen, welches ſo viele und ſo ſchätzbare Münzen einem einzigen Privatkabinette ſollte zugeſpielt haben. Zur Probe nur ein Beiſpiel: auch in den größten Sammlungen, die von großen Fürſten durch viele Jahre ſind zuſammengebracht worden, findet man oft nicht ein Stück von den bosporiſchen Königen Ininthimeus, Teiranes, Thotorſes — es iſt keines im kaiſerlichen Kabinet, keines im großherzoglichen, keines im gothaiſchen und mehren andern; ich habe in meinem Leben keines in Natura geſehen; Herr Baron Herwart, kaiſerlicher Geſandter in Konſtantinopel, der für das kaiſerliche Kabinet durch mehre Jahre in der Nachbarſchaft bosporaniſche Münzen ſammelte, und dazu carta bianca hatte, war nicht ſo glücklich, nur eine einzige Münze von dieſen drei Königen zu bekommen, und doch finden ſich alle drei in der Sammlung — Ihrer Excellenz! Sollte ein ſo undenkbares Glück einen Kenner nicht mißtrauiſch machen?“

Oder nicht auch ein wenig neidiſch? unterbrach die Reichsgräfin ihr Lautleſen mit einem gewiſſen triumphirenden Gefühl, dann ſprach ſie weiter, den fernern Inhalt des Briefes überfliegend: Pellerins Kabinet ſei das bedeutendſte in Bezug auf anekdote und ſogenannte einzige Münzen geweſen — ganz beſondere Umſtände haben ihn begünſtigt, langes Leben, verbunden als commis de marine mit allen Konſuln der Levante — ein gewiſſer La Roche habe in einem kleinen Orte zwiſchen Grenoble und Lyon mit ganz beſonderer Geſchicklichkeit die beſten pelleriniſchen Münzen nachgemacht — das der Aufſchluß und zugleich mein Münzſchlüſſel. Eine ganze Schachtel voll angſtſchweistreibender Pillen — und der Schluß?

„Ich bitte und hoffe es auch, Ihre Excellenz werden mir mein aufrichtiges Geſtändniß zu gute halten. Schon beim erſten Anblick des Katalogs wollte ich damit herausrücken, aber ich fürchtete zu beleidigen. Endlich faßte ich mich, weil es meine Rechtſchaffenheit von mir forderte und es mir zu arg ſchien, daß ſich ſchlaue Betrüger länger von der Habe edeldenkender und für die Literatur eingenommener Perſonen nähren ſollten. — Abbe Eckhel.“ *)

Genug — er iſt nun einmal der Wahrheit unerſchütterlich treu; ſollte ich dem redlichen Freunde zürnen? Wer die Wahrheit nicht hören will und kann, der iſt ſehr zu beklagen. Habe ich doch nur das Gute gewollt und die Wiſſenſchaft zu fördern geſucht mit wahrhaft großartigen Opfern — und das Gute und Große aufrichtig gewollt zu haben, giebt ſchon ein Genügen.

Nun aber hierin nicht weiter — Anderes bringt die andere Stunde.

Die Reichsgräfin legte noch einige Schriften und Briefſchaften ſich zur Hand, und dann klingelte ſie.

Der greiſe Kammerdiener Weisbrod trat ein.

Ich laſſe Herrn Windt bitten!

Was nun werden wird, werden ſoll, nach dem geſtrigen Auftritt? fragte ſich die Matrone. O gewiß, ich muß die ganze Laſt der Sorge mit in die Grube nehmen — doch nicht ungeſtraft ſollen ſie mir die letzten Tage meines Alters verbittern, und thun will ich, was ich will, bis zum letzten Athemzuge. —

Windt trat ein, er ſah noch bleicher aus, als am geſtrigen Abend; ſeine Gebieterin nahm dieß mit ihrem noch immer ſcharfen Fernblick ſogleich wahr und fragte, als ſie auf ſeinen ehrfurchtvollen Gruß gnädig gedankt: Was iſt Ihnen, lieber Windt? Sie ſehen ſo ſehr angegriffen aus?

Ich bin es, Excellenz! — erwiederte Windt, und ſeine Stimme war matt und bebend; er war kein Jüngling mehr und die letztvergangene Zeit hatte körperliche wie geiſtige Anſtrengungen in Fülle auf ihn gehäuft.

Es iſt auch kein Wunder — fuhr Windt mit offener Freimüthigkeit fort. Ich wurde in Doorwerth von einem heftigen Gichtanfall heimgeſucht, zu dem ſich etwas Fieber geſellte, da empfing ich dieſes kurze Briefchen von dem Herrn Erbgrafen aus dem Haag: „Ich werde nicht über Doorwerth nach Varel gehen, mein lieber Windt, aber gerade

---

*) Urſchriftlich; der Brief iſt noch vorhanden.

von Amſterdam über See und Oſtfriesland, weil das viel kürzer iſt, und ſo bitte ich Sie, wenn Sie mit mir die Reiſe machen wollen, binnen acht Tagen in Amſterdam zu ſein. Bis dahin leben Sie wohl und glauben mir, Ihrem“ — und ſo weiter. Aber ich geſtehe Ihrer Excellenz, daß ich weder Muth noch Kraft genug in mir fühlte, mich bei dem ſtürmiſchen Wetter, wie die letzte Zeit des Aequinoctiums mit ſich brachte, auf die See zu begeben und in des Herrn Grafen kleinem Schiffe herum zu treiben. Ich reiſte zu Lande, eilend, angeſtrengt und ſchlecht. Ich zog mir dadurch eine Lähmung der linken Seite vom Scheitel bis zur Fußſohle zu, und nur einige Ruhe, Wärme und meine gute Natur ſtellten mich wieder her, auch tragen die guten Nachrichten von Ihrer Excellenz hohem Ergehen dazu bei, mich wieder vollkommen geſund und meinen Dienſteifer friſch lebendig zu machen. Und ich will lieber Alles: Hals, Kopf und Kragen verlieren, ehe ich nur eines Haares breit eines Ihrer heiligen Rechte fahren laſſe, die ich zwar nicht als Rechtsgelehrter, wohl aber nach geſunder Vernunft und natürlicher Billigkeit als ein redlicher Diener vertheidigen kann. Nur bitte ich um Dauer des hochgnädigſten Vertrauens. Ich ſprach noch ehe ich abreiſte, in Doorwerth den Jäger des Herrn Grafen, der mit der Kutſche, zwei Pferden, drei Reitknechten und vier Reitpferden durchkam, um hierher vorauszureiſen, und es wurde mir dieſe Gelegenheit angetragen; die Geſellſchaft ſtand mir aber nicht an. Ich nahm Extrapoſt.

Sie kennen den geſtrigen Vorgang? — fragte die Gräfin.

Ich kenne und beklage ihn, war Windt's Antwort. Er reißt ein, was ich mühſam aufbaute und anbahnte, die friedliche, willfährig entgegenkommende Geſinnung. Halten es Ihre Excellenz zu Gnaden — aber Höchſtihre perſönliche Einmiſchung —

Galt dem Schutz meines Pathen — unterbrach die Herrin, ſtark betonend. Ich danke Gott, daß mir vergönnt war, zu rechter Zeit mich einzumiſchen, ich wollte es nicht, ich wollte nur ein wenig lauſchen, welche Geſinnungen gegen mich ſich ausſprächen, da geſchah das Aeußerſte, da mußte ich den Fuß auf die Springfeder ſetzen, die das Bild wegſchiebt, zwei Secunden vielleicht zu ſpät, und mein Enkel hätte meinen Enkel erſchoſſen, und dieſes mein durch Mord noch nie entweihtes Haus mit einer blutigen Unthat befleckt.

Gegen dieſe Gründe, Excellenz, kann ich nichts ſagen — nahm Windt wieder das Wort.

Und was gedenken Sie zu thun? fragte die Gräfin.

Ich gedenke das Beſte für Euere Excellenz zu thun, was ſich nur immer thun läßt, obſchon ich vorausſehe, daß es mir ein Stück Lunge koſten wird; ich hoffe eine wahre, gründliche und dauerhafte Ruhe zu bewirken, aber Ihre Excellenz müſſen mich in Gnaden gewähren laſſen, und die Erreichung dieſer Abſicht wäre mir der höchſte Ruhm. Ihre Excellenz dürfen auch nicht das Unmögliche weder fordern noch erwarten. Vor Allem muß aller fremde Einfluß abgeſchnitten bleiben, denn ich denke, daß, wenn Hochdieſelben mit demjenigen, der nächſt Höchſtihnen Haupt der Familie, regierender Herr, Erſtgeborener und eigentlicher Stammhalter iſt, einen Vergleich errichten, durchaus kein Dritter, und wäre er der nächſte Agnat, hinein zu reden hat.

So ſchließen Sie den Bruder und meinen Ludwig, ſo zu ſagen aus? fragte die Gräfin geſpannt.

Hören Ihre Excellenz mich ruhig an, antwortete Windt. Vieles, was gefordert wird, iſt dem Herrn Grafen zu erfüllen geradezu unmöglich; er kann nicht die Glieder der geſammten, in England und Holland verſtreuten Familie zu einer bindenden Unterſchrift bewegen und zuſammenbringen; er kann nicht einhundertundfünfzigtauſend holländiſche Gulden zu ſechs Procent, wie jetzt üblich aufnehmen, ſie jährlich mit neuntauſend Gulden verzinſen; nicht nach zwölf Jahren dieſelbe Stumme bezahlen und ſie mittlerweile mit ſechstauſend Gulden verzinſen, dazu das zu gewährende Witthum von jährlich viertauſend Gulden, und was noch jährlich an das ſchrecklich vernachläſſigte Doorwerth zu wenden iſt. Wenn der Herr Graf zu ſolchen Dingen ſich verpflichten, ſo können Dieſelben weder rechnen, noch Wort halten. Er iſt und bleibt arm, ſeine Kinder vielleicht können dereinſt fürchterlich reich werden — er — wird Reichthum nie beſitzen. Doorwerth liebt er, dieſes wünſcht er gern zu haben, es iſt gut und heilſam, wenn die Güter ungetrennt beiſammen bleiben. Ich bin überzeugt, daß der Herr Graf redlich und im guten Glauben zu Werke gehen und noch edler und großmüthiger handeln würde, wenn er es hätte, wie er es nicht hat.

Ei, Sie ſind ja plötzlich mein gegneriſcher Anwalt geworden? rief mit ſchlecht verhehlter Gereiztheit die Reichsgräfin. Wie deut' ich das? Was hat Sie denn ſo umgewandelt? Von der edeln großmüthigen Denkart wurde ja geſtern Abend ein Pröbchen zum Beſten gegeben. Wäre ein neuer tragiſcher Stoff geworden für Herrn Hofrath Leiſewitz in Braunſchweig, der ja den Julius von Tarent geſchrieben hat und unſerm hohen Hauſe Dinge und Thaten aufbürdet, die nie in ihm geſchahen; was ganz ſchändlich iſt, denn nie gab es im Hauſe der Fürſten von Tarent, das ſo eng mit meinem eigenen verzweigt und verwachſen iſt, eine ſolche abominable Geſchichte, und keiner von allen Fürſten dieſes Hauſes hieß Conſtantin, Julius, Guido und wie die von dem laxen Comödienſchreiber ſonſt erſonnenen Namen noch heißen mögen!

Die Poeten, gnädigſte Excellenz — entgegnete Windt, heimlich lächelnd über den antidramatiſchen Zorn ſeiner Herrin — haben ein Ding, das nennen ſie licentiam poeticam — welches ich Hochgräflicher Gnaden, die beſſer Latein verſtehen als ich, nicht zu überſetzen brauche.

Habe nichts dagegen, das Stück iſt gut, Herr Leſſing hat es gelobt — es iſt ſogar, wie mir geſchrieben wurde, auf fürſtlichen Privattheatern — ich glaube am Sachſen-Meiningenſchen Hofe, unter Mitwirkung durchlauchter Perſonen ſelbſt, zur Aufführung gebracht worden; ich verlange nur, die Herren Dichter ſollen nicht Namen aus der Luft greifen, ſollen nicht das erſte beſte hohe Haus mit erſonnenen Unthaten beflecken, ſondern dieſe da ſpielen laſſen, wo ſie ſich geſchichtlich zugetragen haben, und ſollen ihre Naſen in die Stammbäume ſtecken und die Leute, die ſie brauchen, beim rechten Namen nennen. Des Herrn von Göthe allbewunderter Götz iſt auch ſo ein Ding, das im Nebel und Schwebel ſpielt, ohne allen geſchichtlichen Boden. Er läßt den fehdeſüchtigen Raubritter für die deutſche Freiheit ſterben, während der alte Kauz daran nicht im Entfernteſten dachte, und in aller Gemüthsruhe über achtzig Jahre alt wurde, um Zeit zu haben, ſeine ſchlimmen Streiche ſelbſt für die Nachwelt aufzuſchreiben. — Ja, ſehen Sie mich nur an, lieber Windt, das macht Ihnen wohl rechten Spaß, daß ich alte Frau mich noch über Comödien ereifere, aber ſehen Sie, ich bin einmal eine Freundin der Wahrheit, wie mein lieber Abbe Eckhel in Wien auch deren Freund iſt, der mich in meiner Eitelkeit und Gelehrſamkeit auf den Tod verwundete, und dem ich, ich ſage ich, die Hand noch küſſen möchte, mit der er die Feder führte, die mir nicht dumme Schmeicheleien, ſondern die reine, in ſeiner gründlich tiefen und gelehrten Ueberzeugung wurzelnde Wahrheit ſchrieb. Doch — wie weit ſchweifen wir ab von unſerm Ziele, mein lieber Windt — fahren Sie fort, Sie ſchlimmer advocatus diaboli!

Um Gott, Excellenz! Dies Wort iſt nicht Ihrer Gnaden Ernſt. Ich hätte noch viel zu ſagen — aber wenn Hochdieſelben mir zürnen —

Halten Sie mich für ein Kind, Windt? Fürwahr, dann wäre ich wohl ein recht altes. Noch denke ich nicht, obſchon ich neunundſiebenzig Jahre zähle — kindiſch zu ſein.

3. Der Abſchied.

Die Reichsgräfin unterbrach dieſes Geſpräch, indem ſie klingelte. Weisbrod trat ein und erhielt den Befehl, den jungen Herrn zu ihr zu beſcheiden. Dann nahm ſie den Faden der Rede wieder auf und ſprach zu Windt: Die geſtrige Scene verlockte uns in den Irrgarten der dramatiſchen Poeſie mit ſeinen unbeſchnittenen Laubgängen — bleiben wir bei der Hauptſache: Warum hat ſich Ihr Sinn gewendet? Sind Sie eine Windfahne?

Nein, Excellenz! vertheidigte ſich Windt: eine ſolche bin ich nicht, vielmehr hoffe ich bewieſen zu haben, und denke es ferner zu beweiſen, daß mir die Wünſche und Vortheile Ihrer Excellenz über Alles gehen. Aber — Excellenz lieben ja die Wahrheit, und Wahrheit muß Wahrheit bleiben. Was auch geſtern Störendes, Widriges und aufs neue Hemmendes vorgefallen ſein möge, das darf ich doch kühn behaupten, daß das Gemüth des gnädigen Erbherrn durch mich und meine Briefe zu wahrer Liebe und Ehrfurcht gegen Ihre Excellenz geſtimmt war;

freilich iſt er äußerſt empfindlich und reizbar und ein unbedachtes Wort iſt im Stande, ſein ganzes Weſen in Aufruhr zu bringen. Wie ich den Herrn Grafen kenne, ſind wenige Worte im Stande, ihn zu bewegen, daß er Alles um ſich nieder wirft und liegen läßt, es gehe, wie es gehe, aber ſein Charakter iſt und bleibt redlich. Er iſt nicht der Mann, welcher Excellenz beraubt, geplündert und von Land und Leuten verdrängt ſehen will, im Gegentheil, er theilte mir gerade heraus mit: Will meine Frau Großmutter Varel wieder zu eigen haben, ſo nehme ſie es gerne, wenn es nur ohne weitere Schulden und dereinſt meinen Kindern bleibt.

In der That — ſehr gnädig! — ſpöttelte die Herrin und machte einen Knix, aber Windt kehrte ſich nicht an ihren Spott.

Der redliche Diener fuhr im Tone vollſter Ueberzeugung fort: Halten Excellenz es mir zu Gnaden, daß ich ſo frei heraus meine Meinung ſage! Die Hauptſache muß ſo behandelt werden, daß beide Theile mit Ehren nachgeben, mit Ehren annehmen und mit Ehren ablehnen können. Ich brauche wohl nicht erſt an den Wahlſpruch im reichsgräflichen Wappen zu erinnern.

Craignez honte! verſetzte die Herrin, den Wahlſpruch anführend, und fügte hinzu: Bravo, Herr Windt! Ich danke Ihnen für dieſe Lehre.

Eher würde ich ſelbſt auf Ihrer Excellenz Vortheile verzichten, als im Punkt von Hochderſelben Ehre nachgeben, und wenn der Herr Graf Alles anzunehmen verſpräche, was Ihre Excellenz von ihm verlangen, ſo würde ich der Erſte ſein, der zu ihm ſagte: Sie handeln ohne Ueberlegung, ohne Ehre, ohne Zartgefühl, denn Sie können nicht Wort halten. Ihre Excellenz kennen in der That den Herrn Grafen zu wenig, er iſt Ihnen entwachſen, er iſt noch jung, und bei Gelegenheit wohl ſpöttiſch, ſarkaſtiſch oder überreizt — er iſt aber wahrhaftig ein edler Mann, und der Beſte von den Seinen, ſo viel ich deren in Holland kennen lernte. Was ich von ſeinen Handlungen weiß, iſt nur ehrenhaft. Um ſein gegebenes Wort zu erfüllen, hat er ſich mit ſeiner Frau Mutter auf eine Art entzweit, daß ſie nie wieder einig wurden. Das kam ſo: In der unglücklichen Revolution hing ſein Leben im Haag jeden Augenblick an einem Zwirnsfaden, und gleichwohl zeigte er ſtets den höchſten Grad von Entſchloſſenheit. Um zu ſeinem Ziele zu gelangen, mußte er ſich eine Partei machen, zu der er auch geringe Bürger und Leute der riederen Klaſſe herbeizog. Dieſe wollten aber unter keiner anderen Bedingung ihm anhängen, als daß er ihnen gelobe, nach erkämpftem Siege ihr Schont, ſo viel wie **Grand Baillif** zu werden, denn das Volk war, wie das ſtets bei Revolutionen der Fall iſt, mit der Polizei und Gerechtigkeitspflege im Haag höchſt unzufrieden und ſuchte ſie zu beſeitigen. Der Herr Graf gab ſein Wort, ſeine Partei gewann die Oberhand, und das Volk rief ihn aus Dankbarkeit zu ſeinem Ober-Amtmann aus. Darüber entſetzte ſich ſeine Frau Mutter, die geborene Baroneſſe de Tuyll Serooskerken, auf das Aeußerſte, wie Ihre Excellenz ſich denken können.

Ja wohl, wie ich mir allerdings recht gut derken kann! unterbrach ihn die alte ſtarre Ariſtokratin Doch Windt fuhr ruhig fort: Die Frau Mutter des Herrn Grafen drohte, ſich gänzlich von ihm loszuſagen, wenn er dem Verlangen des Volkes nachgebe, der Graf aber ſprach: Ich bin Edelmann uno muß im Glücke halten, was ich im Unglücke verſprochen habe. Die Zwietracht mit der Mutter blick, und der Herr Graf blieb Ober-Amtmann.

So ſpalten die unſeligen politiſchen Parteikämpfe den Frieden und die Herzen der edelſten Familien! rief faſt im heftigen Tone die alte Reichsgräfin. Meine Frau Schwiegertochter hatte vollkommen Recht! Auch mir ſchnitt es tief in das Herz, zu ſehen, wie ein Angehöriger meiner Familie mit dem Pöbel, der Hefe, zu liebäugeln ſich herabließ und ſich wegwarf. Aber zuletzt ſind Sie ſelbſt ſolch ein elender Demokrat, Windt!

Der Haushofmeiſter war einen Augenblick betroffen durch den ſchneidenden und vorwurfsvollen Ton der alten Frau, deren Gemüth jetzt an der empfindlichſten Stelle und durch eine der unliebſamſten Erinnerungen berührt worden war; doch blieb er gefaßt und entgegnete in ſeiner zwar unterwürfigen, aber ſtets würdevollen Redeweiſe: Ihro Excellenz ſcheinen ſich im Augenblick nicht daran erinnern zu wollen, daß die oraniſche Partei, für welche der Herr Graf wirkt, nicht die ſogenannte Volkspartei war, daß erſtere vielmehr durch die untern Schichten gegen die letztere zu wirken ſuchte, daß aber auch die niederländiſchen Republikaner keineswegs eine Revolution wollten. Der Herr Graf iſt als Oberrichter ſtets gerecht und unparteiiſch erſchienen; er hat darauf das wachſamſte Auge, daß niemand Unrecht erleide, er hilft allen, denen er nur irgend helfen kann, ſeien es ſogenannte Patrioten, oder keine, und viele Unglückliche hat er als geſchickter und rechtskundiger Anwalt ſo vertheidigt, daß ſie ſchweren Strafen entgingen, denen ſie ohne ihn anheim gefallen wären; daher verdient ſein Benehmen, als das eines Mannes von Wort und von Ehre, weder Tadel noch Mißtrauen. Und was endlich meine „elende Demokratie“ betrifft, wie Excellenz ſich auszudrücken beliebten, ſo gebe ich dem Wunſche Worte, es möchte das ganze heilige römiſche Reich ſo glücklich ſein, lauter Demokraten meines Schlages zu beſitzen, dann würde überall Ruhe, Friede und Ordnung, und nirgend Empörung gegen Obere ſein. Aber jeder Menſch hat minder oder mehr Gefühl für die Freiheit; wer dieſes läugnet oder verläugnet, iſt ein feiler Sclave, oder in ſeiner eigenen Seele ſelbſt ein Stück von einem Deſpoten; ich bin keins von beiden. Derjenige jedoch, welcher an der gegenwärtigen, fanatiſchen, wahnſinnigen franzöſiſchen Freiheitsraſerei Theil nimmt und Behagen daran findet, iſt ein Jacobiner, ein Anarchiſt, ein Verbrecher: das bin ich auch nicht, ſondern ſtets zu Ihrer Excellenz Dienſten.

Wackerer Windt — vergeben Sie mir, wenn ich Sie kränkte! ſprach die Reichsgräfin mit ernſtem Gefühl, und immer höher ſtieg der Mann in ihrer Achtung, der mit dem redlichſten Dienſteifer die Würde des Hauſes wie ſeine eigene nicht einen Augenblick aus den Augen ſetzte.

Der Eintritt des jungen Herrn, der ſchon faſt völlig reiſefertig erſchien, unterbrach das Geſpräch der Gebieterin und des Dieners. Ludwig brachte ſeiner Gönnerin den üblichen Handkuß als Morgengruß dar und ihr Herz, ſo feſt und ſtark es war, hart geworden durch die Jahre und die Fülle bitterer und ſchmerzlicher Erfahrungen, wallte auf bei dem Andenken an die Trennung von dem Liebling, der heute ihr ſo bleich und trauervoll nahte.

Ein freundlich bittender Augenwink der Reichsgräfin entließ Windt, und gleich nach deſſen Entfernung redete ſie den Enkel mütterlich liebevoll an.

Du biſt heute ſo blaß, mein Ludwig Carl — du fühlſt was ich fühle. Du willſt fort, und die Trennung von mir thut deinem kindlichen Herzen weh?

Theuerſte Großmutter! antwortete der Enkel: ich wollte, der Erbherr hätte ſeine That gegen mich geſtern vollbracht; glauben Sie mir, mir wäre beſſer. Mir wurde eine Wunde geſchlagen, die niemals heilen wird — Gedanken ſtürmen in meiner Seele, die ich niemals dachte — ich kannte nicht den Haß, nicht das brennende Gefühl der Rache, nicht die Schaam über einen Makel, den ich ohne Schuld mit mir durchs Leben tragen ſoll. Beſte Großmutter! Ich beſchwöre Sie, entdecken Sie mir alles — bin ich ein Edelmann, gehöre ich zu Ihrer Familie, oder bin ich —?

Wie du kindiſch fragſt, mein liebes Kind! war die Antwort. Würde ich dich laut und offen meinen Enkel nennen? Würde ich dich mit Sorgfalt und Liebe auferzogen haben? Würde ich dir geſtattet haben, unſer Wappen zu führen? Glaube das Eine feſt, und laſſe dich durch das Andere nicht beugen. Du biſt auf dem Wege ein Mann zu werden, ſei ein Mann! Vergiß das Herbe und Peinliche der geſtrigen Stunde; vergieb dem Grafen: er war gereizt, er wußte nicht, was er that.

An ihm wird es daher ſein, mich um Vergebung zu bitten, entgegnete der Jüngling, deſſen Wangen neu auflodernde Schaam mit Zorn im Bunde wieder röthete.

Laß' das jetzt, ſprach die Gräfin. Entdecken kann und darf ich dir nichts, mein geliebtes Kind! Du mußt das Dunkel deiner Geburt mit dir nehmen als deinen Schatten, denn ich bin nicht berechtigt, die Geheimniſſe gewiſſer Perſonen zu löſen, die jene mir anvertraut und die mit ſieben Siegeln verſchloſſen und mit den dichteſten Schleiern überhüllt ſind. Aber etwas Tröſtliches kann und will ich dir ſagen. Es iſt ein mächtiger Unterſchied, den aber die Befangenheit, Mangelhaftigkeit und Starrheit der Geſetzgebung niemals anerkannt hat, zwiſchen den zur Welt gebrachten Früchten böſer Luſt und wilder Sinnengier, die ein Rauſch des Augenblicks von dem Lebensbaume abſchüttelte, und zwiſchen jenen Kindern hoher und reiner Liebe, gegen deren geſetzliche Einigung gebieteriſche Verhältniſſe unüberſteigliche Schranken zogen. Oft verjüngten ſich durch ſolche Sprößlinge uralte bedeutende Geſchlechter, und die Welt hat deß kein Arg. Du hörteſt geſtern aus meinem Munde ein Beiſpiel; ich könnte dir deren viele ſagen. War es gut oder nicht gut, daß der letzte Graf zu Oldenburg und Delmenhorſt, da ſeine Gemahlin ihm keine Kinder ſchenkte, den Sohn eines geliebten ihm nicht ebenbürtigen Weibes in die Rechte des alten Stammes einſetzte? Ohne dieſen Sohn der Eliſabeth von Ungnad, Herrin zu Sonneck — wären wir alle nicht. Möge Gottes Gnade trotz dieſer Abſtammung von einer Ungnad mit uns allen ſein! Meine Großmutter, die Abkömmlingin von Königen, wurde Anton's des Erſten zweite Gemahlin; die erſte, eine Gräfin von Wittgenſtein, ſchenkte ihm nur Töchter; meine Großmutter wurde die Fortpflanzerin des Stammes, von dem auch du ein Zweig biſt. — König Alphons der Weiſe in Arragonien und Sicilien zeugte, da ſeine Gemahlin Maria, Tochter König Heinrich des Dritten in Caſtilien, ihn nicht mit Kindern beglückte, drei Kinder außer der Ehe. Seinem erſtgeborenen und einzigen Sohne Ferdinand dem Erſten, dem Papſt Eugen der Vierte ſelbſt die Rechte geſetzlicher Geburt verlieh, hinterließ ſein Vater das Königreich Neapel, der zweite Sohn Friedrich ward vertrieben und kam nach Frankreich, wo er ſtarb. Dieſer Letztere wurde der Großvater der Erbtochter des Hauſes de La Val, Anna, deren Gemahl Franz de La Tremouille, Prinz von Talmont, wurde. Beider älteſter Sohn, Ludwig, wie du geheißen, war der erſte Herzog von Thouars, er war mein Urgroßvater, und unſer Haus wurde auf das Engſte verwandt und verſchwägert mit allen den hohen, alten, angeſehenen Familien derer von Bouillon, von Orleans, von Montmorency, der de la Tour d'Auvergne, der Taleyrand und anderer in Frankreich, der Sforza in Mailand, der Landgrafen zu Heſſen, durch meine Urgroßmutter, und der Herzoge zu Sachſen, denn meine Urgroßtante Maria wurde die Gemahlin des Herzogs Bernhard zu Sachſen-Jena, eine Linie, die leider früh erloſch. Aus dieſen Beiſpielen magſt du entnehmen, daß eine in Dunkel gehüllte Abſtammung, die vielleicht einſt noch in Licht und Glanz zu Tage treten dürfte, je nachdem des Glückes und der Zeiten Gunſt oder Ungunſt waltet, noch lange kein Schimpf und kein Makel iſt, mindeſtens nicht in den Augen der Einſichtvollen und Vernünftigen, denn überhaupt erinnert das an das alte Sprichwort: „es iſt ein wunderkluges Kind, das ſeinen Vater kennt."

ſier. Aus dieſer Verlaſſenſchaft kam das Herzogthum Chatellerault und die Vicomté Broſſé an das Haus de la Tremouille, und es erhellt aus dieſem Vergleich des Weiteren die Verwandtſchaft unſeres Hauſes mit den Häuſern Orleans, Bourbon, Naſſau-Oranien, Bouillon und andern.

Genug mit dieſen, der Kaſten iſt noch halb voll, wir wollen uns nicht ermüden. Kurz und rund: Ich, deine Großmutter, habe an das herzogliche Haus de la Tremouille und Talmont in Frankreich Summa Summarum zweihundertundfünfundfünfzigtauſend Livres zu fordern, welche als Erbtheil meiner Frau Großmutter mir überkommen, und die bei dem Stadthauſe zu Paris, obſchon leider mit nur dritthalb Procent verzinslich angelegt ſind, ſo daß ſie eine Rente von ſechstauſenddreihundertundfünfundſiebenzig Livres, die halbjährlich ausgezahlt wird, abwerfen. Seit dem tödtlichen Hintritt meines in Gott ruhenden Herrn Vaters, des Reichsgrafen Anton des Zweiten, ſind dieſe bis zu den letzten Jahren richtig ausbezahlt worden, und weder Krieg noch Friede haben daran gekürzt. Dieſen Zinsabfall trete ich an dich ab zu deinen Reiſen und deiner ferneren Ausbildung, mein in Wahrheit geliebteſter Enkel. Hier haſt du die nöthigen Ausweiſe zu deren Erhebung vom nächſten Monat an. Bedarfſt du der Hülfe von Bankiers, ſo eröffnen dir dieſe Briefe Credit in Hamburg beim Hauſe des Procurators, Wechſelſenſals und Senators Egbertus Bernardus Den Tale, einer niederländiſchen weltberühmten Firma, und ebenſo beim Hauſe Chapeaurouge dort, in Amſterdam bei dem Hauſe van der Valck, im Haag bei den Gebrüdern Le Ferrier, in Paris bei Groſſier Vater und Söhne.

Wie ſoll, wie kann ich Ihnen danken für ſo viele himmliſche Güte! rief Ludwig, ganz überraſcht von dem Reichthum, der ihn ſo plötzlich überſtrömte.

Das ſollſt du ſogleich hören, antwortete die Matrone. Dein Dank bethätige ſich dadurch, daß du genau die Lehren befolgſt, die ich dir jetzt bei unſerm Scheiden herzlich und ſchmerzlich mit auf den Lebensweg gebe. Halte, mein geliebtes Kind, dein Herz frei und rein von allen unlautern Trieben, wie vom Laſter; meide ſtets das Gemeine im Denken, wie im Thun und Handeln. Halte ſtets treu am gegebenen Wort und übernommener Pflicht, wenn es dir auch ſchwer ankommt und Neigung und Sinne ſich dagegen ſträuben; ja, ſcheue nicht die größten Opfer, wenn es gilt, Pflichterfüllung und Ueberzeugungstreue zu üben. Suche dich auszubilden und zu lernen ſo viel als möglich; nützliche Kenntniſſe ſind eine Macht, und ihre Anwendung bewahrt vor Mißmuth und Langeweile. Gehe mit dem Gelde weiſe und ſparſam um, und lerne deſſen ſelbſt erwerben; verlaſſe dich nicht auf den dir jetzt groß erſcheinenden Beſitz, denn dieſe Quelle könnte leicht plötzlich verſiegen. Achte treue Freundſchaft hoch und hüte dich vor falſchen Freunden. Suche dein Glück, wenn du dir Erfahrungen geſammelt, nicht im glanzreichen Hofleben, nicht im Geräuſch der großen Städte und glaube mir, daß die Einſamkeit wunderköſtliche Stunden gewährt. Führt dein Geſchick dich auf eine kriegeriſche Laufbahn, ſo vereine mit Muth und Tapferkeit Milde und Menſchenfreundlichkeit; ſei hülfreich dem Unterdrückten, ſchütze verfolgte Unſchuld — ſei das Beſte, was du auf Erden werden kannſt — ein reiner, guter, edler Menſch!

Ein heiliges überwältigendes Gefühl, wie er gleiches noch nie empfunden, ging durch des Jünglings noch unentweihte Seele. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er ſank lautlos auf ſeine Kniee vor der wunderbaren alten Frau nieder, die ſo treu, ſo mütterlich, ſo feſt und ſtark auf ihn einſprach. Ihr nahete nicht leicht eine Rührung, ihre Seele war voll Kraft; dennoch fühlte ſie, daß in dieſer Stunde ein Theil ihres Herzens ſich von ihr losriß; ſie fühlte, wie ſie ihren Liebling geliebt, fühlte, was ſie ohne ihn entbehren werde, hätte ſo gerne alles Glück der Welt auf ihn gehäuft, hätte ihr Leben in dieſer Stunde laſſen wollen, wäre damit eine Bürgſchaft zu erkaufen geweſen für ſein Leben und für ſeine Zukunft.

Noch einmal legte ſie ſegnend ihre Hände auf das Haupt des vor ihr knieenden Enkels und ſprach bewegt: Gott mit dir, ſein heiliger Wille führe dich! Auch du wirſt durch die ſchmerzlichen Flammen der Läuterung gehen; o gehe rein aus ihnen hervor! Ehre Gottes Gebote und liebe die Menſchen. Sei mildthätig und barmherzig, und vergelte Kränkungen nur mit Wohlthaten, auf daß dereinſt in dem Kreiſe, in den du eingetreten biſt, dein Name im Segen fortdauere von Geſchlecht zu Geſchlecht! —

Stehe auf, mein Ludwig Carl — laß uns recht ruhig noch dieſe Weiheſtunde mit einander feiern, es iſt ja — o Gott — es iſt die letzte!

O nein — nein, meine theure, meine angebetete Großmutter! rief der Jüngling mit ſchwärmeriſchem Blick.

Widerſprich mir doch nicht, mein Kind, entgegnete die Großmutter mit dem alten gemüthvoll-traulichen Tone, den ſie meiſt beim Zuſammenſein mit dem Enkel angenommen. Nur in ſo weit haſt du recht, daß ich nicht eher an das Ueberirdiſche denken ſoll, bis ich dir das nächſtnaheliegende Irdiſche geordnet. Alſo höre meinen nächſten Lebensplan für dich. In dieſer Brieftaſche findeſt du Wechſel und baares Geld, die deinen Unterhalt mindeſtens auf ein halbes Jahr beſtreiten laſſen, für den Fall, daß die blutigen Ereigniſſe in Frankreich jetzt nicht zuließen, vom Pariſer Stadthaus Geld zu erheben, denn dieſes Haus iſt jetzt ein Tollhaus und ein Schlächterhaus geworden. Daher rathe ich, überhaupt jetzt noch nicht nach Paris zu gehen. Jedenfalls wirſt du mich durch Briefe meiner liebevollen Beſorgniß um dich, ſo oft es dir immer möglich iſt, entreißen.

Und welchen Namen ſoll ich führen, Großmutter? fragte der Jüngling mit einem eigenthümlichen Erbangen.

Dieſes mein Haus gibt dir einen Namen, — den die Welt achten muß, Graf Ludwig Carl von Varel! entgegnete die Reichsgräfin. Vielleicht — wird dereinſt noch ein anderer Name dir zu Theil. Einen Reiſepaß auf dieſen unſern Namen beſorgt Herr Windt in unſerer Hofkanzlei.

O Himmel, wie viel möchte ich dir noch ſagen — aber ein Gedanke drängt den anderen von hinnen, und das Wort ſcheiden jagt wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte alles Denken der Liebe aus ſeinem ſtillen Paradieſe. Doch — ſieh, wie vergeßlich das Alter iſt — faſt hätte ich dir unbehändigt gelaſſen, was ich eigens als ein Andenken dir zurückgelegt. Möge dieſes Buch und mögen dieſe Blätter dir werth und theuer bleiben, ich gedachte mich nie von ihnen zu trennen, aber mit in die Ewigkeit hinüber kann ich ſie ja doch nicht nehmen, ſo bewahre du ſie treulich auf. Dieſes Buch iſt das Tagebuch meiner Großmutter, Charlotte Aemilie; ſie ſchrieb es mit eigener Hand für ihren Sohn, meinen Vater, nieder, und meine in

Gott ruhende Frau Mutter, die geborene Landgräfin, bemerkte dies auf dem Titelblatt mit den Zügen ihres theuren Namens. Das Buch umfaßt ſechsundfünfzig Jahre, von der Vermählung bis zum Tode.

Und dieſe Blätter hier ſind Alles, was mir von meinen treugeführten reichhaltigen Tagebüchern übrig blieb, was bei der Beraubung, die ich erdulden mußte, nur der Zufall durch eine treue Hand rettete; lies bisweilen darin und denke meiner dabei in Liebe. Wie der Botaniker aus einem einzigen Blatt einen Baum oder eine Pflanzenart erkennt, der Anatom aus einem Knochen die Art des Thieres, dem der Knochen gehörte, ſo wird auch der Einblick in dieſe Blätter dir mich auf's Neue vor die Seele führen, wer und wie ich bin. Vieles wird dir anziehend ſein, mein Verhältniß zum franzöſiſchen, wie zum preußiſchen Königshauſe, meine Befreundung mit Voltaire; viele berühmte Namen findeſt du darin erwähnt, deren Träger mir mehr oder minder nahe traten in jenem nur kurzen Abſchnitt meines Lebens. Ich habe Viel erlebt und Unvergeßliches, vielleicht darf ich ſagen: der Verluſt meines Tagebuches iſt, wenn nicht ein Verluſt für die Welt, doch einer für meine Familie! Du haſt die letzten Blätter der alten, nicht mehr in die Zukunft, ſondern rückwärtsſchauenden Sibylle nun in Händen und biſt beſſer daran, wie jener Tarquinius Priſcus, dem die Sibylle Cumana Amalthea ihre Orakelbücher ſo theuer anbot — du haſt ſie umſonſt. Und nun, mein Liebling, nun noch ein Wort über deine Reiſen; du findeſt in der Brieftaſche Empfehlungskarten von meiner Hand an zahlreiche hochgeſtellte und einflußreiche Perſonen; deine Jugend und Offenheit, im Bunde mit einem beſcheidenen und ehrenhaften Benehmen wird dir überall Wege bahnen, dir Pforten und Herzen öffnen. Bewahre nur dein eigenes Herz, achte es als einen Schatz, wirf es nicht auf die Gaſſe. Siehe zunächſt, wie es dir in Holland gefällt, und was ſich dir vielleicht dort bietet; außerdem gehe nach Deutſchland, Dänemark, Rußland, die Welt iſt groß und überall des Herrn. Und in jedem Lande bleibe treu und bleibe deutſch geſinnt! Das iſt mein letztes Segenswort, dies mein: Mit Gott! — Nun gehe — ſage mir kein weiteres Lebewohl, denn mit meinem wohl leben iſt es längſt vorüber!

Noch einmal wollte der Enkel vor der Großmutter auf die Kniee ſinken, ſie fing ihn aber auf, preßte ihn an ſich, drückte einen Kuß mit ihren kalten Lippen auf ſeine Stirne, wandte ſich und ſchritt raſch in ein Nebenzimmer, aus dem ſie nicht wiederkehrte. Sie wollte keine Weichheit, ſie wollte keine Thräne zeigen, vielleicht war ihr auch der Quell der Thränen längſt verſiegt und vertrocknet, und es ſchmerzte ſie, die in ihrem bewegten Leben der Thränen ſo viele geweint, jetzt keine Thränen mehr zu haben.

Der junge Graf nahm, was ihm gegeben war und trug es aus dem Zimmer, damit Philipp die Schriften noch recht ſorglich verwahre. Auf dem Fenſtergang, der nach dem Hofe hinabſah, begegnete ihm Windt mit beſtürztem Geſicht.

Schlimm! ſchlimm! ſchlimm! rief dieſer aus. O daß Sie geſtern ſchon, und nicht heute erſt den gnädigen Erbherrn begrüßten — alles alles — alles ſtände anders. **Oleum et operam perdidi!** Da — junger Herr, ſchauen Sie hinab in den Schloßhof!

Ludwig folgte mit den Augen dieſer Aufforderung und gewahrte, daß ſo eben der Erbherr in ſeinen Reiſewagen ſtieg, der Kammerdiener ſich hinten aufſchwang, der Jäger Jacob auf dem Reitpferde des Grafen ſaß, und die drei Reitknechte und Stalldiener auf die übrigen Pferde ſich ſchwangen — wie die Herren Hofrath Brünings, Kammerrath Melchers und Secretär Wippermann tiefe Bücklinge vor dem Grafen machten, ein Theil der Hausdienerſchaft neugierig gaffend aus Thüren und Fenſtern zuſah, und wie der Gebieter ohne einen Blick nach dem Gebäude herauf zu werfen, auf und davon fuhr, von ſeiner ganzen mitgebrachten Dienerſchaft begleitet. — Als der Wagen entrollte, nahmen die Herren Beamten drunten aus Hofrath Brünings goldener Doſe jeder eine Prieſe. — **Adieu partie!** rief Windt droben mit komiſchem Zorn und ſchlecht verhehltem ernſtem Aerger. Der kommt ſobald nicht wieder! Habe mir die Finger faſt abgeſchrieben, bin krank und lahm geworden, habe in Doorwerth geſchmorcht und geſchmachtet, bin davon eine lebendige Satyre auf meinen eigenen Namen, nämlich dürr wie ein Windſpiel geworden, habe Himmel und Hölle beſchworen, den regierenden Herrn zu bewegen, zur Schließung gütlichen Vergleiches hierher zu kommen, habe mir endlich die Zunge faſt aus dem Halſe geredet, Ihre Excellenz zu annehmbaren Vergleichsbeſtimmungen zu bewegen, habe auf große Koſten Ihrer Excellenz und meiner Geſundheit die ſchändliche Reiſe gemacht von Arnhem erſt nach Amſterdam, dann wieder zurück nach Arnhem und über Deventer durch das reizende Over-Yſſel, von dem ſchon die alte gereimte Schulgeographie ſingt:

Over-Yſſel, viel Moraſt,
Macht das ganze Land verhaßt —

und noch dazu jetzt im März, nach dem geſchmolzenen Schnee — und durch die Grafſchaft Lingen — auch eine ſchöne Gegend — und über alle tauſend Teufelsneſter und Sumpfmoore, ſo groß, daß man in jedes ein paar kleine deutſche Fürſtenthümer verſenken könnte — und Alles nun für nichts und wieder nichts!

Aber, beſter Herr Windt, Sie ſind ja ganz außer ſich! entgegnete dem Odemſchöpfenden der erſtaunte junge Graf. Und an all' dieſem ſchweren Unheil ſoll ich die Schuld tragen? War der Erbherr nicht ſchon vor dem Auftritt mit mir in Harniſch gebracht? Ich frage nicht, durch wen? denn ich habe hier nichts mehr zu fragen, noch zu ſagen; doch wenn Sie mich ſchuldig glauben, lieber Herr Windt, ſo verzeihen Sie mir, denn ich bin eben im Begriff, mein Vergehen zu ſühnen — ich gehe auch fort.

Sie gehen auch fort? rief Windt ganz erſtaunt aus.

Heute noch, jetzt — in dieſer Stunde — und auf immer. Mit meinem Willen ſehe ich Varel nicht wieder. Haben Sie Dank, Herr Windt, für ſo manche mir erzeigte gütevolle Freundlichkeit, und leben Sie wohl, recht wohl, und bleiben Sie der Großmutter wie bisher der beſte, treueſte, redlichſte Diener.

Ludwig drückte dem alten Manne mit Wärme die Hand, und ſchritt von dannen, ohne die Gegenrede des vor Staunen faſt ſprachlos Gewordenen abzuwarten. In ſeinem Zimmer angelangt, empfing Ludwig aus Philipp's Hand einen Brief: er war vom Erbherrn. Ludwig ſteckte den Brief zu ſich und befahl zu ſatteln. Eine halbe Stunde ſpäter ſprengten er und Philipp durch das innere Thor aus dem Schloſſe, ſie ritten den Parkweg. Mit thränenumflorten Augen blickte Ludwig nach den Fenſtern der Großmutter hinauf, droben winkte wehend ein weißes Tuch den ſchmerzlichen Abſchiedsgruß.

4. Eine Lebensrettung.

Eine Zeitlang ritt Graf Ludwig in trüben Gedanken durch die frühlingsknoſpende Waldung im ſtummen Schweigen dahin. Er fühlte, daß ſeine erſte Jugendzeit mit jedem Schritt ſeines Roſſes weiter hinter ihn zurücktrete, wie ein ſchöner Traum, daß eine eigenthümliche Welt hinter ihm ſinke, in der er heimiſch und glücklich geweſen war, und mit dem heutigen Tage eine neue fremde Welt ſich ihm aufthue, die er noch nicht kannte und die keineswegs geneigt ſein werde, ihn mit Liebe zu umfangen und auf Roſen zu betten. Bald genug erinnerte ſchon der immer ſchlechtere Weg durch das Gehölz an den rauhen Boden der Wirklichkeit, und ſtörte gewaltſam die Erinnerungen an das entſchwundene Jugendglück. Es galt, dem Schritt der Pferde mit Aufmerkſamkeit zu folgen und ſie ſo zu lenken, daß ſie nicht allzutief in die zahlloſen Moraſtſtellen traten. Hie und da lagen noch von Buſchwerk geſchützte und gehäufte Schneemaſſen, die weder Sonne noch Regen bisher zu überwältigen vermochten, und ſo waren Herr und Diener herzlich froh, als nach einem langſamen und beſchwerlichen Ritt der Waldweg ein Ende nahm und ein Gehöft erreicht wurde, das aus nur wenigen Häuſern beſtand und den Namen Clus führte; es ſaß ein gräflicher Zinsbauer dort und hielt eine kleine Schankwirthſchaft.

Dort ſtieg der junge Graf mit Philipp ab, damit der Knecht des Bauern die Füße der Pferde ein wenig waſche und reinige. Ludwig erging ſich in ſeinen Gedanken, die auf's Neue brütend und trübe wurden, in der Nähe des Gehöfts, während Philipp dem Knechte behülflich war und mit dieſem und dem Bauer ſchwatzte, und da war ringsum nichts, was aufheiternd auf des Jünglings Seele zu wirken vermocht hätte. Selbſt der klare blaue Morgenhimmel hatte getäuſcht, den zahlloſen Mooren des Landes waren ſo viele und ſtarke Nebel entdampft, daß ſie emporziehend den Himmel wieder völlig verdüſtert hatten. So hemmten ſie zwar die Ausſicht und Fernſicht nicht ganz, aber welche Ausſicht und welche Fernſicht ließen ſie frei! Oede, farbloſe Haideſtrecken, ſo weit das Auge reichte, und weit reichte es nicht, denn die völlige Fläche der Gegend gönnte keinen ausgedehnten Blick. Der Freund ſchöner, romantiſcher Gegenden darf nicht in dieſe ſumpfigen Oeden wallen; hier in dieſen Nordſeeküſtenländern erhebt nur eins die Seele, das iſt das Meer, das gewaltige Meer! Zur Rechten ſtreifte der Blick am Vareler Buſch, der hier endete, oſtwärts bis Seggehorn und Jürgengrave hinab, Oertchen, die der Wald verdeckte. Dort am Nordrande des beſchränkten Rundes der Ausſicht grenzten der Kirchthurm von Bockhorn und die Windmühle dieſes Ortes jene ab. Weſtwärts das weitgedehnte Marſchland des Amtes Neuenburg — dort ein einſames Gehöft — es heißt Grabhorn — dort wieder eins — es heißt Grabſtätte — und ganz nahe dem Hofe Clus, im Weſten, da erhob ſich auf einem niedrigen Hügel jener Ort, den am geſtrigen Abend die alte Reichsgräfin in ihrem Zorne genannt: der Vareler Rabenſtein, und zeichnete ſeine düſtern Formen wie eine dunkle Geſpenſterwarte auf die graue Nebelwand, die dahinter ſtand und nach dieſer Richtung hin den Fernblick völlig abſchnitt. Das war eine Umgebung, ganz geeignet, Gedanken düſterer Melancholie zu wecken und zu nähren.

Jetzt gedachte Ludwig des empfangenen Briefes, er zog denſelben hervor, und ſtärker klopfte ſein Herz — was konnte der Brief enthalten? Jedenfalls eine Ausforderung zum Kampfe auf Tod und Leben — nach dem was vorgefallen war, gab es keinen andern Weg der Sühne für beiderſeitige unausſprechliche Beleidigung. Folgendes ſchrieb der Erbherr:

„Der geſtrige Vorgang trennt uns beide für dieſes Leben, keiner von uns darf und wird den andern mehr kennen. Verzeihen können wir einander die gegenſeitigen, in maßloſer Uebereilung ausgeſtoßenen Beleidigungen, aber vergeſſen können wir ſie nicht. Ein Zweikampf wäre zwecklos und widerſinnig, er wäre allzuungleich. Das Leben meines Gegners iſt ein noch unbeſchriebenes Blatt, es beginnt erſt — warum ſollte ich es zu vernichten trachten? Ich bin nicht mordluſtig. Mein Leben aber gehört nicht mir allein, es gehört meiner Familie, es gehört noch höheren Zwecken, denen ich diene und treu dienen werde, es gehört meinem Vaterlande. Eines nur will ich ausſprechen, und das allein iſt der Zweck, weshalb ich überhaupt noch einmal das ſchriftliche Wort ergreiſe. Die alte Frau — in ihrer ſtets ungerechten und unbeugſamen Härte, in ihrem unermeßlichen Stolze auf ihre Familie und ihre Abkunft — hat auf das Empfindlichſte die Ehre der Familie angegriffen, der ſie ſich doch ohne Zwang verbunden hat. Wenn nun in meinem Gegner, wie ſie zu ſagen beliebte, wie in mir, das Blut jenes Ahnherrn, den ſie nannte, fließt, ſo wird derſelbe nicht wollen und wünſchen, daß ſeine deutſche Abkunft wegwerfend behandelt und der franzöſiſchen untergeordnet werde. Auch wir haben Familienehre, auch wir haben einen Namen von hellem Klang und guter Geltung, wenn wir auch nicht voll aragoniſcher Arroganz mit Königskronen und Sternenmänteln halbmythiſcher Perſonen prahlen. Nicht ererbter Glanz und hohe Namen eines wälſchen Geſchlechtes, das auch in den Schoos ſeiner Verwandtſchaft eine Lucretia Borgia aufnahm, ſondern Thaten, Thaten des Muthes, der Aufopferung und der Treue, haben unſern Vorfahren die Wege zu Ruhm und Ehre gebahnt. Jener berühmte William ſchwang ſich durch ſeine Treue und Einſicht von einem Leibpagen empor zum Baron von Cirencheſter, Viscount von Woodſtock, zum Grafen — zum Herzog von Portland, zum Pair von England. Er war es, der Wilhelm den Dritten, Prinzen von Oranien, auf den Königsthron Großbritanniens hob, er war es, der den weltgeſchichtlichen Frieden zu Ryswik vermittelte und zu Stande brachte, und den von langjährigen Kriegen erſchöpften Ländern die Ruhe wieder gab. Das wiegt ſchwerer als das verdienſtloſe Glück, in weiblicher Linie von einem vertriebenen Titularkönige von Neapel abzuſtammen, dem Frankreich das Gnadenbrod bis zu ſeinem ruhmloſen Tode gab. Meine Vettern in England bekleiden hohe Aemter zu Lande und bei der Marine, ſie ſind Lords und Ritter des Hoſenbandordens, die Töchter des Hauſes vermählten ſich in die angeſehenſten engliſchen Familien, eine mit einem Grafen von Eſſex, eine andere mit Wilhelm, Lord Byron, u. ſ. w. Mein Großvater war Präſident des Rathes der Staaten von Holland und Weſtfriesland, ein Herr zu Rhoon und Pentrecht, welche Herrſchaften in Holland noch heute mir und niemand ſonſt, als meiner Familie gehören. Der Zwiſt, in deſſen Folge die Großmutter ſich von dem Großvater trennte, entſprang über die von ihrer Familie allerdings herrührenden deutſchen Güter, und die ſo oft von der Erſteren im Munde geführte Beraubung iſt nichts, als die vom Reichshofrath in Anſpruch genommene Hülfe Dänemarks zum Behuf der Wiedereinſetzung meines Vaters in ſeine wohlerworbenen Rechte. Daß Streitigkeiten zwiſchen der engliſchen Linie des Hauſes und der niederländiſchen entſtanden, hervorgerufen durch die verſchiedenartigſten und ungeheuer verwickelten Rechtsanſprüche an die ſo zerſtreut und fern von einander liegenden Beſitzungen, iſt genugſam bekannt, doch auch erwieſen, daß ſie in Güte und für ewige Zeiten feierlich vertragen wurden, und nur die Goßmutter iſt es, die unaufhörlich ihre an das Fabelhafte grenzenden Anſprüche immer auf's Neue erhebt, und wiederum auf neue ſinnt, wenn man ſich irgend geneigt zeigt, in einem und dem andern Punkte nachzugeben. Es iſt vorauszuſehen, daß nur ihr Tod dieſen verwickelten Knoten löſen wird.

Mein Gemüth kennt keinen Haß, keine Rache, auch keinen Neid — nie habe ich geſucht, in ein Familiengeheimniß einzudringen und den Schlüſſel einer dunkeln Abkunſt zu finden, nie darnach gefragt, mit welchem Recht oder mit welchem Unrecht ein junger Menſch gleichſam als Sohn des Hauſes im Hauſe und als der Großmutter bevorzugter Liebling auferzogen wurde, wenn auch oft durch Andere die Frage darnach an mich gethan ward. Gefällt es der Großmutter, die ſo gern verhüllt und verheimlicht, den Schleier zu heben, und finden ſich dann Rechte an das Familiengut, ſo werde ich ſie gewiß nicht antaſten; finden ſich aber keine rechtsbegründeten Anſprüche, und werden deren dennoch erhoben, ſo weiß ich, was ich mir und dem Namen, wie der makelloſen Ehre meiner Familie ſchuldig bin. Damit wünſche ich dem Herrn Prätendenten Glück auf den Weg, und zeichne

Wilhelm Guſtav Friedrich,
des heiligen römiſchen Reiches Graf und regierender Souverain
von In- und Kniphauſen ꝛc.“

Schloß Varel, am 20. März 1794.

Mit eigenthümlichen Gefühlen las Ludwig dieſen Brief. Der Anfang hatte ihn verſöhnt, der Schluß verletzte ihn wieder, das heiße Jugendblut kochte in ihm auf, und Glut trat auf ſeine Wangen.

So gibt er mir den Laufpaß, der mächtige „Souverain“, der Souverain über ein Paar Quadratmeilen Landes; und ſieht mit Hohn auf mich, den nicht ebenbürtigen, ungeſetzlichen Sprößling und Eindringling, herab! O Großmutter, Großmutter! Ich ſag' es noch einmal: wärſt du doch geſtern Abend nicht dazwiſchen getreten! Was ſoll mir das Leben mit einem mir geliehenen Namen, von dem ich nicht weiß, habe ich das Recht, ihn zu führen oder nicht? Ein Menſch ohne Namen iſt wie ein Menſch ohne Schatten, beides iſt ein Ding der Unmöglichkeit. Wie ſprach die Großmutter? „Du mußt das Dunkel deiner Geburt mit dir nehmen als deinen Schatten!“ — Alſo ein Schatten iſt meine ganze Habe, mein Erbtheil — mein Alles — mein Name iſt ein Darlehn — auch nur ein Schatten, meine Geburt — meine Abſtammung, meine Herkunſt — alles Dunkel und Schatten — ſo bin ich denn ein Dunkelgraf — Hahaha! Es iſt gleich ſehr lächerlich, wie zum Verzweifeln!

Es war gut, daß Philipp die gereinigten Pferde vorführte und dadurch den trüben Gang der Gedanken des Jünglings unterbrach, den das Schmerzgefühl, ſich namen- und heimathlos in die ihm fremde Welt hinaus geſtoßen zu ſehen, zu übermannen drohte. Sein Jugendleben war ſo ſchön und ſo ſorgenlos, ſo freudenvoll und ſo glücklich dahin gefloſſen, wie ein heller freudiger Murmelbach muntern Laufes durch blumenvolle hellbeſonnte Bergmatten rollt, und in Sprüngen über glattes Geſtein und glänzende Kieſel hüpft. Treffliche Lehrer hatten ihn gut unterrichtet; ohne auf die Bahn eines Gelehrten geführt werden zu ſollen, hatte man ihm doch eine Grundlage von der Kenntniß der alten Sprachen beigebracht, aber Ludwig ſprach und ſchrieb auch gleich geläufig deutſch und holländiſch, engliſch und franzöſiſch. An den ritterlichen Uebungen des Reitens, Fahrens, Fechtens, Eislaufens, wie an den Künſten des Weidwerkes im Wald, auf Feld, auf Fluß und im Meere, war kein Unterricht geſpart worden. Der junge, körperlich zart, aber doch kräftig entwickelte Mann vermochte das wildeſte Roß zu bändigen, ein Boot durch ſtürmiſch empörte Wellen glücklich zu rudern, und hatte ſtets Gefallen an ſolchen Uebungen der Kraft und Gewandtheit gefunden. —

Wohin denn reiten der junge gnädige Herr? mit dieſer Frage riß Philipp den Sinnenden aus ſeinem grübelnden und brütenden Nachenken, und dieſe Frage war eine äußerſt wichtige, denn es gab nur wei Wege, einer, der nach Norden zu den Städten und Orten und Inſeln der Nordſeeküſte führte, und ein zweiter, der in gerade entgegengeſetzter Richtung nach dem Herzen des Herzogthums Oldenburg und nach deſſen Hauptſtadt leitete; doch trat dem neuen Herkules am Scheidewege beim Clushof weder eine Geſtalt der Tugend, noch eine des Laſters nahe, ſondern nur die Geſtalt des Bauers und ſeines Knechtes, die nach einem Trinkgeld für ihre Bemühung lungernd die groben ſchmutzigen und arbeitgewohnten Hände aufhielten.

Wohin wir reiten, Philipp? fuhr Ludwig aus ſeinen träumeriſchen und ſelbſtquäleriſchen Gedanken auf, indem er die Anſprüche des Bauers und des Knechtes zu befriedigen Anſtalt traf; denn wahrlich, er hatte an dieſe Frage ſelbſt noch nicht gedacht, er hatte keine Abſicht, keinen Plan, keinen Zweck, nie wurde mehr ein Ritt ins Blaue hinein, was in das Frieſiſche überſetzt: ins Nebelgraue hinein lautet, angetreten, und ſo ſah ſich Graf Ludwig wider Verhoffen und faſt willenlos zu einem fahrenden Ritter und Abenteurer durch des Schickſals Willen geſtempelt. Er überdachte einige Augenblicke die an ihn geſtellte Frage und erwog deren Schwere. „Nach den Niederlanden!“ Dies ſetzte ſich in ihm als Hauptgedanke feſt, aber welchen Weg dahin einſchlagen? Den endlos langen, einförmigen über Oldenburg, Quaakenbrück und Lingen, oder den an der friſchen Nordſee, durch Friesland, wo täglich, ja ſtündlich ſich Gelegenheit bot, zu Schiffe zu gehen und die Welt zu durchfahren? Nordwärts lichtete ſich der Himmel und die Ferne, und die Bokhorner Mühle ließ ihre gewaltigen Flügel, ein Spiel des Windes, raſch umdrehen; ſüdwärts ſchleierte die ſtehende Nebelwand alles ein, und ſo kam es, daß Ludwig, zumal ihm zu rechter Zeit die abſchreckende Schilderung einfiel, welche ihm vor wenigen Stunden noch der Haushofmeiſter ſeiner Großmutter, Herr Windt, von ſeinem Wege gemacht, raſchen Entſchluſſes auf ſeine Iſabelle ſich ſchwang und dem Diener, der ein Gleiches auf ſeinen Braunen gethan, gegen Bockhorn zu auf der ſandigen Haideſtraße voran ſprengte, bis es nöthig wurde, die Thiere wieder im gemachſamen Schritt gehen zu laſſen. Der Weg war beſſer, und führte in ſchnurgerader Linie nach und durch Bockhorn, von da am Blauhand Grod und an cultivirtem und nicht cultivirtem Geeſtland vorüber, bis faſt nahe zu den Deichdämmen des Jahdebuſens, in die Herrlichkeit (ſoviel als Herrſchaft) Gödens hinein und hindurch und endlich in die Herrlichkeit Kniphauſen.

Schon erhob ſich vor den Blicken des Reiters das ſtattliche alterthümliche und feſte Herrenſchloß. Ludwig dachte nicht daran, auf daſſelbe, das Beſitzthum des Mannes zuzureiten, der ſein einziger, aber auch zugleich ſein bitterſter Feind war, ſondern wollte daſſelbe rechts liegen laſſen, mit ſeinem Diener noch bis Jever reiten, und dort Nachtraſt halten. Ludwig kannte jenes Schloß; die Großmutter hatte mit ihm auch dort bisweilen gewohnt, da der Vetter meiſt ſich in den Niederlanden aufhielt, es war groß und reich ausgeſtattet. Die Gedanken des jungen Grafen konnten ſich, ſo lange er in dem Bereiche der Beſitzungen der Familie ſich befand, in der er ſich ſelbſt von den erſten Jugenderinnerungen an gefunden und heimiſch gefühlt, von dieſer nicht losreißen. Er dachte beim Anblick des Schloſſes auch an den jüngern Vetter, den Grafen Johann Carl, der ſein Vaterland verlaſſen hatte, um in England Kriegsdienſte zu nehmen. Dieſer hatte ſich mit dem älteren Bruder nie recht vertragen. Ebenſo war der Oheim, der zweite Sohn der Großmutter, in engliſchen Seedienſt gegangen, hatte ſich dort vermählt und eine jüngere Linie begründet. Dieſen hatte Ludwig nicht gekannt; er war vor des Letzteren Geburt bereits im Jahre 1775 verſtorben. —

Als am Morgen dieſes Tages der Erbherr mißmuthig und ſchweigſam aus dem Schloſſe Varel fuhr, war es ſeine Abſicht, nur bis zum Strande zu fahren, und ſich auf ſeiner Jacht einzuſchiffen, ſeine Dienerſchaft aber, bis auf die nöthigſte, wieder zurückzuſenden. Mit aufgeregtem und grollendem Gemüth, und weit mehr von Haß und Aerger gegen die Großmutter, als gegen den ihm im Wege ſtehenden Verwandten erfüllt, ſehnte er ſich wieder auf das Meer, deſſen ſtürmiſch bewegte Wellen zu dem unruhevollen Wogen ſeines Gemüthes paßten. Er wollte dann in raſcher Fahrt aus dem Jahdebuſen ſteuern und längs der Inſelkette der Nordſeeküſte, von Wangeroge bis Norderney und Ameland ſegeln, dann durch die Watten in die Zuyder-See einlaufen und Amſterdam gewinnen, wo jetzt der Schauplatz ſeiner politiſchen Thätigkeit war. Vor der Einſchiffung aber wollte der Graf einen Weg, den ſeine Vorfahren um die Mitte des Jahrhunderts angelegt hatten, der in Abfall gekommen und durch ihn erneut worden war, beſichtigen und mit eigenen Augen ſchauen, da er ſich einmal im Lande befand, in welcher Weiſe ſeine Aufträge vollzogen worden ſeien. Dieſer neue Weg führte über das Gehöft Buppel zu einem zweiten, welches vorzugsweiſe den Namen: „beim neuen Wege“ führte, überſprang dort das kleine Flüßchen Wapel und führte über Heupult nach Jahde, deſſen 1523 erbaute Kirche ſtattlich in Mitten der Häuſer des bedeutenden Dorfes ſtand, welche ſich wie ein großer Zug wilder Gänſe, oder in Form des Geſtirns der Hyaden unabſehbar erſtreckten. Mitten hindurch rann das Flüßchen Jahde und ringsum wurde außer den Häuſern und wenigen vereinzelten Bäumen nichts erblickt, als Dämme und Deiche, die Zeugen des ewigen Kampfes der die Ufer bewohnenden Menſchen mit dem gewaltigen Element des Waſſers, das fort und fort wühlend, ſteigend und fallend, fluthend und ebbend, mit jedem Wellenſchlage der Fluth wiederholend und drohend anpocht, und verheißt, ſeine Drohungen wahr zu machen, die es ſchon oft und zum ſtarren Entſetzen ganzer, großer, weiter und blühender Landſtrecken wahr gemacht hat.

Graf Wilhelm Guſtav Friedrich fand den neuen Weg vortrefflich und beſſer als die Wege außerhalb ſeiner Herrlichkeit, und fuhr nun in etwas erheiterterer Stimmung über die Vareler Groden nach dem großen und hohen Deichdamm, der in unermeßlicher Zickzackausdehnung den Jahdebuſen und ſeine Geeſten umfängt. Als das Deichthor geöffnet war, rollte der Reiſewagen raſch über die harte Kiesfläche des unfruchtbaren grobkörnigen Meerſandes, dem Jahder und Wapler Siel vorüber und dem Vareler Siel zu, wo die „ſchöne Suſanna“, ſo hieß die Jacht des Grafen, vor Anker lag. Des Grafen ſcharfer Blick fand ſie bald unter den andern in der Bucht geankerten Fahrzeugen heraus, aber dieſer Blick verfinſterte ſich, als er mit kundigem Auge entdeckte, daß das Schiff nicht ſegelfertig ſei, und er entſann ſich jetzt mit Verdruß, daß er vergeſſen hatte, dazu Befehl zu geben, vielmehr wußten der Steuermann und die wenigen Matroſen, die der Dienſt des kleinen Schiffes erforderte, nicht anders, als der Gebieter werde mehrere Tage am Lande bleiben, daher auch ſie ſich an demſelben nach ihrer Art von der widrigen Seereiſe zu erholen trachteten. Noch mehr aber ſtieg der Unwille des Grafen, als er am Hafenplatze den Zimmermann ſeines Schiffes mit einigen am Lande geholten Arbeitern antraf, der eben nach der Jacht ſich zu begeben im Begriff war, und meldete, das Schiff habe eine Beſchädigung erlitten, zu deren völliger Ausbeſſerung mehr als die Zeit eines Tages erforderlich ſei, eher könne die ſchöne Suſanne ohne große Gefahr nicht wieder in die See gehen. Da half weder Zürnen noch Schelten, an welchem der Erbherr, ohnedies in der übelſten Stimmung, es nicht fehlen ließ; er mußte ſich in das Unvermeidliche fügen, und da er mit ſeiner Dienerſchaft und den Pferden nicht am Strande verweilen konnte, ſo blieb ihm nur die Wahl, entweder nach Varel zurückzukehren, oder nach einem andern in der Nähe gelegenen bedeutenderen und für ihn angemeſſeneren Orte zu fahren.

Zur Rückkehr konnte ſich der Graf unmöglich entſchließen, denn ſein ſchneller Weggang ſollte für die Großmutter eine Strafe ſein — er faßte daher raſch ſeinen Entſchluß, befahl, daß die Jacht ſogleich nach ihrer Wiederherſtellung in fahrbaren Stand durch den Buſen hinab, an der Ecke von Heppens vorbei, in die Jahde-Strömung einfahren und am Ruſtinger Siel anlegen ſollte. Als dieſer Befehl gegeben war, fuhr der Graf längs des ſich endlos vor ihm ausdehnenden, vielfach gewinkelten Deichs (Dammes) bis hinunter zur Dan-Geeſt, ließ das Salze-Brak rechts, fuhr am Ellenſer Grod hin, und verließ erſt drunten beim Marien Siel den Deichwall, um aus dem Gebiete des umfangreichen Jahdebuſens weiter nordwärts zu eilen. Es verging eine gute Anzahl Stunden, durch mancherlei Aufenthalt und der Wege Unfahrbarkeit, bevor der Graf das Oertchen Accum erreichte. —

Graf Ludwig nebſt ſeinem Diener Philipp ließen ihre Roſſe gemachſamen Schritt gehen, als ſie von weitem eine Kutſche, die mit vier Apfelſchimmeln beſpannt war, auf ſich zukommen ſahen, und plötzlich rief Philipp aus: Sind die toll, oder was iſt das? — und Ludwig gewahrte jetzt auch, daß die Pferde in den raſendſten Sätzen galoppirten, daß der Wagen gar nicht mehr auf der Fahrſtraße war, daß er ſchwankend und wankend wie eine Feder emporhüpfte, wenn es über einen durch das Marſchland gezogenen ſchmalen Waſſergraben ging, jeden Augenblick umzuſtürzen drohte, daß der Kutſcher wie ein Wüthender an den Strängen zog und zerrte, und bereits den Hut verloren hatte, und daß für Menſchen und Thiere die augenſcheinlichſte Todesgefahr vorhanden war. Das iſt ein Unglück! die Pferde gehen durch! — Dies rufend und ſein Pferd in Galopp ſetzend, dem Wagen entgegen, war von Seiten Graf Ludwig's das Werk eines Augenblicks, Philipp folgte nicht minder raſch dem Beiſpiele ſeines Gebieters. Wenn jener Wagen nur noch eine Minute lang in dieſer Weiſe fuhr, ſo ſtürzte Schiff und Geſchirr und alles in das zwar ſchmale, aber tiefe Flüßchen, die Made, die von Dickhuſen her den Weg kreuzte. Mit einem furchtbaren Satze flog die kräftige Iſabelle über das Bette des Flüßchens, und Philipp's Brauner wollte ſich nicht an Bravheit von jener übertreffen laſſen. Auf Tod und Leben jagte der Graf den durchgehenden Pferden entgegen, Philipp ſah mit einem Blick voll Schreck, welcher Gefahr derſelbe ſich ſelbſt tollkühn ausſetzte, ſtach ſeinem Roſſe die Sporen noch einmal in die Seite und überholte die Iſabella, um mit kühner Todesverachtung den erſten Anprall ſelbſt zu empfangen.

Wenige Secunden ſpäter, und in einen furchtbaren entſetzlichen Knäuel verwickelt wälzten ſich Roſſe und Mann am Boden, Philipp hatte ſein Pferd gerade auf die entgegenſtürmenden über und über mit Schaum bedeckten wilden Pferde losgetrieben, der Graf folgte alsbald und hatte Noth, nicht auch zu ſtürzen. Die vordern Pferde lagen, die hintern ſtanden zitternd und bebend und heftig ſchnaubend, immer noch verſuchend, ſich zu bäumen, und an den innern Seiten war beiden die Haut furchtbar blutig und zerriſſen. Philipp arbeitete ſich unter den Pferden hervor, wie durch ein Wunder war er unverletzt, der Kutſcher ſprang, von unerhörter Anſtrengung ſchweißtriefend und an allen Gliedern zitternd, vom Bock, und ſuchte ſeinen Pferden aufzuhelfen; der Wagen, ein ſtarker, feſter Bau, ſonſt wäre er auf dieſem Wege zertrümmert, ſtand — von fern her liefen einige Menſchen herbei, der Jäger und der Jokei, welche bei den heftigen Stößen von ihrem Sitz im hintern Halbtheil des Wagens herabgeſchleudert worden waren. Der Graf ritt raſch zum Schlage, — da lag ein marmorbleiches ſchönes Frauenbild, wie eine geknickte Lilie in regungsloſer tiefer Ohnmacht, und ein zartes Kind, ein Mädchen zwiſchen drei und vier Jahren, umklammerte mit ſeinen Händchen die Kniee der Mutter und barg ſein blondes Lockenköpfchen in deren Schoos, ebenfalls ohne ſich zu regen; der Mutter Arme und Hände waren um das Kind angſtvoll geſchlungen. Raſch ſchwang ſich der Graf vom Roß, riß den Schlag auf und hob das Kind heraus.

Onkel Ludwig! Wir todt! ſprach das Kind. Mutter hat ſagt: Mariechen — wir todt!

O Himmel, die Gräfin! ſeufzte Ludwig erſchüttert und ſprach zu dem Kinde, einen flüchtigen Kuß auf deſſen Stirn hauchend: Nicht todt, nicht ſterben, kleine Marie, nicht ſterben, nicht todt ſein!

Doch — Mutter — ſterben, Onkel Ludwig! ſtammelte das Kind und weinte. Das wolle Gott nicht; die gnädige Gräfin iſt nur ohnmächtig! Mit Hülfe der herbeigeeilten Dienerſchaft und des Waſſers der Made geſchah alles Nöthige, die ohnmächtige Gräfin in das Leben zurückzurufen; es fand ſich im Wagen ein Fläſchchen mit kölniſchem Waſſer. Decken wurden auf den neu hervorſproſſenden Raſenteppich gebreitet, die Gräfin wurde ſanft und vorſichtig aus dem Wagen gehoben, durch Kiſſen, die ſich vorfanden, ihr Haupt geſtützt, und ſo lag ſie ſanft und warm und weich, und Graf Ludwig kniete neben ihr und rieb ihr mit der von gewürzreichen Oelen geſättigten geiſtigen Flüſſigkeit, die ſo falſch kölniſches Waſſer heißt, und kölniſcher Weingeiſt heißen ſollte, die Schläfe.

Die Gemahlin des Erbherrn von In- und Kniphauſen, Ottoline Friederike Louiſe, geborene Gräfin von Lynden-Reede, Tochter des holländiſchen Geſandten am königlichen Hofe zu Berlin, ſchlug die Augen auf, und hauchte nach einigen Secunden: Marie! Meine Marie!

Da bin, Mama! rief das Kind.

O Gott, o Gott, Dank! ſeufzte die Mutter, und richtete ſich empor. Verwundert fiel ihr Blick auf die veränderte Umgebung, auf den um ſie bemühten ihr wohlbekannten jungen Mann, auf ihr ſich zärtlich an ſie anſchmiegendes Töchterchen, auf die verwirrte und beſtürzte Dienerſchaft — doch kehrte ihr ſchnell Erinnerung und beſonnene Faſſung zurück. Dort ſtand der Wagen, dort ſchnaubten noch die wieder aufgerichteten Pferde ſtark und heftig, und jetzt ſprach Ludwig: Gnädige Frau Gräfin, das war eine entſetzliche Gefahr! Dem Himmel ſei Dank, der mich durch wunderbaren Zufall auf dieſen Weg führte!

Sie ſind es, Vetter! erwiederte die junge Reichsgräfin, und verſuchte ſich zu erheben, wobei ſie aber ſeiner Unterſtützung bedurfte, und mit einem ſchmachtenden Blick aus ihren ſchönen blauen Augen ihn lehnend, blieb ſie ſanft an ihn gelehnt, der ihr eine ſtarke Stütze war, und ſuchte ihre dahin geſchwundene Kraft mit leiſem Erathmen zu ſammeln.

Da nahte dieſem Paare der Kutſcher und ſtürzte in die Kniee vor den beiden Gebietern: Gnädigſte Frau Gräfin, gnädigſter junger Herr, üben Sie Barmherzigkeit und verzeihen Sie mir! Unverſehens ſtieß die Wagendeichſel beim Ausfahren aus dem Schloſſe an einen Prallſtein, ohne daß ihr Bruch erfolgte, ſonſt würde ich denſelben gewahrt haben; ich fuhr daher ohne irgend eine Sorge weiter; plötzlich während der Spazierfahrt brach das vordere Holz der Deichſel splitternd ab, und das hintere Theil verwundete nun ebenſo plötzlich mit ſeiner ſcharfen Spitze die Pferde fort und fort, die dadurch wüthend wurden und durchgingen, und auf die andern Pferde einhieben, daß auch dieſe wie toll mit von dannen rannten. Wenn der junge gnädige Herr nicht im einzig möglichen Augenblick der Rettung dazukam, ſo wären wir vielleicht jetzt alle todt, denn die Pferde hätten ſich ſammt dem Wagen in die tiefe Made geſtürzt, auf die ſie unaufhaltſam zuliefen. Ich bin unſchuldig, das kann ich bei Gott beſchwören! — Todt! todt! rief ſchaudernd die junge, ſchöne, im vollen Leben reizend blühende Gräfin aus. Todt — ich und meine kleine Marie! — Stehe auf, Klas — mir ſchaudert. Ich will dir glauben! — Nicht todt, Mama! rief das Kind zu ihr hinauf und langte mit ſeinen Händchen nach der Hand der Mutter.

Und Sie mein Retter! der Retter meines Lebens, und meines theuren Kindes! rief die Gräfin zu dem ritterlichen Jüngling, der mit mannigfach einander widerſtreitenden Gefühlen vor ihr ſtand.

Zurück nach dem Schloſſe! Sie kommen mit, Couſin! ſprach Ottoline. Sie hatten uns wohl ohnehin und ohne Zweifel Ihren Beſuch zugedacht?

Ich danke, gnädige Gräfin, erwiederte Ludwig verwirrt. Ich war nicht auf dem Wege nach Schloß Kniphauſen, ich wollte — zur Seeküſte. Ein glücklicher Zufall führte mich Ihnen zur günſtigen Stunde entgegen, und ich danke dieſem — aber —

Aber? Mein junger Couſin? wiederholte die Gräfin. Wollen Sie Ihren Ritterdienſt nur halb thun? Soll ich hier harren, bis vom Schloſſe ein anderer Wagen geholt iſt? Sehen Sie nicht, daß der Abend naht, und wie ich angegriffen bin? Oder ſoll ich bis zum Schloſſe mit dem Kinde gehen? Denn fahren kann ich doch nicht ohne Deichſel und mit dieſen Pferden — und wir ſind über eine Viertelſtunde von Kniphauſen entfernt. Das hilft Ihnen nun nichts, mein lieber Lebensretter. Ich beſteige das Pferd Ihres Dieners, nehme mein Kind vor mich, Sie begleiten mich und Ihr Diener folgt mit meinen Leuten, Pferden und dem Wagen uns nach. Wiſſen Sie einen beſſern Rath?

Dann bitte ich nur unterthänig, meine Iſabelle, die ſanft geht, zu beſteigen, und mir die holde Laſt der kleinen Marie anzuvertrauen, antwortete Graf Ludwig, einſehend, daß er nicht anders könne, als die Gemahlin ſeines bittern Feindes zu geleiten, es möge daraus folgen, was da wolle.

Auf dem in angedeuteter Weiſe erfolgenden Rückwege nach dem Schloſſe, das in heller Beleuchtung der Frühlingsſonne erglänzte und deſſen hohe zahlreiche Spiegelfenſter dieſen Glanz weithin über die flache Gegend zurückſtrahlten, ſprach die Gräfin zu dem neben ihr reitenden hülfreichen Beſchützer, der ihr munter und freudvoll jauchzendes Kind ſorglich vor ſich hielt: Daß mein Mann in Varel iſt, wiſſen Sie ohne Zweifel. Er eilte eigens von Amſterdam dorthin, um mit ſeiner alten Großmutter wieder einige der ewigen Familienſtreitigkeiten zu ſchlichten, und einen Vergleich abzuſchließen, und hat mir geſchrieben, daß er nach drei bis vier Tagen hoffe, auf unſerm Schloſſe bei mir hier eintreffen zu können. Er werde, wenn er könne, ſeine Jacht im Ruſtringer Siel beilegen, dahin wir nur eine gute Wegſtunde haben, einen oder zwei Tage hier verweilen, und dann die Rückfahrt zur See nach Amſterdam antreten. Ohne Zweifel kommen Sie doch von Varel, Couſin — was wiſſen Sie von meinem lieben Mann?

Welche Pein dieſe unbefangenen Fragen der im höchſten Grade liebenswürdigen Frau dem jungen neben ihr reitenden Mann verurſachten, läßt ſich nicht ſchildern. Er erwiederte, indem wechſelnde Gluth und Bläſſe ſein Geſicht überflog: Gnädige Gräfin — allerdings komme ich von Varel, aber um nie wieder dorthin zurückzukehren — und der mich von dort wegtreibt, iſt — Ihr Gemahl!

Wilhelm? Mein Mann? fragte die Gräfin mit großem Blick.

Ein unſeliger Auftritt zwiſchen uns beiden trennt uns für immer — das kam wie ein Blitz — ein unbedachtes Wort von mir, das bei meiner Ehre! nicht verletzen ſollte, reizte ihn zu maßloſer Heftigkeit — auch in mir flammte nun Zorn auf — es fiel hartes Wort um hartes Wort, und ich — gehe — denn ich habe in Varel nichts mehr zu ſuchen. Auch Ihr Herr Gemahl, gnädige Frau Gräfin, verließ noch vor mir Schloß Varel — wahrſcheinlich um zurückzureiſen, denn auch mit der Großmutter, die zwiſchen uns trat, nicht verſöhnend, ſondern heftig und zürnend, ſcheint er alles Angebahnte abbrechen zu wollen. Jedenfalls hat der Graf ſich auf ſeine Jacht begeben, doch weiß ich dies nicht gewiß, da ich den Weg über Bockhorn einſchlug. Aus dieſem allen erſehen Sie, gnädige Frau Gräfin, daß ich ganz unmöglich Ihr Schloß betreten kann und darf, das Haus eines Mannes, der mich haßt und mich, was mir noch ſchwerer fällt zu tragen, verachtet.

Das iſt ja eine ſchmerzlich betrübende Mär, die Sie mir da verkünden, mein Couſin! verſetzte Gräfin Ottoline. Aber das Alles hilft Ihnen nichts, Sie müſſen dennoch mit mir auf unſer Schloß. Hat mein Mann Sie beleidigt, ſo iſt er ganz gewiß der Mann, keine Genugthuung zu verweigern, die Sie irgend fordern können, dafür kenne ich ihn, dafür kennen auch Sie ihn ſicherlich — und haben Sie ihn und wäre es tödtlich, beleidigt, ſo muß er Ihnen vergeben, um meinetwillen, um unſers lieben Kindes willen, meiner ſüßen Marie, die ſich jetzt ſo ſanft und traulich an ihren ritterlichen Lebensretter ſchmiegt.

5. Der Falk von Kniphauſen.

Wenn Ihr Herr Gemahl, wie zu erwarten ſteht, käme, und mich in ſeinem Schloſſe fände, nach dem, was zwiſchen ihm und mir vorgefallen — was hätte ich zu erwarten? Jedenfalls neue Beleidigung, neue Demüthigung, ſprach der junge Graf. Darum bitte ich noch einmal ganz unterthänig, an des Schloſſes Pforte mich mit meinem Diener zu entlaſſen. Es wird das Glück meines künftigen Lebens ausmachen, und ich werde ſtets dem Himmel dafür danken, daß mir vergönnt wurde — was wir gewiß für eine Fügung Gottes halten dürfen — Ihnen den heutigen Dienſt mit Hülfe eines treuen Dieners zu leiſten — aber bleiben kann und darf ich hier nun einmal nicht!

Es iſt die feurigſte aller feurigen Kohlen, die wohl je auf eines Feindes Haupt geſammelt ward, entgegnete die Gräfin: aber mein lieber Couſin, Sie ſind nun ſchon in meinem Bann, hier bin ich Herrin und Verweſerin der Herrlichkeit Kniphauſen, ich laſſe Sie nicht los, Sie ſind jetzt mein mir auf Gnade und Ungnade ergebener Gefangener. Wo wollten Sie denn nun auch noch hin — da der Abend ſchon anbricht? Und Sie wiſſen ja, daß in unſerm Hauſe die Ungnade als Ahnfrau umherſpukt! Wie befindet ſich denn unſere noch lebende Ungnade, die Alte?

Wenn dieſe Frage ihrer Excellenz der alten Frau Reichsgräfin Charlotte Sophie gilt, verſetzte Ludwig, in etwas durch die ſpöttiſche Weiſe verletzt, welche die letzte Rede Ottolinens zu einer Spitze ſchliff, ſo kann ich berichten, daß hochdieſelbe nach den Umſtänden, die deren hohes Alter mit manchem Weh begleiten, ſich leidlich wohl befinden.

Ich höre das immer gern, lenkte die Gräfin ein. Wie ſchroff und wunderlich auch dieſe alte Frau erſcheinen mag, wie wenig Grund wir auch haben, ſie zu lieben, achtungswürdig iſt ſie mir ſtets erſchienen. Auch iſt ſie die Pathe meiner Marie Antoinette Charlotte. — Wir alle werden nicht beſſer mit den wachſenden Jahren, und ändern kann ſich nun einmal eine Frau von neunundſiebenzig Jahren nicht mehr.

Wie auch immer das Urtheil der hohen Familie über dieſe würdige Greiſin gefällt werde, hold oder abhold, günſtig oder ungünſtig — verſetzte Ludwig: mir ſteht ſie hoch und gilt ſie viel. Meine dankbare und liebende Verehrung gegen ſie kann und wird nur mit meinem Leben enden — und das eben war es, was ich gegen Ihren Herrn Gemahl äußerte, daß ich nicht glaube, ſie werde ihm Ungerechtes anſinnen, und was ihn ſo furchtbar gegen mich in Harniſch brachte, daß er ſeiner ſelbſt vergaß.

Laſſen Sie uns von all dieſem doch lieber jetzt ganz ſchweigen, mein lieber Couſin! erwiederte die Gräfin ernſt und voll der mildeſten Freundlichkeit. Es kann ſich alles wieder zum Guten und Rechten lenken laſſen. Jetzt ſind wir hier und die gute Stunde ſei die unſere. Ich heiße Sie von ganzem Herzen im Schloſſe Kniphauſen willkommen.

Es war hier gar nichts Anderes für Ludwig zu thun, als dem edeln Willen zu gehorchen — die Herrin ließ ihn in ein Empfangzimmer geleiten, wo ſie ihn ihrer zu harren bat, und indem ſie ſich in ihr Zimmer zurückzog, gebot ſie der Dienerſchaft, für Herrn und Diener und deren Pferde die größte Sorge zu tragen. Dieſe Dienerſchaft war ganz erſtaunt und verwundert, die Herrin und das Kind ſo ankommen zu ſehen, und nach einer Weile erſt die Leibdiener mit dem Kutſcher und den blutenden und abgehetzten Pferden, von denen das eine ſich im Stalle ſogleich auf ſeine Streu legte und nach einigen Stunden todt war.

Graf Ludwig ſah ſich mit unruhvoll klopfendem Herzen allein in dem prachtvoll ausgeſtatteten Zimmer, und wünſchte ſich weit hinweg, ſo ſehr ihn ſein Ritterdienſt freute. Aber wenn der Erbherr ankam — um keinen Preis hätte er doch hier ihm gegenüberſtehen mögen, und deshalb war er von Unruhe erfüllt, die er durch Betrachtung der Gegenſtände, die das Zimmer darbot, zu beſchwichtigen ſuchte, da er einſah, daß ſie doch nichts in ſeiner dermaligen Lage ändern könne und werde. Die Zimmerwände waren von flandriſchen Tapiſſerien überkleidet, deren Gegenſtände im großartigen Style Raphaeliſcher Kunſtſchöpfungen gehalten und meiſterhaft gewirkt waren. Das Getäfel der Fenſterwände war von Mahagonyholz gleich den tiſchhohen Vertäfelungen der Zimmerwände. Hochwerthvolle Portlandvaſen ſtanden auf den Marmorplatten der Spiegeltiſche und manch koſtbares Kunſtwerk war in dem reizenden Zimmer verſtreut, deſſen Ausſicht nach Oſten ging, wo der Blick ungehemmt über die Marſchlandfläche auf den breiten Silberſpiegel des Jahdeſtroms und jene Stelle flog, wo am ſogenannten hohen Weg (eine Bezeichnung ſandiger Untiefen), Jahde- und Weſerausſtrom ſich einen. Dahinter begrenzte das weit nordoſtwärts ſich hinſtreckende Geeſtland und die Hügelwellen der Dünen um die Vogtei Werden die Fernſicht. Dieſer Ausſicht, welche Graf Ludwig längſt kannte, ließ die innere Unruhe, in der er ſich befand, keine lange Betrachtung vergönnen, er wandte ſich wieder ab, ohne zu ſehen, daß ein Reiſewagen von mehreren Männern zu Roß gefolgt, dem Schloſſe ſich raſch näherte.

Des Grafen Blick weilte jetzt ſinnend auf einem ganz außergewöhnlichen Kunſtwerk, das auf einem eigens für daſſelbe bereiteten Pfeiler von koſtbarem Holze ſtand. Dieſes Kunſtwerk war fußhoch und ſtellte einen Falken dar, deſſen Körper völlig aus Edelſteinen beſtand, die dicht aneinander gereiht in eine ſteinharte Kittmaſſe eingefügt, den Kenner neben dem Werth als Kunſtwerk auch den außerordentlichen Geldwerth dieſes eigenthümlichen Prachtgeräthes erkennen ließen. Der Vogel ſtand mit hängenden Flügeln in ruhiger, aber wachſamer Stellung auf ungleichem Fußboden, der einen Felſen vorſtellte. Die Augen waren zwei künſtlich geſchnittene Chryſopraſe, die gelbe Hornhaut über dem Schnabel war aus Hyacinth gebildet, der Schnabel aus braungelblichem Chalcedon. Die Kopffedern waren eitel Rubinen, die der Flügel beſtanden aus formgerecht zugeſchnittenen Streifen von edlen Granaten, Pyropen und Smaragden, heller oder dunkler ſich in ihren Lagen abſchattirend; die lichten Stellen des Leibes deckten herrliche Opale, welche die Stellen der weißen Federn vertraten. Die Füße waren mit himmelblauen Türkiſſen überkleidet, und die ſchwarzen Klauen waren aus Labradorſtein geſchnitten und äußerſt natürlich eingefügt *).

Die Thüre ging auf, die Erbgräfin trat ein, Mariechen an der Hand und gefolgt von Dienerſchaft, welche Erfriſchungen trug. Ein leichtes Hauskleid umwallte die von dem Erlebten noch bleiche reizende Geſtalt Ottolinens, die von zartem Bau und mittlerer Größe in ihrem ganzen Weſen die holdeſte Lieblichkeit offenbarte.

Sie betrachten den Falk von Kniphauſen, begann Ottoline. Wie doch unſere Gedanken ſich begegnen! In dieſem Augenblick dachte auch ich an dieſes kunſtvolle Geräth, ein Werk des berühmten königlich ſächſiſchen Hofjuweliers Johann Friedrich Dinglinger, das für uns gar eine hohe und wichtige Bedeutung hat. Es iſt ein Verſöhnungspokal, ein werthes Erbſtück der Familie, gefertigt zum Andenken an eine freudige Einigung in derſelben nach langem betrübenden Zwieſpalt, und heißt „der Falk von Kniphauſen“.

---

*) Dieſes im Londoner Kryſtallpalaſt ausgeſtellt geweſene bewunderungswürdige, Deutſchland leider entzogene Kunſtwerk iſt in der Londoner illuſtrirten Zeitung Vol. 19. Juli to Dec. 1851 S. 133 mit der Unterſchrift: Jewelled Hawk, exhibed by the Duke of Devonshire abgebildet und ausführlich beſchrieben.

Ottoline erfaßte das Kunſtgeräth, ſchlug leicht den Kopf des Vogels zurück und es zeigte ſich, daß das Innere von glänzendem Golde war. Einen Diener herbeiwinkend, füllte die Erbgräfin den goldenen Becher mit dem edelſten Wein, während Graf Ludwig die kleine Marie, die zutraulich, als die Mutter ihre kleine Hand los ließ, zu ihm hingetrippelt war, zu ſich emporhob und mit eigenthümlichen Gefühlen das ſchöne Kind liebkoſend an ſich drückte.

Die Gräfin kredenzte nippend den köſtlichen Wein im köſtlichſten Trinkgeräth, und ſprach, indem ſie den Pokal dem Grafen darbot, von Gefühl bewegt und überglüht von einer ſchönen Wärme des Gemüths: Ich bringe es Ihnen, Couſin, zum Dankeszeichen für Ihre hochherzige That, die ich nie vergeſſen werde, die dieſes, mein mitgerettetes Kind, nie vergeſſen ſoll. Sie entriſſen mich dem Tode, erhielten mein Leben meinem Gemahl, meinem Mariechen und meiner kleinen erſt acht Monate alten Ottoline. Ich kann Ihnen nichts bieten, als das Gefühl innigſter Dankbarkeit und lebenslänglicher Freundſchaft.

Möge dieſe Lebensdauer eine glückliche und geſegnete ſein bis zu der Tage fernſter Ferne! rief Ludwig, indem er aus Ottolinens Hand den Becher ergriff, und mit gehobenem Gefühl, ſeine Augen feſt auf ihre himmelvollen Augenſterne richtend, ihn zum Mund führte. Draußen im Vorſaal ein ſtarker männlicher Tritt und Schritt, ein raſches Oeffnen der Thür, und der Erbherr ſtand in ihr, wie angewurzelt, ſeinen Augen nicht trauend, wie von Eis übergoſſen.

Wilhelm, mein Wilhelm! rief Ottoline freudig überaſcht aus und flog an ſeinen Hals, aber mit einem finſtern Blick nur erwiderte der Erbherr dieſe Liebkoſung und ſprach ſchneidend: Ich ſtöre hier! — indem er zurücktreten zu wollen ſchien. Erſchrocken und ebenfalls im hohen Grade betroffen ſetzte Ludwig den Becher auf den Tiſch und ließ das Kind auf den Boden gleiten; dieſes aber wollte ferner von ihm auf dem Arm gehalten ſein, und ſagte: Onkel lieb! Mariechen tragen!

Ottoline fühlte die ganze Schwere dieſer Augenblicke und den ganzen Eindruck, den die lebende Bildgruppe, die ſich ihrem Gemahl ſichtlich darſtellte, auf ihn machen mußte — ſie faßte raſch alle ihre geiſtige Kraft zuſammen, und ſprach zu dem Erbherrn: Mein Wilhelm, nur jetzt um Gottes Willen keine Ungerechtigkeit! Hier ſteht der junge Held, dem du es dankſt, daß du mich noch haſt, daß unſere Kinder noch eine Mutter haben, daß unſer Mariechen noch athmet. Ich habe ihm meinen Dank dargebracht nach altritterlicher Frauen Weiſe, wie du ihm danken wirſt, muß ich deinem Gefühl überlaſſen. Ich weiß, du wirſt ſo danken, wie es deiner würdig iſt. — Der Erbgraf faßte ſich mühſam, aber er faßte ſich, und trat einige Schritte näher zu Ludwig, indem er das Wort nahm: Der Herr Vetter hört hier ein Echo der letzten guten Lehre, welche mir die Frau Großmutter gab; hätte ich doch kaum geglaubt, daß ein Schall von Varel bis zu Schloß Kniphauſen reiche. Bin ich in der That ſo hoch verpflichteter Schuldner geworden, ſo will ich jetzt nicht mit Worten danken, ſondern ſpäter durch Thaten. Niemand ſoll ſagen, Schloß Kniphauſen ſei ein ungaſtliches Haus geworden, alſo bis auf Weiteres einſtweilen zwiſchen uns — Waffenſtillſtand.

Froh bewegt, Thränen der Rührung und Freude in den Augen eilte Ottoline zum Tiſche und ergriff den kunſtvollen Becher, füllte ihn aufs Neue, hob ihn gegen den Gemahl und ſprach: Ich habe den Pokal dem Retter meines Lebens, dem theuern Gaſte, kredenzt. Jetzt trinke auch du mit uns, mein Wilhelm, und ſei eingedenk, daß dieſer Pokal ein Denkmal iſt erneuter Eintracht, die auf Zwietracht folgte, ein Symbol für friedliche und wohlwollende Geſinnung, daß die Stunde, die ſein Entſtehen aus Künſtlerhand hervorrief, eine wichtigere, feierlichere nicht ſein konnte, als dieſe, die wir ſo eben feiern — denn jene Verſöhnung ſtreitender Glieder einer getrennten Familie, die wieder zu einer einzigen werden wollten, galt doch nur dem Mein und Dein des irdiſchen Beſitzthums, während wir ungleich inniger danken ſollten für ein höheres neugeſchenktes Beſitzthum. Darum nicht Waffenſtillſtand, ſondern — Verſöhnung!

Hochgnädige Frau Gräfin, nahm Ludwig das Wort: Ihre Güte beſchämt mich zu tief. Laſſen Sie mich ſcheiden mit der Verſicherung, daß Sie mir mehr als verdient, ja überſchwänglich gedankt!

Die junge, im Jahre 1773 geborene, mithin erſt im 21ſten Lebensjahre ſtehende liebliche und anmuthvolle Frau, erſt ſeit dem Monat October 1791 mit dem Erbgrafen vermählt, hatte keine Ahnung davon, wie ſehr und wie tief ſie den Stolz ihres Gemahls durch ihre Worte und ihre Aufforderung verletzte. Sie glaubte, ihr liebevoll bittendes Wort und die Großthat des jungen Verwandten würden ſchwer genug wiegen, um allen Groll aus ihres Gemahls Gemüth hinweg zu bannen, denn noch nie hatte er ihr eine Bitte verſagt, nie ſie unfreundlich angeblickt, und es fiel ihm ſchwer genug, durch die politiſchen Verhältniſſe und die Verpflichtungen, die er übernommen hatte, oft auf längere Zeit von ihr und ſeinen zarten Kindern getrennt zu ſein. Mühſam rang der Graf nach Faſſung, bewältigte ſein inneres Widerſtreben und ſprach: Der junge Herr — kennt meine Geſinnung. Sollte noch irgend etwas auszugleichen ſein, ſo ſtehe ich zu Dienſten. Ich gehorche meiner romantiſchen Gemahlin und trinke aus dieſem Falken von Kniphauſen. Möge ſein Wein nicht die Eigenſchaft jenes Getränkes haben, das die Zauberjungfrau im berühmten Oldenburger Horn unſerm Ahnherrn, dem Grafen Otto darbot. — Der Erbherr trank und reichte den Pokal an Ludwig.

Dieſer hob erheitert und das Herz geſchwellt von einer namenlos ſeligen Empfindung, wie er ſie noch nie gekannt, das köſtliche Trinkgefäß und ſprach: Von ganzem Herzen trinke ich auf das Wohlgedeihen dieſes hohen und edeln Hauſes!

„Drink all ut!“ ſprach mit dem ſanften Lächeln der ſchuldloſeſten Heiterkeit Ottoline, jenen guten und ſchönen Spruch, den das Jungfrauenbild am Oldenburger Horne auf einem Zettel emporhält, und begeiſtert von ſo liebevollem Wort leerte der junge Graf den Goldpokal bis zur Nagelprobe. Sein Herz war viel zu unbefangen, ebenſo wie das Ottolinens, völlig die doppelſinnige Schärfe der Anſpielung des Erbgrafen zu verſtehen; er gefiel ſich in den Banden, welche hier Lieblichkeit und Anmuth mit Dankbarkeit und der ſeelenvollſten Güte eines jungen weiblichen Herzens ihn umſchlangen, und hielt die Verſöhnung für vollkommen.

Anderes ging im Gemüthe des Erbherrn vor; ſein menſchenkundigerer Blick ſah eine drohende Doppelgefahr, welche ſchon, wie er wahrzunehmen glaubte, im Beginn ſchien, zwei ahnungloſe Herzen zu umgarnen; der Scharfblick erwachender Eiferſucht glaubte bereits Entdeckungen zu machen, welche die Anſpielung auf jenes Wunderhorn der heimathlichen Sage rechtfertigten. Daher blieb Graf Wilhelm den Reſt des Abends beim Thee ruhig und kalt-höflich, und ſah es nicht ungern, daß Ottoline, indem ſie vom Schrecken der überſtandenen Gefahr ſich doch angegriffen fühlte, ſich zeitig zurückzog. Scheidend gute Nacht wünſchend, ſprach ſie noch zu dem Gaſte: Morgen beim Frühſtück, hoffe ich, wollen wir uns alle friſch und heiter zuſammen finden; da ſoll noch einmal der Falk von Kniphauſen kreiſen, und dann ſollen Sie auch unſere kleine liebe Ottoline ſehen. Träumen Sie angenehm in unſerm Schloſſe! Gute Nacht!

Der Erbherr fand nicht für angemeſſen, allein bei ſeinem Gaſte zu weilen — er gebot einem Diener, Ludwig nach deſſen Zimmer zu bringen, und ſchied mit höflichem Wunſche.

Das von der jungen Erbherrin erwähnte Frühſtück fand nicht Statt. Das von beiden Seiten erhoffte Wiederſehen unterblieb.

Die Erbherrin ſah ihren Lebensretter nicht wieder. Ludwig begab ſich in ſeinem Zimmer zur Ruhe. Holde Bilder der Schönheit und Anmuth umgaukelten ihn; das Feuer des alten auserleſenen Weines erregte ihm mächtig die Gluth der Sinne. Wie hätte er ſogleich ſchlafen können nach Allem, was er vom geſtrigen bis zum heutigen Abend erlebt! Fort mußte er doch; das fühlte er und wußte es gewiß, daß der Erbherr ihn nicht halten werde, aber wie ungern ſchied er nun!

Endlich warf der Schlummer doch ſein Traumnetz über ihn. Raſch jagten ſich des Traumes wechſelnde Bilder, eine Zauberwelt voll Wahrheit und Dichtung, durch das Gehirn des Schlummernden — er hielt wieder den Falk von Kniphauſen in ſeiner Hand und trank aus goldener Gluth die goldene Fluth. Aber die Rubinen brannten in ſeiner Hand wie Feuer. Ottoline ſchmiegte ſich zärtlich an ihn an, ihre Kinder waren ſeine Kinder, ſie küßte ihn und ſein Herz wallte auf in namenloſer Seligkeit. Da erneute der Traum die Scene des geſtrigen Abends; der Erbherr ſtand ihm gegenüber mit der tödtlichen Waffe, und da ſtand auch wieder die Großmutter, als ob ſie lebe, in der Glorie ihres ſtarren Stolzes zwiſchen ihm und dem Erbherrn. Aber nicht Jenem galt ihr zürnendes, ſtrafendes Wort, nicht vom Glanze ihres alten ahnenreichen Stammes ſprach ſie, ſondern an ihn, an Ludwig richtete ſie ernſte Worte mit tiefer männlicher Stimme, faſt dieſelben, die Ludwig ſchon einmal vernommen hatte. „Halte, mein Kind, dein Herz frei und rein von allen unlauteren Trieben, wenn es dir auch ſchwer ankommt, und Neigung und Sinne ſich dagegen ſträuben. Auch du wirſt durch die ſchmerzlichen Flammen der Läuterung gehen — o gehe rein aus ihnen hervor!" — Dieſe Traumbilder ſchwanden ſchnell hinweg, andere traten an deren Stelle; lebensvolles Gewühl der Straßen und Märkte großer Städte, Waffenlärm der Heerlager, berghohe Meereswogen — Stürme und ruhige See — hohe Burgen und Schlöſſer — ſtille Thäler — eine Siedlerklauſe — eine dunkelſchattende Kaſtanienallee — ein einſames Grab, und in dieſes Grab hinabgeſenkt alles Ringen und Streben, alles Jubeln und Bangen, alles Hoffen und Fürchten eines langen Erdendaſeins — all' ſein Glück.

Als der Erbherr mit ſeiner Gemahlin allein war, und das Kind zur Ruhe gebracht, blickte er Ottoline eigenthümlich forſchend an, ob ſie den Blick vor ihm nicht ſenke, ihr Auge nicht in Verwirrung niederſchlage; aber ſie ſah ihn völlig unbefangen an, und fragte nur, da ſein finſterer Blick ſie erſchreckte: Biſt du unzufrieden, lieber Wilhelm? Biſt du nicht froh?

Ottoline, ſprach er dumpf: es wendet mir das Herz im Buſen um, zu erleben, was ich heute und geſtern erlebt, daß ich kommen muß und ſehen, wie meine Gemahlin den geheiligten Pokal mit ihren Lippen einem Menſchen kredenzt, der in toller knabenhafter Hitze meine Mannesehre auf das Ehrloſeſte beleidigt und deſſen Hand und Mund jenes Geräth für immer entweiht haben. Ich will den Falk von Kniphauſen niemals wiederſehen, ich trank, von dir gezwungen gleichſam, zum letztenmal daraus. Dein überſpanntes Gefühl der Dankbarkeit riß dich hin; daß er die ſcheugewordenen Pferde aufhielt, war ſeine Schuldigkeit — die Dienerſchaft erzählte mir bei meinem Eintritt ins Schloß ſchon Alles — die Pferde wären auch wohl von ſelbſt vor der Made ſtehen geblieben. Ein Mann von Ehrgefühl wäre nicht mit in mein Schloß gegangen.

O Gott! So hätte ich gefehlt, daß ich wiederholt in ihn drang, da er ſich doch entſchieden weigerte! rief Ottoline.

So? er weigerte ſich alſo entſchieden — und doch nicht entſchieden genug — ſein weiches Knaben-Herz vermochte nicht, der ſüßen Bitte des holden Mundes meiner Gemahlin zu widerſtehen?

Der Ton, mit welchem der Erbherr dies ſprach, füllte Ottolinens Herz mit Weh, ihre Augen mit Thränen; ſie begann leiſe zu zittern.

Du machteſt mich machtlos gegen ihn, fuhr der Erbherr fort, ich konnte das Gaſtrecht nicht verletzen, konnte ihn nicht, wie er an mir verdient, aus dem Hauſe werfen — konnte aber auch die Größe ſeiner That nicht ſo hoch würdigen, wie du. Er iſt ein Menſch ohne Geburt, ohne Ehre — wir können nicht ferner mit ihm verkehren — und da ſein Dünkel und ſein Bewußtſein, Schooßliebling der Großmutter zu ſein, ihm jedenfalls Anlaß ſein wird, die Belohnung, die ich ihm bieten könnte, zurückzuweiſen, ſo mag er ſich mit der, die du etwas vorſchnell, nur von deinem Gefühl und nicht von Ueberlegung geleitet, ihm zu Theil werden ließeſt, genügen laſſen.

Du machſt mir Vorwürfe, Wilhelm? klagte mit matter, gebrochener Stimme Ottoline. O verzeihe mir, wenn ich fehlte — ich konnte ja nicht ahnen, daß —

Hätte er dir verhehlt, daß Spannung zwiſchen uns getreten? fragte forſchend der Graf.

Nein, nicht ganz — er deutete mir an, indem er ſich weigerte, mich zu begleiten und hier zu weilen, daß du ihm feindlich geſinnt ſeiſt, daß eine unbedachte Aeußerung ſeinerſeits gegen dich, die auf Ehre nicht habe verletzen ſollen, dich ſo ſehr gegen ihn aufgebracht habe, daß du ihn haßteſt, ja verachteſt.

Und das Alles hielt dich doch nicht ab, ihn einzuladen? murrte Wilhelm. Es freut mich, daß er dir ehrlich die Wahrheit ſagte, wie er es geweſen, der zuerſt mich reizte. Wenn er dies fühlte, war es an ihm, zu widerrufen, aber was that er, als ich ihm heftig entgegnete? In wahnſinniger Wuth fluchte er mir, und mit mir dir, unſern Kindern, unſerm ganzen Geſchlecht. Ewigen Hader, ewige Verwirrung wünſchte er auf uns herab! In ſeinen blindwüthenden Fluch wob er, da er doch wiſſen mußte, wie ſehr ich dich liebe, Trennung ein zwiſchen dir und mir — zu einer Leibeigenen ſoll ich herabſteigen, Baſtarde, wie er einer iſt, ſoll ich mit ihr zeugen, die ganze Verwandtſchaft ſoll mich haſſen] und verabſcheuen, und in ſteigender Verarmung ſoll ich untergehen.

Das war zu viel für ein zartes, noch von keinem unreinen Gedanken beflecktes Herz. O Gott! o Gott! zu viel, zu viel! rief Ottoline, ſtieß einen leiſen Schrei aus, fuhr mit beiden Händen nach ihrem Herzen, in dem ſie einen Schmerz fühlte, als wenn Dolche darin wühlten. Ihr vorhiniges Zittern ging in Zuckungen über, ſie fiel in heftige Krämpfe — entſetzt ſprang der Graf vom Stuhl auf und bog ſich über ſein ſchönes leidendes Weib. Mit ſtieren Zügen, die ſich verzerrten, ſtieß Ottoline den Gemahl von ſich, und er eilte außer ſich vor Schmerz und neuerregter Wuth zur Klingel, welche die Kammerfrau herbeirief. — Es war ſein Werk, Alles was vorging und folgte. —

Am andern Morgen, als Graf Ludwig ſich erhoben, trat Jacob, des Erbherrn Jäger, bei ihm ein und meldete, daß ſein Gebieter bedauere, das Frühſtück nicht mit dem Gaſt theilen zu können, die Frau Erbherrin ſei in der Nacht, wahrſcheinlich in Folge der geſtrigen Aufregung und des Unfalles, tödtlich erkrankt.

Ludwig's Herzblut ſtockte bei dieſer Nachricht — er vermochte den nichtsſagenden Wunſch baldiger Beſſerung kaum zu ſtammeln und den Auftrag, daß er ſich der regierenden Herrſchaft empfehlen laſſe. Philipp wurde ſofort mit dem Befehle entſendet, zu ſatteln.

In Gedanken der ſchmerzlichſten, ſchwermuthvollſten Art ſetzte Ludwig ſeine Reiſe fort; der Morgen war heute himmliſchſchön, nebelfrei — ein ſeltener Tag in dieſer Küſtengegend — aber Ludwig's Gemüth erfreute ſich heute nicht am ſchönen Himmel. Mancher Blick flog noch zum Schloſſe Kniphauſen zurück, deſſen hoher Thurm erſt dann den Blicken ſich entzog, als Oſtringfelde faſt erreicht ward. Eine Welt voll Schmerz laſtete auf des Jünglings Herzen. Das Dörſchen und Gut Oſtringfelde liegt am Wege von Jever nach Varel, und der Weg von Kniphauſen über Accum ſtößt dort auf den erſteren. Aus den maleriſchen Baumgruppen des gutsherrlichen Gartens erhob ſich weit ſichtbar und die Umgegend weit überſchauend eine alte Warte, ein hoher viereckter Thurm, in jener Gegend ein ſeltener Anblick, denn der burgähnlichen größern Schlöſſer ſind nur wenige im Lande, deſſen Charakter ſo gänzlich abweicht von den an alten Burgen von maleriſcher Schönheit reichern Gegenden des mittleren Deutſchlands.

Ha! der Marienthurm! — unterbrach in der Nähe dieſer Warte Ludwig ſein bisheriges Schweigen, indem er ſtillhielt und ſich vom Pferde ſchwang. Halte die Iſabella, Philipp! fuhr er fort, indem er den Zügel ſeines Roſſes dem Diener zuwarf. Ich will noch einmal von da droben das Heimathland überſchauen, das ich verlaſſe. Dieſer

Ort iſt mir lieb und wohlbekannt, hier in der Nähe ließ die Großmutter nach Münzen der alten Römer ſuchen, ich war dabei und es wurden deren auch wirklich gefunden.

Graf Ludwig betrat den Garten; es war ungewehrt, den alten Thurm zu beſteigen, die Treppe war noch wohlerhalten, und die Zinne, damals noch nicht, wie in ſpäterer Zeit, von neuerwachter Pietät mit einem Schieferdach geſichert, geſtattete dem, welcher Luſt hatte, von ihr einen Blick auf die Gefilde Oſtfrieslands zu werfen, dieſen Genuß in vollem Maaße.

Auch eine verſunkene Herrlichkeit! ſprach Ludwig zu ſich ſelbſt, indem er zunächſt hinabblickte in des Thurmes nächſte Umgebung: Uebergrüntes, von Schutt und Erde bedecktes Gemäuer in weiter Ausdehnung und verwilderte Gärten. Hier ſtand das bewunderte Schloß der Erbtochter Maria, der ſchönen Gemahlin Edo Wimmekens, wie die Großmutter mir erzählte. Und dieſer Thurm iſt der einzige ſichtbare Reſt jenes ſtolzen Baues, an deſſen Stelle und aus deſſen Steinen unten das niedrige Herrenhaus, einſtockig und einförmig wie alle die Häuſer der hieſigen Landgüterbeſitzer, erbaut wurde, niederländiſch reinlich, wohnlich und bequem eingerichtet, aber nie darauf berechnet, herriſch in die Ferne zu wirken, wie zum Beiſpiel Schloß Kniphauſen.

Dort lag es, dort lag es, ſtolz und ſtattlich und von dieſer Thurmhöhe gut erkennbar, das Schloß, nach welchem Ludwig ſo ernſt, ſo ſinnend, ſo ſehnſüchtig und beängſtigt zurück blickte, mit aller verzeihlichen Schwärmerei eines neunzehnjährigen Jünglings, den zum erſten Male in ſeinem Leben der Wunderſtrahl des „ewig Weiblichen" berührt hatte, und ihn liebend „hinanzog" in die hohen und reinen Sphären einer idealen Welt. Verloren gingen dem jungen Schwärmer die Reize der zwar flachen, aber doch an Schönheiten keineswegs armen Gegend, des geſegnetſten Landſtrichs im heutigen Großherzogthume Oldenburg; die zahlreichen Dörfer und Gutsgebäude mit ihren nach niederſächſiſcher Art einzeln ſtehenden, mitten im weiten Umfang jedes Einzelgehöfts gelegenen, ſtrohbedeckten Häuſern; das fette, mit grünen Saaten prangende Marſchland; die zahlreichen herrlichen Baumgruppen, die ſich nur zu belauben brauchten, um durch Lichter und Schatten der Landſchaft mannigfaltigen hochmaleriſchen Schmuck zu verleihen. Dort das Städtchen Jever, die Flecken Accum und Neuſtadt, dort das kleine Flüßchen, welches ſich in einiger Entfernung theilt, um theils nordwärts als Made, auf längerem Wege beim Auſtringer oder Knipenſer Siel, theils auf kürzerem ohne weitere Benennung beim Marien-Siel in den Jabdebuſen zu rinnen. Ludwig konnte genau die verhängnißvolle Stelle an der Made erkennen, einige alte Weiden machten ſie ihm kennbar, wo ihm am geſtrigen Nachmittag ſo unerwartetes und unverhofftes Glück begegnet war. Ein Glück, welches nur ein Traum war — ach ein kurzer, ſchöner und ſchmerzlicher Traum.

Lebhaft traten an dieſem Orte, auf dieſer Thurmzinne, Bilder der Vergangenheit vor die Seele des Jünglings: der Großmutter ehrwürdige Geſtalt hatte in ſtillen Stunden in ihrem Arbeitzimmer, wenn er bei ihr ſaß und für ſie thätig war, ihm dieſe Vergangenheit entrollt in überreicher Fülle, und doch barg ſich noch ſo manches Geheimniß unter den Farbentönen; manche dieſer Bilder waren blos oberflächlich übermalt mit dem trockenen Tone der alltäglichen Geſchichte, wie die Lehrbücher ſie enthalten; das reiche farbenglühende Gemälde darunter konnte ja dem Knaben noch nicht aufgedeckt werden. So war es der Fall mit dieſem einſtigen Schloſſe, mit dieſem Thurme. Die letzte Abkömmling in weiblicher Linie von Theodorich dem Glücklichen, Grafen zu Oldenburg, jene Marie, hatte als Erbtheil die reiche Herrſchaft Jever beſeſſen. Sie erreichte ein hohes Alter, ohne ſich zu vermählen, und erbaute an dieſer Stelle das herrliche Schloß, nachdem ſie im Jahre 1532 von Kaiſer Karl V. als Herzog von Brabant und Burgund die Herrſchaft in Lehn genommen. Eigen und wunderbar war ihr Walten; ſie war eine Mutter des Landes und allgeliebt, und noch heute lebt ihr Wirken und ihr Name im Lande dankbar geſegnet fort und der Marienthurm ſelbſt wird noch in hohen Ehren gehalten; der von ihr angelegte Siel führt noch ihren Namen.

Viele ihrer Verwandten hofften, alle mit gleicher Berechtigung, auf ihr Erbe, aber ſtarr, wie die alte Reichsgräfin, gab es Maria dem, dem ſie die Fülle ihrer gnadenreichen Gunſt zugelenkt, Johann dem Sechszehnten, Grafen zu Oldenburg, indem ſie ihm ausſchließlich die Herrſchaft vererbte.

Vergleiche zwiſchen dem Einſt und dem Jetzt lagen dem über die Vergangenheit ſinnenden Ludwig nahe genug. Kaum hatte die alte Ahnherrin und noch mit dem Wunſche das Auge geſchloſſen, es möge ihr Reſidenzſchloß erhalten bleiben — die örtliche Sage kündete, daß in deſſen Grundtiefen ein reicherer Schatz vergraben liege, als die Herrſchaft Jever und die Herrlichkeiten Varel und Kniphauſen zuſammen werth ſeien — und der Erbherr die Herrſchaft angetreten, ſo war auch Zwiſt und Hader erwacht, und das Schloß ſammt der Herrſchaft wurde zum Erisapfel. Siegreich gewann Graf Johann den von ſeinen um die Miterbſchaft ringenden Verwandten vor dem brabanter Lehnhof anhängig gemachten Rechtsſtreit; aber ſein Sohn Anton Günther trat unkluger Weiſe das ſchöne, vom Vater ihm überkommene Erbtheil an den Fürſten von Anhalt-Zerbſt, den Sohn ſeiner Schweſter Magdalena', ab, und von dieſem 1793 ausſterbenden Hauſe fiel die Herrſchaft Jever als Kunkellehen an Auguſte Friederike, die einzige überlebende Prinzeſſin des Hauſes Anhalt-Zerbſt, welche als Kaiſerin Katharina II. auf Rußlands Throne ſaß. Dadurch ſetzte Rußland ſeinen Fuß zuerſt als reichsfürſtlicher Gebieter auf deutſchen Boden. So wunderbar fügen und verſchlingen ſich die Geſchicke mancher Orte und Länder. Der Sprößling des Hauſes Oldenburg und Delmenhorſt, Graf Ludwig, ſtand jetzt im ehemaligen Lande ſeiner Väter und Ahnen auf einer ruſſiſchen Warte. Die weitentfernten Beſitzer hatten das Schloß nicht erhalten können, nicht erhalten wollen, ſo war es verfallen, und faſt nur die Sage erzählte noch ſeine Geſchichte, und flüſterte geheimnißvolle Mären von der ſchönen Erbtochter Maria von Jever, die eine Freundin der nicht minder ſchönen Maria, Erbtochter von Burgund, geweſen war, von verſchwiegener Liebe und von tiefem unheilbarem Herzeleid, wie von Dingen und Thaten, mit denen ſich viele Bücher füllen ließen.

Noch einen innigſehnſuchtvollen Scheideblick hinüber zum Schloſſe Kniphauſen mit liebevollem, zärtlichem Bangen, und dann ein Losreißen von dieſer einſamen', erinnerungsreichen Stelle — ein zweiter, ſtummer tief empfundener Abſchied.

6. Ein Geheimniß.

In Frankreich ſtand die Revolution mit allen ihren Schreckniſſen und blutigen Gräueln in voller ſchauderhafter Blüthe. Der Erbadel war abgeſchafft, ſeine Angehörigen waren gouillotinirt oder entwichen, der König und ſeine Familie war hingerichtet, allen Fürſten Europa's war der Krieg erklärt, und für alle Länder die Beglückung durch Aufruhr, Mord und Brand ausgerufen und angeſagt. Die Girondiſten waren der fanatiſirten Volksmaſſe, die aus lauter Henkern beſtand, zum Opfer gefallen, und Frankreich wüthete gegen Frankreich, wie nie ein Feind, auch der allergrauſamſte nicht, gegen daſſelbe zu wüthen vermocht hätte. Die Unvernunft verſuchte, Gott und den Glauben abzuſchaffen, und hob die Vernunft in Geſtalt einer nackten Metze auf die entweihten Altäre, bis es der Willkür des Blutmenſchen Robespierre gelang, durch den Convent anbefehlen zu laſſen, daß es eine Gottheit gebe und eine Unſterblichkeit der Menſchenſeele. Auch dieſes Ungeheuer traf ſpäter die rächende Hand aus der Höhe, aber die Unthaten dauerten fort, und jeder Tag erzeugte neue, wie aus dem heißen Schlamm immer neues ekles Gewürm kriecht, und verderbliche Miasmen ausdampfen.

In den Niederlanden war der am 20. Mai 1784 geſchloſſene Friede von Verſailles zwiſchen England und Frankreich die letzte Epoche geweſen, welche eine kurze Zeit den Janustempel geſchloſſen hielt. Frankreichs Tollheit wirkte anſteckend nach allen Seiten hin und zudem hatte unterm 1. Februar 1793 der franzöſiſche Nationalconvent auch an den Erbſtatthalter von Holland, wie an England, den Krieg erklärt, und die Wogen der Nordarmee wälzten ſich über die Geſilde von Geldern und Flandern, während in der Vendée ein ſeinem Königshauſe noch immer treues Volk ſich mit heldenhaftem Opfermuthe in den Kampf ſtürzte, und Schaaren der gegen die Vendée geführten Carmagnolen vernichtete. In ſolchen Zeiten iſt nicht gut reiſen, und ſchwerlich würde Graf Ludwig mit ſeinem treuen Diener Philipp

Scarre, ſo war deſſen Vatername, ohne manchen läſtigen Aufenthalt oder perſönliche Gefahr das nächſte Ziel ſeiner Reiſe, Amſterdam erreicht haben, wenn er nicht ſo einſichtsvoll geweſen wäre, den Weg zur See dem zu Lande vorzuziehen. Nach kurzer Mittagsraſt in Jever verfolgte der junge Reiſende ſeine Richtung gerade nordwärts auch ferner, und erreichte nach vier Stunden den Strand der Nordſeeküſte, das Wangerland.

Da lag es, das unermeßliche Meer, mit ſeiner langgeſtreckten Inſelkette, und hell, wie ein Silberſtreif im Sonnenſcheine, zeigte ſich in der Ferne die Inſel Wangerooge dem Blick. Im Friedrichs-Siel wurde indeß kein Schiff angetroffen, welches groß genug geweſen wäre, die Pferde aufzunehmen, und von ſeiner treuen Iſabella, deren Trefflichkeit ja erſt am geſtrigen Tage ſich ihm ſo herrlich bewieſen hatte, hätte ſich der junge Graf jetzt um keinen Preis trennen mögen — ungern genug hatte er ſchon auf die Begleitung des Hundes verzichtet, da er ſich ſelbſt ſagen mußte, daß er auf einer ſo wechſelnden Reiſe denſelben bald genug einbüßen werde. Es war daher der Hund einſtweilen oder für immer dem Kammerdiener Weisbrod zu guter Obhut übergeben worden. Die Reiter ſetzten ihren Ritt längs der Küſte Oſtfrieslands noch eine kleine Strecke weſtwärts fort, und hatten bald die Freude, in der Karolinen-Rhede mehrere ſegelfertige Schiffe zu erblicken, und nach kurzer Unterhandlung mit dem Kapitän eines derſelben, das nach der Zuyderſee ſteuerte, an Bord zu gehen. Der Kapitän war in Stand geſetzt, ſchon nach Verlauf weniger Stunden die Anker heben zu können; der friſche Oſt, der den ganzen Tag wehte, verhieß gute Fahrt nach Weſten, und da das Schiff ſeinen Curs nicht durch die unſicheren Watten zwiſchen der oſtfrieſiſchen Küſte und den Inſeln des Wangerlandes nahm, ſondern zwiſchen Wangerooge und Spikerooge in die Harle fuhr, ſo gewann es mit der günſtig eingetretenen zurückrollenden Fluth bald das offene Meer, und fuhr auf ſicherer von Sandbänken unbedrohter Bahn Angeſichts der Inſelkette, an Oſter- und Weſter-Langeroog und Baltrum vorüber, nach Norderney und Juiſt zu, während die Nacht ſich allmälig und ſpät dämmernd niederſenkte und der Mond ſeine zauberiſche Strahlenfülle auf die unermeßliche Nordſee niedergoß.

Die erſte Erſcheinung, welche auf dem Schiffe die Aufmerkſamkeit des jungen Reiſenden, wie ſeines Dieners in hohem Grade auf ſich lenkte, war ein anderer Reiſender, welcher mit dem Kapitän ſehr gut bekannt, ſogar vertraut ſchien, äußerſt gut gekleidet war, und mit dem jungen Grafen eine auffallende Aehnlichkeit hatte, nur daß der erſtere etwas älter ausſah und auch wirklich war, ſonſt hätte man beide für Zwillingsbrüder halten können, und wie dieſe Aehnlichkeit Ludwig und ſeinem Diener auffiel, ſo ſchien ſie auch dem andern Theil aufzufallen. Der Kapitän hatte um ſo mehr für ſchicklich gehalten, die Reiſenden einander vorzuſtellen; er konnte dies, denn er hatte den Namen des Jüngeren derſelben in deſſen Paß geleſen: da aber zufällig der Kanzliſt, welcher dieſen Namen mit großem Fleiße geſchnörkelt, das *r* im Namen *Varel* nicht *r*, ſondern r geſchrieben hatte, ſo war es nicht zu verwundern, daß der Kapitän ſtatt Graf Varel — Graf *Varel* las, und unter dieſem veränderten Namen ihn ſeinem Reiſenden vorſtellte. Ludwig vernahm den Irrthum, fand ſich aber nicht veranlaßt, denſelben zu berichtigen, um ſo mehr, als jener ihm dazu gar nicht Zeit ließ, ſondern alsbald den Namen des Reiſenden nannte: Herr Leonardus Cornelius van der Valck, Sohn von Herrn Adrianus van der Valck, berühmten Kauf- und Handelsherrn zu Amſterdam.

Es gereicht mir zur Freude, mein Herr, nahm Ludwig verbindlich das Wort: Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, und wie ich hoffe, einen Reiſegefährten in Ihre Vaterſtadt zu finden, und dies doppelt, da ich den Namen Ihres Hauſes bereits rühmlich nennen hörte, ja ich glaube nicht zu irren, daß ich unter andern an daſſelbe ſogar empfohlen und gewieſen bin, und deſſen guten Rath in einigen geſchäftlichen Angelegenheiten mir zu erbitten haben werde.

Der Fremde entgegnete mit einer entſprechenden Offenheit: Mein Herr Graf, ich, wie mein väterliches Haus ſind ganz zu Ihren Dienſten, und mich beſonders wird es freuen, wenn ich nach meiner Rückkehr Sie ſelbſt bei uns einführen darf. Wenn Sie, wie ich vermuthe, noch nicht in Amſterdam waren, ſo wird es Ihnen immer von Nutzen ſein, in dieſer großen und jetzt noch dazu ſehr aufgeregten Stadt einen kundigen Führer zu haben.

Gewiß, mein Herr, und ich werde Ihnen von Herzen dankbar für jeden Dienſt ſein, den Sie mir erweiſen zu wollen ſo gütig ſind.

Der Kapitän endete die anfangs unvermeidliche ſteife Förmlichkeit der erſten Unterredung durch den Vorſchlag, den zwar etwas kühlen, aber prächtigen Abend auf dem Verdeck bei einer Kumme Punſch zu verplaudern, welcher die Zuſtimmung aller Theile erhielt, und ein gegenſeitiges näheres Bekanntwerden in freundliche Ausſicht ſtellte. Ein gut angebrachtes Segeltuch hemmte den rauhen Luftzug, einige am Maſt aufgehangene Laternen ſtreuten freundliche Helle auf die Gruppe der neuen Bekannten nieder, und bald kam lebendiges Geſpräch in Gang. Auch die Diener wurden nicht vergeſſen, jedem ward ſein reichlicher Theil von dem heißen, anregenden Tranke, doch hielten ſie ſich in angemeſſener Entfernung und plauderten unter ſich nicht minder vergnügt wie die Gebieter, und ſorgten dafür, daß die kurzen weißen niederländiſchen Thonpfeifen nicht ausgingen.

Der Kapitän war ein kräftiger Mann von etwa fünfzig Jahren, und hieß Richard Fluit; er war aus dem Haag gebürtig; das Schiff, welches er führte, hieß „de vergulde Roſe“ und war Eigenthum des Handelshauſes van der Valck. Das Geſpräch lenkte ſich bald genug den Tagesfragen zu, und Fluit und Leonhard waren ſehr geſpannt auf Nachrichten vom dermaligen Stande der Dinge in Amſterdam, da ſie in Hamburg, welches vor einigen Tagen verlaſſen worden war, nichts Beſtimmtes hatten erfahren können. Man hatte nur davon geſprochen, daß Pichegru ſich mit ſeinem Heere gegen die Schelde zu bewegen Anſtalten treffe, und Jourdan nach der Sambre aufbrechen wolle. Die erbitterte Stimmung der ſogenannten Patrioten gegen die Partei des Erbſtatthalters dauere im Haag wie in Amſterdam fort, ohne daß man von wichtigen oder entſcheidenden Vorfällen vernommen habe. Bei alledem, nahm der Kapitän das Wort: macht das kriegeriſche Weſen uns Kauffahrern, die wir es alleſammt zum Henker wünſchen, tauſendfache Plackerei, nächſtdem, daß es die Handelſchaft hemmt und den Verkehr untergräbt. Sonſt ſtand unſer einem frei, an Bord zu nehmen, wen man wollte, und Güter zu laden, welche man wollte; jetzt wird uns ein ſchwerer körperlicher Eid bei jedem Auslaufen aus dem Hafen abgenommen, und muß jeder Kapitän noch ein beſonderes Certificat bei ſich führen, daß er dieſen Eid geleiſtet. Darum muß ich jetzt Namen, Rang und Stand, wie Beſtimmungsort meiner Schiffsreiſenden beſonders aufzeichnen und dieſelben vorlegen, ſobald ſie verlangt werden. Ich muß ſogar den Sohn meines ehrenwerthen Prinzipals ebenſo, wie Sie, Herr Graf, erſuchen, nächſtdem, daß ich Ihren Paß bereits geleſen, Ihren werthen Namen eigenhändig in dieſes mein Paſſagierbuch einzutragen, Sie haben aber dafür den Vortheil, dann zu Amſterdam von aller ſonſt ebenſo häufigen als läſtigen Paßportplackerei befreit zu bleiben.

Meine Unterſchrift ſteht zu Befehl, Herr Kapitän, antwortete Graf Ludwig: doch wünſchte ich Näheres über dieſe Verpflichtung zu erfahren.

Der Kapitän öffnete ſeine Schreibtafel, zog einen unterſiegelten Stempelbogen hervor und las: „Ich Richard Fluit, gelobe und ſchwöre zu Gott, dem Allmächtigen, daß ich auf das unter meinem Befehl ſegelnde Kauffahrteiſchiff, „de vergulde Roſe“ genannt, Eigenthümer Mynheer Adrianus van der Valck, Kauf- und Handelsherr zu Amſterdam, welches von Amſterdam nach Hamburg beſtimmt iſt, weder für meine eigene Rechnung, noch für oder von Jemanden, er ſei auch wer er wolle, einige mir unbekannte Handelsgüter, viel weniger das Mindeſte von Contrebanden, noch Militär-Perſonen im Kriege befangener Puiſſancen *), es ſei in oder außer dem Hafen, noch unterwegs, oder ſonſt irgendwo auf meiner angedeuteten Reiſe einladen oder an Bord nehmen will, ingleichen, daß ich nichts weiter geladen habe, noch laden will, als in meinem Manifeſt benannt iſt, und ebenſo darauf ſehen will, daß dergleichen von meinem Schiffsvolke nicht geſchehe. Ich will auch auf meiner Reiſe kein nicht gehörig unterſchriebenes Cognoſſement, oder das nicht gehörig an Ordre geſtellt, oder worin die Waaren nicht richtig ausgedrückt ſind, am wenigſten aber Paſſagiere und Güter ohne richtigen Ausweis an Bord nehmen, überhaupt aber meine Papiere und Documente in gebührender Ordnung halten. So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort.“

Da müſſen wir uns freilich kundgeben, daß wir nicht Contrebande oder gar militäriſche Ausreißer und Spione ſind, lachte Leonardus, tunkte die Feder ein und bot ſie höflich dem jüngeren vornehmeren Reiſegefährten dar.

---

*) Mächte.

Als beide Herren die vorgeſchriebene Form erfüllt hatten, betrachtete der Kapitän ſinnend und vergleichend die Handſchrift beider, und brach dann in den Ausruf aus: Merkwürdig, ganz merkwürdig! Nicht nur daß ſich die Herren einander ſo ähnlich ſind, als ob ſie Brüder wären, auch Ihre Handſchriften gleichen ſich in einer auffallenden Weiſe. Da ſehen Sie beide ſelbſt.

Es war in der That ſo, wie Fluit geſagt; der junge Graf ſchrieb eine leichte fließende und dabei doch ſichere Hand, und der junge Kaufmann keine kaufmänniſche, ſondern eine, deren Ductus bis auf den flüchtigen charakteriſtiſchen Schnörkel am Schlußbuchſtaben des Namens der des Grafen völlig gleich kam, ſo daß beide Namenausſteller ſelbſt darüber verwundert waren. — Wer weiß, was das bedeutet! nahm Leonardus das Wort: vielleicht ſollen wir näher mit einander bekannt werden, vielleicht zuletzt gar mit einander verwechſelt! — Ha, da könnte Ihnen leicht etwas Schlimmes begegnen! warf der Kapitän im Tone leicht ſpottenden Scherzes hin, gegen den Sprechenden gewendet. Leonardus lächelte und erröthete: Ich will das ja nicht hoffen, erwiderte er. Das gäbe dann freilich keine Freundſchaft!

Darf ich fragen, was die Herren meinen? nahm Ludwig das Wort, dem die entdeckte Aehnlichkeit eigene, faſt beunruhigende Gedanken erregte: oder iſt es unbeſcheiden, dieſe Frage zu thun, bei der ſich doch mein Geſicht betheiligt ſieht?

Warum nicht, Sie dürfen immer fragen, Herr Graf, antwortete Leonardus: und Sie finden mich auch bereit zu antworten. Faſt ſcheint es mir nicht anders möglich, als daß wir Freunde werden müſſen, und ich glaube nicht die mindeſte Gefahr zu laufen, wenn ich Ihnen mein Geheimniß enthülle, Sie werden dadurch gleichſam mein Verbündeter (es iſt nichts Unehrenhaftes, bemerke ich voraus) und können als ſolcher mir vielleicht nützlich werden.

Alſo ein Geheimniß? fragte der junge Graf geſpannt und voll Antheils. — Deſſen Schlüſſel auch mir ſchon längſt verſprochen wurde! fügte Fluit hinzu.

In der That, wenn ich es Ihnen mittheile, Herr Graf, ſo gebe ich Ihnen einen Beweis des unumſchränkten Vertrauens, das Ihr ganzes offenes Weſen mir einflößt, ſprach Leonardus Cornelius van der Valck weiter. Auch ich bin offen, entgegen dem Nationalharakter meiner Landsleute, aber ich habe viele Reiſen gemacht, und habe erfahren, daß Offenheit und Unbefangenheit weiter bringen als Verſchloſſenheit und heimliches Weſen. Vertrauen erweckt Vertrauen, und meiſt iſt ſie der Jugend ſchönes Eigenthum und Vorrecht. Das Alter mag, das begreift ſich wohl, mißtrauiſch und ſorgſam machen, und gerne ſtützt es und vertheidigt es ſeine Anſichten mit ſeinen Erfahrungen; dieſe Erfahrungen muß aber eben, meine ich, jedes Leben erſt machen, damit es im Alter ſich auf ſie ſtützen und von ihnen reden könne.

Es iſt ſo, wie Sie ſagen, Herr Leonardus! beſtätigte der Schiffskapitän. Wer nichts erlebt und erfahren hat, der kann nicht ſagen, daß er gelebt habe; und auch aus den Erfahrungen der Aelteren kann ein junger Mann Manches lernen, was er thun und was er meiden ſoll. Wir wollen erſt unſere Kumme und unſere Gläſer friſch füllen, und dann mag die Erzählung beginnen — Das Schiff ſegelte mit friſchem Winde durch das nur wenig und dazu gleichmäßig bewegte Meer und durch die kühle, wunderbare, ſternenklare Nacht. Zur Rechten verlor ſich der Blick in die Unermeßlichkeit, und man ſah nicht, wo Himmel und Meer einander küßten, denn der Himmel warf die Abbilder ſeiner Sterne wie glühende Küſſe in die Wogentiefe, und die goldenen Funken ſchienen ſich freudehüpfend auf den ſilberkräuſelnden Wellen zu ſchaukeln, die zugleich des Mondes Bild millionenfach gebrochen zurückblitzten. Zur Linken entragten die Inſelflächen noch in Sicht des Schiffes, ſilberweiß ſtach ihr vom Mond ſcharf beleuchteter Dünenſand von der dunkeln Nordſeefluth ab, doch die Orte und Gehöfte darauf waren nicht mehr erkennbar. Die Inſeln ſchienen wie ſilberne, rieſige Nelumbiumblätter auf die Oberfläche gehoben, um im Mondſtrahl träumend auf das Erſcheinen der königlichen Blüthe zu harren. Nur wenig leuchtete das Meer, denn das eigentliche Leuchten deſſelben findet nur unter wärmeren Himmelsſtrichen Statt, und der Oſtwind iſt demſelben nicht günſtig; dennoch ſchoß das Kielwaſſer von Zeit zu Zeit einen ſchnell verſchwindenden Blitz von phosphoriſchem Schimmer, aber die hoch empor geſpritzten Waſſerſtrahlen ſtarker Tümmler, die das Schiff auf weite Strecken und in großer Anzahl begleiteten, glichen im verklärenden Mondenglanze den tauſend Springbrunnen eines morgenländiſchen Märchens.

Mein Leben, begann jetzt bei friſchgefülltem dampfenden Punſchnapf Leonardus ſeine Erzählung: hat mich von früher Jugend an vielfach zu Waſſer und zu Land umhergetrieben. Ich machte als Knabe meine Schulen leidlich durch, und widmete mich dann der Kaufmannſchaft mit angeborener Vorliebe, um ſo mehr, da ſie mir jede Annehmlichkeit des Lebens, und durch meines Vaters günſtige Verhältniſſe eine glückliche und ſorgenfreie Zukunft bot und noch bietet. Ich bin mit Wallfiſchfahrern in Island geweſen, und habe die eisumſtarrten Küſten Grönlands und Spitzbergens geſehen; ich war in Stockholm und in Sanct Petersburg, und ebenſo in London, Paris, Madrid und Liſſabon; bald hatte ich in Geſchäftsaufträgen unſers Hauſes dieſes, bald jenes unſerer Schiffe zu begleiten, denn mein Vater wollte, ich ſolle recht viel erfahren, alle Handelsgeſchäfte wie alle Waaren der verſchiedenen handeltreibenden Nationen an ihren Stapelplätzen kennen lernen, und ich habe dieſen Wunſch erfüllt, ſo weit es mir möglich war; ich bin auch in Konſtantinopel und in der Levante, in Smyrna und in Tiflis geweſen. Mein Vater gibt mir ſelbſt das Zeugniß, daß ich ein tüchtiger Kaufmann geworden ſei. Ganz anders aber und ungleich mißlicher ſteht es um die Erfüllung eines zweiten Wunſches oder ſogar Befehles meines verehrten Herrn Vaters. Derſelbe ſagte zu mir: Verſprich mir, mein Sohn, über dein Herz zu wachen, keine Verbindung anzuknüpfen, die meine Pläne mit dir kreuzt, ſonſt betrübſt du mich und gräbſt dir die Grube deines Unglücks. Denn wiſſe, mein guter Sohn, daß ich für dich bereits gewählt habe, und zwar ein ſehr liebes Kind, jetzt freilich noch im zarten Alter, das aber zur lieblichen Jungfrau heranblühen wird. Es iſt die Tochter meines beſten Freundes, du kennſt ihn, du kennſt ſie, ſie iſt die einzige Erbin, und deine Verbindung mit ihr wird der glücklichſte der Tage ſein, welche ich noch zu erleben hoffe.

So ſprach mein Vater, und ich, damals im neunzehnten Jahre ſtehend, kannte ja noch nicht die Zaubermacht der Liebe, und leiſtete unbedacht und unbedenklich das ſchwere Verſprechen. Meine Braut zählte damals erſt zehn Jahre und war in der That ein liebreizendes Kind, jetzt aber zählt ſie zwanzig Jahre, und harrt vielleicht mit Trauer oder mit Ungeduld auf den die Welt durchſchwimmenden Verlobten, und dieſer — —

Herr Gott! fuhr der Kapitän auf, Herr Leonardus! Und das Alles ſagen Sie mir jetzt erſt! Ach, das bringt mich um Ehre und Credit, ſchleudert mich vom ſichern Steuerbord in die wogenden Wellen!

Bleiben Sie ruhig, Kapitän! bat Leonardus. Sie mußten es endlich doch erfahren, daß Sie trotz Ihres beſchworenen Eides und beſter Ordnung Ihrer Papiere und Documente, dennoch eine ſehr werthvolle Contrebande am Bord haben. Es iſt eben die höchſte Zeit, mich Ihnen, mein redlicher Freund, ganz zu entdecken, denn ich nahe der Kataſtrophe und bedarf treuer, ſchützender Freunde. Der Befehl meines Vaters ruft mich nach der Heimath, dort harrt meiner die ſchöne, reiche Braut; unter allerlei Vorwänden entzog ich mich bisher der Heimkehr, ich kann es nicht länger thun, und Gott weiß, was nun werden ſoll! — Der Ton des Sprechenden, der erſt ſo heiter erſchienen war, wurde gegen das Ende ſeiner Rede kummervoll und beklommen, er ſenkte den Blick, ſtarrte in ſein Glas, ohne zu trinken, und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeinem Buſen.

Nur nicht muthlos, mein Herr van der Valck! ermunterte der Kapitän. Ich bin gerade ſo klug geweſen, wie einer dieſer Tummler, die da mit uns ſchwimmen, habe nichts geahnet, bin Alles zufrieden geweſen, und werde bald genug, wenn uns kein rettender Gedanke einfällt, ſtatt auf der Nordſee zu ſegeln, im ſchwarzen Meere der Tinte des Hauſes van der Valck ſitzen und in der Ungnade von Mynheer Adrianus.

Ihre gegenſeitigen Worte machen mich ſehr geſpannt darauf, Weiteres zu vernehmen, gab Ludwig in das Geſpräch. Trinken wir einmal, Herr Reiſegefährte! Sollte es mir vergönnt ſein, Ihnen einen Dienſt zu leiſten, ſo rechnen Sie ganz auf mich; ich bin völlig unabhängig, Herr meiner Zeit, und wenn die Wechſel gut ſind, auf die ich angewieſen bin, auch in dieſem Punkt ſo geſtellt, daß ich fremder Stützen nicht bedarf.

Ich danke Ihnen tauſendmal, mein junger edler Freund, für Ihren guten Willen! rief Leonardus mit Wärme, und drückte Ludwigs Hand. Vielleicht führte Sie zu meinem Glück der gütige Himmel uns zu. Hören Sie nun beiderſeits weiter, was ich erlebte. — Eine Landreiſe führte mich im vorigen Sommer durch Frankreich in das Departement Sarthe und in deſſen Hauptſtadt le Mans; es war kein Vergnügen in Frankreich zu reiſen, und iſt es auch heute noch nicht, aber es galt, unſerem Hauſe ſicher angelegte Kapitalien zu retten, und dieſelben nicht in Form der nichtsnutzen und völlig werthloſen Aſſignaten ausgezahlt zu erhalten. Ich vollbrachte mein Geſchäft mit leidlich glücklichem Erfolg, weil die Vendée den Unſinn der Revolutionsgewalthaber nicht anerkannte, hatte aber Mühe genug, nicht für einen verkappten Franzoſen gehalten und gezwungen zu werden, in Gemeinſchaft mit den tapferen Vendéern, die ſich wie ein Mann gegen die Republik und ihre Menſchenſchlächter erhoben hatten, die Waffen zu ergreifen. Es war im Monat September, und nach den glorreichſten Siegen warf ein grauſames Geſchick dennoch das Todesloos über das unglückliche Land und ſeine ihrem König und ihrem Glauben treuanhängliche Bevölkerung. Zwar erkämpften Elbée und Prinz Talmont noch einige dieſer Siege, aber von Mainz rückte bald darauf die Garniſon, welcher die Capitulation dieſer Stadt eine anderweite Wirkſamkeit verſagte, ſechszehntauſend Mann ſtark aus und marſchirte gegen die Vendée, und bald ſtanden mehrere Heere vereinigt, die eine Armee von ſechzigtauſend Mann Linientruppen bildeten, welche Zahl noch durch die Nationalgarde aller Provinzen, durch die das Heer zog, vermehrt werden ſollte. Es erfolgten, wie bekannt iſt, die allerblutigſten Gräuel; die Vendée ſollte ausgefegt werden, kein Alter, kein Geſchlecht verſchont bleiben, und alſo geſchah es. Doch ich will ja nicht die Gräuel dieſer ſcheuslichen Kämpfe ſchildern, ſondern ein unverhofftes Glück, das mir der Himmel auf eine wunderbare Weiſe in den Schoos warf. Wieder kam eine Trauernachricht nach der anderen nach le Mans, der tapfere Prinz Talmont und ſein Kampfgenoſſe d'Autichamps waren bei einem Angriff auf Douée, an der Spitze von fünfundzwanzigtauſend Mann, geſchlagen worden; ebenſo vor Thuars General Lescure mit zehntauſend, und das Schrecklichſte ſtand bevor. Mit dem Gedanken an die Beſchleunigung meiner Abreiſe beſchäftigt und überlegend, wie ich dieſe am geeignetſten einrichten wollte und auf welchen Wegen ich am ſchnellſten und gefahrloſeſten die nördliche Küſte gewinnen könne, gehe ich eines Abends gegen die Zeit der Dämmerung auf dem reizenden Spaziergang, der den Namen le Greffier führt, auf und ab, als ich einige laute Worte, hervorgeſtoßen von einer rauhen Mannesſtimme, vernehme, und dazwiſchen Schluchzen und Stöhnen eines leidenden Weibes.

Halte mich nicht, Schlange! tobte der Mann, der, wie ich beim Nähertreten erkannte, ein Soldat, ein Offizier war: Mich ſiehſt du nie wieder! Gehe hin zu deinem ſüßen girrenden Correspondenten, mit dem du nun ſchon einige Jahre zärtliche Briefe wechſelſt, wir beide ſind getrennt auf ewig, ich ſcheide mich von dir — ich fluche dir!

Trafen ſchon dieſe Worte erſchreckend mein Ohr, ſo erbebte noch mehr mein Herz, als ich die gemißhandelte Frau ausrufen hörte: Um Gottes, um des Kindes Willen, Berthelmy, hab' Erbarmen!

Weſſen Kindes, treuloſe Schlange? ſchrie der Mann. Fort, fort, ehe ich mich vergeſſe, ehe ich dich tödte!

Raſchen Schrittes enteilte er, und das arme Weib ſank wimmernd in die Kniee.

Mich bannte ſtarrer Schreck an dieſen Ort — dieſer Name Berthelmy — dieſe Stimme — außer mir ſtürzte ich auf die Unglückliche zu und rief: Biſt du es, Angès, geliebte Angès! O komme zu dir, faſſe dich, der Gott der Liebe ſendet dir einen Retter!

Wie, Sie kannten dieſe Frau? riefen Ludwig und Fluit ſtaunend wie aus einem Munde.

Ja, verehrte Herren, ich kannte ſie, ich liebte ſie, ich hatte ſie verloren, und fand ſie hier wieder, wo ich ſie nimmer geſucht hätte. Ich muß, um Ihnen Alles klar zu machen, jetzt ein früheres Ereigniß einſchalten Es war im Jahre ſiebzehnhundertachtundachtzig — ich zählte damals dreiundzwanzig Jahre, als eine Reiſe mich nach Deutſchland führte, wo ich am Niederrhein, in Bonn, Köln, Düſſeldorf und deren Nachbarſtädten kaufmänniſche Verbindungen anknüpfte; von da reiſte ich in die Pfalz. In Zweibrücken führte mich der Zufall zu einer reichen Kaufmannsfamilie, Namens Daniels, in der ich neben einigen Brüdern ein junges Mädchen kennen lernte, zu welcher ſich beim erſten Erblicken mein ganzes Herz hinwandte. Sie ſtand in der erſten Jugendblüthe, und wurde nicht mit einem deutſchen, ſondern mit einem franzöſiſchen Namen gerufen, getreu der in Deutſchland ſo häufig in vornehmen Häuſern heimiſchen Unſitte, die Mutterſprache zu verachten und der fremdländiſchen zu huldigen. Ich liebte das Mädchen heiß und innig, ſie wurde das Ideal meiner Jünglingsſchwärmerei, ich brach meinem Vater das gegebene Wort, doch nicht in ſolchem Grade, daß ich ein bindendes Verſprechen gegeben hätte. Dazu kam es nicht, aber es entſpann ſich ein außerordentlich zartes, ſchönes Verhältniß, der Juwel im Kranze meiner Erinnerungen. Angé's Eltern und ihre Brüder würden es gar zu gern geſehen haben, wenn ich ohne weiteres mich Angés gleich verlobt hätte, denn einmal gefiel ich ihnen, wie ich mir ſchmeicheln durfte, perſönlich, und dann mochte ihr kaufmänniſcher Sinn wohl berechnen, daß der Sohn des Hauſes van der Valck in Amſterdam keine ungeeignete Verbindung mit ihrem Hauſe in Ausſicht ſtelle. Um nicht mißdeutet zu werden und das junge Glück unſerer ſeligen Liebe nicht ſelbſt zu zerſtören, vertraute ich dem älteren Bruder des geliebten Mädchens an, daß ich ohne meines Vaters Einwilligung nicht über meine Hand verfügen könne, wenn auch mein Herz noch ſo ſehr dazu drängte; daß aber Geduld und Ausdauer den Lohn treuer Liebe begründen würden. Ich genoß mein Glück und blieb ſo lange wie möglich in dem ſchönen Zweibrücken, und als ich endlich ſcheiden mußte, wurde fleißiger Briefwechſel zwiſchen Angés und mir verabredet, und die Aufſchriften und Beſtimmungsorte der Briefe feſtgeſtellt.

Froh und zugleich ſchmerzhaft bewegt ſchied ich von der Geliebten, und wir ſchrieben einander zuweilen, freilich nur in großen Zwiſchenräumen — weite Reiſen, die wohl ein viertel, ein halbes Jahr lang mich der Heimath entführter, oft in weit entlegene Länder, beeinträchtigten ſehr den Briefwechſel mit dem ſehnſüchtig auf meine Wiederkehr harrenden geliebten Mädchen, dem ich ja nicht einmal Hoffnung geben konnte, denn in meinem Verhältniß daheim änderte ſich nichts. Wohl aber änderte ſich viel in dem ihrigen. Sie hielt mich halb und halb für treulos — ein Franzoſe, Kaufmann wie ich, kam in ihr älterliches Haus, ſah Angés und verliebte ſich in ſie, die er, wie er glaubte, oder wie man ihm glauben gemacht hatte, als eine junge von ihrem Geliebten verlaſſene Mutter mit der Pflege eines zarten Kindes, eines Mädchens, beſchäftigt fand.

Eines Kindes? rief Ludwig lebhaft aus, und es trat ein jungfräuliches Erröthen auf die Wangen des Jünglings.

Eines anvertrauten Kindes, mein Herr, entgegnete Leonardus mit ernſtem Blick, der jeden unlautern Verdacht zurückwies: eines Kindes, das ihr viele Sorgen und doch auch unendliche Freude machte und noch immer macht.

Etienne Berthelmy, ſo hieß jener Franzoſe, ließ ſich durch das Kind nicht abhalten, Angés um ihre Hand zu bedrängen, wies geſicherte Verhältniſſe nach, beſtürmte Eltern und Brüder um deren Zuſtimmung, und Angés, die mich aufgeben zu müſſen glaubte, gab endlich halb widerſtrebend und unter der Bedingung nach, daß ſie durch keine andere Macht, als durch den Tod, von dem Kinde getrennt werden dürfe, weil es das ihr anvertraute Pfand einer hohen geheimen Liebe ſei.

Von einer Reiſe zurückkehrend, fand ich einen Brief von Angés vor, der aus Paris geſchrieben war; es war ein ſchmerzlicher Abſchiedsbrief, durch den eine leiſe Reue, eine Bitte um Verzeihung ihres halb erzwungenen Schrittes und eine unvergängliche Liebe hindurchblickte. Ein Mann, der weniger innig und treu geliebt hätte, wie ich, hätte dieſe Wendung vielleicht nicht ungern geſehen — mich machte ſie äußerſt beſtürzt und ich weinte meinem verlorenen Glücke bittere Thränen nach. Je mehr ich Angé's Brief wiederholt las, deſto mehr las ich zwiſchen den Zeilen den Wunſch des geliebten jungen Weibes, ihr Freund zu bleiben, ihr nicht zu zürnen, und ich ſchwur Erſteres ihr und mir in Gedanken zu. Ich ſchrieb unter der angegebenen Aufſchrift wieder an ſie, und erhielt auch bald darauf wieder Antwort, und zwar aus Mons. Sie ſchilderte mir ihr Leben, erwähnte auch des Kindes, ihrer geliebten Sophie, der Eltern ihres Mannes, ihres Wohlſtandes und ihres im Ganzen glücklichen Verhältniſſes; der Brief überhaupt aber athmete ſo viele Wärme und ſo zärtliche Gefühle für den erſten Jugendfreund, wie ſie mich nannte, daß mein Herz immer aufs neue befangen ward, und daß ich eine ſtarke Sehnſucht empfand, Angés wiederzuſehen. War dieſes Verlangen vielleicht ſträflich, nun ſo fand es auch ſeine volle Strafe. Ich antwortete ſogleich, ſprach mich im angedeuteten Sinne aus, erwiederte die Offenbarung der alten nie roſtenden und erſterbenden Neigung, und fragte an, ob es möglich ſein werde, ſie wieder zu ſehen, ohne ihr Verlegenheiten zu bereiten? Ich erhielt keine Antwort auf dieſen Brief, bald darauf aber einen zweiten von ihr, aus dem erſichtlich war, daß Angés meine Antwort nicht erhalten hatte, denn ſie klagte, daß ich ſie ganz vergeſſen zu wollen ſcheine, und führte an, daß es ſie tief ſchmerze, ſich von mir verachtet zu ſehen.

Ich wunderte mich, und wunderte mich auch nicht, daß mein Brief verloren gegangen ſein ſolle, denn die politiſchen Bewegungen in Frankreich hatten ſchon begonnen, auch in den Nachbarlanden manches Wirrniß zu erregen, und ſo ſagte ich mir: was ſollſt du lange ſchreiben, wie nahe iſt nicht Mons? Ich nahm ein Geſchäft zum Vorwand und reiſte nach dieſer Stadt. Aber da mochte ich fragen, wo ich wollte, nach einem Berthelmy, nach einer jungen Dame aus Zweibrücken, auf der Mairie, auf den Paßbureaus, auf der Poſt, nirgend eine Spur. Nie ſei jemand dieſes Namens hier geweſen, wohl aber, ſo hörte ich auf der Poſt, ein Brief, der noch unter dem Gitter als unbeſtellbar ausgelegt ſei, an eine Perſon dieſes Namens angelangt. Ich konnte mich von meinem Erſtaunen gar nicht erholen, wußte nicht, was ich denken ſollte, reiſte höchſt unzufrieden zurück, und ſchrieb nun Alles, was ich Angès hatte ſagen wollen, in einem Brief nieder, den ich an ihr elterliches Haus zur Weiterbeförderung nach Zweibrücken ſandte. Gleich darauf entfernte mich abermals eine lange Reiſe vom Hauſe, und auch bei der Rückkehr fand ich keine Antwort vor; wahrſcheinlich, ſo redete ich mir ein, hatte die Einſicht der Eltern für beſſer gehalten, meinen Brief, als zu nichts Gutem führend, unbeſtellt zu laſſen. Ich betrauerte ſie als verloren, konnte ſie aber nimmer vergeſſen.

Da führte mich das Geſchick zu einer Reiſe nach Paris, und von da in die Vendée nach le Mans; da ſah ich durch des Zufalls unerforſchliches Walten die Geliebte in einem der ſchmerzlichſten Augenblicke ihres Lebens ſo unverhofft und plötzlich wieder, und die nächſte Minute klärte Alles auf. Sie hatte als Deutſche vor dem Namen ihres neuen Wohnortes das le vergeſſen, hatte das a undeutlich geſchrieben, ich hatte Mons ſtatt Mans geleſen, und an drei Buchſtaben lag es, daß unſere Herzen ſo lange ohne Kunde von einander blieben.

7. Angés.

Der Mond war prachtvoll in das Meer hinabgeſunken, das ſeine ſchribenden Strahlen noch magiſch verſilberten; kühler wehte die Nachtluft und unruhiger ſchlugen die Wellen an die Flanken der „vergulden Roſe.“ Dunkler und tiefer ſenkte der Fittich der Nacht ſich über das Schiff.

Ich denke, es wird Zeit, meine Herren, die Ruhe zu ſuchen, unterbrach Leonardus ſeine Erzählung, indem er ſein Glas leerte, und obſchon ſeine beiden Zuhörer noch keinesweges ermüdet waren und gern noch länger dem Weitergange der Erzählung mit lauſchenden Ohren gefolgt wären, ſo wollten ſie ihm doch nicht durch die Bitte beſchwerlich fallen, ſie ferner zu unterhalten, und verließen, obſchon nur halb befriedigt und auf den Fortgang geſpannt, das Verdeck, um ſich in ihre Schlafkojen zu begeben.

Lebhaft beſchäftigte das Gehörte Ludwig's Phantaſie; ſein ganzer Antheil an dem ferneren Ergehen ſeines neuen Freundes war rege gemacht, und da er ſich wohl denken konnte, daß deſſen Verhältniß bei der Heimkehr ſich ſehr eigenthümlich geſtalten könne, ſann er darüber nach, wie wohl Leonardus handeln müſſe und handeln werde, um die Pflicht des Sohnes mit jener des Freundes einer von ihrem Gatten verſtoßenen und im Zorn verlaſſenen jungen und gewiß auch ſchönen Frau zu vereinen.

Ueber dieſem Nachſinnen beſchlich den Jüngling ſanfter Schlummer, und das Schiff glitt fort und fort, ſicher bewacht und richtig geſteuert, in tiefer Stille durch die ſchweigende Sternennacht.

Als der Morgen klar und ſchön wie der geſtrige Tag anbrach, war vom Bord der „vergulden Roſe“ aus kein Land mehr zu erblicken. Das Schiff war ſchon auf der Höhe des Juiſter Riffs und mußte in einem großen Bogen das nordweſtwärts weit in die See vorſpringende Borkumer Riff umſegeln, um dann zu wenden und ſüdweſtwärts zu ſteuern. In der Ferne, wo die Küſte gedacht werden mußte, ſtiegen leichte Nebel empor, und als die Sonne aus dem Schooße des ewigen Meeres hehr und groß ſich herauſhob, traten nach und nach die größeren Inſeln Schirmonikoog und Ameland in Sicht.

Nach einigen abgethanen Geſchäften und nachdem auch der junge Graf nicht verſäumt hatte, ſich von dem Befinden ſeiner Iſabella und Philipp's Braunen zu überzeugen, die im Packraum der „vergulden Roſe“ zwar enge aber ſicher eingeſtellt waren, fanden ſich die drei Gefährten in der Kajüte des Kapitäns beim Morgentrunke wieder zuſammen, und Leonardus ließ ſich nicht lange um die Fortſetzung ſeiner in der Nacht abgebrochenen Erzählung bitten.

Angés, fuhr er fort: war noch von ſo lieblicher Blüthe, wie ich ſie als Jungfrau geſehen, und der Schmerz gab ihrer Schönheit etwas ſo Rührendes, Heiliges und Verklärtes, daß ich mich mit Zaubergewalt aufs Neue zu ihr hingezogen fühlte. Da, wo ich ſie jetzt ſprach, konnten wir nicht bleiben, es war in der Flurthüre ihrer Wohnung; Angés verſprach mir, nach kurzer Friſt wieder herab auf den Spaziergang zu kommen, und bald hing die zarte, bebende Geſtalt tief verhüllt an meinem Arme und erzählte mir Alles.

Ihr Mann hatte, von loyalem Gefühl beſeelt, die kaufmänniſche Feder mit den Waffen des Kriegers vertauſcht, er war Bürger-Soldat und hatte, vorher ein glatter, gewandter, ja ſelbſt liebenswürdiger junger Mann, ſein Weſen ſchnell in Rauheit umgewandelt, in die er die Eigenſchaften eines tüchtigen Soldaten ſetzte. Mit dem Wachſen ſeines Bartes wuchs auch ſein verändertes Benehmen gegen die junge, zarte Frau, ſelbſt gegen ſeine Eltern, deren Bildungsgrad, wie auch der ſeinige, ein hoher nicht war. Dabei vernachläſſigte er ſein Geſchäft und kam ſchnell zurück. Daß das Kind, die liebe kleine Sophie, das eigene von Angés ſei, ließen weder Berthelmy noch deſſen Eltern ſich ausreden, und die arme Kleine ſah ſich unzart behandelt, was wiederum dazu beitrug, Angé's reines Gemüth zu verletzen und zu verbittern. Dabei quälte den Mann eine maßloſe Eiferſucht, und Angés wurde von ihm und ſeinen Eltern mit Argusaugen bewacht, jeder Tritt und Schritt beargwohnt, kaum konnte ſie ſich einen Spaziergang mit dem Kinde vergönnen. Tauſendmal bereute Angés ihren ohnehin durch Ueberredung weit mehr als aus Liebe gethanen Schritt, und wünſchte die Feſſel gebrochen, die ſie an ungeliebte Menſchen, an eine freudloſe Umgebung und in eine Stadt bannte, die noch, wie die ganze Vendée, niedergehalten im dumpfen Glaubensdruck, ihr, der Deutſchen, der Proteſtantin zumal, durchaus keine gemüthliche Anſprache bot.

Und da war ich nun der erſte, und wie ſie mir unter Zittern geſtand, der einzige, mit aller Jugendglut noch immer umfaßte Geliebte, und ſie, zurückgeſtoßen, gemartert, mißhandelt, auf dem Wege zur Verzweiflung. Wohl war mein Brief aus ihrer Heimath an ſie gelangt, aber die eiferſüchtige Wuth des Mannes ahnete etwas von dieſem Briefwechſel; mit der rohen und frechen Hand eines gänzlich bildungsloſen Menſchen griff er in ihr Allerheiligſtes, erbrach das Fach ihres Schreibtiſches, fand und las Tagebücher, kleine zärtliche Herzensergießungen, auch meine, nach ihrer Verheirathung mit Berthelmy empfangenen Briefe und tobte, wie ein unſinniger Wüthrich, gebot Angès, ſein Haus mit ſammt ihrem Kinde zu verlaſſen und in ihre ferne Heimath zurückzukehren. Wie hätte ſie dies ſelbſt mit allen Mitteln jetzt vermocht, wo das ganze Land unter Waffen ſtand, alle Tage blutige Scharmützel vorfielen und es eine Sache der Unmöglichkeit war, daß ein zartes, ſchönes und junges Weib mit einem kleinen Kinde durch die von allen Seiten ſich nach der Vendée zuwälzenden Heeresmaſſen gelangen konnte? Und doch wollte Angès fort um jeden Preis.

Schmerzlich bewegte mich ihre rührende Klage, ihr troſtloſer Zuſtand und die heftige Bewegung ihres zartbeſaiteten Gemüthes, als Angès dies alles mir mittheilte. Ich ſann und ſann, wie hier zu helfen ſei; daß geholfen werden müſſe und daß niemand helfen könne und werde als ich, ſtand klar vor meiner Seele. Nur das wie? der Hülfe war noch die große und verhängnißvolle Frage. Leicht wäre mit ihr allein mir raſche Entfernung möglich geweſen, denn ich konnte mich ſchnell reiſefertig machen, aber das Kind — von dem Kinde wollte und konnte Angès, wie ſie ſo heilig betheuerte, nicht laſſen.

Es dunkelte mehr und mehr, wohl nie wandelte auf dem ſchönen belebten Spaziergang ein Paar, das Andere für ein glückliches Liebespaar halten mochten, in ſo ernſten, ſorgenſchweren Gedanken als ich jetzt mit Angès. Die Viertelſtunden verrannen, bis Nachts eilf Uhr mußte alles geſchehen ſein, was geſchehen ſollte, denn da wurden die

Thore geſchloſſen, die Straßen durch Patrouillen geſäubert, und niemand durfte ohne wichtige Gründe das Haus und noch weniger die Stadt verlaſſen.

Mir blieb gar keine Wahl, gar kein langes Beſinnen; entweder ich liebte Angés noch, blieb ihr ein treuer Freund, bot die Hand zu ihrer Rettung aus wachſender Pein und Verzweiflung ohne zögerndes Bedenken, oder ich war ein unritterlicher Feigling, nicht werth, daß ein ſo holdes gequältes Geſchöpf mich Freund nenne, nicht werth eines ſo hohen unbegrenzten Vertrauens; daher ſprach ich, wieder mit Angés nach ihrem Wohnhauſe zugehend: Hole das Kind, nimm was du an Schmuck und Baarſchaft beſitzeſt mit, und außerdem belade dich mit nichts. Ich bleibe hier und harre deiner, dann folgſt du mir auf gutes Glück.

Es ging alles gut; die Eltern Berthelmy's, betagte Leute, hatten ſich bereits zur Ruhe begeben; er blieb dieſe Nacht auf Wache; Angés nahm, was ſie ihr Eigenthum nennen konnte, that als wolle ſie das Kind, das ſchon ſchläfrig war, zur Ruhe bringen, kleidete daſſelbe aber recht warm an, anſtatt es auszukleiden, und kam nach Verlauf einer Viertelſtunde mit ihm zu mir herab, der ich in peinlichen und angſtvollen Gefühlen ihrer auf der Straße harrte. Die Kleine war ſtill, die ſüße Stimme ihrer vermeinten Mutter hatte ſie leicht beſchwichtigt, ich nahm die leichte Laſt auf meine Arme, und ſo ſchritten wir nach meinem Gaſthaus, das nicht fern vom le Greffier gelegen war. Meine Pferde hatten geruht, die Nacht war mondhell, ich ließ den Kutſcher anſpannen, und ſagte dem Wirth, daß eine nahe Verwandte von mir mich begleiten werde. Einige Goldſtücke über den Betrag meiner Rechnung bewogen meinen gefälligen Wirth, ſich zur Mairie zu begeben, um für ſeine Verwandte, welche mit ihrem Bruder, der aus Amſterdam gekommen ſei, ſie abzuholen, und mit ihrem Kinde nach Holland zu reiſen gedenke, einen Paß zu erbitten, und unſer Abenteuer lief ganz glücklich ab; wir waren, als die Mitternachtglocken in le Mans anſchlugen, ſchon weit aus dem Weichbild der uralten Biſchofſtadt und Angés pries den Himmel und mich unter Freudenthränen für ihre Rettung. Ich hätte unter keiner Bedingung eine ſolche That, als die meine war, die förmliche Entführung einer verheiratheten Frau, unter andern Verhältniſſen begehen mögen, aber hier entſchuldigte mich mein Gewiſſen, denn ſie war aufgegeben und hatte gegen das Kind Pflichten übernommen, die ihr geboten, es nicht n der bisherigen Umgebung zu laſſen. Wir fuhren, von ſchöner Herbſtwitterung begünſtigt, dem geſchlängelten Lauf der von Norden herabkommenden Sarthe entgegen, raſteten in Alençon, reiſten über Sens und Argentan, Falais und Caën, und gewannen glücklich das Küſtenland. Ein kleines Schiff führte uns nach Havre, wo meines Herrn Vaters „verguldе Roſe", Kapitän Richart Fluit, ſegelfertig lag, um ein paar zarte Lilien an Bord zu nehmen, nebſt mich und meinen Diener.

Ja — ja — brummte der Kapitän — ein verteufeltes Wageſtück — wollen ſehen, wie es enden wird!

Es war gerade, als wir in Havre landeten, ein mir beſonders lieber Tag, und ich begann ihn mit dem werthen Freund hier und der theueren Freundin am Bord, in überglücklicher Heiterkeit, ſorglos und um die nächſte Zukunft unbekümmert — wiſſen Sie noch, Kapitän? Wir vertilgten damals vielen Champagner und Dry Madeira — es war mein Geburtstag, der 22. September.

Wie, mein Herr? fuhr Ludwig mit raſcher Frage auf. Auch ihr Geburtstag iſt der 22. September? Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß der meinige auf denſelben Tag fällt.

Nun, das grenzt aber in der That an das Wunderbare, rief der Kapitän. Welche Aehnlichkeiten werden wir noch entdecken zwiſchen dieſen beiden Herren! Nun will ich Ihnen auch etwas ſagen, meine hochverehrten Paſſagiere, heute iſt mein Geburtstag, den wollen wir feiern, und den Ihrigen noch einmal mit. Ich habe den Schiffskoch ſchon beauftragt, für ein Frühſtück nach Seemannsbrauch zu ſorgen. Madeira, der zweimal unter der Mittagslinie hindurchging, wird nicht nur zu Mittag, er wird auch zum Frühſtück munden, und mit dem tollen Franzoſen, Monſieur Kreideweiß, werden wir auch noch anbinden können, und ihn auf gut niederländiſch tractiren.

Der Kapitän entfernte ſich mit ſchallendem Gelächter, nachdem ſeine Reiſenden ihm vereint Glück zum heutigen Tage gewünſcht hatten, um alles Nöthige anzuordnen. Mittlerweile faßte Leonardus Ludwig's Hand, drückte ſie mit Wärme und ſprach: Junger Herr! es iſt in der That wunderbar, wie viel Aehnlichkeit das Geſchick uns gegenſeitig zu Theil werden läßt. Laſſet uns Freunde ſein, laſſet uns einen Bund ſchließen für das ganze uns noch vergönnte Leben. Mein Herz iſt ganz voll von unbegrenztem Vertrauen zu Euch!

Ludwig dachte in dieſem Augenblick der geiſtigen Mitgabe durch die Großmutter. Sie hatte geſagt: Achte treue Freundſchaft und hüte dich vor falſchen Freunden. — Ein falſcher Freund konnte Leonardus nicht ſein, nicht werden; ſein offenes blühendes Geſicht drückte Biederkeit aus, ſeine Augen, blau wie die eigenen des jungen Grafen, ſtrahlten Treue. Ludwig bot daher unbedenklich und mit voller jugendlicher Hingebung gerne beide Hände dar und antwortete: Ich habe von Freundſchaft einen hohen Begriff; mein Lehrer in der griechiſchen Sprache ließ mich die Sprüche des großen Weltweiſen Solon leſen und lernen, und da lernte ich: „Gerechte Freundſchaft iſt der ſicherſte Beſitz! — Kein ſchöneres Gut auf Erden, als ein Freund! — Den Göttern gleich verehre willig Freunde! — Für Brüder achten ſollſt wahrhafte Freunde du!“

Ja Bruder! Bruder! rief Leonardus enthuſiaſtiſch, und warf ſich küſſend in Ludwig's Arme.

Bruder im Leben, im Tode Bruder! ſprach Ludwig ſehr ernſt, und erwiderte den Bundeskuß mit dem heiligen Gefühle eines Jünglingsherzens, das ſich bisher in holder Unbefangenheit und in ſchönen Idealen hatte nähren und aufrichten dürfen.

Ich habe nicht Griechiſch gelernt, mein Bruder Ludwig, verſetzte Leonardus bewegt, aber ich will dir die hohen und weiſen Worte deines Solon mit einem Ausſpruch des größten Dichters unſerer britiſchen Nachbarn erwiedern. Shakſpeare ſagt:

Den treuen Freunden will ich weit die Arme öffnen,
Und wie ſein Kind der Lebensopf'rer Pelican
Mit meinem Blut ſie tränken.

Das Erſcheinen des Kapitäns, der vom Koch gefolgt, mit alle dem würdigen Werkzeug eintrat, das gehobene Seelenſtimmung hervorzurufen und zu beleben im Stande iſt, unterbrach die Ergüſſe jugendlicher Erinnerungen an tiefeingeprägte unſterbliche Dichtergedanken, und es begann die heitere Morgenfeier des Geburtstages des treuen und wohlgeſinnten Kapitäns.

Schon näherte ſich das Schiff der Küſte der Inſel Ameland, an deren nördlicher Spitze es nahe vorbeiſegeln und zwiſchen den Riffen der Watten links und der Zuyd-Wal rechts die ſchmale Fahrſtraße einhalten mußte. Die „vergulde Roſe“ behielt nun auf mehrere Stunden zur Rechten die Inſeln Ter Schelling und Vliland näher oder entfernter, die friesländiſche Küſte aber in ſtets gleicher ziemlicher Nähe zur Linken in Sicht, bis es dieſer bei dem ſagenreichen Staveren vorüber am nächſten kam.

Als Kapitän Fluit die erſte Flaſche entkorkt und die geiſtige Flut in die Gläſer hatte rinnen laſſen, und der erſte Toaſt ihm von den Freunden ausgebracht war, verließ Leonardus ſchnell die Kajüte.

Was hat er? Was iſt ihm? fragte Ludwig, einigermaßen beſtürzt und verwundert über dieſen raſchen Aufbruch.

Werden es gleich ſehen, mein Herr Graf! Werden gleich ſehen, was Herr Leonardus hat, gab der Kapitän lachend zur Antwort, und ſiehe, bald darauf wurde wieder die Kajütenthüre geöffnet und herein trat mit einem freudeſtrahlenden Blick Leonardus, auf ſeinem Arm ein über alle Beſchreibung ſchönes Kind tragend, und dicht hinter ihm folgte mit einem unendlich reizenden keuſchen Erröthen Angès Berthelmy.

Ludwig und der Kapitän erhoben ſich zum freundlichen Gruße der Eintretenden, und indem ſie einen ſchüchternen Blick auf Ludwig warf, erglühte ſie noch höher wie zuvor, und rief: Mein Leonardus, dein Herr Bruder!

Ja, mein Bruder, gute Angès, nimm ihn immer dafür! Nicht wahr, ſie darf? fragte Leonardus ſeinen neuen Freund, und dieſer erwiderte in einiger Verwirrung, ja faſt mädchenhaft: Wohl, ſie darf, welch' eine liebenswürdige Schweſter gewinne ich dabei!

Freundlich wurde Angès genöthigt, bei den Freunden ſich niederzulaſſen; ſie ſetzte zwiſchen ſich und Ludwig das Kind, und ſich ſelbſt traulich anſchmiegend an Leonardus Seite.

Ludwig konnte, nachdem er an Angè's Schönheit ſeine Augen vollgeweidet, dieſe Augen kaum von dem Kinde wenden. Die kleine Sophie war von blühendſter Friſche und von der zarteſten Färbung der Haut, ſie hatte ein rundes Geſichtchen, weiches blondes Haar, welches in Ringellocken um das Engelsköpfchen fiel, und die herrlichſten dunkeln Augen, die man nur irgend ſehen konnte; das kleine Mädchen mochte vier Jahre zählen, erſchien aber im Wachsthum ſchon voraus und voll Anlage zu einem ſchlanken Wuchs. Sophiechen ſprach blos Franzöſiſch. — Nur leiſe nippte Angés an dem perlenden Schaumwein, ihr ganzes Weſen erſchien edel, zart, zaghaft, voll züchtiger Haltung, und dabei voll Hoheit und Tiefe des Gemüths und Charakters, obſchon ſie dies nicht in Worten kund gab. Sie ſaß vielmehr befangen bei den Männern, und machte ſich, oft erröthend, viel mit dem Kinde zu thun. Das Geſpräch lenkte ſich der allernächſten Zukunft zu, oder vielmehr Leonardus lenkte es darauf hin, denn es wurde allgemach hohe Zeit, an dieſelbe ernſtlich zu denken.

Beim heitern Becher wird auch ein ernſtes Wort nicht ſchaden, ſprach er. Ludwig, mein Freund, mein Bruder, höre meine, höre unſere Bitte! Nimm dich dieſer Verlaſſenen liebend und in Treue an, ſo lange ich in Amſterdam zu weilen gezwungen bin. Angés kennt mein ganzes Verhältniß, ich brauche nichts weiter zu erläutern. Auf dem Schiff kann ſie nicht bleiben, ohne unſerm guten Kapitän Ungelegenheiten zuzuziehen; daher vertraue ich ſie dir, deiner Ehre die ihrige vertraue ich an, laß ſie unter deiner Obhut wohnen, ſage, daß ſie deine Verwandte ſei, deine Schweſter, nimm ſie in deinen ritterlichen Schirm und Schutz, Alles, was du für ſie und dieſes holde, verwaiſte, mindeſtens ſo gut als verwaiſte Kind aufwendeſt, will ich ja gern vergüten und vergelten. Ich hoffe feſt, daß ich mich bald wieder werde befreien können, und dann dich freigeben. Du boteſt mir deine Dienſte freiwillig an, guter Ludwig, zürne mir nun nicht, wenn ich die dargebotene Hand ergreiſe als den Rettungsanker meines ſonſt unfehlbar ſinkenden Lebensſchiffes. O geliebte Angés, theurer Fluit, helft mir ihn bitten!

O, wenn Sie wollten gütig gegen uns ſein! ſprach Angés mit Flötenlauten, und ihre Augen ſtanden voll Thränen.

Bedarf es noch der Bitte? Bin ich von Stein? Gab ich nicht im Voraus mein Wort? fragte Ludwig mit edelmüthiger Aufwallung. Es bedarf ja nur der Angabe deſſen, was ich thun ſoll und was ihr von mir wünſcht, und ich vollbringe es mit Freudigkeit.

O, tauſend Dank und tauſendfache Vergeltung! riefen Leonardus und Angés, und der Kapitän brummte ein Bravo in den Bart, auf welchem einige Champagnerperlen glänzten, wie Morgenthau auf braunem Riethgras, und füllte von Neuem die Gläſer, indem er anklingend rief: Auf gutes Glück! — Auf gutes Glück! Aus voller Seele! Aus vollem Herzen! riefen die andern drei, und tranken die ſchäumenden Becher leer. Lächelnd und verlangend ſtreckte auch das Kind eines ſeiner roſigen Händchen nach dem Becher und Angès beugte ſich liebevoll zu ihm nieder und ließ es nippen, froh des willkommenen Anlaſſes, die Thränen der Rührung und Freude zu verbergen, die ihr aus den ſchönen Augen ſtürzten.

Das Schiff ſegelte, während die Mittagsſtunde nahte, ohngefähr in der Breite von Harlingen, als der Matroſe, der die Wache hatte, nach Seemannsbrauch die Annäherung eines Schiffes ankündigte, welches der „vergulden Roſe“ nachkomme. Da nun gerade auf der Breite Harlingen zwiſchen zwei ſandigen Untiefen nur ein ſchmales Fahrwaſſer ſich befindet, ſo galt es Vorſicht, mit dem gleichen Lauf haltenden Schiffe einen in der Möglichkeit liegenden Zuſammenſtoß zu vermeiden. Der Kapitän dankte daher ſeinen Gäſten für die Güte, ſeinen Geburtstag mit ihm gefeiert zu haben, und ſtieg, von Ludwig und Leonardus begleitet, zum Steuerbord hinauf, während Angès mit dem Kinde ſich freundlich grüßend in ihre abgeſonderte Kajüte zurückzog. Das Schiff, welches dem Lauf der „vergulden Roſe“ in gerader Richtung folgte, war ein kleiner Schnellſegler, und Ludwig rief erſtaunt aus: Ah! die Jacht! die Jacht!

Weſſen Jacht? fragten Fluit und Leonardus.

Kennen Sie nicht die wohlbekannte Flagge des Souveräns, der auf dieſer Jacht herumfährt, und uns zuletzt, wenn es ihm möglich wäre, in den Grund ſegeln würde? fragte Ludwig.

Fluit ſetzte ſein Augenglas an und rief: In der That! die reichsgräfliche Flagge von In- und Kniphauſen! Des Grafen Jacht, der der liebſte und thätigſte Freund unſers Herrn Erbſtatthalters iſt. Oranien boven! Oranien boven!

Dieſer volksthümliche Ausruf, der den ehrlichen Fluit als einen der Partei des Erbſtatthalters und ſeines Hauſes ergebenen Mann bezeichnete, war zugleich das Signal, das nahende Schiff durch Aufhiſſen einer oraniſchen Flagge zu begrüßen, und augenblicklich flatterte dieſe auch dort auf der Jacht im Tauwerk empor. Zugleich erhielt der Steuermann Befehl, ſo viel als möglich links beizudrücken und der leichten Jacht das Fahrwaſſer freizugeben.

Ludwig's Falkenblick erkannte den Erbherrn, wie er auf dem Bug ſeines Schiffes ſtand und durch das Fernrohr nach der „vergulden Roſe“ blickte. Ludwig drehte ſich, da er nicht wünſchte, von Jenem geſehen und erkannt zu werden, raſch um und verließ das Steuerbord, und zwar mit einem ſehr frohen Dankgefühl und einem verklärten Blick gen Himmel. Er gedachte mit tiefer Empfindung der leidenden Erbherrin, und konnte ſich getroſt ſagen, daß ihr Zuſtand ſich merklich gebeſſert haben müſſe, ſonſt werde Graf Wilhelm ſie gewiß nicht unter der Pflege fremder Hände zurückgelaſſen haben. Der überaus günſtige Nordoſtwind, der den ganzen Morgen über geweht, hatte die gut ſegelnde ſchöne Suſanne überaus raſch vorwärts gebracht und ſüdweſtwärts getrieben; ſie hatte erſt am frühen Morgen des heutigen Tages den Jahdebuſen verlaſſen, freilich aber durch ihren nicht tiefen Gang den für leichtere Fahrzeuge kürzeren Waſſerweg zwiſchen der Küſte und dem Wangerland einſchlagen können. Als die ſchöne Suſanne der „vergulden Roſe“ ziemlich nahe vorbei rauſchte, erfolgten die üblichen Grüße, die der Brauch vorſchrieb, und bevor noch zwei Stunden vergingen, war die Jacht, die ſtricten Curs nach Amſterdam zu hielt, der vergulden Roſe außer Sicht. Dieſer Kauffahrer, eine einmaſtige Pinke, ſchwebte jetzt in ziemlicher Nähe der ſechs Seemeilen langen und faſt zwei Meilen breiten Untiefe, die einſt ein bevölkertes, blühendes Land geweſen war. Nicht ohne geheimes Grauen ſieht der Schiffer, wie über dieſen weit gedehnten Meeresſtrich die Wellen eine andere Geſtalt annehmen, ſich eigenthümlicher kräuſeln, als auf offener See, oder im günſtigen tiefen Fahrwaſſer. Immer iſt ein unheimliches Rollen und Rauſchen, ſtärker als an andern Strichen der See vernehmbar, und es iſt gar kein Wunder, wenn ein nervösgereiztes Ohr, zumal das eines Sagengläubigen, die Glocken aus der Tiefe von den Kirchthürmen der verſunkenen Dörfer mit grellem und ſchauerlichem Klange läuten hört. Sinnend und ernſt blickten die Freunde auf das ſchöne unermeßlich lang gedehnte, wogenüberſtrömte, tiefliegende Riff, das bis nach Stavoren hinauf ſich erſtreckte, und der Kapitän murmelte, gleichſam als trauriger kummerbeſchwerter Cicerone halblaut vor ſich hin: **al daar verdronken — verdronken en't jaaren van een duizend twee honderd en zeventwintig, en een duizend twee honderd en zeventachtig.** — Dort breitete ſich vor Stavoren die lange weiße Düne, der Frauenſand, auf dem ein junges Saatengrün oder einſt in das Meer geworfener Waizen als unfruchtbarer Dünenhafer aufzuſchießen begann, und ſperrte den Hafen, hemmte dem früher ſo blühenden Verkehrsort das Anlegen größerer Schiffe. Jetzt lief die „vergulde Roſe“ ein in das rieſige Waſſerbecken der Zuider-See. Der Abend ſank nieder, als die Höhe von Enkhuizen erreicht war, und als abermals ein ſchöner Morgen, nur etwas nebelhaft aufglühte, ſteuerte das Schiff durch den Pampus und das Y, dann tauchte nach kurzer Fahrt ſchier phantaſtiſch der Maſtenwald des Hafens von Amſterdam durch den Nebel der Frühe, und das Klingen unzähliger Glockenſpiele von den Thürmen der gewaltigen Großſtadt machte einen eigenthümlichen Eindruck. Das Getön war ebenfalls phantaſtiſch, verworren, und bald wurde es überlärmt vom vollen ſich früh entwickelnden Leben der Straßen, von tauſend und abertauſend Karren und Schleifen, dem Wälzen der Fäſſer, dem Geſchrei der Ausrufer und Straßenverkäufer, dem ganzen lauten Getriebe einer ſteten Meſſe. Ludwig und die Uebrigen nahmen herzlich dankenden Abſchied von dem biedern Kapitän, nicht ohne Hoffnung auf ein Wiederſehen, und Erſterer dankte dem Himmel, ſchon beim Ausſchiffen einen ortskundigen, berathenden Freund zur Seite zu haben, denn wie überall in großen Städten lauerte auch hier im Hafen der Betrug, die unerſättliche Habgier und das Diebesgelüſt, das in jedem Ankömmling ein Ziel für die Beraubung ſieht, in tauſendfacher Geſtalt. Aber Alles, was ſich in ſolcher Abſicht an die Ausgeſchifften herandrängte, ſtob von dannen, als Leonardus in derben wohlverſtändlichen Lauten der Mutterſprache das lungernde und lauernde Geſindel zurückdonnerte, und nun manch grollendes: Zy zyn geene patrioten, zy zyn van den verdoemten voornaamsten — zy zyn Oranje äppels — Gokken! und dazu ein dem Verdruſſe Luſt machendes Hohngelächter. Mit großer Gewandtheit und Ueberſicht ordnete Leonardus Alles an; ein zurückgeſchlagener Wagen ward genommen für ihn, Ludwig, Angés und Sophie, das wenige Gepäck ward untergebracht, Philipp beſtieg den Braunen und führte die ſchöne Iſabella dem Wagen nach, die freudig wieherte, als ſie nach dem langen ermüdenden Stehen im Schiffsraum wieder ſichern Boden unter ihren Hufen fühlte. Und nun ging es bald raſcher, bald langſamer durch wimmelvolle

Straßen und über geräuſchvolle Märkte, bis endlich das Gaſthaus erreicht wurde, in welchem Leonardus dem Freund und der Geliebten eine ruhige Unterkunft zu bereiten gedachte. Alles zu Ordnende ordnete ſich leicht und raſch. Die Fremden mietheten und bezahlten die ihnen nöthige Zimmerzahl gleich auf eine Woche voraus, und fanden die trefflichſte Einrichtung und die berühmte holländiſche Reinlichkeit in ſich ſelbſt übertreffender Weiſe; Alles auf das Wünſchenswertheſte, als ſei es längſt vorausbeſtellt. Kein Stäubchen auf Geſimſen und Möbeln, jede Bequemlichkeit geboten, Schreibzeug, Federn, Papier, Oblaten und Siegellack, ja es fehlte nicht am Schreibtiſch der Kalender, nicht auf dem Betpult die Bibel, und die Kaminſimſe prangten mit den allerſchönſten und bunteſten Figuren, Männchen und Götzenbildern von Porzellan und Speckſtein aus dem Reiche der Weltmitte und dem Sonnenlande Nippon. Prächtige ſtarkbauchige Porzellanvaſen hauchten in ihrer Eigenſchaft als Räuchertöpfe köſtlichen Wohlgeruch aus, und in zartgeformten Gefäßen dufteten Veilchen, des nahen Lenzes liebliche Erſtlinge.

Ein Plan ward raſch entworfen; Leonardus wollte zuerſt das älterliche Haus begrüßen, den Beſuch des Freundes anmelden, dieſen dann ſelbſt einführen, dann mit ihm zurückkehren und die Nachmittags- und Abendzeit benutzen, ihn und ſeine Angés den Genüſſen zuzuführen, welche Amſterdam in ſo reicher Fülle darbietet. Wenn es ſich einleiten laſſe, ſolle Herr Adrianus von der Valck Angés ſehen; ſie ſolle ſuchen deſſen Herz zu gewinnen, und zugleich wollte Leonardus verſuchen, das Band zu löſen, das ohne ſeinen Willen und ohne ihn und ſeine Zuſtimmung zu befragen, der Vater um ſeine Freiheit geſchlungen hatte. Angés hörte dieſe Pläne mit einem Gefühle von Wehmuth an, welches ſie niederzudrücken ſtrebte, aber als Leonardus geſchieden war, vermochte ſie ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten und ſprach zu Ludwig, in deſſen Geſellſchaft ſie mit dem Kinde völlig unbefangen blieb: Mein Geſchick iſt ein ſehr ſchweres und hartes, mein brüderlicher Freund! Ich habe mir ſchon tauſendfache Vorwürfe gemacht, daß ich meinem überwallenden Gefühle und dem geliebten Jugendfreunde folgte; aber ich bin vielleicht auch in etwas zu entſchuldigen, wenn ich ſein plötzliches Erſcheinen in einem Augenblicke, welcher mich der Verzweiflung nahe brachte, für einen Wink Gottes hielt. Ich war nicht fähig, mit ruhigem und kaltem Blute zu überlegen bei der Mißhandlung, die mir widerfahren war, und nie hätte ſich mir ein anderer Ausweg zur Flucht geboten. Indeſſen, wie ſehr Leonardus mich liebt, wie ſehr mein Wunſch wäre, ihm anzugehören, ſo darf es ja nicht ſein, da ich noch nicht von meinem Manne geſchieden bin, und wieder darf es nicht ſein, daß ich mich als Laſt an des edlen Freundes Ferſen hänge, daß ich zwiſchen ihn und ſeines Vaters Zufriedenheit, zwiſchen ihn und das Glück ſeiner Zukunft an der Hand einer reichen Braut, welcher er verlobt wurde, mich dränge. Ich könnte nur ſtörenden Unfrieden hervorrufen, und dafür möge der allmächtige Gott mich bewahren, denn ich weiß, was Unfriede iſt und was er wiegt im Leben der Familien; er iſt wie ein freſſendes Krebsgeſchwür, dem nicht Meſſer, nicht Salbe des Wundarztes völlig Einhalt zu thun vermag.

Ludwig hörte mit herzlicher Theilnahme dieſe Worte des ſchönen, noch ſo jungen und ſchon ſo unglücklichen Weibes an; aber er bei ſeiner eigenen Jugend und Unerfahrenheit, welchen Rath hätte er zu geben vermocht? Er ſann einige Augenblicke nach und ſprach dann: Ihr Verhältniß, verehrte Freundin, iſt allerdings ein ſehr eigenthümliches; es wird Alles darauf ankommen, ob des Freundes Liebe zu Ihnen von ſolcher Stärke iſt, daß er alle derſelben ſich entgegendämmende Schwierigkeiten überwindet, ohne ſelbſt an eigenem Lebens- und Zukunftsglück ein Opfer zu bringen. Es iſt nur edel und würdig von Ihnen, daß Sie ein ſolches Opfer nicht erwarten und fordern, und Sie würden auch nicht glücklich ſein können, falls es dennoch dargebracht würde.

Gewiß nicht, mein edler Freund, Sie fühlen wie ich! rief Angès, bot Ludwig ihre Hand und ſah ihm mit reinem durch Thränen verklärtem Lächeln ſchweſterlich liebevoll in die Augen, ganz Hingebung, ganz Vertrauen. Darum preiſe ich mein Geſchick, daß der Himmel Sie uns zuführte, und ich will Ihnen meine Gedanken offen mittheilen. Gelingt es Leonardus, die zu fürchtenden Schwierigkeiten zu überwinden, ſo wird er auch Rath finden, jene Schritte zu thun, welche nöthig ſind, die Scheidung von meinem Manne zu bewirken; gelingt es ihm nicht, ſo muß ich von ihm ſcheiden, denn ich will nicht in einem Verhältniß leben, über das die gute Sitte den Stab bricht.

War meine Flucht mit Leonardus ein Fehltritt, ſo war ſie doch der einzige, aber ich möchte nicht noch länger den Kampf der innigſten Liebe mit der Pflicht der uns auferlegten Entſagung kämpfen, ich fühle, daß auf die Dauer meine Kraft dazu nicht ausreicht. Und dann habe ich nur einen Wunſch: Ich will zurück in meine Heimath, in mein Elternhaus, und dazu, nur dazu ſollen Sie mir Rath und Schutz auf meine Bitte leihen, und ſollen helfen, mich vor mir ſelbſt zu retten.

8. Das Haus van der Valck.

Geleitet von Leonardus betrat Ludwig Graf von Varel, verſehen mit ſeinen Papieren, das elterliche Haus ſeines Freundes, und mußte erſtaunen über dieſes von außen ganz einfach ſich darſtellenden Hauſes reiche Prachtfülle, die im Inneren zur Schau trat. Marmortreppen und Geländer, Mahagonigetäfel der Wände, von geſchliffenem Spiegelglas alle Scheiben der Fenſter. Glänzend gebohnte Fußböden, zum Theil belegt mit bunten Teppichwebereien aus Hindoſtan, von ſchwerem Seidendamaſt alle Vorhänge, herrlich geſchnitzte und mit Perlmutter, Bernſtein und Achaten ausgelegte Prunkſchreine mit Glasſcheiben, oben darauf eine Fülle prachtvoller Vaſen, von ächt chineſiſchem und japaniſchem Porcellan, und innen ein unermeßlicher Reichthum an Gold und Silbergeräthen zur Schau geſtellt. An den Wänden, wo nicht franzöſiſche oder flandriſche Gobelins dieſe mit Farbenbildern ganz bedeckten, werthvolle Gemälde der niederländiſchen Meiſter in breiten, phantaſtiſch ausgeſchnitzten Mahagonirahmen, da und dort Conſolen, auf denen Statuen oder Trinkgeſchirre von hohem Werthe ſtanden; auf den Simſen der Kamine und Thüren rieſige Wunder der Natur und ferner Länder; Prachtexemplare rother, weißer und ſchwarzer Korallen, Milleporen und Matreporen, Käſten mit Rieſenſchmetterlingen aus Surinam und Amboina, Erzſtufen aus Peru, von den Küſten von Golkonda und Coromandel. In großen Käfigthürmen von blankem Meſſingdraht und mit mancherlei Zierrath ausgeſtattet allerlei lebendes kreiſchendes, gellendes, mit Ketten raſſelndes fremdländiſches Gethier, Cacadu's, Papageien, Affen, Meerkatzen, eine überwältigende Fülle von Gegenſtänden, die förmlich auf die Sinne eines des Anblicks ſolchen Reichthums nicht Gewohnten verwirrend und faſt bethörend wirkten. Nach flüchtigen Blicken auf die Mannichfaltigkeit all dieſer eben vorhandenen, ſich gleichſam von ſelbſt verſtehenden und ganz ungeſucht zur Schau geſtellten Herrlichkeiten öffnete Leonardus dem Freunde das Arbeitskabinet ſeines Vaters. Es war dies ein kleines, faſt enges Zimmerchen, das durch eine vergitterte Zwiſchenwand von einem einige Stufen tiefer liegenden, folglich höheren geräumigen Zimmer abgeſchieden war, in welchem die zahlreichen Arbeiter der Schreibſtube an einfachen ſchwarzlakirten, mit allem Nöthigen verſehenen Tiſchen und Tafeln ſaßen. Ein Schalter, für das Oberhaupt des Geſchäftes bequem angebracht, vermittelte den Empfang der hinaus oder hereingereichten Briefſchaften, Wechſel, Quittungen und was ſonſt der tägliche Gang der Geſchäfte erforderte. Die Thüre zum Kabinet des alten Herrn führte aus einem etwas größeren, ebenſo wie das Kabinet höchſt einfach ausgeſtatteten Empfangzimmer hinein. Der Geruch im Kabinet und in der großen Schreibſtube war eine eigenthümliche Vermählung der Gerüche von Schnupftabak und Tinte, und von durchdringender Schärfe.

Herr Adrianus van der Valck war ein kleiner, gut und wohlhäbig ausſehender Mann mit ſchneeweißem Haar, darüber eine kleine Zopfperrücke, welche er mit ſchwarzem Käppchen bedeckt trug, und nach kurzem grüßenden Lüpfen dieſes Käppchens auch bedeckt hielt. Er bediente ſich beim Leſen und Schreiben einer jener altmodiſchen die Naſe klemmenden Brillen. Auch die Tracht des Mannes war noch eine altmodiſche; kurze Beinkleider von Sammtmancheſter, ſeidene Strümpfe mit Zwickeln, Schuhe mit großen, glitzernden, ächten Edelſteinſchnallen. Nach den gewöhnlichen förmlichen Begrüßungen beim Eintritt mußte ſich Ludwig auf einen der runden drehbaren Polſterſchemel ſetzen, wie ſie, um möglichſt Raum zu ſparen, in den kleinen kaufmänniſchen Schreibſtuben üblich ſind, und als dieſer Aufforderung von ihm genügt war, überreichte er einen Theil ſeiner Papiere. Herr Adrianus ſah dieſelben ſcharf prüfend an, und fand alles in beſter Ordnung. — Sie ſind uns gut empfohlen, Herr Graf, nahm der alte Herr das Wort;

und ich heiße Sie in Amſterdam willkommen. Welche Abſicht führt Sie zu uns und in welcher Weiſe kann unſer Haus Ihnen dienen?

Die erſte dieſer Fragen gleich überſpringend, da deren Beantwortung von keiner Nothwendigkeit geboten war, auch die Abſicht, die Welt zu ſehen, ohne einen Geſchäftszweck damit zu verbinden, dem Herrn Adrianus vielleicht nicht zugeſagt haben würde, beantwortete Ludwig gleich die zweite: Meine Frau Großmutter Excellenz weiſen mich auf die Erhebung einer gewiſſen Zinsrente von Kapitalien an, die beim Pariſer Stadthaus angelegt ſind, und ſo wollte ich Sie erſuchen, mich entweder bei Ihrem Hauſe Wechſel darauf ziehen zu laſſen, oder mir Ihren gütigen Rath zu ertheilen, wie ich zu dem Gelde gelangen kann, ohne gerade deshalb ſelbſt nach Paris reiſen zu müſſen, wohin ich zwar allerdings auch zu gehen gedenke, nur dürfte vielleicht eine günſtigere Zeit dazu abzuwarten ſein.

Herr Adrianus van der Valck ließ Ludwig ganz ruhig ausreden, und machte indeſſen mit ſeinen beiden Daumen die Mühle von Innen nach Außen, indem er die gefalteten Hände phlegmatiſch auf ſeinem ſammtmancheſternen Schooße ruhen ließ; dann murmelte er vor ſich hin: Pariſer Stadthaus, **l'hôtel de ville**, und weiter nichts, aber er begleitete dieſe Rede mit einem bedenklichen Kopfſchütteln. Darauf drehte er ſich auf ſeinem Seſſel behend um ſich ſelbſt, und entnahm von einem ſchmalen Büchergeſtell, das voller Folianten ſtand, deren Einbände mit chocoladebrauner dicker Leinwand überzogen waren, und zur Bezeichnung auf dem Rücken aufgeſchriebene Buchſtaben des Alphabets trugen, eines dieſer Bücher ſeinem Platze, legte es vor ſich auf ſeinen Pult und ſchlug es auf, indem er ſuchend murmelte: **De la Tremouille, de la Tremouille.** Halb laut und unverſtändlich las Adrianus erſt Einiges für ſich, und ſprach dann laut: Ja ja, ſo iſt es. Wollen Sie die Güte haben, mir Ihre Papiere zu zeigen? — Ludwig reichte das Betreffende aus der von der Großmutter empfangenen Brieftaſche dar, und Herr Adrianus klemmte nun leſend ſeine Brille feſter und ſchrieb von Zeit zu Zeit mit der wieder zur Hand genommenen Feder auf die lederne Schreibunterlage rechnend einige Zahlen; ein Wunder, daß er für dieſelben noch Raum fand, ſo unendlich viele Zahlen waren ſchon in ähnlicher Weiſe auf dieſes alterbraune Leder geſchrieben worden.

Nach einer Weile, während der Kauf- und Handelsherr noch mancherlei für ſich nach Art alter Leute gemurmelt, nahm er das Wort: Hören Sie mir jetzt aufmerkſam zu, mein junger Herr Graf. Die von der Frau Reichsgräfin Excellenz, Ihrer Großmutter, bei dem Stadthauſe zu Paris belegten zweihundertfünfundfünfzigtauſend Livres gehören zu den immerwährenden Renten, welche in den Jahren ſiebzehnhundertzwanzig und einundzwanzig begründet, und vorzugsweiſe vor andern Staatsſchulden Frankreichs dahin privilegirt wurden, daß die Verzinſung bei denſelben Kaſſen nach wie vor bleibe und daran keine Kürzung geſchehen könne. Nur bei Veräußerungsfällen wird der Zinsbetrag eines Jahres in Abzug gebracht.

Die Kapitalſumme ſolcher ewigen Renten, die bei dem Stadthaus zu Paris angelegt iſt, beträgt fünfundzwanzig Millionen Livres, die Kapitalſumme der ſpäter geſchaffenen Leibrenten, rentes viagères, aber nur vier Millionen, welche durch die Theilhaber an den fünf- und zwanzig Millionen bald verſchlungen ſein würden, wenn der unglückliche Hof und die zahlreichen herzoglichen und prinzlichen Familien Frankreichs im Stande geweſen wären, ihre angelegten Kapitale flüſſig zu machen und außer Landes zu führen. Wie wenig die dermalige grenzenlos und bodenlos tolle Wirthſchaft in Frankreich die Beſitzthümer der franzöſiſchen Ariſtokratie achtet, iſt bekannt. Sie wird zum Beiſpiel nicht Gelder in Schutz nehmen, an welchen Seine Hoheit der Herzog von la Tremouille, Prinz von Tarent und Talmont Theil, hat, der gegen die gottheilloſe Republik ruhmreich die Waffen trägt; wie ſie es hält mit den Geldanſprüchen auswärtiger Souveräne, iſt mir noch nicht bekannt. — Meine Großmutter iſt auch königlich däniſche Gräfin, warf Ludwig ein, deſſen Ausſichten ſich merklich verdüſterten; aber der alte van der Valck entgegnete: Frankreich hat allen europäiſchen Souveränen den Krieg erklärt, folglich auch der Krone Dänemark, und dieſe kann kein Schutzrecht üben, denn ſie hat die Republik nicht anerkannt und hat keinen Geſandten in Paris. Es ſteht überhaupt ziemlich mißlich mit dieſen Geldern, fuhr er fort; nur geordnete Zuſtände taugen für den Gang der Geſchäfte. Eine Revolution, die ſinn- und zügellos alle Banden ſprengt, die, indem ſie das Staatsleben läutern will, den Staat in das tiefſte Unglück ſtürzt, iſt nicht fähig, auch nur die mindeſte Bürgſchaft für etwas Anderes zu geben, als für ihren vaterlandsfeindlichen und verderblichen Wahnſinn. Vor einigen Jahren wäre die günſtige Zeit geweſen, daß die Intereſſenten der immerwährenden Renten ihre Contracte hätten verkaufen, und ſich mit dem gehobenen Gelde bei den Leibrenten betheiligen können. Aber auch dies würde ohne namhafte Verluſte nicht abgegangen ſein. Im Jahr ſiebenzehnhundertſechsunddreißig war der Cours jener immerwährenden Renten bis auf vierundvierzig herabgedrückt, doch hatte er ſich kurz vor der Revolution wieder bis zu fünfzig Procent gehoben, was wäre das indeß geweſen? Im günſtigen Fall hätte ein Betheiligter ſtatt zweihundert Livres nur einhundert erhalten, und wäre der Zinſen eines ganzen Jahres verluſtig gegangen. Geſetzt, das Stadthaus vermöchte ſeinen Credit aufrecht und ſeinen Gläubigern Wort zu halten, in was würde es jetzt Zahlung leiſten? In Lumpenpapieren, in Aſſignaten, für die ich, ſo wahr ich Adrianus van der Valck heiße, nicht einen Deut, nicht einen Pfifferling gebe!

Herr Adrianus war auf ſeinem Felde, Ludwig aber begann ſich über deſſen etwas in die Breite gezogene Auseinanderſetzung zu langweilen; indeß fuhr Jener unermüdlich fort, nur daß er mit beiden Daumen jetzt die Mühle von Außen nach Innen machte: Vermittelſt des Ihnen angeführten Courſes und Decourts kann ſich jetzt, vorausgeſetzt, es ſtände Alles ſo gut wie es ſchlecht ſteht, bei den immerwährenden Renten ein Intereſſent über fünf Procent mit Beibehaltung des Kapitals berechnen, und wird alſo ſchwerlich bei vorausgeſetztem Verluſte des Kapitals auf ſieben Procent lüſtern werden, denn der Abwurf der Leibrente würde höchſtens für ihn und eine vielleicht geliebte Perſon, die gleich ihm im Cölibat lebte und bis an ihren Tod darin beharren wollte, ausreichend ſein, wenn ſie nicht außerdem noch zu verzehren hätten, denn jenes Kapital würde mit des Nutznießers Tode erlöſchen, er möchte verheirathet ſein und Leibeserben haben oder nicht.

Derjenige, dem fideicommiſſariſche Einrichtungen läſtig fallen, darf an dergleichen Verwandlungen ſeiner Contracte nicht denken, und die Frau Reichsgräfin Excellenz werden ſich gnädigſt zu erinnern geruhen, was Hochdieſelben im Jahre ſiebenzehnhundertvierundfünfzig verlangt und weſſen ſie ſich damals erklärt haben, als es ſich um den ihrerſeits auszuſtellenden Conſens der Erhebung dieſer de la Tremouille'ſchen Renten für ihre Herren Söhne handelte, den ſie ſich ausdrücklich vorbehielt, und beſtimmte, daß von der Veräußerung der Gelder nicht die Rede ſein ſollte, ſondern letztere mit der Subſtitution ebenermaßen belegt bleiben ſollten, da ſtets beim Verkauf der Contracte nur der offenbarſte Schaden in die Augen ſpringt und jetzt gar Nichts zu hoffen und zu erwarten iſt. Haben Sie mich verſtanden, mein junger Herr Graf von Varel?

Ludwig war, als ob ihm ein Mühlrad im Kopfe mit brauſenden Waſſerſtürzen auf deſſen Schaufelrädern umginge, verſtört fuhr er auf, und antwortete: Herr Adrianus van der Valck! Sie ſehen in mir einen jungen Menſchen, der Mancherlei gelernt hat, aber leider nicht gut rechnen. Fragen Sie mich nach antiken Münzen, ſo kann ich Ihnen die griechiſchen, römiſchen und barbariſchen nach Städte-, Provinz-, Königs- und Herrſchernamen an den Fingern herzählen, ebenſo die römiſchen Conſulares, Familiares und Kaiſermünzen, aber vom neuen Geld verſtehe ich nichts. Ich weiß wohl den Cours eines Schiffes anzugeben, aber nicht den Cours der Papiere, darum erbitte ich mir Ihren gütigen Rath, was ich beginnen ſoll, mindeſtens zu verſuchen, die angewieſenen Summen ganz oder theilweiſe zu erheben?

Dies werde ich Ihnen ſagen, Herr Graf, verſetzte der Kaufherr. Der Name und das Anſehen, ſo wie die hohe Achtung, welche ich gegen die Frau Reichsgräfin Excellenz hege, würde erſtens einem ihrer Angehörigen ſelbſt ohne ausdrücklichen Creditbrief die Hülfe meines Hauſes öffnen, gebieten Sie demnach über uns; zweitens iſt mein Rath, Sie treten an das Haus Adrianus van der Valck in Amſterdam Ihre Rentenanweiſung zum Schein und gegen Recepiſſe ab, und das Haus macht die Probe, fragt in Paris an, verbittet ſich Zahlungsleiſtung in Aſſignaten, nimmt nur ſichere gültige Wechſel an, und da werden wir nach Verlauf weniger Poſttage bald und ſicher wiſſen, wie die Haſen, ſo zu ſagen, laufen. Reiſen Sie allein? — Nein mein Herr, eine nahe Anverwandte, Gemahlin eines meiner Herren Vettern mit ihrem Kinde, nebſt Dienerſchaft —

Beehren uns morgen Abend mit der Dame, Herr Graf, bitte darum, auf ein Schälchen Thee, kleiner Familienkreis; Leonardus wird ſich die Ehre geben, Sie allerſeits in Ihrem Gaſthaus abzuholen, auch alles Erwünſchte betreffs Ihrer Papiere ordnen. War mir eine Ehre, eine wahrhafte Ehre, Herr Graf. Werden auch noch rechnen lernen, mein junger Herr Graf, ja ja, recht gut rechnen! Junge Herren verrechnen ſich nur gar zu leicht, machen nur zu oft die Rechnung ohne den Wirth, dann ſind wir Alten dazu da, ihre Calcule zu prüfen und von Zeit zu Zeit, wo es nöthig iſt, einen Strich durch die falſchen Rechnungen zu machen.

Bei dieſer Rede richtete der alte Herr ſeine ſtechenden Blicke mehr auf ſeinen Sohn, der bei dieſer ganzen Verhandlung einen ſtummen Zuhörer abgegeben hatte, und zuletzt wie auf Kohlen ſaß, und endlich heilfroh war, daß ſein Vater durch das Erheben von ſeinem Drehſeſſel und das Lüpfen ſeines Käppchens dieſe Sitzung aufhob.

Leonardus führte ſeinen Freund alſobald auf ſein eigenes Zimmer, umarmte ihn mit ſtürmiſcher Freude und rief: Es geht Alles herrlich, ganz herrlich! Mein Vater lud dich ein, er wird Angés ſehen, ſie liebgewinnen, ein Einſehen haben, ſich erbitten laſſen!

Liebſter Freund, entgegnete Ludwig: es thut mir ſehr leid, dir ſagen zu müſſen, daß ich deine Hoffnung nicht theile, daß ein beängſtigendes Vorgefühl mir ſagt, die Sache könne ſehr mißlichen Ausgang gewinnen. Es war etwas Mißtrauiſches, Strafendes im Tone deines Herrn Vaters, als er mich entließ; ich weiß nicht, ſoll ich das auf mich deuten, oder auf dich?

In der That, bemerkte Leonardus betreten: ich habe es auf dich gedeutet, es iſt ſo ſeine Art, junge Leute zu behandeln, Standesunterſchiede kennt er nicht, wenigſtens nimmt er keine Rückſichten auf den Vorrang höherer Geburt, er nimmt Alles gar wichtig und blickt ſtets beſorglich in die Ferne. — Ich nahm dergleichen wahr, beſtätigte Ludwig; wozu war der ganze Sermon? Ich will ja nicht die Rente verkaufen, habe dazu auch gar keine Ermächtigung, ich habe ausdrücklich nur die Weiſung, den alljährigen Zinsabfall derſelben zu beziehen.

Theuerer Freund, belehrte ihn Leonardus mit Lächeln: das wird dir in deinem ſpäteren Leben wohl noch oft begegnen, daß ſonſt ganz einſichtsvolle und verſtändige Menſchen dich mißverſtehen. Gar ſelten hört Einer den Anderen ruhig an; beginnt Einer eine Erzählung, ſo macht ſie der Zuhörende in Gedanken fertig, bevor Jener noch lange nicht bei der Hälfte iſt. Mein Vater iſt der ſtrengredlichſte Kaufmann von ker Welt, aber das Geſchäft eben iſt des Kaufmanns Welt; ſein Gedanke flog über die Geringfügigkeit jenes Zinsabwurfs der de la

Tremouille'ſchen Renten hinweg und erfaßte die Möglichkeit des Ankaufs des Grundkapitals, deſſen niedriger Stand in der Gegenwart reichen Gewinn für die Folgezeit in Ausſicht ſtellt, ſobald eine beſſere Zukunft, die nicht ausbleiben wird, die Werthpapiere Frankreichs wieder zum Steigen bringt. Nun verfolgte er ſeine Lieblingsidee und vergaß, denn er iſt alt und wird ſchwächlich, das eigentliche einfache Hauptanliegen.

Und ich ſoll Angés mitbringen! begann Ludwig mit neuer Verlegenheit. Wird ſie auch mitkommen wollen? Beim Himmel, mir fuhr die Lüge nur ſo heraus, hinterdrein bereute ich ſie im Augenblick. Ich ſpinne mich da in ein Netz von Täuſchungen ein, das mir ſelbſt ſehr gefährlich werden kann!

Was könnte denn dir geſchehen, beſter Bruder? fragte Leonardus empfindlich. Du biſt frei, biſt unabhängig; wird mein und Angé's unbegrenztes Vertrauen dir läſtig, ſo kannſt du leicht das Band zerreißen, das uns ſeit ſo kurzer Zeit erſt eint, du kannſt uns meiden.

Sprich nicht ſo, Leonardus! entgegnete Ludwig, und verzeihe mir meine Bedenklichkeiten. Ich bin noch ſo jung, trete unerfahren in die große Welt, kenne von ihren Verhältniſſen noch ſo wenig; da iſt es kein Wunder, daß Manches mich befangen macht, daß ich in mir ſelbſt nicht ſicher bin über mein Handeln.

Sei nur unbeſorgt, alles wird gut gehen, tröſtete ihn der Freund.

Und wenn es nicht gut ausgeht? Was dann, Leonardus? Wenn dein Vater bereits Argwohn geſchöpft hätte, durch Kundſchafter ſchon unterrichtet wäre? Kann er nicht im Gewand eines Matroſen auf jedem ſeiner Schiffe einen ſolchen Kundſchafter haben, der treulich bei jeder Heimkehr ihm Bericht erſtattet über Alles, was auf dem Schiffe vorging?

Himmel, welch eine dunkle Wolke der Beſorgniß beſchwörſt du mir da herauf! rief Leonardus, und ſeine Züge wurden bleich, die angſtvolle Ahnung des Freundes wirkte anſteckend auf ihn.

Und ſage, was haſt du zu thun im Sinne mit der armen Angés? ſetzte Ludwig ſeine Rede fort. Kannſt du ihre Zukunft nicht ſichern, ſo iſt es Pflicht, ihre wie die deine, ihrem väterlichen Hauſe Nachricht zu geben, und in dieſes Haus ſie zurückzuſenden, das iſt auch ihr Verlangen. Sie iſt gut und edel, ſie will nicht, daß du ihr dein Leben, das Glück deiner Zukunft zum Opfer bringeſt; und ich meine, es ſei beſſer, ihr trenntet euch, da es noch Zeit iſt, wie ihr gelebt in reiner heiliger Freundſchaft. Sie konnte ſich in le Mans nicht heimiſch finden, wird ſie es ſelbſt im glücklichſten Fall als Fremdling, als Andersglaubende hier in Amſterdam ſeyn? Sie iſt Proteſtantin, ihr katholiſch.

Wohl, wir ſind es, entgegnete Leonardus. Wann aber fragt wohl die wahre Liebe nach dem äußerlichen Glaubensbekenntniß? Wie viele Tauſende ſolcher gemiſchter Ehen werden nicht alljährlich geſchloſſen, und gewiß die meiſten glücklich! Du wirſt bald gewahren, daß bigottes Weſen uns fremd iſt; unſer Geſchäft ſchärft den Blick für das richtige Verhältniß in Glaubensſachen; geſunde Vernunft lehrt uns Duldung und noch mehr, Anerkennung jener Gleichberechtigung gänzlicher religiöſer Ueberzeugung vor dem Throne des allſehenden und allbarmherzigen Gottes.

Gut denn, ſo komme uns abzurufen, wenn es an der Zeit iſt. Daß Angés mitkomme, ſei deine Sorge.

Die Freunde machten in Begleitung Angé's und der kleinen Sophie einen Luſtritt und eine Luſtfahrt durch Amſterdam; Leonardus wollte ihnen doch ſo manches Merkwürdige und Schöne ſeiner Vaterſtadt zeigen. Er ritt Ludwig's Iſabella, von Philipp gefolgt. Ludwig ſaß an Angé's Seite. Noch einmal wurde das Leben des Haſens in Augenſchein genommen, vom ruhigen Sitz des eleganten Wagens das verworrene Treiben mit ſeinem ſinnbethörenden Lärm, mit all ſeinen gemiſchten Gerüchen von Tabaken, Häringen, Käſen, Zwiebeln, mit ſeinen hundebeſpannten Rollwägen voll Brod, voll Milch, voll Butter, voll Fleiſch, voll lebendiger Fiſche, die in großen Kübeln plätſchernd den Fußgängern Waſſer in die Augen und auf die Kleider peitſchten. Ein wimmelndes Volk von Kärnern, Matroſen, Laſtträgern, Soldaten, Verkäufern und Käufern, männlich und weiblich, Kindern und Bettlern zwingt zum langſamſten Reiten und Fahren. Dort die Pracht der rieſigen, majeſtätiſchen Schiffe, dort die Pracht der Gebäude, die Admiralität, die Werfte; in weiterer Ferne die Schaaren von Windmühlen, die alle arbeiten, als dürften ſie nimmer ruhen und raſten, um dieſer unzählbaren Menge nur fort und fort genugſames Mehl zu Brod zu verſchaffen. Die mannichfaltigſten Phyſiognomien miſchen ſich hier, faſt alle Nationen des Erdballs ſind hier vertreten, alle

rachten der Neuzeit, und manche ſcheinen ſogar einer grauen Ver-
angenheit anzugehören.

Die Freunde durchfuhren und durchritten mehrere Straßen des
ordiſchen Venedigs, auch die ſtilleren Viertel, durch die die ſchiffebeleb-
n Kanäle, die lindenbeſetzten Grachten ſich ziehen, immer noch voll
nermüdlichen Lebens, aber voll Reinlichkeit und ſchöner Ordnung.
ie ſchönſte Brücke Amſterdams, die Hoogeſchluys, die ſich mit 35 Bo-
en über die strombreite Amſtel ſpannt, blieb nicht unbeſichtigt; das
alais des Erbſtatthalters wurde gezeigt, dem berühmten Saal der
uſend Säulen, der ſchönſten Luſtorte einer, mit ſeiner Prachtſpiegel-
lle, wurde flüchtiger Beſuch vergönnt. Philipp, der als Reitknecht
ines Dienſtes wartete, ergötzte durch ſeine im frieſiſchen Dialekt vor-
brachten ſtets verwunderungsvollen Ausrufe ungemein, die kleine Sophie
atſchte häufig freudevoll in die Hände, wenn irgend etwas noch nie
eſchautes ihre Blicke auf ſich zog, und ſaß zuletzt in einer kleinen
elt von im Vorüberfahren eingekauften Spielwaaren, Südfrüchten,
uchen, Blumen und bunten Bändern engelfroh und engelſchön, ein
ild zum Malen, wie zum Küſſen.

Späteren Tagen wurden anderweite gemeinſchaftliche Beſichtigungen
r reichen Stadt vorbehalten: des Stadthauſes, der Kirchen, der Märkte,
r Theater, der bedeutendſten Gemälde- und ſonſtiger Sammlungen.

An den damals noch beſtehenden umfangreichen Gebäuden, Maga-
nen, Hallen und Werften der oſtindiſchen Compagnie auf der Inſel
oſtenburg vorüber lenkten die Freunde wieder nach dem Gaſthauſe
, in welchem Ludwig und Angés Wohnung genommen, und man
reitete ſich vor zum Abendbeſuche im Hauſe des Herrn Adrianus
n der Valck.

Es kam die beſtimmte Stunde. Leonardus führte ſeine Freunde
it Abſicht etwas früher ein, er wollte und wünſchte, daß ſeine Eltern
ſt allein, ohne fremde Zeugen, die Auserwählte ſeines Herzens ſehen
öchten.

Eine Reihe von Prunkzimmern war geöffnet; Alles verkündete,
les athmete Pracht und Glanz. Leonardus war davon betroffen;
 kleiner Familienkreis, hatte der Alte doch geſagt, aber die geputzte
ienerſchaft, die Zahl der Kerzen, ſelbſt der angelegte Staat der
ltern, die ungemein feierlich den Abendgäſten entgegentraten, das

Alles kündete Außergewöhnliches an; ſollte das ihm, ſollte es der Feier ſeiner Rückkehr in das elterliche Haus allein gelten? Nur alljährlich zwei-, höchſtens dreimal wurde große Abendgeſellſchaft gegeben, bei welcher in dieſer Weiſe Glanz und Reichthum des Hauſes van der Valck ſich kundgeben durfte; außerdem lebte die Familie bürgerlich einfach, gab höchſtens einmal unter der Hand einen kleinen Abendkreis, in welchem der alte Herr gemüthlich ſein Pfeifchen ſchmauchte, ohne ſich Zwang anzuthun, und zu welchem nur die nächſten Anverwandten gezogen wurden. Angès war tief verlegen; ſie fühlte mit weiblichem Scharfblick heraus, daß ihr Anzug, obſchon ſie völlig paſſend und keineswegs ärmlich gekleidet erſchien, in dieſe Räume und was dieſelben erwarten ließen, nicht paſſe, und noch verlegener wurde ſie, als der alte Herr, nachdem die Hausfrau ſie ehrfurchtsvoll beknixt, ſie mit Frau Gräfin Excellenz anredete, ſich unendlich ſchmeichelte, endlich die Gnade zu genießen, ſie in ſeinem geringen Hauſe begrüßen zu dürfen, und in eine Ueberfülle von Lob über die Schönheit des Kindes ausbrach. War das nur die Frucht der Täuſchung, daß Ludwig ſie als ſeine Verwandte angemeldet hatte? Hielt der alte Mann ſie wirklich für Ludwig's Verwandte, die Frau eines ſeiner Vettern? Konnte, durfte ſie ſeinen Irrthum ſogleich widerlegen? Und mußte nicht das beſchämende Gefühl ſie zu Boden drücken, hier vor dieſen würdigen, hochachtbaren alten Leuten als eine landflüchtige Lügnerin und Betrügerin zu ſtehen? Oder war Alles nur Hohn und Spott, und lauerte auf ſie die ſchmerzlichſte Demüthigung? — Während in Angès dieſe Gefühle kämpften, hatte Leonardus den Freund ſeiner Mutter Maria Johanna, geborene van Moorſel, einer ebenſo freundlichen als ehrwürdigen Matrone, vorgeſtellt, und dieſe war in helle Verwunderung ausgebrochen, als ſie Ludwig's Aehnlichkeit mit ihrem einzigen Sohne entdeckte. Als Ludwig ſich zu dem alten Herrn wandte, ſprach Leonardus die Mutter an: Aber Mutter, was iſt das? Wen erwartet Ihr?

Wirſt es ſehen, wirſt es ſchon ſehen, mein Sohn, min Vlugteling! antwortete ſie lächelnd. Magſt du deine Tante etwa nicht ſehen? Nicht deinen Herrn Vetter, den jungen geiſtlichen Herrn Vincentius Martinus van der Valck? Das wird einmal ein Mann, ſag' ich dir, Leonardus, das wird ein wahrer Prieſter und ein Rüſtzeug des Herrn und unſerer geheiligten Kirche! Und deine ſchönen Nichten? Haſt du denn gar kein Herz mehr für die holdſeligen Jungfrauen, deine nächſten Verwandtinnen?

Ei warum nicht, geehrte Frau Mutter? Die Verwandten ſind mir ja noch alle lieb und werth, aber hätte es deswegen ſo großen Prunkes bedurft?

St! Leonardus! St! wisperte die Alte. Vater hat das Alles ſo beohlen, weißt, Vaters Wille iſt Geſetz im Hauſe van der Valck. War in meines ſeligen Herrn Vaters Hauſe gerade ſo — **eene goede opvooding hebben, ist ryke huwelyks-gift** — gute Zucht iſt reiche Mitgift. Und wundert's dich, mein lieber Sohn, daß Vater deinen Freund ehrt und ſeine Dame? Seit undenklicher Zeit ſteht unſer Haus mit jenem deutſchen Hauſe in Geſchäftsverbindung, ſo gut, wie mit ſeinen angeſehenen engliſchen Verwandten. Und ſind wir nicht treu oraniſch geſinnt? Und iſt nicht der Vetter deines Freundes der vertrauteſte Freund des Herrn Erbſtatthalters, wie von deſſen Söhnen? Man muß es mit Niemand verderben, **by niemand in ongunst raaken.**

Freundlich trippelte die gutmüthige alte Frau zu der jugendlich ſchönen Angós, die ohne den Prunk von Steinen und Brillanten dennoch im friſchen Blüthenſchimmer ihrer Jugend liebreizend und einnehmend ſtrahlte, ihre Unterhaltung zu übernehmen, und geleitete ſie zu bequemen Seſſeln, ſorgte auch alsbald für des kleinen Mädchens Zerſtreuung, indem ſie das Kind einem niedlichen Tiſch mit kleinem Sopha dahinter zuführte und allerlei Naſchwerk und ein großes Bilderbuch auflegte. Leonardus entfernte ſich, um ſeinen Anzug zu verſchönern, und Ludwig wandte ſich wieder zu dem alten Herrn, der ihn neben ſich zum Sitzen nöthigte, und da noch Niemand von den erwarteten Gäſten kam, mit ihm ausſchließliche Unterhaltung begann, die freilich bald genug wieder den Kaufherrn kundgab. Ludwig konnte ſich nicht enthalten, eine Bemerkung über die Pracht des Hauſes, die er bereits wahrgenommen, und die auch in dieſen Räumen ihn umgab, zu machen, aber auf dieſe Bemerkung antwortete Herr Adrianus nur mit einem tiefen Seufzer.

Als darauf Ludwig den alten Herrn verwundert anblickte, ſprach dieſer: Was will das Bischen Flitter ſagen? Mein guter junger Herr Graf, vergönnen Sie mir altem Mann ein vertraulich Wort; Ihre Ehre bürgt mir dafür, daß Sie es in Ihrer Bruſt begraben ſein laſſen. Ich ſpreche mich aus gegen Sie, weil Sie der Freund meines Leonardus, meines einzigen Sohnes ſind. Mein Sohn birgt mir ein Geheimniß, ich weiß es. Er will nicht eingehen in meine Pläne, die nur ſein Glück begründen wollen; er iſt mein einziger Sohn; nur eine reiche Heirath kann ſeine Zukunft golden machen, denn mit mir geht meines Hauſes Glück und Glanz zu Ende.

Unglaublich! flüſterte Ludwig. Dieſe ringsum ſichtbare verſchwenderiſche Pracht! Scheiterten Ihnen Schiffe? Fallirten Ihnen bedeutende Häuſer?

Ich ſpreche es noch einmal aus, verſetzte Adrianus: was will das bischen Flitter ſagen? Kein Schiff ſcheiterte mir, kein Freund fallirte zu meinem Schaden, aber ein Haus, ein altes ruhmreiches Haus, in dem all mein Vermögen ruht, das wankt, das bricht, das kommt zu einem entſetzlichen Fall.

Und dieſes Haus? fragte Ludwig, erſchreckt durch des alten Mannes Erſchütterung.

Dieſes Haus, Herr Graf — flüſterte der Alte, nur leiſe hauchend: — iſt die holländiſch-oſtindiſche Compagnie!

Wie wäre das möglich? fragte Ludwig.

Oh, mein guter gnädiger junger Herr! erwiederte Adrianus faſt erſchöpft: Sie können noch nicht rechnen, haben's ja ſelbſt geſagt — ein großer Fehler — ein Rechnungsfehler! Will Ihnen ein Exempelchen vorrechnen, iſt leicht, iſt faßlich — aus den vier Species, reine Subtraction!

Mein Vater, Leonardus, wie ſein Enkel geheißen, hinterließ mir und meinen Geſchwiſtern Petrus und Adriana ein ſchönes Vermögen. Die Geſchwiſter verheiratheten ſich, ich theilte mit ihnen ab und behielt das Geſchäft. Schon unſere Vorfahren hatten die holländiſch-oſtindiſche Compagnie begründen helfen im Beginne des vorigen Jahrhunderts, ihr Vermögen beſtand in den Antheilen, und mehrte ſich reichlichſt. Unſere Flagge wehte auf allen Meeren, unſere Handelsflotten beherrſchten dieſelben, und aus eigenen Mitteln führte die Compagnie ihre Kriege mit den Flotten der Portugieſen, der Spanier, der Franzoſen und der Engländer; große Strecken Indiens eroberte ſie und ſchrieb dem Weltmarkt Geſetze vor. Die Compagnie nahm den

Portugieſen Amboina, Tidor und Ternate; ſie bahnte ihrem Handel den Weg in das verſchloſſene Japan und in das Küſtenland von Malabar. Auf den Trümmern des eroberten und verbrannten Jakatra wurde von der Compagnie die Stadt Batavia gegründet und erbaut, Malakka und ein Theil Ceylons wurden ihr unterworfen, und zuletzt das Capland für Holland gewonnen. Bald nach der Gründung trug jedes Hundert holländiſcher Gulden fünfundſiebenzig Gulden Zins, bald aber ſtanden die Actien der Compagnie zu vierhundertfünfundzwanzig Procent.

Die Compagnie hat ihren Theilhabern im Ganzen bis jetzt zweihundert Millionen Gulden eingetragen; wer rechnen kann, weiß, was das ſagen will, ich meine reinen Ertrag nach Abzug aller der ungeheuern Koſten für die Flotten, Mannſchaften, Feſtungen, Soldaten, Beamten, Straßen, Kanäle, Werfte. Wir hatten eine goldene Zeit, ſie iſt vorüber. Die Compagnie iſt ein Bild des irdiſchen Glückswechſels; als ich geboren ward, im Jahre ſiebenzehnhundertſiebenundvierzig, ſtanden die Actien faſt auf neunhundert, ſie hatten aber im Jahre ſiebenzehnhundertzwanzig auf eintauſendzweihundertundſechzig geſtanden! Verſtehen Sie, Herr Graf, eintauſendzweihundertundſechzig Gulden trugen einhundert Gulden früher eingezahltes Kapital jährlich dem Inhaber dieſer Actien ein; wer alſo eintauſend Gulden in der Compagniebank ſtehen hatte, gewann jährlich einmalhundertundſechsundzwanzigtauſend Gulden. Wenn doch die de la Tremoilleſchen Renten nur ein Jahr lang ſo ſtänden; ich wollt' es Ihnen gönnen, Herr Graf! Aber es ging abwärts und immer raſcher abwärts, ſchon von ſiebenzehnhundertfünfundzwanzig an. Wiſſen Sie, wie die Actien jetzt ſtehen? — Gar nicht ſtehen ſie, ſie haben ſich zu todt gefallen, wie der Vogel Kukuk im Volksſange. Im Jahre ſiebenzehnhundertachtzig hat die Compagnie von der Regierung acht Millionen Gulden geborgt — ſie ſind ſt! in die Luft — kein Geld mehr da, Schiffe zu bauen, kein Geld mehr da, Waaren zu kaufen, nicht einmal Geld da, die Beamten in der Capſtadt zu bezahlen! Adieu bon esperançe! Wir haben Papiergeld gemacht, o pfui! Ich will nicht ſagen, was ich in meinem Grimm mit dem erſten dieſer Wiſche that, der mir in die Hand kam. Im Jahr ſiebenzehnhunderteinundachtzig hatten wir zwölf Millionen Schulden; vor zwei Jahren waren ſie auf einhundertundſieben Millionen geſtiegen. Jetzt muß die Compagnie Gott danken, daß der Staat ihre Länder und Flotten übernimmt, und auch ihre Schulden — aber die Kaufmannſchaft verarmt; ſonſt liehen wir allen anderen Nationen, jetzt leihen wir ſelbſt und können uns mit vollerem Recht, wie unſere edeln Vorfahren im Kriege gegen den Bluthund Alba Geuſen, das heißt *Bettler* nennen. Unſer Alba, der uns in den Staub tritt, iſt die Verarmung.

Erſchütternd klang des alten Mannes Rede. Wieder blickte durch den Riß eines ſchwarzen Vorhanges, der mit Goldflitter beſetzt war, der junge Mann in ein Stück Welt, in ein Stück Leben hinein.

Soll Leonardus nun dem Vater und der Mutter folgen, die ſein Glück mit liebendem Herzen wollen, oder einer blinden verwerflichen Neigung? Soll er der Chef des hochangeſehenen Hauſes van der Valck werden oder ein Käſekrämer, ein Parfümeriehändler, ein Likörbrenner? O, Herr Graf, Sie haben Macht über ſein Herz gewonnen, reden Sie zum Guten, zum Beſten, auf daß ein treues Vater- und Mutterherz nicht breche und vor der Zeit zur Grube fahre!

9. Eine Abend-Geſellſchaft.

In den vordern Zimmern wurden ſchlürfende Tritte vernommen, weibliche Stimmen, es rauſchten Gewänder von reichen und ſchweren Stoffen. Herr Adrianus drückte Ludwig die Hand, erhob ſich und ſagte: Die Damen kommen, erlauben Sie mir, Herr Graf, die gegenſeitige Vorſtellung.

Der erwartete Beſuch trat ziemlich raſch hinter einander ein, ward begrüßt, begrüßte verwandtſchaftlich-freundlich den heimgekehrten Leonardus, den Stolz und die Hoffnung des Hauſes van der Valck, und es erfolgte die förmliche Vorſtellung, die für Ludwig und Angés wegen der Täuſchung, die ſie ſich an dieſem Orte erlaubte, viel Peinliches hatte, was aber nun einmal nicht zu vermeiden und zu umgehen war. Der alte Herr Adrianus führte die Damen zunächſt dem jungen Grafen vor, welche, während er ihre Namen nannte, ſteife Kniee machten; eben ſo ſteif war ihre Haltung und Tracht, letztere ſehr einfach, aber reich, und Alles an Stoffen der Gewande wie am Schmuck von höchſter Gediegenheit.

Frau Clarina Gertruida, geborene von Heynsbreeck, meines älteſten
ruders Petrus van der Valck, der ſchon im Jahre ſiebenzehnhundertacht-
dachtzig ſtarb, trauernde Wittwe. Sie iſt die Tochter des Herrn
artinus von Heynsbroeck und der Frau Anna Maria van der Stoot.

Gott helfe mir, dachte Ludwig im Stillen, wenn ich zu jedem
eſer kalten, bleichen und langen Geſichter das ganze Geſchlechts-
giſter anzuhören bekomme. — Frau Clarina knirte ab und eine
dere Dame, mit jener von ziemlich gleichem Alter, trat knirend
ran.

Meine liebe Schweſter, fuhr der alte Herr fort: Adriana, leider
enfalls ſchon Wittwe und zwar des weiland Kauf- und Handelsherrn
heophilus Lippert, welcher vor drei Jahren aus dieſer Zeitlichkeit
ied, leider ohne männliche Nachkommenſchaft; hier aber ſind ſeine
ungfrauen Töchter, Cornelia Petronella, Helena Maria und Chriſtina
heodora.

Auch die Geſichter dieſer Jungfrauen, von denen eine ſogar Helena
eß, hatten keine heleniſchen Phyſiognomien, und keine ſah aus, als
erde um ihretwillen ein trojaniſcher Krieg entſtehen. Jetzt trat ein
einer junger wohlgenährter Herr heran, mit einem blühenden, vollrunden
eſicht, ein ſchmunzelndes Lächeln umſpielte faſt ſtehend ſeine friſchen
angen und ſein glattes gekelchtes Kinn; man ſah ihm an, wie
wer es ihm wurde, ernſt oder gar heilig auszuſehen.

Mein Neffe, Herr Vincentius Martinus van der Valck, Sohn
einer Schweſter Clarina, Wittwe. Wie Sie ſehen, Herr Graf, ein
iſtlicher Herr, Caplan von Sanct Ottilien, welcher ſich dem Dienſte
ſerer heiligen Kirche gewidmet hat mit frommem Eifer.

Ja wohl! ganz außerordentlich! fügte, Spott in ſeinen Mienen,
incentius Martinus hinzu. Laſſen Sie doch das Lob, lieber Herr
heim! Sie ſehen ja, wie ſchamroth ich werde. Es iſt mir eine
oße Ehre, Herr Graf, Ihre Bekanntſchaft zu machen; Sie ſind ein
reund meines Vetters, und wer deſſen Freund iſt, iſt auch der meine,
rausgeſetzt, daß ich ſolche Ehre mir anmaßen zu dürfen nicht un-
ürdig befunden werde.

Wenn mir vergönnt ſein wird, Herr Caplan, öfter die Ehre zu
aben, in Ihrer Geſellſchaft zu ſein — hoffe ich —

Blitz! unterbrach ihn, ohne weiter auf die verbindliche Rede Ludwig's zu hören, Vincentius, Blitz — da kommt die Braut, das Meerwunder!

Ludwig erſchrak bei dieſem Wort. Er hatte geahnet, daß es ſo kommen werde, und begann für Leonardus zu zittern, wie für Angés.

Eine hohe ſtattliche und ſchöne Jungfrau rauſchte herein, gefolgt von noch einigen Frauen und Herren, ihren Verwandten; ſie verbeugte ſich nach den ſtrengſten Regeln der Complimentirkunſt, hielt auch ihren Baſtille-Fächer, das Neueſte, was die Mode von Paris nach Amſterdam geſendet, kunſtgerecht, hatte ein höchſt regelmäßiges aber kaltes Geſicht, und war nicht die Jungfrau, der ein liebebedürſtiges Herz ſich wohl hätte nahen mögen. Auch ſie wurde vorgeſtellt: Mejuffrow Sibylla Nikodema van Swammerdam.

Leonardus war zum Tod erſchrocken, ihn graute; er ſah was kommen werde, und ſuchte ſich mit Muth zu wappnen. Bitter bereute er nun, dahin gewirkt zu haben, daß Angés im Hauſe ſeiner Eltern war. Klar lag der Letzteren Abſicht vor ſeiner Seele, der Glanz, der Prunk, die nach und nach mehr und mehr ſich ſammelnden Gäſte, Verwandte von Vater und Mutter und von Jungfrau Sibylla Nikodema van Swammerdam; nichts Geringeres war im Werke, als mit dem Feſt ſeiner Heimkehr das Feſt ſeiner Verlobung zu feiern. Begrüßen, Vorſtellen, zum Sitzen genöthigt werden, um ſtets wieder aufzuſtehen, wenn die Förmlichkeit erneuter Vorſtellung und Begrüßung wiederkehrte, dauerte noch eine gute Weile fort, indeß unter den ſilbernen Theekannen die blauen Flammen loderten, Flötenuhren mit zarten und gutgeſtimmten Glockenſpielen beliebte Liederweiſen ſpielten, und köſtlicher Wohlgeruch durch alle Zimmer ſeine balſamiſchen Düfte ſtrömte. Ludwig näherte ſich wieder Angés und ihrem Kinde, das ſich's behaglich ſchmecken ließ und eine Cyperkatze ſtreichelte, die ſich zutraulich an die Kleine ſchmiegte.

Freund! flüſterte Angés zu Ludwig, ich wollte, ich wäre nicht hierher gekommen, mich drückt all' dieſe Pracht, ich fühle mich hier ſo unendlich arm und ſo ſehr verlaſſen.

Faſt geht es mir eben ſo, gute Angés. Man hält Sie allen Ernſtes für meine Verwandte; ich wünſchte, Sie wären es in der That, dann brauchte Ihr Herz nicht beklemmt zu ſchlagen. Vielleicht können wir das Kind zum Vorwand nehmen, uns bald zu entfernen.

Sehen Sie, wie außerordentlich feierlich Alles iſt, ſehen Sie, mit welchen Blicken der junge Geiſtliche mich muſtert?

Sie werden ihm gefallen! ſcherzte Ludwig, um ihre Bangigkeit zu verſcheuchen.

O Gott, nicht ſolchen Scherz! ſeufzte Angès und legte die Hand aufs Herz, das bange, ſehr bange ſchlug.

Endlich hatte die gute alte Frau van der Valck mit Hülfe ihrer Schwägerinnen ihre Abendgeſellſchaft zum Sitzen gebracht, und der Thee ward herumgegeben mit aller auserleſenen Zubehör; doch ſaß die Geſellſchaft ſteif, nach holländiſcher Weiſe ziemlich wortkarg, verlegen, die Fremden zu unterhalten, und nur die kleinen braunen japaniſchen Taſſen, leicht wie Luft und zart wie holländiſches Papier, in Berührung mit den Theelöffeln ließen ſich mit feinem Klang vernehmen. Da ſchlug plötzlich die kleine Sophie an ihrem Tiſch ein ſchallendes Gelächter auf, und rief laut in die Geſellſchaft: **Ah — ah — ah — ahi — ahi! Voila! qu'elques drôles caricatures — qu'elques bouffons!**

Aller Blicke wandten ſich voll Staunen nach dem Kinde hin. — Angès erſchrak, dies vorlaute Weſen, das dem Kinde gar nicht eigen war, was hatte das zu bedeuten? Wen konnte Sophie meinen? Himmel, wenn ſie des Hauſes Gäſte meinte!

Doch dieſen Schreck milderte alsbald die Matrone, die Herrin des Hauſes, welche die Hände zuſammenſchlug und lächelnd ausrief: **Voorwaar, voorwaar — kinderen en gekken spreeken de waarheid!**

Beim Himmel! rief der alte Herr: du haſt recht, liebe Frau, nie fand ein Sprüchwort beſſere Gewährſchaft, als dein: Kinder und Narren reden die Wahrheit, hier! Und Herr Adrianus nahm das Bilderbuch und legte es ſo, daß die Mehrzahl der Geſellſchaft die aufgeſchlagenen Blätter gewahrte.

Sie ſehen hier, Damen und Herren, das neueſte Coſtümebuch der **Grande Opera** zu Paris, fuhr Adrianus ſchneidend fort: den abgeſchmackteſten und unſinnigſten Miſchmaſch römiſcher, mittelalterlich-franzöſiſcher und ſpaniſcher Maskenanzüge und Comödiantentrachten! Möchte man nicht manchen dieſer Muscadins und Incroyables fragen: Federbuſch, wo willſt du mit dem Kerl hin, der dich trägt? Fluch allen dieſen blutigen Poſſenſpielern in ihren rothen, ſchwarzen und purpurverbrämten Mänteln, ihren weißwollenen römiſchen Togen und Tuniken, ihren Federhüten und Harlekinskappen. Es iſt doch nichts als eine heilloſe Bande von Gurgelabſchneidern, Mordbrennern, Räubern, Bluthunden und Brüllaffen!

Es waren in der That die Trachten dargeſtellt, in welche die große Nation jene Beamten kleidete, durch deren Machtſprüche ſie ihre beſten Köpfe gouillotiniren ließ. Schlaue Theaterſchneider waren es, welche dieſe Trachten ausgeſonnen hatten; keiner hatte ſich ſelbſt vergeſſen; nur Frankreich vergaß ſich ſelbſt ganz und gar. —

Während die Abendgeſellſchaft ſich mit dem Beſchauen dieſer Bilder beſchäftigte, waren drei Herren, von Reitknechten begleitet über die Gracht geritten, in welcher van der Valcks Wohnhaus ſtand, waren eine gute Strecke von demſelben abgeſtiegen und hatten den Dienern die Zügel ihrer Roſſe zu halten gegeben, mit dem Befehl, letztere langſam auf- und abzuführen. Dieſe Herren waren alle drei von ſtattlichem Wuchs, trugen Soldatenmäntel und waren in Galla-Uniform, im vollen Schmuck blitzender Orden, offenbar Offiziere von hohem Rang. Der Aeltere trug die Uniform eines Vice-Admirals der engliſchen Marine, und ſchien dreißig Jahre zu zählen; der zweite erſchien einige Jahre jünger, hatte aber gleich jenem eine athletiſche Geſtalt und ernſte kriegeriſche Haltung; der jüngſte war ein ſchlankgewachſener ſchöner Jüngling, der kaum zweiundzwanzig Jahre zählen mochte. Sein Auge war äußerſt lebendig, ſein Wuchs wie ſeine Haltung ſtattlich, und ein freundlich offenes Weſen mußte für ihn einnehmen.

Noch einmal, lieber Graf! flüſterte der Jüngſte dieſer Herren dem Mittleren zu, indem ſie dem Hauſe van der Valck zuſchritten, Mäßigung und Ruhe; nichts thun, was man hinterdrein bereut! Wer weiß, was der alte Herr geſehen oder gehört hat, und wie er Wunder denkt, welche Freude er Ihnen bereitet, welche Ueberraſchung!

Ueberraſchung auf jeden Fall, mein —

Still! unterbrach der Andere. Mein Incognito nicht auf der Gracht vor der Zeit offenbaren!

Ueberraſchung ganz gewiß, wiederholte der Andere mit ſchlecht verhehltem Ingrimm. Es iſt ſo, wie ſoll ich's denn anders denken? „Wenn dem Hauſe van der Valck die hohe Ehre des unterthänig erbetenen Beſuches zu Theil wird — ſchreibt mir wörtlich der alte Herr —

ſo wird es Hochdenenſelben gewiß zum höchſten Vergnügen gereichen, in meinem Abendzirkel einen liebenswürdigen jungen Verwandten mit einer doppelt liebenswürdigen Verwandtin, Gemahlin eines der verehrten Herren Vettern, und einem Kinde, welches man ein Wunder von Schönheit nennt, zu finden, welche beide geſtern mit meiner Pinke, die „vergulde Roſe“, Cours Hamburg, Carolinen Siel à Amſterdam, hier eingelaufen ſind.“

In der That zum Lachen! nahm der engliſche Vice-Admiral das Wort. Wenn es nicht deine Frau iſt, ſo bin ich äußerſt neugierig auf die ſchöne Verwandte! Denn wer von uns hat denn eine ſchöne junge Frau und ein ſo ſchönes Kind, als du? Der Teufelsjunge fängt gut an. Der Apfel wird wohl nicht weit vom Stamme gefallen ſein. Ich denke, ich denke, lieber Vetter, du grollſt vergebens; es wird wohl ein Mühmlein vom Hamburger Jungfernſteig ſein, Alſterfleiſch mit Zulage, das den Gimpel auf der Leimruthe einer hübſchen Larve gefangen nahm, und ſo gnädig iſt, in dieſem ehrbaren Hauſe Myn Herren van der Wald's die junge Gräfin zu ſpielen. Was geht das zuletzt uns an? Wenn der Vogel gerupft iſt, wird er ſchon zur Vernunft kommen und das gebrannte Kind ſein, welches das Feuer ſcheut. Jeder muß ſelbſt lernen, an dieſer Stange Waſſer zu tragen.

Jedenfalls aber muß dieſer Trug entlarvt werden! rief der oraniſche Offizier faſt heftig. Wenn er wagen will, unſeres Hauſes Namen zu führen, ſo darf er dieſen mit ſolchen Streichen nicht verunehren!

Nur erſt prüfen, theurer Graf, nur prüfen; erſt noch einmal den alten Herrn ſelbſt ſprechen, es wird ſich Alles finden! ermahnte der jüngſte Begleiter.

Wie kannſt du nur, begann der Aelteſte wieder, den ſeltſamen Gedanken hegen, es ſei deine Frau, Vetter? Ich hätte große Luſt, mich mit dir zu ſchlagen, daß deine Gedanken dieſes treffliche hochherzige Weſen ſo beleidigen! Als du wegfuhrſt, verließeſt du ſie doch leidend; ſo ätheriſch ſie iſt, ſo ſehr ich ſie vor aller Welt für einen Engel, einen Seraph erkläre, eine ſeraphiſche Eigenſchaft fehlt ihr doch, und das iſt ſehr gut für dich, ſie hat keine Flügel, folglich kann ſie dir unmöglich unter den Händen weg voraus geflogen ſein.

Was half all' dieſes Reden! Der eiferſüchtige Menſch iſt ſtets ſinnlos und handelt ſinnlos, und wenn er ſonſt der einſichtsvollſte, gebildetſte, beſte Menſch wäre; die Leidenſchaften ſind Dämonen und werden es ewig bleiben. Die poetiſche Weltanſchauung der Alten nannte ſie Götter. Und fürwahr, es erſcheint als etwas Göttliches, Hohes und unbegreiflich Wunderbares, daß das kleine Herz jedes einzelnen Menſchen, der die Jahre der Reiſe erreichte, ein Pandämonium iſt und bleibt bis zum Grabeshügel.

Ich hoffe, daß ich mich irre, verſetzte der von Eiferſucht ganz verblendete Mann, aber möglich iſt Alles. Die Krankheit kann erheuchelt geweſen ſein, die Liebe zu dem jungen hübſchen Laffen, dem Lebensretter, übergroß, die Flucht vorbereitet. Ehe ich meine Jacht beſtieg, trugen vier oder ſechs raſche Pferde ſie den Landweg zum Carolinen-Siel; dieſer Vorſprung war ein Leichtes.

Ja wohl! ſpottete der Vetter: und der beſte Schlupfwinkel, dir zu entgehen, war jedenfalls Amſterdam, dein jetziger Aufenthaltsort und deiner Rückreiſe wohlbekanntes Ziel.

Jener ſchwieg, aber das klirrende Stampfen ſeines Sporentritts, das durch die Stille der menſchenleeren Gracht hallte, kündete ſeine innere Bewegung an. Jetzt war das Haus erreicht.

Noch ein Wort! ſprach der Jüngſte der drei Herren. Kein Feldherr unternimmt irgend eine Waffenthat ohne Plan. Erlauben Sie mir, meine Herren, wohl den Entwurf? Heute kundſchaften wir nur das Schlachtgebiet aus, ich verbiete jeden Angriff, morgen können dann die Vorpoſtengefechte beginnen und die Laufgräben eröffnet werden, auf übermorgen ſage ich das Haupttreffen an, wenn nicht ſchon vorher ein günſtiger Friedensſchluß den Feind zur Unterwerfung nöthigt.

Zu hohem Befehl! erwiderten die Begleiter, der Eine lachend auf den Scherz eingehend, der Andere mit unterdrücktem murrendem Widerwillen.

Herr Adrianus hatte, während die Geſellſchaft ſich der Betrachtung der erwähnten, wie auch anderer koſtbarerer und in jeder Beziehung anziehenderer und werthvollerer Bilderbücher hingab, auf den Wink eines Dieners unbemerkt das Zimmer verlaſſen und empfing mit ehrfurchtsvollem Gruße in einem der vorderen Säle die drei Herren.

Nach gegenſeitigen verbindlichen Worten fragte der Mittlere der Gekommenen etwas haſtig den Hausherrn: Sind die Perſonen bei

Ihnen, Herr van der Valck, von welchen Sie mir geſchrieben? Auch die kleine Marie?

Excellenz halten zu Gnaden! antwortete Herr Adrianus: das Kind iſt da, aber Marie iſt nicht ſein Name; irre ich nicht, ſo hörte ich daſſelbe Sophie rufen.

Da haben wir's! lachte der Aeltere der drei Herren. Das war einmal wieder ein ſtarker error calculi meines hochgnädigen Herrn Vetters!

Eine Antwort, die mir das Leben wieder gibt! murmelte der Eiferſüchtige.

Und da ſomit die Haupturſache zur Kriegserklärung hinwegfällt, ſcherzte der jüngſte der drei Offiziere, ſo dächte ich, wir bildeten heute blos ein Beobachtungscorps, ohne irgend einen Angriff. Ich unterſage als Bataillonschef ſelbſt jede Plänkelei, zumal wir uns auf neutralem Boden befinden.

Die Geſellſchaft im hohen geräumigen Beſuchzimmer nahm wahr, daß am Ende der kerzenhellen Zimmerreihe eine Flügelthüre von Dienern nicht ohne Geräuſch geöffnet wurde, daß vier Diener mit Kronleuchtern, auf deren jedem vier Kerzen brannten, vorausſchreitend eintraten, und in demſelben Augenblick erklang von einem großen, in dem Durchgangszimmer aufgeſtellten automatiſchen Kunſtwerk mit Flöten-, Trompeten und Fagottſtimmen, mit türkiſchen Becken und halbem Mondgeklingel, mit Poſaunen- und Paukentönen füllreich und harmoniſch bewillkommend die Melodie der niederländiſchen Nationalhymne.

Leonardus war neben Angès und Ludwig getreten, jetzt flüſterte er, während die ganze Geſellſchaft ſich überraſcht und feierlich erhob, dieſen Beiden mit fliegendem Athem zu: Um Gott! was beginnt mein Vater? Se. Hoheit der Erbprinz! der Sohn des Erbſtatthalters! Und zwei Generale!

Und einer derſelben mein geſtrenger Vetter, der ſouveräne Erbherr von Varel, In- und Kniphauſen! rief Ludwig erbleichend aus: ja und wahrhaftig, der Andere iſt William, der engliſche Vice-Admiral, ebenfalls mein Vetter. O Leonardus!

Die Herren verneigten ſich artig gegen die Geſellſchaft, ſprachen begrüßende Worte zur Herrin des Hauſes, welche mit einem ganz beſondern Antheil, den ſie aber ihre Umgebung nicht wahrnehmen ließ, den Vice-Admiral betrachtete, und empfingen in ruhmwürdiger Geduld die Vorſtellung aller Adrianen, Cornelien, Helenen, Clarinen, Sibyllen, und was ſonſt an langen Namen und langen Geſichtern, bis auf das kugelrunde des Capellans Vincentius Martinus, aus den Sippen der Häuſer van der Valck und van Swammerdam in dieſer Geſellſchaft anweſend war.

Und nun? Drei Herzen klopften ſtark und angſtvoll in peinlicher Verlegenheit der noch peinlicheren entgegen. Herr Adrianus lenkte die hohen Gäſte den Freunden zu, und ſprach mit Bezug auf die Fremden: Dieſe Herrſchaften kennen einander, dies iſt mein Sohn Leonardus.

Mit ſtrengem Blick ſah der Erbherr auf Ludwig und auf Angès, er ſah in ihr ein ſchönes, aber ihm doch gänzlich fremdes Geſicht, das machte ihn innerlich froh und er fühlte tief, welch großes Unrecht er in Gedanken gegen zwei ihm verwandte Herzen begangen; der Edelmuth, der ungleich dauerbarer in ſeinem Charakter lag als ſeine Schroffheit und Gereiztheit, trieb ihn zu einem raſchen Entſchluß. Während noch der Erbprinz zu Leonardus gütig freundliche Worte ſprach, der Vice-Admiral mit wenig verſchämter Neugier Angès betrachtete und in ſich ſelbſt hineinmurmelte: Schön, außerordentlich ſchön, kein übler Fiſch, und darauf ein Geſpräch mit Angès anzuknüpfen begann, winkte Graf Wilhelm Guſtav Friedrich ſeinen jungen Vetter einige Schritte abwärts, und ſprach zu ihm: Ludwig Carl, kannſt du vergeſſen?

Gern, wenn ich ſoll, und du mich es lehren willſt, Vetter! gab Ludwig offen zur Antwort.

Ich will es! entgegnete der Erbherr.

Ein gegenſeitiger feſter, männlicher Händedruck, und die Verſöhnung war beſiegelt.

Aber ſprich, wer iſt dieſe Dame?

Ludwig legte den Finger auf den Mund. Des Freundes Freundin, und incognito! flüſterte er.

Zu Angès gewendet, fragte der Vice-Admiral: Sie ſind keine Niederländerin, meine Gnädige? Franzöſin ohne Zweifel?

Eine Deutſche! gab Angès zur Antwort.

Und, wenn ich fragen darf, Ihre Heimath?

Die Pfalz.

Ah ſo, die Pfalz, ein ſchönes Land, dieſe Pfalz, und Ihre Reſidenz, ſchöne Pfalz-Gräfin —?

Ach, ich bitte, mein Herr, dieſer Titel gebührt vielleicht Perſonen Ihres hohen Geſchlechtes, ich aber muß ihn beſcheiden ablehnen.

Betroffen ſchwieg der Vice-Admiral, er war überraſcht von dieſer einfachen unbefangenen Antwort, denn er bildete ſich ein, Angés kenne genau ſeine Familie und ſtichele auf die Abſtammung ſeiner Vorfahren aus ihrem Vaterlande, die leider eben ſo wenig Pfalzgrafen geweſen waren, wie Angés eine Pfalz-Gräfin war. Indem er ſich ſo für abgefertigt hielt, gewann Angés in ſeinen Augen, doch mochte er ſich nicht wieder bloßſtellen, ſondern wendete ſich zum alten Herrn und ſagte dieſem im ſcherzhaften Tone: Wertheſter Herr Adrianus van der Valck, wer hat Ihnen denn das Märchen aufgebunden, daß jenes junge Frauenzimmer unſere Verwandte ſei? Wir kennen ſie gar nicht, haben ſie nie geſehen! — Dieſe Worte machten Herrn Adrianus ganz verwirrt und beſtürzt. — Nicht? nicht? nicht? ſtammelte er. Ei, wenn ich nicht irre, ſo ſagte mir doch der junge Herr Graf ſelbſt: eine nahe Verwandte, Gemahlin eines meiner Herren Vettern, wie konnt' ich zweifeln? — Gewiß, lachte faſt laut der zu Scherz und Spott ſtark geneigte Vice-Admiral: wie konnten Sie zweifeln? Die Verwandtſchaft des jungen Herrn iſt erſtaunlich groß, er hat ganz ſicher ſehr viele Vettern und auch Mühmlein. Er iſt ein Luft-, ein Windbeutel, dem es Spaß macht, die Haarbeutel zu vexiren! Laſſen Sie auf Ihre goldenen Theelöffel Acht haben, Herr Adrianus, ich glaube, die Dame iſt eine feine Spitzbübin, und daß ſie des Goldes bedürftig, ſehen Sie ja an ihrer übernatürlich einfachen Tracht.

Es fiel dem Vice-Admiral nicht im Entfernteſten ein, dieſe ſeine Scherzworte ernſt zu meinen, aber Herr Adrianus, dem als Kaufmann nichts lieber war als baare Münze, nahm auch dieſe Worte für ſolche, und ſein Zorn regte ſich auf gegen Leonardus, der ihm den luſtigen Springinsfeld, wie er nun Ludwig ſchon in Gedanken nannte, in das Haus gebracht mit der — Landläuferin. Eben im Begriff, ſich an Leonardus mit ſtrenger Frage zu wenden, den ſchon ſein blitzender Blick ſuchte, und den er, zur Steigerung ſeines Aergers, ſo eben mit Angés im vertraulich flüſternden Geſpräch erblickte, während der Vice-Admiral auf ſeinen Vetter zuſchritt und der Erbprinz ſich in ein Geſpräch mit der würdigen Familie von Swammerdam eingelaſſen hatte, trat ihm ſeine alte gutmüthige Frau in den Weg und fragte: Nun Vater?

Willſt du nicht bald das Beſprochene beginnen? Mache daß die Täubchen endlich zuſammenkommen, denn das Sprichwort ſagt: **waar duiven zyn, daar vliegen duiven na toe; waar geld is, daar wil het geld wezen.**

Ja ja, Mutter, ja ja — wenn nur nicht — nun gleich — werde die Sache einſtweilen ordnen — doch ſorge, daß die Herren zuvor gut bedient werden.

Du ſiehſt ja, daß es geſchieht, lieber Adrianus, erwiederte zufrieden die Hausfrau. Des Herrn Erbprinzen Hoheit ſtippen ſo eben höchſtihren Zuckerkuchen in den Thee.

In Adrianus Innerem kämpften widerſtrebende Gefühle und ein Zweifel jagte den anderen. Auf jeden Fall ſteckte etwas Verborgenes hinter dieſer Sache, entweder war der junge Graf das, was deſſen Vetter angedeutet, und brachte ihn in Verlegenheit, oder Leonardus ſteckte dahinter; aber Adrianus hatte nur Vermuthungen, keine Gewißheit. Und jene Dame, die er eingeladen, konnte und durfte er ſie nun vor den übrigen Gäſten bloßſtellen? Und wenn ſie wieder nicht in dieſen Kreis paßte, wie war ſeine eigene Taktloſigkeit zu rechtfertigen, ſelbſt den Erbprinzen dazu eingeladen zu haben?

Dieſe Einladung an ſich durfte nicht befremden, die reichen Kaufleute Amſterdams bildeten eine höchſt achtungswerthe Ariſtokratie, kein Fürſt brauchte ſich ihrer zu ſchämen, das hatten ſchon die deutſchen Kaiſer Maximilian I. und Karl V. ſattſam bewieſen, und es war gerade nicht unbekannt, daß der Ahnenbaum des Handelshauſes van der Valck zu Amſterdam ſeine Wurzel bis zu den Zeiten Kaiſer Sigismund's hinab erſtreckte. — Herr Adrianus war unglücklich in ſeinem Gemüth und mit ſich ſelbſt im Zwieſpalt, er hatte ſich die Vergänge des heutigen Abends ſo ſchön ausgemalt. Feierlich im Kreiſe der geladenen nächſten Verwandtſchaft wollte er den Sohn mit deſſen nun ſchon alter Braut öffentlich verloben; Vincentius Martinus ſollte dazu einen ſalbungsvollen Segen ſprechen, und dann drei Sonntage nach einander dieſe Verlobung in der St. Ottilien-Kirche öffentlich verkündigen. Die ehrbare Braut, fügſam und gehorſam wie es einer tugendbelobten Jungfrau ziemt, war Alles zufrieden, was die Häuſer van der Valck und Swammerdam über ſie beſchloſſen hatten, und war, ohne nur im Entfernteſten mit Sehnſucht oder zärtlicher Ungeduld den endlichen letzten Schritt herbeizuſehnen, deſſen doch in aller Gemüthsruhe gewärtig.

Es erheben ſich die Damen, die Herren; Vincenz that ſich den Zwang an, ſein ſtets ſchalkhaft lächelndes Geſicht in ein ernſthaftes umzugeſtalten, was ihm unendliche Mühe machte, denn er war noch zu jugendlich munter, um ſchon ſeinen Zügen die ſtehende Type gottverhaßter Heuchelei feſt einzuprägen, wozu entweder ſehr frühe Uebung oder reifere Jahre gehören. Ein Halbkreis begann ſich zu bilden, in welchem die lange hagere Geſtalt der Jungfrau Sibylla Nikodema van Swammerdam gegen den Mittelpunkt vorgeſchoben wurde, wo ſie ſtockſteif, einer Bildſäule gleich, mit niedergeſchlagenen Augen ſtand, und kein anderes Zeichen von Leben gab, als daß ſie mit leiſem Rauſchen die fein geſchnittenen und noch feiner durchbrochenen Elfenbeinblätter ihres Baſtille-Fächers aufſchlug und wieder zuſammen klappen ließ.

Da ſich, wie der Augenſchein lehrte, etwas Wichtiges vorbereitete, ſei es eine Scene, ſei es eine Rede, ſo traten auch die zuletzt gekommenen Gäſte in den Halbkreis, und nur Angés wandte ſich zu dem Kinde, das jetzt einige Ungeduld wahrnehmen ließ, beugte ſich zu ihm nieder und flüſterte der Kleinen zu, daß ſie ſich bald nach Hauſe begeben wollten. Serbie zeigte mit kindlicher Freude ihr alle die Spielſachen und Bilder, die ſich vorzugsweiſe ihrer Gunſt erfreut hatten, und da das Kind dies nur leiſe flüſternd that, und Angés ſich ebenſo mit ihm unterhielt, ſo ſtörte das nicht im mindeſten die Rede, welche Herr Adrianus van der Valck jetzt vor dem Halbkreiſe, der ihn umgab, zu halten begann, und deren Inhalt ſich um die unſterblichen Sätze drehte: daß Gott im Anfang ein Männlein und ein Weiblein erſchaffen und in eigener allerhöchſter Perſon geäußert habe, es ſei nicht gut, daß der Menſch allein ſei, daß folglich jeder Menſch, nämlich Mann, einer Gehülfin bedürfe, die um ihn ſei; daß ferner alles irdiſche Glück, wonach auch alles Streben hauptſächlich ziele, in Erfüllung göttlicher Weltordnung und der Gründung eines häuslichen Herdes geſucht und gefunden werde. Auch ſei durchaus unzweifelhaft, daß Gott und ſeine heilige Kirche nur mit Wohlgefallen auf chriſtliche Eheverlöbniſſe blicke, die nach den Wünſchen und nach der Zuſtimmung beiderſeitiger Eltern und Verwandten, und nach reiflicher Ueberlegung und vorheriger Verabredung über das irdiſche Beſitzthum, geſchloſſen und abgeſchloſſen werden.

Da nun auch zwiſchen dieſem unſerem Hauſe, fuhr Herr Adrianus van der Valck fort: und dem ruhmvollen und ehrenhaften Hauſe van Swammerdam eine derartige Verabredung ſchon in früheren Jahren getroffen worden, ſo ſoll dieſelbige nunmehr zur Wahrheit werden, und ſo verloben wir, ich, Adrianus van der Valck, als Sohnesvater, mit meiner ehrſamen Hausfrau Maria Johanna, geborene van Moerſel, unſern einzigen eheleiblichen Sohn Leonardus Cornelius, und der Kauf- und Handelsherr, Herr Nepomuck Theez bil van Swammerdam, und deſſen ehrſame Gemahlin, Frau Suſanna Euphemia van Swammerdam, geborene van Neriske, als Tochtereltern, ihre eheleibliche einzige Tochter, die „adelyke“ Jufferouw Sibylla Nikodema zu einem rechten chriſtlichen Brautpaar vor dieſen allſeits achtbaren, hohen und höchſten Zeugen!

Wie Herr Adrianus bei Nennung beider Namen der Verlobten ſeine vorher leiſe Stimme ſtark erhob, und Vincenz mit den Verlobungsringen, die er bereits in den Händen hielt, leiſe klingelte, fuhr Angès horchend auf und eiskaltes Entſetzen überrieſelte ſie vom Wirbel bis zur Zehe. Starr lauſchte ſie hin, beide Hände feſt gepreßt auf die ungeſtüm wogende Bruſt, auf das angſtvoll klopfende Herz; aber muthig rang ſie nach Faſſung. — Kein Laut ſoll mich, ſoll ihn verrathen — zuckte es durch ihr Gehirn — nicht den Triumph einer Schwäche gönne ihnen, Angès — denn er iſt nicht dein, wie ſehr er auch dein iſt; du haſt an ihn kein Anrecht; du darfſt nicht Kummer häufen auf der Eltern Haupt, nicht ihren Fluch auf dich laden! — Und ſo ſtand die ſchöne, zitternde Geſtalt im gewaltigen Kampfe zwiſchen Liebe und Entſagung da wie die Geſtalt einer vom Pfeil des Todesgottes getroffenen Tochter Niobe's, bleich wie ein antikes Bildwerk aus carariſchem Marmor.

Und Leonardus? — In ſeinem Buſen wogten und gährten Höllenangſt, Zorn, Schmerz, Liebe, Wuth und Verzweiflung. Außer ſich wollte er ſchon einen unbedachten Schritt thun, da die Mutter auf ihn zukam, ihn nach Brauch und Sitte an die Seite der Braut zu führen, da auch ſchon Vincentius Martinus vortrat, ſein ganzes Geſicht ein geiſtlicher Adamsapfel; in dieſem Augenblicke aber fühlte er ſeine Hand feſt erfaßt und gedrückt, und hinter ihm ſtand Ludwig und flüſterte: Sei Mann! Verſtellung, keine Scene, ſtelle deine Eltern nicht blos — wir helfen dir heraus!

Dieſe Worte hörte Angès nicht, denn ſie hörte überhaupt nicht mehr, ihr ganzes Sein, Denken und Empfinden lag in ihren Augen, und mit dieſen Augen ſah ſie, wie Leonardus, von ſeiner Mutter geführt, ganz ehrbar zu ſeiner Verlobten ſchritt, und wie die Mutter Sibylla's Hand in ſeine Hand legte, und da ward es ſo dunkel vor ihren Augen, ſo nachtſchwarz trotz der dreihundert Wachskerzen, die in den Zimmern auf Kronleuchtern, Kandelabern und Gueridons brannten, daß ſie gar nichts mehr ſah; lautlos ſank ſie in ſich zuſammen.

Ein heller Ruf- und Angſtſchrei des Kindes ſchnitt wie ein Blitzſtrahl erſchreckend durch die Verſammlung und ſchnitt zugleich den Sermon des Capellans ihm vom Munde ab. Alles war erſchrocken, am meiſten Leonardus, er ſank neben der ohnmächtigen Angès in die Kniee und rief außer ſich, Alles um ſich und ſich ſelbſt vergeſſend:

Angès! Meine geliebte Angès! Komme zu dir! Erwache! — Der Erbprinz bemühte ſich, die kleine Sophie zu beruhigen, er umfaßte liebkoſend das ſchöne Kind; zufällig ſtreifte er dabei den kurzen linken Aermel des Kleidchens in die Höhe, da glühten ihm karminroth von der feinen Haut die Buchſtaben entgegen: S. C. B. Er hob mit einem lauten jauchzenden Ausruf die Kleine hoch empor und rief: O Freude! Freude! Freude!

Aller Blicke lenkten ſich auf ihn. Angès ſchlug die Augen auf, und ſah das Kind von dem Prinzen emporgehoben, ſein Ausruf hatte ſie aus ihrer Ohnmacht ſchneller geweckt, als die ſtärkenden Eſſenzen. Eure Hoheit — wurden fragende Stimmen laut: Was iſt's mit dem Kinde? Und Jener rief mit ſchöner Wallung des Gefühles: Dieſes Kind — iſt mein —

10. Ein Tag in Paris.

Ganz Paris war in brauſender, flutender Bewegung. Unzählbare, unüberſehbare Menſchenmaſſen wälzten ſich durch alle Straßen unter einem hellen, wolkenloſen Himmel hin; Alles war feiertäglich gekleidet, an allen Häuſern prangten Laubgewinde und Kränze, wehten Tücher, Stoffe und Flaggen in den republikaniſchen Farben, von allen Fuhrwerken flatterten gleichfarbige Bänder, und ein Jubelruf der begeiſterten Menge folgte dem anderen. Es mußte ein großer herrlicher, volksheiliger Tag ſein, denn das Unerhörte fand ſtatt, es feierte ſelbſt — die Guillotine.

Hehr und feierlich, wie ſonſt, als Frankreich oder Paris noch an Gott glaubte und Gottesdienſte beſuchte, erklang das harmoniſche Geläute der Prachtkathedrale von Notre-Dame, der Genovevenkirche, der St. Sulpize und anderer durch die Morgenfrühe, aber faſt wurden dieſe Klänge noch übertönt von kriegeriſchen Muſikchören und endloſem Kanonendonner, der von den Höhen des Montmartre, von der Todtenſtadt Père la Chaiſe, von der Anhöhe über den elyſéiſchen Feldern und von den ſanften Erhebungen der Fläche hinter den einſamen Vierteln St. Germain und der Barriere Vaugirard erſcholl. Welch ein Tag war das?

Es war ein Tag im Monat Juni des Jahres 1794, welchen Monat der ſeit dem vorigen Jahre neuerſonnene republikaniſche Kalender Prairial nannte, Wieſenmond, dem deutſchen Heumond ſich gut annähernd, der Tag ſelbſt aber trug ſtatt des auf den achten dieſes Monats fallenden Namenstag des heiligen Medardus der durch Beſchluß der großen Nation abgeſchafften chriſtkatholiſchen Kirche den Namen Heugabel, welcher gerade ſo ſchön, obſchon nicht weniger ſinnlos klang, als der 5. Juni: Enterich, der 25. Schleihe oder der 10. April (Germinal): Oculirmeſſer, der 27. Juli (Meſſidor): Knoblauch, der 8. September (Fructidor): Hundekohl. Ob wohl die Verfaſſer dieſes abgeſchmackten Miſchmaſches von Oekonomiewerkzeugen und Küchenkräutern, hinter denen man nur Dreſchflegelführer und Sudelköche ſuchen konnte, im Ernſt glaubten, als ſie ſich zu Kalendermachern aufwarfen, ihr Hirngeſpinnſt könne Dauer haben? Dieſe Frage dürfte nicht minder ſchwer als jene zu beantworten ſein, wie eine Nation, die ſich die Große nannte, ſolchen Gallimathias gutheißen und anerkennen konnte?

Drei junge Männer bewegten ſich mit der Menſchenſtrömung dem Nationalgarten zu. Sie trugen weite ſchwarzwollene Beinkleider, welche mit Kohlenſäcken äußerſt nahe verwandt ſchienen; Jacken von demſelben Stoff, ein wenig ſehr ſchornſteinfegerhaft angeſchmutzt; dreifarbige Weſten, welche von einigem Wurſtfett gar nicht übel glänzten, kurzgeſchorene Perrücken von ſchwarzborſtiger Art, die ein Waldteufel und Kinderſchreck nicht ſchöner haben konnte, und auf dieſen Perrücken rothe Jacobinermützen mit taſſengroßen dreifarbigen Cocarden, blau, roth, weiß. Ein Schleppſäbel ſchletterte jedem an der Seite, und einige Piſtolengriffe ſchauten gemüthlich aus dieſer oder jener Taſche des Kleeblatts heraus. Mächtige Schnauzbärte und die Farbe von Staub, Kohlen und Pulver in dreieinheitlicher Vermählung gaben den Antlitzen etwas furchtbar Wildes, und zeigte ſie ſo recht vollſtändig à la mode, denn ſolcher Geſtalten und Geſichter wogten viele Tauſende mit. Es waren ſogenannte Carmagnolen.

Schon eine gute Strecke vom Nationalgarten abwärts ſackten ſich die Maſſen, und der Strom, der von der Madelaine herab nach dem Mordplatz kam, auf dem der König und die Seinen verblutet hatten, ſtand ſchon Kopf an Kopf gedrängt voll. Wachen hielten dort an jener Seite die Zugänge zu dem Garten beſetzt, und wer bis an dieſe gelangen wollte, mußte ſtarke Arme haben und einen Druck und Puff oder ſehr viele aushalten können. Dennoch drängten ſich Gamins durch das furchtbar drückende Gewühl durch, und boten mit gellendem Schreien, wie ſie es auf öffentlichen Plätzen und in den Theatern gewohnt waren, für ein Centimeſtück, Programmes de spectacle feil.

Aufzüge waren es, welche die wühlenden Maſſen in Stocken brachten und für welche der Raum im Garten und am Seine-Ufer hin freigehalten wurde. Da zogen Jungfrauen auf das Schönſte, wenn auch nicht auf das Anſtändigſte geſchmückt, nämlich in flordünnen griechiſchen Coſtümen, durch das die Sandalenbänder bis zu den Knieen ſichtbar hindurchſchienen, Kränze von Aehren und Kornblumen im Haar und Körbchen voll Blumen tragend, in den umfangreichen Garten; Frauen, mit Kindern beladen, denen beiderſeits die Hitze des Junitages die unausſprechlichſte Pein drohte, wallten ſtolz daher in einer Tracht, die Allem Hohn ſprach, was jemals ſchön, kleidſam und anſtändig genannt ward. Es kamen Greiſe, anzuſehen wie alte ausrangirte Theaterfiguranten in der Tracht, mit welcher die Wachsfigurenkabinette die Jünger Chriſti umhängen, die das Abendmahl feiern, mit ſchneeweißen Perrücken und abſcheulichen Flachsbärten. Dieſe tugendhaften alten Gauner, aus der Volkshefe zur Darſtellung der großartigen Farçe ausgewählt, trugen Degen in den Händen, um ſie den Vertheidigern der Freiheit zu überreichen, ſobald ihr Stichwort fallen würde. Dieſe Vertheidiger der Freiheit trugen Eichenzweige und mit Eichenlaub waren auch die Triumpfbögen und Thorfahrten geſchmückt. Schonungslos waren alle umliegenden Wälder geplündert und verwüſtet worden, um Paris für einen einzigen Tag einen ſchnell vergänglichen Schmuck zu leihen.

Die drei jungen Männer in der ſchmutzigen Carmagnolentracht wühlten ſich langſam weiter und weiter, bis es ihnen durch Geduld und Ausdauer allmählig gelang, an der Waſſerſeite gegenüber dem Pavillon der Flora und der Einheit auf der Terraſſe einen etwas erhöhten Platz zu gewinnen, von dem aus ſich einigermaßen die Feſtlichkeit überſehen ließ, welche ſich vorbereitete. Sie erblickten das zum Zweck des Feſtes eigens erbaute Amphitheater, das ſich bis hinan zum großen Balkon des ehemaligen Tuilerienpalaſtes hinzog und aus deſſen Mitte eine hohe Rednerbühne emporragte. Vom Amphitheater führten Stufen bis herab zum großen runden Waſſerbecken des Gartens, welches ganz überbrückt war, und in deſſen Mitte ſtatt der zertrümmerten Steinbildſäulen, die daſſelbe früher geſchmückt, eine allegoriſche Figurengruppe aufgeſtellt war, zuſammen gezimmert und geleimt aus Holz und Pappendeckel, und von einem Theatermaler bunt angeſtrichen. Es zeigte ſich die abſchreckende Rieſengeſtalt des Atheismus, getragen von der Ehrſucht, der Eigenſucht, der Zwietracht und der falſchen Einheit, und eine Inſchrift verkündete, daß dies „die einzige Hoffnung des Auslandes“ darſtelle und bedeute.

Da bleibt dem armen Auslande blutwenig Hoffnung! ſpöttelte einer der drei Carmagnolen halblaut zu ſeinen Gefährten, aber in einer Sprache, die ganz fremdländiſch klang und die ſchwerlich ein Akademiker verſtanden haben würde.

Habt Acht! Dort kommt wieder etwas Neues! ſprach der zweite der jungen Männer.

Ein Wagen voll Kinder fuhr in dem Gartenraum, ein Wagen voll blinder Kinder.

Sollte er Frankreich allegoriſch darſtellen, das ſo blind war, ſich von einer Schaar entmenſchter Henker den Fuß auf den Nacken ſetzen zu laſſen?

Ein zweiter Wagen brachte Ackergeräthſchaften und allerlei Gerümpel, welches die Attribute des Gewerbes und der Künſte darſtellen ſollte.

Ah, der neue Kalender! flüſterte einer der drei. Hacke, Dreſchflegel, Wurfſchaufel, Bienenſtock, Rechen, Jätharke, Heugabel, Senſe, lauter Monatstage; die neuen Heiligen!

Lache nicht, Burſche! rief der erſte Sprecher, und gab dem dritten Gefährten bei der Rede des zweiten einen Stoß in die Rippen. Ernſthaft, Junge, ernſthaft, ſonſt iſt's um uns gethan. Ein unzeitiges Lächeln ſtempelt dich zum Volksfeind und bringt deinen Kopf unter das Beil.

Es dauerte eine lange Zeit, bis Alles eingetroffen war, was eintreffen ſollte, und bis die Gruppen der Greiſe, die der Mütter, der Kinder, der Jünglinge, der Männer u. ſ. w. nach der Vorſchrift des Programms vertheilt waren. Gegenüber den drei Zuſchauern erblickte man in einigen Fenſtern des vormals ſogenannten Tuilerienſchloſſes, die alle von Zuſchauern und noch mehr von Zuſchauerinnen beſetzt waren, eine Geſellſchaft, welche dem angenehmen Geſchäft des Frühſtückens oblag. Der eine von den drei aufmerkſamen Zuſchauern flüſterte ſeinem dicht an ihn gedrängten Nebenmanne mehrere Namen zu. — Jenes Weib mit dem abſcheulichen Aufputz, dem fliegenden Mähnenhaar und den weit herauf entblöſ'ten Armen, iſt die Bürgerin Dumas, die Frau des Präſidenten des Revolutionstribunals. Ihr Mann ſteht hinter ihr in großem Coſtüme. Dort ſtehen neben einander Barrère und Collet d'Herbois, und laſſen ſich den Wein des Jacobiners Villate ſchmecken, welcher Villate Geſchworner beim Revolutionstribunal iſt und ohne Unterſchied jeden zur Guillotine verurtheilt, den ihm Fouquier Tainville zuſendet. Bürger Villate, der ſich jetzt Sempronius Gracchus zu nennen beliebt, war früher ein hungerleidender Seminariſt, wofür er ſich jetzt entſchädigt. Er hat ſtets Appetit und Durſt, ſelbſt ungeheueren Blutdurſt nicht ausgenommen. Vor Kurzem ſagte er, als er zwanzig Menſchen auf einmal zur Guillotine ſandte: Die Angeklagten ſind doppelt überführt, ſie haben nicht nur eine Gefängnißverſchwörung angezettelt, ſondern auch eine gegen meinen Magen. Es iſt bereits Mittag und ich habe durch ſie nicht einmal zum Frühſtück gelangen können. Laſſet ſie dafür in den Sack nieſen!

Ha! — Sieh hin, das iſt er, der jetzt neben Villate an das Fenſter des Pavillons tritt und mit freudeſtrahlendem Blick auf dieſe gedrängt harrende Menge herabſchaut! Eine ſtolze Freude, zu denken, daß ſie auf ihn harrt. Sieh — er trinkt — rothen Wein!

Ob ihn nicht ſchaudert? flüſterte leiſe fragend der Eine.

O dieſe Art hat die Schauder und Regungen der Menſchlichkeit längſt überwunden.

Er trägt eine grüne Brille, flüſterte jener wieder.

Farbe der Hoffnung auf die Dictatur. —

Das Frühſtück bei Sempronius Gracchus ſchien lange zu dauern, drunten harrte im Brande der Frühlingsſonne des heißen Junitages die Menge, theils geduldig, theils auch ungeduldig. Die große Uhr im Pavillon der Einheit (früher d'Horloge) ſchlug zwölf — ſie ſchlug halb eins — man ſah jenen Mann nicht mehr im Fenſter des Florapavillons; Andere waren an ſeine Stelle getreten, die Männer des Revolutionstribunals, hohe ſchwarze Hüte mit ſchwarzen Federn, ſchwarze Bekleidung, ſchwarze Talare, darüber breite ausgezackte und ausgenähte Kragen, farbige Bänder um die Bruſt mit metallenen Abzeichen, wie Brüder geheimer Ordensbündniſſe — alle Brüder eines Todesbundes, der Menſchenleben hinmordete, wie des Mähers Senſe die Wieſenblumen in Schwaben dahinſtreckt. Es ſchlug ein Uhr — immer noch harrte die Menge, die Mitglieder des Convents wurden unruhig, einer fehlte, der vorhin doch da geweſen, der Angeber, der Anordner, die Seele des Feſtes — er war nicht mehr da; dort im Fenſter lag von ihm, als er aus dem Zimmer gewankt war, vergeſſen, ſein Blumenſtrauß; man ſuchte ihn, man fand ihn auch — es war der Repräſentant des franzöſiſchen Volkes, den man geſucht, den man endlich auch gefunden, wie und wo, verbietet der Anſtand zu ſagen; es war Robespierre, und Robespierre — war betrunken.

Das war der Mann, der jetzt herbeiſchritt, bleich, mit gerötheten Augen, etwas ſchwankenden Schrittes, aber angethan mit dem Prunk ſtattlichen Gewandes, der Mann des Volkes, der Mörder des Königs und der Königin, der Mörder der Girondiſten, der Mörder von des Königs Schweſter, der Mörder von Danton, Cloot, Hebert, der Mörder von Tauſenden; eine Geſtalt, im Geſicht ſo blatternarbig und bleich und feig, und vom Körper ſo klein und unanſehnlich, von einer ſchlotterigen Unterſetztheit. Das war die körperlich und moraliſch ſchreckliche Mißgeburt und die Gottesgeiſel, die ſich das große Frankreich gleichſam zum Herrſcher geſetzt, der es ſeinen freien Nacken beugte. Das war der Gottesläſterer, der es gewagt hatte, am heutigen Tage ein Feſt des höchſten Weſens anzuordnen.

Und ein Jubelruf, ein Beifalldonner der Maſſen begrüßte das berauſchte Scheuſal, und es hallte endlos und endlos Vive Robespierre! daß es ihn ernüchterte und ihm das Herz wieder ſtark machte; jetzt trat er auf die Tribüne und begann vorleſend ein Gekreiſche, denn eine Rede war es nicht zu nennen, im abſcheulichen Dialect von Artois, in dem ſich Flämiſch und Franzöſiſch miſcht, und ſchrie hohe Worte der Verſammlung zu — von glücklichem Tag, franzöſiſchem Volk und höchſtem Weſen, von Tyrannei und Trug und Verbrechen auf Erden, von den Unterdrückern des Menſchengeſchlechts, mit denen eine ganze Nation im Kampfe liege, und dieſe Nation raſte nun von der Blutarbeit, um dem höchſten Weſen, in deſſen Auftrag ſie ihre heroiſchen Arbeiten vollbringe, ihre Gedanken und Wünſche zu weihen.

Dieſes höchſte Weſen pries Robespierre, ſeinen Cultus empfahl er dem Volke, der heutige Tag ſollte ihn feſtlich begehen. Am Tage vorher waren der Guillotine 20 Blutzeugen gefallen, der nächſte ſollte 23 dem Beile verfallen ſehen.

Vorgeſchriebene, im Programm de Spectacle vorgeſchriebene Ausrufe der Zuſtimmung und Bewunderung unterbrachen den Redner, und als dieſer mit einem heiſeren Gebell, das dem der Hyäne in der afrikaniſchen Wüſte glich, geendet hatte, brauſete ſtürmiſcher Beifall, obſchon nicht ein Tauſendtheil der Menge verſtanden hatte, was der Redner geſprochen.

Feierlich ſtieg Robespierre von der Tribüne herab und die Stufen nieder, um ſymboliſch die „einzige Hoffnung des Auslandes“ zu vernichten. Man reichte ihm einen brennenden Kienſpahn, und mit dieſer ſtinkenden Brandfackel verſuchte er, das pappendeckelne Bildwerk, das mit Brennſtoff umwunden war, zu entzünden. Die Einrichtung war ſo getroffen, daß an die Stelle des Atheismus und ſeiner ſymboliſchen Träger das Bild der Weisheit in reiner, ſchöner und edler Geſtaltung treten ſollte — aber wohl wälzte ſich unter Trommelwirbeln und Muſikklängen dicker Dampf empor, wie weiland im Mittelalter von einem Hexenbrande — wohl krachten die Bretter und platzten die zuſammengeleimten Pappen, wohl brach der Atheismus mit Gepolter zuſammen, aber die andern Figuren rührten ſich kaum, ſie wankten nur etwas zur Seite, und die durch einen ſchlechten Mechanismus jetzt ſichtbar werdende Weisheit trat ſchwarzangeräuchert wie ein weſtphäliſcher Schinken vor das Auge der Menge. Im Programme ſtand als Vorſchrift: Aus der Mitte dieſer Trümmer, nämlich der allegoriſchen Figuren, erhebt ſich die Weisheit mit ihrer ruhigen und heitern Stirn; bei ihrem Anblick drängen ſich Thränen der Freude und der Dankbarkeit aus aller Augen.

Wie aber die Weisheit als Mohrin zu Tage trat, und die „Hoffnung des Auslandes“ unerſchüttert ſtehen blieb, bis einige Schreinergeſellen ſie zuſammenriſſen, gab es nur Lachthränen und ein unauslöſchliches Gelächter ergoß ſich durch des Nationalgartens menſchenvolle Räume. Das kümmerte aber den Helden des Tages wenig; er eilte wieder auf die Tribüne und perorirte ſeine ſchwülſtigen Phraſen von dieſer herunter der Menge zu, Phraſen, von denen einige lauteten: Franzoſen, ihr bekämpft die Könige, ihr ſeid alſo würdig, die Gottheit zu verehren! — Unſer Blut fließe für die Sache der Menſchheit — das iſt unſer Gebet, darin beſteht das Opfer, welches wir dir darbringen, der Cultus, den wir dir weihen, du höchſtes Weſen!

Endlich endete auch dieſe Rede voll Schwulſt, Phraſen und Comödianterie, und der zweite Act der großen Harlekinade begann. Die Menge wälzte ſich aus dem Garten dem Marsfelde zu, über die Eintrachtbrücke im dichtgeballten unaufhaltbaren Strome hinüber.

Wollen wir mit? fragte einer der Carmagnolen.

Ich denke nein, antwortete der Gefragte: und ich halte dafür, wir machen uns im wahren Sinne des Wortes aus dem Staube; denn ich bemerkte mehrere auf uns gerichtete verdächtige Blicke, beſonders drängte ſich ein Kerl in Incroyabeltracht mit einem Spitzbubengeſicht — dort ſteht er noch und läßt uns nicht aus den Augen — an uns heran, entweder hat er Luſt zu ſtehlen, oder zu ſpioniren, oder am liebſten beides zugleich.

Habe ein wenig Acht auf jenen guten Bürger, wandte ſich der erſte Sprecher zu dem dritten Begleiter, der hinter den beiden ging, die jetzt, der noch immer drängenden Menge entgegen, den Quai entlang ſchritten und den Zwiſchenraum zurücklegten, welcher das Tuilerienſchloß vom Louvre trennt.

Sage mir, beſter Freund, begann der eine der Carmagnolen zum andern, mit dem er Arm in Arm ging, in derſelben ganz fremdländiſchen Sprache, in der er ſich ſchon vorher mit ihm unterhalten: wie kommſt du dazu, dieſe Leute oder doch mehrere derſelben zu kennen, dieſen Villaté, und ſelbſt den Regiſſeur, wo nicht vielmehr Director der Pariſer Tragödie?

Du weißt ja, daß ich vor nicht langer Zeit hier war, und wirſt mir ſo viel Theilnahme an den Ereigniſſen der Zeit, die ſo unheilvoll ſind, zutrauen, daß ich meine Augen nicht verſchließe, zumal wo Alles ſo wie hier in die Augen ſpringt, ſelbſt wenn man dieſe verſchließen wollte.

Der Menſchenſtrom ſchwand hinter den drei Carmagnolen mehr und mehr, mit einem Male war der Carouſſelplatz menſchenleer, ebenſo der ganze Garten, denn Alles und Alles folgte neugierig dem Strom nach dem Marsfelde. Die Freunde ſchritten langſam und gemächlich auf der hohen Terraſſe am Bord der Seine hin und ſchauten über die niedrige Steinmauer und über den Strom hinüber, wo hoch zum Himmel wirbelnder Staub die Spur der zum Marsfeld wallenden Menſchenmenge bezeichnete und von welcher Seite eine vom Schall nur dumpf getragene Muſik herüberklang.

Nur der vorhin erwähnte Bürger, der ein Spion ſchien, tänzelte hinter den Freunden her, und zwar that er, als bemerke er ſie gar nicht, ſondern ſchritt gleichſam ſpielend, wie ein großer Junge, auf der

Baluſtrade der Terraſſe hin und pfiff ſein Ça ira-Stückchen, indem er den Sprechenden näher kam und ſich bemühte, ihre Rede zu belauſchen.

Der mißtrauiſche dritte Begleiter nahm jetzt das Wort, und ſprach: Diar kommt en holl Tidd jüm uhn — liat ley wêr.

Die Freunde ſchauten ſich um, und der Eine ſprach: Nä es et en ſlecht Tidd! Hura! där dû Barlang den!*)

Ei, Bürger, warum wollt ihr dem Feſte auf dem Marsfelde nicht zuſchauen? fragte mit kecker Sicherheit der Mann auf der Balluſtrade, und lauerte der Antwort entgegen.

Weil wir ſchon Staub genug geſchluckt haben, und weil uns dürſtet, ward ihm zur Antwort.

Was iſt das für eine Sprache, in welcher ihr euch unterhaltet, Bürger? fragte jener, immer gleichen Schritt mit den Freunden haltend.

Ein Ueberreſt der Sprache vom Babelthurmbau vielleicht, wenn du ſie nicht verſtehſt, Bürger!

Bürger, ich glaube nicht, daß ihr Franzoſen ſeid? fuhr jener fort. Doch ich werde mit euch gehen, mich dürſtet auch.

Na, denn nem man jarſt diar jahn üp, Üppaſſer!**) ſchrie mit ſtarker Stimme der Hinterſte ihm zu, und im Nu lag der Franzoſe drunten im Strombette der Seine und plätſcherte pußtend, rufend und fluchend in den Wellen.

Nä uhn Gotts Namen förward!***) rief der Aeltere der drei Gefährten und bog im rechten Winkel ſchnurſtracks nach der Stadtſeite ein, ſich mit ſeinen Gefährten eiligſt in die Winkel von Gebäuden und engen Gaſſen verlierend, die damals noch den Raum zwiſchen dem Louver und dem Tuilerienſchloß verunzierten.

Mit Noth entraffte ſich der Mouchard der Republik dem unſchädlichen Bade und zerſann ſein Gehirn, was das für eine Sprache geweſen ſein möge, in welcher die Fremden, die ſein Scharfblick gleich als ſolche erkannt, geſprochen hatten. —

---

*) Da kommt eine hohle Brandung angegangen, laßt ſie liegen vorn. — Es iſt eine ſchwache Brandung! Hurrah, hin durch ſie.

**) Nun, ſo nimm nur erſt einen drauf, Aufpaſſer!

***) Nun in Gottes Namen vorwärts!

In einem der erſten Gaſthäuſer der Rue Vivienne ſaß in ſeinem Zimmer ein ernſter, bereits ergrauter Mann, zwar von noch rüſtigem Aeußern, doch etwas krankhaften Zügen, welche die Spur großer geiſtiger und körperlicher Anſtrengungen trugen. Dieſer Mann hatte Briefe geſchrieben und las ſich eben einen derſelben mit bekümmerter Miene vor.

„Ihre Excellenz wollen gnädigſt entſchuldigen, wenn ich nicht im Stande bin, in geordnetem Zuſammenhang zu ſchreiben, denn der Kopf ſchwindelt mir, Alles dreht ſich mit mir um und um, ein Ereigniß drängt das andere, und ich ſitze hier mitten in Paris wie ein wahrer Daniel in der Löwengrube; ich darf das ſagen, denn ich ſehe zu meinem großen Bedauern, daß von meinen Prophezeiungen, welche Excellenz mir ſtets nicht haben glauben wollen, die wichtigſten eingetroffen ſind. Von Amſterdam aus ſchrieb ich Ihrer Excellenz **aux armes de la ville** — der Herr Graf hatten kaum Zeit, an die Vergleichung zu denken, ſo viel gab es für ihn zu thun; den ganzen lieben Tag über bis in die ſinkende Nacht iſt er ſchrecklich beſchäftigt mit dem Erbſtatthalter, dem Erbprinzen, wie mit den Admiralitäts- und anderen Herren. Ich habe ihn nicht im Geringſten unzugänglich gefunden, im Gegentheil habe ich alle Hoffnung auf gute Erfolge, die ſich, wenn ich nach Geldernland zurück bin und klaren hellen Tag in der Sache ſehe, von Doorwerth aus vollends ordnen laſſen. Auch gegen den jungen Herrn Grafen ſind der Erbherr nicht mehr aufgebracht; ich glaube, ſein Vetter, der Vice-Admiral, ein trefflicher heiterer und jovialer Herr, hat ihn umgeſtimmt. Uebrigens hat ſich damals der junge Herr im Hauſe unſeres alten Herrn Adrianus ein kleines Dementi gegeben, doch aber ſich, ich weiß nicht durch was, in große Gunſt S. H. des Erbprinzen der Niederlande geſetzt, was ihm jedenfalls nach der Hand ſehr zu ſtatten kommen wird. Er hat ein genaues Freundſchaftsbündniß mit dem Sohne des alten Herrn van der Valck geſchloſſen, welcher erſtere zwar ein rechtlicher, aber etwas überſpannter Mann iſt, obſchon er über die Schwärmerjahre hinaus ſein ſollte; dieſer hat ein Liebesverhältniß angeknüpft, welches auseinander zu ſetzen Ihre Excellenz von mir nicht erwarten werden; nur im Betreff unſers jungen Herrn führe ich dies an, weil der junge van der Valck ſich mit ſeinem Vater, wie ich in Amſterdam erfuhr, darüber bis zur Unverſöhnlichkeit überworfen hatte. Darauf haben beide junge Herren mitſammt dem geliebten Gegenſtande und einem leider auch ſchon vorhandenen kleinen Kinde Amſterdam verlaſſen, zu allem Glück nicht eher, als bis ich den jungen Herrn geſprochen und ihm begreiflich gemacht habe, wie thöricht er handle, ſo mir nichts dir nichts in die Welt hinein zu abenteuern, zumal er ja nicht denken darf, die goldenen Berge zu finden, die Ihre Excellenz ihm vorgeſpiegelt haben, denn leider iſt dazu die Wünſchelruthe verloren gegangen. Um zu ſehen was zu thun und ob etwas zu retten iſt, habe ich mich ſelbſt nach Paris gewagt, in die Löwengrube mitten hinein, und auch die jungen Leute haben die Thorheit begangen, ſich an mich anzuſchließen und mich gleichſam zum Beſchützer jener Dame und beſagten Kindes gemacht, obſchon ich mich mit Händen und Füßen dagegen ſträubte — aber meine gar zu große Gutmüthigkeit und der Trieb, wo möglich allen Hülfsbedürftigen zu helfen, gibt meinem Verſtande einen Rippenſtoß über den andern. Wir halten uns verborgen und nur die jungen Leute wagen ſich in Begleitung Philipp's unter allerlei Maskeraden in die Stadt, ich hoffe aber alle Geſchäfte beſchleunigen zu können und dann nach Doorwerth aufzubrechen ſo ſchnell als möglich, und die jungen Leute mit dorthin zu nehmen, wo ſie wenigſtens für jetzt noch ſicher ſind. Ich war auch in Utrecht bei Hochderen zweitem Herrn Enkel, dem Grafen Johann Carl; Hochdeſſen Frau Gemahlin, die geborene Gräfin von Athlone und dero Kinder, Gräfin Antoinette, Graf Wilhelm Chriſtian Friedrich, und der kleine erſt zweijährige Graf Carl befinden ſich im beſten Wohlſein und legen ſich Ihrer Excellenz zu Füßen. Der Herr Graf werden ohne Zweifel zur engliſchen Armee ſich begeben.

Heute iſt Paris wie ausgeſtorben, Alles iſt hinaus nach dem Marsfeld, wo dieſelben Republikaner, welche den lieben Gott und das Chriſtenthum abgeſchafft haben, ein Feſt des höchſten Weſens feiern, während hier doch von nichts Anderem die Rede ſein kann, als vom höchſten Unweſen. Dieſen Brief erhalten Excellenz nicht von hier aus, denn auf der Poſt wird jeder Brief erbrochen und geleſen. Die Plackerei mit den Päſſen überſteigt alle Grenzen, wir ſind indeß als holländiſche Haarkäufer hier einpaſſirt, in welchem Handelsartikel hier jetzt haarſträubende Geſchäfte gemacht werden. Dieſer in Holland ſtark beitriebene Handel iſt vielleicht der einzige, der hier nicht befremdet und Argwohn erregt; wir haben auch zum Schein einige Einkäufe dieſer Art gemacht, und es wird Ihre Excellenz mit einem Gefühle ſchmerzlicher Wehmuth erfüllen, wenn ich dieſem Briefe eine Locke von dem im Gefängniß ſchneeweiß gewordenen Haare der unglücklichen Königin Marie Antoinette beifüge. Mir ſtürzen die hellen Thränen aus den Augen, indem ich dieſes ſchreibe.

Leider muß ich Ihrer Excellenz mittheilen, daß das Handelshaus Greſſier Vater und Söhne hier ſeine Zahlungen eingeſtellt hat, wodurch, da daſſelbe beauftragt war, für Ihre Excellenz die de la Tremouille'ſchen Rentenzinſen für die letztverfloſſenen Jahre zu erheben, Höchſtſie einen namhaften Verluſt erleiden, obſchon ich fürchte, daß nicht viel zu erheben geweſen ſein wird, denn die Revolution gleicht einem alles Vermögen verſchlingenden Danaidenfaſſe. Wer Geld will, braucht nicht nach Paris zu kommen.

Doch ich eile zu ſchließen und bin zu den Füßen Ihrer Excellenz Hochdero getreueſter

Paris, den 8. Juni 1794.

Windt.

Es nahten Tritte, gleich darauf traten in das Zimmer des unwandelbar treuen und geraden Dieners die drei Carmagnolen, und indem Graf Ludwig ohne Weiteres begann, ſich der abſcheulichen Kleidung zu entledigen, den Säbel abzulegen und den Bart abzureißen, was Leonardus ihm alſobald nachthat, rief Erſterer Philipp zu: Schaffe Waſchwaſſer, daß wir wieder zu Menſchen werden! Schaffe Wein, aber keinen rothen, ich muß bei dieſem ſtets an Blut denken, ſeit ich das Ungeheuer Robeſpierre habe trinken ſehen, Chablis, milden und doch feurigen Chablis ſchaffe herbei, Uf, das war ein Schauſpiel, das war ein Vergnügen, und zuletzt war uns auch noch ſo ein Hund von einem Spion auf den Ferſen, deſſen Spürnaſe zehn Schritte weit in uns die Nichtfranzoſen witterte. Eilet, eilet, daß wir uns wieder in ehrliche holländiſche Hairkoopers umwandeln.

Und ſo bald wie möglich dieſe Löwengrube verlaſſen, ſetzte Wind hinzu; dann ſprach er warnend: Laſſen Sie das den letzten verkappten Ausflug geweſen ſein, junger Herr! Sie haben nun Paris geſehen, in ſeiner ganzen Schönheit.

In ſeiner ganzen ſchrecklichen Scheuslichkeit, wollen Sie doch wohl ſagen, verehrter Herr Intendant! nahm Leonardus das Wort. Ich wäre wahrlich am Liebſten gar nicht hierher gekommen, wenn nicht Ihr gütiger Rath — Der nicht anders gegeben werden konnte, Herr van der Valck, unterbrach ihn Windt. Freilich konnten Sie es viel, viel näher haben, dahin zu reiſen, wo ich Ihnen Schutz gewähren kann, aber Sie konnten dorthin nicht ohne mich, und da Sie in Angelegenheiten Ihres Hauſes eben ſo hier zu thun hatten, wie ich in den Geſchäften des Hauſes, für das ich reiſe, glaube ich, wir haben immerhin nicht übel daran gehandelt, die Haarkäufercompagnieſchaft bis hierher zu erſtrecken, oder vielmehr ſie hier aufzuthun.

Ich glaube, verſetzte Leonardus: mein Vater und meine Mutter riſſen ſich alle Haare aus, ſo viel ſie deren noch haben, wenn ſie erführen, daß ihr einziger Sohn, der Erbe des Hauſes van der Valck, in Paris den holländiſchen Haarkäufer ſpielt. Mir ſchaudert jetzt förmlich vor dieſem Gewerbe, das wir Gott Lob ja nur zum Schein treiben: denke ich, welch ſchönes herrliches Haar, auch zarter Jungfrauen und Mütter, von guillotinirten Häuptern jetzt in den Handel kommt, und daß mancher und manche Erbärmliche, ohne es zu ahnen, in ihren Perrücken das Haar von hingerichteten Fürſten und edlen Perſonen tragen. Geſtern ſahen wir guillotiniren, ich will es nie wieder ſehen, und danke Gott, daß Angés von ihrem Gefühl zurückgehalten ward, dieſes entſetzliche Schauſpiel, zu dem ſo viele Tauſende entmenſchter Weiber ſich drängten und täglich drängen, mit anzuſehen.

Nur die volle Richtigkeit der genau geprüften Päſſe war im Stande, den vier Reiſenden nebſt dem Kinde wieder ungefährdeten Ausgang aus der Weltſtadt zu ermöglichen. Ein einziger Fehler, ein einziger Zweifel, eine einzige kundgegebene Verlegenheit oder Unſicherheit konnte zu einem tödtlichen Ausgang für ſie alle führen.

Es war in ſpäter Nachmittagſtunde, die Volksmaſſen ſtrömten ſchaarenweiſe vom Marsfelde zurück und ergoſſen ſich wieder in die bis dahin faſt verödeten Straßen von Paris, erhitzt, hungrig, durſtig, fanatiſirt, ça ira brüllend, theilweiſe auch die Farçe mit ſarkaſtiſcher Lauge kritiſirend. Auf der langen, langſamen Fahrt von der Rue Vivienne, dann dem Boulevard entlang bis zur Porte St. Martin vernahmen die Reiſenden manches ſcharfe Wort. Hat ſich anſchreien laſſen: Vive Robespierre! Tod all' dieſen Schreiern! — War betrunken wie eine Kanone! — Will das höchſte Weſen ſelber ſein! — Herunter mit ihm! herunter! Muß ſeine Claqueurs gut bezahlt haben, der blutige Comödiant!

Angés, der in namenloſer Angſt in den wenigen Tagen das Herz geſchlagen hatte, die ſie in Paris zugebracht, und welche von ihr benutzt worden waren theils nach le Mans wegen ihrer Scheidung, theils an ihre Eltern in Zweibrücken wegen ihrer Rückkehr die nöthigen Briefe zu ſchreiben, machte jetzt der Gedanke ſchwindeln, daß ſie es gewagt, das theure Kind und ſich ſelbſt, die für das Kind zu leben und zu ſterben gelobt hatte, ſo großer, mannigfaltiger Gefahr auszuſetzen, deren Größe ſie freilich nicht ahnen konnte, weil ſie glaubte, Paris ſei noch daſſelbe wie vor einigen Jahren. Sie athmete tief auf, als die Lüfte des ſchönen Sommerabends ſie rein umfloſſen, drückte das Kind innig liebevoll an ihr Herz, faltete ſeine Hände ſtill unter den ihrigen und ſprach mit ſanft zum Himmel emporgerichtetem Blick ein leiſes Dankgebet. Sie glich ſo völlig dem Bilde einer jugendlichen heiligen Mutter Anna, wie dieſe auf ſchönen Bildern die ewige Jungfrau, der Engel Königin, auf ihrem Schooße hält.

Angé's Begleiter fühlten, was im Inneren der jungen Frau vorging, und ehrten durch Schweigen die Empfindung, die rein und mächtig durch ihre Seele bebte.

Kein Unfall, kein Hemmniß ſtörte die Reiſe; es war als ob Engel ſchützend und ſchirmend die Reiſenden umſchwebten.

11. Die Reiſenden.

Im Geldernlande, weſtwärts von Arnhem, zwiſchen dieſer Stadt und Wageningen, nahe dem Rheine, der an jenen Ufern bereits einen ſeiner Arme unter dem Namen der neuen Yſſel verloren hat, und trüb und träge, als bereue der einſt ſo lebensfriſche, jugendliche, dann mannbarkräftige ſtolze Strom, ſein ſchönes Deutſchland verlaſſen zu haben, dahin rinnt, um ſich bald genug noch mehr zu zertheilen und zu entkräften, liegt die Herrlichkeit Doorwerth mit einem ſtattlichen kaſtellartigen Herrenſchloſſe, Parke und Gärten, Wohnungen für Dienerſchaften, Oeconomiegebäuden, mit einem Dorfe und mit einer fruchtbaren reichen Feldflur, die ziemlich frei iſt von Sümpfen und Moräſten, und trotz der flachen Landſchaft, die nur nach Norden hin einige ſanfte bebuſchte Anhöhen, was man eben in dieſen Niederungen Anhöhen nennt, begrenzen, doch nicht ohne landſchaftliche Schönheit iſt. Rings grüne Matten, Tabaks- und Saatfelder, noch mehr unüberſehbare, mit Heerden bedeckte Wieſen, durchzogen von zahlloſen kleinen Kanälen und Waſſerrinnen, längs deren in maleriſchen Gruppirungen die ſchönſten alten Weiden, Erlen, Ulmen und die hochſtengeligen Schößlinge buntblühender, Stauden wachſen. Wer je die Thier- und Landſchaftbilder Nicolaus Berghem's ſah und dieſe Auen, der muß ſich ſagen, daß in allen Bildern jenes großen Meiſters die treueſte Wahrheit der Natur herrſcht.

Im Frühling des Jahres 1794 war dieſer fruchtbare und ergiebige Landſtrich noch einer glücklichen Inſel zu vergleichen, um die rings empörte Meeresfluthen rollen und branden, aber ſie von ihrer Wuth nichts weiter empfinden laſſen, als das Geroll ihres Donners.

Rings um das von einem tiefen und breiten Waſſergraben umgebene Kaſtell, deſſen Bauart ganz die alter niederländiſcher Schlöſſer war, der wir ſo häufig auf Bildern und Kupferſtichen begegnen, ſtanden hohe Bäume, Eſchen und Rüſtern, uralt und von mächtigem Umfang der

Stämme, und deckten ganz den Anblick der Gebäude. Alte Mauern und die ausgedehnten Gärten trugen hohe Blumenvaſen von gebranntem Töpferthon, in denen Blumen hätten prangen ſollen, allein einigen fehlte die Erde, andere waren halb zerbrochen, und allen fehlte die pflegende Hand des Kunſtgärtners, daher nichts in dieſen Urnen, die nach Vorbildern der Antike geformt waren, blühte, als was ſich an Ritterſpornen, Lack, Aſtern, Levkoien und Trichterwinden alljährlich von ſelbſt ausſäete, oder was ein Vogel hineintrug; daher wohl auch Diſteln, wilde Nelken und Brennneſſeln in manchem dieſer Gefäße wuchernd aufgegangen waren. Vom Fluſſe her ſah man kaum etwas von dem Schloſſe, ſo ſehr verdeckten es wie ein Wald die daſſelbe umgebenden Bäume, obſchon es nur eine Viertelſtunde vom Ufer des Rheins lag; ja, es führte von dieſem Ufer kaum noch ein fahrbarer Weg dorthin, ſondern nur ein ganz verwahrloſter Fußweg. Früher war eine Fähre da geweſen, auf der man leicht an Stricken ſich an das linke Rheinufer hinüber leiern konnte, um auf den Landſtrich zwiſchen dem Rhein und dem ſchmalen Flüßchen, die Linge, zu gelangen; es ſtand auch noch das ziemlich verwahrloſte Fährhaus, aber jetzt ſtanden außer dem Hauſe kaum noch die Stöcke, an denen die Ketten und Schlöſſer einſt befeſtigt waren, mit denen man die Fähre verwahrte. Einige hundert Schritte zwiſchen dem Rheinufer und dem Schloſſe Doorwerth durchſchnitt die ſich durch die Wieſen ſchlängelnde Straße, die von Arnhem nach Wageningen führte, die Wieſenfläche und jenen ſelten betretenen Fußweg; der Hauptweg vom Schloſſe aus lief nordwärts, bildete eine ſchöne Lindenallee, und endete in einem Kreuzweg, deſſen nach Norden fort geſetzte Richtung zum Dorfe Wolfsheeſe führte, der linke Arm zum Schloſſe und Dorfe Helſum, und der rechte, längſte, am Dörfchen Ooſterbeek vorüber gerade nach Arnhem, das auf dieſem Wege von Doorwerth aus ein Wanderer in zwei „Uren Gaans“ *) erreichte.

Zur Zeit bewohnte ein Rentmeiſter die eine der Dienſtwohnungen, ein Oeconomieverwalter mit Familie und dem nöthigen Geſinde die andere. Außerhalb der Herrſchaftsgebäude lag auch noch ein Krug, eine Schenke, zwiſchen dem Schloß und dem Dorfe. Die Gärtnerwoh-

---

*) Gehe-Stunden.

nung ſtand leer, und in dem weitläufigen und ſehr geräumigen, aber etwas winklich gebauten Kaſtell waltete Aufſicht führend mit weniger Dienerſchaft, nur mit zwei Mägden und einem Hausknecht, der zugleich die Botengänge nach der Stadt zu verrichten hatte, eine Frau von gutmüthigem Ausſehen, aber dabei raſchem und entſchloſſenem Weſen. Sie leitete mit Hülfe von Frohnern und Tagelöhnern den Anbau des Gartens, wobei freilich der ſchönen Gartenkunſt nur ſparſam Rechnung getragen wurde; ſie zog auch wenige Artiſchoken, aber viele Zwiebeln und Kartoffeln, wenige Hyacinthen und ſonſtige Blumen, aber deſto mehr Blumenkohl, ein Krauthaupt war ihr ungleich lieber, als eine Waſſermelone, eine ſtarke Selleriewurzel freute ſie faſt mehr als ein Spargelſtengel, und ein tüchtiger Büſchel reifer Lauch dünkte ihr mehr werth als ein ganzes Beet voll blühender Crocus.

Es war ein ſchöner Juninachmittag, der ſchon zum Abend neigte, als dieſe wackere Frau nach vollbrachter Tagesarbeit in bequemſter niederländiſcher Haustracht ſich im köſtlichen Schatten der nördlichen Allee erging, einen mächtig großen Strickbeutel am Arme; an einem Band am anderen Arme hing ihr ein Fächer von der höchſten Einfachheit, aber von der möglichſten Größe, wie die holländiſchen Matroſenfrauen ſie trugen. Derſelbe war von braunem Cedernholz, was das Geſtell betraf, und das Papier war grün, weder auf der einen noch auf der anderen Seite war etwas darauf gemalt, auch nicht das kleinſte Blümchen. Dieſer Fächer, deſſen zwar die Eigenthümerin jetzt im Schatten der Allee nicht bedurfte, war indeß bei all ſeiner Einfachheit ungleich nützlicher und praktiſcher, als der feinſte elfenbeinene, zart durchbrochene Baſtillefächer von Paris, und das Verhältniß des Windes, der mit ihm zur Kühlung hervorgebracht werden konnte, war ohngefähr das vom Sauſen eines Windmühlenflügels oder dem Hauch eines Blaſebalgs.

Von Zeit zu Zeit warf die luſtwandelnde Frau einen Blick in die Tiefe der ſchnurgeraden Allee, endlich ſprach ſie laut vor ſich hin und um ſo lauter, als Niemand vorhanden war, der ſie hörte: Ob er wohl nicht bald kommt? Zeit wär's! Ein Mann iſt doch ein Mann, eine Frau kommt nicht durch; die ganze Wirthſchaft hier geht zu Grunde. Alles verfällt, Schloß, Wälle, Reithaus. Woher kommt's? Von der übergroßen Oeconomie, von der Sparſucht, die den Kukuk taugt; der Pfennig wird zehnmal umgewendet, und hintendrein der Ducaten zum Fenſter hinausgeworfen! Was jetzt mit zehn Gulden zu erhalten wäre, muß ſpäter mit hundert Gulden wieder hergeſtellt werden. Immer will die herrſchaftliche Kammer kein Geld haben, und wo käme es denn hin? Sie ſparen und ſparen wie die Hamſter, und haben doch niemals Geld zu rechter Zeit, die Haarſpalter, **dy een hair in vieren klooſen.**

In der Tiefe der Allee zeigte ſich ein einzelner Reiter. Die Frau blickte ſcharf nach ihm hin. Mit Einemmale ſchrie ſie laut auf: Herr Gott von Utrecht! Mein Mann! und beſchleunigte ihre Schritte in etwas, dem Reiter entgegen, doch nicht eher, als bis ſie die Nadel vollends abgeſtrickt, Strumpf und Garnknaul zuſammengeſteckt, und dann Beides in die Tiefe des geräumigen Strickbeutels verſenkt hatte.

Als der Reiter von Weitem dieſe Frau erblickte, ſetzte er ſein Pferd in kurzen Galopp, hielt es in ihrer Nähe an, ſtieg raſch ab und eilte in ihre Umarmung, die ſehr zärtlich, aber zugleich ſehr kurz war.

Willkommen, Windt! Gott ſei Dank, daß du da biſt, Windt!

Ja wohl, Gott ſei Dank, liebe Jule! antwortete der redliche und unermüdliche Haushofmeiſter. Das war einmal wieder eine Reiſe; Haut und Haar und zuletzt den Kopf muß man daran ſetzen. Wie geht es hier?

Nicht beſſer als vorher auch; nichts als Nachrichten vom Krieg. Ach Gott, wie lange wird es dauern, ſo haben wir ihn auch hier, und das ganze Schloß voll Einquartierung.

Gut, ſehr gut, Jule, wenn du dich auf ſolche ſchon gefaßt gemacht haſt; es kommt noch heute Einquartierung in das Schloß.

Was? Mann? Spaß oder Ernſt? Das wäre mir!

Ob es dir wäre oder nicht wäre, recht oder unrecht wäre, Jule, das gilt all' gleich! Der jüngſte der gräflichen Herren Enkel kommt, dem wirſt du doch das Schloßthor nicht zuſperren wollen, Jule? War ja immer dein Liebling, haſt ihn auf deinen Händen getragen. Nun bringt er einen Freund mit und deſſen junge Frau mit einem Kinde, und ſeinen Diener, nun was iſt es weiter? Raum im Schloſſe haben wir, zu eſſen und zu trinken wird es ja wohl auch noch in

Doorwerth geben, und du biſt doch niemals glücklicher, Jule, als wenn du alle Hände voll zu ſchaffen und für recht viele Mäuler zu ſorgen haſt.

Mein junger gnädiger Herr kommt, Graf Ludwig Carl? rief Frau Windt in höchſter Freude. Nun das iſt ja ein Weltwunder! Ei, wo iſt er denn? Wann kommt er denn? Woher kommt er denn? Wo war er denn? Wohin will er denn?

Ei ſo klappere, du alte Windmühle! lachte der Haushofmeiſter. Ich werde den Sack voll Neuigkeiten ja noch ausſchütten, habe vorerſt nur Geduld und laß mich erſt ausſchnaufen. Schaffe nur gleich eine gute Wein-Kaltſchaale. Der Ritt hat mir warm gemacht.

Wenn ich eine Windmühle bin, antwortete die Frau: ſo weiß ich, daß ich einen Mühlſtein am Halſe habe auf dieſer Erdenwelt, und der biſt du.

Aber auch einen Stein im Brett habe bei unſerm Herrn Gott, Alte, ſetzte Windt das Scherzgeſpräch fort, an einem Arme ſeine Frau und mit der Hand des anderen ſein Pferd am Zügel nach dem Schloſſe führend.

Du brauchſt zwei beſondere Gaſtzimmer, eines für die junge Dame und das Kind, und eines für den fremden Herrn.

Und für unſeren jungen gnädigen Herrn?

Nun, für den ſo viele, als er für ſich befiehlt. Das verſteht ſich doch von ſelbſt.

Ei ſage, wer ſind denn die Gäſte? fragte mit verzeihlicher Neugier Frau Windt.

Und wenn ich's nun nicht wüßte, Jule? Wollteſt Du es dann an Niemand verrathen? gab Windt zur Antwort.

Du weißt es doch, ganz gewiß!

Liebe Frau, wer weiß, ob ich's ſo ganz gewiß weiß? Es geht damit, wie mit der Höhe des Berges Sinai. Du kennſt ja wohl die kleine Anekdote, liebe Jule? Ein Schullehrer ſtellte dieſe Frage an ſeine Jungen; Keiner wußte ſie zu beantworten. Da fragte der Keckſte von den Jungen: Wie hoch iſt denn eigentlich der Berg Sinai, Herr Schulmeiſter? Was antwortete der?

Ei, das weiß ich ja nicht! erwiederte Frau Windt.

Siehſt du, Jule? Das Nämliche antwortete der Schulmeiſter uch; er antwortete: Dummer Junge! Das kann man ſo eigentlich icht wiſſen!

Du biſt ein Schalk, Mann! Immer bringſt du neue Schnurren mit heim, wenn du draußen herum gereiſt biſt.

Und immer finde ich, Gott ſei Dank, zu Hauſe meine liebſte alte Schnurre wieder. —

Das war eine lange, mitunter doch etwas beſchwerliche und ermüdende Reiſe geweſen, die Reiſe von Paris bis in das Geldernland, doch hatte der Himmel ſeinen Schutz und gutes Wetter verliehen, und die Herzen der Freunde waren nur um ſo inniger in einander verwachſen und verſchmolzen, je mehr ſich Jeder bemühte, dem Anderen gefällig und hülfreich zu ſein, und je mehr ſich jedes Einzelnen eigene Vergangenheit erſchloß; ja auf Leonardus eigenes Verlangen war zwiſchen Ludwig und Angés das geſchwiſterliche Du an die Stelle des förmlichen Sie getreten. Gern und freudig ward als freundlicher Schirmvogt, wegekundiger Geleitsmann, ſparſamer Haushalter und durch und durch von Gefälligkeit und Redlichkeit erfüllter Menſch, Herr Windt als Dritter im Bunde der Freunde aufgenommen, und ſo hatte die Unterhaltung nie geſtockt und man war endlich doch, ohne allzugroße Beſchwerde und Langeweile zu fühlen, welche die große Einförmigkeit mancher Wegſtrecken wohl hätte hervorrufen können, dem vorläufigen Ziele nahe gekommen. Angés, ſtets liebevoll um das Kind beſorgt, das ſie gleich dem Stern in ihren Augen hielt und mit der mütterlichſten Zärtlichkeit überwachte, und mit dem ſie ſich viel unterhielt, was auch die Freunde thaten und ſich an ſeinen klugen und treffenden Antworten ergötzten, hatte Manches von ihrer Heimath erzählt, an welche ſie bisweilen mit einem ſchmerzlichen Sehnſuchtsgefühl dachte, beſonders wenn der Anblick der endloſen Flächen, welche durchfahren wurden, ſie drückte.

O wie ſchön, wie zauberſchön, rief ſie einmal aus, iſt doch gegen dieſes Land mein Heimathland, die rebenreiche grüne Pfalz! Ein Land voll lieblicher Höhen, rauſchender Wälder, durchklungen von heiteren Sängern der Haine. Hier zu Lande rauſcht nichts als Schilf und Waſſer und Windmühlen, und Vögel ſehe ich keine anderen, als langbeinige Störche, Strandläufer und Waſſergeflügel — es ſingt nichts,

D. V. III. 10

es piept oder es kreiſcht nur Alles. Welche Thörin war ich, meine Heimath zu verlaſſen!

Und doch durch eine höhere Fügung, meine theuere Freundin! ſprach Leonardus, indem er ſuchte, die Heimathſtimme, die ſo laut und mächtig in Angés' Innerem zu ſprechen begann, zu beſchwichtigen: Wir ſollten uns finden, mußten uns finden, und fanden uns. Selten nur feſſelt der Menſchen Glück, der Menſchen Looſe die Hand des Geſchickes von Jugend auf an einen beſtimmten Ort; noch ſeltener bindet es an einen ſolchen alle Zufriedenheit. Das Leben iſt Irrfahrt! Glücklich die, denen doch nicht allzuſpät ein friedlicher Hafen winkt, liege dieſer nun in bergeumgürteter, ſchattiger Waldbucht, oder liege er im ſtillen, reizloſen Flachland, das zuletzt doch auch nicht ganz ohne Reize iſt.

Das der Zauberſpiegel der Liebe verſchönt und die Freundſchaft mit grünen Kränzen ſchmückt! fügte Ludwig hinzu. Jedes Land hat Reize, beſonders wenn der Menſch Gemüth und Seele in daſſelbe hinein legt oder hinein zu tragen verſteht.

Gar manches Andere noch brachte das Geſpräch auf dieſer gemeinſchaftlichen langen Fahrt zur Erörterung, und Vieles davon war ſogar nothwendig zu erläutern, damit das von Natur etwas argwöhniſche und diplomatiſche Gemüth des Herrn Windt in Allem klar ſehe, und kein Mißtrauen irgend einer Art ihn bewege, die einmal ſo freundlich dargebotene ſchützende Hand abzuziehen. Oft noch lenkte das Geſpräch ſich auf jenen verhängnißvollen Abend hin, ohne welchen die Reiſenden wohl ſchwerlich ſo vereint, wie ſie jetzt es waren, dieſen Weg zuſammen zurückgelegt haben würden; erſt dem Zuge der Hauptſtraßen folgend, von Paris nach Brüſſel, von Brüſſel nach Antwerpen, von da über Turnheut und den Boſch (Herzogenbuſch) an die Ufer und Flachlande der Meuſe, wie der Wahl, bis ſie denn endlich nach dem Städtchen Rhenen gelangten, das vom Rhein ſeinen Namen führt, aber keine rheiniſchen Reben, ſondern nur Tabak baut, ſoweit immer ſein Weichbild und ſeine Flurmarkung reichen. Leonardus hatte dem Freunde Windt ausführlich mitgetheilt, wie es nach jenem verhängnißvollen Abend gegangen, wie nämlich, als Seine Hoheit der Erbprinz der Niederlande gerufen: Dieſes Kind iſt mein — Angés denſelben plötzlich mit einem hellen Aufſchrei unterbrochen und laut gerufen: Nein! Nein! Es iſt nicht Ihr Kind! und gleich darauf wieder in ihre Ohnmacht zurückgeſunken ſei; wie darauf der Erbprinz die kleine Sophie ſanft auf den Boden geſtellt und laut, vor der ganzen Geſellſchaft und unter Erröthen geſagt habe: Das wollte ich ja gar nicht ſagen, daß dieſes Kind mein ſei, ſondern ich wollte ſagen: Dieſes Kind iſt meines Freundes Kind, in welcher Rede ich unterbrochen wurde, und wie dem auch ſei, und was immer hier Dunkles und zur Zeit Unerklärtes obwalte, ſo erkläre ich hiermit, daß ich dieſes Kind und die Dame, die es in ihre Obhut genommen, ſie ſei wer ſie wolle, in meinen Schutz nehme, in Folge einer heiligen Verpflichtung. Wie dann darauf Graf Ludwig hervorgetreten ſei und geſagt habe: Auch ich habe mich ſchon feierlich dem Schutze dieſer Dame und dieſes Kindes gelobt, und ich behaupte mein Näherrecht, und werde niemals dulden, daß dieſen Beiden Unbill widerfahre!

Darauf habe der Erbprinz der Niederlande des jungen Grafen Hand ergriffen und zu ihm geſagt: Mein lieber Graf! Sie wiſſen nicht, wen Sie ſich hoch zu Danke verpflichten, aber die Zeit wird kommen, wo Sie es erfahren, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Sie werden es nicht zu bereuen haben. Bleiben Sie der edle muthige Ritter dieſer Dame und dieſes Kindes, denn mich ſelbſt hindern Sohnespflicht und die Unruhe der gegenwärtigen Zeit, dieſen Ritterdienſt ſelbſt zu übernehmen, bedürfen Sie meiner aber irgend wo und irgend wie, dann wenden Sie ſich nur immer getroſt und geradezu an mich.

Alles war voll Staunen geweſen über dieſe Rede des Erbprinzen von Oranien und hatte begriffen, daß hier ein tiefes und wichtiges Geheimniß zum Grunde liegen müſſe. Angés und das Kind waren in ein Nebenzimmer gebracht worden, wo erſtere ſich bald erholte.

Und zu mir, vollendete Graf Ludwig die Mittheilung: traten meine Herren Vettern, und Erbherr Wilhelm ſprach zu mir: Das haſt du nicht übel gemacht, Vetter, du haſt verſtanden, dich ſchnell in hohe Gunſt einzuführen. Benutze das, und trage Sorge, daß wir auf dich rechnen können, wenn wir deiner bedürfen! Dann nahm mein engliſcher Vetter William, der Vice-Admiral, das Wort, welcher nicht zu verwechſeln iſt mit meinem jüngeren Vetter, William Henry, Lord Cavendiſh, denn Letzterer iſt erſt ſiebenzehnhundertvierundſiebenzig der Erſtere aber ſiebenzehnhundertvierundſechzig geboren, und ſagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: Vetter, Vetter! Du wirſt entweder ein Diplomat oder ein Feldherr, jedenfalls weißt du deine Pläne gut zu verſtecken. Ich verſtand nur halb, was mein Vetter mit dieſen Worten ſagen wollte, denn ich fühle in mir weder die Gaben des Staatsmannes, noch des Kriegers, und erwiederte ſo gut als Nichts auf ſeine Rede, was, wie ich vermuthe, wieder für äußerſt fein und diplomatiſch galt, während es nur das Zeichen meiner grenzenloſen Verlegenheit war. Mir war vor Allem jetzt darum zu thun, an der Stelle meines ganz und gar beſtürzten Leonardus zu handeln, und mich unſerer armen leidenden Angés und des Kindes in ſolcher Weiſe ſchützend anzunehmen, wie es Freundespflicht war, und wie ich auch gethan haben würde ohne die Aufmunterungen, die mir von dem Erbprinzen und meinen beiden Vettern zu Theil wurden.

Meine Lage und Stimmung war die ſchrecklichſte, ſchaltete Leonardus ein, und keine Hand nahm hülfreich das Damoklesſchwert hinweg, das drohend über meinem Haupte hing. Die Abendgeſellſchaft ging auseinander. Mein Vetter, der Capellan, raunte mir zu: Leonardus, wenn ich dir mit meinem geiſtlichen Segen aufwarten kann, ſo ſtehe ich zu Dienſt; außerdem will ich dich in den Schutz aller Heiligen, insbeſondere aber in den der heiligen Theodora von Alexandrien empfehlen, welche ihren Mann verließ und ſich in ein Mönchskloſter begab, um darin Gelegenheit zu haben, ihre Enthaltſamkeit zu bewähren! Gehabe dich wohl, trauter Vetter! — Meine ſo eben mir verlobte Braut, Jungfrau Sibylla Nikedema van Swammerdam, ſagte zu mir: **Ik hef zulkes myn leefdagen niet gezien – die kost is te magtig voor my.***)

Meine Mutter ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, ſah mit ſtarrem Schreck und rathloſem Erſtaunen den allgemeinen Aufbruch und rief einmal über das anderemal: **Gód wil dat den besten keeren!****)

Und gar mein Vater! Als alle Gäſte hinweg waren und die Diener alle aus den Zimmern, ihnen hinabzuleuchten, da trat er vor mich

---

*) Mein Lebtag habe ich ſo etwas nicht geſehen, dieſe Koſt iſt mir zu ungenießbar!

**) Möge Gott dies zum Beſten lenken!

n, zitternd und bebend, und ſagte nichts, als „Sohn! Sohn!“ —
icht ſchildern kann ich den Eindruck, den dieſe Worte und der Zu-
and des alten Mannes auf mich machten; ſein Geſicht ſah tief
rſtört aus, es war, als habe dieſe unſelige Viertelſtunde ihn ein
ahrzehnt älter gemacht. Und ich, was ſollte, was konnte ich erwie-
ern? Ich ſuchte mich zu faſſen, ich ſprach ſo ruhig und demüthig
ls möglich: Beſter Vater! zürnt nicht allzuheftig, bevor Ihr meine
echtfertigung gehört habt. Nie kann und werde ich in die Hand
er Jungfrau Sibylla Nikodema van Swammerdam meine Hand als
atte legen — nein — nie und nimmermehr.

Gut, mein Sohn Leonardus, keuchte mein Vater zitternd und be-
end als Antwort. Du haſt ganz deinen Willen! Ich ſpiele nicht
it Comödie! Ich gebe dir keinen Fluch, das fällt mir nicht ein!
ein Fluch wäre viel zu gut für dich! Ich bleibe der alte Adrianus
an der Valk, und dir bleibt, wenn ich die Augen ſchließe — verſtehe
ich wohl und recht — die Hälfte des Pflichttheils und kein einziger
rmſeliger Deut mehr als die Hälfte deines Pflichttheils, das ſei bei
em ewigen, allſehenden und allgerechten Gott geſchworen!

Meine Mutter ſtieß einen Schrei des Schreckens aus; mein Vater
rach zuſammen, was ich that, was nun geſchah, weiß ich nicht mehr;
rſt bei dir, mein Ludwig, in deinen Armen, an deinem Freundesher-
en fand ich Troſt, Beruhigung und meine ganz gebrochene Mannheit
ieder.

Und was mich marterte und quälte in jener bangen, angſtvollen, verhäng-
ißvollen Stunde, fügte nun wieder Ludwig hinzu: das durft' ich dir und
Angés damals ja gar nicht ſagen, denn vielleicht hätte dann mich, ja
mich euere vereinte Verwünſchung getroffen.

Wie? Unſere Verwünſchung? fragten Leonardus und Angés mit
einem Munde, und Windt horchte mit verdoppelter Aufmerkſamkeit
er Weiterrede des Jünglings.

Oh, liebe Freunde! ſeufzte Ludwig. Was euch traf, war der
Fluch einer bittern Stunde, der herbſten, ſchmerzlichſten, die ich noch
je durchlebt. Sie entſinnen ſich jenes unheilvollen Abends zu Schloß
Varel, beſter Freund Windt. Ich war es, der damals jene Stunde
mit einem Fluche belegte, und die furchtbare Erfüllung dieſes Fluches
macht mich an eine dunkele dämoniſche Macht glauben, die unſichtbar

uns umgibt, uns umlauert, uns belauſcht, unſere unbedachten Reden auf ihre mitternachtdunkeln Schwingen nimmt und ſie hinwegträgt an einen Ort, wo ſie aufbewahrt bleiben bis zur Erfüllung. Vom Zorn bethört, vom Schmerz außer mir, rief ich damals meinem ſonſt von mir ſo geliebten und auch in der That ſo ehrenwerthen Vetter, dem Erbherrn, zu, deſſen Beſchimpfung mich vor mir ſelbſt erröthen machte und mich vernichtete: „Verflucht ſoll die Stunde ſein, in der ich dich wieder meinen Verwandten nenne!“ Und ſiehe — in derſelben Stunde geſchah es, daß er, wie ſeine Mienen mir kündeten, mit verſöhnlichem Herzen und ſein mir angethanes Unrecht bereuend, mich zu ſich winkte und mit wenigen Worten mir, dem ſo viel Jüngeren und in jeder Beziehung an Rang und Stand unter ihm Stehenden, zuerſt und zuvorkommend die Hand zur Verſöhnung bot. Und ich, einſehend, wie ſehr damals auch ich, gleich ihm, gefehlt und mit unbedachten Zornreden ihn gereizt und ihn unverzeihlich beleidigt, hätte ich anders handeln können, als von Herzen gern in die Rechte des Vetters einzuſchlagen? So that ich denn, was mein Herz mir zu thun gebot, aber der Fluch, den ich auf die Stunde gelegt, erfüllte ſich und fiel auf euer ſchuldloſes Haupt.

Alle waren erſchüttert von dieſer Mittheilung. Leonardus drückte ſtumm die Hand der geliebten Angés und blickte ihr liebevoll in die Augen, die in Thränen ſchwammen.

Windt nahm das Wort: Halten Sie zu Gnaden, junger Herr! Wenn ich Sie ſo reden hörte, ohne zu wiſſen, daß Sie dermalen aus Paris kommen, ſo würde ich ſogleich ſagen: Dieſer junge Herr kommt aus Paris. Da ſchwebt der Fatalismus und der Atheismus in der Luft, wie die Eier der Infuſionsthierchen, die der ſelige Verfaſſer der Jungfrau Sibylla Rikedema van Swammerdam und der alte Lebewenhuk mit ihren Mikroskopen entdeckt haben. Wundere mich nur, daß Sie in Paris ſo viele und auch dazu Zeit gefunden, und Ihren Monſieur Diderot ſo gut durchſtudirt haben, oder laſen Sie vielleicht zu kurzweiliger Erbauung in Varel ſchon deſſen vor zwei Jahren in Berlin herausgekommenes Buch: Jacques le fataliste et son maitre?

Ich las dieſes Buch allerdings, lieber Herr Windt! erwiederte Graf Ludwig: und wer lieſt in unſerer Zeit ſolche Bücher nicht? Soll nie die neue Wiſſenſchaft und die neue Erforſchung der Wahrheit durch gebildete Lebenskreiſe dringen? Heißt nicht unſer Jahrhundert mit ſchönem Vorrecht das philoſophiſche?

Herr Graf! fuhr Windt faſt heftig auf: halten Sie mich für keinen Finſterling und Pietiſten! Für keinen Myſanthropen und Myſagogen, denn zu ſolchen Dummheiten habe ich keine Zeit, aber das ſage ich Ihnen, daß dieſe neue Philoſophie das Baſilisken- und Teufelsei iſt, aus dem die Revolutionen kriechen und der Königsmord, die Untreue und der Unglaube, die Verhöhnung und Verläugnung alles deſſen, was dem Menſchen noch heilig iſt auf Erden. Sagen Sie nicht, daß ich urtheile, wie der Blinde von der Farbe, weil ich kein Studirter, kein Gelehrter bin. Was ich rede, gibt mir mein Gefühl, gibt der geſunde Menſchenverſtand mir ein!

Was verſtehen Sie denn eigentlich unter Philoſophie, werther Herr Windt? fragte der junge Graf. Sind Sie ſich auch bei Ihrem ſo ganz entfernten Berufskreiſe ſchon völlig klar geworden über das Weſen, den Zweck und die Aufgabe der Philoſophie für den denkenden Menſchengeiſt?

Was ich unter Philoſophie verſtehe, Herr Graf? verſetzte Windt: Nichts Anderes, als was einfach ihr Name beſagt: Weisheitsliebe, Weisheitslehre. Wer ſich eine Narrenkappe aufſetzt und mit Schellen umhangen umhertollt, liebt die Weisheit nicht, wer die Gottheit läugnet, lehrt ſie nicht. Oder ſollte ich mich irren? Neu iſt freilich die Sache nicht, das weiß ich; zu allen Zeiten hat es abgeſchmackte und aberwitzige Schrägköpfe gegeben, die unter der Vorſpiegelung, erhabene Lehren der Weisheit zu verbreiten, der Welt die Schnurrpfeifereien ihres verbrannten Gehirns zum Beſten gaben, gerade ſo und um kein Haar anders, wie unſere jungen neumodiſchen Philoſophen. Sie haben alle ihren Lohn dahin, keiner wandelte eine hohe und erhabene Bahn, keiner nahm allbewunderten Geiſtesflug, auf elender Treckſchuiten ſegelten ſie zum Orkus und in das Meer der Vergeſſenheit, ins Schlepptau genommen von den lahmen und zu Tode geſchundenen Gäulen ihrer Unvernunft. Auch die Folgezeit wird aus ihrem Schlamme die unaustilgbare Brut ſolchen Gewürms erzeugen, aber ſein Loos wird immerdar daſſelbe ſein, das Loos der Eintagsfliegen, die aus den ekeln Larven im Moraſt entſtehen, heute uns umſchwärmen und morgen dahin ſind. Oder könnten Sie vielleicht im Ernſt glauben, Herr Graf, daß dieſe nichtsnutze Wirthſchaft in Frankreich, dieſe blutige Harlekinade, dieſer Freiheitsbäumeſchwindel, Bäume, die ſammt und ſonders in der neumodiſchen Philoſophie wurzeln, Dauer habe? Ich glaube es nicht, und ich hoffe, obſchon ich nicht mehr jung bin, noch zu erleben, daß dieſe gottheilloſe Republik ein Ende mit Schrecken nimmt, und daß Gott dieſem Frankreich einen Tyrannen mit einer Eiſenfauſt ſendet, der ihm die Bruſt zuſammenſchnürt mit allen Stricken und Ketten der Gewalt, damit es wieder Buße thue im Sack und in der Aſche, und die Kirchen wieder aufthue, und nicht das höchſte Weſen, welches ein ebenſo haltloſer und einfältiger Begriff iſt, als die franzöſiſche Gottheit der Vernunft, ſondern Gott und ſeinen angeborenen Sohn wieder anbeten lerne im Geiſt und in der Wahrheit.

Sie ſind ein Fanatiker der Reaktion, Herr Windt! rief Ludwig, ſo ſchlimm und ſchlimmer noch als jene mißleiteten Republikaner! Ich glaube faſt, wenn Sie Macht dazu hätten, Sie ſtrangulirten und guillotinirten alle neueren Philoſophen und mich, der ich begonnen habe, mich dieſen ein wenig zuzuneigen, zu allererſt?

Nun, wenn es auch ſo ſchlimm nicht wäre, lenkte Windt ein: meiner Ueberzeugung werde ich mit Macht und ohne Macht treu bleiben, und dieſe iſt die, daß alle Gottesläugner und alle ihre Sippſchaft, welche in Geſtalt moderner Philoſophen die Menſchen von den Begriffen des Rechts und der Tugend, des Gehorſams, der Redlichkeit und der Pflichterfüllung, der Wahrheit und der Treue, auf die Pfade der Laſter, der Zügelloſigkeit, des Atheismus und daraus entſpringender blutiger Gräuel des Aufruhrs und der Rebellion hinzuleiten ſtreben, nicht in den Staatsrath, nicht in die Kirche, nicht auf die Lehrkanzel gehören, ſondern — an den hellen lichten Galgen! Punktum!

Um Gottes Willen, liebſter Windt! Sie werden ja ganz heftig, hören Sie auf, Sie ſollen Recht haben! rief Ludwig wieder.

Erlauben Sie, Herr Graf, nur noch eine Bemerkung, dann werde ich nie wieder dieſe Sache berühren, entgegnete Windt. Ich ſoll nicht Recht haben, ich habe Recht! Sie können mir kein Recht verleihen oder zugeſtehen, noch ein ſolches nehmen, denn nicht der einzelne Menſch hat das Recht in der Hand, wie ein Taſchenſpieler die Eier in der Gaukeltaſche, die er gibt, wem er will, ſondern das Recht iſt von Ewigkeit her zu Recht beſtändig, und das Unrecht bleibt Unrecht, und wenn alle Nationen es für Recht ausſchreien. Laſſen Sie mich nur noch, da ich davon abkam, auf Ihre eigentliche erſte Frage einfach antworten, es war dieſe, ob nie die neue Wiſſenſchaft und die neue Erforſchung der Wahrheit durch gebildete Lebenskreiſe dringen ſolle? Warum nicht; jede wirklich neue Wiſſenſchaft, die nützt oder erfreut, ſoll dies thun, eine neue Erforſchung der Wahrheit aber gibt es nicht, die Wahrheit iſt keine Wiſſenſchaft, die Wahrheit iſt ewig wie Gott. Es ſind an ihr nicht neue Entdeckungen zu machen, wie in Aſtronomie und Geographie, dort ein Sternenhauſe im Aethermeere, dort eine Inſelgruppe im ſtillen Ocean. Die Sterne waren vorher da, die Inſeln waren auch da, beide ſind nichts Neues, ſie treten nur als neugefunden in unſer Wiſſen und Erkennen ein. Kein Philoſoph der Welt kann einen neuen Gott verkündigen; was bei neuen Götzen herauskommt, hat Frankreich dargethan, als es ſeine Vernunftgöttin durch eine ſchamloſe Comödiantin vorſtellen und vertreten ließ. Zweck und Mittel hielten ſich die Wage, die Gottheit und ihr Abbild waren gleichen Schlages, und es wäre keineswegs eine neue Wahrheit, ſondern nur eine Wiederkehr alter Narrheit, wenn es irgend einer Nation einfiele, Katzen und Kühe zu vergöttern, und die Götter mit Sperber- und Hundeköpfen darzuſtellen; ohnehin wird ja ſchon in Paris Hyänen, Krokodillen und blutlechzenden Tigern göttliche Ehre erwieſen!

Wie es in politiſch bewegten Zeiten zu gehen pflegt, alle Parteien bilden ſich erregt, heftig und unduldſam aus; die ſchönſten Kreiſe ſpalten ſich, der Vater ſtreitet gegen den Sohn, der Sohn gegen ihn und die Geſchwiſter, „es löſen — wie Schiller ſagt — ſich alle Bande frommer Scheu“, und die beſten und einſichtvollſten Menſchen werden hingeriſſen zu maßloſen Reden, wenn nicht ſelbſt zu ſolchen Handlungen; Streit und Zwietracht walten und zornvoll entflammter Hader, und die ſchöne Ruhe des Gemüthes, der heitere Friede, der innere Himmel geht auf lange, wenn nicht für immer, vielen Tauſenden verloren.

Zum Glück wußten nach Wortwechſeln, wie dieſer letzte, deren von ſolcher Schärfe und Heftigkeit noch keiner auf dieſer Reiſe vorgekommen war — wie wäre eine weite gemeinſchaftliche Reiſe ganz und völlig ohne irgend eine vorübergehende Mißſtimmung denkbar?— die befreundeten Gemüther immer bald wieder das rechte Maß zu finden und ſtritten, wenn ſie ſtritten, immer nur ſachlich, nie perſönlich. Daher erreichte man zuletzt in guter Eintracht und durch die nahe Ausſicht auf die Endſchaft dieſer langen Fahrt erheitert, das Städtchen Rheenen, wo eine Raſt gehalten wurde und Windt ein Pferd nahm, um gleichſam als Quartiermacher ſeiner kleinen Caravane nach Doorwerth vorauszureiten. Als mit dem nahen Sonnenuntergange liebliche Abendkühle einzutreten begann und die Sonne ein zauberiſches Licht auf alle die tiefgrünen Bäume und Sträuche warf, welche nach allen Richtungen hin die Landſchaft durchzogen, die ganze Flur dieſer Landſchaft im Sonnengolde wie im heiligen Sabbath ewigen Gottesfriedens ruhte, da war jedes Herz der Reiſenden von Freude erfüllt, jeder Gegenſtand erregte lebendigen Antheil, und ſo mußte gleich hinter Rheenen der Kutſcher halten, damit die Reiſenden einen dicht am Wege ſich erhebenden Hügel beſteigen und beſichtigen konnten, der ſeiner Form und Art nach aus der germaniſchen Frühzeit ſtammte. Es war ein in dieſer Gegend ſeltener Hochpunkt; auf hohen Steinen, gleich kurzen rohen Säulen, lag eine mächtige Steinplatte, ähnlich einem Druidengrabe, vom umwohnenden Volke genannt die Königstafel; welcher König aber hier in der Zeiten Frühe getafelt, das war der Sage entfallen, ebenſo der Grund, weshalb der ganze Hügel der Heimenberg genannt wurde und jener eine Strecke weiter davon einzeln ſtehende hochragende erratiſche Block der Heimenſteen.

Wir wollen uns dieſe ſagenhaften Stätten und Namen, wenn wir nicht auf den Grund ihres Urſprungs kommen, ſprach Ludwig, zu günſtigen Wahrzeichen und Vorzeichen dienen laſſen, daß wir jetzt die Grenze unſers neuen Heim, für eine Zeit lang wenigſtens, überſchritten haben, daß nach ſo mancherlei Stürmen eine neue Heimath uns hier ſich aufthun ſoll und will, und gebe nur Gott, auf den ich mehr hoffe und baue als unſer übereifriger Freund und Philoſophenfeind mir zutraut, daß unſer allſeitiges Hoffen in Erfüllung gehe!

Eine kurze Strecke von etwa drei Viertelſtunden noch und der Wagen rollte durch die wunderſchöne Allee auf das ſtattliche Herrenſchloß Doorwerth zu.

12. Briefwechſel.

Das ſtille Friedensparadies im Schooße der Herrlichkeit Doorwerth, welches die Freunde aufgenommen, blieb nur kurze Zeit für dieſelben ein Schooß der Ruhe. Näher drängten die politiſchen Ereigniſſe; mit unruhiger fieberhafter Spannung wurde täglich neuen Zeitungen, Nachrichten und Briefen entgegengeſehen, und wenn dieſe ankamen, waren ſie ſelten erfreuender Art und enthielten mehr Unliebes als Liebes, ja, ſie waren ungleich mehr geeignet, Furcht und Bangen zu ſteigern, als Beſorgniſſe zu zerſtreuen, die immer drückender wurden.

Ludwig und Leonardus nahmen Waffenübungen vor, welche Windt, von früherer Zeit her mit Führung der Waffen wohl vertraut, leitete, ſofern deſſen außerordentlich in Anſpruch genommene Zeit dies vergönnte; es wurden zu ſolchen Uebungen ſpätere Stunden des Nachmittags gewählt und die ganze jüngere Dienerſchaft, wie die jungen Landleute aus den Ortſchaften der Herrlichkeit beigezogen, welche ohnedies durch die Jahreszeit von der Feldwirthſchaft nicht allzuſehr in Anſpruch genommen wurde. Es wurde ein Jägercorps errichtet, und Windt befehligte daſſelbe als Hauptmann. Angés lebte mit dem immer lieblicher aufblühenden Kinde ſtill und zurückgezogen, ſtand Windt's Frau in häuslichen Geſchäften bei, ſchloß ſich an dieſe an und gewann deren Gunſt und Theilnahme dadurch, daß ſie ihr ſehr viel erzählte. Philipp mußte jeden Morgen nach Arnhem zur Poſt reiten, die Pferde Iſabella und der Braune waren vor der Pariſer Reiſe bereits auf kürzeſtem Weg von Amſterdam nach Doorwerth geſendet worden.

Windt war von Geſchäften ganz umfluthet; es gehörte nur eine ſo ausdauernd zähe, kernhaftkräftige Natur wie die ſeine dazu, nicht zu unterliegen, und obſchon er beſtändig über körperliche Leiden zu klagen hatte, hielt er doch wunderbar aus, ließ aber auch die Freunde Einiges aushalten, indem er ihnen ſeine vielfachen Bedrängniſſe häufig mittheilte. Oft gab ſein komiſcher Zorn Stoff zum Lachen, oft forderte er die Mithülfe der jungen Freunde für dies und das, und nie erſchien der Augenblick, in welchem irgend einen der gebildeten jetzigen Bewohner des Kaſtells Doorwerth die Langeweile zu beſchleichen vermocht hätte. So war der 22. September herbeigekommen, und die an dieſem Tage geborenen Freunde feierten denſelben im Bunde mit den befreundeten Seelen Windt und deſſen Frau; Angès und die kleine Sophie ſaßen mit Ludwig und Leonardus beim heitern Mahle, und gern wurde auch des biedern Schiffskapitäns Richard Fluit gedacht und ihm und der „vergulden Roſe“ einige Becher geweiht. War es doch eine ſchöne Erinnerung an Fluit's Geburtstag, der das innige Band der Freundſchaft um die Herzen von Ludwig, Leonardus und Angès geknüpft hatte, und wohl werth, am günſtigen und geeignetſten Tage ſie zu erneuern. Die Verbundenen waren ſtill glücklich; ihre Freude war keine lebhafte und laute, nur Frau Juliane Windt, des Schaumweins ungewohnt, trank ſich ein heiteres Räuſchchen; Windt ſelbſt hatte den Kopf viel zu voll Gedanken und Geſchäfte, Verdruß und Aerger, als daß er hätte die Empfindungen theilen können, welche ſeine jungen Freunde beſeelten. Er nahm daher, nachdem er der Freundespflicht ein Genüge geleiſtet, und auf Aller Wohl, ſein eignes, das er, wie er bemerkte, ſehr brauchen könne, nicht ausgenommen, wacker mit angeklungen hatte, keinen Anſtand, die fernere Unterhaltung mit dem zu würzen, was ihn beſchäftigte und zum Theil bedrängte.

Dem Rentmeiſter Görlitz muß der Donner auf den Kopf fahren! Er will fort und er ſoll fort. Er iſt ein ungetreuer Hund! Die gnädige Frau Reichsgräfin Excellenz ſollen Alles wiſſen! Die macht mir aber den Kopf auch warm genug. Ich ſoll durchaus den Vergleich noch zu Stande bringen, der in Varel abgebrochen wurde! Bah! Möcht' es ja von Herzen gern thun, kann ich denn? Wo iſt der Erbherr? Wiſſen Sie es? Ich weiß es nicht. Ohnlängſt war er in Amſterdam, dann im Haag, und wo nun? Wenn ich ſicher wüßte, wo ich ihn träfe, ich reiſte lieber heute als morgen zu ihm. Sein Agent in Varel, der Kammerrath Melchers, ſchreibt mir, daß er auf drei Briefe ohne Antwort gelaſſen ſei, auch die gnädige Frau in Kniphauſen weiß nicht, wo der Herr iſt, und beſtürmt Melchers mit Fragen. Sie ſoll immer leidend ſein.

Was ſagen Sie, Herr Windt, leidend? fragte Ludwig mit ſchmerz-
hem Gefühle.

Ich ſage leidend. Herr Melchers ſchreibt es, da können wir nun
ber Beide nicht helfen, Herr Graf! Nur wenn der Erbherr da
ire, wäre uns vielleicht geholfen. Von Einigen hörte ich, er ſei
i der Armee, von Andern, er wolle ſeine Schweſter nach Hamburg
r gnädigen alten Excellenz bringen, wieder von Andern, er wolle
ine Gemahlin und deren Kinder, nebſt der Frau Schwiegermutter,
e jetzt bei ihr iſt, mit der Staaten-Jacht auch nach Hamburg brin-
n und ſchwärme ſeiner Gewohnheit nach zu Waſſer herum, und ich
ge hier und lauere, und möchte raſend werden, und er gab mir doch
in gräfliches Wort, binnen vierzehn Tagen hierher zu kommen. Es
uß ihm etwas ganz Außerordentliches begegnet ſein. Hab' ihm tüchtig
nd derb geſchrieben, was hilft es aber, wenn mein Brief herum-
andert wie der ewige Jude, und ihn nirgend findet? Und Gott
llein weiß, wie ich hier, geſetzt der Erbherr käme endlich, mit ihm
nterhandeln werde!

Die Reihe dieſer Erörterungen würde noch ungleich länger ge-
auert haben, wenn nicht Philipp mit der verſchloſſenen Brieftaſche
ingetreten wäre.

Du blickſt heute ſehr lange aus, ſprach Ludwig zu ſeinem
Diener.

Halten der gnädige Herr zu Gnaden, antwortete der Briefbote:
h mußte lange auf der Poſt warten. Die Poſten ſind ungewöhnlich
pät eingetroffen; es muß überhaupt was los ſein drüben in Arnhem,
ie Leute rennen mit den Köpfen aneinander und durcheinander, wie
in Ameiſenhaufen, habe es nicht klein bekommen können, was es
gibt, außer, daß man will in der Ferne kanoniren gehört haben, denn
wenn ich mein Maul aufthue und frage, ſo verſteht mich Niemand,
und wenn Jemand mir antwortet, ſo verſtehe ich auch Niemand, es
ſt ein dummes Volk hier zu Lande, ich dächte doch, ich ſpräche ſo
gutes Deutſch, daß man mich verſtehen könnte!

Alle lachten. — Ja ja, mein guter Philipp, du ſollſt nächſtens
bei den Niederländern in Arnhem Sprachlehrer werden; dein Deutſch
klingt ganz ſo rein und ſchön, wie unſer Helgoländiſch, das wir in
Paris ſprachen, als du den „Ueppaſſer" in die Seine warfſt, ſcherzte

Ludwig. Komm Burſche und trinke! Es iſt heute unſer Geburtstag. — Wenn der Kerl nur verdronken wäre! fügte Philipp mit vollem Ernſt hinzu. Auf des gnädigen Herren gutes Wohlſein!

Windt erſchloß die Brieftaſche; ſie enthielt der Briefe viele. Mit Freude im Blick rief er aus: Ah! Gott ſei Dank, ein Brief vom gnädigen Erbherrn! Hier einer von der alten Excellenz aus Hamburg; hier einer an Sie, Dame Angès aus Zweibrücken; hier einer an Sie, Herr Leonardus van der Valck; halt, noch einer, auch an Sie! Nun, möge es allſeits eine gute Feſtbeſcheerung geben! — Mit ſehr verſchiedenen Gefühlen im Herzen der Empfänger wurden dieſe verſchiedenen Briefe entgegengenommen. Welch eigenthümliches Hereintreten der Außenwelt in den Menſchenkreis, der dieſes einſame Schloß belebte! — Windt erbrach haſtig den Brief des Erbherrn, in ihm lag ein Brief an Ludwig beigeſchloſſen. — Ich war ſchon gefaßt darauf, leer auszugehen, wie ſo oft, ſprach dieſer. Was kann der Vetter mir zu ſchreiben haben?

Windt las den Brief des Erbherrn laut vor. „Im Haag, den und den. Ich habe Ihre beiden Briefe wohl empfangen, mein liebſter Windt, aber da ich zur Zeit ihres Einganges weder in Amſterdam noch im Haag war, ſondern in dringenden Geſchäften anderswo, ſo habe ich Ihnen nicht früher antworten können, was mir leid thut. Ich hoffe zu Ende nächſter Woche von hier nach Doorwerth reiſen zu können; ich kann unmöglich früher; ich habe auch, hoffe ich, das nöthige Geld gefunden. Gebe der Himmel, daß dies Geſchäft bald endige, denn mein Kopf geht mit mir um; es iſt in dieſen Zeiten ſo drangvoll, daß ich faſt nicht weiß, wo anfangen und wie alles Begonnene vollenden. Adieu mein Beſter! Leben Sie wohl.

Wilhelm Guſtav Friedrich."

Mit Haſt erbrach Windt nun das Schreiben der Reichsgräfin. Ach, rief er aus, halb lachend, halb ärgerlich: der hochgnädig ertheilte Urlaub für mich zur Brunnenkur in Pyrmont, um den ich vor ſechs Wochen gebeten! Was hilft er mich nun, wo die Gefahr mit jedem Tage uns näher rückt? Gott weiß, wie ſehr ich dieſer Cur bedürfte, aber kann ich jetzt fort, darf ich fort? Von Amſterdam die ſchlechteſten Nachrichten, wo es ſo ſteht, daß man dort weniger die Franzoſen fürchtet, als die Patrioten; ſchöne Patrioten das, die den Pöbel auf ihre Seite gelockt haben — ſo machen es die Hunde von

Aufwieglern überall und dann nennen ſie ſich Patrioten! Und wir hier? Vom Rheine her die anrückenden Armeen der Coalition, von Frankreich her die Carmagnolen, vom Norden her die holländiſche Armee unter Anführung des Erbprinzen von Oranien, und außerdem noch die Engländer unter dem Herzog von York, und da ſollte ich von hier fortgehen? Ein ſchlechter Soldat, der ſeine Fahne verläßt, Doorwerth iſt meine Fahne! Ich bin Kommandant des Kaſtells; es iſt meiner Obhut anvertraut, ich werde es hüten und halten!

Sie ſind ſtets der ehrenfeſte treue Mann, auf den man ſich verlaſſen kann in Noth und Gefahr, lieber Windt! belobte ihn Graf Ludwig und fragte: Doch was ſchreibt Ihnen die Frau Großmutter weiter?

Windt durchflog murmelnd die Zeilen und begleitete das, was er daraus mittheilte, mit Gloſſen. Klagt über Krankſein, andere Leute ſind auch krank! Sehnt ſich in ein Bad — ſoll doch hingehen, ſie hält kein Feind ab, und kein Kriegstrouble wie mich; die Veränderung wird der bejahrten Dame wohler thun und beſſer bekommen, als alle Recepte und Mittel des Doctor Reimarus, welcher der Leibarzt Ihrer Excellenz in Hamburg iſt. Räth mir das Archiv einpacken zu laſſen — iſt bereits geſchehen — gibt einen fürchterlichen Ballaſt Papier — will nicht glauben, wie es hier ausſieht — ſollte nur ſelbſt kommen!

Dem Vetter ſchrieb der Erbherr in einigen flüchtigen Zeilen, daß er ihn noch in Doorwerth zu treffen wünſche, daß er ſich aber vorbereiten möge, dann mit ihm zur Armee zu gehen, es ſei ihm eine Offizierſtelle beim Regiment Orange-Geldern ausgemacht; der Erbprinz wünſche, daß Graf Ludwig in ſo bewegter Zeit nicht müßig ſeine Jugend verträume, ſondern vielmehr eine Laufbahn einſchlage, die zu Ruhm und hoher Stellung im Leben führen könne, und er, der Erbherr, könne dieſem Wunſche und dieſer Anſicht nur beipflichten.

Leonardus und Angés laſen ſtill die Briefe, welche ſie empfangen hatten; Wehmuthsſchatten überflogen Angés' ſchöne Züge und voll Theilnahme blickten endlich alle zunächſt auf ſie, Leonardus mit einem verhaltenen Freude-Gefühl, Ludwig mit ſeelenvollſter Zuneigung, Windt mit reinem und gütigem Wohlwollen, und Frau Juliane Windt auch mit Wohlwollen, dem aber ein Zuſatz von weiblicher Neugier beigemiſcht war, daher ſie auch zuerſt wieder das Wort mit der Frage nahm: Hoffentlich empfingen Sie gute Nachrichten, verehrte Madame?

Angès war nicht geneigt, ausführliche Mittheilungen aus ihrem Briefe zu machen, ſie beſchränkte ſich daher auf eine höflich ausweichende, allgemeine Antwort, während Windt mit dem Finger gegen ſeine Frau hindrohend nichts ſagte, als: Jule! Hat ſchon wieder die Mühle kein Korn mehr zu mahlen? Muß ſchon wieder aufgeſchüttet werden? Ich dächte doch, es wäre genug aufgeſchüttet worden? — Aber als die durch den Bund einer lauteren und ſeeleninnigen Freundſchaft eng Verbundenen unter ſich beiſammen waren, da wurde gegenſeitig Alles mitgetheilt, was von weiter Ferne her in Schriftzeilen vor ihr Auge gekommen war, und mit allſeitiger Theilnahme nicht nur, ſondern auch mit mannigfaltiger Empfindung vernommen.

Meine Mutter ſchreibt mir, ſprach Angès, daß ſie Gott auf den Knieen gedankt habe, wieder Nachricht von mir zu erhalten. Von le Mans aus ſeien nur Schilderungen voll Härte und Roheit und Verdammungsurtheile eingegangen.

Berthelmy war außer ſich, als er, heimkehrend, uns, mich und Sophie, nicht mehr fand. Voll Wuth, wie voll Reue hat er mich überall geſucht und ſuchen laſſen; an Leonardus hat er nicht gedacht, er konnte an dich, mein Freund, nicht denken, da er deine Anweſenheit in le Mans nicht ahnen konnte. Zuletzt mußte er ſich doch ſagen, daß ſein rohe Benehmen mich fortgetrieben hatte, und da vielleicht doch noch einige Liebe zu mir in ihm lebte, trotz aller Mißhandlung, die er mir hatte angedeihen laſſen, ſo mag es wohl ſein, daß er ſich Vorwürfe machte und ſich doppelt elend fühlte. Er iſt noch im Herbſt des vorigen Jahres zur Armee der Vendéer gegangen.

Meiner Rückkehr in die Heimath, in die Arme meiner Familie, ſchreibt mir die Mutter, ſtehe nichts entgegen, und meine Ankunft werde der Familie ein Freudenfeſt ſein. Noch ſchreibt meine Mutter: Auch für die kleine Sophie, deren du dich ſo mütterlich angenommen, liebe Angès, lichtet ſich die Zukunft. Der Prinz tritt offener hervor mit ſeiner Liebe, die Prinzeſſin, vor Gott längſt ſeine Gemahlin, wird es gewiß auch noch vor der Welt, und jene liebliche ſüße Frucht dieſer Liebe, aus einer Zeit, wo noch das allertiefſte Geheimniß ſie umſchleiern mußte, darf hoffen, einſt an der Hand erhabener Eltern auf ſanftgebahnten Wegen durch das Erdenleben zu wallen. Jene heißſchlagenden, jugendlichen, feurigen Herzen, die nur ihrer eigenen

Stimme folgten, brauchen dann nicht mehr zu erröthen, fehlt es ihnen doch nicht an Vorbildern in der eigenen Familie. Dir iſt bekannt, liebe Angés, daß des Prinzen Vater ſchon eine Prinzeſſin, ſeine nachherige Gemahlin, welche älter war als er, feurig liebte, und in früher Jugend Vaterfreuden ſich erblühen ſah. Der gleiche Fall trat bei dem Sohne ein, dem Kinde dieſer flammenden und daher auch früh verrauchten und verzehrten Leidenſchaft und wenn wir Louiſe Maria Thereſe Bathilde nicht verdammen, ſo dürfen wir auch Charlotten nicht richten, welche, hingeriſſen von der Liebe eines jugendlichen Helden zu ihr und von ihrer heißen Erwiderung dieſer Liebe, willenlos der Macht beiderſeitiger Leidenſchaft folgte und die Mutter des herrlichen Kindes wurde, zu deſſen Pflege und Ueberwachung wir uns Beide geweiht haben mit heiligem Eide. Daß du es mit dir hinwegnahmſt, nachdem es nur kurze Zeit bei uns verborgen gehalten werden, war ſehr gut; Niemand ahnete etwas und konnte etwas ahnen. Jetzt, wenn du wiederkehrſt, gilt die kleine Sophie Charlotte als dein Kind, das Kind einer Wittwe oder einer von ihrem Gatten treulos verlaſſenen Frau. Habe nur Acht, liebe Tochter, bei Allem, was dir heilig und theuer iſt, beſchwöre ich dich, alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, daß das Kind an Leib und Seele wohl erhalten bleibe, und gib mir ſobald als möglich Nachricht von deiner Ankunft, auf welche mit aller Macht ſehnſuchtsvoller Liebe hofft deine treue Mutter.“

Hätte es noch irgend eines äußeren Umſtandes bedurft, um Leonardus und Ludwig zu überzeugen, daß Sophie nicht das Kind von Angés ſei, ſo würde dieſer Brief jedes desfallſige Zeugniß zur Genüge vertreten haben. Verwundert aber rief Ludwig aus: Wie merkwürdig! Alſo Sophie Charlotte heißt dieſe Kleine? Gerade wie meine Großmutter!

Jetzt entfaltete auch Leonardus ſeine Briefe, um Angés und dem Freund aus denſelben Mittheilungen zu machen, indem er ſprach: Ich habe frohe und ſchlimme Botſchaft zugleich erhalten; zunächſt ſchreibt mir mein Vetter, der Kaplan Vincentius Martinus van der Wald, daß mein Vater Wort gehalten und mich vor Notar und Zeugen ſo zu ſagen enterbte, indem er mich auf die bloße Hälfte des Pflichttheiles geſetzt hat.

Leonardus! rief Angès, und ſchlug bebend ihre Hände zuſammen. Und das um meinetwillen? Das ertrage ich nicht!

Sei ruhig, liebe Angès, erwiederte Leonardus: es muß und es wird ſich wohl auch ertragen laſſen. Ich kann mir ſelbſt Geld erwerben, auf den Summen der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie ruhen ohnedies die Flüche der geknechteten Menſchheit und entſetzlichen Unrechts millionenfach. Noch leben Vater und Mutter, und der Sinn der Menſchen iſt veränderlich. Vor der Hand meldet noch mein Vetter, daß mein Vater nicht zu ſeinen und unſerer jungen Muhmen Gunſten teſtiren wolle, ſondern es ſolle ein Theil des Vermögens an die Seitenverwandten fallen, welche zu Bochum in Weſtphalen wohnen; an einen Hermann Heinrich van der Valck, der aus Holland nach Deutſchland überſiedelte, ſo viel ich weiß, eine Tochter des Namens Aloyſia hat, und deſſen Vorfahren mit den unſern der Sage nach, die ganze Grafſchaft Valkenburg zwiſchen dem Hochſtift Lüttich und den Herzogthümern Jülich und Limburg beſeſſen haben ſollen. — Doch das werde, wie es wolle, mir ſoll darüber kein graues Haar wachſen; aber nun, liebſte, theuerſte Angès, höre was das Handelshaus in le Mans, an das ich mit Aufträgen mich gewendet, mir ſchreibt, höre es, und freue dich! Es iſt das mein ſchönſtes Angebinde zum heutigen Tage: Du biſt frei! „Auf Ihr Geehrtes“, ſo ſchreiben meine Handelsfreunde: „ermangelten wir nicht, ſorgfältige Erkundigung nach dem hier wohlbekannten Kaufmann Etienne Berthelmy einzuziehen. Derſelbe führte als Hauptmann eine Compagnie, mit welcher er zur Armee der Weſt-Vendée unter Charette ſtieß, und ſoll ſicherem Vernehmen nach bereits am 11. October des vorigen Jahres bei der Erſtürmung und Eroberung der Inſel Noirmoutier geblieben ſein, zum Mindeſten ſoll ſein Name auf der Todtenliſte geſtanden haben. Sein bejahrter Vater iſt mittlerweile auch geſtorben, und ſeine betagte Mutter lebt noch unter betrübten Umſtänden und nährt ſich von einem kleinen Kramladen, dem alleinigen Ueberbleibſel ihres einſt blühenden Geſchäftes.“

Angès ſaß ſtumm und ernſt da, und hörte dieſen Bericht mit einer Fülle von Gedanken an, die ſie erſchütterte, endlich reichte ſie jedem der beiden Freunde eine ihrer zarten Hände, und ſprach: So fällt denn ein dunkler Vorhang nieder und ſchließt einen, ach und wohl den traurigſten der Acte meines Lebensdrama's mit dem Bilde eines Sarges, wie ein Traum iſt es mir, mich frei zu denken, mich frei zu fühlen, und ſo wichtig iſt dieſe Nachricht, daß ich mich nicht mit derſelben begnügen kann: ich kann auf ſie nicht bauen und keinen Schritt der Entſcheidung thun, bevor ich nicht die verbürgteſte Beſtätigung dieſer Nachricht in Händen habe; aber, meine lieben, theuern Freunde, erfüllt mir eine Bitte: laßt mich ſcheiden! Meine Mutter verlangt nach mir, ihrem Kinde, und hier dieſes holde und liebe, mir anvertraute Kind, unſer Sophiechen, ſchon in zuviel Gefahren brachte ich's, ich will es der Heimath wieder zuführen, der es entſtammt, ihm will ich dort leben, und deine That, Leonardus, deine Liebe will ich ewig dankbar ſegnen, deiner Freundſchaft, Ludwig, will ich innig eingedenkt bleiben! Wir müſſen uns trennen. Du, Leonardus, mußt zu deinem Vater zurückkehren als ein reumüthiger Sohn und ſeine Verzeihung erflehen. Er wird dir verzeihen, und du wirſt noch glücklich ſein. Du, Ludwig, wirſt auf dem Felde der Ehre wandeln und eine ſelbſtſtändige hohe Stellung dir erringen, die dich völlig unabhängig macht von deinen Verwandten.

Liebe Angès, nahm Leonardus das Wort: deine Entſchlüſſe ſind ehrenhaft, und was du ſagſt, iſt gut, aber es iſt nicht ausführbar, du kannſt jetzt nicht reiſen. Alle Lande am Nieder-, Mittel- und Oberrhein wimmeln von Truppen. Thue keinen Schritt, der dich reuen könnte, aber folge in Einem deiner Mutter, achte auf das anvertraute Kind; ſetze nicht dieſes zarte Leben auf das Spiel, um mit nicht ganz reiflich überlegten Entſchlüſſen durchzudringen. — Auch ich muß Leonardus beiſtimmen, ſetzte Ludwig hinzu. Hier biſt du ſicher und wohlgeborgen mit deinem Kinde, Angès, und reichte das Schloß nicht aus, ſo gibt es in dem nahen Buſch voll Moorbrüche einzelne Hütten und Häuſer genug, zu denen kein Krieger zu bringen vermag und die Pfade findet; laß erſt die herannahende Wolke des Kriegsgewitters vorüberziehen, ja, wenn es ſein muß, vorüberbrauſen, weiche nicht aus dieſem Aſyle, es wird ſich dir nirgend ein ſichereres bieten und öffnen.

Das Geſpräch wurde unterbrochen; Windt klopfte ſtark an, und trat erhitzt ein. Hören Sie es, meine Herrſchaften? war ſeine Frage, und da man nicht zu verſtehen ſchien, was er wolle, ſo ließ er die Zimmerthüre offen ſtehen und machte eine Geberde, die zum Horchen und Lauſchen aufforderte. Und kaum war dieſer Aufforderung genügt, ſo hörten Alle in beſtimmten Zwiſchenräumen einen dumpfen Schall.

Was iſt es, lieber Herr Windt?

Freudenſchüſſe ſind es wahrſcheinlich, zu beiderſeitiger hoher Geburtstagfeier! Eine Kanonade iſt es, meine Verehrteſten, und jetzt entſteht die Frage: Was thun? Feiglinge würden rufen: Rette ſich wer kann! Ich rufe: Ausharren und treu bleiben! Für mich iſt das keine Frage. Halten Sie ſich bereit, meine Herren, mich zu unterſtützen! Der Augenblick wird kritiſch, ſehr kritiſch, doch nur keine Furcht. Das hieſige Archiv fährt, in einige fünfzig Kiſten verpackt, nach Arnhem; alle Papiere des gräflichen Hauſes, der Lehn- und Rentenkammer, ich ſtelle ſie unter den Schutz des dortigen Magiſtrates. So wie eine Abtheilung der holländiſchen oder der engliſchen Armee ſich nähert, werden Sie, Herr Graf, zu deren Befehlshaber zu reiten ſo gütig ſein, und um Schutzwachen für Doorwerth, Helſum, Roſendael und Wolfsheeſe bitten. Es geht bereits ganz luſtig und kunterbunt zu, die Wege ſind mit Flüchtlingen aus Brabant bedeckt, Adelige, Geiſtliche und ſonſt vornehme Leute, in Arnhem ſind ſchon Flüchtlinge aus Maſtricht angelangt. Dort packt Alles ein und hat ſich ſchrecklich beezig *) und conſternirt. Die Stadt wird ſtark befeſtigt. Etwas Neues iſt auch noch, daß der Graf Johann Carl ſchon einige Male durch Helſum gekommen iſt, ohne hier vorzuſprechen. In Rheenen, wo wir ja ohnlängſt durchkamen, ſoll das engliſche Lazareth hingelegt werden. Im Haag ſogar, vernahm ich heute, wird eingepackt, leider iſt die prinzliche Partei die einpackende. Doch zu den ſchlimmen Nachrichten nun auch eine gute, erfreuliche. Robespierre iſt todt, das blutige Scheuſal; mit ihm fielen eine ganze Anzahl ſeiner ſchändlichen Helfershelfer, unter ihnen der elende Schuſter Simon, der Quäler des Dauphins, dem Racheſchwert der unausbleiblichen Vergeltung anheim. Wäre Zeit, ſich der Freude zu überlaſſen, ſo wollt' ich's im vollen Maaße thun. Sie räumen hübſch auf, die Herren Franzoſen, einundzwanzig Henkersknechte ſind zugleich mit ihrem Meiſter zur Hölle gefahren, und am

---

*) Rührig.

Tage darauf einundſiebenzig. Die Zeit iſt endlich da, wo die Drachenzähneſaat aufgeht und ſich ſelbſt erwürgt. —

Es kamen ſchlimme Tage für den treuen Windt, die ſeine Geduld, ſeinen Muth und ſeine Ausdauer im Beſchützen des Beſitzthums ſeiner Gebieterin auf harte Proben ſtellten. Ein Theil der engliſchen Armee überfluthete bereits die Gegenden von Arnhem bis Deventer und die Rhein- und Yſſelufer, und wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn die Furien des Krieges entfeſſelt ſind, die Engländer benahmen ſich nicht, wie Hollands Verbündete, ſie nahmen blos, und zwar Alles was ſie fanden und ſtahlen wie die Raben. In allen Ortſchaften wurde verkündigt und öffentlich angeſchlagen, Niemand ſolle über die politiſchen Ereigniſſe reden oder ſchreiben; alle Boote, Kähne und dergleichen Fahrzeuge mußten nach Arnhem eingeliefert werden und Niemand durfte zur Abend- oder Nachtzeit über den Rhein. Man trug ſich mit Liſten der Gutsbeſitzer und Schlöſſer, welche geplündert, oder Herrlichkeiten, welche zerſtört werden ſollten. Doorwerth hatte die Ehre, oben anzuſtehen, Helſum, Mariendael und Roſendael, drei gräfliche Beſitzungen, folgten zunächſt. Die Herrlichkeit Roſendael (ſprich Roſendahl), mit prächtigem Schloß und prangenden Ziergärten, liegt nahe bei Arnhem. Wer irgend ein werthes Beſitzthum zu bergen hatte, der ſuchte es zu bergen und floh in nördlicher Richtung aus dem neuen Schauplatz des Kriegs; Arnhem, Doesburg, Zuitphen wurden leer von Wohlhabenden, das Geſindel blieb und plünderte auf eigene Hand und auf Rechnung der Soldaten.

Und mitten in dieſe Bedrängniß hinein kamen zu Windt drängende Briefe von der alten Reichsgräfin wie Bomben geflogen, oft ungehaltenen und ungnädigen Inhalts; der ins Stocken gekommene Vergleich ſollte endlich abgeſchloſſen, der Erbherr zu einer Entſcheidung gedrängt werden, er ſollte Doorwerth käuflich übernehmen und einen Theil der Kaufſumme gleich baar erlegen. Windt, oft ernſtlich krank, mußte faſt täglich Briefe nach allen Richtungen ſchreiben; mittlerweile flüchteten ſich zahlreiche Bekannte mit ihrer Habe aus der nächſtbedrohten Nachbarſchaft zu ihm und hofften in dem Kaſtell Aufnahme und Schutz zu finden. Dabei begannen ſchon Krankheiten auszubrechen und die Theurung der Lebensmittel ſtieg auf eine bedenkliche Höhe. Jeden Tag, ja ſtündlich hatte Windt ſeinen Freunden Neues mitzutheilen, Ludwig und Leonardus bildeten gleichſam mit ihm den Kriegsrath im Kaſtell; alle drei trugen aus guten Gründen militäriſche Uniformen und ebenſo ſteckte die Dienerſchaft in Jäger-Monturen. Nebenausgänge aus dem Kaſtell waren verrammelt, das Hauptthor bewacht, die Zugbrücke aufgezogen. Dieſer Widerſtand ſollte nicht gegen kriegeriſchen Angriff gelten, ſondern blos Schutz gewähren gegen Raubrotten, und den leiſtete das ſo bewehrte und bewachte Kaſtell Doorwerth trefflich. Es war ein ungleich beſſerer ſtrategiſcher Punkt, als die kleine, unbedeutende und halb verfallene Dunenſchanze, die in des Schloſſes nächſter Nähe nach dem Strome zu lag. — Wieder war ein Tag voll Unruhe angebrochen, Windt hatte den treuloſen Rentmeiſter entlaſſen und ſeiner Pflicht entbunden, und hatte einen Brief vom Hofrath Brünings aus Varel erhalten, wo auch kein ſchönes Wetter war. Brünings äußerte ſich halb ironiſch, voll Hoffnung, daß das „große Werk“ nun wohl bald zu Stande kommen werde und ſchrieb: „Man hört hier von Holland, in Anſehung der inneren Unruhe, viele düſtere Gerüchte. Gott gebe, daß ſie ohne Grund ſind. Hier nimmt der Geiſt des Jakobinismus noch gar nicht ab. Die reichen Bauern wollen keine Steuern mehr zahlen, die armen können nicht, unſere herrſchaftlichen Kaſſen ſind leer.“

Und was in unſeren hieſigen liegt, iſt auch kein Gold und kein Silber, ſeufzte Windt. Und jetzt nun ſoll Doorwerth verkauft werden! Es iſt unſinnig. Aber hab' ich's nicht ſchon vor vier, vor drei und zwei Jahren voraus geſagt, daß man warten und zögern werde, bis die politiſchen Angelegenheiten Alles verderben und aufs Spiel ſetzen würden? Siehe, da iſt's handgreiflich wahr geworden. Und dem Erbherrn, welcher kommen und Geld mitbringen wollte, geht es wie mir, er iſt krank vor Sorge und Anſtrengung. Er hat ſein Leben daran geſetzt, ein neues Corps zu errichten. Er nimmt ſich mit dem edelmüthigſten und tapferſten Sinne der Landesangelegenheiten auf das Aeußerſte an und ſoll ganz elend ausſehen. Alle Geldmittel, deren er hat habhaft werden können, hat er ſeinen patriotiſchen Zwecken geopfert, und wo ſollte er nun Geld für Doorwerth hernehmen? Keiner borgt jetzt dem Andern einen Deut. Die Zeit iſt aus ihren Fugen gekommen, ſagt Hamlet. Die ſo ſchleunige Wendung der Dinge macht es dem Erbherrn unmöglich, Geld zu ſchaffen, ſelbſt wenn er Zeit hätte, ſich danach umzuthun, er hat alle Hände voll mit ſeinem neuen Landrallencorps zu thun, wie ich erfahren habe; ſein Cabinet und Zimmer liegen voll Monturen, Hüte, Schuhe, Gewehre, und Alles läuft Tag und Nacht bei ihm um, wie ſein eigener Kopf. Wie ich mit ihm fahren werde, weiß Gott! Jetzt ſind die Zinſen von der Herrlichkeit Roſendael fällig, die verpachtet iſt — kein Deut zu haben, und ich ſoll tauſend Gulden Schatzung von den gräflichen Häuſern nach Arnhem liefern. Alles Unheil ſchlägt zuſammen, wie der Donner in die Töpfe!

Mitten in die endloſen Klagen des erblichen Intendanten leuchtete ein Strahl der Freude; unverhofft kam der Erbherr an, geleitet von einer Reiterabtheilung, und ſah ſich freudig begrüßt; doch konnte ſich Windt nicht enthalten, als er jenen von Weitem erblickte, auszurufen: Gott wie ſieht unſer Herr aus? Wie ein Buſch verhagelter Peterſilie!

Der Erbherr, allerdings ſehr angegriffen und mitgenommen ausſehend, ſaß bald im vertrauten Geſpräch mit Windt; es handelte ſich um die verwickelte Angelegenheit, der beſte Wille war da, aber Geld fehlte und neue Schwierigkeiten thürmten ſich entgegen. Windt erhob das große wichtige Bedenken, ob es beſſer ſei, daß Doorwerth bei einem doch immer möglichen Ueberzug dieſer Gegend durch die franzöſiſche Armee Eigenthum eines feindlichen Offiziers ſei, Mitgliedes der holländiſchen Ritterſchaft und Oberamtmannes im Haag; oder Eigenthum einer jetzt in der freien Stadt Hamburg lebenden Gräfin, die dem neutralen däniſchen Reiche angehöre?

Da thäte es Noth, lieber Windt, warf der Erbherr ein, das däniſche Grafendiplom aus dem Kniphäuſer Archiv, wo nicht gar aus Kopenhagen erſt hierher kommen zu laſſen — ehe das kommt, ſteht hier kein Stein mehr auf dem andern!

Mit nichten, gnädigſter Erbherr, entgegnete Windt. Hier iſt es ſchon in beſter Form und beglaubigter Abſchrift auf einem Stempelbogen, der „Een Rigsdaler“ gekoſtet hat. Nos Christianus quintus his literis patentibus und ſo weiter, beglaubigt, unterſchrieben und unterſiegelt mit dem Kongelige Danske Cancellier Seigl.

Was Sie für ein Diplomat ſind, Herr Windt! Fürwahr, ich bewundere Sie immer mehr! rief der Erbherr. Ich will Sie der geliebten Großmama nicht abwendig machen, aber ſollte ſie die Augen zuthun, ſo daß ich es erlebe, ſo ernenne ich Sie zu meinem Rath, Ihre Treue und Umſicht verdient noch mehr!

Windt verneigte ſich und erwiederte: Wollte Gott, es wäre Zeit zu ſcherzen, mein gnädigſter Herr Graf! Der Frau Reichsgräfin Excellenz helfen jetzt weder deutſche noch däniſche Grafendiplome, und wenn Karl der Große ſie ausgeſtellt hätte, ſtatt Karl der Fünfte von Dänemark. Holländiſche Ducaten ſind die Loſung, das iſt die vis unita nicht nur, es iſt auch die vis unica, nicht die einige blos, ſondern die alleinige mächtige Hülfe. Alle Einkünfte ſtocken; hier iſt nichts, Roſendael liefert nichts, Varel liefert auch nichts — und die gnädige Frau Großmutter Excellenz —

Braucht Geld, und zwar viel, wie immer, ergänzte der Erbherr. Ich hatte Hoffnung, aber ſie ſchwand wieder, denn keiner meiner Vettern und auch mein eigener Bruder in Utrecht, von dem ich ſo eben komme, kann oder will Etwas beiſteuern, ja mein Bruder Johann Carl ſagte mir geradezu in das Geſicht: „Wenn, wie zu fürchten ſteht, der Feind in das Land kommt, ſo gebe ich für dein eigenes Leben keinen Heller, geſchweige für deine Güter; denn mit aller Herrlichkeit der Herrlichkeiten wird es dann ein ſchnelles Ende nehmen. Man verlangt jetzt hier in Utrecht bei Anleihen den drei- bis vierfachen Werth des Kapitals als Hypothek und in was? In alten holländiſchen Obligationen." Wer aber ſolche beſitzt, braucht nicht zu borgen. Mein beſter Freund, Baron Groveſteins, der mir früher zehntauſend Gulden angeboten hatte, ſagte mir, daß er mir jetzt nicht einhundert Gulden leihen würde, und wenn er das Geld in Haufen liegen habe und mit Schepeln meſſen könne. Es ſind einhundert Gulden baar nicht zu bekommen, und wenn man eintauſend dafür verſchreiben wollte!

Während dieſes Geſpräches hatte auch Leonardus mit Ludwig eine lange und ernſte Unterredung, in welcher der Erſtere dem Freunde die ganze Fülle ſeines offenen und redlichen Charakters erſchloß und zugleich den Blick auf ihre beiderſeitige Zukunft lenkte.

Folge du, mein Ludwig, ſprach Leonardus, jetzt dem an dich ergangenen Winke, nimm den Kriegsdienſt an, der dir ehrenvolle Lebensſtellung ſichert, und folge meinem wohlüberlegten und brüderlichen Plane. Unterdeß wirke ich, und wir werden von einander hören. Angés muß mein werden, wenn Gott mir das Leben friſtet; wäre Letzteres nicht, ſo bleibe ſie in deinen edeln Schutz geſtellt, und dann erfülle die Verpflichtung, die mein Vertrauen dir auferlegt, die deine Liebe mir zugeſichert. Sieh, dann bringſt du mir ein ungleich höheres und dankenswürdigeres Opfer, als ich dir, indem ich beizutragen ſuche, deine Stellung im Leben einigermaßen zu ſichern. Und nun kein Wort weiter! Der Bruderbund iſt aufs Neue geſchloſſen, und dieſer Kuß beſiegle ihn.

Wenn nun Euer Gnaden, ſprach Windt weiter zum Erbherren, ſich an den Herzog von Portland wendeten? Könnte und würde dieſer nicht —?

Hab' es gethan, lieber Windt, hab' es gethan! antwortete der Erbherr bekümmert: mein Vetter, der Vice-Admiral, ſchrieb ſelbſt den Brief, da ich mich nicht blos geben wollte. Die Antwort kam ſchnell genug zurück, denn pünktlich ſind dieſe Engländer und rechnen, ah, ſie rechnen, auch wenn ſie in der Pairskammer ſitzen. Der Herzog ſchrieb an ſeinen Verwandten und Namensvetter William: Es ſei ein recht artiger Einfall von mir, daß ich fünftauſend Pfund Sterling von ihm leihen wolle, und er müſſe nur bedauern, meine Artigkeit und mein Vertrauen nicht in gleichem Maaße erwiedern zu können.

Da ſtand nun Windt rathlos und ſah abermals all' ſein treues Bemühen zu nichte gemacht, und der Erbherr ſchaute finſter drein und ſchwieg.

Dieſe peinliche Pauſe unterbrach der Eintritt Ludwig's.

Störe ich? fragte er, und machte Mienen, ſich zurückzuziehen.

Bleibe immerhin, Vetter! rief der Erbherr. Unſer Geſchäft iſt zu Ende.

Darf ich dir Glück wünſchen zu Doorwerth? fragte der junge Graf.

Leider nein! erwiederte der Erbherr kurz und mit Achſelzucken.

Woran fehlt es, daß der Kauf nicht zu Stande kommt?

Hm — am Beſten, am Geld! erwiederte Windt verdrießlich.

Doorwerth iſt dein, Vetter! rief Ludwig mit blitzenden Augen. Jene ſtarrten ihn an.

Es iſt dein, ich kaufe es für dich, ich leihe dir das Geld!" Hier ſind einſtweilen fünfzigtauſend Gulden in engliſchen Banknoten!

Vetter! Vetter! rief der Erbherr außer ſich, und die ſo plötzlich nahe tretende Erfüllung eines ſeit Jahren gehegten Lieblingswunſches erfüllte ſeine Seele mit hohem Entzücken.

Zweiter Theil.

Die Flüchtlinge.

Motto:

Wo ich ſei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entſchwebt?

Schiller.

1. Sophia Botta.

Anders ſah es aus in der Herrlichkeit Doorwerth, aber nicht beſſer. Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Die Engländer, welche Windt nie anders als „ſaubere Alliirte“ nannte, drohten ein Lazareth in das Kaſtell zu legen. Fort und fort hörte man in der Ferne kanoniren, ſah den feurigen Flug der Bomben und die Flammen in Brand geſchoſſener Magazine. Der Herzog von York that mit ſeiner Armee ſein Möglichſtes, um Holland zu decken, aber von den Zinnen und Warten des Kaſtells erblickte man täglich ganze Säulen flüchtender Soldaten, welche die Wege nordwärts einſchlugen. Die Nachrichten vom Kriegsſchauplatze jagten einander bald verbürgt, bald unverbürgt. Crèvecoeur, der Schlüſſel zu dem Boſch (Herzogenbuſch) iſt über, hieß es; dann ſollte der Boſch auch über ſein; dann wurde die Nachricht wiederrufen, unter dem fernher vernehmlichen Donner des gröbſten Geſchützes. „Die Carmagnolen haben fünf Brücken über die Maas geſchlagen — die Menge und Tapferkeit der Franken macht jeden Widerſtand unmöglich, was flüchten kann aus Städten und Orten, das flüchtet — die Franken ſind nahe vor Nymwegen — in die Werke von Nymwegen haben ſich ſechstauſend Engländer geworfen — die zurückgedrängte engliſche Armee will ſich wieder bei Gorkum ſetzen — die in großer Zahl ausgewichenen Batavier haben ein Comité gebildet, und durch daſſelbe mit der franzöſiſchen Republik über Vertragsbedingungen unterhandelt — die Franken ſollen die Städte der neuen bataviſchen Republik mit Truppen beſetzen — die Regierungsform ſoll proviſionell bleiben, wie ſie iſt — die entlaſſenen Beamten ſollen wieder in ihre Stellen einrücken — die Geflüchteten ſollen zurückkehren — Holland ſoll die franzöſiſche Republik anerkennen, ſoll ſein Bündniß mit England brechen, ſich mit Frankreich verbinden und an England, Preußen und Oeſterreich den Krieg erklären — des Statthalters und ſeiner Partei ſoll in keiner Weiſe mehr gedacht werden.“ — So drängten ſich und wirrten die Nachrichten durcheinander, als ſchon der October herbeigekommen war.

Ludwig und Leonardus waren als Führer in das berittene Corps eingetreten, das der Erbherr errichtet hatte; Angès mit dem Kinde blieb in Windt's Schutz geſtellt in Doorwerth, und für Frau Windt war es ein großer Troſt, eine weibliche Seele als Freundin zur Seite zu haben, die ihr manchen Beiſtand leiſtete.

Windt bot Alles auf, mehr und mehr Lebensmittel in das Kaſtell zu ſchaffen, denn es kam ihm im Geiſte vor, als wenn der bedrohliche Zuſtand ſobald nicht enden werde. Man ſah ihn häufig, von einem oder zwei Reitknechten begleitet, in ſeiner kleidſamen Offiziersuniform durch die Fluren und die nächſtgelegenen Ortſchaften reiten; Graf Ludwig hatte dem redlichen Freund ſeine Iſabella geſchenkt, halb aus Liebe zu Windt, halb aus Liebe zur Iſabella, deren Leben er dadurch beſſer zu ſichern hoffte, als wenn er das treue Pferd der Gefahr beim Heere ausſetzte — und überall war Windt willkommen; ſeine Anordnungen wurden genau befolgt, die Bauern liebten ihn, weil er ſie von dem Rentmeiſter befreit, der ſie gedrückt und geſchunden hatte, um ſich zu bereichern, und weil Windt ſie menſchenfreundlich behandelte. Jeden Morgen faſt ſaß Windt am Schreibpulte und ſchrieb Briefe an ſeine Herrin, oft in fliegender Haſt und Hetze, Alles bunt durcheinander, aber ſie wollte und mußte Alles wiſſen. Doorwerth und deſſen guter Verkauf bildete jetzt einen Theil ihrer noch übrigen Lebenshoffnungen.

„Ich bin im Handgemenge mit den Engländern!“ ſchrieb Windt unter Andern in ſeiner eigenthümlichen, raſchen und keinerlei Umſtände machenden Weiſe, die ſein ganzes Weſen an Tag legte: „Geſtern war ein hoher Offizier hier, um das Kaſtell mit Allem, was dazu gehört, für verwundete Offiziere in Beſitz zu nehmen, ſo wie ſie die Kirchen in Helſum, Renkum und Velp *) für Kranke in Beſitz genommen,

---

*) Renkum, niederländiſch Renekom, Dorf zwiſchen Helſum und Wageningen; Velp, Dorf ohnweit Arnhem und Roſendael.

letztere liegt bereits voll davon, ebenſo wie ganz Roſendael, wo ein Lager aufgeſchlagen iſt und alles Holzwerk, jung und alt, zerſtört wird. Der Offizier war genau unterrichtet, wem die Herrlichkeit gehört, wie viele Einwohner ſie zählt; der Bürgermeiſter von Wageningen, wo auch Alles voll liegt, hat ihn mir auf den Hals zu laden geſucht. Der Donner ſoll dieſem Bürgermeiſter, den ich kenne, dafür auf den Kopf fahren! Sobald ich hinüber komme, will ich ihm ſagen, was er wiſſen ſoll. Ich war geſtern in der Stadt und ſprach mehrere Engländer und balgte mich bis zum Säbelziehen mit ihnen herum. Wer meine Dispute mit den Engländern angehört hat, kann ſich eine Vorſtellung vom babyloniſchen Thurmbau machen, ſie haben mich indeſſen beſſer verſtanden, als ich mich ſelbſt verſtehe. In Arnhem hat man mich zum Bürgergardehauptmann gewählt. Gehorſamer Diener! Erſt kommt Doorwerth und dann kommt es noch einmal, und dann kommt Arnhem noch lange nicht.“

„Ihre Excellenz ſind ſehr beſorgt um das hier befindliche Silber. Dies kann ich nicht eher bergen, als bis ich mich ſelbſt bergen muß, denn es iſt höchſt gefährlich, Werthſachen wegzuſenden und ſelbſt zu bleiben; nichts wegzuſenden und Vertrauen zu zeigen, iſt das einzige Mittel, um ſich bei den Carmagnolen in Achtung zu ſetzen; ſelbſt von dem Meinigen ſendete ich weder Kleider, noch Waffen fort. Geld habe ich ohnehin nicht fortzuſchaffen, Geld gibt es nicht. Der ſchurkiſche Rentmeiſter hat die Renten bis Petri des nächſten Jahres voraus eingetrieben und mir nichts zurückgelaſſen, als für mehr als 1000 Gulden unbezahlter Rechnungen. Ich bin froh, dieſes Ungeziefer los zu ſein, die Bauern ſind auch froh. Ohne Zweifel wird er ſich Ihrer Excellenz in Hamburg vorzuſtellen frech genug ſein, aber die geringſte Höflichkeit, die ihm in Hochdero Hotel zu Theil wird, nehme ich für mich als die höchſte Beleidigung. Wenn er kommt, laſſen Ihre Excellenz ihn durch den Büttel aus den Thoren der Stadt bringen!“

„Was aus Doorwerth, was aus der ganzen Republik Holland werden will, weiß Gott allein! Ich bin ein gehetztes Wild, voll Angſt und Trübſal, Mühe und Arbeit, Laſt und Haſt, und Ihre Excellenz ſind jetzt für ein wenig Silber beſorgt, aber nicht für mich. Ich bitte meine arme Schweſter, die ängſtlich beſorgt um mich iſt, zu tröſten. Es iſt immer noch möglich, ſo gefährlich es auch ausſieht, daß wir diesſeit des Rheines noch einige Zeit von den Franken befreit bleiben, obgleich General Pichegru darauf gewettet haben ſoll, den Winter in Nimwegen zuzubringen und ſeine Armee diesſeits des Rheines Winterquartiere aufſchlagen zu laſſen."

„Heute habe ich den holländiſchen General-Quartiermeiſter von hier aus bis auf den halben Weg nach Nimwegen gebracht, es ſieht übel aus auf den Straßen, es iſt eine bitterböſe Zeit; wo man hin hört und ſieht, vernimmt man nichts und hört man nichts, als von Raub und Plünderung, Mord und Brand, Krankheit und Theurung. Das Pfund Butter koſtet in dieſem ſo butterreichen Lande 1 Gulden."

„Geſtern iſt die Frau Landgräfin zu Heſſen-Philippsthal, Ulrike Eleonore, welche die Belagerung von Hertogenboſch treulich mit ihrem tapferen Gemahle ausgehalten, durch Arnhem gekommen. Sie wird mit dem Landgrafen nach Bückeburg gehen, zur gnädigen Frau Schwägerin, der trefflichen Fürſtin Juliane."

Dieſen Brief konnte Windt erſt Abends vollenden. Er ſchrieb: „Rundum uns her iſt ein fürchterliches Getümmel; ſo eben komme ich, 7 Uhr Abends, aus einer Bataille mit Irländern zu Pferde nach Hauſe, die in Wolfsheeſe und längſt der Doorwerth marodirten und ein Zetergeſchrei unter dem armen Volke erregten. Ich jagte ihnen aber, unterſtützt von meinen Leuten, ihre Beute wieder ab; allein es wird zu arg mit dem Rauben der ſauberen Alliirten; Bauern, die ihre Habe vertheidigen, werden aufgehenkt und ihre Häuſer werden in Brand geſteckt. Die Irländer namentlich haben ſtets Hunger wie die Pierrots in der Pantomime. Und wenn dieſe Feinde der Ordnung aus dem Lande ſind, dann wird daſſelbe Spiel von den Carmagnolen begonnen werden, wobei, wie eben auch in der Pantomime, höchſt wahrſcheinlich die Pierrots von den Harlekinen Prügel bekommen."

„Ueberall iſt der Teufel los; Gott laſſe mich nur jetzt nicht krank werden, ſonſt iſt hier Alles verloren! Fort und fort Kanonendonner auch jetzt, indem ich dies ſchreibe, in der Richtung nach Nimwegen hin. Vorgeſtern kam der Herzog von York nach Arnhem; Prinz Friedrich zu Heſſen lag mit ſeinem Regiment in Roſendael und wohnte wahrſcheinlich dem geſtrigen Treffen bei. Ich ritt ſtracks nach Arnhem, um beim Herzoge Schutz zu ſuchen; er war aber nicht zu ſprechen; geſtern ritt ich wieder hinüber und war ſo glücklich, Sauvegarden für die

Ortſchaften von ihm zu erhalten, es wäre auch ſonſt kein Einhalt mehr zu thun geweſen, und ich bin des Reitens und ewigen Brutaliſirens bei Tag und Nacht müde; ich ſpüre in allen meinen Knochen einen Höllenſchmerz.

„Was den Kauf von Doorwerth betrifft, über den ich Ihrer Excellenz ſchon unterthänig berichtete, ſo waren der gnädige Erbherr und ich nicht weniger erſtaunt, als Ihre Excellenz ſelbſt es ſind über das großmüthige und räthſelhafte Anerbieten des jungen Herrn. Ich hielt es für Pflicht, dieſen zu warnen, eine ſolche hohe Summe auf das Spiel zu ſetzen; ſelbſt der Erbherr ſträubte ſich lebhaft gegen dieſen Edelmuth, allein Graf Ludwig entgegnete: Dieſes Geld wurde mir anvertraut zu beliebiger Verfügung; wie könnte ich es beſſer anlegen, als in einem werthvollen Grundſtück, welches ich, da es doch einmal verwerthet werden ſoll, dadurch der Familie erhalte? Ich baue unbedingt auf meines Vetters Ehre und da wird ohne Zweifel dieſes Geld in den beſten Händen ſein. — Wahrlich Excellenz, ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen, daß dieſer Beweis eines wahrhaft edeln Herzens und Charakters Hochihres jüngſten Enkels mich auf das Innigſte rührte und was im Gemüthe des Erbherrn vorging, konnte ich in deſſen Mienen leſen. Wir beriethen nun die Sache ernſtlich; der junge Herr ſollte auf Doorwerth einſtweilen nur 25,000 Gulden anzahlen, und dafür eine Obligation auf Varel erhalten, die anderen 25,000 Gulden wollte der Erbherr auch annehmen und auf Rhoon verſichern. Ihre Excellenz ſollten die Gnade haben, mir förmliche Vollmacht zu ertheilen, alle nöthigen Schriftdocumente zu entwerfen, die Summe in Empfang zu nehmen und in Hochdero Namen bündig zu quittiren, welche Quittung zugleich als Interims-Verſchreibung auf gedachte Herrlichkeit Doorwerth mit Zubehör gelten ſolle, bis zu Ertheilung der förmlichen Obligation und Ausfertigung des zur Sicherheit weiter Erforderlichen. Dieſe Verhandlung erfolgte ebenfalls unter beſtändigem fernen Kanonendonner; da kam auf einmal der auf Kundſchaft ausgeſandte Diener des jungen Herrn, Philipp Scarre, im vollen Jagen angeſprengt und brachte die Nachricht, die Engländer ſeien geſchlagen, ein ganzes Regiment derſelben an der Wahl gefangen genommen, ein anderes völlig vernichtet, die ganze hannoverſche Infanterie unter Graf Walmoden habe ſich nach Nimwegen geworfen.

Das nöthigte den Erbherrn zum ſchleunigen Aufbruch und es blieb nur noch ſo viele Zeit, zu verabreden, daß, wenn der Feind nicht über den Rhein käme, demnächſt wo möglich eine neue Zuſammenkunft und Verhandlung ſtattfinden ſolle. Einſtweilen gebe ich Ihrer Excellenz anheim, mit den nöthigen Papieren und Hochdero Zuſtimmung mich zu verſehen, und bin zu Füßen Hochdero unterthäniger Windt.“ —

Feindſelig war die Zeit aller Liebe und jeder Liebeshoffnung in den von der Geißel wilder Kriege furchtbar heimgeſuchten Ländern. Wittwen und Waiſen machte der Krieg in Menge, Thränen und Jammer brachte er in zahlloſe Hütten, Häuſer und Paläſte, Glück nirgend hin, in kein einziges Haus. So war es damals, war es früher, und ſo iſt es immer noch; fort und fort erneuen ſich die Häupter dieſer lernäiſchen Schlange. Der Mächtigen Laune, oder Ländergier, oder Herrſchſucht, ebenſo wie der Völker Wahnſinn beſchwören den Dämon des Krieges aus dem finſtern Orkus herauf, ſie entfeſſeln ihn zur Peinigung, zur Knechtung, zur Vernichtung der Menſchheit, und vermögen ihn dann ſobald nicht wieder zu bannen. Kaum ein Jahrhundert vermag die Wunden zu heilen, die ein blutiger Krieg den Ländern, den Völkern ſchlägt, aber vergebens und immer vergebens rathen Religion und Vernunft, Gerechtigkeit und Sitte, Bildung und Fortſchritt vom Beginn ſolcher Greuel ab; vergebens kämpfen weiſe Männer unter dem Wehen der Oelzweige und der Friedenspalmen gegen den Krieg; dort ſind es die Gewalthaber, hier ſind es ganze Völker, die beide in unſinnigſter Verblendung ſeine Furien wachrufen, und ſich, gleich den Fanatikern Indiens, mit Freude vom Donnerwagen Kriſchna's bei der Pagode von Jagernaut zermalmen laſſen.

Angés ſaß bei Frau Windt im ſtillen Zimmer, die Herbſtſonne kämpfte mit den ſchweren Nebeln der weitgedehnten Flächen und der nahen moorigen Brüche. Auch die kleine Sophie ſaß bei den Frauen, und übte mit Eifer eine Arbeit, welche ſie jene ebenfalls üben ſah, eine Arbeit, die der Krieg aufdrängt dem zarten Geſchlecht, die an Schmerz und Pein, an Blut und Wunden fort und fort erinnert: ſie zupften Charpie.

Wer mag wiſſen, wem dieſe Leinwand dienen wird, warf Angés trübſinnig die Frage auf, und ihre angſtvollen Gedanken flogen nach Leonardus hin, der es verſchmäht hatte, in Doorwerth müßig zu weilen, während ſein Freund ſich vielleicht die Lorbeeren der Schlachten pflückte. Sie ſah im Geiſt den Freund ihres Herzens verwundet und ſich als ſeine liebevolle Pflegerin. Frau Windt aber antwortete: Das möchte ich nicht einmal wiſſen; am Beſten, ſie würde gar nicht gebraucht, da brennte ich das Zeug zu Zunder und ſteckte mein Licht an ihm an; wär' auch ein guter Gebrauch, beſſer als der, für den dieſe Leinwand beſtimmt iſt, nämlich Solchen zu dienen, deren Lebenslicht mit dem Erlöſchen bedroht iſt.

Das Kind begann in dieſer Zeit etwas Holländiſch und etwas Deutſch ſprechen zu lernen, und die beiden Frauen ertheilten ihm den Unterricht ſo eifrig und vortrefflich, daß bald ſein Deutſch äußerſt holländiſch und ſein Holländiſch äußerſt deutſch klang, was manchen Anlaß zum Lachen gab.

Mit leiſer, längſt auf dem Herzen getragener Frage wandte ſich in dieſer traulichen Stunde, und indem ſie mit wahrhaft mütterlichem Wohlgefallen auf die Kleine blickte, Frau Windt an Angés: Sie wollten mir immer von dem ſchönen Kinde erzählen, meine Beſte! Heute hätten wir Zeit; es iſt außen einmal etwas ruhig; mein Mann iſt nach Arnhem geritten, halb in Geſchäften und halb aus Neugierde, um den Grafen von Artois zu ſehen, den Mann, der ſich für den künftigen König von Frankreich hält, aber nichts thut, ſein Königreich wieder zu gewinnen. Er wohnt als Gaſt auf der Sip, einem Gute des Herrn von Brantſen, nur ein halbes Stündchen von Arnhem, und iſt umgeben von einem kleinen Kreiſe Emigranten, welche alle denken wie der Herr Graf von Artois, und ihr Königthum in Gedanken mit ſich herumtragen, wie die Juden ihre Bundeslade auf der Reiſe durch die Wüſte. Der Herzog von York hat geſtern beim Grafen von Artois geſpeiſt; auf dem Park wohnt der Prinz Louis von Rohan; geſtern iſt auch der Kurfürſt von Köln in Arnhem angekommen, und der tapfere und berühmte Kriegsheld Graf von Clairfait. Man ſpricht davon, daß das Hauptquartier der verbündeten niederländiſchen und holländiſchen Armee nach Arnhem gelegt werden ſoll.

Ein flüchtiges Roth flog auf Angés zarte Wangen bei einem der Namen, welche Frau Windt ihr nannte, dieſe bemerkte daſſelbe aber kaum, oder ſchob es auf Rechnung ihrer Aufforderung an die junge Freundin, ihr Etwas mitzutheilen, was Angés bisher immer mit

Aengſtlichkeit zu verhüllen geſucht hatte. Wenn aber Angès erwog, welche große Anſprüche auf Dank ſich Windt und deſſen gutmüthige und liebevolle Frau um ſie verdienten, welch ein trauliches und gewiß auch ſicheres Aſyl ſich ihr, der Heimathloſen und Flüchtigen, in Doorwerth erſchloſſen, und endlich, wie wenig eine Mittheilung an dieſe Freundin, welche wohl kaum deren Schickſal weit über die Grenzen Gelderns und höchſtens wieder einmal in die oſtfrieſiſchen und oldenburgiſchen Gefilde führen werde, irgend ihr oder dem Kinde dereinſt Schaden bringen könnte, zumal wenn ſie jeden Namen ſorglich verſchweige, ſo hielt ſie ſich nicht nur für berechtigt, ſondern ſogar durch Dankbarkeit verpflichtet, in etwas dem Wunſche der älteren Freundin nachzugeben. Sie begann daher, wenn auch nicht ganz ohne Zagen:

Was Sie zu erfahren wünſchen, beſte Frau Windt', und was ich ſelbſt weiß und ſagen darf, ſollen Sie erfahren. Ein junger, ſchöner und höchſt liebenswürdiger Prinz aus einem ſehr vornehmen Hauſe faßte eine glühende Neigung zu einer Prinzeſſin, die nur wenige Jahre älter iſt als er ſelbſt, und einer Familie entſtammt iſt, in welcher die Leidenſchaft der Liebe ſtets ein vorwaltender Charakterzug der Träger ihres Namens war. Vorbedeutungsvoll iſt auch jener Prinz gleich nach ſeiner Geburt durch Feuer und Flammen gegangen. Ihn wie ſeine heimlich angebetete Geliebte trieb die Revolution aus ihrem beiderſeitigen Vaterlande, dem ſchönen Frankreich, hinweg, und die Einſamkeit eines verborgenen Zufluchtsortes nährte die wachſende Flammengluth der jungen ſtürmiſchen Herzen und riß ſie völlig hin.

Nichts hätte unter andern Verhältniſſen den gegenſeitig Ebenbürtigen im Wege geſtanden, ſich mit einander zu vermählen, aber die Zeit des Jahres ſiebenzehnhundertundneunzig war nicht günſtig für Freuden und Hochzeiten der armen Flüchtlinge; war es doch erſt kaum ein Jahr, daß der Graf von Artois, deſſen Sie, beſte Frau Windt, vorhin erwähnten, wie auch die Prinzen Condé, Broglio, Bretueil und auch die Polignac's ihr Vaterland gemieden hatten; man vernichtete, das heißt man hob in Frankreich alle Vorrechte der Geburt und des Standes auf, und es war kaum zu wagen, an eine Rückkehr in das geliebte Vaterland, oder an eine Rückkehr der alten Ordnung zu denken. Der junge Prinz, welcher bisher mehrere Reiſen gemacht hatte, von denen er immer wieder an den Ort ſeiner verborgenen Liebe zurückkehrte, ſah ſich veranlaßt, zu dem Heere zu gehen, das die Beſtimmung hatte, die verlorene Heimath mit Gewalt der Waffen wieder zu erobern.

Die Beſtimmung — ja — aber nicht Macht, nicht Muth genug! warf Frau Windt ein.

Niemand ahnete die Folgen der glühenden Liebe des Prinzen und der Prinzeſſin, fuhr Angés fort. Der geheime und gutgewählte Zufluchtsort auf deutſchem Boden, auf dem Boden meines Vaterlandes, half die Verborgenheit ſichern, doch bedurfte die Prinzeſſin mindeſtens einer ganz vertrauten Perſon, um ihr Geheimniß tragen zu helfen; zu dieſer Vertrauten wurde meine Mutter erkoren. Es iſt mir noch, als ob es vor wenigen Tagen geſchehen ſei, ſo lebhaft erinnere ich mich daran, wie eines Abends in der Dämmerung — ich war noch ein ganz junges Mädchen und ſaß mit Leonardus in der Rebenlaube vor unſerm Hauſe im zärtlichen koſenden Geſpräche — eine verſchleierte Dame bei uns eintrat, von jugendlicher Haltung und ſchönem Wuchs, und mit einer zarten, außerordentlich wohlklingenden Stimme und im reinſten Franzöſiſch nach meiner Mutter fragte. Ich verließ Leonardus und geleitete die Fremde zur Mutter, es fiel mir dieſer Beſuch gar nicht auf, weil meine Mutter vor ihrer Verheirathung mit meinem Vater in Paris gelebt und in einem hochangeſehenen Hauſe in einem gewiſſen dienſtlichen Verhältniß geſtanden hatte. Die Fremde ſchlug ihren Schleier nicht zurück und fragte meine Mutter, ob ſie dieſelbe nicht ohne Zeugen ſprechen könne, worauf ich mich ſogleich zurückzog, und nur noch auf dem Vorſaal meine Mutter in jenem Zimmer laut ausrufen hörte: **O ciel! O ma très chère gracieuse Princesse!** — Ich eilte, weit entfernt horchen zu wollen, ſchnell zu meinem in der Laube harrenden Geliebten zurück, und dachte kaum noch an die Fremde, ſo ſehr beſchäftigt ein junges Mädchen ſeine Liebe und das Glück, den geliebten Gegenſtand ſich nahe zu wiſſen, bis erſtere wieder aus dem Hauſe trat und von meiner Mutter unter ehrerbietigen Verbeugungen ſchied, ohne daß beide dabei ein Wort wechſelten. Meine Mutter weihte meinen Vater in das Geheimniß ein, und endlich mit großer Vorſicht auch mich, das heißt, ſie ſagte mir nur, was ſie für mich nöthig hielt, von der Sache zu wiſſen, weil auf meine Hülfe Rechnung gemacht werden mußte, um nicht an noch andere Perſonen das Geheimniß hinzugeben. Ich hatte ſo ziemlich die Größe der fremden Dame, von welcher ich vorerſt nur erfuhr, daß ſie die Tochter einer Freundin meiner Mutter ſei, daß ſie Paris in Folge der Revolution gleich Andern verlaſſen habe, und daß ſie wohl nach einiger Zeit wieder kommen, und eine Zeit lang bei uns wohnen würde, doch ſolle davon nicht geſprochen werden. Es wurde ein von der Straße ganz entlegenes ſtilles Zimmer unſeres Hauſes eingerichtet, um einen weiblichen Beſuch aufzunehmen; ich erhielt einige neue Kleider und die Weiſung, bisweilen und nach und nach bei Ausgängen verſchleiert zu gehen, ſo daß die Einwohnerſchaft gewohnt werde, mich ſo zu ſehen. Ein neues Dienſtmädchen vom Lande wurde angenommen, welches an der franzöſiſchen Grenze bereits gedient hatte und ganz hübſch Franzöſiſch ſprach. Der Name dieſer Dienerin war Sophie Botta; ihr Geburtsort hieß Weſtbacherhof, vier Stunden von Kaiſerslautern. Am Tage des Abgangs ihrer Vorgängerin und Sophiens Antritt fuhr meine Mutter mit mir nach dem unſerer Stadt ganz nahen Dörfchen Ixheim, einem Vergnügungsort der Zweibrückner vornehmen Welt, und hatte mir vorher genau meinen Anzug beſtimmt. Dort fanden wir jene fremde Dame, die Prinzeſſin, ohne alle Begleitung, und zwar genau ſo gekleidet wie ich. Dieſe junge Dame ſehen und ſie liebgewinnen, war bei mir die Wirkung jenes Augenblicks, als ich ſie ohne Schleier ſah; welche Huld, welche Güte, welche ſüße Verwirrung und Scham ſtrahlte aus dieſen himmliſchen dunkeln Augen, voll eines Feuers, das nur durch unendliche Sanftmuth gemildert war, die über ihr ganzes Weſen ſich ergoß! — Dieſe Dame, ſagte meine Mutter zu mir nach den erſten Begrüßungen und dem Anknüpfen der Bekanntſchaft, wird ſtatt deiner mit mir zurückfahren, liebe Angés, und du wirſt dann die kleine Wegſtrecke als angenehmen Spaziergang zurücklegen. Dabei bezeichnete ſie mir die Straßen, durch welche ich gehen ſolle, und meinen Weg in das elterliche Haus durch unſern an deſſen Hintergebäude angrenzenden Garten, zu deſſen Thüre ſie mir den Schlüſſel behändigte. Es wurde mir nun klar, daß die Fremde mit mir nur eine Perſon darſtellen ſollte, ſie kehrte mit der Mutter verſchleiert als deren Tochter Angés nach Hauſe zurück, ich kam in der Abenddämmerung durch das Hinterpförtchen in das Haus, und konnte durch eine Treppe im Hofe alsbald in das obere Stockwerk gelangen. Dieſer Plan war außerordentlich leicht auszuführen, und wurde auch eben ſo leicht ausgeführt. Das neue Dienſtmädchen fand bei ſeinem Antritt die Dame, ohne zu wiſſen, ob ſie zum Hauſe gehörte, oder nicht? Es bediente daher dieſelbe mit gleicher Treue, wie meine Mutter und mich.

Frau Windt hörte Angés Erzählung mit wachſendem Erſtaunen an, und unterbrach dieſelbe nur, um für einige Herzſtärkungen zu ſorgen, die ihr, der eingebornen und nicht mehr jungen Niederländerin, ungleich mehr Bedürfniß waren, als Angés. Dann aber drängte die gute Holländerin um die Fortſetzung der ihren ganzen Antheil lebhaft erregenden Erzählung.

Nach einiger Zeit, fuhr Angés erglühend und faſt flüſternd fort: gebar die fremde bei uns wohnende Dame dieſes ſchöne Kind. Die **Sage-femme** wurde durch Geld ſchweigſam gemacht, unſere Sophie mußte zum Schein krank werden, das heißt, ſie mußte die hohe Wöchnerin auf das Sorgſamſte warten und pflegen und ein anderes Mädchen verſah indeß ihre Stelle. Die guten Zweibrückner hörten zwar und gloſſirten nach deutſcher Kleinſtädter Weiſe das Ereigniß, daß unſere junge Dienerin ziemlich bald ein Gaſtgeſchenk in unſer Haus gebracht, vor dem ſich in der Regel Jedermann zu bedanken pflegt, indeß war man ſo gütig, meine rechtlichen Aeltern und auch mich dabei zu bedauern, die man friſch und munter und jetzt wohlweislich ohne Schleier täglich auf der Straße gehen ſah, und war ferner ſo gütig, die Schuld einem meiner Brüder in die Schuhe zu ſchieben. Auch dieſes Reden wäre zu vermeiden geweſen, wenn man das Kind zeitig aus dem Hauſe gebracht hätte, aber dagegen widerſetzte ſich die junge Mutter, und da das Kind getauft werden mußte, ſo ließ ſich dieſe Handlung nicht außer dem Hauſe vornehmen. Ein ſchönes Stück Geld bewog leicht die junge Dienerin, ihren Namen herzuleihen, und ſo wurde das Kind nach ſeiner angeblichen Mutter, der kleinen franzöſiſch plaudernden Weſtbacherhoferin Sophie Charlotte Botta getauft, und die große Sophie verließ dann reichlich belohnt und mit zugeſichertem Wiedereintritt nach einiger Zeit, der guten Sitten halber, mein elterliches Haus.

Nun wiſſen Sie, beſte Frau Windt, wie ſehr es in unſerer weiblichen Natur liegt, daß wir uns zu kleinen Kindern hingezogen fühlen, beſonders wenn ſie hübſch und wenn ſie hülflos ſind. Mein liebeſehnſüchtiges Herz, das ſeinen Gegenſtand entbehrte, wandte die ganze Fülle ſeiner Gefühle dem Kinde zu und deſſen junge Mutter gewahrte dies mit hohem Entzücken.

O Angés! ſprach ſie einſtens zu mir: wie engelgut Sie ſind, wie Sie mein Kind lieben! Dies kann ich nie vergelten, wie auch nie Ihrer Frau Mutter deren unendliche Güte. Ach, ſchon zerreißt der Gedanke an Trennung von dem Kinde mir das Herz, und doch muß, muß, muß ich von ihm ſcheiden! Einſt, ich flehe das von Gott, wird es ſeine Mutter wieder ſehen, wird ſie kennen lernen und von aller Welt anerkannt, ſich nie wieder von ihr trennen, wie auch nie von ſeinem herrlichen Vater! O Henri, o mein Henri!

Ich ward ganz hingeriſſen von der Liebe und dem Schmerz der ſchönen Prinzeſſin, bedeckte in ihrer Gegenwart ihr Kind mit Küſſen und rief mit einem flammenden Entſchluſſe: Darf und ſoll dieſes holde, ſüße, unſchuldige kleine Weſen bei uns bleiben, ſo weihe ich mich ihm zur treueſten Pflegerin, die es auf Erden finden kann! So ſchwöre ich Ihnen.

Schwören Sie nicht, edles Mädchen, unterbrach mich die Prinzeſſin. Sie fühlen jetzt ſo ſchön und groß! Wird dies Gefühl Dauer haben können? Sie ſind jung, auch Sie lieben, Sie werden ſich vermählen, eigene Kinder werden dies fremde Kind von Ihren Armen hinweg, aus Ihrem Herzen drängen. Raſch ſind Gelübde gethan, ſchwer, oft unendlich ſchwer ſind ſie zu erfüllen und dauernd zu halten.

Ich weiß, welche Pflicht ich übernehme! entgegnete ich der Prinzeſſin. Nie will ich von dieſem Kinde mich trennen, wie meinen Augapfel will ich es hüten und bewachen, und zwar ſo lange, bis Höchſtſie ſelbſt oder von Ihnen Beauftragte es von mir fordern werden.

Die Prinzeſſin umarmte mich unter Thränen; nie vergeſſe ich den rührenden Anblick dieſer unglücklichen und durch ihr Kind doch ſo glücklichen jungen Mutter. Welchen Lohn, rief ſie ſchluchzend aus: welchen Lohn darf ich Ihnen bieten, der würdig wäre der Größe meines Dankgefühls?

Einen Lohn, Prinzeſſin? rief ich beſtürzt aus. Welchen Lohnes wäre ich bedürftig? Keines anderen als Ihrer Liebe!

Es wurde nun Alles ernſt und ruhig unter Zuziehung des Beirathes meiner Mutter beſprochen. Das Kind ſollte von mir aufgezogen werden, vorerſt vor allen Augen unberufener Neugier geborgen; unſer an das Haus anſtoßender Garten war geräumig genug, ihm die Wohlthat friſcher Luft täglich zu gönnen, auch war das Kind völlig geſund. Unter geheimen Aufſchriften wurden die Orte beſtimmt, wohin allwöchentlich Nachricht von ſeinem Befinden gegeben werden ſollte, auch ward verabredet, der Kleinen ein Zeichen einzuätzen, daran die Mutter oder der Vater ſie erkennen könnten, und als das einfachſte Zeichen ſolcher Art ſchlug ich vor, die Anfangsbuchſtaben ihres Namens S. C. B. zu wählen. Die Prinzeſſin ſchüttelte erſt mit dem Kopf, als wolle ſie meinen Vorſchlag verwerfen — augenſcheinlich mißfiel ihr der bäuriſche Name — mit einemmale aber überſtrahlte Freude ihr Geſicht, als ſie ein wenig nachgeſonnen hatte, und ſie rief: Ja, theure Angés, nicht anders, nicht anders, als S. C. B.! Das muß ja nicht Botta heißen? Nicht wahr? O, es kann ganz anders heißen! C—B— ja, ſo iſt es recht, ſo ſei es! Wohl kann es anders heißen, es kann Namen bedeuten, denen nicht viele gleichſtehen auf Erden an Glanz und Hoheit, Alter und Ehre, wenn ſie auch die Zeit, gewiß nicht für immer, verdunkelt hat und eine blutrothe Wolke vor jene große Sonne getreten iſt.

Voll Verwunderung hörte Frau Windt dieſe Mittheilung an; mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht blickte ſie auf das Kind, das da neben ihr im kleinen Stübchen unbefangen und in holder Unſchuld ſaß und Charpie zupfte, vielleicht für die Wunden eines Kriegers, der dem Vater dieſes Kindes und ſeiner Mutter die Rückkehr in das heißgeliebte Vaterland erkämpfen helfen wollte. Thränen der Rührung traten in die Augen der freundlichen Frau, als ihr fragender Blick auf Angés fiel, denn Frau Windt erging es wie Fauſt's Famulus bei Goethe: ſie wußte nun viel, doch mochte ſie gern vollends Alles wiſſen. Angés fuhr fort:

Noch kein Jahr war das Kind bei uns in heimlicher Pflege, und mein einziges Glück, meine liebſte Zerſtreuung; ſein Lächeln war Balſam auf mein trauerndes Herz, da ich mich von Leonardus treulos verlaſſen glaubte, da kam die neue Bekanntſchaft, mit ihr mein Unglück. Von allen Seiten wurde ich beſtürmt, ich willigte endlich ein, doch nur unter der Bedingung, daß ich nicht von dem Kinde mich trennen müſſe. Meine Mutter fragte brieflich an, ſchilderte alles treulich, doch theilte ſie der Prinzeſſin nur mit, daß ich mich verheirathen würde und feſt entſchloſſen ſei, das Kind als mein eigenes mit mir zu nehmen — und ſo willigte dieſe denn ein, ſandte reiche Geſchenke und eine nicht unbedeutende Geldſumme zur Verpflegung des Kindes und Beſtreitung aller ſeiner Bedürfniſſe. Ob, ſie hat mir auch nicht wenige Sorge gemacht, die kleine liebe Sophie, ſie hat zweimal an Kinderkrankheiten darniedergelegen, doch mein brünſtiges Gebet für ihre Erhaltung wurde erhört, auch aus der größten Noth half Gottes allmächtige Hand, der ich nun hier in ſtiller Demuth vertraue, und hoffe, daß er das Kind und mich wieder glücklich nach der Heimath führen und geleiten werde. Dann werden Sie, beſte Frau Windt, ſchloß Angès mit lieblichem Lächeln: die lange getragene Doppellaſt los.

Sie waren und ſind mir in Wahrheit keine Laſt, gute Angès! verſetzte Frau Windt. Bleiben Sie bei Ihrem Gottvertrauen, denn Gottes Rath iſt wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.

2. Rep en roer.

Der unerſchrockene und muthvolle Schirmvogt des Kaſtells und der Herrlichkeit Doorwerth ritt, von Arnhem zurückkehrend, eben durch die Allee und in das Schloß ein, als von der entgegengeſetzten Seite aus einem Schiffe, das den Rhein herabgekommen war, ein bunter Haufe Soldatenvolkes ſich nach dem Kaſtell zu bewegte; es mochte dieſer Haufe über hundert Mann ſtark ſein, und es war nicht zu unterſcheiden, unter welchen Fahnen dieſes Volk ſtand und wem es diente; es waren rothe, blaue, grüne und andere Uniformen und Monturen, und deren Träger offenbar engliſche, franzöſiſche, niederländiſche und wohl auch deutſche Soldaten, die ſich, wie es ſchien, zuſammengethan hatten, um gänzlich unbekümmert um den Krieg, den die Nationen, welchen ſie angehörten, mit einander führten, auf eigene Fauſt einen kleinen Plünderungskrieg gegen die Habe der Landleute in dieſen Gegenden zu führen, und ſtark genug, ſelbſt wohlbewaffnet rung, ſogar ein herrſchaftliches Schloß anzugreifen, an welchen Schlöſſern dieſer geldern'ſche und utrecht'ſche Landſtrich außerordentlich rich iſt.

Als dieſer Hauſe in wilder Unordnung, unter Geſchrei und lautem Streit, nebſt eitel unnützem Lärm, zu dem ſich wohl auch das Loseuern eines Gewehres geſellte, ſich dem Kaſtell näherte, gab ſogleich er Wächter auf dem Thurme ein Nothzeichen mit der Sturmglocke, as in dem Augenblick ertönte, als Windt ſich eben aus dem Sattel chwang. Raſch flog ſein Blick zum Thurm hinauf und der Wächter chrie vom Thurme herunter durch ſein Sprachrohr: **Marodeurs! loeskoppers! Zoldaats, van den Rhin!**

Zum Donner mit den Teufeln! ſchrie Windt, die kleine Pforte uf und gleich hinter mir wieder feſt zugeſchloſſen! Vorwärts! — Und einen zwei Dienern, auf die er ſich verlaſſen konnte, winkend, ſchritt Windt, ohne ſich um Anderes zu bekümmern, durch das ſchnell geöffnete heimliche Rheinpförtchen, deſſen ſchwere Riegel hinter ihm zuklirrten. Drei Männer voll entſchloſſenen Muthes wollten ſich einem wüſten Haufen von einem vollen Hundert entgegenſtellen. Aber die gemeſſenen Pulſe der Sturmglocke hallten über die ſtille flache Gegend hin, und ihr hülferufender Schall drang bis Helſum und Renkom, ja bis Wolfherſe und Ooſterbeck. Windt ſtand ruhig in ernſter, ſtrenger, ſtolzer Haltung, die Hand am krummen Säbel, geladene Doppelpiſtolen im Gurt; ſeine Begleiter waren auf ähnliche Weiſe bewaffnet; Entſchloſſenheit blitzte aus jedem Blick der Männer. Der Hauſe kam näher, immer näher, nichts als Galgengeſichter, Auswurf der Armeen, Ausreißer, Sträflinge, denen gelungen war, den Latten und Ketten zu entlaufen, den Spießruthen ſich zu entziehen.

Achtung! Halt! Was ſoll's? donnerte Windt die Rotte an.

Eſſen! Trinken! Quartier! war die Antwort.

Hier iſt kein Quartier! Kann einer von euch leſen, ihr Helden? Hier iſt die Sauvegarde des Herzogs von York!

Gelächter und Geſpött war die Antwort. Eine papierene Sauvegarde! Schafft uns gleich Brod und Branntwein! Laßt uns ohne Widerſtand in das Kaſtell, Herr General oder Maire, oder Platzcommandant, was Ihr immer ſein mögt.

Achtung! commandirte Windt. Linksum! Abſchwenken, grad aus!

Der Naſe nach! Dort iſt die Schenke! und damit deutete er auf ein Haus, das von Gärten und Buſchwerk umgeben war. Einem übermäßig hohen dicken Strohdach, das an einigen Stellen das Sparrenwerk in etwas zuſammengedrückt und folglich hie und da eine ſchiefe Stellung eingenommen hatte, deſſen Firſt mit dichten Moospolſtern übergrünt war, aus denen ſich zahlreiche rothe Blüthenſtengel der Hauswurz erhoben, entragte ein ſchadhafter ſteinerner rieſiger Schornſtein. Das Gebäude ſelbſt war ſteinern und alt, die dicken Mauern waren mit ſich ſelbſt in mancherlei Zwieſpalt gerathen; hie und da ſchien es, als ſeien vor undenklichen Zeiten Breſchen in das Gemäuer geſchoſſen worden, zu denen ſich nie eine ausbeſſernde Hand gefunden hatte. Eine Thüre reichte faſt bis unter das Dach, eine andere war im Bogen gewölbt, klein und niedrig. Ein einziges, aber ſehr großes Fenſter mit trüben Scheiben erleuchtete die geräumige und einzige Stube des Krugs; zwiſchen dem Strohdach ſtarrten einige ſchwarze Lucken, wie ſchlaftrunkene, halbgeſchloſſene Augen. Wohnlich ſah es nicht aus, reinlich ſah es nicht aus, und ſchön ſah es gar nicht aus, dieſes Haus mit ſeiner Umgebung, welche völlig derjenigen glich, die auf Rembrandt's Rattenfänger dargeſtellt iſt. Es war der Typus der meiſten Landhäuſer in dieſem Gebiete. Dorthin lenkte Windt den Schritt der Gäſte und gebot dem Schenkwirth, ihnen Brod und Branntwein und was ſonſt vorräthig ſei, verabfolgen zu laſſen, indem er ihm einen bedeutſamen Wink gab. Der hungrige Haufe fiel über die aufgetragenen Nahrungsmittel her, und in ganz kurzer Zeit verſchwanden zahlloſe Häringe, Käſe, Aepfel, Birnen, Zwiebeln, Rettige, Rüben, Brode und was irgend Eßbares ſich vorfand; inzwiſchen aber marſchirte aus Helſum und aus Renkom und aus Wolfsheeſe je ein Trupp gut bewaffneter Schützen im Eilſchritt nach Doorwerth zu. Windt hatte ſich zu den Schnapphähnen geſetzt, aß und trank auch, fragte Dieſes und Jenes, ließ ſich erzählen, und hörte mit großer Geduld die Aufſchneidereien der Marodeurs an, unter denen ſich beſonders ein fadenſcheinig gekleideter, hagerer Franzoſe hervorthat, der mit ſeinem Mundwerk ſtets voran war. Dieſer war auch der, welcher mit ſeiner Sättigung zuerſt fertig wurde, aufſprang und bramarbaſirend ausrief: Vive Monsieur le Maire! Vive le Général! Nun gut Quartier in die Schloß für die brav Einquartier!

Windt hatte einigemal durch das Fenſter geblickt und geſehen, was er ſehen wollte. Die ganze Mannſchaft des Kaſtells hatte ſich mit der des Dorfes vereinigt, war bewaffnet über die Zugbrücke gegangen und machte in ziemlicher Nähe Front gegen die Schenke.

Ich will euch mairen, ihr Canaillen! Beim Teufel ſollt ihr Quartier finden, aber nicht hier! ſchrie Windt, warf Geld zur Bezahlung ſeiner Zeche auf den Tiſch, nahm in jede Hand eine ſeiner lütticher Doppelläufer, ließ die Hähne knacken und herrſchte dem Geſindel zu: **Allons enfants pertues de la patrie!** Bezahlt, oder beim Satan! Ihr ſollt, wie die Holländer, die Suppe nach der Mahlzeit auslöffeln, die Prügelſuppe nämlich!

Hu, was machten die ungeladenen Gäſte da für Augen! Flüche, Zorn- und Drohworte ſchrecklicher Art, Waffengeraſſel, Toben, Geſchrei — dennoch wagte keiner von allen dieſen Helden, den Arm gegen Windt zu erheben, denn furchtbar blitzten die vier kleinen dunkeln Augen auf Alle zugleich, die Mündungen der Piſtolen — und gar nicht lange dauerte der Lärm, als er plötzlich von ſtarkem Trommelſchall unterbrochen ward — draußen Gewehrkolben am Boden klirrten, Befehlshaberſtimmen laut wurden und Bajonette blitzten.

Jetzt ging es wie vom Wirbelwinde gefegt zur Stube hinaus; Einige ſuchten ſich im Hauſe zu verkriechen, Andere traten in das Freie und ſuchten das Haſenpanier zu ergreifen, aber überall war der Weg verſtellt, und aus jedem Munde der Führer ſcholl der Zuruf: Streckt die Waffen! Ergebt euch!

Einige riefen auch in der That angſtvoll: Pardon! Pardon! und warfen die Waffen von ſich, die Wildeſten und Tapferſten aber nicht; der oben bezeichnete Franzoſe verzerrte ſein Geſicht zu verzweiflungsvoller Wildheit und ſchrie ſeinen Gefährten zu: Seht ihr nicht, daß es nur eine Handvoll Bauernlümmel ſind? Und ihr ausgediente Soldaten, wollt ihr euch in's Bockshorn jagen laſſen? Achtung! Stellt euch! Schließt ein Quarrée!

Der Muth erwachte, wie er in Herzen zügelloſer Banden erwachen kann, die Alles zu gewinnen und Nichts zu verlieren haben, und wenn dieſer Haufe, gereizt wie er war, durch hitziges Getränk angefeuert, und aus angreifenden angegriffene und zur Nothwehr getriebene

Männern werdend, ſich ernſtlich zur Wehre ſetzte, ſo ſtand, wenn auch keine Niederlage, doch ernſtliche Gefahr für Windt's Perſon, wie für das Häuflein ſeiner Getreuen in Ausſicht; allein es ſollte ſchnell und überraſchend anders kommen.

Galoppſchlag von Roſſeshufen, Säbelgeraſſel, wehende Fähnlein, Trompetengeſchmetter — ſechzig Uhlanen und berittene Jäger (Chaſſeurs) vom Corps de Rhoon, an ihrer Spitze Graf Ludwig und Leonardus, ſprengten auf den kleinen Schauplatz überraſchend heran; die Säbel flogen aus den Scheiden — da fiel kein Schuß, im Nu war der Marodeurhaufe umritten, im Nu ſtreckte er die Waffen und bat um Pardon. Das war nur ein Vortrab; es folgte eine ſtarke Schaar niederländiſche Gardereiterei unter einem Escadronchef, an der Zahl 237 Mann aus der Elite der Armee. O weh, wie wurde da dem marodirenden Geſindel! Hinter den Gardereitern vom Regimente Oranien kamen eine Menge Staabsoffiziere hohen und höchſten Ranges geritten, blitzend in der Pracht des Schmuckes und der Waffen, die Bruſt manches Einzelnen von Sternen und Orden ſtrahlend. Windt ſelbſt war ganz voll Erſtaunen; er ließ ſein kleines Commando ſchnell alle wohl eingeübten und üblichen ſoldatiſchen Ehrenbezeugungen machen; da ſprengte der Erbherr an ihn heran und rief: Bravo, beſter Windt! Bravo! Ich bringe Ihnen leider viele Einquartierung — allein Noth lehrt beten! Thun Sie, was Ihnen möglich iſt! Beſorgen Sie uns einen Stegreifimbis, wie Sie's eben haben! Im Kriege nimmt man's nicht genau; man hat nicht Zeit für Etikette, oft kaum für Toilette! Seine Hoheit der Erbſtatthalter und ſeine beiden Söhne, der Erbprinz und Prinz Friedrich folgen uns auf dem Fuße, mit ihnen ein Prinz von Condé, Prinz Ernſt Auguſt von Großbritannien, Herzog von Cumberland, der Prinz von Solens und Andere.

Ich ſinke in die Erde, gnädigſter Herr Graf! rief Windt erſchrocken.

Oh, verſetzte lachend der Erbherr: das wäre in dieſem hieſigen Boden gar keine Kunſt, lieber Windt! Nein, bleiben Sie, wie bisher, auf feſtem Boden! Erſchrecken Sie nur nicht zu ſehr; wir bleiben nicht Alle — aber eine gute Beſatzung laſſen wir Ihnen im Kaſtell; den Obriſt der Gardereiter mit ſeinen Adjutanten, Bedienten und

Wagen, nebſt fünfundzwanzig Pferden, auch Ludwig und Leonardus mögen hier bleiben! Das Hauptquartier kommt nach Arnhem, wir müſſen von unſern Leuten etwas in die Herrlichkeit legen; ich kann doch mein eigenes Corps als Beſitzer dieſer Güter nicht in die Sümpfe betten! Das Kaſtell muß jetzt, es geht nicht anders, denn ich gab mein Wort, wenigſtens verwundete Offiziere aufnehmen.

Ehe noch Windt Etwas erwiedern konnte, grüßten alle in Reih und Glied ſtehenden und zu Roß haltenden Truppen militäriſch, blieſen die Trompeter, füllte ein donnerndes „Oranien boven!“ um das andere die Luft, und es ritten der Herzog von York, der Prinz Statthalter und die vorhin von dem Erbherrn bereits genannten Prinzen heran, denen noch die Generale Harcourt, Fox und Walmoden folgten.

Das bunte Gewimmel, das ſich auf den Wieſenteppichen und in den Alleen mehr und mehr um Schloß Doorwerth entfaltete, bot ein anziehendes Bild, und Frau Windt, Angés und die kleine Sophie, die der Schall der Trompeten aus ihren Zimmern gelockt, ſchauten mit Luſt, in die ſich ein gewiſſes Bangen miſchte, von einer gedeckten Baſtei herab. Hinter den Prinzen und der hohen Generalität folgte die Legion Rohan, welche unter dem Befehle des Herzogs von Condé ſtand, und an dieſe ſchloß ſich der Reſt des fliegenden Corps leichter Reiter, Jäger von Rhoon an, welches der Erbherr gebildet hatte und als Chef führte, deſſen Namen es trug und bei welchem Graf Ludwig und Leonardus als Hauptleute ſtanden.

Großes und Wichtiges drängte ſich in gleichem Maße wie die Fülle hier verſammelter bedeutender Perſönlichkeiten in die Macht des Augenblickes zuſammen. Windt wurde als Commandant des Kaſtells mit belobenden Worten flüchtig vorgeſtellt und auf ſeine Anfrage, was es mit den Gefangenen werden ſolle, antwortete der Erbherr: Die wollen wir nicht auch noch füttern! Er gab Befehl, daß Ludwig und Leonardus ſie mit einigen Reitern nach dem Strome mit Zurücklaſſung aller ihrer Waffen geleiten ſollten, wobei freigeſtellt blieb, ihnen ſammt und ſonders auf fühlbare Art die Wiederkehr zu ähnlicher Mahlzeit zu verleiden. Der Abtheilung, welche die Marodeurs nach ihrem Schiffe eſkortirte, ſchloß auch Philipp ſich an, der ſich im Felddienſte zu einer ungemein kräftigen Natur entwickelt hatte und guten Takt nebſt einer ſtets zum Dreinſchlagen bereiten Herzhaftigkeit an Tag legte.

Philipp ſah ſich mit ſcharfem Blicke die Mannen an, die voll Aerger, verbiſſener Wuth und in tiefem Schweigen von den Kriegern umringt ihres Weges gingen, und heftete feſt und anhaltend ſeine Blicke auf jenen Sprecher und Schreier, der kurz zuvor eine Art Häuptling der nichtsnutzen Bande geſpielt. Einmal drückte er ſein Pferd ſo nahe an dieſen Geſellen heran, daß derſelbe unwillig in ſeiner Mutterſprache laut wurde. Ha Kiebitz, dich kenn' ich! dachte Philipp und ließ den Marodeur nicht mehr aus den Augen.

Am Rheinufer, wo das Schiff in nächſtmöglicher Nähe von Doorwerth anhielt, gab es nun eine nicht eben äſthetiſche Scene, vielmehr gab es viele und ſehr bedeutende Prügel und flache Klingenhiebe von Seiten der Reiter auf die Marodeurs als Valet und Angedenken, während deſſen Philipp von ſeinem Braunen ſprang, dieſen dem Reitknecht von Leonardus zu halten gab und ſich dicht an den Franzoſen drängte, auch denſelben bis hart an den ziemlich hohen und vom Waſſer ſchroff abgeſpühlten Uferbord folgte und ihn ſchützte, als einer der Kameraden auch auf dieſen losſuchteln wollte. Als aber der Franzoſe ſo eben im Begriffe war, ſeinen Fuß nach dem Schiffe zu lenken, ergriff Philipp ihn mit ſtarker Hand am Kragen, riß ihn zurück, ſchüttelte ihn derb und tüchtig und rief ihm ſpöttiſch zu: Bürger, wenn ich nicht irre, ſo dürſtet Euch wieder? He? Und ſeht ſo ſchmutzig aus, Bürger! Habet lange kein Bad genommen! Nehmet man jarſt diar jahn üp! — und mit einem gewaltigen Griff, gegen den kein Sträuben half, nahm Philipp den Franzoſen, hob ihn auf beiden Armen hoch in der Schwebe und gab ihm einen Schwung, daß er einen Burzelbaum in der Luft ſchlug und Kopfüber hinab in den Rhein ſchoß, zur großen Ergötzlichkeit derer, die es ſahen.

Philipp! Philipp! biſt du toll! zürnte Graf Ludwig, der zu ſpät dieſe That gewahrte, aber Philipp entgegnete ganz pflegmatiſch und wie in gutem Recht: Halten zu Gnaden, gnädiger Herr Hauptmann, das war der verdammte „Ueppaſſer“ von Paris — hat lange nicht kalt gebadet, der Kerl! — Dort nach dem jenſeitigen Ufer hinüber ſah man den Franzoſen ſchwimmen wie einen Froſch; mit Noth gewann er den halb in das Waſſer geſunkenen Stamm einer alten Weide, an den er ſich hielt, ſeine Rettung abzuwarten, denn auch das Ufer der linken Seite war jetzt, bei niedrigem Waſſerſtand, zu tief, als daß es an dieſer Stelle zu erklimmen geweſen wäre, und mit wüthender Grimaſſe drohte er herüber.

Windt entließ mit freundlichem Danke ſeine Hülfsmannſchaften, nicht ohne Anweiſung, ſich auf ſeine Koſten für ihren raſchen Zuzug gütlich zu thun; der größere Theil der Fürſten und der hohen Generalität ſetzte ſogleich ihren Weg nach der nahen Stadt fort, wo Alles zu ihrem Empfange bereit war, und der Erbherr führte, indem er einen Theil der Truppen Jenen zu folgen, einen anderen zum Verweilen beorderte, ſeine hohen und erlauchten Gäſte in das Kaſtell ein, das er nun als ſein Eigenthum vorläufig anſah. Windt war vorausgeeilt und bot im Schloſſe alle Kräfte auf, das Mögliche zu thun, was zu leiſten war, damit die kleine Bewirthung, zu welcher der Erbherr mehrere ſeiner hohen Gönner und Freunde eingeladen, doch einigermaßen eine Art habe, und es fehlte auch keineswegs an Eß- und Trinkmitteln, noch an helfenden Händen; die Kamine eines kleinen Saales waren ſchnell geheizt, ganze Batterien von Flaſchen berühmter Weine raſch aus den Tiefen, in denen ſie ruhten, an das freundliche Licht des Tages gefördert, und es boten ſich weſtphäliſche Schinken, hannoverſche Würſte, holländiſche Käſe, marinirte Fiſche, hamburger Rauchfleiſch und dergleichen gediegene Waaren in genügender Fülle zur Auswahl der Gäſte dar, die mit ſoldatiſchem Muth mörderlich einzuhauen und das edle Blut der Reben zu vergießen begannen.

Das heiß ich Rep und Ruhr! rief Windt voll Haſt und Unruhe ſeiner Frau zu, als er ihr und Angés den Beſuch mit kurzen Worten meldete und die Mithülfe beider Frauen im Beſchicken des nöthigen Tiſchzeuges erbat — ja Rep und Ruhr, eine Redensart, die nur der holländiſchen Sprache eigen iſt und ſo viel bedeutet, wie das deutſche: Alles durcheinander wie Kraut und Rüben.

Indeſſen dergleichen geht auch vorüber; es währte gar nicht lange, ſo war Alles im beſten Zuge; die hohen Herren tafelten vergnügt, manche unterhielten ſich ſehr lebhaft, andere ſtiller und zu den Letzteren gehörten der Erbprinz der Niederlande und einer der fremden Prinzen, eine jugendlich ſchöne Geſtalt, zarter gebaut, wie ſein fürſtlicher Freund, blond, herrliche Blauaugen, deren Strahl nur Liebenswürdigkeit verkündete. Dieſe beiden jungen Herren hatten ſich ein wenig abgeſondert, ohne daß es auffiel, und ihr Geſpräch galt nicht dem belagerten Nimwegen, nicht dem Hauptquartier, nicht den Armeen — es galt nur einem kleinen Kinde.

Deine beiden Günſtlinge vermiſſe ich, den Grafen und den Kaufmann, die Hauptleute beim reitenden Jägercorps Rhoon — ſprach der fremde Prinz.

Wo die ſind, kann ich mir wohl denken, mein theurer Henri! entgegnete der Prinz Statthalter, und du ſollſt ſie ſehen, doch glaube ich, dir ungleich Anziehenderes im Kaſtell Doorwerth, dem Beſitzthum meines theueren Freundes des Grafen von Rhoon und Pendrecht, zeigen zu können.

Hier? Und mir? Wie ſo, Oranien?

Erinnere dich einmal, mein theuerſter Henri, entgegnete der Erbprinz: jener ſchönen und unvergeßlichen Stunde, in der wir den Bund unſerer Herzen ſchloſſen, voll jugendlicher Träume, die wir ja hoffentlich noch nicht ganz ausgeträumt haben. Ich geſtand dir meine Liebe zu meiner angebeteten Louiſe der Tochter des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten zu Preußen, deren hochbeglückter Mann ich dann — zur unausſprechlichen Freude meiner Mutter wurde, welche Louiſe wie eine leibliche Tochter liebt. Du geſtandeſt mir deine Liebe, über welche Zeit und Verhältniſſe dich zwangen, den Schleier des Geheimniſſes zu decken. Du geſtandeſt mir Alles, denn jedes Menſchenherz hat den Drang, in irgend ein Herz ſein Geheimniß nieder zu legen, irgend einer treuen Bruſt zu vertrauen, und der Lohn deines Vertrauens ſoll dir heute noch, in dieſer Stunde noch die ſüßeſte Frucht tragen.

Ich verſtehe dich kaum, begreife dich nicht, Guillaume, ſprach der Prinz, hoch erröthend und mit ahnungsbangem Herzklopfen.

Höre mich, und du wirſt mich gleich begreifen! flüſterte Jener weiter. In Amſterdam traf ich im letzten Frühjahre im Zirkel eines reichen Kaufmannes eine junge ſehr hübſche Frau und bei dieſer ein engelſchönes Kind. Es gab leider zu meinem Leidweſen über gewiſſe Familienverhältniſſe und ſich kreuzende Intereſſen eine Scene, bei welcher jene hübſche Frau von einer Ohnmacht befallen wurde. Während man ſich mit ihr beſchäftigte, ſuchte ich, von einem wunderbaren Gefühle getrieben, das erſchrockene Kind zu beſchäftigen, die kleine Sophie Charlotte.

Sophie Charlotte, ſagſt du? fuhr der Prinz auf.

Nicht anders, und der Zufall ließ mich die in des Kindes linken Arm eingeätzten drei Buchſtaben entdecken, die dir bekannt ſind und deren du gegen mich Erwähnung gethan haſt.

Nicht möglich, nicht glaubhaft! Mein Kind — und in Amſterdam! Es iſt ja ganz undenkbar!

Wenn du das Kind ſehen wirſt, wird jeder Zweifel von dir abfallen, mein Henri, wie Schuppen von den Augen, denn es gleicht dir auf wunderbare Weiſe.

Sehen? Ich! Es ſehen! O Gott, wie wäre dies möglich! Wir können uns Beide jetzt in Amſterdam nicht ſehen laſſen!

Leider! verſetzte der Erbprinz. Zum Danke dafür, daß mein Vater und ich Holland mit Gut und Blut gegen Frankreich ſchützen und vertheidigen, verbannt es uns und will nichts von uns wiſſen.

Das laß immer geſchehen, warf der Prinz ein. Das ſind wandelbare Geſchicke, deshalb wirſt du doch noch Statthalter der Niederlande, ja wohl noch in einer beſſeren Zeit, wenn die wahre Freiheit und die rechte Vernunft zur Geltung kommen, König! Aber ſprich, Guillaume, ſprich von meinem lieben Kinde!

Angés — du kennſt ganz ſicher den Namen von Sophiens treuer Pflegerin — hatte, wie ſie gelobt, das Kind nie von ſich gelaſſen. Sie hatte ſich, wie ich ſpäter von ihrem Freunde und treuen Anbeter Leonardus van der Valck erfuhr, nach le Mans in der Vendée verheirathet; dort entwich ſie den Mißhandlungen ihres eiferſüchtigen Mannes unter Leonardus Schutz und kam nach Amſterdam. Es folgte ein Zerwürfniß des Leonardus mit ſeinem Vater; ein inniges Freundſchaftsbündniß feſſelte Leonardus an den jungen Grafen, den Vetter meines wackeren Rhoen; an dieſem hängt mit voller Seele und Hingebung der biederherzige Commandant und Verweſer dieſes Kaſtells und der Letztere erſchloß den Flüchtlingen Leonardus und Angé's Doorwerth als ein Aſyl, da an eine Weiterreiſe in Angés' Heimath, welche Erſtere mit dem Kinde beabſichtigt, unter den jetzigen Umſtänden nicht zu denken iſt.

Dem franzöſiſchen Prinzen war, als ob er träume. Wunderſameres konnte nicht geſchehen, als daß er hier, mitten im Lärm der Waffen, das theuere Pfand ſeiner ſchönen, zärtlichen Liebe wiederfinden ſollte.

Ludwig und Leonardus ſaßen bei Angés und Sophie, Vieles gab es zu fragen, zu erzählen und mitzutheilen, die kurze Stunde, welche dieſem Wiederſehen vielleicht nur vergönnt war, mußte genutzt werden zu raſcher gegenſeitiger Mittheilung. Da blickte Windt in das Zimmer und winkte Ludwig auf einen Augenblick hinaus. Gleich darauf traten zur größten Ueberraſchung von Leonardus der Erbprinz von Oranien und der franzöſiſche Prinz ein; verwirrt erhoben er und Angés ſich von ihren Stühlen.

Verzeihung, daß wir Sie ſtören! ſprach der Erbprinz, und gegen ſeinen Freund gewendet, auf Leonardus deutend: dies iſt Hauptmann van der Valck, ihm danken Eure königliche Hoheit es, dieſe Ihnen bekannte Dame hier zu finden und ich empfehle den wackern Mann zu höchſten Gnaden. Sie aber, lieber Hauptmann, erſuche ich, dieſen Herrn einige Augenblicke bei der Dame und dieſem Kinde zu laſſen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß in keiner Weiſe hier etwas zu befürchten iſt.

Leonardus war höchlich überraſcht, Angés nicht minder. Sie hatte ja den fremden Prinzen noch nicht geſehen, und obſchon beim Anblick ſeiner Züge eine Ahnung in ihr aufſtieg, wußte ſie doch kaum, ob ſie dieſer eine Bedeutung beilegen ſollte.

Leonardus grüßte ſoldatiſch den Prinzen und folgte ganz unbedenklich der Weiſung des Erbprinzen, indem er mit dieſem das Zimmer verließ.

Sie ſind Angés Daniels, und dieſes Kind? fragte der Prinz in Verwirrung.

Angés antwortete nur durch eine ſtumme Verbeugung, aber wie die Kleine mit dem holdſeligſten Lächeln und ganz unbefangen ihre dunkeln Augen aufſchlug zu dem ſtattlichen jungen Mann, der im vollen Schmuck des Kriegers ſchlank und edel da ſtand und nach Worten, nach einem Ausdruck der Gefühle rang, da war der ſtumme Augenblick zu heilig, als daß ein irdiſcher Laut ihn hätte entweihen dürfen.

Angés beugte ſich zu dem Kind nieder, ſchlug den Aermel des Kleidchens empor und der Prinz kniete hin vor ſein Kind, küßte die Buchſtaben und küßte Sophie, ja er überſtrömte ſie mit Küſſen und Freudenthränen und endlich rief er erſchüttert und voll innigſter Sehnſucht der Liebe aus: O, Charlotte! meine angebetete Charlotte! Daß du bei mir wärſt, mit mir dieſen wonneſeligen Augenblick zu feiern! O, meine Sophie! Meine himmliſche Sophie!

Sie ſind mein Vater? fragte das Kind mit dem vollen Wohlklang ſeiner Stimme. Ich weiß es, daß Sie mein Vater ſind.

Und wer ſagte dir dies, mein liebes, mein theures Kind?

Weil der Vater ſein Kind küßt, antwortete die Kleine. Mich hat noch kein Vater küſſen dürfen, meine Angés litt es nicht. Sie ſagte oft: einſt wird Ihr Vater kommen, liebe Sophie, und wird Sie küſſend in ſeine Arme ſchließen, und Sie werden eine große Freude empfinden. Ich empfinde jetzt dieſe Freude, und ſie ſagt mir, daß Sie mein Vater ſind.

Der Prinz war entzückt über den Geiſt, mit dem ſein Kind ſich ausdrückte, wie darüber, daſſelbe auch körperlich ſo ſchön ausgebildet zu finden, ſo daß Sophie in der That für ein Jahr älter angeſehen werden konnte, als ſie wirklich war; er wiederholte ſeine innig zärtlichen Liebkoſungen, welche das Kind, von Sympathie durchglüht, von der Allmachtſtimme der Natur geleitet, in gleicher Zärtlichkeit erwiederte. Angés ließ Beide lange im ungeſtörten Genuß dieſes überaus reinen und beſeligenden Glückes, und erſt als der Prinz an das Scheiden denken mußte, wagte ſie die Frage: Königliche Hoheit haben ohne Zweifel Nachricht von Ihrer Hoheit, der Prinzeſſin?

Es geht Charlotten gut, erwiederte der Prinz: doch hat ſie mächtige Sehnſucht nach dem Kinde, da Ihr Aufenthalt ihr unbekannt iſt. O, eilen Sie, eilen Sie nach jenem Lande, hinweg aus dieſem von den Gefahren des Krieges rings und mehr als je umdrohten Zufluchtsort! Ich ſorge für Alles; nehmen Sie eine Dienerin an, der bequemſte Reiſewagen ſoll zu Ihrer Verfügung geſtellt ſein, eine Escorte meines Regiments ſoll Sie ſicher durch die Armee den Rhein hinauf geleiten, und in einem ruhigeren unbedrohten Lande und in der Nähe der herrlichen Mutter dieſes Kindes, nicht allzufern von Ihrer eigenen Mutter, ſollen Sie ein ſchönes Aſyl finden und allen Dank der Liebe ernten, den Ihre aufopfernde Treue verdient. Und ich ſelbſt werde Sie Beide geleiten, ſo weit es mir irgend möglich iſt. — Alles Geld, was der Prinz bei ſich trug, vertheilte er an Sophie und an Angés; jubelnd empfing das Kind die blanken Bilder vieler geharniſchter Ritter, nagelneu aus der Münze zu Amſterdam hervorgegangen, als angenehmes Spielzeug. Angés fand keine Gründe, das Erbieten des Prinzen zurückzuweiſen, daſſelbe kam ihren Wünſchen ganz entgegen, denn nach der Heimath, der ſchönen, gemüthvollen, geliebten deutſchen Heimath ſehnte ſich ihr ganzes Herz.

Die Kriegshelden hatten mittlerweile den gegen ſie durch Windt aufgefahrenen Flaſchen-Batterien ſehr bedeutende Niederlagen beigebracht. Die meiſten der Geſchoſſe waren vorläufig völlig unbrauchbar gemacht und viele inſofern vernagelt worden, als ihr Inhal bis zur Nagelprobe ausgeleert war, ſo daß es ganz unmöglich war, aus ihnen in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich gegenwärtig befanden, noch einmal Feuer zu geben. Windt hatte ſich glänzend bewährt, auch in dieſen Stücken, und allerſeits ward ihm das freudige Anerkenntniß, daß er zum Siege des heutigen Tages das Meiſte, ja eigentlich Alles, beigetragen habe. Er empfing daher das volle Lob nicht nur eines, ſondern aller Chefs, die hier verſammelt waren, und wenn er weder an dieſem Tage, wie auch an keinem ſonſtigen einen Orden empfing, ſo fehlte es doch nicht an Ordres, lauten und geheimen, und er konnte ſeelenvergnügt und aufathmend ſeine drei Kreuze ſchlagen, als der letzte der fürſtlichen und prinzlichen Gäſte aus dem Thor des Kaſtells geritten und über die Zugbrücke hinüber war.

Es war angeordnet, daß eine bedeutende Schutzmannſchaft im Kaſtell Doorwerth verbleibe, welcher aus guten und freundlichen Gründen der Erbherr auch einen Theil ſeiner Leute zugeſellte und ſie unter die Befehle von Ludwig und Leonardus ſtellte. Dieſen Freunden ſtand nach dem, was vorgegangen war, die Trennung von Angés aufs Neue, ja vielleicht auf immer bevor, wenn nicht Angés die Nachrichten empfing, auf die ſie hoffte, oder ihre Liebe zu Leonardus ſo mächtig war, daß ſie jedes Hinderniß ohne Rückſicht brach.

Jener Prinz, Sophiens erlauchter Vater, dem Alles daran gelegen war, ſein Kind zu ſichern und daſſelbe vom bedrohlichen Schauplatz des Krieges zu entfernen, führte für die drei in Liebe und Freundſchaft verbundene Herzen die einmal unausſprechliche Trennung raſch herbei, und Alles, was den Freunden vergönnt blieb, war, die ſcheidende Angés auf ihrer Reiſe mit dem Kinde über den Rhein hinüber zu begleiten, welche Reiſe ſich von Arnhem über Emmerich und Weſel nach Düſſeldorf lenkte, und zwar ſo weit zu begleiten, als noch irgend eine Gefahr zu drohen ſchien. Dann reiſte Angés mit Sophie, auch für den Weiterweg in den Schutz erprobt tapferer Krieger aus der Legion Rohan geſtellt, völlig ungefährdet weiter, bis endlich nach langer Fahrt ein ſtilles Gebirgsdörfchen des Schwarzwaldes ſie in ſeinen Friedensſchoos aufnahm, in dem jetzt keines Kriegers Waffe, ſondern nur zur Sommerzeit der Mäher Senſe über den duftausſtrömenden Waldeswieſen blinkte, und kein anderer Schuß fiel, als zu Zeiten der eines heiteren Weidgeſellen, der auf nichts weniger ausging, als auf Menſchenmord. Angés hatte mit feſtem Sinn die Gluth ihrer Liebe zu Leonardus in ſich verſchloſſen; mit ſtarkem Frauenſinn hatte ſie ſich gelobt, ihrer Leidenſchaft, die ſie mit tauſend Sehnſuchtbanden in die Arme des geliebten Mannes zog, zu bewältigen, und ſie ging als Siegerin aus dieſem Kampfe hervor, obſchon nicht ohne eine tiefſchmerzende Seelenwunde. Der Abſchied zerriß ihr Herz, und trübe Ahnungen durchſchauerten ihre Seele. Ein Briefwechſel wurde, als ſich von ſelbſt verſtehend, verabredet; Leonardus Briefe ſollten alle auf der Poſt zu Lahr liegen bleiben und von dort durch zuverläſſige Boten abgeholt werden.

Frau Windt empfing neben manchem ſchönen Andenken die Zuſicherung nie erlöſchender Dankbarkeit. Sie vermißte ſchmerzlich die gute hülfreiche Angés, als ſie ſich nun, nach ihres Mannes Lieblingsausdruck, faſt fort und fort in „Rep und Ruhr“ befand. Dieſe Verwirrung nahm noch lange kein Ende; doch Windt hatte ſich nun eingelebt in das bewegte kriegeriſche Leben, ritt oft mit den Freunden nach Arnhem, führte erbitterten Krieg gegen alles marodirende Geſindel, und hatte an Philipp dabei einen ſtets kampfluſtigen handfeſten Gehülfen. Unterdeſſen dauerten die Kämpfe fort; an der Wahl ſchlug man ſich mit der heftigſten Erbitterung, und der fortwährende Kanonendonner erſchütterte den Erdboden ſo heftig, daß ſich Windt's Tiſch zitternd bewegte, an dem er ſaß, an ſeine Gebieterin ſchrieb und ihr Bericht erſtattete.

Nimwegen, die Feſtung Grave an der Maas, Thiel in der Betuwe (ſprich Betaue) an der Wahl, wurden zu gleicher Zeit bombardirt, Bommel war hart bedroht, faſt das ganze Reich von Nimwegen (Bezeichnung des Landſtrichs zwiſchen Wahl und Maas) ſtand in Flammen. Endlich gingen die Franzoſen zwiſchen Lent und Panbeeren unter ſtetem fürchterlichen Feuern und in einem dichten Nebel über die Wahl, und verſuchten auf dem Bommeler Weerd zu landen. Ringsum und überall war das Land in offnem Kriege.

3. Der Spion.

Da Windt das ihm anvertraute Kaſtell Doorwerth in ſicherem Schutz wußte und ihn verlangte, gewiſſere Nachrichten über den Stand der Dinge auf dem Kriegsſchauplatz einzuziehen, als ihm zukamen, um ſeine eigenen Maßregeln danach zu nehmen, ſo forderte er ſeine jungen Freunde Ludwig und Leonardus auf, mit ihm in Begleitung berittener Dienerſchaft einen Auskundſchafts-Ritt in die obere Betaue zu machen, welcher Vorſchlag Jenen nur willkommen war. Sie ritten längs des Rheines über das kleine Flüßchen, die, Doorwerth, nach Wageningen, wo Windt nicht unterließ, den Bürgermeiſter nach ſeinem Ausdruck „zu bezahlen", dafür, daß dieſer gleichſam über das Kaſtell verfügen zu wollen ſich erdreiſtet hatte; dann ſetzten ſie ihren Weg nach Rheenen fort, wo eine Fähre ſie an das linke Rheinufer brachte. Von da verfolgten die Reiter ihren Weg durch die unabſehbaren Wieſenfluren der Nieder-Betaue, welche aber bereits in die weiße Schlummerdecke des Winters eingehüllt waren, was den Ritt erleichterte, denn die Wege waren etwas hart gefroren, bis zum Flüßchen die Linge, über welches ſich eine ſteinerne Brücke ſpannte und bis zum Dorf Iſendoorn, ohnweit welchem die Wahl ihre langſame und trübe Flut wälzte. Längs der Wahl immer weſtwärts reitend, näherten ſich die Freunde mit Vorſicht der Stadt Thiel, und befragten hie und da begegnende Landleute nach den jüngſten Ereigniſſen, ohne jedoch wichtige Aufklärungen zu erhalten, denn das Landvolk zeigte ſich ſcheu und furchtſam, mißtrauiſch und träge, und nahm um ſo weniger Antheil daran, ob der Freund oder der Feind ſiege, weil es längſt die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Freund es unmöglich ſchlimmer mit ihm machen könne als der Feind, eine Ueberzeugung, welche Windt im vollen Maße theilte, denn, ſagte er, die Engliſchen und Holländiſchen nehmen, was ſie finden — und mehr als ſie finden, werden die Franzoſen auf keinen Fall nehmen können, dies iſt logiſch und unumſtößlich richtig.

Die Freunde nahmen wahr, daß die Landleute, ſobald ſie des Reitertrupps anſichtig wurden, ſich, ſo ſchleunig es gehen wollte, hinter Hecken und Weidenbüſche verkrochen, in Gräben duckten, und ſich ſo eilig unſichtbar zu machen ſuchten, wie die Feldmäuſe, die hie und da noch aus ihren Löchern geſchlüpft, ihre letzte Nachernte hielten, worüber Windt, da auf dieſe Weiſe kaum Jemand ſeinen Fragen Stand hielt, ſich nicht wenig erzürnte. Die Reiter ſahen ſchon den mächtigen Kirchthurm von Thiel vor ſich aus der endloſen Ebene emporragen, und waren an eine Stelle gelangt, wo zwiſchen dem Dörfchen Oyen und Sandyk ſich mehrere Wege kreuzten, als Windt's ſcharfes Auge einen Menſchen gewahrte, den er ſchon einmal und zwar vor Kurzem geſehen zu haben glaubte, welcher Menſch eine blaue Bluſe trug und unter derſelben dunkel gefärbte Beinkleider; ein breitkrämpiger Bauernhut bedeckte ſeinen Kopf; dieſer Menſch hatte ſcharf nach den Reitern geſehen und duckte ſich jetzt hinter Erlen und Weiden nieder, die am Ufer eines Grabens ſtanden.

Wieder ſo ein verdammter Ausreißer! rief Windt. — Er hatte es aber noch nicht völlig ausgerufen, ſo galoppirte ſchon Philipp mit einer geſchickten Schwenkung ſo raſch um das Gebüſch herum, daß er jenem Menſchen in dem Augenblick den Weg verritt, als derſelbe in einen am Ufer befeſtigten Kahn ſpringen wollte. Der Flüchtling erſchrak, lief rechts, da kam ihm Ludwig, er lief wieder links, da kam ihm Leonardus mit lautem Anſchrei entgegen. Noch einmal rannte er nach dem Waſſer zurück, während er ein Piſtol zog und den Hahn ſpannte, aber Philipp ritt ſtracks auf ihn zu, und hätte ihn unfehlbar über den Haufen geritten, wenn er nicht in die Knie geſunken wäre und gerufen hätte: **Mille pardon! mille pardon!** während er die Waffe aus der Hand warf.

Sieh, ſieh, Leonardus! Wiederum unſer Pariſer! rief Ludwig, und Leonardus erwiederte: Wahrhaftig, der Citoyen von der Seineterraſſe, der Ça ira-Mann von der Baluſtrade!

Das Großmaul von neulich! Was zum Kukuk hat der Burſche hier zu thun?

Der Waſſerſpringer! gab Philipp dazu. Ich kannt' ihn gleich von Weitem an ſeinen langen dünnen Schlenkerbeinen, gnädige Herren Hauptleute. Soll ich ihn in die Wahl ſchmeißen?

Da hätte er die Wahl zwiſchen Seine und Rhein! lachte wortſpielend Ludwig. Nein, bindet den Kerl und laßt uns ihn mitnehmen. Täuſcht mich nicht Alles, ſo erfahren wir von ihm mehr als von irgend Jemand.

Henkt ihn auf, dort an jene Weide! ſchrie Windt, den ein Gefühl wilder Rache gegen den Mann überkam, der ohnlängſt als Führer einer Bande das Schloß mit großer Gefahr und ihm ſelbſt das eigene Leben bedroht hatte. Mit angſtvoll verzerrtem Geſicht ſich am Boden windend und unter einer Ueberfülle flehender Worte bettelte der Franzoſe um ſein armſeliges Leben.

Uebt Gnade, übt Barmherzigkeit, meine gnädigen Herren! Ich bin ein armer von Gott und der Welt verlaſſener Menſch! Ich will Alles bekennen, was ich weiß! Ich will euch Alles berichten! Nur nicht henken, nur nicht henken! Sollte mein Hals doch daran? Ich bin aus Paris entflohen, meinen Hals zu retten; ich ſcheute die Berührung des Guillotinebeils mit meinem Halſe! Ich bin von der Armee deſſertirt, weil dort mein Hals in Gefahr war! Schont ihn, ſchont ihn, ich habe nur dieſen einen!

Pardon für ihn, lieber Windt! Er iſt ja unſer Gefangener, riefen die Hauptleute.

Nun denn, wie Sie befehlen! erwiederte Windt; aber bindet ihn feſt, Philipp, laßt ihn nicht einen Augenblick aus den Augen. Dieſe Art iſt wie ein Aal! Gürtet ihn mit einer Halfter feſt an den Schweif eines Pferdes. Reitet ihm zur Rechten und zur Linken, ihr Burſche, und einer dicht hinter ihm, die Klingen blank! Wenn er nur eine Miene macht zu entwiſchen, haut ihn auf der Stelle zuſammen, den Coujon!

Ich will nicht entfliehen! Ach habt nur Gnade, mein geſtrenger Herr General! flehte der Franzoſe.

Der Teufel iſt dein General, nicht ich! zürnte Winkt, und nachdem ſeine Anordnungen vollbracht waren, wurde der Rückweg angetreten.

Nicht uninterreſſant waren die Aufſchlüſſe, welche der gefangene Franzoſe über ſeine eigene Perſon und über die Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze gab. Wie viel an Allem, was er ausſagte, Wahres oder Falſches ſei, ließ ſich freilich nicht ermitteln. Was ihm nach und nach, bisweilen nicht ohne Nöthigung und ernſtliche Androhung, abgefragt wurde, ließ ſich in die nachſtehenden Ausſagen zuſammenfaſſen.

Mein Name iſt Clement Aboncourt, mein Geburtsort Saarlouis; mein Vater war Friſeur, ich wurde Schneider. Mein Meiſter war Theaterſchneider, das brachte mich zeitig auf die Bretter. Ich probirte fleißig neugefertigte Garderobeſtücke an meinem eigenen Leib und fand, daß ſie mir herrlich zu Geſicht ſtanden; ich wurde Schauſpieler und ſiedelte von einer der zahlreichen Frankreich durchziehenden Banden zur andern über. Die Charaktereigenheit der Mehrzahl meiner Collegen, nie zufrieden zu ſein, in den angenehmſten Verhältniſſen nicht gut zu thun, ſtets ſich auch mit den beſten Directoren auf geſpannten Fuß zu ſetzen und nur den Augenblick abzuwarten, der eine beſſere Ausſicht eröffnet, um contractbrüchig davon zu laufen, war auch mir in vollem Maße eigen. Nebenbei war ich, da ich ziemlich viel Talent für das Fach der Komiker wie der Intriguants hatte, ſtets der beſcheidenen Anſicht, die faſt jeder von ſeiner Perſon feſthält, daß ich bei jeglicher Geſellſchaft, mit der ich ſpielte, das bedeutendſte Talent ſei, der hervorragendſte Mime, alle Collegen neben mir nur Stümper und Lumpe; was Wunder, daß ich zeitig begann die Wandelbühnen zu verachten, daß das einzige Paris mein Ziel wurde? Dort gelangte ich hin, fand auch Anſtellung auf einem Vorſtadttheater und trat in gleicher Weiſe wie früher von einer Bühne zur andern; ich ſpielte indeß mit ſehr mäßigem Beifall, und gefiel zuletzt mir ſelbſt noch weniger wie dem Publikum, ſo daß ich mich doppelt verkannt ſah. Die Revolution ſegte alle den kleinen Bühnenkram zur Seite, ich wurde brodlos und war zuletzt froh, ein kleines Stellchen bei der geheimen Polizei zu erhalten. Dies war die Zeit, wo ich die Ehre hatte, Sie, meine Herren, als verkleidete Ausländer in Carmagnolentracht zu entdecken und die gute Abſicht hegte, Sie als Spione des Auslandes, für welche ich Sie hielt, unter das Beil zu liefern. Die nicht eben tapfere That Ihres Begleiters vereitelte mein Vorhaben und hatte für mich ſehr trübe Folgen. Einer meiner Collegen — befehligt, gleich mir, auch auf jeden Mouchard, der ihm bekannt war, ein ſcharfes Augenmerk zu richten — ſtand am jenſeitigen Ufer der Seine, blickte nach mir herüber und ſah mich plötzlich den unfreiwilligen Saltomortale herab in die Seine machen. Er gab mich an, und ich wurde, nachdem man mich verhört hatte, mit dem Prädicat eines grenzenloſen Dummkopfs und dem Rathe, ohne Verzug das Weichbild der guten Stadt Paris zu verlaſſen und es nie wieder zu betreten, meines Aemtchens entſetzt, und hatte nun zu dem vielen Waſſer, das Sie mich hatten ſchlucken laſſen, nicht einmal trockenes Brod. Der Hunger mehr noch als der Durſt trieb mich jetzt zur Armee, und ſo kam ich in dieſe Gegend. Wie es den armen Soldaten geht, werden Sie wiſſen, meine Herren, Hunger, Durſt und Kälte und feindliche Kugeln, das ſind die ganzen Annehmlichkeiten, die heut zu Tage ein tapferer Franzoſe zu erwarten und zu genießen hat, der für die glorreiche Republik kämpft. Ich eignete mir eine Flaſche Cognac zu, um eine Schutzwaffe gegen zeitweiligen Durſt und die unerträgliche Kälte zu haben, und der Eigenthümer derſelben wagte die Behauptung, daß ich dies heimlich gethan, erklärte auch einige Zehnlivresſtücke, die ſich in meiner Taſche fanden, für die ſeinigen, ja, er ſteigerte ſogar ſeine ſchändlichen Anklagen zu ſolcher Höhe, daß er behauptete, dieſe ſchlechten Hoſen, welche ich hier anhabe, ſeien auch die ſeinigen. Darauf hin war man ſo über alle Maßen grauſam, mich henken laſſen zu wollen, und es koſtete mir unſägliche Mühe, bevor der Strick um meinen Hals wirklich zugezogen wurde, mich einer ſo entehrenden Behandlung ganz zu entziehen, indem ich nämlich durchging, eine Sache, in welcher meine theatraliſche Laufbahn mir jene Ausbildung verliehen, welche meine Mutterſprache mit dem trefflichen Worte **Routine** bezeichnet. Ich ging zu einer andern Heeresabtheilung über, bei der ich mich als Auskundſchafter meldete, und als ſolcher willkommen war. Als ſolcher miſchte ich mich unter die Marodeurs, an deren Spitze ich ohnlängſt der Ehre theilhaft wurde, Ihnen, ſehr geehrte Herren, zu begegnen, um die Ausreißer unſers Heeres wo möglich an den Galgen zu liefern. Mir fiel, bei meiner Ehre ſei es geſchworen, nicht ein, zu plündern, ich war der Unſchuldige unter jenen Schuldigen, ich mußte nur ſo thun, wie ich that, um im Vertrauen jenes Geſindels zu bleiben, und ich ſehe in der That nicht ein, weshalb jener Herr ſich ſo darauf ſteift, mich in alle möglichen Flüſſe Europa's zu werfen, da ich doch ein Franzoſe bin, der gern auf dem Trocknen iſt und der in dieſem Lande verbreiteten Secte der Wiedertäufer ganz und gar nicht angehört.

Dieſer mit kläglichem und beweglichem Geberdenſpiel von Seiten des Spions gehaltene Vortrag beluſtigte die Zuhörer und benahm jedem Einzelnen derſelben den etwaigen Gedanken irgend einer gegen den gefangenen Mann zu übenden Grauſamkeit. Ihn unſchädlich zu machen, mindeſtens für die Sache Hollands, konnte genügend erſcheinen, doch wollte Windt die Habhaftwerdung der nichtsnutzen Perſon des Spions mindeſtens dadurch nutzbar machen, daß Clement Aboncourt nun offen und haarklein Alles ſagen ſollte, was ihm vom Stande der franzöſiſchen Armee oder ſonſt von ſeinen Landsleuten bekannt ſei. Unter dieſer Bedingung ſollte Aboncourt das Leben geſchenkt und er nur ſo lange im Kaſtell in Haft gehalten werden, bis entweder der Feind über den Rhein und die Yſſel in's Land brechen oder ein Friedensſchluß zu Stande kommen würde, dem die hartmitgenommenen Länder ſehnlich entgegenhofften.

Nun denn, was ich weiß, will ich ſagen, begann Clement Aboncourt ſeine Mittheilung: Schaden bringt es Niemand und mir bringt es Nutzen, wenn ich offen rede, denn ich bin ein Menſch, der einen Hals beſitzt, welchen ich zu ganz anderen Verrichtungen beſtimmt glaube, als der, durch einen Strick zugeſchnürt zu werden. Eine Abtheilung der franzöſiſchen Armee, etwa viertauſend Mann, bewerkſtelligte zur Nachtzeit eine Landung auf den Bommeler Waard oder Weerd; ſie wurden aber mit ſo großer Höflichkeit empfangen und ihnen mit ſo vieler Artigkeit zurückgeleuchtet, daß nur wenige von ihnen das jenſeitige Ufer der Maas, die ſie überſchritten hatten, wieder gewannen. Das Fort Sanct André, das die große Inſel zwiſchen Maas und Wahl, welche beide Ströme vor ihrem Zuſammenfluß bilden, an der öſtlichen Spitze beſchützt, wurde fünfmal mit der größten Wuth beſtürmt und ebenſo vielmal wurden wir zurückgeſchlagen. Die holländiſche Garde hat Wunder der Tapferkeit verrichtet, gleichwohl wird das Alles nichts helfen, das Fort wird auf's Neue nun mit ſechs Schiffen, drei von der Maas und drei von der Wahl aus, beſchoſſen werden. Schon rücken unſere Regimenter auf dem rechten Wahlufer herunter; ich eilte den Vorpoſten voraus, und wenn die Herren eine Stunde oder nur eine halbe Stunde ſich dorthin wagten, wo ſie mich gefangen nahmen, ſo ſäßen wir jetzt Alle miteinander ganz ſicherlich nicht hier.

Es iſt ein kitzlich Ding im Kriege, fuhr der Spion fort, indem er ſich unwillkührlich an ſeinen Hals griff: es iſt Alles, wie Hand umwenden. Heute mir, morgen dir — ſagen die Deutſchen. Wir müſſen die Wahl nehmen, wir müſſen Bommel haben; entweder herein in das Land des Feindes oder ganz zurück, denn wir ſind ausgehungert, völlig ausgehungert, trotz allen Siegen — es fehlt am Beſten!

An Geld? fragte Windt ſpöttiſch. Ich dächte, dieſes ſtehlt ihr — wie wir vorhin hörten.

Nein, mein General, verſetzte der Spion: Geld iſt nicht das Beſte — es fehlt an Etwas, was ſich nicht nur ſo ſtehlen läßt, es fehlt an Salz und das bringt die Armee faſt zur Verzweiflung; denn je mehr das Salz fehlt, deſto ſalziger wird ihre Haut. — Aha, ſpottete Leonardus, und da hofft ihr in Holland Salz zu finden, weil es ſo viele Häringe einſalzt!

Leider! — leider! Wenn uns die Suppe nicht, wie neulich mir, verſalzen wird! ſeufzte der Spion mit einer Grimaſſe und fuhr fort: Das letzte Salz in Herzogenbuſch, ſo viel als man gewöhnlich um acht niederländiſche Gulden kauft, iſt zu fünfhundert Gulden verkauft worden.

Iſt die Grave über oder iſt ſie nicht über? fragte Ludwig.

Das weiß ich nicht, mein Herr Oberſt, erwiederte Abencourt: allein ich bezweifle es, ſonſt würde die Maas mehr von Feinden geräumt ſein und es wäre weniger Mangel in unſerer Armee vorherrſchend, die immer einen ſchweren Stand haben wird; denn es marſchiren in dieſen Tagen zweitauſend Kaiſerliche nach Arnhem und Holland hat auf den Grund eines geheimen Tractates fünfundzwanzigtauſend kaiſerliche Soldaten in ſeinen Sold genommen, die nach und nach anrücken, um die Wahl zu decken; die engliſche und hannoverſche Reiterei dagegen geht nach Weſtphalen.

Woher weiß ſo ein miſerabler und lumpiger Kerl, wie du einer biſt, das Alles? fragte Windt barſch.

Herr! entgegnete Clement Aboncourt: haben Sie die Gnade und henken Sie mich lieber, als daß Sie mich ſchimpfen! Da ich in Ihnen einen guten Legitimiſten vorausſetzen darf, ſo bedenken Sie, daß ich ein König war.

Auf deinen Schmierbühnen, du Meerſchwein!

Ja leider — nirgends als dort, ſonſt wäre ich nicht hier! fuhr jener unter komiſchen Seufzern fort: denn wenn ich ein König oder ein königlicher Prinz in der Wirklichkeit wäre — ich wollte mich bei Gott anders und beſſer halten, wie zum Beiſpiel der Herr Graf on Artois.

Was iſt's mit dem? fragte Ludwig aufmerkſam.

Je nun — antwortete wegwerfend der Spion: er liegt im Hauptquartiere der feindlichen Verbündeten, läßt ſich als Gaſt von den eutſchen und niederländiſchen Edelleuten bewirthen, ſchmarotzt wie ein Abbé und führt ein müßiges Schlaraffenleben. Er ſtolzirt in einem rothen goldgeſtickten Rock einher und trägt am Hut eine weiße Cocarde, o groß wie ein Teller. Ludwig der Sechszehnte mochte ſein wie er wollte, beſſer wie dieſer war er auf alle Fälle und an dem verliert Frankreich wahrhaftig nichts. Wenn die Emigranten, die den kleinen Hof und Schweif dieſes Grafen Artois bilden, ihn mit der weißen Cocarde ſehen und er ein weiſſagendes Geſicht ſchneidet, denken ſie Wunder, wie gut ihre Sache ſtehe und wie bald man ſie zurückrufen werde, und rufen gläubig aus: **Ah! Nos affaires sont bien. e Comte d'Artois a souri à la lecture do ses lettres.**

Ja ja — brummte Windt: ſie haben einen ſtarken Glauben und er Glaube kann Berge verſetzen.

Aber nicht Armeen, fügte Leonardus hinzu und fragte den Spion: Weißt du nichts vom Frieden, nichts von wichtigen Veränderungen, ſpricht man im feindlichen Heere nicht von einem Waffenſtillſtand?

Waffenſtillſtand wäre unſer Tod! erwiederte der Spion: der wäre wahrlich für keine Partei eine goldene Brücke, denn die Heere blieben zehrend wie Heuſchrecken in den Ländern liegen. Und der Winter wird ſtreng, das werden Sie wahrnehmen. Der National-Convent hat der Armee ſogar das Beziehen von Winterquartieren verboten, er wird in keinen Waffenſtillſtand willigen. — Neues iſt, wenn Sie es nicht bereits wiſſen, daß der Herzog von York plötzlich von der Armee abberufen worden und nach England gereiſt iſt und daß Prinz Friedrich von Oranien ihn bis nach dem Haag begleitet hat. Dieſer Prinz wird preußiſche Dienſte nehmen, da er durch ſeine Mutter und ſeine Gemahlin Preußen ſo nahe ſteht. Das hannoverſche Hauptquartier bleibt zur Zeit in Arnhem; der Graf von Walmoden führt den Oberbefehl; die engliſchen Truppen gehen zum Theil nach ihrem Vaterlande zurück; General Harcourt führt über dieſe das Commando. Man ſieht ein von Seiten Ihrer Armeen, daß man alles tapferen Widerſtandes ohnerachtet die Wahl nicht länger vertheidigen kann, ſie iſt unſer und wir rücken gegen den Rhein vor. Man wird jetzt plötzlich den Rhein Ihrerſeits befeſtigen wollen, aber zu ſpät. Wiſſen Sie, wie viele Schanzen in der Herrlichkeit Doorwerth aufgeworfen werden?

Schanzen? Nein! rief Windt geſpannt aus.

So will ich es Ihnen verrathen und will auch geſtehen, daß ich neulich nicht nahe bei Ihrem Kaſtell landete, um es zu plündern oder um zu zechen, ſondern, daß mein Auftrag, deſſen ich mich auch vollkommen entledigt habe, dahin ging, die Beſchaffenheit der bereits vorhandenen Schanzen zu unterſuchen; ich fand aber keine als die halbverfallene Dünen- oder Hünenſchanze. Nun will man in aller Eile fünf neue aufwerfen, eine Ihrem Kaſtell gerade gegenüber.

Herr Gott! ſchrie Windt. Da geht ja, wenn die Schanze vom Rhein aus beſchoſſen wird, das Kaſtell drauf! Das darf nimmermehr geſchehen! Da wäre Alles verloren!

Nun, warten Sie es doch ab, lieber Windt! ſuchte Ludwig zu beſchwichtigen, aber Windt rief leidenſchaftlich: Nein! Da iſt nichts abzuwarten, **aut Caesar, aut nihil!**

Vielleicht wird Friede oder doch Waffenſtillſtand auf alle Fälle! nahm Leonardus das Wort.

Ich will Ihnen auch ſagen, fuhr Abencourt fort: wie bereits die Winterquartiere Ihrer Armeen angeordnet ſind, falls Sie das nicht ſchon wiſſen.

Nicht ſo ganz genau, erwiederte Ludwig.

In Arnheim bleiben die hannover'ſchen Truppen, berichtete der Spion: in Zuitphen wird das Generalquartier der Heſſen aufgeſchlagen; nach Doesburg kommen die Heſſen-Darmſtädtiſchen Truppen; die Franzoſen unter dem Prinzen von Condé und im engliſchen und niederländiſchen Solde kommen in die Provinz Utrecht zu liegen. Der Graf von Artois wird ſich nach Hamm oder auf die Hamburg begeben, man verwechſelt dieſe Ortsnamen leicht.

O ja, wenn man ein Franzoſe iſt! ſpottete Windt.

Nun? Iſt Hamburg nicht die Burg von Hamm? fragte ganz unbefangen der Spion und ließ ſich nicht beirren, als ihm ins Geſicht gelacht wurde, ſondern fuhr fort: Das Hauptquartier der kaiſerlichen Armee iſt in die Weſelgegend beſtimmt, unter General Joſeph Freiherrn von Alvinczy. Zweitauſend Mann von dieſen Truppen gehen noch nach Arnhem und eine gleiche Zahl zieht einen Cordon an der Wahl.

Dieſe und andere Mittheilungen erweckten gegen den Spion unter deſſen Zuhörern eine günſtigere Stimmung; ſie ſahen einen Mann, den das Leben in allerlei Lagen herumgeworfen hatte und der keine andere Aufgabe zu kennen ſchien, als eben dieſes Leben, ſo armſelig und mühevoll es war, zu friſten und zu erhalten. Man verſah ihn daher mit allem Nöthigen und hielt ihn in leidlicher Haft, gedachte auch, da man ihn auf eigene Hand gefangen genommen und auf eigene Hand ihm das Leben verſichert hatte, ihn den Befehlshabern nicht anzuzeigen, denn ſonſt wäre ihm höchſtwahrſcheinlich Kugel oder Strang dennoch zu Theil geworden.

Kaſtell Doorwerth glich jetzt ungleich mehr einer Feſtung, als einem Luſtſchloß; es wimmelte darin von Soldaten aller Truppengattungen und ſo umfangreich und zahlreich die Räume des Schloſſes waren, ſo blieb für Windt zuletzt nur noch ein enges Thurmgemach übrig. Die Einquartierung oder Beſatzung des Kaſtells und der Herrſchaft wechſelte häufig, da die Verhältniſſe beſtändige Truppenbewegungen herbeiführten. Als die engliſchen Jäger und Uhlanen fort waren, kam niederländiſche Gardereiterei, welche in den Ortſchaften der Herrlichkeit ihre Cantonnirung angewieſen erhielt. Dieſer folgte das engliſche Freicorps von Salm-Kyrburg; dazwiſchen hatte Windt über tägliche Laſten zu klagen, Durchmärſche, Plünderungsverſuche, Aerger und Verluſt im Uebermaß. Dem erwähnten Freicorps folgten Jäger vom Regimente Hompeſch — dieſen ein Bataillon von Hohenlohe — dann kam das achte und das vierzehnte Regiment engliſche leichte Dragoner. Alles Land von Nimwegen bis Leiden war mit Truppen überſchwemmt.

Von Zeit zu Zeit kamen auch mehrere der hohen Befehlshaber aus Arnhem herüber geritten, und eines Tages geſchah es, daß der Erbherr den Prinzen Ernſt Auguſt von Großbritannien und noch einen Herrn in ſein Schloß einführte, die Bewohner deſſelben freundlich begrüßte und ſich genau nach allen Verhältniſſen erkundigte, da dieſe jeder kommende Tag wieder anders geſtaltete. Prinz Ernſt Auguſt, von dem Niemand glauben konnte, da ihm noch drei ältere Brüder, Georg, Friedrich von York und Wilhelm, Herzog vom Clarence lebten, welche alle zum Königsthrone gelangten, daß auch er einſt die Krone eines Königreichs tragen werde, forderte Windt und Leonardus zu einem Recognitionsritt in die Umgegend auf, und der Erbherr ſagte zu ſeinem Vetter Ludwig, er möge ihm und dem zweiten Gaſt einſtweilen Geſellſchaft leiſten, indem er ſeinen Vetter dieſem Gaſte vorſtellte. Dieſer Fremde war der niederländiſche Geſandte, Graf Brantſen, derſelbe, der die Ehre gehabt, auf ſeinem Schloſſe Sip den Grafen von Artois zu bewirthen. Als die drei Herren vertraulich beiſammen ſaßen und ihr Geſpräch ſich, wie es nicht anders ſein konnte, auf die bewegte Zeit lenkte, äußerte ſich der Geſandte: Dieſes Wirrſal kann keine Dauer haben; es müſſen Schritte geſchehen, die den Völkern und Ländern den Frieden wieder geben. Mit der Waffengewalt geſchieht dies noch lange nicht. Dazu führt ungleich ſchneller und unblutiger jene kleine feine Waffe, zu deren Führung es nicht der beiden Hände oder doch der ganzen Fauſt, ſondern nur dreier Finger bedarf, und ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen, mit einem klaren Verſtande, nebſt redlichem Willen.

Du wirſt verſtehen, lieber Vetter, was der Herr Ambaſſadeur meinen, erläuterte der Erbherr: und ſeine Güte, die ich für dich in Anſpruch zu nehmen mich erkühnte, um dir einen recht guten und treuen

Dienſt zu leiſten, hat mir zugeſagt, dir nützlich ſein zu wollen. Sieh, lieber Vetter, ich glaube dich nicht falſch zu beurtheilen, wenn ich meine, daß du nicht für den Kriegerſtand geboren biſt. Dir ſagt wohl mehr, wie du von Jugend auf es geführt haſt, ein beſchauliches Stillleben zu, und ich möchte dich glücklich wiſſen, denn du weißt, und ich weiß, was ich dir Alles danke. Was ſoll dir dieſer Krieg und beſonders die Art, wie er jetzt in dieſem Lande geführt wird? Man ſpricht nicht von Schlachten, in denen ein junges Heldenherz ſich Lorbeeren erkämpfen kann, ſondern von Winterquartieren, man denkt nicht auf Vorzüge, ſondern auf Rückzüge, man ficht nicht mit der Waffe der tapfern Hand, ſondern nur mit grobem Geſchütz. Zum Vorrücken in höheren Dienſtrang iſt keine Gelegenheit, und für was ſollteſt du dein Leben auf das Spiel ſetzen? Du biſt in Deutſchland geboren, weshalb ſollteſt du für Holland kämpfen? Daher bin ich der Meinung, du weileſt nicht länger hier unter dem rauhen und doch ſo nutzloſen Getöſe der Waffen, ſondern verſuchſt in einer andern Laufbahn dein Glück, verſuchſt wenigſtens in ihr den Grund einer zukünftigen ehrenvollen Stellung im Leben zu legen. Unſer Windt iſt ein trefflicher, lieber, edeldenkender Mann, ich ſchätze ihn außerordentlich, und ſeine Frau iſt ja überaus brav und rechtlich, allein beide ſind doch auf die Dauer kein Umgang für dich; du mußt eintreten in höhere Lebenskreiſe. Dein Blick muß geſchärft, deine Anſicht vom Leben und deſſen höchſten Aufgaben geläutert und feſtgeſtellt, ja ſelbſt dein Herz muß geprüft und gebildet werden durch höheren Umgang. Sage ſelbſt, ob ich nicht Recht habe?

Ja, du haſt Recht, Vetter, ſprach Ludwig, doch ſo ſchwankend, als erwache er aus einem Traume.

Mag Paris jetzt vielen Frommen als ein Sündenpfuhl, ein Sodom und Gomorrha, Andern als eine Löwengrube, noch Andern als Niniveh und Babylon erſcheinen, welches demnächſt der Zorn des Höchſten zertrümmern wird — dem Auge des vorurtheilsfreien Weltmannes erſcheint es anders, erſcheint es immer als die europäiſche Weltſtadt, in der das geſellige Leben ſeinen höchſten Blüthenſtand erreicht, in der daſſelbe am heißeſten pulſt, und das ſtets die höchſte Bildung über alle Lebenskreiſe ausſtrahlt. Der Herr Geſandte geht in dieſen Tagen nach Paris ab, und iſt ſo ſehr gütig, dich als Attaché mit dorthin nehmen zu wollen. Bei wenig Mühe wirſt du leicht und ſicher die Pflichten und Dienſtleiſtungen, die dir dann obliegen werden, das Abfaſſen mancher Correſpondenzen und dergleichen, dir aneignen, und hauptſächlich jene geſellige Gewandtheit, die ebenſo fern von unwürdiger Kriecherei als lächerlichem Hochmuth den gebildeten Mann befähigt, ſich mit Anſtand und ſittlicher Haltung in allen Kreiſen des Lebens zu bewegen.

Sie ſind ſehr gnädig, Herr Graf, richtete Ludwig ſein Wort an den Geſandten, daß Sie ſich eines ſo jungen und noch ſo unbedeutenden Menſchen, wie ich bin, annehmen wollen. Es iſt wahr und ich geſtehe ein, daß mein Herr Vetter Recht hat; der Kriegsdienſt iſt nicht meine Sphäre, es lebt kein Verlangen in mir, auf die Länge hin Soldat zu ſein, wie ehrenvoll dieſer Stand auch iſt, aber ich fürchte ſehr, daß ich Ihnen eine Laſt ſein werde; jedenfalls glaube ich zu wenig unterrichtet zu ſein, um die ſchwierige Bahn eines Diplomaten —

Man wird nicht über Nacht ein Diplomat, mein junger Herr Graf, unterbrach der Geſandte den Sprechenden. Sie legten eine gute Grundlage in den alten Sprachen; Sie ſprechen und ſchreiben viele der neueren: niederländiſch, franzöſiſch, engliſch, deutſch, das iſt ſchon viel. Selbſtſtudium durch gediegene Schriften wird in der höhern diplomatiſchen Geſchichte der europäiſchen Länder und Höfe Sie bald befeſtigen; die Grundzüge des europäiſchen Staats- und Völkerrechts werden Sie ſich bald aneignen; es bleibt Ihnen unverwehrt, in Paris einen Curſus dieſer Wiſſenſchaften an der Univerſität zu hören; vertrauen Sie mir nur, ich werde Sie gut und ſicher und mit Wohlwollen führen.

Ludwig verbeugte ſich verbindlich dankend, dann aber ward er nachſinnend und ſprach endlich zu ſeinem Verwandten: Aber Leonardus?

Herr Leonardus van der Valck, Kaufmann aus Amſterdam, wandte der Erbherr ſeine Rede erläuternd an den Geſandten: derſelbe Mann, der mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen und Herrn Commandant Windt vorhin zum Recognosciren ausritt, iſt der Freund meines Vetters und wird gewiß nicht derjenige ſein wollen, der deſſen künftigem Glück hemmend in den Weg tritt.

Er iſt ein Freund, ein Freund im ſchönſten und edelſten Sinne

es Wortes, ein Freund, auf den auch nicht der kleinſte Schatten
allen darf! rief Ludwig mit edler Aufwallung, da ihm ſchien, als er-
enne ſein Verwandter nicht ſeines Leonardus volle Seelengröße voll-
tändig an. Es bedarf nicht, daß ich ihn rühme, fuhr Ludwig fort:
ch will nur ſagen, daß ich nicht geſonnen bin, mich von ihm zu tren-
nen; ich habe, kaum aus der Welt meiner Jugendjahre getreten, be-
eits der tiefſchmerzlichen Trennungen ſchon zu viele erlebt.

Dem Erbherrn zuckte es bei dieſen Worten in der Bruſt, als
renne ihn plötzlich eine alte Wunde, und er bedurfte einiger Augen-
licke, die bittere Empfindung niederzuringen, die in ihm lebendig
urde, während der Geſandte das Wort nahm: Wenn Herr Leo-
nardus van der Valck ſo treu an Ihnen hängt, Herr Graf, als Sie
an ihm, ſo wird ihm nichts im Wege ſtehen, uns nach Paris zu be-
gleiten. Kann ich ihn auch nicht — und wer weiß, ob es nicht in
er Folge doch geſchehen könnte — in meinem Bureau anſtellen, ſo
ann ich ihn doch unter den Schutz der Geſandtſchaft ſtellen, er kann
als Volontair pro forma mit Ihnen arbeiten; Sie können ungetrüb-
er, als irgendwo, das Glück ihrer beiderſeitigen Freundſchaft genießen.
Hier im Getümmel der Waffen droht Ihnen unverſehens vielleicht die
ſchmerzlichſte Trennung.

Leonardus mag entſcheiden! ſprach Ludwig feſt. Wir ſind, was
wir äußerlich nur ſcheinen, innerlich in Wahrheit geworden, Brüder —
und da mir die Süße der Familienbande verſagt iſt, meine Heimath
mir fernab liegt, da ich losgeriſſen bin von geliebten Herzen, ſo will
ich doch an dem einen Anker mich halten, ſo lange es Gott vergönnt,
ich will Leonardus, den ich zum Bruder mir erwählt, auch Bruder
bleiben bis zum letzten Athemzuge meines Daſeins.

Schnell und raſch war die Wendung in Ludwig's Schickſal; Leo-
nardus, der des Freundes Gefühle ſo innig theilte, willigte mit Freu-
den ein, denn auch ihm konnte das Leben, wie es jetzt hier zu führen
die Nothwendigkeit gebot, auf die Dauer nicht zuſagen. Aber wie
ganz anders war der jetzige zweite Abſchied Ludwig's von dem redlichen
Windt? Beim erſten Abſchied galt dieſer dem jungen Grafen nur
als der unwandelbar treue Diener der alten Großmutter, als ein etwas
ſteifer, förmlicher Kanzleimenſch, ein gutes, brauchbares Inventarſtück,
das ſich durch ſeine Dauerbarkeit empfahl. Um wie Vieles höher war

Windt in Ludwig's Achtung, ja in ſeiner dankbaren Liebe geſtiegen? Welche Verdienſte hatte ſich der treue Mann nicht um Leonardus, um Angés, um jenes Kind erworben, und um Ludwig ſelbſt, ja auch um dieſes Schloß, dieſe Herrſchaft. Ludwig ſchenkte ihm alle ſeine Waffen, nur die Damascenerklinge mit den bourboniſchen Lilien auf blauem Grunde am Griff behielt er für ſich. Auch Philipp's Brauner blieb Windt zum Geſchenke, und Leonardus Reitknecht trat in deſſen Dienſte, da einer von ſeinen Dienern ihn verließ. Windt und ſeine Frau weinten, als die Freunde ſchmerzlich bewegt von ihnen Abſchied nahmen. Der Erbherr wünſchte aufrichtig Glück — vielleicht noch etwas aufrichtiger als damals in ſeinem Briefe. Was lag nicht Alles zwiſchen jener Trennung und der heutigen? Philipp begleitete als gemeinſchaftlicher Diener die Freunde.

Der Geſandte war ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, feingebildet, ganz für ſeine Stellung geſchaffen. Leicht gewannen die Freunde ſeine Gunſt, und ſchon ſeine Unterhaltung war in hohem Grade belehrend. Sie fuhren mit Extrapoſt von Station zu Station, das Gepäck kam nach; der Geſandtſchaftspaß beſeitigte jede Gefährdung.

Unterwegs peitſchte der Poſtillion nach dem Rückſitz — es war in Rheenen — um einen Mann, der ſich hinten aufgeſetzt, zum Herabſpringen zu bewegen; jener hielt und buckte ſich lange, endlich ſprang er doch herab. Ludwig bog ſich aus dem Schlage und blickte zurück. Die Poſtkaleſche rollte unaufhaltſam fort — der Mann zog den Hut und machte Bücklinge und komiſche Grimaſſen. Es war Clement Aboncourt.

---

4. Drei Frauenherzen.

Am Jungfernſtiege ſtand mitten unter den andern palaſtgleichen
ſern der ſchönſten Straßen Hamburgs ein altes Gebäude von
egener Aufführung im reinſten und edelſten Style der Renaiſſance.
tbogige vergoldete, mit Blumen und Blattwerk reich verzierte
ngitter ſicherten die Fenſter des untern Geſchoſſes gegen Einbruch,
allene rieſige Löwenköpfe trotzten an dem ſchweren Eichengetäfel der
rflügel, die mit vergoldeten Bronzebändern in gekreuzter Gitter-
überdeckt waren, wie grimmige Wächter. Das Portal zierten
reiche Karyatiden, und über demſelben hoben ſich unter einer fürſt-
n Krone, kunſtvoll in Marmor gehauen, zwei ſchräg aneinander
hnte Wappenſchilde.

Das eine dieſer Wappenſchilde zeigte auf einer großen Tafel von
s Lazuli, aus maſſivem Silber getrieben, ein Ankerkreuz.

Es war das Haus, es waren die Wappen der alten Reichs-
in.

Bis zu dem Dachgeſimſe hinan war die Außenwand dieſes Palaſtes
reizenden ſteinernen Arabesken und mancherlei Emblemen geſchmückt,
hinter den doppelten Spiegelſcheiben der hohen Fenſter nickten
liche Blumen, die ſchönſte Winterflora, die nur immer von den
ächshäuſern der bedeutendſten Kunſtgärtnereien Hamburgs geboten
den konnte. Die Matrone ſaß in einem höchſt vornehm, aber
nlich eingerichteten Zimmer, deſſen Boden mit weichen Teppichen
gt war, deſſen Sophas ſchwellende geſtickte Kiſſen bedeckten, und
en Wände einige Oelbilder von guten Künſtlern zierten, darunter
an einer Wand vereinigt drei reizende Seitenſtücke von der
iſterhand Philipp Wouwermann's, darſtellend die drei Schlöſſer
el, Kniphauſen und Doorwerth, mit im Genre dieſes berühm-
Künſtlers mannichfach belebten Vordergründen. Die Matrone ſaß,

wie ſie gewohnt war, von Büchern, Schriften und Schreibmaterialien umgeben, in einem bequemen Armſeſſel am Schreibpult, und überlas eine ſo eben von ihr ſelbſt entworfene Schrift:

„**Interims**-Quittung.

Für zwanzigtauſend Mark Hamburger **Banco**, welche Uns von Seiten Unſers älteſten Herrn Enkels, des Grafen **Wilhelm Gustav Friedrich**, Grafen zu Varel, In- und Kniphauſen, Herrn zu Rhoon und Pendrecht u. ſ. w., nach Maßgabe der mit demſelben in Betreff Unſerer habenden und dargelegten beträchtlichen Anforderungen ſowohl, als wegen einer **Cession** Unſerer Herrlichkeit **Doorwerth cum pertinentis** geſchloſſenen Haupt-**Conditionen** zum Vergleich (deſſen völliger Abſchluß und Vollziehung durch die inmittelſt eingetretenen Zeitläufte bisher behindert worden) in Abſchlag des am 3. September jüngſt bereits zu entrichten geweſenen erſten **Terminis** von fünfzigtauſend Gulden Holländiſch ausgezahlt und von Uns, **reservatis reservandis** in Empfang genommen worden. Hamburg vom Heutigen.

Charlotte Sophie.“

So wird es ja wohl recht ſein, ſprach die Schreiberin, wenn der Rath Melchers nicht noch einige Wenn und Aber drum und dran macht, nach der Juriſten Gewohnheit, der Styl aber iſt abſcheulich, in welchem man ſolche Dinge ſich förmlich abquälen muß. Wenn ein Lateiner ſo geſchrieben hätte, ein Franzoſe ſo ſchriebe! Für unſere Kanzleien und Gerichtshöfe leben und ſtreben die edelſten und berufenſten Geiſter der deutſchen Nation vergebens. In dieſe Marterkammern unſerer Sprache dringt kein Hauch von Klopſtock, kein Geiſtesſtrahl von Leſſing, kein Blitz von Goethe. Ihre „Inſtrumente“ bleiben ewig ſtumpf und darum um ſo peinlicher.

So, dies wäre gethan, das Geſchäftliche abgemacht, jetzt zum rein Menſchlichen! — Die Reichsgräfin klingelte, ihre Kammerfrau trat ein.

Ich bin fertig, ſagen Sie das meinen lieben Gäſten, der Herzogin und der regierenden Reichsgräfin und Erbherrin, gebot die Matrone, und jene entfernte ſich wieder.

Warten Sie noch einen Augenblick, meine Liebe! rief die Gräfin ihre Dienerin zurück. Weißbrod ſoll keinen Fleiß ſparen, daß die

rangements zu meinem heutigen Cirkel nichts zu wünſchen übrig
ſen. Vier Spieltiſche; die neueſten Zeitungen in das Leſecabinet
Seſſel mit der Krone, welche mit blauem Purpurſammet be-
ſagen und mit ſilbernen Lilien geſtickt ſind, an eine beſondere Tafel
ſechs Gedecken. Dann ordnen Sie einſtweilen meine Toilette, keine
illanten, nur Perlen, die ſchwarze Sammetrobe mit den aufgeſtreuten
auerweidenzweigen von Silber-Filigranarbeit. Man muß den
hmerz ehren und der Theilnahme einen ſichtbaren Ausdruck geben,
ch ziemt kein anderer Schmuck meinen Jahren.

Ich bin geſpannt, ſprach die Reichsgräfin dann zu ſich ſelbſt
iter. Es widerfährt meinem Hauſe eine ſchöne Auszeichnung, doch
r dürfte hier in Hamburg auch nähere Rechte auf dieſelbe haben,
s ich, die nächſte Verwandte? Wohl vereinen hier ſehr glänzende
rkel einheimiſche und fremde geiſtreiche Männer aller politiſchen
rben, der alte blinde Buſch und mein guter Doctor Reimarus mit
n Seinen geben ſich alle Mühe, ausgezeichnete Fremde an ſich zu
hen, und Sieveking machte ja ſein Neumühlen im vergangenen
ommer förmlich zum Taubenſchlag, allein dieſe Geſellſchaften ſind zu
miſcht, es kann nicht ein Jeder ſie beſuchen, mein Vetter zum Bei-
el, Prinz Talmont, würde ſich unglücklich in einem ſolchen Kreiſe
len.

Die Flügelthüre des Zimmers wurde vom alten Weißbrod und
nem jüngeren Lakaien in reich gallonirter Livrée ehrerbietigſt geöff-
und es trat eine Dame von wunderbarer Schönheit ein, eilte
undlich auf die alte Reichsgräfin zu und begrüßte ſie nach allen Re-
n höfiſchen Herkommens. Es war keine junge Frau, aber ihr We-
, die liebliche Fülle ihrer Formen, die friſche Farbe ihrer Wangen
der helle Strahl ihrer Augen kündeten jene innerliche Jugend-
keit an, die nicht welkt mit der äußern körperlichen Hülle, der
warmen Herzen die Nährquelle dauernder Schönheit entſpringt.

Georgine! Mein lieber Gaſt! Meine Sonnenblume! begrüßte die
äfin jene Dame mit Herzlichkeit.

Ach, Mutter — Sie erlaubten mir ja unter uns Beiden dieſen
ſen heiligen Namen — entgegnete jene, ſagen Sie Herbſtblume!
ie Sonnenzeit iſt dahin — leider!

Alles Schöne im Leben geht dahin, mein geliebtes Kind!

Altes Kind, das ich bin — ja wohl!

Es iſt ſchrecklich, wie dies junge Herz ſich über ſeine Jahre betrübt, ſpöttelte lächelnd die Reichsgräfin. Sieh doch mich an! Und wie alt iſt Ludwig?

Eine Purpurgluth trat auf die Wangen Georginens, ein Sturm von Erinnerungen ſtürmte auf ſie ein, und mit einem Gefühle tiefſter Wehmuth ſich auf die Hände der Gräfin niederbeugend, flüſterte ſie: Darf ich denn noch an ihn denken? Darf ich denn? Oh, meine Mutter!

Du darfſt es ohne Scheu, ohne Erröthen, theure Georgine, entgegnete ſanft die Matrone. Mein Sohn war frei, war getrennt von ſeiner herriſchen überſtolzen Reneira, du warſt frei, beide verletztet ihr kein drittes Anrecht, ihr liebtet euch wahrhaft, ihr wolltet euch vermählen, nur wenige Hinderniſſe waren noch zu beſeitigen, dein Vater, der dir den Gemahl ſchon auserſehen, wollte noch nicht einwilligen, ihr erlagt dem Sturme eurer Leidenſchaft, wie Tauſende vor und nach euch, es wäre Alles noch in das rechte Geleiſe gebracht worden und dein Bewerber, der Großſchatzmeiſter von Irland, hätte dir entſagen müſſen, da ſtarb mein armer Sohn Johann Albert auf ſeinen Gütern in Norfolk, und du, Aermſte, wurdeſt als heimlich verlobte Braut ſchon Wittwe. Mir war es eine traurige, aber eine ſüße Pflicht, dich ganz unter die Flügel meines Schutzes und meiner Liebe zu nehmen, und Schloß Varel lag ſo einſam und ſo fern von London, und du warſt bei mir zu Beſuch auf lange Zeit, und ich konnte unſeres Schmerzenskindes mich annehmen. Dann war ich ſelbſt es, die dir anrieth, deine Trauer zu bannen, dein Herz ſtark zu machen, dem Willen deines Vaters Gehorſam zu leiſten und die Hand des Mannes anzunehmen, der ſich mit glühender Neigung um die Gunſt der gefeiertſten Schönheit Londons bewarb und ſtatt einer Grafenkrone mit einer Herzogskrone dein Haupt ſchmücken wollte. Du warſt nicht nur ſchön, über alle Maßen ſchön, meine theure Georgine, du warſt auch klug, du bezwangſt dein Herz, folgteſt meinem mütterlichen Rathe und biſt noch immer, nachdem zwanzig Jahre ſeit deiner Vermählung vergangen ſind, eine ſchöne, bewunderte, beneidete und eine glückliche Frau!

O, ich weiß, welche Fülle von Liebe, Güte und Großmuth ich Ihnen danke, beſte Mutter! erwiederte Georgine voll tiefer Rührung. Und Ludwig? fragte ſie leiſe, von Neuem erglühend.

Ich habe einen Brief, antwortete die Gräfin, doch nicht du allein ſollſt ihn hören; es ſchlägt noch ein Herz unter dieſem meinem Dache, das Theil an ihm nimmt, das ihn in Gedanken begleitet. Der Knabe würde von Glück ſagen können, wenn junge Herzen ſo voll Liebe für ihn ſchlügen, wie hier zwei ältere und mein — uraltes.

Das ewig friſch und jung bleibt!

Iſt Schmeicheln geiſtreich, meine geiſtreiche Georgine? Sage, das ewig treu und wahr bleibt, ſo lange nämlich dieſe irdiſche Ewigkeit noch dauert.

Nicht auch drüben, meine Mutter?

Ich hoffe, daß es ein Drüben gibt, und wenn es ein Drüben gibt, ſo denke ich nicht, daß dort ein Herz ſich ſelbſt untreu werden könne, zumal wenn es hienieden ſich und Andern treu war.

Dies Geſpräch unterbrach der Eintritt einer dritten und zwar jüngeren, ſehr zarten Frau, deren Ausſehen matt und leidend war, und die ſich von den beiden ſchon anweſenden Frauen liebevoll begrüßt ſah.

Wie iſt Ihnen, meine Beſte? fragte die Herzogin.

Jene verneigte ſich tief und antwortete mit einer matten Stimme: Nicht zum Beſten, meine Hochgnädige! Mich drückt die Winterkälte, meine Bruſt kann dieſe Luſt nicht ertragen, und meine Nerven ſind ſtets in fieberhafter Erregung.

Meine arme Ottoline! ſprach mit Theilnahme die Reichsgräfin. — Bitte, meine Damen, laſſen Sie ſich nieder! Es iſt betrübend, daß der Schöpfer es für uns arme Menſchen ſo eingerichtet hat, daß die Freude nur einfach iſt, nur geiſtig, aber der Schmerz doppelt, geiſtig und körperlich.

Oh, theure Großmutter! entgegnete mit einem Seufzer deren jugendſchöne aber bleiche Enkelgemahlin: auch die körperliche Freude iſt da, wer ſo glücklich iſt, ſie zu beſitzen, wir haben nur ein anderes Wort dafür, es iſt die Geſundheit. Wir ſind uns ihrer nicht bewußt, ſo lange wir ſie ungeſtört beſitzen, wir denken kaum an ſie, aber ſo bald ſie uns verläßt, ja wenn ſie nur uns zu verlaſſen droht, da möchten wir mit tauſend Banden die entfliehende halten und an uns feſſeln.

Die alte Reichsgräfin ſuchte dem Geſpräch wie den Gedanken ihrer geliebten Verwandten andere Richtung zu geben, und wußte es geſchickt ſo zu lenken, daß auf Ludwig die Rede kam, indem ſie erſt Windt's und Doorwerth's, dann des Erbherrn und ſeines Vetters William, des Vice-Admirals, der zur Zeit auch ein Gaſt ihres Hauſes war, beiläufig erwähnte, dann ſeinen Namen nannte, und mit heimlicher Freude ſich daran ergötzte, wie bei dieſem Klange auf Ottolinens bleiche Wangen ein ſanfter Roſenſchimmer flog, und die Herzogin ihre Blicke erglühend ſenkte. Da ſie nun inne hielt und die Letztere es nicht über ſich vermochte, auch nur einen Laut zu äußern, um nicht ihr Gefühl vor der in ihr Geheimniß durchaus nicht eingeweihten Enkelin der Reichsgräfin blos zu geben, ſo war Ottoline faſt genöthigt, das Wort zu nehmen, und fragte mit ſanfter Theilnahme: Wie geht es dem jungen Herrn und wo weilt er jetzt?

Das war es, was die Matrone gewollt; ſie nahm den ſchon bereit liegenden Brief, entfaltete ihn und ſprach: Es geht ihm ganz gut, und er würde für dieſe freundliche und gnädige Frage ſehr dankbar ſein, wenn er ſie ahnte. Er iſt jetzt zum zweiten Male in Paris.

In Paris? fragten wie aus einem Munde die Herzogin und die Erbherrin.

Ja, in Paris, und werde ich gefragt, wie er dahin kam, ſo dürfte dieſer Brief zur Löſung dieſer Frage wohl das Meiſte beitragen.

O, gewiß, beſte Gräfin! theuerſte Großmutter! riefen Georgine und Ottoline, und die Reichsgräfin ſprach wieder: Mein geliebter Enkel hat mir bisher ſtets auf das Treulichſte von ſeinem Ergehen Nachricht gegeben, von dem Tage an, an welchem er in Varel von mir ſchied, bis zu der neueſten Zeit. Mein Blick konnte ihn überall finden, auf der Meerfahrt am Bord der „vergulden Roſe“ bis Amſterdam, wie im Hauſe des reichen Handelsherrn Adrianus van der Valck, wo er mit ſeinem Vetter ſich verſehnte.

Ja, ſie verſöhnten ſich, dachte Ottoline mehr, als ſie es ſprach: und ich mußte ſo tief und bitter und ſchmerzlich leiden über den

Zwiſt der Männer, daß mir faſt das Herz darüber brach, und halb — iſt's ja ohnehin gebrochen. Ich bin noch nicht wieder geſund und noch nicht wieder froh geworden, ſeit ich aus dem Falken von Kniphauſen trank, ach, in jenem Tranke lag gewiß ein Zauber!

Wie Ludwig dann, fuhr, ohne auf Ottolinens Bewegung zu achten, die Reichsgräfin fort: unter falſchem Namen nach Paris reiſte, nachdem er Windt getroffen, wie Beide vergebens ſich bemüht, für mich Günſtiges zu bewirken, wie ſie aus mancherlei drohender Gefahr ſich retteten, und begleitet von ſeinem Freund und deſſen Geliebter nebſt einem ſchönen Kinde nach Doorwerth eilten. Wie jene ſchöne Frau mit ihren ſanften Augen ihn ſtets an dich, meine Ottoline, erinnere, wie er ſich abſorge um dein Wohlſein, wie ſeine Gedanken fort und fort um Schloß Kniphauſen flögen, gleich den Raben um die Warte von Kiphauſen droben im deutſchen Harzgebirge, unter der eine holdſelige Prinzeſſin, des Kaiſers Bartaroſſa zauberſchöne Tochter, in den Banden magiſchen Schlummers ruhen und träumen ſoll. Er hat das gar ſchön auszumalen gewußt, der liebe Knabe. Er malt gut und treffend.

Es muß ſehr ſchön ſein, ſchaltete Georgine faſt ſchwärmeriſch ein: in der Ferne ein ſo junges unentweihetes Herz zu wiſſen, das an uns verehrend denkt, vielleicht mit voller hingebender Liebe denkt.

Ottoline ſchwieg, doch konnte ſie ihre innere Bewegung nicht verbergen. Charlotte Sophie nahm den geöffneten Brief und las:

„Meine theuerſte, geliebteſte Großmutter!

„Die letzten Briefe, die ich Ihnen aus Doorwerth ſandte, ſchilderten Ihnen mein und meiner Freunde dortiges Leben, die angenehmen und ſchönen Bekanntſchaften, die ich dort gemacht, die kurze Reiſe, die ich in Begleitung meines Leonardus eine Strecke rheinaufwärts auf der deutſchen Seite vornahm, um ihn und meine Freundin Angés mit dem wunderholden Kinde zu geleiten."

„Ich reiſte mit Leonardus in Geſellſchaft des niederländiſchen Geſandten hierher nach Paris und arbeite jetzt unter ihm, ich geſtehe, daß dieſe Arbeit mir ungleich beſſer zuſagt, als das zu Pferde ſitzen und Umherreiten ohne rechten Zweck und Nutzen, wie wir es in und bei Doorwerth treiben mußten, ſo lange wir uns im Corps des Vetters Wilhelm Guſtav Friedrich befanden. Haben Sie Nachricht von deſſen Frau Gemahlin, o, ſo theilen Sie mir dieſelbe recht bald mit, möge dieſelbe günſtig lauten! Täglich denke ich ihrer und beklage ſtets aufs Neue ſchmerzlich, daß mir kein Wiederſehen vergönnt ward, vielleicht auch nie vergönnt ſein wird.“

Wahrſcheinlich nie, wenn nicht drüben! ſeufzte Ottoline vor ſich hin: denn die Tage deiner Freundin ſind gezählt, du lieber ſeelenguter Ludwig!

„Ueber das hieſige Leben kann ich nicht viel ſchreiben, und darf es auch kaum. Dem geſammten Geſandtſchaftsperſonal iſt ſtreng unterſagt, ſich mündlich oder ſchriftlich über Frankreichs Politik zu äußern, oder Mittheilungen nach Außen zu machen, die nicht auch in den Zeitungen ſtehen. Jedenfalls leſen Sie den Moniteur hochverehrte Großmutter, der enthält die Quinteſſenz aller Ereigniſſe.“

„Unſere Geſandtſchaft hat den Zweck, zwiſchen Frankreich den Frieden zu vermitteln, und der Erbſtatthalter hat dazu dem Miniſter die ausgedehnteſten Vollmachten ertheilt; allein ich fürchte, daß die günſtigen Anerbietungen Hollands nicht mehr genügen, und daß Pichegru Alles aufbieten wird, um vorzudringen und Holland zu unterwerfen, dann wird wohl Friede werden, denn die Neigung zum Frieden geht jetzt durch die meiſten Cabinette Europa's. Viele aber werden auch leiden; ich fürchte ſehr für meinen Vetter, den Erbherrn. Alles, was er dem Vaterlande und der treuen Anhänglichkeit an den Erbſtatthalter und den Erbprinzen zum Opfer gebracht hat, wird verloren ſein, ja ſelbſt ſeine Freiheit iſt bedroht. Ihr zweiter Enkel, beſte Großmutter, Graf Johann Carl, iſt zur Zeit, wo ich dies ſchreibe, Statthalter in Utrecht — ich fürchte ebenfalls, daß dieſe Statthalterſchaft nur von ſehr kurzer Dauer ſein wird. Der Vice-Admiral ſoll, wie ich vernahm, ſich jetzt in Hamburg aufhalten; ſollte dies der Fall ſein, ſo wird er ohne Zweifel bei Ihnen, wohnen, und dann bitte ich gehorſamſt, ihn freundlich zu grüßen. Er iſt ein jovialer Mann, der mir Achtung und Liebe abgewonnen hat, trotz ſeiner Neigung zu Spott und Satyre.“

„Die Pariſer Luft, die freilich vielen Leuten in dieſen Zeiten nicht zuſagte, behagt auch mir nicht, beſte Großmutter. Ich fühle mich

lich krank, beklommen; möglich auch, daß es noch Folge der ſpät-
llichen Sumpfluft iſt, die in Doorwerth mich umwehte. Mein
, den ich auf Anrathen meines Chefs und auf Leonardus Drän-
befragte, ſagte mir, ich müſſe Seeluft athmen, die würde mich
n.“

Seeluft! Seeluft! ich weiß eine ganz andere Luft, in deren reiner
re ich mich geſund baden würde!“

Unſer Liebling ſchwärmt, bemerkte lächelnd die Vorleſerin,
die Herzogin ſagte: Schreiben Sie ihm, theuerſte Excellenz,
lle nach England reiſen, da kann er Seeluft genießen und Ge-
luft, ſenden Sie ihn in unſere Grafſchaft, in deren blühenden
n.

In die Nebelforſte und Marſchen Ihres Dartmoor? fragte Otto-
beſorgt.

Nein, auf unſer Schloß Chatsworth, erwiederte die Herzogin:
will ich ſelbſt ihn bewirthen, und Sie mit, meine Gnädige,
Sie meiner Einladung nach jener meiner ſchönen Heimath
leiſten wollen.

Mir wäre eine ſolche Veränderung des Klima's vielleicht ſehr
n, warf Otteline unbefangen hin. Die Reichsgräfin ſprach lächelnd:
n Sie ſich, liebe Enkelin, mit dem Beginn des Frühjahrs unter
Schutz Ihrer Freundin, und wenn Sie wollen, auch unter den
s Vice-Admirals, und beſuchen Sie einmal unſere Verwandten in
nd. Ich aber muß unterthänig für Ihre freundliche Einladung dan-
ſte Herzogin! Sehen Sie mich altes Wrack nur einmal recht an. Sollte
ch einmal in See gehen? Unter welcher Lebensflagge ſollte ich ſe-
Mein Segeltuch heißt Todtenhemd, mein Schifflein Sarg, und
Anker, der wird zum Kreuz über meinem Grabe. Doch, vel-
wir den Brief unſeres Ludwig:

Die geſellſchaftlichen Zuſtände ſtehen hier unter dem Gefrier-
faſt hätte ich geſagt, durch alle Klaſſen, was ein großer Fehler
ſeits geweſen wäre, denn hier gibt es keine Klaſſen mehr. Die
he Handelsſperre, das unfruchtbare Jahr, der ſtrenge Winter
en allgemeinen Mangel. Das ſo heißblutige Paris hungert und

ſriert jetzt. Die Waarenpreiſe in Beziehung zu den Aſſignaten ſtehen etwa ſo: ein Louisd'or in Gold iſt ſechzehn- bis achtzehntauſend Livres werth, nämlich ſtets in Aſſignaten; ein paar Schuhe koſten zweitauſend, eine Flaſche Wein zweihundert, ein Ei zwanzig Livres; ein Pfund Butter fünfhundert, ein Pfund Kaffee vierzehnhundert, ein Sack Kohlen dreitauſend Livres. Der Arzt, den ich um Rath gefragt habe, war ſo gütig, mir für ſeinen einzigen Beſuch nur ſechshundert Livres abzunehmen. Silbergeld iſt äußerſt willkommen, wer deſſen hat, bekommt ein Pfund Zucker gegen baar für vierzig Livres. Eine Klafter Brennholz koſtet vierundzwanzigtauſend Livres. Da wir an Gold und Silber keinen Mangel haben, ſo kommen wir leidlich durch, aber von Vergnügen, von geiſtvollen Kreiſen, von jenen ſchönen und angenehmen Vereinigungen gebildeter Menſchen iſt keine Rede mehr. Doch ich eile zum Schluſſe und küſſe meiner theuerſten Großmutter in kindlichſter Liebe und Verehrung die treuen Hände, die mich durch mein Jugendleben geleitet haben. Hier fühle ich erſt recht, was es ſagen will, den Pardiſesgarten, jener ſtillen und reinen Freuden hinter ſich zu haben.

Ihr ewig dankbarer Ludwig."

Dieſer junge Mann beſte Frau Gräfin, taugt nicht in die große Welt, äußerte Georgine. Wer in dieſen Jahren ſich in ihr nicht heimiſch fühlt, wird ſie ſpäter ſchwerlich lieb gewinnen. Laſſen Sie ihn jagen, fiſchen, Häuſer bauen und Parks anlegen, ich halte dafür, daß er dazu beſſer geſchaffen ſei.

Mit zwanzig Jahren iſt mancher junge Mann noch Nichts, verſetzte die Reichsgräfin, wenn das Leben ihn nicht recht zeitig in ſeine rauhe Schule nahm. Das war bei meinem jüngſten Enkel nicht der Fall, ich will es nur eingeſtehen, ich verzog ihn. Ich führte ihn nicht in die Welt der Salons ein, ſondern in die Welt der Wiſſenſchaft, der Bücher, der Alterthumskunde — ohne doch ihm hinderlich zu ſein an ritterlichen Leibesübungen. Er übte ſie, ohne an einer dieſer Künſte vorzugsweiſe Gefallen zu finden. Ich glaube, daß er nie tanzen wird, muſikaliſch iſt er auch nicht geworden, nur am Malen fand er einige Freude, und am Leſen die meiſte. Weil ich fühlte, wie mangelhaft und unvollendet noch ſeine Erziehung ſei, entſchied ich mich dafür, ihn reiſen zu laſſen, damit das Leben ihn in die Schule nehme und er

das Leben ſich ſelbſt bilde. Kaum ſetzte er den Fuß von der
elle jenes heimathlichen Schloſſes, das dort im Bilde hängt, ſo
hn auch ſchon das Leben erfaßt, aber nicht wie ich gehofft und
ſcht habe. Viel zu tief ſah er im Beginn ſeiner Laufbahn in
ſchöne Augen, die nun im Wachen und Träumen vor ſeiner
ſtehen und ihn zurückwinken nach der kaum verlaſſenen Heimath.
darauf muß er wieder in ein ſeltſames Verhältniß verwickelt
n, in welches ich noch gar nicht recht klar ſehe. Er und Windt
ben mir nicht beſtimmt darüber, aber ſo viel läßt die Erfahrung
langen Lebens mich zwiſchen den Zeilen leſen, daß ohngeachtet
hönen verbotenen Heimathaugen doch ein neuer Himmel ihm in
Augenpaar der Fremde aufging, und daß er, ohne ſich dies ſelbſt
ſtehen, ſich in ſtiller Liebe zu der Freundin ſeines Freundes verzehrt.
m iſt es ſehr gut, gut für Alle, daß jenes Kleeblatt auseinanderging.
udwig iſt zu edel, um auf Verrath gegen den Freund zu ſinnen,
Ottoline mit mühſam errungener Faſſung.

ewiß, das meine ich auch, meine Beſte, verſetzte die Reichsgräfin:
weil er edel iſt, ringt er mit ſich ſelbſt den ſtillen gefährlichen
f. Ein unedler Menſch verſucht ſein Glück, betrügt und ver-
den Freund, wenn der Gegenſtand der beiderſeitigen Flamme
icht mit Entſchiedenheit abweiſt, und geſchieht dies, nun ſo ver-
rzt er's leicht und ſieht ſich nach einer andern, vielleicht williger
entgegenkommenden Neigung um. Aber unſer Ludwig ſoll und
ſich nicht in ſolche Labyrinthe verlieren; und ich glaube, daß nur
Leitung einer edeln Frauenhand ihn auf die Pfade des richtigen
nsweges führen kann. Wie glücklich wäre ich, wie ſehr verdient
meinen Enkel würden Sie ſich machen, Frau Herzogin, wenn ihm
Ihrer Rückkehr nach England dort in Ihre Kreiſe einzutreten ver-
t würde. Das ſchwebte mir ſchon lange vor, doch wollte ich
Abſicht ihn erſt eine Zeitlang frei gewähren laſſen und zuſehen,
n ſeine Neigung ihn lenke.

Georgine fühlte, wie unendlich viel für ſie in dieſen Worten lag,
Ottoline ſo und nicht anders zu deuten vermochte, wie ſie geſpro-
wurden; die lebhafte Herzogin aber rief flammend aus: An mir,
e Ihr Enkel gewiß eine wahrhaft mütterliche Freundin finden,
en Sie ihn mir, er ſoll mit offenen Armen empfangen werden.

Sind wir doch längſt als Freundinnen vereint, und die Familien ſtehen ſich nahe, iſt doch mir und Ihrem berühmten Verwandten, dem Lord William Henry, ein hoher Name gemeinſam, der Name Cavendiſh.

Und ich will alle meine Wünſche und mein Gebet mit Ihnen vereinen, daß es ihn, den Retter meines Lebens, wie den meines Kindes, zu Heil und Segen führe, was Sie Beide vereint Gutes für Ludwig beſchließen! rief Ottoline tief bewegt aus und barg ihre hervorbrechenden Thränen in ihrem Tuche. —

Ach, nur zu ſchnell verrauſchen die ſchönen Augenblicke, in denen der Menſchen Herzen und Seelen ſich hochemporgehoben fühlen über alles Flüchtige und Vergängliche, was das Leben umgiebt, wie ein Gewand aus Erdenſtoff gebildet — auch dieſe Minuten fliegen ſchnell dahin — die Thüre ging auf und Weisbrod brachte einen Brief.

Die Reichsgräfin nahm denſelben, entließ den alten Diener mit gnädigem Winke und ſprach mit ihrer gewohnten Ruhe: Ein Schreiben Windt's; es iſt angenehm, daß nach dem, was wir ſo eben beſprochen und beſchloſſen haben, die Wirklichkeit wieder in ihr Recht zu treten begehrt, denn wir verloren uns in das Gebiet der Zukunft mehr als gut iſt. Hören wir noch, bevor wir an unſere Toilette für den heutigen Abend denken, was unſer ehrlicher Stadthagener, mein treuer Hausintendant ſchreibt. Von Formen und Formeln iſt er kein Freund, er kennt nur eine Formel, die heißt: zu Füßen, oder aux pieds. Außerdem überſpringt er alle die läppiſchen Schnörkel der gedruckten Briefſteller, drückt ſich aus, wie er ſpricht, und ſtets ungemein verſtändlich, ja bisweilen ſelbſt draſtiſch. Dabei hat er einen völlig klaren praktiſchen Blick in die Verhältniſſe, die ihn umgeben. Nun, Sie vernahmen ja ſchon ſein Lob aus meines Enkels Brief. Wir werden gleich ſehen, was ſich zur Mittheilung eignet.

Die Reichsgräfin öffnete den Brief und las abwechſelnd bald leiſe für ſich, bald laut, den Inhalt ihren Freundinnen vor. Leider lauteten die Nachrichten nicht ſehr erfreulich, wie denn überhaupt in jener Zeit Erfreuliches faſt von keiner Seite her zu erwarten war. „Daß mein Neſt ausgeflogen und leer von ſeinen liebſten Bewohnern, wiſſen Ihre Excellenz bereits, nur die Unlieben blieben nebſt meiner braven Jule. Ich ſah die ſchöne junge Frau Angès, wahrſcheinlich Wittwe, mit dem himmliſchen Kinde nicht ohne Wehmuth ſcheiden. Das kleine Mädchen iſt ein Engelskind! Es hat Kräfte, Artigkeit und Verſtand weit über ſein Alter hinaus. Es iſt ein Glück, daß ſie fort ſind, lieb iſt mir auch, daß der junge Herr Graf und Herr van der Valck weg ſind, denn als Hauptleute waren beide nur ein fünftes Rad am Wagen, und es herrſcht bei mir fortwährend eine gräuliche Verwirrung und wird von Tage zu Tage ſchlimmer. Ich ſitze, wie ein züngelnder Wappenlöwe, als Thorwächter in einer Trophäe zwiſchen eitel Pauken, Spießen, Trompeten, Standarten und Hellebarten.“

5. Die Emigranten.

Die fernere Mittheilung aus Windt's Brief wurde durch Weisbrod's Wiedereintritt unterbrochen, welcher abermals mehrere Briefe und Karten brachte. Die Mehrzahl dieſer Billets war franzöſiſch geſchrieben; Baron von Binder bezeugte ſeinen Reſpect und bedauerte, mit ſeiner Frau abſagen zu müſſen. Frau Gräfin von Schimmelmann ſchrieb: „Empfangen Sie unſere Entſchuldigung, daß wir nicht die uns zugedachte Ehre genießen können, an Ihrem Zirkel Theil zu nehmen. Meine Schwiegertochter leidet an den Folgen einer heftigen Erkältung und dies hält uns zu unſerem großen Bedauern ab, in die Stadt zu fahren; ich erſehne aber mit Ungeduld den Augenblick, Ihrer Excellenz die Gefühle meiner größten Ergebenheit zu wiederholen, mit welchen ich — und ſo weiter.

Und hier noch — ein verſiegeltes Billet — ah, von unſerem ehrwürdigen alten Legationsrath und markgräflich badenſchen Hofrath, was ſchreibt doch der? „Gnädigſte Frau Gräfin Excellenz! Ihre Güte entſchuldigt wohl mich alten Mann, wenn ich mit gehorſamem Danke auf Hochdero gnädige Einladung verzichte. Ich tauge nicht mehr in die Kreiſe der heutigen Welt. Der Kreis, in welchem Sie ſo gnädig ſind, mich dulden zu wollen, beſteht, wie ich höre, aus Perſonen, deren Unglück mir gewiß heilig iſt, ohne daß ich aber die Vergötterung billigen kann, welche die Deutſchen ihnen, den Ausländern, den Flüchtlingen, angedeihen laſſen. Ich müßte mir ſelbſt untreu werden, denn was ich einſt ſang, iſt noch heute das Wort meiner Ueberzeugung:

Dem Fremden, den ihr vorzieht, kam's
Nie ein, den Fremden vorzuziehn;
Er haßt die Empſindung dieſer Kriechſucht,
Verachtet euch
Weil ihr ihn vorzieht. —

Dieſe Worte dürſten mir ſchwerlich vergeben werden, wenn ich mich immer noch zu denſelben bekenne. Mit der tiefſten Verehrung!"

Nun, das iſt ſtark! rief Georgine aus. Wer iſt dieſer kühne Mann?

Es iſt Deutſchlands größter Dichter — es iſt, unſer Klopſtock, antwortete Otteline.

So iſt es, beſtätigte die Reichsgräfin. Wieder ein Typus des ächten deutſchen Gelehrten, gerade wie mein Abbé Eckhel in Wien, gerade durch, ſtarrköpfig, liebenswürdig und zu Zeiten ſehr — wahrhaftig.

Die Reichsgräfin nahm nach dieſer Unterbrechung Windt's Brief wieder auf und fuhr fort darin zu leſen.

„Die beiden Grafen du Boutier, nach denen Excellenz ſich bei mir erkundigen, befinden ſich zur Zeit zu Schloß Brunsberg bei Zütphen, unter dem Schutze der Legion Rohan, von wo ſie ſich nach Hamburg begeben werden; vielleicht ſind ſie ſchon dort. Es iſt ſehr gefährlich, ſich mit Emigranten in irgend eine Verbindung einzulaſſen, und die Carmagnolen ſind auf nichts ſo wüthend und erbittert, als auf ſie und wer ihnen Vorſchub leiſtet. Ich ſage es Excellenz gerade heraus, ich bin kein Emigrantenfreund. Das Betragen dieſer Leute iſt die verkörperte Anmaßung und ihre Belohnungen für erwieſene Dienſte beſtehen nur aus Undank. Ich habe ſie im Kaſtell gehabt und habe nur eine einzige Ausnahme zu rühmen, dieſe machte ein junger, ſehr ſchöner Prinz von Condé."

„Durch den hannover'ſchen Feldpoſtmeiſter, frühern Secretär bei Graf Walmoden, erhalte ich die Hamburger Zeitung, ich kann aber mittheilen, daß alle die hieſigen Vorfälle darin ganz unwahr und falſch angegeben und des Leſens unwerth ſind. Graf Walmodens Gemahlin wollte erſt in Arnhem in Brantſens Hauſe Wochenbett halten, wird ſich aber nun nach Osnabrück begeben."

„Ich bin ſo mit Fremden und Geſchäften beſetzt und beladen, daß
kein Quartiermeiſter bei der Armee im ſtärkeren Grade ſein kann.
ter den Jägern von Hompeſch habe ich einen Theil der heſſiſchen
illerie, hundertvier Pferde und vierzig Mann gehabt. Ohnlängſt
zwiſchen den heſſiſchen Dragonern von Prinz Friedrich und den
ten engliſchen Dragonern ganz in unſerer Nähe eine blutige
aque vor; Letztere hatten acht Todte und vierzehn Verwundete."

Das iſt ja entſetzlich, rief Georgine: wenn die Verbündeten
ander ſelbſt bekämpfen!

Die Reichsgräfin las weiter:

„Man bricht ſich die Hälſe um eine einzige Bauernhütte, während
dem Feinde die vollſte Eintracht herrſcht."

„Prinz Ernſt Auguſt von England war zum öftern hier, er hat
h gerne bei ſich und ſprach viel vom Frieden. Vom Commandanten
holländiſchen Garde, die hier lag, erhalte ich fortwährend die
undſchaftlichſten Briefe und Dankſagungen, auch von Amſterdam aus
erlei Lebensmittel, ungeheuere Paſteten, Liqueure, Citronen; der
mmandant der Jäger von Hompeſch, Major Baron von Pheilitzer
s Kurland, hat mir Büſchings Erdbeſchreibung in prächtigem Einband
ehrt; die Emigranten hingegen, die mir die meiſte Laſt gemacht
ben, ſind undankbare Menſchen und drücken die Ohren auf den
als. Um unſere Truppen ſieht es trübſelig aus, ſie ſtehen bis über
Kniee im Moraſt und Eis, und Holland iſt in Nöthen, wie das
prichwort ſagt."

„Dem Prinzen Ernſt Auguſt habe ich die Infamie begreiflich
macht, eine Batterie gerade dem Kaſtell gegenüber anzulegen und
n bewieſen, daß es eine Thorheit ſei, den Rhein auf dieſe Weiſe
rtheidigen zu wollen. Zum Glück hat die Kälte alle Arbeiten
hindert, und ſie waren auch völlig überflüſſig, denn es iſt ſchnell
nders geworden, wie ein Handumwenden. Die Kälte, wie ſich ei-
r ähnlichen Niemand erinnert, nimmt jeden Augenblick zu; ſie
ird die beſte Friedensgeſandtſchaft ſein. Gott gebe es! Haben
die Engländer bei uns ſchlimm gemacht, ſo machen es die Oeſter-
icher noch toller. Den alten Landdroſten Rhencke van Parkeloes
aben ſie in ſeinem eigenen Hauſe ſchier todt geſchlagen. Sieben
enſchen wurden an einem Morgen auf den Straßen in Arnhem todt

gefunden. Das ſchöne neue Kaſtell zu Lune iſt mit allen Nebengebäuden bis auf den Grund niedergebrannt; Tag und Nacht ſehen wir Häuſer brennen. Die Krieger ſind durch Mangel und Kälte zur Verzweiflung gebracht. Ich hatte neulich neunhundert Mann und ebenſo viele Pferde unterzubringen; alle Vorräthe gehen zu Ende, ich muß bei Ihrer Excellenz um ein Stück geräuchertes Fleiſch betteln."

„Mit allen Friedensgerüchten war es nichts; die Geſandtſchaft des Herrn Brantſen nach Paris iſt eine fruchtloſe und vergebliche geweſen; der Feind hat ſich Meiſter gemacht vom Bommeler Weerd. Und welcher Feind! Der franzöſiſche General Daendels, ein Parteigänger an der Spitze von ſiebentauſend Holländern und Brabantern, lauter Patrioten, die für den Feind ihr Vaterland erobern. Man fuhr über die Wahl und den feſt zugefrorenen Rhein unter Wageningen mit ſechsſpännigen Geſchützen und den ſchwerſten Packwagen. Unſere ganze Armee brach dorthin auf, Prinz Ernſt Auguſt kam noch einmal hierher, ſpeiſte und nahm Abſchied; er ſteht an der Spitze des zweiten Regiments hannoverſche Kavallerie und führt es nach Amerongen. Er iſt voll Feuer und Eifer, obgleich er ſchon einen lahmen Arm bekommen hat; ich mußte ihm die Hand darauf geben, daß ich ihm hier ein Zimmer bereit halten wolle, er möge geſund oder verwundet zurückkommen. Der Feind iſt guter Dinge und hat ſich wieder verproviantirt, auf unſerer Seite aber iſt Nachläſſigkeit und Verwirrung an der Tagesordnung. Entweder will man es ſo und nicht anders haben, oder es müſſen in manchem Hirnkaſten viele Schrauben los ſein, oder mein Verſtand iſt ſo klimperklein, daß ich von Allem gar nichts mehr verſtehe, welches wohl das Wahrſcheinlichſte iſt. — Unſer Erbherr eilte ſogleich, als die üble Nachricht kam, nach Gorkum; von da aus, von Geldermaalſeen aus und von Heſſel aus ſollte nun der Feind durch drei Heerſäulen holländiſcher, engliſcher und heſſiſcher, darmſtädter und hannoverſcher Truppen zugleich angegriffen werden, aber die engliſche Colonne kam zu ſpät. Die Franken ſind vor den Thoren von Arnhem, ich ſehe ſchon ihre Vorpoſten in unſeren Feldern herum reiten, bald werden ihre Kanonen unter meiner Naſe feuern. Es geht gräulich zu und wird noch ſchlimmer. Das Herz im Leibe blutet mir über das Elend der Menſchen; wenn ich weggegangen wäre, ſo wäre die Herrlichkeit jetzt eine Einöde. Die Leute ſehen, was ich für ſie thue und theilen ihren letzten Biſſen mit mir; ſo eben geht ein Bauer von mir, der gab mir ſein letztes halbes Brod und fünf Eier, weil ſie wiſſen, daß wir an Allem Mangel leiden. Solche Leute zu verlaſſen, wäre himmelſchreiend. Ich lege mich zu Füßen."

Die Reichsgräfin endete und Gräfin Ottoline beurlaubte ſich von den beiden Damen. Nach ihrem Weggang ſagte die Matrone zu ihrer Freundin, der Herzogin: Ach, liebſtes Kind! Da ſteht noch eine ſchlimme Nachſchrift, die durfte Ottoline nicht vernehmen, es hätte ſie niedergeworfen. Hören Sie die Hiobsbotſchaft!

„Man ſpricht für gewiß, daß demnächſt Pichegru in Utrecht einziehen und dann ſtraks auf Amſterdam losrücken werde, daß unſere Flotte im Texel ſitzt und eingefroren iſt, daß die Stelle des Erbſtatthalters, welcher bereits flüchtig ſein ſoll, aufgehoben ſei und dieſer für ſich und den Erbprinzen auf ſeine Würde Verzicht leiſten werde und müſſe — und endlich — erſchrecken Sie nicht — ſoll der Erbherr gefangen genommen und nach der Citadelle Woerden abgeführt werden ſein."

Großer Gott! rief die Herzogin erbleichend.

Mein armer Enkel! ſeufzte die Reichsgräfin. Und mit dieſer Nachricht, mit dieſen Gefühlen im Herzen gebe ich heute den royaliſtiſchen Emigrées grande Assemblée. —

Der Abend war da und die Säle ſtrahlten; die Verſammlung fand ſich ein, zahlreich und glänzend — es ging ein widerlicher Moſchusduft durch die Räume, als lägen hier hundert Kranke in den letzten Zügen. Dieſen ganz abſcheulichen Geruch fand damals die vornehme Welt, beſonders die Frauenwelt, außerordentlich ſalonwürdig und angenehm.

Alles glänzte in der koſtbaren Pracht der Friſuren, Coiffüren und der großen Trauer-Toiletten; man trug im Haar hochemporſtehende ſchwarze Marabuts oder auch Blumen aus ſchwarzer Wolle; das Haar war in große Locken gepufft, mit Perlen durchflochten, auch wohl mit kleinen turbanförmigen leichten Kopfzeugen bedeckt und gepudert, oder zeigte auch kleine mit ſchwarzen Steinen beſetzte Diademe. Die Damen trugen an dunkeln Schnüren übergroße Medaillons, welche meiſt unglückliche Zeitgenoſſen und Perſonen der ermordeten Königsfamilie Frankreichs darſtellten. Die Taillen waren von mehr als bäueriſcher Unform, von einer faſt fabelhaften Kürze und die ſchönen herrlichen Formen des weiblichen Oberkörpers erſchienen in dieſer Verkürzung als ein auffallender Gegenſatz zu dem endlos lang erſcheinenden Unterkörper. Die Kleider und Roben ſelbſt waren nicht ohne Geſchmack verziert und garnirt, doch herrſchte in ihren Stoffen das Kleinblumige vor, was zu großen und füllereichen Geſtalten nicht paßt. Die Tracht der Herren war die bekannte des Zeitalters, bei den Deutſchen mehr einfach, bei den Franzoſen mehr als je geſucht und auffallend, als wolle man den guten Deutſchen ſo recht bemerklich machen, was Mode ſei. Die Herzogin trug ſich nach altengliſcher Weiſe, ſie trug noch eine Art Reifrock, hatte die wundervollſte Taille, eine Büſte zum Anbeten, ſtrahlte von Juwelen und überſtrahlte alle, ſelbſt die jüngſten Damen, an Glanz und Pracht ihrer äußeren Erſcheinung. Viele Franzöſinnen blickten mit Neid auf die ſchöne Tochter Albions, und Georgine ſchien in Wahrheit die ihr in Ueberfülle dargebrachten Schmeicheleien zu beſtätigen, daß ſie einer Fee gleiche, die aus einer andern Welt herabgeſchwebt ſei, um Alles zu bezaubern, was gewürdigt ward, ſich ihres Anblicks zu erfreuen.

In den glänzenden Kreis der Geladenen traten zuletzt die Angehörigen der Königsfamilie Frankreichs, die der Zufall oder eigene Wahl auf kurze Zeit in Hamburg vereinte. Sie traten auf, nicht wie aus ihrem Vaterland Vertriebene, nicht wie geächtete Flüchtlinge, ſondern mit allem Pomp eines regierenden Hofes — grand cortège — ein Heer von Kammerdienern voraus, eine Schaar hoher Militärperſonen, Adjutanten und Gardeoffiziere — dann nach einer Pauſe der Graf von Artois, an ſeinem Arme führend ſeine Nichte Marie Thereſe, des enthaupteten Königs Tochter, vermählte Herzogin von Angoulême; dieſem Paare folgte der Herzog Ludwig von Angoulême, der Gemahl der vor ihm Gehenden, am Arm die Gemahlin des Grafen von Artois, auch eine Marie Thereſe, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien. Nach dieſen erſchien Louis Heinrich Joſeph von Bourbon, Herzog von Condé, an ſeinem Arm die reizende Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort, und dem Paare auf dem Fuße folgte ohne weibliche Begleitung ein ſchöner, junger, ſchlanker Herr in reicher Militärtracht, dem ein etwas älterer Herr, ebenfalls in kriegeriſchem Waffenſchmuck, aber mit Zeichen der Trauer, zur Linken ging. Dieſer Letztere war der ächſte Verwandte der Reichsgräfin, war Charles Bretagne Marie oſeph Herzog von Tremouille, Prinz von Tarent und Talmont; r ſtand im Heere des Herzogs von Condé, das er mit ihm auf kurze Zeit verlaſſen hatte, und die Abzeichen ſeiner Trauer galten ſeinem Vater, dem Herzog Auguſt Philipp, dem tapfern Vertheidiger des Königthums, der früher als treuanhänglicher Adjutant des Grafen on Artois manchen Sieg in der Vendée erfochten hatte, endlich aber ls Cavallerie-General an der Spitze der kriegeriſchen Vendéer in Gefangenſchaft gerieth und ſeine Treue gegen das Königshaus mit em Tode büßte. Kein Wunder, daß der junge Prinz von Talmont rnſt einherſchritt, und daß man ihm anſah, er komme nicht in dieſen Kreis, ſich und Andere zu erfreuen, ſondern er folge dem Zwang es Herkömmlichen wie des Dienſtes, der ihn an einen Prinzen aus öniglichem Blute bannte.

Die Aſſemblée hatte ihren Gang, die Franzoſen zeigten ſich eif und förmlich, in jedem Geſicht lag der peinliche Ausdruck, ls ſuche daſſelbe etwas, das vermißt werde und nicht zu finden ſei. Waren es die Räume des Louvre, oder der Tuilerien, waren es die Zimmer der Schlöſſer von St. Cloud, St. Germain, Fontainebleau der Verſailles, die hier geſucht und nicht gefunden wurden? Sehnte man ſich hier unter Hamburgs Himmel in das idylliſche Schäferdörfen von Klein-Trianon zurück? Wer vermochte dies zu ſagen, wer onnte im Innern ſo vieler Perſonen leſen? Man ſprach, man ächelte fein, man ſchmeichelte, man witzelte und erging ſich auch zum Theil in hohlen Phraſen.

Der Graf von Artois wandte ſich an die Reichsgräfin mit dem hmeichelhaften Kompliment: Frau Comteſſe! Ihr Hotel iſt la France — ah — la France iſt im Hotel d'Aldenbourg zu Hamburg.

Ein Höfling, einer der Voutier's, ſchnappte dieſe fade Schmeichelei uf und wiſperte ſie weiter; ſie ging durch alle Zimmer, von Mund u Mund, wie der Orakelſpruch eines Propheten. Man beſprach llerdings auch vielfach die Ereigniſſe der Zeit, aber ſtets aus einem inſeitigen, meiſt falſchen Geſichtspunkt, betäubt von dem Schwindel nerfüllbarer Hoffnungen, in die man ſich einwiegte, triumphirend ber die Volksaufſtände, die in Paris der Hunger hervorrief, und in ieſen Aufſtänden die Strohhalmen einer erfolgreichen Reaction erblickend, an die man ſich zu klammern verſuchte. Daß bei dem furchtbaren Mangel an baarem Gelde und Lebensmitteln die Abgeordneten des National-Convents ihre Diäten auf 36 Livres erhöhten und dadurch die geld- und beſitzloſe Menge gegen ſich aufbrachten, wurde voreilig genug als ein gutes Zeichen baldigen Umſchlags gedeutet.

Die alte Reichsgräfin ließ jetzt auf goldenem Teller ein Käſtchen herbeitragen, welches von dem reinſten durchſichtigen Bernſtein gefertigt und mit Purpurſammt ausgefüttert war, und als ſie es öffnete, erblickten die um ſie Verſammelten eine Anzahl einzelner, mit einem ſchwarzen ſchmalen Seidenbändchen gebundener greiſer Locken.

Sehen Sie hier, meine allerhöchſten und allergnädigſten Gäſte, ſprach die Matrone mit Ernſt und Würde: eine geweihte Reliquie, über welche freilich nicht der Papſt ſeinen Segen geſprochen hat. Sie iſt geweiht mit dem Blute des geſalbten Hauptes, das dieſe Locken trug, dieſe Locken, die einſt blond waren, und die der Kerker in kurzer Friſt weiß färbte. Eine treue Hand ſetzte ſich in den Beſitz dieſes Haares und übergab es der meinen, und die meinige ſoll nicht weniger treu befunden werden. Sie alle, meine hochverehrteſten Verwandte und Freunde, deren gemeinſame Abſtammung aus dem uralten Königshauſe Capet Sie dem Hauſe Bourbon verbindet, ſollen von mir, wie von ihr, der Unvergeßlichen, eine dieſer Locken zum Andenken empfangen; es iſt das Haar Ihrer unglücklichen Königin, es iſt das Haar Marie Antoinettens von Frankreich!

Jede einzelne Locke lag in einem großen goldenen Medaillon zwiſchen zwei feingeſchliffenen ovalen Platten von Bergkryſtall hermetiſch verſchloſſen, und in das Gold am untern Rande war auf der einen Seite die Chiffre **MA** und darunter die verhängnißvolle Jahrzahl, auf der andern aber der einfache Namenszug der Geberin, wie ſie gewöhnlich zu unterzeichnen pflegte, und die Jahrzahl 1795 eingegraben.

Prinz Talmont ſtand bei der Reichsgräfin und bei Georgine, und ſprach ernſt über die ernſte Zeit. Georgine, welcher im hohen Grade die Schattenſeite der Emigranten aufgefallen war, die bei dem Prinzen Talmont wenig, und noch am Wenigſten bei dem jüngeren Prinzen Condé hervortrat, bekämpfte die eitle Selbſttäuſchung, welcher die Emigranten ſich hingaben, indem ſie ſagte: Ich muß Ihnen eine Stelle unſeres Thomſon mittheilen, mein Prinz, nicht um Ihr Gefühl zu verletzen, oder irgend einem Würdigen damit weh zu thun, das ſei ferne; aber im Allgemeinen iſt auf Ihre geflüchteten Landsleute jenes Dichterwort anwendbar, welches lautet: „Wo biſt du, lügenhafte Eitelkeit? Ihr immer lockenden, ihre immer täuſchenden Wünſche, wo ſeid ihr und was Anders erreichtet ihr, als Beunruhigung, Kummer und Gewiſſensbiſſe? Ach und dennoch, ſchwer niederbeugender Gedanke! iſt kaum ein Auftritt des gaukleriſchen Trugſpiels abgeſpielt, ſo erwacht aufs Neue der getäuſchte Menſch aus kurzem Schlummer, geſtärkt von neuer Hoffnung, zu des ſchwindelvollen Kreislaufs abermaligem Beginn."

Ihr Thomſon iſt ein demokratiſcher Viſionär, erwiderte Prinz Talmont: er hat ja die liebe Freiheit in einem Lehrgedicht beſungen, daraus ſich noch viel Anderes gegen uns würde anführen laſſen. Erlauben Sie mir aber, Frau Herzogin, Ihnen auf Ihres Dichters Worte mit denen eines franzöſiſchen zu antworten, der mit ungleich weniger Worten das ausdrückt, was wir alle fühlen, die wir im Unglück und aus unſerem Vaterlande verbannt ſind; es iſt Corneille, den ich meine. „Ein großes Herz kann einem Thron entſagen, und kann dies mit Ehren thun; die That der Tugend wird gekrönt vom Nachruhm. Aber wer auf Das freiwillig verzichtet, was ſein Herz mit flammender Liebe umfaßt, der iſt ein Feiger und weiß nicht zu lieben." Was unſer aller Herzen mit flammender Liebe umfaſſen, Frau Herzogin, das iſt unſer Frankreich, unſer Vaterland. An ihm hangen und halten wir, unſere Vaterlandsliebe iſt unſer Palladium, ſein unſichtbares Bild tragen wir mit uns in Ferne und Verbannung, wie Anchiſes aus Troja's Flammen die ſichtbaren Bilder ſeiner Laren mit von dannen trug. Nehmen Sie uns Franzoſen dieſe Liebe, dieſe Treue, dann iſt uns Alles genommen, dann ſind wir ganz vernichtet. Würden wir unſere Liebe aufgeben, dann verdienten wir, daß unſere Namen ausgetilgt würden von den Tafeln der Geſchichte.

Georgine ſchwieg, ſie fühlte ſich tief getroffen, nicht durch die allgemeine Wahrheit, die in den Worten des Dichters und des Prinzen ausgedrückt wurde — noch etwas Anderes, etwas Beſonderes traf und berührte empfindlich ihr Herz. War ſie es nicht, die Dem freiwillig entſagt hatte, was ihr Herz mit flammender Liebe umfaßte? Hatte ſie ſich nicht ihres Sohnes entäußert durch ſo lange Jahre? Ruhig hatte ſie es geſchehen laſſen, daß eine fremde Hand ihn pflegte und auferzog, zufrieden und beruhigt war ihr Gemüth, daß ihr Geheimniß ſo trefflich bewahrt blieb, daß Niemand die leiſeſte Ahnung davon hatte, daß ſie vor ihrer Vermählung ſchon einmal Mutter geworden. War ſie denn dieſem Sohne gar nichts ſchuldig? Sollte die einfache Gabe des Lebens ſein ganzes mütterliches Erbtheil ſein?

Alle dieſe Gedanken fuhren wie Blitze durch der Herzogin Seele, indem ſie ſchweigend in ihrer Hoheit und Schönheitfülle daſtand und manche Blicke an ihr bewundernd hingen. Niemand aber ahnte, was hinter dieſen ſanft geſenkten Wimpern, hinter dieſer herrlich geformten Stirne von roſigem Marmor leuchtete. Sie gelobte ſich, Verſäumtes gut zu machen.

Die Reichsgräfin hatte indeß gegen den Prinzen das Wort genommen: Was Sie empfinden und ausſprachen, mein Prinz, war eine gute und edle Entgegnung, und Jeder wird die Gefühle ehren, denen Sie im Namen aller Ihrer unglücklichen Landsleute ſo eben Worte gaben. Doch möchte ich, da wir uns eben mit den Federn fremder Gedanken ſchmücken, als mahnenden Zuruf ein Wort meines Lieblingsdichters zur Geltung bringen, und ich wünſche, ich könnte daſſelbe für eine große Anzahl Ihrer Landsleute zum Glaubensartikel erheben; mein Dichter iſt Horaz, und ſeine Worte, die ich meine, ſind dieſe: „Wem allzuſehr das Glück die Seele ſchwellte, den erſchrecken die Wechſel der Geſchicke auf das Heftigſte. Denn von Allem, was wir bewunderten, reißen wir uns ungern los. Fliehe das große Leben! Es iſt geſtattet, unter niederem Dach Könige und Königsfreunde zu übertreffen.“

Und Könige und Königsfreunde zu bleiben! fiel die Prinzeſſin von Rohan-Rochefort ein, welche den Sprechenden nahe getreten war und dieſe Worte vernommen hatte. Zur Reichsgräfin gewendet, fuhr ſie fort: Gewiß, Comteſſe, dies iſt ein ſchönes Wort, und wir, die Meinen und ich, haben es bereits zur Wahrheit gemacht. Die Gnade des Markgrafen von Baden hat uns in ſeinem Lande ein ſtilles Aſyl gewährt; ich wünſchte es nie zu verlaſſen!

Glücklich Die, Prinzeſſin, welche leichthin ein Vaterland aufzugeben und es mit einem andern Lande zu vertauſchen vermögen ohne Kummer und nagenden Schmerz in der Seele! ſprach mit bewegter Stimme der Prinz Talmont und mit ſanftem Vorwurf, den er durch den Zuſaß milderte: Kindesliebe iſt der Frauen Panier, Vaterlandsliebe das der Männer. Bleibe Jedem das Seine!

Der Graf von Artois hatte alle ſeine ſchönen Redensarten verbraucht und gab der Geſellſchaft das Zeichen zum Aufbruch, der auf ſeiner und ſeiner nächſten Umgebung Seite ebenſo feierlich und ceremoniös war, wie ſein Eintritt.

Bald darauf zerſtreuten ſich dieſe vornehmen und zum Theil jetzt ſo unglücklichen Perſonen, welche nicht ohne Abſicht in der freien Stadt Hamburg eine flüchtige Vereinigung zur Beſprechung ihrer Angelegenheiten gehalten hatten, nach verſchiedenen Richtungen hin. Der Graf von Artois begab ſich nach Ham, der Prinz von Condé wieder zur Armee an den Rhein. Die Angehörigen der Familie Rohan-Rochefort ſuchten ihr Aſyl in Baden wieder auf; Georgine hatte mit ihrer würdigen Freundin noch einige ſehr wichtige Unterredungen, welche alle das Lebensglück Ludwigs zum Gegenſtand hatten, der nicht ahnte, daß zarte weibliche Hände den Verſuch zu machen unternahmen, in die Räder ſeines Lebensganges beſtimmend und lenkend einzugreifen. Armer Sterblicher ſchwaches Mühen! Wie kurzſichtig iſt oft ſelbſt die reinſte Liebe! Nichts läßt im Voraus ſich beſtimmen; alle Fäden lenkt allein die allmächtige Hand des Geſchickes, und kaum vergönnt ſie der einzelnen Menſchenhand, dieſen Fäden eine hellere oder dunklere Färbung zu geben. Mancher Lebensfaden blitzt freilich glanzhell, wie ein Sonnenſtrahl, andere ſind lebenslänglich hoffnungsgrün, andere aber ſind düſter gefärbt und manche völlig nachtſchwarz.

Die ältere und die jüngere Freundin beſchloſſen in ihren vertraulichen Berathungen, daß der Graf Ludwig zur Stärkung ſeiner Geſundheit nach England kommen und durch Empfehlungsbriefe ſeiner Großmutter ſich bei der Herzogin einführen ſolle. Dieſe wollte ihn dann in hohe Kreiſe ziehen, ihm die edelſten Herzen zu gewinnen ſuchen, und vielleicht eine glückliche Vermählung zwiſchen ihm und einer liebenswürdigen jungen Lady zu Stande bringen. Der Graf ſollte in die Fußtapfen ſeiner Verwandten treten, und entweder unter der Leitung der angeſehenen Glieder der engliſchen Familie des gemeinſamen Stammes die Laufbahn eines Staatsmannes beginnen, oder, falls ihm das minder zuſage, wollte man ihm ein Landgut kaufen, das er nach Luſt und Liebe bewirthſchaften könne. Glücklich ſollte er werden, der gemeinſame

Liebling, durch Glück und Lebensfreuden in Fülle entſchädigt werden für des Dunkel ſeiner Geburt. Auch noch ein Name von irgend einer Beſitzung ſollte ihm zufallen, auf daß er ein neues Geſchlecht begründe, das mit ihm beginne.

Ottoline verweilte noch mit ihren Kindern in Hamburg, Georgine ging nach England zurück; William blieb aus unbekannten Gründen; er erheiterte oft in guten Stunden die alte Verwandte und wußte ſich ihr angenehm zu machen durch Eingehen auf ihre Ideen und Lieblingsbeſchäftigungen; denn ganz vermochte ſie ſich doch nicht von ihren lieben Büchern und Münzen zu trennen, wenn ſie auch das ſich ſelbſt auferlegte Gelübde hielt, deren nicht mehr zu kaufen. Der Vice-Admiral war auch ein Enkel der Reichsgräfin, der Sohn ihres Sohnes Johann Albert.

Auch bei den Verhandlungen über den Verkauf der Herrlichkeit Doorwerth verfehlte Willam nicht, ſeinen Rath zu ertheilen, und verkehrte viel darüber mit Kammerrath Melchers, dem rechtskundigen Geſchäftsführer der Gräfin. Beiden war unter Anderm die einfache Quittung, welche die Beſitzerin von Doorwerth entworfen, nicht genügend; ſie kalkulirten und ſpintiſirten ſo lange, bis ſie nachſtehenden Zuſatz ausgegrübelt hatten, zu welchem die Matrone ihre Einwilligung zu geben durch beider Rathgeber überwiegende Gründe ſich bewegen fand.

Additamentum zur Interims-Quittung

in Abſchlag des am 3. Sept. jüngſt bereits zu entrichten geweſenen erſten Termins von Fünfzig Tauſend Gulden Holländiſch ausgezahlt und von Uns, **reservatis reservandis**, und mit dem ausdrücklichen Beifügen in Empfang genommen werden, daß dadurch an Unſern Gerechtſamen und Forderungen nichts **praejudicirliches** eingeräumet ſein ſoll, die gedachte **Cession** Unſrer Herrlichkeit **Doorwerth** und übriger in der Provinz **Geldern** belegenen Güter auch von ſelbſt wegfallen würde, falls gedachter Unſer Herr Enkel die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen außer Stande ſein oder an dem völligen Abſchluß des Vergleichs ſelbſt ſich in der Folge ſonſtige Hinderniſſe ergeben ſollten; in welchen unverhofften Fällen Wir Uns jedoch verpflichtet achten, demſelben dieſe einsweilen ausgezahlte Summe der Zwanzig Tauſend Mark Hamburger **Banco**, nach deßfalls zu nehmender Abrede, zurückzuzahlen oder Uns an Unſeren aus den Gräflich Aldenburgiſchen in Deutſchland belegenen Gütern zu beziehenden Aliment- und Jahresgeldern successive kürzen zu laſſen.

Hamburg den 1. Februar 1795.

In dieſer Form wurde die Quittung nach hinlänglich langer Kanzleiverzögerung abgeſendet, ohne Rückſicht darauf, daß der erwähnte Enkel als politiſcher Gefangener und als ein des Handelns in dieſer Sache ganz ohnmächtiger Mann in der niederländiſchen Feſtung Weerden ſaß.

Jetzt beſaß der Erbherr Doorwerth und beſaß es auch nicht.

6. Der Freunde Trennung.

Hollands Loos war gefallen; der Erbſtatthalter hatte ſich in Scheveningen eingeſchifft, ſein Sohn, der Erbprinz, hatte die Armee verlaſſen; Pichegru war mit zehn Bataillonen zerlumpter, ausgehungerter Soldaten, von denen ein Theil in Holzſchuhen einherklapperte, oder in Strohſocken leiſe ſchritt, in Amſterdam eingezogen. Aber dieſe erbärmlich ausſehenden Soldaten waren Helden, die mit Muth für die Sache der Freiheit kämpften, für die ſie nun einmal begeiſtert waren, die mit eiſerner Ausdauer Kälte und Ungemach und jede Beſchwerde eines Winterfeldzugs ertragen hatten. Mit ſolchen Truppen wären Welttheile zu erobern geweſen, warum nicht ein Land, in welchem die Mehrzahl der Bevölkerung den Feind als Freund begrüßte und ihm entgegenjubelte? Und was einzig daſteht in der Weltgeſchichte, war geſchehen; einige Geſchwader, nicht Schiffe, ſondern leichte Reiter hatten Hollands ſtolze Flotte erobert. Denn die Flotte ſaß im Eiſe feſt und ließ ſich nicht träumen, daß Cavallerie den Kampf mit Schiffen unternehmen werde.

Der Feldzug Frankreichs gegen Holland war beendet; an die Stelle der Erbſtatthalterſchaft und an die obere Leitung der Staatsgeſchäfte trat der einſichtsvolle Schimmelpennink. Mitten in dieſen Wirren, die eine vergangene Zeit abſchloſſen und eine kommende begannen, ſtarb Herr Adrianus van der Valck in Amſterdam. Der alte Mann konnte den Wechſel der Dinge weder gut heißen, noch ertragen, und ſank mit dem, was dahinſank. Daſſelbe Jahr, das die holländiſch-oſtindiſche Compagnie zu ihrer Auflöſung führte, deren letzten Tag er nicht ſehen und erleben wollte, raffte ihn dahin.

Mit bekümmerter Miene und einem ſchwarz geſiegelten Brief in der Hand trat Leonardus zu Ludwig ein und ſprach zu dieſem: Mein Vater iſt geſtorben — der Vetter, Vincentius Martinus, meldet es mir — meine Mutter iſt ſehr gebeugt, die Erben, denen zu Gunſten ich beraubt bin, werden lachen. Ich reiſe nach Amſterdam, um die Mutter zu tröſten, deren Liebe mir geblieben iſt, und die Hälfte meines Pflichttheils mir zu ſichern. Bei der Geſandtſchaft, deren Zweck ohnehin ein verfehlter war, und die vielleicht binnen Kurzem abgerufen wird, bin ich entbehrlich — am Ende auch du, Ludwig. Begleite mich, es wird dich zerſtreuen.

Sollte ich es wagen dürfen in dieſer Jahreszeit? fragte Ludwig zurück, auf deſſen Angeſicht eine gewiſſe Stubenfarbe lag und der viel an Friſche verloren hatte. Doch vor Allem, mein Freund, mein Bruder, nimm das Wort meiner Theilnahme. Wie traurig, daß dein Vater unverſöhnt mit dir von hinnen ging!

Er ruhe im Frieden! antwortete Leonardus. Ihm folgt von meiner Seite nur Dank und Segen, kein Unmuth und kein Vorwurf nach. Er war des Hauſes Haupt, ich war zwar Sohn, doch auch zugleich ein Diener des Geſchäfts; ich lehnte mich auf gegen den Willen meines Chefs, und er entließ den ungehorſamen Diener; das iſt das klare Sachverhältniß. Jetzt liegt mir ob, zu ſehen, was ich rette aus meinem Schiffbruch, ich hoffe immer noch, mich leidlicher einrichten zu können, als Robinſon auf ſeiner Inſel.

Gewiß biſt du nicht arm, beſtätigte Ludwig. Dein Vater klagte gern, war nur das größte Verhältniß gewohnt; ſeine Armuth reichte wohl hin, um Viele reich zu machen, auch bleibt dir ja noch dein Muttererbe.

Gott erhalte das Leben meiner theuern Mutter noch recht lange! Ich warte nicht auf ihren Tod; ſie iſt ſo unendlich gut und liebt mich ſo ſehr.

Du Glücklicher, dem noch eine liebende Mutter lebt! rief Ludwig ſchmerzlich aus. Wie ſehne ich mich bisweilen nach ſolchem Glück! Mutterliebe iſt eine helle Leuchte auf dem Lebenspfad — ich irre im Dunkel — oh — mein Schatten!

So freue dich an meinem Glück, noch die Mutter zu haben, komme mit mir. Du ſollſt ja Seeluft athmen, will der Arzt, die haſt du halb und halb ſchon in Amſterdam, und wenn es dir nicht mehr bei mir gefällt, dann gehſt du nach England, deſſen mildes Klima dich neu beleben wird. Ludwig, du neigſt dich zu düſterer Schwermuth, das iſt nicht gut in ſo jungen Jahren; doch ich kenne dieſe innern Kämpfe.

„Wir müſſen Alle ringen,
Des Kampfs bleibt keiner frei;
Doch ſoll ein Sieg gelingen,
Frag' nicht, ob ſchwer er ſei!“

Sieh' mich an! Habe ich nicht auch ſchwer an Leid zu tragen? Weine ich nicht über Trümmern ſchöner niedergeſunkener Hoffnungen? Was iſt der Verluſt irdiſchen Beſitzes gegen den Verluſt eines Herzens? Jene große und edle Seele meiner Angès riß ſich los von mir, auf daß unſere Liebe eine reine bleibe, auf die wir ohne Reue noch in ſpäten Tagen zurückblicken ſollen; ich bezwang alle Glut meiner Gefühle — ich ließ ſie ziehen, und nur ſchwach iſt meine Hoffnung, daß ich ſie wiederſehe. Aber darum doch kein unmännliches Zagen und Muthloswerden! Hinaus, wie der raſtloſe Schiffer, immer auf's Neue hinaus in den Sturm und Drang der Lebenswogen, mitten durch die Brandung, denn im Sturme läutern ſich die Gefühle, und immer muß der Mann ſuchen, ſein Beſtes zu retten, ſeine Selbſtändigkeit und ſeine ſittliche Freiheit.

Ich gehe mit dir, Leonardus! ſprach Ludwig. Dein Rath iſt immer treu und deine Geſinnung wie Gold. Ich werde auch meine Schwachheit überwinden, die, wie ich fühle, krankhafter Natur iſt; an deinem Beiſpiel ſoll meine Kraft ſich aufrichten.

Viel Schweres gibt das Leben uns zu tragen, nahm wieder Leonardus das Wort. Wir müſſen in der Jugend lernen, uns mit dem Panzer der Unverwundbarkeit zu rüſten; das Herz darf nicht brechen unter den Keulenſchlägen des Schickſals, es muß hoffen und dauern.

Wir wiſſen nicht, was uns Beide noch bedroht und wie lange wir beiſammen bleiben; ſo lange uns dies aber noch vergönnt iſt, muß Einer im Andern und Einer für den Andern leben.

Und wie haſt du ſchon für mich gelebt, mein treuer Leonardus! rief Ludwig gerührt aus und drückte des Freundes Hände mit Innigkeit. Welchen großen Theil deines Vermögens gabſt du in meine Hand, auf kein anderes Pfand, als mein Wort, ein Vermögen, von deſſen Abfall in einer kleinen deutſchen Stadt, wenn ich fünf Procent rechne, ein Mann ſchon leidlich gut als unabhängiger Rentner leben könnte.

Leonardus konnte ſich, ſo ſehr Trauer ſein Gemüth füllte, bei dieſen Worten Ludwig's eines Lächelns nicht erwehren und ſprach: Ich nehme mit Freude wahr, daß mein ſeliger Vater richtig prophezeit hat, als er dir ſagte: werden auch noch rechnen lernen, mein junger Herr Graf, ja ja, recht gut rechnen!

Wenn ich nur nicht fürchten müßte, lieber Leonardus, verſetzte Ludwig ernſt bleibend, mich ſchon verrechnet zu haben. Mein Vetter hat nur zum kleinſten Theil das ihm dargeliehene Geld auf Doorwerth abgezahlt, den ungleich größern Theil hat er für ſich verwendet. Noch haben wir keine Quittung, noch keine rechtsgültige Verſchreibung in Händen.

Wir haben das Ehrenwort deines Vetters, des Erbherrn, beruhigte ihn Leonardus.

Und wenn er außer Stande wäre, es zu halten? fragte Ludwig beſorgt.

Der Fall kann kommen, verſetzte Leonardus: und dennoch bin ich ohne Sorgen, das Geld zu verlieren; im ſchlimmſten Fall verlöreſt du es, und das und um dich wäre mir es leid. Sieh, mein brüderlicher Freund, ich kenne vielleicht beſſer als du deines Herrn Vetters Schuldenlage. Höre mich an, liebſter Ludwig, und lerne vom Kaufmann rechnen, immer mehr und mehr rechnen! Die Rechnenkunſt iſt die Kunſt aller Künſte; ich brauche dir ohnehin nicht zu ſagen, daß die Mathematik, in welcher auch die Arithmetik wurzelt, die erhabenſten Wiſſenſchaften in ſich ſchließt, die Geſtirnkunde und die Meßkunſt des Himmels und der Erde. Aber auch die vier Species mit benannten und unbenannten Zahlen ſind gar nicht zu verachten, und aus der

ruchrechnung kann Einer lernen, wie Mancher, der nicht rechnen
rnte, in die Brüche kommt, zum Beiſpiel dein Herr Vetter. Er be-
zt ſchöne Güter, aber ſein Herr Vater überlud dieſe mit Schulden,
nd als ſeine Frau Mutter vor mehreren Jahren ſtarb, belaſtete dies
rchtbar ihr Herz und erſchwerte ihren Todeskampf, da ſie wußte, daß
r ihren Söhnen ein Heer von Proceſſen und achtzigtauſend Reichs-
aler Schulden hinterließ; die freſſen viele Zinſen, lieber Ludwig. Es
ll kläglich und beweglich geweſen ſein, wie ſie noch in den letzten
ugenblicken ihres Lebens geſchrieen und geſeufzt, und es hat dies
lles auf das Gemüth der Frau Erbherrin einen erſchütternden Ein-
ruck gemacht. Der Erbherr brachte ſeinem Patriotismus ſein und
er Seinen und anderer Leute Vermögen zum Opfer. Arm jetzt, wie
ine Kirchenmaus, hülflos und gefangen — iſt gegenwärtig ihm ebenſowenig zu helfen, als Etwas von ihm zu verlangen oder zu erlangen. Dazu aber kommt, daß man für gewiß ſagt, daß die einhundert Millionen Gulden, welche Holland an Frankreich bezahlen ſoll, aus den Gütern und Beſitzungen des Statthalters und ſeiner Anhänger genommen werden ſollen; wir müſſen daher Gott danken, daß in des Erbherrn Papieren, welche durchzuſehen man nicht ermangelt haben wird, ſich noch keine Ceſſionsurkunde von Doorwerth auf ihn vorfindet, denn dann wäre die Herrlichkeit zum Kukuk, während ſie als Beſitzthum einer deutſchen und däniſchen Gräfin Niemand antaſten wird — und ſo lange Doorwerth im Beſitz deiner Frau Großmutter Excellenz, wäre es auch nur ſcheinbar, bleibt, iſt Doorwerth ſo wenig verloren, wie Polen. Zudem iſt noch Sorge getragen worden, die Herrlichkeit im ganzen Lande als totaliter verwüſtet, ausgebrannt und ausgeplündert zu verſchreien, ſo daß ſie als ein völlig heruntergekommenes Beſitzthum erſcheint, und kaum einer Abſchätzung unterworfen werden wird.

Wer hat ſie denn ſo verſchrieen? fragte Ludwig.

Ich! erwiderte Leonardus.

Du? fragte Ludwig mit großen Augen.

Bin ich umſonſt ein Vierteljahr Lehrling im diplomatiſchen Corps zu Paris geweſen? fragte Leonardus lächelnd zurück. Ein Kaufmann kann ſehr leicht Finanzmann werden, frage doch nach, welche Anfänge die größten Männer in dieſem Gebiet der Staatswirthſchaftskunſt hatten?

Die Meiſten waren entweder geborene oder doch gelernte Kaufleute. Iſt nun Doorwerth ſo entwerthet, das heißt, erſcheint es ſo, dann wird der Erbherr in England geltend machen können, daß er ſein Eigenthum für die gemeinſame Sache zum Opfer gebracht, daß er engliſche Truppen im Uebermaß verköſtigt; er wird darthun, daß England die Herrlichkeit habe ruiniren helfen, und von dem Inſelſtaate eine Entſchädigung fordern, und eine ſolche vielleicht wirklich erlangen, denn die engliſchen Prinzen ſelbſt müſſen bezeugen, daß ſie beigetragen haben, Doorwerth mit zu verzehren; vielleicht aber erlangt er ſie auch nicht.

Er verarmt alſo; das iſt, was ich deiner ganzen Rede entnehme! O mein unſeliger Fluch! rief Ludwig.

Nun, ich muß bekennen, du verſtehſt gut, dich ſelbſt zu quälen, ſchloß Leonardus dieſe Unterredung. Es wurde bald nach derſelben die Reiſe der beiderſeitigen Freunde nach Amſterdam feſtgeſtellt.

Daſelbſt traf Leonardus ſeine Mutter in tiefer Trauer und weit untröſtlicher über den Tod des Gatten, als über deſſen ſtarren Eigenſinn, Leonardus zu enterben; aber des Sohnes verſtändiges Weſen benahm jenes Bangen der alten, ſtets das Schlimmſte fürchtenden Kaufmannsfrau. Vor Allem war er bemüht, alles Nöthige zu ordnen, das Vermögen ſeiner Mutter gegen das ſeines Vaters feſtzuſtellen, und die Erben in diejenigen Rechte einzuſetzen, die ſie nach dem Geſetze beanſpruchen konnten. Als er mit Ludwig und Vincentius Martinus, der auch einigermaßen bedacht worden war, ſich gemeinſchaftlich über ſeine Angelegenheiten unterhielt und der Letztere äußerte: Du wirſt doch, lieber Leonardus, nun bei uns bleiben, wirſt dein eigenes Geſchäft beginnen und uns die Freude machen, dich in unſerer Verwandtſchaft zu behalten und deine alte Mutter pflegen? — da antwortete Leonardus: Ich werde thun, was mir gut dünkt, Vetter! Erbt ihr Alle doch in Gottes Namen, was zu erben iſt. Ich brauche euch nicht, ihr bedürft meiner nicht. Wenn ich dem heiligen Martinus gleichen ſollte, der ſeinen Mantel theilte und die eine Hälfte einem Armen gab, ſo ſoll mindeſtens keiner von euch der Arme ſein, der meine Mantelhälfte bekommt — ich will es machen wie mein Vater, will die nächſten Verwandten hintanſetzen und mir ſelbſt einen Erben ſuchen, der mein Mantelkind ſein ſoll. Hier ſteht er, es iſt mein Freund, mein Bruder, mein Ludovicus!

O Freund, rief Ludwig: ſprich mir nicht ſo, ich will und rde dich nicht beerben, ich werde vor dir dorthin gehen, wo man ht freit und gefreit wird, wo man irdiſcher Güter nicht bedarf. ie viel thateſt du ſchon für mich! In der letzten Zeit haſt du ja le Ausarbeitungen für mich gemacht, damit ich mich pflegen und eine Geſundheit ſchonen konnte; mir zu Liebe haſt du dich mit dop- lter Arbeit überladen!

Was thut's? Iſt es doch Niemand gewahr worden, da wir ganz nerlei Handſchrift ſchreiben! ſcherzte Leonardus.

Vincentius Martinus ſah dieſe innige Zuneigung ſeines Vetters Leonardus zu dem Freunde, von welcher Erſterer ſo gar kein Hehl machte, nichts weniger als gern. Sein Herz war ſchon zu ſehr ein- geſchult in geiſtlichen Gehorſam und in die beſchränkte Sphäre ſeines Amtes, als daß er das herrliche Glück einer idealen Freundſchaft hätte faſſen können, und zugleich regte ſich in ihm der Stachel des Neides. Vincentius ſprach in dieſem Sinne, doch verblümt ſich aus, indem er ſagte: Ich denke nicht, Leonardus, daß du es dem heiligen Crispin wirſt gleich thun wollen, welcher den Reichen das Leder ſtahl, um den Armen Schuhe daraus zu fertigen?

Ich bin nicht ſo bewandert in der Legende wie du, mein geiſtlicher Vetter, ſpöttelte Leonardus. Doch weiß ich, daß ich nicht auf dem Roſt des Neides brate, wie dein Schutzpatron Sanct Vincentius auf einem Roſt briet. Ich ſuche meinem Schutzpatron, dem heiligen Leonardus, nachzueifern, der der Verfolgten und Gefangenen ſich annahm. Daß ihr mich gern ins Haus ſchlachten möchtet als einen alten Krämer-Junggeſellen, glaub' ich euch gern, werdet's aber nicht an mir erleben — ich will mir erſt noch ein und das andere Stück Welt beſehen. Indeß mache dich auf ein recht langes Leben gefaßt, wenn du mich zu beerben gedenkſt, denn ich denke es noch eine hübſche Weile zu treiben, mein guter Vetter! Du ſollſt auch ſtets Nachricht von mir haben, und wenn ich einmal nicht mehr ſchreibe, ſo denke, daß ich geſtorben bin, und lies dann für meine arme Seele ſo viele heilige Meſſen, als dir für mein unſterbliches Theil heilſam dünkt.

Ich werde einſtweilen eifrig zum heiligen Rochus für dich beten, daß er dich auf deiner Weltpilgerfahrt beſchütze, nicht unter die

Räuber und Mörder dich fallen laſſe, im Uebrigen empfehle ich mich als Geſchäftsträger am hieſigen Ort, wenn die beiden gnädigen Herren Ambaſſadeurs vielleicht hohe Aufträge für mich armes Prieſterlein und Knechtlein der heiligen Jungfrau haben ſollten!

Es war nichts wie Spott und heimlich verhaltener Groll in den Worten Vincenz Martinus, allein Leonardus machte ihm nicht die Freude, ſich darüber ärgerlich zu zeigen, vielmehr nahm er alle prickelnden Stichelreden ruhig hin.

Schwerer war des Sohnes Stand bei ſeiner Mutter, als er dieſer mittheilte, daß er die Abſicht habe, ſie wieder zu verlaſſen, denn Leonardus hatte ſich gelobt, das Leben daran zu ſetzen, um mit Angès vereinigt zu werden; er wollte zunächſt wieder eintreten in das diplomatiſche Corps, da er ſich volle Befähigung zu dieſer Laufbahn zutraute und er zur Zufriedenheit des Geſandten gearbeitet hatte; er hatte deßhalb ſchon vorſorglich bewirkt, daß ihm der Eintritt offen gehalten wurde; dann wollte er noch einmal nach le Mans reiſen und nicht ruhen, bis er entweder die gerichtlich verbriefte Ueberzeugung von Etienne Berthelmy's Tode in Händen habe, oder bis er dieſen, ſalls er noch am Leben, zur Scheidung bewogen. Leonardus gebot über nicht geringe Geldmittel, denn einmal hatte er auch für ſich ſelbſt auf ſeinen weiten Reiſen gearbeitet, war von Einſicht unterſtützt und vom Glück begünſtigt worden, und dann war auch der alte verſtorbene Herr Adrianus van der Valck keineswegs ſo arm geworden, als derſelbe damals Ludwig glauben zu machen verſucht hatte, und endlich blieb ihm an der treuen Mutter für Fälle der Noth noch eine mächtige Stütze. Es war nicht blos Großmuth, daß er damals die Hälfte des Kaufgeldes für Doorwerth für den Erbherrn hergab; Leonardus rechnete darauf, daß er in dieſer Herrſchaft auf einem der Schlöſſer ein ſtilles Aſyl finden könne für ſich und ſeine Liebe, ſei es in Miethe, ſei es als Mitbeſitzer, je nachdem ihm nun der Erbherr ſich dankbar bezeigen wollte und als redlicher Schuldner; daher war Leonardus auch geneigt, die zweite Hälfte jenes Kaufſchillings zu beſchaffen, aber daß nun freilich der Erbherr das Geld größtentheils anders verwandte und nur einen geringen Theil am Kaufgeld baar anzahlte, das war einer von den Strichen durch die Rechnung, von denen Herr Adrianus ſo ernſt geſprochen, daher beſchloß Leovorläufig auf weitere Schritte bezüglich des Güterankaufs im nde zu verzichten.

Freunde trennten ſich, als die Zeit da war, daß Leonardus ris zurückeilte, nicht ohne Kummer und trübe Gedanken. machte ſich Sorgen um des Freundes Zukunft, die eben ſo vor ihm lag, wie ſeine eigene, und Leonardus war von Be- erfüllt über des Freundes Geſundheitsumſtände und deſſen zu ſtillbrütender Schwermuth, die in dem Nebellande Albion ehr gemehrt als gemindert werden konnte. Beide trennten s die Scheideſtunde da war, mit den Schwüren feſter Treue, n heiligen Verſprechen öfteren brieflichen Verkehrs. Leonardus e Ludwig vorher zum Hafen, um ein nach England beſtimmtes aufzufinden, und ſiehe, hell ſtrahlte im erneuten Glanze unter len hundert Schiffen das Bild der „vergulden Roſe“, welche in n Beſitz übergegangen war nach dem Tode des alten van der aber immer noch den treuen Kapitän Richard Fluit zum Be- ber hatte. Groß war das Glück der drei Freunde, ſich ſo un- ſt wieder zuſammen zu finden, und daß Fluit es nicht fehlen dieſes Wiederſehen ſeemänniſch zu feiern, lag in der Natur der .

könnt' ich doch, ihr lieben guten Freunde, rief Fluit, als die beim kreiſenden Becher in der Kajüte beiſammen ſaßen: könnt' ich wieder mit euch hinfahren in ſo ſchöner Nacht, wie damals, denſelben h, den wir hierher zuhielten! Aber verdammt, erſtlich ſieht es mit aller ahrerei äußerſt windig aus, wenn nicht bald Thauwetter einfällt, dann hab' ich Frachten nach England, nicht nach Hamburg, muß Plymouth ſegeln!

Ludwig und Leonardus ſahen bei dieſer Mittheilung Fluit mit hlenden Geſichtern an, und Leonardus rief: Bravo, das iſt der te Cours! Möchte beim Himmel unter ſolchen Umſtänden ſelbſt — doch — es kann nicht ſein — aber, wackerer Fluit, was t Ihr dem Freund hier, wenn er mit Euch die Fahrt hinüber cht?

Ei, das wäre! rief Fluit. Freie Fahrt, freie Koſt, freie Kajüte, ien Schiffskeller, in welchen, unberufen ſei es geſagt, ſeit die ergulde Roſe“ die Meere befährt, noch nie ein Tropfen Waſſers gekommen — ich meine den Schiffsweinkeller, nicht den ſüßen Waſſervorrathkeller, verſteht ſich.

Wir werden uns darüber einigen! ſprach Ludwig lächelnd: aber wahrlich, das achte ich als ein Zeichen von meines Geſchickes Gunſt, daß ich mit dem braven Freund und nicht mutterſeelenallein in das Meer hinaus ſteuern ſoll, daß ich im Lande meiner nächſten Beſtimmung und zumal in der wimmelnden Hafenſtadt wieder einen ſo kundigen Führer finde, wie ich ihn einſt in meinem Leonardus zu Amſterdam fand.

Vieles hatten ſich die wackeren Freunde einander mitzutheilen, theils was ihre eigenen Gemüther, theils was die Welt bewegte, und wahrlich, die Zeit ließ es nicht am mannichfaltigſten Stoff zu Geſprächen fehlen. Die Patriotenpartei in Holland hatte nun geſiegt, ſie hatte das Verderben über ihr eigenes Vaterland heraufbeſchworen, wie das ſtets der Fall iſt, wenn die Unvernunft alles gerechte Maß überſchreitet und nicht eine verſtandvolle geregelte Regierung das Steuer des Staatsſchiffes lenkt, ſondern ein Haufe entflammter Schreier und ſelbſtſüchtiger Volksmänner dem Volke ſeine Beglückungsideen verſchwindelt. Die Franzoſen, die Feinde waren es, die der niederländiſchen Patriotenbrutalität ſelbſt Schranken ſetzen mußten; die Mannszucht der Franzoſen war vortrefflich, ihr Benehmen in Holland damals achtungswerth — Windt empfand dies im vollen Maße und ſprach ſich darüber in ſeinen Briefen an ſeine Gebieterin mit gewohnter Unumwundenheit aus. Holland kam faſt ganz um ſeine einſt mit ſo großen Opfern erkaufte Freiheit, es wurde wenig mehr, als eine franzöſiſche Provinz; es mußte den Schiffen Frankreichs freie Fahrt auf ſeinen Strömen geſtatten, mußte 100 Millionen Gulden Kriegskoſten aufbringen, mußte, ſo lange der Krieg dauerte, die 25,000 Mann ſtarke franzöſiſche Beſatzung verköſtigen und kleiden, und dabei wurde ſich des Kunſtſtückes bedient, daß, wenn 25,000 Mann ausgerüſtet waren, dieſe wieder in das ſchöne Frankreich zurückmarſchirten, worauf andere 25,000 Mann nachrückten, die abermals gekleidet wurden. Holland hat damals an 200,000 Mann auf dieſe Weiſe gekleidet, was den niederländiſchen Tuchfabriken außerordentlich zu Gute kam, die nie beſſere Zeiten geſehen hatten. Nicht minder hob ſich der Lederhandel. Frankreich ließ dem niederländiſchen Volke und

nen politiſchen Gauklern das Spielwerk eigener Conſtitutionen und unter-
hte das Land dabei gründlich; es ließ ihnen die anſteckende Nach-
erei der eigenen Staatseinrichtungen, im Umtauſch gegen die bisher
ſtandenen guten alten; es nahm Holland ſein Gold und Silber und
d ihm ſein Lumpenpapier, ſeine Aſſignaten; es zerſtörte ſeinen
ühenden Welthandel, und rief England gegen Holland in die Waffen,
uptſächlich in allen überſeeiſchen Provinzen, dadurch verlor Holland
n größten Theil ſeiner Beſitzungen am Cap der guten Hoffnung
d in Indien; es verlor ſeine zehn Millionen Gulden werthe indiſche
lotte; Hollands Flagge beherrſchte nicht mehr, wie einſt, die Meere.
ie Vermögensſteuer wurde von zwei ein halb auf ſechs vom Hundert
ſteigert. Dieſe und noch andere den Boden der Staatswohlfahrt
uf Jahrhunderte hinaus untergrabenden neuen Einrichtungen waren
as Glück, welches Frankreich und die franzöſiſche Freiheit, Gleichheit
nd Brüderſchaft Holland ſchenkte und das die Patrioten Hollands
rem Vaterlande bereitet hatten. —

Als Leonardus von ſeirer Mutter Abſchied nahm, reich von ihr
ſchenkt, und die alte Frau. aufgelöst in Schmerz und Thränen, in
inen Armen weinte, rief ſie: O, mein Leonardus! So muß es denn
in, daß du ſcheideſt! O vergiß mich nicht, mein einziger Sohn, ver-
iß nicht deine alte Mutter!

Beruhiget Euch, liebe Mutter! verſuchte Leonardus ſie zu tröſten.
Wenn ich erreiche, was ich zu erreichen ſtrebe, dann komme ich zu
Euch, oder Ihr ziehet zu mir. Jetzt aber muß ich noch einmal hinaus
n die Fremde, ich muß meinem Glücke nachgehen und nachſtreben, da
s mir nicht von ſelbſt in den Schooß fällt.

Ich will es ja ertragen, mein geliebter Sohn, dich fern zu wiſſen!
Aber um Gottswillen, ſtirb mir nur nicht in der Ferne! Solche
Nachricht ertrüge ich nicht, ſie würde mich augenblicklich tödter.

Ihr ſollt dieſe Nachricht nicht empfangen, beſte Mutter! ſicherte
Leonardus ihr zu.

Wie kannſt du das verſprechen, mein Sohn? fragte Frau Maria
Johanna van der Valck.

Ihr ſollt ſie nicht empfangen, es ſtürben denn zwei, wiederholte
Leonardus mit Beſtimmtheit, eingedenk eines Planes, der längſt in
ſeiner Seele gereiſt, einer Seele, die ſo von Liebe, Freundestreue,

Großmuth und Hochherzigkeit der Geſinnung erfüllt war, daß ſie an die edelſten Seelen des Menſchengeſchlechts hinanreichte. —

Weit von einander waren die Freunde, weit von einander alle die Herzen, die des Lebens rollende Wogen und der Geſchicke ſeltſame Fügung erſt nahe gebracht und dann wieder von einander geriſſen hatte, hierhin und dorthin. Ludwig hatte das glücklichſte Loos gezogen; er weilte eine Zeit lang in London als ein lieber Gaſt im Palaſt ſeiner hohen Freundin, er trat in die angeſehenſten Kreiſe der ſtolzen Ariſtokratie Alt-Englands; er ſah ſich getragen und gehoben von der Hand edler Frauengunſt, daß es ihm faſt die Sinne verwirrte. Er durfte jenen berühmten Lord Henry Cavendiſh als Vetter begrüßen, der ſpäter eine Königin von Großbritannien durch die Gewalt ſittlicher Obmacht zwang, England zu verlaſſen und auf lange Reihen von Jahren auf fremder Erde umherzuirren; der zur Herrſchaft eines General-Gouverneurs von Indien ſich emporſchwang und von den Eingeborenen das ſchwere Zugeſtändniß erzwang, auf das Verbrennen ihrer Wittwen zu verzichten. Jenem gleichnamigen ſtolzen Herzog William Cavendiſh, einem der unbeugſamſten Häupter der Oppoſition, wurde Ludwig vorgeſtellt, und lernte aus einigen Unterhaltungen mit dieſem geiſtbegabten Ritter des Hoſenbandordens mehr Politik und mehr Einblick in das höhere Staatsleben und die höhere Staatenlenkung, als mancher ſehr achtungswerthe Staatsmann durch ſein ganzes Leben in ſeinen Kopf zuſammen zu bringen vermag. Entſchiedener Gegner Pitts und Freund von deſſen geharniſchtem Widerſacher Fox, hielt der Herzog gegen Niemand mit ſeiner politiſchen Anſicht zurück, und ſeine Gemahlin, die herrliche, reizvolle Prachtgeſtalt, die Alles um ſich feſſelte, theilte die Geſinnung ihres Gemahls und gab Proben ihrer eigenen thätig eingreifenden Begeiſterung für die Erreichung politiſcher Zwecke, welche die Welt in Staunen ſetzten. Sie war es, dieſe allbewunderte Georgine, die einen Bund gleichgeſinnter Freundinnen gründete, der perſönlich in die Wahlen ſich einmiſchte, als es galt, Charles James Fox die Stimme des Volkes für die Stelle eines Parlamentsmitgliedes von Weſtmünſter zu gewinnen; ſie war es, die auf offener Straße einem Bürger Londons den Lohn für ſeine Stimme für Fox zuertheilt, um den derſelbe, alles Gold verſchmähend, gebeten— ihm einen Kuß ihres wonneſchönen Mundes vergönnt hatte.

er aller Antheil Georginens an der Politik hielt ſie nicht ab,
r zärtlichſten Liebe für Ludwig zu ſorgen. Faſt verweichlichend
ir den jungen Mann ihre Gaſtfreundſchaft; Londons berühmteſte
mußten ihren Rath ertheilen und ertheilten denſelben, ohne
ergründeten, was dem jungen Manne fehle. Ihm fehlte nichts,
ernſter Beruf und ein entſchiedenes Streben, und ein Herz,
n verſtand. Und dies Herz fand Ludwig jetzt in der Frau, deren
Geiſt den ſeinigen emporflügelte, die ihm den Blick ſchärfte
Geſchicke der Länder, für den Gang der Weltgeſchichte, die
hrte, den hohen Flug der Gedanken zu fliegen und zu lernen,
ch ſo Vieles nichtig und unweſentlich, was Viele für ſo groß
ichtig halten, wobei ſie meiſt mit dem eigenen unbedeutenden
ginnen.

ohl hörte Ludwig aufmerkſam zu, wohl lauſchte er dem Wohl-
er holden Rede ſeiner mütterlichen Freundin, wohl fühlte er ſich
d ſo ſicher, ſo heimiſch, ſo wohlgeborgen, als in ihrer Nähe;
es war eben mehr als der Inhalt der Worte, die Georgine oft
n ſprach, es war jener wunderſame Zauber, der ſie umfloß, der ihren
umwob, wie das Fächeln eines ſüßen Maienlüftchens die Blüthen-
n eines Roſengartens. Magiſch fühlte Ludwig von Georgine ſich
ogen, wie ein höheres Weſen erſchien ſie ihm, in ehrerbietiger
wußte ſie mit zartem Gefühl ihn ſtets zu halten. Sie wählte
n die Bücher oder half ſie ihm wählen, deren Inhalt ihm mü-
Stunden belehrend ausfüllen half, ſie wandelte mit ihm durch
abyrinthe der ſpeculativen Philoſophie, ſie berichtigte ſeine An-
, verwarf oder beſtärkte ſeine Meinungen, lehrte ihm Sinn für
hängigkeit, und wie der denkende Menſch nur durch ſtrenge und
geſetzte Selbſtüberwindung und Selbſtbeherrſchung letztere ſich
nen könne. Georgine erzog Ludwig zum zweitenmale, und zwar
und in ungleich kürzerer Zeit, als die Großmutter dieſen er-
hatte. Kenntniß mit Anmuth, Heiterkeit mit ſtillem Ernſt
nd, verſcheuchte Georgine Ludwig's anfänglichen Trübſinn, war
Erheiterungen für ihn bemüht, leitete ihn zu mancher praktiſch-
chen Beſchäftigung hin, zu kleinen Ausflügen und erzählte ihm
der Pracht der Schlöſſer, Parke und Berge der Grafſchaft. Da-
urde der Lenz mit Sehnſucht erwartet, um dann durch die grünen

Gefilde hinzuziehen zur Luſt, zur Jagd, zum Beſuch der Schlöſſer mit der Fülle von tauſend Annehmlichkeiten und aufgehäuſten Schätzen der Literatur und Kunſt. Wohin Ludwig nur immer ſeine Blicke wenden mochte, gab es Neues zu beſchauen, zu bewundern und zu lernen, und Albions milde Natur, früh erwachend trotz des ſtrengen Winters, unter deſſen Härte andere Länder zu klagen und zu leiden hatten, athmete reinen Hauch der Geneſung, und in mancher ländlichen Abgeſchiedenheit meilenweiter Parke bot ſich in lieblichen Cottagen die ſüße Beſchränkung eines idylliſchen Friedens. Dieſen nun ſuchte Ludwig vorzugsweiſe, weil es ſo in ſeinem Weſen, in ſeiner Jugendbildung und in ſeiner Gemüthsrichtung lag; er war auf die Dauer nicht für die Politik zu gewinnen, nicht für die Freuden der Jagd, noch viel weniger für Fuchshatzen und Kirchthurmrennen — und mit Lächeln hörte er es an, als die feurige Georgine ihn einmal gradezu deßhalb ausſchalt und zu ihm ſprach: Graf, Sie ſind ein unverbeſſerlicher deutſcher Träumer!

Schöne Herzogin! erwiederte er mild: ich bin vielleicht ein verzogenes, aber doch ein gehorſames Kind. Sehen Sie, ich folge immer noch der Großmutter, die mich verzog, denn ach, ich habe ja nie eine Mutter gekannt, nie hat, ſo weit mein Erinnern reicht, ein Mutterkuß meine Lippen berührt und geweiht und geheiligt. Die Großmutter ſagte mir beim Abſchiede, ich ſolle deutſch geſinnt bleiben; kann ich nun dafür, wenn mein Gehorſam ſo blind iſt, daß ich nicht in Holland, nicht in Frankreich und nicht in England meine deutſche Natur zu verläugnen vermag? Daß ich nie ein Holländer, nie ein Franzoſe und nie ein Brite werde? Iſt es denn ein Unrecht, wenn mein Wunſch, meine Forderungen an das Leben nur beſcheiden ſind, wenn ich höheren Zielen nachzuſtreben kein Verlangen trage? Haben Sie Geduld mit mir, der nur zu tief empfindet, was ihm mangelt, und nehmen Sie mich wie ich bin, oder heißen Sie mich gehen, verbannen Sie mich aus dem ſchönen Aſyle, das in Ihrer Nähe ſich mir aufgethan!

Georgine hatte bisher ſtets ihr eigentlichſtes und innerſtes Weſen vor Ludwig ſorglich verhüllt. Sie hatte ihm mit Abſicht nur die hochſtehende, vornehme und geiſtreiche Frau gezeigt, welche ſie war, die achtunggebietende, ihre Kreiſe beherrſchende Königin aller Schönheit und aller Würde; die reiche unendliche Fülle ihres Gemüthes hatte ſie

zum Theil noch verborgen, jedes zärtliche Wort vermieden, auf
nicht der weich gebildete junge Mann, deſſen Herz ſich im Kahne
unbeſtimmten Sehnſucht wiegte, zuletzt in Liebe und Leiden-
ſich zu ihr neige und im Flammenſtrahle der Erkenntniß dann
he, wie Semele verging, als Zeus ſie mit der Glut ſeines Feuer-
nels umarmte.
Sie liebte ihn, den ſchönen, weichen, milden Sohn, tief und innig,
aller Macht mütterlicher Liebesfülle, aber ſie bebte zurück vor der
eckung, ſie wollte erſt ſeine Kraft prüfen, mit der er tragen
e das unausſprechlich tiefe Geheimniß. Aber ſie vermochte ſich
mehr zu halten. Sie überſtrahlte Ludwig mit einem wunderbar
n und zärtlichen Blick, ihr Herz ſchlug hoch, ihr Buſen wogte —
er ſtand ſo ſcheu, mit ſo leidendem Ausdruck, ſo befangen vor
und wußte nicht, wie ihm geſchah, als Georgine ihn plötzlich
t umfing, ſeine Stirne küßte und mit bebender Stimme flüſterte:
wig! Ludwig! Du klagſt, daß nie ein Mutterkuß deine Lippen be-
rt und geweiht und geheiligt habe! Nun denn ſo empfange dieſen
! Ludwig, mein Ludwig! Ich bin deine Mutter!

7. Eine Rückkehr.

Sie waren weit von einander getrennt, die beiden Freunde Ludwig
Leonardus, die ſich in ſo treuer ausdauernder Liebe zuſammen
unden. Als Leonardus allein war, als er dem Freund, der mit
it nach Plymouth geſegelt, den letzten Abſchiedsgruß zugewinkt,
te er nirgend mehr eine bleibende Stätte. Er ging nach Paris zurück,
d, daß man ſeiner nicht nothwendig im diplomatiſchen Corps be-
rfe, und nahm weiteren Urlaub. Auf dem geradeſten Wege eilte
nach le Mans, wo er wieder als Kaufmann auftrat und einige
ſchäfte abſchloß, die dann ein ihm befreundetes Amſterdamer Han-
lshaus zur Vollziehung brachte. Bald begann er ſeine Nachforſchungen
ch Berthelmy — ſie waren und blieben jedoch erfolglos. Er machte

Bekanntſchaft mit dem Maire, bewirthete und beſchenkte dieſen, um ihn willfährig zu machen, und dieſer beſchied ihn auf die Mairie, wo in ſeiner Gegenwart Nachforſchungen in den Acten angeſtellt werden ſollten. Als Leonardus ſich eingefunden hatte, ſprach der Maire, der zwiſchen Actenhaufen vergraben ſaß, nachdem er den Fremden zum Sitzen eingeladen hatte: Sie kennen, Bürger, die Ereigniſſe der jüngſten Zeit. Sie war ſehr blutig für die Vendée. Ich fürchte ſehr, man hat nicht Papier genug gehabt, um die Namen der vielen vielen Tauſende niederzuſchreiben, welche der Krieg hinwürgte. Von der Familie Berthelmy lebt jetzt Niemand mehr in le Mans. Jener Mann, den Sie ſuchen, ſoll geblieben ſein, ſein Weib ging davon, oder verſchwand auf räthſelhafte Weiſe, ſeine Eltern ſind beide todt, Geſchwiſter hat er nicht gehabt. Daß er mit zu Felde zog, iſt durch Acten verbürgt, daß er blieb, iſt nicht verbürgt.

Kann man denſelben nicht in den öffentlichen Blättern ausſchreiben laſſen? fragte Leonardus.

Wohl könnte man das, entgegnete der Maire: allein es würde wenig fruchten. Lebte der Bürger Etienne Berthelmy noch, ſo würde er längſt wieder hier erſchienen ſein, um ſein kleines Erbtheil in Empfang zu nehmen; ſollte er aber wirklich noch am Leben ſein, ſo würden ihn dennoch unſere Zeitungen ſchwerlich erreichen.

Könnte er nicht für todt erklärt werden?

Nein, Bürger, zu einer ſolchen Erklärung iſt die Zeit ſeiner Abweſenheit viel zu kurz. Aber weßhalb dies Alles?

Ich bin ein Verwandter von Berthelmy's vormaliger Frau; ſie hat Gelegenheit, eine andere Wahl zu treffen, und will dies nicht eher, als bis ſie rechtlich von ihrem Mann geſchieden iſt.

Der Maire lächelte und ſprach ironiſch: Dieſe gute Frau ſcheint eine ſchlechte Bürgerin zu ſein, daß ſie noch ſo veraltete Rechtsbegriffe hegt. Wir haben uns, nachdem am dreizehnten December vorigen Jahres General Marceau in hieſiger Stadt fünfzehntauſend Menſchen an einem und demſelben Tag erſchießen ließ, ohne Anſehen des Alters und des Geſchlechts, der glorreichen und untheilbaren Republik unterworfen; wir haben keine Kirche und kein Sacrament der Ehe mehr. Der Bürgerin Berthelmy ſteht es völlig frei, ſich als geſchieden zu betrachten und zu freien, wann und wen ſie will.

Angés Berthelmy iſt eine Deutſche! warf Leonardus ein.

Ah ſo! verſetzte der Maire gedehnt. Die Deutſchen ſind noch halbe Barbaren, ſie haben noch viele wunderliche Begriffe und Vorurtheile, aber unſere glorreiche Republik wird ſie ſchon in gleicher Weiſe beglücken, wie die Vendée beglückt worden iſt. Wenn dir zu rathen iſt, Bürger, ſo ſuche ſo ſchnell als möglich aus dieſem Lande zu kommen, denn die hölliſchen Colonnen morden Jeden, der ihnen aufſtößt und nicht zu ihnen gehört, er trage gute und richtige Päſſe bei ſich, gehöre einer Geſandtſchaft an, oder nicht. Dieſe Colonnen ſind ſelbſt eine Geſandtſchaft — die des Todes.

Leonardus ging, mit einem verzweifelnden Gefühle im Herzen. In tauſend Gefahren, die in einem durch und durch vom blutigſten, gräuelvollſten Kriege zerwühlten und zerrütteten Lande ſein Leben bedrohten, hatte er ſich geſtürzt, und ſo völlig fruchtlos, ſo ganz vergebens! Was nun weiter? Sollte er Angés aufſuchen? Und mit welcher Nachricht konnte er vor ſie treten, wenn er ſie fand? Blieb noch irgend eine Hoffnung in einer Zeit, in welcher jeder Tag Tauſende hinmordete, in welcher an geregelte Zuſtände auf lange hinaus nicht zu denken war, Nachrichten über Leben und Tod eines einzelnen Mannes zu finden, der ſich durch nichts hervorgethan hatte, der im großen Strome des unglücklichen Vendéerheeres ſpurlos verſchwunden war?

Düſter wurde es bei ſolchen Betrachtungen in Leonardus ſonſt ſo frohem und hellem Gemüth, ſein Herz war zu einer Wildheit, zu einem Groll gegen ſein Schickſal aufgeregt, die ihm faſt die Sinne verwirrten. Er wünſchte jetzt, Berthelmy möchte noch leben, möchte ihm lebend entgegentreten, mit Waffen in der Hand, er wollte mit ihm kämpfen und ringen auf Tod und Leben um den Beſitz des geliebten Weibes. Aber kein Berthelmy trat ihm entgegen, nichts ſtellte ſich ihm in den Weg, ungefährdet konnte er Paris wieder erreichen. Aber wiederum litt es ihn nicht dort, Alles erſchien ihm ſchaal und farblos, nur in weiter Ferne ſchwamm in einer lichten Aetherſtelle die roſenrothe Wolke ſeiner Liebe, ſeiner Sehnſucht, unerreichbar für ihn, gleich jener Wolke, die der kühne Held ſtatt der Göttin umarmte. —

Windt hatte einen Brief an die Reichsgräfin vollendet, den er, bevor er ihn abſandte, ſeiner Frau mittheilte; Frau Juliane liebte das, ſie erfuhr auf dieſe Weiſe manches Neue, das in ihres Mannes Leben trat und ſie oft unmittelbar mit berührte, zu deſſen beſonderer Mittheilung ihr Mann jedoch keine Zeit fand.

Ich habe von Tag zu Tag weniger Zeit zum Briefſchreiben, ſprach Windt zu ſeiner Frau: ach! es iſt jammerſchade, daß du keine Federheldin geworden biſt, liebe Jule, du müßteſt ſonſt mein Geheimſchreiber ſein, mein Wippermann.

Bin froh, ſehr froh, lieber Windt, bin ſehr froh darüber, hätte ſonſt noch mehr zu thun! vertheidigte ſich Frau Windt. Hab' ich nicht ohnehin alle Hände voll zu ſchaffen, und faſt Tag und Nacht?

Haſt recht, liebe Alte! begütigte Windt. Was wir Beide hier durchmachen, kann uns nimmermehr vergütet werden. Unſere alte Gnädige, oder unſere gnädige Alte hat davon keine Idee, wie es hier zugeht, — nun, ich hab' es ihr geſchrieben, wie mich im Januar die Kaiſerlichen aus dem Bette geholt und geplündert, wo ich nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon kam, wie ich mehr wie hundertmal Bajonnette und Carabiner mit aufgezogenen Hahnen auf meiner Bruſt hatte, wie ſie mir mein letztes Geld, meine mühſam geſparten hundert Ducaten, die ich zu einer Brunnenkur in Pyrmont beſtimmt, meine beiden Uhren und meine Gewehre ſtahlen. — Brunnenkur! Beim Element! Die kann ich jetzt hier auf das Schönſte genießen, brauche nicht erſt nach Pyrmont, denn meinen Wein haben die Schurken mir ausgetrunken bis auf die letzte Flaſche! Was brauch' ich Uhren? Ich armer geſchlagener Mann weiß ohnehin, wie viel es geſchlagen hat, und wozu Gewehre, da ich doch gänzlich wehrlos war?

O, gerechter Gott, es war ſchrecklich und jammervoll, Windt! rief Frau Juliane ſchluchzend und von ſchmerzlicher Erinnerung bewegt aus: wie du, ſo wie du gingſt und ſtandeſt, das Kaſtell verließeſt.

Um beim franzöſiſchen General zu Arnhem eine Schutzwache zu erbitten gegen dieſe walloniſchen rohen Teufel und Spitzbuben! ergänzte Windt; und wie ich an das Thor von Arnhem komme, höre ich, daß die Stadt noch gar nicht von den Franzoſen beſetzt iſt. Ich hatte ſeit vierzehn Tagen in meinen Kleidern und Stiefeln geſchlafen, war todmüde, und mußte mich im Geleite eines Trompeters nach Wageningen ſchleppen, um dort für das Kaſtell um franzöſiſchen Schutz zu betteln.

Nun und was haſt du denn geſchrieben, und was hilft dich dein Schreiben, Windt? fragte die Hausfrau des vielgeplagten und vielge- rüften Mannes, deſſen Redlichkeit und Dienſttreue alle Feuerproben er drangvollſten Erlebniſſe beſtanden.

Was mein Schreiben helfen wird? fragte Windt: gar nichts wird s helfen und kann auch nichts helfen! Aber es iſt meine Schul- igkeit. Noch iſt die alte Excellenz Herrin dieſer Herrlichkeit, ſie muß nterrichtet werden, wie es um ihre Beſitzungen ſteht. Es iſt ein Unglück in dieſer Zeit Schlöſſer am Rhein zu haben; ich habe Alles ſo erauskommen ſehen, wie es gekommen iſt, habe gerathen, habe gewarnt, lles vergebens, ich war ja kein Rath, bin nur der Haushofmeiſter, und er Menſch iſt ſtets ein Narr, der einen Rath gibt, ehe ein ſolcher von hm verlangt wird; ich bin eben immer der dumme gutmüthige Narr.

Gut biſt du, Windt, das muß wahr ſein, wenn du auch bisweilen nwirſch und kurz angebunden biſt, ſchmeichelte ſeine Frau, öffnete ein eheimes Wandſchränkchen in dem ſichern Thurmgemach, das ſie jetzt ewohnten, und brachte eine Flaſche alten Port à Port daraus zum orſchein.

Komm her, Alter, ich habe noch Etwas gerettet, du ſollſt das Doorwerther Waſſer nicht trinken, es ſchmeckt abſcheulich und iſt trüb ie Lehmbrühe.

Iſt das ein Wunder, jetzt, bei der furchtbaren Ueberſchwemmung? ein zu wenig und Waſſer zu viel. Biſt ein Goldkorn, Jule! Was är' ich ohne deine treue Hülfe! rief Windt, ließ ſich willig einſchen- n, trank und begann zu leſen:

„Auf gut Glück, da ich nicht weiß, ob die Poſt von Amſterdam ach Hamburg wieder geht, ſchreibe ich Ihrer Excellenz, daß ich noch be, und daß ich gegenwärtig eine franzöſiſche Schutzwache im Kaſtell abe. Mir iſt von den franzöſiſchen Generalen und Commandanten mit ner Menſchenfreundlichkeit, einer wahrhaft brüderlichen Güte und in llen meinen Geſuchen mit einer Willfährigkeit begegnet worden, die h nie genug rühmen kann, ſo wenig als die gute Ordnung und annszucht, die von den Truppen beobachtet wird. Ich habe nach nd nach bereits ſieben franzöſiſche Sauvegarden gehabt, Sergeanten, uſaren, Jäger, Dragoner, Cuiraſſiere, und kann mit Grund der Wahrheit ſagen, daß ich allen bei ihrem Abgang das beſte Zeugniß ausſtellen konnte. Was ich aber vorher gelitten, ſtets im Mittelpunkt der gegenſeitigen feindlichen Vorpoſten, während der Gefechte, in die ich zweimal perſönlich hinein gerieth, als ich Hülfe ſuchend ausgeritten war, iſt unbeſchreiblich und unglaublich. Doch es gereut mich nicht, hier ausgehalten zu haben, es würde auch ſonſt um Doorwerth elend genug ausſehen. Alle die, welche feig aus der hieſigen Gegend gewichen ſind und ihre Wohnungen verlaſſen haben, brauchen nicht zurückzukehren, um dieſelben zu ſuchen, denn ſie finden ſie nicht mehr. Gleichwohl bleibt meine Lage immer noch gefährlich und bedenklich. In den Städten geht Alles gut, aber auf dem platten Lande, in meinem unbändig großen Kaſtell ſo faſt ganz allein zu ſein, iſt eine Lage, die nicht Jeder durchführt. Die Avantgarde der Republikaner rückte hier am ſiebenzehnten Januar ein. Das Schickſal des Erbherrn werden Excellenz aus den öffentlichen Blättern nun ganz kennen, doch kann ich mit Beſtimmtheit mittheilen, daß er in ſeinem Unglück friſch, munter, fröhlich und guten Muthes iſt — ſehr gut für ihn. Sobald als möglich denke ich ſelbſt ihn aufzuſuchen, hoffe ihn ſprechen zu dürfen und zu erfahren, wie es um ihn ſteht. Wenn Excellenz wüßten, wie ſchlecht die Emigranten es hier getrieben haben, ſie ſchlöſſen Ihre Thüre vor Jedem derſelben zu. Hätten dieſe Menſchen ſo viel Herz gehabt, in ihrem Vaterlande zu bleiben und auf ihrem Poſten, wie ich es gemacht, ich wäre nicht ſo unglücklich, wie ich jetzt bin, ganz Frankreich und Alle, die unter dem Druck der jetzigen Zeiten leiden, wären es nicht.“

Windt! Windt! unterbrach Frau Juliane. Das hätteſt du nicht ſchreiben ſollen, das beleidigt ja die Excellenz. Bedenkſt du denn gar nicht, daß der Herzog von la Tremouille, Prinz Talmont, ihr Vetter iſt?

Wenn die Herzöge und Prinzen von la Tremouille, Talmont und was ſie ſonſt für Namen haben mögen, entgegnete Windt: nicht furchtſam und voreilig ausgewichen wären, ſondern anders gehandelt hätten, ſo wäre der ſonſt wackere Auguſt Philipp, Prinz von Talmont, der wirklich tapfer war, nicht im December des vorigen Jahres gefangen und im Hofe ſeines eigenen Schloſſes erſchoſſen worden. Was ich der alten Excellenz ſchrieb, iſt ſtets meine aufrichtige Meinung, iſt die Wahrheit, die ſie liebt und die ſie mir nicht übel nimmt. Sie nannte mich einmal ſcherzend ihren „alten Wahrſager,“ und ich ntwortete: Excellenz haben ganz recht, ich ſage immer wahr und age das Wahre, nur Schade, daß Excellenz meinen Wahrſagungen nicht lauben, wenn Sie auch ſo gnädig ſind, meine Wahrheiten nicht übel ufzunehmen.

Windt fuhr nach dieſer Unterbrechung im Leſen ſeines Briefes ort: „Künftig bitte ich Excellenz, an mich nur unter der Adreſſe zu chreiben: **Au Citoyen Windt à Doorwerth, franco Amsterdam.** leber Amſterdam iſt und bleibt von Hamburg aus der beſte Poſtweg. Zum Pettſchaft nehmen Sie nicht Ihre Wappen, ſondern etwa eins nit einer Deviſe, ſonſt ſchmeißt die Poſt den Brief ins Feuer; s iſt in Amſterdam von Seiten der Municipalität eine Commiſſion rnannt, an welche Briefe nach Hamburg und Bremen offen eingelie- ert werden müſſen, ich ſchließe daher dieſen meinen Brief an die ldreſſe der Frau Mutter des mit Graf Ludwig hier geweſenen braven olländers Leonardus van der Valck ein und erſuche Excellenz, Rück- ntworten auch auf dieſem Wege an mich gelangen zu laſſen, auch vollen Hochdieſelben ſich über die närriſche Adreſſe dieſes Briefes nicht undern. Man will der Beſitzung Doorwerth den Namen einer Herr- chkeit, **Seigneurie**, nicht mehr zugeſtehen, und was Ihrer Excellenz eltendmachung deſſen betrifft, daß Hochdieſelben eine däniſche Gräfin nd, ſo wünſchte ich, Sie hörten darüber einmal die Aeußerungen der anzöſiſchen Generale. Denen iſt dieſes Alles Null, es gibt für eſe keinen Reſpect mehr vor Fürſten, Grafen und Herren, wie man n lieben deutſchen Reiche, Gott behüte es vor dem Franken-Reiche! ſagen pflegt. Sehr lieb iſt mir, daß der Wechſel auf die zwanzig- uſend Mark banko honorirt wurde; im Uebrigen können Excellenz eſer Angelegenheit halber ruhig ſchlafen. Sie ſind noch zur Zeit rchaus an Nichts gebunden; das Ganze war ein Werk meines viel- icht übertriebenen Dienſteifers, ich machte in der Stille mit dem Erb- rrn, mit dem jungen Herrn und mit Herrn Leonardus van der Valck ündlich auf Treue und Glauben Alles ab, um Ihrer Excellenz Geld ſchaffen, weil Sie deſſen bedurften und Sie gleich mir Emigran- n zu verköſtigen hatten; faſt ſcheint mir, und die Schnörkelform hrer Quittung läßt dies vermuthen, als ſeien Glauben und Treue den verrufenen Münzen gerechnet, zu den Paduanern, die aber ch als ächte in Hochdero berühmter Sammlung prangen, und über welche Ihnen der Herr Abbé Eckhel in Wien ſo vieles Aufklärende geſchrieben hat.“

Windt! Windt! Um Gottes Willen! rief die beſorgliche Frau. Du machſt es zu arg, du beleidigſt!

Sorge nicht, es iſt die Wahrheit! beruhigte Windt und las weiter: „Es war Ihnen ſo wenig eine Quittung abgefordert, als mir; Alles, was wir ſchriftlich machten, war die Obligation des Erbherrn für die empfangenen fünfzigtauſend Gulden auf Varel. Ihre Rathgeber, Excellenz, ſcheinen dieſe Sache nicht von dem richtigen Geſichtspunkt aus anzuſehen, das liegt im Unverſtand Ihrer Rechnungskammer. Dieſe Herren rechnen und rechnen und danken Gott, wenn ihre Papiere von oben bis unten voll Zahlen ſtehen, ſie merken aber nicht, daß ihnen häufig darüber das Licht des geſunden Menſchenverſtandes ausgeht. Doch was hilft's — die Zeit iſt einmal aus den Fugen, wie Hamlet ſagt; wenn Undank und Mißkennung mich bewegen könnten, anders zu handeln als ich handle, dann wäre durch Ihrer Excellenz hochweiſe Räthe meinem Dienſteifer längſt eine Schranke geſetzt, dann wäre ich nicht hier geblieben, und hätte Hals und Kragen, Blut und Leben, Gut und Habe nicht daran geſetzt, Ihrer Excellenz Herrlichkeit, ſo weit nur in eines Menſchen Kräften ſteht, zu ſchützen und zu ſchirmen. Wer auch hier war von fremden Offizieren, Engländer, Holländer, Kaiſerliche und jetzt die Republikaner, keiner hat glauben wollen, daß ich nur ein Bedienter ſei, ſondern Jeder meinte, daß ich ganz beſtimmt der Herr oder Erbe von Doorwerth ſelbſt ſein müſſe. Alle Güter rings um die Herrlichkeit ſind totaliter devaſtirt, Doorwerth allein iſt noch im leidlichen Zuſtand. Der Strich von der hieſigen Grenze bis Arnhem ſieht ſich nicht mehr gleich; von Arnhem bis Zuitphen kann keine Maus mehr leben; alle die herrlichen Alleen ſind über Bord, keiner der prächtigen Lindenbäume um die Stadt ſteht mehr, die größten und ſchönſten Häuſer ſind Pferdeſtälle oder Lazarethe, das Holz der Thüren und Mobilien iſt verbrannt. Ich habe wieder ſeit Kurzem fünfzehnhundert Rationen Heu liefern müſſen, habe augenblicklich ſechs Offiziere im Kaſtell, zwei Ordonnanzen, einen Huſaren. Im Dorfe liegt eine Compagnie Volontärs, in Helſum liegen zwei, und noch dreizehn Huſaren für die Correſpondenz, in allen andern Orten der Herrſchaft liegen dreißig bis einhundertundfünfzig Mann in jedem

Hauſe. Nachdem ich die fürchterlichen Durchzüge und Einquartierungen
er Alliirten, dann alle möglichen Freicorps, Emigrantencorps, kum-
igen Andenkens, dann den ſchleunigen Rückzug, auf welchem ganze
Colonnen zur Nachtzeit hier einfielen, darauf die heftige, faſt uner-
rägliche Kälte, darauf wieder den Durchgang und die Einquartierung
er Nordarmee, welcher die Sambre- und Maas-Armee auf dem Fuße
olgte — nachdem ich dies Alles vertragen und überſtanden habe, kämpfe
h jetzt mit einer Waſſersnoth, wie ſie ſeit hundert Jahren nicht er-
bt wurde. Ich habe in Helſum Brücken ſchlagen laſſen, zu denen ich,
m Holz zu bekommen, ein Paar Scheuern abbrechen ließ, damit die
rmee nur weiter konnte, ſonſt hätte ſie ſich hier geſtauet, wie ein
berſchwellender Krötenteich, und uns vollends mit Haut und Haar
ſgefreſſen.“

„Ich hoffe und bitte, Excellenz werden nun auch für mich Etwas
un, um meine alten Tage zu ſichern und mir darüber eine Beruhigung
theilen, die dem Gefühl von Menſchlichkeit, Billigkeit und Recht-
affenheit entſpricht, das ich Excellenz zutraue. Ich muß ganz noth-
endig eine durchgreifende Kur im Sommer brauchen, wenn ich nicht
nz zu Grunde gehen ſoll. Auch muß ich endlich wieder an einem
dern Orte wohnen, denn hier kann und will ich mit meiner Frau,
lche ſich der Wirthſchaft auf das Allertreueſte annimmt, meine mir noch
gönnten Tage nicht beſchließen. Excellenz haben das große Haus
Hamburg, haben bedeutende Allodialgüter, auch Bau- und Weide-
d genug, um einen alten wahrhaft treuen Diener lebenslänglich zu
rſorgen. Eine Penſion in Geld wirft Doorwerth nicht ab, und für
hieſigen Rentmeiſterdienſt müßte ich danken.“

„Heute wird unter großen Feierlichkeiten zu Arnhem der Freiheits-
um aufgepflanzt; die Stadt iſt ſo voll Freiheitsglück, daß ſie die
nze Beſatzung mit Wein bewirthen wollte; der Commandant aber,
neral Lefebre, der ein eben ſo kluger als tapfrer Mann iſt, hat
Wein zwar angenommen, aber ihn zur Stärkung der Kranken
Verwundeten beſtimmt. Auch rings um die Herrlichkeit her, in
ageningen, Huſum, Deventer, und ebenſo in Doesburg und Zuitphen,
Voorſt, auf Rhoon und überall ſind Freiheitsbäume gepflanzt
rden; ich meinestheils habe es zur Zeit noch unterlaſſen. So viel ich
e von Forſtkultur verſtehe, ſchlagen Bäume, die man ohne Wurzeln

pflanzt, nicht an, ſondern gehen kläglich zu Grund, daher lohnt ſolche Kultur nicht die Koſten und iſt eine ebenſo vergebliche als fruchtloſe Mühe, eigentlich nur ein Holzfrevel. Unterthänigſt bitte ich, meiner Schweſter Beruhigendes über unſer hieſiges Befinden zu ſagen, meine Frau grüßt dieſelbe beſtens. Meine Schweſter ſoll an meinen Bruder, den Kammerrath Windt in Bückeburg, ſchreiben, ihn von mir grüßen und ihn bitten, mir doch endlich einmal Nachricht von ſeinem Ergehen zukommen zu laſſen. Im Uebrigen entſchuldigen Excellenz die Länge meines Briefes, wer weiß, wann ich wieder Zeit finde, weitern Bericht zu erſtatten, da es beſtändig um mich her von Fremden wimmelt. Stets zu Füßen! Carl Heinrich Windt."

Stets auf meinen Füßen, ſollteſt du ſchreiben, lieber Windt, ſprach die wackere Hausfrau.

Das bin ich ſo ſchon, das brauch' ich nicht zu ſchreiben, das kann die alte Excellenz zwiſchen den Zeilen leſen, ſcherzte Windt.

Schau, was kommt denn da wieder für ein Ritter von der traurigen Geſtalt durch das Waſſer des Weges her auf das Kaſtell zu? unterbrach er ſich, indem er einen Blick durch das ſchmale Thurmfenſter hinab auf den Dammweg warf, der nach dem Schloſſe führte; er gewahrte einen Reiter, welcher in einem nichts weniger als glänzenden Aufzuge und keineswegs empfehlenden Ausſehen, langſam einherritt und jetzt vor der Zugbrücke hielt, um der wachehabenden Schutzmannſchaft ein gültiges Papier, das ſein Einlaßgeſuch rechtfertigte, darzureichen.

Ja, was in aller Welt iſt denn das? rief Windt, ſcharf und immer ſchärfer hinblickend. Täuſcht mich denn mein Auge nicht? Wie ſoll ich das deuten? Geſchwind, Alte! Trage etwas auf! Etwas Hamburger Rauchfleiſch, weſtphäliſche Schinken, Edamer Käſe, friſche Butter. Vor Allem koche eine Suppe. — Und ohne abzuwarten, was ſeine Frau zu ſeiner Verwunderung und zu dieſer raſchen Anordnung ſagen werde, eilte Windt voll Haſt aus dem Thurmgemach, ſprang die Treppe in ſchnellen Sätzen hinab, und ſchritt nicht minder raſch durch den Hof, dem ſo eben eingelaſſenen Reiter entgegen, der ihn mit mattem Blick begrüßte, abſtieg und in Windts Arme ſank.

Sind Sie's denn? Sind Sie's denn, oder iſt es Ihr Geiſt, Herr Leonardus? Herr Leonardus van der Balk?

Wohl bin ich's, heute und morgen bin ich's noch, mein lieber, redlicher Freund, erwiederte mit faſt tonloſer Stimme Leonardus: nicht mehr lange und ich bin es nicht mehr, und wenn Sie dann eine Geſtalt ſehen, die der meinen gleicht, ſo iſt es mein Geiſt.

Um des Himmels Willen, was muß Ihnen begegnet ſein? rief Windt erſchreckt und verwundert. Sie ſehen ſehr übel aus. Doch kommen Sie herauf, ruhen Sie aus, pflegen Sie ſich! Für Ihr Pferd wird geſorgt, ich erkannte Sie gleich, traute aber meinen Augen nicht, glaubte nicht, daß Sie es ſeien, der da geritten kam.

Leonardus bedurfte auf der Treppe zum Thurmzimmer hinan der Unterſtützung des Freundes, ſo matt und angegriffen fühlte er ſich, und als ihn jetzt erſchrocken und erfreut zugleich Windts redſelige Frau begrüßte, ſaß er einige Minuten lang, tief und langſam athmend, auf einem Lehnſeſſel, mit geſchloſſenen Augen, einer Ohnmacht nahe, und hob die Hände vor ſein Geſicht, als wolle er alle Erinnerungen ſeiner jüngſten Vergangenheit wie einen böſen Traum verwiſchen.

In dieſem Augenblick brachte ein Diener ein ſo eben angelangtes Briefpaket von Amſterdam. Windt war von den Freunden zum Vermittler ihres Briefwechſels auserſehen worden, und ſo blieb er auch ſelbſt in ſteter Kenntniß, wo Jene ſich befanden. Von Leonardus hatte Windt lange keine Nachricht erhalten, Angès hatte nur einmal geſchrieben, dankerfüllt, und ein werthvolles Geſchenk geſendet. Sie hatte mit dem Kinde glücklich das Ziel erreicht, lebte als deſſen treue Pflegerin, wie ſie ſchrieb, im angenehmſten und wünſchenswertheſten Verhältniß, hatte Windt herzliche Grüße an die Freunde aufgetragen, aber ihren Aufenthaltsort nicht genannt, „größerer Sicherheit halber", ſchrieb ſie, „da dieſer Ort als Aſyl nicht mein Geheimniß allein iſt, da politiſche Rückſichten dazu nöthigen, den Aufenthalt des Kindes auf das Tiefſte zu verbergen." Wer an ſie ſchreiben wolle, möge die Firma ihres älterlichen Hauſes benutzen und in dieſe Aufſchrift Briefe einlegen. Jetzt war nun Leonardus wieder gekommen und konnte aus erſter Hand die ſoeben anlangenden Briefe empfangen.

Er erholte ſich, genoß Etwas, und indem ein Gefühl unendlichen Friedens ihn überkam, ſprach er: O hätte ich doch dieſen einſamen lieben Zufluchtsort nicht verlaſſen, mir wäre wohler, als mir jetzt iſt! Mein ganzes Ergehen ſeit der Trennung von Ihnen, mein theurer Freund, war nichts als eine Kette von Schmerz und Bitterkeit, und dieſe Trennung hat mich mit raſchen Schritten dem Ziele meiner Tage näher gebracht.

Ich will nicht hoffen? fragte Windt mit aller Lebhaftigkeit ſeines Weſens.

Sie ſollen Alles erfahren, wenn Sie mich wieder ein Weilchen hier dulden wollen, ſprach Leonardus.

Dulden wollen? Sind Sie nicht halb und halb der Eigenthümer dieſes Hauſes und dieſer ganzen Herrſchaft? rief Windt.

Ich bedarf nur wenig, mein Lieber, ein kleines Zimmer, ein Lager, ſchmale Koſt und Ruhe, erwiederte Leonardus.

Zimmer und Lager ſtehen zu hinreichender Auswahl zu Befehl, nahm Frau Windt das Wort. Die Koſt werden Sie ſchmaler finden als Ihnen lieb iſt, werther Herr van der Valck! Und die Ruhe, was dieſe betrifft, da läßt ſich nur wenige Bürgſchaft leiſten. Sie wiſſen ja, wie es hier zugeht, es iſt ſeit Ihrer damaligen Abreiſe mit dem jungen Herrn, bei uns noch nicht anders geworden. Doch wenn Sie mit dem höchſten Zimmer dieſes Thurmes vorlieb nehmen wollen, ſo werden ſie vom Lärmen im untern Hauſe und im Hofe wenig wahrnehmen; hoffentlich kehrt die Zeit der Kanonaden nicht wieder.

Ich werde mit tauſendfachem Danke annehmen, was Ihre Güte mir bietet, und darf vielleicht hoffen, mindeſtens in Etwas bei Ihnen mich zu erholen. O, Sie werden mich beklagen, wenn Sie erfahren, was ich erlebte! Jetzt kann ich es Ihnen noch nicht erzählen, es erſchüttert mich allzuſehr. Laſſen Sie mich des Freundes Brief leſen, ich hoffe, ſeine Freundſchaft wird ein Balſam für mich ſein. O, wie ſehr ſehnt ſich mein Herz nach Nachricht von ihm, wie oft dachte ich an ihn, wäre er an meiner Seite geweſen und vielleicht der treue Philipp, Alles wäre beſſer geworden.

Beruhigen, erholen, pflegen Sie ſich, betrachten Sie dies Haus als das Ihre, ohne Redensart, es iſt mein ganzer Ernſt; Sie haben dazu das volle Recht, ermunterte ihn Windt. Ich will jetzt gehen und nach den Geſchäften ſehen, und dann wiederkommen, um von Ihnen zu hören, wie unſer junger Herr ſich befindet; ich theilte ſo eben meiner Frau einen Brief an Graf Ludwigs Großmutter mit; es wird die hohe Dame erfreuen, wenn ich über ihren Liebling eine

ünſtig lautende Nachricht hinzufügen kann. Du, liebe Frau, beſorge
reben Alles nöthige, ſo gut du's haſt. —

Leonardus blieb allein in dem Wohnzimmer von Windt und deſſen
attin zurück. Wie oft hatte er mit dem Freund bei dieſen braven
euten in demſelben Gemach geſeſſen, wenn es draußen ſtürmte, ſo
ie jetzt. Weithin ſtanden die Wieſenflächen unter Waſſer, das Dorf
nd Kaſtell gleich einer Inſel, die Ströme: der Rhein, die Yſſel, die
ahl und die Maas hatten ihre Betten überſchritten, ſelbſt die
ämme waren bedroht; ohne Pferd hätte er nicht bis zum Schloß
elangen können, denn an einzelnen Stellen waren in der Allée ſchon
trächtliche Rinnen, die das mehr und mehr andringende Waſſer
bildet hatte, und jede kommende Stunde drohte ſie noch größer zu
achen.

Erinnerungen an vergangene Zeiten zogen durch Leonardus Gemüth.
chon war ein Jahr und darüber vergangen, daß er den Freund
funden, welche Fülle von Erlebniſſen lag nur allein in dieſem einen
ahre! Hier hatten ſie beiſammen geſeſſen, hatten Pläne geſchmiedet
r die Zukunft, deren ſchönſter der war, daß Ludwig dieſe Herrſchaft
werben ſolle mit der Hülfe und den Mitteln des Freundes. Dieſer
lbſt wollte dann in Roſendael wohnen in dem ſchönen Herrenhaus
it ſeinen herrlichen Gärten und Parken. Was ließ ſich nicht Alles
dieſem thun, wenn der Geſchmack und die angeborene Vorliebe
nes der Natur befreundeten Menſchen hier ſchaffend thätig war?
a ſollte Angés bei ihm wohnen, ſeine liebe, treue, angebetete Haus-
au, da ſollte auch jenes Kind ſich naturgemäß entfalten, wie die
heimnißvolle Blüthe der prachtvollen Wunderblume, welche die Kunſt-
ärtner die Königin der Nacht nennen. Ach, das waren ſchöne Träume
weſen!

Oft war die Zeit, waren deren mannichfache Wandlungen beſprochen
orden von den Freunden, man hatte Meinungen ausgetauſcht, nicht
ne Lebhaftigkeit, nicht ohne Streit. Oder es hatte bisweilen auch
as Schachſpiel die Gedanken zu ernſtern Nachſinnen hingelenkt, jenes
deutſame „Spiel der Könige“ mit ſeiner uralten Symbolik. Das
lles war vorüber, und Leonardus van der Valck ſaß jetzt in ungleich
derer Lage und Stimmung, als damals, allein in dieſem traulichen
emach. Der Wind erſchütterte mit heftigen Stößen den Thurm,

und dumpf miſchte ſich mit ſeinem pfeifenden Sauſen das Wellenrauſchen der ringsum die Gegend überfluthenden Gewäſſer, aus denen wie lauter Inſeln die umfloſſenen Dörfer, Gehöfte und Schlöſſer herausragten. Leonardus öffnete erwartungsvoll den Brief ſeines liebſten Freundes, dem er auf Erden vor vielen ſein ganzes Herz geweiht, dem er ſein Inneres erſchloſſen, wie keinem zweiten, den er mit der wahrhafteſten Treue liebte.

Ludwig ſchrieb: „Mein Leonardus! Seit unſerer Trennung in Amſterdam habe ich ſo viel erlebt, daß ich das Meiſte und Beſte auf die mündliche Mittheilung verſparen muß, denn ich kann unmöglich dieſem armen Papiere anvertrauen, das durch ſo viele ungeweihte Hände geht, was mein Inneres voll Leid und wieder voll hoher Freude bewegt, daher nimm verlieb mit dieſen flüchtigen Zeilen, welche dir nur einen Umriß des Bildes geben ſollen, das ich mit hellen Farben ausmalen werde, wenn wir uns wieder umarmen. Wohlbehalten kam ich nebſt meinem Philipp im Hafen von Plymouth an, wo unſer wackerer Fluit Alles that, um mich gut unterzubringen und für den ferneren Theil meiner Reiſe zu unterweiſen. Ich reiſte tiefer in das Land, das reich und reizend iſt, von hoher Kultur geſchmückt, Park an Park; ich fand überall ſchon vorbereitete gute Aufnahme, fand geiſtvolle Verwandte, fand mich in die höchſten Kreiſe gezogen, und fand endlich das Allerhöchſte, was mein Herz mit nie gekannten Gefühlen erfüllte, es in Seligkeit ſchwelgen ließ, Alles auf Erden mich vergeſſen machte, ſelbſt dich eine kurze Stunde, und alle die Freunde, ſelbſt meine Großmutter, aber ich darf nicht ſchreiben, was ich fand, nur mit leiſem Flüſterwort in das Ohr darf ich dies theure und wunderbare Geheimniß dir vertrauen, und ſelbſt dir nur halb.“

Wohl ihm, er fand ein Herz, unterbrach ſich Leonardus im Leſen: ſo wird er nicht mehr nach unbeſtimmten Fernen mit Sehnen und Seufzen blicken, nicht nach den unerreichbaren Sternen faſſen, er wird die Sternblumen pflücken, die im irdiſchen Eden ſeiner Liebe blühen!

„Und doch, Leonardus! Bei dieſer Fülle von Glück kann und darf ich nicht länger mehr in England weilen, einmal verbieten es mir die zarteſten Rückſichten, und dann gebietet mir die Sorge für meine noch immer wankende Geſundheit die Rückkehr nach dem Feſtlande.“

Wie — er liebt, er betet an, wie dieſe glühende Sprache ſeines Briefes bekundet — und will doch fort, aus zarteſten Rückſichten? Das iſt mir ein Räthſel! ſprach Leonardus zu ſich ſelbſt. — „Die hieſige Luft, ſo ſehr ſie geprieſen wird, iſt meiner Geſundheit ganz und gar icht zuträglich, und was die Seeluft betrifft, ſo mag ein empfäng-icherer Sinn, als der meine, dazu gehören, deren Einwirkung auf en kranken Organismus wahrzunehmen. Ich ſehne mich nach deutſcher Luft, es wird mir nirgends wohl werden, als in der deutſchen Heimath. Leider kränkle ich immer noch, troß all' der freudigſten und wohl-huendſten Erregungen, die mir in England, in London und auf all' en herrlichen Landſitzen zu Theil wurden. Ich möchte mich, und wohlmeinende Freunde rathen mir das an, einem deutſchen Arzt anvertrauen; man hat mir Starke genannt, welcher ein berühmter Arzt n der kleinen ſächſiſchen Univerſitätsſtadt Jena iſt. Ueberhaupt hörte ch ſtets vieles Gute von den kleinen ſächſiſchen Städten und Höfen; humane und gebildete Fürſten regieren dort ihre Länder; gründen, fördern und erhalten Anſtalten für Wiſſenſchaften und Künſte; legen zu dieſen Zwecken bedeutende Sammlungen an und vergönnen deren belehrenden Genuß und Gebrauch ihrem Volke; während, was hier die Herzoge und Lords ſammeln, gleichſam vergraben wird und ärger gehütet, als das goldene Vließ zu Kolchis. Ich denke es mir ſehr angenehm, einmal in dieſes Herzland des heiligen römiſchen Reiches zu reiſen, ein Reich, von dem wir keine rechte Idee haben. Hoffentlich wird mir dort wieder wohl, und vielleicht finde ich den inneren Frieden, der mir, ſelbſt im Schooße des Glückes, noch mangelt. Ach, wie hat mich in England das raſtloſe Ringen und Streben der Vornehmen nach Erreichung politiſcher Zwecke gedrückt und unangenehm berührt — ſelbſt meine Munterkeit litt darunter; was ich erſehne, mein Leonardus, das iſt Stille, das iſt Einſamkeit, wie die Großmutter mir beim Scheiden ſagte: Glaube, daß die Einſamkeit wunderköſtliche Stunden gewährt."

8. Die Gabe der Mutter.

Der Eintritt Windt's unterbrach Leonardus im Weiterleſen, und dieſer theilte nun dem redlichen Freund die Beſorgniſſe mit, welche Ludwig in Bezug auf ſeine Geſundheit ausſprach, ſo wie die herzlichen Grüße, die der Brief an das Haus Doorwerth und deſſen Bewohner enthielt. Der Graf ſchrieb weiter: „Wüßte ich dich, mein lieber Leonardus, in Amſterdam zu finden, oder in Doorwerth, ſo käme ich noch einmal dorthin, und würde mit Sehnſucht den Augenblick erwarten, der uns wieder vereinigte, um dir ſo recht herzlich für alle mir erzeigte brüderliche Freundſchaft zu danken. Den geraden Weg von Kaſtle Chatsworth, einem Schloß des Herzogs von Devonſhire, wo ich jetzt weile, über London nach Hamburg ſcheue ich; er iſt mir zu lang; vielleicht ermittelſt du mir einen Ruhepunkt aus, ich werde einen Brief von dir abwarten, auf den ich mich äußerſt freue. Möchte ich doch von dir, von Windt und auch über das Geſchick meines Vetters, des Erbherrn, gute Nachrichten erhalten. Die Ariſtokratie Alt-Englands ſchätzt meinen Vetter außerordentlich hoch wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an den Erbſtatthalter und deſſen Söhne, die beiden Prinzen, und ich freue mich, ihn ſo hoch geachtet zu ſehen. Wüßte ich ihn nur frei und in beſſeren Verhältniſſen; ſeine Lage macht mir ſchweren Kummer. Unſer Windt wird wiſſen, wo des Erbherrn Gemahlin jetzt lebt, und wie ſie ſich befindet. Mein Gedanke ſucht ſie bei der Großmutter in Hamburg, doch vielleicht hat das Geſchick ihres Gemahls für ſie einen anderen Wohnort zur Folge gehabt. Noch werden die Schlöſſer Varel und Kniphauſen öde ſtehen — ich möchte wieder einmal dort ſein, und zwar mit dir, mein Leonardus. Ach — wo möchte ich nicht alle ſein! Und doch habe ich keine Wünſche, die in das Schrankenloſe hinausſchweifen, ich glaube vielmehr, daß ein beſchränktes Verweilen an einem beſtimmten Ort meinem Geiſt beſſer zuſagen wird, als das Umherſchwärmen von Lande zu Lande. Meine

atur ſcheint mehr zur Abgeſchloſſenheit ſich hinzuneigen, obſchon ich
Menſchen liebe und gerne recht Vielen Gutes erzeigen möchte.“
„Du glaubſt nicht, lieber Leonardus, wie unruhig mich der Ge-
nke macht, daß ein Hinderniß für mich eintreten könnte, wieder bei
h zu ſein, und wie ein Wiederſehen mit dir und Windt ſich am
ſten herbeiführen ließe, ohne euch zu beläſtigen, und mir zu viele
it zu rauben. Allerlei Pläne gehen mir im Kopfe herum. Der
roßmutter habe ich bereits meine baldige Ankunft in Deutſchland
meldet; ſie, die erfahrene Frau, wird mir am Beſten rathen, was
thun ſoll zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit. Meine Nerven
iden, ein Uebel, das man ſonſt häufiger bei Frauen, als bei
ännern findet, zumal bei jungen. Unregelmäßiges ſtarkes Geräuſch
mir ſehr zuwider, üble Gerüche, überlaute Reden, Gezänk, das
reift mich Alles an; regelmäßiges Geräuſch, wie das Rauſchen der
ühlräder, der Donner der Waſſerfälle, die Klänge der Orgel,
acht mir eher Vergnügen; hoffentlich wird die Ueberreiztheit, die mein
eſen oft bis zu einer krankhaften Empfindlichkeit ſteigert, ſich ja
ieder heben laſſen, und ihr, meine Freunde, werdet Geduld mit dem
albkranken haben.“

„Vom Leben in England ließen ſich Bücher voll Mittheilungen
hreiben, darüber mündlich; über das politiſche Verhältniß Englands
egenüber den übrigen Mächten Europa's iſt mir hier im Lande die
ewißheit und Ueberzeugung geworden, daß es das beſtregierteſte
and unter der Sonne iſt. Wie die tauſend und abertauſend noch
o verwickelt zuſammengeſetzten Maſchinen Tag um Tag, oft auch
acht für Nacht ihren geregelten Gang gehen, ſo das große Getriebe
er Staatsmaſchine. England iſt die einzige Macht, die in ihren
rundſätzen feſt und unerſchütterlich beharrt. Im Lande nimmt Nie-
mand wahr, daß England Kriege führt, da geht ſtets Alles ſeinen
ruhig geregelten Gang. Nur die Theurung iſt fühlbar, freilich zuletzt
auch mehr für den an hohe Preiſe für alle Bedürfniſſe nicht ge-
wöhnten Ausländer, als für den Inländer, der es nicht anders weiß,
und deſſen Einnahmen zu dieſer Theurung im geeigneten Verhältniß
ſtehen. Manche Unannehmlichkeit drängt ſich dem Ausländer, zumal
dem Deutſchen, auf, dennoch verlaſſe ich England mit hoher Achtung
vor ſeinem Staatsleben, ſeinem Volke und ſeiner Betriebſamkeit. Die

Vervollkommnung der Dampfmaſchinen iſt in einem rieſenhaften Fortſchritte begriffen; denke dir, man trägt ſich jetzt mit der Idee, auch Schiffe zu bauen, welche, ſtatt durch Segel und Ruder, blos durch Dampf getrieben werden, an Schnelligkeit der Fahrt Alles übertreffen und das Unglaubliche leiſten ſollen. Es wird damit wohl ſo ſchnell nicht gehen, die Sache liegt noch in ihrer Kindheit. Wer aber kann wiſſen, wohin der Fortſchritt auf ſeinen Rieſenflügeln den Geiſt der Erfindung trägt?“

„Lebe wohl, mein Leonardus, und ſchreibe mir unter der beigelegten Adreſſe, ſobald du dieſe Zeilen empfangen haſt.“ —

Dieſer Brief hätte mich lange ſuchen können, ſprach Leonardus mit einem Seufzer. Wenn ich nun nicht hierher kam? Sie hätten denſelben nach Paris geſandt, ich komme nicht von Paris, und wäre der Brief mir von dort aus nachgeſendet worden, er würde mich ſchwerlich gefunden haben. Was iſt Ihre Anſicht, lieber Herr Windt? Was können wir thun, um dem Wunſche Ludwig’s zu entſprechen?

Erſt ruhen Sie ſich bei uns aus und pflegen ſich, mein verehrter Herr und Freund! entgegnete Windt. Sie ſind leidend, ich ſehe es Ihnen an, Sie ſind kränker als mein guter junger Herr Graf, der iſt nur ein malade imaginair. Sollte nur einmal acht Tage lang an meiner Stelle ſein! Beim Kreuz! da würde ihm das Krankſein, Siecheln und Süchteln gleich vergehen! Bin auch krank geweſen, war ganz auf dem Hund — aber die Unruhe bei Tag und Nacht hat mich wieder geſund gemacht. Wenn der junge Herr nicht tüchtige Arbeit bekommt, ſo weiß ich nicht, wie er das Leben ertragen will. Gottes Gnade hat mir im letzten Winter eine Geſundheit verliehen, für die ich nicht genug danken kann, nie aber brauchte ich dieſelbe auch nothwendiger, doch fange ich an mich unwohl zu fühlen, mein Lebensſchiff muß einmal friſch kalfatert werden — eine Erholungsreiſe thut mir Noth. Ich wollte nach Pyrmont, hat ſich was! — Die Kaiſerlichen haben mir meinen Sparpfennig abgepreßt, kann alſo nicht hin; auch brenne ich danach, das Geſchäft meiner Gebieterin mit ihren Enkeln endlich ganz zu ordnen, eher kann ich mich nicht ruhig niederlegen, ich bin nun einmal ſo. Wir wollen miteinander nach Amſterdam und nach dem Haag gehen, dorthin mag Graf Ludwig auch kommen, der Erbherr ſitzt nicht mehr in Woerden, ſondern iſt nach Muiden gebracht worden. Mir iſt noch gar nicht wohl bei der Sache; die Unterſuchung wird ſtreng geführt, der Rathspenſionär van der Spiegel, der tapfere Admiral van Kinsbergen und unſer Erbherr ſind Leidensgenoſſen, und wir haben Terroriſten im Rathe der Generalſtaaten ſitzen. Ich habe Nachricht, daß die Gefangenen entweder nach Amſterdam oder nach dem Haag gebracht werden, wir wollen uns darüber bald Entſcheidung verſchaffen, nur kann ich hier nicht gut abkommen, ſo lange noch franzöſiſche Einquartierung hier liegt, denn es iſt in der ganzen Herrlichkeit kein Menſch, der Franzöſiſch ſpricht, und Niemand kommt ſo gut als ich mit den Franzoſen zurecht.

Sie erwähnten vorhin Pyrmont, lieber Herr Windt, was iſt das für ein Kurort? fragte Leonardus.

Einer der beſten, die ich kenne, belehrte ihn der Haushofmeiſter. Dieſer Badeort vereinigt Stahl- und Soolquellen, die Erſteren übertreffen alle Stahlbrunnen Deutſchlands, das wäre auch gut für unſeren jungen Freund, Graf Ludwig. Der Brunnen wirkt nervenſtärkend und belebend, er verjüngt, deshalb wollte ich hin, und Sie ſehen mir gerade darnach aus, als ob Pyrmonts Quellen auch Ihnen Stärkung und Geneſung wieder geben könnten!

Die Freunde beriethen lange und reiflich ihren Reiſeplan, und als ſie ihn gefaßt hatten, erhielt Ludwig von ihnen Nachricht, mit der Bitte, gegen die Mitte des Monats Juni im Haag einzutreffen, dort werde er Einen von ihnen oder Beide, und im ſchlimmſten Fall, bei Verhinderung wider alles Verhoffen, wenigſtens Briefe vorfinden.

Es war ein ſchmerzliches Scheiden zwiſchen Mutter und Sohn. Georgine fühlte um ihrer Ruhe, um ihrer Stellung in der Welt willen die Nothwendigkeit, daß ihr Geheimniß verſchleiert, ja begraben bleibe, ſie konnte den geliebten Verwandten nicht auf die Dauer bei ſich behalten, ſie mußte ihn von ſich laſſen, mußte den bitteren Kampf kämpfen und ihr Mutterherz ſtark machen. Sie ſprach nicht viel zu Ludwig, als die letzte verſchwiegene Stunde nahte, in welcher Mutter und Sohn noch einmal weinend ihre theuerſten Gefühle ausſprachen.

Zuletzt ſagte die ſchöne Herzogin zu Ludwig: Ich bin dir eine Entſchädigung ſchuldig, mein Sohn, dafür, daß du die Mutter in der ſchönſten Zeit entbehren mußteſt, in der dem Kinde der Beſitz einer geliebten Mutter ja Alles iſt, und das iſt eine Schuld, die ich niemals ganz abtragen kann; aber Etwas mußte ich doch für dich thun, es war meine heilige Pflicht. Deine Großmutter liebt dich innigſt, und gewiß, ihr lebhafteſter Wunſch iſt, dich einſt reich und glücklich zu wiſſen; wohl möchte ſie dir Etwas von deines Vaters Erbe zuwenden, aber ſie kann und darf es nicht, wenn ſie nicht durch offenes Ausſprechen unſeres Geheimniſſes mich bloßſtellen und dich dem Haſſe deiner Verwandten offen Preis geben will. Dein Bruder, der Vice-Admiral, der es nie erfahren möge, daß du ſein Bruder biſt, iſt ein braver Mann, aber nicht frei von Eigennutz, auch hat er zunächſt Verpflichtungen gegen die Seinigen; er würde dir bitter zürnen, wollteſt du Anſprüche an ihn erheben, zu denen dir kaum ein Recht zuſteht, da es das Unglück ſo gefügt hat, daß dein theurer Vater vor unſerer Vermählung mit Tode abging. Du wirſt William noch näher kennen lernen, er iſt minder edel, als der Erbherr. Des Kaufes von Doorwerth entſchlage dich und warne deinen Freund, nicht die Halmen ſeines Vermögens in das Schuldenmeer deines Vetters zu ſchleudern, die den Sinkenden doch nicht oben ſchwimmend erhalten können; übernimm nicht die ſchwere Bürde der Bürgſchaft für Andere gegenüber deinem redlichen Freund, damit du es nicht biſt, der ihn um das Seine bringt, damit nicht aus Freundſchaft Feindſchaft entſtehe. Was die Großmutter noch für dich thun kann, wird ſie thun, ich aber bezweifle, daß es Viel ſein wird, ſie hat ſchon gar zu viele Schenkungen gemacht, welche ihre dereinſtige Hinterlaſſenſchaft bedeutend ſchmälern und wegen deren es an langwierigen Proceſſen nicht fehlen wird, die ſich über ihrem Grabe ſo endlos ausdehnen und kreuzen werden, wie die Gewebe der Herbſtſpinnen auf einem Stoppelfelde. Dich glaubte ſie recht glücklich zu machen, ſie dachte dir die Nutznießung der Tremouille'ſchen Renten zu. Die gute Großmutter! — Sie konnte die Revolution nicht ahnen, ſträubte ſie ſich doch mit aller Starrheit, an dieſelbe nur zu glauben, wie ſie ſchon da war, ſonſt hätte ſie wohl früher einſehen lernen können, daß jenes ganze große Kapital ſammt allen Zinſen unwiederbringlich verloren

Doch ich will nicht, daß mein Sohn, der Sohn meiner erſten mmendſten Liebe und unendlicher Schmerzen, leer und blos in die elt hinaus geſtoßen werde, ich habe gethan, was ich thun konnte h was ich thun mußte. Empfange, mein Ludwig, dieſes Patent, s mir der König auf meine Bitten bewilligt, denn ich darf mit tolz ſagen, König Georg der Dritte von Großbritannien iſt mein reund, ſeine Gemahlin, die Königin Sophie Charlotte, die den Vor-amen deiner Großmutter trägt, iſt meine Freundin, dieſes Patent hebt dich in die Baronetage von England und ertheilt dir hiſtoriſch n Ritterſchlag mit dem Zuruſe: „Rise Sir!“ Stehe auf, Herr! — dieſe Documente beſtätigen dich in dem Beſitz der Baronie Verſay, eren Ertrag deine Zukunft ſichert, und ich habe alle Verfügungen ereits getroffen, daß dieſe Renten dir ſicherer und gewiſſer zugehen, ls jene leider verlorenen des edeln Hauſes de la Tremouille. Die aronie bleibt dein Beſitzthum, und geht auf deine rechtmäßigen Erben ber; bliebeſt du hingegen ohne Erben, ſo fällt ihr Beſitz zurück an die Meinen. Es ſteht dir frei, wo du auch weileſt, dich Graf von Varel der Baron von Verſay zu nennen; das gilt von jetzt an ganz gleich, u kannſt auch beide Namen vereinigen. Es ſteht dir ferner frei, ich ganz nach deiner Herzenswahl zu verbinden. Das Weib deiner Liebe wird deine rechtmäßige Gemahlin, ſei ſie aus hohem, ſei ſie aus geringem Stande, nicht ein Fürſt braucht ſie zu adeln, du wirſt es ſein, der ſie erhebt, wenn ſie nicht aus adeliger Familie iſt. Frauen bedürfen in Albion keiner namhaften Ahnen, weil — fügte Georgine lächelnd hinzu: der Stammbaum einer jeden in den Himmel hineinreicht.

Meine Mutter! rief Ludwig tief bewegt: mit welcher Fülle von Güte und Liebe überſchütten Sie mich! Wie zeigt Ihr großes Herz mir den Himmel offen, aus dem Sie abſtammen, ach, nur einen ſeligen Augenblick, da ſich mir dieſer Himmel ſo ſchnell und wohl auf immer verſchließt.

O, nicht auf immer, mein Sohn! Warum ſo düſtere Gedanken? entgegnete Georgine, feſt des ſcheidenden Lieblings Hände in den ihrigen haltend. Warum ſollten wir uns nicht wiederſehen? Einſt komme ich, und finde dich glücklich an der Seite eines treuen deutſchen Weibes, und ſonne mich an deinem Glücke — dann wohnſt du ſtill und walteſt in ruhiger ſelbſterwählter Thätigkeit an einem Orte, wo mich Niemand umſpäht, wo ich Mutter ſein darf ohne Hehl, wenn auch Niemand von deiner Umgebung ahnet, wer eigentlich die alte Frau iſt, die dich beſucht und eine Zeitlang bei dir weilt.

Ludwig kniete zu den Füßen ſeiner ſchönen Mutter nieder; die herrliche Geſtalt beugte ſich über ihn, küßte und ſegnete ihn, und da er, von Schmerz faſt gebrochen, vor ihr knieen blieb, erhob ſie ihn mit kräftigen Armen und rief: Rise, Sir! Erhebe dich, Mann! umſchlang ihn noch einmal mit aller Flammenglut ihres Herzens, küßte ihn noch einmal und noch einmal, dann enteilte ſie und ſah ihn nicht wieder. —

Leonardus hatte ſich im Hauſe der Freunde erholt; es kamen ſchöne Tage, und es trat eine Ruhe ein nach den vielfachen Stürmen, die über Doorwerth dahin gebrauſt waren, obſchon dieſe Ruhe freilich noch immer keine dauernde war.

Windt und Leonardus nahmen für eine Zeitlang herzlichen Abſchied von der braven Hausfrau und traten ihre Reiſe an. Das Land jubelte, aller Orten wurde der Friede ausgerufen, der goldene Friede.

Lieber Gott! ſprach Windt auf dem Wege von Wageningen nach Utrecht, als die Reiter, gefolgt von einem Diener, dem geſchlängelten Laufe des ſchmalen „krummen Rheins“ folgten, durch reizende Fluren, durch die der wahrhaft mäanderiſche Fluß ſich ſchlängelnd wand, vorüber an den herrlichſten Luſtſchlöſſern, Gärten und Parken, in denen die niederländiſche Gartenkunſt ihre höchſten Triumphe feierte und die des Krieges rauhe zerſtörende Hand zum Glück unberührt gelaſſen hatte — lieber Gott, wie die Leute über den Frieden jubeln! Wie lange wird er denn dauern? Ungleich vernünftiger wäre es, keinen Krieg zu beginnen und der Länder und der Völker Looſe nicht auf ein maßlos ungerechtes Spiel zu ſetzen. Was hilft ein Friede, wenn unter den bittern Nachwehen des Krieges ſich die Länder verbluten? Seuchen reißen ein, die Menſchen ſterben wie die Mücken; fünfundzwanzigtauſend fremde Hungerleider müſſen wir täglich ſättigen; Doorwerth muß doppelte Schatzung zahlen, als wenn es nicht ſchon doppelt und dreifach und zehnfach geſchätzt worden wäre!

In Utrecht ließ es ſich der wackere Mann gleich nach der Ankunft angelegen ſein, Etwas von dem Grafen Johann Carl, dem Bruder des Erbherrn zu erfahren. Er begab ſich, während Leonardus im

Gaſthaus zurückblieb, zunächſt in das Haus, das der Graf Johann bewohnte. Es kam ihm ein flottes Bürſchchen entgegen, auf dem Kopf die leichte Mütze mit der dreifarbigen Cocarde der Republik, nöthigte ihn in das Zimmer und fragte höflich: Was wünſchen Sie, Bürger? Wünſchen Sie Wein oder Liqueur, Curaçao, Extrait d'Abſynthe, Eau de Genever?

Windt ſah den Mann groß an, ob das Gaſtfreundſchaft ſein ſollte, oder ob er es mit einem Kaffeewirth zu thun habe? Er ſah ſich in dem Saale um, da ſtand noch das Prachtmobiliar, das einſt auf ſeine Beſtellung in Hamburg gefertigt und dem Enkel bei deſſen Verheirathung von der Großmutter zur Ausſteuer geſendet worden war; auf dem ſchönſten Sammt-Polſterſtuhle lag ein Hund, ein fauler Rattenfänger, mit einem ſo ächt confiſcirten Geſicht, als nur irgend ein Rattenfänger haben kann, und knurrte den Gaſt, in welchem er den Ariſtokraten ſogleich herauswitterte, grimmig an.

Nicht das Eine, nicht das Andere wünſche ich, Bürger, erwiederte Windt: ich wünſche den Hausherrn zu ſprechen.

O, die nicht ſein hier — gab der Franzoſe zur Antwort: wenn ſie werden ſein hier, ich nicht werden ſein hier, il est emigrée — ſie ſind gegangen fort. Ich aben die Err ſu ſein un Vivantier, si voulez vous de vin, ou si voulez vous des liqueures. Von die ſlecht emigrées weißen ik nix.“

Windt drehte ſich raſch um und ging fort; er ſuchte die Wohnung des Milord Athlone, des Schwiegervaters des Grafen Johann Carl auf, welcher eine Zeitlang in Utrecht Wohnſitz genommen. Das Haus war voll franzöſiſcher Soldaten, keine Spur mehr von der Familie vorhanden.

Die Freunde ſetzten nun ihre Reiſe nach Amſterdam fort, wo Leonardus ſeinen Begleiter mit zu ſeiner Mutter nahm, die hochbeglückt war, den Sohn wiederzuſehen, und doch auch zugleich erſchreckt durch deſſen verändertes und krankhaftes Ausſehen. Leonardus ſchob daſſelbe auf die Mühen ſeiner Reiſen, die nachtheiligen Einflüſſe der Witterung und ſuchte die Beſorgniß ſeiner Mutter ſoviel als möglich zu zerſtreuen. Windt beſorgte alle ſeine Geſchäfte in Amſterdam, ging nach der vormaligen Wohnung des Erbherrn auf dem ſogenannten Prinzenhof, den er zum Seecomptoir umgewandelt fand, und erfuhr hier, daß das Haus binnen vier Tagen habe geräumt werden müſſen, daß man das Mobiliar des Erbherrn geſichert habe, im Uebrigen aber von ihm und ſeinem Schickſal nichts wiſſe.

Um ſich etwas zu zerſtreuen, beſuchten Windt und Leonardus den Saal der tauſend Säulen, wo ſich ſtets zahlreiche Geſellſchaft fand, wo man fleißig politiſirte, Domino und Schach ſpielte, Zeitungen las und über die Weltgeſchicke in derſelben Weiſe entſchied, wie überall, nämlich ſo, daß die Weltgeſchicke ſich nachträglich ganz anders geſtalteten, wie die politiſchen Kannegießer ſie prophezeiten.

Windt hatte ein niederländiſches Zeitungsblatt ergriffen, las, runzelte die Stirne und murmelte durch die Zähne: Verdammt! Verdammt!

Was gibt es, was haben Sie? fragte geſpannt Leonardus.

Vergeblich! Dumm! Albern! knirſchte Windt. Alles vorbei, Alles verrathen! Da muß der Donner hineinfahren!

Darf ich nicht erfahren? fragte Leonardus.

Wenn ich den verlauten Schwätzer hätte, der das Geheimniß und den Plan verplaudert hat, bevor er ausgeführt ward, den Hals könnt' ich ihm umdrehn, und nicht einmal, ſondern ſiebenmal, wie einer Katze! eiferte Jener, und flüſterte Leonardus zu: Es war Etwas im Werke; ich wußte darum, auch Fluit wußte darum; dieſer befehligt jetzt, weil England den holländiſchen Handel ganz in Ketten und Bande legte, die Jacht des Erbherrn, die ſchöne Suſanne. Von der Feſtung Woerden aus waren die Gefangenen nach Muiden gebracht worden, von dort ſollten ſie entwiſchen, Alles war vorbereitet, die Jacht des Erbherrn hatte ein anderes Bild, andere Flaggen, war äußerlich unkenntlich gemacht und lag dicht vor Muiden in der Veght vor Anker. Der Plan wurde verrathen, die Jacht entkam, aber ohne die Gefangenen am Bord zu haben; dieſe wurden, um ihnen das Entwiſchen ſchwerer zu machen, nun um ſo ſtrenger bewacht. Ein gottverdammter Schwätzer plauderte den Anſchlag zu ihrer Befreiung aus, ehe ſie erfolgt war, und nun ſteht hier in dem Zeitungswiſch dieſe Anzeige, die das Uebel nur ärger, die Bewachung der Gefangenen noch ſtrenger macht, und auf's Neue ihrer Feinde Augen und Ohren ſchärft. Da leſen Sie!

Leonardus nahm das Blatt und las:

„Bericht an das Publikum."

„Da wir es als eine unſerer erſten und vornehmſten Pflichten betrachten, der Wahrheit ſo viel als möglich zu huldigen und einer offenbaren und ehrloſen Lügenmäre mit aller Verachtung, welche dieſelbe verdient, zu begegnen, ſo können wir nicht anders als höchſt entrüſtet über den Inhalt eines gewiſſen Schandlibells ſein, das man ohnlängſt verbreitet hat, und worin geſagt wird, „daß auf die Vorſtellung des franzöſiſchen Geſandten der Ex-Rathspenſionär van der Spiegel und der van Rhoon, Ex-Oberamtmann von dem Haag, für unſchuldig erklärt wären, ihre Freiheit wieder erhalten hätten und mit einer Jacht aus ihrem Gefängniß zu Woerden oder Muiden abgeholt worden ſeien". Wir ſind von hoher Hand unterrichtet, und vollkommen verſichert, daß dieſe Zeitung von allem Scheine der Wahrheit entblößt iſt, ihren Urſprung nicht verläugnen kann, und auf nichts weiter hinzielt, als die Wohlfahrt des Vaterlandes ſchroff hervortretenden gewinnſüchtigen Abſichten aufzuopfern und die ſchnödeſte Argliſt ins Werk zu ſtellen, um den beſſeren Theil der Nation irre zu leiten, Furcht und Unruhe in den Gemüthern hervorzurufen, und Mißtrauen im Buſen gegen ländliche und ſtädtiſche conſtituirte Mächte und deren Verhalten zu wecken. Es iſt hohe Zeit, ſolcher Menſchen Handlungen öffentlich aufzudecken, und mit den ſchwärzeſten Farben ſie zu ſchildern, da ſie nichts bezwecken, als Zwietracht und Aufruhr anzufachen, die gute Ordnung umzuſtoßen, die Geſetze kraftlos zu machen und ſich, in Mitten der Parteien und der Empörung, über die ſie ſich heimlich erfreuen, die verkehrte Begeiſterung einer verblendeten Menge zu Nutzen zu machen, um ihren ehrloſen Zweck zu erreichen und ihre eigene Größe auf den Steinhaufen einer zertrümmerten Republik zu befeſtigen." *)

Pah, lachte Leonardus, indem er das Blatt an Windt zurückgab. Eine Zeitungstirade von einem holländiſchen enragirten Parteimann, und darüber können Sie ſich ärgern? Was hätten dieſe **Mannekins**, wenn ſie nicht fort und fort den Ueberfluß ihrer Gemeinheit in den Zeitungen abſetzen könnten? Da hätten Sie, lieber Herr Windt, einmal in Paris und ganz Frankreich die Pamphlets leſen ſollen, Sie haben aber auch in Paris lieber geſchrieben als geleſen. Hu! das fliegt wie Schneeflockengewirbel und Hagelſchlag, daß es raſſelt und praſſelt, und hinterdrein wird doch wieder gutes Wetter und klarer Himmel. Wie würde nun dieſes Kerlchen von einem Zeitungsſcribler erſt ſchimpfen, wenn die Gefangenen wirklich entkommen wären, da es jetzt ſchon bei der bloßen falſchen Nachricht ſolch ein Geſchrei erhebt?

---

*) Wörtlich: de verkeerde geestdrift van eene verblinde menigte ten nutte te maken, om hun eerloos doel te bereiken, en hunne eigene Grootheyd op de puinhoopen van eene verbryzelde Republik te vestigen.

Das iſt's nicht, was mich ärgert und kümmert, entgegnete Windt verſtimmt; ſondern daß ich vielleicht den Erbherrn nun gar nicht ſpreche, weil man ihn feſter verwahren und die Wachſamkeit verdoppeln wird.

In dieſer Vorausſetzung irrte der treue Windt ſich nicht; er erfuhr noch an demſelben Tage als gewiß, daß die Gefangenen von Mulden aus nach dem Haag abgeführt worden ſeien, und ſchon der folgende Morgen fand beide Freunde auf dem gleichen Wege dort hin, da ja dieſe ſchöne und reiche Stadt ohnehin ihr Reiſeziel war.

Zu ihrer unausſprechlichen Freude fanden ſie Ludwig bereits angekommen und ihrer harrend, und es erfolgte zwiſchen ihm und Leonardus ein Austauſch der innigſten und zärtlichſten Gefühle, während Windt darauf gar wenig achtete, vielmehr ſtets beweglich, wie er war, ſogleich Bekannte aufſuchte, neue Verbindungen anknüpfte und auf ſein Ziel ſchnurgerade losſteuerte. Den erſten Beſuch machte er bei der Schwiegermutter des Erbherrn, welche im Haag wohnte. Jene Nachricht, welche Windt früher einmal erhalten hatte, der Erbherr wolle dieſe Dame nach Hamburg bringen, war eine falſche geweſen. Er erhielt Einladung, bei der Frau Gräfin von Lynden-Reede zu ſpeiſen, traf dort den Beſitzer des Gutes: die Park, nahe bei Arnhem, deſſen Windt einige Male in Briefen an die Reichsgräfin erwähnt hatte, welcher Herr dem Erbherrn eine ziemliche Summe ſchuldig war, und benutzte die Gelegenheit, dieſen Schuldner ſo ſanft als es ihm möglich war, beim Ehrgefühl zu faſſen und ihm das Verſprechen abzunöthigen, baldigſt zu zahlen. Auch Gräfin Lynden erhob große Klage darüber, daß Doerwerth ſo entſetzlich verwüſtet ſei; Windt achte heimlich hinter ſeiner Serviette, zwinkte der alten Dame mit en Augen, und hütete ſich wohl, durch Berichtigung dieſer Wehklage en Herrn von der Park in ſeinen guten Vorſätzen wankend zu nachen.

An wen ſich wenden, um den Herrn Grafen zu ſprechen? war Windt's hauptſächlichſte Frage.

Sie werden ihn auf keinen Fall ſprechen, daran iſt gar nicht zu enken, ward ihm zur Antwort.

Ich muß ihn aber ſprechen, und ich werde ihn ſprechen! entgegnete Windt mit Beſtimmtheit.

Verſuchen Sie's auf Ihre Gefahr, ich aber rathe ernſtlich ab, ſprach Gräfin Linden. Die Wächter ſind unbeſtechlich.

Fällt mir auch gar nicht ein, dieſe braven Bürger der bataviſchen Republik in Verſuchung zu führen, verſetzte Windt. Bin zudem nicht mit Geld zu Beſtechungen verſehen.

Ehe eine halbe Stunde verging, ſeit Windt vom Tiſche der Gräfin weg war, ſtand er ſchon im Sitzungszimmer der hochmögenden Herren. Dieſe Herren hatte doch noch das Bürgerregiment gelaſſen, obſchon der Titel vielen tauſend Revolutionsmännern ein Pfahl im Fleiſch und ein Dorn im Auge war. Windt ſprach in ſeiner einfachen und ſchlichten Weiſe, nachdem er ſeine Perſönlichkeit in aller geſetzlichen Form kund gegeben: Ich habe den gefangenen Rhoon nur eine halbe Stunde zu ſprechen, und zwar blos über Familien-Angelegenheiten, und wenn es ſein muß, im Beiſein von Jedermann; ich habe die Ehre, Diener von des Gefangenen Großmutter zu ſein, und möchte gerne, da ich im Begriffe ſtehe, nach Deutſchland zu reiſen, wo dieſelbe wohnt, Aufträge von ihm mit dorthin nehmen.

Die hochmögenden Herren berietben ſich ganz kurze Zeit und fanden gar kein Bedenken darin, Windt zu willfahren. Er wurde an die Commiſſäre Bürger Keps und de Lange gewieſen, fand auch an dieſen die artigſten Männer von der Welt, und empfing von ihnen ohne die mindeſte Schwierigkeit und ohne einen Sous zahlen zu müſſen, eine gedruckte Erlaubnißkarte.

Die Lage des ſtaatsgefangenen Erbherrn war durchaus keine ſchreckliche. Er wohnte in den Zimmern, die früher Prinz Friedrich von Oranien inne gehabt; er ſpielte ſich eben zum Zeitvertreib ein

Stückchen auf der Guitarre vor, als Windt in Begleitung eines einzigen Aufſehers zu ihm eintrat, und war vor Erſtaunen außer ſich, als er den alten Bekannten erblickte. Windt fand das Zimmer ganz anſtändig ausmöblirt, auf einem Tiſch lagen Malergeräthſchaften und eine angefangene Malerei, auf einem anderen befanden ſich Bücher, und der Erbherr bewirthete den alten redlichen Diener, der wahrlich den höheren Rang, den er in des Grafen Herzen einnahm, verdiente, mit einem Glaſe köſtlichen Kapweins.

Patientia-Wein gibt es nicht, lieber Windt — ſcherzte der Erbherr, und winkte zum Sitzen: darum trinke ich Conſtantia-Wein, welcher auch große Tugenden beſitzt.

Ich freue mich Ihres Wohlſeins, Herr Graf! ſprach Windt, und trinke auf deſſen fernere Dauer; Sie haben zwar etwas von Ihrer Friſche verloren, weil Sie nicht mehr ſo wie früher gleich einem Seeraben umherſchweben können, aber ich ſehe ſchon aus Allem, daß Sie guten Muthes ſind, und das iſt ſehr viel werth, denn ein alter Lateiner ſoll geſagt haben: Mit gutem Muth die ſchlimme Zeit zu tragen, frommt.

Das war Plautus, liebſter Windt! verſetzte der Erbherr. Da war auch ein alter Grieche, hieß Euripides, der ſprach: Sei guten Muthes, denn Großes kann Gerechtigkeit dir nützen. Ich habe treu dem Vaterlande gedient, und wäre wohl des beſſern Lohnes werth, doch nichts davon. Was bringen Sie mir? Haben Sie Nachrichten aus Deutſchland, von der Großmutter, von meiner Frau? Wo iſt mein Bruder, wo iſt der Vetter Ludwig?

Letzterer war in England und iſt hier, Leonardus iſt auch mit hier, wir holen den Grafen ab, er fühlt ſich leidend und ſehnt ſich nach Deutſchland.

Zur Großmutter, kann mir's denken!

Ihrer Excellenz Frau Gemahlin befinden ſich, ſo viel mir bewußt iſt, wieder in Kniphauſen, und ſind leider immer noch nicht vollkommen geneſen.

Leider! leider! ſeufzte der Erbherr mit einem ironiſchen Lächeln. Alles leidend — Sympathie ſchöner Seelen!

Die alte Excellenz ſcheint in gleichbleibender Rüſtigkeit ihre Tage fortzuleben, ſie ſchreibt mir oft oder läßt mir durch Weisbrod oder meine Schweſter ſchreiben, und kapitelt mich häufig ſehr ungnädig ab, während ich Kopf und Kragen daran ſetze, um ihre Güter in gutem Stande zu erhalten.

Was wird es mit Doorwerth?

Deßhalb bin ich hier bei Ihnen, Herr Graf. Die Sache muß ſo oder ſo ein Ende nehmen; längeres Hinziehen ſtellt Alles auf das Spiel. Für Doorwerth muß Geld geſchafft und zum endlichen Vergleich, den jene unglückliche Geſchichte in Varel abbrach, geſchritten werden.

Sie ſehen, liebſter Windt, ſprach der Erbherr, indem er in aller Gemüthlichkeit die Gläſer wieder füllte: daß ich ein gefangener Mann bin, daß ich gar nichts zu ſagen habe, gar kein Verſprechen geben kann. Richten Sie das, was in Ihren Händen liegt, nach Ihrer beſten Einſicht ein. Ich habe außer Rhoon und Pendrecht in Holland keine Güter, fügte er betonend und mit einem Wink auf den Aufſeher hinzu. Meine Lage, die jetzt leidlich ſcheint, kann noch ſchlimm werden, es iſt gar nicht unmöglich, daß ich dieſes Zimmer nur verlaſſe, um unten auf dem Platz erſchoſſen zu werden. Meine Schriften liegen ſämmtlich unter Siegel; aus ihnen würde man vielleicht mildere Urtheile über mich gewinnen, allein man unterſucht ſie zur Zeit noch nicht. Man verſchiebt es, bis der National-Convent organiſirt iſt, und dann — nun, wie Gott will! Man wird mich als einen Mann finden!

Als einen Ehrenmann, ganz gewiß, Herr Graf, beſtätigte tiefbewegt der Haushofmeiſter.

Ich muß endlich bitten, Bürger, nahm der Aufſeher das Wort: man ſpricht hier nicht von Grafen, Herren und Excellenzen!

O zum Donner! rief Windt, ſich mit komiſcher Geberde auf den Mund ſchlagend: Verzeihet, Bürger, ich bitte tauſendmal! Ich bin ein dummer deutſcher Teufel, bin noch nicht eingebürgert in der heilloſen, wollte ſagen, theilloſen Republik. Müſſet meiner Sprechart was zu Gute halten. Ich ſchwör es Euch zu, ich habe vor eurer Republik den heiligſten Reſpect!

So laß' ich's gelten, brummte der Aufſeher, ohne die Ironie zu verſtehen, die in dieſen Worten lag.

Windt drängte, was er zu ſagen hatte, in geflügelte Worte zuſammen; gute Wünſche für baldige Befreiung, die Nothwendigkeit, wenn dieſe in der nächſten Stunde erfolgen ſollte, ohne Verweilen die Angelegenheit zu ordnen, und da dieſes nur in Deutſchland geſchehen könne, dorthin zu reiſen, Windt in Doorwerth abzuholen und ihn mit nach Hamburg oder wo die Reichsgräfin ſonſt ſich aufhalten werde, zu nehmen. Falls Windt bereits in Pyrmont, Bückeburg oder Stadthagen ſei, ſolle ihn der Erbherr ohne Verzug von jedem gethanen oder beabſichtigten Schritt unterrichten.

Windt fand den gefangenen Herrn zu Allem willig, erhielt Grüße von ihm an alle Freunde und Bekannte und ſchied mit der Beruhigung im Herzen, abermals zum guten Werke endlichen Vergleiches beigetragen und ſeinen Aufbau, wenn auch nicht merklich höher, doch in Etwas weiter gefördert zu haben. Der Abend vereinte die drei Freunde in gemüthlicher Unterhaltung auf einem ihrer Zimmer.

Leonardus war Windt bisher immer noch die Erzählung von Dem ſchuldig geblieben, was ihm begegnet war, ſeit er zum letztenmale le Mans verlaſſen hatte, und was eigentlich Urſache an ſeinem Krankſein und der ganzen traurigen Verfaſſung ſei, in welcher er jüngſt zu Doorwerth angekommen war. Der Diener beſorgte daher zur gemüthlichen Plauderſtunde für Windt und Leonardus die unvermeidlichen holländiſchen Thonpfeifen, und als der köſtlichſte Tabak das Zimmer durchduftete, begann Leonardus ſeine Erzählung.

9. Die Abenteuer des Leonardus.

Ich hatte nicht Raſt nicht Ruhe, eine unausſprechliche und unbezwingliche Sehnſucht trieb mich an, Angés zu ſuchen, und ganz vergebens war die Stimme der Vernunft, die mir zurief: was willſt du bei ihr? Störe nicht die Ruhe dieſer ſo edlen Freundin, wecke nicht neuen Schmerz auf, errege nicht neue Kämpfe, ſtrebe nicht nach einem Siege über ſie, der dir nicht ehrenvoll und rühmlich wäre! Dämoniſch riß es mich hin, und der alte Gemeinplatz: der Menſch kann ſeinem Schickſal nicht entgehen, wurde leider auch an mir zur vollen Wahrheit. Ja, ich glaube jetzt, daß ein Fatum waltet, aber thun Sie, liebſter Freund Windt, mir deßhalb die Ehre nicht an, mich für einen neumodiſchen Philoſophen zu halten, ich habe nie ein philoſophiſches Buch geleſen, ach, es bedarf der Bücher nicht, das Leben dictirt uns ſeine ſchmerzdurchwebte Weisheit laut genug und tief in die Seele hinein. Ich ſtürmte aufs Neue fort und wandte mich gegen den Rhein; ich war wieder Kaufmann und ſchloß Geſchäfte ab für ein Haus in Amſterdam, bei dem ich mit einem Kapital, gleichſam als ſtillſchweigender Compagnon, eingetreten bin. Der Geſchäftsreiſende erleidet auch in kriegeriſcher Zeit wenig Störung. Der vermehrte Bedarf macht den Verkehr, beſonders in Colonialwaaren, lebhafter als je und da die überſeeiſchen Zufuhren ſtockten und England den Continentalhandel hemmte, ſo ließen ſich die alten Vorräthe um ſo vortheilhafter zu hohen Preiſen verwerthen; ich war daher dort, wo ich Geſchäfte machen wollte, überall willkommen, und gewann ſchon dadurch, daß ich reiſte und in Stand geſetzt war, immer noch zu billigeren Preiſen als Andere notiren zu können, bedeutende Summen. Die Vorräthe unſeres Hauſes waren groß und in guten Zeiten ſehr billig eingekauft; jetzt ließen Kaffee, Zucker, Roſinen, Gewürze, Tabake zu einer Preishöhe ſich abſetzen, die eben nur der Krieg erzeugen kann. Meine Kenntniſſe der Sprachen kamen mir auf der Reiſe ſtets gut zu Statten. Während Frankreich fort und fort noch zerriſſen war von den blutigſten und grauſamſten Kämpfen im Innern, im Süden und im Weſten, und oberdrein noch von England bedroht, das zugleich die Rüſtungen der Reaction unterſtützte, ging ich nach dem Rheine. Unruhig genug ſah es auch an den beiden Ufern dieſes gottgeſegneten deutſchen Stromes aus. Den Rhein ſolltet ihr ſehen, Freunde, in ſeiner Herrlichkeit, in ſeiner Schönheit! Der ſchmale Arm von ihm, der bei Doorwerth vorüberfließt, iſt freilich dagegen nur ein reizloſer Canal. Aber wer konnte auf die Reize der Natur achten zur Zeit eines Krieges, der alle Heerſtraßen, alle Städte, alle Dörfer und Höfe mit Soldaten füllte? Auch die ſchöne Pfalz war Kriegsſchauplatz geworden, die ich ſo ganz verändert und von Heeren überſchwemmt wiederſah. Mein liebes Zweibrücken, der Ort, wo ich zuerſt Hand in Hand mit Angés das ſüßeſte, lauterſte Glück meines Jugendlebens genoſſen hatte, war im Spätherbſt des vergangenen Jahres nach den Schlachten, welche die Rheinarmee unter Pichegru und Hoche den Preußen und Sachſen bei Kaiſerslautern und bei Moorlautern geliefert, zum Sammelplatz des geſchlagenen Franzoſenheeres geworden, das ſiebentauſend Mann verloren hatte; nachdem ſich dieſes franzöſiſche Heer geſtärkt, drängte es ſeine Gegner unter Wurmſer wieder über den Rhein zurück. Ich erſchien im Elternhauſe Angé's in Zweibrücken, welche Stadt franzöſiſche Beſatzung behielt; meine Erſcheinung war im Anfang augenſcheinlich keine willkommene, denn man ſah in mir den Mann, der Angé's Unglück verſchuldet; endlich gelang es mir jedoch, mit ihrer Mutter ein verſtändigendes Geſpräch zu beginnen. Wenn Sie mir zürnen, verehrte Frau Daniels, ſprach ich zu ihr, ſo thun Sie mir großes Unrecht. Ich hielt ja Ihrer Tochter die gelobte Treue, ſtrebte raſtlos danach, durch meinen eigenen Fleiß ſo viel zu erwerben, um eine ſchöne ſorgenloſe Zukunft, ſo weit ſolche voraus zu beſtimmen in menſchlicher Macht liegt, Angés zu bereiten. Dem Kaufmann aber, dem bedeutenden, fällt ſelten das Glück daheim und hinter dem Ofen in den Schoos; er muß hinaus, handelnd und ſtrebend, in ferne Weiten, in entlegene Länder. Mir, dem Treuen, brach Angés die Treue, und wurde dazu hier überredet. Ich hing immer noch voll Zärtlichkeit an ihr, und eine Fügung war's, gewiß eine wunderbare, daß ich auserſehen ward, ihr Retter und Befreier aus einer unwürdigen Lage zu werden.

Ganz gewiß, erwiederte Frau Daniels, und Angés iſt Ihnen mit uns dafür zu ſtetem Danke verpflichtet; freilich hätten wir gewünſcht, ſie wäre gleich in ihr elterliches Haus zurückgekehrt und hätte nicht erſt eine ſo weite Irrfahrt gemacht.

Daran trug der Krieg die Schuld; auf gradem Wege hätte uns entweder Berthelmy's Verfolgung ereilt, oder wir wären dem Verderben geradezu entgegen gefahren.

Ich will es glauben, verſetzte Angé's Mutter, und ich fragte ſie nun: Wo lebt jetzt Angés?

Ich weiß es nicht!

Sie wiſſen es nicht? O, wohl wiſſen Sie es, aber Eins wiſſen Sie nicht, verehrte Frau! rief ich empfindlich aus. Sie wiſſen nicht, aß ich zu viel weiß, um mich alſo abfertigen zu laſſen, daß das Herz Ihrer Tochter mein iſt, daß ich Angés ſuchen und ſie finden werde, ſollte ich auch im Schwarzwald von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte ziehen.

Frau Daniels erſchrak, als ich den Schwarzwald nannte, doch ſuchte ſie mir dies zu verbergen, und fragte auf's Neue: Was wollen Sie von Angés?

Ich komme von le Mans!

Haben Sie Berthelmy's Todtenſchein? fragte die Frau jetzt mit leuchtenden Augen.

Den habe ich nicht und brauche ihn nicht, es kann auch niemals einer gegeben werden. Es gibt dort keine Kirchen und keine Kirchenbücher mehr; der Maire ſagt mir, das Papier habe nicht hingereicht, um die Namen aller Todten aufzuzeichnen. Was ſich geſchieden habe, ſei geſchieden, Niemand frage danach.

Das mag dort in le Mans ſo ſein, entgegnete mir die verſtändige Frau. Hier in Zweibrücken aber denken wir noch anders. Die Feinde mögen uns Alles nehmen; unſere Kirche, unſern Glauben, unſern Gott laſſen wir uns nicht nehmen! Wir ſingen nicht vergebens unſers Luther Lied:

Eine feſte Burg iſt unſer Gott,
Eine gute Wehr und Waffen,
Der hilft uns treu aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!

Ja, wohl hat uns Noth betroffen, harte Noth, aber Gott wird uns helfen!

Ich hatte nicht Luſt, mit der wackern Frau einen Glaubensſtreit zu beginnen, der mich auf keinen Fall gefördert haben würde, ſondern einlenkend ſprach ich: Ich habe Ihre Tochter in Ehren gehalten, als ſie ganz in meiner Macht, in meinem alleinigen Schutze war, und ich hoffe nicht, ſeitdem ſchlechter geworden zu ſein. Ich will ſie noch einmal fragen, ſie und nur ſie ſelbſt hat hier zu entſcheiden, und dann wird mein Loos gefallen ſein; darum nennen Sie mir den Ort, wo ich ſie finde, ich flehe Sie darum an bei Allem, was Ihnen und mir heilig iſt!

Nun denn! rief Frau Daniels: Wenn Sie mir auf dieſes Evangelienbuch, das Ihnen gewiß ſo heilig iſt wie uns, ſchwören, daß der

Name dieſes Ortes niemals gegen einen Dritten über Ihre Lippen gehen ſoll, dann nenne ich Ihnen meiner Tochter Aufenthalt.

Ich ſchwur, und erfuhr den Namen des Ortes am Fuße des Schwarzwalds.

Am nächſten Tage reiſte ich mit Courierpferden über Bitſche und Hagenau nach Straßburg, ging bei Kehl über den Rhein, und fuhr über Lahr und Mahlberg nach einem nahen Städtchen, das ich in der Nacht erreichte und wo ich mich bald zur Ruhe begab. Das Gaſthaus, das mich aufgenommen hatte, war ein ſehr gewöhnliches. Mein Bett ſtand an einer Bretterwand, und ich war noch nicht eingeſchlafen, als ich an Schritten im anſtoßenden Zimmer merkte, daß ich männliche Nachbarſchaft habe. Zwei Männer unterhielten ſich bald darauf lebhaft mit einander in franzöſiſcher Sprache, und wunderbar, mir kamen beide Stimmen bekannt vor; ich verhielt mich mäuschenſtill und ſuchte den Inhalt ihres Geſpräches zu erlauſchen, ohne noch zu ahnen, wie nahe derſelbe mich ſelbſt berühren würde. Je mehr Worte ich hörte, deſto ſchrecklicher tagte es in mir, dieſe eine Stimme, nur einmal in meinem Leben hatte ich ihren rauhen Klang gehört, und doch hatte er ſich tief in meine Erinnerung eingeprägt. O ich beklagenswerther Mann, die geliebte Angés ſuchte ich — war ihr ſchon nahe — und fand — Berthelmy — und Berthelmy war es, der nahe bei mir gegen ſeinen Gefährten zornvoll und erbittert über Angés ſprach.

Ausgemittelt hab' ich's endlich, ſagte er: das Neſt der Schlange, der falſchen, treuloſen Schlange, und bin nun da, die Natter zu zertreten, wenn ſie ſich nicht reuig mir in die Arme wirſt und mir dann die Hand bietet, das Netz des Verderbens um die niederträchtigen Vaterlandsfeinde, die ſich hier auf deutſchem Boden verborgen halten, zu ſchlingen, und denen ſie ſich dienſtbar gemacht hat noch obendrein!

Uebereile nichts, Berthelmy! ſprach der Andere: verdirb nicht um deiner eigenen Angelegenheit willen unſer Spiel. Wir dürfen nie offen hervortreten, müſſen alles vermeiden, was irgend einen Verdacht auf uns lenken kann; du kennſt noch nicht den Dienſt, Etienne, biſt mein Schüler, mußt mir gehorchen.

Zum Donner! murrte Berthelmy: ſeit ich bei der Inſel Noirmoutier in die Gewalt der Republikaner fiel, ſeit mein rachedürſtendes Herz alle Parteiung und alle menſchliche Rückſicht abſchwur, iſt mir

nicht ſo geweſen, wie jetzt. Ich möchte gleich auf der Stelle
nd ermorden!

Nur mich nicht, das bitte ich ganz gehorſamſt, ſpöttelte der Andere.
biſt zu hitzig, ich bin abgekühlt, Etienne. Wenn du einmal in
Seine gelegen hätteſt, und einmal im Rhein, und ſehr nahe daran
rfen wärſt, auch in die Wahl geworfen zu werden, wie ich, würdeſt
weniger hitzig ſein.

Was zum Henker ſchwatzeſt du da für Unſinn, Clement Abon-
t? —

Es war unſer Mann von Paris, von Doorwerth und Thiel, er erzählte
urzem Umriſſe ſeinem Bettkameraden ſeine Lebensgeſchichte faſt ſo,
wir ſie ebenfalls von ihm hörten. Er war aus Holland weg-
ngen und hatte ſich nach dem Süden gewendet, hatte ſeine Kunſt
Gewandtheit als Spion geltend gemacht, und jetzt den Auftrag,
im friedlichen Schutze Badens weilenden Emigranten hoher Abkunſt
umſpähen, ihre Schritte zu belauern und von Allem Nachricht
n zu ertheilen, wo dieſe willkommen war und erwartet wurde.

Indem nun dieſer Menſch vom elendeſten Gewerbe ſeine Mitthei-
gen an Etienne Berthelmy machte, ging aus des Letztern Aeuße-
gen hervor, daß er ebenfalls ein Verworfener war, daß er an
er Heimathſtadt zum Verräther geworden, auch nicht ohne heim-
n Antheil geblieben an jenem entſetzlichen Blutbade, das der
rger Morreau in derſelben vollziehen ließ, ſowie daß er, aus dem
re ſchimpflich verſtoßen, zufällig Aboncourts Bekanntſchaft gemacht
an dieſen ſich angeklammert hatte, wie nach dem deutſchen Spruch-
t ſich Gleich und Gleich gern geſellt. Mir graute, wenn ich
te, daß die engelreine Angés ihr Loos noch einmal an dieſes
geheuer ketten ſollte, daß Berthelmy ihr nur noch einmal in den
g treten könne, und ich fand, auch als jene ſchwiegen und einge-
afen waren, keinen Schlaf, ſo müde ich von meiner angeſtrengten
ſe war. Ich überlegte die Gefahr, die Angés, die ihren Gebietern
hte, überlegte die Mittel, die ich anwenden wollte, um dieſe Gefahr
uwenden. Mir ſelbſt mußte daran gelegen ſein, nicht von Abon-
rt geſehen zu werden, denn ſehr möglich war es, daß er in mir
n Mann wieder erkannte, der bei Doorwerth ihn fortgeſchafft hatte
Zeuge ſeines zweimaligen Waſſerſprunges geweſen war, und der

mit beigetragen hatte, in der Nähe von Thiel ihn zu fangen und in Haft zu nehmen.

Kaum graute der Morgen, ſo machte ich mich auf und fragte im Hauſe, wer die Reiſenden ſeien; Niemand wußte es, Niemand kannte ſie, ſie waren noch vor mir leiſe aufgebrochen und nirgend mehr zu ſehen. Zu ſo früher Stunde und ſo geradezu konnte ich mich Angés ſchicklicher Weiſe nicht nahen; ich umkreiſ'te aber ihren Wohnort und das Haus, das mir von ihrer Mutter als dasjenige bezeichnet war, in welchem ſie mit dem Kinde weilte; es war die Dienſtwohnung eines Lehrers, welcher dem Kinde Unterricht in Religion und andern Gegenſtänden ertheilte. Ein alter Kloſterbau und deſſen Lage in einem Waldthale machte den Ort romantiſch, und der Frühling ließ Alles ringsum paradieſiſch erſcheinen. O, wie wohl that mir dieſe Ruhe, und wie unendlich glücklich würde ſie mich gemacht haben, hätte ich ohne Furcht und Bangen jetzt durch dieſe lieblichen Fluren am Abhang eines der ſchönſten und eigenthümlichſten Gebirge Deutſchlands wandeln können. Ich wußte meinen Spaziergang ſo einzurichten, denn ein ſolcher war es, da das Oertchen, wo Angés ihr Aſyl gefunden hatte, etwas entfernt von dem Städtchen lag, — daß ich die Thüre von ihrer Wohnung und die Wege, die von dort in das Thal führten, ſtets im Auge behielt; dabei ſpähte ich fleißig umher, ob ich nicht etwas Verdächtiges entdecken würde, allein Alles blieb ruhig und ſtill. Endlich, o Freude, hüpfte die kleine Sophie aus dem Hauſe im ſommerlichen Morgengewand, dem lieblichen Kinde folgte Angés; ſie traten heraus in die Frühlingsmorgenfriſche, gleich ſchönen Sylphen, welche ausfliegen, um die Blumen zu küſſen und fröhlich im Tagesglanze umherzuſchweben.

Ich wartete noch, um Beiden nicht gleich auf dem Fuße zu folgen; da ſah ich einen bejahrten Mann aus dem Hauſe treten, augenſcheinlich einen Kammerdiener. Angés und das Kind ſchritten längs des Baches hin, der vom Gebirge herabkam, an einem Dörfchen vorüber, das den gleichen Namen trägt, wie die Ahnenwiege eines alten deutſchen Fürſtenſtammes. Ich nahm einen Umweg, um Angés einen Vorſprung abzugewinnen, und durchſchritt ein Vorholz, darin die ſchönſten Frühlingserſtlinge blühten. Als ich aus dieſem Gehölz auf den Waldweg trat, gewahrte ich, wie ein Mann, der bis jetzt

Wege gelegen, plötzlich aufſprang und dem nachfolgenden Diener
gegen trat, anſcheinend, um dieſen nach dem Wege zu fragen, denn
ner deutete rückwärts, nach dem Münſter und in der Richtung
h dem Städtchen hin. Offenbar aber war jenes Menſchen Abſicht
ne andere, als den alten Mann mit allerlei Fragen aufzuhalten,
s ihm auch eine Zeitlang gelang. Plötzlich, wie ich mein Auge
der nach der mir nun ganz nahe kommenden Angés wandte, nahm
wahr, daß auch vor ſie und das Kind ein Mann hintrat; ich
erte mich den Dreien auf der Stelle und hörte, wie der Mann
gés fragte: Kennſt du mich, Angés Berthelmy? Kennſt du
en Mann nicht mehr?

Dieſe fuhr zuſammen, faßte alsbald Sophiens Hand und ant-
iete heftig: Ich kenne Sie nicht, mein Herr! Ich habe keinen
nn mehr; der Mann, den ich hatte, war ein Ungeheuer, der mich
er letzten Stunde, in der ich ihn ſah, mit empörender Grauſamkeit
ſich ſtieß!

Angés! rief Berthelmy: Ich habe tauſendmal bereut, bitter
ut! O vergieb mir, ſei wieder mein! Vergieb mir!

Nie und nimmermehr! Laſſen Sie mich, oder ich werde um Hülfe
n!

Da ſchlug Berthelmy ein entſetzliches Hohngelächter auf, daß es
allen Bergwänden des Thales zurückhallte.

Nicht?! ſchrie er: Ha, du treuloſe Natter! Was hält mich ab,
zu tödten? Dabei zog er ein blinkendes Stilet, das Kind ſtieß einen
n Angſtſchrei aus, mit dem ſich ein zweiter von Angés miſchte —
ich ſah ſie mich, wie ich den Erbärmlichen zurückriß, und rief
brechendem Blick: Leonardus! Leonardus!

Wüthend wandte ſich Berthelmy gegen mich und drang mit dem
e auf mich ein; ich hielt ihm meinen raſch gezogenen Stockdegen
in den er rannte, aber mit ſolcher Heftigkeit, daß die Klinge
ch, und nun verſetzte er mir Stich auf Stich, bis ich ihn mit
Griff des Stockes, der in meiner Hand geblieben war, dermaßen
n in das Geſicht ſchlug, daß er nieder taumelte.

In dieſem Augenblicke wurde es dunkel vor meinen Augen —
rte den lauten Hülferuf einer männlichen Stimme, wahrſcheinlich
alten Dieners, wurde in demſelben Augenblick von hinten

angepackt und heftig zu Boden geworfen — ich hörte nur noch den Einen dieſer Buben rufen: Ha! das ſind ja die Täubchen, die aus dem Taubenſchlag der Baſtei zu Doorwerth auf uns niederſahen, und das iſt ja der Spießgeſelle jener Hunde, die mich fingen und in's Waſſer warfen! Sollſt an mich denken, Hund! — Ein ſchwerer Tritt auf meine Bruſt, und die Sinne vergingen mir.

Allmächtiger Gott! Das iſt ja unerhört! riefen bei dieſer Erzählung Leonardus' die Freunde aus.

Armer, armer Freund! Was magſt du gelitten haben! ſprach Ludwig und drückte dem Freund bewegt die Hand.

Ja, gelitten, viel, und ſchwer und lange, erwiederte dieſer, von der ſchmerzvollen Erinnerung mächtig ergriffen. Nach einer Pauſe fuhr er dann fort:

Als ich wieder unter glühenden Schmerzen zum Bewußtſein kam, lag ich in einem kleinen, dunkelverhangenen Zimmer, mit Pflaſtern bedeckt und blutbefleckt. Jeder Athemzug verurſachte mir Pein, ich glaubte ein verlorener Menſch zu ſein. Sechs Stichwunden waren mir in die Schultern, auf die Bruſt und in den linken Arm gegeben worden, ein Wunder, daß keiner tief eingedrungen war, keiner das Herz getroffen hatte. Aber dafür war ich zu namenloſen Leiden aufgeſpart.

An meinem Schmerzenslager ſaß der alte Diener, den ich bei Angès erblickt hatte, und winkte mir Ruhe zu, als ich ſprechen wollte; denn ſo wie ich dies zu thun verſuchte, kam Blut.

Nur langſam beſſerte ſich's mit mir; nur langſam heilten die Wunden, am längſten aber blieb der Schmerz in der Bruſt, und dieſer iſt es, den ich noch mit mir herumtrage, der oft wiederkehrend, mich an jene Stunden mahnt und an meinen nahen — Hingang. Dieſer mag kommen, wann er will, ich bin gefaßt auf ihn, ich habe mit dem Leben abgeſchloſſen.

Als ich wieder ſo weit war, daß ich ohne Nachtheil zu reden vermochte, kam Angès. Sie kniete an meinem Lager nieder, legte mir ihre weichen Hände auf Mund und Bruſt, ſie blickte mich tief ſchmerzlich aus ihren himmelvollen Augen ſo lange an, bis dieſen Augen ein Strom von heißen Thränen entquoll, der nicht enden wollte.

Angés! Geliebte Angés! flüſterte ich, und mein Herz wallte über
n Wonnegefühl, dem holden Weſen wieder nahe zu ſein, ihre Gegen-
art beſiegte die brennenden Wundſchmerzen, und ich begann mich
ücklich zu preiſen und meine Feinde zu ſegnen, deren Wuth und
arbarei ich dieſe Seligkeit verdankte.

Angés bat mich inſtändig, mich zu ſchonen, und erzählte mir
ch folgendes Nähere über jenen abſcheulichen Ueberfall: Wie der
te Diener, welcher Jacques hieß und Franzoſe war, den Schrei des
indes gehört, hatte er ſogleich Aboncourt, der ihn aufhalten wollte,
r Seite geſtoßen, und war auf uns zugeeilt. Alles Andere nicht
rückſichtigend, erfaßte er das Kind, hob es auf ſeinen Arm und
ie mit ihm nach dem Dorfe zurück. Angés war ohnmächtig hin-
ſunken, als ſie den heftigen blutigen Kampf zwiſchen mir und Ber-
lmy ſah; zu plötzlich ſtürmten unter den entſetzlichſten Umſtänden
hmerz, Abſcheu, Liebe und Seelenangſt auf ſie zugleich ein, und
r Schreck warf ſie machtlos nieder, da ſie einen Moment ſpäter
en mußte, wie Berthelmy über und über im Geſicht blutend, tau-
lte, und mich der tückiſche Aboncourt zu Boden riß. Daß der
menſch mich auf die Bruſt trat, gewahrte ſie ſchon nicht mehr.

Aboncourt glaubte ſich an mir hinlänglich gerächt zu haben, er
ß Leute vom nahen Felde auf den Weg zueilen, ſtürzte ſich auf
rthelmy, hob ihn auf und verſchwand mit ihm im Walde. Angés
urde wieder zu ſich ſelbſt gebracht, aber nur um im verzweiflungs-
llen Schmerz ſich an meine Seite niederzuwerfen und den Himmel
Hülfe und Erbarmen anzuflehen. Bewußtlos wurde ich dann in
e Wohnung getragen und der Pflege der Aerzte und Wundärzte
rgeben, die man ſchleunig aus dem nahen Städtchen herbeirief.
nsd'armen mußten die ganze Gegend nach jenen Spionen durch-
iſen, ſie fanden nichts, als eine kurze Blutſpur, denn leicht bargen
zahlreichen Gebirgsſchluchten des Schwarzwaldes dieſe Elenden.
ie es geworden wäre, wenn ein wunderbares Geſchick mich nicht in
em verhängnißvollen Augenblick zu Angés geführt hätte, fragten
uns oft und wußten es nicht zu ſagen.

Das letzte Band, was noch in ihrem Gewiſſen Angés an
rthelmy feſſelte, war freventlich zerriſſen, ſie verabſcheute ihn,
wollte mein eigen ſein mit Leib und Seele, aber nur —

was frommte es mir, und wie lange hatte ich noch zu leben? Doch war ihre milde, freundliche Nähe mir unausſprechlich wohlthuend. Oft ſeufzte ſie: Ach, daß wir in Doorwerth geblieben wären! Hier iſt unſer Friede geſtört, ich muß fortan nur in Furcht und Zittern leben, darf ja keinen Ausgang wagen, ſehe fort und fort den Stahl des Mordes und der Rache gegen meine Bruſt gezückt! Und nicht um mich allein iſt mir bange! Das galt nicht allein mir, das war eine Doppelverfolgung, die ein guter Engel, wenn nicht die allwaltende göttliche Vorſehung ſelbſt, von dem Gegenſtand dem ſie eigentlich galt, ab und gegen mich lenkte! Ich meine von dem Kinde ab und auf mich, und auch auf dich, mein Leonardus.

Mein Schmerzenslager überſtreute die reine, keuſche und erhabene Liebe dieſes engelgleichen Weibes mit Roſen. Mir wurde klar, wie die Heiligen in den ſchönen, andacht- und poeſiedurchglühten Legenden meiner Kirche ihre Dornenlager nicht fühlten, wie die Feuergluten ſie kühlten, ſtatt ſie zu verſengen, wie die Qual der Martern ihnen nicht die Jammerlaute des Schmerzes über ihr blutiges Märterthum entlockte, ſondern Pſalmen und lobpreiſende Hymnen. Die allen Schmerz verklärende Liebe war es, die mich alſo emporhob und beſeligte. Ach, wie arm und nichtig ſind die kurzen flüchtigen Wonnen eines Sinnenrauſches gegen das Ineinanderſtrömen reiner Flammen! Ich empfing mein Theil am irdiſchen Glück, verlange nicht mehr, und beklage nur, daß ich nicht hinüberging in jenen Entzückungen; daß ich immer noch meinen wunden und ſchmerzgequälten Leib durch das Leben tragen muß. Jene unvergeßlichen Stunden kehren nie zurück — können nicht wiederkehren; ich darf und werde Angès niemals wiederſehen.

Die Freunde hörten ſtaunend und ſchweigend, ja in ſtiller Bewunderung und voll innigſter Theilnahme Leonardus' Erzählung an. Endlich, nach langem Schweigen, denn eines jeden Herz war erſchüttert, fragte Ludwig den Freund: Und du verließeſt Angès?

Nein, erwiederte Leonardus: ich wurde verlaſſen. Meine Geneſung, durch die ſorgfältigſte ärztliche Behandlung und die aufmerkſamſte Pflege befördert, war endlich ſo weit vorgeſchritten, daß ich ohne Gefahr das Lager und das Zimmer verlaſſen und den erſten Ausgang wagen konnte. Heilende im jungen Frühling hervorgeſproßte Kräuter, theils den

Wäldern, theils den Wieſen und ſonnigen Rainen entnommen, hatten zu Tränken gepreßt Wunder an mir gethan.

Noch einmal hatte ich einen ſchönen Mondſcheinabend mit Angés in glücklicher Zufriedenheit verplaudert, und wir hatten uns jener Wonneabende erinnert, in denen wir in der Rebenlaube vor der Thüre ihres Hauſes in Zweibrücken ſaßen, auch jenes Abends, an welchem der verhängnißvolle Beſuch jener hohen Dame erfolgte, die ſo bedeutſam auf Angés Leben einwirkte. Die Jugendzeit unſerer Gefühle war uns noch einmal erblüht, denn das Herz altert ja nicht, und wo einmal wahre Liebe im treuen jugendlichen Herzen lodert, da wird ſie von ſelbſt zur Veſtaflamme, die wie ein Mond die Sommerzeit des Lebens erhellt, und wie eine reine Ampel mit ſtrahlender Wärme noch in ſpäten Wintertagen dem gealterten Herzen wohlthut.

Am andern Tage lag ein Briefchen auf dem Tiſche, der an meinem Lager ſtand. Es war Angés Hand — ich bebte. Zitternd öffnete ich, und las:

„Mein ewiggeliebter Leonardus!"

„Pflicht und Ehre mahnen zu ſcheiden! Du biſt geneſen. Ich folge dem Gebote der Pflicht, die mich dieſen Ort auf lange, vielleicht auf immer verlaſſen heißt. Die Sicherheit meiner Pflegebefohlenen, meine eigene fordern es. — Lebe wohl! O, lebe tauſendmal wohl! Wir ſind auf Erden einander nicht beſtimmt, aber droben! droben! Leonardus! Mein letzter zitternder Seufzer, der, wenn ich ſterbe, über meine Lippen haucht, ſoll dein Name ſein! In Ewigkeit und für die Ewigkeit deine, nur deine treuverbundene

Angés."

Ach, da kamen alle meine Schmerzen wieder, doch ward auf das Beſte fort und fort für meine Pflege geſorgt. Als ich aber Erkundigungen einzog, wußte mir Niemand Etwas zu ſagen — Angés, Sophie, der alte Diener — auch ein Dienſtmädchen, dieſelbe, welche Angés früher in Geſprächen erwähnt — wie hieß ſie doch? Sophie? Ja, Sophie Botta hieß ſie — alle waren fort, und keine Spur, wohin ſie ſich gewendet. Ich war allein — ich hatte mein Weh getragen, hatte mein Glück genoſſen, und konnte gehen. Niemand ſprach zu mir, ich möchte gehen, Niemand hieß mich bleiben; ich war in einer fremden Welt unter Landleuten, deren allemanniſchen Dialekt ich ſo ſchwer verſtand, wie ſie meine holländiſch-deutſchen Ausdrücke.

Endlich zog ich von dannen, mit welchen Gefühlen — könnt ihr euch denken; doch nein, ihr könnt es nicht denken, denn das erlebte Keiner. So niedergedrückt an Körper und Seele zugleich, ſo freudenarm, ſo hoffnungsleer, ſo erſterben der Welt und gleichgültig gegen Alles! Ich mußte langſam reiſen, und litt unendlich, ich erfuhr manche rohe und unfreundliche Begegnung — ertrug aber Alles mit einem Gleichmuth, den ich nicht ſtoiſch nennen will, weil er nicht aus meinem feſten Willen hervorging, ſondern aus völliger Lähmung meines geiſtigen Seins. Ich wurde auch einmal angefallen und beraubt, ich weiß nicht mehr, wo es war, und wie viel es war, was man mir nahm, es galt mir gleich, denn was konnte ich nun noch verlieren, da ich Angés verloren hatte?

Eine düſtere Wolke von Schwermuth lagerte ſich über Leonardus' Züge, und die Freunde gewahrten mit Schmerz, wie zerſtörend die Heftigkeit ſeiner Liebe auf ihn einwirkte. Sie vereinten ihre Bitten, daß er ihnen nach Deutſchland, vor Allem nach Pyrmont oder Stadthagen folgen möge, wo heilende und ſtärkende Quellen ihn körperlich wieder kräftigen und die geſunkene Springkraft ſeines Geiſtes neu beleben würden.

Leonardus ſagte nicht ab und nicht zu; er wollte, da die Rückreiſe doch wieder über Amſterdam genommen werden mußte, und Windt auch, bevor er eine Reiſe nach Deutſchland antrat, noch einmal nach Doorwerth zurück wollte, in Amſterdam alle ſeine Geſchäftsangelegenheiten völlig ordnen, von ſeiner Mutter den letzten Segen erbitten, und dann in Gottes Namen den Freunden folgen. —

Nachdem Windt im Haag Auftrag gegeben, ihm ſtets auf das Schleunigſte vom Ergehen und Befinden des Erbherrn Nachricht zu ertheilen, traten die Freunde die Rückreiſe an, raſteten in Amſterdam und hatten dort die Freude, den treuen Richard Fluit noch einmal zu finden und einen Abend mit ihm heiter zu verbringen.

Die Rückreiſe nach Doorwerth von Amſterdam aus über Utrecht war keine erfreuliche; Leonardus litt ſchrecklich an erneuerten Bruſtſchmerzen, er ſagte jetzt ſich ſelbſt, er hätte ſich länger pflegen und an Reiſen noch nicht denken ſollen, eine Anſicht, der auch die unter-

wegs zu Rathe gezogenen Aerzte beipflichteten. An eine Weiterreiſe
nach Deutſchland war für den Kranken jetzt nicht zu denken.

Frau Windt hatte mit größter Sehnſucht auf die Rückkehr ihres
Mannes gehofft. Es lag wieder eine halbe Brigade Franzoſen in der
Herrſchaft, ein Theil jener 25,000 Mann, die vertragsmäßig im
Lande blieben. Die Soldaten der holländiſchen Armee deſertirten
ompagnien-, ja regimenterweiſe, der ganze Buſch nach Norden
in, der ſich bis in die Nähe von Horderwyk und Elburg zum Strande
er Zuider-See hinabzog, ſteckte voll Flüchtlinge und Ausreißer, es
mußte Reiterei geſandt werden, um ſie einzufangen, und für Windt
ing alle alte Plage von Neuem wieder an.

10. Der Abſchied.

Die alte Reichsgräfin in ihrem Palaſt am Jungfernſtieg zu Ham-
urg war außer ſich vor Zorn, der ſich wie ein ſchweres Gewitter auf
er unſchuldige Kammerfrau, die betagte Schweſter Windt's, entlud,
ie Gräfin hatte zwei Briefe zugleich erhalten, jener vor der Abreiſe
ch dem Haag geſchriebene war wegen mangelhaften Ganges der
oſtſchiffahrt lange in Amſterdam liegen geblieben; aber weder dieſen.
ch den anderen hatte ſie geöffnet, ſondern beide mit Heftigkeit auf
s Fußboden geworfen.

Toll geworden muß Ihr Bruder ſein, liebe Windt, ſage ich,
llig toll! brach der Zorn der alten Herrin endlich aus. Sie wiſſen,
s ich mir Alles von ihm gefallen laſſe, manche Ungeſchliffenheit, die
kein anderer Diener gegen ſeine Gebieterin erlauben würde; er iſt
alter Mann, iſt treu wie Gold, das ſteht für ſich, iſt abgemacht,
r ſo muß er mir nicht kommen, mir nicht, der Reichsgräfin,
Verwandtin von Kaiſern!

Aber um Gottes Willen, Excellenz! Was iſt es denn? Was
denn mein unglücklicher Bruder verbrochen? Excellenz haben ja
Briefe noch gar nicht geleſen! rief Windt's Schweſter unter Thränen.

Habe nicht — will nicht — werde nicht! War mir als ſtächen mich Nattern! Fragen Sie nicht, heben Sie die Briefe auf, leſen Sie die Aufſchriften und ſehen Sie die Siegel an! An dieſer Signatur wird der ganze Mann erkannt!

Windt's Schweſter gehorchte, hob die Briefe auf, las, und erſchrak.

A la Citoyenne Varel am Jungfernſtieg à Hambourg, franco Amsterdam.

An die Bürgerin Varel! ſchrie die Reichsgräfin außer ſich. Kann man Verrückteres, Unanſtändigeres erleben, hat man es je erlebt? Und die Rückſeite! Da ſteht: Per Adreſſe Mevrouw Adrianus Valck! Van der Valck muß es heißen! Wer in aller Welt hat ein Recht, den Leuten ihre uralten ererbten Namen zu nehmen? Welche Narren können ſich das unterfangen? Können's nicht, und wenn ſie zehntauſendmal wollten. Und das Siegel! Sehen Sie nur das Siegel an. Der Namenszug innerhalb eines Kränzchens, und darüber emporragend eine Jacobinermütze oder Narrenkappe, und die Umſchrift? Leſen Sie!

„Je suis libre!“ las die zitternde Kammerfrau.

Je suis libre! fuhr die Reichsgräfin in ihrem Zorneifer fort. In die Livrée will ich ihn wieder ſtecken, die er früher trug, meinen Bedienten! Ich will ihm ſein „je suis libre“ anſtreichen, ich, ſage ich! Oeffnen Sie, leſen Sie mir vor, aber zuerſt rühren Sie mir einen Theelöffel voll Cremor Tartari in Zuckerwaſſer an. Bürgerin Varel! Bürgerin Varel! Nein, es iſt um den Schlag zu kriegen!

Die Dienerin that, wie ihr geheißen war, erbrach zitternd ihres Bruders Brief, und theilte nach dem Datum deren Inhalt mit. Der erſte Brief wurde mit ſehr wechſelnden Gefühlen angehört, und häufig gloſſirt. Gleich im Eingang, der von der franzöſiſchen Beſatzung ſprach, rief die alte Dame: Da haben wir den Franzoſenfreund, nun wieder gar der Lobredner dieſer Republikaner! Und wie er auf die armen unglücklichen Emigranten erbittert iſt! Wie er ſich nicht entblödet, ſelbſt auf meine hohen Verwandten zu ſchmähen! Er will auch ein Bürger ſein, auch ein Citoyen — wie ich eine Bürgerin ſein ſoll! Das macht mich lachen, liebe Windt! Vielleicht will er auch mit mir theilen? Ich ſoll nicht mit meinem angeborenen und angeſtammten Wappen ſiegeln! Nun, er hat wahrlich Recht, das Sprichwort Hamlets, das Ihr Bruder ſo gern im Munde führte: die Welt iſt aus ihren Fugen! erfüllt ſich. Ich ſoll mich über die närriſche Aufſchrift nicht wundern? Das iſt doch mindeſtens ein vernünftiges Wort, aber nicht närriſch iſt dieſe Aufſchrift — ſie iſt verrückt! Was die Herren franzöſiſchen Generale über meine gräfliche Würde urtheilen, das gilt mir ganz gleich. In Frankreich kann jeder Schuhputzer jetzt General werden, ſolchen Leuten geſtehe ich kein Urtheil über meine Perſon zu. Was den Reſpect vor deutſchen Fürſten, Grafen und Herren betrifft, ſo wird ſchon eine Zeit kommen, wo ſie den Reſpect wieder lernen, wo er ihnen hinlänglich fühlbar gemacht werden wird, dieſe — doch was ärgere ich mich? Immer hält Ihr Bruder ſich Lobreden! Das iſt albern — und was er mir über die Paduaniſchen nachgemachten Münzen unter die Naſe reibt, das iſt infam! Schweigen Sie — ich will nichts mehr hören — ich ärgere mich zu ſehr — nur unter den Bajonetten der Republikaner kann ein Untergebener ſich ſolche Aeußerungen gegen ſeine Herrſchaft erlauben! Er ſoll aber meinen Zorn dafür ſchon gewahr werden. Legen Sie die Briefe hin, gehen Sie!

Die Kammerfrau verließ ſchweigend das Zimmer. Eine lange Weile blieb die Reichsgräfin in ihrem Armſeſſel ſitzen, ſtarr und ſteif, regungslos wie ein Steinbild. Von Zeit zu Zeit ſchüttelte ſie blos heftig den Kopf, wie von einem Krampfe befallen, dann griff ſie ſelbſt nach Windt's Briefen und murmelte: Es mag ihm freilich wohl bisweilen ſchlimm und ſchlecht ergangen ſein, ich will nur ſehen, welche Koſtenrechnungen über alle dieſe Kriegslaſten eingehen. Ich begreife nicht, wovon er ſie beſtreitet, da in der dortigen Rentnerei kein Geld iſt. Er bittet für ſich um eine Verſorgung, wohl, verdient hat er ſie, muß aber nicht ſo ungewaſchenes Zeug in ſeine Briefe ſetzen. Was iſt das, mit den Freiheitsbäumen? Hat noch keinen ſetzen laſſen? So hätte ich ihm zuletzt doch Unrecht gethan? Denn hier ſpricht er wie Salomo der Weiſe. — Durch dieſen Gedanken verſöhnlicher geſtimmt, griff die Reichsgräfin nach dem zweiten Briefe ihres treuen und nur zu offenherzigen Intendanten. Der Inhalt deſſelben bildete die kurze Schilderung der Reiſe, gab Nachricht über das Befinden des Erbherrn und Graf Ludwig's, wie der Frau Gräfin von Lynden. Von der zahlreichen Deſertion der Holländer wurde Meldung gemacht, und wie täglich 70 bis 80 Gefangene durch die berittenen Jäger in das Kaſtell gebracht würden. „Ich bin jetzt“, ſchrieb Windt: „bei den hier herum lagernden Heeren ſo bekannt, wie ein bunter Pudel, und zwar unter dem Namen le citoyen d'Autrefér — denn Doorwerth können ſie nicht über ihre wälſchen Zungen bringen. Ich habe ſo viele Einquartierung, wie früher auch, und für mich ſelbſt kaum ſo viel Zeit, um mich dann und wann einmal hinter den Ohren zu kratzen. In dieſen Tagen kam ein Theil des Huſaren-Regimentes Eſterhazy hierher ins Quartier; ich brachte die Gemeinen und Unteroffiziere bei den Bauern unter; den Commandeur nahm ich ins Kaſtell und begleitete ihn dann nach Helſum, wo das ganze Regiment ſich ſammelte. Nie ſah ich ſo ſchöne Huſaren. Es ſind lauter Elſaſſer. Auch das Huſaren-Regiment von Lauſanne habe ich hier gehabt. Von dieſen waren fünf ſo gütig, in Helſum einigen Bauern die Fenſter einzuſchlagen; ich verklagte ſie, ſie mußten den Schaden mit ſechzehn Gulden erſetzen, und haben auf drei Monate Arreſt bei Waſſer und Brod; ein theures Fenſterlin! — Vom Haag bekomme ich faſt täglich Nachricht. Im Verhältniß des Gefangenen hat ſich nicht das Geringſte geändert. Die franzöſiſchen Truppen ſind faſt alle aus dem Haag, in Amſterdam liegen nur ohngefähr 80 Mann. Preußiſche Werber hatten ohnlängſt die Nachricht ausgeſtreut, Prinz Friedrich von Oranien ſtehe an der Grenze und werbe ein Heer; da ſtrömten die holländiſchen Ausreißer in Schaaren hin und fielen den Preußen in die Hände.“

„Der junge Herr Graf, der mit mir vom Haag hierher reiſte und halb krank ankam, iſt beinahe gänzlich und faſt wunderbar ſchnell wieder hergeſtellt worden, aber ſein armer Freund, der die fünfzigtauſend Gulden zum Ankauf von Doorwerth herlieh, davon leider nur zwanzigtauſend Mark Banko in Ihrer Excellenz Hände gekommen ſind, gibt wenig Hoffnung, noch lange zu leben. Das wird unſeren guten jungen Herrn, der mit ganzer Seele an dieſem Holländer hängt, bis zum Tode betrüben; er hat ohnehin ein ſehr empfindſames Gemüth, und fühlt ſich nirgend recht heimiſch, nirgend recht glücklich. Es gibt Menſchen, denen die Begabung mangelt glücklich zu ſein, auch wenn ſie äußerlich gegen Sorgen des irdiſchen Lebens ganz ſicher geſtellt ſind.“

Leider! Leider! Da hat der Windt Recht! ſeufzte die Reichsgräfin. s gehört Prädeſtination zum Glück, das iſt mein feſter Glaube, den h ſchon als treue Bekennerin der reformirten Lehre feſthalte. Gewiß, es ibt eine Gnadenwahl, wenn auch nicht im ſtrengen orthodoxen Sinne nſers Calvin, aber Auserwählte durch die göttliche Gnade hat es en je gegeben, deren Auge hell blickt, deren Weſen rein, frei und eiter iſt, über die das irdiſche Leid keine Macht hat, und die von hm unberührt ihre Pilgerbahn vollenden. Aber ſie ſind ſelten, die userwählt Glücklichen und glücklichen Auserwählten, ich und mein aus gehören nicht zu ihnen! —

Als für Doorwerth wieder eine ruhigere Zeit eingetreten war und eonardus Befinden ſich in Etwas gebeſſert hatte, begleiteten die Freunde Windt auf der kleinen Erholungsreiſe, die der wackere Mann ſich endich vergönnte, in das Land Lippe-Schaumburg. Dort feierte Windt mit ſeinem nicht minder biederſinnigen, doch höher geſtellten Bruder, em fürſtlichen Kammerrath zu Bückeburg, ein frohes Wiederſehen, ann begab er ſich im Geleite der Freunde, indem er auf das etwas theure Pyrmont verzichtete, nach Stadthagen, wo ihm auch liebe Verwandte und Bekannte lebten, wo ebenfalls heilkräftige Geſundbrunnen der Erde mütterlichem Schooße entquellen, und wohin er ſich zum Trinken Pyrmonter Brunnen kommen ließ. Selbſt jetzt verſäumte es ſein Dienſteifer nicht, die Nachrichten aus Holland, die er ſich dorthin ſenden ließ, nach Hamburg zu ſchreiben, und kein Fürſt Europa's hatte einen ſo zuverläſſigen und unermüdlichen Geſchäftsträger, als die kleine halbſouveräne Reichsgräfin und Herrin von Varel und Kniphauſen. Windt machte mit den Freunden oft Ausflüge in die Gegend, die wohl ſelbſt bis Bückeburg ausgedehnt wurden, und die Luft der waldigen Gelände, der Anblick maleriſch ſich hinziehender ſchön bewachſener Hügel- und Bergketten wirkte in Verbindung mit dem ſo ganz veränderten Klima höchſt vortheilhaft auf Alle ein, ſelbſt Leonardus fühlte ſich erleichtert und ſchöpfte wieder neue Lebenshoffnung.

Die Neuigkeiten, welche Windt ſeiner Gebieterin meldete, lauteten dahin, daß die Gefahr, in welcher der gefangene Erbherr ſchwebe, ſich mit jedem Tage vermehre, da die Oraniſche Partei gegen die Bataviſche Republik aufs Neue rüſte. „In Osnabrück liegen 1500 holländiſche Offiziere, die ihren Abſchied genommen haben und ein Corps errichten wollten. Sie haben bereits," ſchrieb Windt, „unter ſich die Chargen vertheilt und hoffen auf den Prinzen Friedrich von Oranien, wie die Juden auf ihren Meſſias. Auch würde der Prinz von Braunſchweig aus nach Osnabrück kommen, und das Schloß daſelbſt iſt bereits für ihn in Stand geſetzt. Unterwegs ſprachen wir auch den Herrn Vice-Admiral, der dem Prinzen nach Osnabrück vorausgereiſt iſt, und ich habe ihn gebeten, den vorherigen Gouverneur von Utrecht, der ſich jetzt in Lingen befindet, zu warnen, nicht nach Holland zurückzugehen, denn es iſt ein Brief von ihm aufgefangen worden, der ihm alsbald das Schickſal des Erbherrn zuziehen würde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſich eine Unternehmung gegen Holland vorbereitet. In der Gegend von Osnabrück ſteht ein Corps preußiſche Jäger, ein Regiment Heſſen iſt von Rinteln aus nach Osnabrück marſchirt, zwei Regimenter Emigranten, die in hieſiger Gegend lagern, ſind ebenfalls dorthin aufgebrochen; aus der Gegend von Bremen ein Corps Engländer. Das Alles iſt aber ſo gut als Nichts, wenn nicht Preußen kräftigen Beiſtand zu Lande leiſtet, und England zur See angreift. Wehe aber den armen Ländern Geldern und Ober-Iſſel, wenn die Engländer hin kommen, denn deren Plünderungsluſt kennt keine Grenzen. In Pyrmont liegen auch noch zwei Regimenter Emigranten, die Alles vertheuern und ganz unerträgliche Geſellſchafter ſein ſollen. Uebrigens herrſcht im Geldernlande jetzt nicht blos vollkommene Demokratie, ſondern faſt völlige Anarchie. Zum Glück wird in Paris wie in Amſterdam daran gearbeitet, alle ſogenannten nichtsnutzen Klubs, Societäten, Genoodschappen und dergleichen gänzlich aufzuheben und abzuſchaffen, was nur heilſam für das allgemeine, wie für das beſondere Beſte wirken wird. Die würdige, weiſe und edle Frau Fürſtin Juliane iſt nicht hier, ſondern reiſte nach Philippsthal, ihrer Heimath, um dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen; ich habe derſelben daher nicht Ihrer Excellenz Grüße und meinen unterthänigſten Reſpect zu Füßen legen können. Ihrer Excellenz Meinung, bezüglich des Verkaufes von Doorwerth, Alles auf beſſere Zeiten zu verſchieben, theile ich ganz und gar nicht. Ich habe der Frau Gräfin Lynden ſo zugeſetzt, daß ſie für die dem Erbherrn geliehenen fünfzigtauſend Gulden einſtehen will; davon würde dann der erſte Termin vollends bezahlt werden können. Für den

weiten ſehe ich bei den gegenwärtigen ſo ſehr mißlichen Umſtänden
er Familie, und den Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, welche
ieſelben betroffen haben, allerdings keinen Rath, doch hoffe ich noch
in kleines Kapital von etwa fünfzehntauſend Gulden anzuſchaffen.
Da Excellenz mit der Frau Gräfin Lynden wie mit deren Frau
Tochter ſelbſt im Briefwechſel ſtehen, ſo beſcheide ich mich des Wei-
eren, und bin zu Höchſtdero Füßen der alte Windt.“

Mit Antwortſchreiben an den gräflichen Intendanten empfing auch
udwig eine Zuſchrift der Großmutter, deren Inhalt für ihn ſpäter
och ungleich wichtiger werden ſollte, als er es im Augenblick war. Wie
t hängt an einem armſeligen Blatt Papier eines Menſchen Lebensloos
nd das Wohl und Wehe ſeiner Zukunft!

Die alte Reichsgräfin ſchrieb ihrem Enkel freundlich und vertrau-
h, und hatte in ihren Brief einige andere Blätter eingelegt.

„Du glaubſt nicht, lieber Ludwig,“ ſchrieb die Großmutter, „wie
hr mir das Glück meiner Enkel am Herzen liegt, wenn auch nicht
le in dem Maaß meine Liebe verdienen, wie du, mein Liebling! Ich
nn nicht ruhig zuſehen, daß fort und fort über dem Haupte deines
fangenen Vetters das Schwert des Damocles ſchwebt, und biete da-
r im Stillen Alles auf, zu ſeiner Befreiung mitzuwirken. Niemand
iß, welche Fäden ich anknüpfe, wie ich ſie weiter ſpinne, oft kommt
r der Wunſch, ich möchte noch einmal jung ſein; ich wollte meine
benstage dann gewiß nicht mit Sammlung alter Münzen vertreiben,
ndern ich würde der Länder und Menſchen Looſe lenken und leiten
ſen, nicht eine Münznärrin würde ich dann geworden ſein, ſondern
e Diplomatin, und unendlich bedauere ich, daß deine Eigenthüm-
keit, mein Ludwig, dich nicht eine Bahn auf die Dauer beſchreiten
ß, die Ehre, Macht, Anſehen und irdiſche Mittel vollauf gewährt.
ng den Staatsmann auch manche Verkennung, Zurückſetzung und
Folge manchen Irrthums treffen, immer iſt es etwas Hohes, nach
Höchſten geſtrebt und dieſes Ziel erreicht zu haben, ſelbſt um den
ris, nach einer kurzen Zeit von der erklommenen Höhe wieder herab-
eigen. Man bleibt nicht ewig auf hohen Bergen, man baut nicht
tten auf dem Montblanc und dem Chimboraſſo, aber das ſtolze
fühl: ich war droben, das gibt dem Leben Halt und Höhe bis an die
abestiefe. Ich habe mich nach London gewendet an meinen Freund,

den Baron von Kutzleben, und deſſen Vermittlung angeſprochen; ich ſchrieb an den Grafen von Bernſtorf, königlich däniſchen Geſandten zu Berlin, nicht minder an den holländiſchen Miniſter von Hartſinck, und bat alle um ihre Verwendung, eben ſo ſchrieb ich an den Prinzen Statthalter.- Baron von Kutzleben hat meinen an dieſen eingeſchloſſenen Brief dem Baron von Vogel übergeben, welcher jetzt holländiſcher Geſandter am engliſchen Hofe iſt und ſich im Augenblick beim Prinzen von Oranien befindet. Der Prinz Statthalter aber iſt leider dermalen in trauriger Lage. Vor Allem erfreute mich in derſelben Angelegenheit ein Brief der liebenswürdigſten herrlichſten Prinzeſſin, den ich dir beilege und als ein Heiligthum anvertraue; auch ihr hatte ich mich anvertraut, und dieſe Seele voll Engelgüte hat mir auf das Freundlichſte geantwortet. Es iſt Luiſe, die Kronprinzeſſin von Preußen K. H., geborene Prinzeſſin von Mecklenburg Strelitz, die ich in Darmſtadt bei ihrer trefflichen Großmutter, welche die Erziehung dieſer Prinzeſſin leitete, kennen lernte. Dann ſah und ſprach ich ſie wieder bei ihrer Schweſter Charlotte, Herzogin zu Sachſen-Hildburghauſen, wohin ſie vor einigen Jahren gegangen war, da Darmſtadt ſich von feindlichem Ueberzug der Franzoſen bedroht ſah. Dieſe Prinzeſſin und ihre beiden Schweſtern athmen nur Geiſt und Liebenswürdigkeit, und wenn du in Deutſchland reiſeſt, ſo verſäume ja nicht, dich an dem preußiſchen, mecklenburgiſchen, heſſiſchen und ſächſiſchen Höfen vorzuſtellen. Dem Haus Sachſen-Hildburghauſen ſind wir ohnehin verwandt, denn ſchon die Tochter König Chriſtian des Sechsten von Dänemark, Luiſe, vermählte ſich dem Herzoge Ernſt Friedrich zu Sachſen-Hildburghauſen; ſie brachte dieſem Hauſe ein ſchönes Heirathsgut mit, und reiche Sammlungen an Seltenheiten der Natur und Kunſt, die man in dem gebildeten und glücklichen Sachſenlande höher als ſonſt wo zu ſchätzen weiß. Es bedarf in Hildburghauſen nur der Nennung meines Namens, um dich dort einzuführen, mein geliebter Enkel. Du findeſt einen ſehr gebildeten, umgänglichen und menſchenfreundlichen Hof; findeſt wiſſenſchaftliche Anſtalten dort in Blüthe, und auch in der Bevölkerung ungleich mehr Bildung als in vielen anderen Staaten Deutſchlands. Es iſt auf alle dieſe Erneſtiner Etwas übergegangen vom Geiſt und Strebeſinn ihres großen Ahnherrn, Herzog Ernſt des Frommen zu Sachſen, ein Fürſt, der für die Wohlfahrt eines Landes und Volkes Alles that, und für Wiſſenſchaften und Künſte mit Aufopferung thätig war.“

Mit Freude griff Ludwig nach dem eingelegten Briefe der Kronprinzeſſin von Preußen und las:

„Madame!

Ich war ſehr geſchmeichelt von dem Zeichen des Vertrauens, welches Sie mir gegeben, indem Sie in meine Hände Ihre koſtbarſten Intereſſen legten. Auch hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als gleich darauf an meinen Gemahl zu ſchreiben, welcher ganz gewiß alles ihm Mögliche thun wird, um Ihnen zu dienen. Gebe der Himmel, daß dieſe Angelegenheit nach Ihren Wünſchen gelinge. Wenn er meine Wünſche zu erhören geruht, ſo wird Ihnen, Madame, Ihr Enkel erhalten bleiben und ich werde mich ſehr aufrichtig freuen, in Etwas zu Ihrer Zufriedenſtellung beigetragen zu haben. Mit der vollkommenſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſein

Ihre ergebene Dienerin
Luiſe.“ *)

Dieſe Zeilen einer reizendſchönen, edelgeſinnten und über alle Werte herrlichen jungen Fürſtin, welche von Gott berufen war, dereinſt der angebetete Schutzengel Preußens und der Stolz des ganzen großen deutſchen Vaterlandes zu werden, entzückten Ludwig, und er hielt dieſelben mit Ehrfurcht in ſeiner Hand.

Die Großmutter ſchrieb noch: „Du findeſt in dieſen Sächſiſchen Reſidenzen die herrlichſten und ausgezeichnetſten Gemäldeſammlungen, Münzſammlungen, Kunſt-Muſeen, Bibliotheken, und ich rathe dir, da du doch nach Thüringen zu gehen gedenkſt und in Jena den Hofrath Starke zu Rathe ziehen willſt, ja nicht zu verſäumen, den Weimariſchen Hof zu beſuchen und dort mein Andenken zu erneuern. Vielleicht weckt das Beiſammenleben ſtrebender Geiſter in der ſchönen Literatur dich auf, und du gefällſt dir dort. Der Herzog Carl Auguſt kennt mich, und ſeine Gemahlin Luiſe Auguſte, eine Frau von trefflichem und hochſinnigen Charakter, hat mich von Jugend auf als eine ältere Freundin geehrt. Dann gehe nach Gotha, nach Meiningen und von da nach Hildburghauſen, du wirſt, von mir empfohlen, dich überall gut aufge-

---

*) Die Urſchrift dieſes Briefes iſt franzöſiſch.

nommen und ausgezeichnet ſehen. Verſäume das nicht, man kann nicht wiſſen, ob nicht eines dieſer kleinen Herzogthümer dich einſt dauernd feſſelt, und es ſteht dieſer mein Rath nicht im Widerſpruch mit dem, den ich dir bei unſerm Scheiden gab, auch — wenn du es in Einſamkeit ſuchen ſollteſt, in Einſamkeit dein Glück zu finden — denn du kannſt dort ganz nach deinem Gefallen leben und biſt, wenn du den Landesgeſetzen gemäß dich hälſt, von deinem Thun und Laſſen Niemanden Rechenſchaft ſchuldig.“

Ja, ja — das wäre wohl das Beſte, ſprach Graf Ludwig vor ſich hin; ein Aſyl — ein ſtilles Aſyl, mit Leonardus, mit Angés. — Ich will der Großmutter Rath befolgen, ich will jene Länder und Städte ſehen, aber Leonardus — wird er mit können? Und Angés? Wird ſie mit wollen? Und wo, ach wo ſie finden, da ſie ſich ſelbſt dem heißgeliebten Jugendfreund in züchtiger Strenge entzogen hat? — Dieſe Betrachtungen unterbrach Leonardus, welcher bleich und wankend in das Zimmer trat, und mit dem letzten Aufgebot ſeiner Kraft zu ihm ſagte: Bruder! Es geht zu Ende — wir ſcheiden!

Was fällt dir ein? Wie iſt dir? rief Ludwig erſchrocken und ſtützte den auf einen Stuhl zuſammengeſunkenen Freund, indem er heftig klingelte und dem eintretenden Philipp zurief: Herrn Windt! Eilig! Und den Arzt!

Laß das doch, Bruder, die können mir nicht helfen! ſprach Leonardus. Ich fühle, daß ich ſterben muß, nichts weiter — und mir iſt, wie einem eben iſt bei dieſem ſo bedenklichen Wechſel. Bruder — ich habe keine Stunde mehr zu leben — die Beſſerung war nur ein trügender Schein. Nun — mein Haus iſt beſtellt — dieſe Papiere habe ich bereits in Amſterdam gerichtlich bezeugen laſſen. Was ich beſitze, — iſt Alles dein — geknüpft an meine letzte Bitte, die du auch ſchriftlich aufgezeichnet findeſt, für den Fall, daß mir nicht vergönnt geweſen wäre, ſie noch mündlich an dein Herz zu legen. In mir ſtirbt Leonardus Cornelius van der Valck aus Amſterdam — in dir lebt Leonardus Cornelius van der Valck aus Amſterdam fort — mindeſtens ſo lange noch, als meine gute Mutter am Leben bleibt — ihr darf, ihr ſoll der Sohn nicht ſterben! Du ſchreibſt ihr von Zeit zu Zeit, als wenn ich noch bei dir wäre, du empfängſt und beantworteſt in deinem Namen alle an mich eingehenden Briefe; ich habe das ſo teſtamentariſch geordnet, die Gleichheit unſerer Handſchrift erleichtert es. Stirbſt du ohne Erben, ſo mögen dann meine nächſten Verwandten ihr Erbtheil erheben, ſo viel deſſen eben noch vorhanden ſein wird. Außerdem aber bleibt Alles deinen Erben ohne jede beſchränkende Klauſel. — Ich ſterbe für Angés — ſiehſt du ſie, ſo ſage ihr meinen letzten Segensgruß! Wäre ſie je in Noth, und dieſe käme zu deiner Kenntniß — dann brauche ich wohl nicht erſt eine Bitte auszuſprechen — dein eigenes Herz — wird — o Gott — ich kann nicht mehr — meine Bruſt — zerſpringt! —

Freund! Bruder! Leonardus! rief Ludwig mit Heftigkeit, und umſchlang den Leidenden, der ihm das verſiegelte Schriftenpaket in die Hand drückte. Sprich, was kann ich für dich thun?

Mir nicht die Scheidestunde durch Jammer erſchweren, ſeufzte der ſterbende Leonardus. Habe Dank für deine Liebe, mit der dein jüngeres Herz ſich an das meine anſchloß! Es war ein ſchöner, nur zu kurzer Lebenstraum — wir hätten wohl länger mit einander gehen ſollen — das Schickſal — o Gott!

Stirb nicht, Leonardus! Stirb nicht! rief Ludwig außer ſich. Ich ſah noch Niemanden ſterben und ſoll jetzt meinen liebſten Freund — meinen Bruder dahin gehen ſehen?

Windt, der Arzt und Philipp ſtürzten in das Zimmer — Hülfe ward verſucht, der Arzt fühlte den Puls, dieſer ſtockte ſchon. Durch einen Wink bedeutete er der Umgebung, daß hier keine Hülfe zu ſpät ſei. Schon umflorte der Tod die brechenden Augen — Leonardus taſtete nach der Hand des Freundes und lallte mit gedämpfter Stimme: Ludwig — dunkel — Gute Nacht!

Es trat Blut auf die Lippen des Sterbenden.

O Angés!

Dies war ſein letzter Hauch.

Nie zuvor trat ein größerer Schmerz in Ludwig's Leben. Er ſtand ſtumm, vernichtet, fand nicht einmal Thränen. Der Arzt ging hinweg. Philipp weinte.

Windt's klarer Verſtand zeigte ſich auch bei dieſem Falle thatkräftig, entſchieden handelnd.

Auf dem Schriftenpaket ſtand unter der Aufſchrift: an Graf Ludwig, die Weiſung: „Sogleich nach meinem Tode zu eröffnen!“

Ludwig wollte dies nicht thun, ſein Gefühl verbot es ihm, ein edles und rein menſchliches Gefühl.

Ich ehre Ihren Schmerz, Herr Graf, ſprach Windt, ich ehre ihn nicht nur, ich fühle ihn mit, ich theile ihn, aber der Wille eines Todten iſt Geſetz. Ich habe alle Urſache, zu glauben, daß der verklärte Freund Wichtiges für den Fall ſeines Ablebens verfügte, erlauben Sie mir zu öffnen.

Gleich oben lag ein Blatt des Inhalts: „Da ich für meine Mutter fortleben will, ſo muß eine Täuſchung Statt finden, die Niemand ſchadet. Ein Paß liegt bei, der auf einen andern Namen lautet, deſſen ich mich auf Reiſen bisweilen bediente. Es kann nicht in Zeitungen oder in ein Todtenregiſter geſchrieben werden, daß Leonardus Cornelius van der Valk aus Amſterdam hier in Stadthagen geſtorben und begraben worden ſei, denn ein ſolches Blatt, eine ſolche Kunde würde leicht nach Amſterdam gelangen. Ich wünſche in der Stille, in früher Morgenſtunde begraben zu werden, ohne alles Gepränge, wünſche weder Kreuz noch Stein mit einer Grabſchrift, und mache meinem Herrn Erben die Befolgung dieſes meines letzten Wunſches zur erſten Pflicht.“

Sie ſehen wie ſehr ich Recht hatte, Herr Graf, ſprach Windt, und nun kommen Sie auf ein anderes Zimmer, faſſen Sie ſich, und beweinen Sie den Freund; wahrlich es ſchlug in ihm ein edles, reines Herz, mir aber überlaſſen Sie mit Philipp die Beſchickung alles Nöthigen.

Ludwig folgte Windts Weiſung faſt willenlos, es hing über ihm, wie der Trauermantel eines Katafalks, wie ein dunkler, dumpfer Traum, er wankte hinüber auf des Freundes Zimmer, fand überall in Kleidern und Geräthen deſſen irdiſche Spur, und mußte ſich nun ſagen, daß Leonardus nie wieder lebend in dieſes Zimmer eintreten werde.

Windt öffnete von Zeit zu Zeit leiſe die Thüre, um nach Ludwig zu ſehen, doch überließ er ihn der Wohlthat ſtiller Thränen, hütete ſich wohl, durch herkömmliche Redensarten jene heilige Stimmung zu ſtören, die mit dem Dahingeſchiedenen noch liebend lautloſe Worte redet und im Stillen der aufwärtsſchwebenden befreiten Pſyche das ſchmerzliche Geleite gibt. Es machte kein großes Aufſehen, daß in einem Gaſthauſe zu Stadthagen ein fremder Badegaſt geſtorben war.

Da Leonardus nur den Freunden gelebt und mit Ludwig jede Geſellſchaft gemieden hatte, ſo war ſein wahrer Name nie genannt worden. Der fremde Paß genügte, und das in aller Rechtsform aufgeſetzte und gehörig beſiegelte Teſtament in holländiſcher Sprache, welches den Grafen und Baronet Ludwig Carl Barel de Verſay als Univerſalerben einſetzte, machte jede Weitläufigkeit einer Verſiegelung überflüſſig.

In früher, nebeltrüber Morgenſtunde eines Herbſttages wurde Leonardus eingeſenkt. Windt hatte zwei Gräber nebeneinander gekauft. Philipp fragte: Für wen das zweite Grab? — Windt gab keine Antwort.

In ſtiller Stunde ſaßen dann Ludwig und der Haushofmeiſter beim Ordnen von des Freundes nachgelaſſenen Papieren.

Leonardus war weit reicher geweſen, als Jene geglaubt hatten. Es fanden ſich mehrere Tauſende in vollgültigen holländiſchen Staatsobligationen und in Noten der engliſchen Bank, mehrere Tauſende in noch zu erhebenden Wechſeln und Anweiſungen auf auswärtige Handlungshäuſer, alle in der beſten Form, es fand ſich eine Obligation im Werthe von fünftauſend holländiſchen Gulden mit der Beſtimmung, daß ſie Windt's Frau als Witthum verbleiben ſollten, wenn ihr Mann vor ihr ſtürbe. Philipp empfing als Andenken ein Kapital von eintauſend Gulden. Es fand ſich ferner eine kleine Schachtel voll großer braſilianiſcher Diamanten, die Leonardus die Freunde nie hatte ſehen laſſen, deren Werth geradezu unſchätzbar war. Von dem Gelde, welches er in Amſterdam ſtehen hatte, lagen Ueberſichten vor, es ergab daſſelbe eine Jahresrente von fünftauſend Gulden; dieſe hatte Leonardus dadurch erworben, daß er ſein einſt zu erhoffendes Muttererbe an ſeine Verwandten mit Zuſtimmung ſeiner Mutter käuflich abgetreten hatte — um nach ihrem Tode, falls er denſelben erlebte, aller Geſchäfte dort überhoben zu ſein. Von dem Tode der Frau van der Valck an aber vermehrte ſich dieſer Rentenbezug um abermals fünftauſend Gulden.

Ludwig überließ es Windt, das vom Freund überkommene Vermögen geeignet anzulegen und zu ſichern, und dieſer war ſo gerührt von Leonardus Großmuth, daß er ausrief: Sie müſſen Herr von Doorwerth und der ganzen Herrlichkeit werden! Aus dem Kaufe des Erbherrn wird in Ewigkeit nichts! Die fünfzigtauſend Gulden, darüber wir Quittung in Händen haben, gehören jetzt Ihnen! Und wenn Sie die Herrlichkeit beſitzen, dann will ich auch dort bleiben, wenn Sie mich nicht wegjagen, außerdem aber auf keinen Fall! Sobald meine Kur hier beendet iſt, reiſe ich nach Hamburg zur Excellenz, ich bringe ſie ganz ſicher herum, denn Sie ſind ja doch der Liebling, und Ihnen gönnt ſie das ſchöne und reichlich zinſende Beſitzthum vor Allen, darauf wollt' ich wetten, zumal Sie ja derjenige ſind, welcher Doorwerth baar bezahlen kann!

Mein lieber Windt, entgegnete Ludwig: Allerdings iſt die Herrlichkeit Doorwerth eine ſchöne Beſitzung, allein ſie iſt wirklich nicht das Ziel meiner Wünſche. Entweder muß der Beſitzer eines ſo ausgedehnten Gutes ſelbſt Landwirth ſein und dieſes Fach verſtehen, oder er muß Beamte haben, wie Sie Einer ſind. Solche gibt es aber nur wenige. Sie haben am letzten dortigen Rentmeiſter ein Beiſpiel erlebt; was hat ein Güterbeſitzer davon, wenn ſein Beamter das, was erſpart wird, ſich als Gratification in die Taſche leitet, wie jener Bauernſchinder gethan? Das gemahnt mich gerade ſo, als wenn in einem Staats-Haushalt gewiſſe Leute das Wort Erſparniſſe ſtets auf der Zunge haben, und wenn ſie genug Haare geviertheilt und genug Kümmelkörner geſpalten haben, und Alles über ihre Klugheit ſeufzt und flucht, ſich in ihrer eingebildeten Unfehlbarkeit Wunder was dünken, ſich ſelbſt beloben, da ſie ſonſt Niemand lobt, und ſchließlich einen hübſchen Theil der Erſparniſſe klug und weiſe in ihre eigenen Taſchen ſtecken. Nein, lieber Windt, ich möchte kein Waſſerſchloß beſitzen — ich vertrage die Luft dieſer moraſtigen Flächen nicht. Ich werde nun den Wunſch der Frau Großmutter erfüllen, ich werde reiſen, ſchlicht und einfach, nur von Philipp begleitet. Ich werde Angès ſuchen! Ich will, wenn ich ſie finde, mit ihr die Diamanten theilen, ſie theilt gewiß mit mir die Thränen um unſern verklärten Freund. Wir aber, Windt, wir beide wollen nicht außer Verbindung treten, Sie geben mir wohl zuweilen Nachricht von Allem, was in der gräflichen Familie vorgeht, beſonders Nachricht von der Gemahlin des Erbherrn, und vergeſſen Sie nicht, mein braver, edler, wackrer Windt, daß Sie an mir in allen Verhältniſſen des Lebens einen wahren und treuen Freund haben.

11. Erlebniſſe.

Ludwig leiſtete dem Rathe der Großmutter Folge; von ſeinem reuen Diener begleitet, mit guten Päſſen verſehen und mit allen Mitteln ausgeſtattet, war es ihm leicht, ſich allenthalben Eingang zu erſchaffen. Seine edle gewinnende Perſönlichkeit machte ihn bald um Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Er verhüllte ſich nicht, ſo wenig is er es liebte, ſich zu offenbaren und ſein Vertrauen an den Erſten en Beſten hinzugeben; er ſuchte keine neuen Freunde, ach, an dem ieben entſchlafenen Freund hing noch mit aller trauernden Wehmuth eine ganze Seele! Häufig, ja faſt immer bediente er ſich des ganz uf ihn lautenden Paſſes des Verſtorbenen; der Unterſchied der Jahre am dabei nicht in Betracht, es war ja gleichviel, wie alt der junge Graf war, und ſein Ernſt, wie die Spuren eines ſtillen Leidens, ließen hn ohnehin älter erſcheinen, als er wirklich war. Graf Ludwig reiste n ſeiner Belehrung; er hatte überall ein offenes Auge für die Reize er Natur, die Beſchaffenheit und Ergiebigkeit des Bodens, für den Stand der Kultur in den verſchiedenen deutſchen Ländern, für die Sammlungen der Künſte und Wiſſenſchaften, und fühlte ſich angezogen om Umgang ausgezeichneter Menſchen. Er ſelbſt galt entweder für inen Franzoſen, da er in der Sprache dieſes Landes völlig fehlerfrei ch ausdrückte, oder für einen Holländer, da durch den längeren Aufent- alt in den Niederlanden allerdings manche Eigenthümlichkeit dieſer Nation an ihm haften geblieben war, und um ſo lieber gab er ch für einen ſolchen aus, wenn er als Leonardus Cornelius an der Valk reiste. Auch in ſeiner Weiſe, ſich ſchriftlich auszudrücken, ſchön er auch Deutſch zu ſchreiben verſtand, floß bisweilen eine iederländiſche Redeform mit ein.

Manchen Scherz hatten Herr und Diener auf ihren mannichfal- igen Reiſen dadurch, daß ſich die Leute weit mehr darüber die Köpfe erbrachen, wer und woher der Diener eigentlich ſei, als woher der

Herr ſtamme. Wenn Philipp zu ſeiner Erholung Abends in bürgerliche Bier- und Kegel-Geſellſchaften gegangen war, hatte er ſtets am andern Morgen ſeinem Herren lachend zu erzählen, was er Alles gefragt worden ſei, für wen man ihn Alles gehalten habe. Auch konnte er dem Grafen nicht lebhaft genug ſchildern, wie groß die Neugierde des biedern Sachſenvolkes ſei, abſonderlich der verſchiedenen kundigen Thebaner und Athener am Ilm- und Saaleſtrande. Mehr als hundertmal war er ſchon gefragt worden, wer ſein Herr eigentlich ſei, und wenn er nun zur Antwort gab: ſein Herr ſei ein Kaufmann, dann lautete insgemein das Urtheil der guten Leute dahin, daß ſie ihm das gleich angeſehen hätten. Erzählte hingegen Philipp, ſein Herr ſei ein Graf, dann hieß es ebenſo beſtimmt, man ſähe ihm den Grafen auf hundert Schritte an.

Dieſe oft ſehr aufdringliche und läſtig werdende Neugier der guten Mitteldeutſchen war es, die den Grafen bewog, mehr und mehr eine ernſte Zurückhaltung zu beobachten und mehr aus den Mittheilungen Anderer, die ſo häufig und ſelbſt unverlangt gegeben wurden, zu lernen und Gewinn zu ziehen, als ſich ſelbſt mitzutheilen, und mit diplomatiſcher Ruhe und einem beſonnenen Schweigen durch alle Lebenskreiſe zu ſchreiten.

So erſchien er als ein feiner, gebildeter Weltmann an manchem Hofe, überall räthſelhaft ſchnell eingeführt durch wenige Zeilen, die er vorwies; man zog ihn zu den fürſtlichen Tafeln, erzeigte ihm Aufmerkſamkeiten, unterhielt ſich gerne mit ihm in der beliebten Modeſprache der Höfe; aber da er nirgend lange verweilte, ſo ging ſeine Erſcheinung gleich andern flüchtig vorüber und wurde ſchnell wieder vergeſſen. Er aber gewann für ſein ganzes ſpäteres Leben den Vortheil, manchen großen und berühmten Mann perſönlich kennen gelernt zu haben, auch Einblicke gethan zu haben in manches Verhältniß, das glänzende Außenſeiten zeigte und innerlich morſch und zerrüttet war. Häufig trat dem Reiſenden offen und unverhüllt die Selbſtſucht der Menſchen entgegen, der gelehrte Dünkel, die Schriftſteller-Eitelkeit, der Künſtler-Stolz, ſtets mit einem guten Theil Anmaßung und Rechthaberei gepaart; die Klatſch- und Verkleinerungsſucht in ihrer ganzen Widerwärtigkeit, und Trugſucht und Heuchelei unter allen möglichen Larven.

Nirgends ließ ſich der Graf in ein ihn bindendes Verhältniß ein, wie ſehr man auch bemüht war, ihn da und dort zu feſſeln, denn er ſchien wohl des Beſitzens werth zu ſein: Jugend, Schönheit, Reichthum, Adel, Verſtand und Bildung, Alles war in ihm vereinigt, und für ein edles Gemüth, für ein ſanftes Herz ſprach der Zug ſinnigen Ernſtes, die leiſe Melancholie in ſeinen Mienen, ſprachen auch die Züge eines ganz beſonders in ſeinem Charakter hervortretenden Wohlthätigkeitsſinnes, der aber ſorgſam ſich und ſeine Liebesthaten in Dunkel hüllte. Wenn es je zu Tage kam, wer der geweſen, der manche Thränen der Noth und verſchämter Armuth getrocknet, und die Beglückten ihm danken wollten, dann war er gewöhnlich ſchon abgereiſt.

Mit der Reichsgräfin blieb er im ununterbrochenen Verkehr, ſie war entzückt von ſeinen Briefen und theilte ſie gerne ihrer geliebten, ſtets leidenden Ottoline mit, welche jetzt wieder das Schloß in Kniphauſen bewohnte, und oft die Beſuche der Großmutter ihres immer noch gefangen gehaltenen Gemahls vom nachbarlichen Schloſſe Varel empfing.

„In Jena, ſchrieb Ludwig unter Anderm: „habe ich an den Doctoren Starke und Loder vortreffliche Aerzte gefunden. Starke hat mir guten Troſt gegeben, und mir geſagt, ich ſolle meiner Geſundheit halber ganz außer Sorgen ſein, ich ſolle wo möglich guten ſtarken Wein trinken, und kein Lichtenhainer Bier, überhaupt kein Bier, das nur dickes Blut verurſache. Man trinkt hier zu Lande fabelhaft viel Bier, beſonders thun das die Studenten, die deſſen bis zum Uebermaß in ſich hineingießen und eine Bravheit darin erblicken, ſich durch Unmäßigkeit die Geſundheit zu untergraben und das Leben zu kürzen. Ich habe hier auch den Hofrath und Profeſſor Schiller kennen gelernt, den berühmten Dichter, deſſen erſte Stücke Ihnen, geliebteſte Großmutter, damals äußerſt mißfallen haben. Er iſt ein Mann von großen Gaben, aber kein Mann der Geſellſchaft; er hält ſich ſehr zurückgezogen, und iſt in ſeiner Kunſt mit Titanenſchritten weiter gegangen; von dem anfänglich Rohen und Gewaltthätigen in die Region des Maßes und der Schönheit. Sein Don Carlos befriedigt alle Anſprüche. Leider iſt der gefeierte Dichter bruſtkrank, und es war eine wahrhaft hochherzige That des Herzogs von Holſtein-Auguſtenburg und Ihres wackeren Freundes, des Grafen Ernſt Heinrich von Schimmelmann, Schiller auf drei Jahre ein Einkommen von eintauſend Thalern zu ſichern, damit er der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit leben könne. Sie glauben nicht, geliebteſte Großmutter, wie armſelig in dieſen Ländern die Gelehrten bezahlt werden; während manche Profeſſuren und andere Stellen häufig als Sinecuren betrachtet werden, ſind es in Wahrheit permanente Hungercuren und die Leute haben, wie man hier zu Lande zu ſagen pflegt, zum Sterben zu viel, und zum Leben zu wenig.“

„Gegenwärtig hat Schiller an einem dramatiſchen Gedicht: Wallenſtein, zu arbeiten begonnen, welches jedenfalls Epoche machen wird.“

„Ich war auch in Weimar, und bin dort mit großer Güte und Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Der ganze Hof hat ſich nach Ihrem Befinden auf das Theilnehmendſte erkundigt. Ich lernte immer mehr und mehr bewundern, welche hohe Achtung und welches große, ruhmvolle Anſehen Sie, theuerſte Großmutter, in ganz Deutſchland genießen. Sie hatten vollkommen Recht, als Sie mir ſagten, daß man in dieſen ſächſiſchen Staaten die Wiſſenſchaften höher ſchätze, als irgend wo anders. Bei äußerlich ziemlich beſchränkten Mitteln geſchieht für dieſelben das Mögliche; man will viele Gelehrte, viele gute Köpfe um ſich ſehen, daher entſpringt dann der vorhin erwähnte Mangel an Mitteln, um dieſelben Alle nach Verdienſt zu belohnen. Dieſes kleine Weimar, als Stadt ziemlich unanſehnlich, iſt eine Centralſonne deutſchen Geiſteslebens, die weithin über die Welt ihre lichten Strahlen wirft. Ich habe dort mehr berühmte und bedeutende Männer kennen gelernt, als, etwa mit Ausnahme der Staatsmänner und großen Politiker Englands und Frankreichs — ſonſt in meinem ganzen früheren Leben. Vom Hofe ſelbſt ſchreibe ich Ihnen nicht, Sie kennen denſelben beſſer als ich, auch bin ich, Gott ſei Dank, nicht angeſteckt von der klein und ſpießbürgerlichen Klatſchſucht, die ſich darin gefällt, die Blätter ihrer Skandalchroniken mit Schattenſeiten aus dem Leben berühmter Männer anzufüllen, und halte ſolches Thun geradezu für eine Erbärmlichkeit; nur das Eine kann ich nicht unterdrücken zu ſagen, daß der Herzog Carl Auguſt ein Mann von hoher Genialität, ſeine Mutter eine Fürſtin von der anerkennenswertheſten Hoheit der

Geſinnung, und ſeine Gemahlin Luiſe Auguſte ein Engel an Liebenswürdigkeit und Herzensgüte iſt, ganz ſo, wie Sie, geliebteſte Großmutter, mir dieſe Perſonen ſchon früher geſchildert haben.“

„Von Weimar begab ich mich nach Erfurt, wo ich dem geiſtvollen und ſo ſehr menſchenfreundlichen Statthalter, Coadjutor von Dalberg, aufwartete; dieſer iſt ein Prälat nach dem Herzen Gottes, ein Mann, der für das Wohl ſeiner Untergebenen auf das Eifrigſte bemüht iſt, und der mir die größte Hochachtung gegen ſein ganzes Weſen, Wiſſen und Wirken abnöthigte. Am Hofe zu Gotha fand ich in Herzog Ernſt II. den trefflichen Sohn einer ausgezeichneten Mutter, jener herrlichen Herzogin Luiſe Dorothea, geborene Prinzeſſin zu Sachſen-Meiningen, welche, gleich Ihnen, geliebteſte Großmutter, eine Freundin König Friedrichs des Großen und Voltaires war, und, wenn ich nicht irre, auch mit Ihnen im Briefwechſel ſtand. Der Herzog iſt ein ſehr gelehrter Herr, ſo wie ein Freund und Beſchützer der Gelehrten, er erweiſt den franzöſiſchen Emigranten viele Freundlichkeiten. Auf ſeinen beſonderen Befehl mußte mir das herzogliche Münzkabinet gezeigt werden, und ich wünſchte lebhaft meine beſte Großmutter zu mir, um dieſen für Sie gewiß ſehr anziehenden Genuß zu theilen. Die Münzbibliothek allein umfaßt gegen 6000 Bände; mit beſonderer Anerkennung zeigte man mir in derſelben auch Ihren dorthin verehrten Catalog Ihres eigenen Cabinets. Ich ſah dort auch das theuerſte Buch der Welt, die berühmte Handſchrift des Jacob von Strada über die orientaliſchen Münzen in 31 Folio-Bänden, mit 9000 Abbildungen, deren jede als ſauberſte Handzeichnung einen Dukaten in Gold gekoſtet hat.“

„Ich war der Letzte, der vielleicht auf lange Zeit dieſes bewunderungswürdige Münzkabinet ſah, denn ſo eben hatte der Herzog Befehl gegeben, daſſelbe einzupacken, da ſich die Herren Franzoſen nähern, und ſo ſehr der Herzog ein Verehrer der Sprache, Literatur und Geiſtesbildung dieſer Nation iſt, ſo wenig ſcheint er von ihrer Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft zu halten, und hat nicht Luſt, dieſe auf ſeinen Münzſchatz erſtreckt zu ſehen. Auch die herzoglichen Kunſtſammlungen wie die große Bibliothek ſind ſehr bedeutend. Mit einem Wort, Herzog Ernſt II., der mit ſeiner Gemahlin, Maria Charlotte, auch einer Prinzeſſin zu Sachſen-Meiningen, im innigſten

Einverſtändniß lebt, iſt für Gotha ganz das, was Carl Auguſt für Weimar, ein Mäcen der Wiſſenſchaften und Künſte und der Erwecker einer neuen Literatur-Aera.“

„Von Gotha reiſte ich über den Thüringer Wald nach Meiningen, deſſen Herzog, Georg, den beiden genannten Herzögen innig befreundet iſt. Alle dieſe Fürſten beſeelt das gleiche Streben, eine beſſere Zeit, als die vergangene, für ihre Länder heraufzuführen. Ich fand in Meiningen einen gebildeten Hofkreis, fern vom allzuſteifen Etikettenzwang, den der Herzog, ein freiſinniger Fürſt, abgeſchafft hat.

„Noch immer iſt man in Meiningen ſehr aufgebracht über eine elende Klatſcherei, die der Ihnen ſicher bekannte Touriſt, Herr von Heß aus Hamburg, in ſeinem Buche: Durchflüge durch Deutſchland, die Niederlande und Frankreich, vor einigen Jahren aufgetiſcht hat. Mit unendlicher Breite ergoß ſich die verletzte Eitelkeit dieſes Herrn in völlig lügenhaftem Geträtſch und in Ausfällen gegen den Herzog, den er als einen kleinen Tyrannen ſchilderte. Vier Seiten ſeines Geſchreibſels verwendete Herr von Heß blos auf die Schilderung des Geſichtes eines Thorſchreibers.“

„Von Meiningen fuhr ich nach Hildburghauſen, wo vor einer Reihe von Jahren ein großer Brand gewüthet hat, und wo ich gegenwärtig noch verweile. Der Herzog Friedrich ſteht ſeinen Vettern an Geiſt nach, aber er iſt äußerſt gutmüthig, ſehr geſprächig und außerordentlich gern mittheilſam über Alles, was ihn irgend Neues berührt oder begegnet, daher ich ihm unter keiner Bedingung ein Geheimniß anvertrauen möchte; dagegen iſt die Herzogin, ſeine Gemahlin, eine außerordentlich liebliche Erſcheinung; ſie ſingt gern und entzückend ſchön. Denken Sie, ſie ſingt in jeder Oſterwoche in Grau's Tod Jeſu die Hauptſtimme vor einem großen Kreiſe ihrer Verehrer. Das fürſtliche Haus hat manches Mißgeſchick zu ertragen; durch frühere üble Wirthſchaft iſt das Land in große Verlegenheiten gebracht worden, die den Hof mit treffen, zwei Töchter und ein Sohn ſtarben bald nach der Geburt, doch verſprechen die leben gebliebenen Prinzen und Prinzeſſinnen eine gute Entwicklung. Es ſind ſchöne Kinder, drei Prinzen und drei Prinzeſſinnen. Die Vergnügungen des Hofes ſind die gewöhnlichen, und die gute Jahreszeit wird abwechſelnd auf nahen Jagd- und Luſtſchlöſſern, welche ſich zu Heldburg, Hellingen, Eishauſen und Seidingſtadt befinden, zugebracht. Die Heldburg iſt ein ſtattlicher ſpätmittelalterlicher Bau, auf hohem Felſenkegel ragend und weit das Land überſchauend, majeſtätiſch wie ein Königsſchloß; Hellingen erinnert nach Lage und Anlage an Doorwerth, nur iſt es weniger groß und es fehlen ihm die Parke. Dort wohnte unſere Verwandte, die Gemahlin des Prinzen Ludwig Friedrich zu Sachſen-Hildburghauſen, Chriſtine Luiſe, geborne Prinzeſſin von Holſtein-Plön. Seidingſtadt iſt das Trianon des hieſigen Hofes; Schloß Eishauſen liegt etwas abſeit der Straße, die nach Coburg führt, ernſt und einſam neben einem Dorfe, ſtill und wie geſchaffen für die Einſamkeit der Weltüberwinder."

„Leider iſt der idylliſche Frieden dieſes Hofes und des Ländchens in der Gegenwart hart bedroht durch die Kriegswirren, die ſich bedenklich nahen. Zwiſchen hier und dem Mainſtrom hauſen bereits die Franzoſen wie Kanibalen und ärger als die ſo übel verſchrieenen Kroaten im dreißigjährigen Kriege. Ich werde mit Philipp in Begleitung eines herzoglichen Rathes und begleitet von dem Kammerdiener Grimm, der mit dem Günſtling der Kaiſerin Maria Thereſia, Prinz Joſeph Hellandiuns Herzog zu Sachſen-Hildburghauſen, ſchon einige Feldzüge des Prinzen mitmachte, einen Ritt in das bedrohte Gebiet machen, um zu ſehen, ob ich vielleicht dazu beitragen kann, einigen Schaden von dem Lande abzuwenden, da ich ein wenig verſtehe, wie man mit den Emigranten und Republikanern verhandeln muß, und hier ſich Alles ſchrecklich vor beiden fürchtet, auch der Herzog ſelbſt nicht der Mann iſt, mit perſönlichem Muth einer Gefahr unter die Augen zu treten. Die Mehrzahl ſeiner Räthe wird ebenfalls ſchwerlich große Heldenthaten verrichten."

Die Reiter nahmen ihren Weg nach Heldburg und von da nach Hellingen. Schon in Heldburg hörten ſie von Bürgern und Landleuten, die neugierig auf die Höhe geeilt waren, welche zwiſchen beiden Ortſchaften ſich hinzieht, daß in Hellingen Alles drunter und drüber hergehe, daß es brenne, und Mord und Todſchlag von den Franzoſen unter dem General Wartensleben, die von Königsberg in Franken herüber gekommen, verübt werde. Raſch galoppirten die Reiter den ſandigen Weg zur Höhe hinan, und der Graf überblickte durch ein Fernglas die weiten fränkiſchen, ſonſt ſo friedlichen Ebenen, die im milden Glanze eines Sommertages ſich unter ihm ausbreiteten, und jetzt der Schauplatz eines Krieges werden ſollten, in denen ſich die Söhne eines und deſſelben Landes, im blutigen Streite zwiſchen Königthum und Republik, zerfleiſchen wollten. Große Heereszüge ſchwenkten durch die ſanftgehügelten Ebenen, dort blitzten Flinten und Bajonette, dort Helme und Cüraſſe im Sonnenglanze; dort zogen in endloſer Reihe Rüſt- und Pulverwagen und Geſchütze heran, dort ſchlug Dampf auf, in welchem helle züngelnde Flammen leckten; von den Thürmen der zahlloſen katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen in dieſem dichtbevölkerten fruchtbaren Lande tönten die Sturmglocken, vom nahen Marktflecken Hellingen ſcholl wüſtes Geſchrei und Gebrüll des Viehes verworren zur Höhe, wie bei einem Brande, obſchon ein ſolcher nicht ausgebrochen war. Es war ein wimmelndes Gedränge in dem Ort und außer dem Ort, es war die Furie des Krieges in ihrer ganzen Scheußlichkeit, die hier bereits ihr verheerendes Wüthen begonnen hatte.

Der herzogliche Beamte, Graf Ludwig's Begleiter, ein wackerer und ſonſt unerſchrockener Mann, erbebte doch beim Anblick dieſer Gräuel. — Was meinen Sie, Herr Graf? richtete er mit bedenklicher Miene an Ludwig die Frage: ſollen wir uns in dieſe Gefahr hinein ſtürzen?

Haben Sie Jourdans Schutzbrief? fragte Ludwig, und als der Beamte bejahte, ſprach er: Geben Sie ihn mir! Dann zu dem Diener ſich wendend, fragte er: Wie ſteht's, willſt Du mit, Philipp?

Hm! brummte Philipp: Ich weiß nicht, warum Sie mich erſt fragen, gnädiger Herr!

Und Sie, Herr Grimm? —

Das iſt mir nur ein Spaß! antwortete dieſer. Bin ſchon bei ganz anderen Affairen geweſen, habe zwar nicht immer die Victoria beim Schopf erwiſcht, war aber nicht mein durchlauchtigſter Herr kaiſerlich königlicher Reichsgeneral-Feldmarſchall ſchuld daran, ſondern die Reißaus-Armee, die er zu befehligen hatte, ſeine „ſechzigtauſend Läufer", wie der alte Fritz ſagte.

Wohlan denn, hinunter! rief Ludwig, und trieb ſein Pferd zu raſchem Schritt, die Diener folgten und der Beamte, welcher dem Grafen einen vom General Jourdan dem herzoglichen Hofe eigens ertheilten Schutzbrief für das Land zugeſtellt hatte, folgte nicht ohne Herzklopfen nach.

Gräuelvoll war der Anblick in Hellingen, darin die Schaaren der den Ort durchziehenden Colonnen ſich verbreiteten. Bereits war alles Getreide, das noch auf dem Halm ſtand, niedergetreten oder niedergeritten. Die eingeernteten Garben wurden aus den Scheunen geriſſen, alles Vieh der Einwohner aus den Ställen in die Kirche getrieben, die zum Schlachthaus diente. Jeder Einwohner, der nur die mindeſte Gegenwehr verſuchte, wurde mit Kolben geſtoßen, geſchlagen, mit Füßen getreten, mit Bajonetten bedroht, oder gar mit ſcharfer Klinge gehauen. Dort ſendete man einem fliehenden Bauer Musketenkugeln nach, dort verſuchte man einen Andern an den Beinen aufzuhängen, dort verübte man den ſchändlichſten Muthwillen gegen Mütter und ſelbſt Greiſinnen, dort pfiff man gellend auf den Pfeifen, die aus der Orgel in der Kirche geriſſen waren. In den Häuſern wurde Alles geraubt, zerſtört, verwüſtet, aus den Fenſtern ſchüttelte man die Federn aus den aufgehauenen Betten, aus den Kellern ſchleppte der raſende Feind die Fäſſer voll Frankenweines und ließ, was er nicht trank, auf die Straßen laufen. Ueber alle dem Lärm, dem Wehgeheul und den Jammerrufen hörten Menge den von Königsberg herübertönenden Schall einer heftigen Kanonade. Mit Entſetzen ſahen Graf Ludwig und ſeine Begleiter das unermeßliche Elend nur in dieſem einen Dorfe, und doch ging es ſo in jedem, das die Heerſäulen der Franzoſen auf ihrem Zuge berührten.

Wo iſt der General? Wo ſind die Kommandirenden? ſchrie Ludwig herriſch einem Trupp Reiter zu, der ihm mitten im Orte aufſtieß.

Im Pfarrerhaus! war die Antwort, und zugleich zeigten ihm die Soldaten, die ihn für einen Landsmann und Courier hielten, die Richtung nach der Wohnung des Pfarrers Link, die ein alter räucheriger, architectoniſch mit Schnitzwerk und krummen, verſchränkten Kreuzbogen gezierter Bau war, gegen welchen die erſt vor zwei Jahren als ſchöner Neubau vollendete Kirche ſeltſam abſtach.

Dort ging es her wie auf einem Jahrmarkte. Aus der unten am Flur liegenden Küche ſchlug heller Feuerſchein hervor, die Flur ſelbſt lag ganz voll von Geflügel aller Art: Gänſe, Enten, Tauben, Rebhühner, denen allen die Köpfe fehlten. Ein Koch war beſchäftigt, zu ſieden und zu braten, Soldaten rupften und weideten aus, den Hof, die Flur und das ganze Haus füllten lauter Offiziere an, welche Ludwig militäriſch grüßte und die Frage an ſie richtete, ob er den Chef dieſer Heeresabtheilung nicht ſprechen könne? Nach einer Weile trat der Reiterbrigadegeneral aus dem Hauſe, ein Mann von Mittelgröße und martialiſchem Ausſehen; ihm auf dem Fuße folgte ſein General-Adjutant, ein Mann von wahrhaft rieſigem Bau, dabei von vollendeter Formſchöne und nicht unfreundlichen Zügen; hinter dieſen ſchritt noch ein zweiter Adjutant, und ein Kreis von vielleicht fünfzig bis ſechzig Offizieren umdrängte nun die Ankömmlinge. Ludwig und der Beamte ſchwangen ſich raſch von ihren Pferden. Mein Bürgergeneral! begann der Graf ganz ohne Verlegenheit ſeine Anrede: darf ich bitten, mir einiges Gehör zu gönnen, und mir vor Allem zu ſagen, mit wem ich die Ehre habe, zu ſprechen? Ich bin nebſt dieſem Herrn ein Abgeordneter des Herzogs von dieſem Lande.

Ich bin General d'Hautpoule, Bürger! antwortete der Anführer. Hier mein General-Adjutant, Bürger Mortier, hier mein Aide de Camp, Bürger David. Womit können wir dienen?

Bürger Jean Baptiſt Jourdan, ſprach Ludwig: der Oberbefehlshaber der Rheinarmee hat ausdrücklich durch eine ſchriftliche Zuſicherung dieſes Land gegen alle feindliche Begegnung geſichert. Hier ſteht, daß er die dem Geſammthauſe Sachſen zugeſtandene Neutralität auch gegen das Haus Sachſen-Hildburghauſen ſo lange wolle beobachten laſſen, als dieſe Neutralität vom Directorium der Republik nicht verworfen wird. Wenn ein Neutralitätsvertrag nicht vollſtändig zu Stande kommt, ſoll dem herzoglichen Hauſe die Nachricht officiell mitgetheilt werden, daß die Feindſeligkeiten ihren Anfang nähmen. Dieſes letztere iſt zur Zeit nicht geſchehen, und dennoch, wie feindſelig hauſen Deine Truppen, Bürger-General, in dieſem friedlichen und neutralen Lande!

D'Hautpoule warf einen flüchtigen Blik auf das von Jourdan eigenhändig unterzeichnete Schutzpapier, ſchlug leicht mit der Hand darauf und entgegnete, indem er es zurückgab: Was wiſſen wir vom Geſchmier der Kriegskanzleien! Hier iſt Krieg und keine Kanzlei!

Der Herr General erlauben gnädigſt — nahm jetzt auch der herzogliche Beamte das Wort: Unſere Regierung hat Sorge getragen, und es iſt auch vom Obergeneral an alle Diviſionen der republikaniſchen Armee der Befehl ergangen, bekannt zu machen, wie mir ſelbſt ohnlängſt in einem Nachbarort franzöſiſche Offiziere, die wir verpflegten, mitgetheilt haben, daß die Sächſiſche Neutralität beim ganzen Heere reſpectirt werden und jede Thätlichkeit gegen die Einwohner unterbleiben ſoll.

Nun denn! wandte ſich d'Hautpoule lachend gegen Mortier, ſo wollen wir die Neutralität reſpectiren, ſo viel ſich thun läßt. Gib ſogleich Befehl, Bürger David, und allen Bürger Kapitäns ſei es geſagt, es ſoll ſich Keiner unterſtehen, noch eine Feder oder einen Strohhalm Werths zu rauben oder auch nur anzufaſſen. Sacre Dieu! Keiner!

Eine Bewegung entſtand, die Offiziere trafen Anſtalt, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, da kam der Schulmeiſter gelaufen, drängte ſich an ſeinen Pfarrer, der neben den Beamten getreten war, und flüſterte: Um Gotteswillen Herr Pfarrer! Die Soldaten zerſtören uns die ganze Orgel!

Sagen wir das laut! rief der Pfarrer, der eine ſehr ſonore Stimme hatte, trat zum General und ſprach: Herr General! Ihre Soldaten zerſtören unſere ſchöne neue Orgel! Ich bitte, retten Sie! Schonen Sie!

Sacre bleu! ſchrie der General: Wo? Wo? und ſchwang den Stock, den er in der Hand führte, denn er war bereits ein ergrauter Sechziger, und folgte mit raſchen Schritten dem Schulmeiſter, der ihm voran in die neue Kirche eilte. Der alte Kriegsmann rannte wie raſend die Treppe hinauf und theilte auf die das werthvolle Orgelwerk freventlich zerſtörenden Soldaten ſo viele und ſchwere Prügel aus, daß die Uebelthäter laut aufſchrieen und ſchwuren, in ihrem Leben keine Orgel wieder anzurühren.

Mittlerweile hatte ſich der Rieſe Mortier auf ein Pferd geworfen, David und andere Offiziere waren ihm gefolgt, und es verging keine Viertelſtunde, ſo war Ruhe, Ordnung und Stille im Flecken; alle nachrückenden Truppen mußten ſofort ohne Raſt hindurchziehen, aus der Kirche kam d'Hautpoule ſehr erheitert zurück und ſprach zu Ludwig und dem Beamten: Nichts wirkt ſchneller und heftiger, wie Prügel. Dieſe Sprache verſtehen die Hallunken aller Völker, Prügel ſind die wahre Weltſprache, und die Gelehrten werden ſich vergebens die Köpfe zerbrechen, um eine beſſere zu erfinden.

Bald kamen auch Mortier und die andern Offiziere in den Pfarrhof zurück; das Geſchrei der Einwohner verhallte allmählig. Mortier, ſo rieſenhaft ſeine Leibesgröße war, ſah gar nicht aus wie ein Soldat; die Haut ſeines Geſichts und ſeiner Hände war zart und weiß. Er drückte dem Grafen, dem Beamten und dem Pfarrer oft die Hände und verſicherte allen, er meine es gut, allein die Soldaten ſeien ſchwer im Zaum zu halten.

Man begab ſich in die Stube des Pfarrers, in deren Mitte eine Bütte ſtand, welche mit Wein gefüllt war. D'Hautpoule war ſehr artig gegen den Beſuch aus Hildburghauſen; er lud die Herren ein, an ſeinem Male Theil zu nehmen, fuhr mit bereitſtehenden Biergläſern eigenhändig in die Bütte, füllte dieſe voll Wein, reichte ſie ſeinen Gäſten und dem Pfarrer dar und rief luſtig und froh gelaunt. **A votre santé et bonheur!** Alle andere Offiziere, ſoviel die Stube faßte, drängten ſich herzu, ſchöpften ebenfalls und tranken; man ſetzte ſich auf hölzerne Stühle, der General ſaß auf einem dreibeinigen Schemel, Mortier und David hatten die Ofenbank beſetzt. Der Koch brachte mächtige Bratenſtücke herein, der Pfarrer ſchaffte Brod, weder Teller noch Meſſer und Gabeln waren vorhanden, man aß aus der Hand, nur der General ſchnitt ſein Fleiſch mit einem Schnappbaſtelmeſſer. Die Bütte Wein war bald geleert, eine zweite wurde aus dem Keller herauf geſchafft, dann erfolgte ein raſcher Aufbruch, ein kurzes Adieu.

Ein Wehe war dahin, wie geſchrieben ſteht in der Offenbarung, „aber ſiehe, es kommen noch zwei Wehe.“ Dem Volke d'Hauptpoule's folgte die Diviſion des General Colaud nach, 15,000 Mann ſtark, und der General richtete ſogleich ſeinen Weg nach dem Pfarrhaus. Dort kam ihm Ludwig entgegen, erbat Schutz für den Ort, für alle Orte dieſes Landſtrichs, auf Jourdans Schrift ſich berufend. Mittlerweile war der Diviſionsgeneral Lefebre ebenfalls im Orte angelangt und hatte ſich nach dem Schloſſe begeben, ihm folgte deſſen Diviſion Avantgarde, 25000 Mann ſtark, da galt es! Alle Beredſamkeit mußte aufgeboten werden, um den Schutzbrief zur Geltung zu bringen; es gelang Ludwig, aber nur hier in dem einen Orte; was der Schreckenszug außerhalb Hellingen berührte, litt dennoch unendlich. Die Generale zeigten ſich menſchenfreundlich und zur Hülfe gern bereit; wo ihre gebietende Perſönlichkeit einen Ort beſchützte, war es gut, ſie ließen wohl auch Schutzwachen zurück; aber wenn ſie abgezogen waren, erpreßte die Letztere ſelbſt von den armen Leuten Geld und Kleider. Ein Lieutenant nahm zwei im Waſchzuber liegende ſchmutzige Hemden aus demſelben, rang ſie geſchickt aus und ſchob ſie in ſeinen Torniſter.

Was bei dieſen Durchzügen das Allerſchlimmſte war, die bedrängten Landbewohner wußten oft nicht einmal, wer Freund, wer Feind war: Feinde wie Freunde drückten, raubten, brandſchatzten und hauſeten ärger wie Teufel.

12. Das Wiederſehen.

Es war Ludwig nicht möglich, mit ſeinen Begleitern an demſelben Tage nach Hildburghauſen zurückzukehren. Vom edelſten Eifer beſeelt, Hülfe zu leiſten ſo viel nur immer möglich war, blieb er bis zur ſpäten Nachmittagsſtunde in Hellingen, wo nach dem Abzug Lefebre's der berühmte Diviſionsgeneral Kleber einrückte, und wo ſich Alles in gleicher Weiſe wiederholte: Fürſprache und Fürbitte und freundliche Gewähr, ſo weit ſie nur immer erfolgen konnte. Um der vorzugsweiſe bedrohten Gegend, dem Amte Königsberg, das bei dieſen Ueberzügen und Durchmärſchen am meiſten litt, vielleicht Hülfe zu bringen beſchloß Ludwig, Kleber nach Königsberg zu begleiten, welcher Jourdan's linken Flügel befehligte, und dieſer nahm gern die Herren aus Hildburghauſen zu Geleitsmännern mit; ſo wurde der Ritt dorthin über die Flecken Maroldsweiſſach und Burgpreppach angetreten. Auf den Wegen und in den Dörfern ſah es ſchauderhaft aus, keine Feder ſchildert die Gräuel dieſer Verwüſtung, die Klagen, welche die gemißhandelten und beraubten Landleute erhoben.

Nahe bei Königsberg begegnete den Anrückenden ein von Hildburghauſen aus dorthin beorderter Beamter, Hofadvocat Merk, deſſen Bemühen es ſo eben gelungen war, einen Königsberger Bürger dem Tode, womit ein Commando Franzoſen ihn bedrohte, durch ſeine Kenntniß der Sprache zu befreien. Er ſchilderte mit ergreifenden Worten alles Schreckliche, was er in Königsberg erlebt hatte. Als die Nachrichten dorthin kamen, daß die franzöſiſchen Truppen erſt bis Schweinfurt, und dann den Main herauf bis Haßfurt gerückt ſeien, wo ſie brandſchazten und plünderten, zitterte das arme Städtchen bereits. Die erſten Truppen waren kaiſerliche Huſaren, dieſen folgte ein Theil des Generalfeldzeugmeiſter von Wartensleben'ſchen Armeecorps, unter den Generalen Murray, Clairfait und Beaulieu, und überſchwemmte die ganze Gegend; es war ein buntes Gemiſch von allerlei Volk, Wallonen, Warasdiner, Kroaten, Ulanen, Tiroler Scharfſchützen, die Corps von Bourbon, Carneville, von la Tour, Royal Saxe, Huſaren von Rohan und von Verſey und andere. Die Generale ſuchten gute Mannszucht zu halten, beſonders General Gontreuil und Oberſt von Brady, die im Schlößchen zu Königsberg einquartirt waren. Das kaiſerliche Heer marſchirte ab, die Franzoſen drangen über den Main, kamen auch nach Königsberg, die Plünderungen und Mißhandlungen begannen. Alles wurde durchſucht, durchwühlt nach verborgenen oder vergrabenen Schätzen; mit dem Waizen der jüngſten Ernte wurden die Pferde gefüttert; die Gegend von Königsberg hat ſchönen Weinbau; man ſchlug die Zapfen aus den Fäſſern und ließ den Wein in die Keller laufen, das gemahlene Getreide wurde aus den aufgehauenen Säcken in die Höfe geſchüttet, kurz, jeglicher Unfug getrieben. Die Generale Lefebre, Soult, Laval und Richepau legten ſich in das erſte Gaſthaus, ſie verlangten auf Silber zu ſpeiſen und waren wüthend darüber, daß der Wirth im kleinen Städtchen nicht Silber und Servietten genug beſaß; am Schlimmſten erging es auf den Dörfern den Pfarrern, da waren Gelder, Uhren, Kleider, Wäſche, Stiefeln, Schinken, Würſte, die willkommenſte Beute.

General Lefebre, und überhaupt die hohen Offizieren, zeigten ſich gern zur Hülfe bereit, und als Ludwig vorſichtig und mit ruhigem Blick die ſchwierige Sachlage überſchaute und einſah, wie gar wenig es fruchten könne, wenn wenige einzelne Vermittler ſich in den Koloß dieſer Heereszüge warfen, ſo erbat er vom General Lefebre geradezu einen neuen Schutzbrief für das Land Hildburghauſen, namentlich für die Reſidenz, und nächſt dieſem eine eigene Schutzwache von zehn Mann Unteroffizieren und Gefreiten, welche ihn begleiten, den Schutz der hohen Generalität wo es nöthig beglaubigen, und ſo lange auf Koſten des Hofes in Hildburghauſen weilen und verpflegt werden ſollten, bis die franzöſiſchen Armeen völlig dieſe Gegend verlaſſen haben würden.

So eigenthümlich dieſe Zumuthung war, die Artigkeit, mit welcher Ludwig dieſelbe vorbrachte, ſeine rührenden, menſchlich ſchönen Beweggründe, die Mittheilung beſonders, daß in demſelben Lande, für welches jetzt Schutz begehrt wurde, in der Nachbarſtadt Haldburg eine Anzahl gefangener franzöſiſcher Offiziere, welche dorthin escortirt waren, vom Magiſtrate dieſer Stadt gaſtlich verpflegt worden ſeien, worüber der Hildburghäuſer Beamte deren in warmen Worten ausgedrückte ſchriftliche Dankesbeſcheinigung bei ſich führte und vorzeigte, bewirkte zuletzt die Erfüllung der geſtellten Bitte; es wurde verſprochen, man wolle zur Erleichterung des Landes alles Mögliche thun, auch ſollten keine Truppenabtheilungen weiter in das Land hineinſtreifen und die Etappenſtraßen nicht verlaſſen.

Am anderen Morgen brach das Heer zum Weitermarſch auf und Ludwig nahm mit ſeinen Begleitern den Rückweg über Heldburg und das coburgiſche Städtchen Rodach. Er ſorgte dafür, daß die zehn Mann Bedeckung ſich häufig Etwas zu Gute thaten und gewann ſich ſo dieſer Leute Zuneigung. Sie plauderten gern, wie alle Franzoſen, und kürzten den Weg durch heitere Geſpräche und muntere vaterländiſche Chanſons.

Man war nur noch anderthalb Stunden von Hildburghauſen auf dem eingeſchlagenen Wege entfernt, war im Dorfe Eishauſen angelangt, und hielt vor dem Gaſthauſe dieſes Dorfes, das dicht an der Hochſtraße liegt, die vom deutſchen Süden nach dem deutſchen Norden führt. Der Beamte war müde und hatte ſich in einem Seſſel in der Wirthsſtube niedergelaſſen; Philipp und der Kammerdiener Grimm hatten längſt gute Kameradſchaft mit einander gemacht, und ſaßen beim Bierkrug gemüthlich beiſammen, während einige Knaben des Dorfes die Pferde der Herren, wie jene der Diener hielten. Es hatten ſich bereits ziemlich viele Dorfjungen vor dem Hauſe geſammelt, neugierig die fremden Soldaten zu ſehen, die zum Theil vor dem Hauſe gruppirt, Bier oder auch Branntwein tranken. Ludwig ging in ſtillen Gedanken auf und ab, und dieſe Gedanken ſchweiften weit in die Ferne, nach einem theueren Grabe, nach Ottolinen, nach der Großmutter, nach Doorwerth, in ſein Jugendheimathland, nach Paris, Amſterdam, dem Haag, nach London, nach Caſtle Chatsworth.

Wenn ſie Zauberſpiegel hätten, meine Lieben in der Ferne, ſprach er zu ſich ſelbſt: und ſähen mich hier umhergehen, in dieſer Thalſtille, in dieſer eigenthümlichen Umgebung, an der Landſtraße, dort drüben das große, ſchöne, aber öde Schloß, und von Soldaten der franzöſiſchen Republik umgeben, ſie würden ſich wundern, würden fragen: Was ſoll das bedeuten? Wo iſt er, und wie kommt er dorthin?

Und doch, wie iſt es hier ſo ſtill und friedlich! Mild weht die Luft, das Obſt an den Bäumen reift ſchon dem Herbſte entgegen, mit einem traulichen Gemurmel wälzt ſich der raſche Bach durch die Wieſenflur. Welche Gegenſätze, hier dieſe ſchöne ländliche Stille, und nur wenige Stunden jenſeits der ſüdlichen Hügelkette alle Greuel blutigen Krieges, Armeen, heute ſchon vielleicht die eine ſiegreich, die andere geſchlagen, zerſprengt, flüchtig und von der Hand der Vergeltung alle ſtrenge Züchtigung empfangend für das Unglück, womit ſie die Länder heimgeſucht, die unter ihren ehernen Tritten bluteten und noch bluten!

Von der Ferne, aus der ſchönen Allee, die von Eishauſen nach dem nahen Dorfe Adelhauſen führt, ſchallten Poſthornklänge, es ſchien eine Extrapoſt zu nahen, Ludwig war eben wieder vor dem Gaſthof angelangt. Die Soldaten zechten luſtig und wohlgemuth auf ſeine Rechnung und ſangen im Chor ein franzöſiſches Liedchen:

Zon, ma Lisette,
Zon, ma Lison!
Zon, ma Lisette, ma Lison, zon, zon. :|:
Pour combler mon amour
Faisons sur ma couchette
Ce que la nuit le jour
Chacun fait en cachette.
Zon, ma Lisette,
Zon, ma Lison,
Zon, ma Lisette, ma Lison, zon, zon! :|:

Welcher Leichtſinn lebt nicht in dieſen Leuten! Geſtern noch hörten
e den Donner feindlicher Kanonen, und heute ſingen ſie die leicht-
rtigſten Gaſſenhauer! ſprach Ludwig.

Die mit vier Pferden beſpannte Poſtkutſche nahte; der Poſtillon
achte Miene, am Gaſthauſe zu halten, in demſelben Augenblick ſah
doch ein Herr aus dem Schlage, hörte und erblickte die Soldaten,
nd rief mit ängſtlicher Stimme dem Poſtillon zu: Soldaten der
epublik! Nicht halten! Vorbei! Raſch vorbei, auf Tod und Le-
n! — Ein Lakai auf dem Bock wiederholte dieſen Ruf und trieb
eichfalls zur Eile.

Ludwig blickte, während der Poſtillon mit Unmuth an den Zügeln
ß, um die Pferde wieder in die Mitte der Straße zu lenken, in den
agen. Das ſchöne, jugendliche Geſicht dieſes Herrn hatte er ſchon
nmal geſehen, ganz gewiß, neben ihm ſaß eine verſchleierte Dame,
iſchen Beiden ein junges bildſchönes Mädchen, und dieſes Mädchen
ef mit heller Stimme: „**Oh mon Dieu! mon Dieu!** Dieſer Herr
unſer Freund vom Kaſtell Doorwerth.“

Maßloſes Staunen erfaßte den Grafen, aber aus dem Soldatenhaufen
eraus ſchrie jetzt ein bärtiger Sergeant: **Morbleu! Sacre bleu!**
n **Bourbon!** un **Prince de Condé!** und ſein Ruf brachte ſchnell
e ganze Mannſchaft zuſammen; allein der Poſtillon hieb wie toll
f die Pferde und jagte im geſtreckten Galopp aus dem Dorfe, ſo
ie die Höhe hinan, die dicht hinter Steinfeld in nordweſtlicher Rich-
ng ſich lange empor zieht. Es war kein Zweifel, das war derſelbe
rinz, den Ludwig in Doorwerth als Freund des Erbprinzen der
iederlande geſehen und geſprochen hatte, derſelbe, der, wie Leonardus
m vertraut, damals Angés und das Kind beſucht hatte, während
udwig mit dem Prinzen Ernſt Auguſt von Großbrittannien und
indt einen Recognitionsritt in die Herrlichkeit machte. Das Kind,
as Ludwig jetzt im Vorüberfahren nur einen flüchtigen Augenblick
ſehen, deſſen ſüße und liebliche Stimme ſein Ohr ſo eben berührt,
war Sophie geweſen, kein Zweifel, die kleine liebliche Sophie,
ngé's theuere Schutzbefohlene! — Noch hatte Graf Ludwig alle
eſe Vorſtellungen kaum ausgedacht, ſo fuhr eine zweite Extra-
oſtkutſche heran, neben dem Kutſcher ſaß ein Kammermädchen; aus

dem Schlage wehte ein grüner Schleier, ein Blick auf die im Wagen ſitzende Dame und Ludwig ſchrie Philipp zu: Mein Pferd! Mein Pferd!

Auch der zweite Poſtillon, da er ſeinen Kameraden ſo eilen ſah, hieb ſtark auf die Pferde ein, und die Kutſche flog pfeilgeſchwind an Ludwig vorüber. Dennoch konnte er ſehen, wie eine darin ſitzende Dame den Schleier zurück ſchlug und jauchzend rief er aus: Halt! Halt! Angés! O Angés! — Aber der Poſtillon, im Wahne, daß ſeinen Reiſenden Gefahr drohe, denn die Dame war nicht allein, es ſaß noch ein ältlicher Mann im Wagen bei ihr, trieb unaufhaltſam die Pferde von dannen und jenem erſten Wagen nach.

Mein Pferd! Mein Pferd! rief Ludwig noch einmal, ſchwang ſich eilend auf und ritt im ſauſenden Galopp hinterdrein, was den Poſtillon in dem Glauben beſtärkte, daß er ernſtlich verfolgt werde, er jagte deshalb die Pferde zur Höhe hinan, daß ſie dem Stürzen nahe kamen. Dennoch erreichte der Graf im raſchen Anſprengen den Wagen und donnerte dem Kutſcher mit einem geſpannten Doppelterzerol in der Hand ein Halt! zu. Das wirkte, der Poſtillon ließ die Pferde im Schritt gehen, Ludwig ritt an den Schlag, und rief hinein: Angés! Um des Himmels Willen, Angés! Biſt du es wirklich?

Ja, ich bin es, o ich bin es, Graf Ludwig! O Gott! — Und du? — Wie treffen wir uns hier?

Wunderbar! Wunderbar! rief Ludwig! Und wohin eilſt du, Angés? Woher? Wohin?

Weit — weit fort! mein lieber Freund! Es iſt keine Sicherheit mehr in Deutſchland! Wir ſind verſcheucht aus jedem Aſyle. Die Prinzeſſin flieht, ich folge, und auch hier, Herr Jacques in Dienſten Seiner königlichen Hoheit des Prinzen.

So ſehe ich dich, nur um dich abermals zu verlieren, Angés? rief der Graf erſchüttert aus.

Es iſt ſo des Schickſals Wille! ſeufzte Angés und Thränen entſtrömten ihren Augen.

Warum entzogſt du dich unſerm treuen Leonardus? fragte er ſie nach einer Weile, nicht ohne einigen Vorwurf im Tone.

O mein lieber, lieber Freund! Es ging ja nicht anders; ich konnte
t anders, ich mußte ſo handeln! Sprich Freund, — wo iſt er?
ſt du ihn wieder? Erzählte er dir von mir? Gewiß, das that
ſonſt könnteſt du mich nicht ſo fragen!

Ludwig ſchwieg betreten — er fand nicht alsbald die Antwort;
nach einer Pauſe erwiderte er: Angés, ich muß dich ruhiger ſprechen.
kann unmöglich ſo mich mittheilen. Wird die Herrſchaft nicht Raſt
hen?

Nur ſo lange, als auf der nächſten Station umgeſpannt wird,
ihre Antwort.

Philipp kam jetzt nachgaloppirt, Angés erſchrak, ſie wähnte, es ſei
Verfolger. Ludwig beruhigte ſie, gebot ſeinem Diener zurückzureit-
und dem Beamten zu ſagen, er möge mit der Schutzmannſchaft
hkommen. Ludwig war nicht geneigt, den Wagen, in welchem
gés ſaß, aus den Augen zu verlieren, aber welche mächtige Ge-
le durchwogten kämpfend ſeine Seele. Sie glaubte Leonardus noch
nd, ſie verließ wahrſcheinlich Deutſchland, weshalb that ſie das?
ſie liebt nicht heiß, nicht wahrhaft! ſagte Ludwig ſich ſelbſt.
s kann ſie zwingen, ihre Freiheit hinzuopfern? Wie in aller Welt
nag ſie das über ſich? Ach, und wie ſchön iſt ſie noch! Wie himm-
, wie rührend ſchön!

Ich reiſe in Deutſchland, erzählte Ludwig flüchtig im Neben-
reiten, — komme über jene Höhen da droben, war bei der Ar-
— o Angés, ich hatte mir vorgenommen, demnächſt nach
rdeutſchland zu gehen und unabläſſig nach dir zu ſuchen.

Angés erglühte, ihre Lage war peinlich, ſie konnte nicht frei ihrem
ühle Ausdruck verleihen, der alte Jacques, den die angeſtrengte
loſe Reiſe ſehr angriff, machte ein grämliches Geſicht, ſie ließ alſo
wig ſprechen und antwortete faſt nur durch Zeichen und Lächeln. —

Vor dem Gaſthauſe in Eishauſen wurde es immer voller und
ter, aus einer Thalenge vom nahen Thüringerwaldgebirge herunter
e ſich auf einſamen Feldwegen eine Zigeunerbande herabgeſchlichen,
unter der Leitung einer hexenhaft ausſehenden Altmutter ſtand,
ſich bald genug durch das Dorf verbreitete, ihre bekannten Künſte,
hrſagen, Betteln und am Liebſten Stehlen zu üben. Das ganze
en und Treiben der verſchiedenen Volksgruppen vor dem Wirths-

haus gab ein reiches Bild; die braunen Zigeuner, dies heimathloſe Volk, die munteren Franzoſen, die deutſchen Bauern und deren blühende zahlreiche Sprößlinge, endlich, damit auch der höhere Stand nicht unvertreten ſei, der vornehm gekleidete herzogliche Rath, der ſtattliche und gravitätiſche Grimm, der ſeinen Zopf ganz genau ſo trug, wie ſein hochſeliger Gebieter Prinz Joſeph Hollandinus den ſeinen getragen hatte — das Alles hätte einem Maler mannichfachen Stoff zu einem lebensvollen Bilde mit reicher Gruppirung geboten. Kammerdiener Grimm, der wohl ſchon häufiger mit Zigeunern verkehrt haben mochte, trat der Altmutter nahe und ſagte: Nun, du ſchwarze Herr! Willſt du mir nicht prophezeien?

Gern, mein allerſchönſter Herr! entgegnete die Alte — laſſe mich nur in deine große und gewiß ſehr freigebige Hand blicken. — Alles drängte näher heran, und ſo konnten ſich die Glieder der Bande unbeobachtet im Dorfe zerſtreuen.

Iſt das ein gewaltiger Mann! Ei! Stehſt in hohen Gnaden, Herr! Biſt auch im Felde geweſen, da ſteht's, biſt an manchem Galgen vorbei geritten, haſt viel geliebt, alter Junge — biſt dem Weibsvolke noch immer nicht gram! Ach, und dieſe Länge! Dieſe Länge! Mann, du haſt eine Lebenslinie, die ja faſt ſchnurgerade über die ganze Hand hinausläuft! Hab' Acht! Die Natur hat deinen Lebensfaden doppelt genommen, du wirſt noch viel erleben! Die, denen du jetzt dienſt, denen wirſt du ſpäter nicht mehr dienen! Sie werden dich und du wirſt ſie verlaſſen — wirſt aber gute und geruhige Tage haben, wirſt ſteinalt werden.

Dummheit! fuhr Grimm die Alte an. Wenn ich weiter nichts haben ſoll, dann würde ich am Ende auch ſo eine Schönheit wie du werden, ſo eine Vogelſcheuche und Nachteule!

Ei, warum haſt du dich denn nicht lieber jung henken laſſen? fragte die Alte.

Komm her, prophezeie einmal einer Jungen, aber ich ſage dir, Alte, was Geſcheidtes! rief Grimm.

Mit raſchem Griff erfaßte er eine friſche junge Frau, die er zu kennen ſchien, und zog die Widerſtrebende ohne Umſtände in den Kreis der Zuſchauer. Still gehalten, Frau Schmidtin! Nicht gemuckſt, Hand auf! Wenn dein Mann da wäre, dein alter Böhmack, der würde ſich freuen — wer weiß, ob dieſes alte Teufelsgehänge da nicht deines Mannes Großmutter iſt? Iſt auch ſo vom Walde herüber geweht, dein Schmidt, wie dieſe da, — kein Menſch weiß, wo er eigentlich her iſt — doch will er ja aus dem Zigeunerlande Böhmen ſein, aus Hirſchberg. — Wir ſind nicht aus Böhmen, Herr, nahm ein junges braunes Weib, das ſich nahe bei der Alten hielt, das Wort: Wir ſtammen aus Aegypten!

Ach, wollt unſer einem doch nicht ſolche Dummheiten aufbinden! rief Grimm. Ich will's euch beſſer ſagen, ihr Diebs- und Lumpengeſindel, wo ihr her ſeid! Aus des Teufels Kotze ſeid ihr gehüpft! Nun geſchwind, geſchwind, Schmidtin! Schönes Heldburger Stadtkind! Heldeſte weiland Jungfrau Grätzer — ach, es war das ſchönſte Mädel weit und breit! Laß dir wahrſagen!

Mit großem Widerſtreben bot endlich die junge Frau der Alten ihre Hand, und dieſe murmelte nach einer Pauſe: Wirſt noch Mancherlei durchzumachen haben, ſchönes junges Weib! Wirſt aber ſtets dabei flink auf deinen Füßen ſein! Wirſt in einem großen Hauſe wohnen, aber das Haus wird nicht dein ſein! Ein fremder Herr wird kommen, den Niemand kennt, der kann dich glücklich und zufrieden machen! Mußt aber immer treu ſein — treu wie Gold und mußt noch eine große Kunſt lernen, die wenig Weiber können, ach, die iſt Goldes werth, du liebes Kind!

Und welche Kunſt denn? fragte ſchüchtern die junge Frau.

Ja, umſonſt iſt der Tod, mein liebſtes Herzchen! entgegnete die Alte.

Hier haſt du etwas, alte Wetterhexe! rief Kammerdiener Grimm. Aber mach es kurz!

Die Alte richtete ſich hoch auf, überflog mit einem flammenden Blick den ganzen Kreis, der ſie umgab, und ſagte dann mit tiefem und bedeutungsvollen Ausdruck:

Schweig und leid' —
Es kommt die Zeit,
Da ſchweigen macht Leides queit! —

Der Wagen und der denſelben begleitende Reiter hatten jetzt den Endpunkt der Höhe erreicht, die ſich auf dieſer Seite ſteilab zum Wieſenthale der Werra niederſenkte, im goldenen Reize des Sommerabends breitete ſich zu Füßen die nach einem verheerenden Brande im Jahre 1779 neu erſtandene herzogliche Reſidenzſtadt Hildburghauſen mit regelmäßig und ſchön gebauten Häuſern und neuen Ziegeldächern aus, an ihrer ſüdlichen Seite das große, ſtattliche Reſidenzſchloß, vor dem ein Waſſerſpiegel wie Silber erglänzte. Das kleine Thalflüßchen, die Werra, die ſich durch die breiten Wieſenflächen ſchlängelt, erhöhte noch den Reiz der Landſchaft.

Bald war die Stadt erreicht und Angés ſah mit Sorgen dem Augenblick entgegen, wo ſie Angeſichts der Prinzeſſin, an welche ſie ihr Leben gebunden hatte, mit einem fremden Manne vertraulich ſprechen ſollte. Sie bat daher Ludwig, noch ehe die erſten Häuſer erreicht waren, vorauszureiten, oder ihr nachzufolgen.

Der Graf machte ein bejahendes Zeichen und hielt ſein Pferd an. Zum alten Jacques ſagte Angés: Dieſer Herr iſt mir ein ſehr werther Freund, und iſt zugleich der innigſte Freund jenes Freundes, den Sie kennen, den Sie ſo treulich pflegten!

Der alte Jacques antwortete Angés gar nicht, er ſchlief. Ludwig war ſehr verſtimmt; Angés' Furchtſamkeit und ihre große Rückſicht auf jene Fremden, die doch eigentlich jetzt nichts mehr waren als heimathloſe Flüchtlinge, verletzte ſein Gefühl, trat ſeinem Ehrgeiz, ſeinem Selbſtbewußtſein, trat vor Allem einer ſich ſelbſt nie vollkommen eingeſtandenen zärtlichen Neigung feindlich entgegen, und er überlegte wirklich einen Augenblick, ob er Angés während des gewiß nur ſehr kurzen Aufenthaltes noch einmal ſprechen, oder ſie ohne Wiederſehen dahin ziehen laſſen ſolle, wohin das ſtärkere Band ſie zog?

Aber nur einen Augenblick ſchwankte er ſo. Ein zärtliches Herz ſucht und findet tauſend Entſchuldigungen bei einem Zweifel, und ſein Vertrauen gleicht einer rauſchenden Fontaine, die wohl bisweilen kleiner wird, in ſich ſelbſt zuſammen zu ſinken droht, dann aber wieder friſch und kräftig ihre leuchtende Garbe in die Höhe treibt.

Ludwig, den Philipp, während es noch die Anhöhe hinaufwärts ging, zum zweitenmale eingeholt hatte, ſtieg ab, gab dem Diener ſein Pferd und ging nach dem Poſthauſe, das zugleich ein Gaſthof war.

Die Herrſchaft war ausgeſtiegen und hatte ein Zimmer genommen, die Prinzeſſin und das Kind waren tief verſchleiert. Sie zogen ſich gleich darauf in ein zweites Zimmer zurück und verſchloſſen daſſelbe. Ludwigs Blicke ſuchten Angés, er fand ſie nicht, der alte Kammer-

er Jacques grüßte ihn freundlich und ſprach: Freut mich, freut
, Herr Leonardus, Sie wieder ſo friſch zu ſehen, hätt's nicht gedacht,
Sie ſich ſo ſchnell erholen würden. Waren doch recht herunter! Die
ammten Hunde die — werden auch noch ihren Lohn bekommen!
doch nicht eine Spur von den Canaillen zu entdecken geweſen!

Ludwig erwiederte nichts, er ſah, daß ihn jener Mann, den er
zuvor gekannt, für Leonardus hielt. Wie er ſich umwandte, ſtand
gés hinter ihm, faßte ſeine beiden Hände und ſah ihn dabei ſo in-
ſo flehend an, — hätte er ihr auch auf den Tod gezürnt, er hätte
um dieſes Blickes willen vergeben müſſen.

Sieht er nicht wieder trefflich aus, unſer guter Herr Leonardus?
te der Kammerdiener Angés. — Ja ja, hat ſich recht erholt.
lächelte ſchmerzlich über den Irrthum des guten alten Mannes,
dem Grafen klopfte ängſtlich das Herz. Was ſollte er thun?
lte er hier, bei dieſem flüchtigen Begegnen, der Freundin die herbe
esnachricht mittheilen? Sollte er ihr dieſelbe mitgeben auf den
gen weiten Weg, wo ſie Niemand hatte, der mit freundlichen
rten des Troſtes heilenden Balſam auf ihr wundes Herz legte? —
r durfte er es ihr denn verſchweigen, durfte er die Grüße des
benden Freundes, die ihm aufgetragen waren, unterſchlagen? — Der
mpf war bitter, der in ihm rang — Angés' Worte unterbrachen
elben: Lieber Freund! Seine Hoheit, der Prinz, laſſen bitten!
ne Ceremonie — die wäre hier nicht am Ort! Ohne Verzug,
jede Minute iſt koſtbar!

Sie zeigte auf die Thüre des Zimmers, in welches die fremde
rſchaft eingetreten war. Ludwig ging hinein, der Prinz trat ihm
ndlich entgegen und verriegelte ſogleich die Thüre.

Was ſie hier miteinander beſprachen, ob dem Grafen das Glück
Theil wurde, die junge Dame wieder zu ſehen, die ihn als kleines
volles Mädchen zu Doorwerth entzückt hatte, — ob er die Prin-
n geſprochen, die ſich dieſes Kindes jetzt mit ſo großer Liebe
enommen zu haben ſchien, und welche von Angés als Geſell-
ſterin auf dieſer eiligen Reiſe aus dem deutſchen Süden in den
en Norden begleitet wurde — darüber können wir nichts berichten.

Tiefer Ernſt lag auf des Grafen Zügen, als er aus dem Zimmer
Prinzen trat. Die Wagen waren neu beſpannt, die Reiſenden

hatten eine Erfriſchung eingenommen, ſie traten raſch aus dem Hauſe, ſtiegen ebenſo raſch ein, — Ludwig war ehrerbietig zur Seite getreten. Als Angés folgte, drückte er ihr noch einmal mit allem Gefühle die Hand, und ſagte ihr nichts, als: Angés! Wir ſehen uns wieder! Der alte Kammerdiener, ſeinen Sitz einnehmend, ſprach noch aus dem Wagen heraus: Leben Sie recht wohl, mein Herr Leonardus! Es hat mich ſehr gefreut, Sie ſo wohl zu ſehen! — Dort rollten die Wagen hin, der Prinz bog ſich tief in den Grund zurück, Angés grüßte ihn noch einmal aus dem Schlage mit dem wehenden Tuche. Ludwig ſtand wie betäubt.

Am Abende dieſes Tages ſaß er noch lange und ſchrieb mehrere Briefe, einen an die Großmutter, in welchem er ihr Nachricht ertheilte über ſeine jüngſten Erlebniſſe; einen anderen an Winkt, einen dritten nach Amſterdam an Leonardus Mutter — eine für ihn doppelt ſchmerzliche Aufgabe, als deren Sohn die Erlebniſſe ſeiner Reiſe im Sinne und Geiſt des verklärten Freundes ihr zu ſchildern. Einen ſchmerzlichen tiefempfundenen Brief ſchrieb er ferner an ſeine mütterliche Freundin in England, die jetzt auf dem Lande, zu Caſtle Chatsworth wohnte. Eine Stelle in dieſem Briefe lautete: „Mein Leben, o meine innigſtverehrte Freundin, iſt faſt nichts als eine Kette der ſchmerzlichſten Trennungsſtunden, deren jede einzelne mir, ich fühle es, ein Stück vom Herzen reißt. Und was bleibt mir zuletzt? Muß ich nicht fürchten, am Ende ganz einſam zu werden. Wie ſoll ich dem Leben und den Menſchen ein Herz bieten, wenn das Leben und die Menſchen mir mein Herz ſo grauſam nehmen? Iſt es nicht hart, in ſo jungen Jahren ſchon ſo viel Leid tragen zu müſſen? Meine Kindheit, meine Knaben- und Jünglingsjahre floſſen ungetrübt dahin; auf einmal nahte mir, ein Blitz aus heiterem Himmel, die Bitterkeit der Welt, ihr Wehrmuthbecher war ſo mit herber Säure gemiſcht, daß ihre Wirkung mir das Herz zuſammenſchnürte. Im Paradieſe war ich und wußte es nicht, eine einzige böſe Stunde, und ich war aus ihm, verſtoßen, nicht ohne meine Schuld! O, wie jener Gedanke an meinen unſeligen Fluch mich quält, der mir ſelbſt zum Fluche wird! Immer ſtehen vor meiner Seele jene drei Gemälde Wouwermann's, welche das Wohnzimmer der Großmutter in ihrem Hauſe zu Hamburg ſchmücken. Das eine, Schloß Varel, mit einer Gruppe fröhlich von der Hühnerjagd heimkehrender Jäger, mit Gewehren, Hühnerhunden, ein buntes fröhliches Gewimmel. Auch ich kehrte einſt fröhlich und heiteren Muthes unbefangen dorthin zurück, ein junger friſcher Weidmann mit reichlicher Jagdbeute für der Großmutter Küche. Am andern Tage erfolgte der Abſchied von ihr, der theueren Greiſin, und der Sohn des Hauſes ſah dieſes Haus mit dem Rücken an. Neben Schloß Varel hängt Schloß Kniphauſen, von demſelben Meiſter. Hier iſt es eine Geſellſchaft edler Damen und Herren zu Roß und zu Fuß, die mit Falken zur Reiherbeize ausziehen. O, wie tief hat ſich mir jener Tag in die Seele geprägt, immer denke ich des Falken von Kniphauſen, des Wunderpokals, den ihre Lippen für ewig weihten! Dieſes Kleinod möchte ich beſitzen und ſonſt kein anderes in der Welt, nicht die Diamanten der reichſten Krone! Was war mein Glück? Wie heißt es? Scheiden und Meiden.“

„Und neben dem Bild von Kniphauſen hängt das von Schloß Doorwerth, von der Rheinſeite aus betrachtet; im Vordergrund der Strom, zur Seite das Fährhaus, in der Tiefe das ſtattliche mächtige Kaſtell mit ſeinen Thürmen, Baſteien, Schießſcharten und der Zugbrücke. Kriegeriſch blickt es auf die flache Landſchaft nieder, und ſo hat der Meiſter auch nach der ihm eigenthümlichen Weiſe den Vordergrund belebt; ein Schiff liegt am Uferbord, Kriegergruppen tummeln ſich dort umher zu Fuß und Roß, eine Schanze wird aufgeworfen, es iſt die Dünenſchanze. Erlebte ich dort nicht des kriegeriſchen Weſens genug? Mußte ich nicht auch dort ſcheiden von Seelen, die mein Herz im Stillen liebte?“

„Und ein viertes Schloß, davon ich kein Bild kenne außer demjenigen, welches in meinem Innern in glühenden Farben prangt, das nicht in Friesland liegt, nicht in Holland, wie war es dort ſo ſchön, wie umblühte es der holdeſte Zauber der alliebenden Natur, zwei Geſtalten wandeln auf dieſem Bilde — und was nahm ich mit hinweg? Wieder den tiefſten Schmerz einer Trennung. Trennung, und immer Trennung, ſo wird es fortgehen, bis ich ganz allein ſtehe, ich werde keine Seele, die ich liebe, mehr um mich haben, ungenannt, ungekannt wird das dunkle Leben des Dunkelgrafen verklingen, der durch das Leben ſeinen Schatten trug. Vom wackerſten Freunde mußte ich zuletzt mich trennen, den geliebteſten Freund mußte ich begraben, glauben Sie mir, theuerſte Freundin, daß ich ſtets zittere, wenn mein treuer Philipp mir Briefe bringt. Wird nicht wieder eine Todesnachricht darin ſtehen? denke ich jedesmal. So verfolgt mich mein dunkler Schatten, die Nacht meiner Gedanken, wie Andere mein unſeliger Fluch verfolgt! Haben Sie Acht, was Alles noch wahr wird! Und erſt heute, ein Wiederſehen, an deſſen nächſte Secunden abermals eine Trennung ſich knüpfte. Körperlich bin ich geſünder geworden, geiſtig leide ich mehr als je. Ich habe kein Lebensziel, mein Daſein hat keinen würdigen und erhabenen Zweck, das iſt ein Unglück, ich ſelbſt kann mir keinen ſchaffen, das iſt ein noch größeres! Aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, einen zu finden, und ſollte ich ihn weit, recht weit ſuchen."

„Leben Sie tauſendmal wohl, und froh und reich und glücklich! Ich erwarte auf dieſen verworrenen Brief keine Antwort, aber ſtreuen Sie aus der Ferne die frommen Blumen Ihres Segens auf den umdunkelten Lebensweg Ihres
Ludwig."

Der herzogliche Beamte rückte mit dem Kammerdiener Grimm und den zehn Mann Schutzmannſchaft Abends in Hildburghauſen ein. Als er ſeinem Gebieter am anderen Morgen vom Erfolg ſeiner Sendung Bericht erſtattete, in der Meinung, der Graf habe dies ſchon am Abend vorher gethan, fragte der Herzog: Wo iſt der Varel, wo iſt er? Iſt nicht bei mir geweſen, hat mir Nichts geſagt, ſagt überhaupt nicht gerne was, der Sonderling, der!

Der Büchſenſpanner Eberlein trat ein, und brachte Karten, höfliche Abſchiedskarten.

Graf Ludwig war abgereiſt.

Am nächſten Tage war er vergeſſen.

Was er Gutes für das Land gethan, auch die ausgewirkte Schutzmannſchaft, das Alles wurde jetzt dem Verdienſt des Beamten angerechnet, der den Grafen begleitet hatte, er empfing das volle anerkennende Lob ſeines Herrn, des Herzogs, und nahm es beſcheiden hin, wie einem treuen Diener ziemt.

Eins nur feſſelte aus jenen Tagen in Hildburghauſen dauernd des Grafen Erinnerung. Das war jenes ſtille friedliche Dorf, wo er zuerſt Sophie, wo er Angés wiedergeſehen hatte.

Dritter Theil.

Das ſtille Schloß.

Motto:
Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet.
Goethe.

lich
unſ
Sch
wu
der
We
dur
gan
nige
gan
geſc
die
pfin

Sal
erke
kem
Rul
wie
Ste
nicht
und
thal
D

1. Eine Sterbeſtunde.

Trübe ſchaurige Herbſttage, mit denen des Jahres unfreund-
ſter Monat, der November, die Fluren überſchleierte, wechſelten mit
eimlichen Nächten. Zwiſchen heftigen Sturmſtößen, welche die
löſſer erſchütterten und ſie in ihren Grundfeſten erbeben machten,
rde zu Varel wie zu Kniphauſen von fern her der Wogendonner
Nordſee vernommen, ſie und die Flut im Jahdebuſen ſchlug hohe
llen. Es regnete und ſchneite zu gleicher Zeit faſt unaufhörlich
heinander. In ihrem Zimmer ſaß die alte Reichsgräfin, ſtarr, mit
z verfallenen Zügen, aber immer noch körperkräftig und noch we-
r verlaſſen von den Kräften ihres ſeltenen Geiſtes. Sie war
z allein; die ſchöne Cyperkatze, die ſich einſt ſo traulich an ſie an-
hmiegt, war längſt geſtorben. — Im leiſen Selbſtgeſpräch bewegte
alte Frau die Lippen des zahnloſen Mundes, und gab den Em-
dungen Worte, die ihr Herz in ſchwerem Kampf bewegten.

Es iſt Alles eitel unter der Sonne, Alles, ſprach ſie mit den Worten
omo's, deren erſchütternde Wahrheit der Menſch mehr und mehr
nnen lernt, je näher er dem letzten Ziel dieſes irdiſchen Lebens
mt. Hier ſtehe ich nun, eine in ſich ſelbſt zuſammenbrechende
ne, und was habe ich nicht Alles erlebt, gethan, geſchaffen, für
Viele mich abgemüht, und was habe ich mit Alledem erreicht?
be ich nicht da, wie jener große Weiſe des Alterthums, kann ich
ſprechen gleich ihm: „Ich machte mir Gärten und Luſtgärten,
pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein?" — Mein Marien-
grünt hier noch fort, und die Nachwelt erlabt ſich ſeiner kühlen

Schatten. „Ich machte mir Deiche, daraus zu wäſſern den Wald der grünenden Bäume." Noch andere Deiche ſchuf ich, die das Land beſchützen vor den drohenden Meereswogen, ich eyferte mich auf für dieſes Land. „Ich hatte Knechte und Mägde und Geſinde," habe ſie noch, füttere und nähre Viele umſonſt, deren ich nicht mehr bedarf, die aber meiner bedürfen. „Ich ſammelte mir auch Silber und Gold, und war den Königen und Ländern ein Schatz", ſpricht der weiſe Prediger. So that auch ich; ich ſammelte einen reichen Schatz in Gold und Silber und in Erz, welches der edle Roſt von Jahrtauſenden ziert, meine Münzen. Und was wird das Loos dieſer Sammlung ſein? Die ſie nach mir beſitzen, werden gemünztes Gold und Silber nöthiger brauchen, werden meinen Schatz verkaufen, und er wird allmählig wieder kommen in die Hände der Händler, wird zerſtreut werden, wie er vor mir zerſtreut war, denn es iſt Alles eitel, ja, „da ich anſah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und die Mühe ſchätze, die ich gehabt hatte, ſiehe da war es Alles eitel und Jammer und Nichts mehr unter der Sonne." Jammer, ja wohl, Jammer! O du hoher Prophet, du Weiſer im Purpurmantel! Theure und werthe Verwandte ſah ich verbannt werden und in Jammer und Elend ziehen, werthes Beſitzthum ſah ich verloren gehen und mich deſſen beraubt werden, womit ich Andere glücklich machen wollte, mein geliebteſter Enkel iſt weit, weit von mir gegangen, wird mir nicht die Augen zudrücken, zieht einem jungen ſchönen Stern liebend nach, und drüben in Kniphauſen bricht ein reines, edles Herz an einem Weh, das unausſprechlich iſt. Jammer! Jammer! Und ſo werde ich mit vollem Rechte ſagen müſſen mit dem Prediger: „Mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieſelbe einem Menſchen laſſen mußte, der nach mir ſein ſoll. Denn wer weiß ob er weiſe oder toll ſein wird, und ſoll doch herrſchen in aller meiner Arbeit!"

Fort mit den thörichten Gedanken! rief aus ihrem trüben Sinnen ſich aufrichtend die Reichsgräfin; mit derartigen Gedanken ſich zu quälen, iſt auch eitel, und „der Herr," ſingt der Pſalmiſt, „der Herr weiß die Gedanken der Menſchen, daß ſie eitel ſind."

Die Matrone klingelte, der Diener trat ein: Ich laſſe die Herren bitten!

Es ſtand ein großer grüner Tiſch im Zimmer, fünf Polſterſtühle umſtanden denſelben. Die Reichsgräfin ließ ſich auf dem Seſſel am oberen Ende dieſes Tiſches nieder und blätterte in einigen vor ihr liegenden Actenheften. Die Thüre ging auf, die Herren traten unter Verbeugungen ein; es waren der Hofrath Brünings, der Rath Melchers, der Secretär Wippermann und der Haushofmeiſter Windt, der immer noch den alten Titel hatte, der aber zu Dem, was er wirklich leiſtete und geleiſtet hatte, wenig paßte.

Ich grüße Sie, meine Herren! Wollen Sie gefälligſt Platz nehmen! ſprach mit leiſem Neigen ihres Hauptes die alte ſtolze Herrin, und als ihrem Winke Folge geleiſtet worden war, redete ſie feſt und wie ein Mann die Anweſenden an: Nach langer, ſehr langer Unterbrechung ſehen wir uns heute wieder vereinigt, um Unterhandlungen und Verträge aufs Neue aufzunehmen, deren völliger Abſchluß ſtets durch unverhoffte Widerwärtigkeiten hinausgeſchoben und verzögert wurde, von denen die wichtigſte die langwierige Haft meines geliebten älteſten Enkels, des regierenden Herrn, war. Nach unſäglicher Mühe, die wir es uns koſten ließen, durch Verwendungen bei Gott und der Welt, iſt es mir endlich gelungen, den Erbherrn frei zu machen und ihn den Seinigen zurückzugeben, was nimmermehr geſchehen wäre, wenn ich nicht Himmel und Hölle beſchworen hätte, denn ich muß es immer ſein, die in meiner Familie handelt. Mein zweiter Enkel iſt nach England übergeſiedelt und hat mit ſeinem Vetter William, dem Vice-Admiral, Separatverträge abgeſchloſſen. Höchſt erwünſcht wäre für uns die Anweſenheit meines älteſten Enkels, der uns nahe genug iſt, aber ihn hindert das ſchwere Krankſein ſeiner Gemahlin, hier zu erſcheinen; und da drüben das Aeußerſte zu befürchten iſt, ſo würde es zwecklos ſein, unſere Berathung auf die nächſte Zeit zu verſchieben. Ihnen Allen iſt bekannt, wie es der lebhafteſte Wunſch meines älteſten Herrn Enkels war und iſt, ſich im Beſitz der Herrlichkeit Doorwerth zu ſehen, wie hier mein getreuer Herr Windt Alles aufgeboten hat, im beiderſeitigen Vortheil zu handeln und beiderſeitigen Wünſchen zur Erfüllung zu verhelfen. Es war Alles im beſten Gange, mein Enkel bot willig aufs Neue die Hand zu gütlichem Vergleich, er machte ſelbſt eine Anzahlung, da hemmt ſeine unglückliche Haft wieder Alles, Vergleich, Verträge und fernere Zahlungen. Und doch, meine Herren, wenn jetzt kein Vergleich in aller Form Rechtens zu Stande kommt, dann kommt ein ſolcher zwiſchen mir und meinen Enkeln nie zu Stande, denn ich fühle es, ich bin zum Letztenmale hier in Varel und mein Leben neigt ſich raſch zu Ende — iſt es doch ein Wunder, daß der altersmorſche Bau ſo lange ausgedauert hat. Hören Sie den entſetzlichen Sturm draußen, meine Herren? So heftige Stürme im Innern, im Gemüthe haben mich gar oft durchſchüttert, endlich bricht der Damm, endlich fluthet die letzte Düne in der wild brandenden Wirbelwelle des Lebens dahin! Sagen Sie, beſter Herr Rath Melchers, dem Bevollmächtigten meines älteſten Enkels Herrn Hofrath Brünings die neu zu Papier gebrachten Vergleichsbedingungen, und Sie Herr Secretär Wippermann, nehmen Alles genau zu Protocoll. Sie, mein lieber Windt, theilen dann den geehrten Herren das Weitere mit, und dann berathen Sie gemeinſchaftlich, während ich mich zurückziehe, allſeits nach beſter Einſicht.

Die Reichsgräfin erhob ſich, und ging mit feſten Schritten aus dem Zimmer in das anſtoßende Gemach.

Melchers that wie ihm geheißen war; er las aus einer Schrift die Vergleichsbedingungen vor, welche mannichfache Abänderung erfahren hatten, und jetzt in der Kürze folgenden Inhaltes waren: Alle Proceſſe ſollten ab ſein für immer, alles vorhergegangene Unangenehme gegenſeitig vergeben und vergeſſen, alle gegenſeitigen Anſprüche ſollten fallen, wechſelſeitiges Vertrauen, Freundſchaft und vollkommene Eintracht ſollen künftig in der hohen Familie herrſchen. Doorwerth ſolle noch bei Lebzeiten der Frau Reichsgräfin Excellenz an den Erbherrn abgetreten werden, dagegen der letztere jene Summe zahlen, welche namhaft gemacht worden, nämlich 150,000 holländiſche Gulden in näher zu beſtimmenden Terminen, 14,000 Reichsthaler in Gold jährlich und bis 2 Jahre nach dem Tode der Reichsgräfin an deren Miterben für den Beſitz der deutſchen Güter ebenfalls in den bisher gewöhnlichen Terminen, und über dieſe Summe ſolle der Frau Reichsgräfin Excellenz die Verfügung völlig frei ſtehen, ebenſo wie über ihren ſämmtlichen Hamburgiſchen Nachlaß, jedoch mit Ausnahme jener Edelſteine, die Fideicommißgut des reichsgräflichen Hauſes ſeien, was ſich von ſelbſt verſtehe und nur angeführt werde, damit nach Illuſtriſſimä Ableben gar keine Handhabe zu irgend neuen Zwieſpalten zu finden ſei, und nach ſo manchem traurigen Zerwürfniß hinfort Alles ehren- und ſtandesgemäß verhandelt werde.

Es ſind dies, nahm Hofrath Brünings das Wort: dieſelben Artikel, mein verehrter Herr College Melchers, zu welchen ſich meines gnädigen Herrn Grafen Excellenz in meinem Beiſein verpflichtet haben.

Und zu deren Aufſetzung auch ich das Meinige gethan, ſprach Windt, um Ihre Hochreichsgräfliche Excellenz die Frau Großmutter zu überzeugen, daß es auf keine längere Verzögerung abgeſehen iſt von Seiten des regierenden Erbherrn.

Es würden demnach, nahm Brünings das Wort, in die Vergleichs-Artikel einzuſchalten ſein die Bedingungen, daß, unter Vorbehalt der Erfüllung alles Zugeſagten, die Frau Reichsgräfin Excellenz ihrem Herrn Enkel die Herrlichkeit Doorwerth mit aller Zubehör zum eigenthümlichen Beſitz übertrage und gänzlich cedire, wie ich bitten muß, mit den beſtimmt ausgedrückten Worten: daß wir zum Behufe unſers Enkels, des hochgeborenen Herrn, und ſo weiter, und ſeiner Erben zum vollen und vollkommenen Eigenthum cedirt und übergeben haben, cedirt und übergeben, kraft dieſes Inſtrumentes, unſere hohe und freie Herrlichkeit Doorwerth; auch ferner wörtlich den Paſſus, daß inmit- telſt Seine Hochgeboren der regierende Herr Graf in Anſehung aller ſo Feudal- als Allodial-Güter handeln könne nach ſeinem Wohl- gefallen.

Ich weiß doch nicht, hochverehrteſter Herr College, ſprach hierauf der Rath Melchers: ob man wohl thut, dieſe Sache ſo zu beſchleu- nigen? Wozu Eile in Rechtsſachen? iſt ein alter Spruch. Mir leuchtet der zwar jetzt von mir vorgetragene, aber von Ihnen entworfene Plan und Modus durchaus nicht ein, und ich würde meiner gnädigſten Gebieterin ebenſo wenig anrathen können, die von Ihnen, Herr Hofrath, ſo eben angeführten Stellen wörtlich in den Vergleichs-Vertrag aufzunehmen, bevor nicht wirklich ſtatt der nur erſt ange- zahlten zwanzigtauſend Mark Hamburger Banco die erſtbedungene Zahlung von fünfzigtauſend Gulden völlig und baar entrichtet worden iſt; denn die Hauptfrage bei dieſem Geſchäft bleibt doch immer die: Kann des gnädigen Herrn Grafen Excellenz zahlen oder kann Hoch- derſelbe nicht zahlen?

Wenn er nicht zahlen konnte, mein verehrter Herr College, entgegnete Hofrath Brünings, indem er mit einiger Raſchheit eine Prieſe nahm: ſo würde Hochderſelbe ſich nicht zur Zahlung verpflichten!

Ihr Wort in Ehren, beſter Herr College, verſetzte Rath Melchers ſehr ruhig. Nehmen Sie um des Himmelswillen nicht, was ich ſage, und im Namen, wie im Intereſſe meiner hohen Gebieterin äußern muß, ſelbſt wenn Hochdieſelbe mir dieſe Bemerkungen nicht auftrug, nehmen Sie dies in keiner Weiſe perſönlich; ich hege ja gegen den gnädigen Erbherrn die großmöglichſte Verehrung. Aber ſagen Sie ſelbſt, wollen und können Sie es verhehlen, daß derſelbe arm iſt? Hatte er nicht allen Credit verloren ſchon vor ſeiner Gefangenſchaft? Hat ihm nicht, wie Freund Windt mir beſtätigen wird, der eigene Bruder jede Hülfe abgeſagt, ebenſo der beſte Freund, Graf Greveſtein? Ebenſo der hohe Verwandte, der Herzog von Portland? Und nur ein Kaufmann aus Amſterdam war es, der dem jungen Herrn damals die Summe von fünfzigtauſend Gulden zur Verfügung ſtellte, mit der dieſer ebenſo großmüthig als unbedachtſam dem Erbherrn zu helfen glaubte, damit aber nur Waſſer in die Zuider-See goß! Nie wird dieſe Summe, die, ſtatt ganz auf Doorwerth angelegt und angezahlt zu werden, für politiſche Gaukeleien zerſplittert wurde, zurück bezahlt werden können, denn ſie wird ja nicht einmal verzinst.

Herr! fuhr Hofrath Brünings auf: Nennen Sie den edelſten Patriotismus, die heilige Vaterlandsliebe in der Bruſt eines wahrhaften Edel- und Ehrenmannes, eine politiſche Gaukelei?

Ereifern Sie ſich nicht, geehrter Herr! erwiederte Melchers, ein ſchon ziemlich bejahrter Mann mit einem vollen gemüthlichen Geſicht, das zu dem feinen, ſpitzen und hohlwangigen Antlitz des Hofrath Brünings einen ſehr angenehmen Gegenſatz bildete: wir ſind nicht hier, um uns über politiſche Anſichten zu ſtreiten. Ich bekämpfe nicht die Ihrigen, und will die Meinen nicht bekämpfen laſſen. Gaukelei im erwähnten Sinne nenne ich jedes Unternehmen und jede That auf dem politiſchen Gebiete, die der Welt unnütz ſind und dem, der ſie ohne Vorausſicht, ohne Ueberlegung beginnt, nur Schaden und nicht den mindeſten Nutzen bringen.

Für Leute ſolchen Schlages, warf Brünings voll ſittlicher Entrüſtung und tiefer Verachtung hin: gibt es keine Mannestugend, keine

Vaterlandsliebe, keine Aufopferungsfähigkeit; ihnen ſchlägt nie das Herz in der Bruſt unruhiger beim Unglück ihres Volkes, beim Jammerruf der geknechteten Menſchheit, ſie verſchließen ihr Ohr der Wehklage um die hingemordete Freiheit und dem Rufe der Sturmglocken bei der Noth des Vaterlandes!

Mit Abſicht verſchließe ich nie mein Ohr, hochgeſchätzter Herr College, verſetzte Melchers mit heiterer Ruhe; aber ich frage Sie, war etwa unſer Vaterland in Noth, als die Unterthanen in den hieſigen Herrlichkeiten keine Steuern mehr geben wollten? War das Volk unglücklich, daß es in toller Nachäfferei Frankreichs ſich von ſeiner Herrſchaft losſagen und dieſe womöglich fortjagen wollte? Waren es Weiſe Griechenlands oder waren es Affen Frankreichs, die im Caſino zu Varel auf einmal ihre Hüte auf den Köpfen behielten und einander den Titel *Bürger* beilegten? Doch genug, beſter Herr College, über dieſes in der That affreuſe Kapitel.

Ich bitte, meine Herren, nach dieſer intereſſanten Abſchweifung wieder zurück und auf unſer Hauptthema zu kommen, ermahnte Windt die Streitenden mit ironiſchem Lächeln. Wir werden hier am friedlichen Jahdebuſen nimmermehr auskämpfen, was im Weltmeer der Geſchichte gährt und ſtreitet. Wir Deutſche ſind überhaupt niemals unpolitiſcher, als wenn wir ins Politiſiren hineingerathen. Herr Kammerrath Melchers alſo ſind der Anſicht, daß des regierenden Herrn Grafen Excellenz nicht die Mittel finden werde, zur rechten Zeit oder überhaupt jemals Zahlung leiſten zu können?

Die Sache ſteht ſo, erwiederte Melchers: die an Ihre Excellenz die Frau Reichsgräfin zu zahlende Summe beträgt einhundertundfünfzigtauſend Gulden, davon ſollen im erſten Termine acht Wochen nach Unterzeichnung und Austauſch der Contracte, fünfzigtauſend Gulden angezahlt werden, mit Ingebriff der bereits angezahlten zwanzigtauſend Mark Hamburger Banco. Acht Wochen ſpäter und zwar nach erfolgter Uebergabe der Herrlichkeit Doorwerth ſoll der zweite Termin nicht mit der gleichen Summe, ſondern mit hunderttauſend Gulden erfolgen, und außerdem ſoll der Erbherr, innerhalb der erſten acht Tage, in denen er im Beſitz der Herrlichkeit iſt, der hochgräflichen Frau Großmutter eine bündige Obligation auf fünfundzwanzigtauſend Reichsthaler in Gold behändigen.

Eine Obligation, nahm Brünings haſtig das Wort, welche der gnädige Herr ſehr gut ausſtellen kann, da ausdrücklich bedungen iſt, daß dieſe Summe nicht verzinst, auch weder von der Frau Gräfin ſelbſt, noch von einem ſonſtigen Beſitzer baar eingefordert werden kann und ſoll, bis ſich günſtigere Finanz- oder beſondere Glücksumſtände ereignen.

O weh, Herr College! rief Melchers. Bauen Sie auf ſolchen Grund den Palaſt Ihrer Hoffnungen? Auf Finanzverbeſſerungen hoffen Sie? Ich ſehe in der Zukunft nur Verſchlimmerungen! Oder auf Glücksumſtände? Da thun Sie mir leid, das ſind die trüglichen Hoffnungen eines Spielers! Bedenken Sie doch ſelbſt als erfahrener Finanzmann, denn in Ihrem Fach ſind Sie nicht ſo unpraktiſch, wie in Ihren politiſchen Ideen, was iſt die Obligation eines Mannes werth, der inſolvent iſt? Wer bürgt für ihn? Auf welche Beſitzungen kann er erſte Hypotheke geben? Wo fließen ihm außergewöhnliche Einnahmequellen? Und das Alles in einer Zeit, in welcher Niemand ſagen kann, daß ſein Vermögen gedeckt und geſichert ſei, und ſeine zeitlichen Umſtände nicht ſchneller Umwandlung erliegen? Möglich iſt Alles, und es wird ja genugſam auf den Umſturz hingearbeitet. Dann ſind wir die längſte Zeit Herren in den Herrlichkeiten geweſen. Dänemark greift zu und vereinigt dieſes Land mit Holſtein.

Nun denn, ſprach Brünings: wenn es ſo ſteht, daß an die Stelle erwarteten Vertrauens das offenbare Mißtrauen tritt, wenn ſtatt bedachter Klugheit die Klügelei vorwaltet, dann rathe ich und muß ich rathen, mit dem Vergleich und dem Verkaufs-Geſchäft noch zu warten, und Alles einer ſich ruhiger geſtaltenden Zukunft zur weiteren Entwickelung anheim zu geben.

Concedo, mein werther Herr College! rief Melchers: dacht' es gleich, daß wir uns einigen würden; inzwiſchen wird wohl für meine hochgnädige Gebieterin das Beſte ſein, die Güter, wie ganz in der Ordnung, und wie es auch billig iſt, lieber an ſich zu behalten, als ſie ſo auf ein Gerathewohl hinzugeben; darum denke ich, meine Herren, wir machen Schicht!

Und ſind ſo weit wie zuvor! rief plötzlich die Stimme der ſtill wieder eingetretenen Reichsgräfin mit heftigem Tone. Wahrlich, wenn

Rußland, Frankreich, England, Oeſterreich, Preußen, Deutſchland, Schweden, Dänemark und die Türkei mit einander Kriege führen und zuvor die Streitfrage diplomatiſch ausfechten wollten, ſo könnte kaum langweiliger und unentſchiedener gehandelt werden, als hier der Fall iſt um ein einziges Kammergut. Ich will Doorwerth verkaufen, ich will es meinem älteſten Enkel verkaufen. Warum kommen die Herren nicht überein, warum wird nicht abgeſtimmt und abgeſchloſſen kurz und rund, wie ich es will?

Die ganz nach Art zaghafter und bedenklicher Bureaukraten, denen es völlig einerlei iſt, ob die Welt untergeht, wenn nur ihre Rechnungen ſtimmen und kein Deficit in ihren Geldtruhen iſt, hingezögerte und verklügelte Verhandlung wurde hier plötzlich durch den Eintritt des alten Dieners Weißbrod unterbrochen, welcher ſich mit der Meldung zu der Reichsgräfin wandte: Ihre Excellenz verzeihen mir gnädigſt die Störung, aber die Sache iſt dringend. So eben kam ein reitender Bote, über und über triefend, und halb erſtarrt, von Kniphauſen herauf.

O Gott! Was gibt es? rief die alte Dame, von einer dunklen Vorahnung ergriffen:

Der Bote kommt vom gnädigen Herrn! berichtete Weißbrod: er hat keinen Brief, der Herr haben ihm mündlich aufgetragen und auszurichten anbefohlen, daß —

Was? Heraus damit, rief die Gräfin feſt und entſchieden, als Jener in ſeiner Rede ſtockte.

Des Erbherrn Gemahlin wären ſehr krank und wünſchten dringend Ihre Excellenz noch einmal zu ſprechen.

Ottoline! Das arme Herz, ich hab' es geahnt, ſprach die Reichsgräfin leiſe vor ſich hin: wohl denn, es geſchehe ihr Wille.

Aber Excellenz, rief Weißbrod beſtürzt; das entſetzliche Wetter!

Gegenüber dem Willen eines Sterbenden gibt es kein Wetter, Alter! Laſſe gleich den großen Glaswagen anſpannen, ſage der Windt, daß ſie mich begleiten ſoll, auch Sie, Herr Windt, darf ich wohl bitten, mir den Gefallen zu thun und mitzufahren. Nehmen Sie doch aus den Acten jene Quittung mit — das Weitere flüſterte ſie ſo leiſe, daß nur der Haushofmeiſter es vernahm, dann wandte ſie ſich wieder zu den Uebrigen: Ihnen, meine Herren, danke ich für die abermalige fruchtloſe Bemühung ganz nach Verdienſt. Ich ſehe ein, daß Sie allſeits es redlich und treu mit mir meinen, aber langweilig iſt die Sache, ſehr langweilig. Selbſt das hochweiſe Kammergericht zu Wetzlar iſt nicht langweiliger und weitſchweifiger. Und nun ſoll gar Nichts aus dem ganzen Handel werden, gar Nichts, nun will ich nicht mehr! Niemand ſoll wieder davon mit mir zu reden anfangen, ich verbitte und unterſage dies ernſtlich. Adieu, meine Herren!

Bitterböſe rauſchte die Reichsgräfin aus dem Zimmer und warf deſſen Thüre mit ungnädiger Heftigkeit hinter ſich zu.

Ein böſes Wetter heute, meine Herren! ſprach Hofrath Brünings und zog die Doſe. Nehmen wir noch eine Priſe mit auf den Heimweg! Und Sie, Herr Haushofmeiſter, erkälten Sie ſich nicht. Ich beneide Sie nicht um die bevorſtehende Spazierfahrt, Sie werden dabei viel Sturm auszuſtehen haben.

Mit Windeseile jagten ſechs ſtattliche Rappen durch Sturm und Regen über Meereskies und Marſchland auf dem beſten Wege von Varel nach Kniphauſen dahin. Herr Brünings aber hatte ſich doch geirrt; die hochbejahrte Frau, die den Aufruhr der Elemente nicht ſcheute, um den Wunſch einer dem Tode nahen Enkelin zu erfüllen, hatte ihr Antlitz in Schleier gehüllt und ſaß während der ganzen Fahrt ſtill und regungslos im Wagen. Vor ihr hatten Windt und deſſen Schweſter den Rückſitz eingenommen. Da die Herrin nicht redete, wagten auch ihre Begleiter nicht zu ſprechen. Die Made war furchtbar angeſchwollen, faſt war die Brücke bedroht, jetzt zeigte ſich formlos in Nebelſchleiern das ſtattliche Schloß, grau wie ein Geſpenſterhaus.

Einige Augenblicke legte ſich der Sturm, da drang ein heiſerer Schrei herüber vom einſam ragenden Marienthurme; ein Falke, der im Gemäuer ſein Neſt hatte, ſchrie ſo laut und ängſtlich. Noch eine bange Viertelſtunde und Schloß Kniphauſen war erreicht. Der Tag war der 24. November des Jahres 1799.

Der Erbherr trat der Reichsgräfin verſtört entgegen, es war ein trauriges Wiederſehen. Großmutter und Enkel wechſelten nur wenige Worte, die Dienerſchaft ſtand bleich und bekümmert auf den Gallerien, viele hatten verweinte Augen. Den Erbherrn hatte die lange Haft und manche Sorge ſehr verändert: jetzt beugte ihn tiefer Kummer nieder, denn er hatte ſeine Gemahlin wahrhaft geliebt, wenn auch ſein oft raſches und verletzendes Weſen durchaus nicht zu Ottolinens ſanftem Charakter und ihrer idealen Anſchauung des Lebens ſtimmte — wenn auch, was ihrem ſcharfen Blick nicht entgangen war, die Anweſenheit ihrer Kammerfrau, die erſt während ſeiner Abweſenheit in das Schloß gekommen war, und, obſchon die Tochter eines Bauern, doch bei ungemein viel Schönheit auch ungemein viel Bildungsfähigkeit beſaß, ihn ſichtbar intereſſirte und unruhig machte. Es war dies die Jungfrau Sara Margaretha Gerdes.

Der Erbherr ging mit ſtiller Faſſung in demſelben Gemache auf und ab, in welchem noch auf ſeiner alten Stelle der Falk von Kniphauſen ſtand; Windt war bei ihm, ihre Geſpräche galten Doorwerth.

Im Zimmer Sara's weilten Ottolinens Kinder; die älteſte Tochter Maria Antoinette Charlotte, und Ottoline Friederike Luiſe, holde Mädchen von ſechs und ſieben Jahren, die bisher der kranken Mutter einziges Glück geweſen, und nun dieſes liebevolle, zärtliche Herz verlieren ſollten.

Am Lager der ſchwer kranken Herrin ſaß die alte Reichsgräfin. Ottoline hielt deren hagere Hand in der ihrigen, und blickte aus den tiefeingeſunkenen großen blauen Augen ſchmerzlich zu der treuen Matrone empor.

Wo iſt jetzt Ludwig? fragte die Kranke mit leiſem Hauche.

Er hat Deutſchland verlaſſen, antwortete die Reichsgräfin; er zog ſeinem Glücke nach — faſt fürchte ich, er findet es niemals.

Ach, — der grauſame Freund! ſeufzte Ottoline. Warum rettete er damals mein Leben für ſo viele Qual und Pein? Warum lernte ich zu ſpät ihn kennen, — ach — ihn lieben! Fünf Jahre hindurch trug ich ſieben Schwerter im Herzen, ein Schwert der Liebe, ein Schwert der Reue, ein Schwert der Buße, ein Schwert der Sehnſucht, ein Schwert der Hoffnungsloſigkeit, ein Schwert der Krankheit, ein Schwert der Schmerzen — und nun — ſind ſie alle von mir genommen — ich fühle keinen Schmerz mehr — ich fühle mich leicht — aber kalt. Meine Füße haben ſchon keine Empfindung mehr.

Nicht zu viel ſprechen, meine Beſte! mahnte ſie die Reichsgräfin.

Ach, ich ließ Sie ja bitten, würdige Großmutter, flüſterte Ottoline: weil ich ſprechen wollte zu Ihnen — mit Ihnen — von ihm. Jetzt, wo alle Banden abfallen von der frei werdenden Seele, jetzt ſage ich es, und ſage es Ihnen, und bitte Sie, es ihm wieder zu ſagen, daß ich ihn unendlich geliebt habe — ja unendlich — unendlich! Das ſagen Sie ihm, beſte Großmutter — und er ſoll meiner nie vergeſſen — ach, ich möchte ſo gern — ihm ein Andenken geben — wäre nur der Falke mein — der Falke, aus dem wir tranken — den ich ihm kredenzte — er ſollte ihn haben — das wollte ich Ihnen ſagen, Großmutter — das iſt mein letzter Wunſch auf Erden.

Ich ſichere deſſen Erfüllung zu, antwortete die alte Herrin, und ein ſtummer, aber leuchtender, ſchon halb verklärter Blick dankte ihr; dann erhob Otteline beide Hände, und rief: Meine Kinder! Wo ſind meine Kinder? Ich will ſie noch einmal ſehen und ſie ſegnen!

Die Reichsgräfin gebot die Mädchen zu bringen, ſie nahm ſie ſelbſt in Empfang und führte ſie an das Lager ihrer ſterbenden Mutter. Otteline weinte ihre letzten Thränen, der Erbherr trat herein im ſtummen männlichen Schmerz, der Schloßkaplan, die Kammerfrauen, Windt, die Dienerſchaft, Alle ſtill, leiſe ſchluchzend.

Bereits am Morgen dieſes Tages hatte Otteline das heilige Nachtmahl empfangen. Jetzt begann der Schloßkaplan laut zu beten, während die ganze Dienerſchaft auf die Kniee ſank.

Auf den Schwingen des Gebetes entfloh Ottolinens reine Seele, ſie verſchied ohne Kampf, ohne Schmerz, kaum mit einem leiſen Röcheln — und über das ſtille bleiche Antlitz, über die vom Tode ſelbſt ſanftgeſchloſſenen Augenlieder mit ihren langen ſeidenen Wimpern lagerte ſich der Friede Gottes.

Noch einmal erhob der Geiſtliche die Stimme, indem er nahe zum Lager der Verblichenen trat, die Hände erhob und das Zeichen des Kreuzes über ſie ſchlug. —

Die Reichsgräfin weilte ſpäter mit dem Erbherrn im Fremdenzimmer, beide im ſtummen Schweigen. Solche Stunden voll heiliger Weihe des Schmerzes machen nicht geſprächig.

Die alte Dame klingelte einem Diener, Jakob, der Jäger, trat ein.

Rufe er den Hausmeiſter Mack einmal herauf, Jakob, auch Herrn Windt!

Was wollen Sie befehlen, gnädige Großmama? fragte der Erbherr, überraſcht von dieſem Worte.

Du ſollſt es gleich erfahren, gab die Reichsgräfin zur Antwort, und Beide ſchwiegen wieder.

Die beiden gerufenen Haushofmeiſter traten faſt zu gleicher Zeit ein. Bringen Sie uns doch, Herr Mack, das lederne mit Sammet ausgefütterte Futteral zu dem Falken! gebot die Herrin.

Nun, gnädige Großmama? fragte der Erbherr. Was haben Sie?

Ich will meinen Falken mitnehmen!

Wie, Excellenz, Ihren Falken? Ich weiß nicht anders, als daß die Edelſteine Fideicommiß ſind?

Mein Diamantenſchmuck, ja, die Diamanten deiner theuren Verſtorbenen desgleichen, der Schmuck, deſſen ſich Frau von Varel, deines Bruders Gemahlin, geborne Gräfin Lynden, außer ihrem eigenen bedient, desgleichen. Der Falk von Kniphauſen aber iſt mein — ich ließ ihn hier, weil er hier an würdiger Stelle ſtand, und weil Otteline an ihm ihre Freude hatte. Doch damit in dieſer ernſten Stunde deine Gedanken nicht mich und nicht dich ſelbſt verletzen, mein theurer Enkel, ſo bitte, lieber Windt — das Papier, das ich Sie erſuchte, zu ſich zu nehmen. Hier, mein guter Wilhelm!

Der Erbherr nahm das Papier und blickte hinein, es war die Rechnung über den Falken, „gefertigt auf Befehl der Reichsgräfin Sophie Charlotte, Herrin zu Varel und Kniphauſen, mit namhafter Angabe des zu dem Kunſtwerk verwendeten Goldes, ſo wie aller Edelſteine, und der hohen Frau Beſtellerin zu Dank vergnügt quittirt von den Gebrüdern Dinglinger, Königlichen Hofjuwelieren zu Dresden".

Intendant Mack brachte das Futteral; die Reichsgräfin ſchob den Falken mit eigener Hand hinein, und Windt trug ihn hinab zum Wagen.

2. Das Andenken.

Graf Ludwig weilte wieder auf deutſchem Boden. Er war jenen Reiſenden hohen Ranges Begleiter geworden; ein ungewöhnliches Vertrauen hatte ihn beglückt, Angés hatte dieſes Vertrauen bewirkt, ja ſelbſt Sophie, das herrlich ſich entfaltende Kind, hatte dazu beigetragen. Den Herzog nöthigten Pflicht und Ehre, ſeinen Lieben nur bis zur Grenze des Sachſenlandes das Geleite zu geben; er lernte auf der Reiſe den Grafen, der ihn im Thüringerwalde einholte, kennen und hochachten, und ihm, dem ganz unabhängigen, der Sprachen wie der politiſchen Verhältniſſe kundigen Mann, vertraute er unbedenklich den Schutz und die Führung ſeiner Lieben an, beruhigter eilte er zum Heere zurück und an die Spitze des Corps, welches unter Prinz Ludwig Joſeph von Condé errichtet war und deſſen Namen trug. Manche tapfere That wurde vollführt, bis der Präliminarfriede von Leoben den Krieg hemmte, und der Wiener Hof die Verabſchiedung des Condéiſchen Corps bewirke. Aber dieſes wollte ſich nicht auflöſen; da erfolgte von Seiten des Kaiſers von Rußland eine Einladung an das ganze Corps, und der Prinz von Condé ging ihm voraus. Der junge muthige Herzog, dem noch höher als die Liebe, der Muth die Seele ſchwellte, blieb als Oberbefehlshaber des Corps an deſſen Spitze, leitete den Marſch durch Oeſterreich, führte das Heer, 10,000 Mann ſtark, nach Volhynien, eilte nach Petersburg, ſeine Angehörigen zu begrüßen, und fand dort Gelegenheit, den Grafen Ludwig für ſeine treue Anhänglichkeit und außergewöhnlichen Dienſtleiſtungen angemeſſen und durch eine entſprechende äußere Stellung zu belohnen.

Das Jahr 1799 rief den Prinzen von Condé und ſein Heer wieder unter die Waffen; der Herzog führte zwei Emigrantenregimenter und das ruſſiſche Infanterieregiment Titow nebſt andern Truppen und rückte nach Schwaben und der Schweiz vor, wo die rühmlichſte Tapferkeit entfaltet wurde und der Herzog große Triumphe feierte. Verhältniſſe des höheren politiſchen Lebens, hauptſächlich der Rücktritt des

Kaiſers Paul von Rußland von der Coalition, beſtimmten den Herzog,
uf den Schutz, den das Theuerſte, was er beſaß, in Petersburg bis-
er genoſſen hatte, zu verzichten, er gab Weiſungen, daß die Frauen
nd ihre Dienerſchaft ſich in eine deutſche Stadt, die unbedroht vom
Kriege war, begeben ſollten. Da der Rath des freundlichen Geleiters,
en man als einen weitläufigen Verwandten durch ſeine mütterliche
bſtammung betrachtete und ihm volles Vertrauen ſchenkte, von der
Prinzeſſin erbeten wurde, ſo ſchlug Graf Ludwig Hamburg vor, nicht
ur, weil er ſelbſt ſich wieder nach Deutſchland zurück und in eine
ekannte Gegend ſehnte, ſondern auch, weil er die Ueberzeugung hatte,
aß die Prinzeſſin dort ganz nach ihren Wünſchen zurückgezogen und
n völliger Freiheit leben könne, während bei aller Aufmerkſamkeit, die
an ihr erwies, das Leben am ruſſiſchen Hofe ihr doch auf die Dauer
rückend geworden war.

Im Verhältniß Ludwig's zu Angés hatte ſich Nichts geändert; es
ar und blieb wie es von je geweſen, eine auf die höchſte gegenſeitige
chtung ſich gründende, reinſte Freundſchaft. Zart und ſchonend hatte
r endlich Ludwig des Freundes Ableben mitgetheilt, viele Thrä-
en waren noch gemeinſchaftlich um Leonardus gefloſſen; Ludwig hatte
es Freundes Miniaturbild und die Bilder von vier Frauen, die er
lle aus der Erinnerung gemalt und mit vielem Glück getroffen,
er Freundin anvertraut. Es war das Bild der treuen Großmutter,
er herrlichen Mutter, es war das Bild der reizenden Ottoline und
nes der lieblichen Angés, es war der Kranz von Bildern edler
enſchen, die alle tiefen, wunderbaren und unvergänglichen Eindruck
uf ſein Herz gemacht hatten, jede einzelne Perſönlichkeit auf ver-
hiedene Weiſe, und alle einig in dem Beſtreben, ihn zu beglücken.
ttoline hatte ihn freilich ſo wenig mit reichen Gaben bedenken kön-
en, wie Angés, aber ſie hatte ſein Herz mit hohen Empfindungen
füllt; der erſte Strahl aus einem reinen Frauengemüth war aus
ren Blicken in ſeine Seele gefallen, hatte ihm ſeine Jugend ver-
ärt, ſeinen Geiſt erhoben, dem fortan kein unreiner Gedanke nahte.
nd in Angés hatte Ludwig erkennen lernen, welchen Reichthum
ler Gefühle ein Frauenherz birgt; er hatte in ihr jenen wahrhaften
eelenadel gefunden, der ſeinen Urſprung nicht aus alter Abſtammung
nd hoher Geburt herleitet, ſondern aus dem eigenen unentweihten

Gemüthe, das wohl ſich emporzuringen vermag auf den Gipfel reinſter ſittlicher Größe und Hoheit.

Angés war die große und doch ſo zärtliche Seele, die über ſich ſelbſt den herrlichen Sieg gewann, die flammende Neigung zweier Freunde zu bekämpfen und ihr zu widerſtehen, die Beide der Liebe ſo würdig waren, die an ihrem Beiſpiel lernten, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und von denen ſie den Einen mit aller verhaltenen Glut ihrer Empfindung, mit aller innigen Freundſchaft den Andern liebte.

So beharrend in würdiger und edler Selbſtbeherrſchung war Angés ſich ſelbſt treu geblieben, und ſo hatte auch die Prinzeſſin ihr Weſen und ihren Charakter von je erkannt und hochgeſchätzt; ſie wurde von dieſer wie eine Schweſter behandelt und Angés blieb auch ſpäter die Ausbildung und Leitung des geliebten Kindes überlaſſen. Die Einrichtung war ſo getroffen, daß Angés nur in den nöthigen Fällen mit der Prinzeſſin öffentlich erſchien, daß die Wohnungen getrennt waren und keine Seele den Antheil errathen konnte, den die Prinzeſſin an dem Kinde nahm.

Graf Ludwig wußte, als er in Hamburg mit ſeinen Schutzbefohlenen anlangte, noch Nichts vom Ableben der regierenden Reichsgräfin Ottoline; er hatte auch von der Großmutter lange keine Nachricht erhalten und leicht konnten ihn jetzt Briefe verfehlen. Indeß vermuthete er ſeine würdige Gönnerin in Hamburg, und hatte ſich nicht getäuſcht. Er miethete ſogleich in der Nähe des großmütterlichen Hauſes eine Wohnung für ſich und ſeine Begleitung und erfuhr, daß auch Windt anweſend und die Reichsgräfin bedenklich erkrankt ſei.

Ludwig ſuchte den alten Freund auf, und dieſen verſetzte das unvermuthete Wiederſehen in eben ſo viel Freude als Beſtürzung.

Sie finden Ihre Frau Großmutter bedeutend krank, Herr Graf! ſprach Windt; und was die Vergleichsſache angeht, ſo ſind wir noch keinen Schritt weiter, außer daß der jüngere Graf, Johann Carl, ſich ganz nach England überſiedelt hat und bereits Generallieutenant geworden iſt. Derſelbe hat mit dem Erbherrn und dem Vice-Admiral William eigene Verträge abgeſchloſſen für den zu erwartenden Todesfall der Frau Großmutter, und geben Sie Acht, liebſter Herr Graf, wenn ſie die Augen zuthut, ſo wird es heißen: „Sie haben meine

Kleider getheilt und um meinen Rock haben ſie das Loos geworfen; ja ich vermuthe faſt, ſie haben dies bereits gethan, denn ich hörte neulich ein Vöglein pfeifen, unter uns geſagt, Herr Wippermann hat geplaudert, als ich ihn jüngſt in einen Auſternkeller mitnahm und ſeine ſonſt ſchwere Zunge mit Champagner löſte; die Sache ſoll ſo abgekartet ſein, daß der Erbherr Varel und Kniphauſen behält, ſo wie die Güter in Holland, wenn er ſie nämlich wieder bekommt, der Admiral aber die Herrlichkeit Doorwerth mit allen ihren Schlöſſern, Dörfern, Höfen, Wennen und Weiden, Aeckern und Wieſen und auch ein hübſches Stück Buſch; dafür findet er den Grafen Johann Carl mit Geld ab und tritt in deſſen ganzes Erbrecht ein.

Mögen ſie das Alles ganz nach ihrem Gefallen machen, wenn es ſie nur zufrieden ſtellt. Alſo der Erbherr iſt frei? das freut mich; wie lebt er? wie leben die Seinen? fragte Ludwig.

Sie leben in Trauerkleidern! entgegnete Windt. Es wird Sie ſchmerzen, Herr Graf; ich ſehe ſchon, mein Brief hat Sie nicht mehr getroffen; ich hatte Befehl, Ihnen den betrübenden Fall zu melden.

Um Gott, welchen Fall?

Ottoline, die regierende Frau Reichsgräfin, dieſe ſanfte Dulderin, wandelt nicht mehr unter den Lebendigen.

O, mein Gott! ſeufzte Ludwig, und ein tiefer Schmerz durchſchauerte ſein Gemüth.

Sanft, wie ſie gelebt, war ihr Verſcheiden; ihre Kinder ſegnend, gehoben durch die Tröſtungen der Religion, ging ſie ein zum Frieden. Sie hat viel und lange gelitten, und Ihrer, Herr Graf, hat ſie, wie mir Ihre Frau Großmutter vertraute, noch in den letzten Minuten gedacht.

Und der Erbherr, wie trug er dieſen Verluſt? fragte der Graf.

Er empfand ihn tief und ſchmerzlich, ganz gewiß, antwortete Windt, wenn er auch die Größe des Verluſtes nicht zu ermeſſen wußte. Doch verdammen wir ihn nicht, Verſchiedenheit der Charaktere und Neigungen, langes Fernſein vom heimiſchen Herde, die rauhe Soldaten- und Seemannsnatur. — Sie begreifen was ich noch ſagen könnte. Doch die Zeit wird das Weitere lehren.

Und die Großmutter, ſeit wann iſt ſie krank? fragte Ludwig.

Ihre Krankheit iſt das Alter! verſetzte Windt. Denken Sie, fünfundachtzig Jahre! Und fuhr noch in einem Wetter, in dem man keinen Hund aus der Thür jagt, von Varel nach Kniphauſen hinüber, um den Wunſch der ſterbenden Erbherrin zu erfüllen. Aber es ergriff ſie ſchwer, nicht auf dem Hinweg, nicht auf dem Herweg ſprach ſie mit mir und meiner Schweſter auch nur ein Sterbenswort. Sobald die Wege winterhart wurden, reiſten wir hierher, doch iſt ſie ſeitdem nicht wieder aus dem Hauſe gekommen und ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Graf, daß ſie lebend auch nicht wieder über deſſen Pforte kommt.

Sie ſagen mir viel, o, allzuviel Trübes und Schmerzliches, liebſter Windt! ſeufzte Ludwig. Wie hatte ich mich gefreut auf mein Hierherkommen, ich wollte der Großmutter eine Prinzeſſin wieder zuführen, die eine Verwandte und die ein Engel an Liebenswürdigkeit iſt, die auch ſchon hier war, und jenes Kind, das Sie ſo liebevoll in Doorwerth gehalten, jene kleine Sophie, die jetzt eilf Jahre alt iſt und noch Jemand.

Angés! rief Windt voll ungeheuchelter Freude. So haben Sie ſie gefunden, und ſie hat endlich — ihr Herz — Ihnen — ?

Nein, da irren Sie, mein Lieber! erwiederte Ludwig ernſt. Angés iſt ſich gleich geblieben, und ich habe überwunden. Es war ein herber Kampf mit Liebe und Leidenſchaft, der Sieg war ſchwer, aber jene Strophe ſtärkte mich, die mein verklärter Freund mir einſt zurief.

„Wir müſſen alle ringen,
Des Kampfs bleibt Keiner frei;
Doch ſoll ein Sieg gelingen,
Frag' nicht, ob ſchwer er ſei.“

Wir ſiegten und wandeln nun in treuer Freundſchaft verbunden neben einander wie Bruder und Schweſter.

Windt ließ die alte Reichsgräfin durch ſeine Schweſter auf das Erſcheinen ihres Enkels vorbereiten, und die dem Tode nahe Frau fühlte ſich dadurch neu belebt; ſie ſammelte nochmals ihre ganze Kraft und in der That war es das letzte Gefühl irdiſcher Freude, das ſie hob und kräftigte; ſie konnte mit voller Stimme und im Tone alter Herzlichkeit ihm zurufen: Sei mir tauſendmal willkommen, mein geliebteſter Enkel! Du heißerſehnter Liebling! Dich noch einmal zu ſehen, iſt Wonne meinen alten fünfundachtzigjährigen Augen, iſt mir eine köſtliche Arzenei, heilſamer als Alles, was Doctor Reimarus in der Apotheke für mich zuſammenbrauen läßt!

Ludwig ſtand bewegt am Lager der gänzlich abgezehrten Greiſin, deren Augen aber immer noch hell blickten, deren Gedanken immer noch klar waren.

Nach einer Pauſe, die der augenblicklichen Aufregung folgte, ſprach ſie in Gegenwart von Windt's Schweſter, die auf den Wink der Herrin bleiben mußte: Du kommſt noch eben recht, um dir ein Andenken zu holen, das außerdem nicht in deine Hände gekommen wäre, es iſt ein Doppelandenken und Ottoline beſtimmte dir's, rathe, Ludwig, was es iſt?

Ottoline mir ein Andenken? Wie ſollt' ich das errathen, beſte Großmutter!

Die kranke Reichsgräfin winkte ihrer Kammerfrau, und dieſe brachte ein Lederfutteral herein.

Nun öffne lieber Ludwig, und ſchaue das Andenken an, das ich und Ottoline, die mich in ihrer Sterbeſtunde bat, dir dieſes Kleinod zu gönnen, dir beſtimmt haben, ein Andenken an ſie und mich.

Ludwig öffnete die Hülle, und die Juwelenpracht des einzigen Kunſtwerks ſtrahlte ihm entgegen. Der Falk von Kniphauſen! rief er, ſtarr vor Staunen.

Von nun an dein Eigenthum, flüſterte die Kranke.

Das kann nicht ſein, rief Ludwig: dies Kunſtwerk iſt eine Grafſchaft werth, ach — und für mich — noch unendlich mehr — o jener Tag — ach, Ottoline!

Und wenn es zehn Grafſchaften werth wäre, ſprach die Gräfin: ſo wird es dir auch werth bleiben — du wirſt es nicht verſchachern und verſchleudern, wie meine herrliche Münzſammlung dereinſt verſchleiſt und verſchleudert werden wird, über die ich bethörter Weiſe ſchon früher verfügte. Dir — dir hätte ich ſie geben und hinterlaſſen ſollen!

Sie haben mich ja ſchon ſo überreich begabt, beſte Großmutter! fiel Ludwig ein.

Mache keine vielen Worte und nimm den Falken an dich — die Andern ſollen ihn nicht haben — ſie ſollen nicht wieder daraus trinken — du — nur du — und die, welcher du dein Herz ſchenkeſt! Nimm ihn — behalte ihn. Die Urkunde, daß ich dir den Falken ſchenke, ſteckt bereits im Innern des Vogels. Trinke dich geſund daraus, drink all ut!

Die Reichsgräfin entließ ihren Enkel, das Wiederſehen und das Sprechen griffen ſie an. Ihre ſtarke Natur aber erlag dieſer Aufregung dennoch nicht, vielmehr ſchlief ſie ruhiger und anhaltender, wie ſeit lange.

Am folgenden Tage fühlte ſich die Kranke merklich beſſer; es war als ob der Anblick desjenigen ihrer Enkel, der ihrem Herzen von ſeiner frühen Jugend an am Nächſten ſtand, der gleichſam ihr Eigenthum geworden war, ſie neu belebt habe, und ſie ſandte bei guter Zeit nach Ludwig, damit er ihr von ſeinen bisherigen Schickſalen erzählen möge. Dies that denn auch der Graf ausführlich; die Alte hörte ſchweigend zu und blieb ganz ruhig, dann ſagte ſie: Bitte, mein gutes Kind, bitte die Prinzeſſin Hoheit, mir die Ehre ihres Beſuches nur auf eine Viertelſtunde zu ſchenken, ſie wird mir dies nicht abſchlagen, denn ſie hat mir immer, als ihr Haus noch gute Tage ſah, viele Zuneigung erwieſen. Was ich ihr zu ſagen habe iſt wichtig. Sie wird auch ſchon deshalb auf meinen Wunſch eingehen, weil ich ihren Angehörigen Gutes erzeigte.

Theuerſte Großmutter, entgegnete darauf Ludwig: Ihr Wunſch kommt der Bitte jener hohen Frau zuvor, ſie hat auf der ganzen Hieherreiſe von Sanct Petersburg nach Hamburg ſich darauf gefreut, Sie wieder zu ſehen, Ihnen das Kind zuzuführen.

Ihr Kind? fragte die Reichsgräfin.

Nicht vor dem Auge der Welt, vor dem Ihren aber unverſchleiert, war Ludwig's Antwort.

Iſt das hohe Paar nicht vermählt? forſchte die Reichsgräfin weiter.

Wohl ſind ſie vermählt, dieſe einander ſo heiß und feurig liebenden Herzen, ich ſelbſt war Zeuge, es geſchah nach der Ankunft Seiner königlichen Hoheit des Herzogs in Petersburg in ſtiller Abendzeit, in einer katholiſchen Kapelle, wo auch das Kind die Weihe der Firmung empfing. Aber ſie haben beſchloſſen, ihre Vermählung noch als ein Geheimniß zu bewahren, bis zu einer günſtigeren Zeit, bis die beiderſeitigen Verhältniſſe ſie ſicherer ſtellen, und es ſollen die nächſten Angehörigen nicht mehr erfahren, als was ſie bereits wiſſen, daß nämlich der Herzog und die Prinzeſſin einander in untrennbarer

be angehören. Ueber die holde Tochter ſoll noch, zu deren eigener
cherheit, das tiefſte Schweigen beobachtet werden.

Nun denn, das Alles iſt mir lieb zu hören, ſagte die Gräfin:
d ſo bitte ich dich, die Prinzeſſin mit der Tochter zu mir einzuladen.
benfalls weilt ſie hier doch incognito?

Sie hat den Namen einer Gräfin von Clermont angenommen, ver-
ſte Ludwig.

So gehe und führe ſie zu mir, da ich heute noch einmal einen
ten Tag habe, lange wird es nicht mehr dauern, und du, mein liebes
nd, entferne dich nicht allzuweit, daß ich dich kann rufen laſſen,
nn der Genius mir die Fackel umſtürzt. Noch einmal feſſelt dich
alte Großmutter, die dich ſo lange mit Feſſeln der Liebe hielt, an
Sterbebette, dann biſt du ganz frei und die weite reiche Welt
dein.

Die reiche Welt, ſprach Ludwig bewegt: gibt mir doch nicht,
as ich bedarf, wonach mein Herz und mein Seele dürſtet — Liebe!

Harre und hoffe! dir kann noch das höchſte, das reinſte Glück der
ebe erblühen. Wer mit fünfundzwanzig Jahren ſchon die ſchönſten
oſen ſeines Lebens abgepflückt hat, der hat ſich ſelbſt beraubt. Spare
h auf, ich ſage dir, Ludwig, du wirſt noch viele beglückte Tage ſehen.

Der Graf ging und einige Stunden ſpäter befand ſich die Prin-
ſſin und das liebliche Kind im Zimmer der Reichsgräfin. Als
gewöhnlichen Formeln der Höflichkeit gewechſelt waren, klingelte die
räfin ihrer Kammerfrau und ſprach zu der Eintretenden: Zeigen
ie doch der jungen Comteſſe die Gemälde und die kleinen Raritäten
grünen Salon, den meine Freunde ſcherzhafter Weiſe immer mein
grünes Gewölbe" nennen.

Mittlerweile hatten ſich des Kindes Augen ſchon auf ein Bild an
r Wand geheftet, und mit Lebhaftigkeit rief es aus: O Himmel,
elch ein ſchönes Bild! Das iſt ja Schloß Doorwerth! Liebe Tante!
it dieſen Worten wandte ſie ſich zu der Prinzeſſin, bitte, ſehen Sie
eſes Bild an! In dieſem Schloſſe bin ich geweſen — in dieſem
hurm hier — zur rechten Seite — haben wir gewohnt, meine liebe
ngés und ich — dort von jener Zinne haben wir herabgeſehen, als
viele Soldaten um das Schloß verſammelt waren, und die Prinzen
rthin kamen — mein theurer — Oncle!

Die Prinzeſſin blickte mit Antheil auf das Bild von Doorwerth. Dann führte die Kammerfrau die Kleine weg, um ihr in den anſtoßenden Sälen noch andere ſchöne und werthvolle Dinge zu zeigen, während die Reichsgräfin mit der Prinzeſſin allein blieb, um mit dieſer Wichtiges zu beſprechen, was keine Zeugen litt.

Als dieſe ſpäter mit dem Kinde die Reichsgräfin wieder verließ, beide in dichte Schleier gehüllt und von Windt nach dem Gaſthof geleitet, verbarg die Prinzeſſin mit Mühe eine heftige Bewegung; erſt als ſie ſich mit Sophie allein in ihrem Zimmer ſah, umarmte ſie mit Ungeſtüm die holde Tochter, küßte ſie auf die Stirne und rief: Gott ſegne dich, Gott ſegne und erfülle, was in dieſer Stunde über deine Zukunft beſchloſſen ward!

Es war am 4. Februar des Jahres 1800. Charlotte Sophie ſollte die Sonne eines neuen, kommenden Jahrhunderts nicht mehr ſehen.

Graf Ludwig kniete an ihrem Sterbebette, noch einmal lag ihre erkaltende Hand ſegnend auf ſeinem Haupt; die Reichsgräfin endete ruhig und ernſt, als ihre Seele entflohen war, glich ihr Antlitz dem Marmorbild einer Olympierin. —

Bei der mit ihm trauernden Angés verlieh Ludwig ſeinem tiefen Schmerz über das Weh, das ihn hier doppelt berührt, Worte, indem er ſprach: Wieder eine Seele weniger auf Erden, die für mich betet. Wäre ich Katholik, ſo würde ich ſagen, meine Lieben werden alle zu Heiligen, um droben für mich zu bitten. Aber was bleibt mir, wenn Alle, die ich liebe und ehre, von hinnen ziehn?

Immer bleibt dir, mein Freund, entgegnete Angés: die Thatkraft und die allbelebende Hoffnung. Du wirſt noch mehr des Schmerzlichen erleben und dich dennoch aufrecht halten müſſen.

Das ſagte mir die Großmutter auch, in der letzten Stunde, verſetzte der Graf; als ihr vom Tode erhelltes Auge prophetiſch in die Zukunft blickte. Streit und Zwietracht wird ſein, ſprach ſie: unter den Völkern, unter den Herrſchern der Welt, Streit und Zwietracht auch im Schooß der Familien. Dein Name wird nicht in meinem Teſtamente ſtehen, mein Ludwig, damit nicht der Haß gegen dich aufgeſtachelt werde. Dein Bruder ſoll nicht wiſſen, daß er dein Bruder iſt, denn es ſteht geſchrieben, daß ein Bruder wider den anderen ſtreiten wird. Laſſ' ſie Alles an ſich reißen, meine lachenden Erben, du haſt genug, und ein Höheres iſt dir noch beſchieden, wenn du ferner auf richtiger Bahn wandelſt. Ich fahre dahin, ohne erlebt zu haben, was ich ſo ſehnlich hoffte, wonach ich mit allen Opfern und Anſtrengungen rang und trachtete: Eintracht, Liebe, Frieden; aber nein, die wohnen nun einmal nicht in unſerem Hauſe, ſeit der böſe Feind die Saat des Unfriedens vor langen Jahren in die Gefilde von Jever, Varel und Kniphauſen ſäete. Laß fahren dahin — ſie haben's nicht Gewinn!

Eine erhabene Seele, dieſe verklärte Großmutter! ſprach Angés. Und was prophezeite ſie ſonſt noch?

Daß ich noch mehr als einen ſchmerzlichen Verluſt würde zu beweinen haben, erwiederte Ludwig; daß mir beſchieden ſei, arm an Freuden und dennoch reich an Liebe in einen Hafen einzulaufen, deſſen Wellen kein Sturm der Außenwelt berühre. Wachſamkeit empfahl ſie mir, „darum“ ſo ſprach ſie: „habe ich dir den Falken von Kniphauſen gegeben, daß er dir ein Bild der Wachſamkeit ſein möge, neben einer werthen Erinnerung. Wachen ſollſt du, mein Sohn, wachen und hüten, wie geſchrieben ſteht im achten Vers des einhundertundzweiten Pſalms: Ich wache und bin wie ein einſamer Vogel. Hüte dein Kleinod und lebe wohl!“

Jedenfalls verſtand ſie unter dieſem Kleinod jenes köſtliche Geräth in Falkengeſtalt, das ſie mir ſchenkte — fügte Ludwig hinzu.

Wenn ſie nicht ein anderes Kleinod darunter verſtand, ein höheres, herrlicheres! ſprach Angés ahnungsvoll und lächelte ſtill vor ſich hin.

Der Graf verſtand ſie nicht, aber er verſank in ihr Anſchauen. Da war Alles Klarheit, Alles Licht und Liebe — ein überreicher Wunderhort der edelſten ſeelvollſten Weiblichkeit.

3. Das Gelübde.

Romantiſcher Naturfriede und klöſterliche Waldeinſamkeit umfloſſen und umſchatteten das reizende Münſterthal zu Sanct Landelin, über das noch vor Kurzem der Krummſtab des Hochſtifts Straßburg geherrſcht hatte. Zum zweiten Male hatte dieſes reizende Thal jene beiden Liebenden aufgenommen, welche ſchon einmal dort weilten, und zwar zu der Zeit, wo gegen Leonardus Cornelius van der Valck die meuchleriſche Gewaltthat verübt ward. Man war vorſichtiger geworden, obwohl man eine Wiederholung ſolchen Ueberfalles nicht befürchtete; denn man hielt ſich ſicher unter dem unmittelbaren Schutze eines nahe verwandten Kirchenfürſten, der im Schloſſe des Städtchens als römiſcher Hauptprieſter und letzter vormaliger Fürſtbiſchof von Strasburg ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, und mit jener Gaſtfreundſchaft, welche vor alten Zeiten ſchon das Kloſter und Münſter in großartiger Ausdehnung geübt hatte, Manchem eine geſicherte Zufluchtsſtätte bot, und häufig Verwandte und Freunde bei ſich ſah.

In dieſen Gefilden, ſo nahe ſie dem Rheinſtrom lagen, herrſchte der Friede, und keine Kriegerſchaaren, nur Züge andachtsvoller Wallfahrer und Pilger ſtrömten zu dem Gnadenort, an welchem einſt der heilige Landelin, der Sage nach, ſeinen Martyrertod gefunden hatte, und nach dem Tode Wunder übte. Stattliche Gebäude erhoben ſich rund umher und gaben dem Kloſterhof ein bedeutendes Anſehen. Zahlreiche Dörfer und Höfe der Nachbarſchaft waren früher dem Kloſter zinsbar geweſen, und gegen das große Weinfaß, welches einſt im Keller des Münſters aufbewahrt und von den alljährlich neu zuſtrömenden Spenden des Weinzinſes vollgefüllt gehalten wurde, war das weltberühmte Heidelberger Faß nur ein Zwerg, denn dieſes letztere faßt nur 283,000 Flaſchen, jenes aber hielt 480,000 Flaſchen oder 3000 Ohm edlen Rebenſaftes.

Edlen Beſchäftigungen und heiterem Naturgenuß hingegeben, verweilten hier die in Liebe und reinen Neigungen verbundenen Perſonen.

Da am Orte ein kleines Bad ſich befand, ſo lebte Graf Ludwig mit
inem Diener, der ſich nie von ihm trennte, als Badegaſt daſelbſt
nd beſchäftigte ſich mit anziehenden Studien über die Geſchichte dieſer
andestheile; er nahte Angés nur, um ſie in Geſellſchaft von Jacques
nd ihrer kleinen holden Schutzbefohlenen auf Spaziergängen zu be-
leiten, die aber niemals wieder nach jenem Orte ſchaurigen Andenkens,
ondern meiſt in der Richtung nach dem Städtchen und deſſen Um-
ebungen unternommen wurden. Hier begegneten ſie bisweilen einer
chönen verſchleierten Dame, die das fürſtbiſchöfliche Schloß bewohnte
nd eine Nichte des Fürſtbiſchofs war; dies fiel Niemand auf, und
benſowenig konnte Jemand ein Arges dabei denken, oder gar das wahre
Verhältniß ahnen, das dieſe Perſonen in mannichfacher Weiſe mit-
nander verband. Außer Jacques folgte auch ſtets Philipp gut
ewaffnet ſeinem Gebieter, und ſpähte ſorglich nach irgend einer
rohenden Gefahr umher.

Jener liebenswürdige junge Herzog hatte, während er von Allem
as er liebte getrennt war, und nachdem er ſein Heer wieder nach
Deutſchland zurückgeführt, mit wechſelndem Kriegsglück gekämpft, bald
ah er ſeine Bruſt von der Hand des Kaiſers von Rußland mit
em Großkreuz des Maltheſerordens geſchmückt; endlich aber hemmte
hn mitten in ruhm- und ehrenvoller kriegeriſcher Laufbahn der lüne-
iller Friedensſchluß. Dieſer führte die völlige Auflöſung des Con-
éiſchen Corps herbei. Einer der Prinzen dieſes Hauſes hatte ſich
ereits im Jahre 1795 nach England begeben, und es ward lebhaft
ewünſcht, daß ihm ſein Vater und ſein Sohn jetzt dorthin folgen
ollten, denn England war es, das dieſe Prinzen ſchützte und unter-
ützte. Den Vater zog es dem Sohne nach, aber den Sohnesſohn
eſſelte die Liebe, die mächtige, ſtarke Liebe oder — ſein Verhängniß,
nd er lebte nun in dem neu gewonnenen Aſyle ſeines Lebens glück-
ichſte Zeit, füllte die Stunden einer ſchönen Muße mit dem Ver-
nügen der Jagd aus, die er leidenſchaftlich liebte, gab ſich der Luſt
m Gartenbau hin, unternahm auch wohl kleine Reiſen und Ausflüge,
ehrte aber ſtets mit neuer Sehnſucht zu ihr zurück, der alle ſein
Denken und Empfinden geweiht war.

Das Landesgebiet, das dieſe reizenden Aſyle bot, war an Baden
gekommen, deſſen Kurfürſt nicht nur dauernden Schutz Allen vergönnte,

die deſſen unter der neuen Regierung bedurften, ſondern der ſich auch des Herzogs beſondern Dank noch außerdem dadurch erwarb, daß er ihm ein noch größeres Jagdgebiet einräumte, als derſelbe bisher ſchon inne gehabt hatte.

Mehr als einmal lud der Herzog den Grafen ein, ihn auf ſeinen Jagden zu begleiten; dieſer leiſtete aber nur einmal Folge und dann nicht wieder. So ſehr der Herzog ihm zuſagte, und ſo ſehr er dieſen verehrte, um ſo weniger fand Ludwig ſich von ſeiner männlichen Umgebung angezogen. Dafür diente er ihm in anderer Weiſe; er half ihm Werke der Wohlthätigkeit in verſchwiegener Stille üben. Glückliche geben ja gerne, und der Herzog war ſo überaus glücklich, Ludwig nahm Philipp zu Hülfe, um verſchämte Arme aufzufinden, und manche ſtillgeweinte Thräne des Schmerzes wurde durch vereintes Wohlthun in die Thräne der Freude und des Segens umgewandelt. Stilles Wohlthun war ein Grundzug im Weſen des Grafen, und wie gern verband er ſich in dieſem Sinne dem jungen mildthätigen Fürſten.

In der Stille dieſes Thalfriedens, im Zauber dieſer romantiſchen Natur ging Ludwig ein neuer Stern auf, ein neuer Lebensfrühling, ſchöner als er ihn je geahnet hatte. Mit wunderbarer Magie erklang in ihm der tönende Memnonruf, der ihn für eine neue, beſeligende Liebe weckte. Die kleine Sophie entfaltete ſich frühreifend zur holdeſten Jungfräulichkeit und Niemand pries eifriger gegen Ludwig deren Seelengüte, deren ächtweibliches Gemüth, deren Schönheitszauber als Angés, der es Wonne ſchuf, den Mann, der die ganze Fülle ihrer reinſten Freundſchaft beſaß, einem beglückenden Looſe zuzuführen. Angés war der reine Schwan, der wie in der lieblichen indiſchen Sage von Nal und Damajanti neigungweckende Worte von einem Ohre zum andern trug, von einem Herzen zum andern. Im Glücke ihrer beiden Lieblinge gedachte ſie ſich dereinſt zu ſonnen, ihnen Freundin zu bleiben und Genoſſin ihres Glücks, dieſer Gedanke bildete ihren ſeligſten Zukunftstraum. Was ſie von den äußeren Verhältniſſen des Grafen kannte, erſchien ihr vollkommen beruhigend, vielleicht hielt ſie ihn für reicher als er war. Sophie konnte unter günſtigen Verhältniſſen dereinſt noch eine der reichſten Erbinnen werden, denn das Vermögen der Familie Condé-Bourbon, das man dieſem Hauſe geraubt und zum Staatseigenthum gemacht hatte, dieſes Vermögen war unermeßlich.

Nach dieſem Reichthum richtete ſich indeß gar mancher Blick der Habgier und mancher andere Blick des Argwohns richtete ſich nach dem edlen und unbefangenen Herzog; der Blick der Vatertreue aber flog über's Meer herüber voll banger Beſorgniß. Die kurzen Abweſenheiten und Reiſen des Herzogs, meiſt in aller Stille unternommen, fanden Mißdeutung; ſie nährten auf der einen Seite den politiſchen Verdacht, auf der anderen vermehrten ſie die wohlmeinende Warnung. Aber wann vernahm der Tannhäuſer im Zauberberge der Liebe die Warneſtimme des treuen Eckart? Eine graue Spinne wob größer und größer, weiter und weiter ein unſichtbares Netz — ſie hieß Verrath.

Schon im Sommer des Jahres 1803 hatte des Herzogs Vater, der zu Wanſtead in England weilte, warnend an den Sohn geſchrieben.

Mein Vater, ſprach damals mittheilend der Herzog zu ſeiner Angebeteten: hegt ſeltſamen Verdacht. Höre, was er ſchreibt, meine Charlotte: „Man behauptet hier in Wanſtead, daß du eine Reiſe nach Paris gemacht habeſt, Andere ſagen, du ſeiſt nicht in Straßburg geweſen. Es leuchtet wohl ein, daß es mehr als zwecklos wäre, deine Freiheit und dein Leben auf das Spiel zu ſetzen.“

Wer mag es geweſen ſein, der deinem Vater dieſe Nachrichten hinterbracht hat? fragte die Prinzeſſin, welcher das Herz bange zu ſchlagen begann.

Das weiß nur Gott, nicht ich, meine Liebe, entgegnete der Herzog.

Und thateſt du wirklich keinen ſo gefährlichen Schritt, mein Henri? Oder thateſt du ihn? Vergaßeſt du mich und unſer Kind? fragte mit liebevollſter Beſorgniß und voll Seelenangſt Charlotte und ſchloß den Gemahl in ihre Arme, als fürchtete ſie, ihn zu verlieren.

Der Herzog küßte ſie und erwiederte halb zärtlich, halb ſchwermüthig: Nein, Charlotte, ich habe dieſen Schritt nicht gethan, aber wenn ich ihn gethan hätte, wer wollte mir ihn, außer den Feinden unſeres Hauſes, verargen? Dieſe hier ausgeſprochenen Befürchtungen liegen ſo nahe, und es wundert mich gar nicht, wenn Einige glauben, daß der Blick in eine Zukunft, die aller Hoffnung beraubt iſt, mich verleiten könnte, mich mit den Feinden unſeres Hauſes in Verträge einzulaſſen; Andere hingegen, daß ich Tag und Nacht darauf ſänne, eine Lage, die mich niederdrückt und völlig lähmt, zu verändern. Der Sold Englands brennt mir in der Hand! Wann war England Frankreichs wahrer Freund? Aus Haß gegen Frankreich unterſtützt es jetzt uns, und ſtempelt uns zu Feinden Frankreichs, uns, die wir unſer geliebtes Vaterland ſo heiß, ſo innig lieben! Iſt das nicht fürchterlich? Mein Vater — fuhr der Herzog fort, kennt mich beſſer. Er ſchreibt über den erſterwähnten Verdacht, daß er ihn nicht theile, aber daß die Gefahr mir ſehr nahe liege. „Hüte dich," ſchreibt er, „und vernachläſſige keine Vorſicht, um dich rechtzeitig zu ſichern, im Fall der erſte Conſul beabſichtigten ſollte, dich aufheben zu laſſen."

O, mein Henri! rief Charlotte: Verachte nicht die Warnung deines treuen Vaters! Mir zittert das Herz, laß uns fliehen, weit fort von der Ufernähe des Rheins, wir ſind hier Frankreich allzunahe!

Und doch ſo ſchrecklich fern! ſeufzte der Herzog. Wollten wir uns noch weiter von dem theuern Lande entfernen? — Der Herzog blieb, aber die Prinzeſſin ſann im Stillen darauf, einen andern Zufluchtsort zu nehmen. Eine Jugendfreundin, eine deutſche Fürſtin, deren Reſidenzſchloß in der romantiſchen Künzelsau im Jartkreis des Landes Würtemberg gelegen war, ſollte ein neues Aſyl gewähren; in jene anmuthigen und reizvollen Thäler des Kocher und der Jart wollte man ſich zurückziehen, und dort unter den Schleiern des tiefſten Geheimniſſes friedlich wohnen. Der Menſch baut Pläne, damit das Schickſal ſie vereitle.

An einem überaus ſchönen Morgen ergingen ſich Sophie, Angés und Ludwig unter der gewöhnlichen Begleitung ihrer männlichen Bedienung in der Nähe von dem Münſter und Münchweiler, und ruhten dort aus an einer von uralten Bäumen umſchatteten Stelle, auf einer Steinbank, über der ein Crucifix von dunkelem Marmor ſich erhob, neben dieſem ſtanden Marie und der Jünger, den Jeſus lieb hatte. Dicht daneben ſtand eine uralte Martyrſäule. Trunknes Entzücken ſog Ludwig aus jedem Blick Sophiens, die in lieblicher Jugendſchöne ihm gegenüberſaß, in ihren Blicken jene Verklärung, welche das erſte

Erwachen jungfräulicher Empfindungen begleitet, jenes ſüße Bewußtwerden ahnungsreicher Gefühle, die das Herz unruhiger klopfen machen. Da naht ein leiſer Anhauch von Schwermuth und Schwärmerei, da irren die Gedanken wie gaukelnde Schmetterlinge dahin und dorthin, da ſchlägt ein unbewußtes Sehnen die bisher vom tiefen Schlummer geſchloſſenen Augen auf, wie die Prinzeſſin Dornröschen im deutſchen Märchen ihre Augen aufſchlug, als der Königsſohn ſie küßte.

Ludwig durchſtrömte alle Süßigkeit, alles Ahnen einer keuſchen Liebe, doch verſchloß er tief in ſeiner Bruſt was er fühlte, denn noch dünkte ihm dieſes holde Weſen ein unnahbares Heiligthum, wie deutlich auch ſchon ein hohes Vertrauen ihn hatte verſtehen laſſen, man werde in ſeinem Schutz dies Kleinod gern geborgen wiſſen.

Die Sommerluft hauchte erfriſchende Kühle; aus der Vorhalle der nahen Kirche rieſelte plätſchernd Sanct Landelin's geheiligter Wunderquell, von dem die Luſtwandelnden getrunken hatten; auf den Steinſtufen lagen im ſtillen Gebete andächtige Waller und beteten leiſe und eifrig ihren Roſenkranz ab. Auf des Münſters und dieſes Gnadenortes Urſprung lenkte ſich die Unterhaltung und Ludwig erzählte: Ein edler Schotte, Namens Landelin, verließ gleich vielen andern Mönchen Schottlands, ſein Vaterland, in welchem früh die Chriſtuslehre Wurzel geſchlagen hatte, um in den damals noch rauhen und wilden Gefilden Galliens und Deutſchlands deſſen heidniſchen Bewohnern das Chriſtenthum zu predigen. Er ward in Frankreich Begründer der nach ihm genannten Stadt Landelles, wo ſein Gedächtniß im Namen Sauveur de Landelin noch heute fortlebt. Der fromme Mann kam auch in dieſen Gau, den der Heidenfürſt Giſock beherrſchte. Landelin ließ ſich an der Stelle, wo wir eben verweilen, als Einſiedler nieder und begann in der Stille ſein Werk der Bekehrung. Davon kam zu Giſock die Kunde, deſſen Zorn heftig gegen den Neuerer und die neue Lehre entbrannte, und der ſeinen Leuten befahl, den frommen Mann zu ermorden. Landelin ſank von ihren Dolchſtichen getroffen in ſein Blut.

Ach! ſchrie Angés auf, und fuhr mit der Hand nach der Stelle ihres Herzens; war es ihr doch, als empfinde ſie ſelbſt einen Stich, ſo ergriff ſie dieſe Sage, im Bunde mit der Erinnerung an die Gefahr, die ihr ſelbſt weiter aufwärts im Thale einſt gedroht hatte. Ihr

Ausruf erſchreckte die Gefährten, ja ſie ſtörte damit ſogar die Andacht der Betenden, denn ein Paar Mönche in dunkeln Kutten kehrten ſich nach ihr um; ſie weckte auch Philipp's Aufmerkſamkeit, der in der Nähe weilte, und mit raſchen Schritten hinzu trat. Angés, ſeltſam bewegt, bat Ludwig, in ſeiner Erzählung fortzufahren. Philipp ſah ſcharf nach den Mönchen, mit Blicken voll Mißtrauen, der Graf fuhr fort: An der Stelle, wo der fromme Landelin unter den Dolchen der Meuchelmörder ſein Leben verblutet hatte, entſprang ein Heilquell, welcher Kranken zu wunderbarer Geneſung verhalf. Die Gefährten des Märtyrers trugen den entſeelten Leichnam thalaufwärts, wo ſie ihn zur Erde beſtatteten. Die Stelle, wo Landelin ſtarb, und die, wo er ſeine irdiſche Ruheſtätte gefunden hatte, wurden dem Volke bald heilig, des Blutzeugen Märtyrtod und ſein Wunder gewann den ganzen Gau für die Chriſtuslehre. Dieſer Ort trägt von ihm den Namen Sanct Landelin, über dem Wunderquell erbaute Herzog Etticho eine Kirche, voll Gnadenbilder und begabt mit reichem Ablaß. Zahlreiche Mönche ſiedelten ſich hier an und weilten in dieſem Thale an den Ufern der Umlitz, wie der Thalbach in früheren Zeiten genannt wurde; ſie erbauten Hütten in der Nähe jenes geweiheten Grabes. Von dieſem Verweilen der Mönche erhielt der allmählich entſtehende Ort den Namen Münchweiler, und außerdem entſtand auch noch auf jener nahen Anhöhe über dem Wallfahrtsort das Kloſter Mönchszelle. Deſſen Bewohner verſahen den Gottesdienſt in der Kirche zu Sanct Landelin. Noch aber wogten gewaltige Völkerkämpfe; die Franken brachen heraus in dieſes Alemanniſche Land und verheerten es, das Klöſterlein verſank bald in tiefſte Armuth. Da geſchah es, daß ein frommer Mönch deſſelben, Namens Widegera, aus dem Breisgau, im Jahr ſiebenhundertundzwanzig Biſchof zu Straßburg wurde, und viel zur Erhaltung von Mönchszelle that. Nach ihm wurde, doch lag dazwiſchen wieder eine lange Zeit voll Noth, Gefahr und Kämpfe, Etto, der Sohn Herzog Etticho's, welcher letztere die nahe Stadt Ettenheim gründete, durch Kaiſer Karl den Großen Biſchof von Straßburg. Er war es, der Mönchszelle aufs Neue erhob, und nahe dem Wunderquell des heiligen Landelin das Münſter neu erbaute, das wir als Ettenmünſter nun vor uns in den ſtattlichen Bauten erblicken, das fortan ihm zur Ehre ſeinen Namen Etto als Ettenheimmünſter fortführt. Zugleich wurde Etto des

ünſters erſter Abt, an der Spitze einer Reihe von zweiundfünfzig
lebten, die durch gute und böſe Zeiten hindurch dieſes Kloſter regier-
n. Immer ſchlimmer wurden indeß die böſen Zeiten und die guten
örten endlich ganz auf; der goldenen und ſilbernen folgte die eiſerne
eit mit ihren Gewaltthaten, ihrem Waffenlärm und ihrer Hab- und
aubſucht, wobei von den natürlichen Schirm- und Schutzherrn, den
erren von Geroldseck einer nach dem andern ſich als Feinde des
loſters erwieſen und es mehr und mehr verkürzten, bis mit dem Frie-
n von Lüneville deſſen Aufhebung erfolgt iſt.

Nach dieſer Mittheilung erhoben ſich die Spaziergänger zum Weg-
hen und wandelten wieder ihrer nahen ländlichen Wohnung zu. Lang-
m und keineswegs bemüht ſie einzuholen, folgten ihnen in gemeſſener
ntfernung die erwähnten Mönche auf demſelben Wege, aber zwiſchen
nen und der Herrſchaft ging Philipp, nicht ohne ſich oft nach Jenen
ißtrauiſch umzuſehen.

Graf Ludwig hatte ſich kaum von Angés und Sophie verabſchiedet,
s Philipp mit ſorgenvoller Miene zu ihm trat. Der Ausdruck ſeiner
üge machte den Grafen betroffen.

Nun, Philipp, was haſt du? fragte er ihn verwundert.

Gnädiger Herr! entgegnete der Diener mit verhaltenem Zorn: Er
da! Ich hab' ihn geſehen!

Wer iſt da und wen haſt du geſehen? fragte Ludwig.

Der Citoyen, der Waſſerſpringer, gnädiger Herr! verſetzte Philipp.
as Spitzbubengeſicht vergeſſ' ich all' mein Lebtag nicht, ich erkannt'
gleich wieder, obſchon ich's nur einen Augenblick ſah. Einer der
iden Mönche war's, die uns langſam nachfolgten, die vorher, wie
ie die Geſchichte von dem alten Kloſter erzählten, dort in der Vor-
lle der Kirche knieten. Wie dieſer Kerl den Kopf wandte, wie er
rüberſah nach Ihnen und den Damen, da hatte ich's los: Is war
n Blick, wie der einer Schlange. Geben Sie Acht, Herr Graf, das
nnte nichts Gutes bedeuten!

Dieſe Nachricht überraſchte und erſchreckte Ludwig und er nahm
keineswegs leicht auf.

Vielleicht irreſt du dich, vielleicht auch nicht, ſprach der Graf;
mer wird es wohlgethan ſein, daß wir auf der Hut ſind. Siehe
, ob du die Mönche wiederfindeſt, ſpähe aus, wohin ſie gehen, wo

ſie bleiben, ich werde das Meinige thun. Sobald du zurückkommſt, ſattle das Pferd, ich werde nach der Stadt reiten, du aber bleibſt ſo lange in der Wohnung der Damen als Wächter und hüteſt ſie ſorgſam mit all der Treue, die ich an dir kenne.

Mir ſoll Keiner kommen, gnädiger Herr, darauf verlaſſen Sie ſich. Wehe dem Kerl, der dazu geholfen hat, den guten ſeligen Herrn Leonardus van der Valck hinüber zu befördern, ich zermalme, ich zerquetſche ihn, und ſollte es mich den Kopf koſten!

Ludwig blieb im tiefernſten Sinnen allein. Philipp's Meldung weckte allerhand ſorgenvolle Gedanken in ihm auf; ſchon längſt hatte er wahrgenommen, daß ſich, begünſtigt von der Freiheit des Gnadenortes, gar mancher verdächtige Geſelle in dieſes Thal geſtohlen, daß Späheraugen umherſchlichen, daß vom nahen Frankreich aus jene Netze herübergeworfen wurden nach dem Fürſten, der, ſo oft man ihn auch warnte, an eine Gefahr nicht glaubte und nicht glauben wollte,

Philipp erſchien nach einiger Zeit wieder und meldete ſeinem Gebieter, daß es ihm nicht gelungen ſei, von jenen beiden Mönchen auch nur die leiſeſte Spur zu entdecken, beharrte aber auf ſeiner Behauptung und betheuerte hoch und heilig, daß Jener kein anderer als Clement Abencourt, der Spion, geweſen ſei.

Ludwig befahl ihm wiederholt, in der Nähe der Wohnung der beiden Damen zu bleiben, auch Jacques zur Wachſamkeit aufzufordern; dann ritt er nach dem Städtchen, wo er ohne Aufenthalt Audienz bei der Prinzeſſin forderte. Gütig und mit dem freundlichſten Wohlwollen wie immer empfangen, theilte nun der Graf der edlen Frau ganz offen und unumwunden nicht nur die Wahrnehmung und Vermuthung ſeines Dieners mit, ſondern brachte auch ſo manches Andere zur Sprache, was Ludwig von andern Fremden, von Einwohnern, von Leuten der Gaſthäuſer flüchtig und geſprächsweiſe vernommen hatte, und was Alles darauf hinauslief, daß franzöſiſche Emiſſäre, Commiſſäre und Spione ſich im Münſterthale verbreiteten, ſogar in die Stadt ſich wagten, und daß jedenfalls ein Schlag gegen die in derſelben verweilenden Emigranten ſich vorbereite. Man ſprach laut davon, daß die ſtärkſten Vermuthungen gehegt würden, die in dieſem Lande verweilenden Angehörigen und Anhänger des vertriebenen Königshauſes betheiligten ſich an Anſchlägen gegen das Leben des erſten Conſuls den die Bourbons naturgemäß haſſen mußten. Schon waren Thaten geſchehen, die es offenkundig machten, daß es Menſchen gab, welche nicht an die Göttlichkeit der Sendung des neuen Meſſias von Frankreich glaubten, obſchon dieſer, mit hohem Muthe gewappnet, ſeine Feinde vor ſich niederwarf und die ſtaatliche Ordnung wieder herſtellte.

Graf Ludwig entdeckte der Prinzeſſin, daß man ſich in die Ohren flüſtere, der Herzog ſei mit George Cadoudal im Einverſtändniß, habe für denſelben das rothe Band und den Generallieutenantstitel vom Grafen von Artois ausgewirkt, ſtehe auch mit Pichegru im geheimen Bündniß und es ſei ganz zweifellos, daß eine große weitverzweigte Verſchwörung exiſtire, die der Herrſchaft und dem Leben des erſten Conſuls ein Ende zu machen beabſichtige. Zu dieſem Ende reiſe der Herzog von Zeit zu Zeit verkleidet zu George, wo demſelben im Kreiſe der Verſchwornen königliche Ehren erwieſen würden.

Die Prinzeſſin erſchrak heftig über dieſe Nachrichten und traf auf der Stelle ihre Anſtalten.

Ich ſehe klar, ſprach ſie, daß hier ein ganz anderes Complott vorliegt, als blos das gegen Leben und Freiheit meines Gemahls! Man weiß, daß wir auf dem Punkte ſtehen, unſere bis jetzt heimlich gehaltene Verbindung vor aller Welt zu erklären, man ſieht ein, daß durch dieſe Verbindung das Vermögen des Herzogs nicht an Die, welche darauf hoffen, ſondern an deſſen rechtmäßige Erben fallen wird, daher will man den letzten Zweig vom Hauſe Condé abhauen, auf daß der ganze Stamm verdorre, und will dies durch Verdächtigungen bewirken. Tauſendfacher Dank ſei Ihnen geſagt, mein beſter Graf! Sie ſind der Freund, auf deſſen Hochherzigkeit ich in allen Fällen feſt vertraue. Laſſen Sie uns raſch und entſchieden handeln, retten Sie mein Kind! In Ihre treue Hut übergebe ich, die Mutter, es für Leben und Sterben. Der Herzog hört auf keine Warnung, iſt blind für die Gefahren, die ihn umdrohen; ich muß ſelbſtändig handeln, Mutterpflicht und Mutterliebe gebieten es mir. Sie, beſter Graf, rüſten ſofort Alles zur Abreiſe, Sie gehen noch heute, höchſtens morgen mit Sophie, die ich nur noch einmal ſehen und ſegnen will, in Begleitung von Angés, Jacques und Sophie Botta nach Ingelfingen, und verbergen dort durchaus Herkunft und Stand von Ihnen Allen. Mittlerweile werde ich den Herzog überzeugen und bewegen, daß er mit mir Ihnen folgt und ſich dem gefährlichen Netz entzieht, das ſich hier um ihn und uns Alle herumſpinnt. Säumen Sie nicht, ich werde ſogleich den Wagen ſenden und Sophie herüber holen laſſen, für die ich zittre. Ach, beſter Graf, welch' unſchätzbares Gut vertraue ich Ihnen an! O, Himmel, und ich bin ſo ganz ohne Bürgſchaft!

Gnädigſte Frau Prinzeſſin! unterbrach lebhaft und ganz gegen die Form der Courtoiſie der Graf die Sprechende: ſagen Sie nicht ohne Bürgſchaft! Ich ſtelle Ihnen dieſe Bürgſchaft, bei Gott dem Allmächtigen, ich ſtelle ſie! — Und indem der Graf in leidenſchaftlicher Erregung auf ſeine Kniee ſank, fuhr er fort: Bei dem ewigen Gott, den ich in dieſer feierlichen Stunde zum Zeugen anrufe, bei dem Gott, vor dem, und nicht vor Ihrer Hoheit, ich jetzt kniee, ſtelle ich Ihnen meine Bürgſchaft: das Herz eines deutſchen Mannes, und weihe mich, mein Leben, mein Hab und Gut, meine Zukunft, mein ganzes Erdendaſein dem himmliſchen Geſchöpf, welches Sie Ihre Tochter nennen! Ich will ihr Alles ſein, wozu Sie mich ernennen, wozu ſie ſelbſt mich erwählt, Vater, Bruder, Freund, Beſchützer, Wächter, Alles, Alles! Ich will um Sophien willen der Welt, ich will dem Leben entſagen, wenn dies gefordert wird! Unter hundert Schleiern will ich ſie verbergen, ihr Geheimniß will ich bewahren, und wenn Sie, oder der erlauchte Vater es nicht löſen, ſo ſoll keine Macht oder Gewalt, ſelbſt nicht die furchtbare Macht des Todes das dreimalheilige Siegel brechen, das meine Lippen ſchließt. Ich weiß, Hoheit, was ich Ihnen verſpreche — ich bin frei, bin unabhängig, bin durch ſchmerzliche Erlebniſſe abgelöſt von der Welt — und — daß ich es ſage, weil ich es ſagen muß, o Prinzeſſin, zürnen Sie nicht, richten Sie nicht — ich liebe Sophie! Ich bete Sophie an!

Graf, ſprach die Prinzeſſin, im Innerſten erſchüttert, während ihre Thränen unaufhaltſam ſtrömten und ſie dem Knieenden beide Hände bot, ihn emporzuheben: Sie ſind ein edler Menſch! Sie ſind würdig des höchſten Glückes, das die Erde bieten kann, o möcht' Ihnen für Ihren treuen und feſten Wille ein Himmel auf Erden werden! Gehen Sie, und bringen Sie mir Sophie, daß ich Sie Beide ſegne. —

Graf Ludwig ging, den Himmel im Herzen und große Entſchlüſſe in ſeiner Seele. Noch an demſelben Abend fuhr er mit Sophie und

Angès nach der Stadt, — auf dem Kutſcherſitz ſaß wohlbewaffnet Jacques, hinten auf nicht minder gut bewehrt Philipp. Weder auf dem Hin- noch auf dem Rückwege zeigte ſich Etwas, das Beſorgniß hätte erregen können.

Liebevoll vertraute die Mutter ihrem Kinde, daß die größte Gefahr ihnen Allen drohe, daß Graf Ludwig großmüthig entſchloſſen ſei, ihr Retter, ihr Ritter, ihr Beſchirmer zu werden, daß ſie in eine kurze Trennung von dem liebenden Mutterherzen ſich fügen müſſe und daß, es komme wie es wolle, ihr Geſchick ſich an das des Grafen knüpfen werde.

Sophie weinte, wie es nicht anders ſein konnte, aber ſie ſprach unter Thränen zur Mutter die verſtändigen Worte: Was Sie befehlen, meine gnädigſte Mutter, iſt meine Pflicht. Was der Herr Graf mir befehlen wird, werde ich befolgen, als ſeien es Gebote aus Ihrem Munde. Ich kenne und ehre den Herrn Grafen aus frühen Kindheittagen; er war ſchon, als ich noch ein Kind war, auf dem Schiffe in Amſterdam, auf der Reiſe und zu Schloß Doorwerth die Güte ſelbſt gegen mich, er war auf der Reiſe nach Rußland mein Führer, mein Lehrer, ebenſo in Hamburg, ich danke ihm ſo viel, daß ich nichts erdenken kann, was ich beſäße, um ihm damit für alles Das zu lohnen, was er mir Gutes und Liebevolles erwieſen hat.

Den größten Dienſt ſteht der Graf jetzt im Begriffe, uns und dir zu leiſten, aus der größten, drohendſten Gefahr dich zu retten, ſprach die Prinzeſſin. So gehe denn in des Grafen Schutz, in Gottes, in Mariens, in aller Heiligen Schutz, mein theures, ewig theures Kind! Wir ſehen uns wieder! Gott gebe bald, recht bald!

Der Herzog war nicht bei dieſer Abſchiedſcene zugegen, er war nicht im Orte, vielleicht verreist, vielleicht auf der Jagd.

Es war zu ſehr früher Morgenſtunde, der Tag graute kaum, — Alles war ſtill und feierlich in den Nachbarorten Ettenmünſter, Münchweiler und Sanct Landelin. Die mannichfaltigen großen Gebäude erſchienen noch höher, gewaltiger, ausgedehnter als bei Tage, die Thalferne war nebelgrau umflort und düſter. Der Ettenbach rollte ſtark hinab nach der Stadt, als eile er, recht wie ein fleißiger Arbeiter in der Frühſtunde zu Felde zieht, ſeine Mühlen zu treiben, oder ſeine Thalwieſen wäſſernd zu befruchten. Alles war gepackt, geordnet und zur Reiſe bereit. Zwei Wagen ſollten die Reiſenden aufnehmen, im erſten ſollten der Graf, Sophie und Angés, im zweiten die Dienerſchaft fahren.

Als es nun zum Einſteigen kam, weigerte ſich Angés entſchieden, ſich zu Ludwig und Sophie in den Wagen zu ſetzen, behauptete das Rückwärtsfahren nicht gut zu vertragen, und was ſie ſonſt für Vorwände zur Hand nahm; der wahre Grund aber lag in Angés zartem Sinn, ſie wollte Sophie jetzt einzig beim Schmerz über dieſe Trennung von den geliebten Eltern der Tröſtung ihres Begleiters überlaſſen, denn es gibt Augenblicke im Leben, wo zwiſchen zwei Perſonen auch die allervertrauteſte Dritte ſtört.

Der Poſtillon des erſten Wagens ſtieß in's Horn, ſtimmte die Melodie eines ſchwarzwälder Volksliedes an und daſſelbe ſchien allen bewaldeten Bergwänden des Münſterthals ſo wohl zu gefallen, daß ſie's im Echo nachtönten. — Dieſe Poſthornklänge und des Wagens Rollen auf harter Straße, die friſch mit Bergkies bedeckt war, ließ einen gellenden Aufſchrei überhören, der plötzlich hinter ihnen dicht am zweiten Wagen ausgeſtoßen wurde, einen Schrei, der herzzerſchneidend alle Diejenigen durchdrang, welche ihn vernahmen.

4. Kataſtrophen.

Der anbrechende Morgen war trüb und düſter, und über der Straße, die durch das Gebirge nach Tübingen zu führte, hingen ſchwere Nebel, die an den Waldbergen hinzogen. Ein ſolcher Morgen weckt keine frohe Stimmung, und der heutige entſprach außerdem noch ſo ganz der Lage der Reiſenden. Sophie war ſtill und ergeben, ſie fühlte ſich geſchützt, einer drohenden Gefahr entriſſen, von der Zukunft hoffte ſie nichts; ihre Gedanken kehrten zurück zu den geliebten Herzen, die ſie hatte verlaſſen müſſen; ihre einzige Hoffnung war die Verheißung des baldigen Wiederſehens.

Graf Ludwig war von anderen Betrachtungen bewegt. Er fühlte ſich ſtolz und mächtig gehoben in dem Gedanken, das Sophie ihm nun ſo unerwartet ſchnell anvertraut ſei; er gedachte ſeines heiligen Gelübdes, und ſchwur ſich noch tauſendmal zu, es zu halten. Er ſprach zu Sophie ſanfte, ehrerbietige Worte, und wußte gleich in der erſten Stunde ſeines Alleinſeins mit ihr mit ſicherem Tacte den Ton zu finden, der ſich für beide ziemte.

Was ich von Ihnen erbitte, nahm er das Wort, iſt, daß Sie mir erlauben wollen, auch fernerhin zu Ihnen in dem Tone reden zu dürfen, den unſere vielfachen gemeinſchaftlichen Reiſen und das nothwendige Incognito der ſpäteren Zeit uns finden ließen. Ich werde Sie ehren, als ſeien Sie eine Königin, ich werde Sorge tragen, daß dieſe Ehrerbietung von Allen ausgehe, die Sie künftig umgeben und Ihnen dienen, aber ich werde Sie nicht Prinzeſſin nennen, denn dieſes Wort würde nur die argwöhniſche Neugier wecken. Sie müſſen um Ihrer eigenen Sicherheit willen ſtets vor den Augen anderer Menſchen verſchleiert erſcheinen, und bei Ihrem Leben gegen keine Seele ſich mittheilen. Es iſt eine große Laſt, die das Schickſal einem noch ſo jungen Herzen auferlegt, und manche Lebensfreude, auf welche Jugend, Schönheit und Anmuth Anſpruch haben, wird Ihnen verſagt bleiben, doch wird Alles geſchehen, um Sie, ſo viel es möglich iſt, zu entſchädigen, und gewiß wird nach einiger Zeit dieſe Feſſel auch wieder von Ihnen genommen; Sie werden an der Hand der erlauchten Eltern wieder in die Welt treten und die Huldigungem empfangen, welche Ihnen gebühren.

Ich habe keinen anderen Wunſch, Herr Graf, entgegnete Sophie, als den, mit meinen Eltern recht bald wieder vereinigt zu werden; bis dies geſchieht, werden Sie mich in Allem folgſam und gehorſam finden, was Sie mir anbefehlen.

Ich werde Ihnen nie Etwas befehlen, Sophie, entgegnete Ludwig; aber jede der Bitten, die ich an Sie richte, wird Ihr Wohl zum Zweck haben.

Ihre Wünſche werde ich ſo achten, erwiederte Sophie, als wenn mein Vater oder meine Mutter dieſelben mir an's Herz legten. —

Die Fahrt hatte ſchon eine Zeitlang gedauert, als an einer Stelle, wo es langſam bergan ging, der Graf ſich aus dem Wagen bog, um zu ſehen, ob der zweite Wagen hinter ihm ſei? Ludwig bedauerte im Stillen Angés Weigerung, ſich zu ihnen in den erſten Wagen zu ſetzen; er hätte gerne ihre Stimme gehört, ſich ihrer gemüthvollen Unterhaltung erfreut, es war ihm nicht möglich, ganz ohne Befangenheit mit dem fürſtlichen Kinde zu ſprechen, und ſich gleich völlig in das ihm ſo neue Verhältniß hinein zu finden und einzuleben. So ſehr die Glut der Liebe ihn durchzitterte, ſo ſehr hielt die höchſte Achtung, die ehrfurchtvollſte Scheu ihn ab, Sophien ſchon jetzt dieſe glühende Neigung zu offenbaren.

Der Wagen folgte in ziemlicher Entfernung, halb vom Nebel eingeſchleiert, der rings die Fernſichten hemmte, und nicht einmal die benachbarten Berggipfel erkennen ließ.

An einer Waldſchmiede hielten nach der Fahrt von zwei Stunden die Poſtillons, um einem der Pferde ein losgegangenes Eiſen feſtnageln zu laſſen, und da glücklicher Weiſe neben der Waldſchmiede auch eine Waldſchenke ſtand, ſo benutzten die Lenker des Viergeſpannes dieſe Gelegenheit zur Einkehr in dieſelbe.

Ludwig ſtieg einige Augenblicke aus und ſah dem nachkommenden Wagen verlangend entgegen, um Angés zu grüßen, und ſie auf Sophiens Wunſch zu erſuchen, im erſten Wagen bei ihnen Platz zu nehmen.

Jener Wagen kam langſam nach, als er nahe genug war, ſahe der Graf zu ſeiner Beſtürzung, daß es eine völlig fremde Kutſche ſei. Er rief den Kutſcher an, ob er nicht einen Reiſewagen mit Gepäck und vier Pferden überholt habe? Dieſer, eine nichts weniger als gutmüthige Schwarzwälder Phyſiognomie, ſchüttelte ſein mit einem breiten Hute bedecktes Haupt, ohne ein Wort weiter zu ſagen, und peitſchte ſein Geſpann, welches einige Neigung zeigte, auch vor der Waldſchenke zu halten.

Das war Ludwig unangenehm, ja es berührte ihn peinlich, daß jener zweite Wagen nicht nachkam — er ſah die Zögerung des Poſtillons nicht ungern, hoffte und hoffte, blickte verlangend und voll Ungeduld auf den zurückgelegten Weg, ſo weit dieſer ſich überſchauen ließ, und immer vergebens. Der zweite Wagen kam nicht, die Fahrt des erſten ging weiter. Die Station wurde erreicht, wo die Pferde gewechſelt wurden, neuer Aufenthalt — der zweite Wagen blieb noch immer aus. Es wurden einſtweilen friſche Pferde für ihn beſtellt und dem zurückreitenden Poſtillon aufgetragen, den Nachfolgenden Eile anzuempfehlen.

So ging es von Station zu Station, immer banger wurde es dem Grafen um's Herz. Was war geſchehen? Was konnte dieſen räthſelhaften Aufenthalt veranlaßt haben? Der Abend dämmerte nieder und der Tag, der für Ludwig ſo verheißungsreich begonnen, ſank ihm ſehr trübe, ſeine Verlegenheit mehrte ſich von Stunde zu Stunde; er begann jetzt unwillig zu werden über Angés' Laune, wie er es nannte, und mußte doch dieſen Unwillen vor Sophie unterdrücken, durfte die noch Ahnungsloſe nicht ſchrecken und mit ſeinen Befürchtungen ängſtigen.

Tübingen war erreicht, das Ziel des erſten Reiſetages, wo Nachtraſt gehalten werden ſollte, und Ludwig's Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Sollte die Prinzeſſin der weiblichen Bedienung entbehren, ſie, die von Kindheit auf die ſorgſamſte Aufmerkſamkeit gewohnt war?

Ludwig ordnete an, daß eine Staffette dem Wagen entgegen geſendet werde, die die ganze Straße entlang nach der zurückgebliebenen Reiſebegleitung forſchen und nöthigenfalls bis zur Poſt nach Ettenheim weiter befördert werden ſollte, wenn keine Spur ſich fände.

Nach einer Stunde ſorgenvollen Harrens kam die Staffette zurück und rief zum Fenſter des Gaſthauſes hinauf, aus dem der Reiſende herunterſah, daß der Wagen ſogleich kommen werde.

Voll hoher Freude warf der Graf ein paar brabanter Laubthaler in den Hut des Poſtillons, der von dannen ritt, und bald rollte in der That der langerſehnte Wagen heran. Voll Unruhe und Ungeſtüm eilte Ludwig die Treppe hinunter, um Angés ſelbſt aus dem Wagen zu heben.

Philipp war bereits von ſeinem Außenſitz herabgeſprungen, ſein ſonſt ſo friſches rothes Geſicht war bleich; er blickte ſeinen Herrn mit dem Ausdruck tiefen Kummers an, öffnete den Schlag, — Sophie Betta, die Dienerin, ſtieg aus, aufgelöſt in Thränen, der alte Jacques folgte — Angés fehlte.

Was iſt das? Wo iſt Angés? fragte Ludwig erſchrecken.

Philipp antwortete: Ach, beſter gnädiger Herr! Ach das Unglück! Kommen Sie in das Haus!

Der Graf eilte in raſchen Sätzen die Treppe hinauf und gebot Philipp, ihm ſogleich zu folgen. Sophie öffnete die Thüre des Zimmers, in welches ſie abgetreten war, Graf Ludwig winkte ihr ſtumm, zog den Diener in ſein Zimmer und ſtammelte: Sprich! Sprich! Was iſt's mit Angés? Wo habt ihr ſie gelaſſen?

Ach, erſchrecken Sie nur nicht allzuſehr, gnädiger Herr! ſtammelte Philipp. Ach, der liebe gute Engel!

Angés! ſchrie der Graf: was iſt's mit ihr?

Sie iſt nicht mehr — ſie iſt todt — ſchändlich ermordet!

Todt? Ermordet, ſagſt du?

Wie ich Ihnen ſage, ſchluchzte Philipp.

Jetzt kam auch die Kammerzofe herauf, überlaut weinend, und da die Prinzeſſin dieſe hörte, öffnete ſie wieder die Thüre und ließ ſie zu ſich eintreten; bald wurde auch das junge Herz Sophiens von einer Nachricht erſchüttert, die ihr das Blut erſtarren machte.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis es zu einer zuſammenhängenden Erzählung des Ereigniſſes von Seiten Philipp's kam.

Wir waren eben im Einſteigen begriffen, berichtete dieſer: als der Wagen des Herrn Grafen wegfuhr. Die Jungfer ſaß bereits auf dem Rückſitze, Angés wollte gleichfalls einſteigen, ich und Jacques hatten nur noch einen Koffer aus dem Hauſe zu ſchaffen, den ich vor mich auf den Kutſcherſitz nehmen wollte, und im Augenblicke, wo ich zuerſt meinen Fuß auf die Stufe vor der Schwelle des Hauſes ſetze, höre ich einen entſetzlichen Schrei, ſehe Angés ſinken, während eine Geſtalt wie ein Schatten um die Ecke des Hauſes huſcht. Ich laſſe gleich den Koffer fallen, ſchreie Jacques zu: Helft dort! und ſtürze dem Schatten nach, dort praſſelt ein aufgeſtellter Haufen Holz zuſammen, Scheiter fallen auf mich — aber mich hält nichts zurück, jetzt hart an der Ferſe bin ich ihm — es war eine dunkle Geſtalt — ſie will über einen Zaun — verfängt ſich in der Kutte, wendet ſich — ratz! reißt die Kutte in Fetzen, und auf mich ſtürzt's und ich hab' einen wüthenden Stich in der linken Schulter. Da pack' ich die Hand und breche ſie am Gelenke ab, — ſie kracht, aber feſt bleiben die Teufelsfinger um den Dolch gekrallt. — Ich trete den Kerl zuſammen, faſſe ihn an der Gurgel und ſtoße ihn gegen eine Mauerwand, ſo lange und in einem fort, bis der Athem ihm ausgeht. Nieder werf' ich ihn, mit Füßen tret' ich ihn, an den Haaren ſchleiſ' ich ihn vor nach der Stelle, wo er ſeine blutige That vollbracht — wo Jacques die arme unglückliche Angés als Leiche in den Armen hält, und laut um Hülfe ruft und jammert. Es gibt Lärm, die Poſtillons ſpringen von ihren Pferden, die Jungfer ſtürzt aus dem Wagen, die Hausleute eilen herbei — ach, was half das Alles? Angés war ſtarr und kalt — von einem Dolchſtoß mitten ins Herz getroffen — der Mörder mußte ſich hinter dem Wagen verſteckt gehalten und ihr beim Einſteigen den Mantel erſt abgeriſſen haben, denn dieſer lag am Boden, dann hatte der Hallunke ſeinen ſicheren Stoß geführt.

Das Unglück war da, das große, entſetzliche Unglück. Nach dem Schultheißen, nach Polizei, nach Gensd'armen wurde gerufen, die ganze Ortſchaft kam in Allarm. Dort lag noch der feige elende Mörder — Angés war in das Haus getragen worden, das ſie bewohnt — ach, wer hätte eine ſolche Rückkehr geahnt! — Es wurde heller Tag — das Volk ſah nicht die ermordete Angés, den Mönch ſah es, und ſchrie: Ein frommer Pater iſt erſchlagen! Mord! Mord! Die Poſtillons wurden gezwungen, ihre Pferde abzuſpannen. Jetzt ſah ich erſt, daß ich ſelbſt beträchtlich blutete, es wurde mir ganz elend — ich trank ein Glas Rum und riß meine Kleider ab. Ein Bader fing gleich ſeine Kur mit mir an, mitten in der Wirthshausflur — des drängenden Volkes wurde immer mehr — ſie wollten den Leichnam des Mannes aufheben und ihn in die Kirche tragen, wie ich aus ihren Reden vernahm — da ſtieß ich den Bader zurück und ſchrie: Den Hund, den Meuchelmörder in die Kirche? In das Gotteshaus? Auf den Schindanger gehört er, wenn ihr es wiſſen wollt! Ein frommer Pater wäre er, bildet ihr euch ein? O, ich weiß auch, wie ein Pater beſchaffen iſt! Schaut her! — Dabei riß ich ihm die Kapuze vom Kopfe, und es war nun hell genug, daß jeder ſehen konnte, daß der Kerl keine Tonſur hatte. Der ein Pater? Ein franzöſiſcher Spion iſt's, wenn ihr's wiſſen wollt!

Wie? War es etwa jener Clement Abencourt? rief Ludwig tief erſchüttert aus.

Nein, gnädiger Herr, — der war es nicht, aber der Spießgeſelle, der mit ihm ging, auf alle Fälle derſelbe Hund, der dem guten Herrn Leonardus den Tod brachte. Jetzt erſchien Polizeimannſchaft — da man an mir Blut ſah, und zwar deſſen nicht wenig, ſo ſollte ich der Mörder des Mörders ſein, — und ſchlecht genug wär' es mir auch ſicherlich ergangen, wenn der Kerl wirklich todt geweſen wäre; aber mit Einemmale fing er an, Geſichter zu ſchneiden und zu gurgeln und wurde wieder lebendig, wie eine Katze, die man heute dreimal todt ſchlägt, und übermorgen läuft ſie wieder auf dem Firſt des höchſten Daches, als wäre ihr nichts geſchehen. Er wurde ſogleich mit Stricken geſchnürt und ins Gefängniß gebracht. Wir wollten Ihnen nun nachfahren, denn wir konnten ja doch nicht helfen — die Poſtillone ſpannten wieder an, aber ſie mußten dennoch zurück. Die Polizei beſtand darauf, daß wir mit nach der Stadt fuhren, um dem Gericht über Alles Aufſchlüſſe zu geben. Daraus entſtand der endlos lange Aufenthalt — da mußte Alles an den Tag, wer wir ſeien, woher wir kämen, wohin wir wollten und wer den Mörder ſo übel zugerichtet habe? — Ich ſagte, daß er mich geſtochen und daß ich mich zur Wehre geſetzt habe. Was der Nichtswürdige ausſagte, habe ich nicht erfahren, ich drängte zur Eile — die Zofe lief von einem Polizeiſoldaten begleitet, zu einer hohen Dame, die bewirkte, daß wir freigelaſſen wurden und fortfahren durften. Jener Mörder wird wohl der Vergeltung nicht entgehen, aber uns allen war bitterlich weh um's Herz über der unſchuldigen Frau Angés' Tod, die wir noch einmal ſahen, und die ſo überirdiſch ſchön da lag, wie eine blaſſe geknickte Lelibloem — ſo plötzlich dahinzugeben das noch ſo junge liebliche Leben!

Welch' ein Schmerz für Ludwig wie für ſeine Schutzbefohlene! Das war ein mehr als trüber Beginn des neuen Lebensabſchnittes, der mit dem heutigen Tage für Beide angebrochen war — das war eine ſchwere Prüfung, eine finſtere Vorbedeutung.

Der Graf ließ Philipp ſogleich wundärztlich behandeln; die Wunde war übrigens nicht von Bedeutung. Des treuen Burſchen Natur war nicht zart und empfindlich, er hatte zwar in der Nacht ein wenig Fieber, war aber am andern Morgen bei ſehr früher Zeit wieder auf, und bereit, den Befehlen ſeines Herrn zu folgen. Dieſer verſah ihn mit Geld; er ſollte ſogleich mit Extrapoſt zurückfahren und

Angés' Leichenbeſtattung in ehrenvoller angemeſſener Weiſe anordnen, dabei auch der Prinzeſſin Kunde vom Befinden ihres Kindes bringen, das der treuen Pflegerin ſeiner Kindheit und Jugend den traurigen Zoll der aufrichtigſten Thränen nicht verſagte, ja ganz außer ſich war über alle die Betrübniß, die auf ſein Herz einſtürmte.

Daß die Weiterreiſe nach Ingelfingen keine heitere war, lag in der Natur der Umſtände; düſtere Wehmuthſchatten umwölkten die Stimmung der Reiſenden, aber die tiefe und gerechte Trauer, welche der Graf und Sophie bei dieſem plötzlichen, ſchrecklichen Hinſcheiden ihrer gemeinſamen Freundin empfanden, näherte ihre Herzen einander mehr, als die hellſten Freudentage vermocht hätten.

Ingelfingen war erreicht; nach wenigen im erſten Gaſthaus daſelbſt zugebrachten Tagen ward eine Miethwohnung in der Apotheke bezogen. Die Fürſtin, an welche der Graf und Sophie empfohlen waren, war abweſend, unſere Reiſenden waren alſo auf ſich allein beſchränkt, die äußerſte Zurückhaltung wurde beobachtet, beſonders von Seiten Sophiens; ſie verließ, erſchreckt und eingeſchüchtert durch jenen ſchauderhaften Mord an ihrer geliebten Angés, kaum ihr Zimmer. Denn konnte nicht ſie es ſein, die der Dolch des Mörders geſucht und verfehlt hatte? War es nicht möglich, daß jene Habgierigen, welche nach ihrem einſtigen Vermögen trachteten, mit Mörderdolchen ihr nachſchlichen, um ſie aus der Welt zu ſchaffen? Ihre jugendliche lebhafte Phantaſie malte ihr dies Schreckbild mit den düſterſten Farben aus.

Graf Ludwig hatte den einen Wagen mit Philipp zurückgeſendet; für den anderen kaufte er ein ſchönes Roſſepaar und fuhr häufig mit der Prinzeſſin ſpazieren. welche ſtets verſchleiert neben ihm ſaß. Bisweilen luſtwandelte ſie auch am Arm ihres Beſchützers, ebenfalls tief verſchleiert, und Alles an ihnen ließ die Einwohner des Städtchens errathen, daß der fremde Herr wie die fremde Dame den höchſten Geſellſchaftskreiſen angehörten. Die Ingelfinger waren gerade ſo neugierig wie alle andern Kleinſtädter im lieben deutſchen Vaterlande, zerbrachen ſich die Köpfe darüber, wer dieſes ſo geheimnißvolle Paar ſein möge, und da es ganz unmöglich war, Etwas über daſſelbe zu erfahren, ſo ſuchte man in der Phantaſie Rath und Auskunſt dafür, und bald circulirten allerlei abenteuerliche Gerüchte über das fremde Liebespaar.

Trotz der Nähe der Geliebten war Ludwig's Herz ſorgenbelaſtet und ſchwer, denn er fühlte ſich faſt von allen Banden losgeriſſen, die das Leben ſo freundlich knüpft und in einander verſchlingt. Wen hatte er denn noch draußen in der Welt, ſeit auch Angès ihm entriſſen war? Nur noch das Herz einer Mutter, der ſich ſchriftlich mitzutheilen die Verhältniſſe verboten; doch blieb Georgine nicht ohne Nachricht und nahm aufrichtigen Antheil an des entfernten Lieblings Wohl und Wehe. Mit den eigenen Verwandten war der Graf außer Verbindung gekommen, ſie ſahen ſeine Abweſenheit nicht ungern, es hatte Keiner nach dem Tode der Großmutter gefragt, ob Ludwig nicht auch Anſprüche oder Wünſche habe, und er ſelbſt hielt ſich in ſtolzer Zurückhaltung von den Verhandlungen über das großmütterliche Erbe ferne, obſchon er nicht ohne ein gewiſſes Vergnügen die Briefe Windt's las, die ihn in ſeiner Einſamkeit auffanden.

„Für mich gibt es jetzt," ſchrieb ihm einſt der alte Freund: „alle Hände voll zu thun gegeben, bald in Varel, bald in Doorwerth, bald in Hamburg. Die Herren, der regierende Graf und der Vice-Admiral, haben ſich in Varel ganz gut verglichen; nur ſchade, daß ſie nicht bei dieſem Vergleich aus dem Falken von Kniphauſen trinken konnten! Ich bin jetzt in Hamburg und betreibe den Verkauf des Nachlaſſes meiner hochſeligen Gebieterin, ſo weit die Erbherren denſelben nicht für ſich behalten wollen. Graf William iſt noch hier und überhäuft mich erſchrecklich mit Schreibereien und Ueberſetzungen aus dem Deutſchen und Holländiſchen, um ſich vollkommene Kenntniß in der Nachlaßſache zu verſchaffen. Ich ſitze bis über die Ohren unter den vermaledeiten Papieren, welche ich nebſt dem ganzen Teſtamente lieber heute als morgen dem Feuer opferte. Hier in Lamburg ſieht es auf allen Seiten elend und jammervoll aus. Ich warte nur auf Nachricht vom Erbherrn, der mir von Varel aus ſchreiben will, ob und wann es nöthig ſei, daß ich dahin komme und mit ihm nach Doorwerth gehe; das hält mich allein noch hier auf, ſonſt würde ich meine brave Schweſter zu meinem Bruder nach Bückeburg gebracht haben, der ſie zu ſich nehmen will. Glauben Sie mir, beſter Herr Graf, man wird endlich müde. Denken Sie, daß ich jetzt faſt ganz auf meine Koſten hier leben muß, ich bin nicht beſonders bedacht worden, es wurde mir auch noch keine Sicherheit angeboten, und ich werde zuletzt dem Spott, dem Hohn und dem Jammer ausgeſetzt ſein für ſechsunddreißigjährige Dienſte."

Wie, ſollte Windt Noth leiden? rief Sophie mit Beſtürzung. Das dürfen wir nicht zugeben. Ich bitte Sie, Herr Graf, ſorgen Sie für den braven Mann, der ſo treu an Ihnen hängt.

Wie erfreut und rührt mich Ihr ſchönes Gefühl, entgegnete Ludwig bewegt. Ich werde das Meine thun, obſchon es mir kaum glaublich iſt, daß Windt ſo blosgeſtellt ſein ſollte. Hören wir weiter, was er mittheilt:

„Das Münzkabinet hat ſeinen Erben gefunden; warum die Hochſelige es Ihnen, Herr Graf, nicht vermacht hat, iſt mir ein großes Räthſel, das ſie noch nach ihrem Tode mir zu löſen aufgibt, wie ſie's im Leben ſo oft gethan hat. Die herrliche Bibliothek muß unter den Hammer, der Buchhändler Perthes will ſo gut ſein und die Anzeige der Auction verbreiten, ſowie auch den Catalog drucken. Das Porzellan, Glas, die Leuchter, Spiegel u. dgl. kommt Alles unter den Hammer, auch ein Theil der Bilder. Soll ich nicht die Anſichten der drei Schlöſſer für Sie, Herr Graf, erſteigern? Ich gönnte Ihnen die Beſitzungen freilich lieber alle drei in natura. Das Silber, über ſechshundert Pfund, hat die hochſelige Excellenz ſammt und ſonders einer Jugendfreundin in Sachſen vermacht, ein hübſches Andenken, die Herren Grafen ſind wüthend darüber, können aber nichts dagegen machen, höchſtens es zurückkaufen."

Habeant sibi! ſprach Graf Ludwig: was nützt aller Reichthum, wenn der Menſch nicht innerlich beglückt iſt? Ich will dem braven Windt eine lebenslängliche Rente ſichern; verdient irgend ein Menſch auf der Welt Dank, Lohn und Anerkennung, ſo iſt er es; es wäre himmelſchreiend, wenn er ſich über Undank beklagen müßte!

Ein anderer Brief Windt's, in Doorwerth geſchrieben, den Ludwig allein las, begann:

„Ich ſitze hier am Orte meiner Qual, und inventire, regiſtrire, kataſtrire wie närriſch darauf los, damit der Herr General-Erbe, der Herr Vice-Admiral, welcher Doorwerth übernimmt, Alles im beſten Stande finde; dann heißt es bei mir: fahr' zu, Kutſcher, dann gehe ich nach Stadthagen, ſetze mich endlich zur Ruhe, und will nichts mehr hören und ſehen von Doorwerth, Kniphauſen, Varel und Hamburg.

wer hätte das gedacht, daß Alles ſo wunderlich gekartet würde, daß Graf William, und nicht Graf Wilhelm Guſtav Friedrich die Herrlichkeit übernähme, der doch erſt Alles daranſetzte, ſie zu erlangen. Es iſt in den letzten Lebenstagen der hochſeligen Frau Gräfin und bei der Anweſenheit dieſes guten Grafen William vielfach à la Caglioſtro zu Werke gegangen worden, doch was geht das mich an? Der Vice-Admiral iſt nach London gereist. Von Berlin aus iſt Anfrage ergangen, ob das Münzkabinet nicht verkauft würde; der Anfrager ſoll ein berühmter Antiquarius ſein, der daſſelbe jedenfalls zu ſchätzen weiß. Wenn der Erbe es ihm gibt, ſo wird ſich eine Weiſſagung der Hochſeligen erfüllen, welche dieſelbe oft ausſprach: Von dieſen Münzen und Medaillons, die ich mit Mühe und großen Opfern zuſammengebracht, wird es einſt heißen: Gehet hin in alle Welt."

„Das Reich iſt noch nicht ganz einig, erſt im kommenden Herbſt ſoll die Frucht der Harmonie reifen; wenn ſie ſich nur nicht ſpalten, wie ein Granatapfel, der unzeitig vom Stamme fällt."

„Vom Erbherrn iſt Nichts zu hören, Nichts zu ſehen, nur unverbürgt habe ich vernommen, daß er bei ſeinem letzten Aufenthalt in Varel den Prinzen von la Tremouille und Talmont zu ſich dorthin habe kommen laſſen."

„Nachträglich noch eine, mir erſt kürzlich zugekommene neue Märe, die ich aber durchaus nicht geſagt haben will. Die Ihnen, Herr Graf, wie mir gewiß unvergeßliche verewigte Frau Erbherrin iſt vergeſſen und alle Liebe der Demoiſelle Sara Gerdes, vormals Kammerjungfer, dann Kammerfrau der hochſeligen Erbherrin, dermalen zum Range einer Schloßverwalterin zu Varel erhoben, zugewendet worden, welche die Ehre genießen wird, die Stellvertreterin einer Otteline zu werden. Dieſes nicht mehr junge Mädchen ſtammt aus Bockhorn, das, wie Ihnen genugſam bekannt iſt, zwiſchen Varel und Kniphauſen liegt, und der Großvater derſelben zählte zu den Hörigen der Herrſchaft, der Vater aber iſt jetzt ein freier Landbebauer. Was ſagen Sie dazu?"

Dieſe Meldung erſchütterte den Grafen Ludwig ſehr; als er allein war, rief er faſt in Verzweiflung aus: Mein Fluch, mein Fluch! Welche Dämonen habe ich heraufbeſchworen über das Haus, dem ich entſtamme! — Nun ſehe ich, wie ſich Alles, Alles erfüllen wird, der dauernde Hader, die Zwietracht, die Verachtung, die Verarmung, Alles, bis auf den letzten Punkt!

Sich zu zerſtreuen, ging er hinunter in die Wohnung ſeines Hausmanns, des Apothekers, der ein ſehr unterrichteter und dabei jovialer Mann war. Es war Gewohnheit der vornehmeren Einwohner des Städtchens, ſich Sonntag Vormittags zu einem Glaſe Wein in der Apotheke einzufinden, und die Weinſtube hatte dadurch, daß auch der fremde Herr, der im Hauſe wohnte, dieſelbe beſuchte, einen neuen Reiz gewonnen, zumal Ludwig ſich eine Menge ſolcher Zeitungen des Auslandes kommen ließ, von denen ſonſt nie ein Blatt nach Ingelfingen gedrungen wäre. Erfuhren auch die Herren nicht, was ſie für ihr Leben gern gewußt hätten, wer eigentlich dieſer vornehme, zurückhaltende ſchöne Mann ſei, ſo ſahen ſie doch ſeine Perſönlichkeit in ihrer nächſten Nähe, ſahen, daß ihm der Wein nicht minder mundete wie ihnen, und hörten ihn gern ſprechen, wenn er über die Ereigniſſe der Zeit über die Hoffnungen und Befürchtungen in politiſcher Beziehung ſich äußerte. Auch hatte der Poſtmeiſter der Geſellſchaft vertraut, der fremde Herr empfange faſt mehr Briefe, als der erſte Kaufmann von Ingelfingen. — Sophie beſchäftigte ſich ſtets in Gegenwart ihres Kammermädchens, wenn der Graf ihr nicht Geſellſchaft leiſtete, mit leichter weiblicher Arbeit, oder las gute franzöſiſche Bücher, übte ſich auch bisweilen im Deutſchen, worin jedoch ihre Fortſchritte nur langſam waren; beſonders fiel das Nachmalen der deutſchen Schrift ihr ſchwer. Manche ſtille Thräne weinte ſie um die dahingeſchiedene Angés und die Trennung vom Mutterherzen, und ängſtlich vermied ſie Jemanden zu begegnen; ein fremder Tritt auf der Treppe oder im Vorſaal machte ſie erbeben. Philipp ritt oder fuhr während des Aufenthaltes in Ingelfingen faſt wöchentlich einmal als Sendbote in das badiſche Land; denn es wurde ein lebhafter Briefwechſel mit der Prinzeſſin unterhalten.

Ludwig beſchäftigte ſich in ſeinen zahlreichen Mußeſtunden mit Studien, zu denen ſeines Hauswirthes Beruf und Bücherſammlung den meiſten Anlaß bot. Da ſtanden wohlgeordnet die Werke der Koryphäen der pharmaceutiſchen Wiſſenſchaft neben einander: Göttling, Buchholz, Tromsdorf, Schrader, Wiegleb waren durch ihre Schriften und Almanache für Scheidekünſtler vertreten; eine Sammlung von Pharmacopöen, die mit der Schule von Salerno begann und mit der berühmten und allverbreiteten würtembergiſchen Pharmacopöe abſchloß, ließ Einblicke thun in den Geiſt und in die Fortſchritte der pharmaceutiſchen Wiſſenſchaft und Chemie. Praktiſche Arbeiten, die nur im Winter vorgenommen werden können, wie die Bereitung und Deſtillation der Naphten, ja ſelbſt das Pulvern zäher Harze, die nur Winterkälte ſo hart macht, daß ſie zu Staub zermalt werden können von der ſchweren Wucht der Mörſerkeulen, des Gelbanum, die Aſa u. a., boten dem Beſchauer manches Anziehende dar, nicht minder chemiſche Experimente, die mannichfach erfreuten.

Der Graf gewann die Achtung Aller, denen Gelegenheit wurde, ihn perſönlich kennen zu lernen. Ueber politiſche Verhältniſſe äußerte er ſich nur mit großer, faſt diplomatiſcher Vorſicht und vermied abſichtlich, als Parteimann zu erſcheinen; doch verhehlte er nicht, daß ihm die alte Dynaſtie Frankreichs lieber war, als die gegenwärtige Regierung, daß er aber noch zur Zeit ungleich mehr die Revolution ſelbſt verabſcheue, als ihren muth- und kraftvollen Bezwinger.

Während nun fort und fort die Wißbegierde in Ingelfingen wach blieb, zu wiſſen, wer der fremde Herr eigentlich ſei, ob er nicht, wie Einige muthmaßten, ein franzöſiſcher Prinz, ja ob er nicht gar Monſieur ſelbſt ſei, weshalb ihn auch einige Male der Poſtmeiſter Monſeigneur anredete, was aber mit guter Abſicht von Ludwig ganz überhört wurde, machte ein unſeliges Ereigniß dem Aufenthalte des Gegenſtandes ſo vieler heimlichen Fragen und ſo vielen Kopfzerbrechens zu Ingelfingen ein urplötzliches Ende.

Philipp kam von Ettenheim zurück, mit demſelben beſtürzten und verſtörten Ausſehen, wie damals, als er die Botſchaft von Angés' Ermordung überbrachte, und erſtattete ſeinem Herrn einen Bericht, der dieſem das Haar emporſträuben machte.

Gnädiger Herr! begann er athemlos: Sie müſſen mir ſogleich einen ſichern Paß verſchaffen, daß ich weiter kann! Ich darf keine Stunde hier weilen, ich muß weiter!

Was iſt geſchehen? fragte Ludwig betroffen.

Was geſchehen iſt? Herr Gott im Himmel! Unerhörtes und Entſetzliches iſt geſchehen! Leſen Sie, gnädiger Herr! Damit übergab er ſeinem Gebieter einen Brief, der in Eile zuſammengefaltet und äußerſt flüchtig geſiegelt war. Er war von der Prinzeſſin, und dieſe ſchrieb ihm: „Fliehen Sie, Graf, fliehen Sie mit Sophie, weit, ſo weit als Ihnen möglich iſt! Retten Sie die Tochter, da der Vater unrettbar verloren iſt. In Verzweiflung ſchreibe ich dieſe Zeilen! Der Herzog war gewarnt, treu gewarnt, es war verabredet, daß wir morgen oder übermorgen nach Ihrem Aufenthaltsort eilen wollten, vorher aber ſollte eine feierliche Erklärung unſerer Verbindung auch vor dem Auge der Welt Geltung verſchaffen. Es war bereits ein offenkundiges Geheimniß, daß von Seiten Frankreichs dem Herzog nachgeſtellt und aufgelauert werde, Schaaren von Spionen trieben ſich in dem Städtchen herum, Alles war ſchon ausgekundſchaftet, aber keine Warnung fruchtete, und ſtatt zu fliehen, ging der Herzog unbeſorgt auf die Jagd; den nächſten Tag erſt wollte er die Rathſchläge ſeiner Treuen befolgen. Wie Alles ſo entſetzlich ſchnell gegangen, weiß ich ſelbſt noch nicht, ich begreife überhaupt Nichts, als daß wir Alle unausſprechlich elend ſind! Es wurde Lärm in der Nacht, die ganze Bürgerſchaft rannte auf die Straßen, der ſcheuslichſte Verrath ward geübt worden, der Herzog wurde in ſeiner Wohnung überfallen und gefangen genommen; der Kirchthurm war von Bewaffneten beſetzt, damit Niemand Sturm läute, unter meinen Fenſtern ſah ich meinen geliebten Gemahl im Morgengrauen auf einem Karren vorüberfahren, von Wachen mit Gewehren und blitzenden Bajonetten umgeben — ach, mir ahnet, ich ſah ihn zum Letztenmale! Es mußte ein ganzes Bataillon franzöſiſcher Soldaten vom Rhein herübergekommen ſein, um dieſen Landfriedensbruch und gewaltſamen Menſchenraub zu verüben. Die Umgebung meines theueren Gemahls war mit verhaftet, — ach, noch einige Tage vielleicht, und unſere Sophie hat keinen Vater mehr! — Ich warf mich in einen Wagen, folgte dem Gefangenen bis nach Straßburg, ich flehte meinen Gemahl ſprechen zu dürfen, vergebens, ich ſah — ich ſprach ihn nicht! Wo ſie Henri hinſchleppen, weiß ich nicht — nach Paris ohne Zweifel — der Löwe verlangt nach dem Blute des letzten Bourbons! — Gott mit Ihnen — mit Sophie — ich kann nicht mehr — ich bin vernichtet!

Ch.“

Der Graf ſtarrte wie betäubt auf den Unglücksbrief! — So fällt auf mich ein Schlag nach dem anderen, ſprach er dumpf vor ſich hin, doch — ich muß — ich will ſie tragen alle dieſe Schläge, nur Sophie ſoll ſie nicht mitfühlen.

Was hörteſt du ſelbſt noch außerdem von dem ſchrecklichen Unglück, das mir hier gemeldet wird? fragte Ludwig ſeinen Diener.

Ich lag auf Kundſchaft, berichtete dieſer, hatte nachgeforſcht, wie es um jenen Hallunken ſtände, den Mörder der guten Angés, und ob er ſchon gerichtet ſei. Hat ſich was — gerichtet! Entſprungen war dieſer Teufel abermals, entſprungen mit Hülfe ſeines ſchurkigen Spießgeſellen. Beide waren Spione und verkleidete franzöſiſche Gensd'armen geweſen. Ich hatte mich etwas unkenntlich gemacht, entdeckte richtig den Einen unter den Herumtreibern und ließ ihn nicht wieder aus den Augen; ich kochte vor Wuth und Grimm gegen dieſen verruchten Menſchen, wo er hinſchlich, ſchlich auch ich hin, ſtellte mich ſo, daß er mich nicht gewahrte, ich aber ließ ihn nicht aus den Augen, die ganze Nacht nicht. Ich ſchwur es mir zu, Beide zu verderben, oder mindeſtens den von ihnen, der in meine Hand fallen würde. Wohl merkte ich, daß das Volk Etwas vorhabe, aber was, darum bekümmerte ich mich nicht. Er war bei der Schaar, die in der Nacht des Prinzen Haus umzingelten, gegen Morgen hörte ich in meinem Verſteck plötzlich lautes Rufen, der Prinz wurde gefangen genommen, die Wachen umringten ihn, er wurde auf einen Karren geſetzt und durch den Ort geführt, ich ſchlich mich nach und hatte mir meinen Mann gut gemerkt. Der Morgen kam herauf, es ging auf eine Mühle zu, nahe der Stadt vorbei, die dicht umbuſcht war; der Ettenbach, der dieſe Mühle trieb, rauſchte ſtark und gewaltig, angeſchwollen vom geſchmolzenen Schneewaſſer des Schwarzwaldes. Schon verzweifelte ich am Gelingen meines Verhabens, denn mitten aus der Compagnie konnte ich mir meinen Mann nicht herausholen. Alle meine Gedanken ſchoſſen hinter ihm drein, als wollten ſie ihn feſſeln, und ich glaube, ſie haben ihn gefeſſelt; denn auf einmal blieb Clement Aboncourt zurück, um an ſeinem Torniſter etwas zu ordnen. Niemand war in der Nähe, die Gefangenen ſind in das Mühlhaus geſchleppt worden, die Bedeckung blieb davor. Dicht unterm Damm, auf dem der Weg hinläuft, wälzt ſich die raſche Fluth dem Rheine zu. Der Spion war in meiner Macht. Ein Wurf meiner längſt bereit gehaltenen Schlinge, wie nach einem Pferd auf unſeren Marſchen, ein Ruck — und mein Mann ſtürzt' rückwärts nieder — ich auf ihn los!

Biſt du's, vermaledeiter Satan und Mordgeſelle! Ich ſchau' ihn an, er war's, er verdrehte die Augen, er zappelte und ſchlug mit krampfhaft geballten Fäuſten nach mir. Ich ſtieß ihn in den brauſenden Waldbach, und die Wellen thaten hohe Freudenſprünge, als der Hallunke hinabflog, ſeinen Torniſter warf ich gleich hinterdrein ihm auf den Kopf. So hat doch einer ſeinen Lohn, denn der blieb unten; ich lief eine Stunde dem Mühlenbach entlang, um zu ſehen ob er wieder auftauche, aber der wohlverdiente Strick hat ihn daran verhindert.

Ludwig wandte ſich ſchaudernd ab.

5. Verſchiedene Nachrichten.

In der Weinſtube des Apothekers zu Ingelfingen herrſchte am 18. März des Jahres 1804 eine ungewöhnliche Bewegung. Der intereſſante Fremde, den man ſo gerne in der Geſellſchaft geſehen und reden gehört hatte, war mit ſeiner Begleitung plötzlich abgereiſt. Er hatte noch am Samſtag ſpät am Abend Extrapoſtpferde beſtellt, und war am frühen Sonntag von dannen gefahren, gar zu gern hätte man gewußt wohin, Niemand aber konnte Auskunft geben. Dem Hausbeſitzer war in blankem Golde die Miethe bis zum Ende des Monats bezahlt worden, außerdem hatte ihn noch ein Geſchenk gelebnt, deſſen er ſich gar nicht verſehen, und das ihm die größte Freude machte; es war eine nagelneue, in Paris gefertigte Voltaiſche Säule mit ſechzig Plattenpaaren von Laubthalergröße und allem Zubehör. Für den Poſtmeiſter, der ein ſehr ſtarker Raucher war, war ein koſtbarer großer ächter Meerſchaumkopf mit Silberbeſchlag zurückgelaſſen worden, und für die übrigen Herren des Weinſtübchens Kruggeſtellgläſer mit ſilbernen Deckeln, auf welchen das Wort „Andenken“ ſtand und die Buchſtaben L. C. V. d. W. eingegraben waren.

Der Apotheker war eben bemüht, vor ſeinen Gäſten die Säule aufzubauen, die davon noch gar keinen Begriff hatten, als ein neuer Gaſt eintrat und der Geſellſchaft die ſo eben eingetroffene Nachricht von der Gefangennehmung des Herzogs auf dem friedlichen badiſchen Gebiete durch franzöſiſche Gensd'armen und Offiziere hohen Ranges mittheilte, obſchon dieſe Nachricht mit vielen Unrichtigkeiten vermiſcht war.

Es konnte nicht fehlen, daß die ſchnelle Abreiſe des Unbekannten mit ſeiner ſtets verſchleierten Begleiterin ſofort mit dieſem von Frankreich aus auf deutſchem Boden verübten ſchändlichen Gewaltſtreich in Verbindung gebracht und lebhaft beſprochen wurde. Bald waren alle Anweſenden feſt davon überzeugt, daß jener fremde Herr gleichfalls ein geflüchteter Bourbone geweſen ſein müſſe.

Vom Poſtmeiſter erfuhren auch noch nachträglich die Gäſte, daß die Dienerin des Fremden die hohen Reiſenden nicht begleitet habe, ſondern reichlich beſchenkt mit der Poſt auf entgegengeſetztem Wege wieder zurückgereist ſei.

Ludwig und Sophie hatten an Angés' Mutter gedacht, ſie überlegten, was dieſe gute Frau leiden müſſe, wenn ſie nichts Näheres über den Tod ihrer Tochter erfahre; auch ſehnte ſich Sophie Botta nach ihrer geliebten Pfalz zurück; die Prinzeſſin ſelbſt hatte ihr dieſes Bekenntniß abgefragt, und in ihren Entſchlüſſen entſchieden und von einem hohen ſelbſtändigen Gefühle geleitet, hatte ſie ſofort dem Grafen erklärt, ſie wolle freiwillig auf die fernere Begleitung der Dienerin verzichten; ſie könne ihre einfache Toilette allein ordnen, und wenn ein Ort längern Aufenthaltes erreicht werde, ſo werde es auch an weiblicher Bedienung nicht fehlen. Gleichwohl trennte ſich die junge Prinzeſſin nicht ohne Wehmuth von der einſtigen Wärterin und Dienerin und entließ ſie mit vielen Geſchenken, gab ihr auch Angés' ganze Garderobe mit, mit dem Auftrag, den ſämmtlichen Nachlaß der armen Mutter ihrer unglücklichen Freundin zur Verfügung zu ſtellen, nebſt Allem was Angés ſonſt noch angehört hatte, ſelbſt deren Bild nahm Ludwig nicht wieder an ſich; die Mutter ſollte es gleichfalls haben. So waren denn Ludwig, Sophie und der treue Philipp ohne weiteres dienendes Gefolge abgereist; wohin? wußte Niemand. —

Bald trugen die Zeitungen durch die ganze Welt die Kunde von dem ſcheußlichen Mord, den der Gewalthaber Frankreichs an dem gefangenen Herzog hatte verüben laſſen, und ein Schrei der Entrüſtung ging durch ganz Europa über dieſe raſche blutige That auf Verdächtigungen hin, die jeder Wahrheit entbehrten.

Mit ſtets erneutem Schmerz vernahm Graf Ludwig auf der Fortſetzung ſeiner Reiſe immer und immer wieder dieſe Nachricht, und mußte auf das Sorgſamſte Alles aufbieten, um dieſelbe vor ſeiner holden Begleiterin zu verbergen, die er in ruhigerer Stimmung und vielleicht erſt dann, wenn er einen Brief der Herzogin in Händen hatte, von dem ſchrecklichen Vorfall unterrichten wollte.

Die Freunde in der Weinſtube des Apothekers zu Ingelfingen wurden einige Zeit nach der Abreiſe der Fremden auf's Neue und ſehr lebhaft an den geheimnißvollen Herrn erinnert, als eines Abends der Poſtmeiſter ernſter als gewöhnlich eintrat und ein Zeitungsblatt hervorzog. Wir haben gewiſſermaßen Trauer bekommen, ſagte er nach einer Pauſe bewegt. Da bringt unſer Schwäbiſcher Merkur eine merkwürdige Nachricht, welche im Auszug lautet, daß ſicherem Vernehmen nach ein franzöſiſcher Emigrant von Bedeutung, der ſich vor einigen Monaten längere Zeit zu Ingelfingen aufgehalten haben ſolle, zu Mainz mit Tode abgegangen ſei. Es war, ſo wird gemeldet, ein Mann von ungemein viel Liebenswürdigkeit im Charakter und Benehmen, auch wiſſenſchaftlich gebildet und vielſeitig bekannt mit hervorragenden Perſönlichkeiten. Seiner äußern Geſtalt nach war er von Mittelgröße, hatte ſchwarzes Haar und dergleichen Bart, erſchien ſtets auf das Feinſte, dabei ſehr einfach gekleidet; ſeine Sprache war meiſt die franzöſiſche, doch ließ er bisweilen niederländiſche Accente durch den Strom ſeiner lebhaften und geiſtvollen Unterhaltung klingen. In der deutſchen Sprache drückte er ſich mit vollkommener Reinheit aus. Dieſer Fremde, der durch nichts auffiel, als durch ſein vornehmes und gebildetes Weſen und ſeinen Ernſt im geſelligen Umgang, ſcheint ſeinen nahenden Tod gefühlt, und kurz vor demſelben alle ſeine Papiere vernichtet zu haben, denn es fand ſich nicht das Mindeſte bei ihm vor, was irgend einen Aufſchluß über ſeine Perſönlichkeit hätte geben können. — Der Poſtmeiſter ſchwieg und die Theilnahme der guten Bürger zu Ingelfingen wurde laut:

Es iſt unſer Mann, daran iſt gar kein Zweifel! O weh! — Schade um den Mann! — Er hätte hier bei uns bleiben ſollen, ſo wäre er vielleicht nicht geſtorben! — Zu Ingelfingen iſt gut wohnen.

— Er konnte ſich hier ankaufen — es ſtehen ja jetzt in dieſer erbärmlichen Zeit gegen zehn Häuſer zum Verkauf ausgeboten. — Er konnte hier Bürger werden — wäre wohl in den Stadtrath gewählt worden. — Wie viele franzöſiſche Emigranten haben ſich nicht in den letzten Jahren in deutſchen Städten und Städtchen niedergelaſſen, und ſind angeſehene Leute geworden? — Schade um ihn!

Während Ludwig alſo mit aller Theilnahme biederer ſchlichter Herzen für todt beklagt wurde, ſaß er mit Sophie geſund und wohlbehalten im Gaſthaus einer fremden Stadt. Die edle Jungfrau vergoß die ſchmerzlichſten Thränen — der Tod ihres armen Vaters war ihr endlich enthüllt worden. Die Mutter ſelbſt hatte darüber an ſie und ihren Begleiter geſchrieben. Ach, wie erſchütternd waren die Einzelnheiten jener ſchrecklichen Kataſtrophe! Wie viele Herzen wurden von ihr auf das Tiefſte berührt, auf das Härteſte betroffen! Dort weinte ein mit hohem Ruhme genannter Heldengreis um den Enkel, und hätte gern allen verdienten Lorbeer, ja das eigene Leben dahingegeben um jenes theure, in blühender Jugend hingemordete Leben zurückzurufen. Schmerzlich beklagte der tapfere Vater den Tod des inniggeliebten Sohnes. Ach, und die geliebte Vermählte! Welch hohes Glück hatte ſie beſeſſen und nun auf immer und unerſetzlich verloren!

Alles hätte anders kommen können, wenn nicht die bübiſche Feigheit eines Kammerherrn, der beſtändig um den unglücklichen Herzog war, jeden Verſuch einer Vertheidigung von Seiten des Letztern bei dem nächtlichen Ueberfall verhindert hätte, falls es nicht Schlimmeres als Feigheit war. Ein Wort dieſes Mannes, das einzige Wort: Ich! auf die Frage der Häſcher: Wer von Ihnen Beiden iſt der Herzog? konnte den Letzteren retten, und dies Wort konnte unbedenklich ausgeſprochen werden, denn den armſeligen Höfling hätte man wahrlich nicht hingerichtet. Aber Jener ſchwieg, und der junge Fürſt ward zum Tode abgeführt. Mit Verachtung wies er den feigen Verräther zurück, als derſelbe in Rheinau ſich zu ihm in den Wagen ſetzen wollte. In Straßburg wurde der Herzog von ſeiner Dienerſchaft völlig getrennt, ſeine Hände wurden in Feſſeln gelegt. Fünf Tage lang dauerte mit nur wenigen Unterbrechungen die traurige Reiſe bis nach Paris, der Gefangene wurde in den Tempel gebracht, dort harrte ſchon der Befehl, ihn nach Schloß Vincennes zu ſenden. Die richter-

n Verhöre, die mit ihm vorgenommen wurden, und die der Welt
tlich mitgetheilt ſind, brachten keine Schuld heimlicher Verſchwö-
g gegen das Leben des erſten Conſuls auf den Herzog, aber wer
en ſeine Richter? Werkzeuge in der Hand eines Despoten! — Das
der Inhalt jenes Juſtizmordes in nuce, was auch Alles für und
n ihn geſchrieben wurde. Ein Brief, der dem Herzog unterwegs
die Prinzeſſin, die er noch nicht öffentlich ſeine Gemahlin nannte,
chreiben erlaubt worden war, wurde von einem der Schergen unter-
gen. Mit Mannesmuth beantwortete der Herzog alle Fragen,
nd ein, den ganzen Krieg mit dem Condé'ſchen Corps mitgemacht
aben, ſagte aber aus, daß er den Gehalt von England als Penſion
he, um zu leben, nicht um damit zu conſpiriren. Die Richter
Herzogs darf die Geſchichte nicht ſchonungslos verdammen; es
ihnen, lauter Offizieren von hohem Range, und ohne daß ſie
d vorbereitet waren, ohne daß ſie Kenntniſſe vom Rechte hatten,
len, den Herzog zu richten, ſobald er eingeſtehen werde, die
ſen gegen Frankreich getragen zu haben. Dies geſtand derſelbe
aller Freimüthigkeit ein, und fügte ſeinem Geſtändniß die Worte
: „Nie kann ein Condé anders, als mit den Waffen in der
nach Frankreich zurückkehren.“ Das Todesloos fiel. Ohne
en Richterſpruch, ohne einen Vertheidiger wurde der Meuchelmord
gen. Die Richter waren noch in einem Zimmer, gleichſam ab-
rt, beiſammen, um zu berathen, auf welchem Wege ein gemil-
Urtheil vom erſten Conſul zu erlangen ſein dürfte, da knallten
im Feſtungsgraben die tödtlichen Schüſſe. Die Richter waren
unglücklich — auf ſie und nicht auf den Vollſtrecker der über-
Hinrichtung lenkte ſich das Verdammungsurtheil der ganzen ge-
en Welt. Hier hatte die Willkür das Urtheil vollzogen, ehe es
begründet und in geſetzlicher Form beſtätigt war. Der Herzog
ſterben, denn er war in der Gewalt des Mannes, der ihn
rte und haßte, und war — ein Bourbon!

it mildem Troſt ſprach Ludwig zu der tiefgebeugten Tochter, und
Worte fielen in ihr Herz, wie heilender Balſam ſanft auf Wun-
äufelt. Das ſchöne thränennaſſe Antlitz zu ihm erhoben, faßte
e Ludwig's Hände und ſprach mit leiſem Beben: Nun habe ich
einen Vater mehr! Nun ſeien Sie mein Vater! Sie, dem ich an-

vertraut bin als ein armes, heimathloſes Kind — ach eine Waiſe — o, wie ſchwer wiegt dieſes Wort; ich will ihnen ſo gern gehorchen, ich will Sie ehren gleich meinem Vater, und wenn ich fehle, ſo üben Sie Nachſicht mit meiner Unwiſſenheit und meiner Schwäche!

Wie unendlich liebreizend erſchien ſie ihm da in ihrem tiefen Schmerze! Sie glich einer prächtigen Incarnat-Paſſiflore, in deren Nektarkelche Thränen zittern, die gebeugt ſteht und doch voll Schönheit iſt, die in Demuth ſich neigt und doch voll Hoheit prangt.

Ein Gegenſatz, wie das Leben ihn häufig bietet, zu dieſem wahren Schmerz, dieſer ſchwermuthvollen Trauer, dieſer Verehrung auf der einen, und der kindlichſten Hingebung an den Mann ihres Vertrauens auf der andern Seite, bildete eine andere Trauerbotſchaft aus Holland, die aber nicht ſo herzzerreißender Art war; dort hatte nur eine betagte ſchlichte Frau den Zoll der Natur bezahlt, und war abgerufen worden in das verhüllte Jenſeits. Leonardus Mutter, Frau Maria Johanna van der Valck, geborene van Moorſel, war nicht mehr.

Vincentius Martinus ſchrieb Folgendes an ſeinen noch ſtets am Leben geglaubten Vetter Leonardus, nachdem er ihn in einer frommen Einleitung ſeines Briefes auf die Trauerkunde vorbereitet und ihm dann die ſchmerzliche Nachricht mitgetheilt hatte: „Ich komme ſo eben aus der Kirche, mein theuerer Leonardus, woſelbſt ich für die Seele deiner guten Mutter eine Meſſe geleſen habe; von deinem kindlichen Sinn darf ich wohl vorausſetzen, daß du es gut heißeſt, wenn ich für die Seligentſchlafene die Zahl dieſer Seelenmeſſen bis auf Einhundert ſteigere, und dir dann nach deren Vollendung das Laus Deo darüber einſende. Die Wohlſelige hat noch auf ihrem Todtenbette, und als ich ſie mit den heiligen Sterbeſacramenten als chriſtliche Wegzehrung auf der langen Pilgerſchaft nach der Ewigkeit verſah, für dich gebetet und dir alles Glück gewünſcht, auch läßt ſie dir noch innigſt und herzlich für die lieben und guten Briefe danken, welche du ihr vor ſo verſchiedenen Orten aus geſchrieben haſt; nur konnte die ſelige Tant nie begreifen und ich konnte es derſelben auch nicht begreiflich mache weshalb du dich eigentlich jetzt und wie es ſcheint ohne ein Geſchäf welches doch die Baſis eines ehrbaren und chriſtlichen Lebens iſt, Deutſchland herumtreibſt. Nun, ich gewahre mit Freude, wie g mein Gebet für dich anſchlägt, mein geliebter Vetter, und wie der h

Rochus dich noch immer beſchützt. Nach den Verträgen, die du
den Verwandten abgeſchloſſen haſt, beziehſt Du nun von dem Hauſe
der Valck eine Jahresrente von zehntauſend Gulden, erſt fünf-
end, und nun nach dem Tode deiner frommen Mutter nochmals
tauſend. Gratulire! Ach, wie gern hätte die Wohlſelige mein
es Kirchlein zu Sanct Ottilien bedacht, aber die Hände waren ihr
durch jene Verträge gebunden. Möchteſt du, werther Leonardus,
t deine milde Hand aufthun und ihren beſten Wunſch erfüllen?
würde dich dann auch der ganz beſonderen Gnade dieſer heiligen
gebenedeiten Schutzpatronin empfehlen und ihre Fürbitte durch
n eifriges Gebet für dich erflehen. Du wirſt wiſſen, geliebter Leo-
dus, daß die heilige Ottilia die Schutzpatronin der Augen iſt, und ſie
durch mein Gebet Fürſorge tragen, daß deine Augen ſtets erfreuet
den, wie geſchrieben ſteht: Unſere Augen ſehen nichts wie Manna, und
er: Gib mir die, ſo meinen Augen wohlgefällt. Anliegende verſiegelte
ſel, die wohl ein Bild enthalten dürfte, gab die Verblichene
dem ausdrücklichen Wunſche in meine Hände, daſſelbe dir gleich nach
m Abſcheiden zu ſenden, welcher Pflicht ich hiermit nachkomme.
ge dies letzte Andenken für dich viel Erfreuliches enthalten!“

„Komiſch iſt, trotz aller Trauer, die ich dir pflichtſchuldigſt melden
ß, daß nach dem Tode deiner ſeligen Frau Mutter mehr Luſttra-
de, ſie zu beerben, als Leidtragende, ſie zu beſtatten, von allen
ten herbeikamen. Wir ſind auf einmal äußerſt reich — an
en Verwandten geworden, und der Baum der van der Valckiſchen
pſchaft hat mehr Aeſte, als mir bekannt war; bis nach Herzberg
Harzgebirge in Deutſchland, ja bis nach Dahne im Königreich
eußen wohnen Menſchenkinder, die unſere Verwandten ſein wollen.
einerſeits konnte ich alle dieſe guten Seelen nur auffordern, ſich mit
, oder falls ihnen dies lieber wäre, mit Hiob zu tröſten, und ihnen
ſprechen, daß ich ſie in mein frommes Gebet einſchließen wolle,
h glaube ich faſt, daß ihnen daran Nichts gelegen iſt, denn die
tloſe Welt hat den rechten Glauben verloren.“

„Noch muß ich dir, geliebter Leonardus, eine Nachricht als Neuig-
mittheilen, welche dir gewiß eine große Freude machen wird. Du
nnerſt dich ſicherlich noch des vormaligen Schiffskapitäns auf deines
hlſeligen Herrn Vaters „vergulder Roſe“; dieſe Pinke hat Herr

Richard Fluit verlaſſen, und ſtatt der „vergulden Roſe“ eine guldene Herbſtaſter geentert, mit der er in den geruhigen Hafen des heiligen Eheſtandes eingelaufen iſt. Ich ſelbſt war das auserwählte Rüſtzeug, wie deine ſelige Frau Mutter zu ſagen pflegte, welches in unſerm armen Kirchlein zu Sanct Ottilien das traute Paar ehelich verband, und wer war die Braut? Wenn du das erräthſt, beſter Leonardus, ſo heiße ich Jantjö und eſſe hundert Auſtern mit ſammt der Schale.“

„Vernimm und ſtaune! Herrn Fluit's Erwählte iſt Niemand anders, als die wohledelgeborene und tugendbelobte Mejouffrouwe Sibylle Nikodema van Swammerdam, vormals deine Verlobte, und mit ihr macht Fluit, was den Geldpunkt anbetrifft, ein ungeheueres Glück, welches du, geliebter Leonardus, dir ſeinerzeit haſt entgehen laſſen. Wie ſchön wird jene Flöte zu dieſer Meertrompete ſtimmen, wenn ſie Beide zu tönen anfangen! Beide laſſen dich als alten Freund herzlich grüßen. Schicke ihnen ja ein ſchönes Hochzeitgeſchenk, damit du Ausſicht auf eine Pathenſchaft gewinnſt, falls die alte Meerminne und ihr Zeekoning einen Dolphyn mit einander gewinnen ſollten.“

Das iſt nun der Mann nach dem Herzen Gottes, das Kirchenlicht! ſprach Ludwig unmuthsvoll und warf den Brief, den er Sophien nicht ſehen laſſen wollte, bei Seite.

Hierauf enthüllte er das verſiegelte Päckchen und fand eine zweite Verpackung mit der Aufſchrift: „An meinen lieben Sohn Leonardus Cornelius, zu öffnen am erſten 22. September nach meinem Tode.“ — Es war dies die eigene Handſchrift der Verſtorbenen. Mithin ſtand der Inhalt, wie anzunehmen, mit dem Geburtstag des verſtorbenen Leonardus in Verbindung. Ludwig ehrte den Willen der Verblichenen und legte ſchweigend das Päckchen zur Seite, indem er daſſelbe gut verſchloß.

Nicht lange nach dem Empfange dieſes Briefes liefen auch wieder Nachrichten von Windt ein, und zwar war es kein gewöhnlicher Brief, ſondern ein ziemlich bedeutendes Paket, welches in Frankfurt am Main angekommen und dort eine geraume Zeit auf der Poſt liegen geblieben war, bevor der zum Empfang Berechtigte ſelbſt in dieſe Stadt kam. Dieſes Paket trug die Aufſchrift: „Documente“ und enthielt eine hohe Werthbezeichnung.

Sehr neugierig darauf, welche Documente man ihm, dem gleich-
Vergeſſenen und Abgefundenen, noch nachträglich zu ſenden habe,
rte Ludwig.

„Es iſt Jammerſchade, hochverehrteſter Herr Graf,“ ſchrieb Windt:
Sie nicht ohnlängſt mit in Kniphauſen waren! Das war eine
lichkeit in der Herrlichkeit! Ich überſende Ihnen treu copirte und
nirte Abſchriften mancher Actenſtücke, aus denen Sie ſich über den
nd der Dinge ungleich beſſer unterrichten können und werden,
ich mit meinem Geſchreibſel es vermöchte; kurz, es ging hoch her
Niemand fehlte dabei als Sie, oder doch der Falk von Kniphauſen!“

„Unter A finden Sie im Original, welches auf mein Erſuchen auch
s für Sie gefertigt, unterſchrieben und beſiegelt wurde, den zu
l geſchloſſenen Vergleich zwiſchen dem Erbherrn und dem Beſitzer
Doorwerth; unter B einen Auszug des Teſtamentes meiner hoch-
en Gebieterin, und unter C ein dem Kopfe des Herrn Hofrath
nings entſprungenes Memorandum, welches aber mit der aus Jovis
pt entſprungenen Minerva Nichts gemein hat, als daß ihm ein
niſch mit Drachenſchuppen um den Leib geſchnallt iſt. Was dieſes
a **Minerva** entſtandene Curioſum enthält, werden Sie ſelbſt leſen,
ht Sie an.“

„Der junge Sohn aus der Gewiſſensehe, welche der Erbherr mit
oiſelle Sara Gerdes geſchloſſen hat, und bei dem der Herr Vice-
iral Pathenſtelle verſah, iſt hier in Hamburg, wo die Mutter im
ſt der hochſeligen Frau Großmutter ihre Wochen hielt, auf die
en William Friedrich getauft worden, und befindet ſich wohl.
Frucht aus dem ländlichen Garten von Bockhorn iſt ſo ſchön, als
rhin eine andere im Park eines reichsgräflichen Ahnenſchloſſes erzeugte.
Erbherr hat zu Varel ſeinem Pfarrer Hanſing anderthalb Jahre nach
Tode der holdſeligen Erbherrin Ottoline erklärt, daß er als Wittwer,
Familienverhältniſſe und aus andern Gründen zu einer ander-
ſtandesgemäßen Verbindung nicht ſchreiten wolle, aber auch nicht
Liebebeglückung durch das ihm noch vergönnte Leben zu wandeln
ke, und feierlich jene ſeine Geliebte zur Stellvertreterin ſeiner
igten Gemahlin erkoren und ernannt, mit der er, in vor Gott
er Gewiſſensehe zu leben gedenke, auch ohne die formelle kirchliche
tion, mit dem Vorbehalt, die letztere ſo wie die Erhebung ſeiner

zweiten Lebensgefährtin zur rechtmäßigen Gemahlin und Reichsgräfin zu einer ihm geeignet ſcheinenden Zeit nachzuholen.“

„Der Erbherr iſt Souverän, er liebt jene Frau und ehrt ſie, ihr Betragen iſt würdevoll und gütig, ſie iſt ihrem Sohn eine zärtliche Mutter und Alles geht ſeinen guten Gang, Niemand hat dermalen ein Recht, die in ihrem Gewiſſen ehelich Verbundenen zu verdammen, wohl aber werden die Agnaten früher oder ſpäter dies thun, und es wird in der Folge wieder zu Streitigkeiten kommen, die dann wahrſcheinlich kein Friedenstrank aus dem Falken von Kniphauſen beizulegen vermögen wird, posito ſie hätten den Falken.“

„Ich ſitze immer noch hier in Hamburg und plage mich wie ein Pferd, obſchon ich todtmatt bin.“

„Aus der bereits erwähnten Anlage erſehen Sie, beſter Herr Graf, daß man nicht übel Luſt hat, Ihnen die rara avis, den Falken, wieder abzulocken und denſelben auf eine oder die andere Art wieder nach Kniphauſen zu bekommen. Mir ziemt nicht, Ihnen Rathſchläge zu geben, ich aber wüßte was ich thäte — ich rückte ihnen den Falken auf ewig aus den Augen.“

„Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und läßt gehorſamſten Reſpect vermelden. Der ſchreckliche Tod der armen Angés hat uns Beide außerordentlich erſchüttert. Sie war zu gut für dieſe Welt, und ihr iſt wohl, wenn nur nicht ein ſo bitteres Sterben ihr zu Theil geworden wäre. Sanft ruhe die Aſche dieſer wahrhaft guten und edlen Freundin!“

„Ich war ſehr krank, und bin nur wie durch ein Wunder dem Tode entronnen. Der liebe Gott muß noch etwas Abſonderliches mit mir vor haben, dazu er mich aufſpart. Der Reimarus gab mich völlig auf, auch hatte ich bereits, ehe es ſo ganz ſchlimm mit mir wurde, Auftrag ertheilt, daß der Conſul Höfer meine Habſeligkeiten und Papiere verſiegeln ſollte, und ebenſo hatte ich das Begräbniß in hieſigem Dom angeordnet. Gottes Gnade hat mich abermals errettet, aber fort will ich von hier — muß fort, meine Aufenthaltskoſten überſteigen mein geringfügiges Legat. Ich habe mir einen kleinen Wagen gekauft, darin will ich ſobald als möglich mein Bette anbringen, und gen Stadthagen ſegeln, möge es mir eine Stadt Hafen ſein! Ich bedarf deſſen, ich ſehne mich nach Ruhe; wer weiß wie bald beſtürmt Sie, mein gnädiger lieber Herr Graf, der alte Windt nicht mehr mit ſeinen unruhigen Briefen! Alles Glück ſei mit Ihnen, und bedürfen Sie meiner für Ihre Aufträge in irgend einer Sache, ſo werden dieſelben von mir vollzogen, ich mag ſein, wo ich immer ſei, nur nicht, wenn ich im Himmel bin; doch ſelbſt dort noch

Ihr ganz ergebenſter W.“

Mit neugierigem Verlangen griff der Graf nach den Documenten und ſprach ſchmerzlich lächelnd: Ich will doch nicht hoffen, daß ſich um mich ein Schriften- und Actenwerk drängt, wie um die alte ſelige Großmutter; am Beſten wird es ſein, ich werfe, was mir nicht gefällt, gleich in's Feuer.

Das erſte Papier war ein mit zwei ſchwarzen Siegeln verſehener und vom Erbherrn wie von dem Vice-Admiral eigenhändig unterchriebener Vertrag in franzöſiſcher Sprache, welcher ins Deutſche über- etzt lautete:

Wir, die Unterzeichneten, Wilhelm Guſtav Friedrich, regierender Graf von Rhoon, Herr von Varel und Kniphauſen, und Wir, Wil- iam, Graf und Herr von Doorwerth mit Zubehör (cum annexis) rklären und erkunden, daß alle die Rechtsfragen, Streitpunkte und wiſtigkeiten, die vorher zwiſchen der Reichsgräfin Charlotte Sophie, erwittweten Gräfin und Frau zu Varel, In- und Kniphauſen, geborene Gräfin von Aldenburg einerſeits, und dem obengenannten regierenden Gra- n, wie auch die zwiſchen ſeinem ſeligen Vater, dem Herrn von Varel, iner Frau Mutter und ſeinem Großvater anderſeits Statt gefunden aben, auf eine freundliche Art für immer abgethan und verglichen in ſollen, ſo daß Wir, der regierende Graf und Herr von Doorwerth, s einziger Erbe der ſeligen Frau Gräfin, unſerer Großmutter, im ollkommenſten Einverſtändniß über Alles ſind, was Rechte und Vor- chte in unſern Familien betrifft, und daß wir ſo wohl für uns als r unſere Nachkommenſchaft, die es angeht, uns verbunden haben, emals dieſe gemeinſchaftliche Uebereinkunft zu verletzen. Damit aber nſere oben ausgeſprochene, gemeinſchaftliche Vereinigung weder Zwei- noch Widerſpruch erleide, ſo haben wir dieſen gegenwärtigen Act terſchrieben und beſiegelt. Geſchehen zu Varel ꝛc.

Es waren die richtigen beiderſeitigen Wappen; das des Erbherrn nd in einem gekrönten hermelinverbrämten Fürſtenmantel, über dem Wappen vier ſchwebende Kronen, deren jede ein beſonderes Kleinod trug. Zwei Löwen dienten als Schildhalter, die auf Palmenzweige traten, um die ſich eine Bandrolle mit dem Wahlſpruch: **Craignez honte** wand. Das Wappen des Vice-Admirals war im Ganzen ebenſo, aber es ſtand nicht in einem Fürſtenmantel, auf dem Wappen ruhten vier gekrönte Helme mit den Kleinodien, und der Wahlſpruch fehlte.

Ja wirklich, Windt hat Recht, ſpöttelte Ludwig, zu dieſer Einigungsacte hätte nothwendig aus dem Falken von Kniphauſen getrunken werden müſſen, wie vor Zeiten bei der uralten Einigung der ſtreitenden Linie. Schade, daß ſie ihn nicht an Ort und Stelle hatten!

Die Auszüge aus dem Teſtament der Großmutter, welche Ludwig raſch überflog, enthielten meiſt ihm Bekanntes; das Teſtament umfaßte ſo viele Legate und Schenkungen, daß den Erben alles Lachen darüber vergangen war.

Nun aber, was ſoll dieſe dritte Schrift? rief der Graf, und hob ſie verwundert empor; ſie war 22½ Seiten lang und von einer Advocatenhand geſchrieben. Dieſelbe berührte die einem jungen Menſchen zu deſſen Erziehung, Ausbildung und zu Reiſen gemachte Schenkung, über die ſich ein Nachlaß, eine Aufzeichnung vorgefunden hatte; gedachte ferner eines Teſtamentes, in welchem der Falk von Kniphauſen ausdrücklich erwähnt worden ſei, als ſpurlos verſchwunden, kam dann auch auf das vorhandene Teſtament zu ſprechen, kraft deſſen der Vice-Admiral Graf William zum Univerſal-Erben eingeſetzt ſei; ſprach klagend über die vielen Schenkungen, und vermißte in denſelben die Anführung des werthvollen Geräthes, jenes Falken von Kniphauſen, das ganz unſchätzbar ſei. Da nun „dem Vernehmen nach ein gewiſſer junger Herr dieſes Kleinod von der Erblaſſerin aus freier Hand und aus eigenem Willen in unbekannter Form und Weiſe erhalten habe, ſo erſcheine wünſchenswerth, den dermaligen Aufenthaltsort jenes Herrn zu erkunden, und denſelben wo möglich zu bewegen, jenes hochwerthvolle Familienkleinod, ſofort er ſich über den rechtmäßigen Beſitz werde genügend ausweiſen können, gegen eine Geldſteuer wieder an die Familie abzutreten, ſintemalen alte Sagen und Ueberlieferungen im Umlauf gingen, deren ſuperſtitiöſem Wahn allerdings keine Folge zu geben, daß an dieſen Falken das Glück des hochgräflichen Hauſes ſo gebannet ſei, wie das Glück der Grafen von Ranzau an jene Kleinode aus

Zwergengold: fünfzig Rechnenpfennige, ein Häring und zwei Spindeln. Es werde ſonder Zweifel der dermalige Inhaber beſagten Kleinods ſich mit ohngefähr vier- bis fünftauſend Mark Hamburger Banco zu Dank begnügen laſſen, um ſo mehr, als der hochgnädige Erbherr die frühere übergroße Schenkung großmüthig wolle paſſiren laſſen, ohngeachtet ihm C. 32, Cod. de donationibus und die prononcirte Meinung Schaumburgs in Comp. ff. ad tit. de donat. §. X, nebſt andern mehr, hinlänglichen Stoff zu Einreden an die Hand geben könnten.

Ludwig hatte Mühe, in Sophiens Gegenwart ſeinen Zorn zu beherrſchen, der bei Leſung dieſer Schrift in ihm aufflammte, aber ſeine Hände zitterten, während er dieſes Memorandum las, bis er es plötzlich, wie es war, mit dem Ausruf: Däniſche Spinne! von oben bis unten zerriß und zuſammenknitterte.

Was ſagte die ſelige Großmutter? rief er entſchloſſen. „Sie ſollen ihn nicht haben!“ ſprach ſie. „Sie ſollen nicht wieder daraus trinken!“ Und die Worte eines Sterbenden ſollen uns heilig ſein! Wohl iſt dieſes kunſtvolle und köſtliche Geräth ein hochwerthes Kleinod und für mich in der That ganz unſchätzbar — o es ſchließt Herzen unſichtbar in ſich ein, theure edle Herzen! Aber bedarf es für dieſe Herzen eines ſichtbaren Andenkens? Nein, bei mir nimmermehr, ſo lange ich athme. Darum will ich raſch mich ſcheiden von ſeinem Beſitze, ehe Liſt oder Uebereilung oder Raub oder Bitte es mir abbringen.

Schnell war ſein Entſchluß gefaßt; in den nächſten Minuten ſaß er ſchon am Schreibtiſch und ſchrieb an die Herzogin Georgine:

„Hochgnädigſte mütterliche Freundin!

Aus der Hand meiner ſterbenden Großmutter empfing ich das beifolgende Kunſtwerk. Stets auf Reiſen und noch ohne dauernden Wohnſitz macht es mir große Sorge, daß ein unglücklicher Zufall mich um dieſes mir doppelt heilige Unterpfand hoher Liebe bringen könnte. Die Urkunde über meinen völlig rechtmäßigen Beſitz iſt dem Kunſtwerke beigegeben. Ich ſende es Ihnen, wo es ſicher und in treuer Hand bewahrt bleibt; heben Sie mir dieſen Falken liebevoll auf, bis ich denſelben zurückfordere. Geſchieht dies nicht, ſo ſei und bleibe der Juwelenfalk, der unter keiner Bedingung an einen andern als an mich ſelbſt, wenn ich denſelben wieder fordere, gegeben werden darf, ein Eigenthum Ihrer hohen Familie und erfreue noch durch die Kunſt der Arbeit, die Pracht ſeines Glanzes und den Werth ſeiner Juwelen die ſpäteſten Nachkommen. Gewiß, Sie laſſen mich keine Fehlbitte thun, edelſte großmüthigſte Freundin, und bauen dieſem Falken ſeinen Horſt im Caſtle Chatsworth, wo derſelbe Sie an mich und an mein Herz erinnern möge, das voll Dank und verehrender Liebe iſt und es bis zum letzten Hauche bleibt.“

Noch Eins geſchehe! ſprach Ludwig, indem er ſich erhob und Philipp klingelte. Wie ſprach die Großmutter ferner? „Nur du — und die, welcher du dein Herz ſchenkſt, ſollen aus dem Falken trinken.“ So ſprach ſie, und auch das erfülle ſich!

Der Diener kam; Ludwig gebot ihm den Falken zu bringen, und eine Flaſche des edelſten Weines zu beſtellen. Als Alles da war, nahm der Graf das Gefäß und den Wein und ging zu Sophie hinüber.

Die Prinzeſſin ſtaunte mit leuchtenden Augen die Pracht des Falken an; ſie hatte Aehnliches noch nie geſehen. Noch mehr aber war ſie verwundert, als ſie gewahrte, daß der Kopf des Vogels ſich aufſchlagen ließ, und das Innere eine goldene Höhlung zeigte.

Ludwig goß den Wein in den Pokal und bedeckte ihn dann wieder mit dem Haupte des Vogels. Dann ſprach er: Sophie, dieſes Geräth wurde mir anvertraut von jener verehrten Greiſin, bei welcher Sie einſt mit Ihrer erlauchten Frau Mutter zu Hamburg einen Beſuch machten. Sie ſprach damals zu mir das bedeutungsvolle Wort: Trinke du daraus und Die, welcher du dein Herz ſchenkſt. — Sophie, ich ſtehe allein in der Welt, faſt Alle, denen ich früher mein Herz geſchenkt hatte, ſind mir geſtorben, wem ſollte ich nun mein Herz ſchenken? Darf ich es wagen, Sie einzuladen, Sophie, daß Sie mir dieſen Trank mit Ihren reinen Lippen weihen?

Ein hohes Roth trat auf ihre Wangen; ſie entgegnete ſichtbar ergriffen: Ich habe geleſen, daß bei den alten Ritterſpielen edle Frauen und Jungfrauen den Siegern die Pokale kredenzten, oder dieſe ihnen als Kampfespreiſe reichten; das nannte man Dank. Mein ganzes Herz, Graf, iſt Dank, inniger Dank; darum erfülle ich gern, herzlich gern Ihren Wunſch und trinke von dieſem Weine auf das Wohl eines edlen Siegers! — Sie ſchlug des Vogels Haupt zurück, führte mit feſter Hand den ſchweren Goldpokal zum Munde und flüſterte, bevor ſie trank: Auf Ihr Wohl, Graf Ludwig, und auf eine beſſere, ſchönere Zukunft!

Nachdem ihre Lippen den Juwelenkelch berührt und deſſen Wein gekoſtet hatten, gab ſie den Falken mit freundlichem Blick in des Grafen Hand zurück, und auch er trank mit einem vollen, überſtrömenden Gefühle, das keine Worte fand; dann ſprach er: Und dieſem mir doppeltgeweihten Gefäß, aus dem ich nun zweimal ſüßen Zauber getrunken, muß ich entſagen; glauben Sie, theure Sophie, das iſt kein leichter Entſchluß, aber ich will Sieger über mich ſelbſt ſein, ich will es, weil ich es mir ſelbſt gelobt habe.

Noch an demſelben Tage kam der Falk von Kniphauſen zur Poſt, wohlverwahrt und weich gebettet, um bald darauf über den Kanal zu reiſen, von zarter Hand enthüllt und mit Staunen begrüßt zu werden. Die ganze reiche Grafſchaft Devonſhire bewahrte kein Kleinod von Künſtlerhand, das dieſem an Pracht, Schönheit und Werth ſich gleichſtellen konnte.

6. Ein Tag in Wien.

Eine lange Zeit der Unruhe war über den Grafen verhängt, der ſo ſehr nach Ruhe und abgeſchloſſener Stille ſich ſehnte. Briefe kamen von Sophiens Mutter, alle mehr oder minder voll Furcht und Bangen, wie voll Klagen, daß ſie durch Bande der Pflicht gebunden, nicht in der Lage ſei, mit der geliebten Tochter ſich wieder zu vereinen. Dennoch wollte ſie deren Leben und Zukunft ſo gern geſichert ſehen. An einem deutſchen Hofe durfte dies nicht geſchehen, denn an einem ſolchen konnte die junge Prinzeſſin nicht incognito auftreten, ſie würde, wenn ihre Herkunft bekannt geworden wäre, jedenfalls eine mißliche Rolle geſpielt haben. Da fiel der beſorgten Mutter zuletzt ein Ausweg ein, ſie wollte ſich einem hohen Freund anvertrauen, dem es ein Leichtes war, ihrer Tochter, und wenn dieſe es wünſchte, auch deren treuen Beſchützer und Begleiter ein ſicheres und unnahbares Aſyl zu gewähren. Prinzeſſin Charlotte hatte beim Aufenthalt in

Petersburg den Großfürſten Alexander kurz vor ſeiner Thronbeſteigung kennen gelernt. Die perſönliche Liebenswürdigkeit dieſes jugendlichen Monarchen, den ſelbſt Napoleon einen Apoll nannte, hatte auch die Prinzeſſin für ihn eingenommen.

Sie hatte ihn dann am Hofe zu Baden bei ſeiner Vermählung mit der ſchönen Tochter des fürſtlichen Hauſes, Prinzeſſin Eliſabeth, wiedergeſehen, rechnete auf des Kaiſers Huld und Gunſt und ſchrieb an ihn.

Alexanders Antwort ſandte die Prinzeſſin an Ludwig, ſie lautete: „Stellen Sie, Prinzeſſin, mir diejenigen Perſonen vor, deren Schutz Sie von mir wünſchen, ich werde Alles zu deren Zufriedenheit und zu Ihrer Beruhigung thun. Sie kennen meine Geſinnung und meine Theilnahme an dem Unglück, das Sie betroffen, ich habe bei dieſer grauſamen Verletzung des Völkerrechts und jenem Meuchelmord, vor dem ganz Europa noch immer ſchaudert, als deutſcher Reichsfürſt Schritte gethan, daß Genugthuung für die Gebietsverletzung des Kurfürſtenthums gefordert werde, allein welche Genugthuung wäre hinreichend, Ihrem Herzen zu genügen. Kaum die, daß ich im Bunde mit Oeſterreich Frankreich den Krieg erklärt habe.“

„Reiſen Sie, beſter Graf,“ ſchrieb die Prinzeſſin an Ludwig, „mit Sophie zum Kaiſer, hören Sie deſſen Befehle, ich überlaſſe alles Weitere Ihrer Einſicht, Ihrer Freundestreue, Ihrer Ehre und Ihrer Anhänglichkeit an mich und mein Kind. Der Himmel führe Sie Beide! Sie treffen, wenn Sie nicht ſäumen, den Kaiſer noch in Wien. Eilen Sie dorthin und beruhigen Sie bald eine unglückliche Mutter, die für ihr Kind zittert, während ſie bereits um ihren gemordeten Gatten der Verzweiflung anheimfiel!“ —

Graf Ludwig billigte in ſeinem Innern dieſen eigenthümlichen Vorſchlag keineswegs. Es war eine Abneigung in ihm gegen alles Ruſſiſche, wie ſehr er auch den perſönlichen Eigenſchaften des jungen Kaiſers Verehrung zollte. Dieſe Abneigung entſprang gleichſam einem ererbten Familiengroll, der im Blute lag; das Haus, deſſen Sohn Ludwig war, konnte es nie verſchmerzen, daß die ruſſiſch gewordene Herrſchaft Jever — in ihr beſtand das deutſche Reichsfürſtenthum Kaiſer Alexanders I., an welches Ludwig durch des Kaiſers Brief erinnert wurde — die einſt dem Hauſe gehört hatte, jetzt von dieſem abgeriſſen ar, daß zwiſchen Jever und Kniphauſen der ruſſiſche Grenzpfahl and, von dem ein Adlerkopf nach Kniphauſen, und der andere nach arel ſich neigte, gerade als ob in dieſem ſchlimmen und ſtarken ogel Luſt vorhanden ſei, auch dieſe beiden Herrlichkeiten zu rauben. s kämpfte daher mächtig in dem Grafen, ob er der erhaltenen Aufrderung Folge leiſten ſolle oder nicht, zumal ſich ſchon halb und lb in ihm ein Plan gebildet hatte, von dem er ſich ein reines ukunftglück verſprach, der Sophien Schutz und ihm Freiheit zur ingabe an ſeine Lieblingsneigungen und an ein ihm beſonders zuſandes gemüthliches Stillleben gewähren ſollte.

Gleichwohl ehrte Ludwig die Prinzeſſin, Sophie und das Geſchick eider zu ſehr, um nicht zu fühlen, daß er vor dem Wunſche der Erſteren ne eigene Neigung aufopfern müſſe. Er theilte daher der jungen rinzeſſin den Brief ihrer Mutter mit und dieſe, obgleich erſt fünfzehn ahre zählend, war doch hinlänglich durch den Schmerz für den Ernſt s Lebens gereift, um nicht die Bedeutung eines ſolchen Schrittes llkommen würdigen zu können.

Sie ſchlug das ſeelenvolle Auge zu Ludwig auf und ſprach bewegt: h habe keinen Willen, ich folge der Mutter, ich folge Ihnen, ich uge mich in Demuth Allem, was über mich verhängt wird.

Sophie, entgegnete Ludwig: mich ſchmerzt, was Sie mir erwiedern, ſchon ich weiß, daß Sie mich nicht durch Ihre Worte verwunden ollen. Wenn auch die Verhältniſſe Ihnen die tiefſte Zurückhaltung d Verſchloſſenheit der Welt gegenüber als eine ſchwer zu tragende ſſel auferlegen, ſo dürfen Sie doch mir gegenüber ſich frei und ſen äußern, denn Sie wiſſen ja, fügte er, um den Ernſt ſeiner Rede mildern, im leichten ſcherzenden Tone hinzu: daß Sie nicht meine ntergebene, ſondern meine Gebieterin ſind. Daher dürfen Sie Ihr rhältniß zu mir nicht ſo nehmen, als ſeien Sie ein willenloſes mm oder ein Opfer der Politik, nein, im Gegentheil, ich werde chts unternehmen, in das Sie nicht willigen, da ich im Voraus iß, wie Ihre klare Einſicht Ihnen ſagt und Ihr Gefühl Ihnen gen wird, daß ich nur an Ihr Heil ſinne und denke.

Gewiß, dies fühle ich lebhaft, lieber Graf! verſetzte Sophie: und will mich beſſern; da nun aber meine geliebte Mutter befiehlt, ſo aube ich, gehorchen zu müſſen, wenn Ihre Meinung damit übereinſtimmt. Sie müſſen wiſſen, Graf, ob von dem Erbieten Seiner Majeſtät des Kaiſers von Rußland etwas Günſtiges für uns zu hoffen iſt; nur das Eine erlaube ich mir zu bemerken, daß, wenn der zugeſicherte Schutz eben in einem Aufenthalt im ruſſiſchen Reiche, auf einem der Kronſchlöſſer oder zuletzt gar in einem ruſſiſchen Kloſter beſtehen ſollte, ich ſehr dafür danke. So lebhaft hat Rußland mich nicht angezogen, und ſo ſehr hat es mir ſelbſt in Sanct Petersburg nicht gefallen, daß ich den Wunſch faſſen könnte, in Rußland meine Tage zu verleben. Ich bin in Deutſchland geboren, und wenn ſich mir auch für die Zukunft das Vaterland meiner Eltern verſchließt, ſo will ich doch ungleich lieber in Deutſchland wohnen, als in irgend einem andern Lande, denn Deutſchland gefällt mir und ich liebe es.

Wir wollen, nahm Ludwig nach einigem Zögern das Wort: dem Befehl Ihrer Frau Mutter Gehorſam leiſten, es ſteht dann immer noch bei Ihnen, eine dargebotene Gnade anzunehmen oder abzulehnen. Die Hauptfrage iſt nur die, wird Ihre Geſundheit die Anſtrengung einer Reiſe mit Courierpferden vertragen? Der Weg von Frankfurt nach Wien iſt weit und Eile iſt dringend nöthig; denn wenn auch, wie die Zeitungen melden, der Kaiſer Alexander in den nächſten Tagen nach Wien kommt, ſo iſt doch dieſem Monarchen in ſo bewegter Zeit nirgend ein langer Aufenthalt vergönnt.

Ich bin Gott ſei Dank geſund, mein beſter Graf, erwiederte Sophie: und habe Jugendkraft. Friſche Luft thut mir wohl, und die Reize wechſelnder Landſchaften und Orte, die ich ohne Schleierhülle betrachten darf, geben anmuthige Zerſtreuung, wenn gutes Wetter ſolche Fahrt begünſtigt. Sie wiſſen ja, daß ich armes Mädchen ſo zu ſagen eine geborene Reiſende bin. Nicht in der Nähe eines traulichen Heimathherdes kam ich zur Welt. Ehe ich noch recht zum Selbſtbewußtſein gelangte, wurde ich als Kind in weite Ferne geführt. Zu Waſſer und zu Lande war immer Gottes Hand über mir. Sie wiſſen dies Alles, weßhalb ſollte alſo eine Reiſe nach Wien mich ſchrecken? Ich folge Ihnen unbedingt, heute noch, wenn es ſein muß!

Wohlan denn, ſo ſchreiben Sie, während ich alles Nöthige anordne, einige Zeilen an Ihre Mutter, daß wir ohne Verzug nach Wien abreiſen, und ihr vom Erfolg dieſer Reiſe ſogleich von dort aus Nachricht geben würden.

Ludwig ſchrieb ſeinerſeits noch einige raſche Briefe, ließ durch Sophiens Bedienung deren Garderobe, durch Philipp die ſeine einpacken, und war jetzt erſt recht von Herzen froh, daß er den Falken fortgeſendet hatte, deſſen Beſitz eine ſtete Sorge für ihn geweſen wäre.

Auf dem geradeſten Wege ging die Fahrt von Frankfurt nach Würzburg, und von da nach Nürnberg, wo man ſich eine Nachtraſt gönnte, daſſelbe war am folgenden Tage in Linz der Fall, und am dritten ſchon waren die Reiſenden bei guter Zeit in Wien.

Kaiſer Alexander empfing ſie mit der ganzen Herzlichkeit ſeines Weſens und ſeiner Humanität, die ihn zu einem der ausgezeichnetſten Monarchen des Jahrhunderts machten. Er bezeugte der jungen liebenswürdigen Prinzeſſin ſein inniges Beileid, und ſprach mit freundlicher Herablaſſung zu Ludwig: Sie, mein lieber Graf, begrüße ich als alten Nachbar! Wenn Sie mich als ſolchen vielleicht nicht gern geſehen haben ſollten, ſo will ich Ihnen zum Troſte ſagen, daß dieſe Nachbarſchaft ſich in Kurzem löſen wird, ich bin entſchloſſen, meine Herrſchaft Jever an Holland abzutreten, und gratulire Ihrem Hauſe im voraus zum neuen Nachbar.

Dieſe Aeußerung des Selbſtherrſchers aller Reuſſen ſetzte Ludwig einigermaßen in Verlegenheit, denn was ſollte er ihm darauf erwidern? Sein Name allein mochte den Kaiſer glauben gemacht haben, er habe irgend noch ein Mit-Anrecht an jene Herrſchaft, doch viel zu wichtig war der Augenblick, um ihn auf derartige Erörterungen zu verwenden. Es war Hochwichtiges in Wien zu verhandeln, der Kaiſer hatte keine Zeit für Familienangelegenheiten, Fürſt Metternich war ſchon angemeldet, dieſer konnte jeden Augenblick eintreffen. Alexander wandte ſich wieder zu Sophien und fragte ſie, ob ſie der Gaſt ſeiner Gemahlin in Carskoe-Selo ſein wolle? Dies kaiſerliche Luſtſchloß ſtehe ihr offen, oder, wenn ſie dies vorziehe, würde ſie ein gleiches Aſyl zu Oranienbaum finden. — Ihre nächſten Verwandten, mein lieber Graf — wandte ſich der Kaiſer wieder ſcherzend zu Ludwig: ſind ja ſehr für Oranien, und gewiß auch Sie ſelbſt! Wiſſen Sie auch, daß der regierende Graf von Varel und Kniphauſen vor Kurzem bei mir in Sanct Petersburg war, um die alten Anſprüche und

Anwartſchaften auf Jever geltend zu machen? Er war ſehr dringend, und ich habe ihm ein Jahrgehalt von fünftauſend Silberrubeln als Entſchädigungsſumme auf Lebenszeit zugeſichert, mehr konnte ich nicht thun. Ich habe dem Souverän von Varel und Kniphauſen mein aufrichtiges Bedauern darüber ausgeſprochen, daß die Verhältniſſe gebieteriſch fordern, die Ueberzahl dieſer reichsgräflichen und reichsfreiunmittelbaren deutſchen Standesherrn, da factiſch das deutſche Reich aufhört, zu mediatiſiren. — Wollen Sie, Herr Graf, in meinen Militärdienſt treten, ſo ſollen Sie mir willkommen ſein.

Bei dieſer Anrede des Kaiſers durchzuckte blitzesſchnell ein Gedanke Ludwig's Seele. Ich ſoll von Sophie getrennt leben, ſie ſoll am Ende gar Hofdame in Sarkoe-Selo werden — und wozu dies Alles? Bedürfen wir dieſer kaiſerlichen Gnaden?

Allerunterthänigſt muß ich für das Glück und die Auszeichnung danken, Eurer Majeſtät Offizier zu werden, antwortete Ludwig im beſcheidenſten Tone: ich bin körperlich zum Militärdienſt untauglich. Die Prinzeſſin Sophie wird die Huld Eurer Majeſtät zu würdigen wiſſen und ſich für die Annahme einer der Gnaden entſcheiden, die allerhöchſt ihr anzubieten Eure Majeſtät geruht haben. Majeſtät geruhen den Ausdruck unterthänigſten Dankes im Voraus entgegen zu nehmen.

Der Kaiſer nickte gnädig zum Zeichen der Entlaſſung, und bat Sophie noch, ihre ſchöne Mutter von ihm zu grüßen. Die Prinzeſſin zitterte an Ludwig's Arme, als ſie, in ihren Schleier gehüllt, durch die mit beſternten Kammerherren und hohen Militärchargen angefüllten Verſäle, durch die Schaar goldbetreßter Diener ſchritt; ſie athmete tief auf, da ſie endlich im Wagen ſaßen, um nach ihrem Hotel zurückzufahren. Verwundert ſahen die Höflinge dem Paare nach. Wer war der Mann, der eine Prinzeſſin, wie man ſprach, zur Audienz beim Kaiſer führte, im ſchlichten ſchwarzen Bürgerkleid und hatte nicht einmal einen Orden auf der Bruſt!

Was ſagten Sie dem Kaiſer, Graf? Ich hörte es nicht genau vor Zittern und Zagen, fragte Sophie. Ich würde mich für Annahme einer der mir angebotenen Gnaden entſcheiden? War es nicht ſo?

Allerdings, ich konnte nicht anders ſprechen, entgegnete Ludwig: ich konnte, nachdem ich für meine Perſon abgelehnt hatte, nicht

ch in Ihrem Namen, ohne vorher Ihren Willen zu kennen, Nein
gen.

Und wünſchten Sie, daß ich Ja ſagte, Graf? fragte Sophie.
Wünſchen Sie mich los zu werden? Habe ich Ihnen nicht bereits
einen Willen und meinen Entſchluß, in Rußland nicht zu verweilen,
ſen ausgeſprochen?

O Himmel, Sophie! Sie geben mir das Leben wieder! rief der
Graf freudig bewegt und führte ihre Hand an ſeine Lippen. Ich zit-
rte Ihrer Entſcheidung entgegen, und wollte Sie nicht binden; ich
atte dazu kein Recht. Alles Glück, alle Freuden, auf welche Hoheit
nd Liebreiz Anſprüche haben, wären Ihnen vom Kaiſerhofe zu Theil
rworden; Ihre Frau Mutter hätte das wohl am Liebſten geſehen.

Ich will bei Ihnen bleiben, entgegnete Sophie mit ſanftem Er-
öthen: will mit Ihnen gehen, wohin Sie mich führen, in die
Stille, nur in die Stille, auch Sie lieben ja die Stille, und ich
hne mich gleichfalls nach ihr.

Ludwig war ſelig in ſeinem Gefühl — eine Vorahnung heiliger
Stille, ſüßen Friedens kam über ihn und erfüllte ſein ganzes Herz.
Er ſah nun, wie kein Gedanke in Sophie den Wünſchen widerſtrebte,
ie den holden Traum ſeiner Zukunft ausmachten.

Bei der Rückkehr in das Gaſthaus trat ein ſtattlicher Herr dem
Paare entgegen, kraftvoll gebaut, von militäriſcher Haltung, viele
Ordensinſignien auf der Bruſt. Ludwig gab es einen Stich in's
Herz, er wollte ſchnell mit ſeiner Begleiterin an ihm vorübergehen,
aber Jener vertrat ihm den Weg, und rief erſtaunt: Ludwig! Vetter!
Du hier?

Wie du ſiehſt, Wilhelm, erwiederte der Graf. Ich bin im Au-
genblick zu deinem Befehle, erlaube nur, daß ich dieſe Dame erſt nach
hrem Zimmer begleite.

Der Reichsgraf blickte ganz verwundert den Beiden nach; So-
phiens edle Haltung, ihre zarte Geſtalt fielen ihm auf. Nicht übel,
murmelte er: nicht übel! — Ja, das muß wahr ſein, ſchöne Mäd-
chen gibt es in der Kaiſerſtadt, oder ſollte das eine Fremde ſein?

Der Reichsgraf hatte nicht die entfernteſte Ahnung von dem
zarten und innigen Verhältniß Ludwig's zu den hohen Frauen,
ie das Schickſal in jene Aſyle am Rhein geführt. — Da Windt

Ludwig's nie gedacht hatte, zumal der Erbherr immer ſichtlich vermied, nach ihm zu fragen, ſo konnte dieſer auch Nichts erfahren, und wenn Ludwig's je einmal, wie es bei der Unterredung bezüglich des Falken der Fall geweſen war, Erwähnung geſchah, ſo berührte der treue Intendant doch auf keine Weiſe jenes Verhältniß.

Der Graf theilte Sophien vor deren Zimmer in flüchtigen Worten mit, daß jener Herr derſelbe Verwandte ſei, von dem ſo eben Kaiſer Alexander geſprochen habe; dann eilte er wieder zu dieſem hinab, worauf die beiden Vetter ſich mit einander in ein abgeſondertes Zimmer begaben, um ihr Wiederſehen nach ſo langer Trennung bei einer Flaſche Champagner zu feiern.

Das Geſpräch lenkte ſich auf allerlei; der Reichsgraf war in einer recht gemüthlichen Stimmung; das drohende Geſpenſt der Mediatiſation ſchien nicht auf dieſelbe einzuwirken. Was ihm am Meiſten am Herzen lag, der Wiedergewinn jenes koſtbaren Trinkgeſchirres, das er in Ludwig's Händen wußte, wurde auch bald Gegenſtand der Unterhaltung. Als Graf Ludwig von dem Tod der Großmutter erzählte, daß er noch ihren letzten Segen erhalten habe, rief der Reichsgraf mit Bitterkeit:

Und noch mehr, noch Beſſeres erhielteſt du von ihr. Du empfingſt auch noch den Falken!

Allerdings, und zwar mit verbriefter und beſiegelter Urkunde rechtmäßigen Beſitzes in Folge freier Schenkung, verſetzte Ludwig.

Was gedenkſt du damit anzufangen? fragte der Reichsgraf mit ſchlecht verhehltem Aerger.

Nichts, antwortete Jener trocken.

Man ſollte doch dies Geräth bei der Familie laſſen, Vetter! ſprach der Graf nach einer Pauſe.

Bei welcher? Bei der deinen oder bei meiner zukünftigen? fragte mit ſcharfer Betonung Ludwig, und dieſe ſeine Frage verwirrte den regierenden Herrn ganz und gar, ja es fehlte wenig, ſo hätte ſie ihn aufgebracht; doch bezwang er ſich und ſprach ruhig weiter: Mit einem Wort, Vetter: wir, der Admiral und ich, hätten den Falken gern wieder, überlaſſ' ihn uns, tritt ihn uns käuflich ab, ſtelle deine Forderung, wir ſchaffen die Summe!

Ludwig blickte eine Weile ſinnend vor ſich hin, als wolle er ſich die Sache überlegen, dann ſprach er: Wirklich? Ihr ſchafft die Summe? Ach, da thut es mir in der That recht leid, daß ich nicht im Stande bin, euren ſo billigen Wunſch erfüllen zu können.

Warum nicht?

Weil ich nicht mehr im Beſitz jenes ſeltenen Vogels bin.

Um des Himmels Willen, was muß ich hören! fuhr der Graf erſchrocken auf. Wurde er dir entriſſen? Gabſt du ihn hin? An wen gabſt du ihn und wie theuer?

Nie würde ich ſo unwürdig handeln, dieſes werthvolle Familienſtück zu verkaufen, Vetter! Das denkſt du gewiß nicht von mir!

Nun denn, wo kam der Falke ſonſt hin? fragte der Erbherr in ungeduldiger Spannung.

Ich habe ihn verſchenkt, war Ludwig's ruhige Antwort.

Verſchenkt! Hör' ich recht, verſchenkt! ſchrie Jener außer ſich. Ich bitte dich, Ludwig! Wußteſt du, was du thateſt?

Ich wußte, was ich that, mein lieber Vetter, ich war bei vollem Bewußtſein; mit der einzigen Bedingung, den Falken nie wieder aus den Händen zu geben, ſchenkte ich den armen Vogel einer vornehmen und ſehr reichen Dame, die ich liebe.

Der Reichsgraf ſtieß ſein Champagnerglas ſo heftig auf den Tiſch, daß es klirrend zerſplitterte.

Fahr hin, Glück von Edenhall! ſprach dazu Ludwig ganz kaltblütig, mit einer Anſpielung auf eine bekannte Sage.

Was iſt's mit dem Glück von Edenhall? fragte Graf Wilhelm rauh und haſtig, indem er ſeinen Grimm zu bemeiſtern ſuchte.

Als ich in England, in der Grafſchaft Devonſhire war, erzählte Ludwig, nachdem er ein friſches Glas und eine friſche Flaſche Champagner beſtellt hatte: fand ich auf dem reizenden Schloß Chatsworth, in einem Zimmer, darin die unglückliche Maria Stuart ſechzehn Jahre ihres Lebens vertrauerte und neben dem mein Schlafkabinet war, eine alte ſchottiſche Chronik, darin ich von einem ſchönen Kryſtallbecher las, welcher dem Grafenhauſe von Caſtle Edenhall in Cumberland als Geſchenk einer Fee gehörte, und „das Glück von Edenhall“ genannt ward. So lange es exiſtirte, ſollte des Hauſes Glück unwandelbar blühen. Ein Sproß des Hauſes von wildem Sinn wollte das Glück verſuchen, ſtieß das Glas auf, und da zerbrach es unter ſchrillem Klang. Wie jener Becher zerſprungen war, wich alles Glück vom Hauſe der Lords von Edenhall, es ſpaltete ſich die Familie, ein Unfriede herrſchte darin und Alles ging zu Grunde. Seitdem lebt das Sprichwort dort im Volke, wenn Jemand mit Abſicht oder auch ohne Abſicht ein Geräth zerbricht: Fahr hin, Glück von Edenhall!

Eine düſtere Wolke des Mißmuths lagerte ſich über die Stirne des Reichsgrafen.

Erſt nach einer Pauſe fragte er, als könne er den Gedanken noch immer nicht faſſen, mit erneutem Erſtaunen: Du haſt alſo wirklich den Falken verſchenkt? Sage mir, Menſch, haſt du den Stein der Weiſen gefunden? Kannſt du Gold machen?

Wer weiß, entgegnete Ludwig geheimnißvoll, dem es eine wahre Luſt war, den Grafen durch Zweifel zu quälen. Als ich die Bäder von Burton gebrauchte, beſuchte ich auch die in jener Gegend gelegene berühmte Peakhöhle bei Caſtleton; ich ſtand in der gothiſchen Geiſterkirche dieſer majeſtätiſchen Stalaktitenhöhle, einer Kirche, welche die Hand der Natur für den Weltgeiſt wölbte; ich lauſchte dort einem Chorgeſang, der wunderbar erklang, tief ſchwermüthig, und was tönten dieſe fernen Stimmen unſichtbarer Sänger? Es waren Strophen einer altſchottiſchen Ballade, davon lautete die letzte:

„O leide, leide, mein wackrer Falk,
Die Federn fallen dir aus!
O leide, leide, mein liebſter Herr,
Seht blaß und elend aus!“

Ja, es war ſchön und reizend im Caſtle Chatsworth. Und ſiehſt du, Vetter, dort könnte ich wohl auch den Stein der Weiſen gefunden haben.

Wie finde ich dich ſo ganz anders, als ich mir dich dachte, Vetter Ludwig, rief Graf Wilhelm. Du ſcheinſt viel Glück gehabt zu haben! Biſt wohl ſehr reich?

Hm, es geht an! verſetzte Jener mit leichtem Tone, ſo reich bin ich mindeſtens, daß mich nicht nach ruſſiſchen Rubeln gelüſtet!

Wie kommſt du darauf, Menſch, der Grafſchaften verſchenkt? fragte betroffen der Reichsgraf.

Siehſt du, geliebter Vetter, erwiederte Ludwig: wenn ich Grafſchaften verſchenke, ſo befreie ich mich dadurch nur von einer großen Furcht und Sorge, und ich habe mir nun einmal feſt vorgenommen, ſorgenlos zu leben.

Welche Sorge meinſt du? fragte Wilhelm geſpannt.

Ich meine die Sorge, mediatiſirt zu werden, entgegnete Ludwig trocken.

Was, Menſch? Biſt du ein Dämon! Welche Geheimniſſe trägſt du mit dir herum? Wer hat dir von ruſſiſchen Rubeln geſagt? Wer von Mediatiſirung? Niemand weiß etwas davon!

Willſt du es durchaus wiſſen? — Ja! — Nun denn, der Kaiſer von Rußland, vorhin, als ich bei ihm war.

Beim Kaiſer von Rußland, rief Graf Wilhelm, deſſen ganz verſtörter Zuſtand nunmehr Ludwig's Mitleid rege machte. Er ſprach daher mit vieler Freundlichkeit zu ihm: Lieber Vetter, zürne mir nicht; ich war ein wenig böſe auf dich und neidiſch auf den Vice-Admiral.

Ha! glaub's wohl, wegen Doorwerth! rief Graf Wilhelm.

Nicht doch, verſetzte Ludwig, ſondern daß ihr mich ſo ganz vergeſſen und zur Seite geſchoben habt; konnte ich nicht auch Gevatter bei dir ſtehen und Vetter Williams Pathchen mit aus der Taufe heben? Vielleicht hätte ich deinem Sohne den Falken eingebunden. Doch was reden wir da! Nimm die fünfzigtauſend holländiſche Gulden, die ich dir in Doorwerth lieh und laſſe dir davon einen andern Falken machen. Ich ſchenke ſie dir, ſammt den Zinſen von zwölf Jahren.

Redeſt du im Ernſt, Ludwig, oder im Fieber? fragte ganz verwirrt der Reichsgraf.

Mir war ſelten ſo wohl, wie heute, wo ich meinen theueren Vetter ſo unvermuthet wiederfinde, verſetzte Ludwig.

Sieh, geliebter Vetter, fuhr er nach einer Pauſe mit Wärme fort: du zeigteſt mir damals ſelbſt im Zorne ein edles Herz. Ich hatte dir die ärgſte Kränkung angethan; ſelbſt von dir zuerſt beleidigt, hätte ich dich nicht ſo wieder beleidigen dürfen, wie ich es that; du konnteſt mich fordern und todt ſchießen; du haſt mein Leben aufgeſpart zu vielem herben Weh, aber auch zu unendlichen Wonnen, die mir entgegenblühen, darum nimm mich nun, wie ich bin, aufrichtig und ohne

Falſch. Auch warſt du es, der als der Aeltere mir zuerſt die Hand zur Verſöhnung bot; dein Edelmuth gewann dir meine ganze volle Liebe, und nun von allen dieſen Geſchichten kein Wort mehr. Laß uns anſtoßen: Unſere lieben Todten ſollen leben!

Theuere Namen klangen durch Ludwig's Erinnerung: Ottoline, Leonardus, Sophie Charlotte, Angés. Thränen entſtürzten ſeinen Augen, er ſprang auf, umarmte Wilhelm mit ſtürmiſcher Innigkeit und eilte fort.

Der Abend dieſes Tages fand Sophie und Ludwig ſchon nicht mehr in Wien. Raſch, wie ſie gekommen waren, verließen ſie die Kaiſerſtadt wieder, aber ſie fuhren nicht mit gleicher Schnelle nach Frankfurt. Sie raſteten in Pölten, und gönnten ſich an den übrigen Tagen Zeit, von der ſchönſten Witterung begünſtigt, die herrlichen Ufer des Donauſtromes zu bewundern. Sie ſahen Regensburgs alte verſinkende Herrlichkeit, ſahen das alte Nürnberg und ſein immer jugendliches Leben. Ueber Bamberg und Coburg reisten ſie dann nach dem Dorf Eishauſen; der Graf hatte Befehl gegeben, dort anzuhalten, und führte die junge Prinzeſſin durch die Hauptſtraße des Ortes.

Erinnern Sie ſich nicht, ſchon einmal hier geweſen zu ſein? fragte er ſie.

Allerdings iſt es mir ſo, erwiederte ſie: doch weiß ich mich nicht mehr zu entſinnen, wann es war.

Es iſt derſelbe Ort, ſprach der Graf, in welchem ich Sie und die ſelige Angés nach langer Trennung zum Erſtenmale wiederſah, als Sie mit Ihren theueren Eltern nach Rußland reisten.

Ach ja, jetzt entſinne ich mich! rief Sophie gerührt: Dort ſtand eine ſchöne Kirche, dort ein ziemlich großes Schloß, hier vor dem Wirthshaus war ein Haufe Soldaten der Republik, der Vater fürchtete von ihnen erkannt zu werden, wir fuhren daher ſehr ſchnell weiter.

Nach kurzer Raſt wurde die Reiſe nach Hildburghauſen fortgeſetzt. Als der Weg ſich von dem hohen Stadtberg thalwärts niederſenkte, als zur Rechten der Blick auf Wald, Wieſen und Dörfer frei ward, zur Linken auf grünende Berggärten und heitere Gelände, und unten im Thale die ſchöne Stadt ſo friedlich ruhte, das Abendſonnengold gerade wie damals über die ganze Flur ein magiſches Zaubernetz warf und eine Glocke vom ſtattlichen Kirchthurme herab die Feierabendſtunde verkündete, da überkam unſere Reiſende ein unnennbar ſüßes Gefühl der Ruhe, der ſanften traulichen Befriedigung. Es war als ſchließe hinter ihnen die Welt voll Sturm, voll Unfriede, voll Haß und Verfolgung ſich ab, und ein neues Leben, nur dem Frieden und der Liebe geweiht, thue ſich vor ihnen auf.

Daſſelbe Gaſthaus, in dem damals die fürſtlichen Reiſenden während des Pferdewechſels eingetreten waren, der „Engliſche Hof“ in Hildburghauſen, nahm ſie auch diesmal wieder auf, heute jedoch zu ungleich längerem Aufenthalt. Bald nach ihrer Ankunft ſuchte der Graf um eine Audienz bei der regierenden Herzogin Charlotte nach. Dieſe gebildete Fürſtin, deren Geiſt und edles Herz noch heute im treuen Andenken von Stadt und Land fortlebt, empfing den Grafen mit Güte und dankbarer Erinnerung.

Ich komme, Ihre Durchlaucht um die Gnade zu bitten, mich eine Zeitlang hier aufhalten zu dürfen, ſagte Ludwig nach der erſten Begrüßung. Ich ſuche mit einer Gefährtin von hoher Geburt die Einſamkeit, die tiefſte Stille. Ueber jener Dame Abkunft ſchließt mir ein theures Gelübde den Mund, das nur ein ſtrenger Befehl löſen würde, der dann zugleich mein Verbannungsurtheil, meine Ausweiſung wäre. Mein Ehrenwort leiſtet dafür Bürgſchaft — ich ſelbſt darf nichts ſagen, wie gerne ich auch einem ſo edlen Frauenherzen, wie dem Ihrer Durchlaucht, Alles vertrauen würde.

Ich verſtehe Sie vollkommen, lieber Graf! erwiederte die Herzogin lächelnd. Wir ſind hier am Hofe etwas ſchwatzhaft geartet, meinen Sie nicht? Nun, Sie mögen nicht ſo ganz unrecht haben! Uebrigens ſollen Sie ſehen, daß ich eine Regel von der Ausnahme mache, und damit Sie gleich den Beweis davon haben, gebe ich Ihnen hiermit das Verſprechen, Ihr Geheimniß jederzeit zu ehren, und Sie und die unbekannte Dame, für deren Ritter Sie ſich erklären, nach Kräften zu ſchützen. Je länger es Ihnen bei uns gefällt, um ſo mehr ſoll es mich freuen; aber von Einem ſeien Sie zum voraus feſt überzeugt: Bin auch ich nicht neugierig, hinter Ihr Geheimniß zu kommen, ſo werden's andere Leute dafür um ſo eifriger ſein. Mit einem Wort: Hüten Sie ſich vor der delphiſchen Weisheit unſerer guten Reſidenzbewohner.

7. Das große Räthſel.

Die Fürſtin hatte richtig prophezeit; die Frage, wer das geheimnißvolle Paar ſein möge, welches zwar mit nur weniger Bedienung, aber doch mit vielem Aufwande im „Engliſchen Hof“ wohnte, war ſchon nach wenigen Tagen das Hauptthema jeder Unterhaltung in der kleinen Reſidenz, und die Nachbarn betrachteten das ſo wohl bekannte Hotel um ſeiner geheimnißvollen Gäſte willen mit Blicken des Befremdens und der Neugierde.

So lange die unbekannte Herrſchaft noch im Gaſthaus wohnte, durfte nie ein Kellner die Zimmer derſelben betreten. Man hatte eigenes Tafel-, Tiſch- und Bettzeug mitgebracht, oder es kam bald nach dem Eintreffen der Fremden von auswärts an, ebenſo waren Service angekauft werden. Später miethete der Graf die ſchönſte Wohnung, welche in Hildburghauſen zu haben war, in einem Eckhauſe am Markt, das nach jener Zeit als Regierungsgebäude diente. Hier wohnte Ludwig im dritten Stock, kein Nachbar konnte ihm in die Fenſter blicken. Täglich fuhr er, nur von einem einzigen Diener begleitet, mit der ſtets verſchleierten Dame im eignen eleganten Wagen ſpazieren. Ein herrliches Paar Schimmel, wie ſich ſelbſt im herzoglichen Marſtall kein ſchöneres befand, erregte die allgemeinſte Bewunderung.

Allmählig füllten ſich alle Geſellſchaftskreiſe der Stadt mit Nachrichten über den räthſelhaften Fremden und ſeine Begleiterin. Daß die öffentliche Meinung den Grafen für einen franzöſiſchen Emigranten hielt, war in den Verhältniſſen und Ereigniſſen der Zeit begründet; darüber war man im Allgemeinen einig — aber noch gar manches Andere blieb dafür um ſo räthſelhafter und ſpottete aller Nachforſchungen.

Zu ihrer großen Beluſtigung hörten ſie bald, mit welcher Romantik die erfinderiſche Fantaſie der guten Kleinſtädter ſie Beide umkleide;

und es gewährte ihnen manchen heitern Zeitvertreib, ſich die Abenteuerlichkeiten erzählen zu laſſen, die über ſie im Mund der Leute umgingen.

Mit Hülfe der Zeitungen, deren der Graf mehrere hielt, blieb er im ſteten Verkehr mit der Außenwelt, während ſie Ludwig zugleich ein Mittel boten, Sophien in mannichfaltiger Weiſe zu unterhalten und zu belehren. Beim Thee, den ſie ſelbſt mit vieler Anmuth bereitete, las er ihr vor, oder er erzählte ihr aus ſeiner Kindheit und Jugend, aus dem Leben der Großmutter, aus der Geſchichte ſeines Hauſes, von ſeinem Aufenthalt in England, ſo daß keine Stunde der Langeweile die junge lebhafte Prinzeſſin beſchlich. Graf Ludwig verſtand es, den ſo häufig trocknen Ton der Zeitblätter zu würzen und ſie mit vielem Humor zu erläutern. Die Zeit war ſchwer, viel Gutes brachten die Zeitungen nicht; auf Deutſchland drückte lähmend wie ein Alp Napoleons Herrſchaft. Jede freie Aeußerung, welche deutſchen Sinn athmete, wurde unterdrückt, und deutſcher Vaterlandsliebe drohten Feſſeln und Kerker. Da mußten die einſamen ganz auf ſich beſchränkten Fremden in der kleinen Stadt noch zu einem andern Mittel greifen, um die Stunden zu verkürzen und das Leben zu weihen, und dieſes Mittel bot ihnen die Poeſie. Mit Entzücken nahm Sophie den Geiſt deutſcher Dichtung auf, mit Begeiſterung führte ſie der Freund in die ſchöne Literatur ein.

Mit den Zeitungen über die trübe Zeit brachte Philipp eines Tags auch einen Brief, der das Poſtſtempel London trug. Ludwig erſchrak beim Anblick des Trauerſiegels, er ging haſtig in ein Nebenzimmer, zitternd öffnete er — ach, ſchon ſagte ſein Herz ihm Alles!

Meine Mutter! O meine ſchöne, edle, liebe Mutter! war Alles, was er in ſeinem Schmerze hervorbringen konnte und laut weinend warf er ſich auf's Sopha.

Sophie eilte herbei, ſein Anblick erſchreckte ſie auf's Heftigſte und beſtürzt rief ſie aus: Was iſt Ihnen, theurer Freund? Darf ich Ihren Schmerz nicht theilen? O, ſagen Sie mir, welche Schreckenskunde Sie ſo tief erſchüttert?

Ach, meine Mutter! ſeufzte Ludwig: oder doch zum Mindeſten geliebt von mir wie eine Mutter! Leſen Sie, theure Sophie, am dreißigſten März, neun und vierzig Jahre alt, und welche Frau!

Aus Ihrem Schmerze entnehme ich die Größe Ihres Verluſtes! ſprach Sophie bewegt. Laſſen Sie mich Ihre Trauer theilen, wie Sie einſt die meine theilten! Erzählen Sie mir von der Verklärten, das wird Sie erleichtern und mich zugleich in den Stand ſetzen, Ihren herben Verluſt zu theilen.

Ludwig fühlte, wie tief und wahr die Theilnahme dieſes jungen reinen Herzens war, und ſuchte ſich zu faſſen. Auf's Neue erkannte und ſegnete er den Engel, den das Schickſal ihm in Sophien zur Seite geſtellt hatte. Auch dieſer Kelch mußte geleert, auch dieſes Leid ertragen werden.

Mitten in dieſem Kummer traf ihn ein neuer Trauerbrief aus Bückeburg; der Kammerrath Windt meldete darin das am 26. Januar erfolgte Ableben ſeines Bruders, des reichsgräflichen Haushofmeiſters Windt. Er war in Stadthagen ſanft verſchieden und ruhte ohnweit des Grabes ſeiner treuen Hausfrau, die ihm kurze Zeit vorher vorangegangen war.

In dem untern Stock des Hauſes, welches der Graf bewohnte, befand ſich die herzogliche Hofbuchdruckerei; eines Tages kam in derſelben Feuer aus, welches bald entdeckt und in ganz kurzer Zeit gelöſcht wurde. Dennoch trug Sophie einen heftigen Schrecken davon, was den Grafen veranlaßte, die Miethe auf der Stelle zu kündigen. Bald fand ſich ein anderes Haus, in der ſchönen neuen Vorſtadt gelegen, welche auch von Emigranten angebaut war. Im Anfang war die Eigenthümerin dieſes Hauſes unſchlüſſig, ob ſie den Fremden ihr Haus einräumen ſolle; denn das Geheimnißvolle ihrer Perſonen und die vielen über ſie umlaufenden Gerüchte und Mährchen ſchreckten ſie ab. Als betagte Wittwe eines hohen Staatsbeamten, und als eine Frau von Welt und Bildung, mochte ſie ſich keiner Gefahr ausſetzen, und da ſie vernommen hatte, daß die Herzogin den geheimnißvollen Fremden kenne, ſo ging ſie zu dieſer und fragte ſie geradezu, ob ſie ihr rathe, den Grafen und ſeine Umgebung in ihr Haus aufzunehmen? Leicht beſeitigte dieſe jede Beſorgniß bei ihr und der Graf mit ſeiner Begleiterin und ſeiner Bedienung nahmen vom obern Stockwerk ihres Hauſes Beſitz.

Stille, lautloſe Stille, deren Aufrechthaltung und Ueberwachung den Mitbewohnern faſt peinlich vorkam, waltete um dieſe Wohnung und brachte den Grafen in den Ruf eines menſchenſcheuen Sonderlings, während er doch nur Sophiens Wunſch erfüllen wollte, die in dieſer völligen Abgeſchloſſenheit gegen die Außenwelt einen Genuß, einen Troſt fand. Das Publikum hingegen, das die junge Dame ſelten und dann ſtets nur verſchleiert erblickte, fing allmälig an zu argwöhnen, man halte ſie mit Gewalt und gegen ihren Willen von der Welt abgeſperrt und der Graf ſei eine Art Othello oder Ritter Blaubart.

Heute flog dieſe, morgen jene Neuigkeit über die geheimnißvollen Fremden durch die Stadt und bildete den Inhalt der Geſpräche ebenſowohl an der Gaſttafel im „Engliſchen Hof,“ als auf der Bank der äußerſten Vorſtadt-Kneipe. Einmal erzählte man ſich, der Poſtillon habe ſich auf dem Bock umgedreht, um den im Wagen Sitzenden Etwas mitzutheilen, und in Folge davon habe der fremde Graf dem Poſtmeiſter ein Billet geſchrieben, des Inhalts, daß er ſich dieſen Poſtillon wie jeden andern, der ſich unterſtünde, während des Fahrens zurück und in den Wagen zu ſehen, ein für allemal verbitten müſſe. Ein anderes Mal war ein Jude, der bis an das Zimmer des Grafen gedrungen war, die Treppe mehr herabgeflogen, als gegangen, nachdem ihn der erzürnte Graf mit Doppelterzerolen bedroht hatte. So ging es fort und fort, eine ſonderbare Nachricht verdrängte die andere, der geheimnißvolle Graf, der ſein Leben mit der Tarnkappe verſchloſſenſter Zurückhaltung und mit dem Mantel der tiefſten Verſchwiegenheit umkleidete, ließ die Leute zu keiner Ruhe kommen.

Um den Garten des Hauſes lief ein hoher Bretterzaun, gegen die Seite der Allee; wenn Ludwig und Sophie mit einander in den frühen Morgenſtunden ſpazieren gingen, dann luſtwandelten ſie gewöhnlich in der alten ſchattigen Allee, welche ſich um die Hälfte der Stadt längs der Umfaſſungsmauer hinzog, zu andern Tagesſtunden aber ergingen ſie ſich in dem geräumigen Gemüſegarten dicht am Hauſe. Nachbarskinder bohrten Löcher in die Bretter der Umzäunung und blickten neugierig hindurch, denn ſchon in die Kinderwelt herab war das Mährchen, das ſich ſo gerne den Kindern, ſeinen Lieblingen, befreundet, herabgeſtiegen und hatte verkündet, daß da drinnen eine verwünſchte Prinzeſſin umgehe, welche keinen Mund habe; während Andere behaupteten, die fremde verſchleierte Dame habe einen Todtenkopf.

Darüber kam es zum Wortwechſel, von dieſem zu Prügeln, und während die liebe Gaſſenjugend draußen vor dem Garten zu Rittern der Poeſie des Volksmährchens wurden, ſtanden Ludwig und Sophie an der bretternen Wand und belachten herzlich der großen und kleinen Kinder Abenteuerſucht. Gewöhnlich mußte dann Philipp Brettſtückchen ſägen und die Löcher im Zaune wieder zunageln.

Nie gab es auffallendere Gegenſätze, als das Leben dieſes geheimnißvollen Paares, wie es nach Außen hin in ſeiner räthſelhaften Abgeſchloſſenheit der alltäglichen Umgebung erſchien, und Jenes, das Beide in Wirklichkeit führten; nach Innen die reine, lautere Wahrheit, nach Außen die romantiſche und ſelbſterſonnene Täuſchung.

Mitunter gab es auch Tage, an welchen die Poſtpferde ſchon zu ſehr früher Morgenſtunde vor dem Hauſe ſein mußten; Philipp half dieſelben raſch an den Wagen des Grafen ſpannen und ſchwang ſich dann zum Poſtillon auf den Bock empor. An ſolchen Tagen durften weder die Köchin noch die Aufwärterin das Haus betreten. Einmal geſchah es indeſſen, daß die Erſtere, welche einen Schlüſſel zur Küche bei ſich führte, bei einer ſolchen Abweſenheit der Herrſchaft das beſtehende Verbot brach. Sie überſah aber, daß ein Spinnfaden quer über das Schlüſſelloch gezogen war. Als die Herrſchaft zurückkehrte, wurde dieſe Köchin mit Belaſſung ihres Gehaltes für den vollen Reſt des Jahres auf der Stelle verabſchiedet.

Wohin die Fremdlinge fuhren? — Jede nächſte Poſtſtation bot andere Pferde, andere Poſtillone, wer konnte alſo erfahren, wie weit und nach welcher Richtung hin ihr Reiſeziel ging? Viele vermutheten, ein religiöſes Bedürfniß führe ſie zu den Gnadenorten des nachbarlichen Frankenlandes, nach Vierzehnheiligen, oder nach Sanct Urſula, oder zum Gipfel des heiligen Kreuzberges.

Dem in ſo geheimnißvoller Eintracht verbundenen Paare, deſſen Leben der geſammten Umgebung ein ſo großes Räthſel war, kam ein wichtiger Tag. Längſt hatte Sophie im Stillen deſſen gedacht, längſt ſich mit ihm beſchäftigt, zweierlei ſollte den Mann überraſchen, an den ihr Geſchick ſie ſo wunderſam gebunden, ja gekettet hatte. Es war der 22. September des Jahres 1808.

Heimlich, in ſtillen, unbelauſchten Stunden hatte ſie ſich bemüht, Deutſch ſchreiben zu lernen, was ihr anfangs ſehr ſchwer fiel.

Noch nie war, außer im innerſten verſchwiegenſten Herzen, das traute Du über die Lippen dieſer Liebenden gekommen. Dem Genius der franzöſiſchen Sprache iſt es fremd, nun aber war das deutſche Sie Sophien nicht minder fremd und unbegreiflich, und das Ihr klang ihr im Deutſchen ſo ſeltſam, daß ſie bei ſich beſchloß, in dem Briefe, der ihre erſte Uebung im deutſchen Styl werden ſollte, das Du zu brauchen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß es ſo kindlich klinge, als wenn ein Kind ſein erſtes Gebet ſtammelt.

So entſtand jener noch vorhandene und in Hildburghauſen wohlbekannte Brief, der ſo manche falſche Auslegung fand, der ſo Viele glauben machte, er ſei, weil nicht nach den Regeln der großen deutſchen Sprachſchulmeiſter Campe, Adelung und Heinſius ſtyliſirt und geſchrieben, nur ein Zeugniß von Mangel an Bildung oder von ganz untergeordneter Stellung jener Perſönlichkeit, die das Räthſel ihrer Exiſtenz mit ſo dichten Schleierhüllen umwob.

Und dabei bleibt es immer noch eine große Frage, ob jener Brief nicht Abſchrift einer fremden, der Orthographie unkundigen Hand war. — Du! klang es in Sophiens Seele zu Ludwig, wie es längſt in der ſeinen geklungen; Du! hallte dieſen trauten Klang das jungfräulich erbebende Herz nach, da es ſich gedrungen fühlte, dem edlen Mann mehr zu ſein als Pflegbefohlene, mehr als Tochter.

Als der Graf an dieſem 22. September früh nach ſeiner Gewohnheit das Lager verlaſſen und aus ſeinem Schlafkabinet in ſein Wohnzimmer trat, lag auf einem geſchmückten Tiſch ein friſcher Kranz, und neben dieſem eine ſchöne Stickerei, ein Sophakiſſen im Geſchmacke jener Zeit, erhabene Blumen von geſchorener Seide. Dieſe Blumen waren Lilien, drei an der Zahl, auf einem himmelblauen Felde, und neben dieſen drei zarten Lilien, welche mit täuſchender Kunſt die Natur nachahmten, ſtand von Silberlahn gefertigt, ein Anker. Zwiſchen dieſem Kunſtwerk und dem Kranze lag ein Brief, ohne Aufſchrift, geſiegelt mit einem Petſchaft, deſſen Abdruck in einem kleinen ovalen Schildchen unter einer Königskrone drei Wappenlilien zeigte.

Bewegt nahte Ludwig dieſen freundlichen Gaben einer ſo unendlich theuern Hand; ſein Geburtstag, an den ſie ihn ſogleich erinnerten, war ihm wichtig geworden, ſeit er Leonardus kennen gelernt hatte. Er brachte ſtill ſeinen Dahingeſchiedenen ein Todtenopfer. Dahin, dahin waren ſie Alle, nur er konnte ſich noch am lieblichen Strahle des Daſeins. Aus dem Leben waren ſie geflohen, hatten ihn treulos verlaſſen, Jeder von ihnen war ein Strahl geweſen, der ſein Daſein geſchmückt und verklärt hatte, jetzt waren dieſe Strahlen alle zuſammengefloſſen zu einem Strahle, der ihm ein einzig holder, ach! ſein letzter Stern war.

Mit freudigem Beben öffnete der Graf endlich den Brief und las; er las nicht die fehlerhaften Zeilen einer Anfängerin in der deutſchen Rechtſchreibekunſt und Grammatik, er las das beredte Gefühl und den heiligen Ausdruck einer unſchuldigen, liebenden Seele!

„Lieber guter Ludwig!

Ich wünſche dir zu deinem Geburtetag *) viel Glück und Segen! Der Himmel erhalte dich geſund bis in das ſpäteſte Alter. Ach, lieber Ludwig, es ſind ſchon viele Geburtetage, die ich bei dir erlebe, und der Himmel ſegne dich für Alles, was du ſchon an mir gethan haſt, und an mir noch thuſt!

Ach, lieber guter Ludwig, es thut mir leid, daß ich dir zu deinem Geburtetag keine beſſere Freude machen kann. Ich habe hier eine Kleinigkeit für dich geſtickt, ich ſchäme mich, daß ſie nicht beſſer iſt. Aber gewiß wirſt du, lieber guter Ludwig, es doch von deiner armen Sophie annehmen, als einen Beweis meiner Liebe und Dankbarkeit. Ach, verzeihe mir, mein guter Ludwig, wenn ich bisweilen fehle! Ich bitte den Himmel, daß er mich lehre, meine Fehler zu verbeſſern. Möchteſt du doch mit mir zufrieden ſein, ich aber im Stande, alles dir nach Wunſch zu thun, alles dir angenehm zu machen. Ach, lieber guter Ludwig, ich weiß, daß meine Lage ſchrecklich war und ich danke dir nochmals! Der Himmel ſegne dich für alles! Behalte mich lieb, lieber Ludwig! Ich bleibe im Schutze Maria's und dem deinen. Deine arme Sophie bis in's Grab.

Den 22. September 1808.

---

*) Dem holländiſchen Geboortedag nachgebildet. Der Brief iſt, bis auf die verbeſſerte Rechtſchreibung, ganz urkundlich.

8. Der Geburtstag.

Voll unausſprechlicher Rührung ſtand Ludwig noch lange vor ſeinem holden Angebinde, und immer und immer wieder las er Sophiens Brief und netzte mit ſeinen Thränen dieſe theuren Zeilen.

Ohne daß er es gewahrte, trat ſie leiſe ein, ätheriſch ſchön, geſchmückt, in hellen Farben, von Gewändern umfloſſen, die ſie reizend kleideten, eine liebliche feengleiche Geſtalt, blühend wie die ſchönſte Roſe Irans, das holde Antlitz von bräutlicher Röthe überhaucht, ein verkörpertes Ideal jungfräulicher Schönheit. Endlich blickte er auf. Sophie! Ludwig! — und ſprachlos ſanken ſie einander in die Arme, Herz an Herz, und geſchloſſen war der hohe Liebesbund für ein langes, reiches, vollbeglücktes Leben. Vergeſſen war alles irdiſche Leid, abgefallen aller bisherige Zwang der ſcheuen Zurückhaltung; wie zwei Lieblinge des Himmels ſtanden ſich die edlen Geſtalten gegenüber, froh bewußt ihrer Beſtimmung, ihres Zieles, daß ſie nun einander angehörten für das Erdenſein, für eine gemeinſame Bahn, ein gemeinſames Streben. Der Tag war reizend angebrochen, es war Herbſtesanfang, während die Liebenden auf die Sonnenhöhe des Lebens traten; die Morgenſonne ſtrahlte hell in die Zimmer, die Natur lachte noch in voller Sommerfriſche, und hatte das reiche Füllhorn mannichfaltiger Blumenpracht über die Schöpfung geſchüttet.

Voll ſeliger Freude machten Sophie und Ludwig an dieſem Tage ihren Morgenſpaziergang; ach, welch ſtrahlendes Entzücken blitzte aus dieſem holden Augenpaar hinter der dichten Schleierhülle! Wer hatte dieſen zarten Fingern in den feinen Glacéehandſchuhen ſolchen warmen Druck gelehrt? Wer dieſen friſchen Mund der Liebe lieblichkoſendes Flüſtern?

Faſt hätte in ſeinem Glück, das ſo überraſchend und übergewaltig an dieſem Tage auf ihn einſtürmte, Ludwig jenes kleinen Päckchens vergeſſen, welches Vincentius Martinus geſendet, und welches Leonardus Mutter ihrem vermeinten Sohne als letztes Angedenken beſtimmt hatte. Endlich dachte er daran, entſiegelte', es las', und las mit immer wachſendem Erſtaunen.

„Mein geliebter Leonardus!“ ſo begann der letzte Brief einer todten Mutter an ihren todten Sohn: „wenn deine Augen auf dieſen Zeilen weilen, wandle ich nicht mehr unter den Lebenden, bitte aber Gott, daß du an einem guten und dir Heil und Glück bringenden Tage leſen mögeſt, was ich niedergeſchrieben habe, weil ich ein Geheimniß nicht mit unter die Erde nehmen will, das mich bisweilen bedrückte, das ich aber nicht offenbaren wollte aus Liebe zu dir. Du wirſt mir nicht zürnen, mein lieber Leonardus, denn ich habe dir immer und immer die lebendigſte Muttertreue bewieſen, obgleich ich nicht deine Mutter bin, mein Mann Adrianus nicht dein Vater iſt, du, lieber Leonardus, unſer Sohn nicht biſt, obſchon für unſern Sohn gehalten und als unſer Sohn gehalten. Das eigenthümliche und ſeltſame Ereigniß, welches unſer eigenes Kind uns nahm und ein fremdes Kind in unſere Arme legte, will ich dir mittheilen, du wirſt darüber erſtaunen, doch mir nicht zürnen, wenigſtens glaube ich nicht, daß du dazu Urſache haſt.“

„Es war im Jahre 1765; Herr Adrianus van der Valck, mein Gemahl, hatte ein, einen längeren Aufenthalt erforderndes Handelsgeſchäft in London abzuſchließen; wir waren noch im erſten Jahre unſeres Eheſtandes, liebten uns herzinnig und konnten uns nicht zu einer langen Trennung entſchließen; ich begleitete daher meinen Mann nach London und gebar dort nach einiger Zeit einen Sohn, dem wir in der heiligen Taufe den Namen Leonardus Cornelius beilegen ließen. Mit dieſem Sohn, einem zarten Säugling, und mit meinem Manne ſchiffte ich mich ſpäter zur Rückfahrt ein. Das große Kauffahrteiſchiff, auf welchem wir fuhren, war unſer Eigenthum; mit uns fuhr eine deutſche Herrſchaft, nämlich eine ſchon bejahrte, wenigſtens fünfzig Jahre zählende ſehr ſtolze, aber doch auch wiederum ſehr gute und außerordentlich kenntnißreiche Dame, welche mein Mann ſehr verehrte, ſie ſtets Frau Reichsgräfin nannte, und mit welcher er allerlei Geldgeſchäfte abzumachen hatte. Dieſe Frau war begleitet von einer jungen Dame, ihrer Schwiegertochter, deren Gemahl in England zurückgeblieben war. Es war zwar auch eine ſehr ſtolze, gegen mich aber doch gütige Frau, welche, gleich mir, auch in London geboren hatte, und ihr Kind von einer Amme ſtillen ließ. Wir erzeigten uns gegenſeitig alle Freundlichkeit und Gefälligkeit, unterhielten uns vielfach über unſere Kinder, fanden ſogar ein wenig Aehnlichkeit zwiſchen beiden, und theilten uns nach Frauenweiſe unſere gegenſeitige Herkunft und Jugenderlebniſſe mit. Dieſe Dame hieß Reneira, und war die Tochter eines Baron van Tuyl zu Serooskerken; ſie zählte erſt einundzwanzig Jahre; ihr Gemahl war der Reichsgraf Johann Albert von Jever, Varel und Kniphauſen, und eine ältere Schweſter von ihr, Maria Katharine van Tuyl zu Serooskerken, war an ihres Gemahles älteren Bruder verheirathet. Beide Männer waren die Söhne der Reichgräfin, welche ſich mit auf unſerem Schiffe befand. Als wir bereits zwiſchen dem „Helder“ und dem „Texel“ hindurch waren, und die Inſel Wiwingen in Sicht hatten, ſprang der Wind um, wuchs und wuchs und wurde zu einem furchtbaren Sturme. Du kennſt Seeſtürme aus eigener Erfahrung hinlänglich, mein geliebter Leonardus, aber die Feder einer alten ſchwachen Frau iſt nicht vermögend, den zu ſchildern, der mit allen Schrecken der empörten Elemente uns heimſuchte. Alles ſtürzte durcheinander, wir armen Frauen, unſere Kinder, unſere Dienerinnen. Dazu Seekrankheit, Todesangſt, Nothſchüſſe, Gekreiſch, Hülferufe, und Alles in ſtockfinſterer Nacht, denn unter Deck mußten alle Lampen und Laternen ausgelöſcht werden, um Feuersgefahr zu verhüten. Der Sturm dauerte in gleicher Heftigkeit furchtbar lang, es war das Grauſenhafteſte, was ich jemals erlebt habe. Wir Frauen waren mehr todt als lebendig, lagen alle auf den Knieen mit Kindern und Dienerinnen in der großen Kajüte, und erwarteten mit jeder neuen Welle unſer Ende. Unſer Aller bemächtigte ſich zuletzt eine gänzliche Hoffnungsloſigkeit, eine tödtliche Abſpannung, denn der Sturm dauerte zwei Tage und zwei Nächte und das Schiff litt über die Maßen. Als der zweite Morgen graute, rannte es auf eine Sandbank und wurde leck, die Mannſchaft wurde nun an die Pumpen beordert, obſchon ſie ſo ermattet war, daß faſt kein Matroſe mehr ein Glied rühren konnte. Jetzt wurden die Boote ausgeſetzt, man trug uns Frauen in dieſelben, da das Schiff zu ſinken drohte, kaum war es möglich, uns hinunter zu bringen; während dies geſchah, hörte ich plötzlich einen Schrei der Amme jener deutſchen Dame, gleich nachher einen zweiten von der Gebieterin ſelbſt, und verworrene Stimmen riefen, daß ihr Kind todt ſei! Um ſo feſter drückte ich das meinige an meine Bruſt; Jene kamen in ein anderes Boot, bald trennten uns die donnernden Wogenberge von einander; dennoch war Gottes Hand über uns, und ich war die Glückliche, die ihr eigenes Leben und das ihres Kindes gerettet ſah, als der Sturm ſich endlich legte und ein Schiff uns aufnahm. Auch unſer großes Schiff ſank nicht; als der Sturm nachließ, gelang es den weiteren Bemühungen der Mannſchaft, das Leck zu ſtopfen und das Schiff wieder flott zu machen. Aber kaum war ich zu Hauſe angekommen, ſo fiel ich in eine lange ſchwere Krankheit, in welcher mein Mann und alle die Meinen um mein Leben zitterten, und von der ich erſt nach vier Wochen wieder genaß. Während deſſen hatte mein Kind entwöhnt werden müſſen, das auch leidend geworden war, doch hatte Gott es mir und mich ihm erhalten. Ohne die treue und ſorgliche Pflege meiner Schwägerin Adriane van der Valck, welche damals noch unverheirathet war, wäre weder ich noch das Kind mit dem Leben davon gekommen. Wer beſchreibt aber mein Gefühl, als, nachdem ich wieder außer Gefahr war, Adriane, die bei mir ſaß, das Kind wiegte, und mich zu unterhalten bemüht war, mich fragte: Warum iſt denn deinem kleinen Leonardus ein fremdes Hemdchen angezogen worden, liebe Schwägerin, und von wem liehſt du denn die feine, geſtickte Windel? — Adriane! entgegnete ich: du ſcherzeſt wohl? Ich beſitze ſelbſt feine Windeln genug und brauche keine zu leihen, ſo wenig wie fremde Hemdchen.“

„Nimm es mir nicht übel, gute Maria Johanna, erwiederte mir Adriane; ich wußte nicht, daß du in deine Kinderwäſche Grafenkronen haſt ſticken laſſen.“

„Grafenkronen, Adriane? Ich bitte dich, wie wäre das möglich? rief ich aus. — Da zog Adriane aus einer Schublade ein kleines Hemdchen und eine geſtickte Windel hervor und zeigte mir Beides, ich ſah mit ſtarrem Schrecken, daß dieſe Wäſche nicht mein und nicht meines Kindes war. Jetzt packte mich ein jäher Schauder, ich wollte aufſchreien, denn klar ſtand Alles plötzlich vor meiner Seele, aber ich bezwang mich, und ſagte dumpf vor mich hin: Es mag wohl auf dem Schiffe geſchehen ſein — die Wärterin wird ſich vergriffen und die Wäſche verwechſelt haben — es war noch ein zweites Kind mit auf dem

Schiffe. Aber ich hörte auch im Getümmel des Sturmes die Nachricht, daß es todt ſei, jenes arme Kind, ja todt — todt!“

„Vor meiner Seele tagte es furchtbar, ich hatte das fremde Kind gerettet, mein Leonardus war todt, Beide waren in jener ſchrecklichen Stunde, wo uns Müttern die Kinder mehrmals aus den Armen ſtürzten, verwechſelt worden.“

Dieſer Gedanke ſchnitt mir wie ein Meſſer durch die Seele, aber ich machte mich ſtark, ſprach ihn nicht aus, ſondern liebte das fremde Kind wie mein eigenes und dachte, Gott der Herr hat es mir gegeben. Nun entſann ich mich auch, daß jener Sohn der fremden Gräfin William hieß, dieſen William hatte ich; und du, mein geliebter Leonardus, biſt dieſer William, biſt ein geborner Graf und Herr von Varel und Kniphauſen.“

Wunder! Wunder über alle Wunder! rief Ludwig aus und ſprang von ſeinem Sitz empor. Hörſt du es, theure Sophie? So ſprach die Stimme der Natur in Leonardus und in mir ſtark und mächtig, als wir zum Erſtenmale uns auf der „vergulden Roſe“ ſahen.

Ich verſtehe dich nicht, lieber Ludwig! erwiederte Sophie, die den Zuſammenhang noch nicht zu faſſen vermochte, ſonderbar bewegt.

Leonardus, erwiederte der Graf bebend, Leonardus war, wenn auch von einer anderen Mutter, meines Vaters Sohn, war mein leiblicher Bruder! Doch leſen wir weiter.

„Wohl machte mein Gewiſſen mir bisweilen Vorwürfe, daß ich ein Kind bei mir behielt, welches nicht mein war, allein ich fand auch Gegengründe, mit denen ich die innere Stimme wieder beſchwichtigte. Wäre die Verwechſelung gleich entdeckt worden, ehe ich ſo ſchwer erkrankte, ſo konnten die nöthigen Schritte geſchehen. Aber nun, mein Mann war ganz glücklich, einen Erben zu haben, und ſein Sohn war ja doch todt. Jene Frau hat nun ihren Schmerz um ihr vermeintliches todtes Kind überwunden, dachte ich, und ich ſelbſt hatte im Stillen dieſem meinem Kinde viel herbe Thränen nachgeweint, aber dafür das mir angeeignete fremde Kind, dich, mein Leonardus, um ſo lieber gewonnen. Sollte ich nun durch ein ſo ſpätes Eingeſtändniß meinen geliebten Mann erzürnen und betrüben, ſollte ich nun noch den Schmerz tragen, mich von dem Kinde zu trennen? Ich entdeckte mich bei dieſen Zweifelqualen endlich meinem Beichtvater und der ſprach mir göttlichen Troſt in die Seele. Gottes unerforſchlicher Wille hat vielleicht, ja ganz gewiß, es ſo gefügt; beten Sie ihn in Demuth an. Vergebens iſt das nicht geſchehen, und die unergründliche Weisheit des Herrn wird Sie nicht ungetröſtet laſſen. Erziehen Sie dieſes Kind in der Furcht des Herrn und zu ſeinem Wohlgefallen."

„Dies beruhigte mich, gleichwohl erkundigte ich mich oft ſehr lebhaft bei meinem Mann, welcher, wie dir, geliebter Leonardus, bekannt iſt, die Geſchäfte jener hohen Familie in Amſterdam beſorgte, nach derſelben, ſo daß Herr Adrianus mich ſogar einmal eine neugierige Frau ſchalt; aber denke dir, wie mir zu Muthe wurde, als mir die Kunde ward, jenes Kind der vornehmen Dame, mein Kind — ſei damals nur in der erſten Verwirrung für todt gehalten worden, es lebe und verſpreche fröhlich heranzuwachſen. Wie freute ſich darüber mein Mutterherz! Aber ſollte ich nun reden? Sollte ich nun jene Mutter mit einer Eröffnung betrüben, die damals die Verwechſelung gar nicht wahrgenommen hatte, denn die Amme des Kindes, wenn dieſe den Irrthum wirklich inne geworden war, hatte jedenfalls die anders gezeichnete Wäſche erkannt, dieſelbe beſeitigt und geſchwiegen, ſonſt wären wohl Briefe an uns gelangt."

„Fort und fort erkundigte ich mich lange Jahre hindurch nach jenem Sohn, denn ich liebte ihn, mußte ihn lieben, ich hatte ihn ja unter meinem Herzen getragen, aber ich liebte nicht minder dich, mein Leonardus, und verkürzt warſt du auch nicht erheblich. Der Reichthum des Hauſes van der Valck überwog den jenes Hauſes, zumal daſſelbe ſpäter durch die franzöſiſche Revolution unendlich und viel an Kapitalien verlor, die in Frankreich angelegt waren und das Vermögen ſich durch mehrere Erben theilte, du aber unſer einziges Kind bliebſt, und wenn du auch kein Graf geworden biſt, ſo iſt der Adel unſeres Hauſes wohl ſo alt, wie jener des gräflichen; unſer Wappen-Falke im purpurrothen Felde iſt ſo viel werth, wie das Wappen jener Familie; unſere Vorfahren waren auch Grafen, die Grafſchaft Valckenburg, zum Herzogthum Brabant gehörend, umfaßte ein weites Land, Stadt und Schloß Valckenburg, auf Franzöſiſch Fauquemont, an der Geul waren die Herrenſitze. Du haſt dich, lieber Leonardus, unſeres Namens daher nicht zu ſchämen und wirſt deiner alten Mutter, obſchon ſie nur deine Pflegemutter war, nicht zürnen, daß ſie dich ſo geliebt hat, und dich ewig lieben und im Himmel, wo ſie zu weilen hofft, wenn du dieſes lieſt, für dich bitten wird.“

Ludwig endete, Sophie hatte mit Verwunderung zugehört.

Und was würdeſt du nun thun, lieber Ludwig, fragte ſie ſonderbar bewegt, wenn du Leonardus wärſt?

Was Leonardus ganz ſicher ſelbſt gethan haben würde, entgegnete der Graf feierlich. Tief in Grabesſchweigen würde ich ruhen laſſen alles Vergangene, was längſt dahin iſt und vergeſſen. Von mir ſoll Niemand dieſe Aufſchlüſſe erhalten, ich werde ſie vernichten. Zugleich freue ich mich, daß Leonardus dieſe Zeilen nicht vor ſein Auge bekam; wozu frommen ſolche Aufſchlüſſe, ſolche Bekenntniſſe? Nur beunruhigen können ſie, oder verwirren. Was frommt alte Abkunſt, was frommen Ahnenreihen, Wappenſchilde, hohe Namen, wenn nicht das Glück eines ungetrübten innern Friedens im Herzen wohnt? Was gilt uns Bourbon? Was gilt uns Condé? Du haſt das zart und ſinnig empfunden, meine engelholde Sophie, indem du jene Sinnbilder auf dein Geſchenk für mich ſtickteſt. Was ſollen uns die Lilien eines Stammwappens? Die Gartenlilien ſind ſchöner. Was ſollte uns ein heraldiſches Ankerkreuz? Der Anker iſt ſchöner als das Sinnbild der Hoffnung, der Feſtigkeit und der ausdauernden Treue.

Die du mir bewieſen haſt, du lieber Mann, ſo treu wie Gold und treuer noch! rief Sophie mit Zärtlichkeit.

Und weißt du, meine Liebe, ob ſich gegen dieſe Angaben der guten Frau Maria Johanna van der Valck, denen ohnehin auch nicht ein Schein von Rechtsgültigkeit innewohnt, nicht noch die ſtärkſten Zweifel erheben laſſen? fuhr der Graf nach einer Pauſe fort. Kann nicht die Dienerin von Leonardus Mutter ſich vergriffen haben im Tumult, im Sturm, im Dunkel und ihrer Herrin Kind mit Stücken aus der Garderobe des reichsgräflichen bekleidet haben?

Aber die Aehnlichkeit? entgegnete Sophie; und was du vorhin ſagteſt, die Stimme der Natur?

Eins konnte Zufall und Täuſchung ſein wie das Andere. Mir bleibt freigeſtellt, für gewiß anzunehmen, daß unſer verklärter Freund mein leiblicher Bruder war, und ich empfinde ſogar eine hohe Freude in dieſem Glauben; aber er iſt uns entriſſen, iſt dahingegangen, von wo nimmer eine Wiederkehr, wo ihm Niemand ſeine

Stammbäume und ſeine irdiſchen Beſitzthümer ſtreitig machen wird. Darum bedecke Vergeſſenheit auch dieſes Ereigniß mit ihrem ewigen Dunkel. —

Graf Ludwig nährte immer mehr den Vorſatz, ſich und ſein hohes Glück den Augen der Welt zu entziehen. Die reichen Mittel, über welche er zu gebieten hatte, unterſtützten den Plan und erleichterten ihm deſſen Ausführung; ſie vergönnten ihm ſelbſt einen gewiſſen Nimbus des Geheimnißvollen um ſich und ſeine nächſte Umgebung zu verbreiten.

Da es ihm auch in der Vorſtadt noch zu geräuſchvoll war, ſo ſtrebte er unabläſſig nach einem noch ſtilleren Aſyl, und fand dies zuletzt zu ſeiner Freude in dem herrſchaftlichen Schloß im Dorfe Eishauſen. Dieſes Schloß, früher im Beſitz reicher Edelleute, jetzt aber ſammt ſeinen Liegenſchaften herzogliches Kammergut, ſtand bis auf den unteren Raum, der einem Verwalter zur Wohnung angewieſen war, völlig leer. Drei Stockwerke umfaßten eine große Anzahl heller Zimmerräume und einen ſchönen geräumigen Saal.

In dieſem Hauſe gedachte Graf Ludwig ſich ſeines Glückes ſtill und ungetrübt erfreuen zu können und gewann auch bald einen zuverläſſigen Mann, der ſich des Geſchäfts unterziehen wollte, das Schloß von der herzoglichen Kammer für ihn zu miethen. Schon am 22. September des Jahres 1810, feierte Ludwig mit Sophie die Wiederkehr ſeines Geburtstages ſtill und glücklich in den Räumen dieſes Hauſes.

Die wirthſchaftliche Einrichtung wurde nun nach einem wohlüberdachten Plane geordnet und geregelt: da aber dieſelbe von den einfachen ländlichen Bedürfniſſen der Bewohner des Dorfes ſo ganz abweichend war, ſo wurde Alles, was davon zur öffentlichen Kunde gelangte, bis in's Kleinſte bekrittelt und romantiſch ausgeſchmückt. Bald war auch hier der Graf als ein Sonderling erſten Ranges bekannt und wiewohl der große Hauſe ihn kaum kannte, wußte er doch Allerlei an ihm auszuſetzen. Es erſchien den guten Leuten gegen alles Herkommen, daß der Mann ſich ſo abgeſchloſſen hielt und jedem Umgang ängſtlich aus dem Wege ging. Außerdem hatte er unverzeihlich viel Geld, und ſelbſt, als er durch reiche Spenden an Arme und Bedürftige dem Volke Wohlthaten erwies, erntete er nur Undank und Mißdeutung ſeiner guten Abſichten. Nie ſtand in der ganzen

Gegend die Fabeldichtung in ſo glänzender Blüthe als in dem Zeitraume, in dem das ſtille Schloß ſeine fremden, einſamen Bewohner hatte, das jeder Neugier auf das Strengſte verſchloſſen blieb. Kluge und alberne Leute bemächtigten ſich mit gleicher Vorliebe eines ſo anziehenden Stoffes und ſchufen daraus die abenteuerlichſten Phantaſiegebilde. Noch heute cirkuliren in jener Gegend eine Menge Romanepiſoden von dem „Dunkelgrafen“ und ſeiner verſchleierten Dame.

Der Winter mit ſeinen Schauern nahte heran, aber er brachte keinen Störung in das behagliche Stillleben der Einſiedler im ſtillen Schloſſe. Bücher aller Art und täglich die geleſenſten Zeitungen, nebſt einem lebhaften Briefwechſel gaben der Luſt an Beſchäftigung und geiſtigem Austauſch hinreichenden Anhalt. Selbſt den Briefwechſel mit dem Pfarrer Vincentinus Martinus van der Valck unterhielt Ludwig noch als fortlebender Leonardus, wobei die eigenthümlich humoriſtiſche Schreibart jenes frommen Weltgeiſtlichen ihm großes Vergnügen gewährte. — Ebenſo gaben die noch fortwährend für Leonardus einlaufenden Briefe zärtlicher Verwandten, die bald mit mehr bald mit minderer Offenheit auf ſein Geld ſpeculirten, Stoff zu den heiterſten Betrachtungen. Graf Ludwig unterſagte ſeiner ſämmtlichen Dienerſchaft jeden Umgang mit den Bewohnern des Dorfes und der Umgegend. Dieſe Abgeſchloſſenheit war es, die alles Zutrauen der Landbewohner zu den Schloßbewohnern fern hielt, und ſo kam es, daß Aeußerungen wie: der Mann iſt ein Narr — ein Sonderling — ein Menſchenfeind, er iſt ein der Strafe entflohener Verbrecher — an der Tagesordnung waren, ſo oft man von dem Grafen ſprach. Alles was Ludwigs Empfindlichkeit reizte und ſeine kleinen Eigenheiten hervortreten ließ, wurde, ſobald es bekannt war, auf das Lächerlichſte und Boshafteſte verdreht und entſtellt, wurde aufgetiſcht als Neuigkeit, wurde gloſſirt als Rechtsfrage, verhandelt als Ereigniß, ohne jedoch dabei nur im Geringſten den vielen vortrefflichen Eigenſchaften der beiden Verbundenen die geringſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

9. Ein alter Bekannter.

So war das wichtige und verhängnißvolle Jahr 1813 herangekommen. Zahlreiche Truppendurchzüge fanden ſtatt und auch das Schloß zu Eishauſen bekam häufig Einquartirung. Doch wurde dadurch in dem gewohnten Gang des häuslichen Lebens längere Zeit nichts weſentlich geändert, bis ein ebenſo unerwartetes als erſchütterndes Ereigniß eintrat, das wir hier erzählen wollen.

Eines Tages geſchah es nämlich, daß neue Einquartirung anlangte, ein franzöſiſcher Hauptmann mit zehn bis zwölf Waffengefährten. Es waren Flüchtlinge der großen Armee aus Rußland, des Hauptmanns von Narben zerriſſenes Geſicht hatte einen finſter trotzigen Ausdruck. Der auf dem Gute wohnende Verwalter und Philipp, der in jener unruhigen Zeit Haushofmeiſter und Diener in einer Perſon war, empfingen die Soldaten, die dem Verhungern nahe waren. Der kleine Trupp war mit ſeinem Führer über den Wald verſprengt worden und weit von dem in Eilmärſchen dem Rheine zumarſchirenden Hauptcorps abgekommen. Man beeilte ſich, die armen, durch wochenlange Eilmärſche entkräftete Soldaten durch Speiſe und Trank zu laben; Philipp ſelbſt brachte dem Hauptmann ein großes Glas Bordeaux dar, deſſen finſtere Züge ſich bei dem langentbehrten Genuß zu erheitern begannen. Plötzlich ſchrak Philipp heftig zuſammen, ſo daß ihm faſt die Flaſche entfallen wäre, aus der er Jenem eingeſchenkt hatte, einen Moment ſtarrte er ſprachlos, wie vom Donner gerührt, dem franzöſiſchen Kapitän in's Geſicht, faßte dabei krampfhaft des Verwalters Arm, ließ ihn dann ſchnell wieder los und eilte davon. Auch der Franzoſe zeigte ſich plötzlich wie verwandelt, auch er hatte Philipp mit dem gleichen Schrecken angeſtarrt, ſtürzte das Glas Wein vollends hinunter und rief: **C'est impossible! Impossible!**

Während deſſen war Philipp nach ſeiner Stube gerannt, verſah ſich hier mit zwei geladenen Piſtolen, war mit einem Sprung aus dem Fenſter im hinteren Hofe, eilte in den Stall und ſattelte ein Pferd. Alles war das Werk weniger Minuten.

Der Hauptmann ſaß während deſſen, den Kopf in die Hand geſtützt, am Tiſche, wie in düſteres Hinbrüten verſunken. Jetzt fuhr er mit glühenden Blicken auf, ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch und that mit rauher Stimme auf Franzöſiſch ſchnell hintereinander mehrere Fragen an den Verwalter, die dieſer, der franzöſiſchen Sprache unkundig, nicht beantworten konnte. Endlich fragte Jener auf Deutſch: Wo iſt der Mann hingekommen, der eben hier war? Wer iſt der Herr dieſes Hauſes! Ich will zu ihm, ich muß ihn ſprechen! — Der hochbejahrte Verwalter gerieth in eine große Verlegenheit. Indem trat der Kammergutspachter Kaiſer in das Haus, ein Mann von rüſtiger Kraft und herkuliſchem Körperbau; dieſer befreite ſogleich den zaghaften Verwalter von dem barſchen Ungeſtüm des Fremden. Entſchloſſen trat er vor den Franzoſen und ſagte: Was ſchwadronirt Er da? Iſt es nicht genug, daß wir euch zu eſſen und zu trinken geben, und wenn ihr euch gut aufführt, eine Streu zum Nachtlager obendrein? Zum gnädigen Herrn wollt ihr? Zum Teufel ſollt ihr! Denkt ihr, es wäre noch achzehnhundert zwölf? Die Glocke hat anno dreizehn geſchlagen! Geht hinauf, der Herr iſt oben — unterſteht's euch nur! Hinauf geht ihr, herunter tragen wir euch in eurem Blute. Der Herr ſchießt euch todt wie einen tollen Hund, daß ihr's wißt. Denkt ihr Lumpenhunde, wir fürchten uns? Muckſt euch nur, ſo ziehen wir die Sturmglocke, ſchlagen euch mit Dreſchflegeln todt, und kein Hahn kräht mehr nach euch! — Der franzöſiſche Hauptmann gerieth bei dieſer energiſchen Drohung in eine kaum zu beſchreibende Wuth. Bleicher als es war, konnte ſein Geſicht nicht werden; grimmig ſchleuderte er das Glas, aus dem er getrunken, mit einem wilden Fluche zur Erde, knirſchte in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen, rief ſeinen Leuten einige Worte auf Franzöſiſch zu und ſtürzte aus dem Hauſe. Philipp ſtand in der Stallthüre und hatte ſchon das geſattelte Pferd am Zügel, ſeine Abſicht war, nach Hildburghauſen zu jagen, Hülfsmannſchaft für den bedrohten Ort herbeizuholen und den Hauptmann in Haft nehmen zu laſſen, denn er hatte ihn und jener hatte Philipp erkannt — es war kein Anderer als Berthelmy, Angès' verruchter Meuchelmörder. Wie der treue Diener ihn aus dem Hauſe ſtürzen ſah, ließ er das Pferd los und eilte Jenem nach. Berthelmy ging zwiſchen dem Dorf und dem Bach, welcher ſich raſch und rauſchend ergoß, auf die Wieſenfläche — augenſcheinlich um ſich zu ſammeln und in ſeiner kritiſchen Lage irgend einen Plan zu faſſen. Sein Blut kochte in ohnmächtigem Grimme; es war, das ſah er ſelbſt wohl ein, kein Spaß mehr mit dieſen deutſchen Bauern zu machen, die Erinnerung des Landvolkes an den Druck, an den Uebermuth der Franzoſen war noch zu neu und lebendig; überall mußten dies die Franzoſen auf ihrer Flucht nach dem Rheine empfinden, das Landvolk beſonders kannte oft kein Erbarmen mit einzelnen Flüchtlingen und Manchen derſelben traf blutig die rächende Nemeſis.

Kaum war der Hauptmann aus dem Hauſe und Philipp ihm vom Hof aus nachgefolgt, indem er raſch einen Steeg überſchritt und längs des mit hoher Planke umfriedeten Wieſengartens abwärts, dem Bache der Rodach nachging, ſo winkte Pachter Kaiſer einem Knecht im Hofe und gebot ihm, hinüber in das Dorf zu laufen, die Bauern zur Hülfe zu rufen, und wenn es ſein müßte, ſelbſt die Sturmglocke ziehen zu laſſen.

Der Hauptmann verſchwand unter den Weiden, die ziemlich dicht an einer Stelle der Thalwieſen ſtanden. Als er ſein Blut beruhigt glaubte, kehrte er wieder um, — da ſtand Philipp vor ihm, wie aus der Erde gewachſen und vertrat ihm den Weg.

Die verſprengten Soldaten im Schloſſe hielten ſich ruhig, ſie fielen mit der Gier halbverhungerter Menſchen über die Speiſen und Getränke her, die man ihnen willig reichte; indeſſen ſammelte ſich bald ein Bauernhaufe vor dem Schloſſe, mit allerlei Schießgewehr, Säbeln und Dreſchflegeln.

Als der Pachter dieſen Succurs anlangen ſah, rief er den Soldaten zu, daß ſie nun ſuchen ſollten davonzukommen.

Die Franzoſen riefen vergebens nach ihrem Kapitän, den ſie erſt jetzt vermißten. Bald ſahen ſie ein, daß ſie dieſer Uebermacht gegenüber den Kampf nicht wagen dürften. Die Bauernſchaar verſtellte den Flüchtigen den Weg ins Dorf und nach der Stadt, nöthigte ſie einen Feldweg einzuſchlagen, der ſich gleich hinter dem Schloß und den Gutsgebäuden nach Streifdorf und ſüdwärts zog, und gab ihnen unter deutſchen Kernflüchen noch eine Strecke weit das Geleite.

Mittlerweile ſank die Herbſtnacht in das Thal herab; die laut plaudernde Bauernſchaar kehrte nach ihrem Dorfe zurück und bald wurde es wieder ganz ſtill um das Schloß, ja recht todtenſtill, nur die Wellen der Rodach unterbrachen das tiefe Schweigen ringsum.

Jetzt kam Philipp langſam von der Wieſe her nach dem Hauſe geſchlichen, der Verwalter erſchrak über ſeinen Anblick, denn Jener war bleich wie der Tod, ſtöhnte, hielt ſich die Seite und konnte nur ſtammelnd mit gepreßtem Athem den Ruf nach dem Chirurgen hervorbringen. — Er mußte ſogleich zu Bette gebracht werden.

Voll Beſtürzung eilte der Graf herbei und ihm erzählte dann Philipp unter heftigem Schmerzgeſtöhn, was ſich zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Hauptmann auf der Wieſe hinterm Schloß, dicht am Ufer der Rodach, begeben habe. Auf den erſten Blick hatte er in Jenem den abſcheulichen Berthelmy wieder erkannt und der Gedanke, daß derſelbe nicht lebend das Schloß wieder verlaſſen dürfe, ſtand ſogleich ſicher vor ſeiner Seele. So ging er ihm nach, ſo vertrat er dem Feinde den Weg, und warf ſich mit einer wahren Tigerwuth auf ihn. Berthelmy, ein kräftiger Mann, wehrte ſich verzweiflungsvoll, aber Philipp gab die Rache Rieſenſtärke; bald war der verruchte Mörder der herrlichen Angés völlig in ſeiner Gewalt, Philipp's Fauſtſchläge betäubten ihn und obwohl es Jenem noch gelang, ſeinen Angreifer mit einem Stilett tief in der rechten Seite zu verwunden, ſo achtete Philipp deſſen doch nicht, und auf Berthelmy's Bruſt knieend, drückte er ihm ſo lange die Kehle zu, bis derſelbe kein Glied mehr regte. Dann ſchleifte er den Leichnam an den Haaren nach der nahen Rodach und warf ihn in den dunkelſchäumenden Bach.

Graf Ludwig ſchauderte bei dieſem Schreckensbericht, der Zuſtand des treuen Dieners ließ ihn jedoch jeden anderen Gedanken, jede andere Betrachtung zurückdrängen. Er ſandte ſogleich einen reitenden Boten nach dem Arzt in die Stadt, als aber dieſer eintraf, hatte ſich der Zuſtand des Kranken bereits ſo ſehr verſchlimmert, daß der Arzt an ſeinem Aufkommen zweifelte. Berthelmy's Stilett hatte noch einmal, zum Letztenmal den Weg zu dem Sitze eines edlen Lebens gefunden, unter unſäglichen Schmerzen gab Philipp in der Nacht den Geiſt auf, aber erſt einige Wochen nach ſeinem Tode fand man die Leiche des von ihm erdroſſelten Berthelmy in den Weidengebüſchen der Rodach auf.

10. Stillleben.

Wo bliebe ein irdiſches Daſein von den Stürmen des Schickſals unberührt? Und wo blühte das Menſchenleben, dem alle Hoffnungen ſich erfüllten? Auch hinter Ludwig und Sophie hatte ſich damals, als ſie das Schloß von Eishauſen bezogen, die Welt der Stürme und der herben Geſchicke nicht völlig abgeſchloſſen, aber dennoch waren ſie glücklich; der Himmel verlieh ihnen Mäßigung, jene kleinen Leiden als das Unabwendbare zu ertragen, und Tugend, großer Freuden würdig zu ſein. So ſchwanden ihnen die Jahre dahin, nur ihre Herzen und deren treuer Liebesbund alterten nicht.

Eines Tages, als Sophie eben ihre Lieblinge, die Katzen fütterte, trat Ludwig mit einem Briefe zu ihr und ſagte mit einer recht bitter ironiſchen Miene: Mein Berichterſtatter aus der Heimath, Herr Rath Wippermann, früher Secretär meines Vetters, des Reichsgrafen, der ſo gütig iſt, mir zuweilen mitzutheilen, wie es zu Hauſe ſteht, meldet mir als neurſte Neuigkeit, daß Seine Erlaucht, Graf Wilhelm, ſich bewogen gefunden hat, über alle und jede Hinderniſſe ſich zu erheben, und ſeiner mit Madame Sara Margarita Gardes eingegangener Gewiſſensehe jetzt auch das öffentliche, kirchlich und weltlich gültige Sigill aufzudrücken.

Was iſt das? fragte Sophie: Ich verſtehe dieſe Ausdrücke nicht, beſter Ludwig?

Der Graf ſchlug den Brief auseinander und las:] „Seine Erlaucht haben ſich am achten September achtzehnhundertſechzehn mit unſerer nunmehrigen, allgemein verehrten Frau Reichsgräfin in Höchſtihrer Herrſchaft Knixhauſen, und zwar zu Accum, in der dortigen Kirche reformirter und zugleich eigner Confeſſion feierlich copuliren laſſen.“

Ich meine, der Reichsgraf habe daran Recht gethan? bemerkte Sophie.

Nicht anders, und ich lobe ihn auch drum, verſetzte Ludwig. Er folgt der Eingebung ſeines Gemüthes und verachtet die Formen des alten Herkommens.

Wird aber dieſe Ehe nicht angefochten werden von den Agnaten des Hauſes? Werden dieſe ihr volle Gültigkeit zugeſtehen? fragte Sophie weiter.

Angefochten? Ganz ſicher; denn der Streit darf ja nicht enden, der Hader nicht ſchweigen, ich habe ja dieſen furchtbaren Fluch ausgeſprochen, aber ein hoher Troſt iſt im Buche aller Bücher enthalten, welcher lautet: „Selig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret iſt, wird er die Krone des Lebens empfahen.“ Mein Vetter iſt treu und beharrlich, das freut mich wahrhaft, er ſetzt ſeinen Willen durch trotz aller widrigen Schickſale, die ihn betreffen, und Niemand hat ein Recht, ihn zu tadeln, daß er ſeinem Herzen folgt, daß er der Frau, die er wahrhaft liebt, daß er der Mutter ſeiner Söhne, und dadurch den letzteren ſelbſt die Rechte gibt, die ihnen gebühren, die aber ganz ſicherlich auf das Heftigſte werden angefochten und beſtritten werden.

Ich verſtehe Nichts von dem Recht und den Rechten ſolcher alten deutſchen Familien, ſprach Sophie. Ich glaube auch nicht, daß in allen Ländern ſo ſtrenge und peinliche Anſichten und Geſetze herrſchen. Du ſelbſt haſt mir früher einmal erzählt, daß man hierüber in England ungleich vernünftiger denke, wie in Deutſchland. Auch in Frankreich herrſcht für die Herzen mehr edle Freiheit.

Unſere deutſchen Geſetzgeber ſind ſammt und ſonders Juriſten, deren Zöpfe ſo lang und unförmlich ſind, wie das weiland römiſche Reich ſelber. Da darfſt du nicht nach Gefühl und nach dem Herzen fragen, ſondern nur nach Pergament und Schweinsleder. Es iſt ein Jammer damit und wird es ewig bleiben, wenn nicht einmal am guten Tag ein reformatoriſcher Titane von Gott berufen den ganzen Plunder des alten ſogenannten römiſchen Rechts mit all' ſeinen Pandekten, Inſtitutionen, Digeſten, Gloſſen und wie das Zeug weiter heißt, aus Deutſchland hinausfegt, und an die Stelle der Verdrehung, der wälſchen Wortklauberei, Spitzfindigkeit, Lüge und Fälſchung den Altar des einfachen urheiligen Naturrechts und der ewigen Wahrheit errichtet. So lange wir Deutſche noch berechtigt ſind, mit Goethe zu klagen:

Es erben ſich Geſetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit dir geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

ſo lange wird es auch mit unſern Rechtszuſtänden nicht beſſer werden. Und liegt nicht, um das nächſte Beiſpiel aufzugreifen, ſelbſt für mich in dieſen Goethe'ſchen Worten eine unendliche Wahrheit? Sind die Proceſſe im reichsgräflichen Hauſe nicht eine ewige Krankheit? Rücken ſie nicht ſacht fort, und wie ſacht! Langſam, langſam, wie der Gletſcher im Alpenlande, der ſich faſt unmerklich verſchiebt und im Weiterſchreiten rings um ſich alles Leben erſtarren macht, alle Hoffnung raubt, alle Liebe ertödtet. Iſt es nicht naturgemäß und vernünftig, daß der Sohn des Vaters Erbe ſei? Aber das ſtets naturwidrige ſtarre Recht wandelt dieſe Vernunft in Unſinn, ſie knüpft an tauſend Clauſeln, Formeln und Bedingungen das Erbrecht an, und macht die Söhne der reinſten Liebe zu ausgeſtoßenen, ja durch die Geburt ſchon im Mutterſchooße gebrandmarkten Bettlern. „Wohlthat wird Plage." Weißt du, daß Hofrath Brünings mir einen Proceß an den Hals werfen wollte wegen des Falken von Kniphauſen? Ich ſollte mein Recht auf dieſes Geſchenk der Großmutter ſonnenklar documentiren, ſollte ſchwören, daß der Falke rechtlich mein ſei, ich ſollte mich vor Gericht ſtellen, ſollte in meiner ſchönen Einſamkeit die ganze Plage der Verhandlungen mit Advocaten haben, und durch dieſe Gabe der unvergeßlichen Frau das centnerſchwere Gewicht jener Worte Goethe's empfinden:

Weh dir, daß du ein Enkel biſt!

Zum Glück hat mein Vetter, der Reichsgraf, jener diplomatiſchen däniſchen Spinne zu verſtehen gegeben, daß ſie ein giftiger Kanker iſt, und mich in Ruhe laſſen ſolle, zumal ich ja ohnehin auf das Recht verzichte, „das mit mir geboren iſt".

Du wollteſt mir längſt Urſache und Urſprung jener Streitigkeiten mittheilen, lieber Ludwig, ſprach Sophie: welche ſeit ſo langer Zeit in deiner Familie erblich ſind. Nicht daß ich neugierig darnach fragen will, aber um des Dichters Ausſpruch zu widerlegen „und doch einmal die beſtrittene Frage nach jenem Rechte zu erheben, von dem die Frage iſt.“

Ich werde dir dieſe äußerſt verwickelten Verhältniſſe in gedrängteſter Kürze mittheilen, meine theuerſte Freundin, antwortete Ludwig. Es ſind ſehr viele Schriften darüber vorhanden, und kam jemals in Deutſchland „ein lautes Geheimniß“ wie Calderon eines ſeiner Stücke nannte, vielfach zur Aufführung, ſo iſt es das unſeres Hauſes. In der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte Einer der Ahnherren, des Namens Anton Günther, als der letzte des Stammes der Grafen von Oldenburg und Delmenhorſt. Es war der Sohn jenes Grafen Johann des Sechzehnten, dem die Erbtochter von Brabant, Marie, ihre Grafſchaft Jever ſchenkte und vererbte. Wenn ſein Stamm mit ihm ausſtarb, ſo fielen die Güter, welche Mannslehen waren — mit Töchtern war das Haus in Ueberfülle geſegnet — an das ſtammverwandte Königshaus Dänemark, und ſein Sohn, der mit einem deutſchen Freifräulein außerehelich erzeugt war, ging leer aus. Da nun dennoch dieſer Sohn ein tüchtiger Mann zu werden verhieß, ſo verſchaffte ihm der Vater erſt den Adel, dann die Erhebung in den Reichsfreiherrnſtand, er hieß nun Freiherr von Aldenburg und edler Herr zu Varel, und endlich erwirkte der treugeſinnte Vater ihm ſogar die Würde eines Grafen des heiligen römiſchen Reichs mit ausnehmend ſchönen Begabungen und Bevorzugungen, wie ſie gar nicht beſſer zu wünſchen waren, zum großen Verdruß der Seitenverwandten, der Könige von Dänemark und des Herzoghauſes von Holſtein-Sonderburg und Holſtein-Plön, ja ſogar das Münzrecht wurde ihm verliehen, und als der Vater endlich in ſeinem vierundachtzigſten Jahre ſtarb, ſo gebot der Sohn, Reichsgraf Anton der Erſte, über ſehr anſehnliche Herrſchaften, über die Herrlichkeiten Kniphauſen und Inhauſen, über die Herrlichkeit und das Amt Varel, über die Vogtei Jadde, und eine Menge einzelne Allode, das ſind freieigene Güter, die keinem Oberherrn zu Lehn gehen, oder Familienfideicommiſſe. Dieſer Graf vermählte ſich in zweiter Ehe mit der Großmutter meiner Großmutter, welche letztere du, liebe Sophie, in Hamburg kennen lernteſt, ſtarb aber ſchon acht Monate vor der Geburt ſeines einzigen Sohnes von der zweiten Gemahlin; von der erſten hatte er nur Töchter, welche in die Familien Güldenlöwe, Gödens, Harthauſen, Bielcke und der Grafen von Wedel heiratheten. Es erhoben nun, während die gräfliche Wittwe in Doorwerth reſidirte, Dänemark, Holſtein und Oldenburg verſchiedene Anſprüche auf das Erbtheil, bis zu deren abermaligem Verdruß der Sohn erſchien, und wackere Vormünder dieſem ſeine Rechte wahrten; gleichwohl gab es der Verclauſulirungen dabei eine Ueberfülle, welche dir mitzutheilen, äußerſt langweilig und unerquicklich ſein würde; nur ein Hofrath Brünings und ein Rath Melchers können Honig aus dieſer Diſtel ſaugen! — Leider war auch dem Sohne, der ſich zweimal vermählte, kein hohes Lebensziel zu erreichen beſchieden und er ſtarb ohne Söhne, nur eine einzige Tochter hinterlaſſend. Dieſe Tochter war meine ſelige Großmutter, die gütige Pflegerin meiner Jugend, die großmüthige Beſchirmerin meiner Jünglingsjahre, deren Andenken ich dankbar ſegnen werde, ſo lange ich noch zu denken und zu ſegnen vermag. Weil die meiſten Güter Allode und Familienbeſitzthum waren, konnten dieſelben meiner Großmutter nicht entriſſen werden; ſie vermählte ſich mit einem in Holland geborenen, aber aus Deutſchland, aus der Pfalz, unſerer Angès Heimath, abſtammenden Edelmann, mit dem ſie jedoch nicht in glücklicher Ehe lebte, vielmehr ſich von ihm trennte und Noth hatte, ſich gegen Angriffe von allen Seiten her tapfer zu wehren, nächſtdem, daß auch mannichfache Streitigkeiten in der Familie ihres Gemahls dazu beitrugen, ihr das Leben ſauer zu machen. Sie war voll Kenntniß, Wiſſen, Geiſt und Gelehrſamkeit; ſie ſtand mit den gelehrteſten Männern Europas im Briefwechſel, beſonders über Alterthums- und Münzkunde, und weilte oft lange Zeit am Berliner, wie am Wiener und am franzöſiſchen Hofe. Am Berliner Hofe betrieb ſie ihre Angelegenheiten trotz eines Diplomaten, und hatte vielen Verkehr mit Voltaire. Die bedeutendſten Namen jener Zeit am Hofe zu Berlin und Potsdam ſind erwähnt in einem Bruchſtück ihres faſt ganz verloren gegangenen umfaſſenden Tagebuches; bald ſpeiste ſie mit dem König, bald mit der Königin, bald mit dem Prinzen von Preußen, oder empfing Beſuche hoher Perſonen, wie des Markgrafen von Bayreuth; ſchon ein flüchtiger Blick in dieſe Blätter begegnet einer Menge Namen von Grafen und Gräfinnen, Miniſtern, Künſtlern, Gelehrten; das wirrt durcheinander, wie das Maskengewimmel eines großen Ballſaales. Schwerin, Arnim, Dankelmann, Voltaire, d'Argenteau, Alga-

tti, Maupertuis, Grumbkow, Bismark, Pannewitz, Schmettau, Kne-
beck, Röllnitz, Schulenburg und zahlreiche Andere. Dort traf die
roßmutter auch zuſammen mit einem nahen Verwandten ihres Ge-
ahls, dem Vater des jetzigen Herzogs von Portland, den ſie ſtets
ylord William nennt. Unter Anderem ſchrieb ſie: „Tyrconel," dies
ar der Name eines Geſandten, „jagte mir großen Schrecken ein, daß
rankreich ohnfehlbar gegen mich ſei, und daß er nichts Gutes voraus-
he." An einer andern Stelle heißt es: „Am Hofe der regierenden
önigin traf ich den Grafen von Bentheim-Steinfurth, der mir gleich-
alls einen großen Schrecken verurſachte. Ich verſprach ihm, ihn zum
arkgrafen Heinrich zu führen." An einer dritten Stelle ſchreibt ſie:
Voltaire ſollte bei mir diniren, er mußte aber nach Potsdam zurück-
hren und konnte ſich nur eine Stunde bei mir aufhalten. Kurz darauf
eſuchte er mich wieder und beruhigte mich in Betreff des Königs.
ch ſchrieb nun ſelbſt und ſandte meinen Läufer nach Potsdam; am
olgenden Tage kam derſelbe mit guten Nachrichten vom König zurück." —
So war ihr Leben ein außerordentlich bewegtes, bis ſie ſich endlich auf
hre Schlöſſer zurückzog, und auf dieſen oder in ihrem Hauſe zu Ham-
urg der Wiſſenſchaft lebte. Ihr Enkel, der Reichsgraf, deſſen Schick-
ale du ja größtentheils bereits kennſt, mußte erleben, daß bereits in
Folge des Friedens von Campo Formio ſein Lehensverband zwiſchen dem
Herzogthum Brabant und der Herrſchaft Kniphauſen ſich löste, daß
er franzöſiſche König von Holland alle ſeine Beſitzungen und Herrſchaften
in Oſtfriesland militäriſch beſetzte, daß der Tilſiter Friede
Jever, nachdem Rußland es abgegeben, an Holland brachte, und daß
Kaiſer Napoleon ſeinem Bruder, dem König von Holland, über Varel
und Kniphauſen die Souveränetätsrechte verlieh, die dem rechtmäßigen
Gebieter durch deſſen Mediatiſirung entriſſen worden waren. In dem
Jahre 1811 verſchlang das nimmerſatte Kaiſerreich Alles, wie es
war, große Lande und kleine Ländchen, Holland, Oldenburg, Varel
und Kniphauſen. Dafür bekam der Graf den Union-Orden, der ihm,
nach Vereinigung Hollands mit Frankreich, in den Reunion-Orden umgewandelt
wurde. Der Graf wünſchte ganz andere Wiedervereinigungen
herbei, als das Verhängniß der Napoleoniſchen Herrſchaft ihr
Mene Tekel ſchrieb; allein ein gewiſſes Vorhaben mißglückte ihm; er
wurde in Haft genommen und von Vandamme mit dem Tode bedroht.

Nur der Reunion-Orden war es, der ihn rettete und ſchützte. Gleichwohl wurde er verbannt, und über ſeine Güter die Confiscation verhängt. Erſt das Jahr 1814 befreite ihn; mittlerweile hatte Oldenburg die Herrſchaften in Beſitz genommen und wollte dem Grafen nicht einmal die Rechte eines Mediatiſirten zugeſtehen. Darüber entſtanden Prozeſſe, die noch immer ſchweben und den Grafen der Verarmung mehr und mehr zuführen. Wie wunderbare Geheimniſſe doch in der deutſchen Sprache ruhen! Sie ſagt nicht: ein Proceß ſitzt, ſteht, liegt, nein, ſie ſagt: er ſchwebt, wie ein Raubvogel, ein Falke, Habicht oder Geier in den Lüften ſchwebt, und mit ſcharfem gierigen Auge herab auf ſeine ſichere Beute blickt — und zuletzt — da ruht der Proceß, wenn er endlich aus iſt, wie wir auch ruhen, wenn es aus iſt mit uns; mir ahnet aber, daß die Proceſſe unſeres Hauſes eine wahrhaft Ahasveriſche Natur in ſich tragen und immerdar ſchweben werden, gleich böſen Nachtgeiſtern.

Welche traurige Ausſicht! rief Sophie mit Theilnahme. Wie froh bin ich, daß du, mein Theurer, losgeriſſen biſt von jenem Hauſe und ſeinen Geſchicken!

Ich kann auch froh ſein und bin es vom Grunde meines Herzens, ich will nichts wiſſen von Proceſſen! antwortete Ludwig. Jetzt hat der Graf von ſeiner Sara drei Söhne, dieſe wachſen heran, ſein Bruder, Graf Johann Carl hat auch drei Söhne; gib Acht, noch einige Jahre, und die letzteren werden die legitime Abkunft der erſteren beſtreiten, und wir können noch einen Kampf der Horatier und Curiatier erleben, freilich nicht mit Schwertern, ſondern mit Advocatenfedern, aus den großen Schwebeſchwingen des vorhin genannten Raubzeugs; Blut wird dabei nicht fließen, aber außerordentlich viele Tinte, und dieſe wird noch fortfließen, wenn längſt unſer Lebensnachen am umdunkelten Strande des Schattenreichs gelandet iſt.

So machte der Graf häufig der Geliebten Mittheilungen aus ſeiner und ſeiner Familie Vergangenheit, und wie Vieles ließ ſich für ſie nicht daraus lernen. — Da die Zeit es ihm außerdem vergönnte, ſo las Ludwig ſehr viel, und machte ſich bewandert in ſchöner Literatur, Philoſophie und Geſchichte. Auch Phyſik blieb ihm nicht fremd. Es wird erzählt, der Graf habe ſich auch viel mit Meteorologie beſchäftigt, wozu des Hauſes Höhe ſich gut eignete; eine Hausapotheke bot jenen Bedarf einfacher Mittel in leichten Krankheitsfällen, deren Beſitz und Kenntniß dem Landbewohner von großem Vortheil iſt.

Der unmittelbar nächſte Nachbar des Schloſſes war der Kammergutspachter, und der Graf empfand durch ihn hinlänglich die Wahrheit des Dichterwortes:

Es kann der Beſte nicht in Frieden leben
Wenn es dem ſchlimmen Nachbar nicht gefällt.

Wie ſich bei Anweſenheit des flüchtigen franzöſiſchen Hauptmanns und ſeiner Handvoll Leute die rohe Bauernnatur in Verhöhung des Unglücks von Seiten dieſes Mannes offenbart hatte, ſo zeigte ſich ſein Charakter auch gegen jeden Andern. Der Geſchäftsträger nannte ihn in Briefen an den Grafen „Monſieur Grobian“, und der Graf ſelbſt ſchrieb in einer ſeiner häufigen Beſchwerden, daß die Bauern dieſen Mann nur den „kleinen General“ zu nennen pflegten, wahrſcheinlich, weil derſelbe ein abſolutiſtiſches Commando auf ſeiner Pachtung führte. Obſchon er von dem Bewohner des Schloſſes nur Vortheile hatte, und dieſer ſich gegen ihn und die Seinen ſtets gütig erwies, trat immer auf's Neue die bäueriſche Grobheit und Habſucht in unverſchämten Forderungen zu Tage. Des Grafen Pferde konnten nicht wohl anders in Stallung und Futter gegeben werden, als auf dem Gute. Unverſehens beliebte es dem Pachter, die reichliche Bezahlung dafür noch zu ſteigern. Da ſandte der Graf noch in der Nacht zum Schulzen, ließ ihn wecken und rufen, und verkaufte ihm die herrlichen Rappen um einen Drittheil ihres Werthes; vielleicht auch ſchon dadurch verſtimmt, daß der nach Philipp's Tode zum Kutſcher angenommene junge Menſch ſich untauglich erwies. Dem Pachter wurde aber nach wie vor Stall- und Futtergeld fortgezahlt, damit er fühle, daß nicht des Geldes halber die Pferde abgeſchafft ſeien, ſondern daß man blos ſeiner Unverſchämtheit ſich unterzuordnen nicht geneigt geweſen ſei.

Um ſich und Sophien für die Entbehrung der Spazierfahrten zu entſchädigen, miethete der Graf einen großen Wieſengarten, dicht vor dem Schloß, in welchem ein kleiner Beetgarten gelegen war. Zwiſchen dem Schloß und dem Garten rauſchte die Rotach hin, von einem langen Steeg überbrückt. Hohes Buſchwerk von Weiden, Ulmen und Rüſtern friedeten dieſen Wieſengarten ein, durch welchen der Graf einige Wege anlegen ließ, damit derſelbe ihm und der Freundin künftig zu Spaziergängen diene; eine Bretterwand von 8 bis 10 Schuh Höhe wurde neu angelegt, um der Außenwelt den Einblick in das ſchöne Geheimniß dieſes friedlichen Stilllebens zu wehren.

Dieſer Garten nun war die ſtille Inſel, auf welcher in ſchöner Jahreszeit Ludwig und Sophie ſich täglich ergingen. Klöſterlich abgeſchloſſen gegen die Außenwelt, ganz ſich ſelbſt lebend, ſich ſelbſt genügend, genoſſen ſie die einfache Schönheit dieſer ländlichen Einſamkeit. Eine Geißblattlaube, von einem Fliederbaum überſchattet, bot das trauliche Ruheplätzchen, wo ſich plaudern und leſen, arbeiten und ruhen ließ. Frieden murmelte der Rodach leiſere Welle, Frieden flüſterten der Weiden ſilbergraue Blätterzungen, Frieden tönten der Aeolsharfe ſchwellendſchwebende Accorde vom hohen Hauſe in den Garten nieder, Frieden ſangen die lieblichen Kehlen munterer Vögel, Grasmücken, Weidenzeiſige, Grünlinge und Bachſtelzen. Sophie blieb das ſchöne Weſen ihrer Kindheit und Jugend, von ſtillem Ernſt, deſſen Siegel das Leben ihr aufdrückte, gleichſam geweiht. Selten nur kamen Nachrichten von ihrer Mutter, dieſe Dame reiſte noch in hohen Jahren umher, ſie war nicht traurig darüber, ihr Geheimniß ſo fern, ſo treu bewahrt zu wiſſen, Niemand lebte mehr, der ihr eine Verlegenheit hätte bereiten können, außer Ludwig und Sophie, und zu dieſen fand Jene nie den Weg. Und ſo war es gut, denn alle Theile waren zufriedengeſtellt. Was in Sophiens Innerem vorging, ob ſie ſich hinausſehnte in die Welt, ob ſie ſich als eine Gefangene fühlte, ob ſie heimlich einer ungenoſſenen Jugend nachweinte? Nur Ludwig war der Vertraute ihrer Seele, keinem andern Herzen konnte ihr reiches und ſchönes Gemüth ſich je erſchließen, doch war ihr, jenes ſtillen Ernſtes ungeachtet, ein kindlich heiterer Sinn geblieben und ein tiefes Empfinden.

11. Der Freundin Tod.

Friedlich zogen ihnen ſo die Jahre vorüber, ihre Körper alterten,
ber die Herzen blieben jung; ihre Haare bleichten, aber in ihren
Augen glänzte die alte Jugend. Die Liebe verloderte und die Freund-
chaft am Altar ihrer Herzen nährte mit heiliger Hand ihr reines
Veſtafeuer.

Die Einſiedler im ſtillen Schloß zu Eishauſen berührten die ſtaat-
ichen und politiſchen Verhältniſſe des Landes, das ihnen nun ſeit
iner Reihe von faſt zwanzig Jahren ein friedliches Aſyl geboten
atte, nur wenig, doch blieben ſie immerhin nicht ganz von dem
amals ſtattfindenden Regierungswechſel unberührt; denn zu aller-
ächſt wußten ſie ja nicht, ob unter einer neuen Regierung ihnen
as Aſyl, das nun nach ſo manchen widerſtrebenden Gefühlen, nach ſo
anchem Kampf ihnen lieb geworden, belaſſen werde? Sie wußten nicht,
b eine neue Regierung nicht blos neu, ſondern nicht auch neugierig
ein werde. Aber auch von dieſer Seite wurde die zarteſte Rückſicht
egen den Grafen beobachtet. Ein ſo lange Jahre ſtill und unbe-
cholten geführtes Leben und die Wohlthaten, welche derſelbe nicht
ur den Bewohnern von Eishauſen, ſondern auch den Armen der
ahen Stadt erzeigte, waren zugleich ein entſcheidendes Gegengewicht
egen jede Verdächtigung. Viele glaubten und glauben es noch, der
nbekannte Bewohner des Schloſſes zu Eishauſen habe ſchriftlich oder
erſönlich dem neuen Landesherrn ſich entdeckt; dies geſchah jedoch
ie, es wurde durchaus keine Enthüllung von Seiten des Grafen
erlangt.

Alles erfuhr der Graf, was im Dorfe, in der Gegend und in
er Stadt ſich zutrug, während Dorf, Stadt und Umgegend von
hm noch eben ſo wenig wußten, als im erſten Jahre ſeiner Anweſen-
eit. Er hatte die ſchwere Kunſt verſtanden, die Leute zu nöthigen,
in ſtilles Geheimniß mitten im lauten Markt des Tages gewohnt zu
erden. Eines Tages trat, von Niemanden geahnet, ein anderes

großes Geheimniß, mit dem ſich nicht eine kleine Stadt oder ein kleines Dorf, ſondern mit dem ſich ganz Deutſchland, ja, die halbe Welt beſchäftigte, an das Eishäuſer Geheimniß epiſodiſch heran. Es war Sommer, die Blätter der Weiden rauſchten, über der Flur lag tiefes Schweigen.

Ludwig und Sophie ſtanden an einem Fenſter und blickten nach dem Dorfe hinüber; der Klang eines Poſthorns erregte ihre Aufmerkſamkeit. Bald darauf hörten ſie das Raſſeln eines Wagens, der im Dorfe anhielt.

Eine Weile nachher erſchien auf dem Wege, der aus dem Dorfe nach dem Schloß führte, ein ſtattlicher, wohlbeleibter Mann im Reiſerock, ſein Geſicht, voll und breit und lebhaft geröthet, drückte Wohlwollen aus; er nahm den Hut ab, da es ſehr warm war, und zeigte, daß er blondes Haar hatte, die Augen erſchienen klein, blau und klug. Der Begleiter war ein junger Menſch von unſicherer Haltung und ſchwankendem Gange; ſeine Züge hatten etwas Weiches, Unentwickeltes, er trug eine leichte Reiſemütze, und that dieſe jetzt gleichfalls ab; die Blicke, welche er auf die Umgebung warf, drückten eine ſonderbare Theilnahmloſigkeit aus, während die ſeines älteren Begleiters forſchend und faſt neugierig umherſahen; dieſe Blicke glitten ſuchend an allen Fenſtern des Schloſſes hin, und hatten eine ungemeine Lebendigkeit. Die beiden Fremden blieben bald ſtehen, bald ſchritten ſie wieder eine kurze Strecke weiter nach dem Schloſſe zu.

Soll dieſer Beſuch wohl uns gelten? fragte Sophie, welche verſchleiert am Fenſter ſtand, und nur hinter der grünen bemalten Gardine verſtohlen hinabſchaute.

Uns nicht, meine Liebe, aber unſerm Geheimniß! antwortete Ludwig. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo kenne ich dieſen jungen Menſchen.

Wie wäre das möglich? fragte Sophie ganz verwundert. Er ſcheint mir nicht älter als höchſtens achtzehn bis zwanzig Jahre zu ſein. In dieſem Zeitraume haſt du ja das Schloß nicht verlaſſen?

Und dennoch ſah ich ihn ſchon, verſetzte der Graf, ſchritt in ſein Arbeitszimmer und kehrte alsbald aus demſelben mit einem Buche zurück, dem ein Bild vorangeſtellt war, welches dem jungen Menſchen vollkommen glich.

Die Fremden ſtanden noch unten. Der Herr deutete lebhaft ſprechend, und, wie es den Anſchein hatte, fragend, nach verſchiedenen Richtungen hin. Der junge Menſch folgte jeder dieſer Handbewegungen mit ſeinen Blicken, und machte häufig nicht nur mit dem Kopf, ſondern auch mit den Händen entſchiedene Bewegungen des Verneinens.

Sieh dir dieſen Jüngling recht genau an, ſprach Ludwig zur Freundin. Das iſt ein Menſch, deſſen Herkunft noch ungleich geheimnißvoller für die Welt iſt, als die unſere, er iſt das öffentliche Räthſel Deutſchlands. Sieh, jetzt wenden ſie ſich, ſie gehen wieder, er iſt fremd hier, gehorſamer Diener, Herr Polizeirath! Wir bedanken uns für die gütige Aufmerkſamkeit! Reiſen Sie recht glücklich!

Du machſt mich ſehr neugierig, Ludwig! rief Sophie mit ſteigendem Erſtaunen.

Ich durchſchaue Alles, gab ihr der Graf lächelnd zur Antwort. Der junge Menſch iſt der Findling Nürnbergs, deſſen Geſchichte ich dir erzählte, ſo weit mir dieſelbe aus den über ihn erſchienenen Schriften bekannt geworden iſt, es iſt Kaſpar Hauſer.

Das unglückliche Kind grauſamer Eltern! rief Sophie beſtürzt aus.

Derſelbe, ſprach Ludwig. Sein Begleiter und Führer war der Gothaiſche Polizeirath Eberhardt, der Schrecken aller Vagabunden und Gauner weit und breit, das hellſehendſte Wächterauge in ganz Deutſchland für die öffentliche Sicherheit.

Ich denke mir dieſen Beſuch einfach ſo: Polizeirath Eberhardt möchte längſt gern wiſſen, wer ich bin, wer du biſt, ſeinem Polizeibewußtſein iſt es unerträglich, daß ein Menſch lebt, deſſen Paß nicht jeden Augenblick vor aller Augen dargelegt werden kann, daß ein Menſch lebt, deſſen Herkunft die Staatsregierung nicht kennt, und der Mann iſt ohne Zweifel in ſeinem vollen Rechte, ja ich ſchätze ihn aus der Ferne ſehr hoch. Sein Freund iſt der berühmte Rechtsgelehrte und Criminaliſt Anſelm Feuerbach zu Anſpach, der ſich Kaſpar Hauſers auf das Eifrigſte angenommen hat und noch immer Alles aufbietet, um Spuren der Herkunft ſeines Schützlings aufzufinden. Jedenfalls lenkte Eberhardt jenes Mannes Verdacht auch auf uns und dieſes Schloß, und daraufhin wurde Erſterem der arme Kaſpar Hauſer anvertraut, um zu verſuchen, ob nicht beim Anblick der hieſigen Oertlichkeiten Jugenderinnerungen im Gemuthe des Jünglings wach würden? Denn wie nahe liegt der Gedanke eines Verdachts? Hier ein einſames und ſtilles Schloß, bewohnt von einem gänzlich von der Geſellſchaft getrennten Paare, über deſſen Herkunft die dichteſten Schleier gebreitet ſind. Könnte nicht hier jener unglückſelige Knabe geboren werden, nicht hier ſein Kerker geweſen ſein? Wehe uns, wenn der junge Menſch vielleicht durch Aehnlichkeiten dieſes Ortes mit ſeiner früheren Umgebung getäuſcht, Vermuthungen ausgeſprochen hätte, unſere Ruhe wäre dann auf das Aeußerſte bedroht.

Der Himmel ſei geprieſen, daß ſie wieder fort ſind! ſprach Sophie und ſuchte des Freundes Beſorgniſſe zu zerſtreuen. —

In das Publikum kamen immer neue Märchen über den geheimnißvollen Grafen. Was längſt geſichert erſchien, Ludwigs völlig ungeſtörter Aufenthalt in Eishauſen, das wurde jetzt erſt als bedroht angeſehen und erregte Beſorgniß. Die Stadt und die dortige obere Behörde hätte nur ungern den Mann aus dem Lande ſcheiden ſehen, der fort und fort durch großmüthige Unterſtützung der Armen und Nothleidenden ſich nützlich und wohlwollend erwies, und beſchloß deßhalb, dem Grafen ein ſichtbares Zeichen dankbarer Anerkennung zu geben. Sie verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht der vormaligen Reſidenzſtadt Hildburghauſen. Es konnte nicht fehlen, daß dieſes Zeichen dankbarer Würdigung und Hochachtung ſeines Charakters Ludwig tief rührte und innig erfreute, und um ſo lieber blieb er nun in der ſtillen Häuslichkeit und in dem engen Kreiſe, den nun ſchon ſo lange und bis in das nahende Alter hinein um ihn und Sophie die traute Gewohnheit gezogen hatte. Um aber nicht blos Bürger der Stadt Hildburghauſen zu heißen, ſondern auch der That nach es zu ſein, erwarb er käuflich ein Wohnhaus in der Stadtnähe, mit einem an daſſelbe ſtoßenden Garten und ließ auch noch einen an dieſen angrenzenden Wieſengarten von einem dritten Beſitzer erkaufen. Bald umgab auch dieſes Haus der Zauber des Geheimnißvollen; hohe dichte Bretterumzäunungen friedigten das neue Beſitzthum, Hof und Gärten ein; Läden, welche ſtets verſchloſſen blieben, verwehrten das Erdgeſchoß gegen jeden zudringlichen Blick.

Das Haus wurde völlig zur Wohnung eingerichtet und angemeſſen möblirt, auch ein neuer, höchſt eleganter Wagen wurde eigens von

Frankfurt verſchrieben und es erfolgten nun bisweilen heitre Spazierfahrten Sophiens und Ludwig's mit vier Poſtpferden, welche jedesmal erſt von Hildburghauſen nach Eishauſen gebracht werden mußten. Bei dieſen Fahrten wurde nie die Stadt berührt, indem ſich ein Weg, die Mareiſtraße genannt, in ziemlicher Entfernung um dieſelbe herumzog, unmittelbar in die von Coburg über Rodach kommende und nach der Meiningen oder nach Römhild führende Straße einmündete, und zwar ganz in der Nähe des Dörfchens Walrabs, das ſich in geringer Entfernung von dieſer Straße an eine bewaldete Thalrinne anlehnt. Auch in dieſem Dorfe erwarb der Graf ein Haus, und da ſich beim Heimfahren nahe dem Stadtberge oder eigentlich an demſelben ein umbuſchter Berggarten mit Häuschen häufig in einem beſonders maleriſchen Lichte zeigte, ſo wurde auch dieſes käuflich erworben, um zu ſchöner Jahreszeit einen Ruheplatz daſelbſt zu haben. Dieſer Berggarten bot neben einer der ſchönſten Ausſichten auf die freundliche und wohlgebaute Stadt mit ihrem ſtattlichen ehemaligen Reſidenzſchloß und Hofgarten, auf die nahe vorbeiziehenden Straßen und auf die ganze friedliche Landſchaft, zugleich mancherlei Schattenſtellen unter vielen gemiſchten Holzarten, auch eine zwar nicht lange, doch tief ſchattende Allee niedriger aber ſteckſtämmiger Kaſtanienbäume, welche Ludwig ganz eigenthümlich anſprach, indem es ihm war, als habe er ſchon einmal in dieſer Allee gewandelt, aber er konnte ſich durchaus nicht beſinnen, wann und wo er eine ähnliche Oertlichkeit früher geſehen habe.

Obſchon der Graf der Außenwelt ſtets rege Theilnahme widmete, ſo mußte er doch mehr und mehr wahrnehmen, wie Nichts Dauer hat auf Erden. Ohne der früheren Freunde zu gedenken, die der Tod ihm in ſo raſcher Folge entriſſen, hatte er auch im Laufe der Jahre einen Verluſt nach dem andern zu beklagen, deren jeder in ſeiner Weiſe unerſetzlich für ihn war. In des treuen Philipp's Fußtapfen vermochte ſchon kein neuer Diener einzutreten. Der Graf wurde daher immer ernſter, und es traten ihm nun zuweilen auch die Gedanken an das eigene Scheiden nah, als bald nach einander der redliche Geſchäftsführer und der ſo äußerſt gefällige hochgebildete Freund, der Geiſtliche des Dorfes ſtarb. Als zu ungewöhnlicher Frühſtunde die Glocken der Dorfkirche erklangen und den Tod des wackeren Predigers verkündeten, ſtimmte ihn dieſes Geläute zur tiefſten Wehmuth.

Eine Thräne glänzte in ſeinen Augen und bewegt rief er aus: Wieder ein Band mit der Welt zerriſſen, und wohl das letzte! Faſt will mich bedünken, als lebe ich zu lang!

Nicht blos, um in Hildburghauſen und deſſen Weichbild ſelbſt als Ehrenbürger Grundbeſitz zu haben, hatte der Graf Häuſer und Gärten käuflich erworben; mit treuer Sorge für die Menſchen, die ihr Leben an das ſeine geknüpft hatten und ihm es weihten, war er darauf bedacht, deren Loos ſicher zu ſtellen, falls ihm, vielleicht bald, der dunkle Genius nahen ſollte. Zumal Sophien gegenüber war es eine heilige Pflicht, vorſorglich zu handeln, ja ihm ſelbſt konnte der Tag noch kommen, wo er freiwillig oder durch Kündigung der Miethe das Schloß verließ, dann war es gut, ſogleich ein Beſitzthum zur Verfügung zu haben; war doch ohnehin des Verwunderns darüber kein Ende, daß der Bewohner des ſtillen Schloſſes in demſelben wohnen blieb und jährlich 500 Gulden Miethe zahlte, während er ein recht geſchmackvoll, obſchon ohne Luxus eingerichtetes Haus mit großem Garten ſein Eigenthum nannte, und zumal in nächſter Nähe der Stadt, wo für den Verkehr mit der Poſt, mit Kaufleuten, mit dem Geſchäftsführer ſo ungleich größere Bequemlichkeiten ſich darboten, als auf einem anderthalb Stunden weit entlegenen Dorfe. Man hatte damit abermals einen Grund mehr gefunden, den Grafen als Sonderling zu bezeichnen, aber unbekümmert um Wohl- oder Uebelmeinen der Menge ſpann ſich das Leben im ſtillen Schloſſe geräuſchlos fort, unbewegt und doch voll innerer Bewegung.

Das Jahr 1830 war ſchon herangekommen mit ſeinen wichtigen politiſchen Ereigniſſen, wie mußten dieſe die Einſiedler zu Eishauſen berühren und erſchüttern! Abermals brach in Frankreich ein Revolutionsſturm los, bebte der Boden, brach der Königsthron jenes Grafen von Artois, der als Karl X darauf ſaß, er brach durch die entſetzliche Wucht von vier leichten Papieren, von vier Ordonnanzen zuſammen. Es war eine Revolution, die ringsum ihren Wiederhall fand, einen Hall, der Viele erſchreckte und nachdenklich machte.

Da kam ein Brief an von Sophiens Mutter, und nach dem Eingange, welcher theilnehmende Fragen nach dem Ergehen der geliebten Einſiedlerin enthielt, ſchrieb die Prinzeſſin: „Wir Alle ſind außer uns, alle Ereigniſſe der Politik, welche jetzt die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich lenken, denn nach allen Richtungen hin legt die republikaniſche Propaganda ihre Minen, und ſchon ſind deren in Belgien, Polen, in Italien und in verſchiedenen Theilen Deutſchlands geſprungen — alle dieſe Ereigniſſe, ſage ich, werden zurückgedrängt durch eine Begebenheit, welche uns zu allernächſt auf das Schmerzlichſte berührt und niederbeugt. Den letzten Stamm des Hauſes Condé hat der Tod gebrochen, und welch' ein Tod! — Ein ſchändlicher, verrätheriſcher, meuchelmörderiſcher Tod unter der ſchwärzeſten Maske! Am 29. Auguſt dieſes Jahres wurde Herzog Louis Henri Joſeph von Bourbon, Prinz von Condé, auf ſeinem Landſitz zu Chantilly am frühen Morgen in ſeinem Schlafzimmer an einem Fenſterkreuz erhängt gefunden, und die Schmach eines Selbſtmordes auf ſein unſchuldiges Haupt gewälzt. Schmerz und Zorn zugleich nehmen mir die Feder aus der Hand — des Herzogs Teſtament iſt eröffnet — lachende Erben nehmen das ungeheure Vermögen in Empfang und die gerechteſten Anſprüche Anderer werden mit Füßen getreten! — O, meine Sophie! Du bleibſt, was du bisher geweſen biſt, eine arme Waiſe, meine letzte Hoffnung, dir das Glück des Reichthums noch im irdiſchen Leben verſchaffen zu können, denn drüben bedürfen wir deſſen ja nicht, iſt zertrümmert, wie Helm und Schild dem Letzten ſeines Stammes zerbrochen in das Grab nachgeworfen wurden!"

Laß doch Alles dahin ſein, liebes Kind, ſprach Ludwig mit der Ruhe eines Weiſen zur Freundin, die von dieſer Nachricht auf das Tiefſte ergriffen wurde und in Thränen ausbrach; nur keine Thränen um irdiſche Habe, wahrlich, ſie iſt ſo köſtlicher Thränen nicht werth, zumal ſolcher Habe, die Andere beſaßen, nicht wir. Auch ich glaube hier nicht an einen Selbſtmord, möchte aber auch Niemanden verdächtigen. Wir leben wieder in einer böſen Zeit und können nicht wiſſen, wie Alles ſich geſtalten wird.

Du biſt unwohl und regſt dich allzuſehr auf, ſagte Sophie, die mit Sorge wahrnahm, wie ihn alle dieſe Nachrichten immer wieder von Neuem erſchütterten. — Ja, meine Theure, ich fühle mich in der That unwohl, entgegnete der Graf. Die lange Ruhe hat mich verwöhnt, ſo Manches ſtürmt jetzt auf mich ein, ſo Manches tritt mir nahe, was mich ängſtlich und beſorgt macht. Dein Schickſal, Sophie — wenn ich dir entriſſen würde.

O ſchweige, um Gottes Willen, ſchweige, beſter Ludwig! rief ſie abwehrend.

Wozu verhüllen, was doch einmal geſchehen wird? fragte Ludwig und ſtreichelte ſanft ihre erbleichende Wangen. Wie lange noch, und wieder färbt der Herbſt die Blätter? Ein anderer Brief, den ich heute empfing, hat mich bis zum Krankſein erſchüttert. Was ich einſt vorausſagte, es iſt geſchehen, meine jüngeren Verwandten, wenn ich ſie ſo nennen darf, treten auf zum Kampfe gerüſtet, und befehden einander in dieſem unſeligen Jahre mit der Feder, in offenen Druckſchriften, ſie tragen offen vor das Auge der Welt den Familienzwiſt, und die Kinder meines Vetters Johann Carl nennen die Kinder meines Vetters, des regierenden Herrn aus der Ehe mit Sara Gerdes Baſtarde, ſie ſelbſt eine Leibeigene — und ſo erfüllt ſich mir zur Strafe, zur furchtbaren Strafe mein eigener verhängnißvoller Fluch! Iſt das nicht ſchrecklich? Soll das nicht jedes Herz erſchüttern? Kaum traute ich meinen Augen, als ich die öffentliche Ankündigung dieſer Streitſchriften in den Zeitungen las. Und du weißt, liebe Sophie, was Alles vorherging, wie der regierende Reichsgraf leiden mußte, und das gönn' ich ihm nicht! — Als Wilhelm Guſtav Friedrich durch die Alliirten im Jahr 1814 aus ſeiner Haft und Verbannung befreit war, ſequeſtrirte Oldenburg immer noch ſeine Güter, und es mußte erſt ein abermaliger Berliner Vergleich zu Stande kommen, zu welchem die Großmächte Oeſterreich, Preußen und Rußland die helfende Hand boten, daß ihm Kniphauſen wieder eingeräumt ward, daß er die Regierung mit Landeshoheit wieder antreten, manches der früheren Rechte wieder zurückerhalten durfte. Aber um die Vermögensverhältniſſe, die ja nie glänzend waren, ſieht es betrübend aus, was mir am Herzen nagt wie eine Natter. — Bereits im Jahre 1827 hat der Graf ſeinem älteſten Sohne, Wilhelm Friedrich, das Fideicommiß der deutſchen Güter abgetreten und iſt nach England gegangen, wo er in London mit dem Rang eines großbritanniſchen General-Majors anſtändig lebt. Was aus dem Streite weiter werden ſoll, das wird die Zeit lehren! Möge die Stunde recht bald ſchlagen, in welcher die ſtreitenden Parteien den Frieden finden und die Verſöhnung! Aber das prophezeie ich, daß dieſe Zeit ſpät, ſehr ſpät kommen wird und erſt dann, wenn ich längſt von meinem ſtillen Schauplatz abgetreten bin, und die Perſonen unſeres Geſchlechts, mit denen ich lebte, längſt alle todt ſind. Möchte mein ſo unbeſonnener Fluch, der die dunkelſte That meines Lebens war — ach, ich lebe nur, um ihn zu bereuen! — dann mindeſtens geſühnt ſein, wenn ich ſelbſt der Sühnung vor dem ewigen Richterſtuhl bedarf. Nie ſoll ein Menſch Verwünſchungen über ſeine Lippen gehen laſſen, denn es hört ſie eine dunkle dämoniſche Macht und nimmt ſie hohnlachend auf ihre ſchwarzen Schwingen.

Ludwig war heftig aufgeregt, er legte ſich fiebernd nieder. Es wurde ihm in der Nacht ſo unwohl, daß er die Klingel zog. Sophie eilte erſchreckt aus ihrem Zimmer zu dem Kranken hinüber, auch die Köchin erſchien.

Sophie weinte und wachte die ganze Nacht hindurch am Lager des Kranken. Dieſer blickte ſie lange ſchweigend an und ſprach dann halb wie im Fieber:

Wenn ich nun dahingehe, was hat ſie dann, die arme Verlaſſene? Wohin geht ſie und wo bleibt ſie dann? Unkundig aller Verhältniſſe der Außenwelt — o wie unglücklich wird ſie ſein — o wie erbarmungswerth — und das iſt dann mein Werk, ich Unglückſeliger! Ich rang nach dem hohen Gute, ich errang es, weihte ihm mein ganzes Leben mit feierlichem Gelübde. Das Gelübde hab' ich unerſchütterlich gehalten, aber meine Eigenſucht hat nicht daran gedacht, daß ich vor ihr abgerufen werden könnte!

Dieſe Betrachtungen marterten des Kranken Hirn bis zur heftigen Fieberglut, er fühlte ſich völlig machtlos und ſah im Fieber, wie eine hohe, dunkelverhüllte Geſtalt die arme Sophie, welche einer geknickten Lilie glich, auf ihre Arme nahm und ſie von hinnen trug, weit, weit fort. Immer ſah er ſie noch und vermochte ihr doch nicht zu folgen, immer weiter und weiter ſchritt jene Geſtalt in eine unermeßliche öde Ferne, wurde immer kleiner, endlich war ſie ſo weit, daß ſie mit dem Dunkel der Ferne verſchmolz, aber Sophiens Geſtalt ward immer heller und heller, je weiter ſie von ihm weggetragen wurde — endlich war auch ſie nicht mehr ſichtbar, ſondern leuchtete nur noch wie ein kleiner reiner Stern.

Als der mit tödtlicher Sorge herangewachte Morgen erſchien, fühlte ſich der Graf beſſer, er ſank aus der verwirrten Welt der Phantaſieen in einen ruhigen Schlummer, doch mußte er noch mehrere Tage das

Bett hüten. Wie er wieder das Lager zu verlaſſen und zu ſchreiben im Stande war, erhielt der Geſchäftsführer einige Zeilen, mit zitternder Hand geſchrieben, die ihn, was nicht ſelten geſchah, zu einer Unterredung nach Eishauſen einluden.

Mein Herr, ſprach der Graf, der ſeinen Beſuch in dem Zimmer empfing, welches zwiſchen dem Vorzimmer und dem Arbeitszimmer lag: ich war ſehr krank, aber ich habe eine Pflege, die über alles Lob erhaben iſt. Ich habe eine Gefährtin, die mir die ganze Welt, die ich gern entbehre, erſetzt. Aber die Mahnung aus dem Reich der Schatten, die jüngſt an mich gelangte, wie im Mittelalter ein Brief der verhüllten Fehme an einen Schuldigen — ſagte mir auch, wie viel ich jener treuen Liebe ſchulde. Helfen Sie mir, meine Pflicht zu thun, wie es den Landesgeſetzen gemäß iſt, doch ohne Weitläufigkeiten; Sie wiſſen, daß ich dieſe nun einmal nicht liebe. Nur keine Gerichte! Nur keine Commiſſionen, Advocaten, Schreiber — nur das nicht!

Ich werde mir erlauben, erwiederte der Geſchäftsführer, Eurer Gnaden gehorſamſt auseinanderzuſetzen, daß und wie —

Schriftlich, lieber Herr, ſchriftlich, wenn ich bitten darf! unterbrach ihn Ludwig. Ich bin noch ſo angegriffen — ich danke Ihnen und bleibe Ihnen im voraus verbunden.

Am folgenden Tage ſchrieb dieſer Mann an den Grafen Folgendes: „Nach dem geſtrigen Beſuche, wo Euer Gnaden zum Erſtenmale der Dame erwähnten, hoffe ich Eurer Gnaden Wünſche richtig zu erkennen. Sie wünſchen Ihre hier belegenen Beſitzungen an eine Dame, deren Namen Hochdieſelben noch angeben werden, zu übertragen und dieſe als Eigenthümerin einzuſetzen, damit dieſe Dame, bei einer Abreiſe, oder Abweſenheit, oder dem Ableben von Euer Gnaden ſtets als ſolche verfügen und handeln kann. Dieſes wird ſich auf das Gültigſte und Kürzeſte leicht, vielleicht auch ohne die perſönliche Gegenwart von Gerichtsperſonen machen laſſen. Ich bin ſo frei, einen Entwurf zu einer zu treffenden derartigen Verfügung oder Ceſſion zu gnädigſter Anſicht und Prüfung beizulegen.“

„Die Form der Abtretung der erwähnten Grundſtücke an die Dame iſt dadurch leicht gefunden, wenn Euer Gnaden mich beauftragen die alten Kaufbriefe an die Behörde zurückzugeben und einen neuen auf den Namen der Dame ausfertigen zu laſſen.“

Namen der Dame, Namen der Dame! rief der Graf in großer Betroffenheit.

„In Betreff anderweiter Gegenſtände iſt keine andere gültige Form einzurichten, als die, daß Euer Gnaden in Gegenwart zweier Zeugen eine Schenkung unter den Lebenden machen, wobei die Dame gegenwärtig iſt und ſagt: Ich nehme dieſe Schenkung an.“

„Letzteres hat jedoch nach hieſigen Geſetzen nur Rechtskraft und Rechtsgültigkeit, wenn die Schenkung unter 300 Ducaten beträgt. Ueber dieſe Summe hinaus iſt die Schenkung nur gültig, wenn ſie in Gegenwart von Gerichtsperſonen geſchieht.“

O mein Himmel, wie wäre das möglich! ſtöhnte der Graf, und ſeine Hände zitterten.

„Meine unmaßgebliche Meinung wäre dahin gerichtet, Hochdieſelben wollten erlauben, daß ein Aſſeſſor des hieſigen Stadtgerichts hinauskommen dürfte, vor dem der ganze Actus für jetzt und alle Zukunft binnen drei Minuten zu beendigen wäre, indem ich Hochdero gnädige Dispoſitionen ſchon vorher zu Papier gebracht hätte, Euer Gnaden nur Namen und Daten ausfüllten und dieſe Schrift der Gerichtsperſon dann mit den Worten übergäben: Dieſes iſt mein Wille, nehmen Sie denſelben zu Protocoll. Das Uebrige beſorgen dann die Gerichtsperſonen in einem andern Zimmer, und es wird dann das gerichtlich ausgefertigte Inſtrument zu Hochdero Unterſchrift vorgelegt; dabei werden, dafür ſtehe ich ein, Aſſeſſor und Secretair unaufgefordert kein Wort ſprechen. Durch dieſen Act wird bei einem etwaigen Sterbefall die Verſiegelung überflüſſig gemacht und jeder obrigkeitlichen Einmiſchung in Hochdero beiderſeitige Hinterlaſſenſchaft vorgebeugt. —“

Dieſe Schenkung, ſo weit ſie Sophien betraf gelangte nie zur Ausführung, denn Jene kam nicht in den Fall, derſelben zu bedürfen.

Es kam Alles ganz anders, als der Graf geglaubt hatte. Noch eine Reihe von Jahren blieben ſie in ihrer ſtillen Liebe vereinigt. Ludwig erfreute ſich, wenn auch bisweilen ſchwankender, doch im Ganzen guter Geſundheit, aber Sophiens zartes Wangenroth, das ſo ungeſehen von der Welt verblühte, wie eine ſchöne Blume im Hochgebirge oder in tiefer Waldeinſamkeit, wurde allmälig bleich, immer zarter und durchſichtiger wurde ihre Haut, ihre Blicke aber leuchteten in einem noch höheren Glanze. Ein leiſes kurzes Hüſteln — der Anflug einer hohen Röthe auf den Wangen — das Alles ſagte genug und ließ ahnen, was kommen mußte.

So viel wußte Ludwig aus Büchern, daß hier ärztliche Hülfe nichts mehr fromme, daß hier einzig Mittel der Linderung in Anwendung kommen könnten, die milden Kräfte der Pflanzenwelt, das isländiſche Moos, die ſüßen Wurzeln der Quecke und Althea.

So kam der November des Jahres 1837 herbei, dieſer ſchaurige Monat, der das letzte Laub von den Bäumen weht, der der Mutter Erde das Leichentuch zu weben beginnt.

Ein unermeßlicher Schmerz zog durch des Grafen Seele. Das Leben mit all' ſeiner genoſſenen Süße lag hinter ihm und vor ihm lag der Tod in ſeiner holdeſten Geſtalt!

Es war ein bitteres, tiefempfundenes Scheiden, doch ohne Schmerz, ohne Qual. Menſchen konnten das Weh dieſer Trennung nicht ermeſſen, und Menſchen waren auch keine Zeugen derſelben. Da ſchluchzte keine weinende Dienerſchaft auf den Knien, da ſprach kein Prieſter Worte des Troſtes, wie bei Ottolinens Sterbelager, da kniete nur ein einziger weinender, alternder Mann, und hatte keinen Troſt, nicht für ſie, nicht für ſich.

Ich ſterbe gern, flüſterte Sophie mit matter Stimme. Ich danke dir, mein Ludwig! Wie ich ſoviel, wie ich Alles dir danke — ſo danke ich dir auch noch für deine Treue — in dieſer letzten Stunde! — Vergiß deine arme Sophie nicht! — Du bleibſt nun allein — o trit wieder hinaus in die Welt — begrabe dich nicht länger in der Abgeſchiedenheit, denn nur um meinetwillen haſt du dich in dieſe Einſamkeit zurückgezogen. — Ich habe viel entbehrt, was das Leben andern glücklicheren Menſchen bietet, aber ich habe dich gehabt, du haſt mich reich entſchädigt — und wir waren glücklich. Alles, was ich habe, gabſt du mir — Alles was ich bedurfte, warſt du mir — noch einmal das altgewohnte Wort: mein Ludwig — ich danke dir!

Bebend hielt der Graf die immer matter werdende zarte Geſtalt, die auf ihr Ruhebette hingegoſſen lag, in ſeinen Armen, er küßte noch ihre letzten Thränen an den langen dunkeln Wimpern auf.

Die Stimme verſagte der Sterbenden — das reine Herz hörte auf zu ſchlagen, ihr Auge brach. Ludwig küßte ſeiner Verklärten die brechenden Augen zu, hielt ſie noch eine Weile in ſeinen Armen, dann ließ er ſie ſanft in die weichen Kiſſen niederſinken und ſtieß einen lauten dumpfen Schrei des Schmerzes aus, indem er beſinnungslos zu Boden ſank. Der Tag war der fünfundzwanzigſte November. Am vierundzwanzigſten November war Ottoline geſtorben. Ob ſie einander droben begegneten, die beiden guten Genien des armen Grafen? —

Es war vollbracht, und was noch zu vollbringen war, mußte gleichfalls geſchehen. Ludwig ließ Alles durch die Bedienung und den ſchnell herbeigerufenen Geſchäftsführer beſorgen und anordnen. Er ſelbſt war ohne Macht, ohne Kraft, ohne Willen, faſt ohne Beſinnung. Ach, wie marterten und peinigten ihn die dringenden und doch nöthigen Fragen und alle die Anordnungen, die ſolch ein Trauerfall hervorruft!

Tief verſenkt in ſtarres, ſchmerzliches Hinbrüten ſaß er da, ganz verloren in Erinnerungen an das ſelige Einſt, und jetzt — jetzt fand er auch mit Einemmale die Erinnerung wieder an das ſtille, ihm ſo heilige Grab, und an jene Schattenallee im hochgelegenen Bergeshain, wie er letzteren einſt im Traume geſchaut, in Ottolinens Schloß geſchaut, und wie er — ſo wunderbar ihn ſelbſt beſaß. — Hier die Klauſe, dort die Grabeszelle! ſo ſtand der Gedanke feſt in ihm, und ſo führte er ihn auch aus.

Wortkarg, zurückhaltender als je, einſam und allein ſtand der Graf da. Keines Freundes tröſtender Zuſpruch konnte ihn erreichen, keine Theilnahme ihn aufrichten. Willenlos ließ er geſchehen, was nicht zu ändern war, todtkrank weilte er beſtändig in ſeinem Zimmer, in ſtummem und darum doppelt unſäglichem Schmerz.

Und in dieſe ſchmerzliche Stille trat nun die Außenwelt mit ihren Anſprüchen, mit ihrer Allwiſſenheit; die Außenwelt, die da Buch führt über Leben und Sterben, über Sein oder Nichtſein. Des Ortes Küſter kam, vom Geiſtlichen entſendet, mit dem Kirchenbuche. Eine Verſtorbene, die lebend nie ſeiner Kirche bedurft, nie derſelben begehrt, mußte in das Kirchenbuch mit Namen und Datum, mit Jahr und Tag, mit Alter und Heimath eingetragen werden! Ludwig war in ſeinem tiefen Schmerz kaum fähig, eine Antwort zu ertheilen auf die Frage nach dem Namen, nach dem Geburtsort.

Sophie Botta! flüſterte er endlich ſeufzend. — Und woher? — Aus Weſt — Weſtbachen — Weſtbacherhof wollte er ſagen. — Sophie Botta aus Weſtphalen, ſchrieb der Küſter nieder.

12. Sterben und Erben.

Die Schauer der Herbſtnacht wehten um den entblätterten Berghain. Stille dunkle Geſtalten wandelten hinauf aus der Stadt, von Neugier getrieben, denn es war bekannt geworden, daß auf dem Schulersberg, ſo hieß dieſes Beſitzthum des Grafen, die Dame beigeſetzt werden ſolle, welche eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch im Schloſſe zu Eishauſen gelebt und ſich den Blicken der Neugier nie, ja ſelbſt nicht einmal der vertrauten Dienerſchaft entſchleiert gezeigt hatte.

Mild berührt vom Friedenskuſſe des Todesengels lag ſie in ihrem Sarge, den ein alter Tiſchler unter Thränen gezimmert hatte. Ein weißes Kleid von ſchwerem koſtbarem Atlas umwallte die zarte Geſtalt, ſie lag da wie ein Kind, mit lächelnden Zügen, man ſah ihr kein Alter an, ſie glich aber auch keiner Geſtorbenen, ſie glich dem Marmorbilde eines Ideals aus der Meiſterhand eines großen Künſtlers. Da war kein Zug von Schmerz und keine Spur von Erdenleid, da war nur Schlummer, ſanfter heiliger Schlummer.

So lag ſie im offenen Sarge, an welchem Ludwig ſtand mit ſchmerzerfüllter, erſchütterter Seele, an welchem er einſam ſtand — o, ſo unermeßlich einſam! — Er barg manche theure Reliquie unter den Todtenkiſſen, eine Mitgift für das Grab, ein Geſchenk für die Verweſung, eine Speiſe für den Moder, zuletzt ein zerbröckelnder Fund für die, welche einſt, wenn ſie es vermögen, die heilige Aſche dieſer Verſtorbenen durchwühlen. Locken vom Haupte ihres ermordeten Vaters, ihrer ohnlängſt verſtorbenen Mutter, Locken von Angés, auch manchen werthvollen Schmuck, den ihr die Mutter gegeben. Was ſollte er damit, was ſollten Andere damit anfangen? Und Alles, was er an Schriften beſaß, die nur im Entfernteſten Sophiens Geheimniß berührten, barg er gleichfalls unter ihrem Gewande. In den gefalteten Händen hielt ſie ein kleines Kruzifix aus Elfenbein vom höchſten Kunſtwerth; das jetzt braune Haar, welches einſt ſo reizend blond das Haupt des ſchönen Kindes umwallte, ſchmückte ein Kranz von weißen Immortellen, befeſtigt mit einer Nadel, die eine große Perle zierte.

Noch einen Blick, einen langen, zärtlichen Blick, noch eine Bewegung des Segnens, dann legte Ludwig ſelbſt den Deckel des Sarges über ſeine ſchöne Todte und wankte zur Klingel.

Dunkele Männergeſtalten kamen herein, der Graf ging in ſein Zimmer zurück, unten ſtand ſchon Alles bereit, ſcharrende Pferde, der Leichenwagen, Laternenträger, die Todtenfrauen und eine große ſchweigſame Volksmenge.

Langſam rollte der Wagen von dannen, ſtille Männer und Knaben mit Laternen ſchritten voran und zur Seite, Andere folgten.

Keine Glocke erklang, kein Geiſtlicher folgte dem Sarge.

Die Novembernacht war ſtill, es begann leiſe zu ſchneien. Am Fenſter ſtand der Graf und blickte mit thränenloſen Augen dem Schimmer nach, der ſich ſeinem Auge erſt eine Zeitlang entzog, als der ſtille Zug durch Steinfeld ſich bewegte, dann jenſeits dieſes Dorfes wieder ſichtbar werdend, mehr und mehr zur Höhe emporſtieg. Hoch zogen ſich die Lichter, es war, als wenn irrende Sterne aufwärts wollten, hinauf zu den Bruderſternen am ewigen Himmel.

Jetzt wußte es Ludwig, wer damals, als er in Fieberphantaſien lag, die dunkele Geſtalt geweſen war, die ſeine Lilie ihm entführte, ſeine helle Lilie, die zuletzt zum Sterne wurde; droben verſchwanden die Lichter über die Berghöhe, eines nach dem andern, jetzt war nur noch Eins ſichtbar — recht hell und wahrhaft wie ein Stern anzuſchauen, jetzt erloſch auch dieſes und war fort, den andern nach. —

Wo der Weg zu Thal ſich ſenkt, an derſelben Stelle, die einſt den Liebenden einen reizenden Fernblick eröffnet und ſo manchen Traum von einer ſchönen liebverklärten Zukunft, da hielt der Leichenwagen, da hoben die Träger den Sarg herab, da ordnete ſich der kleine Zug, voran und hinter dem Sarge die Laternen tragenden Knaben, ſtill durch die dunkle Nacht, dem Berghain, dem Grabe zu.

Ueber dem Berghaus war die öde, einſame Stätte, wo die Hülle der Tochter ſo hoher Ahnen, fern von ihrem Heimathlande, irdiſche Ruhe finden ſollte.

Damit nicht noch um ihre Aſche die Lügenmäre ihr Geſpinnſt webe, hatte der Graf ausdrücklich geboten, den Sarg vor der Einſenkung noch einmal zu öffnen und Allen, die bei derſelben zugegen, nun das milde Angeſicht zu zeigen, das ſich ſo lange Jahre hindurch hinter dichtem Schleier verborgen gehalten hatte.

Lautlos ſtanden Alle; da lag ſie im Silberglanze, im hellen Schein, die marmorbleiche ſchöne Leiche.

Heimlich ſchauerte die Nacht. Thränen floſſen; leiſe ſchloß man den Sarg, und nun wurde dieſer hinabgeſenkt. —

Schreckliche Tage nahten bald dem Grafen, Tage, wie er ſie nie durchlebt, nie geahnet hatte, denn nun kam ihm, was unvermeidlich kommen mußte, die Einmiſchung der Behörden.

Es war nicht Alles formell hergegangen bei dieſem Begräbniß. Sophiens Hülle ruhte ſchon im kühlen Erdenſchooße, als erſt Anzeige, und zwar die zufällige durch einen Kreisgerichtsdiener vom Ableben der geheimnißvollen Dame an die Gerichtsſtelle erfolgte. Dieſe forderte Bericht von der Verwaltungsbehörde und erhielt eine Auskunft, die ſich über den Grafen nur wohlwollend äußerte; daß derſelbe mit der Verſtorbenen ſeit länger denn 30 Jahren ruhig und geſchätzt im Lande gelebt, daß noch von keiner Seite her der geringſte Anſpruch oder eine Beſchwerde an und gegen ihn erhoben worden ſei, daß er viel Vermögen habe und ſich der Stadt und der Umgegend durch Nichts bemerkbar gemacht habe, als durch Wohlthun; es ſeien weder Kinder noch ſonſt Jemand da, die Anſprüche an die Nachlaſſenſchaft der Verſtorbenen zu erheben berechtigt ſeien. So viel Dank habe jedenfalls der Graf verdient, um ſchonend und zart behandelt zu werden, und ein Einſchreiten der Civilbehörde vor des Grafen Tode ſei wohl nicht rathſam, zumal derſelbe dem Vernehmen nach eine bedeutende milde Stiftung für die Gegend beabſichtige, und eine unzarte Behandlung bei ſeiner Eigenthümlichkeit wohl nur vom entſchiedenſten Nachtheil ſein werde. — Dieſe wohlmeinenden

Worte eines redlichen Beamten verfehlten die gehoffte Wirkung. Anſichten und Pflichten anderer Art ließen die gewünſchte Schonung verſagen.

Das Gericht ordnete die Verſiegelung des Nachlaſſes der Verſtorbenen an. Die Gefühle, die den Grafen hierbei bewegten, ſind nicht zu ſchildern, doch nie verließ ihn die Würde. Er fügte ſich ungern dem eiſernen Willen des Geſetzes, aber er fügte ſich. Er ſelbſt blieb unſichtbar, er war krank; der Kammerdiener und eine alte treue Dienerin führten die Herren in die Zimmer, in welchen ſich Sophiens Nachlaß befand, und erklärten, daß dieſer Nachlaß von der Verſtorbenen, wie von dem Grafen, der Dienerſchaft zugedacht ſei.

Auch als die Perſonen des Gerichts wiederkamen, um zur Aufnahme der Hinterlaſſenſchaftsverzeichniſſe zu ſchreiten, mußte der Geſchäftsführer den Grafen, weil derſelbe krank und ſogar bettlägerig war, vertreten.

Welch' ein Inventar! — Ueber ſiebenzig Oberröcke und Kleider, theils von Seide in allen Farben, theils von Mouſſelin und ſonſtigen feinen Kleiderſtoffen, gegen dreißig Shawls und Longſhawls, ohne die übrigen Halstücher, ebenſo viele Hüte nach den neueſten Formen der Mode, und in dieſem Verhältniß alles Uebrige in ſtaunenswerther Fülle. Schmuck fand ſich wenig, außer was Sophie als Kind ſchon beſeſſen, für wen hätte ſie ſich auch mit zahlreichen Ketten und Ringen ſchmücken ſollen? Sie ſelbſt, ihre ganze Liebe und liebliche Erſcheinung war ja der ſchönſte Schmuck, wie er aus der Idee des Schöpfers als Meiſterwerk hervorgegangen war; gleichwohl waren einige goldene Halsketten, waren Ringe, Armbänder und dergleichen äußere Frauenzierden vorhanden. Am Meiſten überraſchend aber war für die Beamten und Taxatoren die Menge baaren Geldes, die in verſchiedenen buntſeidenen und zum Theil mit Perlen oder mit Fiſchſchuppen geſtickten Börſen ſich vorfand. Jene Ducaten von theurer Hand, der kleinen Sophie damals in Doorwerth geſchenkt, ſie waren nicht ausgegeben worden, außerdem fanden ſich Friedrichsd'or, Kronen-, Species- und einfache Thaler. Der Graf übernahm gegen Zahlung der Taxe den ganzen Nachlaß, und ließ ihn durch das Gericht ſeiner Dienerſchaft aushändigen; die Summe, welche er zahlte, wurde beim Gericht hinterlegt, und von einer dringlichen Aufforderung, Namen, Stand, Geburtsort und Alter der Verſtorbenen ganz genau anzugeben, um ſo mehr Umgang genommen, als der Graf dieſe Auskunft zu geben ſich entſchieden weigerte und feſt erklärte, ſofort das Land verlaſſen zu wollen, wenn die Behörde darauf beſtehen würde.

Dieſelbe begnügte ſich daher mit den bereits erfolgten Angaben.

Nach dieſen Stürmen lagerte ſich wieder die tiefſte Stille über das Schloß zu Eishauſen. Ludwig trauerte einſam hin, las viel und ſprach ſich oft mit ſchmerzlicher Rührung Goethe's Worte vor, die ſo ganz auf ihn, auf ſeine Stimmung, ſelbſt auf die Jahreszeit paßten:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſt'ren Wolken zu ſcheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen.

Die Poeſie war auch hier wieder die milde Tröſterin, die ihm, dem Trauernden, mit ihren ſanften Himmelsſchwingen Frieden in die Seele fächelte. Alles was Ludwig in verſchiedenen Schriften beziehungsweiſe auffand, merkte er an und ſchrieb es auch wohl ab.

Faſt das einzige geiſtige Band mit der Außenwelt blieb ein Briefwechſel mit der Wittwe jenes zu Eishauſen verſtorbenen Predigers, welche nach Hildburghauſen gezogen war, doch ſo, daß ſie jeden empfangenen Brief zurückgab. Auch dieſe Frau hat den Grafen nie geſprochen. Das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, iſt allzumächtig in der Menſchenſeele, als daß auch der allerverſchloſſenſte Charakter ganz auf daſſelbe zu verzichten im Stande wäre.

Aus Ludwig's wehmuthvollſter Zeit ergoß ſich ſeine Klage in den Worten: „Meine Lage wird immer unerträglicher; es iſt keine getrennte Ehe; es iſt mehr: es iſt die Zerreißung eines zuſammengewachſenen Geſchwiſterpaares, Eines kann nicht ohne das Andere fortleben. — — Ich lege mich öfters des Tages nieder, doch vergeblich; die Schmerzen laſſen meinem Körper ſo wenig Ruhe, als die mich umgebenden Gegenſtände meinem Geiſt. Das Haus iſt wie verödet.“

Ja, öde war es außer ihm, in ihm. Selbſt jene Thiere, welche Sophie geliebt hatte, ſtarben ungeachtet ſorglichſter Pflege ſchnell nach einander; des Pachters Hund, den ſie oft aus dem Fenſter herab gefüttert hatte, heulte einige Tage und wimmerte, und eines Morgens lag er todt unter den Fenſtern des Schloſſes.

Als der Frühling kam, die Auen neu ergrünten, da zog es den Grafen mehr denn einmal hin nach jenem Berggarten, nach jener Einſamkeit. Hier war die Stelle, die einſt ſein Jugendtraum ihm zeigte. Wie war doch dieſer Traum zur Wahrheit geworden! Geſehen und gehört hatte Ludwig lebensvolles Gewühl der Straßen und Märkte großer Städte, Waffenlärm der Heerlager, berghohe Meereswogen, Stürme und ruhige See — hohe Burgen und Schlöſſer, ſtille Thäler — und zuletzt — die Siedlerklauſe dort im ſtillen Schloß, hier die dunkelſchattende Kaſtanienallee — ein einſames Grab, und in dieſes Grab hinabgeſenkt alles Ringen und Streben, alles Jubeln und Bangen, alles Hoffen und Fürchten eines langen Erdendaſeins — all' ſein Glück.

Alles hatte ſich erfüllt, Alles — und er ſtand am Ziele. Sanft elegiſch war ſeine Stimmung, und ſie fand die verwandten Klänge im ſtillen Weben der Natur, durch deren hellſte, ſonnigſte Lenzespracht doch bisweilen Ahnungen wehen, die des Menſchen Herz mit Schauern durchrieſeln.

Die Neigung zum Wohlthun blieb ihm durch alle Jahre hindurch, die ihm noch zu leben vergönnt waren. Mit Geſchenken an Arme feierte er Sophiens Todestag, mit Geſchenken an Arme den Geburtstag des Landesherrn, ja, ſelbſt als Leonardus van der Valck ſpendete er noch Liebesgaben nach verſchiedenen Orten hin, von denen ihm immer noch Bitten zugingen. Auch Vincenz Martinus war nicht völlig in den Hintergrund getreten. Eine Stelle im letzten Briefe, den der Graf von ihm erhielt, lautete:

„O mein geliebter Vetter! Wir werden alt, wie lange wollen wir noch mit einander Briefe wechſeln? Deine letzte geehrte Zuſchrift traf mich nicht mehr in Amſterdam, ich wohne ſeit Jahr und Tag hier in Leiden, allwo nach dem deutſchen Scherzwort der König David geboren iſt, vergleiche Pſalm 38, Vers 18. Allhie bin ich Pfarrer, wohlbeſtallter, und bete täglich auf das Allerfleißigſte zu den lieben Gottesheiligen auch für dich, geliebter Leonardus. Neues weiß ich dir aus Amſterdam nicht zu melden; daß dein alter Seekapitän Richart Fluit in der That und gegen menſchliches Vermuthen von ſeiner alten Sibylla Nicodema wirklich einen Delphin erzielt hat, ſchrieb ich dir wohl ſchon vorlängſt. Wir dachten damals oft an dich, als wir den kleinen Seekönig und Heiden tauften. Unſere Muhme Carolina Petronella, geborene Lippert, welche ſich an den Brauereibeſitzer Wirix verheirathet hatte, iſt nun auch ſchon lange eine „bedroefde weduwe“. Du rühmteſt mir einſtmals den ſinn- und deutungsvollen Reichthum der deutſchen Sprache gegenüber der unſrigen. Nenne mir doch in der deutſchen Sprache ein Wort, mein Leonardus, darin ſich der Schmerz und die Klage und das Weinen einer Wittwe gewordenen Frau ſo ausgeprägt zeigte, wie im Worte Weduwe! das iſt: wee te wee! Weh zu Weh! — Unſere anderen Muhmen, Cornelia's Schweſtern, Helena und Chriſtina, können leider noch nicht in den traurigen Fall kommen, betrübte Withwen zu werden, dieweil ſie noch immer ledigen Standes ſind. Ich habe ihnen dringend gerathen, in ein Kloſter zu gehen, aber ſie wollen nicht.“

„Helena Maria und Chriſtina Theodora gleichen zwei alten Latten; wenn ſie neben einander gehen, muß ich immer an die Säulen des Herkules denken, oder an ein römiſches Jugum, nur Schade, daß Niemand Neigung trägt, ſeinen Nacken jemals unter dieſe antike Reliquien zu beugen, noch viel weniger, ſie anzubeten. Im Vertrauen, geliebter Vetter — dir darf ich es ſagen — ich habe niemals viel auf Reliquiendienſt gegeben. Dabei fallen mir alle meine alten Sünden — nicht doch, wollte ſagen: meine alten Tanten in Bochlio, zu Herzberg und zu Dahme ein, die ſich vorbeſſen auf deines wohlſeligen Herrn Vaters Erbtheil ſpitzten, aber vergeblich. Jene deutſchen Falken, die für ihr Leben gern Valcken ſein möchten, warten auch auf deinen Tod. Thue ihnen aber ja nicht den Gefallen, bald zu ſterben, ſondern laß' ſie zappeln!“

„Ach, Leonarde! die Welt iſt verderbt, ich ſehne mich nach Ruhe. Ich habe das ewige Predigen, Beichtehören, Meſſeleſen und was d'rum und d'ran hängt, von ganzem Herzen ſatt. Kein glücklicherer Menſch auf Erden als ein Paſtor emeritus. Das Loos eines gutpenſionirten Emeriti ſcheint mir viel beneidenswerther, als das eines Eremitä. Ach, wer doch ſchon ein Emeritus wäre! Nun ich hoffe, in einigen Jahren mich melden zu dürfen; hoffentlich bleibe ich noch ſo lange friſch und kräftig, daß ich mein Penſiönchen mit Behagen rzehren kann. Der heiligen Ottilia werde ich nichts mehr zuwenden, hat ſich undankbar gegen mich erzeigt, ich nehme wahr, daß das icht meiner Augen leidet. Nun lebe wohl, Leonarde; ſei und bleibe n der Eremita, und hilf mir zu allen heiligen Einſiedlern beten, aß ich baldigſt als ein wohlverdienter Emeritus mich nennen darf einen unwandelbaren Vetter und Freund

Vincentius Martinus van der Valck,
Paſtor an Sanct Agatha in Leiden.

Ludwigs trüber Ernſt ſtimmte ſchlecht zu dieſem ungeiſtlichen Humor, doch konnte er ſich eines wehmüthigen Lächelns nicht enthalten, wenn er daran dachte, was Alles nach ſeinem Dahinſcheiden it ſeinem Nachlaß vorgenommen werden würde, und wie und wohin r Manches bergen ſolle. Denn das war ſein entſchiedener und feſter Wille, daß er die Spuren ſeines Daſeins vernichten wolle, daß er ie Hülle, unter der er hier ſo lange Jahre verborgen gelebt, nicht eben, den Schleier nicht lüſten wolle. Der abgeſchmackte Name, mit em alle Welt ihn nannte, war ihm lieb geworden, weil er den wahren Namen verbergen half; keine Seele von allen den tauſend Neugierigen dachte an das Ei des Columbus, dachte je daran, einen einzigen falſchen Buchſtaben wegzuwerfen und den richtigen einzuſetzen, gleich einem Zahn zum Zerbeißen der Nuß des Geheimniſſes.

Es war für ihn eine eigenthümliche ſchmerzliche Beſchäftigung, die Sonderung ſeiner Briefſchaften vorzunehmen; es that ihm weh, ſo manches theure Blatt den Flammen zu opfern, aber es mußte geſchehen, denn ungelöst ſollte das Räthſel ſeines Lebens bleiben. Die Menſchen, ſprach er einſt in einer ſolchen ſtillen Opferſtunde vor ſich hin: glauben Alles, was ſie glauben wollen, und nie das, was ſie glauben ſollen. Wenn ich todt bin, werden ſie dennoch nicht müde werden, ihre Fabeln über den Grafen Vavel fortzuſpinnen, und ſollte ja in Zukunft irgend Einem vergönnt ſein, den Nachkommen zu ſagen, wer und woher ich war, ſo werden ſie es ihm doch nicht glauben.

Sorglich ordnete Ludwig alle Papiere, die von Leonardus herrührten, wie jene Briefe von Angés an ſeinen liebſten Freund. Die Briefe jedoch, welche Leonardus und Angés an ihn geſchrieben hatten, vernichtete er.

Oefter als früher nöthigte ihn jetzt Krankheit, bisweilen nach einem Arzte zu ſenden. Dieſer verſtändige Mann zeigte ſich menſchlich theilnehmend, nicht neugierig, und ſo geſchah es, daß es wohl zuweilen im Laufe raſcher und geiſtvoller Geſpräche ſchien, als wolle der Graf ſich ihm mittheilen, doch häufig unterbrach er ſich dann plötzlich ſelbſt und ſprang ſchnell auf einen andern Gegenſtand über.

Das Alter macht geſchwätzig, ich merke, daß ich in die Jahre komme, äußerte er ſich einſt bei einem ſolchen Beſuche, da er den Arzt im Bette liegend empfangen mußte. Ich werde mittheilſam, das iſt ein Zeichen meines herannahenden Todes; denn wenn es mit dem Menſchen abwärts geht, ändern ſich in ihm Neigungen und Gewohnheiten. Daher das Sprichwort, wenn ein als geizig bekannter und vertrauter Mann anfängt zu verſchenken: es iſt vor ſeinem Tode.

Sie haben ſich allzuſehr zurückgezogen, Herr Graf! ſprach der Arzt. Es war nicht gut, nicht heilſam. Der Menſch gehört zum Menſchen, auch der Geiſtreichſte kann ſich nicht immer ſelbſt genügen: ja, er wird leicht durch fortgeſetztes Abſperren von der Menſchenwelt einſeitig, ſchroff und heftig.

Sie mögen Recht haben, Herr Doctor! erwiederte der Graf. Ich taugte aber nicht unter die Menſchen, ich bin eine reizbare Natur, von Jugend auf heftig geartet, vielleicht Folge eines Mangels an richtiger Erziehung. Meine ganze Jugendzeit verfloß in einſamen Schlöſſern, und da ſah ich wenig von der Welt. Als ich in dieſelbe eintrat, fand ich die Zeit zu bewegt, die Elemente zu gährend, ſo daß ich nicht zur Klarheit über mich ſelbſt gelangen konnte. Ich ward in eine Strömung hineingeriſſen; eigenthümliche Verhältniſſe ſchlangen Bande um mich, denen ich mich nicht entringen konnte und nicht wollte; ſonſt habe ich zu andern Zeiten wohl gezeigt, daß der Menſch kann, was er will, wenn er will, was er kann.

Gewiß reiſten Euer Gnaden viel? fragte der Arzt.

Nun ja, ich ſah Einiges von fremden Ländern, zum Beiſpiel von Holland, Frankreich, England, Deutſchland und Rußland, weiter kam ich nicht.

Nach einer Weile ſagte der Arzt: Ihr Leben, Herr Graf, war gewiß ein vielfach bewegtes, und die leſende Welt würde es Ihnen Dank wiſſen, wenn Sie derſelben Ihre Memoiren überliefern oder ſie ihr doch dermaleinſt hinterlaſſen wollten.

Mein Dermaleinſt liegt gar nicht mehr ſo fern, Herr Ober-

icinalrath! Memoiren ſagen Sie? Nichts. Eine Sammlung
Küchenzetteln, das ſind meine Memoiren.

Küchenzettel? fragte der Arzt verwundert.

Nun, könnte ich nicht ein gelernter Koch ſein? fragte der Graf
Ironie zurück. Entweder habe ich mir ſelbſt gekocht, oder ich
mir kochen laſſen, es gibt keinen Mittelweg. Meinen Sie nicht,
Doctor, daß Küchenzettel ein ſchöneres Album bilden könnten,
Recepte? Jedenfalls ſtehen ſie vor dieſen in erſter Reihe, denn
Recepte entſtehen meiſt nur, um das zu corrigiren, was die Küchen-
el verdorben haben.

Sie ſcherzen, um abzulenken, Herr Graf! entgegnete der Arzt.
beabſichtige nicht, Ihnen Geheimniſſe zu entlocken.

Ein ſolches Bemühen würde auch das Vergeblichſte von der Welt
, verſetzte Ludwig. Ich habe den Leuten das Räthſel nicht auf-
eben, um es in einer ſchwachen Stunde ſelbſt zu löſen. Der
merzlichſte Verluſt, den ich erlitt, machte mein Gemüth nur noch
ſchloſſener, mein Schweigen nur um ſo tiefer. Gern hätte ich, als
ine unvergeßliche Freundin dem Grabe — nicht zuwelkte, ſondern
lühte, Sie rufen laſſen, Herr Medicinalrath, aber ſie wollte
nicht, und ſie war ja die Herrin, meine angebetete Herrin, und
er Alles, was mein war. Sie wollte es nicht, ſie wollte von Ih-
n nicht das Opfer.

Das Opfer des Schweigens? fiel der Arzt dem Grafen in das
ort. Ein ſolches Opfer wird dem Manne meines Standes nicht
wer. Schweigen iſt unſere erſte Pflicht.

Wohl jedem Ihrer Collegen, der ſo denkt! ſtimmte ihm Ludwig bei:
b der anvertraute Geheimniſſe treu im Buſen bewahrt. Aber ich
eine, angenehmer, leichter und froher lebe ſich's doch, wenn ein Menſch
ne Geheimniſſe zu bewahren hat und von ſolchen unbelaſtet bleibt?
einen Sie nicht auch ſo?

Der Arzt lächelte und ſchwieg; ſein heller Geiſt verſtand den
ink ſehr gut. — Ludwig ſprach weiter: Ich ſollte, und gewiß iſt das
ch Ihre Meinung, eigentlich darauf bedacht nehmen, mein Haus zu
ſtellen. Ich ſollte, was man ſo nennt, teſtiren, nicht wahr? Vor
otaren und Actuaren, vor Zeugen und Zöpfen? Aber das fällt
ir nicht ein! Wenn ich meine Augen ſchließe, ſo hören meine Geld-

quellen auf zu fließen, das iſt längſt ſo geordnet. Meine Dienerſchaft wird nicht unbedacht bleiben, verſpricht ſie ſich aber goldene Berge und Cröſusſchätze, ſo iſt ſie im Irrthum. Was ich in der Nähe der Stadt beſitze, das Haus, die Gärten, das Haus in Walrabs, der Berggarten mit meinem theuren Grabe, das ich gepflegt wiſſen will neben dem meinen, ſoll Alles in treue Dienerhände fallen. Zu meiner hieſigen Verlaſſenſchaft werden ſich lachende Erben melden, Einer davon beſonders wird am Meiſten lachen, er iſt ein geiſtlicher Herr katholiſchen Glaubens.

Sie ſind katholiſch? entfuhr dem Munde des Arztes die Frage.

Ludwig lächelte. Wer fragt danach? Ich bin, der ich bin, und bin, der ich nicht bin.

Mit dieſer apokalyptiſchen Wendung ſchnitt der Graf die fernere Unterredung ab, und indem er in ein ernſtes Nachſinnen verſank, ward ihm ſo recht die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdiſchen, das ſo tauſendfach vergebliche Ringen und Streben, Mühen und Abquälen der Menſchen in innerſter Seele klar. — Dort lag das Tagebuch der Ahnfrau ſeines Hauſes, der gebornen Herzogin de la Tremouille; er griff mechaniſch nach demſelben und ſprach, indem er es aufſchlug, gedankenvoll vor ſich hin: Wie ſich doch die Kettenglieder der Lebenden aneinander reihen von uralten Zeiten her. Welche Stofffülle! Und ſo ganz begraben, ſo ganz vergeſſen zu ſein! — Auch hier iſt geſchildert, was ſich ewig erneut im ſteten Wechſel und im Laufe der Jahrhunderte, der Herzen unruhvolles Klopfen, der Liebe Kampf und Ringen. Meine Großmutter gab mir dies Buch — und ich — habe keinen Enkel, dem ich es hinterlaſſen könnte. Die Großmutter meiner Großmutter ſchrieb dies Buch, und dieſe erzählte nun wieder von ihrer Großmutter. Welch' eine Kette von Lebenden, die alle zum ewigen Schlummer ſich niederlegten! — Wie beginnt die alte Dame?

„Die kurze Dauer des menſchlichen Lebens und die Ungewißheit der Zeit des Todes hat mich den Entſchluß faſſen laſſen, meinen Lebenslauf aufzuzeichnen, weil derſelbe ungewöhnlich genug geweſen iſt, ſo daß ich in ihm ſichtlich die wunderbare Leitung Gottes erkannt habe, welche Alles zu meiner eigenen Genugthuung gewandt hat.“

Ja, ja — die Ungewißheit der Zeit des Todes! murmelte der Graf vor ſich hin. Selten kommen die Menſchen zeitig zu den rech-

Entſchlüſſen. Dieſe Frau hat es über ſich vermocht. Aber ihr nd war auch ein gerechter; ſie ſchrieb, was ſie ſchrieb, für einen bten Sohn. Für wen ſollte ich die Ereigniſſe meines Lebens eichnen?

„Ich beginne dies,“ ſchrieb ſie: „im Jahre 1682, im einunddreißig- meines Lebens, im erſten des deinigen.“

„Ich bin geboren zu Thouars, Mittwoch den 3. Januar 1652, der neuen Zeitrechnung, und den 25. December 1651, nach der n. Ich wurde im Schloſſe *) von Herrn Chabrolle am 12. März uft und Charlotte Amalie genannt. Herr von St. Cyr, Gouver- r von Thouars, vertrat meinen Pathen, welcher der Landgraf Wil- n VI. von Heſſen, Bruder meiner Frau Mutter, Emilie von Heſſen , außerdem waren Herr von Turenne, Herr Landgraf Friedrich von ſen (Oheim des regierenden Landgrafen), und Graf Moritz von ſau meine männlichen Pathen; meine Pathinnen waren die Frau zogin von Zweibrücken, Aebtiſſin von Herfort, die Gräfin Charlotte Derby **), geborene Herzogin de la Tremouille, die Frau Her- n Eleonore Dorothea zu Sachſen-Weimar, die Frau Kurfürſtin Char- e von der Pfalz, Tochter des Landgrafen Wilhelm V. zu Heſſen, Mademoiſelle de Bouillon. Den Namen Amalie empfing ich von ner Großmutter, der Frau Landgräfin Amalie Eliſabeth, Gemahlin regierenden Landgrafen Wilhelm V. zu Heſſen-Caſſel.“

Welch ein Kranz glorreicher und ſtrahlender Namen um die Wiege es kleinen Mädchens! rief Ludwig aus. Iſt mir doch als erblickte meine gute Großmutter, die ſo bewandert war in der Genealogie, haftig vor mir, und hörte ſie den Ruhm und die Verbindungen es alten Hauſes verkünden! Wie oft mag ſie mit ſtillem Vergnü- über dieſem intereſſanten Buche geſeſſen haben!

„Meine Frau Mutter ließ mich im Schloſſe bei der Herzogin iner Großmutter, die mich als einzige Tochter adoptirte und für meine Erziehung und meine Bedürfniſſe zu ſorgen verſprach, was ſie auch mit der äußerſten Zärtlichkeit faſt dreizehn Jahre lang that, und mich gründlich verzog. Ich wurde ein ſo halsſtarriges und eigenſinniges Kind, daß eine minder geduldige und zärtliche Dame, als es meine Großmutter für mich war, meine Unarten gewiß nicht ertragen haben würde.“

---

*) Thouars an der Thoue hat ein ſchönes Bergſchloß, die ehemalige Re- enz der Herzoge de la Tremouille.

**) Die hochherzige Wittwe des 1651 zu Bolton enthaupteten Jakob anislaus, Grafen von Derby.

Es geht ein eigenthümlicher Grundzug durch die Generationen, ſprach Ludwig, als er dies geleſen hatte. Häufig tritt zwiſchen Großeltern und Enkeln mehr Aehnlichkeit der Geſichtsbildung, ja ſelbſt des Charakters, als zwiſchen Eltern und Kindern hervor, auch häufig mehr Liebe der Großeltern zu den Kindern ihrer Kinder, als dieſen von den Eltern zu Theil wird. So wäre zuletzt die oft halsſtarrige Feſtigkeit und Härte im Charakter meiner guten Großmutter zum Theil nur ein Erbe der ihrigen geweſen? Welch' ein eigenthümlicher Reiz liegt in dieſem alten Buche — ein ſo langes, vielbewegtes Leben, — es wäre ein Unrecht von mir, dieſes Buch, ſo wie jene Tagebuchbruchſtücke meiner Großmutter der Vernichtung Preis zu geben — aber wem ſoll ich ſie anvertrauen? Meinen Vetter Wilhelm Guſtav Friedrich deckt ſeit 1835 die Gruft, William, der Vice-Admiral, ſtarb ſchon 1813. Ihre Kinder kenne ich nicht, ſtehe ihnen fern, bin ihnen fremd, wer weiß, ob Eines von ihnen durch dieſe Gabe erfreut würde! Auch für Leonardus Erben kann ſie nicht den mindeſten Werth haben, dieſe Holländer wären im Stande, Häringe in die Papiere zu wickeln, welche die Geſchichten einſt glühender Herzen enthalten! — Der Einzige, Vincentius Martinus, der vielleicht dieſe Blätter würdigte, leidet an Geſichtsſchwäche, die heilige Ottilia rächt ſich an ihrem Kirchlein, weil er ihr, wie ich große Urſache zu glauben habe, meine anſehnliche Schenkung entzogen und ſie für ſich ſelber behalten hat. Da würden dieſe altfranzöſiſch geſchriebenen Blätter ihm nur Mühe machen, ſie zu entziffern. Am Beſten, ich überlaſſe es ganz dem Zufall, daß dieſer ſie in eine Hand bringe, die ſie dereinſt zu ſchätzen und zu überſetzen weiß.

Ludwig blätterte wieder in dem alten Bande, viel des Anziehenden enthielt er noch, eine reiche Stofffülle für Geſchichte damaligen Hoflebens und perſönlicher Verhältniſſe der weitverzweigten Verwandtſchaft des alten reichsgräflichen Geſchlechts, endlich legte er das Buch zur Seite und ſagte, ſonderbar bewegt: Es iſt ein Grabſtein.

Auch ſein Ziel war nahe, näher als er ſelbſt glaubte; gleichwohl verſäumte er nicht, Alles vollends zu vernichten, was noch zu vernichten war, die Briefe der Großmutter, die Briefe und die Schenkungsurkunde Georginens, ſeine früheren Reiſepäſſe, ein Flammenopfer nach dem anderen; ferner Leonardus' Teſtament und Schenkungen, alle Quittungen, alle Dankſagungen. — Alter Adrianus van der Valck! ſprach er ſinnend: Du, der mich rechnen lehrte, was ſagſt du zu meinem Rechnungsabſchluß? Subtraction! Der Tod zieht mir das Leben ab, das iſt das Facit meiner Rechnung.

Eines Tages wollte er noch ſchreiben, aber die Hand verſagte ihm den Dienſt. Der jüngere Diener ward herbeigerufen, der Herr wollte dictiren, aber er vermochte es nicht, er fühlte ſich zu ſchwach dazu, und murmelte nur: O weh! daß ich doch zu keinem Entſchluß kommen kann! Nun denn — mag es ſein!

Noch einige unzuſammenhängende Phantaſien von Teſtamenten — von einer Dame, die aus weiter Ferne kommen werde — von einem Bruder, der ermordet werden — von einer Schweſter, die ihm entgegenſtrahle — von Engeln, die ſeiner harrten — und die Seele Ludwig's löſte ſich leiſe los vom Erdenſtaube. Er war „auf dem Sopha" — wie die Acten lauteten „ſanft eingeſchlafen."

Der Tod des geheimnißvollen Grafen war ein Ereigniß, das lange Stadt und Land bewegte und allgemein die Neugier auf's Höchſte ſpannte. Nun endlich mußte doch Alles offenbar werden! Gegen Erwarten ward aber Nichts offenbar. Die Gerichte kamen, verſiegelten, öffneten und inventirten den Nachlaß.

Es fand ſich kein Teſtament. Die Dienerſchaft erzählte, daß ihr entſchlafener Herr ſtets den Wunſch ausgeſprochen habe, in ſeinem Berge neben jenem Grabe beerdigt zu werden, das ſein Theuerſtes barg, denn in der Schenkungsurkunde des Berggartens an den Einen der Diener ſtand die Bedingung: „Das oder die Gräber in dem geſchenkten Garten ſtets zu pflegen und zu bewachen."

Ludwig wurde nicht neben Sophien zur Erde beſtattet. Ein ausgemauertes Grab zu Eishauſen nahm die ſterbliche Hülle des Dunkelgrafen auf. Eingedenk der großen Wohlthaten, die er ihr erzeigt, ging die ganze Dorfgemeinde mit zu Grabe. Von Hildburghauſen der nahte ein ſtiller Zug, die Waiſenkinder mit ihrem Lehrer an der Spitze, deren Wohlthäter Ludwig geweſen war. Neben dem vormaligen Ortsgeiſtlichen wurde er eingeſenkt, deſſen Hügel ein Denkſtein ſchmückt, den Thereſe, Bayerns Königin, dieſem ihrem einſtigen Lehrer hatte errichten laſſen. Dankbar hob der jetzige Geiſtliche in der Grabrede die Verdienſte des edeln menſchenfreundlichen Verſtorbenen hervor.

In den nun vom Gericht durchſuchten Papieren Ludwig's fanden ſich zunächſt der Briefwechſel mit ſeinem Agenten zu Hildburghauſen, die quittirten Rechnungen und diejenigen Documente, welche den Verſtorbenen faſt zweifellos zum Leonardus Cornelius van der Valck ſtempelten, und den Namen eines Grafen oder Barons Vavel oder Verſay als nur angenommen erſcheinen ließen. Es fand ſich auch etwas Geld, nämlich an 300 Stück Doppellouisd'or, eine Rolle einfache, gegen 200 holländiſche Ducaten einſchließlich einiger anderer Goldſtücke, 576 Kronenthaler, 577 preußiſche Thaler, und über 150 Gulden ſonſtige Silbermünze, eine Totalſumme von mehr als 10,000 Gulden baar. Aufſchlüſſe über die Verhältniſſe des Verſtorbenen fanden ſich, wie die Acten ausſagen, nicht vor. Im Inventar befand ſich ein ſilbernes Petſchaft mit einem Lapislazuli-Stein, in welchem drei Lilien unter einer Krone eingegraben waren; reiches Silberzeug, ſechs Uhren, nicht weniger als ſieben Thermometer, drei Barometer. Unter der reichhaltigen Rubrik des Kapitels: Insgemein ſtand auch trocken und klanglos: Nummer 112 „eine Windharfe“ — verſtimmte Saiten! —

Da kein Teſtament und keine Erbnehmer vorhanden waren, ſo erfolgten nun von Seiten der Gerichte Edictalladungen auswärtiger Erbberechtigten, in vielen deutſchen und hauptſächlich rheiniſchen, ſowie holländiſchen Zeitungen, in denen ausgeſprochen war, daß „faſt ohne Zweifel“, wie aus den Papieren hervorgehe, der Verſtorbene Leonardus Cornelius van der Valck geheißen habe, denn Leonardus' Taufzeugniß war vorhanden; auch daß er faſt bis an ſeinen Tod mit ſeinen Verwandten in Amſterdam in Briefwechſel geſtanden habe. Auch der Dame wurde in dieſen Vorladungen gedacht und einer Reihe Briefe aus Mans, Angés Berthelmy, geb. Daniels unterzeichnet, „ohne Zweifel“ an den Verſtorbenen gerichtet, und die Annahme zulaſſend, daß die

Verfaſſerin der Briefe mit der im Schloſſe zu Eishauſen verſtorbenen Dame „vielleicht identiſch“ geweſen ſein könne.

Es erſchienen nun ein Anwalt aus Amſterdam und ein Notar aus dem Haag, überreichten Vollmachten, Päſſe und den Stammbaum des Herrn Paſtor Vincentius Martinus van der Valck zu Leiden, der verwittweten Frau Cornelia Petronella Adriana Wirix, geborenen Lippert, jetzt wohnhaft zu Weerd (Wörden), ingleichen der Fräulein Helena Maria und Chriſtina Theodora Lippert, und beſtellten zur Geltendmachung ihrer Rechtsanſprüche einen Hildburghäuſer Anwalt; ſie legten auch die Taufzeugniſſe von Vincentius Martinus Vater und Mutter, wie von den Eltern benannter Damen in beſter Form verbrieft und beſiegelt vor und eine Urkunde, kraft deren Vincentius Martinus van der Valck, römiſch katholiſcher Paſtor emeritus, für ſich und ſeine Muhmen die Beauftragten an ſeiner Stelle zu handeln bevollmächtigte; bald flogen auch noch andere „Falken“ in Briefen herbei, um an der ſchönen Erbſchaft Theil zu nehmen; die Herzberger, die Bechſtedter, die von Dahme, zum Theil mit Beweismitteln, die manche Heiterkeit erregten, allein das Gericht ſprach die Erbſchaft und mit vollem Recht, dem luſtigen Emeritus in Leiden und ſeinen alten Muhmen zu und ſoll derſelbe, wie die von ihm nach der Hand abgeſandten holländiſchen Bevollmächtigten, welche kamen, um die Erbſchaft zu erheben, verſicherten, in ſeiner jovialen Weiſe dankbar ausgerufen haben: Nun iſt mein Leiden zu nichte gemacht!

Die Beauftragten aus Amſterdam trugen das reiche Erbe von dannen, ſie verſchmähten einen Haufen Maculatur und altes Papier, was auf dem Boden lag, und einige Scripturen, die zufällig dazu gekommen waren. Es war noch eine reichhaltige Briefſammlung, die zufällig unberührt geblieben war, das alte Tagebuch und das jüngere Tagebuchbruchſtück lagen auch darunter. Es iſt zu wünſchen, daß alles Benutzbare davon nicht in allzuſchlimme Hände gefallen ſein möge.

Der Vorhang fiel, das Lebensdrama im ſtillen Schloß des Dunkelgrafen war zu Ende geſpielt.

Wem vergönnt iſt, durch Eishauſen zu reiſen und dort einen kleinen Aufenthalt zu machen, der beſuche das Gaſthaus und frage dort nach dem Grafen; da wird er hören, wie Ludwig's Andenken noch immer in hohen Ehren gehalten wird.

„Um den Mann ſind viele Thränen geweint worden — der Mann hat unſer Dorf ſehr glücklich gemacht — ſolch' ein Mann kommt niemals wieder!" das ſind die einfachen Reden der ſchlichten Landleute.

Schön und würdig hatte Ludwig ſeine Sendung erfüllt. Was die Großmutter einſt beim Abſchied ſegnend zu ihm geſprochen, es war an ihm zur Wahrheit geworden. Er ging durch die ſchmerzlichen Flammen der Läuterung und ging rein aus ihnen hervor; er ehrte Gottes Gebote und liebte die Menſchen. Er war mildthätig und barmherzig und vergalt Kränkungen nur mit Wohlthaten — darum dauert in dem ſtillen Kreiſe, in den er eintrat, ſein Name im Segen fort von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Das

deutſche Volk

dargeſtellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XIV. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel
1854.

Mythe,
Sage, Märe und Fabel

im

Leben und Bewußtſein des deutſchen Volkes.

Von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.

Einleitung.

Zum geiſtigen Nibelungenhort des deutſchen Volkes an Poeſie und Literatur, der aber nicht mehr in Stromestiefen der Uncultur verſunken liegt, ſondern freudig zum Lichte gehoben iſt, auch mehr und mehr gehoben wird, gehört die zaubergoldene, vielblüthige Wunderblume von *Mythe*, *Sage*, *Märe* und *Fabel*. Sage, Märe und Fabel ſind drei verſchiedene Klänge, und doch *ein* Klang, dem früheren Volksthum galten ſie als ein und derſelbe Begriff, und Vielen gelten ſie noch heute ſo, während die gelehrte Forſchung ſie ſondert und ſondern muß; doch iſt dieſes Sondern kein Zergliedern und darf ein ſolches nicht ſein; es iſt nur ein Zerlegen des Prismaſtrahles in ſeine Einzelfarben.

In ewiger Friſche, ſich ſtets neu verjüngend, leben *Mythe*, *Sage*, *Märe* (heutzutage lieber in der Verkleinerungsform *Märchen* genannt) und *Fabel* nicht nur im Munde des Volkes, ſie leben ihm im Herzen. Sie helfen ihm den Traum ſeiner Kindheit verſchönen, wecken die Phantaſie ſeiner Jugend, pflegen die Neigung für das Einnige und Innige deutſcher Poeſie im ſtillen Gemüthe, dienen zur Belehrung und Sittigung der Kinderwelt und halten die Erinnerung wach an das eigene längſt verlorene Jugendglück, das von den heitern und ſchönen Märchenbildern belebt ward, wie es Matthiſſon einſt pries:

„Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die ſchauerliche Mär.“

oder wie Tieck ſo geheimnißvoll ſang:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!“ —

Die Mutter dieſer holden Töchter: Mythe, Sage, Märe Begriff. und Fabel iſt keine andere, als die Poeſie. Sie gebiert die Schaar ihrer mit einer Fülle von Lebenskraft und mit der Gabe proteiſcher Wandlung beglückten Kinder, denn aller Sage, aller Märe und aller Fabel eigenſtes Weſen iſt, daß ſie Dichtung ſei, und daß ſelbſt die zu Sagen verklungenen geſchichtlichen Stoffe durch Poeſie verklärt, ſich verjüngt haben müſſen, falls ſie Sagen heißen ſollen. So war es ſchon in der antiken vorchriſtlichen Welt, welche zunächſt den erfundenen, den erdichteten und dichteriſch verherrlichten Stoffen jene Geſammtnamen gab, die in der deutſchen Sprache das Bürgerrecht gewannen und nun für alle Zeiten Geltung behaupten, daraus wir erſehen, daß bei den Völkern der Ur- und Frühzeit die Begriffe dieſer vier Worte, die wir unterſcheiden, ſich nicht ſonderten, ſondern in einen und denſelben Begriff zuſammenklangen. Sonderung. Und auch wir nehmen noch immer wahr, daß trotz unſerer Sonderung häufigſt die Unterſchiede ſehr ſchwer feſtzuhalten ſind, wo Sage nur Märe iſt oder Fabel, oder wo die Fabel ſagen- und märchenhaft auftritt, was ſpäter an vielen Beiſpielen gezeigt werden wird. Zunächſt muß aber dennoch der Begriff dieſer poetiſchen Gebilde in ſeiner Einheit wie in ſeiner Vielheit vor Augen gelegt und feſtgeſtellt werden, und zwar aus dem Bewußtſein der alten Völker, von denen wir ewig lernen.

Mythos.

Die Griechen hatten für unſere Wortformen Sage, Märe und Fabel faſt nur das eine Hauptwort Mythos, und ihr Zeitwort mytheomai drückte bei den ſpäteren Proſaikern das Sagen, das Erzählen im poetiſchen Sinne aus, wie ihr mythizo das Erſinnen und Wiedergeben von Fabeln. Mythographos hieß ihnen ein Fabeldichter, Mythologia die Sagendichtung, Mythiſtoria war die erdichtete Geſchichte, Logos hingegen war Wort, Rede des Mundes. Noch ein drittes Wort war Phämä (Fama der Römer), das Gerücht, einerlei ob wahr oder unwahr, aber nur mit dem Nebenbegriff der unſchönen, in unlauterer Abſicht entſtandenen Erdichtung — keineswegs aber der durch Poeſie gehobenen Kunde; endlich zugleich Kundſchaft, Verkündigung, Prophezeihung.

Wie dann die Worte und Begriffe Mythos und Mythologia hauptſächlich in der Bedeutung der Sage oder der Lehre von den Göttern gebraucht wurden, bedarf nicht ausführlicher Darlegung. Griechen und Römer wußten ſchon durch das Wort, mit dem ſie die Geſammtgeſchichte ihrer Gottheiten bezeichneten, daß dieſe Geſchichte eine erdichtete war. Sie hatten Cultus und Prieſter und eine Theologia, aber keine Religion; ſie hatten Götter, aber keinen Glauben. Wohl aber hatten ſie die Scheu, die Moira, vor dem unwandelbaren Geſetz, dem alle Götter unterworfen waren.

Uns iſt der Mythus nach heutigem Sprachbegriff ausſchließlich Götterſage, einerlei von welchem Volke; wir werden nie eine Fabel oder ein Märchen Mythe nennen, daher verſtehen wir, wenn wir von einem orientaliſchen, ägyptiſchen, griechiſchen, römiſchen Mythus, wie vom Mythus ſpäterer Culturvölker, von einem ſcandinaviſchen, keltiſchen, germaniſchen Mythus ſprechen, ſtets die Götterlehren der betreffenden Völker. Und wenn wir an der Hand der Forſchung die Mythenkreiſe dieſer Frühvölker zu durchwandeln beginnen, thut ſich vor unſerem Blick ein ſo unermeßlich weites Gebiet auf, ſo mannichfaltig angebaut und bevölkert, ſo ſtoffreich und ſo poeſievoll, daß wir für jetzt aus guten Gründen darauf verzichten müſſen, auch den Mythus in voller Ausdehnung unſerem Gebiete einverleiben zu wollen. Während uns Sage, Märe und Fabel blumenvolle, duftige Gärten, reich an Poeſieſchönheit ſind, iſt der Mythus der blaue unermeßliche Aether, der ſich über ihnen wölbt und an welchem wir in rieſenhaften Wolkenmaſſen Göttergeſtalten und Götterburgen erblicken, theils in helles Sonnengold getaucht, theils gewitterſchwanger, in Blitzen lohend, von Donnerſchlägen durchwettert und in ſchauriger Erhabenheit ſchön. Das griechiſche Wort Mythos ging zwar im gleichen Begriff zu den Römern über, aber die älteren und beſſeren Schriftſteller derſelben gebrauchten es faſt nicht, und ſelbſt die ſpäteren brauchten es nur ſparſam.

Fabula. **Fabula** hieß den Römern, was den Griechen Mythos und auch Logos hieß; ſie reichten mit dieſem Worte weit aus; es umſchloß wie jenes erſte griechiſche Wort vollkommen den Beibegriff des Erdichteten, obſchon es auch bloßes „Gerede“ bedeutete. So brauchte es Plinius als fabula urbis für Stadtgeſpräch, und die Deutſchen überſetzten das von Cicero und Terenz gebrauchte Sprüchwort lupus in fabula ebenſo treffend als trefflich in ihr

Wenn man den Wolf nennt,
Kommt er gerennt.

Denn es iſt nicht der Wolf irgend einer beſtimmten Fabel gemeint, wie Viele glauben möchten, ſondern es iſt eben nur Scherzrede, welche ſagen will: häufigſt tritt eine abweſende Perſon, von der man eben ſpricht, noch während von ihr die Rede iſt, unverſehens zu den Sprechenden. Im Sinne der Dichtung und namentlich der Märchendichtung brauchen außer den ſchon genannten römiſchen Claſſikern auch Horaz, Ovid, Quintilian und Andere das Wort fabula*); aber auch in dem Sinne, wie wir heute noch bei einer dramatiſchen Dichtung mit dem bei uns eingebürgerten Römerwort nach der Fabel des Stückes, d. h. nach der zum Grunde liegenden poetiſchen Erzählung fragen, oder ihrer erwähnen, brauchten ſchon die Römer daſſelbe Wort, wie mit Stellen aus Cicero, Horaz, Terenz, Quintilian und Plautus belegt werden könnte.

Für Märe und Märchen hatten die Römer keinen beide von der Fabel ſcheidenden Begriff, kein anderes Wort als fabula und fabella. Die Wurzel dieſer Worte war im Zeitworte for, fatus sum, fari enthalten, welches reden und ſagen heißt, auch bisweilen mit dem geſteigerten Begriff der Vorherſagung, wie des Götterausſpruches, des Götterbeſchluſſes, daher das Fatum, das unwiderruflich Geſprochene, das Verhängniß, das Schickſal. So tritt der Begriff Fabel auch in den Mythenkreis ſelbſt ein, das geſprochene Wort, der Logos, wurde zur Gottheit, die über der Menſchen Schickſale gebot und waltete. Die Mythe ſchuf drei Schickſalsgöttinnen, die Parzen, Fatae, und ſo ging derſelbe Begriff leicht auch in jüngere Mythenkreiſe über. Das Fatum, ſchon von Cicero in der Mehrzahl als Fata, als Gottheiten gebraucht, wurde allmälig zur weiblichen Schutzgottheit umgewandelt, wurde Fata — Fee. Völlig naturgemäß läßt ſich das engliſche Wort Fairy (Fee) auf das römiſche fari zurückführen, wie die ſpäteren Italiener das römiſche Wort Fata mit dem Begriff überirdiſcher Weſen beibehielten, ihr Zeitwort fatare, zaubern, bildeten und die romaniſchen Völker des europäiſchen Weſtens Fada und Hada annahmen, die Franzoſen aber Fée ſagten und noch ſagen.

---

*) Fabulam argumento locare: einen Stoff der Sage benutzen. Quintilian.

Wenn man, wie auch hie und da der Fall iſt, annehmen will, daß der Name Fee nicht von fata, ſondern von fatua, Geſpenſt, Waldnymphe, abzuleiten ſei, ſo trifft die eine wie die andere Annahme dennoch übereinſtimmend zuſammen mit dem mittelhochdeutſchen Wort für Fee, das Feie, Feige, Feine lautete. Feine war den alten Deutſchen Waldnymphe, Feie war Zauberin, feien hieß zauberiſch weihen (gefeite Ringe, Schwerter u. dgl.), und Feige war das verhängnißvolle, zum Tode beſtimmende, das unabwendbare Loos, was den Römern ihr Fatum war.

Dauernd erhielt ſich im deutſchen Volke das Wort Fabel, nachdem mit demſelben der Sprachſchatz des erſtern bereichert worden war, was jedoch ziemlich ſpät geſchah. Immer hält daſſelbe den Sinn der Erdichtung feſt. „Das ſind alte Fabeln“ iſt ſtehende Redensart. Luther braucht verhältnißmäßig in ſeiner Bibelüberſetzung das Wort Fabel nicht häufig, er braucht aber auch in derſelben das Wort Mährlein nur zweimal und das Wort Sage gar nicht.

Sage u. Mähr.

Sage, das rein deutſche Wort, erklärt ſich von ſelbſt. Sage iſt urſprünglich was geſagt, was erzählt wird, doch mehr mit dem vorwaltenden Beibegriff der Ueberlieferung.

wie ihn die Römer durch traditio, die fortgepflanzte Nachricht, ausdrückten — urſprünglich demnach weniger als Mythe und Fabel vom dichteriſchen Standpunkte aufgefaßt. In letzterer Beziehung bediente man ſich im Mittelhochdeutſchen des dem allgemeinen Gebrauche der Neuzeit abhanden gekommenen Wortes Sage-Märe. Unter Märe wurde wiederum Alles verſtanden, was man erzählend oder berichtend ſagte oder beſprach, und ebenfalls ohne die heutige Sonderung, ſondern eine Märe konnte als Erzählung ganz oder theilweiſe wahr, oder auch völlig erdichtet ſein. Der Beibegriff der Erdichtung trat erſt ſpäter erkennbarer in den Vorgrund. Vielfach galt das Wort Märe im Mittelalter ſo viel als das Wort Geſchichte, und ſtand in der Regel an deſſen Stelle. Ein Märe dichten hieß ſo viel als eine Erzählung ſchreiben; das Wort war nicht weiblich, wie wir es heute gebrauchen, ſondern ſächlich, wie es beim neuhochdeutſchen Worte das Märchen noch der Fall iſt. „Ein armes Mär“ war eine tragiſche Erzählung, „fremdes“ oder auch „wildes Mär“ war eine außergewöhnliche, „niuwes Mär“ war neue, überraſchende Kunde. So iſt das Wort, jedoch ſchon weiblich geworden, in Dr. Luthers ſchönem Kinderliede gebraucht und erhalten:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
ich bring' euch gute neue mär.
Der guten mär bring' ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will.“

Während im Mittelhochdeutſchen die Worte Sage und Fabel weniger im Brauch waren, erſtere namentlich weniger in nahe Beziehung zur Dichtung gerückt, hebt das Wort Märe ſeine Stimme ſchon machtvoll durch den Eingang des Nibelungenliedes:

„Uns iſt in alten Mären
Wunders viel geſagt —“

und dann ſinden wir der Märe als einfacher Erzählung noch zwei Poeſieformen zugeſellt, die eine das Ebenteuer, die poetiſche erfundene Schilderung ritterlicher Erlebniſſe — wie ja ſchon die Abtheilungen des Nibelungenliedes Ebenteuer (Abenteuer, von Aventure, Aventiure) überſchrieben ſind — nach oben, nach dem höfiſchen ritterlich-vornehmen Leben, und die andere, den Schwank, nach unten, nach dem derb- und grobkörnigen deutſchmittelalterlichen Volksleben hingewendet. Dieſe beiden wichtigen Glieder in der großen Goldkette deutſcher Poeſie müſſen wir mit in den Kreis der Betrachtungen und Erläuterungen ziehen, welche wir der Sage, Märe und Fabel widmen.

Dieſe Formen drangen wohl am tiefſten in Blut und Leben der deutſchen Bevölkerung jener Zeit ein und erhielten ſich lange in ihr lebendig, bis endlich das Mittelalter abblühte, keine ritterlichen Ebenteuer mehr zu erdichten waren und jene trübſeligen und jammervollen Zeiten über Deutſchland hereinbrachen, die mit blutigen Kriegen und Länderverheerungen alle Poeſieblüthen abknickten und in den Staub traten und in jedem Stande der Luſt an Scherz, heiterm Schimpf und fröhlichem Schwank ein trauriges Ende machten auf eine lange Zeit.

Eine andere Zeit iſt gekommen, die deutſche Literatur rang ſich aus den Feſſeln und Banden beſchränkten und beſchränkenden Zopfthums und ſuchte das Leben der Vergangenheit mit dem Leben der Gegenwart zu vermitteln. An die Stelle der todten lateiniſchen Sprache, in der die Gelehrten ſonſt allein ſchreiben zu müſſen glaubten, um des Namens eines Gelehrten würdig zu ſein, trat die lebendige deutſche Sprache und trat ihre Erforſchung. Dieſe hob die Schätze der reichen Vergangenheit aus ihren Tiefen; ſie trug die Wünſchelruthe deutſchen Fleißes zu allen eingeſunkenen und verſchütteten Stollen und Schachten unſerer Nationalliteratur, und ſiehe, unendliche, kaum geahnete Reichthümer wurden zu Tage gehoben, an denen die Welt ſich erfreute, und die ein Gemeingut Aller wurden, die Sinn für die unvergängliche Schönheit der vaterländiſchen Dichtung im Gemüthe tragen. Es waren die uralten Heldenlieder, in welche die Ur-Sagen der germaniſchen Frühzeit ſich geflüchtet und geborgen hatten, und die bedeutſam genug der ſcandinaviſche Norden, dem es vergönnt war, das Meiſte und Beſte davon aufzubewahren, Saga's nannte. Saga. In der Frühzeit waren die Sprachen der Völker germaniſchen Stammes nur eine, eine Ur-Sprache, deren Laute — wie die Väter, die aus Aſien weſtwärts nach Europa wanderten und drangen, ſie mitgebracht hatten — den ganzen Norden Europa's durchklangen, und ſich auch ſpäter bis zum ſüdlichen Deutſchland vom Sarmatenlande aus weiter und weiter verbreiteten.

Wenn auch die wenigen Ueberlieferungen, die uns von dem geiſtigen Zuſtande der germaniſchen Frühvölker überkommen ſind, manches Dunkel nicht aufhellen, ſo viel wiſſen wir, daß eine ſelbſtändige Cultur bis zum hohen Norden, ja bis zum fernen Island ſich ausbildete, der auch Götterverehrung nicht fehlte, daher die reiche ſcandinaviſche Mythenfülle; und ebenſowenig fehlte dieſer Cultur der verſchönende Strahl der Dichtkunſt, daher die Fülle hochnordiſcher Heldenſagen, beide zuſammenklingend und verſchmolzen in der älteren und jüngeren Edda.

Urſprung der Mythe, Sage, Märe u. Fabel.

In eigenthümlicher Wechſelwirkung erblicken wir Mythe, Sage, Märe und Fabel in Bezug auf das Volksleben, das ſie durchdrangen; die großen Träger dieſer Dreiheit heißen Mund und Schrift. Der mündliche Urſprung mußte naturgemäß der älteſte ſein, und die viel jüngere Zeit.

welche die Schrift erfand, vermochte erſt ziemlich ſpät das mündlich Ueberlieferte in Rollen und Bücher zu bergen. Dieſe bewahrten nun treulich die Kunden auf, die ihnen aus Vorzeit- und Vätertagen anvertraut waren, und aus ihnen lernten dann die ſpäteren Geſchlechter ſie kennen, um ſie abermals mündlich und ſchriftlich weiter zu verbreiten. So entſtand für die Welt der Mären und Sagen ein ſtetes Verjüngen im dauernden Wechſel, das noch bis heute fortwährt, ſo entſtand aber auch naturgemäß die große und wichtige Sonderung der mündlichen und ſchriftlichen Tradition, die Volksſage und die poetiſche Nationalliteratur. Aus der letzteren trat unendlich viel ſchöner und reicher Stoff in das Bewußtſein des Volkes, kaum minder viel nahm dagegen aus dem Volksmunde die Nationalliteratur willig an und auf.

In den Zeiten nach Karl dem Großen und bis in das zwölfte Jahrhundert konnte freilich das Volk aus ſeiner Literatur nur erſt wenig gewinnen, denn unzugänglich waren ihm die Schriftquellen. Um ſo reicher ſtrömten ihm die Ueberlieferungen ſeiner Vorzeit mündlich zu. Vom Glauben und Cult, von Brauch und Sitte der heidniſchen Vorfahren war noch unendlich Vieles hangen und haften geblieben: der ſogenannte Aberglaube, der nichts iſt als das durch Jahrhunderte mißkannte Urvätererbe der germaniſchen Frühvölker, der bis in unſere Tage währende Nachhall des Heidenthums, leiſtete der Sage und Sagendichtung unendlichen Vorſchub, und die ganze reiche Welt der Mythe, die in die deutſche Volksſage flüchtete, danken wir ihm. Mit vollem Recht ſagt Jakob Grimm S. I. ſeiner deutschen Mythologie: aller sage grund ist nun mythus, d. h. götterglaube, wie er von volk zu volk in unendlicher abstufung wurzelt.

Wenn wir auch in dieſem Buche den eigentlich ſcandinaviſchen Mythus nicht weiter berühren, als da, wo der Edda-Saga's gedacht wird, des germaniſchen kann ſich die Schilderung deutſcher Sagenwelt nicht entſchlagen, denn ohne ihn ſetzten wir die letztere nur auf ein armſeliges Pflichttheil, wir beraubten ſie ihres beſten Schatzes und der ganzen überirdiſchen und unterirdiſchen Bevölkerung, die aller Orten und Enden der Sagenmund freundlich oder feindlich, frei oder gebannt und gebunden, tückiſch oder hülfreich erſcheinen läßt.

Plan des Werkes.

Der Gang, den wir uns vorgezeichnet haben, mit dem Leſer durch dieſes Buch zu wandeln, iſt der folgende:

Urzeitſagen. Heidenthum, Mythus, Aberglaube.

Sagen aus Schriftquellen. Stammſagen. Aeltere und jüngere Edda. Deutſche Heldenſagen und Sagenkreiſe.

Sagen des ſpäteren Mittelalters. Dichtungen, Mären, Ebenteuer und Schwänke.

In dieſen Kreis gehören die Volksbücherſagen, die Schildſagen, die Fabeln mit und ohne ſatyriſche Färbung, Thierſagen und Thierfabeln. Das ſpätere Märchen, das Kinder- und Hausmärchen.

Volksſagen. Sagen beſtimmter Dämonen-, Helden- und Volkskreiſe, Sagen nach Oertlichkeiten, Verwandtſchaft der Sagen, Hinweiſe auf ihren poetiſchen und ethiſchen Werth.

Deutſche Sagen-, Märchen- und Fabelſammlungen. Ein gedrängter literariſcher Ueberblick.

Ein reiches Feld, ein reicher Stoff, erſteres von der Gelehrſamkeit längſt tüchtig angebaut, letzterer von ihr faſt erſchöpft — aber in das Volk noch lange nicht tief genug in ſeinem Zuſammenhange und in ſeinen Wechſelwirkungen und Beziehungen eingedrungen, daher wir unſerer Arbeit nur das Eine wünſchen, daß ſie keine gänzlich fruchtloſe ſei.

Urzeitſagen.

Heidenthum, Mythus, Aberglaube.

Heidenthum.

Wer waren der Frühvölker erſte Götter? Geſtirne und Elemente, deren Erſcheinung und Wirkung, welche theils als Wohlthaten empfunden wurden, theils Furcht und Schrecken erregten. Der Offenbarungsglaube trat erſt ſpät in das Bewußtſein einiger Völker, und nicht früher, bis deren Culturſtufen eine ſolche Höhe erreicht hatten, das unmittelbare Einwirken einer einzigen Gottheit, wie Plato und Ariſtoteles ſie ahneten, wie Moſes ſie lehrte, anzuerkennen. Die Sage aber war es auch da, welche die Offenbarung vorbereitete, ſie war gleichſam der Johannes in der Wüſte, der dem Geſalbten voranging. Allen Völkern aber ward der Glaube an Götter gegeben, und ſie dienten ihnen, ehrten und fürchteten ſie, ſie feierten ſie in Liedern und verherrlichten deren Thaten in unſterblichen Sagen. Unkenntniß und Mißachtung haben durch Jahrhunderte hindurch von einer Zeit zur andern den Glauben verbreitet, daß das Heidenthum in der germaniſchen Frühzeit in Cultur und Sitte, in Götterkenntniß und Götterverehrung arm und dürftig geweſen ſei; der Eifer fanatiſcher Bekehrer der heidniſchen Völker zum Chriſtenthum begann damit, Alles austilgen zu wollen, was irgend nur an Heidenthum erinnern konnte, er wandelte die alten Götter in neue Heilige, und wo dies nicht gelang, in Teufel um. Die ewig alte *Zweiheit* des Guten und Böſen, von der Menſchennatur auf die der Gottheiten übertragen und alle Mythenkreiſe durchdringend, führte zunächſt dahin. Tag und Nacht, Sommer und Winter. — Und alles Weitere, was im Göttercult des Heidenthums dem Chriſtenthume, dem Glauben entgegenſtehend, entgegenſtrebend befunden ward, wurde nun *Aberglaube*, d. i. Afterglaube, falſcher Glaube genannt und als Heidengräuel unbedingt verdammt und verworfen. Durch dieſes lange Jahrhunderte fortgeſetzte Verfahren ging dem deutſchen Volke der Götterreichthum ſeiner Urväter verloren, und nur mühſam gräbt einzelne Bruchſtücke der Ueberlieferung von deren Dageweſenſein die Forſchung aus Schutt und Trümmern wieder zu Tage. Die ſpätere Zeit empfand in ihrer Dumpf- und Stumpfſinnigkeit den Verluſt nicht und beklagte ihn nicht, ſie faßte nicht deſſen ſchmerzliche Größe, und die Theologie arbeitete fort und fort gegen den Aberglauben und hielt das für gar ein verdienſtliches und Gott wohlgefälliges Werk, von dem Tage an, an welchem zum erſten Male die düſtere Formel erſcholl:

Forsagistu diabolo.
end allum diobol gelde.
end allun dioboles uuercun end
uuortun. thunaer ende woden
ende saxnote ende allum
them unholdun the hiro genotas sint?

Die Forſchung kann dem alten Sachſenvolke nicht Dank genug dafür wiſſen, daß es ſich ſo hartnäckig lange gegen Karls des Großen Bekehrungseifer ſträubte und Blut und

Leben für ſeine Freiheit und ſeinen Glauben, ſeine Götter einſetzte. Dadurch überkam noch mancher Brauch, mancher Zug den ſpäteren Geſchlechtern, die bei früher dem Chriſtenthum bereits gewonnenen Völkern des Nordens ſchon unwiederbringlich hinweggewiſcht waren.

Eintritt des Chriſtenthums in das Heidenthum.

Das Chriſtenthum trat aus ſeiner morgenländiſchen Wiege und begann ſeine ſtille, aber raſtloſe und ſiegreiche Wanderung über den Boden Europa's. In Rom gründete es ſich den ewigen Burgwall auf dem Felſen Petri, und trug von da aus nach allen Landen ſeine wandelnden Altäre, geweiht mit dem Blute von tauſend und aber tauſend Martyrern. Der Kampf gegen das Heidenthum begann und war nach tauſend Jahren kaum vollendet. Die Meilenſteine ſeines Vorſchreitens und Verdringens berechnen ſich nach Jahrhunderten. Das erſte Jahrhundert war nöthig, Griechenland und Italien zu gewinnen, das zweite, dritte und vierte ließ Gallien und Britannien, Gothen und Vandalen dem Chriſtenthum zufallen. Schon im vierten Jahrhundert nach Chriſti Leben und Lehre war in ſeiner Kirche der erſte große Zwiſt entbrannt, der die Chriſtenheit in orthodoxe Katholiken und Arianer und noch viele andere Secten ſpaltete, und die Neubekehrten wurden bald der einen, bald der anderen Lehre gewonnen. Die Gothen, als ſie das Chriſtenthum annahmen, wurden Arianer, die Vandalen in Afrika ebenfalls; ebenſo die Sueven in Spanien, die in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts dem orthodoxen Glauben wieder zugewandt wurden. Die zu Anfang des fünften Jahrhunderts dem Chriſtenthum gewonnenen Burgunder wurden von der Mitte jenes bis gegen die des ſechſten Jahrhunderts arianiſch, bis die Franken ſie aufs Neue bekehrten. Zu Franken, Alemannen und Longebarden war der Strahl des Heils am Ende des fünften und am Beginn des ſechſten

Jahrhunderts gedrungen, und im ſiebenten und achten wurden Baiern, Chatten, Thüringer und Frieſen bekehrt.[4] Erſt gegen das neunte und im neunten Jahrhundert wurde den Sachſen das Chriſtenthum aufgezwungen, und noch ſpäter, erſt im zweiten Jahrtauſend der chriſtlichen Zeitrechnung durchdrang Chriſti milde Lehre den ſcandinaviſchen Norden bis zum eisumwallten Inſellande der ultima Thule, der übrigen Nordvölker Europa's nicht weiter zu gedenken.

Es konnte nicht anders ſein, als daß unendlich viel vom alten Cult und alten Glauben im Volke, zumal im niedern, das zerſtreut in Einzelgehöften die Lande bewohnte, zurückblieb, und wie ein Väterheiligthum ſorglich und heimlich gepflegt und gehütet wurde. Einfälle und Ueberzüge heidniſcher Völker noch in weit ſpäterer Zeit mochten nicht wenig beitragen zur Erhaltung des religiöſen Vätererbes, und ſo blieb durch ſpäte Jahrhunderte noch das Heidenthum mit dem Chriſtenthum im großen gewaltigen Kampfe, der den Mittelpunkt der ſchönſten und herrlichſten Nationalſagen und Sänge bildet — ja es iſt noch bis heute nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob alles Volk in den Finn- und Lappmarken jenſeit des nördlichen Polarkreiſes in Wahrheit ſich Chriſten nennt, da bei den Finnländern und Litthauern die Einführung des Chriſtenthums im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert noch nicht völlig gelungen und durchgedrungen war.

Es iſt leicht zu denken und nachzufühlen, daß die Völker nicht gleich willig und gern die neue Lehre annahmen, wie rein und mild und herrlich dieſe auch war und ewig iſt, denn die Träger dieſer Lehre waren nicht immer die rechten auserwählten Sendboten, ſie waren zumeiſt von einer fanatiſchen Begeiſterung durchglüht, von einem Streben nach Martyrerglorien, und voll blinder Unterwürfigkeit gegen den Stuhl Chriſti in Rom. Auf Alles, was ihnen heilig und theuer, lieb und werth war, ſollten die neubekehrten Völker verzichten, und doch galt auch deren frühen Culturzuſtänden des Dichters ſchönes Wort:

„Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.“

Seinen Göttern, ſeinen Gebräuchen, ſeinen Sagen und Liedern, ſeinem Recht und ſeinen Sitten ſollte und mußte jedes neubekehrte Volk entſagen, und einen fremden Gott verehren lernen, der ihm in unbegreiflicher Dreieinigkeit gepredigt wurde, der eine jungfräuliche Mutter hatte und einen Hofhalt von Cherubim und Seraphim, Heiligen und Blutzeugen, deſſen Verehrung und Opfer völlig verſchieden von jener Verehrung und jenen Opfern waren, die den alten Landes- und Volksgöttern gebracht wurden. Dazu kam bei den germaniſchen Volksſtämmen der Aufzwang einer fremden, der lateiniſchen Prieſterſprache, die Vernichtung götterheiliger Bäume, Haine, Quellen und Denkmale — die ſtarr geforderte Abſagung aller Sinnenfreude und naturwüchſiger Lebensluſt — und endlich, wo ſie in Güte nicht zu vollbringen war, die gewaltſame Einführung des Chriſtenthums durch Schwert und Feuer.

Wie das Chriſtenthum aus dem Judenthum hervorgegangen war, wie unzählige Stellen des alten und neuen Teſtamentes der Abgötter erwähnen und gegen ſie und die Abgötterei eifern, ſo konnte naturgemäß das Chriſtenthum in der heidniſchen Götterwelt nur Abgötter erblicken, und war vollberechtigt zum Kampfe gegen dieſelben. Es mußte den Heidenvölkern die Ohnmacht ſeiner Götzen zeigen, es mußte, obſchon es unbewußt einen eigenen Bilderdienſt im Schooße trug, den heidniſchen Bilderdienſt und Cult zerſtören, wo es ihn irgend fand. Aber das war keine leichte Arbeit, keine müheloſe Wandlung. Mancher dornige Weg mußte betreten werden, manches Zugeſtändniß wurde laut oder auch ſtillſchweigend gemacht, über manchen fortgeübten Gebrauch, manch heidniſches Feſt ein Auge zugedrückt, daher es kam, daß Nachhall ſolcher Feſtbräuche noch in unſerer Gegenwart fortklingt. Nicht immer gelang es, alle Abgötter zu chriſtlichen Heiligen zu machen oder heidniſchen Feſtfeiern chriſtliche Färbung zu verleihen. In Jul- und Nothfeuern, im Sommergewinnen und Todaustreiben iſt nichts Chriſtliches zu erblicken.

Wie die Sprache der Völker in der germaniſchen Frühzeit ein und dieſelbe war, und ſelbſt bei ſpäter erfolgter Scheidung die getrennten Sprachen ſich doch nahe genug verwandt blieben, ſo auch war der Mythus des hohen Nordens dem ſpäter germaniſchen nahe verwandt, nur daß der eine durch die Edda und andere nordiſche Saga's voll und reich in Schriftquellen erhalten blieb, vom urdeutſchen aber nur ſparſame Kunde wurde. Aber blieb nicht, nachdem die cumäiſche Sibylle Amalthea zweimal drei Bücher ihrer wunderſamen Orakelſprüche verbrannt hatte, weil König Tarquinius Priscus zweimal den Preis, den ſie erſt für neun, dann für ſechs Bücher gefordert, zu hoch fand, in der letzten Drei dieſer Bücher, die nun doch um den gleichen hohen Preis gekauft wurden, eine Fülle ſibylliniſcher Weisheit erhalten, die durch Jahrhunderte, wenn nicht dem römiſchen Volke, doch ſeinen Lenkern, dem Senate, zu Gute kam?

So auch blieb uns Deutſchen eine Fülle von volksthümlichen Götternamen, wie die Kunde von Gottheit- und Götterverehrung. Dieſe müſſen theils einzeln erfaßt, theils in Gruppen zuſammengeſtellt werden; vor Allem iſt ſäubernde Sonderung nöthig, um einestheils nicht die Wege jener urtheilloſen deutſchen Mythographen einzuſchlagen, die ohne alle Prüfung ihrer Quellen gedankenlos aus alten Büchern abſchreiben und ſogenannte Mythologien und mythologiſche Handwörterbücher der deutſchen, ſcandinaviſchen und ſlaviſchen Völkerſchaften zuſammenſtoppeln, anderntheils nicht in jene Labyrinthe abzuirren, in denen die ſpeculative Philoſophie umhertaumelt, und ſtatt ſich am Ariadnefaden beſonnener Forſchung, die das, was ſie findet, nicht beliebig mit Hülfe der Aſtronomie, Etymologie und anderer Logien deutet und deutelt, und mit dem Geſpinnſt ſelbſteigener Phantaſie umwebt — zurecht zu finden, jenen Faden zu einem unauflöslichen Knäuel verwirrt. Solchen Leitern möchten wir nicht folgen und bedürfen ihrer nicht, denn **Jakob Grimm** hat ſich den gerechteſten Anſpruch auf den Namen eines Vaters und wiſſenſchaftlichen Begründers einer deutſchen Mythologie erworben, ſo daß ihm allein zu folgen genügt, und es auf dieſer Bahn der Träumer und Zeichendeuter Gott lob nicht mehr bedarf. Bei dieſer Nachfolge aber maßen wir uns nicht an mit fremdem Kalbe zu pflügen, mit fremden Federn uns zu ſchmücken, fremden Fleiß und fremde Gelehrſamkeit uns mühelos aneignen zu wollen. Grimms deutsche Mythologie auszuſchreiben, wie ſo häufig geſchieht und noch 1854 in mehreren Nummern einer ſehr geachteten Zeitſchrift geſchah, iſt keine Kunſt. Gerade jenes Mannes tiefeindringende, tiefgründliche Gelehrſamkeit, beſonders auf dem ſprachlichen Gebiet, muß unſerer Darſtellung, die doch, der Aufgabe zu Folge, eine deutſchvolksthümliche ſein ſoll, fern bleiben. Dieſer, der volksthümliche Standpunkt, und nicht der gelehrte, iſt von jeher in unſeren Bemühungen um die Stoffe, welche dieſes Buch verarbeitet, von uns zu erreichen erſtrebt worden, und manches von Andern noch nicht Gekannte und Mitgetheilte, was uns auf mancher

Sagenwanderung zu finden gelang, legen wir hier nieder, manches in früheren Schriften, namentlich in Vorreden zu Sagenbüchern nur flüchtig Berührte und Angedeutete iſt uns nun in dieſer Schrift weiter auszuführen vergönnt.

Gott, Gottheiten überhaupt. Das Wort Got als Bezeichnung eines höchſten Weſens iſt ein allen deutſchen Volksſtämmen von jeher gemeinſames geweſen, wie auch die Schreibart ſich im Laufe der Zeit ab- und umgewandelt habe. Jedenfalls ſtammt es aus einer Zeitenfrühe, die noch gar keine Schrift hatte. Ob es identiſch zu erachten ſei mit gut, das möge die Sprachforſchung ermitteln und feſtſtellen, nahe genug liegt aber dieſe Annahme, denn jedenfalls liegt im Gedanken an eine Gottheit der Begriff von Güte derſelben näher, als der entgegengeſetzte, und die vielen Epitheten in Anrufungen, Gebeten und gewöhnlicher Rede, wie guter Gott, reicher Gott, frommer Gott, lieber Gott, lieber Herre Gott, gütiger Gott u. ſ. w., deuten in ihrer Form, die ſonach pleonaſtiſch wäre, darauf hin. Nennt doch hie und da die Volksſprache noch immer die Hausgeiſterlein Gütchen für Hütchen, das gute Volk heißen vorzugsweiſe die hülfreichen Zwerge und Heinzelmännlein der Sagen (das gute Volk von Pleſſe u. a.). Wort und Begriff Gott hat, als hohes und höchſtes Weſen gedacht, keinen Artikel; der Gott, die Götter bezeichnen Gottheiten. Im Mittelhochdeutſchen lautet die Form der Vielzahl auch in Bezug auf Götter nicht ſo, auch nicht Götzen, ſondern einfach die goten. So in einem thüringiſchen Spiele von der heiligen Katharina, aus dem 14. Jahrhundert, darin Maxentius, der Kaiſer, einen Boten entſendet, durch ſein ganzes Reich die Inſaſſen einzuladen:

das wy den goten unsir opher brengen.

worauf der Bote erwiedert:

gib mir here die gote seyn.
(Gieb mir Herr der Götter Segen!)

Maxentius erwiedert:

Genk dy mugen dyn alle phleyn.
(Geh', ſie müſſen dein alle pflegen.)

Mancherlei Gruß und Zuruf ward mit Gott in Verbindung gebracht. In Gottes Namen! Gott willkommen! Gott befohlen! Mit Gott! Grüß Gott! Gott Heil und Gut Heil! Gott helf! Gott weiß es! (Zweifel.) Weiß's Gott! (Schwur, Wahrheitbetheuerung.) Ach daß's Gott! (Verwunderung und Seufzer.) Im Mittelhochdeutſchen kommt noch truhtin und trehtin (Herr) in dem Sinne, wie wir noch heute Herr Gott ſagen, vor; ſo ſpricht im eben erwähnten Spiele die heilige Katharina zu ihrem Knecht Willekin:

Louf snel vū balde
Daz dyn myn trehtin walde

d. h. mein Herre Gott walte Dein! (Gott mit Dir!) und ſpäter ſpricht der Teufel zu Maxentius:

Maxentius vil liber diner min
Ich bin din Got, und din truhtin

im gleichen Sinne.

Noch mehr Zuſätze, mit dem Namen Gott verbunden, haben ſich erhalten, gewiß aus früher Zeit, z. B. der alte Gott, in der Redensart: der alte Gott lebt noch, oder als Ausruf: Herr Gott von Mannheim! Herr Gott von Utrecht! Herr Gottle von Baſel! letztere drei vielleicht von Salvatorbildern entnommen. So auch: er lebt wie Gott in Frankreich u. ſ. f.

Gott Vater. Allvater.

Vor allen Beinamen Gottes tritt am bedeutſamſten der Vatername in den Vorgrund. Häufig iſt noch in ſpäteren Gebeten der Anruf: Herr Gott Vater! — Es lag dem kindlichen Bewußtſein aller Culturvölker ſo nahe, den Begriff des Familienhauptes auf das Weſen zu übertragen, das ſie waltend, ſorgend, ſchirmend, aber auch gebietend, herrſchend, zürnend, richtend und ſtrafend über ſich glaubten. Es war das kindliche, gehorſame, ſelbſtverſtändliche Unterordnen unter den naturgemäßen, ſittlichen Urſprung aller Herrſchaft; ihm entſprangen bei dem hebräiſchen Volksſtamme die Patriarchen, die Erzväter. Die Stammeshäupter herrſchten, nicht die Söhne, nicht die Verwandten, noch weniger die Knechte. Auch bei Griechen und Römern trat zu den Namen mehrerer der oberen Götter der Vatername. Im Orient erhielt ſich durch alle Zeiten die unbeſchränkte monarchiſche Macht; in Rußland darf bis zur Stunde noch jeder Unterthan zu ſeinem Kaiſer Väterchen ſagen. Im Occident wurden theilweiſe andere Formen der Herrſchaft gefunden, und beſonders die Neuzeit ſtellte ſich's zur Aufgabe, die ſchönen Begriffe: Landes-Vater, Landes-Mutter, Vater des Vaterlandes, die aus der Zeiten Ferne ächt und treu auf die Nachwelt gekommen ſind, zur Seite zu drängen, wie ſie ſich auch mühte, aus Gott höchſtens ein höchſtes Weſen, eine Naturkraft, einen Weltgeiſt zu machen, uneingedenk jener Worte der Schrift: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!

Die Wöluſpa, das erſte Gedicht der älteren Edda, erwähnt gleich in ihrem Beginn die Gottheit über allen Gottheiten:

Allen Edeln
Gebiet' ich Andacht,
Hohen und Niedern
Von Heimdalls Geſchlecht;
Ich will Walvaters
Willen künden,
Die älteſten Sagen,
Der ich mich entſinne. (Nach Simrock.)

Und wenn es in den Strophen 22 und 23 der Wöluſpa weiter lautet:

Meth trinkt Mimir
Jeden Morgen
Aus **Walvaters** Pfand,
Wißt ihr was das bedeutet?

Ihr gab **Hervater**
Halsband und Ringe,
Lieder voll Weisheit
Und ſpähenden Sinn.

ſo iſt wol nicht dabei an den Vater eines Heeres zu denken, ſondern es iſt, wie es in der Urſchrift geſchrieben ſteht: herfadir und valfadir zu leſen, das erſte (nach Grimm) vom altdeutſchen heriro, das dem mittelhochdeutſchen hêrre entſpricht, in der Form, wie es allein von **Gott** gebraucht wird, als auf den Herrn und Vater aller Götter, Menſchen und alles Erſchaffenen bezüglich, mit einem Wort auf den **Allvater**.

Mutter. Frau.

An Göttinnen trat auch der **Muttername** bei Griechen, bei Römern, wie bei ſlaviſchen Volksſtämmen heran; ſchon Tacitus bediente ſich des noch heute ſprachüblichen Ausdrucks: terra mater: Mutter Erde. Bei den alten Germanen ſcheint an deſſen Statt mehr der Name **Frau** vorwaltend, nicht foemina oder uxor, ſondern domina; ſo Frau Sonne, Frau Holda, Frau Berchta, Frau Venus, Frau Freke, Frau Harke u. a. Selbſt der Name der Göttin Freia lautet auch Frouwa, d. i. Frau (mittelhochdeutſch und bis heute in Thüringen dialektiſch erhalten vrouwe), demnach die Frau aller Frauen, die **Allmutter**; auch unter dem Namen Nerthus, Hertha verehrt; davon ſpäter ein Mehreres, wenn von den beſtimmten Einzel-Gottheiten die Rede iſt.

Gottesverehrung.

Die älteſte Art und Weiſe, Gott und Götter zu verehren, war jedenfalls der kindliche oder der ſcheue Aufblick, oder des Blickes Senken in ſchauernder Stille. Dort Hoffnung, Bitte, Anrufung, Anflehen; hier Furcht, Demuth, unbedingte Unterwerfung vor dem geahneten höchſten Weſen. Dazu geſellte ſich von ſelbſt und unbewußt die Pantomime der Anbetung in mannichfacher Form, das Aufheben der Arme, das Zuſammenlegen, das Ringen der Hände, das Falten der Finger, die Neigung und Senkung wie Entblößung des Hauptes, die Kniebeugung, das Knieen, die völlige Niederwerfung, und wie ſonſt der Menſch ſeinem inneren religiöſen Gefühle allmälig Ausdruck zu geben lernte. Bete iſt im Mittelhochdeutſchen mit Bitte und Gebet identiſch, die Bitte ſteigerte ſich zum Flehen, dazu kam noch loben, preiſen, danken. Ein Gebet des achten Jahrhunderts beginnt:

Thih cot lopêmês
thih truhtinan gehemês
thih êuuigan fater.

(Dich Gott wir loben,
Dich Herr wir preiſen,
Dich ewigen Vater.)

Ein Lied des neunten Jahrhunderts hat die Stelle:

Pittemes den gotes trut.
(Bitten wir den Trauten Gottes — St. Petrus.)

Dies ſind ſchon ausgebildete Formen innerer und äußerer Gottesverehrung; wie die uraltheidniſchen waren, wiſſen wir nicht, jedenfalls urmenſchlich, vielleicht ſelbſt roh. Hierher bezüglich eine Sage aus Themar im Werrathale; dort lebte ein junger Hirte, der ohne alle Erziehung, ohne Kenntniß von Gott aufgewachſen war. Wenn er aber hüthete, und es kam ein Gewitter und blitzte und donnerte heftig, ſo warf er ſich platt auf die Erde und rief: „Näh! Näh!“ Das war ſein Gebet, das Niemand ihn gelehrt hatte.

Wie vor den himmliſchen, ſo vor irdiſchen Herrſchern wurde die äußere Form der Anbetung, das Kniebeugen und Niederfallen, eingeführt, nicht minder das Emporheben der Hände vor Herrſchern, Lebensherren und Richtern, wie die Bilderhandſchriften alter Rechtsbücher zahlreich darthun. Das Chriſtenthum brachte zu den äußeren Formen der Anbetung, die es im Heidenthum vielleicht vorfand, auch noch die Segnung durch Bekreuzen, wie die Stellung beim Gebet gen Oſten, während die der Heiden nach Norden gerichtet war. Das Wort Opfer trugen die lateiniſchen Chriſten zuerſt nach Germanien (offerre, Offertorium), die opfernde Handlung aber war jedenfalls bei den heidniſchen Frühvölkern in Ausübung, ehe der chriſtliche Cult den heidniſchen verdrängte; blôtan ſoll das heidniſche Wort für Begriff und Handlung der Opferdarbringung gelautet haben; ſollten wir dabei, was J. Grimm verneint, blos der alten Schreibweiſe zu Liebe, wirklich nicht an Blut denken dürfen, obſchon gewiß nicht alle Opfer blutige waren? J. Grimm führt an, daß jenes Wort in örtlichen Benennungen fortdauere, z. B. in Heſſen Blotzgraben, Blotzgarten, blotzen, ſo viel als Geld geben, aufopfern, — dafür haben wir im Thüringiſchen blechen, ja ſogar, bedeutſam genug, wirklich bluten, beſonders in dem Sinne der Aufopferung mittelſt Geld, alſo völlig metaphoriſch gebraucht. Blotz hieß ferner nach Grimm im Heſſiſchen ein altes Meſſer oder Schwert, wobei man wol an Opfermeſſer denken könnte, wenn nicht das letztere Wort vom mittelhochdeutſchen blôz, bloß, z. B. die blanke Klinge, herzuleiten ſein dürfte; es kann aber auch ebenſogut das mittelhochdeutſche Wort vom althochdeutſchen abſtammen und der Begriff eines Opfermeſſers, das wahrſcheinlich keine Scheide hatte, folglich bloß war, auf die nackte Dolch- oder Schwertklinge übergegangen ſein.

Die Opfer.

Was unſere altgermaniſchen Vorfahren den Göttern opferten, wird wol mit den Opfern anderer Frühvölker in den meiſten Dingen übereinſtimmen, jedenfalls immer das ihnen Liebe, Vielgeltende, ſo daß das Opfer eine Entäußerung war und in der Darbringung ein Werth lag. Pflanzenopfer dürften (außer Früchten) nicht allzuviele vorgekommen ſein, ſo lange ein Frühvolk kein ackerbauendes war.

Die Opfer zerfielen in Todten-, Dank- und Sühnopfer. Bei den erſteren ſcheinen die Mitgaben aus dem Pflanzenreiche wol die erſte Stelle eingenommen zu haben. Nicht ſelten wurden in deutſchen Grabhügeln Eicheln und Nüſſe aufgefunden. In wie weit bei verſtorbenen oder im Kampfe gefallenen Helden und Stammeshäuptern das Todtenopfer auch Thiere — Pferde — und ſelbſt Menſchen — Sclaven — erforderte, iſt nicht feſtgeſtellt, aber mit hoher Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß Menſchenopfer nur zur Sühne erzürnter Götter dargebracht wurden. Die Opfer, welche zu feſtlichen Zeiten geſchahen, waren gewiß mehr ſchuldloſer Art und finden ſpäter noch Erwähnung. Auf Kinderopfer im eigentlichen Germanien ſcheinen jene ſo häufigen ſpäteren Sagen von eingemauerten Kindern in Wälle und Burgen hinzuweiſen, denn häufig iſt die Sage des Mittelalters nur eine Wiedergeburt der altheidniſchen. Opfer der Erſtgeburt, wie ſie die hebräiſche Sage erwähnt (2. Moſes Cap. 13, 2. Cap. 34, 20. 4. Moſes 8, 17 ff.), mögen bei vielen Frühvölkern im Brauch geweſen ſein, ob bei den alten Germanen, iſt mit Beſtimmtheit nicht nachweisbar. Hingegen erwähnt Tacitus ausdrücklich, daß die Deutſchen dem Herakles und Mars Thiere geopfert haben, deren Fleiſch indeß nicht die Götter, ſondern die Opfernden ſelbſt verſpeiſten. Dieſe Thiere waren hauptſächlich

Pferde, deren abgeſchnittenes Haupt nicht mit verzehrt wurde, ſondern dem Gotte geweiht blieb. Die chriſtlichen Bekehrer eiferten mit aller Strenge gegen den Genuß des Pferdefleiſches, der allgemein üblich war, und ſo blieb derſelbe durch ganze Jahrhunderte in Deutſchland ausgeſetzt. Erſt die Neuzeit verſuchte hie und da Rückkehr zu jenem Genuß, der im Allgemeinen wohl noch lange keinen Eingang finden wird. Rinderopfer, wie die von Böcken finden Erwähnung. Eberopfer führte vorzugsweiſe das Julfeſt mit ſich, und die Nordlandsmythe erwähnt ausdrücklich des goldborſtigen Ebers des Gottes Freir. Franken und Alemannen ſollen Friſchlinge und junge Lämmer zur Oſterzeit geopfert haben; von Widder-, Widderlämmer-, Böcke- und Ziegen-Opferung finden ſich Spuren. Nicht alle durch beſondere Veranlaſſung gebotene oder im Brauch befindliche Thiertödtung war geradezu Götteropfer; Zauber und Weisſagung konnten jene erheiſchen, als Todtenmitgift konnten ſie geſchlachtet werden, als abſchreckende Steigerung einer vollzogenen Todesſtrafe erfolgen. Noch die ſpätere Zeit hing neben Verbrecher, welche die Todesſtrafe erlitten, zum Schimpf Katzen, Hunde, Wölfe und andere unreine Thiere auf, wie es in der Mär vom Zornbraten heißt:

Wer ein bös Weib hat —
— — — — —
henk ſie an ein Aeſtchen
und henk' dabei
zwei Wölf oder drei,
Wer ſah dann ein'n Galgen
Mit böſeren Balgen?
Es ſei dann, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwiſchen hing.

Wölfe zu henken, war bis in das 17. Jahrhundert im Frankenlande Brauch; noch 1685 wurde einer bei Onolzbach mit einem Schönbart, einer Perücke und in einem Röcklein von gewichſter Leimwand an einem Schnellgalgen feierlich aufgehenkt.

Vom Geſchlechte der Vögel mögen wol Falken, Habichte und Hähne auch geopfert worden ſein; erſtere vielleicht als Todtenmitgift, letztere behufs der Weiſſagung, da der Hahn als ein weiſſagendes Thier galt. Vielleicht läßt ſich das bekannte grauſame Spiel des Hahnenſchlags auf uralte Vorzeit zurückführen.

Schwerlich hatten unſere heidniſchen Vorfahren zum Gebrauch ihrer Opferungen geglättete Altäre; rohe Felsblöcke, oben abgeplattet, häufig mit eingehauenen Vertiefungen, bildeten Altar und Keſſel, wie ſich dergleichen auf dem Fichtelgebirge und an den Erterſteinen finden. An der Disburg vor der Rhön, ein Berg, deſſen Name ſo bedeutſam an den altheidniſchen Namen der weiblichen Gottheiten, Diſen, anklingt und der, ſo weit die urkundliche Zeit hinaufreicht, nie eine Burg trug, ruht ein ſolcher Block, und auf dem Gipfel ſteht ein rieſiger Stein mit keſſelartiger Vertiefung, neben welche wol eine jüngere Hand drei Löffel einmeiſelte, woraus ſich die Sage bildete, es hätten aus dieſem Steinkeſſel die Beamten dreier dort an einander grenzenden Aemter zum öftern Suppe mit einander gegeſſen. Nicht ſelten mögen dieſe alten heidniſchen Opferkeſſel, ſpäter auch beſſer ausgearbeitet, von den Heidenbekehrern in Taufkeſſel umgewandelt worden ſein, und vielleicht giebt noch Manches davon, ohne daß es mit Gewißheit nachgewieſen werden kann, Zeugniß vom alten Heidenthum. Eine ſolche rieſige ſteinerne Taufſchaale liegt bei den Ruinen des Kloſters Paulinzelle, eine andere dient als Brunnenkaſten im Kloſter Veßra; die Schwabenſchüſſel zu Speier hat ſicher gleichen Urſprung, und das Teufelsbecken auf dem Markt zu Goſlar, letzteres von Bronze, könnte wol nicht viel jüngeren Alters ſein. Immer da, wo die Sage vom Heidenthum leiſe Ueberlieferungen fortſpinnt, und dergleichen Alterthümer ſich vorfinden, namentlich in Kloſterreſten und alten Domen, dürfen wir annehmen, daß durch lange Jahresreihen Reſte des heidniſchen Brauchs und Gebrauchs ſich fortgepflanzt haben, hauptſächlich dann, wenn, wie bei dem Becken in Goſlar, die Sage den Teufel mit ins Spiel bringt. Davon wird und muß noch öfter die Rede ſein.

An die Opfer, welche den Feld- und Hausgöttern wie den Hausgeiſtern gebracht wurden, blieb vielfach Erinnerung in Bräuchen der ſpäteren Zeit erhalten. Man ließ Aehren ſtehen, hing Kränze auf, ſetzte Brei an beſtimmte Stellen für Hulda und Berchta, brachte gewiſſe Libationen nach römiſch antikem Brauch, trank den Göttern und Verſtorbenen Minne zu (poculum amoris), davon noch im Mittelalter der Scheidetrank der Johannes-Minne, Gertruden-Minne oder St. Johannes-Segen, wie Eduard Duller in ſeinem „Freund Hein" ſo ſchön ſingt:

Und es füllt der Wirth die Kannen. —
„Werther Gaſt! Ihr zieht von dannen,
Einen wüſten Weg hinaus.
Drum Johannisſegen
Wahr' Euch allerwegen
Vor der Wand'rung Sturm und Graus."

Noch heute, ſo berichtet J. Grimm d. M. S. 55, weiht am 27. December (dem Tage Johannes des Evangeliſten) zu Ottbergen, einem hildesheimiſchen Dorfe, der Prieſter einen Kelch voll Wein und reicht ihn dem verſammelten Volke, nicht als Theil der Euchariſtie, ſondern als Johannisſegen.

Den Hütchen, Heinzelmännern und ähnlichen Hausgeiſtern wurde an beſtimmte Stellen Milch, wol auch Weck, hingeſtellt; wurde dies vom Geſinde vergeſſen, ſo gab es Unglück; ebenſo wenn dieſe Milch auf irgend eine Weiſe verunreinigt ward. Was iſt dieſes anders, als ein Götteropfer? Denn die Hütchen und Heimchen verſchmähten alle irdiſche Speiſe.

Heilige Haine. Tempelſtätten.

Wir können nach Tacitus' Zeugniß nicht von Tempeln reden, wenn wir der Orte gedenken, an denen die germaniſchen Frühvölker den Göttern dienten. Die Forſchung hat mehrere Worte aufgefunden, welche ſolche Orte bezeichnen, aber unumſtößlich feſt ſteht, da die alten Ueberſetzungen dieſer Worte in die lateiniſche Sprache mannichfach von einander abweichend ſchwanken, noch in keiner Weiſe, daß eines dieſer Worte geradezu einen Tempel im heutigen Sinne bedeute. Die Bekehrer übertrugen die heidniſche Benennung nach ihren Begriffen. Es ſind nach J. Grimm die Worte alhs (gothiſch), in der Bedeutung von Tempel, Heiligthum, ala (althochdeutſch) in vielen Perſonen- und Ortsnamen nachklingend, davon vielleicht noch der Königspfalzort Alſtätt (alahsteti) in der güldenen Aue, die an heiligen Salzquellen gelegenen beiden Allendorfe, eins in Heſſen, eins bei Salzungen im Werrathale, letzteres vielleicht das aldaha einer Urkunde Heinrichs des Städtegründers von 933. Ein zweites Wort iſt das althochdeutſche wih (gothiſch veiha, die Wurzel unſers Wortes Weihe), ein Hain, ein geweihter Ort, den man ja kaum anders als im Walde denken kann, denn der unbewaldeten Stellen mag es im alten Germanien wol nur wenige gegeben haben. Ein drittes Wort iſt (eigentlich ſind es zwei) nach J. Grimm das althochdeutſche haruc und paro, auch verſchiedenfach, doch mit vorwaltender Bedeutung eines Walddickichts, eines

Hains, oder eines Baums überſetzt. Ob davon das altlateiniſche haruga und haruspex abzuleiten ſei, bleibt der Sprachforſchung zu beſtimmen anheimgeſtellt.

Der Wald war der Urväter Tempel, wie er es noch heute jedem dichteriſchen und ſinnigen Gemüthe iſt. Das heilige Wipfelrauſchen in tiefer Waldeinſamkeit ergreift die Seele mit ahnungsvollen Schauern; ſie fühlt ſich nicht allein, ſie fühlt um ſich das geiſterhafte Wehen von etwas Unausſprechbarem, das Gefühl der Gottesgegenwart tritt ihr machtvoll nahe. Die Menſchennatur iſt, wie die körperliche Menſchenbildung im Ganzen, ewig dieſelbe. Auch der rohe Naturmenſch hat Empfindung, hat Sinne, und mächtiger wirken auf ihn elementare Eindrücke ein, als auf den Zögling der Cultur. Der Wald war Tempel, die gewaltigen Stämme waren deſſen Säulen, und eine ſpätere Zeit ſchuf mit frommem Sinn den Tempel zum Walde, und ließ aus den himmelanſtrebenden Säulen die Veräſtungen der Gewölbrippen vielfach verzweigt die hohe Decke tragen.

Götterbilder waren in den Waldestempeln der eigentlichen Ur-Germanen nicht vorhanden, aber wol mochte in Mitten manches götterheiligen Haines ein Felsaltar, ein beſonders alter und mächtiger Baum ſtehen, Schädel geopferter Thiere hingen an den Bäumen umher; der Hain war zugleich auch Malſtätte, Ort der Volksverſammlung und des Gerichts, und die Richter übten zugleich das Prieſteramt. Bekannt wurde von den uraltheiligen Bäumen beſonders einer: die Donnereiche bei Geismar in Heſſen, an welche Bonifacius' Bekehrungseifer die fällende Axt legte. Als der heilige Baum fiel, und die Götter ſchwiegen, auf deren ſtrafenden und rächenden Zorn das Volk gehofft hatte, fiel es ab von ihnen.

Heilige Haine und heilige Bäume waren in und über ganz Deutſchland verbreitet, und der Namensnachhall der zahlloſen Benennungen *Heiligforſt* und *heilige*, *Heiligen-Forſt* deutet ſicherlich in das heidniſche Alterthum hinauf, nicht nach den chriſtlichen Heiligen; ebenſo die Benennung *Hain*. Hain iſt etwas ganz Beſonderes, es iſt nicht mit Forſt, Wald, Gehölz identiſch, es iſt ſtets und überall nur ein kleiner, nicht umfangreicher Bezirk, meiſt an Kugelbergen, auf deren Gipfeln die ſpätere Zeit Burgen erbaute. Es wird wenige Burgruinen geben, in deren nächſter Nähe nicht ein Hain, häufig verſtümmelt vom Volke Han auch Hänchen genannt, ſich findet. Auch die Ortsnamen *Hainichen* deuten dahin. Manche der erwähnten Burgen ragen ſelbſt in die heidniſche Frühzeit hinauf; von der Heldburg z. B. zwiſchen Hildburghauſen und Coburg heißt ausdrücklich der älteſte Theil: *der Heidenbau*, und auch dort iſt ein Hain. Und in der Heldburg nächſter Nähe erhebt ſich ein runder Baſaltberg mit einer uralten Burgtrümmer, die den Hainnamen geradezu und vorzugsweiſe trägt, ſie heißt *Straufhain*, im Volksmund *Strauchhan*.

Im nördlichen Franken fand St. Amandus heilige Bäume; St. Kilian mag deren auch gefunden haben; noch überliefert eine *Kilians-Eiche ſeinen* eigenen Namen, ſie ſteht auf erhabenem Berggipfel in dem nördlichen Vorgebirge der Rhön.

Noch immer finden ſich hie und da heilige Eichen und Linden oder man kennt doch die Stätten noch, wo deren einſt geſtanden haben. St. Anſelmus kam, wie die Sage kündet, zu der Eiche, die König Waldewut und ſein Bruder Bruteno, der oberſte Prieſter, ſelbſt geheiligt hatten, und befahl einem Neubekehrten, die Art an den geweihten

Baum zu legen. Dieß geſchah, da ſprang das Beil vom Schaft und fuhr jenem an den Kopf, daß er entſeelt niederſank. Die Heiden frohlockten, aber St. Anſelmus ließ den heiligen Baum niederbrennen. Von jenem Beil führt die oſtpreußiſche Stadt Heiligenbeil noch ihren Namen und ihr Wappen. Weit berühmt war die heilige Eiche zu Romowe, unter der die Götterbilder der alten Preußen ſtanden, ſie maß 6 Ellen im Durchmeſſer, blieb im Sommer und Winter grün, und ihr Laubdach war ſo dicht, daß nicht Regen noch Schnee hindurchfiel. Eine andere heilige Eiche ſtand bei Wehlau, eine nahe dem friſchen Haff, eine dritte bei Thorn; bei Labiau ohnweit Königsberg ſtand auch eine nahe dem Waſſer; ſie wurde ſpäter dem h. Jodocus geweiht. Sehr häufig weihten die Chriſtenprieſter die alten götterheiligen Bäume der Jungfrau Maria oder einzelnen Heiligen, und ſtellten oder hingen deren Bilder daran auf, daher die vielfachen wunderthätigen Gnadenbilder an Bäumen bis auf den heutigen Tag. Ein ſolches trug u. a. die 36 Fuß klafternde uralte Linde im Grünthal bei Meiningen, das dann Anlaß zu der im Mittelalter ſo berühmten Wallfahrt Grimmenthal wurde.

Spuren eigentlicher Tempel ſind ſchwer nachweisbar. Das Heiligthum zu Romowe unter der erwähnten Eiche ſoll blos mit acht Ellen hohen Vorhängen umzogen geweſen ſein, wodurch der Anblick der Göttergeſtalten dem Volke für gewöhnlich entzogen blieb. Wie das von Tacitus erwähnte Heiligthum der Erdmutter beſchaffen war, in das die Prieſter deren Bildniß nach dem Umzug zurückführten, wiſſen wir nicht. Ebenſo zweifelhaft bleibt die Beſchaffenheit jenes Tanfana-Tempels des Tacitus, den Cäſar zerſtört haben ſoll. Das faſt verlorene Wort fanus, a.

um, hieß heilig, geheiligt, geweiht, daher brauchten die Römer wol fanum für templum, weil ein Tempel ein geheiligter Ort war, jedenfalls iſt es aber beſſer mit Heiligthum, als mit Tempel zu überſetzen. Ob bei der Vorſylbe Tan an das altdeutſche Tan, Tann, ein Tannendickicht gedacht werden darf, ſteht dahin.

Hölzerne Umfriedigung ſolcher Götterheiligthümer mag jedenfalls der ſteinernen vorausgegangen ſein, und eigentliche Ummauerung heiliger Stätten fällt gewiß erſt in die ſpätere chriſtliche Zeit. Gigantiſche Ringwälle von Steinen hingegen, wie ſie da und dort noch in Deutſchland vorkommen, z. B. der dreifache Baſaltwall um den Gipfel des kleinen Gleichberges bei Römhild, unter dem ſich zahlreiche Spuren eines dort ſeßhaft geweſenen Culturvolkes fanden, eine ähnliche Umwallung eines Berges in der Eifel und ſonſtige, mögen die erſte Ummauerung heiliger Götterſtätten vertreten haben. Wer mit eigenen Augen die erwähnten Baſaltringe des Gleichbergs ſieht, der überzeugt ſich gewiß, daß hier kein Werk der Natur, ſondern daß Wille und Kraft einer ganzen zahlreichen Bevölkerung dort thätig war, um mit Mühe und Ausdauer ein Gipfelheiligthum zu umſchirmen, und ein Werk hervorzurufen, das die ſpätere Sage um ſo gewiſſer dem Teufel zuſchrieb, als ja aller Göttercult der Frühzeit den bekehrten Völkern nur als Teufelsdienſt und Teufelanbetung bezeichnet wurde.

Prieſter und Prieſterinnen.

Wo der Opfer- und Tempelſtätten eines Cults gedacht wird, iſt auch ſeiner Prieſter zu gedenken, doch auch hier bleibt nur wenig zu melden vom Prieſterthum der alten Germanen. Name und Bedeutung deſſelben ſchmolz zuſammen mit der Wortbezeichnung eines Richters, oder nach römiſchem Sinne eines Tribuns, und ſehr nahe liegt es, begreiflich zu finden, daß im Alterthum der Kundige, der Weiſe Prieſter und Rechtſprecher in einer Perſon war. Eine Prieſterkaſte, wie ſie bei andern Völkern des Alterthums im Morgen- und Abendlande ſich, häufig ſogar bis zur Theokratie, ausgebildet hatte, gab es im alten Germanien nicht; vom galliſchen Druidenweſen drang wol wenig über den Rhein herüber, wie ſchon Cäſar bezeugte. Wir wiſſen nur, und dieſes Wenige noch dürftig, daß die Prieſter den Wagen der Götter lenkten, deren Bilder hüteten, auch wol reinigten, daß ſie Opfer darbrachten und vollzogen, und Recht ſprachen. In den Edda-Sagen wird der Prieſter unter dem Namen godar bisweilen gedacht, Nominativ godi. Von der germaniſchen männlichen Prieſterſchaft wird nichts überliefert, wol aber iſt von Seherinnen, Weiſſagerinnen (gidga, völva) die Rede, von einer Veleda, einer Aurinia (Alrune?), einer Ganna, Thiota, Jettha u. a. An den letztern Namen könnte wol auch Jecha erinnern, von der die Jechaburg bei Sondershauſen den Namen trug, und aus der die Götter-Erfinder eine Göttin erſchufen, deren kein urkundliches Zeugniß Erwähnung thut. Ob an eine Valheida zu glauben, deren Börner in ſeinen Sagen des Orlagaues aus dem Saalthale erwähnt, dürfte ſehr die Frage ſein, da er nur aus dem Namensklang einer Oertlichkeit ſeine Valheida mit der Veleda in Verbindung bringt, und wir uns nach einer Richtung hin auf dem Gebiete der Mythenforſchung eben ſo ſehr vor allzu willfähriger Leichtgläubigkeit und Selbſttäuſchung, als nach der anderen hin vor Alles zerſetzender Kritik, die auch hier in abſoluter Gottes- und Götterläugnung ſich gefällt, zu hüten haben. Wol aber macht die örtliche Sage in Saalfeld eine Frau Welle namhaft, die in einem Thurme auf der Hohenwart gewohnt und geweiſſagt haben ſoll. Von den Dienern und Dienerinnen der Gottheiten lenkt ſich naturgemäß der Blick au letztere ſelbſt, doch erwarten unſere Leſer hier keine Mythologie. Des Ueberreichthums dieſes Gebietes wurde ſcho oben gedacht, und ſpäter wird bei weiterer Erwähnun der Edda-Ueberlieferungen noch einmal der Götter de Nordens gedacht werden müſſen. Hier haben wir nur di hervorragenden Gottheiten der deutſchen Sage ins Auge z faſſen.

Beſtimmte Gottheiten.

Wuotan.

Odin.

Die höchſte und oberſte Gottheit der urgermaniſche Volksſtämme war **Wuotan**, deſſen Name, vielfach verändert, noch lange in der Spätzeit fortklang. Es iſt de Odin, Odhinn der ſcandinaviſchen Mythe; er hieß je nac der ſprachlichen Wandlung der Volks-Mundarten auch Guodan, Gudan, Wode, Wude, Wute, daher von der zornige und wilden Seite des Gottes genommen, das Wort Wuth Wüthrich, und daher die Bezeichnungen des Wuotans Heeres, Wudens-Heeres, wütheningen, wüthenden, wilde Heeres in vollkommen gleichbedeutendem Einklang. Wuota iſt Kriegs- und Schlachtengott, aber in anderer Weiſe al der römiſche Mars. Man thut überhaupt ſehr wohl, be der Betrachtung der ſcandinaviſchen und altgermaniſche Mythengeſtalten die ſtets magere und dürftige Vergleichun derſelben mit den Göttern von Hellas und Latium falle zu laſſen, denn alle Vergleiche hinken, und keine mehr al dieſe, und es iſt nichts peinlicher, pedantiſcher und ſchulmeiſterlicher, als zu ſagen: Wodan iſt Zeus, Tyr iſt Mars Freia iſt Juno, Hulda iſt Venus u. ſ. w. Das ſind Abgeſchmacktheiten früherer Zeit, die man längſt überwunde glauben ſollte, und die leider noch immer nicht überwunden ſind. Vom Wuotan erwarteten und erflehten die germaniſchen Urvölker Siegverleihung und alle ſonſtige gut

Gaben, ſie wünſchten ſich dieſelben, und daher hieß der Gott auch ſelbſt Wunſch, und von dieſem Namen ab ſpielt manch Heidniſchmythiſches in die ſpätere Sage hinein. Der Wunſch wird Verwünſchung, Verzauberung, Entrückung, ſo zur Tiefe, wie zur Ferne. Die Wünſchelweiblein der Sage, die Wünſchelfrauen, die Wünſchelruthe mit ihrer Zauberkraft, Alles deutet dahin. Könnte nicht auch der die Zwerge und Elbe jagende wilde Wuote ſeinen eigenen Namen zu weiterer Verwandlung dargeliehen haben, könnte nicht aus Wut Hut — Hütchen geworden ſein, aus Wunſch Wünſchgen und Hünſchgen? Mit letzterer Benennung läßt eine Orlagau-Sage einen Bauer aus Arnsgereuth den wilden Jäger anjauchzen und junge Burſche den ohne Kopf dem Saalufer entlang reitenden necken; der Lohn des Frevels war reicher Jagdantheil an ſtinkenden Moosweibelvierteln, und ſonſtigem ſcheuslichen Fleiſch, das nur erſt in der Sonnabend-Abendſtunde weggebracht werden konnte.

Als Gott der Schlachten nahm Wuotan die gefallenen Kämpfer in ſeine Heerſchaar auf, an deren Spitze er durch die Lüfte fuhr; in dieſer einen Vorſtellung iſt das Heer noch ein ſeliges; die entgegengeſetzte mag erſt mit dem Chriſtenthum entſtanden ſein, das Heer als eine ruheloſe Schaar verdammter Geiſter zu denken. Zwei Wölfe und zwei Raben begleiten den Gott, erſtere als Hunde, letztere als Bot- und Kundſchafter, auf ſeinen Zügen. Doch iſt Wuotan auch ſelbſt Bote, Wanderer, Fährmann, der Sternenwagen am Himmel (große Bär) iſt der ſeine, die Sternenſtraße (Milchſtraße) iſt Wuotanes wec. Von ihm, wie vom Odin, trugen und tragen viele Berge und Orte ihre Namen, ſo Gudensberg in Heſſen, in den die ſpätere verjüngte Sage Kaiſer Karl V. mit ſeinem Heer ſich hinein dannen läßt. Grimm führt, d. M., eine ziemliche Zahl ſolcher Berg- und Ortsnamen an, wir können noch Wutha (1170 Wutensberc) bei Eiſenach, Gutendorf im Weimariſchen, Ottinrode, jetzt Atterode, Wuntſch (Wunſchütz). zwei Wüſtungen im Meiningenſchen, Guttenberg, Godeldorf und Godelhof, Ottendorf, Ottenhauſen, und Wütſchenhof im Königreich Baiern ergänzend nennen.

Wotan reitet, gleich Odin ſeinen Sleipnir, ein weißes Pferd, einen Schimmel; für Wodans Pferd ließ das Volk Aehren bei der Kornärnte ſtehen, und forderte ihn mit Reimen auf, ſie zu holen, und dafür im nächſten Jahre vieles Korn zu beſcheeren. Der in ſchwäbiſchen Sagen ſo häufig vorkommende Schimmelreiter iſt Wotan, und manche der aller Orten verbreiteten Sagen von Reitern, häufig kopfloſen, die den Kopf unterm Arme tragen, werden ſich, wie verjüngt ſie ſcheinen, doch auf Wotan zurückführen laſſen, wie das vorhin erwähnte Scheltwort — wenn es eins ſein ſollte: Hünſchgen auf den Gott unter dem Namen Wunſch. Als Reiter hatte Wode einen breitkrämpigen Hut auf, was nicht ohne Bedeutung iſt. Möge man nun Wotan näher mit Mercur oder näher mit Jupiter zuſammenſtellen und vergleichen wollen, ſo viel iſt längſt erwieſen, daß er der erſte und oberſte Gott der alten Germanen war, abgeſehen von aller Identität mit dem Odhinn der Edda, und auch abgeſehen von allen Vergleichungen, die ſich bis dahin verirrten, ihn mit Ulyſſes zu identificiren.

Frigga. Als die Gemahlin Wotans (Odins), des höchſten Gottes, wird Frigga, Frikka angenommen, die häufig mit Freia verwechſelt wird, welche die Schweſter des Gottes Frei iſt; Friggs Cultus war weit verbreitet; in Niederſachſen hieß ſie Frau Freke. Man will in ihr die Hulda erblicken. Sie ward auf einem Wagen fahrend gedacht;

Katzen zogen ihren Wagen und waren ihr heilig, vielleicht auch die Wieſel, die in Weſtphalen vorzugsweiſe Frauchen, Fräulein, Froiken heißen, anderwärts Mühmlein. „Wie weit der Urväterglaube Frigga auch als Allmutter verehrte, ob und wie fern ſie nach einer Richtung hin Iſis, nach der andern Hertha war, darüber laſſen ſich keine Grenzlinien ziehen. Daß Friggs Name noch in zahlreichen Ortsnamen nachklingt, iſt ſicher. Ein Frecken- oder Frickenhorſt liegt in Weſtphalen, ein Fricksleben ohnweit Magdeburg; ein Friedelshauſen (im Volksmund ſtets Frickelshauſen genannt), mit uralter Kirche und uraltem Centgericht, im Meiningenſchen, ein Frickendorf und zwei Frickenhauſen im bairiſchen Franken; das eine der letztern, urkundlich Frichinhusen, im Landgericht Obernburg, das zweite, mit einem von Sagen vielfach umklungenen See, im Landgericht Mellrichſtedt; auch in Schwaben liegt ein ſagenreiches Frickenhauſen. Der Gürtel im Sternbild des Orion hieß im Norden Frigga's Rocken, ſpäter Maria's Rocken, wie denn auf die chriſtliche Maria alles Liebliche, Schöne und Poetiſche übertragen ward, mit dem das Heidenthum ſeine weiblichen Götterweſen umkleidete.

Donar.

Neben Wotan ſtellt die alte Mythe den Gott Donar, Thunar, Thorr. Er iſt der Herrſcher im Reich der Wolken und Lüfte, der die Keile der Blitze ſchleudernde, donnernde Gott. Seinen Wagen — er reitet nie, wie Wotan — ziehen Böcke. Vielen Bergen ward ſein Name, der Name des Donners, beigelegt: Der Donnersberg in der Rheinpfalz, der Thunersberg in Weſtphalen, die Donnerkaute in Heſſen, der Donnersberg bei Mannſtedt im Weimariſchen, der Donnershauk auf dem Thüringerwalde, und viele andere. Man dachte ſich des Gottes Antlitz ernſt, langbärtig, rothbärtig (die Feuerflamme des Blitzes), wenn

Zio. Tyr.

er in ſeinen Bart blies, rollten Donner; ferner ward er gedacht, Donnerkeile ſchleudernd, für welche das Volk in den ſpätern Jahrhunderten die altheidniſchen Streitwaffen der Kelten gläubig hielt, und Donnerhämmer, Donneräxte nannte, während man Belemniten (große verſteinerte Echinitenſtacheln) als Strahlſteine, Pfeile des Donnergottes nahm, und wohl erſt ſpät die letzteren auch Teufelsfinger benannte. Ein Hammer war gleichſam Thorrs Attribut, wenn man ſo ſagen darf; die Nordlandsmythe nannte dieſen Miölnir, und verband mit ihm wichtige Myſterien. Es wohnte dem Hammer Thorrs eine weihende ſegnende Kraft bei; dieſe übertrug das Volk auf jene alten gefundenen metallenen und ſteinernen Donnerkeile (hamar bedeutet urſprünglich einen harten Stein) und bewahrte ſie als ſchutzbringende Talismane. Sie ſollten die Geburten erleichtern, wenn ſie in das Bette der Wöchnerinnen gelegt wurden — der Blitz fuhr nie in ein Haus, darin ein Donnerkeil war, man ſchabte von ihrem Stoff ab und gab es ein gegen fallende Sucht und ſonſtige Krankheit. Der vom Himmel gefallene Stein mußte ja irdiſcher Hinfälligkeit ſteuern können. Der Donnerstag, Thorstag, Thurſtig bewahrt des heidniſchen Donnergottes Namen der Ewigkeit; hierin klingt Thorr auffallend mit dem römiſchen Donnergott Jupiter zuſammen, da den Römern unſer Donnerstag Dies Jovis hieß; auch legte das Volk dem Donnerstag beſondere Heiligkeit bei. Die gelehrte Forſchung bringt Thorr, wie mit Jupiter, ſo auch mit Zeus und Mars zuſammen. Aus Zeus wird Dijovis, Tius, Deus, Tiu, Zio, Tyr, aus Tiu wird hinwiederum Tivisco, Tiusco, Tuisco u. ſ. w. ad libitum. Die Edda nennt Zio einen Sohn Odins. Er ſoll dem römiſchen Mars entſprechen, und der Dienſtag, Distag nach ihm heißen. Die Wortableitung wäre etwa einestheils der Stamm Zio, anderntheils Tyr, Tir, und Eo, Eor, Ear — Ares, Mars. Letzterer wurde nach Herodot unter dem Bilde eines alten eiſernen Schwertes verehrt; Schwertträger heißt Saxnote, jener Gott der alten Abſagungsformel, und ſo wäre jener Saxnote neben Wuotan und Thunaer etwa Zio oder Tyr, der einhändige Gott der Eddalieder, Odins und einer Rieſin Sohn, wie Ares Sohn des Zeus und der gewaltigen Here.

Fro. Freir. Freia.

Nicht minder wie Wuotan und Tunar ſtand der Gott Fro, altnordiſch Freir, in hohem Anſehen; Viele mochten ſogar in ihm das höchſte göttliche Weſen erkennen und verehren. Er war hoher Gebieter, wie ſchon der Namensklang andeutet, der im ſpätern frone, Herr, wiederkehrt, daher Fronleichnam, des Herrn Leichnam, frohnen, fröhnen, dem Herrn oder im letztern einer Herr gewordenen Leidenſchaft dienen. Anderſeits blieb des Gottes Name uns im Worte froh rein erhalten. Fro iſt der Gott des Frohſinns, der Freude, der Beglückende, und lieblich ſteht Freia's milde Erſcheinung neben ihm. Ihm und ihr war, wie ſchon oben geſagt, der Eber geweiht. Da Freir ein gefeites Schwert trug, ſo könnte auch er unter dem Sahsnot oder Saxnote verſtanden werden, und vielleicht mit noch mehr Sicherheit, als der unſicher feſtgeſtellte Ziu. Freirs Vater wird Niord, isl. Niördr genannt. Die Taciteiſche Nerthus, gothiſch Nairdus, ſcheint auf ihn und ſeine Freia hinzudeuten; der Gott gebietet über Wind und Wellen, Regen und Sonnenſchein. Streng läßt ſich die Verwandtſchaft nicht ſondern; die ſprachliche Brücke zu dieſem ſchwer durchforſchbaren Gebiet führt nicht immer an ein wirthliches Ufer. Wir können und müſſen uns mit Andeutungen und Vermuthungen begnügen, da

Niord.

wir mehr oder minder doch alle dieſe Götternamen nur den Ueberlieferungen der Edda danken, und der einzige Halt und Glaube, daß ſie auch von den Germanen verehrt worden ſind, ſich in der ſprachlichen Namenverwandtſchaft, in alten Ortsbenennungen und in Reſten heidniſcher Bräuche findet.

Balder und Nanna. Ein anderer Gott, den der ſchönſte Mythus wie ein ſtrahlendes Gewand umſließt, iſt Balder, Baldor, Baldur, Paltar. Sein Weſen und ſein Reich iſt der helle leuchtende Tag. J. Grimm weiſt nach, daß Balder auch den germaniſchen Namen Phol führte, und führt aus einem Merſeburger Liederfunde eine Mythe an, wie Phol mit Wuotan ritt, und Phols Fohlen ſich den Fuß verrenkte, den vier himmliſche Göttinnen nicht wieder einzurenken vermochten, ſo ſehr ſie ſich bemühten, nur Wuotan vermochte das durch ſeinen mächtigen Zauber. Ortsnamen deuten noch auf Phol hin, wenn wir auch Bedenken tragen müſſen, Alles, was auf Pfahl oder auf Pfalz auslautet, auf Phol zu beziehen. Zu den vielen deutſchen Ortsnamen, die a. a. O. mit Beziehung auf Balder und Paltar zuſammengeſtellt ſind, ſei noch Pfulsborn (Pholesbrunnen, Pfolzborn 1362), Fölritz und Pöltſchen auf der alten Kloſterſtätte Querfurth im S.-Weimariſchen hinzugefügt, vielleicht wäre auch das Gehöft Polſambach, im Volksmund Polſemich, in der Nähe des Pleßberges (Polesberg?) im S.-Meiningiſchen Unterlande, hierher zu beziehen. Ganz in der Nähe liegt eine Wüſtung des Namens Hain, im Volksmunde Haun. Ebenſo die Orte Baldersheim im K. baieriſchen Landgericht Röttingen, und Pfohlbach im Herrſchaftsgericht Miltenberg.

Forſeti. Als Balders Sohn nennt die Mythe Forſeti, Foſite, dem das alte Foſitesland heilig war, und davon den

Namen Helegland, Helgoland bekam. Man vermuthet in ihm einen Gott der Freundſchaft und Eintracht.

Heimdall.

In den Kreis der nordiſchgermaniſchen Götter von etwas geringerem Rang als Wuotan, Thorr und Fro tritt Heimdall, der Hüter der Himmelsbrücke (des Regenbogens), welcher Gott goldene Zähne und ein goldſchopfiges Pferd hat. Auch führt er als Götter- und Himmelswächter ein mächtiges Schallhorn, das Giallarhorn, und bläſt darauf, wann einſt die Götterdämmerung einbricht, um die Götter zum großen Kampfe zuſammenzurufen.

Braga und Idunna.

Dann Braga, der die Gabe der Dichtkunſt und Wohlredenheit beſitzt und verleiht, während ſeine Gemahlin Idunn, Idunna die Aepfel der Unſterblichkeit hütet. Braga wird der beſte aller Skalden genannt, und die Poeſie ſelbſt heißt nach ihm Bragur. Man dachte dieſen Gott und Sohn Odins alt und langbärtig, gleich dem Göttervater, der nach der Mythe ſelbſt der Erfinder der Dichtkunſt war.

Oegir u. Ran.

Oegir oder Aegir war ein Rieſe, keiner der höheren Götter (Aſen), und gehörte mehr der Nacht- als der Lichtſeite des nordiſchen Mythus an. Er vertrat das Element des Schauerlichen, das geheimnißvolle Grauen, wie es über den Meereswogen ſchwebt; ſo wurde er ſelbſt zum Gotte des Meeres. Ran hieß ſeine Gemahlin, mit der er neun Töchter, die Wellenmädchen zeugte, die hinwiederum ebenſoviele Sinnbilder elementarer Wirkungen waren. Wie weit Kunde und Verehrung Oegirs in das eigentliche Germanien gedrungen, iſt nicht erweisbar. Ob auf ihn der alte Name Ecke der deutſchen Heldenſage zurückzuführen ſei, und ob man im innern Germanien klare Begriffe vom Meere, den Beziehungen zu dieſem durch die Ströme (welche wol Oegirs und der Ran Töchter heißen könnten) und einen Meeresgott hatte, dürfte eher zu bezweifeln als anzunehmen ſein.

Loki. Loki, verwandt vielleicht mit Logi, einem Sohne des Rieſen Forniotr, war das böſe Princip in der Aſalehre; Logi's Brüder hießen Hlör und Kari. Loki war Feuergott, und es war nicht ſchwer, auf ihn alles Schlimme zu häufen und ihn völlig zum Teufel der chriſtlichen Mythe umzuſtempeln. Die Aſen hatten viele Noth mit ihm; er war der Vater des Wolfs Fenrir, in dem er ſich verjüngte und ſtets neues Verderben brachte. Fenrir droht beſtändig den Mond zu verſchlingen. Die Aſen feſſeln zwar den Wolf, müſſen aber in der Furcht bleiben, daß er beim Beginn Ragnarökurs, der Götterdämmerung, loskommen und ſie verderben würde. Dann wird, nach dem gemeinen Volksſpruch, „der Teufel los ſein.“ Loki bekämpft die Götter und geht mit ihnen unter. Neben Fenrir von der Rieſin Aurboda hatte Loki mit ſeiner Frau Sigyn den Nori oder Nari erzeugt; außer Fenrir aber mit der erwähnten noch die große Weltſchlange Jörmungandr, und eine Tochter Hel, Hela, welche die Beherrſcherin Niflheims, der Unterwelt, war.

Hela.

Sater. In wie weit Sater, nach dem der Satertag, der Sonnabend, genannt ward, mit dem Saturn der claſſiſchen Mythe zuſammenhängt, nach welchem die Römer den letzten Tag der Woche dies Saturni nannten, und anderſeits mit dem Krodo, Chrodo, jenem bekannten Harzidol, muß der tieferen Forſchung überlaſſen bleiben; die Etymologie läßt hier ſo ziemlich im Stich.

Krodo.

Die Erde als Mutter, während der Himmel als Vater, analog dem antiken Paare Chronos und Kybele, erſcheint, dürfen wir uns wohl in die germaniſchen Mythenkreiſe eintretend denken, wenn auch nicht überall deren

Jertha. Hertha.

Verehrung als Göttin entgegenklingt. Als Odins, des Göttervaters Gemahlin heißt ſie Jörde, Jertha, wie nahe liegt dieſem Laute die rügiſche Hertha, dieſer wieder die Nerthus (Nirdu), welche nach Tacitus von mehreren Völkerſchaften germaniſchen Stammes verehrt wurde, wie nahe liegt ſelbſt der einfache Wortlaut, der allein übrig blieb, Erde! Für den Begriff dieſer Gottheit kommt auch in Weſtphalen die Benennung Frau Gaue vor, in den Marken Frau Gode, was ſich aber auch auf Fro Wode, Gott den Herren, ſprachlich zurückführen läßt. Die Heldenſage hat eine Frau Erche, Hercha, Herkja, Helche, und das niederſächſiſche Volk erwähnt noch einer Frau Herke, die in den Marken Frau Harke heißt. Dieſe Harke iſt ganz identiſch mit Frau Hulda, die das thüringer Volk, und mit Frau Berchta (Perchta), die im Oſter- und Voigtland in unzähligen Sagen lebt, und deren Spur ſich bis in das baieriſche Hochgebirge und das öſterreichiſche Salzkammergut verfolgen läßt. Alle dieſe mythiſchen Frauen und Mütter haben gemeinſame Züge, deren hauptſächlichſter der des Fahrens, Fliegens, Spinnens und Webens iſt, was die Sagen tauſendfach verändert immer aufs Neue zur Erſcheinung bringen, daher dieſer Gottheiten noch oft gedacht werden muß. Der Orts- und Perſonenname Herda, früher auch Hertha, iſt in Deutſchland noch heute gang und gäbe, erſteren führen adelige und bürgerliche Geſchlechter. Ein Hof bei Ohrdruf, in deſſen Nähe eine Moorwieſe: „der heilige See“ genannt, heißt Herda, und nahebei liegt ein Gehölz, die Harth, letzteres eine äußerſt häufig wiederkehrende Benennung, bei der wir noch nicht einmal an den Harz denken wollen. Die Weiler Ober- und Unter-Herdathurm im k. baier. Herrſchaftscommiſſariatsbezirk Tann dürften wol nach dem adeligen Geſchlecht der Herren

Frau Hulda.

von Herda heißen; ebenſo das Herda, Freigut und Kemnate im S.-Weimariſchen bei Gerſtungen. Preußen hat drei Orte Namens Hertefeld und Herten in Weſtphalen; ein Herthen liegt in Baden, ein paar Dutzend anderer deutſcher Ortsnamen beginnen mit dem Laute Hert. Man kann auch den ſehr alten ritterlichen Namen Hartnied hierher beziehen, und noch vielmehr den heimiſchen Herd, den die germaniſche Erdmutter in ihrem beſonderen Schutze hält, wie den römiſchen Herd Laren und Penaten beſchirmten. Hier klingen tiefe ſprachliche Verwandtſchaft und ideelle Begriffe innig zuſammen.

Hludana. Auf einer römiſchen Steinſchrift, die am Niederrhein aufgefunden wurde, iſt eine Dea Hludana genannt. So fremdartig und in keinen bekannten Mythenkreis gehörend dieſer Name klingt, ſo leicht läßt er auf Hulda ſich beziehen, das na iſt römiſche Wortbeugeweiſe; die Römer waren in Bezug auf germaniſche Urſprache ſtets übel berathen und übel erfahren, ſie modelten Alles nach ihren Begriffen, romaniſirten alle Namen, und wo Begriffe für das Landübliche fehlten, ſtellte ein (römiſches) Wort zu rechter Zeit ſich ein. Es iſt faſt ein Verhältniß, als wenn uns ein in Paris oder London deutſch gedrucktes Buch vor die Augen kommt; man weiß nicht, ob man lachen oder weinen ſoll über den Unſinn wimmelnder Druckfehler. Eine anderweite Steinſchrift nennt die ſchon oben erwähnte Tanfana oder Tannfana, und einige andere ſolcher Schriften die Göttin Nehalennia, über die man ſo wenig wie über die vorſtehenden, etwas Gewiſſes weiß.

Wenn Tacitus vom Dienſt der ägyptiſchen Iſis berichtet, ſo darf das nicht wundern, nachdem er Mars, Mercur und Herkules als Gottheiten der alten Deutſchen genannt. Es wurzelte dies in einer irrigen Vorſtellung des Römers und ſtützte ſich vielleicht auf den wahrgenommenen Brauch eines Umzugs mit einem Wagen, auf dem die Erdmutter von Thieren oder Menſchen durch das Land gefahren wurde, oder auf ein Schiff, das die Bewohner der Meeresküſten dem Wagen vorzogen und das, mit Rädern verſehen, die Stelle eines Wagens vertrat. Solche Räderſchiffe ſind ſtets und zu allen Zeiten bei feſtlichen Gelegenheiten umher gefahren worden; dieſer Brauch iſt noch lebendig, und dem Römer war es zu verzeihen, wenn er in einem derartigen Umzug, wie ſeine Landsleute der Iſis zu Ehren anſtellten, ein deutſches Isidis navigium erblickte. Iſis ſpielt in der deutſchen Mythe kaum eine andere Rolle, als in Schikaneders Zauberflöte, wo ohne alle weitere Beziehung, ohne Zuſammenhang und ohne Begründung durch den Inhalt des Stückes ſelbſt, geſungen wird: O Iſis und Oſiris!

Zu den Wagen- und Schiffumzügen, welche jedenfalls zur Feier und zu Ehren einer Gottheit ſtattfanden, kam auch noch das Pflugziehen, und es dürften auf letzteres die mannichfaltigen Sagen von erworbenem Ländereibeſitz mittelſt Umpflügung eines großen Stück Landes in einem Tagewerk ſich deuten laſſen.

Daß aber jenes göttliche Weſen, in welchem alte Schriftſteller die Iſis zu erblicken glaubten, die germaniſche Holda war, ſcheint uns unzweifelhaft zu ſein, denn dieſe beſitzt alle Eigenſchaften, die jener beigelegt wurden. Das Wort hold, wie der Eigenname Hulda, blieb uns rein erhalten; Holda war eine gode, d. i. eine gute, eine Göttin — im Worte unhold, Unholden, liegt der Gegenſatz ihres Weſens. Als Frau Holde, Frau Holle lebt ſie fort und fort im Volksmund. „Frau Holle ſchüttelt ihr Federbett,“ rufen die Kinder in Thüringen, wenn es ſtarke dichte Flocken ſchneit.

Frau Holle zerzauſt faulen Spinnerinnen die Rocken und belohnet die fleißigen, ſie iſt demnach Schirmhüterin des Spinnens und Webens, aber entgegen dieſen friedlichen häuslichen Beſchäftigungen zieht ſie auch in Winternächten, weil ſie Wintergöttin, im Advent und in den Zwölften mit dem wüthenden Heer, die gode mit godens Heer. Sie fährt aber auch auf einem Wagen, und wie ſie einerſeits gut und hülfreich iſt, ſchlägt ſie gleichmäßig oft in ein ſchreckhaftes Weſen und in gräulichen Spuk um. Sie und die mit ihr ganz identiſche Berchta treten unter allen mythiſchen Weſen der germaniſchen Vorfahren am deutlichſten und ausgeprägteſten in den Vorgrund. Bis zum hohen ſcandinaviſchen Norden hinauf kannte und nannte man eine Hulda, eine Geliebte Odins, eine Hulla und Huldra. Spät nachhallend blieb ihr Name wie die Vorſtellung von ihr in Deutſchland unverändert erhalten. Luther erwähnt ihrer in ſeiner Auslegung der Epiſteln (Baſel 1522) und nennt ſie Fraw Hulde.

Ein prächtiges Bild von Hulda als Spinnefrau iſt uns im „Glücksbuch“ erhalten, in der Augsburger Ausgabe von 1539, Blatt VII. a in einem Holzſchnitt H. Burgkmayrs. Da ſteht ſie, ein uralt Weiblein mit mächtigem Rocken, vom frei flatternden Lockenhaar das gebeugte Haupt umwallt, in tiefer Waldeinſamkeit, vor ihr fahren Wetterſtrahlen nieder, über ihr kreiſen Mond und Sterne. Wie lebendig mußte im ſpäten Mittelalter noch ihr Andenken im Volke ſein, daß es einen Künſtler zu ſo tiefſinnigem Bilde begeiſtern konnte! Der Text des zehnten Geſprächs oder Kapitels, von der Tugend, beginnt unter dem Bilde: **Freud**: Liebe ſchweſter Fraww Hulda, liebe vernunfft, laſtu mich nicht ein wenig daher paren und prangen u. ſ. w. Hier erſcheint alſo Hulda als die nachdenkende, nachſinnende, das Gewebe der Gedanken ſpinnende Vernunft, mit welcher durch das ganze Buch vom guten und böſen Glück Freude und Schmerz Geſpräche führen. Gewiß ein bedeutſamer mythiſch-allegoriſirender Zug.

Frau Berchta, Frau Werra.

Mehr in ſchlimmer Bedeutung als in guter, doch ſonſt in gleicher Weiſe, tritt in den Gegenden, wo man Frau Hulda nicht nennt, Frau Berchta auf; nie werden beide als zwei Einzelweſen zuſammen genannt. Auch Berchta iſt vorzugsweiſe Spinnefrau, und jener alte Spruch: die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann, iſt nur Nachhall einer mythiſchen Erinnerung. Beide Weſen, Holla und Berchta, werden im Voigtland auch Werre und Welle (vgl. ob. S. 35) genannt, weil Beide, wenn ihr Unwillen erregt wird, den Flachs am Rocken verwirren. Werre iſt Wirrniß, der Flußname Werra entſtand ſchwerlich aus uisaraha, wie er urkundlich ſchon 933 und bis ins 13. Jahrhundert heißt, ſondern vom verwirrten Lauf, aus mehreren brauſenden Waldwaſſern zuſammenſtrömend, mit raſchem Fall, häufig überſtuthend, neue Betten grabend, der angewieſenen ſpottend, und die Wieſen der Thalrinnen verderbend. Die Benennung wilde Werra kommt während des Laufs dieſes Fluſſes in mehreren Diſtricten vor, auch giebt es einen Wirrbach. Daher heißt auch das Wieſen, Gärten und Aeckern ſchädliche Thier, die Maulwurfsgrille, Gryllus Gryllotalpa, in vielen Gegenden Deutſchlands Werre, Ackerwerre. Im Mittelhochdeutſchen heißt werre Anſtoß, Aergerniß, Zwietracht, Krieg, daher das wälſche guerre. Unſer Wort Werg, das vom gerauften Flachs übrig bleibende Gewirr, enthält ſo recht eigentlich die Ideenverbindung des Wortes Werre mit dem Weſen der Bertha oder Hulda als Spinnefrau.

Berchta, Bertha, Perahta iſt nicht ſtets in den Volks-

ſagen als böſe gedacht; ſie iſt auch gütig, ſie iſt dem Vol
im Orlagau und im obern Saalthal die Heimchen-Kö
nigin (auch hier übertrug die alte Sage einen traute
Namen auf eine am heimiſchen Herde gern weilende Gril
lenart, das der wilden verderblichen Werre entgegengeſetz
friedlichzirpende Heimchen, Gryllus domesticus). Die Heim
chen aber ſind ein Volk von Heinzelmännchen, deren w
noch oft erwähnen. Nach einer ſchönen Sage fuhr a
Perchtenabend Frau Perchtha mit dem Volke ihr
Heimchen, die einen zerbrochenen Pflug ſchleppten, üb
den Saalſtrom; der Fährmann mußte immer mehr Hei
chen überholen, indeß Perchtha den Pflug wieder zure
zimmerte und jenen mit den abgehauenen Spähnen lohn
die ſich in Gold verwandelten. Hier haben wir Sch
und Pflug, die Ackerbau und häusliche Künſte des Spi
nens und Webens ſchirmende mütterliche Göttin m
ihrem Kindervolke in einer Sage, und wer da ma
kann ſie mit jener deutſchen Iſis zuſammenſtellen.

Die Nachtſeite im Weſen der Frau Berchtha auffaſſen
ſchildert ein mittelhochdeutſches Gedicht ſie als Stemp
Stempſe, d. h. Stampſe (Trampel), mit einer lang
Naſe; das iſt wieder jene von Luther erwähnte Fra
Hulde mit der potznaſen, und mit der Eigenſchaft ein
Potzmomel, welche diejenigen mit ihren plumpen ſchwer
Füßen tritt, die nicht Alles rein aufeſſen. Noch heute
Familienſcherzrede: „eſſet rein auf, damit gutes Wet
werde!“

Der Ortsname Berchtesgaden zeigt, wie weit die Ber
thenmären verbreitet waren; baieriſches Hochland, Sa
kammergut, Tirol und Schweiz führten in mannichfac
Beugung und Wandlung den Namen fort, und wie da u
dort die wilde Berchtha begegnet, begegnet auch die mil

Selbſt der männliche Name Berchtolt, aus dem das neudeutſche Berthold geworden, hat in Berchtha's Namen Wurzel und Urſprung, und ſie iſt ebenſo in ihrer milden Eigenſchaft die lichthelle, gütige und weiße Frau, die ſo tauſendfach in alten Schlöſſern und Burgtrümmern erſcheinend, als Ahnfrau auftritt in mehr als hundert Schloß- und Geſchlechtsſagen. So tritt ſie auch in altfranzöſiſcher Sage auf, wo ſie „Bertha au grand pied“ heißt, das iſt eben wieder jene Trampel des mittelhochdeutſchen Volksliedes.

Sofern nun Berchtha oder Peratha häufig die erſcheinende weiße Frau der Sagen iſt, iſt ſie auch vorzugsweiſe die Erſcheinung, und das Theophaniafeſt, der Tag der Erſcheinung Chriſti, ſteht mit ihr in einem geheimnißvollen mythiſchen Zuſammenhange, denn ſchon alte Schriften und Urkunden des Mittelalters bezeichnen den erwähnten Tag als den ihren. Dies begegnet in mannichfaltigſter Schreibweiſe: althochdeutſch perahtanaht, perathintac, Prehentag, Brechentag, Perchtag, Perchtentag, Perchtnachten (gleich Weihnachten gebildet), Perichtnachten. Die Bezeichnung Perchtnacht ſoll nicht, gleich andern nach der Nacht benannten Feſten, die dem Tage vorhergehende Nacht bezeichnen, ſondern, wie bei Weihnachten, den Tag, 6. Januar, Dreikönigstag ſelbſt. (J. Helwig, Zeitrechnung zur Erörterung der Data in den Urkunden für Deutſchland. Wien 1787 fol.)

Als Mitführerinnen des Heeres der wilden Jagd, ſeit man das Wuotans-Heer als Jagdheer dachte, lag es nahe, Hulda oder Perchtha als Jagdgöttinnen zu denken, und ſo darf es nicht verwundern, wenn alte Schriftſteller beide zu Dianen ſtempeln und ſie mit der Herodias identificiren, Herodias.
die zur Strafe ihrer Uebelthat verdammt wurde, ruhelos in Lüften mit den Höllengeiſtern und dem wilden Heeres-

ſpuk umzufahren, wie die Sage den ewigen Juden auf Erden ruhelos wandern läßt. Die Italiener haben eine kinderſchreckende Fee Beſana als Nachtgeſpenſt, die Niederländer eine Pharaildis, im Volksmund Vronelde, aus der ſich wieder ziemlich ungeſucht die Benennung Frau Hilde, Frau Hulde ableiten läßt. Blicken wir für die deutſche Hilde und Hulde nach Ortsnamen um, ſo läßt uns auch bei ihr die Topographie nicht im Stich, es begegnet die alte Hild- oder Heldburg, Hildburghauſen, Römhild, Holleborn, ſämmtlich im S.-Meiningenſchen; die Hildenburg an der Rhön, Hild- oder Hiltpoltſtein, Hollenbrunn, Hollſtadt in Baiern u. ſ. w. Die Milchſtraße heißt im Mittelniederländiſchen Vroneldenstraet, Frau Hilden- oder Frau Heldenſtraße. Diana hatte nach alten Nachrichten auf dem heutigen Marienberge über Würzburg einen Tempel; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in den älteſten Zeiten auf dieſer herrlichen Höhe ein Hilden- oder Huldenheiligthum war, für das die in das Land kommenden römiſchen Bekehrer keine andere Gottheitbenennung finden konnten, als eben die römiſche Diana. Auch eine Göttin Abundia geſellt ſich noch dieſem Kreiſe, welche in Gallien verehrt worden ſein ſoll als Dame Habonde, die ebenfalls als eine weißgekleidete Erſcheinung und mütterlich gedacht wurde. Wenn nun Iſis und Diana als Lichtfrauen, Jagdfrauen und Mütter in den Mythenkreis der germaniſchen Hulda und Berchta traten, ſo liegt es nahe genug, auch Frau Venus in denſelben treten zu laſſen, die im deutſchen Mittelalter überaus häufig ſtatt der Frau Hulda genannt wird. Der Name der römiſchen Liebesgöttin wurde ſo ganz deutſch, daß er ſogar zum deutſchen Familien-Eigennamen ward,*) und

Abundia.

Frau Venus.

---

*) Unter andern führt das Großherzoglich S.-Weimar-

nicht minder an Bergen und Gruben haften blieb. Daß der ſagenreiche Hörſeelenberg zwiſchen Gotha und Eiſenach auch Frau Venusberg heißt, iſt allbekannt. Ein zweiter Venusberg liegt auf dem thüringer Walde bei Reichmannsdorf, an den die Sage die Erſcheinung einer weißen Frau knüpft. Auch in Schwaben, bei Lorch, im Remsthale, giebt es einen Venusberg, darauf ein Gehöft gleichen Namens, und dicht dabei ein zweites, genannt der Hollenhof. Ebenſo liegt ein Hof Venusberg im ſchwäbiſchen Oberamte Waldſee, auf ziemlicher Berghöhe, und nahe dabei iſt eine weitberufene heilende Quelle. Dieſe erinnert wieder an das Frau Hollenbad auf dem Meißnerberge in Heſſen, welchen Namen eine Quelle und ein Teich führen. Frau Holle hat dort ihren Kindleinsbrunnen, und ihr Bad iſt unfruchtbaren Frauen heilſam — wieder ein Zug der mütterlichen Seite der Göttin, ſie iſt hier — Diana = Hekate. Oft müſſen wir ihrer noch gedenken. Ob nicht auf den heilkräftigen Holler (Sambucus) und den Holder (Viburnum) der Name von Frau Holle oder Holde ebenſo übertragen ward, wie der des Venushaares auf das Adianthum nigrum? Heißt doch das Kraut Hydrocotile Venusnabel, ebenſo das Cotyledon Umbilicus, und eine Kerbelart Venusſtrahl. Kein antikheidniſcher Göttername bürgerte ſich ſo entſchieden in die deutſche Sprache ein, wie jener der Venus.

Oſtara.

Von einer deutſchen Göttin Oſtara ſuchte man den Feſtnamen Oſtern herzuleiten, die bei den Angelſachſen Eoſtar hieß. Sie ſoll als die Göttin des Oſten, die ſtrahlende Morgenröthe gedacht worden ſein, eine freudige, be-

---

Eiſenach'ſche Staatshandbuch nicht weniger als ſechs Beamte auf, die ſämmtlich Venus heißen.

glückende Erſcheinung. Jedenfalls feierten die alten Ge
manen, ehe ſie vom chriſtlichen Oſterfeſt erfuhren, e
Frühlingsfeſt, mit freudigen Gebräuchen, Oſterſpielen, a
denen die ſpäteren kirchlichen Oſterſpiele (Myſterien) hervo
gingen, nicht minder das Oſtermärchen, das Oſtergelächte
Oſter-Eier, -Fladen, -Kuchen (stuopha), Alles deutet dara
hin, und ſollten die zahlreichen Ortsnamen, inſonderhe
die vielen Oſterburgen alle erſt nach dem chriſtlich
Oſterfeſt oder nach öſtlicher Lage als Oſtburgen ihren N
men empfangen haben? Wir haben auf dem Harz u
in der Harznähe Oſterrode und Oſterwieck, haben die pre
ßiſche Stadt Oſterburg und die badenſche Oſterburken, u
noch eine Menge Orte, die mit Oſter beginnen, der Bu
gen und Burgtrümmer mit gleichem Namen nicht zu g
denken.

Ziza In Rhätien, beſonders in Augsburg, wurde eine wei
liche Gottheit, des Namens Ciſa, Ziſa, Ziza verehrt, d
in alten Schriften und Gedichten Erwähnung findet. E
ſoll ihr Heiligthum auf einem Berg, dem Ziſenberg, g
ſtanden und Zisaris geheißen haben; vielleicht eine Ernt
göttin, da ihr Feſt mit dem des Erzengels Michael zuſam
menfiel. Ob der Vogelname Zeiſig, der Familiennam
Zeiß, der Ortsname Zizelau in Oeſterreich u. a. auf
zu beziehen ſind, ſteht dahin. Selbſt Zeitz hätte hier d
nächſten Anſpruch zu machen, Ziſar oder Zieſar in Preuß
desgleichen, u. a. m.

Gerda, Sib, Gefjon, Hel. Auch für die Aſinnen Gerda, althochdeutſch Gerd
nach der Edda die Geliebte des Gottes Frei, Sib, S
(Siöfna), Gefjon und Hel ließen ſich Ortsnamen anziehe
Auf einem nicht großen Bezirke im alten Hennebergerlan
ſchon auf fränkiſchem Boden, findet ſich ein Gerthauſe
ein Seba und ein Helba, lauter Dörfer, und eine Geb

Berg nahe der alten Diſenburg oder Disburg. Ohne ein allzugroßes und allzuernſtes Gewicht auf dergleichen zu legen, denn allzugeſuchte etymologiſche und topographiſche Ableitung führt leicht auf Irrpfade und wirkt dann hochkomiſch, wird es immer nicht ganz unangemeſſen ſein, auf ſolche Bezüge hinzuweiſen, denn wir wiſſen noch nicht, wie wunderſam tief alte Mythe und alte Namengebung einander gegenſeitig durchdringen und in einander wurzeln.

Bei Hela, Hellia iſt jedenfalls der Begriff und Urlaut des ungleich ſpäteren Wortes Hölle zu ſuchen. Die Hel, die finſtere Nachtgöttin, wurde zum hellen Scheine des lodernden ſtrafenden Feuers: das Mittelalter ſprach ſtets helle ſtatt Hölle. Alte thüringiſche Chronikenſagen nennen ausdrücklich als Fegefeuerort das Hellthal unter dem hintern Thurme des Schloſſes Wartburg, wo Landgraf Friedrich der Ernſte nach ſeines Vaters Friedrich des Freudigen Seele einen Zauberſchüler forſchen ließ. Dieſem Hellthal blieb bis auf den heutigen Tag ſein Name unentſtellt und unverkümmert rein erhalten.

Weitere weibliche Götterweſen minder hohen Ranges kannte das heidniſche Germanenthum ohne Zweifel noch in Menge. Frauenverehrung lag im Volkscharakter und iſt urdeutſch: „durch" oder „um aller Frauen, aller Jungfrauen Ehre!" war eine vielfach wiederholte Redeform, eine Bittformel. Daher die weißen nicht nur, ſondern auch die weiſen Frauen, als übermenſchliche Weſen Diſen, Idiſen geheißen. Itisburg erſcheint als alter Frauenname, in der Rhön liegt ein Disbachshof, auch ein Dorf, Dittis im Volksmund geheißen, Dietges geſchrieben. Von den Dispargen, über die der Streit nie enden wird, wollen wir hier ganz ſchweigen. Die alte Ausgangsſilbe vieler weiblicher Namen, wie Alheidis, Bilhildis, Brunhildis, Gertru-

Diſen.
Idiſen.

dis, Luitcardis, Mechtildis, Adelgundis und andere, dürfte wol auch nicht ganz ohne hierher bezügliche Bedeutung ſein.

Nornen. Wie tief die nordiſchen Nornen der Edda, *Urdr*, *Verdandi*, *Skuld*, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, in die germaniſche Mythe eindrangen, iſt nicht nachzuweiſen; ſie wurden wol in ihr nur zu Alrunen, Alraunen, und allenfalls zu jenen Fatis, Feen, die auch wieder als weiße oder ſchwarze Frauen erſchienen und mit der Hulda zuſammenfielen. In ſchwäbiſchen Sagen kommen ſie als Nachtfräulein, Nonnen (nicht etwa Nornen), aber mit der Spindel verſehen, häufiger als in thüringiſchen in der Dreizahl vor, die unerläßlich iſt, wenn ein Bezug auf die nordiſchen Nornen und antiken Parzen genommen werden ſoll, und die Feenſage wurde hinwiederum in Frankreich mehr ausgebildet als in Deutſchland. Die Schildjungfrauen der Walküren. Nordlandsmythen, die *Walküren*, Todtenwählerinnen — von val, Niederlage der Leichen auf dem Schlachtfeld, daher Walſtatt und nicht Wahlſtatt, Valhalla — die Halle der in der Schlacht Gefallenen — von welchen Jungfrauen einige *Hildr*, *Gunar* und *Trudr* heißen, deuten zum Theil durch ihre Namen von ſelbſt wieder auf die germaniſche Hilde, auf eine Gode — denn Gunar kann auch gudr heißen — und eine truhtin, eine Traute, Liebe, hin. Gleich der Hulda und Perchta haben ſie die Gabe, durch die Luft zu ſchweben und zu fliegen, ebenſo können ſie ſchwimmen und Schwanengeſtalt annehmen. So werden ſie zu den *Schwanenjungfrauen* der deutſchen Sagen, deren in der Regel ſtets drei ſind. Sie ſind nun in ſolcher Verwandlung Waſſerfeinen, Waſſerminnen, Wünſchelweiblein, Nixen. Wer ihre wunſch- und zauberkraftbegabten abgelegten Schwanringe, Schleier oder Hemden ergriff, bekam die Waſſerholden in ſeine Gewalt, die ſich aber häufig genug als Unholde" zeigten und die von ihren Reizen Bethörten in die feuchte Fluth und ſtatt in ihre liebeheiße, in die kühle Wellenumarmung lockten und hinabzogen. Daher ſchlug ſchon ziemlich früh der holde Wortlaut truhtin, truhte in ſchlimmen Sinn um, und es wurden aus den Trautchen: Truten, Druden, Hexen. Ob der Name Truthina irgend vorgekommen, oder ein erfundener ſei (das Buch die Vorzeit, 1. Bd. Erfurt 1817, tiſcht dieſen Namen in einer Reihe gemachter Sagen auf), bleibe dahingeſtellt; mit Waldina ſcheint es gleicherweiſe beſchaffen zu ſein, daß Jemand ihn erſann (die Jäger nennen gern Dachshunde ſo).

Frau Minne.

Weit eher mag Frau Minne gelten, die nahe verwandt iſt mit Frau Aventiure, ſei es als allgemeine, oder als Wald-, als Fluß-, als Meerminne; doch ſcheint ſie mehr allegoriſch und dichteriſch, als perſönlich gedacht, wie auch Frau Saelde (Heil). In obigen Kreis gehören die „ſeligen Fräulein“ einer tiroler Sage aus dem Oezthal, und die Nachtfräulein, die mit der in den Kiſſhäuſer gebannten Prinzeſſin durch die Lüfte reiten, auf weißen Roſſen und in weißen Kleidern, und andere, die ſich allmälig zu jenen Weſen abſtufen, die mehr in das Gebiet der eigentlichen Volksſage einſchlagen, ja dieſes recht hell und poetiſch ſchön beleben, als in das der Götterſage, obſchon es nicht ſchwer fällt, in der letzteren den Urſprung aller dieſer immer mythiſch bleibenden Weſen aufzufinden und abzuleiten. Es ſind die Elbinnen, die kleinen zwerghaften Waſſerfrauen, mit einem Wort die Dämonen der germaniſchen Mythenwelt, zu denen alles Volk der Elben und Alpe, der Wichte und Wichtlein, der Heinzchen, Heinchen und Heimchen, Heinzel- und Hinzelmänner, Gütchen und Hütchen, Schratte, Kielkröpfe und Wechſelbälge, Kobolde und Tückebolde, Moosmännlein und Weiblein, Holzweibel und Seemummeln,

Dämonen.

Wilzen und Pilbzen, Kornſchnitter und Kornmütter gehören. Nicht minder die Niſſen, Nichus und Necken der Fiſcher-, die Klabautermänner der Schifferſagen u. ſ. w.; ihre Schaar iſt ſo unüberſehbar, daß wir ſie zu den Mittheilungen über die Volksſagen verweiſen, ſammt allen Zwergen und Querkſen und ähnlichen Sippen.

Rieſen.

Nur der *Rieſen* und gewaltigen Berggeiſter der deutſchen Sagenwelt ſei gleich hier gedacht, nicht jener Rieſen der Eddalieder, der Jetten oder Jöten, ſondern der in deutſchen Gebirgen hauſenden. Zu ihnen gehört der *Rübezahl* der Sudeten, mit proteiſcher Natur begabt, halb boshafter, halb gutmüthiger Kobold, König *Watzmann* über Berchtesgaden, die Rieſen und wilden Frauen des Untersberges, die Rieſen *Einheer*, *Helmb* oder *Helme* und *Erkinger* in Schwaben, die *Heunen* mit ihren Säulen auf dem Odenwald, der Rieſe mit dem goldenen Pantoffel bei Pösneck, die Rieſen des Schwarzathales, die der Harzwaldſagen, die Hünen Weſtphalens mit all ihren Hünen-Betten, -Gräbern, -Burgen, -Kellern und -Steinen, die Rieſen im Elſaß und endlich der grimme *Dürſt* au dem Pilatusberge in der Schweiz mit ſeinem Polſterli, der wilden Jagd- und Nachtfrau. *Rieſentöchter* werden von der Sage oft erwähnt. Nicht ſelten ſind die Sagen von Rieſen, die in Stundenferne von einander ſich Hämmer und Aexte zuwerfen, theils zum Gebrauch, theils zur Kurzweil, oder in gleiche Ferne hinaus Kegelkugeln von ungeheurer Größe ſchieben. Rieſen*finger* nennt die Sage hochragende Thürme, ſo den Fuchsthurm bei Jena, Rieſen*löffel* alte ſteinerne Monſtranzniſchen auf dem Felde, ſ einer unterm Aarenberg nahe bei Arnſtadt.

Teufel.

Häufigſt geht die Rieſenſage in die Teufelsſage über, die letzte Wandlung des Mythus, und der Teufel verrichtet was die Rieſen thaten und wozu übernatürliche Rieſenkraft gehört; er ſchleudert Steine, ſchleppt Säulen über Land und Meer, ſelbſt Sand, davon ein wenig aus dem Sack fällt und gleich eine Düne bildet; er baut Burgen, Mauern, Mühlen, Wehre und Dämme und iſt mehr denn irgend Jemand zu harter Frone verdammt und arg geplagt. In allen Sagenkreiſen iſt der Teufel lebendig, wird oft betrogen, iſt häufig ein dummer, häufig ein armer Teufel, muß Haare, Hörner und Klauen laſſen, ja in einer von uns zuerſt bekannt gemachten fränkiſchen Sage ſchneidet ſogar ein Schneiderlein ihm mit der Scheere den Schwanz ab. So wird das ſchlimme und böſe Princip, der grimme Löwe, der ärgſte Feind der Menſchheit, wie er aus der hebräiſchen in die chriſtliche Mythe überging, zum humoriſtiſchen Träger mancher Sage, und dadurch ſelbſt ſo überaus erträglich und großentheils von dem ihm anhaftenden Grauen entkleidet; ſo belebt er nicht nur die Sagen-, ſondern auch die Märchen- und Fabelwelt, iſt überall heimiſch, kommt überall zum Vorſchein, iſt allenthalben los.

Zweifelhafte Gottheiten.

Einige durch Bücher überlieferte Namen vielleicht nur angeblicher deutſcher Gottheiten hat die gelehrte Forſchung theils beſeitigt, theils ignorirt ſie dieſelben mit Abſicht. Letzteres ſcheint uns nicht ganz wohlgethan. Wir dürfen nur bei Erwähnung ſolcher ſogenannten „Götzen“ nicht gleich an eine plumpe Idolatrie unſerer heidniſchen Vorfahren denken, an ein Anbeten der überkommenen Bilder, und müſſen von ihnen abſcheiden, was offenbar als Reſt des Römerthums erſcheint. Des Krodo und ſeines bekannten Bildes auf der Harzburg wurde ſchon oben gedacht. Der zu Goslar noch vorhandene eherne Altar, auf dem dies häufig beſchriebene Bild geſtanden haben ſoll, gehört aber ſchon einer frühen Kunſtperiode chriſtlicher

Krodo.

Zeit an. Der Gott mag als Sater wohl Verehrung genoſſen haben, das Idol aber würde ſich, wäre es noch vorhanden, jedenfalls als zu jung für das Heidenthum ausweiſen, als viel zu ſehr gekünſtelt.

Stuffo. Stuffo, auch auf dem Harz, von dem noch der ausſichtreiche Stuffenberg (Stubenberg) bei Gernrode den Namen tragen ſoll, wird nur von ſpäteren Schriftſtellern erwähnt. Bonifacius ſoll, nach Zerſtörung der Donner-Eiche bei Geismar, aus Heſſen nach dem Harz gezogen ſein, wo auf dem Stuffenberge ein Orakelbild dieſes Gottes geſtanden habe. Der Heidenbekehrer habe dieß Bild zerſtört, die Erde habe ſich geſpalten, und der Gott ſei unter Dampf und Flammen in die entſtandene Oeffnung hinabgefahren, die fortan das Stuffenloch benannt worden ſei. Eines Orakelgottes Stuffo gedenken friesländiſche Sagen. Zu bemerken iſt, daß es der Stuffoberge zwei giebt, an denen die gleiche Sage haftet; der eine iſt der ſchon erwähnte am Nordraud des Harzes bei Gernrode, der andere liegt zwiſchen Eſchwege und Heiligenſtadt, und heißt jetzt Sankt Gehülfenberg. Der letztere liegt mithin Geismar ziemlich nahe, und iſt noch immer ein ſehr beſuchter Wallfahrtort.

Beim Städtchen Hardegſen ohnweit Göttingen ſoll die Fortuna verehrt, und ihr Dienſt von Bonifacius aufgehoben worden ſein. An eine römiſche Fortuna iſt nun wol ohnehin hier in keiner Weiſe zu denken, aber kann nicht irgend doch eine glück- und heilbringende Gottheit dort ein Heiligthum gehabt haben? Kann nicht Frau Freia, Frau Holda auch dort geehrt worden ſein, zumal ihr Berg, der ſagenreiche Meißner, nicht ferne?

So mißlich es um die eigentliche Fortuna ſteht, eben ſo mißlich ſteht es auch mit der angeblichen Aſtaroth

Aſtarte.

und (phöniciſchen oder aſſyriſchen) Aſtarte, die nur allenfalls mit der Oſtara zuſammenklingen könnte, und ſo wollen wir auch für Jecha und Lara ſo wenig eine Lanze brechen, als für den alten weltbekannten Püſterich, über den ſo viele Tinte nutzlos verſchrieben worden iſt. Der Püſterich könnte, wäre er ein Götzenbild, nur ein ſlaviſches ſein, da die Slaven dergleichen Bilder aufſtellten, ein germaniſches war er auf keinen Fall. Es dürfte von gleich großem Ungeſchmack zeugen, in dieſem Werke ſehr früher Erzgießekunſt einen Gott, oder aber, wie Andere gethan, eine Branntweinsblaſe zu erblicken. Als Kunſtalterthum aus der älteſten Zeit verdient das ſeltſame Geräth alle Beachtung.

Bil.

Anders und wichtiger mag es ſich immerhin mit dem Bil verhalten. Sein Name klingt aus ſo vielen Orten entgegen, daß er keine aus der Luft gegriffene Weſenheit ſein kann. Ob er mit Balder zu vermengen, wohin Jac. Grimms Bealdor (d. M. 202) oder mit Phol, wohin (d. M. 208) das keltiſche Beal, Beul, Bel, Belenus — der ſlaviſche Licht- und Feuergott Belbog leiten könnte, iſt noch die Frage. Oertliche Namen, die auf ihn zu beziehen, knüpfen ſich allerdings meiſt an Höhen, doch Jac. Grimm ſagt ausdrücklich in der Anmerkung zu S. 209 über Phol: den namen des harzischen götzen Biel (da Bielstein auf bilstein, beilstein führt) mag ich nicht heranziehen. Weshalb ſollten alle Orte, die mit Bil oder Biel beginnen, mit dem Beile Namens-Zuſammenhang haben? Der Harzwald hat eine Bielshöhe, hat den Bielſtein bei Ilfeld (es gab ein Grafengeſchlecht, das ſich nach ihm nannte), und ſeine bekannte Bielshöhle. Unwillkürlich mag Bielefeld an den Biel erinnern; ein Bielſtätt liegt im Weimariſchen; im Rhöngebirg liegt ein Gehöft Bilſtein, ein ſchroffer Abhang des Gebaberges ohnweit Meiningen heiſ ebenſo, und Bils, fälſchlich auch Bildſtein eine unmitte bar über dieſer Stadt ſich ſteil aufgipfelnde felſige Höh Das S.-Meiningenſche Dorf Belrieth (um 933 Bili rioth, und 1330 castrum Bylrith) deutet auch dahi Ein Schloß Bilſtein im Würzburgiſchen ward im Bauer kriege zerſtört. Eine Bils-Eiche ſteht bei Albertshof im Forſt, ohnweit Kitzingen in Franken, und die Sa geht, dort ſei ein heidniſcher Opferplatz geweſen.

Genau wiſſen wir nicht, wie weit keltiſcher Cult ſ mit germaniſchem miſchte, und ſo muß es unbenomm bleiben, im germaniſchen Bil einen geiſtigen Zuſamme hang mit dem keltiſchen Beal mindeſtens zu ahnen.

Lollus. Die Mainuferbewohner um Schweinfurt ſollen ein Gott Lollus verehrt haben; deſſen Erzbild — ziemli ähnlich dem eines römiſchen Vertumnus geſchildert – habe das Volk Aehren und Trauben geopfert. Noch hei ein Landſtrich dort herum das Löhle (Löhlein), nach de Gotte, deſſen Bild die Bekehrer in den Main geſtü hätten. Das iſt nun freilich ein ganz irriger ſpät erfo nener Bezug, denn Loh und Löhlein heißen viele Wa ſtriche, weil lô, lôch mittelhochdeutſch Buſch, löchel Löhlein, Büſchchen heißt; man braucht da noch gar ni an die Eichenlohe zu denken, die ihre Wurzel im gleich Worte hat. Anders aber verhält es ſich mit dem no in Franken gänge und gebe Schimpfwort Loll, eigentl ein Laie, aber hier in der Bedeutung von dumm und u wiſſend, in Südbaiern noch üblich auch als Lalli, weibl Lulln. (Ob die Lalenburger nicht auch dahin weiſen Ein ſolches Lollbild ſtand, dem Orte ſogar Namen gebe in Groß-Lellenfeld (Bisthum Eichſtädt) an einer Kirchh mauer. Das Schweinfurter, wie das Lellenfelder Götzenbild ſoll mit dem Daumen und Zeigefinger die Zunge gehalten haben. War es vielleicht ein Harpokrates? Schwerlich!

So lebt an ſogenannte Götzen und Götzenbilder noch manche Erinnerung. Am hohen Wartthum der alten thüringiſchen Freiburg an der Unſtrut zeigt ſich ein verſtümmeltes Steingebilde, das viele für einen Götzen ausgeben; gleiche Bewandtniß hat es mit dem am Nicolaithorthurm zu Eiſenach, das man für das Bild Ludwigs des Bärtigen ausgiebt; andere haben ein Götzenbild darin erblicken wollen. In der Nähe von Weißenburg im bairiſchen Nordgau wird viel erzählt von einem auf einer nahen Berghöhe geſtanden habenden Götzenbilde, Namens Metzlibeg, ſoll heißen Miphlezeth, d. i. die phöniziſche Aſchera oder Aſtarte, dem örtlicher Weiberglaube phalliſche Natur beigemeſſen haben ſoll. Endlich wird auch eines Gottes Heſus gedacht, welcher Kriegsgott der Gallier war. Schwerlich ſtammen von ihm die Heſſen her, deren Namensableitung: Chatten — Hatten : Hetten — Heſſen, längſt die Profeſſorenweisheit feſtſtellte. Vielleicht iſt der Heſſelberg im Anſpachiſchen auf ihn zu beziehen.

So wäre der mythiſche Kreis durchwandert, doch dürfen wir noch lange nicht aus ſeinen gefeiten Grenzen ſcheiden. Zogen wir die Götter in Betracht, ſo müſſen wir auch ihre Verehrung kennen lernen, die ſich für die Nachwelt ungleich weniger in Ueberlieferungen der Opfergebräuche kund gab, als in Erinnerungen an die Feſte des Jahreskreiſes, da an dieſen gerade ſo mancher Nachhall im deutſchen Volke lebendig blieb. Es iſt die Betrachtung der Jahreszeitenfeſte unſerer altgermaniſchen Vorfahren ein Gegenſtand, über den ſich außerordentlich weitläufig werden ließe; wir müſſen indeß uns auch hier auf Andeutung des Nothwendigſten beſchränken, wie ja auch durch beſchränkte

Anſichten und Verordnungen faſt allenthalben die alten Volksbräuche ſo beſchränkt wurden, daß man bald von ihnen nur noch ſchreiben und leſen, aber im Leben nichts mehr von ihnen wird gewahren können. Denn wo rollen noch brennende Julräder? Wo lodern noch Oſter- und Johannisfeuer? Wo ziehen noch fröhliche Kinderſchaaren am Maibeginn zu feſtlichem Sommergewinnen aus mit Sang und Klang? Die Orte werden zu zählen ſein, wo das geſchieht.

Faſſen wir nun Tag- und Jahreszeitfeiern der heidniſchen Vorfahren näher ins Auge.

Nacht und Morgen. Es iſt eine alte dichteriſche Vorſtellung der Völker, daß die Nacht den Tag gebiert, daß er aus ihrem Schooße tritt, aus ihren Schleiern, den Morgennebeln, der frühen Dämmerung. Auch der Norden hatte, gleich dem claſſiſchen Alterthume, dem „in ſtiller Majeſtät Helios den goldnen Wagen lenkte“, die Vorſtellung, daß Tag und Nacht fuhren, daß vor ihre Wagen ein Pferd geſpannt war. Ausritt der Tag auf dem Roß Skinfari mit der leuchtenden Mähne. Der Tag hieß „lieb“, „heilig“, die Nacht, auch Frau Nacht, wurde „edel“ und ebenfalls „heilig“ genannt, wobei noch nicht an chriſtliches Heil und die chriſtliche „heilige Nacht“ zu denken iſt. Die Sonne ſelbſt iſt ein Rad, deß feurigen Umſchwung Jahresfeſte verſinnbildeten, ja ſogar bildete dieſes Rad ein Backwerk nach; das Krodobild, mochte es altheidniſch ſein, oder ſpäterer Zeit angehören, hielt ein Rad in der Hand. Die Sonne wurde gedacht als eine Frau, die den Himmel täglich überwanderte, ſie erwachte, erhob ſich, begann den Lauf; ſie ſtand im Mittag, wie in der Sommermitte, ruhte gleichſam, ging weiter, wurde wegmüde, neigte ſich zum Niedergange, begann zu ſinken, ſuchte ihr Bettlein, ihr Kämmerlein; ſie geht zu Rüſte, zu Gnaden (Gnade im Sinne von Herablaſſung, Ruhe — im höfiſchen geruhen noch trefflich ausgedrückt und der Sprache erhalten), um dann um ſo herrlicher wieder mit dem anbrechenden Tage hervorzugehen. Reiche poetiſche Bilderfülle verklärte in der Frühzeit, und auch in der deutſchnordiſchen die einfachen Begriffe des Tagesanbruchs und des Sonnenaufgangs. Die Schauer der heiligen Frühe weckten ein Tönen, wie Memnonsklang im Morgenſtrahl, die Natur erbebte gleichſam, der Tag brach an, wie die Nacht einbrach, die lächelnde Morgenröthe, der „Tagerod“ (althochdeutſch) erſchien, und wie uns noch heute der Perſonenname „Morgenroth“ begegnet, ſo hatte die alte Zeit auch ſchon den Perſonennamen Dagharot und Tagaroth, die urkundlich eben ſo vorkommen, wie Abendroth, früher Apantröd und Abentröt. Nach der Abendröthe kam die „ſinkende Nacht“ — wie man noch heute ſagt: aufbleiben, ausbleiben, ſchwärmen bis „in die ſinkende Nacht“, und wie man die Nacht einbrechend, einfallend, überfallend, gleich einem Dieb und Räuber, bezeichnete, ſo auch charakteriſirte man ſie, jenen Ausdrücken „ſtille, liebe, heilige Nacht“ ſtrict entgegengeſetzt, als feindlich, ſelbſt dämoniſch, durch das Sprichwort: die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Dennoch feierte das nordiſche Alterthum mehr Nacht- als Tagesfeſte, und namentlich die Jahresfeierlichkeiten, auf die wir ſogleich zu ſprechen kommen, wurden mehr in den Nächten, als an den Tagen begangen.

Der Gang der Jahreszeiten konnte den alten Germanen Jahreszeiten. ſich noch nicht ſo kalendermäßig ſondern, wie uns; gleich Tag und Nacht, wechſelten ihnen ſtets nur Sommer und Winter; der morgenliche Lenz, der abendliche Herbſt waren kurz, wie vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang die Dämmerung, doch ſtellten ſich allmählich, wie ſchon

Tacitus berichtet, drei Jahreszeiten feſt, Winter, Frühling und Sommer. Der Herbſt fehlte — aus naturgemäßen Gründen — es fehlte die Aernte der Baumfrüchte, der zweite Nachwuchs des Graſes da, wo der Winter frühzeitig ſich einſtellte und gewiß rauher und kälter war, als jetzt. Daher zählte man im Norden lieber nach Wintern, als nach Sommern, dachte ſich den Sommer mit dem Winter in ſtetem Streit, ſich wechſelſeitig mit Krieg überziehend und überwindend, und ſchilderte das, wie auch des Lenzes, inſonderheit des Maien Sieg und Lieblichkeit, ſpäter in unerſchöpflichen ſchönen Bildern, die ihren Gipfelpunkt in den Liedern der Minneſinger fanden. Die Eindrücke, welche die Menſchen von den Jahreszeiten empfingen, lenkten naturgemäß dahin, ihnen Feſte zu weihen, zu begehen, ihr Nahen, ihre Kämpfe und Siege ſymboliſch zu feiern, ſich einestheils für die gütige, ſegnende Kraft der Natur dankbar zu erzeigen, anderntheils ihr, wenn ſie erſtorben ſchien, wieder entgegenzuhoffen, und von jenen Naturkräften, die dem frühen Völkerleben als rieſige und übermächtige Göttergewalten erſchienen, neue Gnade, neuen Segen zu erflehen, ja durch dargebrachte Opfer dieſen gleichſam zu bedingen und zu erzwingen. Gerade die Kunden, die uns von den Jahresfeſten der altheidniſchen Vorfahren überkommen ſind, und deren vielfacher Nachhall in Volks- und Kinderfeſten bis in die jüngſte Zeit, beſtätigen, was wir am Eingange dieſer Betrachtungen ausſprachen, daß Elementendienſt, Elementarcult der älteſte Götterdienſt im germaniſchen Heidenthum war.

Das Jahr begann den meiſten Frühvölkern mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, mit ihr erwachten die Blumen, kamen die Störche, zogen die Kraniche, die wilden Gänſe, ſchlugen alle Knoſpen zu Laub und Blüthen aus, es war die ſchöne Primzeit des Jahres, dauernd von der Tag- und Nachtgleiche bis zum Ende des Mai, bis auch die Schwalben kamen und vollblühend der Sommer gefunden ward.

Feſte.

Frühlings- u. Sommerfeſte.

Zahlloſe Bräuche deuten auf der Frühlingsboten feſtlichen Empfang; gab es eine Göttin Oſtara, ſo blieb im chriſtlichen Oſterfeſt deren Name erhalten, aber ihr Weſen iſt mehr allegoriſch als wirklich, mehr vermuthet und angenommen, als ſicher und gewiß. Die Freudenſprünge und Freudentänze, welche die Lenzeswiederkehr hervorrief, theilte nach dem Volksglauben, auch dem ſpäteren chriſtlichen, ſelbſt die Sonne. Sie hüpft am Oſtermorgen, in deſſen vorhergehender Nacht alles Waſſer geweiht iſt, dreimal luſtig empor. Wandelnde Jungfrauen zeigen ſich in Oſternächten ſichtbar im reinen weißen Kleid. Der Mummenſchanz unſerer Faſtnacht ſtammt ganz ſicher aus dem Heidenthum, von deſſen feſtlichen, vielleicht etwas orgiaſtiſchen Umzügen her, die mit der Hexenfahrt in der Walpurgisnacht ihren ſpäteren Abſchluß fanden. Aus dem Nachhall und aus den Gebilden und Feſtbräuchen, die noch haften blieben im Volksleben, aber mehr und mehr verſchwinden, können und dürfen wir auf das Alte, früher Dageweſene ſchließen. Selbſt Lieder, und wären es Kinderlieder, tönen noch der Frühzeit Brauch und Sitte nach. In mitteldeutſchen und ſlaviſchen Ländern fand die Sitte des Todaustragens ſtatt, unter Abſingung von mancherlei Reimverſen, unter Herumtragen von allerhand Bildern oder Gebilden, als Strohpuppen u. dgl. Es iſt der Tod der Natur, der hier als dem Sommer weichend dargeſtellt wird, und der weichen muß, wenn er nicht will. Bis zum Umgang mit einem Sarge, in dem die Puppe lag, ſteigerte ſich die Sitte des Todaustragens in der Gegend um Nürnberg; den

Kindern genügte als Bild des Todes ein grüner Zweig oder ein dürrer Stecken, auf dem ein Apfel, wol auch ein zum Todtenkopf ausgeſchnittener und ausgehöhlter Kürbis ſtak. Nannte man dieſe Ceremonien in Meißen, im Voigtlande, in den Lauſitzen und in Schleſien das Todaustreiben, ſo hieß es in Thüringen Sommergewinnen. Es wurde vornehmlich zu Eiſenach am Todtenſonntag (Lätare, ſtets der dritte Sonntag vor Oſtern) begangen und iſt noch nicht ganz abgekommen, und zwar in der Georgenvorſtadt. Man trug ſich mit grünen Tannenzweigen, verſammelte ſich zu Schmäußen, hielt offenen Markt, verkaufte bunte ausgeblaſene Eier und bildete ſeltſame Vögel, Kukuke, von jeher Frühlingsverkünder, aus Binſenmark und vergoldetem bunten Federwerke, die dann an die Zimmerdecken ſchwebend aufgehangen wurden. Ein Strohmann wurde unter Liederſtrophen herumgetragen und dann in das Waſſer geworfen, und vom Mädelſteine herab ward ein brennendes Rad gerollt, das Sonnenbild, das nun wieder Kraft zu neuem Laufe gewann. Weit verzweigt war dieſes ſymboliſche Naturfeſt. Auf der Rhön und im Speſſartwalde und von da zum Odenwalde hinüber über die Ufer des Mains bis zu jenen des Neckar herrſchte dieſer Feſtbrauch unter verſchiedenen Formen, häufig mit jener der Laubeinkleidung. Dabei Errichtung hoher geſchälter Tannen, Maibäume, Maien, nicht mit den an Himmelfahrt und Pfingſten vor Häuſer, Kirchen und auf Brunnenſtöcke gepflanzten friſchgrünen Birken zu verwechſeln, die auch Maien heißen, und um die Tannen hoch oben ein Rad, geſchmückt mit Bändern und Kletterpreiſen. Wieder ſpielt da das Rad ſeine Rolle. Jetzt iſt dieſe letztere Sitte, mindeſtens in Thüringen, auf die Kirmſen verwieſen, die man den Landmann meiſt im Herbſt feiern läßt, es giebt aber Dörfer genug, die ihre

Kirmſen im Frühling haben, die ihnen wegzunehmen, der da und dort übergroßen Bevormundung des Volkes noch nicht überall gelang. Auch werden trotz aller Verbote Birken dennoch geholt.*) Jenes uralte deutſche Backwerk: die Bretzel, iſt nichts als eine Darſtellung des Sonnenrades mit ſeinen Speichen; ſie erſcheint noch heute als großer Kuchen an Geburts-, Namens- und ſonſtigen Feſttagen in vielen Ländern Deutſchlands, und allgemein tritt ſie als ſogenannte Faſtenbretzel vom Faſtnachttage an bis Oſtern, der alten Frühlingsfeierzeit, auf.

Zahlloſe Sagen und eine Fülle von Aberglauben deuten noch nach der heidniſchen Frühlingsfeier hin, die ſich in mannichfachen Verhüllungen gefiel; der Mummereien zur Tag- und Nachtgleiche wurde ſchon gedacht, die Blocksbergfahrten hatten gleichen Charakter, lange ehe die Welt von Hexen träumte; es war eine Nachtfeier bei lodernden Feuern auf den Höhen, und der lichte Tag ſah da und dort wieder andere Freuden. Dahin gehört — gegenüber den winterlichen Strohpuppen, die der Vernichtung preisgegeben wurden, — die Laubeinkleidung. Auf dem Odenwalde bekämpften ſich Sommer und Winter in ſolcher entſprechenden Verhüllung, der Winter in Stroh, der Sommer in Moos oder Epheu, am Lätare- oder auch am erſten März-

Laubeinkleidung.

---

*) Selbſt den Chriſtbaum, dies uralte liebliche deutſche Symbel, ſucht die ſtaatsökonomiſche Kargheit dem Volke möglichſt zu verkümmern; es dürfen an vielen Orten keine Bäumchen mehr geholt, ſondern nur Zweige in eine Stange geſteckt werden, was geradezu bornirt iſt, denn der junge Tannen- oder Fichtenſtock, in den man nun die Zweige einbohrt, was war er denn? Doch wol auch ein Bäumchen, und keine Latte. Man regele das Abgeben der Chriſtbäumchen aus den Forſten, aber man verbiete es nicht geradezu.

ſonntage, den man dort den Sommertag nennt; der Winter muß unterliegen, und Lieder der Jugend, auch der Erwachſenen, feiern den Sieg des Sommers.

In Thüringen iſt vielleicht heute noch an einigen Orten die Laubeinkleidung erhalten. Im Orte Groß-Vargula, bekannt durch die Sage, daß Karl der Große in ihm erzeugt worden ſei, und durch jene, daß Bonifacius, der Apoſtel der thüringiſchen Heiden, dort die erſte Kapelle erbaut habe, herrſcht die Sitte, daß ein Burſche ganz in Laub von Pappeln eingebunden und bekränzt wird; auch der Kranz mahnt an das Sonnenrad, wie jener rieſige Kranz auf der Burg Queſte am Harz — Queſte ſelbſt heißt Kranz. Jener heißt nun der Graskönig und wird auf ein Pferd gehoben, Reiter im Putz mit weißen Stäben begleiten ihn, die Muſik folgt ebenfalls beritten, und nun erfolgt ein Gaben heiſchender Umzug. Dann geht es hinauf zum Sonnenberge, zu den ſieben Linden, dort wird das Laubgewand zum Auseinanderfallen aufgeſchnitten, und Alles ſucht ſolch einen Zweig zu erhaſchen; dann auf ein Feld geſteckt, bringt er Segen und fröhliches Wachsthum. Auch in einigen erfurtiſchen Dörfern herrſcht gleicher Brauch. Die katholiſche Palmenweihe hat ohne Zweifel gleich uralten Urſprung, war ein germaniſch chriſtliches Zugeſtändniß der nachſichtigen Mutter Kirche. Häufig begegnet der alſo eingemummte Graskönig anderorts unter dem Namen Maigraf, Sommergraf, Blumengraf.

Im thüringiſchen Flecken Ruhla wird das Laubmännchen geputzt, die Einkleidung beſteht in friſch ausgeſproßtem Buchenlaub; die oben über dem Kopfe zuſammengebundenen Zweige bilden eine Krone. Die Mädchen tanzen mit dem Laubmännchen, nachdem ſich der fröhliche, frühlinggewinnende Zug durch den ganzen, endlos langen Ort bewegt hat. Anderwärts heißt ein ſolcher Eingekleideter der Lattichkönig. Auch in England ſchlug dieſer alte deutſche Brauch Wurzel, dort hält am 1. Mai der Laubmann Jack im Grün ſeinen Umzug, und der Mairitt fand über Niederdeutſchland, Norddeutſchland, nach Dänemark, wie nach Frankreich ſeine Verbreitung.

Am erſten Mai feierte man ſonſt in Thüringen und Sachſen das Gregoriusfeſt, im nördlichen Franken Biſchof genannt. Papſt Gregor der Große ſoll es zuerſt eingeführt haben (man ſehe das ſchöne Kinderlied im Anhang zu des Knaben Wunderhorn), aber ſicher hat es älteren Urſprung. Beſonders glänzend wurde es in Mühlhauſen in Thüringen begangen, mit mannichfacher Mummerei und Feſtluſt. Umzüge mit Geſang, mit bänder- und blumengeſchmückten Standarten waren überall ſein Charakter. Meiſt gingen zwei Knaben, beſonders aufgeputzt, voran, ja ſie ritten wol auch. Alle Knaben trugen weiß- und grüne Stäbe von geſchälten Weiden; zwei Knaben gingen dabei, Gaben einſammelnd, von Haus zu Haus, ein Kinderfeſt machte den Beſchluß.

Ein anderer Brauch war das frühlingsübliche Einwerfen von Blumen in heilige Quellen. Jede Quelle an ſich iſt ſchon eine wunderſame, dem kindlichen Menſchenauge unerklärliche Erſcheinung voll anziehender Lieblichkeit. Dies fort und fort Ergießen aus verborgener Urne, dies Rieſeln, Wallen und Schäumen, wann begann es, wie lange währt es? Hier mußte Götterwirkung thätig ſein! An den Quellen und Brunnen laſſen ſich, der Sage nach, verwünſchte Jungfrauen ſitzend, ſinnend, Garn bleichend oder auch umwandelnd, erblicken. Schon die Römer hatten ihre Blumenfeſte, Floralien, die alten Deutſchen verbanden ſie wol vielfach mit dem Cult der Gewäſſer. Das Poppenroder

Brunnenfeſt, das die Bevölkerung der Stadt Mühlhauſen noch alljährlich begeht, ſcheint uns uralten Urſprunges. Ein Dorf Poppenrode giebt es längſt nicht mehr, aber um ein herrliches großes und tiefes Quellbecken, das einſt ſicherlich in einem heiligen Haine lag und deſſen Waſſer der nahen Stadt von größtem Nutzen iſt, wurden Gebäude aufgeführt, und an einem beſtimmten Tage im Juni zieht die Jugend mit ihren Lehrern, wie auch die Behörden und das geiſtliche Miniſterium, hinaus zu dem Brunnen, es werden geiſtliche Lieder geſungen, und dann nimmt die geſellige Freude ihren Thron ein. Die blumenbekränzte Jugend wirft, wie eine Opferdarbringung, in das reizende Waſſerbecken ihre Kränze, daß es davon ganz bedeckt wird. In der Halle eines dicht an der Quelle erbauten Luſtſchlößchens war noch vor wenigen Jahren die ſinnige Inſchrift zu leſen, die leider mit ihren lieblichen Wortſpielen nicht deutſch wiederzugeben iſt:

Ut lymphae Nymphas nimbus coronat,
Ad fontem frontem fronde corones.

Dieſes Junifeſt leitet nun ſchon der Johannisfeier, den Johannisfeuern näher, doch geht noch der bedeutſame Trinitatisſonntag vorher. Dieſer Sonntag und der Johannistag bezeichnen gemeinſam den Mittſommer, die Sommermitte, den Höhenſtand der Sonne, die Sonnenwende, und ſind am Tage wie zur Nacht allen mythiſchen Zaubers voll. Am goldenen Sonntage wie am Johannistage und in den ihnen vorhergehenden Nächten — denn die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag iſt die heilige, nicht die zum Montag — wandeln vorzugsweiſe ſichtbar die Jungfrauen der Sage, und finden ihre an Bedingungen geknüpfte Erlöſung; in Mittags- und Mitternachtſtunden werden die Kryſtallgrotten voll Goldes und Geldes offen erblickt, die Schätze heben ſich in vollen Keſſeln zu Tage, heilkräftige Kräuter grünen und blühen und müſſen zu dieſen benedeiten Stunden gepflückt werden, vor allen das Johannisblut. Weithin leuchteten die Johannisfeuer von den Höhen. Noch bis heute feiert die Stadt Schmalkalden mit ihren Vorſtädten acht Tage lang ihre Kirmſe zu Johanni, die Stadt Apolda hat auch eine Kirmesfeier in der Sommermitte, bei der früher der in Laub gekleidete Feſtgott den Namen Kornblumenmann führte. Bäder in der Johannisnacht, oft von Vielen gemeinſam genommen, galten für beſonders heilkräftig, daher aber auch der vererbte Glaube, daß am Johannistage dieſer oder jener See oder Fluß ein Menſchenopfer verlange.

Herbſt- u. Winterfeſte.

Iſt Johannistag vorüber, dann ſchweigt die Feſtluſt, dann nimmt Aerntevorbereitung wie die Aernte ſelbſt volle Zeit in Anſpruch, aber mit Michaelistag beginnt wieder eine freudige Zeit. Jedenfalls erſetzte die Chriſtenbekehrung mit dem Erzengel Michael dem Volke einen Gott, der October iſt da mit ſeiner Weinleſe, ſeinem eigentlichen Herbſt, denn in Weinländern bedeutet dieſes Wort die Weinleſe, nicht die Jahreszeit, und immer ſtellte das Chriſtenthum an bedeutſame Zeitabſchnitte bedeutſame Feſte und Heilige, weil es ſolche Feſte bereits vorfand. Bald kam im Jahreskreiſe die Zeit heran, wo das Todtenheer unter Wuotans Führung zog, auch die chriſtliche Kirche legte nicht allzufern von dem Feſte des Erzengels, dem die Seelen befohlen waren, ihr Aller-Seelenfeſt, und ſelbſt die ſpätere proteſtantiſche Kirche feiert am letzten Sonntage des eigentlichen Kirchenjahres ihr allgemeines Todtenfeſt zu derſelben Zeit, wo der Tod der Natur, der ſtrenge Winter, ſeine mächtige Herrſchaft beginnt. Nach altem Volksglauben zieht vornehmlich in der Adventzeit und in den zwölf

Nächten das wilde Heer, das Wuotansheer, und zur Weihnachtzeit feierten die alten Germanen das Winterſonnenwendefeſt. Wiederum begann ſchon vorher Verlarvung; die früh einbrechende Nacht mehrte die Schreckniſſe; davon blieben der ſpäteren Zeit die Butzemänner, Potzmommeln, Hullenpöpel, ihre Knecht Ruprecht, Pelzmärten, St. Nicolaus (Herrſche-Klas), der baieriſche Semper und welche Namen ſonſt dieſe Schreckgeſpenſter und Kobolde führen mochten. Der ſcandinaviſche Norden feierte ſein Jul- oder Juelfeſt, ſchlachtete dem Gotte Freir (althochdeutſch Fro), dem Gotte der Witterung und der durch ſie im Jahreslaufe erzeugten Fruchtbarkeit, Schweine, buk ihm zu Ehren Kuchen in Geſtalt ſeines heiligen Ebers. Die noch in Thüringen und Sachſen erhaltene Form der ſo beliebten Weihnachtſtollen, Scheitchen, Schüttchen, Schorren, der offenbare Gegenſatz zu den Bretzeln, deutet dahin. Lange behauptete ſich das Eberbild auch ſonſt als Helm- und Schildzeichen; bei Feſtmahlen erſchien der geſchmückte Eberkopf zunächſt als Schaugericht, an anderen Orten wurde ein ſolcher feierlich umgetragen. Da anzunehmen iſt, daß Fro jener Gott Sarnote in der Entſagungsformel von den drei alten Göttern iſt, ſo liegt nahe, daß ſein Cult auch im eigentlichen Deutſchland feſtlich begangen wurde. Statt vieler Beiſpiele nur ein recht ſchlagendes aus Thüringen. Der Flecken Schweina bei Bad Liebenſtein liegt dicht unter dem Felſen nahe dem Schloſſe Altenſtein, darauf, der Sage nach, Bonifacius innerhalb dieſer Marken das Chriſtenthum predigte. In ihm hat ſich noch heute die Volksſitte erhalten, daß alljährlich in der Chriſtnacht die jungen Burſche und Knaben mit brennenden, vorher zugerichteten großen Fackeln auf eine nahe Berghöhe, auf der ſchon zuvor eine Steinpyramide errichtet iſt, gehen, dort mehrere Weihnachtlieder ſingen, die von

Muſik begleitet werden, aber auch die Fackeln tüchtig ſchwingen und ſchwenken. Hierauf ziehen die Feiernden wieder in den Ort herab, um Mitternacht wird mit allen Glocken geläutet und auf dem Platze noch ein Lied geſungen, wobei Geſang und Geläute dreimal wechſeln. Sicherlich iſt dieſer nächtliche Feuerdienſt Nachklang an das altheidniſche Julfeſt, trägt der Ort den Namen Schweina, urkundlich 933 Sueinaha, vom Eber Fro's. Die Bekehrer ließen klüglich dem Orte Namen und Feſtbrauch, verlegten letzteren aber in die Chriſtnacht, und welchem Heiligen weihten ſie den Ort? Dem heiligen Antonius Eremita, dem Patron der Schweine, dem Feuer-Antonius, deſſen Reliquien gegen die furchtbare Krankheit des heiligen Feuers (eine peinigende Art von Flechten) Wunder wirkten. Der Berg, auf dem der Fackelbrand vollzogen wird, heißt der Antoniusberg, Döngels- oder Tungelsberg in der Volksſprache. Auch in Saalfeld feiert die Jugend ein ſolches Lichtfeſt am Weihnachtabend.

In der Stadt Eisfeld zwiſchen Hildburghauſen und Sonneberg wird am Sonntag nach Neujahr „Frau Holle" verbrannt. Sicher Nachklang einer heidniſchen, mit Feuer verbundenen Feier, die vielleicht das nun beginnende Weichen der Winter- und Schneegöttin zum Ziel und Zweck hatte. Die ſpätere Sage, die den altüberkommenen Brauch nicht zu deuten wußte, berichtet von einer Aebtiſſin, die Holle (Hulda), nach Anderen aber Juliane geheißen, ſich vergangen, mit Zwillingen niedergekommen und demgemäß verbrannt worden ſei. Das Haltloſe dieſer letzteren Sage erhellt ſchon daraus, daß Eisfeld nie ein Kloſter hatte; aber es iſt ein uralter Ort, hieß alturkundlich Aſiveld, ein Name, der noch weiter als auf den des angeblichen Begründers Namens Aſis ſchließen läßt, deſſen die Fuldaiſchen Annalen unterm Jahre 837 gedenken und der mit Gütern dieſer Gegend das Bonifaciuskloſter zu Fulda begabte. Viele ähnliche Hindeutungen, Beiſpiele und Bezüge wären noch zu geben in Hinſicht auf die Jahresfeſte der alten Germanen und deren Feier, wäre uns nicht räumliche Beſchränkung geboten.

Elemente. Aus den Jahreszeitenfeſten der alten Germanen geht ziemlich deutlich die Bedeutung hervor, die ſie den Elementen (im alten Sinne: Waſſer, Feuer, Luft und Erde) beilegten. Wie ſie ſich der Welt, der Schöpfung und alles Sichtbaren Werden und Entſtehen dachten, wiſſen wir nicht; nur was darüber aus Eddaliedern klingt, und dieſe ſind von ſo ausſchweifender Phantaſie gezeugt, daß ſie keinen Anhalt gewähren. Eine eigenthümliche germaniſche Kosmogonie dürfen wir nicht ſuchen. Waren deutliche und bewußte Vorſtellungen einer ſolchen im Volke oder doch in deſſen prieſterlichen und richterlichen Oberhäuptern vorhanden, ſo konnten dieſe nur in aus dem Urlande Aſien mitgebrachten dunkeln Ueberlieferungen aus Vätermunde wurzeln. Ob wol der indiſche Gottrieſe Manus, den eine Epiſode des Mahabharata feiert, zum deutſchen Worte Man, Mann, den Laut lieh? — Das hat vor Allem hohe Wahrſcheinlichkeit, daß auch die alten Germanen das erſte Werden menſchlicher Weſen ſich unmittelbar und urſprünglich dachten, ein Hervorgehen, Heraustreten aus Felſen oder aus rieſigen Bäumen, wie die deutſche Sage ſo manche ihrer großen Helden zum letzten Scheiden auch nicht auf gewöhnliche Weiſe ſterben, ſondern in Fels- und Bergesgeklüfte oder tiefe Brunnen ſich einſchließen und in ihnen verharren läßt bis zum jüngſten Tage, ſo Wittekind, Karl der Große, Friedrich Barbaroſſa, Karl V. und andere.

Aber die Sage von einer mythiſchen Erſchaffung aus

Waſſer.

Steinen ging durch alle Völker der alten Welt nicht minder wie die großen Fluthſagen, die ſich im indiſchen Mythus, im griechiſchen wie im bibliſchen begegnen, und von denen, ganz unabhängig vom Begriff einer Sühnfluth, wie die Bibel die uralte Weltmythe auffaßt und wiedergiebt, uns auch mitten in Deutſchland noch ſo mancher Nachhall in alten Sagen begegnet. Dahin gehört jene thüringiſche Sage vom Glücksſchiffe, das ein Frankenkönig durch Teufels-Beiſtand gewonnen hatte, das in 24 Stunden die Welt umfuhr und ihm von allen Enden Kunde brachte. Zwölf Johanneſſe waren darauf, alle Jahre wurde einer von ihnen der Fluth (dem Teufel) zum Opfer, den letzten ließ der Teufel auf den Petersberg bei Erfurt fallen, wo ringsum ein ſchiffreiches Waſſer war. Dieſe große Fluth, die alles flache Land bedeckte, gewann endlich bei der Sachſenburg, d. h. bei dem Berge, darauf dieſe in ſpäterer Zeit erbaut ward, einen Durchbruch und Abfluß, indem Rieſen den Damm, der dort die Fluth aufhielt, abgruben. Sollte auf dunkle Ueberlieferung ſolcher Fluthſagen nicht auch der Name Inſelberg, der gerade einer der höchſten und der hervorragendſten aller Berge des Thüringerwaldes iſt, daher er auch lange Zeit für den höchſten galt, hinweiſen? Jenes Schiff des mythiſchen Frankenkönigs, deutet es nicht nach dem Schiffe Noahs der bibliſchen, nicht nach dem Schiffe des Siſuthros der aſſyriſchen, nicht nach dem Schiffe des Manus der indiſchen Fluthſage hin? In den deutſchen Sagen der Brüder Grimm ſind Theil 1 die Nummern 45, vom rettenden Zwerg am Thunerſee, 111, vom geretteten Menſchenpaar bei Entſtehung des Arendſees, 131, vom Seeburger See, 239, vom Frauenſand, hieher zu beziehen. Ein Ort Frauenſee liegt am Thüringerwalde. Nicht minder, wie Sagen mit Erinnerungen an die vergangene Fluth, gehören in dieſen Kreis jene von der zukünftigen. Viele Berge bezeichnet die Sage als ſolche, deren Schoos waſſerſchwanger ſei, und einſt werde dieſes Waſſer hervorbrechen und alles Land ertränken; daher werden die Dome genannt, in denen alljährlich für den Berg gebetet werde, daß er ſich nicht aufthue. So u. A. der thüringiſche Schneekopf, für den im Erfurter Dom gebetet wird. In anderen Bergen hört man das Rauſchen fallender Waſſer im Inneren, ſo beim Hörſeelenberg. Lebte Furcht vor dem naſſen Elemente im Herzen des Volkes, ſo war der Schritt zur Ehrfurcht vor ihm nicht weit; nur vor der Uebermacht des Elementes bebte man ſcheu zurück, den freundlichen Quellborn, den rieſelnden Murmelbach, den trauten Heimathfluß, der eine Nährquelle für ſeine Bewohner lieferte, lernte man ſchätzen und lieben. Wie zahlreich ſind die Sagen von wunderbaren Brunnen, die bald auch mit gütigen Waſſerfeen bevölkert wurden, und auch hier wandelte häufig das Chriſtenthum den dem Urvolke heiligen Born zu einem Gnadenort. So hat das Rhöndorf Urſpringen einen herrlichen, unmittelbar mächtigen Quell, und in ſeiner alten abgebrannten Kirche ſtand ein uraltes wunderthätiges Marienbild. Der Quell gab immer Heil, der Fluß nicht immer; Flüſſe, Ströme und Seen fordern Opfer, Menſchenopfer, alljährlich, am gewiſſen Tage, „der Fluß, der See, will ſein Opfer haben", iſt übliche Rede bis auf den heutigen Tag. Die Itzquelle war wunderbar heilkräftig, ſie ſpringt herrlich in einem kleinen ehrwürdigen Haine hoch am Pleßberge. Alle Lahmen hingen an die Bäume ihre Stelzen (Krücken) zum Danke auf, und gingen ohne ſie nach Hauſe. Davon bekam das Dorf, das an der Quelle ſich anbaute, den Namen Stelzen. Da kam der Bewohner finanzmänniſche Habſucht auf den Gedanken, ſich von den Kranken das heilende Waſſer bezahlen zu laſſen — aus und alle war es mit der Wunderkraft, und die Plusmacher des Dorfes, die von der Quelle tranken, bekamen nun Kröpfe davon, ſo groß wie ein Schwartenmagen.

Vielfach hing ſich der ſpätere Aberglaube an Waſſergebrauch, Waſſerholen und -ſchöpfen in heiligen Nächten, zumal in der Oſternacht, oder am Oſtermorgen, vor Sonnenaufgang. Der Waſſercult trat bedeutend vor jedem anderen in den Vorgrund; bis in die Sprichwörter hinein flüchtete ſich der Nachhall der Bedeutſamkeit, die auf das Waſſer gelegt war. „Stille Waſſer ſind tief" — „er (ſie) iſt mit allen Waſſern gewaſchen" — „es muß noch viel Waſſer den und den Fluß hinabfließen, ehe das und das geſchieht" u. a. — Frühzeitig wurde der Heilquellen Werth erkannt, und man gab ihnen gern den gebührenden Namen Heilbronn, Heilsbronn, bis man Anlaß bekam ſie chriſtlichen Heiligen zu weihen und ſie Heiligenbrunnen zu nennen. Lange waren die alten Bäder allem Volke gemeinſam, man badete ohne Scheu und Geſchlechtsſonderung; Dürers und Burgkmayrs Holzſchnittblätter deutſcher Bäder geben Anſchau der harmloſen Unbefangenheit noch der Badenden ihrer Zeit, die für den, der das Volksleben ſtudiert, eben ſo anziehend iſt, als der Prüderie abſchreckend. Hie und da fanden ſolche gemeinſame Bäder zur Feier gewiſſer Zeiten, z. B. zum Andenken St. Johannis des Täufers, ſelbſt Nachts ſtatt, und die kirchlichen Eiferer erblickten darin einen Ueberreſt heidniſchen Brauches. Ein anderer Zug iſt das Regenerbitten durch feſtliche Umzüge, mit beſonderen Gebräuchen auch in nichtdeutſchen Ländern, in Griechenland und Serbien mit Laubeinkleidung und Brunnenübergießung eines nackten Mädchens, wohin der bairiſche „Waſſervogel" weiſt, der nichts als ein in Laub gemummter und in einen Teich geworfener junger Burſche iſt.

Wie häufig die Sage Brunnen, Quellbecken und feuchte Grotten mit mythiſchen Weſen bevölkert, wurde ſchon angedeutet; es wurde des Bades der Frau Hulda erwähnt; faſt jedem See und ſtillen Weiher legt die Sage in deſſen Tiefe wohnende Nixen bei. Seen ſoll man nicht meſſen wollen, es erzürnt deren Bewohner. Als ein Herzog von Würtemberg den Mummelſee wollte meſſen laſſen, fand er nimmer den Boden und das Floß drohete ſammt den Meſſern zu ſinken. Als jene Fluth, die den See bei Arend-See bildete, zur Ruhe gekommen war, und Vorwitzige des neuen Sees Tiefe zu meſſen verſuchten, kam ein Schriftzettel aus der Tiefe am Faden in die Höhe, mit ernſten warnenden Worten.

Auf Rügen war Hertha's heiliger, geheimnißvoller See, auf dem Pilatusberge der See, der, wenn etwas in ihn geworfen ward, aufbrauſte und überſchwoll. Jener See bei Aachen wurde durch Faſtrada's Liebeszauber berühmt. Wo nicht Göttinnen und Feinen badeten, badete der Teufel; ein Bad hat derſelbe auf dem Schneekopf, eins im Rieſengebirge, eins auf dem Fichtelberge, worin er als Nachtjäger pudelt, eins auf dem Brocken, ſo daß er überall als der Mann erſcheinen kann, der ſich gewaſchen hat. Alle mythiſche Sage findet in ihm ihren Endpunkt.

Feuer. Feuercult, wie die Parſen und wol noch andere Oſtvölker hatten, kannten die Germanen ſchwerlich, aber ſie ehrten und fürchteten das Feuer gleich dem Waſſer; war es doch, wie dieſes, ebenſo ein freundliches, wie ein feindliches Element, und viel mythiſcher Stoff wurde mit ihm in Verbindung gebracht, nur konnte das nicht ſo häufig geſchehen, wie beim Waſſer, da die vulkaniſche Macht des Feuers ohne Zweifel in Deutſchland ſchon erſtorben war, als es ſeine erſten Bewohner empfing, während neue Seebildung durch Erdfälle, Erdriſſe oder plötzliche Ueberfluthung noch häufig vor ſich ging.

Die elementaren Erſcheinungen, Blitze und Donner, St. Elmsflammen, Meteorſteinfall, Feuerkugeln, Sternſchnuppen, Feuermänner, Irrlichter ꝛc. mußten wol den Sinn des Urvolkes dahin lenken, daß es noch ganz andere Feuer gebe, als das, welches dem menſchlichen Bedürfniß friedlich diente, und nur verwahrloſt ſich als gefährlich und vernichtend erwies. Daher die nächſte Wirkung Furcht, eine Furcht, die unaustilgbar fortlebt im Landvolke. Der ungreifbare und ſo recht unbegreifliche Irrwiſch flößt ihm heute noch ein Grauen ein; in manchen nördlichen Gegenden Deutſchlands, und in Dänemark allgemein, erblickt man in den Irrwiſchen die Seelen ungetaufter Kinder. Die blitzblaue Flamme des Irr- oder Heerwiſches wurde in Verbindung gebracht mit blitzblauen Flecken und der Annahme, daß geneckte Heerwiſche den ihrer Spottenden mit letzteren zeichneten. Im wandelnden Feuer der einſamen Haide ſah man Strafe abgeſchiedener Seelen für ſündhaften Wandel auf Erden — vielleicht früher ſchon, bevor die kirchliche Lehre vom Fegefeuer dem Volksaberglauben zu Hülfe kam und ihn durch Jahrhunderte nähren und beſtärken half. Wer Anderen Land abpflügte, wer das Land zum Schaden Einzelner falſch vermaß, wer die Grenzſteine falſch ſetzte, oder heimlich verrückte, der mußte nach ſeinem Tode als Feuermann geiſten, doch ward insgemein eine Zeit der Erlöſung geſetzt, deren Eintritt aber wieder an manche ſchier unerfüllbare Bedingung ſich geknüpft findet. Kleine Feuer an heimlichen Stätten, glimmende Kohlen, zeigten Schätze an; wer dieſe heben wollte, mußte ſchweigend etwas von ſeinem Eigenthum darauf werfen — alſo dem Hort etwas opfern — die glühende Gluth und das rothe Gold waren in nahe ſinnige Verbindung gebracht. Sagen von gewaltſamen Feuerausbrüchen ſind begreiflicher Weiſe in Deutſchland ſehr ſelten. Eine weſtfrieſiſche Sage läßt zu Kaiſer Titus Zeiten einen Feuer-Pütz ausbrechen, der drei Tage lang loderte und große Furcht erregte. Zuletzt flog ein Drache aus der Feuerhöhle und wieder in ſie zurück, worauf das Feuer erloſch. Nach hundert und funfzig Jahren brach der Feuer-Pütz abermals aus, und wieder nach faſt ebenſo langer Zeit zum dritten Male und loderte eilf Tage lang, bis das Orakel gebot, durch einen gewappneten Ritter drei Krüge Salzwaſſer aus der Nordſee in die Gluth gießen zu laſſen. Wem fiele bei dieſem Ritter nicht der Römer Curtius ein, der aber nicht Salzwaſſer, ſondern ſich ſelbſt zum Opfer in den flammenden Feuerſchlund warf? Zwei weit von einander entlegene Sagen, ſo zeitlich als räumlich weit, und doch eine eigenthümliche Verwandtſchaft!

Ein Feuerberg liegt im Halberſtädtiſchen, in den die Sage den Teufel bannt. Darin ſitzt ein Graf auf glühendem Stuhle und leidet brennende Pein. Um den Hörſeelenberg brannten, nach der Sage, oft meteoriſche Feuer; einmal brannten ihrer drei zugleich und fuhren dann in ſeine Höhle ſtracks hinein. In ihm war Fegefeuergluth, in der des eiſernen Landgrafen Seele büßend befunden ward. In gleicher Weiſe fuhren einmal in einer Wetternacht drei Feuerſtrahlen vom Himmel und entzündeten die drei Gleichenburgen mit einem Male.

Das Feuer darf man nicht ſchelten, noch weniger ihm fluchen. Letzteres that ein reicher Mann zu Arnſtadt beim Auspichen einer Dachrinne; da wurde das Feuer bös, brannte über und legte die Hälfte der Stadt oder mehr in Aſche; zum Gedächtniß ſolchen Unglückes wird noch alljährlich dort die ſogenannte „Brandpredigt“ gehalten.

Vom Notfeuer, auch Nodfeuer, iſt viel geſchrieben worden. Es iſt die uralte urvölkerliche Feuergewinnung durch Aufeinanderreiben von hartem und weichem Holz zu beſonderen Zwecken, z. B. auf Dörfern gegen Viehſeuchen. Da darf aber zuvor in keinem Hauſe des Ortes ein anderes Licht oder Feuer brennen, ſonſt iſt das Notfeuer wirkungslos. Dann wird unter beſonderen Bräuchen das Feuer gewonnen und das Vieh wird hindurch gejagt. Vom Feuer aber trägt jeder Hausvater oder jeder Viehbeſitzer einen Brand mit nach Hauſe, löſcht ihn im Spülfaß und legt ihn eine Zeitlang in die Krippe, aus der ſein Vieh frißt. Die Art und Weiſe, wie das Notfeuer hervorgebracht wird, iſt nach der Landesart an verſchiedenen Orten verſchieden. Hie und da heißt es zum Gegenſatz vom friedſamen häuslichen Herd- und Ofenfeuer das wilde Feuer, eine Benennung, die man auch Krankheiten gab, namentlich der Lepra, der Syphilis und manchen Arten der Flechte. Schutzheilige gegen letztere waren St. Antonius, daher auch Feuer-Antonius genannt, ganz verſchieden von dem Beſchirmer gegen Feuersbrünſte, St. Florian — und ein „heiliger Beichtiger St. Minus“, wie ein altes xylographiſches Blatt ihn nennt, das ihn mit einer gezahnten Sichel in der Hand abgebildet zeigt.

Der verſchiedenen Jahreszeitenfeuer wurde ſchon gedacht. Julfeuer (Winterſonnenwendfeuer), Oſterfeuer, Maifeuer (Brocken), noch im Voigtlande erhalten, Johannisfeuer (Sommerſonnenwendfeuer), Herbſtfeuer waren in verſchiedenen deutſchen Gauen üblich, nicht überall dieſelben und nicht allenthalben mit gleichen Gebräuchen, aber bis in das ſpäte Mittelalter und zum Theil bis zur Neuzeit fortbeſtehend, auch über deutſche Grenzen hinaus verbreitet. Und war es nicht ein geheimer Zug urdeutſchen Weſens, der die Erinnerung an des deutſchen Volkes Befreiung von der franzöſiſchen Knechtſchaft 1813 durch lodernde Flammen von den deutſchen Bergen forderte und in das Leben treten ließ? Flammen, die Gott Lob noch nicht überall erloſchen ſind, wie auch die Zeit eine andere geworden, und die Völker deutſcher Stämme manche herbe Täuſchung erfuhren, ſo daß mancher ihnen Angehörige Herz und Auge wieder hinüberwandte und in den einſtigen Unterdrückern künftige Befreier erſehnte, wahnbethört von dem ſtets wiederholten alten fränkiſch-wälſchen Sirenenlied, das ſchon zur Zeit des deutſchen Krieges Deutſchland Freiheit zu bringen verhieß, ihm aber nie das mindeſte Gute brachte.

Feuerbeſprechung wird noch an andern Orten erwähnt werden.

Luft. Wind. **Luft und Wind**, das dritte der vier Elemente, hat nicht minder, wie Waſſer und Feuer, im Volksleben wie in der Sage manche mythiſche Beziehung, zumal die enge Verwandtſchaft mit dem Wetter, die ja ſo häufig ſprachüblich als „Wind und Wetter“ neben einander auftritt. Beſonders tritt die Kunde von dem Wetterzauber in den Vorgrund, wenn auch nicht ſo ſtark und lebendig, wie bei Finnen, Lappen und Eſthen. Aber aller Glaube daran warf ſich auf die Hexen; eine „verdammte Wetterhexe“ war kein eben ſeltenes Schimpfwort; das Bekenntniß des Wettermachens geht faſt durch alle ſpäteren Hexenproceſſe, und vielfach finden die Mittel ſich beſchrieben, durch die übles oder Unwetter hervorgezaubert wurde. Ebenſo ſtand die Luftfahrt, der Gabel- und Beſenritt, der Ritt auf Böcken u. ſ. w. mit dem Hexenweſen im engen Zuſammenhange, Alles Nachhall früheren Cults und Glaubens. Allen höheren Zauberern, deren ganzes Weſen ſich in der Perſönlichkeit des deutſchen Doctor Fauſt zuſammendrängte, ward auch die Kunſt des Mantelfahrens durch die Lüfte beigelegt, und Donnerwetter hervorzubringen war ihnen ein Leichtes. Das Wuotans-Heer fuhr, meiſt von Frau Holle begleitet, durch die Lüfte, ebenſo das jenem nicht unähnliche Heer, das vom Rodenſtein zum Schnellert und von da zurück zieht. An der oben S. 62 erwähnten Bilds-Eiche in Franken lärmt und pfeift es oft grauenvoll in den Lüften, doch ohne ſichtbaren Spuk. Auch die Tut-Oſel iſt ein recht eigentliches Luftgeſpenſt, und jene geſpenſtigen Mäher, die man 1559 in der Nähe von Berlin (Köln an der Spree) erblickte, gehören in daſſelbe Bereich (Deutſches Sagenbuch 358).*) Luftgeiſt ſcheint auch jene in manchen Städten und in der Lüneburger Heide umirrend geglaubte Wehklage, die nur in Sturmnächten erſcheint und vernommen wird (D. Sagenb. 303), und das Wafeln ſolcher Menſchen, Schiffe oder ſogar ganzer Orte und Städte, denen der nahe Untergang bevorſteht, gehört als eine feurige Lufterſcheinung in daſſelbe Gebiet, wie jenes webernde Flammenſchloß in Tirol (D. S. der Brr. Grimm I. Nr. 280 und 281).

Erde.

Der Erde und ihren Hervorbringungen wurde mancherlei Verehrung gezollt, manche Kraft beigelegt. „Kraut und Gras“ paart uralte Redensart, ja ſelbſt die Bibel zuſammen, der grasbewachſene Raſen diente im Rechtsbrauch ſlaviſcher Völker bei Eidſchwüren. Den Todten legte man und legt häufig noch ein Stück Raſen unter das Kinn, wirft ihnen drei Schollen auf den eingeſenkten Sarg nach — sit illis terra levis! Während nach der Bibel das Gras ein Bild der Fülle und des Wachsthums iſt, erachten es die Juden doch für die ſtärkſte Verwünſchung, wenn ſie rufen: „Gras ſoll wachſen vor deiner Thür!“ Das mythiſche Verhältniß von Gras und Kräutern, Sträuchen und Bäumen, das im Volksaberglauben ſich von uralten Zeiten her offenbart, muß beſonders erörtert werden, ebenſo auch, was davon an Steinen und Metallen haftet. Hier ſei nur noch des Raſenzaubers gedacht, der geübt wird, indem Jemand den im Thau ſichtbar werdenden Fußtritt eines Andern ausſchneidet, in den Raſen ſticht, oder letzteren in den Rauch hängt, Jenen zu quälen. Es iſt das auch ein Weidmannsſtücklein, mit dem man macht, daß der Erſte nichts trifft. Wie lieb den Deutſchen von Alters her ihre Berge und Felſen waren, beweiſen die tauſend und aber tauſend Ortsbenennungen, die auf Stein und auf Berg enden, die vielen Liebenſtein, Altenſtein, wie auch die ſprüchwörtlichen Redensarten vom „Steinerbarmen“ u. dgl., die vielen Steine, welche die Sage als vom Himmel gefallene erklärt, obſchon es nur ſelten Meteorſteine ſind, weit häufiger erratiſche Blöcke oder von Fluthungen zurückgebliebene Baſalte.

---

*) Wir werden auf unſer Deutſches Sagenbuch, Leipzig 1853, häufig verweiſen und dies mit der einfachen Bezeichnung D. Sagenb. thun. Die beigefügte Zahl iſt dann jedesmal die der Sage, nicht der Blattſeite.

In den deutſchen Ortsnamen ſind die Elemente ebenfalls vertreten, das Feuer noch am wenigſten, obſchon Feuerberg, Feuerbach, Feuerthal u. a. nicht mangeln; der vielen Donnersberge wurde ſchon gedacht; auch mit Blitz, Strahl und andern feurigen elementariſchen Erſcheinungen zuſammengeſetzte Ortsnamen laſſen ſich auffinden, ſo gut wie jene noch zahlreicheren des feuchten Elementes. Die Städtenamen Waſſerburg, Regensburg, Waſſertrüdingen u. a. zeugen dafür, und die Luft iſt mindeſtens durch Windsbach, Windsfeld, Windsheim u. a. angedeutet.

Himmel.

Die elementaren und kosmiſchen Erſcheinungen am Himmelsgewölbe mußten auf die Frühvölker einen mächtigeren Eindruck machen, wie auf die über alle Stufen der fortſchreitenden Cultur gewanderten ſpäteren; ihnen lebte die ganze Natur, ihnen war Alles nahe; dicht hinter den Wolken wandelten ihnen Sonne, Mond und Sterne. Der Regenbogen, in Baiern Himmelring, ſchon dem ſcandinaviſchen Mythus die Götterbrücke vom Himmel zur Erde, auf welcher der Himmelswächter Heimdal thront, gab mancherlei Vorſtellungen auch den ſüdlicheren Völkerſchaften, denen die Eddamythe fremd blieb. Jene Sage und abergläubiſche Meinung, daß da, wo die Enden des Regenbogens aufſtehen, ein goldenes Schüſſelchen niederfalle oder zu finden ſei, lebt heute noch im Landvolke des mittleren Deutſchlands, doch kann ſie kaum früher entſtanden ſein, als bis ſolche Schüſſelchen wirklich gefunden wurden. Die Regenbogenſchüſſelchen, Himmelringſchüſſelchen, ſind kleine, dicke, roh geprägte Goldmünzen, nach innen hohl, alſo in der That ſchüſſelförmig, mit wenigen Figuren, Sternen u. dgl. innen geſtempelt. Die erhabene Außenſeite iſt meiſt glatt, oder mit dem Bilde eines großen Kopfes im Profil verſehen. Es ſind keltiſche, wo nicht phöniziſche Münzen, und da ihr Vorkommen kein allzuſeltenes iſt, ſo zeugen ſie von einem Verkehr in der germaniſchen Frühzeit, der ſicher bedeutender war als wir ahnen. Lateiniſch nannte man ſie ſpäter Sperma Solis aut Iridis, und das Volk nannte ſie wol auch Sternſchoſſen, glaubend, es ſeien vom Himmel gefallene Sternſchnuppen. Die ſpätere Gelehrſamkeit zerklügelte ſich an dieſen Münzen, ſchrieb ſie Gothen und Vandalen zu, auch den Sikulern, den Dänen u. ſ. w. — Man ſoll nicht auf den Regenbogen mit Fingern deuten, wie überhaupt nicht nach dem Himmel, iſt alte Kinderlehre; man ſticht ſonſt die Engelchen ins Auge. Wie nach der bibliſchen Mythe der Regenbogen Gottes Bundeszeichen mit der entſühnten Menſchheit wurde, ſo zeigte ſich nach einer böhmiſchen Sage ein Regenbogen, noch dazu ein gekreuzter, über Verurtheilten zum Zeichen der Gnade (D. S. der Brr. Grimm I. Nr. 359); und wie nach der nordiſchen Mythe einſt der Regenbogen beim Götteruntergange brechen wird, ſo wird nach der im deutſchen Volke lebenden einſt beim Weltgerichte Gott auf dem Regenbogen richtend thronen, wie es in einem ſpäteren Gedichte heißt:

Wann der jüngſte Tag will werden,
Da fallen die Sternlein auf die Erden,
Da kommt der liebe Gott gezogen
Auf ſeinem ſchönen Regenbogen.

Schon auf byzantiniſchen und altmittelalterlichen Handzeichnungen und Miniaturen erſcheint Chriſtus als Weltrichter ebenfalls auf dem Regenbogen thronend, oder er iſt ganz von demſelben umgeben; das iſt dann die meiſt dreifarbig, von außen nach innen roth, gelb und grün gemalte Mandorle.

Sternſchnuppen waren unſern Vorfahren ſtets nur fallende Sterne, gleichſam ausgeſtoßene oder, nach einem äußerſt trivialen Bilde, gleichſam ausgeſchneuzte, ausgenieſte. „Der Himmel ſchneuzt ſich“, ſpricht der gemeine Mann. Dies hat aber einen ganz natürlichen Zuſammenhang damit, daß derſelbe gemeine Mann die Erdgallerte (Tremella Nostoch), die ſich nach Gewitterregen an ſteinigen Geländen häufig findet, für eine ausgeſtoßene Eſſlurie des Himmels, für Sternſchnuppenmaterie hielt und noch bis heute hält. Ein Volksaberglaube iſt es, daß der Wunſch ſich erfülle, der in dem Augenblicke gethan wird, in welchem man eine Sternſchnuppe erblickt. Es liegt ein tiefer Sinn darin, der an des Glückes Flüchtigkeit erinnert, und daß man es beim Schopfe faſſen müſſe, denn welcher günſtige Moment könnte flüchtiger ſein, als eine Sternſchnuppe? Die größeren und glänzenderen feurigen Himmelserſcheinungen, die Feuerballen und Feuerkugeln, nennt das Volk geradezu feurige Drachen, und aller frühere Mythus darüber verkroch ſich in den Hexenglauben. Der feurige Drache iſt da jedesmal der Teufel, der in die Häuſer ſeiner Lieblinge fährt oder aus dieſen heraus, nachdem er ihnen gebracht hat, was ſie wünſchen. Da giebt es Butter-, Milch- und Gelddrachen, und Niemand anders als ſolch ein Höllendrache iſt gemeint im Stoßſeufzer der alten Kinderfibel beim T: „Vor'm Trachen uns behüte Gott!"

Sonderliche Geſtirnkunde dürfen wir bei unſern heidniſchen Vorfahren nicht vorausſetzen, die liebe Frau Sonne, der gute Herr Man, der Mond, wurden nach Gebühr verehrt, waren aber nicht in ſo hohem Grade mythiſch gefeiert und verklärt wie bei anderen Urvölkern. Der Mond war indeß, wie auch bei Griechen und Römern, dem Zauber hülfreich, ſein Ab- und Zunehmen regelt den Gebrauch ſympathetiſcher Mittel bis auf den heutigen Tag. Der Mann im Monde lieferte Stoff zu manchem anmuthigen Kindermärchen; davon ſpäter. Als Himmelswagen kannte das Volk den großen Bären und gab ihm auch einen Reiter oder Fuhrmann. Als Morgen- und als Abendſtern — die es ſich geſondert denkt — gilt dem Volke die Venus. Es kennt die Milchſtraße, ohne zu wiſſen, daß die Alten ſie Irmin- und Iringweg, Iringſtraße nannten, und nennt die drei Gürtelſterne im Orion theils Marienrocken, theils Jakobsſtab, oder auch Petersſtab. Allbekannt iſt noch dem Volke als das Siebengeſtirn, als die Gluckhenne mit ſieben Küchlein: die Plejadengruppe, und es erzählt von ihr ein ſinniges Märchen.

Naturreiche.

Wie wunderſam der germaniſche Mythus durch ſeine letzte Incarnation, den Aberglauben, ſich an die Reiche der Natur, an Steine und Metalle, an Pflanzen und Kräuter, Sträucher und Bäume, wie an die Thierwelt dauernd heftete, ſoll jetzt in gedrängter Kürze näher dargelegt werden. Innig miſchte ſich hier der Glaube der Urvölker mit dem der Römer, denn auch das helleniſche und griechiſche Alterthum kannte und pflegte dieſen Aberglauben, von welchem mancher Zug um ſo ſpäter zu unſern Vorvätern gelangte, als ſie von Hellas, Latium und aus dem Orient herüber erſt eine große Zahl Naturſtoffe kennen lernten; doch nahm das früheſte Mittelalter, obſchon bereits chriſtlich, alles von dort überkommene Heidniſche willig an, und machte es ſich zum Eigenthume, glaubte an deſſen myſtiſche Eigenſchaften und hielt es um ſo höher, je ſeltener daſſelbe zu erwerben und zu erlangen war. Hauptſtütze ſolchen Glaubens und Aberglaubens war die Heilkunde, ſie zog Alles in ihren Bereich, was irgend als kräftig wirkend erkannt und erforſcht war, forſchte und probte ſelbſt raſtlos weiter und häufte, indem ſie den Arzeneiſchatz vermehrte, ihren Jüngern Schätze und Reichthum in Fülle.

Steinreich.

Das Steinreich ragte am wenigſten in den eigentlichen altnordiſchen und altgermaniſchen Mythus hinein; zunächſt nur durch die ſchon erwähnten Donnerſteine, obſchon letztere theils verſteinerte Reſte vorſündfluthlicher Thiere, theils künſtlich gefertigte Streitkeile und Schabmeſſer waren. Hier haſtete nicht am Stein, ſondern am Stoff der Glaube ſegenbringender Hülfe. Uralt und älter als die Karfunkelmythe erſcheint die in Minneſingerliedern nachhallende Ueberlieferung von dem wunderbaren weißen Stein, der auch der Waiſe, lateiniſch orphanus heißt, vielleicht derſelbe, den die Edda iarknasteinn nennt, althochdeutſch erchanstein, entweder milchweißer Opal, oder Diamant. Die Benennung Waiſe läßt ſich leicht auf allein, vereinſamt ſtehend, daher einzig, zurückführen, ein Stein ſonder Gleichen (solitaire), vom Wort Waiſe aber auch pupillus, pupilla, Augapfel gleichſam, d. h. theils aus dem Auge entſprungen, der Pupille ähnlich, theils wie ein Augapfel werth und zu hüten. Daher die beziehungsreiche Stelle in einem Liede des Minneſingers Otto von Botenlauben:

Karfunkel ist ein stein genannt
von dem saget man, wie liehte er schine
Derst min und ist daz wol bewant:
zu Loche lit er in dem Rine.
Der künic alsô den weisen hat,
Daz ime den nieman schinen lat.

Sonach ſteht nicht feſt, welchen Stein die alte Mythe unter dem Waiſen verſteht und meinet. Ebenſo kennt ſie noch andere Steine, die eigentlich keine ſind, aus und in Thieren, deren bei dieſen ſelbſt zu gedenken iſt. Der Magnetſtein war den Alten früh bekannt, da er auch in Deutſchland gefunden wurde, und ſie glaubten, wenn er gelegt werde unter ein Frauenhaupt, ſo offenbare ſich ein Zeichen von des Weibes Keuſchheit, lege man ihn aber in die vier Winkel des Hauſes, ſo müßten alle darin Schlafenden daraus entweichen. Die Märe vom Magnetenberge im alten Gedichte: Herzog Ernſt, hat ohne

Zweifel morgenländiſchen Urſprung, verbreitete ſich aber ſchnell in Deutſchland, nachdem ſie von Schiffern mitgebracht worden war.

Der indiſche oder arabiſche Onyx ſollte Traurigkeit im Gemüthe derer wecken, die ihn trugen, im Schlafe aber grauſame Phantaſei erregen. Topas ſollte ſiedendes Waſſer überlaufen machen, wenn er in daſſelbe gehalten würde, und trocken wieder herausgenommen werden. Asbeſt wurde früh als Docht zu ewigen Lichtern verwendet, und hatte bei den Alten den hochpoetiſchen Namen: Salamanderfeder. Er hieß auch Iſthmos und weißer Karfunkel. Den Diamant ſollte nur Bocksblut aufzulöſen vermögen; an der linken Seite getragen, war er gut gegen jeglichen feindlichen Angriff von Menſchen oder Thieren, gegen Gift und Krankheitphantaſei. Achat oder Gagat war herzſtärkend dem, der ihn trug, half Liebe und Neigung erwecken, Widerwärtiges entfernen und Gegner überwinden. Amethyſt brachte richtiges Verſtändniß hervor, hemmte Berauſchung, lehrte Maß halten in allen Dingen. Beryll ſollte ſiegreich machen und die Feinde ſeines Trägers mild und friedſam. Chryſolith vertrieb Narrheit und verlieh Weisheit. Heliotrop hieß dem Nigromanten Gemma babilonica und diente zu Wetterzauber in Verbindung mit dem gleichnamigen Kraute. Schon die antikheidniſchen Prieſter hätten ſeiner ſich bedient bei Götterfeſten, ſagt uns Albertus Magnus. Er verleiht auch ruhmreiches, langes und geſundes Leben. Chalcedon verſcheuchte Trug und Täuſchung und erhielt den Leib männlich. Lapislazuli vertrieb Melancholie und Quartanfieber. Smaragd ſchärfte die Vernunft wie das Gedächtniß, und lehrte in die Zukunft ſchauen; gefunden ward er im Neſte der Greifen. Wer ihn unter die Zunge legte, vermochte alsbald zu weiſſagen. Der Adlerſtein, auch Echites genannt, der einen andern Stein in ſich ſchließt, erregt, an dem linken Arme getragen, zwiſchen Mann und Weib geſchlechtliche Liebe, iſt Schwangern heilſam und ſtillt fallende Sucht. In giftige oder für giftig gehaltene Speiſen gelegt, verhindert er deren Verſchlucktwerden. Hyacinth verleiht Pilgern und Wanderern Sicherheit des Weges und macht ſie den Wirthen willkommen. Saphir verurſacht Frieden und Eintracht, beruhigt das Gemüth und weckt Inbrunſt und Gottandacht in der Menſchenſeele. Selenites (Mondſtein, Marienglas) lehrte ebenfalls Blicke in die Zukunft thun, wenn er unter die Zunge genommen wurde.

Das Alles ſind bekannte Steine, doch werden noch eine Menge Steinenamen von geheimnißvoller und heilender Kraft genannt, die uns ganz verſchollen ſind.

Ein Stein Ophthalmios (Augenſtein) ſollte dem, der ihn bei ſich trug, Unſichtbarkeit verleihen — dieſen läßt die deutſche Sage im Neſt des Spechtes finden —, der Stein Memphites ſollte unempfindlich gegen alle Schmerzen machen, Esmondes half wilde Thiere überwinden, Tebrites verlieh Wohlredenheit, Geratites Gunſt und Gnade, Epiſtrites wirkte Aufruhr ſtillend; ſelbſt das ſiedende Waſſer, in das er geſenkt ward, wallte nicht mehr auf, und erkaltete ſchnell.

Mehr als andere Dinge wurden Steine als Amulette getragen bis in die ſpäteſte Zeit, und Mancher trug ſie unbewußt der Kraft, welche die Vorfahren ihnen zuſchrieben. Meiſt in edle Metalle gefaßt und in mancherlei Formen geſchnitten, dienten ſie in Ringen und als Anhängſel, feindliche Wirkung abzuwehren, Heilung zu unterſtützen, und Segen zu bringen.

Pflanzenreich. Und was von Steinen galt, galt auch von Kräutern, darum die wichtige Stelle im Freydank:

Krut steine unde wort
hant an kräften grozen hort —

und der Zwergenkönig Goldemar ſoll geſagt haben, daß das Wort (der Segensſpruch, im noch höheren Sinne der logos) hauptſächlich den Chriſten heilig und zauberkräftig gelte, den Juden die edeln Steine, den Heiden die Kräuter. An das Pflanzenreich knüpft ſich die reichſte Sagen- und Aberglaubenfülle, und ungleich mehr als an die todten Steine band ſich Brauch und Glaube des germaniſchen Heidenthums an dieſe lebendige Welt. Viele Pflanzen tragen, wie auch bei Griechen und Römern, Götternamen, ſelbſt noch ſcandinaviſche — es ſei hier nur an die Donner-Nelke, -Wurz und -Rebe, wie auch an Venushaar ꝛc. erinnert. Gottesgabe heißt das große Schöllkraut, Chelidonium majus, Gottesgnade und Gotteshülfe das Gnadenkraut, Gratiola. Gottvergeſſen hieß der weiße Andorn oder Dorant, Marrubium album. Nach Maria und der Frau ſind eine Menge Pflanzen und Blumen benannt, ſicher hallen hier auch altgermaniſche Benennungen nach, aus der heidniſchen Frikka, Freia und Frouwa wurde die chriſtliche göttlich verehrte Frau, die ewige Jungfrau. So finden wir Marien-, Magd- und Frauenblume, -Kraut, -Diſtel, -Flachs, -Gras, -Mantel, -Münze, -Neſſel, -Röschen, -Schuh, -Thränen, -Veilchen — auch Frauenfingerkraut, Frauennabel, Frauenſalbei und Frauenſpiegel. In dieſen Kreis iſt auch Frau Venus gezogen, nicht minder Frau Holde, wie ſchon oben beim Holder erwähnt. Es giebt auch ein Unholdenkraut, das Epilobium.

Dieſes Gebiet iſt ſo groß, ſo anziehend und für unſeren Zweck ſo wichtig, daß wir gern in daſſelbe uns weiter vertiefen und den An- und Nachklängen deutſcher Mythe und Sage aus dem Reiche der Pflanzenwelt ein geneigtes Ohr leihen wollen. Die neue Naturforſchung nimmt längſt keine Rückſicht mehr auf der Väter Brauch und Glauben, ſie hat den ſogenannten „Wuſt des alten Aberglaubens“ ſo recht gründlich „ausgefegt“, und wir dürfen mit ihr nicht rechten, dafür rechte ſie nicht mit uns, wenn wir nicht nach ihren Syſtemen, ſondern in bunter Reihe unſern mythiſchen Kräuterſchatz betrachten.

Garthan, Gertwurz, Stabwurz hieß den Alten der Ebrich, die Eberraute, Artemisia Abrotanum; ſie nannten ein ihm ähnliches Kraut, die Santolina, ſein Weiblein, und Heiligenpflanze. Dürfen wir bei ihrem Namen an die nordiſche Gerta und an ihres Freir Eber denken? Das Kraut der Stabwurz, unter die Kiſſen gelegt, ſollte Sinnenluſt wecken und dem Neſtelzauber entgegenwirken. — Die ſchattenliebende düſterblühende Haſelwurz (Asarum), trägt ſie vielleicht den Aſen-Namen? Mancherlei Heilkraft wurde ihr zugeſchrieben. Die Drachenwurz (gelbe Teich-Iris) führt den Namen von einem mythiſchen Thiere. Gauchheil (Anagallis) hingen die heidniſchen Deutſchen an die Pfoſten der Vorhöfe, zur Abwehr ſchädlicher Gauche und Geſpenſter. Die rothblühende nannten ſie das Männlein, die ſeltenere, ſchönere, mit einem herrlichen Purpurblau blühende das Weiblein. Es war ein ſinniger deutſcher Zug, Geſchlecht und Namen des Weiblichen meiſt der ſchöneren Pflanze zu geben.

Heilwurz vorzugsweiſe hieß ſchon nach dem griechiſchen Wort Althaia, die wilde Malve, Althea; der deutſche Name iſt Eibiſch, nicht mit Eibe zu verwechſeln. Die Hauswurz heißt Donnerkraut, Donnerbart, Donnerblume, und es ging der Glaube, daß, wo ſie auf Dächern und den Mauern der Gehöfte, ihren liebſten Standorten, wachſe und blühe, da ſchlage kein Gewitter ein. Dem Wegerich (Plantago) wurden mancherlei heilkräftige Wirkungen beigelegt, auch die ſympathetiſche, daß ſeine Wurzel, an den Hals gehängt, die Kröpfe vertreibe. Der Beifuß galt für beſonders heilig, er hieß St. Johannes-Gürtel und Sonnenwendgürtel, weil ſich die Alten beim Sonnenwendfeuer damit gürteten, und ihn unter Zauberſprüchen in die Flammen warfen. Wer Beifuß und Rainfarrn, den die Alten für eine Art des Beifußes hielten, bei ſich trug, dem ſchadete weder ein giftiges Thier, noch ſonſt ein Unfall. Fußwanderern vertrieb er die Müdigkeit, daher der beziehungreiche Name. Seine Wurzel wurde gegen allerlei Uebel über die Thore gehangen.

Die Mariendiſtel, auch Frauendiſtel, ſollte allem Gift ſympathetiſch widerſtehen. Holder und Attich waren allverehrt; der Rauch der Blätter des letzteren (Sambucus Ebulus) ſollte Ottern und Nattern vertreiben, wie der Dampf ſeiner Beertrauben die Wanzen vertreibt.

Der Elsbeerbaum (Crataegus torminalis) wird Drachenbaum genannt, weil da, wo ſeine Zweige Walpurgis über die Haus- oder Flurthüren gehängt werden, der Drache nicht einfährt. Frauenhaar machte Haare wachſen und Kröpfe ſchwinden. Die Goldwurz (Lilium Martagon), Heidenblume, Heidniſche Lilie geheißen, wirkte heilkräftig gegen den Schlangenbiß; man buk das Mehl ihrer Wurzel ohne Schaden unter Brot. Die Engelwurz oder Heiligegeiſtwurz (Angelica) bewahrte den, der ſie bei ſich trug, gegen Gift und allerlei ſchädlichen Zauber. Gleiche Eigenſchaft wohnte der Schwalbenwurz (Asclepias) bei, daher deren alter Apothekername Vincetoxicum. Daſſelbe galt von der Stachelbeere, Kraußbeere (Uva crispa);

ihre Aeſte, vor Thüren und Fenſter gelegt, wandten böslichen Zauber ab, daher beſteckte man damit die Zäune, nicht blos zur materiellen Abwehr durch ihre Stacheln.

Am Poley (Thymus serpyllum) haftete der Glaube, daß er, neben anderen arzneilichen Wirkungen, als ein Kränzlein auf dem Haupte getragen, Kopfſchmerz und Schwindel vertreibe. Die Samenkörner der Gichtwurz (Paeonia) ſollten, innerlich genommen, das Alpdrücken abtreiben, und die Wurzel heilte als Halsanhängſel die fallende Sucht. Eine Storchſchnabelart hieß auch Gottes Gnade, gewiß nicht ohne mythiſche Bedeutung. Dem Schlangenkraut — ein Name, der vielen Pflanzen gemein iſt, hier aber iſt Arum Dracunculus gemeint, — wurde die Eigenſchaft zugeſchrieben, daß Trank von Blättern und Wurzeln, oder auch nur deren Beiſichtragen, die Schlangen vertreibe.

Flachsknoten dörren (klengen) häufig die weißen Jungfrauen der Sage; dem, der einige mitnimmt, oder dem ſie in die Schuhe fallen, wandeln ſie ſich in Gold.

Die Heide (Erica vulgaris) galt für bedeutſam, wenn ſie weißblühend gefunden wurde, und es knüpften ſich dann Sagen an dieſelbe. Ein Sprichwort ſagt:

Doſten, Hartheu, weiße Heid'
Thun dem Teufel alle' Leid.

Warum wol die alten Apotheker die Mannstreu Iring nannten? Sollte das blos deutſche Nachbildung des lateiniſchen Namens Eryngium ſein, oder eine Hindeutung auf jenen treuloſen Mann Iring, der ſeinen Herrn, den Thüringerkönig Irminfried erſchlug, wo es recht hieß: Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn? Ob die Saturei an Sater oder ob ſie an Saturn erinnert? Ein Kränzlein von ihr, den von Schlaſſucht Befallenen aufs Haupt geſetzt, ſollte ihr Uebel heilen.

Die Miſtel, bekannt als die Pflanze, die in der ſcandinaviſchen Mythe aus Höders Hand die Urſache zu Balders Tode wurde, bekannt als ein den keltiſchen Druiden heiliges Kraut, war auch den germaniſchen Völkern wunderbar. Nie von Menſchenhand geſäet oder gepflanzt, aus Samen entſtanden, der erſt einmal durch den Leib einer Droſſel gegangen ſein mußte, auf irdiſchem Boden nicht wachſend und nie geſunden, ſondern nur auf heiligen Eichen oder auf Birnbäumen — endlich auch im Winter grünend, nur im Winter blühend, und ſtets in die Form eines runiſchen Y ausſproſſend, einer Wünſchelgerte ähnlich — mußte dieſe Pflanze eine mythiſche Bedeutung erhalten, man nannte auch ſie, gleich dem Viburum Opulus: Affholder — vielleicht Aſter-Holder, Unhold — wie ſie ſich der ſcandinaviſchen Mythe nach bewieſen. An Affen möchten wir bei dieſem Namen nicht denken, denn dieſe Thiere wurden doch wohl erſt ziemlich ſpät in Deutſchland bekannt, und ihre Benennung konnte nur bei fremdländiſchen Pflanzen Einfluß auf deutſche Namen üben.

Die Haſelnußſtaude lieferte vornehmlich die Wünſchelruthe, die unter beſonderen Bräuchen gebrochen und gebildet wurde. Ihr Alter mag hoch hinaufreichen. Wunſch hatte althochdeutſch den Begriff von Glück und Heil, das von Wuotan ausging. Wer die Wünſchelgerte beſaß, der wurde Glückes und Heiles theilhaft. Die Wünſchelruthe mußte als Zwieſel einer Haſelſtrauchſommerlatte genommen werden, an einem Neuſonntage, Morgens, zwiſchen 3 und 4, vor Sonnenaufgang: ſchweigend nahte der Ruthengänger dem Strauche, neigte ſich vor ihm, grüßte die Gerte mit Segensformeln, brach ſie mit reiner Hand oder ſchnitt ſie ab mit reinem Meſſer, das noch zu keinem anderen Gebrauch gedient hatte. Sie wurde hie und da auch von Metalldrath gefertigt und unter beſonderen Ceremonien getauft. Sonſt war die Haſelnußſtaude auch außerdem heilkräftig. Wer früh nüchtern die Nuß mit Raute einnahm, dem ſchadete den Tag über kein giftiges Thier noch ſonſtiges Gift. Die Schale der Nuß, gepulvert und mit Oel vermiſcht, ſollte, als Salbe aufgeſtrichen, graue Augen der Kinder in ſchwarze verwandeln.

Die Pflanze Madelger iſt weder Baſilikum noch Kreuzwurz (Senecio), ſondern die Gentiana cruciata. Sie führt den Namen eines mythiſchen Gezwerges, der ein Schmied und Sohn einer Meerminne war. Sie heißt auch Speerenſtich, und deßhalb Kreuzwurz, weil die Wurzel in der Mitte kreuzweis wie von einem Speer durchſtochen erſcheint. Sie iſt ſehr heilkräftig, und mit ſchönen Namen beglückt, wie u. a. Himmelsſtengel, Sibyllenwurzel, Heil aller Schaden. Grimm führt von ihr den Spruch an: Madelgeer iſt aller Wurzel ein Ehr'. Man brauchte die Pflanze auch zu Liebeszauber. Wer weiß, ob das herrliche Blau ihrer ein Kreuz bildenden Blüthe nicht ſie zur Wunderblume ſtempelte?

Verrufen war die Erdwurz (Cyclamen). Schwangere Frauen durften nicht über ſie hinwegſchreiten, ſonſt brachten ſie das Kind nicht an die Statt. Daher als Anhängſel ſchnelle Geburt fördernd. Der Wurzel Saft ſollte die Kröpfe verzehren.

Mohn, Magſamen, diente, nach einer thüringiſchen Sage, zur Uebung racheſüchtigen Zaubers. Die Mutter eines Bergknappen in Reichmannsdorf bei Saalfeld ſah ihren geliebten Sohn fälſchlich des Golddiebſtahls beſchuldigt, angeklagt und hingerichtet. Da füllte ſie ein Nöſel mit Mohnſamen, ging zu des Ortes reichen Goldgruben und warf allen Samen unter der Verwünſchung hinein, daß alle Stollen und Gruben zum Erliegen kommen ſollten, und ſo viele Jahre beutelos und unergiebig bleiben, als Körnlein Mohnes im Gefäße waren. Alsbald ertranken die Gruben in wilden Waſſern, und der durch den Bergbau vorher ſo blühende Stand des Ortes nahm ein ſchnelles Ende.

Das wichtigſte Zauberkraut neben der Wünſchelruthe und dem Farrnkraut war der Alraun, Alrune, urſprünglich mit mythiſchem Namen begabt, doch nur im ſüdlichen Deutſchland wachſend (Atropa Mandragora), wenn man nicht im nördlichen den ſogenannten wilden Alraun, der auf Gebirgswieſen häufig wächſt, den Allermannsharniſch, für ihn nahm. Man glaubte, daß der ächte unter dem Galgen aus der Sperma der Gehenkten wachſe, und ſich zur Pflanze mit einer Wurzel bilde, die Menſchengeſtalt habe. Nur Freitags vor Sonnenaufgang konnte die Wurzel der Erde entzogen werden, wo ſie kläglich ſchrie und ächzte; auch konnte dieſes Ausziehen nur dadurch geſchehen, daß die Pflanze an den Schweif eines ſchwarzen Hundes gebunden wurde, der ſie nun herauszuziehen gezwungen ward, ohne allen Zweifel in das Geſchrei der Wurzel einſtimmte, und nach vollbrachtem Werk todt hinfiel. Nun wurde der ſo gewonnene Alraun in Rothwein gebadet, bekam ein reines Hemdlein an, wurde in weiße und rothe Seide gewickelt, in ein Schächtelein gelegt, und alle Freitage friſch gebadet; auch wechſelte man jeden Neumond ſein Hemdchen mit einem friſchen. Solch eine Art Galgenmännlein und Spiritus familiaris offenbarte dann ſeinem Eigenthümer Heimlichkeiten, gab Glück und Gedeihen, Eheſegen u. ſ. w. und über Nacht verdoppelte ſich jedes zu ihm gelegte Geldſtück.

Wolgemuth, Doſten, Origanum vulgare, und Dorant, Marrubium album, vertrieben, angehängt oder untergelegt, die Hexen, und machten Hexenwerke zu nichte. Nixen und Wichteln fliehen vor ihnen. Wolgemuth allein verjagt die Nattern, wo er untergeſtreut wird. Das Eiſenkraut, Verbena officinalis, galt als ein Friedens- und Freundſchaftszeichen, Herolde ſchmückten deshalb ihr Haupt mit Kränzen von ihm; auch den Druiden wie der Iſis ſoll es heilig geweſen ſein. Geſpenſter und zauberiſche Unholden mußten ihm weichen; beſonders wirkſam war es im Zeichen des Widders gebrochen. Buhlern verlieh es Kräfte zu Liebeswerken, Kindern Lernliebe und Gedächtniß, Häuſern brachte es Gedeihen und reichliches Aus- und Einkommen, Aeckern und Feldern guten Ertrag.

Der Schlafapfel an Roſenſträuchern, Kunz, wie der Gallapfel auf Eichen, deren Entſtehung durch Wespen den Alten unbekannt war, mußten ihnen als wunderbare Pflanzengebilde erſcheinen. Der Schlafapfel, unter das Kopfkiſſen gelegt, ſollte Schlaf hervorbringen, der Gallapfel, am Küchengebälk aufgehangen, das Haus ſichern. Erſterer aber durfte, wenn er wirken ſollte, über kein Waſſer getragen werden, wie die am kalten Fieber Kranken über ſolches nicht ohne Rückfall ſchreiten dürfen. Der Gallapfel an Eichen bedeutet, wenn er innen eine Fliege enthält, — Krieg, einen Wurm — theure Zeit, eine Spinne — peſtartige Seuchen. Wegwarte, auch Sonnenwende, Cichorium, Wegerich, Plantago, Wegtritt — deſſen Name 5 verſchiedenen Pflanzen eigen — ſind zum Theil von mythiſchem Anklang. So auch Nachtſchatten, Solanum nigrum, den man für eine dritte Art Alraunwurz hielt.

Der Eſelsgurke, Momordica Elaterium, ward die ſeltſam-ſympathetiſche Eigenſchaft beigelegt, daß, wenn man die Wurzel der Weinreben mit ihr beſtriche, die Vögel dann von dieſen Reben keine Beeren naſchten. Der Teu-

fels-Abbiß, Scabiosa succisa, als Heilkraut beliebt, hat den Namen davon, daß das Herz ſeiner Wurzel vom Grund abgebiſſen erſcheint; ſolches that der Teufel aus Wuth an dieſer Pflanze, weil ihm die Mutter Gottes den Unfug wehrte, den er mit dem Kraute trieb, oder weil er den Menſchen deſſen Heilkraft mißgönnte; nun wächſt es noch bis zum heutigen Tage ſo abgebiſſen. Nur in der **Johannisnacht** und in deren Mitternacht wächſt die Pflanze **unabgebiſſen**, und wer ſie alſo gräbt, kann leichtlich mit ihr den Teufel vertreiben. Auch das **Harthen**, das **Johannisblut**, Hypericum perforatum, muß in dieſer Nacht gepflückt werden, in der alle Zauberkräuter ihre beſte Kraft offenbaren, und wirkt dann beſonders heilkräftig. Schon vor Alters hieß daſſelbe vorzugsweiſe Fuga daemonum, Dämonenflucht, und ſtand im Rufe, alle Geſpenſter zu vertreiben. Sein rother Saft, den es gepflückt ausblutet, und ſeine Blüthe um Johannistag gaben ihm Namen und Bedeutung.

Venuskrone hieß den Alten die **Bachmünze**, Sisymbrium aquaticum. Der Name des **heidniſchen Wundkrautes** deutet nicht nach deutſchem Heidenthum, er überkam vom Orient, und wurde erſt nach dem lateiniſchen Namen Consolida Sarracenica eingebürgert; es iſt Senecio Sarracenicus gemeint, denn der Name Consolida iſt mehreren andern Pflanzen noch eigen.

Lauche und **Knoblauche** ſollen theilweiſe heilig geweſen ſein; in der Edda wird des Lauchs namentlich oft bevorzugend gedacht. Der ſchon erwähnte **Allermannsharniſch**, das Allium Victorialis, gehört dieſem Pflanzengeſchlechte an. Er heißt auch **Siebenhämmerchen**, gewiß nicht ohne mythiſche Beziehung; der Aberglaube gab vor, daß dieſe Wurzel, die ſeltſam gefaſert iſt und aus der ſich die ſchönſten Alraune bilden laſſen, feſt mache, ſo daß nicht ſieben Hämmer den alſo Geharniſchten ſchädigen könnten. Die ſieben Hämmerchen führen uns von ſelbſt auf die Pflanze Siebengezeit. Die Siebenzahl, wo ſie immer begegne, iſt ſtets mythiſch. Dieſe Pflanze iſt der Steinklee, das ſogenannte Schabziegerkraut (Trifolium Melilotus); ſie ſoll ſiebenmal des Tages ihren Geruch erneuern und verlieren, ſo lange ſie im Boden wurzelt, ausgeriſſen aber den Geruch ſtets beibehalten; ſie heißt auch Siebengeruch, Siebenſtundenkraut. Die blaue Art (Tr. Mel. coerulea) iſt urſprünglich nicht in Deutſchland heimiſch geweſen, wurde aber frühzeitig Gartenblume. Vierblättrigen Klee finden, bringt Glück, es muß aber von ohngefähr, ungeſucht ſolch Finden Statt haben.

Das Freiſamkraut, Jacea, mag nicht ohne Urſache ſchon von den Römern Flos Jovis, von den Griechen Dios anthos genannt worden ſein, daher ſpäter die chriſtliche Benennung Dreifaltigkeitskraut, und nicht von des Gartenſtiefmütterchens dreifarbiger Blume, denn die eigentliche heilkräftige Jacea der Felder blüht weißgelb. Freilich will die Naturgeſchichte nichts von Freia wiſſen, ſondern ſie ſchreibt Freiſchamkraut, Heilmittel gegen das Gefreiſch der Kinder.

Freiſamkraut, Freiſchkraut, heißt aber auch die Schuppenwurz, daher vom geſchuppten Drachen St. Georgenkraut, die eigenthümlich geheimnißvolle Lathraea Squamaria.

Auch der Mangold ſcheint mythiſchen Namen zu führen, das altdeutſche Man und der Pflanze griechiſcher Name Teutlon, Teutlion, Teutlis, klingen wunderbar zuſammen. J. Grimm erwähnt, D. M. S. 498 und 1160, einer Rieſin Mangold, welche Gold malen konnte. Bilſenkraut (Hyoscyamus niger) war eine Zauberpflanze; ein junges

Mädchen, ganz entkleidet, mußte, wenn es galt Regen zu erflehen, ſich Bilſenkraut, das mit dem Finger der rechten Hand ausgeriſſen war, an die kleine Zehe ſeines linken Fußes binden, dann ſich laubumhüllt durch Jungfrauen zum nächſten Fluſſe führen laſſen, wo ſie mit der Fluth beſprengt wurde. Dann erfolgte ohnfehlbar die Fluren belebender Regen. Vergl. S. 80.

Die Königskerze, Verbascum, hieß St. Peters-Schlüſſel, Himmelsſchlüſſel. Himmelbrand, ſie wird in den alten Kräuterbüchern mit der Schlüſſelblume (Primula) zuſammengeſtellt; die eine der letzteren, die Aurikel, hieß Marienröslein. Baldrian will uns nicht an Balder, die Valeriana Phu nicht an Phol erinnern, aber er heißt Bölandswurz, Wilands-Wurz, und die weiſe Böla warnt, dies köſtliche Kraut, das ganz gewiß ſchon Freia's Katzen liebten, zu vernachläſſigen.

Linſengerichte am Neujahrsabend zu eſſen, beugte im nächſten Jahre dem Geldmangel vor. Die Gundelrebe, Hederich, Glecoma hederacea, heißt auch Gundermann, Donnerrebe, Erdkränzlein, Erdkrone, Erdepheu, und galt als Heil- wie als Zauberkraut. Wer einen Gundelrebenkranz auf dem Haupte trug, erkannte alle Hexen; durch einen ſolchen Kranz die Kühe gemolken, wenn ſie zum erſten Male ausgetrieben wurden, ſchirmte gegen Hexenbeſprechung und Blutharnen. Im Lettiſchen heißt der Hederich Pehrkones, was an den ſlaviſchen Donnergott Perkunnos mahnt. In einigen Gegenden heißen die kleinen grünen, noch unreifen Früchte des Haindorns Heinzmännerchen, ſicher eine Verbindung der Idee mit den Heinzelmännchen der Mythe und Sage, wohin auch Günſel, die eben angeführte Glecoma zu deuten ſcheint. Das Beſchreikraut, Berufkraut, Stachys annua, in den

Apotheken Herba Sideritis, heißt auch Hexenkraut, gelber Andorn u. ſ. w. und wird noch heute gläubig in Anwendung gebracht, Kinder vor dem Beſchreien alter Hexenweiber zu bewahren. Wir haben es unzählige Male mit eigener Hand verabfolgt. Man muß in der That Apotheker ſein, um die Ueberfülle des Kräuteraberglaubens, die noch im Volke lebt, gründlich kennen zu lernen. Wer Sinngrün, Vinca minor, bei ſich trägt, das aber zwiſchen zwei Marientagen geſammelt ſein muß, dem hat weder Teufel noch Hexe etwas an, können auch in kein Haus, über deſſen Thüre dieſe Pflanze hängt. Solche Kraft übt auch der Ritterſporn, die Lieblingsblume der heiligen Ottilla; wer Ritterſporn täglich anſchaut, bekommt kein Augenweh. Aus der Salbei ſoll, wenn ſie vier Wochen in Miſt gelegt wird, ein Vogel wachſen, der einen Schweif gleich einer Schlange hat und einer Droſſel ähnlich ſieht. Dieſen Vogel zu Aſche gebrannt, und die Aſche unter Oel in einer Ampel gemiſcht, und die Ampel angezündet, zum Docht eine Schlangenhaut, ſo dünkt es die Leute, das Haus wimmele von Schlangen.

Braunwurz, Scrophularia, von der eine Art St. Antonskraut heißt, dient vielfach beim Vieh zu abergläubiſchem Gebrauch.

Der Sevenbaum, Juniperus Sabina, ſoll gegen Geſpenſter ſchützen, die Iſen, Eibe (Taxus baccata), gegen Viehbezauberung. Ueberm Dorfe Angelrothe bei Arnſtadt in Thüringen wächſt dieſer Baum häufig in den ſogenannten Kammerlöchern, da zieht an beſtimmtem Tage das halbe Dorf hinauf und bricht ſich Eibenzweige und ſteckt ſie in die Viehſtälle. Erwähnt doch auch Shakſpeare derſelben im Macbeth:

Eibenzweige, abgeriſſen
Bei des Mondes Finſterniſſen.

Schon der Schatten des Eibenbaumes wurde für ſchädlich erachtet.

Das Hexenkraut, Circaea Lutetiana, heißt auch Irrkraut; wer darauf tritt, verirrt ſich im Walde. Schnell die Schuhe ausziehen und ſie wechſeln, hilft dagegen. Es heißt auch Stephanskraut; ob wol dabei an den Spitznamen des Teufels: Steppchen, zu denken iſt? Hexenkraut heißt übrigens auch die große wilde Reſede, der Wau, und nicht minder das ſchon erwähnte Johanniskraut, das noch den eigenthümlich ſagenhaften Namen Jagenteufel führt. Sagenkenner wiſſen, daß Hans Jagteufel ein Jägergeſpenſt in der Nähe von Dresden war (D. Sagenb. 629), nun fragt ſich, wie kommt die ſchuldloſe Pflanze zu dieſem Namen? Jedenfalls ſoll es heißen: Jag' den Teufel.

Das Fünffingerkraut, Potentilla, und deſſen Wurzel, am Johannistage vor Sonnenaufgang geſammelt und gegraben, iſt mancherlei nütz, und erweckt Zuneigung.

Der gemeine Ehrenpreis wurde, gleich anderen Pflanzen, ſonſt gegen die Hexen und böſen Geiſter in Gärten gepflanzt. Das Allgut, der gute oder ſtolze Heinrich, Chenopodium bonus Henricus, Roth-Heinrich, erinnert an Gut, Gütchen, Hütchen, Heinzchen, die dem Kraute wol ſeine ihm zugeſchriebene Heilkraft verliehen. Dem guten Heinrich ſteht ein böſer gegenüber, es iſt der Erbenwürger, Orobanche major.

Ob die Aſche, Aeſche, Eſche — Aſenbaum war? Mindeſtens nennt die ſcandinaviſche Mythe vor allen Bäumen gerade ſie als den Weltbaum, unter dem die Nornen wohnten, und ſo dürfte ihr alter Name Asc, mittelhochdeutſch Aſch, wol in frühes Alterthum hinaufreichen. Aſchnitz heißt der Frauenmantel, Alchemilla, in mancher Ge-

gend. Aſpe und Eſpe dürften gleiche Wurzel haben. Eine Nachtſchatten-Art, das Bitterſüß, heißt Hynſchkraut; ſollte dies vielleicht nach jenem Schimpfwort deuten, mit dem ein Bauernburſche im Saalthale den wilden Jäger anſchrie? „Hünſchchen, Hünſchchen!
Haſt ſchöne rothe Strümpfchen.“
(D. Sagenb. 542 u. ob. S. 37.) Es heißt dieſes Gewächs auch Alfranken, wobei ſich wol an Alraunken denken ließe. Das Mondkraut, Osmunda Lunaria, galt ebenfalls für heil- und zauberkräftig, ſelbſt die Alchymiſten nutzten daſſelbe zu ihren abenteuerlichen Miſchungen. Auch der goldene Widertod, Polytrichon und Adianthum, galt und gilt noch immer, wie ſchon ſein Name beſagt, als ein heilſames und wunderbares Medicamen, und ward vielfach als Zaubermittel gebraucht. Die alte richtige Lesart iſt nach Jac. Grimm widertan, D. M. 1164. Indeß ſind Widerton und Widertod nicht zu verwechſeln. Einmal iſt Widerton die Goldwurz, Affodill, Asphodelus ramosus, dann die Zaunlilie, Anthericum ramosum, Widertod aber iſt der Abton, Asplenium Trichomanoides, rothe Steinfeder, Steinfarrn, dann zugleich das Goldhaar, Polytrichum commune, welches die neueren Naturforſcher noch in mehrere Abarten theilen. Ein anderes Moos, der Bärlapp, heißt Neunheil, Johannesgürtel, Drudenfuß, lauter Namen voll mythiſcher Beziehung. Die Erdgallerte, Tremella Nostoch, galt für Sternſchnuppenüberreſt. Endlich iſt noch des wichtigſten Kryptogams zu gedenken, des Farrnkrauts und ſeines Samens. Die Alten unterſchieden ein Farrnkrautmännlein und ein Farrnkrautweiblein; das erſte iſt das Engelſüß, Polypodium, das zweite, größer und ſchöner, iſt der Saumfarrn, die Adlerwurz, Pteris aquilina, deren Wurzel, ſchräg durch-

ſchnitten, Figuren zeigt, die einen Doppeladler (bei lebhafter Phantaſie) erblicken laſſen. Noch heutiges Tages ſchneiden betrügeriſche Wurzelgräber ein Stück der ſchuppigen Wurzel ſo, daß die Reſte von fünf Blattſtielen, die ſchwarz und glänzend ſind, als Finger daran bleiben; ſo ähnelt das Ding lebhaft einer kleinen Teufelskralle, jene aber nennen es St. Johannishand, und abergläubiſche Landleute hängen es um Kinderſegen über ihre Ehebetten an Fäden auf, oder binden es an Dornhecken ihrer Ackerraine, wo es die Felder vor Gewittern und Hagelſchlag bewahren ſoll. Vom Farrnkrautſamen, Fahrſamen, giebt es viele Sagen. Er macht ſeinen Träger unſichtbar, aber es iſt Fahr bei ſeiner Gewinnung. Daher der zweite Name. Früh galt der Farrn für ein dem Teufel zuwidres Kraut; ſelten weilte der Böſe an Stätten, wo jener wuchs, und mied die Häuſer, darin Farrn aufbewahrt wurde. auch ſchlug der Blitz in ſolche nicht ein. Blühendes Farrnkraut wurde über die Hausthüren geheftet, dann ging Alles gut, ſo weit der Peitſchenſchlag reichte. Der Farrnſame reift nur in der Mitternachtſtunde der Johannisnacht oder der Dreifaltigkeitsnacht. Leute, denen er von ohngefähr in die Schuhe fiel, machte er unſichtbar. (D. Sagenbuch 753.) Zu Benshauſen auf dem Thüringer Walde ſpukt noch ein Jäger, der abſichtlich Fahrſamen gewann, indem er zur Sonnenwendzeit in die Sonne ſchoß. (D. Sagenb. 500.) Solchen bringt der Same Glück im Spiel, wie in der Liebe, ſie fehlen auf kein Wild, was ſie wünſchen, erfüllt ſich — darum hieß ſchon vor Alters und in Minneliedern der Farrnſame Wünſchelſame. Daß das Farrnkraut im Thüringerwalde auch Irrkraut heiße, und Atterkräutig, Otterkraut, wie Jac. Grimm, D. M. 1161, anführt, iſt uns nicht kund geworden. Was in unſerem

Fränkiſchen Sagenſchatz S. 269 und 286 darüber beigebracht iſt, bezieht ſich Alles auf die Circaea. Otterkraut oder vielmehr Otterzunge iſt das Kryptogam Ophioglossum; Otterwurzel oder Schlangenkraut, Drachenwurz iſt eine Art des Knöterig: Polygonum Bistorta. Natterwurz iſt Echium vulgare, und Scorzonera humilis. Welche Pflanze die in Sagen und Liedern gefeierte Glücks- oder Wunderblume ſei, iſt noch nicht feſtgeſtellt. Bringt die Sage ſie mit erſcheinenden Jungfrauen und Zwergen auf Burgbergen in Verbindung, deren verſchloſſene Kellerthüren ſichtbar werden, dann iſts insgemein die Schlüſſelblume, welche golden iſt, und zum Schlüſſel wird oder zur Springwurz. Ob die blaue das Vergißmeinnicht iſt, weil meiſt der Ruf: Vergiß das Beſte nicht! in des glücklichen Schatzfinders Ohr tönt, ſteht noch dahin. Reizend und ſtolz blühet auf den Berghöhen die große Waldglocke, auch Rieſenglocke genannt, Campanula latifolia, mit herrlichen blauen Glockenblumen; ſie ſcheint die Wunderblume der Sage zu ſein, wenn ihre Farbe und der Glocken Anzahl mit Beſtimmtheit von der Sage genannt wird. Eigen iſt es, daß der Volksmund eine beſtimmte Blume als Wunderblume nicht kennt und nicht nennt, denn die Wunderblume der Botaniker, Mirabilis Jalappa, iſt ausländiſches Gartenziergewächs. Beſſer iſt man im Betreff der Springwurz daran, man weiß, welchem Pflanzengeſchlechte der Specht ſie entnimmt, der da kommt, mit ihr ſein verkeiltes Neſt wieder zu öffnen. Ein alter Schriftſteller, der von ihr erzählt, nennt ſie Bömheckelkraut, und den Vogel Merops, zu deutſch Bömheckel (Baumhacker), was wieder auf den Specht hinausläuft. Es iſt eine Wolfsmilchart, Euphorbia Lathyris, die das Volk geradezu Springwurzel, Springkraut, Springkörner, Treibkörner nennt. Die Pflanze wuchs urſprünglich gar nicht im mittleren und nördlichen Deutſchland, darum mußte nach der Sage der Specht weit fort fliegen, ſie zu holen; erſt ſpäter zog ſie ſich nördlicher und kommt jetzt in Thüringen verwildert vor, wo die Landleute ſie als ein Präſervativ gegen Viehkrankheiten ſchätzen und daher ſelbſt anbauen. Die arzneiliche Kraft ihrer Samenkörner iſt purgirend, daher Treibkörner.

Die Weisheit der Alten weihte auch den ſieben Planeten gewiſſe Kräuter, davon gehörten hauptſächlich dem Saturn Miſtel (das im Winter grünende Kraut), Zwiebel und Raute, dem Jupiter Bohnen, Roſen und Lorbeer, dem Mars Wolfsmilch, Senf und Rettig, dem Sol Rosmarin, Korn und Gerſte, der Venus Lilie, Zeitloſe und Safran, dem Merkur das Bingelkraut (Mercurialis perennis und annua), Peterſilie und die myſtiſche Haſelſtaude, aus welcher der Merkurſtab, wie die Wünſchelgerte, die wol eine mythiſche Beziehung zu einander haben, beſtand. Der Luna waren das Mondkraut (Lunaria), die Gurken und Kürbiſſe geweiht. Von den Planetenmetallen und deren magiſcher Wirkung konnte naturgemäß bei den alten Germanen nicht die Rede ſein; doch wurde Gold und Silber, Eiſen und Kupfer ſchon in frühen Zeiten hoch geſchätzt und gewürdigt, Drachen hüteten dieſen und jenen Goldhort. Chemiſche Unterſuchung germaniſcher und keltiſcher Bronzewaffen hat dargethan, daß in ſehr frühe Zeit hinauf die Benutzung des Kupfers und Zinnes reicht, ſelbſt der weniger bekannte Spießglanz wurde jenen Metallmiſchungen für goldblinkenden Schmuck und für helle Waffen zugeſellt. Wie weit von nachſtehenden Wunderkräutern, von deren Kraft Albertus magnus berichtet, Bezug zu nehmen iſt auf den Glauben der germaniſchen Frühzeit, vermögen wir nicht zu entſcheiden, jedenfalls verdienen ſie aufgeführt zu werden, und zwar ſchon deßhalb, weil ſie uns nun zur mythiſchen Thierwelt leiten. Heliotrop in ein Lorbeerblatt gewickelt, einen Wolfzahn dazu gethan und bei ſich getragen, erweckt nur friedſame Rede gegen den Träger, der auch jeden Räuber erkennt und manch ſonſtiges Wunderwerk damit zu üben vermag. Hier iſt aber nicht das Heliotrop der Kunſtgärtner gemeint, ſondern entweder die Sonnenblume, oder die Wegwarte, oder die Ringelblume, welche alle drei noch heute im Volksmund Sonnenwende heißen. Die Brenneſſel, mit Schafgarbe zugleich in der Hand gehalten, ſichert vor aller Furcht und trüben Einbildung. Mit Saft der Hauswurz gemiſcht und die Hand damit geſalbt und das Uebrige in das Waſſer gelegt, läßt Fiſche leichtlich mit Händen fangen. Das Täſchelkraut, Hirtentaſche, Alyssum, mit Mandragora gemiſcht und einem Hunde gegeben, läßt den Hund ein Thier gebären. Von dieſem Thier einen Backenzahn Anderen in Speiſen oder Trank gelegt, macht ſie gegen einander hadern und kriegen. (Mythiſcher Nachhall von der Zähneſaat des Kadmos?) Soll der Krieg ſich ſtillen, ſo gieb Saft vom Baldrian. Faſt möchte man geneigt ſein zu glauben, dieſes milde Element der Pflanze deute nach dem mildeſten Gott der ſcandinaviſchen Mythe, dem ſanften Balder hin, nach dem im Norden die hellweißblumige Matricaria Baldersbrá genannt ward — wenn es wohlgethan wäre, allzuviel zu vermuthen. Die Schöllwurz zu einem Maulwurfsherzen geſellt macht ſiegreich, und auf eines Kranken Haupt gelegt, lehrt ſie erkennen, ob er leben bleibe oder ſterbe. Stirbt er, ſo ſingt er mit heller freudiger Stimme, lebt er fort, ſo weint er. Wie tief, wie ernſt und ſinnig iſt dieſer Zauber!

Sinngrün mit dem Erdwurm (Regenwurm) und mit Hauswurz verwickelt, und von Mann und Frau verſpeiſt, verſchaffte gegenſeitige Liebe; wird aber zu dieſer etwas ſeltſamen Miſchung ein wenig Schwefel gethan, und ſie in das Waſſer gelegt, ſo erſterben alle Fiſche. In eines Büffels Maul gethan, borſt der Büffel voneinander. Das Kraut Nepten, die Katzenneſſel, weißer Dorant, Nepeta Cataria, mit dem Stein vermiſcht, der in des Widehopfs Neſte gefunden wird, und damit eines Thieres Bauch beſtrichen, macht das Thier trächtig, und davon kommt dann ein ganz ſchwarzes Thier zur Welt, das ſeltſame Wirkung hervorbringt. Wird die benannte Miſchung in einen Bienenkorb gelegt, ſo entfliegen die Immen nimmer, und wo es zu erſtorbenen Bienen gelegt wird, werden ſie wieder lebendig. Zur Hundszunge, Cynoglossum, ein Froſchherz gethan, und das in eine Straße gelegt, verſammelt alle Hunde. Beides an die große Zehe gebunden, macht alle Hunde bellend; an eines Hundes Hals gehängt, läuft der Hund ſtätig im Kreiſe um, bis er für todt niederfällt. Das Bilſenkraut mit Hermodactylen (Wurzeln der ſyriſchen Zeitloſe, Colchicum Illyricum, nach Tournefort aber die der Iris tuberosa) und Realgar (rother Arſenik) gemiſcht und einem wüthenden Hunde gegeben, ſo vergeht er alsbald, was freilich einem geſunden auch geſchehen würde. Aber mit dieſen Dingen den Saft des Bilſenkrautes in einen ſilbernen Becher gethan, bricht den Becher in kleine Stücke. Werden aber dieſe drei Dinge noch mit dem Blute eines jungen Hahnes gemiſcht, und dann in einen Haſenbalg genäht, ſo locken ſie darin alle Haſen an einen Ort zuſammen. Die weiße Lilie und ihr Kraut im Zeichen des Löwen geſammelt, mit dem Saft von Lorbeeren gemiſcht und ein Jahr lang in Miſt gelegt, wie die oben erwähnte Salbei, gebiert Würmer; dieſe zu Pulver gebrannt und um den Hals oder in Kleider gelegt, vertreiben allen Schlaf, und wer ſie bewußt oder unbewußt bei ſich trägt, vermag nimmer zu ſchlafen. Miſtel und Martagon oder auch Silphium (was darunter gemeint iſt, wiſſen wir nicht, denn das Silphium Linné's iſt eine außereuropäiſche Pflanze) gemiſcht, thut alle Schlöſſer auf, wäre alſo die wahre Springwurz. In den Mund genommen und dabei gedacht, ob dies und das geſchehen ſolle, fällt es dem Fragenden in ſein Herz, wo nicht, ſo geht es hinter ſich. Wenn dieſe Miſchung an einen Baum gehängt wird mit einem Schwalbenfittig, ſo verſammeln ſich alle Vögel eine Meile breit im Umkreis. Das Tauſendgüldenkraut, mit dem Blute eines Wiedehopfweibleins gemiſcht und dann mit Oel in eine Ampel gethan, urſacht, daß ſich Alle, die um die brennende Ampel ſtehen, für himmelhohe Rieſen halten, und wer etwan davon ſchnupft, den kommt alsbald eine Furcht an, daß er ſich eilend von dannen hebt. Aus dem Eiſenkraut, wenn es über ſieben Wochen in fettes Erdreich gelegt wird, entſtehen kleine Würmlein, wen die berühren oder ſtechen, der muß alsbald ſterben. Zwiſchen Liebende geworfen, urſacht es Krieg und Hader. Taube Neſſeln, weißblühende, mit Cypreſſenſaft bereitet und in ein Haus gelegt, läßt dies Haus voller Würmer erſcheinen, macht auch die, ſo es bei ſich tragen, reich an Genuß und Gnaden. Roſenſamen und Senfkörner und eines Wieſelchens Fuß zuſammen in ein Netz oder eine Reuſſe gehängt, verſammelt die Fiſche.

Es mag mit dieſen Proben bewenden; ſie zeigen nur eine Abirrung des Verſtandes in das Gebiet des Sinnloſen, das ſich im germaniſchen Cult und Glauben in ſolcher Weiſe nicht findet.

Thierreich.

Wenden wir uns zur Thierwelt, ſo begegnen wir in ihr dem altheidniſchen und ſpäteren Mythus in zwei Gruppen, in der der Fabelthiere und der der wirklichen. Es dürfte ſchwer zu ermitteln ſein, wie weit und in wie fern den alten Germanen Kunde innegewohnt habe von den Fabelthieren, von denen aus der antiken Welt und dem Orient den deutſchen Völkern erſt Kenntniß geworden. Sie leben und weben ungleich mehr im Mittelalter, als in den Nordlandsmythen, wenn wir die Weltſchlange Yormungandur, den Feuerwolf Fenrir und die Drachen ausnehmen, die durch die Mythenkreiſe aller Völker der Erde ziehen. Der deutſche Mythus kannte keine Flügelpferde, keine Sphinxe, Harpyen, Stymphaliden, Chimären, Hydren, Pythonen und fiſchſchwänzige Seeroſſe. Wie alt die Sage vom Baſiliſk, der beim Hahn zu erwähnen iſt, hinaufreicht, ſcheint noch nicht völlig erforſcht; uns ſcheint wahrſcheinlich, daß die byzantiniſche Kunſt und Architektur zuerſt die Baſiliskengeſtalt, einer antiken Stymphalide nachgebildet, in Deutſchland einführte, und ſonach die Mythe ſich ſpäter ausbildete. Gleiches dürfte mit den Greifen der Fall geweſen ſein; die Mären und Mythen von ihnen treten erſt im Mittelalter auf. Wichtiger tritt der Drache und Lintwurm in den Vorgrund, und beide ſind als Fabelthiere von der einfachen Schlange zu ſondern, denn geflügelte Schlangen hat und hatte die Naturgeſchichte niemals aufzuweiſen; jedenfalls gaben vorweltliche Reptile mit Hautflügeln, Saurier und andere Ungethüme, den Glauben an Drachenſagen frühzeitig in die Hand. Der Lint-, nicht Lind-Wurm (Glanzwurm) lag auf dem Golde, davon er leuchtend ward; auch er war, obſchon ungeflügelt, nicht ſimple Schlange, ſondern mythiſches Geſchöpf höherer Art. In der Edda iſt's der Rieſe Faſnir, der als Lintwurm über dem Goldhort hütend liegt, daher ſind Drachen geizig und haben das Schimpfwort Geizdrache hervorgerufen; dieſer Begriff ſteigerte ſich ſtufenweiſe noch höher bis zum Gift, zum Geifer, zum Feuerausſpeien. Der höchſte Zorn ſpeit Feuer und Flamme, Gift und Galle. Götter und Helden hatten die Aufgabe, die Drachen zu beſiegen. Des Drachen Herz verſpeiſt, ließ die Sprache der Thiere verſtehen; ſein flüſſiges Fett auf die nackte Haut geſtrichen, machte dieſe hörnen, wie der Drache ſelbſt war, daher der hörnene Siegfried, nicht der gehörnte. Die chriſtliche Mythe trug den apokalyptiſchen Drachen, den der Erzengel bewältigte, zur heidniſchen und wußte beide zu vereinigen, wie ſie ſchon die hebräiſche Drachenmythe willig angenommen hatte. Es würde zu weit führen, hier den Nachweis zu verſuchen, an welchen der zahlreichen Schriftſtellen das alte Teſtament unter dem Ausdruck Drachen blos Schlangen verſtand. Oft überſetzte Luther auch Drache, was im Grundtext und in der Vulgata nicht Drakon und Draco heißt, z. B. Klagelieder Jeremiä 3, 4: „Die Drachen reichen die Brüſte den Jungen, und ſäugen ſie.“ Hier hat die Vulgata Lamiae, was ganz im Dunkel läßt. Selten werden ſich die Alten die Drachen als Säugethiere gedacht haben. Die Offenbarung nennt nun den großen Drachen, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas. Schon zu Jeruſalem war vor einem Thore ein Drachenbrunnen, wie wir deren in Deutſchland noch zahlreiche haben, z. B. bei Meiningen gleich Drachenberg, Drachenbrunnen und Drachengraben bei einander, Drachenfels am Rhein, Drachenhöhlen in Ungarn u. a. m. Im Drachenhaupte wurde der Stein Draconites gefunden, der allem Gifte widerſtehen und alle Feinde dem überwinden half, der den Stein dem noch lebenden Drachen nahm.

Lenken wir von den mythiſchen und Fabelthieren den Blick dem zum Theil noch fortlebenden Thieraberglauben zu, ſo tritt deſſen eine reiche Fülle entgegen, zuſammengefloſſen aus Orient und Occident, doch des Einheimiſchen ungleich mehr als des Fremdländiſchen. Man darf wol annehmen, daß kaum ein anderes Volk ſo tiefe Blicke in die Geheimniſſe der Thierwelt gethan, als das deutſche, weil ihm eben ein ſinniges Einleben in die Natur überhaupt eigen iſt. Und wenn auch viel vom ſcandinaviſchen Mythus verhallte, wenn im Bewußtſein unſers Volkes außer dem, was Schrift und Lehre aufs Neue davon hineinzutragen bemüht iſt, faſt keine Erinnerung mehr lebt an den Wolf Fenrir, an den Wolf Odins und ſeine Raben, an die Hirſche und Eichhörnchen, die durch die Aeſte und das Gezweig der Eſche Ygdraſil jagen, an Odins Roß Sleipnir u. ſ. w., ſo iſt doch Vieles noch lebendig, was nach der Zeiten Frühe weit hinauf deutet. Auch hier war die Heilkunde nicht ohne Einfluß; vieler Glaube an wunderbar arzneiliche oder ſympathetiſche Wirkung von Stoffen aus der Thierwelt ging von ihr aus. Ein Becher aus dem Horne des Rhinozeros entfernte alles Gift, das möglicherweiſe dem Weine beigemiſcht ſein konnte. Das Einhorn, der Stoßzahn des Narwalls, den Alten aber das Horn jenes mythiſchen Thieres, das als Keuſchheitſymbol galt, ward außerordentlich hoch geſchätzt; Fürſten und Fürſtinnen machten es einander zum werthen Geſchenk, es galt als Specificum gegen alles Gebreſt und Wehthum; ebenſo diente die geraſpelte und gepulverte Klaue des Elchs, Elenns, gegen die fallende Sucht; der Zahn eines unbekannten Thieres, Gena geheißen, unter die Zunge genommen, verlieh die Gabe der Weiſſagung. Verſteinerte Haifiſchzähne wurden in Gold oder Silber gefaßt und als Amulette und

Schutzmittel getragen; ſie hießen häufig Teufelszähne, und der Teufel konnte auf den keinen Zahn haben, der ſchon einen Zahn von ihm, in eherne Bande geſchlagen, bei ſich trug. Junge Fohlenzähne wurden auch gefaßt und umgehängt, ebenſo Hirſchzähne, und als Amulette getragen.

Pferde, der ganzen Nation lieb und werth, die edelſten, ſchönſten und kräftigſten Thiere neben den Hirſchen, wurden frühzeitig den Göttern, Geiſtern und Helden zugeſellt. Auf weißen Roſſen reiten die Prinzeſſin Tochter des Rothbart und ihre dienenden Fräulein Nachts um den Kiffhäuſer; weiße und ſchwarze Roſſe ſpuken mit und ohne Reiter an unzähligen unheimlichen Stellen, darunter viele dreibeinige, die dann dem Teufel gehören. Auf ſchwarzen Roſſen brauſt der wilde Heereszug durch die Nacht. Der Wode reitet nach verſchiedenen Sagen auf einem großen weißen (dem heiligen) Pferde, 24 Hunde folgen ihm. König Abel reitet auf kleinem Pferde um das Danewerk, ihm folgen zehn weiße Hunde (D. Sagenb. 177. 178). Schwäbiſche Sagen wiſſen viel von Schimmelreitern zu erzählen (a. a. O. 915. 916), und Schimmel ziehen auch den großen Heerwagen des „Wuota“ (daſ. 918). Auch einen Schutzpatron haben die Pferde, es iſt St. Coloman, der heilige Martyrer (daſ. 954). In Sagen treten vielfach Pferde auf; eine Kölner und eine Schweinfurter Sage laſſen Männer, deren Frauen aus dem Grabe lebend zurückkehren, an dieſer Kunde zweifeln. „So wenig die Pferde aus dem Boden ſchauen, ſo wenig“ ꝛc. Da trabt und trampelt es die Treppen hinauf, und die Pferde ſchauen von oben nieder (D. Sagenb. 117. 818). Aus einem Pfuhl bei Daſſel kam ein geſpenſtiges Pferd hervor (daſ. 298); dagegen mußte ein Bauer des Teufels feuerſchnaubendes Pferd halten, als jener ſein Bad auf dem Schneekopf beſuchte (a. a. O. 492). Dem Pferde des Grafen von Klettenberg (daſ. 397) entfallen beim freveln Ritt in das Gotteshaus die vier Eiſen von den Hufen, und werden noch lange nachher gezeigt. Des kühnen Eppelein von Geilingen Pferd läßt beim gewaltigen Sprunge mit ſeinem Reiter von der Nürnberger Feſte die Hufſpur im Mauerkranze der Burg zurück, wie jenes Pferd der Rieſentochter die namengebende Roßtrappe. An dieſe Sprungſagen reiht ſich die vom Giebichenſtein, da heißt des kühnen Springers ſchneeweißes Roß der Schwan, und trägt ihn treu nach der ſichern Ferne. Auch Eppelein von Geilingen ſpringt ſammt dem Roß zu Geilnau bei Rothenburg am Main ſich rettend in den Strom, und wird ſeinen Verfolgern von dem unſchätzbaren Roß enttragen, das dieſer endlich mit Schmerzen tödten muß, wie in der burgundiſchen Sage Held Reinold ſeinen treuen Bayard, der auch bei Lüttich ein Hufeszeichen in den Fels trat und im Ardennerwalde annoch ſpukend erſcheint und am Johannistage wiehert. Nahm doch das Dorf Berthem das nämliche Roß in ſein Wappenſchild, wie die alten Saſſen das Roß ihres unſterblichen Wittekind auf Schilde malten. Das Aufſtecken von Roſſeshäuptern auf Häuſer und die Form geſchnitzter vorragender Giebelbreter an Gehöften Norddeutſchlands ſcheint auch auf alten Mythus hinzudeuten. Auch der Berggeiſt Rübezahl liebte die Pferde und pflegte ſechsſpännig mit ſtattlichen Schimmeln zu fahren (D. Sagenb. 643). Immer waltet das weiße Pferd vor, und es iſt ein nicht unbedeutender Zug einer Schildſage, daß das alte Sachſenroß als Heerſchild vor Wittekinds Taufe ſchwarz geweſen, dann aber in ein weißes umgewandelt worden ſei. Heidenthum Nacht-, Chriſtenthum Tagfarbe.

Rinderverehrung tritt von Seiten unſerer heidniſchen

Vorfahren etwas minder in den Vorgrund; im ſcandinaviſchen Norden brachte ſchon die Edda die Kuh Audhumla in die Kosmogonie, und ſchwediſche Sagen gedenken heiliger Kühe. Auch vor den Wagen der rügiſchen Herda (Nerthus) waren Kühe geſpannt, die ihn zogen. Die Milch von kohlſchwarzen Kühen gilt für zauberkräftig. Den Ochſen nahm der chriſtliche Mythus als apokalyptiſches Thier auf und geſellte ihn auf Bildniſſen, als Attribut gleichſam, dem Evangeliſten Lucas. Von ſpukenden Kühen melden deutſche Sagen kaum, wol aber von Eſeln, vier- und dreibeinigen, unter denen der ſogenannte Viereſel hervorragt, der, der antiken Empuſa gleich, den Leuten ſich aufhockt und ſich von ihnen eine Strecke tragen läßt, bis ſie umſinken. Da wird dann Mancher liegend funden, und Keiner weiß, daß der Viereſel ſchuld iſt, der ihn geritten. Die vielen örtlichen Sagen von Hirſchſprüngen mögen wol alle in Jägerüberlieferungen wurzeln, doch hat unter andern der goldene Hirſch, den die Sage in einer Bergwand beim Dorfe Goldlauter ſtehen und der Erlöſung harren läßt (D. Sagenb. 494), poetiſch mythiſchen Anklang, und ebenſo jener Hirſch in der Legende von St. Hubertus, wie der, welcher dem Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg auf der Köpenicker Heide erſchien (D. Sagenb. 359). Haſen werden auch häufig als Spukthiere genannt, ebenfalls am liebſten dreibeinige, wo nicht achtbeinige, die ſich auf die vier oberen Beine werfen, wenn die vier unteren ſich müde gelaufen haben. Wem früh nüchtern ein Haſe über den Weg läuft, hat kein Glück. Wer Haſenfüße mit Haſenſchmalz beſtreicht und zum Kopf einer Droſſel thut, wird von Kühnheit bewegt, aller Todesfurcht bar, — und hängt er das an ſeinen linken Arm, ſo kann er getroſt zur Schlacht ziehen, er kommt unverſehrt wieder. Wird aber zu dieſen beiden noch ein Wieſelherz gethan, und alles Dreies einem Hunde gegeben, der bellt ſeine Lebtage nicht mehr, auch dann nicht, wenn er geſchlagen würde. Wer ein noch zuckendes Wieſelherz verſchlingt, der wird kundig künftiger Dinge und kann ſie offenbaren. Ein Hund aber, der vom Wieſel Herz, Augen und Zunge frißt, verliert ebenfalls die Stimme. Hunde ſpuken häufig, beſonders ſchwarze, und letztere ſind insgemein hölliſche Diener der Teufelsbündner. Nach allbekannten Sagen hatten Doctor Fauſt, Cornelius Agrippa, Jan von Nivelle und andere Magier ihre Zauberhunde, verkappte Höllengeiſter. Oft auch läßt die Sage Gottesläugner, ſolche Teufelsbündner oder tyranniſche Menſchenquäler in Hunde verwandeln. Hunde können Geiſter ſehen. Wer junge Hunde und Katzen zum Erſäufen fortträgt und erſäuft, verträgt ſich ſein Glück — ein ethiſcher Zug des Volksglaubens. Mit Katzen war Freia's Wagen beſpannt; Katzen und Wieſel ſoll man nicht tödten. Die Sympathie und das Mitleid für erſtere geht beim ſchönen Geſchlecht erſtaunlich weit; es iſt uns ſelbſt begegnet, daß zur Schonung der Singvögel in Fallen gefangene Katzen heimlich durch Weibsleute befreit wurden, ehe das unerbittliche Verhängniß, ſtatt ihrer Opfer ſelbſt geopfert zu werden, ſie traf. Daß Hexen ſich in Katzen verwandeln, iſt allbekannt. Katzen halten am Tage und des Nachts beſondere Tänze (D. Sagenb. 421 u. 571). Das Ohr einer ſchwarzen Katze in der Milch einer ſchwarzen Kuh geſotten, und dann als Däumling an den Finger geſteckt, macht unſichtbar.

Der Löwe konnte naturgemäß erſt ſpät in deutſche Sagenkreiſe eintreten, that es aber in der Mär von Heinrich dem Löwen gleich in ſehr bedeutſamer Weiſe. Man hielt überall den König der Thiere hoch, pflegte ſein in

Thiergärten und abgeſperrten Höfen, und wandte Theile von ihm zu ſympathetiſchem Gebrauche an. Gürtel aus Löwenhaut geſchnitten begabten mit Furchtloſigkeit; Löwenfleiſch oder Urin befreiten vom viertägigen oder vom kalten Fieber. Wer ein Löwenauge unter der Achſel trug, vor dem flohen alle Thiere mit zur Erde geſenktem Haupt weit von dannen. Vom Bären, der den alten Deutſchen vor dem Löwen als der Thiere König galt, blieb wenig Mythiſches haften; doch laſſen Sage und Märe Prinzen und Prinzeſſinnen in Bären und Bärinnen verwandelt werden. Deſto länger blieb des Bären Fett officinell und wird vom Volke in den Apotheken noch heute verlangt, wie das Fett des Dachſes. Wer Dachsfüße bei ſich trägt, bleibt von Jedermann unbekümmert, vielmehr geehrt und gefürchtet. Des Dachſes rechtes Auge in eines Wolfes Haut gewickelt und bei ſich getragen, oder auch Leder von der Dachshaut, erregt dem Träger Wohlgefallen und gnadenreiche Gunſt bei Hohen und Niederen. Eine Sage (D. Sagenb. 633) läßt Bären ſo mit dem Teufel anbinden, daß er ihnen weichen muß und den Müller, in deſſen Stall er hauſte, und der jene aufgenommen, fragte: ob die großen wilden Katzen noch im Stalle wären? Ja. — So ſei er ausgebiſſen.

Der Wolf hat manche Betheiligung bei Mythe, Märe und Sage, wie ihn ſammt dem Fuchs auch die Thierfabel gern in ihr Bereich zieht, und das Kindermärchen viel Grauelndes von ihm und über ihn beibringt. Durch beider Thiere ſagenhafte Auffaſſung blicken viele humoriſtiſche Züge, daher konnten die großen Bücher über Renard und unſer treffliches deutſches Thierepos Reinecke Fuchs entſtehen, in welchem ja der Wolf mit eine Hauptrolle ſpielt. Wir kommen bei der Thierſage ausführlicher auf beide Thiere zurück. Schaurig miſcht ſich zum Wolfsnamen der Wer- oder

Wärwolf, der in einen Wolf ſich verwandelnde mordſüc
tige Menſch. Wie ſehr die Sage, einmal zum Mittel d
Verwandlung greifend, auf dieſer fortbaute, zeigt re
lebhaft ein Beiſpiel im D. Sagenb. 320, wo der verfol
Wärwolf wieder Menſchengeſtalt annimmt, um Schenu
flieht, dann in einen Dornſtrauch ſich verkehrt, und wied
zum Menſchen, und zuletzt wieder zum Wolfe wird, u
wo ein „Wärwolfſtein" als Sagenzeuge an ihn erinnert

Der Eber, einſt dem nordiſchen Gotte Freir heil
lieferte der alten Heilkunde auch ſein Fett in ihren A
neiſchatz; ſein Name blieb dauernd an Kräutern und W
zeln haften, was immer nach dem Alterthume hinten
und gar eine eigene Verbindung vor Augen legt, in wel
die Vorfahren die Pflanzenwelt mit der Thierwelt u
umgekehrt brachten. Daſſelbe gilt auch vom Bock. Th
Wagen war mit Böcken beſpannt; auf Böcken und Wöl
ritten die Hexen zu ihren Tänzen und nächtlichen Orgi
Ein Holzſchnitt eines der älteſten Bücher über die Hex
De lamiis et phitonicis mulieribus, zeigt eine auf ein
Wolf reitende Hexe, eine zweite fährt auf der Gabel
einem Eſelshaupt, dem Galan auf dem Schooße ſitze
der einen Geier- oder Hahnenkopf rücklings nach ei
jungen Dirnlein wendet, das mit einem Hundskopf ſich
ſeinen Gürtel und an die Gabel klammert. Vom Bo
blut wurde viel fabulirt; mit Eſſig gemiſcht ſollte es G
erweichen. Man tränkte Böcke mit ſtarkem Steinwein,
ein Mittel gegen die Steinkrankheit zu gewinnen.

Schweine, welche Reiſenden begegnen, prophezei
ungaſtliche Aufnahme, oder Verdruß und Streit im V
folg der Reiſe, **Schafe** dagegen gaſtliche und Vergnü

Vom **Eichhörnchen** oder Eichkätzchen die K
ſammt Nägeln gebrannt und einem Pferde davon gegr

macht, daß das Pferd ganzer drei Tage nicht frißt. Wenn man Eichhörnchenblut in Waſſer tropfen läßt, entſteht eine Zeitlang ein grauſamer Donner.

Des **Maulwurfs** Füße in ein Lorbeerblatt gewickelt und in eines Pferdes Ohr gelegt, treibt das Pferd zu furchtſamer Flucht. In ein Vogelneſt mit Eiern es gethan, urſacht, daß Vögel verſchiedener Art aus den Eiern ſchlüpfen. Ein Maulwurfsfuß, abgebiſſen und dem Kinde angehängt, macht es bald reden lernen.

Die **Maus**, das kleinſte Säugethier, erſcheint nicht ſelten in Sagen und Märchen. Sehr unheimlicher Art iſt die Sage vom rothen Mäuſelein (D. Sagenb. 537), die an jene Stelle in Goethe's Fauſt erinnert:

„Ach mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde."

Traulicher erſcheint die Sage von der **Goldmaus** (a. a. O. 669), die einen armen Krämer reich machte. Das rechte Auge einer **Fledermaus** unter dem rechten Fuße getragen, verleiht Unſichtbarkeit.

Mehr Vorliebe noch als zu den Säugethieren hatten die Alten zu den Vögeln, vor Allem war es deren Flugkraft und zum Theil melodiſche Stimme. Achteten doch ihrer ſchon die Römer in ihren Augurien. Man fütterte ſie da und dort, wie man noch heute gern thut, im Freien; ſchon Mechtild, Kaiſer Otto's I. Gemahlin, ſoll dies gethan haben; allbekannt iſt des Minneſingers Walter von der Vogelweide letztwillige Beſtimmung; auch wurden im Lob und Preis der „vogelin" die Minneſinger nimmer müde. Verwandlung in Vögel erwähnt die Sage nicht ſelten; man denke an die **Schwanjungfrauen**, deren Hemden und Schleier; ein myſtiſcher Schwan zog den Schwanritter an den Uferbord Nimwegens.

Der *Adler*, ſchon den Alten und auch den hebräiſchen Dichtern ein gefeierter Vogel, trug die Adlerſteine in ſein Neſt. Adlerhirn mit dem Saft eines gewiſſen Krautes gemiſcht und genoſſen, ſollte Streitſucht wecken. An Adlerfedern geht keine Motte. Adlerklauen und Schnäbel werden in nordiſchen Gegenden als Amulette getragen. Der *Gabelweihe*, Falco Milvus, wurden die Eigenſchaften beigelegt, daß ihr Kopf, auf der Bruſt getragen, Liebe, Gunſt und Gnade verleihe. Man findet auch einen Stein in ihm; wenn dieſer in eine Speiſe gethan wird, von de zwei Feinde eſſen, ſo erweckt er ihre Verſöhnung.

Der *Sperber* genoß bei den alten Böhmen faſt göttlicher Verehrung. Die *Eule* iſt ſchon als Nachtthier vo mythiſchem Anhauch umweht. Wer der Eule rechten Fu und ihr Herz einem Schlafenden auflegt, wird von dieſem auf jede Frage Antwort erhalten und alle ſeine Heimlichkeiten erfahren. Wer das Eulenherz unter der Achſel trägt den bellt kein Hund an; wo aber Herz und Fuß zuſammen an einen Baum gehängt wird, da ſammeln ſich al Vögel, als ſäße die Eule leibhaftig ſelber darauf. I Eulengeſtalt fliegt die Tud-Oſel der Sage mit dem wilde Heere, in eine Eule wurde dieſe alte garſtige Plärr-Nonn verwandelt (D. Sagenb. 317). Die Schleiereule iſt de ſchaurige Vogel Kreideweiß; ihr Erſcheinen bedeutet nicht Gutes, aber den Kalmücken iſt ſie heilig. Der kleine Kau Stryx passerina, iſt Todtenhuhn, Leichenhuhn; ſein weinerliches widerwärtiges Geſchrei ſetzt oft Abergläubiſche i Furcht und Schrecken.

Vor vielen andern Vögeln hat der *Specht* mythiſch Beziehung. Seiner ſchönen Begabung, die Springwu aufzufinden und beizutragen, wurde ſchon gedacht. Er wa bereits den Völkern des claſſiſchen Alterthums ein heilig

Vogel, war dem Mars geweiht, weiſſagte, trug für Romulus und Remus Speiſe herbei, als die Wölfin ſie beide entwöhnt hatte, und war eigentlich ein in den Vogel verwandelter Abkömmling Saturns. Er heißt Bienenwolf, weil er den Bienen gern nachſtellt und viele vertilgt. Man nennt ihn auch Gertrudsvogel und hat eine legendenartige Märe über ihn, die in eine Metamorphoſe ausläuft. Da der Specht Picus, die Elſter Pica hieß, ſo nannte man ſie ſeine Schweſter, und die Sage legte ihr mindeſtens eine verwandtſchaftliche Eigenſchaft bei; wie der Specht die ſchätzebringende Springwurz beiträgt, ſo macht das Auge der Elſter den, der es bei ſich trägt, unſichtbar; der darf daher nur hingehen und nehmen, wo es etwas zuzulangen giebt. Das deutet nun wieder nach dem Wiedehopf hin; dieſer hat in ſeinem Neſte einen Stein, der heißt Quirini, der auch wieder die Eigenſchaft hat, daß, wenn er unter das Haupt eines Schlafenden gelegt wird, dieſer Alles ausplaudern muß, und angeben, wo er ſeinen Schatz verborgen hält. Wiedehopfaugen bei ſich getragen, verleihen Gunſt und ſichertreffende Schützengabe. Vor Gericht damit getreten, das Wiedehopfsauge auf der Bruſt, macht Proceſſe gewinnen und alle Feinde friedlichem Vergleiche geneigt. Ein Wiedehopfkopf im Säckel getragen, hemmt allen Betrug von Kaufleuten. Bei Herzweh das Herz des Wiedehopfs warm gegeſſen, heilt jenes; Wiedehopffedern in einem Tüchlein auf den Kopf gebunden, heilen den Kopfſchmerz; ſein Blut, auf den Puls gelegt, macht angenehme Träume. Kann man mehr von einem Wiedehopf verlangen? Und zum Dank für dieſe trefflichen Gaben wird der gute Vogel Kukukslakei, Kukuksküſter geſcholten, und Claudius-Asmus ſingt von ihm, daß er mit dem Kukuk, vulgo dem Teufel, auf dem Blocksberg die Kreuz und Quer tanze. Der

Kukuk, obſchon vorzugsweiſe beliebter Frühlingsprophet, iſt doch als „ſchlimmer Gauch“ verrufen. Sein erſter Ruf prophezeit den Fragenden ihre noch zurückzulegenden Lebensjahre; wer ihn zum erſten Male hört, muß in ſeiner Taſche das Geld ſchütteln, daß es klingelt, ſo hat er Geld das ganze Jahr. Hat er kein Geld bei ſich, ſo leidet er Mangel daran, bis der Kukuk aufs Neue ſchreit. Ein hübſches Thiermärchen zeigt ihn als geizigen Bäcker, der den Armen den Brodteig bezupft, und läßt jenen in den Vogel verwandelt werden. Ruft der Kukuk noch nach Johannis, ſo ſoll es Theuerung zu bedeuten haben. Man ſagt, der Kukuk könne nicht eher rufen, bis er ein Vogelei gefreſſen habe, eine Eigenſchaft, die er mit vielen menſchlichen Sängern theilt, indeß machen ſeine Eierangelegenheiten ihm vor allen andern Vögeln den ſchlimmſten Ruf; ſein Erſcheinen bedeutet wenig Gutes, er iſt der privilegirte Hanreimacher; er iſt nicht immer Kukuk, er iſt bisweilen Raubvogel, der unliebe Nebenbuhler heißt in Deutſchland wie in der Schweiz Kukuk, Gugſch; ſchon ſein alter Name Gauch hat übelanrüchigen Klang. Man nennt ihn, wie Claudius im Liede, ſogar ſtatt des Teufels, um nur dieſen nicht ſelbſt zu nennen; man möchte zum Kukuk fahren, des Kukuks werden, weiß der Kukuk, hole dich der Kukuk! Wo hat dich der Kukuk? Wo zum Kukuk bleibſt du? Der Cicadenſchaum, der auch Hexenſpeichel heißt, wird nicht minder Kukuksſpeichel genannt, was nicht ſchmeichelhaft für den Vogel iſt; mehr als ein Dutzend Pflanzen heißen nach ihm.

Ein ungleich beliebterer Frühlingsprophet iſt der Pfingſtvogel, der Witwal, Weihrauch, Pirol. Wenn er ſich zeigt und ſein jauchzendes Wülo! Wülo! Hidaheia! in die Frühlingslüfte flötet, ſoll kein Froſt mehr kommen.

Der Rabe, der uns gleich an die Raben Odins, Huginn und Muninn, mahnt und durch ſchöne Geſtalt, nachtdunkle Farbe, erſtaunlich hohes Alter und endlich ſogar Redegabe ſich auszeichnet, mußte früh des Volkes Aufmerkſamkeit ſich zulenken. In einem Kindermärchen deuten Raben dem Blinden das Mittel an, wieder ſehend zu werden. Seltſam klingt die Kunde, daß, wenn eines Raben Ei gekocht und dann wieder zu den andern Eiern gelegt würde, der Rabe nach einer Inſel des rothen Meeres fliege und von dort einen Stein hole, mit dem er das gekochte Ei berühre, davon werde es wieder roh und lauter. Wer nun dieſen Stein erlangen konnte, der mußte ihn in einen Ring faſſen und in ein Lorbeerblatt wickeln. Wer damit berührt wurde, wenn er in Ketten ſaß, dem ſprangen die Bande und fielen ab von ihm, und eine verſchloſſene Thüre damit berührt, die ſprang auf. Hier iſt nahe Verwandtſchaft zur Springwurz, und Manches deutet nach dem Oriente und dem Schamir Salomo's hin. Wer dieſen Stein in den Mund nahm, verſtand die Sprache der Vögel gleich Jenem, der von der weißen Schlange aß. Um die Prophetengabe des Raben zu erlangen, wurden ſein Herz und ſeine Eingeweide gegeſſen.

Der **Heher** führt die menſchlichen Eigennamen **Markolfus** und **Markward**, gewiß nicht ohne eigenthümliche Beziehungen, die uns aber zur Zeit noch dunkel ſind.

Der **Wendehals** ſpielt nur als Jynx der antiken Mythe ſeine Rolle, in Deutſchland heißt er Natterwindel, weil die Verdrehungen und Beugungen ſeines langen Halſes äußerſt an die einer Schlange mahnen.

Das Blut der **Spechtmeiſe**, Sitta europaea, ſoll ſo giftig ſein, daß Pfeile, deren Spitzen in daſſelbe getaucht ſind, jedes Thier tödten. Die **Meiſen** überhaupt galten in alten Zeiten für unverletzlich, auf ihre Tödtung war harte Buße gelegt. Im Spaniſchen heißt die Meiſe Cid, Herr.

Der Eisvogel, deſſen Geſieder mongoliſchen Völkern als Liebeszauber dient, wird in deutſchen Gegenden todt an Fäden aufgehangen, und aus ſeinem Drehen prophezeit man dann das Wetter. Kreuzſchnäbel werden in den Zug gehängt, und ziehen dadurch ſympathetiſch das meiſt vom Zug entſtandene Rheuma der Menſchen an, ſelbſt Gicht und Podagra. Lieblich klingt die ſpätere Mythe, daß dieſer Vogel ſich bemüht habe, mit ſeinem ſchwachen Schnabel die Nägel aus Chriſti Kreuz zu ziehen, davon ſei ihm der Schnabel ſo krumm geworden, und zum Gedächtniß deſſen ſei nun ſtets der Schnabel gekreuzt geblieben.

Mit dem Unrath des Sperlings wurde Jägerzauber geübt. Er mußte unter den ausgeſchnittenen Raſen des Fußtrittes gelegt werden, wenn der Schütze nichts treffen ſollte.

Vom Flachsfink, Fringilla linaria, geht die wunderliche Mär, daß er nur im Sommer Vogel ſei, Winters aber ſich in eine Maus verwandle. Das Neſt des Zeiſigs ſoll unſichtbar ſein, auch ſoll nach der Sage der Alten eine Antipathie beſtehen zwiſchen dem Geſchlecht der Zeiſige und dem der Eſel; aus welchen Gründen, iſt dunkel. Staarenfleiſch galt für heilkräftig, nach dem Fette des Waſſerſtaars ſtrebten die Jäger zu magiſchem Gebrauch, auch ſollte es die beſte Froſtſalbe abgeben, doch liefern Waſſerſtaare des Fettes ungemein wenig.

Droſſeln waren dem Glauben der Alten wichtig. Nur der in ihrem Leibe getragene Miſtelſame erwuchs aufs Neue zu jenem myſtiſchen Gewächſe. Die Federn vom rechten Flügel einer Droſſel an einem neuen noch ungebrauchten rothen Faden mitten in das Haus gehängt, hält alle Bewohner ſelbſt wider deren Willen wach. Dieſe Federn in Waſſer getaucht, dann mit dem Blute eines Wiedehopfs bethaut und die Schläſe damit beſtrichen, kann

Jemand bis auf den Tod erkranken machen. Das hübſche Kindermärchen vom verwunſchenen Prinzen Droſſelbart knüpft ſich an die Steindroſſel, Turdus saxatilis.

Einer Nachtigal Herz und Zunge unter dem rechten Fuße getragen, macht unſichtbar.

Das Rothkehlchen iſt von Mythe und Sage gefeit und geweiht. Wer deſſen Neſt zerſtört, hat zu gewärtigen, daß das Wetter in ſein Haus ſchlage und es zerſtöre. Möglich, daß Rothkehlchen und Rothſchwänzchen, die vorzugsweiſe gern in Gärten und letztere auch in Häuſer bauen, wegen ihrer rothen Farbe dem Donnergotte heilig waren. Wer des Hausröthleins Neſt ausnimmt, deß Kühe bekommen das Blutharnen oder geben rothe Milch. Rothkehlchen tragen, nach alter Märe, Erſchlagenen Blumen auf das Angeſicht, damit der Menſchen grauſe Schuld zuzudecken.

Bachſtelzen wurden zu Aſche verbrannt, und dieſe Aſche ſollte, mit Wein getrunken, vom Stein befreien.

Vom Zaunkönig haben wir das bekannte hübſche Thiermärchen von der Vogelrepublik, in der man gefunden hatte, daß es mit dem Republikweſen ein Unſinn und ein Unding ſei, und ein tüchtiger Herrſcher an die Spitze eines Volkes und Staates gehöre; alſo wollten die Vögel ſich einen König wählen, und der am höchſten fliege, ſollte dieſer König ſein. Da ließ ſich der kleinſte Vogel auf den Schwingen des Reihers nieder, der zuhöchſt emporflog, und hob ſich dann noch hoch über dieſen. Das ärgerte die geflügelten Republikaner, daß ſo ein winziges Kerlchen ihr König ſein wolle, und da ſchrien ſie einſtimmig: Nein, der am tiefſten fällt, ſoll unſer König werden. Da fiel Alles nieder, und der Zaunkönig fiel in ein tiefes Mauſeloch, und piepte heraus, daß er König ſei. Das ärgerte die Vögel abermals ſehr und ſie beriefen die Eule, am

Mausloch Wache zu halten, welches die Eule auch gern that. Aber da ſie ſo ſaß und wachte, litt ſie ſo viele Langeweile, daß ſie einſchlief, worauf der kleine Vogel ausſchliff, und luſtig ſein Königthum vom Zaune herab verkündete. Darüber ärgerte ſich die Eule ſchrecklich, und ſchämte ſich, ließ ſich nicht mehr am Tage vor den anderen Vögeln ſehen, und wachte nun jede Nacht, und fraß jede Maus, die aus dem Loche ſchlüpfte. Der kleine Vogel aber wurde fortan ſpöttlich Zaunkönig geheißen und der Adler wurde König.

Vom Geſchlechte der Hühner hat vor allen der Haushahn mythiſche Bedeutung. Das Feuer heißt der rothe Hahn; Einem den rothen Hahn aufs Dach ſetzen, war und iſt die bildliche Redensart für den Mordbrand. Der Hahn, da er vorzugsweiſe als Wächter und Wetterverkündiger durch ſein Krähen galt, wurde auch bildlich Wetterhahn und — ſei es auch nur als Windfahne — durch ganz Deutſchland und in allen Nachbarländern auf Thurmſpitzen oder Giebeln durch den Wind leicht drehbar angebracht. Im Haupte des verſchnittenen Hahns (Kapauns) findet ſich nach vier Jahren ein Stein, der iſt Alectorius geheißen, und weiß und durchſcheinend wie Kryſtall. Je älter aber der Hahn, je beſſer der Stein, und wird einer Bohne groß. Wer dieſen Stein beſitzt und bei ſich trägt, dem kann Niemand eine Bitte abſchlagen, auch kein Liebeswerk. Er macht gar angenehm und ſtandhaft. Unter die Zunge genommen, löſcht er den Durſt. Daher gilt überhaupt der Hahn für ein Symbol der Männlichkeit, wie die Redensart kund giebt: „der iſt ein Haupthahn.“ Wenn der Hahn ſieben Jahre alt wird, legt er ein Ei, welches eine Kröte ausbrütet, daraus kriecht dann ein ſchädlicher Unk, der wird auf griechiſch Baſiliskus (Königlein) genannt. Wer ihn anſieht, muß ſterben. Sieht aber der Baſilisk in einem Spiegel ſich ſelbſt, dann zerplatzt er. Das Huhn erſcheint in Hexenſagen als unheimlich, Teufelseier legend.

Der Storch iſt als heiliger Vogel bekannt, wie als Lenzprophet. In vielen Orten wird ihm feierlicher Empfang zu Theil. Uralter Kinderglaube iſt, daß er es ſei, der die kleinen Geſchwiſter unverhofft und unvermerkt ins Haus bringe, wo die Kinder nicht glauben, daß jene aus Brunnenſtuben geholt werden.

Kraniche und Schneegänſe treten nur durch ihr Ziehen prophetiſch auf. Was die Kraniche des Ibicus antiker Sage bewirkten, Entdeckung einer Mordthat, thut in einer deutſchen Märe das Rebhuhn und in einer Sage thun es Enten (D. Sagenb. 200).

Der Pelican dient der religiöſen Mythe als ein ſchönes Symbol der Selbſtaufopferung; ja die Alten glaubten, daß, wenn auch ſeine Jungen ſchon todt ſeien und nur ihr Herz ungebrochen, und ſein warmes Blut in der jungen Vögel Schnabel gethan würde, ſo würden ſie wieder lebend wie zuvor. Pelicanblut an eines andern Vogels Hals gehängt, macht ihn ſo lange fliegen, bis er todt niederfällt. Des Pelicans rechter Fuß in warmen Miſt drei Monate lang gelegt, erzeugt aus der Wärme einen neuen lebendigen Pelican. Hier ſtreift die Phantaſie nahe an die Phönixmythe, da ſich der Phönix in gleicher Weiſe in der warmen Aſche, in der er nach ſeiner Verbrennung nur als ein rothes Würmlein gefunden wird, verjüngt.

Die Heerſchnepfe, Himmelsziege, heißt auch Donnervogel, Wettervogel, Donnerbock, und könnte mit Thorrs Böcken in Verbindung gebracht werden.

Die Schwalbe darf man nicht verfolgen oder tödten, ſonſt regnet es vier Wochen lang. Ihr Neſtanbau an ein

Haus iſt glückbringend, daher bringt Zerſtörung ſolcher Neſter Unheil. Im Leibe der Schwalben findet ſich der rothe Schwalbenſtein, Chelidonius. Dieſen in ein reines Linnentuch oder Kalbsleder gewickelt und unter der Achſel getragen, hilft gegen langes und beſchwerliches Siechthum, gegen Irrſein, auch gegen die Schlafſucht. Auch macht der Schwalbenſtein wohlredend, und bei allen Leuten angenehm. Außer dem rothen wird auch noch ein ſchwarzer Schwalbenſtein gefunden, der bewältigt großen Zorn und hilft begonnene ſchwere Werke leichtlich vollbringen. Wenn man den Chelidonius in die Blätter des Chelidonium (Schöllkraut, Schwalbenkraut) wickelt, ſo verblendet er Andern das Geſicht. Im Auguſt ſoll die geeignetſte Zeit ſein, den Stein zu finden, und ſollen gewöhnlich der ſchwarze und der rothe in einer Schwalbe beiſammen ſein.

Tauben, und inſonderheit Lach- und Turteltauben, ſind nicht ohne mythiſche Beziehung, wie ſie dieſelbe ja ſelbſt im bibliſchen Mythus behaupten. Lachtauben ziehen, nach dem Volksglauben, gleich den Kreuzſchnäbeln, Rothlauf und Flüſſe an ſich. In Sagen zeigen Tauben Schätze an, oder den Feind, oder auch den Tod, wie ein Grabſtein zu Arnheim verkündet. (D. Sagenb. 77.) Als die Deutſchordensritter die Schlöſſer Wartenberg und Gerdauen gründeten, flogen weiße Haus-Tauben herzu, und ließen ſich, die erſten in jener Gegend, dort nieder. Turtel-Taubenherz in Wolfshaut galt als Schutzmittel gegen Unkeuſchheit. Eben ſolches Herz zu Aſche gebrannt, und dieſe auf die Eier anderer Vögel geſtreut, macht, daß dieſe nicht auskriechen; Turteltauben-Füße an einen Baum gehängt, machen dieſen unfruchtbar; ihr Blut mit dem Waſſer gemiſcht, darin ein Maulwurf geſotten, iſt gut, ſchwarze Haare, wo man dieſe entfernen will, auszutilgen, und weiße dafür wachſen zu laſſen. Gut für die Tauben, daß ſich's mit dieſem Mittel nicht umgekehrt verhält, vorausgeſetzt, es beruhe auf Wahrheit, ſonſt wäre, ſchwarzen Schnurrbärten zu Liebe, keine Turteltaube mehr ihres Lebens ſicher.

Von den Amphibien hat ohnſtreitig die Schlange die meiſte mythiſche Beziehung. In Schlangengeſtalt erſcheinen verzauberte Prinzeſſinnen und Jungfrauen, die in Schlöſſern und Burgen auf Erlöſung hoffen. Schlangenbilder mögen wol zur Verehrung aufgehängt worden ſein; häufig malte man ſie auf Schilde, häufig waren ſie in Verbindung mit Drachen Zierrath am Schmuck wie an Gebäuden. In allen Mythen und in zahlloſen Mären und Sagen ſpielen Schlangen eine Rolle; Aufzählung aller oder auch nur der meiſten könnte ein Buch füllen. Von der Weltſchlange der Nordlandsmythe bis zur kleinen Blindſchleiche herab laſſen ſich Mythen, Sagen und Mären, nicht minder auch Fabeln von Schlangen in Menge aufführen. In Deutſchland iſt es beſonders die Ringelnatter, unſere größte Schlange, die vielleicht zu den Lintwurmſagen Anlaß gab; ſie iſt der Unk, die Hausunke, und vielfach verehrt. Neben ihr hat die Sage eine weiße Schlange, deren Fleiſch gekocht und verſpeiſt, die Augen öffnet, daß ſie die brennenden Schätze in der Tiefe erblicken, und Ohren und Sinne, daß ihnen die Sprache der Vögel verſtändlich wird. Dazu kommt noch der Schlangenkönig, der ſein goldenes Krönlein ablegt, wenn er badet, und den, der es ihm raubt, in haſtiger Wuth verfolgt. Schlangen eſſen mit ſchuldloſen Kindern Milch aus einer Schüſſel, verſchmähen aber die Brocken, und vernehmen aus Kindesmund die im jemaligen Dialekt gegebene Mahnung: Iß nicht nur Brühe, iß auch Brocken! Bisweilen bringen ſolche Schlangen Krönlein mit, legen ſie ab und vergeſſen ſie. Einer Frau, die ein zu ſtillendes Kind hatte, kroch eine Schlange an die Bruſt, ſaugte ſich feſt, und ſchwoll unglaublich an; endlich löſte ein Schlangenbändiger das Ungethüm von dem Frauenbuſen los. Später zeigte ſich die Schlange dankbar, indem ſie das einſam im Walde weilende Kind gegen Ueberfälle wilder Thiere beſchützte, was ſie nicht vermocht hätte, wenn ſie nicht durch die Milch der Frau zu ſo übergewöhnlicher Größe und Stärke gelangt geweſen wäre. Schlangen tragen heilbringende Steine im Haupte, dieſer oder auch ihr Krönlein, machten deren Beſitzer nach Belieben unſichtbar.

Daß auch die Kröte einen wunderwirkenden und zauberkräftigen Stein im Haupte tragen ſoll, iſt bekannt. Wie weit ihr Name mit dem des Krodo zuſammenhängt, iſt nicht gut nachweisbar. Des Thieres häßliche Geſtalt mag die Schimpfnamen Teufelskröte und Krötenteufel auch ohne Beziehung zum angeblichen Harzgott hervorgerufen haben. Eher ſpielten Kröten in der Hexenwelt eine Rolle. Der Teufel erſchien als Kröte oder ſandte in ihrer Geſtalt ſeine dienſtbaren Geiſter. Schaurig iſt eine Sage aus der Nähe von Köln, wo eine Hexe ein Huhn hat, das eigentlich nur eine große Kröte iſt, und fort und fort, ſo lange ſie mit einer Gerte geſtupft wird, Hühnereier legt. — Zweien Knaben, die ihren Vater mißhandeln, von ihm verflucht werden und ihm wieder fluchen wollen, werden die Zungen zu giftigen Kröten. (D. Sagenb. 617.) Eigenthümlich iſt die Sage vom Krötenberg bei Landshut, der zu gewiſſen Zeiten Kröten in einer Ueberzahl gebiert, die dann einen nahen Weiher ganz erfüllen, und eine kommende reiche Aernte vorausſagen. Der Laubfroſch iſt Wetterprophet. Der Molch, Salamander, heißt auch Unk, iſt Hausgeiſt und -Gaſt, von Manchen gern geſehen, von Anderen gefürchtet.

Das Reich der Fiſche bietet wenig mythiſche Anhaltepunkte, aber doch einige. Der Schlammbeißer, Cobitis fossilis, iſt ebenfalls Wetterprophet. Im Haupte des Hechtes findet man Chriſti Marterwerkzeuge, Kreuz und Speer und Lanze, Hammer und Nägel; der Aal, der lange und Vielen als Schlange galt, bot ſich auch zu dunklen Künſten. Seinem Fette wurden arzneiliche Tugenden beigelegt. Warum die Meerbutte, Pleuronectes Hippoglossus, Heiligenbutte heißt, iſt uns nicht bekannt. Den Schleihen wurde Heilkraft, beſonders gegen Gelbſucht zugeſchrieben.

Die Inſectenwelt gewährt manche Hindeutung auf früheren Cult und Glauben, abgeſehen vom Scarabäendienſt der alten Aegyptier, die abſonderlich den Miſtkäfer verehrten und zahllos ab-, auch in Stein und Thon nachbildeten. Der Hirſchkäfer, Hirſchſchröter, Baumſchröter, vorzüglich an Eichen wohnend, heißt in ſüddeutſchen Gegenden nach J. Grimm, d. M. 167 und 656, Donnerguge, Donnerpuppe; er könnte durch Namen und Wohnung und durch den Glauben, daß er in ſeinen Hörnern glühende Kohlen trage, daher Feuerſchröter, wohl in naher Beziehung zu Thorr, dem Donnergotte, ſtehen. Der Maikäfer wurde und wird vielleicht noch da und dort als Frühlingsbote begrüßt; dem Maiwurmkäfer ſoll große arzneiliche Kraft innewohnen. Der Roßkäfer gilt als Wetteranzeiger, er und der Goldkäfer treten in Sagen auf, Kinder finden ſie in Menge, nehmen nur einige davon mit, und dieſe wenigen ſind dann in Gold verwandelt, gleich den ſo häufigen Flachsknotten der Volksſagen, die allenthalben in Deutſchland heimiſch ſind. Des Goldkäfers Larve, die ſich bisweilen in Ameiſenhaufen findet, heißt Ameiſenkönig, und gilt als Heckemännchen gleich dem Alraun. Unter die Krippen vergraben, hält er das Vieh geſund.

Vielleicht war dieſe Puppe das, was die Alten den Stein Radianus nannten, welcher entſtehen ſollte, wenn man den Kopf eines Hahnes in einen Ameiſenhaufen vergrübe. Später fände er ſich dann wieder in des Hahnen Kopf. Durch ihn ſei die Erfüllung jeder Bitte ſicher zu erlangen.

Die punktirten Sonnenkäfer (coccionella) führen den Namen Gotteskühlein, Marienkühlein, und dienen Kindern zu ſcherzhaften Orakeln.

Die Todtenuhr, eine Speckkäferart, Dermestes domesticus, war dem Aberglauben lange Zeit ſo wichtig, und iſt es wol in manchen Gegenden noch, daß man ſie förmlich zu vererben trachtete, oder auch verkaufte; die gleiche Eigenſchaft, angebliche Todtenuhr zu ſein, hat auch der Holzbohrer, Ptinus pertinax. Manche ſchreiben auch den Heimchen Vorherſagung von Sterbefällen zu, wenn ſie ihr Gezirp in Häuſern hören laſſen; doch ſinnig gab man dieſen, gern an Herdſtätten traulich wohnenden Thierchen den trauten Namen, den im Voigtlande und im Orlagau und Saalthale auch die Heimchen, die Schutzkinder der Heimchenkönigin Perchta führen. Unheimlich dagegen im hohen Grade tritt, wie ob. S. 50 ſchon erwähnt, die häßliche Verwandte dieſes zarten Thiergeſchlechts, die Werre, der Ackerkrebs, die Maulwurfsgrille auf. Auf den Flügeln der Zug-Heuſchrecken las man Strafen drohende Schriften, im räthſelhaften Schaum der kleinſten Cicaden ward Kukuks- und Hexenſpeichel erblickt. Von Schmetterlingen erſcheinen zumeiſt Todtenkopf und Trauermantel ſchreckhaft; der Todtenkopf inſonderheit ſoll Sterben anzeigen. Er ſoll nur alle ſieben Jahre vorkommen — wiederum die mythiſche, ſo häufig wiederkehrende Siebenzahl. Bienen galten immer für heilig, alte Mythen ſchon feiern ſie, laſſen ſie dem Paradies entſtammen; an wen im Schlafe eine Biene anfliegt, der iſt ein Glückskind; Bienenſchwarmanflug an ein Haus wird für gute Vorbedeutung erachtet. Bienen lieben die Eſche und den ſüßen Honigthau ihrer Blätter — und ſchon der Eſche Ygdraſil entträuft derſelbe. Reizend iſt die Sage von der Immenkapelle (D. Sagenb. 110) im Kloſter Altenberge in der ehemaligen Grafſchaft Berg, wo ein geiſtig beſchränkter Kloſterbruder, um Honig und Wachs zu mehren, eine geweihte Hoſtie in das Bienenhaus legt. Da fliegen Bienen herbei und bauen über ſie von Wachs das zierlichſte gothiſche Sacramenthäuslein, und die Thiere des Feldes nahen, und erweiſen dem Sacrament ihre Ehrfurcht.

Nicht unwichtig im Bezug auf Mythus und Aberglauben iſt der auf mitteldeutſchen und ſcandinaviſchen Gebirgskämmen heimiſche, nur ſelten zum Vorſchein kommende und der Beobachtung ſich darbietende Heerwurm, ein viele, ja zwanzig bis ſechzig Fuß weit die Erde übergleitendes Larvenheer in Geſtalt einer grauen Schlange. Die Larven gehören einer kleinen Mücke aus der Gattung Sciara an, und hängen in einer wunderbaren Weiſe aneinander, doch vermögen ſie ſich auch vom Zuge abzuſondern. Der Aberglaube erblickte im Ziehen dieſer Larven eine Vorbedeutung: zieht der Heerwurm aufwärts, ſo bedeutet es Krieg, zieht er abwärts, Friede. Andere prophezeien aus den verſchiedenen Zügen theure oder wohlfeile Zeit. Auf dem Thüringerwalde, wie auch in Schweden und Norwegen, werden dem Heerwurmzuge Kleider, Schürzen und Gürtel in den Weg gelegt, und es gilt für ein gutes Zeichen, wenn er den Weg über dieſelben hinnimmt. So muß hier die Larve einer kleinen Mücke nach dem kriegverkündenden Auszug jenes Heeres deuten, das vom Rodenſtein zum Schnellert, und erſt dann wieder zurückzieht, wenn es Friede werden will, und ſo ſchleicht ſich der von gar wenigen Menſchen mit eigenen Augen geſehene Heerwurm in den deutſchen Mythenkreis ein, während wir Viele hörten, die gar nicht an ſein wirkliches Vorhandenſein glauben wollten, ſondern die ganze Erſcheinung für eine Sage hielten, welche Erſcheinung doch naturgeſchichtlich vom höchſten Intereſſe iſt.*)

In Krebsſteinen, beim Volke fälſchlich Krebsaugen genannt, erblickt gläubige Phantaſie das Bild der Jungfrau Maria ſammt dem Kindlein. Spinnen-Begegnung am Morgen gilt für Glück bringend, am Abend das Gegentheil, Andere glauben, daß es umgekehrt ſich alſo verhalte. Ob aus der antiken Arachne-Mythe etwas im deutſchen Mythus haften geblieben? Wie ſinnig eint die deutſche Sprache des Thieres Namen mit ſeinem Thun, auf die Menſchenkunſt übertragen, und die deutſche Mythe nahm den Faden auf und bildete ihre Spinnefrau, die Holde-Bertha, die „liebe Vernunft" gleich der griechiſchen Pallas. Waldſchnecken, aber blos die ſchwarzen, heilen Kröpfe, wenn dieſe mit ihnen ſympathetiſch und ſchweigend im abnehmenden Mond beſtrichen werden. In einer indiſchen Schnecke ſoll ein Stein wachſen, den die Alten Siloptes oder Selenites nannten, welcher Liebe entzündet und Weiſſagungsgabe verleiht. Er muß am erſten Tage des Monats unter die Zunge gelegt werden, da erfährt der Menſch von ihm, ob ſeine Wünſche ſich erfüllen oder nicht, auf eine wunderbare Weiſe. Eine andere Schnecke, Lunaca genannt, ſoll einen weißen Stein im Haupte tragen, von großer arzneilicher Kraft, und das ganze Thier ſoll an ſich genoſſen, oder ſammt dem Gehäuſe zu Aſche gebrannt, und dann äußerlich gebraucht, ſich in vielen Uebeln hülfreich erweiſen.

---

*) Das Weitere kann man in unſerer Abhandlung: „Der Heerwurm, ſein Erſcheinen, ſeine Naturgeſchichte und ſeine Poeſie. Ein monographiſcher Verſuch. Mit 1 Tafel Abbildungen. Nürnberg, Fr. Kern. 1851" nachleſen.

Die rothe, weiße und ſchwarze Koralle, die den Alten, ebenſo wie der Bernſtein, als Steine galten, wurde hoch geſchätzt. Wurde letzterem beſonders herzſtärkende Kraft zugeſchrieben, ſo waren dagegen die Korallen Ungewitter ſtillend, Blut ſtillend, Narrheit vertreibend, Weisheit verleihend, daher wurden Korallen häufig gefaßt und als Amulette getragen; Seefahrende ſollten ſie gegen Stürme und Untergang ſchirmen.

So lebten den Alten die Reiche der Natur, ſo nutzten ſie ihre Gaben gläubig und dankbar, wenn auch häufig irrend, Kindern gleich, dafür aber auch mit kindlichem Gemüthe. Thiernamen in Fülle wurden Pflanzen zugetheilt. Wer gab den Pflanzen dieſe Namen? Auf jeden Fall entſtand durch das Volk dieſe Namengebung, ging aus ihm hervor, wurde nicht durch Gelehrte in daſſelbe getragen. Die Gelehrten der alten Zeit kannten wenige deutſche Namen. Als die früheſten Kräuter- und Thierbücher mit ihren oft verworrenen, zum Theil aus arabiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Namen wunderlich verderbten Benennungen im Druck erſchienen, konnte die Maſſe des Volkes ſie noch nicht faſſen, und ſein ſicherer Takt und Sinn war es faſt ausſchließlich, dem wir dieſe Namenfülle verdanken, in welcher Thier- und Pflanzenwelt ſo innig ſich ineinander ſchlingen. Was wir nachſtehend als Beiſpiele anführen, ſchließt alle und jede Benennung irgend einer Pflanze nach außerdeutſchen Thieren aus, die ſämmtlich erſt ſpäteren Urſprunges ſind.

Wir finden Adlerholz, -Kraut und -Wurz, Amſelbeere und Droſſelbeere, Bärenfenchel, -Fuß und -Klau, auch Bärentatze, -Lauch, -Röhrlein und -Traube, Bärwurz, Bärlapp, Bärklee u. ſ. w. Bockskraut, -Bart, -Dorn, -Beere, -Bohnen u. ſ. w., auch eine Bockspeterſilie, Pimpinella saxifraga. Dachskraut heißt die Hirtentaſche, Thlaspi Bursa pastoris.

Bienenhütel, -Klee und Bienenſaug ſind honigreiche Kräuter; Drachenblut heißen fünf verſchiedene deutſche Pflanzen, Drachenwurz deren drei, und dann haben wir immer noch den Drachenſchwanz, die Calla palustris, und den Drachenbaum, die Eſpe. Es giebt eine dürre Henne und eine fette Henne, und Eſelsdiſtel, -Gurke, -Kerbel, -Milch, -Möhre, -Ohren und -Peterſilie. Der Eſelskerbel heißt auch Kuhpeterlein und Eſels-Peterlein. Wir haben Fiſchkörner, -Melde und -Wurz. Fliegenblume und Fliegenſchwamm. Flohkraut, -Pfeffer und -Samen, letzterer, Plantago Psyllium, nur im ſüdlichen Deutſchland verwildert, und Spinnenkraut, Anthericum. Es giebt Froſchbiß, -Diſtel, -Eppig, -Kraut, -Lattich, -Löffel, -Pfeffer, -Wegerich und naturgemäß auch ein Froſch-Peterlein, oder zwei; das Sium latifolium und auch das Phellandrium aquaticum heißen ſo im Volksmund. Weiter findet ſich Gänſeampfer, -Blume, -Diſtel, -Fuß, -Grün, -Kohl, -Kraut (ſechs verſchiedene Pflanzen), -Kropf, -Milch, -Pappeln und -Zunge, und auch mehr als ein Gänſerich. Reich iſt der Vogel Kukuk im Pflanzenreiche vertreten; wir finden Gauch-Ampfer, -Bart, -Blume (drei Mal), -Hafer, Gauchheil (drei Mal) und -Nelke, nicht minder blaue Kukuks ohne Zuſatz zwei Mal, Ajuga und Orchis, und Kukuksblume. Geiß- und Ziegen-Bart, Geiß-Blatt, -Fuß, -Klee, -Raute, -Dill, -Tod, -Wedel u. ſ. w. Gemswurz, Habichtblume und -Kraut, letzteres ſechs

Mal verſchieden, deuten nach Berge bewohnenden Thieren. Dem häuslichen Hühnergeſchlecht danken Hahnenfuß, -Kamm, -Kopf, -Sporn, Hennenkraut (Saxifraga tridactylides, von der Form des Blattes), wie Hühnerbiß, -Dorn, -Kohl, -Kraut, -Milch, -Raute, -Schwarm, -Tod und -Wurz ihre Namen. Hahnebutten und Hahneglöckchen ſtammen von Hahn, Hagen, Hain ab. Der ſcharfe Sauerampfer, Rumex acutus, führt den ſeltſamen Thiernamen Halbpferd. Das ſcheue Haſengeſchlecht findet meiſt zu ſeiner Nahrung Haſen-Brod, -Heil, -Klee, -Kohl, -Lattich, -Löffel, -Oehrlein, -Pappel, -Pfötchen, -Riedgras, und als Leckerbiſſen den Haſenſtrauch oder Berglattich, Prenanthes purpurea, dieſelbe Pflanze, die auch dürre Henne heißt. Nach Hindinnen heißen Hinde-Beeren (Rubus Idaeus), Hindey (Hypochaeris), Hindläufte (Cichorium) und Hindfuß (Aegopodium), und der Hirſch findet ſeinen Namen in Hirſch-Brunſt, -Dorn, -Günſel, -Heil, -Holder, -Hollunder, -Klee, -Kolben, -Kohl, -Kraut, -Mangold, -Melde, -Möhren, -Peterſilie, -Trüffel, -Wurz, -Zunge u. a. wieder. Nach dem Hunde heißen Hunds-Veilchen, -Beeren, -Gras, -Kamille, -Knoblauch, -Kohl, -Melde (vier Sorten), -Raute, -Roſe, -Rübe und viele andere Kräuter; es fehlt auch nicht das unvermeidliche Hunds-Peterlein (Aethusa Cynapium); Hundszagel und Hunds-Zunge, Hunds-Tod und Hunds-Würger ſind vorhanden. Reichlich iſt für Vertretung des nützlichen Rindviehes in der Botanik geſorgt. Wir finden Rinds-Auge, Ochſen-Auge, Ochſenbrech, -Waizen und -Zunge; desgleichen Kuh-Blumen, dreierlei, -Bohnen, -Pilz, -Dille, -Kraut, -Schoten, -Waizen, -Wurz, und auch ein Kuh-Peterlein; ferner: Kalbs-Auge, -Fuß und -Naſe. Es giebt Pflanzen, welche Katzen-Eier, -Geſicht, -Käſe, -Klee (dreierlei), -Korn,

-Kraut, -Leiter, -Münze, -Neſſel, -Pfötchen, -Sterz, -Traube, -Wedel, -Wurzel, -Zahl, -Zagel und -Zügel heißen. Daß auch ein Katzen-Peterlein nicht fehlt, iſt ſelbſtverſtändlich, es iſt wieder Aethusa Cynapium; Kibitz-Blume und Kibitz-Ei iſt Zierpflanze, doch in Oeſterreich heimiſch, das Kibitzfett aber wächſt auf ſchattigen und feuchten Gebirgswieſen, es iſt die niedliche Pinguicula vulgaris. Kranich-Beere, -Kraut und -Schnabel (drei Mal), Storch-Blume und -Schnabel vertreten die hochbeinigen Sumpfvögel.

Nach den Kröten heißen mehr Pflanzen, als wir anführen möchten, es ſeien nur Kröten-Balſam, -Biß, -Neſſel und -Schwamm genannt; das Kröten-Peterlein wird auch genannt. Läuſe-Gras, -Holz, -Körner, -Samen und -Kraut (vier Mal) neben der Bettler-Laus und Wandläuſekraut; Wanzen-Kraut und Same erinnern an ſehr unholde Thiergeſchlechter; ebenſo Mäuſe-Brod, -Dorn, -Hafer, -Holz, -Oehrlein, -Schwanz und -Schwänzchen, einſchließlich des Rattenſchwanzes, Ophrys ovata. Das Schlangengeſchlecht verſchaffte die zahlreichen Namen, die mit Natter zuſammengeſetzt ſind, mindeſtens zehn, mit Otter vier, mit Viper zwei, und mit Schlange weit über ein Dutzend.

Es giebt Pferde-Ampfer, -Linſen, -Bohnen, -Gras, -Hufſchote, -Münze, -Polei, -Samen, -Schwanz, -Schweif und -Wurz, nicht minder Roß-Balſam, -Beere, -Farrn, -Fenchel, -Klette, -Kümmel, -Rippe, -Rübe, -Veilchen und -Wicken, und zwei Arten Schimmelkraut, ohne den eigentlichen Schimmel. Man kennt Rebhühnerkraut, Parietaria officinalis, Rehbinden, Clematis Vitalba, und Rehheide; ebenſo Reiher-Gras und -Schnabel. Das Schweinegeſchlecht findet Eberich, Eber-Eſche, -Kraut, -Raute und -Wurz, ingleichen Sau-Auge, -Balg, -Blume,

-Bohne, -Brod und -Diſtel, ferner noch Schweine-Pilz, -Melde, -Rüſſel und -Salat. Schade, daß kein Sau-Peterlein dabei iſt! Es giebt Schaf-Ampfer, -Garbe, -Kerbel, -Kraut, -Linſen, -Müller, -Rapunzel, -Rippe, -Scabioſe, -Schwingel, -Weide und -Zunge. Schwalbenkraut und Schwalbenwurz leiten uns wieder zum Geſchlecht der Vögel; es giebt Sperlingskraut und Vogel-Beere, Vogel-Fuß, -Heu, -Hirſe, -Kirſche, -Meier, -Miere, -Milch, -Neſt, -Wicke (fünferlei), -Wurz, -Zunge und -Tod. Vogelkraut heißen ſieben verſchiedene Pflanzen. Auch ein Wieſenkukuk iſt noch aufzuführen, die Orchis latifolia. Zuletzt kommt noch der Wolf erſt unmittelbar, denn die Nardus stricta heißt ſo, dann noch mit Wolfs-Bart, -Baſt, -Beere, -Bohne, -Dorn, -Fuß, -Gerſte, -Giſt, -Klauen, -Kraut, -Milch, -Schote, -Trapp und -Wurz, letztere vier Mal, und die Ziege, welche der Wolf zu freſſen liebt, macht mit Ziegen-Bein, -Dill, -Holz und -Tod, Aconitum Napellus, den Beſchluß.

Wir dürfen indeß den ganzen naturhiſtoriſchen Mythenkreis in Gedanken nochmals durchgehen, ſo finden wir die Mythe in den Pflanzennamen am meiſten mit vertreten; neben den oben angeführten heidniſchen Nachklängen finden wir Gott, Chriſtus, Maria, Engel, wie bibliſche und Heiligennamen in Fülle mit der Pflanzenwelt verbunden, finden auch Pfaffen, Mönche und Nonnen mit ihr geſellt; Druden und Hexen, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Elemente begegnen da. Wir finden Gottesgabe, -Hülfe und -Gnade (zwei Mal), finden eine Jehovablume, eine Jeſus Chriſtwurzel, Chriſtauge, -Blume, -Dorn und -Thränen; auch eine Dreifaltigkeitsblume und Heiligegeiſtwurz. Nach Maria heißen mindeſtens achtzehn verſchiedene Blumen und Pflanzen, und ebenſoviel ſind mit dem Worte Frauen verbunden. Unſer Frauen-Weißrauch, -Schwarzrauch, -Bettſtroh und -Handſchuh kommen vor, Engel begegnen in Engel-Blumen, -Kraut, -Süß und -Wurz. Namen aus der Bibel und von Heiligen tragen nur von deutſchen Pflanzen, Sträuchen und Bäumen Aaronsſtab und -Wurz. Joſephsblume und -Stift, Judasohr (Peziza Auricula), Angelica, Antonskraut, Scrophularia aquatica, und Antoniuskraut, Epilobium angustifolium, auch Feuerkraut nicht ohne Beziehung zu St. Antonius geheißen, und der Gauchheil, Prunella vulgaris, führt denſelben Namen. Weiter giebt es ein Cäcilienkraut, Hypericum Androsaemum, ein Chriſtophskraut zwei Mal, eine Franzbohne, Jacobs-Blume, -Stab und -Lilie. Von Johannes tragen gegen zwanzig deutſche Blumen und Kräuter den Namen — der vor allen am höchſten ſteht, wie die Sonne zur Zeit ihrer Sommerwende. Weiter haben wir eine Katharinenblume, zwei Margarethenblümchen, Stephanskraut, die ehrengeprieſene Veronica u. andere. — Nach dem Hain heißen Hainbuche und Hainſtern, nach dem Wald unzählige Pflanzen, Heil und Heilig iſt zahlreich in pflanzlichen Namenverbindungen vertreten; der Pfaffen-Blümlein, -Käppchen, -Hütlein, -Schühlein, -Röhrlein u. ſ. w. ſind viele, ſo giebt es auch Mönchs-Kappe, -Kopf, -Platte, -Pfeffer und -Rhabarber, welches der Rumex Patientia iſt. Nonnenkleppel heißt die blaue Adlerſcabioſe. Drudenmehl wird der Same des Bärlappmooſes genannt, die Pflanze ſelbſt auch Drudenfuß; Herenkraut kommt mehrfach unter verſchiedenen anderen Namen vor. Ziemlich breit macht ſich auch auf dieſem Gebiet der Teufel: Teufels-Abbiß, -Augen, -Beeren, -Dorn, -Flucht, -Kirſchen, -Klau, -Marter, -Rettern (Cornus sanguinea), -Milch, -Zwirn u. ſ. w.

bietet die deutſche Flora von ihm dar. Von Elementen haben wir bezüglich der Luft nur die Luftpflanzen an ſich, wol aber Wind-Blume, -Hafer, -Halm und -Röschen, und die Wetterdiſtel wie die Wetterroſe. Feuer begegnet in Feuerkraut, -Lilien, -Nelken, -Röslein und -Bohnen; die immergrüne Mispel wie der rothblühende Hainborn heißt feuriger Buſch. Nach Waſſer wie nach Erde ſind faſt unzählige Pflanzen geheißen. Die überirdiſche Welt ermangelt nicht, in Blumen und Kräutern zu erſcheinen. Wir finden Himmels-Schlüſſel, -Kerze, -Korn, -Roſe, -Schwertel, -Stengel u. a. Sonnen-Blumen, -Roſen, -Günſel, -Wedel, auch Sonnen-Thau und Sonnen-Wende, drei, Sonnenwirbel vier verſchiedene Pflanzen. Der Mond hat -Kraut, -Raute, -Same und -Veilchen; Morgenſtern heißen ebenfalls drei verſchiedene Pflanzen, die Malva Alcea, der bei uns längſt eingebürgerte Hibiscus Trionum (die Stundenblume) und der wilde Bocksbart, Tragopogon pratense. Stern aus Bethlehem heißt das Ornithogallum luteum, außerdem giebt es Sternblümchen und -Blumen vier Sorten, Stern-Buſch, -Diſtel, -Hyacinthe, -Klee, Sternkraut ſieben Arten, Stern-Miere, -Scabioſe, -Moos, und -Leberkraut. —

Aberglaube.

Wie der Aberglaube ſich der drei Reiche der Natur bemächtigt hat und nach allen Seiten hin thätig und wirkend war und noch iſt, kann nie erſchöpfend geſchildert werden. Seine mythiſche Fülle und Ueberfülle ſtrömt überſchwellend zu, wie das Waſſer um Goethes Zauberlehrling. Darüber giebt Jac. Grimm, D. M. erſte Ausgabe Anhang XXIX—CLXII, treffliche Mittheilungen. Wir können nicht auf alles Einzelne eingehen, wir können nur überſichtlich in ſkizzenhafter Weiſe die Formen und Geſtaltungen erwähnen, in welchen dieſer ewige Proteus ſich birgt und erſcheint, wie er das ganze Menſchenleben von der Wiege, ja noch vor der Geburt, bis zum Grabe umfaßt, wie er um Verſtorbene noch ſich müht, wie er aus Brunnen und Bächen Orakel ſchöpft, aus Gruß und Begegnung Zauberwirkung ahnen läßt. Alles Zauberwerk hat mythiſchen Boden, wurzelt im Uebernatürlichen, daher an daſſelbe die unaustilgbare Kraft der Gläubigkeit, daher das Feſthalten der Menſchen an ihm von einem Jahrhundert in das andere und nicht etwa blos in den ſogenannten „blinden katholiſchen" Ländern — o nein, dieſe Blindheit theilen die Proteſtanten redlich mit ihren chriſtlichen Brüdern katholiſchen Glaubens — das religiöſe Bekenntniß hat über den Aberglauben wenig Macht. Die vornehme, ſogenannte intelligente Welt freilich behandelt den Aberglauben — und übt ihn ſo — als Scherz — ſpricht ſcherzhaft von ihm, und im Stillen glaubt ſie ihn und pflegt ſie ihn, der Menſchheit uraltes Schooskind, trotz dem Dienſtboten, dem geringen Bürger, dem verſtandesbeſchränkten Landmann. Oder werden in den erleuchteten Kreiſen Träume nicht mehr erzählt und gedeutet? Werden nicht mehr Karten geſchlagen? wird aus dem Kaffeeſatz oder der Hand nicht geweiſſagt? Wird nicht punktirt, nicht Sympathie geübt, nicht in Krankheitsfällen heimlich zum weiſen Mann, zur weiſen Frau geſendet, werden Krankheiten nicht mehr verſprochen, wird nicht ängſtlich vermieden, ſich zu dreizehn an den Tiſch zu ſetzen? Es braucht nur ein Jeder, der irgend ein offenes Auge für das Volksleben hat, in ſeinem Kreiſe umherzublicken, und er wird ſehen, wird hören. Er braucht nur mit einer Hebamme ſich zu unterhalten, mit einem Gartenarbeiter, mit einem Todtengräber.

Geheimkünſte. Nach übernatürlichen Künſten drängte es von jeher die Menſchen hin; der ſtille Wunſch nach größerer Macht, als

Natur und Glück ihm verliehen, lebt in eines Jeden Seele, er iſt der Nerv alles Strebens. Wo aber das gewöhnliche Streben nicht ausreichte, ſollte Zauberhülfe in Anſpruch genommen werden, und dieſe wurde allmälig zu einem umfangreichen Syſteme ausgebildet, dem der ſogenannten natürlichen oder auch *weißen* Magie, im Gegenſatz zur ſchwarzen Magie, der eigentlichen „Negromanzie", der Beſchwörungskunſt, Dienſtbarmachung und Bannkraft dämoniſcher Mächte. Man dachte ſich den Menſchen als eine Welt im Kleinen, den Mikrokosmos, die alle Elemente der umgebenden großen Welt, des Makrokosmos, in ſich trage. Die Geſtirne regierten ihn, die Planeten beherrſchten ſeine inneren Körpertheile, die Thierkreiszeichen ſeine äußeren und die Glieder. Die Wiſſenſchaft der *Aſtrologie* las glücklichen oder unglücklichen Geſtirnſtand ſchon bei der Geburt eines Menſchen, und daraus das ganze künftige Loos. Da Zukunfterforſchung das Wichtigſte ſchien, wurden für dieſelbe noch andere mannichfaltige Künſte erfunden, die alle dem Aberglauben dienten. Während die Aſtrologie aus der Geburt unter dieſem oder jenem Planeten, in dieſem oder jenem Thierkreiszeichen, ja nach Tageszeiten und Stunden für jedes Geſchlecht beſondere Zukunftorakel ſprach, auch jedem Einzel-Planeten für jede Stunde des Tages oder der Nacht beſondere Wirkſamkeit zuertheilte, leitete ſie unmittelbar zur abergläubiſchen *Tagewählerei* und zum Kalenderaberglauben hin, den in manchen Ländern die Kalender mit ihren ſinnloſen Wetterprophezeihungen ſtets noch nähren. Als alle inneren und äußeren Körpertheile des Menſchen unter Planetenſtand und -Einfluß geſtellt waren, ging man weiter, und erfand die *Phyſiomantie*, eine Kunſt, welche lehrte, der Menſchen Charakter und Sinnesart, Stern und Unſtern, aus

Stirne, Augen, Naſe, Mund, Lippen, Wangen, Kinn und Bart zu leſen; in ihr hatte jeder Zug, jede Falte Bedeutung. Der Phyſiomantie folgte in gleicher Weiſe die Chiromantie, Handweiſſagung. Die innere Hand und die Finger waren der Thronſitz dieſer geheimen Wiſſenſchaft, über die man viele Bücher ſchrieb, welche lehrten, wie aus den mannichfaltigen Linien der Hände, die nie bei einem Menſchen genau ſo, wie bei einem andern gefunden werden, die Eigenſchaften und die Zukunft des Einzelnen zu erkennen und vorherzuſagen ſeien. Auf die Glieder des Menſchen gründete dann auch die Oneiromantie, Traumdeutekunſt — ihre Stütze. Die rechte Seite des Menſchen vertrat das männliche, die linke das weibliche Geſchlecht. Das Haupt bedeutete Aeltern, Lehrer, Obrigkeiten, und ſo ging es abwärts. Man gab allem Erdenkbaren, was in Träumen vorkommen konnte, eine Auslegung, unterſchied auch die Träume nach der Nachtzeit, und begründete eine ganz unaustilgbare Fülle von Aberglauben, oder vielmehr man erneute ſie auf dem Fundamente der Bibel, die nicht genug von Jakobs, Labans, Joſephs, Pharao's, Daniels, Salomo's, Nebucadnezars und Anderer Träumen erzählen kann, und deren weiſe Lehren: Narren verlaſſen ſich auf Träume — Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten — Träume ſind nichts Anderes, denn Bilder ohne Weſen — Träume betrügen viele Leute, und fehlet denen, die darauf bauen — für Millionen Menſchen in den Wind geſprochen waren. Der Traumglaube liegt tief in des Menſchen Seele begründet; iſt doch das Reich der Träume uns Allen immer noch trotz aller Phyſiologie, Pſychologie und Philoſophie ein undurchforſchtes Land. Wir wiſſen nicht, warum wir ſchlafend träumen. Daß die Traumdeutungen, wie ſie die zahlreichen und noch heute hochgehaltenen Traumbücher geben, ſammt und ſonders auf Willkür beruhten, bedarf kaum der Erwähnung. Der Trieb nach Zukunfterforſchung ließ ſich aber an Phyſiomantie, Chiromantie und Oneiromantie noch nicht genügen, er erfand noch die Geomantie, die Punktirkunſt, durch die aus durch ungezählte Striche gewonnenen Figuren Weiſſagung des Künftigen und Kundmachung des Verborgenen geſchöpft wurde. Aehnlicher Künſte gab es noch mehr, ſo die Onomantie, Prophezeihung aus den Namen, die Pyromantie, Weiſſagung aus dem Feuer, Hydromantie, jene aus dem Waſſer u. ſ. w.; allen wohnten mythiſche Elemente inne, daher ſie hier mindeſtens erwähnt werden mußten.

Magiſche Heilkunſt: Sympathie.

In denſelben Wunderkreis gehört auch die Lehre von der Sympathie und Antipathie belebter und unbelebter Naturkörper, die in der Heilkunde einestheils, im Leben der Menſchen-, Thier- und Pflanzenwelt anderntheils ihren Boden fand, und die mannichfaltigſte Pflege, aber auch eine Fülle des graſſeſten Unſinnes und Aberwitzes gebar, den ſchon Plinius und andere ältere Schriftſteller auf das Fleißigſte angebahnt hatten; denn kein Volk war mehr in Aberglauben verſunken, wie die Römer, oder wäre es anders, wenn die trefflichſten Dichter, wie z. B. Virgil und Ovid, ſchreiben konnten, Erſterer, daß aus einem in einem Gemache verfaulenden Ochſen Bienen würden, der Andere, daß aus den abgebrochenen und faulenden Scheeren eines Krebſes Scorpionen entſtünden?*) — Zahllos ſind die ſympathetiſchen Mittel, und wenn Bücher, wie „Das Buch der Geheimniſſe, Ilmenau 1824" und ferner,

---

*) Concava littoreo si donas brachia Cancro
Caetera supponas terrae, de parte sepulta
Scorpius exhibit, caudaque minabitur unca.

immer noch in zahlreichen Auflagen erſcheinen und gekauft werden, ſo iſt das doch der ſchlagendſte Beweis, daß der Glaube an ſympathetiſche Kraft und Kunſt immer noch fortlebt, und ſogar lebendiger und mächtiger iſt, als der religiöſe, der ſolche Künſte verwirft und zu bannen ſtrebt. Die tauſend und aber tauſend ſympathetiſch heilkräftigen Segen- und Zauberſprüche, die noch im Volke von Mund zu Munde gehen, ſelbſt dieſe mit der beſonderen Regel, daß nur ein Mann dem Weibe, und umgekehrt ein Weib dem Manne, ſie lehren könne und dürfe, nicht der Mann dem Manne ꝛc., wie z. B. das Blutſtillen, das Zahnwehverſprechen u. a., geben hinlänglichen Beweis vom Fortwuchern eines unaustilgbaren Heidenthums mitten im Schooſe des Chriſtenthums, und wenn hundertmal in Zauberſegen Gott, Chriſtus, die heilige Dreifaltigkeit, Maria und Joſeph und die zwölf Apoſtel genannt werden.

Von der weißen zur ſchwarzen Magie war nur ein Schritt. Dieſe führt uns nun vollends in „die Traum- und Zauberſphäre", die in ſo vielen Sagen und Mären uns entgegentritt; da begegnen wir dem Leben, den Thaten und Höllenfahrten berufener Zauberer, begegnen dem geſammten Hexenthum, mit allen Arten mythiſchen Zaubers und durch alle dämoniſchen Kreiſe. Aber bevor wir nach jenen Regionen weiterſchreiten, müſſen wir zuvor noch einige Blicke in die vielverſchlungenen labyrinthiſchen Schlangenwege des Aberglaubens werfen, die Tagewählerei und den Kalenderaberglauben näher in das Auge faſſen, die Arten des Segenſprechens mindeſtens andeutend kennen lernen, und dürfen ſelbſt der Rockenphiloſophie, dem Kinder- und Wochenſtubenaberglauben nicht ganz vorbeigehen und ihn zur Seite liegen laſſen.

Waren ſchon den heidniſchen Vorfahren ihre Feſttage

Kalenderaberglaube.

werth und wichtig, ſo ſorgte die neue Kirche, die ſich dieſer Verblendeten auf das Mütterlichſte annahm, durch eine Fülle anderweiter bedeutungsvoller Tage für noch größere Andacht, bis der Kalender allmählich ganz voll und übervoll derſelben wurde, und faſt an jeden knüpfte ſich nach und nach eine Erinnerung, eine Vorausſagung, ein Brauch oder Mißbrauch. Vor allen waren die *Marientage* bedeutungsvoll und die heidniſchen Vorfahren nahmen deren Cult um ſo williger an, als ſie ihn mit dem alten Freiaglauben in Verbindung brachten. Das milde, edelhohe, weibliche Element im Weſen der Gottesmutter mußte die Herzen eines Naturvolkes rühren und ergreifen, das ohnehin die Frauen hoch hielt, ſie nicht, gleich den Oſtvölkern, zu niederem Sclavendienſte entwürdigte. Daß neben dem mancherlei Aberglauben, der ſich an gewiſſe Tage knüpfte, auch die Wetterverkündigung und die Vorausſagung reicher oder karger Aernten mit einander Hand in Hand gingen, lag in der Natur der Sache, und es iſt in der That nicht unanziehend, von dieſem Geſichtspunkt aus einmal den Kalender zu überblicken, wenn es auch unmöglich iſt, alles dahin Bezügliche anzuführen und mitzutheilen.

Mondwechſel.

Schon der *Mondwechſel* erſchien bedeutſam, Zunahme und Abnahme des ewigen Erdſatelliten galt für einflußreich auf irdiſches Vornehmen und Handeln, was wol neben der bekannten ſexuellen Regel auch ſonſt noch in einer tiefbegründeten Ahnung oder in uralten Wahrnehmungen wurzelte. War es doch der Mondeinfluß, dem man durch alle Jahrhunderte den Wechſel von Ebbe und Fluth zuſchrieb, fällt doch noch immerwährend Witterungswechſel ſehr häufig mit dem Mondwechſel zuſammen. Abgeſehen vom geglaubten Einfluß der Sonne und aller übrigen Planeten auf das Menſchenleben dürfen wir wol annehmen, daß der

Glaube an den Einfluß des Mondes der älteſte iſt. Er galt als der ſiebente, letzte, der Erde nächſte Planet, wurde abgebildet als nackter Mann (Man), auf deſſen Kopf eine Elſter ſaß. Man eignete ihm die Herrſchaft über alles Feuchte zu, es war in ſeinen Stunden gut baden, ſchröpfen, auch gut Tränke und Trünke zu nehmen. Die in ſeinem Zeichen Geborenen wurden gern Schifffahrer und Fiſcher u. ſ. w. Sympathetiſche Heilungen von Geſchwülſten, Kröpfen u. dgl. mußten im abnehmenden Monde vorgenommen werden, im zunehmenden hingegen ſolche über beſchrieene abnehmende Kinder, und gegen das Abnehmen. Formeln dagegen mußten mit gegen den abnehmenden Mond gewendetem Geſicht geſprochen werden. Eine Formel dieſer Art iſt:

Was ich ſehe mehre ſich,
Was ich verzehre verzehre ſich,

und dabei muß etwas Brod genoſſen werden. Im Neumond iſt gut, ſein Geld zu zählen, es mangelt dann nicht im Laufe des Monats; ſo auch wird Wohnungswechſel vornehmlich im Neumond angerathen, weil dann die Nahrung zuzunehmen beginnt, wie der Mond. Auch muß im zunehmenden oder im Vollmond Brod und Salz in eine neue Wohnung oder in ein neu zu beziehendes Haus getragen werden, dann wird kein Mangel eintreten. Federn aber darf man nicht im zunehmenden Mond in Betten füllen, ſonſt bleiben ſie nicht darinnen, ſondern ſuchen wieder heraus zu kommen. Vielfache Rückſicht wird beim Säen und Pflanzen auf den Mondwechſel genommen, und die Gärtner ſind von ihren alten Regeln nicht abzubringen, ſo wenig wie die Landleute, und es iſt auch gar kein Unglück, wenn ſie dabei bleiben.

Tage. Die Tageszeiten und die Wochentage ſind nicht minder bedeutſam und manche Regel bezieht ſich auf dieſelben; ſo bringt, um von erſteren nur ein Beiſpiel anzuführen, der Morgen die Regel, daß, wer an ihm nießt, und zwar nüchtern, entweder etwas geſchenkt, oder etwas gezänkt bekommt, alſo Freude oder Verdruß. Der prophetiſchen Spinnenerblickung am Morgen wie am Abend wurde ſchon oben gedacht. Findet Einer des Morgens nüchtern Geld, ſo muß er Holz darunter legen, ſonſt bringt es Unheil.

Der Sonntag wird ſehr bedeutſam erachtet, Sonntagskinder haben Glück, können Geiſter ſehen, finden leichter als die an anderen Tagen geborenen die blühenden Wunderblumen, ſehen die Schätze brennen; doch kann es kommen, daß, wer die Geiſter eher als Andere ſieht, ſie dann auch hockeln muß, und das wäre eine Schattenſeite des Sonntagskindſeins. Funde an Sonntagen bringen mehr Glück, als die an Tagen der Woche; z. B. wer Sonntags den Zahn (das Eiſen) einer Egge findet und einſteckt, der ſieht in der Kirche auf dem Kopfe jeder Hexe einen Kübel, hat aber Eile, ſich herauszubegeben, ehe zum Vater Unſer geläutet wird (was freilich in den meiſten Orten nicht mehr üblich), ſonſt ergeht es ihm ſchlecht genug.

Dies „mit Kübeln auf dem Kopfe der Hexen ſehen" wird auch noch anderen beſtimmten Tagen beigelegt.

Montag, der Beginn der Arbeitwoche, ſoll nicht mit Reiſen begonnen werden, man ſoll an ihm nichts ausleihen, die Strümpfe nicht verkehrt anziehen, ſonſt geht die Woche Alles verkehrt; man ſoll nicht mit dem linken Fuße zuerſt aus dem Bette ſteigen, und kauft man etwas, ſoll man es nicht ſchuldig bleiben, ſonſt borgt man die ganze Woche. Wir ſehen hier, wie viele gute, praktiſche und nützliche Lehren der ſo ſehr verrufene und verketzerte Volksaberglaube ertheilt. Was Montags begonnen wird, wir nicht wochenalt, d. h. es erlebt nicht das Ende der Woche, man beharrt nicht dabei; lange dauernde Arbeit ſoll daher Montags nicht angefangen werden (man ſollte meinen, dieſ Regel haben die Blau-Montägler erſonnen). Uebler Vorbedeutung iſt es, wenn Montags ein Fremder, ohne einzutreten, in die Stube ſchaut, denn dann kann es kommen daß in ſelber Woche der Mann die Frau prügelt, zuma dann, wenn beſagter Fremder zur Frau, und nicht zun Manne will, etwa ein Handelsjude oder dergleichen. Montagskinder der Sonnenwendezeit, alſo am erſten Monta nach dem Sommerſolſtitium geboren, und zwar drei Stunden nach Sonnenaufgang, haben auch die Gabe des Geiſterſehens und mögen wol Umgang mit Geiſtern pflegen.

Dienſtag iſt der Tag der Freuden und Hochzeiten In einem großen Theile Deutſchlands finden in der Rege alle Trauungen am Dienſtage ſtatt. Dies kommt daher weil in den meiſten Orten der Dienſtag ein Kirchenta war, und mindeſtens Betſtunde an ihm ſtattfand, un jede große Hochzeit der Landleute faſt eine Woche dauerte Sonntag war das Hirſeleſen (zum Hochzeitbrei) und ein Art Polterabend, Montag war Fegetag, da wurde Alle vorbereitet, Dienſtag, Mittwoch und Donnerstag dauerten die Hochzeitgelage, und der Freitag hieß Trolltag, an dieſem bekamen die Gäſte die Trollſuppe und trollten ſic dann, meiſt unter feſtlichem Geleite, ſammt ihrem Kuchenſacke nach Hauſe. Dies beiläufig. Ein Volksſprichwor ſagt: Wer am Dienſtag lacht, muß am Freitag weinen Wer weiß, ob dieſer Spruch ſich nicht unmittelbar an Vorſtehendes beziehen läßt: am Dienſtag die Freude glücklicher Vermählung geliebter Kinder und Geſchwiſter vo

Seiten der Angehörigen, am Freitag der Schmerz der Trennung.

Mittwoch iſt ein unguter Tag; Mittwochs darf man ſich nicht trauen laſſen. Kinder, die am Mittwoch zur Schule geführt werden, lernen nichts; Mägde, die Mittwochs einen neuen Dienſt antreten, bleiben nicht; junges Vieh, beſonders Ferkel, Mittwochs zum erſten Male ausgetrieben, verläuft ſich und kehrt nicht zurück u. ſ. w. In Oſtfranken iſt Mittwoch der Beginn der Kirmſe.

Des Donnerstages wurde ſchon oben bei den Donnergöttern der Germanen, wie der Römer gedacht. Er iſt Thorrs Tag und Dies Jovis. Auf ihn verlegte das Chriſtenthum zwei ſeiner wichtigſten Feſte, die Einſetzung des Nachtmahls und den Tag von Chriſti Himmelfahrt, des Heilands Teſtament und ſeinen verklärten Abſchied.

Freitag gilt als Hexentag — ob man die Freia den Unholden für günſtig hielt? Daß der Freitag im Allgemeinen ungleich mehr für unheilvoll als heilbringend gehalten ward, überkam jedenfalls erſt durch Annahme des Chriſtenthums, da des Heilands Todestag, ein Freitag, nicht anders als verhängnißvoll erſcheinen konnte. Freitags ſoll man nicht Reiſen antreten, es bringt Unglück, ſoll Kinder nicht baden, ſoll nicht ſchröpfen, nicht zur Ader laſſen. Frauen ſollen am Freiatag ihr Haar nicht ſtrählen, ſonſt mehrt ſich denen, die deſſen bereits beſitzen, jenes Ungeziefer, das man nicht gerne nennt. Wer am Freitag zu viel lacht, muß am Sonntag viel weinen. Nach dem Freitagwetter geſtaltet ſich das des Sonntags, was häufig zutrifft. Freitags muß man die Nägel ſchneiden, das bringt Glück, wer aber ſeine Nägel am Dienſtag und Freitag ſtillſchweigend kreuzweiſe ſchneidet, d. h. erſt die der rechten Hand und die des linken Fußes, dann die der linken Hand und des rechten Fußes — bleibt die ganze Woche über frei von Zahnſchmerzen. Dies einfache ſympathetiſche Mittel hilft auch gegen Kopfgicht.

Am Sonnabend ſoll der Rocken rein abgeſponnen ſein, beſonders am Chriſt- und Neujahrsabend, ſonſt zerzauſt ihn Frau Holle oder Frau Perchtha; und wer noch am Abende dieſes Tages ſpinnt, muß nach dem Tode umher geiſten. Flachs oder Werg, Sonnabends am Rocken bleibend und ſpäter abgeſponnen, giebt kein gutes Garn, bleicht ſich auch, wenn es zu Tuch gewebt iſt, niemals weiß. In dieſem Allen liegt eine gute haushälteriſche Regel der Ordnung nicht verborgen, ſondern klar am Tage. Am Sonntagabend ſoll keine Magd etwas in irgend einem Nachbarhauſe borgen, es iſt nicht gut. Wir erinnern uns aus Jugendtagen einer darauf bezüglichen Scene. Ein Hausherr in einer thüringiſchen Stadt gebot einer Magd, die eben im Hofe fegte, eine Schaufel zu nehmen und einigen Unrath hinwegzuſchaffen; es war aber die Schaufel nicht zur Hand, ſondern im Garten vor der Stadt. Der Herr gebot, die Dienerin ſolle in ein ganz nahe gelegenes Gaſthaus gehen, und eine Schaufel leihen. Es war Sonnabend und die Magd war des erwähnten Aberglaubens eingedenk, an den der Herr nicht dachte, und weigerte ſich geradezu, dem Befehle zu gehorchen. Da wurde der Herr böſe, riß der Magd den Beſen aus der Hand, ſtäupte ihr den Rücken und jagte ſie ſelben Tages Knall und Fall aus dem Hauſe. Sonnabends tritt keine neue Magd den Dienſt an, ſchon Freitags ſehr ungern. Ebenſo tritt keine gern an, wenn die vorige noch im Hauſe iſt; ſie nennen das „einander die Schuhe austreten.“

Das Hauptſächlichſte des Tagewählens und Kalenderaberglaubens drängen wir in nachſtehende Mittheilungen zuſammen; es ließe ſich ungemein vermehren, aber dann würde allein daraus ein Buch für ſich.

Der Neujahrstag, 1. Januar, iſt der Tag der Glückwünſche, hoffnungreicher Jahresbeginn und -Antritt. Man tritt gleichſam verjüngt aus alter Zeit in eine neue, und wer am Neujahrstage zum Biere geht, wird roth und blühend. Träume der Neujahrsnacht treffen ein, gleich denen, die der träumt, der zum erſten Mal in einem ihm fremden Hauſe ſchläft.

Der Dreikönigstag, Brechentag, Berchtentag, iſt kirchlich, wie mythiſch wichtig, auch das hohe oder große Neujahr geheißen. Mit ihm enden die bedeutſamen Zwölften, Berchta hält an ſeinem Vorabend noch die letzte Umfahrt. Der Ausdruck Prechtentag wird ſogar in Urkunden des Mittelalters geradezu als Datirung gebraucht, namentlich in Oeſterreich.

Auch die Wettervorherſagung, welche mit den zwölf Nächten und Tagen von Chriſtabend bis Dreikönigsabend auf die nächſtkommenden Monate gilt, endet nun, und als erſter bedeutungsvoller Tag tritt der 20. Januar, Fabian Sebaſtian in den Jahreskreis. An ihm nämlich tritt nach allgemeinem Glauben der Saft wieder in die Bäume, der allererſte ſtumme Frühlingsbote; unter der Schneedecke regt ſich ſchon geheimnißvoll die ſchaffende thätige Naturkraft, wie im Faſſe der Wein, wann des Rebſtocks Blüthezeit anhebt. Darauf bezüglich naht am 22. Vincenz, der, wenn an ihm die Sonne mild und gütig ſcheint, mag der Winterfroſt auch noch ſo ſtark ſein, den Fäſſern Weines Fülle verheißt.

Am 23. iſt ſchon der erſte Frauentag, Mariä Vermählung, und wenn auch nicht von jedem der zahlreichen Marienfeſttage Beſonderes für unſeren Zweck zu melden iſt,

ſo ſind dieſe Tage ſchon an ſich wichtig, indem ſie ein
förmlichen Cyclus bilden, auf dem ein mythiſcher un
myſtiſcher Abglanz zugleich ruht, wie oft über eine h
vom Sonnengolde beglänzte Gegend des Regenboger
Wunderfarbenbrücke ſich ausſpannt.

Am 25. Januar fällt *Pauli Bekehrung*; ſchei
an dieſem Tage die Sonne, ſo gerathen Korn und Wei

Das Feſt von Mariä Lichtmeſſe oder auch Mariä R
nigung iſt im Bezug auf den Kalenderaberglauben un
auch ſonſt dem Volke von mannichfacher Bedeutung. Sel
der Volkswitz umſpielt daſſelbe mit Scherzreden, z. B.

Mariä Lichtmeſſen
Muß man die groſse Wurſt eſſen.

Oder

Mariä Lichtmeſſen
Müſſen die Herren bei Tag eſſen.

Gutes frühlingsähnliches Wetter an dieſem Tage, d
2. Februar, verkündet Schneeoſtern, gleich den „ſchwar
Weihnachten“, die „weiße Oſtern“ prophezeihen. Hinge
geräth bei hellem Lichtmeßtage der *Flachs*, und da hal
wir wieder die ſelbſt auf die heilige Jungfrau übertrag
altheidniſche Idee der *Spinnefrau*, der Beſchirmerin
Flachſes, wie jenes im Frühling und Herbſt ſchwebende f
gende Spinnengewebe — der *fliehende Sommer*, geg
über dem im Frühling *gewonnenen* — auch Marienfä
genannt wird. Der *Dorotheentag*, der auf den 6. F
ruar fällt, ſoll insgemein den meiſten Schnee bringen,
das iſt gut für die Gärten, denn das Sprichwort behaup
„Der Schnee düngt“ und Dorothea iſt die Garten-
Blumenheilige. So hoch überhaupt im Winter der Sch
ſo hoch im Sommer der Graswuchs.

Der *Valentinstag*, 14. Februar, iſt in Engl
durch allerlei ſcherzhafte Volksluſtbarkeit gefeiert, in Deut

land nicht; deſto mehr tritt in vielen deutſchen Ländern Petri Stuhlfeier, der 22. Februar in den Vorgrund. An ihm pflegt, namentlich im öſtlichen Franken, das Geſinde an- und abzuziehen, welches letztere „ſcherzen" heißt. Vielen könnte dies Wort ſinnlos ſcheinen, da ein ſo wichtiger, oft auf die ganze Zukunft einflußreicher Wechſel eine nichts weniger als ſcherzhafte Sache iſt, allein das Wort iſt in ſeiner mittelhochdeutſchen Auffaſſung zu nehmen, in welcher scherzen ſo viel bedeutet, als wiehern, viehiſch jauchzen, wie z. B. der Eſel, und ſolches Geſchrei vollführt noch immer das abziehende Geſinde häufigſt, und feiert gern wo möglich den wichtigen Tag mit Gelagen. Kälte am Tage von Petri Stuhlfeier ſtellt deren noch längere Dauer in Ausſicht; überhaupt iſt in der Natur wie im Volksglauben das Ende des Hornungs für die kommende Witterung wichtig. Vom Matthiastage, dem 24. Februar, geht der Spruch:

„Nach Matheis
Geht kein Fuchs mehr über's Eis";

welcher Spruch aber nur bedingungsweiſe zutrifft, denn ein anderer Spruch ſagt zwar auch:

„Sanct Matheis
Bricht das Eis";

fügt aber auch hinzu:

„Find't er keins
So macht er eins."

Ebenſo gilt heller und klarer Himmel am St. Romanustage, den 28. Februar, für eine günſtige Vorbedeutung auf die ganze nachfolgende Jahreswitterung.

Die früher oder ſpäter in den Monat Februar fallende Faſtnacht, deren Beginn nach dem wandelbaren Oſterfeſte ſich richtet, iſt ſammt dem Aſchermittwochtage,

ebenfalls wetterverkündigend. In der Nacht vom Faſtnacht
dienſtag auf den Aſchermittwoch viele Sterne zeigt viel
Hühnereier an, ein Beweis, daß man in ſolcher ſternen
hellen Nacht ein Vorzeichen baldigen und ſonnigen Früh
jahrs erblickte. Ebenſo geräth das Korn, wenn Faſtnach
ſonnenſchein den Tag verklärt. Iſt der Tag trocken, ſ
wird das Jahr fruchtbar. Werden Obſtbäume Faſtnach
beſchnitten, ſo ſchaden ihnen keine Raupen. Wer am Faſ
nachttage Milch ißt, dem brennt die Sonne das Geſich
nicht braun, u. ſ. w. Das Aſchermittwochwetter b
ſtimmt das der ganzen ſechswöchentlichen Faſtenzeit i
Voraus. An dieſem Tage jagt der wilde Jäger oder d
Teufel die Holzweibel.

Der März als eigentlicher Frühlingsmonat zeigt ſi
noch ungleich wichtiger, wie ſein Vorgänger, im Bez
auf Wettervorausſagung. Jeder Märzennebel bringt na
hundert Tagen ein Gewitter. Insgemein trifft das z
aber noch kein Forſcher hat erklügelt, warum gerade d
volle Hundertzahl der Erdentage und Erdennächte di
phyſikaliſche Erſcheinung bewirkt, da doch das Erdenja
ſeine wichtigen Abſchnitte keineswegs nach dem Hund
zählt. Märzenregen ſoll magere Aernte vorausſagen, d
gegen heißt es: „Märzenſtaub iſt Goldes werth.“ Mär
donner ſollen Fruchtbarkeit des Jahres vorbedeuten, ebe
Märzwinde. Märzenſchneewaſſer, glaubt man, habe beſ
ders reinigende Kraft, mache weiche Haut und ſchön, ha
ſich auch länger wie jedes andere Waſſer. Dies begrün
ſich in der Annahme, daß Märzenſchnee freſſe, währe
Aprilſchnee dünge. Der Gregoriustag, 14. März,
det ein, die Saat zu beginnen, und bannt, wenn an i
ſchönes Wetter iſt, den Fuchs noch 14 Tage in ſei
Bau; iſt es grob und unfreundlich, dann geht er hera

Die Luſt am edlen Weidwerk überhaupt hat manche Kalenderregel geſchaffen. Um dieſe Jahreszeit fallen die bekannten Schnepfenſonntage, nach dem alten Reim:

Oculi — da kommen ſie.
Judica — ſind ſie da.
Palmarum — lirum larum.

d. h. da ſind ſie von dannen — eine Regel, die nur ſelten vollkommen zutrifft.

Am 25. März fällt Mariä Verkündigung; vor dieſem Tage dürfen die Reben nicht aufgezogen werden, ſpäter ſoll kein Froſt mehr ſchaden. Auch um dieſe Regel ſteht es mißlich. — In Bezug auf Leben und Sterben kranker Perſonen ſagt ein Sprichwort: Wen der März nicht will, den nimmt der April. Den April wünſcht der Bauer ſchnee- und regenreich, denn „trockner April iſt nicht der Bauern Will'.“

Am 23. April fällt St. Georgs Tag; an ihm „geht die Wieſe ins Heu“, d. h. nun beginnt das Sproſſen von Gras und Kräutern, daher muß nun auch die Wieſenweide aufhören. Am 25. iſt St. Marcustag; beide Heilige vereint ſind drohende Wetterpropheten: „Sanct Görg und Sanct Marc's droben viel Arg's,“ ſagt das Bauernſprichwort. In St. Marcusnacht kann, wer ſich an die Kirchthüre ſtellt, die Schatten derer ſehen, die an ſeinem Ort in dieſem Jahre ſterben.

Wichtig iſt, wievielfach ſchon erwähnt, die in den März oder April fallende Oſterwoche. Iſt der Palmſonntag trocken, ſoll es ein naſſes, iſt er naß, ein trockenes Jahr voraus verkündigen. Am Gründonnerstag Faſtenbretzeln gegeſſen, ſchirmen das ganze Jahr gegen das Fieber; ein Gleiches bewirkt das Eſſen von neunerlei Kraut. Wer das letztere nicht ißt, wird Martini zum Eſel. Anderwärts heißt es, wer am Gründonnerstag nicht Honig iſt, wird ein Eſel — daher die vielen Eſel in der Welt! Am Charfreitag darf durchaus keine Arbeit vorgenommen werden. Kleider an dieſem Tage an die Sonne gehängt, hält ihnen das ganze Jahr die Motten fern. Charfreitags-Sonnenſchein, der auf den Altar fällt, läßt den Flachs gerathen. Wer an dieſem Tage Durſt leidet, dem ſchadet kein Trunk im ganzen Jahre.

Der Mai, der holde Wonnemond, tritt gleich mit ſeinem verrufenen Walpurgistag nebſt vorhergehender Nacht an. Reift es am erſten Maimorgen, ſo iſt es ein gutes Zeichen für das Gerathen der Kornfrucht. Außerdem wird der Mai kühl und naß gewünſcht, dann füllt er Scheuer und Faß. Der Schlehendorn muß im April abgeblüht haben; je länger er noch in den Mai hinein blüht, um ſo mißlicher wird die Aernteausſicht in Bezug auf Korn und Heu. Ueber die Felder ſoll man Walpurgis mit Röhren ſchießen, dann können die Hexen der Saat nicht ſchaden. Dieſe kann der erkennen, der mit einem Gundermannskranze am Walpurgistage zur Kirche geht.

Die Grasmücke muß vor dem Ausſproſſen des Weinſtockes ſingen, dann wird das Jahr wohlgethan. Die Tage der Heiligen Pancratius, Servatius und Mammertus ſind bekannt und gefürchtet genug. In der Regel ſind ſie kalt bis zum Froſtreif. Sind ſie vorüber, ſo komme kein Reif mehr, war der alte Gärtnerglaube — neuerer Zeit hat manches Jahr ihn ſchmerzlich Lügen geſtraft.

St. Urbanstag, 25. Mai, iſt bezüglich der grünenden Saat ein Mittelpunkt; bis zu ihm kann man weder ſagen, daß ſie gerathe, noch daß es um ſie mißlich ſtehe.

In den Mai oder in den Juni fallen Himmelfahrt und Pfingſten. Am Himmelfahrttage ſoll Niemand nähen oder ſtricken, überhaupt trachtet nach Allem, woran an dieſem Tage gearbeitet wird, ein Gewitter.

Der hohen Bedeutung, die dem Dreifaltigkeitsſonntag und der ihm vorhergehenden Nacht beigelegt wird, wurde ſchon gedacht, ſie verſchmilzt ganz mit der der Johannisnacht und des Johannistages. Ein Meſſer, das am goldenen Sonntag gewetzt wird, verwundet unheilbar. Regen am Johannistag verdirbt die Nüſſe. An dieſem Tage die Zwiebeln im Beet umgetreten (nicht umgedreht), macht, daß ſie groß werden.

Am 11. Juni iſt der Fronleichnamstag; an dieſem eine blaue Kornblume mit der Wurzel ausgeriſſen, ſtillt das Naſenbluten. Regen an demſelben ſtellt der Kornärnte ein übles Prognoſtikon. „St. Vit bringt Regen mit,“ lautet die Wetterregel auf den 15. Juni. Vor Johannistag ſoll man die Gerſte nicht loben, auch nicht um Regen bitten, da deſſen insgemein nach Johanni mehr kommt, als erwünſcht iſt. Der leidige Siebenſchläfertag, 27. Juni, ſteht mit St. Vit in engſter Verbindung, denn regnet es an ihm, ſo regnet es ſieben Wochen lang an jedem Tage, und ſollten es auch nur wenige Tröpflein ſein. Am Tage Petri und Pauli, 29. Juni, müſſen die Hennen angeſetzt werden, ſo werden ſie viele Eier legen. Näſſe im Brachmonat iſt ſchädlich und gefürchtet; ſie entleeret die Scheunen und Fäſſer, während, wie ſchon geſagt, kühler und naſſer Mai ſie füllt.

Der 2. Juli iſt der Tag von Mariä Heimſuchung. Wie, das heißt mit welchem Wetter Maria über das Gebirge geht, mit ſolchem kommt ſie auch wieder zurück. Andere ſagen: geht ſie naß hinüber, ſo geht ſie trocken herüber.

Sonſt iſt im Juli der Jacobitag, der 25., hauptſächlich kalenderprophetiſch. „Warmer Jacobi, kalte Weihnachten.“ Regen an dieſem Tage mindert die Krautärnte; drei Tage vor Jacobi ſchönes Wetter giebt dem Korne guten Beſtand. Unkraut am Tage Abdon, 30. Juli, ausgerottet, kommt nicht wieder.

Heißer Auguſtbeginn prophezeit lange anhaltenden Winterſchnee; Sonnenſchein um den Laurentiitag, 10. Auguſt, ſagt ein gutes Weinjahr voraus. Flachs, am Laurentiitag gekauft, verbrennt. Hier ſchmilzt die Idee vom Röſten des Heiligen durch Feuer und vom Röſten des Flachſes im Waſſer und an der Sonne wie eine dunkle Ahnung zuſammen.

Mariä Himmelfahrt, 15. Auguſt, Sonnenſchein, guter Wein. Nicht minder verheißt heller Bartholomäustag, 24. Auguſt, gute Ausſicht auf geſegnete Weinärnte. An demſelben Tage ſoll man die Krautäcker nicht betreten, denn an ihm trägt St. Bartholomäus die Häupter in daſſelbe. An Johannis Enthauptung, 29. Auguſt, darf man in keinen Baum hauen, er verdorrt ſonſt.

Dem 1. September, Egiditag, haftet die alte Wetter- und Jägerregel an: „Wie der Hirſch in die Brunſt geht, ſo geht er wieder heraus;“ d. h. wie das Wetter am erſten September iſt, bleibt es bis zum letzten. Wie ſich die Erfüllung ſolcher Regel aber da geſtaltet, wo kein Hirſch mehr in die Brunſt geht, weil das Edelwil durch die bäuerliche Aasjägerei ausgerottet wurde läßt ſich nicht ſagen, nur ſo viel ſteht feſt, daß man allgemein wahrnimmt, wie die ſogenannten Bauernregeln gar nicht mehr recht zutreffen wollen, was wo daher kommen mag, daß ſich die Bauern jetzt mehr um Regeln und Maßregeln des Staatslebens kümmern, als um die der Witterung und Oekonomie. Am Tage St

Mauritii, 22. September, darf kein Winterwaizen geſäet werden, ſonſt wird er brandig.

Der Tag des Erzengels St. Michael, 29. September, darf nicht durch Gewitterregen geſtört werden, wenn ein gelinder Winter folgen ſoll. Regnet es an ihm gar nicht, ſo wird das künftige Frühjahr gut und trocken. So ſchlingt ſich Glied in Glied der ewigen Kette von einem Jahre in das andere, von einer Jahreszeit in die andere. Nord- und Oſtwind am Michaelistage prophezeihen ebenfalls mildes Winterwetter.

Im October ſind weniger einzelne Tage bedeutſam, als der Monat überhaupt und einzelne Erſcheinungen in ihm es ſind. Fällt das Laub in ihm zeitig ab, wird der nahende Winter gelind, ſitzt es feſt, wird er hart. Sind die Eicheln gut gerathen, ſo fällt Weihnachten viel Schnee. Um Burkhartstag, 14. October, wird in Meiningen ein Jahrmarkt gehalten, welcher der Zwickmarkt heißt; ein längliches Backwerk, Zwick (verdorben nach Burkhartsweck), wird nur an ihm gebacken; man zwickt (kneipt) ſich im Scherz, und der Gezwickte muß ſich mit einem gebackenen Zwick löſen. Vielleicht Nachhall altgermaniſcher Herbſtfeſtlichkeit in Franken, an die Julbackwerke und Frühlingsbretzeln erinnernd?

Wichtig iſt St. Nicaſius, denn an deſſen Vorabend an die Häuſer den Namen dieſes Heiligen mit Kreide angeſchrieben, hält die Mäuſe fern; St. Galli Tag, 16. October, beendet die Viehweide, wie die Obſtärnte.

Der November mit ſeinen Martinstagen, der früher Reif- und Wintermonat hieß, führt den Winter ein; die Bruſtbeine der gebratenen Martinsgänſe werden zu ſeinen Propheten. Sind ſie weiß, giebt es viel Schnee, ſind ſie braun, viele Kälte. Iſt Martinstag, der 10. und 11. November, hell, ſo wird der Winter hart, iſt er bewölkt, gelinde. Auch der Tag der heil. **Katharina**, 25. Novbr., kündet einen Winter voll Schlackerwetter an, wenn er regneriſch und vielleicht mit Schnee gemiſcht iſt. Schnee am Andreastage, den 30. November, ſchadet der Winterſaat. Die Mägde gießen Blei in der Andreasnacht durch Erbſchlüſſel, und erfahren dadurch das Handwerkszeug ihres Zukünftigen.

Die Decemberwitterung ſoll ſchon fruchtbares oder unfruchtbares Wetter des nächſten Jahres verkünden, kalt und ſchneereich iſt beſſer, als das Gegentheil. Wenn der Weinſtock im December trocknet und einfriert, lernt er mehr Kälte vertragen, als ein Fichtenbaum. Die Weihnachtwitterung des alten Jahres kündet die der Oſterzeit des neuen ſchon an. „Schwarze Weihnachten, weiße Oſtern" oder

„Weihnacht im Klee,
Oſtern im Schnee."

Der kürzeſte Tag zeigt durch Kälte oder Gelindigkeit Fallen oder Steigen des Kornes an.

Der Chriſtnachtaberglaube iſt tauſendfach; über ihn allein ließen ſich Bücher füllen. In ihr iſt das Waſſer Wein, reden die Thiere u. ſ. w. Mit dem Weihnachtvorabend endet die bedeutungsvolle Adventszeit, in welcher allen Unholden, Feuermännern, dem wilden Heere und ſonſtigen Geiſtergelichter zu ſpuken vergönnt iſt; aber es beginnen mit ihm die ſogenannten Zwölften oder 12 Nächte, vom erſten Weihnachttage bis zur Epiphanie, dem großen Neujahr, 6. Januar, in deren Nächten der Spuk ſich fortſetzt, wie ein, obſchon neueres, Kirchenlied ſo ſinnig andeutet:

„Chriſtus **erſchien**,
Nächte verſchwanden durch ihn,
Die auch den Weiſen verwirrten."

Aber auch in Beziehung auf Wettervorherſagung ſind dieſe Zwölften wichtig: ihre Tageswitterung vom erſten Weihnachttage an bis zum Feſte der Erſcheinung Chriſti ſagt das Wetter der nächſten zwölf Monate voraus, und indem ſie vom alten Jahre in das neue hinüberreichen und ſchreiten, ſchließen und beginnen ſie ſtets aufs Neue den großen Jahresring als wichtiges Kettenglied. Der dritte Weihnachttag iſt der Tag der unſchuldigen Kinder — man ſchlägt ſich ſcherzhaft mit Ruthen, und der zuerſt Geſchlagene muß ſich mit einer Gabe löſen; auch ſchlägt man an dieſem Tage die Bäume mit Ruthen, da werden ſie gut tragbar.

Der Silveſtertag mit ſeiner vielfachen Feier zum Jahresbeſchluß und Jahresbeginn hat manchen eigenthümlichen Brauch. Man muß an ihm Häringe eſſen, ſo hat man das ganze kommende Jahr Geld, aber es müſſen Notabene Rogner (Weibchen) ſein, weil der Rogen (die Eier) das Geld bedeutet. Daſſelbe iſt mit Linſen der Fall, deren Geſtalt noch mehr geldſymboliſch erſcheint. Vielfach wird Blei gegoſſen, es werden, zumal in der letzten Stunde, Karten geſchlagen und ſonſtige Orakelſpiele, halb im Scherz, halb im Ernſt, vorgenommen, bis die Glocke der Mitternachtſtunde ausholt, ein lautes „Proſit Neujahr!“ Alles unterbricht und des Glückwünſchens, Anſtoßens und Umarmens kein Ende iſt.

Segenſprechen.

Das Segenſprechen, d. i. das Herſagen alter, häufig unverſtändlicher oder ſelbſt ſinnloſer Formeln zur Heilung von körperlichen Leiden und Uebeln, oder zur Fernhaltung ſolcher bildet eine wichtige Abtheilung des Volksaberglaubens. Der Formeln giebt es eine unüberſehbare Menge, immer neue werden entdeckt, und diejenigen würden ſehr irren, welche glauben möchten, daß ſie nicht noch heute zum größeren Theil in allerlei Volkskreiſen in Schwang und Brauch wären. Zwar gebietet kein Herzog Ernſt der Fromme mehr durch förmliche Verordnung, bei entſtehendem Brand einen Zettel mit dieſem Zeichen: d. i. Allmächtiger Gott Lösch Aus — in die Gluth zu werfen, aber dennoch giebt es noch Zettel anderer Art, die, mit kabbaliſtiſchen Zeichen beſchrieben, Mancher heimlich bei ſich trägt — wie ja eine in neuerer Zeit vor wenigen Jahren Aufſehen genug erregende Duellgeſchichte bekundet hat. Man fand bei dem Gefallenen einen Zettel mit kabbaliſtiſchen Worten. Ungleich mehr, als Haus und Hof, Acker und Wieſe zu ſchützen, bemüht ſich die Formel der Segensſprüche um den Menſchen unmittelbar; alle Schmerzen, alle Flüſſe, alles Gebreſt und Wehthum heilt aus uralter Zeit, und ganz ſicher aus heidniſcher, die magiſche Formel, die Beſprechung, die Beſchwörung. Die Kirche ſelbſt heiligte gewiſſermaßen dieſe Seite des heidniſchen Aberglaubens, indem auch ſie die Formel anwandte zu ſegnen, zu fluchen, zu beſchwören und zu bannen. Die Taufformel bannte den Teufel, die Weihe von Salz und Waſſer, noch heute in der katholiſchen Kirche üblich, was iſt ſie anders, als ein Exorcismus — „ad effugandam omnem potestatem inimici“ — im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Man ſegnete zur Reiſe, wie zur Heerfahrt, man beſchwor alle und jede Krankheit, auch die des Viehes, natürliche ſo gut wie jene, die man übernatürlicher Urſache, d. i. der Bezauberung zuſchrieb; man fühlte eine Zaubermacht in ſich ſelbſt, die Kraft und Macht des Segens, das Rüſtzeug gegen die Anfechtung böſer Geiſter und Geſpenſter, bei Tag und bei Nacht, daheim und auf der Wanderung, oder im Kriege, bei dem ſich in ſpäterer Zeit die Paſſauer Zettel großen Ruf erwarben. J. Grimms d. M. enthält eine Menge Beſchwörungen und Segensformeln, nicht minder ſind deren geſammelt in faſt allen Zeitblättern und Sammelwerken, die ſich mit alt- und mittelhochdeutſcher Literatur beſchäftigen; wir wollen ſie nicht ausſchreiben. Sie erſtrecken ſich durch alle Kreiſe der Dämonenwelt, gegen Alb und Elbe, auf alle Menſchenverhältniſſe bis gegen Mäuſe und Läuſe. Ein Albſegen iſt im Werrathale üblich, der vielleicht in die mythiſche Frühzeit deutet:

„Das Wallallal (Walhalla?)
Alle Berge durchſchwall,
Alle Blättle abblatt'l, (abbrach?)
Unterdeſſen wirds Tag."

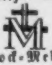
Der Charakter der ſpäteren chriſtlichen Segens- und Bannformeln iſt eigenthümlich; insgemein heißt es darin: *es ging* — oder *gingen* an dieſem oder jenem Tage Chriſtus mit ſeiner Mutter, oder Chriſtus, Maria und Joſeph, oder dieſe und jene Apoſtel — mit einander über Land oder durch Stadt und Dorf, Wald oder Feld; nun reden ſie mit einander, dann kommt im Namen Gottes des Vaters und Sohnes und heiligen Geiſtes die Formel, die bisweilen ihren Gegenſtand namhaft macht. Schauriger Art iſt der Aberglaube, daß Jemand Einen zu Tode *beten* könne, und gräulich der, Anderen die eigene Krankheit anzuzaubern. Erſteres geſchieht durch Abbeten des 109. Pſalms; dieſer muß jeden Tag vollſtändig eine Reihe von Wochen gebetet werden, den Feind ſtets im Gedanken; davon verzehrt ſich dieſer und ſtirbt. Vergißt aber der Beter ſeinen Pſalm ein einziges Mal, oder fehlt er eines Verſes, ſo ſtirbt *er*, und der Feind bleibt am Leben. Zum zweiten, dem Krankheitanmachen, giebt es mancherlei Mittel;

ſie ſind nicht appetitlich, eins anzuführen, wird genügen. Wer ſtarken Schnupfen hat, ſchneuze ſich in ein Papier, wickle einen neuen Pfennig hinein und werfe es auf die Straße; wer es findet, hat ihn — wenn nicht den Schnupfen, doch etwas davon und den Pfennig auf alle Fälle. Man nennt dies ſehr naiv: den Schnupfen verkaufen. In dieſes Gebiet gehört auch das Einhauchen eines Wehthums, ſo wie das Verbohren von Zahnweh und anderen Gebreſten in Bäume; am liebſten wird dazu die Birke auserſehen, daher ſehen gewöhnliche Gärtner ſie nicht gern in Anlagen angepflanzt, und es iſt uns ſelbſt begegnet, daß ein ſolcher von Birkenanpflanzung in ein Bosket wohlmeinend und allen Ernſtes abrieth. So mächtig iſt noch der Glaube an Bezauberung und was dahin einſchlägt im Volke. Unſer Holzſpalter curirt Zahnweh durch Sympathie und nicht blos bei gemeinen Leuten — er beſpricht das Abnehmen und vertreibt Bruſtübel. Bei ſolchen Heilkünſten iſt Bedingung, daß der Tags vorher beſtellte Mann oder die weiſe Frau am andern Morgen früh ſchweigend kommt, nicht grüßt, nicht Zeit bietet, die Formel murmelt, meiſt nur unhörbar, die Kreuze ſchlägt — und ſchweigend wieder geht. Auch darf man dieſe Leute nicht fragen, was man ſchuldig ſei, und ſie dürfen nichts fordern — das Alles würde ſogleich den Zauber löſen, man giebt ihnen ungeheiſcht, was recht iſt. Alte Hexen ſuchen bisweilen, um Macht über junge Leute zu üben, dieſen das Ja abzugewinnen, was nur früh nüchtern geſchehen kann. „Haben Sie gut geſchlafen?" — „„Ja"" — ſo iſt das Ja gewonnen. Oder: „Wir haben heute recht ſchönes Wetter, nicht wahr?" — „„Ja wohl!"" — gewonnen iſt's. Wird aber geantwortet: „Ganz wohl!" oder „recht ſchönes Wetter!" — ſo ärgert ſich die Hexe und pfaucht, und macht daß ſie fortkommt. Leute, beſonders Gartendiebe, bannen zu können, was das Volk „ſtehend machen" nennt, iſt eine von vielen noch immer geglaubte Kunſt, welche beſonders den Scharfrichtern zugeſchrieben wurde. Sie ſicherte, mochte ein ſolcher ſie üben oder nicht, deren Gärten vor Frevel. Der Scharfrichter überhaupt galt ſtets und aller Orten als ein geheimnißvoller und außergewöhnlicher Mann. Faſt jeder war als Heilkünſtler in Ruf; jeder curirte, hatte heilſamen Schnupftabak, ſchnell heilendes Pflaſter und wußte manchen guten Rath zu ertheilen. Trat ein Dieb in ſeine Stube, ſo zitterte das Richtſchwert; ein künftiger Mörder, ſo erklang es mit leiſem Dröhnen und regte ſich im Schranke. Aber das Schwert heilte auch gegen den Tod durchs Schwert, einestheils durch den Schwertſegen, anderntheils, daß der, dem es die Haut durch leiſe Berührung ritzte, ſodaß Blut kam, es durch dieſes Blut ſühnte und frei blieb von Mord und Unthat ſein Leben lang. Diebſtahlsentdeckung war ebenfalls Scharfrichterkunſt, außerdem wurde ſie durch Erbſchlüſſel und Sieb oft verſucht. Der Diebesdaumen, in ein Bierfaß gehängt, mehrte das Bier; einen ſolchen Daumen in Gold oder Silber gefaßt und bei ſich getragen, ward für glückbringend erachtet.

Amulette. Der Anhängſel-Aberglaube überhaupt war und iſt zum Theil noch ungemein groß, und verdient beſonderer Erwähnung, obſchon ſeiner verſchiedentlich bei einzelnen Kräutern und Steinen ſchon gedacht wurde. Ob er urthümlich germaniſch oder frühzeitig aus dem Orient überkommen, wiſſen wir nicht, wol aber, daß er über alle Länder der Erde verbreitet iſt. Alle Völker des Alterthums kannten und trugen Amulette und Talismane; an den Zaubertrommeln der Lappen und Schamanen hängen in Leder gefaßte

Wurzeln an Riemen, die mit Bleidrath umwunden ſind, und in Gräberpyramiden Xenochtitlans und Anahuaks fanden ſich Talismane von gebranntem Thon. Der Fetiſchismus der Südvölker liefert zahlloſe Formen ſolcher Anhängſel, denen eine ſchützende oder Uebel abwendende Kraft zugeſchrieben wird. Doch ſo weitum braucht der ſuchende Blick nicht zu irren; die alten Culturvölker, Aegypter, Perſer, Araber, Chaldäer, Babylonier, Hebräer, Inder, Chineſen, Griechen, Römer, — alle trugen Talismane. Das Aelteſte, was dahin bei den germaniſchen Frühvölkern deutet, ſcheint uns kaum über die chriſtliche Zeit hinauszugehen; es ſind kleine, 1 bis 1½ Zoll hohe Thonbildchen von meiſt roher Kindergeſtalt, alſo vielleicht das Chriſtkind — wenn nicht Bildchen von Elben als Schutz gegen Elbe? — denn nach der Sage zeigte ſich der Hinzelmann als geopfertes Kind (D. Sagenb. 275), und erſchien auch in leiblicher Kindesgeſtalt, wenn er ſich ſichtbar zeigte. Der vielfache Schmuck, den die germaniſchen Grabhügel außerdem liefern, darf nicht, obſchon manches Stück räthſelhaft erſcheint, für talismaniſches Anhängſel gehalten werden. Wol aber liegt hinwiederum in manchem Schmuckſtück eine mythiſche Symbolik; zahlloſe Broncenadeln deutſcher Gräberfunde haben am Knopfende die Radform, wieder nach dem Sonnenrade deutend. Bildeten doch auch die unkeuſchen Römer manches Kleiderheft als Phallus. Später machte man ſich mehr und mehr die Reiche der Natur talismaniſch dienſtbar.

Von Säugethieren wurden Zähne, Klauen und Horn in Metall gefaßt und getragen; noch heute werden Ringe aus Gemſenhorn gefertigt, die man gegen Rheuma und als Gichtableiter trägt. Auch der ſo lange als heilkräftig erachtete Bezoarſtein gehört in dieſe Reihe; man vergoldete ihn, verkaufte ihn ungemein theuer und trug ihn in ſeidenen Beutelchen bei ſich, damit er gegen den Stein ſchütze. Similia similibus curantur. Der Hirſch lieferte einen kleinen Knochen, welcher hoch geſchätzt war, und gern getragen wurde. Von Vögeln wurden Zungen, Augen, ſelbſt Excremente, meiſt zu Jägerkünſten eingenäht, und dienten talismaniſch; auch von der Fledermaus, die lange als Vogel galt, mußten Haare und Augen herhalten. Das Reich der Amphibien lieferte Schildkrot, Krötenköpfe, Eidechsklauen — und den koſtbaren Stinz, der, heimlich getragen, Mannheit verleihen ſollte. Noch heute iſt im Landvolk vieler deutſcher Gegenden der Glaube an die arzneiliche Kraft der Lacerta Stincus unerſchütterlich, und ſie begehren ſie in den Apotheken — für das Vieh. Mit Schlangenhaut überzog man manche Geräthe. Krebsaugen ſollten die Kraft haben, etwas in das Auge Gefallenes anzuziehen und herauszubringen, man mußte ſie zu dieſem Ende in das Auge drücken. Krebsſcheeren wurden gefaßt und getragen — gegen den Krebs. Von Fiſchen wurden, wie oben erwähnt, foſſile Zähne angehängt. Das Reich der Zoophyten gab Korallen — die für ſehr heilkräftig galten, auch als äußerlich wirkend; von Conchylien waren es hauptſächlich die Perlenmuſcheln, welche Perlmutter und Perlen theils als Anhängſel — letztere doch zumeiſt zum Schmuck — theils als Arzneimittel lieferten. Der Pflanzenanhängſel wurde ſchon oben gedacht, und nicht minder jener des Steinreichs, zu denen noch die verſchiedenartigen Siegelerden hinzugefügt werden müſſen, die mit mancherlei Zeichen und Stempeln verſehen in hohes Alterthum hinaufreichen.

Der Gebrauch talismaniſcher Ringe iſt uralt — es ſei nur an Salomons Ring erinnert — und geht bis in unſre Zeit; das bedeutſame Zeichen IHS begegnet vielfach auf Ringen. Talismaniſche Metallplatten gab es mannichfach, man grub Feuerſegen auf dieſelben und befeſtigte ſie an Kellerthüren, man trug ſie bei ſich zum Behuf des Schatzgrabens, man hing ſie an gegen Bezauberung — beim erſten Auftreten der Cholera in Deutſchland formte man Platten von Herzform aus Kupfer als Anhängſel, die Krankheit beherzigte aber dieſe Abwehr keineswegs. Zu den älteren magiſchen Platten erfand Theophraſtus Paracelſus neue, planetariſch aſtrologiſche, in Form von Medaillen, zumal man im Mittelalter ſchon Horoſkope in Metall grub und bei ſich trug. Einer der merkwürdigſten ſpäteren Talismane dieſer Art iſt Wallenſteins Horoſkop (beſchrieben und abgebildet in Vulpius Curioſitäten, Bd. 5). Platten und Medaillen erhielten ſich bis in die neueſte Zeit, und letztere beſonders begünſtigte vorzüglich die katholiſche Kirche, welche meſſingene und kupferne Anhängſel dieſer Art mit Bildern beſtimmter Heiligen förmlich weiht. An die Stelle der Theophraſtiſchen Planetenbilder traten nun Anhängſel mit dem Bildniſſe Chriſti, der heiligen Jungfrau, St. Joſephs und vieler Heiligen. Von letzteren ſind die bekannten Benedictenpfennige die häufigſten. Sie zeigen auf der einen Seite den heiligen Benedict, auf der andern ein myſtiſches Kreuz mit Schriſtcharakteren. Dann hat man herzförmige und ovale Medaillen, auf deren Avers Maria und Joſeph mit Chriſtus als Knaben wandernd dargeſtellt ſind, und deren Revers betende und opfernde Geiſtliche zeigt, über denen das Bild des Benedictenpfennigs ſchwebt. Außerdem begegnen auf ſolchen Schutzmedaillen Chriſtus am Kreuz, daneben Maria und Johannes; auf der Kehrſeite heilige Männer, dann noch St. Dominik, St. Franziskus, St. Ignatius Loiola, St. Franz Xaver, St. Nepomuk, St. Bernardus, St. Antonius, St. Auguſtin, St. Georg, der Erzengel Michael und andere. Beſonders iſt es Italien, das ſeine Heiligen-Medaillen nach Deutſchland ſendet, wie einſt die Ablaßbriefe; es hat auch mancher Mirakelort ſeine beſondern Andenken in Form von Mirakelmünzen, ſo unter andern in Deutſchland Altenötting, das dergleichen in einer ſchwarzen Maſſe ausgeprägt ſpendet, weil die Altenöttinger Maria eine ſchwarze iſt. Lärm genug machte in neuerer Zeit die Münchner Medaille von der unbefleckten Empfängniß Mariä, die uns in 3 verſchiedenen Größen nagelneu ausgeprägt vorliegt, da wir auf den Gedanken gekommen ſind, eine Sammlung abergläubiſcher Anhängſel anzulegen. Die heilige Jungfrau ſteht auf einer Weltkugel, um die ſich eine Schlange windet, ihren Händen entſtrömen Strahlenbüſchel. Die Rückſeite zeigt über 2 Herzen in einem Sternenkranze das myſtiſche Monogramm  .

Aehnlicher Art iſt die heilige Rock-Medaille, 1844 in Trier ausgegangen und genugſam beſchrien. Daſſelbe Bild der h. Jungfrau, nur ohne die Kugel, und auf der Rückſeite der Rock. Auch Aachen pflegt an ſeinen Reliquienjubelfeſten ähnliche Medaillen, aber auch größere und künſtleriſch ſchöne auszutheilen. Das iſt freilich auch ein bedeutſames Hereinragen einer Geiſterwelt in unſere Gegenwart; aber es iſt das Hereinragen des Heidenthums, des heidniſchen Aberglaubensgeiſtes in unſer Chriſtenthum. In Italien geht man noch weiter, man verkauft in Mantua kleine Papierconvolute, in denen ein Atom Baumwolle, „Bombace su cui riposa il preziosissimo Sangue di N. S. Gesu Cristo, que si adora nella Chiesa Collegiata di S. Andrea di Mantova — zum Schutz gegen alle Uebel. Als vor mehreren Jahren ſich die Schweiz durch allerlei friegeriſche Bewegungen in ihrem Innern hervorthat, wurden die ſeltſamſten Anhängſel an die Jeſuitenkrieger verkauft, welche vor den Kugeln der Feinde ſchützen ſollten, leider aber nicht ſchützten. Leinwandſtückchen, mit dem IHS bedruckt, und andere mit MR auf Wachstuch genäht wurden an rothen Bändchen über Bruſt und Rücken gehängt; ein Bild der Maria mit dem Kinde und der Unterſchrift MATER CARMEL, auf Linnen gedruckt, wurde an hellblauen Bändchen auf der Bruſt getragen. Das Kloſter St. Urban im Kanton Lucern vertheilte kleine figurirte Bleiplatten, die ein Marienbild auf Pappendeckel einſchloſſen. Das Kloſter Eſchenbach gab ein Amulet mit zwölf Bildniſſen, nebſt einigen geweihten Kräutern, die in das Evangelium Johannis und in das „glückſelige Heilskreuz“ eingeſchlagen ſind. Dieſes Heilskreuz ähnelt alten dreihundertjährigen Ablaßbriefbildern, zeigt Jeſu Herz, Hände und Füße mit den Nägelmalen, und innen unverſtändliche Buchſtaben; es iſt von 9 Heiligenbildern noch extra umgeben. Wie viel Geld für ſolche werthloſe Anhängſel genommen wurde, wiſſen wir nicht, aber ſoviel erhellt daraus, daß in vielen deutſchen Gauen der Aberglaube noch in allerhöchſter Blüthe ſteht.

Wir würden nicht enden, wollten wir fortfahren in ausführlicher Schilderung von dergleichen; unermeßlich dehnt ſich das Gebiet des Aberglaubens bei Geburten, Taufen, Wochenbetten, Verlöbniſſen, Hochzeiten, Sterbefällen und Leichenbegängniſſen aus: auch iſt durchaus nicht zu ſondern, was rein deutſcher Aberglaube iſt, denn der ſcandinaviſche Norden miſchte Vieles ein, die Slavenvölker trugen eine Fülle ihres Aberglaubens nach Deutſchland; wie Italien und Rom wirkte, haben wir eben gezeigt, und auch die weſtlichen Nachbarländer blieben, mindeſtens in den Rheinprovinzen nicht ganz ohne allen Einfluß; ſicher findet ſich von druidiſchen geheimen Bräuchen noch mancher Nachhall. Rechnen wir noch zu den neu-römiſchen Errungenſchaften die Maße der Leibeslänge des Heilandes, die Fußſohlenmaße desſelben und ſeiner Mutter, und die Millionen Bildchen, die alljährlich zur Verehrung vertheilt werden, ſo wird es uns wahrhaftig ergehen, wie dem Schüler in Goethes Fauſt, welcher ſagt:

Mir wird von alledem ſo dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Ein Sohlenmaß der h. Jungfrau zeigt unter einer Krone das Monogramm MRA, dann folgt Schrift:

Dis ist die mas Lengte und breitte des fuss der hochgebenedeiten mutter gottes Maria.
Johannes der II pabst gibt und verleihet allen glaubigen
menschen die aus andacht diese mas kussen
und betten 3 Ave Maria 3 hundert Jahr Ablas.

Dies ſind Schattenſeiten des religiöſen Aberglaubens — doch iſt nicht aller und jeder Aberglaube Schatten — in manchem liegt eine Fülle der Warnung, der Lehre, der praktiſchen Vernunft und jener Pietät, die mehr und mehr auszuſterben droht. Zu letzterem rechnen wir manchen Brauch, der bei Verſtorbenen beobachtet, mindeſtens empfohlen wird. Man ſoll ſie nicht anſchreien und rufen, nicht ihr Angeſicht mit Thränen netzen, ſie nicht endlos beweinen, um ihnen nicht die ewige Ruhe zu rauben. Rührend und erſchütternd iſt die Sagemäre vom verſtorbenen Kinde, das ſeiner Mutter mit dem übervollen Thränenkrüglein und im Todtenhemde erſchien und ſprach: Mütterlein, das ſind deine Thränen, die du all um mich geweint haſt. Noch eine Thräne und das Krüglein fließt über, und ich finde die Ruhe und Seligkeit nimmermehr.

Da weinte die Mutter keine Thräne mehr um ihr ſo heiß geliebtes Kind.

Ammen-philoſophie. Die abergläubiſchen Regeln, welche Schwangeren zu beobachten vorgeſchrieben ſind, gründen ſich meiſt auf geſunde Einſicht in die Natur dieſes wichtigen Zuſtandes. Eine Schwangere ſoll nicht unter einem Zaun durchkriechen — jede widernatürliche Bewegung kann Schaden nach ſich ziehen — ſie ſoll ſich auf keinen Kaſten ſetzen, der zuklappen kann — weil dieſes Zuklappen mit heftiger Erſchütterung und mit Schreck verbunden iſt. Wenn eine Schwangere in ihrem Gelüſt von Früchten ißt, die nicht ihr eigen ſind — lernt ihr Kind ſtehlen. Hier giebt offenbar der Aberglaube eine verſteckte gute Lehre.

Wird ein Kind in der Glückshaut geboren (d. h. bringt es das Amnium mit zur Welt), ſo muß dieſe aufbewahrt werden, es hat dann Glück; ebenſo reichen Hebammen gern zur Aufbewahrung dem Vater die abgebundene Nabelſchnur, und empfangen ein Geſchenk dafür. Dem neugeborenen Kinde darf man, wie der Wöchnerin, die Ruhe nicht nehmen, was dadurch geſchieht, wenn man in die Wochenſtube tritt, und ſie verläßt, ohne ſich, ſei es nur auf einen Augenblick, niedergeſetzt zu haben; dieſer Aberglaube erſtreckt ſich ſelbſt über die Wochenſtube hinaus. Man darf das Kind nicht loben, ohne dazu zu ſetzen, „Gott behüt' es!“ ſonſt beſchreit man daſſelbe, daß es unruhig wird und ſelbſt ſchreit. Man darf es nicht mit Verkleinerungsnamen nennen, wie Kerlchen, Püppchen, altes Weibchen oder Männchen, ſonſt bleibt es im Wachsthum zurück und verputtet. Gegen das Beſchreien und Beſchrieenwerden giebt es zahlreiche abergläubiſche Mittel. Die erſten Nägel darf man dem Kinde nicht abſchneiden, ſondern di Mütter beißen dieſelben ab, ſonſt lernt das Kind ſtehlen.

Wenn das Kind nicht in der Wiege liegt, ſoll man die Wiege nicht ſchaukeln, ſonſt kommt das Kind um ſeine Ruhe. Es liegt in dieſem Aberglauben eine ſehr artige Warnung vor unnützem Thun. Unter einem Jahre ſoll man kein Kind in den Spiegel ſehen laſſen, ſonſt wird es ſtolz und eitel, es nicht in den Keller tragen, ſonſt lernt es, ſich zu fürchten, nicht beregnen laſſen, ſonſt bekommt es Sommerſproſſen. Man ſoll Kindern den erſten Brei nicht blaſen, ſo verbrennen ſie ſich künftig nicht den Mund; man ſoll nicht über ein am Boden ſitzendes oder liegendes Kind hinwegſchreiten, ſonſt bleibt es klein. Kinder verſchiedenen Geſchlechtes ſollen einander unter einem Jahre nicht küſſen, ſonſt treiben ſie ſpäter böſe Dinge miteinander. — Dieſe Regeln gehen ſchier in das Unendliche, und nicht weniger giebt es deren für Kindbetterinnen und Sechswöchnerinnen; es iſt, als ob die Wochenſtubenwärme und nach ihr die Spinnſtubenluſt vor allem Anderen die geeignetſte Temperatur für Ausbrütung aller Arten des Volksaberglaubens ſein und *bleiben ſollten.*

Eine beſondere Art des Aberglaubens iſt die beim Geben und Schenken. Freunde und Liebende ſollen einander nichts Spitziges ſchenken, — es *zerſticht* die Liebe oder die Freundſchaft, nichts Scharfes — es *zerſchneidet* ſie, kein Buch — es *zerblättert* ſie. Daß Letzteres zutrifft, erfahren Autoren nicht ſelten, die für Anderen von ihnen geſchenkte Bücher ſchlechten oder gar keinen Dank ärnten. Eine Gabe, dem weiſen Manne oder der weiſen Frau für geleiſtete Hülfe geweiht, muß ohne Dank empfangen werden, ſonſt löſt ſich der Zauber wieder und das beſprochene Uebel kehrt zurück.

Selbſt kleine Aeußerungen des Nervenlebens im menſchlichen Organismus haben dem Aberglauben Stoffe gegeben,

z. B. das Ohrenklingen. Klingt es im rechten Ohr, ſo wird man gelobt, im linken, getadelt. Man denkt reihum, von wem dies kommen könnte. So wie der Gedanke die rechte Perſon trifft, hört das Klingen auf. Schießt Jemandem ein Bläschen auf der Zunge auf, ſo wird er belogen; ſchauert Jemand unwillkürlich zuſammen, über deſſen künftiges Grab ſchreitet ſo eben der Tod. Des nüchternen Nießens wurde ſchon gedacht. Sticht ſich Jemand einen Splitter ein, und zieht ihn aus, ſo muß er den Splitter kauen, ſo wird die kleine Wunde nicht ſchwürig; ſticht ſich die Näherin eines Hemdes oft in den Finger, ſo wird deſſen künftiger Träger viel darin geküßt u. ſ. w.

Eſſen und Trinken und Mahlzeiten haben ihre Regeln. Man lege kein Brod auf den Rücken, d. h. nicht mit der harten Rinde nach oben, ſonſt giebt es Verdruß, auch nicht ſo, daß das angeſchnittene vom Tiſche wegwärts ſchaue; ebenſo kein Meſſer auf den Rücken, daß die Schneide aufwärts gerichtet ſei. Letzteres iſt eine der vernünftigſten Aberglaubensregeln, ſo wie auch die, daß man nie Brod unter den Tiſch fallen laſſen ſoll, und es dadurch der Gefahr ausſetzen, mit Füßen getreten zu werden. Uralter Volksglaube verleiht dem Brode eine gewiſſe Heiligkeit, und nicht ohne tiefen Grund und Sinn weihte der Heiland es ſelbſt zum heiligſten aller Symbole. Beim Trinken ſoll man dem Nachbar den Deckelkrug oder Humpen nicht offen reichen. Die Teller ſoll man bei Tiſche nicht umwenden, ſonſt verleiht man den Hexen Macht.

Bis in hohe und höchſte Kreiſe hinauf iſt der bekannte Aberglaube verbreitet, daß von dreizehn zuſammen zu Tiſche Sitzenden in demſelben Jahre einer ſterben muß, und man wird insgemein finden, daß jeder Gaſtgeber zu vermeiden ſucht, 13 Perſonen an einer Tafel zu vereinen. Ein höchſt geachteter, höchſt intelligenter Freiherr kam in eigener Perſon zu uns, und lud zur Theilnahme an ſeiner Tafel zu ganz ſpäter, ſonſt unſchicklicher Zeit, und dies entſchuldigend ein, damit er nur nicht zu dreizehn ſpeiſen müſſe. Kann ſich ſo die in Bildung und Einbildung hoch ſtehende und weit vorgeſchrittene vornehme Welt des tiefgewurzelten Volksaberglaubens nicht entſchlagen, wie können wir dieſes Entſchlagen und Entſagen vom Volke verlangen? Wie können wir uns rühmen, Gegner und Feinde des Aberglaubens zu ſein? Wie dürfen wir den Wahn nähren, unſer bischen Aufklärung, die nicht weiter reicht als die Ringe, die ein fallender Stein in einem meilenweiten und -breiten See verurſacht, werde den Aberglauben beſeitigen? Wie wenig tief dringt wahre Bildung in die Maſſen des Volkes ein! Nicht tiefer als ein Stecknadelſtich in einen Globus, oder das tiefſte Bergwerk in die Rinde der Erdkugel. Wir holen aus den wundertief geglaubten Schachten unſeres beſſeren Wiſſens und unſerer Einſicht die Goldkörner der Wahrheit mit äußerſter Mühe, aber ſo wunderſelten ein Goldſtück in des gemeinen Mannes Hand gelangt, ſo ſelten nimmt des Volkes rauhe Hand und ſein gegen alles beſſere Wiſſen ſtörriger und von vorn herein feindlicher und verſchloſſener Sinn das Wahrheitgold für gültig an. Nur der Lüge, der Bethörung, dem Trug und dem Schwindel leiht es willig Ohr und Glauben, der Pfuſcherei in der Medicin, der Pfuſcherei in der Politik, der Pfuſcherei im Gebiete des Religiöſen und Ueberſinnlichen. Wie könnten ſonſt ſolche Secten entſtehen, wie unter andern die der Mormonen? Wie könnten vernunftbegabte Menſchen an religiös-überſpanntes Gallimathias glauben?

Trübe Wahrnehmungen! Ewige Beſtätigung der Wahrheit des ewig alten und ewig neubewährten: Mundus vult decipi, ergo decipiatur. —

Hexenweſen. Das grauen- und grauſenvollſte aller Aberglaubensgebiete iſt das Hexenthum, das Hexenweſen. Millionen Federn hat es in Bewegung geſetzt, Milliarden Thränen hat es der bethörten Menſchheit abgepreßt; eine bändereiche Literatur hat es hervorgerufen; von Predigerkanzeln, wie von Schulmeiſter-Lehrſtühlen iſt es nunmehr durch zwei Jahrhunderte befehdet worden — und dennoch glauben in tauſend und abertauſend deutſchen Städten und Dörfern (ohne der außerdeutſchen zu gedenken) noch Millionen an Hexenkünſte, Hexenwerke, und um ſo feſter, weil nicht mehr der Dampf der Scheiterhaufen durch die Lande qualmt, weil nicht mehr die Juſtiz in wahnſinniger Verblendung alte rothäugige Frauen zu Tode quält und martert. Die Hexenbrände und Hexenverfolgungen haben aufgehört, ſie mühten ſich vergebens ab — ihre Kraft erſchöpfte ſich, der Hexenglaube lebt noch im Volke. Wir haben Frauen auf Dörfern gekannt, die als Hexen berüchtigt und bezüchtigt waren, wir kennen Frauen, die noch gläubig von jenen reden und erzählen. Manches Mittelalterliche freilich ſchwand dahin, verwiſchte, verflachte ſich, aber vieles blieb und lebt ein unſterbliches Leben im Schooſe, im Glauben des Volkes. Unbedingt glaubt dies noch faſt in allen deutſchen Gauen an Zauberei, an Bezauberung. Wenn wir ſagen des Volkes, ſo meinen wir freilich nicht populus, ſondern plebs, nicht die höheren, ſondern die niederen Schichten, aus denen aber doch immer noch ein Anruch durch die höheren duftet, wenn ſie das auch nicht Wortes haben und eingeſtehen mögen, und die infernaliſchen Miasmen von ſich abzuwehren verſuchen, wie bei Kindern das Scharlachfieber durch angehängte Säckchen voll Camphor und — von Scharlachtuch. Auch letzteres iſt doch offenbar wieder nichts Anderes, als abergläubiſche Talismanie, das Abwehrmittel eingehüllt in einen mit der Krankheiterſcheinung äußerlich in der Farbe harmonirenden Lappen.

Zauberkunſt üben zu können, ſchrieben alle Urvölker ihren Göttern zu, es war eine mehr zum Böſen als zum Guten hinneigende Allmacht, die zuletzt jeder Menſch ſich bisweilen zu beſitzen wünſcht. Von den Göttern übertrug man dieſe Kunſt auf dämoniſche Weſen und dann auf beſonders begabte, bevorzugte Menſchen, und aus dem Heidenthum bildete ſich allmählich das Hexenthum aus, das dann die Stelle der Götter- und Dämoneneinwirkung auf die Menſchenwelt vertrat. Nur der Hauptdämon, der Teufel, blieb in dieſen Kreis gebannt, ja er wurde ſein hauptſächlichſter Träger. Die Zauberübung theilte ſich in Weiſſagung, unmittelbar oder mittelbar durch die oben ſchon angeführten Geheimkünſte der Geomantie, Chiromantie u. a. geübt, und in eigentlich magiſche That, mehr dem weiblichen Geſchlecht, als dem männlichen zugeſchrieben und für eigen gehalten. Die weiſe Frau, die Drude, die Alrune war eine saga (lateiniſch), hagr (alth.), hag (engliſch), hagsete (alamanniſch — daraus wurde hägesse (angelſächſiſch) und hechs, hexe in deutſchen Mundarten. Die Hexe war vorzugsweiſe die Unholde, die Drude, der Plagegeiſt, wie im Engliſchen verb adjectiv hag auch quälen heißt. Die nächtlichen Opferfeiern der altgermaniſchen Vorfahren übertrugen ſich durch heimlich fortgeübten Brauch auf die ſpätere deutſche Hexenwelt. Die Hexen kochten ihre Zaubertränke, ihre Salben, ihre Giftwaſſer zum Beſprengen, ſie brauten Wetter, wie man Meth und Bier zu brauen pflegte, in Keſſeln, ſie ſchmauſten, ſie tanzten; zum Tanze bedurften ſie der Spielleute, mindeſtens eines Spielmannes, die faſt in allen Hexenproceſſen mit Namen, oder doch nach den Wohnorten angeführt werden. Das oben ſchon angeführte älteſte Hexenbuch zeigt in ſeinen Incunabelholzſchnitten zwei Hexen, die in eine hohe Urne, welche über Feuer ſteht und aus der Flammen ſchlagen, einen Hahn und eine Schlange (beides Opferthiere) einwerfen. Offenbar brauen ſie ein Wetter, denn über ihnen iſt eine Wolke dargeſtellt, aus welcher Strahlen und zackiger Hagel niederfahren. Die Zeiten der Hexenverſammlungen waren neben Walpurgis meiſt Oſtern, Pfingſten und Weihnachten (altheidniſche Frühlings-, Sommer- und Winterfeſte). Die Orte waren nicht blos der Brocken oder Blocksberg, der darin zufällig eine unverdiente Berühmtheit erlangt hat, ſondern zahlloſe Höhen; jedes Dorf faſt hat ſeine eigenen, und wo Höhen fehlten, Wieſen, verrufene Plätze unter alten — vielleicht heiligen — Bäumen, ja ſelbſt Gerichtsſtätten und Richtplätze. Wo ſich indeß vorzugsweiſe der Name Hexenberg oder Hexenraſen vorfindet, zeigt dies minder den Ort der Hexenfahrten an als jenen, wo die Hexen verbrannt wurden. Der Teufel wurde allmählich der ſpäteren Hexenſage zugeſellt, durch buhleriſchen Liebeszauber und Umgang mit ihm den Hexen der Stempel des größten unſühnbaren Verbrechens aufgedrückt, und um daſſelbe begehen zu können, die Abſchwörung von dem Erlöſer erfunden. Der Begriff der Vermiſchung von Menſchen mit Dämonen tritt uns ſchon in der Sagenwelt entſchieden entgegen. Chlodowigs des Frankenkönigs Gemahlin erzeugte mit einem männlichen Meerwunder den Merowig; Theudelinden, der Longobardenkönigin, widerfuhr ein Gleiches, daß ein Meerwunder ſie bewältigte; ebenſo Elberich, der Mutter Otnits; Meluſina umſtrickte ihren Ritter, Nixen zogen Fiſcher in ihre und der Wellen Umarmung. Der Teufel trägt in den Hexenbuhlſchaften die mannichfaltigſten Namen, am häufigſten Junker Hans, Hinz, Kunz, Steppchen, Flederwiſch, auch Namen, die noch heute als Familiennamen fortbeſtehen, wie Schwarzburg, Grünewald, Macheleid; meiſt erſchien er im grünen Jagdkleid oder im Stutzergewand mit dem Hut voll wehender prunkender Federn, oder doch einer rothen Hahnenfeder. Der Buhlſchaft ging die Mißtaufe voraus, der Lohn war gering oder trügeriſch, der Genuß kein ſchöner und rechter, der Hexenmahlzeit fehlte das Beſte, was ſtets als heilig erachtet ward, daher dem Teufel und ſeinen Geſippen unantaſtbar: Brod und Salz. Die Hexen blieben arm und elend, wurden geſchmäht, der Buhle verließ ſie treulos und ließ ſie rettungslos umkommen. Dies geht aus allen zahlloſen Hexenproceſſen hervor, welche, vielfach übereinlautend, die Archive füllen. Selten begegnen beſondere Züge. Wir haben deren eine kleine Reihe in unſern Hexengeſchichten, die bis auf eine Proceßacten entnommen ſind, zuſammengeſtellt.*)

Was den Hexen Alles an Uebelthun und an Schädigungen bei Menſchen und Vieh zugeſchrieben wurde, geht über alle Begriffe. Aus Handtüchern melken ſie Milch vom Vieh ihrer Nachbarn, aus Seilen Getreide von deren Aeckern, aus ungetauften Kindern und todten Juden kochten ſie ihre Schmieren und Gabelfahrſalben, brannten auch aus Kinderleichen ihre tödtenden Pulver. Noch heißt eine Krankheit der Hexenſchuß. Die Hexe ſchießt nach ihrem Feind einen verkehrt mit der Spitze nach ſich gerichteten Pfeil vom Bogen, und hat jenen dabei in Gedanken, den alsbald Wehthum befällt, ein Glied erlahmt oder ſonſt ein Uebel heimſucht. Das *Verkehrte* iſt ein weſentlicher Zug im Hexenthum; die Hexen tanzen verkehrt miteinander, ihre Pupille zeigt die Geſtalten verkehrt, die ſie abſpiegelt, wie ein biconvexes Glas. Hexen haſſen und meiden in verkehrter Weiſe, was andere Menſchen erfreut, ſo den Klang der Glocken, ſo die edlen Würz- und Heilkräuter, das Gebet, den Namen Gottes und ſeine Zeichen — wie auch das Zeichen des Pentalpha's, den ſogenannten Drudenfuß. Nie wenden ſie ihre Macht zum Guten an, nur zum Schaden; ſie machen Bilder von Wachs und Holz (einen Atzmann), was ſie dieſer Puppe unter Zauberformeln anthun, widerfährt ihrem Feind, der darunter ſchrecklich leidet; ſie konnten beliebig Thiergeſtalt annehmen, und in dieſer auf die Schlafenden fallen, welche ſie haßten, und ſie furchtbar peinigen. Das iſt das eigentliche Thun der Druden und Nachtmaren, Nachtfahrerinnen, ſie wurden dadurch ſelbſt Elbe, Albe (ſprich Alpe). Am liebſten wandelten und ſchlichen die Hexen in Katzengeſtalt umher; das überall heimiſche und doch unheimliche, bösartige nachtliebende Thier erfreute ſich vorzugsweiſe der Hexengunſt. Die Hexen konnten Mäuſe und Läuſe, Spinnen und Raupen hervorbringen, auch ſonſtiges, den Feldfrüchten ſchädliches Ungeziefer u. ſ. w. Wir werden bei den Hexenſagen auf die wichtigſten der den Hexen zugeſchriebenen Künſte zurückkommen.

---

*) Hexengeſchichten. Halle, Pfeffer. 1854.

Weit weniger als weibliche Unholdinnen und Zauberinnen kommen männliche Zauberer, ſogenannte Hexenmeiſter, vor; man erachtete ſtets das weibliche Element dem geheimnißvollen Wirken zugethan, daher wiſſen wir auch wohl etwas von Alrunen und Veleden, aber nichts aus ſo früher heidniſcher Zeit von Prieſtern oder Weiſſagern.

Ein Weib entſtieg der Lechfluth und warnte Attila, ein Weib warnte Druſus, drei Waſſerweiber warnen im Nibelungenliede den tapfern Helden. Erſt ziemlich ſpät nennt die Sage männliche Teufelsbündner, und umgiebt ſie im Gegenſatz zu den armen Hexen mit Reichthum, Macht, Glanz und Glück, ſelbſt mit langem Leben, bis endlich der Pact zu Ende läuft, und der Teufel für jahrelange ärgſte Plage der Zauberer armſelige Seele gewinnt.

Vielfach glaubt das Volk noch an Hexen, an Zauberkünſte, an Schatzgraben, an den Teufel, und wie ſollte es nicht an ſolchem Afterglauben hangen, da ja die orthodoxe Kirche ſelbſt den Teufel nicht aufgibt? Der Aberglaube iſt und bleibt unſterblich, weil er, wie der Grund aller Sage, ebenfalls Mythus iſt.

Sagen aus Schriftquellen.

Stammſagen. Aeltere und jüngere Edd
Deutſche Heldenſagen und Sagenkreiſe.

Unmerkbar und leiſe rinnen vor unſerm Blick in d
Geſchichte die Völkerſtröme der germaniſchen Frühzeit, w
ſtark und mächtig auch vordem ihre Bewegung geweſ
ſein mag. Auch ſie umſchleiert der Mythus mit dicht
Flören. Der alte Streit wird kaum enden, ob nach T
citus' Zeugniß die Germanen Autochthonen, ein Urvol
geweſen, das ſeinen Urſprung von den Göttern, gleich a
deren Völkern, unmittelbar abgeleitet, oder ob ſie Einwa
derer aus dem fernen Oſten waren. Die dunkle Stam
ſage der Herkunft von einem aus Erde geborenen Go
oder Gottmenſchen, Namens **Tuisko**, und deſſen Soh
Mannus erinnert um ſo lebhafter an Urſprung aus d
Orient, als wir, wie oben S. 76 und 77 bereits erwäh
in der indiſchen Mythe einem **Manus**, dem Sohne V
waswa's begegnen, der, durch lange Buße geprüft und
läutert, durch Wiſchnu der allgemeinen Sühnfluth entriſſ
der Vater neuer Bevölkerung wurde, und als wir, au
noch andern Sagen, nach der hebräiſchen Mythe den Ad
finden, den Gott ſich ähnlich geſchaffen („nach ſeinem Bil

zum Bilde Gottes ſchuf er ihn"). Adam iſt wie Man der erſte Menſch, der mythiſche Begründer nachmaliger Völkerſchaften.

An die Entſtehung des deutſchen Wortes Menſch aus dem lateiniſchen Worte mens zu glauben, weil der Menſch Verſtand hat, mindeſtens haben ſoll, kommt uns etwas ſchwer an.

Wir können der Einwanderungen deutſcher Völker nicht ohne jene gedenken, welche über das ganze Europa ſich verbreiteten, in Zeiten, für welche uns kein Jahrzahlen-Anhalt geboten iſt. Ehe Völker von Völkern ſich ſondern konnten, mußten ſie durcheinander wogend — nicht wohnend — vorhanden ſein. Ohne Zweifel wurden die milden und blühenden Gefilde Italiens und Griechenlands zuerſt von Einwanderern aus dem Oſten eingenommen. Die Griechen kamen aus Kleinaſien herüber und breiteten ſich in den Länderſtrecken Macedoniens und Theſſaliens, wie im Halbinſelreiche des Peloponneſos aus, gründeten dort die Sitze ihrer vorleuchtenden Cultur und gelangten ſpäter zur Stufe hoher Bildung, namentlich auf die Stufe höchſter Kunſtblüthe in idealer Formenſchönheit. Die Frühvölker Italiens mögen wol einestheils aus Sicilien nordwärts mehr und mehr ſich verbreitet haben, anderntheils von rhätiſchen und illyriſchen Alpenlanden nieder in die Gefilde Oberitaliens geſtiegen ſein. Lange war das Land bewohnt, ehe die Wiege der künftigen Weltbeherrſcherin Roma gegründet wurde, und in dieſem langen Zeitraume drang der Völkerſtrom weſtwärts weiter und weiter, und ſetzte ſich in Gallien dauernd feſt, von da aus Strecken des heutigen Deutſchlands, Oberitaliens und Spaniens erſt überfluthend, dann beherrſchend, manch nachwallendes Volk auch zum Theil wieder zurück, oder in andere Richtungen drängend.

Von Gallien aus wurde Iberien mit Einwanderern verſehen, während von Germanien aus der europäiſche Norden Bevölkerung empfing. Dunkel ſind die meiſten Stammſagen, und kaum im Volke lebendig, nur in Büchern aufbehalten, und doch iſt es ebenſo wichtig als nothwendig, daß auch dieſer unſer Volk ſich bewußt werde. Es iſt aber unmöglich, unfehlbare Kunde davon zu geben, und ſchwer, Licht in ihr Dunkel zu tragen. Es iſt in ihnen nichts feſt Gegliedertes, nichts Haltbares. Wie die Völker der Frühe ringend und drängend durch einander wogten, und erſt in ſpäterer Zeit in ſichere — doch oft genug überſchrittene Grenzen ſich einfriedeten, ſo laſſen ſich auch ihre geflügelten Urſagen nicht durch Pfahlhecken abgrenzen und an Meilenſteine feſſeln. Die meiſten der älteſten deutſchen Urſagen lebten in Liedern, die leider faſt bis auf den letzten Laut verklungen ſind, und nur im matten, nebenſonnengleichen Spiegelbild der Proſa erblicken wir im duftigſchleiernden Gewölk der Frühe ihren Wiederſchein. Anders iſt es der Fall mit den Nordlandsliedern der Edda; von der eisumwallten äußerſten Thule, dem fernen Island, tönt uns der Wiederhall ächt germaniſcher Frühzeitſage in herrlicher gebundener Rede, in der machtvollen Stabreimweiſe, die dem heimiſchen Volke verloren ging. Nach Island flüchtete ſich im neunten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung germaniſches Recht, germaniſche Sitte und Sage, germaniſche Dichtung; ſie nahm die Erinnerung mit an alle Götter- und Heldengeſtalten, und ließ dieſe durch das ſpäter dorthin getragene Chriſtenthum nicht verwiſchen und vernichten; ja chriſtliche Religionslehrer ſelbſt waren es dort, die, des Schreibens kundig, mit treuen Händen aufzeichneten, was noch in alten Liedern im Munde greiſer Sänger lebte, vielleicht auch theilweiſe in Runenſchriften ſchon vorhanden war, während in Deutſchland die Religionslehrer alle Ueberlieferung zu vernichten ſtrebten. So war und blieb für immer ein köſtliches und unſchätzbares Vätergut auch für uns gerettet und wurde ſpäter uns wiedergegeben.

Der Völker Europa's, welche während und durch mehrere Jahrhunderte nach dem Beginne der chriſtlichen Zeitrechnung mitunter auch Theile Germaniens inne hatten, oder daſſelbe wandernd und heerend überzogen, waren viele. Die Stammſagen dieſer Völker, und was ſonſt noch aus ihrer Frühzeit Sagenhaftes haften blieb an ihrer Geſchichte, laſſen ſich bis zu den Zeiten Karls des Großen und bis zu denen der Heidenbekehrer in Germanien ab- und niederleiten, der karlingiſche Sagenkreis aber iſt, da viel von ihm zur eigentlichen Volksſage verklang, bei dieſer ſpäter in Betrachtung zu ziehen.

Dieſe Völker Europa's waren Gothen, Gepiden, Kimbern, Teutonen, Aſtver, Frieſen, Angeln, Sueven, Semnonen, Alamannen, Lithauer, Wenden, Bojer, Sachſen, Cherusker, Chatten, Hermunduren, Heruler, Markomannen, Thüringer, Foſen, Avionen, Uſipier, Longobarden und andere, deren Sitze die geographiſch-hiſtoriſche Forſchung zwar feſtgeſtellt und auf Landkarten in farbige Grenzen eingezäunt hat, aber nur in wenigen Fällen Gewähr für die Linien leiſten kann, wo ein Volk endete und ein anderes begann. Nur Ströme und Gebirgskämme ſind die wahren und ewigen Länderſcheiden, zu denen die ſpäter eingedrungenen Römer ihren Grenzwall, die Pfahlhecke in einer rieſigen Ausdehnung fügten. Wir können die hauptſächlichſten Stammſagen nur überſichtlich andeuten, und wollen uns dabei an die geographiſche Lage und Richtung um ſo weniger binden, als die Sage nur ſelten in den Fall kommt, von der Geographie Gebrauch zu machen.

Stammſagen.
Angeln. Sachſen. Jüten.
Frieſen.
Uſipier.
Anſivaren.
Avaren. Hunnen.
Winiler. Longobarden.

Die Stammſage der Angelſachſen läßt Britannien bereits bevölkert ſein, aber als das einwohnende Volk heimgeſucht war von ſchweren Krankheiten und Hungersnöthen, wie auch durch die Einbrüche fremder Völker, ſuchte es auswärts Hülfe und rief fremde Völker zu ſeinem Beiſtand in das eigene Land. Dieſe Völker waren Angeln, Sachſen und Jüten, denen nun Boden eingeräumt ward, und die alsbald, nachdem ſie Wohnſitze im neuen Lande genommen hatten, ihren Löwentheil feſthielten, ihre Landsleute in Schaaren nachkommen ließen und über das Land Britannien ſich breiteten. Groß war der Ruhm der Sachſenführer Hengiſt und Horſa, die ſich der unmittelbaren Abkunſt von Woden oder Wuotan, der alten Sachſen Held und Gott, rühmten. Der Angeln Land ſoll gelegen geweſen ſein zwiſchen dem der Sachſen und Jüten, an Norddeutſchlands Meereskuͤſte, an der auch der Frieſen Volk ſeßhaft war, und ſollte das Land vordem einer Völkerſchaft, die Uſipier genannt, gehört haben. Gegen die Frieſen drängte ein anderes Volk unter ſeinem Führer Bojocal an, das ſich Anſivaren nannte und mit den Römern harte Kämpfe hatte, zumal es ſich mit Nachbarvölkern, den Bructerern und Tencterern verband; allein ſowol die Anſivaren, als die Uſipier wurden allmählich aufgerieben und die Namen ihres Stammes verklangen. Während lange nachhaltig Völkerkampf auf Kampf im Norden wogte und währte, drängte von Oſten her der Avaren oder Hunnen Volk in das Land der Winiler und erſchlug dieſes Volkes eine Ueberzahl; auch vermählte ſich der Hunnenkönig Cacan mit der ſchönen und liebebrünſtigen Romhild, der Frau des erſchlagenen Winilerköniges Giſulf, doch nur auf eine Nacht, dann gab er ſie ſeinen Heerführern Preis und ließ ſie qualvollen Todes ſterben. Der Hunnen

Geſchlecht ſoll aus der Vermiſchung von Zanmännern oder Waldleuten und Alrunen entſtanden ſein und urſprünglich in den mäotiſchen Sümpfen gehauſt haben, daher war es von Geſtalt klein und häßlich. Andere ſagten, das Hunnenvolk ſtamme von einem böſen Zauberer und einer Wölfin ab. Später hatten die Hunnen über ſich einen König, den gewaltigen **Etzel** (**Attila**), der ein Schrecken aller Völker war und ſich ſelbſt die Geiſel Gottes nannte. Sein Name lebt in Sagen und Liedern vielfach gefeiert. Die **Winiler** wohnten in dem däniſchen Inſelreiche; als ihr Land von Hunger und Seuchen befallen war, beſchloſſen ſie Auswanderung eines Theiles ihres Volkes zu Land und zur See. An der Auswanderer Spitze ſtanden zwei Brüder, die hießen Ibor und Aio, und beide hatten eine Mutter, welche eine weiſe Frau war und **Gambara** hieß. Auf ihrem Zuge hatten die Winiler Kämpfe zu beſtehen mit dem Volke der **Wandalen**, und letztere erflehten über ſie den Sieg vom Wodan, ihrem Gott. Wodan ſprach: ich will denen den Sieg geben, die beim Sonnenaufgang mein Auge zuerſt erblickt. Gambara aber flehte Wodans Gemahlin Frea (Freia) an, **ihren** Söhnen zum Siege zu verhelfen. Da rieth Frea, es möchten die Frauen der Winiler ihr Langhaar in Bartesweiſe unter dem Kinne abwallen laſſen, und am Morgen vor Sonnenaufgang mit ihren Männern ſich Wodan darſtellen. Als dieſes nun geſchah, erblickte Wodan jene und rief: „Wer ſind dieſe Langbarte?" Darauf rief Frea: „Da du ihnen Namen giebſt, mußt du ihnen auch Sieg geben!" und darauf verlieh Wodan den Winilern den Sieg, und ihr Stamm behielt den Namen Langbarte, daraus dann verſtümmelt und verwälſcht Longobarden und Lamparten wurde. Dies Volk wohnte in verſchiedenen Landen, bis es endlich in Ober-

Wandalen.

italien feſten Wohnſitz ſich begründete, nachdem es mit den
Volke der Heruler und manchem andern ſchwere Kämpf
Heruler. beſtanden hatte. Die Heruler wurden von den Longo
barden ganz vernichtet. Viele und mannichfaltige Sage
gehen von den Longobarden und deren Königen, ihren
Auszug und ihren Heereszügen und Siegen, Brautwerbun
gen und Vermählungen, die hier unberührt bleiben müſſen
Gleich dem Volke der Longobarden beſtand auch das de
Gothen gewaltige Kämpfe und mannichfache Wanderun
Gothen. und Wandlung. Die Gothen brachen aus einem Inſel
lande des Namens Scanzia gleich Bienenſchwärmen her
vor, und fuhren mit drei Schiffen über Meer. Dieſ
ſagenhafte Meerfahrt mit drei Schiffen findet ſich auch i
der Stammſage der Angelſachſen und in einigen andere
wieder, wie denn die Dreizahl nicht nur in altgermaniſche
Völkerwanderungſagen bedeutſam auftritt, ſondern auch i
denen des Orients, von welchen nur an die dreifach
Völkerſcheidung der bibliſchen Mythe, der Semiten, Hami
ten und Japhetiden erinnert werden mag. Eines der dre
Gothenſchiffe hieß Gepanta, das der ſpäteren Völkerſchaf
Gepiden. der Gepiden den Namen verlieh. Außerdem theilte de
Gothen Volk ſich in Oſt- und Weſtgothen, überbreitet
das Sarmatenland, brach in Scythien ein, wie auch i
Griechenland, und bekämpfte die Römer. Darauf heerte
die Gothen durch ganz Südeuropa, zogen gegen die Wan
dalen, die ſich an den Nordküſten Afrika's ſeßhaft gemacht
und nahmen Spanien ein. Hochberühmt waren die Go
thenkönige Fridigern, Alarich, Athaulf, Gelime
und Theoderich.

Nicht minder zahlreich, groß und mächtig, auch kampf
geprüft gleich Longobarden und Gothen, war das Volk de
Franken. Franken, deſſen Urſprung die alten Geſchichtſchreibe

aus Troja ableiteten. Der erſte Frankenheld und König ſoll **Franko** geheißen, ſeinem Volke den eigenen Namen verliehen und eine Stadt Troja begründet haben — auch den ihr vorbeirinnenden Fluß Santen genannt — das habe an den Xanthus der alten Heimath erinnern ſollen, und jenes Troja ſei das heutige Troyes. Bald theilte ſich das Land, das jener Volksſtamm ſich unterwarf und innehielt, in Oſt- und Weſtfranken; das erſtere war im eigentlichen Germanien gelegen und hieß ſpäter Frankenland, das zweite war ungleich größer und wurde Frankreich genannt. Lange beherrſchten die Frankenkönige beide Reiche zugleich, bis unter Kaiſer Karl dem Großen dieſe Herrſchaft ihren Gipfelpunkt der Macht und Größe erreichte. Die Urgeſchichte der Herrſcher des Frankenreiches iſt faſt ganz in mythiſche Schleier gehüllt. Als erſter dieſer Herrſcher wird Pharamund genannt, deſſen Sohn hieß Chlodio. Chlodio's Gemahlin wurde im Bade von einem Meerwunder umarmt, welcher Umarmung ein Sohn des Namens Merwich oder Merowig entſproßte, der auf dem Rücken borſtig war, eine Eigenſchaft, die auf deſſen Nachkommen, den Stamm der Merovinger, vererbte. Merowigs Sohn hieß **Childerich**, den wegen übeln Lebenswandels die Franken abſetzten und verjagten, worauf er bei dem Könige der **Thüringer**, **Biſinus**, Schutz und Aufenthalt ſuchte. Das Volk der **Thüringer** war weit ausgebreitet. Es hatte ſchon mit den **Sachſen**, an deren Gebiet es grenzte, große Kämpfe gehabt, war auch zum Theil dieſen unterlegen. Die Sachſen ſollten ihren Namen von großen Meſſern, die in ihrer Sprache ebenſo hießen, führen. Andere leiten den Namen von Stein oder Fels, Saxa, ab und meinten, das Volk ſei aus den Felſen entſprungen, mindeſtens die ſtreitbaren Männer, die Frauen und Jungfrauen aber aus

Thüringer und Sachſen.

Bäumen, wie noch der heutige Scherzreim, der doch zuletzt nur Nachhall altmythiſcher Ueberlieferung iſt, verkündet und lautet:

— — Land Sachſen,
wo die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wachſen.

Nach meiſt verbreiteter Sage aber kamen auch die Sachſen auf **Schiffen** an der Oſtſeeküſte an, und breiteten ſich im Lande **Hadeln** aus.

Hermunduren. Chatten.

An das Gebiet des Thüringerlandes grenzte das der **Hermunduren** und **Chatten**, welche gegenſeitig ſich um die Salzquellen befehdeten, die auf den Angrenzungen lagen. Die Gelehrten haben oft und viel und heftig darüber geſtritten, welcher der bekannten Saalorte und Saalflüſſe der rechte ſei, wo dieſe Völkerkämpfe um das heilige und unentbehrliche Salz ſtattgefunden, als ob nicht natürlich, daß ſolche Kämpfe um ſo wichtigen Beſitz aller Orten ausgebrochen, wo Salzquellen aus dem Boden der mütterlichen Erde brachen. Schon die überall gleiche, oder doch eng verwandte Lautbenennung der wichtigſten aller Würzen deutet auf die gleiche Werthſchätzung hin. Da man als Chattenſitz das heutige Heſſenland annimmt, Thüringen abe ſeine Grenzen weit nach Oſtfrankens Oſtmarken hinerſtreckte ſo können die Salzquellen bei Salzungen und dem dieſe Stadt nahegelegenen **Allendorf**, ebenſo wie jene bei de heutigen Heſſen-**Allendorf** (das al der Vorſilbe deute doch wieder auf den Urlaut hal und sal hin), ebenſo wie di ohnweit der **Salzburg** an der fränkiſchen Saale, Völkerzankapfel geweſen ſein, und gewiß blieben auch die Soolquellen des **thüringiſchen** Hal- und Sal-Ortes, des heutige **Halle** an der Saale, von jenen Kämpfen nicht unberühr

Childerich, der bei dem Thüringer Könige Baſinus od Biſinus Aſyl gefunden hatte und bei dieſem eines Zeiche harrte, in ſein Reich zurückzukehren, lohnte dem gütigen Gaſtfreund damit, daß er ihm ſein Weib verführte und verlockte, ſo daß ſie ihren Mann verließ und dem Franken nachzog, der ſie zur Ehe nahm. Darüber entſtanden zum Theil hernach jene blutigen Heerfahrten und Kriege, in deren Folge durch der Franken und Sachſen vereinte Macht und zugleich durch ſchändlichen Verrath das Königthum und Königreich der Thüringer blutig unterging.

Avionen.

Ein anderer deutſcher Volksſtamm war jener der Avionen, in deren Lande das Heiligthum der Hertha lag, auf einem friedevollen Eilande, und im tiefen ſchattigen Walde, bei einem ſchwarzen unergründlichen See. Einen ebenſo götterheiligen Wald hatte das Volk der Semnonen, ein Suevenſtamm, inne. Von den Sueven wird der heutige Name der Schwaben abgeleitet, die auch in Kriege mit den Sachſen verwickelt waren. Man ſagte, daß ſie als Einwanderer weit her über Meer gekommen ſeien, gleichwie die Bojen, Bojaren oder hernachmals Baiern, die aus Armenien einwanderten und die Stadt Regensburg als ihren Hauptſitz gründeten, die in alten Liedern noch heißt Reginsburg die märe, das iſt: die weitgenannte, berühmte.

Sueven.
Semnonen.

Bojen.

Frieſen.

Noch einmal iſt des oben bereits flüchtig erwähnten Volkes der Frieſen, ächt germaniſchen Stammes, gleich den ſpäteren Holſten und Ditmarſchen, zu gedenken, weil die Sage geht, ſie ſeien in Gemeinſchaft mit Dänen und Schweden aus ihrem Lande auswandernd ſüdwärts gezogen, und hätten nach großem Schmerz der Trennung von der nordiſchen Heimath unter drei Führern eine weite Wanderſchaft vollbracht. Sie zogen immer dem Laufe des Rheins entgegen, und war allein der Frieſen Volk zwölfhundert an der Zahl, und ihre Führer hießen Switer, Swei und Haſius. Manchen Kampf beſtanden ſie ſiegreich und bereicherten ſich, ſchlugen ſich auch tapfer durch, wo andere Völker ſie auf ihrem Zuge aufzuhalten gedachten. Endlich gewannen ſie ein günſtiges Land, allwo ſie ſich niederthaten, das nannten ſie nach ihren Führern Switer und Swel die Switz und die Sweitz, und von Haſlus empfing der Hasligäu ſeinen Namen. Merkwürdig iſt dabei, daß nach gewiſſen Nachrichten dieſe Einwanderer die uralte Tellenſage ſchon aus Dänemark, wo ſie längſt gelebt, mitbrachten, die in ſchweizeriſcher Auffaſſung, doch in weit ſpäterer Zeit, ſich ſo verjüngte, daß man ſie wol unſterblich nennen mag, ſo tief drang ſie in Sinn und Blut des Schweizervolkes ein, und lebte fortan in Liedern, in Chroniken und im Munde des Volkes allverbreitet ein ganz unaustilgbares und unvergängliches Leben.

Um Sagen aufzuzeichnen, welcher Art dieſelben und ihre Formen auch ſein mochten, mußten die Frühvölker Schriftzeichen haben und dieſe feſtſtellen, wie heftig und kriegeriſch bewegt auch jener Völker Zeit war. Die Runenſchrift des ſcandinaviſchen Nordens als älteſte Schrift reichte, dies dürfen wir annehmen, nicht tief nach Deutſchland herein, da alle in Norddeutſchland aufgefundenen eigentlich germaniſchen Alterthümer deren Kennzeichen entbehren. Eine Urverwandtſchaft ſprachlicher Laute war allen Frühvölkern gemeinſam, ob ſie aber die ſichtbaren Zeichen der Sprache, die Schrift, und namentlich die Buchſtabenſchrift, mitgebracht bei der erſten Einwanderung, iſt wol nur von den Gothen erweisbar. Von ihnen aus gingen, mancher Wandlung anheimfallend, die Strahlen der Sprachen auseinander, es bildete ſich die angelſächſiſche, die althochdeutſche Sprache, von der wandaliſchen blieben nur Perſonennamen erhalten, von anderen nur Namen der

Stämme, wol auch Orte. Da aber die Völker des eigentlichen Germaniens feſte Wohnſitze noch nicht behaupteten, ſondern von einem Landſtriche in den anderen hinein ſich ſchoben oder geſchoben wurden, ſo mußte es lange dauern, bevor ihre Culturzuſtände zum Höhenpunkte der Schriftſprache ſich aufſchwangen, und die zahlloſen Völkernamen, die auf die Nachwelt gekommen ſind, geben Zeugniß davon, wie ſchwer es ſei, feſtbeſtimmende Sonderung eintreten zu laſſen. Neben dem allgemeinen Stammnamen der Germanen ſtellte ſich der der Sueven auf lange feſt, als der eines ächt deutſchen Stammes, dem Semnonen, Longobarden und Alamannen angehörten. Die Bojen, ſpäter Baiern, waren ein keltiſcher Stamm, aus Bojohem (Böhmen) hinweggedrängt; aus ihnen entſprang der Stamm der Markomannen. Aus dem Sueven- und dem Bojenſtamme ſproßte deutſche Sprache und Poeſie zuerſt hervor; die Franken blieben dann nicht zurück; Thüringer, zwei große Stämme, einer im Gebiete des heutigen Belgiens, der zweite im heutigen (Oſt-) Thüringen ſeßhaft, und Heſſen vererbten freilich von älteſten Schriftdenkmalen nur leiſe Spuren. Von den Saxen überkam in alten Liedern manche Kunde, und ihres Gottes Saxnote (Seaxnéal), Wodens Sohn, wurde ſchon oben gedacht. Aus dem Cheruskerſtamm ging Arminius hervor; ſicher feierten ihn Liederſagen, die aber verloren gingen. Verfuhr doch das Geſchick ſo feindlich gegen die urgermaniſche Sagendichtung, daß nicht einmal jene Heldenlieder, die Karl der Große zu ſammeln befahl, erhalten blieben. Aber fanden denn die Sammler dieſe Lieder? Der Befehl zum Sammeln iſt leicht gegeben; wären ſie gefunden worden, wie konnten ſie verloren gehen? Gingen doch die älteſten Urkunden der karlingiſchen Zeit, die leges Francorum, die Capitularien und was dahin einſchlägt, nicht verloren.

Kaum zwei bis drei überkommene Schriftzeugniſſe deuten auf das germaniſche Heidenthum, alles Uebrige, deſſen Beſitzes aus älteſter Zeit wir uns erfreuen, hat chriſtlichen Gehalt; ſo Gebetesformeln, Beſchwörungen, Heldenlieder, ſo das altſächſiſche Gedicht Heliand, das die größte Würdigung verdient.

Die ſcandinaviſchen Lande, zu deren Geſammtverband wir Jütland, Seeland, Fühnen, Dänemark, Schweden und Norwegen nebſt Island zählen, wurden wol ohne Zweifel größtentheils von Gothen bevölkert. Klingt doch der alte Stammname in den Ländern Oſt- und Weſtgothland noch bis heute unverfälſcht fort. Länger haftete in dieſen weiten Länderſtrecken das Heidenthum; Sprache und Sage bildeten ſich in feſter geſicherter Gliederung aus und begründeten ihren Reichthum, zeugten aus ihrem Schooſe die zum Theil unvergleichlichen Eddalieder.

Edda. In Norwegen hatte ſich ein Volksthum von urgermaniſchem Kerne gebildet, mit freier Stammverfaſſung, ohne einen Alleinherrſcher, deren Gewalt, mochten ſie Könige oder Herzöge heißen, in den ſüdlichen eigentlich deutſchen Ländern mehr oder minder bereits Oberhand zu gewinnen begonnen hatte. Allein die Weltgeſchichte thut unumſtößlich dar, daß Idee und Grundſatz des Freiſtaates nie und nirgends auf eine lange Reihe von Jahrhunderten durchzuführen iſt, und daß jenes homeriſche: Einer gebiete eine ewige Geltung und Begründung hat, die zumal dann ſich trefflich bewährt für der Völker und Länder Glück und Wohlſtand, wenn der Macht, die in des Einen Hände gelegt iſt, Weisheit lenkend zur Seite ſteht, und nicht Willkür ſie leitet. Auch in Norwegen überwan und beſeitigte ein kräftiger Held, Harald Schönhaar, die freiſtaatliche Verfaſſung und ſchwang ſich zum Alleinherrſcher auf. Da entwichen die freien Norweger, die ſich Harald nicht unterwerfen wollten, zu Schiffe aus ihrem unterjochten Lande, ſiedelten ſich auf der noch nicht lange entdeckten Inſel Island an, und richteten dort ſich nach der gewohnten, ihnen über Alles gehenden freien Verfaſſung wieder ein. Alle ihre Rechte, ihre Bräuche, ihre Sitten, ihren Glauben, ihre Sage und Sprache flüchteten ſie mit hinüber in jene fernſte Ferne des europäiſchen Welttheils, und hüteten ihrer dort als eines Hortes, der ſo viel Werth und weltgeſchichtliche Bedeutung, inſonderheit aber für das geſammte Germanenthum hat, daß wir in ihm in der That einen Nibelungenhort urgermaniſcher Dichtung verehren dürfen.

In den Eddaliedern wie aus den proſaiſchen Ueberreſten der altnordiſchen Götter- und Heldenlieder, die wol alle zum bei Weitem größten Theil dem Heidenthume noch angehören, iſt der Götterglaube der Frühvölker germaniſcher Abſtammung rein erhalten und kindlich abgeſpiegelt. Götter- und Heldenſagen klingen in ihnen durcheinander, der Name Edda, das iſt Urgroßmutter, wurde der älteren Sammlung dieſer Dichtungen nicht urſprünglich beigelegt, ſondern erſt ſpäter, erſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts gegeben. Wer ihre Dichter waren? danach wird fruchtlos die Frage erhoben. Jene würdigen Männer, Sämund Sigfuſſon der Gelehrte, geb. 1056, † 1133, und Snorri Sturluſon, geb. 1178, † 1241, welcher letztere das berühmte Gedicht Heimskringla (Weltkreis, Kreis der Heimath) verfaßte, waren nur die Sammler. Daß die ſtabgereimten Lieder älter ſind, als die in Proſa geſchriebenen Dichtungen, erſcheint naturgemäß, denn in letztere wurden erſt Stellen aus den alten Liedern eingewebt, aber auch in der metriſchen Sammlung ſind hin und wieder Proſaſtellen eingeſtreut, einige Stücke ſind ganz in Proſa verfaßt. Dabei zeigt ſich die ſogenannte jüngere Edda als eine theilweiſe Erklärerin der ſogenannten älteren. Wir können uns indeß der Bezeichnung ältere und jüngere Edda nicht entſchlagen, um verſtändlich zu bleiben, und folgen im Uebrigen, wenn wir nun verſuchen, nur in ſchwachen Abriſſen die reiche Bilder- und Geſtaltenfülle dieſer Dichtungen zu entrollen, bezüglich der ſo ungemein ſchwierigen und ſchwankenden Rechtſchreibung dem Beiſpiele K. Simrocks, des hochbegabten und kundigen Ueberſetzers der Edda, der einfachen, wortlautgemäßen, unſerem guten Deutſch ſich am beſten anpaſſenden Schreibweiſe.

Aeltere Edda. Götterſagen.

Die ältere Edda iſt die Götterſage der germaniſchen Frühzeit und ihrer Frühvölker; unſere Götterſage zog ſich höher und höher zum Norden empor — ließ nur ſparſame Reſte ihrer Herrlichkeit und Fülle im eigentlichen Deutſchland zurück, und nun erſt ſtrahlt uns, was erſt Sonne war, immer noch von vielen nicht geſchätzt, ja — weil ſie ſchlafen, nicht geſehen, als aurora borealis in meteoriſcher Schöne am hohen Nordlandshimmel, als der niedergegangenen tiefen Sonne wunderbarer Abglanz. —

Skalda.

An die Eddalieder reiht ſich noch eine kleine Sammlung, Skalda geheißen, unmittelbar an, von der die Stücke Gylfaginning (Gylfes Verblendung), Bragaröder (Braga's Geſpräche) und zum Theil auch Skaldſkaparnal (die Kunſt der Skalden) zur Edda gehörig betrachtet werden können.

Wöluspa.

In der älteren Edda, welche in Götterſage und Heldenſage zerfällt, tritt die Wöluspa voran, eine großartige Kosmogonie und Theogonie, deren Ueberſchrift ſo viel ſagen will, als „Offenbarung der Seherin.“ Sie iſt es, die Walvaters Willen künden will, die das Entſtehen von Himmel und Erde, das ſie von den urgeborenen Rieſen erfuhr, ſchildert.

Einſt war das Alter,
Da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See,
Nicht ſanfte Wellen,
Nicht Erde fand ſich,
Noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund
Und Gras nirgend.
— — —
— — —
Sonne wußte nicht
Wo ſie Sitz hätte,
Mond wußte nicht
Was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht
Wo ſie Stätte hätten.

Weiter wird berichtet, wie die Aſen, die Götter, ſich einten und unſchuldvoll ſpielten, drei reichmächtige Thurſentöchter aus Rieſenheim zu ihnen kamen, wie ſie das Geſchlecht der Zwerge aus dem Blute des Meerrieſen und deſſen ſchwarzem Gebein ſchufen, wie ſie Aſk und Embla fanden, ſinn-, ſeelen-, blut- und bewegungslos, und ihnen alles Mangelnde verliehen. Von der Eſche Ygdraſil ſingt die Wöle, wo an Urda's Brunnen die drei Nornen wohnen. Odin kommt zu ihr, die Wöle kennt und nennt alle Götter, ſie ſieht die Walküren die Welt durchreiten, und ſieht mit kundigem Auge der Welt Untergang und der Aſen Fall voraus, mit erſchütternden Worten ihn verkündend.

„Schwarz wird die Sonne,
Die Erde ſinkt ins Meer,

Vom Himmel fallen
Die heitern Sterne.
Gluthwirbel wühlen
Den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe
Beleckt den Himmel."

Aber aufs Neue taucht die Erde aus dem Waſſer, die Fluren grünen wieder, die Aſen einen ſich wieder auf dem Idafelde und finden die goldenen Scheiben wieder, mit denen ſie in Urzeittagen kindlich ſpielten.

Grimnismal.

Der Wöluspa folgt **Grimnismal** („das Lied von Grimnir"). Dieſes Lied macht näher mit der Aſalehre bekannt, nennt der Aſen herrliche Wohnſitze in dem Lande, das Aſen und Alfen nahe liegt. Odin ſelbſt ſingt die poetiſche Hälfte dieſer Dichtung, der unter dem Namen Grimnir zu König Geirröd gekommen iſt.

Wafthrudhnismal.

Wafthrudhnismal („das Lied von Wafthrudhnir") iſt das dritte der Eddalieder. Odin fährt zu dem Joten Wafthrudhnir, und indem er ſich dieſem unter dem Namen Gangrodr vorſtellt, beginnt er mit ihm ein Wechſelgeſpräch. Der Rieſe fragt und der weiſeſte der Aſen antwortet, dann als der Jote ſeines Gaſtes Weisheit erkennt, wetten ſie Haupt gegen Haupt, wer an weiſerer Kunde den andern übertreffe, und nun fragt Gangrodr und Wafthrudhnir antwortet. Ein goldner Strom der Mythe fließt aus dieſem Gedichte und bereichert die Kunde von der Aſenlehre mit den ſchönſten Bildern. Am Ende des Streites bekennt Wafthrudhnir ſich überwunden, da er des Gaſtes letzte Frage:

Was ſagte Odin
Ins Ohr dem Sohn (Baldr)
Eh er die Scheitern beſtieg?

nicht zu beantworten vermag. Wafthrudhnir erwiedert:

Nicht Einer weiß
Was in der Urzeit du
Sagteſt dem Sohn ins Ohr.
Den Tod auf dem Munde
Meld' ich Schickſalsworte
Von der Aſen Ausgang.
Mit Odin kämpft' ich
In klugen Reden:
Du wirſt immer der weiſeſte ſein. —

Skirnisför.

Das vierte Eddalied heißt **Skirnisför** („Skirnirs Fahrt“). Es ſchildert in anziehender Weiſe den Brautritt und die Werbung Skirnirs, eines Dieners des Gottes Freir, der von ſeinem Hochſitz Hlidſkialf die Welt überſchaute, und in dem Rieſenlande, Jotunheim, die Tochter des Reifrieſen Gymir erblickte, nach der ſein Herz in heißem Liebesweh ſehnſuchtsvoll verlangt. Niördr, Freir's Vater, und Skadi, deſſen Mutter, bewegten Skirnir, den ſchweigenden Sohn zum Reden zu bringen, und da ſich nun Freir dem Diener und Jugendgeſpielen entdeckt, bittet Skirnir, ihm ſein raſches Roß zu leihen und ſein von ſelbſt in kühner Hand ſich ſchwingendes Schwert. Skirnir dringt nach Ueberwindung mancher Hinderniſſe mit des Schwertes und des Roſſes Hülfe bis zu Gerda, und bietet ihr 11 goldene Aepfel, daß ſie Freir lieben ſolle. Gerda verſchmäht die Gabe und weiſt Freir's Werbung weit ab. Skirnir bietet ihr einen Goldring, dem jede Nacht acht gleiche Ringe entträufeln — Gerda erwiedert, ihr Vater ſammle ihr des Goldes genug. Skirnir droht ihr mit dem Schwerte den Hals abzuhauen, Gerda beruft ſich auf ihres Vaters Schutz. Skirnir droht, ihr auch den Vater zu erſchlagen, mit einer Zaubergerte ſie zu bannen, und mit furchtbaren Qualen ſie zu martern: er häuft Fluch und Drohung und Zauberübung in ſo heftiger Weiſe, daß ſie endlich erſchüttert und bangend nachgiebt, und zuſagt, nach neun Nächten ſich dem Wanenſohne Freir zu eigen zu geben. Nun reitet Skirnir heim, Freir erwartet ihn ſchon in heißer Ungeduld, und ruft ihn an, ehe er noch den Fuß aus dem Bügel rücke, zu ſagen, was er ausgerichtet. Skirnir nennt den Hain Barri, den Gerda genannt als den Ort, da ſie nach neun Nächten Freirs harren wolle, und Freir ſeufzt über die Länge dieſer Friſt — ein Monat deuchte ihm minder lang, als eine halbe Nacht des Harrens.

Dieſes Lied iſt voll poetiſcher Schönheit und läßt tiefen Einblick thun in die Anſchauungsweiſe des Frühvolks, aus dem ein Auserwählter es geſungen. Daß man aber dies neben andern alles auf phyſikaliſche Erſcheinungen hat deuten wollen, wie da und dort ausführlich und oft bis zum Ueberdruß zu leſen, das ſcheint uns nicht wohlgethan und in keiner Weiſe weder für die Poeſie noch für die Wiſſenſchaft ein Gewinn. Was haben wir vom Weine, wenn ein Phyſiker hintritt und uns den Becher vom Munde nimmt, und zeigt, wie ein Theil des Trankes Alkohol, ein anderer wäßrige Flüſſigkeit, und ein dritter Theil Zuckerſtoff iſt? Die ſcheidekünſtleriſche Zerlegung des Mythus, — erfolge ſie auf naſſem oder auf trockenem Wege — wird uns nie den Meth der Dichtung zu erſchaffen und zu gewinnen im Stande ſein, und ein Schöneres und Höheres iſt es, ihn in Andacht zu verehren und mit gläubiger Seele zu empfangen, als ihm Duft, Geiſt und Farbe zu rauben, und Naturgeſchichte aus ihm zu deſtilliren.

Hrafnagaldr Odhins.

Hrafnagaldr Odhins („Odins Rabenzauber") heißt die fünfte Eddadichtung. Sie iſt ſehr geheimnißvoll, ſehr dunkel, vielleicht ſelbſt unvollſtändig. Es iſt ihr Inhalt vorwaltend der Mythus von Idunn, welche von der Welt-eſche, wo ſie die Aepfel der ewigen Jugend hütete, die den Aſen ihre Unſterblichkeit erhielten, herabſinkt. Auch dieſes Gedichts Beginn weiſt ernſt nach dem künftigen Weltuntergange hin.

Wegtamskvidha.

Das ſechſte der Eddalieder iſt **Wegtamskvidha** („Wegtamslied") überſchrieben; es enthält die Mythe von **Baldr**: Odin beſucht unter dem Namen Wegtam die Wöla, und fragt ihr die künftigen Geſchicke Baldrs ab, die Wöla iſt aber auch keine Seherin, ſondern die Mutter dreier Eisrieſen, Thurſen, die Baldrs Tod dem höchſten Gotte kündet.

Harbardsliodh.

Die ſiebente Dichtung heißt **Harbardhsliodh** („das Harbardslied"). Ihren Inhalt bildet ein Geſpräch des Gottes Thorr mit einem Schiffsfährmann, Namens Harbard; beide erzählen einander ihre Thaten; ſcharf und hämiſch iſt gegen Thorr Harbards Rede. Viele Andeutungen ſind anderswo nicht erörtert, jedenfalls deutet dieſe Einzeldichtung nach einem verlorenen Zweige der Nordlandsmythe hin.

Hymiskvidha.

Hymiskvidha („Hymirſage") iſt das achte Lied. Es feiert eine Fahrt Thorrs zum Eisrieſen Hymir, iſt voll hoher gewaltiger Bilder, und hängt innig mit dem neunten:

Oegisdrecka.

Oegisdrecka „Oegirs Gelag" zuſammen, das uns den größten Theil der Aſen perſönlich vor Augen führt. Glanz und Pracht des Mahles wird im Eingang in kurzer Proſa angedeutet; ein unwillkommner Gaſt tritt **Loki** ein, und hebt, da Bragi ihm den erbetenen Trank verweigert, einen argen Hader an, indem er den Aſen alles mögliche Schlimme vorwirft. Bragi nennt er einen feigen Bänkehüter, Idunn nennt er die männertollſte von allen Aſinnen, Gefion bezüchtigt er der Buhlerei mit einem

Knaben, Odin nennt er einen Betrüger, Frigg allzumild gegen die Männer, Freia eine Buhlerin Aller, Niördr — ſo ſchmäht er — hätten Hymirs Töchter als Nachtgeſchirr benutzt, und zeiht ihn blutſchänderiſcher That mit der eigenen Schweſter. Ferner höhnt Loki den Tyr, daß ihm der Wolf Fenrir die Hand abgebiſſen, und ſchilt ihn einen Hahnrei. Freir wird verhöhnt, daß er Gymirs Tochter mit Golde erkauft, und ſein Schwert an Skirnir hinweggegeben habe. Beiggwir erhält Ehrentitel, die an den Kampf im Gedicht vom Wartburgkriege erinnern, und ſo geht es weiter und weiter, bis Thorr kommt und Loki wiederholt mit dem Hammer Miölnir droht — doch auch er empfängt ſein gehäuftes Theil des Hohnes und der Schmähung, bis endlich Loki entweicht, in Lachsgeſtalt in einen Waſſerfall hinabſpringt, aber gefangen wird und von den ſchwer beleidigten Aſen die grauſamſte Strafe erdulden muß.

Thryms-kvidha. Als zehnte Eddadichtung ſtellt ſich Thrymskvidha oder Hamarsheimt, („Thryms-Sage oder Hammerheimholung“) dar, ein Gedicht, ebenfalls von hoher poetiſcher Schönheit, die der Norden tief empfunden hat. Dem Thorr war ſein Miölnir geraubt, der Rieſe Thrym hat ihn und will ihn den Aſen nicht eher zurückgeben, bis ſie ihm Freia zur Braut geben. Dieſen Beſcheid bringt Loki den Aſen, der in Freia's ihm geliehenen Federkleid (das Schwanengewand der ſpäteren deutſchen Sage) zu dem Rieſen geflogen war.

Nun rathſchlagen Aſen und Aſinnen, wie ſie den Hammer löſen ſollen, und Heimdall räth, Thorr in Freia's Kleider und Schleier zu bergen. Loki begleitet den alſo in weibliche Geſtalt verhüllten Thorr als Gürtelmagd. Thrym ſieht die Erwartete kommen und bereitete das ſtattliche Hochzeitmahl, bei dem die Braut den beſten

Appetit zeigte, denn ſie verſpeiſte einen Ochſen, dazu acht Lachſe, ſchlang alle Süßigkeiten, für die Rieſenfrauen beſtimmt, zumal in ſich hinein, und drei Kufen voll Meth dazu. Als Thrym ſich darüber verwundert äußert, raunt ihm Loki zu, die Braut ſei ohne Speiſe und Trank acht Nächte lang gereiſt, aus purer Sehnſucht nach ihm und Rieſenheim. Gleiche Entſchuldigung wird den flammenden Augen der Braut. Thryms alte Schweſter tritt ein und erbittet ſich ein übliches Brautgeſchenk, rothe (goldene) Ringe, und Thrym gebietet, den Miölnir herbeizubringen, und mit ihm, als einem Symbole, der Braut in den Schoos gelegt, den neuen Ehebund zu weihen. Kaum liegt der Hammer auf dem Schooſe Thorrs, dem das Herz im Leibe lacht, als er Thrym damit den Schädel einſchmettert, die Rieſen alle erſchlägt, und der alten Schweſter Thryms ſtatt der Ringe Hammerhiebe erklingen läßt.

Alvismal.

Höchſt lehrreich in Bezug auf den altnordiſchen Mythus iſt die elfte Götterſage der Edda: Alvissmal („das Lied vom Alwis"). Alwis iſt ein Alles wiſſender Zwerg, zu welchem Thorr kommt, und ihn mit Fragen verſucht, wie in allen Welten, d. h. bei Göttern, Rieſen, Menſchen, Zwergen ꝛc., der Erde Name ſei, des Himmels, des Mondes, der Sonne, der Wolken, des Windes, der ſtillen Luft, des Meeres, des Feuers, des Waldes, der Nacht. Auf die letzte Frage antwortet der Zwerg:

Nacht bei den Menſchen,
Nebel den Göttern,
Hülle höhern Weſen,
Rieſen Ohnelicht,
Alfen Schlummerluſt
Traumgenuß nennen ſie Zwerge.

Ueberraſchend iſt der Schluß des Gedichtes; nicht die erſehnte Braut gewinnt Alwis durch ſeine ſchönen Antworten, ſondern Thorr kündet ihm an, daß er ihn überliſtet habe, da die Sonne in den Saal ſcheine, und ihn, den Zwerg, verzaubere — das iſt die Wurzel jener langnachhaltigen mythiſchen Annahme, daß der anbrechend Morgen, der Hahnſchrei, die Geiſter und Kobolde banne daher ſie ihn fliehend meiden müſſen. Das Gedicht a ſich erſcheint durch ſeine Frage- und Antwortform den Wafthrudhnismal nachgebildet, und alle dieſe auf Frag und Antwort, Rede und Gegenrede gebauten faſt didakti ſchen Eddalieder haben eine ſo hervortretend dramatiſch Form, namentlich Oegisdrecka, daß wir recht wol in ihne die Grundelemente älteſter ſceniſcher Darſtellung auch i hohen Norden erblicken können.

Fiölſvinnſmal. **Fiölsvinnsmal** („Lied von Fiölſwidr") heißt di zwölfte Götterſage; auch ſie hat die erwähnte Form un Färbung, nur daß in ihr das geheimnißvolle, räthſelhaf Element noch mehr ſcharf ausgeprägt zu Tage tritt. Ein Feſte, vor der Fiölſwidr als Wächter ſitzt, naht ein Fremdling, der auf Befragen ſich Windkaldr nennt, und nu Fragen an Fiölſwidr richtet, die alle myſtiſch und dunk ſind, wie die Antworten, die dem Fragenden zu The werden. Windkaldr fragt nach des Hauſes Tochter Me glada, und giebt ſich dann als Swipdagr, ihren Verlobte zu erkennen, worauf ihm freudigſter Empfang zu The wird. Vielfach verſuchte naturaliſirende und allegoriſiren Deutung dieſes Gedichts hat noch keinen Preis zu erringe vermocht.

Havamal. Das dreizehnte Eddalied iſt vielleicht das gekannteſt es iſt **Havamal** („des Hohen Lied") überſchrieben. Se Inhalt iſt Spruchweisheit, an die Salomoniſche der he ligen Schrift erinnernd. Es iſt aus drei Theilen zuſa mengeſetzt, deren zweiter die Ueberſchrift: **Lodhafni**

Lied, der dritte die: Odins Runenlied erhalten hat. Dieſe Dichtung ertheilt viele goldene Lebensregeln, dem Jeſus Sirach der Bibel ähnlich, die Strophen empfehlen Anſtand beim Mahle, Verſtändigkeit, Mäßigkeit, z. B.:

Nicht üblern Begleiter
Giebt es auf Reiſen,
Als Betrunkenheit iſt,
Und nicht ſo gut
Als Mancher glaubt
Iſt Ael den Erdenſöhnen ꝛc.
— —

Wie ſchön und poeſievoll iſt die Stelle:

Der Vergeſſenheit Reiher
Ueberrauſcht Gelage,
Und ſtiehlt die Beſinnung.

Wie ewig wahr iſt die Lehre:

Unweiſer Mann
Durchwacht die Nächte,
Und ſorgt um alle Sachen;
Matt nun iſt er
Wenn der Morgen kommt,
Der Jammer blieb wie er war.

Vor Eigenliebe, vor Eigendünkel, vor Geſchwätzigkeit warnt die Weisheit des Havamal; auch in Bezug auf Freundſchaften giebt ſie die beherzigenswertheſten Winke, ſo wie in Bezug auf Gaſtlichkeit und deren Benutzung:

Zu ſcheiden ſchickt ſich,
Nicht ſtets zu gaſten
An derſelben Statt.
Der Liebe wird leid
Der lange weilt
In des Andern Haus.

Auch gegen die leidige Superklugheit iſt manches muſtergültige Wort gerichtet; das Frühaufſtehen wird anempfohlen, der Minne iſt der weiſe Dichter wohl und vielkundig, der ſeine Weisheit Odin ſelbſt in den Mund legt.

Loddhaſnirs Lied ſetzt die goldenen Lehren fort, die des Hohen (d. i. Odin) Lied gegeben, ſelbſt untermiſcht mit prächtiger Derbheit, z. B.

Mit ungeſalznem
Narren ſollſt Du
Nicht Worte wechſeln.

und deutet am Schluß auf heilkräftig wirkende Sympathie hin:

„Wo Ael getrunken wird
Rufe die Erdkraft an,
Erde trinkt und wird nicht trunken.“
„Hundsbiß heilt Hundshaar“ u. ſ. w.

Odins Runenlied hat tiefen Sinn, es athmet in dunkeln Sprüchen den alten Zauberglauben.

Gro-galdr. Das vierzehnte Gedicht iſt Grogaldr („Groa's Erweckung“) überſchrieben — es gehört ohne Zweifel nicht mehr der Heidenzeit an, und iſt die kurze Lehre einer Mutter, die der Sohn an ihrem Grabe beſchwört, auch voll Lebensweisheit untermiſcht mit Zauberverheißungen. Jedenfalls war die Mutter ſchon Chriſtin, da ſie „begraben“ iſt, nicht verbrannt, und da es in Strophe 13 lautet:

Nichts deſto minder
Mag dir nicht ſchaden
Ein getauftes todtes Weib.
(kristin dandh kona im Originale.)

Rigs-mal. Wichtiger iſt das fünfzehnte Gedicht Rigsmal („das Lied von Rigr“). Heimdall legte ſich den Namen Rigr bei, als er eine Fahrt zur Meeresküſte unternahm, wo er in einer Wohnung ein altes armes Ehepaar fand, Ai und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter), das ihn bewirthete, wie einſt nach der griechiſchen Mythe Philemon und Baucis die beſuchenden Götter, und nach der hebräiſchen Abraham und Sara die Engel. Wie dem letzteren Paare ſein Beſuch, ſo verhilft Heimdall Ai und Edda zu ſpäter Nachkommenſchaft, der Sprößling wird Hirte und Schweinezüchter und zeugt mit einer Dirne das Geſchlecht der Knechte. Heimdall beſucht ein anderes Paar, es heißt Afi und Amma (Großvater und Großmutter), in gleicher Weiſe; der Sproß wird Handwerksmann und der Stammvater des Bauernſtandes. Zu einem dritten, vornehmen und reichen Paare (Vater und Mutter genannt) kommt Rigr, das ihn köſtlich bewirthet, und dann erſcheint nach neun Monden der Sprößling, der ritterliche Künſte übt, Jarl heißt, und der Stammvater der Edeln wird. Die verſchiedenen Altersſtufen in den Namen der Beſuchten deuten ſinnig die Entwickelung der Menſchheit aus rohem Zuſtande zu dem höheren der Cultur an, in welcher ſich aus dem Stande der Edelen zuletzt keineswegs ein Freiſtaat, ſondern völlig naturgemäß das Königthum entwickelt und begründet.

Hyndluliodh.

Hyndluliodh („das Hyndlalied") ſchließt die Göttersagen der älteren Edda, und bildet dabei zu deſſen Heldenſagen den geeignetſten Uebergang. Freia, die Aſin, ſucht Hyndla, eine Rieſin auf, um Auskunft über die Abſtammung ihres Begleiters Ottar zu erhalten, welcher Auskunft dieſer in einem Rechtsſtreite bedarf. Hyndla willfahrt, und giebt nun eine Genealogie, die an die genealogiſchen Aufzählungen der Bibel erinnert, aber in ihrer Form minder trocken iſt, und keineswegs unpoetiſch, wie Manche behauptet haben. Es liegt in dieſem Gedicht ſo zu ſagen eine Recapitulation, eine Wiederaufzählung des ganzen nordiſchen Mythus, und es bildet zugleich die goldene Bifroſtbrücke, die aus Asgard zu den Menſchengeſchlechtern niederleitet. Am Schluſſe wirft die Rieſin, von welcher Freia für ihren Schützling auch noch das Ael der Erinnerung (die Gabe, die empfangene umfangreiche Mittheilung treu im Gedächtniß zu behalten) verlangt, der Göttermutter ſehr garſtige Dinge vor, die Freia mit gleicher Zärtlichkeit erwiedert. Sie wünſchen ſich gegenſeitig Manntollheit an, was freilich der äſthetiſchen Schönheit einer Dichtung nach heutigen Begriffen beim ſchönen Geſchlecht merklichen Eintrag thun würde.

Aeltere Edda. Heldenſagen. Wölundarkvidha.

Die Heldenſagenſänge der älteren Edda beginnen mit Wölundarkvidha („Lied von Wölundur"). Alle dieſe Dichtungen, oder doch die bedeutende Mehrzahl derſelben, haben in ſpäteren deutſchen Heldenliedern an ſie erinnernden Nachhall gefunden, was als Beweis dient, wie lebendig ihr Inhalt auch im deutſchen Volksbewußtſein und vorzugsweiſe in dem der deutſchen Dichter lebte. Den Inhalt ihrer Sagen ſetzten die nordiſchen Dichter als bekannt voraus, ebenſo ihre Götterüberlieferungen, ſie ſtanden inmitten ihres Stoffes, wie Kerne eines Sternes, und ließen von dieſem Mittelpunkte aus allſeitig ihre Strahlen ſprühen. Vielfach in dialogiſche Form übergehend, treten ſie dem Dramatiſchen nicht minder nahe, als manche der Edda-Götterſagenſänge, und bei Betrachtung der deutſchen Heldenſage iſt häufiger Rückblick auf die Eddalieder unerläßlich.

Der Dichtung von Wölundur ſchreibt K. Simrock unbedenklich deutſchen Urſprung zu, uralte deutſche Sage iſt in ſie verwoben und für das Nordland umgemodelt worden. Sie beginnt mit einem Eingange in Proſa und behandelt die Sage von den Schwanjungfrauen, die in deutſchen Sagen wiederholend begegnet. Die Dichtung ſteht in naher Verwandtſchaft mit der Wilkinaſaga, wie mit der deutſchen Sage von Wieland dem Schmied, denn Wölundur iſt eben ein kunſt-, trug- und zauberkundiger Schmied, der volles Wehe über das Haus des Schwedenkönigs Nidudr häuſt.

Helgakvidha Hjörvardhſonar.

Die zweite eddiſche Heldenſage iſt das Lied Helgakvidha Hjörvardhſonar („das Lied von Helgi, dem Sohne Hiörwardhs"). König Hiörwardh hatte bereits drei Frauen und von jeder einen Erben, er ſehnte ſich aber nach noch einer, welche die allerſchönſte ſein ſolle. Ein Vogel bedingt ſich einen Altar und Kühe mit goldenen Hörnern vom Jarlsſohn des Atli-Königes, dann wolle er Hiörwardh zu dem Beſitze Sigurlinns verhelfen, welche eine Tochter König Swafnirs war. Das Lied iſt ſehr lang und ziemlich dunkel. Nachdem König Hiörwardh Sigurlinn gewonnen, wird Beiden ein Sohn, welcher ſtumm iſt und namenlos. Eine Walküre giebt ihm den Namen Helgi und leiht ihm ihren Schutz in den Schlachten. Helgi verrichtet nun mächtige Thaten und wird ein vielgerühmter Krieger. Er liebt die zauberkundige Walküre, die ihn begabt, die Swawa heißt und die Tochter Königs Eilimi iſt. Helgi fällt in einem Zweikampfe und Swawa wird die Braut ſeines Bruders Hedin.

Helgakvidha Hundingsbana fyrri und H. H. önnur.

Das dritte und vierte der Heldengedichte heißt Helgakvidha Hundingsbana fyrri und H. H. önnur, das erſte und zweite Lied von Helgi, dem Hundingstödter. Es wird angenommen, daß der Helgi und die Walküre Swawa der vorigen Dichtung in dieſen Liedern als wiedergeboren auftreten. Gewichtige Forſcherſtimmen ſagen uns, daß in dieſen Liedern ein Vorhall gleichſam der deutſchen Sigfriedſage erhalten ſei, die aus ſpäter folgenden mehr und mehr herausklingt.

Sinfiötlalok.

Das fünfte Stück: Sinfiötlalok („Sinfiötli's Ende") iſt nur ein kurzer Proſaſatz, wahrſcheinlich die Trümmer einer verloren gegangenen metriſchen Dichtung. Die Wölſungaſage berichtet den Inhalt ausführlicher, das kleine Bruchſtück erläutert zumeiſt durch genealogiſche Mittheilung die vorhergehenden Lieder und bereitet in gleicher Weiſe auf die folgenden, die von Sigurd handeln, vor. Das erſte derſelben heißt Sigurdharkvidha Fafnisbana fyrſta edha Gripiſſpa („Erſtes Lied von Sigurd dem Fafnirstödter oder Gripirs Weiſſagung"). König Gripir war ein Sohn Eilimi's, ein weiſer Mann und Seher; zu ihm kommt Sigurd, Gripirs Schweſterſohn, dem er glänzendes Loos vorausſagt, auch daß er den Fafnir tödten werde; eine Fürſtentochter werde ihm Runen lehren, alle Sprachen und heilende Salben. Sigurd dringt ferner in Gripir, der ſich erſt lange weigert, ihm noch mehr vorauszuſagen, ſei es auch Schlimmes, und ſo weiſſagt ihm endlich der Greis von Brunhild und der Liebe zu ihr, von Chrimhild und Gudrun und vielen gebrochenen Eiden.

Sigurdharkvidha Fafnisbana fyrſta edha Gripiſſpa.

Sigurdharkvidha Fafnisbana önnur.

Die ſiebente Heldenſage führt die Ueberſchrift Sigurdharkvidha Fafnisbana önnur („Zweites Lied von Sigurd dem Fafnirtödter"). Es meldet in einer Erzählung des Erziehers Sigurds, Regin, die mythiſche Kunde von der Entſtehung des Goldherdes, den Fafnir ſich aneignete; Regin reizt Sigurd an, Fafnir zu tödten, der in Geſtalt eines glänzenden Wurmes auf dem Hort liege und dieſen hüte.

Fafnismal.

Den Kampf mit Fafnir ſchildert Fafnismal („das Lied von Fafnir"), die achte Dichtung, die von einer großartigen und kühnen Phantaſie belebt iſt. Regin begleitet Sigurd auf der Fahrt, Sigurd verwundet Fafnir im Herzen und hat demohngeachtet noch ein langes Geſpräch mit ihm, bis Regin dazu kommt, dem Faſnir, der ſein Bruder iſt, das Herz aus dem Leibe ſchneidet und das Blut aus der Wunde treibt. Sigurd bratet das Herz am Spieß; als er es mit dem Finger betaſtet, zu fühlen, ob es gar ſei, brennt er ſich und beleckt ſeinen Finger. Kaum fühlt er Faſnirs Blut auf der Zunge, ſo verſteht er die Stimmen der Vögel (wie in deutſcher Sage der, welcher von der weißen Schlange genießt). Adlerfrauen ſitzen auf Bäumen und ſprechen mit einander und verrathen Sigurd, daß Regin ihn verrathen werde, worauf Sigurd dieſem das Haupt abhaut und des Faſnirhortes ſich bemächtigt.

Sigrdriſumal.

Im neunten Gedicht, Sigrdriſumal („das Lied von Sigurdriſa“), kommt Sigurd auf einer Fahrt, die er „ſüdwärts, gen Frankenland“ unternimmt, zur Walküre Sigurdriſa, die in der leuchtenden, von Flammen umwoberten Schildburg gepanzert ſchläft; er durchſchneidet ihren Panzer mit ſeinem ſcharfen Schwert, und ſie lehrt ihm nun mannichfaltigen Runenzauber, ganz wie im Sange von Gripirs Weiſſagung ihm verkündet wurde, und ertheilt ihm ſchöne Weisheitlehren, die an Havamal erinnern, worauf ſich Beide mit einander verloben.

Brot af Brynhildarkvidha.

Es folgt die zehnte Dichtung, überſchrieben Brot af Brynhildarkvidha („Bruchſtück eines Brunhildenliedes“), das jedoch ſo ziemlich als ein Ganzes ſich darſtellt, nur daß der Eingang zu fehlen ſcheint. Das Lied handelt von Sigurds Ermordung, die auf Brunhildens Anſtiften erfolgte.

Geſunken war Sigurd
Südlich am Rhein.

Brunhild freut ſich des Mordes, Gudrun aber, die Tochter Giuki's und Schweſter Gunnars, der Sigurd erſchlug, verweiſt ihr das, und ſpäter rühmt auch Brunhild nach einem ſchweren Traume den gemordeten Helden, und hadert mit Gunnar ob ſeiner frevlen That. Am Schluß wird in Proſa berichtet, daß das Lied vom Tode Sigurds melde, er ſei im Bette ſchlafend erſchlagen worden — aber deutſche Männer ſagen, daß er von ſeinen Feinden im Walde erſchlagen ward. — So betritt — wie nach der oben angeführten Erwähnung des Frankenlandes und des Rheines — die nordiſche Heldenſage den deutſchen Boden wieder, von dem ſie ausgegangen war.

Sigurdharfridha Fafnisbana thridhja.

Was dieſer Sang als geſchehen andeutete, führt der darauf folgende elfte: Sigurdharfridha Fafnisbana thridhja („drittes Lied von Sigurd dem Fafnirtödter") als geſchehend aus: Sigurd iſt Gudruns, Gunnar Brunhilds Gatte geworden, aber in Brunhilds Herzen loht die Liebe zu Sigurd, erregt ihr mächtigen Kampf, und dennoch reizt ſie Gunnar zum Morde des heimlich Geliebten an. Gunnars Bruder Högin widerräth die treuloſe eidbrüchige That, da ſoll Guthorm, der dritte Bruder, ſie verüben. Dieſen trifft aber bei dem Mordverſuche der Geer Sigurds dergeſtalt, daß ihm Haupt und Hände und Füße vom Körper fallen. Darauf wird Sigurd im Schlafe ermordet, und als Gudrun erwacht, liegt ſie in ihres Gatten Blut. Er lebt noch, um ihr Brunhild als Urſacherin ſeines Mordes zu nennen. Brunhild ſchlägt über den Weheſchrei Gudruns ein lautes Gelächter auf, Gunnar zürnt ihr darüber, ſie aber vertheidigt ſich und ſpricht den Gedanken aus, ſich ſelbſt zur Sühne des Mordes den Tod zu geben. Dem Beſchluſſe folgt die That, Brunhild vertheilt an ihre Dienerinnen all' ihre Schätze und durchſticht ſich. Sterbend weiſſagt ſie dem Gemahl zukünftige Looſe und ordnet ihren Leichenbrand an; Sigurd ſoll neben ihr verbrannt werden, desgleichen ihre Knechte, geſchmückt mit koſtbaren

Ketten, zwei zu Häupten, zwei zu den Füßen. Auch die lieben Jagdthiere, zwei Hunde und zwei Habichte, ſollen mit verbrannt werden. Dieſer Schluß weiſt deutlicher auf die Sitte der germaniſchen Frühvölker in Bezug auf Thieropferung zur Verherrlichung der Todtenfeier, als irgend eine ſonſtige Ueberlieferung.

Helreidh Brynhildar.

Der folgende zwölfte Geſang, Helreidh Brynhildar („Brunhildens Todesfahrt“), beſchreibt, wie Sigurd und Brunhild auf zwei Scheiterhaufen verbrannt wurden. Auf ihrer Fahrt zu Hel kommt Brunhild durch eine Höhle, in der ein Rieſenweib wohnt, das ſie heftig anſchilt und ihr den Vorwurf entgegenſchleudert, daß ſie oft Menſchenblut von ihren Händen gewaſchen. Dies grauenvolle Bild erinnert lebhaft an Shakeſpeare's Lady Macbeth; vielleicht ſchwebte dem britiſchen Dichter die nordiſche Dichtung vor. Aber Brunhild antwortet ihr mit der Offenbarung ihres vorangegangenen Schickſales, und damit ſehen wir die früheren Lieder ergänzt, namentlich den am zehnten vermißten Eingang nachgeholt.

Gudhrunarkvidha fyrſta.

Das dreizehnte der Gedichte: Gudhrunarkvidha fyrſta („das erſte Gudrunlied“), ſchildert mit poetiſcher Schönheit Gudruns Klage um Sigurd. Sie wünſcht zu ſterben und Niemand vermag ſie zu tröſten; thränenlos hört ſie die Schilderungen ertragenen bitteren Wehs theilnehmender Frauen an, ein rein menſchlicher Zug der Dichtung, und das solamen miseris gleitet fruchtlos an ihr ab, bis ihr eine der Frauen von Sigurds Haupt den Schleier hebt und ihr zuredet, ihn noch einmal zu küſſen. Da bricht der unendliche ſtarre Schmerz im Herzen der Königin und ein Strom von Zähren rinnt ihr in den Schoos. Brunhild, die zugegen iſt, verwünſcht Gullrönd, weil ſie

Gudrun weinen lehrte, und ſchiebt alles Unheil auf ihren Bruder Atli.

Drap Niflun-ga. Ein kurzes Proſaſtück nur iſt die vierzehnte Dichtung: Drap Niflunga („Mord der Niflunge“). Die Giukungen, Sigurds Mörder, Gunnar und Högin, bemächtigen ſich des Goldes, das Faſnir gehütet und Sigurd hinterlaſſen hatte, und entzweien ſich mit Atli, geben ihm aber nach erfolgtem Vergleich Gudrun zur Ehe. Verrath und Tücke machen trotz aller Verſchwägerungen den Brüdern Högin und Gunnar ein Ende. Die Giukungen werden auch Niflungen genannt, wie die jüngere Edda in einer ihrer Schilderungen meldet, die ausführlich die ganze Sigurd- und Gudrunſage malt.

Gudhrunarkvidha önnur. Es folgt fünfzehntens: Gudhrunarkvidha önnur („das zweite Gudrunlied“). König Dietrich, der bei Atli weilt und die meiſten ſeiner Mannen verloren hat, vernimmt Gudruns klagenden Bericht über den Mord Sigurds, doch iſt derſelbe abweichend vom Inhalt des früheren Liedes, denn nicht im Bette ward ihr hier der Gatte erſchlagen, ſondern ſie hörte den Hufſchlag von deſſen Roß Grani, das blutgeröthet ohne Sigurd heim kam; ſehr ſchön iſt die Schilderung ihres Schmerzes, und wie ſie dann gen Dänemark gefahren ſei, und bei Thora, der Tochter König Hakons, ſich durch Sticken zu zerſtreuen geſucht habe.

In Gold ſtickt ſie
Mich zu zerſtreuen
Deutſche Säle
Und däniſche Schwäne.

Wir ſchufen die Spiele
Der Kämpen in Seide,
Die Helden der Herrſcher
In Handgewinde.

Reihe Männer,
Hunniſche Recken,
Mit Helm und Harniſch,
Fürſtliches Heer.

In lange dauernder Mittheilung berichtet Gudrun, wie Chrimhild, ihre Schwiegermutter, Alles aufzubieten verſucht habe, daß ſie ſich Brunhildens Bruder verlobe, ja ſogar einen Trank des Vergeſſens ihr zauberiſch gebraut, und vielfache Verheißung gehäuft. Endlich habe ſie nachgegeben, aber Atli habe böſe Träume geträumt und ſchlimme Zeichen geſehen.

Gudrunarkvidha threidhja.

Epiſodiſch tritt „das dritte Gudrunlied“ in die Reihe. Atli's Dienerin, Herkia, flüſtert dieſem heimlich zu, daß Dietrich und Gudrun beiſammen geweſen. Atli macht ihr den Vorwurf, aber Gudrun vertheidigt ſich und reinigt ſich von jedem Verdacht durch die Feuerprobe, indem ſie vor den Augen von ſiebenhundert Helden aus ſiedendem Waſſer, das der „Fürſt der ſüdlichen Sachſen“ geweiht, (war dieſer vielleicht ſchon Chriſt?) grüne Steine herausnimmt.

„Schaut nun, Fürſten,
Schuldlos bin ich,
Heil und heilig,
Wie der Hafen walle.“

Nun muß Herkia auch die Probe beſtehen, verbrennt ihre Hand kläglich und wird zum faulenden Sumpfe geführt.

Oddrunargratr.

Der ſiebenzehnte Geſang heißt Oddrunargratr („Oddruns Klage“). Oddrun iſt die Schweſter des in den vorhergehenden Liedern oft genannten Atli; einſt war ſie die Geliebte Gunnars geweſen; im Liede tritt ſie auf als Geburtshelferin bei der Tochter des Königs Heidrek, welche Borgny hieß, und als Jungfrau in ſchweren Wehen lag. Oddrun ſetzte ſich vor Borgny's Kniee und ſang ihr kräftig und mächtig Zauberlieder zu. Ein Knabe und ein Mädchen entwanden ſich dem jungfräulichen Schooſe, und darauf klagt Oddrun der Gebärerin ihr trübes Geſchick, das ſich eng in Gunnars Leben einwebte, den ſie heimlich liebte, dem ſie heimlich vertraut war, und um deſſen Tod ſie ſchmerzlich jammert.

Atlakvidha. **Atlakvidha** („die Sage von Atli") bildet die achtzehnte eddiſche Heldendichtung. Gudrun, in ihrer Rache nicht raſtend und den Tod ihrer Brüder rächend, tödtet Atli's Söhne und dann dieſen ſelbſt, ſie verbrennt ihn in der Halle ſammt all ſeinem Volk und Geſinde. Atli (Attila, der Etzel des deutſchen Nibelungenliedes) ſendet einen Boten zu Gunnar mit lockender und verheißungreicher Einladung — Gunnar, obſchon gewarnt, nimmt die Einladung an und zieht mit ſeinem Hunnenvolke durch die Hunnenmark dem ſcheußlichſten Verrath entgegen. Das Lied malt Gunnars Qualen erſchütternd aus und nicht minder Gudruns furchtbare Rache ihrer Brüder.

Atlamal. Das nächſtfolgende Gedicht **Atlamal** („das Lied von Atli") behandelt in anderer Weiſe den furchtbaren Stoff, die Tödtung Högins und Gunnars, dann jene Atli's durch Gudrun, nachdem ſie zuvor ihre und ſeine eigenen Kinder gemordet, ihm grimmes Leid zuzufügen. Gudruns ferneres
Gudhrunarhröt. Geſchick erzählt **Gudhrunarhröt** („Gudruns Aufreizung"). Der Eingang berichtet mit kurzen Worten, wie Gudrun nach Atli's Tödtung ſich den Tod im Meere geben wollen, aber nicht unterſank, ſondern an einen Strand des Landes, welches König Jonakur beherrſchte, von den Wellen getragen wurde. Dieſer König nahm ſie zur Ehe. Gudrun hatte drei Söhne, Sirli, Erp und Hamdir. Gudruns Tochter Swanhilde, die dort erzogen ward, wurde an Jörmunrek, den Reichen, vermählt. Deſſen Sohn Ran-

darn gewann Neigung zur Stieſmutter, die ein treuloſer Knecht verrieth, darauf ließ Jörmunrek Randarn hängen und Swanhilde von Pferden zertreten. Nun ruft Gudrun ihre Söhne zur Rache, und beklagt erzählend ihr Loos und das ungeheure Leid, das ſie erlitten.

Hamdismal.

An dieſe ſchmerzdurchwebte Dichtung reiht ſich Hamdismal („das Lied von Hamdir“). Lange Zeit war verlaufen, ſeit Gudrun die Söhne anreizte, die Schweſter Swanhilde zu rächen, aber dennoch führt der Dichter dieſes Liedes uns dieſe Scene und die Geſpräche der Mutter mit den Söhnen, zumal mit Hamdir, aufs Neue vor und malt aus, wie ſie, dem Gebote der Mutter folgend, den Ausſpruch der Strophe wahr machen, indem ſie die Rache an Jörmunrek vollziehen:

Du wirſt dich Gudrun
Auch um uns grämen,
Wenn wir fern im Gefecht
Von den Roſſen fielen.

So geht dies eigenthümliche, von Grauien überhauchte Epos, das uns wie die moosübergrünten Trümmer eines geborſtenen Granitberges aus der Frühzeit entgegenſtarrt, und mit ihm die ältere Edda zu Ende.

Gunnars Harfenſchlag.

Alles, was die letzten Lieder gemeldet haben, wiederholt ein Gedicht, Gunnars Harfenſchlag betitelt, dem aus Gründen die Aechtheit abgeſprochen wird. Es offenbart zu viel Mythologie in ſchulmeiſterlicher Weiſe, und iſt daher von der Stelle, wo es ſteht, hinter Atlimal, auszuſcheiden und als Anhang und Nachtrag zu betrachten.

Jüngere Edda.

Die jüngere Edda war von je die Fundgrube aller früheren Mythographen des Nordens. Sie machte es dieſen außerordentlich bequem, Namen und Begriffe abzuſchreiben. Als Belege der Erzählungen ſind in die ſchlichte

Proſa der oft phantaſievollen Dichtungen poetiſche Stellen aus der älteren Edda eingeſtreut, oder aber Bruchſtücke und Nachklänge verloren gegangener Lieder.

Gylfaginning. Das erſte und wichtigſte Stück heißt Gylfaginning („Gylfi's Verblendung"). Gylfi iſt ein zauberkundiger und weiſer König, dem es beifiel, in der angenommenen Geſtalt eines Greiſes nach Asgard zu fahren, um die Weisheit der Aſen zu erproben. Dieſe aber, ſein Kommen ſchon voraus wiſſend, ſpielten ihm ein Blendwerk, indem ſie ihm eine hohe, goldgedeckte Halle vor den Blick zauberten, in der ein Mann das bekannte Jongleurſtück des Meſſerſpiels übte (was wol auch nach indiſcher Abkunft hindeutet); ſieben Meſſer waren ſtets zugleich in der Luft, und jener Mann fing ſie gut und ſicher. Dieſer Gaukler fragte nach Gylfi's Namen, und derſelbe nannte ſich Gangleri, ſagte, daß er fern her komme und Herberge erbitte. Gangleri führte nun den Gaſt in eine weite Halle, darin viel Volkes ſich bewegte, und wo er auf drei Hochſitzen, einer über dem andern, drei Thronende ſah, nach deren Namen Gylfi ſeinen Führer fragte. Dieſer antwortete, der auf dem unterſten Hochſitz ſei ein König und heiße Har (d. i. der Hohe), der im mittelſten heiße Jafnhar (der Ebenhohe), der höchſte heiße Thridi (der Dritte). Nun beginnen Fragen und Antworten, welche die ganze reiche Theo- und Kosmogonie des nordiſchen Heidenthums enthüllen. Gangleri fragt und die drei Hohen (unter denen wir uns wol die drei höchſten Aſen Odin, Thorr und Fro ſelbſt denken dürfen) antworten abwechſelnd und ſchmücken ihre Rede mit Stabreimſtrophen der Wöluspa aus. Vieles Merkwürdige iſt in dieſer umfangreichen Dichtung, das näherer Erörterung werth erſcheint. So werden unter andern dem Regenbogen, der Bifroſtbrücke, nur drei Farben zugeſchrieben, und mit drei Farben malten ihn noch im 11. u. 12. Jahrh., wol auch bis in das 13., die Miniatoren der byzantiniſchen Schule. (S. ob. S. 88.) Das Rothe, das im Regenbogen flammt, wird für brennendes Feuer erklärt. Für unkluge Fragen, wie z. B. die: warum es im Sommer heiß und im Winter kalt ſei? erhält Gangleri verdiente Zurechtweiſung. Die vorhin ausgeſprochene Vermuthung, daß die drei Hohen die oberſten Götter ſelbſt ſind, bewahrheitet ſich dadurch, daß Thridi Odin den älteſten und vornehmſten der Aſen nennt, und unter den 50 Namen des Gottes Odin auch Thridi und Har anführt. Wichtig iſt, daß Har auf Gangleri's verwundernde Aeußerung über ſo viele Namen die Belehrung ertheilt, daß die zahlreichen Völkerſprachen zu dieſen vielen Namen Anlaß gegeben hätten, indem die Völker geglaubt, ſie müßten des oberſten Gottes Namen jedes nach ſeiner Zunge einrichten.

Von der Göttin Freia, belehrt Har, ſei der Ehrenname entſtanden, vornehme Weiber Frauen zu nennen. Der Aſe Bragi wird als Urheber der Skaldenkunſt (Bragur) gerühmt. Heiterer Art erſcheint Gangleri's Frage, ob im Walhall Waſſer getrunken werde? nachdem zuvor erörtert worden iſt, daß Odin nur Wein trinke. Har antwortet, daß das eine verwunderliche Frage ſei, als ob Allvater Könige, Jarle und andere herrliche Männer zu ſich einladen werde, um ihnen Waſſer zu trinken zu geben! Man erſieht, daß dieſe alten Eddadichter einen ſehr guten Geſchmack hatten.

Schön ſind die Fahrten Thorrs geſchildert, und die Kämpfe mit Loki. Endlich vernimmt der Frager rundum ein großes Getöſe, Halle und Burg und Berg ſind verſchwunden, und Gylfi geht hinein in ſein Reich und erzählt Anderen, was er geſchaut: ſo kam die Kunde von dem Aſengeſchlechte zu der Menſchen Geſchlechtern, und hieß fortan Dämiſögur, d. i. Beiſpiel.

Braga-rödur.

Bragarödur („Bragi's Geſpräche") heißt die zweite Dichtung der jüngeren Edda; ſie iſt in gleichem Tone wie die erſte gehalten, und in gleicher Form, nur ungleich kürzer. Ein zauberkundiger Mann Namens Oegir oder Hler fährt auch gen Asgard, findet guten Empfang, wird aber gleich Gylfi verblendet. Statt mit Licht, erleuchtet Odin die Halle mit blinkenden Schwertern. Die Aſen und Aſinnen nahmen Hochſitze ein und es begann ein ſchönes Trinken. Oegir erhielt neben Bragi ſeinen Platz, und Bragi erzählte nun dem Aſengaſte anziehende Mythen, unter anderen die, wie Loki Idunn mit ihren verjüngenden Aepfeln aus Asgard lockte, und der Rieſe Thiaſſi in Adlergeſtalt ſie raubte, und wie die Aſen, die ſchnell alterten und ergrauten, weil ihnen die Aepfel fehlten, Idunn durch Loki's Hülfe wieder gewannen.

Oegir fragt Bragi nach dem Urſprunge der Skaldenkunſt, und erhält den Beſcheid, der in der Sage vom weiſen Quaſir und dem Meth Suttungs enthalten iſt, den dieſes Rieſen Tochter Gunnlöd hütete, und den Odin mit Liſt gewann. Weder des Methes Entſtehung, noch deſſen Gewinnung iſt appetitlich.

Skald-ſkapar-mal.

Skaldſkaparmal („Aus der Skalda") iſt eine Reihe von Belehrungen, untermiſcht mit mythiſchen Erzählungen, welche letzteren ſich genau an die vorhergehenden anreihen. Dieſe enthalten den Kampf Thorrs mit dem Rieſen Hrungnir, Thorrs Fahrt nach Geirrödsgard, Loki's Wette mit den Zwergen, die Niflungen und Giukungen (nach den Liedern der älteren Edda in Proſa umgeſetzt), Menja und Fenja, die Gold mahlenden Maide, kurze, aber anziehende Mythe, an die ſich das metriſche Grottenlied von der Mühle Grotti unmittelbar anſchließt. Hrolf Kraki, darin die Berſerker zuerſt auftreten, Högni und Hilde, welches Stück die Mythe von einer Geiſterſchlacht enthält, wie in anderer Weiſe auch Attila und die Hunnen im Kampfe gegen Rom ein hoher Künſtlergenius in unſerer Zeit erfaßt hat.

Dies eine kurze, faſt allzugedrängte Ueberſicht des Inhaltes der Edda, der älteren wie der jüngeren, nicht um ihr Verſtändniß zu lehren oder ſie auszudeuten, ſondern um ſie der deutſchen Jugend namentlich anzuempfehlen, denn ohne ſie und einige Kenntniß von ihr mangelt der Kenntniß unſerer Nationalliteratur der Anfang. Die Edda iſt das große A des Anbeginns auf rothem Goldgrunde, mit Drachen und Lintwürmen und den wunderſamſten Verſchlingungen in grüner, rother, blauer und weißer Farbe kunſtvoll verziert, wie die alten Meiſter normanniſcher Kunſt die erſten Pergamene zierten, die ſie beſchrieben, und die wir mit ſcheuer Ehrfurcht betrachten.

Deutſche Heldenſagen und Sagenkreiſe.

Aelteſte Dichtung.

Die älteſten Nachrichten von eigentlich deutſcher Sagen-Dichtung danken wir Tacitus, welcher erzählt, daß die Germanen den erdgeborenen Gott Thuisco und ſeinen Sohn Mannus in Liedern gefeiert hätten, auch den Herkules beim Schlachtbeginn mit Geſängen angerufen. Tacitus konnte bei allem ihm gebührenden und ungeſchmälert bleibenden Verdienſt keine klare Vorſtellung von den Germanenliedern haben, ſo wenig die Germanen eine von ſeinem Herkules und Ulyxes hatten, an welche Helden griechiſcher Sagen ſie wol niemals dachten, ſo wenig wie an Caſtor und Pollux. Von den urälteſten Liedern und Gedichten der Gothen wird berichtet, aber nur das, daß ſie nicht mehr vorhanden ſind. Vom Zuge Filimers des Weſtgothenkönigs, Gundarichs Sohn, aus Scanzien nach dem Süden, hallten Lieder nach, aber ſie verklangen gleich jenen, die um Theodorichs und um Attila's Leiche tönten. Auch Oſtgothenherrſcher wurden in Liedern gefeiert, aber alle dieſe Lieder ſind dahin. In die Sage von Hermanrich, unter welchem das Gothenreich den höchſten Glanz erreichte, ſchlingt ſich die eddiſche Gudrun- und Swanhildenſage innig ein, nur daß das Eddalied klar und ausgebildet bietet, was die gothiſche Sage undeutlich und verworren berichtet. Auch die oben angeführte Stammſage der Longobarden mag urſprünglich in metriſcher Form gelebt haben, wie denn die Geſchichte dieſes Volksſtammes voll poetiſchen Stoffes iſt. Aber der Fortſchritt der römiſchen Cultur, welcher das Chriſtenthum auf dem Fuße folgte, zerſtörte die rechte Entwickelung der altgermaniſchen Poeſie ſchon im Keime, ließ ſie nicht Blüthe werden. Auch hatte Deutſchland ſicherlich keinen eigentlichen Sängerſtand, nicht Barden, nicht Skalden, die Träumereien ſehr ſpäter Dichter und Forſcher von ſolchen ſind abgethan. Erſt mit den ritterlichen Minneſingern blühte das wandernde und gerende Sängerthum, gleichſam als ein Stand, auf. Wenn in dieſer Behauptung eine Wahrheit liegt, ſo konnte Kaiſer Karl der Große die alten Bardenlieder nicht ſammeln laſſen, denn auch im Frankenreiche gab es ſchwerlich dergleichen Lieder. Karls des Großen Verdienſte um Hebung der Cultur und Bildung der ihm unterworfenen Völker ſind groß und auf das Rühmendſte anzuerkennen, aber für die deutſche Poeſie that er wol nicht ſo viel, als ihm nachgerühmt wird; er ließ vielmehr zu, daß ſeine Geiſtlichen die deutſche Sprache unterdrückten und beſeitigten, und daß an die Stelle deutſcher Dichtung die lateiniſche ſich vordrängte, während lange vor ihm Ulfilas, der gothiſche Biſchof, die heilige Schrift in die Sprache ſeines Volkes übertrug, und St. Galler Mönche althochdeutſch ſchrieben. Die alten Lieder gingen und blieben verloren, faſt auch die alte Sprache, und das barbariſche Latein kam zur Welt, der ſchlechteſte Umtauſch, der immer gemacht werden konnte. Ein zweiter ſchädlicher Umtauſch war der durch Karl den Großen ſich in Deutſchland feſtſetzende Druck römiſcher Hierarchie, der alles Volksthum gewaltſam zertrat. Daß man den Laien aus Gnaden vergönnte, das Vaterunſer und das Glaubensbekenntniß in ihrer Sprache zu beten, und daß man ihnen die erſten Lehren des Chriſtenthums ebenfalls deutſch predigte, war doch in der That kein Verdienſt, ſondern eine Sache der Nothwendigkeit, die ſich von ſelbſt verſtand, und doch ſoll Karl der Große erſt in ſeinen letzten Lebensjahren dazu Befehl erlaſſen haben.

Was Karls Nachruhm durch Eginhard bezüglich einer Grammatik betrifft: inchoavit et grammaticam patrii sermonis — ſo war dies ſicher keine deutſche, ſondern eine galliſche Sprachlehre, denn Deutſch verſtand Karl ſo wenig als Latein, welches letztere er erſt in vorgerückten Jahren, ſchreiben ſogar erſt als Greis lernte. Daß Karl eine Schule anlegte, mag wahr ſein, daß er eine Art Akademie begründet, wird ſehr in Zweifel gezogen. Die deutſchen Monatsnamen erfand er nicht, ſondern fand ſie vor und ſtellte nur ihre Geltung feſt.

Klöſter und Kloſterſchulen waren und blieben nun auf lange die Pflanz- und Pflegeſtätten der Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt, St. Gallen vor allen; rühmlich folgten Fulda, Hirſchau, Reichenau, Corvey u. a. nach. Im Kloſter Reichenau ſoll im Jahre 821 ein Buch mit deutſchen Gedichten vorhanden geweſen ſein. Welche Gedichte waren es, wohin kam das Buch? Die Dichtung wurde mehr und mehr geiſtlich, und die deutſchen Schriftdenkmale jener frühen Zeit beſtehen höchſtens nur in Gebeten und Formeln, die auf die Bibel und auf die Chriſtuslehre begründet waren. Kaiſer Karls des Großen Sohn, Ludwig der Fromme, hatte wol, wie man lieſt, in der Jugend deutſche Lieder gern gehört, mochte ſie aber im reiferen Alter weder hören, noch leſen, noch ſprechen; er wa meindeutſch geworden, wie alle ſeine Vorfahren und Nachkommen waren, denn wann und wie kam Deutſchland j von Frankreich herüber auch nur das mindeſte Gute Höchſtens war es Pfaffenweisheit und Pfaffentrug, denen dieſe Frankenkönige ihren Antheil zuwandten, das deutſch Volksthum dankt ihnen insgeſammt nicht einer Linſ werth.

Da wir es hier nur mit der deutſchen Sage ausſchließlich, nicht mit der Geſammtliteratur von ihren früheſte Anfängen an zu thun haben, ſo übergehen wir billig ein Menge Schriftüberlieferungen, die unſerem Zwecke nich dienen, namentlich Gebetformeln und ſonſt Kirchliches Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Gothe Jornandes, der unter Kaiſer Juſtinian Chriſt wurde und wie man ſagt, Biſchof von Ravenna war, um 550 n. Chr einige Schriften verfaßte, in denen Edda-Saga's wiederhallen. Ob die Eddalieder früher oder ſpäter, als Jornandes lebte, entſtanden und vorhanden waren, wird ſchwe zu ermitteln ſein, die Wilkina-Sage ſoll jedenfalls jünge ſein, und dann wäre doch Jornandes nicht Epigone. Wär früher und ſpäter mehr auf alte Ortsnamen geachtet worden, ſo wären wir vielleicht reicher an Wiſſen über Oert lichkeiten, wie über Begebenheiten, und könnten mit mehr Sicherheit, als jetzt möglich iſt, beſtimmen, wo der Giukungen oder Niflungen Wohnſitze geweſen. Wollen wir aber im Ernſt ermitteln und müſſen wir dies, wo die Perſonen einer Dichtung gelebt? Bleibt die Edda und was von ihr in deutſchen Heldenſagen nachklang, noch Lied und Sage, wenn wir mit dem Compaß und mit der geographiſchen Längen- und Breitentafel ihr nachfahren? Mag immerhin die Sage aus geſchichtlicher Quelle emporgerauſcht ſein, kein Unglück iſt's, wenn wir den Hain nicht wieder finden, in dem jener Urborn quoll. Die deutſche gelehrte Forſchung, ſo verdienſtlich ſie iſt, iſt nur zu oft geneigt, den Pfad des Geſchmackloſen zu betreten, oder gäbe es etwas Abgeſchmackteres, als das Nibelungenlied die deutſche Ilias und Odyſſee zu nennen? Nennt etwa irgendwo ein Vernünftiger die Ilias und Odyſſee das griechiſche Nibelungenlied? Iſt es erhört, in Attila den Kalk, im Sigfried die Salzſäure, in Brunhild die Luftſäure (!) zu erblicken? Deutſche Gelehrſamkeit hat dieſe höchſte Staffel der Narrheit erklettert, und damit dem Zopf ein unvergängliches Denkmal geſetzt, indem ſie die Seher und Sänger der Frühzeit zu modernen Phyſikern ſtempelte, und noch dazu zu Phyſikern einer Schule, die längſt überwunden und abgethan iſt. Vgl. oben S. 206.

Der Baum der deutſchen Sage hat viele reichbelaubte Aeſte und Zweige, die weit über Deutſchlands heutige Grenzen überhängen; wer zählt ſeine Blätter? Weſſen Blick durchdringt ſie, da nicht einmal das Sonnenlicht der geſchichtlichen Wahrheit hindurchſcheint? Wir werden immer am beſten fahren, wenn wir Sage als Sage, Dichtung als Dichtung gläubig nehmen, wie das Volk dieſe beiden ewig nimmt, und zwar nicht aus Bequemlichkeit ſollen wir dies thun, ſondern aus Ehrfurcht.

Mehrere Dichtungen, die nicht unmittelbar auf deutſchem Boden entſproßten, und doch am Baume deutſcher Sage haften, rechnen wir zu jenen weit überhängenden Zweigen; zu ihnen gehören die ſchon beſprochenen Edda-Saga's, weniger andere nordiſche Sagen und Sänge, wie die Norna-Geſt-Sage, die Ragnar-Lodbroks-Sage u. a.

In der **Lex Burgundionum** ſind Namen genannt, die nach den Giukungen der Edda deutlich weiſen, di Burgunder ſelbſt werden Giukungen genannt. Das angelſächſiſche Gedicht **Beowulf**, im ſiebenten, ſpäteſtens in achten Jahrhundert entſtanden, zeigt deutlich nach den eddiſchen Wölundurliede hin, ebenſo auf die Sage vo Sigurd (Sigund, Sigfried) dem Drachentödter, und di Sinfiötli der Edda. Eine andere angelſächſiſche Dichtung die wol gleichzeitigen Urſprunges mit Beowulf ſein wir iſt das **Lied vom Wanderer**. Dieſes Lied ſchilder einen fahrenden Sänger, der ſich bemüht, die Lande z nennen, in denen die alten Sagen ſpielten, jedenfal kannte er die Eddadichtungen genau und beſſer, als d Orte, in denen ihre Dichter ſie ſpielen ließen.

Hochgeſchätzt und hochwerthvoll iſt das **Hildebrand** **lied**, leider nur ein Bruchſtück, in einer Kaſſeler Han ſchrift aufbewahrt, das die älteſte Beziehung zur Wilkin Saga enthält und um Jahrhunderte älter iſt als dieſe. D iſt noch von den goldenen oder ehernen Armringen, de ſo häufigen Gräberfundſchmuck der germaniſchen Hüne hügel, die Reke; Otacher (Odoaker) und Dietrich werd genannt und ein Hünenfürſt wird erwähnt, der oh Zweifel Attila iſt. Das nordiſche Heldenlied **Biark** **mal**, das im Beginne des neunten Jahrhunderts entſtand ſein mag, rankt und ſchlingt ſich in die eddiſche Atlakvidha ein. Wilh. Grimm führt in „Die deutſche Heldenſage", S. 26 unter 10 an, daß ein nordiſcher Dichter: Einar Skaleglam, der zu Ende des 10. Jahrhunderts ſang, das Gold: Stein des Rheins nennt. Die Idee von dieſem in Eins verſchmolzenen Gold und Stein im Rhein blieb langlebig, und begegnet mehrfach in den Minneſingern, daraus wir erſehen, wie der uralten Sagen Bewußtſein ſich fortpflanzte, und wie es treu erhalten blieb. Hier finden wir wieder den myſtiſchen und mythiſchen Solitair, welcher den Nibelungenhort vertritt, in der Auffaſſung, wie der Minneſinger Otto von Botenlauben, Graf von Henneberg, von ihm ſingt:

Karfunkel iſt ein ſtein genannt,
von dem ſaget man, wie liehte er ſchîne,
Derſt min und iſt daz wol bewant:
zu Loche lit er in dem Rîne.

Altfranzöſiſche Gedichte, von denen der Geſchichtſchreiber Kaiſer Karls des Großen, Eginhardt oder Einhart, berichtet, der zu Anfang des 9. Jahrhunderts ſchrieb, waren ſicher vorhanden, aber die Annahme, daß der Kaiſer „barbara et antiquissima carmina" habe aufſchreiben, d. h. ſammeln laſſen, und daß dies „uralte deutſche Gedichte" geweſen ſeien, fällt etwas ſchwer zu glauben, denn eines der ausdrücklichen Zeugniſſe, das des Poeten Saxo aus dem 9. Jahrhundert, welcher weltliche Lieder von fränkiſchen Königen erwähnt:

vulgaria carmina magnis
laudibus ejus avos et proavos celebrant:
Pipinos, Carolos, Hludowicos et Theodoricos
Et Carlomannos, Hlotharosque canunt —

nennt uns mit Beſtimmtheit nichts Deutſches, und ſchwerlich waren dieſe Dichtungen in althochdeutſcher Sprache geſchrieben. Wohl aber werden die carmina gentilia, alſo die Volkslieder, die der undeutſche Ludwig der Fromme ſo entſchieden verſchmähte, deutſche geweſen ſein. Es iſt gar nichts Seltenes, daß junge Herren den einheimiſchen Hort, der ihnen gemachſam heranſrückt und ihnen einſt als Vatererbe zufallen ſoll, unterſchätzen und mißachten, und dagegen den Quark der Fremde für leuchtendes Gold anſehen. Auch nennt Flodeard, der als Pfarrer und Chorherr zu Cornici 966 ſtarb, in ſeiner Historia ecclesiae Remensis deutſche Bücher vom Könige Ermanrich.

Mancherlei andere Schriftquellen, die W. Grimm in ſeiner „Deutſchen Heldenſage“ ſorgſam zuſammengeſtellt hat, deuten insgeſammt nach dem uns größtentheils verloren gegangenen und verſunkenen Liederhort. So ſpricht der Walliſer Johann Aſſerius Menevenſis, Biſchof von Sherborne, der Lehrer eines Sohnes des britiſchen Königs Alfred war, dieſen zur Begründung der Schule von Oxford anregte und im Jahre 909 ſtarb, von ſächſiſchen Gedichten, und König Alfred ſelbſt gedenkt des ſagenhaften Wielands des Schmiedes als berühmteſten Künſtlers alter Zeit. Ein lateiniſches Gedicht Eckehards I. zu St. Gallen, aus der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts, Walther Starkhand, erwähnt ebenfalls Wielands, und hat Stellen, die auf das Eddalied Atlamal hinweiſen.

Das Chronicon Quedlinburgense, das mit dem Jahre 1025 ſchließt, leitet uns aus dem erſten Jahrtauſend der chriſtlichen Zeitrechnung in das zweite, und auch in ihm finden wir wieder die hervortretende Geſtalt des Gothenköniges Ermanrich, eine Verjüngung der Sigfriedſage, und dieſe Zeugniſſe häufen ſich mehr und mehr, ſo in Eckehards Chronicon Urspergense, im Annalista Saxo, in der Chronik Biſchof Otto's von Freiſingen, in Gottfried von

Viterbo, im Saxo Grammatikus und vielen Andern. Die Sage von Hermanrich und Dietrich und was um ſie kryſtalliniſch in nordiſchen und deutſchen Liedern angeſchoſſen, war nun feſter Kern und Stern geworden, und vorbereitet genug, um dem Dichter oder, wenn man lieber will, den Dichtern des Nibelungenliedes Bahn und Boden zu gewinnen, da die Sage ſelbſt ſchon im Herzen des Volkes lebendig und allverbreitet war. Unſere Aufgabe iſt nicht, weder das Nibelungenlied zu zergliedern, noch daſſelbe literariſch zu erläutern, beides iſt längſt von anerkannten Forſchern geſchehen, und über dem poetiſchen Goldhort ein Berg kritiſchen Geſteins aufgethürmt. Bevor aber Nibelungenlied und Heldenbuch in klarer Erſcheinung hervortraten, was doch erſt am Ende des zehnten oder Anfang des eilften Jahrhunderts früheſtens angenommen werden kann, brachen ſich im neunten Jahrhundert geiſtliche Dichtungen Bahn, die zu wichtig ſind, um unerwähnt zu bleiben, wenn ſie auch nicht unmittelbar deutſchen Mythus, deutſche Sage und Mär berühren. Dies waren hauptſächlich, anderer Dichtungen dieſer Art, von denen nur Bruchſtücke erhalten blieben, wie das Weſſobrunner Gebet, Muspilli ꝛc. nicht zu gedenken, die Evangelienharmonie des Benedictiner-Mönchs Ottfried zu Kloſter Weißenburg im Elſaß, der in Fulda ſtudirt hatte und um 870 ſchrieb. Seine Evangelienharmonie, Kriſt geheißen, war das erſte althochdeutſche Gedicht in Reimen, darum iſt es ſprachlich ſo ungemein wichtig, denn es ſchlug eine Bahn ein, die nach ihm lange verfolgt wurde, auch von weltlichen Dichtern, und ſchlug Saiten an, deren Wohllaut erfreut die Völker lauſchten. Eine zweite Evangelienharmonie in niederſächſiſcher Sprache, der Heliand, noch in alter Stabreimweiſe gedichtet, ſoll König Ludwig der Fromme veranſtaltet haben, und ſie ſoll ſo ziemlich gleichzeitig mit der des Otfried gedichtet worden ſein. Beide Werke ſind ſehr verſchieden von einander, ſie verhalten ſich gegen einander wie Heldenlied und Volksepos, und den Heliand durchweht noch der Geiſt und die Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe der Eddaliederſänger. So lautet eine Stelle nach Dr. Köne's in Münſter neuer, verdienſtlicher Ueberſetzung, aus dem 54. Kapitel (dem 66. des Cottonianiſchen Codex):

Dann ſie dar auf dem Grieſe
einen Galgen errichteten,
auf dem Felde droben
das Volk der Juden,
einen Baum auf dem Berge,
und daran das Kind Gottes
quälten, an dem Kreuze;
ſie ſchlugen kalt Eiſen,
neue Nägel
unten ſcharfe
hart mit Hämmern
durch ſeine Hände und durch ſeine Füße,
bittre Bande;
ſein Blut rann zur Erde,
das Blut von unſerm Herrn.

In dieſen Zeitraum fällt nun auch die Dichtung des vielgeprieſenen Ludwigsliedes, das einen Sieg König Ludwigs III. über die Normannen bei Sodaburg an der Schelde im Jahr 881 feiert, und von hohem poetiſchen Werthe iſt.

Auch der Lobgeſang auf den heiligen Anno, Erzbiſchof von Köln, der 1075 ſtarb, iſt noch zu erwähnen, da er, obſchon von lyriſchem Charakter, doch in das epiſche Gebiet überſchweift, die Geſchichte mit berührt, und in Bezug auf die poetiſche Form zwar reimt, aber bisweilen auch nur in Gleichklängen ertönt. Es ſind dem

Gedichte Anklänge an alte Sagen beigemiſcht, Erinnerungen leiſe angedeutet, doch wendet ſich der Dichter mit Abſicht von dieſen hinweg, um ſich in asketiſche Anſchauungen zu verſenken. Er gleicht darin dem Tannhäuſer der ſpäteren Sage, der vom Götterweibe der Poeſie zur Madonna des Glaubens ſich reuig wendet.

Eine neue Aera brach an, die deutſche Poeſie beſtand vom Schluß des zehnten Jahrhunderts bis zum Beginn des zwölften eine Durchgangsperiode, die alte Heldenzeit ſchied ſich ab von der neuen Ritterzeit, die alten Lieder und ihre Stoffe ſchwanden, was aber von ihnen gerettet ward, rettete nicht die geiſtliche, ſondern die weltliche Poeſie, die zu friſcher Blüthe ausſchlug. Wir können die Entſtehungszeit der eigentlichen deutſchen poetiſchen Heldenſage, die nun ſchon durch Jahrhunderte in den Eddadichtungen angebahnt und vorbereitet war, unmöglich nach Jahrzahlen feſtſtellen, wenn auch das Alter der zahlreichen Handſchriften und Handſchrifttrümmer ſich richtiger Zeitbeſtimmung annähernd durch die Handſchriftenkunde ſelbſt gar wol ermitteln läßt. Bei welcher Handſchrift aber ließe ſich behaupten, ſie ſei unmittelbar von des Dichters eigener Hand und mithin ganz gleichzeitig mit der Dichtung? Kennen wir ja doch nicht einmal die Dichter, iſt doch Alles nur Vermuthung, und jeder über ihre Perſönlichkeit erhobene Streit ein zweck- und fruchtloſer.

Nibelungenlied.

Das Nibelungenlied, der Deutſchen größtes und unſterbliches Heldengedicht, baute ſich neu aus den Trümmern der alten, faſt verklungenen Sagen, als Mauſoleum der vergangenen Tage, als Markſtein der Poeſie zwiſchen zwei Jahrtauſenden auf. In dieſem Mauſoleum ruht die deutſche Heldenſage, aus ihm geht ſie, wieder auferſtehend, verjüngt und wiedergeboren phönixgleich hervor. Bisher glaubte man, das Nibelungenlied ſei nicht ein, einem hohen Dichtergeiſte entſprungenes, in ſich vollendetes Epos, ſondern eine Sammlung, nach und nach aus den Bruchſtücken entſtanden und aus verſtreuten Gliedern zuſammengefügt für ewige Dauer, es ſei nur ein Kreis von Liedern und Sagen, der ſich allmählich gebildet habe aus vielen und verſchiedenen Handſchriften und Ueberlieferungen; allein neue achtbare Forſchung beſtreitet dieſe Annahme, und hält die Anſicht feſt, daß die älteſte Handſchrift die beſte und das vollſtändige Werk ſei, alle ſpäteren ſeien überarbeitete und in keiner Weiſe verbeſſerte, wol aber willkürlich abgeänderte Abſchriften. Den Mittelpunkt des Inhaltes bilden ſchickſalsſchwere Kämpfe an den Höfen Theodorichs oder Dietrichs von Bern und des Hunnenköniges Attila. Theodorich iſt der Neffe des eddiſchen Helden Ermanrek, deſſen auch ſchon das Hildebrandslied und andere alte Sänge gedenken. Wir müſſen dabei ganz abſehen vom hiſtoriſchen Attila und Theodorich, und bedenken, daß die Sage wie die Sänger von jeher es liebten, ihre Fäden und Stoffe an bedeutende weltgeſchichtliche Perſönlichkeiten anzuknüpfen, welche Helden die Sage ſtets zu erneuen und zu verjüngen weiß — man denke an die Sage von Karl dem Großen, die bis auf Friedrich den Rothbart, Karl V., ja bis auf Napoleon herab, der hie und da auch ſchon als mythiſche Erſcheinung ſelbſt in deutſchen Sagen auftaucht — ſich verjüngt.

Die wichtigſte deutſche Schriftquellen-Sage, die zugleich ausſchließliche Heldenſage iſt, ſondert ſich ab in die zwei großen Gruppen des Heldenbuchs und der Nibelungen, über welche eine reiche Literaturfülle vorhanden iſt. Der ganze Sagenkreis wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf Geheiß des Königs von Norwegen, Hakon, Hakons Sohn, aus nordiſchen und ſicher auch aus deutſchen Quellen, durch Meiſter Biörn von Nideros (das alte Drontheim) niedergeſchrieben, und empfing die Namen Wilkina-Sage und Niflunga-Saga. Ohne dieſe Niederſchrift würde uns wenig von jenen Poeſien der Vorzeit geblieben ſein, und ſo danken wir zum zweiten Male dem Norden die Erhaltung eines koſtbaren Nationalgutes. Die Fülle der Gedichte dieſes Kreiſes von Heldenſagen von meiſt unbekannten und zum Theil auch nur gemuthmaßten Verfaſſern zerfällt nun wieder in viele Einzeldichtungen, deren deutſche Handſchriften, an verſchiedenen Orten nach und nach aufgefunden und zur Kunde der Zeitgenoſſen gebracht, einander wechſelsweiſe ergänzen. Als erſte und älteſte derſelben gilt König Rother. In dieſem Gedichte klingen lombardiſche und byzantiniſche Sagen durcheinander, man hält es für älter, und es zeigt ſich roher, als das Heldenbuch und die Nibelungen, auch ſchon in der Form der Verſe und Reime. Daſſelbe zeigt nahe Verwandtſchaft zur Wilkina-Sage, und die einzige vorhandene, d. h. bekannte Handſchrift deſſelben wird zu Rom in der Bibliothek des Vatikans aufbewahrt.

König Rother.

Das Heldenbuch zerfällt in viele Einzelpartien, die auch vereinzelt in mehreren Handſchriften ſich vorgefunden haben, ſo im Vatikan, in Heidelberg, in Straßburg (dort wol die beſte und vollſtändigſte, wenn auch nicht die älteſte Handſchrift, die zugleich eine Ueberſicht des ganzen reichen Inhaltes des Heldenbuches in Form einer Vorrede und in Proſa giebt), und anderwärts meiſt nur Bruchſtücke. Die Einzeltheile ſind 1) Otnit und Klein-Elberich. 2) Hug-Dietrich und Wolfdietrich, beide von Vielen als ein Gedicht genommen. 3) Etzels Hofhaltung (eine ſpätere Ueberarbeitung, dem Dichter Kaſpar von

Heldenbuch.

der Roen zugeſchrieben). 4) Rieſe Sigenot. 5) Ecken Ausfahrt. 6) Dietrichs und ſeiner Geſellen Kämpfe mit Würmen und Rieſen; dieſes Gedichtes Verfaſſer hieß Witkint; es fällt in das 13. Jahrhundert. 7) Der Hörnen Siegfried, ſpäter Nachhall der Sigurd-Sagen in der Edda, und der Urſtoff eines der allverbreitetſten und allbeliebteſten Volksbücher, nicht handſchriftlich, ſondern nur aus einem alten Nürnberger Druck zuerſt bekannt geworden. 8) Der große Roſengarten, das Roſengartenlied, in alten Drucken auch der „Roſengarten zu Worms“ genannt, ſchildert die Kämpfe der zwölf Helden zu Worms und der zwölf Helden von Bern, wie den, welchen zuletzt Siegfried und Dietrich mit einander kämpfen. Es giebt davon viele ganze wie auch nur bruchſtückartige Handſchriften, und der Roſengarten iſt den alten Ausgaben des Heldenbuchs insgemein beigedruckt. Die Drucke ſind der Mehrzahl nach umgeformt, überarbeitet, und verbeſſern keineswegs die Handſchriften. 9) Der kleine Roſengarten, oder König Laurin. Dies Gedicht, das ebenfalls in den gedruckten Ausgaben des Heldenbuchs erſcheint, hat man Heinrich von Oſterdingen zugeſchrieben. Kaspar von der Roen hat es unter andern auch abgekürzt und überarbeitet. 10) Der Herzog Walther von Aquitanien, deutet nach einem verwandten lateiniſchen Gedicht und nach der Wilkina-Saga hin. 11) Dietrichs Flucht zu den Hunnen; der Dichter nennt ſich der Vogelere, und ſoll auch 12) die Schlacht vor Raben (Ravenna) verfaßt haben. Beide Gedichte haben die Helden der früheren zum Gegenſtande ihres Sanges. 13) Alpharts Tod.

An dieſe zahlreichen, innig unter einander verwandten und einander gegenſeitig ergänzenden Dichtungen reiht ſich nun: *Der Nibelungen Lied*, *der Nibelungen Not* und *die Klage*. Man kennt von beiden zuſammen nicht weniger als 20, nach von der Hagen ſogar 23 Handſchriften und Handſchriftenbruchſtücke.

Die älteſte und zugleich gediegenſte dieſer Handſchriften iſt die Hohen-Ems-Laßbergiſche; eine zweite, jüngere, befand ſich ebenfalls zu Hohen-Ems, und iſt gegenwärtig Eigenthum der Königlichen Bibliothek in München. Das Alter der Hohen-Ems-Laßbergiſchen Handſchrift wird in das 12.—13. Jahrhundert geſetzt. Ein erſt neulich bekannt gewordenes Bruchſtück, das nach von der Hagens Forſchung vielleicht die älteſte Handſchrift iſt, beſitzt das Germaniſche Muſeum zu Nürnberg.

Dieſe reiche Gedichtefülle nun, welche Heldenbuch und Nibelungen bildet, hat die gelehrte Forſchung geſondert, je nach den Landen in Gruppen zuſammengeſtellt, und jeder Gruppe eine Heimath zugewieſen wie folgt: *)

A. *Fränkiſch-Burgundiſche Siegfriedſage.* Siegfried iſt der Sigurd des Nordlands; ſein Name durchklingt vielfach die alten Heldengeſänge; Lieder- und Volksbücher von ihm ſind in Menge vorhanden.

B. *Gothiſche Dietrichsſage.* Dieſe umfaßt die Kämpfe Dietrichs und ſeiner Geſellen mit Drachen und Lintwürmen, den Rieſen *Sigenot*, *Ecken Ausfahrt*, alle in der ſogenannten Berner Weiſe gedichtet, den *kleinen Roſengarten*, oder *Zwerg Laurin*, *Etzels Hofhaltung*. *Dietrichs Flucht zu den Hunnen*, *Alpharts Tod*, *die Ravenna-Schlacht*, *das Hildebrandslied*.

---

*) S. Gräße Lehrbuch der Literärgeſchichte. Bd. 2. 3. Abth. Dresden und Leipzig 1842.

C. **Vereinte Burgundiſch-Gothiſche Heldenſage.** Zu dieſer gehört das altlateiniſche Gedicht **Waltharius** von Eckehard († zu St. Gallen 973) in ſeiner deutſchen Bearbeitung des 13. Jahrhunderts, ein Gedicht, deſſen Verdienſt das Streben iſt, antiken Geiſt mit deutſchnationalem zu vereinigen, da der Dichter die claſſiſche Sage nicht minder gut kannte, wie die heimiſche und die Nordlandsmythe. Ferner das oben noch nicht erwähnte Gedicht **Biterolf und Dietlieb** aus dem 12. Jahrhundert, **der große Roſengarten, das Nibelungenlied**, nämlich deſſen erſter Theil: **der Nibelungen Noth**, und deſſen zweiter, in einem andern Metrum verfaßter Theil: **die Klage.**

D. **Nordiſch-Sächſiſcher Sagenkreis.** Dieſer umfaßt das Gedicht **Gudrun**, die wir ſchon aus der Edda kennen lernten. Dieſes deutſche Gedicht, mehrfach doch erſt in neuerer Zeit herausgegeben und gewürdigt, iſt nur in einer einzigen Handſchrift, in der Ambraſer Sammlung, vorhanden, und ſeine Abfaſſung wird in das 2. Viertel des 13 Jahrhunderts geſetzt. Auch das oben erwähnte ſehr alte Gedicht **Beowulf** iſt in dieſen Kreis, wenn man will, einzureihen

E. **Lombardiſcher Sagenkreis.** Dieſer umfaß den **König Rother**, den **Otnit** und den **Hug- und Wolfdietrich.** Als Verfaſſer der beiden letzteren nenn ſich Wolfram von Eſchenbach, wenn dieſer nicht, — wie auch Heinrich von Oſterdingen — nur Nachſänger älterer Lieder war, auch dadurch ſchon unſern Dank verdienend.

Welche Stofffülle, welcher Sagenreichthum in dieſer nur zum flüchtigen Ueberblick angedeuteten Dichtungen nur auch enthalten iſt — dennoch drang davon verhältnißmäßig ſo viel auch Andeutungen und Zeugniſſe in den ſpäteren Minneſingern begegnen, äußerſt wenig in das Bewußtſein des Volkes, und dies war ſehr natürlich. Nur was davon nach Erfindung der Buchdruckerkunſt eigentliches Volksbuch wurde, lernte das Volk nach und nach kennen; ebenſo auch die Anklänge altdeutſcher Sage, die aus den ſpäteren Chroniken wie leiſer Nachhall alter Kunden entgegentönten. Die Liederhandſchriften lagen verſtreut und vereinzelt, viele kaum gekannt, an Höfen, auf Burgen, in Klöſtern; viel Herrliches ging unter und auf immer verloren. Schon im 16. Jahrhundert, wenn nicht noch früher, begann Rohheit und Unwiſſenheit, die alten Handſchriften zu zerſchneiden, und Kloſterrechnungen, Gefälle und Zinsbücher in die Trümmern unſchätzbarer Pergamente einzubinden, was namentlich auch mit dem oben erwähnten Bruchſtück im Beſitz des Germaniſchen Muſeums der Fall war.

Daſſelbe, das wenige Eindringen alter ritterlicher Dichtung in das Volksbewußtſein, iſt auch der Fall bei den großen epiſchen Hervorbringungen der Kunſtpoeſie, welche, obſchon von deutſchen Dichtern geſungen oder nachgeſungen, doch außerdeutſche Stoffe behandeln, dahin der Sagenkreis von König Artus, ſeiner Tafelrunde und von den Pflegern des heiligen Grales, ſo wie der Titurel, Parcifal und Lohengrin gehören. Was von der Lohengrin-, eigentlich der Schwanritter-Sage haften blieb, wird ſpäter Erwähnung finden.

Daſſelbe gilt von dem Sagenkreiſe Karls des Großen und ſeiner 12 Paladine.

Eine weitere Sagenquelle, wenn auch nicht dem Volke urſprünglich zugänglich, waren die ritterlichen Poeſien der Minneſingerzeit, welche epiſche Stoffe behandelten, und zum Theil verloren gingen, wie Herzog Heinrich der Löwe. In dieſen Kreis ſchlingt ſich auch die Legendendichtung ein, denn manche Legende wurde in der That lebendig fortblühende Sage, wie z. B. die von der heiligen Eliſabeth

Legende. Heiligenſage.

und anderen berühmteren Heiligen Deutſchlands, die nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Immer und immer aufs Neue hört man die Begriffe **Sage** und **Legende** verwechſeln und als einen und denſelben nebeneinander nennen. Die Legende iſt aber ausſchließlich die Trägerin des **chriſtlichen** Mythus, ſie iſt die oft ſehr poeſievolle Geſchichte der Heiligen und Martyrer und ihrer Wunder. Was davon aufgezeichnet wurde, um in Klöſtern zum Gebrauche des Chors an den Tagen der einzelnen Heiligen geleſen zu werden, hieß legenda: das zu Leſende. Daher das ſo vielfach mißdeutete und mißverſtandene Wort.

Die Unzahl der Heiligenlegenden der römiſchen Kirche kommt hier nicht in Betracht, was aber, ſei es aus den eigentlichen kirchlichen Legenden, ſei es aus Chroniken in das Bewußtſein des Volkes trat und in ihm Dauer gewann, muß als ſagen-geſchichtlich beachtet und betrachtet werden, und verdient gerechte Würdigung.

Die deutſche Heiligenſage verbreitete ſich ſchneller als die ritterliche Märe im Volke, durch Mitwirkung der Kirche einestheils, anderntheils durch die göttlichhohen und menſchlichſchönen Züge im Leben der Heiligen, die ſo einfach und voll Naturwahrheit ergreifend auf die Menge wirkten, welche doch der Kunſtpoeſie des ritterlichen Epos ungleich ſchwerer zugänglich war. Wir deuten die hauptſächlichſten Heiligenſagen überſichtlich an.

St. Gallus.

St. Gallus, Rhätiens Apoſtel, der im Gefolge des heiligen Columban und anderer Gefährten an den Bodenſee kam und da zuerſt das Chriſtenthum predigte, war ein Irländer von Geburt, Schüler Columbans, und Begründer der nach ihm benannten weltberühmten Abtei St. Gallen. Auch Appenzell bekam nach dieſem heiligen Abt den Urſprungsnamen Aptenzelle. Der Heilige übte viele Wunder, und auch nach ſeinem Tode währte ſeine Wunderkraft noch fort, wie die heitere Sage von dem Faſſe Wein beurkundet, das bei Weinmangel den St. Galler Mönchen geſchenkt ward, aber in Folge des auf einer Brücke brechenden Wagens in den Bodenſee fiel. Da half kein Mittel, es dem See wieder abzugewinnen, als Proceſſion mit Kreuz und Fahnen und Anrufung des Heiligen, da ließ das Faß ſich willig fangen und ſein Inhalt labte den durſtigen Convent. (D. Sagenb. 4.)

St. Meinradus.

St. **Meinhart** oder Meinradus wurde Anlaß zur Begründung des vielbeſuchten Wallfahrtortes Kloſter Einſiedeln, auch in der Schweiz, und die Erzählungen ſeiner Wunderwirkungen, durch ein oft neu aufgelegtes Volksbuch verbreitet, wurzelten tief im gläubigen Volke. Der heilige Mann wurde meuchlings ermordet von zwei Männern, die er gaſtlich empfing, aber er hatte zwei junge Raben aufgezogen, die wurden nun durch Gottes Verhängniß der Mörder ſichtbares böſes Gewiſſen, folgten ihnen überall, „mit jämmerlichem Schreien, und ſchoſſen ihnen ſtets auf die Häupter.“ Dadurch kam die Mordthat an den Tag, und die Mörder empfingen ihre Strafe; der Ort aber, wo ſie die That verabredet, und welcher Endingen hieß, ward hernachmals von den Raben (ſchweizerdialektiſch Rappen) Rapperswyl genannt.

St. Ottilia.

St. **Ottilia**, die milde Heilärztin der Augenkranken, war eine Tochter des Grafen Attich auf Hohenburg, nach Andern Herzogs Adalrich von Elſaß. Sie wurde als ein blindes Kind vom Vater verſtoßen, durch die Taufe aber ward ſie ſehend. Später übte ſie manches Wunder, und ſchuf die väterliche Burg in ein Kloſter um, deſſen Aebtiſſin ſie wurde. Ihre Verehrung verbreitete ſich weit;

über der Bergſtadt Suhl im Thüringerwalde ſtand ihr auf einem mächtigen Felsblock am Domberg im Mittelalter eine Kapelle, noch bis heute heißt der Fels der Ottilienſtein, und leiſe ſpinnt die örtliche Sage noch Erinnerungen an dieſe Heilige fort.

St. Katharina. War auch St. Katharina von Alexandrien keine deutſche Heilige, ſo genoß und genießt ſie ſtets noch der größten Verehrung, und es giebt von ihr eine ſchöne Sage, deren unten bei den Schildſagen näher gedacht werden ſoll. Unzählig ſind die Bildniſſe von ihr und die ihr geweihten Kapellen und Altäre durch ganz Deutſchland, während St. Katharina von Bologna, St. Katharina von Schweden und St. Katharina von Siena ungleich weniger gekannt ſind. Auch zu Eiſenach hatte ſie ein berühmtes Kloſter, und ein muthmaßlich dort gedichtetes und aufgeführtes geiſtliches Drama, oben S. 20 ſchon erwähnt, das zur Zeit noch ungedruckt iſt, wurde ihr zu Ehren gedichtet und feiert ihr Martyrthum. Im erwähnten St. Katharinenkloſter zu Eiſenach fand Landgraf Friedrich der Freudige oder mit der gebiſſenen Wange ſeine Grabſtätte, und gewiß wurde nicht ohne beſondere Beziehung gerade dieſem Kloſter, da doch Eiſenach deren noch mehrere beſaß, ſolcher Vorzug zu Theil.

Einmal bei Eiſenach verweilend, ſei hier gleich der St. Eliſabeth. heiligen Eliſabeth gedacht, ſie iſt vorzugsweiſe die Heilige Thüringens und Heſſens, und kaum wird in katholiſchen Ländern irgend ein von der Glorie reinſter und edelſter Weiblichkeit verklärtes Leben im Volke noch ſo aufrichtig und innig verehrt werden, wie St. Eliſabeth, wenn auch das proteſtantiſche Thüringen nicht zu ihr betet. Jedes Kind zeigt in Eiſenach die Orte, wo ſie geweilt, wo ſie gebetet, wo ſie die Armen geſpeiſt, ihr Thal, ihren Teich, ihren Brunnen u. ſ. w. Nicht minder, wie da, wo St. Eliſabeth im irdiſchen Leben gewandelt und gelitten, iſt ſie zu Marburg verehrt und gefeiert, wo ſie ihre irdiſche Ruheſtätte fand, und mit frommer Ehrfurcht ſetzte man noch in jüngſter Zeit ihre in einem kleinen Bleiſarge wieder aufgefundenen Gebeine an geeigneter Stelle bei, während ihr Kenotaph als ein ſtets bewundertes Werk altdeutſcher Kunſt gezeigt wird. Die Kunſt des Holzſchnitts trat kaum in das Leben, als ſie mit zuerſt an Bildern dieſer Heiligen ihren Incunabelſtyl zu üben begann, und ſpäter finden wir ſie in manchem vollendeten Bilde der graphiſchen Kunſt wie der Sculptur in Holz und Stein wieder. Vielfach ward ihr Leben beſchrieben und beſungen. Die heilige Eliſabeth von Portugal kennt das deutſche Volk nicht; daß aus ihrer Legende Schiller den Stoff zum Gang nach dem Eiſenhammer entnommen habe, wie Einige behaupteten, iſt zu bezweifeln. Der thüringiſchen Eliſabeth Beichtiger und Peiniger, Konrad von Marburg, ſang die Legende der erhabenen Dulderin.

St. Bilhildis.

Die heilige Bilhildis, eine edle Frankin, iſt in ihrem Heimathlande unvergeſſen, und die Sagen von ihr ſind noch im Volke fortlebend; ſie begründete zu Mainz das Kloſter Altmünſter und übte Wunder nach ihrem Tode. Hochheim am Main rühmt ſich, der Ort ihrer Abſtammung zu ſein, gleiche Ehre nimmt aber auch Veitshöchheim am Main, unterhalb Würzburg, in Anſpruch, und feiert ihr Andenken mit einem beſondern Feſttag. Die Heilige ſchiffte mit ihren Jungfrauen ohne Fährmann und Steuer auf der fränkiſchen Saale, dann auf dem Mainſtrom bis gen Mainz; Engel dienten ihr als Fergen.

Im Moſellande lebt noch mancher Nachhall aus der Zeit der Heidenbekehrung halb mythiſch fort. Soll doch, St. Conſtantin.

wie die Sage berichtet, bei Numagen es geſchehen ſein, wo **Conſtantin** dem Großen das Kreuzeszeichen mit dem berühmten I. H. S. (in hoc signo) erſchien, ſollen doch im alten Moſellande mehrere Kirchenväter gelebt, und einer derſelben, Athanaſius, ſein bekanntes Glaubensbekenntniß dort niedergeſchrieben haben. Die ganze Gegend Triers iſt gleichſam **ein** heiliges Heiligen- und Martyrer-Grab.

St. Genovefa.

Dieſer Gegend gehört auch die allbekannte heilige **Genovefa** an, die eines der beliebteſten Volksbücher verherrlicht. Ungleich weniger iſt St. Genovefa von Paris bekannt.

St. Theoneſt.

Ein etwas wunderlicher Heiligenname begegnet uns am Rhein in der Nähe von Kaub, des Namens **Theoneſt**. Die Legendenbücher kennen und nennen ihn nicht, aber das Volk am Rhein kennt und nennt ihn, ja Kaub, das Rheinſtädtlein, führt ihn im Schild und Siegel. Er ſitzt in der Weinkufe, in der er aus Mainz flüchtend rheinhinab ſchwamm, worauf er bei Kaub landete, predigte und ſüße Reben pflanzte.

St. Goar.

So iſt auch dem Rheinvolk das Andenken **St. Goars** lieb, werth und heilig. Die Orte St. Goar und St. Goarshauſen heißen nach ihm, ein Fels unterhalb der Lurlei heißt St. Goars Kanzel oder auch St. Goars Bette; zu Pfalzfeld ſtand oder ſteht noch ein ihm geweihter Bildſtock. Der Heilige hatte auch zu Trier große Wunder geübt, und nach ſeinem Ableben that er noch immer dergleichen.

Albertus magnus.

Der Biſchof **Albertus magnus** lebt als Heiliger, wie als berufener Zauberkünſtler fort; zu Regensburg wie zu Lauingen, zu Köln wie anderorts am Rhein, deutet Bild und Sage nach ihm hin.

St. Remaclus.

St. Remaclus, der im Lütticher Lande bekehrte, ſonſt aber wenig bekannt iſt, übte in Spaa ein Wunder; er ſtand ſo lange betend an der Quelle, welche Groesbeeck heißt, daß ſein Fuß ſich in einen Stein dauernd eintiefte. Dieſe Fußtapfe thut nun gute Wunderwirkung an unfruchtbaren Frauen, und davon iſt die Sage zu Spaa und ſeiner Umgebung allbekannt, und viele Frauen halten gläubig an jener Quelle ihre Andacht.

Legendenartig klingt auch die Sage von Rabundus Kon im Chorgeſtühle des Domes zu Lübeck an, wenn der benannte Domherr auch nicht heilig geſprochen wurde. Solcher Domſagen, bei denen fromme oder ſelbſt heilige Männer eine Rolle ſpielen, giebt es viele. So z. B. die vom Bilde des heiligen Nicolaus zu Greifswald, das einen dieſen noch dazu verhöhnenden Kirchendieb mit den Armen umſchlang und feſthielt. In den Sagen von Sanct Adalbert, dem Apoſtel von Oſtpreußen, offenbart ſich der Bekehrungseifer nicht minder, wie in denen des heiligen St. Bonifacius, deren es in Thüringen ſo viele giebt, und wohin auch die Erlebniſſe des fränkiſchen Apoſtels St. Kilian mit ſeinen Gefährten Coloman und Dotnan deuten. Alle haben legendenartige Färbung, und allen wohnt poetiſcher Anhauch bei. In Thüringen haben Gotha, Ohrdruf, Arnſtadt, Salzungen u. a. den heiligen Bonifacius zum Schutzpatron angenommen. Zu den auserleſenen Bekehrern gehörte auch St. Jodocus, der einſt, gleich Moſes, mit ſeinem Stabe aus hartem Fels eine Quelle ins Leben rief. Einer ihm geweihten alten Götter-Eiche ward ſchon S. 33 gedacht, wie daſelbſt auch jener, die durch St. Anſelms Eifer zum Urſprung von Heiligenbeil Anlaß gab. (D. Sagenb. 227 und 249.) Anſelm war Biſchof von Canterbury, und fand in Preußen den Martyrertod.

Rabundus.

St. Nicolaus.

St. Bonifacius.

St. Kilian.

St. Jodocus.

St. Georg. Zahlreich ſind die Sagen von St. **Georg**, dem ritterlichen Heiligen, dem Patron aller, ſelbſt der Stegreifritterſchaft, wie Schutzpatron vieler Städte und Kirchen. Er ſchützte das preußiſche Städtchen Holland, da es in Nöthen war, im Kriege des Hochmeiſters Albrecht von Preußen mit den Polen; ihm weihte auch die Stadt Elbing eine Kirche. Zu Eiſenach wurde ihm die Hauptkirche geweiht; St. Georgs Banner kam vom Himmel und ſenkte ſich auf die Wartburg nieder, als Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen ſein Heer geſammelt, um unter Kaiſer Friedrich dem Rothbart zum heiligen Kreuzeszuge aufzubrechen. Mehr als ein Ort **Georgenthal** in Deutſchland führt den Namen dieſes Heiligen, der in Reinbot von Doren ſeinen Sänger fand.

St. Moritz. Den zweiten Ritterheiligen, St. **Moritz**, ehrte man nicht minder hoch, wie den vorgenannten. Er war Magdeburgs Schirmherr, und die alten Chroniken künden ſeine Wunder. Auch die Stadt Coburg erkor ihn zum Schutzpatron, ſetzte ſeinen Maurenkopf in ihr Wappenſchil und weihte ihm ihre Hauptkirche.

St. Vitus. Mild und gütig erwies ſich St. **Vitus** gegen da altberühmte Stift Corvey, das noch immer von ſchönen Sagen umblüht iſt, die den Namen dieſes Heiligen de Nachwelt überliefern; auch Erfurt hatte eine Vitikirche Die S. Weimar-Eiſenachiſche Stadt Vacha an der Werr führt ſein Bild in ihrem Siegelſchilde, wie auf ihrem Marktbrunnen.

St. Ulrich. Dem heiligen **Ulrich** wurde nach der thüringiſchen Chronikenſage vom Landgrafen Ludwig dem Springer eine Kirche gelobt, und zu Sangerhauſen herrlich erbaut, für des Letzteren glückliche Errettung aus der Haf auf Giebichenſtein. In Augsburg wurde er am höchſte verehrt, von einem Dichter Albertus haben wir ſeine Legende.

St. Günther.

St. Paulina.

St. Günther iſt auch einer der minder allgemein bekannten thüringiſchen Heiligen; er ſoll ein begüterter Gaugraf geweſen ſein, der ſeine Beſitzungen dem heiligen Wippert ſchenkte. Man nennt ihn den Urahnherrn der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg. Schade nur, daß den heiligen Wippert auch nur ſehr Wenige kennen. Dieſen Thüringern reiht ſich auch die heilige **Paulina** an, deren Sagen noch das liebliche Waldthal durchklingen, in welchem die Trümmer ihres Tempels und Kloſters einſam trauern. Es lohnte wol der Mühe, ernſte und gründliche Forſchungen anzuſtellen über die ziemlich große Anzahl ſolcher Heiligen, welche die thüringiſche Geſchichte als ſolche nennt, wer ſie heilig ſprach, und wie weit ſie wirklich der Geſchichte, oder wie weit ſie nur der Sage angehören.

St. Gangolf.

Neben den ſchon erwähnten Apoſteln des Frankenlandes wird auch **St. Gangolf** genannt; auf und nahe dem hohen Baſaltfelſen der Milſeburg im Rhöngebirge hat er ſeinen Berg mit Kloſtertrümmer und Keller, und Brunnen und Kapelle, und von ſeinem Brunnen geht eine ganz gleiche Sage, wie ſie von ihm im fernen Langue d'Oc geht. (D. Sagenb. 139 u. 768.)

St. Heinrich.

St. Kunigunde.

Von Kaiſer **Heinrich** II. und ſeiner Gemahlin **Kunigunde**, Beide heilig geſprochen, ſind, zumal in Bamberg, noch manche Sagen lebendig. Ueber die Legende Beider fanden wir ein epiſches Gedicht in Schlagreimen auf, das noch ungedruckt und ganz unbekannt iſt, und einen thüringiſchen Dichter zum Verfaſſer hat, denn er ſagt:

Ich ben eyn doringh von art geboren.

und hält treu an ſeiner Mutterſprache. Er ſagt:

Ich wene her effentlichen (äffisch) tud
Der sich der sprache zugit zu
Der her nicht gelogin kan.

Dies Gedicht wird den nicht groſsen Kreis deutſcher Legendendichtungen um ein Glied erweitern, und den ſchon bekannten derſelben, z. B. dem heiligen Gregor auf dem Steine von Hartmann von Aue, dem Leben der heiligen Veronika, der h. Katharina, der h. Margaretha u. a. unbekannter Verfaſſer nicht unebenbürtig ſein.

St. Emmeran.
St. Sebaldus.
St. Benno.
St. Stilla.
St. Wolffindis.
St. Kümmerniß.

St. Emmeran füllte Regensburg, St. Sebaldus Nürnberg, St. Benno München mit ſeinen Wundern, deren Mehrzahl zu Sagen verklangen, und das an Heiligen ſo reiche Baierland lieferte noch mehr als Thüringen eine Schaar Auserwählter, deren Namen nicht ſämmtlich allbekannt geworden ſind, freilich noch nichts gegen die heilige Heerſchaar Oeſterreichs, die uns Hans Burgkmayr in 119 Prachttafeln in blattgroſsen Holzſchnitten überliefert hat. Jene erwähnten Heiligen mindern Ranges ſind unter andern die dem Abensberger Grafengeſchlecht entſprungene h. Stilla, die fromme Stifterin des Kloſters Heilsbronn, die aber gleich der preuſsiſchen h. Dorothea (D. Sagenb. 264) nicht canoniſirt wurde. In jener Gegend war auch die fromme gräfliche Jungfrau Wolffindis heimiſch, die ihr grauſamer Vater, weil ſie Chriſtin geworden und Chriſtin bleiben wollte, an die Schweife wilder Ochſen binden und ſie ſo zerreiſsen ließ. St. Kümmerniß, welche auch in der thüringiſchen Stadt Saalfeld eine Wallfahrtskapelle hatte (ihr Legendenbild ſteht noch alldort auf der Brücke) und ebenfalls unter der Grauſamkeit ihres Vaters litt, genoß zu Lauingen, zu Ettersdorf bei Erlangen, ja auch zu Wien, und bis Venedig, groſser Verehrung — dennoch blieb ſie aus der eigentlichen Legende hinweg, und auch aus der Reihe der vorzugsweiſe ſogenannten oben erwähnten öſterreichiſchen Heiligen, obſchon dieſelben ihrer Mehrzahl nach auch anderwärts zum großen Theile verehrt werden.

St. Rothburga.

Eine andere Heilige iſt St. Rothburga, welche die Tochter des Frankenkönigs Dagobert geweſen ſein ſoll, und verfolgt und in die Einſamkeit fliehend, gleich der h. Genovefa, einer Hirſchkuh folgte, wobei ſich manches Wunder begab.

Die 14 h. Nothhelfer.

Die 14 h. Nothelfer waren und ſind noch ebenfalls vielfach verehrt. Ihre Wallfahrtskirche zu Vierzehnheiligen iſt noch alljährlich die beſuchteſte im ganzen Frankenlande, ſelbſt vom Eichsfelde her ſtrömen Waller. Ein ehemaliger Wallfahrtsort gleichen Namens mit uralter Kirche liegt bei Jena. Auch bei Enslingen hatten ſie eine Wallfahrt. Ein Graf von Henneberg ehrte dieſe Heiligen ſo hoch, daß er einen halbgeiſtlichen Ritterorden ſtiftete, der ihre Bildniſſe an der Ordenskette trug.

So durchklang der Geiſt frommer Gläubigkeit das ganze Mittelalter, ſo belebte auch die Heiligenſage zahlloſe Orte mit mythiſchen Wundern, und in unwandelbarer Wahrheit bewährte ſich das ſchöne Dichterwort: „Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nah.“

Biblische Legenden.

Die abendländiſche Legendendichtung blieb indeß nicht blos bei den Heiligen und Martyrern ſtehen, bei der poetiſchen Verherrlichung frommer Kirchenbegründer und Kloſterſtifter, ſie bemächtigte ſich des ganzen chriſtlichen Mythus, ja ſie zog ſelbſt das alte Teſtament in ihren Kreis. Dies bezeugt unter Anderm das berühmte Gedicht Rudolphs von Montfort: Barlaam und Joſaphat. Der Geiſt orientaliſcher Auffaſſung des Chriſtenthums durchweht dies Gedicht, ein Anhauch des claſſiſchen Alterthums geht in ihm, wie in andern, mit hindurch, wie dies namentlich in dem Gedicht Gregor auf dem Steine, von Hartmann von der Aue, der Fall iſt, in welchem die griechiſche Sage vom Oedipus ſich verjüngte. In den Fahrten des heiligen Brandanus ſpiegelt ſich eine chriſtlich-myſtiſche Odyſſee ab. Die Legende vom St. Georg, am weiteſten auch in Deutſchland verbreitet, wo die Sage noch Orte nennt, an denen der Heilige den Drachen erlegt haben ſoll, wie u. A. zu Eberſtadt bei Darmſtadt, wo der Ritter Georg von Frankenſtein den Drachen erlegte, und durch ein Bild-Denkmal verewigt ward (D. Sagenb. 60), — deutet lebhaft und unzweifelhaft nach der Perſeusmythe; die Jungfrau, welche ſtatt der Andromeda erlöſt wird, und auf allen Bildern, die den Drachenkampf darſtellen, ſtets im Hintergrunde kniet, iſt die Kaiſerin Alexandrina. Wie hätte nun bei ſo tief Wurzeln ſchlagender und allerhäufigſt zu Sagen verklingender Legendendichtung die allerreizendſte und zugleich allerwürdigſte und erhabenſte Perſönlichkeit, die der heiligen jungfräulichen Mutter des Herrn, ohne gleiche Verherrlichung bleiben können und ſollen? Nein, vor allen Andern wurde das Leben der Jungfrau Maria poetiſch erfaßt, und neben Jeſu Kindheit, Leben, Leiden und Sterben, wie neben Joſephs Arbeit und Treue in Verſen und in Proſa gefeiert.

Marienleben. Ein poetiſches Marienleben verfaßte ein Bruder Wernher um 1157, ein zweites Bruder Philipp der Karthäuſer; andere von ungenannten Verfaſſern liegen, meiſt noch ungedruckt, in verſchiedenen Bibliotheken zerſtreut; manche Dichter beſangen blos Theile aus dem Leben der Gottesmutter, ſo Konrad von Hemesfurt ihre Himmelfahrt, Andere ſangen ihre Empfängniß, ihre Größe, ihre Klage, ihre Wunder, ihren Lobkranz u. ſ. w. Aus allen dieſen Dichtungen aber drang wenig in das Volksbewußtſein, ganz anders wirkten ſichtbar und erfaßbar in Deutſchland die zahlreichen Gnadenorte ein, und die allgemeine Ausbreitung des Mariencults über ganz Deutſchland vor der Reformation ließ an vielen Orten Marienlegenden zu Volksſagen verklingen, oder ſchuf friſch und lebendig die Sage, ohne daß ſie erſt Legende war. Von dieſen urſprünglichen Sagen, die des poetiſchen Reizes in keiner Weiſe entbehren, wollen wir nur einige andeuten.

Wandernde Marienbilder, Bilder der Mutter Gottes, die da nicht bleiben wollen, wohin man ſie zu größerer Verehrung ſtellt, ſondern an die häufig unſcheinbaren Stellen zurückkehren, wo ſie früher ſtanden, oder wo ſie zuerſt aufgefunden wurden, nachdem ſie lange unbeachtet und verwahrloſt geblieben, nennt die Sage an vielen Orten. So die Mutter Gottes am Fels überm Dorfe St. Nicolaus im Wiſperthale, D. Sagenb. 19, ein Marienbildchen auf der Milzburg, D. Sagenb. 770, jenes auf dem Speſſartwalde, D. Sagenb. 787, u. a. Allbekannt iſt die Sage vom heiligen Bernhard, wie er im Dome zu Speier ſich verſpätet hatte, mit 4 mächtigen Flugſchritten durch das Kirchenſchiff eilte und dabei ſprach: O clemens — o pia — o felix — Maria! Darauf begann das Marienbild am Hochaltare ſeinen Mund aufzuthun, und mit einem Vorwurf zu fragen: Salve Bernarde — unde tam tarde? Aber der heilige Mann war nicht um die Antwort verlegen, er entgegnete: Mulier taceat in ecclesia! und darauf ſprach das Bild niemals wieder. Einem hölzernen Marienbilde zu Mainz, in das ein trunkener Bürger mit dem Schwerte hieb, entſprang Blut, D. Sagenb. 64. Gefangenen, welche kunſtvolle Marienbilder ſchnitzten, wurde Befreiung, D.

Sagenb. 241 und 258. Marienbilder ſchützen Kirchen und Burgen; man denke an die Wunderſagen vom Hochſitz des preußiſchen Deutſchmeiſterthums Marienburg. Im dreißigjährigen Kriege ſchützte die heilige Jungfrau das fränkiſche Städtlein Münnerſtadt gegen das belagernde Schwedenheer, D. Sagenb. 819. Schön iſt die Harzſage von der „Maria im Elende“, wo die h. Jungfrau einen Fuhrmann rettete und aus einem Dornſtrauch mitten im Schnee Roſen ſproſſen ließ, und aus einer Roſe einen Becher formte. Auch dieſer Maria Bildniß wanderte und kam nach Heiligenſtadt, wo es blieb, D. Sagenb. 399. Einen überkühnen Ritter, Hermann von Treffurt, ſchützt Maria nicht minder bei einem todesgefährlichen Sprung von jäher Felswand, wie Ludwig den Springer bei dem ſeinen vom Fels des Giebichenſtein. Jeden Wallfahrtort umblühen Sagenwunder und Wunderſagen, die aus der Vorzeit bis in die Gegenwart ranken; wir wollen nur die Maria von Kevlar, die ſchwarze Maria von Altötting, die ſchöne Maria von Regensburg, die von Mariazell, von Taferl u. ſ. w. erwähnen.

Nach dieſer Abſchweifung in das Gebiet der Legendendichtung und der ihrem Kreiſe angehörigen Sagen, welche erſtere gleichzeitig mit den ſpäteren Heldenſagen und Heldengedichten des Mittelalters entſtanden, iſt noch ein Blick zu thun auf eine Reihe von Poeſiewerken, die zwar an ſich der deutſchen Sagenkunde wenig Stoff zuführten, aber dennoch, meiſt von deutſchen Dichtern erfaßt und behandelt, literärhiſtoriſch von großer Wichtigkeit und Bedeutung ſind. Wir meinen die Romantiſirung antiker Sagen aus Hellas und Latium, die deutſchen Nachbildungen griechiſcher und römiſcher Gedichte, zu der ein früher Grund gelegt ward durch die Verpflanzung der lateiniſchen Sprache auf germaniſchen Boden durch die Bekehrer und die Gelehrten der Fürſtenhöfe, namentlich jenes Karls des Großen. Es lebte noch ein claſſiſch antiker Geiſt zu dieſes Herrſchers Zeit, der lebendig aus Bauten, wie aus kleineren Kunſtmonumenten ſpricht. Man betrachte Karls Siegel, wie die ſeiner Nachkommen, ſie ſind, mit Ausnahme der Inſchriften, noch völlig antik; erſt mit den Ottonen wird die Form byzantiniſch; Philipp von Schwaben ſiegelte wieder mit einem belorbeerten Römerkopfe, und erſt im 14. Jahrhundert tritt auch in dieſen kleinen Kunſtgebilden der ſogenannte gothiſche Styl in ſeine Rechte. Aber auch ſelbſt in dieſer Zeit liebten es manche Herrſcher, antike Gemmen in ihre Siegel zu ſetzen, oder deren als Gegenſiegel ſich zu bedienen. Mit der Kunſt ging auch die Poeſie Hand in Hand, daher die Neigung, auch die heidniſche Sage nicht ganz fallen, vielmehr ſie in deutſchen Dichtungen fortleben zu laſſen, denn das Kunſtſchöne in ihnen empfanden unſere poetiſchen Vorfahren gewiß nicht minder tief und warm, wie wir. Claſſiſche Studien wurden treulich fortgepflegt, ohne daß ſie — wie von mancher Seite her geklagt worden iſt — ſolche Mächtigkeit erlangten, die deutſche Nationaleigenthümlichkeit zu beeinträchtigen; das ſehen wir ja an der äußerſt geringen Zahl von poetiſchen Nachbildungen claſſiſcher Poeſien gegenüber der Ueberfülle ſelbſtſtändig deutſcher.

Auch zur deutſchen Thierſage legte jene Zeit in urſprünglich lateiniſchen Gedichten den erſten Grund; Homers Batrachomyomachie, die Thierfabeln Aeſops u. a. ſchwebten vor, auch vom Orient flogen Stoffe an. Da wir aber erſt ſpäter, im nächſten Theile, Thierſagen und Thierfabeln zu erörtern uns vorgenommen haben, ſo ſoll dort alles in dieſen beſonderen Kreis Gehörige überſichtlich beigebracht werden.

Eigenthümlich begegnen und miſchen ſich Hinneigung zum Claſſiſchen und deutſche Romantik, die aus ſelbſteigenen Elementen urſelbſtſtändig aus dem deutſchen Charakter emporblühte und in der claſſiſchen Poeſie nicht vorwaltet. Frommſinn, hohes Ehrgefühl, Frauendienſt, keuſche Minne, edle Treue, beſonders auch die gegen Fürſten und Lehnsherren, mit einem Worte der ganze volle Adel ritterlicher Geſinnung trat hier hervor, ward durch Dichtung verklärt und verklärte die Dichtung.

Alexandreis.

Wir haben eine Alexandreis von Rudolf von Hohenems, eine zweite von Ulrich von Eſchenbach, eine dritte von einem öſterreichiſchen Dichter: Seyfried, eine vierte, die älteſte und beſte, vom Pfaffen Lambrecht; einige andere gingen verloren. Unſere Aufgabe iſt nicht, die Unterſchiede in dieſen Dichtungen oder ihre größere und mindere Schönheit darzulegen, es genügt, darauf hinzuweiſen, wie mächtig der antike Stoff, die Thaten Alexanders des Großen, aus dem Morgenlande ſeine Strahlen in das Abendland geworfen hatte, und wie viel Verwandtes zum deutſchen Gemüthe in dieſem Stoffe lag, daß er ſo viele Dichter begeiſterte. Quelle aller dieſer Dichtungen war der griechiſche Roman, dem Kalliſthenes von Olynth ſeinen Namen als Urheber lieh.

Herzog Ernſt.

An die Alexanderſage reiht ſich die, ſpäter auch zum Volksbuch gewordene Dichtung Herzog Ernſt von Baiern, von Heinrich von Veldek; ſie iſt voll poetiſcher Naturmythe, auch in ihr begegnen wir wieder dem oben erwähnten myſtiſchen Karfunkel. Auch Fabelgebilde des claſſiſchen Alterthums treten darin auf, Arimaspen, Pygmäen, Bruſtängler, Plattfüßler, und wie deutſche Plaſtik am Münſterthore zu Baſel die Fahrt Alexanders zu den Greifen in Stein meiſelte, ſo finden ſich die erwähnten holden Geſtalten hoch oben am Thurme der Hauptkirche zu Heilbrunn in aller ihrer wunderlichen und phantaſtiſchen Schönheit dargeſtellt, ſo ſchön wie nur immer Plinius ſie urſprünglich ſchilderte.

Eneide.

Ein drittes Gedicht dieſer Gattung iſt die Eneide Heinrichs von Veldek, dem das franzöſiſche Vorbild des Chretien von Troyes diente, und weniger das Urgedicht, die Aeneide Virgils. Die Zeit der Dichtung fällt in das Jahr 1186, und ſie miſcht das heroiſchepiſche Element zart und innig mit dem romantiſchen des Minneſangers.

Trojaniſcher Krieg.

Der trojaniſche Krieg, aus Homers unſterblichen Dichtungen dem Abendlande bekannt geworden, fand nicht minder ſeine Nachdichter, erſt in Frankreich, dann auch in Deutſchland, obſchon alle nicht unmittelbar aus dem Urquell ſchöpften. Herbort von Fritzlar erhielt vom Landgrafen Hermann dem Sängerfreunde von Thüringen eines der Vorbilder, die Geſchichte des trojaniſchen Krieges des Troubadours Benoit de St. More, und dichtete nun danach eine Ilias. Nach ihm bemächtigte ſich Konrad von Würzburg deſſelben Stoffes und legte ihn in epiſcher Breite weit auseinander. Sein Gedicht zählt 60,000 Verſe. Ein dritter trojaniſcher Krieg, welcher dem Wolfram von Eſchenbach früher zugeſchrieben wurde, ſoll ihm nicht angehören (die Handſchrift entſtammt dem 14. Jahrhundert).

Ovids Metamorphoſen.

Endlich gehören noch in dieſe Reihe der Behandlung antiker Stoffe im Geiſte und Sinne deutſcher Romantik die auch durch den poetiſchen Einfluß, der von Schloß Wartburg ausging, hervorgerufenen Metamorphoſen Ovids durch Albrecht von Halberſtadt, deren Dichtung in das Jahr 1210, alſo ganz nahe mit dem Wartburgkriege zuſammenfiel. Leider aber ging, bis auf den Prolog, dieſe Dichtung verloren, und nur eine ungleich ſpätere Ueberarbeitung durch Georg Wickram aus Colmar blieb erhalten. Dieſer nennt ein Schloß Zechenbach, darauf der thüringer Landgraf Hermann den Sänger Albrecht gehalten habe, meint das jedoch jedenfalls in demſelben ſcherzhaften Sinne, in dem noch heute ein erleſener Kreis von Freunden unter ſich jenen berühmten Sängerſitz die „Humpenburg“ nennt, denn ein Schloß „Zechenbach“ giebt es nicht im ſang- und klangreichen Thüringerlande, wol aber war, nach der Minneſinger eigenem Zeugniß, des Zechens nicht wenig auf der ſängerbelebten Wartburg.

Auch einige kleinere Gedichte behandeln noch in romantiſcher Weiſe und Färbung antike Stoffe, zum Theil den Metamorphoſen entnommen. So unter anderen Pyramus und Thisbe, von Konrad von Würzburg. Vielleicht drang kein claſſiſcher Fabelſtoff ſo entſchieden in das deutſche Volksleben ein, als gerade dieſer, denn zahllos ſind die Gebilde mittelalterlicher Kunſt, die ihn darſtellen. Uns iſt er begegnet bildlich dargeſtellt auf geſchnitzten und eingelegten Prunkſchreinen, auf gepreßten Lederdecken der Büchereinbände, auf eiſernen Patrontaſchen, auf Pulverhörnern, in Miniatur-Malereien, auf Oefen, auf Humpen und anderen Trinkgeräthen, überwiegend vorherrſchend vor jeder anderen bildlichen Fabeldarſtellung.

Von den früheſten deutſchen Gedichten, z. B. vom König Rother an, bis zu den zuletzt angeführten Stoffen, die bis in die ſpäteſte Renaiſſancezeit ihren Wiederſchein werfen, wäre es auch nur in bildlicher Auffaſſung, webt ſich eine geiſtige Verbindung, ein inniger Zuſammenhang, und ſo war es nahezu kein Wunder, daß außer den Dichtungen ſelbſt auch ſonſt Antikmythiſches den germaniſchen

Dichtungen die Hand reichte, und ein Bündniß für die Gegenwart, wie für die nächſtkommende Zukunft ſchloß. Jetzt erſt, und wol kaum nach Tacitus' Angaben, verbreiteten ſich gewiſſe Kunden von Venus, von Jupiter, von Herkules, traten viele Olympier in die Tempel deutſcher Poeſie, und wenn ihnen, wie recht und billig war, nicht Hochaltäre eingeräumt wurden, ſo empfingen ſie doch beſcheidene Seitenkapellen und Seitenaltäre. Das deutſche Mittelalter war die Zeit, in der ſich die germaniſche Hulda und die römiſche Liebesgöttin ſo innig verſchwiſtern konnten, daß ſie zu einem Weſen wurden, und wenn das alte Gedicht vom Tannhäuſer dieſen Frau Venus anreden läßt: „Du biſt eine Teuflerinne", ſo bezeugt dies offenbar, daß ſie als Göttin, als Dämon betrachtet wurde. Ohne ſie hätten wir keine Venusberge, hätten wir nicht die hochromantiſche Tannhäuſerſage, auf die wir ſpäter noch ausführlich zurückkommen müſſen. Auch die deutſche Welt der Waſſerfeinen, ihre Necke und Nixen, ihre Meerminnen, Seemummeln und Mummelſeen erinnern lebhaft an die Tritonen-, Nereiden- und Sirenenwelt des Alterthums, welche wieder das deutſche Mittelalter innig und ſinnig erfaßte, und tauſendfach zu Werken plaſtiſcher und graphiſcher Künſte benutzte.

Außer den ſchon oben S. 52 erwähnten heidniſchen Götternamens-Nachklängen in Deutſchland giebt es deren immer noch mehr, deren Urſprung wir nicht kennen, z. B. Amorbach, das alte Marsburg (Merſeburg) und Marsberg an der Diemel, wie die Marsburg am Bodenſee. Oft überraſchen ſolche Namen auf ſeltſame Weiſe. Das allbekannte Studentenlied ſingt:

Knaſter den gelben
Hat uns Apollo präparirt.

und alle Welt glaubt ganz richtig, daß dies Apolda heißen müſſe, weil das Städtchen Apolda in Jena's Nähe früher blühenden Tabaksbau hatte. Wie ſehr mußte es uns überraſchen, in ſpätmittelalterlichen Papierurkunden klar und bündig den Namen der Stadt wirklich Apollo geſchrieben zu finden!

So wären wir wieder da angelangt, wo wir ausgingen, beim Mythus und beim Heidenthum, und gehen nun im folgenden Theile zu den Dichtungen des ſpäteren Mittelalters über, die mehr und mehr volksthümlich und mehr den örtlichen Volksſagen zu Trägern wurden, und aus denen ſich auch ſach- und naturgemäß Märe und Fabel entwickelte.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Inhalt.

Seite
Einleitung 1

Urzeitſagen.

Heidenthum, Mythus, Aberglaube 13

Sagen aus Schriftquellen.

Stammſagen 188
Aeltere und jüngere Edda 200
Deutſche Heldenſagen und Sagenkreiſe 227

Das

deutſche Volk

dargeſtellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XV. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Mythe,
Sage, Märe und Fabel

im

Leben und Bewußtſein des deutſchen Volkes.

Von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Inhalt.

Seite

Sagen des ſpäteren Mittelalters.

Dichtungen, Mären, Abenteuer und Schwänke 1
Volksbücher von heidniſch-mythiſcher, chriſtlich-mythiſcher und romantiſch-ritterlicher Färbung 66
Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreiſen ernſten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderweſen 115
Volksbücher aus bürgerlichen und bäuerlichen Lebenskreiſen mit vorwaltendem Scherz und Schwank. Anhang: Natur-, Kunſt- und Handwerkskreis 128
Schildſagen 156

Die ſpätere Fabel- und Märchendichtung.

Fabeldichtung 181
Märchendichtung 203
Das Volksmärchen 209
Das Kindermärchen 227

Sagen des ſpäteren Mittelalters.

Dichtungen, Mären, Abenteuer und Schwänke.

Als die gewaltige und umfangreiche epiſche Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts allgemach zu verklingen begann, fand ſie auf lange einen Nachhall in poetiſchen Verſuchen, die ihr freilich oft das Waſſer nicht reichten, aber dennoch der Sage vielen Boden gewannen, und ihren Garten anbauten. Dies waren zunächſt die zahlreichen Reimchroniken, von denen indeß mehrere bedeutendere gleichzeitigen Urſprung mit der epiſch romantiſchen, ritterlichen Dichtung hatten, welche Leben und Thaten (häufig mit Erdichtungen verbrämt) berühmter Fürſten behandelten und ſich großen Beifalles erfreut zu haben ſcheinen, ſonſt würde deren Anzahl nicht ſo überſchwellend geworden ſein. Mit ihnen gingen Hand in Hand die Rittermären, da ja die höfiſchen Dichter zumeiſt mit Fürſten und Edeln verkehrten, und ein Theil gekrönter Häupter ſelbſt mit Meiſterhand in die Saiten der Minneſängerharfe zu greifen wußte. Kein Wunder, daß höfiſche Dichter das Lob derer ſangen, die ihrer Kunſt hold waren und mit hoher Gunſt die Sänger ehrten. Eines Sängers Dank erſchien in jenen

Zeiten keineswegs verachtenswerth, und der Preis aus Sängermund wurde gern vernommen.

Sagenkreis Karls des Großen.

Wenn auch höher ſtehend und früheren Urſprunges als die ſpäteren Reimchroniken, und einer Zeit angehörend, die mit der des Urſprunges jener im letzten Abſchnitte des 1. Bändchens dieſer Schrift erwähnten Dichtungen zuſammenfällt, ſcheint uns der karlingiſche Sagenkreis mit Fug zu verdienen, an die Spitze der nun anzudeutenden Dichtungen geſtellt zu werden. Von Karl des Großen Leben und Thaten wurde der eigentlichen deutſchen Volksſage ungemein viel Stoff zu Theil, jenes Leben war zu groß und gewaltig, als daß es nicht lange nachwirkende Macht auch im dichteriſchen Sinne hätte üben ſollen. Daß den berühmten Herrſcher die fränkiſche Dichtung noch früher feierte, als die deutſche, kann nur naturgemäß erſcheinen, und di Mehrzahl der Stoffe des karlingiſchen Sagenkreiſes iſ Deutſchland fremd, mindeſtens halbfremd, iſt erſt allmählic und nur theilweiſe auch den Deutſchen lieb und bei un eingebürgert worden. Am lebhafteſten war dieſes der Fal mit dem Gedichte von den Söhnen des Paladins Aymor von Dordone, den ſogenannten vier Haimonskinder das alle Lande durchdrang und, zum Volksbuche in Proſ umgewandelt, in vielen Sprachen zur häufigſt wiederholte Erſcheinung kam. In den fränkiſchen Dichtungen, welch Karls des Großen Leben von der Geburt an, durch ſein Jugendzeit, dann ſeine Kämpfe, Kriege und Siege ſchilder und feiern, ſteht er einestheils da als glorreicher Hel gegen heidniſche Völkerſchaften, Sarazenen und Arabe anderntheils als mächtiger Herrſcher und Gebieter üb trotzige und gegen ihn ſich auflehnende Vaſallen. Von de vielgerühmten 12 Paladinen Karls des Großen hat der ge prieſene Held Roland auch für Deutſchland die meiſ

Bedeutung. Der deutſche Pfaffe Konrad ſang uns das Rolandslied im zwölſten Jahrhundert, der Stricker ſang es im dreizehnten nach, an rheiniſchen Orten blieb ſagenhaft des Helden gefeierter Name hangen (D. Sagenb. 104.), und die zahlreichen Rolandsſäulen im nördlichen Deutſchland erhalten mindeſtens den gleichen Namen ſcheinbar, denn ihr Name ſtammt wol eher vom Rugeland, d. i. die Stätte, wo das Rügegericht gehalten ward, als von Roland ab. Da dieſe Säulen aber meiſt einen rieſigen, voll geharniſchten und gewappneten Mann darſtellten (die ſpäteren Bilder dieſer Art machten ihn ganz zum römiſchen Krieger, wo nicht gar zum Mars), ſo war es leicht, den Namen eines Helden mit der urſprünglichen Namengebung zu verſchmelzen, und letztere ſogar in den Hintergrund treten zu laſſen. Berühmte Rolandbilder haben bis heute noch Bremen, Goßlar, Brandenburg, Prenzlau, Stendal; in letzter Stadt iſt das Rolandsbild ſo rieſig, daß allein des Schwertes Länge zwölf Ellen mißt. Auch Berlin, Erfurt und viele andere Städte ermangelten nicht ſolcher Bildſäulen, ſelbſt in vielen Dörfern, namentlich am Harz, finden ſich deren ſogar von Holz, grotesk geſchnitzt und noch groteſker bemalt. Den Berliner Roland feierte Wilibald Alexis durch einen geſchichtlichen Roman.

Die übrigen Dichtungen, die in den Sagenkreis Karls des Großen gehören, übten, mit Ausnahme der ſchon erwähnten Haimonskinder, auf deutſche Sagen kaum einen anderen Einfluß, als daß man ſie allenfalls theilweiſe zu ſpäteren Volksbüchern verarbeitete, dahin gehört Wilhelm der Heilige von Oranſe (Orleans), Flos und Blankflos, eine liebliche, häufig in Proſa wie in Verſen bearbeitete Sage; die gute Frau, auch dahin einſchlagend, vielleicht noch den Nachhall alter Mythe in ſich bewahrend — von denen zum Theil noch ſpäter die Rede ſein wird.

An der Spitze der gereimten Gedichte ſteht mit Recht die der Mitte des zwölften Jahrhunderts angehörende *Kaiſerchronik*, welche in erzählender Weiſe die Geſchichte der römiſchen und deutſchen Kaiſer von Julius Cäſar an bis zu Konrad III. feiert; ſpäter überarbeitete Handſchriften dieſer Dichtung eines unbekannten Verfaſſers haben noch Verlängerungen, die bis zum Tode Friedrichs II. gehen.

Auf der Grundlage antiker Romandichtung wurzelnd, ſchrieb im 12. Jahrhundert der franzöſiſche Dichter Gautier von Arras ein metriſches Werk, betitelt Emperéour Eracles; ein Deutſcher, der „gelérte man Otte“ dichtete daſſelbe unter dem Namen Eraclius nach. Der erſte Herausgeber dieſer beiden Poeſien, Profeſſor H. F. *Maßmann*, hält dafür, daß dieſer Otte kein anderer Dichter ſei, als der berühmte Otto, Biſchof von Freiſingen, welcher der Verfaſſer einer Weltchronik war, und belegt dies mit überzeugenden Gründen, die in einer ſorgfältigen kritiſchen und geſchichtlichen Unterſuchung wurzeln, obſchon Andere die Annahme beſtreiten, daß jener Otte und dieſer Otto ein und dieſelbe Perſon geweſen ſeien.

Dieſen Stoffen, welche Kaiſer, Könige und Helden beſangen, wurde häufig auch bibliſcher Inhalt beigemiſcht, oder die Dichter entnahmen der Bibel einen Stoff und ſchmückten ihn mit weltlichen Bildern aus, ſo daß ſie zum Theil legendenartige Färbung erhielten, wie dies auch in den früher erwähnten Marienleben-Dichtungen der Fall war.

Sagenkreis vom König Artus u. d. Tafelrunde.

Ebenſo ſangen mit eigener Ausſchmückung berühmte deutſche Dichter bretoniſche Epen nach, deren Inhalt den König Artus und ſeine Tafelrunde feiert. So danken wir Hartmann von der Aue das Heldengedicht *Iwein*, der

Ritter mit dem Löwen, Wolfram von Eſchenbach den Titurel und den Percifal, Wirnt von Gravenbergh den Wigalois, den Ritter mit dem Rade, Eckhard von Hohbergen den Triſtan, welches Gedicht ſpäter Gottfried von Straßburg lieblich und anmuthvoll erneute, und Ulrich von Thürheim wie Heinrich von Vriberg fortſetzten. Unbekannte Dichter ſangen den Lohengrin, den Gawin, den Wigamur u. a. nach, und es wurde der Schatz mittelhochdeutſcher Poeſie auch durch dieſe Dichtungen ungemein bereichert, wenn auch wenig davon zur allgemeinen Kunde des Volkes kam, und in deutſchen Sagen außer den mit dem Lohengrin verbundenen niederrheiniſchen Schwanrittermären, deren auch Konrad von Würzburg eine ſang, keinen Nachklang fand. Indem aber das Gedicht Lohengrin in eine Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer ausläuft, tritt es in den Kreis der Chronikendichtung wieder ein. Zur Ueberfülle derſelben gehören ein verloren gegangenes Gedicht über den Hohenſtaufen Kaiſer Friedrich I., um 1230 verfaßt, Ulrichs von Lichtenſtein Gedicht Frauendienſt, Wolframs von Eſchenbach Herzog Friedrich von Schwaben, des ſpäteren Peter Suchenwirths Albrechts von Oeſterreich Ritterſchaft in Preußen, ſonſt Konrad von Würzburg zugeſchrieben, Rudolfs Grafen von Hohen-Ems Weltchronik, eine der erwähnten Dichtungen mit bibliſcher Grundlage. Eine ſolche Univerſalchronik verfaßte auch Johann Enenkel, desgleichen ein Fürſtenbuch von Oeſterreich und Steierland, Ottager (Ottokar von Horneck) ſchrieb metriſch eine ſehr umfangreiche und nicht unbedeutende Oeſterreichiſche Chronik, die von 1250 bis 1309 reicht. Gottfried Hagen beſang die Händel der Stadt Köln am Rhein mit ihrem Erzbiſchofe im Jahre 1270. Heinrich von Veldeck ſang das Leben Herzog

Reim-chroniken.

Ernſt's von Baiern, Wolfram von Eſchenbach feierte den Herzog Friedrich von Schwaben in gleicher Weiſe, Hans von Würzburg den Herzog Wilhelm von Oeſterreich; ſo wurden auch Herzog Heinrich der Löwe, Otto der Bärtige, Reinfried, Herzog von Braunſchweig, Herzog Johann von Mecklenburg (niederſächſiſch), Leopold, Herzog von Oeſterreich, Landgraf Ludwig von Thüringen u. A., wenn nicht poetiſch, doch metriſch gefeiert und verherrlicht.

Wie ernſt dieſe Verherrlichungen edler, tapferer und — was die Hauptſache war, freigebiger Fürſten gemeint waren, offenbart in anziehend-anſchaulicher Weiſe das Gedicht vom Wartburgkriege, das an der Spitze änigmatiſch-dramatiſcher Dichtungen, ſelbſt nicht ohne dialektiſchen Anhauch jener Zeitperiode ſteht. Indem daſſelbe uns zu allbekannten Schauplätzen führt, überſtrahlt es ſagenhaft und dichteriſch zugleich den geweihten Boden der Wartburg, und läßt tiefe Blicke in das höfiſche Gebaren jener Zeit, wie in das ſociale Leben der Sänger, ihre Anſchauungs- und Gefühlsweiſe thun. Es war ein fröhliches Treiben Seitens der Wartburggenoſſen, ſo daß ſelbſt Walthern von der Vogelweide endlich von dem Lärm die Ohren weh thaten, und er ſang:

„Ein' Schaar fährt aus, die andre ein, Nacht und Tag."

und gleich darauf:

„Und gält' ein Fuder guten Weines tauſend Pfund,
Nie ſtänden doch der Ritter Becher leer."

Darum konnte gar wol ein alter Sänger die Wartburg dichteriſch ein Schloß Zechenbach nennen (vgl. Th. 1. S. 260), weil den Zechern allda der edle Wein gleich einem Bache floß.

Gleichwol bereicherte der Wartburgkrieg (das Gedicht, nicht die geſchichtliche Thatſache, welche einige Hyper-Gelehrte ganz und gar abzuläugnen verſucht haben) — weniger die örtliche Sage im Volksmund, als einen beſonderen Literaturzweig, den der Räthſeldichtung, welche, ſchon in Eddaliedern ausblühend, nachmals von vielen Minneſängern gern gepflegt, und dadurch ſpäter völlig volksthümlich wurde, ſo daß nach und nach viele, jetzt äußerſt ſelten gewordene Räthſelbüchlein erſchienen, wodurch in langer Weiterpflege noch bis heute in Volks- und Kinderkreiſen die den Verſtand und das Nachdenken ſchärfende Räthſelluſt voll lebendig iſt.

Räthſeldichtung.

Mit der Räthſeldichtung, die häufig in ſcherzhaften Weiſen ſich erging, ging auch gleichzeitig die heitere Märe, der Schwank, die Fabel Hand in Hand. Es wurde ſchon in der Einleitung d. B. Theil 1. S. 7. angeführt, daß die deutſche Sprache das Wort Märe anfänglich ſächlich brauchte, doch tritt auch daſſelbe Wort gleichzeitig weiblich auf, wie u. a. es in der Klage heißt:

> von Pazowe der biſchof Pilgerin
> durch liebe der neven ſin
> hiez er ſchrieben dizze maere.

Gleich darauf aber in derſelben Stelle, nur 17 Verszeilen weiter unten heißt es:

> er unt manic ander man
> daz maere prüeven dô began.

Dieſer Wechſel begegnet in ſpäteren Dichtungen ſehr häufig.

Didaktiſche Dichtung.

Selbſt die didaktiſche Poeſie, die um dieſelbe Zeit entſchieden hervortrat, einte ſich mit der Fabel, der Märe und dem Schwank ganz vortrefflich, wie namentlich Hugo von Trimbergs Gedicht, der Renner, beweiſt. Der Pfaffe Amis vom Stricker, welcher auch ein Erzählungs- und Fabelbuch ſchrieb, betitelt: die Welt, der Meier Helmbrecht, von dem Dichter Wernher dem Gartenäre, Boners Edelſtein und eine Menge um dieſe Zeit hervorbrechende Blüthen der bürgerlichen Dichtkunſt, gehöre alle dieſem neuen Kreiſe an, der weit weniger die hof und ritterliche Poeſie berührt, aber deſto mehr für unſere nächſten Zweck, Sage, Märe und Fabel in ihrem geiſtige Zuſammenhange und ihrem Verſtändniß zu erörtern un zu beleuchten, von Wichtigkeit iſt. Die Dichter dieſer ſpäteren Literaturperiode kannten zwar recht gut die großartigen epiſchen Dichtungen der Vorgänger, aber ſie konnte ſie nimmer erreichen, und hier paßt die vergleichende Hindeutung vom Nibelungenlied auf die unſterblichen Dichtungen Homers, zu deren Großartigkeit auch kein Epigone ſic aufzuſchwingen vermochte und vermag, obſchon die Nibelunge und Gudrun ethiſch und poetiſch noch höher ſtehen, als di Homeriſchen Geſänge.

Mancher ſpäter Lebende verſuchte, wie der oftgenannt Stricker, die hohen Lieder früherer Tage nachzuſingen, ſo das Rolandslied vom Pfaffen Konrad, und andere, wobei er mindeſtens das Verdienſt hatte, ſeinen Zeitgenoſſe die Stoffe verjüngt und ihrem Verſtändniſſe angepaßt, vorzuführen, aber er ſelbſt beklagt das Dahingeſchwundenſein der ſchöneren poeſiereicheren Vergangenheit, wie ſtets das Alter um die verblühte Jugend klagt, die, vom Zauberlichte der Erinnerung umglänzt, gleich einer hellen Morgenröthe glüht. Alles iſt hin, das iſt der trübe Grundgedanke dieſes Dichters, das freudige Minneſingerthum, der holde Frauendienſt, die gaſtliche Freigebigkeit der Fürſten, der verſchwenderiſche Glanz der Hofhaltungen, die roſige Freude mannichfaltigſter Feſtluſt — Alles dahin. Der Dichter ſchildert ſo treu und ſo traurig, als hätte ein filziger Finanzminiſter der Neuzeit ihm die Flügel ſeines Muſenroſſes beſchnitten, und dadurch ſtimmen ſich auch die Saiten ſeiner Sängerharfe tief herab, ja ſie verſtimmen ſich bis zum mißmuthigen Verſtummen. Dennoch aber weiß er ſich zu ermannen, dichtet voll Witz und Laune ſeinen Pfaff Amis, Märchen, Schwänke und Fabeln, in denen Humor und Satyre ſich mit Moral und guter eindringlicher Lehre begegnen. Mit ſicherer Hand greiſt er in das volle Leben hinein, und entnimmt der fernſten Ferne wie dem claſſiſchen Alterthume dankbare Stoffe.

Thierfabel.

Dem Gleichniß oder Beiſpiel, d. h. der den Gedichten dieſer Färbung meiſt zugeſellten Moral, muß häufig auch die Thierfabel als Träger und Stütze dienen, und obwol deren früheſte Spuren in ein weit höheres Zeitalter hinaufreichen, wird erſt hier der rechte Ort ſein, ihrer näher zu gedenken. Aber auch hier iſt es abermals Jacob Grimm, deſſen gründlicher Erforſchung über dieſelbe wir Alles danken, was wir über deren älteſten Urſprung und ihre ſpätere Weiterbildung zu ſagen wiſſen, und dies offen einzugeſtehen, wird uns wol nicht zum Schimpf gereichen.

Das innige Eingehen in das Leben der Thierwelt und das Verſtändniß derſelben wurde von uns bereits oben Th. 1. S. 116 als ein vorzugsweiſer Grundzug deutſchen Weſens und Volkscharakters bezeichnet. Dies tritt am lebhafteſten beim Geſchlechte der Vögel, und da wieder bei den Singvögeln hervor. Zahllos ſind die ausdeutenden Nachſprechungen der Vogelſtimmen beim Volke der Landleute, der Hirten, und aller jener enthuſiaſtiſchen Singvögelfreunde, -Fänger und -Halter, die man in Thüringen insgemein mit dem Namen Vogels-Tobieſe bezeichnet, Nachſprechungen, die jedem Dialekt angepaßt ſind. Da ruft die Wachtel der Schnitterin zum Fleiß ermunternd zu: „Barbe! Barbe! Bück den Rück! Bück den Rück!“ Der Finke ladet durſtige Brüder ein: „Fritz, Fritz, Fritz, Fritz, willſt du mit zum Wein gehn?“ Der Goldammer freut ſich der ihm Körner liefernden Aernte und ſingt: „Wenn ich 'ne Sichel hätt', wenn ich 'ne Sichel hätt', wollt' ich mit ſchnid!“ (ſchneiden). Der Todtenvogel ruft dem Landmann ſein ſchauriges „Komm mit! Komm mit!“ zu. Die Meiſe freut ſich des Sitzes auf hoher Tanne und ruft: „Sitz' i da! Sitz' i da!“ Die Lerche hat, wie die Schwalbe, ihren ausgedeuteten Geſang, nicht minder der Zeiſig, nur ſind die bäuriſchen Nachſprechungen ihrer Naturlaute häufig allzu natürlich, ſo daß ſie nicht gedruckt werden können. Selbſt der Aberglaube hat ſich der Neigung, Singvögel zu pflegen, bemächtigt, und lehrt unter anderem: Wenn Jemand einen guten Finken hat, und ein Nachbar kommt, und macht dem Beſitzer dieſen Finken feil, d. h. er bietet Geld dafür, ſo ſtirbt der Finke, wenn er nicht hergegeben wird. Da dies Hergeben nun in vielen Fällen für den Eigenthümer des Vogels ſchmerzlich wäre, ſo muß ein Gegenzauber geübt, und der Vogel verhängt werden, nämlich er wird ſammt ſeinem Bauer von dem Nagel, an welchem letzterer bisher hing, weggenommen und an einen andern gehängt, das hebt die ſchädliche Wirkung des Feilmachens auf. Viele Vögel, namentlich die Freſſer weichen Futters: Nachtigallen, Amſeln, Droſſeln, Staare u. a. lieben Mehlwürmer, die Larven des Schattenkäfers, Tenebrio molitor, welche daher in beſonderen Töpfen zahlreich gezogen werden. Mehlwürmer aber darf der Eigenthümer bei Leibe nicht verſchenken, auch nicht an den beſten Freund; es muß eine Gabe, und wäre es die allergeringſte, dagegen gegeben werden, ſonſt geht die ganze Hecke ein.

Aus dieſem ſo innigen Verkehr mit der Thierwelt, dem jener mit dem nützlichen Hausvieh zur Seite ſteht, entſpringt unbewußt dem Menſchen ein Studium, eine Kenntniß der animaliſchen Individuen, und ſie werden ihm lieber und lieber, dem Reiter ſein Roß, dem Jäger ſein Hund, dem alternden Fräulein ſeine Katze, der vornehmen Dame ihr Papagei, dem Handwerker ſein Staar ꝛc. Jedes weiß nun unaufgefordert Züge von der Lieblinge ganz beſonderer Klugheit zu erzählen, jedes erforſcht mehr oder minder die Aeußerungen einer Thierſeele, und wo eine ſolche anerkannt wird, iſt die Seelenverwandtſchaft nicht fern. Die Urzuſtände der menſchlichen Geſellſchaft begünſtigten dies um ſo mehr, als die Cultur die Menſchen, oder doch einen ſehr großen Theil derſelben der Natur noch nicht geradezu fern gerückt hatte. Ein Jäger-Hirten-Fiſchervolk, eine ackerbautreibende Bevölkerung war von der Thierwelt rings umgeben, verkehrte mit ihr auf das innigſte, und es mußten daher Ideen wach werden, welche die gegenſeitigen Beziehungen des Menſchen zum Thiere, des Thieres zum Menſchen im höheren Sinne faßten, ſie poetiſch verklärten und ſo einen Mythus ſchufen, von dem wir ſchon oben genugſam gehandelt haben. Man ſchied frühzeitig die Laute der Säugethiere und Vögel, die Raben ſprechen, die Hähne krähen, die Eulen krächzen, Gimpel pfeifen, Gänſe ſchnattern, Nachtigallen und Finken ſchlagen, Sperlinge und Schwalben zwitſchern, Lerchen und alle Sanggenoſſen ſingen. Der Mythus kannte die Kunſt, die Sprache der Vögel zu verſtehen, auch der Sprache anderer, namentlich der vierfüßigen Thiere, gedenken morgen- und abendländiſche Dichtungen häufigſt, und Märchen und Fabel nehmen ſich bis heute die holde Freiheit, Thiere menſchlich denken und handeln, ſie reden zu laſſen mit Lauten der Menſchenzunge. Der Mythus bevölkerte die Welt mit Fabelthieren, ſinnende und tiefe Weisheit früher Culturvölker gab Geſtirngruppen Thiergeſtaltung, und die ſogenannten „Herren der Schöpfung“ beugten lange ihren Stolz willig unter den Einfluß des Widders und des Stieres, des Krebſes und des Löwen, des Scorpions und der Fiſche.

Daß die früherwachte Poeſie das Leben und Weſen der Thierwelt mit der Menſchenwelt in ſinnige Verbindung brachte, iſt der Urſprung aller Thierfabel. Dieſe konnte vereinzelt auftreten, und that es, allmählich aber floſſen die Quellrinnen zu einem epiſchen Strome zuſammen, in dem ſich menſchliches Gebahren, Thun, Denken, Handeln und Dichten, gleich Uferbildern unverzerrt wiederſpiegeln. Die alte Thierfabel iſt nicht Satyre auf das Treiben der Menſchenwelt, ſie iſt harmloſe Dichtung, und rein um ihrer ſelbſt willen da; die in ſie gelegte moraliſirende Richtung und Neigung gehört ungleich ſpäterer Zeit an, und faſt mehr als zu viel wurde in der letzteren die Thierfabel für den didaktiſchen Zweck ausgebeutet, ja dieſem völlig dienſtbar gemacht. Endlich gedieh es dahin, daß der Begriff des Wortes Fabel faſt ausſchließlich an der Thierfabel haften blieb, und dies wäre, könnte es Dauer und feſte Begründung erhalten, im Allgemeinen auch recht gut; es gäbe dem Begriffe eine Abrundung und dem Schatze eine ſichere Truhe.

Aus der antiken Welt überkam uns aus dieſem Gebiete in früheſter Zeit nur wenig; zunächſt die dem Homer zugeſchriebene epiſche Batrachomyomachie, welche in ſpäterer Zeit durch Rollenhagens erweiterte und veränderte Dichtung: „Der Fröſch' und Mäuſe wunderbare Hofhaltung“ in Deutſchland eingebürgert wurde, dann die Fabeln Aeſops, die nur Trümmer eines Gebäudes alter Thierfabeln ſind, wie die des Römers Phädrus, der Aeſop nur wiederholt, wenig Eigenes darbietet, und dies Eigene ſammt dem angeeigneten, ſo trocken und hausbacken, wie nur möglich.

Die Märchen des Morgenlandes ſind häufig mit Thiergeſchichten ſinnig durchwoben, und in der Thiere Mund iſt, im Gegenſatze zur deutſchen Thierfabel, in welcher mehr der Thiere Liſt, Verſchlagenheit, Tücke und Untreue in den Vorgrund tritt, hohe Weisheit gelegt, die ſich beiſpielgebend und lehrreich äußert. Eine Probe ſolcher morgenländiſchen Behandlung, die uns wahrhaft muſtergültig erſchien, haben wir in unſer deutſches Märchenbuch aufgenommen; es iſt die Märchenkette: „Das Mäuslein Sambas oder die treue Freundſchaft der Thiere,“ und zwar nach dem Buche: „Der alten Weiſen Exempel, Sprüche, mit viel ſchönen Beiſpielen und Figuren erklärt“ ꝛc. Frankfurt a. M. 1592, das wieder die alten Fabeln des Bidpai zur Quelle hat.

Gleich im erſten Märchen der tauſend und eine Nacht begegnen uns redende Fiſche; aus indiſchen Epen ſelbſt ging analoger Stoff in die Thiermärchen abendländiſcher Völkerſchaften über, davon nur ein Beiſpiel. Im indiſchen Gedicht Nal und Damajanti begegnet die Erlöſung einer in Flammen Pein leidenden Schlange (oder vielmehr des Schlangenkönigs). Ein ſerbiſches Märchen hat ganz denſelben Eingang und nur völlig andere Färbung des Ausganges. *)

Indeß bildete kein Land und Volk der Erde die Thierfabel ſo tief durchdacht und ſinnig aus, als das deutſche,

---

*) Volksmärchen der Serben. Geſammelt und herausgegeben von Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch. Ins Deutſche überſetzt von deſſen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Nebſt einem Anhange von mehr als tauſend ſerbiſchen Sprichwörtern. Berlin, G. Reimer 1854. Eine treffliche Sammlung, die auch ſonſt noch manche eigenthümliche ſerbiſche Thiermärchen enthält.

und J. Grimm ſagt über dieſelbe in dem Werke Reinhart Fuchs, Berlin, Reimer 1834: „Die fülle ihrer entstehung und ausbildung überbietet alles, was das alterthum in der fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen kraft des epos, knospe an knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. — Wie Wenige, ſelbſt unter den Gebildeten unſeres Volkes, ſind dazu gelangt, dies zu wiſſen und zu würdigen! — Alſo nur einen beſchränkten Standort hatte dieſe uralt heimiſche Poeſieblüthe, die Thierfabel, deren Cotyledonen, um beim botaniſchen Bilde zu bleiben, wurzelſtändig ausſchlagend, nur der Fuchs und der Wolf ſind. Dieſe beiden Thiere ſind die urſprünglichen Träger der Thierſage; des Fuchſes Liſt und Schlauheit, ſein Leiſetritt, ſein feiner Geruch, und des Wolfes Wildheit, Tücke, Gier und Gefräßigkeit macht zunächſt beide zu Gegenſätzen, dann zu Gegnern, obſchon ſie einander verwandt ſind, auch in den ſprachlichen Benennungen, die hier aus einander zu ſetzen zu weit führen würde. Dieſe Verwandtſchaft, welche in der Fabel als Vetterſchaft und Gevatterſchaft auftritt, geht in loſer Weiſe, mehr als ſich ziemt, ins Weite. Zu vermuthen, daß der rothe Fuchs mythiſche Beziehung zum rothhaarig gedachten Gotte Thorr gehabt, wie der Wolf zum Loki, liegt ſehr nahe, — ſein rothes Haar dient ihm häufig zu Schimpf und Schelte, die rothen Goldſtücke nennen wir nicht minder Füchſe, wie rothhaarige Menſchen, und immer iſt dabei, mit Ausnahme des rothen Pferdes, das ebenfalls Fuchs heißt, ein leiſer Begriff des Treuloſen, Falſchen. Dem alſo „Gezeichneten" iſt, wie dem Fuchs, nicht zu trauen. „Brennt dich das Füchschen?" fragt die Neckluſt, wenn ſie da oder dort zärtliche Neigung zu Rothhaarigen wahrnimmt. Fuchsroth iſt förmlich bezeichnend für eine Farbenmiſchung. Das treuloſe Element im Fuchs macht ihn zum ſchlauen Hofmann, zum Rathgeber (conseiller), zum Kanzler, zum Redner, zum Arzt, kurz, er paßt in alle Sättel, und iſt nach dem Volksſpruche ſo recht mit allen Waſſern gewaſchen, nur mit keinem guten.

Der Wolf hingegen iſt alt, grau, grämlich, grauſam, ungefüge, Griesgram und Griesbart, und noch dazu durch den Fuchs zum Hahnrei gemacht. Er iſt ſtark, wild, gefräßig, frech und gierig, dabei doch auch ſchlau, gewitzigt, und ob er ſchon in einigen Dichtungen mit einem Hofamt, als Connetable (comes stabuli), auftritt, ſo nimmt er ſich in anderen als tribunus plebis, als der nach fremdem Gut hachich begehrliche, nimmerſatte, geizige, gewaltſame Volksmann noch beſſer, weil ſeiner Natur gemäßer, aus. Vgl. J. Grimm: Reinhart Fuchs XXXVIII.

Neben Wolf und Fuchs und hoch über beide ſtellt die Fabel den König der Thierwelt, den Löwen, der über das Geſammtreich herrſcht, während das Reich der Vögel den Adler hatte und nebenbei den Zaunkönig (vergleiche oben die kleine Thierfabel vom letzteren, Th. 1. S. 129). Nachtigal und Lerche ſind hinwiederum die Königinnen der gefiederten Sängerwelt, in alten Dichtungen häufig mit Frau Nachtigal, Frau Lerche, als Herrinnen, Herrſcherinnen, gleichwie Frau Sonne, bezeichnet. Das Reich der ſchwimmenden Waſſerwelt hat den Delphin zum Herrn, Bienen haben ihren Weiſel, ihre Königin, Ameiſen desgleichen, doch heißt die Ameiſenkönigin auch Burgwart. Die Fröſche erhalten leider nur den Storch zum König, der ſie frißt.

Zwar war den Urgermanen der Löwe nicht bekannt, als aber die Cultur ſich in Deutſchland zur Höhe der epiſchen Dichtungen erhob, war durch Römer und Afrikaner wol längſt auch der Löwe nach Deutſchland gelangt, vielleicht ſelbſt häufiger, wie jetzt, als Luxusthier der Großen und Vornehmen gezähmt, mindeſtens gehalten. Bekannt iſt ja die Wartburgſage vom Löwen Landgraf Ludwigs des Frommen, die oft beſungen ward, und erſt jüngſt durch Moritz von Schwind's Künſtlerhand in einem der Wartburgſäle aufs Neue verewigt wurde. Auch der Nibelungenheld Siegfried jagt Löwen am Rhein. Gleichwol war den Altvordern nicht der Löwe, ſondern der Bär der König der Thierwelt und der deutſchen Wälder, was außer den Schriftquellen, die Jacob Grimm im Reinhart Fuchs anführt, auch aus ſpäter in Betracht zu ziehenden Schildſagen hervorgeht. Dieſe drei Thiere, oder viere, wenn wir wollen, Fuchs, Wolf, Löwe und der dem Hofe der Fabel nahe genug geſtellte Bär, bilden deren Hauptträger, alle anderen ſind Nebenperſonen. Ihre Namen nennt man nicht gern geradezu — analog dem oben ſchon angeführten Sprichwort: Wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt, geradeſo, wie geſagt wird: „Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen“ — denn auch der Teufel durfte nicht bei dieſem Namen genannt werden, man ſagte höchſtens: der Böſe, und ſagt dies auf dem Lande noch heute häufigſt — oder auch: der Gott ſei bei uns, wozu drei Kreuze, als Segenszeichen geſchlagen, gehören.

Fuchs- und Wolfsnamen wurden auch Pflanzen zu Theil, es ſind zu T. 1. S. 143 neben den Wolfsnamen noch Fuchsſchwanz, 4 Arten, Fuchsriedgras, -Wedel und -Hödlein nachzutragen.

Alte lateiniſche Gedichte behandelten die Thierfabel unter den Titeln: Isengrimus, d. i. der Wolf, Reinardus, d. i. der Fuchs; der Urſprung dieſer Dichtungen wird von J. Grimm nach Flandern verlegt, die Dichter blieben unbekannt, die Zeit der Dichtung des Reinardus fällt zwiſchen

1148 – 1160. Aber ungleich früher bildete ſich, und zwar ſchon vor den Zeiten des Minneſanges, der Stoff zur Thierſage in Deutſchland aus, und dieſelbe wurde jedenfalls gleich epiſch erfaßt und behandelt, ging aber verloren, und kam nur in einer ſpäteren Dichtung auf uns. Nur die koloczaer Handſchrift und eine pfälzer bewahrten dieſelbe auf.

Der urſprüngliche Dichter der letzteren nennt ſich Heinrich Glichſenäre (Gleisner), ein Beiname, der ſelbſt nach der Fuchsnatur hinweiſt, aber ſein uns aufbehaltenes Gedicht iſt ebenfalls nicht das urſprüngliche in deſſen ächter Geſtalt. Auch am Schluß dieſes ſehr anziehenden mittelhochdeutſchen Gedichtes von 2266 Verszeilen, heißt es:

Hie endet ditze maere,

und gleich darauf 7 Zeilen weiter:

daz er das maere hat verlan.

Uebrigens kommt auch ſchon in der S. 4. erwähnten Kaiſerchronik ein Stück Thierfabel vor. Da derſelben nun epiſcher Boden gewonnen war, bemächtigte ſich ihrer auch die franzöſiſche Poeſie im Gedichte Renart, der wieder die Grundlage des Romans Du Renard abgab, und die flämiſche im Reinaert von Willam die Matoc. Erſt das letztere Gedicht wurde zur Quelle für jenen ſächſiſchen Bearbeiter Baumann, den zuerſt Rollenhagen als Verfaſſer, ja als Erfinder des ſpäter ſo allbeliebten gereimten Volksbuches Reinecke der Fuchs nennt und ausgiebt. Baumann aber nennt hinwiederum Heinrich von Alkmar in Lothringen als denjenigen, der das Gedicht aus wälſcher und franzöſiſcher Sprache zuerſt in die deutſche übertragen habe. Wie groß oder wie klein nun des Letztgenannten Antheil am Werke ſei, und ob er mehr that, als abtheilen und umdichten, bleibt zur Zeit noch dahingeſtellt, wie denn auch das Eingehen auf die älteſten und alle ſpäteren Ausgaben des

Reinecke der Literaturgeſchichte anheimfällt. Nur das ſe noch bemerkt, daß auch die zeichnende Kunſt an den erwähnten Ausgaben ſich mannichfach verſuchte, und daß Virgil Solis und Joſt Amman treffliche kleine Holzſchnitte zu den deutſchen und lateiniſchen Ausgaben lieferten, und den Humor in der Fabel treulich wiedergaben, während die ſpätere Kunſt ihren beiderſeitigen Leiſtungen weit nachſtand. Unübertreffliches hat dagegen in neueſter Zeit Kaulbach in ſeinen Bildern zu Reinecke Fuchs nach Goethes Umdichtung geleiſtet.

Der Beifall, welchen mehr und mehr die Nation der epiſchen Thierfabeldichtung ſchenkte, wirkte naturgemäß auf lange Zeit auch auf andere Dichter anregend ein, und indem ſie zum Theil Selbſtſtändiges ſchufen, verjüngten ſie auch vereinzelte, ſchon vor dem Reinecke dageweſene Fabeln und Thierſagen; den vom Fremdland frühzeitig eingebrachten Fabeln Aeſops miſchte ſich die einheimiſche Dichtung, und indem die Thierſage ſelbſt Kindern mundrecht gemacht wurde, half ſie das Märchen bilden. Auf der anderen Seite bemächtigte ſich ſelbſt die höhere Kunſt derſelben; ſo fand ſich im Straßburger Münſter, der Kanzel gegenüber, an zwei Pfeilern eine Steinbilderreihe, darſtellend das Leichenamt des todten Fuchſes. Dieſes humoriſtiſche Steingebilde, ganz am Ende des dreizehnten Jahrhunderts entſtanden, blieb zunächſt nur in einem großen Holzſchnittblatte Tobias Stimmers erhalten. Fiſchart dichtete Spottverſe auf den katholiſchen Klerus hinzu, die vielen Unwillen erregten, weil ſie den Bildern eine Deutung gaben, an die der Künſtler, der ſie ſchuf, nicht dachte, und ſo wurden das fliegende Blatt und ſeine Verbreiter verfolgt, auch endlich das Kunſtwerk hinweg gemeiſelt.

Am erſten Pfeiler erſchien der Bär mit Weihkeſſel und

Sprengel, unmittelbar ihm auf dem Fuße folgte der Wolf mit einem Kreuze; hinter beiden ging ein Knabe als Kerzenträger: der Haſe. Hierauf die Bahre, darauf der todte Fuchs, in lauernder, ſitzender Stellung, ſo wie er leibte und lebte, nicht wie auf ſpäteren Verkehrteweltbildern, liegend und alle Viere von ſich ſtreckend. Der erſte Träger war der Eber, grimmig nach dem Fuchs umſchauend, als ſei er eingedenk all' des Böſen, was ihm durch Reineckes Tücke widerfahren; der andere Träger der Bahre war der Bock, der ſeine Naſe witternd nach des Fuchſes Hintertheil ſtreckte, welches dieſer durch den emporgeſchlagenen Wedel (den Schwanz) völlig Preis gab. Unter der Bahre ſaß, Grimaſſen ſchneidend, ein Affe. Dies war der Conduct. Am zweiten Pfeiler zeigten ſich die Exequien. An einem Altar, darauf ein Kelch ſtand, las der Hirſch aus einem Buche eine Seelenmeſſe, hinter ihm ſang aus einem großen Buche, das auf dem Kopfe des vor ihm knieenden Katers ruhte, der Eſel das Requiem. Das Holzſchnittblatt zeigt die beiden Pfeiler im Kleinen, und die Figuren im Großen, und es ſteht auf ihm der mit dem Zuge als der erſte, der mit den Exequien naturgemäß als der zweite.

Vielen eigenen, vielen fremden Stoff der Thierfabel verſchmolz nun im Laufe der Zeit die einheimiſche Dichtung; ſie machte ſich ſelbſt und den Zeitgenoſſen völlig das Fremde zum Eigenthum und geſtaltete es in ſelbſtſtändiger Weiſe, ließ es Fabel bleiben oder formte es zum Märchen, und behandelte es rhythmiſch oder auch in Proſa. Reiche Beiſpiele davon liefern Jac. Grimms Reinhart in den kleinen stücken S. 291 u. ff., dann Boners Edelſtein, der ſchon als eines der erſten Denkmale der größten aller Erfindungen 1461 mit Holzſchnittzier erſchien — ebenſo Bodmers Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Zürich 1757.

Aeſop blieb ſtets Vorbild, und fand immer neue Bearbeiter, beſonders in der Reformationsepoche, in der ein vorwaltender Hang zur Satyre die Geiſel gern unter das Gewand der Fabel barg. Als Hauptträger und zugleich Vorläufer dieſer Richtung trat Sebaſtian Brant auf, deſſen Fabeln zuerſt 1508 lateiniſch erſchienen. Liebte doch Luther auch dieſen Zweig der Dichtung, und gab ſelbſt „Ein neu Fabel Eſopi“ zu Halle 1528 heraus, ſchrieb auch hundert Fabeln, die Chyträus 1571 geſammelt erſcheinen ließ. Die ſpätere Fabeldichtung blieb natürlich nicht bei der Thierſage ſtehen, wie auch die früheſte, vom Ausland herüberkommende, nicht ausſchließlich an dieſer feſthielt.

Reichen Sagen- wie auch manchen Fabelſtoff häufte Johannes Agricola in ſeiner Sprichwörterſammlung auf. Wie nur Wenige ſeines Zeitalters, war dieſer Mann noch erfüllt von Liebe wie von Kenntniß der Poeſie der Vorfahren. Im Jahre 1545 erſchien zu Freiburg im Breisgau „Eſopus Leben vnd Fabeln“, deutſch, in kräftiger, kerniger Sprache, der Titelholzſchnitt dieſes Buches, als deſſen Sammler nur der Verleger Stephan Melech Graff ſich kund giebt, hat die Jahrzahl 1531 und das Monogramm B-K. Dem Aeſop ſind Fabeln Rimitii, Aniani und Anderer nebſt Beiſpielen und Lehren Seb. Brants beigefügt. Wie ſehr ſich ſodann Hans Sachs als Fabel- und Schwänkedichter auszeichnete, iſt bekannt. Mit ihm wetteiferten Erasmus Alberus und Burkhard Waldis, welcher letztere ebenfalls den Aeſop erneuete und hundert neue Fabeln hinzudichtete. Ihnen ſchloß ſich unmittelbar Hartmann Schöpper aus Neumark in der Pfalz an, der jedoch nur in magerer Weiſe einen Holzſchnitt-Aeſop erläuterte, deſſen Bilder der talentvolle und feine Kleinmeiſter Virgil Solis geſchnitten, mindeſtens vor gezeichnet hatte. Eucharius Eiering trat ebenfalls nachahmend in dieſe Reihe und es fehlte auch nicht an ſpäteren Nachfolgern, deren Aufzählung in die literariſche Ueberſicht gehört. Genug, die Fabel, vorzugsweiſe aber die Thierfabel, blieb nun ein geiſtiges Nationaleigenthum, das treulichſt fortgepflanzt und fortgepflegt wurde, und behauptete neben Sage, Märe, Schwank und Abenteuer ihre ſelbſtſtändige Stellung.

Thierſagen.

Die einheimiſche Volksſage berührt nicht ſelten Thiere und läßt ſie auch reden. Einige Beiſpiele davon ſind im D. Sagenbuche aufgeführt. In der Zeiten Frühe hinauf deutet jene Sage vom alten Schloſſe Schell-Pyrmont (Nr. 291), wo Thusnelde, Hermanns des Cheruskers Weib, gewohnt haben ſoll. Sie hatte ein Vögelein, welches reden konnte; einſt kam es und rief: „Heſſenthal blank! Heſſenthal blank!" womit es das Annahen eines Römerheeres verkündete.

Schön iſt die Sage vom Paradies der Thiere (a. a. O. 20.) im hohen Alpengebirge, wo ſie in Unſchuld und himmliſchem Frieden leben, von Gottes Hand geſchirmt. Nur alle ſieben Jahre darf ein Menſchenauge dieſes Paradies erblicken. In der Sage von den „drei ſeligen Fräulein" im Oetzthal iſt ebenfalls eines paradieſiſchen Thiergartens auf hoher von Gletſchereis umwallter Alpe gedacht, und den Schützen, den die ſeligen Fräulein liebten, und ihm das Tödten eines ihrer gefeieten Thiere unterſagten, der aber ſeinem Jägergelüſt doch nicht widerſtehen kann, trifft ſchwere Strafe. Schillers Gedicht „der Alpenjäger" deutet in anziehender Weiſe nach gleichem Sagenſtoff. Auch die Herdmandli am hohen Pilatusberge ſchützten und ſchirmten Heerden und Fiſche (a. a. O. 11.). Ein Lamm, das ein frevler Senne tauft, wird von Gott in ein Ungeheuer verwandelt (a. a. O. 22). Ein Eſel bezeichnete nach der Sage die Stelle, auf welcher das Kloſter Altenberge begründet

wurde (a. a. O. 108.). Daſſelbe, wo Bienen die Immen
kapelle kunſtvoll erbauten. Der Pferde, welche di
Wahrheit der Kunde von auferſtandenen Frauen bezeugten
wurde ſchon Th. 1. S. 117. gedacht. Unheilkündende weiß
Vögel flogen, und Stimmen aus den Lüften ſchrillte
klagend: Weh' über Pommerland! (a. a. O. 224.) De
Erſcheinens unbekannter Vögel wird nicht ſelten in thü
ringiſchen und fränkiſchen Chroniken gedacht. Weiße Tau
ben weihten durch ihr Nahen die neuen Schlöſſer War
tenburg und Gerdauen (a. a. O. 256.). Das Hündlei
Quedl iſt auch ein willkommener Sagenzeuge (a. a. O
322). Der Vögelſchlachten in Lüften gedenken Sage
nicht ſelten. So ſtritten die Raben eine Schlacht, di
einen ganzen Tag lang dauerte, zu Kaiſer Heinrichs IV
Zeiten (a. a. O. 325). Kämpfe der Störche wurden viel
fach aufgezeichnet. Wie Hunde Brod verſchmähen, wi
Ratten und Schlangen vertrieben, Fröſche zum Ver
ſtummen gebracht werden, enthalten a. a. O. die Nummer
342. 353. 354. 355. Selbſt eine Laus, und ſogar ein
goldene, macht die Sage namhaft. Von St. Hubertu
Hirſcherſcheinung, vom Raben von Merſeburg, von de
Raben von Kiffhauſen, vom Orte, wo der Hund begrabe
liegt, von Fiſchen auf Bäumen, und dergleichen mehr
giebt es Sagen. Aus der Stachelbeerhecke im Dorfe Dill
ſtätt ruft prophetiſch ein Vögelein einem Brautpaare nahe
Tod zu (a. a. O. 497), zu Prichſenſtadt in Franken leg
eine Eule ſtatt Eier Dukaten, iſt aber freilich auch ei
Teufelsgeſpenſt. Thiere reden mit einander in der Chriſt
nacht, und ſagen den Tod ihres Herrn voraus. Wie di
Geſchlechterſage ſich der Thiere, der Wölfe, Rüden un
Hunde bemächtigt hat, ſoll ſpäter berührt werden.

Geſpenſtige, ſchwarze Vögel mit Telleraugen und Feuer ſchnäbeln entführen den Leichnam des gottloſen Abtes von Kalbsangſt (D. Sagenb. 968), und ſo nimmt die Sage gar häufig die Thierwelt in Anſpruch, obſchon wieder in ganz anderer Weiſe, wie die Thierfabel jene benutzt, meiſt in ſehr ernſter, dem Humor der letzteren entgegengeſetzter Weiſe.

Schwänke, Abenteuer und Ritter-Mären.

So wie die Fabeldichtung den urſprünglichen Weg der Thierſage verließ, konnte es kaum fehlen, daß ſie Schwank wurde, denn das ihr innewohnende heitere und neckiſche Element des Truges, der Liſt, der Prellerei, der lächerlichen Kleinbürgerlichkeit, der ſtets bethört werdenden Beſchränktheit, der Hahnreiſchaft und dergleichen iſt ja auch zugleich das eigentlichſte und innerſte Weſen des Schwankes, der mit dem Abenteuer Hand in Hand ging, weil ein großer Theil der Abenteuer nicht auf ſittlichen Ernſt, ſondern auf deſſen gerades Gegentheil hinauslief. Aber auch die Dichter der Abenteuer und Schwänke, und ihrer waren viele, entnahmen gern und häufig fremdländiſche Stoffe, ließen die antike Welt hineinſpielen, ließen alte Heldenlieder und Heldenſagen nachhallen, ſpannen Stoffe aus, die ſchon Volksſagen geworden, und ſäeten wieder mancherlei poetiſchen Samen in das Volksleben, aus dem hinwiederum Sagen und Märchen als perennirende Pflanzen aufſchoßten. Das Alles lenkt dahin, näher an dieſes ſo ſtoffreiche und anziehende Feld heran zu treten, das zu gleicher Zeit nach alten Epen hinweiſt, die Sage berührt und der Märchenwelt dankbare Stoffe zuführen ließ.

Der um die Literatur des deutſchen Mittelalters, namentlich um das Nibelungenlied und die Minneſinger ſo hochverdiente Profeſſor Friedrich Heinrich von der Hagen zu Berlin hat ſich auch das Verdienſt erworben, unter dem Titel: Geſammtabenteuer einen füllereichen Kranz von hundert altdeutſchen Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-

Mären, Stadt- und Dorf-Geſchichten, Schwänken, Wunderſagen und Legenden zu winden, der 1850 zu Stuttgart und Tübingen in drei Bänden erſchien. Es iſt eine gediegene Ausleſe gereimter Stücke des 12. bis 14. Jahrhunderts in mittelhochdeutſcher Sprache, und abgeſehen von dem anſtaunenswerthen Sammelfleiße des Herausgebers, wie vom einzelnen Inhalt, auch deshalb ſo höchſt beachtenswerth, weil in ihr ſtets Urſprung und Heimath, örtlicher Anklang und ſagenhafter Wiederhall und was dahin einſchlägt, klar nachgewieſen wird. Das erſte Stück: Adams und Eva's Klage deutet nächſt dem allgemein bibliſchen Urſprung ſelbſt auf indiſchen hin, und zwar durch das lange, Reihen von Tagen und Nächten fortgeſetzte Stehen im Waſſer als Bußübung und um die zürnende Gottheit zu verſöhnen, was auch in talmudiſche Sagen überging. Von ſolcher ſchweren Buße hat die deutſche Sage kein Beiſpiel. Dagegen iſt es ein Zug nordiſcher Mythe, daß in Adams und Eva's Klage über ihren Fall alle Geſchöpfe einſtimmen, wie ſie dort um Baldurs Tod thun, mit Ausnahme einer einzigen hartherzigen Rieſin.

II. Ariſtoteles und Phyllis iſt eine griechiſche Märe und behandelt die Liebe Alexanders zu einem ſchönen Fräulein ſeiner Mutter, und die trugvolle Schmach, die durch des Fräuleins Liſt dem weiſen Meiſter Ariſtoteles, Alexanders Erzieher, zu Theil wurde, der ſich ſelbſt von der Minne bethören ließ, und hinterdrein, beſchämt und verhöhnt, ein großes Buch über die Argliſt der Weiber ſchrieb. Dieſe Märe wurde in Deutſchland nicht zur Sage, aber die bildende Kunſt der Deutſchen bemächtigte ſich ihrer, gleich jener Mythe von Pyramus und Thisbe, und gleich der Märe vom Zauberer Virgilius, deſſen wir ſpäter gedenken, der auch von Minne bethört, betrogen und verſpottet wird, und von dem die Märe ſchon im Weltbuche Janſen Enenkels enthalten iſt.

In III., Frauenzucht, deren Dichter ſich Sibot nennt, tritt uns der Stoff zu Shakſpeare's Stück: „Die gezähmte Widerſpänſtige" entgegen, wie auch unter dem Titel: „Vom Zornbraten" dieſelbe Märe in Freiherr von Laßbergs Liederſaal, Band 2. CXLVIII. enthalten iſt. Wir haben aus Vorliebe denſelben Stoff für unſer deutſches Märchenbuch bearbeitet. Daſſelbe that in ſeiner Weiſe noch vor Shakſpeare Hans Sachs in einem Faſtnachtsſpiel, betitelt: „Der böß Rauch", weil das Sprichwort ſagt: „Drei Dinge ſind in einem Hauſe unerträglich: ein Dach, da es durchregnet, ein Zimmer, darin es raucht und ein böſes Weib."

Das IV. Gedicht der von der Hagenſchen Sammlung iſt von Konrad von Würzburg verfaßt und heißt: Kaiſer Otto oder Heinrich von Kempten und des Kaiſers Bart; es behandelt eine anziehende Märe, die mehr ſagenhaft, als ſchwankhaft gehalten iſt, und auch in Chroniken berührt wird. Zumal erinnert Kaiſer Otto's rother Bart an die Rothbartſage, obſchon das Sprichwort: „um des Kaiſers Bart ſtreiten" dieſer Märe nicht entſtammt, ſondern eher nach dem eigentlichen Barbaroſſa, dem künftig kommenden Meſſias der Ultra-Deutſchthümler, hindeutet, der leider, gleich jenem der Juden, nie zum Vorſchein kommen will, wie hochpoetiſch-ſchön auch von ihm die Sagen ſind. Zum alten rothbärtigen Hohenſtaufen leitet ſogleich V. Die alte Mutter und Kaiſer Friedrich, welche Märe verändert auch in franzöſiſcher Dichtung auftritt; ebenſo VI. Rittertreue, die franzöſiſchen Urſprunges iſt, und eine ſchöne Novelle, ritterlich und rührend, mit höchſt befriedigendem Schluſſe bildet.

VII. Crescentia, romantiſch-novelliſtiſch gehalten;

ebenſo VIII. die Königin von Frankreich und der ungetreue Marſchalk haben ganz die Färbung der Erzählungen in dem bekannten Buche Gesta Romanorum, oder in dem, die Sieben weiſen Meiſter: unſchuldig leidende und gequälte Frauen ſehen nach ſchweren Prüfungen ihre Unſchuld offen dargelegt, werden freigeſprochen und ihre treuloſen Peiniger trifft verdiente Strafe. Die letzte Märe behandelt denſelben Stoff, den die bekannte Sage vom Hunde des Aubry in ſich faßt, die man in Deutſchland dramatiſirte, oder doch überſetzte, um dem höchſten Ungeſchmack zu fröhnen, auf Bühnen hohen Ranges eine Hundekomödie aufzuführen und Deutſchlands größten Dichter durch deren Beſtialität zu verletzen. Der älteſte Inhalt dieſer Dichtung reicht bis in den Sagenkreis Karls des Großen hinauf. Und gerade dieſe Märe iſt für uns wichtiger, als viele andere, denn ein Theil ihres Stoffes verklang zu einer deutſchen Sage, und webte ſich, was uns ſtets als wichtig erſcheint, in die örtliche Ueberlieferung ein, die ſich an die Reismühle, zwiſchen München und dem Starhemberger See gelegen, knüpft. In ihr iſt jener ungetreue Marſchalk ein rother Ritter (an den Fuchs erinnernder Zug der Sage) des Frankenkönigs Pipin und die Jungfrau (die Königin der Märe), welche ihr Gewirk und Gewebe durch den Müller der Reismühle, bei dem ſie dient, zum Verkaufe ſendet, iſt Bertha, die Mutter Kaiſer Karls des Großen. Die deutſche Sage, wie J. Chriſtian Freiherr von Aretin in der Schrift: Aelteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Grossen, München 1803. ſie erzählt, und wie wir ſie aufgenommen haben (D. Sagenb. 972), hat nichts mit dem Hunde gemein.

IX. Alten Weibes Liſt, hat wieder Konrad von Würzburg zum Verfaſſer, der dem Schwanke die örtliche Färbung lieh und ſich nicht entblödete, einen Dompropſt, Heinrich von Rotenſtein, mit Namen zu nennen; ein ſolcher lebte zwar nie, aber die Familie blühte in Franken, Rudolph von Rotenſtein war von 1303—1314 würzburgiſcher Domherr. Die Fabel iſt eine Kuppelgeſchichte morgenländiſchen Urſprunges, die Jacob Ayrer zum Stoffe eines Faſtnachtsſpieles diente.

Ein durch und durch erotiſcher, ächter Schwank iſt auch X. die halbe Birn, welche ſaftig genug iſt, von demſelben Verfaſſer. Dagegen iſt deſſen nun unter XI. folgendes Gedicht: Das Herz, eine ernſte Schilderung heißer, obſchon verbotener Minne mit ungemein tragiſchem Ausgange. Es iſt ein recht „wildes Mär“ und keineswegs ein Schwank. Wenn der Stoff auch nicht Sage wurde, ſo klang er doch in anderen Liedern nach. Boccaccio behandelte ihn novelliſtiſch. Hans Sachs ſchuf aus der Erzählung des letzteren eine „klägliche Tragedi“, und Bürger ließ ſich die Erzählung vom verſpeiſten Herzen des Geliebten zur Grundlage ſeiner Ballade „Lenardo und Blandine“ dienen, und lieferte den Beweis, wie wenig ſolche alte Stoffe durch moderne Bearbeitung gewinnen, wie ſehr letztere vielmehr häufig dem Ungeſchmacke fröhnt, wenn eine ſolche Märe nicht ganz ſo ſchlicht erzählt wird, wie Ottmar F. H. Schönhuth, ein Mann von kindlichem Gemüthe, ſie als Volksbuch, Reutlingen 1852, unter dem Titel: „Hiſtorie von Guiskardus und Gismunde“ erneute.

XII. Das Auge iſt eine rührende Erzählung von einem wackeren, ritterlichen Ehepaare, welches ſich ſo ſehr liebte, daß, als der ohnehin unſchöne Mann im Turnier ein Auge einbüßt, er in ſeiner abſchreckenden Geſtalt der Frau gar nicht wieder vor die Augen kommen will. Als er ihr dieſen Entſchluß durch den Knappen verkündigen läßt, ergreift ſie eine Scheere und ſticht ſich auch ein Auge aus, um ihm zu gleichen, und läßt ihn zu ſich entbieten, worauf er heimkehrte —

> Zuo sime lieben wibe
> Und häte mit ir libe
> Vröude unz an ir beider töt.

XIII. Frauentreue. Wieder ein abenteuerlicher Minnebericht von der Liebe Leid und Schmerzen, der mit Wunden, Gefahr und Tod und gebrochenem Herzen endigt. Gleichen Inhaltes iſt auch XIV. Der Schüler zu Paris, und beide ſind altfranzöſiſchen Urſprunges, poeſievoll und tragiſch, doch das erſte noch mehr, als das zweite, da ein profaner Aderlaß des Geliebten Tod herbeiführt, was weit minder poetiſch iſt, als eine durch ein Speereiſen geſchlagene Wunde.

XV. Hero und Leander behandelt deutſch-romantiſch in Form eines kleinen Epos die bekannte antike Sage, die ſich mannichfach im Abendlande verjüngte, ſo in einer Erzählung des Straparola, deren Stoff Wolfgang Müller im Düſſeldorfer Künſtleralbum des Jahres 1851 unter der Aufſchrift: Teodoro Calugero reizend ſchön nachgeſungen hat. Nur iſt da die Geliebte die kühne Schwimmerin. Hans Sachs dichtete ſeine „Hiſtori: Die unglückhafte Lieb Leandri mit Fraw Ehron.“ Ebenſo ging der Stoff in Volkslieder über, und zwar nicht blos in deutſche. Bekanntlich hat auch Schiller den antiken Stoff verherrlicht, minder bekannt aber dürfte ſein, daß ein ſchwacher Nachhall davon in eine deutſche Sage übergegangen. Ein Mönch auf Herren-Chiemſee liebte zärtlich eine junge Nonne in Frauen-Chiemſee, und ſchwamm von ſeinem Inſelkloſter nach dem ihren hinüber. Ein Licht in der Zelle der Geliebten zeigte dem kühnen Nachtſchwimmer den Landungsport, bis einſt Nonnenneid die heimliche Liebe entdeckte und das

Licht löſchte, und der Schwimmer den Tod in den Wellen fand, die nun ſeinen Leichnam an das Ufer trieben, worauf die Geliebte bald genug am gebrochenen Herzen ſtarb (D. Sagenb. 978). Der Zug in der Sage von Raguſa und in der deutſchen: daß feindſelige Tücke der Menſchen und nicht die des rohen Elementes dem Glücke der Liebenden ein Ende macht, fehlt der antiken, hat aber, wie uns dünkt, etwas vor der letzteren voraus. Es iſt gewagt, das der deutſchen Sage ſicher zum Grunde liegende Factum geradezu in Abrede zu ſtellen, wie in Nr. 10. des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1854 geſchieht. Eine Sage zerſtören, iſt ſo danklos, wie das muthwillige Zerpflücken einer ſchönen Blume, zumal, wenn die harmloſe Sage nicht in entfernteſter Weiſe der Geſchichte zu nahe tritt.

XVI. Der Buſant (Magelona) erzählt die Liebe zweier Königskinder und iſt eine Abenteuer-Märe, nordfranzöſiſchen Urſprunges, welche den Grundſtoff zu dem bekannten Volksbuche „von der ſchönen Magelona", das auch in Deutſchland die willkommenſte Aufnahme und Verbreitung gefunden hat, lieferte. Wir werden deſſelben bei Erwähnung der Volksbücher näher gedenken, und führen hier nur noch an, daß ein Theil des Gedichtes durch das Leben Magelonens in der einſamen Mühle lebhaft nach der auf S. 26 berührten Sage von der Reismühle hindeutet.

XVII. Der Frauen Turnei behandelt einen Stoff von ſagenhafter Färbung, indem eine Oertlichkeit und ein berühmter Name, der auf eine beſtimmte Zeit hinweiſt, genannt werden, doch iſt uns die Erzählung als deutſche Sage nicht begegnet, obſchon ſcherzhafte und ernſthafte Frauenſpiele und wie hier Turniere in romaniſchen Gedichten, wie in franzöſiſchen beſungen werden. Der Schluß iſt in derber Weiſe zweideutig, doch dem Reinen iſt alles rein.

XVIII. Die Heidin behandelt ebenfalls ein Turnier- und Liebes-Abenteuer, das in epiſcher Breite weit ausgeſponnen iſt, und an ältere deutſche Heldengedichte erinnert, an welche auch im Gedicht ſelbſt vielfach angeſpielt wird. Das ganze eigenthümliche Verhältniß der Minne, ſofern ſie die offenbarte Liebe eines ledigen Ritters zur Frau eines anderen Mannes, von welcher Liebe dieſer letztere weiß, darlegt, welches Verhältniß ein häufigſt vorkommendes und eine Zeitſitte war — iſt auch in dieſem Gedichte in anziehender Weiſe offenbart. Das Anſtößige darin, das ſich heutige Dichtung nimmer erlauben dürfte, muß jenen Dichtern zu Gute gehalten werden, die es unbefangen ſangen, weil ſie es ſingen durften, und Niemand Anſtoß daran nahm, ja kaum der Klerus.

XIX. Der Nußberg, von Heinrich Rafold, einem ungelehrten Schmiede, der aber ſeine Reime eben ſo glatt zu ſchmieden weiß, wie ſeine gelehrten Sangesgenoſſen, behandelt einen dem vorigen ähnlichen Stoff in umgekehrter Weiſe. Wie in der Heidin ein Chriſtenritter dem Heidenkönige, nach manchem Minnekampfe, ſein Weib ver- und entführt, ſo thut hier ein gefangener Heidenkönig der Frau des Ritters, der ihn fing, daſſelbe, während dieſer nach dem Hoflager ſeines Königs und Lehnsherrn gezogen iſt. Das Gedicht iſt außerordentlich kurz, oder vielmehr, es iſt wol nur ein Bruchſtück.

XX. Der Gürtel, von Dietrich von Glaz, iſt ein Abenteuer voll Phantaſie und voller Selbſtſtändigkeit, nur wagt der Dichter, ſeine Erzählung auf eine anſtößige und gefährliche Spitze zu treiben, die ſich indeß dadurch mildert, daß alles Anſtößige nur Schein und Vorgeben einer hochherzigen und herrlichen Frau iſt. Anziehend für uns iſt in dieſem Gedicht die Schilderung, welche der Ritter der Frau, die er zu minnen begehrt, von den Steinen ſeines Gürtels macht. Wir erſehen aus ihr aufs Neue den Werth, den das Mittelalter auf edle Steine legte, und den allgemein verbreiteten Glauben an deren magiſche, talismaniſche Wirkung. „Ein Stein“ ſagt der Ritter, indem er der Frau ſein Roß zum Tauſche gegen Minnegunſt bietet, „liegt in der Bruſt meines Roſſes, davon es ſtark und ſchnell iſt.“ Und als er auch den Gürtel hinbietet, rühmt er: „In meinem Gürtel ſind funfzig und mehr Steine. Ein Theil wurde von Marokko gebracht, Mohren aus Indien und Syrien brachten über die Meeresfluth zwölf Chryſopraſen, vier Onyxe, drei Chryſolithe. Ein Stein kam von Griechenland, er iſt halb wolkenfarbig und halb dunkelroth; wer ihn trägt, findet, daß der Stein hülfreich iſt in Nöthen; ſein Träger wird nimmer der Ehre bar, alle Sälde (Gunſt) wird ihm zu Theil, er wird im Streite nicht erſchlagen, iſt allezeit ſieghaft, weder Waſſer noch Feuer hat ihm etwas an.“ Jedenfalls iſt hier wieder der alte orchanstein, der lichtwolkenfarbige, rothblitzende und iriſirende edle Opal gemeint, der wise, der Orphanus der alten Dichtungen.

XXI. Das Häſelein, XXII. Der Sperber und XXIII. Das Gänſelein, ſind ächte Stoffe für einen Dichter, wie Boccaccio war; die beiden letzten ſind luſtige Kloſtermärlein; alle drei ſind ſinnlich-ergötzliche Liebesſchwänke, die freilich nicht in Kindermärchenbücher paſſen. Hübſch iſt, daß ſich der Dichter des Häſeleins „von Gottes Gnaden“ nennt, gewiß nicht, weil er fürſtlichen Stammes war, denn das war er ſchwerlich, ſondern weil er ſeine Begabung für eine göttliche Gnadenverleihung nahm, was ſie jedenfalls auch wirklich iſt. Er ſelbſt nennt ſeine Dichtung ein abent maerlin — welches Wort recht deutlich an Abenteuer anklingt, und hofft ſie mit „Frau Venus“

Gunſt zu vollenden, die er demnach als ſeine Muſe betrachtet.

XXIV. Der ſchwangere Mönch, von dem Zwingäuer, iſt ein Schwank ganz gleichen Schlages, wie die vorigen, namentlich wie das Gänſelein. Den Stoff, aus Thorheit eingebildete Schwangerſchaft eines Mannes, haben auch italieniſche Dichter benutzt, und der deutſche Schwänkevater, Hans Sachs, hat nicht ermangelt, ihn ebenfalls einmal als Schwank, und einmal als Faſtnachtsſpiel zu bearbeiten. Schade, daß er erſt aus dem wälſchen Machwerk Boccaccio's ſchöpfte, und nicht aus der deutſchen Quelle. In denſelben Bereich, wie dieſe bisher aufgeführten Dichtungen, gehört auch

XXV. Die Nachtigal, ebenfalls aus dem Decamerone genugſam bekannt, und von Caſti, dem Verfaſſer des ſehr länglichen und trockenen Gedichtes: „die redenden Thiere", wie vom Lope de Vega als Luſtſpiel, endlich von Lafontaine novelliſtiſch bearbeitet. Alle dieſe Stücke, an die ſich noch XXVI. Frauenliſt, XXVII. Frauenbeſtändigkeit und XXVIII. Die Teufelsacht anreihen, entbehren des edeln, ächt germaniſchen Elementes, künden wälſchen Urſprung und athmen wälſche Frivolität und Unſitte, um nicht zu ſagen Unzucht. XXIX. Der wahrſagende Baum ſcheint deutſch-vaterländiſchem Boden entſproßt, obſchon das Gedicht ebenfalls in gewiſſer Beziehung mit ſeinen Vorgängern verwandt iſt. Aber es deutet auf die Verehrung heiliger Bäume hin, welche tief im deutſchen Volksglauben wurzelte, und über welche Theil I. S. 32 u. ff. geſprochen worden iſt, und deren es auch ungleich mehr gab, als wir oben anführten. Beſonders iſt es der, in der berührten Märe nur ſcherzhaft benutzte Zug des Hervortönens von Stimmen aus Bäumen und Sträuchen, nach welchem mehr als eine deutſche Sage weiſt, z. B. die bekannte rheiniſche von der Gründung des Kloſters „Noth Gottes" (D. Sagenb. 73), dann die von dem Spuk unter den fünf Eichen bei Aerzen, zwiſchen Pyrmont und Hameln (D. Sagenbuch 293), aus denen eine Stimme den Juden Gansträger verhöhnend ruft, auch die vom alten Weinſtock, der in der Schlacht am Welphesholz „Jodute!" rief (a. a. O. 415) u. a.

XXX. Der entlaufene Haſenbraten, von dem Vriolsheimer (Friauler), iſt ächter Schwank, wie ihn nicht nur die Dichter häufig gegen lüſterne Pfaffen ausgehen ließen, ſondern wie er auch wol nicht ſelten in That und Wahrheit geübt wurde. Gewaltſames Kapaunen, wie es hier dem dieſesmal ſchuldloſen Pfaffen angedroht wurde, kam nicht ſelten vor — man denke an den armen Abälard.

XXXI. Der Reiher, ein Schwank, mit dem vorigen nahe verwandt, ſcheint das Wort Hahnrei ausdeuten zu ſollen, indem er einen Mann ſchildert, der mit einem Hahn einen Reiher fängt, was ſeiner Frau ſo wohl gefällt, daß ſie ihn das öfter thun heißt. Der Mann, ein reicher Landbeſitzer, ladet ſeinen Lehensherrn zum Reiherbraten, ehe aber der Gaſt kommt, wird letzterer von der Frau mit ihrer Gevatterin verſpeiſt, und als der Mann mit dem Gaſt anlangt, wird der Reiher geradezu abgeläugnet, auch geſagt, daß es ja überhaupt unmöglich ſei, mit einem Hahn einen Reiher zu baitzen. Dies verdrießt den Mann ſehr, und er droht Vergeltung der Schalkheit. Als er hinweg iſt, beredet die Frau ihre Gevatterin, für die nächſte Nacht ihre Stelle im Ehebette einzunehmen, die nach mancher Weigerung ihr denn auch dieſen Gefallen thut. Der Mann kommt nach Hauſe und bringt drei Stöcke mit, die er an die Bettſtelle ſtellt, und ſie ſpäter beim Schlafengehen der zu Bette geſchickten Frau, vielmehr der Gevatterin, auf ihrem Rücken zerſchlägt, und dabei immer fragt:

Bin ich noch der Mann,
Der ſing den Reiher mit dem Hahn?

Damit noch nicht zufrieden, ſchneidet er ihr beide Zöpfe ab und jagt ſie von der Lagerſtatt. Zum argen Schimpf, den die Gevatterin davon hatte, mußte ſie auch noch den Spott empfangen, denn die Wirthin fragte ſie, ob ſie Trantens ſatt ſei? und jene wünſcht ihr und ihrem Manne für das Gelüſt nach ihrem Reiher, daß ſie ein Wolkenbruch ertränke, worauf jene noch weiter höhnt. Als am Morgen die Frau ihren Mann weckt, wundert ſich dieſer, daß ſie ſo heil ſei, da er doch drei Knüttel auf ihr zerſchlagen. Die Frau lacht ihn aus, und antwortet, das ſei eben ſo wahr, als er mit dem Hahne Reiher gefangen habe. „Ich ſchnitt euch doch die Zöpfe ab“ — verſetzt ihr der Mann, der Frau aber dünkt, ſie habe ſie noch, und zeigt ihre herrlichen wachsgelben Zöpfe. Darauf hält ſich der Mann für verrückt, und bittet die Frau, ihn zu heilen. Auch dazu iſt dieſelbe bereit, ſie nimmt ihr neues Kopfband und mißt ihn nach der Länge und Quere, faßt es doppelt, läßt ihn auf ihren rechten Fuß treten und durch die Bänder blaſen, dann läßt ſie ihn ſich zu Bette legen und ſchwitzen, dann muß er dritthalb Roggenkörner kauen. So äffte ſie ihren Hahnreiher nach Herzensluſt. Beluſtigend iſt in dieſem Gedicht neben der Verhöhnung des bethörten Mannes auch die der Sympathie, des Meſſens und Hauchens, aus welchem Grunde wir auch ſo ausführlich dieſe Märe mittheilten. Wenn nämlich Jemand das ſogenannte Abnehmen (Schwinden) hat, ſo muß er ſich bücken, in die Stube legen, Arme und Füße ausſtrecken, letztere aber nicht geſpreizt, und nun wird er mit einem Faden ins Kreuz gemeſſen vom Kopf bis zu den Füßen, von einer Fingerſpitze zur andern, daher wol auch die Redensart „in die Kreuz und Quere“ entſtanden ſein mag. Iſt der Menſch geſund, ſo muß die Armbreite ſo viel meſſen, wie die Körperlänge, fehlt es, ſo hat er das Abnehmen, und dann murmelt der Meſſende ſtillſchweigend den Spruch:

Schwindeſt du denn — ſo ſchwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der Vater auch nicht!
Schwindeſt du denn, ſo ſchwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der Sohn auch nicht!
Schwindeſt du denn, ſo ſchwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der heilige Geiſt auch nicht! †††

Das Hauchen und Blaſen iſt uraltes Zaubermittel, das wunderſame vieldeutige Pneuma. Der Schöpfer hauchte Adam lebendigen Odem ein. Jeſus blies die Jünger an und ſprach: Nehmet hin den heiligen Geiſt. Noch iſt Spruchrede bei plötzlich anfallender Krankheit: ich hab's bekommen, wie angeblaſen. Hexenzauber wurde durch Anhauch geübt, auch Trug und Verwandlung, daher laſſen noch unſere Taſchenſpieler auf die Karten blaſen, die ſie in der Hand verwandeln, damit ſcheinbar der Zauber durch den Zuſchauer ſelbſt bewirkt werde. Abgeſehen von aller Täuſchung, liegt im Anhauch wirklich geheimnißvolle Wirkſamkeit, und dieſe verſpottet eben jene Frau, als ſie ihren Mann durch das zuſammengelegte Kopfband blaſen und ſich dabei, um das Hocus pocus zu ſteigern, auf den rechten Fuß treten läßt. Daß nun der Mann das Alles blindgläubig thut, zeigt ihn eben ſo recht als den jeder Täuſchung würdigen Hahnreiher. Auch das Körnereſſen iſt nicht ohne ſympathetiſch-mediciniſche Bedeutung.

XXXII. Eheſtand, Tod und Hochzeit (urſprünglich Das Bloch) iſt eine Bauernmäre, und recht artig, aber ohne tiefere Bedeutung für unſeren Zweck; ein ähnlicher Schwank iſt XXXIII. Ehe im Leben und Tode, was auch von XXXIV., Scheidung und Sühne, gilt. Da es ermüdend iſt, und es noch mehr für die Leſer ermüdend ſein dürfte, die bloßen Titel der in der von der Hagenſchen Centurie enthaltenen Abenteuer und Schwänke-Sammlung zu ſchreiben und zu leſen, ſo halten wir uns ſortan nur an die, aus deren zum Theil ſehr leichter Spreu wir Goldkörner von Gewicht für deutſche Mythe und Sagenforſchung fallen ſehen.

Zu dieſen gehört nun gleich XXXVII. Die drei Wünſche, deren Stoff in vielfacher Weiſe vielfach verändert behandelt ward, und zwar namentlich im Märchen, und welcher orientaliſcher Herkunft zu ſein ſcheint. Wunſch und Wunſcherfüllung deuten nach alter Mythe hin, und das zum Schaden ausſchlagende der letzteren hat einen Zug dämoniſchen Elementes. Der menſchlichen Thorheit muß die Erfüllung unüberlegter, unbedachter Wünſche zur Strafe werden, und zwar noch dazu zu ſolcher, die Andere, welche ſie wahrnehmen, beluſtigt, ſo daß nicht für den Spott zu ſorgen braucht, wer den Schaden hat. Altindiſch, griechiſch, arabiſch, hebräiſch, wie alt- und neufranzöſiſch, mittel- und neuhochdeutſch wurde der Stoff behandelt. Von neueren deutſchen Dichtern benutzte ihn Kotzebue zum Bühnenſtück: Perronte, oder die drei Wünſche, Hebel mit deutſch-mythiſchem Anhauch, von älteren vaterländiſchen Dichtern wurde der gleiche Stoff durch Kirchhof in ſeinem Wend-Unmuth, und von Lehmann im erneuerten politiſchen Blumengarten behandelt. Gegenüber den verfehlten und übel ausſchlagenden Wünſchen haben aber Sage und Märe auch gute Wünſche, die mit Ueberlegung gethan werden und wohl gerathen. Dahin die Sagen und Märchen vom Schmied von Jütervogt, dem von Apolda und vielen anderen Orten, immer dieſelbe heiter gefärbte Fabel, nur mannichfaltig abſchattirt.

Es folgt eine ziemliche Reihe von Erzählungen, in denen Weiberliſt in jeder Weiſe ihre Triumphe über betrogene Männer feiert, doch dabei mancher ſchöne ſagenhafte und poetiſche Zug. So kommt nicht nur in XLII., Die treue Magd, der niederdeutſche altheidniſche Noth- und Zeterſchrei „to Jodute!“ vor, aus welchem Wort die Gelehrten der ſpäteren Zeit ſehr geneigt waren, einen deutſchen Götzen zu bilden, ſondern es wird auch der heiligen Gertrud gedacht, als einer Beſchirmerin der Reiſenden und zärtlich, wenn auch gerade nicht ſittlich Liebenden, deren und St. Johannis Minne beim Scheiden man ſo gerne trank, vgl. Th. 1. S. 29.

XLVI. Das heiße Eiſen, zieht die uralte Sitte des Gottesurtheils durch die Feuerprobe in ſeinen Bereich, die vom Manne gut, von der Frau ſehr ſchlecht beſtanden wird. Wie ganz anders und hochwürdig tritt der Schilderung des Dichters dieſes Schwankes jene Th. 1. S. 251 erwähnte Dichtung von der beſtandenen Feuerprobe der Kaiſerin Kunigunde entgegen:

Sie trat in gotis namen dare
Vnde obirschreit die eiſſ ſchare
Vff daȥ czwiſſte ſie trat
Vnd ſtunt do ſtille an der ſtad
So kule ſtunt die vrouwe
Rechte alſe in eyme touwe
Das ſchar undir iren fuſen ſeig
Se trad eȥ als eȥ were ein teig.
Daȥ der gotis werdin
Die fuſe of der erdin
Bloȥ blebin stende

Dut wunder ſie alle ſehende
Wy sere ſo ez glute
Daz ez sie nicht bruete
Suz hatte sie ek bewerit
Dez sie dar waz generit.

Schon in der Edda begegnet die Feuerprobe in ähnlicher Scene, ſ. Th. 1. S. 221.

XLVIII. Die halbe Decke (Der kozze) iſt eine Märe ernſter und rührender Art, häufig behandelt, auch in neueren Gedichten, wo es ſtatt der Decke, die dem vom Sohne verwahrloſten Vater zu Theil wird, ein Holztrögelein iſt, aus welchem der Alte eſſen muß, und wo der kleine Enkel ſich ein Trögelein ſchnitzt, daraus er einſt ſeinen Vater eſſen laſſen will. Sprachlich anziehend iſt, daß das Wort kozze im Frankenlande noch erhalten iſt, aber weniger eine Strohdecke, als vielmehr einen Tragkorb, Kötze, Kütze, bedeutet, was dem althochdeutſchen chuzilo entſprechen dürfte. Gleichen Ernſt und gleiche Moral lehrt auch

XLIX. Der Schlägel, von Rüdiger dem Hunthover, in noch ausgedehnterer Weiſe; es iſt dieſelbe Sagemäre, die Shakſpeare den Grundſtoff zum König Lear bot, nur daß in dem deutſchen Gedicht der kindliche Undank und die ſchändliche Untreue, welche 3 Söhne und 3 Töchter an dem alten Vater üben, ihre ebenſo verdiente als ergötzliche Beſtrafung finden. Auch Luther kannte dieſen Stoff und erwähnte deſſelben in den Tiſchreden; Hans Sachs dichtete ihn um, und er drang in des Volkes innerſtes Leben mit dem Spruche ein:

Wer ſeinen Kindern giebt das Brod,
Und leidet ſelber dabei Noth,
Den ſoll man ſchlagen mit der Keule todt.

Ein Spruch, den man ſogar in Schleſien neben einer aufgehängten Keule an Stadtthore ſchrieb. Ein ſolcher Schlägel, Keule, Kolbe oder Hammer war uraltes Rechtsſymbol, und fand ſich jedenfalls auch noch an andern Orten, als beim Dorfe, dem er den Namen gab, Kühnhard am Schlägel, im Königl. Bairiſchen Landgericht Feuchtwangen, wo der Schlägel, ſo ſchwer, daß 5 Mann daran zu heben haben, an einer Tanne hängt, und dazu dient, einem Manne, den ſein Weib geſchlagen hat, zum Zeichen, daß er in Geldbuße verfallen, an das Haus gehängt zu werden. D. Sagenb. 874.

LI. Der Wiener Meerfahrt, von dem Freudenleeren, iſt ein Zecherſchwank, voll trunkener Tollheit, in dem auch St. Gertrudens Minne und Kriemhildens Noth gedacht wird. Der Stoff iſt antiken Urſprunges; der Sikuler Timäus aus Taormina, allwo guten und trefflichen Weines die Fülle wächſt, brachte ihn bereits auf die Bahn. Der deutſche Dichter verlegte ihn in das lebensfrohe Wien; in ſpäterer Zeit iſt derſelbe Stoff noch mehrmals benutzt und erneuet worden.

LIII. Der weiße Roſendorn, ein Abenteuer ſehr unſauberer Art, an deſſen franzöſiſchem Urſprunge Niemand zweifeln wird, gedenkt einer Wurzel, die einen Stummen redend macht, wenn ſie ihm in den Mund gethan wird. Hier ſpricht nun, im Gedicht, eine Stumme in unzufriedener Weiſe mit ihrer Eigenthümerin, und ſagt ſich endlich auf eine Zeitlang gänzlich von derſelben los. Wir dürfen froh ſein, daß dies kein deutſches Märchen iſt.

LIV. Berchta mit der langen Naſe. Dies ſcheint zwar nicht das Gedicht, das Luther kannte und erwähnte (ſ. Th. 1. S. 50.), aber ein jenem nahe verwandtes. Es iſt ſehr kurz, aber doch wegen ſeiner Hindeutung nach der germaniſchen Mythe ungemein wichtig. Der Inhalt, in wälſchen Dichtungen vielfach wiederholt, läuft, abgeſehen von ſeiner ſchlüpfrigen Anſtößigkeit, auf den vielverbreiteten Volksglauben hinaus, daß man bei Tiſche rein aufeſſen ſolle und müſſe, und es iſt dieſe Berhte keine andere, als das von einem Vater den Kindern geſchilderte Geſpenſt, von dem es heißt:

Eȥ iſt so griulich an getân,
Daȥ ich dir's nicht geſagen kan
Wan wer deȥ vergiſſet
daȥ er niht vaſt iȥȥet
Vf den komt eȥ vnd trit in.

Fr. Hr. von der Hagen erläutert a. a. O. den ganzen Berchthen-Mythus aufs Neue ſehr ausführlich, wie ſchon Jacob Grimm in der d. M. gethan, vergleicht ſie begabenden Feen in altfranzöſiſchen Gedichten, und ſtellt ſie in ihrer Eigenſchaft der ſpinnenden, webenden und weißen Frau als Erdgöttin (Nerthus) und Wuotans Gemahlin Freia, Frea, Frike, Frik ꝛc. hin. Faſt dünkt uns, es ſei des Stoffes allzuviel um ſie gehäuft, denn was bleibt von den Frauen der germaniſchen Mythe übrig, wenn dieſe Berchtha alle in einer, eine in allen iſt?

LV. Irregang und Girregar, von Rüdiger von Müner, iſt wieder ein loſes Minneabenteuer mit manchem mythiſchen Zuge, denn es gedenkt der Nachtmahr, des Albs, der durch Kreuze vertrieben wird, es wird Segenſprechung, Beräucherung und Meſſung vorgenommen, eines Pilweiſen wird als eines geſpenſtigen Ungeheuers gedacht, bei Wutinges Heer (Wodans Heer) und beim Banne St. Peters ꝛc. wird beſchweren. Die beiden Schelme, die den bethörten Hausvater in Gemeinſchaft mit deſſen Frau und Tochter unerhört äffen, zeigen ſich von koboldartiger Natur; ſie nennen ſich Irregang und Girregar, und fahren nur hinweg, um bald genug wieder zu kommen und ihr ſchändliches Minneſpiel fortzuſetzen. Auch dies Gedicht iſt in den Sprachen anderer Länder bearbeitet worden, und findet ſich deutſch in Langbeins Werken wieder. Im darauf folgenden Gedicht:

LVI. Meiſter Irregang tritt nun der eine der vorhin genannten Kobolde in ſeinem Sohne verjüngt auf, und rühmt ſich in artiger Weiſe als einen wackern Knaben, der höfiſcher, bürgerlicher und ländlicher Künſte und Arbeiten kundig ſei. Er erinnert lebhaft an die koboldartigen, kunſtreichen Zwerge der nordiſchen Mythen, die jedenfalls dem Dichter vorſchwebten. Auch auf den ſagenhaften Rothbart wird angeſpielt, deſſen Hofhalte die mündliche Volksſage ja auch Zwerge zugeſellt.

LVIII. Das Mädlein, von Johannes von Freiberg, wiederum Minneſang und -Schwank in des Wortes verwegenſter Bedeutung, deſſen Schilderung ſelbſt ein Boccaccio, Heinſe und Clauren nicht das Waſſer zu reichen vermöchten, aber neben dem erotiſch Anziehenden auch manches mythiſch und ſagenhaft Anziehende. So wird nach dem Wormſer Roſengarten und den gleichnamigen Heldenbuch-Gedichten hingedeutet, es wird ein Alpleich (Alb-leich, Elbenreigen) erwähnt, auf gefangene Nachtigallen angeſpielt u. dergl.

LXIII. iſt vom Herausgeber, da es der alten Ueberſchrift ermangelt, Turandot überſchrieben, eingedenk des von Gozzi und Schiller behandelten, urſprünglich morgenländiſchen Stoffes der Räthſel aufgebenden gefährlichen Schönheit. Naturgemäß iſt in dem altdeutſchen Gedicht Alles anders, wie in den übrigen morgen- und abendländiſchen Behandlungen des gleichen Stoffes, es duftet vielmehr eine Natürlichkeit aus, die Alles überbietet. Der Dichter heißt *Heinz der Kellner*. Der Stoff findet ſich, obſchon verändert, und nicht ſo völlig unflätig, in deutſchen Märchen wieder, wo auch der Bauer oder Schäfer mit allerlei Liſt die Königstochter ſich gewinnt. Auch der von dem bäuriſchen Tölpel hier gefundene *Eggezahn* hat alte Bedeutung, ſ. Th. 1. S. 153.

LXIV. *Der Jungherr und der treue Heinrich* iſt eine ausführliche romantiſche Abenteuer-Märe, die Beziehungen zu verwandten Dichtungen hat. Es wird hier eines wunderſamen *Steines* gedacht, den ein Vögelein fallen läßt, der wie ein *Karfunkel* leuchtet, und den Junker, der ihn vom Boden erhebt, *fliegen* lehrt, was ein eigenthümlicher Zug der Sage und der Wirkung des Wunderſteines iſt. Auch der *Frau Venus* wird als Minnegöttin, die mit ihren Pfeilen verwundet, gedacht, die mithin hier in der deutſchen Dichtung das Amt ſelbſt übernimmt, das in der antiken ihrem Sohne zugedacht iſt. Bildlich dargeſtellt erſcheint ſie unter andern ſo auf der Rückwand eines Handſpiegels als Elfenbeinſchnitzwerk, gekrönt als Minnekönigin, geflügelt, nach Liebespaaren ihre Pfeile ſendend.*) Zugleich iſt dieſes Abenteuer eines der ſeltenen in deutſcher Art, darin die Verwandlung eines Menſchen in ein Thier und die Rückwandlung vorkommt. Auch auf die Artus- und Alexanderſage ſpielt dies anziehende Gedicht an. Das unmittelbar folgende:

LXV. *Das Schrätel und der Waſſerbär* iſt nordiſch mythiſch, geht aber noch ebenſo wie in Norwegen mehrfach in Deutſchland als die Sage um, daß in einem Stalle kein Vieh bleibt, weil darin ein Kobold oder der Teufel ſelbſt hauſt. Da kommt ein Bärenführer und bittet für ſich und ſein Thier um Nachtherberge, die wird in dem verrufenen Stalle gewährt, und in der Nacht geht der Teufels- und Bärentanz im Stalle wüthend los, Teufel oder Kobold muß entweichen, und fragt andern Morgens bange nach der böſen Katze im Stalle, die ſo arg ihm mitgeſpielt (D. Sagenb. 633). In nordiſchen Sagen treten Trollen an die Stelle des Schrätels, dem wir bei den Dämonen der deutſchen Sage wieder begegnen, als Waldſchratt und geſpenſtigem Waldteufel.

---

*) Kunſtwerke und Geräthſchaften des Mittelalters ꝛc. Herausgegeben von C. Becker und J. von Hefner. Frankfurt a. M. 1853. 13. Heft. Tf. 2.

LXVI. Helmbrecht, von Wernher dem Gartener (vielleicht aus Garda am ſchönen Gardaſee?), iſt eine ächte und rechte Bauernmäre, die mit manchen ihrer Spott-, Schimpf- und Scheltnamen uns lebhaft an das von uns zuerſt veröffentlichte mittelhochdeutſche Gedicht „Der Ring" erinnert, deſſen ſpäter näher gedacht werden ſoll — während andere Namen an alte Heldenlieder würdig anklingen, die auch theilweiſe erwähnt ſind. Das Gedicht gehört Oeſterreich an, wohin auch ſein Schauplatz verlegt iſt. Der gewandte Dichter offenbart eine ſeltene Kenntniß der alten Mythen und Gedichte, Troja's und Aeneas', Karls und Rolands, Turpins und Oliſieres, der Frau Helke, der Ravennaſchlacht, Dietrichs von Bern, geſchieht Erwähnung, des Gedichtes der Abenteuer Krone aus König Artus Sagenkreiſe wird gedacht, und dabei wird der Anzug des Helden mit einer Ausführlichkeit geſchildert, die Walter Scottſcher Breite in dieſer Beziehung gleich ſteht. An eine noch in Franken volksübliche Scherzrede: „jedes getaufte Kind empfängt von ſeinen Pathen die neunte Ader", d. i. den neunten Theil ſeiner Neigungen, Gaben und Eigenſchaften im Guten und Schlimmen erinnert die Stelle:

> Man liſt ze Rôme an der pfaht
> ein kint geſehe in der jugent
> nach ſînen tôten eine tugent.

Traumerzählung und Traumdeutung begegnet ebenfalls.

Der Held Helmbrecht, deſſen Tauftot (Pathe) ein Ritter war, und der ein Stegreifritter werden will, ſchlägt alle treuen Warnungen ſeines Vaters in den Wind, läßt ſich ausrüſten, zieht von dannen und wird ein vom Glück begünſtigter Schnapphahn. Als er heimkehrt, die Seinen wieder zu ſehen, begrüßt er alle in verſchiedenen fremden Mundarten, ein Zug, der ſich auch in ſpätere Räubermärchen verlor, wie denn dieſe Helmbrechtmäre in Wahrheit ein Prototyp aller Räubergeſchichten genannt zu werden verdient. Des Vaters Prophezeiungen und Träume erfüllen ſich allzumal an dem ruchloſen Sohne, der mit ſeiner ganzen Bande zuletzt gefangen und gehangen wird.

Vielfach bearbeitet, auch ſchon in morgenländiſchen Sagen und Märchen erſcheinend, iſt der Stoff von LXVIII. Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau, von Ruprecht von Würzburg. In manchen ſpäteren abendländiſchen Behandlungen aber iſt der Urſtoff ungleich weiter ausgeſponnen. Er rief auch Shakſpeare's Cymbeline in das Leben, Boccaccio benutzte ihn nach früheren Vorgängern, Hans Sachs und Ayrer folgten dem Letzteren. Der deutſche Dichter ſelbſt verlegte den Schauplatz ſeiner Dichtung an Frankreichs Grenze, in die einſt deutſche Stadt Verdün. An deutſche Sage und Mythe hat das Gedicht nur wenig Anklang, doch wird in einem gewiſſen Sinne „zweier Gäuchlein“ (Brut aus Kukukseiern) gedacht, die ein Kaufmann erwähnt, daß er ſie aufziehe, indem er ſeiner

Frau ein höhniſches Lob zollt, die ſich, ſobald er von dannen ſei, ihrer Mitchriſten erbarme.

LXIX. Der Richter und der Teufel, von dem Stricker, iſt ein ächter Teufels-Märchenſtoff, den wir kein Bedenken getragen haben, in unſer deutſches Märchenbuch aufzunehmen. Er iſt volksthümlich und draſtiſch.

LXX. Der Welt Lohn, ein Geſicht Wirnts von Grafenberg, von Konrad von Würzburg, kündet ſich gleich als eine dichteriſche Viſion an, die voll Ernſt nach der Eitelkeit aller Weltluſt deutet, welcher Ernſt mit Humor und Schalkheit im deutſchen Mittelalter ſo recht traulich Hand in Hand ſchritt, „wie" nach Uhland:

— „bei allen Ritterfeſten
Mit dem Tode zog Hanswurſt."

Nahe genug ſtreift das Gedicht an die Todtentanz-Idee und an die Todtentanzbilder. Zu einem Ritter kommt ein herrlich Frauenbild, preiſt ihn und dankt ihm, daß er bislang ſo treu ihr gedient. und verheißt ihm den Lohn dafür. Es iſt Frau Welt, und wie ſie ſich wendet, zeigt ſie dem erſtaunten Ritter ihren nackten Rücken, der voll ſcheuslicher Kröten, Schlangen, Nattern und Blattern, von allerlei giftigem Geſchmeis überwimmelt, durchſtochen und durchkrochen iſt, und ekle Maden nagen am faulen Fleiſche, das ſcheuslichen Geſtank verbreitet. Zuletzt wird der Frau Welt ſeidenes Gewand gar zum Aſchentuch, und ihr minneglicher lichter Schein zur Todtenfarbe.

Dieſe durch das ſpätere Mittelalter mächtig pulſende Idee wurde nicht nur auf das Mannichfachſte ſchriftlich behandelt, ſchauerte durch Hymnen und Lieder, tönte aus hundert asketiſchen Predigten, ſondern auch die Künſte bemächtigten ſich ihrer. Es giebt eine ovale Medaille, auf deren Hauptſeite ein liebliches Frauenbild voll holdſeliger

Huld zu erſchauen iſt. Die Rückſeite zeigt das Bruſtbild eines faſt nackten Gerippes, auf deſſen Schädel eine Kröte ſitzt. Zu Nürnberg ſteht an der Außenwand des nördlichen Seitenſchiffes der Sebaldkirche eine Steinfigur, die wir oft betrachtet haben. Die örtliche Sage macht auch ſie zu einem Bilde der Welt mit ihrem ſchönen Außenſchein und Tand, und hintennach (im Rücken) folgt der Scheuel und Gräuel, folgt dem flotten Hui das ſchlimme Pfui, die ewige Mahnung des ewigen Memento mori. Andere Ueberlieferung will einen ungerechten Richter oder Rechtsverdreher in jener Figur erblicken. Ein altes Lied, überſchrieben: „Daz iſt das anderlant“ drückt ſich aus, als ob der Dichter dieſe Steinfigur geſehen oder gemeint hätte:

Wo iſt Karle Hector vnd Alexander
Julius Artus mit manchen andern
ritterknecht und manch ſchargant *)
wo anders dan in dem anderlant.

Wer eynich kaiſer von Rome
der wer edel oder ſo ſchone
als eyn karfunkel oder dyamant
er muſz nacket in daz anderlant.

Ach waz geſelſchaft vinden wir dar
kroten ſlangen vnd würme vorwar.
ein kalt bette iſt uns grube ze hant
alſo ſendet man uns in daz anderlant.

LXXI. Der nackte König, von dem Stricker, iſt eine tief ergreifende Märe, auch von andern ältern Dichtern,

---

*) Hier iſt wol weniger an das franzöſiſche Sergeant zu denken, als an das mittelhochdeutſche ſchargen, betrügeriſch bedrücken, ſchieben und ſchergen, neudeutſch provinziell noch ſchinden und ſchaben.

namentlich von Herward von Wildonie, wie von Hans Roſenplut, von Hans Sachs als Schauſpiel behandelt. Ebenſo bot es verſchiedenen ſogenannten Moralitäten willkommenen Stoff, für die es ſich vollkommen eignete. Wir haben verſucht, es in die Märchenwelt erneuend einzubürgern, ohne eigene Zuthat, als der Styliſirung aus den alten Reimen in die jüngere Proſa.

Marienmärchen.

Von LXXII. bis XC. der von der Hagenſchen Sammlung folgen nun fromme Mären, zumeiſt im Legendentone gehalten, doch ſind es nicht eigentliche Heiligenlegenden, ſondern Mariendichtungen, welche die Wunderkraft der heiligen Jungfrau, ja ſchon die ihres bloßen Namens preiſen und verherrlichen. Manch inniger deutſcher Zug iſt in ihnen offenbart, frommer Glaube, ſeelenvolle Hingebung, und es rauſcht ein endloſer Gnadenborn unter den Marienroſen dieſes Glaubensparadieſes.

Eine vom eigenen Manne ſchwer mißhandelte Frau bewahrte Maria vor Selbſtmord, der, an ſich im Mittelalter eine ſeltene Erſcheinung, nur durch das äußerſte Leid erquält werden konnte. Einem treuen Ritter, der die h. Jungfrau ſo ſehr ehrt, daß er ein ihm überliefertes Mägdelein unberührt läßt, weil ſie Maria heißt, entblüht, nachdem er im Turnier erſchlagen und auf dem Felde begraben ward, ein Bäumlein, auf deſſen Blättern die Worte Ave Maria zu leſen ſind! Aehnliches wiederholt LXXXVIII., wo eine Lilie aus dem Grabe auf ihren Blumenblättern den Gruß Ave Maria trägt. Vielleicht ein leiſer Nachhall der antiken Mythe und ihrer poetiſchen Wehklage Ai, ai auf den Blättern des Delphinium Ajacis. Auch die Märe von der Mutter, die dem Muttergottesbilde das Kind hinwegnimmt, weil die flehende Bitte um Befreiung des gefangenen Sohnes nicht erhört worden, worauf Maria den

Sohn frei macht, aber auch verlangt, daß ihr Kind zurückgegeben werde, iſt fortlebend in das Volk gedrungen; nicht minder die Sage vom Propſt von St. Gallen, deſſen Seele auf einem Schiffe die Teufel fuhren — Wiederhall jener, die von König Dagoberts Seele kündet (D. Sagenbuch 5.), welche auch von Teufeln auf einem Schiffe gefahren ward — denen St. Dionys und Engel ſie abſtritten, während in der berührten Märe dies mit des Propſtes Seele durch Mönche geſchieht, die Marien anrufen. Maria und ihre Huld ſchirmt die ihr treu Ergebenen gegen den Teufel und gegen alle deſſen Tücke und Bosheit, ſelbſt wenn dieſe Ergebenen ein übles Leben führen, ja ſogar dann noch, wenn dieſelben von Gott abgefallen ſind und ſich dem Teufel ergeben haben. Sehr poetiſch iſt die Märe LXXXIX. Marien-Roſenkranz, und weit verbreitet iſt die Sagemäre von dem frommen Mönche, den ein weißes Vögelein ſingend aus dem Garten verlockt, dem er nachfolgt und bei der Rückkehr in ſein Kloſter Alles verwandelt findet, indem während der kurz geglaubten Entfernung des Mönchs wol hundert Jahre vergangen waren. Schade, daß dem vorliegenden Gedicht gerade derjenige wichtige Zug fehlt, der die Sage ſo erhabenſchön macht, denn in ihr, der Sage, begreift der Mönch nicht das hohe Wort, daß hundert oder tauſend Jahre vor Gott ſind, wie ein Tag und wie eine Nachtwache, und trägt ſich darüber mit Zweifelsqualen — worauf ihn dann jenes Wunder überzeugt. Der Stoff iſt verſchiedenfach erneut worden, und wir haben denſelben ebenfalls in unſer deutſches Märchenbuch aufgenommen. Max Wolfgang von Goethe verwebte ihn geiſtvoll in ſein Gedicht: Erlinde.

Vieles ließe ſich noch anreihen, denn unendlich groß iſt der Wundergarten der mittelalterlichen Dichtung, und wer in ihm umherirrt, der möchte wol, gleich jenem Mönch, die Pforte ſpät erſt wiederfinden, auf der der Rückweg vergönnt iſt. Das in der von der Hageniſchen Sammlung im Anhange mitgetheilte Gedicht aus dem oben S. 5. erwähnten Weltbuche Janſen Enenkels: Achilles und Deidamia, knüpft an das Alterthum an, iſt aber deutſch-mittelalterlich genug, und ein ſtark minnedorniger Abenteuerſchwank. Der Dichter offenbart viele Kenntniß des Griechenthums und nennt trügeriſch einen ſelbſterfundenen Abgott Natuan, der nicht zu deuten iſt.

Auch das Gedicht Enenkels, Eraclius, iſt im Anhange der Geſammtabenteuer enthalten, es iſt eine verjüngte, ungemein veränderte und verkürzte Bearbeitung dieſer tragiſch endenden Abenteuermäre. Ein anderes Gedicht: Kaiſer Dagbrecht, feiert den halbmythiſchen Frankenkönig Dagobert, und läßt ihn über räuberiſche Fürſten und Vaſallen gerechte Strafe verhängen. Das Gedicht an ſich deutet freilich in keiner Zeile dahin, daß der Genannte, der zu Rom zum Kaiſer erwählt wird, und zwar durch Eingebung, jener Frankenkönig Dagobert ſei, allein Otte's Eraclius nennt dieſen, und jedenfalls entnahm Enenkel dem Vorgänger den Namen. Im Volksbuche Kaiſer Octavianus begegnen wir dem Könige Dagobert abermals.

Die Märe: Des Reußenkönigs Tochter, enthält in ihrem Eingange einen in Deutſchland hin und her verbreiteten Sagenſtoff, die ſchändliche Neigung eines unnatürlichen Vaters zu der eigenen Tochter, die ſich über dieſe entſetzt und mit eigener Hand ſich entſtellt, worauf ſie harte Pein erleiden muß. Dahin gehen auch zum Theil die Sagen von den mancherlei Kümmernißbildern, mit den ihnen anhangenden legendenartigen Erzählungen (D. Sagenb. 322, 532, 963).

Die Dichter dieſer ſpäteren Periode ergingen ſich allerhäufigſt in dem Gebiete, das wir bisher durchwandelten, und bereiteten, wie ſchon angedeutet, einestheils durch Behandlung epiſcher Stoffe die Mehrzahl der ſpäteren proſaiſchen Volksbücher vor, anderntheils ſchufen ſie ganze Sammlungen von Schwänken, Abenteuern und Mären. So trug außer den bereits Genannten ein Ungenannter das Buch Gesta Romanorum zuſammen, ein Anderer dichtete „Die ſieben weiſen Meiſter“, an welche ſich Konrads von Würzburg Gedicht: Engelhart und Engeldrut lehnt. Ein anderer Ungenannter ſchuf Salomon und Morolf, weit verbreitet und oft herausgegeben, ein Dritter dichtete Weigand von Theben, oder der Pfaff vom Kalenberg. Achilles Jaſon Widmann aus Schwäbiſch Hall ſchuf das Buch Peter Leu, der andere Kalenberger, und hüllte ſeinen Namen akroſtichiſch in Anfangszeilen ein, was auch der Dichter des oben Th. 1. S. 251. von uns erwähnten, noch ungedruckten Gedichtes über Kaiſer Heinrich und Kaiſerin Kunigunde, die Heiligen, thut. Den ſich verſchlechternden Geiſt der Zeit bezeichnend, trat Hans von Roſenplüt damit hervor, daß er ſich ſelbſt den Schnepperer (einen zuchtloſen Schwätzer) nannte. Höchſt zahlreich ſind ſeine Stücke. Vor allen aber that ſich der Nithart hervor, der ſich Bauernfeind zu nennen liebte, und wahrſcheinlich Urſache genug hatte, ein ſolcher zu ſein. Mindeſtens wird angenommen, daß der Dichter Nithart derſelbe Neidhard Fuchs geweſen ſei, der dem Herzog Otto dem Fröhlichen als luſtiger Rath diente, und deſſen Grabmal noch zur Stunde am Stephansmünſter zu Wien erblickt wird. Viele der Minneſinger erwähnen ihn mit anderen Sangesgenoſſen, die Maneſſiſche Sammlung enthält ſeine Lieder, Wolfram von Eſchenbach gedenkt ſeiner im Titurel, Heinrich von

Vriberg in der Fortſetzung von Gottfrieds von Straßburg Triſtan, der Marner in einem Gedicht, Hermann von Saſſenheim in der Mörin. Das Grabmal bildet ihn im Handgemenge mit den Bauern ab.

Nach den Nithartſchwänken, die voll bäuriſcher Sitte und Unſitte ſind, deutet das oben erwähnte Gedicht, der Ring, zuerſt durch uns bekannt gemacht, und durch die Güte des Herrn Profeſſor Adalbert Keller in Tübingen bevorwortet und erläutert.*) Dieſes niedrigkomiſche Bauern-Epos wäre auf alle Fälle das geworden, wozu ſein Stoff es vollkommen eignet, ein Volksbuch, hätte ſich nicht die bisher einzige Handſchrift ſtill im Manuſcriptenſchranke einer fürſtlichen Bibliothek verborgen gehalten. Sprache und Dialekt weiſen nach der Grenze zwiſchen Schwaben und Baiern. Der bürgerliche Dichter, muthmaßlich aus Wittenweiler im Würtembergiſchen Jaxtkreiſe, in der Pfarrei Blaufelden, geiſelt mit überſprudelndem Humor das ſich ſtets gegen den Bürgerſtand überhebende und ſich ſtolz blähende Bauernvolk, nach Art und Weiſe der Nithartgedichte und der gleichzeitigen Faſtnachtsſpiele. Gleich im Eingange ſchreibt er ſpöttiſch ſtatt edler Bauern: eſler Bauern, iſt unerſchöpflich in ſchmutziger und ſchimpflicher Namengebung, wie Bertſchi Triefnas, Kunz vom Stadel, Junkherr Troll, Twerg, Eyſengreyn (Anſpielung auf den Wolf Iſegrim), Pencza Trinkavicl, Müſli Lekdenſpieß ꝛc. Anziehend iſt, daß der Dichter des Nithart und ſeiner Eigenſchaft des Bauernhaſſes gedenkt:

Ich wäin es wär der pauren hagel
Her Neythart, trun ein ritter chluog,
Der allen törpeln hass truog.

---

*) Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausgeg. von Ludwig Bechstein (23 Publication des literarischen Vereins in Stuttgart). 1851.

Damit aber nicht zufrieden, führt er Herrn Neithart ſelbſt perſönlich in das Gedicht ein und läßt ihn ſieghaft im Bauernturnier über die Flegel fahren. Auch erwähnt er vielfach der deutſchen Helden und Heldendichtungen, des Dietrich von Bern, des Meiſter Hildebrand, des Sigenot, Egge, Wolfdietrich, Laurin ꝛc. Ebenſo kennt Herr Heinrich Wittenweiler den Artusſagenkreis, den antiken von Troja und Alexander, kennt den Freidank und die Thierſage und Thierfabel.

Als früherer Beſitzer dieſer anziehenden Handſchrift hat ſich Jacob Markwart von Glauburg*) eingezeichnet. Eine Familie dieſes Namens wohnte in der Wetterau und zog ſpäter nach Frankfurt a. M.

Volksbücher. Dieſe volksbuchartigen Schwänke führen uns von ſelbſt der Betrachtung der eigentlich ſogenannten Volksbücher näher und zu, in welchen die früher poetiſch und metriſch behandelten Stoffe ſich in Proſa niederſchlugen, wie Himmelswolken, in befruchtenden Regen verwandelt, abträufen.

Die Zahl der deutſchen Volksbücher, in welche auch mannichfache Stoffe des Auslandes übergingen, iſt ſehr groß. Um ſie im Einzelnen zu charakteriſiren, ſcheint uns zunächſt eine Gliederung derſelben nöthig, die ſich von ſelbſt aufdrängt. Wir theilen ſie ein in:

Volksbücher von heidniſch-mythiſcher, chriſtlich-mythiſcher und von romantiſch-ritterlicher Färbung.

Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreiſen, ernſten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderweſen.

Volksbücher aus dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben, mit vorwaltendem Scherz u. Schwank.

---

*) Nicht Blauburg, wie in der Ausgabe irrig ſteht.

Anhang: Natur-, Kunſt- und Handwerkskreis.

Die deutſchen Volksbücher bilden einen reichen in ſich abgegrenzten Schatz der vaterländiſchen Nationalliteratur, und ihre Wirkung war von je eine große und mächtige. Sie trugen aus den höheren Ständen poetiſche Anſchauungen, goldene Lebensregeln, Freuden und Leiden der Herzen, in die niederen, ſie vereinten ſich innig mit dem Volke, ſchlugen Wurzel in ſeinen Kreiſen, verjüngten ſich in ihnen von Generation zu Generation, und waren, was die Sage iſt und was der Aberglaube als Mythus iſt: unvertilgbar, ewig lebend, ewig ſproſſend, ja ſie *waren* es nicht nur, ſie ſind es noch heute, wenn ſie auch nicht mehr die frühere Wirkung äußern, denn die Speculation hat ſich auch der Volksbücher bemächtigt, und hat nicht nur die alten in ungeheueren Maſſen erneut in das Volk geworfen, ſondern auch viele neue *gemacht*, die freilich den alten gegenüber nur ein ephemeres Daſein leben, was der Speculation auch ganz recht iſt, denn hätten ihre flüchtigen und künſtlichen Hervorbringungen Dauer, ſo bliebe kein Markt mehr für die üppig drängende Nachfolge.

In immer gleicher Friſche ſproßten dieſe Blumen vaterländiſcher Poeſie, inniger Dichtung, oft die Würze ſchalkhaften Humors ausduftend, bisweilen für verwöhnte und vornehme Naſen faſt von allzuſtark natürlichem Geruch, wie z. B. „Eulenſpiegel“, andererſeits aber auch bildend und ſittigend, veredelnd und herzerfreuend wirkend, wie „Genoveva, Hirlanda“ und Andere. Es gab eine Zeit, in welcher das Volk dieſen Schatz achtete und zu würdigen verſtand, und zwar das Volk *aller* Stände, nicht blos das gemeine, und dann kam eine Zeit, wo ein großer Theil des Volkes, aber nicht das gemeine, ſich kühl und vornehm abwandte von dieſem reichen Schatz, und ſich einredete, er ſei eben nur für das gemeine Volk, ſei unſauber, ſei mit reiner Hand nicht anzufaſſen, und dann ging man noch viel weiter, weil man in ungemeiner Beſchränktheit von dem poetiſchen Kerne, der oft in rauher oder unſcheinbarer Schaale dieſer Früchte am Baume der vaterländiſchen Literatur verborgen war — keine Ahnung hatte — man unterdrückte die Volksbücher geradezu und verbot deren Verkauf. Ein Glück, daß man zurückgekommen iſt von jener Verirrung der Hochſtudirten, die wol bei Vielen nicht einmal aus böſem Willen hervorging, ſondern aus Mangel an Verſtand, Einſicht und richtiger Würdigung dieſes Literaturzweiges, wie Kaulbach auf ſeinem genialen Karton ſo ſinnig über den Eſel ſchrieb, der dem Orpheus huldigt:

Keine Furcht der Eſel hat,
Wann er zu dem Leierer gaht.
Das thut er nicht aus arger Liſt,
Sondern weil er ein Eſel iſt.

Und was das Beſte iſt, die Mehrzahl unſerer alten Volksbücher — nur von dieſen kann hier die Rede ſein — iſt nicht blos in Deutſchland heimiſch, ſondern es iſt unter ihnen ein lebhafter Wechſelverkehr mit nachbarlichen Landen, und wie in alter Zeit von Frankreich und den Niederlanden mancher poeſievolle Stoff zu uns herüberflog, den das deutſche Gemüth erfaßte und in Saft und Blut unſeres Volkes verarbeitete, ſo erſtanden auch unſere Volksbücher in Ueberſetzungen wieder in den Nachbarlanden, in Frankreich, Holland und Belgien, ſelbſt in Italien und Spanien, und wie die alten Volksbücherherde in Deutſchland: Straßburg, Nürnberg, Köln und Reutlingen, ſich in millionenfacher Hervorbringung und Vervielfältigung derſelben hervorgethan, ſo thaten es in der Nachbarſchaft und thun es noch die Städte Troyes, Amſterdam, Antwerpen, Gent, Brüſſel und andere.

Volkslied und Volksbuch gingen traulich und treulich Hand in Hand mit einander durch alle deutſchen Gauen, beide durchdrangen die Nation wie ſtarke Arterien mit friſch-lebendigem Pulsſchlag. In beide hatte die abgeblühte poetiſche Vergangenheit ſich geflüchtet, gerettet, geborgen, in beiden hatte ſich die Sage verweilend niedergelaſſen, als die große Wandlung erfolgt war, die der mündlichen Ueberlieferung und der mühſamen Schrift die beflügelte Vervielfältigung und Wiedergabe durch die Buchdruckerkunſt verlieh. Nun erſt war rechte Dauer gewonnen — Sang und Sage waren nicht dahin, wenn des Sängers, wenn des Erzählers Mund verſtummte — die große epiſche Dichtung ging nicht verloren, wenn ihre einzige Handſchrift ein ſtumpfſinniger Buchbinder zerſchnitt, wie ſelbſt noch mit den pergamentnen Incunabeldrucken geſchah, um die Rechnungen der Kloſtervögte über Erbzinſen und Gülten in die geweihten Blätter zu heften, und nur das eine büßte dieſe ſpätere Umwandlung von Sang und Sage in das Volksbuch ein — die metriſche Form, die der urſprünglichen Dichtung gemäßer war, weil ſie die Hülfe des Gedächtniſſes in Anſpruch nahm und dieſes unterſtützte. Wie ſich auch die ſpäteren Volksbücher zum Theil auf alte Heldenlieder und Heldenſagen ſtützen, von denen manche in ihnen zu Märchen und Fabel verklangen, wird die nähere Betrachtung zeigen, die wir ihnen zu widmen ſchuldig ſind; ja in manchen derſelben begegnen wir wieder faſt unverhofft den mythiſchen Nachklängen des Heidenthums und all ſeinem meteoriſchen Glanze. Es geht aber mit den Volksbüchern wie mit den verzauberten Schätzen der Gebirgsſagen; nicht jedes Auge ſieht ſie offen zu Tage ſtehen, ſieht ihren Glanz blendend ſtrahlen, der gute Tag, die gute Stunde gehört dazu, und das goldene Sonntagskind, der hingebende ſinnige Verehrer oder

der Dichter — nicht der bloße Reimer und Verſemacher, der in der Schule redlich lernte, welche Sylben lang und welche kurz ſind — was eben ſo lang- als kurzweilig iſt — ſondern der Dichter, der mit dem Herzen empfängt und mit dem Herzen wiedergiebt, den nicht die Schule lehrte, ſondern die Götter-Orakelſtimme der deutſchen Haine. Da wohnt die Natur, nicht die Wiſſenſchaft, der Kinderglaube, nicht die Verneinung, da blühen und duften die Waldblumen, und nicht die Zinkblumen, nicht die Kobalt-, nicht die Schwefelblühte der Chemiker und Mineralogen. Wie kam es doch, daß das Volk jene alten Thier- und Kräuterbücher ſich ſo willig aneignete, ſie ſo feſt und hoch hielt, und daß es ſo wenig und ungern an die neuen Naturgeſchichten herangeht, die doch ungemein gut und trefflich ſind, wie deren Bilder ungleich beſſer, als die alten rohen Holzſchnitte? Weil das Volk in jenen alten Büchern (die ebenfalls Volksbücher waren, wenn auch keine erzählenden) ſich ſelbſt wiederfand, ſeine anerzogenen Begriffe, ſeinen ererbten Aberglauben, ſeine ſelbſtgemachten Wahrnehmungen und Anſchauungen. Da war noch von der Kräuter und Steine Kraft und Heilkraft die Rede, von Sympathie und Antipathie, von dem was gut und nütz iſt in allerlei Gebreſt, was Haß und Zorn, was Liebe und Zuneigung zu erregen vermochte, was die Monatblühte hervorrief, was die Brüſtlein rund und hart, und was die Kröpfe ſchwinden machte. Das will das eigentliche Volk, aber nicht die Stelzenweisheit der Syſteme und die völlig trockene, alle Kenntniß bereits vorausſetzende Lehrart der neueren Naturgeſchichten. Ein Beiſpiel wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen, wir wählen die Miſtel. Eine neuere, ſehr gute Botanik mit lateiniſchem und deutſchem Text (den lateiniſchen laſſen wir hinweg) hat:

Zweihäuſige Pflanzen. Viermännige.

Viscum album. Miſtel.

Männ. Kelch 4theilig. Blume ○. Staubfäden ○. Staubbeutel kelchſtändig.

Weib. Kelch 4blätterig, oben. Griff ○. Blume ○. Beere 1ſaamig. Saame herzförmig.

Weißer Miſtel. Mit lanzigen, ſtumpfen Blättern, zwieſeligem Stamme, winkelſtändigen und ſpitzeſtändigen Aehren. h. (Trivialnamen:) **Vogelleim, Klüſter.**

W.(ohnort) **Schmarotzerpflanze** auf Bäumen. **Liefert** Vogelleim. Blüht 3. 4. (d. h. März und April).

Dagegen hat ein altes Kräuterbuch:

„**Von Myſtel. Namen.** *A.* Myſtel, welches man auch Affolter nennt, wirdt auf griechiſch Jros, auf lateiniſch Viscum geheißen.

Geſtalt. Myſtel iſt ein kraut mit vilen äſten ausgebreit, wie ein klein Bäumlein, zach, allezeit bleichgrün, inwendig grün und auswendig bleich, hat Blätter wie der Buchßbaum, doch etwas lenger, gewinnt kleine Blumen, ſeine früchte aber ſind weiße, runde Beer, als die Erbſen.

Statt ſeiner wachſung. Wechſt auf den beumen, in ſonderheit aber auf den Eichen und Birnbeumen.

B. **Zeit.** Myſtel ſoll im Herbſt, ſo er Beer gewinnt, geſammelt werden.

Die natur und complexion. Der Myſtel wermet und iſt etwas mehr ſcharf, denn bitter.

Kraft und würkung. Myſtel mit harz und ſoviel wachs vermiſcht und übergelegt, zeitiget, verzehrt, (er)weicht und zeucht zuſammen die ohrmützel (Ohrenzwang, von mueten, plagen) und allerlei Geſchwulſt. Mit wevrauch vermiſcht und auf alte geſchwür gelegt, heilet ſie. Er verzert und macht klein das milz, mit kalch vermiſcht. In ſumma, Myſtel zeucht heraus allerlei ſubtile und grobe feuchtigkeit, zerteilt und verzert darnach dieſelbigen.“

Welches iſt nun die beſſere Beſchreibung, nach welcher würde das Volk greifen, wenn beide zugleich ihm dargeboten würden? — Man verzeihe dieſen Abſchweif — er ſoll nur dazu dienen, darauf hinzuweiſen, wie wenig in einem gewiſſen Sinne die Schule dem Volke nützt, trotzdem, daß jetzt ſo Viele ſich mit dem achtungswertheſten Streben mühen, die Wiſſenſchaft zum Gemeingut des Volkes zu machen, und damit häufig leider wieder das Kind mit dem Bade ausſchütten, des ne quid nimis niemals eingedenk, denn nach alle dieſen Werken müßten alle unſere Bauern Chemiker, Aſtronomen, Metallurgen und Gott weiß was Alles noch werden — ſie bleiben aber Bauern, ſäen, ärnten, und verkaufen den Ertrag ihres Fleißes den Städtern ſo theuer als immer möglich, und leſen alle die gelehrten und für ſie vom hohen Olymp des Katheders herab geſchriebenen Werke ein für allemal nicht.

Wir haben mit Vorliebe vielfach mit dem Landvolke verkehrt, und ſtets, wenn daſſelbe Bücherwünſche laut werden ließ, vor allen den Wunſch nach Kräuterbüchern alten Styles vernehmen müſſen, ſo daß uns in der That oft die Luſt ankam, ein ſolches und eine ſolche Volksnaturgeſchichte ſelbſt zu ſchreiben, ohne damit den Aberglauben fördern und das Volk verdummen helfen, oder dem vielgeprieſenen Fortſchritt auch nur den kleinſten Fußangel in den Weg werfen zu wollen. Gar vieles im Naturleben bietet dem Aberglauben keinen Boden, wol aber trägt es Poeſie in Fülle in ſich, die den Kryſtallen gleicht, welche oft der unſcheinbare, rohe Feldſtein oder die röthlich braune Porphyrkugel in ſich ſchließen. Ein Schlag, und eine funkelnde Kryſtallgrotte im Kleinen liegt vor den Blicken erſchloſſen, deren Daſein kein gleichgültig Vorüberwandelnder ahnete, eine Grotte, die ſo ſchön iſt, wie kaum die von Antiparos, wenn wir im Stande wären, ſie nicht mit unſerm Menſchen-Auge, ſondern etwa mit dem Auge einer Ameiſe zu beſchauen.

Den Werth der Volksbücher erkannte und würdigte ſchon das Mittelalter in allen Stücken; die Ritter auf ihren Burgen ſammelten die alten Druckerſtlinge derſelben, die noch Stolz und Zier unſerer Bibliotheken ſind, und auch die ſpätere Zeit blieb ihrer dauernd eingedenk. Laſſen wir ſie, zum Theil mindeſtens, denn wer könnte die ganze Fülle faſſen? unſerem Blick vorübergehen in raſcher Folge, aus jedem faſt wird uns ein Spiegelbild von anderweiter Mythe, Sage, Märe oder Fabel begegnen, doch ſei vergönnt, über die zeitgeborene Form der Poeſie, die *Proſadichtung*, noch im allgemeinen Einiges zu ſagen, und ſie in ihrer Geſammtheit zu überblicken, es wird dann zum Verſtändniß der Einzelſtücke nur kurzer Andeutungen und weniger kennzeichnender Striche bedürfen. Als trefflicher Leitfaden zu ſolcher Ueberſicht ſei John Dunlops *Geſchichte der Proſadichtungen* oder Geſchichte der Romane, Novellen, Märchen ꝛc. nach *Felix Liebrechts* ſorgfältiger Uebertragung aus dem Engliſchen und Ueberarbeitung. Berlin, G. W. F. Müller 1851, genannt.

Die metriſche Form der Poeſie, als die älteſte, war nicht in allen Ländern der Erde ſo vorherrſchend, wie ſie es in den Vorzeittagen des germaniſchen und ſcandinaviſchen Nordens war, und wie ſie in dieſen Ländern ſo lange ſich erhielt. Bei den Griechen der nachhomeriſchen Zeit trat

Proſa an die Stelle der Verſe, und auch das den Griechen nachbarlich gelegene Kleinaſien bediente ſich nicht der gebundenen Formen. Die mileſiſchen Märchen des Ariſtides, in denen aſiatiſche und griechiſche Sitte innig in einander verſchmolzen war, gingen verloren; ſie waren wol meiſt in Proſa geſchrieben. Parthenius aus Nicäa, welcher um 20 vor Chriſtus lebte, erneute dieſelben zum Theil. Der Inhalt dieſer Märchen war durchweg erotiſch, ja ſogar fauniſch, und fand noch manche Nachahmung. Plutarch webte Erotica in ſeine moraliſchen Erzählungen, Antonius Diogenes ſchrieb einen Roman „von den unglaublichen Dingen jenſeits Thule“, Lucius Petrenſis brachte eine Sammlung von Zaubermetamorphoſen zuſammen, der Spötter Lucian verfaßte ſeinen „Eſel“, Jamblichus ſeine Babylonica. Lange nach ihm begann mit Heliodor eine neue Aera der Poeſie. Seine „Aethiopica“ mit dem Romane „Theagenes und Chariklea“ begegnet uns als deutſches Volksbuch wieder; von dem Zeitgenoſſen Heliodors, Biſchofs von Trikka, an, bis in die letztvergangenen Jahrhunderte hinein, wurde dieſes Werk noch weitläuftiger verarbeitet und nachgeahmt. Der erſte Nachahmer Heliodors war Achilles Tatius; er ſchrieb ein Buch, „Erotica“ betitelt; Abenteuer zu Lande wie zur See, Schiffbrüche, Räuberſcenen, Liebesliſten und dergleichen bilden den poetiſchen Apparat. Der Grieche Longus, wie man glaubt, ein Lesbier, ſchrieb einen Hirtenroman: „Daphnis und Chloe“; er wurde der Urvater aller glück- und unglückſeligen Idyllen, ohne je von einem ſeiner zahlreichen Epigonen erreicht zu werden. Der heilige Johannes von Damaskus verfaßte einen geiſtlichen Roman, dem wir bereits als deutſchem Gedicht des Mittelalters begegneten: „Barlaam und Joſaphat“, von ziemlicher Ausdehnung und äußerſt phantaſiereich, auch mit Märchen durchwebt, die wol ohne Zweifel dem Orient entblühten. Die als Gedicht behandelte allegoriſche Märe in Laßbergs Liederſaal I., überſchrieben: „Die Jagd des Lebens“, die wir in unſer deutſches Märchenbuch in Proſa aufgenommen haben, iſt dem Werke des Johannes Damaſcenus entnommen; ihm entſtammt auch die Scene mit den vier Käſtchen in Shakſpeares Kaufmann von Venedig. Euſtathius (auch Eumathius geheißen), ein unter den Komnenen im zwölften Jahrhundert lebender Grieche, ſchrieb einen Roman: „Ismenias und Ismene.“ Die Erzählung hat große Längen, aber es iſt dennoch Manches aus ihr in deutſches Weſen übergegangen, ſo finden wir darin unter andern Monatbilder beſchrieben — wie ſie unſere Kalender durch lange Jahrhunderte unermüdlich brachten und noch bringen; ein Mäher kennzeichnet den Juli, ein Bad den Auguſt ꝛc. Auch vom Gedicht Oberon birgt ſich bereits ein Stück des Stoffes in dieſem Romane: Seeſturm, Ueberbordwerfen, Rettung, Sklaverei, Wiederfinden der Geliebten als Sklavin u. dgl., und es fehlt dieſem ſo wenig, als den übrigen griechiſchen Romanen an mannichfacher Schilderung der Liebe, der Leidenſchaften, der Kämpfe und der Abenteuer, und was das Schönſte an ihnen iſt, die Frauenwelt wird, gegenüber dem Brauch und der Sitte des Morgenlandes, ſelbſtſtändig handelnd, ſittlich ſchön und edel eingeführt, und ſo lehrte auch dieſe Dichtung, trotz manches Unſittlichen in ihr, doch auch ſchon in jenen frühen Zeiten die Schönheit adeln und die Sitte achten.

Nach Italien waren, wie Tauben der Kypris, die leichten, ſinnlichen, mileſiſchen Märchen geflogen, hatten bei dem üppigen Volke der Sybariten die willigſte Aufnahme gefunden, nicht minder ſelbſtverſtehend Uebertragungen und

Nachahmungen, die wieder neue Nachahmungen und eine ganze Reihe frivoler, zum Theil höchſt anſtößiger Erzählungen hervorriefen. Petronius Arbiter brach dieſe Bahn in Italien, nicht der edlen Sitte zum Vortheil, nicht ſich, nicht ſeinem Volke zum Ruhme, obſchon er ſchön ſchrieb. Apulejus folgte mit ſeinem „goldenen Eſel“, einer ergötzlichen Zauber- und Verwandlungen-Geſchichte, die ſpäteren Dichtern, wie Boccaccio, Le Sage und Anderen manchen willkommenen Stoff zur Annahme und eigener Behandlung bot.

An die Stelle der abblühenden claſſiſchen Zeit des Hellenen- und Römerthums trat die Romantik mit ihren Zaubern, Wundern und Abenteuern, auf welche die Literatur der Araber, namentlich auf der pyrenäiſchen Halbinſel, nicht ohne vermittelnden Einfluß blieb, während ſie im ſcandinaviſchen Norden aus ureigenthümlichen Elementen ſich bildete und hervortrat. Die Poeſie der ſpäteren Zeit war die große Vermittlerin, die alles Altüberkommene vereinigte, verſchmolz und umſchuf: claſſiſch antike Dichtung, mauriſch-ritterliche, keltiberiſche, normanniſche, ſcandinaviſche und germaniſche. Sie ſammelte alle dieſe Strahlen zu einem goldenen Regenbogen, und hing ihn als Himmelsring, als Friedenszeichen, unter deſſen die Erde berührenden Enden man Gold- oder Sonnenſaamen fand, über die entzweiten Völker. Ueberall, in allen Landen, ließ ſie Wunderblumen ausblühen, die nach erlangter Reife den Saamen ausſtreuten, aus dem die poetiſche Literatur der Nachwelt aufkeimte, und welchem wir auch unſere Volksbücher verdanken.

Gildas und Nemius, britanniſche Schriftſteller, welche, der erſte im ſechſten, der zweite im ſiebenten Jahrhunderte lebten, legten durch ihre Erzählungen und Aufzeichnungen bretagneſcher und walliſiſcher Sagen den erſten Grund zu den ſpäteren Dichtungen vom König Artus; Walther Calenius (ein noch in Thüringen nicht minder erhaltener bürgerlicher Familienname, wie der Name Artus*), auch Gualtier, Archidiaconus zu Oxford, trugen Materialien in Menge zur Geſchichte jenes mythiſchen Königes zuſammen. Der Letztere aber gab ſeine Sammlung dem Geoffroy von Monmouth, der nun eine lateiniſche Chronik von Britannien verfaßte, und auf dieſem Grunde erbaute ſich die romantiſche Dichtung der britiſchen Sagenkreiſe.

Romaniſch (romance) wurden die ſämmtlichen Sprachabwandlungen genannt, die in den zum alten Römerreiche gehörenden europäiſchen Landen üblich waren, ſpäter engte ſich der Begriff der eigentlich romaniſchen Sprache und Dialekte in geſchloſſenere Grenzen ein, und dann trug ſich der Begriff der Sprache auch auf die Dichtungen in romaniſchen Sprachen über; da nun die Dichtungen vorzugsweiſe das Ritterthum, und die durch daſſelbe beſtandenen Abenteuer, welche meiſt auf Minneabenteuer hinaus liefen, betrafen, ſo wurde jener poetiſche Begriff auf die Stoffe ſelbſt, die von den romaniſchen Dichtern behandelt wurden, übertragen, und Romane waren es nun, welche die romantiſche Zeit, das romantiſch-ritterliche Gebaren feierten.

Als älteſter der Proſaromane dieſes Zeitalters wird „Merlin" genannt, der die Geſchichte jenes in den Graal- und Artusſagenkreis engverwebten berühmten Zauberers enthält, und ebenſo durchdacht als anziehend iſt. Er iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben und erſchien 1498 zuerſt zu Paris im Druck, und zwar in drei Folianten, daraus ſein Umfang und ſeine Reichhaltigkeit erhellt. Minder anziehend und unterhaltend iſt die „Geſchichte des heiligen Graals“ in Proſa (ſie war auch gereimt vorhanden), Gautier Map hieß ihr Bearbeiter. So wurde auch Percefal in franzöſiſcher Proſa bearbeitet, nachdem jedoch ſein Stoff längſt in Liedern lebte, und die übrigen bekannten Romane, die in den Artusſagenkreis ſich einſchlingen: „Lancelot vom See“, „Meliadus von Leonnoys“, „Triſtan und Iſolde (Yſeult)“, „Yſaie le Triſte“, „Arthur“, „Artus de la Bretagne“, wie noch mehrere andere, reihten ſich an. Gleichzeitig entſtanden die Dichtungen des karlingiſchen Sagenkreiſes in Poeſie wie in Proſa, von denen wir ſchon im Allgemeinen andeutend ſprachen. Dieſe wie jene boten der Nachwelt eine Fülle von Stoff, der Biſchof Turpin ſchilderte in einer Chronik von ungemein poetiſcher und romantiſcher Färbung Kaiſer Karls des Großen Leben, ſeine Heereszüge, ſeine Schlachten und Siege, darin die berühmte Roncevalles-Schlacht nicht fehlen durfte. „Hüon de Bordeaux“, der urſprüngliche Stoff zum Oberon, war früher epiſches Gedicht und wurde auch erſt ſpäter als franzöſiſcher Proſaroman bearbeitet. „Guerin de Monglave“, „Galyen Rhetoré“, „Milles et Amys“, „Jourdain de Blaves“ ſind wenig in Deutſchland bekannt oder nachgeahmt worden, wol aber fand „Doolin de Mayence“ in Alringer ſeinen deutſchen und noch dazu poetiſchen Erneuerer. „Ogier le Danois“ drang tiefer wie die vorhergenannten ein, und „Maugis und Vivian“ leben noch heute als niederländiſches Volksbuch ihr unſterbliches Leben. Maugis iſt wieder der in unſern Haimonskindern auftretende Vetter der Söhne Aymons von Dordone, der zauberkundige und liſtige Malagis. Auch dieſe Dichtung hatte altepiſche Form, bevor die ſpätere Zeit ſie zum franzöſiſchen Proſaroman umgeſtaltete und ſie ein weitverbreitetes deutſches Volksbuch wurde.

---

*) Das S. Meiningiſche Staatshandbuch allein zählt 5 Beamte des Namens Artus auf.

Die alten romantiſchen Dichtungen der pyrenäiſchen Halbinſel beginnen mit dem berühmten und weitverbreiteten Roman „Amadis de Gaula“, deſſen Autorſchaft Portugal und Frankreich einem ihrer Landsleute zuzueignen bemüht waren. Gaula bedeutete ebenſowol Wallis als Gallia, die ſprachliche Wurzel war eine und dieſelbe. Der beliebte Roman fand eine Fortſetzung im „Esplandian“, dieſer im „Liſuarte de Grecia“, dieſer im „Amadis de Grecia.“ Des Letzteren Sohn war „Floriſel de Niquea“, aus deſſen Stoff wieder „Ageſilaos von Colchos“ herausgeſponnen wurde, und ſo ging es fort. Eine ähnliche Reihe eröffnet der Roman „Palmerin de Oliva“, an den ſich „Primaleon“, „Platir“, „Palmerin de Inglaterra“ ꝛc. anketten, lauter ſtoffreiche Dichtungen, welche insgeſammt die lebendige Phantaſie ihrer Urheber bekunden, unſerem Ziele aber nicht nahe liegen.

Ein Ritter aus Valencia, Johann Martorell, ſchrieb im cataloniſchen Dialekt: „Tirante el Blanco“, einen Ritterroman, den Cervantes im Don Quichote anzieht, und in ergötzlicher Weiſe deſſen Vorzüge ſchildert. „Partenopex de Blois“, ebenfalls cataloniſcher Roman, voll Zauber und Abenteuer, wurde frühzeitig auch in das Deutſche übertragen, und zwar unter dem Titel: „Partinopier und Meliur“ — was auch zum Theil mit jenen ſchon erwähnten Dichtungen der Fall war, welche den antiken Sagenkreiſen entſtammten, von denen vor allen die Sage vom Zauberer Virgilius für uns eine hohe und wichtige Bedeutung hat, wie auch die franzöſiſche Literatur, gleich der deutſchen, ſich mit aller Vorliebe jener reichen Fundgrube für Abenteuer- und Märchendichtung, der berühmten „Gesta Romanorum“ bemächtigte. Dieſe iſt die Schatzkammer, aus welcher endlos, wie aus einem unerſchöpflichen Fortunatusſäckel, die Dichter Stoffe gewannen.*) Sie iſt ganz nahe und eng verwandt mit dem Buche von den „Sieben weiſen Meiſtern“, mit arabiſchen Märchen, und auf ihrem Fundamente baute die franzöſiſche Fabliaux- und Contes-Dichtung weiter, die italieniſche mit ihren „Cento Novelle antiche“ ſchloß ſich an, welche wieder dem Boccaccio zur Hauptquelle ſeines „Decamerone“ wurden, und ſo ſchlang ſich Kettenglied in Glied, Dichter ſchöpften aus Dichtern, die Poeſie war das ſchöne Gemeingut Aller, und ſo ſind auch die deutſchen Volksbücher entſtanden. Das iſt der Urſprung und der Kern einer ſo allverbreiteten, erſt hoch geachteten und dann in Ueberſchätzung pedantiſch gelehrten Zopfthums ſo lange mißachteten und unterſchätzten Literatur, die wir nun näher ins Auge faſſen wollen.

Volksbücher.

Volksbücher von heidniſch-mythiſcher, chriſtlich-mythiſcher und romantiſch-ritterlicher Färbung.

Die ſieben weiſen Meiſter.

„Nützliche Unterweiſung der ſieben weiſen Meiſter, wie Pontianus der König zu Rom ſeinen Sohn Diocletianum den ſieben weiſen Meiſtern beſiehlt, die ſieben freien Künſte zu lehren, und wie derſelbe hernach durch Untreue ſeiner Stiefmutter ſiebenmal zum Galgen geführt, aber allezeit durch ſchöne Gleichniſſe der ſieben weiſen Meiſter vom Tode errettet und ein gewaltiger Meiſter zu Rom ward. Sehr luſtig und nützlich wider der falſchen Weiber Untreue zu leſen. Ganz von neuem aufgelegt. Nürnberg.“

---

*) Neu herausgegeben: „Das älteſte Märchen- und Legendenbuch des chriſtlichen Mittelalters, oder die Gesta Romanorum. Von Dr. Joh. Georg Theodor Gräße. Leipzig. 1850.“

Dieſer langathmige Titel eines wahrſcheinlich zuerſt 1512 erſchienenen Buches, der auch verändert begegnet, giebt den Inhalt eines früher in den weiteſten Kreiſen verbreiteten deutſchen Volksbuches an, deſſen Urſprung in die Frühe undenklicher Zeiten, wie in die Ferne unendlich weit entlegener Lande reicht. Aus dem Himalaia Indiens brachen ſeine lebendigen Quellen hervor, und ergoſſen ſich von Völkerſchaft zu Völkerſchaft, bis ſie nach dem fernſten Weſten drangen. Man nennt als den, welcher zuerſt dieſe Quellen gefaßt haben ſoll, einen indiſchen Braminen, Namens Sindbad, Sendabad, oder Sendabar, der zur Zeit des Königs Kuru lebte. Aus dem indiſchen Buche Sendabads: „Von den ſieben Rathgebern“, welches in das Arabiſche und Perſiſche übertragen worden war, wurde daſſelbe von Rabbi Joel in das Hebräiſche überſetzt, und ein Grieche, Namens Syntipas (wenn das nicht blos eine Namensumwandlung des indiſchen Urhebers iſt, die der Grieche annahm?), übertrug das Werk in die Sprache ſeines Volkes. Ein Mönch: Dam Jehan (Don Juan), ſchuf es lateiniſch, und ein franzöſiſcher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts: Hebers oder Herbers, brachte es unter dem Namen „Dolopatos“ in franzöſiſche Verſe.

Von da ab ging das Buch in Ueberſetzungen in faſt alle Länder Europa's und erlitt unter den vielen Händen ſo verſchiedener Bearbeiter gar manche Umgeſtaltung, wie ja ſchon den hauptſächlichſten jener Dichter mit dem Buche vorgenommen, der den indiſchen Stoff romaniſirte. So erſchien eine italieniſche Bearbeitung zu Mantua unter dem Titel: „Eraſtus.“ Mittlerweile trat der willkommene Stoff nach Oſten zurück und wurde zur Grundlage des türkiſchen Buches „Geſchichte des Sultans von Perſien und der (vierzig) Veziere."*) Selbſt in den Märchen der 1001 Nacht ſind, nächſt der äußeren Form, Anklänge, nicht minder in den Erzählungen Herodots und Anderer — aus den ſieben weiſen Meiſtern.

Die älteſte deutſche Ausgabe des Buches erſchien 1474 im Druck, unzählige andere folgten nach; die einfach ſchlichte, ungekünſtelte Sprache, das Spannende mitten in der Einförmigkeit der Anlage und Einkleidung der Erzählungen, Alles machte das Buch beliebt und trug zu der ungemeinen Verbreitung deſſelben bei.

Rübezahl. „Der von neuem wegen ſeiner kurzweiligen Poſſen aufgelegte Schleſiſche Rübezahl oder das Chosenhafftige und Weltbeſchriebene Geſpenſte, welches ſich auf den Gebürgen zwiſchen Schleſien und Böhmen denen Reiſenden in poſſierlicher und mannigfaltiger Geſtalt ꝛc. ꝛc. zu erkennen giebt. Andere vermehrte Auflage. Breßlau und Leipzig, 1728."

Wir ziehen mit Recht dies Büchlein in den Kreis unſerer Betrachtungen, denn es iſt mit ſeinem Vorgänger Daemonologia Rubenzalii, von Prätorius, 1667, faſt der einzige Vertreter des deutſchen Mythus und der deutſchen Dämonenſage in unſerer ſo reichen Volksbücher-Literatur, obſchon als Volksbuch mehr in den Kreis ſeiner Heimath gebannt, als allverbreitet. Leider gehört ſein Urſprung ſchon jener ſpäteren Zeit an, in welcher die gelehrte Afterweisheit hochmüthig „auf dergleichen nichtswürdige Scartegven, woran dem Publico wenig oder gar nichts gelegen, ja welches demſelben in der That mehr ſchädlich als nützlich"*) — herabſah, und es fehlte dem Verfaſſer jene innige Hingabe, jene Gläubigkeit der Alten, deren Seelen ſich mit ihren Stoffen in Eins verſchmolzen. Und doch iſt dieſer Verfaſſer kein anderer als der ſpätere Bearbeiter und Umwandler der Fauſtſage in ein ſpäteres Volksbuch, Dr. Johann Nicolaus Pfitzer.

---

*) Unter dem Titel: „Die Vierzig Veziere oder weiſen Meiſter" hat Dr. Walter Fr. Adolph Behrnauer, Leipzig, Teubner, 1851, dieſes Werk, kritiſch erläutert und trefflich bearbeitet, herausgegeben.

J. Görres, dem wir ſo manches Gute über die deutſchen Volksbücher danken, wenn er ſich auch bisweilen in allzubombaſtiſchen und überſchwenglichen Redensarten zu ergehen liebte, hat dieſes Büchlein in ſeinen „teutſchen Volksbüchern" (Heidelberg 1807) nicht genug gewürdigt, er fertigt es mit 5 Zeilen ab, und doch tritt uns in ihm die ganze Sagenfülle über den ſchleſiſchen Berggeiſt in ſchlichter Einfachheit entgegen, und wir müſſen dem Verfaſſer dafür Dank wiſſen, daß er es geſchrieben, obſchon er wie eine Reifrockſpröde den Fächer vorhält, und ſein Schämen zu verbergen ſucht, daß er es gethan, auch dem Leſer ernſtlich gelobt, dergleichen „ſchlechte Arbeit" nicht wieder vorzunehmen, und „künftighin nützlichere und leſenswürdigere Sachen" zu bringen. Der Verfaſſer zergliedert uns zum Glück den Berggeiſt nicht, ſondern er berichtet ganz einfach und an einer Schnur, was ſich vom Rübezahl das Volk erzählt. Der Berggeiſt ſoll ſich in einer Höhle befinden, unter allerlei Geſtalt den Reiſenden ſich zugeſellen, und nur denen Poſſen ſpielen, die ihn necken oder ärgern; da nun das Temperament Rübezahls ſehr choleriſch-ſanguiniſch geſchildert wird, ſo fehlt es nicht an Schwänken und Poſſen, die bisweilen ſehr derb und grob bäueriſch ausfallen. Um ſo günſtiger zeigt der Geiſt ſich denen, die ihm freundlich und demuthvoll begegnen. Unſer Verfaſſer bleibt vom Anfang bis zum Ende unerſchöpflich im Zuge; ſein Büchlein enthält Stoff auf Stoff, und der wackere Muſäus, der zuerſt die Rübezahlmärchen breitſpann (Schade, daß er die kleine Abgeſchmacktheit beging, ſie Legenden von Rübezahl zu taufen, als wenn der Herr des Gebirges, der alte Domine Joannes, ein Heiliger geweſen wäre), hätte noch viele Bände mehr damit füllen können, als er ohnedies füllte. Siehe D. Sagenbuch 640—641.

---

*) Eigene Worte des Verfaſſers!

Es iſt aber um den Rübezahl etwas ſehr Eigenes und Wunderſames, daß er ſo allein und ohne Gleichen mitten in der deutſchen Sage ſteht, und wir werden ſeiner bei der näheren Betrachtung der deutſchen Dämonenwelt noch ausführlicher gedenken.

An das Zuſammenfließen der Heidenzeit mit der chriſtlichen Zeit erinnert der Klang des alten Eddamythus, mit dem Nibelungenlied in Eins zuſammengeſchmolzen, wie in Schmiedekohlengluth erweichtes Eiſen auf Eiſen, in dem allbeliebten Volksbuche:

Der hörnene Siegfried.

„Eine wunderſchöne Hiſtorie von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Ebenteuer dieſer theure Ritter ausgeſtanden, ſehr denkwürdig und mit Luſt zu leſen. Gedruckt in dieſem Jahr. Cöln und Nürnberg.“

Aus dem hohen heldenſtarken Nordlandsepos und den Nibelungengeſängen geboren, mannichfach verändert, immer noch ſchön, reizend, anziehend, und doch voll Graus erſcheint die uralte Siegfriedsſage in ihrer letzten Verjüngung als deutſches Volksbuch. Namen und Orte ſind verändert, das Ferne, Mythiſche, iſt greifbar nahe gerückt, die Geſtalten fliegender, feuerſpeiender Drachen, Rieſen und Zwerge treten auf, als verſtehe ſich ihr wirkliches Vorhandenſein ganz von ſelbſt. Und dies ſchlichte Büchlein trat ſo ſtill aus der Zeiten Frühe heraus auf den deutſchen Büchermarkt! Niemand weiß, wer die alten Mären umzauberte, ſie für das Volk und deſſen Begriffe angemeſſen aufs Neue zu Tage brachte. Wer als Kind oder Knabe dies Buch lieſt, vergißt es durch ſein ganzes Leben nicht, und im Alter noch erinnert er ſich jener Schauer, die er empfand, als Siegfried mit dem grimmen Rieſen Wolfgrambär kämpfte, als das Zwerglein Egwald ihn mit der Nebelkappe der Unſichtbarkeit deckte, und wie die Drachen geflogen kamen, daß vom Rauſchen ihrer Flügel das ganze Gebirge ſchütterte. Und nun vollends der ungeheuerliche Kampf mit dem Drachen, und wie Siegfried den Hort findet, und endlich dem gräulichen Wurm obſiegt, und mit der befreiten ſchönen Florigunde gen Worms reitet. Zug um Zug haften gebliebener Eddamythe und Nibelungenſage finden wir wieder; der Zwergkönig muß Siegfried ſein Zukunftsloos vorausſagen, welche Prophezeiung denn auch nach noch manchem wohlbeſtandenen Abenteuer eintrifft. Der grimme Hagen der Nibelungen wird im Volksbuche zum Hagenwald und ſtößt dem Siegfried ſein Schwert von hinten zwiſchen die Schultern, an der Stelle, wo er allein verwundbar iſt, und es wird „Leid über Leid." —

Aber nicht nur im Volksbuche lebt die Siegfriedſage fort, ſie warf ihren Rieſenſchatten weit über die Rheinlande bis nach Burgund. Um die Zackenkrone des Siebengebirgs, um den Drachenfels, lebt und webt jene gewaltige Sage der Frühzeit, aber auch da, wo Geldern heute liegt, läßt ſie durch einen jungen Helden einen grimmen Drachen erlegen (D. Sagenb. 103 und 136), anderer Orte, wo dieſelbe Sage noch einen Widerhall fand, nicht zu gedenken.

Daß die Volksbuchdichtung, die ſich antiker und mythiſcher Stoffe mit Glück bemächtigte, auch mit ſicherer Hand in den chriſtlichen Mythus griff und Stoffe aus ihm formte, wird nur ſach- und naturgemäß befunden werden.

Zunächſt war es die vom Hauch der antiken Welt umwehte myſtiſche Zwölf der Sibyllen, die unter dem Titel bekannt iſt:

Sibyllen-Weiſſagung. „Zwölf Sibyllen-Weiſſagungen, viel wunderbarer Zukunft, vom Anfang bis zum Ende der Welt beſagend. Auch der Königin von Saba Prophezeiung. Wie auch merklicher zukünftiger Dinge, von St. Brigitten, Cyrillo, Methodio, Joachimo, Bruder Reinhard, Johannes Lichtenberger und Bruder Jacob aus Hiſpanien. Aufs neue wieder gedruckt. Cöln und Nürnberg.“ (Früher auch in Reimen erſchienen, 1517, aber 1516 bereits in Proſa vorhanden.)

Die Weiſſagung fand von je einen ergiebigen Boden in der Menſchenſeele; der jüdiſchen wie der chriſtlichen Welt ward Achtung vor ihr durch die heilige Schrift ins Herz gepflanzt, der antiken Welt war ſie aus früheſten Zeiten bekannt. Griechen und Römer hatten ihre Orakelhaine und Orakelgötter; weiſſagend beginnt die Edda durch der Wöle Mund zu reden. Alte Geſchichtſchreiber kündeten von den zwölf Sibyllen des Alterthums, und Schriftreſte in griechiſcher Sprache ſind noch vorhanden, voll alter prophetiſcher Weisheit. Das deutſche Volksbuch erfaßte die antiken Sibyllen ganz vom chriſtlichen Standpunkt, und deutete mit derſelben Unfehlbarkeit und Gläubigkeit deren mythiſche Ausſprüche auf das Chriſtenthum, mit der die Ausleger der bibliſchen Ueberlieferungen das hohe Lied Salomo's auf die chriſtliche Kirche deuteten. Die zwölf Sibyllen werden namentlich aufgeführt, und ihrer Zahl wird auch noch eine dreizehnte hinzugefügt. Sibylla Perſica zeugte — nach dem Volksbuch — von Chriſto, ihrem Seligmacher, Sibylla Libyca und Delphica desgleichen.

Sibylla Chimerica weiſſagt von Mariä künftiger Geburt; Sibylla Samia prophezeit ſchon in jungen Jahren aus Eingebung des heiligen Geiſtes, und Sibylla Cumana Amalthea weiſſagt ebenfalls von Chriſtus, ebenſo die Sibylla Hellespontica, ſchon eine bejahrte Matrone, nicht minder die Sibylla Phrygica und die jugendliche Sibylla Europäa. Sibylla Tiburtina, die zu des Kaiſers Octavianus Zeiten lebte, ſagte klärlich Chriſti Geburt voraus; die Babylonierin Sibylla Erythrea, auch Erophile, ſoll Troja's Untergang prophezeit haben „und daß der Poet Homerus viel Märlein und Lügen ſchreiben werde.“ Die zwölfte Sibylle, Agrippa, nicht mehr ganz jung, prophezeit wieder von Chriſtus, und die ſpät hinzugethane dreizehnte endlich, Sibylla Nichaula, welches keine andere iſt, als die Königin von Saba, war es, die den weiſen König Salomo aufſuchte. Sie weiſſagte von Chriſti Kreuzestod und der künftigen Verbreitung des Chriſtenthums über die Erde, wie deſſen Herrſchaft über die Juden, aber auch von der Menſchen Verſchlechterung und von ſchlimmen kommenden Zeiten.

Das Uebrige des Volksbuches verliert ſich in verworrenes unklares Reden, aus Mönchslegenden planlos zuſammengeſchrieben, mit Hinblicken auf die Zeit, in welcher wir die Entſtehung der älteſten Ausgaben des Sibyllenbuches zu ſuchen haben. Das aber iſt merkwürdig und eigenthümlich, daß auch in *örtlicher* Volksſage hie und da etwas von Sibyllen und ſibylliniſcher Weiſſagung haften geblieben iſt. Schon das iſt ein eigenthümlicher ſagenhafter Zug im Buche ſelbſt, daß die heilige Brigitte geweiſſagt haben ſoll: „Der Türk wird in den letzten Jahren ſeines Regiments innen haben die anſtoßenden Länder (nämlich am Rheinſtrom) und wird bei Cöln erſchlagen werden.“ Dahin deutet zunächſt wieder eine alte dunkle Prophezeiung, der Türke werde noch einſtens ſeine Roſſe im Rheine tränken. Im thüringiſchen Saalthale geht allgemein die Sage, daß die Sibylla — welche, weiß das Volk nicht, denn wie ſollte es die zwölf lateiniſchen Namen oder auch nur einen derſelben, im Gedächtniß behalten? — geweiſſagt habe: auf der Saalfelder Brücke werde der letzte Türke erſchlagen werden. Daſſelbe erzählt man ſich zu Gyba bei Saalfeld, nur mit dem komiſchen Unterſchiede, daß er dort in einem *Backofen* umkommen werde. Unmöglich iſt es nicht, daß ſeine neuen Freunde dem Türken noch die Hölle trotz einem Backofen heiß machen. Ganz ſo wie in Saalfeld wiederholt ſich auch im Werrathale die Sage, wo die Barchfelder Brücke zu dieſem Ereigniß auserſehen iſt. Barchfeld iſt ein kurheſſiſches Dorf an der Straße von Meiningen nach Eiſenach. Wer deutet das? In Schwaben iſt die Sibyllenhöhle, nahe bei dem alten Stamm-Schloſſe Teck, darin ſoll eine Sibylle gewohnt und geweiſſagt haben, noch zeigt man ihre Wagenſpur, und nennt dieſe Sibyllenfahrt; alſo *fuhr* dieſe Sibylle. Und das Feld, darüber ſie fuhr, bleibt noch immer 14 Tage länger *grün*, als alles andere Land umher. So auch ſtand eine große uralte Linde bei Eiſersdorf, in der Herrſchaft Glatz in Böhmen, die ſtets von Neuem ausgrünte, wenn ſie durch ihr hohes Alter von Zeit zu Zeit verdorrte, und auf ihr ſaß, oder in ihr wohnte eine Sibylle und weiſſagte — und zwar wieder nur vom Türken. Dieſer werde über die ſteinerne Brücke ſeinen Einzug in Glatz halten, und dann unterliegen. D. Sagenbuch 657. 902.

Eng an die Sibyllenbücher ſchloſſen ſich Lichtenbergers und Anderer myſtiſche Weiſſagungen an, welche freilich nicht mehr in den Kreis der eigentlichen Volksbücher gehören; dagegen gehören in denſelben die zahlreichen Bücher, die den Namen Practica an der Stirne trugen. Sie waren zum Theil ſehr wunderſam und ſind noch gar nicht gewürdigt, freilich ſind ſie auch ſehr ſelten. Wir wollen nur eins in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen.

„Practica, deutſch anſohē. So man zalt noch gottes Practica. geburt. Tuſent fünffhundert vnn zwey jor. Vnd wurt gewerren, bis zu vollendung des ſpruchs. Wer hett das gemeint. Vnd zu leicht (sic) von der zukunfft des Endcriſt. Alſo nit ver, gehört die zyt.“

Holzſchnitt, gleichzeitig colorirt. Ein blinder Mann, mit halbem Leib in einem wogenden Strome ſtehend, hinter ihm fährt eine Schlange empor, ihm nach dem Haupt; in der linken Hand hält er ein Herz mit zwei Augen; vor ſeinem Angeſicht ſchwebt ein Todtenſchädel. Mit der rechten Hand deutet der Mann in eine ſtrahlenſchießende Wolke, Kreuze regnen vom Himmel, und fallen auf Land und Fluth.

Unten ſteht noch mit großen Lettern: Und iſt geſatz vff xxvii. jor. lang.

Auf der Rückſeite kniet unter ſternbeſätem, ſtrahlendem Himmel derſelbe Mann, das Herz mit den Augen auf der Bruſt. Vor ihm Teufel, Tod und Chriſtus. Der Teufel hält einen Strick bereit, der Tod macht ihm mit dem Zeigefinger der linken Knochenhand das Zeichen des Schweigens auf den Mund; Chriſtus über Tod und Teufel in der Glorie hebt erbarmend ſeine Hände empor. Ueber dieſem nicht bemalten Holzſchnitt:

„Myn werck das würck, din will iſt fry. Was zeichen kum, dich beſſer by. Es kumt die zyt, du muſt darvon. Du habs gutz oder böß geton.“

Dieſes Büchlein in Quart, das uns leider nur in einem mangelhaften Exemplar vorliegt, iſt ohnzweifelhaft ein Straßburger Druck und voll Holzſchnitte der Elſaſſiſchen Schule, wie voll prophetiſcher Weisheit, in myſtiſcher, zum Theil gereimter Sprache, ſo z. B. über einem Bilde, darauf man hingeſtreckte menſchliche Leichname erblickt, nach denen Drachen und wilde Thiere ſchnappen, die Strophe:

„Ich kum do har, dor ich nie kam. Ich bin der iſt, nit myn nam. Und der ich bin der word ich nie, wyt von dan iſt alzyt hie. Hie do vnd dort iſt nit ferr, lyt als im land wur werr bis das der die regirrē. Oft land vnd lût verlierē, man ſpricht in grit harh ordē Vntru ein ayt ſy werden, nvd hoffart haß iſt ſin geſind. verderbt vff erd man wib vnd kind.“

War es ein Wunder, wenn Leute über ſolche Bücher tiefſinnig wurden?

Hatten die Sibyllen von Chriſtus prophezeit, ſo war es naturgemäß, daß auch der eingeborene Gottesſohn dem Volke noch näher gerückt wurde, als es durch die mündliche Lehre des Klerus geſchah, denn die Quelle war ja dem Volke vermauert, aus der es ſelbſt hätte ſchöpfen können. Man machte daher nicht nur die Legende und die gereimten Marienleben, ſondern auch Volksbücher zum Kindleinbrunnen, aus dem mit gläubiger Seele das liebe Chriſtkindlein hervor geholt und zu Tage getragen ward; ſo entſtand das Büchlein:

Chriſti Kinderbuch. „Unſers Herrn Jeſu Chriſti Kinderbuch; oder merkwürdige hiſtoriſche Beſchreibung von Joachim und Anna, deren Geſchlecht, aus welchem ſie geboren. Item von ihrer Tochter, der Jungfrau Maria, und von der Geburt und Auferziehung Chriſti: wie auch von der Flucht Chriſti, und was ſich ſowohl auf ihrer Reiſe nach Aegypten, als auch bei ihrem ſiebenjährigen Aufenthalte daſelbſt, nicht weniger bei der Rückreiſe und hernach zu Jeruſalem für große Wunderwerke zugetragen haben. Ganz friſch aus dem Italieniſchen ins Teutſche überſetzt. Cöln, Altona und Nürnberg.“

Das Buch iſt beſſer, als ſein ermüdender, ſchleppender Titel; es iſt Alles darin lieb und kindlich, wie es in den alten Mariendichtungen auch iſt; das kommt daher, daß es gar alt iſt, wie auch ſeine metriſchen Vorbilder. Wir glauben nicht, daß es in Italien entſprang, es deutet ja gar zu deutlich nach den deutſchen Marienleben hin, es müßte denn nach Wälſchland gewandert, dort übertragen und ſpät wieder zurück übertragen worden ſein. Uns erinnert es an alle die deutſchen Sagen, die, wunderſam genug, Chriſtus unbefangen nach Deutſchland verſetzen, wie es ja dem Landpfleger Pilatus auch geſchehen, von dem noch der Pilatusberg und -See in der Schweiz den Namen trägt (D. Sagenb. 10.). Nicht zu gedenken der zahlreichen wunderbaren Chriſtusbilder, wie das zu Wittenberg, das ſtets eine Kopfeslänge größer erſcheint, als der vor ihm ſtehende Menſch (D. Sagenbuch 368), haben ſich Sagen erhalten, die ſeltſamer Weiſe wieder an die halbmythiſchen Roſſeſprungſagen erinnern, aber unmittelbar auf Chriſtus ſelbſt bezogen werden. So im Thüringerwalde, beim Anfang des Thüringerthales, im Aiterode (wol für Odinrode), der Fels, Eſelsſprung genannt, wo geradezu die Sage geht, daß einſt der Herr Chriſtus dort geritten, und mit ſeinem Eſel die Felswand herab geſprengt ſei, ſo daß des Eſels Fuß ſich tief dem Steine eingeprägt. Gleiches gilt von dem Herrgottstritte in der ſchwäbiſchen Alp; allda iſt bei der Burgtrümmer Roſenſtein die Stelle, wo der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt zeigte, und wollte, daß er ihn anbeten ſolle, aber der Herr warf ihn in die Teufelsklinge, ſchritt vom Burgberg hinüber zum Scheulberg, und prägte hüben und drüben ſeinen Fußtritt ein; es entſtand ſogar eine

Wallfahrt zu dieſen Tritten. Merkwürdig iſt, daß eine „Klinge“, Gebirgswieſe, auch jenem Thüringer Thale nicht fern liegt. „Klinge“ heißt ſo viel als Rauſche, Brauſe, ſei es Waſſerſtrömung, ſei es Windeswehen in Waldesräumen oder auf hoher Bergeshalde. Auf einem Steine in der Gegend von Eger ruhte, nach der Sage, Chriſtus unſer Herr, und drückte tief in den Stein die ganze Geſtalt ſeines heiligen Leibes (D. Sagenb. 695, 937.). Wie iſt es doch etwas ſo Eignes um ſolcher Sagen Entſtehung! Wer fand ſie zuerſt? Wer trug ſie in das Volk? Aus Büchern kamen ſie nicht, wie deuten wir ihr Daſein? Sie ſtehen der Legende ſo nahe, und wurzeln doch nicht in der Legende. Wir ſehen, daß trotz dem reichen Schatz, den redlicher Fleiß deutſcher Forſchung hob, immer noch genug übrig bleibt für die Fündner der Zukunft.

Auch reine Legendenſtoffe wandelten ſich zu Volksbüchern um. Das berühmte Buch des Jacobus de Voragine: **Legenda aurea**, welches in alten Ausgaben auch den Titel **Historia Lombardica** führt, war für ſolche Legendenſtoffe eine reiche Fundgrube. Einiger derſelben, die zu deutſchen Volksbüchern verarbeitet wurden, ſei hier Erwähnung gethan, zuvor aber noch eines halb und halb legendenartigen Schwankes erwähnt:

Immerwährendes Elend.

„Das bis an den jüngſten Tag währende Elend, wegen ſeiner Annehmlichkeit aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt.“

Die Apoſtel Petrus und Paulus wandern mit einander und treffen eine ſchlichte Frau, die ſie mit Humor empfängt, und einen filzigen Reichen, der ſie von ſeiner Thüre weiſt; dann wandern ſie weiter und kommen, von jener Frau geleitet, zu einem Manne, Namens Elend, der ſie willig aufnimmt, und zum Lohn dafür die Gewährung der Bitte erhält, daß Jeder, der den Birnbaum des Elends beſteigt, darauf ſitzen bleiben muß, mit welchem Zuge das allegoriſche Legendenmärchen in die Sage vom Schmidt von Jüterbogk oder Apolda und in die Wunſch-Erfüllung hineinſpielt, denn nun kommt auch der Tod, der bewogen wird, auf den Birnbaum zu ſteigen und ebenfalls nicht wieder herunterkann, bis er verſpricht, den Elend ſtets zu verſchonen. Darum bleibt nun der Elend fort und fort auf der Welt, und wird der letzte Menſch ſein, wenn ſie einſt vergeht.

Dieſe Dichtung iſt jedenfalls nur abgeblaßter Nachhall deutſcher Volksſage, und wenn ſie wirklich aus dem Franzöſiſchen wieder zu uns herübergekommen ſein ſollte, ſo iſt ſie drüben nicht beſſer geworden, auch ſcheint ſie nicht alt, denn der Dialog iſt matt und fad. Ungleich poetiſcher iſt die Legendendichtung:

Biſchof Gregor.

„Eine ſchöne merkwürdige Hiſtorie des heiligen Biſchoffs Gregorii auf dem Stein genannt. Cöln am Rhein.“ Sie iſt Nachhall jenes alten gleichnamigen Gedichtes von Hartmann von Aue und ſteht den alten naiven und unverfälſchten Volksbüchern nicht nach, daher hat ſie auch die Erneuung verdient, die ihr in jüngſter Zeit Ottmar F. H. Schönhuth hat angedeihen laſſen, der ſie vom alten Volksbücherſtapelplatz Reutlingen aus mit andern verjüngt in die Welt ſandte. Derſelbe erneute auch die Legende von den heiligen 3 Königen, die in frühen Drucken verſchieden bearbeitet erſchien.

Völlig Legende iſt die

St. Chriſtophorus.

„Lebensbeſchreibung des heiligen Chriſtophorus. Cöln am Rhein“, aber nicht ohne den neuzeitlichen Anhauch, der ſolche alte Stoffe nicht beſſer macht.

Ungleich bedeutſamer, als alle die zuletzt aufgeführten

Stücke iſt das Volksbuch von Ahasver, dem ewigen Juden, das, unzählige Male unter mannichfach verändertem Titel gedruckt, die reißendſte Verbreitung, wie den vollſten Glauben fand, und eine ganze Literatur hervorrief. und dabei iſt — was das Wunderbarſte — das Buch und die Märe, die es behandelt, nicht alt, hat keinen frühen Urſprung — datirt erſt aus dem Zeitalter des Beginnes des deutſchen Krieges.

Der ewige Jude.

„Der immer in der Welt wandernde Jude, das iſt: Bericht von einem Juden aus Jeruſalem, mit Namen Ahasverus, welcher vorgiebt, er ſei bey der Kreuzigung Chriſti geweſen, und bisher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden. Wie auch ein Bericht von den zwölf jüdiſchen Stämmen, was ein jeder Stamm dem Herrn Chriſto zur Schmach angethan, und was ſie dafür leiden müſſen.“ Cöln am Rhein und Nürnberg, auch anderwärts.

Aber ſchon 1619 erſchien Ahasvers Bild (Contrafactur) zu Augsburg, dann folgte ein Bericht über den ewigen Juden, durch Chryſoſtomus Dudüläus aus Weſtphalen, im Jahr 1634 und 1644, und meldete das im Jahr 1537 erfolgte Auftreten eines räthſelhaften Wanderers, der ſich für einen Zeitgenoſſen des Heilandes ausgegeben, und die nun allbekannte Sage von ſich ſelbſt erzählt habe. Der eigenthümlich poetiſche Stoff zündete weiter, regte nach allen Seiten hin an, das Volk griff gläubig nach dem Buche, und Dichter wie Proſaiker verherrlichten den ewigen Juden. Das uralte heidniſch-mythiſche Element, tiefgewurzelt durch die Sagen von zu ewigem Umherziehen verdammten Geiſtern und Seelen in Wuotans Todtenheer, wie jene ebenfalls in der Sage wurzelnde gleiche Strafe der Herodias verdichtete ſich und verjüngte ſich nun um einen Mann und fand im Glauben des Volkes den willigſten Boden für ewige Dauer.

Das an ſich nicht werthvolle Volksbuch trug unſerer Literatur das geiſtige Saamenkorn einer hochtragiſchen Idee, und wir haben die Verpflichtung, dieſem Buche dafür dankbar zu ſein. Selbſt die örtliche Volksſage bemächtigte ſich des willkommenen Stoffes. Auf dem Matterhorn in der Nachbarſchaft des Monte Roſa ſoll eine Stadt gelegen haben, zu welcher der laufende Jude, wie er in der Schweiz heißt, gekommen ſei, und in ihr nirgend Aufnahme gefunden habe, und da habe er die Stadt verwünſcht, daß, wenn er wiederkomme, nichts mehr von ihr zu finden ſein ſolle, als ihre Stätte, und Gras über ihr, Bäume und Felſen, und wenn er abermals komme, nichts als Schnee und Eis. Und das ſei alles eingetroffen. Und wird auch geſagt, wenn der ewige Jude hundert Jahre alt geworden, da werde er jedesmal wieder ſo jung, wie unſer Heiland war, als Ahasver ihn von ſeiner Schwelle ſtieß. Auch iſt ein Sprichwort im Volke entſtanden: Du läufſt wie der ewige Jude. Im Jahre 1721 iſt der „lauffende Schuſter zu München ankhommen, iſt aber nicht in die Stadt gelaſſen worden. — Er handlete auch mit Geſchmuck und Perlein.“

Da nun der ewige Jude wandern muß bis zum jüngſten Tage, ſo reiht ſich an das Volksbuch über ihn am geeignetſten ein zweites an, das den Titel führt:

Jüngſtes Gericht.

„Wahrhafftige Beſchreibung des Jüngſten Gerichts im Thal Joſaphats, wie daſſelbe von unſerm Herrn Jeſu Chriſto gehalten, auch was von demſelben für erſchröckliche Tag- und Wunderzeichen geſchehen werden u. ſ. w. u. ſ. w. Gedruckt im Jahr Chriſti. (Nürnberg und auch anderorts.)

Dieſes merkwürdige Büchlein iſt in gereimter Proſa gedruckt, und völlig dramatiſch gehalten; es iſt ein ernſtes altes bisher ungewürdigt gebliebenes Myſterium, und es tönt uns daraus entgegen, wie ein Nachhall ſibylliniſcher Weiſſagungen.

Propheten und Weiſe treten weiſſagend auf, führen ſich redend ein, ſo Joel, Sophonias; ſprechen makamenartig, wie z. B. Gregorius: „St. Gregorius ein Lehrer, und des chriſtlichen Glaubens ein Mehrer. Ich bin von Gottes Weisheit, und will euch anzeigen die Wahrheit“ u. ſ. w. Salomon, Job, Hieronymus folgen einer nach dem andern; der Letztgenannte ſchildert die Schreckniſſe der letzten Tage furchtbar, wie die alte Edda ihren Asgardbrand, und verheißt auch, gleich ihr, einen neuen Himmel, eine neue Erde. „Am funfzehnten Tage, das iſt wahr, da wird eine neue Welt gar ſchön und klar.“

Jetzt treten, ganz wie in den alten Myſterien, poſaunende Erzengel auf, und die Todten erſtehen aus ihren Gräbern, Michael, Gabriel und Raphael reden und rufen nach einander. Nun ſpricht Chriſtus der Herr, und ſcheidet die Guten von den Böſen, preiſt die Werke der heiligen Barmherzigkeit und erhöhet Maria, ſeine Mutter. Hierauf beginnt die Scene der Verdammniß; vergebens erflehen die Verdammten Vergebung, ſie werden dem oberſten der Teufel, Lucifer, überwieſen. Lucifer ſchildert dem Herrn erfreut alle die Martern und Qualen, die er den Verdammten anthun will. Eine Seele ſchreit jammernd auf, Maria fühlt ſich zur Fürbitte bewegt, die Chriſtus abweiſt, worüber Satan, der zweite Teufel, ſehr erfreut iſt. Fruchtlos erheben die Verdammten neue Klage; Lucifer rückt ihnen ihr Sündenregiſter vor, und übergiebt ſie den Teufeln, die ſie in die unterſte Hölle führen, welche Chriſtus zuſchließt. Hierauf erheben ſich die heiligen zwölf Apoſtel, welche bisher in ſtummer Rolle da geſeſſen haben, von ihren Richterſtühlen, und jeder ſpricht eine preiſende Strophe, in der er ſein eigenes Martyrium erwähnt, das ihn von der Hölle befreit habe, z. B. St. Bartholomäus: „O Herr, ich lobe dich zu dieſen Stunden, zu Uranopolis ward ich lebendig geſchunden, und darnach mir abgeſchlagen mein Haupt, darum bin ich der leidigen Hölle beraubt.“ Chriſtus ſchließt die Scene mit einer Anrede an ſeine Mutter und die Apoſtel.

Wir finden — den Schluß mit der Zuziehung der Apoſtel abgerechnet — ungemeine Aehnlichkeit im Gang der Handlung, wie im Geiſt der Dichtung, mit dem von uns zur Herausgabe vorbereiteten Eiſenacher Myſterium „von den zehn Jungfrauen“: auch dort Chriſtus als unerbittlicher, unſühnbarer Richter, ſo mild er auch zu ſeiner Mutter redet; auch dort Lucifer, und ſtatt Satans Beelzebub; auch dort die jammernde Wehklage der Verdammten, nur Alles weiter ausgedehnt, noch ergreifender, noch bilderreicher, dafür auch älter. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieſem Volksbüchlein ein rein erhaltenes deutſches geiſtliches Schauſpiel erblicken, das wol in das vierzehnte oder in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gehören dürfte, und das nur ſpätere Herausgeber eine „Beſchreibung“ auf dem Titel, und „ein Leſen“ am Schluſſe irrthümlich nannten. Ganz ſicher iſt daſſelbe ſceniſch aufgeführt worden.

Wenden wir uns nun — mit Uebergehung minder ſich verjüngt habender alter Volksbücher chriſtlich-ethiſchen und legendenartigen Gehaltes, wie die „Standhaftigkeit des heiligen Baſilii, 1548, die Legende von St. Katharine, 1500, die vom Kaiſer Heinrich und Kunigunde, die St. Wolfgangs, St. Meinrads u. a. — zu der großen Zahl ritterlich-romantiſcher Volksbücher, ſo treten uns viele vom Auslande überkommene Stoffe entgegen, die wir raſch vorübergleiten laſſen können, wenn ſie nicht unſer Volksthum oder unſere Sagenwelt unmittelbar berühren, wie es bei mehreren der eben genannten Legendenſtoffe auch der Fall iſt.

Es frommt nicht, bei dieſer Volksbücherreihe hiſtoriſchen

Folgeſchritt einzuhalten, und nun wieder die dem Artus-, dem Karl-Sagenkreis, dem wälſchen Urſprung angehörigen ꝛc. ängſtlich zu ſondern, iſt ja doch Alles Märe, Dichtung, ſteift ſich nicht auf die Geſchichte, und lieblicherer Anblick iſts, eine Singvögelſchaar durch einander fliegen und flattern zu ſehen am rieſelnden Waldborn, als jeden Vogel einzeln ausgeſtopft im Naturalienkabinet, im Glaskaſten zu betrachten. Daher möge zunächſt das alte Buch der Liebe uns Leitfaden ſein, bis wir dann ſehen, was noch außer ihm vorliegt. Dieſes Buch der Liebe iſt noch eine ganz vortreffliche Sammlung alter Volksbücher in einem einzigen Bande, der im Jahr 1587 „in Verlegung Siegmund Carlen Feyrabends“ zu Frankfurt am Main erſchien, geziert mit zahlreichen und allerliebſten Holzſchnitten eines wackern deutſchen Meiſters, vielleicht eines Feierabend ſelbſt, die lebhaft an die zierliche Weiſe des Virgilius Solis und Joſt Amman erinnern, häufig indeß mit ziemlicher Willkür und oft wiederholt angewendet ſind, z. B. die zu einem Fortunat gehörigen beim Triſtan u. a., was äußerſt naivkomiſch wirkt.

Der Titel dieſes Folianten iſt ſchier unmöglich abzuſchreiben, er umfaßt nicht weniger als 35, zum Theil ſehr lange Zeilen. Jeder Holzſchnitt bildet ein längliches Oval, an welches 4 ornamentale Eckſtücken mannichfacher Art angefügt ſind.

Zwei Mal wurde angeſetzt, das werthe und höchſt ſeltene Buch zu erneuen. Heinrich Auguſt Ottokar Reichard begann den erſten Verſuch, Leipzig 1779. Es blieb bei einem einzigen Bande, der nur 2 Stücke enthielt. Dr. J. G. Büſching und Dr. F. H. von der Hagen wagten den zweiten, Berlin 1809. Auch nur 1 Band mit 3 Stücken! Spätere brachten Einzelnes daraus vereinzelt zu Tage — und wir ſehen, daß trotz alles gegenwärtigen Bücherdruckens und alles

Häufens von Maculatur, wir doch der früheren Zeit nachſtehen, die ein ſolches Werk voll poetiſcher Stoffe, ſo groß und reich nicht nur durch die Preſſe zu Tage brachte, ſondern auch ſo glänzend mit Bildern zierte. Und jetzt — wenn einer zur Ehre alter deutſcher Dichtung etwas thun will, thäte es Noth, er flehte Buchhändler und Publicum fußfällig an, ſein Werk ins Leben treten laſſen zu helfen, bettelte um Subſcribenten, opferte umſonſt und ohne den mindeſten Ertrag Zeit und Mühe, ja ſelbſt noch Geld — das iſt das deutſche Nationalbewußtſein, das iſt unſer Nationalgefühl! Dafür ſchmückt man die Büchertiſche mit ſüßlichen „Amaranthen“ oder wälſchen „Camellien-Blumen.“ —

Kaiſer Octavianus.

„Eine ſchöne und kurzweiliche Hiſtori vom Kaiſer Octaviano, ſeinem Gemahel und zweien Söhnen, wie ſie in das Elend verſchickt und nachmals wunderbarlich in Frankreich bei dem frommen Könige Dagoberto wiederumb zuſammen kommen ſind.“*)

Dieſes äußerſt beliebte und weit verbreitete Volksbuch erſchien in deutſcher Bearbeitung zuerſt 1535 zu Straßburg, wo damals der Hauptherd für die alten Drucke der Volksbücher war, und wurde ſeitdem häufigſt erneut. Bekannt iſt die Tieck'ſche Bearbeitung oder vielmehr Umdichtung, welcher Görres viel emphatiſches Lob zollt. In Troyes war das Buch unter dem Titel: Florent et Lyon erſchienen.

Der Octavianus gehört in die zweite Reihe des karlingiſchen Sagenkreiſes, hat völlig romantiſch-novelliſtiſche Färbung, und iſt offenbar franzöſiſchen Urſprunges. Nachhall deſſelben in deutſcher Sage läßt ſich wenig finden, es wäre denn der Raub eines Kindes durch einen Affen, wie in der Sage vom Affen im Rheingrafenſchloſſe Dhaun (D. Sagenb. 78.), und die Sage von Heinrich dem Welfen, dem der Löwe als treuer Beſchirmer nachfolgt, wie im Buche jene Löwin des Cäſarin. Auch an König Dagobert blieb in deutſchen Landen noch manche Erinnerung haften. Sagen gedenken ſeiner Milde, ſelbſt gegen Thiere; von ſeiner Heilung, die zur Gründung Heiligenſtadts auf dem Eichsfelde Anlaß gegeben haben ſoll, und wie die Teufel ſeine Seele auf einem Schiffe hielten, welche der heilige Dionyſius mit Hülfe anderer Heiligen durch Gebet errettete (D. Sagenb. 5 und 440). Selbſt der Name Marcibilla kommt noch hie und da als Taufname vor, und entſtammt, da unſeres Wiſſens keine Kalenderheilige denſelben führt, ohne Zweifel dem Volksbuche vom Kaiſer Octavianus, ſcheint übrigens, — wodurch er chriſtianiſirt wird — nur aus Maria Sibylla zuſammengezogen.

---

*) Wir behalten bei Anführung dieſer Titel die alte Rechtſchreibung nicht buchſtäblich bei, da ſie doch keine feſtſtehende iſt.

Die ſchöne Magelone. „Ein faſt ſchöne und kurzweilige Hiſtori, von der ſchönen Magelona, eines Königs Tochter von Neaples, und einem Ritter, Peter mit den ſilbern Schlüſſeln, eines Graven Sohn aus Provincia.“

Franzöſiſchen Urſprunges, doch ſchon als Volksbuch 1535 oder 1536 zu Augsburg, mit einem bevorwortenden Sendbrief Georg Spalatins, gedruckt, von Veit Warbeck übertragen. Mit ſolcher Empfehlung konnten Magelone und ihr Peter getroſt ihre Wanderung in das deutſche Volk antreten. Dieſe Dichtung iſt mild und ungemein innig gehalten, und hat, gleich der Genoveva, legendenartige Färbung. Noch zeigt man in der Provence (ſie iſt das Provincia des Titels) das Grab Magelonens, und eine Inſel bei Marſeille überliefert ihren Namen der ſpäten Nachwelt.

„Ein ſchöne kurzweilige und liebliche Hiſtori, von dem edlen und theuern Ritter Galmyen, und von ſeiner züchtigen Liebe, ſo er zu einer Herzogin getragen, welche er in eines Mönchs Geſtalt von dem Feuer und einem ſchändlichen Tod erlöſt hat, und zuletzt zu einem gewaltigen Herzogen in Britannien erwählt.“ Ritter Galmei.

Zuerſt in einem Straßburger Druck 1540 erſchienen, dann im Buch der Liebe wiederholt, daraus von Reichard und dann noch öfters erneut; ein Roman, ohne Zweifel franzöſiſchen oder britanniſchen Urſprunges, voll Liebesſchmerzen, Tröſtung, Turnei, Falſchheit und Abenteuer. Der Ritter Galmy liebt außerordentlich züchtig eine Herzogin, ſie liebt ihn ebenſo wieder, unbeſchadet daß ſie verheirathet iſt, ſchreibt ihm Briefe, ſchickt ihm Geſchenke. Neider und Widerſacher ſind rege, unterliegen aber allzumal, und der tapfere Ritter wird der Herzogin Truchſeß, die in Ohnmacht fällt, als er ſich beim Zerlegen eines Bratens in den Daumen ſchneidet, wodurch mancherlei Gedanken erregt werden. Der Ritter hält, auf den Rath ſeines treuen Freundes hin, endlich für gut, Urlaub zu nehmen und von dannen zu ziehen, worauf der Herzog, der eine ungemein paſſive Rolle ſpielt, eine Reiſe nach dem heiligen Grabe antritt, und ſeinem Marſchalk die Hut der Herzogin anempfiehlt.

Jetzt ſpielt der Roman in die deutſche Genovevenſage hinein; der Marſchalk, ein obligater Böſewicht, wie die meiſten Marſchalke in den Volksbüchern, verliebt ſich in die Herzogin, die ihn entrüſtet abweiſt, worauf jener auf Rache und Mord ſinnt, zunächſt aber ſie in ſehr übeln Ruf mit einem Küchenbuben bringt, den er beſtochen hat, und den er öffentlich henken läßt, ſo daß, da der Bube ſeine Lüge bis zum letzten Augenblick nicht widerruft (weil der Marſchalk ihm vorſpiegelt, er werde ihn nicht henken laſſen), aller ehrloſe Verdacht auf der armen Herzogin ruhen bleibt. Der Herzog kehrt aus Paläſtina heim, erfährt die ſchlimme Märe, läßt ſeine Frau einkerkern, und gewährt ihr nur die eine Gunſt, ſich nach einem Kämpfer, der für ihre Ehre eintrete, umzuthun. Hier tritt wieder der durch das ganze ritterliche Mittelalter gehende wichtige Zug des Gottesgerichts hervor, durch welches der Zweikampf in einem ganz andern und ungleich höheren Sinne erfaßt und genommen wurde, als in der Gegenwart, ja gleichſam geheiligt erſchien, indem nicht für die eigene Perſon, nicht um einer Privatbeleidigung und um unerheblicher Dinge willen, ſondern um die Ehre ſchuldlos Angeklagter der Ritter in die Schranken trat, und wo nicht die Fechterkunſt und Gewandtheit, oder die überwiegende Körperkraft nach allgemeinem Glauben den Sieg verſchaffte, ſondern Gott ſelbſt durch ſein ewiges unbeſtechliches Urtheil. Ein Graf aus der Piccardie, im Gefolge des Herzogs, durchſchaut alle die Pläne des Marſchalks und bringt deſſen Unthaten an den Tag, und der Marſchalk ſelbſt ſoll nun ſeine behauptete Unſchuld im Gottesgerichtskampfe darthun. Zwar hofft er, es werde ſich für die Herzogin kein Kämpfer ſtellen, allein die Herzogin ſchreibt an ihren treuen Ritter Galmy, der ſich eilend gen Schottland erhebt, ſich aber in die Geſtalt eines Mönchs verſtellt, und ſein Kommen verheimlicht, ſo daß auch die Herzogin daran, daß ihr Hülfe kommen werde, verzweifelt. Erſt in den Schranken des Gerichts und Richtplatzes tritt der Ritter Galmy als Mönch zur Herzogin, ihre Beichte zu hören, und da ſie ſich unſchuldig erweiſt, tritt er nun als ihr Kämpfer für ſie auf, bewältigt den Marſchalk, und zwingt ihn ſeine Bosheit zu bekennen. „Da begab ſich groſſe freude von männiglichen, als man ſahe, daz die edel Hertzogin vnſchuldig war.“ Aus dieſen wenigen Worten erhellt das Gewicht, welches auf den Gottesgerichtskampf gelegt wurde. Der Marſchalk wird nun, nachdem er Alles bekannt hat, in ſeinem Harniſch in den für die Herzogin beſtimmten brennenden Scheiterhaufen geworfen. Die Herzogin weiß aber immer noch nicht, daß der tapfere Mönch ihr herzgeliebter Ritter iſt, der unterdeſſen gleich nach beendigtem Kampfe hinweg geritten. Damit nun endlich die Sache einen Ausgang gewinne, und, nachdem ſich das Laſter erbrochen, die Tugend ſich zu Tiſche ſetzen könne, fällt der Herzog von heiler Haut in eine ſchwere Krankheit und geſegnet das Zeitliche, der Ritter Galmy wird zurück gerufen, und von der dankbaren Herzogin zum Gemahl erhoben. Hochzeit und Kirchgang werden „mit wenig Geſchölls vollbracht, aus der Urſache, daß noch kein Jahr verſchienen war, daß der Herzog geſtorben war", und ſo geht Alles in ritterlichen Züchten und Ehren zu Ende.

Triſtan und Iſolde.

„Ein wunderliche und faſt luſtige Hiſtori, von Herrn Triſtant und der ſchönen Iſalden, eines Königs aus Irland Tochter, was ſie vor große Freud mit einander gehabt haben, und wie dieſelbige Freud ganz trauriglich zu einem End vollbracht ward, ſehr lieblich zu leſen."

Aus dem bekannten Gedicht hervorgegangen und aufgebaut, einer der beliebteſten Ritterromane aus dem Artus-Sagenkreiſe, zuerſt zu Rouen 1489 in Folio gedruckt, dann öfter in Paris, dann deutſch im Buche der Liebe, hierauf wieder von Büſching und von der Hagen herausgegeben, und dann erſt zum deutſchen Volksbuche durch G. O. Marbach und Andere erneut.

Die Dichtung ſchlingt ſich vielfach in andere ein, und ſpätere franzöſiſche und italieniſche Dichter entnahmen ihr ſelbſt mannichfache Stoffe, deren auch mehrere in engliſche

Balladen übergingen. Jn neueſter Zeit hat Friedrich Stöber den Stoff zu einer „Tragödie in Arabesken", jedoch nach dem Gedicht, verarbeitet. Die mancherlei Keuſchheitsproben, d. h. Bewährung jungfräulicher Unberührtheit und weiblicher Ehetreue vor aller Welt — ſind faſt eben ſo anſtößig, als ſie anziehend ſind, und in keiner Weiſe deutſch. Jn Deutſchland gab es für ſolche nur die Feuerprobe, und außerdem, wo Gefahr befürchtet ward und in Ausſicht ſtand, jene gräulichen Gürtel und Schlöſſer, die noch in unſern Raritätenkabinetten gezeigt werden, und keineswegs günſtige Schlüſſe bezüglich der Tugend unſerer Urältermütter ziehen laſſen.

Camille und Emilie. „Hiſtorien und Geſchicht Camilli und Emilie, von ihrer Beider herzlicher brünſtiger Liebe, damit eins gegen das andere iſt entzündet geweſt. Und was ſich in ſolcher Liebe zwiſchen ihnen begeben und zugetragen."

Dieſer Liebesroman iſt jedenfalls franzöſiſchen Urſprunges. Doch iſt uns von ihm weder ein alter Druck, noch eine Erneuung bekannt geworden; deutſches Volksbuch in dem Sinne, daß ein wohlfeiler Druck „in dieſem Jahr" auf Jahrmärkten feil geboten wurde, ſcheint er nie geworden zu ſein. Es iſt die alte Geſchichte, die doch ewig neu bleibt, daß ein Mädchen, die einen Jüngling zärtlich liebt, dieſem entſagen, und einen andern heirathen muß, der aber hier zum Glück kein alter und häßlicher, ſondern auch ein annehmbarer Jüngling von gutem Herkommen iſt, und wahrſcheinlich ſehr zutrauensvollen Gemüthes. Jn den Liebenden waren „zwei Herzen und nur ein Schlag", was das alte Buch der Liebe naiv ſo ausdrückt: „Eine Seel regierte zwei Leible." Da die Liebenden wie Bruder und Schweſter mit einander aufgezogen wurden, ſo müſſen ſie auf Emiliens Hochzeit auch noch mit einander tanzen und ſingen, und thun dies mit ungemeiner Kunſtfertigkeit, zu allmänniglicher Bewunderung. Camillo bringt die Hochzeitsnacht ſeiner Geliebten in ſehr quälenden Gedanken zu, und dann beginnt er mit ihr einen Liebesbriefwechſel. Sie läßt ihn zu ſich kommen, und uns will nicht ziemen, weiter mitzutheilen „was ſich in ſolcher Liebe zwiſchen ihnen beiden begeben und zugetragen“ — dreißig Nächte lang, auch wird verſchwiegen, wo ſich indeß der Gemahl befand. Der Verfaſſer offenbart eine haarſträubende Kenntniß der alten Geſchichte und Mythologie, und ſpinnt den Faden ſeiner Erzählung mit ihr vergoldet weiter bis zum traurigen Ende, da eine ſolche heftige und überſchwängliche Liebe ein anderes nicht finden konnte. Deutſchland aber hat nichts verloren, daß dieſes wälſche Machwerk in früherer Zeit, außer im Buche der Liebe, nicht ſein Volks-Eigenthum geworden.

Flos und Blanceflos.

„Ein ganz kurzweilig Hiſtori von Florio und Blanceflora, was dieſe beide liebhabende Perſonen für Gefahr beſtanden, ehe ſie zu Vollſtreckung ihrer angefangenen Lieb kommen ſeindt u. ſ. w.“

Nach dem oben S. 3. erwähnten Gedicht ſchon 1500 als Proſaroman zu Metz deutſch gedruckt, ſpäter zu Frankfurt; auch von Hans Sachs in ein Schauſpiel umgewandelt, offenbar italieniſchen Urſprunges, als ſpäteres deutſches Volksbuch wol kaum ausgegangen, und erſt in neuerer Zeit, in welcher neben Tieck, Reichard, Büſching, von der Hagen, ſich G. O. Marbach, O. L. B. Wolff und Ottmar F. H. Schönhuth als Erneuerer alter Volksbücher hervorgethan, wieder aufgefriſcht zu Tage gekommen, deſto mehr aber in Novellen oder in lyriſcher Form vielfach benutzt, namentlich von Dichterinnen, denen das zarte Element in der Liebe des Flos und der Dame Blanceflos beſonders zuſagte.

Wieder ein böſer Marſchalk, viel alte Geſchichte und Mythologie (man opfert noch an den Altären des Mars und der Venus, außerdem geht Alles ganz mittelalterlich zu), wieder angedrohter Feuertod der unſchuldig Angeklagten, wieder ein Gottesgerichtskampf, in welchem Florio, gleich Galmei, als unbekannter Ritter auftritt; auch hier muß der Marſchalk der Schalk ſein, und wird in das Feuer geworfen. Doch naht damit die Erzählung noch lange nicht ihrem Ende, ſie wird noch ſehr anziehend, ein Zauberring, Geiſterſtimmen aus Quellgrotten, und die Erzählung eines ganz in Waſſer verwandelten Mannes ꝛc. Zuletzt die anziehende Schilderung eines Minnehofes und Gerichts, in welchem über die große, auch von deutſchen Dichtern behandelte Streitfrage verhandelt wird, weſſen Pein die größere, des geliebten Eiferſüchtigen oder die des nicht geliebten Liebenden, und andere Fragen mehr verhandelt wird. Endlich nimmt Florio's Vater den chriſtlichen Glauben an und ſtirbt, Florio wird König und vereinigt ſich mit ſeiner geliebten Blancflora.

Wie dieſer Stoff, in die Breite getrieben, von ſeinem Erfinder auf die Grenze des antiken Heidenthums und des Chriſtenthums geſtellt iſt, ſo bewegt ſich auch der nächſtfolgende noch im Heidenthume.

Theagenes und Chariclia.

„Eine ſchöne und liebliche Hiſtori, von einem großmüthigen Helden aus Griechenland, und einer überſchönen Jungfrawen, eines Königs Tochter der ſchwarzen Moren (der Jüngling Theagenes und die Jungfrau Chariclia genannt), darin Zucht, Ehrbarkeit, Glück und Unglück, Freud und Leid, zuſammt viel guter Lehren, beſchrieben werden."

Lang ausgeſponnener Proſaroman, auf Heliodors oben erwähntes Gedicht gebaut, ebenfalls in Deutſchland wenig bekannt geworden, ſo ſehr er auch von außerdeutſchen

Dichtern geſchätzt und ausgebeutet wurde. Es dürfte auch eine Erneuung des Buches, wie es vorliegt, mit ſeiner ganz griechiſch-antiken Färbung bei dem Theil des deutſchen Volkes, der ſich noch an Volksbüchern zu erfreuen vermag, kein Glück machen, und wunderwenig Eingang finden.

Das nun folgende Stück im Buche der Liebe, betitelt:

Gabriotto und Reinhart.

„Ein ſchöne Hiſtori, von ſorglichem Anfang und Ausgang der brinnenden Liebe, vier Perſonen betreffend, nämlich zween edle Jüngling von Paris, und zwo ſchöne Jungfrauen, eine eines Königs Schweſter und die andere eines Grafen Tochter“ — iſt auf den Blattſeiten überſchrieben: „Von Gabriotto und Reinhart“, und erſchien bereits 1550 in Frankfurt a. M., wurde auch unter dem wunderlichen Titel: „Der unbeſonnenen Jugend Arzneiſpiegel“ im ſiebenzehnten Jahrhundert wiederholt, ſcheint aber ſpäter zurückgetreten und aus der deutſchen Volksliteratur ſich verloren zu haben, mindeſtens kam uns keine Erneuung vor Augen. Es iſt eine klägliche Geſchichte, in welcher zuletzt die Hauptperſonen „mit kleinem Rumor“ dahinſterben, Alles aus inbrünſtiger Liebe. Ganz andere Verbreitung fand dagegen der allbekannte Liebesroman:

Meluſina.

„Hiſtoria und Geſchicht von Meluſina, der edlen und hochgebornen Königin aus Frankreich ꝛc. Und mit was ſeltſamen Geſpenſten dieſelbige alle Sonnabend oder Sambſtag in ein Meerwunder iſt verwandelt worden.“ — Hier weht uns die Poeſie des Mythus an; die Märe von Meluſina ſchlug Wurzel im Volke, dies glaubte an ſie, und griff in Frankreich, wie in Deutſchland nach den Büchern, die ihm von der wunderſamen Feine erzählten. Die Meluſina wiegt viele Bücher auf, in denen nichts erzählt wird, als ſinnlich lüſterne oder weitſchichtig bis zur Ermüdung des Leſers ausgeſponnene froſtige Liebesabenteuer. Das bezeugen ſchon die bald nach einander folgenden alten deutſchen Ausgaben, deren erſte, die ohne Druckort und Jahr erſchien, man um 1480 zu Straßburg vermuthet; ſchon 1482 folgte daſelbſt eine zweite, und andere reihten ſich in raſcher Folge an. Gleich im Beginn des Buches erfährt der Leſer, wie der Graf von Poitiers ſeinem Caplan befiehlt, über Schloß und Stadt Luſignan eine Chronik zu fertigen. „Und hieß ihn in Reimen ein Buch machen.“ — „Derſelbige fand Bücher in einer franzöſiſchen Sprache, die waren gemacht aus dem Latein“ ꝛc. Jean d'Arras war es, der um 1387 das Gedicht ſchrieb. Eine Fülle ſagenhafter Stoffe drängen ſich in dieſem Buche zuſammen, zunächſt tritt aller Feenzauber mächtig und zum erſten Male klar geſtaltet an den Leſer heran, den in Frankreich die Poeſie treulich fortpflegte, der noch bis heute ſelbſt ſeinen örtlichen Nachhall findet, und Hunderte von Nachbildungen hervorrief. Das ſchlichte Buch nimmt nicht das Morgenland zu Hülfe, unmittelbar aus dem heimiſchen Boden ſchlug die Phantaſie des Dichters mit ihrem Moſesſtabe den Wunderborn, der im Buche „der Durſtbrunnen“ heißt. Wie häufig in deutſchen Sagen die Schwanjungfrauen, die ſpinnenden Nonnen in Schwaben u. a., ſind es auch hier drei Schweſtern, Wald- und Waſſerfeinen zugleich, denn Meerminnen wagen wir nicht ſie zu nennen, da ſie nicht am, nicht im Meere wohnen. Ganz abgeſehen von dem weit ausgeſponnenen romantiſchen Inhalt des Meluſinenbuches, ſind es vorzüglich die mythiſchen Züge in demſelben, die uns anziehen; die Hirſchhautriemen, mit denen ein Stück Land umfangen wird, deuten nach der antiken Märe von der Dido; die ſchlimme Neugier des bethörten Mannes findet in der deutſchen Sage von dem Stauffenberger ihren Wiederhall; wie Meluſina tief ſchmerzlich betrübt von Reimund ſcheidet, ſo ſcheidet der Schwanritter der deutſchen Sage von der unſeligen Frau, die ihre Neugierfrage nach ſeiner Herkunft nicht zähmen und zügeln konnte. Und wie die örtliche Sage in Frankreich noch immer um die Orte ſchwebt, an denen Meluſina weilte, ſo erblickt ſie das Volk noch in Wittwentracht am Quell, als Waſſerfeine im Dämmerlichte badend, halb Weib, halb Schlange, oder auf einem hohen Thurme, und hört, wenn dem Hauſe, das von ihr abſtammt, ein Unglück droht, einen ſcharfen durchdringenden Schrei durch die Lüfte gellen, den Meluſina ausſtößt. Aber auch in deutſcher Sage finden wir ſolche Waſſerminnen und Schlangenjungfrauen häufig wieder, ſo die Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſt (D. Sagenb. 27.), die mit gar minniglicher Zärtlichkeit zu locken und zu bethören verſuchte; die Lurlei gehört in einer Beziehung mindeſtens auch zu dieſer Sippe und viele andere in Waſſergrotten wohnende Nixenjungfrauen, die in Sirenengeſtaltung erſcheinen, mehr, nur daß die Sagen von ihnen nicht ſo ausgebildet zu Tage treten. Die Nixe der Todtenlache bei Schleuſingen (D. Sagenb. 727) ſchleifte beim Tanze einen Fiſchſchwanz nach, der unterm naſſen Gewande hervorſah. Am vollkommenſten, doch einfach, wie jedenfalls früher die franzöſiſche Meluſinenſage auch geweſen iſt, wiederholte ſich die letztere in Baden, am Stollenberge, wo das Volk die Waldfeine eben auch Meluſine nennt, und die Sage an ſich doch wieder ganz andere und zwar ſelbſtſtändige Färbung hat, alſo keineswegs Wiederholung aus dem Buche iſt; auch ſteht dort im Walde auf einer alten geweihten Stätte eine Doppeltanne aus einer Wurzel, die wird der Meluſinenbaum genannt.

Wie alle die alten Volksmären, wurde von den ſpäteren Erneuerern auch Meluſina merklich gekürzt und abgeändert.

Einer der Erneuerer nennt ſich M. Thüringer, gebürtig von Ringeltlingen bei Bern im Uchtland.

Deutet Meluſine nach Mythe und Sage, ſo deutet noch lebhafter das nun im Buche der Liebe folgende Stück nach Märe, Schwank und Fabel hin; es heißt:

„Spiegel der Tugend und Ehrſamkeit der Weiber und Jungfrauen, durch den Hochberühmten Ritter vom Thurn, mit ſchönen nützlichen bibliſchen und weltlichen Hiſtorien, zur Unterweiſung ſeiner Kinder in franzöſiſcher Sprache beſchrieben, aber jetzunt von neuem daraus verdeutſcht.“

Der Verfaſſer dieſer in einer langen Reihe von Erzählungen gegebenen Weisheitregeln und Sittenlehren, die freilich heutiges Tages kein Vater ſeinen Töchtern ohne Auswahl mittheilen würde, war Gottfried de Tour Landri; Marquard von Stein hieß der Ueberſetzer des Buches. Bereits 1493 erſchien daſſelbe in Baſel, 1498 in Augsburg, 1519 u. ff. in Straßburg, und fand weite Verbreitung. Die Einkleidung iſt ſehr einfach; es wird gar nichts präambulirend erzählt, ſondern der Ritter vom Thurn redet ſeine Töchter an, indem er dies Buch für ſie ſchreibt, ermahnt ſie zu Gottesfurcht und gutem Wandel, und beginnt dann die Reihe der Erzählungen, nach der Kapitelzahl 89 aus antiker, bibliſcher und moderner Welt, und ſchließt mit guter ermahnender Nutzanwendung. Conſtantinopel und Aragonien, Eva's Apfelbiß und Loths Töchter, Dina's Schwächung und Joſephs des Keuſchen Geſchichte mit Frau Potiphar, und viele andere Dinge, die man jungen Mädchen eben nicht erzählt, wie ſehr ſie auch allzumal zu heilſamer Lehre und Warnung dienen, folgen bunt durch einander. Die meiſten Warnungs-Exempel ſind gegen Verirrungen in der Liebe gerichtet, allein auch andere ſchlimme Neigungen der Frauen gehen nicht leer aus, Kleiderprunk, unſinnige

Hundeliebe, Genäſchigkeit und Gefräßigkeit, Zank und Eiferſucht, Eitelkeit und Hoffahrt. Viele Erzählungen erinnern an die Dichtungen in den Geſammt-Abenteuern, ja einige begegneten ſchon in dieſen. Häufig iſt die Moral ſtark und durchſchlagend. Eine eitle Frau, die ſich unter der Kirche putzt und in den Spiegel ſieht, wie die verfluchte Jungfer zu Eiſenach (D. Sagenb. 473), erblickt ſtatt ihres minniglichen Bildes im Spiegel den Teufel, der ihr ſeinen Hintern zeigt, welches Geſicht ein kräftiger Holzſchnitt in ergötzlicher Weiſe anſchaulich macht. Einem Mönch, der mit einer Ehefrau buhlt, wird ſein „männlich Gezeug" abgeſchnitten, ihr ins Angeſicht geworfen, und dann werden beide geſäckt und ertränkt, „denn Unkeuſchheit ein Sünd iſt." Auch ein Gottesgerichtskampf zur Unſchuldserweiſung einer Jungfrau kommt vor. Da reden Vögel, zumal Agleſtern (Elſtern) in den Geſchichten, die oft an die Erzählungen der Geſta Romanorum und der ſieben weiſen Meiſter erinnern. Sehr ſchön, doch ernſt iſt die Erzählung von der redenden Elſter, die eines buhleriſchen Weibes Schande enthüllt, und darüber ſterben muß — um ſo heiterer dagegen die, in welcher eine andere Elſter eine Frau verräth, die ihrem Mann einen gefangenen Aal wegißt, und weil die Elſter dies dem Manne ſagt, ſie mit Hülfe einer Gevatterin zur Strafe kahl rupft. So oft nun die Elſter einen Kahlen ſah, rief ſie ihm zu: Du haſt wol auch vom Aal geſchwätzt? — Des mannichfach ſchlüpfrigen Elementes halber im Ritter von Thurn ſcheint in ſpäterer Zeit das Buch nicht erneut worden zu ſein, und iſt auch für das Volk eine Erneuung nicht eben zu wünſchen.

Es folgt:

„Ein fürtrefflich luſtig und nützlich Hiſtori vom edeln ehrenreichen und mannhaftigen Ritter, des Königes Sohne

Pontus und Sidonia.

aus Gallicia, und von der ſchönen Sidonie, Königin in Britannia, darinnen viel nützlicher Lehren und Unterweiſungen, wie man ſich bei Fürſten und Herren frömlich und höflich ſoll verhalten." Blattüberſchrift: „Ritter Pontus von adelichen Tugenden."

Ebenfalls aus franzöſiſcher Zunge in das Deutſche gebracht, wie ſchon alte Drucke beglaubigen; einem derſelben von 1539, in Folio, wurde die Erzählung im Buche der Liebe nachgedruckt, ein anderer erſchien 1557 in Octav zu Frankfurt a. M. Im Buche der Liebe von Büſching und von der Hagen ebenfalls erneut, ſonſt nicht ſo allgemein bekannt, wie andere Volksbücher gleicher Färbung. Das Buch führt ſeine Leſer in die Kämpfe der Chriſten gegen die Ungläubigen ein, und ſein Inhalt iſt reich an Abenteuern. Ritterthum, Turniere, Stechen und Fechten füllen viele Seiten. Auch der Kampf des Steinwerfens kommt vor, der im Buche von den vier Haimonskindern zur Miturſache aller ſpäteren tragiſchen Verwickelung wird. Naturgemäß thut Pontus, der Held, dabei das Beſte, er wirft ſeinen Stein trotz Reinold von Dordone und trotz dem Herzog Chriſtop in München (D. Sagenb. 974). So verrichtet denn auch ſonſt Ritter Pontus viele mannliche Thaten, bis er der geliebten Sidonia, die ſich mächtig nach ihm ſehnt, und einem Andern vermählt werden ſoll, wieder zuzieht. Er liebt es aber ſehr, ſich zu verbergen und zu verkappen, und kommt als Pilgrim, der einen Ring in den Becher fallen läßt, wie in deutſcher Sage der edle Möringer (D. Sagenb. 959). Eigen iſt es, daß der Dichter des Buches die mahomedaniſche Heidenſchaft die Lande um Cöln innehaben, und erſtere dort durch Pontus ſchlagen läßt, der dem heidniſchen König den Hals abſchneidet. Sollte das eine Beziehung zur oben S. 73 angeführten Sibyllen-

Prophezeiung haben, daß bei Cöln der letzte Türke erſchlagen werden ſolle? Faſt ſcheint dies glaubhaft, und die Prophezeiung wäre dann eine rückwärts gekehrte und bereits erfüllt — aber leider nur eben bei Cöln.

Herzog Herpin.

„Wahrhaftige Geſchichte von Herzog Herpin von Burgos in Frankreich, wie er ſammt ſeinem Gemahl durch Untreu und Verrätherei Herzog Clariens, ſeines Lands verwieſen, auch wie ihm Gott einen Sohn gab, Herzog Löw genannt, der letztlich mit Hülf des weiſſen Ritters, das Land wieder erobert, und ein König in Cecilien ward.“

In älteſten Ausgaben führt dieſes Volksbuch den Titel: Der weis Ritter; man kennt einen Straßburger Druck von 1514, und das Buch iſt überhaupt ſelten, iſt uns auch noch in keiner Erneuung vor Augen gekommen. Es tritt die Dichtung friſch und keck in den karlingiſchen Sagenkreis ein, und es nimmt uns Wunder, daß Gunlop ihrer, wie mehrerer anderer im Buche der Liebe, gar nicht erwähnt. Die Handlung beginnt, wie die in unſerm Reinhart Fuchs, an einem Pfingſttage, ebenſo beginnt das Volksbuch von den Haimonskindern, und wie in dieſem, giebt es auch gleich unter den Vaſallen Mord und Todſchlag, zum großen Verdruſſe König Karls. Gleich Haimon wird Herpin verbannt; wie im Kaiſer Octavian, raubt eine Löwin der im Walde verlaſſenen Mutter, der Frau des Ritters Herpin, ihr Kind. Die Geſchichte hat bei manchem Anklange an verwandte Erzählungen dennoch viel Eigenthümliches, Spannendes und Schönes; ſo erinnert unter andern der weiße Ritter, der kein irdiſcher Mann iſt, an die Märe VI. in den Geſammtabenteuern, wo auch ein ſeliger Geiſt in irdiſcher Geſtalt erſcheint, dem zu helfen, der ſeinem Leichnam Ehre und Liebesdienſt erwieſen. Siehe oben S. 25.

Wigaleis vom Rade.

Den Beſchluß des Buches der Liebe bildet die „Ritterliche Hiſtory des hochberühmten und theueren Ritters Herrn Wigaleis vom Rade; wie es ihm von Jugend auf bis an ſein Ende ergangen ſei, darbei auch gemeldt wird, was für ſorgliche und erſchreckliche Abenteuer und Gefahr er ganz ritterlichen beſtanden und zu einem glückſeligen Ausgang vollendet hat. Sehr kurzweilig und gar lieblich zu leſen.“

Eine dem Artusſagenkreiſe zugehörende Dichtung, die ſchon in mittelhochdeutſcher Sprache Wirnt von Grafenberg ſang. Nach dieſem Gedichte erſchien bereits im Jahre 1493 ein Proſavolksbuch zu Augsburg; Straßburg folgte 1519 nach, Frankfurt 1564, daraus ging die Arbeit im Buche der Liebe hervor, und auch ſpäter noch erſchienen weitere Nachdrucke, gleichzeitig auch mit fortgeſetzten metriſchen Bearbeitungen. Die jüngſte Erneuung gehört G. O. Marbach an. Es geht im Buche gar abenteuerlich und ungeheuerlich her, Kämpfe mit Rittern und Rieſen, Drachen und Ungeheuern, Zwergen und wilden Weibern folgen auf einander, wie Schlag auf Schlag. Bei den wilden Weibern dürfen wir nicht an Amazonen denken, ſondern an Waldfrauen, gleich den wilden Frauen des Untersberges, an die der Glaube noch lebendig im Volke lebt (D. Sagenbuch 991). Eine derſelben heißt im Buche Ruel, und wird äußerſt abſchreckend geſchildert, rieſig, häßlich, „ihr Angeſicht war murrend, wie ein Aff, und hatte große tiefe Augen, ein weiten Mund, aus dem recket ihr zu jeder Seiten ein Zan heraus, gleich einem Eberſchweine.“ Sie iſt Waldhöhlenbewohnerin und von dämoniſcher Stärke; ſie überwältigt den mannlichen Ritter und bindet ihn, erſchrickt aber und enteilt vor Furcht, als plötzlich des Ritters Pferd zu ſchreien beginnt.

Von den Volksbüchern, die das Feierabendſche Buch der Liebe nicht enthält, hätten viele vor andern die Aufnahme in demſelben verdient, vor allen die nächſtfolgende Reihe.

Haimonskinder. „Schöne Hiſtorie von den vier Haimonskindern Adelhart, Ritſart, Writſart und Reinold, ſammt ihrem Roß Bayard, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden gethan zu Zeiten Caroli Magni König von Frankreich und erſten römiſchen Kaiſer. Dem iſt beigefügt das Leben des heiligen Reinoldi, des jüngſten von den vier Gebrüdern, was er für Wunderzeichen und Mirakeln durch Zulaſſung Gottes gethan hat. Köln am Rhein, Nürnberg, Reutlingen und ſonſt vielfach.

Zum karlingiſchen Sagenkreis gehörend, Nachhall alter Gedichte, und frühzeitig gedruckt, begegnet die erweislich älteſte deutſche Ausgabe zu Simmern, durch Jheronimus Rodler doch erſt 1535, und ſpäter ſehr häufig. Tieck erneute das werthe Buch ebenfalls, wir ſelbſt wagten einen mangelhaften jugendlichen Verſuch, daſſelbe wieder in metriſcher Form neu zu geſtalten,*) auch Andere thaten ein Gleiches; der Stoff wurde ſogar zu einer Wiener Poſſe, ſpäter ſelbſt zur Oper verarbeitet. Eben dieſer Stoff iſt ſo überaus anziehend und mächtig, daß er wol anzuregen im Stande iſt. Görres müht ſich in ſeinen deutſchen Volksbüchern ab, fort und fort zwiſchen den Helden dieſes Buches Parallelen mit den Helden der homeriſchen Dichtung zu ziehen, mit gerechter Würdigung des Ganzen zwar, aber mit verfehlter Anſchauung. Wenn Vergleiche ſein mußten, warum nicht des Buches trotzige, feſte, harte, heldenkühne Geſtalten mit jenen des Nibelungenliedes vergleichen, zumal Alles, des franzöſiſchen Urſprunges der Sage ohngeachtet, ſo kernhaft und völlig deutſch entgegentritt, auch das deutſche Volksbuch ſicher nach dem deutſchen Gedicht entſtand, da das franzöſiſche merklich von ihm abweicht, und Vieles anders hat. Kraft, Trotz, hoher Muth, Heldenkühnheit, und dabei wieder Frommſinn, Demuth, edle Selbſtverläugnung, ſchöne Mutter- und Sohnesliebe, kurz eine Fülle würdiger und erhabener Bilder wechſeln in dieſem Buche, und das hat es ohne Zweifel dem Volke ſo lieb und werth gemacht. Wir erwähnten ſchon der an Oertlichkeiten haften gebliebenen Sagen und Nachklänge an dieſe weitverbreitete Dichtung, an die Haimonskinder und ihr treues, gewaltiges Roß Bayard, das der grauſame Herrſcher Karl zur Sühne ertränken ließ. Die Sage will, es habe ſich aus dem Strom gerettet und ſei in den Ardenner-Wald entwichen, zeige ſich dort bisweilen noch ſichtbar, und am Johannistage höre man es wiehern. Ihm zu Ehren nannten die Haimonsſöhne das von ihnen zu D'Hui in der Grafſchaft Namur neuerbaute Schloß Bayard. Man will auch wiſſen, daß das Schloß Reinoldſtein in der Provinz Lüttich den Namen von dem Helden des Volksbuches trage, welches alle dieſe hier angeführten Züge mündlicher Ueberlieferung nicht enthält, daher dieſelben um ſo wichtiger ſind. Nahe dabei auf Schloß Pulſeur ſoll der Vetter der Haimonskinder, der liſtige Zauberer Malagis, gewohnt haben, über welchen ein beſonderes Volksbuch, doch unſeres Wiſſens nur in franzöſiſcher und niederländiſcher Sprache vorhanden iſt. Eine Roßtrappe in einem Felſen bei Lüttich wird dem Hufe Bayards zugeſchrieben, der in vielfacher Beziehung an das Sprungroß des Ritters Eppelein von Geilingen erinnert. Bei Dinand wird der Bayardsfels gezeigt, und ein Bayardstritt bei Charleroi. Das Dorf Berthem in Belgien nahm den Bayard in ſein Wappenſchild; auch dort iſt in der Nähe ein Huftritt des berühmten Roſſes im Fels. Reinolds Bruder Adelhart ſoll Mönch im Kloſter Corvei geworden ſein, nachdem Reinold beim Kölner Dombau als Arbeiter geendet. So ſpielt ſich aus dem urſprünglichen Boden der Haimonskinder die Sage auf deutſchen herüber, was einestheils auf deren geſchichtliches Element hindeutet, anderntheils ihren tieferen Gehalt beſtätigt.

---

*) Die Haimonskinder, ein Gedicht aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen, in vier Sängen. Leipzig, 1830.

Herzog Ernſt.

Ebenfalls Nachhall alter epiſcher Dichtung, und eines der beliebteſten Volksbücher iſt Herzog Ernſt, oder: Eine leſenswürdige Hiſtorie von Herzog Ernſt von Bayern und Oeſterreich, wie er durch wunderliche Unfälle ſich auf gefährliche Reiſe begeben, jedoch endlich vom Kaiſer Otto, der ihm nach dem Leben geſtanden, begnadigt worden. Zuvor niemals abgedruckt. Augsburg und Nürnberg.

Der letztere Zuſatz „zuvor niemals abgedruckt" auf der ſpäteren Erneuung iſt nun freilich eine Unwahrheit. Es giebt einen uralten Druck ohne Ort und Jahr, mit Holzſchnitten, Folio, 45 Blätter, ein ſpäterer erſchien ebenſo in Octav, dann wurde das Buch gar oft erneut, zuletzt auch von Marbach.

Die Geſchichte geht weit zurück in der Zeiten Frühe und der Held wandert in weite Ferne. Sie iſt auf Heinrich von Veldecks ſchon erwähntes Gedicht gegründet, iſt verwandt mit der Alexandreis, und führt uns in wunderſame mythiſche Kreiſe. Der Beginn iſt ruhig geſchichtlich erzählend, die Poeſie beginnt erſt mit Herzog Ernſts Reiſe, da erſcheint das Volk der Agrippiner, deren Köpfe mit Kranichſchnäbeln verſehen ſind, und die ſchnattern, ſtatt zu reden, da erſcheint

„von dem Magnetenberge
die ſchauerliche Mär"

der dem Meere entragt, alle Schiffe anzieht, und aus den Schiffen alles Eiſen, daß ſie in Stücken gehen. Es erſcheinen die rieſigen mächtigen Greifen, deren einer den in Ochſenhäute genähten Herzog Ernſt und ſeinen Begleiter Graf Wetzilo ſo leicht durch die Lüfte führt, „als wenn ein Habicht eine Lerche dahin trägt.“ In ſein Neſt zu den Jungen trägt der Greif jene Beiden, und ſie arbeiten ſich aus der Ochſenhaut und entfliehen, und endlich geſellen ſich ihnen wieder ihre Diener zu, die gleiche Luftreiſe gemacht, dann fährt die Geſellſchaft in den Karfunkelberg hinein, von dem der Herzog ein Stück abſchlägt und mitnimmt, „und denſelben Stein heißet man zu Latein Unio.“ Das iſt wieder der unicus, der Einzige, der Waiſe, mit dem die mittelalterliche Dichtung ſich ſo viel beſchäftigt. Gleich Alexander auf ſeinem Zuge nach Indien, gelangen nun auch Herzog Ernſt und ſein Begleiter zu der Völkerſchaft der Einängler, Arimaſpen, wo ſie gut aufgenommen werden, und die im Kriege ſind mit den Einfüßlern, Skiopoden, welche Herzog Ernſt beſiegt. Ebenſo beſiegt er die Panochi, deren Schlappohren bis auf die Erde niederhängen, und nicht minder die Rieſen, die vom Arimaſpenkönige Zins ertrotzen wollten. Weiter reiſend, kommt der Held des Buches zu den Pygmäen, die mit den Kranichen in Fehde liegen; dieſen hilft er die Kraniche beſiegen, fährt dann in das Land der Mohren, welche Chriſten ſind, ſchließt Freundſchaft mit deren Könige und hilft ihm den Heidenkönig von Babylon beſiegen und gefangen nehmen, hilft aber auch dem Letzteren gegen gute Verſicherung wieder zur Freiheit, und zieht in ſeinem Geleit nach Babylon. Von da aus zieht Herzog Ernſt mit ſeinem Gefolge, darunter ein Arimaſpe, ein Einfüßler, zwei Pygmäen und ein Rieſe, nach Jeruſalem, wird von deſſen König gar wohl empfangen, und verweilt ein ganzes Jahr allda, dann tritt er die Heimfahrt an, deren Richtung wunderlich genug iſt, denn ſie „kamen mit gutem Wind nach Paris.“ In Paris ſtirbt der Skiopode, und von da aus zieht Herzog Ernſt nach Rom. Ueberall läßt Herzog Ernſt ſeine „wunderlichen Leute ſehen.“ — Dies iſt ein eigenthümlicher Zug, der die volksthümliche Schauluſt bekundet und andererſeits jene Neigung, das Fremdländiſche, Seltſame, nie Geſehene, zur Schau zu ſtellen und damit Aufſehen zu erregen. Daher die große Vorliebe der Fürſten und Herren für das Halten ſeltenen Gethiers, die früher ungleich ſtärker war, als in der Jetztzeit, die Löwengärten, die Wildparke, wie auch ſchon eine alte thüringiſche Chronik eines „ortus ferarum“ unter der Wartburg gedenkt. Von Rom aus wird weiter geradezu nach Nürnberg gefahren, wo der Kaiſer Otto, Herzog Ernſt's Schwiegervater, Reichstag hält, und die Verſöhnung erfolgt.

Nahe dieſem Buche von Herzog Ernſt verwandt iſt ein nur in anderer Form verfaßtes Volksbuch:

Johannes de Montevilla Reiſebeſchreibung.

„Des vortrefflich welterfahrenen und hoch- und weitberühmten Herren Doctor und engliſchen Ritters Johannis de Montevilla, kurieuſe Reiſebeſchreibung, wie derſelbe in das gelobte Land Paläſtinam, Jeruſalem, Egypten, Türkey, Judäam, Indien, Chinam, Perſien und andere nah und fern an und abgelegene Königreiche und Provinzen zu Waſſer und zu Land angekommen und faſt den ganzen Weltkreis durchzogen ſeye. Von ihm ſelbſt beſchrieben.“ Köln am Rhein und Nürnberg.

Das Buch iſt ohnſtreitig das Ergebniß einer wirklich gemachten Reiſe, die aber angeſchaut ward mit dem verſchönernden und vergrößernden Auge eines dichteriſchen Gemüthes, wie ſolches ſich ſelbſt noch bei ſpäteren ähnlichen Schilderungen von Meerfahrten nach dem heiligen Lande offenbart hat. So ſoll nach einer Chronikmeldung noch im

Jahre 1476 im Gefolge des Fürſten Wilhelm von Henneberg, der mit Albrecht dem Beherzten, Herzog zu Sachſen, nach Paläſtina zog, ein Meiningiſcher Dichter, Georg Doth, geweſen ſein, der dieſe Fahrt zum Gegenſtande eines Gedichtes machte, das aber aufzufinden bis jetzt nicht gelungen iſt. Johannes de Montevilla erlebte, ſah und ſchilderte des Wunderbaren viel, und ſeine Phantaſie ſtärkte und nährte ſich jedenfalls auch an der alten Alexanderſage und deren poetiſchen Nachklängen. Er ſchildert das Paradies getroſt und entzückt, mit all ſeiner Pracht und Herrlichkeit, denn er iſt darin geweſen; ebenſo iſt er durch das dunkle Hellthal gegangen, über dem, gleich einem gräulichen Baphomethaupt, der Teufel in Blitzeslohe ſchwebt. Alle Weſen der Mythe ſind ihm wirklich vorhanden, er hat ſie geſehen, die Greife und den Phönix, die Rieſen und die Zwerge, die Arimaspen und Pygmäen, die Einäugler und Plattfüßler, Meermänner und Meerfrauen, und dergl. mehr.

Leider hat das Volksbuch, das nicht unmittelbar aus der Quelle ſchöpfte, die Arbeit des Verfaſſers arg verſtümmelt, viele Namen verdorben, Unſinn an des Sinnes Stellen geſetzt, wie der Hans Balhorne Art iſt, die ſich fähig dünken und getroſten Muthes daran gehen, Anderer Geiſteswerke beſſern zu dürfen, und von denen auch wieder das oben Angezogene gilt: „Keine Furcht der Eſel hat“ — u. ſ. w. Daher mag es gekommen ſein, daß das Buch in ſpäterer Zeit minder verbreitet worden iſt, und keine neuzeitliche Erneuung gefunden hat. Gleich phantaſtiſches Gepräge hat auch das ſelten gewordene Büchlein, das die Meerfahrt des heiligen Brandanus und deſſen Reiſen durch das Paradies, den Himmel und die Hölle ſchildert.

Sehen wir im Herzog Ernſt den Helden durch einen Greifen über das Meer getragen, ſo erblicken wir nicht nur eine Wiederholung dieſes Abenteuers, ſondern noch ein ungleich größeres Sagenwunder in der Wunderſage vom Herzog Heinrich dem Löwen.

Herzog Heinrich der Löwe

„Wahrhafte Beſchreibung von dem großen Helden und Herzogen Heinrich dem Löwen, und ſeiner wunderbaren und höchſt gefährlichen Reiſe. Auf Begehren vieler Liebhaber aufs neue aufgelegt, Braunſchweig und Leipzig.“

Wir erwähnten ſchon oben eines verloren gegangenen alten Gedichtes von Heinrich dem Löwen, ein jüngeres iſt noch vorhanden. Das Volksbuch bringt eine Erneuung, und erzählt in treuherziger Weiſe chronikartige Nachrichten über den Helden ſo, wie ſie noch in lebendiger Sage im Schwang gehen (D. Sagenb. 312). Auch hier, wie im Buche von Herzog Ernſt, das Einnähen in eine Ochſenhaut, auch hier die Hinwegtragung von der Stätte der Angſt und Noth durch einen Greif, weit über Meer in des gewaltigen Thieres Neſt, von wo der Herzog herabkommt in den dichten Wald. In dieſem findet nun der tapfere Held einen Löwen mit einem Lindwurm im ſchrecklichen Kampfe, tödtet den Wurm und rettet den Löwen, der ihm dankbar Speiſe erjagt und ſelbſt in das Meer ihm nachſpringt und nachſchwimmt, und ihn durch ſein Brüllen wach erhält, als der Teufel ihn hinter dem Herzog drein über Meer und Land gen Braunſchweig durch die Lüfte trägt. Auch hier folgt nun wieder der bedeutſame Sagenzug des Einwerfens eines Ringes in den, dem Pilgrim dargebotenen Becher, wie in der Sage vom Stauffenberger, vom edlen Möringer und vom Ritter Pontus. Wichtig iſt auch dieſer Zug der Sage, daß Herzog Heinrich der Löwe zum Wahrzeichen die Klaue eines Greifen mitbringt in die Heimath. denn das Mittelalter glaubte nicht nur feſt an die Greifen, ſondern hielt die Klauen derſelben auch für beſonders heilkräftig, gleich den Elennthierklauen. Man faßte Greifenklauen in Gold und Silber, als kleine Trinkgeräthe, die auf Greifenfüßen ſtanden. Ein ſolches befindet ſich im grünen Gewölbe zu Dresden. Es entſtammt dem 14. Jahrhundert. Adelige Geſchlechter in Schwaben, Baiern, Tirol, Schleſien und Böhmen trugen von Greif und Greifen ihren Namen, auch gab und giebt es Familien Greifenklau, Greifenkranz, Greifenſtein und Greifenſtern, und mehr als ein deutſches Bergſchloß trägt den Namen des bedeutſamen Fabelthieres.

Rieſengeſchichte. „Rieſengeſchichte oder kurzweilige und nützliche Hiſtorie vom König Eginhart aus Böhmen, wie er des Kaiſers Otto Tochter aus dem Kloſter bringen laſſen, und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entſtanden iſt. Item, wie die großen Rieſen daſſelbe Königreich überfallen und was vor wunderſamer Streit mit ihnen vorgegangen. Auch wie der Ritter Julius die königliche Tochter ſich zu einem ehelichen Gemahl erworben und durch ſeine ritterlichen Thaten endlich das Königreich an ſich gebracht hat. Alles ſehr nützlich und lehrreich beſchrieben von Leopold Richtern, gebürtig zu Lambach in Oberöſterreich. Gedruckt in dieſem Jahr. Nürnberg.“

Der Stoff zu dieſem Volksbuche wurde, wie wir feſt glauben, nicht einem alten Gedicht, ſondern Chroniken entnommen, vielleicht auch der mündlichen, vielfach ſich wiederholenden Sage, welche deutſchböhmiſchen Urſprunges iſt. Das Buch verändert wol die Namen, und ſpinnt den Stoff weit aus, giebt ihm die Färbung einer Novelle, und ſpielt ſie ganz in das Gebiet des Phantaſtiſch-Abenteuerlichen hinein. Die Rieſen des Buches ſind eine Art hunniſchen Volkes, Mongolen, Kalmücken. Der alte Ausdruck Heunen für Rieſen mag den Verfaſſer bewogen haben, die ſeinen für Hunnen auszugeben, wenn er auch Letztere nicht nennt.*) Indeß iſt die gewaltige Rieſennatur gut geſchildert, wie auch deren Plumpheit. An das Märchenhafte ſtreift die Erzählung vom Rieſen Scharmack, wie er ſchläft und die Bürger von Prag einen alten Wartthurm untergraben, und dieſen dem Rieſen auf den Leib werfen; der aber ſprach nur: Hier iſt nicht gut ruhen, denn die Vögel beſchmeißen einem den Kopf. Jene werfen ihm eine Glocke auf den Leib; aber er erwacht nicht einmal davon. Erinnerung an Einzelkämpfe mit Rieſen bewahrt auch die deutſche Sage auf; es ſei nur an jenen Kampf des tapferen Dollinger zu Regensburg mit dem Rieſen Krako erinnert, den ein Steingebild als Wahrzeichen dort verewigt (D. Sagenb. 856). So ſehr an das Ungeheuerliche, wie das Buch zuletzt den Rieſen Millmoth ſchildert, reicht indeß keine frühere oder ſpätere Phantaſie. Eins ſeiner Schienbeine, über die Moldau gelegt, hätte einen Tunnel abgegeben, denn man konnte durch die Markröhre mit Roß und Wagen hindurchfahren!

Wir erwähnten das mehrfache Begegnen des ſagenhaften Grundſtoffes in dieſem Buche. Es iſt derſelbe jene Sage vom jungen Böhmen-Herzog Brzetislav, Herzog Udalrichs Sohn, der Kaiſer Heinrichs I. Tochter aus einem Kloſter zu Regensburg entführt haben ſoll. Der kühne Entführer zerhieb mit ſeinem Schwerte eine Kette, die den Weg verſperrte, und entkam glücklich auf ein einſames Schloß. Dies ſoll nach der Regensburger Sage im Thale des Fluſſes Regen gelegen haben, und Alles habe dort ſich ſo begeben, wie unſer Volksbuch es vom Schloſſe Schildheiß berichtet. Eine örtliche Sage in der Stadt Schweinfurt läßt dort das Kloſter ſtehen, aus dem die heimliche Entführung erfolgt und der Kettenhieb vollbracht wird — und ſo kreuzen ſich die gleichen Sagen mannichfach.

---

*) Vergl. Bericht von den alten Rieſen vnd Hewnen ꝛc. nach Joh. Caſſie v. Monſtrehl durch M. Joh. Vogel von Dresden. Görlitz 1588. Der Titelholzſchnitt zeigt David und Goliath, und einen Kampf der Pygmäen und der Kraniche.

Markgraf Walther u. Griſeldis.

„Schöne anmuthige Hiſtorie von Markgraf Walthern, darinnen deſſen Leben und Wandel, und was ſich mit ihm zugetragen, dem Leſer kürzlich vor Augen geſtellt wird. Aufs neue mit ſchönen Figuren gezieret und verbeſſert. Gedruckt in dieſem Jahr.“

Mit dieſem Buche beſchreiten wir einen Kreis von Geſchichten edler Dulderinnen. Es iſt daſſelbe, was unter dem Titel:

„Eine löbliche Hiſtorie von der demüthigen und gehorſamen Frau Griſelde. Nürnberg.“ — als Volksbuch ſich frühzeitig Bahn brach, auch von Schönhuth erneut wurde, und zu Halms Trauerſpiel Griſeldis den Stoff bot, den früher auch Boccaccio u. A. benutzten, ja urſprünglich ſcheint es Petrarka geweſen zu ſein, dem wir die Wiedereinführung dieſer alten Dichtung ebenſo, wie das ſchöne und merkwürdige Glücksbuch, oder den Troſtſpiegel, verdanken, denn ihn nennen die älteſten deutſchen Drucke als den Urheber der Griſelde in lateiniſcher Sprache. Die erſte deutſche Ausgabe dieſer ächt volksthümlichen, die Herzen mächtig ergreifenden Erzählung erſchien ſchon 1471, durch den Buchdrucker Günther Zainer in Augsburg, dahin derſelbe von Reutlingen gezogen war. Gleich im folgenden Jahre druckte Johannes Bämler daſelbſt daſſelbe Buch; 1474 erſchien es in Ulm, 1482 in Straßburg, wo es 1520 wiederholt wurde. Dieſe ſämmtlichen Ausgaben, bis auf die letzte, die Quartformat hatte, waren in Folio. 1522 kam eine Quartausgabe in Nürnberg zu Tage, dann folgten die Octavausgaben „gedruckt in dieſem Jahr.“

Der Inhalt des Buches iſt als allbekannt vorauszuſetzen

Es liegt viel Empörendes in der verrückten Unmenſchlichkeit des Markgrafen, der ſich weit eher der Ruthenſtreiche, als eines treuen Weibes werth zeigt. Ungleich beſſer motivirt wird das Leiden unſchuldig unterdrückter Frauen durch Bosheit der Menſchen, als durch ſolche grauſame Liebe, welche die Treue aus purer Laune prüft, und das Weib zur Sklavin erniedrigt, wie erſtere in den folgenden Volksbüchern zu Tage tritt. Ein niederländiſches Volksbuch vereinigt die geduldige Helena, die demüthige Griſeldis und die getreue Florentina zu einem ſchönen Kleeblatt edler Weiblichkeit. Von Florentina iſt uns kein älteres Volksbuch bekannt, ſie gehört vollſtändig der deutſchen Sage an (D. Sagenb. 87). Schönhuth hat ſie als Volksbuch bearbeitet.

„Die über die Bosheit triumphirende Unſchuld, das iſt: Hirlanda, eine geborne Herzogin von Britannien, 7 ganzer Jahr als eine Dienſtmagd unter dem Vieh, nachmalen wieder nach Hof berufen, doch durch Verläumdung ihres Schwagers zum Scheiterhaufen verdammt, von ihrem Sohn unbekannter Weiſe errettet. Vorgeſtellt in einer anmuthigen Hiſtorie. Reutlingen.“ Hirlanda.

Der allerſchwärzeſte Verrath umſpinnt die arme Hirlanda, bis ſie endlich zum Richtplatz und zum Scheiterhaufen geführt wird. Da tritt wieder der ſo beliebte, und den alten Dichtern ſo willkommene Deus ex machina, der Gottesgerichtskampf, in ſeine Rechte, aber der Dichter ſpannt den Leſer zuvor auf die Folter der ängſtlichſten Erwartung — was eine gute Opernſcene abgäbe — bis denn endlich der junge Ritter naht, der zum Retter von Gott berufen, und zugleich der Sohn des Herzogs und der unſchuldigen Herzogin iſt, der durch Verrätherei geraubt, und in fremdem Lande erzogen wurde. Wie in dieſem von Marbach erneuten Volksbuche der obligate Böſewicht, Gerard genannt, ein Bruder des Gemahles der unſchuldigen Hirlanda iſt, ſo begegnet uns im Genovevenbuche ein Haushofmeiſter oder ein Marſchalk, und da ſolcher Marſchalke auch in ähnlichen Geſchichten noch viele auftreten, ſollte man faſt glauben, es habe von ihnen das Wort Schalk ſeine Bedeutung im ſchlimmſten Sinne überkommen, die es urſprünglich gar nicht hatte, denn scalc hieß einfach einer, der ſoll, gothiſch skal, folglich ein Diener, und marescalcus war der Diener im höheren Sinne, dem die Ueberwachung der Pferde und des reiſigen Zeugs oblag. Erſt in den Heldengedichten der Minneſingerzeit, im Triſtan, Jwein, Lanzelot vom See u. a., tritt von ſchlimmen, ränkevollen Knechten der böſe Begriff in die Sprache ein. Aber es gab auch gute, wackere Marſchälle. Einem ſolchen begegnen wir in:

Geduldige Helena. „Eine ſchöne, anmuthige und leſenswürdige Hiſtorie von der geduldigen Helena, Tochter des Kaiſers Antonii, welche in aller Geduld ſo viele Drangſalen und Widerwärtigkeiten mit höchſter Leidſamkeit und Stärke ſowohl bei Hofe als in ihrer 22jährigen Wanderſchaft ausgeſtanden. Allen Weibsperſonen zum Beiſpiel, denen kuriöſen Liebhabern aber zum Schröcken in Druck gegeben. Köln a. Rh. und Nürnberg.“

Ganz derſelbe Schlag wie die vorigen, auf dem Grunde eines alten Gedichtes „von eines Königs Tochter in Frankreich“, aber dabei voll abenteuerlicher Kämpfe in haſtiger Jagd, wie die Geſtalten des wilden Heeres im Nebelgewölk auftauchend und verſchwindend. Was im Gedicht auf dem ſichern Boden Frankreichs beginnt und ſpielt, wird im ſpäteren Volksbuche in das Morgenland gerückt; auch hier wieder unnatürliche Vaterliebe, Seeſtürme, wieder der alte Trug, daß Kindlein für Hündlein ausgegeben werden, auch hier die Königin in einer Wildniß, die Kinder von wilden Thieren ihr entführt, wie in der Magelone. Immer dampfende Scheiterhaufen, und ſpät genug Sieg der gerechten Sache.

Beſſern Halt und Gehalt hat ohnſtreitig das uns Deutſchen näherſtehende Volksbuch:

Genoveva.

„Eine ſchöne, anmuthige und leſenswürdige Hiſtorie von der unſchuldig betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemals ergangen. Cöln und Nürnberg.“

Eines der beliebteſten, allverbreitetſten aller Volksbücher, das keiner moderniſirenden Erneuungen bedurft hätte, wie ſie Tieck in der ihm eigenthümlichen Weiſe ſeiner Romantik, und Maler Müller in ekſtatiſch poetiſcher Verzerrung gegeben haben. Gleichwol ſcheint das Buch nicht ſehr frühen Urſprunges, denn es begegnen keine alten Ausgaben aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Daſſelbe hat legendenartige Färbung und bietet einen der Stoffe, in denen ſich Sage und Legende ſo innig miſchen, daß ſie gar nicht von einander zu trennen und zu ſcheiden ſind, dabei wurzelt der Stoff ſo feſt im deutſchen Boden, daß es durchaus nicht der Bearbeitung des Volksbuches nach franzöſiſchen Autoren bedurfte. Noch wird zu Pfalzel an der Moſel das Genovevenhaus gezeigt, das der Burgſitz des Pfalzgrafen Siegfried von Mayenfeld geweſen ſein ſoll, deſſen Gemahlin Genoveva, eine geborene Herzogin von Brabant, war. Des Pfalzgrafen Marſchalk, Golo, war der Verderber in Menſchengeſtalt, der das arme treue Weib mit unkeuſcher Liebe bedrohte, und in namenloſes Unglück ſtürzte, das Genoveva ſtill und gottergeben unter dem Schutze der Himmelskönigin trug. Auch wahrte ſie nach ihrer Auffindung beſſer als Hirlanda und Griſeldis ihre weibliche Würde — ſie verband ſich nicht aufs Neue den Gemahle, der auf unwürdige Verläumdung hin ſie in Not und Tod geſendet. Ohnweit Mayen ſoll Genovera's Gra ſein, und in der Frauenkirche dort ſoll man ſie noch bis weilen hinter dem Hochaltare ſitzen und ſpinnen ſehen Andere nennen Kloſter Laach am Laacherſee, im Kreiſ Mayen, Reg.-Bezirk Coblenz, als den Ort ihrer letzte Ruheſtätte.

So ſehr nun auch, wie ſchon erwähnt, die deutſc Genovevenſage legendenartige Färbung hat, ſo durften w ſie doch den eigentlichen Legenden nicht zugeſellen, den wann und durch welchen Papſt Genovera wirklich heil geſprochen worden, ſcheint noch nicht recht klar ermitte zu ſein.

Mehrere ältere Volksbücher verfielen in Deutſchla unverdient der Vergeſſenheit, obſchon ſie anziehende Sto umfaßten, dahin gehören die „Schöne und wahrhafte H ſtory von dem theuern, geherzten und mannhaftigen H gen Schapeler ꝛc.“ Straßburg, 1537; die vom Rieſ Fierrabras (von Fr. H. von der Hagen in ſeinem m Büſching herausgegebenen Glücksbuche erneut, aber ni dem alten Glücksbuche, ſondern wahrſcheinlich dem Dru von 1533, Simmern, entnommen); die Hiſtorie vom K nig Apollonius, G. Zeunerſcher Druck zu Reutling 1471, Augsburg 1540; der ſtreitbare Held Amadis a Frankreich, auch von Siegmund Feyerabend zu Fra furt am Main 1583 herausgegeben. Wielands „neuer An dis“ iſt durchaus keine Erneuung dieſer alten Dichtu Auch Geſchichtſtoffen wurde in Volksbuchweiſe ſagenh poetiſche Färbung verliehen; ſo erſchien 1502 zu Augsb die Geſchichte des Herzogs Gottfried von Bouill „wie er wider die Turgen und Hayden geſtritten und heilig Grab gewunnen hat.“ Die Geſchichte **Friedrichs des Rothbart** erſchien 1519 zu Landshut und in demſelben Jahre auch zu Augsburg völlig volksbuchartig, zu Straßburg 1530, und ſo mehrere, in welche die ritterliche Märe noch buntfarbige Schatten warf, während auch ſonſtige Volksbücher mit jenen ritterlich-romantiſchen Hand in Hand, und im Volke von Hand zu Hand gingen.

Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreiſen ernſten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderweſen.

Die Zahl derſelben iſt minder groß, als jene der ritterlich-romantiſchen und der niedrigkomiſchen. Allen voran durch innere Vorzüge und durch die weiteſte Verbreitung ſteht:

„Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein, wie er daſſelbe bekommen und ihm damit ergangen. Nürnberg, Cöln u. a. O.“ (Auch unter veränderten Titeln.) Fortunatus.

Der Menſchen liebſte Wünſche, windſchnelles Reiſen und ſtets voller Säckel, in umfaſſendſter Erfüllung, doch auch nicht ſonder Fahr und üblen Ausgang häuft dieſes Buch auf einen von der Fortuna hochbegünſtigten Sterblichen, der naturgemäß nicht anders heißen kann, als **Fortunatus**. Man kennt nicht genau des Buches älteſte Quelle, es ſoll engländiſchen Urſprunges ſein, zumal dort der Boden iſt, auf welchen der Dichter ſeinen Helden, den er in Cypern geboren werden läßt, zeitig verſetzt. Auch iſt das kaufmänniſche Element ſtark im Buche vertreten. Deutſche Ausgaben des Fortunat begegnen eine Augsburger, 1530 und eine von 1534, beide durch Heinrich Steiner, in Quart

Auch die Feyerabend in Frankfurt müſſen Ausgaben veranſtaltet haben, denn im Buche der Liebe ſind zwiſchen ganz andere Erzählungen verſchiedentlich Holzſchnitte eingeſtreut, die offenbar zum Fortunat gehören. Das wichtigſte Element im Buche iſt neben dem Reiſezug der Zauber der beiden Glücksgaben, wie er ſich ſchon im Buche Geſta Romanorum in der Erzählung vom König Darius findet, der ſeinem jüngſten Sohne einen Ring vermachte, welcher dem Jüngling Jedermanns Liebe und Zuneigung erwarb, ein Heftlein, das jeden Wunſch erfüllte, und ein Wünſchtüchlein, das nach jedem Orte hinführte, nach welchem man begehrte. Dieſe Gaben kamen vom Zauberer Virgilius, deſſen wir demnächſt erwähnen. Der Reiz ſolcher Stücke und Zauberkleinodien iſt ſo groß, daß Sage und Märchen ſich deſſelben mit Vorliebe bemächtigt haben. Bezüglich des Märchens ſei zunächſt auf „Rolands Knappen“ von Muſäus hingedeutet, darin Heckepfennig, Tiſchdecktüchlein und unſichtbar machender Däumling ihre ergötzliche Rolle ſpielen. Aehnliche Gaben begegnen uns in Kinder- und Hausmärchen, das Tiſchlein deck' dich, der Gold flötende Eſel, der Knüppel aus dem Sack, und dergleichen mehr.

Ungleich bedeutungsvoller treten ſolche Gaben in der deutſchen Sage auf, wo ſie weniger als Geſchenke überirdiſcher, ſondern vielmehr als ſolche unterirdiſcher Weſen erſcheinen, während in England und Frankreich Feen die gütigen Gottheiten ſind, welche ſolche Glücksgüter ſpenden. Jener Becher, „das Glück von Edenhall“ genannt, war eine ſolche Feengabe; in deutſcher Sage ſind deren in der Regel drei, ſo das Gold, der Häring und die Spindeln im Hauſe der Schleswigſchen Grafen von Ranzau (D. Sagenb. 183); Schwert, Salamanderlaken (unverbrennliches Wünſchtuch) und goldener Ring des Grafen von Hoya

(a. a. O. 276); Kreuz, Hut und Handſchuhe, Gaben des Kobold Hinzelmann an den Schloßherrn von Hudemühlen, und andere mehr — alle dieſe Gaben verliehen dem Hauſe und der Famlie Glück und Segen, ſo lange auf dieſelben treulich geachtet und gehalten wurde, und indem ihnen ſo eine wunderbare Macht und Zauberwirkung verliehen war, erſcheinen ſie von mythiſcher Bedeutſamkeit.

Nach anderer Seite hin verſchmilzt das Buch vom Fortunat mit den abenteuerlichen Reiſebüchern, ja es wird in demſelben namentlich auf das bereits angeführte Werk von Johann von Montevilla verwieſen, und ſo zeigt es ſich mit als Nachſchößling der romantiſch-abenteuerlichen Poeſierichtung, nachahmend und doch ſelbſtſtändig, und von eigenthümlicher Friſche und Anziehungskraft. Giebt aber ſchon das Fortunatusbuch die alte Lehre, daß kein ewiger Bund mit des Geſchickes Mächten zu flechten ſei, und daß das Schickſal ſchnell ſchreite, ſo bewahrheitet dieſe Wahrheit auch die Fortſetzung:

„Geſchichte von Fortunats Söhnen, und was ſich weiter mit dem Glücksſeckel und mit dem Wünſchhütlein zugetragen." Fortunatus Söhne.

Dieſe Fortſetzung iſt indeß erſt ſpäter von dem Fortunatusbuche abgetrennt worden, und bildet mit den frühern Ausgaben ein Ganzes, daher ſie auch im gleichen Geiſt das Werk zu Ende führt, noch manches ergötzliche Abenteuer berichtet und dann mit tragiſchem Ausgang zu Ende geht, denn es iſt ein tiefer Zug der Dichtung, daß bei allen ſolchen dämoniſchen Gaben, kommen ſie nun vom blinden Glück der Heiden, oder aus Geiſter- und Koboldhänden, kein dauernder Segen iſt, daß ſie zum Unheil für den oder die Beſitzer umſchlagen, und daß ſie der Seele nicht frommen, den Himmel nicht verdienen und gewinnen helfen. Fortunat iſt indeſſen eben Fortunatus, er iſt fromm, gottesfürchtig, wohlthätig, bis an ſein Ende, und erſt an ſeinen Söhnen rächt ſich die dämoniſche Macht, indem ſie es ſelbſt iſt, die zu böſen Thaten lenkt, wie in den Geſchichten der Nekromanten vielfach begegnet, denen wir bald näher treten werden.

Das Buch vom Fortunat regte, gleich der Reiſe des Johann von Montevilla, mannichfaltig zur Nachahmung an, und ſchuf eine abenteuerliche Reiſeliteratur in Volksbüchern.

Deren Geſammtzahl vorzuführen, würde uns von unſerem Ziele allzuweit ablenken, doch mögen angeführt werden:

Rolands Knappen

„Die drey **Rolands Knappen**, mit welchen ſich nach der unglücklichen Schlacht bei Ronceval viele merkwürdige Begebenheiten ereigneten. Gedruckt in dieſem Jahr.“ Octav.

Dies iſt die ſelten gewordene Quelle zu dem oben bereits erwähnten, von Muſäus in ſeiner Weiſe erneuten Märchen, ein durch die Zaubergaben dem Fortunat ganz nahe verwandtes, vielleicht auch mit ihm ziemlich gleichzeitigen Urſprung habendes Buch.

Vier Kaufleute.

„Ein liebliche Hiſtori von **vier Kaufleuten**. Leipzig 1495.“ Leider iſt uns dieſes Buch nicht ſelbſt vor Augen gekommen, ſo daß wir deſſen näheren Inhalt nicht anzugeben vermögen. Ebenſo eine Pilgerfahrtgeſchichte:

Gräfin von Anhalt.

„Von einer **Gräfin von Anhalt**, die hatt ein Grafen von Schwarzenburg gehabt aus Schwedien. Und wie es ihr und dem Grafen gangen iſt uff ſant Jacobs Fahrt zu lant und zu waſſer. Nach Chriſti Geburt in XVC und zwantzigſten jar beſchehen. Quarto, Straßburg 1522.“

Die Freude an abenteuerlichen Fahrten, wenn auch deren Erdichtung auf der Hand lag, wie es bei denen des heiligen Brandanus der Fall war, wirkte noch in das ſiebzehnte

Jahrhundert nach und fand im Simpliciſſimus ihren Gipfelpunkt. Der phantaſiereiche Georg Rollenhagen ſchrieb ſeine

Indianiſche Reiſen.

„Vier Bücher Wunderbarlicher bis daher unerhörter u. ſ. w. Indianiſcher Reiſen durch die Lufft, Waſſer, Land, Helle (sic! vergl. Th. 1. S. 55), Paradieß und den Himmel ꝛc. aus griechiſcher und lateiniſcher Sprach verteutſchet.“ Magdeburg 1603 u. ff., auf die Brandanusfahrten begründet. Ungleich weiter verfliegt ſich

„Der fliegende Wandersmann nach dem Mond ꝛc. Wolfenbüttel 1659“, ein Vorbild aller ſpäteren Nils Klimmiaden und Münchhauſiaden; auch in den dritten Band des abenteuerlichen Simpliciſſimus aufgenommen.

Das kleine, ſeltene Büchlein iſt mit vielem unbewußten Humor geſchrieben, rühmt ſich ſpaniſcher Abkunft, und tiſcht allerdings vieles dem Leſer ſpaniſch Vorkommende auf. Domenico Gonſales, ein Edelmann aus Sevilla, geboren 1552 (wie gar proſaiſch chronologiſch wird dieſe ſpäter geborene Poeſie gegenüber der alten!), beſucht als Student die Schule zu Salamanca, brennt durch, abenteuert durch Frankreich und die Niederlande, wird von den Geuſen ausgeraubt, kämpft unter Alba gegen Oranien, und macht ſpäter eine Reiſe nach Indien, erwirbt Reichthümer, kommt auf der Rückreiſe nach St. Helena, und preiſt dieſes in der Weltgeſchichte als Napoleons I. Kerker ſo berühmt gewordene Eiland als ein irdiſches Paradies und ein Wunderwerk der Natur, wo es Schwäne giebt, Kukuke und Nachtigallen. Dort mit einem treuen Mohren ein ganzes Jahr lang verweilend, erfindet Gonſales die Telegraphie durch Rauch und Feuerzeichen ganz für ſich, richtet Vogelpoſten ein, einen Leuchtthurm, und macht noch andere anziehende Erfindungen, die er aber nicht offenbart, die jedoch alle ahnungsvoll auf die Fortſchritte ſpäterer Zeiten hindeuten, denn, ſagt er: „was eine reitende Poſt in vielen Tagen nicht thun kann, wird durch dieſe Erfindung, davon ich ſchon etwas gedacht, geſchehen können, eher als in einer Stunde.“ Er erfindet nicht minder die Luftſchifffahrt, indem er Schwäne zähmt, und gelangt, nach manchem Abenteuer, auf ſeinem Schwanenwagen erſt auf die Spitze des Pico de Teneriffa, dann in den Mond, und ſchildert mit manchem klaren Einblick in die Mathematik und Phyſik, aber nicht minder auch mit ausſchweifender Phantaſie die 11 Tage lang währende Reiſe, wie den Aufenthalt bei den Mondbewohnern, und es iſt ganz ſicher anzunehmen, daß die Zeitgenoſſen des Verfaſſers ſeine Mondmärchen ſo willig glaubten, als Tauſende der hochgebildeten und wohlunterrichteten Genoſſen unſerer Zeit jene vor circa 15 Jahren wiſſenſchaftlich glaubhaft gemachte Aufſchneiderei des Pſeudo-Herſchel, durch deſſen Rieſenfernrohr Mondmenſchen und Mondgebäude entdeckt worden ſein ſollten. Der fliegende Wandersmann bringt nach glückſeligem Aufenthalt wunderkräftige und unſichtbarmachende Steine mit vom Monde, läßt ſich in China nieder und wird dort für einen Zauberer gehalten, da er ſo unnatürlich in der Luft ſchwebend geſehen worden war. Wie ſehr aber das Unbegreifliche und ſcheinbar Uebernatürliche Glück macht bei der Menſchen allgemeiner und ſtets ſich erneuernder Leichtgläubigkeit, geſchehe es in der Wirklichkeit oder werde es auch nur mit einem Aufwand von Phantaſie geſchildert, bedarf keiner Auseinanderſetzung; es iſt das Element und der Boden, worin aller Zauberglaube trefflich gedeiht von den früheſten Zeiten an, und gedeihen wird bis in die fernſte Zukunft.

Durch das frühe Mittelalter ſchon gingen die Kunden von einem mächtigen Zauberer in Rom, des Namens Virgilius, und wurden allgemach zu franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Volksbüchern. Ein ſolches gab Fr. H. von der Hagen deutſch, und nach ihm O. L. B. Wolff unter dem Titel:

Zauberer Virgilius.

„Die wunderbare und merkwürdige Geſchichte vom Zauberer **Virgilius**, ſeinem Leben, ſeinen Thaten und ſeinem Ende. Leipzig. O. J.“

Sehr viel iſt über die Virgilius-Sage geſchrieben worden, die als Vorläufer der deutſchen Fauſtſage aus der Frühe der antiken Welt hervortritt und durch das Mittelalter ſich ſo verbreitet, daß ſich ſogar eine **isländiſche** Bearbeitung derſelben aufgefunden hat. Ein mittelhochdeutſches Gedicht: **Virgilius**, aus Enenkels Weltbuche, enthalten v. d. Hagens Geſammt-Abenteuer; daſſelbe erzählt in nuce die Märe ſo, wie ſie ſchon damals verbreitet war und im Volke lebte. Virgilius verübt eine Menge unerhörter Zauberthaten und ruft Wunderdinge in das Leben, dabei fehlt auch nicht das Minneabenteuer. Ein römiſches Weib äfft den verliebten Zauberer, beſtellt ihn, zieht ihn in einem Korbe nach ihrer Kammer empor, und läßt ihn dann halbwegs hängen und baumeln, zum Geſpötte aller Römer, die ihn am Morgen drei Stockwerke hoch zwiſchen Himmel und Erde ſchweben ſehen. Endlich befreit, beginnt er furchtbare Rache zu nehmen an jenem grauſamen Weibe. Alle Feuer zu Rom erlöſchen mit einem Male, und keinem Menſchen gelingt es, ein neues zu entzünden. Jetzt ſoll der Zauberer Hülfe ſchaffen, lange weigert ſich Virgilius, endlich giebt er nach, und erſieht jene Frau zum Feuerpütz. Sie muß ſich mitten in Rom auf einen Stein auf Händen und Füßen in kriechender Stellung niederlaſſen, ihr Gewand erheben, und nur an ihrem Hintertheil kann wieder Feuer gewonnen werden, und zwar blos unmittelbar; jeder Einwohner und jede Einwohnerin Roms, die Feuer bedürfen, muß an dieſem noch nie dageweſenen Feuerzeug ſein Licht oder ſeine Kerze anbrennen, ſo daß die Frau vor Scham, Spott, Schimpf und Schande faſt den Tod davon hat. Das Volksbuch hat noch andere Zauberzüge, als das Gedicht. Virgilius befreit einen Teufel und bannt ihn wieder in ein Erdloch, wie jener Geiſt aus dem kupfernen Gefäße in der 1001 Nacht wieder in das Gefäß zurückgebannt wird, zaubert nun, nachdem er aus den dem Teufel abgeliſteten Büchern die Nigromanzie trefflich gelernt, Wunderbauten und Bildniſſe, Luſtgärten und Luſtbrücken. Er gründet Neapel und eine hohe Schule, an der er ſelbſt die Zauberkunſt lehrt. Indem er durch einen merkwürdigen Proceß ſich verjüngen will, geht er unter.

Das erwähnte Korbabenteuer und deſſen Folgen war ganz geeignet, volksthümlich zu werden und weite Verbreitung zu finden; ein franzöſiſches Gedicht erzählt, wie v. d. H. Geſ. Abent. 3. CXXXIX. mittheilt, daſſelbe Abenteuer vom Hippokrates. Alte Gedichte aus der Minneſingerzeit ſpielen vielfach auf jenes Ereigniß an. Es ging ſpäter auch ein Lied im Schwang, von „Hainric Kunrade, dem ſchryber ym korb“ — wol eine verjüngte Märe; es konnte ja dergleichen ſich leicht wiederholt haben. Das Hängen im Korbe war aber eine richterliche Strafe, ein alter Rechtsbrauch, daher ſehr ſchimpflich, dies erſchwert die Unthat des argliſtigen Weibes und rechtfertigt die Grauſamkeit der Rache. Auch mußte hier und da durch den Korb geſprungen werden, und zwar in das Waſſer; beſonders Dieben widerfuhr dieſe Strafe, und da „nächtliches Einſteigen“ eines Verliebten mit dem eines Diebes viele Wahlverwandtſchaft in der äußeren Form und mehr hatte, ſo lag auch die gleiche Straſe nahe. In Meiningen wurde die Straſe des durch einen Korb oder Kaſten ins Waſſer Springens, welche Gaak hieß (in der gothaiſchen Landesordnung heißt dieſe Straſe Schöppung), noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzogen und angedroht. Frühzeitig und vielfach ſpäter nachfolgend bemächtigte ſich dieſes Stoffes die bildende Kunſt. Ein Elfenbeinſchnitzwerk zeigt das Korbabenteuer neben dem Minneritt des Ariſtoteles, der allerdings ein geeignetes Seitenſtück dazu iſt. Beide Darſtellungen ſind auch als Holzſculpturen an zwei Säulenköpfen der Peterskirche in Caen, aus dem 13. Jahrhundert, dargeſtellt. Lucas von Leiden behandelte mit Vorliebe den Stoff in zweifacher Weiſe, einmal in einem trefflichen figurenreichen Kupferſtich, und dann in einem ſeiner ſo ſeltenen Großfolio-Holzſchnitte, der voll Ausdruck, Kraft und Schönheit iſt. Ein Paar kleine Bleireliefs aus Holbeins Zeit und Schule, in unſerem Beſitz, zeigen ebenfalls in plaſtiſch-derber Handgreiflichkeit das Abenteuer des Korbes und der neuen Art, Feuer zu gewinnen. Auf dem letzteren kauert die Römerin ſplitternackt auf einem hohen Steine, und das Volk ſtrömt mit Handlaternen herbei, und entzündet am dampfenden Hintern ſeine Lichtſtümpchen.

Die Virgiliusmäre mit ihrem Hauptelemente, der Gewinnung der Zauberkunſt durch Teufels-Hülfe, wurde nun zur Trägerin vielfacher Zauberſagen und dahin einſchlagender Bücher. Eine ganze Reihe römiſcher Päpſte wurden als Zauberer genannt, vom Erzbiſchof Albertus Magnus leben noch Sagen, vom Abte Johann von Tritheim, von Cornelius Agrippa und vielen Andern; alles Zauberweſen aber und alle Teufelsbündnerei fand ihren Gipfelpunkt oder, wenn man will, ihren Schlußſtein im deutſchen Doctor Fauſt.

Als Vorläufer des Volksbuches über Fauſt dürfen wir anſehen:

„Lucifers mit ſeiner Geſellſchaft val. Und wie d'ſelben geiſt einer ſich zu einem Ritter verdingt und ym wol dienete.“ Bamberg, 1493, in Quart. — ein Buch, welches uns nicht vor Augen gekommen iſt, ſeinen Inhalt aber durch den Titel deutlich genug darlegt. Faſt ein Jahrhundert verging indeß, ehe die Fauſtſage durch die Preſſe in das Leben trat.

Dr. Fauſt. „Hiſtoria Von D. Johann Fauſten, dem weitbeſchriebenen Zauberer und Schwarzkünſtler“ u. ſ. w. u. ſ. w. gedruckt zu Frankfurt 1587, dann 1588 durch Johann Spieß. Dieſen wenig bekannten Ausgaben folgte 1599 die durch G. R. Widmann beſorgte, und lange nachher erſt kam, während undatirte Ausgaben neben her gingen, das Buch in dickleibiger Geſtalt durch Johann Nikolaus Pfitzer zur abermaligen Erſcheinung, vermehrt aber mit zahlreichen Anmerkungen, die in das ungeheure Gebiet der Zauberſphäre nicht unanziehende Blicke zu thun vergönnen. Die noch ſpäteren Volksbücher führten den Stoff, den der letzte Herausgeber etwas ſehr in die Breite verſponnen hatte, wieder auf ſein altes beſcheidenes Maß zurück.

Die Fauſtſage wie die Fauſtliteratur ſind ſo hinlänglich bekannt, daß es überflüſſig wäre, hier über beide weitläuftig zu werden. Nur das wollen wir bemerken, daß man wol mit aller Sicherheit anzunehmen berechtigt iſt, der Held dieſer Sage habe gelebt, gelebt als eine merkwürdige Perſönlichkeit, um den ſich aller uralte Zauberſagenſtoff gleichſam kryſtalliſirte, wie um den dunkeln Zink des Arbor Saturni des Bleimetalls funkelndes Strahlengezweig und feine blitzende Lanzen. Wie vom Zauberer Albertus Magnus örtliche Sagen leben, ſo leben ſie auch vom Doctor Fauſt noch in weit von einander entlegenen Ländern und Orten, und das deutſche Volk glaubt an ihn, wie das niederländiſche an ſeinen Jan von Nivelle. Hat doch zuletzt faſt jedes europäiſche Land ſeinen Fauſt. Den ſpaniſchen führte uns Calderon im „wunderthätigen Magus“ dramatiſch vor, den polniſchen Alexander von Bronikowski in einer Novelle; der Fauſt Frankreichs iſt Robert der Teufel, weiland Herzog der Normandie, durch Volksbuch und Oper genugſam verherrlicht und bekannt, nächſt dieſem aber, dem Fauſt näher ſtehend: Noſtradamus; Italien mag den Zauberer Virgilius als ſeinen Fauſt betrachten; Deutſchböhmen hat ſeinen Hans Heiling; aus Ungarn tönt uns Klinſors Name mythiſch entgegen, u. ſ. f. Wir werden im dritten Theile auf die weitverbreiteten Einzelſagen vom Fauſt, und die Orte, an denen ſein Name dauernd hangen und haften blieb, zurückkommen, denn die Zauberſage iſt ja unter allen mit die anziehendſte und beliebteſte, und wie ſie im frühen Mythus entſprang und Wurzeln ſchlug, die durch alle Lande unterirdiſch fortrankten, und allüberall ihre Sproſſen aus dem dunkeln Erdreich wieder zum Lichte des Tages heben, unaustilgbar, gleich einer Waizenart in unſern Ziergärten, ſo rankte ſie ſich auch tief und innig in die Gemüther, in Leben und Bewußtſein unſeres Volkes ein. Daher konnte auch eine Fortſetzung:

Chriſtoph Wagner.

> „Des durch ſeine Zauber-Kunſt bekannten Chriſtoph Wagners, (weiland geweſenen Famuli des Weltberufenen Erz-Zauberers D. Johann Fauſtus Leben und Thaten ꝛc. Berlin, 1714.“

Anklang finden und willkommen ſein, obſchon dieſelbe nur ein abgeblaßter Abklatſch der Fauſtſage, ja deren Schatten und leeres Echo iſt. Doch lernen wir im Wagner-Buche wieder einen neuen Zauberer kennen, Wagners Genoſſen, Johannes de Luna, und das Buch ſchlägt auch wieder in den Bereich jener bereits beſprochenen abenteuerlichen Reiſen ein, und gefällt ſich in der Schilderung indianiſcher Völkerſchaften der neuen Welt, wie auch der Lappländer u. a.

Durch die Fauſtſage wurde zunächſt eine ganz eigenthümliche Literatur geweckt und hervorgerufen, eine Literatur der Magie und des Zauber wirken ſollenden Unſinns, die dem Volke ungemein ſchädlich war, und noch immer, obſchon ſchwach, Nachwirkungen zeigt. Dahin gehören „Dr. Fauſts dreifacher Höllenzwang, ſein ſchwarzer Rabe, ſein Meergeiſt, die Clavicula Salomonis und vor Allem das

„Romanusbüchlein, vor Gott der Herr bewahre meine Seele, meinen Aus- und Eingang, von nun an bis in alle Ewigkeit, Amen. Halleluja. Gedruckt zu Venedig.“

Wol kann man ſchon vom Titel genug haben, und mit Recht nennt Görres dies Büchlein einen „von allen Weltgegenden her zuſammengetrommelten Unſinn, in Beſchwörungen, Zauberſprüchen und Beſprechungen ſich ergießend“, gleichwol aber läßt es tiefe Blicke thun in den noch heute fortwuchernden Volksaberglauben, über den wir im 1. Theil ſo manche Andeutung gegeben, in Heilungen durch Sympathie, durch Segensſprüche, durch magiſche Zettel u. dgl. Das leicht zu bethörende Landvolk griff gierig nach ſolchen Büchlein, und es giebt immer noch Bauern genug, die an Schätzegraben, an Erdſpiegel, darin man ſieht, wo geſtohlene Sachen ſich befinden, an Brut- und Heckepfennige, wie an die Kraft der Alraune, St. Johannishände und ſonſtiger Zauberwurzeln ſteif und feſt glauben, wie noch viele davon träumen, daß in jeder bedeutenden Bibliothek Doctor

Fauſts Höllenzwang an einer ſtarken Kette angeſchloſſen verwahrt werde.

Als ſpätere Nachgebilde der Fauſtſage in Bezug auf Bündniſſe mit dem Teufel tauchten noch manche Volksbücher und kleine Flugſchriften auf; eines der bedeutenderen iſt:

Herzog von Luxemburg.

„Des weltberufenen Herzogs von Luxemburg, geweſenen königl. General und Hofmarſchals Pacta oder Verbündtniß mit dem Satan, und das darauf erfolgte erſchröckliche Ende, wobei auch deſſen bei ſeinem Leben verübte tyranniſche Mord- und Frevelthaten kürzlich beſchrieben werden. Gedruckt zu Offenbach und Nürnberg.“ (eine vielleicht noch ältere Ausgabe auch zu Frankfurt und Leipzig.) Ein Leben voll Gräuel, dem ein Ende mit Schrecken folgt; das Buch entbehrt jene heiteren und ergötzlichen Züge, mit denen das Fauſtbuch gewürzt iſt, darin neben dem zermalmenden Ernſt doch auch der Humor ſeine Gaukelſpiele und Gauklerkünſte treibt, und deutet einestheils nach einer älteren Sage von einem Grafen von Maſcon aus der Provinz Lyon hin, anderntheils nach jener deutſch-franzöſiſchen von dem Bündner des Teufels in Verdün, der einen Glücksſeckel beſaß, und auch auf dunkelm Roß hinweggeführt wurde (D. Sagenbuch 86).

Noch gehört in dieſe Traum- und Zauberſphäre das Buch:

Das Schloß in der Höhle Xa Xa.

„Eine ſchöne leſenswürdige Hiſtorie von dem unſchätzbaren Schloß in der Höhle Xa Xa, ſammt einer artigen Hiſtorie von einem in der Hölle und Berhimmel geweſenen verſoffenen Bauern. Cöln.“ Auch mit unter der Reihe der von G. O. Marbach erneuten Volksbücher.

Schon der zweite Theil des vorſtehenden Titels zeigt uns an, wie dieſes Buch eine paſſende Stelle als Uebergang zum nächſtfolgenden Volksbücherkreiſe einnimmt, die Hauptmäre aber tritt in völlig morgenländiſcher Färbung uns entgegen; Erd-, Luſt- und Feuergeiſter bewegen ſich im Kampfe elementariſcher Zwietracht, und Alles klingt wie ein Märchen aus 1001 Nacht, ſo daß das Ganze füglich nicht als deutſches Volksbuch gelten kann. Mit richtigem Takt hat der letzte Erneuerer den trivialen Anhang hinweggelaſſen, der nichts iſt, als eine alte Anekdote, die zu jüngſt in verfeinerter Form als Poſſe: „Der verwunſchene Prinz“, von Plötz, aufs Neue dem Publikum vor Augen geführt ward.

Volksbücher aus bürgerlichen und bäuerlichen Lebenskreiſen mit vorwaltendem Scherz und Schwank. Anhang: Natur-, Kunſt- und Handwerkskreis.

Stets behaupteten der Scherz, der Humor, die Schalkhaftigkeit und die deutſche Neckeluſt ihre Rechte, drangen tief in das Innerſte unſeres Volkslebens ein, und entblühten dieſem hinwiederum als Poeſieblumen ſolcher Art, wie eben ſchlichte Bürger- und Bauerngärten ſie pflegen; friſch und duftreich wie Reſeda, Nelke, Veil, Rosmarin und der wie Häring riechende Kranichſchnabel, zwar ein afrikaniſches Kind, aber doch bei uns heimiſch geworden, mindeſtens bis in die Häuſer der Bauern eingedrungen, wie die ſich gleicher Abkunft rühmenden Zigeuner.

Das älteſte Volksbuch in dieſem Kreiſe iſt das aus einem älteren mittelhochdeutſchen Gedicht: **Salomo und Morolf** entſtandene:

Salomo und Morolf.

„Der **viſirliche Marcolphus**, beſtehend in einem abenteuerlichen Geſpräch zwiſchen dem König Salomon und dieſem unberichtſamen und groben Menſchen. Ganz neu gedruckt.“

Aeltere Ausgaben führten den einfachen Titel: „Frag und Antwort Salomonis und Marcolphi.“ Das alte Gedicht, deſſen früheſte gedruckte Ausgabe in den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt, erneute unter dem Titel: „Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht, neu gereimt“ — Dr. Karl Simrock, Berlin 1839. Das Volksbuch in Proſa unter dem Titel: „Hiſtorie von Salomo und Morolf“ erneute O. F. H. Schönhuth. Reutlingen 1852. Fr. H. von der Hagen nahm Salomon und Markolph in ſein „Narrenbuch, Halle, 1811“ — auf, erläutert im Anhang deſſen Urſprung, der wol in Judäa zu ſuchen iſt, und weiſt deſſen literariſche Verbreitung nach. Der Weisheit König Salomo's tritt der Witz des Rüpelthums in der häßlichen und unfläthigen Perſon Morolfs perſonificirt entgegen; dem Letzteren iſt noch zum Ueberfluß ſein Weib beigegeben, ganz ſo reizvoll, wie der Dichter des „Ring (S. 51) die Heldin Mäczli Rürenzumph“ beſchreibt, von der er ſagt:

Die augen lauchten sam der nebel
Der âten smacht ir als der swebel.

Mit bäuriſcher Derbheit gloſſirt Morolf die zu Tage gelegte Weisheit Salomo's, und erwiedert unter Anderem, als der Weiſe die Treue der Frauen preiſt, daß eine Laus noch treuer ſei, da ſie ſich ſogar mit dem Manne, mit dem ſie ſich verbunden habe, henken laſſe, wogegen ein Weib ſich bedanken und bedenken werde (was indeß ſpäterer Zuſatz zu ſein ſcheint), doch wird noch viel Aergeres im Zwiegeſpräch vorgebracht, auch begegnet manch anderer Zug, der an ganz entfernt liegende Sagen erinnert, wie z. B. das Blaſen eines Hornes in der Stunde äußerſter Gefahr, wie es in der Rolandſage vorkommt, und in jener böhmiſchen vom Herzog Jaromir, dem verrätheriſchen Geſchlechte der Wrſch und dem treuen Jägermeiſter Howora, und in anderen.

Morolf iſt ganz die Perſönlichkeit, die ſich in ſpäterer Zeit als *Eulenſpiegel* verjüngte, das derbe Element der deutſchen Bäuerlichkeit, das ſeit fünfhundert Jahren noch um kein Haar anders und beſſer geworden iſt, rauh, roh, ungeſchliffen, unſauber, ſackgrob, plumpwitzig, im ewigen Bauernkrieg gegen alles Zarte, Feine und Edelſchöne begriffen, und da, wo dieſen Eigenſchaften ein Damm gegen deren Ueberſchwellen entgegentritt: verſchmitzt, heimtückiſch, heimlich in ſich hinein grollend, boshaft und in aller Weiſe nichtsnutzig. Der Bauer gewöhnlichen Schlages iſt im Handelsverkehr gegen den Städter hartnäckig und ärger als der ärgſte Jude, auf der Landſtandbank iſt er nur *dem* Fortſchritt geneigt, der *ſeinem* Stande Vortheil bringt, gegen jeden andern ſtarr abgeſchloſſen, zäh, ungefüge, beſchränkend, verweigernd, begriffelos, und dabei überall zugänglich jedem graſſen Unſinn, der ihm eingeredet wird; er giebt ſich dem Winkeladvocaten mit demſelben Vertrauen hin, mit dem er dem aufwiegelnden Volksredner unter der Linde Beifall zubrüllt; er ſtürmt, wenn ihn die Tollwuth erfaßt, mit derſelben Luſt noch heute Edelſitze und verbrennt Archive, wie er vor mehr als dreihundert Jahren Ritterſchlöſſer ſtürmte und ihre Bewohner durch die Spieße jagte.

Eulenſpiegel. Aus ſo tölpiſch-täppiſchem und dabei kanibaliſchem Element, aus dem Schlamm emporgezogen, iſt denn auch der vielbeliebte *Eulenſpiegel* erſtanden, und der ungeheuere Beifall, den dieſes Buch im Volke fand, iſt die Signatura plebis für alle Zeiten. Treffend ſagt Görres über daſſelbe: „Was ihm (dem Eulenſpiegelbuche) die allgemeine Haltung giebt, iſt durchaus das immer ſich gleichbleibende Gepräge der untern Volksklaſſe, in der es urſprünglich entſtanden war, daß man in allen ſeinen charakteriſtiſchen Merkmalen hier wiederfindet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenſpiegels durchläuft, und die man als den deutſchen Bauern eigen, allgemein anerkennt.“ Namentlich nennt Görres die Bauern der innern Schweiz, die uns in neueren Zeiten der jüngſt leider verſtorbene Pfarrer Bitzius (Jeremias Gotthelf) ſo ſchlagend und treffend, mit ſpiegelklarer Wahrheit geſchildert hat: gleichſam Zoten (doch im guten Sinne des Wortes), die die Natur geriſſen habe. Der Eulenſpiegel iſt ganz, wie Reinecke Fuchs in der Thierfabel, der Tribun des Plebs.

Das Volksbuch vom Eulenſpiegel tauchte zuerſt plattdeutſch auf, nach den Niederlanden hindeutend; es eignete in jene Gefilde der ſtinkenden Waſſergräben, der Härings- und Käſefäſſer. Man ſchreibt Thomas Murner die große That zu, das Buch im Jahre 1540 ins Hochdeutſche übertragen und ohne ſeinen Namen herausgegeben zu haben; that er dies aber nicht früher, ſo iſt die Nachricht unwahr, denn die

„Wunderbarliche und ſeltſame hiſtorien, Tyll Vlnſpiegels auß dem Land zu Braunſchweig bürtig, neulich auß Sächſiſcher ſprach auff gut Hochdeutſch verdolmetſcht.“ erſchien bereits 1539 zu Straßburg in Quartformat.

Andere Ausgaben folgten raſch, denn Thorheit beherrſcht die Welt, und bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts erſchienen ſogar mehrere Ueberſetzungen des Eulenſpiegel in die lateiniſche Sprache, wahrſcheinlich zu Nutz und Frommen der ſtudirenden Jugend; die deutſche Gelahrtheit eines Johann Nemius und Aegidius Periander fand es gar nicht ſo unpaſſend, neben Xenophon und Thukydides, neben Tacitus und Cicero auch das Ulularum aut Noctuae speculum zu ſtellen. Doch auch an andere Länder wurde von dem Schatze abgegeben, in Frankreich und Holland veranſtaltete man Uebertragungen, die Schweiz nahm das Buch mit großem Antheil auf. Manche meinen, Eulenſpiegel habe nie gelebt, das ſind die Alles Verneinenden, denen ſtatt einer Perſon von Fleiſch und Bein ſtets eine perſonificirte Idee als Weſenheit gilt, es ſind die, denen kein Chriſtus, kein Hermann, kein Dietrich von Bern, kein Fauſt, und ſchon deshalb kein Eulenſpiegel lebte, weil ſie ihn, den immer Lebenden, in jedem Spiegel erblicken.

Auch das Eulenſpiegelbuch ſoll nach und nach zuſammengetragen ſein, in verſchiedenen Zeiten, gleich einem Scherbenberg; wir glauben das gerade Gegentheil, glauben, daß ein ſolcher vagabundirender Schalk lebte, und ſeine Streiche übte, denen man dann allerdings noch andere hinzugefügt haben mag, daß aber ein Mann das Buch ſchrieb.

Die Sage thut dies mindeſtens durch Eulenſpiegels Denkmal dar, wenn es erlaubt iſt, ein ſolches ſteinernes Monument noch der Sage zuzueignen, ſtatt es lieber als einen Sagenzeugen zu betrachten, welcher der Geſchichte die Hand reicht. Zu Mölln im Sachſen-Lauenburgiſchen Lande iſt Eulenſpiegel begraben worden, höchſt wahrſcheinlich ganz ſo, wie es im Buche geſchildert iſt, und die Möllner ſetzten ihm einen Grabſtein, der oft erneut und noch viel öfter abgebildet wurde, und lautet der Beginn der Inſchrift:

Anno 1350 iſt düſſe Steen upgehaſen
Tylle Eulenſpiegel lehent hierunter begraven.

(D. Sagenb. 205).

Auch das gereimte Volksbuch, nach dem oben S. 50 erwähnten Gedicht gebildet, und betitelt:

Der Pfarrer vom Kalenberg.

„Die Geſchichte des Pfarrherrs vom Kalenberg“, 1602 zu Augsburg in Octav, dann auch 1620 erſchienen, gehört in dieſen Kreis. Fr. H. von der Hagen nahm daſſelbe in ſein „Narrenbuch“ wieder auf, und fügte ihm den „Peter Leu“, oder der andere Kalenberger durch Achilles Jaſon Widmann von Hall — bei. Er ſpricht die einleuchtende Ueberzeugung aus, daß auch dieſer Kalenberger gelebt und Weigand von Theben geheißen habe, geſtützt auf Zeugniſſe in Joh. Jacob Fuggers Ehrenſpiegel des Erzhauſes Oeſterreich und andere Quellenſchriften, neben dem oben S. 50 ebenfalls genannten Nithart als luſtigen Rath des Herzogs Otto des Fröhlichen von Oeſterreich.

Auch in dieſen Büchern iſt es der Schwank, der in Morolfiſcher Bäuerlichkeit und Eulenſpiegeliſcher Plattheit als friſcher Kuhfladen auf der Matte der alten Volkspoeſie liegt und mit ihr um die Wette grünt. Vielen Antheil am allgemeinen Beifall ſolcher Schriften hatte der Abenteuerſinn und -Trieb, dem vielfach und willig mehr und mehr durch Bücher gefröhnt wurde, während nach anderer Seite hin das Hofnarrenthum, das ſich bis in ziemlich ſpäte Zeiten erhielt, ebenfalls dazu beitrug, dieſe Richtung zu begünſtigen. Die Verhöhnung des Hohen, Guten, Edeln und Schönen durch den unflätbigen Poſſenreißerwitz, wie ſie im Salomo und Morolf offen zu Tage trat, wurde feſtſtehend, wurde beliebt, wurde förmlicher Charakterzug, und half in einer großartigen Weiſe den allgemeinen Geſchmack, beſonders den der Mittelklaſſen, verderben. Theils erſchienen noch Bücher, wie

Claus Narr.

„Des ſogenannten Clausnarrens weyland churfürſtlichen ſächſiſchen geweſenen Hofnarren u. ſ. w. luſtergötzende Hiſtoria, darinnen ſeine Geburt, Leben, Wandel und Tod auch kurzweilige Scherzreden beſchrieben ꝛc. Gedruckt in dieſem Jahr. Nürnberg.“ (aber ſchon 1579 in Frankfurt a. M. gedruckt.)

darin ein wirkliches Narrenleben glaubwürdig abkonterfeit vor Augen trat, theils wurde auch achtbaren Perſönlichkeiten unverhofft die Narrenkappe von fingerfertigen Schreibern aufgeſtülpt. Dies widerfuhr unter anderen dem in Wahrheit verdienten franzöſiſchen Dichter Clemens Marot, der das Madrigal in Frankreich einführte, mit Beza die Pſalmen rhythmiſch übertrug und ſie dem franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Kirchengeſange übereignete, und Meiſter eines Styles wurde, welcher ſich durch natürliche Anmuth und Naivität auszeichnete, daher auch mit ſeinem Namen als Style Marotique benannt wurde. Gleich ausgezeichnet in Liebes- wie in Glaubenshändeln war dieſer Dichter, und ihn machte erſt ein holländiſches, dann ein deutſches Volksbuch, das den Titel führt:

Clement Marot.

„Kurzweilige Geſchichte. Leben und Wandel des Clement Marot übergeſetzet und vermehrt, aus dem Holländiſchen Amſterdamiſchen Exemplar ins Hochdeutſch übergeſetzt. Gedruckt in Frankenau auff der Neuſtadt im itzigen Jahr“ — geradezu zu einem Hofnarren Königs Franz I. von Frankreich, und erzählte von ihm eine Menge Eulenſpiegel- und Clausnarrenſtreiche.

Endlich überfluthete förmlich dieſe Literatur der Kurzweil, des Scherzes, des derben, oft unſauberen und zweideutigen Witzes, der meiſt außerordentlich eindeutig war, und die Leſer mit der Naſe an Orte ſtieß, wo letztere ungern zu verweilen pflegt, und ſchwemmte Hunderte von Büchern und Büchelchen an das nach ſolcher Koſt lechzende Land, manche leidlich, manche bedenklich, manche ſchier unangreifbar. Dahin gehören Bartholomäus Kriegert „wirklicher Hans Klauert.“ — „Die Abenteuer Schelmuffsky's“,

— „Garzoni's Spital unheilſamer Narren", — die Taubmanniana, Kyau. Auch der Simpliciſſimus, die Bücher Fiſcharts, Philanders von Sittewaldt, Moſcheroſch's, der Hirſchleifer, das Buch Schimpf und Ernſt, mehrere Bücher, die Reiſenden zur Erheiterung dienen ſollten, wie das Rollwagenbüchlein, die luſtige Geſellſchaft des „Lyrum, Larum Löffelſtibl", die Allabattrita (Olla potrida) Joco-Seria, lieblicher Sommerklee und anmuthiges Wintergrün, Neu aufgezimmerte Luſt- und Schatzkammer der neueſten außerleſenen kurzweiligſten Hiſtorien und Poſſen ꝛc. Allen Reiſenden und Maulhenkoliſchen Perſonen zur Recreation ꝛc. Gedruckt zu Schnatterberg im Waſchland 1670. — Hanß Guck in die Welt oder ſonſten Mercks Matz genannt (eine Sammlung zeitkürzender Scherzreden), der luſtige Democritus und eine Menge anderer, neben denen noch zahlreiche Facetien, Sprichwörter-, auch Räthſelbücher u. dergl. den Büchermarkt damaliger Zeit überdrängten, die noch heute Zeugniß ablegen, daß jene Zeit zwar keine gute, ſittenreine, aber doch eine unbefangenere, fröhlichere war, als die jetzige, ſorgloſer und ſparrenloſer, wo der Humor noch auf offenem Markt ſich tummelte, und des Schalksnarren Pritſche durch die gute und beſte Geſellſchaft klitſchte und klatſchte.

In ſolcher Zeit konnte Erasmus Lob der Narrheit Boden finden, konnten Grobianus und Grobiana floriren, die Mären von Utopia und Schlauraffenland alle Welt ergötzen, Landkarten ſelbſt dieſes Landes, das auf italieniſch Cucagna hieß, ſo beliebt werden, daß noch in den ſpäteren Homanniſchen Atlanten die Karte des Schlaraffenlandes nicht vermißt werden durfte. Bechers kluge Narrheit und thörichte Weisheit ging von Hand zu Hand; neben der Räthſelliteratur ſchloß ſich die der Fabel an, nach anderer Seite hin die des Studentenweſens mit ſeinen Bacchantentollheiten und Pennalpoſſen; Sprichwörter flogen von Mund zu Mund, weit mehr, als wir noch kennen, und auch die dramatiſche Kunſt verließ, ſchon auf Hans Sachs ſich ſtützend, den Boden des Ernſtes, der höchſtens noch im Nachklang alter Myſterien und in den Schülercomödien betreten wurde, und ſchlug ihr leichtbewegliches Schaugerüſt auf offenem Markt auf, zum Tummelplatz der Pickelhäringe und Hanswurſte, zu Schönbartſpiel und Mummenſchanz. Nebenbei brachen ſich das magiſche Element, das alchimiſtiſche Treiben, die politiſchen Flugblätter, neue ſchreckliche und wunderbarliche Zeitungen, Nachrichten von Zeichen am Himmel und auf der Erde ihre vollberechtigte Bahn, und mitten durch alle Drangſale des dreißigjährigen Krieges ſelbſt trug unſere vaterländiſche volksthümliche Literatur hoch und frei und fröhlich ihre prächtig ſchwellende Fahne und ließ tauſend bunte Banner noch neben ihr im Winde flattern und fliegen. Dadurch geſchah es, daß namentlich *Fabel* und *Märchen* mit bereichert wurden, denn die Saat der Stoffe wurde mit vollen Händen ausgeſtreut, und auch Sage und Mythe gingen nicht leer aus, ſondern empfingen neuen Zuſtrom, einestheils durch Scherze, die, an Oertlichkeiten haften bleibend, Volksſagengeſtalt annahmen, anderntheils durch jene zahlreichen Mittheilungen über Wunder und Zeichen, durch die Kalenderbücher und Praktiken, deren gemeinſamer Inhalt, oft auf uralte Ueberlieferungen begründet, in frühe und früheſte Zeiten zurückwies und zurückleitete.

Aus örtlicher ſagenhafter und zugleich ſcherzhaft neckeluſtiger Ueberlieferung waren nun eine Anzahl Volksbücher hervorgegangen, deren Zweck kein anderer war, als, wie die Griechen mit ihrem Abdera gethan, auf einen wirklichen oder erfundenen Ort die Fülle des Spottes durch Erzählung ſeltſamer, närriſcher und verkehrter Streiche ſeiner Bewohner zu häuſen, wozu nachbarlicher Hohn ganzer Völkerſchaften oder Einzelorte ſein reiches Theil beitrug, und ſelbſt der Dialekt mußte und muß noch als Zielſcheibe nachbarlich-gegneriſchen Witzes dienen. Bereits 1597 oder 1598 erſchienen

„Die Schildbürger, wunderſeltſame u. ſ. w. itzunt alſo friſch, menniglichen zu ehrlicher Zeitverkürzung aus unbekannten Authoren zuſammengetragen und aus utopiſcher auch Rothwälſcher in deutſche Sprach geſetzt, u. ſ. w. Gedruckt in Verlegung des Authors in der Feſtung Misnopotamia.“ Schildbürger.

Dieſem folgte:

Grillenvertreiber, das iſt newe wunderbarliche Hiſtorien, ſeltzame abenthenerliche Geſchichten, Kauderwelſche Rathſchläg und Bedenken, ſowohl von den Witzenbürgiſchen als auch Calecutiſchen Commiſſarien vnd Parlamentsherren unterſchiedlich vorgenommen, beſchloſſen, vnd ins Werk geſetzt u. ſ. w. In zwei Bücher abgetheilet Durch Conradum Agyrtam von Bellemont ꝛc. Frankfurt a. M. 1603.“ Grillenvertreiber.

Im Jahre 1605 folgte das dritte Buch mit dem Titel: „Hummeln oder Grillenvertreiber“ den erſten beiden nach, dann kam:

„Das luſtige und lächerliche Lalen-Buch. Das iſt wunderſeltſame abentheuerliche unerhörte ꝛc. Geſchichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamien hinter Utopia gelegen. Durch M. Aleph, Beth, Gimel, der Veſtung Ypſilonburger Amtmann.“ o. O. u. J. Lalenbuch.

Der Inhalt dieſer drei Bücher iſt im Ganzen ein und derſelbe, und hat nur in den ſpäter erſchienenen Ausgaben verbeſſernde und läuternde, theilweiſe aber auch verunzierende

Durchſicht erhalten. In Fr. H. von der Hagens Narrenbuche ſind die Schildbürger vollſtändig erneut, auch Simrock erwies dem Buche gleichen Dienſt, und man findet e wol noch hie und da in älteren Nürnberger und Reutlinger Volksausgaben.

Die Geſchichte der Schildbürger iſt eine köſtliche Ironie, ein Goldſtück von allezeit gültigem Gepräge, eine Geiſel der Kleinſtädterei und ihres Aberwitzes, der wie eine Krankheit forterbt von Geſchlecht zu Geſchlecht der Witzenburgiſchen und Calecutiſchen Commiſſarien und Parlamentsherren, mögen letztere nun in Utopia oder ſonſt wo tagen. Das Buch iſt ſo vom Geiſte Fiſcharts getragen und durchdrungen, daß man ſich gern geneigt fühlen möchte, ihn für den Sammler dieſer überall heimiſchen, überall vereinzelt wieder begegnenden Volkswitze und Volksthorheiten zu halten. Viele Einzelzüge ſind in den Schildbürgern uralten überkommenen Urſprunges, andere entnahm der Verfaſſer des Buches wol ohne Zweifel ſeiner Zeit und aus nächſter Nähe. Das Misnopotamia deutet offenbar auf Meißen hin, und unter dem Schildburg dürfte jener wol das Städtlein Schilda im Meißnerlande gemeint haben, das bis heute den Ruf des Lalenthums mit manchen andern deutſchen Städten theilt. Der verdienſtvolle Herausgeber des Narrenbuches ſpricht ausführlicher über den Werth des Schildbürgerbuches, vergleicht die Ausgaben und erläutert die Beziehungen der Lalenſtreiche zu einander und zu den in andern gleichzeitigen Schriften erwähnten.

Jedes deutſche Land und Ländchen hat ſeine Stadt oder ſein Städtchen, jede Landſchaft hat ihr Dorf, an dem der unſchädliche Fluch des Lächerlichen haftet und ſagenhaft forterbt von Kind auf Kindeskind. Die deutſche Neckeluſt aber beſchränkte ſich nicht einmal auf Spottbilder, Spottſagen und Spottlieder, ſie prägte ſelbſt Spottmünzen aus, gab Städten ſpöttiſche Wahrzeichen, drängte ſich ſogar in Wappenſchilde. Vom Alpengebirge der Schweiz bis zum deutſchen Nordmeer, vom fröhlichen Rheinnufer bis zur freudeleeren Polengrenze gehen dieſe eigenthümlichen Züge, liebt Völkerſchaft um Völkerſchaft ſich zu necken, ſich eins anzuhängen und aufzumutzen, Lalenburgerſtücklein von einander zu erzählen. Profeſſor H. F. Maßmann hat ein ausführliches Buch über dieſen anziehenden Gegenſtand zu geben verſprochen.*)

Die Schweizer werden von ihren ſchwäbiſchen Nachbarn Kuhmelker geſcholten; ein Berner Plappert (Münze), den ein Mann von Conſtanz einen Kühplappert nannte, ward, auf der Luzerner Anhetzung, Anlaß zu einer Fehde zwiſchen Conſtanz und Bern. Als die Züricher ihren Breitopf gen Straßburg geführt hatten (D. Sagenb. 38), ſchalt und ſpottete man rings umher, ſelbſt in Schriften, über den kühwarmen (d. h. euterwarmen) Brei. Dem Städtlein Bretten dient ſein Hündlein zum ſpöttlichen Wahrzeichen, der Stadt Paſſau ihr geſchundener Wolf. Die Schwabenſchüſſel in Speier mag auch in ähnlicher Weiſe an die mit Neckeſchimpf genugſam heimgeſuchten guten Schwaben erinnern; ſpricht man doch von Schwabenſtreichen als von etwas Allbekanntem, und nennt das Erreichen des vierzigſten Jahres als das Schwabenalter, das in ihrem Lande einer erreichen muß, bevor er klug wird. Kein anderes Land kann ſich neckiſcher Verherrlichung ſo rühmen wie Schwaben durch das treffliche Volksbuch:

„Geſchichte von den ſieben Schwaben“, welches durch Auerbacher erneut wurde, mit ſchöner Bilderzier 1832 zu Sieben Schwaben.

---

*) Siehe C. Spindlers Zeitſpiegel. Sechſter Band. München, 1831. S. 57 u. ff. Deutſcher Scherz von H. F. Maßmann.

Stuttgart erſchien, und auch die Nr. 7. der von G. O. Marbach erneuten Volksbücher bildet. Dieſes Volksbuch iſt ganz allerliebſt, anmuthig, neckiſch, heiter erzählt, wer aber iſt ſein erſter Urheber? Alte Ausgaben giebt es nicht: J. Görres, deſſen mehr erwähntes Buch „Die teutſchen Volksbücher", 1807 erſchien, führt es nicht mit auf, er kannte es vielleicht gar nicht. Und doch iſt die ſo anziehende hübſche Märe nicht neu. Fanden wir beim Suchen nach des Büchleins Urſprung keine Schrift, ſo fanden wir doch etwas dahin Deutendes, ein altes fliegendes Bildblatt, welches den Abenteuerſchwank darſtellt, wiſſen aber nicht, ob das Bild nach dem Buche, oder das Buch nach dem Bilde gefertigt wurde.

Unſer altes Blatt iſt farbig, mit Firniß überſtrichen, zierte wahrſcheinlich eine Stubenthüre, iſt eng beſchnitten, ohne Stechernamen, und trägt die Firma: J. P. Wolff Seel. Erben. exc. Oben in den Wolken hängt eine Schrifttafel, darauf ſteht: Die Sieben redliche Schwaben. Ueber den Mannen, die in geſchlitzter Tracht und theils in Hüten, theils in Barteln dargeſtellt ſind, ſtehen ihre Namen, 1. Veitli, 3. Hans, 2. Michall, 4. Jergly, 5. Marly, 6. Jäckly, 7. Schultheiß. Der letzte iſt der Vorderſte, der den ungeheuern Spieß gegen den im Gebüſch ſitzenden Haſen lenkt. Unter dem Bilde ſtehen die Dialekt-Reime, die wir in unſer deutſches Märchenbuch aufgenommen haben, die äußerſt charakteriſtiſch ſind, und die das Volksbuch nicht enthält. Der letzte dieſer Reime lautet:

Potz Veitli güg luegg waſch iſcht das,
Das Ungeheuer iſcht nur an Haas.

Ein zweites Bildblatt, daſſelbe Abenteuer darſtellend, iſt jünger. In ganzer Breite des Blattes zieht am obern

Rande die Ueberſchrift hin: Abbildung und entwurff der Sieben Frommen und Redlichen Schwaben.

Die Landſchaft iſt reicher ausgeführt, die Mannen ſind kleiner, tragen Hahnenfedern auf den Kappen, und Seitengewehre. Die Tracht iſt halb ſtudentiſch; Wämſer, die am Hals offen ſtehen, ausgezackte Krägen. Die Namen ſind verändert, und ſtehen unter den Füßen, wie folgt: Märte. Bärtle. Jäcklj. Lentzli. Heintzli. Galle. Fritza. Unter dem Bildblatt ſtehen die charakteriſtiſchen Reimzeilen:

Obgleich Sieben Schwaben hier Hertz verzagt den Haaſen ſtechen;
So muß man den Schwaben doch Treu und Redlichkeit nachſprechen.
Denn, viel beſſer iſts gethan, Haaſen hetzen, alß wie dort
Jene Römer um die Katze thun den groſſen Menſchenmord.
Ward nicht einſt die leichte Schaar mit dem Ziegenbock gehetzet
Wie ſie Ihren Meiſter Krebs in die See zum Todt geſetzet.
Drümb lacht nicht die Schwaben aus, Schwaben ſchweben in dem ruhm
Darnach mancher trachten ſoll, From ſein iſt ihr Eigenthum.

Paulus Fürst Exc.

In dieſen Verſen iſt wieder doppelte Hindeutung auf fortgepflanzten Volksſcherz enthalten. Der römiſche Mord um die Katze, die Anſpielung auf Ziegenbock und Krebs deutet nach der im Lalenbuche Kap. 41, im dritten Buche des „Grillenvertreiber“, und auch in dem Buche „Aller Praktik Großmutter“ enthaltenen Schildbürgermär, vom verirrten Krebs, den die Witzenburger für einen Schneider halten, weil er zwei Scheeren hat. Der Krebs zwickt einen Bürger mit den Scheeren, und wird zum Tode des Ertränktwerdens verurtheilt.

Auch außerdem gilt im Schwabenlande hin und her die Neckeluſt. Bopfingen und Derendingen zieht das Geſchlecht der Gelbfüßler groß, deren Urähnle die Eier mit den Füßen feſt in einen Kaſten ſtampften, auf daß recht viele hineingingen. Die zu Jartheim werden von ihren

Nachbarn Eierlezer genannt; die Jeſinger heißen Märplesfreſſer; in beſonderer Weiſe iſt das Schießen der Hornberger berühmt; die Ulmer heißen Spatzen, weil ihnen der Lalenſtreich vorzugsweiſe aufgemutzt wird, daß ſie mit einem Balken quer zum Thore hineingewollt, bis ſie einen Spatzen erblickt, der ſeinen Strohhalm der Länge nach im Schnabel hielt, und durchs Thor flog. Der Rottweiler Bürgermeiſter brütete den Kürbis aus. Die Neuffener werden von ihren getreuen Nachbarn und desgleichen Eſelsfreſſer geſcholten, die Seebronner Senſenſchmecker, die Hirſchauer Kröpfle, weil ſie die Waden nicht unterm Knie, ſondern unterm Kinne haben. Kibinger und Wunderkinger werden Mondfanger und Stangenſtrecker genannt, weil ſie den Mond, den ſie in den Neckar gefallen glaubten, mit Stangen herauszufiſchen trachteten. Vom Dorfe Gansloſen werden ganz loſe Streiche erzählt; auch Schwaben hat ſein Trippsdrill, wie das Vogtland, allwo die Pelzmühle, auf der die alten Weiber gemahlen werden. Der Schwabe muß allezeit das Leberlein gefreſſen haben.

Vom oben ſchon erwähnten Speier geht das auch an vielen andern deutſchen Orten in ähnlicher Weiſe gehört werdende Sprichwort um: „Speirer Wind, Heidelberger Kind, Heſſen Blut, thut ſelten gut.“ Die Elſaſſer werden Bettler geſchimpft. Zu St. Goar am Rhein war ein Halsband am Wall befeſtigt, welches Fremden, die zum erſten Male dorthin kamen, umgelegt ward, worauf ſie nach eigenem Willen mit Waſſer oder mit Wein in derbſcherzhafter Weiſe getauft wurden. „Zu Wetzlar auf dem Dom, ſitzt der Teufel auf der Nonn'“ — geht ein Schwankwort von einem dortigen Wahrzeichen. Das Neckarbrückenwahrzeichen zu Heidelberg, ein Affe, wie das des Frankfurter

Brücken-Hahns iſt nicht ohne ſcherzhafte Auslegung geblieben, und auch in andern Städten iſt dergleichen nicht ſelten. Bis zum hohen deutſchen Norden und ſelbſt in das Dänenland hinein iſt die Neckluſt zu Hauſe, lauter Blitz- und Witzſtrahlen, die im Schildbürgerbuche ihren Brennpunkt fanden. Die Bonner heißen Pfefferlecker, die Cölner haben ihren Dräckes. In Schleswig ſind die „tollen" Jagler daheim, von Hotſtrupp geht das Sprichwort: Geh nach Hotſtrupp und laß dir die Narrheit verſchneiden, gleich dem bibliſchen: Bleibet zu Jericho, bis euch der Bart gewachſen, dann kommt wieder. Sie haben dort eine Scheuer, in die ſie alle Dummheiten einheimſen. Gabel wird mit dem Katzenkaufe des Lalenbuches aufgezogen, den die örtliche Sage noch viel weiter dort ausgeſponnen hat (D. Sagenb. 190). Von den Romöern wird auch eine luſtige Märe erzählt, von den Boſümern an der See viel mehr als eine Märe; wie die Schildbürger, die nicht zählen konnten, die Finger in den ſteifen Brei ſteckten, daß es fünf Löcher gab, ſo ſteckten die neun badenden Boſümer, als ſie meinten, einer von ihnen müſſe vertrunken ſein, ihre Naſen in den Sand, und zählten nun mit Freuden alle Neune — auch die vorhin erwähnte Krebsgeſchichte hat ſich in Boſüm häuslich niedergelaſſen; die Kisdorfer trugen in Säcken den Tag in ihren neuen Rathhausbau. Die Fockberger beſetzten einen Teich mit eingeſalzenen Häringen, meinten davon Brut zu gewinnen, fingen aber andern Jahres nur einen großen Aal, meinten, der habe ihnen die Häringsbrut gefreſſen und verdammten ihn zur Strafe des Erſäufens. Die Hamburger ließen 1679, als die Dänen ihre Stadt belagert, aber nicht genommen hatten, eine Spottmünze prägen. Wer kennt nicht die zahlreichen Spottmünzen, die in den Niederlanden auf den öſterreichi-

ſchen Erbfolgekrieg geprägt wurden? Die Bardewike
darf man nicht nach ihrem Spiegel fragen, die Oſte
burger nicht nach ihrem Pech, wie man durch Blan
kenburg in Thüringen nicht einen Rockzipfel mit de
Hand umfaſſen und die Spitze hervorſehen laſſen dar

Spott-lieder. Spottlieder wurden beſonders zur Zeit des 30jährigen Krie
ges ſehr üblich; der ſächſiſche Vogelſang, die Magde
burger Dame, der Prager Koch, die Breitenfel
diſche Weiberkomödie, das Bon Aviso aus de
Pfaffengaſſe und viele andere entſprangen dem deutſche
Volkscharakter der Neckerei in Schimpf und Ernſt. Eine
dieſer Lieder: das Wallenſteiniſche Gelächter, ſprich
dieſen Nationalzug mit baren Worten aus:

„Es bleibt doch wol darbey: Der Spott folgt auf den ſchaden
Man ſchenkt es keinem nicht, hieß er gleich ihr Genaden
Und ſonſt ihr Excellenz: Es ſteckt beym Teutſchen Sinn
Noch mancher Rabelaiß und Peter Aretin.“

Auf viele Städte und Flecken wurden von ihren Nach
barn Spottlieder geſungen, ganze Länder mit ſchlimme
Namen belaſtet. Die Schleſier hießen Eſelsfreſſer, di
Thüringer Häringsnaſen, die Baiern Säutreiber, die Heſ
ſen heißen blind, die Nürnbergiſchen Franken Pfefferſäck
In Sachſen ſind Schilda, Schöppenſtädt, Krähwinkel u.
als des Lalenthums verſchrieen, in Thüringen und Franke
Friedrichrode, Blankenburg, Waſungen, Ummerſtadt, Karl
ſtadt, im Vogtlande Triptis, Auma und Pödelwitz. Da
Vogtlandſtädtchen Pauſa liegt im Mittelpunkt der Welt
In Baiern und Würtemberg ſind Weilheim, Stockach, Reut
lingen, Volksheim u. a. die Sündenböcke, denen bald de
bald jener Lalenſtreich, bald alle zuſammen, aufgemutzt wer
den. Im Rhöngebirg iſt Dittis, eigentlich Ditges, ebenſ
beſchrieen, und es wäre nicht übel, auf deutſchen Gaukarte

unter ſolche Orte einen beſonderen Farbenſtrich zu machen, man würde dann ſehen, welche Witzfülle dem vaterländiſchen Boden entſproßte, nur dürften die Orte ſich das nicht zum Schimpf ausdeuten und annehmen, ſondern müßten bedenken, daß auch der verkehrte Witz noch Witz bleibt, und daß es der Orte ungleich mehr giebt, deren Einwohnern man weder eine luſtige Thorheit noch überhaupt einen Witz nachzurühmen im Stande iſt.

Daß mancher nacherzählte Lalenſtreich von dem und jenem Witzenburg in irgend einem rein geſchichtlichen Ereigniß wurzelt, iſt außer Zweifel, denn es ereignen ſich dergleichen noch zu jeder Zeit, andere erſcheinen als angeflogen und angelogen, und je größer, unwahrſcheinlicher und lächerlicher die Lüge auftrat, um ſo willkommener war ſie in jenem Zeitalter, wo Prahlerei und Aufſchneiderei des gartenden Kriegsvolkes, der fechtenden Vaganten und Bacchanten, der Allamode-Cavaliere und Meſſieurs an der Tagesordnung war. Daher konnte auch noch ein in dieſen Kreis gehöriges Buch Glück machen:

Der edle Finkenritter.

„Der edle Finkenritter, mit dem tapfern Cavalier Monſieur Hans Guck in die Welt, oder Hiſtoria von dem weit erfahrenen Ritter, Herrn Policarpen von Kirlariſſa, genannten Finkenritter, wie der dritthalbhundert Jahr, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert, ſeltſame Dinge geſehen u. ſ. w.“ Gedruckt in der jetzigen Welt. Nürnberg.

Eine andere, wahrſcheinlich frühere Ausgabe erſchien 1668 o. O. mit etwas anderem Titel. Dies Buch iſt eine perſonificirte Lügen-Märe, und diente vielleicht jenen Lügenmärchen, die ſpäter in Kinderbücher übergingen, mit zum Vorbild, wenn es nicht ſelbſt eine Nachbildung mittelhochdeutſcher Lügenmären iſt, was eher zu glauben. Die

äußerſte Verkehrtheit, der hirnloſeſte Unſinn, aber Alles mi
luſtiger und unerſchöpflicher Pickelhäringslaune vorgetragen
bildet den Inhalt der Reiſefahrt des Finkenritters.

In dieſen Lügenkreis gehört auch die ſchon oben er
wähnte Schlaraffenlandfabel; wir haben dieſe und eine ächt
Lügenmäre in unſerm deutſchen Märchenbuche zuſammen
geſtellt. Mochte den Schilderungen des Schlaraffenlande
Thomas Murners Utopia zum Grunde liegen, ſie ſpanne
ſich dann doch ſelbſtſtändig weiter und breiter aus. E
gab auch ein Lied in des Lindenſchmits Ton: Ein Landt da
iſt mir wol bekanndt, das wird genanndt Schlauraffen Landt

Als Volksbuch trat es unter dem Titel ans Licht:

Schlaraffenland. „Vom Schlauraffen-Landt. Ein vaſt kurzweilige vn
luſtige Hiſtori zu leſen. Zu Wormbs truckts Sebaſtiann
Wagner 1541. Quart.“ Spätere Ausgaben mit ſehr läng
lichen Titeln ſind genannt:

„Erklärung der Wunder-ſeltzamen Land-Charten Uto-
piae, ſo da iſt das neuentdeckte Schlaraffenland, ꝛc.
davon hat eine Ausgabe o. J. die Druckorte Frankfurt un
Leipzig, eine andere hat: „Gedruckt zu Arbeitshauſen, i
der Grafſchaft Fleiß, im Jahr, da Schlarraffenland ent
deckt war.“

Die Entdeckung Amerikas, die fabelhaften und über
triebenen Berichte von dem neuen Eldorado jenſeits de
Oceans, die dem Abenteurertrieb die willkommenſte Nah
rung boten, wie ſie in unſern Zeiten einen ſtarken Wieder
hall gefunden, mag vielen Antheil am Entſtehen ſolche
Bücher gehabt haben. Die Luſt am Scherz, an neckende
Ironie und Satyre verſpottete jene Nachrichten, oft mi
gutem, oft mit trivialem Witz, wie es kam, und wie e
gerade zu Gebote ſtand, und bürgerte eine neue Idee i
die deutſchen Volkskreiſe ein, die von dem müſſiggängeriſche

faulbehaglichen Maulaffenthum, welchem die Tauben gebraten zufliegen, und das, ohne nur die Hand zu regen, aller Wünſche Erfüllung ſich zu erfreuen hat.

Natur-, Kunſt- u. Handwerkskreis.

Der Verfaſſer der letztgenannten Schrift belehrt ſeine Leſer ſogar über die phyſikaliſche Geographie ſeines Schlaraffenlandes, und dieſer Zug deutet wieder auf die im Volke lebende Neigung, regen Antheil zu nehmen am Leben und Weben der daſſelbe umgebenden Natur, der Himmelskörper, der Aſpecten und Conſtellationen, welche geweckt war durch volksthümliche Schriften von Aſtronomen und Aſtrologen, durch die mancherlei Praktika's und Kalender, durch die Vorliebe zur Vorherverkündigung kommender Ereigniſſe, die in einer Ueberfülle gedruckt vorhanden waren. Hand in Hand ging mit der himmliſch-phyſikaliſchen Weisheit und Wiſſenſchaft die irdiſche, die Medicin und Naturkunde; durch den Makrokosmos führte der Weg zum Mikrokosmos, zum menſchlichen Leibe, deſſen Geſundheit und Krankſein, und auch der ſonſt ſo ernſte Aesculap vermochte zu lächeln, auch die ſchmerzlichſte Krankheit reizte die Spottluſt. Während ernſt gemeinte Bücher, wie „der Gart der Geſundheit“, Mainz 1485, „der ſchwangern Frauen und Hebammen Roſengarten“, das „Buch der Natur“ mit ſeinen blattgroßen bunten Holzſchnitten, die zum Theil aus Ariſtoteles geſchöpften Mittheilungen von Albertus Magnus, letzterer noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgedruckt und erneut, Michael Scotts und Paracelſus Schriften, wie auch die Kräuter- und Thierbücher Geßners, Fuchſens, Bocks, Matthioli's, Tabernämontans u. A. zum Theil in Volkshänden umlieſen, ſcherzte Fiſchart über das Podagra in ſeinem:

Podagrammiſch

„Podagrammiſch Troſtbüchlein. Inhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher ankunfft, Geſchlecht, Hoff-

Troſt-büchlein.

haltung, Nutzbarkeit vnd tieffgeſuchten lob des Hochgelehrten, Gliedermächtigen vnd zarten Fräwleins Podagra", welches er „zu Kitzeligem Troſt andächtiger Pfotengrammiſcher Perſonen oder Handkrämpffigen vnd Fußverſtrickten Kämpffern luſtig vnd wacker (wie ein Hund auff dem Lotterbet), poſſirt vnd publicirt" (Straßburg 1604). Die erſte Ausgabe dieſes Büchleins, auf der ſich der Verfaſſer Hultrich Elloposcleron nennt, erſchien indeß bereits 1577. Auch ſonſt noch erſchienen ähnliche Schriften, wie 1601 die:

„Action oder Anklag der armen Podagriſchen Rott; Ueber die Tyranney vnd unbarmherzigkeit ihrer Königin Podagrae u. ſ. w."

Mit den Bewegungen, welche die Reformation auf kirchlichem wie auf politiſchem Gebiete hervorrief, brachte man gern und häufig als Vorzeichen und Vorbedeutungen Erſcheinungen am Himmel und auf der Erde in eine gewiſſe Verbindung, und die alten Stimmen, die dem germaniſchen Volke in ſeiner Frühzeit aus Felſen und Bäumen getönt, verjüngten ſich ihm, ſprachen prophetiſch aus Sonnen- und Mondfinſterniſſen, aus Kometen, Nordſcheinen und andern Himmelsmeteoren, und wurden mit einer Gläubigkeit vernommen, die ſich durch nichts widerlegen ließ. Die zahlreich in das Volk ausgeſtreuten Praktikabücher deuteten vor- wie rückwärts, nannten die Jahresregenten, meldeten die Finſterniſſe an, ſchilderten die Planeten-Geſtirnzuſammenkünſte und deren der Erde und den Menſchen glück- und feindſelige Scheine und Gegenſcheine. So ſollte eine Conſtellation des Saturn, Jupiter und Mars, im Zeichen des Krebſes, im Jahr 1504 den bairiſchen Krieg vorbedeutet haben, eine zweite im Zeichen der Fiſche, im Februar 1524, den Bauernkrieg, eine dritte im Scorpion, im September 1544, die kirchliche

Spaltung, „den Riß der flecketen Rotten von Schulen und Kirchen, Wittenberg und Leipzig.“ Gern wurde auf „den Türken“ Alles bezogen, was irgend ſchlimme Deutung zuließ; den Erbfeind der Chriſtenheit zu hätſcheln, fiel Niemandem ein. Der Türke war ſtets der drohende irdiſche Komet, die Straf- und Zuchtruthe, die Gott über die Chriſtenheit verhängte, und ihm geſellten die proteſtantiſchen Eiferer den Papſt zu. Als im Jahre 1517 die Sachſenfürſten zu Wittenberg aus der Chriſtmette gingen, ſahen ſie am Nordhimmel ein blutrothes Kreuz mit traurigem Gemüthe, und prophezeiten aus ihm den Zwieſpalt der Kirche. Im Jahr 1520 zeigte ſich über dem Stephans-Dom zu Wien eine Sonne, ein Mond und ein Regenbogen, in Erfurt drei Sonnen zugleich, und der Türke nahm Stuhl-Weißenburg ein, auch heerte eine Peſt im ſüdlichen Deutſchland. 1523 ereignete ſich in Thüringen eine Storchenſchlacht, gleich der Krähenſchlacht 1484; ſie verkündete den Bauernkrieg. Im Jahre dieſes Krieges, 1525, ſtand die Sonne einen ganzen Monat lang klein und bleich, nicht größer wie ein Kinderball, am Himmel. Ein Feuerzeichen im Januar 1529 verkündete den Einfall der Türken in Ungarn und Oeſterreich, durch welchen über 100,000 Chriſten ihr Grab fanden. Noch mahnt in manchem deutſchen Ort unbewußt und der Erinnerung verloren gegangen, manchen Glöckleins Schall zum alten Türkengebet, während faſt Niemand mehr betet, am wenigſten gegen den Türken, vielmehr ihm zu Hülfe gezogen wird, damit doch ja ſein auf europäiſchem Boden uſurpirtes, zerrüttetes und verrottetes Reich als Reliquie Muhameds Europa erhalten bleibe.

Eine im Jahr 1530 zu Speier wahrgenommene Erſcheinung lebt nicht nur ſagenhaft fort, ſie rief ſogar einige Volksbüchlein hervor, betitelt: „New warhafftig und Wunderbarlich geſchicht, welche ſich bey Speyr am Rein den 18. 19. und 20. tag Julii begeben hat", welche Schrift im Jahr darauf unter dem Titel: „Ein new wunderbarlich mönchsſchiffung ſo zu Speyer am 18. 19. und 20. Tag des Heumons am Rein geſchehen" nochmals erneut wurde (D. Sagenb. 42).

Mönchsſchiffung.

Wunderzeichen.

Es iſt ein gehäuftes Leid, das die dahin bezüglichen Schriften jener Zeiten verkünden — neben dem Scherz und der landſtörzeriſchen Tollheit ſchreitet händeringend über Deutſchlands Verfall und Unglück der Wehklage grauſenhaftes Geſpenſt, und denen mochten wol die Haare zu Berge ſtehen, die ſich in das Studium dieſer Schriften und Flugblätter vertieften. Kinder weinen im Mutterleibe, andere kommen als entſetzliche Monſtra zur Welt, Waſſerfluthen verſchlingen ganze Provinzen, Quellen ſtrömen Blut aus, Erdbeben zerſtören halbe und ganze Städte. Der Himmel wird kaum leer von Kometen; Bäume werden am Himmel erblickt, ſo bei Eiſenach 1532 kurz vor dem Tode Kurfürſt Johann des Beſtändigen, und wehklagende Stimmen tönen aus Gewölken nieder. Häufig regnet es Blut, feurig gekrönte Drachen durchfahren die Lüfte, ſo auch Roſſe und Reiter, wie über Münſter nur ein Jahr vor dem dortigen gräulichen Aufruhr. Der Teufel wandelt ſichtbar auf Erden, er zündet das Städtlein Schildach in Schwaben an, führt aus Hameln am Tage Mariä Magdalenä die Kinderſchaar, und lehrt zu Frankfurt a. d. Oder und zu Lebus einer Magd fort und fort Geld zu freſſen (D. Sagenb. 901, 294, 367). Alles dieſes wurde der Welt alsbald in fliegenden Blättern mitgetheilt, und mit Grauſen vernommen. Kriegsheere ziehen am Himmel hin und liefern einander Wolkenſchlachten, Heuſchreckenſchwärme bedecken meilenweit die Auen, furchtbare und unerhörte Ungewitter zerſtören Ortſchaften in Schleſien und in andern Ländern, Alles gilt für bedeutſam, für Zeichen des göttlichen Zorns, für gerechte Strafe. Blutroth ſcheint die Sonne vor der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, Kreuze regnen vom Himmel und fallen auf der Menſchen Kleider, wie auch ſchon früher geſchehen, und künden Sterben vorher. Schade, daß nirgend eine Nachricht über die Subſtanz dieſer Kreuze ſteht, aus was ſie beſtanden; waren es Schneekryſtalle, war es Hagel, war es ſonſt ein atmoſphäriſches Gebilde? Da die Nachrichten von ſolchem Kreuzregen ſich öfters wiederholen, ſo muß doch wol eine derartige Erſcheinung vorgekommen ſein; es iſt kaum zu denken, daß ſie gänzlich erfunden und ſo zu ſagen, aus der Luft gegriffen ſei. Sonſtige Geſichte, die aller Orten und Enden in den Wolken oder am Himmel erblickt wurden, ſind zahllos, Drachen, Löwen, Bären, Adler, Störche, Feſtungen, Städte, Krieger, Alles im meteoriſchen Fata Morgana-Scheine. Immer wiederholen ſich Dinge und Thaten, welche die frühe Zeit ſchon überlieferte, ſo die Tänzer von Kollbeck, die tanzenden Kinder zu Reichenbach, die nach dem Kinderkreuzzuge, und nach jenem Tanzzuge der Kinder von Erfurt nach Arnſtadt deuten (D. Sagenb. 314, 588, 651), ſo Getreide-, Fleiſch-, Blut- und Steinregen, immer griff der Wunderglaube in den unerſchöpflichen Fortunatus-Säckel der Vergangenheit und immer fand er in ihm das alte unvergängliche Sagengold, wie oft es auch ſchon verausgabt war, und wie jenem Glauben die Natur in Thieren, Pflanzen, Steinen und Metallen zinſte, wie er die Elemente und das Himmelsgewölbe nutzte, ſo mußte ſelbſt die Kunſt ihm Stoffe bieten, und was nicht unter den Augen ſich geſtaltet hatte, was der Vergangenheit angehörte, das mußte übermenſchlichen Urſprunges ſein, ein Wunder, durch göttlichen oder dämoniſchen Einfluß bewirkt, einerlei, ob das angeſtaunte Gebilde die Hand der Natur, oder die der Kunſt geſchaffen hatte.

Dahin zielen alle die Sagen und Märchen von Teufelsbauten, Teufelsburgen, Teufelsmauern, von den Thürmen, deren Bau mit Teufelskunſt und -Hülfe zu Stande gebracht war. Die Heilings-Felſen bei Karlsbad müſſen Zauber- und Teufelswerke ſein, wie der Loosberg bei Aachen, wie die Waſſerleitung von Trier nach Köln zu, wie das Danewerk, wie der bartenſteiner Bartel, die goldene Laus zu Bismark (D. Sagenb. 345), die ſicherlich ein uraltes mißverſtandenes Kunſtgebilde war, das Goslarer Schallbecken, und ſo manch anderes Werk uralter Kunſt, das den Nachkommen unbegreiflich vorkam, und daher übernatürlicher Geiſtes- oder Körperkraft ſein Entſtehen verdanken mußte. Es lag dies mit im niederdrückenden Gefühle jener ſpäteren Zeit, denn mit dem abgeblühten Ritterthum, mit dem Glanze und der Pracht des Bürgerthums war die alte deutſche Herrlichkeit dahin, die Kunſt verſank, kaum daß das Handwerk ſich noch hielt. Wo baute man noch Dome? Wo gipfelten Sacramenthäuſer ſich auf von gegoſſenem Stein, wie das Nürnberger zu St. Lorenz, das Erfurter zu St. Petri, beide in ihrer Art ſchier unvergleichlich? Dieſe Kunſt war verſunken, die der Glasmalerei erblaßte und ging faſt ganz verloren. Die Poeſie brachte kein bedeutſames Werk mehr hervor; die Sprache, die durch Luther auf eine edle hohe Stufe gehoben war, wurde aufs Neue von Grund aus verdorben durch den eingeſchleppten Miſchmaſch zahlloſer Fremdwörter. Alle Poeſie flüchtete ſich in Sage und Märe, in die Ueberlieferung vom ſchönen Einſt, ſie verzauberte ſich ſelbſt in das dornige Gehege laub- und blüthenloſen Ungeſchmackes, um hundert und mehr Jahre zu ſchlummern.

Nur das Handwerk blühte noch fort auf ſeinem goldenen,

hren- und ehrenreichen Boden; es pflegte in ſeinen Zünf-
en den ehrlichen und biedern deutſchen Sinn, ſchloß ſich
em Scherz nicht ab, hielt aber feſt am gediegenen Wahl-
pruch: Bete und arbeite — und auch ſeinem Schooſe
ntblühten Volksbücher, die des Guten Saat ausſtreuten,
en Sinn für Redlichkeit wach hielten, nach dem alten
Glauben hinwieſen, das Gewerk hoch und in Ehren halten
ehrten, und gute Sitten prieſen. Als trefflichſtes derſelben
nennt Görres das Büchlein:

„Neu verbeſſerter Müller-Ehrenkranz" ꝛc. (folgt ein Müller-Ehrenkranz.
anger, gereimter Titel). Gedruckt in dieſem Jahr.

Das Ganze ſei „mit einer Ruhe, einer ſtillen Innig-
keit, einer feſten, gleichen, beſonnenen Haltung und einer
treuherzigen Ehrlichkeit abgefaßt, die als eigentliche Virtuo-
ſität in ihrer Art erſcheint." Es iſt dies Büchlein völlig
poetiſch gehalten, betrachtet das Weltgebäude mit dem Blick
eines Mühlen-Arztes, preiſt Deutſchlands berühmteſte Müh-
len (deren viele, wie z. B. die große Günthersmühle zu
Arnſtadt, einen Gang hatten, auf dem, nach der Sage, der
Teufel mahlte) und andere Werke.

Es giebt ſolcher Handwerksbüchlein noch mehrere, z. B.
vom Bäcker-, Kürſchner-, Zimmergewerk, wenn ſchon ſie
von ungleichem Werthe ſind. Auch Sage und Märchen
ziehen nicht ungern das Handwerk wie die Künſtlerwerk-
ſtatt in ihre Kreiſe, zunächſt die Schmiede und Metall-
arbeiter. — Nachhall mythiſcher Ueberlieferungen von
kunſtreichen Zwergen und von Wiland dem Schmied. Ein
Schmied war es, der den Thüringer Landgrafen hart häm-
merte (D. Sagenb. 452); einen kunſtvollen Meiſter, der die
Münſteruhr zu Straßburg fertigte, beraubte, nach der Sage,
himmelſchreiender Undank ſeines Augenlichtes (a. a. O. 37);
ein Schmied vollbrachte mit Satans Hülfe das unbegreif-

liche Gitter um den Taufſtein in der Kirche zu Wismar (a. a. O. 215). Der kunſtreiche Grinken-Schmied, halb gnomenhaften Weſens, wohnte und arbeitete in einer Erdhöhle im Dettenberge bei Münſter, wie der Hüggele-Schmied im Erzberge bei Osnabrück (a. a. O. 277 und 281). Ein Schmied zu Belgern mußte dem Pferde des Teufels Hufeiſen anlegen, und in den Schweckhäuſerbergen ſchmiedete und ſang ein verliebtes Zwerglein (a. a. O. 371 und 385). Im Kloſterhammer bei Lobenſtein dienten Zwerglein als Hüttenarbeiter, wie ſie auch als Bergknappen thätig ſind, bald in großer Zahl, bald vereinzelt, wie der Meiſter Hämmerling in erzgebirgiſchen Gruben (a. a. O. 560 u. 625). Der Feilenhauer von Weißendorf im Fichtelgebirge konnte Geiſter citiren und bannen; ſelbſt das Dängeln ihrer Senſen auf Galgenholz verſchaffte dem Markt Enkeringern im ehemaligen Bisthum Eichſtedt den Spitznamen Galgendenkler. Der Schmiede von Apolda, Jüterbogk u. a. ward ſchon erwähnt.

Ebenſo wie der Schmiede iſt die Sage der Mühlen und der Müller häufig eingedenk. Ein gutes Theil Mühlen ſchreibt die Sage zunächſt dem Teufel zu; wer hätte nicht die Teufelsmühle am Wienerberge, wär' es auch nur als Liederpoſſe, nennen hören? Der Teufel hat der Mühlen mehr als genug, auf dem Rammberge des Harzwaldes, im Rieſengebirge, auf dem Rhöngebirge; im Thüringerwalde ſind Zwerge als Schleifmüller hülfreich; Kobold Pumphut reiſt als Mühlenarzt; ein altes Holzbild, das der Mühlgötz heißt, in der obern Mühle zu Plauen im Voigtlande, ſtrafte mit ſturmvollem Geraſſel und Gepraſſel ihm widerfahrene Beunruhigung (D. Sagenb. 477, 561, 567). Ein Teufelmühlwehr befindet ſich in der Schwarza, eins in der Saale, ohnweit Ziegenrück, andere ſind nebſt

Teufelsmühlen in Schwaben zu finden. Der ſagenhaften und doch heute noch vorhandenen Reismühle wurde ſchon oben gedacht. Die Müller ſagen, wenn das Werk geht und es iſt nicht aufgeſchüttet, daß auf dem leeren Gange der Teufel ſeinen Waizen mahle.

Auch von Angehörigen des ehrſamen Schneidergewerkes erzählen Märe und Sage manchen Zug, meiſt neckiſcher Art; beide paaren gern bei den Schneidern Herzhaftigkeit und Furcht, und bringen dadurch heiterironiſche Wirkung hervor. Ein Schneider dringt kühnlich bis zur Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſt, aber er läuft am Ende doch davon und läßt die feurig hoffende Jungfrau unerlöſt (D. Sagenb. 27); deſto herzhafter war der Schneider in Münnerſtadt, der dem Teufel den Schwanz abſchnitt (daſ. 820), während ſich wieder der Schneider von Unken (daſ. 983) erſt prahleriſch und dann als Haſenherz bewies. Mehr noch als die Sage liebt das Märchen, mit Schneidern Scherz zu treiben. Das Märchen vom tapfern Schneiderlein (das erſte in unſerm d. Märchenbuche) iſt ein allbekannter, allbeliebter Schwank, der in mancherlei poetiſcher Kleiderhülle umwandelt. Es wird kaum ein Märchenbuch vorhanden ſein, in welchem nicht auch ein oder das andere Schneidermärchen vorkommt. Insgemein iſt gegenüber plumpen, groben oder liederlichen Geſellen und Wandergenoſſen der Schneider der unſchuldige, zarte, furchtſame, aber dabei doch auch witzige, gewandte und ſtets unverzagte Geſelle, ſemperdurſtig, immer fröhlich. Von dieſem Geſichtspunkte aus wurde auch das ganze ehrſame Gewerk allgemein betrachtet, wie jener Vers unter dem Bildblatt von den ſieben Schwaben deutlich genug kund giebt. In dieſem Sinne wurde ja auch die Schneiderſcheere mehr ſpöttliches als ernſtes Wappenſchild der tapfern Zunft, und ſollte man nicht meinen, ſie habe das verdient, da mit ihr das große Werk gelungen, den Teufel ſeines Schwanzes ſtutzend zu berauben, und ihn zum mehr manierlichen Cavalier umzugeſtalten, zumal derſelbe ſich auch an anderen Orten die Hörner längſt abgeſtoßen und abgelaufen, und die Klauen ebenfalls verloren hatte?

Haben wir hier des **Wappens** einer ehrſamen Gewerbs-Innung nur im Scherz gedacht, ſo führt das doch dahin, überhaupt einen Blick auf das deutſche Wappenweſen zu werfen, da uns aus demſelben eine reiche Fülle von Sagenſtoffen entgegentritt, von denen manche allerdings ſehr neumodiſch romantiſche Färbung haben, andere aber dagegen uralten Urſprunges und gediegenen Kernes und Gehaltes ſind; es ſind eben jene neuen Wappenmären mit Zinn- und Meſſingſchaum tingirt, und die alten mit ächtem Gold und Silber.

Schildſagen.

Schild-ſagen. Faſt jedes deutſche Fürſten-, Grafen-, Herren- und Ritterhaus hatte (und hat zum Theil noch) ſeine Schildſage, die überlieferte Erzählung, wann und wie ſeine Vorfahren ihr Wappen überkommen, was es bedeute und ausſpreche, ſo daß ſich ganz gut ein ſtoff- und füllereiches **Schildſagenbuch** ſchreiben ließe. Viele dieſer Sagen lehren dem Kundigen auf den erſten Blick, daß ſie nichts als angefabelte Erdichtungen ſpäterer, ſchmeichleriſcher und ungründlicher Heraldiker ſind, doch lauten häufig auch dieſe Erdichtungen ſehr hübſch, und man erwirbt ſich bei den Eigenthümern ſolcher Wappen den ſchlechteſten Dank, wenn man ihnen nachzuweiſen verſucht, daß die poetiſche Mär, die aus Vätertagen auf ſie vererbte, und die treuherzig geglaubt wurde, eben nur eine Märe und nichts weiter iſt. Bald glauben jene, man ſage dies aus Neid, bald aus aſchgrauer archivſtaubiger Pedanterei, oder man verſtehe überhaupt nichts von ſolchen Dingen, und wolle ſie aus Eitelkeit oder aus Neuerungsſüchtelei beſſer wiſſen, und das alte ſchöne Fabelgebäude über den Haufen ſtoßen.

Die Schildſage iſt uralt, ſie beginnt mit der Entſtehung der Abzeichen auf den Schilden, welche letztere als Schutz- und Schirmwaffe in frühe Zeiten hinaufreichen, aber ſie wurde erſt ſpäter ausgebildet. Durch dieſe Ausbildung jedoch verlor ſie an ihrer Einfachheit, und je mehr ihr geſchichtlicher Untergrund abblaßte, um ſo mehr traten die poetiſchen Gebilde hervor. Eineſtheils waren es einfache Hausmarken, welche in das Schild aufgenommen wurden, d. h. auf demſelben geſchnitzt oder gemalt erſchienen, anderntheils Bilder aller nur erdenkbaren Gegenſtände aus dem Reiche der Natur, der Kunſt, wie aus den Erſcheinungen am Himmelsgewölbe. Letztere gaben naturgemäß der Phantaſie mehr Stoff und Anhalt, als erſtere. Die ſogenannten heraldiſchen Ehrenſtücke oder Ehrenzeichen beſtanden aus vereinzelten Nachbildungen des Tafelwerkes des Hauſes*) (ligna stratoria, figurae laterculi), und waren zunächſt Balken, dann Balkenkreuze, Sparren, Schrägbalken, geſchachte Felder ꝛc., die ſich recht gut auf das mannichfaltige Gefüge und Fachwerk der alten germaniſchen Holzarchitektur beziehen, und aus dieſer ableiten laſſen. Dieſe Wappenzeichen ſind älter, als die ſpäteren Bilder, ſie kommen früher vor, und wurden in den

---

*) S. Ueber die Ehrenstücke und den Rautenkranz als historische Probleme der Heraldik. Von A. L. S. Michelsen. Jena 1854. 4.

Familien, die ſich ihrer von Alters her bedienten, beibehalten, nicht von den Bildern verdrängt; wol aber dienten ſie den Bildern häufig als Unterlagen. Um das Ehrenzeichen dem Auge hervorzuheben, gab man dem Schildfelde eine Farbe, ihm ſelbſt meiſt die des Goldes und Silbers, oder man ſtellte es farbig dar, und legte es auf Silber oder Goldgrund, eine Weiſe, die ja ohnehin bei der byzantiniſchen Malerei beliebt war, und früher hinauf, als dieſe Zeit, dürfen wir wol kaum eigentlich heraldiſche Färbung (Blaſonirung) ſuchen. Sehr wenige dieſer überaus zahlreichen Wappenſchilder ſind redende, die redenden gehören meiſt der ſpäteren Zeit der Wappenbilder an, und dieſe letzteren ſind es vorzugsweiſe, welche der Sage willkommene Stoffe darboten. Der Schild der alten Landgrafen von Thüringen beſtand, wie die alten Siegel lehren, erſt nur aus fünf wagerechten rothen Balken, die über ein ſilbernes Feld gelegt waren. Erſt ſpäter wurde der Löwe in das Thüringiſche Wappen aufgenommen; man bildete ihn von Silber, ſtellte ihn in ein blaues Feld, und überzog ihn mit den fünf rothen Balkenſtreifen, ſo daß er nun die Farben des urſprünglichen Wappens zeigte. Landgraf Hermann, der Sängerfreund, führte zuerſt den Thüringer Löwen auf dem Schilde. So war es auch mit dem erſten Wappenſchilde der Markgrafen von Meißen der Fall; es ſtanden ſenkrechte Pfähle im Schilde, wie ſie im Stadtwappen von Dresden und Leipzig noch zu erſehen ſind, und erſt Markgraf Heinrich der Erlauchte nahm den Löwen an und auf. Man wählte vorzugsweiſe gern die edle, tapfere, großmüthige Geſtalt des Thierkönigs in ſein Wappenſchild, denn im 12. und 13. Jahrhundert war der Bär als deutſcher König der Thiere bereits entthront, und behauptete nur noch im Wappen der Askanier eine hervorragende Stelle, wie in den

Schilden der uralten Schweizer Abteien von Appenzell und St. Gallen, und der Städte, die nach ihm hießen: Berlin (Bärlein) und Bern (Bären), und einiger ritterlichen Geſchlechter. Wol mögen auch ſchon in der älteſten Vorzeit die Bilder von Bär, Ur, Eber, Wolf, Elch, Hirſch und anderen größeren Thieren der Wildniß zu Heerzeichen der Volksſtämme gedient haben; vom Stier von Uri iſt dies geſchichtlich erweislich, auch das Wappen von Steyermark (Styria) ſoll urſprünglich ein Stier geweſen ſein, und an dieſe Thierbilder heftete ſich ſogleich die Schildſage an, ja ſie wagte ſich doch bisweilen auch an die frühen Gebälkwappen. So ſollen die Balken im älteſten Schilde der Askanier ein Blockhaus, Balkenhaus verſinnbilden, daraus der ſpätere Stadtname Balkenſtädt — Ballenſtädt entſtanden wäre.

Das Pferd, eigentlich doch ein noch ungleich edleres Thier als der zum falſchen Katzengeſchlecht gehörige fremdländiſche Löwe, war ohne Zweifel das Heerzeichen des alten Sachſenvolkes, das ja ſchon ſeinen mythiſchen Heerführern Roſſesnamen: Hengiſt und Horſa, gab, ein Thier, das die urgermaniſche Sage zum Liebling Wodans erkor. Die Sage will, die Sachſen hätten unter ihrem Heldenherzog Witukind ein ſchwarzes Roß als Heereszeichen geführt; nachdem nun Witukind ſich habe taufen laſſen, habe Karl der Große mit Hindeutung auf das weiße Pferd der Apokalypſe und zum Zeichen ſeines Sieges angeordnet, daß der Heerſchild ſtatt des bisher geführten ſchwarzen Roſſes fürder ein weißes führe. Sehr hübſch redend iſt das Wappen des Kloſters Roßwein in Sachſen, es führt ein Roß und einen Weinſtock in ſeinem Wappen, das aus dem 12. Jahrhundert ſtammt.

Wenn wir einen Blick auf die mannichfaltigen Wappenbilder werfen, ſo ſtrömt uns aus ihnen eine Fülle mythiſch-ſagenhaften Stoffes entgegen. Beginnen wir mit der menſchlichen und dämoniſchen Geſtaltung, ſo begegnen uns vielfach Meerminnen und Sirenen. So im Würtembergiſchen Wappen das Schild der Grafſchaft Mümpelgart, eine wachſende Jungfrau, die ſtatt der Arme 2 Fiſche zeigt. Auf einem der Wappen-Helme der Grafen von Henneberg-Schleuſingen erſcheint ebenfalls eine Jungfrau mit ſtarken Zöpfen, und die mannichfaltig veränderte Sage geht von ihr: Es zog ein Graf von Henneberg in fremdes Land; Einige nennen Paläſtina, Andere beſchränken dieſe Entfernung nur bis Würzburg; er fand in der Fremde eine Geliebte, die geſegnet war mit Schönheit wie mit Reichthum, doch nicht an Rang ihm gleich. Er verſprach ihr die Ehe, und zog in ſein Heimathland zurück, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen, und verhieß, dann wieder zu kommen und die Geliebte als ſeine Gemahlin heimzuführen. Die Verwandten in der Heimath widerſetzten ſich aber ſeinem Vorhaben einer unebenbürtigen Verbindung, zwangen vielmehr den jungen Herrn, ſich ſtandesgemäß zu vermählen, und ſo harrte die ferne Geliebte vergebens auf ſeine Wiederkehr. Von Sehnſucht und Ungeduld getrieben, erhob ſie ſich mit ihren Schätzen und ihrer Dienerſchaft, und zog ihm nach. Als ſie in das Henneberger Land kam, hörte ſie von allen Kirchthürmen feierliches Glockengeläute. Auf die Frage nach der Urſache dieſes Geläutes ward ihr die Antwort, es gelte der heutigen Vermählungsfeier des neuen Landesherrn, des Grafen — der ihr Geliebter und Verlobter war. Im jammervollen Schmerz riß ſich die Fremde ihre beiden ſchönen Zöpfe aus, gründete von ihrem reichen Gut ein Kloſter und barg ſich in dieſem für immer vor dem Auge der Welt. Reuevoll nahm der Graf dann ihr Bild noch im Schmucke der ſchönen Zeyſe als Helmkleinod an, und ließ es auf allen Wappen rings im Lande anbringen.

Dieſe einfache Sage lebt bis heute im Volksmunde; eine andere kommt uns minder ächt vor; ſie bezieht ſich auf das Wahrzeichen und Rathhausſchild der Stadt Schleuſingen, der ehemaligen Reſidenz der Fürſtgrafen von Henneberg: eine Waſſerfeine. Sie ſoll die Quellnymphe der dort zuſammenſtrömenden vier Waldwaſſer, der Erlau, Nahe, Veſſer und Schleuſe ſein, welcher letzteren die Stadt ihren Namen dankt (D. Sagenb. 724 und 725).

Das Jungfrauenbildniß mit dem Kränzlein über der gethürmten Mauer im Stadtwappen von Magdeburg deutet auch nach der mythiſchen Frühzeit, es ſoll Frau Venus ſelbſt ſein, der an der Stätte der ſpäteren Stadt ſchon ein Tempelheiligthum der Sage nach geweiht war.

Durch die Vermählung eines Grafen von Henneberg-Römhild mit einer Prinzeſſin von Würtemberg kam auch jenes mümpelgartiſche Helmkleinod zum Wappen der Römhilder Linie. Dieſe führte ſtatt des Hennenſchildes eine gekrönte Säule im Wappen. Graf Otto IV. hatte im Jahre 1465 mit dem italieniſchen Fürſten Anton von Colonna Bekanntſchaft gemacht, welcher behauptete, daß die Henneberger von ſeinen Vorfahren abſtammten und daß der erſte Begründer dieſes uralten und damals noch in hoher Blüthe ſtehenden deutſchen Reichsgrafengeſchlechtes, deſſen andere Linie ſogar das Fürſtenſtandesprivilegium vom Kaiſer erhalten hatte, ein Römer und aus dem Geſchlechte derer von Colonna geweſen ſei. Dieſe handgreifliche Fabel ſchmeichelte jenem Grafen und des Papſtes Paul II. Unfehlbarkeit ſtempelte ſie zur Wahrheit um, indem der Papſt jenen erdichteten Urſprung durch eine Bulle vom Jahre 1467 urkundlich beſtätigte. Die Sage knüpft noch daran, daß der Papſt geſagt habe, die Henneberger hätten im Kampfe oder in einer Schlacht feſt wie eine Säule geſtanden, daher die Goldkrone der Treue auf der makelloſen (ſilbernen) Säule im rothen (blutigen) Felde. In dieſer Bulle nannte der Papſt die 6 lebenden Grafen der Römhilder Linie geradezu de Columna, Comites in Henneberg, und Kaiſer Friedrich III. beſtätigte die päpſtliche Bulle noch im December deſſelben Jahres.

Die Stadt Coburg führt, wie oben ſchon erwähnt, einen Mohrenkopf im Wappen, ohnſtreitig zu Ehren ihres Schutzheiligen, St. Mauritius; die Sage weiß dies anders. Auf ihrer Reiſe gen Bethlehem kamen die heiligen drei Könige durch Coburg, und übernachteten daſelbſt. Man bezweifelte, daß ſie die heiligen drei Könige ſeien. Da rief Balthaſar der Mohr: Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß wir die heiligen drei Könige ſind! Die Coburger nahmen das Pfand an und ſetzten es in ihr Wappenſchild. Andere berichten, als die Leiber der h. drei Könige nach Köln geführt worden, ſei man mit ihnen in Coburg über Nacht geblieben, und daher ſei das Mohrenhaupt angenommen worden. Eine zweite Sage behauptet, ein Graf, der vor uralten Zeiten jene Gegend und auch Coburg beſeſſen, ſei etwas ungeſtümer und ſchlimmer Natur geweſen, ſo daß der Kaiſer dies beklagt, jedoch die Hoffnung ausgeſprochen habe, der Graf werde ſich beſſern. Darauf habe der Kanzler mit der Bibelſtelle widerſprochen: Kann auch ein Mohr ſeine Haut wandeln und ein Pardel ſeine Flecken? — Nun denn — habe der Kaiſer geſagt: ſo ſoll er fortan einen Mohrenkopf im Schilde führen. Viele ritterliche Geſchlechter führten Mohrenköpfe, halbe oder ganze Mohren im Wappen, z. B. die Stöſſel, Seidwitz, Breckendorf, die Schachner, Mordeiſen, Wörbis, die Grumbach und Wolfskeel u. a. Den Meißner Helm ziert ein Judenkopf und Rumpf, von welchem die Judengroſchen einiger Sachſenfürſten ihren Namen empfingen.

Die Herren von Landſchaden führen einen Türkenkopf im Wappen und nach ihrer Schildſage hieb Bligger der Landſchade einem Sultan den Kopf ab und brachte dieſen mit in die Heimath, worauf der Kaiſer ihm den Kopf in das Wappen verlieh (D. Sagenb. 593). Die Herren von Türke führen auf dem Helm und im Wappenſchild über einer Mauerzinne einen bewehrten Saracenen.

Das Löwenſchild der Grafſchaft Orlamünde iſt mit rothen Herzen beſtreut. Die Sage geht, daß von einem äußerſt tapferen Grafen von Orlamünde der Kaiſer rühmend geſprochen: Von dieſem Manne muß man nicht nur ſagen, er hat Herz, ſondern er hat Herzen — und habe ihm den ſchönen Schmuck ins Wappen verliehen. Jedenfalls wiſſen die Geſchlechter der Freiherren oder Herren von Einſiedel, Münchhauſen, Bettler von Herdern, woher ihr Einſiedler, ihr Mönch, ihr Bettler ihnen ins Wappen gekommen! Wie mannichfach iſt die Zahl der Säugethiere, Vögel, Fiſche u. ſ. w., der Fabelthiere, der Pflanzen, Blumen und Blätter in redenden und nicht redenden Wappen! Da begegnen uns Greif und Einhorn, Seelöwe und Drache, Phönix und Pelican, Baſilisk und in Flammen unverſehrt ruhender Salamander. Wurmlingen, das Schwabenſtädtlein, nahm den Lintwurm, der in ſeiner Nähe gehauſt hatte, und dem es den eigenen Namen dankt, in ſein Wappenſchild.

Das böhmiſche Geſchlecht der Herren von Pardubitz und Stara hat die Schildſage, daß einem ſeiner Ahnherrn im Kriege Kaiſer Friedrich des Rothbarts mit Mailand beim Zurückziehen aus der Stadt durch ein herabfallendes

Fallgatter die Hälfte des Roſſes abgeſchlagen worden, und Geſchef von Pardubitz gerufen habe: „Das halbe Roß, ihr Wälſchen, ſchenk ich euch.“ Daher habe der Kaiſer den jungen Edeln zum Ritter geſchlagen, und ihm ein halbes weißes Roß im rothen Felde zum Wappen verliehen. Das rothe Feld, wie es in fürſtlichen Wappen den Blutbann und alle Regalien ausſpricht, deutet meiſt auf Blut, wie ſchon bei der oben erwähnten Römhilder Säule, ſo auch bei der bekannten Schildſage des Erzhauſes Oeſterreich, deſſen erſten erlauchten Ahnherrn weißer Waffenrock in heißer Schlacht ſo blutüberſtrömt geweſen, daß nach derſelben nur der Gürtelſtreifen noch weiß befunden ward. Daher im Herzſchild des Oeſterreichiſchen Wappens der ſilberne Streifen im rothen Felde.

Selbſt Heilige wurden bisweilen zu Trägern von Schildſagen. Eine der ſchönſten derſelben iſt die der Herren von Handſchuchsheim. Ein Ritter dieſes Namens verlobte ſich der heiligen Katharina, die ihm in einem Traume erſchienen war, hielt aber der himmliſchen Verlobten ſein Wort nicht, ſondern freite ein irdiſches Weib, doch betete er fleißig fort und fort zu der Heiligen. Seiner Hausfrau ward über ſeine faſt allzuhäufigen Kirchengänge böslich Arges hinterbracht, und der Teufel der Eiferſucht reizte ſie ſo ſehr, daß ſie ſich ein Meſſer durch den Hals ſtach. Als nun der Ritter darüber vor Herzeleid ganz außer ſich war und weinend ſeine Heilige anrief, erſchien ihm dieſe und ſtrich mit ihrer Hand ihm die Thränen vom Angeſicht, und aus den Thränen wob ſich um die Hand der Heiligen ein Handſchuh, den Katharina dem Ritter zurückließ, indem ſie mit der tröſtlichen Verheißung entſchwand, ſeine Frau lebe und habe ihm ein Töchterlein geboren. Der Ritter war deß hoch erfreut, zumal er das Wort der Heiligen wahr befand, band den Handſchuh auf ſeinen Helm, wie jener Ritter that, dem einſt St. Eliſabeth als Gabe einen Handſchuh verehrt, und ward von demſelben als von einem Talisman in aller Gefahr beſchirmt, nahm ihn auch in ſein Wappenſchild und nannte ſich nach ihm Handſchuchsheim. (Ausführlicher im D. Sagenb. 52.)

Wie das goldene Rad in das Wappen der Stadt und des Bisthums Mainz kam, weiß alle Welt. Der fromme Biſchof Willigis, eines armen Rademachers Sohn, ließ das hölzerne Rad in ſeiner Stube und an ſonſtigen Orten anmalen, um ſich bei deſſen Anblick ſtets ſeiner niedern Abkunft zu erinnern. Wie das Beil eines heiligen Mannes zum redenden Stadtwappen von Heiligenbeil wurde, ward ſchon erwähnt. Einem Hofe zu Königsberg, der Kneiphof geheißen, weil der deutſche Ordenshochmeiſter Winrich von Kniprode ihn erbaut, wurde als Wappenſchild ein blauer Arm, der eine Krone hält, verliehen, weil ein tapferer Geſell, aus jenem Hofe bürtig, genannt Hans von Sagan, in einer Siegesſchlacht des Ordens ſich hervorgethan, und einen blauen Aermel getragen (D. Sagenb. 245).

Auch der Schildſage vom Raben am Merſeburger Dom und auf verſchiedenen Denkmälern in demſelben erwähnten wir ſchon. Es iſt der Rabe im Wappen der Herren von Trotha, der einen goldenen Ring im Schnabel hält, das jener Biſchof aus deren edlem Geſchlechte angenommen haben ſoll, nachdem ſein Rabe ihm einen Ring entwendet, und in ſein Neſt enttragen, und der Biſchof einen unſchuldigen Diener, auf welchen der Verdacht gewälzt war, den Ring geraubt zu haben, enthaupten ließ. Als nun ein Sturmwind des Raben Neſt vom Thurme warf, fand ſich nebſt vielen andern weggeſchleppten Kleinodien auch des Biſchofs Ring, und er ließ nun büßend und bereuend ſich

zur Strafe in das neuerwählte Wappenſchild den Rab
ſetzen, und auf den Helm zwei emporgehobene Manne
Arme, deren Hände den Ring halten. Jedenfalls hat d
Urſprung dieſes Wappens ſeine geſchichtliche Unterlag
ſehr möglich iſt es aber auch, daß das Wappen der Sa
zu Hülfe kam, und die letztere ſich erſt bildete, nachdem
das Wappen ſo zahlreich angebracht vorgefunden. Gew
erſcheint, daß nicht die Beſcheidenheit eines Biſchofs W
ligis des Wappens häufige Wiederholung im Merſeburg
Schloß, wie im Dome veranlaßte — ſehr anziehend ab
iſt, daß gerade dieſe Sage lebendig in das Bewußtſein d
Einwohnerſchaft Merſeburgs trat, da zumal in Folge ein
Stiftung fort und fort noch immer ein lebendiger Ra
als Sagenzeuge dort gehalten wird. — Bekannt iſt
Sage vom Raben im Wappen der Fürſten und Herren v
Schwarzenberg. Graf Adolf von Schwarzenberg
freite durch ſeine Tapferkeit die von den Türken hart
lagerte Feſtung Raab, und empfing zum Andenken ein
Raben in das Schild, der auf einem abgehauenen Türke
ſchädel ſitzt und von ihm zehrt.

Die Henne im Wappen der gefürſteten Grafen v
Henneberg ſollte eigentlich eine Wildhenne, ein Rebhu
ſein, denn die Stammſage des edeln Geſchlechts führt
daß, als vor Zeiten der erſte Begründer deſſelben in w
diger Gegend umher geſucht, ſich einen geeigneten Burg
aufzufinden, ſo ſei plötzlich auf dem Gipfel eines hoh
Kegelberges eine wilde Henne ſammt ihren Küchlein a
dem Gebüſch aufgeflogen, und da jener Herr den Be
zum Burgſitz wohl geeignet befand, ſo nannte er die Bu
die er darauf erbaute, Henneberg. Dieſelbe Sage fa
ihre Wiederholung auf einem ebenfalls vormaligen gräfl
hennebergiſchen Burgſitze in der Nähe von Kiſſingen,

Huhnburg genannt, von der man kaum noch Spuren ſieht, während jener erſterwähnte Henneberg noch eine ſehenswerthe und großartige Trümmer mit Spuren byzantiniſcher Bauart trägt. Von jener letzten Burg aber bewahrten die alten Chroniken ſogar den Reim:

Hier hat gelegt das Huhn ein Ei,
Daß Burg und Berg benennet ſei.

(D. Sagenb. 729.) Die Sage will ſogar ausdrücklich, daß Henneberg vom wilden, Huhnburg aber vom zahmen Huhn den Namen trage, Heraldik und Diplomatik aber kehrten ſich in alter Zeit ſo wenig an die Sage, wie ſie es heute thun, denn auch die Huhnburg wird in alten Urkunden mehrfach Henneberg über Rüdlingen, zum Unterſchiede von Henneberg überm Dorfe gleichen Namens genannt, und das Hennenwappen zeigte ſtets eine ſchwarze Henne mit rothem Kamme auf grünem Dreiberge im goldenen Felde.

Weit verbreitet iſt jene Sage von den Geſchlechtern der Welfen, Hunde und Rüden, deren Urgrund darin wurzelt und bei allen übereinſtimmt, trotz ſonſtiger Verſchiedenheit, daß eine Mehrzahl zugleich geborener Knaben aus Furcht vor dem Zorne des Hausherrn heimlich zum Ertränken in einer Schürze hinweggetragen worden ſei, und die Trägerin auf Befragen ausgeſagt habe, ſie trage junge Hunde (Welſtein). Welf war nicht blos junger Wolf, ſondern überhaupt Junges höherer Jagdthiere, des Löwen, des Bären, des Wolfes, des Hundes, welfen war ſo viel wie werfen, d. i. Junge gebären, daher Welfen die friſch Geworfenen. Meiſt iſt bei dieſen Sagen noch ein Bettlerweib im Spiel, das von der Edeldame übel geſcholten und verdächtigt wird, mit mehr als einem Manne zu thun gehabt zu haben, weil es zwei, oder gar drei Kinder auf einmal geboren. Dieſes Weib ſpricht dann gegen die edle Dame eine Verwünſchung aus, welcher es hernach noch viel ſchlimmer ergeht, indem ſie ſechs bis acht, ja ein volles Dutzend Kindlein zur Welt bringt, wenn ihr nicht geſchieht, wie jener Hennebergerin, Margarethe von Holland, die bei ganz gleichem Anlaß gar die runde Zahl der Schalt-Jahrestage, 366, geboren.

So entſtand das hohe Geſchlecht der Welfen aus dem Samen des Grafen Iſenbart zu Altdorf und Ravensburg in Schwaben, und ſeiner Gemahlin Irmentrut. (Gebr. Grimm, Deutſche Sagen. Th. 2. 515.) Ganz ſelbſtſtändig wiederholt ſich dieſelbe Sage, ſogar mit denſelben Namen an einem fernen Ende Deutſchlands, im Saalthale bei Saalfelden unterm Watzmann, wo im feſten Thurmſchloſſe Ritter Iſenbart mit ſeiner Hausfrau Irmintritt hauſte. Den Knäblein wurde der Name Hund gegeben, und als ſie erwachſen waren, ließen ſie die Namensurſprungs- und Schildſage herrlich in ihrem Ritterſale auf ein Getäfel malen. Von den Hunden von Wenkheim zu Altenſtein, deren einer des Geſchlechtes, Burkhart, kurfürſtlich ſächſiſcher Amtmann zu Gotha war, und Doctor Luther aufs Schloß Wartburg in Sicherheit bringen half, geht dieſelbe Geſchlechtsſage, obſchon ſie keinen Hund, ſondern einen gezäumten Pferdekopf im Schilde führten, wol aber führt das ſchleſiſche Geſchlecht der Herren von Hund im blauen Felde einen ſilbernen Bracken (Leithund), das heſſiſche derer von Hund zu Kirchberg im rothen Felde einen ſpringenden, ſilbernen Hund; die ſteyeriſche Familie von Hund führt daſſelbe Wappen, nur daß ihr Hund nach links ſpringt, jener nach rechts, und daß er auf dem Helme ſitzt. Die Rüden von Collenberg, ein fränkiſches Geſchlecht, am Main begütert, haben eine von der gewöhnlichen abweichende Familienſage, nach welcher es der Ritter iſt, dem prophezeit wird und der die 12 Söhne will erſäufen laſſen, was aber Gottes Hand verhinderte. Sie erwuchſen und nahmen den Namen Rüden an. (D. Sagenb. 800.)

Bei Querfurt heißt noch heute ein Teich der Welfenteich, in welchen die angeblichen 8 Welflein getragen werden ſollten, Söhne einer Gräfin von Querfurt, die der heilige Bruno rettete, taufte und auferziehen ließ. Mannichfach iſt die Art und Weiſe der Strafe, welche der Unthat folgt, die Kinder ertränken laſſen zu wollen. Graf Iſenbart verzeiht ſeinem bereuenden Weibe; Frau Irmintritt auf dem Thurme zu Dorf bei Saalfelden wird vom Schreck auf der Stelle des Todes, als ihre That an das Tageslicht kommt. Die Wenkheimerin mußte in einem Kloſter büßen. Dem Ritter Rüd von Collenberg erfüllte ſich der Fluch des Bettelweibes; ſeine Söhne aßen ihn bettelarm. Der Gräfin von Quedlinburg wurden rothe Schuhe zu Theil; ſie waren von Eiſen und wurden im Feuer roth geglüht. Die Gräfin von Weißenſtein im bairiſchen Walde verdammte ſich ſelbſt zur Vermauerung und beſtand auf der gerechten Strafe, der Graf aber gab den ſieben Knaben, von dem ſie ſechs hatte ertränken laſſen wollen, den Namen Hund von Weißenſtein, und nahm auch den Hund in ſein Wappenſchild auf (D. Sagenb. 862). Nach dieſen zahlreichen Welfenſagen ſcheint auch das Wappen der Grafen von Weißen-Wolf hinzudeuten, denn daſſelbe zeigt im 4. rothen Felde, wie auf dem 3. Helme ein Paar an einander gekoppelte weiße Jagdhunde, nicht Wölfe.

Sehr häufig gaben auch außerdem Jagdthiere in Wappen, zumal wenn es redende waren, Anlaß zu mannichfaltigſten Schildſagen. Daß die Löwenſteine von Löwenſtein einen Löwen führten, wird Niemand verwundern; die Wolf von Metternich führen ſo gut wie die Wolff zu Carlsbach und die Wolff zur Todtenwart ihren Wolf, die fränkiſchen Fuchs von Thüngen, die franzöſiſchen Renardier, die niederdeutſchen von Vos und Vohs ihre Füchſe, die ſchleſiſchen Herren von Schweinichen ihr Schwein, die preußiſchen Herren von Hirſchberg ihren Hirſch. Die von Dachsberg und die Dachs, genannt Volknitz, laſſen ihren Dachs munter im Schilde ſpringen, die Freiherren von Bibra ihre Biber; mit dem Eſel paradiren die Adelsfamilien Eſel vom Berg, Eſelsburg, Eſel von Tauenheim; die Freiherren Riedeſel von Eiſenbach führen einen Eſelskopf im Wappen.

Vögel begegnen einzeln und in Schaaren; gleich den Hennebergern führten die Herren Huhn von Elckershauſen eine Henne, aber eine ſilberne; meißniſche und thüringiſche Geſchlechter führten Namen und Bild der Gans, die der Herren Gans von Putlitz iſt ſogar gekrönt. Schwanberge und von Schwanen zeigen den ſchönen Vogel im Wappenbilde, eine Menge von Falken und von Falkenſtein, Rabenſtein und Rabensberg führen die den Namen entſprechenden Vögel, und ſo viele andere mehr.

Die Stadt Saalfeld hat in ihrem uralten Stadtwappen zwei Barben, nach andern ſollen es Häringe ſein, und Bezug zu dem ſogenannten Häringsmännchen an der dortigen St. Johanneskirche haben, dem alten Wahrzeichen der Stadt und des Schimpfnamens der Thüringer Häringsnaſen, den ihnen ihre bei Saalfeld angrenzenden Nachbarn, die Sorbenwenden, gegeben. Bekannt ſind die Salmen im Wappen des fürſtlichen Geſchlechtes Salm. Die Stadt Waltershauſen hat in ihrem Wappen einen Karpſen im Gezweig dreier Bäume, der Sage nach zum Andenken einer vormaligen ſtarken Ueberfluthung, in deren Folge man die Fiſche auf Bäumen zurückgelaſſen fand (D. Sagenb. 486). Ueberall heftet die Sage ihre fliegenden Sommerſäden gern an alte graue Wappenſchilde der Städte, Schlöſſer und Geſchlechter, und ob die alten Farben dieſer Schilde längſt verblaßt und verblichen ſind, die Sage in des Volkes Mund ſchmückt ſie dauernd mit ihrem Gold, mit ihrem Farbenſchmelze wieder aus. Nur ſind noch lange nicht alle dieſe Sagen kundbar geworden. Welche Stoff-fülle bietet nicht auch auf dieſem Gebiete das Pflanzenreich! Hier begegnet uns als ſagengeſchichtlich höchſt anziehend der vielbeſprochene Rautenkranz im ſächſiſchen Herzogſchilde, von dem es nicht eine Sage giebt, ſondern vielleicht fünf bis zehn.

Schildſagen vom ſächſiſchen Rautenkranz.

Eine der erſten derſelben lautet: Als Bernhard I., Sohn des Askaniers Albert des Bären, vom Kaiſer Friedrich I. mit dem Herzogthum Sachſen belehnt wurde, wünſchte er ein Schildzeichen, zum Unterſchiede von dem mit ſeinen Brüdern bisher gemeinſchaftlich geführten Balkenwappen.*) Des Kaiſers Haupt war nach der Zeitſitte mit einem Rautenkränzlein geſchmückt; Friedrich nahm dies ab und hing es über Bernhards mit den askaniſchen Balken gemalten Schild. Daß ſich gegen dieſe Sage ſchon frühzeitig Zweifel erhoben, iſt bekannt, obſchon der hauptſächlichſte, die Belehnung ſei zur Winterzeit erfolgt, in der man keine Kränze trage, leicht widerlegbar iſt. Die Gewohnheit des Kränzetragens war ſo allgemein, daß auch zu Zeiten gemachte Blumen die Stelle der natürlichen verſahen, wie wir auf Bildern alter Zeit, welche Tänze u. dergl. darſtellen, wahrnehmen, und es war nur eine Befangenheit des Chroniſten, welcher die Sage zuerſt mittheilte, daß er hinzufügte, der Kaiſer habe den Kranz zur Kühlung wegen der Hitze getragen. Fand die Belehnung wirklich im Winter, ſo ſand ſie nicht im Freien ſtatt, und im Feſtſaal erſchien der Kaiſer ſchwerlich in einer Pelzſchaube. Uebrigens hatten ſchon die Römer Warmhäuſer, Caldaria (von calidus), und Tepidaria, zum Ueberwintern beliebter Pflanzen. Später erhielt die Sage ausſchmückende Zuſätze. Herzog Bernhard I. habe eine Pilgerfahrt nach Wälſchland, wo nicht nach Paläſtina unternommen, aber aus Geldmangel zu Venedig verharren müſſen. Dort trat er bei einem reichen und angeſehenen Handelsherrn in Dienſt, mit deſſen Tochter er ein Liebesverhältniß anknüpfte. (Ganz derſelbe wiederholende Zug der Sage, wie bei dem oben S. 160 erwähnten jungen Grafen von Henneberg, der auch bei einer Kaufmannstochter zu Würzburg, Venedig oder ſonſt ſich in ſüße Bande verſtrickte.) Beim Abſchied von der Geliebten theilte ſie mit Bernhard einen Rautenkranz, den ſie zum Symbol des herben Trennungsſchmerzes trug, und er befeſtigte ſeine Hälfte quer über ſein Wappenſchild.

---

*) Es muß hier bemerkt werden, daß dieſes askaniſche Wappenſchild ein für allemal aus fünf ſchwarzen Balken im goldenen Felde beſteht, und daß alle die tauſend und aber tauſend ſpäteren Abbildungen des askaniſchen und des ſächſiſchen Herzogſchildes, die 5 ſchwarze und 5 goldene Streifen zeigen, oder die mit ſchwarz beginnen, auf Siegeln, Münzen und in Staatshandbüchern ꝛc. ꝛc. ſämmtlich falſch dargeſtellt ſind.

Gewiß als Sage ganz poetiſch, pflanzenſymboliſch, möglich, obſchon nicht wahrſcheinlich.

Nach anderer Mittheilung entſtammte der ſächſiſche Rautenkranz einer Galanterie des Kurfürſten Albrecht II. von Sachſen gegen ſeine Gemahlin Agnes, Tochter Kaiſer Rudolphs I. Sie trug den Kranz in ihrem ſchönen Haar, und ihr Gemahl hatte die Aufmerkſamkeit, denſelben in ſein Wappen aufzunehmen.

Aeltere Heraldiker, weniger poetiſch geſtimmt, deuteten den ſogenannten Rautenkranz einestheils als einen über die askaniſchen Balken ſchrägrechts gelegten grünen Balken, oder aber als eine Herzogkrone, wozu wieder die gewöhnlich begegnende ſpätere Form der heraldiſchen Darſtellung des Rautenkranzes mit kronenlaubartig ausgebogenen Blättern verleitete, obſchon grüne Kronen, falls ein Kranz von Krone zu ſcheiden, in der Heraldik eben ſo ſelten ſein dürften, als der grüne Eſel Nerans in Gellerts Fabel in der Wirklichkeit war. In der oben S. 157 in der Anmerkung angeführten Schrift giebt nun deren gelehrter Herr Verfaſſer dem ſächſiſchen Rautenkranze eine ganz andere Deutung, die zwar viel Sinniges an ſich hat, aber doch auch nicht ohne Widerlegungen bleiben wird. Zunächſt ſei der Rautenkranz jüngerer Abkunft, Herzog Bernhard I. habe ihn nicht in ſeinen Siegeln geführt, ſondern erſt Herzog Albert I. habe dies gethan. Dann ſei der Kranz auch keineswegs von der Gartenraute oder Weinraute, lateiniſch Ruta graveolens L., mittelhochdeutſch rute, ſondern er ſei eine Ruthe, mhd. ruote (Zweig), ein Geflecht von Ruthen, Dornen, folglich eine Dornenkrone, und zwar die Dornenkrone Chriſti. Die angenommene gothiſche Form des Blattwerkes am Rautenkranz (meiſt dieſe oder kleeblattförmig) entſpreche ebenſowenig der heraldiſchen Rautenform ◇, als dem Blatte der Gartenraute, ſondern vielmehr dem Laube der Stechpalme, Ilex Aquifolium, von der eine alte deutſche Sage gehe, daß mit dieſem Gezweig der Herr gekrönt worden ſei, daher auch das Bäumchen noch im Winter als immergrüne Palme die Wälder ſchmücke.

Wir haben dieſe Sage zwar nie im Volksmunde vernommen, da aber der ehrenwerthe Herr Verfaſſer ſie in ſeiner Heimath vernahm, dürfen wir ſie nicht bezweifeln.

Gleichwol dürfte der jüngern norddeutſchen Sage die Annahme und Forſchung älterer Zeit gegenüber zu ſtellen ſein. Die Ueberlieferung nennt zwar mehrere Dorn- oder Stachelpflanzen als Chriſti Schmerzenskrone, und es würde nur ein nie durchzuführender müßiger Streit ſein, die richtige Pflanze genau zu ermitteln, jene Ueberlieferung bleibt aber, und zumal im Morgenlande, bei einer Art des Wegdorns (Rhamnus) ſtehen, den ſchon die Alten Rhamnus sanctum nannten. Matthioli nennt ihn Spina Judaica, Andere, lange vor Linné, nannten ihn Spina Christi.*) Neuere ſagen, es ſei Rh. nabeca; auch Rh. paliurus L. wird genannt, ebenſo Ononis spinosa und Lycium spinosum.

Nach Ritters Erdkunde (Aſien. Paläſtina) fand der berühmte Reiſende von Seetzen auf einem Durchzug der Wüſte el Tih den Chriſtdorn, el Auwitſch; von Wildenbruch fand ihn im Jordangebiet, nahe der Jacobsbrücke, und auch am todten Meere ward er als Wäldchen angetroffen. Linné ſagt in ſeiner Naturgeſchichte von der Stechpalme: Ihr Vaterland iſt das wärmere Europa, Japan, Virginien; von jener Art des Kreuzdorns aber, den auch er Rh. Spina Christi nennt, ſagt er: Sein Vaterland iſt Mohrenland, Paläſtina.

J. Grimm erwähnt in der d. M. der Stechpalme und des ihr zugelenkten Vorzugs überall nicht, andere Forſcher ebenſowenig, und aus den eiförmigen, ſpitzen, ſtachelrandigen Blättern läßt ſich eine heraldiſche Form mit Gewißheit nicht folgern. Alle als Reliquien gezeigt werdenden Dornen von der Krone des Herrn ſind wirkliche Dornen, keine Stechpalmenblätter, wie hätten auch letztere bis aufs Blut verwunden können!

So gewinnen indeß zwei Pflanzen ſtatt einer ein ſagengeſchichtliches Intereſſe. ohne daß der ſächſiſche Rautenkranz das ſeine verliert; das übrige Für und Wider der geiſtvollen Michelſenſchen Hypotheſe mögen gelehrte Heraldiker des Breiteren entwickeln. Wenn aber, wie hie und da geſchieht, behauptet wird, es ſei überhaupt unwahrſcheinlich, daß der Kaiſer gerade einen Kranz von wirklicher Gartenraute getragen habe, ſo ſteht dem Folgendes entgegen. Man legte im Mittelalter ungleich mehr Werth auf Kräuter und deren Wirkungen, als heutzutage in Deutſchland im Allgemeinen der Fall iſt. Das Getränk der Frauen, für die es weder Kaffee noch chineſiſchen Thee, noch Chocolade gab, beſchränkte ſich vielfach auf Milch und einheimiſche Kräutertränke, auch die Raute galt als vorzügliches Würz- und Heilkraut. „Rauten wird allenthalben in würtzgärten gezielt“ — ſagt das alte Kräuterbuch, während wir in der Jetztzeit ſie kaum noch anbauen. Deren innere Kraft wurde außerordentlich gerühmt, aber was ihre Blätter, in Fülle zu einem Kranze gewunden (man liebte die Laub- und Blumenkränze oft ſehr dick und wulſtig), beſonders als Hauptzier, empfahl, war die Eigenſchaft, daß ihr ſtarker Geruch Fliegen und Stechmücken abhielt und verſcheuchte; innerlich und äußerlich wurde dem Safte der Rautenblätter Heilkraft gegen Biß und Stich giftiger Thiere, ſelbſt gegen den Biß toller Hunde, zugeſchrieben. Daher konnte gar wohl der Kaiſer ſein Haupt mit einem Weinrautenkranze geſchmückt haben.

---

*) Vergl. Scheuchzers Physica sacra. T. IV. Pag. 1398. Tab. DCCIII., wo es von jenem Rhamnus auch heißt: „quem ipsum Bellonius crescentem vidit circa Hierosolymam.“

In deutſchen Wappen war übrigens der Rautenkranz von ſehr vereinzeltem Vorkommen; es führte ihn aber namentlich, außer den Sachſenherzogen in gleicher Stellung, die thüringiſche Familie der Herren von Wegeleben. Die Dornenkrone, wo von einer ſolchen ausdrücklich heraldiſch die Rede war, wurde als wirkliches Dorngeflecht gemalt;

ſo erſcheint ſie u. a. im Wappen der ſchwäbiſchen Adelsfamilie von Horben.

Wie die Kränze, die ja auch oft bei Turnieren, ſtatt der Helme, das Haupt der Kämpfenden bedeckten und beſchatteten, beſchaffen waren, ſtellt der mit grünen Eichenblättern umſteckte Kranzwulſt im Wappen der ſchleſiſchen Grafen und Freiherren von Schöneych und Schöneiche dar.

Anders geſtaltet war das Lindenkränzlein der Herren von Seckendorf, die über deſſen Empfang eine artige Schildſage haben. Nach derſelben hatte Kaiſer Heinrich II. einen Leibjäger, Namens Walther, „der ſchöne Jäger" geheißen. Dieſer rettete durch unerſchrockenen Muth, den er auf der Jagd bei Bekämpfung eines Urs zeigte, dem Kaiſer, ſeinem Herrn, das Leben, worauf der letztere ihn zum Ritter ſchlug, und eigenhändig von einem nahe ſtehenden Lindenbaume einen jungen Sproß, mit 8 Blättern daran, abbrach, und ihm dieſen zuſammengebogenen Zweig in das Wappen verlieh. Vielleicht kam in ähnlicher Weiſe in das Wappen der Herren von Lindenau die Linde, in das der Birkner von Pirck und in das der Pirkheimer die Birke u. ſ. w. Es würde zu weit führen, Bezug zu nehmen auf die zahlloſen redenden Wappen adeliger Geſchlechter, aber es würde einem Sagenbuche der Zukunft Bahn brechen, wenn Jemand auf den Gedanken käme, öffentlich alle deutſchen Adelsfamilien aufzufordern, falls ihnen Sagen über den Urſprung ihrer Wappen bekannt ſeien, dieſe zum Zwecke einer Schildſagenſammlung mitzutheilen. Wir wollen nur noch einige nicht unanziehende Schildſagen eigenthümlichen Gepräges anführen. In einer der in der fürſtlich Lippiſchen Grafſchaft Schauenburg begüterten Familien, und zwar jener der Herren von Oheimb, hat ſich die Ueberlieferung vererbt, daß einer ihres Geſchlechtes es geweſen ſei, der als rettender Engel dem auf der Martinswand verirrten Kaiſer Maximilian I. erſchienen ſei und ihn mit den Worten angeredet habe: „O Heimb!“ ſo viel als: O geh' heim! Und darauf habe jener, der ein aller Gebirgsſteige kundiger Gemſenjäger geweſen ſei, den Kaiſer ſicher herab zu ſeinem Gefolge gebracht, wofür ihm dann der Kaiſer den Dank nicht ſchuldig geblieben. Er habe ſeinem Retter aus der augenſcheinlichſten Lebensgefahr ſofort den Ritterſchlag ertheilt, ſeinen Namen in den Namen Oheimb umgewandelt, und ihm in das ſilberne Wappenſchild den Obertheil eines Gemsſchädels ſammt Gehörn und Ohren verliehen. aus welchem Schädel 7 Blutstropfen fallen.

Die Freiherren von Schmiedburg im vormaligen Erzſtift Trier haben eine in faſt allzufrühe Zeit verlegte und daher wenig glaubhafte Sage über die ſilberne Schnalle in ihrem Wappen. Ein muthiger Waffenſchmied Kaiſer Otto's II., aus Trier gebürtig, habe im Jahre 982 den Kaiſer, der ſich, der Gefangenſchaft der Griechen zu entgehen, in das Meer geſtürzt hatte, dadurch gerettet, daß er ihn an der ſilbernen, mit koſtbaren Edelſteinen beſetzten Gürtelſchnalle gepackt und über dem Waſſer gehalten habe. Darauf habe der Kaiſer den Getreuen flugs zum Ritter geſchlagen, ihm die mit Edelſteinen beſetzte hochwerthvolle Schnalle zum Andenken nicht nur geſchenkt, ſondern ihm auch erlaubt, ſie im Wappen zu führen, auch ihn im Erzſtift Trier reich mit Gütern beliehen. Dann habe der Vielgetreue ein ſtattliches Schloß gebaut, und es Schmiedburg genannt, worauf er Stammvater eines blühenden Adelsgeſchlechtes geworden.

Dieſe letztere Sage iſt nun eine von denen, wie ſie nicht ſein ſollen, erträumt und erſonnen von irgend einem ungründlichen Fabulanten — denn 982 trug kein Kaiſer eine ſilberne Schnalle, man ſetzte nicht in eine ſolch koſtbare Edelſteine, man ſetzte Schnallen nicht in die Wappen und ſchlug Niemanden zum Ritter. An alle dieſ Dinge war in ſo früher Zeit noch nicht zu denken.

Redende Stadtwappen. Wir wollen nicht in das weitausgedehnte Feld der Heraldik allzuweit abirren, nur noch einen flüchtigen Blick auf die meiſt redenden Wappen deutſcher Städte, außer den bereits erwähnten, werfen, in die manch ſagenhafter Zug gelegt iſt, und zugleich der Zug einer eigenthümlich gemeinſamen Richtung bei Annahme der Städtewappen. Bei den Reichsſtädten findet ſich vorwaltend der Reichsadler, und bei den älteren nur der einköpfige, aber auch andere Städte führten ihn, noch andere liebten dagegen ihre ſtädtiſche Feſtigkeit und Wehrhaftigkeit durch Mauern mit Zinnen und zwei oder mehr Thürmen im Siegelbilde zu bekunden, und es zeigt ſich in dieſen ſo zahlreichen Siegeln, ohngeachtet des gemeinſamen Grundzuges, dennoch die größte Verſchiedenheit.

Mit ganzen oder halben Menſchengeſtalten, meiſt ihren Schutzheiligen, oder auch nur Menſchenköpfen, ſiegelten die deutſchen Städte Bamberg, Eiſenach und Rod unter Lüneburg (St. Georg), Trier (St. Petrus), Coburg (Kopf St. Mauritii), Nürnberg (Engel), Glarus (Pilger), Danzig (zwei Tänzerpaare), Magdeburg (halbe Jungfrau auf der Zinne), Trentelburg (eine Engelgeſtalt unter der Mauer), Vacha (St. Veit im Oelkeſſel), Lauingen (gekrönter Mohrinkopf auf halb blau, halb rothem Felde), dieſes Wappen war zugleich das Helmkleinod der Reichserbmarſchalle von Pappenheim, und war der Stadt zu Theil geworden durch den Sieg eines tapferen Lauinger Schuſters, welcher gegen die Hunnen focht, und für ſeine Vaterſtadt manches Ehrenrecht erlangte (D. Sagenb. 960). Königsberg in Preußen hat ein gekröntes Königshaupt. Heidenheim hat einen Judenkopf, ähnlich dem Meißner Helmkleinod, der aber wol einen Heiden vorſtellen ſoll, Lauffen hat einen Boten, Blaubeuern einen blauen Bauer im Wappen, der in jeder Hand ein halbes Hirſchgeweih hält; München hat ſeinen Mönch, das vielliebe Münchner Kindel, nach dem es heißt, und mit dem es ſeit dem 13. Jahrhundert ſiegelt, unbeſchadet, daß übergelehrte Diſtelei, die der Welt ſo völlig unnütz iſt, ſich einſt abmühte, zu behaupten, der Stadtname komme nicht von den München, ſondern vom griechiſchen Mounichia her! Der Wappenmönch hält ein Buch in der Hand, iſt jugendlich dargeſtellt und auf den meiſten Siegeln iſt ſein Haupt von einem Heiligenſcheine umgeben. Da der Schutzpatron Münchens nächſt der Gottesmutter St. Benno iſt, ſo liegt mindeſtens die Vermuthung nahe, daß die Mönchsgeſtalt den Schutzheiligen bedeute.

Eine große Anzahl Städte nahm Thiere in ihr Wappenſchild auf. Bibrach hieß nach ſeinem Biber, Gingen hat ein Einhorn, Schwäbiſch Gmündt und Steyer haben desgleichen. Hasfurth führt einen Haſen, Ochſenfurth einen halben Ochſen, Brackenheim einen Bracken, Stuttgart eine Stute, Ziegenhein ein Monſtrum im Schilde, welches oben Ziege und unten Hahn iſt, alſo redend Ziegen-Hahn ausſpricht. Chur hat einen Steinbock, Schafhauſen ein gekröntes Schaf. Wolfsberg einen ſpringenden Wolf ꝛc.

Die zahlreichen Löwen in den Städtewappen ſind nicht alle ſo frühen Urſprunges, wie u. a. der Braunſchweiger, häufig nahmen in ſpäterer Zeit Städte das Landeswappen in ihre Siegel, ſo Dresden und Leipzig den Meißner Löwen, ſo die Städte Coburg, Hildburghauſen, Neuſtadt an der Halde, Schalkau, Eisfeld, Ummerſtadt und Rodach, alle zugleich dieſen Löwen, nachdem die Pflege Coburg an

Sachſen gefallen war. Weimar nahm den Löwen von Orlamünde an, Heidelberg ſiegelt mit dem Löwen der Pfalz, Zweibrücken legte auf den Pfälzer Löwen ſeine zwei Brücken. Selbſtſtändig ſcheinen den Löwen zu führen: Königsberg in Franken, ſchwarz in Gold, Homburg, Löwin mit 2 Welflein, Alsfeld, gekrönt, Gundelfingen (der Löwe hält einen grünen Baum), Heldburg (der Löwe trägt eine Säule), Velburg (der gekrönte Löwe blickt rückwärts), Leonberg (Schellings Geburtsort) drückt ſeinen Namen durch den Löwen im Schilde deutlich aus, ebenſo Arnſtadt durch ſeinen Aar, der uns zu den vielen Städten leitet, die mit dem Adler ſiegeln. Dieſer iſt in den meiſten Fällen der Reichsadler, wie bei Aachen, Frankfurt, Schweinfurt, Winsheim, Heilbronn, Goslar ꝛc. Viele Städte ſetzten auf die Bruſt des Adlers den Anfangsbuchſtaben ihres Namens, ſo unter anderen Kempen, Tull, Wangen, Wörth in Schwaben. Mit dem halben ſenkrecht getheilten Adler begnügten ſich neben einem zweiten Schilde Nürnberg, Kaufbeuern, Memmingen, Genf, Ratibor, Oppeln ꝛc. Ingolſtadt und Roſtock führen Greife. Mit anderem Geflügel ſiegeln Frankfurt an der Oder (Hahn), Dornhahn (desgl. in einem Dornzweig), Bottwar (Storch), Zwickau (drei Schwäne, und unter einer gethürmten Mauer drei Jungfrauen, welches nach der von Muſäus erzählten Schwanjungfrauſage hinzudeuten ſcheint). Auch Fiſche erſcheinen in Städtewappen; außer jenen ſchon erwähnten Barben Saalfelds und dem Baumkarpfen Waltershauſens führten Ahlen einen Aal, Onolzbach drei Fiſchlein in einem Bach, Kitzingen 2 Fiſche, ebenſo Forchheim. Velden hat nur einen Fiſch, Gingenbach auch nur einen.

Dem Gewächsreiche ſind viele redende Stadtwappen entnommen, andere, nicht redende, aus demſelben Gebiete, drücken örtliche Beziehungen aus; ſo deutet die Traube im Wappen von Jena auf den Anbau jenes von Aemus beſungenen Thüringer Ausbruchs. Augsburg hat die Frucht der Zirbelkieſer oder der Pinie, Buchhorn hat neben dem Horn die Buche im Wappen ſtehen, Lindau die Linde. Dünkelsbühl führt drei Dünkelähren (Triticum Spelta L.), jedenfalls vom häufigen Anbau dieſer Kraftmehl liefernden Getraideart. Altenburg, Dietfurt, Geislingen, Hagenau, Roſenheim und Roſenfeld führen eine Roſe im Schilde, Wertheim deren 3 von ſeinen Grafen, Sulzbach führt 6 Lilien, Coblenz eine Feuerlilie, Neus drei Silberlilien, Kaſſel eine Anzahl Kleeblätter, Felsberg deren drei. Rosbach hat eine Roſe zwiſchen zwei Thürmen, Eſchwege hat den Eſchen-, Ilmenau den Ilmen- (Ulmen-) Zweig. Wolfhagen hat drei Bäume, die einen Hain (Hagen) vertreten, unter denen ein Wolf ſchreitet, Weiden hat eine Weide. Wildbad, Garttech, Waldenbuch haben Bäume im Wappen, Weinsberg hat einen Rebſtock, Dornſtädt führt Dornen.

Zahlreicher als dieſe meiſt redenden Wappen, deren Urſprungsſagen alle zu kennen, uns äußerſt erwünſcht wäre, während leider das Gegentheil Statt findet, ſind in Städtewappen die Mauern, Thore, Thüren und Burgen, deren Name ſich von ſelbſt erklärt, bisweilen aber auch verhüllt iſt, und der Forſchung noch ein weit offenes Feld läßt. Es lag in der Vorzeit ſo nahe, eine Stadt im Siegelbilde mit dem zu vertreten, was ſie nach den Zeiten Heinrichs des Städtegründers war, ein gethürmter ummauerter Burgſitz, vom griechiſchen Pyrgos, ein Thurm, daher die Bewohner ungleich früher Burger waren, als Städter. Die Zahl der Thürme im Wappenſchilde erſcheint dabei nicht immer gleichgültig, vielmehr bisweilen bedeutſam. So ſiegelte die früher Hochſtift-Würzburgiſche Stadt Meiningen

uranfänglich mit einer dreigethürmten Burg, zu deren
nerem eine offene Pforte führte, in der 4 Sterne ſtan
und hieß der Sage nach in alter Zeit Porta Francon
des Frankenlandes Pforte, aber ſpäter verlieh ihr ein
ſer das Recht, fünf Thürme zu führen, welche in a
nachfolgenden, oft erneuten Stadtſiegeln bis auf den
tigen Tag zu erblicken ſind. Der größten Thürmezahl
freute ſich wol unſtreitig das alte Städtchen Themar,
es bis zu ſieben Thürmen brachte und ſich von ſei
Gelehrten gern Heptapyrgos nennen hörte, im Stadtſi
führte es aber urſprünglich die Thürme nicht, ſondern
Hennen neben einem Lindenbaume, erſtere erſcheinen
auf Themar'ſchen Hennebergiſchen Amtsſiegeln. Magdebu
früher Maidenburg, ließ die Maid auf der Burg
Siegel dem Eigennamen entſprechen, Offenburg zeigte e
offene Veſte. Halle an der Saale läßt eine hohe gethürm
Gewölbhalle, zu der eine ganz kleine Thüre führt, im ſtä
tiſchen Siegel erblicken. Weiſſenburg im Nordgau, Sa
burg, Lüneburg, Hamburg u. a. zeigten weiße Burg
Ravensburg führt eine blaue, Rothenburg eine rothe u. ſ.
Außerdem ſprachen noch auf den Namen hindeutend ma
cherlei Bilder in Städteſiegeln und folglich Städtewapp
Mühlhauſen prägte ſein Mühleiſen ſchon auf Brakteate
die es unter Kaiſer Friedrich II. ſchlug, und heftete
dem ſpäter angenommenen Reichsadler auf beide Flüg
Innsbruck hat eine Schiff-, Kitzingen am Main eine ſte
nerne Brücke im Siegel, gewiß bedeutſam genug für bei
Städte, und darauf hinweiſend, was ſie ihren Flüſſen da
ken. Hall im Innthale zeigt durch eine von 2 Löwen-ge
haltene Salzbutte auf ihren Reichthum, das Salz; Bi
deutet durch 2 ins Andreaskreuz gelegte Beile nach de
Urſprunge ſeines Namens hin, wie Heiligenbeil durch ſei

eines. Cannſtadt führt eine Kanne, Nagolt einen Nagel, Hornberg zwei Hörner, Windlingen eine mechaniſche Winde, Schiltach drei Schilde, Kirchen am Neckar eine Kirche.

Woher alle dieſe Namengebung, alle dieſe Bilderfülle? Entquillt ihr nicht ein reicher noch ungehobener Sagenſchatz? Wir denken Wunders, wie viel wir erfragt und erleſen und zu Tage gebracht, und müſſen uns am Ende ſagen, daß wir erſt an der Pforte deutſcher Sagenforſchung ſtehen. Hier öffnet ſich für rüſtige Jünger ein weites, blüthen- und fruchtreiches Gefilde — ſie mögen nur ſuchen, ſo werden ſie finden.

Die ſpätere Fabel- und Märchendichtung.

Spätere Fabel- u. Märchendichtung.

Wir verfolgten den Gang der deutſchen Fabeldichtung bis zu Eiering, Th. 2. S. 20. Die Fabel war durch jene Dichter, die ſie vorzugsweiſe pflegten, dem Volke für immer gewonnen, ſie wurde mehr und mehr ein ſelbſtſtändiger Aſt am Baume der deutſchen Literatur, und wahrlich ein reichbelaubter. Es wandten ſich ihr ſehr achtbare Kräfte zu, die theils auf angebahntem Wege weiter vorwärts ſchritten, theils ſelbſtſtändig ſchöpferiſch neue Blätter und Blüthen der Fabelpoeſie hervorrieſen. Aber wie reich auch das Geſilde der Fabel angebaut wurde, der Wahrnehmung können wir uns nicht erwehren, daß die Fabel nie ſo tief in das Innerſte des Volkslebens eindrang, wie die Sage, oder das ſpätere Märchen; denn, wenn wir z. B. in eines Dorfes Nähe luſtwandelnd einem alten Manne oder einer alten Frau begegnen, und ſie ausholen über dieſes und jenes, ſo wird in den meiſten Fällen dieſe oder jene Sage ihres Ortes und der nächſten Umgegend den ſchlichten Landleuten auf den Lippen ſchweben, aber nie wird es Jemand einfallen, uns eine Fabel zu erzählen, und da erſehen wir gleich den großen himmelweiten Unterſchied zwiſchen Sage und Fabel im Leben und Bewußtſein unſeres deutſchen Volkes. Sagen kennt und erzählt es noch, Fabeln kennt es auch, es hörte und lernte ſie in der Schule vom Schulmeiſter, aber es erzählt ſie nicht weiter, weil ſie in der Regel ſeinem Lebenskern nicht zuſagen, ihm widerſtreben, weil ſie ein Gemachtes, Erdichtetes, nichts Natürliches ſind, während der Sage lebendiges Leben ſchöpferiſch fortquillt, gleich einem unerſchöpfbaren Borne, der aus Felsgeklüften zu Tage rinnt und rauſcht. Die Sage wandelt im Buchenhain und die Fabel lebt im Bücherſchrein.

Was uns nun Fabel iſt, kennt der Landmann kaum, und wenn er es kennt, achtet er es nicht, es wäre denn als Scherzrede, als Anekdote; was uns aber Sage iſt, das iſt ihm Fabel, das nennt er Fabel, und dünkt ſich wunderklug, darzulegen, wie aufgeklärt er ſei, und wie er der Vorfahren ſinnige Gedanken als alte Fabeln zu belächeln vermöge, die er uns zu erzählen ſich ſchämt und Anſtand nimmt, aus Beſorgniß, wir möchten ihn für abergläubiſch halten, — denn obſchon er abergläubiſch iſt, will er doch nicht dafür gehalten ſein — oder er fürchtet, wir möchten ihn auslachen.

Und wie der Landmann die Sage Fabel nennt, ſo nennt er ſie auch unbedenklich Märchen, und dies thut nicht blos der Landmann, auch der Gebildete, weil man eben früher die Begriffe nicht ſonderte, und einer Menge Schriftſteller, die Märchen, Fabeln und Sagen ſchrieben, ſelbſt der Unterſchied und ſondernde Begriff abging.

Das Märchen hat zur Sage eine ungleich innigere Beziehung als zur Fabel, und eben ſo die Sage zum Märchen, während ſo Viele glauben, Märchen und Fabel laſſe ſich eher in einen und denſelben Begriff zuſammenſchmelzen.

Das Band, das jene beiden einigt, iſt aber wieder der Mythus, und dieſer geht der Fabel ab, wenn auch hie und da einmal in ihr von einem Gott, einem Faun, einem Geiſt oder Geſpenſt die Rede iſt — es fehlt das höhere geiſtige Element, es fehlt die dämoniſche Welt in ihrer Lieblichkeit und in ihrem Grauen, wie ſie in der Sage, wie ſie im Märchen lebt, und daher ſteht das Märchen auf einer höheren Stufe. Dienende Geiſter, neckiſche Elben, gräuliche Rieſen, gute und böſe Zwerge ſind der Sagenwelt wie der Märchenwelt gemein. Die Schriftſteller und Dichter der mittleren deutſchen Literaturperiode waren ſich des Märchens und ſeiner Reize kaum bewußt, dies holde Kind der Poeſie war ihnen noch gar nicht geboren und ſelbſt die Fabeldichtung lag eine Zeitlang völlig brach, nachdem die Zeit des Hans Sachs, Burkhard Waldis, Schopper und Eiering vorüber war; waren ja doch bereits die Letztgenannten nur dürftige Nachahmer ihrer Vorgänger geweſen. Dennoch ſtarb die Neigung zur Fabel im ſechzehnten Jahrhundert nicht völlig ab; Daniel Holzmann, der Augsburgiſche Meiſterſänger, erneute 95 Cyrilliſche Fabeln in ſeinem zu Augsburg 1571 u. ff. erſchienenen: „Spiegel der natürlichen Weisheit.“ Die Neigung der Zeitgenoſſen ſcheint ſich in jener Periode mehr dem Drama zugewendet zu haben, denn es erſchienen zahlloſe Komödien, Tragödien, geiſtliche und Faſtnachtſpiele, nächſtdem die Reiſeliteratur, inſonderheit die abenteuerliche, noch treulich fortgepflegt wurde, ebenſo die Scherzerzählung, die Anekdote. Auch ein ſpäter Beitrag zur Thierfabel wurde noch von Balthaſar Schnurr in ſeinem ſchnurrigen „Ameiſen- und Mückenkrieg“ geliefert, der nicht ohne Glück den Froſchmäuſeler nachahmte. Huldreich Wohlgemut, deſſen Herkunft ganz unbekannt geblieben iſt, ließ 1623 zu Frankfurt einen „neuen vollkommenen Eſopus“ erſcheinen, und Adam Olearius brachte in ſeinem Perſiſchen Roſenthal 1654 die Fabeln Lokmanns. Ziemlich lange nachher gab Melander einen deutſchen Phädrus (1712), und Riederer überſetzte den Aeſop 1717.

Die Mehrzahl der Dichter der Opitz- Lohenſtein- Hofmannswaldauiſchen Periode vermieden die Fabeldichtung, pflegten dagegen um ſo lieber das Sinngedicht, auch das gereimte Gleichniß. Ulrich Megerle, der berühmte Abraham à Santa Clara, war einer der Wenigen, welcher der ziemlich vernachläſſigten Fabel ſich aufs Neue annahm und ihr wieder zu Ehren half, aber ſeltſam genug, ganz ohne dies eigentlich zu wollen. Auch ihm iſt die Fabel nur Hülfsmittel zu ſeinem didaktiſchen Zweck: Beiſpiel, Gleichniß, Lehre, daher kommt es ihm auch nicht darauf an, ſie mit einer oder der andern Sage und Märe zu vermengen. Er ſpricht dies ſelbſt aus in dem Werke, welches wir meinen:

„Das geringe Werckel (äußerſt beſcheiden! es iſt ein Quartband und zählt 611 Seiten) nennt ſich dermalen HUY und PFUY der Welt, und zwar HUY, weil wir ſolche Anfriſchung wohl vonnöthen haben zu denen lobwürdigen Tugenden, ſo da abſonderlich wohl anſtändig ſind einem frommen Chriſten. Das PFUY hat fügſam müſſen beygerucket werden, damit der Menſch ein billiges Abſcheuen ſolle tragen an denen Laſtern, welche uns neben dem ewigen, auch öfters ein zeitliches Uebel auf den Hals laden. Der Fabeln hab ich mich darumb nicht gebraucht, als ob dergleichen ſollen auf der Cantzel vorgetragen werden, ſondern damit der einſame Leſer deſto lieber unter ſolchem Deckmantel möge die Wahrheit hervorſuchen; Etliche ſind, die in die Zahl der Fabeln gezogen worden, welche doch für unleugbare Geſchichten zu halten; weil ſie aber etwas Luſtig's in ſich begreiffen, alſo haben ſie müſſen denen anderen die Geſellſchaft leiſten.“

Die Einrichtung dieſes eigenthümlichen und für unſeren Zweck wichtigen und anziehenden Buches, das 1710 zu Würzburg erſchien, und zugleich als eine reiche Sammlung von Heiligen- und Wunder-Geſchichten betrachtet werden kann, iſt die ſtehende, daß jeder der hundert Artikel aus der Natur und dem Menſchenleben zugleich die Ueberſchrift nebſt Sinnſpruch lateiniſch über einem erläuternden Kupferſtich enthält, unter welchem eine Reihe lateiniſche Diſtichen ſtehen. Dieſes Alles nimmt regelmäßig eine Seite ein. Dann folgen auf friſcher Seite die Ueberſchrift deutſch, der Sinnſpruch und die Diſtichen in deutſchen Reimen, letztere in Alexandrinern. Nun reiht ſich die Betrachtung ganz im bekannten Style des Dichters und beliebten Volksredners an, eine Fülle von Humor, Gelehrſamkeit und Beleſenheit zugleich entwickelnd, und den Schluß macht jedesmal eine Fabel, meiſt im ergötzlichen Tone, und dieſe wird hierauf vom Autor wiederum ganz ernſthaft erläutert.

Bald mengt ſich dieſen Fabeln Megerle's ein Sagen- bald ein Märchenſtoff ein, bald ſind ſie nicht einmal eigentliche Fabeln, ſondern nur phyſikaliſche Betrachtung, zumal das Naturleben vorwaltend und überwiegend behandelt iſt, oder ſie ſind ſelbſt theilweiſe ſehr triviale Anekdoten.

Die erſte Fabel meldet von der beabſichtigten Vermählung der Sonne, worüber bei den Fröſchen große Freude entſteht, nur ein alter kluger Froſch ſagt Unheil aus ſolcher Ehe und folglicher Nachkommenſchaft für ſein Geſchlecht voraus, da ja die eine Sonne ſo oft die Lachen austrockene. Die zweite Fabel deutet ſchon nach dem Kinder-Märchen hin,*) in welchem der Mond ein Kleid begehrt, und geißelt die Unbeſtändigkeit. Jupiter ſagt zum Mond: „Ich glaub' die Schneider insgeſammt würden mir mit ihren Begel-Eiſen den Himmel ſtürmen, wenn ich ihnen ſoll befehlen oder auferlegen, daß ſie dir ſollten ein Kleid machen.“ Die dritte Fabel hat ſagenhafte Färbung, ſie handelt vom König Ludwig XI. von Frankreich, dem auf der Jagd ein Köhler bevorſtehendes Unwetter vorausſagt, nachdem der Hofaſtrolog gutes prophezeit. Des Köhlers Wetterprophet iſt deſſen Eſel, und ſeine Vorherverkündigung iſt die, welche eintrifft; der Aſtrolog wird vom Hofe entfernt und der Eſel kommt zu Ehren, wie ſo oft geſchieht, daß die Wiſſenſchaft der groben Empirie weichen muß, daher auch der Autor den Aſtrologen billig in Schutz nimmt. Im ſechſten Stück wird die Legende vom heiligen Patricius mitgetheilt, der mit Eiszapfen heizte, welche in deutſcher Sage ſich beim heil. Sebaldus wiederholt. (D. Sagenb. 845.) Die ſiebente Fabel iſt antikmyhologiſchen Inhaltes, ſie erzählt die Mythe vom Rieſen Antäos, „der die Kälber geſchluckt, wie die Speckknödel.“

Die Fabel des 11. Stückes deutet nach dem Lalenburger Streich vom gedörrten Schnee hin, ein Bauer wird mit dieſer Märe angeführt. Im folgenden wird die Sage on einem verzweifelten Spieler berichtet, der mit dem Dolche in ein Muttergottesbild ſtößt, aus welchem alsbald Blut fließt; ähnlich erging es jenem Trunkenbold in Mainz D. Sagenb. 64). Beim 13. Stück, das von Regenögen handelt, erwähnt der Verfaſſer der denſelben urprünglich nur zugeſchriebenen Farben-Dreizahl (S. Th. 1.

---

*) Kinder- und Hausmärchen. Geſammelt durch die Brüder Grimm. 1812. Anhang. XXI.

S. 88), und kennt deren ſelbſt nur fünf. Hübſch iſt die Fabel des 16. Stücks, vom Löwen, der mit dem Eſel wettläuft, und am Ziele einen andern Eſel ſtehen ſieht, den er für ſeinen weit hinter ihm zurückgebliebenen Mitkämpfer hält, deshalb umkehrt und neuen Lauf beginnt, wo er dann jenen ſich weit voran erblickt, und die Wette verloren giebt. Dieſe Fabel hat ganz märchenhafte Natur und findet ſich noch ſchöner wiederholt in dem niederdeutſchen Märchen vom Wettlauf des Haſen mit dem Swinegel, das wir in die 12. Ausgabe unſeres deutſchen Märchenbuches aufgenommen haben. Da vertritt des Swinegels Frau die Stelle des zweiten Eſels, und der arme angeführte Lampe zahlt ſeinen Wettlauf mit dem Leben. Die trockene Moral beider Märchen iſt, daß man mit Eſeln und Swinegeln ſich in keiner Weiſe einlaſſen ſoll. Eine ähnliche Fabel giebt es vom Fuchs und Krebs. Die neunzehnte Fabel, in welcher der Zögling eines Einſiedlers ſich Gänſe wünſcht, weil ſein Erzieher bei einem Gang in die Stadt ihm junge Mädchen als Gänſe bezeichnet, deutet offenbar nach dem Schwank: Das Gänſelein hin, deſſen oben S. 31. Nr. XXIII. der Fr. H. von der Hagenſchen Sammlung gedacht wurde. Fabel 20. iſt die bekannte von der Ameiſe und Heuſchrecke oder Grille, welche oft erneut wurde. Das 23. Stück enthält außer ſeiner Fabel auch noch die Sage von der Abensberger Schaar (D. Sagenb. 852), und erſtere handelt vom prophetiſchen Kukukſchrei, über den ſich ein Paar Landleute ſtreiten, und deshalb Proceß beginnen, worauf der Richter beide bedeutet, daß der Kukuk, den er einen „edeln Paradeys-Vogel“ nennt, für ihn geſchrien habe, und nicht für ſie beide. Fabel 29. enthält bereits die in neuerer Zeit wieder aufgefriſchte, mit ruſſiſchem Grün gefärbte Anekdote zu dem Spruche: „Der Bien muß.“ Ein Aufſchneider erzählt, daß er in einem Lande geweſen, darin die Bienen ſo groß wie die Schafe ſeien u. ſ. w. Im 31. Stück wird der auch in Deutſchland häufig begegnenden ſogenannten Hungerbrunnen oder Hungerquellen gedacht, deren Fließen Theuerung, deren Verſiechen wohlfeile Zeit vorausſagt, und es werden mehrere ſolcher Wunderbrunnen außerhalb der Grenze Deutſchlands namhaft gemacht; ſelbſt eine ſpaniſche Sage wird angeführt, die nach jener burgundiſchen und jener deutſchfränkiſchen von den St. Gangolfsbrunnen hindeutet (D. Sagenb. 768). Die 32. Fabel iſt die bekannte vom Lügner: „Ein guter dummer Bauernknabe“ ꝛc. in der Erneuung von einem Hunde und einer Brücke erzählt; hier iſt ein Fuchs das Thier, das der Lügner ſeinem Herrn ſo groß als einen Ochſen ſchildert, und ſtatt der Brücke, auf der in der Erneuung der Lügner ein Bein bricht, iſt es ein Fluß, in welchem Jeder erſaufen muß, der einer Lüge ſich ſchuldig machte u. ſ. f.

Mit dem 56. Stück beginnt der Verfaſſer vorzugsweiſe Thiergeſchichten. Der Sage von dem polniſchen Mäuſethurm wird gedacht, und an der Stelle der 63. Fabel ſteht jene von den Belagerten im Schloſſe Karlſtein, die nahe daran, ausgehungert zu werden, ihren letzten Bock ſchlachteten, ein Stück Rücken mit Rehhaaren aus einem alten Sattel beſtreuten, und daſſelbe als Rehrücken dem Feind ſandten, der darauf ſprach: Der Teufel thue dieſe Kerl aushungern (D. Sagenb. 682). Fabel 64. erzählt von einer Elſter, die aus einem Wirthshaus gerufen: Wein um ſechs! Wein um ſechs! Als nun die Gäſte vollauf gezecht hatten, wollte jeder nur ſechs Kreuzer zahlen, indem ſie ſich darauf beriefen, es habe Jemand oben vom Fenſter den Wein um ſechs Kreuzer ausgerufen. Ein Kellner nahm wahr, daß dies die Elſter gethan, ergriff ſie und warf ſie herab in den Straßenkoth. Als ſie ſich mühſam herausarbeitete, gewahrte ſie ein Schwein, das ſich darin wälzte, und ſchrie dieſem zu: Du haſt gewiß auch den Wein unrecht ausgerufen? Deutlich weiſt dieſe Fabel nach jener S. 97 aufgeführten Märe hin, in welcher die zur Strafe ihrer Plauderhaftigkeit gerupfte Elſter den Kahlen fragt: Du haſt wol auch vom Aal geſchwätzt?

Solche humoriſtiſche Züge der Märe und Fabel ſind ächt volksthümlich. In unſerm Wohnort läuft eine jenen beiden nahe verwandte Märe um. Bäckersleute hielten einen Staar, der immer die Worte vernahm, wenn die zu leichten Semmeln beſeitigt wurden: Auf den Boden in die Lade! — Eines Tages kam die Polizei und ſpürte nach leichten Semmeln, — alle vorgefundenen waren vollwichtig, aber der Staar wackelte in der Stube umher und ſprach: Auf den Boden in die Lade, auf den Boden in die Lade. Die Polizei ging hinauf, fand, wog, ſtrafte. Wüthend ſchleuderte der Bäcker ſeine Mütze nach dem geſiederten Verräther, der ſich angſtvoll unter die Ofenbank flüchtete. Gleich darauf führte ſich der Spitz übel auf, bekam einen Tritt und kroch heulend und winſelnd an denſelben Zufluchtsort. Als der Spitz zu dem Staar, der bereits ruhig unter der Bank ſaß, gekrochen kam, rief ihn jener an: Haſt d' a geredt? Haſt d' a geredt?

Im 66. Stück erzählt der Autor die Hubertus-Legende, und im 68. bringt er in veränderter Form die Sage von der Immenkapelle (D. Sagenbuch 110), bei ihm iſt es ein Bauernweib, das eine conſecrirte Hoſtie in oder auf einen Bienenſtock legt, und wiederholt noch einmal die Anekdote von den Bienen des Lügners. Die 69. Fabel iſt jene vom Fuchs und dem kranken Löwen, und im folgenden Stück führt er den oben erwähnten bedeutſamen Zug an, daß die Bauern zu gewiſſen Zeiten vermieden, den Wolf mit ſeinem Namen zu nennen.

Mit liebenswürdiger Naivität ſchildert Abraham a Santa Clara im 72. Stück das Reich der Vögel, giebt jedem einen entſprechenden Beinamen. Er nennt mitten unter ihrer Schaar den „unſterblichen Phönix", an den er mithin noch glaubte, und zieht im 73. die Fabel von der Krähe an, die ſich mit Federn fremder Vögel ſchmückte, welche, wie er ſagt, „Eſopus mit ſeinem Dickkopf ſchon längſt ſpitzfindig gedichtet." Das 82. Stück bringt eine Aufzählung aller jener Fabelmenſchen, von denen Aulus Gellius, Pomponius Mela und Andere geſchrieben haben, welche im Volksbuche von Herzog Ernſt (vgl. oben S. 103) vorkommen, und zugleich eine abgeänderte Rübezahlſage, die der Verfaſſer aber auf einen Zauberer überträgt, und ihr eine beſtimmte Zeit, nämlich die des Oeſterreichiſchen Bauernkrieges, zuweiſt. Mit vollem Glauben werden im 85. Stück Hexengeſchichten mitgetheilt, dagegen wird im unmittelbar darauf folgenden gegen abergläubiſche und teufelskünſtleriſche Kuren geeifert, und dabei der hübſche Fieberſegen angeführt, der auf ein Papier geſchrieben werden und in welches irgend etwas aus einer Kirche Entnommenes eingewickelt ſein muß: Febris, Fubris, Fabris, transi ad Calabris. Linquas me in pace, sic gaudeo in thorace. — Jedenfalls nicht minder hülfreich und geiſtreich als im Jahre des Heils und der Aufklärung 1854 die Münchener Zauberzettel und Buchſtabenſegen gegen die Cholera. Endlich ſchließt das 100. Stück mit einem förmlichen Lügenmärlein. Ein Stummer bat einen Blinden, wenn dieſer einen Harfner ſehe, ſo möge er ihm denſelben zuweiſen, damit der Harfner des Stummen thörichten und melancholiſchen Sohn erheitere. Der Blinde ſagte, daß er vor einiger Zeit einen ſolchen

Künſtler geſehen habe, und verſprach dem Stummen, ihm ſeinen gelähmten Sohn zu leihen, daß dieſer überall umher laufe und den Künſtler ſuche. Der Lahme lief und fand den Harfner, der keine Hände hatte, doch überredete ihn der Lahme, daß er mit ſtiller Muſik den Melancholiſchen luſtig mache. Dieſem Spiele ſah der Blinde mit Verwunderung zu, und der Stumme lobte den Spielmann über alle Maßen, der Krumme aber tanzte voller Freude, und das Haus, wo ſolches geſchah, wurde bald lautmärig.

Auch in anderen ſeiner Schriften verſäumte Abraham a Santa Clara nicht, Fabeln und Gleichniſſe, die er über Alles liebte, anzubringen. Nach ihm blieb wieder ziemliche Ebbe in der deutſchen Fabelliteratur. Daniel **Stoppe** aus Hirſchberg, der zu Breslau 1745 Neue Fabeln oder moraliſche Gedichte in 2 Bänden erſcheinen ließ, zeigte ſich erfinderiſch in der Fabeldichtung, und Spätere haben ihm in aller Beſcheidenheit die Ehre erwieſen, ihn zu benutzen, ohne ihn nennen. Selbſt der nur ein Jahr ſpäter mit ſeinen Fabeln hervortretende Chriſtian Fürchtegott **Gellert** dichtete in gleicher Manier, wie Stoppe, und es findet ſich mancher Fabelſtoff von beiden in verwandter Weiſe behandelt, ſo heißt bei Gellert Stoppens Fabel: „Die Kropfländer“ — „Das Land der Hinkenden“ u. dgl.

Das ächte Fabel-Element, die Thierwelt, lieferte Stoppe, wie Gellert die beſten Gedanken und Bilder; die zahlreichen, blos allegoriſchen Fabeln ſind bei beiden oft zu breit ausgeſponnen und es fehlt ihnen das Schlagende des Witzes, und zwar Stoppe noch mehr, als Gellert. Zur Zeit beider ließ auch Dan. Wilh. **Triller**, der Sänger des ſächſiſchen Prinzenraubes, „Neue äſopiſche Fabeln“ erſcheinen, und Joh. Heinrich Gottlob **von Juſti** gab 1759 Fabeln und Erzählungen heraus.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat für die Fabeldichtung ein neuer Umſchwung ein. Der Sinn für die verſunkenen Schätze der mittelhochdeutſchen Dichtungen erwachte wieder. Schon 1704 bis 1710 hatte Johann Georg Scherz, der geſchätzte deutſche Lexikograph, in eilf von ihm gehaltenen Disputationen unter lateiniſchem Titel 51 ſpätmittelhochdeutſche Fabeln nach einer alten Handſchrift erſcheinen laſſen. Gellert würdigte dieſe alten deutſchen Fabeldichtungen mit großer Anerkennung in dem Vorwort zu ſeinen eigenen Fabeln, welche zuerſt 1746 erſchienen, und war ſo gütig, den Dichter jener alten Fabeln für den Lafontaine ſeiner Zeit zu erklären, auch ihm nachzurühmen, daß er wohlklingender geſchrieben habe, als man vor Opitzen ſchrieb — alſo doch nicht ſo wohlklingend, als man nach Opitz zu ſchreiben ſich einbildete. Jetzt gab nun nach einer ungleich beſſeren Züricher Handſchrift im Verein mit Breitinger und dem Freundeskreis, den er um ſich gezogen, Johann Jacob Bodmer jene „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757" heraus, ohne noch zu wiſſen, was auch Scherz nicht wußte, daß es Boners Edelſtein war, den beide erneuten.

Gellerts Vorwort: „Nachricht und Exempel von alten deutſchen Fabeln" — iſt mit Vorliebe für den Gegenſtand geſchrieben, und zeigt, daß er, der beſte und beliebteſte Fabeldichter ſeiner Zeit, mit Studium und Bewußtſein ſich an ſeine Stoffe gab. Seine große Vorliebe für, und ſeine Hingabe an Lafontaine müſſen wir der Zeitrichtung und dem verkehrten Geſchmack, der für alles Franzöſiſche ſchwärmte und Deutſches mißachtete, zu Gute halten, und Gellert ſehr dankbar dafür ſein, daß er die deutſche Fabeldichtung ſo überaus glücklich anbaute, was ihm indeß auch ein nie geahneter Erfolg lohnte. Gellert erwähnt nebenbei, daß man

Burkard Waldis zu viel thue, wenn man ihn mit Hans Sachs in eine Reihe ſetzen wollte, und ſcheint ſonach Hans Sachs mißachtet zu haben; ferner nimmt er Bezug auf einige andere alte Fabelbücher: „Die loſen Füchſe dieſer Welt“, den „Eſelkönig“ und den „Gänſekönig“ — obſchon dieſe mehr ſinnbildlicher Art waren. Er hebt Dr. Luthers Verdienſt um die äſopiſche und deutſche Fabeldichtung hervor, und erwähnt, daß Luthers Freund und erſter Biograph, Mattheſius, auch einige Fabeln gedichtet habe. Ebenſo wird noch der poetiſchen Hervorbringungen Georg Philipp Harsdörfers und der Nützlichen Lehrgedichte Juſtus Gottfried Rabeners, der 1699 als Rector zu Meißen ſtarb, Erwähnung gethan, und endlich geißelt Gellert mit heiterer Ironie die Schwächen ſeiner Zeitgenoſſen, welche die Schwächen aller Zeitgenoſſen ſind. Er ſagt, es würden Viele lieber geſehen haben, wenn er, ſtatt von alten Fabeln zu reden, lieber die der Neueren erwähnt, und ſie entweder recht unverſchämt gelobt, oder recht kunſtgemäß heruntergemacht hätte; beides kommt noch alle Tage vor, und mancher, vielleicht der Züchtlingsjacke mit genauer Noth entlaufene, nichts Selbſtſtändiges zu leiſten vermögende ſogenannte Literat, der ſich zum Literarhiſtoriker aufwirft, ſpricht mit zwei wegwerfenden Zeilen über die Thätigkeit von Männern ab, die ein Menſchenalter hindurch ihr Volk belehrten und erfreuten. Ferner äußert Gellert, es würde Vielen lieber geweſen ſein, wenn er die Trümmer einer uralten griechiſchen oder lateiniſchen Fabel aufgetrieben, und ſie, mit einem hiſtoriſch-philologiſch-kritiſchen Commentariolo von ſechs oder zwölf Bogen verſehen, herausgegeben hätte. Iſt es heute anders? Würde Gellert die „Vielen“ mit claſſiſchen Zöpfen nicht noch heute finden?

Es konnte nicht fehlen, daß von Gellerts überaus glücklichen Erfolgen angeregt, die Fabeldichtung wieder ſicheren Boden und geiſtigeren Halt gewann, wenn auch manche Nachahmung verunglückte und der verdienten Vergeſſenheit wieder anheim fiel. Die Brüder Chriſtoph Joſeph und Johann Joſias Sucro traten ſchon gleichzeitig mit Gellert ebenfalls mit Lehrgedichten und Fabeln auf. Magnus Gottfried Lichtwer gab äſopiſche und eigene Fabeln und zeigte ſich in denſelben als witziger und erfinderiſcher Kopf. Ebenſo Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, der ſchon durch ſeine Kriegslieder ſich als ächter Volksdichter bewährte. Matter waren die Fabeln des Freiherrn Friedrich Karl von Moſer. Karl Wilhelm Ramler ſammelte die Fabeln Anderer, und verſtümmelte ſie in ſeiner bekannten Balhorn-Weiſe. Juſt. Friedrich Wilhelm Zachariä verſuchte ſich in Fabeln nach der Manier des Burkhard Waldis, die weniger Glück machten, wie ſeine erzählenden Gedichte.

Wichtiger als alle dieſe letzteren Dii minorum gentium im Bereiche der Fabeldichtung, war es für die letztere, daß Johann Gotthold Ephraim Leſſing ſich ihrem Anbau aus der Fülle des eigenen Geiſtes nicht nur unterzog, ſondern daß er auch ihr ganzes Weſen mit kritiſchem Scharfſinn erfaßte und erläuterte, die Urtheile anderer guter Köpfe über das Weſen der Fabel zuſammenſtellte, und ihr ſo gewiſſermaßen zuerſt einen wiſſenſchaftlichen Unterbau ſchuf, zu welchem auch ſchon Gellert durch das Selbſtkritiſiren mehrerer ſeiner eigenen Fabeln einige Steine herbeigetragen hatte. Es iſt nicht unwichtig, die Stimme eines ſo bedeutenden, in der vaterländiſchen Literatur eine neue beſſere Aera beginnenden und Epoche machenden, großen Geiſtes, wie Leſſing war, zu vernehmen und ſeine Anſichten zu würdigen, wenn auch das faſt vollendete Jahrhundert, welches zwiſchen der Erſcheinung jener Leſſingſchen Arbeit, 1759, und der Jetztzeit liegt, Manches im anderem Lichte erblicken lehrte, und mancher Anſicht andere Richtung gab.

Leſſing ſagt: „Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſamen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus von den Neueren, für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde.“

Leſſings Abhandlungen zerfallen in folgende:

I. Von dem Weſen der Fabel. Darin beſpricht er zunächſt, was eine einfache, was eine zuſammengeſetzte Fabel ſei, ſehr klar, und führt auch die Urtheile von einigen Ausländern an; zuerſt De la Motte, welcher die Fabel als eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte (oder eingekleidete) Lehre erklärt. Dieſer Satz iſt von vorn herein falſch, denn die Fabel ſoll kein Gleichniß ſein, die Allegorie iſt durchaus eine Dichtungsform für ſich, deren Literatur, mit jener der Symbolik und Emblematik, ſehr reich, aber auch noch lange nicht genug gewürdigt und durchforſcht iſt. Dieſe allgemeine Wahrheit wird ziemlich weitläufig ausgeführt.

Richer, ein anderer Franzoſe, erklärte die Fabel als „ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte.“ Ebenſo ſchwankend und unbeſtimmt. Was de la Motte Lehre nennt, nennt Richer Regel. Beiden ſchwebte jedenfalls Sittenlehre, Sittenregel vor. Beide letzteren aber bilden nicht das

Weſen und den Kern der Fabel, ſondern nur jenen des Gleichniſſes; viele Fabeln, die von den älteſten bis auf die ſpäteren Dichter ſo benannt wurden, ſind keine, ſind blos kleine Geſchichtchen, Anekdoten u. dgl.

Batteux nennt die Fabel: „Erzählung einer allegoriſchen Handlung.“ Auch damit iſt ſo viel als nichts geſagt, und der Satz iſt der langen Auseinanderſetzung, deren Leſſing ihn würdigte, nicht werth. Man war leider zu Leſſings Zeit ſchon allzuſehr gewohnt, die Fabel als eine angenehme Dreingabe zur Sittenlehre in den Kauf zu nehmen, einen poetiſchen Markknochen gleichſam zum ſaftloſen Fleiſche der trockenen Moral. Man vermochte durchaus nicht, Gleichniß, Beiſpiel, Exempel, Parabel, von der eigentlichen Fabel zu ſcheiden, und daher gelangte ſelbſt der ſo geiſtvolle Leſſing zu der zwar richtigen, aber ſchwerfälligen Erklärung des Weſens der Fabel, die er in nachſtehenden Worten ausſprach:

„Wenn wir einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſonderen Fall zurückführen, dieſem beſonderen Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchauend erkennt, ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.“

II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel. Auch in dieſer Abhandlung mangelt der tiefere Einblick in die Dichtungen alter Zeit, und die Kenntniß, wie aus ihnen ſich die Thierfabel entwickelte, gänzlich. Komiſch wirkt die Erklärung Batteux': „Die Fabel iſt die Erzählung einer allegoriſchen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird.“ Mit Recht ruft Leſſing darüber aus: „Vollkommen à la Françoise!“ Er ſelbſt ſetzt die Thierfabel „in die allgemeine Beſtandtheit der Charaktere“ und hat ſomit, wenn wir an die Hauptträger der

Thierfabel zurückdenken (vgl. S. 16), einer richtigen Ahnung der Wahrheit, die er auf dem mühſamen Wege eigenen Nachdenkens erreichte, zu der man aber jetzt mühelos gelangt, entſprechenden Ausdruck verliehen. Der Charakter der Menſchenwelt mit dem Charakter der Thierwelt in nicht allegoriſirende, ſondern ironiſirende Verbindung gebracht, war und iſt die urſprüngliche Grundlage der Thierfabeldichtung.

III. Von der Eintheilung der Fabeln. Dieſer Abhandlung ſteht der unbeſtreitbare Satz voran: „Die Fabeln ſind verſchiedener Eintheilungen fähig“ — minder dürfte der Nachſatz ſich bewahrheiten: „Der Nutzen dieſer Eintheilung (nämlich in einfache und zuſammengeſetzte Fabeln) hat ſich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt.“ Der Poeſie einestheils, und dem Volke, für welches doch die Fabeln gedichtet werden und ſind, iſt es völlig einerlei, ob die kunſtrichterliche Gelahrtheit die Fabeln in directe und indirecte, oder, nach Aphthonius, in vernünftige, ſittliche und vermiſchte, überhaupt, ob man philoſophiſch oder unphiloſophiſch eintheilt (unter letzterer verſteht Leſſing die Eintheilung nach den verſchiedenen Dichtern). Er ſelbſt theilt nun die ſogenannte ſittliche Fabel wieder ein in mythiſche und hyperphyſiſche u. ſ. f. und ſpricht ſich über ſeine Eintheilung des Breiteren belehrend aus — doch wird der Fabeldichtung durch keinerlei Eintheilung etwas gewonnen.

IV. Von dem Vortrage der Fabeln. Hier wird gleich eine ſehr eigenthümliche Frage an die Spitze geſtellt. Es iſt die: ob Aeſop oder Phädrus oder Lafontaine das wahre Muſter ſei, wie die Fabel vorgetragen werden ſolle? — das heißt, wie ſie poetiſch zu behandeln ſei? und die Antwort ausführlich abgehandelt. Da wir nicht geneigt ſind, Leſſing abzuſchreiben, ſo wird es genügen, nur anzudeuten daß die Fehler des Phädrus in manchen ſeiner Fabeln ſtark gerügt, aber auch die Mängel des Lafontaine nicht verſchwiegen werden.

V. Von einem beſonderen Nutzen der Fabeln in den Schulen. In dieſer letzten ſeiner Abhandlungen über die Fabel, welche zugleich die kürzeſte derſelben iſt, hebt Leſſing den heuriſtiſchen (erfinderiſchen) Nutzen der Fabeln hervor. Wir ſollten glauben, ihr ethiſcher Nutzen wäre bedeutender. Auf letzteren kommen wir im dritten Bändchen ausführlich zu ſprechen. Ob das von dem großen Manne empfohlene „Princip der Reduction“ eine praktiſche Anwendung finden könne, ob es möglich ſei, Schülern äſopiſche Fabeln erfinden zu laſſen, das werden Schulmänner vom Fach ungleich beſſer als wir zu beurtheilen verſtehen. Wir bezweifeln, daß gelungene Verſuche gemacht worden ſind, dieſen Rath zu befolgen, wenn man ſich irgend wo herbeiließ, überhaupt derartige Verſuche zu machen. Iſt doch dem uns noch höher ſtehenden höchſt beherzigenswerthen Ausſpruche Leſſings, in derſelben Abhandlung: „Man müßte dem Rathe eines neueren Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang des Unterrichtes mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Klaſſe allen Vorleſungen zum Grunde legen“ — ebenſo wenig noch bis heute eine Folge gegeben, und die Unkenntniß auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft iſt in allen Ständen und Geſellſchaftskreiſen theilweiſe noch ſchreckhaft, trotz aller wackern Bemühungen der Neuzeit. Es wird in den Gelehrtenſchulen Naturgeſchichte nicht genügend vorgetragen, man betrachtet ſie der Gelehrſamkeit und Kenntniß in alten Sprachen und den Claſſikern gegenüber immer noch nicht ebenbürtig und nicht vollberechtigt. Ohnlängſt begegnete uns auf einem Maculaturblatte ein Gedicht, in welchem der Poet friſchweg von Miſteln auf hohem Tannenbaume ſingt. — Nur ein wenig Botanik in der Schule gelernt habend, würde er dieſe grobe poetiſche Licenz ſich nicht geſtattet haben.

Durch Gellert drang wol zunächſt die Fabel in die Schulen, zumal die allmählich erwachenden pädagogiſchen Beſtrebungen Geneigtheit zeigten, der Jugend niederer Klaſſen etwas mehr geiſtige Nahrung zuzuführen, als neben dem Elementar-Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen, Katechismus-, Geſangbuch- und Bibel-Auswendiglernen ihr gewährten. Die Fabel war dazu ein treffliches Mittel, ſie erheiterte und beluſtigte, indem ſie belehrte. Sie lehrte verkehrtes Thun meiden, und ſchärfte den Blick für das Leben. Sie lehrte ungleich mehr Lebensweisheit im allgemeinen, als nur einen Zweig derſelben, die Moral. Zwar ſtieß die Form der Dichtung Hörer und Leſer durch den gewöhnlichen Schlußſatz der Fabeln mit der Naſe auf die aus der Fabel zu ziehende unvermeidliche Lehre, aber ein guter Kopf vermochte in einer guten Fabel Vieles zwiſchen den Zeilen zu leſen, und wie die Kupferſtiche vor der Schrift werthvoller erachtet werden, als die ſpäteren Abdrücke mit der Schrift, ſo möchte man vielen Fabeldichtern, Gellert nicht ausgenommen, gern die hinterdrein angehängte hausbackene Moral erlaſſen, und die Dichtung avant la lettre vor ſich haben.

Nach Gellert und Leſſing trat wieder Stille ein auf dem Gebiete der Fabeldichtung. Gellert, der Liebling der Nation, hatte in deren Bewußtſein den Sieg über alle Fabeldichter davon getragen, ſeine Fabeln erlebten eine Auflage nach der andern, und andere Dichter, welche ſich noch auf dieſes Gebiet wagten, wie Joh. Friedrich Auguſt Kazner, Joh. Gottlieb Willamov (Dialogiſche Fabeln), Gottl.

Wilh. Burmann, machten wenig Glück. Erſt Gottlieb Conrad Pfeffel errang eine neue Palme als Fabeldichter; die Ader ſeiner Fabeldichtung ſprang lebensfriſch, bisweilen benutzte er auch Sagenſtoffe. Ebenſo zeigte Ludwig Heinr. Freiherr von Nicolay für die Fabel entſchiedenes Talent. Gleichzeitig dichteten noch Karl Friedrich Kretſchmann, Heinrich Gottfried von Bretſchneider und Joh. Georg Jacoby Fabeln, während wieder beliebte und berühmte Jugendſchriftſteller, wie Peſtalozzi, Campe und Bertuch dieſes angenehme Mittel, auf junge Gemüther belebend einzuwirken, verſchmähten. Gleiche Mißachtung erfuhr die Fabel von den hervorragendſten Geiſtesgrößen des Jahrhunderts. Weder die Sturm- und Drangperiode, noch die romantiſche Schule beachteten dieſen Zweig deutſcher Dichtung, und es blieb ihm überlaſſen, im Stillen fortzugrünen und andern Poeſieformen, welche der empfänglichen Welt der Leſer mehr zuſagten, Raum zu gönnen.

Märchendichtung.

Während die Fabel in keiner Weiſe mehr naturwüchſig ſich aus dem Volke ſelbſt erzeugte, und außer den in Schulen erlernten Stücken in ihm nicht umlief, glich ſie in der That dem fremdartigen Miſtelgewächs auf der Eiche der deutſchen Literatur: angeflogen, nicht angepflanzt, benutzt, aber nicht angebaut, immer grün, aber ohne rechte Blüthe. Dagegen umrankte und umgrünte der Epheu der Sage kräftig den ſtolzen Baum, und das lebendige Märchen durchflog ſein Gezweig in bunter Vogel-, Schmetterlings- und Libellengeſtalt. Längſt waren die alten Mären vergeſſen, und das eigentliche Märchen, das Glück und die Freude der Kinderwelt, war eben frei und ungebunden, mindeſtens in kein Buch, wie die Vögel unter dem Himmel. In der Spinnſtube, in der Kinderſtube, bei ſonſtiger friedlicher Arbeit des Hauſes, welche um einen Tiſch die Bewohner rief, da lebten im engen Geſchwiſterbunde Sage und Märchen, gingen von Munde zu Munde, erbten von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich mündlich fort, und lange Zeit dachte kaum ein Dichter daran, die bunten Vöglein einzufangen, und ſie ſich und Anderen zu Luſt und Freude in der Stube zu halten. Und wie die ſo eigenthümlichen, grauelnden und gruſelnden, wunderbar feſſelnden Kindermärchen eigentlich entſtanden ſind, wiſſen wir nicht zu ſagen.

Lange Zeit ſchwankten die Begriffe, ſchwankte die Feſtſtellung des Unterſchiedes zwiſchen Sage, Märe und Märchen, auf den wir Th. 1. S. 3 u. ff. bereits hingedeutet haben. Dieſes Schwanken lag und liegt in der Natur der Sache, und die Sonderung läßt ſich, wie mehr erwähnt, nicht immer leicht bewirken. Eine Fülle deutſcher Sagen iſt mit dem Mythus auf das innigſte verbunden, eine Fülle deutſcher Märchen nicht minder; mit letzterem, aber auch mit der Sagenwelt, ſind Märchen ſo häufig und ſo nahe verwandt, wie Sagen mit Mythen. Und wieder ſteht das Märchen zur Fabel in einem gleichen Verhältniſſe, ein Märchen kann auch als Fabel gelten, aber nur wenige Fabeln kann man Märchen nennen, mit Ausnahme der Thierfabel. Die Sage kann Mythe ſein, und auch das Märchen kann in das Gebiet der Mythe eintreten, dagegen iſt die Fabel niemals Mythe und niemals Sage.

Ungern wiederholen wir uns ſelbſt, da aber einmal dieſe Schrift ausſchließlich in volksthümlicher Weiſe Aufſchlüſſe über Mythus, Sage, Märchen und Fabel zu geben beſtimmt iſt, ſo können wir nicht umhin, auf allgemeine Grundlinien, die wir ſchon an andern Orten zu zeichnen, Anlaß hatten,*) hier nochmals Bezug zu nehmen.

---

*) Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Wie nicht vermieden werden konnte, beim Mythus auch fremdländiſcher Götter-Elemente zu gedenken, und bei Sage und Märe die Muſter mit zu erwähnen, die von Oſten und Weſten her genommen und in den Prachtteppich deutſcher Dichtung eingewebt wurden, ſo müſſen wir noch mehr und vorzugsweiſe beim Märchen das Morgenland, wie das europäiſche Abendland in Betracht ziehen. Das eigenſte Weſen des Märchens iſt das Wunder — das ſcheinbar Unmögliche und Unglaubhafte, meiſt in enge Beziehung zur Menſchenwelt geſetzt, und der das Wunder bewirkende Zauber. Geht dieſer Zauber von Göttern, von Geiſtern, von Elfen und Feen, Rieſen und Magiern, Kobolden und Zwergen, Hexen und Ungethümen aus, ſo iſt er mythiſch, und da dies in den meiſten Fällen geſchieht, ſo iſt die Verwandtſchaft des Märchens mit dem Mythus die allerengſte und allernächſte. Denn was bliebe der Märchenwelt ohne den mächtigen und dabei geheimnißvollen Apparat des alten Mythus? Im Märchen iſt Alles möglich, daß Thiere reden, daß Berge ſich aufthun, daß Geiſter gehorchen; das Märchen macht euch zu Somnambülen, und reiſt mit euch durch Sonne, Mond und Sterne. Da das Märchen nirgends örtlichen Halt hat, ſo kann es das, und wir haben es deshalb ſchon öfter einen in Himmelslüften ſchwebenden, ruhe- und heimathloſen Paradiesvogel genannt. So lebt und ſchwebt es, bald ernſt und Grauſen erregend, bald zart und ſinnig, bald ſchalkhaft und neckeluſtig, immer aber vom geheimnißvollen Reiz des Zauberhaften und Wunderbaren umgeben. Nennt ein Märchen ein beſtimmtes Land,

---

der deutſchen Nation. Leipzig 1852. Band 2. Lieferung 5. — Deutſches Märchenbuch von Ludwig Bechſtein, Vorwort, namentlich zur 12. Auflage. Leipzig 1853.

einen Ort, oder eine Zeit — ſo verliert es ſchon das Zauberwort, gleich jenen Peri's der Perſermythe, durch welches es zum Himmel zurückgetragen wird, und bleibt am Boden haften, es wird dann alſobald Sage. Sehr ſchön hat dies J. Grimm mit den Worten ausgedrückt: D. M. 2. Ausg. Vorrede S. XIV. Das märchen fliegt, die sage geht, das märchen kann frei aus der Fülle der poesie schöpfen, die sage hat eine halb historische beglaubigung. Wie das märchen zur sage, steht die sage selbst zur geschichte, und, lässt sich hinzufügen, die sage selbst zu der wirklichkeit des lebens. — Der alte mythus aber vereinigt gewissermassen die eigenschaften des märchens und der sage, ungehemmt im fluge vermag er zugleich örtlich sich nieder zu lassen.

Ja, das Märchen fliegt, dies weiß und ſagt uns ſchon die harmloſe Kinderwelt, wenn ein Häuflein Kinder zuſammen kauert und ſich Märchen erzählt, und ein Kind mit ſeiner Erzählung zu Ende iſt, ſo ruft es:

„Und damit iſt mein Märchen aus,
Und fliegt auf meines Nachbars Haus!"

Worauf ein anderes Kind ein neues Märchen zu beginnen hat.

Kindermärchen. Und dies führt uns von ſelbſt in den harmloſen Kreis des Kindermärchens ein, das ſich ganz allmählich, unmerklich und doch unmittelbar ausgebildet hat. Denn das ächte und rechte Märchen iſt nur das Kindermärchen. Die ausgeſponnenen Liebesmärchen des Orients ſind ſchon Novellen, da ja die Novelle das Wunder und das Gebiet des Zaubers nicht ausſchließt; ebenſo gehört das märchenhafte Element in manchen Volksbüchern, wie z. B. das unſchätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa, dem Kreiſe der Novellendichtung an. Zwar darf auch ein Märchen lang ſein, nur nicht langweilig, beſſer aber iſt es kurz und nicht in die Breite gezogen. Es muß ſein Vortrag einfach ſein,

ſein Styl gleich fern von Schwulſt, Pathos, Blümelei und Weinerlichkeit; frei von romanhafter Verwickelung und Einſchachtelung — das deutſche Märchen weiſt unbedingt die Epiſode von ſich ab.

Bevor wir zu dieſen einfachen, ſchlichten, dabei aber dennoch wunderſamen, und zugleich herzigen, gemüthlichen Kinder- und Hausmärchen gelangen, iſt noch Manches über die ganze Literaturwelt der Märchen überhaupt, und über das ſogenannte Volksmärchen zu ſagen, welches lange ein überaus ſchwankender, nicht recht ſicherer und feſtſtehender Begriff blieb, weil man bald Novellen, bald Sagen, bald Abenteuer Volksmärchen zu nennen begann und beliebte.

Ziehen wir dem Urſprunge des Märchens nach, ſo finden wir es in den Poeſiequellen der Frühzeit. Es iſt nur ein Paradies, dem die vier Ströme des Mythus, des Märchens, der Sage und der Geſchichte entſpringen, es iſt nur ein heiliger Urdrborn der Vergangenheit, aus dem alles poetiſche Leben der Menſchheit und der Menſchenalter hervorbricht. Kindermärchen und Fabel gehören der Kindheit, ſie verſinnbilden ſie gleichſam, denn zu dem Kinde reden Thiere und Kinder reden zu Thieren, und erwarten Antwort von ihnen. Selbſt in Sagen reden Kinder zu Schlangen. Anderſen läßt in einem ſeiner Märchen ein Kind ausrufen: Mutter, was werden die Hunde ſagen, wenn ſie mein neues Kleid ſehen! Parabel und Gleichniß ſtehen ſchon eine Stufe aufwärts, ſie ſtellen die Flügelkleidzeit der erſten Schuljahre dar, in denen das Kind belehrt wird, wie es an ſchlimmen Beiſpielen Gutes lernen ſoll, nicht ſtehlen, wie der diebiſche Rabe, nicht ſchmutzig ſein, wie das Schwein, welches — wie ein guter Lehrer den Kindern erklärte — das Thier iſt, das ſeinen Namen mit der That trägt. Lehrte doch ſchon die heilige Schrift: „Gehe hin zur Ameiſe, du Fauler, ſiehe ihre Weiſe an und lerne.“ Dies deutet nach dem ethiſchen Werth und Nutzen der Fabel- und Märchendichtung hin, den wir ſpäter zu erörtern haben. Spinnen wir das begonnene Gleichniß fort, ſo tritt nach zurückgelegter Kinderzeit die Sage in ihr Recht, ſie iſt die poetiſche Jugend voll Minne und Abenteuer, daher auch der aufwachſenden Jugend beſonders lieb, während der Ernſt der Geſchichte dem reiferen Alter am meiſten zuſagt, und endlich hohes Greiſenalter an der Hand der Erinnerung in den Kindergarten zurücktritt, wo faſt das ganze zurückgelegte Leben wieder als Märchentraum erſcheint.

Märchen, Fabel und Parabel, wie ſie gleichzeitig dem Morgenlande entſprangen und nach Europa kamen, laſſen ſich nicht ſtreng ſcheiden, mindeſtens würde die verſuchte Sonderung völlig zwecklos ſein. Was die Stoffe der märchenhaften Fabeln des Bidpai oder Pilpai, auch Kalila de Dimna genannt, betrifft, ſo wurde ihrer ſchon gedacht; ſie bildeten die Unterweiſung (Hitopadeſa) der Inder, und die Erzählungen des Braminen Sindbad, oben S. 67 erwähnt, waren gleichem Grund und Boden entwachſen. Aus dieſen Werken ſchöpften die abendländiſchen Novellendichter, Italiener und Franzoſen; letztere waren unerſchöpflich in Hervorbringung von Fabliaux und Conte's, beſonders bauten ſie mit Vorliebe das Feenmärchen an, nächſtdem das moraliſche Märchen, zu Nutz und Frommen der lieben Jugend. Von den Italienern bearbeiteten Boccaccio und nach ihm Giovan Franzeſko Straparola theils orientaliſche, theils ſelbſt erfundene Märchenſtoffe in Novellenform, und eine der Novellen des Letztgenannten hat den köſtlichen Stoff zum Märchen vom geſtiefelten Kater geliefert.

Leider ſpannen die Franzoſen die Märchenſtoffe zu Märchenromanen aus, ſo daß ſie weder ächte Volksmärchen, noch ächte Kindermärchen wurden oder blieben, und gaben dadurch der deutſchen Nachahmungsſucht das übelſte Beiſpiel.

Feenmärchen.

Das Feenmärchen hat durchaus keinen deutſchen Charakter. Wie Name und Begriff der Feen ſich gebildet haben, wurde Th. 1. S. 6 mitgetheilt. Der Mythus des Morgen- wie des Abendlandes hatte ſich dämoniſche weibliche Weſen geſchaffen, welche Trägerinnen jenes uralten Dualismus des guten und böſen Princips waren. Der Oſten hatte die Ueberfülle der Dews, Peri's, Dſchinnen, Engel, der Weſten jene der Elfen, Trollen, Zwerge und Unterirdiſchen, ebenfalls in gute und böſe zerfallend, und Südeuropa, Italien, Frankreich und die pyrenäiſche Halbinſel erſchufen ſich die Welt der Feen. Im ächt deutſchen Märchen der ſpäteren Zeit ſind es immer nur Waldfrauen — und wenn dieſelben als böſe gedacht und geſchildert werden, Hexen, welche die Rollen übernehmen, die in ſüdabendländiſchen Märchen die Feen ſpielen. Dieſe Waldfrauen, die im deutſchen Märchen ſo wichtig auftreten, ſind der letzte Nachhall altgermaniſcher Mythe, ſind entweder Holden oder Unholden, guten oder böſen Zauber übend.

Volksmärchen.

Das Märchen, indem es durch den Volksmund von einer Generation zur andern übertragen wurde, mithin Volksmärchen war, fand lange Zeit hindurch in der deutſchen Literatur keinen Anbau, außer dem, was von Märchenſtoffen in den Volksbüchern ſich barg, und was Adam Olearius in ſeinem „Perſiſchen Roſenthal“ dem Oſten entnommen. Auguſt Bohſe, genannt Talander, ſchrieb viele Romane und Novellen, und unter andern auch 1001 Nacht, 1001 Tag — ohne richtiges Verſtändniß der Märchenpoeſie vom heutigen Standpunkte der Beurtheilung.

Chriſtoph Martin Wieland ſchuf aus der alten Rittermäre von Hüon von Bordeaux ſein allbeliebtes Meiſterwerk „Oberon", und behandelte auch ſonſt noch Märchenſtoffe, doch mit ſo vieler Zuthat eigener Phantaſie, daß ihre urſprüngliche Färbung verloren ging. Ihm folgte unmittelbar Johann Karl Auguſt Muſäus mit ſeinen „Volksmärchen der Deutſchen" und errang ſich mit ihnen zu ſeiner Zeit eine wohlverdiente Palme. Durch und durch Gemüthsmenſch, erſchien er als der glückliche Finder der Wunderblume, der Wiederfinder und Wiedererwecker des verloren gegangenen Märchens, wenn auch, was er Märchen nannte, nicht eigentlich Märchen ſind. Das vor Allem iſt ſein großes Verdienſt, daß er das Wort Märchen zuerſt in ſo ſchöner Verbindung mit dem Volke gebrauchte, in einer Zeit, wo das Wort Volk noch keine hohe und edle Geltung hatte, wo die vornehme Welt ſich unter Volk nichts dachte, als die verachtete, gemeine, niedere Schicht der Bevölkerung, und daß Muſäus ſeine Begabung nutzte, die gebildete Welt für die reichen Stoffe deutſcher Sage wieder empfänglich zu machen, was ihm in hohem Grade gelang, denn das bezeugen die Schaaren der Nachahmer, die er fand, und die zahlreichen ſpäteren Auflagen ſeiner Volksmärchen. Durch ſein Verdienſt, durch den errungenen Beifall und durch die Wahl ſeiner Stoffe, die uns wichtig ſind, ganz abgeſehen von einer kritiſchen Würdigung ſeiner Bearbeitungsweiſe, — die ſowohl für die Sage, wie für das Märchen nach italieniſchen und franzöſiſchen Vorbildern gewählte novelliſtiſche Form — verdient Muſäus, daß wir nicht flüchtig an ihm vorbeigehen. Er verdient es, weil er als Märchendichter Epoche machte, ohne daß er Märchen ſchrieb.

Man führt gewöhnlich an, Muſäus habe ſich die von ihm bearbeiteten Volksmärchen von alten Weibern oder von Invaliden beim Qualm der Tabakspfeife erzählen laſſen.

Vielleicht hatte er dies ſelbſt geäußert, und ſehr wahrſcheinlich iſt es, daß er, wie am Ende Jeder thut, dem es Ernſt iſt, dem Volke ſelbſt ſeine Sagen abzulauſchen, ſich bisweilen dieſes Mittels bediente; allein die würden ſehr irren, welche unbedingt glaubten, die Reihe dieſer oft ſehr lang ausgeſponnenen, ſehr verwickelten Novellen ſei ihrem Verfaſſer aus dem Munde des Volkes wirklich und in Wahrheit überliefert worden. Weder das Volk um Jena, wo Muſäus geboren wurde und ſtudierte, oder um Eiſenach, wo er als junger Candidat des Predigtamtes den damals ſchrecklichen Fehler beging, auf der Kirmes zu Fiſchbach einmal zu tanzen, noch das um Weimar, wo er als Pagenhofmeiſter und Profeſſor lebte, lehrte und ſtarb — konnte eine Kunde haben von dem altfranzöſiſchen Rittergedicht über Rolands Knappen, wußte wol kaum mehr als Handwerksburſchenüberlieferungen vom Rübezahl, wußte nichts von der Inſel Rügen, nichts von der Böhmenkönigin Libuſſa, nichts von Ulrich mit dem Bühel, und vielleicht nur die Schwanenjungfrauen-Sage, die Muſäus „Der geraubte Schleier" überſchrieb, ſowie die Sage vom zweibeweibten Gleichen-Grafen, die im Thüringer Volke lebt, mochte er mündlicher Ueberlieferung, doch auch nur theilweiſe, danken.

Muſäus beſaß viele Bücherkenntniß und verſtand ſehr gut, ſich Schriftquellen zu ſuchen, die ihm ungleich beſſer dienten, als alte Spinnfrauen und ſchmauchende Invaliden. Betrachten wir die 14 ſogenannten Volksmärchen, denn mehr ſind es nicht, etwas näher.

1. „Die Bücher der Chronik der drei Schweſtern" iſt nach dem Pentameron des Dichters Giambattiſta Baſile, einer der beſten italieniſchen Märchenſammlungen des 17. Jahrhunderts, gearbeitet. Der Dichter, der um 1637 ſtarb,

ſchrieb ganz in der von Muſäus glücklich nachgeahmten, und dem Geſchmacke ſeiner Zeit ziemlich lange zuſagenden, witzelnden und ironiſirenden Weiſe, mit der vorwaltenden Neigung, Sitten und Unſitten zu geiſſeln. Muſäus miſchte ſeiner Umarbeitung vieles Eigene ein, wobei er ſich bis zum ſlaviſchen Mythus verſtieg, und aus dem Tſchernobog, dem ſchwarzen Gotte, einen Serbenfürſten Zornbock formte. Das Märchen heißt im Pentameron Baſils: Die drei Könige, und iſt dort einfacher und edler erzählt.

2. „Richilde“, nach Brabant verlegt, iſt das Märchen vom Schneewittchen, widerwärtig moderniſirt und der Anmuth des einfachen Märchens völlig entkleidet. Unter der Aufſchrift: „Die Küchenmagd“, ſteht das Märchen ebenfalls in Baſils Pentameron.

3. „Rolands Knappen.“ Dieſer Stoff iſt dem ſchon oben erwähnten Volksbuche entnommen und des Breiteren nacherzählt.

4. „Legenden von Rübezahl.“ Die hier ſehr ungebunden waltende Phantaſie des Dichters entnahm ohne Zweifel die Mehrzahl dieſer Stoffe nicht dem thüringiſchen Volksmunde, ſondern dem oben S. 68 angeführten Volksbuche und dem Prätorius. Daß M. den Geiſt des Gebirges ſtets einen Gnomen nennt, muß die beſchränkte Anſchauungsweiſe der Zeit des Dichters entſchuldigen. Die ſüdländiſche Eintheilung der Elementargeiſter in Salamander, Silfen, Undinen und Gnomen, iſt dem deutſchen Weſen ganz fremd, iſt nur angenommen worden, aber nicht eigen, trotzdem, daß Matthiſſon ſie beſang, und Goethe ſie im Fauſt in der Beſchwörungsſcene anwandte. Rübezahl iſt kein Gnom, auch kein Kobold, wie Hinzelmann oder Hütchen; er ſteht höher, rieſenhafter, dämoniſch gewaltiger da. Gleichwohl iſt die Mehrzahl der Rübezahlſagen von Muſäus

anmuthig und allerliebſt, ſelbſt bisweilen rührend erzählt.

5. „Dämon Amor." Die hier behandelte Märe vom mächtigſten aller Dämonen, als ſolcher ſchon von der antiken Welt anerkannt, hat mindeſtens ebenſoviel ſagen- als märchenhafte Färbung; ſie ſpielt an der Oſtſeeküſte, und die ganze Anlage derſelben verräth keinen volksthümlichen Urſprung.

6. „Liebestreue" ſcheint, was den Stoff betrifft, einer Chronikenſage entnommen. Auch dieſer Novelle gab der Dichter einen örtlichen Spielraum, und entrückte ſie damit dem Kreiſe des Märchens völlig.

7. „Stumme Liebe." Der Sagenſtoff von dem die Beſucher eines einſamen Schloſſes barbirenden Geſpenſt, der vielfach benutzte von einem durch den Traum eines Andern kundbar gewordenen und gehobenen Schatze, und örtliche Anklänge an Bremiſche Sagen, wie die ausdrücklich erwähnte von der Bürgerweide (D. Sagenb. 306), ſind in dieſer Novelle glücklich zu einem Ganzen verwebt, das ein halbes Bändchen füllt.

8. „Libuſſa." Bei dieſer Erzählung giebt der Verfaſſer ſelbſt ſeine Quellen an, die böhmiſche Geſchichte des Johannes Dubravius und das Werk des Aeneas Sylvius: „Geſchichte vom Urſprung und den Thaten der Böhmen." Anziehend iſt, daß auch in den böhmiſchen Libuſſa-Sagen das weiße Roß oder der Schimmel eine Rolle ſpielt (vergl. Th. 1. S. 117). Ein ſolches Roß ritt die mythiſche Böhmenkönigin Libuſſa, und es ging ſpäter ihren Boten Pfad zeigend voran, die ausgeſendet waren, den künftigen König zu ſuchen. Auf ſchneeweißen Roſſen reiten die Ritter des Berges Blanik in der ſchönen böhmiſchen Sage, die der deutſchen Kiffhäuſerſage nahe verwandt iſt.

9. „Der geraubte Schleier“ iſt eine örtliche Ueberlieferung aus der Gegend von Zwickau, eine neumodiſch-romaniſirte Schwanjungfrauenſage, aus allerlei Elementen zuſammengewebt, viel zu verwickelt, um dem Glauben Raum zu geben, ſie könne ſo im Munde des Volkes umgehen. Das Zwickauer Stadtwappen aber ſcheint nach ihr hinzudeuten.

10. „Die Nymphe des Brunnens“ zeigt, wie auch die vorige Erzählung, nach dem ſagenreichen Schwabenlande, und iſt ein ſehr ſchöner Stoff, der an manche andere Nixenſagen erinnert; aber der Verfaſſer entfernt ſich ſo ſehr aus dem Gebiete der Märchenwelt, daß er ſogar dem ſchwäbiſchen Bunde eine Rolle in dieſer Erzählung zutheilt, während andererſeits der märchenhafte Zug des Dienens der Tochter eines edeln Hauſes, dieſesmal eine freiwillige Aſchenpuddel, der Dichtung anmuthigen Reiz verleiht. Eine böſe Schwiegermutter, die in ſo vielen Märchen und Sagen ein ſtehendes Rollenfach bekleidet, vollendet das Bild, und eine von dieſer beſtochene ruchloſe Amme ſchwitzt in gehitzter Badeſtube nach des Verfaſſers eigenem Ausdruck „ihre ſchwarze Seele aus.“

11. „Der Schatzgräber.“ Wieder örtliche Sagemäre, deren Beginn nach Rothenburg an der Tauber verlegt iſt, dann zum Brocken führt, und uns in dem wilden Mann auf den Harzgulden den Geiſt des Harzgebirges erblicken lehrt, den wilden Mann, der wieder an Rübezahl, wie an die Rieſen und wilden Frauen des Untersberges erinnert. Anmuthig wird die Gewinnung der Springwurzel geſchildert.

12. „Die Entführung“ nennt der Verfaſſer ſelbſt eine Anekdote. Die Handlung iſt auf das Schloß Lauenſtein im Thüringer Walde verlegt, und die Zeit derſelben iſt der

dreißigjährige Krieg. Liebe und Geiſterſpuk bilden die Grundelemente des unbedeutenden Stoffes, der vielleicht örtlicher Sage entnommen ward, aber im Ganzen ziemlich unbekannt ſein dürfte.

13. „Ulrich mit dem Bühel.“ Die Erzählung beginnt märchenhaft mit großer Noth einer edlen Frau in tiefer Waldeinſamkeit, der ein altes Waldweib Gaſtfreundſchaft erzeigt, welches zugleich im Beſitz eines Huhnes iſt, das goldene Eier legt. Dann ſpielt ſich der Gang der Handlung nach Bamberg u. ſ. w. und wird ganz modern erzählte Rittermäre, der der Anhauch des Geſchmackloſen nicht abgeht, welcher alle jene ſogenannten Volksmärchen der Deutſchen, Sagen der Vorzeit u. dgl., die man mit und bald nach Muſäus in die Welt ſandte, charakteriſirt.

14. „Melechſala“ endlich iſt die ebenfalls in der einmal ſich angeeignet habenden Manier des Verfaſſers erzählte Sage vom Grafen Ernſt zu Gleichen und ſeinen zwei Frauen, deren Stoff die thüringiſchen Chroniken enthalten, und die beſonders in Sagittars Hiſtorie der Grafen von Gleichen ſehr ausführlich mitgetheilt iſt. Der Verfaſſer webt auch die ſchöne Sage von den Roſen der heiligen Eliſabeth von Thüringen ein, welches Wunder er mit folgenden hochpoetiſchen Worten ſchildert, die als Probe der Weiſe dienen mögen, wie er und ſeine Zeitgenoſſen ſolche Stoffe auffaßten, behandelten und wiedergaben.

„Laß ſehen, was du trägſt, ſprach der gebieteriſche Eheherr (Landgraf Ludwig der Heilige) und riß mit Ungeſtüm der Zagenden die Schürze weg. Das ſchwache Weib konnte ſich gegen dieſe Gewaltthätigkeit nur zurückweichend vertheidigen: Thut doch gemach, edler Herr, gegenredete ſie, und erröthete vor Schaam, daß ſie vor ihrem Hofgeſinde auf einer Lüge ſollte befunden werden. — Aber o Wunder über Wunder! das corpus delicti hatte ſich wirklich in die ſchönſten aufblühenden Roſen verwandelt; aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürſten purpurfarbene, und aus den Eierkuchen waren gelbe Roſen worden. Mit freudigem Staunen nahm die heilige Frau dieſe Verwandlung wahr, wußte nicht, ob ſie ihren Augen glauben ſollte, denn ſie hatte ſelbſt ihrem Schutzheiligen ſo viel Politeſſe nicht zugetraut, zum Vortheil einer Dame ein Wunder zu bewirken, wenns darauf ankommt, einen ſtrengen Ehemann zu hintergehen und eine weibliche Nothlüge bei Ehren zu erhalten.“

(Der Landgraf ſchnauzt nun ſein Hofgeſinde an, das Eliſabeth bei ihm, wie er glauben mußte, verläumdet hatte.)

„Hierauf nahm er eine der Roſen, und ſteckte ſie zum Triumph der Unſchuld auf den Hut. Die Geſchichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Roſe oder eine Schlackwurſt darauf fand.“

So ſchrieb der Weimaraner Muſäus über die gefeierte Ahnherrin ſeines Fürſtenhauſes und that damit „den Beſten ſeiner Zeit“ genug, errang der Zeitgenoſſen faſt ungetheilten Beifall, und wurde zwar nicht von den Aſtronomen unter die Geſtirne, aber doch von mehr als einem der Leute, welche den Büchermarkt verſorgen, unter die ſogenannten deutſchen Claſſiker verſetzt. Aber wie geſagt, wenn man ſich auch von dieſer Claſſicität des Styls und der Behandlungsweiſe verletzt abwenden muß, das Verdienſt bleibt Muſäus unbeſtritten, glücklich und erfolgreich angeregt zu haben. Seine Volksmärchen, die keine waren, erſchienen 1782. Im Jahre 1787 kam in Erfurt von einem ungenannten Verfaſſer ein anſpruchloſes Büchlein heraus, betitelt: Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen geſammelt. Dies war unſeres Wiſſens der erſte Beginn, das deutſche Kindermärchen auf heimiſchem Boden anzubauen, denn einige früher erſchienene Ammen- und Feenmärchen waren nur Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen. Der Styl freilich war noch ungelenk, der Inhalt: „Das Vögelchen mit dem goldenen Ei“; „Weißtäubchen“; „der treue Fuchs“; „Königin Wilowitte mit ihren zwei Töchtern“ — bot Stoffe, die mit Ausnahme des zweiten, andern jetzt mehr bekannten Märchen verwandt waren.

Um dieſelbe Zeit wirkte für Sagenſtoffe Heinrich Auguſt Ottokar **Reichard** durch ſeine „Bibliothek der Romane“, Riga 1778 bis 1797, in Deutſchland auf das anregendſte ein, und trug neben ſeinen übrigen verdienſtlichen Schriften weſentlich dazu bei, Sinn und Vorliebe für dieſen Literaturzweig wach zu erhalten. Er ſchrieb auch ſein ſelbſtſtändiges Märchen „Blauauge.“ — Reichards Romanbibliothek war dem Plane der in Paris zu jener Zeit erſcheinenden Bibliothèque universelle des Romans nachgebildet, und ſollte neben anderen Stoffen und den Ueberſetzungen moderner Romane des Auslandes auch alte Proſaromane der eigentlich romantiſchen Periode theils ganz, theils im Auszuge bringen, die damals, ſo zu ſagen, faſt völlig vergeſſen waren. Reichard ſchied **Ritterromane**, **Volksromane**, **deutſche Romane**, **ausländiſche Romane** und **Epiſoden** aus größern Romanen, und wir erwähnen ſeiner an dieſer Stelle gern als Zeitgenoſſen der Männer, die, von gleichem Sinne beſeelt, die Poeſie der vaterländiſchen Vorzeit, wie Märe und Sage beachteten, liebten und pflegten.

Mit Hinweglaſſung alles Neueren und manches nichtsnutzigen Ausländiſchen führen wir indeß vom Inhalt ſeiner Sammlung nur die Stücke an, die für unſern Zweck werthvoll erſcheinen.

Der erſte Band gleich brachte in einfachen Umriſſen die Artusſage und die Fauſtſage, der zweite ebenſo den Wigaleis vom Rade, nach dem Volksbuche von 1563, und den Eulenſpiegel; der dritte enthält Lanzelot vom See, die Schildbürger und Markgraf Walter. Den vierten Band der Romanbibliothek eröffnet die Sage von Karl dem Großen und ſeinen zwölf Palatinen, es folgte, nur kurz beſprochen, Ogier aus Dänemark und dann Doolin von Mainz. Im folgenden Bande wird Ogier von Dänemark mitgetheilt, und ein Bericht über die Edda gegeben. Im ſechſten Bande begegnen wir den Haimonskindern, finden aber nur deren Vorgeſchichte, den Roman von Maugis und Vivian; daran reiht ſich Herzog Ernſt und das Buch Scherz mit der Wahrheit, das ein buntes Durcheinander von Rittermären, Anekdoten und Fabeln in ſich birgt, dabei unter andern auch die Märe vom diebiſchen Wirth und dem Kriegsmanne, deſſen Fürſpräch (Anwalt) der Teufel ſelbſt wird (D. Sagenb. 372).

Der ſiebente Band der Reichardſchen Romanbibliothek bringt nun die Haimonskinder und einen berichtlichen Auszug der Mörin Hermanns von Sachſenheim, nach einem Wormſer Druck von 1538; in deſſen Eingang der Verfaſſer bemerkt, daß alle Maſchinen dieſer romantiſchen Dichtung aus den Volksſagen Deutſchlands genommen ſind, da Eckart, der Venusberg und der Tannhäuſer darin auftreten. Es folgt im achten Bande Bliomberis aus dem Artusſagenkreiſe und eine Ueberarbeitung (Umſchaffung ſagt der Herausgeber) des Volksbuches vom ewigen Juden, dann ein Auszug des gereimten Volksbuches von Heinrich dem Löwen, die nach dem verloren gegangenen älteren Gedicht über dieſen Helden hinweiſt. Dieſer Beitrag rührt von Vulpius her. Band 9. bringt eine Epiſode aus dem

Artusſagenkreiſe: Der Falke, die Fortſetzung des ewigen Juden (breit geſponnene, ungenießbare Phantaſiegeſchichte) und einen Bericht über Reinecke-Fuchs. Der zehnte Band enthält den erſten Theil des Palmerin von Oliva, deſſen oben S. 65 gedacht iſt, und eine zweite Fortſetzung des leidigen ewigen Juden, der eine dritte im eilften Bande, ſo wie der Schluß des Palmerin folgte. Der Inhalt des zwölften Bandes iſt unweſentlich für unſere Betrachtung, doch wird endlich die Geſchichte des unerquicklichen Juden in derſelben zu Ende geführt. Im dreizehnten Bande wird der Inhalt des Volksbuches vom gehörnten Siegfried etwa in dem Tone von Muſäus geſchildert; auch dieſer Beitrag rührte von Vulpius her. Den vierzehnten Band beginnt eine Epiſode aus dem Perceforeſt, Ritter Löwennel, und bringt darin noch einen Auszug des Volksbuches von der ſchönen Magelone, nach einer franzöſiſchen Ausgabe von 1480, die „ein Roman" genannt wird, „der unter den Romanen ſeines Zeitalters ſo gut ſeine Rolle ſpielte, als bei uns Werther, Siegwart, Agathon und andere mehr." Wieder von Vulpius.

Der funfzehnte Band brachte: Die Wanderungen Ritter Rolands, ohne alle Quellenangabe, dann folgt die Ueberſchrift des Volksbuches der ſieben weiſen Meiſter, aber ſtatt das deutſche Volksbuch zu erläutern und im Auszug zu geben, folgt: Die Sultanin von Perſien und die Weſiere (sic).

Den ſechzehnten Band eröffnet Ritter Veit nach einem ſpäteren franzöſiſchen Ritterromane, dann folgt der Finken-Ritter, den der Herausgeber ſehr richtig als „Spottroman" bezeichnet, eine „Mode-Lectüre unſeres Vaterlandes, in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges" — und ihn nur als Probe des Geſchmackes jener Zeit aufgenommen hat. Die Fülle des in dieſem ſeltſamen Volksbuche zuſammengedrängten Stoffes iſt wieder in einzelne Lügenmärchen auseinander gegangen und es iſt das bekannte vom Blinden, der den Haſen laufen ſah, den der Lahme erläuft und der Nackte in den Buſen ſchiebt, auch dabei. Am Schluſſe folgt noch „Das Körbchen“ ein ächt arabiſches Märchen, in welchem der Vogel Simurg oder Anta eine Rolle ſpielt.

Im ſiebzehnten Bande wird der Schluß des Ritters Veit gebracht, dem ſich das Volksbuch anreiht: Das bis an den jüngſten Tag währende Elend, welches oben S. 78 erwähnt iſt, und welches der Herausgeber einen „Roman“ nennt, dann folgen Ergänzungen zum Buche „Schimpf und Ernſt“ nach einer älteren Ausgabe.

Auch der achtzehnte Band beginnt wieder mit einem minder bekannten Ritterromane: Ritter Gazul von Granada, dann folgt eine Schilderung der Hauptperſonen des Heldenbuches unter der Aufſchrift: Deutſche Helden der Vorzeit, und ſo lernte die damalige Leſewelt, die kaum wußte, daß ein Heldenbuch auf der Welt war, doch mindeſtens etwas von dieſem Nationalſchatz kennen. Auch giebt der Herausgeber mit demſelben Gefühl Proben des Romangeſchmackes in Deutſchland ſechzig Jahre vor ſeiner Zeit, mit dem wir, mit wenigen Ausnahmen, auf die Hervorbringungen blicken, welche zu ſeiner Zeit die Leſekreiſe befriedigten und entzückten. Und wieder nach ſechzig Jahren wird unſer Styl, unſere Ausdrucksweiſe und unſere nie zur feſtgeſtalteten Regelung kommende Rechtſchreibung den Nachkommen ebenſo ein mitleidiges und beſcheidentlich überhebendes Lächeln abnöthigen.

Der neunzehnte Band ſchließt den Ritter Gazul und bringt den Ritter Pontus nach einer gewöhnlichen Volksausgabe. Aus der Mittheilung wird erſichtlich, daß das „Buch der Liebe“ dem Ueberſender, Vulpius, unbekannt blieb.

Die beiden letzten Bände der Bibliothek der Romane: der zwanzigſte und einundzwanzigſte, haben wenig Anziehendes mehr, doch ſuchte ein Volksbücherverzeichniß, darin auch Würfel-, Glücksrad- und Räthſelbüchlein, ebenſo Fabeln ꝛc. aufgeführt ſind, die Erinnerung an den nationalen Bücherſchatz in Volkshänden aufzufriſchen. Den Schluß der Stücke deutſchen Elementes macht ein Aufſatz von Vulpius: Tannhäußer und der treue Eckart, nach Prätorius' Blocksbergs-Verrichtungen; aus dieſen wird auch das Tannhäuſer-Lied mitgetheilt, und dann Bezug auf Agricola genommen. Nichts Neues und nichts eigen Beigebrachtes, keine Anſicht, keine Forſchung. Man gewahrt, wie der Stoff und der Athem ausging, und die Roman-Bibliothek fand mit dieſem Bande ihr Endziel. Die Ueberſicht ihres Inhaltes, ſo weit er ſich auf deutſche Volksbücher und Volksſagen bezieht, wurde nur deßhalb hier eingeſchaltet, weil in dieſer Periode der Drang wieder lebhaft rege wurde, dieſe Stoffe mit poetiſchen Zuthaten reichlich verſehen, bald als Volksſagen, bald als Volksmärchen zu bearbeiten und ſie ſo in manchesmal bis zur Unkenntlichkeit veränderter Geſtalt auf den Büchermarkt zu bringen. Ob ein Autor damaliger Zeit ſein Buch, wie Veit Weber (Wächter) „Sagen der Vorzeit“, oder wie Benedicte Neubert: „Volksmärchen der Deutſchen“, oder wie Gerrle: „Volksmärchen der Böhmen“ nannte, das galt den Autoren völlig gleich, und ebenſo ihrem Publikum. Wächter ſprang völlig willkürlich mit ſeinen Stoffen um. Frau Benedicte Neubert, in jeder Hinſicht achtungswerth, zeigte ſich darin als Muſäus Nachahmerin, daß ſie auch eine „Legende von Rübezahl“ ſchrieb, doch iſt ihr Styl viel edler, reiner und feiner; ſie brachte unter den Titeln: „Erlkönigs Tochter“, „die Hamelnſchen Kinder oder das Mährchen vom Ritter St. Georg“, „Ottilie“, „Die Legende von St. Julian“, „Jungfernſprung und Roßtrab“, und „die weiße Frau“, bekannte Sagenſtoffe in anmuthige Novellenform, die ebenfalls Alles waren, nur keine Märchen. Die beſten Dichter jener Zeit unterſchieden noch nicht Sage und Märchen, daher ſang Bürger getroſt, als er die Sage vom Abt von Kantelbury auf den Abt von St. Gallen übertrug: „Ich will euch erzählen ein Märchen gar ſchnurrig.“ Die Hainbunddichter alle hatten vielen Sinn für das Romantiſche, daher pflegten ſie mit Eifer Romanze und Ballade, goſſen mannichfache Sagenſtoffe mit mehr oder minderem Glück in die Formen der Metrik, aber das Märchen pflegten ſie nicht. Goethe hätte vermocht, ſich deſſelben mit Liebe anzunehmen, ſein „Knaben-Märchen“ in „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ giebt davon vollgültiges Zeugniß. Es blieb minder hervorragenden Talenten überlaſſen, Märe und Sage fortzupflanzen und fortzupflegen, und dazwiſchen trat auch wieder mancher Hinweis nach den alten Heldengedichten und Volksbüchern in die Literatur, ſo Alexingers Doolin von Mainz und Bliomberis. Fauſt wurde vielfach dramatiſirt, und neben dem erſten Theile des Goetheſchen trat Johann Friedrich Schinks dramatiſche Phantaſie: „Johann Fauſt“, in 2 Theilen, am poetiſch-bedeutſamſten hervor. Die Sage von Hans Heiling bearbeitete der fruchtbare Romanſchriftſteller Chriſt. Heinrich Spieß; ein nicht minder fruchtbarer Zeitgenoſſe, Ludwig Adam Franz Joſeph von Baczko, brachte, doch viel ſpäter, drei Theile Legenden, Volksſagen u. ſ. w. zu Markt, auch der beliebte Ludwig Theobul Koſegarten ſchrieb „Legenden“, und Auguſt Heinrich Julius Lafontaine brachte unter ſeinen zahlreichen und lange Zeit äußerſt beliebten Romanen ebenfalls „Sagen aus dem Alterthume". Chriſtian Auguſt **Vulpius** baute fleißig die betreffende Literatur an und zeigte ungemein viele Liebe für ihre unvergänglichen Stoffe, die er in ſeinen Zeitſchriften: „Die Vorzeit", 4 Theile, und „Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt (ein Buch, an dem nichts langweilig iſt, als ſein Titel), 12 Bände, anſammelte und niederlegte. Er ſchrieb auch eine „Hulda" und eine „Truthina", in die er thüringiſche Sagenſtoffe einwebte, und endlich auch „Ammenmärchen", die wol größtentheils mündlicher Ueberlieferung nachgeſchrieben wurden. Eins behandelt, obſchon ſehr verändert, den ſeltenen Stoff, den unſer Märchen „Der Haſenhüter" im deutſchen Märchenbuche behandelt, nächſtdem ſind Anklänge von dem Märchen „vom Waſſer des Lebens" und dem von der „weißen Schlange", Nr. 97 und Nr. 14 der Grimmſchen Sammlung, darin enthalten. Ein zweites iſt die Sage von des Königs Abenteuer (D. Sagenb. 444), welche allerdings märchenhafte Färbung hat, aber von uns nicht nach Vulpius mitgetheilt, ſondern örtlich aufgefunden wurde. Einige, aber nur einige Anklänge an dieſe Sage ſind im Märchen 136 der Grimmſchen Sammlung wahrzunehmen.

Fortzeugend und fortgeſtaltend traten nun Märchen- und Sagenbücher neben- und mit einander, oft geſchwiſterlich verſchlungen, mehr und mehr zu Tage. So „Volksmärchen aus Thüringen", von Fr. Wilh. **Möller**, o. O. 1794 mit einem Vorgedicht: An den Geiſt des unſterblichen Muſäus, der ein „Barde" genannt wird. Den Inhalt bilden: Hörſelbergsſpende und die ſilberne Braupfanne. Ferner „das Märleinbuch für meine lieben Nachbarsleute." 2 Bändchen. 1799, deſſen Herausgeber ſich Peter Kling nannte, und ſonſt unbekannt blieb. Derſelbe gab unter dem Namen Gevatter Johann auch „Wintermärchen“ heraus. Der Autor benutzte Sagen- und Märchenſtoffe zu gleicher Zeit, die ſich in andern Büchern wiederfinden.

Ohne Namen des Verfaſſers erſchienen 1800 in Eiſenach 4 Bändchen „Volksſagen.“ Der Verlagsort, wie die Wahl der Stoffe deutet darauf hin, daß der Urheber ein Thüringer war, und ſein obſchon ganz leidlicher Styl kennzeichnet ihn ebenfalls, gleich Möller, als einen Nachahmer von Muſäus. Der erſte Theil beginnt mit der Sage: „Das wüthende Heer“ und der Schauplatz iſt zunächſt nach Mühlhauſen verlegt. Die Eckart- und Tannhäuſerſage nebſt dem Tannhäuſerlied wird beigebracht; im folgenden Stück iſt die Sage vom Oldenburgiſchen Horn novelliſirt, im dritten „Das Bergſchloß“ iſt die anziehende Sage behandelt, welche die Brüder Grimm in ihre deutſchen Sagen Th. 1. S. 146 aus dieſer Quelle aufzunehmen würdigten. Der zweite Theil beſchäftigt ſich mit dem Kiffhäuſer-Schloß, mit der Saalnire bei Naumburg, und dem verfluchten Jungfernloch bei Eiſenach, endlich ſelbſt mit Rübezahl, doch ſind es meiſt nur die Perſönlichkeiten oder Oertlichkeiten, die anziehen, und der alle Sage verwäſſernde Inhalt ſtößt nur ab. So iſt es auch bei der im dritten Bändchen auftretenden Frau Holla der Fall. Dabei verfällt der Verfaſſer nicht ſelten in die Manier, zu dialogiſiren (ſo wie Schlenkert); eine Manier, die nichts weniger als zuſagend iſt. Im letzten Bändchen wird neben andern Phantaſiegemälden ſogar die Legende von den Sieben-Schläfern aufgetiſcht.

Ungleich beſſer als alle dieſe vergeſſenen Bücher zeigten ſich die „Volksſagen von Otmar.“ Bremen 1800. Es war die erſte gediegene Sagenſammlung aus dem alten Hartingau (dem Harzgebiete), voll klarer Einſicht in das Weſen

ächten Sage, und wir kommen gern ſpäter auf dieſes
chtige Buch zurück.

Im Jahre 1801 erſchienen „Feen-Märchen“ in Braun-
weig, welche aber nicht ausſchließlich ſolche waren, ſondern,
ch auch nur theilweiſe, ächte deutſche Kindermärchenzüge
thielten.

Eine Menge ſpäter folgender Volksmärchenſammlungen,
eils nach urſprünglichen Stoffen, theils eigener Phanta-
der Dichter und Erzähler, werden in der literariſchen
berſicht beſſer als hier angeführt ſtehen. Es ging einem
oßen Theile ihrer Verfaſſer, wie es vielen jungen Dich-
rn noch heute ergeht, und wie es uns ſelbſt beim Be-
nne unſerer poetiſchen Verſuche ergangen iſt, ſie wollen
ärchen und Sagen ſchreiben, und wiſſen noch nicht, was
n Märchen iſt, und wie die Märchendichtung zu behan-
eln; halten Märchen zu ſchreiben für etwas Leichtes, und
och iſt es ſchwerer, als alle Novellendichtung, und unter
hnen gelingt wol kaum eins. Als das Märchen wieder
Ehren gebracht war, verſuchten ſich die achtbarſten Kräfte
er neueren Literatur an ihm, die jedoch immer noch nicht
lle umhin konnten, vorgefundene und von ihnen ausge-
ählte Stoffe durch Zuthaten eigener Phantaſie auszu-
chmücken, und dadurch, ſtatt eigentlicher Märchen, zumeiſt
märchenartige Novellen erzählten.

In dieſem Schriftſtellerkreiſe glänzen die Namen Chri-
lian Ernſt Graf von Benzel-Sternau, K. F. Gottſchalk,
Karoline Freiin de la Motte Fouqué, W. A. Lindau, E.
Th. A. Hoffmann, K. Streckfuß, Joh. Rudolph Wyß, Joh.
Guſtav Büſching, Karl Schall, C. W. Conteſſa, Karoline
Stahl, ſelbſt Ernſt Moritz Arndt.

Der bedeutendſte unter dieſer Dichterzahl, Ludwig Tieck,
widmete dem Anbaue des Märchens ebenfalls ſeinen Antheil,

ſprang aber eben ſo geiſtreich willkürlich mit ihm um, wie mit den Volksbüchern, die er umdichtete. Niemand wird in Tiecks dramatiſirtem Märchen: Der geſtiefelte Kater, den einfachen Stoff wieder erkennen. Das Märchen darf wol hie und da einmal ein wenig necken, Humor und Satyre zeigen, ſchwerlich aber offenbare Polemik; zwar muß es jedem Dichter frei ſtehen, die von ihm gewählten Stoffe nach Gefallen zu behandeln, doch iſt es immer ſchön, wenn die aus ihnen neugeſchaffenen Gebilde ſo beſchaffen ſind, daß Leſer nach hundert Jahren ſie — wenn auch nicht mehr ſchätzen oder gar bewundern, ſo doch leidlich verſtehen.

Die unumſtößlich feſtſtehende Wahrheit, daß kein Sagen- und kein Märchenſtoff gewinnt, wenn ihm einestheils Gewalt angethan wird, oder anderntheils ihm vorn und hinten, wie Ulrich mit dem Bühel bei Muſäus, und dem buckligen Muſikanten zu Aachen (D. Sagenb. 129), Phantaſie-Auswüchſe angeheftet werden, gewann ſich mehr und mehr Anhänger unter den für dieſen beſonderen Literaturzweig rüſtig ſtrebenden Kräften, und ſo nahm ſich die neue deutſche Schule auch des Märchens und der Sage an, an deren Spitze wir die edelſten Pfleger altdeutſcher und deutſch-mittelalterlicher Literatur, Poeſie und Wiſſenſchaft überhaupt erblicken, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Freiherr von Laßberg, Friedrich Heinrich von der Hagen, und noch viele ihnen im Geiſt Verbündete, von denen leider die Mehrzahl ſchon in jenes „Anderland" wanderte, von dem das alte Lied ſingt, wo nicht Märchen und Sagen walten, ſondern nur die ewige Wahrheit lebt. Wir meinen Büſching, Docen, Aretin, Mohnicke, Beneke, Böckh, Primiſſer, Lachmann, Haltaus, wie von noch Lebenden Maßmann, Mone, Haupt, San Marte, Mooyer, Keller, olf, Möllendorf, Meier und viele Andere, deren gemeinmes Streben dahin geht, den Goldhort deutſcher Poeſie heben, zu ſichern, zu hüten, treu zu pflegen, wie die empeleiſen den heiligen Graal, und ſich nicht irren zu ſſen durch den Koboldſpuk und Schallhornlärm des wilen „Gejaigds", das in allen Formen und Unformen durch ie langen Winternächte der Zeit uns um die Häupter däoniſch ſauſt und brauſt.

Anderer Märchenerzähler, wie Albert Ludwig Grimm, ilhelm Karl Grimm, deſſen „Kindermärchen" vielen Beiall fanden, Wilhelm Hauff, Lyſer ꝛc. wird die literariſche eberſicht gedenken. Vor Allem iſt anzurathen, dahin u ſtreben und zu wirken, daß das eigentliche Märchen, ie es im Kinder-, wie es im Volksmunde lebt, frei bleibe on jeglicher Verunſtaltung, und vielmehr einfach, unmitelbar und doch voll poetiſcher Lieblichkeit, Fülle und Anmuth dargeſtellt werde. Dabei kann aber nicht verlangt erden, daß das Märchen ſich im optiſchen Kaſten zum Lichtbild feſten laſſe; ſeine wandelbare Natur muß ihm dennoch bleiben, denn, wie wir anderswo ausſprachen: häufig fliegt ein Märchen in das andere über und trennt ſich dann wieder — wie wol auch Irrlichterflämmchen zuſammenfließend ſich einen und wieder trennen, und der Volkes- und Kindermund paart die Märchen, gleichwie Vogelfreunde Stieglitze mit Kanarienvögeln paaren und von ihnen prächtige Abwandlungen erzielen. Fremdländiſches und Einheimiſches miſcht ſich, wechſelt in der Färbung und erfreut aufs Neue auch in ſeiner veränderten Geſtalt.

Kindermärchen.

Das unter dem Titel: „Kinder- und Hausmärchen. Geſammelt durch die Brüder Grimm", ſeit 1812 zuerſt in einem Bande erſchienene, dann während zahlreicher Auflagen ſtets vermehrte Märchenbuch, iſt als muſtergültig vor allen andern anerkannt, und es wird wenige Märchen geben, die ſich nicht auf dieſe Sammlung zurückführen, nicht in ihren Hauptzügen in den Einzelſtücken ſich darin wieder auffinden laſſen, daher müſſen wir ihr vor allen nähere Betrachtung widmen, die ungemein dadurch erleichtert wird, daß das verehrte Brüderpaar ſchon der erſten Ausgabe Nachweiſe und Erläuterungen anhing, und ſpäter, beim Wachſen der Sammlung, einen ſelbſtſtändigen Commentar als dritten Band erſcheinen ließ. Dieſen wollen wir keineswegs ausſchreiben, vielmehr auf ihn als ein Ergebniß gründlicher Forſchung auch auf dieſem Gebiete nur verweiſen, und blos in ganz allgemeinen Umriſſen die Heimath und die Quellen einer Anzahl dort aufgenommener Märchen andeuten, um welche die hundertaugige Argusfalter-Schaar der Märchen auf blauen, gold- und ſilberſchillernden Flügeln flattert und ſchwebt, und ſehen, wo wir der Verwandtſchaft dieſer Märchen zu deutſcher Mythe und Sage begegnen. Ein halbes Hundert wird dazu ausreichen, um nicht ein Buch über ein Buch zu ſchreiben.

1. „Der Froſchkönig oder der eiſerne Heinrich“ iſt eins der älteſten deutſchen Märchen, Rollenhagen kannte und erwähnt es bereits. In Heſſen lebt es volksmündlich und mit Veränderungen. Auch in Schottland iſt es zu Hauſe und ſoll ſogar Beziehungen zum Wolf Fenrir der ſcandinaviſchen Mythe enthalten. Ein Zug dieſes Märchens, und zwar der, nach welchem der Froſch immer aufs Neue zu der Jungfrau begehrt, findet ſich in dem in unſer d. Märchenbuch aufgenommenen Märchen „Oda und die Schlange“ wieder, nur daß letzteres mit der Verwandlung der Schlange in einen edlen Jüngling endet. Rührend iſt der Zug vom treuen Diener Heinrich, der drei Eiſenreife um ſein Herz legen läßt, damit der Schmerz es nicht breche,

ein Bild, das in alten Mären und Liedern wol wieder begegnet.

2. „Katze und Maus in Geſellſchaft“ iſt eine der zahlreichen, dem Märchen ſo nahe verwandten Thierfabeln. oder, wenn man eben will, ein Thiermärchen. Wir möchten aber einen Unterſchied zwiſchen beiden Gattungen der kindlichen Erzählung darin ſuchen, daß ein Stück, worin Thiere blos als Thiere auftreten und ihrem Charakter getreu mit einander reden (denn die Charakteriſtik der Thiere iſt ja das Wichtigſte in allen dieſen Stücken), als Thierfabel zu betrachten ſei, wenn aber Menſchen in Thiere verwandelt auftreten, und wiederum Thiere in Menſchen ſich verwandeln, wo demnach das eigenſte Weſen des Thieres nicht zu Tage tritt und es einerlei iſt, ob Froſch oder Kröte, Schlange oder Vogel die Metamorphoſe beſtehen, ſo wird — doch auch nicht unbedingt und in allen Fällen — eine Berechtigung vorhanden ſein, ein ſolches Stück Thiermärchen zu nennen. Verkehren aber Thiere mit Menſchen, wobei wieder ihr Charakter und Weſen feſtgehalten bleibt, dann dürfen wir unbedingt der Erzählung die Benennung Thiermärchen zugeſtehen; in dieſe Klaſſe gehört z. B. der geſtiefelte Kater. — Katze und Maus ſtammen auch aus Heſſen, wo man das Märchen in ähnlicher Weiſe von Hühnchen und Hähnchen, ſo auch von Fuchs und Hahn erzählt. Unſer „Hühnchen und Hähnchen“ und „Der Hahn und der Fuchs“ im D. Märchenbuche haben andere Beziehungen.

3. „Marienkind.“ Ebenfalls aus Heſſen, und dort noch mit Veränderungen volksmündlich. Das hartnäckige Läugnen in dieſem Märchen erinnert einigermaßen an jenes vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen; der Scheiterhaufen aber, auf dem die unſchuldige Königin verbrannt werden ſoll, an manche Volksbuchmäre.

4. „Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen.“ Dieſer Stoff beſchließt unter der Ueberſchrift: „Das Gruſeln“, ſelbſtſtändig bearbeitet, die neueſte Ausgabe unſeres deutſchen Märchenbuches. Es geht vielfach verändert um, und in den Grimmſchen Erläuterungen (Kinder- und Hausmärchen. Dritter Band) werden mehrere Umwandlungen dieſes Märchens angezogen, wo wieder Züge begegnen, die unſer Märchen: Die drei Muſikanten, auch enthält, das wir mündlicher Ueberlieferung aus Franken zu verdanken haben.

5. „Der Wolf und die ſieben jungen Geislein.“ Allverbreitet und eine der in der Kinderwelt beliebteſten Thierfabeln aus Boners Edelſtein, wo ſie beginnt: Ein geiz wolf vf ir weide gan. Sie iſt auch im Elſaß und in Frankreich heimiſch, Ehrenfried Stöber nahm ſie in ſein Elſaſſ. Volksbüchlein auf.

6. „Der treue Johannes.“ In Heſſen und im Paderborniſchen zu Hauſe, für ein Märchen faſt zu lang und ausführlich, nach mythiſchen und antiken Stoffen hindeutend. Redende Raben ſprechen prophetiſche Warnungen aus und ertheilen weiſe Rathſchläge, auch feiert — wie in der Sage, die den Stoff zu Schillers Bürgſchaft lieferte, die edle Treue noch ihren Triumph.

7. „Der gute Handel.“ Das Märchen deutet gleich in ſeinem Beginn nach den Lalenſtreichen; die Fröſche ſchreien ak, ak, ak, ak, und der vorbeigehende Bauer, der ſeine Kuh um ſieben Thaler verkauft hat, verſteht acht und wirft ihnen ärgerlich das Geld in den Teich, damit ſie es ſelbſt zählen ſollen, wie nach einer fränkiſchen Sage vom Dorfe Dittis der Bote that, der die Steuerſtumpla gen Fulda tragen ſollte, da die Fröſche immer riefen „aicht, aicht, aicht, aicht!“ Der Weiterfortgang hat den Zug mit der Königs-

tochter, die zum Lachen gebracht wurde, und der Schluß begegnet ſchon im Pfaffen vom Kahlenberge, ſo wie in verſchiedenen Hofnarrengeſchichten.

8. „Der wunderliche Spielmann“ iſt zu Lorſch bei Worms daheim, und ſteht ganz ſelbſtſtändig da. Es iſt wieder ein Thiermärchen, das von fern an die antike Orpheusmythe erinnert, doch iſt der Spielmann in der That recht wunderlich in dem übeln Sinne, mit dem wir bisweilen dieſes Wort in der Bedeutung von grämlich, ja boshaft gebrauchen, denn er behandelt die Thiere, die ihm vertrauen und, von ſeinem Spiele gelockt, ſich nahen, ſchlecht und mit Argliſt.

9. „Die zwölf Brüder.“ Deutet offenbar nach dem Märchen von den ſieben Raben, Nr. 25 der Grimmſchen Sammlung, das wir nach mündlicher Ueberlieferung unter gleicher Ueberſchrift in das d. Märchenb. aufnahmen. In beiden Märchenſtoffen kommen die Brüder hinweg, und die einzige Schweſter bleibt, in beiden begegnen einſame Häuschen, in beiden macht die Schweſter ſich auf, die Brüder zu ſuchen. Im Pentamerone Baſils ſind es 7 Tauben ſtatt 7 Raben, in welche die Brüder verwandelt werden, und in Nr. 49 der Gr. Sammlung 6 Schweine; allen dieſen Anklängen fehlt der Zug mit den Hemden der Brüder, den ein heſſiſches Märchen hat. Am Schluſſe wird eine böſe Stiefmutter in ein Faß geſteckt, voll giftiger Schlangen und ſiedenden Oeles. Dieſer wichtige Zug, der in ſo vielen Märchen wiederkehrt, iſt ſehr zu beachten. Gebildete Frauen haben uns die Beſorgniß mitgetheilt, es möge durch ſolche Märchen in Händen von Kindern, welche Stiefmütter hätten, leicht Abneigung erzeugt, und Herzensverhärtung genährt werden. Sehr ſchön heißt es über dieſes Thema in der Vorrede zur erſten Ausgabe der Grimmſchen Samm-

lung S. IX. „Dieſes Verhältniß kommt oft vor und iſt wohl die erſte Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kindes aufſteigt und die erſten Thränen erpreßt, welche die Menſchen nicht ſehen, aber die Engel zählen.“ Bekannt iſt die volksthümliche Symbolik unſeres Stiefmütterchens, der beliebten Sinnviole (Penſée). Jedes der drei gelben Blätter, welche die heitern eigenen Kinder der Stiefmutter vorſtellen, hat ein grünes Stühlchen; die beiden größeren, die um ihre Mutter trauern, und daher dunkel gekleidet ſtehen, haben keine Stühlchen. — Nun giebt es doch gewiß auch ſehr edle, wohlwollende und liebevolle Stiefmütter, denen es ſchmerzlich ſein müßte, wenn ihre Stiefkinder aus den Märchen lernten, daß Stiefmütter immer böſe ſeien — denn leider ſchildert kein einziges Märchen eine gute Stiefmutter. — Das iſt nun freilich eine Wahrheit, die nur durch Liebe überwunden werden kann.

10. „Das Lumpengeſindel.“ Paderborniſche Thierfabel; Thiere wandern mit einander, wie im Märchen von den Berner Stadtmuſikanten, Nr. 27 der Grimmſchen Sammlung, oder wie in dem: „Herr Korbes“, Nr. 41. In letzterem kommen auch unbelebte Dinge vor, die es um ſo mehr auf das Gebiet der Fabel drängen, ein Mühlſtein, eine Nähnadel, eine Stecknadel, ein Ei.

11. „Brüderchen und Schweſterchen.“ Beginnt gleich mit der böſen Stiefmutter, und iſt eine Verwandlungsmäre, am Main zu Hauſe, einigermaßen dem Märchen vom ſingenden Knochen, Gr. S. Nr. 28, und dem von uns nach mündlicher Mittheilung unter dem Titel: „Vom Knäblein, vom Mägdlein und von der böſen Stiefmutter“ in unſer Märchenbuch aufgenommenen ähnlich. Aecht märchenhaft, mit Verzauberung und Wiederverwandlung und glücklichem Ausgang und Hexenbrand der böſen Stiefmutter. Deutet dadurch

daß die verloren geglaubte rechte Mutter wieder allnächtlich zu ihren lieben Kindern zurückkehrt und ihnen zu trinken giebt, nach Nr. 13 der Grimmſchen Sammlung.

12. „Rapunzel.“ Wir möchten dieſes Märchen ein Pflanzenmärchen nennen, wie unſer Freund Herrmann Jäger zu Eiſenach deren jetzt ſchreibt. Es geht ein botaniſch-mythiſcher Zug durch das Ganze, das Uebrige deutet nach fremdländiſchen Sagen hin. Welche Pflanze iſt Rapunzel? Flora's Reich iſt reichlich mit Rapunzeln geſegnet. Gewöhnlich heißt die Valeriana Locusta, Varietas a. Olitoria ſo, deutſch Feldlattich, Ackerſalat, Rabinschen, deren Blätter im Sommer und ſelbſt im Winter dauernd als Frühlingsboten auf den Tafeln erſcheinen. Allein dieſe, die zwar auch, aber doch nicht allgemein, in Gärten gezogen wird, meint ſchwerlich unſer Märchen. Es könnte Campanula Rapunculus L. ſein, die Rüb-Rapunzel, ein Küchengewächs, oder auch C. rapunculoides, die Feldrapunzel, ebenfalls genießbar. Von beiden ſpeiſt man die rübenförmigen Wurzeln. Nicht minder aber kann die Rapunzelwurzel, Oenothera biennis L. gemeint ſein, welche die Gärtner Rapontika nennen, denn an die nur in Gärten heimiſche Rhabarberwurzel, Rheum Rhaponticum, dürfte doch wol nicht zu denken ſein. Die genannte Pflanze aber, die auch franzöſiſche Rapunzel und Tagkerze heißt, ſtimmt am meiſten zu dem im Märchen ausgeſprochenen Gelüſt einer Schwangeren; zumal im Volke, wenigſtens in Thüringen, der Glaube lebt und die Rede geht, ein Pfund dieſer ungemein nahrhaften Wurzel gebe mehr Kräfte, als ein Centner Ochſenfleiſch. Im Pentamerone Baſils hat unſer deutſches Märchenrapunzelchen den ebenfalls botaniſchen Namen Petroſinella, welcher nach der Vielen angenehmen breitblättrigen Peterſilie, Apium Petroselinum latifolium, hinweiſt, deren Wurzeln mehr als

das Kraut beliebt ſind, und als nächſte Verwandte de kräftigenden Selleries werthvolle Eigenſchaften beſitzen. Freilich liegt der botaniſche Bezug zum Märchen ſehr tief un iſt hier nicht näher zu entwickeln.

13. „Die drei Männlein im Walde.“ Ein Märche von ſtark mythiſcher Färbung; auch von Baſil im Pentamerone von drei Feen erzählt. Es treten drei Haulemännerchen (Höhlenmännchen, folglich Wichtlein, Moosleute, Kinder ſtehlende Kobolde) darin auf, denen wir bei Betrachtung der Dämonenwelt im dritten Theile wieder begegnen werden. Der Zug, daß auf eine Verwünſchung dem Mädchen bei jedem Worte eine Kröte aus dem Mund ſpringt, erinnert an jene Sage von den Buben zu Leisnig, die den Vater verfluchen wollten, worauf ihnen di Zungen zu Kröten wurden (D. Sagenb. 617). Die auch hier wieder eine Rolle ſpielende böſe Stiefmutter ſprich ſich ſelbſt die ihr zu Theil werdende Strafe zu, in ein mi Nägeln durchſchlagenes Faß geſpündet, und einen Ber hinabgerollt zu werden. Dieſe antike Strafe, der grauſamſten eine, die es nur geben kann, iſt ſchon aus der Geſchichte der puniſchen Kriege bekannt, in welchen Marcu Atilius Regulus ſie erlitt. So erging es auch einem Niederländer, Gerhard von Velzen, der 1296 den Grafen Florens von Holland erſchlug, und der, nachdem er drei Tage lang gerollt worden war, ſprach:

„Ich bin noch derſelbe Mann,
Der Graf Floris ſein Leben nahm.“

wie jener Heinrich Velsbach, auf Wartburg, von der Blide durch die Luft geſchleudert, dennoch ſchrie: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant.“

14. „Die drei Spinnerinnen.“ Weſtphäliſch-heſſiſch, nach Spinnfrauen ſchwäbiſcher Sagen deutend, nicht minder

ſcheint die beim Hauſe des faulen Mädchens vorüberfahrende Königin Frau Hulda oder Frau Bertha in eigener Perſon zu ſein, und die drei häßlichen alten Baſen ſind nur verſtellte Dienerinnen derſelben, die an ihre Hülfe eine Bedingung knüpfen, und da dieſe redlich erfüllt wird, ſo wird das zum Spinnen wenig Luſt zeigende Mädchen dennoch glücklich.

15. „Hänſel und Gretel.“ In mannichfacher Form umgehend, begegnet auch hier eines der bekannteſten Kindermärchen, welches Grundzüge des Märchens vom kleinen Däumling, von Nennillo und Nennella im Pentamerone und mehreren anderen enthält. In neuerer Zeit haben Gubitz und Fr. von Pocci es neu erzählt und illuſtrirt, es lebt vielfach in der Kinderwelt, für die das Häuschen aus Zucker, Brod und Eierkuchen, und „der Wind, der Wind, das himmliſche Kind“, einen ewigen Reiz behalten.

16. „Die drei Schlangenblätter.“ Nachhall einer griechiſchen Sage, die wieder nach der antiken Sitte des Einmauerns zeigt, wie nach der nordiſchen Sage der Blutbrüder Asmund und Aswit, nebenbei iſts für Kinder ein wenig bedenklich.

17. „Die weiße Schlange.“ Völlig nach der von uns in dieſem Buche oft angedeuteten Volksſage von der weißen Schlange, deren Genuß die Sprache der Thiere verſtehen lehrt, hinzeigend, iſt dieſes Märchen eins der anziehendſten überhaupt, zugleich erinnert es an Märchen, die dem Orient entſtammten, und die das Buch: Der alten Weiſen Exempel, uns aufbewahrte. So an „die dankbaren Thiere“ in unſerem deutſchen Märchenbuche, und auch, obſchon entfernt, an unſer Märchen „Die verzauberte Prinzeſſin“, das indeß, da wir es aus zweiter Hand erhielten, des volksthümlichen ächten Märchentones entbehrt. Das ungleich beſſer erzählte

Märchen der Grimmſchen Sammlung nennt auch den Ameiſenkönig (analog dem Bienenweiſel), und geſteht ſomit dieſem Thierſtaate das monarchiſche Princip zu. Auch in unſerem Märchen „Der Haſenhüther“ zeigen ſich Haſen, Ameiſen und Mäuſe hülfreich. Jener Zug, daß die jungen Raben ihrem Erretter nachziehen und ihm einen Apfel vom Baume des Lebens bringen, läßt an die Raben denken, die St. Meinrad aufzog, die ihn überall hin begleiteten, und die nach dem an ihm verübten Meuchelmord Enthüller der Unthat wurden.

18. „Strohhalm, Kohle und Bohne“ — iſt eine hübſche ſchwankhafte Fabel, welche an die äſopiſche vom Dornſtrauch, Taucher und der Fledermaus erinnert, und beſonders iſt ihr Schluß humoriſtiſch. Der Schneider, der die vor Lachen geplatzte Bohne zuſammennähte, bediente ſich ſchwarzen Zwirnes, „ſeitdem haben alle Bohnen eine ſchwarze Nath.“ Solche Märchen mit naturgeſchichtlichen Anklängen ſind nicht gerade häufig und es iſt ſehr Acht auf dieſelben zu haben, denn insgemein ſind ſie das Ergebniß volksthümlicher Auffaſſung und Wahrnehmung; wir wollen nur an die Märchen vom Kreuzſchnabel, von der Trauerweide, von der Eſpe, von der Jehovahblume u. a. erinnern, in denen allen eine beſonders hervortretende Eigenſchaft des Thieres oder der Pflanze mythiſch oder ſymboliſch gedeutet wird.

19. „Der Fiſcher und ſeine Frau.“ Dies in pommerſcher Mundart gegebene Märchen, das wir unter dem Titel: Mann und Frau im Eſſigkrug, nach elſaſſiſcher Märe und hochdeutſch wieder gegeben haben, ohne daß ſein Grundzug weſentlich verändert ward, iſt höchſt charakteriſtiſch, es iſt ein treffliches Spiegelbild des Niebefriedigtſeins der menſchlichen Seele, der ewig neuen Wünſche, deren Erfüllung nur dient, wieder höher fliegende Wünſche der Eitelkeit zu

wecken. In Heſſen heißt der Mann Männchen Domine und die Frau Dinderlinde Das Geſpräch mit einem Fiſch, der gefangen wird, und auf ſeine Bitten wieder freigelaſſen, erinnert an die indiſche Fluthſage von Manus, dem Brama in Fiſchgeſtalt erſcheint und ſich von ihm fangen läßt. Auch an ein Märchen der 1001 Nacht läßt der Eingang denken. Niemand kann das Märchen ſo ſchön nacherzählen, wie es in der Grimmſchen Sammlung erzählt iſt, wie die Wünſche ſo raſch ſich ſteigern, wie dem Manne das Herz mehr und mehr beklommen wird, wie Fluth und Himmel immer ſchwärzer, dunkler und grauenvoller werden, wie die Throne wachſen, und der der Frau als Papſt eine Meile hoch iſt. Wie der Seeſturm ſchaurig losbricht, als die Frau zuletzt Gott werden will — und dann, wie ein greller Blitz der raſche Schluß. Schade, daß der Mann, der beim Grimmſchen Märchen nicht mit wünſcht, dennoch für des Weibes Frevelwunſch mit büßen muß!

20. „Das tapfer Schneiderlein.“ Vielfach umgehend, ſcheint dieſes anziehende Märchen doch dem „Wegkürzer“ ſeinen Urſprung zu danken. Im dritten Bande der Grimmſchen Sammlung wird mitgetheilt, daß es in Heſſen noch volksmündlich lebt, und da iſt denn freilich der Eingang und die Einkleidung ganz anders, als im Wegkürzer, aber im Weiterverlauf nähern ſich die Verſchiedenheiten. Eigen iſt es, daß gerade dieſes Märchen das ſonſt ſo ſelten vorkommende und genannt werdende Einhorn erwähnt.

21. „Aſchenputtl.“ Das Aſchenbrödelmärchen, wie es insgemein genannt iſt, iſt in mannichfachen Umwandlungen im Munde des Volks und der Kinder, und ſo trat es auch in die Bücher. Die Brüder Grimm theilten es nach drei Erzählungen aus Heſſen mit, und führen zahlreiche Varianten an, ſo wie die vielen Benennungen und das Vor-

kommen des Märchens, das ſehr alten Urſprunges iſt, auch in außerdeutſchen Ländern. Italiener und Franzoſen bauten es fleißig an, man benutzte es ſelbſt zu Operntexten. Manche andere Märchen entlehnten Züge von dieſem. Die obligate Böſewichtin, die Stiefmutter, und — in Märchen nicht ſelten begegnende neidiſche Schweſtern bringen viel Herzeleid über das arme Stiefkind, bis ſeine Glücksſtunde ſchlägt und ſeine Leidenszeit endet, was nicht geſchieht, ohne daß die, die an Aſchenbrödel gefrevelt haben, ihre Strafe empfangen.

22. „Das Räthſel.“ Wieder eine ſchlimme Stiefmutter und eine leidende Unſchuld, und das in Märchen ſo beliebte Waldhäuschen, dann aber Uebergang in die öſtliche Turandot-Märe. Im Ganzen zwei Märchenhälften, die uns vorkommen wie zwei Schaalen einer Meermuſchel derſelben Gattung, die aber doch nicht recht zuſammenklappen, weil ſie von zwei verſchiedenen Exemplaren genommen ſind.

23. „Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurſt.“ Fabelmäre aus Philanders von Sittewald Geſichten, Theil 2. Schluß des 7. Geſichts, wol kaum ſehr verbreitet.

24. „Frau Holla.“ Hier begegnet im Märchen die Waldfrau des Mythus, wie ſie ſo häufig auch in der Sage auftritt. Da das Kinder- und Hausmärchen mythiſche Perſonen ſelten mit Namen nennt, ſo iſt auf dieſes Märchen ein ganz beſonderes Gewicht zu legen, zumal es, wie wir a. a. O. erfahren, in Heſſen, wie in Weſtphalen noch volksmündlich lebendig iſt, was ſich ſehr gut begreift, da der Meißner, auf welchem Frau Holle nächſt dem Hörſelenberge, und eigentlich noch mehr, geradezu heimiſch iſt, im Heſſenlande liegt. Der Zug der in den Brunnen gefallenen Spule zeigt wieder deutlich nach der oft erwähnten

Eigenſchaft der Frau Holla als Spinnefrau. Die im Märchen geſchilderten großen Zähne der Frau Holla weiſen nach der Märe von der Stampe hin. Sehr vereinfacht lebt dies Märchen in Franken noch mündlich, ganz ohne Bezug auf die Frau Holla zu nehmen, etwa ſo, wie wir es unter dem Titel: Die Goldmaria und die Pechmaria in unſerem d. Märchenbuche gegeben haben. An die Stelle der Frau Holla tritt ein Pötz, Türſchemann geheißen, aus dem wir nichts zu machen wiſſen, denn an einen Turſen der Nordlandsmythe bei dieſem Trivialnamen zu denken, würde allzukecker Sprung des Hypotheſenroſſes ſein. Gleichwol hält auch die fränkiſche Ueberlieferung das „kikeriki" der heſſiſchen feſt, während das „rüttle mich, ſchüttle mich!" anderswo begegnet.

25. „Die ſieben Raben." Bereits oben unter Nr. 9 erwähnt. Die Züge dieſes Märchens kommen nicht ſelten vereinzelt vor, wichtig aber iſt immer der Zug vom Glasberg, der für Kinder ſo anziehend iſt, und ein Nachhall alter Ueberlieferung. Im Wolfdietrich-Gedicht wird einer mit Glas überzogenen Burg erwähnt, im Titurel ein Glasberg, in der Artusſage eine Glasinſel, und in Schottland giebt es noch überglaſte Burgmauern, deren Baſaltſtücke muthmaßlich durch ungeheure Feuer bis zur Verglaſung der äußeren Oberfläche gebracht wurden.

26. „Rothkäppchen." Auch dies iſt eines, ſich der größten Gunſt und der größten Verbreitung erfreuenden Märchen in Deutſchland wie in Frankreich. Es iſt ſehr ſchlicht, kindlich und einfach und erinnert an das Märchen von den ſieben Geislein. Tieck hat ihm romantiſche Bearbeitung widerfahren laſſen. Die Grimmſche Sammlung bringt es ſo, wie es in den Maingegenden erzählt wird. Auch ſonſt begegnet es nicht weſentlich verändert.

27. „Die Bremer Stadtmuſikanten." Thiermärchen, deſſen Entſtehung bereits im lateiniſchen Reinhart Fuchs zu finden iſt, das in anderer Weiſe der Froſchmäuſeler gereimt enthält, das auch mit Nr. 10 Verwandtſchaft hat. In ihm wandern Eſel, Hund, Katze und Hahn; im alten Reinhart: Ziege, Bock, Fuchs, Hirſch, Hahn und Gans. Bei Rollenhagen: Ochſe, Eſel, Hund, Katze, Hahn und Gans. Urſprünglich ſind die Einwohner des Waldhäuschens, auf das die Wanderer ſtoßen, Waldthiere, die ſpätere Umwandlung der Fabel zum Märchen aber machte Räuber aus ihnen.

28. „Der ſingende Knochen." Etwas ſchauriger Art, die alte Lehre einprägend, daß keine Unthat verborgen bleibt. Das aus Niederheſſen mitgetheilte Märchen geht verſchiedentlich um, zeigt auch nach andern Märchen. Aehnliches lebt auch nach Grimm in altſchottiſchen, wie in altſchwediſchen Balladen. Mittelbar deutet die Enthüllung der Mordthat nach der von uns im deutſchen Märchenbuche mitgetheilten Sagenmäre: „Das Rebhuhn" hin, aber der Zug, daß ein Knochen des Gemordeten ſingend die That offenbart, iſt märchenhafter und ungleich poetiſcher.

29. „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren." In dieſem Märchen ſpielt die *Glückshaut* eine Rolle, deren wir Th. 1. S. 178 gedachten. Es beſtätigt den dort erwähnten Aberglauben, der weit und bis nach Island verbreitet iſt, wo man ſogar, nach Grimm, glaubt, daß ein Geiſt ſie bewohne, und das in ihr geborene Kind durch das ganze Leben ſchützend begleite. In Belgien wird ſie der Helm genannt, weil in der Regel, und naturgemäß bei Kopfgeburten, ſie mitgebracht wird, bei Arm-, Bein- u. a. Geburten aber ſie zerriſſen wird und zurückbleibt. Ein zweiter Zug des Märchens, die Ueberbringung des Briefes

vom König an die Königin und deſſen Umtauſch, weiſt unmittelbar nach der ſchwäbiſchen Volksſage vom Grafen von Kalw (D. Sagenb. 905), in welcher nur, ſtatt des Räubers im Märchen, ein Prieſter den Brief umändert, außerdem trägt ſich in der Sage Alles genau ſo zu, wie im Märchen. Der Weiterverlauf des letzteren iſt ſehr phantaſtiſch, denn da der König nun die harte Bedingung ſtellt, ſein Eidam wider ſeinen Willen ſolle vom Haupte des Teufels aus der Hölle 3 Haare holen, ſo muß das Glückskind noch manches Abenteuer beſtehen. Der im Alterthume ſo beliebte Zug ſchwer zu löſender Räthſelfragen, der ſchon in Eddaliedern zur Erſcheinung kam, begegnet auch in dieſem Märchen, und demnächſt machen wir in ihm die Bekanntſchaft einer anziehenden Perſönlichkeit, deren Natur, Weſen, Abkunſt ꝛc. noch gar nicht genau erforſcht iſt, obſchon ſie in aller Munde lebt, nämlich der von des Teufels Großmutter oder Aeltermutter, die ſich dem Glückskinde hülfreich und gütig zeigt. Wieder ein anderer Märchenzug, und zwar jener aus dem kleinen Däumling, wo der Menſchenfreſſer ſpricht: Ich rieche Menſchenfleiſch — kommt auch hier vor; der Teufel ſagt daſſelbe.

30. „Läuschen und Flöhchen.“ Heitere Fabel, mehr Kinderſcherz und Redeübung, als eigentliches Märchen, wie dergleichen in Kinderbüchern viel gefunden wird, auch als Spiel begegnet.

31. „Das Mädchen ohne Hände.“ Der Grundzug des Märchens, der auch in vielen andern vorkommt: das unbedachte Verſprechen, tritt gleich im Beginn entgegen, und zeigt ſich unheilvoll durch das ganze, rührende, mit Sinnigkeit erſonnene und lang ausgeſponnene Märchen, das nach 2 in Heſſen umgehenden und ſich ergänzenden Erzählungen mitgetheilt iſt. Wie in der Genovevenſage tritt auch hier

ein Sohn des Namens Schmerzenreich ans Licht. Das Märchen iſt ſo reich an Stoff, daß es recht gut zum Volksbüchlein verarbeitet werden könnte.

32. „Der geſcheidte Hans.“ Hier in lebendig dramatiſcher Form plaſtiſch anſchaulich, anderwärts in üblicher Märchenſprache, auch bereits in früheren Schriften gedruckt, und durch Anführen einer Oertlichkeit, des Geslinger Thales, zur Sage gemacht. Eine Däumlingsmäre, die nach eitel Lalenſtreichen hinweiſt, und vereinzelt da und dort ſo, und anderswo anders erzählt wird. Sie gehört in das Gebiet der Eulenſpiegeleien und ergötzt als ſolche.

33. „Die drei Sprachen.“ Ein ſchönes und, wie uns bedünkt, bedeutſames Märchen. Der Sohn eines Grafen, der dem Vater als Däumling erſcheint, hat ein tiefes Wiſſen gewonnen, er hat gelernt, was die Hunde bellen, die Vögel ſprechen, die Fröſche quaken. Das achtet der Vater gering, verſtößt den Sohn und befiehlt, ihn zu tödten. Da tritt der ſtets in den Märchen, wie in den Sagen wiederkehrende Zug ein, daß ein Thier ſtatt des zu Tödtenden geſchlachtet, und deſſen Zunge zum Wahrzeichen geſchehener That überbracht wird. Die Kenntniß wird nun im Weiterverlaufe — Macht, was ſie ſtets iſt. Die Hunde offenbaren einen großen Schatz, der dem Begabten zur Hand einer ſchönen Jungfrau verhilſt; die Fröſche quaken prophetiſch und Glück verheißend. Zu Rom, wohin der junge Graf reiſt, iſt der Papſt geſtorben, und man harrt eines Wunderzeichens, das die Wahl des neuen Papſtes beſtimmen ſoll. Wie der Graf in die Kirche tritt, fliegen zwei weiße Tauben auf ihn zu und ſetzen ſich auf ſeine Schultern, und er wird nun Papſt. Immer bleiben die Tauben bei ihm und flüſtern ihm Weisheit in die Ohren, wie die Raben Hugin und Munin dem Gotte Odin nach der nor-

biſchen Mythe. Die Brüder Grimm führen an, daß dies Märchen aus dem Visperthale in Oberwallis ſtamme, einer Gegend, aus welcher alle Sagen, die uns aus ihr bekannt geworden ſind, hochpoetiſch klingen und innig mit der Natur verwachſen ſind, weil eine großartige Gebirgs- und Hochalpennatur dort die einfachen Gebirgsbewohner hehr umgiebt.

34. „Die kluge Elſe.“ In manchem Zug ein Seitenſtück zum klugen Hans, wie auch zum Catherlieschen, Nr. 59 der Grimmſchen Sammlung, andererſeits an das bekannte Scherzlied erinnernd:

Es ſchickt der Herr den Jekel h'naus,
Er ſoll den Hafer ſchneiden.

Das Ganze hat keinen rechten Schluß.

35. „Der Schneider im Himmel.“ Schwank, nach älteren Volksſchriften erzählt, auch von Hans Sachs in poetiſche Form gebracht. Wichtig iſt der Zug vom Throne des Herrn, von dem der darauf Sitzende die ganze Welt und was in ihr vorgeht, überblickt, gerade wie die nordiſche Mythe von Hlidſciälf, dem Thronſitze Odins rühmt, auf den auch Freir ſich einſt ſetzte. Zugleich enthält das Märchen die hübſche Lehre, daß übereiltes Strafen wenig frommt, blinder Eifer nur ſchadet, und daß das Regiment, Richter- und Strafamt nicht in die Hände der Flickſchneider gelegt werden dürfe, ſelbſt wenn es politiſche wären.

36. „Tiſchchen deck' dich, Goldeſel, und Knüppel aus dem Sack.“ Iſt häufig in Heſſen, Thüringen und Franken zu hören, natürlich mit mancher Abwandlung. Die Grimmſche Sammlung hat es ſehr ausführlich. Das Tiſchlein deck' dich erinnert an das Wünſchtüchlein in der Märe von Rolands Knappen, das ein Nachhall aus ſehr früher Zeit iſt. Der Eſel in der mündlichen Erzählung ſpeit

kein Geld, er bringt daſſelbe vielmehr auf andere Weiſe zum Vorſchein. Der ganz zum Thiermärchen verklingende Schluß mit der geſchorenen Ziege, vor welcher Fuchs und Bär ſich fürchten, fehlt meiſt der mündlichen Mittheilung, wo dieſe nicht aus der Grimmſchen Quelle ſchöpfte.

37. „Daumesdick.“ Iſt in den meiſten Zügen mit dem Märchen vom kleinen Däumling verwandt, und inſofern wichtig, denn die Däumlingsmäre iſt wieder eine der überall heimiſchen und allbeliebten. Schon die Griechen kannten Märchen von winzigen Däumlingen, andere Ausländer nicht minder. Vom Rhein und Main klingt dieſes Märchen bis zur fernſten Oſtgrenze Deutſchlands. Dem Grimmſchen Märchen Nr. 37 wie Nr. 45 fehlt der Zuſatz, der vielleicht jünger iſt, wie Däumling große Thaten thut und großartig dafür belohnt wird. Bekanntlich hat auch L. Tieck das Märchen in ergötzlicher Weiſe umgearbeitet, wie wir ſelbſt neben dem geſtiefelten Kater auch verſucht (Stuttgart, E. Hallberger 1853). Der Zug von den Siebenmeilenſtiefeln, den mit ſo vielem Glück Chamiſſo auch in ſeinem Peter Schlemihl benutzte, iſt ganz beſonders wichtig; ſie gehören zu der magiſchen Garderobe, zu deren Wunderſchrein die Poeſie Beſchließerin iſt, darin des Fortunatus Wünſchhütlein am goldenen Nagel hängt, Panzer und Ringe der Unſichtbarkeit glänzen, Fauſts Zaubermantel den Motten anheimfällt, und Aſchenbrödels Schuhe verſtauben.

38. „Die Hochzeit der Frau Füchſin.“ Reines Thiermärchen, das in Heſſen und in den Maingegenden verſchiedentlich umgeht. Es entſtammt dem altfranzöſiſchen Romane du Renard und hat in ſeinem Element durch die eingeſtreuten Reimreden viel der Kinderwelt beſonders Zuſagendes.

39. „Die Wichtelmänner.“ Dies iſt ein häufig be-

gegnender Sagenſtoff, der in 3 verſchiedenen Märchen nach den dämoniſchen Wichteln hinweiſt, die ſpäter näher zu erörtern ſind. Das Verſchwinden der hülfreichen Hausgeiſter, gleich nachdem man verſucht hat, ſie zu kleiden, iſt Grundzug der Wichtlein- und Hütchenſagen, ebenſo das Wiederbringen der gegen ſchöne Kinder eingetauſchten Wechſelbälge. Doch iſt in dieſer Nummer noch das eigene Vorkommen, daß der Schuſter in dem durch die Wichtlein gewonnenen Glücksſtand bleibt, während der letztere in andern Sagen alsbald ein Ende zu nehmen beginnt, wenn die Wichtlein hinweg ſind.

40. „Der Räuberbräutigam.“ Wie in Heſſen, ſo in Thüringen, wenn auch mit Abwandlungen, häufig und weitverbreitet. Wir haben dieſer Märchen einige in unſer d. Märchenbuch nach mündlicher Ueberlieferung aufgenommen, die mehr oder minder Verwandtſchaft zu dem angeführten haben. Es wurde ſchon oben auf die Räubermärchen hingedeutet und zwar bei Nr. LXVI. der Geſammt-Abenteuer. Wir halten das Räubermärchen, welches in den eben angeführten Ländern nicht ſelten vorkommt, für die ſpäteſte Form des Märchens überhaupt, die nicht früher entſtehen konnte, als es Räuber in dem Sinne gab, wie die Märchen ſie ſchildern. Wir ſuchen nach ſolchen Schilderungen vergebens faſt in allen alten Liedern und ebenſo in den Volksbüchern. Aber als das, im ganzen ziemlich poeſieloſe Räubermärchen erſt da war, ward es auch willkommen geheißen, brach ſich Bahn und wurde zur Quelle der zahlreichen Räuberromane und Räubercomödien, die zur Zeit völliger Geſchmackverdorbenheit die Leſewelt entzückten, und ſelbſt hochbegabte Dichtergeiſter, wie Schiller und Zſchokke (Karl Moor und Abällino), zu phantaſtiſchen Ausgeburten hinriſſen und Beifallsſtürme hervorrieſen, deren Nachhall

noch durch die Melodien der Räuber-Opern Fra Diabolo und Zampa bis in die neueſte Zeit fortklingt.

41. „Herr Korbes“ wurde ſchon oben beim „Lumpengeſindel“ erwähnt. Die menſchliche Perſönlichkeit, welche in dieſem Stücke auftritt, erhebt es gegenüber der oben genannten Thierfabel zum Märchen, zumal die unbelebten Gegenſtände in demſelben zwar handeln, aber nicht reden.

42. „Der Herr Gevatter.“ Hat vielen Anklang an Nr. 44, iſt aber auch wieder eigenthümlicher Art, und verläuft unheimlich. Es ſcheint Bruchſtück.

43. „Frau Trude.“ Ebenſo, unheimlich, gruſelig und lückenhaft. Der Name Frau Trude weiſt nach hexenhaften Weſen hin, und ſo erſcheint auch die benannte Perſönlichkeit in dieſem Märchen.

44. „Der Gevatter Tod.“ In Heſſen, wie auf dem Harze und in Thüringen heimiſch, ein Märchennachtſtück gleichſam. Daſſelbe hat einen grauenhaften Reiz und ebenſoviel ſagenhafte, als märchenhafte Färbung. Es handelt vom Manne, der, mit allzureichem Kinderſegen beglückt, keinen Gevatter mehr bekommen kann, und ausgeht, einen Pathen für ſein jüngſt geborenes dreizehntes Kind (die ſchlimme Zahl) zu ſuchen. Es begegnen ihm der liebe Gott und der Teufel, einer nach dem andern, und bieten ſich ihm zum Pathen an, er fertigt ſie ab, da naht der Tod, der jenem recht iſt, weil er Alle gleich macht. Der Mann iſt offenbar ein moderner Communiſt. Der Weiterverlauf iſt als bekannt vorauszuſetzen. Schon Jacob Ayrer bearbeitete den ſehr dankbaren Stoff, Prätorius im „Glückstopf“ theilte ihn mit; Dr. Schiff behandelte ihn als Novelle, wir thaten das Gleiche; ebenſo haben wir ihn in kurzer Balladenform mit entſprechender Bilderzier von Franz Pocci erſcheinen laſſen. Der Tod hat in einer Höhle aller

Menſchen Lebenslichter, ſowie eins erlöſcht, hört ein Menſch auf zu leben; aus Tücke ſtößt er das ohnehin kleine Lebenslicht ſeines Pathen, der ihm zweimal Trug ſpielte, um, als er es eben erneuen ſoll.

45. „Däumlings Wanderſchaft“, wurde ſchon bei „Daumesdick“ erwähnt.

46. „Fitchers Vogel.“ Dieſes Märchen hat mit vielen andern Verwandtſchaft durch hervortretende Einzelzüge, die theils an Räubermärchen, durch das Beſtreichen mit Honig und das Wälzen in Federn, wie in dem unſeren: „Die ſchöne junge Braut“, das wir in Thüringen fanden, theils an den Räuberbräutigam, wie an das Blaubartmärchen, oder auch an nordiſche Sagenſtoffe anklingen. Andere Bezüge noch enthält die Grimmſche Sammlung Theil 3. In einer Sage aus dem Hannöverſchen, die a. a. O. mitgetheilt iſt, treten Zwerge an die Stelle der Räuber, was ungleich poetiſcher klingt und auf früheren Urſprung hinweiſt. Erſt die ſpätere Zeit wandelte die Höhlen bewohnenden Zwerge in Räuber um. Der Name Fitchers Vogel ſcheint, ohne daß wir Bezug auf das isländiſche Fitfuglar (Schwimmvögel) zu nehmen brauchen, aus dem alten fetich, vettech, Fittig abzuſtammen, ein Fittig-Vogel, der laufend lebhaft die Schwingen regt, wie alle Waſſervögel zu thun pflegen.

47. „Der Machandel-Boom.“ Eins der ſchaurigſten Märchen, die es giebt, von den Brüdern Grimm in pommerſcher Mundart mitgetheilt. Es hat viele Veränderungen und iſt ſelbſt außerhalb der Grenzen Deutſchlands bekannt und fortlebend. Bekanntlich deutete auch Goethe im Fauſt auf daſſelbe in einigen, ganz ſicher alt überkommenen Reimzeilen, und bei der allerergreifendſten Scene ſeiner gewaltigen Tragödie darauf hin. Der Machandel-Baum iſt der Wachholder, ein verjüngender Baum, deshalb werden unter

ihm die Beinchen aufgehoben, d. h. die Knöchlein verſcharrt und verwahrt. Sinnig deutet dieſe ihm verliehene Eigenſchaft ſchon die Sprache an, wach iſt munter, lebendig, was auch Queck iſt, daher die ſtets lebendig fortſproſſende Quecke, und der Queckbaum, der aber wieder der Wachholder iſt, daher erquicken, ſoviel als erfriſchen, neues Leben geben, und Queckſilber, das gleichſam lebende, unruhige, nicht zu feſſelnde Metall. Selbſt im lateiniſchen juniperus — jung ausſproſſend, analog der Wortbildung von Vipera — für vivipara. Die böſe Stiefmutter fehlt auch in dieſem Märchen nicht, und der Zug mit dem Aepfelkaſten und dem Zuſchlagen des Deckels deſſelben, während die Kinder ſich darüber beugen, tritt auch in anderen, kürzer gefaßten Märchen hervor, namentlich in dem von uns aufgenommenen und ſchon erwähnten „Vom Knäblein, vom Mägdlein, und von der böſen Stiefmutter", welches wir mündlich zugetragen bekamen, und das auch Auguſt Stöber metriſch behandelte.

48. „Der alte Sultan." Heiterer Schwank, Thiermärchen, von dem eine Paderborniſche Abwandlung auch den Zug des Wettlaufes zweier Thiere beibringt.

49. „Die ſechs Schwäne." Faſt ganz wieder das Märchen von den ſieben Raben, wie nach der Schwanenſage und den Schwanenhemden hindeutend, auch wird die böſe Stiefmutter wiederum zu Aſche verbrannt.

50. „Dornröschen." Aus Heſſen, auch ſonſt volksmündlich, altnordiſcher Sage entſtammt, doch auch in italieniſchen Werken, wie im Pentameron Baſils ſchon aufgenommen. Die Märe iſt ſehr anmuthvoll, und daher zum Liebling der Dichter und Künſtler geworden; wir wollen nur an Neureuthers reizendes Blatt erinnern, ohne poetiſche

Spielereien mit dem Märchen und deſſen Zuſammenſchmelzen mit politiſchen Tagestendenzen geſchmackvoll zu nennen.

Dieſe flüchtige Skizze möge genügen, darauf hinzuweiſen, welchen Schatz von Poeſie, von Erinnerungen alter Zeit und an alten Mythus in den Kinder- und Hausmärchen ſchlummert, und wie reich wir eben ſind, wäre es auch nur an — Märchen.

Einige Dichter, und unter dieſen der mit Recht beliebte Däne Anderſen, haben Märchen gedichtet, in denen ſie, gleich früheren Fabeldichtern, auch unbelebte Gegenſtände reden laſſen, Hausgeräthe und dergleichen. Ein ſolches Märchen kann nur Fabel heißen, und das iſt eben der Unterſchied zwiſchen Märchen und Fabel, daß das erſte zwar auch Thiere reden läßt, daß Sonne, Mond und Geſtirne, Wind und Wellen ſich in Stimmen vernehmen laſſen, daß es in ihm aus Grotten tönt und aus Bäumen rauſcht, aber daß das unbelebte Werk der Menſchenhand im Märchen nicht ſpricht, während es in der Fabel getroſt ſprechen, und ſich ſogar, wenn es will, vor Lachen ausſchütten darf. Wir würden eine ſolche Dichtung Fabelmäre benennen.

Der luſtige Bau der Märchenwelt war nahe daran, zu zerfallen, wie in unſerer vielgeprieſenen Neuzeit ſo mancher Bau zerfällt, den man früher unvergänglich glaubte, weil Nagemäuſe und Rattenkönige unabläſſig ihn unterwühlen, um endlichen völligen Ein- und Umſturz herbeizuführen, wie die Schlange Nidhöggr an der Welt-Eſche Wurzeln nagt. Das Verdienſt der Brüder Grimm war es, durch ihre Sammlung jenen Bau zu retten, ihm für immer geſicherte Stützen zu geben. So wie ſie — konnte Niemand Märchen ſammeln und ohne ihren Vorgang hätten dann auch Spätere nicht in gleicher oder doch ähnlicher Weiſe geſammelt. Niemand hat tiefer als wir die Wahrheit jener Worte empfunden, welche die erſte Vorrede der Grimm'ſchen Sammlung ausſpricht: „Es war vielleicht gerade Zeit, dieſe Märchen feſtzuhalten, da diejenigen, die ſie bewahren ſollen, immer ſeltener werden — denn die Sitte darin nimmt ſelber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen ſpricht, welches vornehm ausſieht, und doch ſo wenig koſtet. Wo ſie noch da ſind, da leben ſie ſo, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder abgeſchmackt, man weiß ſie und liebt ſie, weil man ſie eben empfangen hat, und freut ſich daran, ohne einen Grund dafür."

Wie die Grimm'ſche Sammlung gewirkt hat, wie ſie anregte und weiterzeugte, iſt bekannt. Mit Entzücken hat die deutſche Kinderwelt ſie begrüßt und empfangen, und ihre Märchen ſind nun gerettet auf immerdar. Ganz oder theilweiſe wurden die Grimm'ſchen Kinder- und Hausmärchen in die meiſten Sprachen Europa's überſetzt, und in vielen bedeutenden Auflagen ging und geht jene Sammlung fortwährend von Hand zu Hand, machte die Kinderwelt glücklich, weckte und wahrte in ihr den Sinn für dieſe heiteren und reinen Dichtungen. Auch unſer eigenes deutſches Märchenbuch, deſſen Mängel wir nicht verkennen, und das wir in keiner Weiſe neben die Grimm'ſche Sammlung ſtellen oder mit ihr vergleichen wollen, denn unſer Zweck der Herausgabe war ein anderer, erfreute ſich eines kaum geahnten Erfolges — der am beſten gleich jener reichhaltigeren Grimm'ſchen Sammlung die Ungunſt widerlegt, welche der Märchen- und Sagendichtung von gewiſſen Seiten her zu Theil wird, und die man, unbekümmert um ſie, völlig auf ſich beruhen läßt. Der Kinder- und Jugendwelt bleibe ihr Himmel rein erhalten, mehr als zu früh erblickt ſie das graue ernſtdrohende Gewölk der Zeitgewitter, das den Horizont der Erwachſenen nach allen Seiten hin verdüſtert, oder empfindet den kalten Höhenrauch mehr und mehr einreiſſender Gemüthloſigkeit.

Wir wiſſen kein ſchöneres Schlußwort für dieſen Theil, als jenes in der Vorrede zu der Grimm'ſchen Sammlung, das zugleich eine gute Wehr und Waffe gegen jede Verunglimpfung der harmloſen und unſchuldigen Märchenpoeſie iſt: „Was ſo mannichfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt ſeine Nothwendigkeit in ſich, und iſt gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zuſammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem erſten Morgenroth ſchimmernd.“

So iſt im Leben und Bewußtſein des deutſchen Volkes, wie wir ebenfalls in einer andern Schrift ſchon ausſprachen, auch dem Märchen unſterbliches Leben geſichert, und die holden Blumen ſeiner Dichtung werden fortblühen, ſo lange der Menſchen Geſchlechter ſich verjüngen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

4311

Das

deutſche Volk

dargeſtellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XVI. Band.

Mythe, Sage, Märchen und Fabel

von

L. Bechſtein.

Dritter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Das

deutſche Volk

dargeſtellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XVI. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Mythe,

Sage, Märe und Fabel

im

1974

Leben und Bewußtſein des deutſchen Volkes.

Von

Ludwig Bechſtein.

Dritter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Inhalt.

Seite

Einleitung 3

I. Kosmiſche Sagen 5

II. Einwandernde Völker, Stämme und Geſchlechter in der deutſchen Sage 38

III. Deutſcher Mythus in örtlichen Anklängen . . . 55

IV. Oertliche Sagen vom Kampfe des Chriſtenthums gegen das germaniſche Heidenthum 143

V. Oertlicher Nachhall in Sagen von deutſchem Heldenthum, deutſcher Treue und deutſcher Gemüthsweiſe 170

VI. Der ethiſche und poetiſche Werth der Volksſagen, Volksmärchen und Fabeln 201

VII. Deutſche Sagen-, Märchen- und Fabelſammlungen (Ein gedrängter literariſcher Ueberblick.) 231

Nachträge und Berichtigungen 255

Regiſter 265

Einleitung.

Getreu der Aufgabe, die wir uns bei dieſem Buche geſtellt haben, ſind nun im dritten Theile vornehmlich die örtlichen Sagen des Volkes zu überblicken, in ihrer Geſammtheit wie nach ihrer natürlichen Sonderung; es iſt auf ihren ethiſchen und poetiſchen Werth hinzuweiſen, und auf die Verwandtſchaft vieler derſelben zu einander, wie ſie — oft faſt völlig gleichlautend — an weit von einander entfernten Orten begegnen. Auch zu dieſen anziehenden Wanderungen haben die Gebrüder Grimm in ihren „Deutſchen Sagen. Berlin 1816.“ Pfade gebahnt und Wege gezeigt, und ſich dadurch der ſpäter kommenden anerkennendſten Dank erworben. Vor allem haben ſie gelehrt, den Weg der Treue und Wahrheit zu gehen, an deſſen Rändern der Sagen ſchlichte, unverkünſtelte Blumen blühen, Arten und Abarten in bunter Fülle. Die Mannichfaltigkeit der deutſchen Sagen iſt unüberſehbar, kein Buch iſt im Stande ſie zu faſſen, wie ſollten wir ſie in den engen Raum dieſer Bogen einzudrängen vermögen? Aber wie wir bemüht waren, in unſerm „Deutſchen Sagenbuche“ in einer Zahl von einem vollen Tauſend die bedeutendſten zuſammen zu ſtellen, ſo werden wir auch hier wieder häufig auf daſſelbe verweiſen müſſen, nichts deſtoweniger aber auch auf andere Samm- Einleitung.

lungen und auf die dort nicht aufzunehmen vergönnte reiche Sagenfülle der öſterreichiſchen deutſchen Lande. Unſere Aufgabe in dieſen Blättern iſt nun nicht, ausführlich Sagen zu erzählen, bei welcher Erzählung wir nur Gefahr liefen, uns ſelbſt oder andere zu wiederholen, ſondern gleichſam die Wunder-Schreine und Zauber-Schachte der deutſchen Sagenwelt dem Auge des Leſers zu erſchließen, um ihm zu zeigen, welche Macht und Herrlichkeit deutſcher Poeſie aus dem Leben, Kern und Bewußtſein des Volkes hervorgegangen, in ihm in ſeinen Sagen noch lebend — und des Leſers Miteigenthum iſt. Dabei wird ſich von ſelbſt häufige Hinweiſung nach den verwandten Stoffen, Dichtungen, Büchern, nach Mythe und Märe ergeben, mit denen ſich die beiden vorhergehenden Theile vorzugsweiſe beſchäftigten. In Bezug auf Anordnung und Aufeinanderfolge der zu gebenden Andeutungen und Ueberſichten mußte ein anderer Weg als der im Sagenbuche eingeſchlagen werden. Dort war es die Form einer Wanderung von Land zu Land, ohne Bekümmern um Grenzpfähle und politiſche Abmarkungen, dieſe liegen auch dermalen noch uns fern. Es handelt ſich jetzt darum, den geiſtigen Zuſammenhang der deutſchen örtlichen Sagenwelt theils unter ſich, theils mit dem Mythus, theils mit alter Dichtung und Märe überſichtlich nachzuweiſen, und ſo iſt die Gliederung nothwendig geworden, die wir wählten, weil ſie uns als ſich ſo von ſelbſt verſtehend erſchien, obgleich ſich auch einiges gegen ſie anführen ließe. Auf die Schwierigkeiten allbefriedigender Gliederung der Sagen iſt ſchon in der Vorrede zu den D. S. der Gebrüder Grimm ausführlich hingewieſen worden, und wir legen auf die von uns im Nachſtehenden beliebte durchaus kein maaßgebendes Gewicht, und erwarten nicht, daß darauf ein ſolches von andern gelegt werde.

Wir ſtellen kosmiſche Sagen voran, Sagen von der
emente Macht und Gewalt, vom Einfluß des Natur-
ens auf die Menſchen. Erſt mußte der Kosmos vor-
den ſein, bevor der Mythus entſtand, und Völker mußten
handen ſein, ehe die Gottheiten geahnt und ihre Ein-
kungen empfunden werden konnten. Im Bereiche des
thus enthüllt ſich die Fülle der Sagen von Göttern
Dämonen anfangs ſparſam, dann je weiter die Dämo-
welt von den ewigen Höhen zur ewigen Tiefe ſich ab-
ft, immer reicher und quellender, bis die alten Dämonen
in eine einzige nachtdunkle Geſtalt zuſammenballen, und
s ihr der Allherrſcher des Nachtreichs ſich formt, der
ufel, der nun mit ſeinen Bündnern und den ihm ver-
lenen Menſchenkindern eine neue, große mythiſche Gruppe
det. Er, der Fürſt der Finſterniß und ſeine Schaar als
endige Teufelsmauer um das gefeſtete Reich des Hei-
thums, in welchem der Aberglaube ſich als Commandant
uernd ſeßhaft gemacht — ſtehen fortwährend kampfgerüſtet
gen das Lichtreich eines noch neueren Mythus, der mit
ſend und aber tauſend Streitern jenem kämpfend entge-
ntritt. Dieſer iſt das Chriſtenthum, mit den Schaa-
n ſeiner Heiligen und Märtyrer, ſeiner Blutzeugen und
kehrer, das die deutſche Sagenwelt unſchätzbar bereichert
n. Kämpfe rufen Helden ins Daſein; mit dem Ein-
tt des Chriſtenthums in Deutſchland gliedert und feſtet
die Geſchichte, wenn auch noch umwallt von Sagen-
leiern, und die Heldenſage tritt geharniſcht an das
geslicht. Sie bringt als reiche Mitgift die Fülle der
omantik, des Ritterthums, alles heldenhaften tapfern We-
ns, alle kerndeutſche Mannheit und Ehrenhaftigkeit, die
dlich nicht allein dem Ritterthum, die auch dem Bürger-
um ziemt und zukommt und von ihm geübt wird. Wür-

devoller Ernſt paart ſich mit zwangloſer Heiterkeit, letztere aber, voll derber ſinnlicher Lebensluſt, ſchlägt bisweilen um und wird allzu zwanglos, wird Spötterei, wird Verkehrtheit, wird Eulenſpiegelei, wird Lalenthum.

In dieſen reichen und weiten Sagenkreiſen erblühen uns eine Menge Blumen, welche, vom Anhauche wahrer Poeſie berührt, in Duft und Farbe wunderſam prangen, und andere, welche gleich edlen Würzen und Heilkräutern Herz und Sinne ethiſch erfreuen und das Gemüth erquicken. Auf ſolche iſt vornehmlich zu achten, ſie enthalten und predigen eine Fülle von Väterweisheit, von treuer Lehre und Warnung; ſie ſind der ſittlich-geiſtige ätheriſche Balſam auf manche Herzenswunde. Ihnen beſondere Würdigung angedeihen zu laſſen, ſtellten wir uns mit als Aufgabe bei dieſer Arbeit, und mit derſelben ſchließt ſich der Kreis unſerer Betrachtungen nicht unpaſſend ab.

Der literariſche Ueberblick kann und ſoll nicht auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen, dieſe würde ein ganzes Buch für ſich bedingen, gleichwol wird er manchem nicht ganz unwillkommen und für neugewonnene Freunde beſonders des Sagenreiches anregend und einſtweilen auch ausreichend ſein.

I.

Kosmiſche Sagen.

Kosmiſche Sagen

Aus der Betrachtung des Himmels und ſeiner ewig wandelnden Geſtirne, der Natur und ihrer ewig wechſelnden Erſcheinungen mußten den Frühvölkern Ideen kommen, die ſie feſthielten, weiter ſprachen, vererbten. Die empfundenen Aeußerungen der Naturgewalten wurden ihnen zu Werken unbegriffener und unbegreiflicher Mächte, die ſie dankbar empfinden und anerkennen, aber auch fürchten und ſcheuen lernten. Dieſe Scheu wurde die antike Moira, die heidniſche Götterfurcht, bis das Chriſtenthum jenes Andenken an die zu ſcheuende und zu fürchtende Gottheit ſittlich hob und zur Gottesfurcht, zur Andacht verklärte. So wurden Sonne, Mond und Sterne zu Gottheiten und die Erſcheinungen im Makrokosmos, welche häufigſt erſchütternd auf die Menſchheit wirkten, wurden es nicht minder. Im Gewölk, das von Blitzen durchflammt, von Wetterſchlägen durchhallt war, mußte ein zürnender Donnergott wohnen, das Brauſen des Orkans war das Wehen der Rieſenſchwingen einer Sturmgottheit, aus dem Gebrüll der Meereswogen zürnte der Geiſt der Gewäſſer. Wie dieſe und andere Erſcheinungen den Mythus begründeten, braucht nicht an Einzelbeiſpielen nachgewieſen zu werden; einige dahin deutende wurden bereits im erſten Theile erörtert, und wenn wir aus dem kosmiſchen Sagenkreiſe das abſcheiden, was aus ihm in den des Mythus trat, ſo zieht er ſich jenem gegenüber ziemlich eng zuſammen, wird gleichſam nur ein kleiner Punkt inmitten der Sphären, die ihn umkreiſen, wie alte Bilder die irdiſche Natur mit Land und Meer, Felſen, Bäumen, Gebäuden und Geſchöpfen im Kleinen darſtellten, um welche dann die Kreiſe der Luft und des Aethers, des Feuers und der Planeten und des Firmamentes bis zum kryſtalliniſchen Himmel gezogen ſind.

Es iſt leicht begreiflich, daß von Sonne, Mond und Sternen, vom Himmelsgewölbe, von kosmiſchen und telluriſchen elementaren Erſcheinungen örtlicher Ueberlieferungen, von welchen letzteren wir hier doch hauptſächlich handeln, keine große Anzahl Sagen vorhanden ſein können. Ungleich häufiger, als Mythe und Sage, hat die Fabel auf ſolche Bezug genommen, allein dieſe kann in das Bereich dieſer Betrachtungen nicht gezogen werden, da ſie nur in äußerſt untergeordneter Weiſe zu ihrer Bilder- und Gleichnißſprache ſolcher Stoffe ſich annahm. Sonne und Mond erſcheinen frühzeitig mythiſch; die Sonne wurde verehrt als das ſchöne, lichthelle Auge des Himmels, als ſein leuchtender Schild, als ſein Strahlen werfendes Rad, als das große, mehrere Licht, gegenüber dem kleineren, minderen, dem Mond, deſſen erſtes wiedererſcheinen nach der Abnahme noch immer mit dem Ausdruck Neu-Licht volksthümlich benannt wird. Spätere Anſchauungsweiſe betrachtete das große und das kleine Himmelslicht gleichſam als ein Gatten- oder Geſchwiſterpaar, Herr Man und Frau Sonne, die Sterne zum Theil mindeſtens und im erſteren Falle als deren Kinder. Unbewußt blieb Sonnenverehrung im Gemüthe der Völker lange nach der Einführung des Chriſtenthums, daher die

Sonnenwendefeſte; die Sonne war den Frühvölkern das allſehende Gottesauge, dem keine noch ſo dunkle Menſchenthat ſich entziehen konnte. „Die Sonne bringt es an den Tag" hieß eine Rede, ſo gewichtvoll wie eine Ladung der Vehme. „Kein Fädchen iſt ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen", iſt tiefbegründeter ethiſcher Wahrſpruch im Volksmunde.

Wenn die deutſche Sage auch die Sonne nur ſparſam in örtliche Beziehung zu bringen gewußt hat, ſo ſchaltet um ſo freier das Märchen mit ihr, denn in dem ſchönen und ausführlichen Märchen: „Das ſingende und ſpringende Löweneckerchen (K.- und H.-M. der Br. Grimm 88) geht die ſuchende Maid zur Sonne und zum Mond und hält Umfrage nach ihrem entrückten verzauberten Gemahl. Ebenſo im Märchen vom Eiſenofen, das dem Löweneckerchen nahe verwandt iſt, ja ſelbſt in ſcherzhafter Kalendermäre a. a. O. Th. 3. S. 31, wo der Schneider die Sonne ſelbſt iſt. Ernſter begegnet die Sonne in jenen Sagen von frevelhaften Jägern, welche in ſie ſchießen. Zu Marne im Ditmarſchenlande war ein Bauer, der gern des Waidwerks pflag; der ging einmal an einem düſtern Tage, an welchem ihm das Jagdglück gar unhold geweſen war, heimwärts, und ſah vor ſich einen grünen Jagdgeſellen raſchen Schrittes ſchreiten. Endlich pfiff er ihm und der Grüne ſtand, und kam mit jenem ins Geſpräch und lehrte ihm dunkle Jägerkünſte. Eine geweihte Hoſtie ſollte er in die Büchſe laden, und in der Sonntagsmittagsſtunde im einſamen Walde ein weißes Tuch ausbreiten und mitten in die Sonne hineinſchießen, da werde ihm nie mehr ein Schuß fehl gehen. Der Bauer that's, da er aber das dem grünen Jäger gelobte Schweigen ſchon gebrochen hatte, ſo gerieth ſeine Kunſt zu übelm Ausgang. Die Sonne wurde rabenſchwarz, ein Wetter brüllte, Raben flogen herbei, des Jägers Tapfen auf dem weißen Tuche waren voll Blut — ſein Haus lohte in Flammen auf, er wurde zum ewigen jagen verdammt, ſein Weib und ſeine Kinder mußten ihn als Hunde begleiten. (D. S. 176.) Ein Jäger zu Venshauſen auf dem Thüringer Walde hatte gleiche Kunſt erlernt und ſie nicht verplaudert. Auch er ſchoß in die Sonne, da fielen blos 3 Blutstropfen aus ihr herab (gleich dem Sonnenſaamen im Regenbogen), die raffte er auf, das war der Fahrſame, als deſſen Beſitzer er nun niemals fehlte. Aber zuletzt mußte er ebenfalls als ewiger Jäger ſpuken. Er that ſeinen Schuß am wichtigen Sonnenwendetag, was die Beziehung zur Sonne beſonders hervorhebt. Nach örtlichen Sagen in Schwaben ſoll der frevle Schuß am nicht minder wichtigen Chriſttag, wie am Charfreitag erfolgt ſein, und die gleiche Strafe ewigen jagens nach ſich gezogen haben. Einer dieſer Sonnenſchießer ſoll nahe bei Frauenſtadt im finſtern Schwarzwald gewohnt haben, ein zweiter im Buchwald bei Neuenburg im wilden Gaisthale nach Herrenals zu, andere an anderen Orten (a. a. O. S. 500 und 913). Ein unglücklicher Spieler ſchoß voll Zorn und Frevel einen Pfeil gegen den Himmel — mit friſchem Blut gefärbt fiel der Pfeil vor ihm nieder. J. W. Wolf D. S. 192. Den Büſumern in Ditmarſchen, die, wie ſchon Th. II. S. 143 erwähnt wurde, ob ihres Lalenthums verrufen ſind, wird auch das nachgeſagt, daß ſie in ihrem Kirchthurm ſitzen und die Sonne an einem Tau halten und lenken. Jeden Abend ziehen ſie die Sonne ein wie eine Klappe, und jeden Morgen ſtoßen ſie ſie wieder hinaus. Auch werfen die Gaſſenjungen des Ortes mit Taſchenmeſſern an Bindfaden gegen Abend nach ihr, um ſie herein zu zucken, davon ſieht bisweilen das Geſicht der Sonne ſo fleckig und verkritzelt aus und muß ſich mit dem Herrn Mond tröſten, der ja auch Flecken hat und noch dazu ſtetige, welche ihm durch die Stangen der ſchwäbiſchen Mondfänger ins Geſicht geſtoßen worden ſind.

Von des Mondes Flecken oder nach Sage und Märchen: „Vom Mann im Mond" ließe ſich ein artiges Büchlein füllen, ſo reichhaltig und mannichfaltig wurde dieſer Stoff volksthümlich ausgebeutet. In der Nähe von Hamburg liegt ein Dorf, von deſſen Bewohnern erzählt wird, daß ſie das beim Monde thun, was die Büſumer bei der Sonne. Auch außerdeutſche Völker haben die Mondflecken ſagen- oder märchenhaft erläutert. Die allgemeinſte Deutung im deutſchen Volks- und Kindermund iſt die, daß jene Schatten ein gebücktes Männchen, mit einer Welle Reiſig beladen, darſtellten. Wie dieſes Märchen in unſrer Heimath lebt, haben wir es in unſer D. Märchenbuch aufgenommen, anderwärts geht es vielfach verändert um. Ein Mann geht am Sonntagmorgen zum Walde und haut ſich eine tüchtige Welle. Der liebe Gott begegnet ihm und ſtellt ihn über die frevle Sonntagsarbeit zur Rede, und da jener, ſtatt reuig, protzig iſt, nach Bauernart, ſpricht der liebe Gott, er ſolle nun auch ewiglich die Frucht für ſeine Sonntagsholzgeherei tragen, zur Warnung für alle die, welche gegen Gottes Gebot den Sonntag mit Arbeiten ſchänden und entweihen. Auch in der Mark iſt dies Märchen bekannt, man fügt vielfach hinzu, was ſehr natürlich iſt, daß jener Holzfreund das am Sonntage geholte Holz auch noch dazu geſtohlen habe, denn wenn er deſſen gehabt, ſo brauchte er keins zu holen. Hol's iſt die Volksetymologie des Wortes Holz: Hol's, es iſt da, es iſt dein, es wartet auf dich — dieſer Weisheitlehre wird in Waldgegenden alle Tage nachgelebt, und deshalb braucht Niemand das Männchen im Mond zu verdammen. Nur die Feiertagsentheiligung iſt die Urſache der Strafe. In England iſt das Mondmannmärchen allbekannt, es lebt in Gedichten, Shakeſpeare erwähnt es im Sturm, Act 2. Mr. Bell ſchrieb ſogar ein Buch darüber, darin derſelbe ſo gütig war, auch des Märchens in unſerm Buche zu gedenken. Manche geſellen dem Mann im Mond einen Hund, machen auch wol aus dem Holzdieb einen Schaaſdieb, welche Sage auf Silt im Ditmarſchen zu Hauſe iſt, in der Mark aber iſt es ein Kohldieb, welcher in der Chriſtnacht für ſeine Frau Kohl holte. Zur Strafe dafür wurde er in die Sonne geſetzt (wieder die Doppelbeziehung der Helle und Hölle, zuſammenſchmelzend im Begriff des ewigen Feuers), dort aber konnte er es vor Hitze nicht aushalten, daher der liebe Gott ſich ſeiner erbarmte und ihm fortan ſeine Stelle im Monde anwies. In Schwaben iſt's ein Weingärtner, der im Mondſchein noch Rebenbüſchel machte, da man doch im Mondſchein nicht arbeiten ſoll, oder er ſchnitt Beſenreis, und heißt daher das Beſenmännchen. Eine Frau, die im Mondſchein ſpann, kam in große Gefahr. (D. Sagenb. 945.) Eine andere Sage der Mark, in der Nähe von Salzwedel, nennt eine Spinnerin im Mond. Ein junges Mädchen ſpann drauf und drein, war aber auch gern luſtig und tanzte gern, und ließ ſich an einem Marienabend verleiten, mit jungen Burſchen und Mädchen einem Tanze auf dem Kirchhof beizuwohnen, darauf verwünſchte die Mutter dieſes Kind in den hellſcheinenden Mond, wo es nun ſitzt und ohne Ende die Fäden ſpinnt, welche man Marienfäden nennt und fliegenden Sommer. (D. Sagenb. 333.) Leicht läßt ſich an dieſen Fäden die Mythe von Mondgöttinnen und Spinnefrauen weiter ſpinnen und von Iſis, Diana, Hekate zu Freia, Holda und Berchta bis zur heiligen Jungfrau Maria ziehen, weil auch dieſe als Mondgöttin erſcheint, denn auf den Grund einer Stelle in der Offenbarung Johannis ſteht Maria, die Himmels- und Engelkönigin, auf dem Monde, und zahlloſe Bildwerke der zeichnenden und plaſtiſchen Kunſt bilden ſie alſo ab.

Von den Sternen leben in Holſtein ſcherzhafte Sagemären. Dort iſt jede Tagesſonne, welche aufgeht, eine neue; die alte und untergegangene Sonne wird von den alten Jungfern, verſteht ſich von den verſtorbenen, zu Sternen zerſchnitten. Von den Geſtirnen wurde ſchon Th. I. S. 89 einiges mythiſche erwähnt. Der Himmelswagen oder der große Bär, deſſen Sternenſtellung frühzeitig in die Augen fallen mußte, blieb nicht ohne mythiſche Bezüge, beſonders dürfte davon hervorzuheben ſein, daß der Name des wichtigſten dieſer Sterne, des Arctur, das Auge des Bären, auf jenen mythiſchen König und wilden Jäger Artur oder Artus gekommen, um den ein ſo reicher Heldenſagenkreis ſich zog. In der Schweiz heißt der Bär Herrawaga und ſeine verſchiedene Stellung wird auf theure oder wohlfeile Zeit gedeutet. Der Stern, welcher der Fuhrmann heißt, wird in Niederdeutſchland Hans Dümeken (Däumchen) genannt. — Das Märchen vom Siebengeſtirn lautet: Einſt ging Chriſtus mit ſeinen Jüngern an einem Bäckerladen vorüber, aus welchem der Geruch friſchen Brodes duftete, und ſandte einige Jünger, etwas von dieſem Brode zu erbitten. Der geizige Bäcker ſchlug die Bitte ſo rund ab, wie ſeine Brode waren, die Bäckerin aber und deren ſechs Töchter fühlten ſich mitleidbewegt, und gaben jede ihr eigenes Frühſtückbrod den Bittenden. Dafür wurden ſie als Siebengeſtirn unter die Sterne verſetzt, der Bäcker aber wurde zum Kukuk verwünſcht; als ſolcher ruft er in der Frühlingszeit, ſo lange das Siebengeſtirn in Abendſtunden am Himmel ſichtbar iſt.

Kometen- und Sternſchnuppenaberglaube iſt allbekannt und wurde zum Theil ſchon berührt, örtliche Sagen von Einzelſternen werden ſich ſchwerlich ſolche auffinden laſſen, wie die ſcherzhafte, zu den Lalenſtreichen gehörige im Hennebergiſchen vom Suhler (Suhlaer) Mond. — Ein Suhlaer war zum Beſuch in eine ſeiner Heimath ferne Stadt gekommen. Als er dort den Mond, der gerade im letzten Viertel ſtand, erblickte, fragte er ſeinen Gaſtfreund ganz verwundert: Was iſt das dort für ein Ding am Himmel? — Nun, das iſt ja der Mond! ward ihm zur Antwort. Ach geht weg! höhnte der Suhlaer: laßt euch heimgeigen mit euerm Mond! da ſolltet ihr einmal den Suhler Mond ſehen, der iſt ſo rund wie ein Käß, und ſo groß wie eine Backſchüſſel. — Dieſer Scherz klingt trivial, und dennoch liegt in ihm ein ethiſcher Zug, jener Zug der Heimathliebe, die leicht zur Vorliebe wird, die das heimiſche hochhält und das fremde geringſchätzt. Immer beſſer, als wenn man das fremde unmäßig und über alle Gebühr ehrt und preiſt, und das einheimiſche gering und für nichts achtet.

Milchſtraße und Regenbogen, welche der alte Mythus als Götter-, Geiſter- und Seelenwege betrachtete, wurden ebenfalls Th. I. S. 87 neben andern Erſcheinungen am Himmelsgewölbe erwähnt, und eine Localſage angeführt, nach welcher ſich zu Prag über 27 angeſehenen Männern, die wegen Aufruhrs zum Tode verurtheilt waren, ein gekreuzter Regenbogen zeigte, zum Zeichen, daß ihnen nach vollbrachter Sühne die göttliche Gnade und Verzeihung nicht entgehen ſolle.

Den Donner hat der Völker kindlicher Sinn frühzeitig kindiſch gedeutet: „Der liebe Gott ſchiebt Kegel, der liebe Gott zürnt“, hört man in Mitteldeutſchland häufig ſagen. Im Ditmarſchen-Lande ſind es die Engel, welche Kegel ſchieben, auf der Inſel Silt ſagen die Leute beim Donner: der liebe Gott fährt ſeine Kieſen, d. i. Feuerung, die aus dürrem Miſt beſteht.

Auch Sagen von der Wirkung der Elemente ſind nicht mehr häufig in der Erinnerung der Völker, wo ſie ſich nicht mit der Mythe verſchmolzen haben; die meiſten derſelben haben wir bereits in der erſten Abtheilung dieſes Buches berührt und erwähnt. Als das der Erde nächſte Element dachten die Alten ſich das Waſſer, das nach ihren Vorſtellungen das feſte Land rund und rings umfloß. Aelteſter Nachhall nächſt den Fluthſagen dürften jene weſtfriesländiſchen Sagen von den Waſſer- und Feuer-Pützen (Brunnen) ſein, welche in frühen Zeiten zum Ausbruch kamen, der Seewaſſer-Pütz bei Staveren, der ausſtrömte, als man einen Süßwaſſerbrunnen grub, und der nur dadurch ſich wieder ſchloß, daß man das Blut eines dreijährigen Knaben in die ſalzige Fluth ſprengte (D. Sagenb. 156. 157. 159. und Th. I. S. 82). Wenn es in der Stadt Lauban in der Lauſitz brennen will, fliegt jedesmal vorher ein Feuerputz durch die Straßen. Auch davon, daß Berge gebrannt hätten, gehen hie und da noch dunkle Ueberlieferungen.

Den Brunnen liegt große Bedeutung bei und die Sagen über Brunnen ſind ſo unerſchöpflich, wie die meiſten derſelben ſelbſt unerſchöpflich, oft ſogar unergründlich ſind. Dieſe traute Nähe und Zugänglichkeit gegenüber der oft erſchreckenden Ferne kosmiſcher oder meteoriſcher Erſcheinungen zog die Menſchenwelt an, und häufigſt zeigte ſich ihr — wie ſehr es auch zürnen und ſchrecken konnte — das Waſſer als ein freundliches Element, doch mitunter auch als ein feindſelig drohendes. So in den Süßwaſſerbrunnen Stavorens, als man in denſelben Seefiſche fing, weil die Meeresfluth das Land unterhöhlte und es zu verſchlingen begann. So in der Th. I. S. 78 erwähnten thüringiſchen Sage, daß im Schneekopf eine ungeheure Waſſerfluth verſchloſſen ſei, die einſt, alles Land überſchwemmend, hervorbrechen werde. Daher werde in Erfurt — andere ſagen in Arnſtadt — für den Berg, oder vielmehr für die Bewohner des thüringiſchen Flachlandes alljährlich gebetet, daß jene drohenden Schleußen ſich nicht eröffnen. Ganz dieſelbe Sage wiederholt ſich beim Sperrhügel und ebenſo zweimal in Franken, einmal beim Frickenhäuſer See, der eine Ader des Meeres ſei, und für den im Dome zu Würzburg gebetet werde, daß er nicht überſchwelle und das Frankenland überſchwemme, und dann vom Liebfrauenſee bei Kiſſingen, der mit unermeßlichen Waſſerbecken verbunden ſein ſoll. (D. Sagenb. 732 u. 782.) Das Thüringer Land hat zwei Fluthſagen, eine alte halbmythiſche, die Th. I. S. 77 bereits erörtert wurde, und eine jüngere, geſchichtliche, über welche viel geſchrieben wurde, und welche die Chronikenſchreiber die thüringiſche Sündfluth nannten, die 1613 ſich ereignete, welche Jahrzahl im Worte IVDICIVM, gleichſam „Gottesurtheil“, enthalten war. Die alte mythiſche Fluth war jedenfalls größer und gewaltiger, als dieſe ſpätere, und ihre Zeit, die keine Jahreszahl kennzeichnet, mag wol im früheſten Morgen, ja in jener mythiſchen Dämmerung zu ſuchen ſein, aus der alle Geſchichte nicht nur wie Sage klingt, ſondern Sage iſt. Gern vermengt auch die Sage, wie in jener frieſiſchen vom Waſſerpütz geſchieht, und wie es reimt, Fluth und Blut — daran erinnern die häufigen Nachrichten alter Chroniken von Blutregen, und da ſprachüblich „Fleiſch und Blut“ häufigſt zuſammen genannt wird, ſo ſetzt auch der Fleiſchregen nicht, eine in der That noch nicht genügend erklärte kosmiſche, oder atmoſphäriſch-telluriſche Erſcheinung, wie denn ſo Vieles noch unerklärt und dunkel iſt, was in Vorzeittagen geſchehen ſein ſoll. Niemand ſagt, wie dieſes Fleiſch ſchmeckte, weil wahrſcheinlich Niemand wagte, es zu koſten, und kochen konnte man es nicht, weil es, wie die Chroniken ausdrücklich bemerken, obſchon es große, zehn bis zwölf Pfund wiegende Stücke waren, „hernach von der Sonnen zerſchmolzen“. Waren es Hagelſtücke von ſolcher Größe, woher die blutrothe Färbung? — Waren es Noſtoch-Tremellen? auch dieſe Erdgallerte iſt ſtets nur gelbgrünlich, konnte unmöglich für Fleiſch gehalten werden. Es war eine räthſelhafte, wahrſcheinlich nie wiederkehrende Naturerſcheinung, gleich jenen Th. II. S. 151 erwähnten vom Himmel herabgefallnen Kreuzen, und es wäre ganz dankenswerth, wenn Forſcher der Natur vom Fach ſich das Verdienſt erwürben, ſolche Ereigniſſe klar und bündig wiſſenſchaftlich zu erörtern, ohne Hypotheſenkram und volksverſtändlich. In ſolcher Mühe würden wir keineswegs ein zerſtören der Sage erblicken, nur in der völlig zweckloſen Verneinung, das aus gelehrter Rechthaberei und in einem durch nichts begründeten beſſerwiſſenwollen tritt ein ſolches zerſtören zu Tage. Nicht alles iſt unwahr und haltlos in der Welt der Erſcheinungen und in der Ueberlieferung, was nicht durch Pergamente verbrieft und beſiegelt vorliegt, oder unzweifelhaft klar in die Augen ſpringt. Zu Weimar überquoll im Jahr 1555 der Schloßgraben, als ob das Waſſer ſiede, und quoll drei Tage lang, und das Waſſer ſchien roth, wie Blut, und am Erdreich hing es wie Blutstropfen, auch blieb das Waſſer, in Flaſchen gefüllt, ausſehend wie rother Wein. Schon kurz vor dem Bauernkrieg war eine Brunnquelle bei Weimar in gleicher Farbe ausgeſtrömt, dieſelbe begann jetzt auch aufs neue röthlich über ſich zu ſprudeln, und geſchah daſſelbe auch noch mit andern Brunnen in Thüringen. Niemand wußte es zu deuten, bald darauf aber begannen die unſeligen Grumbachiſchen Händel, die ſo vieles und ſchweres Unheil über das Sachſen-Weimariſche Fürſtenhaus und das Erneſtiniſche Sachſenland brachten. Eine Menge Sagen von Wunderbrunnen gehören in den chriſtlichen Mythenkreis, und werden zum Theil ſpäter Erwähnung finden.

Ueber die wichtige naturgeſchichtliche Frage: warum das Seewaſſer ſalzig ſei, — haben die Norweger ein ſehr hübſches Märchen von einer Teufelshandmühle, die ein Mann, der in der Hölle ein Tauſchgeſchäft machte, erlangte. Dieſe Mühle mahlte, was einer, der ſie beſaß, nur verlangte, wenn aber einer nicht wußte, ſie einzuſtellen, ſo mahlte ſie in einem fort, und in dieſer Weiſe erlangte ſie ein Schiffer, der ſie Salz mahlen ließ, um daſſelbe nicht ferner über Meer zu holen, und da mahlte ſie das Schiff ſo voll Salz, daß es mit Mann und Maus in den Grund ſank, und die Mühle ſank auch mit, und mahlte fort und fort, und mahlt immer noch, und davon iſt das Seewaſſer ſo ſalzig.

Das Element der Luft wie jenes des Feuers berührten wir ebenſo, wie das der Erde, ſchon im erſten Theile. Feurige Lufterſcheinung, namentlich die ſich an einem Ort oder in einer Gegend oft wiederholte, wurde häufig zur ſtehenden örtlichen Sage; ſo die vom Heerwiſch bei den Orten Lorſch und Hänlein an der Bergſtraße, die feurigen Reiter bei Graudenz an der Weichſel (D. Sagenb. 57 und 267), jener Geiſt in Geſtalt eines Lichtes, das auch zu Zeiten zu hoher Lohe anwächſt, der zwiſchen Hohenſtaufen und Hohenrechberg wandelt, und welcher der **Staufer Geiſt** genannt wird (a. a. O. 931); jener andere Geiſt, bei Schleiz im Voigtlande, der einem Fuhrmann zwiſchen Neundorf und Görkwitz leuchtete, und durch den Dank des Fuhrmanns erlöſt wurde (a. a. O. 569); jenes räthſelhafte Geſpenſt, das auch als wandelndes Licht erblickt wurde, und dem vorwitzigen neugeſcheidten Schulmeiſterlein zurief:

„Bekümmere dich um dich!
Ich bin ein **Licht für mich**!" — (a. a. O. 561.)

Zu Wenduine zwiſchen dem Grafjanskyk und den Dünen wurde ſonſt zum öftern ein über und über glühendes **Schiff** erblickt, welches hellen Schein weit um ſich über die Wellen warf; in der Helle aber ſtand die Geſtalt eines rabenſchwarzen Mannes. Bei Meiningen läßt ſich allherbſtlich zu gewiſſer Zeit zwiſchen Berggärten unter dem Donopsthurm, in der Pfanne, ein Licht ſehen, das ſeinen Platz nie verändert; kommt Jemand, es zu unterſuchen, ſo iſt es hinweg. Dieſe Sage iſt erſt ſeit einigen Jahren entſtanden, früher war nie die Rede von dieſem Licht, aber Viele im Volke behaupten, das Licht geſehen zu haben. Daß über vergrabenen Schätzen Lichter oder glühende Kohlen brennen, wie unter andern die glühenden Kohlen bei Lorch am Rhein (a. a. O. 76), iſt allgemeiner Volksglaube, und dieſe Schätze beſtehen häufig in den Sagen nicht blos aus vergrabenem Geld, ſondern ſie gehören der Erde eigenthümlich an, ſind Bergſchätze, und das Erdelement erzeigt ſich den Menſchen gütig, indem es durch mancherlei Zeichen die Horte offenbart, die oft den Findern glückbringend, freilich noch öfter verderblich werden. Von ſolchen Schätzen giebt es unzählige Sagen, namentlich in Gebirgsgegenden, wo Bergbau früher blühte, oder wo er noch fortblüht. Da ſind auch die zahlreichen Ueberlieferungen von Walen und Venetianern zu Hauſe, welche gegenüber der einheimiſchen Beſchränktheit ſchlau und liſtig, ächt wälſch (wälſch kommt von Walen) und kenntnißreich geſchildert werden, die den Reichthum der deutſchen Berge in frühern Zeiten von dannen getragen haben, ſo daß ſich nun nichts mehr findet. Dieſen Sagen nach wäre einſt das ſächſiſche Erzgebirge, das Rieſengebirge, der Harz, ja faſt auch der Thüringer Wald jedes ein Californien geweſen. Alte Walenbücher führen die Stellen an, wo ſolcher Bergſegen gefunden worden, z. B. „Zu Hirſchberg (am Rieſengebirge) frage nach Petersdorf, dann auf Schreibershau, gehe den oberſten Weg am ſchwarzen Berge von der Glashütte, ſo kommſt du ans Weißwaſſer, darinnen findeſt du Flammengold, Körner und Edelgeſteine, von der Zwieſel (d. i. die Wünſchelruthe) angewieſen. Willſt du da nicht waſchen, ſo gehe fort, du kommſt gegen Abend an ein Waſſer auf einer Ebene bei anderthalbem Viertel Weges weit in einen Pechwald, ſo gehe nach dem Niedergange der Sonne wohl einen Steinwurf, da iſt ein großer ſteinerner Trog, um den Stein ſind Menſchenbildzeichen, findeſt du die nicht, ſo iſt da eine Gabel, davon thue drei Schritte, ſo kommſt du an ein Wäſſerlein, iſt verborgen unter der Erde, heißt der verlorne Bach — lege dich, höre, bis du es findeſt, arbeite durchs Gemöß (Moos), es ſind gute Goldkörner da u. ſ. w.“

Auch iſt in ſolchen Büchern ein großer Troſt ausgeſprochen, nämlich der, daß das Gold wieder nachwachſe, „in guter Erde Witterung ſeinen Wiederwachs“ habe. Wir wollen nur auf einige Sagen von derartigen Bergſchätzen hindeuten. Im Thüringerwalde gab es deren um den

Inſelberg, wo die Walen fleißig herumkrochen, im Lauchagrunde, in dem Backofenloch auf dem großen Wartberg und im verzauberten, nur zu Zeiten, in Dreifaltigkeits- und Johannisnächten offenen Geißbeinsloch; bei Liebenſtein, Altenſtein und Steinbach, wo der Glücksbrunner Bergbau einſt im höchſten Flor war, wo am Löge, oberhalb Steinbach, ein goldener Hirſch ſich ſehen ließ, auch große und kleine Berggeiſter erblickt wurden. (D. Sagenb. 475. 481. 482. 745.) Jene Sage vom goldenen Hirſch iſt nahe verwandt mit der vom vormaligen Bergwerke zu Goldlauter bei Suhl, das den Namen eines Gebirgsbaches führt, der hinwiederum den ſeinigen dem Golde dankt, das in ihm gefunden wurde. Das Bächlein heißt die Gold, und entſpringt unterm Hirſchkopf, dort ſteht im Berge ein goldener Hirſch — aber das Bergwerk iſt durch Zauber verſchloſſen. Auf dem Schneekopf iſt die goldene Brücke (a. a. O. 494). Auch bei Ohrdruf, wie um Ilmenau und um Saalfeld ſind ähnliche Sagen lebendig; nicht allzufern von letzterer Stadt die ſchaurige von der Verwünſchung eines ganzen ergiebigen Bergwerkes durch den Fluch einer Wittwe, deren einzigen unſchuldigen Sohn man des Diebſtahls bezüchtigt und hingerichtet hatte. (Vgl. Th. I. S. 99. u. 100.) Das geſchah im Orte Reichmannsdorf, dem der Goldberg und der Venusberg und die ganze Umgegend aus zweihundert und zwanzig Gruben Schätze ſpendeten. Auf ähnliche Weiſe wurde auch zu Schleiz im Voigtlande ein reicher Schacht verflucht und verwünſcht. In der Gegend von Pösneck liegen die Camſenberge, in denen, nach der örtlichen Sage, Schätze verzaubert ruhen und von Drachen bewacht werden. In einer Wüſtung bei Orlamünde im Saalthale quoll ein Silberſchaumquell empor

(D. Sagenb. 538. 578. 579), und die letztere Sage deutet nach jener vom quellenden Silber auf dem Harze hin (a. a. O. 404), wie denn von Bergſagen des Harzes und deſſen Schätzen, die der Harzmann hütet, viel zu ſchreiben wäre. Selbſt am und um den ſagenreichen Kiffhäuſer wie um die reichen Gruben der Gegend um Goslar blüht häufig über den Bergeshalden jene Wunderblume, die auf Schätze im Erdenſchooße unter ihr deutet, abgeſehen von allen goldenen Zwerg- und Geiſtergaben: römiſchen Münzen, grünen, in Gold ſich verwandelnden Zweigen, goldenem Flachs, Knotten, goldenen Kegeln und andern Geräthen. Auch dort iſt viel von Schatzgräbern und Venetianern die Rede, und in Walenbüchern ſind die Stellen bezeichnet, wo man Goldſand findet. Die Kiffhäuſer Burgruinen wurden von Schatzgräbern förmlich durchwühlt. Weit berufen iſt die Tidian-Höhle, in der ein goldener Mann ſteht, und ungleich ſagenreicher noch in dieſer Beziehung iſt der Rammelsberg bei Goslar, woſelbſt neben den zahlreichen Erzgruben auch der Teufel eine eigene hatte, wie in der großen Günthersmühle zu Arnſtadt einen Mahlgang. Die Andreasberger Gruben ſind weit bekannt, auch in ihnen wohnte ein Berggeiſt, auch ihrer einige wurden, gleich jener Reichmannsdorfer, auf immer verſchüttet durch den Fluch eines unſchuldig gerichteten Bergmanns. Im ſächſiſchen Erzgebirge heißt der Berggeiſt Meiſter Hämmerling, der in Mönchsgeſtalt erſcheint, und durch Anhauch, ebenſo wie der Berggeiſt auf dem Harze, den Knappen nützt oder ſchadet. Auch hier deutet die Sage wieder auf die Th. II. S. 35 erwähnte magiſche Kraft des Anhauchens und Anblaſens hin. Im ſchleſiſchen Gebirge bei Brieg an der Oder ſteht, wie bei Steinbach und Goldlauter im Thüringer

Walde ein goldener Hirſch, ein goldener Eſel, ein zweiter ſteht beim Dorfe Fiſchbach im Kittnerberge. Auch der Zopten gilt für goldreich. Ganz gleiche oder doch ſehr ähnlich ſich wiederholende Sagen von Schätzen der Tiefe im Bergesſchooße hat auch der ſchleſiſche Berg: die hohe Eule, zwiſchen Glatz und Schweidnitz, desgleichen der erzreiche Kuttenberg in Böhmen, von dem die Sage von den drei verſchütteten Bergknappen weit bekannt iſt. (D. Sagenb. 391. 392. 406. 624 625. 646. 662. 663.)

Im Fichtelgebirge finden wir wiederum die Sagen vom verſchloſſenen Segen der Tiefe, der nur wenigen Auserwählten und auch dieſen nur zur glücklichen Stunde zu Theil wird. Die Goldkluft im Schloß Epprechtſtein, die jährlich einmal offenſteht, aber nur ſo lange der Pfarrer in Kirchenlanitz das Vaterunſer betet, die Schätze der Luchsburg, die goldene Geiſterkirche am Ochſenkopf (a. a. O. 697. 698. 700. 703 u. ſ. w.), alles deutet auf denſelben Sagenzug, deſſen Poeſie fort und fort ſchöpferiſch lebendig iſt. Laßt heute ein neues Bergwerk muthen und erſchließen, es wird gar nicht lange dauern, ſo hat dieſer oder jener von der Knappſchaft etwas geſehen, oder es hat einen angehaucht, oder es iſt ihm vorbeigerauſcht, oder es findet ſich aus Hörenſagen, daß an dieſer und jener Stelle vor Alters ſchon ein Schatz gebrannt habe, und die Bergmannsſage iſt wieder neugeboren. Wo nur ein Bergſtock ſich durch ein Land zieht, wo nur jemals ein Heuer einſchlug, da verweilt ſie, und nun vollends im Hochgebirge, wie im bairiſchen Hochland, im öſterreichiſchen Salzkammergut, da iſt ſie an allen Orten und Enden zu vernehmen. Jene Hochpunkte zumal, an denen auch noch in anderweiter Hinſicht die Sage ſich ihre Echohallen gewölbt, wie der Untersberg, ſind mit Berggeiſtern reich bevölkert, deren wir noch weiter zu gedenken haben, ſind mit Bergſchätzen reich begabt, zeigen Höhlen voll Goldſand, voll Goldzacken, und Wunderſteine werden in ihnen gebrochen. (D. Sagenb. 985. 990—93. ꝛc.)

Auch der Pflanzen- und Thierwelt hat ſich die deutſche Sage treulich angenommen. Der götterheiligen Bäume erwähnten wir ſchon Th. I. S. 32 u. ff., nicht minder jener Flora, die vorzugsweiſe in mythiſcher Beziehung geheimnißvolle, zum Theil abergläubiſche Geltung hat. Einiges anderweite wollen wir hier noch andeuten und zum Theil nachholen.

Den *Ahorn* hielten ſchon die alten Deutſchen für gar werth, zogen ihn in Königshöfen und begoſſen ihn mit Wein; er gehörte neben der Linde, der Eiche und der Haſel zu den der Jungfrau Maria beſonders lieben Bäumen. In Franken heißen drei Dörfer Ahorn, wie denn überhaupt in dieſem Lande viele Orte den Namen von Bäumen tragen. (S. Sagenſchatz des Frankenlandes, Würzburg, 72.) Der Apfel galt frühzeitig, wie aus der Idun-Mythe hervorgeht, als Verjüngungsſymbol, ebenſo auch die Haſelnuß. Durch den Apfel wird Hexenzauber gebrochen, davon bei J. W. *Wolf* D. S. unter 163 eine Mär enthalten, daher dient er auch noch als ſympathetiſches Mittel zum Vertreiben der Warzen. In der Nähe von Gera ſtand ein Apfelbaum, der trug in jeder Chriſtnacht reife Aepfel, und wurde ſo der Vorgänger des allbeliebten Chriſtbaums. (D. Sagenb. 572.) Von der *Eſpe* geht ein hübſches Märchen: ſie blieb ganz unbeweglich, als Chriſtus durch einen Wald ging, und alle Bäume und alles Laub ſich vor ihm neigten, da verwünſchte Chriſtus ihr Laub zu ſtetem Bewegen, daß es zittern müſſe bis zum jüngſten Tage; daher das Sprichwort entſtanden iſt: er bebt, wie Eſpenlaub.

Deßhalb erblickten auch die Alten im Eſpenlaub ein Symbol der Furcht und des Bangens. In Schweden gilt der Vogelbeerbaum für zauberwirkend, und wurde nach einer Mythe „Thorrs Hülfe“ genannt.

Von Lindenbäumen gehen ſehr viele Sagen; eine Wunderlinde im Ditmarſchen verdorrte, als des Volkes Freiheit gebrochen war, aber ſie wird einſt wieder ausſchlagen und grünen. Dieſe Linde ſtand bei Süderhadſtete. (D. Sagenb. 175.) Bei den meiſten berühmten Wallfahrtkirchen ſtanden alte ehrwürdige Lindenbäume, ſo bei Grimmenthal, bei der Burg Windeck, wo die Wallfahrtkirche ſelbſt „zur Linde“ heißt. (Schnezler, badiſche Sagen Th. 2. S. 239.) Muthmaßlich war auch jener verwünſchte „kalte Baum“ in der Sage von der unglücklichen Leuchtenbergerin eine Linde, gleich jener verdorrten Blutlinde der rheiniſchen Sage (a. a. O. 865 u. 72).

Von Hollunderbäumen giebt es beſonders in Ditmarſchen und Holſtein mancherlei Sagen; nicht weit von der erwähnten Wunderlinde zu Süderhadſtete ſtand ein ſolcher Baum, an den ſich merkwürdige Sagen knüpfen, denn die ſtille Meſſiashoffnung auf Erlöſung von fremdländiſcher Unterdrückung lebt tief im Herzen jenes biedern deutſchen Volksſtammes. Aber auch den Dänen iſt der Hollunderbaum lieb, ja heilig, und eine Art Feine, Namens Hyldemoer, ſoll ſchutzverleihend gern unter ihm wohnen. Der Donner-, der Marien- und anderer Eichen wurde mehrfach bereits Erwähnung gethan. Die mittelalterliche Symbolik ließ Eichenlaubkränze zum Zeichen der Feſtigkeit und Männlichkeit, der Standhaftigkeit und Beſtändigkeit tragen. Die Fichte war ebenfalls Marienbaum. Die Gründung des Kloſters Michelſtätten in Krain hat Bezug zu einer Fichte, aus der eine Stimme hallte, und in welcher ein Marienbild verborgen war, gerade wie jenes Chriſtusbild im hohlen Baume, das die Gründung des Kloſters zur Noth Gottes veranlaßte. Ebenſo ſprach zu einem Lärchentannenſtock auf dem Serlesberge in Tirol die Stimme eines Gottesengels: „Du Stock ſollſt der Frauen im Himmel Bildniß fruchten.“ — Aus einer Erle und einer Eſche läßt ſchon die ſcandinaviſche Mythe das erſte Menſchenpaar hervorgehen, daher darf das hervorgehen heiliger Bilder aus Bäumen und Baumſtöcken in den Mythen der ſpäteren Zeit nicht befremden. Daß aber der Name eines Geiſtes, genannt Erlkönig, mit der Erle nichts gemein hat, daß Erlkönig nichts iſt, als willkürliche Umdeutung des Wortes Elfkönig, Alb — Aube, Auberon — wurde bereits von den Brüdern Grimm in deren Iriſchen Elfenmärchen, Leipzig, 1826. S. LXI. unter 4) nachgewieſen; wenn daher örtliche Sagen vom Erlkönig irgendwo begegnen ſollten, ſo ſind ſie ſpät gemachte. An das innewohnen von göttlichen Bildern aber erinnert wieder ein von uns aufgefundenes fliegendes Blatt, das ein Crucifix abbildet, welches ganz natürlich in einen Erlenſtamm gewachſen war, und im Jahre 1742 bei Mottol durch einen unter einem General Starhemberg dienenden Croaten der k. k. Armee, die damals das von Baiern und Franzoſen beſetzte Prag belagerte, gefunden wurde, der den Stamm ſpaltete. ohne das wunderbare Bild zu verletzen.

Vor allen andern Bäumen ſind es Birnbäume, deren ſich die Sage gern bemächtigt. Das meiſt vereinzelte ſtehen ſolcher Bäume in den Flurmarken, das hohe Alter, welches ſie erreichen, der Umſtand, daß auf ihnen am häufigſten die geheimnißvolle Miſtel wächſt, mochte ſie ſchon frühzeitig dem Volke wichtig und bedeutend machen. Häufig wird angegeben, daß Schätze unter ihnen vergraben lägen;

ſo unter andern ſteht ſolch ein Birnbaum nahe Lützendorf bei Weimar, wo vormals eine Wallfahrtkirche zu St. Gangolf im Gange war. Unter dieſem Baume liegt ein Schatz, den ein Huſar vergrub, welcher nun ruhelos zu gewiſſen Zeiten von und zu dem Baume wandert. Wie auf dem Rathsfeld, nahe dem alten Bergſchloß Kiſſhauſen, ſteht auf dem Walſerfeld bei Salzburg ein alter Birnbaum, der nach bekannter Sage dürr iſt, wie jene Linde in Ditmarſchen, und wieder grünen wird, wenn der Rothbart aus ſeiner Bergverzauberung dereinſt hervortritt, und die große Rettungsſchlacht ſchlägt, was nach der thüringiſchen Sage auf dem Rathsfeld und in der güldenen Aue ſtattfinden ſoll. Wir kommen auf die Kiſſhäuſerſage noch beſonders zurück, wenn wir die Orte nennen, an welchen vornehmlich Erinnerungen an die deutſche Heldenzeit und Herrlichkeit lebendig erhalten ſind. In ſolcher verjüngenden Beziehung iſt auch der Wachholder- oder Machandelboom des Märchens wichtig.

Rauſcht das leiſe Flügelwehen der Sage durch alte Bäume geheimnißvoll, ſo tritt ſie wieder in ganz anderer und in ganz eigener Weiſe uns ſelbſt in der Thierwelt entgegen, darum ſo eigen, weil die Sage, wo ſie Thiere in ihr Bereich zieht, ſelten mit dem Märchen verſchmilzt, mit der Fabel aber, die ſo gern mit Thieren die Fülle ihrer Bilder belebt, niemals. Wir wollen dabei gar nicht weitläuftig werden über die ſogenannten Fabelthiere, die viel beſſer mythiſche und höchſtens Sagenthiere heißen ſollten; wohl aber wollen wir zuvor eine Anzahl örtliche Sagen namhaft machen und nachweiſen, in denen wirkliche Thiere mit im Vorgrund ſtehen, wobei es bei vielen nichts weiter bedarf, als ſie zu nennen. Der Löwe, nach welchem die Sage Heinrich den Löwen benennen läßt, ſteht ſo dauernd in der Sage, wie ſein Erzbild zu Braunſchweig; ein Steingebilde auf der Wartburg verewigt den Löwen, welcher dem Thüringer Landgrafen Ludwig dem Heiligen ſich gehorſam beugte — nächſtdem daß den Firſt des neuen Palas neben einem Wächterdrachen ein neues rieſiges Leuengebilde ziert. Den Löwen, den der tapfere Grym zu Köln überwältigte, nachdem ſchändlicher Verrath ihn in den Zwinger des hungernden Thieres geſtoßen, verewigt ebenfalls ein Steingebilde am Kölner Rathhaus. (D. Sagenb. 312. 466. 116.) Jene uralten Steinlöwen vor dem Bamberger Dom, welche das Volk irrig die Domkröten nennt, und ſich von ihnen mit der Sage trägt, daß ſie rechte Teufelskröten geweſen, die beim Bau des Domes zur Nacht alles wieder zerſtört hätten, was am Tage gebaut worden ſei (a. a. O. 831), gehören ebenfalls hierher. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſer Sage von Löwen, die nur als Kröten gelten und zerſtörend in den Tempelbau einzugreifen verſuchen.

Der Wichtigkeit von Löwen und Bären als Wappenthieren wurde Th. II. S. 158 gedacht; Bärengeſtalt nahm einestheils eine Hexe an, theils überwältigten Bären den als Kobold ſpukenden Teufel. Beides geſchah in Mühlen. (D. Sagenb. 33 u. 633.) Der Teufel ſelbſt erſchien einem frevelhaften Spieler zu Glückſtadt drohend in Bärengeſtalt. Vom Affen iſt uns nur eine einzige Sage bekannt worden, die eines Kindesraubes durch Affenhand, noch durch ein Steinbild in der Burg Dhaun verewigt. (D. Sagenb. 78.) Der Teufel wurde häufig Herrgottsaffe geſcholten; ein halbmondförmiges Backwerk, die ſogenannten Hornaffen, das die Zeichendeutler gleich zu Symbolen einer Mondgöttin ſtempeln würden, heißt nur ſcheinbar nach dieſem Thiere, wie auch jene rautenförmigen ausgeſchweiften Glasſtückchen, welche bei gebleiten Rundſcheiben die Zwiſchenräume ausfüllten. Die Silbe af deutet nur auf die Krümmung. In Affengeſtalt erſchien Chriſtoph Wagners Geiſt Auerhahn.

Die Katze, das beliebte Hexenthier, tritt vielfach in Sagen auf; auf ihre Tänze wurde ſchon Th. I. S. 120 hingewieſen. J. W. Wolf kennt eine ungleich größere Menge ſolcher Katzenmären. Ein Mütterlein, das ſich im Buſch bei Hohenholde mit 7 Töchtern und 7 Söhnen aufhing, ſteht geſpenſtig an einem alten Muttergottesbild, und ſieht ihre Kinder, in ebenſo viele Katzen verwandelt, die Söhne in ſchwarze, die Töchter in weiße, allnächtlich dort umgehen. Ein Zauberjunge aus Molzheim bei Straßburg fuhr in einem Wagen mit 6 Katzen beſpannt. Wir fanden in Hexenacten aus Maßbach in Franken, daß ein ebenſolcher Junge vor Gericht im freien Verhör ausſagte, um Wein aus fremden Kellern zu holen, dürfe man nur Katzen an einen Wagen ſpannen. Ein Brauer zu Dendermonde wurde Nachts am Bottich von Katzen umtanzt, und überſchüttete ſie mit heißem Sud. Am Tage lagen ſechs Weiber todt auf der Straße, mit ſchwarzen verbrannten Geſichtern. Zu Aſſenade tanzten Katzen um die Vogelſtange; wo ſie getanzt hatten, war ein Kreis in den Raſen gebrannt. Andere tanzten bei Avecapelle um eine Weide, auf der ein Lichtchen brannte, und eine davon redete ſogar. Zwiſchen Huyſſe und Auweghem ſteht eine uralte Linde, welche die Katzenlinde heißt, und wo die Katzen einen Hexenſabbath hielten. Wer zu ſolchen Katzenſchmäuſen eingeladen war, und von ihrer Speiſe annahm, durfte dieſe nicht bekreuzen, oder nicht den Mangel des Salzes in derſelben rügen, ſonſt verſchwand gleich alles.

Sind Katzen Teufelsbündnerinnen, Hexen, ſo ſind auch

Hunde häufig Teufelshörige, wie Dr. Fauſt's Präſtigiar, oft auch ſonſtige Träger von Sagen. Jenes Hundes, der in der Märe VIII. in von der Hagens Geſammtabenteuern ebenfalls auftritt und eine beſtialiſche Rolle ſpielte, wurde ſchon Th. II. S. 26 gedacht; ein anderer war der des Jan von Nivelle, deſſen ehrliche Treue den ſchönen Stoff zu Bürger's Ballade: „Das Lied von der Treue" lieferte. Ein jüngerer Jan von Nivelle, der ein Zauberer war, empfing vom Zauberer Cornelius Agrippa einen ſchwarzen Hund mit unausſprechlich geheimnißvollem Namen. Der eigene Hund des Agrippa hieß Paradrius. (D. Sagenb. 143.) Von Gebannten der Kirche verſchmähten, der Sage nach, Hunde Brod anzunehmen, a. a. O. 342. Hunden von ausgezeichneter Treue wurde ausgezeichnetes, oft kirchlich-anſtößiges Begräbniß zu Theil, und es giebt mehr als einen Ort, von dem die Rede geht, die hernach zum Scherzwort wurde: „Hier liegt der Hund begraben"; ſo das Dorf Winterſtein am Fuße des Inſelberges, wo Stuzel ruht, im Parke zu Weimar, im Schloßgarten zu Sinnershauſen; auch in einer öſterreichiiſchen Sage wird ein ſolcher Ort erwähnt.

Der bekannten Geſchlechterſage von den zahlreichen Familien des Namens Hund wurde Theil II. bei den Schildſagen gedacht. Außerdem iſt noch ſagenhaft merkwürdig jenes Hündlein Quedl, das zur Erbauung und zum Namen der Stadt Quedlinburg Anlaß gab. (D. Sagenb. 322.) Daß Menſchen aus Gottes Zorn und zur Strafe in Hunde verwandelt wurden, erwähnt nicht nur ein von Görres unter 37 aufgeführtes Volksbüchlein, ſondern die Sage nennt auch einen polniſchen Edelmann, Namens Albert Perekowski, im Dorfe Beinen, in der Gegend von Soldau, dem auf erfolgte Gottesläſterung und einen Piſtolenſchuß gen Himmel jenes Schreckliche widerfuhr. J. W. Wolf hat dieſe Mär in ſeine D. Märchen und Sagen aufgenommen; dieſelbe fand aber auch in Böhmen einen getreuen Widerhall, denn ein fliegendes Blatt, das 1673 zu Prag ausging, aber den grauſamen adeligen Uebelthäter und Gotteslästerer nicht nennt, erzählt weit ausführlicher die Geſchichte, und bildet in Kupferſtich den Hund mit beibehaltenem ſchnurrbärtigen Menſchengeſicht ab, halb Löwe, halb Bulldogg. Von Wölfen weiß die örtliche Sage viel zu erzählen; nächſt dem, was Th. I. S. 121 u. f. bereits in Verbindung mit Wärwölfen erwähnt wurde, iſt noch Bezug darauf zu nehmen, daß der Teufel im Dome zu Aachen ſtatt einer Menſchen-Seele einen Wolf fing, oder aber, daß er ſelbſt in Wolfsgeſtalt eine Seele fing. (D. Sagenb. 120.) Bei Danzig ſchoß ein Jäger einen Wärwolf an; in Liefland geht ein hinkender Junge nach der Chriſtnacht in den Zwölften durch die Ortſchaften, und ruft die böſen Leute zuſammen, die dann in Wärwölfe ſich wandeln (a. a. O. 244). Ueberhaupt ſind Wärwolfſagen im deutſchen Norden ſehr heimiſch und häufig. Im Magdeburgiſchen ließ ſich ein Wärwolf ſehen, der fähig war, ſich mannichfach zu verwandeln, ein Schäfer aber erſchlug ihn dennoch, und ein Felsblock heißt an jener Stelle noch heute der Wärwolfſtein (a. a. O. 320). Eine ſeltſame Bewandtniß mochte es immer auch mit jenem Wolfe gehabt haben, der in der Erfurter Flur im Jahre 1555 zur Sommerszeit herumlief, und die Leute umarmte und liebkoſete, abſonderlich die Weibsleute, aber Niemand biß und Niemand ein Leid anthat (a. a. O. 596). Eigenthümlich ſagenhafte Bedeutung gewann auch jener zahme Wolf auf dem Bergſchloß Kynaſt, der erkoren war, das einem Lamm geſtellte Horoſkop in Erfüllung zu bringen. Vor der Sporenſchlacht warnte ein zahmer Wolf, der Bruno hieß, den Grafen von Utrecht.

Der in Goldberge verzauberten Hirſche und Eſel, welche die Sage häufig als goldene bezeichnet, wurde ſchon gedacht; der Hirſch des heiligen Hubertus erſchien auf der Jagd auch dem Kurfürſten Joachim dem andern zu Brandenburg; ein Hirſch trug die verirrte Jungfrau Lorenz aus ihrem Walde ſanft nach Tangermünde zurück (D. Sagenb. 359 u. 339); ein ſchneeweißer Hirſch lebt in den Kammerlöchern bei dem thüringiſchen Dorfe Angelroda, der iſt nur den Reinen ſichtbar; alle Jahre wächſt dieſem Goldhirſch, gleich den natürlichen Hirſchen, ein neues Geweih von purem Golde, nur ſelten aber kommt ein völlig unbefleckter Finder, und trägt die goldenen Zinken heim (a. a. O. 513).

Haſen leben in den Sagen als Spukthiere. Bei der Belagerung von Magdeburg 1631 liefen deren viele zwiſchen der Stadt und dem Lager und lockten gleichſam die Feinde zum Fang — es ward ihrer aber keiner gefangen, ſondern die, welche ihnen nachgejagt, fielen in die Hände der Beſatzung und mußten ihre Jagdluſt mit dem Leben bezahlen. Vor einer Schlacht derer von Brügge gegen die Genter durchlief ein Haſe das ganze Lager der erſteren und ſchreckte durch ſein Erſcheinen ſo ſehr das ganze Heer, daß ihm aller Muth entſank und es wirklich die Schlacht verlor. Kaninchen zeigen in niederländiſchen Sagen Schätze an oder erſcheinen ſpukend. Ein Adler verkündete durch ſeinen Flug dem Kaiſer Karl V. vor einer Schlacht den Sieg, indem er über dem Heere lange ſchwebend ſtand. Nach Falken wurden viele Schlöſſer und Felsberge genannt, faſt kein Land iſt ohne irgend einen Falkenſtein.

Kröten, Fröſche und Schlangen ſpielen vielfach

Rollen in örtlichen Sagen, ſelbſt **Eidechſen** ſind vertreten, wenn auch nicht örtlich. Ein über alle Maaßen eitles Mädchen ging, um Schmuck zu bekommen, Teufelsbuhlſchaft ein, und gebar von ihm ein Eidechsmännlein und ein Eidechsweiblein; davon ſind die glatten, ſchlanken, ſtets ſchmucken Eidechſen hergekommen. (J. W. Wolfs D. M. und Sagen. 453.)

Der **Krötenſtuhl**, ein Berg im Elſaß, erhält die Sage von einer verwünſchten Jungfrau, die, in eine Kröte verwandelt, der Erlöſung entgegenhoffte (D. Sagenb. 32). Das eierlegende Huhn einer Teufelsbuhle bei Köln verwandelte ſich in eine ſcheußliche Kröte, welche ganze Körbe voll Hühnereier legte; in Kröten verwandelten ſich die Zungen gottloſer Knaben, als dieſe ihrem Vater fluchen wollten (a. a. O. 617); ein Berg im K. baieriſchen Landgericht Rottenburg gebiert in gewiſſen Jahren Schaaren von Kröten, deren Anzahl, je gehäufter ſie erſcheint, um ſo reicheren Ackerſegen verheißt (a. a. O. 851). Ein Mann aus Hopſtag fand den heilkräftigen Krötenſtein. (J. W. Wolfs D. M. und S. 367.)

Fröſche im Teiche zu Schwante bei Oranienburg werden zum Schweigen gebracht, auf ein ganzes Jahrhundert (a. a. O. 355), eben das widerfuhr den quakenden Fröſchen zu Frauenſee am Vogelsberge, letzteren aber auf ſehr natürlichem Wege: die Frohnbäuerlein mußten ſie ſchweigen, damit ein Kaiſer ſchlafen könne. Der Kaiſer belohnte die Bäuerlein übergroßmüthig, er ſchenkte ihnen einen goldenen Froſch ins — **Wappen**. Ein Heiliger bei Namur vertrieb die Fröſche, die ihn im Gebete ſtörten, wie Bonifacius auf dem thüringiſchen Altenberge die Dohlen und Krähen — durch einen Machtſpruch.

Mit Sagen von und über **Schlangen** ließe ſich ein ziemlicher Band allein füllen, abgeſehen von denen über Schlangenjungfrauen. Schlangenſagen ſind über ganz Deutſchland verbreitet. Wichtig treten von denſelben hervor die Schlange zu Zürich, welche Kaiſer Karl den Großen um Schutz anrief, dadurch, daß ſie den Strang einer Rügenglocke zog, weil eine große Kröte auf ihrem Neſte ſaß. Dieſe Schlange war es, die zum Danke dann dem Kaiſer jenen Liebeszauberring überbrachte, den Karl der geliebten Faſtrada ſchenkte, die ihn nun mit dem ihr dadurch verliehenen Zauber völlig beherrſchte. (D. Sagenb. 123.) Sodann die Schlangen, die ein altes Weib zum Glockenguſſe der Stadt Bernau herbeitrug, und damit durch den nachherigen Schall dieſer Glocke alle Schlangen aus der Flur verbannte (a. a. O. 354); ferner jene Schlange, in die ſich der letzte Groſchen eines Armen verwandelte, und zur Strafe ihrer nichtswürdigen Kargheit und ihres Kornwuchers eine Edelfrau zu Tode biß (a. a. O. 373). Auch die Schlange, die ſich an die Bruſt einer ein Kind ſtillenden Frau anſaugte und immer größer und größer wuchs, ſteht nicht vereinzelt unter den Schlangenſagen (a. a. O. 942). Die Begebenheit, die man von einem Dorfe in Schwaben erzählt, ſoll ſich auch in der Nähe von Straßburg wirklich zugetragen haben; die Frau, der dort das Ungeheure widerfuhr, war die Frau eines Winzers. Ein Winzer war es auch, der auf der Petersſtirn bei Schweinfurt die Schlange fand, welche Perlen weinte (a. a. O. 817).

Fiſche bringt die örtliche Sage nicht minder häufig zur Erſcheinung. Seefiſche werden in den Brunnen der Städte gefunden, denen das Loos droht, vom Meere verſchlungen zu werden; Häringe werden mit dem Beſen auf Helgoland vom Strande ins Meer gekehrt oder mit Ruthen gepeitſcht, und damit der Segen und Reichthum dieſer Inſel verloren (a. a. O. 159. 167). Im Magen von Fiſchen finden ſich Goldringe wieder, die aus frommem Eifer oder aber aus Frevelmuth in Stromes- oder Meerestiefen geworfen wurden, wie St. Arnulf auf der Moſelbrücke zu Trier that, ebenſo die übermüthige Jungfrau zu Stavoren, die frevelmüthige Frau auf der Wettenburg am Main u. a. (a. a. O. 89. 159. 797). In manchen Seen läßt die Sage große, geheimnißvolle Fiſche ſchwimmen, ſo im Frickenhäuſer See bei Mellrichſtadt, darauf einſt von einem angeſchoſſenen Fiſch tellergroße Schuppen ſchwammen. Im See zu Ulmen in der Eifel ſind ſolcher Rieſenfiſche zwei; ihr Erſcheinen kündet dem Ganerben von Ulmen baldigen Tod an. Im Kloſter Corvei gab der Brunnen oder Weiher zu jedem Feſte des Schutzheiligen zwei große Fiſche her; einer reichte hin zur Sättigung für den ganzen Convent, denn nebenbei gab es auch noch Hirſchbraten und ſonſtige gute Sachen, und der andere ward jedesmal wieder in das Waſſer gethan, bis einſt ein gefräßiger Abt beide Fiſche abſchlachten und verzehren ließ. Beim nächſten Feſte gab es keine wieder und gab auch niemals weder Fiſche, noch Hirſche, noch quoll der Brunnen am Heiligenfeſte jemals wieder Wein.

Der Immenkapelle zu Altenberge ward öfter erwähnt, des Heerwurmes gedachten wir ausführlich als eines ſagenhaftanziehenden Inſektes Th. I. S. 137. Kleine gelbe Ameiſen läßt eine thüringiſche Sage ſich in Gold verwandeln. (D. Sagenb. 536.)

Ein eigenthümliches halbmythiſches Thier iſt der Stollenwurm, an den in einem kleinen Gebiete des Kantons Bern der Glaube im Volke lebt. Er ſoll einem Wurme oder einer Schlange ähneln, aber kurze Füße haben und einen dicken Kopf wie Katzen. Dieſe Stollenwürmer ſind ſehr feindlich gegen die Herdmandli geſinnt, ſaugen auch den Kühen die Milch aus, und es giebt weiße wie ſchwarze.

Die weißen tragen Krönlein auf dem Haupte und ſind ſehr ſelten. Die Aelpler ſchwören darauf, daß es Stollenwürmer gebe, die Naturforſchung hat ſie noch nicht ermittelt. Wir dürfen ſie immerhin als Uebergang zu den Lintwürmern und zu den Drachen der Sagen anſehen, nämlich ſolcher Drachen, die als Thiere gedacht ſind, nicht des Teufels in Drachengeſtalt, nicht des Feuerdrachen. Dieſe Drachenſagen ſind in den Schweizeralpen ſtark vorherrſchend. Auf dem Pilatusberge hauſen Drachen in Menge; zu Wylen, in dieſes Berges Nähe, lebte ein Mann des berühmten Namens Winkelried, der einem Lintwurm obſiegte, aber von deſſen brennendem Blute beträuft, mit ſterben mußte. Syntram und Bertram, zwei Herzoge von Lenzburg, beſtanden einen merkwürdigen Kampf mit einem ähnlichen Wurme (D. Sagenb. 15). Unter Burg Frankenſtein bei Darmſtadt im Dorfe Eberſtadt, wohnte ein Drache als Wächter eines Brunnens — ein Zug, der nicht ſelten in den Sagen begegnet — den ein Ritter von Frankenſtein erlegte. Dem Schrei eines Drachen: „Gelre, Gelre,“ welchem letzteren ein junger Held obſiegte, ſoll Geldern Gründung und Namen verdanken. Der Drachenfels am Rhein trägt ſeinen Namen von dem Drachen, den Siegfried erlegte. Ein Drache hütet die Schätze der Camſenberge (a. a. O. 60. 136. 103. 578), ein Drache hauſte in der Nähe des Schloſſes Wartburg, und ein uraltes Steingebilde ſtellt ihn droben dar, wie er einen Mann verſchlingt, in welchem man gewöhnlich einen kaiſerlichen Boten hat erblicken wollen, weil man des Mannes an einem Riemen vom Halſe herabhängenden Ritterſchild mit einem Adlerbilde darauf proſaiſcher Weiſe für einen Reiſeſack oder Briefbeutel hielt.

Von den Drachen zu den Greifen iſt nur ein Schritt, letztere Sagenthierart iſt in Deutſchland nicht von allzuhäufigem Vorkommen, aber dennoch mehrfach vorhanden, wie wir oben ſchon bei den Schildſagen erwähnten. Der Greif, auch Vogel Greif genannt, entſtammt dem Kreiſe der antiken Mythe und war nur theilweiſe Vogel. Nur Kopf und Flügel waren die eines Adlers, Füße, Klauen und Schweif waren die eines Löwen, ſo war er Vierfüßler und zugleich Säugethier, denn von Greifeneiern iſt nirgends die Rede. Die Rollen, welche Greifen in den Volksbüchern von Herzog Ernſt und von Heinrich dem Löwen ſpielen, wurden bereits erwähnt. Die Greifenklaue, welche der letztere mit nach Braunſchweig brachte, kam zum Wahrzeichen in die dortige St. Blaſii-Kirche. Mit der Sage von der Gründung der Burg Greifenſtein über dem thüringiſchen Städtchen Blankenburg iſt ein Greif in Verbindung gebracht, doch iſt dieſer Greif vielleicht nur als der Name eines Falken, der Imperativ des Zeitwortes greifen zu denken (D. Sagenb. 520), wie auch Greifswalde den Namen nicht vom Greif trägt, ſondern von den Greifern, Griſones, Grippi, Seeräubern, wie im thüringiſchen Dialekt noch heute gripſen ſo viel als ſtehlen heißt. Aber Greifenberg in Schleſien trägt den Namen von einem Greif, den ein Schäfer bezwang, der dann der Ahnherr der Grafen von Schafgotſch wurde.

Vom Baſilisken, der aus einem Ei kriecht, welches ein 7 oder 9 Jahre alter Hahn in den Miſt gelegt, welches Ei dann eine Kröte ausgebrütet hat, deſſen Anblick aber aller Creatur tödtlich iſt, und der nur dadurch, daß er ſich ſelbſt in einem Spiegel ſieht, ebenfalls am eigenen Anblick ſtirbt, haben die Alten viel geſchrieben, aber von örtlichen Baſiliskenſagen iſt wenig haften geblieben, nur in Raritätenkabinetten zeigte man angebliche Baſilisken; auch will man Kunde haben, daß alte Hähne wirklich Eier gelegt hätten, es giebt ſogar ein altes Buch: „Der Eier legende Göckelhahn.“ Georg Schaller dichtete noch zu Joſt Ammans *Thierbuch*, Frankfurt, S. Feyerabends Erben 1592, allerlei Reime über Greife, Einhörner und Baſilisken, das Holzſchnittbild ſtellt die Greife mit vierkralligen Vorderfüßen und geſpaltenklauigen Hinterfüßen dar. Gern bediente man ſich der Greifen und Einhörner als *Schildhalter*. Das Wappen der Buchdrucker zeigt einen Greif, der ein Paar Reibeballen aufwärts hält; Thilmann Kerer, der berühmte Pariſer Buchdrucker, ließ ſein Schild von Einhörnern halten. Ueber die Symbolik der Buchdruckerzeichen allein ließe ſich ein Buch ſchreiben. — Eine flandriſche Sage führt an, daß nächſt dem Baſilisken auch Schlangen ſich vor ihrem Spiegelbilde ſcheuten, welche Ueberlieferung aber Verſuche, die wir ſelbſt angeſtellt haben, nicht beſtätigten. Die Schlangen, große armlange Ringelnattern, verhielten ſich gegen ihre Spiegelbilder völlig gleichgültig.

So wenig, wie den Baſilisken, kennt die deutſche Sage ſonderlich den Salamander. Jener Salamanderlacken, der als Geſchenk an die Grafen von Hoya kam (D. Sagenb. 276), war ein Tuch aus Asbeſt, welches Geſtein Salamanderfeder heißt, aber aus mittelalterlichen Dichtern war die Annahme überliefert worden, der Salamander ſelbſt webe Goldſtoffe zu unverbrennlichen Lacken, weil man ihm Unverbrennlichkeit zuſchrieb, geſtützt auf Ariſtoteles und Plinius Zeugniſſe. Im Volke lebt der von der Naturforſchung für mehrere Eidechſenarten angenommene Name Salamander wenig oder gar nicht, derſelbe müßte ihm denn in neuerer Zeit aus der Schule überkommen ſein; ihm heißt das wirkliche Thier Molch, Mole, Mull, Unke, gilt ihm für giftig, und weil es bisweilen Milchſaft ausſchwitzt, für ein Thier, das den Kühen, Schaafen und Ziegen die Milch ausſaugt, daher es einestheils gehaßt und getödtet, anderntheils gefürchtet und unberührt gelaſſen wird. Dies alles gilt aber nur vom gelbgefleckten Erdſalamander; die verſchiedenen Arten des Waſſerſalamanders kommen nicht in Betracht. Häufig diente auch, gleich Baſilisk, Phönix und Pelican, der Salamander der Allegorie und Symbolik, und zwar in der Eigenſchaft eines Bildes der Ausdauer, der Standhaftigkeit in Leiden, der ſiegreichen Macht über den Schmerz u. ſ. w.

Zum Bereich der koſmiſchen Sagen können auch noch jene gezählt werden, welche von ganzen Strecken, von Wäldern, Mooren, Einöden u. dgl. gehen, daß letztere verwünſcht ſeien, daß es in ihnen umgehe, ſpuke, die Reiſenden äffe u. dgl. So der bereits erwähnte Wald Zeitelmoos im Fichtelgebirge, die Teufelskreiſe auf dem Schneekopf im Thüringerwalde, die Wüſtung Gertles bei Themar, in welcher verwünſchte Dörfer liegen, die nur bisweilen einem Wanderer ſichtbar werden (D. Sagenb. 723). Ein Eichenwald bei Hanau heißt der verfluchte, weil ſeine Bäume in Folge einer Verwünſchung niemals Eicheln tragen; ein anderer Wald in der Nähe der Zillbach (S. Weimar-Eiſenachiſche Parzelle im S. Meiningiſchen) heißt der Wald ohne Wipfel, weil die Bäume zwar grünen, aber, auch in Folge einer Verwünſchung, nie Wipfel treiben. Ein tiefer Erdfall am Gebaberge entſtand, weil zwei Brüder über eine Wieſe im darunter liegenden Grunde bis auf den Tod mit einander haderten; da betete die ſterbende Mutter dieſer beiden, Gott möge den Gegenſtand des Streites vernichten — und ſiehe, ein kleiner Bergſee brach unterirdiſch herab, überfluthete die Wieſe, die nun See ward, und an des Sees Stelle auf der Höhe fand man dann eine gähnende Trichtertiefe. Jene Aecker, die ſtatt der Erbſen Steine tragen, deren die deutſche Sage kennt, ja ſelbſt die arabiſche, deuten auch dahin, und ſo hat die Sage mannigfach ſelbſt des Naturlebens ſich bemächtigt und über Wald und Wieſe, über Feld und Flur ihre ſchimmernden Fäden geſponnen, welche jener blauen wunderſamen Seide gleichen, die im Jahre 1665 in der Gegend von Naumburg gefunden und als vom Himmel herabgefallen erachtet ward.

II.

Einwandernde Völker, Stämme und Geſchlechter in der deutſchen Sage.

Wenige ſind der Sagen, die örtlich haften blieben von Einwanderung und Niederlaſſung fremder Völker in den Länderſtrecken Germaniens, oder der Auswanderung Eingeborener; ſelbſt der Kreis der allgemeinen Stammſagen, den wir im 1. Theile S. 188 bis 200 berührt, iſt kein umfangreicher. Was noch vor der Römerzeit liegt, iſt ſehr dunkel, halbmythiſch, und die Römereinwanderung und Seßhaftmachung iſt an den meiſten Orten ſo durch zurückgelaſſene Spuren und Monumente beglaubigt, daß ſie der Geſchichte ungleich mehr angehört als der Sage, in deren Gebiet nur einige unzuverläſſige Chroniknachrichten fallen, und jene erſonnenen Mären ſpäterer Gelehrten, die im müſſigen Grübeln auf Hypotheſen ſannen und mit Orten und Worten Phantaſieſpiele trieben. Doch tragen ſolcherlei Mären häufig einen ſo heiter ergötzlichen Charakter an ſich, daß man ſich immerhin an ihnen beluſtigen mag, daher auch wir mindeſtens einiger erwähnen wollen; klingt doch ſelbſt das, was minder angezweifelt werden darf, als derartige Fabeleien, mehr mären- als rein ſagenhaft.

Gern ergeht die älteſte Frühzeitſage ſich im Ungeheuerlichen und bevölkert die Lande mit Rieſen; Nachklang an ſolche finden ſich durch ganz Deutſchland verbreitet, und an alles gigantiſche Bau- und Mauerwerk, was nicht unmittelbar dem Teufel zugeſchrieben ward, trat die Rieſenſage heran. Mit Rieſen läßt die Frühzeitſage Britannien bevölkert ſein, die aus Aſſyrien gekommen, von dort kamen ſie auf Schiffen herüber nach dem deutſchen Küſtenlande, und beſtanden harte Kämpfe mit den Niederſachſen. Holland und Friesland bevölkerten ſie, und Harlem dankt Urſprung und Namen einem ſolchen Rieſen. Der Stammvater des Frieſenvolkes hieß Friſo, er hatte noch zwei Brüder, welche Saxo und Bruno genannt wurden, die letzteren ſegelten, da der Frieſen Volk ſich mehrte, aus dem Lande und zwar in zahlreicher Begleitung bis zur Elbemündung, dort wurde Saxo, nachdem er mit ſeinem Volke Niederlaſſung begründet hatte, Stammvater der Saxen, Bruno aber wandte ſich weiter, gewann das Weſergebiet, und erbaute die Stadt Bruno's-Wyk, das ſpätere Braunſchweig. Vom Norden herab drängten auswandernde Schweden und Dänen auf das Volk der Frieſen. Der Dänen erſter Stammherr und König hieß Dan, er wohnte aber nicht im heutigen Dänenlande, ſondern in Schleswig, allwo der Dänenkönig noch wohnen und ein deutſcher König ſein ſollte. Nahe bei Tönningen im Amte Eiderſtedt iſt eine kleine Anhöhe, in dieſe hinein hat ſich König Dan verwünſcht, und darin ſchlummert er mit all ſeinen Wappnern, ein nordiſcher Barbaroſſa, und einſt wird er hervorgehen und die aus ihren Fugen gegangene Welt wieder in Ordnung richten (D. Sagenb. 173). Von Friesland aus zogen Dänen, Schweden und Friesländer in Schaaren ſüdwärts, ſich neue Wohnſitze zu finden und zu gründen, ſo wurde die Schweiz gewonnen und bevölkert (a. a. O. 2). Alles das geſchah in Zeiten, zu denen keine Schrifturkunde hinaufreicht, die vom Nebelſchleier der Frühe umflort ſind.

Der gar nicht ſelten noch vorkommende Familienname Kiesling und Kieſeling erinnert lebhaft an jene Kieſelinge (Petreoli) der alten Stammſage von den Sachſen und ihrer Herkunft, und der alte Grenzort Scheidungen im Unſtrutthale zeugt noch durch ſeinen Namen, wie die Thüringer ſich gegen Sachſen und Sorben ſchieden. (D. Sagenb. 422.) Auf dem Thüringer Walde gehen noch Sagen, daß der Wald theilweiſe zuerſt bevölkert worden ſei von Einwanderern, die nordwärts her gekommen, vom Harze, und daß letztere die Kunſt mitgebracht hätten, Erze zu graben und zu verarbeiten. Daß Merovig, der König der Weſtfranken, zwölftauſend ſeines Volkes an die Ufer der Moſel geſendet, und eben ſo viele aus den Moſellanden nach Franken, daß die erſteren als gute Weingärtner ihre heimiſchen Reben in das Moſelland trugen, und ſo des dortigen Weinbaues Begründer wurden, iſt gewiß eine anziehende und im geſchichtlichen Boden wurzelnde Sage.

In die alten Kunden von den Römerniederlaſſungen in Deutſchland theilten ſich Geſchichte und Sage geſchwiſterlich. Wir dürfen annehmen, daß da, wo Römerbauten und deren Reſte und Spuren gleichſam urkundliches Zeugniß von Römeranſitz ablegen, die Sage der Geſchichte Raum giebt, wo aber ſolche Spuren gänzlich mangeln, die Geſchichte zurücktritt und die Sage vorherrſcht, und zwar häufig ſehr wunderſam und phantaſtiſch, wie z. B. daß der Römerkaiſer Nero ſich in die Tiefe des Nürnberger Burgbrunnens, nach andern in den Schooß des Karlsberges verwünſcht habe, daß durch die Worte „Nor im Berg“ der Stadtname entſtanden, und daß endlich Nero der Gründer Nürnbergs geweſen ſei. Solchen Sagen, wie die letztangeführte, iſt wenig zu trauen, ſie gehören in die Klaſſe jener Lügenfunde des ſpäteren deutſchen gelehrten Zopfthums und der Hypotheſenreiterei, die gar klug und weiſe aus nichts etwas zu machen liebte, z. B. auf Anlaß des Fundes einer vielleicht phöniciſchen Münze mitten in Deutſchland und noch dazu auf dem Gipfel eines unwirthbaren Berges eine phöniciſche Colonie begründete; die durch ein Thüringerwaldthal, durch das ein Bach rollt, der zufällig die Druſe heißt (urkundlich im Jahre 933 Drusanda), ohne Weiteres den Römerfeldherrn Druſus namengebend ziehen läßt; die aus dem Kloſterörtchen Troſtadt bei Themar im Werrathale eine Drusi statio ohne die mindeſte glaubhafte urkundliche Begründung ſchuf und mit demſelben Rechte ein Troja daraus hätte machen können, da der Ort noch 1276 Troiſtat, ſpäter Troyſtat geſchrieben ward — blos, weil ſich dort zufällig einige alte Römermünzen hatten finden laſſen. Dieſelbe Afterforſchung und neue Sagenſchöpfung verſuchte, der Stadt Römhild im alten Grabfeldgau Römerurſprung zuzueignen, gänzlich unbekümmert darum, daß dieſelbe um das Jahr 800 Rotmulti geſchrieben wurde und hieß, und Niemand an Rom und Römer dachte. Von gleicher Ruhm- und Romſucht beſeelt, hing ein ſolcher Forſcher dem Preußenſtädtlein Rheinsberg den Namen Remsberg auf. und behauptete dreiſt, ein auf einer Inſel im nahen See aufgefundenes Heidengrab ſei kein anderes, als das des Remus, Romulus Bruder. (D. Sagenb. 351.) Nicht beſſere Bewandtniß hat es um die Sagen vom Hauſe Iſern-Schnibbe bei Gardelegen, wo den im Irrgarten der Mythologie herumtaumelnden gelehrten Herren die einfache Uebertragung des mittelhochdeutſchen isern in eiſern keineswegs zuſagte und natürlich erſchien, ſondern Mutter Iſis herbeigezogen werden mußte, zumal auf Tacitus Zeugniß, daß die Iſis in Deutſchland verehrt worden ſei, ſich ſo trefflich ſtützen ließ. Und ſo ſteht es auch um alle die

Sagen von Städte- und Tempelgründung im deutſchen Norden und in der Altmark, ja bis nach Schleſien hinein (D. Sagenb. 324. 329. 330. 351. 650) durch Römer, und um die Verehrung römiſcher Gottheiten in jenen Städten und Tempeln höchſt bedenklich; ſie wurzeln nicht im Volke, ſie kommen nicht aus ſeinem Kern und Weſen, ſie ſind reine Erſindungen, die ihre Begründung nur in Muthmaßungen und Einbildungen beſchränkter Köpfe haben. Dahin gehört auch die leere Erſindung, daß im Ansbacher Lande voreinſt Druiden gelebt hätten, und die Ortſchaften Waſſer- und Altentrudingen von ſolchen Druiden die Namen trügen.

Ein ganz anderes iſt es um die ſagenhaften Ueberlieferungen von Römeranſiedelungen in den Rheinſtädten und in Süddeutſchland, vor allen in Trier, Mainz und Cöln, die Namen: das reiche Trier, das goldene Mainz, das heilige Cöln reichen hoch hinauf in der Zeiten Frühe, wie in die Römerzeiten, und es iſt anziehend, die Sagengeſchichte dieſer Städte auch in Bezug auf Sagen aus der Epoche der Römerherrſchaft zu überblicken. Trier ſoll nächſt Rom die größte Stadt der alten europäiſchen Welt geweſen ſein, und länger als ein ganzes Jahrtauſend vor Chriſti Geburt ſchon geſtanden haben. Dreimal ſtürmten und verheerten dieſe germaniſche Stadt ihre Deutſchland ewig feindlichen Nachbarn, die Gallier, und ließen zuletzt nichts von ihr übrig, als Gräber. Nach der Einführung des Chriſtenthumes umgab ganz Trier und ſeine Gegend eine Martyrerglorie; nach Trier kam die heilige Helena und brachte dorthin ein Stück des von ihr wieder auf Golgatha aufgerichteten Kreuzes des Welterlöſers und einen Nagel von Chriſti Kreuzigung und ſeinen ungenäheten Rock, um den die römiſchen Kriegsknechte einſt gewürfelt. In der Nähe von

Trier erblickte Kaiſer Konſtantin, Helena's Sohn, jenes myſtiſche Kreuzeszeichen, das weltbekannte, häufigſt mißbrauchte und durch ſolchen Mißbrauch ſchier verrufene IHS. In Trier läßt die Sage die berühmteſten Kirchenväter Ambroſius, Hieronymus und Athanaſius zeitweilig leben.

Auch Metz, Triers Nachbarſtadt, darf ſich ſehr alten Urſprunges rühmen; einen Römerfeldherrn nennt die Sage als deſſen Erneuerer, Marius Metius, der die ſchon vor Julius Cäſars Zeit vorhandene Stadt unter deſſen Herrſchaft gewann und verheerte, dann aber herrlich erneuerte, ihr ſeinen Namen gab, ſie Metia nannte, und in ihr noch 19 Jahre lang herrſchte und regierte.

Eine der ſagenumklungenſten Rheinſtädte iſt das altergraue Worms, das noch Ueberlieferungen bewahrt von der Anſiedelung der erſten Juden in Deutſchland, welche Anſiedelung 600 Jahre vor Chriſto erfolgt ſein ſoll, und die Juden hätten, ſo geht die Sage, ihrer Heimatherde ein gutes Theil aus Paläſtina mit übergeführt in das Rheinland, und dort ihren Friedhof damit überſtreut. Einer andern Sage zufolge ſoll der erſte Dalberg, der mit der zweiundzwanzigſten Legion römiſcher Krieger nach Worms kam, die erſten Juden als Sklaven mit dorthin gebracht haben; und dann kamen deren frühzeitig auch nach Mainz, nach Frankfurt wie nach Prag, die Wormſer Juden aber ließen ſich gern „fromme Juden“ nennen, wollten keinen Theil gehabt haben an Chriſti Marter und Kreuzestod, und ſind der deutſchen Kaiſer Kammerknechte geworden und geblieben, ſo lange es deutſche Kaiſer gab. Es wäre gut, wenn jede mit dem auserwählten Volke Gottes ſeit undenklichen Zeiten her beglückte deutſche Stadt eine beſonders geſchriebene Geſchichte ihrer Judeneinwanderung hätte, wie Schaab ſie in jüngſter Zeit für Mainz ausgearbeitet und herausgegeben hat. Dieſes Mainz, das ſich gleich der alten Weltbeherrſcherin aurea Roma golden nannte, war ebenfalls Römerſtadt, Römerdenkmale wurden und werden in ihr und ihrer Umgebung immer noch zahlreich gefunden, und ziehen dem Rhein entlang bis zum heiligen Cöln, der Colonia Agrippina, bis Bonn und weiter nach den Niederlanden hin. Dort in Cöln klingt noch, was in Deutſchland ungemein ſelten begegnet, aus den Heidenzeiten der Name des Bürgers Marſilius, deſſen Verdienſte um die Stadt nachhaltig in Ehren blieben (D. Sagenb. 113). Erinnerungen an die Römer leben nicht minder fort in Bergen und Flandern. An der Schelde ſoll zu Julius Cäſars Zeiten ein Rieſe, des Namens Antigonus, gehauſt und den Leuten Stromzoll abgepreßt haben. Dem ſchlug der tapfere Held Braban Hand und Haupt ab, und warf erſtere über den Strom, von dieſem Handwerfen empfing Antwerpen Gründung und Namen, und vom tapferen Braban wurde das Land, das er ſich gewonnen, Brabant geheißen. Im Lande Weſtphalen erinnert noch manche örtliche Sage an Deutſchlands Unterjocher und ihre Vertilgung, ſo die vom Schellenberge bei Pyrmont, Thusnelda's, der Gemahlin Hermanns, Schloß. (D. Sagenb. 291.)

Ebenſo bewahrt noch Augsburg, die alte Augusta Vindelicorum, die Römerkaiſerſtadt am Lech, Sagen aus den Römerzeiten und der Denkſteine und Merkmale eine reiche Fülle. Eine Menge deutſcher Burgen am Rhein, im Elſaß, am Lech und in Schwaben laſſen ihren Aufbau muthmaßlich in Heiden- und-Römerzeiten zurückführen, wie die Achel (Achalm) über Reutlingen; auf viele Meilen Wegs ziehen Pfahlgraben und Pfahlhecken durch Schwaben und Baiern, durch den Nordgau und weiter, gleich den Römerſtraßen in Frankreich und Belgien, und künden in zahlreichen Sagen der Römer Werke und Anweſenheit, durch Trümmer, Inſchriftſteine, Kunſtgebilde, Gemäuer und Bauten, ſo auch im Odenwalde, im Speſſart und bis zum ſüdlichen Salzburg, wo Juvavia, die einſtige Römerſtadt, mit ihrem verblühten Glanze ſchlummert, und immer weiter und weiter durch Oeſterreich und bis in die fernen Donauländer. Dreißig Meilen weit, von Pföring an der Donau, ohnweit Regensburg, zieht ſich die eben erwähnte ſogenannte Pfahlhecke oder der Pfahlgraben, fälſchlich aus dem Römerworte Vallum gebildet und Wallgraben urſprünglich lautend, durch das ganze vormalige Bisthum Eichſtädt, durch mehrere Ansbachiſche Aemter, bis zum Neckarſtädtlein Wimpfen hin, und heißt auch Teufelsſtraße, ſtreckenweiſe auch Teufelsmauer. Manchen Teufelsſpuk bringen die örtlichen Sagen mit dieſem wunderſamen alten gemauerten Römerwall, der als Straße mit dienen mochte, in Verbindung, und eine dieſer Sagen lautet, daß ſothaner Weg einen Gürtel um die ganze Erde bilde und die Straße ſei, die der ewige Jude zu wandeln habe, welche Wanderſchaft gerade ſieben Jahre dauere, da komme er immer jedesmal wieder auf denſelben Fleck und auf die nämliche Stelle. (D. Sagenb. 868.) Vorzüglich gern zieht dieſe Straße entlang das wilde Heer, dort in der Altmühl-Gegend „das wilde Gejaigt" genannt, Frau Holle an der Spitze.

Wenn die Einwanderung fremder Völker berühret wird, dürfen wir auch jener der Zigeuner nicht vergeſſen; dieſes räthſelhafte Wandervolk machte ſich zwar nicht in Deutſchland anſäſſig, allein es faßte doch vielfach Fuß auf lange Zeit da und dort, und war lange genug eine Landplage. Das erſte Auftreten der Zigeuner in Deutſchland fällt, ſoweit man denſelben bis jetzt geſchichtlich nachzukommen vermochte, in die Mitte des 15. Jahrhunderts; ſie brachten gleich eine hochpoetiſche Sage mit, nämlich die mit der ſpäteren und aus ihr vielleicht erſt erwachſenen Ahasverusſage verwandte, daß ſie die Abkömmlinge eines ägyptiſchen Volksſtammes ſeien, welcher Chriſtus, Maria und Joſeph auf deren Flucht nach Aegypten Aufenthalt und Ruhe verſagte, daher ſie der Herr zum ewigen ruheloſen Wandern verdammt habe. Deshalb galten ſie lange für Aegyptier und ließen ſich als ſolche gelten, ſie kamen aber aus Oſten zu Lande und ergoſſen ihre Strömung durch Rußland und die übrigen Slavenländer weſtwärts. Sie vermehrten ſich gleich dem Geſchlecht der Wanderratten, daher die Schaaren der Zigeuner, die noch in dieſen Ländern umziehen, nach ſichern Angaben in der Moldau und Wallachei 50,000, in der Türkei 80,000, in Ungarn und Siebenbürgen 35,000, in Polen und Rußland 40,000, in Böhmen und dem eigentlichen Oeſterreich 30,000 u. ſ. w. betragen. Vieles iſt von ihnen in örtlichen Chroniken zu finden, davon nur ein Beiſpiel. Sebaſt. Güthes Chronik der Stadt Meiningen führt an:

„Anno 1435

d. 8. Februar ſind die Zigeuner erſtenmals hieher kommen, und in die eilf Tag allhir verharret, ſind den Leuten ſeltzam fürkommen, weil ſie ſo ſeltzam ſchwartz und heßlich ausgeſehen. Auf dem Haſenmarkt hat eins dem andern auf den Schultern getantzet, und wunderliche Gebärden, in Beiſeyn der Rathsherren, welche vom Rathhauß zugeſehen, und ihnen anderthalb Eymer Wein, auch Fleiſch und Brod verehret, von ſich ſpüren laſſen, der Pfarrer aber, Herr Berthold, hat ſie mit Gewalt hinaus treiben laſſen.“

Wir erſehen, daß dem Wandervolke, trotz ſeiner mehr abſchreckenden als anziehenden Erſcheinung, der Reiz der Neuheit Bahn brach, daß die größten Tanz- und Gaukelkünſte nach Indien deuten, daß die Stadträthe jener Zeit ſich und der Bürgerſchaft das Vergnügen einer Augenweide eher gönnten als es beſchränkten, und daß der eifernde Pfarrer muthmaßlich das anhaftende Heidenthum an den Fremdlingen herauswitterte, und ſie deshalb unduldſam vertrieb. Wie es aber ſehr treffend in Wolfs Zigeunercomödie Precioſa heißt:

Biſt du wo gut aufgenommen,
Mußt du ja nicht zweimal kommen!

ſo erging es den Zigeunern ſchon im 15. Jahrhundert zu Meiningen, denn vom Jahre 1497 meldet dieſelbe Chronik:

„Sind abermal viel Zigeuner hierher gekommen, welche wunderliche und ſeltzame Poſſen und Abentheuer getrieben, es hat ihnen aber E. E. Rath einen Orts-Gülden geben, und ſie, nach Erkundigung ihres Betruges, fortweiſen laſſen."

Um jene Zeit kam die vielbeſuchte, weitberühmte Wallfahrt im Grimmenthal ohnweit Meiningen in Aufſchwung, zu der zahlloſes Volk aus Nähe und Ferne herbeiſtrömte. Da erſchienen denn auch, nach einer überkommenen Nachricht, zu Pfingſten des Jahres 1503 dreihundert „Aethiopen" oder Mauriſche Ritter — (berittene Mauren) — dort, die aus Schleſien gezogen kamen, um (angeblich) gegen die damals epidemiſch graſſirende Volkskrankheit, den Ausſatz, dort Hülfe zu ſuchen. Wir glauben, daß dieſe Aethiopen Zigeuner und nichts anderes waren, denn das erſcheinen einer ſo großen Anzahl wirklicher Aethiopen und ihr Durchzug durch die deutſchen Länder würde auch anderorts aufgefallen und nicht unerwähnt geblieben ſein; ſie zogen aus böhmiſch-ſchleſiſchen Diſtrikten weſtwärts, an einen Ort, wo große Volksmengen ſich ſammelten, wo es Luſtbarkeit und Verdienſt für Schaukünſtler gab, und ſchwanden dann wieder von hinnen. Schwerlich kamen ſie als Kranke, Heilungſuchende, ſchwerlich waren ſie Ritter, ſondern nur Berittene, und wahrſcheinlich mehr auf Maulen und Eſeln, als auf Roſſen.*)

Abgeſehen indeß von dieſen geſchichtlichen Ueberlieferungen entſtanden da und dort wirkliche Sagen von Zigeunern, namentlich in waldreichen Gegenden und in Waldgebirgen, in deren Schooße jenes Wandervolk ſich barg. In einem Walde bei Meiningen ſteht noch eine Buche, die Kreuz- oder Zigeunerbuche geheißen; dort erſchoß ein Landknecht (ſo viel wie heute zu Tage Gensd'arm, Feldjäger) einen Zigeuner und nahm zwei Weiber und ein Kind gefangen. Das Kind vermochte nicht, neben dem Pferde herzulaufen, und jener nahm es hinter ſich aufs Pferd. Da ſchleudert eine der Frauen dem Kinde einen Dolch hinauf, und rücklings erſticht das Zigeunerkind den Reiter. Ein Kreuz in der Buche dicht am Wege bezeichnete fortan den Ort der Unthat. Am Schneekopf fingen Jäger auch eine Bande Zigeuner ein, und darunter ein Kind; einer der Jäger führte die Gefangenen von dannen. Das Kind erlangte heimlich ein Gewehr, lud eine gläſerne Kugel hinein und erſchoß den Jäger von hinten. Die Zigeuner entwichen. Gläſerne Kugeln ſpielen häufig eine Rolle in Thüringerwaldſagen und Mordgeſchichten. Es ward dem Glaſe vom Volke etwas zauberhaftes, wunderbares beigelegt, das an das Märchen vom Glasberge erinnert. Den Zigeunergraben, nahe den Freibächen, meinte Goethe in dem Gedichte „Ilmenau" in der Frage: „Iſt's der Argyptier verdächtiger Aufenthalt?" — Beim Kloſterorte Georgenthal heißt heute noch ein Waldpfad der Zigeunerweg, weil nur auf dieſem und nie auf einem andern Pfade die Zigeuner kamen. Beim Dorfe Steinbach bei Liebenſtein lagerten häufig Zigeunerhorden; eines Spätherbſttages bei ſehr wildem Wetter kam aber eine ſolche mit Sack und Pack ins Dorf herein, und bat um Gottes Willen um Obdach in einer Scheune. Niemand wollte ſie aufnehmen, bis endlich ein alter Bauer ſich ihrer erbarmte und ſeine Scheuer ihnen öffnete. Kaum waren die Zigeuner darin, ſo entzündeten ſie ein Feuer, deſſen Lohe bis hinan zum obern Barn ſchlug, wo die ganze Aernte noch unausgedroſchen lag. Dem Bauer und ſeinen Nachbarn wurde angſt und bange, und ſchalten heftig die Zigeuner, und wollten ſie wieder austreiben, die aber hielten vor der Bauern Augen ganze Schütten Stroh mitten in die lodernden Flammen, und beſprachen ſie, und ſie brannten nicht an, kein Hälmchen ſengte, und der Glaube wurde feſt bei den Bauern, daß die Zigeuner Macht haben, das Feuer zu beſprechen, ja, daß in einem Dorfe, wo Zigeuner lagerten, gar kein Feuer auskommen könne. So umgaben ſich dieſe Fremdlinge mit einem gewiſſen myſtiſchen Schimmer als halbdämoniſche Gebieter der Elemente, wie als Zukunftſchauer, und der Aberglaube einte ſich mit der ſcheuen Furcht, unterwarf der Liſt jener Gauner das Landvolk und machte letzteres der erſten zinsbar. Gleiche oder doch ſehr nahe verwandte Beſtandtheile miſchten ſchon im frühen Mittelalter die Judenfurcht, den Judenhaß, den Judenabſcheu, die in zahlloſen Sagen wie in rohen Ausbrüchen der Volkswuth offenbar wurden. Beiden Völkerſchaften gemeinſam war im Auge des deutſchen Volkes die fremdländiſche Abſtammung, die unverſtändliche ausländiſche Sprache, der orientaliſche Typus, die Scheu vor ruhig-bürgerlichem Gewerbe, das man ihnen zudem nicht einmal zu treiben vergönnte, und die Neigung zu täuſchen, zu vervortheilen, endlich die wirkliche, oder vom Volke doch geglaubte geheime Wiſſenſchaft, die Zauberkunſt. Daß die Juden geiſtig ungleich höher ſtanden, als die Zigeuner, vermochte das gemeine Volk auf dem Lande, wie der Pöbel der Städte, ebenſo wenig zu unterſcheiden, als überhaupt zu begreifen, und wo die Judenſchaft, wie es in mehreren größeren Städten der Fall war, unter dem Schutze von Kaiſer und Reich einen in ſich feſt gegliederten Körper bildete, wo ſie ehrwürdige Gottesäcker, ſtattliche Synagogen beſaß, wo ſie ſich eigenen reichen Beſitzthumes erfreute, da fanden Haß und Neid um ſo lockereren Boden, es bildete ſich der natürliche Widerſtand gegen alles, was Staat im Staate iſt und heißt, aus, und die Verfolgung wurde geboren, welche die chriſtliche Geiſtlichkeit zum Fanatismus ſchürte. Fort und fort von den Kanzeln und außer dieſen verflucht und vermaledeit, weil die Juden den Heiland gemartert und gekreuzigt, zum Tragen einer kennzeichnenden Kleidung gezwungen, allen möglichen Quälereien Preis gegeben, büßten die Nachkommen ſchwer und trugen das herbe ihrem Volke auferlegte Verhängniß duldend und ſchweigend durch die langen Jahrhunderte. Die Chroniken vieler deutſchen Städte ſind voll von den Gräuelthaten, deren die Juden, meiſt grundlos, beſchuldigt wurden, von ihrem geheimnißvollen Tefupha-Blut, von ermordeten Chriſtenkindern, von durchſtochenen und geſchändeten Hoſtien, von Selbſtverbrennung in ihren Häuſern und Synagogen.

---

*) Vergleiche: Pistorius: Scriptores Rerum Germanicarum T. I. P. 000. Eodem anno (1503) volgatur grandis peregrinatio ad (templum) beatae Virginis in Grimmenthal, sub generoso comite de Henneberg — ubi talis concursus fit — — — ita ut quasi 300 Mauri equites, sive Aethyopes circa festum Pentecostes per Silesiam transirent, illuc peregrinando.

Kinderwanderungen. Anklingend an die mannichfaltigen Sagen von wandernden Völkern könnten auch (der Geißelfahrer und Kreuzzüge nicht zu gedenken) die ſagenhaften Kinderwanderungen, Kinderwallfahrten und Kindertänze noch Erwähnung finden. Der Kinderkreuzzüge in Deutſchland wie in Frankreich im Jahr 1212 wird vielfach in Chroniken gedacht; im Jahr 1237 machten die Kinder zu Erfurt eine Tanzfart, an der Zahl Eintauſend, Knaben und Mädchen, vier Stunden weit bis nach Arnſtadt, wo ſie ganz erſchöpft ankamen. Die Aeltern wußten gar nicht, wo die Kinder hinwaren, bis Botſchaft von Arnſtadt nach Erfurt kam. Da fuhren die Bürger mit Wägen hinüber in die Nachbarſtadt und holten die Kinder wieder, viele der letzteren aber ſtarben bald darauf, und manche blieben mit anhaltendem Zittern behaftet, bis an ihren Tod. Es war ein Anhauch der Volkskrankheit des Veitstanzes. So ergriff 1448 auch die Kinder zu Schwäbiſch-Hall eine Wallfahrtſucht, da ſie davon zogen gen St. Michael in der Normandie, an der Zahl 200, und die nicht mitgelaſſen werden ſollten, ſtarben alsbald jähen Todes. Die alte Schwäbiſch-Haller Chronik ſagt darüber wörtlich und wahr: „War mal eine ſeltſame und wunderliche Begeiſterung.“ Eben eine ſolche war es, welche im Jahre 1708 in Schleſien die Kinder erfaßte, in Haufen zuſammenzuſtrömen, und Andachten auf freiem Felde zu halten, ſelbſt gegen der Eltern und Angehörigen ernſte Verbote. (D. Sagenb. 585 879, 647.) Und auf ähnliches, nicht aber auf ein Kriegszug erwachſener Stadtkinder, deutet auf alle Fälle jener vielbeſprochene und viel beſchriebene Auszug der Kinder von Hameln, nur daß bei den Kinderandachtsfahrten der Zug der Sage eudämoniſch, bei dem Hameler Kinderauszug aber kakodämoniſch zu Tage tritt. Es war mehr oder minder auch eine Tanzfahrt, denn es begegnet in der Hameler Sage genau der gleiche Zug, wie in der Erfurt-Arnſtädter, daß die Kinder ſich an den Händen gefaßt in Reihen führten, und wie den kreuzzugbethörten Kindern ein fremder Knabe ſingend vorangewandelt ſein ſoll, ſo zu Hameln der dämoniſche Rattenfänger pfeifend — dort die Himmelsmahnung durch die Engelſtimme, hier die Höllenmacht durch die Teufelstanzmuſik, denn zu allen Hexentänzen ſpielten Pfeifer auf, und der Teufel ſelbſt konnte nicht eigentlich ſingen, ſondern nur plärren, aber trefflich pfeifen, was er in der Mär vom Brande zu Schiltach genugſam an Tag legte. (D. Sagenb. 901.) Ein wunderliches Mißverſtändniß geſtaltete die Hameler Sage höchſt abenteuerlich; die in den Berg „unter den Köppen" geführte Kinderſchaar ſollte unendliche Meilen Weges unter der Erde fortgeführt und erſt im Lande Siebenbürgen zu Tage gekommen, und dort Begründer des, in jenem allerdings noch in Folge früher Einwanderung bevölkerten Lande ſeßhaften ſächſiſchen Volksſtammes geworden ſein. Dieſe ſeltſame Märe fand ihren Wiederhall in zahlloſen Büchern, wurde geglaubt und beſtritten, und mancher Gelehrte dachte Wunders, welche Wiſſenſchaft er offenbarte, wenn er mit Gründen darlegte, daß die Kinder von Hameln nicht unter der Erde weg gen Siebenbürgen gegangen ſeien! Es liegt aber ein Wüſtung, Sevenbergen geheißen, gar nicht weit von Hameln, und dorthin kamen die Kinder — kamen aber vielleicht nicht zurück, ſtarben vielleicht, wie die Mehrzahl jener Erfurter, die gleichem krankhaften Drange gefolgt waren und ihm erlagen. Völlig werden wir freilich nie die ſechshundertjährigen Sagenräthſel aufzulöſen im Stande ſein.*)

---

*) Vergl. F. Fein: Die entlarvte Fabel vom Sevenberger Ausgange der Hameliſchen Kinder ꝛc. Hannover 4. 1749.

Noch iſt nicht unanziehend einiger Sagen von An- und Herkunft hoher Geſchlechter in Deutſchland zu gedenken, theils weil dieſelben oft eigenthümlich zuſammenklingen, theils ſonſt beachtenswerthe Elemente in ſich enthalten, und an alte Heldendichtungen theils mahnen, theils dieſen erſt ihren langnachhallenden Urſprung danken. Dahin gehört die Sage von dem Geſchlechte der Harlunge, dem der ſagenhaft ſo hoch gefeierte treue Eckart entſtammte. Er war der Schirmvogt zweier Bruderſöhne des Königs Ermenrich, welche nahe Verwandte Dietrichs von Bern waren, und vermochte leider nicht zu verhindern, daß Ermenrich die jungen Harlunge tödtete. Aber er rächte ſie, erſchlug Ermenrich und bewahrte den reichen Schatz ſeiner Schützlinge, den Hort der Harlunge, der in einen Berg verzaubert war, und zwar in den Bürgtenberg bei Breiſach, ſelbſt noch als Geiſt.

Ein Silberſchatz war es auch, den ein Köhler fand, im Berge Zähringen, und damit einen vertriebenen König rettete, dann die Burg Zähringen erbaute, und nach ihr ſich nannte; ſo iſt der Zähringer berühmtes Geſchlecht entſtanden. (D. Sagenb. 29. 30.)

Der Thüringer Landgrafenſtamm erhob ſich in frühen Zeiten auch zuerſt durch einen Einwanderer, von dem noch heute mit Zuverſicht niemand ſagen kann, von wannen er entſproſſen oder gekommen; das war Ludwig mit dem Barte, deſſen Geſchlecht bald Thüringen überbreitete und mannlich beherrſchte — ſo kam auch der erſte Graf von Henneberg aus fremdem Lande gezogen; jeder erkor einen Burgbauplatz und jeder nannte denſelben, der Sage nach, durch des Zufalls Eingebung. „Schau', eine Burg!“ rief Ludwig mit dem Barte, als er die ſichere Veſte erbaut hatte, die nachher die Schaunburg hieß. Die dunkle Stammſage des Schwarzburger Grafen- und ſpäter Fürſtenhauſes läßt einen ſchwarzen Ritter, Namens Wittekind, der ein Verwandter des gleichnamigen großen Sachſenherzogs Wittekind geweſen ſein ſoll, von Kaiſer Karl belehnt, begünſtigt und begabt, in jenen Landſtrich einwandern, und ſich ſeßhaft machen. (D. Sagenb. 424. 519.) Ein fremder Dienſtmann des Barbaroſſa war es, der des Kaiſers Tochter liebgewann, und entführte, und an einem Berge ſich anbaute, mit ihr hauſte und eine Wirthſchaft trieb. Und da begab es ſich, daß nach einer Zeit der Kaiſer verirrt zu jenes Wirthes am Berge Hauſe kam, und dort von der Hand ſeiner Tochter ſein Lieblingsgericht zubereitet empfing — genau ſo, wie in der Sage von Eginhart und Emma Karl dem Großen widerfuhr, welches Gericht niemand anders ſo zubereiten konnte. Da nun der Kaiſer nach der Urheberin des Gerichtes fragte, ſo fielen Mann und Weib ihm zu Füßen, und er, verzeihend, machte den Mann zum Grafen, der aber den Namen Wirth am Berge fortführen ſollte. Darauf bauete der neue Graf ein ſtattliches Schloß auf dem Berge, an dem er gewirthet, und wurde des Hauſes Wirtemberg erſter Urheber.

Selbſt des Zollernſtammes alten Ahnherren ſollen in Deutſchland aus Wälſchland eingewandert ſein, und vom wälſchen Hauſe Colonna abſtammen, und ihr Stammſchloß nach deren Schloß Zagarola, woraus ſich leicht Zorolo, Zolre abwandeln läßt, genannt haben. Wie das Haus Colonna die Henneberger bethört, und ihnen die Mär aufband, daß ſie aus ihm ihren Urſprung herleiteten, ward Th. II. S. 161 erwähnt; vielleicht verſuchte jenes Haus ſein wälſches Stücklein auch bei den Zollern.

Solcher Beiſpiele ließen noch mehrere ſich anreihen, doch mögen die hier gegebenen genügen, um Freunde der Sagenwelt zum eigenen weiterforſchen anzuregen.

III.

Deutſcher Mythus in örtlichen Anklängen.

Ein kaum zu überblickendes Gebiet iſt es, das wir jetzt beſchreiten, eine wimmelnde Geſtaltenfülle, gleich der des wilden Heeres, wogt und drängt vorüber, faſt verwirrend und ſinnebethörend, und in der That iſt es ja wirklich das wilde Heer, das an unzähligen Orten Deutſchlands und im ſcandinaviſchen Norden die lebhafteſte Erinnerung an die mächtigſte Gottheit der germaniſchen Frühvölker, an Wuotan, hervorruft und wach hält. Nur dieſe wunderſame Geiſterwelt einestheils und anderentheils örtliche Namen, die wol aus früheſten Zeiten haften blieben, bilden die Brücke zu den Nebelgeſtalten der ächten nordiſchen und deutſchen Mythe. — Die griechiſch-römiſche mag im weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland zwar auch einige Spuren hinterlaſſen haben, aber wo ſie im Norden begegnen ſoll, iſt ſie meiſt erträumt und angefabelt.

Daß unſere zahlreichen deutſchen Donnersberge ihre Namen eher vom Donar, Thorr tragen, als vom Jupiter, dem römiſchen Donnergott, wird jedem einleuchten.

Daß man da, wo Römer-Anſiedelung ſtattgehabt, auch römiſche Götterbilder fand, am Bodenſee, am Züricher See, zu Augsburg, zu Mainz, zu Trier ꝛc., iſt begreiflich; daß die Germanen, wo ſie nicht unter dem Drucke römiſcher Unterjochung zu ſeufzen hatten, dieſe Götter nicht verehrten, nicht minder; blieb auch hie und da ein Göttername, wie Marsburg, Martisburg, Bacchus, Bacchi Ara, (Bacharach) u. a. an Oertlichkeiten haften, ſo beweiſt das noch nicht, daß die Deutſchen dieſe Namen gaben, und daher ſteht es mißlich um Mars und Mercur, Sol und Apollo, Iſis und Luna, Herkules u. a., die man in Salzwedel

(Soliswelte), Apolda, Iſern-Schnibbe, Iſenburg, Lüneburg, Herkesloh u. a. O. hat wieder finden wollen. Was nun aber hauptſächlich die Venus betrifft, deren Gottheitbegriff und Name ſich in Deutſchland allerdings völlig einbürgerte, ſo iſt dieſe Einbürgerung durchaus nicht in der germaniſchen Frühzeit, ſondern im Mittelalter, in der Minneſingerzeit zu ſuchen, und dieſe letztere war es einzig und allein, welche die römiſche Liebesgöttin mit der germaniſchen Hulda zu einem Begriffe verſchmolz. Daher iſt es ganz natürlich, daß gleichzeitig Berge, in denen man den Sitz der Frau Hulda mit ihrem Heere annahm, oder die Erzreichthum ſpendeten, auch Venusberge genannt wurden. Venus kann daher nur mit Hulda zugleich genannt, und als ein und dieſelbe deutſche Göttin, nur mit dem vorwaltenden Begriff ſinnlicher Minneſeligkeit, gedacht werden.

Wuotan. Beginnen wir die Aufzählung örtlicher Anklänge an die Götterſagen der Frühzeit mit Wuotan, deſſen Name in mannichfaltiger Umwandelung der Frühzeitſprachen zu Wodan, Guodan, Gudan, Odhin, Odin, Wut, Wode wurde — ſo finden wir den heiligen Namen vornehmlich, wie Nebelgewölk der Frühe, um hohe Bergeshäupter ſchweben, finden den Odenwald, den Udensberg oder Godensberg in Heſſen, eine Stadt gleichen Namens, den Godesberg bei Bonn, ſonſt Wodensberg, gleiche Benennung in Lothringen, ein Godensholt, ſonſt Wodenholt im Oldenburgiſchen. Noch andere ſolcher Orte nannten wir bereits Th. I. S. 38, ohne damit deren Vorrath zu erſchöpfen, denn es können noch Wodendorf im bairiſch-oberfränkiſchen Landgericht Hollfeld, Wodezberg in Steiermark, Kreis Cilli, Wuthenow (2) in Preußen, eine Menge Odenbach, Odendahl, Odendorf, Odenhauſen, Odenheim, Odenkirchen, Odenſachſen (dies in Kurheſſen), Odenſpiel u. a. noch getragen werden, nicht minder die vielen Gudenau, -burg, -dorf, -haus, und wenn wir auch Bezug auf Wuotans Perſonification als Wunſch nehmen, deren häufiges begegnen J. Grimm, d. M. I. 126 u. f., erſchöpfend nachweiſt, ſo kommen uns Wunſch und Wünſch, Wünſchberge Wünſchelburg (Stadt), Wünſchenbach, (Dorf, 9), -moos, -ſuhl, Wunſchenberg, Wunſchendorf, Wunſchenmühle u. ſ. w. zu Hauf entgegen. Behaupten zu wollen, daß alle dieſe Orte ihre Namengebung bewußt oder unmittelbar von Wuotan tragen, wäre wol allzugewagt, aber wir wiſſen nicht, ob es nicht bei einer kleinen Zahl derſelben, beſonders bei den älteren, doch der Fall iſt.

Donar.

Wird nun vollends Donar gleich dem Wuotan zugeſellt, ſo erinnern an dieſen, außer den bereits Th. I. S. 39 angeführten auf ihn bezüglichen Namen, die Ortsnamen Donnerberg im K. Pr. Regierungsbezirke Düſſeldorf, Donnerburg im Braunſchweigiſchen, Donnerhorſt im Hannöverſchen, auch in Holſtein, Donnersbach in Oeſterreich, Donnersberg in Niederbaiern, Donnerſchwee im Oldenburgiſchen, Donnersdorf in Baiern und in Oeſterreich, Donnersfelden, -mark, -reuth, Donnersſtett, Donnerswindel, und zahlreiche Donnersmühlen ſogar, an den Donar, dem ſich nicht ohne Fug die häufigen Benennungen von Orten, die mit Dor, Dorr und Thorr beginnen, anreihen dürfen, denn von Dorn trägt auf keinen Fall deren Mehrzahl ihre Benennung, wenn wir ihnen auch über 20 Dorn und Dorna Preis geben. Es giebt ebenſoviele Dornach (ach iſt mittelhochdeutſch Fluß, aus dem althochd. aha) nicht viel weniger Dornau, eine Menge Dornbach, Dornberg, Dornburg, Dorndorf, Dorneck, Dornheim u. ſ. w., es giebt viele Thorn, Torgau, Tornow, Torringen u. a., örtliche Namensanklänge, die auch für den dritten in der großen germaniſchen Götterdreiheit, für Fro, ſich leicht auffinden laſſen, wenn man dieſe Wort- und Ortſpiele verfolgen will, die am Ende viel oder auch nichts beweiſen. Der wichtigſte Nachhall an die oberſte der Gottheiten unſerer heidniſchen Vorfahren, an Wuotan, bleibt immer der an ſein Heer; er iſt am weiteſten verbreitet, er läßt ſich nicht, gleich Ortsnamen, nach belieben auch anders deuten, er läßt ſich nicht hinweg ſtreiten. Er iſt der ſichere Nachhall des Todtenzuges der Einheriar der nordiſchen Mythen. Freilich erſcheint dieſes Heer nicht überall in der gleichen Benennung, nicht in gleicher Auffaſſung, es erlitt ebenfalls manche Abwandelung, die faſt zu nöthigen ſcheint, mehrere verſchiedene Geiſter-Heere, ſtatt nur eines einzigen, anzunehmen, abgeſehen von einzelnen Freiſchaaren, die auf eigene Hand ziehen, wie König Abel, Hackelberend, der Rodenſteiner, oder von verſprengten zugehörigen, die vereinzelt jagen und reiten. Urſprünglich war wol alles nur eins, floß aus einem Götterborne, aber die Quellfäden rannen nicht zuſammen, ſondern vielmehr auseinander — ſie vereinen ſich aber dennoch wieder zum großen, geſpenſtigbrauſenden Luft- und Geiſterſtrome.

Das Wuotansheer, häufig auch nur, und zwar was ſehr merkwürdig iſt, im hohen deutſchen Norden, wie im tiefen deutſchen Süden gleichmäßig der Wode genannt, heißt zunächſt das wüthende Heer, dann das wüthige, das Wütis-, das wilde Heer, dann die wilde Jagd, der wilde Jäger, der Helljäger, das wilde Gejaid, das Nachtgejaid. Bald geſellt die Sage dem männlichen Zugführer dieſes Heeres eine Genoſſin, bald ſtellt ſie eine wilde Jagdfrau ohne Mann an die Spitze, dieſe iſt dann unbedingt Frau Hulda, oder Frau Berchtha; Herodias ſteht ſchon mehr in zweiter Reihe, im Gefolge, wie auch die Tutoſel. Zwar wird auch Diana noch genannt, ſie ſcheint aber mehr von ſpäterer Gelehrtenvermuthung herbeigezogen, weil ſie die Göttin der Jagd war; allein die griechiſche Artemis, die römiſche Diana wurde von der antiken Mythe ganz anders aufgefaßt, und nur Unkenntniß einestheils, oder anderntheils die unſelige Sucht, alles römiſch zu deuten, und gar keine Selbſtſtändigkeit deutſchen Mythenthums anerkennen und aufkommen laſſen zu wollen, ſchlug die Pfade ſolcher Verirrung ein.

Eine Jagdgöttin konnte gar wol gedacht werden ohne das römiſche Vorbild. Im böhmiſchen Mägdekrieg wußten die ſtreitbaren Frauen nichts von Amazonen, und dachten nicht an ſolche, während man ihnen ſpäter dieſen fernliegenden Namen beilegte.

Die Grundidee eines Jägers mit einer Jägerin ſcheint tief gewurzelt und ſehr alt, Wuotan und Hulda finden ſich in ihr gleichſam gegattet, was in die Augen ſpringt, wo er Guden, ſie Frau Gude, Frau Gaude heißt; Gude iſt wieder die Gute, die Holde. So ſtimmt auch der jagende Bernt, in welchem manche Fro (Freir) mit ſeinem Eber erblicken, zur Freia, wie der Berchtold, Bercht-hold zur Frau Berchtha oder Berchthe. In ſpäterer Abwandlung der Heerſage, beſonders in Mitteldeutſchland, trat der Wode zurück und Frau Hulda dagegen in den Vorgrund und an jenes Stelle ein anderer guter Mann, der treue Eckart, der halb als Geneſſe, halb als Widerpart erſcheint. In der Sage, wo Hulda Venus wird, iſt Eckart nur Hüther und Warner. Venus jagt nicht, der Tanhäuſer erſcheint nie als Mitziehender im wilden Heer, und nur erſt neuere Dichtung hat ihn jener Sippe halb und halb zugeſellt, namentlich mit dem treuen Eckart ihn in Verbindung gebracht, naturgemäß, weil jener in den Venusberg eintrat, vor welchem der Eckart warnend ſitzt, wie ſie ihn mit dem Wartburgkriege in Verbindung zu bringen ſuchte, aber unnatürlich und an den Haaren herbeigezogen. Die alte Tanhäuſerſage, die im Liede wurzelt, nennt den Eckart nicht, noch weniger die Wartburg, und der geſchichtliche Minneſinger Danhuſer war erwieſen nicht beim Wartburger Singerſtreite, da er einer ſpäteren Zeit angehörte, mindeſtens iſt kein Zeugniß aufzubringen, daß er Genoſſe des Minneſingerkampfes geweſen ſei. Das Heldenbuch, das des treuen Eckart als Venusberghüthers gedenkt, gedenkt des Tanhäuſers mit keiner Silbe. Wir kommen auf ihn gleich zurück, und wenden uns wieder zu den örtlichen Anklängen an den Wode und ſeinen geſpenſtigen Jagdzug, wobei am beſten ſein wird, dem wilden Heeresſpuk durch ganz Deutſchland nachzuziehen, und auch jene Einzelführer mit namhaft zu machen, die ſo häufig an Wodens Stelle treten.

In der Schweiz, namentlich im Berner Oberlande, zieht das Wütisheer. Gewaltige Rieſen, welche die Bewohner Weſtfrieſen nennen (Anklang der alten Einwanderungs- und Bevölkerungsſage der Schweiz durch Frieſen), führen den Zug an, der über die Scheidek nach dem Faulhorn führt. Die Einwohner müſſen die Thore des Melkhauſes öffnen, damit das Wütisheer hindurch kann, ſonſt bricht es ſich zertrümmernd Bahn. Im Berggehege des Pilatus tobt als Nachtjäger der Dürſt mit einer wilden Jägerin, die ganz die Eigenſchaften der deutſchen Frau Holla und Berchtha hat, und das Polſterli heißt, anderorts aber die Sträggele.

Mitunter führt der Dürſt, wenn er über die Almen brauſt, Kühe hoch in den Lüften mit fort, die kommen entweder gar nicht wieder herunter, oder erſt, halbtodt und ausgemolken, am dritten Tage. Dies zu verhindern, müſſen die Hirten durch einen Milchtrichter den Alpſegen rufen. (D. Sagenb. 13.) Im Aargau zieht der Rothenthaler, und im Odenwalde zieht, wie allbekannt, einmal der Lindenſchmit als Nachtjäger, dann der Ritter von Rodenſtein, an den eine ausgeſponnene Sage ſich knüpft, aus der gleichnamigen Burgtrümmer nach der zwei Stunden von derſelben entfernten Ruine Schnellerts, allwo er begraben ward, und zwar zieht er mit einem geſpenſtigen Kriegsheer und allem Lärm und Getöſe, das ein ſolches begleitet, und nur wenn Krieg in deutſchen Landen auszubrechen droht. Wird dann Friede, ſo zieht das Heer von Schnellerts wieder zum Rodenſtein zurück. Man nennt die Orte nicht nur, man bezeichnet ſogar die Häuſer, durch die das Heer zieht, und es ſind zu manchen Zeiten über daſſelbe viele Leute verhört und amtliche Protocolle darüber aufgenommen worden. Dieſe Sage ſteht vereinzelt da, und das ausziehende Heer iſt kein Jagdzug, es erinnert mehr an das Heer, das mit Kaiſer Karl im Odensberge gebannt iſt. Davon gehen ſehr viele Sagen um, deren Mehrzahl Karl Lyncker mitgetheilt hat. (Deutſche Sitten und Sagen in heſſiſchen Gauen. Caſſel 1854.)

Im Gebiete der vormaligen Wild- und Rheingrafen iſt die Sage vom wilden Jäger heimiſch, wie Bürger ſie in ſeiner ſo bekannten Ballade: „Der Wild- und Rheingraf ſtieß ins Horn“ poetiſch behandelte. Einer des Geſchlechtes, ein leidenſchaftlicher, und dabei grauſamer und unmenſchlicher Jäger, wurde zur Strafe ſeines böſen thuns verdammt, ewig mit der wilden Heerjagd umzuziehen. (D. Sagenb. 81.)

In gleicher Weiſe zu ewigem jagen verdammt bezeichnet die Sage einen Bauersſohn aus der Nähe des Schloſſes Wynendael in Flandern, dem der eigene Vater ſolche Strafe, ihm verfluchend, anwünſchte. Er ſchreit als Raubvogel: Jakko! Jakko! Jakko! — oder bellt wie ein Hund durch die Lüfte. In den Niederlanden ſpukt überhaupt der wilde Jäger, wie es ſcheint ohne beſondern Führer. Einzelne Sagenzüge über denſelben ſtimmen ganz mit denen unſeres deutſchen Vogtlandes überein. Bauern hören das Jagdgetöſe über ſich ziehen und ſchreien den wilden Jäger um Beuteantheil an, worauf faulende Viertel von Thieren ihnen zu Theil werden. (J. W. Wolfs Niederl. Sagen, 258. 259. 260.)

Zu Overmeere fährt der Höllenwagen mit Muſikgetön durch die Straßen, dem ein Hund folgt. (A. a. O. 448.) Dieſer Zug mit dem Wagen erinnert an die mythiſchen Umzüge von Göttinnen in der germaniſchen Frühzeit, und begegnet mehrfach, ſo in Zelſate, auch in Köln u. a. O.

Im Ditmarſchenlande, wie in Holſtein, Schleswig, Jütland und Dänemark iſt die Mär vom wilden Jäger in mannichfacher Veränderung allumgehend. Ein Bauernburſche zu Marne, der mit dem Böſen einen Bund machte, durch den er zum Freiſchütz ward, wurde zum ewigen Jagen verdammt, ſein Weib und ſeine Kinder begleiten ihn als Hunde. Die Freiſchützſagen, wo ſie immer vorkommen, die auf Teufelsbündnerei beruhen, ſind der letzte Abſchlag der uralten Mythe vom Wodensheer, das ihnen nur noch gleichſam als Epiſode dient, wie in Kinds und C. M. Webers Oper.

Auch in den angeführten Ländern, beſonders im Ditmarſchen, glaubt man, daß der wilde Jäger höhnenden Anſchrei durch herabwerfen von ſtinkenden Thiervierteln räche, daß er viele Dachshunde habe, denen bisweilen der Schwanz lichterloh brennt, und daß er mitten durch die Häuſer ziehe, wobei die Bewohner ſich ruhig zu verhalten haben.

Die däniſche und ſchleswigſche Sage übertrug den Wode auf den Dänen-König Abel, der ſeinen Bruder erſchlug und 1250 zu regieren begonnen haben ſoll. Er wünſchte ſich aus Jagdliebe auch nach ſeinem Tode nur ewig jagen zu dürfen. Er ſauſt und brauſt durch die Lüfte, von 9 bis 10 kleinen weißen Hunden begleitet, denen feurige Zungen aus den Hälſen hängen. Dann aber erſcheint auch der Dänenkönig Waldemar, der 1182 ſtarb, als Immerjäger, als Bauernfeind und als Meerfrauenhäſcher; er reitet von Burre nach Gurre auf weißem Pferde, von ſchwarzen Hunden begleitet, und hält ſein Haupt, wie ſo viele Nacht- und Schimmelreiter in deutſchen Sagen, unterm Arme. Er wird auch Wolmer genannt, und ſein Weg heißt Wolmersſtraße. Auf der Inſel Moen jagt im Grünewald der Grönjette, dem gleiche Eigenſchaften, wie dem Waldemar, beiwohnen.

Im Lande Lauenburg iſt es wieder der Wode, der das Nachtheer führt; er reitet ein weißes Roß, das nur drei Beine hat, 24 Hunde begleiten ihn. Der Wode jagt mit beſonderer Vorliebe die Unterirdiſchen, ein Sagenzug, der ſich in ganz gleicher Weiſe ſehr ausgebildet im Vogtlande wieder findet. Daſſelbe iſt im Mecklenburgiſchen Volksglaube, und es heißt auch da der Nachtjäger der Wode. (D. Sagenb. 176. 177. 178.) In Schleswig und Ditmarſchen geht auch die Sage von einem Schimmelreiter um, welche Reiter in Schwaben ſo vielfach vorkommen, und ſie deutet durch das weiße Roß unmittelbar nach dem Wode hin, obſchon dieſer Reiter der Tod, oder ein Todter iſt, von dem jenes ſchaurige Lied geht, das den Grundgedanken zu Bürgers Ballade „Lenore“ lieferte. Bürger kannte die tiefere Bedeutung des Roſſes in der alten Sage nicht, und machte aus dem Schimmel einen Rappen. (D. Sagenb. 196.)

Todtenritt und Todtenzug, einzeln oder in Menge, wird öfters örtlich erwähnt, iſt dem wilden Heere einigermaßen verwandt, doch nie mit demſelben einerlei. So der Todtenzug und -Fluch zu Regint an der Grenze Lithauens, wo von einem Kirchhofe zum andern die Todten zu Tauſenden zu einander zum Beſuche gleichſam fliegen. Man darf ihnen nicht in den Weg kommen, noch weniger bauen, ſie zerbrechen alles, was ihnen im Wege iſt. (A. a. O. 236.)

Im Lande Braunſchweig und auf dem Harzgebiete iſts der Hackelnberg, der zum ewigen jagen verurtheilt iſt; die Sage von ihm iſt bekannt und ſehr ausführlich. Ihm iſt eine ehemalige Nonne, welche ſehr zu plärren liebte, als Jagdgeſellin beigegeben, eine Verjüngung der älteſten Ideen dieſer weitverbreiteten Sage vom Wode und der Hulda, ſeiner Begleiterin oder noch mehr, und Nachfahrerin. Unter dem Namen Hackelnberg iſt dieſer wilde Jäger bis in die Marken, weit nordoſtwärts bekannt, und es giebt eine Verwünſchung: Daß dich der Jäger hole! Auch heißt ein Bergkopf in der nördlichen Harzangrenzung der Hackel. Wenn das traute Paar vorüberzieht und man hört es nahen, muß man, will man von ihm ungeſchädigt bleiben, ſich auf den Bauch platt hinſtrecken, wie die Wüſtenreiſenden thun, wenn der Samum heranbrauſt. (D. Sagenb. 317.) Vom Hackelnberg iſt nur ein Schritt zum Hackelbernd, wie der Nachtjäger in Weſtphalen heißt, auch Hackelblock, wo mehr als eine Sage von ihm umgeht. (J. Grimm, d. M. II. 873.) Auch im Walde Solling bei Uslar hauſte derſelbe, alldort iſt ſein Grab, zwei ſchwarze Hunde ruhen neben ihm. Der Name Bernd ſcheint aus Berend gebildet, was nach brennen hinweiſt, und wieder mit dem Helljäger Begriffsverwandtſchaft hat (wenn wir bei der alten Helle des ſpäteren Wortes Hölle gedenken).

den man im Hildesheimiſchen ſo genannt findet. Der Helljäger aber weiſet uns wieder nach dem Hellequin der franzöſiſchen Sage. Berend deutet nicht minder mit ſeinem Namensklange nach dem wilden Jäger Berndietrich hin, der im Lande der Wenden, in der Lauſitz und bis in das Vogtland ſein Weſen treibt, und der leicht wiederum mit Dietrich von Bern in Verbindung zu bringen iſt, wenn man will, zumal da ſchon nach alten Gedichten dieſer letztere zu ewigem Streite gegen die Würme in der Hellwüſte berufen iſt, was wieder auf den ſteten Jagd- und Heereszug des Wode wie des Hackelnberg oder Berndietrich gegen das arme Gewürm der Unterirdiſchen, der Wichtlein, Moosmännel und Holzweibel — unverkennbar hinweiſt.

In der Lauſitz heißt der Berndietrich Van Dietrich (Herr D.), und auch ein Berggipfel führt den gleichen Namen; er iſt nach der Sage ein ehemaliger Raubritter, zum ewigen jagen verdammt, und auch ſein Zug verkündet Krieg und Unheil. Er reitet ſogar auf einer Eule, und vor ihm her geht als Warner — der fromme Bonifacius. (J. G. Gräve, Volksſagen der Lauſitz. Bautzen 1839.) Wir gewahren hier nur einen Nachhall der Harzland-Thüringiſchen Sagen, Tutoſel wurde zum Streitroß des wilden Jägers und der treue Eckart zum Bekehrungsapoſtel; des erſteren Zug aber wird zugleich prophetiſch, wie der des Rodenſteiners.

Auch der große Sachſenheld Wittekind tritt in den Kreis der Heerzugſage ein. Er verwünſchte ſich mit ſeinen Wappnern nach der Schlacht auf dem Wittenfelde unter ſeine Burg Babylonie in den Berg, aus dem er aber von Zeit zu Zeit, auf weißem Pferde reitend, mit lautem Kriegslärm und Waffengeraſſel und der Roſſe wiehern und ſchnauben hervorkommt, und auch dieſes ſoll Krieg verausſagen. Das Wittekindsheer zieht auch über den grundloſen Kolk (ein Moor) zur verlaſſenen Trümmerſtätte de Wittekesburg. (D. Sagenb. 377.) Auf weißem Pferd reitet die Tochter (Nichte) des Barbaroſſa mit ihren dienenden Jungfrauen zur Nacht über das Kiffhäuſergebirge, und dieſe geſellen ſich zu Zeiten dem wilden Heere (a. a. O. 431). Dieſe Reiterinnen bilden gleichſam die geſpenſtige Copula zwiſchen dem Harzheere des Hackelberg mit ſeiner Tutoſel und dem Thüringerwald-Heere, das zum Hörſeelenberge aus- und einzieht mit deſſen Frau Holle und dem treuen Eckart.

Der um den Hörſeelenberg ſich gebildet habende Sagenkreis gehört zu den wichtigſten und anziehendſten. Der Berg an ſich iſt kahl, lang geſtreckt, ſargförmig, von ferne, namentlich vom Schloſſe Tenneberg aus geſehen, ähnelt er dem Rigi, und ſtreckt ein Felszackenhorn gegen Weſten. Unter dieſem ſteil abgeſenkten Felſenkamme geht eine Schlucht in den Berg. Der Wanderer glaubt in der Tiefe ein Rauſchen zu vernehmen. Vergebens werden ihn die Alten nicht Mons horrisonus genannt haben. Man glaubte in ihm den Sitz des Fegefeuers, glaubte, das Klagegeſchrei der gepeinigten Seelen aus ſeinem Schooſe „ſchrecklich tönen" zu hören, daher der lateiniſche Name und daher der deutſche: Hör-Seelenberg. Die alten thüringiſchen Chroniken ſchon kennen von ihm örtliche Sagen. In ſpäterer Zeit durchkroch man ſeine Höhlen, ohne beſondere Entdeckungen zu machen; in neueſter Zeit wiederholte man daſſelbe (ſiehe am Schluß die Zuſätze). Kornmann in ſeinem Mons Veneris kennt und nennt ihn, und erzählt, was auch ſchon Agricola von ihm wußte. An den Hörſeelenberg heftete ſich nun am lebendigſten der Mythus der Frau Hulda. Aus des Berges Schooſe zieht das Todtenheer, das Heer der Verdammten als wilde Jagd, Frau Hulla mit ihren Hullenpöpeln (populus Huldae) iſt Führerin, der alte Eckart geht voran und warnt. Die Sage von letzterem, welche Goethe beſang, hat ihre Oertlichkeit bei Schwarza ohnweit Meiningen, jenſeit des Thüringerwaldes, weit vom Hörſeelenberge, ein Beweis, wie weit das Heer umzieht. Hulda und ihre Geſellinnen zeigen ſich ſehr irdiſch begehrlich, ſie trinken das Bier aus, welches Kinder holten — doch werden dann die Krüge ſo lange nimmer leer, bis die Kinder die Erſcheinung andern erzählen. Gerade ſo machte es Berchtha im Vogtland (wieder Beweis der innignahen Verwandtſchaft beider Göttinnen), ja ſie machte es noch ungleich ſchlimmer. (D. Sagenb. 501. 539. 575.) Im Vogtland und im Orlagau, wie im Saalgau, iſt der Glaube an das wilde Heer oder den wilden Jäger ganz allgemein. Die wilde Bertha (eiſerne Bertha, Wilda-, Hildabertha, Berchtha und Brechta) iſt ihm zugeſellt; ſie fährt, ihren Wagen ziehen Katzen, gleich den der Freia, viele örtliche Sagen gehen von ihr um. Man kennt alle Orte, wo der wilde Jäger jagt, und zwar die Wichteln, die Holzmännel, die Moosleute, das zage Geſchlecht, wie der Wode im Norden die Unterirdiſchen. (A. a. O. 539. 541. 542.)

Bei Dresden ſpukt eine vereinzelte Jägergeſtalt, ohne Heer, ohne Zug, aber mit Hornſchall und jagendem Getöſe, ein büßender Grauſchimmelreiter, Kopf unterm Arm, Hans Jagenteufel geheißen. Auf dem Erzgebirge zieht aber wieder die wilde Jagd, beſonders auf dem Schreckenberge, der ſeinen Namen vielleicht nicht ohne Grund empfing, und auf dem Scheibenberge, deſſen Name an Schützen erinnert. In jenem Gebiete erſcheint ein weißes ſpukhaftes Pferd ohne Reiter. (D. Sagenb. 629. 626.) Auf dem Rieſengebirge hat der wilde Jäger, welcher dort der Nachtjäger heißt, die Rüttelweiber auf dem Strich, welche wieder nichts anderes ſind, als die Moosweibchen der vogtländiſchen Sagen. Man bedräuet mit dem Nachtjäger die Kinder, und bringt mit der Warnung vor ihm die unartigen zum ſchweigen. Eigen iſt es, daß in allen Rübezahlſagen keine Beziehung zwiſchen ihm und dem wilden Jäger erſcheint, es müßte denn die einzige ſein, daß Rübezahl vorzugsweiſe mit Schimmeln fährt. (D. Sagenb. 639. 642.)

Vor Saatz erſchien in der Nacht vor St. Katharinentage 1201 ein Geiſterheer, das die Stadt bedrohte. Die Bürgerſchaft glaubte, es ſei ein wirklicher Feind, und begrüßte denſelben mit Pfeilhagel. Am andern Morgen war keine Spur von Feinden da, und die Bürger laſen im Felde ihre Pfeile und Bolzen wieder auf. In Freih. v. Hormayer's Taſchenb. f. d. vaterl. Geſchichte, 7. Jahrg. 1826, iſt dieſe Sage in ziemlich matter Weiſe zu einer Rübezahlmär umgeſtempelt, zu leſen.

Daß auch auf dem Fichtelgebirge das wilde Heer brauſt, iſt ſchon vorauszuſetzen. Im Fichtelſee badet ſich der Nachtjäger, der hier der Teufel iſt, wie auf dem Schneekopf; im Walde Zeitelmoos wurden geſpenſtige Reiter erblickt, die ſich brauſend vernehmen ließen. Schlimmer noch iſt's im Bergwalde Butzenreut, wo der wilde Jagdbutz reitet und ſeinen Zug nach allen Richtungen hin nimmt, mit Vorliebe aber nach der Heidenſtadt in der fränkiſchen Schweiz; ein wohl zu beachtender Zug der Sage. Nahe dieſer Heidenſtadt liegt die Withe-Höhle, deren Name völlig mythiſch anklingt. (D. Sagenb. 696. 692. 693. 705.)

Im Frankenlande, ſüdlich von dem Thüringerwalde, iſt das wüthende Heer auch bekannt. In den ſachſen-meiningenſchen Dörfern Dreißigacker, Maßfeld, Jüſen, Neubrunn hört man viel von ihm reden, und kennt die Häuſer, in denen es durch drei Thüren zieht. Wer das Heer nahen hört, ſoll ſeinen Kopf durch die Speichen eines Wagenrades ſtecken, dann bleibt er ungeſchädigt, außerdem läuft er Gefahr, daß ihm der Hals umgedreht werde, oder er muß ſich ſtillſchweigend zu Boden werfen und das Geſicht nach der Erde kehren. Auch im Roſagrunde, zwiſchen Meiningen und Salzungen, gehen die gleichen Sagen. (D. Sagenb. 730.) Ebenſowenig fehlt dem Rhöngebirge dieſer ſpukende Heerzug. Auf der Burgſtätte Rockenſtuhl fährt der wilde Jäger mit dem Gefolge grauer Männer und mit Hatzhunden. Ein anderes Heer, ein ritterliches, bilden die Ritter vom Ebersberg, die als Feuermänner, vollbewehrt, mit glühenden Flammbergen ihre Geiſterſchlachten ſchlagen und dann mit lautem Gepraſſel in den Trümmern der alten Eberszwackel ſich verlieren. Sagen von ſolchen Geiſterſchlachten finden ſich hie und da, oft abgeblaßt, aus uralter Zeit in ſpätere Zeit übertragen, wie die allſiebenjährige Schlacht zwiſchen Schweden und Croaten beim Dorfe Waldfiſch nahe bei Möhra. (Thür. Sagenſch. IV. 230.) Der Ort, über dem die Nachtſtreiter ſich tummeln, heißt freilich: „die Croatengräber.“ Deutlicher tritt die ungeſchickte Verjüngung hervor in der Sage vom Mordfleck, hoch auf dem Scheidekamme des Thüringerwaldes, wo das Thüringer- und Frankenland der alte Rennſteig trennt, und noch der rieſige Sachſenſtein, ein Felsberg, ſteht — da ſind es, nach der Waldleute Ausſagen, nur Krieger aus dem dreißigjährigen Kriege, wo nicht gar aus dem ſiebenjährigen, die dort kämpften und der Stätte den ſchaurigen Namen erhalten. Der Kampf liegt aber über alle Geſchichtskunde hinaus. Es iſt daſſelbe Waldgebiet, in welchem auch der Heerwurm, krieg- oder friedekündend zu Zeiten ziehend erblickt wird. (Vgl. Th. I. S. 137.) Solche Geiſterſchlacht aus Karl des Großen Zeit wird auch auf der Todtenhöhe bei Frankenberg in Heſſen wahrgenommen.

Der ohnehin in früherer Zeit als unheimlich verrufene Speſſartwald entbehrt nicht das Luſtheer. Vornehmlich zeigte ſich's um Groß-Oſtheim und an der Gernſpring, der Grenze zwiſchen Speſſart und Odenwald, welche letztere der Main trennt. Dort kämpfen in Lüften ebenfalls geſpenſtige Reiter, und der Rodenſteiner hält gute Nachbarſchaft und brauſt zu Zeiten herüber aus dem Odenwalde nach dem Speſſart. Auch um die Vilseiche bei Albertshofen im Forſt, in Unterfranken, um welche ein weiter, verrufener Platz liegt, der ebenſo heißt, giebt es häufig Nachtſpuk und wildes Gelärme von einem Geiſterheere, welches aber die Sage nicht mehr zu kennen ſcheint. (D. Sagenb. 792. 812.) Bei Randersacker ohnweit Würzburg liegt der Spielberg, dort ſchiffte einſt der wilde Jäger über den Main und ſein Heer warf Feuer in die Fähre. Einem Wirth, der mit einem Faß Wein fuhr, ſoff es das ganze Faß leer, wie die Hullenpöpel bei Schwarza das Bier, ſegnete es aber zugleich mit Nieverſiegen. (A. a. O. 809.)

An der Altmühl und im Ansbachiſchen heißt das Nachtheer „das wilde Gejaig,“ wie im Oeſterreichiſchen „das wilde Gejoag.“ Da zieht es der alten Pfahlhecke oder Teufelsmauer entlang, Reiter, Peitſchengeknall, Hörnerſchall, rollende zahlloſe Wagen, verworrene Stimmen, das alles ſauſt und brauſt, fährt ſelbſt durch Häuſer, ja ſeine Schattengeſtalten können nach einer ſchier einzig beſtehenden Sage aus der Gegend von Theilenhofen und Rittern — ſogar am Tage erblickt werden, wie einem

Bauer widerfahren. Frau Holle iſt dort, wie in Thüringen, die Zugführerin. (A. a. O. 867. 868. 869.)

Im gottgeliebten Schwabenlande fehlt endlich der wilde Nachtſpuk auch nicht, vielmehr findet ſich eine ungemeine Sagenverwandtſchaft in dieſer Beziehung „vom Fels zum Meere,“ vom tiefſten Schoos ſchwäbiſcher Berge und Alpen bis zu den Dünen der Nordſee und des deutſchen Meeres. Da heißt der Spukgeiſt bald der ewige Jäger, ſchießt nach einem Kruzifix, ſchießt in die Sonne, hetzt mit Hunden, heißt Rieſenjäger, Reck, Ruprecht, Hans, Buchjäger, welcher mit fünf Hündlein reitet und auch ſtinkende Aas-Vierel ſpendirt; er reitet auf einem Schimmel (durch ganz Deutſchland und weiter gehender Grundzug dieſer Sage), ſo daß von beſondern Schimmelreitern an ſehr vielen Orten erzählt wird. Einer dieſer Sippſchaft heißt Jäkele, dieſer hat ſechs Hunde; ein anderer der Bachreiter, der hat einen ſchneeweißen Schimmel mit blutrothen Flecken; ein dritter, der bei Reutlingen umzieht, heißt vorzugsweiſe „der Unholde-Geiſcht;“ alle dieſe Schimmelreiter tragen ihre Köpfe unter dem Arme. Manchesmal heißen ſie auch blos: „der Reiter,“ einer dieſer Art hat aber auch noch die ſchönen Beinamen Brüller und Ranzenpuffer. Anderwärts heißt wieder der ewige Jäger das Weltſchjägerle, d. h. der Weltjäger, der um die ganze Welt herum laufen muß, wie der laufende Jude, weil er am lieben Sonntag gejagt hat. Wie gut, daß das nur in Sagen geſchieht; würden die heutigen Sonntags- und ſonſt unberufenen Jäger um die Welt herum geſchickt, ſo gäbe es keine Uebervölkerung mehr.

Auch der Wode zieht in Schwaben, nur daß die verſchiedenen Mundarten ſeinen Namen verſchieden abwandeln,

z. B. das oder 's Wuota's, 's Wuote's, das Wutesheer, auch 's Muotes, Mutes, Mutesheer, das wilde, wüthige, wüthende Heer, ſo um Weinsberg und Blaubeuren. Das Heer muſicirt bisweilen, und es zieht in ihm nach der Sage mancher Orte die geſammte Teufelsſippſchaft ſammt aller Hexenheit. Vom wilden Sturmwetter ſagen die Leute: „'s thut, wie's Wuota's,“ ſehen aber dabei gern, wenn das Wuota's im Frühlinge recht zeitig zieht. Auch in Schwaben findet ſich an des treuen Eckart Stelle ein Vorreiter. Auch von einem Wagen iſt die Rede, welchen Schimmel ziehen, der mit Geraſſel und Gepraſſel fährt. In Rotenburg und in Friedingen an der Donau ſagen die Leute: die Muoteheer, in der Gegend von Heidenheim und Königsbrunn die Mutterheer, was nach dem Begriff einer weiblichen Zugführerin, gleichſam einer Dea mater hinweiſt. Im Murgthale tritt eine ſolche mit dem Eigennamen das Rockertweible auf, das von Hunden begleitet iſt. Eine örtliche Sage knüpft ſich an dieſe Erſcheinung; trüge ſie den Namen nicht von einem Walde, der Rockert geheißen, ſondern vom Rocken, ſo wäre der Bezug zur Spinnefrau, zur Hulda am Tage, der ohnehin auch in Schwaben nicht ganz fehlt, denn bei Lorch im Remsthale liegen ein Hollenhof und ein Venusberg nachbarlich beiſammen. Auch im Oberamte Waldſee liegt ein Venusberg, über Pfullingen aber ein Urſchelberg mit einem Abhange, das Hörnle genannt, und einer Höhle, welche das Nachtfräuleinsloch heißt. Welche nahe Verwandtſchaft zum thüringiſchen Hörſeelenberge (im Volksmund Hörſchelberg), mit ſeinem Felszackenhorne, ſeiner Felskluft, die das Hörſchelloch heißt. In deſſen Schooſe die Frau Holle mit ihrem Seelenheere, hier die alte Urſchel mit dem Gefolge ihrer Nachtfräulein. Deren ſind jedoch nur drei, und ſie heißen auch Nonnen. Die Urſchel iſt grün gekleidet, in Jägerfarbe. (D. Sagenb. 912—918.)

In der Wertinger Gegend, zwiſchen Augsburg und Lauingen, ſchwärmt das wilde Gejäg, lockt Wanderer erſt mit ſüßer Muſik an und bethört und umbrüllt ſie dann mit allem Höllenlärm und Getöſe. Dazwiſchen ſchreit ein Geiſt fort und fort Hoi hoi! und knallt mit einer Peitſche.

Den wilden Frauen im Untersberge mißt die Sage keine Jagdluſt, kein Heerziehen bei, wohl aber umgiebt des Berges ungleich höheren, gewaltigen Nachbar, den Watzmann, die Sage mit allen Schreckniſſen eines raſtloſen wilden Jägers; das war König Watzmann, der mit grauſamſter Härte über dem jagen aller Menſchlichkeit Hohn ſprach. Doch Gottes Zorn ereilte ihn, er wurde von ſeinen eigenen Hunden zerriſſen und mit Weib und Kindern in den eisbedeckten Berg verwandelt, der zwei große und ſieben kleinere Zacken und Zinken in die Lüfte ſtreckt. Die Wälder aber, tief unter ihm, durchfährt noch des Wüthrichs Geiſt mit lautem Jagdgetümmel.

Aber ſelbſt jenſeit der Alpen, auf der Malſer Heide, ſind Sagen vom wilden Heerzug noch lebendig, von Reitern, deren Pferde Böcke ſind und deren Füße Thierfüße, und die mit Getöſe durch die Luft fahren, und ſo durchdrangen Grundzüge dieſer Sage auch weſtliche, nördliche und öſtliche Lande.

Die übrigen Götter der germaniſchen Frühvölker blieben nicht in ſo ausgedehnter Weiſe, wie Wuotan durch ſein Heer, in örtlicher Erinnerung der Sagenwelt. Manche wollen, vom langen und rothen Bart des Donnergottes ausgehend, bis auf dieſen die Sage vom lang- und rothbärtigen Kaiſer Friedrich zurückführen; mag dies den Kreis der gelehrten Forſchung erweitern, der Volksſage bringt es keinen

Gewinn, auch wird ſie ſich ihren Kaiſer Friedrich nicht nehmen laſſen. Auf die Ortsnamenausklaubung dürfte bei Thorr und Dunar am geeignetſten ganz verzichtet werden; das nöthige darüber wurde ſchon Th. I. S. 39 und oben S. 57 angedeutet. Schmeichleriſche Heraldiker haben Thorrs Hammer in dreifacher Zahl in das Wappenſchild der fränkiſchen Adelsfamilie von Altenſtein gefabelt, das allerdings drei ſilberne Hämmer im rothen Felde zeigt; wenn man aber alle Hämmer in Wappen, oder alle Namensanklänge an dergleichen auf den Gott Thorr beziehen wollte, würde man ſich großer Thorheit ſchuldig machen. Selbſt der gewöhnliche Fluch: beim Donner! zum Donner! Donnerwetter! kann mythiſch ſein, aber ebenſo wohl phyſikaliſch, hingegen ſcheint uns jener Fluch: „Donner und Teufel!“ weit eher mythiſch, indem hier zwei Namen, durch Flammen verwandt, zuſammenklingen, und es allerdings üblich war, Namen der Gottheit bei heftiger Erregung auszuſtoßen, und zwar nicht nur der guten, ſondern auch der böſen. Auch wurde Donar mit dem Teufel endlich ganz in Einklang gebracht.

Das in Sagen begegnende Hammerwerfen von mächtigen Rieſen in Stundenferne könnte wol nach dem Hammer Thorrs deuten. Auf die abergläubiſche Wichtigkeit, welche das Volk den Donnerkeilen beilegte, wurde ſchon hingedeutet.

Vom Zio und Fro werden ſich kaum örtliche Sagen in Deutſchland finden, wenn wir nicht annehmen, daß jener Thiodute, Jodute als Gottheit verehrt wurde, den die Sage von der Schlacht am Welfesholz als rufende Stimme nennt (D. Sagenb. 415); nur in Verbindung mit Freia, die wieder unſere Hulda iſt, mögen wir dieſe Gottheit denken, auch in der Eigenſchaft als Frühlingsgötter, welche die Fluren ſegnen, die das Land durchfahren, theils zu Wagen, theils ſelbſt zu Schiffe (ſchifft doch auch, nach mancher Sage, Hulda ſelbſt durch die Wolken), endlich auch mit dem Pfluge, dem wichtigſten aller Geräthe, was lange, namentlich in Franken und in Schwaben, volksüblich blieb, bis es verboten wurde. So wird auch von dieſer Seite Frau Hulda, als gütige weibliche Gottheit, als allverehrte zumal, auf's neue wichtig. Ihr Umzug bringt den Fluren Fruchtbarkeit und Segen, ſie hat eben ihre Lichtſeite und ihre Schattenſeite. Beider wurde bereits öfter gedacht; die Lichtſeite wandelte ſie zur Liebesgöttin, und von dieſer war es nur ein Schritt, ſie mit dem minniglichen Glanze der antiken Liebesgöttin, der Venus, zu umkleiden, ſie ſelbſt Venus zu nennen. Als ſolche wurde ſie nun unter dem Namen Frau Sälde und Frau Minne zur ausgebildeten Idee einer erotiſchen Gottheit; da aber der übereifrige, wie der unlautere Minnedienſt meiſt verderblich iſt, ſo wurde auch Frau Venus, trotz all' ihres Liebreizes, weil dieſer verführeriſch war, verderblich, dämoniſch, und nun gehörte, nach dem chriſtlichen Begriffe, Frau Venus in das Bereich des Verderbers vom Anbeginn, des Teufels. Dies führt uns zu noch näherer Betrachtung der Danhäuſerſage.

Die Danhäuſerſage iſt wenig älter als das Danhäuſerlied, welches ſie in ſchlichteſter Einfachheit berichtet und um welches die Poeſie ein ſchönes Gewand über das andere gehangen hat. Wir haben es nach einem fliegenden Blatte im 1. Bändchen unſeres Thüringer Sagenſchatzes ganz getreu nachbilden laſſen, ſo daß ſelbſt die Pilgrimgeſtalt des Ritters nicht mangelt, und wir haben leider ſelbſt mit dazu beigetragen, aus früherer Unkunde und nicht in ſchlimmer Abſicht, daß man den Danhäuſer jüngſt in den thüringiſchen Hörſeelenberg gezogen und ihn zuletzt gar mit aller Willkür den Wartburger Minneſingern zugeſellt hat, ohne die mindeſte ſagengeſchichtliche Begründung. Blicken wir nach den Quellen um, ſo bleibt immer das Lied die älteſte. Dieſes nennt den Ritter, nennt Frau Venus, nennt „Frau Venus Bergk,“ nennt den Papſt Urban den vierten — aber es nennt nicht einmal den treuen Eckart, doch kann man die Worte der Frau Venus:

„Uembt vrlaub von dem greyſen,“

wenn man will, auf ihn deuten. Den Hörſeelenberg nennt es nicht. Das Lied wurde vielfach verändert, in Prätorius Blocksberg, in Kornmanns Mons Veneris, in Mone's Anzeiger, in H. Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland, Freiburg 1839, in Dr. Gräße's verdienſtvoller Abhandlung: „Die Sage vom Ritter Tanhäuſer,“ Dresden und Leipzig 1846, wo auch alle älteren und neueren Abdrücke angeführt ſind, finden ſich die Danhäuſerlieder — keins nennt den Eckart, keins den Hörſeelenberg.

Agricola in ſeinen Sprichwörtern (Ausgabe 1592) erzählt die Sage vom treuen Eckart, geſtützt auf das Heldenbuch S. 395 u. f., doch erwähnt er ſchon S. 162 des Liedes. „Da richtet er (der Teufel) an einen Venusberg, davon man ſingt im Thanheuſer in Lamparten.“ Alſo nach Wälſchland, nach der Lombardei, wo der Minneſinger Tanhäuſer umfuhr, deutet das Lied. Was über den geſchichtlichen Minneſinger dieſes Namens aufzufinden und beizubringen war, ſteht ausführlich in von der Hagens Minneſingerwerk. Des Sängers Lieder deuten alle nicht nach der thüringiſchen Sage hin, die ihn mythiſch verklärte. Agricola iſt's zuerſt, der neben dem Venusberge den „Heſelberg“ nennt. Iſt dies der thüringiſche Hörſelberg, oder iſt's der Heſſelberg im Ansbachiſchen? Wir dürfen trotz der fehlerhaften Rechtſchreibung, die ſelbſt in den Grimm'ſchen Sagen noch begegnet, das erſtere annehmen. Auch Sachſenheim's Mörin erwähnt den Venusberg, ohne Bezug zur Danhäuſerſage. Es gab der Venusberge viele, vergl. J. Grimm, d. M., II. S. 888 und in den Nachträgen 1230, wo auch noch eine wichtige hierher bezügliche Stelle aus Paracelſus Schriften angeführt iſt. Da nun der thüringiſche Hörſeelenberg Fegefeuerſitz war, da in ihn die wilde Jagd hineinfuhr, an deren Spitze Frau Holla zog. und welcher der treue Eckart als Warner vorausging, ſo iſt der Berg von einigen — von wem zuerſt, wiſſen wir nicht ſo ganz genau, — auch Venusberg genannt, und die Danhäuſermär zu ihm herangezogen worden. Die Verwandtſchaft der letzteren zu anderen ähnlichen Sagen mag bei J. Grimm und Dr. Gräße nachgeleſen werden, uns verbietet der Raum, dieſe hier ebenfalls zu erörtern. Es iſt alſo nicht entſchieden gewiß, daß die thüringiſche Volksſage den Danhäuſer kennt, und daß letzterer auf der Wartburg geweſen ſei, kann mit nichts bewieſen werden. Daß aber der Hörſeelenberg und der treue Eckart, folglich auch Frau Hulda und ihr Heer, zuſammengehören, und in dieſer Verbindung ſchon in älteren Sagen lebten, beweiſt ein handſchriftliches Gedicht von 1592, deſſen Schreiber ſich Victor Perillus nannte. Dieſes Gedicht, in der nüchternen Trockenheit und Breite ſeines Zeitalters geſchrieben, ſchildert eine Einfahrt in das Innere des „Hörſeelbergks," bei welcher der treue Eckart als Führer dient. Es lauten einige Stellen:

„— — das wunderwerck
So lange Zeit vom Hörſeelbergk
Der zwiſchen Gotha und Iſenacht
In Düringenn nembt wol Inn acht.

Bei Schmalkalden*) gelegen iſt
Der halben viel des wunders friſt.“

ferner:

„So iſt das vom Hörſeelbergk
Gewiß, vnd gar kein Narrenwerk,
Das wunder Ding am ſelbigen Ort
Geſehen werden vnd gehort.“

ferner:

„Bald ſieheſtu zu der linken ſtan
Ein groſſen grawen alten Mann
Den man den trewen Eckhard nennt ꝛc.“

Dieſer Dichter, der, wenn nicht die Oertlichkeit, doch
Sage kannte, ſchildert das Vergesinnere als Purgatoriu
in welchem Lügner, Wucherer, Trunkenbolde u. ſ. w. P
leiden. Des Danhäuſers iſt mit keiner Silbe darin g
dacht. — In der ſeltenen Diſſertation De exercitu f
rioso, vulgo Wütenden Heer, von M. Paul Chriſti
Hilſcher, Leipzig 1678, iſt der Gegenſtand gut und
das erſchöpfendſte abgehandelt, alles nur mögliche auf
Sage bezügliche beigebracht — vom Danhäuſer kein Wo

An ſonſtige mythiſche Weſen erinnern noch die Oertli
keiten von Helgoland als Foſtesland an Foſte, Stavoren
den Frieſengott Stavo oder Staffo, der Herthaſee auf Rüg
an die Erdmutter Hertha, und was ſonſt als bloße Or
namenfolgerung bekannt iſt, welcher nicht unbedingt
trauen man ſtets wohl thut. Ob das geringe Städtch
Hela zwiſchen dem Putziger Wieck und der Oſtſee, d
den Namen der ſcandinaviſchen Todesgöttin führt, die
von ihr führt, wer vermag es mit Sicherheit nachzuwe
ſen? Die Sage will, daß einſt dort eine reiche blühen
Stadt ſtand, welche unterging, weil vor eitel Handelsgr

---

*) Der Dichter ſcheint nicht ſehr ortskundig geweſen zu ſe
Schmalkalden liegt vom Hörſeelberg in geradeſter Linie 4 geogr. M
len entfernt.

und Geſchäftsbetriebſamkeit kein Menſch mehr den Feiertag heiligte, ſondern ſelbſt am Sonntage ſo eifrig gearbeitet wurde, wie heutzutage vor lauter nicht fertig werden können auf mancher Schreibſtube. (D. Sagenb. 243.)

Wir übergehen die Namenanklänge an die vielen unerwieſenen Gottheiten in Thüringen. — Gab es eine germaniſche Gottheit, des Namens Irmin? War die Irminſul Bild dieſer Gottheit, oder war ſie nur deren Fußgeſtell, ein mächtiger, der Aeſte beraubter und oben abgeplatteter Baumſtamm? Die Milchſtraße ſoll Irmin's Weg geheißen haben. Alles, was über dieſes noch nicht ganz erſchloſſene Räthſel zu erforſchen war, iſt in J. Grimms d. M. I. S. 325 u. f. gründlich erörtert zu leſen. Was man in der Gegenwart als Irmenſäule bezeichnet, den ſtattlichen Marmorcandelaber im Dome zu Hildesheim, das iſt ſicher keine, ihr Alter reicht wol kaum in eine ſo frühe Zeit, noch über die Karls des Großen, der dieſe Säule gebrochen haben ſoll, hinauf. Der Name Irm aber iſt noch nicht ganz verklungen und deutet nach einer mythiſchen Ferne. Ueberm Dorfe Crock, eine Stunde von der Sachſen-Meiningenſchen Stadt Eisfeld, ſtand eine Kirche, welche die Irmkirche genannt wurde, auf ſteilem Hügel. Noch quillt dort der Irmbrunnen, und die Sage meldet von einer Königstochter, die dort gewohnt haben ſoll. (D. Sagenb. 715.) Der Ort Armſeul bei Hildesheim wird auch Irmenſeul geſchrieben. In Unterfranken liegt das Pfarrdorf Irmeishauſen, welches alturkundlich 1186 Irminoltishusin, 1346 aber Irmoltshusen geſchrieben wurde. Im Reg.-Bezirke Koblenz liegt auch ein Irmerode. Ob die ſchimpfliche Redensart, die man wol bisweilen noch vernimmt: „Blinder Herm!“ auf die Namen Irm, Armin oder Hermann zu beziehen ſei und welchen Bezug ſie hat — vermögen wir nicht zu beſtimmen. Der alte weſtp Reim: Hermen sla dermen, ſcheint dahin zu deuter

Von den Göttern zu den Dämonen iſt leicht der gang gefunden. Wer z. B. in dem Dürſt der nicht einen Anklang an Wuotan finden will, muß ben für einen ſelbſtſtändigen Geiſt des Pilatusberg ſeines Nachbargebirges halten, wie manches Gebirge eigenen hat, dennoch iſt die Zahl dieſer dämoniſchen gewalten (Sturmrieſen der alten Mythe) nur e ringe, wenn von ihnen der unter ſo vielen verſch Namen auftretende wilde Jäger in Abzug gebracht Der wilde Mann des Harzes tritt wenig und ſe örtlicher Sage handelnd auf; er hat ſich auf dem gelde und als Schildhalter der Wappen von Preußer nemark, Schwarzburg ꝛc. feſt anſtellen laſſen. Dagegen er wieder im ſüdbaieriſchen Hochland, jagt, als wilder die ſeligen Fräulein, und heißt wieder — Wutan.

Rübezahl, deſſen wir ſchon bei dem Volksbuc ihn gedachten, Th. II. S. 68 u. f., iſt ein ganz f daſtehender Gebirgsdämon, dem die Sage große Mac mißt, deshalb wird er auch vorzugsweiſe Herr ge Er hat nichts mit dem wilden Jäger zu ſchaffen, dieſer ſein Reich berührt und die Rüttelweibchen ja iſt Bergrieſe, Berggeiſt, aber nicht Bergwerksgeiſt, wi ſter Hämmerling, was wohl zu unterſcheiden iſt, und die Gabe, jede ihm beliebige Geſtalt anzunehmen; der liſtenreiche Proteus der deutſchen Mythe, nac cher er Rüben hütet und zählt, wie letzterer Robben auch, wie dieſer, eine Naturgewalt iſt, mit ſchöpfe Kraft begabt. Um den Rübezahlmythus zu erforſche tief und ſinnig in ſein Weſen, das die Sagen ziemlich ſtaltet haben, einzudringen, ohne mattherzig zu etymolog

— denn das iſt das leichteſte, — müßte ein ſinniger Forſcher im Rieſengebirge ſelbſt lange Zeit wohnen, und das Verſtändniß dieſes Dämons deutſcher Mythe beſſer, als bisher geſchehen, zu ergründen ſuchen.

Ebenſo vereinzelt, wie Rübezahl, aber ungleich weniger durch Sagen bekannt, ſteht der Wihte da, ein rieſig gedachter Haingott, der eine Felshöhle in der fränkiſchen Schweiz bewohnte, welche die Wihtehöhle hieß und jetzt Witzenhöhle heißt. Es ſoll auch ein Bild von dieſem Gotte vorhanden geweſen ſein, was kaum zu glauben iſt. Auf Heidenthum deutet aber die ganze Umgebung ſeines ehemaligen Heiligthumes hin, die Heidenſtadt liegt letzterem ganz nahe, wihe war in altdeutſcher Sprache ſowol Hain als Weihe, und ein Weihkeſſel ſoll noch in der angeführten Höhle liegen. (D. Sagenb. 705.)

Daß mit der Idee der höheren und mächtigeren Gottheit ſich die Rieſengeſtalt verband, iſt ſelbſtverſtändlich, wir finden daher faſt in allen deutſchen Rieſenſagen, wo dieſe nicht ausſchließlich Menſchen von ausgezeichneter Körpergröße meinen und bezeichnen, dämoniſch-mythiſchen Anklang und Nachhall, ganz ſo, wie es im antiken Mythus auch der Fall iſt, ja der gleiche Zug und Grundgedanke geht durch alle bekannten Mythologien. Oertlich ſind die Rieſenſagen in Deutſchland ungemein verbreitet, und wir können nicht umhin, deren Mehrzahl namhaft zu machen.

Voraus zu bemerken iſt bei den Rieſen und wilden Männern der Mythe, daß ſie theils dämoniſch gewaltig, und dann meiſt vereinzelt begegnen, bisweilen benannt, bisweilen unbenannt, theils daß von Rieſen im Allgemeinen als Bevölkerung einer Gegend, wenn auch ſparſame, dünne, die Rede iſt, gegen welche das Menſchengeſchlecht nur zwerghaft erſcheint, das ſind die wahren Heunen, ähnlich und verwandt den Rieſen der heiligen Schrift zu Aſtaroth-Karnaim und den Enakim, alleſammt heroiſchen Geſchlechtes, Miſchlingen aus Göttern und Menſchenkindern, dunklen Urſprunges.

Solcher Art waren die Rieſen, deren Tochter im Elſa einen Ackerbauer ſammt Pflug und Pferden als hübſche Spielzeug in ihr Schürzchen nahm, welche Sage ſich am Har und im Thüringerwalde, im Schwarzathale bei Blankenburg faſt wörtlich wiederholt. (D. Sagenb. 31. 405.) Nannte di ſcandinaviſche Mythe die Rieſen Jöten und Jetten, ſo deutet nach ihnen der Jettenbühel und die Sage von der Alrun Jetta bei Heidelberg (a. a. O. 51), ebenſo der Rieſe, den de Ritter Eppo von Eppſtein beſiegte, wie jener römiſche Antigonus, den Herzog Braban überwandt und jener He Lem mit ſeinem entſetzlich großen Weibe Walberech. (A. a. O. 71. 137. 138.)

Viele Rieſen aber, welche die örtliche Sage namhaf macht, ſind eben nur Menſchen von großer Leibeslänge un Körperkraft, dabei entweder ſehr tapfer oder ſehr plum und tölpelhaft geartet. Dahin gehört der Rieſe Millmoth im Volksbuche der Rieſengeſchichte, der Rieſe Scharmack (vergl. Th. II. 109), anderntheils der tapfere Ries Milligedo, der Rieſe Einheer in Schwaben, die Rieſen Heim in der ſchwäbiſchen Alp, Heim im Innthale, Erkinger, der zu Hirſchau in der Rieſenkapelle begraben liegt (D. Sagenb. 254. 907. 936), und andere.

Am Köterberg (Götterberg?) warfen Hünen mit Hämmern von der Hünenburg zur Harzburg; ſie überbreiteten das ganze paderborniſche und corveyiſche Gebiet, wie auch noch andere Theile Weſtphalens; viele Ortsnamen deuten auf das gewaltige heuniſche Geſchlecht, und an Hünenburgen Hünenſteinen, Hünengräbern, Hünenbetten iſt dort kein Mangel. Wollte man alle deutſche Ortsnamen, die mit Jette, Heune, Hüne, Rieſe und dergl. beginnen oder mit dieſen Lauten zuſammengeſetzt ſind, niederſchreiben, ſo gäbe das allein ein Buch, vollends wenn man die Vorſilbe Hun dazu brächte. Hünen und Hunnen örtlicher Sagen zu ſcheiden, fällt oft ſehr ſchwer, man müßte denn geſchichtliche Gewißheit haben, daß an einem oder dem andern Orte, wo verwandte Benennungen vorkommen, die Rieſen- oder die Hunnenſage entſchieden und ungemiſcht vorwalte. Häufig geſellt die Sage auch Rieſen zu Zwergen und umgekehrt, und bringt ſie in freundliche oder feindliche Wechſelſtellung zu einander, wie bei Hiddesacker, das der Rieſe Hidde gründete, und wo doch Zwerge wohnten. (D. Sagenb. 284. 299. 301.)

Der kleine rothe Weiher Hünenblut im Kreiſe Magdeburg zeugt noch vom ſagenhaften Hünenkampfe, ebenſo die Roßtrappe im Harz. Dort nennt die Sage einen jungen Rieſenſohn Wittig (das iſt wieder der Wihte), den die Tochter des alten Harzkönigs (des Harzherrn) liebt. Sie flieht und thut den großen Rieſenſprung, von dem die Roßtrappe zeugt, aber die Krone entfällt ihr, tief hinab in den Cretpfuhl, in dem ſie unwiederbringlich verſenkt bleibt, wie der Nibelungenhort im Rheine. (A. a. O. 319. 403.)

Vom Harzwalde nach dem Eichsfelde zu liegt der Rieſenhügel, auch der „braune Bühel" genannt, der aus einem Sandhügel beſteht, welchen vormals ein Rieſe aus ſeinem Schuh geſchüttelt, weil ihn etwas darin drückte. Dies letztere würde nicht geſchehen ſein, hätte dieſer Rieſe ſtatt der Schuhe goldene Pantoffeln getragen, wie jener, der noch immer von Pößneck nach Oppurg zu wandert, und dem, der ihn einholt, einen Pantoffel vom linken

Fuße abwerfen wird. (A. a. O. 438. 577.) Der Fuch
thurm bei Jena heißt der Rieſenfinger: alte Monſtranzniſch
auf Feldern nannte man Rieſenlöffel, wie es überhaupt
der Sagenwelt nicht an allerlei Rieſenhausrath fehlt.

Die Gegend um Eisfeld iſt ganz von der Rieſenſ
bevölkert; auch dort ihr Wiederhall vom Rieſenſpielze
ebenſo das bedeutungsvolle Werfen der Rieſen mit Hä
mern, das an Thorr und Thurſen mahnt, wie ihr Sp
mit gewaltigen großen Kugeln. Das Thal, wo ſie ſpi
ten, heißt das Toſſenthal, volksmündlich „Tuſſethal,“
Burgen, von denen ſie warfen, waren der Schauenb
und Burg Grub, 1½ Stunden weit von einander ge
gen. Auch in Heſſen giebt es ſolcher Rieſenſagen ſ
viele, die gleiche Färbung haben.

Noch hängt im Schloßhofe zu Aſchaffenburg die gr
eiſerne Rieſenpflugſchaar, mit welcher ein Rieſe dem Ma
ſtrome ein Bette pflügte, um denſelben am alten A
burgum vorüberzuleiten, ſo wie dieſes Rieſen Rippe. E
Rieſenrippe hing oder hängt noch über einem Portale
Liebfrauenkirche zu Arnſtadt. Die berühmten Heunſä
len, eine in der Grafſchaft Erbach, ſieben auf dem He
berge bei Miltenberg, alle 20 Fuß oder noch darü
lang, liegen noch frei auf ihren Höhen, Zeugen eines
trümmerten Tempelbaues grauer Vorzeit. So auch
Felsblöcke des Heunaltares überm Dorfe Großheubach
Main im k. Landgerichte Klingenberg. (D. Sagenb. 792. 79

An der Murg gab es Rieſen, die nannte man
Gundesvolk, auch Rothmäntel. Ebenſo bewoh
ein Rieſenvolk den Untersberg, von welchem viele örtl
Sagen gehen (D. Sagenb. 991), beſonders von den Fra
dieſer Rieſen, welche unter dem Namen „die wilden Frau
vorzugsweiſe bekannt ſind. Häufig erſcheinen dieſelben m

und gütig, häufig aber bricht bei ihnen das dämoniſche Element hervor, das in der weiblichen Natur, auch in der menſchlichen, vorzugsweiſe ſchlummert, das ſchon die Frühvölker erkannten und mit richtigem Blicke würdigten, daher es denn auch gekommen iſt, daß eine ſo reichhaltige Sagenfülle Frauen und Jungfrauen ausſchließlich zu Trägerinnen und zum unmittelbaren Kerne hat. Was in den zahlreichen Sagen von mythiſchen, geiſter- und ſpukhaften Frauen und Jungfrauen in die eigentlich mythiſche Zeit hineinragt und was von ihnen der chriſtlichen angehört, läßt ſich nicht überall ſondern, wol aber könnte eine elementare Sonderung gerechtfertigt erſcheinen, deren ganzer Gewinn indeß auch nur der wäre, die Feinen der Waſſerwelt in einen beſondern Kreis zu vereinigen. Wir aber gedenken nicht, hierin eine ſtrenge Grenzlinie zu ziehen, wenn wir mit dem Faden der Erinnerung das weite Gebiet der Sagenwelt durchwandeln, die das weibliche Element in der mannichfaltigſten Erſcheinung in den Vordergrund ſtellt.

Was davon in den Kreis der Göttinnen gehört, fand bereits mehrfach Erwähnung. Hulda und Perchtha bleiben die wichtigſten, Venus iſt nur eine verwandelte Hulda, andere Frauen und Jungfrauen gehören der legendenartigen, noch andere der ritterlich-romantiſchen Sage an; wir werden jetzt nur von denen ſprechen, welche mythiſch, dämoniſch, geiſterhaft erſcheinen, ſei es zur Minne bethörend, ſei es in Gluth oder Fluth hinabreißend, ſei es auf Erlöſung hoffend, ſei es auf ewig von der Seligkeit geſchieden, ſei es gut oder böſe. Daß dabei dennoch unmöglich bleibt, alle und jede Oertlichkeiten namhaft zu machen, an welche die Sage das erſcheinen von Frauen und Jungfrauen knüpft, liegt auf der Hand. Die Menge derſelben iſt in der That unzählbar, ja unüberſehbar.

Schon öfter erwähnten wir der Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſt, eine unerlöſte, meluſinenhafte Erſcheinung; eine ähnliche: „In einem Schloſſe der Vogeſen,“ beſang der Fabeldichter Pfeffel. Die Jungfrau der Burg Rothanker im Elſaß muß nicht nur als Schlange, ſie muß auch als Kröte erſcheinen, und bei ſo überaus grauſiger Geſtalt wird ſie wol unerlöſt bleiben. (D. Sagenb. 27. 32.) Die Wieſenjungfrau bei Auerbach erſcheint auch bisweilen als Schlange, welche die Wunderblume, durch die ſie erlöſt werden kann, im Munde trägt und ſie darbietet. Dabei iſt ihre Erlöſung an einen Kirſchkern gebunden, aus dem ein Baum werden muß, und aus dem Baum eine Wiege, und nur ein in dieſer gewiegtes Kind kann ſie vollbringen und nur erſt alle hundert Jahre (a. a. O. 58). Dieſer Zug der Sage wiederholt ſich öfters, unter andern bei der Trümmer der Burg Rauneck in Oeſterreich, und erſcheint wichtig wegen des Cyclus eines vollen Jahrhunderts, weil er gerade ſo in der Barbaroſſaſage begegnet. Nur alle hundert Jahre einmal läßt Kaiſer Friedrich, ſich ermunternd, nachfragen, ob die Raben noch über dem Berge fliegen. Zu den erſcheinenden Frauen hat die Sage auch Genoveva geſellt, die man, ein Bild frommer Häuslichkeit, als Spinnerin hinter dem Hochaltare der Kirche zu Maien erblicken will. Auf Erlöſung harren die ſieben Schweſtern, die einſt Schönberg am Rhein bewohnten, und in ebenſo viele Felſen wegen ihrer Herzenshärte verwandelt wurden. Ob die Lurlei auf Erlöſung hofft und ſie zu gewärtigen hat, läßt ſich nicht ſagen, weil die Mär von ihr eine neue iſt; ſie deutet durch das Strählen ihres Haares nach der verwünſchten Jungfrau bei Eiſenach, der aber das romantiſche Element der Verlockung fehlte, nach welchem die Lurlei mehr Waſſerminne als Bergfeine iſt. (D. Sagenb. 92. 94. 95.) Dieſer Uebergang begegnet indeß mehrfach, ſelbſt Hulda iſt Waſſerfeine, da ſie in ihrem Brunnen auf dem Meißner wohnt.

Aehnliches bekunden andere Sagen, denn eine mit dem verwünſchten Kloſter bei Neuenkirchen im Odenwalde verſunkene Novize wurde förmlich zur Waſſerminne, die an ihrem rothen Lebensfaden durch den Geliebten ſich emporziehen ließ, als ſie aber einſt zu lange bei ihm weilte, färbte die ganze Fluth ſich roth — wie bei den ſo häufigen Nixenſagen, ſie war todt, ihr Lebensfaden war durchſchnitten, und der Geliebte folgte ihr nach in das feuchte Grab, wie jener Jüngling ſeinem Nixchen in die Todtenlache bei Schleuſingen. (D. Sagenb. 59. 727.)

Am Ufer aber tanzen im Mondſcheine die verſunkenen Nonnen ihre Reigen. Eine fromme Nonne aus dem ebenfalls verſunkenen Kloſter Machern wandelt, in einem Brevier leſend, geſpenſtiſch durch die Spuknächte. Wandelnde Mönche und Nonnen ſind indeß ſo zahlreich, daß es kaum einen Kloſterort geben wird, an welchem nicht Sagen von ihnen, von vergrabenen Schätzen und weit, oft in Stundenferne ziehenden unterirdiſchen Gängen vorkämen. Auch die Nonne Hildegunde auf der Inſel Nonnenwörth im Rheine wandelt, oder ihr Leichenzug wird erblickt (a. a. O. 98.).

Jene ſpukhaften Tanzfrauen einer Aachener Sage, die ſich in Frankfurt wiederholt, gehören in einen eigenthümlichen elbiſchen Kreis, es iſt etwas koboldhaftes an ihnen, neckiſch und graulich zugleich, ſie haben wenig ihres Gleichen. Die Tanznonnen in Kreuzburg gehören auch hierher (a. a. O. 129. 252).

In ganz anderer Weiſe auftretend erblicken wir die Berg- und Waldfeinen, doch verläugnet ſich bei vielen nicht der dämoniſche Zug. So bietet die Jungfrau

des Oſenberges dem Grafen Otto von Oldenburg das
rühmte Horn, das er ihr entführte, aber in dem Ho
einen Trank, der ihn getödtet hätte, wenn er davon gen
Ebenſo wenig war die ſchwarze Greth ein guter Geiſt, vi
mehr war ſie Teufelsbündnerin und erbaute mit deſ
Hülfe das rieſige Danewerk. Wer ſie nächtlich reiten ſie
mag ſeine Seele behüten. (D. Sagenb. 163. 185.) R
und makellos erſcheint dagegen wieder die weiße Jungf
der Baierburg, welche als Schutzgeiſt der Gegend wand
eine andere wandelt Erlöſung hoffend auf dem Berge ü
Kreuzburg, darauf ein Schloß der Deutſchherren ſt
(a. a. O. 237. 251). Von ſchlimmer Gemüthsart,
die der Nonne Tutoſel erinnernd, war jene Haushälte
im münſterſchen Frauenſtifte Freckenhorſt, Jungfer E
ein gräulicher Spuk, gut daß er gebannt iſt (a. a. O. 27

Auf dem ſchon erwähnten Köterberg in Weſtphalen
ſcheint eine wandelnde Jungfrau, Schätze bewahrend
die Springwurz bietend, wie es deren unzählige giebt;
das iſt ein beſtimmter Zug der Sage von ihr, daß
Jungfrauen drei ſind; zwei ſitzen im Schooſe der T
— dieſe myſtiſche Dreizahl der verwünſchten Wandlerin
begegnet häufig in fränkiſchen und ſchwäbiſchen Sagen w
der. In gleicher Weiſe, nur in einfacher Zahl, wan
das Fräulein der Burg Willberg bei Hörter (a. a.
284. 297).

Die vorzugsweiſe ſogenannte „weiße Frau," die ſch
ſo viele Federn in Bewegung ſetzte, die als Ahnfrau in
vielen Fürſtenſchlöſſern wandelt, und deren erſcheinen m
als unglück- oder trauerkündend gilt, erleidet die mann
faltigſten Beziehungen. Es erſchien bereits über dieſe
1723 in Königsberg eine Diſſertation de celebri spe
tro quod vulgo Die weiße Frau nominant, de

Verfaſſer, Johann Chriſtoph Nagel, ſich viele Mühe um die Erforſchung dieſer Sage gab. Wir ſind in Erforſchung derſelben nur wenige Schritte weiter gelangt. Zunächſt wird die Frau Bertha (Perchtha) von Roſenberg in Böhmen als die genannt, welche auf den Brandenburgiſchen Markgrafenſtamm prophetiſch einwirkt. Sie erſcheint in den Schlöſſern Neuhaus in Böhmen, erſcheint in Berlin, in Bayreuth, Darmſtadt, Carlsruhe, Braunſchweig; auch im Schloſſe Friedenſtein zu Gotha erſcheint eine ſolche „weiß leidtragende“ Ahnfrau. Ihre Tracht iſt ſchleierweiß, ein weißer Wittwenſchleier mit weißen Bändern umhüllt ihr Haupt. Kein älterer Schriftſteller, der irgend über Stoffe aus der Sagenwelt ſchrieb, läßt ſie unerwähnt, Balbinus, Franziſci, Prätorius, Remigius u. a. Nächſt derſelben nennt die Sage aber auch die Gräfin Agnes von Orlamünde, deren Beziehung zum Markgrafen Albrecht den Schönen von Brandenburg auch ihr den Weg nach Berlin und in die Hohenzollerſche Verwandtſchaft bahnte. (D. Sagenb. 360. 582.) Dieſer Orlamünderin gedenkt Nagel nicht. Die weiße Frau auf Schloß Tenneberg (a. a. O. 487) hat zu dieſen beiden genannten keine Beziehung.

Auf dem Harz und in Thüringen ſind die Sagen von wandelnden Frauen und Jungfrauen ſehr häufig. Da tritt uns bedeutſam als Berg- und Waſſerfeine zugleich die Jungfrau Ilſe mit verlockendem winken entgegen, die im ſenkrecht aus dem Ilſethal ſich aufgipfelnden Ilſenſtein wohnt. Auch ſie iſt gleich der Jungfrau, die über den ſchaurigen Felſenkeſſel der Roßtrappe ſprang, des Harzkönigs Tochter, von gütiger Natur und freigebig, aber ſie möchte gern erlöſt ſein, und das iſt leider an eine etwas ſchwere Bedingung geknüpft; es bedarf da mehr als, wie bei der Eiſenacher Jungfrau, zwölfmal Gotthelf zu ſagen. Der

Jüngling, welcher Ilſe erlöſen kann, darf noch nie geliebt haben, weder platoniſch noch antiplatoniſch, er muß der Ilſe an Schönheit gleichen und völlig rein und ſchuldlos ſein.

Die bei Eiſenach in eine Felskluft verwünſchte Jungfrau, deren erſcheinen an eine beſtimmte gleichmäßige Jahresreihe geknüpft iſt, büßt ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit halber ſo lange Zeit. Im Thale der Ruhla wandelt aus einer Felſenwand, die der Wittgenſtein heißt (wieder nach dem Wichte hinzeigend) und auf dem ein Schloß geſtanden haben ſoll, eine Prinzeſſin. Sie begabte oft Muſikanten, und lohnte einem Hirten, der ihre Kuh, die auch aus dem Felſen kam, gehütet. Bei ihr nennt die Sage keine Bedingung als Erlöſung. (D. Sagenb. 400. 473. 479.) Die Jungfrau des Schloßberges bei Ohrdruf, die ſich im Hörlings-, vielleicht urſprünglich Harlungs-Brunnen badet, erinnert durch dieſen Zug an Frau Hulda; eine andere die am Ruppberg im Thüringerwalde wandelt, erſcheint zum öſtern mit noch zwei Gefährtinnen; ſie trocknen häufig Wäſche, und nießen, damit ihnen das erlöſende Gotthelf zugerufen werde. Ohnweit davon wandelt eine weiße Frau, und ſchreit Maaß und Gewicht aus, mit welchem ſie im Leben betrogen hat; eine Sage, die ſich bei Arnſtadt und bei Würzburg in ſehr ähnlicher Weiſe, und auch anderwärts wiederholt. (D. Sagenb. 509. 510. 587. 806.)

Um die Trümmerſtätte der Burg über Heilingen ohnweit Orlamünde wandelt auch ein weißes Fräulein; es iſ gütiger Natur, und begabt Muſikanten, je nachdem deren Denkart iſt, ganz wie die erwähnte Prinzeſſin aus dem Wittgenſteine. Die Erſcheinung des ſtillen Kindes in der Erfurter Flurmarkung, das bleich und ſchön mit einem

Stabe wandelte, und die Häupter der Feldblumen abſchlug, war nur eine vorübergehende. So wird auch jene Heldenjungfrau zu Glatz nicht mehr als noch immer erſcheinend angenommen, vielleicht war ſie ein und daſſelbe Weſen, das als Sibylle zu Eiſersdorf, eine Meile von Glatz, auf grüner Linde von kommenden Zeiten weiſſagte. Dagegen ſpukt noch immer gräulich das zänkiſche Schweſterpaar auf der Felſenburg Troßky in Böhmen. Im Schloſſe Schildheiß ſteht unterirdiſch eine bleiche Jungfrau und ſtützt des ſchlummernden Königs Haupt und ſeufzt. Es iſt nicht gut ihr zu nahen. (D. Sagenb. 580. 581. 589. 656. 657. 659.) Das Fräulein bei Wittenberge (Wichtenberg?) in der Priegnitz wurde wegen eigener Untreue verwünſcht zum ewigen wandeln; Fräulein Podica vom Schaunberg wandelt auf der alten meraniſchen Burgſtätte über Lichtenfels aus treuem Liebesgram; ihre Erlöſung iſt an einen ganz leicht ſcheinenden Zuruf geknüpft, der aber doch noch nie erfolgte. Die Haßfurt- und die Landsbergjungfrau bei Meiningen ſind vielleicht nur ein und daſſelbe Weſen, da Schloß Landsberg dem Haßfurt-Walde ganz nahe liegt. Sie gehören zu den Glücks- und Wunderblumenträgerinnen, deren Blumen ſich in goldene Schlüſſel zu den unterirdiſchen Burggewölben voll Schätze verwandeln, die ſich vor dieſen Schlüſſeln, gleich wie vor der Springwurz, aufthun. Da auch im Haßfurtwalde ein altes Ritterſchloß, die Habichtsburg lag, ſo hatte am Ende doch jede dieſer Burgen ihre eigne Schätzehüterin. Nur alle 100 Jahre dürfen ſie, nach der Sage, einmal erſcheinen. In ähnlicher Weiſe begegnen erſcheinende Jungfrauen auf den Burgen und Burgſtätten Liebenſtein, Alt-Ringelſtein und Krainberg; auf letzterem Berge iſt die Wunderblume als Tulipane bezeichnet: an die Burgen Krainberg und Liebenſtein, wie auch an Burg Henneberg knüpft ſich auch die Schauerſag von *vermauerten Kindern*, die bei den beiden letzteren dahin ausgebildet iſt, daß das eingemauert werdend Kind ruft: „Vater, es wird ſo dunkel!“ worauf der Vate von der Leiter ſtürzt und den Hals bricht — bei der andern (Liebenſtein): „Mutter, ich ſehe Dich noch!“ worau die Mutter, die ihr Kind zum Einmauern *verkaufte*, in Wahnſinn fällt, und fortan ewig büßend, als Wandelweib wehklagend um die Trümmer irrt. (D. Sagenb. 349. 708. 731. 744. 751. 752.) In der Wüſtung Glasbach bei Altenſtein ziehen alle ſieben Jahre weiße Nonnen, ein Scha liegt dort vergraben; im Wallſahrtgarten erſcheint ein weiße Jungfrau und begabt Kinder mit Beeren, bisweilen ſind es auch der Jungfrauen zwei. (A. a. O. 746.) In *dreifacher* Zahl, die immer die bedeutſamſte iſt, erſcheinen die Fräulein von Boineburg in Heſſen auf ihrem Stammhaus, und es gehen von ihnen mehrerlei Sagen. (A. a. O. 763.)

In gleicher oder noch größerer Anzahl kommen di Moorjungfrauen auf der hohen Rhön zur Erſcheinung, ſi entſteigen dem rothen und ſchwarzen Moore, welche übe die in Sünden verſunkenen Dörfer getreten ſind, und gehören ſonach halb und halb in das Reich der Waſſerfeinen; ſie ſchimmern meteoriſch, und tanzen, ſingen auch, und kommen zum Tanze in die Dörfer, wo ſich dann di allumgehende Sage mit dem zu lange bleiben, und dem röthen des Sees wiederholt, auf die wir bei den Nixenſagen zu ſprechen kommen. (D. Sagenb. 767.) Auch das Lindigsfrauchen, das bei Gerſtungen an der Werra wandelt, hat halb und halb Nixennatur angenommen, obwohl es auch die koboldhafte Unart an Tag legt, ſich den Wanderern aufzuhocken. (A. a. O. 755.)

Die Jungfrau der Petersſtirne bei Schweinfurt erſchien auch als Schlange, doch nicht minnebegehrlich gleich andern, ſie weinte, und ihre Thränen waren Perlen. Aber auch in der Dreizahl ließen ſich dort Jungfrauen in ſchneeweißen Kleidern erblicken, gleich den Waldjungfrauen bei Baiersdorf, von denen man heute nichts mehr hört und ſieht. Eine Spinnerin ſpukt bei einer ebenſo geheißenen Felsgruppe in der Nähe von Marktbergel, führt Wanderer irre und um die Felſen braußt das wüthende Heer — hier iſt wieder ein dunkler Zug nur angedeutet, der an Hulda erinnert.

Auf die Hulda deutet auch unmittelbar die Sage jener Feine bei Haßloch, welche die Umwohner Hulla nennen, die Wanderern gütig ſich zeigt, ihre Beleidiger aber mit dämoniſchen Erſcheinungen ſchreckt. Zugleich aber verlockt ſie und bethört ſie Jünglinge zu Minnegelüſten, und zieht ſie in das Waſſer; ſo könnte man ſie die Lorlei des Mainſtroms nennen, wenn nicht jeder Vergleich hinkte. (D. Sagenb. 817. 841. 842. 796.)

Die Anzahl der in Schwaben erſcheinenden Spukfrauen und Jungfrauen kann nur angedeutet werden, ſie iſt über alle Maaßen groß. Was von ihnen zur Frau Hulda und zum wilden Heere gehört, wurde oben S. 72 bereits aufgeführt; da ſpuken weiße und ſchwarze, grüne und halb weiße, halb ſchwarze Weiber und Fräulein. Nur allein im D. Sagenb. ſind zwei Erdweible im Heuchelsberge, das Hardtfräulein, das Fräulein von Gröblesberg, das ſchwarze bei Friedingen, drei weiße bei Vieringen an der Jaxt, drei auf dem Stöfelesberg bei Gönningen, das Pelzweible beim Hofe Rommenthal, — Sage 924—926 aufgeführt. Auch im Alpenlande fehlen ſie nicht, in den Schweizer, wie in den Tyroler Bergen. Bekannt iſt die

Sage von den drei ſeligen Fräulein im Oetzthale; vom Schloſſe Karlſtein, das Salztöpfchen geheißen, bei Reichenhall, wandelt ein Fräulein, das ſich aus Liebe den Tod gab; in derſelben Gegend ſpukt das Wieſenweiblein, und bei Berchtesgaden begegnen wir nochmals der mythiſchen Dreizahl verwünſchter Jungfrauen am Alpſtock des Kirchbergs, die aber nicht wandeln, ſondern weil ſie der heiligen Wandlungen in der Kirche geſpottet, in ſtarre Eiszacken verwandelt wurden, gleich ihrem Nachbar, dem Watzmann und ſeiner Familie. Und tief in dieſen verſteinerten Meereswogen des Urgebirges, ſo weit ſüdlich taucht der Name Elf, Elfe wieder auf, und bezeichnet die ſeligen Fräulein, die der wilde Mann jagt.

Die häufig begegnende Doppelnatur der Berg- und Waldfeinen, nach welcher dieſelben auch zugleich Waſſerfeinen ſind, und ſelbſt die Herbeiziehung der Hulda in dieſen Kreis, auf dem Meißner, wie bei der Haßlocher Sage, führt uns zunächſt dem Waſſerreiche und deſſen dämoniſcher Bevölkerung zu. In Bergländern, ſowie im Flachlande, an Seen, Strömen und Meeresufern ſind dieſe Sagen heimiſch, und nach der Oertlichkeit ändern auch die Namen der mythiſchen Weſen; ja ſelbſt ihre Eigenſchaften, ihr Charakter, ſind nicht ſtets dieſelben, nur der eine Grundzug der Nixenſagen in Binnenländern, daß die Fluß- und Brunnenbewohnerinnen gerne Menſchen in ihr naſſes Reich verlocken, ſteht feſt, und dann zunächſt der, daß Nixen mit naſſem Saume des Kleides zu Tänzen der Menſchen kommen, irdiſche Liebesbande anknüpfen, aufgehalten werden, oder aus Neigung ſich verſäumen, und alles das dann mit ihrem Tode büßen.

Der Fiſchſchwanz, den die Sage den Nixen beimißt, macht ſie den Schlangenjungfrauen, die oben menſchliche

Geſtaltung haben, abwärts aber Schlangen und Drachenleiber zeigen, nahe verwandt, übrigens war wirklicher Glaube an Meermänner und Meerfrauen lange Zeit ganz allgemein. Die männlichen Meerwunder, welche irdiſche Frauen liebend und fruchtbar umfingen, Theudelinde, die Lombardenkönigin, Baſina, die Gemahlin Chlodio's, und jene Waſſerfeinen, wie Meluſina und ihre Schweſter, die Frau des Ritters von Staufenberg u. a., wurden um ſo mehr als wahrhaft angenommen, als ſchon einestheils die antike Sirenenſage ſeit undenklichen Zeiten weit umging, anderntheils fort und fort Nachrichten von aufgefangenen Meermännern und Meerweibern durch die Welt liefen. Schon die alten Schriftſteller Aelian und Plinius hatten von ſolchen Erſcheinungen Kunde gegeben. 1305 fing man einen Meermann an der Küſte von Holland, 1403 ein Meerweib im Purpurmeer, das aus der Zuyderſee in daſſelbe getrieben war. 1526 wurde in Friesland ein bärtiger Meermann gefangen, und 1531 in der Oſtſee bei Malmoe in Schonen, 1546 wider in der Oſtſee; auch Luther erwähnt eines Waſſerweibes in ſeinen Tiſchgeſprächen. An der Küſte Norwegens wurde 1619 ein haariger Meermann erblickt, und 1620 einer bei Gothland. Eine Meerfrau kam unter König Friedrich II. von Dänemark an das Land und ſprach ganz menſchlich mit den Menſchen. Bei Raguſa ließ ſich 1716 ein 15 Fuß langer Meermann ſehen, und ſchrie ſo gräulich, daß man es faſt eine halbe Stunde weit hörte. Alle dieſe Geſchöpfe gehörten mehr zur Menſchen-, wie zur dämoniſchen Welt, ſie fanden in alten Naturgeſchichten noch ihre Stellen, ihre Abbildungen, und zählten zu den „Abenteuern," wie man nicht ſelten die unerklärlichen, aus dem gewöhnlichen Kreiſe des Wiſſens tretenden Erſcheinungen nannte.

In Dr. Joh. Georg Gräße's: Beiträgen zur Literat
und Sage des Mittelalters. Dresden, 1850, ſind di
Erſcheinungen bis zur neueren Zeit erörtert. Wir we
den uns der mythiſchen Waſſerwelt ohne verweilen
den naturgeſchichtlichen Problemen dieſes Kreiſes zu.
amphibiſche Natur, die uns bei den Nixen begegnet, tr
auch bei den männlichen Geiſtern entgegen, die an d
Nordſeeküſten und tiefer ins Land Klabautermännche
Kaboter- und Kaboutermannekens heißen.
wohnen in Erdhöhlen, aber auch auf Schiffen, futſcheln
Bächen und Kanälen, und haben neckiſche Natur. N
iſt des Nixes Name in weiter örtlicher Ausdehnung, di
Art iſt in Holland allverbreitet, heißt in der Mehrz
Necker, und häufig haben einzelne ihre beſondern Name
ihr nach dem Waſſer deutender Name hindert nicht, d
ſie als hülfreiche Hausgeiſter dienen, gleich den Heinzchen u
Hütchen. Ein Neck zu Leſſinghe bei Oſtende hieß Fler

Die Meerminnen hingegen gehören ganz dem Rei
der Waſſerwelt an, dabei gleichen ſie Vögeln, ſie ſinge
ſie fliegen, ſie prophezeien Glück oder Unglück, Heil o
Unheil, wie es kommt. Amſterdamer Sagen kennen me
rere derſelben, eine kündigte den Untergang der St
Zevenbergen an. Sieben Meerminnen beſtraften einen Sch
fer in Friesland, der ſich ihnen gelobt hatte und ihn
untreu geworden war, mit ſchrecklicher Rache, und zog
ihn zum Grunde. Die Kielköpfe ſind insgemein Nix
kinder, welche gegen neugeborene Menſchenkinder ausgetauſ
werden, und tummeln ſich im Waſſer, bisweilen nennt
Sage ſie auch blos Kinder der Unterirdiſchen. Da
meiſt über alle Maßen häßlich und unbildſam ſind, a
nicht gedeihen, und ſo gern gegen geſunde, geradgliedert
Menſchenkinder umgewechſelt werden, ſo haben ſie den zu

allgemeinen Schimpfwort gewordenen Namen Wechſelbälge erhalten. (D. Sagenb. 151. 153. 160. 179. 180.) Von der holländiſchen Küſte weiter nordwärts bleibt zwar der Name Klabautermännchen für die Haus- und Schiffsgeiſterlein, die aber der Waſſerwelt ausnahmsweiſe angehören, heißen Niſſen, Neſſe, Puge, Puke (Puk in Shakeſpeare's Sommernachtstraum, dort aber mehr elbiſch), Niskepuke. Faſt alle Ströme, Flüſſe und Seen haben ihre Nixen, ja bisweilen ſelbſt Bäche und Teiche. In großen Strömen wohnen oft mehrere. Es iſt vielleicht nicht zu gewagt, anzunehmen, daß die Elbe ſogar ihren Namen von den Elben hat, die als Stromgeiſter ihre Mündung in Eierſchalen umfahren. In Brabant und Flandern heißen ſie Alvinnen, ſo viel wie Alfinnen, Elbinnen, denn von alba, die weiße, hat der Strom ſchwerlich ſeinen Namen, obſchon viele aus Alpen und Hochgebirgen hervorbrechende Flüſſe Albe heißen. Jene Waſſermuhme (Muhme iſt hier Momel, Mummel), die einem Knaben bei Slate, ohnweit Parchim, an einem tiefen Bache, der in die Elde fällt, auflauerte, mag uns wohl eine Eldenixe vergegenwärtigen, wie ſie in der Magdeburger Gegend als Elbjungfer in den Kreis dieſer Sagen tritt. Verlockend trat die Nix von Nidden auf, die auf einer ſagenhaften ſchwimmenden Inſel im curiſchen Haff wohnt, und den Liebenden, der zu ihr ſchwimmt, in den Tod lockte. Dies erinnert an die Sage von der ſchwimmenden Inſel im Hautſee beim Dorfe Dönges an der alten Eiſenach-Frankfurter Straße, in welchen einſt eine Wehmutter hinab geholt wurde, und aus dem die Nixen nach Frauenſee zum Tanze kamen, und die jungen Burſchen mit Minneſehnſucht bethörten. Sie büßten mit dem Leben; das Waſſer des Sees färbte ſich roth, gleich jenem in der Ruma auf dem Harze, die aus dem Weingartenloch nach der Nixei rinnt. (D. Sagenb. 181. 166. 217. 323. 232. 394.) Häufig gedenkt die Sage der Nixenfrauen als ſolcher in Kindesnöthen, dann kommt gewöhnlich der Mann der Nixe, und bittet eine Frau der Oberwelt um hülfreichen Beiſtand. Dieſer Nix oder Nikes iſt ungemein tückiſch, bietet Geld oder ſonſtige Gaben, die nicht angenommen werden dürfen, wenn die Frau zur Oberwelt ſicher zurückkehren will; er hat das Gelüſt, die eigenen Kinder zu freſſen (eine Saturnusnatur im Strome der Zeit), und bringt bisweilen, wenn alles gut abgegangen, doch noch zauberkräftige Gaben auf, wie der Frau von Renzau widerfuhr, der das Nixenmännlein einen Goldklumpen mit dem Rathe gab, ſich daraus fünfzehn Rechenpfennige, einen Häring und zwei Spindeln fertigen zu laſſen. Andere geben nur den gewöhnlichen Lohn, wie der zu Unterpreilip bei Saalfeld, und der zu Halle an der Saale. Die Saale iſt von mehr als einer Nixe bewohnt; manche derſelben haben ihr Weſen auch an benachbarten Quellen, bleichen Wäſche, wiegen Kinder, ſtrählen ihre langen meergrünen Haare; ſie kamen, wie vielfach auch von Seenixen die Sage geht, in die Stadt, in die Fleiſchbänke, wie man in Weimar von der Ilmnixe, in Salzungen von der „Seesjungfer" erzählt. Die Ilmnixe hat in der Richtung vom Singerberge an bis Weimar ihr Weſen, ſie wohnt nahe den ſtillen heimlichen Wieſen, die von Oberweimar nach dem Parke ſich ausdehnen, an den Schattenſtellen zwiſchen Park und Stern und wieder unterm Webicht nach Tiefurth zu. Gerne winkt und lockt ſie Kinder zu ſich heran, kämmt und flicht ihr Haar, weint oder lacht und taucht dann ſchnell unter. (D. Sagenb. 183. 528. 544. 603.)

Bei Auma, einem S. Weimariſchen Voigtlandſtädtchen, liegt der Dockenteich, darin wohnten zwei Nixen mit ihrem Vater, ob ihrer Schönheit Docken genannt; ſie kamen auf Dörfer zum Tanze, ihr Vater war ſehr ſtreng; ſie ſagten von ihm, er könne keine Chriſten riechen. Aechter Zug alten tiefgewurzelten Heidenthumes! Als dieſe Nixen irdiſche Liebhaber bei ſich hatten, roch ſie der Alte, wie im Märchen vom Däumling der alte Menſchenfreſſer Menſchenfleiſch wittert. Ihre Liebe brachte den armen Docken den Tod. Von den meiſten Nixenflüſſen und Nixenteichen geht die Sage, daß ſie alljährlich ihren Todten heiſchen; von der Ilm, von der Saale, namentlich bei Jena und Halle, von der Elbe bei Magdeburg, von der Fulda, ſelbſt von den kleinen ſtillen, aber ſehr unheimlichen Flüßchen bei Leipzig. (D. Sagenb. 562. 612.) Altheidniſch klingt es an, daß der Johannistag als der Tag bezeichnet wird, an welchem Flüſſe und Nixen ihre Opfer erwarten. Ob und welchen Antheil Johannes der Täufer, der doch nicht den Tod im Waſſer fand, und ſein Name, an dieſem Glauben hat, dürfte noch zu ergründen ſein. Von jenen zwölf Johannes auf der die Welt umfahrenden Glücksſcheibe des alten Frankenkönigs ſtirbt alljährlich einer im Waſſer. (D. Sagenb. 246.) Die häufigen Bäder in der der Johannisfeſtnacht ſo nahen Sonnenwendefeſtnacht mögen wohl manches Opfer empfangen, und ſo dieſen Zug der Nixenſage begründet haben.

Ein Waſſermann wohnte in einem See des Böhmerlandes, er trug einen grünen Hut und warf grünes Band aus. Alle Jahre holte er ſich einen Menſchen, der ertrank, und ſtülpte über deſſen Seele ein neues Töpfchen. (A. a. O. 665.) Die Böhmenkönigin Libuſſa ſoll auch mit einem Stromgeiſte, der in der Moldau wohnte, gute Bekanntſchaft gehabt und oft Zwieſprach mit ihm gepflogen haben;

ja nach ihrem Tode wurde ſie ſelbſt gefahrdrohende Stromſeine, zauberte ſich ein goldenes Bette in die Moldautiefe, und zog manchen ſchönen Jüngling in ihre Umarmung hinab, mindeſtens jedes Jahr einen. (A. a. O. 675 und 676). Donauweibchen-Sagen giebt es ſehr viele. Der noch heute als Rathhausſchild im Abbild dienenden Waſſerſei zu Schleuſingen erwähnten wir ſchon. Noch ſoll ſie im Brunnen der Burg wohnen, wie jener zukunftkundige Brunnengeiſt auf Burg Regenſtein am Niederharz. Die Nixe der Todtenlache bei Schleuſingen feſſelte einen jungen Burſchen beim Tanze an ſich, der ſich in die Tiefe ſtürzte, als er ſah, daß ſich das Waſſer vom Blute der Geliebten röthete. In einer Abhandlung über jenes kleine ſtehende Gewäſſer ſteht wörtlich, daß nach Ausſage alter Leute kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und dem Croateneinfall in Schleuſingen Waſſermenſchen aus der Lache hervorgegangen und geſehen worden ſeien.

In der Werra, oberhalb Themar, da wo die Schleuſe einmündet, wohnt der Waſſermann Hackelmärz (März iſt hier das landübliche abgekürzte Martin, wie Lurz für Lorenz, Murz für Moritz ꝛc.). In jener Gegend muß die Schleuſe alle ſieben Jahre einen Todten haben. (D. Sagenb. 725. 401. 728.) Im Streugrunde von Oberſtreu nach Mellrichſtadt zu wohnt ein Nix, Schlitzöhrchen genannt, von ſeinen geſchlitzten Ohren. Dies iſt ein Name, dem wir in der Thier- wie in der Pflanzenwelt wieder begegnen. Der Waſſerfrau im Salzunger See wurde bereits gedacht; auch dieſer See will alljährlich ſein Opfer haben. Es kamen einſt zwei See'sjungfern auf den hüniſchen Hof, dicht am See gelegen, zum Tanze, weilten zu lange, und andern Tages war der ganze See blutroth. Nicht weit von Salzungen liegt der Büchenſee, an deſſen Stelle einſt ein Schloß ſtand, welches verſank; drei Fräulein wohnten darin, und wohnten dann im See; man ſieht ſie nicht mehr, denn auch ſie ereilte das Loos der Nixenliebe. Durch den grünen Waldwieſenſchoos zu Wilhelmsthal fließt ein Bach, die Elne, auch er hat ſeine Nixe, die einſt einen treuloſen Liebhaber in ihre Wellenarme zog und ihn, als ſie ihn todt geküßt, wieder auswarf. Er wurde zu Unkeroda begraben. (D. Sagenb. 733. 749.)

Franken, Baiern und Schwaben ſind reich an Nixenſagen, doch hat die Mehrzahl derſelben die gleiche Färbung. Bei Thalheim in der alten Grafſchaft Caſtell wohnen deren im Gründlersloch; ſie kamen zu dritt zum Tanze, nach Schloß Caſtell kamen ihrer fünf zur Hochzeit eines jungen Grafen. Wichtig ſind, wie ſchon erwähnt, die Mainnixen-Sagen bei Haßloch, weil ſie in den Huldaſagenkreis einklingen. Die Tauber hat ebenfalls Waſſergeiſter. Der kleine und der große Mummelſee im badiſchen Gebirge werden von Seejungfrauen, Seeweiblein genannt, bewohnt, deren Natur elbiſch iſt, zugleich hülfreich bei Menſchengeſchäften, doch kommt es ihnen auch nicht darauf an, ihre Wechſelbälge gegen Menſchenkinder umzutauſchen, wie namentlich auch vom Hutzenbacher See erzählt wird. Die örtlichen Sagen jener Gegend einen die Nixen und Nixenmännlein den Waldmännlein dadurch, daß ſie beiden die Mitvollbringung irdiſch-häuslicher Geſchäfte, wie Brod backen, fegen und ſäubern, Holz machen und dergl. zuſchreiben. (D. Sagenb. 809. 896. 897.) Der erwähnte Hutzenbacher See barg auch Nixen, die zum Tanze kamen, und die hülfreichen Seemännlein thaten, wie anderwärts die Erdmännlein, ſie blieben weg, als man ihnen zum Danke für ihre geleiſtete Hülfe neue Kleider hinlegte. In der Nähe des Wildbades liegt ein See, aus dem kamen die Fräulein in Wildbad zu den Einwohnern, ſangen und ſpannen. Sei die gute alte Zeit dahin iſt, kommen keine mehr. Imme wieder das Echo des alten: die Zeit iſt hin, wo Werth ſpann. Ein anderer wilder See, der Nonnenſee genannt liegt bei Schönmünzbach, der iſt an die Stelle eines verſunkenen Kloſters getreten, deſſen Glocken man noch i der Tiefe läuten hört. Daſſelbe iſt der Fall mit dem bodenloſen See zwiſchen Empfingen und Nordſtetten; andere ſagen, es habe dort kein Kloſter, ſondern ein Wirthshaus geſtanden, zumal in der Nähe eine Stelle noch de Tanzplatz heißt, welches verſunken, gleich jenem im Tanzteich bei Sachswerfen. (D. Sagenb. 943.)

Der allverbreitete Glaube an elementariſche Geiſter vornehmlich des Waſſers und der Erde und deren Beziehungen zur Menſchenwelt, oft freundlich, oft feindlich, of beides zugleich, und dabei immer mit dem Zuge des unheimlichen und grauenhaften, führt uns von ſelbſt in da weite Gebiet der ſo mannichfaltig benannten und ebenſ verſchieden gearteten Welt der Erdmännlein, meiſt zwerghaft gedacht, und daher vorzugsweiſe im gleichen Sinn Zwerge genannt, wie die übermenſchlichen Rieſen, mi denen wirkliche Menſchenrieſen und Menſchenzwerge nicht gemein und nichts zu ſchaffen haben — aber auch Kobolde, Tückebolde, und welcherlei Namen wir ſonſt noch aufführen müſſen, da faſt jeder Landſtrich einen andern fü ſie hat. Der Glaube an das Vorhandenſein ſolcher Weſen muß ein ganz allgemeiner geweſen ſein, denn in jeden Lande finden ſich Spuren von ihm, und ſein Urſprung iſ jedenfalls im nordiſchen Mythus zu ſuchen. Schon di Eddalieder nennen Alfar, die in Lichtalfen und Schwarzalfen zerfielen (der uralte mythiſche Dualismus des gute und böſen Princips), aus Alfar wurden in ſprachlicher Abwandlung Alben, Elben, Elven, Elfen. Ebenſo führt die Edda die Zwerge ein, ſie heißen dort Duergar, und entſtanden im Fleiſche des Rieſen Ymir als Maden (kosmogoniſche Symbolik.) Die Zwerge empfingen dann auch im Norden den Namen Trolle, Trollen, und bildeten durch ihr unterirdiſches wohnen und walten gleichſam die Schwarzalfen gegenüber den Elfen als Lichtalfen, deren Natur und Weſen ſich mehr und mehr romantiſch verklärte, ätheriſch vergeiſtigte, ſo daß zuletzt Elfen und Elfinnen nichts waren als außerordentlich liebliche feder- und ätherleichte Erſcheinungen, ſo zart, daß ſie in Blumenkelchen ſchlummerten und auf Grashalmen ſich wiegten. Die deutſche Sage hat dieſe poetiſche Verfeinerung und Durchſichtigkeit der Elfennatur nicht angenommen, wohl aber die engliſche, ſchottiſche, iriſche und franzöſiſche, wo denn der Begriff von Elfen mit dem von Feeen feſt zuſammenſchmolz. In allen den genannten Ländern, wie auch in den ſcandinaviſchen leben Elfen- und Zwergſagen in reicher Fülle, ebenſo fehlt es nicht an eigentlichen Kobolden, die im Norden Niſſen heißen und amphibiſcher Natur ſind.

Uns gebietet der Raum, alle dieſe dämoniſchen Sippen, mit Ausnahme des bereits abgehandelten deutſchen Nixenvolkes, zuſammenzufaſſen, und keine Sonderung eintreten zu laſſen zwiſchen guten und ſchlimmen, einzelnen und zahlreich in Gemeinſchaft auftretenden, zumal eine Sonderung derſelben ebenſo ſchwer iſt, als ſie nutzlos ſich herausſtellen würde.

Häufig begegnen im Süden wie im Norden die Alben und Elfen, die Hinzchen und Heinzchen und wie ſie ſonſt Namen haben mögen, als ein gutes Volk in örtlichen Sagen, und heiſſen auch geradezu und vorzugsweiſe ſo. Die Sagen ſchildern dieſelben als Bergklüfte- und Höhlenbewohner, als klein, furchtſam, ſchwächlich, ſcheu, obſchon kräftig und — wenn ſie Menſchenarbeit verrichten, ſehr fleißig, ſo daß ſie ungleich mehr vollbringen, als Menſchen zu thun im Stande ſind. Sie ſind heidniſcher Art, daher vertrieb und vertreibt ſie nach zahlreiche Sagen der Glockenſchall aus lange ruhig beſeſſenen Gegenden und Städten, oder die Bosheit der Menſchen übernimmt zum großen eigenen Schaden derſelben dies ungetreue Amt. Meiſt hört man die Auswandernden gleic Schafheerden trippeln und trappeln, man hört ihr weinen. Die Kähne, in denen ſie ſich über Flüſſe, jedoch unſichtbar, führen laſſen, werden ſchwer bis zum Waſſerſchöpfen, die Fergen werden insgemein reichlich belohnt.

In der Schweiz an und um den Pilatusberg, auch im Berner und Luzerner Lande ſind die Zwergenſagen seh häufig. Auf dem genannten Berge und in der Nachbarſchaft ſchützten ſie unter dem Namen Herdmanndli und Berglütlenen (Heerdenmännchen und Bergleutchen) die Viehheerden und in Seen und Teichen die Fiſche, nicht minder aber auch das Alpenwild, Steinbock und Gemſe. Sie trugen grüne oder graue Röcklein und eisgraue Bärte; Menſchenkoſt mundete ihnen, abſonderlic Milch, Obſt, auch Schweinefleiſch. Wo ſie Hand anlegten, fleckte alle Arbeit und mehrte ſich der Ertrag der Aernte. Tücke der Menſchen und Undank trieb ſie aus der Nähe des Pilatus und aus dem Haslithale von dannen. (D. Sagenb. 10 – 12.) Dort und im Gadmenthale heiſſen ſie Toggeli, gute Leutlein, grüne Männlein, auch Zwergli. Ihre Höhlen, als herrliche Kryſtallgrotten gedacht, heiſſen Kilchen, Kirchen. Eine Menge Oertlichkeiten führen noch dieſe Namen, auch Qvirgi, Twirgi, Zwirgi. Gleich den Nixen holten dieſe Zwerge irdiſche Wehmütter in ihre Bergestiefen zur nöthigen Dienſtleiſtung ihrer Weiblein, belohnten häufig mit anſcheinend werthloſen Gaben, die meiſt verachtet wurden, bis nur kleine Reſte, die hangen und haften geblieben waren im Korb, im Schuh, am Rocke ſich in Gold verwandelt zeigten. Ein eigenthümlicher dämoniſcher Berggeiſt der Schweiz iſt das Hauri, gut und gegen die Menſchen wohlgeſinnt; mit Wehklageſtimme in den Lüften warnt es vor drohenden Gefahren durch Lavinen und Steinrutſchen. (E. Kohlruſch: Schweizeriſches Sagenbuch. S. 27 u. f.)

Zu Aachen heißen die Zwerge der Mythe Hinze; Glockengeläute vertrieb ſie aus ihrer unterirdiſchen Wohnung unter der Emmaburg, auf deren Fels man eine Kapelle gebaut hatte; dafür zogen ſie in die Stadt ſelbſt, plagten die Bewohner mit Gepolter und borgten auch Geſchirr von ihnen zu ihren Mahlzeiten, bis neuer Glockenſchall in ihrer Nähe ſie auf immer von dannen trieb. (D. Sagenb. 128.)

Ueberaus zahlreich ſind dieſe unheimlich unterirdiſchen Gäſte in Flandern, Brabant und in den Niederlanden, theils in Schaaren erſcheinend, theils koboldhaft vereinzelt ſpukend. Einen Theil derſelben müſſen wir unbedingt in das Bereich der Spukgeiſter verweiſen, weil ihre Natur gewaltig-dämoniſch iſt und weit über die des hülfreichen und meiſt gutartigen Volkes der Zwerge hinausragt. Zu letzteren gehören aber unbedingt die ſchon bei den Nixen und ihrer Sippſchaft erwähnten Klabautermännchen, an welche die niedere Bevölkerung in den Niederlanden, in Holland, Friesland, am ganzen Nord- und Oſtſeegeſtade hin, glaubt. Häufig nennt man ſie ſchlechtweg nur

„Mannekens," ſie hauſen und dienen vorzüglich auf Schiſſen (ein Schiff iſt ja auch ein gebautes Haus), in Mühlen, wohnten aber auch in Bergen, hießen **Rothmützchen**, **Klabbers**, ſchafften treulich, äfften aber auch of abſcheulich. (D. Sagenb. 151.) In Friesland heißt die Völklein **weiße Juffers**, doch blos die Männlein, di Weibchen blos **weiße Frauen** (a. a. O. 180).

Kielkröpfe und **Wechſelbälge** möchten wir nich als beſonderes Geſchlecht der Unterirdiſchen aufführen mehr oder minder erſcheinen ſie immer nur als ausgetauſchte Kinder des elbiſchen Geſchlechtes oder deren Väter und Verwandte, ausnehmend häßlich, aller Unarte voll, mehr im Waſſer, als auf dem Lande heimiſch, wi eine Menge Sagen darthun. (D. Sagenb. 180. 244. 529 741 u. a.) Schifffahrer halten gern gute Freundſchaf mit den Klabautermannekens, und thun wohl daran, denn es iſt nicht gut, ſie zu erzürnen oder zu kränken; ebenſo iſt es mit den bereits erwähnten **Niſſen** und den **Wolterkens** beſchaffen. Der **Niß** und das **Wolterken** ſind völlig die Heinzchen der deutſchen Sage, gehen aber auch aus der Natur eines hülfreichen Hausgeiſtes in eine gefährliche über, werden Spiritus familiaris, von der Art der Galgenmännlein und Alraune, und ſind nicht los zu werden, wenn ſie nicht **billiger**, als ſie erkauft worden, wieder weggegeben werden können. Wer ſtirbt und hat den Spiritus noch, verfällt dem böſen Feind. Es geht damit, wie in dem Scherzſpiele, das der **ſchwarze Peter** heißt; wer die Karte zuletzt hat, die den ſchwarzen Peter bedeutet, bekommt mit gebranntem Korkſtöpſel eine Signatura diabolica ins Geſicht. Der ſchwarze Peter iſt der Teufel. Das ſind die Kobolde, die zu dem Bauer halten, der, um ihnen zu entgehen, aus Verzweiflung ſein Haus anzündet, die hinter dem Hinwegeilenden auf dem Roſſe ſitzen, wie in Herder's Liede die Sorge. Nur wenn bei dem niederzubrennenden Hauſe oder Gehöfte an alle Thüren ein Wagenrad geſtellt wird, wird einer der unheimlichen Gäſte los. Die alrauniſche Natur ſolcher Hülfsgeiſter verſchaffte ihnen im Ditmarſchen den Namen Allerünken, die wiederum auch Mönöloke hießen. Früher wurde mit dergleichen grauſigen Dingen förmlich Handel getrieben; wir ſahen als Knabe einmal eins, das ein Balſamträger vom Thüringerwalde in einer Schachtel mit ſich ſchleppte und vorzeigte. In der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins zu Halle iſt auch eins, das ſein Hemdchen noch an hat. Es mag noch viele andere ſolche Püppchen geben, denen der Aberglaube früherer Zeiten magiſche Kräfte beimaß. Letztere gehören aber eigentlich nicht zu den Unterirdiſchen, weil ſie nur Gebilde ohne Seele ſind. (D. Sagenb. 181. 182.)

In Schleswig heißen dieſe elbiſchen Dämonen Biergfolk, Ellevolk, Unnervaestöi, auf der Inſel Sylt, die voller Hünenbetten iſt, Onnererske, auf Föhr und Amrum heißen ſie Onnerkankiſſen, im Holſteiniſchen werden ſie Dwarge und Unnererske genannt, und man hat dort von ihrer Entſtehung ein hübſches Märchen: Eine Frau beſaß fünf ſchöne und fünf häßliche Kinder, da kam der Herr Chriſtus auf das Haus zu, und die Frau ſchämte ſich der häßlichen, und verſchloß dieſe ſchnell in den Keller. Der Herr trat ein zu ihr und ſprach: Frau, laſſet eure Kindlein zu mir kommen, daß ich ſie ſegne. Da brachte die Frau ihre fünf ſchönen Kinder, und der Herr ſegnete ſie, und dann fragte er nach den übrigen, und da verläugnete das Weib die fünf, die im Keller waren. Und da ſprach der Herr: was oben und geſegnet iſt, ſoll oben bleiben, was drunten iſt ſoll drunten bleiben, — und ging

hinweg. Als nun die Frau in den Keller eilte, fand ſ
die Kinder nicht mehr, ſie waren hinweg, und aus ihne
entſtanden die Unterirdiſchen.

Um Danzig heißen die Erdzwerge vielfach Unnererdſch
kens, und ſind durchweg tückiſch. In Oſtpreußen wir
das Volk der Zwergmännlein Barſtukken, auch Berr
ſtukken genannt; im Städtchen Allenſtein und in Allen
burg an der Alle gab es viele, ebenſo in Raſtenburg, w
ſie in einem Hügel beim Dorfe Heiligelinde wohnten
Ueberreſte altheidniſcher Mythe; ſie heißen in jener Gegen
wegen ihrer kleinen Geſtalt Fingerlinge, wie bie un
da auch Dümeken (Däumlinge). Eine Sage des Städt
chens Leuenburg, die ſich im Städtchen Eilenbur
annähernd wiederholt, ſpricht ſogar von einem Barſtukkenkönig, welcher Fingerling ſich ein irdiſches Fräulei
zur Braut erkor und hinwegführte.

Als Eigennamen ſolcher Geiſter begegnen „Rothöhrchen“ und „Gelböhrchen“, welche Namen an den Ni
„Schlitzöhrchen“ in Franken erinnern. Zu einem Grafen von Hoya kam Nachts ein Zwergenmännlein, un
erbat Erlaubniß, in des Grafen Schloß eine Zwergenhochzeit feiern zu dürfen. Dies geſchah, und der Graf empfing
darauf drei Zauberkleinodien, einen gülden Ring, ein
Schwert und einen Salamanderlacken. (D. Sagenb. 255.
257. 273. 613. 276.)

Zum Geſchlechte der Kobolde mit ſeinen ſo mannichfaltig verſchiedenen Namen, die ihnen als Hausgeiſter beigelegt werden, wie z. B. Knechtchen, Kurdchen,
Chiemken, Heimchen, Hüthchen u. ſ. w. gehören
auch die Klopfer, von denen verſchiedene Sagen Meldung thun; vom Klopfer im Schloſſe Flügelau, vom
Stiefel auf Schloß Calenberg, vom Ekerken (Eich-

hörnchen) im cleviſchen Dorfe Elten, wie auch jener Klopfer, insgemein das Klopferle auf der Burg Hohenrechberg, das nach der Sage ſtets drei Tage vor dem Tode eines Hohenrechbergers klopfte; auch im alten Schloſſe zu Sachſenheim in Schwaben wohnt ein ſolches Geiſtchen. (D. Sagenb. 274. 931.)

Wir ſind weit davon entfernt, dieſe wahren Klopfgeiſter der alten ehrlichen deutſchen Sage mit dem vor einiger Zeit auf dem Markt und in Mode geweſenen amerikaniſchen Humbug und deſſen lug- und trugvollen Nachäffereien der Tiſchrückerei, Klopfgeiſterei und Geiſterklopferei in Verbindung zu bringen. Dieſe war einmal wieder ein Zeichen der Zeit, welches mahnte, ſich über nichts zu wundern, und welches allen, auch den graſſeſten Aberglauben früherer Zeiten glänzend überbot, und die geſunde Vernunft Tauſender gefangen nahm. Ruhig hat das deutſche Publikum ſich dieſe Gaukelei auftiſchen laſſen, und es mit Gleichmuth hingenommen, daß vielgeleſene und ſonſt geachtete Zeitſchriften derſelben ihre Spalten liehen, einer Gaukelei, die ſelbſt die erhabene Lehre von der Unſterblichkeit zu beſudeln verſuchte. Zwar kann niemand gezwungen werden, an dieſe Lehre zu glauben, was aber ſoll man dazu ſagen, wenn ſich nicht entblödet wurde, öffentlich in einer angeſehenen Zeitung zu behaupten, im Tiſche aus irgend einer Rumpelkammer den Geiſt eines alten Thüringer Landgrafen entdeckt, und von demſelben auf Fragen durch das beliebte klopfen Antworten erhalten zu haben? Wäre das eine Fortdauer des geiſtigen Weſens? Wäre das Leben nach dem Tode ſo beſchaffen? Hätte doch der Landgrafengeiſt dem Frager ſo gelohnt, wie der Klopfer, von dem Erasmus Franzisci in ſeinem hölliſchen Proteus S. 1028 erzählt, einem Studenten. Auch dies iſt ein Zeichen der Zeit, denn zu allen Zeiten, in denen der religiöſe Unglaube ſich Bahn brechend und mit hoher Vernunft ſich brüſtend, einherſchreitet, folgt ihm Unvernunft und blödſinnig machende Geiſtesverfinſterung nach. Aber es iſt wiederum nutzlos, ſich über ſolchen Unſinn zu ereifern, da ja, nach des Dichters Ausſpruch, ſelbſt Götter vergebens gegen die Dummheit kämpfen.

Unter den Kobolden, welche die deutſche Sage beſonders hervorhebt, war einer der ausgezeichnetſten der vielgenannte Hinzelmann, der auch Lüring hieß, und von welchem ſogar eine Frau genannt wird, Namens Hille Bingels. Er ſpukte durch das Schloß Hudemühlen und machte erſtaunlich viel von ſich zu reden. Aehnlicher Ar war der nicht minder berufene Kobold Hütchen, Hödeken, von ſeinem ſpitzen Filzhut alſo genannt, der die Biſchofreſidenz zu Hildesheim ſehr unheimlich belebte, gute Dienſte that, aber auch, gleich dem Hinzelmann, neckte und ſchreckte. (D. Sagenb. 275. 310.)

Längs des Ober-Harzes hin, auf dem die Zwergſagen äußerſt heimiſch ſind, und weiter nach dem nördlichen Flachlande, um Braunſchweig, Halberſtadt ꝛc., heißen die Zwerge Kröpel oder Kröppel, ſo viel wie Krüppel (krummgliederige, verwachſene, zum Theil gelähmte Leute), ſo wie auch Lüttchen (Leutchen). Sie tragen die alte Tarnkappe der Zwerge in der Siegfriedſage, die das Volksbuch Nebelkappe nennt; verliert eins dieſe Kappe und wird ſichtbar, ſo kann es ihm ſchlimm ergehen. Dieſes Zwergvolk bewohnte ſonſt auch die ganze Gegend von Thale bis Quedlinburg, welche die Teufelsmauer durchſchneidet, auch bei Blankenburg am Harze, nach Magdeburg zu, waren ihrer vorhanden. (D. Sagenb. 315.) Koboldhaft erſchien jener Knabe, dem ein Seiler aus Torgau das Bretſpiel in Unordnung brachte, welches Knaben Vater ſich dem Seiler aufhockte, der ſich an der Laſt zu Tode trug (a. a. O. 370).

Als feſt in ſich gegliederte, ſtreng monarchiſch regierte Gemeinde ſtellt ſich das ſtille Volk zu Pleſſe dar; märchenartig lautet die Sage vom goldſchnitzenden Zwerglein in den Schweckhäuſerbergen und eine zweite hat wieder den Zug der abgeſchlagenen Nebelkappe. Auf Burg Scharzfels im Harze wohnte auch ein Hausgeiſt von Hinzelmanns und Hütchens Art und Weſen, doch hatte er keinen Namen. Er wurde durch eine Schandthat, die er nicht verhindern konnte, ſehr erzürnt, und duldete ſeitdem kein Dach mehr auf einem der Scharzfelder Thürme. (D. Sagenb. 383—386. 393.)

Dem in den Kiffhäuſerbergſchoos verzauberten Rothbart dienen viele Zwerge als Ingeſinde, welche auf die Oberwelt kommen, Befehle ausrichten, Gaben ſpenden, und nach dem Thurme ſehen, ob die Raben noch um die altergraue Zinne fliegen, wie ſie nun ſchon ſo viele hundert Jahre gethan. Iſt durch die Sage die Natur dieſer Zwerge zwar elbiſch gedacht, ſo zielen ſie doch auch auf die uralte Liebhaberei der Großen im Mittelalter hin, ſich an ihren Höfen Gezwerge und wunderliche Leute zu halten, welcher Zug im Volksbuche von Herzog Ernſt recht lebhaft hervortritt und in den Hofzwergen der ſpäteren Zeit den letzten Nachhall fand. Als der letzte Fürſt von Henneberg, Georg Ernſt, 1583 verſtorben war, wurde auch der Hofzwergin zum Andenken an den ſeligen Herrn „ein Bildnis“ verehrt. Ein ſolches wunderliches Geſchöpf war ohne Zweifel jenes Königs Abenteuer, der kleine wilde Mann, den die Sage Noah nennt, und der bei Mühlhauſen gefangen wurde; er kommt auch im Märchen vor, und erinnert an das graue Männlein, welches einſt boineburgiſche Jäger ſingen, das aber weder redete, noch aß, noch trank, und ihnen abhanden kam, ſie wußten nicht wie. (D. Sagenb. 429. 444.)

In jenem Jagdgeiſt, der geradezu der Elbel heißt, und an den noch ein Elbelſtein und eine Elbelskanzel erinnert, iſt allerdings mehr ein wilder Jäger, als ein Kobold erſichtlich, dafür bietet aber das Werrathal, wo der Elbel hauſt, und Mihla, am Fuße des Hainichs zwiſchen Eiſenach und Mühlhauſen, und das thüringiſche Gebiet — der Kobold- und Zwergenſagen in Menge, namentlich auch da, wo die Hörſel in die Werra mündet, um Gerſtungen und Spichra, wo die Wichtlein überſchifften. Man findet dort die ſogenannten Wichtelpfennige, kleine gerundelte platte Steinchen. Um den Hörſeelberg wohnten Hütchen, hülfreich und arbeitſam; eins wurde durch die Tölpelei eines Bauern, dem es eifrig diente, auf immer verſcheucht, und der Mann verarmte zuſehends. Am Fuße des Inſelberges, bei Brotterode, halfen Hütchen in Schleifmühlen und Hammerwerken. Ein Schleifmühlenbeſitzer ahmte den Ton nach, den ein ſolches Hausgeiſtchen von ſich gab — aus war es mit Hülfe, Glück und Wohlſtand. Sagten doch Luthers Feinde dieſem nach, er beſitze einen Hülfsgeiſt, der ſeine Arbeit fördere.

Zwiſchen Suhl und Meiningen liegt im Thalgrunde ein Dorf, das heißt Wichtshauſen, nahebei liegt Dietzhauſen, welches die Meininger Chronik ausdrücklich nennt, daß in ſeiner Nähe Wichtleinshöhlen befindlich ſeien. Der Name des erſtgenannten Dorfes hat auf alle Fälle innigen Zuſammenhang mit der Wichtleinsſage. Bei Meiningen befinden ſich mehrere Wichtleinslöcher, auf welche die Chronik ſich bezieht, kleine in Felſen gewühlte Höhlen. Größere ſolcher Art bieten die Kammerlöcher über Angelrode dar, welche die Sage mit Zwergen bevölkert, und ihnen den gleichen Durſt zuſchreibt, den die im Oſenberge hatten. (D. Sagenb. 450. 461. 477. 513. 165.) Bei Arnſtadt heißen die Wichtlein Böhlersmännchen, bei Königsſee, zwiſchen Ilmenau und Saalfeld, Quärkſe; es giebt dort viele Quärkslöcher. Bei Saalfeld liegt ein Dorf, Goßwitz geheißen, da iſt eine ausgebildete Wechſelbalgſage heimiſch. (A. a. O. 529.)

In dieſer Gegend hauſt vorzugsweiſe die viel erwähnte Perchtha und führt ihr Heimchenvolk, wie überhaupt dieſer früh cultivirte Landſtrich reich iſt an mythiſchen An- und Nachklängen, denn es iſt in den Gebieten um Saalfeld und Pösneck, im Orlagau und im nachbarlichen Vogtland die ganze Dämonenſage vertreten. Rieſen, Drachen, Zwerge, Bergwerkgeiſter (in den Kamsdorfer Gruben), Nixen, Wichtlein, Moosmänner, Holzweibel, Bilbzen und Bilſenſchnitter, Alrunen, Frau Welle, Berndietrich (der wilde Jäger), Bilda-Bertha, und auch ihr Volk die Heimchen. Letztere ſind ſo ziemlich einerlei mit dem Holzweibelgeſchlecht, heißen auch Buzelmännchen, Heimele, Erdmännchen, Heimlich, Erdmännlich. Die Perchtha iſt wol ein und daſſelbe Weſen mit der Buſchgroßmutter, deren Gefolge die Moosfräuleins heißen. Der Hauskobold heißt dort Gupel, und liebt vornehmlich das Vieh zu füttern und reinlich zu halten. Zu Großkamsdorf half ein Baumännchen eifrig beim Kirchenbau; die Kamsdorfer Bergwerksgeiſter heißen Bergmönche und ſind oft furchtbar und ſchreckhaft.

Ein ſehr wunderbares Geiſtergeſchlecht ſind die Bilbzen, die an jene häniſchen Bülzen und Bülzenbetten weſtphäliſcher Sagen gemahnen, obgleich ſie nicht rieſig, ſondern zwerghaft gedacht werden. (D. Sagenb. 539—556.) Bald ſollen die Bilbzen kleine Geiſterlein ſein, von der Natur der Elben und Wichtlein, bald böſe Menſchen und Teufelsbündner. Ihre Hauptunthat ſoll darin beſtehen, Schaden am Getraide anzuſtiften, in Geſtalt ungeheurer Kugeln daſſelbe niederzuwälzen, als Wirbelwinde es durch die Lüfte fortzuführen, oder mit Sicheln an den Füßen die Aehrenfelder an gewiſſen Tagen zu durchwandeln, wodurch ſie den Zehnten der Aernte gewinnen. Sie heißen auch Wilzen- und Bilſen-, Bilbzen-, Binſenſchnitter. Außerdem giebt es noch andere Getraidefeldgeiſter, ſo die Kornmuhme im Brandenburgiſchen, die Roggenmuhme und die Erbſenmuhme in der Altmark (Muhme für Mummel, Putzmummel, Potzmomel), die Kornmutter im Thüringiſchen, das Grile im Hennebergiſchen, das Graale in Schwaben — denen die Eigenſchaft beiwohnt, Kindern ſchreckhaft zu erſcheinen, wenn ſie über beſtellte Aecker gehen und Aehren niedertreten, was ein ſchöner ethiſcher Zug der Sage iſt. Auf dem Schwarzwalde iſt das grauliche noch mehr durch den Ausdruck Butz-Graale hervorgehoben, wogegen man im Hennebergiſchen nur einfach ſagt: der Pötz.

Wie die Kobolde in manchen Gegenden Hütchen heißen, ſo heißen ſie in andern Mützchen. Ein ſolcher wohnte bei Freiburg in einem Gehölz, der heimiſche Buſch geheißen (ein geheimiſcher Grund mit Gehölz auch bei Salzungen), und liebte es, gleich den Arnſtädter Böhlersmännchen und andern ſeines Gelichters, ſich den Wanderern aufzuhocken. Er lachte unbändig, wenn er jemand einen ſolchen Streich geſpielt hatte, that auch wol ſein Mützchen ab und ließ ſich ſehen, ſobald er es wieder aufſetzte, war er verſchwunden. Solche Nebelkappenkünſte trieben auch die Zwerge oder Querge, die im breiten Berge bei Zittau hauſten, und einen Bauer mit zu einer Hochzeit nahmen, der ſie als unſichtbare Gäſte beiwohnten; er ſollte ſich ſatt eſſen und ſatt trinken, nur geboten ſie ihm nichts einzuſtecken. Aber da der Würſte ſo viele waren, ſo ſteckte der Bauer doch eine ein, weil er ſich ungeſehen wußte, indem aber verſchwanden die Zwerge und nahmen des ungeladenen Gaſtes Nebelkappe, die ſie ihm aufgeſetzt, mit fort, worauf er in ſeinem Schmierkittel ſichtbar und mit Prügeln aus dem Hochzeithauſe geworfen wurde. (D. Sagenb. 620. 635.)

In das Koboldgeſchlecht gehörten auch jene den Reiter äffenden Knaben im Walde Zeitelmoos, die Kopiſch beſungen hat, und die immer lachten. Die ſpruchübliche Rede ſagt nicht vergebens: er lacht wie ein Kobold, und die Sprache erfand nicht umſonſt die Worte: Lachkobold, Lachteufel. Höhnendes, hellaufgeſchlagenes Gelächter iſt Grundzug koboldhaften Weſens. Auch jener Kobold zu Frauenbreitungen, den eine Frau vergrub und ein Steinhauergeſelle aus Neugier wieder ausgrub, ſprang aus der Schachtel, ſchlug ein Höllengelächter auf und plumpte in den Breitunger See, an den Kielkropf erinnernd, den ein Bauer ſammt der Wiege, darin er ihn trug, in das Waſſer warf. (D. Sagenb. 692. 741. 180.)

Auch zu Nürnberg gab es Hausgeiſter und es giebt dort von denſelben örtliche Sagen. Auf der Burg Hohenkrähen ſaß ein ſolcher Hausgeiſt, des Namens Poppele, ſehr neckiſcher Natur und Gemüthsart, auch außerdem ſoll es in Schwaben noch manche Poppele geben, ſo wie auch allerhand Käsperle, welchen Namen vorzugsweiſe ein Kobold führte, der in einem Hauſe zu Gomaringen ſpukte. Selbiger Geiſt Käsperle hatte ſehr irdiſche

Gewohnheiten; er ſchnupfte und rauchte Tabak und ſta
danach. Bei Owen, auch im Schwabenlande, gab
Erdwichtele, und im Tiefenbacher Walde hauſen dergle
chen noch immer. Sie heißen dort lederne Männdl
und ſie ſind es, welche das Echo hervorbringen. Dies
ein Zug altnordiſcher Mythe, denn ſchon dieſe ſchrieb, w
bekannt iſt, den Widerhall den Zwergen zu. Auch
Geislingen gab es Erdmännele und Erdwichtel
und zu Ketterßhauſen nicht minder, die dort Heiden g
nannt werden, was offenbar auf den Volksglauben hi
weiſt, nach welchem die Unterirdiſchen nicht getauft, fol
lich auch nicht erlöſt und zur Seligkeit nicht erkoren ſin
Bei Naila im Fichtelgebirge iſt auch eine Zwerghöhle, d
ren Bewohner Brot liehen, wie auch viele im Vog
lande thaten, aber dann vom Schalle der Glocken und d
Eiſenhammerwerke vertrieben wurden. Den Kümmel kö
nen die Wichtlein nicht vertragen, Kümmelbrot nannten
ihren Tod. Im Meininger Oberlande liegt die bekann
Zinſelhöhle, das Zinſelloch, auch eine Zinſelkirc
— (wie die Zwergkilchen in der Schweiz). Zinſelmännch
heißen die Bewohner, von denen vielerlei Sagen un
gehen.

Am „obern Bock“ bei Wallendorf, zwiſchen Sonn
berg und Saalfeld, war ein Bergwerk, darin arbeitet
ſechs Zwerge, wenn die Bergleute Schicht gemacht hatte
und förderten viel zu Tage. Da ſie gar zerlumpt erſch
nen, ließ ihnen die Frau Bergräthin Hammann, des Wer
Beſitzerin, neue Anzüge machen und beſcheerte ihnen le
tere zum heiligen Chriſt. Die Zwerge nahmen die Kle
der, zogen ſie an, ſprachen die ſo häufig in gleichen S
gen begegnende Formel: „Nun haben wir unſern Lohn ꝛc
und hoben ſich von dannen. Nie ſpürte man ſie wiede

und wilde Waſſer erſäuften Gruben, Stollen und Schachte. (D. Sagenb. 847. 929. 930. 932—934. 694. 718.)

Bei Kelheim an der Donau gab es viele gutartige Wichteln, auch dort Sagen von ihrer Ueberfahrt, weil der Kirchenglockenſchall ſie vertrieb; immer das vor dem Chriſtenthum überall entweichende und fliehende Heidenthum. Ebenſo gab es deren an der Altmühl, welche Mühlarbeit verrichteten und den Müller Geld finden ließen. Auch dort die faſt allenthalben heimiſche Sage von den neuen Kleidern.

Eine anderweite große Sippe des dämoniſchen Nachtreiches iſt die der Geiſter und der erſcheinenden Todten, letztere vorzugsweiſe die ſogenannten Geſpenſter. Die wichtigſten Geiſterſagen können wir andeuten, die Geſpenſterſagen alle zu berühren, iſt eine Unmöglichkeit, denn wo wäre ein Ort, der nicht ſeine beſondern hätte? Aus dem heidniſchen Alterthum, aus der Bibel, aus dem Unſterblichkeitsglauben, aus der kirchlichen Lehre von Buße und Strafe nach dem Tode, im Fegefeuer, in der Hölle, wie aus der nicht kirchlichen Lehre von einem Zwiſchenreiche entwickelte ſich dieſer Glaube und gewann die weiteſte Verbreitung über die ganze Erde, und wie er ſtets neue Nahrung fand, fand er auch immer neue Jünger und Anhänger. Die Geiſter ſind zum Theil noch Dämonen, Elbe und Kobolde höherer und gewaltigerer Art als die Erdmännchen, Zwerge und wie dieſe ſonſt heißen mögen, theils ſind ſie ruhelos umirrende Seelen verſtorbener Menſchen, die ſo erſcheinen, wie ſie im Leben waren, Mönche, Nonnen, Ritter, Jäger, Krieger, Amtleute u. a., oder ſie erſcheinen gewandlos, oder in Grabtücher gehüllt, als Todte, als Gerippe, von allen Schauern der Verweſung umhaucht und umduftet."[1] Die Zahl und Schaar der böſen Geiſter überwiegt die der guten, denn das erſcheinen nach dem Tode iſt ja in den meiſten Sagen eine ſtrafende und rächende Fortdauer, die für laſterhaftes Leben und für Uebelthaten die Thäter peinigt. Die Mehrzahl der wilden Jäger gehört hierher, deren ſchon genügende Erwähnung geſchah, minder aber jene Geiſter des Dämonenreichs, die ganze Gebirge beherrſchen. Bisweilen ſind es ſelbſt Geiſter in Thiergeſtalt, welche ſchreckhaft umherſpuken, wie die Nachelmore in Schweingeſtalt auf den Schweizeralpen, ſo Pferde, Eſel, Hunde, Gänſe, Haſen ꝛc.

Häufig haben die Spukgeiſter koboldhafte Natur, aber ſie erſcheinen nicht klein, vielmehr oft grauſig groß. Ein rieſiger flammenſprühender Geiſt ſpukte auf Burg Thorberg in der Schweiz, trug feuerflammenden Helm, feurigen Flammberg, und war am Ende der alte Thorr in eigener Perſon. Auf Burg Mannenberg in der Schweiz hüteten ſingende Geiſter Schätze; ein Freiherr von Brandis durchwandert voll gerüſtet und die Streitart in der Knochenhand ein Alpenflüßchen, die Emme. Das Gauliweiblein, das Engſtlenfräulein, das Geißmaidlein, alle drei auf den Haslibergen, gehören noch zur ebenfalls ſchon abgehandelten Sippſchaft verwünſchter Jungfrauen, wie das Wieſenweiblein bei Reichenhall und unzählbare andere. (E. Kohlruſch, Schweizeriſches Sagenb.)

Jene überſchiffenden Mönche bei Speier waren ſchlimmer Art; der Wagen, auf dem ſie ſpäter fuhren, war von Flammen umwebert, ſie waren der Hölle angehörende, ihr verfallene Geiſter. Manche Geiſter gaben ihre Gegenwart nicht dem Auge, ſondern nur dem Ohre kund, dahin gehören jene unſichtbaren Saumroßführer im Amte Oberhasli, deren Peitſchenknallen und der Maulthierglocken Geklingel man vernimmt, der Fuhrmann im Atteroder Thale am Thüringerwalde, der auch nur gehört wird, die Wisperſtimme im Wisperthale, das Geſpenſt der Wehklage, die Stimme im Schloſſe Falkenberg im Limburger Lande u. a. Die Immergänger leiden unter allen gequälten ruheloſen Geiſtern mit am meiſten, doch iſt deren Zahl, wie ſie in Volksſagen begegnen, wenn wir die wilden Jäger abrechnen, nicht groß, örtlich können ſie ohnehin nicht ſein. Der wichtigſte dieſer Wandergeiſter iſt der ofterwähnte ewige Jude, von dem die Sage doch ſchon früher vorkommt, als wir Theil II. S. 80 angegeben haben, wo nur das Volksbuch gemeint iſt. Ihre Entſtehung ſcheint bis in das vierzehnte Jahrhundert hinauf zu reichen, doch iſt ſie jünger, wie die von der Herodias, Herodes Tochter, die auch ewig ruhelos umherkreiſt.

Nicht wandernd, wol aber raſt- und ruhelos fahrend erſcheint das grauſige Geſpenſterſchiff mit dem fliegenden Holländer. Er iſt der Geiſt jenes oben erwähnten Schloſſes Falkenberg, in deſſen Trümmern die Stimme Mörder! Mörder! ruft. Die Sage von ihm (D. Sagenb. 130) iſt ſehr ausgebildet, aber auch mannichfach verändert, ſie bietet einen jener poetiſchen Stoffe dar, wie ſie der Novelliſtik und nicht minder der Bühnendichtung willkommen ſind, und der von beiden auch ausgebeutet wurde.

Aehnlich iſt die Sage von dem Rieſenſchiff Mannigfual, das in der Nordſee ſteuert, und von fabelhafter Größe iſt. Auch das Dümeken niederländiſcher Sagen, das man ſogar unter die Sterne verſetzte (der Stern Auriga im Himmelswagen), wird als Immergänger genannt, und allerdings bleibt derſelbe im Jahreslaufe nimmer auf einer Stelle. Nach einer Rochlitzer Sage laufen ein Paar Menſchenbeine in einem Paar Stiefeln — und in der Lauſitz zu Lauben begegnet ganz dieſelbe Sage ebenfalls. Der

Fluch eines Schuſters verwünſchte das ihm durch einen Kriegsmann abgepreßte Stiefelpaar zu ewig ruheloſem wandern, und daſſelbe trat, ſobald dem Krieger beide Beine abgeſchoſſen waren, ſeine ſtete Wanderſchaft an. (D. Sagenb. 170. 634.)

In Löwen wanderten Todte und führten einen ſchaurigen Tanz auf, zu dem ein Spielmann aufgeigen mußte. Andere Todte daſelbſt ſchützten einen fleißigen Arbeiter, der oft für ihre Ruhe gebetet, gegen räuberiſchen Anfall, wie ſie in Deutſchland den Ritter Torringer geſchützt, der auch beim Vorüberreiten am Kirchhof nie vergeſſen hatte, für ſie ein Gebet zu ſprechen, als ihm einmal feindliche Verfolger hart auf den Ferſen waren.

In Brabant und in den Niederlanden giebt es Geiſter, deren Natur theils dämoniſch-ſpukhaft, theils koboldhaft gedacht wird, mannichfaltiger Verwandlung fähig, und ſtets geneigt, die Menſchen zu ſchrecken und zu beläſtigen; ein ſolcher war Kludde, der auch Kleure heißt; er ſpukte in Roßgeſtalt, als Mar. Die Benennung Mar kommt männlich und weiblich vor; der und die Mar ſind Geiſter, ähnlich dem deutſchen Alb, nur noch ſchrecklicher. Sie quälen die Menſchen als Pferde, fallen auf ſie, oder laſſen ſie auf ſich reiten durch Luft und Stürme, durch Nacht und Dunkel, erfüllen ſie mit Todesſchreck und Todesangſt, werfen ſie auch ins Waſſer oder in den Schlamm, und ſchlagen dann koboldhaftes Gelächter auf. Ein ſolcher Geiſt ſpukte bei Brüſſel und hieß der Lodder; viel ſchlimme Aeffereien erzählt man ſich von ihm. In Antwerpen ging einer dieſes Gelichters um, welcher der lange Wapper hieß. Eine Menge Leute ſtürzte er ſchadenfroh ins Unglück und lachte darüber, daß es ſchallte. Eine Brücke heißt noch nach ihm. Als man begann, in den

Straßen Chriſtus- und Marienbilder aufzuſtellen, verlor er ſich; das heidniſch-dämoniſche Element gab dem chriſtlichen Raum; Wapper machte ſich an die See, und trieb ſeinen Spuk mit Matroſen und Schiffern.

In Ditmarſchen wohnte ein Geiſt an einer Quelle, in der ein Schatz liegt, und die der Geldſott heißt, gleichſam als deren Wächter; dieſer Geiſt zeigte ſich auch als Schimmelreiter, aber nicht jagend, und bethörte die Schatzſündner, die nach dem Gelde im Quell begierig waren.

Ein anderer Geiſt, des Namens Oſſchaert, hatte im Waaslande ſein Weſen mit Verwandlung in Thiergeſtalten und höhnender Neckerei der Menſchen in ſolcher Geſtaltung. Selbſt die Rolle des Biereſels ſpielte er, der im Stadtflecken Ruhla im Thüringer Walde, und an manchen andern deutſchen Orten ſpukt. (D. Sagenb. 148. 478.) Auch dort iſt ebenfalls die Alb-Sage heimiſch.

Der Alp, die Trud, das Alb ſind weniger Geiſter, als Menſchen, denen dämoniſche Macht verliehen iſt, andere zu quälen; ſie gehören halb und halb ſchon in das Gebiet der Hexen- und Zauberſagen. Häufig geht aus dem Leibe derer, die andere quälen, die Seele in Mäuslein- oder Eidechſengeſtalt, wie bei der Magd in Unterwirrbach bei Saalfeld. In der Ruhl erſchien das Alb als Flaumfeder, kam und entkam durch das Schlüſſelloch. Ein Mann daſelbſt verſtopfte das Schlüſſelloch, und als das Alb nicht mehr hinauskonnte, erſchien es ſichtbar als ſchönes Frauenbild, mit dem er eine Zeitlang lebte, bis es ihm einſtmals, als er auf deſſen Bitten das Schlüſſelloch geöffnet, wieder verſchwand. Als Flaumfeder erſchien auch eine Alb-Nonne im Kloſter Wächterswinkel in Franken. In Schwaben heißen ſolche Albe (ſprich Alpe) Nachtmännle, Drückerle, Schrättele, letzteres vom Worte Schratt, das ein ſchreckhaftes Geſpenſt überhaupt bedeutet, daher auch Schreckſele. Gegen ſie ſind die Meſſer gut, auf deren Klinge drei Kreuze ſtehen. Auch ſie plagen Kinder, wie Wöchnerinnen, und fliegen als Flaumenfedern durch Schlüſſellöcher.

So federleicht macht ſich nicht die Mar der Niederlande, ſie reitet ſelbſt Pferde, und das Fluchwort: „Daß Dich der Teufel reite!“ hat offenbar Bezug zum Glauben an ſie. Daneben hat die Mar auch Kielkropfweſen an ſich, ſie bringt Wechſelbälge, ja ſie kann ſelbſt blutſaugender Vampyr werden. (D. Sagenb. 150. 537. 731.)

Der Glaube an den Vampyrismus iſt indeß im Allgemeinen mehr ſlaviſch als deutſch; es begegnet wenig von Vampyren im weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland, ungleich mehr iſt er an den Oſtſeeküſten, in Lithauen und nach Polen zu, wie auch in Ungarn heimiſch, und eng mit dem Glauben an Wärwölfe verſchwiſtert. Der Unterſchied und die Verwandtſchaft beider ſind dieſe: Der Wärwolf iſt lebender Menſch, der zum blutdürſtigen Wolf wird, der im Freien die Wachenden anfällt. Wer Wärwolf war, ſtirbt und begraben wird, wird im Tode Vampyr, fällt in den Häuſern auf die Schlafenden, und ſaugt ihnen das Blut aus, bis ſie ſelbſt Leichen werden. Es wurden aber auch Menſchen Vampyre, die nicht Wärwölfe waren, unter beſonderen Umſtänden. So vergeiſtigt, wie Schiller in ſeinem Gedicht: die Braut von Korinth, die Vampyrſage aufgefaßt und behandelt hat, mag ſie ſelten irgendwo örtlich begegnen, jene Braut erſcheint wieder mehr albiſch, tödtlichen Liebegenuß gewährend. (D. Sageb. 956. 244.)

Nicht alle Todte jedoch, deren Leichen ſich gut erhalten fanden, waren Vampyre. In Groß-Berkantine fand ein Todtengräber einen ſolchen, der ihn zu Gaſte bat und auch vorher zum Todtengräber zu Gaſte kam. Der Gegenbeſuch dünkte den Todtengräber nur einige Stunden, als er aber heimkehrte, war er hundert Jahre abhanden geweſen. Des fliegenden Todtenheeres in der Stadt Ragnit geſchah bereits Erwähnung; auf dem Schloſſe Chriſtburg, das früher eine Heidenfeſte war und dann Deutſchherrenordensſitz wurde, ſpukten zahlloſe Geiſter der in der Schlacht am Tannenberge gefallenen Kreuzherren, nebſt einem Chorherrn des Ordens in gräulicher, koboldhafter Weiſe. Ebenſo die Geiſter anderer Deutſchordensherren in den ſogenannten Irrgärten bei Rieſenburg und anderswo, in denen ſie beim Leben in Schimpf und Ernſt manche tolle Kurzweil getrieben, und dieſe Irrgärten ſpöttlich Jeruſalem genannt hatten. Zu Kreuzburg ſpukten Nonnen und Ritter, beide ohne Kopf, fuhren auf Wagen mit Schimmeln und Rappen beſpannt, und hatten ihre Köpfe unter den Armen. Wenn ſie von ihren Geiſtergelagen auf dem alten Rathhaus zurückkehrten, ſaßen die Köpfe der Nönnelein auf den Leibern der Ritter, und die behelmten Ritterköpfe auf den Leibern der Nönnelein, als welches gar ſchrecklich anzuſehen war. Endlich fanden aber alle ihre Erlöſung. Auf dem Lünigsberge zwiſchen Pyrmont und Hameln ſchieben Geiſter nach goldenen Kegeln, gleich den Rittern des Hermannsberges im Thüringer Walde. Koboldhafte Geſpenſterweſen trieben ihren Spuk unter den fünf Eichen bei Selxen, in derſelben Gegend; bei Berlin erſchienen 1559 im Felde geſpenſtige Getraidemäher (eine ganz vereinzelt daſtehende Sage), denen ſich noch zwölf andere geſellten, von ſchrecklichem Ausſehen. (D. Sagenb. 204. 236. 266. 252. 507. 293. 358.)

Zu Cüſtrin zeigten ſich 1555 zwei geſpenſtige Geharniſchte, die wehklagende Rufe ausſtießen, während man in den Lüſten eine Geiſterſchlacht gewahrte, worauf ſie be verſchwanden. So auch wird Nachts auf dem ſogenann Todtenweg bei Rotleberode am Harz Geiſterſchlachtgetümm vernommen und auch geſehen. Auf der Mansfeldiſch Burg Arnſtein hauſen die Geiſter eines Grafen Hoyer v Mansfeld und ſeiner Frau, und wimmern und ſtöhnen, a ein Mönch geht alle Jahr einmal auf dieſer Burg mit G polter um.

Allbekannt iſt die Sage von dem Spuk einer Non der die Edelfrau zu Gehofen, ohnweit Memleben und H drungen, quälte; jene Spukgeſchichte machte ihrer Zeit vi von ſich reden; ſelbſt Gellert führt ſie in ſeiner Fabe „Die beiden Wanderer“ an:

— — ein ſolches Thier
Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Frau im Edelhof beſeſſen,
Das ſind Geſpenſter, glaube mir.

Auf Burg Greifenſtein über Blankenburg im Thüringer Walde geht ein Mönch um; es ſoll der Geiſt de Arztes Freidank ſein, welcher den Kaiſer Günther vo Schwarzburg angeblich vergiftete, der auf Burg Greifenſtein geboren ward. (D. Sagenb. 364. 408. 416. 41 521.) Auch im Meiningenſchen Dorfe Schwickertshauſe ſpukte 1666 gräulich mit Gepoche, mit poltern und klopfe ein ſolcher Geiſt. (A. a. O. 719.)

Koboldartig rumorte, ſtrafte und rächte der Mühlgö in der obern Mühle zu Planen, am Tage nur ein Schnitzbild, zur Nacht ein Geiſt. Zu Schleiz ſpukte ein Geſpenſt, welches Rungele hieß, und ſcherzhafte, wie grauſenhafte Neckereien übte. Die Sage vom Klapperer, einem Gerippe, das einem Treuloſen angehörte, und mit dem ſich die einſt verlaſſene Geliebte noch als Mütterlein, ihm verzeihend, verſöhnte, begegnet mehrfach, iſt aber im Dorfe Thierbach bei Pauſa im Vogtlande wirklich heimiſch. In dieſem ſagenreichen Lande wüthete einſt eine ſchlimme Peſt, von der auch in Geiſterſpukſagen noch manche Erinnerungen lebendig ſind. Der Peſtgeiſt erſchien als blauer Dunſt in Gera, in Mora bei Ranis, in Böhmersdorf und Zeulenroda. In der Stadt Hof erſchien er als ein „langer Mann.“ (D. Sagenb. 564. 568. 570. 574.)

Zu Gotha im Schloſſe Friedenſtein erſchien ein Geiſt als Hüther eines Schatzes; in Waltershauſen auf dem Markt liegt ein Stein, der Mönchsſtein genannt; bis zu dieſem wandelte ein Mönch aus der Kirche. Lange ward deſſen graues Gewand dort gezeigt. In die Nägelſtätter Weide zwiſchen Langenſalza und Groß-Vargula iſt der Geiſt eines Langenſalzer Doctors gebannt, der, als man ihn begrub, mit grüner Brille zum Fenſter herausſah, was auch der Geiſt eines Pfarrers in der Ruhl that. Ein ſolcher Geiſt iſt auch in das Gehölz bei Weimar gebannt, welches das Webicht heißt. (A. a. O. 601. 603.)

Auf der Meißner Brücke ſpukt ein Mönch, der ob eines böſen Sprichworts, das er ſich angewöhnt, durchs Geländer brach und in der Elbe ertrank. Auf der Dresdner Brücke und vornehmlich auf der Baſtei geht ein Barfüßer-Mönch um, den Kopf unterm Arm, und in der Hand eine Laterne. Immer läßt er ſich ſehen, wenn der Tod eines Mitgliedes des Sächſiſchen Königshauſes bevorſteht, wie er auch ſchon zur Kurfürſtenzeit gethan. Er kam vom Mönchsbrunnen auf dem Wilsdruffer Walle, und ſchreckte häufig die Wachen.

Im Kloſter Sedlitz in Böhmen raſſelten Todtengebeine, die ein blinder Mönch kunſtvoll zuſammengelegt, und wurden Geiſterproceſſionen erblickt. Im Franziskanerkloſter

Saar auf der mähriſchen Grenze ſpukten Ciſterzienſer-Mönche, die das Kloſter früher beſeſſen, ſo lange, bis die Franziskaner das Kloſter verließen. Bei Eger geiſtet ein gewiſſer Junker Ludwig umher, ein unredlicher Grenzſteinſetzer, ſehr feuriger Natur. (D. Sageb. 622. 630. 683. 684. 690.) Dieſe Geiſter heißen in Schwaben Untergänger.

Die Sage vom wandelnden Mönch, der auf dem Moritzthurm zu Coburg endete, iſt weit bekannt. Er übte eine ſehr untreue That aus Rache, und wandelt nun, und tutet bisweilen, aber lauter und ſchrecklicher als die zahlreichen Nachtwächter, die noch in ſo vielen deutſchen Städten und Dörfern mit unſinnigem Getute die Schlafenden aufwecken, damit dieſe die Ueberzeugung gewinnen, daß die Nachtwächter wachen, was man aber eine „altehrwürdige Sitte“ zu nennen beliebt und beibehält. (A. a. O. 710.) Todten- und Geiſtermetten kommen ſehr häufig in örtlichen Sagen vor. Im Ochſenkopf im Fichtelgebirge, in der Todenkirche zu Schleuſingen, in Karlſtadt am Main, bei Reichenhall, am Untersberge u. ſ. w. leben dieſe Sagen. (D. Sagenb. 698. 726. 801. 988.)

Ein ſeltſamer Spuk war der Geiſt Blaſerle zu Fiſingen in Schwaben, wo überhaupt im Betreff alles möglichen dämoniſchen und geſpenſterhaften Weſens eine Fülle örtlicher Sagen umgehen. Das Blaſerle war ſehr tückiſcher Natur, doch hob es ſich am Ende ſelbſt von dannen. In demſelben Pfarrhauſe, in welchem Blaſerle ſpukte, gab es aber auch noch andere Geiſter, die da ihr Weſen trieben.

Der Pelzmärte, der in Schwaben als Butzemann umgeht, ſoll nur der im deutſchen Norden Knecht Ruprecht genannte Adventſpuk ſein, der in Tübingen, auch in Franken Sant und Schante Klas, im Werrathale Herrſche-Klas heißt, wo die Kinder das Gebetchen haben:

„Lieber Gott, frommer Gott,
Jag' die Herrſchellaſen fort!"

Am h. Niklasabende, den 6. December, gehen Verkleidete umher, welche dieſe Namen führen, ſchrecken, ſtrafen und begaben die Kinder. Eigen iſt es, daß wie der vogtländiſche Pumphut mit demſelben Namen auch in der Lauſitz begegnet, und zugleich mit dem Namen Martin nach dem ſchwäbiſchen Pelzmärte hinzeigt, in derſelben Lauſitz auch ein Pelzmann und noch dazu in ſehr ausgebildeter Sage auftritt, der wieder aus dem Voigtlande gebürtig, und der Geiſt eines geheimniß- und zauberkundigen Herrn Karl Heinrich von Grünau geweſen ſein ſoll, deſſelben Mannes, von dem das Pagenbette auf der Bergfeſte Königſtein ſeinen Namen trägt. Aus ſpäter Zeit, er ſtarb 1744, 106 Jahre alt, zu Schmölln bei Biſchoffswerde, dennoch ſchon in mythiſche Kreiſe gerückt, führt auch von dieſem Pelzmann die örtliche Sage an, daß er „um die Weihnachtszeit" umherwandele, an Thüren und Fenſter klopfe, und die Leute ſchrecke. (D. Sagenb. 827. 927.) Gern beſtraft mit ruheloſem wandern die Sage die Geiſter von Zauberern und Teufelsbündnern, durch deren Betrachtung wir dem Teufel immer näher rücken. Eine Sippe derſelben, die Sonnenſchießer und Fahrſamenerzieler, fand ſchon beim betrachten der wilden Jäger Erwähnung. Die Zahl der übrigen, die als mächtige und berühmte Zauberer galten und gelten, auch noch in örtlichen Sagen leben, iſt nicht ſehr groß, der kleinen unbedeutenden können wir nur wenig gedenken.

Für Deutſchland bleibt Doctor Fauſt unter allen der bedeutendſte Zauberer, wenn er auch nicht der älteſte iſt. Magus war ja ſchon Albertus magnus, ohne daß die Sage ihm Teufelsbündniß beilegt. Seine große Kenntniß

der Natur beurkunden ſeine hinterlaſſenen Schriften. Mi
im Winter gab er in einem von ihm durch Zauber
vorgerufenen, warmen und blühenden Garten ein Ba
Fauſt that zu ſeiner Zeit daſſelbe; in einer Novelle
Boccaccio kommt ebenfalls ein ſolcher Zaubergarten d
einen Magus bei Udine vor. Albertus verrichtete
ſonſt manches andere Wunder, und ſein Name iſt zu K
zu Regensburg und zu Lauingen, letzteres ſein Geburts
noch im guten Gedächtniß. Völlig mythiſch, in der d
ſchen Volksſage nicht heimiſch, aber doch werth, n
übergangen zu werden, iſt Klinſor, Albertus Zeitgen
deſſen Name ſich aber dennoch in Deutſchland einbürg
denn in Urkunden iſt er als bürgerlicher Name aufgefü
Klinſor's Prophezeiung auf Wartburg von der Geburt
Prinzeſſin Eliſabeth von Ungarn, daß dieſes Kind
die Herrin des Thüringerlandes werden würde, ſtellt
uns hoch. Seine Meiſterſchaft und Erfahrung im Berg
und in ſonſtigen geheimen Künſten, ſeine Nachtfahrt
Oſterdingen aus Siebenbürgen gen Eiſenach in den H
grafenhof (ſelbſt dieſer Ausdruck dünkt uns myth
hellgrave könnte Teufelspfleger übertragen werden), wo
er dann ſeinen Geiſt Naſias mit Wolfram von Eſch
bach in Sangesweiſe ſtreiten ließ, da er dieſen größ
und bedeutendſten aller deutſchen Minneſinger nicht
überwinden vermochte, machen ihn wichtig. (D. Sage
115. 462. 463.) Auch Raimund Lullus ſoll zau
kundig geweſen ſein, mindeſtens konnte er Gold mach
Johann von Heidenberg aus Trittenheim, kurzweg
hann von Tritheim genannt, galt ebenfalls für einen Zauber
er ſtarb indeß 1516 als Abt von St. Jacob zu Würzbu
ein frommer Prälat, lebt in der Volksſage kaum und g
nicht als Teufelsbündner. Sein Zeitgenoſſe nun

Doctor Fauſt, deſſen Geſchichte bekannt genug iſt, ja ſelbſt die örtlichen Sagen über ihn ſind es. In Leipzig zeugt noch zur Stunde Auerbachs Keller, in Erfurt das enge Doctor Fauſts Gäßchen von ihm. Er ſelbſt wohnte zu Erfurt in der Michels-Gaſſe nahe dem großen Collegium, darin er Collegia las und homeriſche Helden vor der Studenten Augen zauberte. Auch zu Prag las Fauſt Collegia, und übte Zauberſtücklein. Auf Schloß Anhalt übte er ſchöne Künſte, die im Volksbuche aufgeführt ſind, bis nach den Niederlanden und an die Nordſeeküſten drang die Sage von ihm in eigenthümlicher Weiſe, die das Volksbuch nicht kennt. Er fuhr auf einem gläſernen Schiffe, das ein Niß lenken mußte, und erfand die Seekarten. Während Sage, Puppenſpiel, und Volksbuch den dienenden Geiſt Fauſts Mephiſtophiles und Mephoſtopheles nennen, legt die niederländiſche Sage dieſem letzteren den Namen Joſt bei (Juſt nannte Fauſt nach dem Volksbuche den mit Helena erzeugten Sohn, alſo doch ein leiſer ſagenverwandtſchaftlicher Anklang) und giebt ihm das Schloß Waerdenberg zum Wohnſitz, wo er ſeinen Teufel über alle Maßen plagte. Dies Waerdenberg ſcheint doch wieder unbewußt nach Würtemberg, wo die Sage Fauſt geboren werden läßt, und nach Wittenberg, wo er am meiſten lebte und lehrte, zu deuten. In Waerdenberg wird das Thurmfenſter noch gezeigt, durch das der Teufel, als endlich der Pakt aus war, Fauſt zerrte. Aber auch zu Maulbronn in Schwaben wird ein ſolches Fenſter mit unvertilgbarem Blutfleck gezeigt. Sehr verſchieden wird Fauſts Geburtsort angegeben. Sondwedel in der Grafſchaft Anhalt nennt das jüngere Volksbuch, Roda bei Weimar das ältere; Knittlingen in Schwaben nennt ihn auch ſeinen Sohn. (D. Sagenb. 611. 591. 181. 412. 141. 900.) Fauſts Zauberſchüler Chriſtoph Wagner mit ſeinem

Geiſt Auerhahn in Affengeſtalt lebt nicht in örtlichen Sagen, und auch deſſen Schüler, Johann de Luna, begegnet uns nur im Volksbuche von erſterem.

Wichtiger erſcheint uns der Zauberer Heinrich Cornelius Agrippa, der zu Löwen wohnte, merkwürdige Bücher ſchrieb, und wie Fauſt ſeinen ſchwarzen Präſtigiar, ebenfalls einen Hund ſtets bei ſich führte, den er Parabrius rief, nach andern Monſieur, ihn aber verfluchte, und ihn die Urſache ſeiner Verdammniß nannte, als es mit ihm, Agrippa, zum ſterben kam. Als der Zauberer todt war, verſchwand der Hund. Einen eben ſolchen Hund verehrte Agrippa einem ritterlichen Gönner, dem Jan von Nivelle, deſſen Namen aber niemand je erfahren hat. (A. a. O. 142.) Hans Heiling hatte auch einen Bund mit dem Böſen und plagte ihn, bis ſeine verhängnißvolle Stunde ſchlug. (A. a. O. 691.) Von der Zauberkunſt des Theophraſtus Paracelſus giebt es in Wien wie in Salzburg, wo er begraben liegt, noch viele örtliche Sagen. Er endete, wie der Zauberer Virgilius, durch einen fehlſchlagenden Verjüngungsproceß. Wie leicht und gern ſolche Sagen ſich verjüngen und erneuen, wird erſichtlich aus denen, die vom Herzog Johann Adolph zu Holſtein Sonderburg-Plön umgehen, der ein großer Kriegsheld, aber auch ein ebenſo großer Zauberer geweſen ſein ſoll. Er verſtand die Paſſauer Kunſt, und aller ſonſtige Kriegszauber, wie ſolcher im dreißigjährigen Kriege üblich geweſen, war ihm nicht fremd. Im Dorfe Ruhleben beſchloß dieſer Held ſein etwas ruheloſes Leben, und nach der Sage nicht allzuſanft, man zeigt noch ein Fenſter, aus welchem — u. ſ. w. (D. Sageb. 197.) Im dreißigjährigen Kriege, und auch im baierſchen und öſterreichiſchen Erbfolgekriege gab es eine Menge Generale, von denen die

Sage ging, ſie ſeien ſtich-, hieb- und kugelfeſt, ſeien Teufelsbündner und übten ſchwarze Kunſt. Wallenſtein und Tilly, Ernſt von Mansfeld, Graf Gottfried Heinrich Pappenheim u. a. galten mindeſtens für kugelfeſt, und ſelbſt der heldenhafte Führer ihrer Gegenpartei, König Guſtav Adolf, konnte nach der Sage nur durch ſilberne Kugeln fallen, bleierne oder eiſerne hätten ihm nichts angehabt. Silberne oder gläſerne Kugeln galten überhaupt für magiſch, und kommen in vielen Sagen vor, wo es gilt, ſicher und unfehlbar zu treffen. Johann Banèr, Dörfflinger, Torſtenſohn, die Wrangel und mehrere dieſer Kampfhelden umgab der Volksglaube mit dem Nimbus magiſcher Hülfe. Vom General von Auerochs aus Oepfershauſen im Meiningenſchen iſt auch die Sage im Umlauf, daß er ein Teufelshöriger geweſen ſei.

Von anderen Teufelsbündnern wären noch anzuführen jener Bürger von Virdung (Verdün), den ſeine Söhne Höllenpein leiden ſahen, des Dänenkönigs Chriſtoph I. wilde Tochter, die ſchwarze Greth, die mit Teufelshülfe in einer Nacht das Danewerk erbaute, darauf und daran ſie noch immer herumſpukt; jener Paſtor Fabricius zu Medelbye im Amte Tondern, der in des Teufels ſchwarzer Schule gelernt, und deſſen College, Paſtor Ziegler, die beide den Teufel überliſteten. Der Rattenfänger von Hameln, ſofern er nicht der Teufel in eigener Perſon war, gehört ebenfalls zu dieſer Geſellſchaft; noch entſchiedener jener Graf im Feuer, der im Feuerberge bei Halberſtadt brennt und bratet, daß ſeine Finger und Hände glühen und kniſtern und Funken von ſich ſpritzen. (D. Sagenb. 86. 185. 189. 316.) Dieſer Feuerberg führt uns dahin, der Stellen zu gedenken, welche überhaupt alte deutſche Mär und Sage als irdiſche Qualorte verdammter Geiſter und Seelen nannten und bezeichneten. Auch deren ſind nicht viele, man war ſparſam mit dergleichen die Lehre vom Fegefeuer und der Hölle fand nicht de gleichen Beifall, den jene Lehre von des Heilandes un Erlöſers Barmherzigkeit und Vergebung der Sünden fand Wir meinen hier nur vorzugsweiſe Feuerſtätten, nich Bergesklüfte, wie im Zopten in Schleſien, im Floßber bei Bad Liebenſtein u. a., in denen Büßende ſitzen un Pein leiden. Die Niederländer nahmen das rheiniſch Siebengebirge als Fegefeuerſitz an. Vom Hellthal un ter der Wartburg ſprachen wir ſchon, das die alten thü ringiſchen Chronikenſchreiber geradezu als ſolchen Ort be zeichnen. Der nachbarliche Hörſeelenberg wurde ent ſchieden als Fegefeuerſitz gedacht, wie vielfache Zeugniſſ darthun. (Vergleiche S. 66.) Der Gemahl der eng liſchen Königin Reinſweig litt alldort, Landgraf Ludwigs de eiſernen Seele ward von einem Zauberpfaffen dort ebenſ gefunden, wie ſpäter die Landgraf Friedrichs des freudige am obern Ende des Hellthales, davon die Chroniſte ſchreiben: Vnd als er (Landgraf Friedrich der frendige nun gestorben waz, da hette sein son gerne erfaren, wi es vmb seine sele gewest were vnd liesse das versuche einen meister der schwarzen kunst, der offenbarte, da seine sele ynn fegefeuer liette ynn dem grunde hinte Wartburg vnter dem hintersten thurme.

Ob man nicht bei andern Burgen, in deren nächſte Nähe ſich Schluchten finden, welche die Hölle hießen, äh liches glaubte? Man war gewohnt auf Hofburgen alles zu ſammen zu haben, das Schloß, die Kirche, die Gruft, da Brauhaus, warum nicht auch im Grunde den Bußort, an dem allmählich der Burgpfaffe die armen Seelen doch her auszubeten vermochte? (D. Sagenb. 103. 457. 458.)

Jenen Schneeberger Teufelsbannern, jenen Jenaiſche

Chriſtnachttragöden, jenem albernen Zauberjungen in Leipzig — allen bekam ihr Thun mehr oder minder merklich übel. Jener Abt von Kalbsangſt, der mit dem Böſen Bündniß hatte, nahm gar ein ſchauriges Ende, und noch ſchauriger war ſein Leichenbegängniß. Große geſpenſtige Vögel holten ſeinen Leib vom Paradebette weg und trugen ihn durch die Lüfte in einen tiefen See. (D. Sagenb. 610. 619. 968.)

Zu dieſer Teufelsbundesgenoſſenſchaft gehört nun noch das ganze Hexenweſen, mit den zahlloſen über daſſelbe verbreiteten Sagen, die aller Orten und Enden zu finden ſind, und immer noch neuen Stoff erhalten könnten durch die faſt in allen Amts-Archiven ruhenden Hexenproceßacten. Freilich gleichet ſich deren Mehrzahl auf ein Haar, weil die blinde Themis jener Zeit, in der dieſe Proceſſe geführt wurden, dieſelben nach einer Schablone zuſchnitt und behandelte, allein beim genauen forſchen nach dergleichen ſtößt man dennoch nicht ſelten auf ſehr eigenthümliche Züge und überraſchende Begebenheiten, die den gewöhnlichen Kreis, in dem die Hexenacten ſich bewegen: Mißtaufe, Teufelsbuhlſchaft, Beſuch der Teufelstänze, Beſchädigung an Menſchen und Vieh, leugnen alles deſſen, Tortur, erzwungenes Bekenntniß, Urtheil und Henkertod überſchreiten. Man ſtößt, wenn man Geduld hat, ſich durch das alltägliche und zum Ekel wiederholte nicht abſchrecken zu laſſen, auf ganz neue, überraſchende, vorher gar nicht gekannte Seiten des Hexenglaubens und Volksaberglaubens. Bei allen ſolchen hexenhaften Vorkommniſſen iſt der Teufel im Spiel, und wir haben, wollen wir ihm nun ernſtlich näher treten, zunächſt uns darüber klar zu werden: wer und was iſt der Teufel?

Der Teufel iſt der böſe Dämon aller böſen Dämonen, er iſt der ſtrenge und ſchroffe Gegenſatz Gottes, der Verderber vom Anbeginn. Im ganzen Umfange ſeiner Macht, wie die chriſtliche Dogmatik ihn ausbildete und darſtellt, kannte ihn das Heidenthum nicht, mindeſtens nicht das germaniſche. Im mythiſchen Sinne kann der Teufel nur perſönlich gedacht werden; als ein abſtracter Begriff, ſogenanntes böſes Princip, Erbübel in der Menſchenſeele und dergl. dient er der Sage niemals. Sage und Märchen lieben und loben ſich ihren Teufel mit Klauen, Schweif und Hörnern, mächtig, gigantiſch, übergewaltig, windſchnell, Berge und Burgen bauend und brechend, wie es ihm beliebt, dann wieder liſtig, tückiſch, fein, verführend, betrügend — und dabei nicht ſelten ſelbſt betrogen; überliſtet, geärgert, feſtgebannt. Der Teufel iſt allenthalben zu Hauſe, in vieles miſcht er ſich, auf alles legt er ſeinen Schwanz.

Das Chriſtenthum überkam den Teufel vom Judenthum. Dieſes letztere hatte im babyloniſchen Exil die morgenländiſche dualiſtiſche Idee von Ormuzd und Ahriman nach der alten Heimath gebracht; ihr Beelzebub und Lucifer einten ſich ihnen zum Ahriman, deſſen Reich nach einem förmlichen Syſteme ausgebildet wurde. Mit dieſem Syſteme nahte das Chriſtenthum dem Heidenthume, und begann damit, es zunächſt dem Teufel und dann den alten Göttern entſagen zu laſſen. So wurzelte der Begriff des Teufels tief und feſt und bildete die der gütigen Gottheit und dem Welterlöſer ſtets feindliche, ſich auflehnende, widerſachende Macht. Sein griechiſcher Name diabolos wurde aus dem neuen Teſtamente mit geringen Abwandlungen in allen Sprachen Europa's beibehalten. Ob das altdeutſche tiuval (der gefallene, geſtürzte Gott Tiu oder Zio, Tiodute?) die beſſere Wurzel für unſer heutiges Wort Teufel ſei, mögen die Sprachforſcher feſtſtellen. Uns ſcheint die Ableitung einigermaßen geſucht. Der im allgemeinen mit Menſchenleib gebildeten Geſtalt des Teufels wurde thieriſche zugeſellt, vom Pferde erhielt er den Huf, wo er nicht mit Bocksfuß erſcheint, von der Kuh oder vom Löwen den Schweif, vom Ochſen, oder noch mehr vom Bock die Hörner, vom Wolf und Hund die Ohren, die zähneblekkende Schnauze und die lang herausgeſchlagene Zunge; vom Drachen, Greif oder Geier die ſcharfen Klauen. In völliger Bocksgeſtalt erſchien der Teufel an den Hexenſabbathen und ließ ſich von ſeinen Hörigen den Hintern küſſen; als Wolf raubte er Seelen, wie im Aachener Dome bildlich dargeſtellt iſt; als Hund bewachte er Schätze, oder begleitete die Zauberer, denen er in ſolcher Geſtalt diente (daher die Beinamen Höllenwolf, Höllenhund); als Pferd ließ er ſich reiten; als Drache ſchleppte er, meiſt feurig, Schätze und Gaben herbei, oder hütete in Drachen- und Schlangengeſtalt manchen vergrabenen Hort, daher im mittelhochdeutſchen hellewurm, helledrake — was wieder auf die ausſtrahlende Helle des Goldes, von dem der Lintwurm den Namen trägt, mehr als auf Hölle zu deuten ſein dürfte. Als Fliege, Spinne, Wespe oder Horniſſe diente er, in Gläſer oder Schachteln geſperrt, in der Eigenſchaft eines Spiritus familiaris.

Außerdem wurden dem Teufel noch eine Menge Namen, hauptſächlich von den Hexen, beigelegt: Junker Voland, Junker Hans, Kurz, Kuni, Grünrock, Steppchen, und viele andere; den Junkernamen führte er, weil er den Hexen in der Regel als Cavalier mit Federhut, mit Degen und im ſchmucken Jagdgewande oder im Gallakleide erſchien, und ſo ſeine Luſt mit ihnen hatte, von der ſie insgemein wunderwenig empfanden. Mit Blut ließ er die

Namen ſeiner Genoſſen in Bücher oder unter Pakte ſchreiben, mit Liſt ſuchte er ſolche Pakte zu verkürzen. Es ließ ſich eine ſehr weitläuftige Geſchichte des Teufels ſchreiben, auch erſchien eine ſolche bereits 1733 zu Frankfurt a. M. aus dem engliſchen übertragen, in welcher der Verfaſſer ſich die lächerliche und undankbare Mühe nahm, den Dichter Milton bezüglich ſeines „verlorenen Paradieſes“ zurechtzuweiſen und ihm „ungereimte Gedanken“ vorzuwerfen. Ein alter Beweis des neuen Satzes:

Keine Furcht der Eſel hat
Wann er zu dem Leirer gaht ꝛc.

Milton lebt und der kritiſirende Teufelshiſtoriker iſt vergeſſen. Höchſt beluſtigend aber iſt, daß dieſer vorleſſingiſche Kritiker ſich ſelbſt mit der Aeußerung trifft (S. 458.): „Was vermögen nicht dieſe wilde Geiſter, die Critici, zu thun, deren barbariſches Naturell ſie beweget, die vortrefflichſten caracteres mit Füßen zu treten, und die deutlichſte Redens-Arten zu tadeln?“ — Es iſt ein humoriſter Zug in den Umſtand gelegt, daß ungemein häufig das in der Kritik ſo oft „mit wenig Witz und viel Behagen“ zu Tage tretende Vernichtungsprincip ſich ſelbſt in das Geſicht ſchlägt, nur daß die zahlloſen „Wagner“ nicht ſo ehrlich ſind, ſelbſt zu bekennen:

„Mir wird, bei meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang.“

Das humoriſtiſche Element tritt nun in keinem Kreiſe der Poeſie, der Sage und des Märchens ſo entſchieden zu Tage, wie gerade beim Teufel, und nie berühren ſich ſtärker die Gegenſätze. Der grauſame, übergewaltige, ſchaden- und verderbenfrohe Dämon, das grauenhafteſte Weſen, das die menſchliche Phantaſie nur immer erſinnen konnte, wird ſpaßhaft, beluſtigend, wird von Menſchen, und zwar meiſt von nicht ſtudirten, geprellt, gefoppt, verhöhnt, wie ein Pantalon der Pantomime, es geht ihm über alle Maaßen ſchlecht, er ſinkt durch alle Räume vom überklugen, ſich Gott entgegenbäumenden Fürſten der Hölle bis zum armen, und was noch ſchlimmer iſt, bis zum dummen Teufel herab, und ſchlimmeres kann doch ſelbſt einem Teufel nicht begegnen, denn „wenn das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen?“ —

Wir wollen die bedeutendſten deutſchen Teufelsſagen andeuten. In der Schweiz tritt der Teufel einigemale um Seelen von Königen ſtreitend auf. Sogar das häufig begegnende Bild, das den Erzengel Michael mit einer Wage darſtellt, an deren eine Schaale ſich unten ein Teufelchen feſtklammert, um ſie ſchwerer zu machen, findet dort ſeine ſagenhafte Begründung. König Rudolfs von Strättlingen gute Werke, auf die er nur zu ſtolz war, welche der Erzengel wägend prüfte, ſollten, nach des Teufels Willen, von den böſen überwogen werden, und der Teufel ſtritt daher heftig mit dem Erzengel, wurde aber beſiegt. Ebenſo erſtritten Engel und Heilige auf einem Schiffe von den Teufeln, die ſie von dannen führten, die Seele König Dagoberts. Einen Ritter, Wernhardt von Strättlingen, führte der Teufel nach ſeiner Heimath zurück, wie Heinrich den Löwen, als des Ritters Hausfrau, die ihren Gatten todt glaubte, ſich wieder zu vermählen im Begriff war, faſt wie in der ſehr ähnlichen Sage vom Falkenſteiner, oder wie der Apoſtel St. Thomas dem edlen Möringer that. (D. Sagenb. 5. 312. 906. 959.) Viele Teufels- und Hexenſagen leben im Schweizerlande; Gebirge und Hochalpengebirge zumal bilden durch Schluchten, Thalrinnen, brauſende Waſſerſtürze, dampfende Nebel, Sturmgeheul in Wäldern, unheimliche Seen und dergl. von ſelbſt

das Reich des grauenhaften und übernatürlichen. Dah
auch die vielen Teufelsbrücken, von denen zumal jene b
rühmte über die Reuß in des St. Gotthardt Nähe v
mehr als einer Teufelsſage umflüſtert wird.

Im Bühel unterm Kreuzliberg im Aargau hatte d
Teufel einen Keller, und auf der Würfelwieſe
demſelben Canton iſt er es, der die zahlloſen dort au
quellenden ſteinernen Würfel hervorbringt, da die Würfe
luſt ihm ſchon gar manche Seele zuführte. (D. Sagen
21. 24. 25.)

Jenen Steinweg auf Burg Falkenſtein im Taun
läßt die Sage zwar von Erdmännchen oder Berggeiſter
bauen, aber es geſchieht doch nicht ohne teufliſche Mitwi
kung, welche die Sage häufig mit den Unterirdiſchen ve
geſellſchaftete, und der Felspfad heißt bis heute noch d
Teufelsweg, wie denn überhaupt die Sage es liebt, b
allen großartigen Bauwerken den Teufel als Architekte
anzuſtellen. So baute er die ſtattliche Burg Rheingra
fenſtein in Hoffnung auf des jungen Burgherrn Seel
und daß dieſer zuerſt aus dem Fenſter der neugebaute
Burg ſchauen ſolle. Des Rheingrafen liſtenreiche Fra
aber band einem Eſel des Pfaffen Käppchen auf, und lie
dieſen zuerſt zum Fenſter hinaus ſchauen, ſo daß der Teu
fel nur eine Eſelsſeele gewann. Am Lurleifels rüttel
und ſchüttelte einſt der Teufel, und wollte dort den Rhei
ſperren und plagte ſich, daß er ſchwitzte und dampfte; d
ſang mit einemmale die Lurlei, und der Teufel konnte fa
nicht mehr loskommen. Hinterdrein zeigte ſich ſein gan
zer ſchwarzer Abriß in dem Felſen, wie eingebrannt. Bei
Dombau zu Köln betheiligte er ſich durch die bekannt
Wette mit deſſen Baumeiſter, die der Teufel gewann. No
zeugt die Teufelskelle von jener Wette. Bei Domen

und Kirchenbauten des Mittelalters überhaupt iſt die Teufelsſage am allergeſchäftigſten geweſen, es wird kaum ein bedeutendes Bauwerk dieſer Art vorhanden ſein, in deſſen Wölbungen ſie nicht hallt. Des Aachner Domes wurde ſchon gedacht, die Seele, die der Teufel dort fing, iſt noch in Tannenzapfengeſtalt allda zu ſchauen. Ein Teufel iſt auch zu Aachen in den Ponellenthurm gebannt, aus dem er nimmer loskommt, daher ſchon die Alten das Sprichwort hatten: es wird geſchehen, wenn der Teufel von Aachen kommt, d. h. am Nimmermehrstag. So legte ſich der Teufel auch in einen Thurm zu Lüneburg. Als der Teufel aus Rache für den ihm beim Dombau zu Aachen geſpielten Streich eine Sanddüne gen Aachen ſchleppte, die Stadt damit zu überſchütten, überliſtete ihn ein altes Weib, ſo daß er die Düne außerhalb der Stadt hinwarf, das iſt der Loosberg dicht über der Stadt. Aehnliches begegnete ihm mit dem Natternberg an der Donau. (D. Sagenb. 70. 79. 120. 121. 122. 304. 858.)

Eifrig ſuchte der Teufel ſein Reich zu erweitern, dies konnte er nicht allein, er mußte Schulen begründen, wo Teufelskünſte gelehrt und Leute verlockt wurden, ſeine Bündner zu werden. Solcher Schulen gab es mehrere von großer Berühmtheit, eine zu Salamanca, von welcher Theodor Körner eine Teufelsſchnurre dichtete, eine zu Krakau, wo Dr. Fauſt ſtudirte, eine zu Toledo, eine zu Budecz in Böhmen, auf welcher ſchon die Zauberin Libuſſa ſtudirt haben ſoll. Dieſe Schule beſtand demnach lange vorher, ehe die zu Prag aufkam. Jetzt iſt der Ort ein Steinhaufen. Ebenſo war auch eine Teufelsſchule in Nordfriesland oder im Ditmarſchenlande. Aber nicht die bloße Schulgelehrſamkeit in ſeinem Sinne und für ſein Reich begünſtigte der Teufel; er war auch ein Tauſendkünſtler und lehrte ſeine Jünger ſtaunenswerthe Arbeiten, beſonders im Bereiche der Schloſſerei und Schmiedekunſt, als **Feuerarbeiter** und ächter Rußiger. Freilich verfielen ihm dann auch die Künſtler, die durch ſeine Hülf Ruhm und reichen Lohn erlangt hatten. Dahin deuten auch die Sagen vom **Teufelsgitter** in der Marienkirch zu Wismar, das Schloß am **Stock im Eiſen** zu Wien und manche andere, ja man war halb und halb nahe daran, im Nachmittelalter auch die kunſtvollen durchbrochenen ſteinernen Sacramenthäuschen, wie das in der Lorenzerkirch zu Nürnberg, weil kein Menſch dergleichen wieder zu fertigen verſtand, der Kunſt des Teufels zuzuſchreiben. Wi bei **Moden**, welche überhand nahmen, ebenfalls dem Teufel die Schuld aufgebürdet wurde, dem man alles Ueb in die Schuhe ſchob, obſchon er keine trug, zeigte ſich i der Sage von den Schnabelſchuhen, in die der Teufel au dem Leibe eines Beſeſſenen fuhr. Später ſchrieb ma Bücher über den Pluderhoſenteufel und dergleichen un brachte auch ſonſtige Modethorheiten, die keiner Zeit fehlen, mit **ihm** in Verbindung. (D. Sagenb. 189. 215. 247.

Daß der Teufel als Pferd ſich reiten ließ, ward ſcho erwähnt; er liebte es, als Mar aufzutreten, er ritt abe auch ſeine eigenen Buhlen, die er in Pferdegeſtalt umzauberte, wie jene Wirthin zu Belgern, die er mit Hufeiſe von einem Schmiede beſchlagen ließ, ebenſo eine Bierſchänkin zu Raſtenburg; juſt kein Zeichen abſonderlicher Gunſ

Einen Wirth, der einen frommen Landsknecht betrüge wollte, dem der Teufel vor Gericht als Fürſprech diente holte er bei lebendigem Leibe, wie im Abenteuer des Stricke jenen Richter, den ein Weib zu ihm verwünſchte, ſ. Th. II S. 45. (D. Sagenb. 371. 372.)

Der Teufelsmauern, der Teufelsmühlen, der Teufels mahlgänge, der Felſen, die er niederwarf, der Burgen, die er baute und aus Ingrimm ganz oder doch theilweiſe wieder zerſtörte, wurde häufig gedacht. Mauerſpalten und Thüren, durch die der Teufel gefahren war, konnten insgemein nicht wieder zugebracht werden. Teufelsbäder, Teufelslöcher, Teufelskanzeln, Teufelsſtraßen, Teufelsthürme, Teufelskeller, Teufelsgraben, Teufelswehre giebt es da und dort. (Vergl. D. Sagenb. 402. 441. 447. 492. 518. 559. 585. 652. 668. 722. 769. 868. 938.)

In Eiſenach war der Teufel zu Zeiten ſehr thätig; Sophiens von Brabant voll Zorn in die Luft geſchleuderten, ihm zugeeigneten Handſchuh fing er auf und ließ ihn nicht wieder zur Erde fallen; ſchon früher hatte er dort den Pfaffen, der Ludwigs des eiſernen Landgrafen Seele ſchauen wollte und ſollte, auf ſeinen Schultern an den Ort der Qual getragen. (D. Sagenb. 467. 458.) Luther in ſeiner Zelle auf der Wartburg wurde von ihm in frommer Arbeit geſtört, und zwar in Geſtalt einer Hummel, die nicht eher mit brummen und herumſumſen aufhörte, bis das Tintenfaß nach ihr flog, und Luther furchtlos rief: „Biſt du's, ſo ſei es!" ein Wort von wirklich kernhaft gültigem Gehalt. „Biſt du's, ſo ſei es!" was du ſchlimmes und ſchlechtes biſt, ſei es dir zum eigenen Aergerniß, denn jenen, denen du Feind biſt, kannſt du doch nichts anhaben.

Aergern mußte der Teufel nach der Sage ſich mehr, und meiſt über ſich ſelbſt, als irgend ein Weſen überirdiſcher und irdiſcher Natur. Als Paulina, die fromme Tochter des Grafen Moricho, im Thüringer Walde ihr Münſter baute, wurde dem Teufel, wie in Aachen die Seele eines Wolfs, auf Burg Rheingrafenſtein die eines Eſels — die Seele eines Schweins zu Theil; als er eine Säule aus dem Vatican oder aus der Kirche Santa Maria trans Tiberim auf Schloß Wiſcherad über Prag ſchleppte, empfing er von St. Petrus derartige Geißelſtreiche, daß er die Säule dreimal in den venetianiſchen Meerbuſen fallen ließ und dadurch zu ſpät kam. Das leidige „zu ſpät,“ das in der Politik ſo manches Unheil ſchuf und auch noch künftig hervorrufen wird, mußte mehr als ein armer Teufel ſchmerzlich büßen. In Nürnberg auf der Kaiſerburg ging es dem Teufel um kein Haar beſſer, auch da betrog ih ein liſtiger Pfaffe und er kam zu ſpät mit ſeiner Säule an, die er dann im Zorne zerbrach. —

Ein Ritter auf dem alten Bergſchloſſe Liebenſtein überm Badeorte Liebenſtein beſchäftigte den Teufel ſo ſehr und ſ anhaltend mit Getreidemähen, daß man immer noch in der Feldflur die Teufelsmahten zeigt und ſieht, und daſ es der Teufel ſo überſatt bekam, daß er Ritter Ritte ſein ließ, und nach der Teufelskutte dicht am Salzunge See jählings abfuhr. (D. Sagenb. 518. 677. 846. 742.

Zu Münnerſtadt ſchnitt nach der örtlichen Sage ei Schneiderlein dem Teufel den Schwanz ab, und ſeitdem e alſo geſtutzt worden, geht der Teufel als Stutzer, mit einen 1848er Schönbart umher. Das Abbild dieſer wunderkräftigen Scheere iſt noch an der Kirche in Münnerſtadt zu erblicken. Andere kennzeichnende Körpertheile verlor de Teufel an andern Orten, Haare mußte er am Lurleifelſe laſſen, an anderen Felſen oder an Altären ſtieß er ſich di Hörner ab, die Klauen büßte er ebenfalls ein, eine davo bewahrte man in Trier auf, und ſelbſt die große Naſe wurd ihm zu Hall am Kocher gebrüht.

So geſellte die Sage unbefangen dem ſchaurigſten Ern den heiterſten Spott, ſo warf ſie Licht auf den nachtdunkel Schatten, und zu dieſem heitern Lichte geſellte ſie dan auch noch den vollen Strahl der Erlöſung, durch jene Schaar, die den Martyrertod nicht ſcheute, die das Heidenthum bekriegte, und dem Teufel ewigen furchtloſen Kampf bot.

IV.

Oertliche Sagen vom Kampfe des Chriſtenthums gegen das germaniſche Heidenthum.

Leuchtend hatte der Stern über Bethlehem geſtanden, leuchtend und Bahn zeigend zog er im Geiſte allen denen voran, Männern und Frauen, die mit heiligem Eifer, mit kühner Todesverachtung, mit lebendiger Treue dem Geſchäfte der Heidenbekehrung ſich weihten. Die meiſten aus dieſer Schaar errangen, wonach ſie ſtrebten, die Martyrer-Glorie, und mit ihr den ewigen Nachruhm; die Kirche ſprach ſie heilig, aber ſelbſt die Sage ſchrieb ihre Namen in den Tempel der Unſterblichkeit, ja ſie übernahm bei mehr als einem dieſer gefeierten Namen ſelbſt das Amt der Heiligſprechung, ſie bedurfte für ihre Canoniſationen keines Papſtes, ja nicht einmal eines Advocatus diaboli. Die Sage weiht auf immerdar den Boden der Berge, auf denen die Füße der Boten gewandelt, die da den Frieden verkündigt; ſie ſchwebt wie zarter Weihrauchduft um der Martyrer Gräber, ſie tönt den für Chriſti Lehre geſtorbenen Unſterblichen ewige Hymnen. Zwiſchen jenen Auserwählten wandeln auch andere durch Frömmigkeit und ihre Liebeswerke an der leidenden Menſchheit ausgezeichnete Männer und Frauen, deren Andenken die Sage mit Dankbarkeit und Treue lebendig erhält.

Es wurde bereits Th. I. S. 244 u. f. bei Erwähnung der Legende die Reihe jener Heiligen namhaft gemacht, welche für die deutſche Sagenwelt eine hervorragende Bedeutung im Allgemeinen gewannen, hier muß ihrer und der ihnen Nachſtrebenden nun im beſonderen gedacht werden, wir müſſen mit ihnen ausziehen auf ihren Bekehrungszügen, müſſen ſie ihre Wunder üben, Kirchen und Klöſter begründen ſehen, und ſchauen, wie ein großer Theil von ihnen mit ihrem Blute den Boden des germaniſchen Chriſtenthums fruchtbar machte für die kommenden Zeiten, oder wo ſo hohes Heldenthum nicht errungen ward, doch gute Saat geſtreut wurde zur unvergänglichen Aernte. Wir folgen dabei wieder dem gewohnten Wandergange, auf welchem nur kaum ein längeres verweilen vergönnt iſt. Wir dürfen auch hier nur überſichtlich ſchauen, und können nebenbei kleine Wiederholungen des a. a. O. geſagten nicht vermeiden.

Im deutſchen Schweizerlande, in welches von Norden her die heidniſche Bevölkerung gedrungen war, und von Weſten und Süden her der Strahl der Chriſtuslehre drang, wanderten zahlreiche Bekehrer ein, welche in Rom ihre Fackeln entzündet hatten, durch die Heidennächte ihre Bahnen zu finden. Viele dieſer Bekehrer, wie auch jene, die in Deutſchland zuerſt das Chriſtenthum begründeten und verbreiteten, kamen aus England, Schottland und Irland, manche auch aus Frankreich. Die Schweizerſage gedenkt eines brittiſchen Königsſohnes, Namens Lucius, welcher zuerſt das Evangelium in den Schoos der Alpenthäler getragen habe; ein Bergpfad zwiſchen Graubündten und der Herrſchaft Vaduz trägt noch von ihm die Benennung: der Lucienſteig. Nach ihm kamen die Irländer St. Columban mit ſeinem Schüler St. Gallus und ihren Gefährten Mangolt und Siegbert und vollbrachten das Geſchäft der Bekehrung, von dem noch das ein halbes Jahrhundert nach St. Gallus Tode begründete Kloſter St. Gallen lautredendes Zeugniß giebt. Dem heiligen Manne Gallus ſelbſt verdankt auch Appenzell (des Abten Zelle) die Namengebung.

In ſpäterer Zeit, als das Chriſtenthum im Schweizerlande ſchon feſt begründet war, erlitt der fromme Mann Meinradus den Tod durch ruchloſe That, aber Wunder geſchahen an ſeinem entſeelten Leichnam, und die Abtei Einſiedeln, in welcher St. Meinrads Gebeine ruhen, und welche aus der Kapelle erwuchs, die Meinrad erbaut hatte, gelangte zu großem Ruf und Reichthum. In der Legende des genannten Heiligen offenbart ſich jener mythiſche Zug von der die Unthat durch Vögel an das Licht bringenden Gottheit. Zwei Raben ſind es, die des h. Meinrad Ermordung enthüllen, wie die Kraniche des Ibikus in der griechiſchen Sage, die Enten in einer deutſchen, das Rebhuhn in der Abenteuerdichtung. (D. Sagenb. 3. 909. 200.)

In örtlichen Sagen des Elſaſſes lebt das Andenken an die heilige Ottilia, wie auch in andern deutſchen Gauen. Ottilia fuhr in einem Schifflein über den Rhein, ganz allein, gleich der frommen Wilhildis, welche mainabwärts trieb in einem Nachen ohne Fährmann. Ein Fels nahm ſie auf, da ſie ſich verfolgt ſah, wie jener Agnes im baierſchen Alpenlande geſchah, welche die Volksſage die ſteinerne nennt. Ottilia aber trat wieder hervor aus der ſchützenden Felswand, aus der fortan der heilſame und die Augen ſtärkende Ottilienbrunnen rieſelt, und wurde Aebtiſſin in dem Kloſter, das ſie begründete, ſtarb ſelig und wurde nun als Schutzpatronin der Augen verehrt. Gern nennt man ſchroffe Felswände oder Blöcke nach ihr, zur Erinnerung ihres Verſchwindens in einem Felſen; davon trägt auch der ſenkrechte Fels in Mitten des Domberges, dicht überm Markt der Stadt Suhl den Namen Ottilienſtein. In Tirol liegt ein St. Ottilia, in Baiern ein

St. Ottilien, in Niederheſſen ohnweit Witzenhauſen auch eins, ebenſo giebt es ein Ottilienberg in Heſſen und eins in Baiern, auch Ottilienhöfe ſind vorhanden, was alles auf weitverbreitete örtliche Verehrung dieſer Heiligen hinweiſt. (D. Sagenb. 35.)

Das liebliche Wunder, welches St. Katharina an einem Ritter übte, der danach den Namen von Handſchuchsheim annahm, wurde bei den Schildſagen erwähnt; Th. II. S. 164. (D. Sagenb. 52.) Dieſe Heilige genoß vorzugsweiſe auch in Deutſchland eine große Verehrung; zahlreiche Kirchen, Hallen und Klöſter wurden ihr geweiht und nach ihr benannt, ſo das berühmte Katharinenkloſter in Eiſenach, und häufigſt und mit Vorliebe ſtellte die Kunſt ſie in mannichfaltigen Gebilden dar, mit ihrem Attribut, dem flammenden Rade.

Eginhard und Emma, das fromme gottſelige Liebespaar, das ſich ſpäter ſo asketiſch ſchied, wie Heinrich und Kunigunde ſich ſtets geſchieden gehalten, lebt von de Sage verherrlicht fort, beſonders zu Seligenthal und deſſe Gegend, wie im nahen Odenwalde, und die Sage kümmer es nicht im entfernteſten, daß die Geſchichte an ihrem Untergrunde rüttelt, er ſteht marmorfeſt. Dagegen hebe Sage und Geſchichte vereint das Andenken frommer un wahrhaft verdienſtvoller Männer hervor, wie das der Mainzer Erzbiſchöffe Heriger und Willigis, und brandmarken die Namen der böſen, wie Erzbiſchof Hatt wenn auch nur die Sage es iſt, die den entſetzlichen To des von Mäuſen gefreſſen werdens dem letzteren zuertheilte eine Sage, die mehr als einen Wiederhall fand, in Polen wo König Popiel im Mäuſethurme im Goplo-See, und i Lüttich, wo ein Feind Kaiſer Heinrichs IV. von Mäuſe gefreſſen wurde; ebenſo noch an mehreren andern Orten, vergl in der Académie royale de Belgique. T. XXI. No. 11 et 12 des Bulletins: La tour des souris (Der Mäusethurm) par M. Felix Liebrecht, Professeur à l'Athénée royal de Liége.

Das Andenken der frommen **Bilhilde** ehren zwei Mainorte verwandten Namens, Hochheim zwiſchen Frankfurt und Mainz, und Veitshöchheim zwiſchen Würzburg und Karlſtadt. Die Sage von ihr iſt eigenthümlich, und ſchlingt ſich in die Frühgeſchichte der fränkiſchen und thüringiſchen Herzogzeit mit ſchimmernden Fäden ein. In dieſe Zeit hinauf reichen auch die Sagen von jenen gottbegeiſterten Männern, die im öſtlichen Frankenlande zuerſt die Chriſtuslehre verkündeten, dem heiligen **Kilian** mit ſeinen Gefährten **Coloman** und **Totnan**. Das Land feiert namentlich den erſtgenannten dankbar als ſeinen Apoſtel. Viele Bergeshäupter heißen nach ihm, viele Kirchen und Kapellen wurden ihm geweiht, und Ortſchaften und Gehöften wurde ſein Name verliehen. Dieſe drei Männer ſtarben als Blutzeugen durch Meuchelmörderhand auf Anſtiften der im Herzen noch heidniſch gebliebenen Gemahlin des Frankenherzogs Gozbert, Geilana, deren Rache ſie zumal gegen ſich entflammt hatten, denn ſie war zuvor die Frau des verſtorbenen Bruders ihres Mannes geweſen, und St. Kilian hatte dieſe Ehe für ſträflich erklärt und ihre Trennung geboten. Durch St. Kilian war es auch geſchehen, daß das Hulda-Heiligthum auf dem **Frauenberge** zerſtört und der heiligen Jungfrau ein neuer Tempel geweiht werde. (D. Sagenb. 66. 766.)

Auch der h. **Gangolf** ſoll aus Frankreich nach Franken gekommen ſein, und Kilians und ſeiner Gefährten frommes Werk fortgeſetzt haben. Ein Berg im Rhöngebirge führt noch ſeinen Namen; Gangolfskloſter, Gangolfskeller, Gangolfsbrunnen erinnern noch an ihn; Gangolf und Gangloff heißen viele Orte, ſelbſt in Preußen, Baiern, Sachſen, Altenburg u. ſ. w. (A. a. O. 139. 768.)

Moſel- und Rheinſtrom ſahen unendlich vieles Blut gottgeweihter Menſchen fließen. Am Moſelufer ſtarben den Martyrertod alle Kinder des Königs Baccius von Katalonien und ſeiner Gemahlin Lientrudis: Eucharius, Eligius, Liberia, Suſanna, Menia, Oda und Gertrudis. Das geſchah unter Julian dem Abtrünnigen, der im Jahre 362 nach Chriſti Geburt in jener Gegend zweitauſend zweihundert Chriſten morden ließ. Kaiſer Konſtantin der Große und Flavia Helena, ſeine Gemahlin, gründeten die Abtei St. Maximin an der Moſel auf der Stelle eines römiſch-heidniſchen Dianentempels; dort erſchien Konſtantin jenes bedeutungsvolle Zeichen, und es lebten dort auch die frommen Kirchenväter Ambroſius, Hieronymus und Athanaſius, und vielleicht ertönte der Ambroſianiſche Lobgeſang zuerſt auf deutſchem Boden, zumal Ambroſius ſogar in Trier geboren worden ſein ſoll, und der Heimath ſicher Liebe bewahrte. Athanaſius aber wurde vom Kaiſer Konſtantin nach Trier verbannt. In St. Maximins Abtei haben auch die Erzbiſchöfe Nicetius und Baſinus ihre Ruheſtätte gefunden, und ebenſo wurde auch Ada, die Schweſter Karls des Großen, daſelbſt beigeſetzt, welche einen Codex aureus der Evangelien ſchrieb. In dieſem Lande fand die aus Chriſten beſtehende Legion, welche die Thebaniſche hieß, und ſich weigerte gegen Chriſten zu kämpfen und den römiſchen Göttern zu opfern, auf Befehl des Kaiſers Maximinian oder Diocletian, blutigen Untergang. Des Kaiſers Feldherr Rictiovar, mordete ſchonungslos, und ſtrebte alle Chriſten in der Stadt Trier zu vertilgen. Den Erzbiſchof Paulinus ließ er in Ketten aufhängen, die Rathsherren wurden alle mit dem Beile gerichtet, und es floß ſo viel Martyrer-Blut in die Moſel, daß ihre Wellen bis hinab zum Castrum Neomagum roth gefärbt erſchienen. Ein Ritter dieſer Legion war St. Gereon, der dem allgemeinen Blutbade zwar entkam, aber mit der Schaar, die er aufs neue um ſich geſammelt, den Martyrertod in Köln fand, wo noch in der ihm geweihten und nach ihm benannten Kirche die Schädel dieſer Blutzeugen prangen. Eben ſo fielen dort unter den Schwertern der Gothen St. Urſula, die britiſche Königstochter, mit ihren eilftauſend Gefährtinnen. Keine Erzbiſchofsſtadt Deutſchlands empfing ſo blutige Weihen, wie Trier und Köln. Dafür birgt Kölns Dom auch im Schooſe die heiligen Leiber der erſten irdiſchen Zeugen von Chriſti, des gottgeborenen, Herrlichkeit, jener königlichen Magier des Oſtens. Ferner ruhen in Köln St. Georg, der Drachentödter, die Mutter der Maccabäer und ihre Söhne, St. Matern, und viele andere Heilige und Martyrer. (D. Sagenb. 84. 91. 112.)

Zahlloſe Sagen vom gottgeweihten Leben und Wandel auserkorener Männer und Frauen, von denen manche ſchwer durch Schmerzen geprüft worden, ſind noch lebendig in den Rhein- und Moſellanden, und wie an vielen derſelben die Hand Gottes ſich ſichtbar helfend offenbarte. Zu ihnen gehört auch die fromme Herrin Ida von der Toggenburg im Schweizerlande, die von Engeln beſchirmt ward, als ſie von einem Felſen herab in den Abgrund geworfen wurde; jenes fromme Paar, welches das Kloſter Sponheim begründete; der h. Arnulf, die Dulderin Genoveva von Brabant, der wunderübende h. Goar, deſſen Namen Rheinorte bis heute verkünden; der fromme Graf Eberhard von Berge, der ſich ſelbſt erniedrigte und dann ſein ſtolzes Schloß zu einem Kloſter umſchuf; der h. Remaclus, der ſich ob einer kleinen Sünde überſtrenge Buße auferlegte. Als dieſer Heilige den Grund zur Abtei Stavelo legte, trug ein Wolf ihm Erde und Steine zu. Ferner gehört in dieſe Reihe Johann, genannt das Lamm, den ein Engel als Biſchof von Tongern grüßte, und zur Beglaubigung ein Stabwunder hervorrief, wie der h. Wolfram, der erſte Apoſtel im Lande der Frieſen. (D. Sagenb. 9. 92. 96. 107. 131. 144. 161.)

In Friesland erlitt der fromme Apoſtel Frankens, Thüringens und Heſſens, der h. Bonifacius, den Tod der Martyrer, ſammt ſeinen Gefährten Adolar und Eoban. Auf Helgoland predigten St. Ludger und der Frieſenapoſtel St. Willibrord das Chriſtenthum, und zerſtörten Foſites Tempel. (D. Sagenb. 168.)

Viele Chriſten fielen unter dem Mordſtahl der heidniſchen Preußen, und auch dieſes Landes erſter Bekehrer, der heilige Adalbert, fand durch die heidniſchen Prieſter den blutigen Opfertod. Der eifrige Biſchof von Ermeland, Anſelmus, fällte dort die heilige Göttereiche, wie St. Bonifacius jener zu Hof-Geismar gethan. Auch er erwarb dort ſpäter die Martyrerkrone; St. Jodocus aber, dem chriſtlichen Schirmvogt der Gewäſſer, wurde ſelbſt eine dicht am Waſſer ſtehende Eiche bei Labiau in Oſtpreußen geweiht. (A. a. O. 229. 230. 249.)

Eine fromme Frau, des Namens Dorothea, lebt in oſtpreußiſchen Sagen als Heilige; ſie ruht im Chore der Domkirche zu Marienwerder, und Wunder geſchahen an ihrem Grabe. Auch St. Georg, der überall gefeierte ritterliche Heilige, fand im Preußenlande beſondere Verehrung und ſchützte und ſchirmte das Städtchen Holland wie die Stadt Elbing; ein Beweis der weitumgehenden Verehrung dieſes Heiligen iſt, daß ſich mehr als 20 Orte des Namens St. Georg, mehr als 60 St. Georgen und weit mehr als 100 Georgenau, -berg, -born, -brunn, -burg,- dorf, -feld, -garten, -hauſen, -hof, -mühle u. dgl. in deutſcher Geographie nachweiſen laſſen; ebenſo giebt es Städte, Flecken, Dörfer und Höfe, welche Georgenthal heißen, nahe an 30 u. ſ. w.

So zahlreicher Namengebung hat außer St. Johannes dem Täufer kaum ein anderer Heiliger ſich zu erfreuen, wohl aber lebt im Herzen Deutſchlands das Andenken an St. Bonifacius dankbar fort. Bei Schloß Altenſtein, beim thüringiſchen Altenberge, bei der Stadt Ohrdruf, bei Geismar, in Fulda, wo ſein Leichnam ruht, im Lande an der Unſtrut, wo er, der Sage nach, der Heiden Geld verwünſchte, das nach ihm noch unterm Namen Bonifacius-Pfennige an der Sachſenburg gefunden wird. Ebenſo auf dem Eichsfelde, wo die Stätte, auf der er predigte, noch die „wilde Kirche" heißt. Des Heiligen Fußtritt iſt auf den Chriſtberg in Weſtphalen noch zu ſehen. Bonifacius übte zu Großvargula das Wunder des grünenden Stabes, ſein Schüler Sturmi übte es auf einer Felsklippe in Geismars Nähe. Auch in der Rudolſtädter Gegend, wie bei Arnſtadt, lehrte und bekehrte Bonifacius, der S.-Weimariſche Ort Heilsberg dankt einem durch ihn hervorgerufenen Wunderbrunnen Entſtehung und Namen.

Tief in das Frankenland, bis zur Gegend um Aſchaffenburg leben Sagen von Bonifacius Bekehrungsbahn und Kirchenbegründung; aber auch noch andere Heilige nennt und verehrt die thüringiſche Sage, ſo St. Bruno, der auch ein Apoſtel der heidniſchen Preußen wurde und in Lithauen ein grauſenvolles Martyrthum erlitt. Die Erinnerung an ihn iſt beſonders zu Querfurt, ſeinem Geburtsorte, heimiſch, und er ſpielt auch in der dortigen Weiſſteinſage eine edle Rolle. (D. Sagenb. 264. 259. 260. 423. 439. 446

489. 603. 524. 792. 418.) Auch St. Günther lebt i
thüringiſchen Sagen, wie die fromme Pauline, die Begrün
derin des herrlichen Münſters Paulinzelle, die ſo manches Wun
der übte, und einen Lintwurm durch das ſchlagen eines Kreu
zes überwand und ſchreckte. (A. a. O. 435. 516 u. Th. II. 251.

Jeder und jede Heilige aus deren großer Schaar, mocht
ſein Leben in eine ſehr frühe oder in eine ſpätere Ze
fallen, erſcheint meiſt als ein geiſtiger Streiter oder ei
Streiterin Chriſti, wenn ſie auch nicht wie St. Georg
St. Mauritius, St. Gereon und viele andere mit de
Panzerrock umgürtet ſind. Alle bewährten durch Lehr
Wandel und Wunderthaten die Gotteskraft und diente
indem ſie dem Evangelium dienten, der großen ſittliche
Weltordnung, in deren weiſem Rathe der Untergang d
Heidenthums, in Europa mindeſtens, beſchloſſen war. A
ihrem Gebet brach ſich des Teufels Macht, ihre Fürbit
entzog ihm Seelen, die ihm bereits verfallen waren, ihre Thate
und Wunder weckten Bekehrung und fromme Scheu allüberal

Wir erwähnten ſchon der Wunder St. Veits i
Kloſter Corvei, St. Ulrichs an Ludwig dem Springe
und in Augsburg, der h. Eliſabeth von Thüringen, d
durch ein heiliges Leben ihr Gemahl, Landgraf Ludwi
nachſtrebte, daher auch auf ihn Sage und Geſchichte d
Glorie, die von Eliſabeth ausſtrahlte, übertrugen; päpſtli
wurde derſelbe unſers Wiſſens nicht canoniſirt, und je
Ludwige, denen dies widerfuhr, waren Ludwig IX., Kön
von Frankreich, wie Ludwig, Biſchof von Toulouſe. He
ligſprechung widerfuhr auch Dagobert I., dem Köni
von Frankreich, nicht, dennoch zählen viele ihn zu d
Heiligen, und auch in Deutſchland erinnert mehr als ei
Sage an ihn. Ihm ſoll ein Traum offenbart haben, a
welcher Stelle auf dem Eichsfelde die Gebeine der Heilige

Aureus und Juſtinus ruhten, welchen ein Präfect Attila's ihr Martyrium bereitet hatte. (D. Sagenb. 295. 296. 427. 966. 440.) Ebenſo geſchah der St. Kümmernißbilder Erwähnung, die als Heilige in ein mythiſches Dunkel gehüllt iſt, und gleichzeitig auch Eva und Wilgefortis genannt wird. St. Bruno übte in Meißen wie in München ſeine Wunder; St. Sebaldus wird in Nürnberger Sagen eben ſo hoch geprieſen, wie St. Emmeran in Regensburg. (A. a. O. 532. 960. 418. 845. 854.) Notburga, die Tochter König Dagoberts, die h. Stilla, die fromme Wolffindis, die als Kind ermordete, und dann heilig geſprochene Regiswindis ſind alle in baierſchen Sagen gefeiert. (A. a. O. 891. 853. 861. 873.)

Von den in den öſterreichiſchen Landen vorzugsweiſe verehrten Heiligen und ſeliggeſprochenen Männern, Frauen und Jungfrauen gehören viele Frankreich, Burgund, Brabant und den Niederlanden, wie auch Italien, Böhmen und Ungarn faſt ausſchließlich an, viele andere haben auch zu Deutſchland beſondere Beziehungen, ſo vorzüglich der ſchon erwähnte St. Adalbert, Biſchof von Prag, der in Ungarn, Polen, Böhmen und Preußen die Chriſtuslehre verbreitete, und im letzteren Lande bei Fiſchhauſen am Strande der Oſtſee mit Keulen und Lanzen getödtet wurde. — St. Amalberga, eine Mutter mehrerer Heiligen, namentlich der in Brüſſel ſo hoch verehrten St. Gudula, welche zur Mitpatronin der Katharinenkirche in Brandenburg ernannt ward; St. Bonifacius, welchen viele deutſche Städte zum Schutzpatron erwählten: Erfurt, wo man auch noch die Gebeine ſeiner Gefährten Eoban und Adolar aufbewahrt und ehrt, Arnſtadt, Ohrdruf, Salzungen, Hameln, Fulda u. a.; Karl der Große, welchen die Städte Aachen, Frankfurt am Main und Hildesheim als

ihren Schutzpatron verehren; St. Coloman, von de
in Baiern 4 Gehöfte den Namen tragen; St. Conra
der Patron des Schwabenlandes und des Hochſtifts Con
ſtanz; Dagobert, der Schutzheilige von Stenay i
Lothringen; St. Dentelin, der Sohn des h. Mauge
Patron der Stadt Rees im K. Preuß. Regierungsbezir
Düſſeldorf; St. Eliſabeth, für Oeſterreich als ungariſc
Königstochter wichtig, neben St. Bonifacius Schutzpatroni
Thüringens und Heſſens, auch der Stadt Marburg u. a
St. Erentrude, die Nichte des h. Biſchofs Ruper
von Worms, welche Aebtiſſin auf dem Nonnenberge übe
Salzburg war; St. Fridolin, Schutzpatron von Säckin
gen, wo er Abt war, von Straßburg, von Glarus; die h
Hedwig, Herzogin von Polen, Patronin Schleſiens un
der Städte Frankfurt a. d. O. und Lebus; der h. Hein
rich II. und ſeine Gemahlin die h. Kunigunde; er un
ſie Begründer und Patrone des Hochſtifts Bamberg, e
Erneurer des Stifts Merſeburg; die h. Hildegarde vo
Frankreich, Gemahlin Kaiſer Karls des Großen, Patroni
des Stiftes Kempten, St. Hubert, der Jägerheilige, vo
Augsburg, Jülich und Lüttich zu einem Schutzpatron er
wählt; St. Leopold, Markgraf von Oeſterreich; St
Mauritius, der Maure, der Führer der Thebaniſche
Legion, Patron des Erzſtifts Magdeburg, der Stadt Co
burg, wo ihm eine ſehr ſchöne Kirche geweiht ward, de
Stadt Lauingen u. a.; die h. Ottilie von Hohenburg
Patronin des Elſaſſes; St. Otto, Sohn des h. Leopold von
Oeſtereich, Biſchof von Freiſingen; die h. Plectrudis
Gemahlin Pipins von Herſtall, welche in Köln ihr Gra
fand, wo ein uralter Denkſtein ihr Abbild in der Kirch
Maria auf dem Capitol zeigt; die h. Radegundis
Schutzpatronin von Salzburg; der h. Rathbold, ei

Graf von Diſſen, Gründer und Patron des Stiftes Werden in Baiern; St. Rupert, Biſchof zu Worms, ſpäter zu Salzburg, und zugleich Patron des dortigen Domſtifts, ſo wie vieler öſterreichiſchen Ortſchaften, die zum Theil nach ihm heißen, wie überhaupt nicht weniger als ohngefähr 70 Ortsbenennungen Rupert, Ruppert, Rupprecht oder Rupprechts- (und was daran hängt) lauten. St. Sebald zählt ebenfalls zu den öſterreichiſchen Heiligen; St. Simbert oder Simbrecht, der ein Biſchof von Augsburg war, desgleichen. Eigenthümlich mythiſch klingt uns der Name Trudpert entgegen, er wird ſehr wenig erwähnt, und ſoll ein Einſiedler und Martyrer im Breisgau geweſen ſein. Wir finden an ihm den weiblichen Namen der deutſchen Trude Bertha in einen männlichen umgewandelt. Burgkmayrs Holzſchnitt ſtellt ihn neben einer Klausnerhütte, an welcher ein Quellbrunnen vorüber rieſelt, ſitzend dar, und zugleich ſieht man, wie er vor der Hütte durch einen Mann mit umgekehrtem Beile erſchlagen wird. St. Ulrichs gedachten wir ſchon oft; er war ein Graf von Kyburg und Oettingen; ebenſo der h. Urſula, die mit ihren 11,000 Gefährtinnen in Köln durch die Gothen ihr Martyrthum fand. Die h. Walburgis war Aebtiſſin von Heidenheim in Baiern; ihr Leichnam gelangte ſpäter nach Eichſtädt. Sie fand auch im übrigen Deutſchland viele Verehrung; bei Arnſtadt war ihr ein Nonnenkloſter geweiht; in Oeſterreich heißen mehrere Orte nach ihr, auch Baiern hat ein Dorf Walburgskirchen. Daß ihrem Gedächtnißtage, am 1. Mai, der altheidniſche Hexenſabbath auf dem Blocksberg voranging, verleiht dieſer Heiligen zugleich ein mythiſches Intereſſe. St. Wolfgangs Cultus verbreitet ſich weit außerhalb Oeſterreichs und Baierns; ohnweit der Burg

Henneberg hatte er eine Wallfahrtskapelle, zu der ein Graf v
Henneberg den erſten Stamm auf eigenen Schultern getrage
In Baiern heißen 9—10 Oertlichkeiten nach ihm, in Oeſte
reich 15—20, darunter beiderſeits viele Kirchen und Kapelle

Wir wollen nur noch eine Anzahl deutſcher Lände
Städte, Hochſtifte, Stifte, Abteien, Klöſter und Kirch
nennen, welche ſolchen Heiligen geweiht wurden, die nic
in der Reihe der zuletzt genannten ſtehen. Es ließe ſic
wäre uns größerer Raum vergönnt, gar manches erläu
ternde daran knüpfen, was mindeſtens bei einigen verſuch
werden ſoll; wir benutzen dabei als Leitfaden einen Abſchni
des gründlichen Werkes: „Handbuch der kirchlichen Kunſ
Archäologie des deutſchen Mittelalters von Heinrich Ott
Dritte Aufl. Leipzig, T. O. Weigel 1854," hie und da mi
eigenen Erweiterungen des dort gegebenen Stoffes.

Der heilige Adrian, ein Ritter und Martyrer, wurd
zum Schutzpatron von Lammersſpring (ſollte das nich
Lammersbrück im Hannoverſchen heißen?) erwählt; S
Aegidius, der als Kalenderheiliger für die Jünger S
Huberti, wie für den Landmann wichtig iſt, wird als Patro
von Jülich, wie auch von Osnabrück genannt. Auf de
Burgberge zu Meißen ſteht neben dem Schloß noch di
gothiſche Kirche des vormaligen St. Afra-Stiftes mi
Grabdenkmalen ſächſiſcher Herrſcher, nicht minder aber iſ
Afra Schutzpatronin der alten Römerſtadt Augsburg. St
Albans iſt Schutzheiliger von Winterthur und einer de
Patrone der Stadt Mainz, wo er von Hunnen erſchlagen
wurde. Er hatte dort eine herrliche Kirche, in welche
auch einem Wettiner Grabſtätte und Denkmal zu Theil
wurde. Den römiſchen Krieger St. Alexander erkor ſich
Freiburg im Breisgau zum geiſtlichen Schirmherrn, und
Urach in Würtemberg weihte St. Amandus eine Kirche.

Den heiligen Ansgarius, den Dänenapoſtel, welcher Erzbiſchof zu Hamburg war, erkoren die Hanſeſtädte Hamburg und Bremen zum Schutzheiligen. Noch immer beſteht die Ansgariikirche in Bremen mit eigener Gemeinde und eigener Geiſtlichkeit fort, und führt den Namen ihres Heiligen, unbeſchadet des veränderten Glaubensbekenntniſſes. Der heilige Antonius von Padua wurde von der Stadt Hildesheim zu einem ihrer Patrone erwählt; der heilige Einſiedel Antonius, dem man das Patronat über die den guten Deutſchen aus Juelfeſtzeiten her lieben und nützlichen Schweine verlieh, wurde Patron des S.-Meiningenſchen Fleckens Schweina, und es ſollte uns ſehr wundern, wenn ihm nicht hie und da in weſtphäliſchen Orten ein Heiligthum geſichert geblieben wäre. Der heilige Biſchof und Theologenpatron Auguſtinus wurde auch geiſtiger Schirmvogt der berühmten Abtei Hirſchau. St. Blaſius, welcher die Waldesthiere liebte und ſchirmte, fand dafür auch in Waldorten andächtige Verehrung. So heißt ein bedeutender Ort im Thüringerwalde nach ihm St. Blaſien-Zelle; bekannt iſt die berühmte Abtei St. Blaſien in Baden, welche Regimbert, ein Edler aus dem Zürichgau, gründete, und die ein eigenes nach ihr benanntes Amt von 17 Gemeinden umfaßt; auch die thüringiſche Stadt Mühlhauſen weihte ihm eine herrliche Kirche, welche noch heute Divi Blasii heißt, anderer Orte, die nach dieſem Heiligen ihren Namen tragen, nicht zu gedenken. St. Burkhard wurde zum Mitpatron des Hochſtifts Würzburg ernannt, aber auch Worms verehrte ihn als ſolchen. Der Muſikheiligen St. Cäcilia weihte man den Dom in Güſtrow, und dem Schutze des Thebanerritters Caſſius übergab ſich die Stadt Bonn. Der heiliggeſprochene Prieſter Caſtor wurde Patron von Coblenz und andern Rheinorten, und die heilige Catharina von Alexandrien wurde zur Mitpatronin des Doms von Magdeburg ernannt. Des nach ihr genannten Kloſters zu Eiſenach, welches das bedeutendſte dieſer Stadt war, gedachten wir ſchon, und im übrigen gab es noch viele ihr geweihte Klöſter, Kirchen und Kapellen. St. Chriſtoph iſt der Schutzheilige von Braunſchweig; auch ihn ſtellte die Kunſt gern und frühzeitig dar; die älteſten datirten Holzſchnitte ſchon vor und aus der Holztafeldruckzeit ſind Chriſtophbilder; auch an Häuſer malte man gerne die gewaltige Rieſengeſtalt dieſes Heiligen, und das Haus mit dem „großen Chriſtoph“ auf dem Ried zu Arnſtadt iſt weit bekannt. Man hat bis in unſere Tage das Bild am Hauſe, wo es ein Stockwerk überragt, beſtehen laſſen, und ſehr wohl daran gethan.

Den römiſch-chriſtlichen Ritter Conſtantinus, einen Gefährten des heiligen Mauritius, erſah ſich das Bisthum Havelberg zum Patron, und ganz Böhmen, ſo wie das Stift Eſſen verehren als Schutzpatron die Arztheiligen Cosmas und Damian. Schwaben wählte, gleich dem Bisthum Conſtanz, den h. Conrad, der ein Biſchof des letzgenannten Hochſtifts war. Ein anderes Brüderpaar, St. Crispin und St. Crispinianus, das wegen etwas communiſtiſcher Anſichten vom Beſitzthum an Lederwerk der Reichen gegenüber barfuß laufenden Armen ein wenig ſprichwörtlich geworden, ſind die Patrone der Stadt Osnabrück. Den heiligen Cyriacus wählte ſich Gernrode am Harz, und St. Donatus wird als Mitpatron des Stiftes Meißen genannt. Letzterer ſcheint ein ziemlich unbekannt gebliebener Heiliger zu ſein, wie es deren mehrere, ja ſogar viele giebt. St. Emmeran, der berühmte Patron des nach ihm genannten Stiftes zu Regensburg, erlitt ſchmachvolle Beſchuldigung und grauſamen Tod, erſtere aber auf ſeinen eigenen Rath. (D. Sagenb. 854.) Zwei Martyrer-Brüder, St. **Ewald** geheißen ſoll Weſtphalen zu ſeinen Schutzheiligen erkoren haben; ſie ſtarben in dieſem Lande den Martyrertod — ſchwerlich nennt man ſie noch häufig dort, dafür waltet ein anderes, nichts weniger als heiliges Brüderpaar im Lande, katholiſcher Seits der Proſelytismus, proteſtantiſcher Seits der Pietismus, und beide angeln nach Anhang. Wiederum zwei heilige Geſchwiſter, **Felix** und **Regula**, erſcheinen als die Schutzpatrone des großen und des Frauenmünſters zu Zürich. Auch Felix war Ritter der Thebaniſchen Legion und endete mit ſeiner Schweſter durch Enthauptung. Der Ritter St. **Florian**, ſtarb den Tod des ertränktwerdens in der Ens zu Lorch, wurde zu einem der Patrone des Erzherzogthums Oeſterreich erkoren, und gilt für hülfreich gegen Feuersbrünſte. Schon im ſüdlichen Baiern findet ſich ſein Bild zum Schutz gegen dergleichen an die Häuſer in Städten und Dörfern gemalt, wobei ſich hie und da der Geſchmack der Künſtler bis zur äußerſten Natürlichkeit dargeſtellter Feuersbrünſte und deren Löſchung durch den Heiligen geſteigert hat, die lebhaft nach dem Brüſſeler Brunnen-Männelein hinweiſt.

Des heiligen **Gangolf** zu erwähnen, bot ſich ſchon öfter Anlaß; die Sage mit dem von ihm erkauften Quellbrunnen wiederholt ſich mehrfach; urſprünglich hatte er dieſen in der Champagne gekauft, und ließ ihn in ſeinem Garten zu Varennes ſpringen. Nach der Rhönſage kaufte er den Brunnen von einem Bürger in Fulda, und trug oder fuhr den ganzen Brunnenkaſten auf die Milzburg, wobei ſich noch manches Wunder zutrug. Er iſt Patron einer Kirche zu Bamberg, der Kirche zu Bocho bei Jüterbog, und Patron der Stadt Haarlem.

St. Georg, der, wie ſchon oben geſagt, in Deutſ
land am meiſten gefeierte Heilige, war der Schutzvogt
geſammten Ritterſchaft, ſelbſt die Stegreifritterſchaft ni
ausgenommen, er iſt Patron von Bamberg, von Mannsfe
von Ulm, von Eiſenach, und von andern Städten. W
Eiſenach betrifft, ſo hat in neuerer Zeit Herr Profeſſ
W. Rein daſelbſt in der Zeitſchrift des Vereins f
thüringiſche Geſchichte und Alterthumskunde Bd. I.
349 u. ff. aus ikonographiſchen und andern Gründen d
Beweis zu führen geſucht, daß der auf dem Eiſenach
Stadtſiegel, deren noch einige ziemlich alte vorhand
ſind, dargeſtellte ritterliche Heilige mit Panier und Kre
zesſchild, nicht, wie man bisher übereinſtimmend geglau
St. Georg, ſondern St. Moritz ſei. Der Aufſatz d
achtbaren Herrn Verfaſſers führt alle Gründe auf, die f
Annahme der neuen Hypotheſe ſprechen könnten, gleichw
müßte es ſehr auffallend erſcheinen, daß man in Eiſen
durch mehrere Jahrhunderte lang St. Georg irrig für d
Schutzheiligen der Stadt gehalten, dem zu Ehren de
Landgraf Ludwig III. die Hauptkirche der Stadt erbaute u
weihte, den die alte Schützengilde als ihren Patron
wählte, und ſein Bild an ihr Kleinod hing, während
Patron der meiſten Schützengilden vorzugsweiſe St. S
baſtian war, und daß man den eigentlichen Schutzheilig
geradezu vergeſſen habe. St. Georgs und nicht S
Moritz Panier war es, das der Sage nach vom Hi
mel herab auf die Wartburg über Eiſenach ſank, un
welchem Landgraf Ludwig V. von Thüringen zum Kre
zuge ausrückte. Der Landgraf ſtarb in Cypern, ſei
Vaſallen brachten das Panier zurück, und lange wurde
auf Wartburg aufbewahrt, bis es nach Burg Thara
kam, und bei einem Brande dieſes Schloſſes wieder emp

ſlog, woher es gekommen war. Keine einzige der zahlreichen und häufig ſehr ausführlichen thüringiſchen Chroniken gedenkt des h. Mauritius als Patrons von Eiſenach. Wohl aber ſchmückte die Stadt den Brunnen vor der Georgenkirche mit der ganz übergoldeten Bildſäule ihres Heiligen, Georg. Warum ſoll nun auf einmal St. Moritz dieſen hinweg drängen? — Weil das Bild des älteſten Eiſenacher Stadtſiegels dem Bilde des heiligen Moritz ähnlicher ſieht, als dem des h. Georg, indem auf den Siegelbildern der Lintwurm fehlt. Der Herr Verfaſſer ſagt: „Sankt Georg wird ſtets, ſei es zu Fuß oder zu Roß, als Bezwinger des Lindwurms dargeſtellt", und wäre dieſe Vorausſetzung richtig, ſo möchte das aus ihr zu folgernde vielleicht unbeſtritten bleiben, ſie iſt aber nicht richtig. Nur meiſt, nicht ſtets, wird St. Georg alſo dargeſtellt, und es ſeien ſtatt vieler Beweiſe, die ſich beibringen ließen, nur zwei gegeben, und zwar auch aus dem Gebiete der Sphragiſtik. Auf dem Siegel der Stadt Bamberg an einer 1333 ausgeſtellten Urkunde (das Siegel iſt aber, ſeinem Kunſttypus nach, viel älter) ſteht der Schutzheilige jener Stadt, St. Georg, in Helm und Harniſch, in der linken Hand die mit dem Kreuz bezeichnete Fahne, die rechte auf das dreieckige Schild mit dem einfachen Adler geſtützt ohne Lintwurm. Auf dem Siegel des Kloſters Ichtershauſen bei Arnſtadt ſteht derſelbe Heilige in ganz ähnlicher Geſtalt und Rüſtung, mit der bekreuzten Fahne, nur daß das Schild höher iſt und eine Roſette zeigt, ebenfalls ohne Lintwurm, und um keinen Zweifel zu laſſen, ob der Heilige nicht etwa Moritz ſei, lautet die Umſchrift: Sc̄s. GEORGIVS. MR. (Martyr) IN. UChTRICHIShVSEN. Die Urkunde, an der dieſes Siegel hängt, iſt von 1190 und befindet ſich im herzoglichen Staatsarchive zu Gotha.

Eiſenach hat ſein St. Georgenthor, ſein Georgenthal, ſeine Georgenvorſtadt, und dieſe Namengebung gehört alter Zeit an, ſie erhält dauernd das Andenken an den wahren Schutzheiligen, den die Vermuthung ſo lange nich entfernen dürfte, bis ein urkundlicher Nachweis darüber geliefert wird, daß jemals St. Moritz, und nicht St. Geor Schutzpatron der Stadt Eiſenach geweſen ſei, zuma auch gar nichts, kein Bild, keine Sage, keine örtliche Benennung in Eiſenach an St. Moritz erinnert. Daß ein Schutzpatron gänzlich vergeſſen werde, dürfte, namentlich be einer nicht unbedeutenden Stadt, ganz ohne Beiſpiel ſein

Neben den Patronen Kölns, den heiligen dre Königen, bei deren Ankunft in der Stadt ein Thur ſich ehrfurchtsvoll den h. Leibern entgegen neigte, und d dort Wunder übten, wird auch St. Gereon mitgenann St. Gotthard, erſter Abt von Hirſchfeld, dann Biſch von Hildesheim, iſt der Patron von Gotha. nicht S Bonifacius, wie Th. II. S. 249 irrig angeführt iſt.

St. Johannes der Täufer, dieſe hervorragen Perſönlichkeit in den Evangelien, erfreute ſich auch Deutſchland einer allverbreiteten Verehrung; man kann a nehmen und wahrnehmen, daß zwei Drittheile geborer Knaben zu übrigen Pathennamen den Namen Johann vorweg empfingen; mehrere Sagen binden an den Nam Johannes geheimnißvolle Wirkung; zwölf Johannes ſan der Frankenkönig auf dem Glücksſchiff um die Welt, zw Johannes beſchwuren zu Königsberg den Teufel, u glaubten ſich durch ihren Namen gefeit, mit drei Johann war ein Schatz auf dem Ruppberg im Thüringer Wa verſetzt, d. h. um ihn zu heben, mußten drei Männer gleichen Namens Johannes beiſammen ſein, weil ih dann der den Schatz hüthende böſe Feind nichts anha konnte, und daher war, früher bewußt, ſpäter vielfach unbewußt, die chriſtliche Namengebung nur ein heidniſch-abergläubiſcher Gebrauch. Des Täufers Name verſtärkte die Wirkung der Taufe als unſichtbarer Talisman gegen den Teufel. Die Johannisnacht, vom 23. auf den 24. Juni, war die vorzugsweiſe geweihte, in welcher der böſen Geiſter Macht in Banden lag. Eingang in Goldhorte einſchließende Bergestiefen war freigegeben, das Johanneskraut blühte, gütige Feinen wandelten und erſchienen mit den ſpringwurzkräftigen Wunderblumen. Breslau, Cleve, Gent, Geldern, Gröningen, Ingolſtadt, Lübeck, Leipzig (mit Johanniskirche und Kirchhof), Lüneburg, Merſeburg, Nördlingen, Oppenheim, Saalfeld (mit ſchöner gothiſcher Johanniskirche), Utrecht, Weſel, ja ganz Oſtfriesland, nannten dieſen Heiligen ihren Schutzpatron, und zahlloſe Kirchen, Kapellen und Hospitäler waren ihm geweiht. Baiern zählt ein Dutzend Orte St. Johann, Oeſterreich über 50, Johannesberg giebt es über 30, und ſonſtige Zuſammenſetzungen der Namen von Oertlichkeiten mit Johann, Johannes und Johannis weit über 100.

Der Frankenapoſtel St. Kilian iſt Patron des ganzen Landes, wie von deſſen Hauptſtadt Würzburg, von Cerbach u. a. Noch wird alljährlich ihm zu Ehren eine große Proceſſion von Würzburg nach dem h. Kreuzberge, viele Meilen weit, gehalten. Die Städte Lüttich und Münſter ehrten St. Lambertus als Schutzheiligen, Luzern hat als ſolchen den h. Leodegar, Stockſtadt bei Aſchaffenburg iſt dem h. Leonhard, dem Erlöſer der Gefangenen, geweiht, und der Flecken hat noch heute ſeine St. Leonhardskapelle, vor welcher die örtliche Sage das Wunder der abfallenden Kette geſchehen läßt, das im Innern bildlich verewigt wurde. St. Liborius iſt der Patron von Pa-

derborn, St. Lucius der von Chur, St. Ludger M
patron von Oſtfriesland und der Stadt Münſter, wie Schu
heiliger von Verden. Böhmens Patronin iſt die h. Lu
milla, Augsburg und Kempten verehren als einen Schu
patron den h. Magnus. Ungleich reicherer Verehru
aber als die letztgenannten Heiligen erfreute ſich St. Ma
tinus, die Städte Mainz und Erfurt, Heiligenſtadt u
Colmar, ſo auch Utrecht, und die Landſchaften Berg u
Cleve, Geldern und Schwarzburg nebſt der Grafſcha
Horn ehrten und feierten ihn als ihren Schirmherrn.

Der Erzengel Michael, meiſt auch im ritterlichen Kamp
mit dem Drachen (dem Teufel) wie St. Georg zu erkenne
aber durch das Engelflügelpaar leicht von dieſem zu unte
ſcheiden, iſt u. a. Patron der thüringiſchen Städte Je
und Ohrdruf, was bei der letzten daher rührt, daß d
Erzengel dem heiligen Bonifacius, als er an der Ohra ruh
im Traume erſchien, und ihn geiſtig aufmunterte, ſeine gro
Sendung zu vollenden.

Vergebens ſucht man in den meiſten Heiligenverzeich
niſſen, Kalendarien, Breviarien u. dgl. den allbekannte
Brückenheiligen St. Nepomuk, deſſen Bild in kathol
ſchen Ländern ſo häufig auf Brücken, an ſeinen Waſſe
tod erinnernd, gefunden wird. Das kommt daher, daß ſe
Cult noch ſehr jung iſt; er wurde erſt 1729 durch Pa
Benedikt XIII. heilig geſprochen.

Die h. vierzehn Nothhelfer: Georg, Erasmu
Pantaleon, Dionyſius, Achatius, Aegidius, Ca
tharina, Blaſius, Vitus, Chriſtoph, Cyriacu
Euſtachius, Margaretha und Barbara*) finden no

---

*) So bei Otte; andere laſſen Pantaleon hinweg un
nennen Rochus, den am Rheine ſo hoch verehrten; vergleich
das Rochusfeſt von Goethe.

immer in der nach ihnen benannten fränkiſchen Wallfahrtkirche *Vierzehnheiligen* den Gipfelpunkt ihrer Verehrung. Ein gleichnamiges S.-Meiningenſches Dorf, mit uraltheiliger Heilquelle, hat eine den vierzehn Nothhelfern geweihte Kirche. Auch drei Stunden von Eger iſt eine Vierzehnheiligenkapelle, ebenſo bei Eßlingen in Schwaben.

Eine große literariſche Seltenheit iſt das gedruckte Statut des vom Grafen Wilhelm V. von Henneberg-Schleuſingen 1465 begründeten halbgeiſtlichen Ritterordens, den Papſt Sixtus IV. 1480 beſtätigte:

Der herrn von Hennenberg
geſellſchaft czu Veſſzer ꝛc.

welchen kleinen Druck ein hübſcher Titelholzſchnitt ziert, darauf ein vollgeharniſchter Ritter das Henneberg'ſche Banner hält, und einem barhäuptigen, nur mit einem Schwert bewehrten Jüngling die Ordenskette darreicht. Die Heiligen ſind auf dieſer als geflügelte Engel dargeſtellt, und nur St. Chriſtoph, als vorzüglichſter, ſchließt in ganzer Figur am untern Ende die Kette. Ueber den beiden ſchwebt in Taubengeſtalt der heilige Geiſt. Die Namen der Heiligen ſind außer St. Chriſtoph in dieſem Statut, das die künſtleriſche Anfertigung des Ordenskleinods ſehr genau beſchreibt, nicht genannt.

Dem heiligen Knaben *Pancratius*, der ſchon im 13. Jahre den Martyrertod erlitt, wurden im Magdeburgiſchen viele Kirchen geweiht, ſo Nordgermersleben, Welden, Welsleben, Wolmirſtedt, Hannersleben, Klein-Rotensleben, Walbeck u. a. Die Stadt Soeſt in Weſtphalen hatte den Heiligen Martyrer *Patroklus* zum Patron, deſſen Name jedoch in der griechiſchen Mythe häufiger aufzufinden iſt, als in der chriſtlichen. Ein St. *Pelagius* iſt Mitpatron des Biſthums Conſtanz. St. *Pusina* erhielt eine Kirche zu Herford eingeweiht; außerdem begegnet kaum ihr Name. St. Sebaſtian, der Schutzpatron der Schützengeſellſchaften (weil er mit Pfeilen durchſchoſſen wurde), iſt auch der von Oettingen; St. Servatius, Pancratius froſtbringender Kalendernachbar, wurde von den Städten Worms, Maſtricht und Quedlinburg zum Schutzheiligen erkoren. Zu den Mitpatronen von Oeſterreich und Baiern zählt St. Severin.

St. Sixtus II., der als Papſt den Martyrertod ſtarb, war Mitpatron eines Collegiatſtifts zu Merſeburg, wie des Biſthums Halberſtadt; ſein Genoſſe daſelbſt iſt der heilige Stephanus, der Protomartyr, der auch Schutzheiliger der Städte Regensburg, Speier und Nymwegen iſt, und Mitpatron der Länder Baiern und Oſtfriesland. Kärnthen erkor den h. Virgilius, ſeinen Apoſtel, zum Schutzheiligen; das Martyrkind St. Veit wurde zu gleichem Amte vom Lande Sachſen und Böhmen, wie von den Städten Corvei, Höxter, Bacha u. A. berufen. Der ritterliche Martyrer St. Wenzel ſchirmt die Städte Breslau und Olmütz; St. Willehad, der in Bremen Biſchof war, und Götzenbilder umſtürzend abgebildet wird, iſt Patron der genannten Stadt, und auch ſonſt am Niederrhein als Landesapoſtel in hohen Ehren gehalten.

Die Heiligenverehrung beſchränkte ſich indeß zur Zeit ihrer vollen Blühte nicht blos auf dieſes befehlen von Ländern, Städten, Dörfern ꝛc. oder einzelner Perſonen durch Namengebung in deren Schutz und Gnade, daher die katholiſche Sitte, den Namenstag, der zugleich in der Regel der Kirchtag des Schutzpatrons iſt, mit Glückwünſchen und Geſchenken zu feiern, nicht den Geburtstag. Man ging noch weiter. Wie man früher den Planetengöttern Stunden und Tageszeiten, Theile des Leibes, Glieder und ſelbſt die innern edlen Theile geweiht, d. h. denſelben günſtigen Einfluß auf letztere zuerkannt hatte, ſo übertrug man dies, indem man die chriſtlichen Heiligen völlig an die Stelle der Heidengötter treten ließ, nun ihnen. Sodann nahmen, wie wir ſchon bei den Schützengilden ſahen, auch die geſammten Körperſchaften Heilige als Schutzpatrone an, und prangten mit deren Bildern auf ihren Fahnen, ja man unterſtellte ihrer fürſorgenden Obhut ſelbſt die Thiere, beſonders die Hausthiere, und ſo iſt Colomanus, der heilige Martyrer, Patron der Pferde geworden, St. Antonius der Schweine, St. Sebald der Ochſen, St. Hormiſtas der Kameele, St. Moralles der Eſel, St. Rochus, vielleicht auch St. Benignus der Hunde, St. Magnus und St. Wendelin der Schaafe, St. Benno der Fiſche, auch St. Antonius von Padua, der den Fiſchen predigte; St. Martinus von Tours, wie bekannt, der Gänſe, St. Goar der Hindinnen (Hirſchkühe) wie auch St. Aegidius, St. Albertus von Siena der Haſen u ſ. w. Wir würden kein Ende finden, wollten wir in dieſen Aufzählungen fortfahren und ſie mit den Hervorbringungen aus den übrigen Naturreichen anſchwellen.

Die Fülle der Gewerbe und Gewerke, im Mittelalter zahlreicher und ſtrenger geſondert wie heutzutage, ließ auf Häuſerſchildern und Fahnen ihre Schutzheiligen blicken, ſo gut wie jene Wehfrau zu Wien, die unter das Bild der Himmelskönigin als der Dea lucina ſchreiben ließ:

Anna Maria Plutzerin,
Geſchworene Hebamme und Krapfenbacherin.

Auch aus dieſem Bilde erhellt, daß nicht etwa die Schutzpatrone aufs gerathewohl gewählt wurden, nein, die Wahl hatte tiefen, meiſt legendengeſchichtlichen, bedeutungsvollen und zum Theil frommen Sinn, immer hatte der Patron zum Gewerbe eine engere Beziehung; ſo, um nur einige Beiſpiele zu geben, hatten die Aerzte die Heiligen Cosmas und Damian als Patrone, weil dieſe Aerzte und Chirurgen geweſen; die Apotheker hatten St. Barbara, weil ſi die Salbenbüchſe tragend, bildlich dargeſtellt wird. Di Buchdrucker ehrten die heilige Catharina von Alexandrien, weil ſie eine Schriftgelehrte war; die Faßbinde den h. Georg, weil er in einem Faſſe ſein Martyrthum erlitt. Die Gärtner ehrten die h. Dorothea als Patronin, weil ſie eine Freundin der Blumen und Früchte; die Gerber den heiligen Apoſtel Bartholomäus, weil ihm die Haut abgezogen wurde. Die Apoſtel ſelbſt dienten der Verehrung, der Kunſt, der Symbolik häufig noch mehr als die Heiligen, auch ihnen weihte man Kirchen, Kapellen und ganze Orte, und bei der heiligen Jungfrau verſtand ſich dies ohnehin von ſelbſt.

So machte der Heiligencult ſich ſeßhaft gegenüber den durch ihn hinweggedrängten alten Göttern; ſo bekämpft dieſe gewaltige Schaar das dämoniſche Nachtreich und ſucht deſſen finſtere Geſtalten in die ewige Finſterniß zu bannen. Zum guten Theile gelang dies auch, und gewiß der Menſchheit zum Segen — wenn auch noch manches an jene tauſendjährigen Gegner erinnernde und von ihnen zeugende im Leben der Bevölkerungen haſten blieb, denn es war der unbewußte Grundzug im Gemüthe der Völker lebendig, neben der oberſten Gottheit noch Weſen zu verehren, di ihnen gleichſam menſchlich näher ſtanden, und was hätt näher gelegen, was hätte die Kirche beſſeres bieten können, als die Verehrung der Helden und Heldinnen, die mi kühner Todesverachtung für das Chriſtenthum ſo das eigen Selbſt geopfert und dahin gegeben hatten, wie Chriſtu das ſeine für die ganze ſündige Menſchheit, und die großes prüfungsſchweres Leid mit himmliſcher Geduld und edler Würde getragen? Die Heiligen traten an die Stelle der verbannten Götter, und da ſie alle mild und gütig dargeſtellt wurden, alle nichts thaten und thun wollten, als ſchützen und ſchirmen, und die Anliegen der Menſchen bei Gott und Chriſtus vermitteln, ſo konnte es gar nicht anders ſein, als daß das Volk ſie willig verehrte, ihnen ſich dankbar verpflichtet fühlte. Die chriſtliche Kirche ließ es ihrerſeits nicht daran fehlen, die Zahl der Heiligen zu vermehren, und bildete ihre Theokratie zu dem aus, was ſie geworden iſt, zu einem die Glaubenswelt im Gemüthe der Völker beherrſchenden Machtreiche.

Die Spaltungen im Innern der chriſtlichen Kirche, die ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus begannen, konnten die Kirche als geiſtigen Geſammtſtaat ſo wenig erſchüttern, als einzelne Erdbeben, und wenn ſie die ſchrecklichſten wären, im Stande ſind, den Erdball zu bewegen, oder ſeinen Lauf aus dem ewigen Gleiſe zu lenken. Daher im Mittelalter immer neue Kirchenweihen, ja die Weihen ganzer Städte, ganzer Länder in die Gnade einzelner Gottesheiligen, und der erſteren gläubiges Vertrauen: vom auserwählten Schutzpatron oder der Schutzpatronin gut und treu behüthet zu werden. Und ſelbſt da, wo die Reformation gelehrt hat, ſich loszuſagen von der Herrſchaft Roms, und nicht mehr zu den Heiligen zu beten, auf ihre Fürbitten willig zu verzichten, läßt ſich das, was in der Geſchichte einmal beſtanden hat und war, nicht vergeſſen; die alten Erinnerungen bleiben, wenn auch die frühere Verehrung ſchwand. In der Geſchichte, in den Sagen, in den Gebilden deutſcher Kunſt erblicken wir noch immer die zahlreichen, gegen das Heidenthum ſtreitenden Cohorten,

die gewaltige geiſtige Heerſchaar, ohne deren oft gro
Hingebung, Opferfreudigkeit und makelloſen Wand
Chriſtenthum das nicht hätte werden können, was
worden iſt und was es zum Heile und Segen der M
heit bleiben wird durch alle Zeiten, über alle Gla
ſpaltungen hinaus, hoch über irdiſcher Wandelbarkeit ſ
hoch über unduldſamer Glaubensbefehdung und Be
kung, hoch über allen Klüglern, Zweiflern, Spöttern,
nern, Juden und Judengenoſſen, Türken und Heiden
heilige Oriflamme im dauernden Triumphe ſchwinge

V.

Oertlicher Nachhall in Sagen von deutſ
Heldenthum, deutſcher Treue und deutſ
Gemüthsweiſe.

Es iſt ungemein anziehend, auch dem, was die g
deutſchen Dichtungen des Mittelalters im Liede ve
lichten, dem, was die Geſchichte mit dem Lorbeer der
ſterblichkeit krönte, und dem, was, in einen wunder
mythiſchen Nimbus verhüllt, aus frühen noch in
Zeiten Schimmer wirft, vielfach in örtlichen Sagen w
zu begegnen.

Was davon nach dem uralten Heidenthum hindeutet,
bereits oben unter Abſchnitt III. ſeine Erwähnung; wir b
nen die Reihen der Bezüge zu ſolchen Dichtungen, Ueber
rungen und Geſchichten mit den Zeiten, in welchen das
denthum mit dem Chriſtenthum im Streite lag. In F
und Triften, Wäldern und Hainen treten uns St
entgegen, die der Volksmund als bedeutſam, als Sage
gen bezeichnet; an die grauen Mauern von Burgen

Städten ſchrieb der Sage Finger mit unvergänglichen Goldbuchſtaben die Kunden von dem *Einſt*. In den Marmor der Säulen, in den Stein der Betſtöcke auf den Feldern, in das Erz der Glocken grub ſie allenthalben ihre Stigmen, ihre Geheimzeichen, in alte Bäume ſchnitt ſie ihre Runen. Sie rauſcht durch das ſteinerne Laubwerk der Dome, und ihr Anhauch iſt es, der an uralten ehernen Denkmalen als matter grüngoldener Schimmer edlen Roſtes unſerm Auge erfreuend begegnet.

Das *Heldenbuch*, das *Nibelungenlied*, ſie hinterließen manche Spuren. Noch grünt im Rhein bei Worms die Aue des *Roſengarten*; lange hing im Dome daſelbſt der dreiundzwanzig Werkſchuh lange Schürbaum, mit welchem Held Siegfried den Drachen erſchlug, und lange zeigte man alldort des hörnenen Siegfried Grab. Worms wurde als Hauptſtadt des Burgunderreiches genannt. Brunhilds ſteinernes Gebilde prangt als ein Wahrzeichen noch immer am Wormſer Dome. Aber auch der Drachenfels am Rhein, weit von Worms, behauptet ſein Recht, in dieſen Sagenkreis hinein zu ragen. Selbſt der Name *Nibelung* blieb erhalten; ſo führte ihn jener Jülicher Ritter, dem der Elbe Goldemar diente. Dieſer Elbe liebte Nibelung von Hardenbergs Schweſter, ward aber durch des Burggeſindes Tücke vertrieben, und verließ Schloß Hardenberg. Er entführte ſpäter eine Königstochter, welche Dietrich von Bern befreite. Die deutſche Sage gönnt nicht dem wälſchen Verona den Ruhm, Dietrichs Heimath geweſen zu ſein, ſie nimmt *Bonn* am Rhein dafür, deſſen älteſter Theil vor Zeiten Verona oder Bern geheißen habe. Auf einer Burg in Franken verjüngte ſich in auffallender Weiſe die Sage vom hörnenen Siegfried. Ein Hirtenknabe fand am Ufer der fränkiſchen Saale

einen Stein, rieb damit ſeine Haut und wurde dadu
unverwundbar. Später erlegte er, nachdem er eine Si
friedsburg erbaut, einen Lintwurm; ein Wäldchen n
der Burgtrümmer über dem Dorfe Seyfriedsbur
im Königl. Baierſchen Landgericht Gmünden, führt n
den Namen Lintwurm. (D. Sagenb. 47. 111. 785.)

An das Amelungenlied im Heldenbuche, an den helde
haften Kämpfer Dietrichs von Bern, Amelung v
Garten, oder überhaupt an den Oſtgothenſtamm
Amelungen, und jene Mannen Etzels: Walamir, Widi
und Theodimir, welche die Amelungen heißen, ſchei
manche Ortsnamen in der Gegend um Hörter zu erinne
einer Gegend, in welcher die Sagen von Rieſen, Heun
Hünen und Hunnen äußerſt lebendig ſind, und in einan
klingen. Da liegen Amelungsborn, ehemaliges Kloſ
wie auch ein Dorf gleichen Namens, Amelungſen (
fälſchlich Amelunxen geſchrieben), Amelſen, Amelsha
ſen, ſelbſt die dortigen Ortsnamen Hameln und H
melſchenburg dürften eher auf Amelungen zu bezie
ſeien, als auf einen angeblichen Gott Ham, dem zu Eh
Ham, Hamburg und Hameln ihre Namen getragen ha
ſollten. Der früheren deutſchen gelehrten Forſchu
lag letzteres freilich einleuchtend näher, denn jener G
Ham konnte ja nur Jupiter Ammon ſein, deſ
Haupt mit Widderhörnern geziert iſt, welche Widd
wenn ſie verſchnitten ſind, zu deutſch Hammel heiß
womit die Städte-Namen Ham, Hameln und Hamm
burg jenen Forſchern zur völligſten Genüge aus ih
Sympathie und Wahlverwandtſchaft erklärt waren. (
Sagenb. 300.)

Von Attila zeugen mehrere Chronikenſagen; ſo wi
in alten thüringiſchen Chroniken gemeldet, daß zu Kö

Merowigs Zeiten Attila auf einem Heereszuge durch Thüringen und gen Eiſenach gekommen, allwo König Günther geſeſſen; deſſen Tochter Chrimhilde habe Attila zur Ehe begehrt und auch bekommen, und ſei lange dort geblieben, habe ſich ſtill gehalten, ſei mild und gaſtfrei geweſen und habe viele Münzen prägen laſſen. An einem See bei Tonndorf (im S. Weimar.-Eiſen. Amte Berka) habe er gelagert, gefiſcht und gewaidwerkt. Dieſer Ort kommt bereits als Tonesdorf 706 urkundlich vor.

Wie den grimmen Hagen im Nibelungenliede drei Waſſerjungfrauen warnten, ſo warnte nach Augsburgiſcher Sage eine Stromfei, die aus der Fluth des Lech emporrauſchte, Attila, der den Strom überreiten wollte, und rief ihm dreimal zu: Retro Attila! — und er ritt rückwärts. Noch iſt die Erinnerung an die Hunnenſchlacht am Lech, die auf dieſe Erſcheinung folgte, nicht erloſchen, ſo wenig wie jene an die Schlacht bei Merſeburg, die ihnen Kaiſer Heinrich der Finkler ſchlug, der die Hunnenbürde von Deutſchlands Nacken nahm, und Land und Volk von den öſtlichen Barbaren befreite. Von des Hunnenvolkes Grauſamkeit und unmenſchlichem wüthen iſt in örtlichen Chroniken vieles zu leſen, und dadurch blieb auch manche Sage wach.

Nicht nur ihr gewaltiger einſtiger Heerführer, jeder einzelne ſpätere Hunne war eine Gottesgeiſel, grauſam, blutgierig, roh, wild und gefräßig. An vielen Orten flüchteten ſich vor dieſen Barbarenhorden die Menſchen in Wälder und Bergeshöhlen, und letztere, die noch heute vorhanden ſind, erneuen als Hunnenlöcher, Hül- oder Heullöcher, Hünklüfte, Wichtleinshöhlen u. ſ. w. da und dort die Sagen von jener Völker Anweſenheit in Deutſchland. Eine Menge Berge tragen noch den Hunnennamen, und es iſt

bei den vielen Hundsrücken (ebenfalls Bergnamen) wol a
mehr an Hunnen, wie an Hunde zu denken.

Ueber jene Bergſchlupfwinkel ſchreibt die alte M
ninger Chronik: „Für ſolcher Angſt und Furcht,
damit die Leute für der Hunnen wüthen und toben
lichermaßen ſicher ſein möchten, haben ſie Löcher
die Berge und Felſen gemacht, und ſich darinnen verb
gen, dergleichen nicht allein zu Meiningen am Drachbe
und an der Trifft (ein Berggelände), ſondern auch
der Nachbarſchaft am Dolmar und zu Dillſtädt
finden ſein. Solche Löcher hat man vor Zeiten Zwer
Löcher und Wichteleins-Wohnungen genannt, weil
hieſigen Leute, ſo ſich derſelben bedienet, gegen die Hün
als kleine Zwärg- oder Wichtelein geſchienen.“ Freil
miſcht ſich die alte mythiſche Hünenſage mit der Hunn
ſage häufig ganz untrennbar, wie man auch im vorſtehend
nicht recht weiß, ob nicht die alte Ueberlieferung über
Hunnenzeit hinaus und in die mythiſche Zwerg- und Wich
leinzeit hinein reichte, obſchon der Chroniſt das W
Wichtlein ſtatt des Wortes Kinder gebraucht, um zwiſch
der hunniſchen Rieſengröße und der Einwohner Kleinh
den Gegenſatz recht anſchaulich zu machen.

Zwiſchen jene Hunnenzeit Etzels und die ſpätere
Hunneneinfälle und Hunnenſchlachten unter Kaiſer Heinrich
tritt groß und gewaltig die Zeit Kaiſer Karls des Groß
mit ihren zahlreichen und poeſievollen Erinnerunge
Aber ſelbſt von deſſen Ahnen blieben noch erinnernde A
klänge in deutſcher Sage haften. Von König Merowi
Herrſchaft in Thüringen kündet ſie, und daß er die Stä
Nordhauſen, Merſeburg und Erfurt begründet habe, ſo w
Burgen bei Erfurt und anderorts erbaut. Er iſt viellei
jener mythiſche König der Sage, der das runde Glücksſch

beſaß, auf welchem die 12 Johannes um die Welt fuhren, von denen jährlich einer dem Teufel zum Opfer verfiel (D. Sagenb. 246), darin der Urſprung jener Sage, daß am Johannistage See'n und Ströme ein Menſchenopfer verlangen, mit zu ſuchen iſt. Bei Nordhauſen grünt noch heute eine Merowigs Eiche.

Scheidungen an der Unſtrut kündet immer noch die alte Sage und Klage um das zertrümmerte thüringiſche Königreich, deſſen Fall, wie hochtragiſch und hochpoetiſch ſein Stoff iſt, noch kein Dichter ſang und zu ſingen vermochte, denn einige neuzeitliche Verſuche und Anläufe dazu, ein dramatiſcher und ein epiſcher, erſcheinen, an die Erhabenheit des gewaltigen Stoffes gehalten, völlig unbefriedigend. Von der Thüringer Königin Amalberga leitet die örtliche Sage den Namen der Stadt und des einſtigen Schloſſes Hammelburg an der fränkiſchen Saale ab, wie ſie auch den Thurm auf Burg Saaleck ohnweit Hammelburg erbaut haben ſoll. (D. Sagenb. 783.)

Die Anweſenheit und Seßhaftigkeit der Sorben in Deutſchland bezeugt noch die altergraue Ruine der Sorbenburg bei Saalfeld, einer Rune vergleichbar. Vom Frankenkönige Dagobert leben noch wie in der Schweiz, ſo auch auf dem thüringiſchen Eichsfelde Sagen, und Heiligenſtadt will ihm ſeine Begründung danken. An den großen Pipin von Heriſtall erinnern noch Ortsnamen, wie auch jene eines in Thüringen ſeßhaften Adelsgeſchlechtes, das der Herren von Harſtall auf Lauterbach und Mihla. Karlsſtadt am Main mit ſeiner ſtolzen Trümmer der hochragenden Karlsburg leitet Gründung und Namen von Karl Martell oder doch von Karl dem Großen ab, dem auch die Erbauung der hochbedeutenden Salzburg an der fränkiſchen Saale zugeſchrieben wird, auf welcher der mächtige Herrſcher nicht ſelten weilte, und wo er namentlic eine Geſandtſchaft aus Byzanz empfing. Von der An weſenheit dieſes Heroen der fränkiſch-deutſchen Geſchicht in Deutſchland iſt eine reiche Zahl von Sagen vorhanden Der mündlichen Ueberlieferungen von den in den karlin giſchen Sagenkreis eingeſchlungenen Paladinen Haimon vo Dordone und ſeinen Söhnen wurde ſchon öfter gedacht Kloſter Lorſch bewahrt eine Sage von Karls Grauſamkei gegen den halbmythiſchen Baier-Herzog Thaſſilo. (D. Sagenb 56.) Bei den Ditmarſchen klingt noch ein Hall der Erinnerun nach an ihre erſte Unterdrückung und Unterjochung durch Karl (A. a. O. 172.) Burg Deeſenberg, davon noch die Spiegel vo Deeſenberg ihren berühmten Namen tragen, ſoll Karl de Große erbaut, in des Berges Schoos hinein ſoll er ſic verwünſcht haben, und in ihm ſitzen, der Zeiten Wieder kehr zu erharren, wie im Karlsberge bei Nürnberg un im Guckenberge bei Gemünden am Main und im Unters berge bei Salzburg. (A. a. O. 284. 844. 784. 986.

Dem Heldenbilde Karls ganz nahe gerückt, ſteht auc in der Sage das des großen Sachſenherzogs Widukind deſſen Burgen die örtliche Ueberlieferung noch alle nenn und kennt, die Wekingsburg bei der Porta weſtphalica auch Wittigendſtein geheißen, die Burg auf dem Werder übe dem Zuſammenfluß der Herforder Werra mit der Weſer ja die Sage, und freilich nur ſie allein, läßt ihn auch de Stammſitz des erlauchten Sachſenfürſtenſtammes der Wettiner Wettin bei Halle, und die Stadt Wittenberg i Sachſen gründen. Ebenſo gründete Held Widukind Minde und erbaute ſich die Burg Babylonie nahe bei Lübbeke, i deren Bergestiefe nach der unglücklichen Schlacht auf de Wittenfelde der mannliche Held mit ſeinen Wappnern ein ritt, und ſich hinein verwünſchte bis zum jüngſten Tag

Von Zeit zu Zeit wird er und ſeine Schaar auf weißen Pferden reitend außerhalb des Berges erblickt, gleich den Rittern aus dem Berge Blanik der böhmiſchen Sage. Solcher Austritt ſoll dann Krieg vorauskünden, gleich jenem des Rothenſteiners nach dem Schnellerts. (D. Sagenb. 377.)

Wie reich iſt Aachen von einem Sagenkranze Karls des Großen umblüht! Bei Dören, zwiſchen Aachen und Köln, ließ er durch einen Sänger und dieſem zum Lohne den Bürgel-Wald umreiten, dieweil er ſein Mittagsmahl hielt; der Sänger umritt den Wald und ſchenkte ihn den umliegenden Dörfern, denen es an Holz gebrach. In Aachen zeugt noch immer der Dom von des großen Kaiſers Macht und Pracht, in ihm ſteht noch Karls elfenbeinerner Stuhl, darauf er im Leben ſaß, wird noch ſein Grab, ſeine Krone und ſein Schwert gezeigt. Noch ruht der Weiher ſtill an des Frankenberges Fuße, dahinein Turpin den Zauberring warf, der Karls Herz durch Faſtrada's Liebeszauber umſtrickte und ſeine Sinne bethörte, wodurch nun der Weiher ſelbſt dieſe magiſche Anziehungskraft gewann. (D. Sagenb. 118. 120. 124. 125.)

Von Kaiſer Karls Tochter Emma und ihrem Geliebten Eginhard ſtehen noch ſteinerne Sagenzeugen zu Erbach wie zu Seligenſtadt, ihre Marmorſärge; der eine älteſte leere zu Erbach, in dem beider Gebeine einſt ruhten, der jüngere zu Seligenſtadt, in dem ſie noch unverſehrt ruhen.

Wie wunderbar und mannichfaltig tritt nicht aus allen Heldenſagenklängen die Schwanritterſage vor uns hin! Von einer antikgefärbten Schwanenſage erhielt eine Landſchaft an der Schelde ihren Namen Schwanenthal, Valenciennes (Vallis cigneae), in welche Sage jener Held Braban verflochten iſt, der Brabant gründete.

Da kommt ſchon Schloß Magen an der Maas, das ſpäter
Neumagen, oder Nimwegen am Rhein und die Gegend vo
Cleve vor, in der ſich dieſelbe Sage in ſpäterer Zeit ver
jüngte. (D. Sagen d. Br. Grimm. Th. 2. 286 u. ff
In der flandriſchen Sage von Oriant und Beatrix, i
welche wieder die Welfenmäre hineinſpielt, wird des Ein
ſiedlers Helias gedacht (der in eigener Weiſe an den Ere
miten Helias oder Eli einer Wartburgſage erinnert), welche
eins der auszuſetzenden Kinder taufte und nach ſeinem Na
men nannte, die andern ſechs Brüder wurden nach der Han
märchenhaft zu Schwänen. Jener jüngere Helias tritt nu
als Rächer ſeiner Mutter auf, er bringt, wie in den Volks
büchern von der Harlande u. a. durch edle Söhne geſchieht
deren Unſchuld zu Tage, und erlöſt ſeine Geſchwiſter au
dem Banne der Verwandlung. (Ausführlich a. a. O
Nr. 534. S. 291.) Nun wird Helias der Schwan
ritter, kommt als Kämpfer auf dem Schwanſchiff an, un
rettet abermals im Zweikampf die Ehre und Unſchuld de
hart angeklagten Herzogin von Brabant. Er wird Gemal
ihrer Tochter Clariſſa, die aber nach abweichender Sag
auch wieder Beatrix heißt; gewinnt mit ihr zwei Kinde
und verbietet ihr nur das eine, nicht nach ſeiner Herkunf
zu forſchen. Gerade deshalb forſchte die Frau unabläſſig, un
da mußte er ſich ſchmerzlich von ihr ſcheiden. (D. Sagenb. 135

Nach der erwähnten Abwandelung war Beatrix die einzig
Tochter Herzogs Dietrich zu Cleve, die nach ihres Vater
Tode den herrlichen Jüngling Helias auf von Schwane
gezogenem Schifflein rheinabwärts ſchwimmen ſah. E
trug ein goldenes Schwert, einen koſtbaren Ring und ei
ſchönes Jägerhorn, und Beatrix gewann ihn lieb und nah
ihn zum Gemahl. Dieſe drei genannten Stücke (wied
die mythiſche Dreizahl der Zaubergaben eines mythiſche

Weſens) hinterließ Helias ſeinen Kindern, als er ſich abthat von dem Weibe, das der Neugier, nach des Gatten Herkunſt zu fragen, nicht widerſtehen konnte. In jenes Schwanritters Schilde war ein leuchtender Wunderſtein befeſtigt, blendend weiß, alſo wieder der weiße, der Waiſe, der Einzige, der Solitarius, und um denſelben acht goldene Scepterlein ins Kreuz und ins Andreaskreuz in rothes Feld geſtellt, das nachmalige Wappen der Grafen und ſpäteren Herzoge von Cleve. Nach den Heldengedichten Parcifal, Titurel und Lohengrin war nun Lohengrin ſelbſt Schwanritter, welcher der bedrängten Herzogtochter Elſe (Heliſa) oder Elſam, vom Schwane im Schiff gezogen, zu Hülſe kam, ihren Feind und Bedränger, Friedrich von Telramund überwand, und ihr Gemahl ward, aber dann, da ſie neugierdevoll das zu wiſſen verlangte, was ihr zu wiſſen doch nicht frommte, ihr ſein Ringlein, ſeinen Kindern Horn und Schwert zurückließ, und auf dem Schwanenſchiff wieder von dannen fuhr in das Amt des heiligen Graales, deſſen Ritter er war. Alſo erfaßt, hat noch in jüngſter Zeit Richard Wagner die Sage in ſeiner Operndichtung Lohengrin behandelt, und dadurch dazu beigetragen, eine der poeſievollſten Sagen wieder in das Volksbewußtſein zu tragen und in ihm friſch lebendig zu machen. Das iſt ſchon vom dichteriſchen Geſichtspunkt ein Verdienſt, wie weit das muſikaliſche Verdienſt des genialen Componiſten ſich dabei noch außerdem erſtreckt, vermögen wir nicht völlig zu ermeſſen; wir prophezeien ihm aber ſchon deshalb Glück und große Zukunſt, weil er ſo viele achtbare, tüchtige Gegner hat, ohne welche nie ein Strebender bedeutend werden kann; ſie gehören gleichſam zum Aufflug, wie die heiße Feuerluſt in den Ball der Montgolfiere. Die Br. Grimm haben in ihren Sagen B. 2 in den Nummern 533 bis 538 alle Schwanritterſagen nach Chroniken und Gedichten erſchöpfend zuſammengeſtellt, und auch noch die Sage von dem Geſchlecht der Schwanringe zu Pleſſe beigefügt. Der ganze Sagenkreis bewegt ſich auf brabantiſchem und niederrheiniſchem Boden, hauptſächlich um Cleve und Nimwegen. Welche Bedeutung und tiefe Begründung aber Schwanſagen im deutſchen Volksleben früher hatten, das bezeugen neben den vielen wirklichen Schwanſeen, auch die nach Schwanen genannten deutſchen Ortſchaften Schwanberg, Schwanburg, Schwandorf, Schwanebeck, Schwanfeld, Schwanheide, Schwankirchen, Schwangau, Schwanhauſen, -heim, -hof, Schwaningen, Schwanſee u. ſ. w. in der einfachen wie in der Mehrzahl, Schwanen ſtatt Schwan und in ſonſtiger mannichfacher Abwandlung. Wie viele dieſer überzahlreichen Orte mögen ſich nicht eigener Urſprungsſagen zu erfreuen haben, von denen zwar manche ſich einfach auf den Vogelnamen begründen werden, manche aber doch tiefer liegen und vielleicht mythiſche Färbung haben, daher es wol der Mühe lohnt, eifrig nachforſchend deren Spuren zu entdecken und zu verfolgen.

An Kaiſer Heinrich den Finkler leben noch auf dem Harze örtliche Erinnerungen. Noch zeigt man dort den Heinrichswinkel, wo er den Vogelherd aufgeſchlagen, wo des Reiches Abgeordnete ihn fanden, ihm des Reiches Krone boten. Noch grünt dort eine Wieſe, die der Kaiſergarten heißt, noch kennt man die Orte, wo ſeine kleinen Jagdhäuſer ſtanden, noch trauert dort, an die Sachſenkaiſerzeit erinnernd, Memlebens erhabene Trümmerkirche, wo Kaiſer Heinrich I. ſtarb, wo auch ſein Sohn, Kaiſer Otto I. ſtarb. An dieſen und deſſen Sohn Otto II. mahnen lebhaft die Sagen von der Auffindung der Bergwerke bei Goslar. Von Erinnerungen an Kaiſer Heinrich II.

und an deſſen überkeuſche Gemahlin Kunigunde iſt die alte fränkiſche Biſchofſtadt Bamberg immer noch erfüllt, auch iſt dort die Sage von Hatto's Verrath noch unvergeſſen. Man zeigt die Wegſtelle noch, wo Kunigunde ihren Ring vom Felde aus zur Bekräftigung einer ſittlichen Wahrheit nach der großen Domglocke ſchleuderte, wie jene, wo Hatto den bethörten Grafen Adalbert zur Umkehr beredete.

Noch ſteht der Prachtbau des Schloſſes und vormaligen Kloſters **Theres** hoch und ſtolz über dem Mainufer, wohin Adalberts enthaupteter Leichnam ſchwamm, und dort ſeine Ruheſtätte fand, noch grünt der Garten, darin er ruhen ſoll mit einem großen Schatze. Die Sage von der **Abensberger Schaar**, die ſich an Kaiſer Heinrichs II. Zeiten heftete, iſt ohnweit Regensburg noch in gutem Andenken; ſie wurde nicht ſelten durch Bildwerke erläutert und verherrlicht. An **Konrad den Salier** erinnern die Sagen von der ſchönen Jutta, ſeiner angeblichen Tochter oder Verwandten, welche der junge Böhmenherzog Brzetislav entführte. Er war es, der **Ludwig den Bärtigen** von fernher in das Thüringer Land berief und zu einem Gaugrafen und Richter ihn ernannte, von dem und ſeinem Barte noch ein verwittertes Steingebilde am Nicolaithorthurme zu Eiſenach zeugt. Ihm entſprang das mannliche Geſchlecht der Thüringer Landgrafen, an die ſo manche ſchöne Sage mahnt, wie Ludwigs Sohn, der kühne Entſpringer, die Wartburg baute, wie deſſen eiſerner Sohn den hartherzigen Vaſallentrotz die ſtrafende Fauſt fühlen ließ, wie er um die Veſte Freiburg, bei der der Edelacker noch heute beſtellt wird, in kurzer Zeit die lebendige Mauer zog; wie Eliſabeth ihre frommen Werke und ihre Wunder übte, wie an deren heiligen Wandel noch viele Stätten erinnern, an denen ſie weilte, Thal und Brunnen, Teich und Garten. Noch ſteht auf Schloß Wartburg das Steinbild mit dem Leuenkämpfer, das als Sagenzeuge von Landgraf Ludwig dem Heiligen ſpricht; noch ſteht der enge Gang ob dem Ritterhauſe, von dem Margaretha ſich in die tiefe Waldſchlucht fliehend an zerſchnittenen Lacken niederließ; noch ſchattet kühl und friſch die Felsgrotte des Landgrafenloches, darin der freudige Friedrich mit ſeiner Schaar ſich barg, und von da aus Wartburg erſtieg und nahm. Immer neigen jene rieſigen Felſenbildungen Mönch und Nonne ſich zum Kuſſe gegeneinander, und ein anderer Fels, weſtwärts der Burg, unter ihr liegend, blickt empor, wie ein ſteinernes Greiſenhaupt geformt, deß Bart ſanft zur Tiefe abwallt, ein leibhaftes Barbaroſſa-Bildniß.

Kaiſer Heinrich IV. ließ manche örtliche ſagenhafte Erinnerung an ſein Erdenwallen zurück. Die Schlöſſer Trifels bei Landau und Dürrenſtein am Donauſtrome werden beide als die genannt, in deren Kerkergemäuer **Heinrich** VI. den männlichen König und Sänger Richard Löwenherz gefangen hielt. Speier, die graue deutſche Kaiſer-Todtenſtadt, weiß von den Heinrichen zu ſingen und zu ſagen. Als Heinrich IV. zu Lüttich im Elend ſtarb, läutete von ſelbſt die Kaiſerglocke im Dome zu Speier, und alle anderen Glocken ſtimmten volltönig ein. Und als dieſes Kaiſers unnatürlicher Sohn, Kaiſer Heinrich V. ſtarb, da läutete vom Domthurme nur ein einziges Glöcklein mit ſchrillem Klang und auch ganz von ſelbſt; das war das Armeſünderglöcklein, welches gezogen ward, wann Einer ausgeführt wurde zum Hochgericht, und die Reihe der fränkiſchen Kaiſer, die hundert und ein Jahr blühten, war zu Ende.

Unter den Heinrichen umſäete ein freiſamer Rittersmann jenes weite Feld, das die hernach davon genannte Grafſchaft **Mannsfeld** umfaßte; die Sage weiß auch noch den

Ort, wo der aus Mutterleib geſchnittene Graf Hoyer von Mannsfeld am Welfesholze mit der Eiſenfauſt tief in einen Stein griff.

Und welch' ein reicher Sagenkranz duftet die Erinnerungen an Kaiſer Friedrich den Rothbart ſo mannichfach aus und weithin über ganz Deutſchland! Daß die Sage, wie ſie leicht und gern und häufig thut, ein Vierteljahrhundert überſpringt, und Friedrich I. mit Friedrich II. vermengt, oft einen für den andern nimmt, darf nicht befremden. Beim erſten war es nächſt ſeiner Herrlichkeit der zur Mythe verklungene Tod im fernen Fremdland, beim andern die Mächtigkeit ſeines Weſens und ſeiner Regierung, die weithin in die ſpäterkommenden Jahrhunderte den Abglanz ihrer Strahlen warf, denn Kaiſer Friedrich II. war es, der groß und ſchön allem Volke Kaiſer Karls des Großen Heldenbild erneuerte. Was von beiden Herrſchern ſagenhaftes und ſagengeſchichtliches in Büchern lebt oder auch begraben liegt, wollen wir hier nicht des breiteren erörtern; Minneſang und Chronikenſchrift und Volksbücher gedenken dieſer Kaiſermär, und zuletzt wuchs ſie dem deutſchen Volke gar ins innerſte Herz hinein. Ehe wir des Berges oder der Berge gedenken, in denen nach der Sage Kaiſer Friedrich im Halbſchlummer nicken und träumen ſoll, was ein ächt deutſcher, höchſt gemüthlicher und ebenſo ironiſcher Zug der Sage iſt, die nicht ſelten durch Thränen lächelt und gar vieles mit tiefem Sinne erfaßt hält, den nicht jeder zu ahnen, zu finden und mitzufühlen vermag — erwähnen wir der Grundzüge der Sage, obſchon dieſelbe als allbekannt vorausgeſetzt werden kann, im allgemeinen Umriß.

Kaiſer Friedrich der Rothbart war gen Wälſchland gezogen, und dort vom Papſt mit dem Kirchenbanne belegt worden. Da legte der Held ein Gewand an, das ihm der Prieſterkönig Johannes aus India verehrt hatte, und nahm ein Fläſchlein mit duftendem Waſſer, beſtieg ſein Roß, winkte wenigen ſeiner Getreuen und ritt mit ihnen in einen tiefen Wald, dann drehete er ein goldenes Ringlein, daran drei zauberwirkende Steine, und da entſchwand er auch ſeinem kleinen Gefolge, war verloren, ward nicht mehr geſehen.

Als der Kaiſer ſo hinweggekommen war, vermochte Niemand zu glauben, daß er geſtorben ſei, ſondern ſeine Wiederkehr ward erhofft und erharret von einer Zeit zur andern. Aus der Hoffnung entſprang die Prophezeiung: er werde wiederkommen, und aus der Prophezeiung die gläubige Zuverſicht auf deren Erfüllung: er müſſe wiederkommen. Daraus woben ſich erſt ſparſam und dann mehr und mehr die Kunden: man wiſſe, wo er ſei, er habe ſich gezeigt — er habe ſelbſt ſeine Zukunft verkündet. Nun verlautbarten nach und nach die Orte, wo man ihn glaubte — und die Worte, die er ſollte geſprochen haben — lauter Verheißungen der Erfüllung tief ſchlummernder Volkswünſche, denn von dieſer bedeutſamen Sage Entſtehung an ſind des deutſchen Volkes ſchlummernde Wünſche der ſchlummernde Kaiſer — billige, gerechte Wünſche der Edlen, Geſitteten und Gemäßigten, nicht der Rumormeiſter, Schwarmgeiſter und Rottgeſellen, Wünſche nach Deutſchlands wirklicher und weſentlicher Eintracht, nach ſeinem Ruhme und nach ſeiner Größe. Was geſchehen ſolle, das wolle der Kaiſer vollbringen — er ſolle gewaltig werden auf römiſcher Erde — (Deutſchland ſolle Roms Joch nicht tragen) — er ſolle die Pfaffen ſtören — (Deutſchland ſolle Frieden halten in Glaubensſachen, den die Pfaffen, was ſo recht eigentlich Pfaffen ſind, niemals halten können) — er ſolle das heilige

Grab gewinnen und den Sultan und alles unchriſtliche überwinden. Das iſt eine ſo klare und deutliche Verheißung, daß ſie wahrhaftig der Auslegung nicht bedarf.

In das Volk mochte wenig von der wirklich geſchichtlichen Nachricht eindringen, welchen Hergang eigentlich das Ende beider Kaiſer gehabt, und zuletzt glaubte es auch keine zweite Nachricht, da ihm die erſte glaubhafter erſchien, und klagte um ihn, und hoffte gläubig auf ihn. Wie nun die Sage in Schriften überging, wurde ſie mehr und mehr erweitert, jener Zug von einer großen Entſcheidungsſchlacht, „um des Glaubens willen“ kam hinzu, und jener vom dürren Baume, an den der Kaiſer ſeinen Schild aufhängen, und welcher Baum wieder friſch ausgrünen werde — des Baums Stand und Ort veränderte die Sage mannichfalt; erſt war's das ferne Morgenland, das Land des Alten vom Berge, dann Thal und Hain Mamre, mit ihren Patriarchengräbern, dann die Krim, die alte tauriſche Halbinſel, die in der Gegenwart erſt wieder reichlich mit Chriſten-Blut gedüngt ward, aber nicht um des Glaubens, ſondern um des Handels willen, nicht den Sultan zu vertreiben, ſondern ihn zu ſchirmen und ſein Reich zu feſten. Allgemach rückte der mythiſche Baum näher, er wurzelte im Walſerfelde unterm Untersberge, auf dem Rathsfelde beim Kiffhäuſer, jenen beiden bedeutendſten Stätten, an welche die deutſche Sage den verzauberten Kaiſer band und bannte, und nun wurden bald dieſen zweien noch andere in deutſchen Landen verſtreute Stätten von der immer lebendigen, ſich raſtlos und ewig verjüngenden Sage hinzugefügt.

Der höchſte 1000 Fuß hohe Rücken des kleinen iſolirten Kiffhäuſergebirges, das aus Vorbergen des Harzes an deſſen ſüdlichem Abhang beſteht und hingelagert iſt, trug ſeit grauen Zeiten eine umfangreiche Hofburg mit einem viereckten Wartthurm auf dem höchſten ausſichtreichen Punkte, die Burg Kiffhauſen, deren Namen man von keifen, ſtreiten u. ſ. w. hat ableiten wollen. Das thüringiſche Landvolk der Umgegend ſpricht aber noch heute ſtatt: der Kiffhäuſer: der Küphüſer; Kuppe iſt Berggipfel, die Burg war einfach das Haus auf der Kuppe. Unten am Berge liegt der alte Kaiſerpfalzort Tilleda, ſchon im Schooſe der güldenen Aue; nicht gar weit von ihm lagen die Kaiſerpfalzen Allſtädt und Wallhauſen. Kein ritterliches Geſchlecht bewohnte die Burg, weder Herren noch Vögte von Kiffhauſen gab es, jedenfalls war ſie vorzugsweiſe eine Kaiſerburg, und wurde früh, bald nach der Schlacht am Welfesholz, zerſtört. Eigentlich war es eine Doppelburg (Ober- und Unterburg) wie die Sachſenburg bei Oldisleben ebenfalls eine ſolche war. Nach der erwähnten Zerſtörung wurde die Burg wieder aufgebaut, erhielt nun Burggrafen, wurde ſogar, wegen einer neuerbauten Kapelle, vielbeſuchter Wallfahrtort und verödete, als die Reformation der Wallfahrt ein Ende machte.

In dem Schooſe dieſes Berges nun ſoll der entrückte Kaiſer Friedrich ſitzen und ſchlummern, und träumend nicken, und alle hundert Jahre einmal erwachen und fragen, ob die Raben noch um den Berg fliegen? Sein langer rother Bart durchwuchs den Steintiſch, an dem der Kaiſer ſitzt, und muß dreimal um denſelben herumwachſen; noch iſt er nicht ganz herum, wann aber die Zeit ſich erfüllt, wird der Kaiſer aufſtehen und hervortreten, und an den dürren Birnbaum ſeinen Heerſchild hängen. Mit ſich ſelbſt habe er auch ſeine Tochter und Wappner und all ſein Hofgeſinde in den Berg verwünſcht. Zahlreich ſind die Sagen von Schäfern und Hirten, denen des Kaiſers Gezwerge erſchienen, die hinabgeführt wurden in die unterirdiſche

Halle, die begabt zurückkehrten. Wir haben ſie in unſerem thüringiſchen Sagenſchatz 4. Band zumeiſt zuſammengeſtellt. Auch die graue Warte nennt das Volk den Kaiſer Friedrich, er iſt ihm mitunter ſelbſt der verſteinerte Berges-Alte, um deſſen Haupt die Raben fliegen, wie um das Haupt des Göttervaters Odin. Damit wollen wir aber den verzauberten deutſchen Kaiſer keineswegs zum Odin, Wodan oder Thorr der ſcandinaviſchen Mythe machen, und ihn aus ſeiner Bergentrückung der deutſchen Sage ſelbſt fern rücken.

Der Grundzug dieſer ganzen Sage iſt dieſe Bergentrückung, die bei ſehr vielen großen Helden oder gefeierten Perſonen wiederholend begegnet. Zunächſt war es Siegfried, deſſen ſich auf dieſe Weiſe die Sage bemächtigte, der unterm Bergſchloſſe Geroldseck im Wasgau dem einſtigen erwachen entgegen ſchlummert, dann Dietrich von Bern, dann Karl der Große. Im Untersberge, im Deeſenberge, im Karlsberge, im Brunnen der Nürnberger Kaiſerburg, im Gudensberge in Heſſen u. a. iſt des letztern Ruheplatz.

Dann iſt es der große Sachſenherzog Wittekind, im Wekingsberge, in der Babylonie; es iſt Otto der Große, der auch rothbärtig gedacht wird, es iſt Kaiſer Heinrich der Finkler, beide ſollen, wo nicht in den Kiffhäuſer Berg, ſo doch in den Rammelsberg bei Goslar, am entgegengeſetzten Ende des Harzwaldes, verwünſcht ſein.

Die beiden Friedriche, in ein entrücktes Heldenbild verſchmolzen, läßt die Sage aber ebenfalls im Salzburger Untersberge raſten, nicht minder zu Kaiſerslautern in tiefer Felſenhöhle. An dieſem Berge ſahe man reitende Geiſterſchaaren drei Tage lang aus- und einziehen, und geſchah dies im Jahre 1123. Ungenannte Herrſcher ruhen in gan ähnlicher Weiſe im Berge zu Schildheiß in Böhmen, ei König auf elfenbeinernem Stuhle, welcher Stuhl nach Kar dem Großen hindeutet, und im Guckenberge in Franken in den ein Kaiſer mit ſeinem ganzen Heere verſank. Auc dieſem letzteren wohnt der Sagenzug bei, daß ſein Bar dreimal um den Tiſch wachſen müſſe, der wieder nach den Barbaroſſa deutet.

Von Karl dem Großen und von den Friedrichen tru ſich ſelbſt auf den reichen und mächtigen Kaiſer Karl V die Sage von der Bergverzauberung über; auch ihm eigne ſie den Untersberg zu, ſein Heer läßt ſie im Odenberg in Heſſen wohnen. Von Karlequinies geht manch örtliche Sage um. Im thüringiſch-heſſiſchen Flecken Brotterode am Fuße des Inſelberges läßt die Sage Karls V. Gemahlin ein Wochenbette halten und für gute Pflege den Ort reichlich mit Blutbann, Gehölz und Freiheiten begaben Noch wird dort eine oft erneuerte Fahne als „Funn von Karlesquintes“ aufbewahrt, auf der ein Fahnenrecht ruht

Abgeſehen aber von den Geſtalten der alten Heldenſage und ſpäterer deutſcher Kaiſer gehören noch mehrer Helden und andere Perſonen in den Kreis der Bergentrückung theils mit dem prophetiſchen Zuge einſtiger Wiederkehr theils ohne denſelben. So König Dan, zu dem hinunte man einſt, wie zu Kaiſer Friedrich im Berge bei Kaiſerslautern, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher ließ, nah Tönningen in Eiderſtete, bei dem ſich die Kiffhäuſerſag faſt gleichlautend wiederholt. (D. Sagenb. 173. 175.) Ebenſo ſitzt bei Lauenburg in Caſſuben ein König im Berge auch zu dieſem wurden Miſſethäter hinabgelaſſen. Drunte war ein Garten, darin ſtand ein Baum mit weißer Blüthe und der König ſaß auf ſilbernem Stuhle. (D. Sagenb. 239.

Held Eckart, der des Harlungenhortes vor einem Berge hüthet, ward ſchon genannt; auch vor dem Hörſeelenberge ſitzt er und warnt jeden, ſo da hinein will. Dahin gehören auch die Ritter des Berges Blanik, die Heereszüge der wilden Jagd, die Männer im Zoptenberge, der Ritter und Minneſinger Danhäuſer oder Tannhäuſer, deſſen bei den mythiſchen Sagen gedacht ward, das uralte graue Männlein im Willberge, dem der Bart durch den Steintiſch gewachſen iſt, und das dort Schätze hüthend ſitzt. (D. Sagenb. 297.) Es gehören ferner dahin die Männer im Flußberg (Flußſpatberg) über Bad Liebenſtein in Thüringen, die in Burg Waldſtein im Fichtelgebirge Gebannten, die gleich jenen Thüringern ihre unſelige Zeit mit ſtetem hadern und mit dem ſpielen eiſerner glühender Karten hinbringen. Bergentrückte, welche nach langer Abweſenheit wiederkehren, dann aber insgemein nicht lange mehr leben, kennt die Sage ſehr viele; zu ihnen iſt auch jener ſchon erwähnte Mönch zu zählen, der dem Vögelein nachzog, und erſt nach hundert Jahren wiederkehrte, und glauben lernte, daß tauſend Jahre vor Gott ſind, wie ein Tag. So auch jene Hirten und jenes Brautpaar, die in den Kiffhäuſer eingingen, und nach der Wiederkehr nach einigen Stunden, wie ſie vermeinten, alles verändert fanden, weil die Welt unterdeß um ein Jahrhundert oder mehr älter geworden war. Ebenſo jener Gaſt des Todten zu Groß-Verkantine, eine Braut zu Beushauſen, die Zollner von der Hallburg und zahlreiche andere. (D. Sagenb. 815.)

Gern feiert und verklärt auch die örtliche Sage kühnes, hochherziges und heldenhaftes Gebaren, und überliefert es der Nachwelt mit manchen Denkzeichen, nicht minder das nicht alltägliche, das außergewöhnliche. Sie wird jenem Grafen von Gleichen ſeine zwei Frauen zugleich nicht nehmen

laſſen; dafür tritt der Wanderer auf Burg Gleichen
das Pflaſter des Türkenwegs, dafür grünt noch
Freudenthal am Bergesfuß; wir haben in Jugendja
noch das Dreiſchläferbette geſehen, wenn es auch ſcho
verjüngtes war, als die Burgruine Gleichen ihre Dac
noch hatte, und man durch die obern Gemächer noch
deln konnte. Burg Ehrenſtein zwiſchen Rudolſtadt
Stadtilm war der Sarazenin Leibgedinge und auch dort
ein ſolches Bette gezeigt. In der Altmark zu Jagow wi
holt ſich die gleiche Sage; der Türkin Bildniß im Ah
ſaale der Familie von Jagow zeugte von ihr, nicht mi
ein Leichenſtein in der Kirche zu Großen-Garz, wie
Gleichenſche im Dome zu Erfurt, der Wertheimſche in
Kirche zu Wertheim am Main, wo ebenfalls dieſelbe
ihr Echo fand. Wer dieſe Sagen abläugnen will,
ſich getroſt auf jene Leichenſteine als deren erſte Ur
ſtützen. Nicht allzuweit von Wertheim lag ein Se
im Speſſartwalde, an das ſich die Sage von einem Kna
doppelraub genau ſo knüpft, wie die Geſchichte den ſächſi
Prinzenraub ſchildert. Dieſes Schloß hieß ſogar auch Al
burg. (D. Sagenb. 790.)

Kühne Ritter und Reiter erſcheinen in den
fachen Sprungſagen bevorzugt; wir deuten die haupt
lichſten derſelben in bunter Reihe an, ohne ſie zu dem
und ſie mit den Haaren zu einer Vermählung mit
Mythus herbeizuziehen. Sagenhafter, wie mythiſcher zu
gelaſſener Fußtrittſpuren erwähnten wir bereits.

In nordiſchen Heldenromanen ſpringt Held Wittig
ſeinem Roſſe Schimming, deſſen Name an das böhm
Sagenroß Schemik erinnert, und ſich vielleicht auf das mi
hochdeutſche schime, Schimmer (das glänzende, weiße P
daher Schimmel), beziehen läßt, über die Wiſar; Schimm

Bruder, der Hengſt Rispa, trug den Helden Helmo auch hinüber. Ludwig der Springer ſpringt vom Giebichenſtein in die Saale, findet unten ſein weißes Roß, der Schwan genannt, und entrinnt glücklich. Theodor Körner feierte Ritter Harras den kühnen Springer; Ritter Thalmann von Lunderſtadt glückte gleicher Sprung und er wurde Sprichwort; Ritter Hermann von Treffurt ſprang vom hohen Hellerſtein zur Tiefe nieder, und kam unverſehrt drunten an; freilich ging dabei häufig das gute Roß drauf. Der Roßtrappen auf dem Harze und im Ardennerwalde wurde ſchon gedacht; Jungfrauenſprünge, wie der Mägdeſprung im Selkethale des Harzes, giebt es viele, ſo auf der Burg- und Kloſtertrümmer Oybin, die Felswand des Jungfernſprung bei Arnſtadt, u. a. Dieſe letzteren weiſen mehr in das ethiſche Gebiet der Sage hin. Jener Harzgraf Ernſt von Klettenberg, deſſen Roß in der Kirche zu Ellrich, in die er trunkenen Muthes geritten war, die Hufeiſen von den Füßen fielen, iſt öfters erwähnt, ja beſungen worden, wir ſelbſt haben ſeinen heitern Trunkritt in einer Zechromanze gefeiert. Nach ihm deutet der Grafenſprung bei Burg Neu-Eberſtein in Schwaben, der auch auf einem Schimmel erfolgte. (D. Sagenb. 898.)

In der Sprung- oder Mauerrittſage durch edle Ritter auf Burg Kynaſt, welche ſich ganz genau, nur mit anderm Ausgang, auf der Burg eines gräflichen Fräuleins Alheidis von Lohre am Harz wiederholt (D. Sagenb. 395.), kommt auch die Verherrlichung ritterlichen Muthes zur Erſcheinung. Nach der harziſchen Sage war es wieder ein Graf von Klettenberg, der den gefährlichen Mauerritt beſtand, nachdem ſchon mehrere Ritter, wie dort in der ſchleſiſchen, den Tod in dem Abgrund gefunden. Adelheids Reue gründete die nachmals ſo berühmte Abtei Walkenried, deren roman-

tiſche Trümmer noch heute das Ziel manches Harzreiſend
iſt. Kunigunde von Kynaſt gründete kein Kloſter, ſie ſtür
ſich in den Schauerabgrund der Hölle, und gab ſich de
ſelben Tod, den ſie ſo manchem edeln Ritter verurſach
Jener Ritter, der den lebensgefährlichen Mauerritt beſtan
ſoll ein Landgraf von Thüringen geweſen ſein. Sch
oben erwähnten wir der mehrfach bei Burgen vorkomme
den Benennung Hölle, mittelhochdeutſch helle geſchriebe
immer iſt es ein Abgrund, ſo am Kynaſt, ſo an
Wartburg, ſo ein Geklüſt im Thale der Murg, ſo zwiſch
den Raubburgen Rudolphſtein und Waldſtein, auch un
Schloß Mainburg bei Schweinfurt; ſelbſt die Benennu
der Kelle (Kehle), ein geheimnißvoller Schlund und Er
fall am Harz, ohnweit Ellrich und Walkenried, ſcheint na
gleicher Wurzel zu deuten, denn vor Alters rief man
nach dieſem Schlunde, der alljährlich ein Menſchenop
forderte, angeſtellten Bittgängen:

Kommt und guckt in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Helle.

(D. Sagenb. 398.)

An die Sprungſagen reihen ſich noch die vom letz
Ritter von Auersberg, der, rings von Feinden umgeb
ein Fenſter im Saale ſeines Schloſſes ausheben ließ, ſein
Schimmel beſtieg, und durch das Fenſter in den Abgru
ſetzte. Er kam hinweg, niemand hat ihn wieder geſehe
(D. Sagenb. 772.) Ebenſo jener Fahnenjunker, der a
der belagerten Burg Scharfenberg an der Elbe ſprang, ſe
Fahne rettete und glücklich davon kam. (A. a. O. 62
Aehnliches auch in Heſſen.

Der bedeutendſte aller deutſchen Sprungritter iſt
ſchon erwähnte Ritter Eppele oder Eppelein von G
lingen, an welchen Wahrzeichen auf der Burg zu Nürnbe

und in Würzburgs Nähe erinnern, die des Ritters Kühnheit und des Roſſes wunderbare Kraft verkünden. In Eppeleins Roß verjüngte ſich die Sage vom Roſſe Bayard, und ebenſo wie dieſes wurde es aufgeopfert. Eppelein ſelbſt war ein mannlicher Raubritter, von welchem viele örtliche Sagen umgehen. Die Philoſophie iſt wohl etwas zu weit irre gegangen, wenn ſie aus dem fränkiſchen Schnapphahn einen Gott, und aus dem Dörflein Dramäuſel oder Dramaus ein griechiſches Dromos, eine Rennbahn, folglich ein Hippodrom machte. Es läßt ſich mit ſprachlicher Wortklauberei, wenn man dieſes Sprungroß reiten will, alles und alles beweiſen, und jedes Syſtem bereiten, wer aber zu viel beweiſt, beweiſt eben nichts, und am allerwenigſten lebt im Volksglauben das Andenken an Eppelein als das an einen Gott fort; auch können ſolche Annahme ein Paar vorhandene lateiniſche Dyſtichen Lorichs von Hadamar nicht begründen. Das in den Fels am Main, wo Eppelein entrann, eingegrabene Kreuz galt wol eher einem chriſtlichen Heiligen.

Von ſonſtigen deutſchörtlichen Sagen, die an ritterliches Heldenthum mahnen, oder nach mythiſchen Beziehungen deuten, mögen immer noch einige berührt werden. Ein Freiherr von Hohenſax war Beſitzer des nachmals ſo genannten Maneſſiſchen Liedercodex, und wie des Buches Lieder ein unvergänglicher Schatz ſind, blieb des Eigners Leichnam, nachdem ſein Neffe ihn erſchlagen, unverweslich; ein Herr von Villigen brach die eigene neuerbaute Burg nieder, und wollte, daß ſie beſſer ein Steinhaufen werde, als eine Zwingburg für ſeine Untergebenen, dazu ſeine Söhne dieſelbe machen wollten. Graf Hug von Eglisheim, der, von Argwohn verblendet, ſeinen Sohn als junges Kind nicht für den ſeinen erkennen, vielmehr ihn tödten laſſen wollte, fand dieſen Sohn als Papſt Leo den neunten wieder, der ihm die Schuld vergab und ihn entſühnte. (D. Sagenb. 8. 23. 36.) Schön iſt die Sage vom Grafen von Vianden und Ravenzierburg, der in das heilige Land gezogen war, einen Mord zu entſühnen, und wiederkam und Spanheim, wie Kreuznach begründete. (A. a. O. 82.) Jener nicht minder romantiſchen Wallfahrt des Ritters Alexander zu Metz in das heilige Land und ſeiner Befreiung aus harter Gefangenſchaft durch ſeine getreue Frau Florentina iſt auch hier nochmals zu gedenken, nicht minder des ritterlichen Grafen im untern Lahngau, der ein Vetter Heinrichs des Finklers war, und mit unerſchütterlicher Liebe an dieſem hing, und ihm beiſtand. Dieſer Graf und Ritter war der kühne **Kurzbold**, der auch den Kaiſer Otto vom Anfall eines Leuen rettete, und einen rieſigen Petſcheneger erſchlug. Er bauete zu Limburg an der Lahn die ſchöne Kirche. (D. Sagenb. 87. 100.) Mehr Liſt als Heldenmuth offenbarte Junker Hall von Schleebuſch, der die Mönche zu Mühlheim am Rhein mit einer Eichelſaat bitter täuſchte. (A. a. O. 106.)

Doch nicht der ritterlichen Thaten Edelgeborener allein gedenkt die Sage; auch des ausgezeichneten Bürgers, des Bauers thut ſie Erwähnung, wo offenbares Verdienſt dies fordert. Sie machte im örtlichen Nachhall die Thaten **Tells** und **Winkelrieds** unſterblich, ſie feiert jenen wackern Bürgermeiſter Herrman Gryn zu Köln am Rhein, der den Löwen erſchlug, zu welchem ſchnöder Verrath ihn geſtoßen hatte; ein anderer muthiger Löwenbändiger war der junge Graf Huno von Oldenburg. Die Sage feiert jenen Ahnherrn der Reventlow, genannt Röwerlöwe, obgleich er unterlag, wie ſie die Namen jener Kämpfer in der Schlacht auf dem Tauſendteufelsdamme: den Bauer

Reimer vom Wiemerſtede, deſſen Gegner Jürgen Slens und andere nimmermehr verklingen läßt. Das Wort: „Treu Herr, treu Knecht" blieb und bleibt in alten Ehren, Sagen von der Siegesſchlacht der Holſten gegen die Dänen bewahren es treulich. (D. Sagenb. 116. 164. 174. 193.) Schon hier dürfen wir des ethiſchen Zuges in den Volksſagen gedenken, die vor allem die Treue gegen Fürſten und Lehensherren, gegen Land und Volk, gegen die Mitbürger voll eigener Opferluſt hoch halten. So entzündete eine getreue alte Mutter zu Huſum ihre eigene Hütte, in der ſie krank und ſchwach allein zurückgeblieben war, um den Bewohnern des Ortes, die ſich alle des Eislaufes freueten, ein Nothzeichen zu geben, da ſie die Vorboten einer Sturmfluth den Himmel ſchwärzen ſah, und rettete durch den Feuerſchein faſt die ganze Bevölkerung ihres Wohnortes. Alſo treu meinte es auch Biſchof Blücher zu Ratzeburg, der nie müde wurde, den Armen zu geben, und des eigenen Gutes in keiner Weiſe ſchonte. (D. Sagenb. 192. 203.)

Zu den Stämmegründern dürfen noch die Söhne des ſagenhaften Königs Widewuto's Lithuo und Samo gezählt werden, denen Lithauen und Samland ihre Namen danken, während Bruteno, jenes Königs Bruder, dem Volke der Brutenen Namen gab. Auch jene tapfern Frauen zu Culm, die ihre Stadt vertheidigten und retteten, hat die Sage ſo wenig vergeſſen, als der treuen Weiber von Weinsberg. Man hat ſie in neuerer Zeit ſelbſt auf die Bühne gebracht. So zeigte ſich auch die Kloſterfrau Mutter Emerentia von Mietdorf ſagenhafter Ueberlieferung würdig, die ſtatt des reichen Schatzes, den ſie mit aus dem Kloſter ſollte führen dürfen, die Kloſterjungfräulein unter ihren weiten Mantel nahm und ſie vor Schmach rettete. (D. Sagenb. 335.)

Wie heldenhaft bewährte ſich die Tochter der heilig
Eliſabeth, Herzogin Sophie von Brabant! Auch Jungfr
Lorenz reiht ſich dieſen wackern Frauen der Sagen würd
an, ſie wurde eine fromme Stifterin der Nikolaikirche
Tangermünde, und der Frau von Alvensleben wurde f
Güte Güte erzeigt. (A. a. O. 467. 339. 347.) Sel
Unerſchrockenheit, große Körperkraft, Ritterlichkeit und Tri
kerkunſt blieben nicht ohne Sagenruhm, dies bezeugen je
Kunden von dem Ritter Boos von Waldeck, vom ſtark
Jochem von Schapelow, von dem oft erwähnten Graf
von Klettenberg, dem Schmied in Ruhla, dem großartig
Zecher, Herrn Georg Wilhelm von Schweinichen auf Schwei
haus und ſeinen wackern Verwandten. (D. Sagenb. 8
361. 397. 452. 645.) Ebenſo die thüringiſchen Rit
Herrmann von Treffurt, Waldmann von Sättelſtädt, t
treue Schenk Rudolf von Vargula und viele andere. U
gleich höher freilich als alle dieſe irdiſch leiblichen Ring
ſtellt die Sage auch in örtlichen Anklängen und in Schim
und Ernſt den männlichen unerſchrockenen und heldenhaft
Kämpfer des Geiſtes, Doctor Martin Luther. Se
thüringiſcher Heimathort Möra zeigt noch ſein Aelter
haus, deſſen Abbildungen man hie und da verkauft, wol
nur Schade iſt, daß der erſte Zeichner einen Mißgriff b
ging und bona fide ein Haus aufnahm, darin allerdin
dermalen ein Luther wohnt, welches aber nicht das richti
Aelternhaus Dr. Luthers iſt, das ganz in der Nähe d
Schule und Kirche ſteht. Noch immer grünt die a
morſche Luthersbuche über Schloß Altenſtein, der
Krone und Geäſt zwar der Orkan am 18. Juli 18
nieder ſchmetterte, deren Stamm er aber nicht ſtürzte; a
ſeinem Fuße rinnt der Luthersbrunnen noch fort. No
weiter thalaufwärts zeigt ein Stein den Luthersfuß od

-Tritt, bei dem Platze der früh wüſt gewordenen Wallfahrtskapelle Glasbach; bei Tambach quillt der Brunnen, an welchem Luther ſich erlabte, als er ſchwer krank von dort nach Gotha fuhr, und heißt bis heute der Lutherbrunnen. Zu Schmalkalden ſteht noch das ſtattliche Haus, darin Luther 1537 wohnte. Bei Worms quillt auch ein Lutherbrunnen, grünt eine Lutherlinde oder -Eiche. Der Zimmer und Zellen zu Eisleben, Erfurt, Wartburg, Coburg ꝛc., die Luther geſchichtlich erwieſen zeitweilig bewohnte, gar nicht weiter zu gedenken, verdienen hier mehr die von der Sage bezeichneten Stätten Aufführung, an und in denen Luther geweilt, durch ſeine Anweſenheit ſie merkwürdig gemacht haben ſoll. Noch zeigt man im Kloſtergebäude zu Walkenried den düſtern Ort, die Lutherfalle genannt, noch hat Augsburg ſein enges Mauergäßchen Dahinab, die ſtattliche Hochburg Hohenſchwangau herbergte ihn; Wertheim am Main rühmt ſich ſeines Dortgeweſenſeins, und daß er im Gaſthofe zum Adler die Bratwurſt ſchuldig geblieben ſei. Daſſelbe wird ihm auch zu München nachgeſagt, und alldort ſoll er beim Koch in der Hölle in der Sendlinger Gaſſe gegaſtet haben. Wo könnte freilich die Münchner Sage Dr. Luthern anders einmiethen, als in die Hölle? — Bis an den Fuß des bairiſchen Hochalpengebirges, bis zum Schloſſe Hohenaſchau ohnweit dem Chiemſee iſt die Sage von Luther ſüdwärts gedrungen. Auch dort ſoll er auf einer Fluchtreiſe Aſyl gefunden haben, in einem ziemlich engen Käſterchen. Wir haben es ſelbſt betreten. Spottbilder und Spottlieder fehlten nicht in Altbaiern. Auf einer Sau ließ man ihn reiten, die ſchuldig gebliebene Bratwurſt in der Hand. Unter den Bögen am Schrannenplatz, wo man es das Wurmeck nennt, war Luther mit

Katharina von Bora gar ſpöttlich abgemalt, und ein altes Lied auf beide echt bairiſch, beginnt:

Die Liebe brennet mich,
Vor Freude möcht' ich tanz'n,
Wann ich mein Kathrl ſich (ſehe).

Auf dem Singerberge im thüringiſchen Ilmgebiet, zwiſchen Stadtilm und Ilmenau, ſtand ein Schloß voll gottloſer Bewohner, das ſoll Dr. Luther verwünſcht haben, daß es mit Mann und Maus in die Erde verſank. Des Berges Innere iſt voller Fäſſer und die Fäſſer ſind alle voll Wein — auch er gehört zu den Bergen, für die gebetet wird, daß ihre Fluthfülle ſich nicht über das Land ergieße. In der fränkiſchen Schweiz liegt die ſtille Wieſe, auf welcher Luther zur Zeit, als er in Coburg weilte, und von da dem von Worms kommenden Freund Melanchthon entgegen reiſte, gepredigt haben ſoll. (Vergleiche im deutſchen Sagenb. die Nummern 396. 471. 491. 515. 701. 743. 796. 967. 975.)

Welch reicher Sagenkranz umblüht den Abkömmling ſchlichter thüringiſcher Bergleute und Bauern, der ſeinen Namen ſo bedeutſam in das Buch der Weltgeſchichte ſchrieb! — Er beweiſt uns die alte Wahrheit, wie auch aus niedern Hütten große Männer hervorgehen können, die hohes und unſterbliches Verdienſt ſich erringen, und auch auf dieſe Weiſe dankbar fortleben im Gedächtniß der Nachkommen. Dies erinnert wieder an manchen andern Mann der feiernden Sage, der auch geringer Herkunft und unberühmtem Geſchlechte entſtammte. An jenen Biſchof Willigis, des Radmachers Sohn, an den Schuſtergeſellen von Sagan, an den unüberwindlichen, bekehrten Heiden Miligedo, an den guten Herrn Auguſtin zu Gotha, den Kinderfreund aller Kinderfreunde, an den braven Kiſſinger Bürger Peter Heil, deſſen Rath im dreißigjährigen Kriege ſeine Stadt vor den Schweden rettete, an den reichen Bürger Rüſer zu Schweinfurt, der in demſelben Kriege mit Aufopferung eines großen Theiles ſeines Vermögens, die Sage nennt 3 Millionen fränkiſche Gulden, ſeine Vaterſtadt aus Feindes Händen loskaufte, an den frommen Schweppermann, den tapfern Dollinger zu Regensburg, an die kunſtvollen, aber übel belohnten Meiſter Habrecht zu Straßburg, Meiſter Sürlin zu Ulm, Meiſter Düringer zu Danzig, an den heldenmüthigen Schuſter zu Lauingen, deſſen Name nicht einmal die Sage aufbewahrte, und ſo manche andere. (D. Sagenb. 849. 37. 903. 960.)

In entgegengeſetzter Weiſe hat die Sage freilich auch manchen ſchlimmen Brief und Bericht in ihrer Botentaſche, die aber immer mit den Zügen ächten Volksthums, der Schalkerei und Neckeluſt, der luſtigen, ſpottſüchtigen Art der Hanſe ohne Sorgen, der ſemper fröhlichen Landſtörzer und Landfahrer geſchrieben iſt, mit der Eulenſpiegelfeder und mit den Doppelſtrichen prellender oder geprellter Wirthe.

Wie heiter ſieht oder hört ſich das alles mit an, wenn der Wildſchütz Hänſel Winkelſee eine in die Eſchenheimer Thurmfahne ſchießt, auf die angetragene Bürgerhauptmannſtelle freier Stadt Frankfurt höhniſch verzichtet und flotten Trittes mit ſeiner ſichertreffenden Büchſe von dannen geht — wenn rheinab und auf der kecke Lindenſchmit ſein Weſen treibt, von dem die alten Lieder klingen — wenn der Störtebecker mit ſeinen Genoſſen und Vitalienbrüdern, die auch Victualienbrüder geheißen haben könnten, die Maſſen ihrer Raubſchiffe mit Gold und Silber füllen, aber der ſtrafenden Gerechtigkeit mit Haut und Haar endlich doch verfallen.

Schaurig klingt die Sage von Pape Döne's Glockenſpiel, dieſem Teufels-Phrenologen, der auf aufgehangene hohlen Schädeln ſeiner Ermordeten hämmert, ſie tanze läßt, ihr verſchiedenartiges Getöne belauſcht, und zulet dennoch den Teufel um ſeine Seele betrügt. (D. Sagenb 69. 198. 211.) Hübſch iſt es zu leſen, wie die zu Thor ihren Dieb henken wollten, und dieſer, auf der Leiter ſtehend den nahenden Feind erblickt, und dies verkündet, worau alles nach der Stadt zurück läuft, und der Dieb als de letzte auch wieder mit durchs Thor hinein wiſcht — wi der Gaukler zu Magdeburg dem Volke ein Blendwerk mach und am Schwanze des Rößleins mit Frau und Magd un Pickelhäring in die Lüfte fährt — wie die Wetterhexe zu Berlin in ihrem eigenen Eis einfrieren. (A. a. O. 272 326. 357.) So auch iſts ein ſchönes leſen, wie der Teufe als Anwalt den prellenden Wirth holt und dem frommen Landsknecht zu ſeinem Rechte hilft.

Eulenſpiegel durchwandelt die Lande ab und auf mi ſeinen Streichen, bis er zu Möln den letzten, ſchon geſtorben macht, und von der Bahre ab, aufrecht im Sarg ſtehend, ins Grab rutſcht — der koboldhafte Geſelle Pumphut treibt ſein Weſen in toller Weiſe im Voigtlande, aber auch in der Lauſitz gehen von ihm die gleichen Sagen, und noch viel mehr; dort kennt man ſogar den Vornamen dieſes Klapperburſchen: Martin, und ſeine ganze Geſchichte, und macht aus ihm ein drolliges Gemiſch von Kobold, Eulenſpiegel und Doctor Fauſt. Solcher Geſtalten und Charaktere leben noch viele im Volksmunde, bald üben ſi Schalksnarrenſtreiche, bald Räuberſtücklein, oft verbinden ſi beide. Wie vieles erzählen nicht vogtländiſche Sagen von dem Geiſte Karrſtet's, eines kühnen und verwegenen Parteigängers, ebenſo wie im Mainthale zwiſchen Aſchaffenburg und Seligenſtadt vom Starkhart, dem böſen Zöllner. Vielfach berichtet die Sage ſchlimme Thaten und knüpft Strafen nach dem Tode daran; dies iſt der Uebergang aus der wirklichen Welt in die der Spukgeiſter, den wir ſchon berührt — oder ſie hält ſich dauernd im irdiſchen Gebiete, und bewegt ſich mit Luſt und unerſchöpflichem Humor in den Schild- und Laienbürgerthum, dem ſie jegliche lächerliche und komiſche Seite fort und fort abgewinnt, das ſie von einer Generation auf die andere überträgt, das ſie unſterblich fortleben läßt, wie es denn auch in der That nicht ausſtirbt, einerlei ob Locken, Perrücken oder kurzgeſchorene Haartouren die kahlen Häupter der Stadtväter zieren, einerlei ob die Mannſchaften als Spießbürger und mit der ſchweren Hakenbüchſe beladen unter Helm und Krebs ſchwitzend einherraſſeln oder als Bürgerwehren und Schützengilden in Federhüten mit percuſſionirten Stutzen auf der Gänſeweide Sturm laufen. Spaß iſt immer dabei, Spaß muß ſein, und es muß nach deutſcher Art aufgezogen, geſchraubt, geuhzt, gehänſelt, geſchoren, gefoppt, geſchoppt, angeſtochen u. ſ. w. werden, ſo lange deutſches Weſen und deutſche Gemüthlichkeit ihre altverjährten Rechte behaupten.

VI.

Der ethiſche und poetiſche Werth der Volksſagen, Volksmärchen und Fabeln.

„Es wird dem Menſchen von Heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Geſtalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überſchreitet, wo ihn jener verläßt. Dieſe wohlthätige Begleitung iſt das unerſchöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geſchichte, welche neben einander ſtehen und uns nach einander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt nahe zu bringen ſuchen.“

Mit dieſen ſchönen Worten beginnt die Sagenſammlung der Brüder Grimm; von vielen ſind erſtere warm empfunden worden, viele, auch wir ſelbſt, tragen ſie tief im Herzen.

Wir haben es früh gefühlt, daß die Poeſie der Sagen- und Märchenwelt eine Heilquelle ſei, ein ewig friſcher verjüngender Spring, um welchen gutgeſinnte Elfen und Feinen ſchweben, wir haben uns auch niemals geſcheut, dies offen zu bekennen, und aus den vorliegenden Blättern erhellt ja hinlänglich, daß der deutſche Mythus, die deutſche Märe und Sage das poetiſche Mark unſerer Nation iſt, daß wir in dieſen dreien ein theures und werthes Vätergut beſitzen, und es getroſt jedem andern Volke gegenüber in die Wagſchaale legen dürfen.

Allen ſchönen Künſten reicht die Sage lieb und freundlich ihre Hände, alle erfreuen ſich an ihr, bilden ſich an ihr, lernen von ihr. Eine nie und nimmer zu erſchöpfende Stofffülle bietet ſie allen dar, und was aus dieſem immer quellenden Urborn von begabten Künſtlern benutzt wurde, iſt zur Zeit erſt ein Anfang, ein beginnen, die Folgezeit aber wird den mächtigen Einfluß, den die deutſche Sage auf die Kunſt übt, darthun, wenn mehr und mehr ihr Garten angebaut iſt und rein gehalten wird von Unkraut und Schnörkeleien, und wenn er von geweihten Künſtlern, den Prieſtern der Poeſie, betreten wird. Leicht ließe ſich ein Buch ſchreiben über die Sagen und Märchenſtoffe, die von den Künſtlern bis jetzt ſchon benutzt, willig angenommen und anerkannt wurden, uns iſt hier dazu nicht der Raum vergönnt, nur ganz flüchtig ſei auf einiges hingedeutet.

Tauſend und abertauſendmal ertönte von Sängerlippen die, wenn auch nicht alte Sage von der Lorelei nach Heine's herrlicher Ballade. Es gab eine Zeit, wo Schillers Ritter Toggenburg von manchem ſüßen Munde klang, die Quelle dieſes Gedichts iſt in der Sage von Ida von Toggenburg zu ſuchen (D. Sagenb. 9.), und ſtatt des dort reuig wiederkehrenden Gatten nahm der Dichter nur einen Ritter an, der die Schöne erfolglos liebte. Goethes Erlkönig, ſein Fiſcher, ſein König in Thule ſind durch Dicht- und Tonkunſt verherrlichte Sagenſtoffe. Bürgers Lenore und Stollbergs endlos lange Büßende wurden componirt und geſungen, der Sagenſtoff von Schillers Gang zum Eiſenhammer wurde Bühnenſtück, Haimonskinder, Oberon, fliegender Holländer, ewiger Jude, Robert der Teufel, Freiſchütz, Hans Heiling, ſind zu Opern und Stücken verarbeitete Sagenſtoffe. Wir haben die Wundermären des Untersberges als Oper über die Königsbühne Münchens ſchreiten ſehen; wie oft wurde die Sage vom Grafen von Gleichen mit ſeinen beiden Frauen über die Bühne gebracht, wie oft nicht Fauſt? Dieſen Rieſenſtoff aus der deutſchen Sagenwelt bearbeiteten, abgeſehen von Goethe's unſterblicher Dichtung und allen von andern, zum Theil ſehr unberufenen und völlig poeſieloſen Leuten verſuchten ſogenannten Fortſetzungen oder Nachſpielen — zum Theil oder ausſchließlich für die Bühne Julius Soden, Schink, Klingemann, Maler Müller u. a. In Wien erſchien 1806 ein traveſtirter Doctor Fauſt, aber bereits mehrere Jahre vor Goethe's Geburt, in den Jahren 1730 bis 40 wurde, des Puppenſpiels nicht zu gedenken, in der Kaiſerſtadt auf dem Kärntnerthor-Theater „Der nach teutſcher Comoedien-, Engelländiſcher

Pantomimien und Italieniſcher Muſic-Art Eingerich
D. FAUST" als Ballet aufgeführt, deſſen Text n
aufzufinden iſt, wir beſitzen blos das Scenarium u
Programm, neben welches muthmaßlich älteſtes Fauſtba
ſich Heinrich Heines Tanzpoem: „Der Doktor Fauſt" Ha
burg 1851, ohne Zweifel das neueſte, freundnachbarlich u
verträglich geſtellt hat.

Bürgers Lenore, Grillparzers Ahnfrau, Schloß Gr
ſenſtein der Frau Birch-Pfeiffer, deren Pfeffer-Röſel n
Dörings Sonnenberg, Blums Goldſchmids-Töchterlein n
Uhland, Müllers alte Teufelsmühle am Wiener Berge, d
Donauweibchen, Raimunds Alpenkönig und Menſchenfei
Babo's Otto von Wittelsbach, Halms Griſeldis, die Räu
auf Maria Culm, ſind lauter Sagenſtoffe, denen ſich n
zahlreiche andere, der geſchichtlichen Dramen gar nicht
gedenken, anreihen ließen. Auch das Märchen mußte d
Bühne für Oper, Poſſe, Schwank und Ballet reichl
zinſen. Aſchenbrödel, Rothkäppchen, Blaubart wurden g
ſungen oder getanzt.

Für die zeichnenden Künſte war von jeher das Sagenſt
dium eine Fundgrube. Von den Heroen in dieſen Künſt
an bis zu den ſchwächſten Schülern wurde ſich an d
Stoffen verſucht, die Sage, Mär und Fabel darboten, u
wird es täglich und ſtündlich. Bedarf es Cornelius, Kau
bach, Herrmann, die beiden Schnorr, Leſſing, Bendeman
Schwind, W. Lindenſchmit, Neureuther u. a. zu nennen
Die geſammte Welt der ſogenannten Hiſtorienmaler dürſ
man auch Sagenmaler nennen, mit einem ſchönen deutſch
und vollgültig ebenbürtigen Wort, denn jedes geſchichtlic
Bild iſt ja doch nur ein Ausfluß von des Künſtlers Pha
taſie, das durch die poetiſche Empfängniß erſt in ſein
Seele Geſtalt gewinnt, in ihr Ueberlieferung wird und

gleichſam vom Aetherduft der Sage halbumſchleiert, lebendig wird auf dem Kalk oder auf der Leinwand. So haben von den Zeiten des Mittelalters an Malerei und Plaſtik die Mythe, wenn auch vorzugsweiſe chriſtliche, Sage und Legende — verkörpert und ihnen Halt und Dauer gegeben durch manches unſterbliche Gebilde dieſer Schweſter-Künſte. Wie manche fromme Edelthat der Heiligen fand auf dieſe Weiſe ihre ſichtbare Verklärung durch die Kunſt, die auch wieder, oft unbewußt, der Sage manchen Dienſt erwies. Wie viele Baumeiſter, die ſich von Domthürmen geſtürzt, oder die von neidiſchen Mitmeiſtern, ja ſelbſt vom Teufel — herabgeſtürzt wurden, mit nachſpringenden Hunden entnahm nicht die Sage den phantaſtiſchen Steingebilden, Rinnen, Bildſäulen, Conſolen ꝛc. an Kirchen? Selbſt aus ſcheinbar obſcönen Gebilden, wie in der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt, und am Schloſſe zu Kranichfeld und anderorts, entſtanden Volksſagen. Die alten Steinhauer verſchmähten es nicht, ſogar Gegenſtände des antiken Mythus in chriſtlichen Kirchen anzubringen, wie im Dome zu Magdeburg die auf einem Bock reitende Venus, an den Chorgeſtühlen zu Ulm die Sibyllen, wie die Romulus und Remus ſäugende Wölfin zu Rottweil am Thurme einer Kapelle, die wunderlichen und abenteuerlichen Menſchen am Thurme zu Heilbronn, Pyramus und Thisbe im Domchor zu Baſel. Ein Fries im Dome zu Paderborn zeigt äſopiſche Fabelbilder; der Straßburger Thierfabelbilder gedachten wir Th. II. S. 18 und 19 ausführlich. Nicht minder gedachten wir der Bilder von der heiligen Kümmerniß an vielen Orten, deren Urſprung immer mehr der Sage, als der eigentlichen Legende angehört. Zahlreich verbreitet iſt das Bild der Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf dem Hirſch (D. Sagenb. 339) als kleines plaſtiſches Kunſtwerk. Ueberaus

häufig ſind dieſe kleineren Kunſtwerke, Sculpturen, Er
Miniaturen, Stickereien, Webereien u. ſ. w., welche
lich die Sage hervorrief. So beſitzen wir ſelbſt in
als Stockknopf den Mönch von der Strohbrücke. (D
genb. 366.) Bekannt iſt das Schmuckkäſtchen in der
menbachſchen Sammlung zu Göttingen, deſſen Elfen
ſchnitzereien die Sage des zweibeweibten Grafen von Gl
darſtellen ſollen.

Es bedarf keines weitern Aufwandes von Worten
Beiſpielen, nachzuweiſen, welchen mächtigen Einfluß
allen Richtungen der Kunſt hin und zu allen Zeit
lungen derſelben die Sage auf die Kunſt und die Kü
ausübte. Wie mächtig bis zur ſchwellenden Ueberfüll
gar Mythe und Sage auf die Dichter einwirkten, anre
belebend und geiſtig fördernd, liegt klar am Tage.
dem Beginn der beſſern Aera in der deutſchen Poeſie,
der Zeit des geſchichtlichen Volksgedichtes, und nach
Zeit des dreißigjährigen Krieges begannen Romanzen
Ballade zu erwachen, wer rief ſie wach? Der Zauber
Sage: er war es, der die Dichter begeiſterte, er wa
der die Sänger des Hainbundes entflammte, er wa
der Goethe die Fülle ſeiner köſtlichen Balladen und
manzen einhauchte, der den Fauſt in das Daſein rief,
aus Schillers Sängerharfe die Klänge deutſcher Ue
lieferungen lockte. Ritter Toggenburg, Gang nach
Eiſenhammer, deutſche Treue, Graf Eberhard von Wür
berg, der Graf von Habsburg, der Alpenjäger, ſind ſäm
lich in dem Garten der deutſchen Sage gepflückte Blüt
Mit welchen herrlichen Balladen bereicherte Uhland
Schatz vaterländiſcher Gedichte, und wie drang dieſes S
gers kundiger Blick in das Weſen der deutſchen Sage
Und Rückert, Krug von Nidda, Streckfuß, Cham

Wendt, Körner, wie rangen ſie alle auch um den Sagenlorbeer! Später wuchs freilich die Fluth poetiſcher Sagendichtung allzuhoch, wie wir im literariſchen Ueberblick nicht ganz unberührt laſſen können, und viele vergaßen, daß die Sagenharfe eben eine Harfe iſt, ein Tonwerkzeug, das ſich nicht ſo kinderleicht ſpielt, wie die Zither oder die Blasbalgharmonika.

Doch nicht allein durch Duft und Farbe erfreut die Wunderblume der Sage, ſie wirkt auch als Heilkraut, ſie lehrt und belehrt, ſie predigt und weiſſagt, ſie warnt und erweckt, ſie iſt wahrhaftig ſelbſt „der gute Engel, der dem Menſchen von Heimathswegen auf der Lebenswanderung zugeſellt und mitgegeben wird.“

Der ethiſche Werth der Sagen verdient die vollſte Beachtung und Berückſichtigung: es iſt nicht ſchwer, denſelben in den Sagen ſelbſt zu finden, obſchon die Sage nie, wie die Fabel, die in ihr enthaltene Lehre gleichſam aufdringt und aufzwingt. Die Sage ſpricht und lehrt für ſich, wie nach des frommen Sängers Lied die Saat und der Baum in ſeiner vollen Blühtenpracht. Sie iſt, wie jenes meteoriſche Licht einer Volksſage ſelbſt. (D. Sagenb. 561.), ein „Licht für ſich“ — und will nichts anderes ſein. Nie wird die Sage das Laſter beſchönigen, die Tugend verhöhnen, nie den Gottesleugner und Gotteslästerer, den Dränger und Mörder der Unſchuld, den Frevler am Heiligen ſtraflos ausgehen laſſen; ſie übt ein unerbittlichſtrenges, obſchon gerechtes Richteramt. Sie beſchönigt nicht, ſie vertuſcht nicht, ſie nennt nicht weiß, was ſchwarz iſt. Es giebt keine Tugend, keine Edelthat, die nicht in irgend einer Sage ihr Echo fände, aber auch keine Uebelthat, der nicht irgend eine Sage einen Spiegel vorhielte mit dem ernſten Vorwurf: Erkenne dich ſelbſt! Und das

alles iſt unmittelbar, iſt naturwüchſig, iſt volksthümlic
die Gelehrten haben das nicht gemacht, die Dichter erſa
nen es nicht, die Geiſtlichkeit hat es nicht hineingepredig
aus ſich heraus gebiert die Sage Gleichniß und Beiſpie
Mahnung und Warnung, eine vollſtändige umfaſſende S
tenlehre. Wir wollen in einer Reihe beiſpielsweiſe gegeb
ner Hindeutungen dieſe Behauptungen zu rechtfertigen ſuche
der Stoff dazu iſt unerſchöpflich. Wir wollen die Zwei
am großen Sagenbaume, die wir hier vornehmlich berühre
einzeln betrachten. Vor allen lehrt die Sage Gottes Al
macht, Allwiſſenheit, Allweisheit, Güte u
Gerechtigkeit erkennen und wahrnehmen. An G
glauben insgemein Elbe, Dämonen, Zwerge und Waſſe
leute, Niſſen und Meerminnen. Alle Unterirdiſche, obſch
nicht getauft, daher des Glücks, durch Chriſtum erlöſt
ſein, verluſtig gehend, hoffen doch auf Erlöſung, und
klagen es ſchmerzlich, wenn ihnen ihre Unſeligkeit in
Gegenwart fühlbar gemacht, oder ihre Hoffnung
dereinſtige Erlöſung verneint wird. Hoffnung auf kün
tige Erlöſung iſt eine der gewaltigſten, durchgreifendſ
Züge in der Sagenwelt; die überzahlreichen Sagen v
wandelnden Jungfrauen drücken ſie bedeutſam aus, und di
Hoffnung lebt fort in den unſeligen Geiſtern, wenn a
ihre Verwirklichung noch ſo weit hinausgeſchoben iſt, n
ſo unerfüllbar ſcheint. Dahin deuten die oft wiederhol
Sagen von dem Kinde, das berufen iſt, dereinſt einen ru
loſen Geiſt zu erlöſen, wenn es in der Wiege gewiegt w
den, die aus einem Kirſchbaume gefertigt worden iſt, der a
einem Kern erwachſen, den ein Vogel auf ein Burg
mäuer getragen, oder jene von der Erlöſung, wenn
Sandberg abgetragen ſei, von dem alljährlich ein Vögl
nur ein einziges Körnlein hinwegträgt. Die Scha

Ethiko-theologie in der Volksſage.

des Gedankens der Ewigkeit, des wahrhaften Donnerwortes, beben durchs Gebein beim tiefern denken über ſolche Mären. „Alle guten Geiſter loben Gott, ihren Herrn!“ lautet Volksſpruch, lautet Bannformel gegen Geiſterſpuk, und die guten Geiſter antworten: „wir loben ihn.“ Das beweiſen wieder die zahlreichen Geiſterkirchen und Geiſtermetten der Sagen, und das merkwürdige ſingen ſpäterer Spukgeiſter von Geſangbuchverſen, wie deren mitbeten. Erlöſt oder nicht erlöſt ſind zwei Pole in zahlreichen Irrlicht-, Feuermänner-, Mönchs-, Nonnen- und ſonſtigen Spukgeiſterſagen, ein „Habe dank!“ zu rechter Zeit geſprochen, ein „Gotthelf!“ dem Nieſenden freilich oft wiederholt zugerufen, ein ſonſtiges gutes Wort oder eine gute That führen die büßenden Seelen zum Heile. Ebenſo das ſchweigen beim Schätzeheben. Selbſt der Rabenflug und des Birnbaums künftiges blühen in der Kiffhäuſerſage ſind Erlöſungsbedingniſſe.

„Gott läßt ſeiner nicht ſpotten!“ predigt die Sage auf das eindringlichſte. Frevel gegen ihn, wie Frevel gegen die Menſchheit, jene Laſter der Habgier, des Trugs, des Geizes, des Uebermuthes, des gemißbrauchten Reichthums, der verweigerten Gaſtlichkeit, der verſagten Ruhe, alle erleiden in den Volksſagen empfindliche Strafe, ja häufig fallen ſie einem furchtbaren Rachegericht anheim. Hatto's Grauſamkeit gegen die Armen und ſeine höhnende Rede rächten die Mäuſe, die bei lebendigem Leibe ihn fraßen; die Sage von der Kaſtelen-, Blümelis-, der übergoſſenen Alpe, deuten ſämmtlich auf Frevel gegen Gott und Menſchen und deſſen Strafe hin. Ewig ruhelos muß der Jude wandern, der dem Heiland mit Härte einige Augenblicke der Ruhe vor ſeinem Hauſe verſagte. Jener Burggraf von Ellbogen in Böhmen, der mit einem Herzen von Eiſen jedem Pilgrim Raſt und Ruhe in ſeinem Schloſſe verſagte, ward zu einem Eiſenklumpen verwünſcht.

Die Zigeuner müſſen ewig wandern, weil ſie der heilige
Familie auf deren Reiſe durch Aegypten die Ruheſtätte ge
weigert. Aus einem Lamme ſchuf Gott ein Ungeheuer, wei
ein frevelhafter Senn daſſelbe getauft, und ſo das hoch
heilige Sacrament entweiht hatte. Entweihte Hoſtien bluten
geraubte oder an unreine Orte geworfene oder vergraben
leuchten, und bringen die gegen ſie verübte Unthat zu Tag
Jene Knappſchaft im Berge Lüderich, der zum Kölner Dom
bau ſein Silber lieferte, nahm ein Ende mit Schrecken
als ihr Frevel den Herrn erzürnte, noch immer rinnt ih
Blut aus dem Bergesſchooſe hervor. (D. Sagenb
63. 16. 17. 18. 981. 105.) Beuteleer wurden reich
Gruben durch den Fluch der Wittwe zu Reichmannsdor
deſſen Bewohner ſich in hohem Grade grauſam, übermüthi
und ungerecht gezeigt.

Trug und Habgier und den Mißbrauch des von Go
gegebenen Reichthums läßt die Sage ſelten ungeſtraft ſi
zeigen. Der ergiebige Bernſteinſegen am Geſtade des friſche
Haff ſchwand hinweg, als der deutſche Orden ſich de
Alleinbeſitz deſſelben zueignete; die Heilquelle zu Stelz
verlor ihre Kraft, als man darauf ſann, Schacher mit i
zu treiben, und niemand mehr vergönnen wollte, unentgel
lich aus ihr zum Geneſungstranke zu ſchöpfen. Das Ritter
fräulein vom Schloſſe Hradek, das ſich, um ſeine feine
Schühlein und ſeine weichen Füßchen auf dem harten Stei
pflaſter zur Kirche zu ſchonen, Ueberziehſchuhe von ausg
höhlten Semmeln machte, und ſo die Gabe Gottes, d
liebe Gut, recht eigentlich mit Füßen trat, verſank ſamm
ihrer Burg, und nur die Spur ihrer frevelhaften Fu
tapfen blieb in einem Steine zurück. (A. a. O. 231. 71
688.) Jener Meineidige, der ein empfangenes Darleh
zurückgegeben zu haben beſchwur, weil er die Dukaten in eine

Stock gefüllt, den er während des Meineids ſeinem Gläubiger vor Gericht zu halten gab, nahm ein ſchlechtes Ende, ein Wagen überfuhr ihn und zerbrach den Stock, daß ſein Trug offenbar ward. (A. a. O. 331.) Jenem habſüchtigen Müller und ſeinen Geſellen, die den alten, dem Volke immer noch heiligen Opferſtein auf dem Rombinus bei Ragnit an der Memel, ſprengen und hinwegführen wollten, bekam ihr thun übel genug. (A. a. O. 235.) Trügeriſche Weiber müſſen ruhelos wandern, wie die Bierruferin bei Arnſtadt, die weiße Frau des Reiſſigenſteins bei Mehlis, die Wirthin zur Gans bei Würzburg, und zahlreiche andere. Sie müſſen ausſchreien, wie ſie gefrevelt, falſch gewogen, falſch gemeſſen. Jene übermüthige Wittwe zu Stavoren, die Korn und Waizen in das Meer werfen ließ — rief durch dieſe Uebelthat den Frauenſand, eine unfruchtbare Düne hervor, und führte die Verarmung der Stadt herbei. (A. a. O. 158.)

Betrügeriſche Landmeſſer, Grenzſteinverrücker und Grenzenabpflüger müſſen als Feuermänner zu Fuß und zu Roß umgehen oder reiten; hartherzige tyranniſche Amtleute als ſchwarze Hunde mit feurigen Schnauzen ſpuken; wilde Jäger, die nach Bürgers Gedicht frech gegen Gott und Menſchen und Thiere verfahren, müſſen in Ewigkeit jagen, und ſind der unſeligen Dämonenwelt verfallen. Jene Gott läugnenden oder doch verläugnenden Wüſtlinge, Trunkenbolde und Unſinnige, welche mit Schwerthieben geweihte und verehrte Bilder verletzten, wie jener Schalkropf zu Mainz, jener wüſte Säufer zu Schleswig, Graf Eryo zu Batberg, Graf Iſang, jener Abt zu Kalbkangſt — (D. Sagenb. 64. 194. 286. 387. 968.) — jene Sabbath- und Feiertagſchänder und Schänderinnen, ſo wie die, welche ſich unnütze und frevelhafte Sprichwörter und Redensarten angewöhnt — jene wüſten und wilden Tanzwüthigen an heiligen Tagen oder an heiligen Orten:

alle, alle läßt die Sage Pein leiden und ſchmerzlich büßen. Die Garkocherin zu Heſſenthal im Speſſartwalde, die am Pfingſtfeſt ihre Arbeit verrichtete, verſank; jener Graf von Schwarzburg erſtickte im Cloak; der Meißner Mönch brach mit dem Brückengeländer durch und ertrank in der Elbe, jener Graf von Schafgotſch, der einen frommen Mann verſuchte, und ihn zwang, einem Lamme das Horoſkop zu ſtellen, ward bald genug inne, daß es übel gethan ſei, Worte aus frommem Munde zu verachten. (A. a. O. 788. 590. 622. 638.) Dem Geiger im Chorrock, bei Tangermünde, der am Pfingſttage ſeinen Beichtkindern zum tollen Tanze fiedelte, ſchlug ein Blitzſtrahl die Hand ab, mit der er den Bogen hielt, und lähmte ihm den rechten Arm für immer. Zwölf tanzende Paare ſanken todt nieder. Die frevelnden Tänzer von Kolbeck, die in der Chriſtnacht einen Tanz über den Gräbern des Kirchhofs hielten, wurden verflucht zu ſtetem Tanze, und tanzten ſich in die Erde und in die Gräber hinein. Jene nackten Adamstänzer im Dorfe Wirchow in der Neumark, die den Pfingſttag mit ihren ſündlichen Reigen entheiligten, wurden allzumal zu Stein. Der Tanzteich bei Sachswerfen am Harz zeugt von der Strafe der Tänzer, die unter der Kirche ihre Luſt büßten, und ſammt dem Tanzhauſe von der Erde und einem aus ihr hervorbrechenden See verſchlungen wurden. Ein gleiches widerfuhr den Tanzwüthigen zu Utrecht. (D. Sagenb. 340. 314. 365. 409.) Das *verſinken* und *untergehen* in Waſſer oder in den Erdboden, frevelnder, laſterhafter, überſtolzer, verſchwenderiſcher und üppiger Menſchen ſammt ihren Wohnungen, iſt einer der wichtigſten Sagenzüge. Ganze Reihen von Städten, Schlöſſern, Burgen, Klöſtern, Dörfern und Einzelgehöften können als Belege angeführt werden, und wie oft auch durch ähnliche

Färbung die vielfachen Sagen über ſolche Aeußerungen des göttlichen Zornes nur Wiederholungen ſcheinen möchten, ſo iſt doch faſt bei jeder eine abweichende Eigenthümlichkeit, die ſie von den andern nahe verwandten unterſcheidet. Die Römerſtädte Aemona und Juvavia ſind dahin, Julin und Vineta verſchlangen die Wogen, Stavoren und Hela verſchrumpften aus reichen zu dürftigen Orten, der Wald Blumenthal zwiſchen Berlin und dem Oderbruch überhüllt eine eingeſunkene Stadt; ein Raſenteppich iſt das grüne Bahrtuch über Ebersdorf bei Schmalkalden, nahe dem Thüringer Walde. Ein Dorf Getles bei Themar verſank, oder wurde zur Unſichtbarkeit verwünſcht, ſeinen Glockenhall hört man noch ſchlagen, aber nur die Mitternachtſtunde. Poppenrode auf der hohen Rhön verſank im Moor, über dem im Mondenſchein die Moorjungfrauen ihre ſchwebenden Reigen tanzen. Die Burg des Hermannsberges auf dem Thüringer Walde iſt verſunken, wie das Schloß über Tilſit, wie die Burg des Varto über Vartenſtein, die Burg des Grafen Iſang, die Raubburg, über welcher jetzt das Waſſer rauſcht, das den Namen das Grundlos führt, und jene, über welcher des Arendſee's Fluthen wogen. Der Singerberg zwiſchen Stadtilm und Ilmenau ſank verwünſcht in die Tiefe, wie Schloß Oſteralitz in der Pöſnecker Gegend, wie der Helſenſtein bei Trautenau in Böhmen, wie jenes Schloß im Rieſengebirge, von dem die Felſenzacken des ſteinernen Brautbettes noch ſtehen. Dreiſtelz, eigentlich Dreiſtolz, die Burg dreier überſtolzen Edelfräulein, nahe beim Bade Brückenau verſank, die Wettenburg am Main verſank, Burg Heſſelberg verſank, alle in Folge von Unthat und Verwünſchung; ebenſo das Schloß bei Wolfrathshauſen; und ſo nennt die Sage noch hunderte. Mit Kirchen, Abteien und Klöſtern iſt es derſelbe Fall. Ein reiches Münſter in Weſtphalen verſank wegen übeln Wandels und übeln thuns ſeiner Mönche, und hoch über den Thürmen der verſunkenen Abtei rauſcht das heilige Meer — ſo heißt der See, der an des Kloſters Stelle trat. Bei Neuenkirchen im Odenwalde ruht ein Kloſterbau tief unter einem ſtillen Weiher. Im Lauterthale bei Coburg verſanken Kirche und Kirchhof mit allen Betern und allen Gräbern. Am Allerſeelentage hört man die Glocken dieſer Kirche läuten.

Dieſes Läutenhören der Glocken kehrt in den Sagen unendlich oft wieder, ja es iſt faſt unzertrennlich von allen den Sagen, die nach verſunkenen Oertlichkeiten hindeuten. Von Städten und Dörfern, Burgen und Schlöſſern, Kirchen und Klöſtern, die nicht mehr ſind, wird zu gewiſſen Zeiten, zu gewiſſen Tagen und Stunden geheimnißvoller Glockenſchall vernommen, ſo im heiligen Meer, im Arendſee, im Flemhuder See, die von Julin und Vineta, und viele andere. Doch auch außerdem erſcheint die Sage ſehr häufig mit Glocken in Verbindung gebracht. Die Sagen von *Todtenglocken* gehen durch alle Lande, auch außerhalb Deutſchlands, in Italien, Spanien, Frankreich ſind deren bekannt. Die Kaiſerglocke im Dome zu Speier läutete von ſelbſt, als des Doms Erbauer, Kaiſer Heinrich IV., arm und elend zu Lüttich verſtarb. An Glockengüſſen heftet ſich häufig die Sage von unſchuldig gemordeten Lehrlingen und Geſellen, und jene Glockentöne hallen die Klage um dieſe Unſchuldigen fort und fort, der Nachwelt zum warnenden Gedächtniß. So die *Krempner*. Die Glockengüſſe zu Attendorn, zu Breslau, zu Waltershauſen in Thüringen, zu Groß-Möhringen legen große ſagenhafte Uebereinſtimmung an den Tag. Andere verſunkene Glocken werden durch Jungfrauengürtel aus der Erde gezogen, wie die von dem ſpurlos verſchwundenen Kloſter Münſterkirchen über Kreuzburg im Werrathale (D. Sagenb. 449), wieder andere von unſchuldigen Kindern entdeckt und gehoben, die überwiegende Mehrzahl aber wird von Schweinen ausgewühlt, und es iſt faſt keine Gegend Deutſchlands, wo nicht zum mindeſten eine ſolche Sage begegnete. Eine Glocke von jener verſunkenen Stadt auf dem Gottesfelde im Thüringer Walde über Schleuſingen, die heraufgerückt war, und die ein wühlendes Schwein zu Tage brachte, mußte oben bleiben, weil ein Hirte ein Tuch auf ſie warf — aber ſie gab ſchrecklichen Schall, klang immerfort: Sau aus, Sau aus — ward dreimal umgegoſſen und wurde doch kein reiner Klang erzielt, ſo daß ſie nur zum Sturmläuten zu brauchen. Das Schwedenglöcklein zu Weimar rettete dadurch, daß es von ſelbſt, oder daß es ein Engel Nachts um 2 Uhr läutete, die Stadt im dreißigjährigen Kriege vor einem feindlichen Ueberfall, und es wurde hernach zum Andenken allnächtlich um dieſelbe Stunde geläutet. Erſt in dieſem Jahrhundert wurde dies Läuten abgeſtellt. Wir haben als Kind ſeinen Schall noch vernommen.

Ein anderes wichtiges und weſentliches ethiſches Element der Volksſage iſt die Schirmhut der Kindheit und Unſchuld von Seiten Gottes und ſeiner Engel, und die Strafen des Ungehorſams, der Verletzung kindlicher Pflichten, geſchworener Eide. Die zahlloſen Sprungſagen verfolgter Jungfrauen, welche denen, die ihrer Unſchuld auf das höchſte nachſtellen, glücklich entgehen, während die Verfolger ſich meiſt zu Tode ſtürzen, deuten alle dahin. Alle die frommen Frauen der Sage, Genoveva, Helena, Hirlanda, Ottilia, Ida von Toggenburg u. a. entgehen ihren Verfolgern, ſelbſt die Geſchichte geſellt ihnen noch die heilige Eliſabeth, deren Tochter Sophia von Brabant, die

Kaiſertochter Margaretha, Albrechts des entarteten Gemahlin zu. Alle gingen zwar ihren dornenbeſtreuten Schmerzensweg voll herber und ſchwerer Prüfung, aber ſie ſind und werden doch behütet, und gelangen zur Anerkennung ihres Rechts und zur himmliſchen Vergeltung und Verklärung ihres irdiſchen Leibes. Kinder entſchlummern in Waldesdunkel und Burgtrümmern, oft auf lange Zeit, werden treu beſchirmt und den Müttern wiedergegeben. Engel bringen ihnen Speiſe, Jungfrauen und himmliſche Kinder ſpielen mit ihnen. Schwere verhängnißvolle Strafe aber wird über die Kinder verhängt, welche der Aeltern ſpotten, oder gar ihnen fluchen. Des Rieſen Finger, mit dem er ſeiner Mutter droht, erſtarrt zu Stein, und ſteht fortan als Thurm auf der ſteilen Bergeshöhe bei Jena. Im Munde der Knaben, die dem Vater fluchen wollen, werden die Zungen zu ſcheuslichen Kröten; auf des Vaters Verwünſchung wird ein ungehorſamer Sohn zum ſteten ſtehen vom Himmel verurtheilt; er ſtand drei volle Jahre auf einer Stelle, bis er reuevoll ſtarb. (D. Sagenb. 607. 617. 618.) Buße verſöhnt, bisweilen aber dauert ſie endlos fort, und es iſt mindeſtens nicht von der Sage ausgeſprochen, wann ſie enden ſolle. Der Büßer von Sündeloshauſen mit ſeinem Stein auf der Bruſt ging zum Frieden ein, der Wolfram ſtand ſich büßend fort zu Tode, die Männer im Zopten aber ſeufzen wol noch immer ihr hic nulla pax, die Schwerbeladenen tragen ihren entſetzlich ſchweren Balken wol immer noch nach Ungnadhauſen, der Tannhäuſer kehrt unentſündigt in den Venusberg zurück. (D. Sagenb. 738. 597. 648. 775. 460.)

Das Stabwunder iſt eben auch wieder einer der bedeutſamſten ethiſchen Züge der Sage, es iſt eine milde Ordalie, ein unmittelbares Zeichen göttlicher Bewahrheitung und Bekräftigung, und wir dürfen daſſelbe nicht unbeachtet laſſen, es iſt tief gewurzelt und weit verbreitet.

Papſt Urbans Stab ergrünte, weil der Himmel ihm die Lehre ertheilen wollte, daß ein Papſt, wie es im alten Danhäuſerliede lautet, dem Sünder nicht Mistroſt geben ſolle. Biſchof Bruno's von Altena Stab grünte und weiße Lilien entſproßten dem letztern, wie der fromme Mann, der ihn geführt, als Mönch geſtorben war. Der Ackersmann Johann, den ein Himmelsbote als Biſchof von Tongern grüßte, ſah mit Staunen, wie des Boten Stab, in den Boden geſtoßen, Blätter, Blüthen und Früchte trieb, und glaubte nun der göttlichen Sendung. Der Ackersmann Przemislav in Böhmen ſtieß ſeinen Haſelſtock in den Boden, als Libuſſa's Geſandte ihm naheten, daß er der Königin Thron theile, und der Stab ſchlug aus und trieb grüne Blätter und wurde zum Baume. Bonifacius, als er zu Groß-Vargula in Thüringen ein Kirchlein weihte, hatte vor demſelben ſeinen Stab in den Boden geſteckt, und der Stab begann zu knospen und zu grünen, zum Zeichen der Wahrheit der Chriſtuslehre, und wurde zum Baume, zur Palme, die lange Zeit im Orte geſtanden hat. Immer iſt das Stabwunder Wahrheitzeuge.

Als ein der Hexerei beſchuldigter Jüngling über Masfeld bei Meiningen zum Hexenberg empor geführt wurde, dort verbrannt zu werden, ſtand ein Pfahl am Wege, und jener ſprach: „daß ich ſchuldlos bin, und ſchuldlos ſterbe, ſoll dieſer dürre Pfahl mir zeugen." Und als die Hinrichtung erfolgt war, und die Leute von der Gerichtsſtätte wieder herunter kamen, ſiehe da grünte ſchon der Pfahl, und war feſt gewurzelt, und iſt eine ſtarke Buche geworden, die noch heute ſteht. (D. Sagenb. 460. 109. 144. 673. 736.)

Uns erſcheint die ſo häufige Wiederkehr des Stabwunders in der Sage nur als Träger der Beglaubigung de Wahrheit, als Zeuge der Unſchuld von Seiten des Himmels oder unmittelbar Gottes, und nicht im Zuſammenhan mit den Wunderſtäben, die ſchon in bibliſcher Mythe begegnen, der Stab des Moſes, die Stäbe Aarons, Jonathans, u. a

Wie der Unbußfertige durch Wunderzeichen aufmerkſa gemacht wird auf das, was er an einzelnen, oder an de ganzen Menſchheit verſchuldet, wovon der ſo eben erwähnt grünende Stab Urbans ein Zeugniß, und wie wahre Reu und Buße verſöhnt, ſo iſt es ein hervorzuhebender ethiſche Zug der Volksſage, daß Treue und Pflichterfüllung vo ihr hochgeſtellt und werth gehalten werden. Menſchen, d auf Berufeswegen wandeln, die mit einem guten Gewiſſen mit unbefangenem und heiterem Sinne gottgetroſt ihre Weges wandeln, denen haben die Geiſter nicht nur nicht an, ſondern ſie erzeigen ſich gegen ſolche Menſchen oft ſogar noch freigebig. Dies beweiſen die zahlreichen Sage von Fergen, welche Geiſter über Flüſſe ſchiffen, von Muſ kanten, welche den in Bergestiefen und Höhlen Gebannte Ständchen bringen. Der Rothbart ſchenkt eigenhändig de Hirtenknaben, der ihm zu Ehren ein höfiſch Liedlein a ſeiner Schalmei gepfiffen, ein Stück von einem goldene Gefäße. Im Walde Zeitelmoos, wo es ſpukt, wurden mehre Männer zwar geneckt, aber ſie kamen doch unangefochte durch allen Spuk hindurch. Den guten und braven Menſchen dienen die Geiſter, namentlich die Hütchen, gern un willig, ſo lange nicht Vorwitz und Neugier ſie von hinn treibt. Auch das iſt ein ethiſcher Zug der Sage, d ſolchen Hülfsgeiſtern das fluchen ein Gräuel iſt. I Berg- und Salzwerken darf keiner fluchen, und obſchon e Sprichwort lautet: er flucht wie ein Bootsmann, ſo doch bei frommen Schiffern das fluchen nicht im Brauch — weil die Geiſter es ungern hören, und der fluchende als Böſewicht gilt, der ihrer Macht ſammt Schiff und Geſchirr, ſei es zur See, ſei es zu Lande, verfällt.

Nicht den Uebermuth wollen die Geiſter von den Menſchen, wohl aber den Muth, verbunden mit dem frommen, gerechten und tapfern Sinne. Mehr als eine Sage giebt es von Rittern, welche ein Gebet für die Todten ſprachen, wenn ſie an Kirchhöfen vorüber ritten, und die dann von den Todten auf wunderbare Weiſe gegen ihre Verfolger geſchützt wurden. Nur der Muthige erlöſt die verzauberte Prinzeſſin, die verwünſchte Jungfrau, nicht der, welcher zaghaft gleich jenem Schneider im Heidenloch bei Augſt, die feurig Liebende nicht zu umarmen wagt, weil ſie ein wenig Feuer ſpeit, oder ein Krötenköpfchen hat. So mancher küßt eine Schlange, und weiß es nicht einmal.

Es ließe ſich dieſe Betrachtung und Anſchauung über die Fülle poetiſchen und ethiſchen Werthes der Volksſage noch ſehr weit ausdehnen, ſehr ausführlich erörtern und mit Beiſpielen belegen, wir müſſen uns aber, da der Raum uns beſchränkt, mit dieſer Skizze begnügen. Wie aus der Sage, ſo ſpricht auch aus dem Märchen das gleiche Princip, der gleiche Werth. Wie die Sage, bietet auch das Märchen den Künſtlern reichſte Stofffülle zur Behandlung dar, und ſtatt vieler Beiſpiele wollen wir nur zwei anführen, das reizende herrliche Bildblatt Dornröschen von Eugen Neureuther, und dann Moritz von Schwinds laut und mit Recht geprieſene Aſchenbrödel.

Mit vielem Glück und ſeltenem Talent hat auch der Graf Dr. Franz von Pocci in München vielfach Märchen mit genialem Griffel bildlich erläutert. Die Fabel, die ihren ethiſchen Werth meiſt ſelbſt in Worten darlegt, fand

in neuer Zeit häufig auch künſtleriſche Verklärung, un
es genügt, die Namen Grandville und Otto Speckte
zu nennen, wie wir überhaupt nun dahin gelangen, ein
Ueberſchau der literariſchen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete zu geben.

VII.

Deutſche Sagen-, Märchen- und Fabelſammlungen.

Ein gedrängter literariſcher Ueberblic

Es wurde ſchon am Ende der Einleitung zu dieſe
Bändchen angedeutet, daß der geneigte Leſer nicht etwa eine
Sagenbücherkatalog hier erwarten oder ſuchen ſolle. Da
wäre wahrhaftig — ohne alle Vergleichung — ein Verrinnen des Rheins im Sande. Wir haben die Mehrzah
der Sagen-, Märchen- und Fabelbücher ſtudirt, den größte
Theil derſelben in Händen gehabt — geleſen nicht alle
denn wo lebte der Menſch, dem dies möglich wäre, bei de
ſchwellenden Bücherfluthfülle, die uns, wie das Waſſer de
Zauberlehrling, umſtrömt und höher und höher ſteigt? Gu
daß das rollende Rad der Zeit die Stimme des alten Zaubermeiſters übernimmt, und ruft:

„Beſen, Beſen, ſei's geweſen!“

und in einen Holländer der Papiermühle verwandelt, de
größern Theil der überflüſſigen Büchermaſſen zu ſchöne
Maculatur geworden, umtreibt und wäſcht, allen Lettern
ſchmutz davon abfegt, und zu ſehr feinem Papier verarbeitet
auf das ſich abermals die ſchönſten Märchen-, Fabel- un
Sagenbücher drucken laſſen.

Wir hatten Anlaß, bereits im erſten und zweiten Theile die alten Werke namhaft zu machen, welche zur Grundlage eines großen Theiles ſpäterer deutſchnationaler Dichtungen wurden, nicht minder durchſprachen wir die ſpätere Volksbücherliteratur, ſo weit dies unſerem Zweck und unſerer Aufgabe entſprechend ſchien, nachdem ſchon vorher jene der ritterlichen Mären, und der zum Theil auch bürgerlichen Abenteuer und Schwänke gedacht wurde; ebenſo beachteten und betrachteten wir die Thierfabel von ihren Urſprüngen an, und wieſen nach, wie ſie ſich allgemach gebildet, ausgebildet, in die Literatur eingebürgert, und bis in die neuere Zeit treue Pflege begabter Dichter gefunden habe.

Hier ſoll nun von der Zeit des wieder erwachten beſſeren Geſchmackes in der Literatur an eine Ueberſicht der bezüglichen Erſcheinungen gegeben, und was Anerkennung verdient, anerkannt und gewürdigt werden, wozu jedoch keineswegs ein kritiſcher Drang leitet, der in den meiſten Fällen „der ewig regen, der heilſam ſchaffenden Gewalt“ die kalte und viel häufiger die rohe Teufelsfauſt entgegenſetzt, die ſich „vergebens tückiſch ballt.“ Darum möge keiner der überzahlreichen Ringer auf der Arena der Sagen-, Märchen- und Fabeldichtung, der in nachſtehender Zuſammenſtellung ſeines Werkes in der Ein- oder Mehrzahl nicht gedacht ſteht, dies als Nichtbeachtung oder als ſogenanntes Ignoriren deuten.

Es iſt ganz unmöglich bei beſchränkten Hülfsquellen und Mitteln alles vor Augen und in die Hand zu bekommen, und wie das Sprichwort: non omnia possumus omnes, unumſtößlich iſt, ſo muß auch deſſen Abänderung in non omnia noscimus omnes — ſeine Geltung in Anſpruch nehmen und behaupten. Auch werden die einzelnen Erneue-

rungen der Volksbücher, die ſchon bei dieſen ihre Erwä
nung fanden, hier nicht aufgeführt.

Viele lieben oder belieben vielmehr, Sagen- und Mä
chenſtoffe in metriſchen Formen zu behandeln, und es wi
dadurch einestheils im großen Publikum der Liebe zu d
Sagen ſelbſt vorgearbeitet, anderntheils läßt ſich auch v
dichteriſchen Standpunkte nichts dagegen ſagen, denn d
Dichter will geiſtige Freiheit, ja er bedarf dieſer Freihei
daher läßt Goethe ſeinen Taſſo in vollgültiger Wahrh
ſich ausſprechen:

> Frei will ich ſein im denken und im dichten,
> Im handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Wir ſelbſt haben öfter Sagen in lyriſch-epiſche For
zu binden verſucht, aber dennoch rathen wir im allgem
nen von dieſem Beginne da ab, wo nicht ganz entſchiede
Vorliebe, nicht hervorragendes Talent dazu unwiderſtehl
hindrängen. Kommt einem begabten Dichter von ſel
zum von ihm lebendig erfaßten Stoff die metriſche For
wie das ja in den meiſten Fällen geſchieht, ſo wird gew
ein gutes Gedicht geboren — ſetzt ſich aber einer hin u
dem Gedanken, du willſt jetzt aus dieſer oder jener Sa
eine Ballade oder Romanze machen, und kaut die Fe
und quält ſich ab — der bringt ſicher ein Poem zu Stan
dem man die geiſtigen Wehen ſeiner Geburtsſtunde beſtä
dig anmerkt, oder er ſchreibt ohne ſolche Wehen gerein
Proſa nieder — davon alle metriſchen Sagenſammlung
vollgültige und mehr als hinlängliche Beweiſe liefern.

Wir zogen die Literatur über Sage, Märchen und F
bel am Schluſſe des zweiten Bändchens bis zum erſ
erſcheinen der Kinder- und Hausmärchen, geſammelt du
die Brüder Grimm, in Betracht, wollen aber den Ank
der erſteren in dieſer Ueberſicht noch näher ins Au

faſſen, und auch die Werke mit namhaft machen, in welchen betreffende Stoffe lyriſch-epiſch behandelt ſind.

Wichtig und anziehend zugleich erſchien eine Sammlung älterer Volkslieder: „Des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano, Heidelberg 1806—1808, 3 Theile, dazu noch ein Anhang „Kinderlieder“ kam, welches ſchätzbare Buch in neuer Auflage 1845, Weimar, erſchien, und dem ein vierter Theil durch Ludwig Erb aus A. v Arnims handſchriftlichem Nachlaß, Berlin 1854 hinzugefügt wurde. In manchen der aufgenommenen alten Gedichte ſind ſagenhafte Anklänge nicht zu verkennen.

Die „Kindermärchen“ von E. A. Eſchke, in 2r. Auflage 1804 zu Berlin erſchienen, entbehren des richtigen Tons und Gehaltes.

In den „Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm, Heidelberg 1809, welche die Brüder Grimm als eine „eben nicht wohl gerathene Sammlung“ bezeichneten, die aber doch 1817 eine zweite Auflage erlebten, ſind nur wenige Stoffe der mündlichen Ueberlieferung entnommen, und die wenigen ſind weſentlich umgewandelt. Das nämliche gilt von deſſelben Herausgebers: „Lina's Märchenbuch,“ 2 Bände, Frankfurt a. M. 1816. In demſelben Jahre gab A. L. Grimm auch eine Fabelbibliothek für die Jugend, Frankfurt in 2 Theilen, heraus, der 1819 und ferner 7 Bände einer Märchenbibliothek folgten, ſowie „Vorzeit und Gegenwart an der Bergſtraße, dem Neckar und im Odenwalde,“ welches zu Darmſtadt erſchienene Buch 1827 eine 2. Auflage erlebte.

Johann Guſtav Büſchings Name wurde von uns ſchon unter den Förderern der Literatur deutſcher Vorzeit ehrend genannt. Sein ſtreben und wirken für Literatur

war unermüdlich. Er gab denn auch unter vielen and
meiſt ſchätzbaren Schriften „Volksſagen, Märchen und
genden,“ geſammelt in 2 Abtheilungen heraus, Lei
1812, und ließ ſpäter „Sagen und Geſchichten aus
Schleſienthale,“ Breslau 1824, erſcheinen. Der gr
Theil ſeiner Stoffe erſcheint ächt und zum Theil vo
mündlich, das fatale Wort Legenden in dem verkeh
Sinne, in dem es verwendet wurde, durch Muſäus ein
eingeführt, hing ſich als unvermeidlicher Zopf des Zei
ſchmacks außer dieſer auch ſonſt an manche gute und bra
bare Sammlung; brauchte doch noch 1844 Graf C
beron in ſeiner Ueberſetzung der Rübezahlmärchen
Muſäus, betitelt Contes populaires de l'Allemagne, P
et Leipzig, getroſt das Wort Legende de Rübezahl,
ſehr der ehrenwerthe Ueberſetzer ſich als einen geſchm
vollen Kenner und Freund der deutſchen Literatur beur
det. Was ſollen die Franzoſen von den Begriffen der D
ſchen halten, die Sagen von einem Berggeiſt Legen
nennen?

Der Schweizer Johann Rudolph Wyß der Jüng
der ſich namhaftes Verdienſt um die poetiſche und geſchi
liche Literatur ſeines Vaterlandes erwarb, auch meh
Berner Chroniken herausgab, ließ eine Sammlung „Idyl
Volksſagen, Legenden und Erzählungen,“ Bern 1815
1822, in 2 Theilen erſchienen, die manchen ächten S
enthalten.

Der „Wintermärchen“ vom Gevatter Johann,
1813, wurde ſchon gedacht, ſie erſchienen bereits frü
und erhielten nur neuen Titel; ihr Verfaſſer hieß Pe
Kling und ſchrieb manierirt.

Im Verein gaben C. W. Conteſſa, Fouqué
Th. A. Hoffmann „Kindermärchen,“ Berlin 18

heraus, geiſtvolle Dichtungen eigener Erfindung, von jedem der drei Herausgeber nur eine.

F. Solbrig brachte „Poetiſche Sagen der Vorzeit, als Legenden, Volksſagen, Märchen und Schwänke“, Magdeburg 1817, welche nur bereits gekannte Stoffe enthalten.

Von Ernſt Moritz Arndt erſchienen „Märchen und Jugenderinnerungen“, Berlin 1818, deren erſtere allerdings ausgeſchmückt, doch dem Volksmund im deutſchen Norden entnommen wurden.

In demſelben Jahre erneute Seb. Willibald Schießler das Volksbuch von der Hirlanda als Legende in 11 Romanzen, welche Beifall fanden.

Caroline Stahl gab „Erzählungen, Fabeln und Märchen für Kinder“ zu Nürnberg 1818 heraus, die 1821 eine neue Auflage erlebten, und dann 1824 in Riga noch einen Band „Märchen.“ Ihre Märchenſtoffe ſind ächt und treu, und haben den Vorzug einfacher und unausgeſchmückter Erzählung. Eine ähnliche, doch viel fremdländiſches, z. B. aus 1001 Nacht enthaltende Sammlung ließ J. A. C. Löhr unter dem Titel: „Das Buch der Märchen für Kindheit und Jugend.“ Leipzig, ebenfalls 1818, erſcheinen.

Im folgenden Jahre 1819 erſchienen „Kindermärchen zur Unterhaltung und Bildung für die Jugend.“ Von G. C. Grote, Meißen. Nur vereinzelte Märchenzüge, es ſind moraliſirende Fabeln.

In demſelben Jahre gab Wolfgang Adolf Gerle „Volksmärchen der Böhmen“ heraus, 2 Bde. Prag 1819. Die Sammlung enthält, wenn auch bisweilen breit geſponnen, doch manchen ächten Märchenſtoff, der in deutſchen Märchen ſein Echo findet. Ueberhaupt dürfen wir gegen das deutſche Böhmen, und gegen ſlaviſche Märchen- und Sagenbücher, ſobald ſie in deutſcher Sprache erſcheinen, ja keinen Grenzcordon ziehen. Die böhmiſchen Stoffe ſin meiſt ſehr phantaſievoll und poeſievoll, häufig den deutſche ſehr nahe verwandt. Unter den Märchen Gerle's iſt eins „die goldene Ente“, in neuerer Umarbeitung aufgenommen das ſchon in einer 1798 zu Wien und Prag erſchienenen dann 1808, wie es ſcheint, neu aufgelegten Sammlun enthalten iſt. Dieſe Sammlung führt den Titel: „Sage der böhmiſchen Vorzeit aus einigen Gegenden alter Schlöſſe und Dörfer“, und hat die bekannten Mängel der Zeit ihre erſcheinens; ſie ſpricht von böhmiſchen Feenzeiten, al ob jemals die eigentliche Feenſage, die nicht einmal deutſch geſchweige ſlaviſch iſt, in Böhmen ſeßhaft geweſen ſei Der Verfaſſer betrachtet ſeine Mittheilungen vom Standpunkte der Moral. In einer der Erzählungen: „Da klingende Waldhäuschen,“ fanden wir einen vielfach begegnenden Sagenſtoff wieder, den vom Zauberer (hier ei Zigeuner), der die Leute mit einem großen Balken verblendet, während eine hinzugekommene Graſemagd, die ei vierblättriges Kleeblatt im Korbe hat, ſieht, daß der Balken nur ein Strohhalm iſt, weil das vierblättrige Kleeblat den Zauber löſt. Ein anderweites „Märchen- und Sagenbuch der Böhmen,“ von A. W. Grieſel, 2 Bände, erſchien 1820 zu Prag und bot kein ächtes Märchen, die Sagen aber poetiſirend verballhornt.

Auch „Magyariſche Märchen“ erſchienen. Georg von Gaal gab deren zu Wien 1822 deutſch heraus, eine Sammlung, in der vieles nach deutſchen Märchen hinweiſt und mit ihnen übereinſtimmt. In demſelben Jahre erſchienen von Carl Ludloff, einem Schwarzb. Sondershauſiſchen Beamten, „Thüringiſche Sagen und Volksmärchen,“ welche vorher in einer von demſelben begründeten Zeitſchrift: „Vaterländiſche Unterhaltungen“ geſtanden hatten. Dieſer

Mann hatte mit Vorliebe die Kiffhäuſerſage durchforſcht, und ſpann ſie nun etwas breit novelliſtiſch aus, wodurch ſie ihren natürlichen Reiz einbüßte, doch legte er vieles Verſtändniß der Sagenpoeſie an den Tag. Er, der nirgend erwähnte, von niemand gekannte und anerkannte Schriftſteller war der erſte Mann, der liebevoll anregend auf uns ſelbſt perſönlich einwirkte, und ſo ſei ihm gern ein dankbares Andenken hier gewidmet.

Ewald Chriſtian Victorin Dietrich zeigte ſich ebenfalls als fleißiger Bebauer des ſagenpoetiſchen Feldes. Mit der Gewandtheit, gut und lebhaft zu erzählen, ausgeſtattet, brachte er vieles in romantiſche Form gegoſſene auf den Büchermarkt. Es erſchienen von ihm „die romantiſchen Sagen des Erzgebirges,“ 3 Bände, Annaberg 1822—1825. „Vaterländiſche Sagen,“ Dresden 1826, und „Die Vorzeit oder Volks- und Ritterſagen Böhmens,“ daſ. 1826. 2 Theile. Das romantiſiren der Sagen- und Märchenſtoffe war einmal an der Tagesordnung, und iſt es ja zum Theil noch immer. Vergebens wird man ſich dagegen ſträuben. Die einfach wilde Tulipane unſerer Wälder iſt eine ſchöne Blume, der Blumiſt aber zieht die gefüllte buntfarbige vor, und treibt ſelbſt dieſe häufig bis zur phantaſtiſchen Monſtroſe, die auch zu blühen verlangt.

Johann Graf Mailáth gab ebenfalls wie Gaal „Magyariſche Sagen, Märchen und Erzählungen“ in 2 Bänden 1824 heraus, welche im Jahre 1837 in zweiter Auflage zu Stuttgart und Tübingen erſchienen. Sie tragen den Stempel der Ausſchmückung, die im Lande ihrer Entſtehung als ein Vorzug, nicht, wie uns, als ein Mangel gilt, doch deuten Einzelzüge dieſer ungariſchen Haideblüthen nach deutſchen Märchen hin. Der Verfaſſer endete ſammt ſeiner Tochter, welcher er dieſes Buch in beiden Ausgaben widmete, freiwillig ſein Leben im Stahremberger See, 1855, und wer die beiden Widmungen lieſt, wird ſie nicht ohne Thränen leſen. Des oft erwähnten Fr. Hr. von der Hagen müſſen wir auch hier noch einmal anerkennend gedenken. Er beſchenkte unter der großen Zahl ſeiner verdienſtlichen Schriften das Publikum auch mit 2 Theilen „Erzählungen und Märchen,“ Prenzlau 1825, wie er auch 1001 Nacht und 1001 Tag erſcheinen ließ.

Obſchon wir nur auf deutſche Märchen und Sagenliteratur dieſe flüchtige Ueberſicht erſtrecken, ſo würde es doch ein großes Unrecht ſein, die 1826 zu Leipzig erſchienenen „Iriſche Elfenmärchen“, überſetzt von den Brüdern Grimm, unerwähnt zu laſſen, weil ja der britiſche Elfenmythus mit dem deutſchem Zwergen-, Heinzchen-, Wichtlein- und Hütchen-Mythus nicht blos in innigſter Verbindung ſteht, ſondern ein und derſelbe iſt, wenn auch nach Landesart und Sitte und der Anſchauungsweiſe der Völkerſchaften in verſchiedenen Einzelgeſtalten verſchieden ausgeprägt. Das treffliche Buch lehrt uns vielfach die einheimiſchen Wichtleinſagen verſtehen, ſie beſſer würdigen, und wer die Welt dieſer unſerer einheimiſchen Hülfsgeiſterlein und der gütigen neckiſchen und oft auch tückiſchen Kobolde kennen lernen will, muß auch jenes Buch und jene nachbarliche Elfenwelt, die in zahlreichen deutſchen Sagen ihren Widerhall findet, und ſelbſt vielfach Widerhall deutſcher Sagen iſt, kennen lernen und ſtudiren. Es iſt auch manches ausgeſchmückte, in die Breite gezogene, in den Erzählungen des zwar ungenannt gebliebenen iriſchen Verfaſſers, der indeß T. Keightley hieß, zu deſſen Zeit alle, welche ſchrieben, nach der ewig langen Walter-Scottſchen Kleiderelle zuſchnitten; das beſte aber am Buche ſind die belehrenden Erläuterungen von I—CXXVI.

Im Jahre 1827 erſchienen „Volksmärchen aus Franken,“ erzählt von Willibald Veldegg, Nürnberg, von denen der Verfaſſer ſelbſt ſagt, daß ſie „zur Zerſtreuung, zur Beſchäftigung mit harmloſem Phantaſieſpiel“ geſchrieben ſeien. Der Verfaſſer hieß nicht Veldegg, ſondern Wilhelm Biebeck, und ſtammte aus dem mittelfränkiſchen Dorfe Rüdenhauſen, welches in einer ſehr ſagenreichen Gegend liegt. Ihn mochten Gründe veranlaſſen, ſich, ſeine Autorſchaft und die Orte, von denen er erzählt, zu verhüllen. Sein Rüdenau iſt Rüdenhauſen, ſein Tellheim iſt das vormalige Reichsdorf Sennfeld bei Schweinfurt, ſein Windiſch-Abtsdorf iſt Abtswind, ſein Tellburg iſt Caſtell u. ſ. w. Er romantiſirte wirkliche Sagenſtoffe ſeiner Gegend, und darunter auch jene Caſtellſche Sage von einer Waſſerminne, die in Entengeſtalt im Brunnen der Burg Caſtell wohnt, der mit dem Gründlersloch in unterirdiſcher Verbindung ſteht. (D. Sagenb. 813.)

Im Jahre 1828 erſchien eine „Mythologie der Feen und Elfen vom Ursprung dieses Glaubens bis auf die neuesten Zeiten,“ nach dem englischen Original von T. Keightley (Verf. d. ir. Elfen-M.), übersetzt von Dr. O. L. B. Wolff. Weimar,“ 2 Bände, ein Buch, das ſich unmittelbar an die iriſchen Elfenmärchen anſchließt, und nur in erweiterter Form ſich über andere Zweige des Mythus und in verſchiedenen Ländern mit verbreitet, und auch deutſchen Boden berührt, Jütland und Rügen. Im 2. Bande wird eine Reihe deutſcher und ſchweizeriſcher Zwergſagen angeführt, nebſt jenen von wilden Frauen, Kobolden und Bergmännchen, und es kam ohne Zweifel durch den Fleiß und die Kunde des thätigen Ueberſetzers vieles zu dem Buche, was dem Originale abgeht. Die Einzelſtoffe ſind anziehend, und ohne überflüſſigen Ausſchmuck mitgetheilt.

Auch durch die Herausgabe einer „Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte der Deutſchen,“ welch zu Stuttgart und Tübingen 1830 erſchien, ſuchte de verewigte O. L. B. Wolff das Gebiet deutſcher Sagenpoeſie mit anzubauen, fühlend, daß in den nationalen Geſängen, welche geſchichtliche Stoffe behandeln, ein großer Stoffreichthum enthalten ſei.

Ein guter Märchen-Erzähler war auch Wilhelm Hauf Sein „Märchen-Almanach für Söhne und Töchter gebildete Stände“, Stuttgart 1826 bis 1828, fand vielen Beifal und erſchien 1853 mit 6 Radirungen von Sonderland i der achten Auflage.

Mit gleich gewandtem Talent der Darſtellung bracht Ludwig Rellſtab „Sagen und romantiſche Erzählungen. Berlin 1826 bis 1829, die ebenfalls mehr auf Unterhaltung als auf Studium der Sagenpoeſie gerichtet ſind.

Von Frau Amalie Schoppe, geb. Weiſe, erſchien ei Buch: „Neue nordiſche Sagen“ 1829, und eine Meng Sagenſtoffe gab Guſtav Schwab in ſeinen romantiſch topographiſchen Schilderungen der Schweiz und ihrer Ritterburgen, Chur 1828, der auch ſchon früher den Bodenſee nebſt dem Rheinthale (Stuttgart 1826) geſchilder hatte, wie derſelbe denn ſpäter auch um Herausgabe de Sagen des Schwabenlandes und des claſſiſchen Alterthum ſich ein namhaftes Verdienſt erwarb.

Alfred Reumont ſchrieb: „Aachens Liederkranz un Sagenwelt“, Aachen und Leipzig 1827, ein Buch, i welchem mit großem Sammelfleiße alles, was in Bezu auf Karl den Großen und deſſen Leben in Aachen, ſein Bauten, ſeine Erlebniſſe, Faſtrada's Liebeszauber u. ſ. w bekannt wurde, in Poeſie und Proſa zuſammengeſtellt iſ Von demſelben Verfaſſer erſchien in 2. Auflage: „Rheinland

Sagen, Geſchichten und Legenden", Köln und Koblenz 1844.

Die zartſinnige Dichterin Agnes Franz gab auch unter anderen ein Bändchen „Volksſagen" Leipzig 1830 heraus, Poeſien in der Form, wie die Sage in Frauengemüthern ſich abſpiegelt und geſtaltet.

Wir ſelbſt traten mit einem Erſtlingverſuch, betitelt: „Märchenbilder und Erzählungen, der reiferen Jugend geweiht", Leipzig (1829). hervor, der bis auf eine Nummer blos erfundene Erzählungen für das jugendliche Alter enthielt. Nur der „Jahrmarkt von Hirſchberg" behandelte auf den Grund von dem Th. II. S. 68 angeführten Buche Stoffe oder Neckereien Rübezahls. Ernſteres Streben für die deutſche Sage gab ſich in den vier Theilen unſeres Buches: Der „Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes" kund, Hildburghauſen 1835 und 1836. Unſere Quellen waren nur Chroniken und die mündliche Ueberlieferung, die mancher Wanderung verdankt wurde. Das erſte Bändchen dieſer Sammlung umfaßt „Die Sagen von Eiſenach und der Wartburg, dann Hörſeelberg und Reinhardsbrunnen"; das zweite: „Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, die von Ohrdruf und dem Inſelberge"; das dritte: „Die Sagen aus Thüringens Vorzeit, von den drei Gleichen, dem Schneekopf und dem thüringiſchen Henneberg"; das vierte endlich den „Sagenkreis des Kiffhäuſers und der güldenen Aue, und den Sagenkreis des Werragrundes, wie den von Liebenſtein und Altenſtein." In gleicher Weiſe wurden zur Herausgabe vorbereitet die Sagen von Schwarzburg und Paulinzelle, des Saal- und des Ilmthales und jene des Orlagaues und Vogtlandes, welche am beſten in einem allgemeinen Thüringiſchen Sagenbuche, das wir vorbereiten, ihre Stelle finden

werden. Da wir einmal der eigenen Thätigkeit auf dieſe
reichen und anziehenden Gebiete gedenken, ſo ſei auch ei
zweite Sammlung gleich hier mit erwähnt: „Der Sage
ſchatz des Frankenlandes“, Würzburg 1842. Erſter Thei
Dieſer Theil, dem wegen Bankbruch der Verlagshandlu
ein zweiter nicht folgte, umfaßte „Die Sagen des Rhö
gebirges und des Grabfeldes.“ Der zweite, zu dem d
Koſten einer ausgedehnten Reiſe, um Localſtudien zu mache
nicht geſcheut wurden, ſollte die Mainſagen, von Ba
berg und Aſchaffenburg und die des Speſſart und Ode
waldes enthalten, deren eine gute Anzahl mündlicher e
langt wurde; ein dritter Theil jene des Fichtelgebirge
ſeiner Umgebungen und Nürnbergs. Ein ähnliches Unte
nehmen: „Die Volksſagen des Kaiſerſtaates Oeſterreich“,
dem ein reichhaltiges Material angeſammelt war, end
ſchon mit dem Beginn des dritten Heftes durch Verſchiede
heit der Anſichten von Sagenbehandlung unſererſeits, u
ſeitens des Verlegers. Der Gedanke eines großen öſt
reichiſchen Sagenbuches iſt bereits in unſerem „Deutſch
Sagenbuche“ S. I. und II. angedeutet und noch keineswe
von uns aufgegeben.

A. v. Bronikowsky gab 1831 einen „Alman
der Novellen und Sagen“ heraus, der nicht ohne Werth i

Viele metriſch bearbeitete einheimiſche Sagenſtoffe g
P. H. Welcker in ſeinem Buche: „Thüringer Lieder
Gotha 1831, die in correcter Form gehalten und von eine
Schillerſchen Anhauch belebt ſind.

Dr. **H. F. Maßmann** theilte „Bayriſche Sagen, g
ſchichtlich beleuchtet“ mit, deren 1. Bändchen zu Münche
1831 erſchien. Dies werthvolle Büchlein führt noch d
beſonderen Titel: „Der Untersberg bei Salzburg“ und en
hält alle die Wunderkränze, mit welchen Mythus und Sa

die Krone jenes Berges umhangen haben, den die Umgegend mit Recht einen Wunderberg nennt, nebſt den Sagen über das Geſchlecht der Weidmooſer und über den König Watzmann. Die hiſtoriſchen Erläuterungen ſind ſehr gründlich und dankenswerth, der Verfaſſer wiederholte und erweiterte dieſelben ſpäter in der Schrift: „Kaiſer Friedrich im Kiffhäuſer." Quedlinburg und Leipzig 1850, deren Inhalt ein Vortrag bildete, welcher zu einer Zeit gehalten wurde, als Deutſchland, wie man annahm, am Vorabende großer Ereigniſſe ſtand — und der alte Barbaroſſa ſeinen Hofzwerg durch das Erfurter Thor der Ruine Kiffhauſen gen Erfurt lugen ließ. Die Raben fliegen noch immer.

Manchen guten Sagenſtoff, namentlich auch aus dem Untersberger und Salzburger Gebiet, enthalten 2 Bändchen: „Erzählungen, Volksſagen und Schilderungen aus den Tagen der Vorzeit und Gegenwart im Erzherzogthum Oeſterreich ob der Enns und dem Herzogthum Salzburg." (Ohne Autornamen.) Linz 1834.

Zu dieſer Zeit wurde auch den in alten Volksliedern metriſch behandelten Sagenſtoffen große Theilnahme zugewendet, zu welcher in früheren Jahren ſchon Herder und Bodmer den erſten Anlaß gegeben hatten, wie auch Leſſing die alte Grumbach'ſche Nachtigal aufs neue ſchlagen ließ, andere folgten, das ſchon erwähnte „Wunderhorn" erſchien, Görres gab ſeine „altdeutſchen Volks- und Meiſterlieder", Frankfurt 1817 heraus, die Freiherr von Erlach'ſche Sammlung, die auch hiſtoriſche Lieder mit enthielt, erſchien, dann gab Ludwig Rochholz ſeine „Eidgenöſſiſche Liederchronik" mit ſchätzbaren Schweizerliedern zu Bern 1835 heraus, nach dieſer nachbarlichen Gegend hin den Blick in die poetiſche Sagenwelt erweiternd.

Fr. Leonhard v. Soltau erwarb ſich ein gleiches

Verdienſt durch eine Sammlung, betitelt: „Ein hunder
deutſche hiſtoriſche Volkslieder", nach urkundlichen Texte
Leipzig 1836, die ein gutes Vorwort über die Literatu
dieſes geſammten deutſchen Liederſchatzes enthält, und di
oben erwähnte O. L. B. Wolff'ſche Sammlung an kritiſche
Sichtung, wie auch wegen der Rechtſchreibung übertriff
dieſe dafür aber auch unbarmherzig durchhechelt; jetzt ſin
beide Herausgeber todt.

Neben jenen alten geſchichtlichen Liedern drängte meh
und mehr die neuzeitliche metriſche Bearbeitung von Sa
genſtoffen in allen möglichen Taſchenbüchern und Unte
haltungszeitſchriften, wie in allen möglichen Formen
Tage, und ſo erſchien es nicht ganz unverdienſtlich, da
vielfach zerſtreute zu ſammeln. Dies Verdienſt erwarb ſi
Auguſt **Nodnagel** in ſeiner Spende: „Deutſche Sag
aus dem Munde deutſcher Dichter und Schriftſteller", Dre
den und Leipzig 1836. Er gab von nicht weniger a
114 früheren und ſpäteren Dichtern eine poetiſche Sage
blumenleſe heraus. Da das Unternehmen Beifall fand,
erſchienen von demſelben Herausgeber „Sieben Bücher deu
ſcher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtunge
Darmſtadt 1839", und derſelbe hatte die große Freundlic
keit, dieſes Buch uns, unſerem Freund A. Bube, ſo w
den Dichtern A. Kopiſch, K. Simrock, Ad. Stöber, Au
Stöber und Wittig zuzueignen. Der Inhalt zerfällt
die Abtheilungen I. Sagen von der Waſſerwelt. II. Rieſe
Zwerge, Kobolde und andere Geiſter. III. Todte lebe
IV. Oertliche Sagen. V. Geſchichtliche Sagen. VI. Lege
den und Sagen von Heiligen. VII. Sagenhafte Anklän
im ganzen 283 Gedichte, erfreut ſich folglich großer Rei
haltigkeit. Andere zwar auch poetiſch bearbeitete Sag
mit enthaltende Sammlungen, die aber nicht den ausſchlie

lichen Zweck ſolcher Mittheilungen haben, müſſen wir hier übergehen, nennen aber gern jene, die blos Sagendichtungen enthalten.

So gab der ſo eben genannte Dichter Adolf Bube von ihm ſelbſt verfaßte „Thüringische Volkssagen. Gotha 1837“, in 4. heraus, deren jeder er die Hauptzüge der Sage in Proſa vorausſtellte. Die Sprache des Verfaſſers iſt kernhaft und edel, die Behandlung aber faſt zu einfach, ſo daß ſie dichteriſchen Aufſchwung vermiſſen läßt. Derſelbe erneuete dieſe Sammlung und ließ ſie mit nicht thüringiſchen Stoffen vermehrt unter dem Titel: „Deutſche Sagen“ Gotha 1839 erſcheinen. Er verwahrt ſich im Vorwort zu letzteren gegen den Vorwurf, daß manche Sage zu ſchmucklos erſcheine, und zieht dieſen letztern dem entgegengeſetzten vor. A. Bubes ſchlichte Weiſen haben vielen Beifall gefunden, und ſind mehrmals neu aufgelegt worden. In Jena erſchienen von demſelben Verfaſſer „Deutſche Sagen und ſagenhafte Anklänge“ 1840 in 4. Auflage, dann wieder in Gotha 1847 „Thüringiſche Volksſagen. Auswahl.“ 16., und daſelbſt 1851 „Thüringiſcher Sagenſchatz für Haus und Wanderſchaft.“

Im Jahre 1837 kam zu den ſchon 1833 in Hamburg zuerſt erſchienenen und mit dem größten Beifall aufgenommenen „Fünfzig Fabeln“ von Wilh. Hey mit Bildern von Otto Speckter eine neue Folge von „Noch funfzig Fabeln,“ und in demſelben Jahre erſchienen „Hundert Fabeln von Lafontaine u. a. Fabeldichtern“ mit köſtlichen Holzſchnitten nach humoriſtiſchen Zeichnungen Grandville's.

Mehr und mehr brach ſich in dieſem Zeitraum das Beſtreben Bahn, die Sagen unverfälſcht, wie ſie Chroniken und Volksmund ſchlicht überlieferten, in Sammlungen wiederzugeben, und es geſtaltete ſich aus dieſem achtungwerthen

ſtreben ein gründlicher und herrlicher Aufbau des d
ſchen Sagentempels, der ſich ſtolz aus den ihn umblüh
den Rankengebüſchen voll Phantaſieblumen zum Lichte
Wahrheit und Treue hob, ein Bau, wie kein anderes L
ihn aufzuzeigen hat.

In dieſem Sinne zeigte ſich das Buch: „Die Vo
ſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens.
ſammelt von W. J. A. von Tettau und J. D. H. Tem
Berlin 1837,“ mit einem reichen höchſt anziehenden M
rial und einer ſehr leſenswerthen Einleitung. 1839
J. D. H. Temme „Die Volksſagen der Altmark, mit ei
Anhange von Sagen der übrigen Marken und aus
Magdeburgiſchen“ zu Berlin erſcheinen, ein Buch eben
reichhaltig als trefflich, das auch abergläubiſche Meinun
und Gebräuche in der Altmark ſchildert.

Weit minder unverfälſcht durch eigene Zuthat erſc
unter dem Titel: „Romantiſch-hiſtoriſche Skizzen aus Oeſ
reichs Vorwelt. Von Emil * *“ Wien 1837, eine Sam
lung, deren Stoffe von Wahrzeichen, Häuſernamen
ſonſtigen Oertlichkeiten Wiens und ſeiner Umgebung
nommen ſind. Das meiſte darum und darüber her gew
Sagengeſpinnſt iſt erfunden, obſchon auch ächte Ueberli
rungen nicht unbenutzt geblieben ſind, ſo die über
Kaiſerburg, über die Türkenkriege, daher das Buch
mit großer Vorſicht zu benutzen iſt, wenn ſich jemand
ſelben als Sagenquelle bedienen wollte. Heinr. Steffe
gab 1837 zu Breslau „Gebirgsſagen“ heraus, mit And
tung des Einfluſſes des örtlichen Bodens auf die Märc
der allerdings nicht abgeleugnet werden kann, doch kl
es ſeltſam, leſen zu müſſen: „Wie ganz anders lauten
Granit- als die Schiefermärchen.“ Wir können die leb
den Märchen und Sagen doch unmöglich nach todten

ſteinformationen claſſificiren und ſolche Eintheilung wahrhaftig nicht geiſtvoll finden.

Von Fr. **Bornbaum** erſchienen: „Sagen aus dem Vaterlande,“ Elberfeld 1838, darin in der Weiſe der Volksbücher Sagen von Wittekind, von dem Cleviſchen Schwanritter und der weißen Frau, wie auch einige Rübezahlmärchen ꝛc., ausgeſchmückt mitgetheilt ſind.

In ähnlicher Weiſe gab W. **Börner**, bisweilen ſogar dialogiſche Form wählend, „Volksſagen aus dem Orlagau, nebſt Belehrungen aus dem Sagenreiche.“ Altenburg 1838. Auch er ſchmückte aus, doch lauſchte er vieles dem Munde des Volkes ab, und gab zuerſt über die in jener Gegend heimiſche Perchta und ihr Volk der **Heimchen**, dort ſo, und nicht Heinchen genannt, genauere Kunde. Da uns daran lag, darüber ins klare zu kommen, ob nicht die Benennung Heimchen eine erſonnene, theilte uns der Verfaſſer brieflich mit: „Heinchen oder Hennchen kennt das hieſige Volk (Gegend um Ranis bei Saalfeld) nicht. Die Zwergweſen in der Sage von der goldenen Schäferei ſind mir unter dem Namen Heimele, Heimlich (für Heimlein) auch Erdmännlich und Erdmännele überliefert worden.“ Das Märchen vom Kinde mit dem Thränenkruge wird in dieſer Sammlung einer beſtimmten Oertlichkeit, Wilhelmsdorf, ohnweit dem Saalufer, zugewieſen, und daſſelbe dadurch zur Sage erhoben.

Prof. **Auerbach** ließ anonym 1838 in München erſcheinen: „Volsbüchlein, enthält Geſchichte des ewigen Juden, Abenteuer der ſieben Schwaben, Abenteuer des Dr. Fauſtus, Abenteuer des Spiegelſchwaben, nebſt vielen anderen erbaulichen und ergötzlichen Hiſtorien.“ Eine ſehr gut gearbeitete Ausleſe.

Von J. P. **Lyſer** erſchienen: „Fabeln- und Märchenbuch mit 500 Abbildungen.“ 3 Hefte. gr. 4. Berlin 1838 bi 1841. „Abendländiſche tauſend und eine Nacht oder di ſchönſten Märchen und Sagen aller europ. Völker.“ Mi 30 Bildern. 15 Bändchen. 8vo. Meißen 1838—1839. Deren „Neue Folge“ 4 Bändchen. Meißen 1840.

Heinrich Smid gab „Eine Fahrt nach Helgoland un die Sagen der Niederelbe. Berlin 1839“, heraus, doch ſin die Sagen nur in die Reiſeſchilderungen nicht ohne Ausputz eingewebt.

In demſelben Jahre erſchienen zu Bautzen „Volksſagen und volksthümliche Denkmale der Lauſitz von Heinrich Gottlob Gräve.“ 2 Hefte. Der Verfaſſer beſpricht in de ausführlichen Einleitung das mythiſche Element in de Volksſagen, namentlich in jenen der deutſchſlaviſchen, d. h dort wendiſchen Grenzmark. Man begegnet in dieſer ſeh ſtoffreichen Sammlung mehreren Sagen, die anderorts ihr Wiederholung finden.

Wiedar Ziehnert ließ in unterſchiedlichen Bände einestheils „Sachſens“, anderntheils „Preußens Volksſagen Märchen und Legenden als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet“ erſcheinen. Die Proſaſtücke ſin Poeſien und die metriſchen ſind meiſt Proſa.

Der unglückſelige Drang vieler, meiſt junger Dichter alle und jede, auch die ungefügſten Stoffe in metriſch Form zu zwingen, die ſich in Proſa ganz angemeſſen erzählen laſſen, hat uns eine Ueberfülle ſchlechter Gedichte die eigentlich gar keine Gedichte zu heißen verdienen, verſchafft, und dabei iſt die Sagenpoeſie am allerübelſten gefahren.

Von F. A. Kunz erſchienen: „Chriſtliche Legende und Geſchichten“, Eisleben 1840, durchweg metriſch, fü unſeren Zweck aber nicht unanziehend, da das Buch ein

Erneuerung des alten Barlaam und Joſaphat, viele deutſche Sagenſtoffe, die nur legendenartige Färbung haben, und im Anhang recht wackere Andeutungen zur Geſchichte und Charakteriſtik der chriſtlichen Legende enthält. Die Bearbeitung der „Geiſter des Zoptenberges“ darf man freilich nicht neben jene deſſelben Stoffes von Adalbert von Chamiſſo halten, und dennoch — iſt auch die letztere nur eine in metriſche Form gezwungene, faſt wörtliche Abſchrift der Chronikenſage, auch ſie iſt kein Gedicht. In demſelben Jahre gab Dr. Heinrich Döring heraus: „Deutſcher Legendenſchatz für Schule und Haus. Jena.“ Das Buch enthält 64 wirkliche, von verſchiedenen Dichtern und Dichterinnen metriſch bearbeitete Legenden.

Je mehr die Neigung zu den Sagenſtoffen, die Vorliebe für dieſelben und deren Studium wuchs, um ſo mehr ging nach allen Seiten hin die Blumenſaat der Vorzeit unter dem jüngeren Geſchlechte auf. Einestheils bemächtigte ſich die Dichterwelt gern der an Poeſie ſo reichen Sagenſtoffe, wenn dies auch nicht von jeglichem Poeten mit beſonderem Takt und Geſchick geſchah, anderntheils ſäuberte die gelehrte Forſchung die Goldkörner der Sage von der Fabelſpreu, klärte den Mythus und beſeitigte die ſogenannten nordiſchen und deutſchen Mythologien, reſp. deren Wörterbücher, die ſo überaus lehrreiche Sätze enthalten, wie z. B. der folgende in einer Folge:

Eaſter. (sic) S. Oſtar.
Ebenrot. S. Heldenbuch.
Echo. Das Echo oder der Wiederhall (wirklich!) iſt im Teutſchen Mythenthume die Sprache der Zwerge.
Ecken. S. Heldenbuch.
Edda. S. Nordiſche Mythologie.

Eichen. Die Eichbäume waren den alten Teutſc
vorzüglich heilig. S. Bäume. Druiden.

Eichhörnchen. Dieſe Thiere hatten im Ruſſiſc
Glauben gewiß irgend eine Bedeutung, da die a
Ruſſen die Stirnläppchen derſelben ſtatt des Ge
gebrauchten u. ſ. w.

Jocob Grimm's „Deutsche Mythologie“ war ber
1835 in erſter Ausgabe erſchienen, die 2. erſchien i
Bänden 1844 und forderte freilich mehr Hingebung
Studium durch die unglaubliche Fülle und den Reicht
des in ihr verarbeiteten Materials, als man bisher gew
war, der deutſchen Mythenkunde zu widmen, die
noch 1827 nach obiger köſtlicher Probe zu behan
pflegte.

So auch ward die Literatur der Mythen- und Sa
welt immer ernſter angebaut, wie zahlreiche Werke dart
und wie namentlich auch vom bibliographiſchen Standp
aus neben dem poetiſch geſchichtlichen der unermü
fleißige Dr. Johann Georg Theodor Gräße in ſei
Lehrbuch der allgemeinen Literärgeſchichte durch den B
der unter beſonderem Titel „Die großen Sagenkreiſe des Mi
alters ꝛc.“ Dresden und Leipzig 1842 erſchien, dargethan

Als Denkmal zur vierten Säcularfeier der Erfind
der Buchdruckerkunſt erſchien zu Leipzig 1840 „Der
lungen Lied“ in doppelter Prachtausgabe, theils im U
nach der laßbergiſchen Handſchrift, theils in neuhochdeut
Uebertragung durch O. Marbach, mit Holzſchnitten
Zeichnungen von Bendemann, Hübner u. a.

In demſelben Jahre erſchienen ferner die von Herm
Harrys geſammelten „Sagen, Märchen und Legenden
derſachſens,“ in einigen Heften, Druckort Zelle. Der
faſſer legte den richtigen Sammlerſinn an den Tag und

lich dadurch ſeiner Sammlung Werth. Es iſt alles nach mündlichen Erzählungen oder angegebenen guten Quellen mitgetheilt. Dagegen begegnen wir wieder in „Vogtländiſche Volksſagen" von Eduard Hager, — 2 dünne Bändchen auf Löſchpapier, 1839 und 1840 — der unſeligen Sucht, gute Stoffe durch triviale Reimereien zu verderben. Ueber das hochpoetiſche Sagenthema: „Die erſten Erdäpfel im Würſchnitz" reimte der Verfaſſer 20 — nicht Strophen, ſondern Blattſeiten zuſammen, und es iſt, als ob man die Sagenpoeſie ängſtlich flehen hörte:

„Lieber Hager, laß mich leben!
Ich will dir Orlamünde geben!" —

Die „Sagen aus dem Werrathale" von C. Heuſinger. Eiſenach 1841 — enthalten gute Stoffe, ſind einfach und richtig erzählt, und umfaſſen ein Gebiet, das vorher noch nicht in dieſer Beziehung durchforſcht war. Die Reihe dieſer Sagen ſchlingt ſich ſo ziemlich in die Gegend ein, wo die unſere der Sagen aus dem Werragrunde im 4. Bande des Thüringer Sagenſchatzes endet. — Im nämlichen Jahre gab Aug. Stöber 6 Hefte „Oberrheiniſche Sagen und Volkslieder," (Heidelberg) heraus, denen derſelbe 1842 ſein „Oberrheiniſches Sagenbuch" folgen ließ. Auch „Sagen des Elſaſſes" erſchienen von A. Stöber. St. Gallen 1852. Der patriotiſche und tüchtige Sinn der Brüder Stöber bedarf nicht unſeres Lobes.

Zu Danzig erſchienen 1843 einige Heftchen „Danziger Sagen," von O. F. Karl. Jeder Sage iſt einfach am Schluſſe die Quelle beigefügt, welcher der Herausgeber ſie entlehnte. Manchen der mitgetheilten Stoffe enthält auch die Tettau-Temmeſche Sammlung. Ganz genau wiederholt ſich die Blendung eines kunſtvollen Uhrmachers, Namens Dürringer, die man von der Straßburger Mün-

ſteruhr von Meiſter Habrecht erzählt. Auch hier eine S
und ein Wahrzeichen von Pferden, die wiehernd aus
Bodenloch ſchauten, zur Widerlegung einer Betheuer
aber nicht im Bezug auf graberſtandene Frauen, wie
Köln und Schweinfurt.

Friedrich Baader ſammelte Sagen, und zwar
metriſch bearbeitete verſchiedener Verfaſſer, und ließ di
ben unter dem Titel: „Sagen des Neckarthals, der B
ſtraße und des Odenwaldes aus dem Munde des Vo
und der Dichter,“ 1843 zu Mannheim erſcheinen. K
hiſtoriſche Bemerkungen führen den Leſer zum Verſtänd
des geſchichtlichen in dieſen Sagen, ein Verfahren,
nicht jedermann zuſagen wird. Der Dichter hat vielle
eine Sage recht beflügelt, recht ſchön beſungen, und gl
hinter ihr hängt ſich das Bleigewicht der geſchichtli
Darlegung vor, und es wird erklärt, was am Stoffe D
tung iſt, und was die trockene Wahrheit. Das nennt
eine farbenſchillernde Libelle zergliedern. Ein Gedicht,
Anmerkungen bedarf, iſt faſt kein Gedicht mehr, auch ſ
es ſchlecht aus, z. B.:

> „Hier wohnte Götz![1]) Auf ſingt's im frohen Kreiſe“ ꝛc.
>
> [1]) „Im Jahre 1516 kaufte Götz von Berlichingen die B
> Hornberg ꝛc.“)

Das iſt doch dem Leſer, der ſich an einem Gedic
welches noch dazu nach der Rheinweinliedmelod
geſungen werden ſoll, erfreuen möchte, völlig einerl
wann Götz Burg Hornberg kaufte. Alle Welt we
daß er ſich Götz von Berlingenn vf Hornber
ſchrieb.

Eines der trefflichſten Sagenbücher unter allen üb
haupt vorhandenen iſt: „Niederländiſche Sagen. Geſan

melt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Wilh. Wolf. Leipzig 1843." Das Buch umfaßt ohne die gründlichen Anmerkungen 42 Druckbogen, und iſt für die deutſche Sagenliteratur ſchon deshalb von größter Wichtigkeit, weil eine große Anzahl der mitgetheilten Sagen Deutſchland erb- und eigenthümlich zugehören, andere deutſche mit den niederländiſchen innig verwachſen und verſchmolzen ſind. Wir geſtehen es freudig ein, vieles aus dieſem Buche gelernt zu haben, das in ſeiner meiſterhaften Haltung, Anlage und Zuſammenſtellung nichts zu wünſchen übrig läßt. Von demſelben Herausgeber erſchienen dann auch „Deutſche Märchen und Sagen," geſammelt und mit Anmerkungen begleitet. Leipzig 1845. In beiden Büchern iſt eine Fülle neuer Stoffe zu Tage gebracht, und der deutſche Sagenſchatz iſt durch ſie auf die erfreulichſte Weiſe vermehrt worden. Viele der Märchen in der letztgenannten Sammlung ſind auch niederländiſche, und höchſt ſchätzbar ſind die Erläuterungen, welche überall, wo es nöthig, auf den mythiſchen Nachhall im Märchen deuten.

Außerdem erſchienen 1843 noch: „Märkiſche Sagen und Märchen, nebſt einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben," von A. Kuhn. Berlin, in gediegener Weiſe, ebenſo: „Die Volksſagen der Altmark". Geſammelt und herausgegeben von Mehreren. Tangermünde. 1844. A. E. Willkomm erzählt „Sagen und Märchen in der Oberlauſitz" nach. Hannover; mit Federzeichnungen. In dieſer Zeit erneuete K. Simrock mit bekannter Meiſterſchaft unter dem Titel: „Das Heldenbuch" in 6 Bänden, Stuttgart 1843—1849, die ganze deutſche Heldenſage. 1. Gudrun. 2. Nibelungenlied in 3. Auflage. 3. Das kleine Heldenbuch mit Walther und Hildegunde, Alphart, der hörnene Siegfried, der Roſengarten, das Hildebrandslied, Otnit. 4. u. 5. Das Amelungenlied, 3 Theile, die beiden Dietriche, die Rabenſchlacht, die Heimkehr. K. Simrock Rheinſagen erſchienen 1849 in 4r. Auflage.

Gleichen richtigen Weg, wie Wolf, Temme, Kuhn und andere, einſchlagend und gleiches Verdienſt ſich erwerbend, gab Karl **Müllenhoff** „Sagen, Märchen und Lieder de Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg.“ Kie 1845 heraus. Eine höchſt gediegene Einleitung iſt de Buche vorangeſtellt, und Zuſätze und Berichtigungen, di vielfach auf die Verwandtſchaft der gegebenen Sagen z denen anderer Länder hindeuten, machen den Schluß.

In demſelben Jahre trat unſer Märchenbuch an da Licht, deſſen Stoffe nicht ohne einigen Ausſchmuck bleibe durften. Es ſind nach der Hand von demſelben mehrer Ausgaben, darunter eine große mit Stahlſtichen, dann ein mit trefflichen Holzſchnitten nach L. Richter erſchienen. —

A. **Henninger** brachte: „Naſſau in ſeinen Sagen, G ſchichten und Lieder fremder und eigener Dichtung.“ 3 Bde mit 3 Stahlſt. Wiesbaden 1848.

Von E. **Braun** kamen: „Sagen und Geſchichten Stadt Baden“, Karlsruhe 1845 heraus. A. **Schnezle** folgte mit ſeinem „Badiſchen Sagenbuche“, 2 Bände Leipzig 1846 nach.

Der „Indiſchen Sagen“ von Ad. Holtzmann in Karl ruhe, 1846 und 1847, 3 Bändchen, möge nur nebenbe gedacht werden, wie auch des Buches von J. N. Vogl „Die älteſten Volksmärchen der Ruſſen“, Wien 1847, un der von Caballius und Steffens geſammelten „Schwediſche Volksſagen und Märchen, ebendaſelbſt, 1847. **Uhl'** „Märchen aus dem Weichſelthale“, Wien 1847, gebe auch aus der Heimath der Weichſelzöpfe poetiſche Element kund. In demſelben Jahre ließ der fleißige **Gräße** ſein ſchon erwähnte Erneuerung der „Gesta Romanorum“ in einer äußerſt billigen Volksausgabe zu Leipzig erſcheinen, und ſelbſt die jüdiſche Sagen- und Märchenwelt blieb nicht unvertreten, ſondern trat unter dem Titel: „Gallerie der Sippurim, eine Sammlung jüdiſcher Sagen, Märchen und Geſchichten“, Leipzig 1847, an das Licht des Tages. Wie der Autor dieſer Sammlung ungenannt blieb, ſo auch der des Buches „Sagen aus Oldenburgs Vorzeit. Oldenburg 1847.“

Trotz dem Weh der Theuerung, das 1847 auf Deutſchland drückte, und trotz dem politiſchen Contagium, das miasmatiſch die Luft erfüllte und die Herzen durchzitterte, das aber noch zur Zeit als ein edler Ausſtrahl deutſchen Geiſtes nach Einigung und Einheit rief und drängte, geſchah ſonach in dieſem Jahre dennoch viel für die Sagenpoeſie, die der politiſchen Erregung ſo weltenfern ſteht. Nun kam das große Jahr, die ſogenannte „glorreiche Erhebung,“ eine Zeit, an die man nicht erinnern — die man, wie den Wolf und den Teufel, nicht nennen ſoll, damit ja keinem lieben Knaben Abſolom, den Aufruhrmachern und Ahitopheliſchen Rathgebern, eine unliebe Erinnerung bereitet werde — es kam mit ſeinem nachgeborenen Bruder 1849 — ein par nobile fratrum, und alle hohen und ſchönen, reinen und idealen Hoffnungen und Träume wurden zertrümmert und in ſcheußlichſter Blöße ſchritten heller Aufruhr und blutdürſtige Mordluſt durch die vaterländiſchen Gauen. Wer hätte denken ſollen, und wer erinnert ſich noch, daß trotz aller Gräuel und aller Wirbel, mitten im Getümmel und Getrümmel des Unſinns, der Verwirrung, der Rathloſigkeit, der Poſſenreiſſerei und aller Affenſchande und Nachäffung der aufgewärmten kurzaktigen franzöſiſchen Republikcomödie, die Sagenpoeſie

durch die aufgelärmten und aufgewiegelten Lande ſchreit
werde, und dennoch ſchritt ſie wie ein guter Friedenseng
mit dem ewig neu ausgrünenden Wunderſtabe der Verſö
nung, des Friedens und der heiligen, ſegensreichen Ordnu
durch die Länder dahin.

In jenen dem Buchhandel ſo ungünſtigen Jahren 18
und 1849, in denen nur die Broſchüren der politiſc
Preſſe der Lärmmacher, wie der Friedensapoſtel, den Büch
markt zu beherrſchen ſtrebten, kamen von H. Asmus „
bels Volksſagen, Legenden und Märchen“ in 2. Auflage hera
leider nicht einfach genug erzählt, um als Quellen die
zu können — erſchienen nochmals von einem Ungenann
„Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit;“ in B
Brüneckens „Sagen der Vorzeit;“ in Leipzig „No
deutſche Sagen, Märchen und Gebräuche. Aus dem Mu
des Volks geſammelt und herausgegeben von Kuhn
Schwarz;“ in Schwerin „Mecklenburgiſche Sagen“
Friedr. Studemund in 2. Auflage; in Caſſel „Vo
ſagen und Legenden des Landes Paderborn,“ von J. Seil
in Berlin: „Legenden von F. Bäßler;“ in Stuttg
„Auswahl vorzüglicher Erzählungen, Märchen ꝛc. 6 B
„Sagen und Märchen von Erin, in Stuttgart als 9.
von des verdienſtvollen Sammlers J. Scheibe: „Kloſ
F. Norks „Mythologie der Volksſagen und Volksmärch
mit vielem Fleiße zuſammengeſtellt, aber viel zu ſehr my
logiſch deutend und deuteln wollend, mit viel zu viel
lehrt thuendem Palaſt.

Ad. Möller behandelte die Kiffhäuſerſage, 1849,
F. H. Maßmann erläuterte, wie oben bemerkt, die
1850, beide Schriften erſchienen zu Berlin. War es
geweſen, als habe der alte verzauberte Kaiſer ſich geri
und geſchüttelt, und habe Miene gemacht, als ob er aufſt

wolle, er hatte aber nur gefragt: „Fliegen droben die Raben noch um die Warte?“ Und das Echo hatte geantwortet: „Warte!“

Nur die Sage gewann neues friſches Leben, warme und treue Pflege, wie denn überhaupt zu jener Zeit des redens und ſagens ſchier faſt zu viel war, beſonders über die Kaiſerſage, daher es faſt als eine Ironie erſchien, daß 1850 C. von Falkenſtein „Das Buch der Kaiſerſagen, Burg- und Kloſtermärchen“ zu Hall bei Haspel erſcheinen ließ. K. Simrock ſammelte „Die geſchichtlichen deutſchen Sagen aus dem Munde des Volkes und der deutſchen Dichter“, Frankfurt 1850; K. Geib „Sagen und Geſchichten des Rheinlandes,“ daſelbſt 1850, letztere ſind ein wenig romantiſirt und ausgeſchmückt. Zu Eisleben erſchienen von C. F. A. Gibelhauſen: „Mansfeldiſche Sagen“ in 2. Auflage, W. Ziehnert ließ in groß Sedezformat „Sachſens Volksſagen, Balladen, Romanzen und Legenden“ zu Annaberg erſcheinen; Zingerle gab „Sagen aus Tyrol,“ Insbruck; G. Nier überſetzte „Ungariſche Sagen und Märchen“, Berlin, alles 1850, und in demſelben Jahre brachte Rauſcher ebendaſelbſt des Dänen Anderſen ſo beliebt gewordene Märchen, die beſſer Märchenfabeln hießen, in gelungener Uebertragung aus dem däniſchen Urtext.

Noch erſchienen 1850 „Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters,“ von Dr. J. G. Th. Gräße. Dresden. 4., eine nicht ſtarke, aber ſehr gediegene Schrift, deren Inhalt: I. Die Mirabilia Romae, nach einer Vatikan-Handſchrift. II. Zur Sage vom Zauberer Virgilius. III. Zur ſagenhaften Naturgeſchichte des Mittelalters — höchſt nutzbare und gründliche Mittheilungen umfaßt.

Das Jahr 1851 zeigte ſich in Hervorbringungen von

Beiträgen zur Sagenliteratur etwas minder fruchtbar und ergiebig, doch gab der beliebte Luſtſpieldichter Rod. Benedix zu Weſel „Deutſche Sagen“ heraus, B. Baader zu Carlsruhe „Volksſagen aus dem Lande Baden.“ Ph. Laven ließ zu Trier erſcheinen: „Trier und ſeine Umgebungen in Sagen und Liedern. Mit Bemerkungen über die Quellen dieſer Sagen.“ Letztere ſind ſehr dankwerth und anziehend und die reiche Sagenwelt Triers und ſeiner Umgebung tritt aus dem poetiſchen Buche überraſchend und in ernſten, wie in heitern Weiſen zu Tage. Im folgenden Jahre erſchien ebendaſelbſt von Hocker: „Des Moſellandes Geſchichte, Sagen und Legenden aus dem Munde deutſcher Dichter. Als Anhang Hagen von Tronek und die Nibelungen ꝛc.“

Im Jahre 1852 finden wir auf dem anziehenden Gebiete, das wir überblicken: „Aeſops Fabeln, für die Jugend bearbeitet,“ Leipzig; H. A. Gorbandt „Fabeln für di mittlere Jugend,“ Altona; G. Hoffmann: „Märchen für Jung und Alt,“ Berlin; Perrault und Aulnoy „Märchenbuch für Knaben und Mädchen“ herausgegeben von Julius Grimm, daſelbſt; F. Bäßler: „Heldengeſchichten des Mittelalters, für die Jugend und das Vol bearbeitet,“ ebendaſelbſt; E. Keller: „Auswahl der ſchönſten Märchen und Sagen, Fabeln und Parabeln für Knaben und Mädchen,“ daſelbſt; Koſchnitz: „Die ſchönſten Sagen und Märchen für Deutſchlands Jugend,“ Halle; L Wahl: „Märchen mit einer Vorrede von L. Tieck,“ Baden; von Theodor von Cederſtolpe erſchienen: „Sagen von Luxemburg,“ poetiſch bearbeitet, zu Frankfurt.

Dr. A. Janſſen gab „Die Sagen Frankens,“ dre Lieferungen, Würzburg, heraus. Der Herausgeber pflügte viel mit unſerem Kalbe, und brachte wenig neues. „Sagen und Märchen" geſammelt von einem katholiſchen Geiſtlichen, Verlagsort Emmrich. Kletke: „Das Buch von Rübezahl, des Berggeiſtes Fahrten und Schwänke neu erzählt." Breslau: „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit," 6 Hefte. L. Schneegans: „Straßburger Münſterſagen, aus Urkunden, Chroniken und ſonſtigen Quellen geſammelt." St. Gallen. In dem, was wir unter Urkunden verſtehen, pflegen insgemein niemals Sagen enthalten zu ſein, denn eine Urkunde iſt ſtets eine geſchichtliche Beglaubigung. Ad. Stöber: „Die Sagen des Elſaſſes" zum erſten Male getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken ꝛc. geſammelt, mit einer Sagenkarte von Ringel. St. Gallen. Der um die Sagenliteratur ſeines Vaterlandes hochverdiente Stöber gab auch in dieſem ein ſehr brauchbares Buch und der Gedanke einer Sagenkarte iſt neu und geiſtreich. Von E. Deecke kamen zu Lübeck „Lübiſche Geſchichten und Sagen," von G. Heſekiel zu Berlin: „Neues Berliner Hiſtorienbuch, Erzählungen, Sagen und Legenden aus der Geſchichte Berlins" in 10 Lieferungen 1851 und 1852; von J. Coſſarsky „Sagen des Morgenlandes nach talmudiſchen und hebräiſchen Quellen" in Berlin heraus. G. E. Leſſing ließ „Fabeln. 3 Bücher. Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts" zu Leipzig erſcheinen; A. Schöppner begann ſein reichhaltiges, mit großem Fleiße geſammeltes „Sagenbuch der Bayriſchen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chroniken und der Dichter", München, das 1853 vollendet wurde. Im beſten Sinn und Geiſt, durchdrungen vom ächten Bewußtſein, wie die Sagenſtoffe zu behandeln ſind, gab Prof. E. Meier „Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" geſammelt heraus, Stuttgart, 2 Bände, und es iſt dies Buch als

eine gediegene Quellenſchrift anzuerkennen. J. Günthe
begann 1852 ſein „Großes poetiſches Sagenbuch des deu
ſchen Volkes. Mit erklärenden hiſtor. und geographiſche
Anmerkungen“, in Jena erſcheinen zu laſſen. Das Jah
1853 hat uns „Fabeln aller Zeiten und Völker,“ herau
gegeben von J. G. Waller, Berlin, gebracht; Ande
ſens ſämmtliche Märchen, Leipzig; von Milonowsk
„Volksmärchen aus Böhmen,“ Breslau; von H. Pröh
„Kinder- und Hausmärchen,“ Leipzig; Fr. Soſtmann
„Auswahl von Märchen für Kinder,“ Jena; A. Mü
ler: „Fünfzig ganz neue Fabeln in Verſen,“ Zürich
ebenſo viele gab W. Corrold für die Jugend he
aus, Stuttgart; N. Steffen: „Märchen und Sagen d
Luxemburger Landes“; Am. Benda: „Märchen und P
rabeln für die erwachſene Jugend,“ Erfurt; Fröhlich
„Fabeln und Erzählungen für große und kleine Ki
der in Verſen und Silhouetten“; Caſſel; G. H. Sch
bert: „Märchen und Erzählungen für das kindliche Alter“
Erlangen; A. Kaufmann brachte in poetiſcher Bearbe
tung geſammelte „Mainſagen,“ Aſchaffenburg, welche d
Sammlers Freundlichkeit F. Wolfgang Müller und u
zueignete. In dem leſenswerthen Vorwort weiſt der ku
dige Sammler u. a. nach, daß die Sage von der Lorel
urſprünglich nicht ächt volksthümlich und erſt durch C
Brentano und Heine gemacht worden ſei. Nunmehr fre
lich iſt ſie volksthümlich geworden, durch die Macht d
Poeſie, die wir ſchon Th. I. S. 2. die Mutter vo
Mythe, Sage, Märe und Fabel nannten. Von J. W
Wolf, dem mehrfach genannten, wackern Sammler erſchi
nen „Heſſiſche Sagen,“ Göttingen und Leipzig, die ſeh
wichtig ſind, und von denen viele auf alten Mythus z
rückweiſen. Selbſt das Laienthum findet darin in de

Griesheimer Schwänken ſeine Bereicherung und Erweiterung.

Die beiden Heſſen ſind ſehr ſagenreiche Länder, und neben den Beſtätigungen des ſchon bekannten, neben mannichfaltiger Verwandtſchaft heſſiſcher Sagen zu denen anderer deutſcher Länder iſt auch in dem genannten Buche vieles mit Dank zu empfangende neue geboten.

Noch brachte das Jahr 1853 „Muſäus, Volksmärchen der Deutſchen,“ in neuer, für die reifere Jugend ausgewählter Ausgabe von L. Thomas, Leipzig; eine andere ebenſo bearbeitete, erſchien von Franz Hoffmann in Stuttgart. Die neunte Auflage der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Berlin, und auch unſer eigenes „Deutſches Sagenbuch“ in dieſem Jahre. Das nächſtfolgende brachte von G. Schwab: „Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums“ in 3. Auflage, Stuttgart, und eine Deutſche Klaſſiker-Ausgabe der Volksmärchen von Muſäus, Leipzig; — von Kath. Diez erſchienen: „Neue Märchen aus Wald, Feld und Wieſe,“ Berlin; — von F. v. Woringen: „Märchen“; von C. und Th. Colshorn: „Märchen und Sagen,“ Hannover; von K. Seifart: „Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche der Stadt Hildesheim,“ Göttingen, die vieles Schätzbare in Bezug auf die betreffende Oertlichkeit enthalten. K. Lyngcker gab „Deutſche Sagen und Geſchichten in Heſſiſchen Gauen geſammelt,“ zu Caſſel heraus, darin vieles mündliche enthalten iſt, das J. W. Wolfs Sammlung heſſiſcher Sagen ergänzen hilft. Beſonders anziehend waren für uns die Sagen von Karlequintes, von denen ein Widerhall ſich ſogar auf heſſiſchem Gebiet hoch hinauf in den Thüringerwald, an den Fuß des Inſelberges, flüchtete. Der Sammler meint es mit der Sache ebenſo ernſt und gut,

und geht auf demſelben richtigen Wege, den J. W. Wo
eingeſchlagen, ſo wie H. Pröhle, von welchem gut geſchri
bene „Harzſagen auf dem Oberharz und der übrigen G
gend von Harzburg und Goslar,“ zu Leipzig erſchiene
und mehreres andere in dieſes volksthümliche Gebiet ei
ſchlagende.

„Der Volksmärchen der Serben von Wuk Stepha
nowitſch Karatſchitz“ wurde ſchon gedacht. E. Koh
rauſch begann ein „Schweizeriſches Sagenbuch in dr
Abtheilungen, I. Mythiſche Sage. II. Legende. III. Hiſt
riſche Sage,“ Leipzig, das zwei Theile umfaſſen ſoll, un
nach der uns vorliegenden 1. Lieferung trefflich zu werd
verſpricht. Eine Fülle neuer Stoffe tritt durch dieſes We
abermals in die deutſchen Sagenkreiſe; die noch ſo ve
ſchloſſene Hochalpenwelt öffnet ihre Höhlen, zeigt ihre Er
männchen, ihre Stollenwürmer, ihre Toggeli, ihr Hau
ihre Gauliweiblein, ihre Engſtlenfräulein u. ſ. w., ſo d
man der Vollendung dieſes Werkes ſich mit Recht entgeg
freuen kann.

Von Montanus erſchienen theilweiſe 1854, Iſerlo
und Elberfeld, und ſind im Erſcheinen begriffen 3 Bän
chen: „Die deutſchen Volksfeſte, Volksgebräuche und deutſch
Volksglaube in Sagen und Märlein und Volkslieder
Ein Beitrag zur vaterländiſchen und Sittengeſchichte,“ e
Buch, welches in trefflicher Färbung und Haltung vieles ne
noch unbekannte bringt, den mythiſchen Sagenkreis erw
tert, der Altvordern Bräuche und Sitten in das rechte Li
ſetzt und allen Dank verdient. Wir bedauern, daß es e
am Schluß dieſer unſerer eigenen Arbeit uns zu Hand
kam, und wir daſſelbe nicht mehr benutzen konnten. Eben
iſt im erſcheinen begriffen: „Der Sagenſchatz des Köni
reiches Sachſen. Zum erſtenmale in der urſprüngliche

Form aus Chroniken, mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen und anderen Quellen geſammelt und herausgegeben von Dr. Joh. Georg Theodor Gräße.“ Dresden 1855. Für den gediegenen Inhalt dieſer neueſten Sagenſammlung bürgt ſchon der Name des Sammlers und Herausgebers.

Es iſt ganz unmöglich, die ſtets nachquellende Fülle aller Märchen- und Fabelbücher für Kinder namhaft zu machen, aber ein erfreuendes Gefühl bemächtigt ſich unſerer, wenn wir ſehen, wie das Literaturgebiet, welches wir jetzt mit dem Leſer durchwandelten, ſo reichen und rüſtigen Anbau findet. Wie groß und reich iſt unſere vaterländiſche, unſere Nationalliteratur! Hier iſt nur ein kleiner Zweig derſelben berührt, der Kreis, den wir in dieſen Bänden durchwandelt, was bringt ſie hervor an Schöpfungen der Poeſie, der dramatiſchen Kunſt, der ernſten wiſſenſchaftlichen Forſchung nach allen Gebieten hin, für alle Kreiſe aus allen Kreiſen, die überhaupt leſen und lernen! Was wird, indem wir dies ſchreiben, ſchon vorbereitet für das erſcheinen in nächſter Zukunft! Gewiß vieles, deſſen wir uns aufrichtig zu freuen, voll berechtigt ſein werden.

Zur Fülle der in Bücher gebundenen, geſammelten, zu feſter Phalanx vereinigten mythiſchen und ſagenhaften Stoffe kommt aber noch hinzu das zahllos unter allen deutſchen Ländern verſtreute Material in den unzählbaren alten Chroniken, wie in den noch häufigeren Localblättern der Städte und Provinzen, in den Beſchreibungen deutſcher und öſterreichiſcher Bergſchlöſſer, Ritterburgen und Klöſter, in maleriſchen und romantiſchen Schilderungen von Ländern und Gegenden u. ſ. w. u. ſ. w. Ebenſo in den Schriften der geſchichts- und alterthumsforſchenden Vereine, die mehr oder minder auch darauf ihr Augenmerk richten, in andern periodiſchen Zeitſchriften, davon wir nur Vulpius Vorzeit und Curioſitäten und Frhrn. v. Hormayers hiſtoriſches Taſchenbuch mit ſeinen vielen Jahrgängen, viele andere geſchichtliche Taſchenbücher, deutſche Muſeen, und die der Erforſchung mittelhochdeutſcher Schätze gewidmeten Zeitſchriften, wie die M. Haupt's, anziehen wollen. Was früher zu müſſiger Unterhaltung diente, Mythe und Sage, Märe und Fabel, iſt jetzt in höherer Bedeutung erfaßt und erforſcht zur Wiſſenſchaft geworden, zu einer Wiſſenſchaft, mit welcher Deutſchland die Welt bereichert — die, wie wir am Beginne dieſer Schrift ſagten, in Wahrheit der Nibelungenhort des deutſchen Volkes iſt, und mit deutſcher Treue freudig zum Lichte gehoben.

Nachträge und Berichtigungen.

Die Fülle des Stoffes zu den vorliegenden drei Bändchen, wie der Umſtand, daß der Druck in einer dem Wohnorte des Verfaſſers fern liegenden Officin beſorgt, und ſchon während des Fortganges der Arbeit begonnen und weitergeführt wurde, veranlaßten die nachfolgenden Zuſätze, die freilich nicht weit ausgedehnt werden durften, da der Umfang des Ganzen ein ziemlich eng und ſtreng bemeſſener war.

Theil I.

S. 20. Das mittelhochdeutſche *Spiel von der heiligen Katharina* wird von uns zur Herausgabe vorbereitet, und iſt beſtimmt, eine Lieferung unſerer Wartburg-Bibliothek zu bilden, deren erſte, das *Spiel von den zehn Jungfrauen* enthaltend, vor kurzem die Preſſe verlaſſen hat.

S. 27. wird des im Mittelalter und noch weit ſpäter üblichen *erhenkens* von Wölfen, Hunden und dergleichen unreinen Thieren gedacht. In dem eben erwähnten *Spiele von den zehn Jungfrauen*, das der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört, jammert eine der thörichten und verdammten Jungfrauen:

Ach — — — —
daz ich nicht starb als ein hunt
er ich dy heylge toüfe enphing
daz man mich ſam nicht erhing.

S. 34. zu Tanfana. Ein neuerer Forſcher auf dem anziehenden Gebiete, das wir beſchritten, und kein unkundiger: Montanus, nimmt den Weihnachtsbaum als Tanfana, das wäre einfach der heilige Tannenbaum, der ſic ſpäter zum Chriſtbaum geſtaltete, und wir brauchten nac einer Göttin dieſes Namens uns nicht weiter umzuthun Das Tanfanae sacrum des Tacitus wäre ein geheiligte Tannendickigt, ein Tannenhain. Vergl. Montanus: „Di Volksfeſte, Volksbräuche rc. und deutſcher Volksglaube i Sagen, Märlein und Volksliedern.“ 18 Bändchen. Iſerloh und Elberfeld.

S. 39. Der Orte, welche durch ihre Benennung möglicher Weiſe nach Frigga deuten, die vielen Fricken, Frickenburg, -dorf, -haus und -hauſen, -hofen, Frickingen, laſſe ſich wol an 30 zuſammenzählen.

S. 49. Z. 6 von unten iſt ſtatt: vom gerauften Flach gehechelten Flachs zu leſen.

S. 53. Zu Eoſtar. Ein im Kloſter Corvey aufgefundener Geſang beginnt:

Eostar Eostar
eordhan modor.
(Oſtar Oſtar,
Erdenmutter!)

Iſt dieſer Geſang ächt, ſo iſt die Göttin mit Herth und Nerthus ein und dieſelbe, und das ihr geweihte Oſta Feſt (Oſtern) in dem Lenzbeginn, zur Frühlingsnachtgleiche fallend, an dem man die Göttin der Fruchtbarke und der Aecker anrief, iſt auf das einfachſte und überzeugendſte erklärt.

S. 60. iſt ſtatt Stuffo — Staffo zu leſen. Man ſollte übrigens über die als beſeitigt angenommene germaniſche Gottheit Stuffo doch die Forſchung noch einmal aufnehmen. Die vielen Höhen, die den Namen nachhallen, vor allen Hohenſtaufen, die Staufenberge, Staufenburgen ꝛc., alle vom alten stupha benannt, laſſen eine Gottheit, die auf Bergen verehrt wurde, welche man nach ihr benannte, wol ahnen. Mit der ſchnellfertigen Verneinung wird die Wiſſenſchaft um keinen Deut bereichert. Auch beim Stuffo wäre ſonach, wie beim Bil, die Verehrung auf Höhen vorwaltend, wenn ſich gründlich nachweiſen ließe, daß beide wirklich germaniſche Gottheiten geweſen.

S. 86. Luft und Wind. Es giebt mehrere Orte Luftenberg, und die Oertlichkeiten, deren Vorſilbe Wind lautet, ohne die, welche Winden und Windiſch (Wendiſch) beginnen, ſind kaum zu zählen; Wind, Oberwind, Windach, Windau, Windberg, Windeck, Windfang, -feld, -hag und hagen, -hauſen, Wind- und Windsheim, -hof, Windpaſſing ꝛc. ꝛc.

Bei den Ortsnamen und der auf Namen überhaupt beruhenden Forſchung müſſen wir noch nachträglich eines Büchleins gedenken, das 1830 zu Camenz erſchien: „Die Götter Deutſchlands, vorzüglich Sachſens und der Lauſitz, ein mythologiſch-archäologiſcher Verſuch von Dr. J. G. Böniſch.“ Es iſt daſſelbe ein köſtliches Anti-hypochondriacum. Die Deutſchen haben darin ihren Namen von deuten, ſind Deutsger, Deus-Goten. Die Flinten heißen nach dem Gotte Flint, vulgo Flins, die Piſtolen nach dem Gotte Püſterich, beſſer Piſterich; die Cimmerier waren die erſten Zimmerleute, daher ihr Name u. ſ. w.

S. 90 u. f. Steinreich. Der Glaube an die wunderbare Kraft der Steine lebt noch heute bei vielen Völkern. Wir zeigten unter andern einigen Chineſen ein

kleines Gebilde aus Nephrit. Sie gaben ſogleich z
verſtehen, daß dieſer Stein in ihrem Lande in hohem Werth
ſei, und daß er vorzugsweiſe Schlafloſigkeit vertreibe
er werde zu ſolchem Behufe auf den Puls gebunden —
wie nach deutſchem Aberglauben das Blut des guten Vogel
Wiedehopf. Der Zauberglaube gleicht der Schlange Yor
mungandur, die den ganzen Weltkreis umſchlingt.

S. 96. Goldwurz. Man hat neueſter Zeit allen Ernſte
aufs neue empfohlen, das Mehl der Goldwurz und das de
Kaiſerkrone (Frittillaria) unter das Brot zu verbacken. Da
ſieht auf dem Papier außerordentlich nationalökonomiſc
aus; daß aber dieſe Pflanzen zum Zweck ſolcher Nutzun
zuvor erſt häufig angebaut werden müßten, daß die Frittil
larien gut, wenn auch nicht neu gedüngtes Gartenland be
dürfen, daß die Wurzelzwiebeln derſelben kein Fruchtmeh
ſondern nach mühſamer Behandlung nur erſt Satzmehl liefern
wie alle Zwiebelgewächſe, auch die Irisarten, und daß di
Wurzelzwiebel der Kaiſerkrone, ſo lange ſie keinen Steng
getrieben hat, ſcharf giftig iſt, daran denken die Surr
gatmänner nicht. Wenn nur was neues hingeworfe
iſt, das das arme Volk eſſen ſoll, damit genug Bro
frucht zum Branntweinbrennen übrig bleibe, oder das de
Kornbau entzogene Land zum Anbau von Oelgewächſ
benutzt werde, der lohnender die Säckel ökonomiſcher Sp
culanten füllt, als der Anbau des Getraides.

S. 98. Aff-Holder. Das Wort Affe, althochdeutſ
affo, als Thiername, begegnet doch ſchon ziemlich früh
vielleicht ehe das alſo geheißene Thier nach Deutſchlan
kam. Dies würde ſich nur dadurch erklären laſſen, d
der Wortlaut und die Erinnerung an das Thier der aſ
tiſchen Heimath von den früheſten Einwanderern mit
gebracht werden ſei.

S. 119. Z. 5. v. u. iſt zu leſen: hat an demſelben Tage kein Glück, oder es widerfährt ihm widerwärtiges.

S. 131. Das Huhn. Wie ſehr der Glaube der Vorzeit Hühner und Hexen einte, gab ſich recht im Lande Henneberg kund, das wegen ſeiner vielen Hexen förmlich verrufen war, und in der That giebt es in den alten Hennebergiſchen Amtsarchiven noch zahlreiche Hexenacten. Als bei der Landestheilung der Söhne Herzog Ernſt des Frommen zu Sachſen an deſſen Sohn Bernhard der größte Theil der gefürſteten Grafſchaft Henneberg fiel, und derſelbe nun von ſeiner bisherigen Reſidenz Ichtershauſen nach Meiningen überſiedeln wollte, erklärte Herzog Bernhards erſte Gemahlin, Maria Hedwig, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, mit Beſtimmtheit, ſie werde nie das Land „der ſchwarzen Henne“ betreten, und in der That ſtarb die Herzogin neun Wochen vor dem Einzuge des Herzogs in ſeine neue Reſidenz, und nur ihr Leichnam wurde in der Fürſtengruft des neuerbauten Schloſſes beigeſetzt. Die Herzogin war erſt 32 Jahre alt.

S. 158 zur Lichtmeſſe. Wenn am 2. Februar die Sonne ſcheint, ſo daß der Dachs aus ſeinem Bau tritt, und ſeinen Schatten ſieht, ſo kehrt er um, und bleibt noch volle vier Wochen im Bau verborgen. Ebenſo verkündet Lichtmeß-Sonnenſchein ſchlechte Heuärnte.

S. 161. Im Schnepfenreim fehlt eine Zeile. Er lautet:

Oculi — da kommen ſie.
Lätare — das iſt das wahre.
Judica — ſind ſie da.
Palmarum — tirum larum.

Waſſer aus in der Nacht vor dem Lätareſonntag gefrorenem Eiſe ſoll nie faulig werden, und iſt heilſam gegen das Gefraiſch.

So viele Tage vor St. Georgii Tag (23. April) di Fröſche quaken, ſo viele ſchweigen ſie nach demſelben.

S. 162. Die Froſtheiligen werden in katholiſchen Ländern auch Pancratius, Servatius und Bonifacius (ſtatt Mammertus) genannt, im Volke kurzweg die drei Facius. St. Urban iſt Schutzpatron de Winzer.

S. 165. Burkhardswecke. Sie ſollen einer Erinnerung an den Burkharditag des Jahres 1344 gelten an welchem Kaiſer Ludwig der Baier nach Meiningen kam dort in die Kirche ging, und der Stadt erlaubte, ſtatt de früher geführten drei Thürme, deren fünfe in verſchloſſene Ringmauer der fränkiſchen Pforte zu führen, auch ſpäte der Stadt alle Freiheiten, Rechte, Gerichte und Gewohnheiten, wie ſie die kaiſerliche Reichsſtadt Schweinfurt beſaß, und auch den Burkhardi-Jahrmarkt verlieh.

Schon Jac. Grimm hat darauf aufmerkſam gemacht daß es nicht unwichtig ſei, auf die Formen der Backwerke die manchen Städten eigen ſind, oder manchen beſtimmte Tagen und Zeiten, und deren geſchichtliche Entſtehung Ach zu haben, da manche dieſer Formen nach alter Myth hinweiſt. Die Form der Burkhardswecke iſt die länglichen an beiden Enden ſpitzer Stollen mit eingekneipten Vertiefungen, daher Zwicke.

S. 168. Nicht Herzog Ernſt der Fromme z Sachſen Gotha, ſondern Herzog Wilhelm Ernſt zu S Weimar war es, der jene magiſchen Zettel gegen Feuerſbrünſte anzuwenden befahl.

Neben Salz und Waſſer wird am Charſamſtag auc das Feuer in der katholiſchen Kirche geweiht.

S. 177. Todte ſoll man nicht Treppen im Hauſ hinauf tragen, ſonſt holen ſie bald jemand nach, auch nich durch Gaſſen aufwärts, die der Richtung nach dem Gottesacker entgegen liegen.

S. 178. Eine Schwangere ſoll über kein Grab ſchreiten, ſonſt ſtirbt ſie ſammt dem Kinde; auch keine Waſchſeile aufziehen, ſonſt wird ihr Kind gehängt. Wieder die in den Aberglauben ſich hüllende praktiſche Lehre, jede ungewöhnliche und anſtrengende Bewegung (hier durch das ſchreiten oder hohe hinaufreichen mit den Armen) im Zuſtande der Mutterhoffnung zu meiden.

S. 238. iſt zu leſen: Den Mittelpunkt bilden ſchickſalſchwere Kämpfe der Helden des Burgundenſtammes u. ſ. w.

S. 249. Z. 8 u. 9 v. o. lies Rabundus Roſe, ſtatt Ron.

S. 249. Z. 10 v. u. muß Gotha ausfallen, deſſen Patron St. Gotthard iſt.

S. 251. u. 252. Bezüglich des dort erwähnten von uns aufgefundenen mittelhochdeutſchen Gedichtes möge noch bemerkt werden, daß deſſen Abfaſſung in die erſte Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt, daß der Dichter ſich ausdrücklich dagegen verwahrt, Kunſtdichter zu ſein, und völlig Volksdichter iſt, dabei aber reimt er meiſt gut und richtig, obſchon thüringiſcher Dialekt mit unterläuft, und es wird die ſprachliche Wichtigkeit der Dichtung von noch größerem Intereſſe ſein, als der letzteren ſagengeſchichtlicher Inhalt. Der Dichter bekennt im Eingange von ſich ſelbſt:

Ich bin leyder ſundig
Vñ der ſchrift unkundig
Tichten ist mir unbekant
On tichten han ich doch genant
Vff gnade han ich das getan
Alſe ich e geſaget han
Vñ ich enhan ſo nicht getobet
Mir en ſy hulffe gelobet

Vō den die deſs geruchten
Daz sie mich darezu ſuchten
Daz ich dut brechte in dudeſch rym
Daz iſt eres eddeln gebetes lym
Der bindet vnde loſet ouch
Ez ghet uff als ein wirouch
gebete daz der gerechte tud — u. s. w.

Dieſes Gedicht haben wir ebenfalls für eine Lieferung der Wartburg-Bibliothek beſtimmt.

Theil II.

S. 3. Auch die Stadt Nordhauſen hat ein ſtattliches Rolandbild, das erſt im Jahre 1717 neu geſchnitzt und aufgerichtet wurde. Die Phantaſie des Bildſchnitzers ſtellte daſſelbe als einen ſtattlichen Ungar dar. Während der leidigen Franzoſenherrſchaft unter Jerome Napoleon wollten die Franzoſen dieſen Roland abſägen, es ging aber nicht, die Sägen biſſen ſich die Zähne daran aus, das Bild hatte armdicke Eiſenſtangen in ſeinen Beinen. Es ſteht heute noch, und jenes aufgedrungene Regiment fegte der Sturm von 1813 wie Spreu von dannen und über oder in den Rhein. Jetzt möchten gar viele die lieben Franzoſen wieder in Deutſchland ſehen!

S. 5 iſt die Zeile: Wolfram von Eſchenbach, Herzog Friedrich von Schwaben als überflüſſig zu tilgen, da deſſelben auf der nächſten Seite nochmals Erwähnung geſchieht.

S. 31. Z. 13 v. u. lies weise ſtatt wise.

S. 33. Z. 6 v. o. lies Weidenſtock ſtatt Weinſtock.

S. 33. Z. 12 v. u. muß erſterer ſtatt letzterer ſtehen.

S. 77. Z. 16 v. o. Kopfeslänge größer. Nach anderer Sage ſoll das ſcheinbare Größenmaaß nur einen Zoll mehr, als der Beſchauer mißt, betragen.

S. 80. Z. 5. v. o. tilge: die Märe.

S. 99. Z. 17 v. o. iſt Dunlop für Gunlop zu leſen.

S. 119. Der Verfaſſer des „fliegenden Wandersmann“ iſt der des „Simpliciſſimus“: Hans Jacob Chriſtoph von Grimmelshauſen, der es liebte, ſeinen Namen zu verſtecken und zu verbergen. Die Literaturhiſtoriker weiſen dem „fliegenden Wandersmann“ in der Schriftenreihe des Verfaſſers nur eine untergeordnete Stelle an, das Buch iſt aber bei alledem ſinnreich und anziehend genug in ſeiner Eigenthümlichkeit und Phantaſiefülle.

S. 123. Zur Korbſtrafe. Zu Mühlhauſen in Thüringen hieß das Strafinſtrument, von dem ſich noch eine Abbildung erhalten hat, der Badekorb. Am Ufer eines Teiches ſtand eine Säule, auf der ein beweglicher, um eine eiſerne Spindel drehbarer Schwengel ruhte, an deſſen einem Ende der lange Korb an einer Kette hing. Wenn eine „Weindroſſel“ oder ſonſtiger Felddieb gebadet werden ſollte, lief das Volk zuſammen, der Schwengel wurde mittelſt eines Strickes herum gezogen, daß der Korbkaſten ans Ufer kam, die „wohllöblichen“ Stadtknechte ließen den Dieb in den letzteren kriechen, und ſchoben unter den Boden einen Riegel, dann wurde der Korb über das Waſſer gebracht, der Riegel weggezogen, und plump, ſchoß der Dieb in das Waſſer. Dieſe „Luſtbarkeit“ wurde, je nachdem der Dieb mehr oder weniger geſtohlen, zwei, auch dreimal wiederholt. Noch im Jahre 1752 war der Badekorb vorhanden und im Gebrauche.*)

S. 131. Z. 12 v. o. iſt ſtatt Reinecke Fuchs zu ſetzen: der Wolf.

S. 134. Clemens Marrot erneute neben Stephan

---

*) Ch. G. Altenburg: Beſchreibung der Stadt Mühlhauſen in Thüringen. Daſ. 1824.

Jodelle auch das Sonett in Frankreich, deſſen Kunſtform, früher von den provençaliſchen Dichtern gepflegt, dann vernachläſſigt worden und verloren gegangen war.

S. 135. Z. 3. v. o. lies: Moſcheroſch's (Philanders von Sittewaldt): ſtatt Philanders von Sittewaldt, Moſcheroſch's.

S. 144. Krähwinkel. Der mannichfach verſchieden geſchriebene Ortsname deutet ohnfehlbar nach der mittelhochdeutſchen Wurzel krâ, krahe, krawe, Krähe, und von des Vogels Plauderhaftigkeit und raſtloſem Geſchrei mag wol zunächſt der Begriff kleinſtädtiſcher Klatſchſucht und Frau Baſenſucht auf einen oder den andern dieſer Orte übertragen worden ſein. Wir finden ein Crahwinkel im K. Preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, ein Crawinkel im Herzogthum S. Coburg Gotha am nördlichen Ausgang des Thüringer Waldes, ein Krähwinkel im Königl. Preuß. Regierungsbezirk Köln, ein zweites im Regierungsbezirke Düſſeldorf, ebendort einen Hof gleichen Namens, wie noch einen zweiten Hof Krähwinklerbrücke geheißen, einen Weiler Krehwinkel im Königreich Würtemberg, Jartkreis, ein Krewinkel im Königl. Preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Soeſt, ein zweites im Regierungsbezirk Aachen, und daſelbſt, Kreis Malmedy, noch ein drittes gleichnamiges Dorf. Krähwinkel liegt eben in Deutſchland überall.

S. 148. Podagra. Als eines der ſeltneren Volksbücher über dieſe Krankheit ſei hier noch angeführt: **Eyn verantwortung Podagrae vor dem Richter: oder vielfaltige klage der armen Podagriſchen rott. Zu Meyntz bey Juo Schäffer.** ANNO M. D. XXXVII. 4. Das Ganze iſt ein Gedicht, darin Frau Podagra ſich gegen die ihr im Eingang in gräulich zerhacktem ſapphiſchen Metrum gemachten Vorwürfe rechtfertigt, worauf der Richter ſie freiſpricht. Was der

Dichter vom Volke und deſſen Urtheil hielt, legte er dem Podagra gleich beim Beginn in den Mund:

Mir iſt on zweifſt wiſſen wol
O fromme richter, weißheit vol
Wie ſchwerlich man d'ſach austreibt
Einmal im hertz eingeleibt
Sonder wo (mit vnvernunſt bekleydt)
Der pöſel freuenlich vrtheylt
Jn do wird nimmer wol gericht
Wo thorheyt weisheyt übertrifft.
Darumb ich mich frewe dieſer ſtund
Das ich dem beſten meiner hund
Vnd dem pöſelvolck darneben
Heut vor euch ſol antwort geben ꝛc.

Zwei einander gegenüberſtehende, die Seiten ganz füllende kräftige Holzſchnitte ſtellen a. Frau Podagra mit Scepter und Zackenkrone in reichen Gewändern dar, zu ihren Füßen Jupiter, Neptun und Pluto mit kläglichen Geſichtern, und ihr gegenüber b. oben den Richter mit 3 Beiſitzern, und dann unten 7 Podagriſten ſtehend und liegend, mit Krücken und Schriftbandrollen haltend. Frau Podagra ſelbſt hält eine flatternde Bandrolle mit der Schrift: SOLVERE. NODOSAM. NESCIT MEDICINA PODAGRAM. (Nicht Arzneikunſt vermag, den podagriſchen Knoten zu löſen.) Ein verruchter Doppelſinn, der von dem Witze des Dichters hinlänglich zeugt.

S. 151. Kreuze vom Himmel. Sehr anziehend über dieſe zur Zeit noch unerklärte, doch jedenfalls phyſikaliſche Erſcheinung iſt das Zeugniß Albrecht Dürers über dieſelbe. Dieſer ſchrieb darüber das nachſtehende nieder:

„Dz groſt Wunderwerck dz Jch all mein Dag geſehn hab, iſt geſchehn Jm 1503 Jor, als awff vil lewt

Krewtz gefallen ſind, ſunderlich mer awff dy Kind de andern lewt vnder den allen hab Ich eins geſehen, In de Geſtalt Wy Ichs hernoch gemacht hab, Vnd es was ge fallen awffs eyrers magt, der Ins pirkamers hyn dershaws ſaß, ins hemt Im leinen Duch vnd ſy war ſo betrübt trüber, dz ſy Weinet vnd ſer klackte Wan ſ forcht ſy müſt doran ſterben.“

Auf welchem ſeiner zahlreichen Werke Dürer die Geſtal jenes Kreuzes „hernach gemacht“ habe, konnten wir nich ermitteln, wir beſitzen keine andere Abbildung jener Kreuze als auf dem Holzſchnitt der Theil II. S. 75 erwähnte Practica.

S. 227. Z. 1 v. o. iſt Müllenhoff ſt. Möllendorf zu leſen.

S. 239. Thürſchemann. Auf dem Markt zu Budiſſin in der Lauſitz ſteht ein Rolandbild in Römertracht, das heißt dort der Dutſchmann, und ſoll, der örtlichen Sage nach, einen Wendenfürſten darſtellen; ob hier eine Verwandtſchaft der Namen zu ſuchen, und ob ſie zu finden? Dutſche heißt nach lauſitziſchem Dialekt ſo viel als Tunke, wir haben auch in Thüringen tütſchen, eintutſchen, eintitſchen, und das Wort tuſchen für „einem etwas fühlbar eintränken.“ Der Name im Märchen könnte leicht aus Dutſchmann in Tütſchemann abgewandelt und daraus in Thürſchemann verderbt worden ſein, und der Begriff der ſchreckenden und ſtrafenden Perſönlichkeit, gemäß der Rolle im Märchen, entſpräche dem Laute, wie dem Begriffe des Lauſitzer Dialektwortes.

S. 245. Z. 2. v. u. lies Mohr.

S. 246. Zur letzten Zeile. In jüngſter Zeit hat Graf Dr. Franz Pocci daſſelbe Märchen unter gleichem Titel:

Gevatter Tod ſelbſtſtändig dramatiſch in metriſcher Form bearbeitet, und zu München (o. J.) herausgegeben.

Theil III.

S. 15. zum Fleiſchregen. Schon Livius gedenkt eines ſolchen Lib. III. mit den Worten: Inter alia prodigia et carne pluit, quem imbrem ingens numerus avium intervolitando rapuisse fertur. Quod intercidit sparsum ita jacuisse per aliquot dies, ut nihil odor mutaret. (Johann Paul Reinhards Beyträge zur Hiſtorie des Frankenlandes 3. Theil VII.)

S. 16. Feuer-Erſcheinung. Zu Lauban prophezeit ein ſogenannter „Feuerpuhß" der Stadt Brandunglück; er erſcheint Nachts vor Bränden in Kugel-, Schlangen- und anderer Geſtalt und durchfährt die Straßen, in denen es brennen wird. Dieſe Erſcheinung iſt eine warnende, an welche ſich die Sage von einem gefangenen und durch unſchuldige Kindeshand befreiten Elementargeiſt knüpft.

S. 26. Z. 7. v. o. lieſ Gryn ſtatt Grym.

S. 36. lies Thilmann Kerver, ſtatt Kerer.

S. 64. Z. 4. v. o. lies -Flug zu Regnit ſtatt -Fluch zu Regint.

S. 66. zum Hörſeelenberg. Auch in neueſter Zeit iſt die Hörſeelberghöhle wieder befahren worden, vergl. Illuſtr. Zeitung, Leipzig 1855, 27. Januar. Band XXIV. Nr. 604. S. 67 u. f. Die dort enthaltene Beſchreibung, mit Abbildungen erläutert, und Dr. C. P. unterzeichnet, iſt gut und richtig. Das brauſen, welches wir am Eingange der Höhle ſelbſt vernommen haben, ſtellen die neuzeitigen Höhlenfahrer in Abrede, außerdem fanden ſie nichts neues, denn eine alte Beſchreibung der Beſchaffenheit des Innern hat ſchon die

Stelle: „Die gemeinen Leute ſagen, daß ein beſtändige ſummen und ſauſen in dieſem Loche ſei. Allein dieſe rühret theils von denen darauf ſtoßenden Winden (a Eingang) her, theils auch hauptſächlich von denen kleine Mücken und Fliegen, welche durch ihre beſtändige Bewegung und Flug dieſes erwecken, indem ſolche in erſtaunliche Menge anzutreffen, ſo daß bei ſolchem ſummen einem de Götze Mäuſim, als ob er da zu Hauſe wäre, einfällt.“ De neuen Unterſuchern tönte dies ſummen von ferne wie melodiſche Geſang, und ſie fanden dann ebenfalls jene Unterthane des Fliegengottes in Unzahl vor. Vielleicht verwandel Beelzebub die armen Seelen in Mücken, wenn ſie nicht i alte Tiſche gebannt werden — wie der Thüringer Land grafengeiſt! Daß die Namen vieler den Hörſeelberg um liegenden Orte mythiſch klingen, iſt nicht abzuläugnen Wutha kommt als Wutenberc 1170 in Urkunden vor Asbach, in Reinhardsbrunner Urkunden Aspech, könnt auf Aſen deuten, Teutleben aber wird ſich nicht auf Teu beziehen laſſen, es hieß urkundlich Tuteleibe, und volk mündlich heißt es Tüttleben. Haſtrungsfeld aber heiß allerdings im Volksmund ſtets Aſtarfeld, Sonnebor 1035 Sunnebrunne, weiſt nach dem Elementarcult, Ebe ſtat — Eberstet nach Freir, Metebach hat in ſeiner Näh einen „heiligen Brunnen.“

S. 91. Z. 12 v. o. ließ Wihtenberg? für Wichtenberg

S. 96. lies Kielkröpfe.

S. 253. Zur Sagenliteratur traten fort un fort neue Erſcheinungen. Von Wolfgang Menzel ſo len Sagenforſchungen erſcheinen, die ganz ſicher gründ lichen und gediegenen, daher bereichernden Inhalts ſein wer den. Noch während des Druckes dieſes Buches gingen un zu: „Niederſachſiſche Sagen und Märchen. Aus dem Mund des Volks geſammelt ꝛc. von Georg Schambach und Wilhelm Müller, Göttingen 1855", die vortrefflich und mit höchſt gehaltvollen Anmerkungen und Anhängen verſehen ſind. In Innsbruck erſchienen Sagen und Märchen von A. J. Hammerle, deren Verfaſſer den ethiſchen Standpunkt hauptſächlich im Auge hat. Auch in jenen Alpenthälern der wilde Mann, die Saligfräulein (ſelige Fräulein) und ihre Königin — Hulda, die Spinnerin, die der erſtere verfolgt, und zwar, gleich dem Hackel-Bernd, als Mantelträger. Hulda iſt, ſo ſpricht er:

Mein Hab' und Gut
Und Wünſchelruth. —

Regiſter.

Seite
Aachen, Sagen von . III. 177
Abenteuer . . . . . II. 23
Aberglaube . . . . I. 10. 14
Aberglaube im Naturreiche I. 115
Abgötter, Abgötterei . I. 17
Abundia . . . . . . I. 52
Achat . . . . I. 92
Adlerſtein . . . . . I. 93
Adrian, St. . . . . III. 156
Aegidius, St. . . . III. 156
Aegir . . . . I. 43
Affe . . . . III. 26
Afra, St. . . . . . III. 136
Agrippa, Heinr. Corn. III. 130
Ahorn . . . . . . III. 22
Alb, der, Alp, das . III. 121
Albrecht v. Halberſtadt . I. 259
Albertus magnus I. 248. III. 127
Alexandreis, Gedicht . I. 258
Alkmar, Heinr. v., Dichter II. 17
Allerünken . . . . III. 107
Allmutter . . . . . . I. 23
Allvater . . . . . . I. 23

Seit
Alpharts Tod, Ged. I. 240. 24
Alraun . . . . . . I. 10
Alvinnen . . . . . III. 9
Alvismal, Ged. . . . I. 20
Amadis, Volksbuch . II. 11
Amelung von Garten . III. 17
Amelungen . . . . III. 17
Amethyſt . . . . . . I. 9
Amphibien . . . . . I. 3
Amis, Pfaff, Ged. . . II. 7
Amulette . . . . . . I. 17
Angrin . . . . . . I. 19
Anhalt, Gräfin v. . . II. 11
Annolied . . . . . . I. 23
Anſelm, St. . . . . . I. 24
Antipathie . . . . . I. 4
Ariſtoteles und Phyllis,
Märe . . . . . . II. 2
Artus, u. d. Sagenkreis . . . I. 213. II.
Aſchermittwoch . . . I. 16
Aſtar, Aſtaroth . . I. 61. 6
Aſtrologie . . . . . I. 14

Seite
Atlakvitha, Ged. . . . I. 222
Atlamal, Ged. . . . I. 222
Attila . . . . III. 172
Auge, das, Märe . . II. 27
Auguſtinus, St. . . III. 157
Avaren . . . . . . I. 192
Aventure . . . . . I. 8. 57
Avienus . . . . . . I. 197
Bär I. 121. II. 16. 158. III. 26
Balder, Baldur . . I. 42
Barlaam und Joſaphat, Gedicht . . . . I. 253
Baſilisk . . . . . . III. 35
Baum, der wahrſagende, Märe . . . . . II. 32
Bayern, Herzog Ernſt v., Volksb. . . . . . II. 6
Beldeg . . . . . . I. 61
Benno, St. . . . . . I. 252
Beowulf, Ged. . . . . I. 232
Berchta, Bertha, Beratha, Berchtha m. d. langen Naſe I. 49. 50. 51. III. 58
Bergfeinern . . . . III. 57
Berndieterich . III. 65. 113
Beryll . . . . . . I. 92
Bierkamal, Ged. . . . I. 233
Bibliothek d. Romane II. 218
Bil . . . . I. 61
Bilder der Götter . . I. 31
Bilhildis, St. I. 247. III. 145. 147
Biterolf und Dietlieb, Ged. . . . . . . I. 242
Birn, die halbe, Märe II. 27
Blumenthal, Wald. . III. 213
Blutregen . . . . III. 14
Seite
Bojen . . . . . I. 197
Bodmer . . . . . . II. 195
Bonifacius, St. I. 219. III. 65. III. 153
Botenlauben, Otto v. I. 91. 233
Braga . . . . . . I. 43
Bragarœdur, Ged. . . I. 226
Breitinger . . . . . II. 195
Brot af Brynhildarkvitha, Ged. . . . . I. 217
Brunnen . . . . . III. 13
Buſant, der, Märe . II. 29
Cäcilia, St. . . . . III. 152
Camillo und Emilie, Volksb. . . . . . II. 90
Claus, Narr, Volksb. II. 133
Clement Marrot, Volksb. . . . . . II. 134
Chalcedon . . . . . I. 92
Chatten . . . . . . I. 96
Chiromantie . . . . I. 148
Chriſtoph, St. . . . III. 158
Chriſtophorus, St., Volksb. . . . . II. 79
Chryſolith . . . . . I. 92
Coburg, Wappen v. . II. 162
Columban, St. . . . III. 144
Conſtantin, St. . . . I. 248
Creſcentia, Märe . . II. 25
Dämonen . . . . . I. 57
Danhuſer . . . . . III. 60
Decke, die halbe, Märe II. 39
Diamant . . . . . I. 92
Didaktiſche Dichtung . II. 7
Dienſtag . . . . . . I. 154
Dietrich von Bern I. 240—42 III. 157

Seite
Disburg . . . . . I. 28
Diſen . . . . . I. 28. 55
Donar . . . I. 39. III. 57
Donner . . . . . . III. 12
Donnerstag . . . . . I. 155
Donnerſtein . . . . I. 90
Drache . I. 114. III. 34. 113
Drap Niflunga. Ged. I. 220
Dreikönigstag . . . I. 157
Dreiſtelz. Schloß . . III. 213
Drudenfuß . . . . I. 107
Dümeken (Däumling) III. 108. 119
Dürſt . . . . . . I. 58
Eber . . . I. 122. II. 19
Ecken Ausfahrt, Ged. I. 240. 241
Edda . . I. 200. 202. 223
Edelſtein, der, Ged. II. 7. 19
Eginhard u. Emma III. 146. 177
Eheſtand, Tod u. Hochzeit, Märe . . . II. 35
Ehrenſtücke, heraldiſche II. 157
Eichen, heilige . . . I. 31. 32
Einar, Skaleglam, Dichter . . . . . . I. 233
Einheer . . . . . I. 58
Einhorn . . I. 116. II. 237
Eiſen, d. heiße, Schwank II. 37
Eisfeld . . . . . I. 75
Elbel . . . . . . III. 112
Element . . . . . . I. 76
Elend, d. immerwährende, Volksbuch . . . II. 78
Elf . . . . . III. 94. 103
Elfen . . . . . . III. 103
Eliſabeth, St. I. 246. III. 152
Emmeran, St. . . I. 252
Eneide, Ged. . . . . I.
Eriſtrites . . . . . I.
Eppelein v. Geilingen III.
Eraclius, Ged. . . . . II.
Erasmus Alberus . . II.
Erde . . . . I. 44. 45.
Erkinger . . . . . . I.
Ernſt, Herzog, Ged. I. 91.
Ernſt, Herzog, Volksbuch . . . II. 105.
Eſel I. 119. II. 19. 21. 140.
Eſpe . . . . . . III.
Ethikotheologie d. Sage III.
Etzel . . . I. 193. III.
Eumenides . . . . . I.
Eſopus . . . . . II. 20.
Eulenſpiegel, Volksbuch II. 130. 219. III.
Evangelienharmonie .
Fabel . . . I. 5. 6.
Fabelmäre . . . . .
Fabel- und Märchendichtung . . . .
Fabula . . . . .
Faſnismal . . . .
Faſtnacht . . . .
Fata, Fatua . . .
Fatum . . . . .
Fauſt, Volksbuch II.
Fegefeuer . . . .
Fee . . . . . .
Feenmärchen . . .
Feie, Feige, Feine . .
Fenrir . . I. 44. 114.
Feſte . . . . . .
Feuer . . . . . .
Feuerbeſprechung I. 94.

Seite
Feuermänner . . . III. 211
Feuer-Pütz . I. 81. III. 266
Fichte . . . . . . III. 23
Finkenritter, der edle. Volksb. . . II. 145. 219
Fiölſvinnsmal, Ged. . I. 210
Fiſche . . . I. 135. III. 30
Flachsknoten . . . . . I. 97
Fleiſchregen . . . . III. 15
Flos und Blankflos, Gedicht . . . . II. 3
Flos und Blankflos, Volksb. . . . . . II. 91
Fluchen, das . . . III. 218
Fluthſagen . . . . . I. 77
Fortuna . . . . . . I. 60
Forſeti, Foſite . . . I. 42
Franken . . . . . . I. 149
Frau . . . . . . I. 23. 45
Frau Gaue, Gode, Hulda . . . . . . I. 45
Frau Welle . . . . . I. 35
Frau, die weiße I. 51. III. 88
Frauenbeſtändigkeit, Märe II. 32
Frauendienſt, Ged. . II. 5
Frauenliſt, Märe . . II. 32
Frauentag . . . . . I. 157
Frauentreue, Märe . II. 28
Frauen, wilde . . . III. 73
Frauenzucht, Märe . II. 25
Frea, Freia . . . I. 38. 193
Freir . . . . . I. 41. 74
Freitag . . . . . . I. 155
Friedrich, Kaiſer, Ged. u. Märe . . . II. 5. 25
Friedrich I. II. (Barbaroſſa) . . . . . III. 193

Seite
Friedrich v. Schwaben, Ged. . . . . . . II. 5
Frieſen . . . . I. 192. 197
Frigga, Frikka . . . I. 38
Fro . . I. 41. 74. III. 74
Frohnleichnamstag . . I. 163
Froſch . . . . . . III. 30
Frühlingsfeſte . . . I. 67
Fuchs u. Wolf I. 121. II. 14. 15. 19
Furcht, abergläubiſche I. 81
Gabriotto u. Reinhard, Volksb. . . . . II. 93
Gänſelein, das, Märe II. 31. 190
Gallus, St. I. 244. III. 114
Gangolf, St. . . . I. 251. III. 147. 159
Gawin . . . . . . II. 3
Gebet, Weſſobrunner . I. 235
Gefion . . . . . . I. 54
Geheimkünſte . . . I. 146
Germanie . . . . I. 149
Genovefa, St. . . . I. 248. III. 86. 149
Genovefa, Volksb. . II. 115
Georg, St. I. 250. III. 149. 150. 160
Gepiden . . . . . I. 149
Geratiles . . . . . I. 93
Gerda, Gertha . . I. 54. 205
Gericht, jüngſtes, Volksbuch . . . . . II. 81
Geſpenſter . . . . III. 117
Gesta Romanorum . . II. 50
Glasberg . . . . II. 239
Glocken, verſunkene . III. 214
Glockengüſſe . . . III. 24

Seite
Glückshaut . I. 178. II. 240
Goar, St. . . . . . I. 248
Götterſagen . . . . . I. 202
Goldemar . . . . . III. 171
Got, (Gott) . . . . . I. 20
Gothen . . . . I. 194. 198
Gottesläugner . . . . III. 211
Gottheiten, zweifelhafte . . . . . . I. 59
Graal, der heilige . . . I. 243
Gregor, Biſchof, Volksbuch . . . . . . II. 79
Gregoriustag u. Feſt I. 71. 160
Greif . . . . III. 34
Greth, die ſchwarze . III. 131
Grillenvertreiber, Volksb. . . . . . II. 137
Grimmenthal I. 33. III. 47
Grimnismal, Ged. . I. 204
Griſelde, Volksbuch . I. 110
Grojaldr, Ged. . . . I. 212
Groß-Bargula . . . . I. 70
Gudensberg . . . . I. 37
Gudrunarkvitha I. 219. 220. 221
Gudrunarvöt . . . . I. 222
Günther, St. . . . . I. 251
Gürtel, der, Märe . II. 30
Gütchen . . . . . . I. 20
Gundeswolf . . . . . III. 84
Gylfaginning, Ged. . I. 224
Häſelein, das, Märe II. 31
Haimonskinder, Ged. II. 2
„ Volksb. II. 101. 218
Haine, heilige . . I. 30. 32
Hamarsheim, Ged. . I. 206
Hamdismal, Ged. . . I. 223
Hameln, Kinder von III. 51

Seite
Harbardslieth . . . . I. 207
Harsdörfer . . . . . II. 196
Haſelnußſtaude . . . . I. 98
Haſenbraten, d. entl., Schwank . . . . . II. 33
Hatto . . . . . . III. 146
Hausgeiſter . . . . . I. 20
Havamal, Ged. I. 210. 217
Heer, d. wilde . . . III. 56
Heerwurm, der I. 137. III. 33
Heidenthum . I. 13. III. 143
Heidin, die, Märe . II. 30
Heilbronn . . . . . I. 79
Heiligenſage . . . . I. 213
Heiling, Hans . . . III. 130
Heilkunde . . . . . I. 90
Heilkunſt, magiſche . I. 149
Heimchen I. 50. III. 108. 113
Heimdall . . . . . I. 43
Heinrich d. Finkler III. 180. 182
Heinrich der Löwe, Volksb. . . II. 107. 218
Heinrich d. Heil. . . . I. 251
Heinzchen . . . . . I. 104
Hel, Hela I. 44. 54. 55. III. 213
Heldenbuch . I. 239. III. 171
Helena, d. geduld., Volksb. . . . . . II. 112
Helgaquitha . . I. 215. 218
Heliand . . . I. 200. 235
Heliotrop . . . I. 92. 111
Helle, (Hölle) . . . . I. 56
Hellthal . . . . . . III. 152
Helmbrecht, Märe . . II. 43
Helreith Brynhildar . I. 219
Hengiſt u. Horſa . . II. 159
Henne . . . . . . II. 166

Seite
Henneberg . . . . II. 166
Herbort v. Fritzlar . I. 259
Herbſtfeſte . . . . I. 73
Herda, Hertha . . . I. 45
Herdmanli . . . . III. 104
Hermannsberg . . . III. 113
Hermunduren . . . I. 196
Hero u. Leander, Märe II. 36
Herodias . . I. 51. III. 119
Herpin, Volksbuch . . II. 99
Herrſchellas . . . . III. 126
Heruler . . . . . I. 194
Hervaler . . . . . . I. 23
Heſus . . . . . I. 63
Heunen . . I. 58. III. 81
Heunſäulen . . . . III. 84
Hexe . . . . . . I. 94
Hexenweſen . . . . I. 152
Hildebrandslied . I. 232. 241
Himmel . . . . . . I. 57
Himmelfahrtstag . . I. 162
Himmelring . . . . I. 67
Himmelswagen . . . I. 69
Hinzchen . III. 103. 106. 110
Hirlanda, Volksb. . II. 111
Hirſch I. 119. II. 19. 170. III. 30
Hludana . . . . . . I. 46
Hörſeelenberg . III. 66. 132
Hofnarrenthum . . . II. 133
Holländer, d. fliegende III. ~~114~~ 115
Hollunderbaum . . III. 23
Hrafnagaldr Odhins . I. 206
Hubertus, St. . . III. 154
Hünen . . . . III. 82. 83
Hänſchgen . . . . . I. 37
Hütchen . . . . I. 20. 30
Hug u. Wolfdietrich I. 239. 242

Seite
Hug Schapeler . . . II. 114
Hulda, Frau Holde,
Holle ꝛc. I. 45. 47. 48. 52.
75. III. 58
Hund im Wappen . II. 168
Hunde . . . . . III. 25
Hunnen . . . . . I. 192
Hyacinth . . . . . I. 93
Hydromantie . . . I. 149
Hymiskvidha, Edd. . I. 207
Hyndluliodh, Edd. . I. 213
Jack im Grün . . . I. 71
Jahreszeiten . . . I. 65
Idiſen . . . . . I. 55
Iduna . . . . I. 43. 206
Jecha . . . . . . I. 61
Jertha . . . . . I. 45
Ilſe . . . . . . III. 89
Inſekten . . . . . I. 135
Inſelberg . . . . I. 77
Jodocus, St. . . . III. 150
Jörmungandr . . . I. 44
Johannes, d. Täufer III. 163
Johannisblut, -Feuer
u. ſ. w. . . I. 173. 102
Johannisgürtel . . . I. 107
Johannishand . . . I. 106
Johannis Minne . . I. 29
Johannisnacht . . . I. 163
Johannisſegen . . . I. 29
Jornandes . . . . I. 230
Iring . . . . . . I. 97
Irmin . . . . . III. 79
Irregang u. Girregar,
Abenteure . . . II. 40
Iſis . . . . . . I. 46
Jude, d. ewige . . . III. 119

Seite
Jude, d. ewige, Volksb. II. 80
Juden . . . . . . III. 43
Jüten . . . . I. 192
Jungherr, der, Märe . II. 42
Jupiter . . . . . . I. 40
Käsperle, Geiſt . . III. 115
Kaiſerchronik, Ged. . II. 4
Kaiſer Friedrich I., Ged. II. 5
Kalenderaberglaube . I. 151
Karl d. Große III. 153. 187
Karlequintes . . . III. 188
Katharina, St. I. 246. III. 146. 158. 168
Katze, Katzen I. 120. III. 27
Kaufleuten, Hiſtor. von d. vier . . . . II. 118
Kaufmänner, die zwei, u. d. treue Hausfrau, Ged. . . . . . . II. 44
Kempten, Heinr. von, Märe . . . . . . II. 25
Kielkröpfe . . . III. 96. 106
Kiſſhauſen . . . . . III. 156
Kilian, St. I. 32. 249. III. 14. 147. 163
Kinderbuch Chriſti, Volksb. II. 76
Kinder-Märchen II. 189. 206. 227
Kinder-Wallfahrten u. -Tänze . . . . . III. 50
Klabautermännchen . III. 96
Klage, die, Ged. I. 241. 242
Klinſor . . . . . . III. 128
Kobolde . . . . . . III. 114
Köln a. Rh., Händel von, Ged. . . . . II. 5
König, der nackte, Märe II. 46

Seite
Königin von Frankreich, die, Märe . . . II. 26
Konrad v. Würzburg I. 259. II. 45. 50
Kräuteraberglaube . . I. 94
Kräuterbücher . . . II. 58
Krieg, trojaniſcher, Ged. I. 259
Kriſt, Ged. . . . . I. 235
Krodo . . . . . I. 44. 59
Kröte . . . I. 134. III. 30
Kümmerniß, St. . . I. 252
Kukuk . . . . . . I. 68
Kunegunde, St. . . I. 251
Lalenbuch, das . . . II. 136
Lalenthum . . . . . III. 4
Lapis Lazuli . . . I. 93
Lara . . . . I. 61
Laubeinkleidung . . I. 69
Laubfroſch . . . . . I. 134
Laubmännchen . . . I. 70
Laurin, Zwerg, Ged. I. 241
Legendendichtung I. 243. 253
Leſſing, J. G. E. . II. 197
Lex Burgundionum . I. 232
Libuſſa . . . . . . II. 213
Linde . . . . III. 23
Lindwurm . I. 114 III. 135
Liſt, alten Weibes, Märe II. 26
Löwe I. 120. II. 15. 169. III. 25
Lohengrin I. 243. II. 5 III. 179
Loki . . . I. 44. 207. 225
Lollus . . . . . . I. 62
Longobarden . . . . I. 192
Ludwig d. Bärtige . III. 181
Ludwig der heil. v. Thür. III. 152
Ludwigslied . . . . I. 236
Luft . . . . I. 84

Seite
Luftfahrt . . . . . I. 85
Lurlei . . . . . . III. 86
Luther . . . . . III. 196 f.
Luthersbuche . . . III. 196
Luxemburg, Herzog v.,
Volksb. . . . . . II. 127
Märe . . . . I. 7
März . . . . I. 160
Magd, d. treue, Märe II. 37
Magelone, die ſchöne,
Volksb. . . . II. 56. 219
Magie, weiße u. ſchwarze
I. 147. 150
Magnetberg . . . . I. 91
Mainz . . . . . . III. 43
Mainz, Wappen von . II. 165
Malagis, Volksb. . . II. 102
Mammertus, St. . . I. 162
Mangolt, St. . . . III. 144
Markgraf Walther,
Volksb. . . II. 110. 218
Marienleben . . . . I. 257
Marienmärchen . . . II. 47
Marientage . . . . I. 151
Meer, d. heilige . . III. 214
Meerfahrt d. Wiener,
Schwank . . . . . II. 39
Meerminnen II. 95. 160 III. 96
Meineid . . . . . . III. 210
Meinhardt, St. . . I. 244
Meinradus, St. . . III. 145
Meiſter, die 7 weiſen,
Volksb. . . . II. 66. 219
Meluſine, Volksb. . . II. 93
Memphites . . . . . I. 93
Mephiſtopheles . . . III. 129
Metamorphoſen Ovids I. 259

Seite
Milchſtraße . I. 89. III. 12
Minne, Frau . . . I. 57
Mixplezeth . . . . I. 63
Mittwoch . . . . . I. 155
Mönch, d. ſchwangere,
Schwank . . . . . II. 32
Mönchsſchiffung, Volksb. II. 150
Molch . . . . . . I. 134
Mondwechſel . . . I. 151
Montag . . . . . . I. 153
Monteville, J. v., Reiſe,
Volksb. . . . . . II. 105
Morgen . . . . . . I. 64
Moriz, St. . I. 250. III. 160
Mühlgöz . II. 154. III. 124
Müller ⸗ Ehrenkranz,
Volksb. . . . . . II. 153
Muſäus . . . . . . II. 210
Muspilli . . . . . . I. 235
Mutter, d. alte, Märe II. 25
Mythus, Begriff des I. 3
Nacht . . . . I. 64
Nachtigal, d., Märe II. 32
Nanna . . . . . . I. 42
Naturreiche . . . . I. 90
Nebelkappe . . . . III. 110
Neck . . . . III. 96
Nehalennia . . . . I. 46
Nepomuk, St. . . . III. 164
Neujahrstag . . . . I. 157
Nibelung von Hartenberg. . . . . . III. 171
Nibelungenlied I. 237. 241. 242
III. 171
Nicolaus, St. . . . I. 240
Nixen . . . III. 103. 106
Nix, Nixen . . III. 96. 113

Seite
Nornen I. 56
Nodfeuer, Notfeuer I. 83
Nothburga, St. I. 253
Nothhelfer, die 14 III. 164
Nußberg, der, Märe II. 30
Oberon II. 210
Octavianus, Kaiſer, Volksb. II. 85
Oddrunargratr, Ged. I. 221
Odin, Odhinn I. 36. 203 f.
Oegir I. 43
Oegisdrecka, Ged. I. 207
Oeſterreich, Fürſtenbuch von, Ged. II. 5
Oeſterreich, Wilhelm v. II. 6
Olearius, Ad. II. 209
Oneiromantie I. 148
Onomantie I. 149
Onyx I. 92
Opfer I. 25. 26
Ophthalmios I. 93
Oranſe, Wilh. v. II. 3
Orlamünde, Agnes v., III. 89
Orlamünde, Wappen v. II. 163
Oſtara I. 53. 61. 67
Oſterwoche I. 161
Otnit u. Klein-Elbrich I. 239 242
Ottilia, St. I. 244 III. 145
Otto d. Gr. III. 187
Pancratius I. 162. III. 165
Paradies d. Thiere II. 21
Paulina, St. I. 251
Perchtha (vgl. Berchta) III. 113
Percifal I. 213. II. 5. III. 179
Peter m. d. ſilb. Schlüſſ., Volksb. II. 86
Pfaffe Amis, Ged. II. 7
Pfarrer, d., v. Kalenberg II.
Pferd, Pferde II. 22. 150.
III.
Pferdeopfer I.
Pfingſten I.
Pflanzenmärchen II.
Pflanzenreich I.
Phol I.
Phyſiomantie I.
Pontus u. Sidonia, Volksb. II.
Poppenrode III.
Prieſter u. Prieſterinnen I. 34.
Proſadichtungen II. 59.
Pucke III.
Püſterich I.
Pyromantie I.
Quarkſe, Quärkslöcher III.
Quedl, d. Hündlein III.
Rabe I. 126. III.
Rabundus I.
Rad I. 68.
Rädlein, das, Schwank II.
Räthſeldichtung II.
Räubermärchen II.
Ragnarökur I.
Ran I.
Rautenkranz, Sagen vom II. 171
Ravenna-Schlacht, Ged. I. 240.
Regenbogen I. 67. II. 189. III.
Reiher, der, Schwank II.
Reimchroniken II.
Reiſen, indianiſche, Volksb. II.

Seite
Remaclus, St. . . . . I. 248
Renner, der, Ged. . II. 7
Richter, der, u. der Teufel, Märe . . . . . . II. 45
Riederer, Dichter . . II. 187
Rieſen I. 58. 77. III. 38. 113
Rieſengeſchichte, Volksb. II. 108
Rieſenhügel . . . . III. 83
Rigsmal, Ged. . . . . I. 212
Rind . . . . I. 119
Ringe . . . . . . I. 173
Ringelnatter . . . I. 133
Rittermären . . . II. I. 23
Rittertreue, Märe . . II. 25
Rockenphiloſophie . . I. 178
Roland . . . . . . II. 2
Rolandſäulen . . . . II. 3
Rolands Knappen, Volksb. . . II. 118. 212
Rolandslied . . . . II. 3
Romane . . . . . . II. 63
Romanusbüchlein . . II. 126
Roſendorn, der weiſe, Abenteuer . . . . II. 39
Roſengarten, Ged. I. 240. 241 III. 171
Roſenplüt, Schnepperer, Dichter . . . . II. 50
Rübezahl I. 59. II. 69. 212. III. 80
Ruprecht, Knecht . . III. 126
Sabbathſchänder . . III. 211
Sachſen . . . I. 192. 195
Saelde, Frau . . . I. 57
Sage, Begriff derſelben I. 7
Sage-Märe . . . I. 7
Sagen, kosmiſche . III. 3. 5

Seite
Sagenkreiſe . . . . . I. 227
Sagen, örtliche . . . III. 1
Salamanderfeder . . I. 92
Salomon u. Morolf, Ged. und Volksb. II. 50. 128
Saler . . . . . . I. 44
Sarnote . . . . . . I. 41
Schante Klas . . . III. 126
Scheidungen . . . III. 175
Schildbürger, Volksbuch . . . II. 137. 218
Schimmel, Schimmelreiter . . . . . III. 117
Schlägel, der, Märe II. 39
Schlange . . I. 133 III. 30
Schlaraffenland, Volksb. II. 146
Schloß, das, in der Höhle TaTa, Volksb. II. 127
Schnecke . . . . . I. 138
Schrätel, das, und der Waſſerbär, Märe . II. 42
Schüler, der, zu Paris, Märe . . . . . II. 28
Schwaben, die ſieben, Volksbuch . . . II. 139
Schwänke . . I. 8. II. 23
Schwanenjungfrauen I. 56
Schwanritter . . . I. 243
Schwanſage . . . . III. 177
Schweina, Dorf . . I. 75
Sebaldus, St. . . . I. 252
Sebaſtianstag . . . I. 157
Segenſprechen . . . I. 167
Selenites . . . . I. 93
Semnonen . . . . I. 197
Servatius . I. 162. III. 166
Sib, Sif . . . . . I. 54

Seite
Sibyllen-Weiſſagung, Volksbuch . . . . II. 72
Siebengeſtirn . . . I. 90
Siebenſchläfertag . . I. 163
Siegbert . . . . . III. 141
Siegfried, der hörnene Ged. u. Volksb. I. 240. II. 70. 219. III. 187
Sigenot, Rieſe, Ged. I. 240. 241
Sigrdrifumal, Ged. . I. 217
Sigurdharkvidha Fafnisbana, Ged. . . . . I. 216
Sinfiötlalok, Ged. . I. 216
Singerberg . . III. 198. 213
Skalda, Ged. . . . . I. 202
Skaldskaparmal, Ged. I. 226
Skirnisför, Ged. . . I. 205
Smaragd . . . . . . I. 92
Sommerfeſte . . . . I. 67
Sommergewinnen . . I. 68
Sommertag . . . . . I. 70
Sonnabend . . . . I. 155
Sonne . . . . . . III. 7
Sonnenwendetag . . III. 8
Sonntag . . . . . . I. 153
Sorben . . . . . . III. 175
Sperber, der, Märe . II. 31
Spinne . . . . . . I. 138
Spottlieder . . . . II. 144
Springwurz . . . . I. 109
Stabwunder, das . . III. 216
Stammſagen I. 188. 192. III. 38
Staveren . . III. 211. 213
Steinreich . . . . . I. 90
Stelzen, Dorf . . . I. 78
Stempe . . . . . . I. 50
Sterne . . . . . . III. 11
Sternſchnuppen . . I. 87
Stilla, St. . . . . I.
Stollenwurm . . . III.
Stricker, Dichter II. 7. 8. 4
Stuffe . . . . . . I.
Sturmrieſen . . . III.
Sueven . . . . . I.
Sympathie . . . . I.
Tafelrunde . . . . I.
Tage I
Tagewählerei, abergläubiſche . . .
Tannhäuſer . . . III. 5
Tannhäuſer u. d. treue Eckart . . . . . II.
Tarnkappe III
Tanzwüthige . III. 211
Tebrites . . . . .
Tell III
Tempelſtätten . . I. 3
Teufel I. 58. 183. II. 32.
Teufelsſagen . . . III
Theagenes u. Chariclea, Volksbuch . . . II
Theeneſt, St. . . .
Theophraſtus Paracelſus II
Thierbuch III
Thierfabel . . . II. 9
Thiere in Wappen .
Thieropfer . . . .
Thiermärchen . . .
Thierſage . . I. 257.
Thorr . . I. 39. 207
Thrymskvidha, Ged. .
Thüringer . . . .
Thusnelde . . . .
Tilleda III

Seite
Titurel, Ged. I. 243. II. 5. III. 179
Tochter, des Reußenkönigs, Märe . . . II. 49
Todaustragen . . . I. 67
Todaustreiben . . . I. 68
Todtenglocken . . . III. 214
Todtenuhr . . . . I. 136
Texas . . . . . I. 92
Traumglaube . . . I. 148
Trimberg, Hugo von, Dichter . . . . II. 7
Triſtan, Ged. . . . II. 5
Triſtan und Iſalde, Volksb. . . . . II. 89
Troſtbüchlein, podagramiſch . . . . . II. 147
Trud, die . . . . III. 121
Truthina . . . . I. 57
Turnei, der Frauen, Märe . . . . . II. 29
Tyr . . . . . . I. 40
Ulfilas . . . . . I. 229
Ulrich, St. . . . . I. 250
Urſpringen . . . . I. 78
Uſpier . . . . . I. 192
Valkyren . . . . . I. 56
Vandalen . . . . I. 193
Venus, Frau . . I. 52. 89
Verſinken, das, in Waſſer und Erdboden . . III. 121
Virgilius, Zauberer, Volksb. . . . . II. 121
Vitus St. . . . . . I. 250
Vögel . . I. 124. II. 9. 170
Völker, einwandernde III. 38
Wärwolf, Werwolf . I. 123
Waſeln, das . . . . I. 85

Seite
Waſthrudhnismal, Ged. I. 204
Wagner, Chriſtoph . III. 129
Wagner, Chriſtoph, Volksb. . . . . II. 125
Wagner, Richard . . III. 179
Waiſe . . . . . . I. 91
Waldſeinen . . . . III. 57
Waldina . . . . . . I. 57
Waldis, Burkhard, Dichter . . . . II. 20
Walpurgis . . . . I. 163
Walther v. Aquitanien, Ged. . . . . I. 240. 241
Walvater . . . . I. 22
Wappen, redende, II. 158. 178
Wartburgkrieg, Ged. II. 6
Waſſer . . . . . I. 77
Waſſercult . . . . I. 79
Waſſermummel . . . III. 97
Watzmann . . . . I. 58
Wechſelbalg . . III. 97. 106
Wegtamskvidha, Ged. I. 207
Welf . . . . II. 167. 168
Welle, Werre . . . I. 49
Wellenmädchen . . . I. 43
Weltchronik, Ged. . . II. 5
Wettenburg a. M. . III. 213
Wettin . . . . . III. 176
Wichtelpfennige . . III. 112
Widukind, Wittekind III. 65. 176. 187
Wigalois, Ged. und Volksbuch II. 5. 100. 119
Wigamur, Gedicht . II. 5
Wihte . . . . III. 81. 90
Wind . . . . . . I. 84
Winiler . . . . . I. 192

Seite
Winkelried . . . . III. 194
Winterfeſte . . . . I. 73
Wölundarkvitha, Ged. I 214
Wöluspa, Ged. . . I. 202
Wolf, Wölfe I. 121. III. 27. 29
Wolfſindis, St. . . I. 252
Wunder . . . . . II. 205
Wunderblume . . . I. 109
Wunderbrunnen . . III. 16
Wunderzeichen . . . II. 150
Wünſche, die drei,
Märe . . . . . II. 36
Wünſchelruthe . I. 37.
Wunſch, Wünſchel-
weiblein . . . . I.
Wuotan I. 30. 41. III. 8
Zauber . . . . . II.
Zaunkönig . . . . I.
Zigeuner . . . III. 45.
Zio . . . I. 40 III.
Ziza . . . . . . I.
Zwerge . . . III. 102.
Zwiſchenreich . . . III.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Seite
98

37
6 ff.
205
129
210
74
54
113
117

Dr. Johann Matthäus Bechſtein

und die

Forſtacademie Dreißigacker.

Wenn man die Weltgeſchichte nicht mit Unrecht das tiefſinnigſte und erhabenſte Gedicht nennt, ſo darf man auch behaupten, daß die treue Lebensbeſchreibung eines nicht ganz gewöhnlichen Menſchen, welchem die Vorſehung die volle Entwickelung ſeiner natürlichen Gaben auf Erden vergönnte, nicht blos die mannichfaltigſte Belehrung gewähre, ſondern auch einen eigenthümlichen Reiz in ſich trage, der dem beſten Roman und jeder Dichtung abgeht. In dem Bereiche der Anſchauung des wirklichen Lebens bedarf es keiner täuſchenden Vermittlung der Phantaſie; die Handlung, der Charakter liegen klar vor den Augen und befriedigen die Wahrheitsliebe des Leſers.

Georg Wilhelm Keßler,

in der Vorrede zum Leben Ernſt Ludwig Heims.

D. Joh. Matth. Bechſtein.

Dr. Johann Matthäus Bechſtein

und die

Forſtacademie Dreißigacker.

Ein

Doppel-Denkmal

von

Ludwig Bechſtein.

Meiningen,
Verlag der Herzogl. Hofbuchhandlung von Brückner & Renner.
1855.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

Seiner Hoheit

GEORG,

Erbprinz zu Sachſen-Meiningen und
Hildburghauſen ꝛc. ꝛc.

Herzog zu Sachſen,

unterthänigſt gewidmet
von
dem Verfaſſer.

Einleitendes Vorwort.

In den Worten des drüben ſtehenden Motto's, die eine der anziehendſten Lebensbeſchreibungen neuerer Zeit eröffnen, iſt mein ganzes Glaubensbekenntniß im Bezug auf die vorliegende Biographie klar ausgeſprochen.

Längſt war es mir Wunſch und Vorſatz, eine umfaſſende, treue Lebensſchilderung Johann Matthäus Bechſteins auszuarbeiten. Den Beruf zu einem ſolchen Unternehmen fühlte ich in mir ſelbſt, in dem dankbaren Andenken an den Mann, der mir Vater und Wohlthäter wurde, und in einer dauernden Verpflichtung; nicht minder in einem langjährigen perſönlichen Zuſammenleben mit ihm, wie ſpäter in einem ungetrübten kindlichen Verhältniß zur Wittwe des Verewigten; die Befähigung aber wurzelte in dem Beſitz zahlreicher nachgelaſſener und ſonſt zu Gebote ſtehender Materialien, welche geſtatteten, ein klares und umfaſſendes Lebensbild zu entwerfen, ein Buch, nicht für müßige Unterhaltung, ſondern für den denkenden Ernſt — ein Buch für Männer.

Die Forſtacademie zu Dreißigacker, in das Leben gerufen durch den Herzog Georg zu Sachſen-Meiningen, war Bechſteins geiſtige Schöpfung; mit ihr war ſein Leben auf das innigſte verwachſen, ihr widmete er ſeine beſten Kräfte; darum iſt ſeine Biographie von der Geſchichte dieſer Academie ganz unzertrennlich; er war ihre Seele, ſein Tod war für ſie der empfindlichſte Verluſt.

Es kam die Zeit, wo nach langem Siechthum, herbeigeführt durch Zeitverhältniſſe und mancherlei Anderes, das Leben dieſer einſt weit berühmten, nützlich wirkſamen Wiſſenſchaftsanſtalt erlöſchen mußte, und dieſer Umſtand dürfte wohl jedem Unbefangenen wichtig genug erſcheinen, das Beſtehen und Wirken der Forſtacademie von ihrem Urſprung an bis zu ihrer Aufhebung am 18. October 1843 in einem überſichtlichen Bilde vorübergeführt zu erblicken, wie wäre aber ein ſolches Bild möglich, ohne Bechſteins näher zu gedenken?

Ueber 350 Zöglinge hatten bis zum Todestage Bechſteins, 1822, die Academie beſucht, und in zwei Jahrzehnten, die in eine bewegte und verhängnißvolle Zeit fielen, war reicher Saame der Wiſſenſchaft, der Lehre, der Anregung zum Guten und Tüchtigen, ausgeſtreut worden. Noch leben Viele von denen, die dort ſich ausbildeten für den Beruf und Wirkungskreis ihrer Zukunft, und von dieſen ſegnen wohl die Meiſten noch dankbar Bechſteins Andenken, erinnern ſich gern der zu Dreißigacker verlebten Zeit.

„Zu ſpät!“ höre ich dennoch ausrufen. „Von Denen, die Dreißigacker in jener Zeit beſuchten, ſchlafen Viele längſt den ewigen Schlaf, Andere wählten andere Berufskreiſe; Manche verarmten, Manche ſind theilnahmlos, und Manchen ſogar iſt die Erinnerung keine freundliche.“ — Dieß alles konnte mich nicht hindern, der inneren Stimme zu gehorchen, die mich antrieb, dieß Buch zu ſchreiben, was Niemand außer mir zu ſchreiben vermochte, und ehe es wirklich zu ſpät war. Es iſt aber nie zu ſpät, Schönes zu beginnen, wie Goethe ſagt, der unter dem Schönen wohl nicht das äußerlich Glänzende, ſondern vielmehr das innerlich Tüchtige verſtand, und durch das wohlgewählte Beginnen andeuten mochte, daß das Vollenden nicht in unſere eigene Macht gegeben iſt, ſondern in höheren Händen ruht.

Weder erwarten noch fürchten die Leſer dieſes Buches im Bezug ſowohl auf J. M. Bechſtein, als auf die Forſtacademie einen Panegyrikus. Das Andenken des in Wahrheit verdienſtvollen Mannes bedarf eines ſolchen nicht, und wie friſch und lebendig auch ſein theures Bild in meinem Innern ſteht, obſchon abermals über drei Jahrzehnte ſeit Bechſteins Hinſcheiden verrauſchten, ſo ehre ich ſelbſt den Unvergeßlichen am Meiſten zu ſehr, als daß ich mit den Farben unwürdiger Lobrednerei jenes Bild in der Erinnerung auffriſchen möchte.

Die Academie iſt der Geſchichte anheimgefallen als ein Beſtandgehabtes, Vergangenes. In die kleinen Einzelheiten ihres Lebens einzudringen, ihr Werden, Blühen und Abſterben hier noch ausführlicher zu entwickeln und darzulegen, als es geſchehen, kann von Billigdenkenden, die Sachlage richtig Erwägenden nicht gefordert werden. Ich ſtelle ihr Lebensbild nur in Umriſſen hin, gleich einer hellen Aureole, die ein verehrtes Haupt umleuchtet.

Bechſteins redliches Streben, ſeine äußerſt vielſeitige Thätigkeit als Erzieher, als Director der Forſtacademie, als Naturforſcher, als Schriftſteller, als Cameraliſt, als tüchtiger Menſch und Mann im vollſten Sinne des Wortes — ſichert im Voraus dieſem Buche die Theilnahme gebildeter Leſer aller Stände, nicht blos die des forſtmänniſchen Publikums.

Ich ſchmeichle mir, daß dieſes Buch Theilnahmewerthes enthalten ſoll für den Naturfreund mehr als für den Naturforſcher, und doch wird auch dieſer letztere manchen Blick in die Geſchichte des Werdens und der Entwickelung ſeiner Wiſſenſchaft, ehe ſie den heutigen Standpunkt gewann, nicht ungern thun; für den Forſtmann, wie für den practiſchen Jäger; für den Pädagogen und Schulmann, für den Schriftſteller und für den Buchhändler, denen beiderſeits ein ſo bedeutendes und vieljähriges Wirken mit ſeinen mannichfachen Leiden und Freuden zu überſchauen, anziehend erſcheinen dürfte. Ein Leſer wird dieß, ein anderer jenes im Buche als ſeinen Antheil weniger in Anſpruch nehmendes überſchlagen, ohne deshalb mit dem Autor zu rechten, der gern Alle befriedigen möchte.

Alle bereits vorhandenen kleinen Biographien Bechſteins, z. B. die in Laurops und Fiſcher's Sylvan 1815, in des Freiherrn Lupin von Illerfeld Biographien 1826, in den verſchiedenen Ausgaben des Brockhausſchen Converſationslexicons, in der Biographie universelle ancienne et moderne, Supplement T. LVII. Paris 1834 und Andere ſind zum Theil ſehr lückenhaft oder enthalten Unrichtigkeiten, welche nun ihre Berichtigung finden.

Daß mir ein reichhaltiges Material zu Gebote ſtand, lehrt der Augenſchein; darunter befand ſich der größte Theil des Briefwechſels mit Buchhändlern, nicht unanziehend im Bezug auf den Stand der literariſch-merkantilen Verhältniſſe ſeiner Zeit und die Trümmer eines leider nach Bechſteins Tode arg vernachläſſigten, aber immer noch ungemein reichhaltigen Briefwechſels mit Freunden, Bekannten, Gelehrten, ſowie mit vielen Vätern der Zöglinge des Inſtituts zu Waltershauſen, der Forſt-Academiker, endlich zahlreiche Entwürfe forſtwiſſenſchaftlicher und cameraliſtiſcher Ausarbeitungen, Entwürfe in Angelegenheiten der Academie, Decrete, Diplome und für die Geſchichte der Academie ſelbſt wurden mir mit dankenswerther Bereitwilligkeit jene dieſelbe betreffenden Acten in den herzogl. Regierungs- und Kammerarchiven, dem academiſchen Archiv ꝛc. durchzuſehen und auszuziehen geſtattet, freilich wurde aber auch durch letzteres eine Friſt angelegt. Ich habe einestheils dadurch, anderntheils durch die Rückſichtnahme auf die Erzielung eines möglichſt billigen Preiſes dieſes Buches an dem längſt vollendeten Manuſcript, welches ſehr umfangreich geworden war, bedeutend kürzen müſſen, doch der Hauptſache nach nur briefliche Mittheilungen, Reden und Auszüge ausgehoben, nebſt einigen vielleicht überflüſſigen Herzensergießungen über die Todesgräber der Forſtacademie und kümmelkornſpaltende Sparſucht. Da indeß der vorgeſteckte Raum dennoch überſchritten wurde, mußte das Subſcribentenverzeichniß wegfallen, dafür empfangen die verehrlichen Käufer das Bildniß als Gratis-Beigabe.

Eine kurze nicht vollendete autobiographiſche Schilderung, welche der Biographie in Laurops und Fiſchers oben angeführtem Taſchenbuch zum Grunde lag, und in Andere überging, von Bechſteins eigener Handſchrift, deutet, wie auch dort im Sylvan für 1815. S. 4 ausgeſprochen iſt, ſeine Abſicht an, eine ausführliche Selbſtbiographie zu hinterlaſſen, an deren vollſtändige Ausarbeitung er jedoch nie gekommen zu ſein ſcheint. So kurz aber auch jene Schilderung iſt, ſo wichtige Fingerzeige giebt dieſelbe auf einige Hauptmomente ſeines Lebens, weshalb ich ſie der Biographie einzuweben für gut erachtet habe.

Wie anziehend und lehrreich auch der Bildungsgang des Jugendlebens eines begabten Mannes iſt, dem volle Entwickelung ſeiner Fähigkeiten und Seelenkräfte vergönnt ward, ſo durfte ich bei der Schilderung deſſelben doch nicht allzulange verweilen, um dieſes Buch nicht noch umfaſſender zu machen. Ich durfte den Reiz der Blüthe nicht zergliedern, da ich die Frucht beſchreiben wollte, die der Welt und der Wiſſenſchaft zu Gute gekommene Thätigkeit des Mannes. Komme ich im Verlauf des Buches auch auf mich ſelbſt zu ſprechen, wie das nicht anders ſein kann, ſo geſchieht es nicht mir, ſondern Ihm zur Ehre, zu dem ich nächſt meinem ſpäteren, innigſt verehrten fürſtlichen Wohlthäter und Herrn, dem regierenden Herzog Bernhard zu Sachſen-Meiningen und Hildburghauſen — dankbar wie zum guten Genius meines Lebens aufblicke bis an das Ende meiner Tage.

Meiningen, am 11. Juli 1854

Ludwig Bechſtein

I.

Die Jugendjahre.

Johann Matthäus Bechſtein wurde geboren am 11. Juli 1757, Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr, zu Waltershauſen, einer freundlichen Herzogl. S. Gothaiſchen Thüringerwaldſtadt, dicht am Fuße der nördlichen Gebirgsabdachung. Seine Aeltern ſtammten aus dem eine Stunde von Waltershauſen entlegenen Dorfe Langenhain, wo noch viele Träger des Namens Bechſtein wohnen.

Der Vater, Andreas, war 1727, den 7. März, geboren, und der dritte Sohn ſeiner Aeltern: Sebaſtian und Anna Eliſabeth Bechſtein. Sebaſtian war Hufſchmied in Langenhain, und wählte ſeinen Bruder Andreas, Viehhändler daſelbſt, zum Taufpathen ſeines dritten Sohnes. Der älteſte Sohn, Johann Sebaſtian, lernte das Gewerbe ſeines Vaters, wurde zünftiger Meiſter des Huf- und Waffenſchmied-Handwerks, und bei dieſem lernte nach bereits erfolgtem Tode beider Aeltern denn Andreas daſſelbe Handwerk. Er trat ſeine Lehrzeit ſpät, erſt 1748, an, und begab ſich nach deren Vollendung auf die Wanderſchaft, die er über Deutſchlands Grenzen ausdehnte. So arbeitete er unter anderem ein Jahr lang zu Aubonne, ohnweit des Genfer-Sees, von wo aus er nach Deutſchland und in ſeine Heimath zurückkehrte, zünftiger Meiſter wurde, und ſich am 1. Juni 1756 mit der Jungfrau Katharina Eliſabetha Kaiſer verheirathete.

Sie war geboren den 7. December 1736. Beider Kinder waren: 1. Johann Matthäus, 2. Johann Wilhelm, geboren den 9. Februar zwiſchen 10 und 11 Uhr, 1760. Dieſer Sohn ſtarb als ein Knabe von 13 Jahren, 4 Monaten und 8 Tagen, den 8. Juni Morgens 8 Uhr, 1774. 3. Johann Balthaſar, geboren den 2. Juni, Morgens 2 Uhr, 1766, und den 2. September Abends 7 Uhr wieder geſtorben, alt 13 Wochen und 1 Tag. Der Vater Andreas ſtarb den 30. Mai 1799 Morgens 2 Uhr an einer Lungenentzündung. Die Mutter überlebte den Sohn und ſtarb erſt im Jahr 1824.

„Mein Vater", ſchrieb J. M. Bechſtein ſelbſt: „war ein Mann, der, obgleich von geringer Herkunft, doch eine nicht geringe Bildung hatte. Seine müßigen Stunden füllte er mit der Lectüre geiſtreicher Bücher, z. B. Klopſtocks Meſſias, aus, dabei war er ein leidenſchaftlicher Jäger, fleißiger Beobachter und großer Liebhaber der Natur, der z. B. ohne Anleitung die Geſchlechtstheile der Pflanzen kannte, und den es in ſeinem höheren Alter noch ſchmerzte, daß er wegen des frühen Todes ſeines Vaters nicht hatte ſtudieren können."

Was Wunder alſo, daß ſein Sohn Liebhaber der Wiſſenſchaften und ein noch leidenſchaftlicherer Jäger und Forſcher der Natur wurde! Schon in ſeiner früheſten Jugend war es daher ſein Liebſtes, mit Jägern und Jagdliebhabern und mit ſeinem Vater auf die Jagd zu gehen, und wenn dieß nicht ſein konnte, ſo ging er doch in freien Stunden im Walde ſpazieren, um nebenbei merkwürdige Naturalien aufzuſuchen, oder nach der Heckezeit, mit dem Blaſerohre Vögel zu ſchießen. Er kannte daher ſchon, ehe er das Gymnaſium zu Gotha beſuchte, welches in ſeinem vierzehnten Jahre erfolgte, bereits alle Säugethiere, Vögel, Amphibien, Inſecten, Gewürme und die Pflanzen, die in einem Umkreis von etlichen Meilen um ſeinen Wohnort lebten und grünten, ſo auch z. B. die Zwitterbegattung der Schnecken und ihre Liebesſpiele, von denen ſeine Lehrer der Naturgeſchichte auf dem Gymnaſium noch nichts wußten."

Seine Erziehung war ſtreng, ſein erſter Unterricht mangelhaft. Die autobiographiſche Skizze gedenkt mit wenigen Worten und nur andeutend der Parforcedreſſur an ihm durch ſeinen Vater, und der Plätzer-Methode in der Stadtſchule zu Waltershauſen, deren Conrector nichts weniger als ein Peſtalozzianer geweſen.

„Die einfältigſten, eilfjährigen Schuljungen mußten z. B. die griechiſchen Conjunctionen lernen und der Conrector ließ die verſchiedenen Tempora nach einer Melodie abſingen, zu der er mit der Ruthe oder dem Lineale den Takt ſchlug.“

Der Vorliebe für Wald und Feld, für die Reize der Natur und die Freuden der Jagd ohnerachtet, mußte die Schule fleißig beſucht und jeder Aufgabe genügt werden, obſchon es an manchem Hülfsmittel gebrach, das in größern Städten und in unſern Tagen auch in den kleineren Orten den Unterricht erleichtert und die Fortſchritte der jungen Lernenden befördert. Was damals in dieſer Beziehung mangelte, mußte eiſerner Fleiß erſetzen.

Auf den Fleiß ſeiner Knabenjahre blickte noch im ſpäten Mannesalter Bechſtein mit Wohlgefallen zurück. Lebhaft erinnert ſich der Herausgeber eines Abends, als er ſich Unzufriedenheit und heftige Worte des Pflegevaters wegen Mangel an Schülerfleiß zugezogen, nach denen Bechſtein das Zimmer verließ und bald darauf mit einem ziemlich ſtarken Quartbande wiederkehrte, den er auf den Familientiſch legte und aufblätterte.

„Guck“! dies ſchrieb und malte ich als Junge von elf Jahren!“ ſprach er: „und da gab es für mich keine gezogenen Federſpulen, keine Tinte, keine Farbenkäſtchen; ich mußte ſelbſt ſehen, wie ich zu Federn und Tinte und Farben kam; die Federn zog ich den Gänſen aus, und härtete ſie über Kohlen, die Tinte machte ich von Kienruß, und zu Farben preßte ich den Saft der rothen, gelben und blauen Waldbeeren.“

Dieſes Buch, das anzuſtaunen, ich mich damals mit thränenden Augen gezwungen ſah, iſt noch in meinem Beſitz, und ich blicke es mit ſtiller Verehrung an. Es iſt zur größern Hälfte voll ſteifer Nachbildungen ſteifer Vorſchriften, meiſt chriſtlich dogmatiſchen Inhaltes, mit künſtlich verzierten Initialbuchſtaben, und großen Kanzleiſchriftzeilen, darin eine Reihe voranſtehender Blätter immer unten den vollen Namen des elfjährigen Schreibers und den Monatstag enthält; nächſt dem iſt faſt auf jeder Seite eine geiſtliche oder weltliche Figur gezeichnet, oft ganz heterogen mit dem Inhalt der Vorſchrift. Die Tinte iſt oft bleich und ſchlecht, und entſpricht, wie die Färbung der Figuren der eigenen obigen Angabe, aber immer muß man den Fleiß und die Beharrlichkeit anerkennen, mit welchen der Knabe ſeiner Aufgabe zu genügen geſucht hat. Bald wird die eigene Phantaſie wirkſam: auf mehrern Blättern erſcheinen ſchon Vögel, ungleich beſſer in Stellung und Haltung gezeichnet, wie die menſchlichen Figuren, obſchon auf manche derſelben, die nach Vorlagen gezeichnet ſcheinen, beſonderer Fleiß gewendet ward. Namentlich gilt dieß von einer Reihe bibliſcher Frauen, die durch untergeſtellte Verſe erläutert ſind.

Die Zeilen werden mehr und mehr bunt, und die Initialen ſind mit den gerühmten Farben geſchmückt. Es wechſeln rothe, grüne und violette Schriften, Thiere, Pflanzen und Ungeheuer, Könige, Helden, und dazwiſchen Vorſchriften, deren Inhalt Perikopen auf Sonn- und Feſttage bilden. Dieſer fromme Inhalt hat nicht gehindert, daß einem erbaulichen Pfingſtmontags-Wunſch das Abbild einer Seiltänzerin gegenüber geſtellt wurde, mit der Unterſchrift **Esercizio salto delle file di Andrea Mosini Modenese.** Einige Male erſcheint auch die Geſtalt des Teufels, und einmal ſteht ein kecker Hanswurſt, vielleicht ſpäter eingezeichnet, vor einem Blatte mit der heiligen Dreieinigkeit. Den Beſchluß des Buches bilden lateiniſche Ueberſetzungen deutſcher Exercitienaufgaben; Reinſchriften, mit wenigen Correcturen.

Autodidact in vielem, bezog nun in ſeinem vierzehnten Lebensjahre Bechſtein das Gymnaſium zu Gotha, und über ſeinen Aufenthalt und dort genoſſenen Unterricht finden ſich ebenfalls einige eigenhändige Aufzeichnungen.

„Das Gymnaſium zu Gotha hatte damals gerade eine zweckmäßige Einrichtung durch den Director Geißler erhalten, ſo daß alſo nicht blos lateiniſch, griechiſch und hebräiſch docirt, ſondern auch wiſſenſchaftlicher Unterricht in der Naturgeſchichte, Phyſik, Mathematik u. ſ. w. ertheilt wurde. Hier lernte er (Bechſtein) nun die ſyſtematiſchen Namen des Naturreichs kennen und alles gehörig claſſificiren. Durch den guten Profeſſor **Gebhardt** erhielt er Unterricht in der Metaphyſik, und durch den Profeſſor und Inſpector des Gymnaſiums, den nachmaligen Hofrath und Profeſſor Voigt zu Jena, in der Phyſik und Mathematik. Dabei legte er ſeine Lieblingsneigungen nicht ab, ſondern auch dort mit Jägern und Jagdliebhabern befreundet, deren mehrere er ſchon in Waltershauſen kennen gelernt hatte, ging er mit auf manche Jagd, obſchon dieß den Gymnaſiaſten eigentlich verboten war." Seine Wohnung hatte er bei einem Büchſenmacher und Feuerwerker.

Des Vaters Wille beſtimmte den Sohn zum Studieren, allein obſchon erſterem die lebendige Neigung für waidmänniſche und Naturſtudien, die er ſelbſt ihm vererbt, nicht entgangen ſein konnte, ſo mochten doch Gründe ihn bewegen, darauf zu dringen, daß ſein Sohn Theologie ſtudiere, vielleicht weil dieſes Studium als billigſtes und ſpäter lohnendſtes, am erſten zu einiger Selbſtſtändigkeit führendes, angeſehen wurde. Es mußte daher der ganze Gymnaſialkurſus durchgemacht werden, und neben den alten Sprachen mit Einſchluß des hebräiſchen befleißigte ſich Bechſtein auch der Erlernung der franzöſiſchen und engliſchen Sprache, was er auf der Univerſität fortzuſetzen nicht unterließ. Daſſelbe war der Fall mit Zeichnen, mit Violine, wie mit Clavierſpiel und Geſang, was ihm bei ſeinen nachherigen Informationen und dem Lehramt in Schnepfenthal ſehr zu Statten kam, und noch ſeinen Lebensabend erheiterte, wenigſtens war dieß mit Geſang und Clavier der Fall; beſonders liebte er Chorale. Das Violinſpiel ſcheint er früher wieder aufgegeben zu haben, doch erſcheint noch in einem Haushaltungskalender von 1802 ein Poſten: „Violine zu repariren 1 Thlr." Er ſang gut und richtig.

II.

Studien.

„Von Oſtern 1778 bis Michaeli 1780 habe ich in Jena ſtudiert,“ ſchrieb Bechſtein in ſeine, noch im Beſitz des Verfaſſers befindliche Bibel. Alſo in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre, nicht im 20., wie die magere Biographie im Converſationslexicon (1822) und die von Unrichtigkeiten wimmelnde in der Pariſer **Biographie universelle**, ja ſelbſt die im Sylvan angeben, ging er zur Univerſität ab. Obige Worte ſcheinen aber in Jena ſelbſt in die Bibel geſchrieben worden zu ſein, denn aus einer Stelle ſeines, weiter unten zu erwähnenden, leider nur kurze Zeit und überhaupt kurz geführten Tagebuchs, wie auch den Zeugniſſen, geht hervor, daß er Jena 1781 erſt verließ, und daß ſeine Studienzeit daſelbſt mithin 7 Semeſter umfaßt hat.

Die Univerſität bot dem aufgeweckten lernbegierigen Jünglinge eine Fülle neuer Gegenſtände, die den Kreis ſeines Wiſſens erweiterten. Zum Glück brachte er ein reines Herz und einen durch Sittlichkeit geadelten Charakter mit auf die Hochſchule; er hielt ſich fern von rohen Zügelloſigkeiten, und legte bei aller Lebhaftigkeit ſeines Temperamentes, die ihn zum angenehmſten Geſellſchafter machte, doch ein geſetztes und ernſthaftes Betragen an den Tag, welches Urſache wurde, daß er manchen Unannehmlichkeiten entging, über die ſich viele ſeiner Kameraden, wie über nothwendige Studentenübel, zu beklagen hatten. Das Studium der Theologie wurde mit Eifer betrieben, „allein" ob ihm gleich Anfangs von ſeinem Vater verwieſen und unterſagt war, der Lieblingsneigung nachzuleben, ſo hörte doch einestheils ſein Umgang mit den Jägern daſelbſt auch nicht auf, und anderntheils hörte er bei den Profeſſoren **Wiedeburg** und **Suckow** nicht nur Phyſik und Mathematik, ſondern auch bei letzterem die Cameral- und Forſtwiſſenſchaft, und ſeine Vorliebe für Naturwiſſenſchaften bekam durch die ſchönen Cabinette und die nähere Bekanntſchaft mit dem damaligen Inſpector **Lenz** und ſeinem Univerſitätsfreund **Batſch** noch mehr Nahrung. Der Herausgeber bewahrt noch ein ſtarkes Heft in Quart von Bechſteins Hand auf, betitelt: „Naturgeſchichte von Herrn G. A. Suckow nach des Herrn Pr. Titius Lehrbuch," das mit großem Fleiß nachgeſchrieben iſt, und darin oft die Geſtaltungen der Naturkörper figürlich an den Rand gezeichnet ſind.

Die damals dem Kammerrath Suckow nicht einmal mehr bekannte Gegend, wo Jaspis-Achat bei Jena zu finden war, wurde bald wieder von Bechſtein entdeckt.

„In Jena wurde Bechſtein nun erſt mit der Literatur der Naturgeſchichte und den mit ihr verwandten Wiſſenſchaften bekannt, und es freute ihn immer, wenn er z. B. in den Vorleſungen über die Forſtwiſſenſchaft zu den vorgetragenen Theorieen die Belege in der Natur ſelbſt ſich dazu denken konnte; er wunderte ſich aber auch nicht wenig, daß ſchon ſo vieles, was er für neu hielt, entdeckt war, und faſt verdrüßlich war es ihm, daß manche mikroſkopiſche Verſuche, womit er ſich zu Hauſe und in Gotha vielfach beſchäftigt, und die er in Jena fortgeſetzt hatte, faſt alle ſchon in den bekannten Schäferſchen Schriften enthalten waren."

„Mit einigen Freunden, die wie er ihr Vergnügen mehr in den Werken und Schönheiten der Natur als in Trinkgelagen fanden, wurde die jenaiſche und umliegende Gegend durchſtreift und Bekanntſchaft mit ihren Produkten gemacht. Dabei wurde auch auf die Erlernung neuerer Sprachen viel Fleiß verwendet, da aber dieſe nebſt den Nebenſtudien viele Zeit in Anſpruch nahmen und Bechſtein doch kein gewöhnlicher

Theolog werden wollte, und daher ſelbſt Symbolik und Polemik unter den Augen des unglücklichen Danovs, der ihm ausgezeichnet gewogen war, mit nur wenigen ausgewählten Zuhörern ſtudierte, ſo mußte er freilich länger als andere die Academie frequentiren.“

„Obgleich Bechſteins Vater es nicht hatte verhindern können, daß der Sohn die Naturwiſſenſchaften weit mehr, als einem Theologen nöthig war, kultivirte, ſo verwies er ihm ſpäter das fortſtudieren derſelben doch nicht, ſondern freute ſich vielmehr, wenn der Sohn bei ſeinen Ferienbeſuchen ihn über ſo manches unterrichten konnte, und nur einmal zog der letztere ſich dadurch einen Verweiß des Vaters zu, daß er ſich mit der engliſchen Sprache ebenfalls vertraut gemacht, weil ein gewiſſer Rath Z. dem ehrlichen alten Bechſtein geſagt hatte, dieß ſei ganz unnütz, und von neueren Sprachen ſei außer der Franzöſiſchen keine zu erlernen nöthig.“

Aus einem noch vorhandenen ehrenvollen Zeugniß, welches der gelehrte Profeſſor **primarius** der Theologie **Dr.** Ernſt Jacob Danovius eigenhändig ſchrieb und unterſiegelte, geht hervor, daß Bechſtein, während ſeines academiſchen Lebens in Jena **inde a triennio et semestri**: Dogmatiſche, polemiſche, ſymboliſche und Moral-Theologie nebſt noch einigen andern Zweigen der theologiſchen Wiſſenſchaft gehört und ſtudiert hat.

Wohlbewehrt mit dem geiſtlichen Rüſtzeug kehrte nun der hoffnungsvolle junge Theologe in die Heimath zurück, zur Freude der Aeltern und Verwandten und meldete ſich bald darauf in Gotha zum Candidatenexamen. Dieſes erfolgte am 19. Jan. 1782 und mit dieſem Tage beginnt eine Reihe kurzer Aufzeichnungen in einem drei Finger ſtarken Quartband, welchen Bechſtein Merkwürdigkeiten von allerlei Art betitelte, aber dieſe nur äußerſt lückenhaft bis zum Jahr 1785 fortſetzte.

Schon vor dem von ihm wohlbeſtandenen Candidatenexamen hatte Bechſtein begonnen, Informations-Unterricht zu ertheilen, und zwar in der Familie des auf dem Herzoglichen Schloß Tenneberg dicht über Waltershauſen wohnenden Amtsvoigts Ritter.

Von Zeit zu Zeit predigte er in ſeinem Geburtsorte, auch in Friedrichrode und Mechterſtädt, und es war ihm kein geringes Vergnügen, zu denken, wie angenehm ſeinen Zuhörern in ſeinen Predigten die Beiſpiele aus den Waldungen und aus der Natur ſein möchten, welche auf jener Kanzel ganz unerhörte Dinge waren. Zu dieſer ſchönen Berufsübung waren ihm ſtillglückliche Tage aufgegangen. In der theuern Heimath mit Liebe weilend, wohnend in einem Bergſchloſſe mit unvergleichlich ſchönen Fernſichten, das umgrünt iſt von einer Waldflora, die in ähnlicher Reichhaltigkeit in Thüringen ihres Gleichen ſucht, und von Hainen und Wäldern umgeben, in denen faſt die ganze Fauna Thüringens heimiſch iſt, konnte es für den jungen Mann, deſſen reiches Herz der Natur ſo glühend und liebevoll entgegen ſchlug, kaum irgendwo einen anziehenderen Aufenthaltsort geben.

Den Winter widmete er fortbildender Lectüre, und es finden ſich unter den Büchern, die er als von ihm geleſen aufzeichnete, auch: J. W. Goethe's Schriften, Carlsruhe 1778.

Von den durch Bechſtein ausgearbeiteten und gehaltenen Kanzelvorträgen habe ich nur zwei überkommen; ſie zeichnen ſich durch Klarheit und Wärme bei einfachem Bau der Rede aus, und da auch ſein Körperbau höchſt ſtattlich, ſein Weſen freundlich und einnehmend war, die Natur ihn nicht minder mit einer lauten und volltönenden Stimme begabt hatte, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß er einen günſtigen Eindruck auf ſeine Zuhörer machte. Die aufbehaltenen Predigten durchweht der Geiſt ächt chriſtlicher Frömmigkeit, der Menſchenliebe, und die freudige Wahrnehmung des Gottesgeiſtes in der Natur, in den Wundern der Schöpfung.

Was ſeine ganze Seele durchdrang, wovon ſein unentweihtes Herz voll war, davon ging ihm auch an heiliger Stätte der Mund über, und es ſprach da freilich mehr der Freund und Kenner der Natur, als der gelehrte Dogmatiker.

Ich theile aus der einen Predigt einige Stellen mit: „O Du, der Du an allen Orten wirkſt," ſo beginnt der Eingang derſelben: „an allen Orten Deine Güte offenbareſt, allmächtiger und allgütiger Schöpfer, öffne uns doch die Augen, daß wir an allen Orten Dich erkennen, Deine Liebe, Weiſheit und Güte erkennen, Deine Gegenwart fühlen, und Dich preiſen mögen. Der Du Dich aller Deiner Werke erbarmeſt, allliebender Gott, unſer Vater! gieb uns doch Kraft, daß wir im Vertrauen auf Dich fortleben, froh leben, alle bangen Sorgen verbannen, und durch unſere Freudigkeit unſere Brüder ermuntern mögen, durch Freudigkeit Dich zu preiſen ꝛc.!"

„Wir dürfen, meine Freunde, nicht weit gehen, um uns zu überzeugen, daß die Welt ein Schauplaz der göttlichen Güte, und daß es Gottes Wonne ſei, allen ſeinen Geſchöpfen wohlzuthun. Die erſte Pflanze, die wir ergreifen, belehrt uns davon, daß ſie ſo ſchön gekleidet, mit ſo vielen Werkzeugen verſehen iſt, mit denen ſie ihre Nahrung an ſich ziehen kann, daß ſie ſich nothwendig nach ihrer Art wohl befinden muß. Wir dürfen nur auf das Betragen aller Thiere ſehen, ſo wird ihr Geſang, ihr Flug und hüpfen, ſo werden alle ihre Bewegungen uns belehren, daß ihnen wohl ſei, daß alſo ein unſichtbares Weſen da ſein müſſe, das ſeine Wonne im Wohlthun ſezt."

„O möchten wir doch ſtets auf das, was um uns herum vorgeht, aufmerkſam ſein, wir würden gewiß allenthalben die überall wirkende Güte Gottes erkennen, uns unſeres Daſeins mehr freuen, edlere Geſinnungen und ein herzlicheres Vertrauen zu Gott bekommen! Daher pflegt uns der große Lehrer, Jeſus Chriſtus, wenn er uns zu Gott erheben, wenn er uns unſere Geſinnungen veredeln, wenn er uns für unſere Pflichten thätig machen will, immer auf die Natur zu verweiſen, und uns zu ermuntern, ſie zu betrachten. Ich will euch heute, theuere Zuhörer, auf eine ſolche Ermunterung unſeres Erlöſers aufmerkſam zu machen ſuchen: Gott laſſe dieſe Betrachtung geſegnet ſein! Vaterunſer ꝛc."

„Text: Matthäus 6, V. 26 bis 30." (Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ꝛc.)

Gewiß, charakteriſtiſch genug!

Im Mai unterbrach eine angenehme Reiſe, die Bechſtein nach Altenburg zu einem nahen Verwandten machte, das geräuſchloſe ruhige Walten und Fortſtudieren auf Tenneberg.

Im October 1783 und Februar 1784 bekam Bechſtein neue Informationen in den Walterhäuſer Familien Orphal und Bonſe, und zeichnete im letztern Monat und im April die ſtrenge Kälte und lange Dauer des Winters von 1783 — 84 auf.

Es fanden ſich während der Candidatenzeit Bechſteins auch einige Anträge zu Predigerſtellen. Er notirte:

„Den 14. Juli (1784) bin ich nach Altenburg wiederum gereiſet, wo ich ſehr wohl aufgenommen wurde. Ich blieb bis zum 19. Auguſt aus. Hatte die Hoffnung, Pfarrer in Schönefeld bei Leipzig zu werden. Allein die Luft wehte nicht rein.“

Dieſer Anträge gedenkt auch die kleine Autobiographie mit den Worten: „Bald nach Beendigung ſeiner academiſchen Laufbahn wurden ihm zweimal Predigerſtellen angetragen. Aber die eine war in der Leipziger Gegend, wo nichts als Gras und Feldfrüchte wuchſen, und die er alſo um deswillen, weil er dort ſeinen Lieblingsneigungen ganz hätte entſagen müſſen, ausſchlug, die andere, welche er vielleicht angetreten hätte, wurde ihm durch eine unlautere Abſicht verleidet.“

In dieſer Zeit errichtete Chriſtian Gotthelf Salzmann ſein Erziehungs-Inſtitut zu Schnepfenthal, nur eine kleine halbe Stunde vom Schloſſe Tenneberg und Waltershauſen gelegen. Bechſtein machte die Bekanntſchaft des berühmten Pädagogen, und dieſer fand bald in dem kenntnißreichen jungen Mann einen willkommenen Gehülfen, den er als Lehrer der Naturgeſchichte und Mathematik anſtellte, wobei Bechſtein noch die älteren Zöglinge im Gebrauch des Schießgewehres unterrichten und üben ſollte.“ *)

Um jedoch mit um ſo größeren Nutzen an einem Philanthropin wirken zu können, wo es nicht blos galt, zu lehren und zu unterrichten, ſondern zu bilden und zu erziehen, eine Thätigkeitsrichtung, der Bech-

---

*) Daher in der franzöſiſchen Biographie das amuſante: Professeur d'histoire naturelle, de mathématiques et d'artillerie (!) à Schnepfenthal. (sic.)

ſtein ſich mit voller Seele hinzugeben bereit war, ſo bereitete er ſich auf den nun mit Entſchiedenheit gewählten Lebensberuf auf Salzmanns Rath durch eine pädagogiſche Reiſe vor, beſuchte eine Zeitlang das Philanthropin zu Deſſau und die [illegible] Erziehungsanſtalt zu Leipzig und machte ſich genau mit allen dortigen Lehrmethoden und Einrichtungen bekannt.

Mit dankbarer Geſinnung gedachte er ſpäter der freundlichen Begegnung der Pädagogen Rudolf und Bruns, Böttcher, Weiße und Neuendorf, wie der Gnade des würdigen Domherrn von Rochow.

Zugleich lernte er „die berühmten Jagden und Jagdmethoden kennen, und weilte mit v. Rochow 7 Wochen lang zu Reckahn, wo er nun fand, was ſein Herz wünſchte, einen erprobten Pädagogen, und eine ebenſo vortreffliche Jagd. In jenen flachen Gegenden fand er namentlich viele Sumpf- und Waſſervögel und erforſchte ihre Lebensart, wozu außer einigen nahen großen Teichen und entfernteren Seen die Ufer der auf weite Strecken ſeebreiten Havel volle Gelegenheit boten, und wo er Vögel entdeckte, die in ſeiner heimathlichen Gegend niemals oder doch nur höchſt ſelten an einigen größeren Teichen und dem jetzt ausgetrockneten Schwanenſee vorkamen.“ In der Heimath aber wurde das Studium der Ornithologie auf das eifrigſte und unermüdlichſte fortgeſetzt, und der Vögel Lebensart, Stimme, Flug, Neſterbau, Wanderzeit, Eier, Nahrung im Freien, wie in der Gefangenſchaft auf das eifrigſte beobachtet.

„Bei dem Unterricht in Schnepfenthal fand er bald, daß mit den gewöhnlichen Lehrbüchern über die Naturgeſchichte nicht auszukommen ſei, daß die einen blos für den academiſchen Unterricht paſſend, und die andern, z. B. die Raff'ſche Naturgeſchichte, zu tändelnd ſeien, und um dem Mangel abzuhelfen, arbeitete er ſelbſt, ſo wie auch für den Unterricht in der Mathematik die Lectionen aus, welche die Grundlagen zu mehreren ſeiner ſpäteren Schriften für Schule und häuslichen Unterricht geworden ſind.“

„Da er den erwachſeneren Zöglingen, welche ſich durch Fleiß und muſterhaftes Betragen ſo weit emporgearbeitet hatten, daß ſie den Orden des Fleiſches tragen durften, mit Feuergewehr umzugehen lehren mußte, ſo erhielt die alte Neigung für Jägerei und Forſtwiſſenſchaft neue Nahrung und die ſtets unterhaltene Lektüre guter darüber erſcheinender Schriften, der fortgeſetzte Umgang mit den, ſeinem Aufenthaltsort nahen Forſtmännern und Jägern, das Bekanntwerden mit ihrer Forſt- und Jagdbewirthſchaftung und ihre Behandlung der Wälder, die er durch eigene Anſchauung kennen lernte — machten ihm bald bemerklich, daß hier noch ein Feld offen ſei, auf welchem er der Wiſſenſchaft und dem Staate ſich nützlich machen könne.“

Im Bezug auf Ausſichten zu Predigerſtellen mag hier noch eine Anekdote ſtehen, deren Wahrheit mir von ſicherer Seite her verbürgt wurde.

Bechſtein war ſchon in Schnepfenthal thätig, als der Herzog von Gotha, Ernſt II., der es liebte, wenn ſeine Diener neben ihrer Fachwiſſenſchaft auch noch in andern Zweigen des Wiſſens bewandert waren, den Gedanken faßte, dem jungen Predigtamtscandidaten und Naturforſcher die Stelle des zweiten Predigers an der Herzogl. Hofkirche anzuvertrauen, deshalb ſollte derſelbe, ohne des Herzogs Abſicht zu kennen, eine Probepredigt in der Hofkirche auf dem Reſidenzſchloſſe Friedenſtein halten.

Dieß geſchah an einem Sonntag Nachmittag, an welchem große Tafel bei Hof war; der Herzog ſandte aber ſeinen Oberhofprediger in die Kirche, und konnte kaum die Zeit erwarten, bis derſelbe kommen und über den Aſpiranten ohne ſein Wiſſen Bericht erſtatten werde. Endlich erſchien der Oberhofprediger und trat mit den Worten vor den Herzog: „Euer Durchlaucht! Nichts wie Botanik!“

„Da wollen wir's doch ſein laſſen!“ antwortete der Herzog lächelnd, und es unterblieb eine Anſtellung, die ein zum Prieſter der Natur geweihtes und berufenes Talent zum Prieſter der Kirche geſtempelt hätte, ohne die Lorbeeren zu gewähren, die der heilige Hain der Naturwiſſenſchaft ſeinem Haupte in Fülle grünen ließ.

III.

Leben und Wirken in Schnepfenthal.

In ungemein reizender Gegend, auf einer Anhöhe mit heitern Fernſichten, an der letzten Abdachung des langgeſtreckten Rückens des Tenneberges hatte mit feſtem deutſchen Mannesmuth und unerſchütterlichem Gottvertrauen Ch. G. Salzmann den Aufbau des erſten Gebäudes ſeiner Anſtalt begonnen, und klein, wie ſo oft die Anfänge des Großen und Würdigen, war auch ſein Anfang. Er ſah den Bau ſich vollenden, ein Zimmer nach dem andern wohnlich werden, und es bedrängte die Frage ſein Herz, für Wen er denn nun gebaut habe? Außer der eigenen Familie und dem treuen Gehülfen Beutler aus Suhl hatte er von Deſſau nur einen Zögling mitgebracht, und fragte ſich jetzt bedenklich ſelbſt, ob er Zöglinge ſuchen ſolle noch auf andere Weiſe, als durch die gedruckte Ankündigung ſeiner Anſtalt, oder ob er Lehrer annehmen ſolle, ohne Zöglinge zu haben?

„Dennoch wählte ich" — dieß ſind Salzmanns eigne Worte: „nach vorhergegangener reiflicher Ueberlegung das letztere und verband mich, vors erſte, mit Herrn Bechſtein, der ſchon lange durch ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, dahin, daß er erſt einige Monate in des Domherrn von Rochow vortrefflichen Schulanſtalt, in der Deſſauiſchen Erziehungsanſtalt und in der Böttcherſchen zu Leipzig ſeiner praktiſchen Pädagogik noch mehr Vollkommenheit geben, und dann zu mir ziehen ſollte.“

Während Bechſteins Abweſenheit trat noch manche Bedrängniß und Verlegenheit an den wackern Salzmann heran, bis ſein Freund, der Fürſtlich Waldeckiſche Educationsrath Andre aus Hildburghauſen, der erſt nach Salzmanns Plane eine eigene Erziehungsanſtalt zu Arolſen gründen wollte, aber auch auf ungeahnete Schwierigkeiten ſtieß, mit ihm gemeinſchaftliche Sache machte, und mit Aufgebung ſeines Planes, nach Schnepfenthal zu ziehen und dem neuen Inſtitut fünf hoffnungsvolle Zöglinge zuzuführen, verhieß. Bei dem wirklichen Anzug Andres, der mit den Zöglingen erſt im Herbſt erfolgte, kam Herr Solger mit dem Vorſatze nach Schnepfenthal, auf ſeine Koſten dort zu leben, und zu ſeiner eigenen Uebung an Salzmanns Erziehungsgeſchäft Theil zu nehmen. Am erſten Juni kam mit zwei Zöglingen J. Chr. Guts-Muths aus Quedlinburg zu Salzmann, und auch mit dieſem verband ſich der letztere, daß er bleibe und lehre.

Im Juli kehrte Bechſtein von ſeiner Reiſe zurück; aus Waltershauſen ward noch ein Zögling der Anſtalt anvertraut, und mit getroſtem Muthe eröffnete Salzmann dieſe nun mit einer entſprechenden Feierlichkeit.

Was immer auch Wahres und Falſches von den den Philantropiſten abgeneigten Humaniſten gegen die Erziehungsinſtitute überhaupt geſagt worden ſein mag, das Salzmanniſche hat durch ein nun ſiebenzigjähriges Beſtehen die Richtigkeit der Grundſätze ſeines Gründers bewährt, weil es in dieſen treulich fortgepflegt wurde; hat die ungünſtigſten Zeiten überdauert, und daß es keine Philologen erzog, iſt, wenn dieß als ein Vorwurf gelten könnte, der Welt und dem Leben wohl nicht zum ſonderlichen Schaden gediehen.

Daß übrigens das gründliche Studium der lateiniſchen Sprache zu Schnepfenthal keineswegs vernachläſſigt wurde, beweiſt unter anderm die lateiniſche Abſchiedsrede des Zöglings C. C. Henri Marc aus Havre de Grace: De bonis Paedagogii Schnepfenthaliani oratiuncula. Praefatus est Chrn. Ludov. Lenz. Letzterer war aus Gera gebürtig, kam

1797 als Lehrer an die Anſtalt, und wurde ſpäter Salzmanns Schwiegerſohn.

Bechſtein befand ſich in dem liebreichen und traulichen Wirkungskreiſe des neuen Aufenthaltsortes ganz in ſeinem Elemente, und ſo wurde der Vorſatz in ihm zur Reife gebracht, das „Studium der Bibel fallen zu laſſen, und dafür ſich dem der Natur ganz und mit allen Kräften zu widmen.“

Auch in Schnepfenthal wurden einige Aufzeichnungen begonnen, allein nur wenige, und es ſcheint bald Luſt wie Zeit zur Führung eines Tagebuches gemangelt zu haben. Mit um ſo größerem Fleiße ſetzte er aber ſeine Auszüge aus naturwiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Werken und Zeitſchriften fort.

Hohe und anziehende Beſuchende wurden bemerkt; z. B. „heute war der Herzog, Herzogin, Prinz Auguſt, von Lichtenſtein, Frankenberg, Hartenberg, Frau von Lichtenſtein und Fräulein Tochter, von Goethe, Legationsrath Bode von Weimar, und der Statthalter von Erfurt, in der Gottesverehrung und im Senat, außer dem Statthalter von Erfurt, der nur in den Senat kam.“

Dieſer Statthalter war Carl Theodor Anton Maria von Dalberg, der hochberühmte treffliche Mann und Gelehrte, der ſein Haus zu Erfurt zu einem Tempel der Muſen erhob, der nach allen Wiſſenſchaftsgebieten hin den Blick der Theilnahme richtete, und Salzmann von Herzen hochachtete.

„Der Botanicus von Ziegenhain, Dietrich, kam und verließ uns am Sonnabend wiederum.“

„Es war der Herr Hauptmann von Wurmb mit ſeiner Familie und mit einem von Wohlzogen, der in Stuttgart auf der Ritteracademie erzogen worden, hier. Erſterer hat mit Göcking ein Frauenzimmerinſtitut errichten wollen“ u. ſ. w.

Salzmann war mit Bechſtein und deſſen Leiſtungen nicht nur äußerſt zufrieden, ſondern erhielt ihm auch lebenslänglich ſeine Achtung und Freundſchaft. Er ſprach ſich folgendermaßen lobend über Bechſtein aus:

„Herr Bechſtein aus Waltershauſen iſt beſonders wegen ſeiner Kenntniſſe in der vaterländiſchen Naturgeſchichte der Anſtalt ſehr nützlich. Da es eine Hauptidee in unſerm Erziehungsplane iſt, mit aller Erkenntniß uns erſt von innen heraus, von den allernächſten bis zu entfernteren Gegenſtänden fortzuarbeiten — da es eine zweite Hauptidee iſt, die Natur für unſere nächſte, erſte und allgemeine Lehrerin zu erkennen; ſo iſt es für uns gewiß ſehr wichtig, dieſe zwei Ideale unſeres Plans gleich durch die Beihülfe dieſes braven Mannes realiſiren zu können, der außer dem großen Vorzug, ein Hiergeborner zu ſein, noch Deſſau und Reckahn mit pädagogiſchen Augen geſehen und ſtudirt hat, und beſonders die Kunſt verſteht, recht populär und mit wahrem Intereſſe ſeine Kentniſſe mitzutheilen. Außerdem hat er noch die Anfangsgründe der Mathematik zu lehren übernommen, kommt uns auch mit ſeinen muſikaliſchen Talenten trefflich zu Statten, indem er nicht nur bei Gottgeweihten Verſammlungen unſern Geſang mit Inſtrumentalmuſik begleitet; ſondern auch die Zöglinge im Singen, Klavier und Violinſpiel unterrichtet.

Das Leben in Schnepfenthal geſtaltete ſich, wie allbekannt iſt, nach des Gründers und Direktors Plan und Willen zu dem einer großen durch Liebe, Freundſchaft und Hochachtung innig verbundenen Familie und dieſem Leben mangelten nicht die Freuden eines ſittlich-heitern Umganges und einer ſchönen Geſelligkeit, der die erfreuenden Künſte der Muſik, des Tanzes und auch der Poeſie nicht fern blieben. Salzmann verfaßte ſelbſt manches Lied für die Andachten und religiöſen Feierlichkeiten ſeines immer größer werdenden Familienkreiſes, und ſeine Mitarbeiter verſuchten zu niederem oder höherem Aufflug ebenfalls die Poeſieſchwingen.

Ein bekannter Spruch ſagt aus, jeder gute Kopf müſſe mindeſtens einmal in ſeinem Leben Verſe machen oder gemacht haben, wenn auch von guten Verſen dabei nicht die Rede iſt, und ungleich ſchöner und poetiſcher gab Uhland dieſer ziemlich allgemeinen Wahrheit Worte in ſeinem:

„Singſt Du nicht Dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang.
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.“

Auch Bechſtein ward in dieſem Sinne zum Dichter, und wenn die kleinen Lieder, mit denen er Andern frohe Stunden verſchaffen half und geſellig frohe Kreiſe belebte, auch nicht den Stempel des Genius an der Stirne tragen, ſo athmen ſie doch bei herziger Naivität ein reines Gemüth, eine edle Natur- und Menſchenliebe. Ihn ſelbſt habe ich der poetiſchen Richtung ſeiner Jugendjahre nie gedenken hören, und meines Wiſſens iſt nirgend etwas über dieſelbe zu öffentlicher Kenntniß gelangt.

Schon während ſeiner Informatorzeit hatte Bechſtein für die Kinder des Amtsvoigt Ritter, des Amtmann Orphal u. A. manchen kleinen Glückwunſch an den Geburtstagen der Aeltern verfaßt, ja mancher dieſer poetiſchen Verſuche wurde von ihm auch in Noten geſetzt; in Schnepfenthal, wo jeder Geburtstag der Angehörigen nicht unbeachtet vorüberging und zu einem kleinen Familienfeſt erhoben wurde, gab es häufige Veranlaſſung, das harmloſe und erfreuende Talent zu üben.

So wurde zur Geburtstagsfeier des auch bereits im Herbſt 1785 in Schnepfenthal angeſtellten Schreib- und Zeichnenlehrers Ernſt Chriſtian Schmidt aus Waltershauſen, eines Schülers von Oeſer, deſſen Treue, Thätigkeit und Ergebenheit an das Inſtitut Salzmann rühmlichſt gedenkt, von Bechſtein ein Gedicht verfaßt, aus welchem einige Strophen lauteten:

Die Vögel hüpfen Zweig zu Zweig
Und ſingen froh Dir vor;
Wie oft ſteigt dann dein Lied zugleich
Entzückt mit ihrem Lied empor.
Du fühlſt, wie Weſtwinds linder Hauch
Den ſchwülen Mittag kühlt,
Indem er hier mit Blum' und Strauch
Und dort mit Silber-Aehren ſpielt.

Du ſiehſt bewundernd die Natur,
Die vor Dir offen liegt,
Bewundernd Gott in Wald und Flur,
Im Wurm, der ſich im Staube ſchmiegt.

Salzmann empfing auch einmal ein Geburtstagsgedicht, daraus die Strophen:

Kränzt ſein Haupt mit Immergrün
Und mit ſchönen Nelken,
Pflückt ihm Veilchen, weil ſie blühn,
Da ſie bald verwelken.
Manches liebe Veilchen blüh'
Unſers Vaters wegen,
Manche Roſenwange glüh'
Heute ihm entgegen.
Jeder ſing': ſo lang ich bin
Soll er mein ſich freuen,
Blumen laßt uns vor ihm hin
Auf den Weg ihm ſtreuen.

den Geiſt kündeten, der den Director und die Lehrer der Anſtalt beſeelte.

Im Jahr 1786 gründete Andre in Verbindung mit ſeiner jungen Frau auch ein Inſtitut für weibliche Zöglinge in Schnepfenthal, das ſich bald zur Blüthe hob, obſchon daſſelbe ſpäter wieder einging. Aber noch 1788 ſchilderte Andre in einem Buche: Kleine Wanderungen und größere Reiſen der weiblichen Zöglinge zu Schnepfenthal. Leipzig, Cruſius, ſolche Reiſen und führt darin einen Freund aus der männlichen Erziehungsgeſellſchaft — nämlich Bechſtein unter dem Namen Finkenſtein, treu charakteriſirt, redend und die Kleinen belehrend, auf.

Zu den Familienfeſten, welche den Schnepfenthäler Kreis belebten, wurden auch befreundete Nachbarn hinzugezogen, namentlich war dieß bei den kleinen Bällen der Fall. Zu Ibenhain wohnten zwei junge Mädchen unter dem Schutze einer Tante, der Wittwe des Paſtor Förtſch aus Bergedorf bei Hamburg, Johanne und Auguſte Carſten, welche öfters in jene Kreiſe eintraten, ja auf Andre's Wunſch zog Auguſte als eine freundliche Gehülfin, die ſelbſt noch lernend manches Andere zu lehren verſtand, ganz in ſein Haus.

Der Jungfrau Auguſte Carſten Schönheit, ihre Herzensgüte und ihr ſittlicher Werth wurden von Bechſtein am tiefſten empfunden; er fand Erwiderung ſeiner Neigung und ſo wurde ſie ſeine glückliche Braut, ſeine treue Hausfrau. Die Verbundenen richteten ihre kleine Wirthſchaft in dem Dorfe Ibenhain, ſpäter in Rödchen ein, das dicht unter Schnepfenthal liegt.

Zwei Jahre ſpäter verheirathete ſich auch die ältere Schweſter von Bechſteins Frau, Johanne, an den Dr. J. C. M. Reinecke, deſſen Bekanntſchaft ſie in Gotha bei ihrer Freundin Förſter gemacht, welche hernach die Gattin des 1790 in Schnepfenthal angeſtellten Herrn Le Roux-Laſſerre wurde. Dieſer letztere iſt in Meiningen als Herzoglicher Legationsrath und Lehrer der franzöſiſchen Sprache geſtorben. Dr. Reinecke, Bechſteins Schwager, war eine Zeitlang auch ſein Gehülfe als Lehrer am Inſtitut auf der freien Kemnotte, von welcher unten ausführlich die Rede iſt, zog dann nach Weimar, arbeitete dort für das Bertuch'ſche Inſtitut und man hat von ihm mehrere gute Landkarten. Später wählte er Eiſenach zum Aufenthaltsort, und kam von da nach Koburg, wo er als Director des dortigen Gymnaſium Caſimirianum angeſtellt wurde, und als ſolcher am 7. November 1818 ſtarb. Er war ein ſehr guter Kopf, talentreicher Dichter, ſchrieb Eichenblätter oder Mährchen aus Norden, 3 Bändchen, Gotha, Perthes, 1793—96. Die Erde, oder Schilderung der Natur und Sitten der Länder und Völker, 2 Theile, Weimar und Berlin, 1803 und 1804, wie mehreres Andere, und es wird deſſelben noch öfter in dieſem Buche gedacht.

Neben der treuen Erfüllung ſeines Berufes als Lehrer der Salzmanniſchen Anſtalt begann nun Bechſtein die Entwickelung ſeiner nachmals ſo ſehr anerkannten und erfolgreichen literariſchen Thätigkeit. Die Anfänge derſelben kamen gar nicht zur Kenntniß des großen Publikums. Einen Verſuch über die Reitkunſt möchte ich wohl als erſtes ſelbſtſtändiges Product ſeiner Feder bezeichnen. Aus der überaus beſcheidenen Vorerinnerung und Vorrede dieſes verſchollenen Büchleins, das nur als Manuſcript gedruckt wurde, und deren erſte ich hier folgen laſſe, iſt dies zu ſchließen.

Vorerinnerung.

„Sollten dieſe wenigen in Eil und flüchtig aufgeſetzte Blätter mehrern bekannt werden als denen, welchen ſie ihre Entſtehung zu danken haben, oder wohl gar des unverdienten Glücks gewürdigt werden, durch irgend eine Buchhandlung ins Publikum zu kommen, ſo muß ich, um ſie aus dem gehörigen Geſichtspunkt beurtheilen zu können, erinnern, daß ſie blos einigen Freunden gewidmet ſind, denen ich nützlich zu ſein wünſchte, und welche ich des beſchwerlichen Abſchreibens überheben wollte. So wenig ich mich, aus Achtung für das Publikum, demſelben als Schriftſteller aufdringen möchte, und ſo ſehr ich fühle nur für wenige geſchrieben zu haben; ſo ungern möchte ich doch verkannt, oder falſch beurtheilt ſein."

Bechſteins übrige ſchriftliche Ausarbeitungen für den Druck beſchränkten ſich zunächſt auf Beiträge in Zeitſchriften. So rührt der Aufſatz: Von Verfertigung der Flintenſteine, im Magazin für Frauenzimmer 1786. S. 260—68 von ihm her, und in Salzmanns, Hermes und Fiſchers Beiträgen zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes (1787) Bd. 2. St. 1. S. 214 bis 228 die Beſchreibung des Rekabniſchen Gottesdienſtes. Nicht minder ſchrieb er alle naturhiſtoriſchen und ökonomiſchen Artikel in die erſten 4 Jahrgänge von Salzmanns Wochenſchrift: Der Bote aus Thüringen, 1788—1792. In Salzmanns Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde gehört ihm der Artikel: Vom Gebet, im 7. Bändchen, und der größte Theil des 8. Bändchens, das er mit Beutler und Guts Muths gemeinſchaftlich ausarbeitete. In Voigts Magazin für das Neueſte aus der Phyſik ſind Bd. 6. Stück 1. S. 53—72 die Artikel: Ueber den wahren Urſprung des fliegenden Sommers, und: Von den Kukuken in Teutſchland — von ihm. Im erſt angeführten Artikel wies Bechſtein zuerſt nach, daß der fliegende Sommer von kleinen Spinnen (Aranea obtextrix) herrühre, welche Erfahrung er im Anzeiger No. 95. 1792 beſtätigte.

In nützlicher Thätigkeit und in immer regem Fortſtudieren, dabei ein beglückter Gatte, lebte Bechſtein ſchöne arbeit- und genußreiche Tage, und auch die poetiſche Ader ergoß ſich noch, die aus dem Uebern der Liebe quoll. Ein noch erhaltenes Gedicht an ſeine Frau beweiſt ebenſo ſehr ſeine Zärtlichkeit, als ſeinen heitern Humor, und was ſeinem vollen und liebevollen Herzen entquoll, immer war es ein Nachhall jener Mutterſtimme der Natur, der er ſo innig lauſchte, und die er verſtand und deutete, wie Wenige.

An der gemeinnützigen Naturgeſchichte begann Bechſtein wahrſcheinlich ſchon 1786 zu arbeiten, denn das 96. Stück der gothaiſchen gelehrten Zeitungen von dieſem Jahr weißt mit folgenden Worten darauf hin:

Nachricht.

„Ein thüringiſcher Naturforſcher beſchäftigt ſich gegenwärtig mit der Ausarbeitung einer vaterländiſchen Naturgeſchichte. Er nimmt dabei zunächſt auf den Jäger Rückſicht, für den ſchon ſeinem Berufe nach Studium der Naturgeſchichte Bedürfniß iſt, und welcher nach einer zweckmäßigen Anleitung zu derſelben am eheſten im Stande wäre, dieſelbe zu berichtigen und zu bereichern. Doch wird es zugleich auch ſo eingerichtet werden, daß Jugendlehrer, die ſich nicht ſchon vorzügliche Kenntniß erworben haben, guten Gebrauch davon machen können. Der erſte Theil wird nächſtens im Druck erſcheinen, und außer der allgemeinen Naturgeſchichte noch die betreffenden Beſchreibungen der Säugethiere Thüringens enthalten.“ —

Die dem Thüringer eigenthümliche Heimathliebe war mit allen übrigen Nationaltugenden und Nationalſchwächen des Thüringer Volkes, aus deſſen Schooße Bechſtein hervorgegangen, ihm tief eingeprägt, und es beſchäftigte ihn lange Zeit der Gedanke, eine thüringiſche Fauna, wie eine Flora dieſes Ländergebietes vorzugsweiſe zu bearbeiten; daß er ſpäter davon abging, war wohlgethan, denn das Land lohnt die Heimathliebe ſeiner Söhne ſchlecht, und es wirken theils Geldmangel, theils Theilnahmeloſigkeit insgemein dahin, Bücher, die ſich vorzugsweiſe mit Thüringen beſchäftigen, kein Glück machen zu laſſen. Auch die in Bechſteins Schriften mehrmals verſprochene thüringiſche Ornithologie kam nicht zur Erſcheinung.

Das auf obige Weiſe im Voraus angekündigte Buch erſchien unter dem Titel:

> Gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands aus allen drei Reichen der Natur; ein Handbuch zur deutlichern und vollſtändigern Selbſtbelehrung beſonders für Forſtmänner, Jugendlehrer und Oekonomen.
>
> Erſter Band. Leipzig mit 17 Kupfern.

Salzmanns wackerer Verleger, Siegfried Lebrecht Cruſius, wurde auch der erſte Bechſteins, der mit ihm lange in Verbindung blieb.

Gleichzeitig begann in Gemeinſchaft mit André die Herausgabe der Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahre für Eltern, Hofmeiſter, Jugendlehrer und Erzieher. Zur Beförderung der anſchauenden Erkenntniſſe beſonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe, der Haus- und Landwirthſchaft. Braunſchweig, Schulbuchhandlung. 1790 – 1793. Vier Jahrgänge in 8 Theilen.

Dieſe Bände, von denen die drei erſten neue Auflagen erlebten, enthalten eine Fülle brauchbaren Materials, und trugen viel dazu bei, beiden Herausgebern ehrenvolle Namen zu machen.

Die Herausgeber widmeten den erſten Theil der naturforſchenden Geſellſchaft zu Halle, den zweiten dedicirte André ſeinem Freund, dem Pfarrer Georg Heim in Gumpelſtadt, der dritte wurde gemeinſam der Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt dargebracht, den fünften weihte André allein der ökonomiſchen Societät zu Leipzig und auch den übrigen Theilen ſtellte er Widmungen an verdienſtvolle Männer voran.

Beifall und Anerkennung blieben nicht aus. Unterm 5. Decemder 1789 unterzeichnete Leyſer als Präſes und Hegel als Secretair das „Aufnahmediplom des Herrn J. M. Bechſtein, Lehrer bei dem Erziehungsinſtitut in Schnepfenthal bei Gotha als auswärtiges ordentliches Mitglied der halliſchen Naturforſchenden Geſellſchaft."

Eine vielleicht kaum erwartete Ehre und Auszeichnung wurde Bechſtein dadurch zu Theil, daß er zum Gräflich Schaumburg-Lippiſchen Bergrath ernannt wurde Kraft folgenden Dekretes:

> Von Gottes Gnaden Wir Juliane Wilhelmine Louiſe verwittwete Fürſtin zu Schaumburg-Lippe, Vormünderin und Regentin, gebohrne Landgräfin zu Heſſen ꝛc.
>
> und
>
> Von Gottes Gnaden Wir Johann Ludewig Regierender Graf von Wallmoden-Gimborn, Mitvormund und Mitregent ꝛc.
>
> Beurkunden hiermit: daß Wir uns gnädigſt bewogen gefunden haben, den bisher bei dem Inſtitut zu Schnepfenthal als Lehrer ſtehenden Johann Mathäus Bechſtein aus Waltershauſen zum Gräflich Schaumburg Lippiſchen Bergrath dergeſtalt zu ernennen, daß derſelbe ſich dieſes Prädikats öffentlich bedienen möge, und in ſolcher Qualität von jedermann erkannt werde. Urkundlich haben Wir dieſes demſelben darüber ertheilte Patent eigenhändig unterſchrieben, auch daſſelbe mit Unſerm vormundſchaftlichen Regierungs Inſiegel beſiegeln laſſen. So geſchehen Bückeburg, 29. May 1790, und Schloß Gimborn, den 12. Junii 1790.
>
> Juliane verw. Fürſtin
> zu Schaumburg Lippe,
> Vormünderin und Regentin
> geb. Landgräfin
> zu Heſſen ꝛc.
>
> (L. S.)
>
> J. L. Gf. v. Wallmoden-Gimborn,
> Mitvormund
> und
> Mitregent.

Die Fürſtin Juliane von Schaumburg-Lippe war eine große Freundin der Wiſſenſchaften, und eine Gönnerin des Salzmanniſchen Inſtituts, wo ihr Sohn Georg, der 27. Zögling deſſelben, von 1789 bis 17. Juni 1794 ſich befand. Die Auszeichnung, die ſie Bechſtein angedeihen ließ, ward von ihm mit dankbarem Sinne empfangen, ſo wenig ſein gerader und von kleinlichen Eitelkeiten freier Charakter nach Titeln geizte. Nachdem 1791 der zweite Band der gemeinnützigen Naturgeſchichte Deutſchlands, welcher die Einleitung in die Naturgeſchichte der Raubvögel, Waldvögel und Waſſervögel enthält, mit 20 Kupfern, erſchienen war, widmete Bechſtein der hohen Gönnerin dankbar ergeben den erſten Theil des erſten Bandes ſeiner: Kurz gefaßten gemeinnützigen Naturgeſchichte des In- und Auslandes für Schüler und häuslichen Unterricht. M. K. Leipzig bei Siegfried Lebrecht Cruſius 1792. Bechſtein empfing neben einem goldenen Danke das folgende freundliche Schreiben der Fürſtin:

Wohlgebohrner,
Hochgeehrter Herr Berg Rath!

Ich hoffe, Sie ſind überzeugt, daß meine Geſchäfte und nicht eine Vergeſſenheit, oder irgend eine Gleichgültigkeit gegen Ihre mir gütigſt dedizirte Naturgeſchichte dieſe ſpäte Antwort auf Ihr lezteres Schreiben veranlaſſet hat.

Haben Sie auch nicht den Namen einer Kennerin, — ſo haben Sie doch den Namen einer warem Freundin der Naturgeſchichte vor Ihr ſchönes Werk geſezzet, und dieſes Werk wird gewiß nicht durch meinen Namen, ſondern dieſer vielmehr durch Ihr — dem ganzen Publikum ſo willkommenes Werk bemerkbar gemacht. Sie haben mir durch dies ſchöne Lehrbuch ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht, und ich bezeige Ihnen dafür durch anliegende Kleinigkeit einen Theil meines Dankes.

Mein Sohn Georg, der ſich ſehr geſund und wohl befindet, grüßet Sie und ganz Schnepfenthal. Ich freue mich ſehr über ſeine Munterkeit und gute Begriffe und glaube nicht, daß ihm ſein Aufenthalt hierſelbſt nachtheilig ſein wird. Alle Schmeichelei iſt von ihm entfernt, und die Liebe zu ſeinen Schweſtern mindert den Egoismus, den ich an ihm bemerke, und macht ſein Herz empfänglicher für ſanfte Empfindungen. Ich wünſche, daß diejenige Erkenntlichkeit für alles das Gute, was ihm zu Schnepfenthal erwieſen wird, recht lebhaft bei ihm werde.

Ich beharre immer mit Hochachtung
Ew. Wohlgebohren
dienſtbereitwillige
Juliane ꝛc.

Bükkeburg,
den 25. November 1792.

Die wiſſenſchaftliche und doch durch und durch praktiſche Weiſe, die Naturgeſchichte zu behandeln, verſchaffte Bechſtein zahlreiche Freunde und Gönner, nicht blos unter Fachgelehrten, ſondern namentlich auch unter dem Publikum deutſcher Jäger, Jagdfreunde, Forſtmänner, darunter Männer von ausgezeichneter Tüchtigkeit und hoher Stellung, wie ein v. Burgsdorf, v. Wangenheim, Reichsgraf Mellin, Borkhauſen u. A.

Bechſtein trat mit vielen Gelehrten und Naturforſchern in Verbindung und Briefwechſel. Auch Paſtor Goeze zu Quedlinburg gehörte zu den ihm nahe Befreundeten, wie der folgende Brief bezeugt, mit dem Goeze das Geſchenk ſeiner europäiſchen Fauna, Band 1 begleitete.

Quedlinburg, am 1. Junius 1791.

Da, liebſter Freund! haben Sie den erſten Band meiner europäiſchen Fauna. O! daß er doch ihren Wünſchen entſpräche! Der Plan kommt ziemlich mit dem Ihrigen überein, und es iſt wirklich die beſte und ſimpelſte Art, die Sachen zu behandeln, wie Linné ſchon in ſeinem **Amoenitat. academ.** gethan hat.

Der beigelegte zweite Theil des Cornelius iſt, nebſt meiner beſten Empfehlung, für Vater Salzmann. Bitten Sie ihn doch die beiden Betrachtungen von der Auferſtehung und meine Gedanken vom Abendmal, vorzüglich ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen, und ſchreiben Sie mir doch, was er davon geurtheilt hat.

In Ihrer Naturgeſchichte des Schweins hab' ich unter der Nahrung bemerkt, wie mir's ſcheint, daß eine kleine Verwechſelung des Kühnſchen Heerwurms, deſſen Larven ſich in eine Tipula verwandeln, mit der Erdmaſt oder den Larven einer Raubfliege, Asilus, deren Prozeß ich im Allerley aus der Erfahrung beſchrieben habe, vorgefallen iſt.

Die Erdmaſt, oder die Klumpen Maden unter dem feuchten Mooſe und faulen Blättern, welche die Schweine freſſen, und worauf die Krammtsvögel ſtark gehen, verwandeln ſich in wirkliche Raubfliegen, nicht in Tipulas oder Erdſchnaken.

Dürfte ich bitten, von dieſem erſten Theile der Fauna, wo Sie wollen, eine kleine Anzeige zu beſorgen.

Mit wahrer Freundſchaft

der Ihrige
Goeze.

Aber auch Unbekannte aus weiter Ferne naheten brieflich dem Manne, der in ſo Vielen die Liebe zur Naturwiſſenſchaft weckte. So ſchrieb ein Herr C. von Thoden aus Haide in Vorderdithmarſchen im Auguſt 1791 einen zwei Bogen langen Brief voll Dankſagungen, Wünſche, Vorſchläge u. dgl.

Im Juni 1792 wurde Bechſtein glücklicher Vater, indem ihm ſeine Frau mit einem Sohn beſchenkte, der in der heiligen Taufe den Namen Wilhelm Eduard empfing. Später waren noch öfter Elternfreuden für die treu verbundenen Gatten in Ausſicht, allein die erweckten Hoffnungen ſcheiterten alle an unglücklichen oder zu frühen Niederkunften, welche vielleicht darin ihren Grund hatten, daß Bechſteins Frau im Drange faſt allen häuslichen Geſchäften ſich ſelbſt zu unterziehen, ſich nicht genug ſchonte, und ſo blieb dieſer Sohn das einzige lebende Kind ſeiner Eltern.

Die Verhandlungen mit dem wackern Verleger Siegfried Lebrecht Cruſius wurden fortgeſetzt, und manches Geſchäftliche brieflich beſprochen. Hauptſächlich betrafen jene zunächſt die kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeſchichte des In- und Auslandes für Schulen und häuslichen Unterricht.

Die Zuſchriften an Bechſtein von Cruſius zeigen von der achtungswertheſten Ehrenhaftigkeit dieſes Mannes.

Es war über das Honorar für die kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeſchichte eine Irrung entſtanden, und Bechſtein hatte für die folgenden Bände mehr verlangt, als für den erſten ausbedungen war, allein die freundlichen und freundſchaftlichen Briefe von Cruſius beſtimmten ihn zum Eingehen des Geſchäftes nach jenes Wünſchen.

Es wird manchem Leſer dieſer Biographie aus dem Buchhändler-Publikum nicht unwillkommen ſein, auch Briefe wackerer Veteranen ihres Geſchäftes hier eingeſtreut zu finden. Dieſelben ſpiegeln den merkantilen Standpunkt früherer Literatur-Perioden ab, und wirken belehrend und Winke gebend. Manches Anziehende und Merkwürdige würde zu Tage kommen, wenn jeder fruchtbare Schriftſteller, wie Adolf Müllner gethan, eine „Geſchichte ſeiner Lämmer und ihrer Hirten“ ſchriebe oder hinterließe, vorausgeſetzt, daß er ſich auf einen von Vorurtheil und von Autoreitelkeit freien Standpunkt erhöbe.

Cruſius ſchrieb unter andern:

Leipzig, den 16. Juni 1792.

Ich freue mich ungemein, daß Sie, theuerſter Freund, meinen Vorſtellungen haben Gehör geben, und endlich das Bündniß über die kleinere Naturgeſchichte haben ſchließen wollen. Ich ſchätze dies als einen Beweis des beſondern hohen Grades der Freundſchaft und Wohlwollens, in dem ich bei Ihnen zu ſtehen das Glück habe. Glauben Sie gewiß, daß ich dies Glück zu verdienen, und mir auf immer zu erhalten bemüht ſein werde. Das ſehe ich vollkommen ein, daß ich den Fleiß und die Mühe, die Ihnen die Bearbeitung dieſes Werkes koſtet, Ihnen nicht hinlänglich belohnen kann, aber auch kein Verleger iſt im Stande, ſeinen Autor nach Würden zu belohnen, da die Natur des Handels ihm Grenzen vorſchreibet, wie hoch er in Bezahlung eines Manuſcriptes geben kann.

Da wir auf dieſe Weiſe nun den Handſchlag einander mit redlichem Herzen gegeben, und dieſes unſer Bündniß zu der feſteſten Treue geheiliget haben, ſo mag der Abdruck dieſes Werkes in Gottes Nahmen, der es mit ſeinem Segen begleiten wolle, den Anfang machen, und ich habe Herrn Starklof anheute Ordre gegeben, 10 Ballen weiß median Druckpappier auf das ſchleunigſte an Herrn Müller*) zu liefern, worauf es gedruckt werden ſoll. Ich bitte Herrn Müller dies gütigſt zu melden, und ihm zu ſagen, daß die Auflage 1500 ſtark werden ſoll.

Zu dem Geſchenke des Himmels, mit welchem er Sie durch Ihre liebe Gattin in einem jungen Söhnchen erfreuet hat, wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück. Ich nehme den aufrichtigſten Antheil an dem Ihnen dadurch zugewachſenen Glücke. Gott laſſe dies Kind zu Ihrer Freude und Troſt aufwachſen, und erhalte es und ſeine würdige Mutter auf immer bei dem beſten Wohlſein.

Ich muß anheute ſchließen, weil die Poſtſtunde herannahet. Mit dem hochachtungsvollſten Herzen iſt

der Ihrige
S. L. Cruſius.

Von Ehrenbezeigungen widerfuhr Bechſtein in dieſem Zeitraum die Ernennung zum Ehren-Mitglied der Leipziger ökonomiſchen Geſellſchaft.

Das Diplom, welches Bechſtein irrig Profeſſor an dem weiblichen Erziehungs-Inſtitut zu Schnepfenthal nennt, iſt vom 8. October 1792 und vom Grafen von Einſiedel als Director unterzeichnet.

Die naturforſchende Geſellſchaft zu Jena ſandte ihr unterm 14. Juli 1793 ausgefertigtes, von A. J. G. C. Batſch und A. N. Scherer unterzeichnetes Diplom.

---

*) Joh. Friedr. Müller war der Buchdrucker des Inſtituts zu Schnepfenthal, dem B. gern Verdienſt zuwandte, nächſtdem, daß es ihm eine große Bequemlichkeit war, die Correcturen und Reviſionen ohne ſonderlichen Zeitverluſt und Portoausgaben leſen zu können.

Die literariſche Thätigkeit des regſamen fleißigen Forſchers war nun bis zum Frühling 1795, wo eine neue Lebensſphäre ihn zu umſchließen begann, eine ungemein rührige, und man begreift kaum, wie er bei derſelben noch ſeinen Berufspflichten obliegen konnte, was er doch mit aller Treue that, und dabei einen immer mehr ſich ausbreitenden Briefwechſel wie die Beobachtungen der Natur in Wald und Feld fortzuſetzen vermochte. Nächſtdem beſchäftigten auch kritiſche Arbeiten für die Societät der Unternehmer der allgemeinen Literaturzeitung, deren Herausgeber Hofrath Schütz und Juſtizrath Hufeland Bechſtein für das Fach der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft und der Naturgeſchichte gewannen, während die Beiträge in den Spaziergängen, im Reichs-Anzeiger u. A. fortgeſetzt wurden.

Der zweite Band der Naturgeſchichte Deutſchlands, welcher wie der erſte, vom Publikum mit großer Theilnahme aufgenommen worden war, hatte doch auch in der allgemeinen Literaturzeitung No. 265. 1791 eine ſehr abfällige Recenſion hervorgerufen. Gegen dieſe vertheidigte ſich Bechſtein auf eine würdevolle Weiſe in Nummer 131 des nächſten Jahrgangs, aus welcher ſein redliches Streben und ſein klarer Forſchergeiſt hervorleuchtet.

Die Verbindung mit dem gleichſtrebenden Paſtor Goeze wurde innige hochachtungsvolle Freundſchaft mit dem Austauſch verwandter Ideen und wiſſenſchaftlicher Forſchungen. So ſchrieb Goeze nach einer ſchweren Krankheit, deren Erzählung ich aber hinweglaſſe, folgenden Brief, der ein helles Licht auf das beiderſeitige Verhältniß wirft:

Quedlinburg, den 16. März 1792.

„Beſter, zärtlichſter Freund!

Ihr liebes Schreiben vom 6ten dieſes hat mich gleichſam überraſcht, und aus dem Traume geweckt. Bald, bald hätte mich ſolches im Grabe gefunden.

Verſtohlener Weiſe muß ich dieſen Brief ſchreiben. Es ſoll mir aber wahre Erholung ſeyn, mich mit meinem redlichen und zärtlichen

Bechſtein zu unterhalten, den mir der Himmel wieder nach dem Verluſte meines Martini gegeben hat. Es muß Sie freuen, Beſter! wenn ich Ihnen ſage, daß Ihre Vogelgeſchichte nach meiner Krankheit meine angenehmſte Lectüre geweſen iſt; ſo wie es mich freuet, daß ein Herz und Kopf, wie die Ihrigen, in meinem Cornelius einige Nahrung geſunden haben. Wahrlich! ich hätte es nicht geglaubt, daß dieſes Büchlein, ob ich es gleich aus dem innerſten Gefühl der Wahrheit geſchrieben habe, dieſen Beifall finden würde! Schwer, höchſt ſchwer iſt es mir geworden, zumal bey den jetzigen Aſpekten, mich zu entſchließen, den dritten Band, den Sie nach der Oſtermeſſe erhalten werden, herauszugeben, wenn ich nicht durch meinen Verleger und aus Göttingen dazu determinirt wäre. Es war Glück, daß er vor meiner Krankheit fertig war, und, Gott ſey ewig Lob! daß ihn meine älteſte Tochter, nunmehro von 15 Jahren, die Vater Salzmann als Kind geſehen, revidiren konnte. Ich kann mich wirklich auf ihre Religionseinſichten verlaſſen. Das iſt doch auch wahre Vaterfreude, und Belohnung einer guten Erziehung, aber auch traurig, daß ich wegen meines Alters und Schwachheit das nicht an meinen übrigen Kindern thun kann. Der dritte Theil iſt und bleibt der letzte, ſo ungern ich ſchließe. Freund! Sie haben mir aber wohl zu viel geſchmeichelt. Ich verdiene es kaum.

Ihre Vögelgeſchichte hat meinen völligen Beyfall. Beſonders hat mir die Einleitung und die beiden erſten Ordnungen der Raubvögel: Geyer, Falken, vorzüglich der Eulen gefallen. Ich habe bereits auch geſammelt; aber der Himmel weiß, ob ich es erlebe. Doch bin ich auf eine neue natürliche Eintheilung gefallen: denn die alte gefällt mir nicht, ſo wenig als Ihnen. Papageyen, Kolibrite und Krähen in einer Ordnung!!!

Die Hauptklaſſen: Landvögel, Waſſervögel — bleiben."

Nun giebt Goeze das Schema eines neuen Syſtems, und fährt dann weiter fort:

„Ich unterwerfe das alles Ihrer Prüfung, und fühle es zu ſtark, wie ſchwer es ſei: Eintheilungen zu machen, welche der Natur am nächſten kommen, welches doch die Hauptſache iſt.

Nun geht Goezes Brief auf ornithologiſche und andere naturwiſſenſchaftliche Einzelheiten über, und ſchließt:

Könnte ich doch noch mit Ihnen auf die Jagd gehen! Da wollten wir nicht ſchießen; ſondern beobachten.

Dieſer Brief iſt mir ſauer geworden. Wünſchen und erbitten Sie mir nur erträgliche Geſundheit; ſo will ich ſehr zufrieden ſein. Tauſend warme Grüße an Vater Salzmann.

Ganz und ewig der Ihrige
Goeze.

Im Jahr 1792 gab Bechſtein noch heraus: Muſterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als ſchädlich geachteten und getödteten Thiere ꝛc.*) Mit Abbildungen. Gotha.

In demſelben Jahre arbeitete Bechſtein die Anmerkungen und die Reviſionen der Ueberſetzung von Lathams allgemeiner Ueberſicht der Vögel aus, für welches Werk ſich die Buchhandlung von Weigel und Schneider in Nürnberg ihm zur Verlagsübernahme geboten hatte. Es war aber eine Concurrenz dabei zu beſeitigen, denn Fleiſcher in Frankfurt a. M. hatte ebenfalls eine Ueberſetzung angekündigt, und bereits mit Bechſtein darüber abgeſchloſſen, die Reviſion der Ueberſetzung zu beſorgen.

Von Leipzig aus ſchrieben unterm 10. Mai 1792 Weigel und Schneider unter anderm:

„Wir haben der Freude, mit Ew. Wohlgeboren in nähere Bekanntſchaft zu gerathen, ein Opfer gebracht, und Herrn Fleiſcher in Frankfurt a. M. ſeinen Latham nebſt gehabten Unkoſten bezahlt. Wir bitten jetzo Ew. Wohlgeboren uns an die Stelle Ihres erſten Contrahenten treten zu laſſen, und den zweiten Band nach Ihrem Plan zu bearbeiten, auch die Anmerkungen zum erſten Band dem zweiten beizufügen, und das zu erſetzen, was der Ueberſetzer überſehen haben möchte.

---

*) Die vollſtändigen Titel wird das am Ende beigefügte Verzeichniß der Schriften J. M. Bechſteins enthalten.

Von der Ueberſetzung von Lathams allgemeiner Ueberſicht der Vögel erſchienen vorerſt 3 Theile von 1793–1794 in groß Quart mit vielen ausgemalten Kupfertafeln, und 1793 kam auch der Anhang zum erſten Bande heraus.

Bechſtein widmete den zweiten Band des erſten Theils dem Hofrath und Profeſſor Blumenbach zu Göttingen, dem Profeſſor Batſch zu Jena, und dem Botaniker B. G. Otto, Profeſſor zu Frankfurt a. d. O., deſſen Dankſchreiben ich mittheile, weil daſſelbe wiſſenſchaftliche Beziehungen enthält.

„Frankfurt a. O., den 30. Dec. 1793."

„Da der Herr G. A. Lange in Berlin den zweiten Theil von Lathams Vögeln unter ſeinen übrigen Meßſachen verlegt hatte, ſo habe ich denſelben ſo ſpät erhalten, daß ich Ihnen ſehr undankbar erſcheinen werde, wenn Sie glauben, daß ich ſchon lange im Beſitz deſſelben ſei und nun erſt meinen Dank dafür abſtatte. Ihren gütigen Brief habe ich früher bekommen und vermuthete daraus, daß es Latham ſei, welchen Sie dabei geſchickt hatten und ſo verhielt es ſich auch, ſobald ich dieſen Theil und Ihre gütige Zueignung an mich darin ſahe. Möchte ich doch dieſe letztere ſo ſehr verdienen, als Sie es freundſchaftlichſt vermuthen! Wenigſtens wird mir Ihr Urtheil eine große Aufmunterung ſein, dieſes Fach nicht ganz liegen zu laſſen, da es das Urtheil eines ächten Beobachters, obgleich etwas zu gütig für mich, iſt. Ich kann ſonſt bei meinen Vorleſungen und übrigen Geſchäften jetzt ſelten einige Stunden auf die Zoologie wenden und nur in den Meſſen am Buffon arbeiten. Manche vormalige Beobachtung iſt durch Länge der Zeit meinem Gedächtniſſe ziemlich entwichen. Zum Glücke habe ich das wichtigſte aufgeſchrieben, und manche Bilder, die ich in Geſellſchaft des lieben Bruders auf der Jagd und dem Meere ſammlete, werden niemals in mir vertilgt werden. Es wird nun bald wieder ein Theil von Buffons

Vögeln fertig und Ihnen zugeſchickt werden. Verzeihen Sie, daß ich mich bei dem Kukuk ſo ſehr auf Ihre ſchöne Erfahrung berufen habe. Ich würde mir ſchon längſt den 3ten Theil von Ihrer Naturgeſchichte Deutſchlands angeſchafft haben, wenn ich nicht aus Ihrem Briefe ſähe, daß Sie mir denſelben umſonſt zuſchicken wollen. Ich bin beſonders auch auf Ihre Nachricht von der Ueberwinterung der Schwalben neugierig. Ich habe nie welche im Winter erſtarrt auftreiben können. So wie ich die großen Reiſen der Heeringe bezweifle. Des Sommers beſchäftige ich mich noch immer mit der Botanik, obgleich der Garten hier viel ſchlechter als in Greifswald iſt. Auch werde ich mal wieder Vorleſungen über die Mineralogie halten, um die in den letzten Jahren gekauften Stücke der ſyſtematiſchen Sammlung einverleiben zu können. Wenn meine 4 Söhne größer werden, ſo hoffe ich, daß jeder derſelben einen beſondern Theil der Naturkunde ſtudieren werde. Wenn ſie etwas darin bewandert ſind, ſchicke ich ſie dreiſt zu Ihnen, um durch Ihre Anleitung Thüringens Naturſchönheiten kennen zu lernen. Meine alten Lehrer, Linné u. A. leben nicht mehr! und meine beſten Jahre ſtreichen auch bald dahin. Allein mein Herz iſt noch ſehr warm gegen würdige Prieſter der Natur, für meine Freunde und beſonders für Sie!

B. C. Otto.

Ich bitte, mich dem jungen Herrn von Balthaſar zu empfehlen. Der Herr Prediger Piper gedenkt noch mit Freuden der Reiſe zu Ihnen."

Der erſte Theil des zweiten Bandes von Latham wurde dem Amtshauptmann der Gotha-Altenburgiſchen Aemter Leuchtenburg und Orlamünde Staatsminiſter Sylv. Fr. L. Freiherrn von Frankenberg gewidmet.

Ein anderer gleichzeitig entworfener Plan Bechſteins ſcheint nicht in das Leben getreten zu ſein, nämlich ein Almanach der Naturgeſchichte für Kinder. Die Namenstage des neuen franzöſiſchen Kalenders ſcheinen die Idee dazu hervorgerufen zu haben. Folgende eigenhändig geſchriebene Anzeige dieſes Unternehmens iſt alles, was mir davon zu Geſicht gekommen:

„Künftige Oſtermeſſe wird bei uns von Herrn Bergrath Bechſtein, erſcheinen: Almanach der Natur für Kinder, Deutſch und Franzöſiſch in 2 Oktavbändchen. Es wird derſelbe eine deutliche und gedrängte Beſchreibung jedes Namenstages des neuen Franzöſiſchen Kalenders, doch, wie es ſich von ſelbſt verſteht, mit Beybehaltung unſerer Zeitrechnung, und über jeden Artikel, wo es ſchicklich iſt, ein kleines illuminirtes oder ſchwarzes Kupfer, das den Gegenſtand anſchaulich darſtellt, enthalten. Dies Buch ſoll, wie wir hoffen, nicht nur ein ſehr zweckmäßiges Leſebuch für Kinder, ſondern auch ein ſchickliches Lehrmittel für Erzieher und Erzieherinnen abgeben. Die Franzöſiſche Ueberſetzung wird ein geborner Franzoſe beſorgen.

Die Kaiſerl. privilegirte Weigel und Schneiderſche
Kunſt- und Buchhandlung.“

Unter den Briefen antheilnahmevoller Freunde und Gönner Bechſteins an denſelben aus dieſer Periode ſeines Wirkens befindet ſich auch ein ganz eigenhändiger des oben ſchon erwähnten damaligen Statthalters von Erfurt, Freiherrn von Dalberg, aus dem dieſes Mannes umſichtiger Blick ein Bezug auf jedes wiſſenſchaftliche Streben und Wirken mit erhellt.

„Hochgeehrteſter Herr!“

„Ich danke ihnen Verbindlichſt für die mittheilung Ihrer beyden gelärten und angenehmen Werken; und ihres gründlichen Verſchlags. Sie beobachten die Natur mit Scharfſinn, und ſchildern ſie mit darſtellender Farbe der Wahrheit. Ich leſe dieſe Schriften mit Nutzen und wahren Vergnügen und da fallen mir die Fragen ein: Ob nicht noch manche Thierarten durch Bezähmung nützliche Hausthiere werden könnten? Ob nicht Arzney-Kunſt und Handwerker Von manchen Thieriſchen Beſtandtheilen beſſern Gebrauch machen könnten? Fragen deren Beantwortung nur durch manche Verſuche möglich wird. Auch dafür danke ich ihnen Mein Herr, daß ſie die unſchädlichkeit und den nutzen mancher Thiere zeigen; und dieſe geſchöpfe gegen ungerechtes plagen in

Schutz nehmen. Erſteres macht Ihrem Kopf, letzteres Ihrem Herzen Ehre. Ich freue mich, wenn ich denke, daß ſie die Zöglinge des trefflichen Salzmanniſchen instituts zum Studium der Natur ermuntern und wünſche mir Gelegenheit diejenige Hochſchätzung zu bezeigen mit der ich bin

Dero

Erfurt, den 2. Aug.
1793.

ergebenſter Diener
Dalberg.

An
Herrn Bechſtein
professoren der Naturlehre.
ſ. Gota. Schnepfenthal."

Unterm 20. September 1793 kündigte Bechſtein und die Buchhändlerfirma A. G. Schneider und Weigel in Nürnberg im Reichs-Anzeiger ausführlich die Getreuen Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände an, ein Werk, das lange günſtigen Fortgang, wiewohl auch manchen Verdruß in ſeinem Verlaufe hatte.

Das Jahr 1794 brachte Bechſtein die Ernennung zum Ehrenmitgliede der naturforſchenden Geſellſchaft in Göttingen. Das Diplom haben der Director Dr. med. F. L. A. Köhler, und der Secretair Heinr. Adolf Schrader unterzeichnet; es iſt ohne Datum.

Die Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin ſandte ihr unterm 5. Auguſt 1794 ausgeſtelltes Diplom. Daſſelbe iſt von allen damals in Berlin verbundenen Mitgliedern, deren Zahl die Statuten auf nicht über 12 beſchränkten, eigenhändig unterzeichnet, und zwar von Martin Heinrich Klaproth, Friedrich Wilh. Siegfried, J. Fr. Wilh. Herbſt, Dr. Jacob Phil. Poliſſon, Friedrich Auguſt von Burgsdorf, M. Elieſer Bloch, Joh. Ebert Bode, Fr. Wilh. Otto und Carl Ludw. Gronau.

In demſelben Jahre fertigte die Regensburger botaniſche Geſellſchaft für Bechſtein das Aufnahmediplom unterm 22. September aus, welches der damalige Director Dr. Joh. Jacob Kohlhaas und der Secretair Arnold Bergfeld unterzeichneten.

Noch fällt in den Schluß dieſer Periode die Ausarbeitung und das Erſcheinen eines Buches, auf welches Bechſtein den größten Fleiß, die größte Sorgfalt verwandte, das er mit aller ihm eigenen Vorliebe für die Sängerwelt der Triften und Haine ausarbeitete. Dies war die Naturgeſchichte der Stubenthiere, und zwar deren erſter Band: die Stubenvögel. Es erſchien bei Carl Wilhelm Ettinger in Gotha, und gewann ſich im höchſten Grade die Gunſt und den Beifall des Publikums, welche noch heute lebendig ſind, nachdem über ein halbes Säculum vergangen, ſeit er, am 20. October 1794, die Vorrede zur erſten Auflage ſchrieb, und nachdem noch manches andere brauchbare Buch über den gleichen Gegenſtand erſchienen, obſchon zum Theil auf das Seine ſich ſtützend, aus dem Seinen geſchöpft. Hier war alles berückſichtigt, alles erſchöpfend behandelt, der Vögel Geſang und Aufenthalt, Fang, Zähmung und Wartung, Fortpflanzung und Krankheiten in der Gefangenſchaft, ihr Alter und ihre Annehmlichkeiten. Der Natur im eigentlichſten Sinne abgelauſcht ſind jene Laut- und Geſangbezeichnungen mit Buchſtaben und Worten, und dabei überall die Interpolationen aus dem Volksmund wiedergegeben, in die der einfache Sinn der Hirten und Landleute, der Fiſcher und Jäger die wohllautend tönende Sprache der Vögel überſetzte, und die dem eifrigen Forſcher um ſo zugänglicher wurden, je mehr er ein Mann des Volkes war und das, was er von andern hörte, mit der eigenen Erfahrung verglich und in Einklang zu bringen verſtand.

IV.

Das Forſtinſtitut auf der Kemnote bei Waltershauſen.

Der Beifall, den Bechſteins Schriften allenthalben fanden, die vielfachen belebenden Aufmunterungen, und der Drang, ſeiner natürlichen Neigung für Verbeſſerung des Forſt- und Jagdweſens ſelbſtſtändig und ungehemmt folgen zu können, ließen in ihm einen Plan reifen, der ihm Lebensplan wurde, und deſſen Verwirklichung er mit allen Kräften nachſtrebte.

Es war der Plan, ein Forſt-Inſtitut zu errichten, denn „er glaubte, daß, wenn das Forſt- und Jagdweſen beſſer werden ſollte, dieß vorzüglich durch einen zweckmäßigern Unterricht geſchehen müſſe, da er bisher eine gute Forſt-Verwaltung wohl in Büchern, ſelten aber in den Wäldern, ſowohl in der Nähe, als in der Ferne gefunden hatte, vielmehr eine verkehrte, gegen alle mathematiſche und phyſikaliſche Grundſätze ſtreitende Bewirthſchaftung der Wälder, faſt allenthalben bemerkte. Dadurch wurde der Gedanke immer lebhafter in ihm, daß, wenn alle Zweige des menſchlichen Wiſſens zu derjenigen Vollkommenheit gelangen ſollten, die er für Menſchenwohl ſo unentbehrlich hielt, hauptſächlich auch eine Reformation der Forſt- und Jagdkunde geradezu erzielt werden müßte. Und ob es gleich damals ſchon ausgezeichnete Forſtmänner gab, welche den jungen Leuten, die bei ihnen in der Lehre ſtanden, beſſern Unterricht in dieſen Fächern ertheilten, als es gewöhnlich geſchah, wie z. B. im Gothaiſchen ſelbſt der Oberförſter Bauer in Georgenthal, ſo ſchien ihm doch jener Unterricht nicht gründlich und ſyſtematiſch genug. Er arbeitete daher einen eigenen, neuen, theoretiſchen und praktiſchen Lehrplan zur Erlernung der Forſt- und Jagdkunde, oder für eine Lehranſtalt, die den Namen einer Forſtacademie führen könnte, aus, und theilte dieſen ſeinen gelehrten und ſachverſtändigen Forſtfreunden mit. Dieſer Plan fand allgemeinen Beifall, und ſelbſt der Oberforſtmeiſter v. Burgsdorf gründete darauf den ſeinen zur Anlegung einer Forſtacademie, wie er im zweiten Theil ſeines Forſthandbuchs abgedruckt iſt.“

„Bechſtein glaubte nun, daß es ſeine Schuldigkeit ſei, ſeine Kräfte und Kenntniſſe in dieſem Fache vorzüglich und zuerſt ſeinem Vaterlande anzutragen und reichte daher im Winter 1791 den Plan bei ſeiner Landesherrſchaft in Gotha ein. Aber die damals eben begonnenen Gährungen in Frankreich, und der Einfluß einiger Männer, die einem ſolchen Beſſerwiſſen nicht hold waren, machten, daß nicht darauf geachtet wurde, ohngeachtet, daß Bechſtein ſich erbot, für eine, nur auf etliche Jahre nöthige Unterſtützung von 800 Thalern, alle Gothaiſchen und Altenburgiſchen Forſteleven unentgeldlich zu unterrichten, und ſein Inſtitut, wie Plan und Ausführung zeigten, vorzüglich wohlthätig auf die Forſtmänner ſeines Vaterlandes wirken ſollte und mußte.“

„Da Bechſtein feſt überzeugt war, daß nur allein auf dieſem Wege Harmonie in die Wälder zu bringen ſei, ſo ſparte er alles, was er durch ſeine Schriften verdiente, auf, um ſein Vorhaben mit eigenen Kräften und auf eigene Hand auszuführen, wozu ihm auch alle ſeine Freunde und Gönner riethen, namentlich der Oberhofmeiſter von Zach und der Oberforſtmeiſter von Burgsdorf.“

Das paſſendſte Lokal für ſein Inſtitut hatte Bechſtein mit Kennerblicken längſt gefunden; es war die ſogenannte freie Kemnote*), ein dicht vor dem Burg-Thore der Stadt Waltershauſen und dicht am Burgberg und dem Aufgang nach Schloß Tenneberg gelegenes Haus und Freigut.

---

*) Wenn auch nicht für das große Publikum, ſo doch für das in der betreffenden Gegend, werden die hier gegebenen nähern Notizen über das Freigut die Kemnote, nicht ohne einiges Intereſſe ſein.

Dieſe Kemnete war als Oekonomie-Haus für die Burg Tenneberg ſchon im Mittelalter erbaut worden, und diente damals Burgmännern zur Wohnung.

Im Jahr 1588 belehnte Herzog Johann Caſimir zu Coburg als damaliger Landesherr mit der Kemnete, dem Hof und zweien Gärten die Edelleute Georg und Friedrich von Vttenrodt (Uetterodt) wie auch Curt Veit von Witzleben wegen ſeiner Frau, Catharina, Andreas Vettenrodt ſel. Tochter. Später 1617 verkaufte Herzog Johann Caſimir die Kemnete an den Schöſſer Breithaupt. Ernſt der Fromme belehnte 1651 die Erben Georg Breithaupts, geweſenen Schöſſer auf Schloß Tenneberg als: Johann, Johann Caspar, und die hinterlaſſenen Kinder ihrer verſtorbenen Schweſter: Anna Catharina, Johann Ernſt, Kunigunde Magdalene, Catharine Marie, Anne Margarethe, Marthe Eliſabethe, und Chriſtiane Margarethe mit „der freien Behauſung, die Cämmeten genannt", welche Johann Caſimir dem genannten Schöſſer, ſammt einer „Wieſen und Weidenrich, ſo vordeſſen zur Cämmet gehöret," acht Acker und fünf und ſechzig Ruthen groß, nebſt zehn Klaftern Buchen- und Tannenholz, Holz zur Unterhaltung der Röhrenfahrt, und allen übrigen Pertinenzien 1617 verkauft hatte.

Ein weiterer Lehnbrief, unterzeichnet vom Herzog Friedrich I. von Sachſen-Gotha vom Jahr 1680 läßt Burckhardt Sellnſtädten als Beſitzer der Kemnete erſcheinen, und zugleich geht aus demſelben hervor, daß Selnſtädt die Kemnete unterm 4. Auguſt 1679 von Johann Heckſpann, Amtsverwalters zu Neuſtadt hinterlaſſenen Erben erblich erkauft habe, der ſie 1663 von Friedrich Bernhard von Wangenheim erkaufte, welcher letztere ſie von dem Hofmeiſter Herzog Johann Caſimirs Georg von Rötſchau zu Wangenheim, an dem die Kemnete durch die Breithauptiſchen Erben gelangt war, käuflich erworben.

Weiter erſcheint ein Lehnbrief, von Herzog Friedrich II. unterzeichnet, und 1708 ausgefertigt, der dem Rath und Amtmann Georg Röhnen zu Tenneberg und ſeinen Erben die zum Theil von Juſt Heinrich Sellenſtedten, zum Theil subhasta erkaufte ꝛc. freie Behauſung, die Kemnote genannt, ſammt allen Zugehörungen, beſtätigt.

Nach Georg Rhön wurde von Herzog Friedrich III. unterm 19. Mai 1733 der Cammer-Conſulent Johann Caſpar Hopf als Beſitzer der Kemnote mit allem, was dazu gehörte, und was Herzog Johann Caſimir mit ihr verkauft hatte, beſtätigt.

Nach Johann Caſpar Hopfs Abſterben fiel die Kemnote an ſeine Enkelinnen, von denen zwei verehelicht waren, und der Mann der jüngſten, Henriette Sophie, Obriſt Lieutenant Georg Auguſt Wilhelm Schrader wurde Lehenträger des Freiguts. Als auch dieſer verſtorben war, wurde der Conſiſtorialſecretär Johann Benjamin Lottermann Lehenträger der 6 Hopfiſchen Geſchwiſter, und als ſolcher von Herzog Ernſt 1774 beſtätigt.

Schon 1789 fanden Unterhandlungen mit den Hopfiſchen Erben wegen Verkaufs der Kemnote in Waltershauſen und in Schnepfenthal Statt, welche aber André, der wahrſcheinlich, weil Bechſtein vorläufig ungenannt bleiben wollte, leitete, und es wurden 6000 Thaler, den Laubthaler zu 1 Thlr 13 Gr., ein für allemal geboten.

Erſt im Jahr 1791 ward der Kauf vollzogen.

Die Gebäude waren im erbärmlichſten Zuſtande, nur der Grundbeſitz und die vielen auf der Kemnote haftenden Gerechtſame, nächſt der für Bechſteins Zwecke günſtigen und wünſchenswerthen Lage machten den Beſitz angenehm. Es beſtand das Gut aus folgenden Stücken*), deren Beſchreibung analog eines authentiſchen Actenſtücks, eine naive Komik entwickelt.

1) Ein altes dreiſtöckiges Wohnhaus, die alte Kemnotte genannt, faſt total verwüſtet und faſt nicht zu repariren.

---

*) Dieſe Mittheilung beruht auf der vom herzogl. Oberlehnhof angeordneten, mit dem Siegel des Steinſetzer Collegiums verſehenen Taxation durch den Geometer und verpflichteten Steinſetzer Joh. Matth. Sahlender sen. zu Waltershauſen.

2) Das alte vordere Wohngebäude, gar nicht mehr wohnbar, und gar nicht mehr zu reparuen.

3) Das Seitengebäude, Schuppen und Ställe, von ſchlechter Beſchaffenheit.

4) Das Brauhaus und Branntweinbrennerei-Gebäude, ohne Gefäße, und die kupferne Braupfanne geſtohlen worden.

5) Die Scheuer, wovon ein Theil noch gut, der andere aber einſtürzen will; Sparren, Balken und Schwellen verfault.

6) Das Taubenhaus, welches zwar unten auf einer ſteinernen Säule ruht, oben aber verfault iſt.

(Dieſe Steinſäule iſt ſehr artig verziert. Man erblickt oben 2 Füchſe herausſehend, aber nur einen in eine Oeffnung kriechenden Hinterleib des Fuchſes).

7) Bei 3 Acker Obſtbaum, Gras- und Grabe-Garten mit dem Hof- und Grundrecht ſämmtlicher Gebäude, „allhier iſt dünner, kalkſteinigter Boden.“

Beſſer lauten die Gerechtſame. Dieſe waren in der Kürze: Das Recht einen Springbrunnen auf dem Hofe zu halten, zu welchem die Herrſchaft die nöthigen Brunnröhren waldmiethsfrei abgiebt, das miterkaufte Lehnbuch und die Lehnsgerechtigkeit über eine Menge Waltershäuſer Grundſtücke, Brauhöfe u. dgl., wo bei jedem Kauf 7½ Procent Lehngeld an den Beſitzer der Kemnote zu entrichten war.

Dies allein war mit 1800 Thaler angeſchlagen, während alles vorher Angeführte noch nicht 1400 Thaler tarirt war. Ferner die Erbzins-Gefälle und Naturalien, die Brau-Gerechtigkeit, die Schaftrift-Gerechtigkeit, die Begnadigung mit 10 Klafter waldmiethsfreiem Scheitholz, und mit 8 Ackern erb- und lehnfreien Wald- und Grummets-Wieſen, einem Krebswaſſer, und einem Teiche hinter dem Burgberg.

Dazu kamen noch die miterkauften Allode 1¼ Acker Wald- und Grummetswieſen unterm Stimmelsberge, 12 Acker Land in der Waltershäuſer Flur, zwiſchen dem Schwarzhäuſer Fahrweg, und den Steinbrüchen, an die Langenhainer Flur angrenzend, 11¼ Acker vor dem Ziegenberge, zwar ſchlechtes Bergland, aber von Bechſtein in einen großen Garten verwandelt; ein kleiner Teich über dem Löbers Gute, in deſſen Nähe die Quellen ſpringen, die den Kemnote-Brunnen ſpeiſen, endlich das ſogenannte Langenhainer Gut, 36 Acker Land ꝛc.

Die Taxe des Gutes, nach Abzug mehrerer Gefälle, betrug 6594 Reichsthaler.

Nachdem der Kauf 1794 abgeſchloſſen war, galt es vor allem die Gebäude wieder wohnlich und brauchbar herzuſtellen.

Auf den Lehnbrief von 1794 hat Bechſtein eigenhändig geſchrieben:

> Bemerkung: Bei Abreissung des Erkers am Vorderhause auf der Kemnotte fand sich an zwey Bändern eingeschnitten, dass dasselbe 1576 von Wilhelm von Uetterodt erbaut war. Bechstein. D. 4. Juli 1794.
>
> Ich habe diese Bänder wieder als Riegel lassen einziehen neben der Hausthür an der Vorderseite.

Während nun der Bau und die Wiederherſtellung raſch und eifrig betrieben wurde, war Bechſteins Plan der von ihm zu errichtenden Forſtlehranſtalt ſowohl brieflich, als durch den Reichsanzeiger 1794. 7. Oct. viel verbreitet worden, und es gingen eine Menge theils aufmunternder, theils anfragender Schreiben ein. Auch der Coadjutor von Dalberg äußerte ſich im erſteren Sinne gegen Bechſtein im folgenden Briefe:

„Hochgeehrter Herr!“

„Ihre Ankündigung einer Forſt-Academie hat mich ſehr erfreuet; und da Ew. Wohlgeboren mit vielem Scharfſinn unermüdet alles erforſchen, ſammeln und ordnen, was dazu beitragen kann, die ſo nützliche Forſtwiſſenſchaft auszubilden und zu verbreiten, ſo bin ich überzeugt, daß Sie Ihr Vorhaben ſehr zweckmäßig ausführen werden. Ich werde jede Gelegenheit benutzen die mitgetheilte Nachrichten bekannt zu machen.

Ich bin mit beſonderer Hochſchätzung

Dero ergebenſter Diener
Carl Coadj.“

Erfurt, den 18. July 1794.

Die das neue Forſtinſtitut zu Walterhauſen betreffende Ankündigung iſt auch in der Diana oder Geſellſchaftsſchrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur-, Forſt- und Jagdkunde, herausgegeben von Johann Matthäus Bechſtein, erſter Band, Waltershauſen, 1797. abgedruckt.

„Die Ankündigung war kaum erſchienen", ſchrieb Bechſtein ſelbſt nieder: „als auch ſchon, ehe er noch mit den Wohnungen und der nöthigen Einrichtung in ſeinem Hauſe fertig war, ihm Söhne und Empfohlene der angeſehenſten Forſtmänner und Jäger Deutſchlands zugeſchickt wurden, ſo daß ſchon im Sommer 1794 der Unterricht ſeinen Anfang nehmen konnte. An dieſem nahmen der Sohn des ſich eine Zeit lang in Waltershauſen aufhaltenden Reichsgrafen von Mellin und mehrere Söhne der Bechſtein befreundeten Forſtmänner aus der Nähe Theil."

Beſonders förderlich für das Unternehmen hatte die Ankündigung durch den Reichs-Anzeiger gewirkt.

Bechſtein war im Frühjahr 1795 mit Dank und Rührung ganz aus Salzmanns Inſtitut geſchieden, und eröffnete am 10. Mai deſſelben Jahres ſeine Lehranſtalt mit einer paſſenden Feier, zu welcher ſeine nahe wohnenden Freunde und Gönner geladen waren, mit Reden nebſt Ceremonien, die im oben angeführten Band der Diana mitgetheilt ſind.

Die Eröffnungsrede erwähnte der Anlegung eines Sittenbuches. Daſſelbe iſt noch in meinem Beſitz, es enthält die Einzeichnungen über Fleiß, ſittliches Betragen und Fortſchritte der anvertrauten Zöglinge ſo treulich und gewiſſenhaft, wie es der redliche Mann verſprach. Bei jedem Eleven ſteht zunächſt die von demſelben beim Eintritt in das Inſtitut eigenhändig unterſchriebene Eidesformel voran. Die drei erſten Eleven Bechſteins unterzeichneten am Tage der Eröffnung der Anſtalt Peter Richner, Arnold Friedrich Wilmanns, und Carl Ernſt von Oerzen, Sohn des Landrathes von Oerzen zu Großen Viehlen in Mecklenburg.

Die Hülfslehrer am Bechſteiniſchen Forſtinſtitut waren ſein Schwager, Dr. Reinecke, welcher deutſch, franzöſiſch und Zeichnen, Rector

Beutler, welcher lateiniſch, v. Liebhaber, welcher praktichen Unterricht in den Jagdkenntniſſen, und Zahlender jun., welcher Geometrie lehrte und praktiſchen Unterricht im Feld-, Wald- und Baurißmachen gab. Es beſtand ein Vertrag mit dieſem Lehrerperſonale, der gegenſeitige halbjährige Vorauskündigung einſchloß.

Der nächſte Zögling, welcher in das Inſtitut eintrat, war der königlich Preußiſche Forſt-Eleve Carl Wilhelm von Burgsdorf, Sohn des Geheimerath ꝛc. von Burgsdorf zu Berlin. Dieſen und einen andern ebenfalls königl. preußiſchen Forſt-Eleven, den jungen Baron Friedrich Ludwig Auguſt von Schilden führte Geheimerath von Burgsdorf der Anſtalt ſelbſt zu, und hocherfreut über die perſönliche Anweſenheit eines ſo bedeutenden Mannes veranſtaltete Bechſtein einen feierlichen Aufnahmeakt am 14. Junius 1795, nachdem die Einſchreibung ins Sittenbuch bereits am 12. erfolgt war, zu welcher Feier er wiederum die Gönner ſeines Inſtituts verſammelte. Von Burgsdorf hielt bei dieſer feſtlichen Gelegenheit eine anerkennende Rede, welche von Bechſtein erwidert wurde.

„Um ſich zweckmäßig in ſeinem Fache, (der Jägerei) eingeweiht zu ſehen" zeichnete Bechſtein von ſich auf: „ob er gleich ſeither mehr Jagden mitgemacht und mehr geſchoſſen hatte, als die meiſten alten, bei einem Lehrprinzen in der Lehre geſtandenen Jäger, ließ er ſich durch Geheimerath von Burgsdorf examiniren und erhielt von demſelben einen förmlichen auf Pergament zierlich geſchriebenen und mit dem großen Siegel des Königlich Preußiſchen Forſtdepartements zu Berlin beſiegelten Lehrbrief.

Dieſes anziehende Document iſt noch im Original in meinem Beſitz und lautet:

„So wenig es bei der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft darauf ankömmt, drey Jahre lang in die Lehre gedungen geweſen zu ſeyn, Waldbüßer gepfändet, und ein Stück Wildbret geſchoſſen zu haben; ſo gewiß iſt es, daß der Lehrbrief den zünftigen Jäger macht."

Daß Vorzeiger dieſes, der Herr Johann Matthäus Bechſtein, Gräflich Schaumburg-Lippiſcher Bergrath, Vorſteher einer Anſtalt zur Bildung junger Forſtmänner und Jäger auch Kameraliſten, der naturforſchenden Geſellſchaft in Halle, der Churfürſtlich Manziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften, der Churfürſtlich Sächſiſchen ökonomiſchen Sozietät zu Leipzig, der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin, der botaniſchen Geſellſchaft zu Regensburg, und der phyſikaliſchen Privatgeſellſchaft zu Göttingen Mit- oder Ehrenmitglied — durch ſein Forſt- und Jagd-Unterrichts-Inſtitut, nicht nur, ſondern auch durch ſeine rühmlichen Schriften über Forſt- und Jagdweſen, welche der Welt vor Augen liegen, weit mehr Kenntniſſe bewieſen habe, als von einem förmlich ausgelernten Jäger erwartet werden können; Solches darf wohl keinen Widerſpruch befürchten, und die dargethane Grundſätze des Herrn ꝛc. Bechſtein, welchen ich auf deſſen Verlangen über dieſe Wiſſenſchaften heute mündlich geprüfet habe, beſtimmen mich zur Ablegung der Vorurtheile, um Denſelben nicht nur als einen ausgelernten Jäger und Forſtmann anzuerkennen, ſondern auch Demſelben hierüber dieſes Zeugniß anſtatt eines Lehrbriefes, und zur nemlichen Wirkung, ausfertigen zu laſſen. So geſchehen zu Waltershauſen, den 15. Junius 1795.

Friedrich Auguſt Ludwig von Burgsdorff.
(L. S)

Beigeſchrieben iſt von Burgsdorfs ganzer Titel.

Am 20. Junius deſſelben Jahres traten wieder zwei neue Eleven ein: Johann Friedrich Meyer und Johann Carl Philipp Wilhelm von Löwenclau; im October kam Friedrich von Tettenborn.

Die für die wachſende Zahl der Hausgenoſſen ſich auch naturgemäß ſteigernde Sorge und Mühe gab der Hausfrau genug zu ſchaffen, und vermehrte die Arbeiten des Directors, der auch über die Ausgaben der Eleven Buch führte, und ſich ſelbſt zur Pflicht machte, den Aeltern fleißig Bericht über die Söhne abzuſtatten.

Immer ſuchte Bechſtein neben der Wiſſenſchaft, deren treuer und gewiſſenhafter Prieſter er war, in den Zöglingen das ſittlich-religiöſe Element fortzupflanzen durch Erhebungen des Gemüths und durch Hinweiſung auf Gott in der Natur, bei angemeſſenen Feierlichkeiten, für die er Sinn und Neigung aus Schnepfenthal mitgebracht hatte. So hielt er, als im Winter 1795 einige Eleven öffentlich aufgenommen wurden, eine, wie es ſcheint verloren gegangene Rede über die Schönheiten und Vortheile des Winters, welcher er folgenden Geſang vorhergehen ließ:

Mel.: Freude ſchöner Götterfunken.

So beginnt die heil'ge Feier!
Wünſcht der Mutter Erde Ruh!
Stürme! mit dem dichteſten Schleier
Decket ſie im Schlummer zu!
Vor des Schnitters Sichel ſanken
Klee und Halmen, Purpurwein
Schmückte des Geländers Ranken,
Und der Eiche Frucht den Hain.

Chor.

Nach der Arbeit iſt gut raſten;
Wünſcht der Erde ſanfte Ruh!
Mutter, laß uns ſo wie du
Nach vollbrachtem Tagwerk raſten.

Wo die Winde ſchüchtern ſchweigen,
In der Tannen Finſterniß,
Wo ſie immer grünen Zweigen
Einen Tempel bilden hieß,
Hält die Schöpferin des Lebens,
Die Natur, den Ruhetag;
Darum blieben nicht vergebens
Um ihr Bett die Weiſen wach.

Chor.

Auf! kein Winterſturm entſchuldigt!
Ihres Tempels Diener, eilt

In dem Haine, wo ſie weilt,
Wo ihr jedes Weſen huldigt!

Grüner wird des Mooſes Teppich,
Färbt und bläht ſich wunderſam,
Grüner windet ſich der Eppich
Um den weißgefleckten Stamm;
Um das Dach der grünen Hallen
Zittert funkelnd eine Laſt
Reingeſchliffener Kryſtallen
Vom gebognen Fichtenaſt.

Chor.

Auf zum grünen Tannenhügel!
Laßt den blanken Spiegelſaal!
Schöner iſt des Hains Kryſtall,
Schöner ſeiner Teiche Spiegel!

In des Heiligthumes Schatten
Wird ein neuer Frühling wach,
Schöner färben ſich die Matten,
Dunkler wird ſein grünes Dach.
Zapfen hängen um die Aeſte,
Und die Flechte blüht im Thal;
Vögel baun am neuen Neſte,
Sonnen ſich am Mittagsſtrahl.

Chor.

Auch des Weiſen Ruhetage
Zeichnet ſtille Thätigkeit,
Saaten, ſcherzend ausgeſtreut,
Reifen auch dereinſt zum Schlage.

Wenn des Haines Wipfel glänzen
Perlenklar und ſchleierweiß,
Paart in ſelbſtgewundnen Kränzen
Epheu mit dem Tannenreis.
Fliegt zum Haine, der zu Ehren
Seiner Göttin ſich erneut,
Schwört! die Wipfel ſollen's hören!
Ewig frohe Thätigkeit.

Chor.

Wer vom Winterſchläfer ſtammet,
Schließe ſanft die Augen zu,
Brüder! wünſcht ihm ew'ge Ruh,
Der ſich ſelbſt zum Schlaf verdammet!

Die poetiſche Schönheit des obigen Gedichtes zeugt von deſſen Verfaſſers Dr. Reinecke ſehr glücklicher Begabung auch in dieſem Gebiete.

Folgende ſind die Namen der ſpäter aufgenommenen Eleven: Carl Balduin Ernſt Heinrich Schubart von Kleefeld, Graf Ludwig zur Lippe, Wilhelm von Arnim, Johann Philipp Wittwer, Maximilian Baron von Eiking, von Lützow, von Motz, Alexander Graf Platen und Hallermund, von Exter, von Minnigerode, von Imhof.

An vielen der Zöglinge erlebte Bechſtein die größte Freude, nicht an Allen. Die Strenge, mit der über das ſittliche Betragen gewacht wurde, hielt grobe Ausſchweifungen gänzlich fern, aber übler Wahl des Umgangs, kleinen Zwiſtigkeiten, unerlaubten Excurſionen, Schuldenwirken u. dergl. mußte wohl bisweilen in den Cenſuren gedacht werden. Die meiſten Eleven hatten ein gutes Lob des Fleißes, nur einen Einzigen ſah Bechſtein ohne Hoffnung aus der Anſtalt ſcheiden, nennt ihn „ein Muſter aller Lüderlichkeit," und notirte von ihm: „Er declarirte: er könne nicht fleißig ſein."

Obſchon die im Druck ausgegebenen Ankündigungen die Einrichtungen der Forſtlehranſtalt enthalten, wird es für Pädagogen unter meinen Leſern doch nicht ohne Intereſſe ſein, zu erfahren, daß auch ein im Ganzen ſtrenges und umſichtig ausgearbeitetes Hausgeſetz beſtand, das Bechſtein für ſeine bei ihm wohnenden Penſionairs 1796 ausarbeitete.

Daſſelbe wurde, von des Directors eigener Hand gut und deutlich geſchrieben, dem erwähnten Sittenbuche einverleibt. Wilmans, Aichner, von Arnim, von Schilden, von Kleefeld, von Löwenklau, von Burgsdorff, von Metz und Witwer haben es eigenhändig unterſchrieben. Es geht daraus hervor, daß zum Beginn der Stunden geſchellt, daß zuerſt Betſtunde mit Geſang (wie in Schnepfenthal) gehalten wurde, daß Strafgelder, die von den Taſchengeldern abgezogen wurden, eingeführt waren, daß ein eigenes Garderobezimmer beſtand, zu dem wöchentlich Einer den Schlüſſel als Cuſtos führte; gegen Schuldenmachen wurde keine Bürgſchaft geleiſtet, Borgen und Tauſchen war unterſagt, ebenſo Selbſthülfe, Fluchen, Schwören, Kartenſpielen, Branntweintrinken u. ſ. w.

Es fehlten im Leben des Inſtituts nicht die kleinen Illuſionen, die ſich aufblühende Jugend ſo gern macht, ſie wurden aber nicht in alle Wege gepflegt und gut geheißen. Der Vater eines der Zöglinge ſchrieb dem Sohn über eine derſelben, das Tragen der Hirſchfänger und Federbüſchen folgendes:

„Du bitteſt mich um die Erlaubniß, einen Hirſchfänger tragen zu dürfen, und um einen dergleichen mit einem alten Wehrgehänge von mir. Ich ſchreibe dem Herrn Bergrath darüber umſtändlich, daß die Lehrjungens nicht nach edlem Jägerei-Gebrauch zieme, Hirſchfänger zu tragen, und daß das Inſtitut ſich dadurch dem Hohn und Spott aller vernünftigen Männer ausſetze. Wenn daher auch ſämmtliche Jungens, die dort in der Lehre ſind, das heißet nicht ſtudieren, Hirſchfänger tragen, wenn ſie alle gleich Livree-Jägerburſchen Federbüſche auf großen unflätigen Hüten mit Bummeln tragen, ſo ſollſt Du es doch durchaus nicht, ſondern Dich uniformmäßig ſtrikte tragen. Denn Dir als — — — — kömmt es nicht zu, an Deiner Uniform etwas zu ändern, die

Du von hier mitgebracht haſt. Ich hoffe, die Herren von S. und von A. werden auch ſo vernünftig ſein, und ſich nicht daran kehren, was andere thun. Ihr müßt den Gedanken von Studenten gänzlich verbannen, und euch für weiter nichts als Lehrjungens anſehen, da ihr in der That weiter nichts ſeid, denn die wahren Studenten ſagen nicht auf, ſondern ihnen werden blos Collegia geleſen. Dieſes wird mit euch alsdann geſchehen, wenn ihr dieſe Schule verlaſſen habt, alsdann ſeid ihr Studenten.

Ich kann heute dem Herrn Bergrath nicht ſchreiben, gieb ihm dieſen Brief zu leſen wegen der Hirſchfänger und Federbüſchel.

Lebe wohl!" —

Dieß Unerhebliche bei Seite, ſo war, dieß war nicht zu läugnen, die Forſtlehranſtalt auf der Kemnote zu einem erfreulichem Blüthbeſtand binnen kurzer Zeit gediehen. Von der Dankbarkeit und Liebe, mit welcher die einſtigen Zöglinge auch noch in ſpätern Jahren an dem väterlichen Freund und Lehrer und ſeinem Hauſe hingen, empfing derſelbe oft rührende Beweiſe, und ich werde manche Briefſtelle noch reden laſſen, die jene Anhänglichkeit beſtätigt, welche letztere Bechſtein auch im höchſten Grade verdiente.

Auch das Lehrerperſonal wurde bald ein zahlreicheres, und beſtand im Jahr 1798 nächſt dem Director aus den Herren **Dr.** Wilkens aus Braunſchweig, Rommrodt, **Dr.** Braun, Geometer Sablender, Diacons Credner, **Dr.** Meinecke, Conrector Ritz, **le Roux Laserre**, Rector Straube u. A.

Welchen innigen und beſondern Antheil von Burgsdorff an dieſem Inſtitute nahm, welche Hoffnungen im Bezug auf ſein Inſtitut Bechſtein ſelbſt noch nährte, aber auch welche Schatten in jener Zeit auf die gothaiſchen Forſte fielen, das erhellt zum Theil aus einigen Stellen eines Briefes, den von Burgsdorff unterm 7. September 1795 an Bechſtein ſchrieb:

„Es iſt ein guter Gedanke vom Herzog, daß er das Inſtitut zu einer Forſt-Academie erheben will, und Ihr Plan, eine

Forſt- und Jagd-Societät zu errichten, hat ebenfalls meinen Beifall. Ich ſtehe dabei zu Dienſten ſowie Wangenheim, auf welchen Sie gewiß rechnen können. Reichsgraf v. Mellin wohnt auf Damitzow bei Stettin und iſt königl. Preußiſcher Kammerherr. Der Herr von W. iſt zur Zeit nur noch als ein Jagd-Schwärmer bekannt, der mitunter die Rehe mit Würzeln abbildet, und allerlei närriſches Zeug ſchreibet, den laſſen Sie vor der Hand noch weg. Aber als Cenſor in Jagdſachen rathe ich den Königl. Preußiſchen Vice-Oberjägermeiſter Freiherrn von und zum Stein zu Anspach. Sie können ſich auf mich berufen!"

Eine von Bechſtein hingeworfene Idee, welche den Wunſch ausſprach, den nur der Eifer für ſeine Anſtalt ihm eingeben konnte, nämlich ſelbſt Inhaber einer Förſterſtelle zu ſein, mißbilligte und widerrieth der ebenſo erfahrene als freimüthige Freund geradezu mit den Worten:

„Sie haben bei der ganzen Aufmerkſamkeit, welche Sie Ihrem Inſtitut und der neuen Societät zu widmen haben, wahrlich nicht Zeit dazu, den Forſtbedienten zu ſpielen. Wie, wenn ein Jagen gegeben würde, und der Herr Director ſollte da mit dem Jagdzeuge operiren?" —

„Da ich glaube, daß Ihnen in dieſem Augenblick dasjenige nützen könnte, was ich im zweiten Theil meines Forſthandbuchs über Bildung und Akademien ſagte, der Druck aber vor Weihnachten nicht fertig werden wird, ſo überſchicke ich die abgedruckten Manuſcriptbogen von Zeit zu Zeit. Dieſe können Sie nach davon gemachtem Gebrauch caſſiren."

„Mit Verlangen erwarte ich Ihren Plan, welchen Sie dem Herzog vorlegen laſſen. Was will aber eigentlich der Herzog mit der Akadamie machen? Ihnen 2 oder 3 Zöglinge anvertrauen? Immer keine Forſten vermeſſen, abſchätzen und eintheilen laſſen, und ſehen, wie erbärmlich er bedient wird? Ihr Herren lebt im Holz-Ueberfluſſe, in einem Lande, wo kein Holzmangel zu beſorgen iſt, und wo man die Forſten ſo ſchlecht nutzet, daß das Holz am Ende verfault, wahrlich höchſt Unrecht ein Licht aufſtecken zu wollen, welches Forſtwiſſenſchaft leuchtet. Die Oberforſtmeiſter im ganzen Gothaiſchen Lande mußten mir bis auf einen in Gotha in und mit der Kammer ſitzenden — eingehen. Wo jetzt Oberforſtmeiſter ſind, da ſetzte ich tüchtige Oberförſter hin, welche Holz anweiſen und abzählen, und alle übrigen Förſter wären Förſter — und weiter nichts.*) Eben ſo im Altenburgiſchen.

Rechnet man nun, wie viel Gehalt hierbei gewonnen wird, ſo dürfte die Nutzung der Wälder, wenn ſolche vermeſſen und abgeſchätzt wären, leicht um ſehr viel höher zu ſtehen kommen, und jedermann der Holz braucht, würde ſich nicht ſchnöd müſſen abweiſen laſſen.

Aber ſo iſt es eine Titelſucht, vor welcher keine reellen Einrichtungen zu Stande kommen können: da habt ihr Oberlandjägermeiſter, Landjägermeiſter, Oberforſtmeiſter, Wildmeiſter, Jagd-Junker, Jagd-Pagen, und zu allen dieſen eine Handvoll Wald und ſehr viel Leute, die davon leben wollen.

Leben Sie übrigens wohl und ſchreiben Sie mir bald.

Der Ihrige

Burgsdorff."

Im Jahr 1796 erhob, wie aus der im erſten Band der Diana, S. 458 ff. befindlichen zweiten Ankündigung erhellt, der regierende Herzog Ernſt II. zu Sachſen-Gotha die bisherige Privatanſtalt zu einer öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde, alſo nicht, wie Bechſtein Anfangs wünſchte und hoffte, und wie man ihn hatte hoffen laſſen, zu einer Forſtacademie, und es war mit dieſer Erhebung der Anſtalt im Grunde weder etwas genützt, noch etwas gewonnen. Sie durfte ſo heißen und fortbeſtehen, ſo lange des Gründers und Directors Mittel, Ruf und Kräfte ſie hielten. Von einer Unterſtützung derſelben, wie ſonſt öffentliche Anſtalten genießen, war keineswegs die Rede, und die Anordnung einer Juſtizcommiſſion als Stellvertreterin eines academiſchen Senates, der in Schuld- und Polizeiſachen die Studierenden unterſtellt wurden, war wohl nicht als eine ſonderliche Wohlthat der Anſtalt zu betrachten. Dennoch zeigte ſich Bechſtein treuanhänglich und dankbar; er veranſtaltete am nächſten Geburtstage des Herzogs Ernſt II. ein Feſtmahl, das ein „Rundgeſang" am Geburtstage unſers beſten Landesvaters geſungen von den Kemnotern und ihren Freunden den 30. Januar 1797" froh belebte, und ſprach noch in dem Jahre, in welchem er ſein ſo innig geliebtes Vaterland verließ, durch die ehrfurchtsvolle Dedication des erſten Bandes der zweiten Auflage ſeiner gemeinnützigen Naturgeſchichte Deutſchlands ſeinen Dank aus für den landesväterlichen Schutz, unter dem er bisher das wiſſenſchaftliche Feld bearbeitet habe, von welchem er jetzt die Erſtlinge einzuſammeln wage, und als er dieſe Dedication, im October 1800, niederſchrieb, war das Inſtitut bereits ſeit einem Jahr aufgegeben. Was in Beziehung auf dieſes hemmend einwirkte und zwar in ſolchem Grade, daß das Eingehen der Forſtlehranſtalt nach wenigen Jahren herbeigeführt wurde, werde ich meinen Leſern nicht vorenthalten, zuvor aber ſei eines anderweiten Inſtituts gedacht, das Bechſteins Geiſt und Scharfblick ins Leben rief, und das der glücklichen Idee nach ganz geeignet war, den Kreis ſeiner Verbindungen zu erweitern und durch ganz Deutſchland die Zahl ſeiner Freunde zu vermehren.

---

*) Eine Wahrheit, die man nur ſehr allmälig, ſehr langſam hat einſehen lernen, und deren Gültigkeit ſich noch heute bewährt.

V.

Die Societät der Forſt- und Jagdkunde.

Erſte Periode.

Eine Menge gelehrte Geſellſchaften blühten in Deutſchland und ließen ſich je nach Mitteln und Kräften die ſorgliche Pflege jener Wiſſenſchaften, von denen ſie den Namen entlehnt, angelegen ſein. Die Forſt- und Jagdkunde begann erſt ihre Entfaltung; ihr zartes Stämmchen gewann aber kräftigen Boden und trieb nach allen Seiten junge Sproſſen. Da wurde in Bechſtein, ihrem treuen Schirmhüther, der Gedanke wach, alle Gleichſtrebenden, alle bedeutenden Forſtmänner Deutſchlands, ja ſelbſt des Auslandes, zu einem großen Gelehrtenbunde zu vereinigen, nach einem gemeinſamen Ziele hinzuarbeiten, und die gewonnenen Reſultate eifrigen Strebens in einer Geſellſchaftsſchrift zu vereinigen.

Bechſtein entwarf den Plan eines ſolchen Vereins, den die zweite Ankündigung ſeiner Lehranſtalt entwickelt, und dieſer fand einestheils die Anerkennung und Zuſtimmung des ganzen, ihm ſchon ohnehin verbundenen und befreundeten forſtmänniſchen Publikums, anderntheils gern und willig die nachgeſuchte landesherrliche Beſtätigung. Der Feuereifer des Gründers für die gute Sache, der er ſein Leben geweiht, hätte gern die Doctrin, welche er pflegte, zu einer Facultät erhoben geſehen, und ihr aller Orten die beſten Altäre: öffentliche Lehrſtühle erbaut. Lag dies auszuführen zu helfen auch noch nicht in den Anſichten der Zeit, ſo knüpfte ſich doch bald ein ſchönes Band der Gleichgeſinnten feſt. Am innigſten war dies zwiſchen Bechſtein und dem wackern und gleich ihm unermüdlich thätigen von Burgsdorff geknüpft. Als die Societät beſtätigt war, ſendete Bechſtein ſeinen Freunden Diplome und ſah es gern, daß dieſe ihm wieder andere wackere Männer vorſchlugen, deren Kenntniſſe und Eigenſchaften ſie zur Aufnahme berechtigten.

Die Eröffnung der Societät ging in Verbindung einer angemeſſenen Feier vor ſich, zu welcher alle die, welche die Sache an ſich hätte anziehen müſſen, in der Nähe und weitern Umgegend eingeladen waren. Eine große Zahl der Bechſtein befreundeten Oberförſter und Förſter des gothaiſchen Landes wohnte dieſer Feier bei, viele der Berufenen aber zeigten ſich, nach dem Bibelſpruch, nicht unter den Gekommenen, und auch nicht als Auserwählte.

Der Gründer eröffnete die Societät mit folgender Rede:

„Hochgeſchätzte Herren Collegen
und Freunde!“

„Ich zähle den heutigen Tag mit unter die glücklichſten meines Lebens, da ich die Freude habe, ein Band unter Männern geknüpft zu ſehen, um in einer Gegend, die wenigſtens in Deutſchland unter die ſchönſten, und in einem Lande, das auch da unter die glücklichſten gehört, die erſte und angenehmſte aller Wiſſenſchaften, ich meine die Naturwiſſenſchaft und die mit derſelben verſchwiſterte Forſt- und Jagdkunde — genauer zu ergründen, zu erweitern und zu verbreiten.“

„Wir ſind hoffentlich alle darin einverſtanden, daß unſere Thüringer Waldungen unter die vorzüglichſten, fruchtbarſten und am beſten beſtandenen Gebirgswaldungen Deutſchlands gehören, auch darin, daß ſie von der Mitte dieſes Jahrhunderts an, wo noch in ganz Deutſchland, ja ich kann ſogar behaupten in allen Gegenden der Welt dicke

Finſterniß über zweckmäßige Forſtbewirthſchaftung herrſchte, und der Name Forſtwiſſenſchaft noch unter die unerfundenen Dinge gehörte, muſterhaft behandelt wurden, aber auch darin, daß in den neuern Zeiten viele unſerer nahen und entfernten Waldungen zweckmäßiger, vortheilhafter, mit einem Werte beſſer behandelt worden ſind, als mehrere der unſrigen. Es iſt zwar wahr, uns hat noch nicht der durchgreifende Sporn zu aller Kultur der Wiſſenſchaften und Künſte, die Noth, gedrungen, wie alle jene, welche es in vielen Stücken beſſer machen, als wir. Wir haben noch Waldungen, die nicht nur die Bedürfniſſe des Inlandes befriedigen, ſondern auch dem holzarmen Auslande in vielerlei Rückſichten aushelfen können. Deſto edler werden unſere Bemühungen ſein, wenn uns nicht die unedle Triebfeder, die Noth reizt, eine Wiſſenſchaft uns zuzueignen und ihre richtig erfundene Vorſchriften anzuwenden, ſondern blos unſer reiner Wunſch und unſer Beſtreben nach mehrern, beſſern, richtigern Einſichten, der Wunſch unſer Nachdenken zu üben, zu vervollkommnen und dadurch unſern Nebenmenſchen ſo nützlich zu werden, als es nur immer unſere Kräfte erlauben.“

„Wohlan denn, edle Männer, laſſen Sie uns mit vereinten Kräften dahin arbeiten, daß auch unſer Thüringerwald bald ein Wallfahrtsort für diejenigen werden mag, die einen guten, einen trefflichen Forſthaushalt kennen lernen wollen, laſſen Sie uns die Wünſche unſeres Durchlauchtigſten Herzogs, der den Plan zu unſerer Societät mit Beifall aufgenommen und huldreich beſtätigt hat, die Wünſche unſers erlauchten Miniſteriums, und unſere ſo gemeinnützig denkenden Herrn Kammerpräſidenten von Thümmel, die ſich von uns große Hoffnungen machen, aus allen Kräften und wo möglich im vollſten Maaße zu erfüllen ſuchen! Wie aufmunternd muß es nicht für uns ſein, daß ſich die erſten Männer Deutſchlands mit uns verbunden haben, an dieſem großen Werke, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Plan, Kunſt, Leben und Schönheit in die Wälder zu bringen, mit zu arbeiten, und welcher ehrenvollen Zukunft dürfen wir entgegen ſehen, da uns die Hoffnung gewiß iſt, daß das Publikum unſere Bemühungen als rühmlich anerkennen und mit Beifall krönen wird.“

„Jeder reiche daher heute bei unſerer **erſten Zuſammenkunft** dem andern brüderlich die Hand, und zeige dadurch, daß es nicht blos ſein heißer Wunſch, ſondern auch ſein eifrigſter Wille iſt, Gutes auf dem Wege, den ihm die Vorſehung hier vorgezeichnet hat, um ſich her zu verbreiten!“

(Umarmung.)

„Der Schöpfer der ſchönen Natur kröne alle unſere Bemühungen mit ſeinem beſten Segen!“

Nach dieſer Rede ließ Bechſtein nach Art akademiſcher Sitzungen über den Satz disputiren:

> Die wahre Brunftzeit der Rehe fällt in das Ende des Novembers, in den December und in die erſte Hälfte des Jänners.

Ueber Art und Weiſe dieſer von ihm beliebten Methode einen aufgeſtellten wiſſenſchaftlichen Satz zu beleuchten, zu beſtreiten und zu vertheidigen mag Diana 1. S. 195. u. f. nachgeleſen werden.

Ein zweiter Satz, über welchen disputirt wurde, hieß:

> Beweiß, daß Buchenhochwald in mittlern Gebirgs-Lagen bei ſchicklichem Boden vortheilhafter und holzergiebiger iſt, als dergleichen Stangenholz. (Diana 1. S. 507. u. f.)

Die ſtatutariſche Einrichtung der Societät finden diejenigen Leſer, die ſich noch näher für dieſelbe intereſſiren dürften, mit allen dieſen Disputationen und Abhandlungen in der erwähnten Geſellſchaftsſchrift derſelben, Diana. Die Societät zerfiel in

- **A.** ordentliche Mitglieder
  - a) inländiſche thätige Mitglieder
  - b) correſpondirende thätige
- **B.** Ehrenmitglieder.

Das Centrum der Geſellſchaft war die öffentliche Forſt- und Lehranſtalt zu Waltershauſen. Die oberſte Leitung lag dem Director, Bechſtein, ob, ihm aſſiſtirte ein Secretair, **Dr.** Reinecke. Die für die Societätsſchrift eingehenden Abhandlungen unterlagen den Cenſuren kundiger und hochgeſtellter Mitglieder im Forſtfach, der Herren Oberforſtmeiſter von Burgsdorff in Berlin und von Wangenheim in Lithauen, und im Jagdfach des Herren Reichsgrafen v. Mellin und des Herrn Oberforſtmeiſter von Wildungen zu Marburg. Geldbeiträge wurden nicht gefordert. Der Ertrag der Geſellſchaftsſchriften ſollte die Geſellſchaft erhalten, und zugleich den Fonds zu Sammlungen und einer Bibliothek abwerfen.

Wer als Schriftſteller aufgetreten war, konnte ſeinen Wunſch, der Societät anzugehören, der Geſellſchaft unmittelbar eröffnen, Nichtſchriftſteller vorzuſchlagen, behielt ſich der Director allein vor.

Es erfolgten viele Anmeldungen, und bald gingen auch lehrreiche und fleißig ausgearbeitete Abhandlungen ein. Vor Allen war von Burgsdorff bemüht, in Gemeinſchaft mit Bechſtein einen umfaſſenden Plan zur vollſtändigen Lehre der Jagdwiſſenſchaften auszuarbeiten, den er bald nach der feierlichen Eröffnung der Societät überſandte, begleitet von einem Briefe (ohne Datum), der wieder einige anziehende Streiflichter auf Verhältniſſe der Bechſteiniſchen Lehranſtalt und der Societät warf.

„Wohlgeborner Herr,
Inſonders hochzuehrender Herr Bergrath!"

„Die Schuld, daß ich ſo lange nicht geſchrieben habe, lieget in dem Fleiße, welchen ich anwendete, das beikommende Werk zu beenden. Möge es Ihren Beifall, und den aller Kenner erlangen!

Finden Sie bei der Naturgeſchichte noch etwas hinzuzufügen nöthig, ſo thun Sie es. Ich habe immer den Endzweck vor Augen gehabt, die Sache in der Theorie möglichſt kurz darſtellen zu müſſen!

Meine Meinung über das Ganze gehet dahin, den Plan, ſo wie er iſt, in Quarto weitläufig auf Schreibpapier drucken zu laſſen, und das Jäger-Publikum in einer Vorrede aufzufordern, den Plan Revue paſſiren zu laſſen; und

1) einzuſchalten was mir entgangen ſein dürfte.

2) zu beſtimmen, welche Kapitel ein jeder auszuarbeiten und an Sie einzuſchicken übernehmen wolle.

Die Naturgeſchichte müſſen Sie ſelbſt nach Anleitung Ihres Werkes bearbeiten.

Auch werden Sie nicht vor der Vollendung des Ganzen behindert ſein, nach dieſem Plane Ihren Eleven die Jagdwiſſenſchaften ſyſtematiſch dociren zu können; wenn Sie nur Döbels Jäger-Praktika, Mellins und Jeſters Schriften dabei anwenden wollen. Thun Sie dieſes ja gleich auf Michaelis, um keine Zeit zu verlieren. Mein Lectionsplan wird zu Allem anleiten. Der vorläufige Druck des Planes kann der Societät erſt noch einen ſchönen Thaler erwerben.

Natürlich wünſche ich, daß mein Carl vom Unterricht, wenigſtens von der Theorie der Jagdwiſſenſchaften in Waltershauſen profitiren möge; dieſer Wunſch war Sporn für mich bei der Bearbeitung des Planes, und ich bin auch von Ihnen verſichert, daß Sie meinen Wunſch baldigſt erfüllen werden.

Ich bin durch Ihre beiden Briefe vom 4. und 29. Juli ſammt deren Beilagen hinreichend von allem überzeugt worden, wie Sie in der That einen recht ſchweren Stand haben. Die mir communicirte Briefe remittire ich andurch. Sie ſollten doch ſuchen den Doctor Meinecke zu conſerviren, weil er Ihnen beim Unterricht im Zeichnen und Franzöſiſchen unentbehrlich iſt. Es iſt Unrecht von Herrn Cotta, daß er die jungen Leute, welche von Waltershauſen entlaufen, ohne ein Atteſt von Ihnen annimmt. Ich war Willens das dritte Jahr meinen Sohn auch dahin wegen Erlernung der Jagdwiſſenſchaft zu geben; aber nun dürfte ſchwerlich daraus etwas werden; um ſo mehr, wenn Sie bald anfangen, dieſe theoretiſch zu dociren: und ich denke, daß zur Uebung der Jägerkunſt alsdann nach überſtandenen drei Lehrjahren ſich noch Zeit und Gelegenheit finden wird! Soviel bleibt gewiß, daß es nicht gut iſt, in Waltershauſen große Studenten aufzunehmen, und daß daſelbſt kein anderer angenommen werden müſſe, als der von ſeinen

Eltern ꝛc. Ihnen unmittelbar untergeben worden iſt und ſtricte auch in moraliſcher Rückſicht pariren muß u. ſ. w.

Der Ihrige

Burgsdorff."

So auch von vielen andern Seiten her thätig unterſtützt wuchs bald ein reichliches Material für die Geſellſchaftsſchrift an, die im eignen Verlag unternommen wurde. Der Buchdrucker J. F. Müller in Schnepfenthal und die Buchhandlung dieſes Inſtituts beſorgten Druck und Debit, nächſtdem daß von Waltershauſen aus eine große Anzahl Exemplare verſendet wurden. So erſchien demnach bereits zur Oſtermeſſe 1797 der erſte Band von Diana oder Geſellſchaftsſchrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur-, Forſt- und Jagdkunde. Herausgegeben von Johann Matthäus Bechſtein, mit Kupfern, und war den Mitgliedern des Herzogl. Kammer-Collegiums zu Gotha, den Geheimeräthen, Kammerpräſidenten, Kammerräthen, Kammerherren und Kammerjunkern von Thümmel, von Scheliha, von Münchhauſen, von Schlotheim und von Wangenheim gewidmet.

Den Inhalt bildete eine Anweiſung zum Ausſtopfen und Aufbewahren der Thiere, aus der Feder des gelehrten Abbe Maneſſe, welche Dr. Reinecke aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt hatte, eine kleine Abhandlung über die Nahrung der Rehe im Freien, vom Kammeraſſeſſor und Jagdjunker von der Borch, eine vergleichende Beſchreibung einiger noch unbekannten oder doch weniger bekannten deutſchen Holzarten, vom Herausgeber; Grundſätze der Stangenholzwirthſchaft; über zweckmäßig einzurichtende Forſtreiſen, dann der vorhin erwähnte Plan zum Unterricht in den geſammten Jagdwiſſenſchaften von v. Burgsdorff, endlich Nachrichten, die Lehranſtalt und die Societät betreffend.

Im Jahr 1797 zählte das Mitgliederverzeichniß der Societät 35 in- und ausländiſche thätige Mitglieder und 13 Ehrenmitglieder auf, deren Zahl aber im Jahr 1801, als der zweite Band der Diana erſchien, ſich auf 67 Ehrenmitglieder, 27 ordentliche inländiſche und 54 ausländiſche Mitglieder erhoben hatte. Unter dieſen Mitgliedern waren

Männer, deren Namen mit unvergänglichen Lettern in der wiſſenſchaftlichen Literaturgeſchichte geſchrieben ſtehen, wie Blumenbach, Gmelin, Latham, Merrem, Tromsdorf, Voigt, Wildenow, Borkhauſen, Cotta, Hartig, Hermbſtädt, Laurop, und Andere, und es läßt ſich leicht denken, in welch hohem Grade belehrend, anregend und erfreulich die durch die Societät angeknüpfte Verbindung mit ſolchen Männern auf Bechſtein wirken mußte.

Faſt jede Zuſchrift auch von den minder bekannten und noch nicht berühmt gewordenen Societätsmitgliedern brachte theils dankenswerthe Schrift- und Büchergaben, theils enthielt ſie Anfragen, Bemerkungen, Anſichten, die, auch wenn letztere vielleicht irrig waren, doch zu lebhaftem Ideenaustauſch, zur Bereicherung oder Berichtigung eigener Anſichten, Beobachtungen und Erfahrungen hinlenkten, und es iſt gewiß eine Erfahrung, die Viele machten, daß nichts mehr die Spannkraft eines von Natur lebhaften und ſtrebſamen Geiſtes erhält und ſtärkt, als ununterbrochene Rührigkeit im Kreiſe des liebgewordenen Schaffens und ein ſtetes Umblicken nach allen Seiten hin, gleich dem muntern Vogel, um für das geiſtige Ich fortdauernden ſichern Halt zu gewinnen und zu behaupten.

Der erſte von den Schülern des Forſtinſtituts, Herr Richner, verließ im Frühling des Jahres 1797 die Anſtalt, und begab ſich mit Bechſteins Empfehlungen zum Oberforſtmeiſter von Hagen in Ilſenburg am Harz, um ſich dort weiter praktiſch auszubilden. Dieſer rühmte in dankbaren Briefen die Kenntniſſe ſeines Prinzipals, empfahl zum Mitglied der Societät den Rath und Amtmann Wilhelmi zu Ilſenburg, der ſich bei jeder Gelegenheit für die Anſtalt ausnehmend intereſſirt zeige, rühmte die Gelehrſamkeit eines Hannöveriſchen Jagdjunkers, von Schulte, im forſtwiſſenſchaftlichen Gebiete, und ſprach den Plan aus, daß er mehrere Hannöverſche und Braunſchweigiſche tüchtige Forſtmänner, z. B. von Uslar, Oberförſter zu Herzberg, Haaſe, Forſtinſpector zu Lauterberg, und Andere beſuchen wolle, wenn ihm Bechſtein in ſeiner Heimath die Erlaubniß längeren Aufenthaltes auf dem Harze auswirken werde.

„Thun Sie, guter Herr Bergrath, Ihrem Schüler und Schuldner dieſen Gefallen, der Erfolg wird gewiß nach Ihrem Vorſchlag ausfallen und ich werde dieſe Zeit gewiß ſo anwenden, wie es meine Pflicht und der gute Zweck Ihrer Anſtalt von mir fordern. Ich ſchmeichle mir, daß wenn ich dieſe Einwilligung erhalte, Ihre Societät ſowohl an tüchtigen Mitgliedern, als auch durch dieſe an Abhandlungen gewiß ſehr zunehmen ſoll.“

In gleichem Sinne und mit gleicher Liebe waren auch Andere für die Societät wirkſam. Jeder Neuaufgenommene half dankbar das Ganze fördern, ſei es durch Bücher und bereits gedruckte Abhandlungen, ſei es durch ſchriftliche Ausarbeitungen, und ſo kamen zahlreiche Bereicherungen theils der Societät, theils Bechſteins eigenen Schriften zu Gute. Um darzuthun, daß nicht ein blindes Herausgreifen angeſehener Namen, um nur mit zahlreichen Mitgliedern zu prangen, den Gründer der Societät leitete, will ich nur einige Männer nennen, die ſchon vor Errichtung derſelben mit Bechſtein in freundlicher Verbindung ſtanden und deren Namen dann aus wiſſenſchaftlicher Ueberzeugung nächſt ſeinem eigenen dankbaren Gefühle den Mitgliederverzeichniſſen zugeſellt wurden.

Der Regierungs- und Cammerrath Freiherr von Plank zu Eichſtädt an der Altmühl, hatte ſich ſchon vor Errichtung der Lehranſtalt, als Bechſtein noch in Schnepfenthal war, mit ihm in freundlichen Briefwechſel geſetzt, hatte ſich der Vertheilung des Planes jener Anſtalt beim Forſtpublikum ſeiner Gegend, obſchon wenig Hoffnung auf Erfolg hegend, unterzogen, zeigte ſich als eifrigen Abnehmer der Schriften Bechſteins, als paſſionirten aber wiſſenſchaftlich ſtrebenden Jäger, und erbot ſich zur Mittheilung aller ſeiner Beobachtungen. Auch er ſprach, wie viele andere die ungeduldige Erwartung auf die Naturgeſchichte der Thüringer Vögel aus, rieth, dieſe im Selbſtverlag auf Subſcription herauszugeben, und verhieß, einen geſchickten Zeichner, Stecher und Illuminirer in ſeiner Gegend ausfindig zu machen, und unter ſeiner Aufſicht arbeiten zu laſſen.

Eine nicht unanziehende Anfrage richtete von Plank an Bechſtein: „Wie hoch könnte man die Mühe und Koſten eines Mannes anſchlagen, dem man die Sammlung aller deutſchen Zug-, Strich- und Standvögel, wovon der Hahn, die Henne, das Neſt, die Eier, der Vogel in der Mauſerzeit, wie er flügge wird, oder die erſten Federn bekommt, und wie er vom Neſt abfliegt, in Natura vorhanden ſein müßte?"

Ob wohl irgend in Deutſchland je der Verſuch gemacht wurde, ein ſolches Ideal eines ornithologiſchen Cabinets zu verwirklichen?

Der königl. Preuß. Oberforſtmeiſter v. Hünerbein in Thale bei Halberſtadt hatte durch Verwendung für die Aufnahme des jungen Löwenclau in Bechſteins Inſtitut Verbindung angeknüpft; in gleicher Weiſe war der Oberforſtmeiſter Freiherr von Tettenborn mit Bechſtein verbunden, ebenſo der Vater des erwähnten jungen Aichner, Forſtmeiſter zu Scheere, der Oberforſtmeiſter Freiherr von Imhof zu Tübingen, deſſen Sohn [illegible] ſpäter als Forſtadjunct daſelbſt auch den Mitgliedern der Societät zugeſellt wurde. Auch dieſer ſchrieb, nachdem er Waltershauſen verlaſſen, öfters mit dankbarer Geſinnung an Bechſtein und bat um alle ſeine forſtwiſſenſchaftlichen Schriften gleich nach deren Erſcheinen. Se. Durchlaucht der Erbprinz von Thurn und Taxis war der hohe Gönner des jungen Aichner, unterſtützte deſſen Studien, und die Correſpondenz mit Bechſtein ging durch die Hände des Geheimerath und Regierungspräſidenten Freiherrn von Eberſtein zu Regensburg, der auch den jungen von Imhof an Bechſtein angelegentlichſt empfohlen hatte, mit welchem letztern Bechſtein ausgezeichnet zufrieden war, und der ebenfalls, nachdem er das Inſtitut verlaſſen, nach Ilſenburg am Harz abging.

Um nicht allzu weitläufig zu werden, da die Mittheilung über die befreundete Correſpondenz Bechſteins noch viele Bogen füllen könnte, erwähne ich nur noch des Cammerrath Dr. M. B. Borkhauſen zu Darmſtadt, des eifrigen Ornithologen, den gleiches Lieblingsſtreben Bechſtein innig geſellte und befreundete. Ihm war die Aufſicht über das damals noch landgräfliche ornithologiſche Cabinet übertragen, und es mögen am beſten einige ſeiner Briefe bezeugen, in welchem Verbande beide Forſcher mit einander ſtanden, zugleich gewähren Einzelſtellen dieſer Briefe einen Einblick in die damaligen politiſchen Zeitverhältniſſe, welche immer und überall nicht ohne hemmenden Einfluß auf die Entwickelung wiſſenſchaftlicher Forſchungen ſind, daher ſie in einer Schilderung ſolcher Beſtrebungen nicht ganz unbeachtet bleiben dürfen.

„Darmſtadt, den 15. Nov. 1795.“

„Es freut mich ungemein, daß Sie meine geringe ornithologiſche Bemerkungen ſo gütig aufgenommen haben, und dieſes ermuntert mich, die in dem Cabinete unſeres Landgrafen befindlichen Vögel noch genauer zu ſtudieren und Ihnen mehrere Bemerkungen mitzutheilen.

Der Dickſchnabel, den ich Ihnen unter dem Namen **Lox. ilica** characteriſirte, iſt Pennant's gefleckter Dickſchnabel, **Lox. maculata Gmelini**, und zwar ein Weibchen, welches noch nirgends beſchrieben oder abgebildet iſt. Das Männchen ſelbſt iſt von Pennant fehlerhaft beſchrieben, indem er ſagt, es laufe ein ſchwarzer Strich über die Augen, da es doch ein weißer iſt. Vom Männchen unterſcheidet es ſich 1) durch die ſtärkere Größe, 2) durch die blaſſere Grundfarbe, welche beim Männchen hochbraun, bei ihm aber **color spadiceus** iſt. 3) Die untern Deckfedern des Schwanzes ſind nicht gelb, ſondern ſchmutzig weiß, und die Ruderfedern ſind alle unten einfarbig weißlich. 4) Nur die obern Deckfedern des Schwanzes haben trüb weißliche Spitzen, die übrigen Rückenfedern aber ſind mattbraun und weißlich geſäumt. 5) Der weiße Streif, welcher den Kopf der Länge nach theilt, iſt trüb und gefleckt. 6) Von den beiden weißen Binden über die Flügel iſt die hintere kaum ſichtbar. Gmelin ſagt vom Männchen ſehr irrig: **pennis corporis superioris atris**. Sie ſind nur dunkelbraun.

Vor einigen Tagen erhielt ich für das Landgräfliche Cabinet einen ſehr ſeltenen Vogel vollkommen gut erhalten, den Reispirol, **Oriolus oryzivorus Gmel.** welchen Latham nach einem ſehr defecten Exemplare beſchrieb. Da der Vogel noch nirgends vollſtändig beſchrieben, auch noch nie abgebildet iſt, ſo verdient er beides zu werden, denn es iſt ein ſehr ſchöner Vogel.

Ich habe unſern Landgrafen um die Erlaubniß gebeten, die Vögel für Ew. Wohlgeboren abmalen zu laſſen, und ſelbe ſogleich erhalten. Der Landgraf ſagte: er mache ſich jederzeit ein Vergnügen daraus, einen Gelehrten unterſtützen zu können, und es freue ihn vorzüglich ſehr, zur Vervollkommnung des Lathamiſchen Werks, das er ſelbſt beſitzt, etwas beitragen zu können. Ich habe daher ſogleich die Veranſtaltung zum Abmalen getroffen und ſchon ſind **Turdus Trichas L.** und **Ficedula marylandica Briſſ.** fertig. Der Maler will indeſſen das Stück nicht unter einem Gulden (Reichsgeld) malen, er arbeitet aber auch mit Fleiß und äußerſter Genauigkeit. Aus dem Cabinete habe ich zur Abbildung genommen: 1) **Turd. Trichas**, 2) **Ficed. marylandica**, 3) **Fringilla leucomelas**, 4) **Fringilla passerina**, 5) **Fringilla olivacea**, 6) **Oriolus oryzivorus**, 7) **Loxia maculata foem.**, 8) **Motacilla Curruccoides**, 9) **Trochilus elegantissimus mas et foem.** und 10) **Ardea Nycticorax foemina**, welche ich an einer Reihe weg werde abbilden laſſen. Ob Ihnen mit Abbildungen von **Rallus carolinus**, **Scolopax Glottis**, **Rallus ferrugineus** (der noch nirgends abgebildet iſt, und von Lathams Beſchreibung in manchen Stücken abweicht), **Oriolus fuscus** (beſſer **pallaeocephalus**) und **Sterna minuta**, (welche, ſo wie **Rallus carolinus** und **Scolopax Glottis**, merklich von der gemeinen Beſchreibung abweicht, bin ich zweifelhaft, es kommt aber nur auf Ihren Willen an, und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen zu dienen.

Ihrem Forſtinſtitute, einem vortrefflichen, gemeinnützigen Unternehmen, wünſche ich den beſten Fortgang. Aus einer beſſeren Bildung der Forſtleute muß für die Naturgeſchichte der größte Nutzen erwachſen. Ich hoffe, daß, wenn der fatale Krieg einmal geendigt iſt und Deutſchland wieder Ruhe hat, Ihr Unternehmen auch beſſern Fortgang gewinnen werde.

Würden Sie ſich nicht entſchließen, von der neuen ſo vollſtändigen Ausgabe des Pennantiſchen **Synopsis of Quadrupeds** eine deutſche Ueberſetzung zu liefern? Dieſes Werk iſt gegenwärtig das vollſtändigſte ſo man über die Säugethiere hat, und von Ihnen im deutſchen Gewande dargeſtellt, würde es ein würdiger Bruder von Lathams Ueberſicht der Vögel werden. Der Naturforſcher würde ſich gewiß freuen, auch von den Säugethieren alles beiſammen in einem Werke zu finden, was er jetzt zerſtreut in mehreren ſuchen muß.

Durch die Tapferkeit der Kaiſerlichen ſind wir von dem Abgrunde des Verderbens errettet, an deſſen Rande wir unwiſſend ſtanden. Bei einem gefangenen Generale wurde der ſchriftliche Befehl gefunden, wann die Kaiſerlichen bei Mannheim geſchlagen wären, unſere Gegend rein auszuleeren und ſämmtliche herrſchaftliche Gebäude in der Stadt und auf dem Lande niederzubrennen.

Die Belagerung von Mannheim iſt heute in vollem Gange, wir hören hier den Kanonendonner ſchrecklich, und auf einer Anhöhe vor unſerer Stadt ſah man heute Nachts einen ſchrecklichen Brand.

Leben Sie wohl, edler Mann, und bleiben Sie gewogen

Ihrem

ganz ergebenen

Borkhauſen."

„Darmſtadt, den 2. Mai 1796."

„Hochzuehrender Herr Bergrath!

Vorgeſtern kam ich von einer naturhiſtoriſch ökonomiſchen Reiſe zurück und fand mit ſehr großem Vergnügen Ihren Brief vom 8. April, welchen ich hierdurch ſogleich beantworte.

Um Ihren in Ihrem vorletzten an mich erlaſſenen Briefe geäußerten Wunſch, die ſeltenen Vögel des hieſigen herrſchaftlichen Muſäums abgebildet zu erhalten, zu erfüllen, machte ich ſogleich Anſtalt dazu und bereits ſind 12 Stücke fertig geworden und ſo ſauber gemacht, daß ich glaube an Ihrem Beifalle nicht zweifeln zu dürfen. Bei dieſen 12 Stücken findet ſich auch bereits Ardea Nycticorax foem. und der Tantalus.

Unſere armen Landleute werden recht mit doppelten Ruthen gepeitſcht. Lange trugen ſie nun ſchon die Laſten eines verderblichen Krieges und noch werden ſie von Durchmärſchen und Einquartirungen geplagt, und nun wird ihnen auch noch ihr Hornvieh durch eine von Ungarn hergewanderte wüthende Seuche weggerafft. Die Krankheit iſt ruhrartig, fängt mit blutiger Diarrhöe an und tödtet in 2, 3 Tagen. Einige aufgeklärte Landwirthe ſind ihrem Vieh mit Laxiren und Clyſtieren theils praeservative, theils beim Anfange der Krankheit zu Hülfe gekommen. Ich wurde auf dem Lande herumgeſchickt, um die Leute zu vermögen, die erwähnten Präſervative zu gebrauchen, allein ich predigte tauben Ohren; ſie glaubten, Präſervative zu gebrauchen, wäre ein Eingriff in Gottes Rechte!!!

Mit wahrer Verehrung und Freundſchaft ſtets

der Ihrige
M. B. Borkhauſen."

Durch dieſe Briefe bietet ſich ein ſchicklicher Uebergang, der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Bechſteins während des Beſtehens ſeiner Lehranſtalt näher zu gedenken, und den Weiterverlauf des Lebens der Societät der Forſt- und Jagdkunde ſpäter am geeigneten Ort fortzuſetzen.

VI.

Literariſche Thätigkeit in dem Zeitraum von 1795 bis 1800.

Während Bechſtein der Leitung der Forſt- und Lehranſtalt, der Societät für Forſt- und Jagdkunde und der Redaction von deren Zeitſchrift unausgeſetzten Fleiß widmete, entwickelte er eine Staunen erregende Thätigkeit, und man kann nicht umhin, die geiſtige Kraft und die leibliche Ausdauer zu bewundern, mit welcher er in einem kurzen Zeitraume Werke ſchuf und verbreitete, deren wiſſenſchaftliche Geltung durch ein halbes Jahrhundert in vielen Stücken noch ungeſchwächt iſt.

Zunächſt wurde die Ueberſetzung und Bearbeitung des Latham eifrig weiter gefördert. Latham ſelbſt wußte um dieſe Uebertragung ſeiner trefflichen Arbeit in das Teutſche, davon giebt unter andern folgender Brief des außerordentlichen Profeſſors der Medicin, Gottfried Chriſtian Reich in Erlangen Zeugniß:

„Erlangen, den 25. Nov. 1794.“

„Sie haben doch meinen Brief, und den **Index ornithologicus** erhalten?

Geſtern empfing ich einen Brief von Herrn Latham, worinnen Folgendes, was Sie angeht, enthalten iſt. I am ſorry I connot comply with the requeſt of Mr. Bechſtein of ſending him my private additions to my Index et Synopſis, asthy muſt be reſervet for my own uſe, to ſerve for a future edition, which J believe will not be long before it is wonted by the continued ſale of the preſent ones; but ony particular queſtion Mr. B. wiſhes to be ſatiſfied in, J ſhall have no objection to reſolve.

Nächſtens ſchreibe ich wieder. Haben Sie etwas zu erinnern, ſo erwarte ich Ihre Winke. Die Einrichtung Ihres Inſtituts hindert Sie wohl an vielem, und macht es unthunlich für Sie, Ihren Freunden einige Nachricht von Ihrem Befinden, und von dem Fortgang Ihrer Unternehmung zu geben? Ich nehme den herzlichſten Antheil, wenn alles nach ihren Wünſchen ausſchlägt, und verharre ganz der Ihrige

Reich."

Der zweite Theil des zweiten Bandes erſchien 1795 und war dem Königl. Preußiſchen Kammerherrn Reichsgrafen von Mellin zu Schloß Tomi in Vorpommern zugeeignet. Den erſten Theil des dritten Bandes, mit der Dedication an den Fürſtl. Thurn und Taxiſchen Geheimerath und Regierungspräſidenten Freiherrn von Eberſtein Excellenz zu Regensburg, brachte das Jahr 1796.

Mit einer andern Nürnberger Verlagshandlung wurde 1795 brieflich die Ueberarbeitung, Verbeſſerung und Neuherausgabe des Buchs: Gründliche Anweiſung, alle Arten Vögel zu fangen, beſprochen und in der Michaelis-Meſſe deſſelben Jahres darüber mit den Verlegern Monath und Kußler contrahirt.

Der Herausgeber übernahm Umarbeitung und Verbeſſerung, die Kupfer blieben mit Ausnahme der Tafel IX. und des Titelkupfers, welches letztere Meinecke zeichnete, unverändert, und es wurde für jeden gedruckten Bogen 1 Carolin Honorar zugeſichert, bei einer ſpätern Ausgabe die Hälfte, nebſt 24 Freiexemplaren; Format, Lettern und die ganze typographiſche Einrichtung ſollte die der alten Ausgabe bleiben.

Die Arbeit wurde raſch und eifrig betrieben, und im Sommer 1796 erſchien das Buch ſammt dem Anhang: Mitellis Jagdluſt, welches die Hochachtung und Freundſchaft des Herausgebers dem Fürſtl. Heſſen-Darmſtädtiſchen Oeconomie-Deputations-Aſſeſſor Dr. Moritz Balthaſar Borkhauſen widmete.

Die Verleger ſchrieben unterm 8. November 1796 an den Herausgeber:

„Es hat dieſes Werk unſern ganzen Beifall, und wir können uns mit Recht einen guten und ſchleunigen Abſatz davon verſprechen ꝛc.“

Und am Ende dieſes Briefes: „Beſonders angenehm und ſchätzbar ſoll es uns ſein, wenn Ew. Wohlgeboren uns Dero ferneres Zutrauen ſchenken und mehrere Ihrer gelehrten Arbeiten zum Verlag überlaſſen wollen. Wir ſind hierzu willig und bereit, und werden uns angelegen ſein laſſen, alle Bedingungen jederzeit auf das pünktlichſte zu erfüllen. Sehr angenehm würde es uns ſein, wenn wir für die bevorſtehende Oſtermeſſe ein neues Werk von etwa 20 Bogen zum Verlag von Denenſelben erhalten könnten ꝛc.“

In der Verlagshandlung des Rathsm. A. G. Schneider und Weigel erſchienen 1795 mit der Jahrzahl 1796:

> Geſpräche im Wirthshauſe zu Klingheim gehalten über Gegenſtände aus der Natur und Oeconomie.

Erſtes und zweites Bändchen; und dieſem für Landleute berechneten Buche ſtellte der Verfaſſer die Widmung voran:

Meinem Vater
dem
Huf- und Waffenſchmied
Meiſter Andreas Bechſtein
aus
kindlicher Liebe und Dankbarkeit
gewidmet.

Den Inhalt bildeten meiſt Artikel aus den früheren Jahrgängen von Salzmanns Boten aus Thüringen.

Eine Irrung mit der Verlagshandlung im Betreff des Werkes: Getreue Abbildungen war Urſache, daß Bechſtein die Fortſetzung der Geſpräche unter dem Titel:

„Neue Geſpräche im Wirthshaus zu Klugheim ꝛc." in ſeinem eigenen Verlag und in Schnepfenthal bei Joh. Fr. Müller in der Herbſtmeſſe 1796 herausgab, und ſie „der ehrbaren Gemeinde zu Langenhain (ſeinem Stammort) aus alter Verwandt- und Bekanntſchaft" zueignete. Später erſchienen noch zwei Bändchen der älteren Geſpräche in Nürnberg. Die Ankündigung dieſer neuen Geſpräche enthielt Nr. 100 des Reichs-Anzeigers 1796.

Im Jahr 1797 brachte Ettinger in Gotha den zweiten Band der Stubenthiere unter dem Titel: Naturgeſchichte oder Anleitung zur Kenntniß und Wartung der Säugethiere, Amphibien, Fiſche, Inſecten und Würmer, welche man in der Stube halten kann. Der Verfaſſer widmete dieſen Band ſeinem Freunde, dem Cammer-Commiſſär Friedr. Bernhard Kößner in Gotha.

Das Werk: Getreue Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände in Hinſicht auf die Naturgeſchichte des In- und Auslandes, welches bei Schneider und Weigel erſchien, ſpäter aber von Bechſtein an Monath und Kußler übertragen werden ſollte, fand allgemeinen großen Anklang, machte aber nicht minder, wie Latham, viel zu ſchaffen, und die Correſpondenz über die Bildblätter namentlich, und deren bisweilen gegenſeitig gerügte Mängel, theils der Zeichnungen, theils des Colorits und des Papiers hatte manches Unangenehme und Verdrießliche.

Der Styl, deſſen ſich die Firma Schneider und Weigel gegen Bechſtein bisweilen bediente, war jener derbe Dreſchflegelſtyl, den manche Handlung gegen einen Gelehrten ſich dann erlauben zu dürfen glaubt, wenn ſie in ihm einen Fabrikarbeiter erblickt, den ſie dazu für erſchaffen hält, für ihr Intereſſe thätig zu ſein, ohne Rückſichtnahme auf ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Stellung zur Literatur.

Zum Glück war dieß nur eine Ausnahme, und das Verhältniß Bechſteins zu ſeinen vielen übrigen Verlegern hielt ſich meiſt auf der Höhe einer gegenſeitig achtungsvollen Freundſchaft.

Erfreuender wirkten Anerkennungen ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit von außen her, und die wachſende Liebe der Freunde in allen Gegenden Deutſchlands.

So ſchrieb unter andern der Ornitholog Maneſſe zu Münſter, während ſeiner Anweſenheit in Erfurt, folgenden Brief an Bechſtein:*)

„Erfurt, den 30. Decbr. 1795."

„Dürfte ich wohl, mein Herr, mich in der Eigenſchaft als Naturforſcher an Sie wenden, um Sie zu bitten, mir das Neſt und zwei oder drei Neſteier des Kreuzſchnabels zu verſchaffen, der ein, Ihrem Lande eigenthümlicher Vogel iſt, und den ich mir trotz mehrjähriger Bemühungen noch nicht habe verſchaffen können?

Ich würde ſehr erfreut ſein, wenn ich dieſelben durch Sie erhalten könnte, und ich erſuche Sie, in Beziehung auf die Leute, welche Sie brauchen würden, um mir dieſelben zu verſchaffen, nichts zu ſparen, und werde, außer der Erkenntlichkeit, zu welcher ich mich verpflichtet fühlen muß, mich beeilen, Ihnen Ihre Auslagen ſogleich wieder zu erſtatten.

Sollte ich meinerſeits als Ornitholog und Fortſetzer von Buffons Naturgeſchichte Ihnen irgend von Nutzen ſein können, ſo zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit und meinen Eifer, Ihnen zu Dienſten zu ſein.

Außer dem Neſte und den Eiern des Kreuzſchnabels bitte ich Sie noch, mein Herr, um die Erlaubniß, aus Ihrem Werke einige Artikel über die Sitten und Gewohnheiten dieſer Vögel entnehmen zu dürfen, welche Sie mir als Mann von Fach und gelehrter Naturforſcher beobachtet zu haben ſcheinen; ich werde jedoch Ihre Artikel nur mit der Ihnen ſchuldigen Anerkennung Ihres Verdienſtes in mein Werk aufnehmen.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner Achtung und meiner vollſten Dankbarkeit, mit welcher ich ſtets ſein werde, mein Herr

Ihr ergebenſter und verbundenſter Diener
der Abbé Maneſſe."

---

*) Das Original war franzöſiſch.

Menath und Kußler mochten mit Schneider und Weigel nicht auf beſtem Fuße ſtehen. Sie tadelten in Briefen an Bechſtein, daß die von Schneider verlegten getreuen Abbildungen ſo „äußerſt elend" geliefert würden, ſchrieben dies dem übertriebenen Geiz des Verlegers zu, und äußerten, daß ſie, wenn ihnen das Werk übertragen worden wäre, es in ungleich empfehlenderer und eleganterer Geſtalt geliefert haben würden."

Die politiſchen Zeitereigniſſe hemmten einerſeits vielfach das wiſſenſchaftliche und literariſche Streben. Es herrſchte Theuerung, die auch Bechſtein bei den Ausgaben ſeiner zahlreich beſuchten Anſtalt drückend empfand, und die Buchhändler klagten.

Ich theile im Bezug auf die damaligen Zeitverhältniſſe einen Brief Borkhauſens mit, weil man nie genug daran erinnern kann, wie die Franzoſen nicht bloß unter ihrem Napoleon, ſondern auch vor ſeiner glorreichen Deſpotie ſich in Deutſchland aufführten, da die mächtigen Sympathien für Frankreich immer noch hie und da ſo vielen Anklang finden, und man in Deutſchland 1848 nichts Eiligeres thun zu müſſen glaubte, als Frankreich nachaffen, die Fürſten verjagen und Republik ſpielen; ſo wie auch in der neueſten Zeit eine gewiſſe Partei gar zu gern Oeſterreich und Preußen zum ſchleunigen Bündniß mit Frankreich, Deutſchlands Berauber und geſchworenem Erbfeinde, hinzudrängen verſuchte, während Deutſchland nur die eine Aufgabe hat, auf eigenen Füßen zu ſtehen, und weder vom Oſten, noch vom Weſten etwas Gutes zu hoffen oder zu erwarten.

„Darmſtadt, den 26. September 1796."

„Hochzuehrender Herr Bergrath,
Hochgeſchätzter Freund!

Endlich nach einer langen in den größten Trübſalen zugebrachten Periode athmen wir wieder frei. Der achte Tag des Septembers war der Tag der Erlöſung von dem eiſernen Joche, das uns die Franzoſen auferlegt hatten, und das uns gerade zu einer Zeit abgenommen wurde, wo die ſämmtlichen Bürger unſeres Landes erſt recht anfingen, es im höchſten Grade drückend zu fühlen und einverſtanden waren, ohnerachtet aller nur möglichen Gegenvorſtellungen, die ihnen von ihrer Obrigkeit, und ſelbſt im Namen ihres Fürſten gemacht wurden, es durch ein fürchterliches Blutbad, ähnlich der ſiziliſchen Veſper oder dem Vendeerkriege, abzuſchütteln. Die Requiſitionen und Brandſchatzungen der Franzoſen waren unerſchwinglich. Nicht nur alles, was die bei Mainz ſtehende Belagerungsarmee an Kriegs- und Lebensbedürfniſſen nöthig hatte, wurde gefordert, ſondern auch alles, was den Generalen und Staabsoffizieren zum Luxus, zur Kützelung ihrer Gaumen dienen konnte, mußte geliefert werden. Sie forderten Bisquit, Zitronen, Roſinen, Arrak, Ananas; ſie ließen ſich Pfeifenköpfe mit Silber beſchlagen; ſie forderten koſtbares Pferdegeſchirr, Kleidungen für ſich und ihre Leute, und drei Tage vorher, ehe uns der Himmel erlöſte, wollten ſie noch 12 Waſchmädchen, die ſchön und nicht über 25 Jahre wären, geſtellt haben, welches aber von hieſiger Commiſſion mit Unwillen verworfen wurde. Das Hauptquartier des General Keſtelaute in Maynbiſchoffsheim koſtete das Amt Rüſſelsheim täglich 300 fl. und das Hauptquartier des General Marceau, der nunmehr den Lohn ſeiner Unthaten empfangen hat, indem er mit 7 Wunden in die Hände der Oeſterreicher gerathen und geſtorben iſt, koſtete das durch den langen Kriegsſchauplatz, der es war, ruinirte Amt Wallau täglich 700 Gulden. Unſere Landleute wollten nichts mehr liefern, General Marceau nahm nun Geiſeln, ſowohl aus Darmſtadt, als aus den Landſtädten, welche leider noch nicht zurück ſind; aber auch das ſtimmte die Geſinnungen nicht um, ſondern erbitterte noch mehr. Da Marceau ſah, daß er durch das Geiſelnnehmen ſeinen Zweck nicht erreichen konnte, drohte er mit Execution und wirklich ſollten 1000 Mann Franzoſen den 10. September mit Kanonen in den Odenwald und die Bergſtraße, die Gegenden, welche am widerſpenſtigſten waren, einrücken. Aber auch dieſes ſchreckte die Landleute nicht, ſondern ſie machten nun Vertheidigungsanſtalten und beſchloſſen feſten Muthes die Execution zu erwarten. Unſere Lage war verzweifelnd. Wir ſahen keine Rettung, wir mochten hinblicken, wohin wir wollten. Zwar gingen dumpfe

Gerüchte herum, Jourdan ſei geſchlagen und müſſe retiriren, aber die daraus entſpringende Hoffnung wurde bald wieder durch gegentheilige Gerüchte, nach welchen er wieder vorgedrungen ſein ſollte, verſcheucht. Noch den 6. September wurde Jourdans Rückzug in öffentlichen Blättern widerſprochen und als von Uebelgeſinnten ausgeſtreut erklärt und noch den 7. kam ein Executionscommando Franzoſen von ungefähr 30 Mann in hieſige Stadt, um einige gemachte Forderungen zu erpreſſen, die Ablieferung der bürgerlichen Gewehre zu verlangen und 150 Wägen zu fordern, welches ſo lange, bis alles dieſes geleiſtet wäre, liegen bleiben ſollte. Aber morgens um 8 Uhr den 8. Sept. änderte ſich auf einmal die Scene, als plötzlich eine halbe Eskadron Uhlanen und eine halbe Eskadron Vecsai Huſaren mit Jubel und mit Muſik und Geſang (ſie ſangen und ſpielten das ſchöne Freudenlied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht ꝛc.") in unſere Stadt ſprengten und das wie vom Donner gerührte Corps Franzoſen gefangen nahm. Wir waren beſtürzt vor Freude über eine ſolche gar nicht vorhergeſehene Wendung der Dinge, und kaum konnten wir fragen wie alles dieſes ſich ſo ſchnell habe zutragen können, als wir ſchon mehrere Züge öſterreichiſcher Kavallerie ankommen ſahen. Nach der Schlacht bei Würzburg war gleich ein Corps abgegangen, um der Beſatzung von Mainz die Siegesnachricht durch ſeine Gegenwart zu bringen; dieſes Corps war in 2 Tagen von Würzburg bis hierher geritten und ſchickte ſogleich Patrouillen gegen Mainz, welche durch ſteigende Raketen ihre Ankunft der Garniſon bekannt machten, und noch denſelben Tag that der Gouverneur einen wüthenden Ausfall, ſchlug die Belagerungsarmee, machte viele gefangen und eroberte faſt alles Belagerungsgeſchütz. Die Franzoſen zündeten ihren Munitionsdepot an, welcher mit großem Gepraſſel in die Luft flog und viele Kanonen und Kugeln rollten ſie in den Rhein. Ihre Schaluppen, welche ſie der Flottille des Obriſtlieutenants Williams entgegen ſetzen wollten, verbrannten ſie nebſt ihren durch Requiſitionen zuſammengebrachten Magazinen und das Vieh ſtachen ſie tod. So endigte ſich unſere Trübſalszeit. Ich war während der ganzen Zeit in doppelter Angſt. Weil Jourdan in einer Proklamationen an die Bewohner des rechten Rheinufers verſprochen hatte, das Privateigenthum zu reſpectiren, ſo übergab mir der Landgraf vor ſeinem Weggehen ſein phyſikaliſches und Naturalienkabinet nebſt ſeiner phyſikaliſchen Bibliothek, um alles für das Meinige auszugeben. Die erſten Franzoſen, welche herkamen, ſagten gleich, ſie wüßten, daß der Landgraf ſeine meiſten Sachen in die Stadt gegeben habe, und ſie erwarteten nur Befehl vom Convent, um ſie herauszubringen. Auch drohten ſie zuletzt mit Beſchlagnehmung aller herrſchaftlichen Revenüen. Nun denken Sie ſich meine Lage! Ich wußte ſchlechterdings keinen Entſchluß zu faſſen und keinen Rath zu holen. Doch Gott lob! nun iſt's vorüber, und ich hoffe, es ſoll nie wieder ſo weit kommen.

Mein Freund Koch, mein treuer Gefährte und Begleiter auf botaniſchen und forſtwiſſenſchaftlichen Excurſionen, iſt nebſt ſeinem alten Vater, dem Cammerrath Koch, als Geiſel weggeführt worden. Er ſtand eben auf dem Punkt Aſſeſſor beim Forſtcollegio zu werden. Noch haben wir nicht in Erfahrung bringen können, wohin die Geiſeln ſind geführt worden. Die Auslöſung derſelben iſt uns vom Erzherzog Carl unterſagt worden, indem er Mittel in den Händen habe ſie ohne Löſungsgeld frei zu machen. Aber auch ohne dieſes verbietet es ſich von ſelbſten ſie auszulöſen, da die Franzoſen eine Forderung von nah an 2 Millionen Gulden machen, welche das Land unter den jetzigen Umſtänden, nach ſo übermäßigen vorhergegangenen Präſtationen, nicht aufzubringen vermag.

Ich lege Ihnen hier ein Verzeichniß von ſämmtlichen in des Landgrafen Muſeum befindlichen ausländiſchen Vögeln bei. Vielleicht kann ein Tauſch getroffen werden, da ich die Erlaubniß habe die Dupletten gegen fehlende zu vertauſchen. Und wenn Sie mehrere davon wollen gezeichnet haben, ſo wird ſich Herr Schneeberger ein Vergnügen daraus machen Ihnen zu dienen.

Leben Sie recht wohl und bleiben Sie gewogen Ihrem Sie ſtets hochachtenden Freunde

M. B. Borkhauſen."

Auch ein mit Bechſtein freundlich verbundener Gelehrter, der Waiſenpfarrer und nachherige Landſchuleninſpektor **Keyßner** in Meiningen, der ſich die Verbreitung mancher Schriften in ſeinem Kreiſe angelegen ſein ließ, und vieles von den Büchernniederlagen in Waltershauſen und Schnepfenthal bezog, ſchloß einmal unterm 29. Juli 1796 einen Brief mit den Worten: „Leben Sie wohl und ruhiger als wir, die wir mit jedem Tage die Franzoſen zu erwarten haben."

Die Zeichnungen zu Latham lieferten **Dr.** Reinecke und F. Stötzel. Auch lag es, wie aus Briefen der Firma Weigel und Schneider hervorgeht, in deren Plane, daß Bechſtein einen Auszug dieſes großen und weitſchichtigen Werkes bearbeite.

Aus einem Briefe dieſer Firma vom 16. September 1797 erhellt, daß Bechſtein mit ihr wegen der Uebertragung von **Pennants allgemeiner Ueberſicht der vierfüßigen Thiere** in Unterhandlung getreten war, welches Verlagsunternehmen jedoch mit ziemlicher Schroffheit in ungewiſſe Ausſicht geſtellt wurde.

„Wegen Pennant iſt dermalen gar keine Ausſicht vorhanden, bis der Latham fertig iſt, was nützt es, wenn wir ihn annehmen, und in Jahr und Tag nichts liefern? Wir haben an den Abbildungen und an Latham alle Hände voll zu thun, und da mehrere Hände da ſind, die ihn nehmen, ſo wird es nicht ſchwer fallen, ihn bald ans Licht treten zu laſſen."

Die letztere Aeußerung bewährte ſich, denn im darauf folgenden Jahre ſchloß Bechſtein mit dem Bertuchſchen Induſtrie-Comptoir zu Weimar über die Herausgabe des Pennantſchen Werkes ab.

Eine Nachſchrift des letztern Briefes enthielt die Worte: „Mit dem Frieden ſieht es mißlich aus und ſteht noch im weiten Felde, indeſſen werden wir **arme Republikaner**." (1)

In dieſe Zeit fällt auch die erſte Idee und der Plan einer eigenthümlichen literariſch-merkantilen Speculation Bechſteins, der ſpäter erſt reifte und ihm viel zu ſchaffen machte, nämlich einer Naturgeſchichte für Kinder mit der Beigabe von Thierfiguren aus Holz oder Papiermaché, von der weiter unten ausführlicher die Rede ſein wird.

Bei den thätigen Verlegern Monath und Kußler in Nürnberg erſchien ferner im Laufe des Jahres 1797 aus Bechſteins Feder: Le Vaillants Naturgeſchichte der afrikaniſchen Vögel. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen. 10 Hefte, die 5 erſten Hefte kamen jedoch bei Ettinger in Gotha heraus, deſſen Handlung Bechſtein aber dieſen Verlag mit ihrem Einverſtändniß wieder abnahm, und ſie theils durch Monath und Kußler entſchädigen ließ, theils ſelbſt entſchädigte. Der unterm 25. Januar 1797 abgeſchloſſene Vertrag lautete dahin: daß der Druck in Schnepfenthal unter Bechſteins Aufſicht analog dem Latham mit ſchönen Didotſchen Lettern beſorgt, die Auflage in 4. 1000 Exemplare gemacht und an Honorar pro Bogen 4 Laubthaler bezahlt werden ſolle, Freiexemplare 16.

Das Jahr 1798 ſah nicht minder manches ehrenwerthe Zeugniß der Thätigkeit des unermüdet wirkſamen Naturforſchers. Im Januar ſandte Bechſtein das Manuſcript des Buches über die ſchädlichen Waldinſecten an Monath und Kußler in Nürnberg ab, die mit Freuden den Verlag übernahmen, und das Manuſcript ſofort zurückſandten, damit Bechſtein ſelbſt es dem Druck in Schnepfenthal übergebe.

Die Auflage wurde 1500 ſtark gemacht, und die Bildtafeln wurden in Nürnberg geſtochen und colorirt. Da ſich Schneider und Weigel daſelbſt in vieler Hinſicht und wiederholt unfreundlich zeigten, ſo wollte Bechſtein dem Wunſch jener freundlicheren und artigeren Verleger willfahren und ihnen den Verlag der getreuen Abbildungen überlaſſen, worauf jene ſchrieben:

„Die Fortſetzung der getreuen Abbildungen übernehmen wir mit Vergnügen, und ſind bereit, die Bedingungen, ſo Schneider und Weigel erfüllten, in gleichem Maaße zu erfüllen ꝛc."

Monath und Kußler beklagten wiederholt, daß ſie zuviel andern Verlag übernommen, um nicht auch Pennant übernehmen zu können.

Mit den Kupfern zu Le Vaillant wurde Kupferſtecher Nußbiegel in Nürnberg beſchäftigt, und als der erſte Band 1798 erſchien, widmete ihn Bechſtein dem Erbprinzen Carl Alexander von Thurn und

Taxis Durchlaucht, Kaiſerlichen Prinzipal-Commiſſär zu Regensburg, mit der Bezeichnung eines großen Kenners und thätigen Beförderers aller wahren und nützlichen Kenntniſſe, beſonders der Naturgeſchichte und der damit verwandten Wiſſenſchaften.

Der Inhalt der Schneider und Weigelſchen Briefe war eine fortlaufende Kette von Verletzungen, und Niemand aus dem naturwiſſenſchaftlichen Publikum, der ſich an Latham erfreute, mag eine Ahnung von dem Verdruß und der Pein gehabt haben, die dieſes Werk ſeinem Bearbeiter verurſachte.

Die Fortſetzung der getreuen Abbildungen wurde von Schneider und Weigel nicht aus den Händen gelaſſen, und darüber äußerten ſich ihre Rivalen im Auguſt 1798:

„Von Herrn Schneider war es nicht anders zu erwarten, als daß er bei der Ankündigung der Abbildungen nicht gleichgültig bleiben würde; wenn er auch ſolche anfänglich annahm, ſo mußte er vermöge ſeines Charakters und in Rückſicht des künftigen Verlegers dieſer Fortſetzung Lärmen ſchlagen, mit dem derſelbe zwar nicht weitkommen würde, wenn der Herr Verfaſſer im Ernſt ſeiner ſich entledigen möchte. Doch bleibt es immer das Beſte, wenn Dieſelben eine ſchickliche Gelegenheit abwarten, um ganz von demſelben loszukommen.“

Die letztere Handlung ließ ſich die Fortſetzung des Le Vaillant äußerſt angelegen ſein, obſchon die kriegeriſch bewegte Zeit dem Abſatz eines ſo theuren Werkes nicht günſtig war. Bis Ende 1798 waren 6 Lieferungen vollendet, und mehr war bis dahin von der Pariſer Originalausgabe nicht erſchienen.

„Trifft der ſehnlichſt erwünſchte Friede bald ein,‘ ſo ſchrieben die Verleger: „dann hoffen wir, ſoll der Abſatz dieſes koſtſpieligen Werkes ergiebiger werden, und gedenken mit der Originalausgabe gleiche Schritte in Rückſicht der Erſcheinung der Hefte halten zu können.“

Mittlerweile hatte Bechſtein mit dem Induſtrie-Comptoir in Weimar angeknüpft; die erſte Frucht dieſer Verbindung waren die Taſchenblätter der Forſtbotanik. Ein bewährtes Hülfsmittel beim Botaniſiren. Erſter Theil. Die deutſchen Bäume, Sträucher und Stauden

1798. Der Verfaſſer widmete das Buch ſeinen Zuhörern, für die daſſelbe auch mehr, als für ein großes Publikum beſtimmt war. Auch in der Vorrede zu dieſem Buche rühmte Bechſtein, und mit Recht, die Reichhaltigkeit des Burgbergs über ſeiner Wohnung an deutſchen Holzarten, von denen bei weitem die meiſten auf dieſem Berge angetroffen werden.

Die Nummer 119 des Reichsanzeigers brachte unterm 25. Mai 1798 aus Bechſteins Feder: Einige Bemerkungen bei Gelegenheit einer kleinen Forſtreiſe durch den Thüringerwald.

Ueber das wichtige Werk: Die Ueberſetzung von **Pennants History of Quadruped's**, wurde im Auguſt 1798 mit dem Induſtrie-Comptoir abgeſchloſſen, und die Bedingungen waren: 2 Quartbände, Schrift wie bei Latham, Druck bei Müller in Schnepfenthal, 1000 Exemplare Auflage, und Acht Thaler Conventionsgeld pro Bogen Honorar nebſt 12 Freiexemplaren. Künftige Nachträge ſollten das Werk zu einem vollſtändigen Repertorium der geſammten Säugethiere machen, und 1799 an jeder der beiden Meſſen ein Band erſcheinen. Der erſte Band erſchien auch noch 1799 unter dem Titel: Thomas Pennants allgemeine Ueberſicht der vierfüßigen Thiere. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen ꝛc. und war „dem regierenden Herzog Georg Friedrich Carl, dem Weiſen und Verehrten, dem gerechteſten und gütigſten Vater ſeiner Unterthanen, dem großen Kenner und thätigſten Beförderer aller wahren und nützlichen Kenntniſſe, beſonders der Naturgeſchichte und der damit verwandten Wiſſenſchaften" in tiefſter Verehrung gewidmet.

Daß die in dieſer Dedication vom Herzog Georg zu S. Meiningen gerühmten Tugenden keine leeren Schmeicheleien waren, werden diejenigen meiner Leſer, denen das Leben dieſes Fürſten nicht ohnehin bekannt ſein ſollte, aus dem Weiterverlauf dieſer Biographie genugſam erſehen und wahrnehmen.

Der Herzog intereſſirte ſich in der That für jede fördernde Wiſſenſchaft, wie für jede productive Literaturkraft, er war es, der gern dem jenaiſchen Profeſſor und H. S. Weimariſchen Rath Schiller durch einen von demſelben wegen ſeiner beabſichtigten Verheirathung erbetenen höheren Titel ein Zeichen ſeiner Anerkennung gab; er befreundete ſich mit edlen Geiſtern; wie Jean Paul, Ernſt Wagner und ſah nach jeder Richtung menſchlicher Thätigkeiten hin mit prüfenden und aufmerkſamen Blicken. Ein großer Freund auch der Thierwelt und namentlich der Vögel, hielt er kleine Menagerieen und Volieren. Der oben erwähnte Waiſenpfarrer Keßner, der ſelbſt großer Naturfreund war, ſchrieb unter andern ſcherzhafterweiſe im December 1798 an Bechſtein: „Herr Dr. Panzerbieter empfiehlt ſich Ihnen. Er hat den Herzog vermocht, ſich den Latham kommen zu laſſen. Wenn er aber nicht alle Vögel enthält, die der Herzog lebendig beſitzt, ſo werden Sie in die Baſtille kommen."

Der Herzog beſaß auch das franzöſiſche Original der afrikaniſchen Vögel von Le Vaillant und andere koſtbare ornithologiſche Werke.

Der zweite Band von Pennants Ueberſicht konnte erſt im Jahr 1800 erſcheinen.

Ein Zeichen, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr und mehr auf den verdienſtvollen Verfaſſer ſo vieler naturhiſtoriſchen Werke ſich lenkte, war auch, daß die allgemeine deutſche Bibliothek ihren 1798 erſcheinenden 39. Band mit Bechſteins Bruſtbild ſchmückte, das freilich wenig oder keine Aehnlichkeit zeigte.

Noch am letzten Tage des Jahres 1798 ging ein Brief von dem Sohne des im Herbſt deſſelben Jahres verſtorbenen Kunſthändlers Wirſing in Nürnberg an Bechſtein ein, der die wiederholte Bitte ausſprach, ein Vogelwerk im Verlag dieſer Firma, das bereits begonnen ſei, fortzuſetzen. Doch ſcheinen die darüber gepflogenen Verhandlungen kein Reſultat erzielt zu haben. Am 6. März 1800 ſchrieb der nachherige Beſitzer dieſer Firma Johann Jac. Adam Widemann abermals, daß von dem Vogelwerk bereits 108 Tafeln fertig, der Text aber nur bis zur 50. Tafel heraus ſei. Bechſtein möge doch ſich gefälligſt mit der Fortſetzung befaſſen, „denn traurig wäre es, wenn das Werk, welches ſchon ſo geraume Zeit uncompletirt daliegt, nicht die Fortſetzung des Textes, und zwar von Euer Wohlgeboren als einem ſo ganz furtrefflich und rühmlich bekanntem Manne' in balden erhielte."

Bechſtein lehnte den Antrag nicht ab, ſondern ſchrieb unterm 14. Mai zuſagend, und empfing ein Exemplar des Werkes, ſoweit es vorhanden war. Da es Bechſtein an Zeit mangelte, die Fortſetzung ſelbſt ganz zu beſorgen, ſo ſollte der Graf Alexander von Platen und Hallermund, Bechſteins ehemaliger Schüler, dabei hülfreiche Hand leiſten, und das Werk unter folgendem Titel erſcheinen: Sammlung meiſtens deutſcher Vögel, gemalt von Barbara Regina Dietzſchin, geſtochen von Adam Ludwig Wirſing und geſchrieben von Johann Matthäus Bechſtein. Drittes Heft. Nürnberg, in der A. L. Wirſing, jetzt J. J. A. Widmanniſchen Kunſthandlung. 1800. In der Vorrede des fragmentariſch noch vorliegenden Manuſcripts ſagte Bechſtein: „In der Art der Behandlung bin ich, um Gleichheit in das Werk zu bringen, meinem Vorgänger gefolgt, und die kleinen Abweichungen ſind Folgen der neuen Literatur in der Ornithologie. Die Beſchreibungen der Vögel ſelbſt und ihrer Farben ſind nach mehreren Exemplaren unter meiner Anleitung von dem jungen Grafen Alexander von Platen und Hallermund aus Schwabach, der viel Talent und Eifer zur Naturgeſchichte und beſonders zur Ornithologie zeigt, und vielleicht in Zukunft dieſen Zweig der Naturgeſchichte mit neuen Beiträgen zu bereichern im Stande ſein wird, verfertigt.“

Im Frühling des Jahres 1799 begannen mit Cruſius in Leipzig Unterhandlungen im Betreff der neuen Ausgabe der Gemeinnützigen Naturgeſchichte Deutſchlands. Der wackre Cruſius ſprach darüber mehrere Wünſche aus, nämlich für Papier und Druck in Leipzig ſorgen zu dürfen, (er hatte ſelbſt eine Buchdruckerei,) ſagte für die Bearbeitung neuer, das Werk bereichernder Zuſätze ein höheres Honorar, als für die bloße Reviſion zu, bat, ihn in der Auflage nicht auf 1000 zu beſchränken, ſondern zu geſtatten, daß dieſe bis auf 1500 ausgedehnt werde ꝛc.

Bechſtein erhob einige Bedenken und ſchrieb dann weiter: „Wenn Sie dem Schriftſteller ſeine Arbeit nicht ſo genau (karg) bezahlten, und mir nicht ſchon mehrere Male auch bei den letzten Artikeln ein Refus gegeben hätten, ſo würde ich Ihnen jetzt wieder ein Verlagswerk angetragen haben, das gewiß ſehr gut gehen wird,“ und wofür ich für den Bogen bei 1500 Auflage ungefordert 2 Carolin erhalte."

Welches Werk hier gemeint war, ſoll gleich erwähnt werden, zuvor aber ſei der Uebertragung von La Cepede's Amphibien gedacht, welche Bechſtein ebenfalls herauszugeben beſchloſſen und die Arbeit bereits begonnen hatte. Im März 1799 ſchrieb der Chef des Induſtrie-Comptoirs Bertuch in einem Geſchäftsbrief:

„Es folgt der 1. Band von La Cepede, den ich mit dem verbindlichſten Dank zurückgebe. Wollen Sie dies Werk ſowie den Pennant vollends bearbeiten, und eine vollſtändige Synopsis der Amphibien daraus machen, ſo bin ich bereit, es auch auf dieſelben Bedingungen wie beim Pennant in Verlag zu nehmen, und dann druckte es Müller gleich wie den Pennant fort. Hierzu müßten aber mehr Kupfer als zum Pennant und vorzüglich illuminirte kommen."

„Ich komme den Dienſtag nach den (Oſter) Feiertagen auf den Seeberg zu Herrn M. v. Zach und bleibe Mittwoch da. Könnten Sie, l. Fr., Mittwoch früh einen Ritt nach Gotha machen, ſo ſprächen wir uns wohl ein Paar Stunden im Mohren über den La Cepede und allerlei. Sagen Sie mir doch, ob Ihnen das ſo Recht wäre, und leben Sie indeß recht wohl. Mit freundſchaftlicher Hochachtung verharre ich

der Ihrigſte

F. J. Bertuch."

Hierbei ein Päckchen von Ihrem Herrn Schwager.

Bechſtein erwiederte:

„Mit Oſtern erhalten Sie, verehrungswürdigſter Freund, den erſten Theil des Pennant als accidital, in natura. Ich hoffe Sie und das Publikum ſoll mit meiner und Herrn Müllers Arbeit zufrieden ſein."

„Schwerlich werde ich dieſen Sommer Zeit finden, den La Cepede zu bearbeiten, da ich bis Pfingſten noch mit Pennant zu thun habe, und die neue Auflage meiner Naturgeſchichte Deutſchlands beſorgen muß. Allein künftigen Winter bin ich dazu bereit, wenn mir Gott Leben und Geſundheit ſchenkt. Ich bitte, daß Sie ſich einſtweilen ein

Exemplar in Quarto aus Paris kommen laſſen. Wahrſcheinlich hat man ſchon eine neue Auflage."

„Wenn nicht unvorhergeſehene Umſtände es unmöglich machen, ſo bin ich gewiß den Dienſtag nach dem Feſte früh 9 Uhr bei Ihnen zu Gotha im Mohren, und widme Ihnen alle diejenige Hochachtung und Freundſchaft, mit welcher ich ſtets bin Ihr ganz ergebenſter Diener

J. M. Bechſtein.

Die nähere und innige Befreundung mit einem Manne, wie der einſichtvolle, thätige, im Gebiete des Schönen nicht minder wie in dem des Wiſſenſchaftlichen heimiſche Friedrich Juſt Bertuch war, konnte nur wohlthätig und anregend, ja belebend auf Bechſtein wirken. Es iſt für jeden Schriftſteller als ein Glück zu erachten, wenn er in dem Verleger ſeiner Werke nicht nur den Kauf- und Handelsherrn, ſondern den wohlwollenden Freund gewinnt, der mit ihm Hand in Hand die Wiſſenſchaft zu fördern bemüht iſt. Aus ſolchen Verbindungen gehen dann auch meiſt Werke von dauerndem Werth hervor, an denen die Speculation auf ephemere Erfolge keinen Antheil hat.

Während alle dieſe Arbeiten beſchäftigten, reifte die Idee, nach jenem mit von Burgsdorff gemeinſchaftlich ausgearbeiteten Plane ein Handbuch der geſammten Jagdwiſſenſchaften heraus zu geben. Dieſes Werk war es, das Bechſtein im letzt mitgetheilten Briefe an Cruſius meinte, indem er ſagt, daß ihm ungefordert 2 Carolin pro Bogen geboten ſeien.

Ueber dieſes weitſchichtigen und umfaſſenden Werkes urſprüngliches ins Leben Treten fanden mancherlei Verhandlungen ſtatt, von denen ich nur die wichtigſten im Auszug berühre.

Monath und Kußler ſchrieben:

„Nürnberg, den 7. März 1799."

P. P.

„Einen abermaligen Beweis des Zutrauens, ſo Dieſelben uns mit Antragung eines koſtbaren Werks: Handbuch der geſammten Jagdwiſſenſchaften, zu ertheilen belieben, erkennen wir vorläufig mit dem gehorſamſten Dank. Der Plan iſt vortrefflich, deſſen Ausführung unter der Leitung genannter großer Forſtmänner nicht anders als gut, und für den Verleger vortheilhaftes Gedeihen gewähren muß.“ Das geforderte Honorar von 4 Louisd'or wurde zu hoch befunden und es wurde 2 Carolin pro Bogen bei 1500 Auflage geboten.

Bechſtein erwiederte:

P. P.

„Ich geſtehe es ein, daß das Anerbieten des Honorars für das Handbuch der Jagdwiſſenſchaften von 2 Carolin bei 1500 Auflage nicht zu verwerfen iſt. Allein da die Sache nicht bloß von mir allein abhängt, ſo kann ich dieß leider nicht eingehen; Herr von Burgsdorff ſchrieb mir neulich, daß er, wenn ich das Honorar nicht erhöhen könnte, in Berlin 3 Louisd'or für den Bogen erhalten würde. Ew. Hochedelgeboren ſehen alſo, daß ich auf dieſe Art ſehr übel fahre, und bei meinen vielen Arbeiten, die mir, wenn Sie die Vorrede zu Diana geleſen haben, der Plan und deſſen Ausführung verurſacht, noch Einbuße hätte u. ſ. w.

In Erwartung einer baldigen Antwort verharre ich hochachtungsvoll

Ew. Hochedelgeboren

ganz ergebenſter Diener

J. M. Bechſtein.“

Monath und Kußler äußerten darauf ihre Bedenken, und erwiederten, daß wenn Herr von Burgsdorff den Verlag einer Berliner Handlung mit 3 Carolin übertrüge, der Preis ſo hoch ausfallen müßte, daß das Werk von allen Seiten nachgedruckt und unter der Hälfte des Preiſes verkauft werden würde. Berlin ſei nicht geeignet, dergleichen Räubereien zu hintertreiben, und die dortigen theuren Papierpreiſe erhöhten noch die Preiſe für Verlagswerke. Im Mittelpunkt Deutſchlands ließe ſich jenes Uebel eher ablehnen, wenn die Honorarforderung nicht zu hoch geſtellt wäre. Die Handlung müſſe nach nochmaliger reiflicher Ueberlegung und den Koſtenüberſchlag bei ihrem erſten Gebot von 2 Carolin bleiben.

Burgsdorff ſchrieb über die Ausarbeitung des Werkes im Mai ſehr ausführlich an Bechſtein:

In demſelben Monat forderte Bertuch zur raſchen und ununterbrochenen Druckförderung des zweiten Theiles von Pennant auf, und ſchrieb im Betreff des Le Cepede Folgendes:

„Weimar, den 20. Mai 1799.“

„In Ihrem letzten lieben Briefe ſchrieben Sie mir zwar, daß Sie die Vollendung des La Cepede bis auf den Winter verſchieben wollten; dies, lieber Freund, würde dem Werke in mehrerer Rückſicht nachtheilig ſein; und wenn ich es noch unternehmen ſoll, ſo würde es eine der erſten Bedingungen ſein, daß der Druck des La Cepede ſich an den Pennant anſchlöſſe, und wenigſtens etwas davon zur Oſtermeſſe geliefert werden könne; denn ein neues wichtiges Buch darf durchaus nicht zur Michaelismeſſe, die immer unbedeutender wird, zuerſt erſcheinen. Es fragt ſich alſo, ob Sie nicht die Reviſion der Ueberſetzung Ihres Herrn Schwagers und Ihre Anmerkungen dazu dieſen Sommer durch ſo bearbeiten könnten, daß Sie der Druckerei nach der Michaeli-Meſſe immer etwas davon geben könnten! Dr. Reincke, der noch etwas davon bei ſich hat, will Ihnen den Abſchnitt von den Molchen ſchicken, da es jetzt noch Zeit iſt, Beobachtungen damit zu machen. Die neueſte Quart-Ausgabe vom La Cepede habe ich aus Paris verſchrieben, und ſie wird bald ankommen. Ich weiß nicht, haben Sie auch mit Schneider in Frankfurt a. d. O. über den La Cepede correſpondirt, da dieſer doch unſer Haupt-Amphibiolog iſt, und Ihnen vielleicht gute Beiträge liefern könnte? Da es unſere Abſicht iſt, im La Cepede eine vollſtändige Ueberſicht der bekannten Amphibien zu liefern u. ſ. w.

Leben Sie recht wohl, verehrter Freund! Ich verharre mit freundſchaftlichſter Hochachtung

der Ihrigſte

F. J. Bertuch.“

Der Erfolg dieſes Briefes war, daß Bechſtein ſofort auch dieſe Arbeit beſchleunigte, daß er ſich mit Profeſſor Schneider in Frankfurt an der Oder, dem er den erſten Band des La Cepede „aus reinſter Hochachtung und Dankbarkeit für das Licht, das er über die Naturgeſchichte der Amphibien verbreitet hat," widmete und den er in der Vorrede ſeinen gelehrten und würdigen Freund nennt, — nicht minder mit Profeſſor Blaſius Merrem und andern Gelehrten dieſes Faches in Verbindung ſetzte, und es möglich machte, daß der erſte, 33 Bogen ſtarke Band doch Oſtern 1800 erſcheinen konnte. Einiges von jenen wiſſenſchaftlich freundſchaftlichen Verbindungen enthält der folgende Abſchnitt.

In einem Briefe der Firma Monath und Kußler vom 11. Juni 1799 klagte dieſe über die Mißgunſt der Zeit, und daß die Zahlungen aus den Rheingegenden und der Schweiz zurückblieben, daß ſie an ihrem Ort drückende Laſten empfinden müſſe, und bedauerten, den Verlag von dem ſchönen Werke, dem Forſt- und Jagdhandbuch, weil das Honorar auf die gebetenen 2 Carolin von Seiten der Redaction nicht ermäßigt werden könne, einer andern Handlung überlaſſen zu müſſen.

Inzwiſchen hatten die getreuen Abbildungen ihren ungeſtörten Fortgang, und von Zeit zu Zeit erfolgten die Sendungen der Kupfer nach Waltershauſen, immer begleitet von unzarten Aeußerungen und Seitenhieben.

Nach einem Volksſpruch macht Handeln und Bieten einen Kauf. Obſchon nun dieſes beim Verwerthen von Geiſtesproducten keine Anwendung erleiden ſollte, ſo iſt es dennoch ſehr häufig der Fall, und wird nie ganz aus dem merkantilen Theil wiſſenſchaftlicher Betriebſamkeit zu verbannen ſein. Es reicht hier ein berühmter Name kaum aus, um unbedingtes Eingehen in jede Honorarforderung von Seiten des Verlegers zu bewirken, und oft möchte auch von derſelben Seite der beſte und redlichſte Wille allzuſehr auf Ueberſchätzung der eigenen Geiſtesproducte von Seiten des Autors ſtoßen. Es führen indeß, wenn in beiden Theilen Rechts- und Billigkeitsgefühl, Redlichkeit und Treue lebendig ſind, der Autor den Schaden des Verlegers nicht will, der Verleger dem Autor gern den verdienten Lohn ſeiner Mühen und Aufopferungen gönnt, jene Geſchäftsmachenden leicht zur Verſtändigung.

Bechſtein gab dem Gebote der Firma Monath und Kußler Gehör, theilte derſelben v. Burgsdorffs Wünſche und Bedingungen hinſichtlich des Quartformates mit, und unterm 4. Juli erklärte ſich jene Handlung, ohngeachtet der früheren Ablehnung, nun wieder zur Verlagsübernahme bereit, wünſchte aber zu größerer Sicherſtellung eine Pränumerationseröffnung. Sie genehmigte das Quartformat, hoffte das Ganze auf 72 Bogen gebracht zu ſehen, und die Abdrücke der Schreberſchen Säugethiere dazu zu erhalten, und wünſchte ebenfalls zur Oſtermeſſe 1800 den erſten, zur Michaelismeſſe den zweiten Band bringen zu können.

Auf dieſe Zuſchrift erfolgte keine Antwort, wahrſcheinlich weil Bechſtein ſich erſt mit v. Burgsdorff berathen mußte, daher erinnerte die Handlung im Auguſt daran und ſchrieb, daß ſie bereits Vorkehrungen getroffen habe, daß Herr Müller ſobald als möglich den Druck des Forſt- und Jagdhandbuchs beginnen könne. Erſt Anfang September war es Bechſtein möglich, befriedigend antworten zu können, und es ging ſofort ein Papiertransport von Nürnberg nach Schnepfenthal ab.

Auch über Le Vaillant war ein veränderter Entſchluß ausgeſprochen: „So wenig unſer aufgewandtes Kapital bei dieſem Vögelwerk bis jetzt noch gedeckt iſt, und wir noch in einem großen Vorſchuß dabei ſtehen, ſo müſſen wir es dennoch unſerer Ehre wegen, und in der Hoffnung, daß es mehrere Liebhaber finden wird, fortſetzen.“

Noch am 20. December des Jahres 1799 wurde von dieſer Firma um den Entwurf des Contractes über das Handbuch gebeten, und es zog ſich daher dieſe Angelegenheit ziemlich in die Länge, was gewiß nicht der Fall geweſen wäre, wenn Bechſtein freie Hand gehabt hätte, allein zu unterhandeln und abzuſchließen.

Leider ſcheint es nicht in der Möglichkeit gelegen zu haben, die Wünſche der ehrenwerthen Handlung ſo raſch zu erfüllen, als dieſelbe erwartete und hoffte. Es fehlte darüber nicht an Klagen, die gerechtfertigt waren durch das unbenutzt in Schnepfenthal lagernde Papier, wie durch das Liegenbleiben anderer Unternehmungen, welche zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht auf das Erſcheinen des Jagdhandbuchs ſich verlaſſen worden wäre. Im März baten Monath und Kußler nur wenigſtens den Titel und den erſten Bogen abziehen zu laſſen, um dieſen den Buchhandlungen vorlegen und das Werk vorläufig berechnen, auch daſſelbe im Meßkatalog anzeigen zu können. Aber es kam der December des Jahres 1800 herbei, ohne daß ein Weiterſchritt geſchehen wäre. Die Unruhen des Krieges vermehrten die Verlegenheiten der Buchhandlungen. Monath und Kußler ſchrieben:

„Der Schade, ſo uns durch dieſe Wendung zugefügt wurde, iſt groß, den wir nur allein und kein anderer, ſo unſere Verhältniſſe nicht kennt, berechnen können. Bei den Unruhen, mit denen wir umgeben ſind, muß das koſtſpielige Opfer, ſo wir liefern wollten, ſcheitern, wenn der Friede in wenigen Monaten nicht eintritt. Der Kriegsſchauplatz iſt nun vor unſern Thüren und wir erfahren die ſchwerſten Bedrückungen, die uns den Muth zu allen Unternehmungen benehmen. Bei dem fatalen Umſtand, der ſo äußerſt nachtheilig für uns geleitet wurde, bitten wir mit umgehender Poſt uns zu benachrichtigen, ob nun der erſte Theil ununterbrochen kann bearbeitet werden, wie bald ſelcher beendigt wird, und was wir zur Oſtermeſſe davon zu erwarten haben?“

Auch Schneider und Weigel ſchrieben im Herbſt dieſes Jahres: „die Requiſitionen und Contributionen gehen hier, ohngeachtet der Verlängerung des Waffenſtillſtandes, dennoch fort, zu denen alle Bürger beitragen müſſen. Ein Drittel iſt bezahlt und um Minderung angehalten worden.“

„Mitten in der Unruhe und unter dem Geklirr der Waffen expediren dieſe Packete“ u. ſ. w.

Den größten Antheil und ein zahlreiches Publikum hatte die Naturgeſchichte der Stubenvögel gewonnen, und der Verfaſſer ſah ſich veranlaßt, eine zweite Auflage zu veranſtalten. In der Vorrede zu dieſer ſprach er ſich dankbar für den Beifall aus, der ſeinem Werke zu Theil geworden ſei, und in Wahrheit habe ich ſelbſt oft die Wahrnehmung gemacht, daß Leute, die von Bechſteins großen Verdienſten um die Wiſſenſchaft und ſeinen zahlreichen Werken keine Ahnung hatten, ihn doch als den Mann kannten, der die Naturgeſchichte ihrer Lieblinge, der Stubenvögel, geſchrieben. Welch eine Fülle von wichtigen und anziehenden Erfahrungen iſt aber auch in dieſer Schrift, auf die ich noch öfter zurückkommen werde, niedergelegt!

Oben wurde bereits des Planes gedacht, eine Naturgeſchichte für Kinder verſchiedener Stände zu beſchaffen, bei welcher anſchauliche Figuren von Holz oder Papiermaché die Stelle der Abbildungen vertreten, und kurze erläuternde Texte den Eltern und Erziehern Gelegenheit geben ſollten, den Kindern die Anfangsgründe der Naturgeſchichte, mindeſtens die Kenntniß der bekannteſten Thiere, oder wie bei Pferden und Hunden, verſchiedene Racen derſelben, ſpielend beizubringen. Bechſtein räumte einem geſchickten Arbeiter, Schulz, einen Platz auf ſeiner Kemnotte ein, und ließ den ganzen Winter 1799 über unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht und nach den beſten Vorbildern die verſchiedenen Säugethiere fertigen. Auch reiſte er nach Leipzig zur Meſſe, ſchloß dort mit einem ſehr geübten Thierſchnitzer aus Tyrol, Namens Gudaner, Verträge ab, und bereitete ſo ein Unternehmen vor, von dem er ſich, wie wir ſpäter hören werden, nicht nur lebenslänglichen Vortheil verſprach, ſondern auch ſeinem hoffnungsvoll aufblühenden Sohne eine Erwerbsquelle zu begründen vermeinte. Aber ach — was ſind Hoffnungen? Was ſind Entwürfe! — Namenloſer Verdruß war faſt das einzige Ergebniß dieſer koſtſpieligen und faſt gänzlich verfehlten Speculation.

Mehreres auf das wiſſenſchaftliche Streben und die literariſche Thätigkeit in dieſer Periode von Bechſteins nützlichem Wirken dem folgenden Abſchnitt vorbehaltend, ſchließe ich dieſen mit einer Zuſammenſtellung der in dem namhaft gemachten Zeitraum von nicht ganz 6 Jahren herausgegebenen und begonnenen Werke. Dieſe waren: Latham in Quart. II. 2. III. 1. 2. Anweiſung, Vögel zu fangen. Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim. I. II. Neue Geſpräche. Naturgeſchichte der Stubenthiere. II. Le Vaillant. Getreue Abbildungen. 30 Hefte (300 Abb. mit Text). Taſchenblätter der Forſtbotanik. Pennant in Quart. I. II. Schädliche Waldinſecten. Naturgeſchichte des In- und Auslandes II. 1. 2. Naturgeſchichte Deutſchands neue Auflage. I. La Cepede. I und II. Naturgeſchichte der Stubenthiere I. 2. Auflage. Diana I.

Ein projectirter Auszug aus Latham trat nicht in das Leben.

VII.

Aufhören der Forſt- und Jagdlehranſtalt in Waltershauſen. Uebertritt in Herzoglich Sachſen-Meiningenſche Dienſte.

Die Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde, der wir uns nun wieder zuwenden, blühte in dem Zeitraum von 1795 bis 1798 fort, ohngeachtet mancher Hinderniſſe, die ihr Gedeihen in dem Umfang hinderten, welchen ihr Gründer und unermüdlicher Leiter wünſchte. Viele Mühe und Sorge machte Bechſtein neben ſeinen übrigen Geſchäften die Rechnungsführung für ſeine Penſionairs, denn es konnte nicht fehlen, daß dieſe jungen Leute zu Zeiten etwas mehr brauchten, als die Aeltern für nöthig und glaubhaft hielten und das burſchikoſe

„Ach wenn die lieben Aeltern wüßten
Der Herren Söhne große Noth!“

fand im Kleinen auch hier, wie auf jeder Studienanſtalt, ſeine Anwendung. Da galt es manchen Zweifel zu heben, manche Klage zu widerlegen, manchen Unwillen zu beſchwichtigen, und die Zöglinge fort und fort zu ermahnen, zu warnen, mit aller Liebe und aller Strenge.

Der Aufwand, den das Inſtitut erforderte, war nicht unbeträchtlich; die Lehrer mußten anſtändig honorirt werden; Bedienung war auch viele erforderlich und es war der Lohn für einen Bedienten jährlich 16 bis 20 Thaler nebſt einer Uniformsjacke. Mit der Zeit und der Wiſſenſchaft fortzugehen, und dem eigenen Drange nach Fortbildung zu genügen, als auch um keines erreichbaren Hülfsmittels verluſtig zu gehen, mußte Bechſtein darauf Bedacht nehmen, ſeine Bücherſammlung zu vermehren, und daß er dieß bis an ſein Lebensende gethan, davon hat der Katalog ſeines Büchernachlaſſes das rühmlichſte Zeugniß gegeben.

Die Lebensbedürfniſſe waren in jener unruhevollen Zeit nicht billig, und um ein anſchauliches Bild von Bechſteins hausväterlichem Wirken im Bezug auf die Eleven zu geben, laſſe ich ihn ſelbſt ſprechen. Ein Herr von Adel, von dem ein Sohn in Bechſteins Inſtitut war, hatte im October 1796 ſich brieflich dahin ausgeſprochen, daß er für einen andern ſeiner Söhne in Magdeburg jährlich nur 180 Thaler Courant zahle, und jener dabei „mehr Maitres und beſſeres Logis habe," und ſehr gut gehalten werde, nicht minder hatte jener Herr den an ihn gelangten Wunſch Bechſteins, ihm einen Zuſchuß von 10 Louisd'or, wegen der Theurung zu bewilligen, nicht billig befunden.

Darauf antwortete nun Bechſtein:

„Da ich 10 Jahre lang Lehrer und Erzieher in Schnepfenthal geweſen bin, ſo kann ich ſchon einigermaßen berechnen, welche Ausbeute Privatinſtitute, die von aller öffentlichen Unterſtützung entblößt ſind, geben, zu geſchweigen, daß der Herzog von Gotha Herrn Salzmann nicht nur bei dem Ankauf des Gutes, ſondern auch bei dem Bau ſeiner neuen Häuſer mit mehrern tauſend Thalern beſchenkt, ja ihm für alle ſein Bauweſen das Geld ohne Intereſſen vorgeſtreckt hatte, und er für ſeine Eleven, die alle ohne Ausnahme den ganzen Tag in den Lehrſälen, als außer der Zeit unter einem Aufſeher in Einer Stube beiſammen ſind, ſich 50 Louisd'or zahlen läßt. Meine Anſtalt iſt für erwachſenere junge Leute beſtimmt, ich habe noch keinen Pfennig Unterſtützung erhalten, habe auch nie etwas verlangt, und fordere nicht mehr als 40 Louisd'or jährlich. Was ich dabei, doch auch nur in wohlfeilen

Zeiten, gewinnen werde, läßt ſich im Voraus berechnen, da die Anzahl meiner Eleven ſich eben nicht hoch belaufen wird, indem die Unverbeſſerlichen und Unfolgſamen nicht geduldet werden. Es iſt alſo nichts als Nothwendigkeit, daß ich von Eltern, deren Vermögensumſtände der Art ſind, daß ſie für ihre Angehörigen ein mehreres zahlen können, (aber auch blos von dieſen allein) ſo lange die Theurung dauert, einen Zuſchuß verlange, weil ich außerdem das Inſtitut eingehen laſſen, oder mich in eine große Schuldenlaſt ſtecken müßte. Mit Herrn Rath Funks (in Magdeburg) Penſionairs können die hieſigen gar nicht verglichen werden, weil dieſer einer öffentlichen Schule vorſteht, und alſo für alles was der Aufwand für Unterricht koſtet, nicht zu ſorgen hat. An meinem Wunſch und Willen fehlt es auch gar nicht, jedem der bei mir wohnenden Forſteleven ein eigenes Zimmer zu geben, allein an dem Vermögen zur Vollbringung. Doch hoffe ich, die Vorſehung ſoll uns bald Frieden geben, alsdann kann ich mich hierin mehr aufthun ꝛc.

Ein Beweis von Bechſteins Sorgfalt für das Beſte ſeiner Anſtalt ſind folgende eigenhändig von ihm niedergeſchriebene Bedingungen, welche der Umſtand ins Leben rief, daß einer der Lehrer, Herr von Liebhaber, ſich zu Repetirübungen mit den Eleven bereitwillig gefunden hatte:

Bedingungen wegen der Repetirübungen, welche die Forſteleven vom Herrn von Liebhaber verlangen.

1) Dürfen dadurch die öffentlichen Lectionen und Uebungen nicht beeinträchtigt werden, noch viel weniger die öffentlichen Stunden ſo gegeben werden, daß die Repetirübungen nothwendig werden.

2) Dürfen keine neuen Lectionen veranſtaltet, noch viel weniger ſolche gegeben werden, durch welche meinem Unterrichtsplane vorgegriffen wird.

3) Müſſen die Stunden von dem Taſchengeld bezahlt, oder mir wenigſtens die ſchriftliche Einwilligung der Eltern vorgezeigt werden.

4) Darf dadurch der Selbſtfleiß nicht geſtört werden.

5) Müſſen ſie wieder eingeſtellt werden, ſobald diejenigen, deren Vermögen es nicht erlaubt, Urſache finden, ſich zu beſchweren, daß

ſie das nicht in den Lectionen lernen könnten, was die Privatſchüler in ſelbſtgewählten Stunden lernen könnten, noch vielmehr, wenn etwa von Eltern oder in öffentlichen Blättern dagegen proteſtirt werden ſollte.

Dieſe Sorge des Directors für das Beſte des Inſtituts wie der Schüler war nach allen Seiten hin in ihm rege und lebendig, aber er konnte weder ſich ſelbſt noch Andern es verhehlen, daß ihm noch ſehr Vieles zu wünſchen übrig blieb. Beſonders war die praktiſche Wirkſamkeit der Forſtlehranſtalt in Feld und Wald gehemmt, was er mit eigenen Worten folgendermaßen beklagte:

„Wer hätte nicht denken ſollen, daß ein ſolches Werk, das dem Staate noch nicht einen Heller Geldaufwand verurſacht hatte, noch je verurſachen ſollte, aller derjenigen Unterſtützung ſich nicht zu erfreuen habe, welche es mit dem bekannten Eifer des Stifters zur größtmöglichen Vollkommenheit hätte erheben müſſen! Selbſt einige alte Förſter ſchickten junge Leute, die ihnen in Zukunft ihr Forſtweſen verbeſſern ſollten, dahin, und es fehlte der Anſtalt nichts, als ein Forſt- und Jagdrevier, wo die in den Lehrſtunden vorgetragenen Theorien praktiſch angewandt werden könnten. Der † † † Förſter, der ſich vorher mit dem Director zur Uebernahme der herbſtlichen-Jagdübungen verbunden hatte, trat gleich bei Eröffnung des Inſtituts zurück, und zwar, wie man ſagt, auf Veranlaſſung derjenigen, denen eine ſolche Anſtalt ein Dorn im Auge war. Es mußte daher um eine nöthige Verbeſſerung in dieſer Sache wenigſtens herbeizuführen, um die Pachtung eines Jagdreviers bei Herzogl. Kammer angehalten werden, wodurch ein eigenes Forſt- und Jagdrevier entbehrlich wurde. Denn ohne die thätige Freundſchaft der geſchickten Förſter Hellmann zu Waltershauſen, Bürger zu Groß-Tabarz, Glauder zu Friedrichroda und des heſſiſchen Förſters Schmidt zu Schmalkalden, wäre es faſt unmöglich geweſen, daß die Zöglinge eine Flinte hätten losſchießen können. Selbſt zu den Taxationsübungen mußte erſt die ſpecielle Erlaubniß von der Kammer und dem Herzogl. Geheimerathscollegio eingeholt werden; alle praktiſchen Uebungen wurden faſt unmöglich gemacht; ohne eine Anzeige befürchten zu müſſen, durfte kein Studirender ein Gewehr abdrücken."

Wie ungleich günſtiger waren dagegen in dieſer Beziehung die Verhältniſſe einer glücklichen Nebenbuhlerin der Waltershäuſer Forſtlehranſtalt, die des Forſtinſtituts zu Zillbach unter Herrn Heinrich Cotta geſtaltet! Der ſehr beträchtliche Forſt war in 6 Reviere eingetheilt, und das Begehen, Vermeſſen und Taxiren derſelben ganz der Anſtalt anheim gegeben.

„Der Director erbot ſich ſelbſt," klagte Bechſtein weiter: „zu einem oder dem andern Amte, wodurch er Gelegenheit bekäme, ſeinen Lieblingsplan zu vervollkommnen und denſelben zum Beſten der Wiſſenſchaft und des Vaterlandes zu erweitern. Es erfolgten auch einige Verſprechungen und Tröſtungen, aber ſie blieben beſtändig ohne Erfolg; ja ſogar die Erfüllung des Wunſches, eine Jagd zu pachten, blieb ihm verſagt. Das Herzogliche Miniſterium verkannte zwar nicht die Nützlichkeit der Anſtalt, aber alles was geſchah, beſtand darin, daß man ihm endlich die Stelle eines Forſtcommiſſarius auf dem Forſtamte zu Hummelshayn bei Kahla zu übertragen ſich geneigt zeigte."

Kahla iſt ein Herzogl. S. Altenburgiſches Städtchen im Saalthale zwiſchen Jena und Orlamünde, das für Bechſtein eine Bedeutung nicht haben konnte, und er konnte dieſe Stelle deshalb nicht annehmen, weil er in dem fürſtlichen Luſtort Hummelshayn die Anſtalt ſelbſt nicht einrichten konnte, weil die angebotene Stelle mit zu vielen und meiſt mechaniſchen Arbeiten verbunden war, die ihm keine Zeit würden übrig gelaſſen haben, weder ſeiner Lehranſtalt gehörig vorzuſtehen, noch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen, und weil ihm endlich auch die Nähe der Univerſität Jena aus pädagogiſchen Gründen nicht angenehm war.

Gleichwohl muß doch in Waltershauſen, wie auf der Kemnote ſelbſt von einer Ueberſiedelung nach Kahla die Rede geweſen ſein, denn im Februar 1796 äußert der Vater des jungen von Löwenclau ſich brieflich darüber, daß ſein Sohn ihm geſchrieben: „Ich muß Ihnen auch noch um Geld bitten, um die Reiſe nach Kahla zu machen, die ſchon Ende März ihren Anfang nimmt.“

Während nun ohnerachtet dieſer Hemmungen das Inſtitut ſich häufigen und erwünſchten Beſuches erfreute, raſtloſe Thätigkeit des Directors Lebenstage regelte, und ihm das gute Bewußtſein redlich erfüllter Berufspflichten verlieh, das ewig ein Balſam für unverdiente Kränkungen, Verkennung und Zurückſetzungen bleibt, wurde mancher ſtrebende Jüngling zum wackern Forſtmann in jener Lehranſtalt heran gebildet, und verließ ſie mit dankbaren Erinnerungen. Von dieſen ſchrieb ſchon 1799 einer, Johann Friedrich **Meyer**, der vom Sommer 1795 bis 1796 die Anſtalt beſucht hatte, und von dem es in dem Sittenbuche hieß: Im Examen beſtand er unter allen am beſten. Wird von Herrn von Burgsdorff wegen ſeiner Abhandlung über den Rennſteig ſo gelobt, daß man ſie des Drucks würdig hält ꝛc. — über ſeine glückliche Laufbahn, was natürlich ſeinen Freund und Lehrer innigſt freuen mußte: „ich werde das Gute, das ich wirklich von Ihnen genoß, wie Ihren Rath, den Sie mir ertheilten und deſſen Befolgung wahrſcheinlich jetzt Urſache meiner gegenwärtigen, meinen Wünſchen und Neigungen faſt ganz angemeſſenen Lage iſt, nie vergeſſen, ſondern immer mich deſſen dankbar erinnern. Auf Ihren Rath bin ich der edlen Forſtwiſſenſchaft treu geblieben und ſie hat meine Huldigung belohnt und mir in meiner Vaterſtadt (Schwäbiſch-Hall) einen ſehr ehrenvollen und einträglichen Wirkungskreis als Forſtverwalter verſchafft.“

Im ferneren Verlauf ſeines Briefes berichtete nun Herr Meyer über den Umfang ſeiner Waldungen und Gehölze, ſeine Verbeſſerungspläne, fragte nach dem Fortgang des Inſtituts und der Societät, und trug Empfehlungen und Grüße auf an alle Waltershäuſer Freunde, an die Lehrer, an Bechſteins Gemahlin und an den „lieben Eduard“ Bechſteins Sohn.

Unterm 11. Januar 1798 langte ein Brieſchen des Mineralogen Lenz in Jena an, das ein Diplom ſeiner vor kurzem geſtifteten Mineralogiſchen Societät mitbrachte, ausgefertigt unterm 8. Dec. 1797 und von Graf Dominik Teleki von Szék als Präſident, Johann Georg Lenz als Director, Johann Friedrich Fuchs als Secretair unterzeichnet.

Freundſchaftliche Verbindung nach außen hin blieb dauernd unterhalten, und es kamen von vielen Seiten her auch außer den für die Societät beſtimmten wiſſenſchaftlichen Ausarbeitungen noch manche andere, welche dazu beitragen ſollten und zum Theil auch beitrugen, Bechſteins eigene Erfahrungen und Beobachtungen zu bereichern.

Ein Gymnaſiaſt zu Gotha: Chriſtoph Polykarp Schneegaß,*) that ſich in einem verbindlichen Briefe als jungen Ornithologen und fleißigen Naturbeobachter kund, ſchrieb, daß er ſich eine kleine Sammlung von einigen 60 thüringiſchen Vögeln gebildet habe, und ſandte ein Heft ſeiner Beobachtungen, mit den Worten ſchließend: „Verſchiedene meiner Bemerkungen über die Naturgeſchichte mehrerer Waſſervögel z. B. des großen Reihers, des gemeinen Reihers, daß dieſe Vögel auch bei uns überwintern, der mittlere Waſſerralle und einige Singvögel, als der Rohrammer, **Emberiza Schoeniclus**, der auch bei uns nicht ſelten niſtet, und ſehr zärtlich gegen ſeine Jungen iſt, und eine Motazillenart: **Motaz. salicaria Lathami**, die ich in Deutſchland zuerſt entdeckt zu haben mich freue, ſind nicht ganz zu verachten und neu."

Noch in höherem Grade erfreuend und anregend mußte der Briefwechſel mit den beiden Ornithologen Becker in Darmſtadt ſein, welche damals in Verbindung mit Borkhauſen, Lichthammer und Lempler ihr großes Werk: **Deutsche Ornithologie** begannen, von der von 1800 bis 1811 20 Hefte erſchienen.

Mit der dankenswertheſten Bereitwilligkeit erbot ſich George Becker zu den getreuen Abbildungen gute Zeichnungen von Vögeln zu liefern. Ich laſſe ſeinen für Ornithologen gewiß nicht unanziehenden Brief hier ganz folgen.

---

*) Sein Vater, der dieſelben Vornamen führte, war Stadtkirchner zu St. Margarethen in Gotha. Der jüngere Schneegaß ſtudierte Medizin und Naturwiſſenſchaften und machte eine glückliche Laufbahn in Rußland, wo er auch geſtorben iſt. Er gab unter andern eine anziehende Schrift über die Vorausbeſtimmung des Geſchlechtes bei der Zeugung heraus, die ihrer Zeit Beifall fand.

„Darmſtadt, den 22. Januar 1799.“

„Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr!“

„Den Brief von Ew. Wohlgeboren vom 1. dieſes habe ich mit vielem Vergnügen geleſen und ich danke für das nachſichtsvolle Urtheil, womit Dieſelben meine Aufſätze ſo gütig beehrt haben.

Um Ihrem Wunſche möglichſt entſprechen zu können, lege ich hier einen Katalog über diejenigen deutſchen Vögel bei, die theils in meinem, theils in einem andern hieſigen Kabinette ſtehen und welch letztere mir zum Abzeichnen nicht verweigert werden. Nicht ſowohl der größern Vollſtändigkeit wegen trug ich Vögel aus dem letzteren Muſeo in meinen Katalog über, als hauptſächlich deswegen, weil ich Ihre Naturgeſchichte des Inn- und Auslandes, ſowie die dazu gehörigen Abbildungen nicht beſitze, folglich auch nicht weiß, welche deutſche Vögel in den 18 Heften bereits erſchienen ſind. Sollten nun Ew. Wohlgeboren aus dem anliegenden Verzeichniß Exemplare wünſchen, ſo bitte ich nur um Auswahl derſelben, und ich hätte dann folgenden unmaßgeblichen Vorſchlag zu thun, in der Ueberzeugung, daß durch meine Mitwürkung, Ihre Abbildungen poſitiv ganz der Natur getreu hier in Darmſtadt verfertigt würden. Ew. Wohlgeboren bemerkten mir nämlich diejenigen Vögel, die zu Ihrem Zwecke dienlich wären, ſendeten mir zugleich ein Format in Rückſicht der Größe, und zeigten mir den Preis an, den Sie bisher Ihren Nürnberger Künſtlern für die radirte Platte ſowohl, als für die Zahl der darauf abgedruckten und illuminirten Exemplare bezahlt haben. Ich würde Ihnen ſonach einen der begehrten Vögel hier radirt und illuminirt, blos zur Probe zuſchicken und Ihnen alsdann dabei bemerken, ob der hieſige Kupferſtecher und Illuminateur ſich mit dem angezeigten Preis begnügen könnten oder nicht. — Darüber nun und ob Dieſelben meinen unvorgreiflichen Vorſchlag approbiren, oder etwas dagegen erinnern wollen, erwarte ich baldigſte Antwort, denn auf den Fall, daß ich einen oder den andern Vogel Ihnen, nach dem geäußerten Wunſche, blos gezeichnet zuſenden ſoll, will ich Ihnen dies Anliegen mit aller Bereitwilligkeit beſorgen, und es hängt jetzt mithin die Wahl lediglich von Ew. Wohlgeboren ab.“

„So viele Mühe ich mir ſeit einigen Jahren auch gab, die Roſtweihe — Falco aeruginosus — in hieſiger Gegend für mein Kabinet zu erbeuten, ſo war doch all mein Bemühn vergeblich. Wollten mir daher Ew. Wohlgeboren, durch Ihre Bekanntſchaft mit Thüringens Jägern, einen ſchönen Vogel dieſer Art (oder noch lieber ein Paar derſelben) auf der Poſt beſorgen, ſo würde ich dafür, neben Vergütung der Auslagen, mich zu jedem Gegendienſte verbindlich machen. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit Falc. haliaetus, denn nur ein einziges mal habe ich dieſen Vogel vor 2 Jahren im Frühjahr über einem hieſigen Teiche fliegend geſehen. Blos in der Ueberzeugung, daß zufolge Ihrer Naturgeſchichte, dieſe Vögel in Thüringen gemein ſind, erlaube ich mir dieſe Anmuthung. Ueberhaupt fehlen mir noch manche deutſche Vögel (denn nur dieſe zu ſammeln iſt mein Zweck), die ich in hieſiger Gegend, wo Rhein und Main nur 5 Stunden entfernt ſind, bisher nicht erhalten konnte, z. E. Tringa pugnax und mehrere Strandläufer, Regenpfeifer ꝛc., denn die meiſten Vögel dieſer Gattungen in dem anliegenden Katalog ſtehen nicht in meiner Sammlung und ſind auch in hieſiger Gegend, ſo viel ich weiß, nicht geſchoſſen worden. Auf den Fall nun, daß Ew. Wohlgeboren mir die obigen Raubvögel zuſendeten, wünſchte ich blos, daß, nachdem ſolche von dem Geſcheide entblößt, nur die innern fleiſchigten Theile mit etwas Salpeter ausgerieben und ſo in einer Schachtel wohlverwahrt mir zugeſendet würden. Bei kaltem Wetter hält ſich das Fleiſch bekanntlich lange, und wenn der Vogel gar einmal gefroren iſt, ſelbſt mit dem Eingeweide mehrere Wochen, wie ich dies aus Erfahrung weiß. Zugleich bitte ich recht ſehr, wenn Dieſelben entweder ſich nicht ſelbſt mit Ausſtopfen beſchäftigen, oder taugliche Arbeiter in Ihrer Nähe haben, mich keineswegs mit dergleichen Arbeiten zu verſchonen, es mögen nun Vögel oder Säugethiere ſein, ſobald ich dergleichen für Ihr Kabinet beſtimmte Subjecte nur unbeſchädigt in den Haupttheilen des Körpers und ſehr ſchnell auf der Poſt erhalte. Ich würde mir in der That ein wahres Vergnügen daraus machen, Ew. Wohlgeboren, für Welche ich ſo viele Hochachtung fühle, ſolche kleine Gefälligkeit erzeigen zu können.

Bei der ſchon über 5 Wochen anhaltenden heftigen Kälte, wo der Rhein ganz zugefroren iſt, haben alle Enten und Gänſe ꝛc. kurz alle Waſſervögel unſere Gegend verlaſſen, ja ich habe auf meinen kleinen Jagdſtreifereien außer Raubvögeln, gemeinen Raben (Corvus corone) Nebelkrähen, Elſtern, Dohlen, gemeinen Reihern, Haus- und Feldſperlingen, Goldammern, Meiſen und Goldhähnchen, und ſelbſt dieſe Vögel nur in geringer Anzahl — beinahe keine andere befiederte Kreatur entdeckt. Seit 8 Tagen ſind ſelbſt die Holzheher verſchwunden. Die Wälder ſind wie ausgeſtorben, denn jene Vögel wohnen jetzt ganz nahe an Dörfern und Städten, und Rabenkrähen ſieht man hier mitten auf die Straße fliegen — gewiß eine ſeltene Erſcheinung bei dieſem ſonſt ſo ſcheuen Vogel. Wahre Wintervögel, z. E. Kreuzſchnäbel, Seidenſchwänze ꝛc. ſind bis jetzt noch nicht geſehen worden. Sehr wahrſcheinlich ſind dieſe Vögel blos durchgeſtrichen und haben ſich, ſo wie alle übrigen, in ſüdlichere Gegenden nach der Donau hingezogen. Eine gelindere Witterung wird uns wahrſcheinlich eine Menge verſchiedener Vögel zuführen, wenn ſie ſich wieder dem gewohnten Klima nähern.

Herr Aſſ. Borkhauſen und Herr Zeugmeiſter Lichthammer empfehlen ſich mit mir beſtens und ich habe das Vergnügen, mich mit beſonderer Hochachtung zu nennen

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter Freund und Diener

George Becker.“

„N. S. Auch die Saatkrähe — c. frugilegus — kann ich hier nirgends erhalten.“

Dagegen empfahl Bechſtein die Ornithologie im Reichsanzeiger ſelbſt auf eine eben ſo freundliche, als nachdrückliche Weiſe.

Der ſchweizer'ſche Botaniker Clairaille, deſſen Bekanntſchaft mit Bechſtein eine perſönliche und lange fortgepflegte war, und der ſich damals mit ſeiner Frau eine Zeit lang in Erlangen aufhielt, hatte für Canarienvögel die größte Vorliebe, und machte anziehende Mittheilungen über deren Wartung und Zucht. Herr Clairaille ſchrieb unter andern in einem franzöſiſchen Briefe:

„Erlangen, den 28. Auguſt 1799.“

„Meine Frau und ich ſind außerordentlich erkenntlich für die Güte, welche Sie haben wollen, und für die Mühe, welche Sie ſich geben wollen, uns die Art der Canarienvögel zu verſchaffen, welche wir wünſchen. Wir werden Ihnen ſehr verbunden ſein, wenn Sie uns das Männchen und die beiden Weibchen ſchicken wollten, von welchen Sie in dem Briefe ſprechen, den Sie mir die Ehre erzeigten, mir zu ſchreiben, und den ich ſo eben erhalte: Ich werde drei große franzöſiſche Thaler unter Ihrer Adreſſe franco auf die Poſt geben, mit welchen Sie zunächſt die drei Vögel bezahlen können. Der Ueberſchuß wird zum Ankauf eines kleinen Vogelbauers und derjenigen Dinge dienen, welche zum bequemen Transport hierher nöthig ſind. Wenn etwas übrig bleibt, ſo würde dies dem Boten auf Rechnung einzuhändigen ſein, der es übernimmt, die kleinen Lieblinge zu überbringen. Der Reſt von 4 Reichsthalern, welche er für ſeine Mühe verlangt, wird ihm bei ſeiner Ankunft hier in Erlangen ausbezahlt werden, und wenn wir finden, daß die Vögel ſich wohl befinden und gut abgewartet ſind, ſo werde ich ihm noch ein, dem von Ihnen bedungenen Lohne entſprechendes Trinkgeld geben. Ich ſetze voraus, daß es ein zuverläſſiger Mann iſt, der uns getreulich die Vögel überbringt, welche Sie ihm übergeben werden; ſollte unglücklicher Weiſe einer unterwegs ſterben, ſo wünſche ich, daß er ihn ſelbſt todt mitbringt, damit es erſichtlich iſt, daß er ihn Niemand gegeben hat. Das Alles ſind freilich viele Beſchwerlichkeiten, welche wir Ihnen verurſachen, mein Herr, wir müſſen dabei eben ſo ſehr auf Ihre liebenswürdige Gefälligkeit rechnen, als auf Ihr vortreffliches Herz, wenn wir uns ſo viele Freiheit erlauben. Sie werden aber zwei Perſonen verpflichten, denen nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als eine Gelegenheit zu finden, ihre ganze Dankbarkeit zu bezeugen.“

„Es iſt mir angenehm, Ihnen die Beobachtung meiner Frau in Beziehung auf den Vortheil des Badens der jungen Vögel mitgetheilt zu haben, wenn allzugroße Trockenheit nämlich das Hervorkommen der Federn verhindert, da dieſe Beobachtung Ihnen intereſſant iſt und Ihnen Vergnügen macht. Ich kann noch hinzufügen, daß wenn bei ſehr trockener Witterung die Eier einer Brut an dem beſtimmten Tage nicht auskriechen wollen, man wohl thut, um dieß zu erlangen, die Eier in laues oder warmes Waſſer zu tauchen, welches ohngefähr der Wärme unter der Bruthenne entſpricht, und ſie hier je nach der Dicke der Schale (z. B. die Hühnereier länger als Taubeneier) einige Augenblicke zu laſſen. Man ſetzt ſie ſodann wieder unter die Bruthenne, und in kurzem hat man das Vergnügen, den Erfolg dieſes Bades zu ſehen.

Sie ſind allzugütig, mein Herr, die Ehre dieſer Beobachtungen meiner Frau zuerkennen zu wollen, aber außerdem, daß Sie ihr nicht ausſchließlich angehört, macht ſie keinen Anſpruch auf Berühmtheit, und bittet Sie, in Ihrem Werke ſie nicht zu nennen. Es ſteht Ihnen frei, dieſe Beobachtungen als die Ihrigen zu geben, oder als diejenigen von denen, welche Ihnen darüber Mittheilungen machten, und welche Sie durch Erfahrung erprobt haben. Ich bin nicht erſtaunt, Sie mit einer neuen Ausgabe Ihrer Naturgeſchichte der Stuben- und Ziervögel beſchäftigt zu wiſſen. Dieſes Werk hatte in der Literatur nichts ihm Aehnliches, wenigſtens nichts, was ihm gleich käme; ich ſollte meinen, daß eine franzöſiſche Ueberſetzung von allen Liebhabern begierig aufgenommen würde, welche die deutſche Sprache nicht verſtehen. Wenn Sie mich für dieſe Arbeit geeignet hielten, ſo würde ich ſie mit dem größten Vergnügen unternehmen, beſonders, wenn Sie die Güte hätten, mich mit Ihrem Rath und Ihrer Einſicht zu unterſtützen. Iſt ſie vollendet, ſo können Sie nach Gefallen darüber verfügen; ich werde mich hinlänglich belohnt fühlen, wenn ſie das Verdienſt hat, Ihnen zu gefallen und wenn ich Gelegenheit finde, Ihnen die Achtung, Hochſchätzung und Dankbarkeit ausdrücken zu können, mit welcher ich die Ehre habe, zu ſein Mein Herr

Ihr ergebenſter Diener
Clairaille.“

„N. S. Sie werden mich für allzu unbeſcheiden halten. Dürfte ich mir aber noch die Anfrage erlauben, ob der Bote, der die drei Kanarienvögel bringen wird, einige Beeren oder Früchte von **Trientalis europaea**, welche in Ihrer Gegend wächſt, hier aber nicht zu haben iſt, mitbringen könnte? Ich bin ein großer Freund der Botanik und möchte ſehr gern dieſe Pflanze bei meiner Zurückkunft in die Schweiz in meinen Garten ſäen. Entſchuldigen Sie den Liebhaber.[*]"

„Ich wünſche, daß der Bote ein Billet von Ihnen mitbringe, welches das mit ihm geſchloſſene Uebereinkommen in Betreff der 4 Reichsthaler für ſeinen Lohn enthalte, damit wegen ſeiner Bezahlung keine Weiterungen ſtattfinden."

Die in dieſem Brief erwähnte Beobachtung im Betreff der Nachhülfe beim Ausbrüten der Vogeleier durch warmes Waſſer findet ſich in einer Anmerkung der Naturgeſchichte der Stubenvögel, 2. Auflage, S. 307.

Im Jahr 1798 verließ Bechſteins Schwager Dr. Reinecke die Anſtalt, und überſiedelte nach Weimar, doch ließ er vorerſt ſeine Familie in Ibenhain zurück. Er hatte ſich für Bertuch zur Uebernahme von Correcturen, Ueberſetzungen, Landkartenzeichnungen und dergl. verbunden, und blieb dort bis zum Jahr 1801.

Der Oberforſtmeiſter Graf von Platen und Hallermund zu Ansbach, deſſen Sohn noch 1799 im Inſtitut auf der Kemnote war, ſandte Falkenzeichnungen und Nachrichten über Falkoniere, um welche Bechſtein wahrſcheinlich gebeten hatte. „Der Oberjägermeiſter von Stein iſt ohnlängſt geſtorben, und die alten Falkoniere wiſſen von nichts, ſind auch wirklich nicht im Stande, etwas aufzuziehen. Einer von den beſten geweſenen Falkonieren würde ſich leicht dazu verſtehen, zu Ew. Wohlgeboren hinzureiſen; es iſt derſelbige, der vor einigen Jahren nach Weimar berufen wurde, um die dortige Falkonerie mit einzurichten. Ein alter Herr v. Freudenberg, geweſener Falkonier-Oberjägermeiſter, lebt auch noch hier, vielleicht würde der über Manches Auskunft geben können, wird ſich auch gern hierzu verſtehen, ſoweit ſeine Kräfte reichen.“

---

[*] Es möchte ſehr zu bezweifeln ſein, daß das Ausſäen der Samen von **Trientalis europ.** in irgend einem Garten dauernden Erfolg haben werde. Dieſe im Thüringerwalde häufige, liebliche und zarte Pflanze gedeiht nur auf dem ihr eigenthümlichen Waldboden, und zwar vornehmlich über Granit, Baſalt und Porphyr.

Anm. des Herausgebers.

Der Waiſenpfarrer Keßner in Meiningen correſpondirte fleißig fort, und fragte im Sept. 1799 an, ob nicht eine Fortſetzung von jenem Leitfaden über Bechſteins Naturgeſchichte herausgekommen ſei? Dieſes Buch war unter dem Titel: Leitfaden beim naturhiſtoriſchen Unterricht nach Bechſteins Naturgeſchichte von J. G. Richter, Leipzig, F. G. W. Vogel 1795 erſchienen, und Keßner ſchrieb ſpäter als Landſchulen-Inſpector und Lehrer der Naturgeſchichte am damaligen Lyceum **illustre** zu Meiningen, einen ähnlichen Leitfaden.

Er war gar ein freundlicher milder Mann und wackerer Lehrer, und zeigte uns, ſeinen Schülern, getreulich die Abbildung jedes Thieres, deſſen Naturgeſchichte er uns vortrug. Im angeführten Briefe äußerte er: „Den Latham hatte der Herzog ſchon, wie ich Ihnen zum erſtenmal davon ſchrieb.“

Die perſönliche Bekanntſchaft des Herzogs Georg zu Sachſen-Meiningen ſoll Bechſtein auf einer Kirmſe in der Ruhl gemacht haben. Dieſes Volksfeſt, an welchem noch vorzugsweiſe die altthüringiſche Nationalität ſich lebenvoll kund gab, wurde von weit und breit beſucht, und oft nahmen an demſelben die beiden Landesherren, Herzog Carl Auguſt zu Sachſen-Weimar-Eiſenach und Herzog Ernſt II. zu Sachſen-Gotha-Altenburg mit ihrem hohen Freund und Vetter Herzog Georg zu Sachſen-Coburg-Meiningen perſönlichen Antheil.*) Mit der Kirmſe waren Vogel- und Scheibenſchießen, Bälle und ſonſtige Luſtbarkeiten verbunden und ſchon das Schießvergnügen war für alle die zahlreichen

---

*) Der Stadtflecken Ruhla iſt bekanntlich halb Sachſen-Weimariſch, halb Sachſen-Gothaiſch. Wer über das Volks- und Kirmſenleben jener Zeit etwas recht Anſchauliches und Lebendiges leſen will, leſe die Novelle: Förberts Henne, von Ludwig Storch. Leipzig 1830.

Schützen der die Ruhl umlagernden meilenweiten Forſte des Thüringer Waldes ein wichtiger Grund, die Ruhlaer Kirmſe zu beſuchen.

Herzog Georg war ein Fürſt von entſchieden kräftiger Männlichkeit, militäriſch erzogen, durch Reiſen gebildet, den Wiſſenſchaften befreundet, und die Bewegungen der Zeit am Ende des ſcheidenden Jahrhunderts mit ruhig prüfendem Blick würdigend und beachtend, ihnen eher zugethan als abhold. Sein Land und ſein Volk glücklich zu machen durch nützliche Einrichtungen und weiſe Geſetzgebung war ſein lebendiges Streben, das ſich in zahlreichen Verbeſſerungen der Gerechtigkeitspflege, des Unterrichtsweſens, der Polizei, des Straßenbaues, der Landesökonomie, durch Landesverſchönerung, wie durch Bauten, Anlagen, durch Vorrathsmagazine, neue Handwerksordnungen, Sanitätsanſtalten u. ſ. w. meiſt probehaltig kund gab, ohne ſeinen wohlthätigen Reformen den Schein des Gewaltſamen zu geben, das mehr drückt, als erfreut. Er machte die von ſeinen Vorfahren angeſammelten Literatur-, Natur- und Kunſtſchätze dem Publikum zugänglich und vermehrte ſie nach Kräften; er pflegte und übte ſelbſt ſchöne Künſte, gründete ein Seminar, hob das Lyceum auf eine höhere Stufe und wandte auch dem Forſtweſen ſeines Landes, deſſen bisherige Mängel er fühlte, und denen er auf alle Weiſe abzuhelfen ſtrebte, lebhaften Antheil zu.

Bechſtein hatte, obſchon ſeine Anſtalt auf der Kemnote ſich blühenden Gedeihens erfreute, keinen Augenblick die ſehnſüchtigen Wünſche nach einer Emporhebung und Erweiterung derſelben fallen laſſen, und fuhr auch nach jener Ablehnung der Stelle in Hummelshayn fort, geeignete Wege einzuſchlagen, die Hemmniſſe, die ihm fort und fort entgegentraten, zu beſeitigen. Dies war aber nur dadurch möglich, wenn es gelang, die bisherige Privat-Forſtlehranſtalt zu einer Landes-Anſtalt empor zu heben. Mit allen Kräften ſtrebte er dahin an, ſein Ziel und mit ihm die Verwirklichung eines ihm vorſchwebenden Ideales zu erreichen.

Er hat aber jenes Ziel in ſeinem Vaterlande nicht erreicht, analog dem bekannten nullus propheta in patria obſchon er nichts unverſucht ließ, demſelben nahe zu kommen. Und wie oft in der Leitung großer Geſchicke das Getriebe kleinlicher Neigungen, Launen und Wunderlichkeiten werkthätig eingreift, ſo trat auch hier ein unvorherzuſehender Zufall entgegen, der den Faden aller weiteren Hoffnungen abſchnitt.

Ein hochgeſtellter glaubwürdiger Mann hat mir die wahre Urſache mitgetheilt, weshalb jene ſo billigen Wünſche ſcheiterten, deren Erfüllung dem Gothaiſchen Lande gewiß zum Nutzen gediehen wäre, wie er dieſelbe mehr denn einmal aus Bechſteins eigenem Munde vernommen.

Herzog Ernſt II. zu Sachſen Gotha-Altenburg hatte bei ungemein vielen Regententugenden einen Fehler, der ſchon manchem edlen Fürſten einen Theil ſeines Lebensglückes geraubt hat: er war im hohen Grade mißtrauiſch. Bechſtein hat oft geäußert, daß nur drei Männer im Lande des Herzogs vollſtes Vertrauen beſeſſen: der Aſtronom, Oberhofmeiſter v. Zach, Kirchenrath Stieler — und Profeſſor Salzmann in Schnepfenthal. Stieler war ein Freund Bechſteins, und führte ihn bei v. Zach ein, dem er ſeine Pläne und Entwürfe für eine zu begründende Landesanſtalt entwickelte. Der Oberhofmeiſter billigte alles, und forderte Bechſtein auf, jene Anſichten nur getreu dem Herzog ſelbſt vorzutragen, welcher gewiß gern und beifällig darauf eingehen werde. Zugleich aber gab er Bechſtein den freundſchaftlichen Rath, ja nicht früher, als bis er den Herzog geſprochen, gegen irgend Jemand von dieſer Sache weiter zu ſprechen, und ſich Niemand darüber mitzutheilen. Bechſtein befolgte dieſen ſehr wohlgemeinten Rath auf das Genaueſte, und wurde einige Tage darauf durch v. Zach ſelbſt mit in das Schloß genommen, und mit jenem zugleich dem Herzog angemeldet. Während nun v. Zach zuerſt vorgelaſſen wurde, und Bechſtein in einem Vorzimmer wartete, trat die Herzogin ein, die Bechſtein von Schnepfenthal her, das die Herrſchaft bisweilen beſuchte, gut kannte, begann ein Geſpräch mit ihm, und fragte, was er denn für ein Anliegen bei ihrem Gemahl habe?

Bechſtein konnte die hohe fürſtliche Frau doch nicht unwahr berichten, dachte wohl auch nicht im entfernteſten daran, daß er von dieſer Seite zu fürchten habe, und theilte offen ſeine Wünſche mit, die er ſeinem gnädigſten Landesherrn vortragen wollte, und darauf ging die Herzogin in die Zimmer ihres Gemahls.

Nach einer Weile trat von Zach zu dem Harrenden heraus, und ſprach zu ihm: Mit Ihrem Anliegen, lieber Herr Bergrath, iſt es nun nichts, ſoviel kann ich Ihnen vorausſagen. Der Frau Herzogin Durchlaucht haben bereits drinnen beim gnädigſten Herrn davon geſprochen, und Sereniſſimus lieben es nicht, wenn Andere früher von ſolchen Sachen Kenntniß haben, als Höchſtdieſelben ſelbſt. Ich bedaure.

Und ſo war es! Zwar nahm der Herzog den durch dieſe Worte Erſchreckten noch an, empfing ihn aber äußerſt kühl, und entließ ihn, ohne ihm Hoffnungen zu machen — worauf denn ſeine eigenen im Lande Gotha auch keinen Ankergrund mehr finden konnten.

Wie ſchön ging aber nun ein neuer Hoffnungsſtern für Bechſtein auf, als er die Bekanntſchaft des Herzogs von Meiningen gemacht, der aufrichtiges Wohlgefallen an ihm fand, und theilnehmende Fragen über ſeine Anſtalt, ſein Ergehen und Wirken an ihn richtete. Da ließ er freudiger und unbefangener die Wünſche laut werden, die ihn beſeelten, und in des Herzogs Seele zündete der Gedanke, *ſeinem* Lande den Nutzen und die Vortheile einer in ganz Deutſchland noch fehlenden *öffentlichen* Forſtlehranſtalt zu gewähren, während ſeine liebenswürdige Leutſeligkeit ihm Bechſteins ganze Hingebung gewann. Das geiſtige Samenkorn zur Gründung der künftigen Forſtacademie Dreißigacker ward nun in den Boden gelegt, und der Herzog, wie Bechſtein, achteten, wie eifrige und begeiſterte Gärtner, auf ſein Keimen mit Sorgfalt und Liebe.

So von einer Seite her geiſtig erhoben, von der andern ſich niedergedrückt fühlend, beſchloß Bechſtein, ſein Inſtitut Oſtern 1799 eingehen zu laſſen.

„Er hatte vorher nichts unverſucht gelaſſen, um die Forſtmänner ſeiner Gegend für ſein Intereſſe zu gewinnen, hatte aus dieſer Abſicht die meiſten Förſter der Umgegend mit der Societät der Jagdkunde, die er blos aus den Mitteln erhielt, welche er ihr verſchaffte, vereinigt, allein es blieb alles ohne Wirkung, da auf keine Weiſe für das Beſte der praktiſchen Ausbildung der jungen Leute, die meiſt Grafen und Edelleute, Söhne aus den angeſehenſten Häuſern waren, von oben und von außenher etwas Thätiges geleiſtet wurde. Auf dieſe Weiſe entſchlief ein Unternehmen, das in den 6 Jahren ſeines Beſtehens nicht nur manchen guten Forſtmann erzogen, ſondern auch der Stadt Waltershauſen eine Einnahmequelle geöffnet, ja ſogar zur Verſchönerung derſelben manches beigetragen hatte.“

Dieſe, Bechſteins eigenhändig aufgezeichnete Worte, bilden den Commentar zu der Anmerkung im zweiten Band der Diana, S. 375, wo es heißt: Die Rubrik von der öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde allhier, bleibt für die Zukunft leer, da der Director durch den Mangel an Gelegenheit zur gehörigen nöthigen und praktiſchen Ausbildung der ihm anvertrauten jungen Leute ſich genöthigt geſehen hat, dies Inſtitut, das ſo manchen geſchickten Mann gebildet, und bei dem Beifall, den es von Anfang bis zu Ende von den vorzüglichſten Forſtmännern Deutſchlands ſich erhielt, und bei den ſchönen Ausſichten, die ſich zu deſſen Ausbreitung faſt täglich öffneten, und bei den geſchickten Lehrern, die mit Eifer an ſeiner Vervollkommnung arbeiteten, ſo großen Nutzen hätte ſtiften können, aus einander gehen zu laſſen.

Als die Nachricht in das Publikum gelangte, daß Bechſtein ſeine Anſtalt aufgebe, veranlaßte eine Aufforderung im Intelligenzblatte der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihn zu einer Erwiderung, die er mit folgenden Zeilen an den Redacteur des Reichs-Anzeigers ſandte:

„Waltershauſen, d. 1. Oct. 1799.“

„Hochzuverehrender Herr Doctor!

Hierbei habe ich die Ehre, einen Aufſatz beizulegen, für welchen ich um einen kleinen Platz im Reichsanzeiger bitte. Er betrifft eine Sache, die für mich äußerſt wichtig iſt, und die ich ſo gern verſchwiegen und nur gelegentlich berührt hätte (da ſie diejenigen wiſſen, die ſie wiſſen mußten), wenn ich nicht öffentlich dazu aufgefordert wäre. Ich hätte meinem Herzen gern noch beſſer Luft machen mögen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß man mich dann im Winter erfrieren ließe.

Mit wahrer Hochachtung Ihr ganz ergebenſter Diener

J. M. Bechſtein.“

Die Aufnahme des ſehr ausführlichen Aufſatzes erfolgte in Nr. 234 des Reichsanzeigers unterm 9. October und entwickelte Grundſätze wie Gründe ausführlich.

Wer ſelbſt mit Luſt und Liebe, mit Thätigkeit und Eifer irgend eine Schöpfung mühevoll und mit Opfern aufbaute, und ſie in Trümmern zerfallen ſieht, während rings die Mittel nahe liegen, die ſie hätten erhalten können, wird das bittere Gefühl erwägen, das Bechſteins ſich bemächtigen mußte, als der unvermeidliche Schritt geſchah. Hätte er nicht mit ſo inniger und glühender Heimathliebe an ſeinem Vaterlande gehangen, ſo würde er bereits früher Mittel und Wege gefunden haben, im Auslande ſeine Pläne umfaſſender durchzuführen. „Allein er liebte theils ſein Vaterland zu ſehr, theils feſſelte ihn die Neigung zur Oekonomie, die er auf ſeinem Gute ſelbſt leitete, verbunden mit dem Reiz der unvergleichlichen Gegend, als daß er frühern Aufforderungen hätte Gehör geben können. Oft hat ihn die Lauigkeit und das Verkennen ſeiner guten Abſichten in ſeinem Vaterlande ſo muthlos gemacht, daß er alle Hoffnung aufgab, irgend anderswo zum zweitenmale an die Ausführung ſeines Lieblingsplanes zu gehen.“

Nr. 287 des Reichsanzeigers, vom 12. December brachte folgende:

Bitte an Deutſchlands Regenten, das Bechſteiniſche Forſt- und Jagdinſtitut nicht aufhören zu laſſen.

Mit vielem Leidweſen muß jeder Menſchenfreund, der nur einigermaßen die ſo nöthige Cultur der Forſtwiſſenſchaft fühlt, die Nachricht im Reichsanzeiger Nr. 234 leſen, daß ein Mann, wie Bechſtein, ſein Forſt- und Jagdinſtitut aus der Urſache aufgehoben hat, weil ihm die Gelegenheit zur nothwendigen und hinlänglichen practiſchen Ausbildung der ihm anvertrauten jungen Leute in den Forſt- und Jagdwiſſenſchaften mangelte, oder ein Forſt- und Jagdrevier fehlte, das entweder unter der Aufſicht des Inſtituts unmittelbar, oder eines Lehrers deſſelben, oder doch unter einem Manne ſtund, der mit dem Inſtitute verbunden war.

Obgleich das Hartig'ſche und Cotta'ſche Inſtitut und andere noch fortdauern, ſo muß doch jeder Menſchenfreund, dem das Wohl und die Verbeſſerungen der Waldungen einigermaßen am Herzen liegen, die Fortdauer des Bechſteiniſchen Inſtituts wünſchen. Wie viel würde nicht das Land und die Gegend gewinnen, wo es aufgenommen würde? Eine ſo gute und nützliche Sache bedarf keiner Anpreiſung.

Es fragt ſich nun, wo der ſchicklichſte Platz für ein ſolches Inſtitut iſt, und wo Bechſtein ſeinen Plan am beſten ausführen könnte?

Ich ſchlage hierzu einige kleine Städte vor: Uſingen, welches des Fürſten von Naſſau-Uſingen, Weilburg, wo ein berühmtes Gymnaſium iſt, und welches dem Fürſten von Naſſau-Weilburg, Neſtätten, zwiſchen Langenſchwalbach und Naſſau, welches dem Landgrafen von Heſſen-Rothenburg, und Neuwied, welches dem Fürſten dieſes Namens gehört.

Dieſe Gegenden ſind ſehr volkreich, ihre Regenten lieben die Wiſſenſchaften und ſuchen ſelbe auf alle mögliche Art zu befördern.

Der allerſchicklichſte Ort aber für jenes Inſtitut wäre unſtreitig Uſingen. Und daß ein ſo wohldenkender Regent, wie der Fürſt von Naſſau-Uſingen iſt, daſſelbe nicht mit Vergnügen aufnehmen und nicht alles, was Bechſtein zur Ausführung ſeines Lieblingsplanes wünſchen kann, verwilligen ſollte, daran wird Niemand zweifeln, der denſelben einigermaßen kennt.

Wiesbaden, am 29. Oct. 1799. J.

Dieſer an ſich gewiß wohlgemeinte Vorſchlag trug doch die Natur des Seltſamen in ſich und bewog Bechſtein in Nr. 293 des Reichs-Anzeigers vom 18. December zu einer

Antwort und letzten Erklärung auf die Aufforderung im Reichs-Anzeiger Nr. 287.

Es haben ſich dergleichen Gelegenheiten, die hier der Verfaſſer des Aufſatzes erwähnt, ſchon während der Dauer des Inſtituts mehrere auf Veranlaſſung ſelcher Forſtmänner, die mich beſuchten und ſahen, wie ſehr ich in Anſehung des practiſchen Unterrichts gehemmt war, um das zu leiſten, was mein Plan erheiſchte, gezeigt; allein ich habe ſie theils aus Liebe zu meinem Vaterlande, theils deswegen ausgeſchlagen, weil es wohl ſchwerlich viele ſolcher Gegenden in Deutſchland geben möchte, wo ein dergleichen Inſtitut ſo auf ſeinem rechten Platze ſtünde, wie in Waltershauſen. Ich kann mich in letzter Rückſicht dreiſt auf das Zeugniß aller Sachkundigen berufen, die die Gegend kennen, und deren ſind nicht wenige unter den berühmteſten ausländiſchen Forſtmännern. Da mir nun hier an dem ſchicklichſten Orte dieſe Unternehmung, die ſicher über alle Erwartung von dem auswärtigen Publikum unterſtützt wurde, und wo der mancherlei Nutzen derſelben für In- und Ausland klar vor Augen lag, geſcheitert iſt, ſo habe ich in der That allen Muth verloren, mich ſelbſt wieder mit etwas der Art zu befaſſen. Ich kenne wenig Bedürfniſſe, befinde mich alſo hier auf meiner Kemnote ziemlich wohl, und kann und werde auch noch ferner, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar, ſoviel meine Zeit und Kräfte erlauben, gewiß zur Vervollkommnung der Forſt- und Jagdkunde und ihrer Anwendung beitragen, werde auch gern allen denen, die eine ſolche nöthige und nützliche Sache beginnen wollen, es mögen edeldenkende Fürſten oder Privatperſonen ſein, wenn ſie glauben, daß ich durch Nachdenken, Beobachtung und Erfahrung mir die dahin abzweckenden Kenntniſſe erworben habe, auf Verlangen mit meinen Rathſchlägen an die Hand geben; allein zur Uebernahme der Direction ſelbſt über eine ſolche Anſtalt kann ich mich vor der Hand nicht verſtehen. Uebrigens wünſche ich gar ſehr, daß mir niemand dieſe unangenehme Seite wieder berühren möge. Die gute Sache wird doch gewiß, auch ohne ein Inſtitut von mir, ſiegen. Es iſt jetzt gerade der Zeitpunkt in der Forſtwiſſenſchaft, wie er es vor etwa 20 bis 25 Jahren in der Theologie war; was ſträubte ſich nicht die Maſſe der Orthodoxen gegen die einzelnen Heterodoxen? und jetzt — iſt faſt alles heterodox.

Waltershauſen, im December 1799.

Joh. Matth. Bechſtein.

Doch gerade in dieſes Dunkel der Muthloſigkeit fiel ein lichter Strahl der Ermuthigung, das Zeichen einer Anerkennung, die ſelbſt dem kräftigſten Geiſt Bedürfniß iſt, wenn er nicht allmählig Hoffnung und Vertrauen verlieren ſoll. Das Weihnachtsfeſt 1799 brachte Bechſtein folgendes Decret:

Von Gottes Gnaden Wir, Georg, Herzog zu Sachſen u. ſ. w. u. ſ. w.
urkunden hiermit und bekennen:

Demnach Wir die Entſchließung gefaßt haben, den Hochgelahrten auch lieben Beſondern, Herrn Johann Matthäus Bechſtein, dermaligen Gräflich Schaumburg-Lippiſchen Bergrath, wegen deſſen gründlicher und ausgebreiteter Kenntniſſe in der Forſt-Wiſſenſchaft, ſo wie übriger guten Eigenſchaften halber, zu Unſerm Forſt-Rath ſolchergeſtalt zu ernennen, daß derſelbe aller mit dieſem Charakter verbundener Vorzüge ſich zu erfreuen haben ſoll;

Als iſt hierüber gegenwärtiges, von Uns eigenhändig unterſchriebenes, mit dem Geheimen Canzlei Inſiegel wiſſentlich bedrucktes Decret ausgefertigt und erſagtem Herrn Forſtrath Bechſtein, nach Waltershauſen im Gothaiſchen zu übermachen befohlen worden. So geſchehen Meiningen zur Eliſabethenburg den 13. December 1799.

(L. S.) Georg, Herzog zu Sachſen.

Dieſes Decret war nur der ehrenbezeugende Vorläufer von Bechſteins wirklichen Anſtellung und Berufung in Meiningiſche Dienſte.

Der Herzog von Meiningen fand in Bechſtein den Mann, den er brauchte und ſuchte, ein neuer Wirkungskreis that ſich dieſem auf, und glänzend breitete ſich das grüne Land der Hoffnung vor ſeinen Blicken aus, überflammt vom Morgenroth einer ſchönen Zukunft.

Bechſtein hatte 1799 bereits das 42. Lebensjahr zurückgelegt, er ſtand im Alter männlicher Reife und Vollkraft, in einem Alter, wo Manche ſchon ihr Ziel erreichten, ihre Bahn beſchloſſen, oder doch ſie ſchon halb müde und unfreudig durchwandeln. Ihm öffnete ſich gleichſam die Pforte einer zweiten Jugend, und mit aller Freudigkeit eines noch ſtrebemuthigen Geiſtes, mit ungeſchwächter Willens- und Wirkenskraft grüßte er die künftige neue Stellung.

Da jedoch noch vieles vorzubereiten war, bevor das, was der Herzog beabſichtigte, ins Leben treten konnte, ſo ſetzte Bechſtein ruhig auf ſeinem Gute ſeine bisherige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit fort. Den größten Theil derſelben hat der vorige Abſchnitt bis zu dieſem Zeitpunkt nachgewieſen. Hauptſächlich war es die Arbeit der Uebertragung von La Cepedes Amphibien, welche anhaltend beſchäftigte. Zwei Briefe, einer an Dr. Seetzen in Jever und einer an Profeſſor Merrem zu Duisburg geben Kunde davon, mit welchem Ernſt Bechſtein dieſer Arbeit ſich hingab. Der erſte lautet im Auszug:

„Wohlgeborner, verehrungswürdiger Herr Doctor!“

„Es iſt nicht blos aus Schriften bekannt, welch ein großer Freund und Verehrer der Naturgeſchichte Ew. Wohlgeboren ſind, ſondern ich weiß es auch noch beſſer durch unſern beiderſeitigen Freund, den Dr. Meyer in Göttingen und noch mehr ſchon aus der letzten Schrift, wie gern Sie auf Gemeinnützigkeit abzweckende Naturforſchungen zu unterſtützen pflegen. Ich wage es daher um ſo zuverſichtlicher, obgleich ich Ihnen unbekannt, Sie auch um eine dergleichen naturhiſtoriſche Unterſtützung zu erſuchen.

Ich gebe nämlich jetzt den erſten Theil von La Cepedes Naturgeſchichte der Amphibien heraus. Ew. Wohlgeboren werden als Kenner wiſſen, mit welchen Schwierigkeiten man noch in der Amphibiologie zu kämpfen hat, noch mehr aber, wie viele derſelben dem genannten franzöſiſchen Werke fehlen. Vorzüglich gehäuft ſind die Verwirrungen bei den Eidechſen und Schlangen. Ob nun gleich dieſe Ueberſetzung, der Natur der Sache nach, ſo wenig wie das Original ſelbſt, gar nicht dazu geeignet iſt, die Wiſſenſchaft ſelbſt zu bereichern, ſondern das Gepräge des Werkes blos Liebhaber zu dieſem Zweige der Naturgeſchichte werben ſoll, ſo wünſchte ich doch im Stande zu ſein, die Species gehörig zu beſchreiben, nach Ihren Schriften, nach Linné und Andern genau zu ordnen und zu beſtimmen.

Ich erſuche Sie alſo in meinem und im Namen des ganzen naturhiſtoriſchen Publikums, wenn Sie bei Durchleſung des La Cepedeiſchen Werkes etwa Bemerkungen in der Hinſicht gemacht haben, dieſe mir gütigſt mitzutheilen. Sollten Sie etwa ſogar neue Arten von Amphibien entdeckt, dahin einſchlagende Abbildungen beſitzen, und beides nicht in einer eigenen Schrift dem Publikum übergeben wollen, ſo bitte ich darum für meine Ueberſetzung. Ich werde beides, wie ſich von ſelbſt verſteht, auf die von Ihnen verlangte Weiſe vergüten. In der Hoffnung, daß Sie meine Bitte nicht übel aufnehmen werden ꝛc."

Der Brief an Merrem drückte in ähnlicher Weiſe dieſelbe Bitte aus, die Bechſtein „um ſo zuverſichtlicher an einen Mann richtete, der durch ſeine vortrefflichen Schriften gezeigt hat, wie leicht er ſie zu erfüllen im Stande ſei." Den Brief begleitete ein Diplom.

„Im Auftrag der hieſigen Societät der Forſt- und Jagdkunde habe ich das Vergnügen in der Beilage Ew. Wohlgeboren ein Diplom derſelben zu überreichen. Dieſelbe rechnet es ſich zur vorzüglichen Ehre, mit Männern verbunden zu ſein, die ſich um die Naturkunde ein ſo großes Verdienſt erworben haben, wie Sie, und wünſcht, daß Sie dieſe Verbindung nicht ungern ſehen mögen ꝛc."

Bechſtein durfte um ſo mehr von den lebenden Naturforſchern freundliche Förderung ſeiner Arbeiten hoffen, als er ſelbſt ſtets bereit war, anderſeitigen Beſtrebungen, wenn ſie nur ächt und tüchtig waren, auch öffentlich Beifall zu zollen, und ſie durch ſein vielgeltendes Wort zu empfehlen, ja ihnen ſelbſt Abnehmer zu verſchaffen. Dies that er unter andern bei der Deutſchen Ornithologie von Borkhauſen, Lichthammer und Becker, wofür ihm Georg Becker in einem auszugsweiſe hier folgenden Brief lebhaften Dank ausſprach.

„Darmſtadt, den 13. Jänner 1800."

„Wohlgeborner Herr Bergrath,
Hochzuverehrender Freund!

Für Ihre im 249. Stück des Reichs-Anzeigers von 1799 gütigſt gefertigte Nachſchrift zu der Ankündigung unſrer teutſchen Ornithologie ſind wir — Lichthammer, Borkhauſen und ich — Ihnen den verbindlichſten Dank ſchuldig. Meſſen Sie es ja keinem Mangel an freundſchaftlicher Dankbarkeit bei, wenn ich, nach etwas geraumer Zeit, jetzt erſt die Feder ergreife, um das niederzuſchreiben, was wir beim erſten Anblick jener Anzeige einſtimmig laut ausſprachen. Es hatte die gehoffte Würkung ſicherlich hier und da hervorgebracht, denn ungleich häufiger als vorher, ſahen wir unſere Subſcribentenliſte ſich mehren.

In einem der Dezemberſtücke der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung las ich kürzlich eine rühmliche Anzeige meiner Schrift über das Ausſtopfen der Thiere ꝛc. Wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo glaube ich die Hand nicht zu verkennen, und Ihnen den Dank für eine Recenſion ſchuldig zu ſein, die mein Werkchen ſo nachſichtsvoll beurtheilt hat.

Lichthammer und Borkhauſen empfehlen ſich Ihnen beſtens und ich vereinige damit meine volle Hochachtung und herzliche Freundſchaft mit der ich unwandelbar bin

Ew. Wohlgeboren
ergebenſter Freund und Diener
Georg Becker.“

Ein anderer Brief Georg Beckers, den Bechſtein im Sommer empfing, drückt nicht minder dankbare Geſinnung aus, hat aber auch im Bezug auf einige ornithologiſche Erläuterungen wiſſenſchaftliches Intereſſe. Es heißt darin:

„Darmſtadt, den 17. Juni 1800.

Ihre und Herrn Clairville's*) Vorſorge zur Beſorgung eines franzöſiſchen Textes verdient unſern wärmſten Dank. Längſt war dies auch unſer Wunſch und iſt es noch, wie Ihnen die auf einem beſondern Blatte beigelegte Ankündigung und die ebenfallſigen Avertiſſ. im Reichs-Anzeiger und dem Int. Blatte der Jenaer Literaturzeitung bewieſen haben werden. Wollten Sie daher Herrn Clairville, — dem ich uns hochachtungsvoll zu empfehlen bitte, — melden, daß wir mit allem Danke ſein gütiges Anerbieten acceptirt, ſo würden Sie uns ſehr verbinden. Erſuchen Sie ihn daher zu dem Ende den teutſchen Text ſowohl der 6 Vögel als auch des Titels und der Nachſchrift vollſtändig zu überſetzen. Herzlich gern würde ich zu Herrn Clairville's größerer Bequemlichkeit den teutſchen Text in halb gebrochenen Blättern geſchrieben Ihnen hier mitgeſendet haben, wenn ich nur die Zeit zum Schreiben jetzt dazu finden könnte. Die mit unſrer Unternehmung verknüpften Geſchäfte und Arbeiten ſind ungeheuer, da wir das Werk bekanntlich in eignem Verlage haben. Dies trifft dann zumal mich, indem ich nicht nur das merkantiliſche ſammt der Correſpondenz im ganzen Umfange der Entrepriſe beſorge, ſondern auch noch obendrein den deutſchen Text zum Werke ſchreibe. In dieſer letzten Rückſicht würden Sie mich daher auch ganz beſonders verbinden, wenn Sie mir ſolche Bemerkungen zu den oben beſchriebenen Vögeln des zweiten Hefts mittheilen wollten, die Sie etwa ſeit dem Abdruck Ihrer großen Werke zu machen Gelegenheit gehabt haben. Ich habe mir die Freiheit genommen, dies nämliche auch hier und da bei ſolchen Vögeln nach und nach aufzunotiren, was ich in Ihren Schriften in Vergleichung mit eignen Naturbeobachtungen nicht ganz übereinſtimmend gefunden habe. Dies iſt z. B. (wie mir eben beifällt) bei **Alauda pratensis** und **Motacil. ficedula** der Fall, die beide von Ihnen aus dem Syſteme ausgemerzt worden ſind. Dennoch aber habe ich beide Vögel als beſondre Arten hier genug gefunden; und **alauda trivialis** iſt von erſter, ſowie **Muscicapa muscipeta** von letzter hinlänglich unterſchieden. Wenn Sie meine desfallſigen Bemerkungen leſen wollen, ſo will ich Ihnen ſolche demnächſt mittheilen, ſowie auch von **Mot. ficedula** Ihnen ein Exemplar zum Geſchenke, zur eignen Ueberzeugung, ſenden. Darin wird eigentlich am meiſten gelernt, wenn man die irrigen Gegenſtände mit einander vergleicht. **Alauda pratensis** habe ich immer nur in den erſten Frühlingstagen auf Wieſen gefunden.

---

*) Dieſer Name iſt oben irrig Clairaille geſchrieben.

Verfloſſnen Winter habe ich auch eine Menge Waſſervögel erhalten; unter andern 6 Exemplare von **Anas cygnus**, wovon gegenwärtig noch eins herrlich und in Freuden lebt, dem blos das Daumengelenke am Flügel durch ein Schrotkorn gelähmt war und welches ihn dann hinderte, dem Trupp ſeiner Kameraden folgen zu können. Dieſen lebendigen Schwan habe ich an Dr. Meyer in Offenbach, (den Sie hoffentlich auch kennen) in ſeine kleine Menagerie abgegeben. Gewiß eine ſeltne Acquiſition in unſerm hieſigen Bezirke. Auch an dieſen Schwanen habe ich manches Abweichende von Ihrer Beſchreibung und wiederum manches gefunden, was ich bis jetzt noch in keinen Schriften deutlich finden konnte.

Für die Mittheilung Ihrer Bemerkung der Characteriſtik bei Falc. lagopus danke ich herzlich. Auch ich finde das nemliche an vier Exemplaren beſtätigt, und werde die Diagnoſe bei unſerm zweiten Heft darnach einrichten ꝛc."

Von Burgsdorff war im Beginn des Jahres 1800 an ſeinem Jagdhandbuche äußerſt thätig, da aber Bechſtein der eigentliche Redakteur deſſelben war, der alles las, ordnete und revidirte, ſo verurſachte die Arbeit eine ſehr lebhafte Correſpondenz mit dem erſtgenannten, der hinwiederum die ſeinige mit dem Grafen Mellin und A. Bechſtein communicirte.

Der Graf Mellin hatte damals ſeine in demſelben Jahre erſchienene Schrift über die „eingeſperrten Wildſtände *)" vollendet, und meldete, daß er dieſe Bearbeitung nach v. Burgsdorffs Plane noch einmal für das Handbuch vornehmen wolle. „Ich kann es nun um ſo mehr mit gedrängter Kürze und mit gänzlicher Erſparung der Kupfer thun, da ich auf jenes größere Werk über dieſe Materie und deſſen Kupfer mich um ſo eher beziehen kann, weil daſſelbe wahrſcheinlich mit dem zweiten Theil des Lehrbuchs zugleich erſcheinen wird. Ich thue dieſes ſehr gern, einestheils um mein gegebenes Verſprechen vollkommen zu erfüllen (und ich glaube über dieſen Zweig der Jägerei, den ich mit ſo vieler Aufmerkſamkeit und Erfolg ſo leidenſchaftlich über 20 Jahre vorgeſtanden, belehren zu können, und die erforderlichen Kenntniſſe dazu zu haben), anderntheils um das ſehr anſehnliche Honorarium für jemanden, dem ich es verſprochen habe, abverdienen zu können. Zu mehrern Materien haben Sie mich ja nicht aufgefordert, und Sie haben auch in der That recht in meiner Seele gewählt, als wüßten Sie genau, welcher Bearbeitungen Uebernahme für mich die unterhaltendſte ſind."

---

*) Unter dem Titel: Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen ohne große Thiergärten anzulegen und zu behandeln. Mit Kupfern, gr. 4. Berlin, Maurer. 1800.

Weiter beklagt Graf Mellin den Verluſt des Freiherrn von Stein für das Handbuch, da dieſer verſtorben war, während er für daſſelbe den Abſchnitt über die Falkonerie u. A. bearbeitete. Dann heißt es:

„Ew. Hochwohlgeboren haben S. 310 Ihres Plans ein Kapitel über Elennwildpret eingerückt. Das haben Sie wohl in Rückſicht auf Preußiſche Jäger gethan, denn meines Wiſſens ſind in Deutſchland gar keine, und ſogar die ehemaligen Thiergärten, welche die Sächſiſch-Polniſchen Könige mit dieſem Wildpret in Sachſen beſetzt hatten, eingegangen. Ich kenne dieſe Wildpret-Art nur von Anſehen, habe aber nicht Gelegenheit gehabt, es in ſeinem wilden Zuſtande kennen zu lernen ꝛc.“

Während von Dr. Seetzen und Profeſſor Merrem die erwünſchten Antworten ausblieben, ſchrieb um ſo freundlicher im Bezug auf die Bearbeitung des La Cepedes der Amphibiolog Schneider in Frankfurt an der Oder, obgleich auch er ſich der Säumigkeit im Briefſchreiben anzuklagen hatte. Zuerſt ein Brief von ihm vom 17. October 1800 im Auszug:

„Ich bin nun leider, theuerſter Herr und Freund, ſo tief in die Schuld bei Ihnen gekommen, daß ich nicht wüßte wie ich mich entſchuldigen und herauswickeln ſollte, wenn ich nicht gleich einen ſehr triftigen Grund der Säumniß, ein fünfmal wiederkehrendes Fieber, angeben könnte, womit ſchon alles geſagt iſt. Aber leider hat das Fieber ſolche Folgen, daß ich jetzt nicht mehr zwei Stunden hintereinander denkend leſen oder ſchreiben kann. Der Himmel gebe, daß es ſich mit dem Winter, den ich ſonſt immer mehr zu fürchten habe, ändern möge.

Ich will nun verſuchen, Ihre Briefe nach der Reihe zu beantworten, ſoweit als es nicht ſchon geſchehen ſein kann. Mittlerweile werden Sie hoffentlich auch von H. Merrem und Seetzen Unterſtützung und Beiträge erhalten haben, denen Sie unmaßgeblich den zweiten und dritten Band zuſchreiben könnten. Faſt aber glaube ich, daß Merrem aus einer mir unbekannten Urſache der Naturgeſchichte abgeſtorben ſei. Ueber ſeine Schlangen werde ich Ihnen einmal eine Anekdote mittheilen.

Zuletzt erhielt ich die Kupfer zu Ihrer Ueberſetzung nebſt einem ſehr freundlichen Briefe. Für beides danke ich Ihnen herzlich. Ihr Buch hat mich während meiner Krankheit oft angenehm unterhalten. Ich wünſche, daß alle folgenden Bände mehr ſolcher Beiträge und Zuſätze erhalten mögen als z. B. die Beſchreibung des langſchnablichten Krokodils iſt, wovon ich in Barby einen 2½ Fuß langen Kopf ſehr gut erhalten, in Hannover aber ein kleines Exemplar in Sp. eben ſo lang als der Kopf in B. fand. Warum haben Sie dieſen nicht nach Ihrem Ex. zeichnen laſſen? Ich geſtehe Ihnen, daß in dieſem kleinen Octav-Formate, kopirte Figuren, wenn ſie auch von guten Muſtern und von guten Künſtlern kopirt wären, ich glaube, daß alle Kupfer ſchlecht ausfallen müſſen, und ſcheue mich daher meine Zeichnungen, welche meiſtens, nur wenige ausgenommen dies Format überſchreiten, zum Kopiren an denſelben Künſtler abzugeben; denn ſo gewinnt die Wiſſenſchaft nichts durch Kupfer, wenn der Zeichner und Kupferſtecher von der Sache ſelbſt nicht unterrichtet oder nach Anweiſung ſehr geübt iſt. Meine Amphibien ſind faſt alle von demſelben Künſtler gezeichnet und gemalt, der Merrems Schlangen und Blochs Fiſche gezeichnet, gemalt und geſtochen hat. Könnte ich durch dieſen meine Amphibien verkleinern laſſen, ſo möchte der Leſer dabei nicht ſoviel verlieren.

Ihren Brief mit den Kupfern erhielt ich ſehr ſpät durch die Poſt, da ich ihn, ſowie alle Päckchen durch Frommann in Jena oder Fritſch in Leipzig zu erhalten gewünſcht und gebeten hatte. Meine Lage zwingt mich zu jeder Art von Sparſamkeit, und Sie werden mir dieſe Erinnerung verzeihen, wenn Sie ſich im allgemeinen die Lage eines preuß. Profeſſors und noch dazu hier in Frankfurt und in meinem Fache als Philolog ex professo wollten und könnten von jemand ſchildern laſſen. Was ich erübrigen kann, wende ich auf die Naturgeſchichte und meine Bücherſammlung; aber dies reicht nicht weit: und nun habe ich leider meinen Bloch nicht mehr, bei dem ich ſonſt jährlich einige Wochen zubrachte und mich mit allen Neuigkeiten nährte. Kein ähnlicher Liebhaber iſt mehr in Berlin, nur im botaniſchen Fache erhält Willdenow ſo ziemlich alle Neuigkeiten; aber nicht alle Gelehrte haben Blochs Dienſtfertigkeit.

Wenn ich bei Zeiten noch **Histoire naturelle de la montagne de St. Pierre par Faujas St. Fond** erhalte, wo neue Krokodile beſchrieben ſein ſollen, ſo erſcheint der zweite **Fascicul. hist. amph.** zu Oſtern, worinnen Krokodile und **Boae** ſowie **Pseudoboae, Stinci, Chalcides** u. ſ. w. abgehandelt ſind, doch aber Krokodile und Rieſenſchlangen ſehr ausführlich, weil ich da am meiſten nach eigener Kenntniß ſprechen und viel neues ſagen konnte.

Mittlerweile iſt auch herausgekommen **histoire naturelle des Salamandres de France precedée d'un Tableau methodiqe des autres reptiles indigenes, avec 6. planches colorées par P. A Latreille Paris 1800. 61. et XLVII** pages, wovon ſich die Anzeige im neueſten Hefte des **Magazin encyclop.** findet; das Buch habe ich noch nicht geſehen oder angezeigt gefunden. Vielleicht erhalte ich es bald von Göttingen. Sie werden es doch wohl haben müſſen, um der Ueberſetzung dieſe Zugabe als nöthig beizufügen. Denn durch des genauen L. Arbeit können Sie gewiß noch einmal ſo viel falſche Nachrichten und Beſchreibungen in den Noten ſparen. Zugleich könnten Sie davon eine Recenſion in die All. L. Z. machen und einrücken laſſen. Vielleicht beantwortet der Mann auch Ihre Zweifel über **viridis Lac.**, welche ich nicht löſen kann. Denn was Linnee unter **viridis** verſtanden haben mag, mag Gott wiſſen! unſre ſind nur vorzüglich zur Zeit der Begattung am männlichem Geſchlechte grün. Aber ich habe noch keinen Sommer der Paarung und Unterſuchung der beiden Geſchlechte genau nachſpüren können, ſo wenig als dem Umſtande, daß einige unſrer Arten lebendige Jungen gebären, andre Eier legen. Die lebendigen Jungen habe ich ſelbſt an mehreren Exemplaren in Spiritus bei einem meiner Freunde an einem lebendigen aber ſehr zerquetſchten Exemplare geſehen. Die Eier fand ich im vorigen Jahre zu Ende des Octobers am Fuße einer Erdäpfelſtaude halb ausgebrütet und friſch. Dieſe konnten aber doch nicht mehr im Herbſte oder Winter ausgebrütet werden; denn wie hätten die Jungen ſich erhalten können? Eben ſo wenig habe ich noch die Zeit des Ausbrütens der Schildkröteneier ſelbſt unterſuchen und erfahren können.

Mittlerweile empfehle ich mich Ihrer ferneren Freundſchaft und verbleibe mit der vollkommenſten Hochachtung

17. October 1800.

Ihr

Diener und Freund

Schneider."

Ein anderer Brief Schneiders vom December drückt Verwunderung darüber aus, daß Merrem und Seetzen noch nicht geantwortet, verheißt die Zuſendung von Abzeichnungen aus dem koſtſpieligen und ſehr großen Kupferwerk Ruſſels, und anderes zweckdienliches Material, da deſſen Erlangen für Bechſtein von der Göttinger Bibliothek große Schwierigkeiten haben werde, am wenigſten könne es Blumenbach verſchaffen. Zum Nachſtechen von Kupfern aus Ruſſel empfiehlt Schneider Eberlein den Vater in Göttingen und äußert ſich im Bezug auf literariſche Hülfeleiſtung:

„Möchten Sie nur bei andern, welche mehr zu geben haben, als ich, die nemliche Bereitwilligkeit finden. Aber ich habe noch ſelten das Glück gehabt, doch aber auch an Männern Gehülfen gefunden, wo ich es zu hoffen gar nicht einmal wagte. Dafür bin ich dadurch dankbar, daß ich Andern mittheile, was ich ſogleich entbehren kann."

Der Brief ſchließt mit den Worten:

„Nun leben Sie wohl, und wenn Sie ſich verändern, ſo bedenken Sie ja vorher alle Bequemlichkeiten, welche Sie jetzt haben. Ich verbleibe ꝛc.

Dieſer Rath war gut gemeint, allein der ſtrebſame und thätige Menſch, der ein großes Ziel im Auge hat, dem zuzueilen ſeine Seele alle Schwingen entfaltet, der denkt zu allerletzt an die Bequemlichkeiten, die er aufgiebt, oder vielmehr, er verzichtet von vornherein auf dieſelben. Bechſtein verließ keine, und fand keine, weil für ſchaffende Geiſter keine vorhanden ſind.

Unterm 15. September war für Bechſtein das von J. Ch. D. Schwet unterzeichnete Diplom der Kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher Leopoldina Carolina ausgefertigt, und als ein lateiniſcher Brief beſonders gedruckt worden.

Jn Meiningen hatte Bechſtein einen Univerſitätsfreund, dies war der damalige Conſiſtorialaſſeſſor und Hofprediger ſpäter Generalſuperintendent Vierling, der es ſtets treu und wohlwollend mit ihm meinte, und ihm ſeine Angelegenheiten daſelbſt, bevor die Ueberſiedelung vor ſich ging, beſorgen half. Ja man ſagt für gewiß, daß Vierling es geweſen, der, nachdem ihm Bechſtein ſeine Mißverhältniſſe in Beziehung auf ſein Jnſtitut geklagt, dem Herzog von Meiningen jenen empfohlen, und auf Schloß Altenſtein vorgeſtellt habe.

Die officiellen Vorbereitungen zum ins Leben Treten des neuen Forſtinſtituts wären in Meiningen zunächſt die Folgenden.

Unterm 16. Sept. 1800 wurde höchſten Orts beſchloſſen, den Plan commiſſariſch durch den Oberjägermeiſter Geheimerath von Bibra, den Oberforſtmeiſter von Pfaffenrath, den Forſtrath Cramer in Meiningen, den Doctor Heinrich David Wilkens aus Braunſchweig (früher Lehrer am Jnſtitut auf der Kemnote) und Bechſtein entwerfen zu laſſen. Da die ganze Idee, wie ſich dieſelbe naturgemäß erſt ſpäter entwickelte und zur Reife gelangte, noch im Reiſen war, ſo kam zum Vorſchlag, daß am Jnſtitut auch der Oberforſtmeiſter von Pfaffenrath, der Forſtrath Cramer *) und der Jnſpector (nachherige Director der Lyceums) Conſiſtorialrath Schaubach, desgleichen der Bauinſpector Feer den aufgenommenen Zöglingen mit Unterricht ertheilen ſollten, auch ſollte ein Canzliſt die Uebungen im Rechnen und Schreiben leiten.

Der Herzog beſtimmte gleich Anfangs mit wahrhaft landesväterlicher Fürſorge und Geſinnung, daß auch die ſchon auf den Revieren angeſtellten Jägerburſche nach und nach das Jnſtitut zu ihrer wiſſenſchaftlichen Vervollkommnung beſuchen, und alle einheimiſchen Zöglinge den Unterricht völlig frei bekommen ſollten.

---

*) Ueber dieſen folgt ſpäter Ausführliches.

Bechſtein hatte ſich von Waltershauſen nach Meiningen begeben, und die erſte Berathung über den zu entwerfenden Plan fand am 17. September 1800 in der Behauſung des Geheimenrath und Oberjägermeiſters von Bibra Statt, wobei eben genannte Männer mit Ausnahme des Bauinſpectors zugegen waren. In dieſer Sitzung bat zunächſt der Herr von Pfaffenrath um Dispenſation von Ertheilung irgend eines theoretiſchen Unterrichts. Man beſchloß, von den Aufzunehmenden einige Vorkenntniſſe zu verlangen, die Jägerburſche, wo deren 2 auf einem Forſt wären, allvierteljährlich alterniren zu laſſen, und danach den Unterrichtscurſus einzurichten, eine Maßregel, die nicht lange Beſtand haben konnte. Dr. Wilken erbot ſich, wenn ihm der Unterricht mit anvertraut werden ſollte, die Forſtwiſſenſchaft nach Anleitung der von ihm herausgegebenen Bücher zu lehren, mit Ausnahme der reinen Mathematik und der Botanik, welche erſtere wahrſcheinlich der Inſpector Schaubach übernehmen werde, letztere könne wohl der Hofgärtner Jocher lehren.

Inſpector Schaubach erklärte, daß ſeine vielen Geſchäfte ihm nicht geſtatteten, beſondern Unterricht am Forſtinſtitut (für das damals Dreißigacker noch nicht definitiv beſtimmt war) zu ertheilen, könnten aber die Zöglinge an ſeinem öffentlichen Unterricht Theil nehmen, ſo wolle er ſehr gern ihnen die Mathematik bis zur Trigonometrie und zur Lehre von den Kegelſchnitten vortragen.

Forſtrath Cramer erbot ſich zu den Uebungen im deutſchen Styl, und der Bauinſpector Feer ſollte nun praktiſche Geometrie und Planzeichnen übernehmen. Doctor Wilken that noch mehrere Vorſchläge im Betreff der Cameralwiſſenſchaft, praktiſcher Uebungen, der nöthige Fonds nicht nur für die Lehrergehalte, ſondern auch für Bücher, Sammlungen, Inſtrumente ꝛc. und forderte für ſeine Perſon 400 Thlr. einſchließlich einiger Naturalſtücke nebſt einem Antheil von dem, was die das künftige Inſtitut beſuchenden Fremden zahlen würden.

Bechſtein ſcheint anfänglich gar nichts geſagt zu haben. Was hätte er auch ſagen ſollen? Er gab blos einen ſorgfältig gearbeiteten und eigenhändig aufgeſetzten Plan, überſchrieben:

Verſuch eines Lectionsplans für das Herzogl. S. Meiningiſche Forſtinſtitut,

zu den Acten, an deſſen Stirne die Bemerkung ſtand: Es kann kein Subject in dieſe Anſtalt aufgenommen werden, welches nicht wenigſtens die 4 Species der Rechenkunſt nebſt Regel Detri verſteht und nothdürftig ſchön und recht ſchreiben kann.

Dieſem umſichtig und zweckmäßig entworfenen Plan waren noch einige Bemerkungen angehängt, des Inhalts, daß dieß Lectionsverzeichniß vorzüglich nur beim Anfang des Inſtituts oder in Hinſicht der ſchon in Dienſten ſtehenden Jägerburſche gelten könne, und für die Eleven, die das Forſt- und Jagdweſen vom Anfang an in dem Inſtitut erlernen wollten, wurde auf den Plan im von Burgsdorffſchen Handbuch und in Bechſteins Diana verwieſen. Sodann forderte Bechſtein für die künftige Anſtalt eigene Geſetze und ein eigenes Gericht, öffentliche feierliche Aufnahme mit Angelöbniß, Anlage eines Sittenbuches mit periodiſchen Noten über der Zöglinge Fleiß und ſittliches Betragen, periodiſche Examina u. dergl. und es wurde über dieſe ganze Verhandlung Protocoll geführt.

Nach dieſer aus etwas wunderlich gemiſchten Elementen zuſammengeſetzten Berathungs-Commiſſion, von der Erſprießliches im Voraus nicht zu hoffen war, ſcheint irgend etwas vorgegangen zu ſein, was den Herzog verſtimmte, oder man konnte noch zu keiner rechten Einigung gelangen, genug im October 1800 ſchrieb der Doctor Wilckens an den Herzog und äußerte: „Darf ich unterthänigſt bitten, ſo geben Ew. Herzogliche Durchlaucht die höchſte Idee für ein Forſtinſtitut doch nicht zum Nachtheile Höchſtdero Landen gänzlich auf" und bat dann unumwunden: ihm gnädigſt zu geſtatten, daß er in Meiningen, vielleicht ſchon auf bevorſtehende Oſtern unter des Herzogs landesväterlicher Beihülfe auf ſeine Koſten und ſein Riſico zwar kein Forſtinſtitut, denn dazu ſeien ſeine Kräfte zu ſchwach, aber die Gründung eines dereinſtigen Herzogl. Forſtinſtituts wagen dürfe. Dieſes Anſuchen hatte keine andere Folge, als das gänzliche Verſchwinden des Dr Wilckens aus der Geſchichte des Inſtituts. Denn in demſelben Monat erklärte ſich Bechſtein beſtimmt zur Uebernahme des ihm angetragenen Directoriums und einen Theil des Unterrichts bei dem anzulegenden neuen Forſtinſtitut und es wurden höchſten Orts in einem Reſcript an Herzogl. Cammer vom 2. Nov. die Mittel für die Anſtalt und die Lehrerbeſoldungen angewieſen. Dieſe floſſen zunächſt aus einigen herrſchaftlichen Caſſen, dann aus Beiträgen der ſämmtlichen Jägerei, und die deshalb nöthigen weiteren Herzogl. Reſcripte ergingen ſofort an die betheiligten Behörden.

Da in der Reſidenzſtadt ſowohl, wie in deren naher Umgebung ein ſchicklicher gelegener Ort als das Jagdſchloß Dreißigacker gar nicht zu finden war, ſo erfolgten nun alle deshalb nöthigen Einrichtungen.

Bierling ſchrieb im November:

Lieber Bechſtein!

Deine Angelegenheiten ſind, wie mir **Serenissimus** verſichert, alle in Ordnung und mit dem Januar geht Deine Beſoldung an. Er wünſcht aber, daß Du vor Weihnachten noch eine Reiſe hierher machteſt, um die nöthigen Details zu beſprechen und zu ordnen. Dreißigacker ſcheint immer noch der ſchicklichſte Ort für das Inſtitut zu ſein. Du darfſt es Dir nicht als ein altes verfallenes Schloß vorſtellen, es iſt ganz modern und liegt vortrefflich. Die jungen Leute brauchten auch nicht hierher (in die Stadt) zu kommen. Die Lehrer wohnten zum Theil oben, und die übrigen gingen von hier aus hinauf. Das Beſte iſt, Du kömmſt ſo bald als möglich hierher, um mündlich darüber zu reden, denn ſonſt iſt des Schreibens kein Ende. Du mußt aber vor Weihnachten kommen, wegen der bevorſtehenden Niederkunft der Frau Herzogin. Nicht als Cammer-Aſſeſſor, ſondern als Cammerrath wirſt Du angeſtellt. Empfiehl mich einſtweilen mit meiner Frau der Freundſchaft Deiner Frau Cammerräthin.

Dein Freund
Bierling.

Im Anfang des Decembers empfing Bechſtein ſein Anſtellungsdecret, das ihn nun nach einem neuen Wirkungskreiſe hinrief.

Das Decret lautet:

Von Gottes Gnaden Wir Georg, Herzog zu Sachſen u. ſ. w. u. ſ. w.
urkunden hiermit und bekennen:

Demnach Wir die Entſchließung gefaßt haben, den Hochgelahrten auch lieben Getreuen, Unſern Forſtrath Herrn Johann Matthäus Bechſtein aus Waltershauſen im Gothaiſchen, wegen deſſen bekannter Geſchicklichkeit und ausgebreiteter Kenntniſſe im Forſtweſen, zu Unſerm wirklichen Forſtrath mit Siz und Stimme in Herzogl. Cammer in Forſtſachen, ſolchergeſtalt zu ernennen, daß derſelbe aller hiermit verbundenen Vorzüge des Ranges und ſonſtiger Vorrechte ſich zu erfreuen, für die zu übernehmende Direction eines anzulegenden Forſt-Inſtituts aber, eine von dem 1. Januar künftigen Jahres, anfangende jährliche Beſoldung von u. ſ. w.

Als iſt hierüber gegenwärtiges, von Uns eigenhändig unterſchriebenes, mit Unſerm Geheimen Inſiegel wiſſentlich bedrucktes Decret ausgefertigt und erſagtem Herrn wirklichen Forſtrath Bechſtein zu ſeiner Legitimation zugeſtellt worden. So geſchehen Meiningen zur Eliſabethenburg den 5. December 1800.

(L. S.) Georg, Herzog zu Sachſen.

War auch die Beſoldung nur eine geringe, denn unter den zugeſicherten 400 Thalern waren rheinländiſche zu 1 fl. 30 kr. verſtanden, ſo war Bechſtein doch damit zufrieden, da er ſich einen Wirkungskreis nach Herzenswunſch gegründet, und ein großes Feld natur- und forſtwiſſenſchaftlicher, wie cammeraliſtiſcher Thätigkeit ſich geöffnet ſah. Nicht die Höhe der Beſoldung giebt den Ausſchlag für die Würdigkeit eines Dieners, ſondern daß er mit Eifer und Liebe diene.

Dem Decret folgte unter gleichem Datum noch die Abſchrift eines Regiſtraturreſcriptes nach.

Actum.

Meiningen zur Eliſabethenburg den 5. December 1800.

Nachdem Ihro des Herrn Herzogs Durchlaucht geruht haben, den zeitherigen caracteriſirten Forſtrath Herrn Johann Matthäus

Bechſtein aus Waltershauſen im Gothaiſchen, zum wirklichen Forſtrath mit Sitz und Stimme in Herzogl. Cammer, in Forſtſachen zu ernennen; Als iſt von Höchſtdenenſelben noch überdies gnädigſt befohlen worden, nachrichtlich zu bemerken, daß beſagtem Herrn Forſtrath Bechſtein der Rang eines wirklichen Raths derer Herzogl. Landes-Collegien vorbehalten ſein, auch ihm zu ſeiner Legitimation von gegenwärtiger Regiſtratur Abſchrift ertheilt werden ſoll.

Actum ut s.

Carl Heinrich Ludwig Jacobi.

Ehe ich zur Geſchichte der Gründung der neuen Forſtlehranſtalt in Dreißigacker übergehe, muß ich noch einen Abſchnitt einſchalten, welcher die weitern Vorbereitungen zu derſelben umfaßt und Bechſteins Thätigkeit in dem Zwiſchenraume, ehe er ſeine Stelle antrat, vor Augen legt.

VIII.

Vorbereitung und Ankündigung der öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde zu Dreißigacker bei Meiningen.

Bevor die Ueberſiedelung Bechſteins von Waltershauſen nach Meiningen erfolgte, und bevor das vom Herzog beabſichtigte neue Forſtinſtitut ins Leben gerufen werden konnte, gab es der Vorarbeiten und Vorbereitungen noch mancherlei. Eine der erſteren war die Verwirklichung einer Lieblingsidee des Herzogs, die Redaction und Herausgabe eines gemeinnützigen Taſchenbuchs, mit welcher Derſelbe Bechſtein und Bierling beauftragte. Den Plan zu dieſem Taſchenbuche, das ſich einzig mit dem Sachſen-Meiningenſchen Vaterlande beſchäftigen ſollte, hatte der Herzog ſelbſt entworfen, und es ſollte daſſelbe, wie G. Emmrich im Jahrgang 1805 S. 116 ſagt: „mehr Licht“ über das von den meiſten Geographen nur nachläſſig behandelte Land verbreiten, aber auch neben den Bedürfniſſen deſſelben die Quellen des Reichthums in demſelben ſichtbar und dadurch fühlbar machen.“

Der Druck erfolgte auf Bechſteins Wunſch, damit er die Reviſionen ſchneller leſen konnte, in Schnepfenthal bei Müller ganz auf des Herzogs Koſten.

Der Titel, dem ein Portrait-Kupfer der Herzogin Mutter, Charlotte Amalie, gebornen Prinzeſſin von Heſſen Philippsthal, von G. Bährenſtecher gegenüberſtand, lautete:

Herzoglich Coburg-Meiningiſches
jährliches
gemeinnütziges Taſchenbuch
1801.
Mit Kupfern.
Meiningen, zu haben bei dem Hofbuchdrucker Hartmann
und Buchbinder Klein.

Es war für den Anfang ſchon ein reichhaltiges Material zuſammengebracht, wobei Bechſtein die Einrichtung getroffen hatte, daß allgemeine Beiträge nur mit Anfangs- und Endbuchſtaben ihrer Verfaſſer unterzeichnet wurden.

Herzog Georg hatte im Frühling des Jahres 1800 das v. Fiſchernſche Schloß und Dorf Liebenſtein erkauft, nachdem am 28. Juni 1799 beim Bau der Chauſſee nach Altenſtein die große Höhle bei Glücksbrunn entdeckt worden war, und vor ſeiner Seele ſtanden lebhaft die Bilder aller Neubauten und Verſchönerungen, die er ausführen und vornehmen wollte, um die Gegend von Liebenſtein und Altenſtein zu dem reizenden Naturpark zu machen, der ſie in der That durch ſeine ſchöpferiſche Grundlage und durch ſeiner Wittwe, wie ſeines Sohnes beharrliche Nachhülfe geworden iſt. Daher mußte eine Reihe Anſichten und Grundpläne dort aufzuführender oder neu zu geſtaltender Gebäude das neue vaterländiſche Taſchenbuch ſchmücken.

Dem Vorwort, darin beide Herausgeber die Mangelhaftigkeit dieſes erſten Verſuchs entſchuldigten, folgte ein S—dt. unterzeichnetes Gedicht, dieſem I. der Kalender von Bechſtein hergeſtellt. Ihm folgte II. Kurze Data der Regentengeſchichte des Herzogl. Sachſen Coburg-Meiningiſchen Landes, von K—n.

Hierauf III. unter der allgemeinen Ueberſchrift: Phyſikaliſche Geſchichte des Landes, eine kurze Beſchreibung von Liebenſtein, der ein recht wackres Bild der Ruine beigeſellt war, aus der Feder des eben ſchon erwähnten Dr. Panzerbieter. Rubrik IV. betrachtete unter dem Geſammttitel: Politiſche Geſchichte und dermalige Verfaſſung des Landes 1) Die Armenanſtalten, von Keßner, 2) Die Meiningiſchen Schulanſtalten, beſonders Land- und Bürgerſchulen von demſelben, 3) etwas von der gegenwärtigen Einrichtung der Schule zu Römhild von S— r. 4) endlich brachte: Plan und Ankündigung der Herzoglich Meiningiſchen öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde, von Bechſtein mit vollem Namen und als Forſtrath und Director der Lehranſtalt unterzeichnet. Daran reihten ſich die Geſetze für die Studierenden in der öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde zu Dreißigacker bei Meiningen; (auf Plan und Geſetze komme ich noch öfter zurück). Dieſen Geſetzen folgte die Inſtruction für das Gericht der Lehranſtalt ꝛc., vom Herzog ſelbſt unterzeichnet.

Außerdem bildeten noch vierzehn Rubriken den faſt allzureichen Inhalt des erſten Jahrgangs des Meiningiſchen Taſchenbuchs, deſſen Redaction aber bei den folgenden Jahrgängen an den damaligen Conrector, ſpäter Hofkaplan, zuletzt Oberhofprediger Georg Emmrich überging, der noch 5 Jahrgänge voll meiſt gediegenen Inhaltes herausgab, bis der laſtende Druck der Zeit des nützlichen Unternehmens Fortgang nach 1807 gänzlich hemmte.

Zum Sitz der Forſtacademie war vom Herzog das Jagdſchloß zu Dreißigacker, einem Dorfe, nur ½ Stunde weit von der Reſidenzſtadt Meiningen entlegen, beſtimmt worden, wohin ich nun zunächſt meine Leſer, beſonders ſolche, denen die Oertlichkeit fremd iſt, führen, und ſie mit derſelben bekannt machen muß. Das Dorf liegt dicht über der Abſenkung einer durch buchtige Einſchnitte zerklüfteten, auf der Höhe aber umfangreichen kalkigen Platte. Von der Stadt führt ein Weg mit einigen maleriſchen Theilen zwiſchen ziemlich ſteilen Anhöhen empor; in der Wegmitte ſondert ſich von der Fahrſtraße ein Fußweg ab, der eine Strecke oberhalb ſteil zum Dorfe leitet, während die letztere ebenfalls in ſehr beträchtlicher Steigung an Felſenwänden vorüber unmittelbar zum Herzogl. Jagdſchloſſe führt.

Das Dorf gehört zum Verwaltungsamte Meiningen, hat gegenwärtig über 70 Wohnhäuſer, gegen 400 Einwohner, (da durch die Aufhebung der Academie deren frühere Zahl verringert iſt) eigene Kirche, Pfarrei und Schule. Hiſtoriſch bedeutſam iſt Dreißigacker nur erſt durch ſeine Forſtacademie geworden. Es war in den früheren Zeiten ein geringer Ort, der 1380 ganz ausſtarb, und, als er wieder nothdürftig bevölkert war, 1418 abbrannte. 1441 kommt er urkundlich Dreiſigacker und 1504 Dreißigacker vor, Dreßk-acker nennt das Dorf noch heute der Meininger Volksdialect. Im Bauernkriege ſah es blutige Hinrichtungen und 1562 ſtieg in dem ſonſt ſehr waſſerarmen Dorfe, das lange Zeit nur einen einzigen Brunnen hatte, die Fluth eines Wolkenbruchs über die Höhe des Brunnenſtocks.

Im dreißigjährigen Kriege wurde 1641 durch das kaiſerliche Leibregiment Gilli de Hars das Dorf wieder in Aſche gelegt.

Das Jagdſchloß war äußerſt günſtig auf einer freien Anhöhe ſüdlich über dem Dorfe, das ſich an die nördliche Wand des Thaleinſchnittes lehnt, maſſiv, von Herzog Ernſt Ludwig zu Sachſen Meiningen, nebſt noch einigen tiefer liegenden Häuſern, erbaut, und im Geiſt jener Zeit ausgeſchmückt worden. Zwei und dreißig Stück Hirſchköpfe mit ſchönen, zum Theil ſeltenen Geweihen, und den Namen der fürſtlichen Erleger zierten das Treppenhaus, und große Deckengemälde zeigten in der raumvollen Flur die Mythe der Jagdgöttin. Im Jahr 1743 ſtarb in dieſem Schloſſe Herzog Carl Friedrich, Herzog Ernſt Ludwigs vierter Sohn im 31. Lebensjahre.

Bechſtein kam nach Meiningen, beſah die Oertlichkeit dieſes Jagdſchloſſes, fand dieſelbe über Erwarten gut geeignet, und der Herzog gab nun Befehle, das Schloß für die neue Anſtalt herzurichten; es ſollte Lehrſäle, Schlafſäle, Wohnungen für den Director und einige Lehrer, wie für die Zöglinge enthalten.

Das Gebäude iſt 109' lang, 62' 8" breit, 2 Stockwerke hoch; eine 10' breite doppelarmig gebrochene Treppe führt zur Gallerie im zweiten Stock. Die untere Etage hat dermalen 11 Piecen, die obere zehn, und außer den Bodenräumen befinden ſich noch ſechs Manſarden, meiſt mit Alkoven im Dachraum. Vor dem Schloß ſüdlich ſind Holz- und ſonſtige Stallungen befindlich, und der Hof iſt von einer Mauer mit 3 Thoren umgeben, die zwei Gärten einſchließt. Südweſtlich iſt ein überdachtes Kellerhaus, das Fundament des früher projectirten Kammergutspachthauſes, das dorthin gebaut werden ſollte, ſpäter aber ſeine Stelle im Dorf erhielt. Noch gehörte zum Schloß ein, dem langen Bau gegenüber liegendes kleines Waſch- und Backhaus, das wechſelsweiſe von den Lehrerfamilien benutzt wurde.

Nächſt dem Schloß waren noch an herrſchaftlichen Gebäuden vorhanden: der neue oder lange Bau, ein am Abhang des Berges liegendes, theils zwei- theils einſtöckiges Haus mit geräumigen Zimmern, Böden und Stallungen; das ſogenannte Herrenhaus, minder zweckmäßig eingerichtet, noch ein kleines einſtöckiges Häuschen, die Schloßvoigtswohnung, 30′ lang, 30′ breit, und das durch einen Neubau vergrößerte Wirthshaus, das ſpäter einen Schild „zum Edelhirſch" erhielt.

Der Ort war von vielen Judenfamilien bewohnt, theils wohlhabenden, theils ſehr dürftigen, viele derſelben waren in den herrſchaftlichen Häuſern eingemiethet, und im Herrenhauſe hatten ſie ihre Synagoge. Im langen Bau ſaß Jacob Iſrael, der ſpäter ſehr ungern das Feld räumte.

Mehrere Zeitungen, namentlich der Reichsanzeiger 1801. Nr. 1. und ſpäter die Beilage zu Nr. 33 der Frankfurter Kaiſerlichen Reichs-Ober-Poſt-Amts-Zeitung, 24. Februar 1801 brachten den Plan und die Ankündigung einer öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde zu Meiningen, darin der Zweck der zu errichtenden Anſtalt kund gegeben, und die Oertlichkeit beſchrieben wurde. Im Bezug auf letztere war unter andern geſagt:

„Das Schloß Dreißigacker liegt eine halbe Stunde von Meiningen, iſt mit verſchiedenartigen Waldungen umgeben, hat einen zur Forſt-Baumſchule beſtimmten großen Schloßgarten, eigene Jagd, gränzt an den Thiergarten und die Faſanerie, und genießt alſo eine zum Unterricht in der Forſtökonomie und Jägerei ganz geſchaffene Lage."

Es folgte in dem Plane nun die Beſchreibung des Innern des Schloſſes, der ausführliche Unterrichtsplan, die Mittheilung, daß die ganze Anſtalt unter den Chef der Herzogl. Cammer, den Herrn Geheimerath und Oberjägermeiſter von Bibra geſtellt ſei, die Einrichtung eines Lehrer-Senates über Fleiß und Sittlichkeit der Zöglinge, die der Examina, der Wehrhaftmachung und Lehrbriefe für ausgelernte Jäger, ſo lange dieſer Brauch noch nöthig befunden werde, die Tagesordnung, Hinweiſe auf das ökonomiſche der Zöglinge ꝛc.

In dieſer Ankündigung hatte ſich Bechſtein in ſeinem Eifer für die Sache zu einigen Aeußerungen hinreißen laſſen, die beſſer unterblieben wären, wenn ſie zum Theil auch auf ſeinen eigenen Erfahrungen beruhten, denn er machte ſich dadurch gleich eine ganze Körperſchaft zum Feind, und wenn und wo die Feindſchaft gegen ein Individuum en corps anrückt, iſt es überall eine ſehr mißliche Sache, wenn ſich das Individuum nicht ſtarken Schutzes oder einer eiſernen Stirne zu erfreuen hat.

Das Meiningiſche Forſt- und Jagdweſen war zu jener Zeit in drei Forſtdepartements (Oberforſte) getheilt. Chef des Ganzen und zugleich Dirigent des erſten Oberforſtes, der aus den Aemtern Sonneberg, Neuhaus und Schalkau, dem Gericht Rauenſtein und den Kammergütern Calenberg und Gauerſtädt beſtand, war der wirkliche Geheimerath und Oberjägermeiſter Eugen Georg Auguſt Freiherr von Bibra; den zweiten Oberforſt, beſtehend aus den Aemtern Waſungen, Sand, Frauenbreitungen, Salzungen und Altenſtein, auch den Gerichten Oepfershauſen und Liebenſtein, dirigirte als Oberforſtmeiſter der Hofjägermeiſter Franz Carl Freiherr von Ziegeſar; der dritte Oberforſt, den die Aemter Meiningen und Maßfeld (zu letzterem gehörte Dreißigacker) bildeten, wurde vom Oberforſtmeiſter Carl von Pfaffenrath in Meiningen geleitet.

Bechſtein ſaß noch ruhig auf ſeiner Kemnote, von der er bald nicht ohne Wehmuth ſich trennen, und ihre Pflege fremden Händen überlaſſen ſollte; die eigene Bewirthſchaftung der Ländereien machte ihm viele Freude, er hatte als tüchtiger, nicht nur theoretiſcher, ſondern auch praktiſcher Oekonom, Gärten, Felder, Wieſen und Teiche gebeſſert, die Gebäude erneut, ſich wohnlich eingerichtet, ſchönen Viehſtand angeſchafft, hatte einen köſtlichen Flug Tauben, die er beſonders liebte, und aus dem bereits gezogenen und verkauften Vieh manches Stück Geld gelöſt — er ſaß und redigirte am Meininger Taſchenbuch, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel folgende Schreckensnachricht von Freundes Hand eintraf:

„Morgen, lieber Bechſtein, iſt Eſtomihi. Es iſt Zeit, daß Deine Leiden auf Golgatha, das iſt verdolmetſcht: Dreißigacker — nun ihren Anfang nehmen. Vernimm denn, was ich Dir zu ſagen habe und trag's mit chriſtlicher Geduld. Geſtern bittet mich der Oberjägermeiſter zu ſich und legt mir zwei Briefe von unſerem Hofjägermeiſter von Ziegeſar vor. Der eine war an ihn, der andere an Dich gerichtet. In dem erſten verlangt er von ihm, daß wenn er Dich nicht ſogleich ſelbſt zu einem förmlichen Widerruf Deiner den hieſigen Chefs des Forſtweſens in Deiner im R. A. befindlichen Ankündigung des Inſtituts zugefügten Beleidigung anhalten würde, er Dir ſeinen beiliegenden Brief ſogleich zuſchicken ſollte. In dieſem Opus macht er Dir nun die bitterſten Vorwürfe über Deine Anzüglichkeiten, die Du Dir gegen die hieſige Jägerei erlaubt hätteſt, beſonders in der Stelle,* wo von den ſonſtigen Beſetzungen der Stellen die Rede iſt, z. B. Bediente — und deutet dieſes denn ſehr weiſe auf die Meininger Chefs, fordert Dich zu einem förmlichen Widerruf im R. A. auf und droht im Gegentheil, Dich auf dem Weg Rechtens und namentlich bei dem Jenaiſchen Hofgericht zu belangen. Herr v. Bibra hatte ſich irre leiten laſſen und beſtand auch auf dieſem Widerruf, wobei ihn ein gegenwärtiger junger Eſel beſtärkte. Ich ſuchte ihn zu überzeugen, daß niemand arges aus der angeführten Stelle für die hieſige Jägerei ſchöpfe — daß Dir nicht der entfernteſte Gedanke an Beleidigung gekommen ſei — daß Du Dich zwar wahrſcheinlich nicht weigern würdeſt, eine genauere Erklärung der Stelle quaest. einrücken zu laſſen, daß aber erſt dann die

Leute aufmerkſam gemacht und die Sache verdächtig würde. Da ich ihn nicht völlig überzeugen konnte, ſo bat ich ihn, die Sache einige Tage ruhen zu laſſen und den Herrn v. Hendrich als Unpartheiiſchen alsdann darüber zu befragen. Und ſo hängt denn nun die Sache. Ich überlaſſe es Dir, ob Du einſtweilen an den Oberjägermeiſter ſchreiben, oder warten willſt, bis er oder ich Dir weitere Nachricht geben.

M., den 14. Jan. 1801." † †

Es lag Verletzungsſucht und heimtückiſche Bosheit durchaus nicht in Bechſteins Charakter und Weſen, und er war deren ſo wenig fähig, als Jemand etwas nachzutragen; ſeine Natur war allerdings derb; er liebte es die Dinge gerade herauszuſagen, ſie beim rechten Namen zu nennen, und er wählte im Zorn die Worte keineswegs, er legte ſie auf gar keine, vielweniger alſo auf eine Goldwage, aber hier wo es galt, Andere zu gewinnen, abſichtlich zu verletzen, konnte nicht ſein Wille geweſen ſein, und ſo ging er denn ohne ſäumen daran, ſich würdevoll zu rechtfertigen. Er ſchrieb u. a. an den Freiherrn v. Bibra:

„Die Nachricht, die ich eben von einem Freund erhalte, daß der Herr Hofjägermeiſter von Ziegeſar glaubt, durch meine Ankündigung der künftigen Forſtanſtalt ſei die ganze dortige Jägerei und vorzüglich die Herren Chefs derſelben beleidigt worden, hat mich ſehr geſchmerzt, um ſo mehr, da ich glaube, den dortigen Vorſtehern des Forſtweſens bei mehreren Gelegenheiten meine Verehrung und Ergebenheit bezeugt zu haben, und auch namentlich dem Herrn von Ziegeſar ſchon lange als einen Beförderer ſolcher Unternehmungen in meiner Diana S. 458 genannt habe. Es iſt mir ſchlechterdings unerklärbar, wie der Hofjägermeiſter v. Ziegeſar, den ich als einen ſehr richtig und ſcharf ſehenden Mann kenne, meinen Worten einen ſolchen Sinn habe beilegen können, und ich kann nicht anders glauben, als daß irgend ein Dritter, dem die gute Sache zuwider iſt, ihn auf eine ſolche Erklärung hingewieſen hat."

Dieſer Brief, in welchem Bechſtein auf Verlangen ſich ſelbſt zum Widerruf bereit erklärte, ſich aber auch ganz furchtlos und unerſchrocken äußerte, war ſchon abgeſandt, als Bechſtein ein Schreiben des Oberjägermeiſters Geheimerath von Bibra empfing, welches dieſelbe Angelegenheit und die erregte Unzufriedenheit zum Hauptgegenſtand hatte. Sein Inhalt erhellt aus Bechſteins Antwort, der wirklich alles aufbot, zu verſöhnen, wo er gefehlt zu haben beſchuldigt wurde, obſchon er in der Hauptſache Recht gehabt, und wenn auch nicht im Meininger Lande, doch in andern es durchaus und noch in weit ſpäterer Zeit, gar nichts ſo ungewöhnliches war, Livre Jägern, die vorher hinter den Stühlen und den Kutſchen ihrer Herrſchaften geſtanden, ohne weitere Prüfung ihrer Kenntniſſe im Forſtfach, einträgliche Forſtſtellen zu geben, eben weil ſie doch Jäger waren. Bechſtein ſchrieb nun auch an v. Bibra in perſönlicher Weiſe und ſuchte den Sturm zu beſchwichtigen.

Sein Brief wurde an den wohlwollenden Freund, der zuerſt Nachricht von dem aufziehenden Ungewitter gegeben, zur Uebergabe abgeſendet. Es war Bechſtein bei dieſer ganzen Angelegenheit nicht gerade wohl zu Muthe; ſein Gemüthszuſtand erhellt aus dem halb ernſt- und halb ſcherzhaften Briefe, den er dem Freunde ſchrieb, und darin eine Stelle lautete:

„Ueberzeugt mein Brief nicht, ſo iſt die Verſchwörung gegen mich ſo gut als ausgemacht, und es ſteht der Tod eines Märtyrers der Wahrheit bevor; denn über lang oder kurz ſchießt mich ein aufgebrachter Jägerburſch, wenn ich nach Dreßigacker gehe, aus einem Hinterhalt über den Haufen.“

„Hätte ich mich doch nicht von allem, ja von allem, was zur Oekonomie gehört, entblößt, ſogar mein Haus vermiethet, ſo würde ich gleich **Serenissimum** bitten, mir meinen Abſchied zu geben. So aber muß ich leider meinem dunkeln oder vielmehr ſchwarzen Schickſale entgegen gehen. Du ſiehſt, lieber † †, daß ich mein Publikum kenne, Du ſiehſt den Kampf der Orthodoxie mit der Heteroxie im Forſtweſen, wie er ſonſt in der Theologie war. Iſt es nicht gerade, wie wenn ich die Trinität der Gottheit geläugnet hätte, daß ich die Trinität des daſigen Forſtweſens nicht in meiner Ankündigung namentlich gelobt und geprieſen habe? Der Gott der ſchönen Natur ſtehe mir in allen Kämpſen, die meiner warten, bei! Von dem auf der Kemnate ruhig angelegten Fleiſche werden ſie mir bald helfen, und ich habe dabei weiter keinen Troſt, als daß mir die alten Weſten, die ich deswegen ablegen mußte, bald wieder paſſen werden. Antworte mir, wo möglich, noch dieſe Woche ein Paar Worte, denn in der folgenden werde ich ja wohl abgeben müſſen.“

Ob nun mit obigen beiden Briefen der erregte Sturm ganz beſchworen war, will ich nicht zu behaupten wagen, da die böſen Wetter verletzter Eitelkeit lange innerlich nachzugrollen pflegen, indeß blieb verſprochenermaaßen der in Rede ſtehende Satz, um nicht abermals als Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes vor aller Augen zu treten, aus jener Anzeige, wie ſie in den erſten Jahrgang des Meininger Taſchenbuchs überging, hinweg. Und da Bechſtein gerade damit beſchäftigt war, den zweiten Band der Diana zu redigiren, ſo legte er, einem in ſeinem erſten Briefe angedeuteten Verſprechen getreu, den Balſam einer Dedikation auf die geſchlagene Wunde, und widmete den drei obengenannten Dirigenten der drei Meiningiſchen Oberforſte dieſen zweiten Band, „als den würdigen Vorſtehern des Herzogl. Sachſen-Koburg-Meiningiſchen Forſt- und Jagdweſens aus inniger Hochſchätzung Ihrer ſo weſentlichen Verdienſte.“

Dieſer zweite Band, der 1801 mit Kupfern in Gotha bei C. W. Ettinger erſchien, enthielt recht werthvolle forſtwiſſenſchaftliche Beiträge verdienſtvoller Naturforſcher und Forſtmänner, darunter von Burgsdorff, Bekker, Käpler, von der Borch, und vom Herausgeber; ein fortgeſetztes reichhaltiges Mitgliederverzeichniß der Societät der Forſt- und Jagdkunde zu Waltershauſen, ein Verzeichniß der noch ungedruckten eingegangenen Abhandlungen an die Societät, etwas über die Thätigkeit und Nützlichkeit der Societät bei ihren Verſammlungen, u. ſ. w.

An den Herzog gelangte glücklicherweiſe nichts von jenem verdrießlichen Zwieſpalt und Bechſtein ſchrieb unterm 12. Februar 1801 mitten unter den Vorbereitungen zum Abzug an ſeinen Durchlauchtigſten Gönner theils manches Erfreuliche für die zu begründende Anſtalt, theils ihn ſelbſt und ſeine künftige Einrichtung betreffendes:

Durchlauchtigſter Herzog!
Gnädigſter und verehrungswürdigſter
Fürſt und Herr!

Heute habe ich die letzte Correctur vom Taſchenbuch gehabt, und mit der kommenden Dienſtagspoſt wird der Buchdrucker Müller die letzten Bogen von demſelben an den Buchbinder Klein ſchicken*). Ich wünſche und hoffe, daß Ew. Herzogl. Durchlaucht dieſem Verſuche Höchſtdero Beifall nicht ganz verſagen werden; künftiges Jahr, wenn ich ſelbſt mit allem dazu gehörigen mehr vertraut bin, ſoll hoffentlich das Taſchenbuch zu Höchſtdero gnädiger Zufriedenheit ausfallen u. ſ. w.

Die Anzeige des Meininger Forſtinſtituts fängt ſchon an, ihre gute Wirkung zu äußern, denn es haben ſich bereits 6 Eleven gemeldet; ein Herr v. Pfuhl aus Berlin, v. Blücher, Staroſtenſohn aus Meklenburg-Strelitz, v. Bärenſtein aus dem Altenburgiſchen, Grieshammer, Hofjägersſohn aus Hermannsgrün bei Greiz, Herold, Apothekersſohn aus Münſter, Hecker, Superintendentenſohn aus dem Gothaiſchen**) — allen habe ich die genaueſten Bedingungen erſt in Meiningen zu ſchreiben verſprochen, wenn mir Ew. Durchlaucht ſelbſt hierüber die nöthigen Aufträge gegeben haben. Auch ein gewiſſer Häſeli aus Bern, der nämlich Lehrer und Zögling zugleich ſein will, und zwei Lehrer: Geometer Wiede aus Weimar und D. Kappel aus Gießen haben ſich angetragen, von welchen ich dem erſten nur einige Hoffnung habe machen können. Ich hoffe, wenn die Anzeige erſt in der Jenaiſchen Literaturzeitung und der Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung ſteht, ſo ſollen ſich ohngeachtet der Concurrenz mit ſo vielen Privatinſtituten, eine ziemliche Anzahl Fremde melden. Ich habe daher auch geglaubt, daß es beſſer wäre, wenn ich, dem ſonſtigen Vorſchlage des Herrn Oberjägermeiſters von Bibra zu Folge, Ew. Herzogl. Durchlaucht bäte, mir ſtatt des Schloßlogis, das im neuen Bau gnädigſt zu geben. Hier hat alles ſchon, was ich nöthig habe, ſeine Einrichtung und Beſtimmung, Garten, Keller, Stallung, alles iſt fertig und in der Nähe, und der größere Raum im Schloß, den ich nach meinen Bedürfniſſen mit Küche, Speiſekammer ꝛc. verſperren müßte, könnte viel leichter und ſchicklicher zu Zimmern für die Studierenden eingerichtet werden. Auch bliebe dann das ganze Inſtitut mehr unter den Augen der Inſpektoren, die alle nicht ſoviel Gelaß nöthig haben als ich, und auch meine Inſpektion würde nicht nur nicht verlieren, ſondern inſofern gewinnen, daß weder Lehrer noch Eleven wüßten, wenn ich viſitirte, da ſie mich nicht ſo genau, wie im Schloß, zu beobachten im Stande wären. Die Miethe würde ſich im Schloſſe auf dieſem Wege gewiß auch erhöhen, ſtatt ſich zu vermindern. Es wird nöthig ſein, daß ich einige Wochen früher, als meine Familie, alſo in der erſten Woche des März, von hier abreiſe, dürfte ich alſo Ew. Durchlaucht nicht nur unterthänigſt erſuchen, mir wenigſtens eine Stube in meinem Logis anräumen zu laſſen, damit ich dort ſchlafen, und meine nothwendigſten Sachen um mich haben kann, ſondern auch Höchſtdero gnädigſtem Verſprechen gemäß, einſtweilen einen Wagen mit vier Pferden, der mir dieſe Sachen hinüber führt, hierher kommen zu laſſen.

---

*) Die ſämmtlichen Exemplare erhielten farbigen Einband, Schnitt und ein Futteral von dünner Pappe.

**) Es kamen nicht alle Angemeldeten.

Welchen innigſten Antheil ich am Glücke Ew. Herzogl. Durchlaucht und des Landes bei der Geburt des theuern Erbprinzen genommen, wird Höchſtdenenſelben Herr Bierling geſagt haben; ich habe deshalb auch noch am Ende des Taſchenbuchs einen Auszug von den Feierlichkeiten jener frohen Tage angehängt. Bald werde ich es thätig zu beweiſen im Stande ſein, wie ſehr es mein Wille iſt, mit allen meinen Kräften mich des großen Zutrauens und der ausgezeichneten Gnadenerweiſungen würdig zu machen, womit mich Höchſtdieſelben beglückt haben. Unterdeſſen erſterbe ich mit der tiefſten Verehrung

Ew. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſter Diener
J. M. Bechſtein.

Der Herzog genehmigte alle Wünſche und Bitten Bechſteins, und dieſer betrieb nun ſeinen Umzug, nachdem er vollends ſein Vieh, ſeine Ackergeräthſchaften ꝛc. verkauft und ſein Gut verpachtet hatte, auf welchem er ſich jedoch eine Wohnung zurück behielt, denn er hing mit ganzer Seele an jenem Grundſtück, dem ſein Fleiß wieder Werth gegeben hatte, und es bildete ſpäter faſt in jeder Oſter-Ferienzeit, oft auch in den Michaelisferien den Zielpunkt einer Erholungsreiſe, obſchon er auch dorthin Arbeit mitnahm, da er zu den Naturen gehörte, denen aus der Arbeit ſelbſt Freudigkeit und Lebensluſt quillt.

Weder die ſich zu Lehrern am neuen Forſtinſtitut angemeldet habenden Herren Häfeli, Hofmeiſter bei dem Grafen von Budiſſin, Dr. Kappel, welcher ein halbes Jahr Erzieher in Schnepfenthal geweſen war, und Wiede erhielten die gewünſchten Stellen, noch war bei deren Beſetzung weiter eine Rede von den zu eben angeführter Berathungcommiſſion gezogenen Männern, mit Ausnahme Bechſteins, und nur der Forſtrath Cramer erlangte weit ſpäter und nicht ohne Mühe, eine Lehrerſtelle in Dreißigacker. Später wird weiter von ihm die Rede ſein.

Zum Lehrer der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften an dem neuen Forſtinſtitut wurde der bisherige Schulſubſtitut Wilhelm Hoßfeld, aus dem Meiningiſchen Dorfe Oepfershauſen, wo ſein Vater Schullehrer, aber kurz vorher verſtorben war, deſignirt, und ihm freie Wohnung im Schloß und eine baare Beſoldung von 250 Thalern bewilligt. Sein Anſtellungsdecret wurde unterm 19. Mai 1801 ausgefertigt. Er erhielt das Prädicat eines Forſt-Commiſſärs.

Gleichzeitig mit Hoßfeld und unter demſelben Datum erfolgte für das Fach des Unterrichts im Hand- und Planzeichnen nebſt Anleitung zur praktiſchen Geometrie die Anſtellung des Junkers Hans v. Reis, aus Zürich, der früher eine Zeitlang in Weimar gelebt hatte; zugleich wurde er, wegen ſeiner Geſchicklichkeit in den mathematiſchen und andern Wiſſenſchaften zum Ingenieur-Lieutenant ernannt, ihm die Führung der Caſſerechnung beim Inſtitut übertragen, auch freie Wohnung im Schloß nebſt einer Baarbeſoldung von 300 Thalern und einigen Naturalien bewilligt.

Ein dritter Lehrer, Friedrich Beck, ſtammte aus dem Meiningiſchen Dorfe Friedelshauſen und war Herzoglicher Büchſenſpanner. Da er gute Anlagen gezeigt, ließ ihn der Herzog eine Zeitlang das Forſtinſtitut in der Zillbach beſuchen, und es wurde ihm dann eine proviſoriſche Anſtellung in Dreißigacker für einige Hülfswiſſenſchaften übertragen.

Den Unterricht im Latein und Schreiben für ſolche Individuen, die deſſen noch bedurften, übernahm der Pfarrer zu Dreißigacker, Kalbe.

Ein Brief Bechſteins an den Bauinſpector Feer, kurz vor des Erſteren Ankunft in Dreißigacker, läßt einen Blick in die erſte Einrichtung des Forſtinſtituts thun, und zeigt, wie ſehr der Director bemüht war, Allen die nöthige Bequemlichkeit zu verſchaffen.

Bechſtein ſchrieb mit Bezugnahme auf jenen eben mitgetheilten Brief an den Herzog:

„Hochgeſchätzter Freund!“

„Ich habe vorige Woche **Serenissimo** ſelbſt vorgeſchlagen, daß es beſſer ſei, das Schloß bleibe ganz für das Inſtitut, weil ſich viel mehr Zimmer dort einrichten laſſen, die Zöglinge alle unter guter Aufſicht ſind, welches geſtern der Vater des Herrn von Bärenſtein ausdrücklich verlangt hat, und ich zöge dann in den neuen Bau. Es ſcheint auch, nach einem erhaltenen Briefe, wie wenn es Se. Durchlaucht gnädigſt genehmigen wollten. Iſt dies, ſo braucht es im neuen Bau gar keiner Veränderung und im Schloſſe bliebe Nr. 1 und 2 dem jungen v. Bärenſtein, Nr. 4 und 3 (wo in 3 ein Ofen zu ſetzen wäre) den dreien Zöglingen Hocker, Herold und Griesbammer. Es wäre alſo weiter nichts nöthig, als die Wohnung für Herrn von Meis und Herrn Heßfeld. Den übrigen Vätern der Zöglinge, die ſich noch gemeldet haben, habe ich erſt Antwort verſprochen, wenn ich in Meiningen mit Sereniſſimo ſelbſt geſprochen hätte. Da im Schloß weiter nichts zurück iſt, als Wände einzuziehen, das doch jetzt bei der Kälte nicht geſchehen kann, ſo dächte ich, bliebe dieß, bis ich ſelbſt komme. Nur müßten die Lehrſäle und die Säle für die einheimiſchen Zöglinge fertig ſein.

Dies iſt es, was ich auf Ihre Anfrage zu erwidern im Stande bin. Ich empfehle mich ꝛc."

Und ſo rückte denn der Tag des Abſchieds von Waltershauſen und der Ankunft in Dreißigacker immer näher, und es ſchloß ſich mit jenem eine Lebensepoche Bechſteins, während er mit dem zweiten eine neue, wichtige und erfolgreiche begann.

Die Reiſe erfolgte in den erſten Tagen der zweiten Woche des März, deſſen erſter Tag, ein Sonntag, und der Geburtstag der treuen Hausfrau, zum letztenmal im Freundeskreiſe zu Waltershauſen begangen wurde.

IX.

Eröffnung der Forſt- und Jagdlehranſtalt zu Dreißigacker, und ihr Beſtehen bis zum Herbſt 1803.

Bechſtein war in Dreißigacker angekommen, und hatte begonnen, ſich in ſeiner Wohnung, dem neuen ſpäter ſogenannten langen Bau, einzurichten. Seine erſten Ausgaben dort waren für eine Wachtel, für Mehlwürmer, ſonſtiges Vogelfutter, und für 2 kleine Microscope. Eine Anzahl ſeiner Lieblingsvögel, Finken, brachte er gleich mit.

Der Erfolg der Ankündigungen war über alles Erwarten; außer den 6 jungen Leuten, von deren Anmeldung Bechſtein dem Herzog geſchrieben hatte, waren J. F. Martin, Förſters Sohn aus Roſchitz, Baron von Hermann aus Memmingen, Heim aus Langen im Darmſtädtiſchen, Freiherr von Semen aus Wetzlar, Gießer aus Oberroden im Rodgrund Vogteiamts Dieburg und noch ſechs andere angemeldet und gekommen.

Im Vater eines der zuerſt angemeldeten Zöglinge, des Herrn von Bärenſtein aus dem Altenburgiſchen hatte Bechſtein einen Univerſitätsfreund entdeckt, der ihm voll Herzlichkeit ſchrieb. Ich theile einige

Stellen des Briefes mit, die in Bezug auf den biographiſchen Theil dieſer Schilderung nicht unanziehend erſcheinen dürften.

„Zwetzſchen, den 9. Februar 1801.“

„Liebſter beſter Bechſtein!“

„Möchten Sie doch ſehen, mit welcher Freude ich dieſen Brief ſo anfange! Möchten Sie meine Bitte gewähren und das alte freundſchaftliche Verhältniß unter uns wieder ſtattfinden laſſen! Ja, lieber Bechſtein, ja ich bin der Bärenſtein, der mit Sie zugleich in Jena war; welche Freude hatte ich, als ich in Ihrem geehrten Schreiben las, daß Sie ſich meiner erinnern und daß Sie derſelbe ſind, den ich damals kannte und mit dem ich angenehme Stunden zugebracht. Aber werden Sie ſagen, „das hätte er lange wiſſen ſollen.“ — Aber nun auch meine Entſchuldigungen. — — Sobald als Sie anfingen vor dem Publiko Ihren Namen zu den erſten und beliebteſten Schriftſtellern einzuſchreiben, fragte ich einige Bekannte, ob Sie nicht der Bechſtein wären, der unſer Bekannter und Freund geweſen, aber ſie meinten, da irrte ich, mir würde ja wohl wiſſend ſein, daß jener Bechſtein Theologie ſtudiert und ſich auf dieſe Wiſſenſchaften nicht leicht mit ſolchem Ernſt gelegt, darzu ſchiene dieſer ein viel älterer Mann zu ſein ꝛc. Ich fragte zwar nach der Zeit noch ein paarmal, da aber für einen ſehr großen Theil Altenburger das uns ſo nah angehende Gotha terra incognita iſt, ſo konnte ich keine Auskunft erhalten, und beruhigte mich. Daß Sie ſehen, wie viel Antheil ich an Sie genommen, ſo ſchreibe ich Sie, wie ſehr ich mich noch jener Zeit und vieler Umſtände erinnere. Wenn ich nicht irre, ſo wohnten Sie bei dem Schwerdtfeger am Rathhauſe, waren ziemlich groß und ſtark und ſehr aufgeweckten Temperaments. Bei einer von unſern freilich famöſen Geſellſchaften laſen Sie einmal einen, ich glaube etwas anſtößigen Aufſatz vor, welchen der alte Reuz (in ſeinem weißgrauen Oberrock mit grünen Futter und kleinen Pfeifchen ſehe ich ihn noch) im Spaß mißbilligte und Sie lächelnd mit dem Finger drohte, indem er mit dem Kopfe ſchüttelte. — Dieſes und viel Aehnliches, ſo ich noch weiß, ſei Beweis, daß ich mich noch ſehr gut des lieben Bechſteins erinnere. — Nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefs: — Der Plan des Inſtituts hat mir ſehr wohl gefallen ꝛc.

Wie wird ſich mein Sohn, der ſich jetzt noch in Düben befindet, freuen, wenn er hört, daß es ein alter Freund ſeines Vaters iſt, unter deſſen Directorio er künftig ſteht! — Hätte ich nicht auf Ihre gütige Nachſicht gerechnet, ſo hätte ich Sie freilich nicht mit einem, einem Tractätchen ähnlich ſehenden, Briefe behelligt — aber ſo unbeſcheiden bin ich nicht, daß ich etwa eine abermalige Antwort darauf erwartete, ſondern verbitte ſie durchaus bis ich in Meiningen mündlich von Sie höre, ob Sie es recht iſt, daß Sie aufrichtig ſchätzt und liebt

Ihr

Freund und Diener
v. Bärenſtein."

Unterm 25. März ſchrieb Bechſtein von Dreißigacker aus an den Herzog:

Durchlauchtigſter Herzog!
Gnädigſter und höchſt verehrungswürdiger Fürſt und Herr!

Die Zeit nahet heran, daß ſowohl der Plan als die Geſetze der hieſigen öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde gedruckt werden, um beide theils an Fremde, die dies gemeinnützige Unternehmen intereſſirt, zu verſenden, theils letztere bei der feierlichen Eröffnung der Anſtalt den Forſteleven zur Nachachtung einzuhändigen. Ich wage daher jetzt die unterthänigſte Bitte, daß Ew. Herzogl. Durchlaucht geruhen mögen, nicht nur beides noch einmal einer gnädigen Durchſicht zu würdigen, und es mit denjenigen Berichtigungen, Verbeſſerungen und Zuſätzen, die Höchſtdero weiſeſtem Ermeſſen nöthig ſcheinen, zu verſehen, ſondern auch, wegen Handhabung der Geſetze, das dazu nöthige Gericht zu organiſiren, und die Geſetze ſelbſt, zur Würde anderer Landesgeſetze erheben, gnädigſt zu confirmiren. Mit der tiefſten Devotion erſterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht
unterthänigſter
Joh. Matthäus Bechſtein.

Dieſe Genehmigung erfolgte; **Plan und Geſetze** für die Herzoglich Coburgiſch-Meiningiſche **öffentliche Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde** zu **Dreißigacker** bei Meiningen wurden gedruckt, und ihnen die vom Herzog unterzeichnete Inſtruction für das Gericht der Lehranſtalt in 11 Paragraphen beigefügt.

In einem Reſcript an Herzogl. Cammer vom 11. April wieß der Herzog die Mittel für die Beſoldungen der Lehrer v. Meis und Hoßfeld an. Es begann: Wir Georg ꝛc. Da das in Dreißigacker anzulegende Forſtinſtitut ſeinen Anfang nehmen ſoll ꝛc. und ſchloß: So glauben wir hierdurch und die von den auswärtigen und wohlhabenden Zöglingen für den Unterricht zu erwartenden Beiträge (1149 fl. rhn.) die dermaligen Bedürfniſſe dieſes neuen Inſtituts hinlänglich gedeckt zu haben. Zugleich wurde Befehl zur Verpflichtung und Einweiſung des Directors ertheilt.

Der zuerſt in Dreißigacker anlangende Eleve war Herr v. Wickede aus Ratzeburg, und einige Tage nach ihm kam am 13. April der eben erwähnte Herr von Bärenſtein mit ſeinem Sohne. Bis zum 19. April war die Zahl der angemeldeten Ausländer ſchon auf 20 geſtiegen. Da mehrere derſelben nebſt den Inländern bereits angelangt waren, ſo begann Bechſtein einſtweilen mit 23 Anweſenden botaniſche Excurſionen, und am ſechſten Mai, noch vor der feierlichen Eröffnung des Inſtituts, ließ er die Lectionen ihren Anfang nehmen. Da der Herzog der Eröffnung gern ſelbſt beiwohnen wollte, ſo geboten Umſtände, ſie bis zum 12. Mai zu verſchieben. In Gegenwart der höchſten Herrſchaften, des Hofſtaates, der Chefs und der Dirigenten des Forſtweſens, der Lehrer und Eleven, wie manches Freundes der Sache, wie der Perſon Bechſteins begann die Feier im großen, raumvollen Hörſaal des Schloſſes. Eine Jagdſymphonie, von Seiten der Herzogl. Hofcapelle vorgetragen, eröffnete die Feier; dann hielt Bechſtein eine ſehr umfaſſende Rede, in welcher er über die frohen Ausſichten ſprach, die ſich bei Begründung den Vaterlandsfreunden eröffneten, und die Wichtigkeit der erſtern namentlich für die Holzkultur hervorhob. Dieſe gediegene Rede, deren

Mittheilung ich mir an dieſer Stelle nur ungern, durch Raummangel gezwungen, verſage, iſt Diana Bd. 3 S. 502 u. ff. abgedruckt.

Der Rede folgte ein Geſang nach der Melodie des Reiterliedes aus Schillers Wallenſtein, den auf Bechſteins Erſuchen der poeſiemächtige Schwager, Dr. Reinecke in Weimar, für dieſe Feier gedichtet hatte:

„Was ſoll uns der leere Becher der Zeit?
Er kann den Durſt uns nicht ſtillen!
Drum ſollen der Geiſt und die Thätigkeit
Mit goldnem Wein ihn erfüllen.
Wer mit Geiſt und Arm nichts erwirken kann,
Mag er Menſch ſein, aber er iſt kein Mann.

Es iſt des Verdienſtes noch viel zurück;
Hab's nur! die Welt wird's kennen.
Sei groß und gut; mit begeiſtertem Blick
Wird Sohn und Enkel dich nennen!
Wer der Gegenwart ſchnödem Sold nur fröhnt,
Wird vom Kranze der Nachwelt nie gekrönt.

Wer der Nachwelt nicht giebt, was der Nachwelt gebührt,
Der Vorwelt Saaten nur ſchneidet,
Die Sichel und nimmer das Säetuch führt,
Der ſei von uns nicht beneidet.
Wer vom Ahnen borgt und dem Sohn nicht zahlt,
Den hat nie Edelſinn angeſtrahlt.

Jahrhunderte wölbet die ſtille Natur
An des Haines heiligen Domen,
Beharrlich verfolgt ſie die heimliche Spur
Und bauet den Wald aus Atomen.
Im Wurf eine Wohlthat nur ſelten gelingt,
Beharrlichkeit ſelbſt das Größte zwingt.

Im Geiſt und im Arme, wer Schnellkraft fühlt,
Der laſſe den Bogen nicht roſten;

Wer mit ſicherem Auge den Kranz erzielt,
Wird des Sieges Herrlichkeit koſten.
Wer mit Geiſt und Arm nichts erwirken kann,
Mag er Menſch ſein, aber er iſt kein Mann.

Eine beſondere Stiftungs- oder Gründungs-Urkunde der Anſtalt von Seiten des Herzogs iſt nicht vorhanden. Plan und Geſetze, deren Eingang und des Herzogs Unterſchrift erſetzten dieſelbe vollkommen.

Die Lectionen im erſten Sommerhalben-Jahre beſtanden in Botanik, Algebra, Geometrie, Forſtcultur, bürgerlichem Rechnen, Plan- und Bauzeichnen, Deutſch und Latein, nebſt Meß-, Schieß- und Jagdübungen,*) und botaniſchen Excurſionen. Im erſten Winterhalbjahr Jagdnaturgeſchichte, Trigonometrie, Forſtcultur, künſtliche Holzzucht, Rechnen, Potenzen und Logarithmen, bürgerliches Rechnen, Deutſch, Latein, Handzeichnen, praktiſche Geometrie und Jagdübungen.

Die Anmeldungen dauerten im Laufe des Sommers beſtändig fort, unter andern meldete ſich am 22. Auguſt **Johannes Herrle** aus Oettingen Wallerſtein, der beim Forſtmeiſter Grabner zu Ernſtthal als Forſtpracticant verweilte und deſſen noch oft gedacht wird.

Von den forſtwirthſchaftlich-cameraliſtiſchen Arbeiten, welche Bechſtein neben ſeinem Lehramt übertragen wurden, wird im folgenden Abſchnitt die Rede ſein.

Unterm 11. Mai 1802 ernannte der Herzog Bechſtein zum wirklichen Cammerrath, und erhöhte ſeine Beſoldung.

Für mehrere der ihm beſonders empfohlenen und anvertrauten Zöglinge mußte Bechſtein Rechnung führen, und ihre Ausgaben beſtreiten, was nicht nur viele Mühe und Zeit, ſondern in mehr als einem Falle baare Verluſte nach ſich zog.

---

*) Um dieſe Uebungen zu regeln, welche unter Anleitung des Directors und des Lehrers Beck wöchentlich zweimal Statt fanden, erging an den Hofjäger Schnell zu Meiningen und die Forſtbedienten Stöckert, Meßer und Breitung zu Jüchſen, Wölfershauſen und Bettenhauſen unterm 3. September 1801 beſondere Inſtruction, indem dieſe ſelbſt oder ihre Jägerburſche zum Mitgehen befehligt wurden.

Das Honorar für die Zöglinge war für Ausländer zwar mit 12 Louisd'or angeſetzt, allein die Wenigſten haben daſſelbe voll bezahlt.

Unterm 17. November 1801 verfügte der Herzog, daß wegen Zuwachſes der Anſtalt durch auswärtige Zöglinge im Bezug auf Logis und Mobiliar erweiterte Einrichtungen im Schloß getroffen werden ſollten, und ſeine Gnade erſtreckte ſich auch dahin, daß armen inländiſchen Forſteleven auf Vorzeigen eines Scheins vom Director unentgeltlich Schreibmaterialien an Tinte, Federn, Papier und Bleiſtiften von der Herzoglichen Cammer abgegeben wurden, und daß ein jeder Inländer Reißbrett und Schiene erhielt. Den einheimiſchen Zöglingen wurde im Winter ein gemeinſames Wohnzimmer geheizt, und es waren zum Verbrauch der Anſtalt 20 Klaftern Buchenholz und 6 Klaftern Reiſig angewieſen.

Die Lectionspläne wurden vom Sommerhalbjahr 1801 an im Reichsanzeiger, ſpäter allgemeinen Anzeiger der Deutſchen veröffentlicht. Zuerſt theilte man die Zuhörer nach ihrer Befähigung in zwei Säle, dann aber im Jahr 1802 in zwei Claſſen, 1803 in drei Claſſen, bei welcher Eintheilung es blieb, bis die Errichtung der Landwirthſchaftsacademie neben der Forſtacademie für jede dieſer geſondert vorgetragenen Doctrinen eine Abtheilung in 2 Claſſen als nothwendig erſcheinen ließ.

So war die Anſtalt im beſten, erfreulichſten Gange, und nichts ſtörte den Beginn ihres nützlichen Wirkens, auf das des Herzogs gnadenvoller Blick mit aller Liebe fiel, der für daſſelbe zu thun ſuchte, was möglich war, wie er denn nach allen Richtungen hin nur des Landes Wohl, der Unterthanen Glück und Zufriedenheit im Auge hatte. Am 28. October 1801 verſprach er Bechſtein ein Reitpferd zum Geſchenk, und erfüllte dieſes Verſprechen im April des folgenden Jahres durch Ueberſendung eines ſchönen Rappen, da er treu anhänglichen Dienern gern Zeichen ſeiner Zufriedenheit gab.

Im Frühling des Jahres 1802 war Getreidemangel entſtanden, wie denn jene Zeit ſich als eine theure allgemein ſehr fühlbar kund that, und der Herzog ordnete beträchtliche Kornankäufe im Auslande an. Daß Bechſtein auch in dieſer Beziehung mit thätig war, erhellt aus einer eigenhändigen Antwort des Herzogs vom Altenſtein aus auf die Meldung eines durch jenen im Gothaiſchen während deſſen Ferienreiſe nach Waltershauſen bewirkten Kornkaufs:

„Allerdings haben Sie, mein lieber Bechſtein, recht gehabt, das Korn zu kaufen, und ich gebe Ihnen hiermit den Auftrag und die Vollmacht, nicht allein die 150 Malter zu kaufen, ſondern noch 200 Malter zu erkaufen, wenn ſie zu haben ſind, alſo in Summe 350 Malter.

Ich werde das Korn in Eiſenach übernehmen, und bitte Sie den Accord ſo einzurichten, daß mir vorhero Nachricht von der Ankunft des Korns in Eiſenach gegeben werden muß, daß das Korn gut und rein, nicht ſchimmlich und müffend, und vollwichtig ſein muß, verſteht ſich. Ueber den Abſchluß des Accords bitte ich mir ſogleich Nachricht aus. Längſtens in 8 Tagen muß das Korn hier ſein. Wenn Sie hier durchkommen, beſuchen Sie mich.

Altenſtein 1802. Georg, Herzog zu Sachſen."

In dieſe Zeit fiel die Abſicht der Gründung einer churfürſtlich ſächſiſchen Forſtacademie in Freiberg, und es wendete ſich der damalige Kammerrath, H. v. Lindenau, im Auftrag ſeines Oheims, des Oberforſtmeiſter v. Lindenau in Schneeberg brieflich an Bechſtein, da zu jener Academie zwei Lehrer, einer für die Hülfswiſſenſchaften und einer für die Forſtwiſſenſchaften beſtimmt ſeien, von denen der erſtere bereits gefunden, der zweite dazu beſtimmte aber vor drei Wochen plötzlich verſtorben ſei, zu Beſetzung dieſer Stelle einen andern Mann in Vorſchlag zu bringen. Das Finanz-Collegium in Dresden, in deſſen Auftrag der Oberforſtmeiſter von Lindenau handelte, verlangte von dem zu Berufenden Kenntniß der Forſtwiſſenſchaft in allen ihren Theilen nebſt der Gabe deutlichen Vortrages, und ſicherte einen Gehalt von 600 bis 1000 Thalern zu. In gleicher Angelegenheit ſchrieb auch der Oberforſtmeiſter v. Trebra in Schleuſingen, indem er ſich zugleich für das ihm von der Societät der Forſt- und Jagdkunde überſandte Diplom bedankte. „Man iſt jezt in meinem Vaterlande (Churſachſen) von der Nothwendigkeit, eine Forſtacademie zu errichten, freilich ſpät genug, überzeugt worden, hatte auch für die Perſon des erſten Lehrers eine nicht unglückliche Wahl getroffen, aber dieſer Mann iſt vor einiger Zeit geſtorben. Einem meiner Collegen iſt die Wahl eines andern Lehrers aufgetragen worden, und da dergleichen Subjecte leider nicht zu häufig ſind, ſo hat er mich erſucht, ihm Vorſchläge zu thun ꝛc." nun ſollte Bechſtein rathen. Dieſer antwortete unter Anderm:

„Wenn der Ruf zum Lehrer an der neuen Churſächſiſchen Forſtacademie ein Jahr früher gekommen wäre, ſo würde ich ihn herzlich gern ſelbſt angenommen haben; allein jetzt habe ich nicht Urſache, mich nach einem andern Platz zu ſehnen, beſonders da ich ſehe, daß meine Bemühungen nicht verkannt werden. Ich weiß ſchon durch den Herrn v. Lindenau die Bedingungen zu der Stelle, habe ihm auch zugleich einige Männer vorgeſchlagen (es waren deren, nach einem Briefe des Oberforſtmeiſters v. Lindenau, darin auch dieſer für das erhaltene Ehrendiplom der Societät dankt, vier) und warte nur auf Antwort, ob mir in dieſer Sache weiterer Auftrag geſchieht."

„Ob aber nach einem ganz academiſch eingerichteten Plan das bezweckt werden wird, was man von einer gemeinnützlichen Forſtanſtalt erwartet, daran zweifle ich faſt. Auf einer Academie können meiner Einſicht nach nur Leute von Bildung und vom Stande mit Nutzen unterrichtet werden, aber nicht gemeine Jägerburſche oder ſolche, die keine Schulkenntniſſe haben, alſo nicht an's Schreiben gewöhnt ſind. Es giebt hier einen Mittelweg, den ich in meiner Privatanſtalt und hier zu Dreißigacker in der öffentlichen eingeſchlagen habe, und nach welchem alle Forſteleven ohne Ausnahme, wenn ſie die Natur nicht ſelbſt verbildet hat, etwas lernen müſſen. Ebenſo kann bei einer völlig academiſchen Einrichtung nicht auf das ſittliche Betragen der Studierenden geachtet werden, welches doch bei allem Unterricht, er mag Knaben oder Jünglingen ertheilt werden, eine Hauptſache iſt, da dem Forſtmanne Staats-Güter anvertraut werden, die nicht blos einen geſchickten, ſondern einen braven Mann erfordern. Der Nutzen meiner eingeſchlagenen Methode liegt ſchon am Tage; nach derſelben hoffe ich, ſollen auch die faſt veralteten Jägerburſche, die jetzt in Dreißigacker ſtudiren müſſen, noch brauchbare Forſtmänner werden. Es herrſcht allgemeiner Fleiß und gutes ſittliches Betragen ꝛc.“

Aus mancherlei Gründen verließ der bisherige proviſoriſche Lehrer Beck Dreißigacker, und die erledigte Stelle wurde auf Bechſteins Verwendung dem Cammerreferendar C. P. Laurop zu Schleswig angetragen, der bereits im November 1801 Bechſtein zur neuen Stelle beglückwünſcht, ſeine neueſte, dem Herzog von Meiningen gewidmete Forſtſchrift: Ideal einer vollkommnen Forſtverfaſſung und Forſtwirthſchaft überſandt, und zu der von ihm und dem Würtembergiſchen Hofrath Hartmann eben beabſichtigter Zeitſchrift für die Forſtwiſſenſchaft um Beiträge gebeten hatte. Laurop ſchrieb von Kopenhagen aus unterm 13. Juli 1802 unter Andern an Bechſtein:

„Das Anerbieten Ihres Herzogs iſt ſo gut und meinen Wünſchen ſo entſprechend, daß ich keinen Anſtand nehmen werde, es anzunehmen, und ein mir von der hieſigen Rentenkammer gethanes, nicht weniger vortheilhaftes Anerbieten deshalb auszuſchlagen.“

In demſelben Briefe, worin er zugleich ſeine Bedingungen ſtellte, äußerte Laurop weiter: „So eben erhalte ich von einem Oberforſtmeiſter v. Lindenau aus Schneeberg den Antrag, als Director und erſter Lehrer bei der Forſtlehranſtalt zu Freiberg einzutreten, wobei es mir überlaſſen iſt, die nähern Bedingungen zu machen. Dieß ſowohl als der wirklich vortheilhafte Antrag zur Anſtellung hier im Lande ſetze ich dem Dienſte des Herzogs nach, und hoffe alſo um ſo mehr, daß der Herzog meine gewiß nicht unbilligen Bedingungen alle eingehen werde.“

Als Bechſtein darüber an den Herzog berichtet hatte, ſchrieb dieſer eigenhändig

Altenſtein 1802.

„Mit vielem Vergnügen habe ich aus Ihrem Brief, mein beſter Bechſtein, geſehen, daß Laurop würklich Luſt hat, zu uns zu kommen. So einen Fiſch fängt man nicht alle Tage, dahero muß man ihn feſt halten. Allein vorhero, und ehe ich mich beſtimme, möchte ich gerne mit Ihnen ſprechen, und bitte Sie, morgen Mittag bei mir in Liebenſein zu eſſen. Nur einſtweilen Ihnen meine Meinung zu ſagen, ſo glaube ich, daß er vor der Hand mit 450 Thlr. zufrieden ſein kann, wenn Natural-Beſoldung dabei iſt und er das Verſprechen erhält, Aſſeſſor beim Ober-Forſtamt zu werden, und bei einer aufgehenden Beſoldung die ſeine ſich bis auf 600 Thlr. erhöhen ſoll.

Ihr

G. D.

(Herrn Forſtrath Bechſtein ſogleich zu beſorgen nach Dreißigacker.)

Laurop erhielt ſein Anſtellungsdecret unterm 26. Juli 1802 ausgefertigt, und zwar als Aſſeſſor und öffentlicher Lehrer der Forſtwiſſenſchaft bei dem Forſtinſtitut zu Dreißigacker.

Auch wurde er nach ſeiner Ankunft zum Beiſitzer des Herzogl. Oberforſtamtes ernannt. Dieſes war unterm 29. Mai deſſelben Jahres errichtet worden, und wurde gebildet vom Oberjägermeiſter Freiherrn v. Ziegeſar als Chef, (Geh. Rath und Oberjägermeiſter v. Bibra war am 2. Mai verſtorben*) und unterm 29. Mai der Hofjägermeiſter von Ziegeſar zum Oberjägermeiſter ernannt worden) dem Oberforſtmeiſter von Pfaffenrath, Bechſtein, Heßfeld als Secretair, Laurop und Hofjäger Schnell. Es wurde Laurop nachgelaſſen, bis zur Vollendung eines in Dreißigacker neu zu erbauenden Wohnhauſes für zwei Lehrerfamilien in Meiningen zu wohnen, und ihm dafür die Hausmiethe vergütet. Unterm 14. Mai des Jahres 1803 wurde er zum Forſtrath ernannt, und zugleich im Herzogl. Cammercollegium als Auditor auf 6 Monate, und nach deren Verlauf als Cammeraſſeſſor mit Sitz und Stimme angeſtellt, und ſeine Beſoldung erhöht.

Den halbjährigen Prüfungen im Inſtitut wohnte jedesmal der Herzog in Perſon bei, wodurch dieſelben an Wichtigkeit und Würde gewannen, auch geſchah derſelben öffentliche Erwähnung in den Wochenblättern.

---

*) Eine kurze Biographie im 3. Jahrgang des Meiningiſchen Taſchenbuchs giebt dieſem Manne das merkwürdige und ſeltſame Lob: er habe überhaupt gegen alles Neuere einen Verdacht gehegt.

Im 26. Stück der Meiningiſchen wöchentlichen Nachrichten von 1802 wurde ein Auszug aus den Geſetzen der Lehranſtalt, das Creditweſen der Studierenden betreffend, veröffentlicht.

Der Herzog beſaß in der Nähe des Weges von Meiningen nach Henneberg ein Grundſtück, ohnweit der Neumelſer Brücke, den ſogenannten Kirſchgarten; dieſes beſtimmte derſelbe zu einem Pflanzengarten für das Forſtinſtitut, gab ihm eine ſichernde Einfriedigung und ließ ein Häuschen in demſelben erbauen. Allein die große Entfernung von Dreißigacker, ¾ Stunden, ließ jene Anlage wieder aufgeben, und es wurde dicht beim Schloß ein Stück des Hofes zu einem Pflanzengarten beſtimmt und umgewandelt, deſſen Boden ſich leider nur gar zu unfruchtbar und ungünſtig erzeigte.

Von der gnädigen Geſinnung des Herzogs gegen die Anſtalt zeugt ein Brief des damaligen Hofverwalter Werner (ſtarb als Geheimer Hofrath 1841, und war 30 Jahre lang Badedirector zu Liebenſtein) an Bechſtein:

Meiningen, den 27. Nov. 1802.

P. P.

Serenissimus haben mir geſtern gnädigſt befehlen, daß künftighin jeden Sonntag 5—6 Eleven nebſt einem derer Herren Lehrer von Dreißigacker hierher an Hof zur Tafel kommen ſollen. Ich ſetze daher voraus, daß Sie ebenfalls hiervon ſchon unterrichtet ſind, und da morgen als den 28. dieſes die erſte Tour ſein ſoll, ſo ſchicke ich Ihnen deswegen einige gedruckte Reglements, um ſich künftig darnach richten zu können.

Mit wahrer Hochachtung

Dero

ergebenſter Diener

Werner.

Anmeldungen und Anfragen, die Lehranſtalt betreffend, drängten ſich in raſcher Fülle, und alle mußte Bechſtein genügend und ausführlich beantworten. Unter den vielen Briefen, welche dieſen Gegenſtand in jener Zeit betrafen, erwähne ich nur einiger. Der berühmte Geheime Etatsrath Eberhard Auguſt Wilhelm von Zimmermann zu Braunſchweig ſchrieb am 10. Dec. 1801, und wünſchte genaue Nachricht über Dreißigacker, nachdem ein Verſuch deſſelben, ſelbſt dorthin zu reiſen, von der Ungunſt der Jahreszeit geradezu vereitelt worden war.

Bechſtein beantwortete dieſen Brief ganz ausführlich, bedauerte, um das Glück einer ſo angenehmen Bekanntſchaft gekommen zu ſein, da er ſchon ſeit langen Jahren unter die Verehrer v. Zimmermanns gehöre und ſeinen Schriften vieles verdanke. Auch dem Herzog würde die Bekanntſchaft ſehr erfreulich geweſen ſein. Die Umgegend wurde geſchildert, ihre Holzarten angegeben, desgleichen die Zahl der Lehrer, die alle genannt und empfohlen wurden. Die Anzahl der Studierenden belaufe ſich auf 40, die das ganze Schloß einnähmen, doch ſei dafür geſorgt, daß noch mehr Logis disponibel würden ꝛc.

Bei einer ähnlichen Erkundigung zeigte Profeſſor J. G. Meinert in Prag das baldige Erſcheinen der von ihm herausgegeben werdenden Vierteljahrsſchrift Libuſſa an.

Immer ging Bechſteins Bemühen dahin, die Anſtalt, der er vorſtand, beſtens zu empfehlen, und that es aus innerſter Ueberzeugung, wobei er ſeiner eignen Wirkſamkeit entweder gar nicht, oder nur ſehr flüchtig erwähnte.

Als er im Decbr. 1802 von dem Chur-Erzkanzleriſchen Huſaren-Lieutenant und Hofcavallier Freiherrn von Leoprechting, der die Anſtalt noch in Waltershauſen glaubte, um den Plan des Inſtituts gebeten wurde, berichtete Bechſtein bei deſſen Ueberſendung: „Das Inſtitut exiſtirt nicht mehr in Waltershauſen, ſondern hier in Dreißigacker, wo es durch die Begünſtigung unſers guten Herzogs einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt hat. Der beygelegte Plan giebt über alles Auskunft, und ich füge nur noch hinzu, daß die jungen Leute, und deren ſind jetzt 57, ſich durch Fleiß, Ordnungsliebe und ein gutes ſittliches Betragen auszeichnen. Wir haben jetzt auch den als Forſtſchriftſteller bekannten Laurop unter der Zahl der hieſigen Lehrer. Der Herzog ſpart keine Koſten, um die Anſtalt ſo gemeinnützig als möglich zu machen. Da es ſeine Lieblingsſache iſt, ſo beſucht er die Lehrſtunden öfters, und muntert durch Beifall und Liebe auf. Auch hat er die Einrichtung getroffen, daß von den jungen Leuten vom Stande und guter Erziehung alle Sonntage 5—6 zur Tafel und zu den Geſellſchaften bei Hofe eingeladen werden, um ſich zugleich an einen feinen geſellſchaftlichen Ton zu gewöhnen, bei welcher Gelegenheit den Forſteleven eine eigene Jagduniform, die aber nicht koſtbar iſt, nöthig wird.“

Der Zuwachs der jungen Anſtalt mehrte ſich ſo ſehr erfreulich, daß im Anfang des Jahres 1803 Bechſtein dem Geheimerath Freiherrn von Zwierlein zu Winnerod bei Grüneberg, welcher über die Aufnahme für ſeinen älteſten Sohn anfragte, ſchreiben mußte, indem er für das in die Anſtalt geſetzte Zutrauen dankte: „ich bedaure aber auch zugleich, daß ſich auf dem Schloſſe zu Dreißigacker kein Logis mehr findet, das ich Dero Herrn Sohn einräumen könnte, indem alle Zimmer mit 2, 3 auch 4 Forſteleven beſetzt ſind, und ſchon ſehr viele in der Stadt wohnen müſſen, weil kein Platz mehr da iſt.“

Da der Vater wegen der Geſundheit ſeines Sohnes in Sorgen war, ſchrieb Bechſtein: „In Meiningen ſind drei vortreffliche Aerzte: die Doctoren Fromm, Panzerbieter und Jahn, die meine Freunde und in ihren Curen ſehr glücklich ſind, einem derſelben will ich Ihren Herrn Sohn empfehlen ꝛc.

Wie gnädig und liebevoll, aber auch mit väterlichem Ernſt der Herzog ſeine Anſtalt überwacht, erhellt aus einem an Bechſtein erlaſſenen höchſten Reſcript, das ich ungekürzt mittheile.

Wir Georg, Herzog zu Sachſen ꝛc.

Da zu Unſerer beſondrer Zufriedenheit und gnädigſtem Wohlgefallen, das neue Forſt-Inſtitut zu Dreißigacker durch Euren und der übrigen dabei angeſtellten Lehrer, bis daher angewendeten Fleiß und Bemühung binnen kurzer Zeit zu einer ſolchen Aufnahme und Flor gediehen iſt, daß Wir hoffen dürfen, daſſelbe werde immer noch bekannter werden und bei Auswärtigen in den verdienten Ruf kommen; ſo gehet vornehmlich Unſer Wunſch dahin, daß die Eleven deſſelben, ſich nächſt ihrer wiſſenſchaftlichen Vervollkommnung, auch durch ihre gute Aufführung und ſittliches Betragen auszeichnen und von etwaigen Ausſchweifungen, ſo viel möglich, abgehalten werden mögen.

Hierzu wird aber eine fleißige und beſtändige Aufſicht der Lehrer des Inſtituts das mehreſte beitragen und Ihr werdet daher vorzüglich dahin bedacht ſein, daß auch außer den Lehr-Stunden die Eleven ſich niemals ganz allein überlaſſen bleiben, und wenn ja einer, oder mehrere Lehrer ſich in ihren eigenen Verrichtungen von Dreißigacker zu entfernen genöthigt ſind, wenigſtens einer derſelben ſich jederzeit allda befinden möge, ſo wie hiernach in Einverſtändniß mit den ſämmtlichen Lehrern, die erforderliche Einrichtung treffen.

Meiningen zur Eliſabethenburg den 5. Juli 1803.

Georg, Herzog zu Sachſen.

Im Schloſſe wurden noch Zimmer eingerichtet, ſo viele als möglich; von den größern Zimmern mit Kammer, deren 4 waren, trug jedes 3 Carolin Miethe, zwei Zimmer ohne Kammer oder Alkoven 2 Carolin, und die übrigen Zimmer mit Alkoven, an der Zahl 6, ebenfalls 2 Carolin.

Das Lehrerperſonal wurde bald anſehnlich vermehrt; da der Lehrer v. Meis im April 1802 Urlaub zu einer längern Reiſe in die Schweiz erbat, ſo ſchlug Bechſtein dem Herzog vor, den Forſtprakticanten Herrle aus Wallerſtein, (jetzt Oberforſtrath,) der ſich noch auf der Anſtalt befand, wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe die erledigten Lehrſtunden während jenes Abweſenheit zu übertragen. In dem Sittenbuche ſteht von Bechſtein bei Herrle eingezeichnet:

Johannes Herrle angek. Michaeli 1801.

1803 18. Mai. Muſterhaft in allem. Soll auf Befehl des Herzogs Durchlaucht in Abweſenheit des Herrn v. Meis in Planzeichnen und Geometrie Lectionen geben, und die Aufſicht über die Inländer und bei den Schießübungen haben, und dafür die ½jährige Beſoldung des Herrn Lieutenant v. Meis erhalten.

Und da v. Meis auch zugleich den Zeichnenunterricht zu leiten hatte, ſo wurde der leztere erſt proviſoriſch, ſpäter definitiv dem damaligen Herzogl. Büchſenſpanner, nachherigen Rath Johann Salomon Hanſen übertragen.

Am 3. April reiſte v. Meis in die Schweiz, und Bechſtein nach Waltershauſen ab.

Obſchon die Anſichten Bechſteins im Betreff des Unterſchiedes einer Forſtlehranſtalt und einer Forſtacademie, die er im oben erwähnten Brief an den Oberforſtmeiſter v. Trebra in Schleuſingen geäußert, in ſeiner Ueberzeugung wurzelten, ſo mögen doch eines Theils wohl die lebhaften Hoffnungen, die er ſelbſt für ſein Privatinſtitut früher gehegt, in ſeiner Seele nicht ganz entſchlummert geweſen ſein, andern Theils lenkte der überaus zahlreiche Beſuch junger Ausländer von Bildung und aus den höhern Ständen von ſelbſt dahin, den enggezogenen Kreis einer Forſtſchule möglichſt zu erweitern. Der Wunſch des Herzogs, den inländiſchen Forſtgehülfen einige wiſſenſchaftliche Ausbildung zu geben, war bei den bereits im Dienſt ſtehenden nun erreicht, dem Nachwuchs war der vorherige Beſuch der Anſtalt zur Pflicht gemacht, und ſo nahm der Herzog keinen Anſtand, ſein mit ſo viel Liebe gepflegtes Inſtitut, das bereits eines namhaften Rufs in Deutſchland ſich erfreute, eine wichtige Stufe höher zu ſtellen.

Indem ich aber die Erhebung der öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde zu Dreißigacker zu einer **Forſt-Academie**, und den Fortlauf ihrer ferneren Geſchichte einem ſpätern Abſchnitt aufſpare, ſchalte ich zuvor, um nichts aus dem Auge zu verlieren, wieder Mittheilungen über Bechſteins amtliche ſowohl als fernere literariſche Thätigkeit, über ſein Privatleben, und ſeinen Verkehr mit Freunden ein, denen er, troz ſeiner vielen Geſchäfte und raſtloſen Thätigkeit, ſtets offene Hand und offenes Herz entgegentrug, denn dieſes leztere ſchlug in ſeiner Bruſt warm und empfänglich für jene hohen und edlen Gefühle, ohne die der Menſch nichts iſt, ſäße er auch dem Glück im Schooße, oder wäre er mit aller Wiſſenſchaft und Kenntniß gewappnet, wie Minerva aus Jovis Haupt geboren.

X.

Dienſtliche und außerdienſtliche Nebenbeſchäftigungen. 1801 bis 1803.

Als das Forſtinſtitut zu Dreißigacker unter den günſtigſten Auſpicien begonnen war, benutzte der Herzog Kopf und Feder des Directors deſſelben auch anderweit zur Ausführung mancher Ideen und Lieblingswünſche, welche alle theils ſeine landesväterliche Sorgfalt, theils die menſchlich ſchöne Richtung ſeines Gemüthes beurkunden.

Dem Herzog war zunächſt daran gelegen, über den Beſtand und die Bewirthſchaftung aller und jeder Gemeinde- und Privatwaldungen in ſeinem Lande eine genaue und richtige Ueberſicht zu gewinnen. Zu dieſem Behuf ſetzte er eine Forſtcommiſſion ein, beſtehend aus dem Hofjägermeiſter von Ziegeſar, dem Regierungsrath von Künsberg und Bechſtein, welcher der nachherige Amtsſecretair Schulz zu Maßfeld, (mein Schwiegervater) als Protocollführer zugeſellt wurde. Die Commiſſion begann ihre Arbeiten im Herbſt 1801 während der Ferien, und erforſchte man von Dorf zu Dorf in dieſem und den folgenden Jahren die Zahl der Nachbarn, worin das Nachbarrecht und Deputatholz beſtehe, was die Nachbarn ſonſt für Emolumente von ihren Holzungen zu beziehen hätten, durchſah die Erbbücher und aus ihnen die Ackerzahl des Nadel- und Laubholzbeſtandes, das Alter der Holzungen, und ordnete die nöthigen Verbeſſerungen im Bezug auf Hutbeſchränkung, Hegezeit, Umtrieb und Schläge, genauere Vermeſſung und dergl. an. Bei dieſem Geſchäfte bewies ſich Bechſtein beſonders einſichtsvoll, und mein Schwiegervater, der als ein Greis von 80 Jahren geſtorben iſt, ſprach ſich brieflich alſo darüber aus, als er mir ſeine jene Commiſſion betreffenden Privatacten mittheilte.

„Was mir aber außer dem Inhalte der Acten aus jener Zeit noch im Gedächtniß ſchwebt und mir als merkwürdig erſcheint, iſt, daß Bechſteins Anſichten bei den gemeinſchaftlichen Berathungen und Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Forſte die der andern Herren Commiſſare meiſtentheils übertrafen. Dieſe mit anzuhören, war für mich, den Neuling in dieſem Fache, ſehr lehrreich.“

„Von jener Zeit an hob ſich die Cultur der Forſte mehr und mehr, als Folge der von dem umſichtigen Herzog Georg angeordneten Reviſion.“

Nebenbei hatten Bechſteins munteres und offenes Weſen, ſeine gute Laune, ſeine vielfach eingeſtreuten naturhiſtoriſchen Bemerkungen dem Geſchäft viel Angenehmes und Erheiterndes verliehen.

Die Eigenſchaft des Lebensfrohſinnes, die Bechſtein zu einem guten und angenehmen Geſellſchafter machte, verſchaffte ihm auch einen Auftrag des Herzogs, den man für den erſten Augenblick für heterogen mit des Naturhiſtorikers und Lehrers anderweiten Beſchäftigungen hätte halten müſſen, gleichwohl war letzteres keineswegs der Fall. Es war der Auftrag, für das dem Herzog ſehr am Herzen liegende Bad Liebenſtein ein Liederbuch zuſammen zu ſtellen.

Dasſelbe ſollte Lieder geſelliger Freude im allgemeinen und eine Anzahl Badelieder inſonderheit enthalten, und für alle Phaſen des harmloſen Zuſammenlebens einer erleſenen Badegeſellſchaft irgend eine oder mehrere poetiſche Anregungen bieten, nächſtdem auch durch das ſüße Band des gemeinſamen Geſanges die Geſellſchaft ſelbſt verknüpfen und harmoniſch zuſammenhalten.

Freund der Poeſie, der Muſik und des Geſanges, wie einer ſchönen Geſelligkeit, ſchritt Bechſtein raſch zum Werke, und ſetzte für die Badelieder die Federn in- und ausländiſcher Poeten in Bewegung. Ich würde, wenn man mir hierin ein Urtheil zugeſtehen will, die Auswahl trefflich nennen, auch wenn jeder Andere ſie zuſammengeſtellt hätte. Den

Inhalt bildeten 122 Lieder, darunter die beliebteſten und bekannteſten, deren Leben im deutſchen Volke unverwelklich iſt, und er zerfiel in Lieder über die Natur und ihre Schönheiten, Lieder der Freude, Schillers hohes Lied an dieſe Göttin voran, Lieder der Liebe, Lieder der Freundſchaft, Trinklieder, und Bade- und Geſundheitslieder. Dichternamen wie Schiller, Matthiſſon, Altdorffer, v. Stolberg, Gleim, von Salis, Jacobi, Voß, Fried. Brun, Hölty, Mahlmann, Bouterweck, von Herder, Bürde, Heinſe, Gotter, Baggeſen, Claudius ꝛc. verkünden den geläuterten Geſchmack, der ſich bei der Auswahl dieſes Liederbuchs bethätigte. Für die Badelieder ſpendeten Beiträge Reinwald, Schillers Schwager, Georg Emmrich, Sickler, der auch in einem beſondern größern Gedicht Liebenſtein feierte, Vulpius, Voigt und Dr. Reinecke, Bechſteins Schwager, der ſich bei Gelegenheit humoriſtiſch genug über ſeine Beiſteuern äußerte.

Das Buch wurde auf des Herzogs Koſten in Meiningen gedruckt, und dem Buchhändler C. Fr. E. Richter zu Leipzig mit 50 Procent Rabat in Commiſſion gegeben. Es erſchien unter doppeltem Titel:

Lieder zur Erhöhung geſelliger Freuden,

und

Lieder zur Erhöhung geſellſchaftlicher Freuden vorzüglich im Bade zu Liebenſtein.

Ein Gegenſtand ernſterer Art beſchäftigte in jener Zeit den Herzog von Meiningen ſehr lebhaft: Die Verbeſſerung des Geſindes. Dieſer ſollte durch eine zweckdienliche Anſtalt aufgeholfen werden, und der Herzog zog deshalb erfahrene Pädagogen zu Rathe, namentlich Bechſtein und Salzmann, mit welchem letzteren ſich Bechſtein in dieſer Angelegenheit in Briefwechſel ſetzen mußte.

Salzmann ſchrieb an Bechſtein:

„Schnepfenthal, 24. Nov. 1801.“

„Hochzuehrender Herr Forſtrath!

Das Zutrauen, welches Ihr Durchlauchtigſter Herzog mir ſchenkt, indem er von mir die Entwerfung eines Plans zu Einrichtung einer Erziehungsanſtalt für Dienſtboten verlangt, hat mich ſehr gerührt. Ehe ich aber daran Hand legen kann, muß ich erſt wiſſen, ob der Durchlauchtigſte Herzog geneigt ſei, der Anſtalt eine ſolche Einrichtung zu geben, daß der Vorſteher der Anſtalt ſeine Zöglinge nach meinem Vorſchlage zu Gelde machen kann. Dies iſt, nach meinen Einſichten das weſentliche einer ſolchen Anſtalt. Der Menſch iſt ein eigennütziges Geſchöpf und wenn er eine ſolche Anſtalt zu leiten bekommt, ſo ſieht er ſie bald als ein Erwerbungsmittel an. Dies iſt die vorzügliche Urſache, warum die mehreſten Waiſenkinder ſo elend werden. Man zieht die Einnahme, um die Pflege der Kinder iſt man unbekümmert, man braucht ſie zu ſeinen Dienſten, und legt ihnen oft Arbeiten auf, bei denen ſie den Reſt der Geſundheit, die ihnen noch übrig iſt, zuſetzen müſſen. Man nehme alſo den Menſchen wie er iſt, und mache ihm die Erziehung zu einem Erwerbungsmittel! Der nämliche Eigennutz, der ihn antreibt, auf die Erziehung ſeiner Lämmer, Kälber und Fohlen allen Fleiß zu wenden, wird ihn auch bewegen für die Erziehung ſeiner ihm anvertrauten Kinder ſein Möglichſtes zu thun.

Haben Sie die Güte, bei dem Durchlauchtigſten Herzoge anzufragen, ob Er dieſen Vorſchlag auszuführen geneigt ſei. Dann will ich gern mit meinen wenigen Einſichten dienen, ſoviel ich kann. Ueber den guten Fortgang Ihrer Forſtanſtalt habe ich mich herzlich gefreut. Sein Sie ferner ſtandhaft, und laſſen ſich durch eintretenden Verdruß, Hinderniſſe und Schwierigkeiten nicht muthlos machen: ſo wird alles gut gehen. Mit Liebe und Hochachtung bin ich

Ihr

treuer Freund

C. G. Salzmann."

Nachdem Bechſtein mit dem Herzog fernere Rückſprache genommen, und an Salzmann die von dieſem gewünſchten Eröffnungen gemacht hatte, theilte derſelbe ſeine Idee der Einrichtung eines Geſindeinſtituts, oder vielmehr einer Anſtalt, aus Waiſenkindern künftiges brauchbares Geſinde zu erziehen, mit, freilich eine höchſt ſpartaniſche Einrichtung, bei der wohl manches Kind würde davon gelaufen ſein. Doch ich laſſe den wackern Salzmann ſelbſt reden.

„Schnepfenthal, den 13. December 1801.“

„Hochzuehrender Herr Forſtrath!“

„Hier ſind einige Gedanken, die bei Errichtung einer Erziehungsanſtalt für künftige Dienſtboten zur Grundlage dienen können.

Beide Geſchlechter müſſen ganz von einander getrennt ſein, ſonſt iſt Unordnung unvermeidlich.

Die Erforderniſſe der Gebäude ſind eine geſunde Lage, Helligkeit und Reinlichkeit. Sie enthalten außer den Zimmern, die der Vorſteher inne hat, ein Lehr- und Arbeitszimmer, einen Speiſe- und einen Schlafſaal; das Frühſtück der Kinder kann im trocknen Brode, die Mittagsmahlzeit in gut zubereitetem Gemüſe, das Veſperbrod in trocknem Brode, und das Abendbrod in Milchſpeiſen beſtehen. Die Rumfordiſche Suppe könnte auch gute Dienſte leiſten, der gewöhnliche Trunk iſt geſundes Waſſer. Die Sonn- und Feſttage müſſen ſie Fleiſch bekommen.

Die Kleidung beſteht in blauem Linnen, Hüte und Mützen haben ſie weder im Sommer noch im Winter nöthig. Schuhe und Strümpfe können ſie wenigſtens im Sommer entbehren.

Das Bette beſteht aus einem Strohſacke, einem mit Mooſe ausgeſtopften Pfühle und einer mit Lammwolle durchnäheten Decke.

Die Arbeiten im Sommer, Frühlinge und Herbſte ſind Gartenbau, im Winter Flachsſpinnen und Korbflechten (ich habe zehnjährige Zöglinge, die niedliche Körbchen flechten), die größern können auch wohl zum Weben angeführt werden.

Sie müſſen aber auch ihre Spielſtunden haben, damit der Geiſt nicht ſtumpf wird. Ein Paarmal in der Woche, ſo lange es noch nicht friert, unter guter Aufſicht baden, iſt auch nöthig.

Könnte jedem Zöglinge Gelegenheit verſchafft werden, z. E. durch Anlegung einer Baumſchule, ſich ein kleines Eigenthum zu erwerben: ſo wäre es ſehr gut.

Gelehrt braucht dieſe Kinder nichts zu werden, als Leſen, Schreiben, Rechnen, etwas vaterländiſche Geographie und Naturgeſchichte und Religion nach dem Landeskatechiſmus. Zu dem letztern wird freilich ein Mann erfordert, der den Geiſt des Chriſtenthums kennt, und ihn ſeinen Schülern mitzutheilen weiß. Sucht er das Weſen des Chriſtenthums im Glauben an die heil. Dreifaltigkeit, und in dem Genuſſe der heiligen Sacramente; ſo wird er damit nicht viel ausrichten: Glaube an einen alles liebevoll leitenden Vater, und Treue im dem angewieſenen Berufe ſind das Hauptwerk; zu dieſem Unterrichte ſind, wenn die Zahl der Kinder nicht zu groß iſt, zwei Stunden täglich hinlänglich.

Was die Behandlung der Kinder betrifft, ſo läßt ſich darüber nicht viel ſagen. Es kommt dabei alles auf die Perſon an, der ſie untergeben ſind. Dieſe muß die große Kunſt verſtehen, die Kinder dahin zu bringen, daß ſie alles von der rechten Seite anſehen — ihre Vorgeſetzten als ſolche, die an Gottes Statt ihr Wohl beſorgen, und denen ſie zu gehorchen verbunden ſind; ihre Arbeiten, als Uebung ihrer Kräfte; ihre Entbehrungen, als Uebungen in der Selbſtbeherrſchung; ihre ganze Lage, als Vorbereitung zu dem Stande, in den ſie künftig treten ſollen.

Sapienti sat. C. G. Salzmann."

Hierauf arbeitete nun Bechſtein einen Plan aus, dem er die Ueberſchrift gab:

Unvorgreifliche Gedanken zur Anlegung eines Geſinde-Inſtituts in den Herzogl. S. Coburg-Meiningiſchen Landen.

In dieſer Ausarbeitung ſprach ſich der Verfaſſer zunächſt über die Nothwendigkeit einer ſolchen Anſtalt aus, ſchlug zum Ort derſelben die Herzogl. Meierei, ein vom Herzog dicht am engliſchen Garten erbautes freundliches dreiſtöckiges Haus, vor, beſtimmte das Alter der Zöglinge vom achten bis zehnten Jahre an; ſchlug vor, den Unterricht mit dem der Induſtrieſchule zu verbinden, und legte dabei Salzmanns Anſichten zu Grunde, und zwar was den Satz über Religionsunterricht betraf, wörtlich. Weiter bezeichnete er die Arbeiten der Kinder, ſoweit dieſelben ſich im Voraus andeuten ließen, ſprach ebenfalls auf Salzmanns Vorſchläge ſich ſtützend über die Spiele, das Beden, die Koſt, das Nachtlager, dann über die Behandlung der Kinder, über Vorſteher und Aufſeher, und zuletzt über den Fond zur Unterhaltung der Anſtalt.

Nachdem alles reiflich erwogen und durchdacht worden war, beſchloß der Herzog ans Werk zu gehen, und Bechſtein mußte in ſeinem Auftrage ein Publicandum ausarbeiten, welches ſeparat gedruckt im Lande verbreitet wurde.

Sahen wir hier den thätigen Bechſtein in einer Sphäre wirkſam, in der mit zu wirken, er als Pädagog berufen war, um die Wünſche eines menſchenfreundlich geſinnten Fürſten verwirklichen zu helfen, ſo wollen wir ihm jetzt in eine andere folgen, in der er ſich zum erſtenmal verſuchte, mehr aus treuer Anhänglichkeit an ſeinen wahrhaft verehrten und geliebten Herrn, als aus innerer Neigung, nämlich in der politiſch-diplomatiſchen Sphäre.

Napoleons Stern war glänzend emporgeſtiegen und erfüllte die Welt mit Bewunderung; der Mann des Jahrhunderts kündigte ſich an als den Meſſias einer neuen Aera voll Glück und Frieden. Pomphafte Verheißungen wurden nicht geſpart; die bekannte Entſchädigungsangelegenheit war im vollen Gang, und ſo richteten große und kleine Staaten Blicke voll Hoffnung, oft mit Furcht untermiſcht, nach Frankreich hinüber, das alle Zuſchickung traf, Europa Geſetze vorzuſchreiben.

In dieſer Zeit von äußerſter politiſcher Bedeutung ſchrieb der Tribunalrichter Andreas Georg Friedrich von Rebmann*) zu Trier, ein ſehr tüchtiger und ehrenwerther Character, an Bechſtein, um die Aufnahme des Sohnes eines ſeiner Freunde, und ehemaligen Collegen, Mitgliedes des Geſetzgebungscorps, B. Linz zu Trier, in Dreißigacker zu vermitteln und ſchloß mit den Worten: Nichts würde meinem Freunde ſowohl, als mir, willkommner ſein, als irgend eine Gelegenheit Ihnen in unſern Gegenden einige Gegengefälligkeit erzeigen zu können."

---

*) Verfaſſer mehrerer belletriſtiſchen Schriften: Heinrich von Neideck, Nelkenblätter, Hans Kikindiewelts Reiſe, ſtarb 1824 als Appellationsgerichtspräſident zu Wiesbaden. Er führte die gerichtliche Unterſuchung über den ſogenannten Schinderhannes.

Der Briefbogen Rebmanns trug einen Holzſchnitt an der Stirne, auf welchem ſich zwei weibliche allegoriſche Figuren, die eine mit der Jacobinermütze, die andere mit einem Richtſcheit zeigten, und um ja Niemand in Unklarheit über die mögliche Bedeutung dieſer Figuren zu laſſen, zu beiden Seiten die Worte:

Liberté — Egalité

Name und Character **REBMANN, Juge au tribunal de Revision etabli pour les quatres nouveaux Departements situés sur la rive gauche du Rhin** bildeten den Briefkopf und die Datirung war die neue franzöſiſche: **le 12 thermidor, de l'an 10. de la Republique française une et indivisible** (Auguſt 1802).

Bechſtein bemerkte in ſeiner freundlichen, alle Fragen erörternden Antwort, die erſt unterm 26. Auguſt erfolgen konnte, daß er ſo eben von einer fünfwöchentlichen Reviſion der Forſte des Herzogl. Oberlandes zurückgekommen ſei, und den Brief vorgefunden habe. Rebmann ſandte ſeinem Freunde Bechſteins Antwort, der nun ſelbſt ſchrieb, und bald darauf ſeinen Sohn auf ein Jahr nach Dreißigacker ſandte.

Dieſe Annäherung Rebmanns rief in Bechſtein den Gedanken hervor, durch den Einfluß bedeutender und vielgeltender Staatsmänner in Frankreich ſeinem gnädigen Herrn und deſſen Lande Vortheile zu verſchaffen, deren Gegenſtand er in einer beſondern Ausarbeitung umfaßte, welche dem damaligen Miniſter Freiherrn von König mitgetheilt wurde.

König erkannte die Wichtigkeit des Dienſtes an, den Bechſtein dem Herzogl. Hauſe leiſten wollte, bezweifelte aber die Ausführbarkeit deſſelben auf dem angedeuteten Wege.

Bechſtein ließ ſich durch die abweichende Meinung des Miniſters nicht in ſeinem Verhaben irre machen, und ſandte ein ausführliches Schreiben an Rebmann, aus welchem hervorging, wie ſehr ihm die Sache am Herzen lag, ſo daß er ſogar als Hiſtoriker, mit wenigen, aber größtentheils richtigen Grundzügen die Angelegenheit, die er vertrat, vor Augen ſtellte.

Rebmann, jetzt ſchon **Ex-Juge**, antwortete unterm 24. Vindemiaire, des 11. Jahres der Republik (15. Oct. 1802.):

„Nichts würde mir angenehmer geweſen ſein, mein Herr, als einem ſo ſchätzenswerthen Manne, wie Sie, nützlich ſein zu können, indem ich zugleich das Intereſſe eines Fürſten vertheidigte, der allgemein dafür bekannt iſt, nur das Wohl derjenigen zu wollen, welche er beherrſcht, da ich aber unglücklicherweiſe ſeit 5 Jahren ununterbrochen bei der Juſtiz beſchäftigt bin, ſo habe ich keine Verbindung mit dem Miniſterium des Auswärtigen, ſeitdem die Bürger Reinhard und Theremin, welche ich kannte, es verlaſſen haben.

Indeſſen — die Zeit drängt, und man behauptet, daß die Regierung viel auf eine ſchnelle Erledigung der Entſchädigungen hält und um meinerſeits nichts zu vernachläſſigen, habe ich Ihren Brief an den Bürger Lavaux, Sachwalter am Caſſationshof quartier André des arts rue du Battoir No. 11 in Paris adreſſirt, der mir als ein Mann bekannt iſt, der in Verbindungen iſt. In der That glaube ich, daß es nur eines Schrittes des Miniſters einer verbündeten oder neutralen Macht bedürfte, wie etwa Preußen iſt, um die Sache zu einem erwünſchten Ende zu bringen, der Einzige aber, an den ich mich hätte wenden können, dürfte nicht allzuwohl gewählt ſein, nämlich der Herr Graf von Cetto, Miniſter des Kurfürſten von Baiern. Für den Fall, daß Se. Durchlaucht, der Herzog von Meiningen, irgend einen directen Schritt zu thun geneigt wäre, ſo zweiſle ich keinen Augenblick, daß die Unterhandlungen bald und glücklich geendigt ſein würden. — Der Sohn des Herrn Linz wird jetzt in Meiningen angekommen ſein. Er iſt ein braves Subject, der ſich beeifern wird, die Gelegenheit ſich zu unterrichten, zu benützen. Empfangen Sie mein Herr, die Verſicherung meiner tiefſten Verehrung

G. F. Rebmann.“

Bald nach Rebmanns Brief empfing Bechſtein eine unmittelbare Zuſchrift des Bürgers Lavaux zu Paris, welcher ſchrieb:

Paris den 27. Vend.

„Mein Herr!“

„Herr Rebmann, ehemaliger Richter an dem Reviſionstribunal in Trier, hat mir den Brief zukommen laſſen, den Sie ihm den 28. September geſchrieben haben, er hat meiner Sorge die wichtige Angelegenheit anvertraut, bei welcher Sie betheiligt ſind.

Indem ich der Zartſinnigkeit, welche Sie antreibt, dem Herrn Herzog Georg eine angenehme Ueberraſchung durch einen unerwarteten Erfolg zu bereiten, meinen Beifall zolle, muß ich Ihnen einige Bemerkungen über die Schwierigkeiten machen, welchen dieſe Unternehmung begegnen kann, wenn ſie den Gang nimmt, den Sie vorſchlagen.

Der erſte Conſul, der die Laſt der europäiſchen Angelegenheiten trägt, iſt ſchwer zugänglich, und die Perſonen, welche ihn umgeben, übernehmen es nicht leicht, ihm Bitten für andere zukommen zu laſſen, wenn nicht Familienverbindungen, Herzensneigungen oder ſonſtige gewichtige Gründe ſie dazu beſtimmen. Ich kenne mehrere dieſer Leute von Geltung und es ſind unter ihnen einige, welche mir verpflichtet ſind; aber ich bin ſicher, daß keiner von ihnen auf Ihre Abſichten eingehen würde — aus bloßem Vergnügen, eine ſchöne Handlung zu vollbringen. Sie würden ſagen, daß das franzöſiſche Gouvernement Europa verſprochen habe, alle andere Gouvernements zu achten, von welcher Art ſie ſein mögen, und daß die Kette der Feudalbande, die einen ſo großen Theil Deutſchlands umzieht, nicht durch den Mißbrauch von Frankreichs Einfluß gebrochen werden dürfe.

Sie ſind vielleicht überraſcht, mein Herr, durch die Sprache, welche ich Republikanern leihe, aber ich übertreibe nicht um ein Wort. Dieſe Sprache würde eine andere ſein können, wenn der Impuls, von welchem ich eben geſprochen habe, das Herz ins Spiel brächte, und wenn der Herr Herzog bei unſern Mächten Freunde hätte, wie Sie.

Die Angelegenheit, von welcher Sie ſprechen, kann nur auf dem Wege directer Unterhandlungen im Namen des Herrn Herzogs ſelbſt eingeleitet, reüſſiren, und wenn Sie glauben, ihn zu dieſem Entſchluſſe bewegen zu können, ſo werde ich mit eben ſo viel Achtung als Vergnügen ein Actenſtück empfangen, welches mich ermächtigt, den Vorſchlag, um den es ſich handelt, dem Miniſter des Innern zu machen, und ihn mit dem unermüdlichen Eifer zu verfolgen, welche ich den mir anvertrauten Geſchäften zu widmen pflege.

Dieſe Art zu verhandeln, würde dem Geheimniß nichts ſchaden und — angenommen, daß wir nicht reüſſiren, ſo würde niemand das Mißlingen des Erfolgs erfahren. Ueberhaupt können Angelegenheiten dieſer Art aufgegeben, oder auch wieder aufgenommen werden — je nach Umſtänden; die Kunſt des Unterhändlers beſteht darin, ſich niemals der Gefahr einer unbedingten und definitiven Abweiſung auszuſetzen.

Nach dieſen Bemerkungen, welche ich Ihrer Einſicht und Klugheit anheim gebe, werden Sie die Güte haben, mich von Ihrer letzten Entſchließung in Kenntniß zu ſetzen, und wenn Sie mir die Ehre erzeigen, meinen Vorſchlag anzunehmen, werden Sie mich in den Stand ſetzen, in dem Namen des Herrn Herzogs zu handeln mit der Vorſicht und allen Mitteln, welche die Umſtände erfordern werden.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief enthält, ſind ſehr gewichtig. Sie kündigen andere Documente an, welche ich in einem ausführlichen Aufſatze zuſammenzufaſſen bitte, und welchen es paſſend ſein wird, die Stücke beizufügen, welche Sie Sich verſchaffen können, und vorzüglich eine beglaubigte Abſchrift des Briefes des General Jourdan an den Herrn Herzog, wie auch die andern Gründe und Thatſachen, welche ſeine Anhänglichkeit an Frankreich während der Revolutionskriege beweiſen. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, daß die Unterhandlung Ausgaben veranlaſſen wird, auf welche Rückſicht zu nehmen ſein dürfte.

Wenn Sie alle dieſe Maßregeln ergreifen und nichts übereilen, ſo können Sie durch meine Bemühungen Ihren Zweck zu erreichen hoffen und ich bitte im Voraus, auf die unbedingteſte Thätigkeit und Hingebung zu rechnen

Ihres
ergebenſten und gehorſamſten Dieners
Lavoux, Jurisconsulte
Rue du battoir St. André des arts.“

Höchſt wahrſcheinlich bewährte ſich die Anſicht des Miniſters v. Könitz, und Zeit und Mühe waren in dieſer Angelegenheit vergeblich angewendet.

Eine weitere Lieblingsneigung des Herzogs zu Sachſen-Meiningen war die Hebung und Förderung des Tabaksbaues im Meiningiſchen Unterlande. Daſſelbe hat blühenden Tabaksbau; dieſen ſuchte der Herzog nicht nur durch Verbeſſerung und Veredlung in agronomiſcher Hinſicht aufzuhelfen, ſondern wünſchte auch, daß die rohen Pflanzen im Lande ſelbſt veredelt und zubereitet würden. Ueber dieſen Gegenſtand mußte Bechſtein eine Aufforderung in den Reichs-Anzeiger beſorgen, und Briefwechſel mit auswärtigen Kaufleuten anknüpfen. Es fehlte nicht an Anträgen. Zunächſt meldete ſich ein einſichtsvoller Geſchäftsmann, Herr Dunger aus Stuttgart, zu Heilbronn; auch andere Tabaksfabrikanten ſchrieben und baten um die Bedingungen der Geſchäftsübernahme. Als Bechſtein Herrn Dunger den Wunſch des Herzogs, daß ein Mann von Kenntniß das Werk (die Anlage einer Tabaksfabrik) auf ſein Riſico einrichten möchte, bekannt gemacht hatte, äußerte ſich dieſer dahin, daß ein ſolches Werk, wenn es zum Nutzen eines Landes etablirt werden ſollte, ſchlechterdings vom Fürſten ſelbſt unternommen werden müſſe, der in den erſten Jahren nicht gerade darauf ſehen dürfe, daß es gleich großen Nutzen abwerfe, ſondern den Nutzen darin finden müſſe, wenn arme Unterthanen dadurch beſchäftigt würden. Später ergäbe ſich Lohn und Nutzen von ſelbſt ꝛc.

Für dieſen Fall bot Dunger ſeine Dienſte an, es war aber mittlerweile ein anderer Bewerber ihm zuvorgekommen, der Bürgermeiſter Lender, welchem vom Herzog ein ſehr vortheilhaftes Privilegium zur Errichtung einer Tabaksfabrik in Frauenbreitungen und zum Ein- und Verkauf des in- und ausländiſchen Tabaks ertheilt wurde. Derſelbe erhielt auf 10 Jahre freies Logis in dem dortigen herrſchaftlichen Gebäude, welches ſeinetwegen mit vielen Koſten hergerichtet wurde, und völlige Abgabenfreiheit. *)

Wieder ein anderer Beweiß landesväterlicher Fürſorge war, daß der Herzog ſeinen Blick auf einen für den Landbau ſo unendlich wichtigen, und doch lange nicht genug beachteten Gegenſtand lenkte, auf

---

*) Meiningiſches Taſchenbuch 1805, S. 143, 144.

den Dünger. Bechſtein mußte eine kleine Schrift ausarbeiten, welche den Titel führen ſollte: Goldgrube für den Landmann, oder nothdürftiger Unterricht vom Dünger, was und wie vielerlei er ſei? wie er aufbewahrt werde? und was, wann und wie man damit dünge. Herausgegeben zum Beſten ſeiner Landleute von G., H. z. S. C. M. (Georg, Herzog zu Sachſen Coburg-Meiningen).

Das Büchlein wurde im Herbſt 1803 mit der Jahrzahl 1804 in 12. auf Schreibpapier gedruckt, und bekam die Einrichtung, daß immer das Blatt der ungleichen Seitenzahl für Anmerkungen leer blieb.

Des Herzogs gegen das Ende des Jahres 1803 erfolgter früher und allgemein ſchmerzlich empfundener Tod ſetzte ſeinen wohlthätigen Entwürfen ein plötzliches Ziel, und ſo hinterließ er das Düngerbüchlein, zu dem er ſich ſelbſt als Herausgeber bekannte, und davon jede Landgemeinde ein Exemplar unentgeldlich zugeſandt bekam, gleichſam als letztes Andenken eines auch für ſein Landvolk liebevoll beſorgten Vaters. —

Ungemein lebhaft war in dem erſten Triennium des neuen Jahrhunderts Bechſteins Privatbriefwechſel außer dem amtlichen für das Forſtinſtitut und dem geſchäftlichen in ſeinen literariſchen Angelegenheiten. Ich führe nur Einiges daraus an, was zur Perſon Bechſteins und zu ſeinem Wirkungskreiſe in naher Beziehung ſteht. Sein früherer Zögling Alexander Graf v. Platen und Hallermund (ſo und nicht Platen-Hallermünde ſchrieben ſich Vater und Sohn) älterer Bruder des bekannten Dichters, gab im November 1801 Nachricht von ſeinem Ergehen, und wünſchte durch Bechſteins Vermittlung eine Anſtellung in Meiningiſchen Dienſten, da er in ſeiner Heimath, Anſpa[illegible] wo ſein Vater Oberforſtmeiſter war, kaum die Ausſicht habe, es nur bis zum Forſtmeiſter zu bringen, ja ihm bliebe kaum die Hoffnung, Oberförſter zu werden, da der Landjägermeiſter v. Hardenberg, der alle Anzuſtellenden vorſchlage, ein großer Feind ſeines Vaters ſei. Könne Bechſtein ihm Hoffnung auf Anſtellung machen, ſo wolle er noch eine Zeitlang Dreißigacker beſuchen. —

Die ehemaligen Zöglinge Bechſteins: Wilmanns und v. Arnim ſtudirten jetzt in Erlangen.

Profeſſor Merrem ſchrieb in dieſem Zeitraum häufiger als früher, wie der nächſte Abſchnitt darthut. Der durch zahlreiche mathematiſche, phyſikaliſche und forſtwiſſenſchaftliche Werke und Abhandlungen bekannte Johann Leonhardt Späth zu Altdorf ſandte ſein Handbuch der Forſtwiſſenſchaft, das von 1801 bis 1805 in 4 Theilen bei Raspe zu Nürnberg erſchien.

Der Geheimerath Ludwig Friedrich v. Bibra zu Hildburghauſen ſchrieb anfragend über den Safthieb (Abtrieb der Laub- oder lebendigen Hölzer beim Ausbruch der Knospen), auf welchen durch Käpler, ehe noch deſſen bekannte Schrift über dieſen wichtigen Gegenſtand erſchien, wie durch Andere alle denkenden Forſtmänner und Cameraliſten aufmerkſam geworden waren, und bezog ſich auf die Stelle im Forſtjournal des Regierungsrath Medicus (Leipzig, Gräff 1798—1801), Band 1. Theil 2. S. 425: „Nun iſt der Safthieb für neun Zehntel von Deutſchland unbekannt, wer ihn alſo in neun Zehnteln einführt, hat nicht allein was Neues eingeführt, ſondern auch ſeinem Vaterlande eine ganz unſchätzbare Wohlthat zugefügt." — Uebrigens war der Safthieb nichts Neues mehr, ſondern von den beiden Käpler, Vater und Sohn, ſchon in den 1760er Jahren anempfohlen worden. Der Geheimerath v. Bibra wünſchte den Safthieb im Hildburghäuſer Lande einzuführen, und fragte an, ob nicht auch im Meiningiſchen Verſuche mit demſelben gemacht worden ſeien. Er ſchrieb in dieſer Beziehung: „Die preiswürdige Sorgfalt und das unermüdete Beſtreben Ihres vortrefflichen Herzogs für das Wohl ſeines Landes wird bei noch fortwährendem Holzmangel auch dieſe unſchätzbare Wohlthat zu verſchaffen wiſſen, und ein einſichtsvolles Herzogliches Inſtitut, das alle Verehrung verdient, wird ſicher den Vorzug dieſes Safthiebes nicht verkennen, weil unter den hauptſächlichſten Kennzeichen deſſelben der Beſtand des Gehölzes nicht nur dichter wird, ſondern auch der Umtrieb in der Folge immer kürzer werden kann."

Bechſtein äußerte ſeine Abſichten über den in Rede ſtehenden Gegenſtand, wie folgt:

„Ob ich gleich der Meinung bin, daß man Wälder, die auf Winterſchlag bewirthſchaftet werden, nicht mitten im Winter, oder gar im Herbſt abtreiben müſſe, ſo kann ich doch auch nicht unbedingt der Meinung der Herren Käpler, die den Safthieb in neuern Zeiten vorzüglich hoch, wie am Tage liegt, ohne einen phyſikaliſchen Grund anzugeben, empfehlen, beitreten, und zwar um deswillen, da man nicht im Stande iſt, beſonders bei großen Schlägen, mit wenigen Holzhauern gerade die Punkte zu treffen, wo man keinen Schaden bringen ſoll. Dafür giebt die Phyſiologie der Pflanzen hinlängliche Gründe, daß bei bedeutender Reizbarkeit, welches der Zeitpunkt des Vorrückens oder der Vergrößerung der Knospen iſt, der eigentliche Zeitpunkt ſei, das Holz abzuſchlagen ꝛc.

In dieſe Zeit fiel die Ueberſiedelung der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung nach Halle, und die Neubegründung der ſpäteren allgemeinen Jenaiſchen Literaturzeitung durch Heun, Eichſtädt als Redacteur an der Spitze, wodurch in der literariſchen Welt einiger Lärm erregt wurde, für die Recenſenten aber konnte das Beſtehen zweier gleichartigen Inſtitute nur angenehm ſein. Bechſtein erhielt Zuſchriften von beiden Redactionen, der alten, wie der jungen, und es ſuchte eine Anſtalt die andere durch höhere Honorarofferten zu überbieten.

Herr Chriſtian Polycarp Schneegaß in Gotha ſetzte die Verbindung mit Bechſtein durch Ueberſendung vieler ornithologiſcher Ausarbeitungen und Zeichnungen fort, die für Bechſteins Schriften gute Dienſte leiſteten; L. K. von Wildungen zu Marburg ſandte für Bechſtein und Laurop die Fortſetzungen ſeines Taſchenbuchs für Forſt- und Jagdliebhaber, „als ſchuldigen Tribut ſeiner redlichſten und freundſchaftlichſten Hochſchätzung.“

Pfarrer Scharfenberg in dem Meiningiſchen Dorfe Ritſchenhauſen, der tüchtige Entomolog, mit dem ſpäter Bechſtein gemeinſchaftlich die vollſtändige Naturgeſchichte der ſchädlichen Forſtinſecten herausgab, berichtete mancherlei Inſectologiſches; der Kupferſtecher Suſemihl jun. in Darmſtadt hat auf G. Beckers Veranlaſſung Zeichnungen von Vögeln für den Stich an ꝛc.

In Canarienvogel-Angelegenheiten gab es auch mancherlei zu briefwechſeln. Dem erprobten Kenner gingen von vielen Orten Anfragen, Wünſche und Aufträge zu. Ein enthuſiasmirter Liebhaber, Herr Hofrath Baemeiſter zu Zelle im Lüneburgiſchen correſpondirte blos in dieſer Liebhabereiſache ſehr ausführlich, und beklagte ſich einmal bitterlich darüber, daß ein Paar thüringiſche Canarienvogelhändler zu ihm gekommen, von denen ſich der eine für den Waltershäuſer Thieme ausgegeben, und ihm für 4 Piſtolen neun Vögel als Männchen verkauft habe, worunter der größte Theil Tyroler Sänger und Nachtigallenſchläger, einige auch Lerchenſchläger hätten ſein ſollen. Es waren aber nur drei Männchen darunter, und auch dieſe nicht ſo ausgezeichnete Schläger.

Auch Herr von Clairville, ſpäter in Immendingen, ſetzte ebenfalls ſeine freundſchaftlichen Zuſchriften fort.

Ein befreundeter Franzoſe, der Sprachlehrer Jean Vincent Le Roux Laſerre, damals noch in Waltershauſen wohnhaft, correſpondirte, da er Schnepfenthal zu verlaſſen gedachte, (was auch nach der Hand geſchah) mit Bechſtein über eine anderweite Stelle, die ihm in Darmſtadt angetragen war, und eine Ausſicht, am Lyceum in Meiningen die Lehrſtelle der franzöſiſchen Sprache zu erhalten. Durch Bechſteins Vermittlung verwirklichte ſich der letztere Wunſch.

Herr Laſerre wurde ſpäter Legationsſecretair, leiſtete in der Zeit des Franzoſendrucks 1806, als Meiningen ebenfalls zum Rheinbund gezwungen wurde, nützliche Dienſte, und wurde im Jahr darauf zum Legationsrath ernannt.

Nicht minder blieb lebhafte Verbindung Bechſteins mit dem Freund und Schwager Dr. Reinecke in Weimar im Gang.

Dieſer äußerſt thätige Mann von erfinderiſchem Geiſt hatte auch eine Geogonie ausgearbeitet und ein Syſtem der Oryktognoſie, worüber er Bechſtein ſchrieb. Im April 1802 meldete er, daß ſein Engagement bei Bertuch Johanni zu Ende gehe.

Aus einem Briefe Bertuchs an Reinecke geht die große Vielſeitigkeit der Geſchäfte hervor, denen letzterer ſich für das Bertuchſche Inſtitut unterzog; es waren Leitung und Correctur der Illuminationen der Tafeln zur Allgemeinen Naturgeſchichte, wie der zu La Cepede, Land-charten, ein großer Erdglobus, ein Atlas minimus, Mitarbeiterſchaft an den geographiſchen Ephemeriden, Theilnahme am Hand-Atlas ꝛc.

Reinecke verließ Bertuch im Sommer 1802 und wählte Eiſenach zu ſeinem Aufenthaltsort.

Im Reichsanzeiger 1802 Nr. 322 erſchien von Seiten der Winterſchmidtiſchen Kunſthandlung eine Ankündigung von Bechſteins Portrait in fein ausgemaltem Abdruck, zu 1 Gulden, nebſt der Bemerkung: Die Biographie dieſes geſchätzten Naturforſchers hofft man im kommenden Jahre unentgeltlich nachliefern zu können. — Da Bechſtein von dem ganzen Unternehmen nichts wußte, ſo konnte ihn auch die Ankündigung nicht erfreuen. Unberufen ins Leben gerufene Biographien und Portraitbilder können Betheiligten nur widerwärtig ſein, ſelbſt wenn die Abſicht auf einem höhern Standpunkt, als auf dem kaufmänniſchen Erwerbshoffnung geſtellt erſcheint, und ſo fand ſich Bechſtein veranlaßt, Einiges gegen jenen Vorgriff in Nr. 5 des Reichsanzeigers 1803 einrücken zu laſſen.

Hierauf entſchuldigte ſich unterm 29. Januar der Kunſthändler Winterſchmidt damit, daß der Hof- und Cammerrath Plank zu Eichſtädt ihn zu dem Unternehmen veranlaßt habe, und überſandte 1 Exemplar des Portraits, wünſchte, daß es ähnlich befunden werde, und bat, daß Bechſtein ihm mit einigen Zeilen ſeine Schuldloſigkeit bezeuge. Dieſen Wunſch erfüllte Bechſtein auf eine humoriſtiſche Weiſe in Nr. 43 des Reichsanzeigers.

Unter dem colorirten Profil-Bilde ſteht: Buddeus pinxit, der Name des Dargeſtellten und die Firma. Das ſtarke Haar fällt ſchwach gelockt über den Nacken herab; das Geſicht hat wenig Ausdruck. Das Bild mag ziemlich ſelten geworden ſein; das überſandte Exemplar wurde eingerahmt, und zierte, ſo lange ich mich erinnern kann, die Wohnſtube von Bechſteins Mutter, welche er mit ſeiner Familie nach Dreißigacker genommen hatte. Wir fanden es von allen übrigen noch in ſpätern Jahren am ähnlichſten.

Der übrigen von Bechſtein vorhandenen Bildniſſe werde ich in einem beſondern Verzeichniſſe gedenken. Sie weichen alle weit mehr von einander ab, als daß ſie ſich gleichen.

Im Ausgabebuch von 1803 findet ſich für ein gemaltes Bild notirt: Mein Portrait 9 Rthlr. 18 gr., Glas dazu 20 gr. Dies war ein Paſtellbild vom Hofmaler Bach gemalt.

In dieſem Zeitraume fand auch noch ein lebhafter Privat-Briefwechſel Bechſteins Statt mit einem Künſtler in Caſſel, Namens A. Bartholomäy. Dieſer beſchäftigte ſich damit, Vögel aufzulegen, ein ſehr anziehender Kunſtzweig, der, meiſterhaft geübt, wie es bei Bartholomäy der Fall war, eben ſo belehrend wirken konnte, als er eine ſchöne Zimmerverzierung gewährte. Ueber eine naturtreue Zeichnung des Vogelkörpers wurden die natürlichen Federn (nur im Kleinen) geleimt, und ſo erhielt das Bild die Geſtalt einer Vogelhälfte. Augen wurden von Glas eingelegt, Schnabel und Füße gemalt, nebſt einem paſſenden Boden. Ein herrlicher, in dieſer Weiſe ausgeführter Goldfaſan zierte ſtets das Wohnzimmer Bechſteins, und eine reiche Sammlung anderer Vögel ſeine Arbeitsſtube, auch für die Forſtakademie wurden manche Stücke ſolcher Art angeſchafft.

Später wurden noch manche Vögel geſendet; die vollſtändigſte Sammlung aber von den Arbeiten Bartholomäy's beſaß ein Herr von Truchſeß zu Bundorf.

Nach Bechſteins Tode beſtand deſſen Sammlung außer dem erwähnten ſchönen Goldfaſan noch aus 38 aufgelegten Vögeln unter Glas und Rahmen, welche in der Auction ſeines wiſſenſchaftlichen Nachlaſſes in ſechs Partien um 7 Gulden 24 Kreuzer verſchleudert wurden.

Schließlich ſei über Bechſteins Privatleben in dieſem Zeitraum hier einiges eingeſchaltet.

Gleich im erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Dreißigacker trat er in die, durch den Herzog 1793 ſelbſt neuorganiſirte Schützengeſellſchaft zu Meiningen ein, in der er viele Jahre hindurch gern weilte und frohe Stunden genoß. Cramer war in jener Zeit Schützenmeiſter. Fern von der Einſeitigkeit eines Stockgelehrten, weilte Bechſtein nicht minder gern, wie im Schooße der Natur und in der, der Beobachtung günſtigen Einſamkeit, in heitern Geſelligkeitskreiſen, und übte auch in ſeinem Hauſe eine freundliche Gaſtlichkeit.

Vielfachen Fremdenbeſuch brachte ſchon ſeine Stellung und die Anſtalt mit, aber auch die Meininger Freunde: Bierling, Keyßner, Kammerrath Caroli, Kammeraſſeſſor Schenk, Laſerre, Kämmerir Kleinenhagen, Kammerſecretair Hartmann u. A. beſuchten bisweilen mit ihren Familien und wurden beſucht, und mit Allen blieb die Freundſchaft bis zum Tode erhalten. Von Waltershäuſer Freunden beſtand mit der Familie des Rath und Amtmann Langheld, des nachherigen Superintendenten Jacobi, des Oberförſter Hellmann, des Dr. Braun u. A. die alte Freundſchaft dauernd fort. Als Gehülfin der wackern Hausfrau war ein junges Mädchen, Louischen Bauſe aus Waltershauſen, eine ehemalige Schülerin Bechſteins von ſeinen Candidatenjahren her, im Hauſe.

Die Caſinoconcerte, Bälle und Redouten, nicht minder die Comödien in der Stadt wurden gern beſucht, und ſo neben dem Ernſten und Wichtigen des Berufes und der Stellung auch der Lebensfreude und dem Kunſtgenuß ihr Theil vergönnt. Für Nothleidende und Hülfsbedürftige hatte Bechſtein nicht minder offene Hand, wie für gemeinnützige Anſtalten, Verſchönerungen und dergl. Die Anlage einer Allee auf der Berghöhe am Wege von Meiningen nach Grimmenthal war mit ſein Werk, und er ſteuerte gern zu derſelben bei. Ebenſo wurde auf ſeinen Betrieb der felſige Fußpfad nach Dreißigacker mit Vogelbeerbäumen bepflanzt, die aber nach und nach alle wieder verſchwunden ſind.

Auf dem Grimmenthal ſelbſt, Stätte einer ehemaligen Hennebergiſchen Wallfahrtskirche, dann Hoſpital und Wirthshaus, noch jetzt beliebter Vergnügungsort der Meininger, weilte er oft und gern, ebenſo in Maßfeld, deſſen Wirthshaus früher mehr als jetzt von den Meininger Honoratioren beſucht wurde, wie denn überhaupt die früher ungemein lebhafte Neigung der gebildeten Einwohnerſchaft zu geſelligen Landpartien faſt ganz erloſchen iſt.

Einem armen Zögling, dem ſein Geld geſtohlen worden war, machte Bechſtein ein anſehnliches Geſchenk, und unterſtützte, bei nicht geringen Anforderungen, manchen ſonſtigen Armen.

Auch Gevatterſchaften traten ihm und ſeiner Gattin zahlreich nahe, und wo es irgend anging, verſagte er ſich, wie den Aeltern, nie die Freude, in Perſon der Taufe beizuwohnen.

Schon vor der Ueberſiedelung nach Dreißigacker hatte ſeine Frau der befreundeten Familie des Hofadvokaten Welcker in Georgenthal eine Tochter, Roſalie, aus der Taufe gehoben, die nach der Confirmation ganz in das Bechſteiniſche Haus aufgenommen wurde. Der Mai des Jahres 1802 brachte Ausflüge nach Liebenſtein und Altenſtein, im Juli und Auguſt führte eine Forſtreiſe über Hildburghauſen, Schalkau, Sonneberg in das ganze Meininger Oberland. Unterm 31. Juli wurde in das Ausgabebuch notirt: „Heute habe ich den Drei-Herren-Stein auf dem Heinersdorfer Forſt geſehen, nämlich die Grenze zwiſchen Meiningen, Bamberg und Bayreuth. Die Tettau bei Heinersdorf, die nach Kronach bis in den Main geht, iſt ein ſtarkes Floßwaſſer.“

Von einer ergiebigen Jagd, die im September deſſelben Jahres gehalten wurde, konnte den Waltershäuſer Freunden eine ſchöne Wildpretſendung gemacht werden, die ſich alſo notirt findet:

„Herrn Profeſſor Salzmann 1 Hirſch und 1 Dammhirſch,
„ Superintendent Bohn u. Amtmann Langheld 1 Dammhirſch,
„ Ziegler 1 Thier und 1 Wildkalb,
„ Amtscomm. Bauſe 1 Wildpretsbraten von der Jagd geſchickt.“

In demſelben Monat erſtreckten ſich die fortgeſetzten Gemeindewaldreviſionen auf die Gegend von Stedtlingen, St. Wolfgang, Henneberg, den Still bei Maßfeld und die Haßfurt bei Meiningen, und an dieſe ſchloß ſich die Ferienreiſe nach der lieben Kemnote an. Die Taxation über die oberländiſchen Forſte war im September 1803 beendet.

Freudig wurde auch das Kirchweihfeſt in Dreißigacker alljährlich begangen, mit mehr oder minder zahlreichen Gäſten, wobei Bechſtein ſtets den höchſt jovialen und liebenswürdigen Wirth machte. Und wie die Kirmſengerichte einen ſtehenden Typus hatten, ſo hatte er auch einige feſte Kirmſenanekdoten, die den Gäſten zu hören nie erlaſſen wurden, und nie verfehlten, allgemeine Heiterkeit zu erregen, zumal Bechſtein ſtets mit lautem Gelächter das Zeichen zu derſelben gab.

Nie habe ich in meinem Leben wieder einen Mann gefunden, der ſo ſchallend laut, und ſo herzlich lachen konnte, wie Bechſtein; er war eben durch und durch Gemüths- und Naturmenſch in hoher und edler Bedeutung des Wortes.

Die Kirmſenfreuden kamen nicht ganz billig zu ſtehen. Es findet ſich eine Aufzeichnung vom Jahr 1805: „Nach Ausrechnung meiner Frau koſtet die heurige Kirmeß 77 Gulden 9 Batzen 4 Kreuzer, ohne Holz, Mehl, Oehl ꝛc. alſo ungefähr in allem 80 Gulden.“

Am 28. October 1802 wurde eine abermalige Gevatterſchaftsfahrt, die beſſer gelang, als eine frühere nach Eiſenach, bei der das Wetter zur Umkehr genöthigt hatte, in Begleitung der Hausfrau zu der befreundeten Familie des Pfarrer Dittmar in Wollmuthhauſen ausgeführt, welcher Bechſtein einen Sohn aus der Taufe hob, und ihm den Namen des eigenen Sohnes Eduard Wilhelm gab. Auch mit dieſer Familie blieb treue Freundſchaft erhalten, und ich denke noch mit innig lieber Erinnerung an Stunden goldenen Jugendglücks, die mir ſelbſt in ihr zu Theil geworden ſind.

Der hoffnungsvolle Sohn Bechſteins war mit ſchönem Talent begabt, und früh entwickelte ſich in ihm des Vaters Neigung für Naturſtudien. Zur innigen Freude des Vaters, dem Fleiß über alles galt, hatten bereits Eduards Waltershäuſer Lehrer ſeinem Fleiße wie ſeinem Betragen die günſtigſten Zeugniſſe gegeben, und ſo war er durch des Vaters eigene Anleitung ſchon ſo weit vorgebildet, daß dieſer ihn als neunjährigen Knaben mit in manche Stunden der Anſtalt gehen ließ, und zwar bis in das 12. Jahr, wo er ihm andern Unterricht übergab, und namentlich dem des befreundeten Keyßner.

Der dritte Mai 1803 brachte eine Gevatterſchaft beim Buchdrucker Müller in Erfurt; der Juli eine Reiſe nach Wetzhauſen und auf die Bettenburg; dort wohnte der treffliche Freiherr von Truchſeß, eine edelkräftige Natur, Freund alles Schönen, Nützlichen und Tüchtigen, der gern begabte Menſchen bei ſich ſah, und nicht nach ihrem Rang und ihrer Geburt fragte.

Wie faſt jeder Mann, der thätigſte wie der unthätigſte, ein Steckenpferd, oder einige, oder einen kleinen Marſtall derſelben hat, und oft der Thätige noch mehr als jener, weil ſein Geiſt lebendiger iſt und nach vielſeitiger Richtung die Strahlen der Neigungen ausſtrömen läßt, ſo fehlten auch Bechſtein dieſelben nicht, aber ſie waren mindeſtens nicht heterogen, ſondern gingen aus ſeiner innerſten Natur hervor; es waren Haus- und Stubenvögel, Stachelbeeren und Blumen, namentlich Tulpen.

Das edelſte und unentbehrlichſte Steckenpferd des Gelehrten: Bücher, pflegte Bechſtein mit aller Liebe. Den Hauptbedarf lieferte Ettinger in der erſten Zeit des Aufenthaltes in Dreißigacker und es wurde für die Büchersammlung manches werthvolle und koſtbare naturwiſſenſchaftliche Werk erworben, nächſtdem auch manches andere, das der wiſſenſchaftliche Bedarf nicht gerade aufnöthigte, z. B. die allgemeine deutſche Bibliothek, Galettis thüringiſche Geſchichte, Codex Augusteus, Code Napoleon und Andere.

XI.

Literariſche Arbeiten. 1801 bis 1803.

Bechſtein's unausgeſetzte literariſche Thätigkeit wurde im Abſchnitt VI. bis zum Jahre 1801 geſchildert, und einige minder in das große Publikum gekommene Zweige derſelben im vorhergehenden zehnten Abſchnitt dieſer Biographie nachgewieſen. In den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes in Dreißigacker beſchäftigten nun lebhaft die Fortſetzungen des Begonnenen, und zu neuem wurde theils der Grund gelegt, theils trat es vollendet in's Leben.

Hauptſächlich waren es „Diana II.,“ Fortſetzung der „Getreuen Abbildungen“ der „Afrikaniſchen Vögel des le Vaillant,“ der „Amphibien-Naturgeſchichte von de la Cepede,“ dann das „Handbuch der Jagdwiſſenſchaft,“ das „ornithologiſche Taſchenbuch,“ die „vollſtändige Naturgeſchichte der ſchädlichen Forſtinſecten mit Schärfenberg“ und „die Naturgeſchichten für Kinder mit Figuren,“ die in dem oben angedeuteten Zeitraum vorbereitet und ausgearbeitet wurden.

Der zweite Band der „Diana,“ welcher 1801 bei Carl Wilhelm Ettinger in Gotha erſchien, enthielt ſchätzbare Beiträge von v. Burgsdorff, dem Darmſtädter Ornithologen Bekker, vom Forſtmeiſter v. der Borch, von Laurop, von Käpler, (über den Safthieb in Laubwaldungen) vom Herausgeber und Andern, und brachte das Mitgliederverzeichniß der Societät der Forſt- und Jagdkunde, deren noch ungedruckte Abhandlungen, etwas über deren Thätigkeit u. ſ. w.

Die „getreuen Abbildungen“ unterhielten den eigenthümlichen Briefwechſel mit der Verlagshandlung Schneider und Weigel in

Nürnberg, dem es nie an prickelnder Schärfe und Säure fehlte, und der deshalb manches beluſtigende Element enthielt. Der erſte Brief, welcher Bechſtein in Dreißigacker begrüßte, begann:

P. P.

„Wir gratuliren zur neuen Station und adreſſiren diesmal gleich die Ihnen fehlenden Hefte nach Meiningen.“

„Wie doch alles ſo veränderlich in der Welt geht! Wir glaubten, Sie würden Waltershauſen und Ihre erkaufte Oeconomie nie verändern.“

„Eben ſo wunderte uns, daß Bertuch Ihr Freund iſt, deſſen Unthiere in ſeinem Bilderbuch Sie einſt verdrängen wollten ꝛc.“

In einem Brief vom 22. Februar 1803 heißt es:

„Aber Lieber, warum ſenden Sie ſo wenig Zeichnungen? Die 2 Platten zum 1. Heft ſind fertig, was nutzen ſie ohne Fortſetzung? Haben Sie denn gar kein Sitzfleiſch mehr? Ich bitte alſo dringend um mehreres!“

Daß mißfällige Beurtheilungen der getreuen Abbildungen in kritiſchen Blättern dem Herausgeber etwa von Seiten dieſer Verlagshandlung mit zarter Schonung verſchwiegen geblieben wären, lag nicht in ihrer Tonart, ſie ſtieß vielmehr mit der Naſe darauf, als wenn der Herausgeber in den böhmiſchen Wäldern wohne, und keine deutſche Literaturzeitung zu Geſicht bekäme.

Im December 1803 wurde das fünfte Hundert der getreuen Abbildungen begonnen und zugleich Verhandlung gepflogen über die Fortſetzung der „Neuen Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim,“ welche auf Bechſteins Wunſch Schneider und Weigel nebſt dem Reſt der bei Müller in Schnepfenthal gedruckten Auflage übernehmen ſollten, es wurde dieß aber im ſcharfen Tone abgelehnt.

Doch — keine Regel ohne Ausnahme — ich fand im reichen Schutt zahlreicher Unhöflichkeiten eine höfliche Stelle, deren Wirkung den Eindruck erhöhen mußte.

„Nun treten Sie recht geſund das neue Jahr an und ſetzen Ihre Freundſchaft auch in demſelben fort, mit welchem Wunſche ich noch die

Verſicherung meiner aufrichtigen Hochachtung verbinde, mit der ich im neuen, wie im alten Jahre, verbleibe Ihr ergebenſter Freund und Diener ꝛc.

P. S. In den Jenaiſchen Ergänzungsblättern 1803 Nr. 80 ſteht, daß Sie die Nachtfalter Vögel genannt hätten." *)

Von Le Vaillants Afrikaniſchen Vögeln, die bei Monath und Kußler in Nürnberg erſchienen, waren bis zum Herbſt 1802 acht Hefte fertig geworden. Auch dieſe Firma erwähnte der Recenſionen, aber in wie anderm Tone! z. B. in einem Briefe vom 25. Februar 1801.

„In der Erlanger Literaturzeitung werden Ew. Wohlgeboren eine weitläufige Recenſion über Vaillant's Vögel geleſen haben. Wir können nicht entſcheiden, in wie fern die darinnen aufgeſtellten ſcharfen Bemerkungen gegründet ſind, und überlaſſen es Dero eigner Beurtheilung."

Oder in einem andern Briefe vom 17. Juli 1801:

„Aus der Anlage werden Ew. Wohlgeboren die Recenſion der Erlanger Literaturzeitung vom Vaillant erſehen. Verdienen dieſe Bemerkungen einige Erläuterungen, oder ſind ſolche einer Berichtigung würdig, ſo bitten wir, darauf Rückſicht zu nehmen."

Es iſt immer ein Zeichen der größten Unzartheit, wenn der Verleger ſeinem Schriftſteller mit einer gewiſſen Wichtigkeit abfällige Recenſionen des betreffenden Verlagswerkes zu Gemüthe führt und vorrückt, als wolle er ſagen: Siehe, Du haſt ein ſchlechtes, bitter getadeltes Werk geſchrieben, und mich damit hinter's Licht geführt, — denn wie viele von hundert abfälligen Recenſionen gehen wohl überhaupt aus unbefangenem, ganz parteiloſem, nur der Wiſſenſchaft oder dem Stoffe und der Behandlung der Bücher, nicht der Perſon des Autors, oder dem Geſchäft des Verlegers zugewandtem Urtheil hervor? Und wie viele werden dictirt von befangener oder hartnäckiger Anſicht, von Parteimeinung, von beſtochenem Urtheil, blindem Vorurtheil, Abneigung, Haß, Heimtücke, Schadenfreude, Eigendünkel, und wie die Dämonen ſonſt heißen, die in der Menſchenbruſt zum Schaden und Verderben Anderer ihre Schwingen regen? Macht doch häufig ein kritiſches Inſtitut gegen

---

*) Allerdings ein thüringiſcher Provincialismus.

das andere Partei, man haßt, grollt, ſchimpft, befehdet ſich, und wenn der Jahrgang ſo einer Literaturzeitung ſeinen kleinen Leſerkreis durchlaufen hat, wird er, wenn es hoch kommt, gebunden, dann auf das Bücherbrett zu ſeinen Vorgängern geſtellt, und da ſteht er mit allem ſeinen reichen Inhalt voll gediegener Wiſſenſchaftlichkeit und flachen Urtheils, voll Liebe, Bewunderung und Anerkennung, wie voll Haß, Tadel und Vernichtung, oft lange, lange Jahre, ungleich minder anziehend, wie eine Mumie Aegyptens, bis einmal zufällig ein Literat kommt, darin etwas nachzuſchlagen, und die wenigen kleinen Idole und den vielen Wuſt im Innern der literariſchen Mumie im Sarkophag von Pappendeckel und Kleiſter findet, die noch dazu gar zu ſelten eine Königsmumie iſt.

Monath und Kußler klagten ſehr über den Druck der damaligen Zeitverhältniſſe z. B. in einem Briefe vom 12. Febr. 1802:

„Die Zahlungen, ſo gewöhnlich während des Winters ſonſten bei uns eingegangen ſind, bleiben faſt durchgehends dießmalen zurück, welches von dem leidigen Krieg, der den allgemeinen Geldmangel bewirkt hat, herrührt. Hierzu hat ſich bei uns das übel verwaltete Staatsverhältniß unſerer Stadt und Landes geſellt, wodurch alle unſere reiche Stiftungen faſt gar nichs zahlen, worunter unſre Beamten, die Univerſität Altdorf und die damit verbundenen anſehnlichen Stipendien ſehr leiden, und wir alſo auch mit, da dem gelehrten Stand die gehörigen Salaria nicht gehörig verabreicht werden.“

Daher war der Abſatz des le Vaillant auch nicht nach Wunſch, und unterm 15. October 1802 kündigten M. und K. Bechſtein an, daß ſie die Fortſetzung bis auf künftige Zeiten einſtellen müßten.

Das in derſelben Handlung erſcheinende, von Bechſtein und v. Burgsdorff gemeinſchaftlich herauszugebende Handbuch der Jagdwiſſenſchaft, über welches, wie oben bemerkt, lange und weitläuftige Verhandlungen Statt gefunden hatten, ſollte nun auch endlich in das Leben treten, doch erhielt erſt im Sommer 1801 die Handlung Manuſcript; der Druck wurde beſchleunigt, und unterm 3. September ging von Nürnberg folgende für Bechſtein erfreuliche Nachricht ein:

„Im abgewichenen Monat haben wir nach Berlin eine Anzahl Exemplarien der Naturgeſchichte der Waldinſekten durch die Poſt ſenden müſſen, da ſolche dort eingeführt werden.“

„Dieß iſt nun für den Abſatz des Buches eine günſtige Verfügung, welches, wenn ſolche in mehrern preußiſchen Provinzen verordnet wird, einen noch größern Vortheil und eine baldige neue Auflage bewirken würde. Ein Glück wäre es für das Handbuch der Jagdwiſſenſchaft, wenn dieſes das erlebte, auf gleiche Weiſe allgemein empfohlen zu werden. — Jetzt da des erſten Theiles erſter Band der Jagdwiſſenſchaft fertig und in allen Buchhandlungen zu haben iſt, wäre es ſehr zweckmäßig, wenn eine kurze bündige Ankündigung dieſes Werkes in alle gelehrte Zeitungen eingerückt würde ꝛc.“

Sehr empfindlich für dieſes Unternehmen war v. Burgsdorffs am 18. Juni 1802 erfolgter Tod. Die Wittwe ſchrieb ſelbſt an Bechſtein über das Ableben ihres thätigen Gatten, den ein Schlagfluß getroffen, und ſandte die das Handbuch betreffende Manuſcripte aus ihres Mannes Nachlaß.

Bald darauf beklagten auch in einer Zuſchrift Monath und Kußler nicht nur v. Burgsdorffs Tod, ſondern auch die unverhoffte Stärke des zweiten Bandes der Jagdwiſſenſchaft, und unterm 19. Auguſt deſſelben Jahres ſchrieb Reichsgraf Mellin, den ein großes Unglück, der räthſelhafte Verluſt ſeines einzigen Sohnes, betroffen hatte, ſehr weitläuftig über ſeine Ausarbeitungen zum Jagdhandbuche, die er an v. Burgsdorff geſandt hatte, und davon ſich mehreres in deſſen Nachlaß nicht hatte vorfinden laſſen.

Ueber ſeinen Sohn machte der Reichsgraf folgende Mittheilung:

„Von meinem Sohne kann ich Ihnen leider gar nichts ſchreiben und ich fürchte, daß er verunglückt iſt, Auf Michaelis vorigen Jahres wollte er Halle verlaſſen und ich hatte auch alle Verabredungen mit ſeinem Onkel dem Miniſter von Voß getroffen, ihn ins Forſtfach ſeines Departements aufzunehmen, auch ihm das Geld zur Abreiſe geſchickt, als er mich bat, zu erlauben, noch eine Reiſe über Ballenſtädt durch den Harz und zurück über Wernigerode nach Berlin zu machen. Je voyagerai la plupart du temps à pied avec un guide, qui portera ma malle, par les montagnes ſchrieb er mir, und ſeit dieſer Zeit habe ich nichts weiter von ihm gehöret.

Jn Ballenſtedt iſt er beim Oberforſtmeiſter von Bock geweſen, wie der mir ſchreibt, und hat obigen Vorſatz ausführen wollen. Hier aber fürchte ich, ein ungetreuer Wegweiſer, vielleicht einer der vielen Vagabonden der Verabſchiedeten aus den vielen Freicorps, wird ihn überfallen, erſchlagen, geplündert und in eine Höhle geworfen haben, wo kein Menſch ihn finden konnte. Mein Freund, der Graf Stolberg zu Wernigerode hat vergeblich mit mir alle Nachforſchungen angeſtellet. Er iſt fort und ich ſehe ihn ſicher nie wieder. Bedauern Sie einen Vater, der nebſt zwei ſehr guten Töchtern, nur dieſen einzigen guten Sohn hatte. Leichtſinn konnte ihn nicht zu einem ſeiner unwürdigen Streich verleiten, es müßte alſo ſicher ſein, was ich vermuthe.“

Bechſtein ſchrieb über den muthmaßlichen Verluſt des jungen Reichsgrafen von Mellin dem bekümmerten Vater tröſtend und aufrichtend und erhielt im December 1802 eine abermalige das Handbuch betreffende Zuſchrift, welche mit der Stelle ſchloß:

„Für die freundſchaftliche Theilnahme, welche Sie mir über den vermuthlichen Verluſt meines Sohnes bezeigen, ſtatte ich Ew. Wohlgeboren den verbindlichſten Dank ab. Bis jetzt habe ich keine Nachricht von ihm erhalten, und es wird mir daher immer wahrſcheinlicher, daß er verunglückt iſt. Jetzt bleiben mir nur zwei ſehr gute, liebe Töchter, welche aber beide verheirathet, an zwei Majore unter dem Dragoner-Regiment Anſpach-Bayreuth, in Pommern, weit von mir wohnen. Jch befinde mich alſo mit meiner theuren, ſehr liebenswürdigen und kenntnißreichen Frau, einer Schwedin, geborenen Baroneſſe Schulz von Aſcheraden, hier in dieſer uns ganz fremden Gegend ganz iſolirt. Hätte ich vorherſehen können, daß ich meinen Sohn verlieren ſollte, ich hätte dieſen Kauf nie gemacht, denn für ihn hatte ich die Herrſchaft beſtimmt. Leben Sie wohl, Herr Bergrath, und erhalten Sie Ihre Zuneigung und Freundſchaft demjenigen, welcher das Vergnügen hat mit beſonderer Hochachtung zu ſein

Ew. Wohlgeboren
ſehr ergebener Diener
Reichsgraf v. Mellin."

(Naumburg am Bober über Dresden und Sorau d. 13. Dec. 1802.)

Der Sohn des Grafen war ein blühend ſchöner, von allen, die ihn kannten, geliebter junger Mann, fleißig und wohlgeſittet; er war in Dr. Reinecks Hauſe ein täglicher Gaſt, und hob den Sohn des letztern aus der Taufe. Von etwas romantiſcher Neigung, liebte er Fußreiſen in Gebirgsgegenden. Nie hat man wieder von ihm gehört.

Unter ſolchen Umſtänden, wie ſie aus des Grafen Mellin Briefen erhellten, konnte die Fortſetzung des Handbuchs der Jagdwiſſenſchaft nur langſam Weiterſchritte machen, und die Zeitverhältniſſe erſchienen nicht aufmunternd.

Dennoch wünſchten im Sommer des Jahres 1803 die Verleger die Uebernahme eines neuen Manuſcriptes aus Bechſteins Feder, indem ſie ſchrieben:

„Für die bevorſtehende Leipziger Oſtermeſſe können wir noch ein Manuſcript von einem Alphabet, auch einige Bogen mehr gebrauchen. Angenehm wäre es uns, wenn Ew. Wohlgeboren eines dergleichen von einem guten praktiſchen Gegenſtand ausarbeiten würden, und uns mit den Bedingniſſen bekannt machen wollten. Forſt- und Naturhiſtoriſche Bücher ſind gegenwärtig das Lieblings-Studium, daher wünſchen wir vorzüglich von Denenſelben eine Ausarbeitung über dieſe Wiſſenſchaften zu erhalten."

Die Fortſetzung der Uebertragung von La Cepede brachte Bechſtein, der mit Liebe daran weiter arbeitete, viele Briefe von Merrem, Schneider und Bertuch. Der erſtere entſchuldigte mit amtlichen Geſchäften, Krankheit und ſonſtigen Abhaltungen den Mangel ſeiner Beiträge und Anmerkungen für das amphibiologiſche Werk, und ſchrieb unter Anderm am 14. Januar 1801:

„Jetzt, da ich die Lehrſtelle der Cammeralwiſſenſchaften, die mich zu ſehr von allen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und ſelbſt eigenen Unterſuchungen abhielt, zum Theil niedergelegt habe, erhalte ich, ſobald die Bibliothek meines ſeel. Oheims (Profeſſor Berg in Duisburg) verkauft ſein wird, welches im nächſten Monate geſchieht, mehr Ruhe, und bin gern erbötig, Ihnen Beiträge und Anmerkungen zu dem La Cepede zu liefern, wenn ſie Ihnen noch angenehm ſein ſollten, da bereits die beiden erſten Bände erſchienen ſind, denen Sie ſo große, ſo weſentliche Vorzüge vor dem Originale gegeben haben, daß ich mit Ihnen zürnen möchte, daß Sie nicht viel lieber ſelbſt eine Geſchichte der Amphibien ſchrieben, als dieſe überſetzten.

Vorzüglich danke ich Ihnen für Ihre trefflichen Beobachtungen der inländiſchen Arten, wobei ich nichts mehr gewünſcht hätte, als daß Sie die Verwandlung der Waſſerſalamander durch Kupfer erläutert hätten, da ich, ſo lange ich hier bin, nur einzelne, in den letzten Jahren gar keine mehr habe finden können. Bei **Lacerta agilis** kann ich nicht ganz mit Ihnen übereinſtimmen, da ich überzeugt bin, daß **Laurenti's Seps muralis** eine eigene Art ausmache, vielleicht auch **Seps sericeus** und **Argus Lacerta viridis** ſah ich nie ꝛc."

Dieſer Brief, darin Merrem ſich zu einem ganzen Band amphibiologiſcher Beiträge erbot, ſchloß mit einem ſchmeichelhaften Wunſche:

„Erlauben Sie mir, verehrungswürdigſter Herr Forſtrath noch eine Bitte, ehe ich ſchließe, ſie iſt gewiß die Bitte Vieler: daß Sie uns nämlich bald mit der Fortſetzung Ihrer gewiß vielen ſo nützlichen, ſo belehrenden, ſo viele eigene Bemerkungen enthaltenden Naturgeſchichte Deutſchlands beſchenken wollen ꝛc."

An der von Merrem erwähnten großen grünen Eidechſe, und um über dieſelbe ins Klare zu kommen, ſchien viel gelegen. Bechſtein ſchrieb ſogar wegen derſelben an ſeinen Freund Clairville, der ſich damals theils in Tuttlingen, theils in dem nahen Dörfchen Immendingen bei einem Baron von Schreckenſtein befand und auf die Anfrage erwiederte: „Ich habe wegen der großen grünen Eidechſe an den Ufern des Genferſees mehrmals geſchrieben, aber ohne Erfolg. Endlich hat man mir ſicher für nächſten Frühling eine verſprochen. — Haben Sie das Werk über die Salamander Frankreichs von Latreille geſehen?"

Bertuch, der ungemein thätige Verleger des Amphibienwerkes, rieth, den 4. Band, da er ſo ſehr anſchwelle, in 2 Theile zu theilen, und verwandte ſich ſelbſt äußerſt lebhaft für das Unternehmen, ſchrieb wegen Zeichnungen an Blumenbach, ließ alle einſchlagenden Werke kommen, und äußerte unterm 25. Januar 1801 in einer Nachſchrift:

N. S. Hier ſchicke ich Ihnen einen Beiſchluß von Freund Batſch, und eine nagelneue Neuigkeit aus Paris: Daudins Amphibien 1. und 2. Lieferung, die ich ſo eben erhalten habe, und Ihnen mittheile, doch mir baldigſt zurück erbitte. Wie ich ſehe, ſind hier ſchon neue Arten des Laubfroſches drinn, und vermuthlich kommen mehr neue Species auch von andern. Damit uns nun nicht etwa ein ſpeculirender Ueberſetzer in die Quere kommt, und den Daudin zum Nachtheile des La Cepede liefert, ſo machen Sie doch ſogleich in der A. L. Z. und im Reichs-Anzeiger bekannt, daß Sie alles Neue, was Daudin hat, ſowohl Sache als Figuren, theils im La Cepede ſelbſt aufnehmen, theils in einem Supplement-Bande mit Herrn Schneiders Beiträgen zugleich liefern würden, ſo, daß jeder Naturforſcher und Liebhaber der Natur-Geſchichte in unſerm La Cepede gewiß eine vollſtändige Synopsis der Amphibien, ſo wie ſie dato nur exiſtiren könne, habe. Und bei dieſer Gelegenheit können Sie auch noch etwas über den Fortgang unſers La Cepede ſagen. Schicken Sie mir dieß Avertissement baldigſt."

Im März ſicherte Merrem die Ausarbeitung eines Supplementbandes zu, der nach jenem kommen ſollte, den Schneider ausarbeitete, und ſtellte ſeine ganz billigen Bedingungen, allein vielfache Inanſpruchnahme hinderte ihn vorerſt an der Ausarbeitung, was er im Auguſt an Bechſtein meldete. In dieſem Brief erwähnt er unter anderm:

„Vorgeſtern habe ich eine hübſche Kröte gefangen, die in der Zeichnung mit Laurenti's Bufo viridis und Pallas Rana variabilis ſehr genau übereinſtimmt, außer daß alles bei ihr hochroſenroth erſcheint, was bei dieſen grün iſt. Sie beſtärkt mich in der bereits von Ihnen vorgetragenen Meinung, daß dieſe Kröten nur Varietäten der gemeinen ſeien ꝛc."

Der dritte Band des La Cepede erſchien 1801. Der vierte und fünfte 1802, mit ſorgfältiger Benutzung aller vorhandenen deutſchen Arbeiten. Bei der **Rana Merremii** (Nr. 5 S. 80) konnte Bechſtein indeß nicht unterdrücken, in einer Anmerkung ſein Bedauern auszuſprechen, daß **Dr. Seetzen** die Beſchreibung ſeiner neuen Schlangen nicht vollſtändig liefere, und ihm ſeine amphibiologiſchen Bemerkungen nicht mittheile.

Bechſtein ſandte ſeinen Freunden jeden Band; Merrem dankte für den 3. unterm 9. Februar 1802, und ſchloß ſeinen Brief mit einigen anziehenden wiſſenſchaftlichen Bemerkungen:

„Ueber **Coluber Berus** haben Sie ein helles Licht verbreitet, deſſen Wiederſchein die ganze Geſchichte der Schlangen belebt. **Coluber Francisci Redi** habe ich neulich aus der Sammlung des Hofkammeraths Beuth in Düſſeldorf hier gehabt. Er iſt bei ſeiner großen Aehnlichkeit mit **Col. Berus** doch durch den Kopf zu weſentlich unterſchieden, um nicht als eine eigene Art angeſehen werden zu müſſen. Ihr **Col. Thuringicus** war mir eine auffallend neue Erſcheinung; beim Anblick des Kupfers hielt ich ihn für **Coronella austriaca**, das iſt er aber wohl gewiß nicht, wie Sie bemerken, ich wollte aber auch wohl dafür einſtehen, daß er nicht giftig ſei. Sollten Sie mir nicht ein Exemplar desſelben beſorgen können; Sie würden mich ſehr dadurch verpflichten. Aus dem Beuthiſchen Cabinette habe ich auch eine Viperhaut erhalten, von welcher ich feſt glaube, daß ſie dem **Crotalus mutus** gehöre. Ueberhaupt hoffe ich einige Aufſchlüſſe über dunkle Schlangen, und mehre neue Arten zu liefern, und einen großen Theil genauer, wie es bis jetzt geſchehen iſt, beſchreiben zu können.

Gott erhalte Ihr Leben und Ihre Geſundheit zur Verbreitung der Kenntniß Seiner Werke. Dies wünſcht von ganzem Herzen

Ihr

aufrichtigſter Verehrer

B. Merrem."

Mittlerweile war der vierte Band auch fertig geworden, Schneider fragte an, ob Bechſtein von Seetzen und Merrem Beiträge erhalten habe, oder bekommen ſolle, ob er die Werke von Lareille und Daudin habe, und aus dieſen ſelbſt die neuen Arten übertragen, oder dieß ihm überlaſſen wolle, ob er Cuviers Bemerkungen über den Unterſchied des ägyptiſchen und amerikaniſchen Krokodils beſitze u. dgl.? Bertuch ſorgte indeß für alle nöthigen literariſchen Hülfsmittel getreulich, ſandte Daudin und Ruſſel, und trieb zur baldigen Ablieferung des 5. wie zur Anordnung des 6. Bandes an. Auch ein Brief Schneiders an das Landes-Induſtrie-Comptoir wurde mitgetheilt, aus dem hervorging, wie ſehr der verdiente Mann ſich die Sache angelegen ſein ließ, dem Werke möglichſte Vollkommenheit geben zu helfen.

In dieſem Zeitraum hatte Bechſtein den Gedanken zur Herausgabe ſeines *Ornithologiſchen Taſchenbuches* erfaßt, und ſich mit aller Energie ſeines lebendigen Geiſtes an die Ausführung gegeben. Bedürfniß wie Nutzen eines ſolchen Buches, beſonders auf natur- und jagdwiſſenſchaftlichen Excurſionen leuchteten ihm ein, und er ſprach ſich darüber, wie über die von ihm in dieſem Werke befolgte *Methode* in der Vorrede genügend aus.

Da der literariſche Verkehr mit Bertuch damals wegen Pennant und La Cepede lebhaft unterhalten war, ſo trug er dieſem vertrauungsvoll den Verlag an, aber die Antwort lautete abſchläglich.

Gleichzeitig ſtellte der Buchhändler *Carl Friedrich Enoch Richter* (Firma Gleditſch in Leipzig) an Bechſtein den Antrag, ob er ihm für ſeinen Verlag nicht eine: *Kurzgefaßte Forſtſchule* ausarbeiten wolle? Bechſtein ſcheint dazu keine Luſt bezeugt zu haben, aber er trug Richter, nebſt dem Commiſſionsvertrieb des oben erwähnten Liederbuchs, das ornithologiſche Taſchenbuch an, und es kam bereits im Sommer 1801 über letzteres die nöthige Uebereinkunft zu Stande. Bechſtein wählte lateiniſchen Letternſatz, anſtändiges Taſchenbuchformat und es wurden 1 ½ Louisd'or für den Octavdruckbogen für die erſte Auflage bedungen, für eine zweite die Hälfte, wie für die Zuſätze auch 1 ½ Louisd'or.

Es konnte nicht fehlen, daß Bechſtein bei dieſer neuen Arbeit ſich der Bereicherungen hülfreicher Freunde gern bediente, und ſo gingen namentlich G. *Bekkers* in Darmſtadt anziehende ornithologiſche Beobachtungen und Mittheilungen in zahlreichen Anmerkungen in das Taſchenbuch über, ebenſo die des Königlich Preußiſchen Kreisgerichts-Deputirten und Landhofgerichts-Aſſeſſors in der freien Standesherrſchaft Wartenberg: Sylvius Auguſt von Minckwitz, dem Bechſtein aus wahrer Hochachtung und Freundſchaft das ornithologiſche Taſchenbuch widmete.

In G. Bekkers Einſicht und Kenntniſſe ſetzte Bechſtein ein ſo hohes Vertrauen, daß er ihm ſogar das Manuſcript zur allenfallſigen Bereicherung überſandte. Bekker ſchickte daſſelbe erſt im Januar 1802 zurück mit mancher Bemerkung von ihm und Borckhauſen und mit der Bitte, auf die bildliche Darſtellung der ordnungsmäßigen und generiſchen Kennzeichen alle Rückſicht zu nehmen, ein Wunſch, der aber erſt beim Erſcheinen des 3. Bändchens des ornithologiſchen Taſchenbuchs (1812) die verdiente Berückſichtigung finden konnte.

Jetzt drängte Enoch Richter um das Manuſcript, damit das Buch bis zur Oſtermeſſe erſcheinen könnte; er erhielt mehr, als er erwartet, wie aus einem Briefe vom 5. März 1802 hervorgeht, 33 Zeichnungen ſtatt 12 urſprünglich ausgemachter, und ſo viel Manuſcript, daß er ſich zu dem Wunſch bewogen fand, Bechſtein möge in das Ganze eine Abtheilung bringen. Dies geſchah denn, und der erſte Band wurde in zwei Hälften, die erſte im September 1802 ausgegeben.

Die Verbindung mit Clairville blieb namentlich in ornithologiſcher Beziehung lebendig. Dieſer überſetzte nächſt Bechſteins Naturgeſchichte der Stubenvögel auch das Darmſtädter Vogelwerk in's Franzöſiſche, es ſcheint ihm aber nicht geglückt zu ſein, den Lohn ſeiner Mühe zu ärnten.

Im Januar 1802 ſchrieb G. Bekker an Bechſtein:

„Herrn von Clairville verſichern Sie gefälligſt der Dankbarkeit der Herausgeber der deutſchen Ornithologie für die gut beſorgte Ueberſetzung des 4. Heftes. Noch hat keine franzöſiſche Ausgabe der Ornithologie zu Stande kommen können, weil ſich hierzu noch kein ſolider Mann fand, mit dem ich den nöthigen Contract ſammt den mancherlei desfallſig nothwendigen Maasregeln hätte abſchließen können."

Clairville ſelbſt ſchrieb unterm 8. Dec. 1802 unter andern an Bechſtein:

„Es ſcheint, daß Herr Ettinger die Ueberſetzung Ihrer „Stubenvögel" nicht drucken laſſen kann, oder durchaus nicht will. Ich erſuche

Sie daher, ihm mein Manuſcript abfordern zu laſſen. Wenn er es nicht zurückgeben will, dann bin ich feſt entſchloſſen, ihm den Reſt des Textes nicht zu geben, der indeß ſchon ſeit langer Zeit fertig iſt.“

Während der Druck des ornithologiſchen Taſchenbuchs und die Arbeit an deſſen zweiten Theil im Gang war, verband ſich Bechſtein mit dem tüchtigen Entomologen Scharfenberg, Pfarrer in dem Meining'ſchen Dorfe Ritſchenhauſen, nur ¾ Stunden von Dreißigacker, zur Herausgabe eines eben ſo wichtigen als umfaſſenden Werkes, nämlich der „Vollſtändigen Naturgeſchichte der ſchädlichen Forſtinſecten.“

Georg Ludwig Scharfenberg war ein Mann von ſehr glücklichen Anlagen, wiſſenſchaftlicher Bildung und außerordentlichem Fleiße, zugleich nach mehr als einer Richtung hin ſtrebſam, ja ſein Wiſſen und Weſen ſcheint polyhiſtoriſch aus einander gegangen zu ſein, während er doch in mehr als einem Zweige des erſtern höchſt tüchtig war. Auch er war mit Herrn von Clairville befreundet, und recht innig mit Hofrath Reinwald, dem Herzoglichen Bibliothekar in Meiningen, Schillers Schwager, mit dem er (er war viel älter als Bechſtein) ſchon von 1774 an correſpondirte und zwar zuerſt in einem ſehr geläufigen Franzöſiſch, und mit ungemein viel guter Laune, obgleich er ſchon in einem Briefe von 1775 gegen Reinwald, der auch Hypochonder war, über Hypochondrie klagte. Damals befand er ſich als Hofmeiſter eines Junkers von Hanſtein zu Wahlhauſen, ohnweit Heſſen Allendorf an der Werra; früher war er im v. Wohlzogen'ſchen Hauſe zu Bauerbach Informator geweſen und ſpäter nahm er eine Stelle auf dem Edelhofe Scharzfels im Fürſtenthum Grubenhagen an; dann war er in Bockerode bei Thiedenwieſen im Hannöriſchen. Er correſpondirte mit Reinwald über Literatur, war ein Freund des Witzes und der Epigramme, ſammelte Siegel, ritt das etymologiſche Roß, ſchrieb mit Runenzeichen und erhielt in den 90er Jahren die Pfarrerſtelle zu Ritſchenhauſen und Wölfershauſen. Dort half er Reinwald hennebergiſche Idiotismen ſammeln, widmete aber vorzugsweiſe der Neigung für entomologiſche und namentlich lepidopterologiſche Studien viele Liebe, legte eine Sammlung an und arbeitete bereits 1792 an dem Scribe'ſchen Journale für die Liebhaber der Entomologie, und deſſen Beiträgen zur Inſectengeſchichte mit. Dabei war er ein treuer Seelſorger und führte ſeine Kirchenbücher und die Ortschronik mit ſo viel hiſtoriſchem Sinne, daß ſie als ſolche wahre Muſterwerke zu nennen ſind.

Mit dieſem Manne verband ſich Bechſtein und trug den Verlag des neuen Unternehmens ſeinem Verleger Enoch Richter ebenfalls an. Dieſer ſchrieb darüber unterm 1. December 1802, und es geht aus ſeinem Briefe hervor, daß urſprünglich dem Werke keine illuminirten Abbildungen beigegeben werden ſollten.

Scharfenberg ſagte freudig ſeine Mitwirkung zu und entwickelte in einem Briefe vom 14. December 1802 die Anſichten, nach denen er bei dem ihm zufallenden Theile der Arbeit zu Werke zu gehen gedachte.

Auch Clairville äußerte ſich in einem freundlich theilnehmenden Brief über das neue Unternehmen; er ſchrieb aus Emmendingen bei Tuttlingen in Schwaben den 26. Januar 1803:

„Ich bin erfreut zu hören, daß Sie mit Herrn Scharfenberg an einem Verzeichniß der Forſtinſecten arbeiten; es wird ſehr intereſſant werden, und wenn es auch von Anfang nicht ganz vollkommen iſt, ſo wird es dieß allmählig werden, man muß einen erſten Schritt dazu thun. Ihr ornithologiſches Taſchenbuch iſt der Beweis davon. Die zweite Ausgabe wird viel genauer und bedeutender als die erſte werden. Ich zweifle nicht, daß Ihnen von allen Seiten Beobachtungen zuſtrömen werden, unter denen ſich gewiß einige gute finden. Es fehlt Ihnen nicht, wie es ſcheint, an Arbeit, da Sie dieſelbe aber vollkommen gut machen, ſo kann man Sie nicht beklagen, man kann nur wünſchen, dieſelben bald erſcheinen zu ſehen. Wenn Sie Gelegenheit haben, den Durchlauchtigſten Herzog zu ſehen, ſo ſagen Sie ihm gütigſt, wie dankbar ich für ſein Andenken und ſeine Güte bin, und verſichern ihm meine Ehrfurcht.

Warum verläßt Jean Paul Meiningen, um nach Coburg zu gehen? Er ſchien ſich dort ſo wohl zu befinden!

Ich umarme Sie von ganzem Herzen und bin aufrichtig
Ihr
Clairville.“

Im Juli 1803 ſandte Bechſtein die erſte Abtheilung der ſchädlichen Forſtinſecten an den Verleger ab.

Nachmals des ornithologiſchen Taſchenbuches zu gedenken, ſo erſchien deſſen zweiter Theil 1803, und der dritte ſollte ihm bald folgen. Schon der zweite Theil ſollte hauptſächlich die Gattungskennzeichen der Vögel bringen; die Zeichnungen und Anordnungen derſelben beſorgte G. Bekker, und da das von demſelben gewählte Queer-Quartformat dem kleinen Namen des Taſchenbuches gar nicht entſprach, und der Verleger deshalb Bedenklichkeiten erhob, ſo ſuchte Bekker dieſelben in einem Briefe an Richter ausführlich zu widerlegen, dem er folgende Nachſchrift anfügte:

„Herr Kupferſtecher Suſſemihl verfertigt gegenwärtig keine andere Arbeiten, als für unſere Ornithologie, und dieſe beſchäftigt ihn Jahr ein Jahr aus beſtändig. Herrn Bechſtein und nun auch Ihnen zur Liebe, ſoll derſelbe jedoch nach und nach die Kupfer zum Taſchenbuche ſtechen. Dieß noch auf Ihre desfallſige Anfrage.“

Mancherlei Hemmendes trat jedoch dazwiſchen; der in Rede ſtehende dritte Theil des Taſchenbuchs erſchien erſt 1812 und Bechſtein wollte mit ihm zugleich die zweite Ausgabe des erſten Theils erſcheinen laſſen, daher ſpäter weiter davon die Rede ſein wird. Auch lieferte nicht Herr Suſſemihl in Darmſtadt, ſondern Nußbiegel in Nürnberg die Stiche der Kupferplatten.

Die Bearbeitung des zweiten Bandes der zweiten Auflage von der Naturgeſchichte Deutſchlands blieb ohnerachtet des vielen in dieſem Zeitraum begonnenen nicht ausgeſetzt, obſchon ein kleines Mißverſtändniß in Rechnungsangelegenheiten die beiden Geſchäftsfreunde Cruſius und Bechſtein zu entzweien drohte.

Cruſius ſtets ehrenhaftes und beſonnenes Weſen wußte immer die heftige, obſchon im Grunde herzenstüchtige Natur Bechſteins wieder auf das rechte Gleis der Freundſchaft hinzulenken, und ſo ſchrieb er auch in Bezugnahme auf die Naturgeſchichte Deutſchlands:

„Leipzig, den 9. Febr. 1803.“

„Ew. Wohlgeboren

haben mich ganz ausnehmend erfreuet, daß Sie die Gewogenheit haben, alle unſere Fehden auf einmal beizulegen. Ich werde mit größter Sorgfalt es zu verhüten bemüht ſein, daß je wieder Mißverſtändniſſe unter uns obwalten ꝛc.“

Irrungen im geſchäftlichen Verkehr zwiſchen Schriftſtellern und Buchhändlern ſind in vielen Fällen unausbleiblich. Zwei Brücken aber führen über den Strom der Leidenſchaftlichkeit und die Klippen herzenentfremdenden Zwieſpaltes leicht und ſicher zum Friedenstempel: Achtung der gegenſeitigen Perſönlichkeit und Wahrung des gegenſeitigen Intereſſes. Am Ufer ſteht die ſimple Warnungstafel mit der Aufſchrift: Ne quid nimis!

Schließlich ſei nun der Unternehmung mit den naturhiſtoriſchen Figuren gedacht, die für Bechſtein ſo manches Unangenehme und Verdrüßliche in ihrem Gefolge hatte.

Wie oben bereits erwähnt wurde, hatte Bechſtein durch einen geſchickten Arbeiter, Schulz, zahlreiche Thierfiguren in Papiermaché fertigen laſſen und andere von Holz in Tyrol beſtellt.

Er wollte nicht eher mit dem Unternehmen öffentlich hervortreten, bis jede der ſechs Abtheilungen, jede zu 12 Thieren, in genügender Anzahl vorräthig ſei.

Schulz war nach Gotha gezogen, hatte dort weiter gearbeitet, ſprach im October 1802 gegen Bechſtein die Idee aus, dort eine Papiermachéfabrik zu bgründen, und fragte an, ob Bechſtein Theilhaber derſelben werden wolle, da ein vortheilhafter Abſatz nicht fehlen könne. Bechſtein lehnte dieſen Antrag ab, und ſprach nur den Wunſch aus, daß Schulz ſeine Figuren nicht nach den für ſein Unternehmen beſtimmten Muſtern bilden möge, was dieſer auch zuſicherte. Im April 1803 kam er nach Dreißigacker, und mit Bechſtein überein, die ganze Sammlung vollends für ihn zu fertigen, an der Zahl 7000 Stück, und nach und nach zu ſenden. Der erſte Transport traf im Juni ein, und die Ausgabe dafür betrug nebſt Fracht nahe an 100 Thaler. Ein zweiter Transport von gleicher Menge und gleichem Werth kam Anfangs Auguſt, ein dritter Anfangs November, ein vierter im December, und als das Jahr zu Ende ging, hatte Bechſtein nur an Schulz über 400 Thaler für dieſe Thierfiguren ausgegeben. Jetzt ließ er eine einleuchtende, populäre Ankündigung drucken, und hoffte vom Erfolg das günſtigſte. Wie es damit ging, folgt, um dieſe Abtheilung nicht über Gebühr auszudehnen, in einer ſpätern.

XII.

Die Forſtacademie Dreißigacker in ihrem erſten Luſtrum, 1803 bis 1807.

Zu welchem Blüthenſtand das Forſtinſtitut zu Dreißigacker ſich in dem erſten Decennium ſeines Beſtehens erhoben, mag der Umſtand darthun, daß ſich im Jahr 1803 die bisherige Einnahme und Ausgabe in der Art herausſtellte, daß erſtere 3306 Gulden rhein. 12 Kreuzer, letztere von 1408 Gulden 49 Kreuzer betrug, ſich mithin ein Reinertrag von 1897 Gulden 33 Kreuzer ergab, den die Academie eingebracht.

Alles hatte guten Fortgang, die Lectionen wurden regelmäßig gehalten, und auch die Schießübungen plangemäß an den Mittwoch- und [illegible] Nachmittagen des Sommerhalbjahres unter Herrles Leitung fortgeſetzt.

Die Schießübungen, wenn ſie in den Feldfluren vorgenommen wurden, veranlaßten zwar einigemale von Seiten der Ortspolizeibehörde Zwiſtigkeiten und Beſchwerden, gleichwohl waren dieſe Uebungen unerläßlich und auch den Lernenden beſonders lieb. Am Eingang der ziemlich langen vierfachen Allee von Kaſtanien- und Elzbeerbäumen dicht hinter dem Schloßhof nach Süden waren zwei Häuschen erbaut, eines diente als Obdach bei der Kegelbahn, das andere den Schießübungen nach der Scheibe. In ſpäteren Jahren wurden auch in der nur ¼ Stunde von Dreißigacker entfernten Haßfurtwaldung an zwei verſchiedenen dazu geeigneten Plätzen Scheibenſchießen gehalten.

Der wachſende Flor der Anſtalt, welche bereits im zweiten Jahre ihres Beſtehens (1803) 57 Studierende zählte, lohnte ihren fürſtlichen Begründer, und bewog ihn, wenn auch nicht alle ſeiner höheren Staatsdiener dazu freudig Ja und Amen ſagten, das bisherige Inſtitut zu einer Forſtacademie zu erhöhen. Wie viel dem Herzog daran gelegen war, mit ſeiner Lieblingsſchöpfung Ehre einzulegen, zeigt ein Brief ohne Datum an Bechſtein, wahrſcheinlich von Liebenſtein aus.

> „Ich habe das Vergnügen, Sie zu benachrichtigen, daß die erwarteten ruſſiſchen Forſtgeſandten heute oder morgen in Meiningen eintreffen werden.
>
> Es ſind zwei Grafen Pladern und ein Herr v. Rolcke. Sehr artige feine Menſchen. Haben Sie ja die Güte, alles anzuwenden, das Inſtitut in ein gutes Licht zu ſetzen. Adio.
>
> G. D.“

Eine beſondere Urkunde der Umwandlung des Inſtituts in eine **Academie** ſcheint ſo wenig ausgefertigt worden zu ſein, als eine über Errichtung des Inſtituts, oder ſie hat ſich dem forſchenden Blick entzogen. Indeß verfehlte der Director nicht, die Erhöhung des Inſtituts zu einer Forſtacademie öffentlich bekannt zu machen; er erließ dieſe Bekanntmachung zunächſt im Reichsanzeiger 1803, Nr. 260 unterm 29. September mit Namhaftmachung der Lehrerzahl, welche außer dem Director jetzt aus Laurop, v. Meis, Hoßfeld, Schreiber, (Bergverwalter: Mineralogie) Kalbe, (Pfarrer: deutſche und lateiniſche Sprache) Herrle und Hauſen, (letzterer Büchſenſpanner: Adjunct im Handzeichnen) beſtand. Außerdem noch für beſondere Unterrichtsgegenſtände als außerordentliche Lehrer: Voigt, (Forſtſchreiber: Bearbeiten des Leithundes) Rumpel, (Förſter; Netz- und Garnſtricken) Hladick (Faſanenjäger: Behandlung der Faſanerien) und Bein (Falkenier: Falknerei, Hundedreſſur). Beſonders zu bezahlende Nebenlectionen: Franzöſiſch, Engliſch, Fechten, Tanzen, Reiten konnten in der Stadt genommen werden. Im Februar 1805 zog ſogar ein Franzoſe, **Monsieur d'Angely**, nach Dreißigacker in das Wirthshaus, und ertheilte dort Unterricht in ſeiner Landesſprache auf eigene Hand und mit obrigkeitlicher

Bewilligung? Ehe noch Bechſtein ſeine Herbſtferienreiſe auf ſein Gut Kemnate antrat, meldeten ſich ſchon wieder 7 neue Studierende an, und vor dem Wiederbeginn der Vorleſungen ſchrieb der bei dem Cottaiſchen Inſtitut zu Zillbach angeſtellte Dr. phil. Chriſtian Friedrich Meyer, damals mit der Bearbeitung eines deutſchen Forſt- und Jagdrechts beſchäftigt, an Bechſtein, ſandte ihm ſeine Diſſertation, in welcher er die Einleitung zu dem genannten Werke mitgetheilt hatte, und trug ſich, ohngeachtet ihm eine nicht ganz ungünſtige Ausſicht auf ein Lehrfach an der Univerſität Jena und ein Expectanz-Decret vom S. Weimariſchen Hofe zu Theil geworden, zum Lehrer des Forſt- und Jagdrechts in Dreißigacker an, um in einer größeren Sphäre, als bisher, wirkſam und thätig zu ſein, wobei Herr Meyer bemerkte, daß er auch im Stande ſei, Chemie und Technologie mit practiſcher Anwendung auf das Forſtweſen zu lehren.

Es wurden dem nicht unerwünſcht kommenden Antragſteller Hoffnungen gemacht, allein ein unvorherzuſehender Schlag des Schickſals vereitelte nicht nur ihm vorerſt dieſe Hoffnungen, ſondern erfüllte ein ganzes Land mit trauervoller Klage, ja dieſer Schlag machte die junge Forſtacademie ſelbſt in ihren Grundfeſten erbeben.

Nach einem kurzen Krankenlager ſtarb am 24. December 1803 Herzog Georg zu Sachſen Meiningen.

Mitten aus einem thatkräftigen Leben im rüſtigen Mannesalter, erſt 48 Jahre zählend, erlag dieſer edle Fürſt der Macht einer Krankheit, deren Keim vielleicht ſchon länger in ihm geſchlummert hatte.

Nicht nur Herzog Georgs Kinder, auch ſein Land verloren in ihm einen Vater in jenem ſchönen und zarten Sinne, den die der Pietät entfremdete Neuzeit ſammt dem Namen hintanzuſetzen gelernt und bei Seite geſchoben, mindeſtens dies auf lange zu thun, verſucht hat.

Väterlich treu war der Herzog um ſeines Landes Glück und Aufblühn bemüht, und nach jeder Richtung hin wandte er das eigene ſcharfblickende Auge, wo es irgend zu beſſern, zu verſchönern, neu zu geſtalten gab, wo Hülfe Noth that, wo Arbeit fehlte. In Rechtspflege und Geſetzgebung, Polizei- und Geſundheitspflege, Straßen- und Waſſerbau, im Kirchen- und Schulweſen, in Wiſſenſchafts- und Kunſtanſtalten, in Forſt- und Landwirthſchaft, in Handel und Gewerben — überall begründete der Herzog den Beginn einer neuen Aera für das Meininger Land. Er verſtand ſogar, was Wenigen vergönnt iſt, mit geringen Mitteln Ideale zu verwirklichen.

In Bechſteins Hauskalender von 1803 ſtehen unterm 24. December die wenigen Worte:

> „Heute iſt unſer guter und unvergeßlicher Herzog Georg an einer Bruſtentzündung geſtorben.“

Mit welchen wehmuthvollen Empfindungen mögen dieſe Worte geſchrieben worden ſein. Wie tief verſchleierte der Trauerflor um dieſe fürſtliche Leiche den Blick in die Zukunft!

Was war für die junge Forſtacademie jetzt zu hoffen? Was nicht alles zu fürchten?

Denn ſie hatte Feinde.

Wie ſollte auch irgendwo Gutes und Tüchtiges nicht Feinde haben?

Daß der damalige Chef der Anſtalt nicht der Mann war, welcher Willen oder Kraft hatte, die Academie zu halten, wenn man ſie fallen laſſen wollte, das war Bechſtein nur zu ſehr kund und bewußt, und daher mußte wohl zu dem rein menſchlichen und perſönlichen Schmerz um das ſo unerwartete Hinſcheiden ſeines fürſtlichen Freundes auch die Beſorgniß für ſeine und der Anſtalt Zukunft treten.

Noch ruhte die fürſtliche Leiche nicht in der Gruft auf Meiningens Friedhof, ſo vermochte ſchon jener Chef es über ſich, über die Begleitung von Seiten der Academie, ja ſelbſt über Bechſteins und Laurops Uniformen kleinlichen Hader zu erheben, indem er in Bezug auf letztere behauptete, jene Männer verdankten die Uniformen, die ſie zu tragen berechtigt waren, nur beſonderer Vergünſtigung des Herzogs, und ſie gehörten ihnen eigentlich nicht!

Die Einſicht wie der Grad von Liebe dieſes Chefs zu der Anſtalt, welcher er als ſolcher vorſtand, thaten ſich auch dadurch kund, daß er bei der Beerdigung gegen das vorgeſchriebene Reglement befahl, daß die Forſtacademie nach der Hofdienerſchaft und vor der unterländiſchen Jägerei gehen mußte, während ein anderer hochgeſtellter Staatsdiener gegen Bechſtein ausdrücklich erklärte, daß dieß ein Fehler ſei, und die Academie kurz vor den Sarg gehört habe.

Auch der Wildzaun um den Thiergarten, den die väterliche Fürſorge Herzog Georgs im Jahr 1789 anlegen ließ, und dadurch den Klagen der Landleute über Wildſchaden abhalf, indem alles Wild außerhalb dieſes Thiergartens nicht mehr gehegt wurde, ſowie andere Lieblingsfreuden des Herzogs waren dieſem Manne ein Dorn im Auge. Er eiferte ſogar ſchon am Tage nach der feierlichen Beiſetzung des Herzogs gegen den Thiergarten, wie gegen die Faſanerie, beide ſollten und müßten eingehen, weil ſie zu viel koſteten. Indeß beſtand der Thiergarten bis zum Jahre 1826 und die Herzogl. Faſanerie beſteht, wenn auch unter Einſchränkungen, noch immer.

Das ganze Benehmen jenes Chefs that dar, daß Bechſtein's neue Bahn und Stellung von jetzt an mehr Dornen als Roſen verhieß, und daß der Funke alten Haſſes und alten Kaſtengeiſtes unter der Aſche fortglimmte, — ſo wie, daß für die Forſtacademie von dieſer Seite her kein Lebensodem wehte.

Die Academie wäre gefallen, wenn Bechſtein nicht Muth und Ausdauer beſeſſen hätte, ſie fort zu erhalten. Bald genug wurde ſeine Treue auf eine Probe geſtellt. Es kam ein ehrenvoller Antrag zu einer Stellung im Ausland, im Auftrage ergangen durch den Ornithologen Dr. Becker in Darmſtadt. Bechſtein ſollte als Geheimerath und Direktor des Forſtcollegiums in Heſſiſche Dienſte treten; allein er lehnte dieſen Antrag mit folgenden Worten ab, die ſein ganzes Denken und Fühlen in jener wichtigen Zeitperiode enthüllen:

„Hochgeſchätzter Freund!“

„Aus Ihrem letzten Brief und beſonders aus dem Antrag, den derſelbe enthält, legen ſich Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen gegen mich ſo unwiderſprechlich an den Tag, daß ich Ihnen nicht genug zu danken weiß. Die Stelle, die Sie mir antragen, iſt günſtig und ehrenvoll, und wenn ich ſie annehmen könnte, ſo würde das ein Hauptbewegggrund ſein, Ihnen ſo nahe zu kommen. Ich habe die Sache genau überlegt, und finde, daß hier Wille und Herz (wenn man ſo ſagen darf) in Streit kommen. Der größere und uneingeſchränktere Wirkungskreis ruft mich zu Ihnen, allein das perſönliche Attachement, das ich zu unſerm unvergeßlichen Herzog Georg hatte, die Treue, die ich unſerer guten Frau Herzogin bei ihrem Regierungsantritt gelobte und das Dankgefühl für beide verhindern es und ſagen mir laut, daß ich hier bleiben muß.“

„Zur Ausführung meiner Plane müßte mir freilich eine ſolche Stelle ſehr erwünſcht ſein, beſonders um deswillen, da ich noch einen Chef habe, der nur mit vieler Mühe zur Annahme neuer Grundſätze ſich bewegen will, und den alten Schlendrian bei jeder Gelegenheit in Schutz nimmt — allein ich kann mich, wie geſagt, vorzüglich aus Liebe zu meinem guten Herzog Georg nicht entſchließen ꝛc.“

In einem Briefe des als Naturforſcher berühmten Gothaiſchen Oberhofmarſchalls und Geh.-Rathes Ernſt Friedrich Freiherr von Schlotheim, darin dieſer Bechſtein einen Zögling empfahl, den die Herzogl. S. Gothaiſche Kammer zu ſeiner Ausbildung nach Dreißigacker ſandte, ſprach ſich jener hochbegabte Mann äußerſt günſtig über die Forſtacademie aus:

„Es liegt mir ſehr am Herzen, nach und nach mehrere unſerer jungen Forſtmänner dahin zu bringen, dieſes wichtige und zum Theil bei uns ſo ſehr vernachläſſigte Studium recht gründlich zu erlernen, und ich bin daher froh geweſen, wenigſtens mit dem Ueberbringer dieſes den Anfang machen zu können, und werde mich ſehr freuen, wenn Sie mir erlauben wollen, in der Folge mehrere Subjecte auf Ihr ſo vorzügliches und bewährtes Inſtitut ſchicken zu dürfen. Wie ſehr ich ſchon längſt beklagt habe, daß wir Sie wegen ſo mancher traurigen Hinderniſſe nicht bei uns feſſeln, und das in hieſigen Landen aufblühende Inſtitut ſo wenig unterſtützen konnten, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen.“

Bechſtein drückte dem Freiherrn von Schlotheim ſeinen Dank für deſſen Zutrauen aus, und äußerte, daß es ihm zu einer wahren Beruhigung und Aufmunterung gereichen ſolle, wenn die Herzogl. Goth. Kammer durch das Gedeihen des Empfohlenen ſich veranlaßt fühlen werde, mehrere junge Leute der Forſtacademie Dreißigacker anzuvertrauen.

Das Examen nach dem Winterſemeſter 1804 war von einer feierlichen Prüfung dreier Abgehenden begleitet, welcher Bechſtein einige Worte vorangehen ließ.

„Bedenken Sie, meine Herren! ſprach er, daß das bisher Erlernte nur erſt der Anfang Ihrer Kenntniſſe iſt, die Sie ſich erworben haben. Auf dieſem Grunde muß nun fortgebaut werden, wenn Sie Ihrem Stande und unſerer Anſtalt Ehre machen wollen. Forſt- und Jagdkunde ſind empiriſche oder Erfahrungswiſſenſchaften, die ſich nicht ſo leicht auslernen laſſen, und Sie werden ſelbſt durch fleißiges Beobachten in der Natur noch viel mehr kennen lernen, was Ihnen weder durch mündlichen, noch ſchriftlichen Unterricht bekannt geworden iſt.

Weidmannsheil geleite Sie! Weidmannsheil leite alle Ihre nützlichen und oft gefahrvollen Unternehmungen!

Gegenwärtige drei Forſtcandidaten, welche die Ehre haben, hier vor Ihnen zu ſtehen, bitten erſt um eine öffentliche Prüfung ihrer Geſchicklichkeit, die Sie nach Beendigung ihres Curſus auf der hieſigen Herzoglichen Forſtacademie erlangt zu haben glauben, um alsdann unter die Zahl der forſt- und jagdgerechten Jäger aufgenommen zu werden.“

Nach der Prüfung erfolgte ſtets die Wehrhaftmachung der jungen Forſtcandidaten nach altem Weidmannsbrauch.

Dieſer Prüfung wohnte unter andern auch der durch ſein Werk über den Safthieb im Forſtpublikum ſchnell berühmt gewordene Veteran Käpler zu Oſtheim bei, und äußerte ſich ſpäter brieflich ungemein beifällig darüber; Bechſtein und Hoßfeld hätten ſich dabei ausgezeichnet, der Ausgang ſei recht feierlich und rührend geweſen.

Die Wittwe Herzog Georgs, Herzogin Louiſe Eleonore zu Sachſen Meiningen, Obervormünderin und Landesregentin, ehrte viel zu ſehr ihres verklärten Gemahls Einrichtungen, als daß ſie dieſelben nicht, wo ſie immer vermochte, aufrecht erhalten hätte. Wie dieſe edle und einſichtvolle Regentin über die Academie dachte, beweiſt ein Reſcript vom 16. März 1804, welches lautet:

„Wir Luiſe Eleonore, verwittwete Herzogin zu Sachſen ꝛc., geborne Fürſtin zu Hohenlohe Langenburg ꝛc., Obervormünderin und Landesregentin

haben die von der Direktion eingeſendete Plane und Handzeichnungen mehrerer Eleven, ſo Uns zur Einſicht vorgelegt worden, durchgegangen, und hieraus mit Vergnügen den fortſchreitenden Fleiß und die zunehmende Ausbildung ihrer Talente erſehen.

Wir vermiſſen indeſſen ungerne die Namen mehrerer Eleven, welche mit den Proben ihrer erworbenen Geſchicklichkeit in der einem Forſtmann ſo nöthigen Zeichnen-Kunſt zurückgeblieben ſind, ſind jedoch geneigt, dieſes Zurückbleiben nicht einer Vernachläſſigung ihrer natürlichen guten Anlagen, ſondern dem Zufall zuzuſchreiben und verſehen Uns deſto gewiſſer, daß mit Ende des gegenwärtigen Winterhalben-Jahres, Uns jeder Eleve eine Zeichnung von ſeiner Hand vorlegen werde.

Wir wünſchen, daß die Forſtacademie dieſe Anordnung als einen Beweis Unſerer Theilnahme an einem Inſtitut anſehen möge, deßen Erhaltung wir nicht nur dem Andenken Unſeres verewigten Herrn Gemahls Liebden, ſondern auch dem auswärtigen und einheimiſchen Publikum ſchuldig zu ſein glauben. Es wird daher Unſer Beſtreben immer dahin gehen, alles Mögliche zu deſſen Gedeihen beizutragen und Wir ſetzen zugleich das gnädigſte Vertrauen in die bei demſelben angeſtellten Lehrer, daß auch ſie ihres Orts mit dahin wirken und ihre Kräfte und Zeit vorzüglich der Bildung und dem Unterrichte der ihnen anvertrauten jungen Leute widmen werden.

Meiningen zur Eliſabethenburg, den 16. März 1804.

Luiſe, verwittwete H. z. S., g. P. z. H."

C. H. L. Jacobi.

Auf den Antrag des Lehrers von Meis wurde eine bauliche Abänderung des Lehrſaales in der mittleren Etage höchſten Orts genehmigt, und es war dies wohl der letzte Beweis von deſſen Thätigkeit für die Academie, denn er ging bald darauf mit Tode ab. Junker Hanns

Meis von Teuffen, dieß ſein ganzer Name, war aus Zürich gebürtig, und ſtarb am 1. April in Meiningen an den Folgen vieljähriger Bruſtbeſchwerden und hinzugetretenem Nervenfieber im 33. Lebensjahre. Ein Freund widmete ihm in Nr. 14 der Meininger wöchentlichen Nachrichten einen poetiſchen Nachruf.

Da von Meiß bisher auch die Stelle eines Rechnungsführers der Academiekaſſe bekleidet hatte, ſo wurde nun der Calculator Weber mit derſelben betraut.

Auf eine berichtliche Eingabe des Lehrercollegiums über Beſetzung der durch des Ingenieur-Lieutenants von Meis erledigten Lehrerſtelle und die Vertheilung ſeiner Lectionen wurden in einem Reſcript vom 24. April 1804 die gethanen Vorſchläge durchgehends genehmigt und die v. Meis bezogene Beſoldung nebſt Naturalien als Zulagen an Bechſtein „zur Entſchädigung wegen Correſpondenz, wodurch er an eigener Arbeit gehindert wird und wegen des Aufwandes bei Fremden,“ dann an den Forſtcommiſſair Hoßfeld, den Adjunct Herrle und den Büchſenſpanner Hauſen vertheilt. Die beiden letzteren theilten ſich in v. Meis Stunden. Hauſen wurde als wirklicher Lehrer im November 1804 verpflichtet, und ſein Einkommen im Verlauf der Zeit verbeſſert. Er ertheilte nach der Hand auch den fürſtlichen Kindern Unterricht im Zeichnen. Bechſtein verzichtete freiwillig auf die ihm durch die gnädige Geſinnung der Herzogin zugetheilte Zulage, damit die gleiche Anforderung und Berufung anderer Herzogl. Diener, die ſchon im Anzuge war, wegfalle.

Der Lehrer von Meis hinterließ das ihm von Bechſtein ertheilte Lob großen Eifers und großer Ordnungsliebe zum beſten der Herzoglichen Forſtacademie.

Empfindlicher, als der Verluſt des Herrn ꝛc. von Meis für die Academie, traf ſie jener Laurop's, welcher einen Ruf in Fürſtlich Leiningenſche Dienſte erhielt, und im Juli 1804 ſein Entlaſſungsgeſuch einreichte. Der damalige Geheime-Rath Miniſter von König äußerte ſich brieflich gegen Bechſtein darüber, daß die Frau Herzogin, welcher ſo ſehr viel am Flor und Gedeihen der Forſtacademie und deren Erhaltung liege, über die Nachricht ſehr betreten geweſen ſei.

Allein da Laurop der Wahrheit gemäß in dem Entlaſſungsgeſuch anführen konnte, daß er nicht aus Unzufriedenheit weggehe, ſondern weil er ſich durch die neue Stellung weſentlich verbeſſere, auch ſeiner Frau, für den Fall ſeines Ablebens vor ihr, eine Wittwenpenſion ausgeſetzt ſei — ſo gediehe dieſe Angelegenheit doch endlich dahin, daß er Oſtern 1805 von Dreißigacker ſchied. Das Band der Anhänglichkeit und Liebe jedoch, welches Laurop an Bechſtein knüpfte, blieb durch alle nachfolgenden Jahre unzerriſſen.

Durch Laurops Abgang geſtalteten ſich die Ausſichten für Dr. Meyer in der Zillbach wieder günſtig; derſelbe wurde nun Lehrer an der Forſtacademie, von Bechſtein beſonders empfohlen und angenommen und der Academie unterm 15. März 1805 aufgegeben, für ſeine Unterkunft in Dreißigacker Sorge zu tragen.

Dr. Johann Chriſtian Friedrich Meyer war 7 Jahre lang Lehrer in der Zillbach geweſen und empfing ſeine Anſtellung unterm 7. Mai 1805 mit einer Geld- und Naturalbeſoldung von 400 Thalern. Er mußte ſich mit einer Wohnung bei einem Mitnachbar des Dorfes begnügen. Am 23. Juli 1804 verlor die Academie durch den Tod einen Zögling, Herrn Johann Adolph Sternberger aus Themar; er ſtarb an einem hitzigen Nervenfieber und wurde ehrenvoll beerdigt, woranf der Vater in Nr. 31 der Meininger wöchentlichen Nachrichten ſeinen Dank ausſprach.

Unterm 6. Juli 1805 wurde der Lehrer Johannes Herrle zum Forſtverwalter ernannt.

Der Beſuch auf der Academie mehrte ſich in dieſer Zeit auf das Erfreulichſte, doch blieben auch Geſuche um freie Aufnahme, welche nur den Inländern geſtattet war, von Ausländern „in die berühmte und in ihrer Art einzige Herzogliche Forſtacademie — die blühende Academie“ — und wie die Bittſteller ſich ſonſt auszudrücken beliebten — nicht aus, ja die Naivität mancher derſelben ging ſo weit, ihre Geſuche ſelbſt auf freie Wohnung auszudehnen.

Die Gnade der Herzogin erließ auf desfallſige Geſuche vielen auswärtigen Zöglingen ganz oder theilweiſe das Honorar, viele arme

Landeskinder wurden namhaft unterſtützt, manche ſelbſt in Koſt und Wohnung ganz frei gehalten, erſteres hat fortgedauert bis zur Aufhebung der Anſtalt.

Manche Auswärtige gingen ab, und blieben hohe Reſten ſchuldig, was Bechſtein und Herrle von Seiten der Herzogl. Kammer, ja ſelbſt von den academiſchen Gerichten Unannehmlichkeiten zuzog, nächſtdem daß beide noch an manchen ſchlechten Zahler nicht unerhebliche Privatforderungen hatten.

Bald ſtarben die Väter der Schuldner, bald dieſe ſelbſt, manche Schuldſumme mußte caducirt werden, und die Kammer mußte Vorſchüſſe leiſten. Deshalb erging ſpäter (1811) die Verfügung, daß die Lehrſtunden von den Ausländern halbjährlich vorauszuzahlen ſeien. Zahlreiche Briefe von Vätern der Academiſten an Bechſtein hatten keinen andern Inhalt, als die Schulden ihrer Herren Söhne, analog dem alten Commerslied: „Gelder muß der Vater ſchicken, wenn der Sohn ſtudiren ſoll.“

Obſchon ſowohl bei Eröffnung der Forſtacademie als auch ſpäter wiederholt im Wochenblatt den Bürgern der Stadt Meiningen bekannt gemacht worden war,

> daß ſie nach §. 9 der academiſchen Geſetze ohne beſondere Erlaubniß des Directors, der Aeltern, Vormünder oder Hofmeiſter der Studirenden dieſen letzteren weder Geld noch Sonſtiges creditiren ſollten,

ſo wurde dieſe Warnung doch nicht befolgt, dem Leichtſinn Vorſchub geleiſtet und hinterdrein bittere Beſchwerde über die Direction geführt.

In Erwägung der daraus für die Academie entſtehenden Nachtheile richtete die Direction das Geſuch an die Herzogin, den academiſchen Gerichten aufzugeben, eine geſchärfte Warnung gegen alles Creditgeben an die Academiſten ohne Einwilligung der Aeltern, Vormünder, Lehrer ꝛc. zu veröffentlichen, die Studirenden möchten in Dreißigacker ſelbſt oder in Meiningen wohnen — welchem Geſuche, laut einer Veröffentlichung der academiſchen Gerichte unterm 10. Auguſt 1805, entſprochen wurde, jedoch ohne großen Erfolg.

Jugend und Leichtſinn, ſchlechter Umgang und auch jüdiſche Gewinnſucht ſtürzten manchen Jüngling in große Verlegenheiten, kränkten manches treue Vaterherz. So hatte ein junger Meklenburger, welcher im Herbſt 1805 die Academie verlaſſen ſollte, über Zweitauſendvierhundert Gulden Schulden gewirkt.

Um unnöthigen Aufwand mit ſteuern zu helfen, erging damals eine höchſte Verordnung, die für die Academiſten vom verſtorbenen Herzog vorgeſchriebene einfache Uniform nicht willkürlich verändern, oder mit Auszeichnungen (Stickereien) verſehen zu laſſen.

Theuer zu leben war übrigens nicht in Dreißigacker, wie fühlbar ſich auch in andern Gegenden Deutſchlands bei dem trüben politiſchen Himmel Theuerung machte. Dies erhellt aus einer Mittheilung des ſchon oben erwähnten Univerſitätsfreundes Bechſteins, des Herrn von Bärenſtein zu Zwaitſchen, nach der Rückkehr von deſſen Sohn:

„Mein Sohn ſagt, daß die Theuerung in dortiger Gegend, in Anſehung des Tiſches, noch nicht bemerklich wäre. Denken Sie nur, mein Sohn bei den Dragonern muß für denſelben Tiſch, wo Wilhelm 12 Kreuzer gegeben, 8 Groſchen Conventionsgeld geben!?“

Bechſtein ließ ſich durch fleißiges Inſpiciren ſehr angelegen ſein, wahrzunehmen, ob die Academiſten auch die Lectionen gehörig beſuchten. Da hatte er eines ſchönen Winternachmittags 1805 die Ueberraſchung, weder Lehrer noch Lernende im Schloß anzutreffen, und erfuhr, der Unterricht ſei ausgeſetzt, weil Militär durch Meiningen ziehe. Es waren die Huſarenregimenter Getkandt und Rudorf, das Füßelierbataillon Ruhl und die Fußjäger. Dieſe Truppenbewegungen waren durch den Oeſterreichiſchen Krieg veranlaßt.

In gerechter Entrüſtung machte der Director die Lehrer in einem Circular auf das Unſchickliche ſolchen Stunden-Ausſetzens aufmerkſam und drohte mit Anzeige beim Chef, bei der Herzogin und bei der Kammer, indem er mit den Worten ſchloß: „Ich bin dieß nicht nur unſerer für die Academie ſo ſorgſamen Frau Herzogin, ſondern der Anſtalt und den jungen Leuten, ſo wenig es auch die Unüberlegſamen darunter intereſſiren mag, ſelbſt ſchuldig.“

Zwar rechtfertigten ſich die Lehrer von dem Vorwurf, und die Betheiligten namentlich dadurch, daß ohngeachtet des üblichen Schellens vor der zu beginnenden Stunde keine oder nur 2 Zuhörer erſchienen ſeien, indeß erging doch ſpäter ein Reſcript an die Direction, die ſtrengere Aufſicht über die Forſteleven betreffend, welches den ſämmtlichen Lehrern mitgetheilt wurde. Zugleich erhielten die drei in Dreißigacker wohnenden Lehrer vom Director gemeſſenen Auftrag, von Zeit zu Zeit, bei Tage wie des Abends nachzuſehen, ob die Eleven zu Hauſe ſeien und Privatfleiß übten. Es wurden Maßregeln zur Verhütung der Lektionsverſäumniß ergriffen, und endlich die nöthige Vorſicht und Klugheit empfohlen, damit eine ſolche Inſpection nicht mehr Nachtheil als Vortheil gewähre.

Am 19. Januar 1806, Morgens 2 Uhr, ſtarb zu Dreißigacker der Forſtacademiſt Heinrich von Wildermouth, Anhalt-Köthen'ſcher Hof- und Jagdjunker, Sohn des aus Frankreich emigrirten Obriſtlieutenant von Wildermouth aus Darmſtadt, an einem hitzigen Nervenfieber und wurde am 22. beerdigt.

Ein Brief Borkhauſens an Bechſtein ertheilte dieſem neben inniger Beklagung jenes Trauerfalles, nähere Nachrichten über die Familienverhältniſſe des Verſtorbenen, und gab demſelben das Lob eines vortrefflichen Menſchen, der aber ſchon in ſeinen jungen Jahren manchen Kummer zu tragen gehabt. Seine Kameraden widmeten ihm einen gefühlvollen Nachruf im Wochenblatt.

Auch die beiden damals in Dreißigacker ſtudirenden Söhne des Geheimen-Juſtizraths und Profeſſors des Staatsrechts C. F. Haeberlin waren bedeutend krank; ihre Namen ſtehen im Sittenbuche Häberlein eingetragen, allein die richtige Schreibung dieſes ehrenvoll bekannten Namens iſt nach Briefen des Vaters die angegebene.

Am 25. Juli deſſelben Jahres ſtarb an einer Unterleibsentzündung Carl von Wickede, Sohn des Oberforſtmeiſters von Wickede in Ratzeburg, zu Dreißigacker. Er war ein fleißiger und ordentlicher junger Menſch und fand von Seiten ſeiner Lehrer und Kameraden aufrichtige Theilnahme.

Wie jedes Jahr einem Jeglichen irgendwie und irgendwoher Unangenehmes neben manchem Angenehmen bringt, ſo hatte 1806 außer dieſen Krankheits- und Todesfällen auch für die Direction mancherlei Unerfreuliches im Gefolge. Die academiſchen Gerichte forderten von dem Director Rechenſchaft über die Aeußerungen deſſelben: „Daß, wenn man weiter fortfahren würde, wie bisher angefangen worden, die Gläubiger, welche ſich nicht in die Ordnung der beſtehenden Geſetze fügten, zu begünſtigen, dieſes der erſte Schritt zur Untergrabung und Zerſtörung der Herzogl. Forſtacademie ſein werde.“

Es gab Händel der Academiſten mit Bürgersſöhnen und Handwerksburſchen in Meiningen und bezügliche Erlaſſe, es liefen Klagen der Oberjägerei über unerlaubte Jagdgänge mehrerer Academiſten und großes Wehegeſchrei über Wildfrevel, Schießen im Thiergarten ꝛc. ein.

Der Chef bat Bechſtein, ihm ſelbſt die Mittel an Handen zu geben, wie dieſen „ewigen Klagen“ abgeholfen werden könne — und freilich kamen hier der Chef der Jägerei und der Chef der Forſtacademie in einer Perſon in das Gedränge der Pflichtgefühle, — wobei natürlich die Jägerei den Sieg davon trug.

Der Director unterſuchte, rügte, vermittelte, ſo gut es gehen wollte.

Während ſo Kleinliches und Peinliches irrend und wirrend dem guten Fortgang in den Weg lief, ohne ihm doch mehr zu ſchaden, als das Gerölle, das vom Bergeshang über den Pfad des Wanderers rollt, breitete ſich der Ruf der Academie immer mehr aus. Es meldete ſogar ein Capitain, **Hyacinthe de Moisy** zu Audigaſt ſeinen Sohn, Bechſtein mußte aber wegen zu großer Jugend des Angemeldeten den Antrag ablehnen. Die Zeit war kriegeriſch bewegt, es galt feſtzuſtehen in ihren Stürmen; am 14 October 1806 wurde die Schlacht bei Jena geſchlagen. Als ich, damals ein fünfjähriger Knabe, in Weimar hinter der Ackerwand nahe bei Goethes Garten die Donner jener Schlacht erdröhnen hörte, hatte ich noch keine Ahnung davon, daß ich einen Ort kennen lernen werde, der Dreißigacker hieß.

Es gab Durchmärſche aller Orten und Enden. Ueber den Thüringer Wald ergoſſen ſich Schaaren verſprengter und flüchtiger Preußen, im Hauptquartier zu Gotha lagerten ihrer 14,000 geſangen, darunter die ſchöne Garde; alle Straßen voll Verwundete.

Im Sommer des folgenden Jahres errichteten die Academiſten zu Dreißigacker ein Liebhabertheater und führten im Wirthshauſe eine Comödie auf, welcher die Frau Herzogin als Zuſchauerin beiwohnte: Zwei Augen um Eins. Das Stück ſteht in Wildungens Taſchenbuch 1807. Zu derſelben Zeit zogen durch Meiningen mehrere ſpaniſche Regimenter; das Regiment Quadelaxara, das Dragoner-Regiment Algarbien, auf feurigen andaluſiſchen Hengſten; das reitende Jäger-Regiment Villa Viciosa, das Regiment Catalonien (Jäger zu Fuß), das Regiment Zamora. Dieſe Truppen zeichneten ſich durch ſchönes Anſehen, gute Mannszucht, treffliche Muſik und ächt ſpaniſche Bigotterie aus.

Bei der anbefohlenen Feier des am 8. Juli 1807 zu Tilſit geſchloſſenen Friedens blieb auch die Forſtacademie nicht unbetheiligt. Jene Feier wurde am 6. Septbr. d. J. in Meiningen mit einem kirchlichen Dankfeſt und Abends mit einem Feuerwerk, von der Academie mit einer Rede nebſt Geſang und vielen Flinten- und Böllerſchüſſen begangen. Die drei Thore des Schloſſes zu Dreißigacker waren in grünbekleidete Triumph-Pforten verwandelt, welche die Namen Napoleons, der Herzogin, des Erbprinzen und der Prinzeſſinnen trugen.

Mitten in der Zeit des Drucks und während Deutſchlands tiefſter Erniedrigung ſtand die Forſtacademie unter dem Schutze der ihr wohlwollenden mütterlichen Landesregentin, unangefochten, blühend, weithin mit Ruhm genannt, doch umwehten auch dieſen feſt und ſicher gegründeten Bau noch manche bedrohliche Stürme.

XIII.

Bechſteins Leben und Wirken von 1804 bis 1810.

Im Weiterverfolg der Lebensthätigkeit Bechſteins ſehen wir ihn dieſe Thätigkeit mit größter Regſamkeit nach verſchiedenen Richtungen hin erſtrecken, vieles umfaſſend und bewältigend und mit großer Energie des Geiſtes ſich inmitten der ſelbſt gezogenen Kreiſe feſthaltend, den klaren Blick auf alles von ihm Erfaßte und von ihm zu Lenkende mit Liebe richtend. Er ſtand jetzt in ſeiner beſten Lebensperiode, in welcher er noch vollkräftig ſtrebend voll Muth und Eifer wirkte, in welcher er noch ungebeugt, und wenn auch nicht frei von Sorgen und Mühen, dennoch ein ſchönes und nützliches Leben lebte.

Außerordentlich umfangreich war Bechſteins Geſchäftskreis eine lange Reihe von Jahren hindurch, und es gehörte die ſorgfältigſte Benutzung der Zeit dazu, um allen Pflichten zu genügen, alle Obliegenheiten zu erfüllen, und dennoch Zeit zu behalten für die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, für den ausgebreiteten Briefwechſel, für geſellige Freuden und für das Familienleben.

In die Morgenſtunden fielen die Vorträge an der Academie, im Sommer an gewiſſen Tagen auch die botaniſchen Excurſionen, welche oft bis in die Stadtnähe ausgedehnt werden mußten, wo die zahlreichen Baum- und Straucharten mehrerer Herzoglichen Parkanlagen zur Belehrung dienten. Montag, Mittwoch und Freitag waren Cammertage; an dieſen mußte Bechſtein Vormittags nach der Stadt gehen oder fahren, den Seſſionen beiwohnen, und konnte ſelten früher als um zwei Uhr nach Dreißigacker zurückkehren. Der felſige Fahrweg war viele Jahre lang ſtellenweiſe von antediluvianiſcher Beſchaffenheit, und nur nach der Stadt zu chauſſirt.

Keine Woche verging, in welcher nicht Canzlei- und Cammerboten ganze Kameelfrachten mächtiger Actenſtöße auf und ab ſchleppten, welche durchgeleſen und verarbeitet werden mußten. Dienſtliche Commiſſionsreiſen kamen nicht ſelten vor, und die zweimalige Ferienreiſe nach dem Gute Kemnote alljährlich war feſtſtehend. Dorthin nahm der fleißige Mann ſtets literariſche Arbeiten mit und in der ländlichen Stille dieſes einfachen freundlichen Tusculum arbeitete er vieles aus, wozu Dreißigacker nicht Zeit und Ruhe vergönnte.

Der gefühlvolle Leſer wird ſich denken können, welchen eigenthümlich ſchönen Eindruck es auf das Gemüth des thätigen Mannes machen mußte, immer und immer wieder in die lieb gewonnenen Räume zurückkehren zu können, die einſt ſeine ganze Welt waren, die zu erlangen er ſeine ganze Strebekraft aufgeboten. Er glich darin einem Wandervogel, den es immer wieder nach der Heimath zurückzieht, wie die Nachtigall wiederkehrt in unſere ſchlichten Gärten, deren Roſenblüthe doch nichts iſt gegen die dufterfüllten Zauber der Roſenfluren Guliſtans.

Nicht nur beſtand die früher (X) erwähnte Forſt-Commiſſion zur Beſichtigung und Regulirung der Privat- und Gemeindewaldungen noch fort, ſondern die obervormundſchaftliche Regierung ernannte von Zeit zu Zeit Commiſſionen für verwandte Geſchäftszweige, denen Bechſtein in der Regel zugeſellt wurde. Für die erſtere liegt noch eine Ausarbeitung von ihm vor, betitelt: Unmasgebliche Fragen, welche bei einer Gemeinde- und Privatwaldverwaltung etwa zu beantworten wären. Dieſen Fragen, an der Zahl 30, fügte Bechſtein die humane und ſehr ſachgemäße Anmerkung bei:

„Jede Gemeinde iſt vor der Unterſuchung auf eine freundſchaftliche und populäre Art von dem Zweck der Commiſſion und ihrem Nutzen für ſie und ihre Nachkommen zu unterrichten.“

Die in neuerer Zeit auf höhere Ertragsſtufen gehobenen Dach- und Tafelſchieferbrüche, wie auch die Griffelſchieferbrüche des Meininger

Oberlandes mußte Bechſtein in höchſtem Auftrag als Mitglied einer Commiſſion bereiſen und beſichtigen, ſie wurden ziemlich im Argen liegend befunden, und Bechſtein gab Rathſchläge an die Hand, ihren Aufbau zu fördern, ihren Ertrag zu erhöhen.

Die Anlegung und Erhaltung des Wildzauns um den herrſchaftlichen Thiergarten veranlaßten mancherlei Berichte und Arbeiten; die Sülzfelder Gemeindewaldung mußte revidirt, und der alljährliche Holzhieb in derſelben nach forſtwiſſenſchaftlichen Grundſätzen von Bechſtein angeordnet werden. Ebenſo wurde ihm die Regulirung und Eintheilung des Depfershäuſer, wie des Langenfelder Forſtes (bei Salzungen) übertragen.

Zu anderer Zeit wurden Unterſuchungen über die Huth im Oberlande nach einem von Bechſtein vorgelegten Entwurf anbefohlen, weshalb die Forſtbedienten eines jeden Bezirks unterwieſen werden mußten; die Regelung der Holzhiebe in mehreren Herrſchaftswaldungen wurde in Gemeinſchaft mit dem Oberforſtmeiſter von Steube Bechſtein ebenfalls übertragen, und von ihm darüber ſehr ausführlich berichtet, nicht minder unterlagen ſeiner Prüfung die Forſtrechnungen im Meiningenſchen Oberlande, auch ging Bechſtein der höchſte Befehl zu, die Rechnungsbeamten in Schalkau und Neuhaus gehörig zu unterrichten, wie ſie mit Vorſicht den Landgeiſtlichen zu Fertigung der aufgegebenen Dorfsbeſchreibungen die vorhandenen Nachrichten von den der Herrſchaft an jedem Orte zuſtehenden Gerechtſamen mittheilen könnten, um ſpäteren Streitigkeiten vorzubeugen.

Als 1808 eine Commiſſion zur Unterſuchung und Taxation der Zillbacher Waldung beſtellt wurde, ernannte die Herzogin Bechſtein ebenfalls zum Mitglied derſelben und es ſchrieb deshalb der damalige Oberſtallmeiſter und Cammerrath von Erffa (ein Mann, welcher dem Staate viele nützliche Dienſte geleiſtet, auch die Rheinbundacte mit unterzeichnet hat, und als Geſandter beim Congreß zu Wien war — (er ſtarb 1823) an Bechſtein: „Es iſt der mit Weimar über Zillbach abgeſchloſſene Vertrag ſo äußerſt wichtig und beſonders darauf zu ſehen, daß kein Theil verletzt werde, wozu eine genaue Prüfung der Waldung unumgänglich nothwendig iſt.“

Dieſe Commiſſion zur Unterſuchung der Zillbacher Oberforſtamtswaltung dauerte 5 Wochen.

Wie hier, ſo gab auch der mit dem damaligen Großherzogthum Würzburg beabſichtigte Austauſch des nach Mellrichſtadt gehörenden ſogenannten Hoſpitalholzes in der Nähe vom Wolfgang gegen den Seuffarthsberg Anlaß zu genauen Unterſuchungen und Berichten.

Köhlereien im Zillbachwalde, und in der Nähe des Warthammers, der ſogenannten Zwick, zum Behuf der dortigen Eiſenſchmelze und Schmiede führten anhaltenden Briefwechſel mit Bergmeiſter Schreiber auf dem Hammer, ſowie Reiſen und Gutachten herbei.

Bei dieſen vielen und mannichfaltigen Geſchäften und Arbeiten, deren weitere Aufzählung ein beſonderes Intereſſe nicht gewähren kann, nahm Bechſtein immer noch vollen Antheil an den Geſchicken ſeines neuen Heimathlandes, das gleich andern deutſchen Ländern unter dem Druck der Napoleon'ſchen Gewaltherrſchaft litt.

Wie ſchon im Jahr 1802 der Fall geweſen war, durch Vermittlung von Pariſer Correſpondenten diplomatiſche Einwirkung zu Gunſten des Meiningenſchen Herzoghauſes zu verſuchen, ſo wurde ein erneuter Verſuch 1806 gemacht durch Lavaux dergleichen zu bewirken — und der Miniſter v. König, dieſesmal der Verwendung ſcheinbar weniger entgegen, wie früher, ſchrieb dieſerhalb an Bechſtein unterm 8. Februar 1806 unter anderm:

„Ew. Wohlgeboren werden die kurzen Notizen über das, was Sie Ihrem Freund in Paris beiläufig ſagen werden, erhalten haben. Ich trage hiezu noch Folgendes nach: Das Benehmen des Herzogl. Hauſes iſt in dem Augenblick, wo die ganze Macht des wirklichen Deutſchlands ſich gegen das Intereſſe Frankreichs zu vereinigen ſcheint, dennoch nicht von ſeiner oftmalen bethätigten Ergebenheit und Achtung abgewichen, und hat ſeine Nichttheilnahme an dieſen Vorſchritten öffentlich behauptet ꝛc."

Obſchon nun Bechſtein die vorgeſchlagenen Schritte that, ſo wurden dieſe doch durch Bedenklichkeiten vereitelt. Daher ſchrieb er unterm 13. Auguſt 1806 abermals an den Miniſter von König:

„Deutſchlands Verhältniſſe und Lage und namentlich die Ungewißheit, daß unſere innigſt verehrte Frau Herzogin vielleicht die Souveränität ihres Landes verlieren möchte, machen mir viele ſchlafloſe Nächte. Ob mir nun gleich, wie ich gegen Euer Hochwohlgeboren Gnaden ſchon mehrmals ſelbſt geäußert habe, die tiefen Kenntniſſe eines Politikers abgehen, ſo ſehe ich doch vermöge meiner wenigen Kenntniſſe in der Staatengeſchichte ein, daß ſich noch viele unangenehme Veränderungen für Deutſchland und alſo auch für unſer Vaterland fürchten laſſen, und möchte noch zum dritten Male meinen kleinen Einfluß in Paris (die zweite Vorſtellung iſt durch die Bedenklichkeiten des Herrn Geheimen-Raths Heims, der mir ſagte, die Sache ſei durch den Herrn Geheimen-Rath und Kanzler von Uttenhoven zu Würzburg in Ordnung gebracht — abermals nicht abgegangen) zum Beſten unſerer trefflichen Frau Herzogin und unſers liebenswürdigen Erbprinzen anbieten, und frage daher an, ob ich nicht durch den Herrn Großkanzler La Cepede, oder durch den Staatsrath Lavaux, oder durch Rebmann, oder den Iſenburger Legationsrath Fabricius, der die Sache für ſein Haus ſehr glücklich betrieben und ein ſehr wackerer Mann iſt, folgende Vorſtellung machen laſſen darf:

> „Daß man von Herzoglich Meiningiſcher Seite gar gern den öffentlichen Begünſtigungen des Kaiſers Napoleon gemäß dem Staatenbund beitreten wolle, wenn, wie aus öffentlichen Nachrichten verlaute, der Thüringerwald die fränkiſche Grenze beſtimmen ſolle, und er, der Kaiſer, nicht wegen der norddeutſchen Conſtitution etwa eine Vereinigung unſers Hauſes mit Churſachſen beſchloſſen hätte ꝛc.“

Bechſtein glaubte und ſprach es aus, daß mit einem Opfer von 50 — 100,000 Rthlrn. die Souveränität erhalten werden könne, daß eine Unterhandlung mit Churſachſen die Taube beim Habicht Schutz ſuchen hieße, und bat nur um einen Wink, um die Sache raſch zu betreiben, ehe es zu ſpät werde. Sein Brief ſchloß mit den wichtigen

Worten: „Jetzt iſt der Genius der Zeit mehr als alle Convenienz zu beachten.“ —

Geheime-Rath von Könitz erwiderte auf das durch einen reitenden Expreſſen ihm von Bechſtein nach Wilhelmsthal, wo die Herzogin bei der Weimariſchen Herrſchaft zum Beſuche weilte, geſandte Schreiben den Dank der Erſteren für deſſen patriotiſche Geſinnungen und Vorſchläge, und daß bereits in dieſer Sache von der äußerſten Wichtigkeit und Delicateſſe Einleitungen ähnlicher Art getroffen ſeien, ſtimmte aber nicht für das vorgeſchlagene Opfer.

Die Aufnahme Meiningens in den Rheinbund erfolgte unterm 15. December desſelben Jahres zu Poſen.

Da indeſſen von Seiten Bayerns mehrere angrenzende, auf Meiningiſchem Gebiete liegende, reichsritterſchaftliche Orte beſetzt gehalten wurden, und der Lehensnexus, in welchem Schloß, Stadt und Amt Meiningen zu Würzburg ſtand, noch nicht aufgehoben war (dieſe Aufhebung erfolgte am 20. Juni 1808), ſo richtete Bechſtein im Jahr 1807 dennoch ein Schreiben an La Cepede, begleitet von einer ausführlichen Darlegung der Verhältniſſe, und einer Landcharte, und ſuchte deſſen Verwendung für Meiningen bei dem Kaiſer nach.

Der berühmte Naturforſcher, Staatsminiſter und Pair von Frankreich, Bernhard Germain Etienne Graf von La Cepede erwiderte dieſes Schreiben mit aller franzöſiſchen Artigkeit, wie folgt:

„Paris, den 6. März 1807.“

„Mein Herr!“

„Ich habe mit vielem Danke den Brief, welchen Sie an mich zu ſchreiben, mir die Ehre gaben, erhalten. Ich werde ſtets ſehr dankbar ſein, mein Herr, für die mir von Ihnen erzeigte Achtung, indem Sie eine Ueberſetzung von zweien meiner Werke beſorgten. Ich wünſchte, daß dieſe der deutſchen Nation, welche Sie mit denſelben haben bekannt machen wollen, wie des verdienſtvollen Mannes, welcher ſie durch ſeine Ueberſetzung noch mehr verbeſſert hat, würdiger wären.

Ich werde mit vielem Vergnügen die Fragen empfangen, welche an mich in Betreff der Amphibien zu richten Sie ſich vorgenommen haben, und mich beeilen, jede Auskunft, die ich zu geben im Stande bin, Ihnen zu überſenden.

Ich erfahre mit vielem Vergnügen, daß Sie an einer neuen Ausgabe der Naturgeſchichte Deutſchlands arbeiten, ich wußte, daß Sie ſchon den dritten Band von Ihrem Werke über die Jagd veröffentlicht haben.

Ich wünſchte ſehr, mein Herr, daß es mir möglich wäre, im Betreff des Gegenſtandes, welcher Ihro Durchlaucht die Frau Herzogin von Sachſen Meiningen intereſſirt, Ihre Wünſche zu erfüllen, allein dieſer Gegenſtand iſt zu weit entfernt von den Vollmachten (attributions) desjenigen Poſtens, welchen Seine Kaiſerliche und Königliche Majeſtät die Gnade gehabt haben mir anzuvertrauen, als daß ich meinem Verlangen in dieſer Beziehung Folge leiſten könnte. Ich bitte Sie mein Herr, daß Sie dieſerhalb Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin die ehrerbietigſte Verſicherung meines Bedauerns und meiner Ehrfurcht melden.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner höchſten Werthſchätzung und aller Ihnen gebührenden Hochachtung!

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

h. g. é C. La Cepede.“

Die Waſſermarken des Briefbogens zeigen das Bild Napoleons im Medaillon mit Umſchrift und den Adler mit Blitzen unter der Kaiſerkrone.

So war es, allen Eifers und guten Willens ohngeachtet, Bechſtein nicht vergönnt, auf dem Gebiete der Diplomatie den Nutzen ſeiner innigſt verehrten Gebieterin und ihres Landes zu fördern, und er mußte ſich mit dem: in magnis voluisse sat est, begnügen.

Die literariſch-merkantile Thätigkeit bot Bechſtein wieder manche Dornen.

Bertuch in Weimar ließ die Herausgabe der Ueberſetzung von La Cepede's Naturgeſchichte der Amphibien ins Stocken gerathen, und Bechſteins Gehülfen an dieſem Werke, die Profeſſoren Merrem in Duisburg und Schneider in Frankfurt, forderten mit einigem Ungeſtüm Manuſcripte und Zeichnungen von Bechſtein zurück, die doch noch in Bertuchs Händen waren. Erſterer entſchuldigte ſich, und äußerte dabei mit Bezug auf Bertuchs Mittheilungen: „Es iſt allerdings gegründet, daß das Publikum wiſſenſchaftliche Werke wenig mehr unterſtützt,“ — eine Klage, die in der deutſchen Literatur leider ein dauerndes Echo gefunden hat und noch heute findet.

Das Lieblingsunternehmen — die Naturgeſchichten mit geſchnitzten Thierfiguren, ſtatt der Abbildungen — in Käſtchen — deſſen oben ſchon gedacht wurde, beſchäftigte anhaltend, und verurſachte mit dem wackern Carl Friedrich Enoch Richter zu Leipzig, einem ehemaligen Schüler von Bechſtein zu Schnepfenthal, äußerſt lebhaften Briefwechſel. Bechſtein hatte eingeſehen, daß der kaufmänniſche Vertrieb dieſer naturhiſtoriſchen Spielwaaren ohne die Hülfe eines Buchhändlers für ihn eine Sache der Unmöglichkeit ſei. Er bot daher das geſammte Unternehmen Richter zum Kauf an. Dieſer ging nur mit großer kaufmänniſcher Vorſicht, die er mit einleuchtenden Gründen rechtfertigte, auf den Ankauf ein, und behielt ſich vor, ſelbſt nach Gotha zu kommen, um richtigen Einblick in das ganze Verhältniß zu gewinnen.

Dieſe Reiſe erfolgte, die beiden Geſchäftsfreunde kamen in Gotha in der Schelle zuſammen, und errichteten einen Vertrag über das Unternehmen, nach welchem Richter das Ganze ankaufte, und Bechſtein allen Anſprüchen an dasſelbe entſagte. Allein bald genug fand Richter Gründe, eine Uebereilung zu beklagen, zeigte Miene, ſein Verſprechen nicht halten zu wollen, und Bechſtein mußte alles aufbieten, um jenem ſeine Aengſtlichkeit und ſeine Bedenklichkeiten zu benehmen. Auch Schulz, der Verfertiger der Thierfiguren, klagte über Schaden und Verdruß. Richter nannte den Ankauf dieſes Geſchäfts eine unglückliche Speculation, einen ſeiner dummen Streiche — da es unfruchtbar ſei und bleibe, und im Mechanismus äußerſt ſchwerfällig — und es ſei wirklich ein neuer Beweis, daß Gelehrte zu kaufmänniſchen Unternehmungen ſelten taugten, denn gewöhnlich unternähmen ſie ohne gemachte Erfahrungen, oder durch den und jenen glücklichen Erfolg zu kühn gemacht ꝛc.

Es kam wirklich dahin, daß Bechſtein ſich genöthigt fand, ſich an einen Leipziger Anwalt zu wenden, an den er in der Inſtruction die Bemerkung voranſtellte, welche den Standpunkt erkennen läßt, von welchem aus er ſein Thierfiguren-Unternehmen betrachtete, und beurtheilte, und die Feſtigkeit, mit der er es in Schutz nahm, rechtfertigte. Er ſchrieb: „Die Unternehmung meiner Naturgeſchichten für Kinder habe ich für meine ſchönſte in pädagogiſcher Hinſicht gehalten, und dafür haben ſie auch die größten Pädagogen Salzmann, Becker ꝛc. anerkannt. Meine vielen Geſchäfte in Meiningſchen Dienſten und da ich ein herrſchaftliches Logis habe — mein weniger Gelaß, machten, daß ich ſie aufgab. Herr Richter, dem der Plan als favorable einleuchtete, hat ihn, Gott weiß warum, nicht ſo ausgeführt, wie er ſollte und bald nach der Uebernahme keinen Gefallen mehr daran gehabt. Daß alle reichen Leute Spielzeug für ihre Kinder kaufen, und daß ſie ihnen ein nützliches und belehrendes lieber, als ein blos zu Tändeleien beſtimmtes kaufen werden, ſchon dieſe einzige Bemerkung ſpricht für die Wichtigkeit des Plans."

Da beide Gegner ſehr ungern mit einander ſtritten, ſo kam indeß ein Vergleich zwiſchen ihnen zu Stande und es wurde das Unternehmen in der Weiſe zu Ende geführt, wie das Verzeichniß der Schriften Bechſtein's ausweißt.

Dieſer Zwieſpalt hinderte indeß nicht die andern bedeutenden Unternehmungen Bechſtein's in dem Richter'ſchen Verlag und die mit Scharfenberg gemeinſam ausgearbeitete Naturgeſchichte der ſchädlichen Forſtinſecten. Dieſe wurde in 3 Theilen bis 1805 fertig. Es wurde für dieſes Werk ein Honorar von 1300 Carolin bezahlt. Der Künſtler, welcher die Platten ſtach, war Jacob Sturm in Nürnberg.

Vom „ornithologiſchen Taſchenbuch" wurde gegen Ende 1810 der zweite Band im Manuſcript vollendet.

Die „getreuen Abbildungen" und die „Geſpräche" bei Schneider und Weigel fanden ungehemmten Fortgang, und in der Correſpondenz häufte ſich von Seiten jener ehrenwerthen Firma viel Lachſtoff an.

„Die 5 Exemplare für die Herren Recenſenten werde alsdann ſchicken, wenn die vorigen angezeigt ſind. Umſonſt iſt der Tod."

„Die Idee, die Sie ſich von mir machen, liegt in Ihnen, daß Sie ſich allerhand vorſtellen, dafür kann ich nichts, wenn ich Ihnen lang, kurz, ſchön, häßlich, geizig, freigebig ꝛc. erſcheine, ſo liegt das in Ihnen. — Ich erſcheine Ihnen gewiß nicht — ich handle, und Sie können mit mir zufrieden ſein."

„Sie haben zu viel cameraliſtiſche Sachen zu thun, und darunter leidet die emſige Fortſetzung."

„Für Ihre Frau Liebſte lege ein Paar Pfefferkuchen bei, wovon guten Empfang wünſche, und daß Sie noch viel und oft dergleichen Pakete von mir erhalten möchten."

Idylliſche Zeit — in der die Buchhändler ihren Autoren noch Pfefferkuchen ſchenkten, biſt Du nicht auf ewig dahin? — Die Autoren werden zu zählen ſein, welche von ihren Verlegern mit ſolchen Süßigkeiten bewirthet werden!

Herr Schneider drängte und mahnte oft mit Ungeſtüm um Manuſcript und Zeichnungen. Es ging ihm nicht ſchnell genug mit dem Erſcheinen der Centurien von den „getreuen Abbildungen," ein Zeichen, daß der Abſatz gut war; minder günſtig erwieß ſich dieſer bei den „neuen Geſprächen," von deren erſtem Bändchen Schneider den Geſammtvorrath Müller in Schnepfenthal doch noch abgekauft hatte, um in den Beſitz des ganzen Werkchens zu gelangen, ſo ungeſtüm er früher das Anſinnen, dieß zu thun, ablehnte.

Das oben unter VI. gedachte Unternehmen der Fortſetzung von Wirſings Vogelwerk ſcheint nicht in das Leben getreten zu ſein, obſchon Hand an daſſelbe gelegt worden war, denn eine darauf bezügliche Briefſtelle Schneiders von 1805 lautet: „Mit Wirſing's Kupferplatten geht es ſo geſchwind nicht, weil ich noch nicht erfahren können, wo ſie verſetzt ſind, und wie hoch, auch weiß ich nicht, was Ihr Text dazu koſten ſoll. Es iſt auch der Umſtand dabei zu berechnen, daß es vor Borkhauſen und Wolf nicht aufkommen und ſich nicht lange halten wird."

Ueberhaupt begannen von dieſem Zeitpunkt an die Klagen aller Buchhändler ſich zu mehren, und viele Briefe derſelben lauten, als ob ſie von 1848 bis 1854 geſchrieben wären, wo doch zu der allgemeinen Stockung von Handel und Gewerben nicht ſchwere Durchmärſche und Contributionen, wie damals, zu ertragen waren. Schneider bemerkt in ſeiner derben Weiſe: „Den Leipzigern kann es nicht ſchlimmer gehen, als es uns ſeit zehn Jahren gegangen iſt, jene Herren kennen die Plage lange noch nicht, ſie wollen was beſonders haben, zumal Herr Cruſius, ein grundreicher Mann ꝛc.“ An einer andern Stelle: „Ich ſehe nicht ein, wie es Friede werden ſoll, noch immer ziehen Recruten aus Bayern und Schwaben hier durch, aus Tirol und von Augsburg, hübſche Bauernburſche, die zur Armee gehen. Der Handel iſt ſehr eingeſchränkt, Niemand kauft etwas. Es beſinnt ſich jetzt mancher, einen Gulden für entbehrliche Dinge auszugeben.“

Im Auguſt 1809 äußerte Schneider den Wunſch: „Gern ſähe ich es, wenn Sie einen Schluß mit den Abbildungen machen möchten. Wenn beſſere Zeiten kommen, und ich lebe, ſo kann es ja immer fortgeſetzt werden. Beſſere Zeiten kommen aber ſo bald gewiß nicht, wir träumen ſchon zwanzig Jahre lang davon.“ — Schneider, der bei aller Schroffheit und Grilligkeit ſeines Briefſtyls doch ein rechtlicher Mann war, hatte in demſelben Jahre ſeine Frau und kurz vorher ſeinen Sohn durch den Tod verloren, und äußerte ſich vielfach lebensmüde und lebensunluſtig — hypochondriſch.“

„Was ich ſonſt für unüberwindliche Hinderniſſe bei Latham und den Geſprächen überſtiegen, bewundere ich jetzt ſelbſt, alles aus Liebe gegen meine Frau und Kinder — jetzo aber kommt mir ein Beſenſtiel wie ein Schlagbaum vor.“

Spätere Briefe gaben wieder beluſtigende Proben des Schneiderſchen Styls.

„Sie ſind zu theuer, und glauben, das Geld fällt aus den Aermeln.“

„Ihnen muß den Text zu machen ja ſo leicht ankommen, als mir das Briefſchreiben.“

„In Waltershauſen muß man wohl gelehrt, aber nicht leſerlich ſchreiben lernen.“

„Meine zwei Tochtermänner koſten mich ſehr viel. Ich wünſche meine Tage in Ruhe zu beſchließen.“

„Sie haben mir ein naturhiſtoriſches Abcbuch verſprochen, aber nicht gehalten, daraus ich ſchließen muß, daß Sie auf meinen Vortheil nicht bedacht waren. Ich habe ſonſt keine Feindſchaft gegen Sie, als daß Sie zu theuer ſind, und auf Ihren Forderungen beharren und keine Raiſon annehmen wollen. Daß ich mit der ganzen Welt unzufrieden bin — können Sie deutlich abnehmen. Daß ich mit ſolchen in der Welt noch weit mehr unzufrieden bin, die etwas von mir begehren, das ich ſelber brauche, iſt auch wahr ꝛc.“

Bei der Nürnberger Firma Monath und Kußler ſetzte ſich der Druck des Handbuchs der Jagdwiſſenſchaft fort, ebenſo bei derſelben Firma die Ueberſetzung von Le Vaillant. Auch die Briefe dieſer Firma klagen über die ſchwere Ungunſt der Zeit, faſt tägliche Einquartirung, übermäßige Beſteuerung und dergl. Auf einen ſolchen Klagebrief am 28. November 1806 erwiderte Bechſtein unter anderm:

„Ich glaube es Ihnen wohl, daß Sie in großer Geldnoth ſind. Ich bin es aber eben ſo ſehr.“

Unterm 23. Februar 1803 ſchrieben Monath und Kußler: „Das überſandte Manuſcript zum 3. Bande der Jagdwiſſenſchaft haben wir zu erhalten das Vergnügen gehabt, welches wir auch ohne Verzug unter die Preſſe geben würden, wenn die beſchränkten Verhältniſſe, mit denen wir leider noch immer umgeben ſind, es erlaubten. Wird die bevorſtehende Oſtermeſſe nur einigermaßen ergiebiger als die vorjährige ausfallen, und werden die ſchleſiſchen, preußiſchen, däniſchen, ſchwediſchen und ruſſiſchen Buchhandlungen ſich dieſesmal mit den rückſtändigen Zahlungen einfinden, dann liefern wir den vorſtehenden Sommer dieſen Theil ſicher. Der Buchhandel hat durch die traurigen Zeitereigniſſe unendlich gelitten. Unſere Regierungsveränderung hat auch viel dazu beigetragen. Viele Beamte ſind dadurch in ſehr beſchränkte Umſtände verſetzt und können ihre Rückſtände nicht bezahlen, noch weniger an Kaufung neuer Bücher denken.“

Ein Brief von 1809 enthält die Mittheilung: „Die letzte Meſſe iſt ſo ſchlecht ausgefallen, wie wir binnen 40 Jahren nicht erlebt haben. Alle nordiſchen Buchhändler, von denen wir bedeutende Zahlungen zu erwarten haben, ſind ausgeblieben. Durch dieſe und mehrere andere Gegenden, in denen es an baarem Geld gebricht, iſt eine Stockung entſtanden, die viele ſolide Buchhändler in die äußerſte Verlegenheit verſetzt hat. Werden die Kriegsunruhen noch ein Jahr fortdauern, dann geräth unſer Handel in einen gänzlichen Verfall."

Gleichwohl meldeten ſpätere Briefe nur die Verſchlimmerung aller Verhältniſſe. Gezwungene Anlehen, erhöhte Steuern, Mauth ꝛc. zwangen zu Stockungen in den Honorarzahlungen, und veranlaßten Bechſtein, ſeinen Antheil freiwillig herabzuſetzen, worüber ſich Monath und Kußler ſehr dankbar äußerten, und erklärten, wenn Handel und Wandel wieder hergeſtellt wären, gern das erſtere Honorar bezahlen zu wollen.

Das literariſchfreundſchaftliche Verhältniß mit dem wackern Lebrecht Cruſius in Leipzig im Betreff der Naturgeſchichte Deutſchlands, deren 2. Auflage 1805 erſchien, dauerte fort. Aber auch hier hieß es in einem Briefe vom 24. Januar 1807: „Leider haben die alles zerſtörenden Unruhen auch auf unſern literariſchen Handel einen verderblichen Einfluß." — Im Auguſt 1808 überließ Siegfried Lebrecht Cruſius wegen hohen Alters ſeine Buchhandlung nach 43jähriger Geſchäftsführung ſeinem zeitherigen Buchhalter Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel käuflich und zeigte dies ſeinen Geſchäftsfreunden, folglich auch Bechſtein in einem gedruckten Circular an, und Vogel begann den Druck des vierten Bandes der Naturgeſchichte, obgleich dieß ihm ſchwer fiel. Er äußerte ſich nach Vollendung des Drucks im Auguſt 1809 darüber: „Bei den alles vernichtenden Zeitumſtänden war der Druck dieſes vierten Theils für mich als Anfänger um ſo mehr ein ſchweres Unternehmen, da der Debit dieſes ſehr ſchätzbaren Werkes äußerſt gering iſt ꝛc. Dauert dieſe fürchterliche Criſis fort, ſo iſt zu befürchten, daß unſer Handel, der ohnedieß ſehr deſtruirt iſt, gänzlich ruinirt wird." — Mittlerweile hatte Bechſtein die Ausarbeitung ſeiner Forſtbotanik begonnen, und trug Vogel den Verlag derſelben an. Vogel zeigte ſich auch geneigt, auf den Antrag einzugehen, wünſchte aber, daß die Stärke der Auflage ihm gänzlich überlaſſen werde, während Bechſtein dieſe feſtgeſetzt hatte und nach ihrer Verſchiedenheit das Honorar bemeſſen haben wollte, — wovon er auch nicht abging.

Ein anderer Buchhändler, C. J. G. Hartmann, früher in Riga, welcher mit Bechſtein ſchon vorher in Unterhandlung geſtanden hatte, und auch ſein Schüler geweſen war, erhielt nun den Antrag der Forſtbotanik, ſtellte eine Berechnung auf, verlangte Modificationen hinſichtlich des Preiſes, und zeigte ſich eben ſo redlich, als geſchäftstüchtig und vorſichtig. Er führte an, daß ihm Kotzebue die Kruſenſtern'ſche Reiſe um die Welt angetragen, er ſie aber ausgeſchlagen habe, klagte, daß er große Außenſtände in Riga habe, daß auf Mahnbriefe nicht einmal Antworten eingingen, und ſuchte die Verlagsübernahme hinauszuſchieben.

Darüber verging die Zeit und Bechſtein ſah ſich veranlaßt, während die Unterhandlung noch ſchwebte, mit W. Hennings in Erfurt wegen der Forſtbotanik anzuknüpfen. Es lag ihm daran, das Honorar bald zu erhalten, da er es, wie aus einem Briefe an Hartmann hervorgeht, zur Abzahlung einer fälligen Schuld und zum Studiren für ſeinen Sohn beſtimmt hatte. Da nun Hartmann's Finanzverhältniſſe die Erfüllung dieſes Wunſches unmöglich machten, ſo wurde mit Hennings unterm 18. November Vertrag abgeſchloſſen. Auch in dieſer Correſpondenz Klagen über Klagen über die ſchlechte Meſſe, und die Nothwendigkeit, die Honorarforderungen herabzuſtimmen. Gegen Ende 1810 war der Druck der Forſtbotanik vollendet. Selbſt die Expedition der allgemeinen Literatur-Zeitung zu Halle fand ſich bewogen, 1810 ihr bisheriges Honorar von 20 Rthlr. pr. Bogen auf 15 Rthlr. herabzuſetzen.

Die Ornithologie wurde in dieſem Zeitraum von Bechſtein ſowohl vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt, als von jenem der Liebhaberei, eifrig fortgepflegt. Ein großer Taubenſchlag mit erleſenen Taubenarten nahm einen Theil des Hausbodens ein, und zur Vermehrung und Ergänzung wurden nicht ſelten Ausflüge nach Schmalkalden, Oſtheim und Mellrichſtadt gemacht, wo Taubenzüchter und Händler wohnten. Den Hühnerhof bevölkerten Hühner und Enten mannigfaltiger Art, Hühner mit Kuppen, Latſchen, Taubenſchwänze, Schwanzloſe und oft von prächtigem Gefieder. In den Zimmern des Hauſes und auf der als Vorſaal dienenden Gallerie waren Finken und Wachteln vertheilt und im Studirzimmer umflatterte und umſang den Naturfreund meiſt frei umherfliegend und lauſend die kleinere Sängerwelt — ein Stück Arche Noäh, und es ſtörte ihn nicht, daß auf Möbel, Bücher und Papiere dasjenige fiel, was den alten Tobias blendete.

Die Ornithologen Naumann, Vater und Sohn, ſandten ihre Naturgeſchichte und Beiträge für die Diana, nebſt dem von Bechſtein gewünſchten Exemplar einer Graugans, ausgeſtopft von Herrn Chr. Adolph Buhle zu Halle, welcher damals eine Reihe naturhiſtoriſcher Schriften, Reiſen und Unterhaltungen erſcheinen ließ, und Bechſtein ſein Handbuch der Naturgeſchichte des Thierreichs, Halle 1804, überſandte.

Profeſſor Fr. Meisner zu Bern, Aufſeher des dortigen reichhaltigen ornithologiſchen Cabinets, knüpfte Briefwechſel an und theilte mit, daß er mit Herausgabe von Abbildungen des Geſchlechts-Characters aller europäiſchen Vögel beſchäftigt ſei, und zwar ſämmtlich lebensgroß nach der Natur gezeichnet und mit aller Genauigkeit der Größen-Verhältniſſe, bat um Empfehlung ſeines Unternehmens und erbot ſeine Dienſte.

G. Bekker in Darmſtadt ſandte die Fortſetzung der von ihm mit Borkhauſen und Lichthammer gemeinſchaftlich herausgegebenen deutſchen Ornithologie, und wünſchte durch Bechſtein den **Falco peregrinus** und **abietinus** verſchafft zu erhalten, wie es denn überhaupt fortwährend nicht an mancherlei derartigen Aufträgen aus Nähe und Ferne fehlte. Ein junger der Vogelkunde zugethaner Rechtskandidat in Gotha, Auguſt Sittig, überſandte den **Falco abietinus**. Der Franzoſe Clairville, jetzt in Winterthur, ſetzte ſeinen größtentheils ornithologiſchen Briefwechſel fort, desgl. Hofrath **Dr.** Meyer, Apothekenbeſitzer in Offenbach, welcher Vögel empfing und aus ſeiner ziemlich vollſtändigen Sammlung deren anbot. Auch er beabſichtigte ein Werk über Vögelköpfe und Füße erſcheinen zu laſſen. Es wurde ſchon oben der Anerbietungen gedacht, zu denen ein Darmſtädter Freund die vermittelnde Hand zu bieten, den Auftrag hatte, dieſer ermüdete ſelbſt dann nicht, dieſelben fortzuſetzen, als Bechſtein ſich ſchon erklärt hatte, den Meiningenſchen Dienſt nicht verlaſſen zu wollen. Aus gleichem Grunde blieb auch ein ebenfalls in directer Antrag, in bayeriſche Dienſte zu gehen, ohne Berückſichtigung. Es giebt immerhin Bechſtein ein ſchönes Zeugniß von Ehrenhaftigkeit, Anhänglichkeit und Treue, daß er ſehr lockenden Verſuchungen widerſtand.

„Der Chef des Forſtkollegiums" (dieſer ſollte Bechſtein werden), ſchrieb jener Freund: „erhält Titel und Rang eines Geheimenraths, freie Fourage auf mehrere Pferde, und eine Beſoldung von jährlich 2500 fl. rhn., die nach Umſtänden auch wohl noch vermehrt werden kann."

„Er iſt der Director des ganzen Forſtcollegs, macht die Actendiſtributionen unter den Sitz und Stimme habenden Gliedern deſſelben, ſteht nicht unter dem Miniſter des Innern, ſondern unmittelbar, ſowie das ganze Colleg überhaupt, unter dem Landgrafen, bereiſt jährlich die verſchiedenen Landforſte (NB. mit extra guten und vollen Diäten), giebt die zweckmäßigſten Befehle und Anweiſungen ꝛc., kurz er befindet ſich bei großer Gewalt, in einer ſchmeichelnd angenehmen Lage, nach allen Kräften den Waldungen und ihrem vollſten Ertrage — mithin dem ganzen Lande — recht nützlich ſein zu können. Hierauf folgte eine Aufzählung des damaligen Forſtcollegperſonals.

Mancherlei Dienſtleiſtungen erwieß Bechſtein Bekannten und Unbekannten ſtets mit größter Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit; er erwirkte für einen ornithologiſchen Freund von der philoſophiſchen Facultät in Jena das Doctordiplom, empfahl dem Landgrafen von Rothenburg, der ſich wegen Beſetzung einer Forſtrathſtelle an ihn gewendet hatte, mehrere würdige Männer, darunter den Forſtinſpector Wittwer zu Nürnberg, einen der Waltershäuſer Zöglinge. Mehreren Freunden und Bekannten verſchaffte Bechſtein Verleger für ihre Werke oder verwendete ſich doch für dieſelben bei ſeinen eigenen; (ſo empfahl er Enoch Richter J. G. Bierlings allgemein faßlichen Unterricht im Generalbaß) noch mehr war dieß der Fall mit Verſchaffung von Forſtſtellen für junge Leute, die in Dreißigacker zu Bechſteins Zufriedenheit ihre Studien vollendet hatten. In dieſer Beziehung legte er eine wahrhaft väterliche Sorgfalt an den Tag, wie noch Viele bezeugen können und bezeugen. Eine zwar ſehr geſchäftreiche, aber äußerſt günſtige Stellung hatte Laurop bei dem alten Fürſten von Leiningen-Amorbach-Miltenberg gefunden, (Bechſtein war mit ſeiner Frau bei Laurops Sohne Wilhelm am 24. Mai 1804 Pathe geworden) — und konnte günſtigſte Berichte über ſeine Thätigkeit erſtatten. Mit dem geſchätzten Borkhauſen blieb ornithologiſche Verbindung erhalten. Dieſer theilte nicht ſelten Bemerkungen und Bereicherungen zu Bechſteins Werken mit, lobte und tadelte mit Offenheit, und machte auf Irrthümer aufmerkſam, die bei dem umfaſſenden Gebiete, das noch im Anbau begriffen war, wohl begegnen konnten.

Um ſo ſchmerzlicher mußte bei dieſer ſo offenen und lehrreichen Freundſchaft beider Ornithologen Dr. Moritz Balthaſar Borkhauſens am 30. Nov. 1806 erfolgter früher Tod Bechſteins Gemüth ergreifen. Borkhauſen war ein Mann von bewundernswürdigem Gedächtniß, außerordentlich unterrichtet, und beſaß die Gabe auf das Feinſte zu unterſcheiden, in einem hohen Grade. Dabei wurde er als ein ſinnig-heiterer gemüthsfroher Menſch gerühmt, Eigenſchaften, die er neben dem Scharfſinn in Erforſchung der Naturkörper mit Bechſtein gemein hatte. Er hinterließ eine ausgezeichnete Sammlung ausgeſtopfter Vögel.

Ein hochgeſtellter Naturfreund und Sammler, Maximilian Alexander Philipp Prinz zu Neuwied wünſchte mit Bechſtein Verbindung anzuknüpfen, und gegen andere Naturalien ihm fehlende Vögel für ſeine Sammlung zu erlangen. Er beauftragte deshalb von Potsdam aus einen Bekannten, Keßler: „Wie wär's, wenn Sie Bechſtein ſchrieben, daß ich als eifriger Verehrer ſeiner Lieblings-Wiſſenſchaft und ſeiner Werke mich nicht länger enthalten könnte, an der Quelle des Lichts für die deutſche Ornithologie mich Raths zu erholen, und daß ich mich ihm als einen Correſpondenten antrüge, der im Stande ſei, Naturalien aus Preußen, der Oſtſee und ihren Küſten ſowohl, als aus Oeſterreich zu verſchaffen." Der Beauftragte überſandte Bechſtein den ganzen Brief.

Zu den vielen und mannichfachen Beſorgungen, die in Form von Bitten und Aufträgen von Eltern und Verwandten für die zu Dreißigacker Studirenden an Bechſtein ergingen, kamen noch zahlreiche Geſuche anderer Art aus der Nähe und Ferne. Ein Gartenmeiſter erbat lebende Pflanzen verſchiedener von Bechſtein zuerſt beſchriebener **Crataegus**-, **Pyrus**- und **Betula**-Arten; Ausländern ſollte Bechſtein Anſtellung im Meining'ſchen verſchaffen, und es waren nicht immer nur junge mittelloſe Männer, es waren bisweilen Männer. von Rang und Stande, die ſeine Vermittelung nachſuchten und ihm mit derartigen Geſuchen nur in Verlegenheit ſetzten. Ungleich angenehmer mußte es ihm ſein, Geſuchen zu willfahren, die von ihm Empfohlene zu Stellen im Ausland verlangten. Ein ſolches ging unter andern vom Bürgermeiſter Behrnauer zu Zittau ein, der für die Forſte der dortigen Communen, (die ja auch den reizenden Oybin umfangen) namentlich für den forſtpfleglichen Theil, und für ein Vermeſſungs-und Abſchätzungsgeſchäft einen geeigneten Mann vorzuſchlagen hat.

Freilich liefen auch Geſuche folgender Art mit unter: „— — einen jungen Forſtmann von guter Erziehung und moraliſchem Character, der gut ſchreibt und zeichnet, mit Kindern gern und gut umzugehen ſich getraut (!) und überhaupt fleißig und thätig iſt, und der ſein Glück (!) im Auslande zu machen gedenkt. Neben obigen Eigenſchaften darf er aber auch noch manche häusliche Geſchäfte, z. B. Stiefelputzen nicht ſcheuen. Es muß einer ſein, der Kräfte und Ausdauer beſitzt. Dagegen genießt er die beſte Behandlung von der Welt, iſt mit dem Herrn am Tiſch (!) ꝛc.“

Profeſſor Schreber in Erlangen wünſchte den **Oestrus** (deſſen Larve in der Haut des Edelwilds wohnt) in ſeiner Fliegen-Geſtalt zu erhalten, und zwar von zwei Arten, Männchen und Weibchen. In demſelben Brief meldet dieſer geſchätzte Naturforſcher etwas ſchier Unglaubliches: „Vor einiger Zeit wurde mir eine todte Nachtigall mit der Nachricht gebracht, daß ſie ſich ſelbſt das Leben genommen habe. Der Zuſtand, in welchem ich ſie erhielt, ſchien mir ſo merkwürdig, daß ich ſie ſogleich abzeichnete.*) Zu anderer Zeit wünſchte und erhielt Schreber für ſich und Dr. Goldfuß Knochenſtücke von dem Höhlenbär aus der Altenſteiner Höhle durch Bechſtein.

Aus Anerkennung der Verdienſte Bechſteins überſandte ihm unterm 16. Januar 1806 die Univerſität Erlangen, deren Rector Dr Johann

---

*) Abſichtvoller Selbſtmord bei Thieren dürfte wohl außer der Reihe thierpſychologiſcher Beobachtungen liegen. Durch Zufall kann wohl jedes Thier ſelbſt ſein Lebensende herbeiführen..

Chriſtian Daniel Schreber damals war, das Diplom eines Doctors der Philoſophie und Magiſters der freien Künſte.

Der General-Inſpector der Königlichen Forſte, Joſeph Gautieri in Ancona, bekannt durch mehrere naturhiſtoriſche Schriften, fragte bei Bechſtein an, welche Bäume auf dem kies- und kalkhaltigen öden Boden der Meeresküſte bei Ravenna anzubauen ſein dürften und erbat Verzeichniſſe von allen Waldſämereien der mitteldeutſchen Wälder.

Nicht nur auf Pflanzen, Thiere und Vögel erſtreckten ſich die Aufträge der Correſpondenz-Freunde — ſogar Vogelkäfige mußte die Gefälligkeit Bechſteins zu beſorgen übernehmen, Nachtigallen-, Feldlerchen-, Grasmücken-Käfige — er hatte nun einmal beſonders gut eingerichtete Käfige zum Theil ſelbſt erfunden und beſchrieben!

Auch ſonſt fehlte es nicht an mannichfaltigen, zum Theil angenehmen Zuſendungen und Zuſchriften.

Forſtmeiſter Conrad Schmidt zu Bundorf auf dem Haßberg in Franken widmete Bechſtein und Profeſſor Dätzel ſeine forſtwiſſenſchaftlichen Bemerkungen über den Käplerſchen Saftdieb. Gotha 1804.

Der fleißige F. G. Leonhardi, Geograph, Naturforſcher, Forſtmann, Oekonom ꝛc. zu Leipzig widmete Bechſtein die freie Ueberſetzung eines franzöſiſchen Werkchens über den Maulwurf, und erbat Nachrichten über den Zuſtand der Forſtacademie für die dritte Auflage ſeiner Erdbeſchreibung der Churfürſtlichen und Herzogl. Sächſiſchen Lande.

Der Herr von Liebhaber, Bechſteins früherer Gehülfe und Mitlehrer an dem Waltershäuſer Forſtinſtitut, dedicirte ihm ſeine Abhandlung uber das Verhältniß der Brennbarkeit der Hölzer, 1806.

Der Herausgeber der Krünitziſchen ökonomiſch-technologiſchen Encyclopädie, H. G. Flörke zu Berlin wünſchte, einen Band derſelben mit Bechſteins Bild zu zieren, und erbat eine wohlgetroffene Zeichnung oder einen ähnlichen Kupferſtich. Bechſtein äußerte ſich dankbar für die Ehre, und ſandte ſein gut getroffenes Paſtellbild, indem er ſich zugleich über das Verfehlte ſeines Bildes in der allgemeinen deutſchen Bibliothek äußerte. (Band 39. 1798.)

Das dadurch hervorgerufene Portrait ſteht vor dem 102. Bande der Krünitziſchen Encyclopädie. 1806. Von S. Halle geſtochen.

Die Königliche Academie der Wiſſenſchaften zu München ernannte Bechſtein zu ihrem correſpondirenden Mitglied; das Diplom wurde unterm 12. April 1808 ausgefertigt, vom Präſident Jacobi, vom General-Secretair Schlichtegrell und vom Secretair der phyſikaliſch-mathematiſchen Klaſſe Moll unterzeichnet. Eben ſo überſandte die Wetterauiſche Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde zu Hanau ihr Ehrendiplom vom 30. November 1808. Director derſelben war damals Gottfr. Gärtner und der ſchon erwähnte Dr. Bernhard Meyer in Offenbach. Secretaire waren Leonhard und Dr. Kopp.

Zuſendungen wiſſenſchaftlicher Beobachtungen von Gelehrten, Forſtmännern und Naturfreunden gingen zahlreich ein, und ſo war Bechſteins Leben eine Kette edler Thätigkeiten, deren Goldringe: Lehre, Förderung des Gemeinnutzens, literariſche Wirkſamkeit, lebhafter Verkehr mit Gleichſtrebenden, heitere Geſelligkeit und Familienglück harmoniſch in einander klangen.

Als der 2. Band der neuen Auflage ſeiner Naturgeſchichte Deutſchlands erſchien, widmete Bechſtein dieſen, wie bei der erſten Auflage, abermals dem Fürſten Primas Karl von Dalberg, welcher jetzt zu Aſchaffenburg reſidirte.

Eigentliche Tagebücher pflegte Bechſtein nicht zu führen. Was er aufzeichnete, fand eine Stelle im gewöhnlichen Haushaltungs- und Adreßbuch, deren jedes Jahr ein neuer Jahrgang gedruckt wurde. Nächſt Einnahmen und Ausgaben trug er in dieſe Bücher die Namen der neuen Anmeldungen für die Forſtacademie, mancherlei Witterungsbeobachtungen, doch nicht regelmäßig, ſondern nur auffallende ein, wie Beſorgungen für andere, und dieſelben Bücher bewahrten auch manches Denkmal ſeines großen Wohlthätigkeitsſinnes auf, mit dem er Arme und Nothleidende gern und bereitwillig unterſtützte; Verwandte, die ſeiner Hülfe bedurften, ſuchten ihn nicht ſelten perſönlich oder brieflich heim.

Ein Zeichen ſeiner großen Uneigennützigkeit findet ſich von ihm im November 1803 aufnotirt: „Von Herrn von Bärenſtein habe ich zum Geſchenk 20 Louisd'or für Eduard, zu einer Garnitur Gewehre bekommen, habe ſie aber ſeinem Sohne wieder gegeben."

Auch auf Bechſteins Liebhaberei gewähren ſeine kleinen Aufzeichnungen manchen Blick — es erſcheinen Ausgaben für Nelken, Aurikeln, Jonquillen-, Ranunkeln-, Tulpen- und Hyacinthen-Zwiebeln in nicht geringer Anzahl, ebenſo für Tauben und andere Vögel. „Johann Chriſtian Rothnagel heißt der Mann in der Ruhl, wo ich die Weinſänger und Scharfſänger (Finken) bekomme."

Der Vergnügungsort Grimmenthal erſcheint oft unter den geringen Ausgaben; man liebte damals mehr als jetzt, von Meiningen aus ſolche Ausflüge zu geſelliger Unterhaltung — die Zahl der Bierlokale in der Stadtnähe war noch gering. Die Kegelbahn bot ihre Freuden, (im Garten der Kemnate zu Waltershauſen hatte Bechſtein ſelbſt eine angelegt); im Winter der Karten- und Würfeltiſch die ſeinen den Erholungſuchenden, meiſt muntern und jovialen Geſchäftsmännern. Außerdem boten das Schießhaus in Meiningen, die Caſinogeſellſchaft daſelbſt, der mit ſchöner Ausſichtſtelle an einer weſtlichen Bergwand gelegene, ſogenannte Kratzersberg für gleiche Vergnügungen ihre Räume, und im Spätherbſt und Winter fand ſich neben dem Lehrerperſonal von Dreißigacker täglich eine Geſellſchaft von mehreren Meininger Freunden droben im Wirthshauſe zuſammen — um einige Abendſtunden vergnügt hinzubringen. Aber regelmäßig kam Bechſtein aus dieſem Kreiſe Abends um 8 Uhr ſchon wieder nach Hauſe.

Wurden in Begleitung der Frauen kleine Ausflüge in die Umgegend gemacht, ſo lenkten ſich dieſe nächſt Grimmenthal dem Jagdſchloß Faſanerie, dem kleinen Landſchlößchen Amalienruh (früher Sophienluſt), dem Forſthaus in der Schmale, dem Fiſchhaus bei St. Wolfgang im ehemaligen Hermannsfelder See, und der Burgruine Henneberg zu, — wohin man meiſt die nöthigen Mundvorräthe mitnahm, und in harmloſer Geſelligkeit, im Genuß der Natur und der Freundſchaft frohe und glückliche Stunden verlebte. Dieſe Neigung, die einen großen Kreis guter und tüchtiger Menſchen belebte, ließ auch lange Jahre hindurch ein ſinniges Trauerfeſt zum Andenken des verewigten Herzogs

Georg begeben. Dieſem war in einem nahen Walde, der Haßfurt, durch eine Geſellſchaft, an deren Spitze der überaus lebensfrohe Hofjäger Schnell ſtand, ein einfacher Denkſtein errichtet worden, und zu ſeinem Andenken wurde nun alljährlich an einem beſtimmten Sommertage ein volksthümliches Erinnerungsfeſt begangen, an welchem die Theilnahme von Seiten der Bewohner Meiningens und Dreißigackers ſehr allgemein war. Es wurde am Denkſtein ein geeignetes Lied geſungen, eine Rede gehalten, und dann in den Anlagen des kleinen Luſthains der geſelligen Freude gelebt.

Noch einen andern Anhalt- und Sammelpunkt für dieſe holde Göttin bot der Herenberg über dem Dorfe Maßfeld dar, deſſen in das Werrathal vorſpringende Gipfelſpitze eine reizende Ausſicht gewährte. Der Kammerſecretair Hartmann, ein lebhafter Freund der Natur und Geſelligkeit, begründete dort 1807 Anlagen und ſpäter ein noch ſtehendes Häuschen, und ſein eigenes Leben verſchönend ſchuf er dadurch vielen edlen und übereinſtimmenden Herzen heitere Stunden und ſchöne Erinnerungen.

Dieſe harmloſen Freuden und Genüſſe koſteten wenig. Man war genügſamer, als das ſpäter lebende jüngere Geſchlecht.

So findet ſich unterm 19. Auguſt 1805 notirt: „Ich bin heute Scheibenkönig worden und habe einen Schmaus im Schützenhaus gegeben.“ Den Schmaus beſtritt der Gewinn, dann kam noch dazu ½ Eimer Felſenkellerbier, 1 Rthlr. 15 Groſchen, 17 Groſchen Trinkgelder und 19 Groſchen für Eſſen und Punſch den Muſikanten auf dem Ball.“

Theuerer kamen die Ausflüge nach dem Bade Liebenſtein zu ſtehen, die doch ein- oder einigemal in jedem Sommer gemacht wurden. Es fand ſich dort immer eine erleſene Geſellſchaft beiſammen, und die Badeliſten jener Jahre enthalten manchen berühmten Namen. Solche Geſellſchafter, wie Bechſtein, waren dort immer hochwillkommen.

Im Winter gehörte Schlittenfahren zu Bechſteins größtem Vergnügen — oft ward er in Hoffnung auf gute Bahn getäuſcht, wenn er nach ſtarken Schneefällen in die tief gelegene Stadt herab und auf dem Schmutz fuhr, oder nur bis zur Chauſſee gelangte und vollends in die Stadt gehen mußte. Im Januar 1806 notirte er neben eine Witterungsbemerkung: „Ich habe nur ein einzigesmal nach Meiningen Schlitten fahren können und da lag blos auf dem Dreißigackerer Weg Schnee genug.“

Schlittenpartien, meiſt mit Meininger Freunden verabredet, nach Henneberg, Mellrichſtadt, der Faſanerie, Grimmenthal ꝛc. wurden bei guter Bahn in der Regel an jedem Winter-Sonntage Nachmittag unternommen.

Die Caſino-Concerte, Redouten, Theater, wie die theatraliſchen Darſtellungen einer Liebhabergeſellſchaft in Meiningen, welche manches Gelungene zur Anſchau brachte, beſuchte Bechſtein in dieſer Zeit mit ſeiner Frau gern und fleißig, auch der Sohn durfte bisweilen Antheil nehmen, der zu Bechſteins Stolz und Freude herangeblüht war.

Manche merkwürdige Naturerſcheinungen wurden neben bemerkenswerther Witterung und Sonſtigem aufgezeichnet, frühe Rückkehr der Singvögel, häufiges Vorkommen ſonſt ſeltener Arten u. dergl.

Am 27. Februar 1806: „Heute Nachmittags hat das Wetter in den Kirchthurm zu Waltershauſen eingeſchlagen, ſo daß alles Holzwerk bis auf die Mauer abgebrannt iſt, und die Sparren und Kirchenfenſter auch abgebrannt ſind.“

Am 16. Mai 1806: „Heute zog über Oſtheim 1½ Stunden lang eine ungeheure Schaar Wanderheuſchrecken in einer Straße hundert Schritte breit. Sie kamen von Norden und zogen gegen Mittag, bei einem kleinen Regen hörte der Zug auf. Sie ſollen ſich in der Gegend um Neuſtadt gelagert haben.“ *)

Am 27. Septbr. 1808: „Heute bin ich in Gotha geweſen und habe Napoleon geſehen, der zum Congreß nach Erfurt ging.“

---

*) Dieſe Inſekten waren nur für Heuſchrecken gehalten worden; es waren Schwärme von Libellen, die auch über Waltershauſen zogen, wie mir Herr Geheime-Regierungsdirector Hellmann, der ſie ſelbſt geſehen, verſichert hat.

Am. 1. October: „Nach Erfurt gegangen, wo ich Napoleon, Alexander, Großfürſt Conſtantin, die Könige von Sachſen, von Würtemberg, Hieronymus von Caſſel — Talleyrand, Berthier, Oudinot, den Fürſt Primas und faſt alle Bundesfürſten geſehen habe. Napoleon hielt 2 Tage hintereinander über 1 Huſaren- und 1 Cüraſſierregiment Revüe.“

Die unglückbringende Exploſion zu Eiſenach, 1. Septbr. 1810, wurde ebenfalls aufgezeichnet.

Bechſteins Familienleben war — wenn nicht Krankheiten der Hausfrau daſſelbe trübten, in dieſem Zeitraum ein ſehr glückliches, in welchem Heiterkeit und Lebensfrohſinn den oft anſtrengenden Arbeitsſtunden ein ſchönes Gleichgewicht boten. Von Bechſteins Briefen an ſeine Frau, der er — wenn er auf ſeinem Gute weilte, fleißig und viel ſchrieb, ſind nur ſehr wenige erhalten, dieſe laſſen aber ein Licht auf ſeine Weiſe, vertraut zu ſchreiben, fallen, und bekunden einen köſtlichen, ja unerſchöpflichen Humor.

Er hatte in dieſem Winter einen ſehr üblen Weg gehabt. Am 6. April verurſachten ſtarke Regengüſſe plötzlichen Eis- und Schneegang, die Werra ging über, und als Bechſtein am Palmſonntag ſeine Reiſe antrat, fand er in den Ortſchaften Floh, Schnellbach und Tambach die Chauſſeen zerſtört, die Brücken weggeriſſen, Löcher und Gräben von 6 Fuß Tiefe in den Wegen, und ſchon in Schmalkalden war er gewarnt worden, nicht weiter zu reiſen, denn weder Frachtfuhrleute noch Poſten konnten den Weg paſſiren. Doch ließ er ſich nicht abhalten, und gelangte glücklich, obſchon nicht ohne Gefahr, nach Tambach. Von dort aus aber war eine Fortſetzung der Reiſe nach Waltershauſen zu Wagen unmöglich, denn der ganze Thalgrund war überſchwemmt, und das Waſſer hatte den größten Theil des dort aufgeſtellten Flößholzes mit fortgeriſſen. Er mußte einen Boten zum Tragen des wichtigſten Gepäcks nehmen, und über Altenberga zu Fuße nach Waltershauſen gehen. Darüber äußerte er ſich in einem etwas ſpäteren Brief an ſeine Frau ebenfalls in ſcherzhafter Weiſe: „Die Gefahr war in der That nicht ſo groß auf dem Wege, als ſie ſich aus den kleinen Köpfen der noch kleineren Propheten herausſprach.

Ein Brief ſchloß mit den Worten: „Und nun noch zuletzt: Si vales bene est, ego quoque valeo, welches Du Dir von unſerm guten Eduard überſetzen laſſen kannſt.“

Dieſer einzige Sohn war der Aeltern Hoffnung, Stolz und Freude. Körperlich ſchön ausgebildet, von ſchlankem Wuchs, geiſtig begabt, geliebt und gelobt von ſeinen Lehrern, konnten Vater und Mutter mit frohem Gefühle auf ihn blicken.

Wilhelm Eduard Bechſtein, geboren den 7. Juni 1792, beſuchte 1804 das damalige Lyceum zu Meiningen, nachdem er zuvor in mehreren Lehrſtunden zu Dreißigacker den Unterricht mitgenoſſen hatte.

Später brachte ihn der Vater zu einem befreundeten Geiſtlichen, Pfarrer Moß zu Maßfeld, welcher in einem ausführlichen Bericht vom 5. Septbr. 1808 ſich über deſſen Fleiß günſtig äußerte, und bemüht war, ihm eine tüchtige philologiſche Grundlage zu geben. Pfarrer Moß las mit dem jungen Bechſtein Horaz, Livius, Xenophon, Homer und andere Autoren, und war mit ſeinem Zögling höchſt zufrieden.

Auch der damalige Conrector am Lyceum, Dr Ibling, gab dem jungen Bechſtein Privatſtunden, ebenſo erhielt er Reitunterricht.

Als Eduard das neunzehnte Jahr erreicht hatte, beſtand er vor dem Herzogl. S. Meiningenſchen Conſiſtorium ein rühmliches Examen, und machte darauf im Herbſt einen Beſuch auf der Gottaiſchen Lehranſtalt in der Zillbach. Er ſollte, da der Vater ihn für die cammeraliſtiſche Laufbahn beſtimmt hatte, zu der er wohl auch eigene Neigung mitbrachte, wahrſcheinlich noch eine Univerſität beſuchen, allein es bot ſich dem bereits wacker vorgebildeten jungen Manne eine Anſtellung bei der S. Gothaiſchen Cammer, und ſo bereitete er ſich zu dem, ſeiner dortigen Anſtellung vorauszugehenden Examen vor, aber anders war es im Rathe des Ewigen beſchloſſen.

Der Vater trat am 30. September 1810 ſeine gewohnte Ferienreiſe auf ſein Gut an, ohne Ahnung, welch ein zermalmender Schlag des Geſchickes ihn und ſeine treue Lebensgefährtin treffen werde.

Eduard erkältete ſich auf einem Jagdgang, bekam eine Halsentzündung — und nach wenigen Tagen ſenkte ſein Genius trauernd die Fackel.

Schrecklich war bei der von Tage zu Tage wachſenden Gefahr die Lage der unglücklichen Mutter — der Vater fern — der heißgeliebte Sohn auf dem Sterbebette. Drei Aerzte waren hülfebereit — ihre Kunſt ſcheiterte.

Ein Eilbote ſchreckte Bechſtein aus ſeinen friedlichen Beſchäftigungen, es war zu ſpät — er ſah den Sohn, der in Kraft und Lebensfülle blühend, ihm zuletzt Lebewohl geſagt, lebend nicht wieder. Zum 5. October notirte Bechſtein in ſeinen Kalender: „Heute den 5. October ¾ auf 10 Abends iſt unſer guter Eduard an einer Halsentzündung, die ſich in ein Nervenfieber verwandelte, ſanft entſchlafen. Ich fand ihn den 6. Mittag, als ich von Waltershauſen kam, ſchon tod.“

Es war ein großer, tiefer und gerechter Schmerz, der in das Gemüth der troſtloſen Eltern ſchnitt — warme innige Theilnahme der Freunde in Nähe und Ferne theilte ihn, half ihn tragen; lindern konnte ſie ihn nicht.

In das Sittenbuch der Academie bemerkte Bechſtein zum Namen ſeines Sohnes:

„Iſt den 5. October 1810 an einem böſen Hals, wozu ſich ein Nervenfieber geſellte, da er eben die Specimina zu ſeinem Examen zur Anſtellung bei der gothaiſchen Kammer erhielt, geſtorben. Er nimmt wegen ſeines Fleißes und Betragens die Liebe ſeiner Lehrer und aller, die ihn kannten, mit in ſein Grab.“

Am 7. October Nachmittags 4 Uhr wurde der Verſtorbene mit ehrenvollem Geleite der Academie, zahlreicher Freunde und mit allgemeiner Theilnahme beerdigt.

Letztere äußerte ſich vielfach durch Zuſpruch und Briefe. Von dieſen Briefen theile ich nur einen mit, den ein edler längſt auch verklärter Dichtergeiſt ſchrieb, ein Herzenskundiger — Ernſt Wagner.

„Meiningen,“ (Datum fehlt).

„Mein gar lieber braver Freund! Wie hülfreich ſind Sie doch — Sie kennen den Werth des Lebens — und ach, wer hat das Auffinden des rechten Arztes je mit bittrerem Jammer erſehnt, als Sie theuer

Mann! Innigſten Dank für Ihre abermalige Güte! Ich habe ſogleich geſchrieben, denn man muß nichts unverſucht laſſen, um die Parze noch bei guter Laune zu erhalten.

Zweimal habe ich in Ihrer ſchrecklichen Zeit die Feder angeſetzt — aber zweimal habe ich gedacht: es giebt doch nichts erbärmlicheres, als einen hülfeleeren Tröſter! Jetzt aber, verehrtes Paar, ſage ich Ihnen ein Wort. Sie müſſen ein Kind zu ſich nehmen. Gott, ich wollte Ihnen gern einen von meinen grundguten Jungen anvertrauen, und ſchenken, — ſo hoch werth ſind Sie mir Beide — müßte es nicht nach meiner Meinung ein Mädchen ſein, dem Sie Ihre Liebe ſchenken ſollen — und ich habe nur eins, das aber die Mutter jetzt und nach meinem Tode nicht verlaſſen darf. — Aber welche ſchöne Kinder giebt es nicht hier — und in Gotha! Schauet um Euch, lieben Freunde, wie ſchön das Kinderleben und die Kinderliebe iſt — nur Kinder ſind noch dankbar auf Erden — und lächelnd wird der ſchöne Jüngling von ſeinen unverwelklichen Blumenauen herüber auf Euer ſchönes Werk blicken!

Noch Eins! Meinem Anton müſſen Sie einmal ſitzen. Er macht ſehr ſchnelle Fortſchritte im Paſtellmalen. Gleich nach ſeiner Oſterconfirmation muß es ſein!

Gute Nacht, verehrteſter Freund! Ewig

Ihr dankbarer

J. E. Wagner.

Der edle Wagner war damals ſchon leidend,*) (ſein Leiden endete am 28. Februar 1811) und gern ergriff ſeine ſinkende Hoffnung jeden von Freundesliebe dargebotenen Stab. Wahrſcheinlich hatte Bechſtein ihm ein neu empfohlenes Mittel angerathen. Von den wackern Kindern folgte der kleine Portraitmaler Anton dem Vater bald nach, und die holde Tochter ſtarb in blühender Jugend 1825 nach kurzer glücklicher Ehe mit dem Diaconus Wehner in Salzungen, jetzt Superintendent in Kranichfeld. Nur der älteſte Sohn, der talentreiche Landſchaftmaler,

---

*) Vergl. Ernſt Wagners ſämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand, beſorgt von Friedrich Moſengeil. Eilfter Band, lebensgeſchichtliche Nachrichten. 1828. S. 72 u. ff. 105 u. ff.

Herzogl. S. Rath und Gallerieinſpector in Meiningen, Carl Wagner, lebt noch.

Wagners Brief hatte höchſt wahrſcheinlich Bechſtein nicht mehr in Dreißigacker angetroffen, denn wenige Tage nach dem Begräbniß des Sohnes reiſte er mit ſeiner Frau nach Waltershauſen ab, auf das ſchmerzlichſte ergriffen, und gleichgültig gegen alle Außendinge, ſo daß er ſogar in ſein Buch ſchrieb: „Seitdem der gute Eduard todt iſt, hört alle Rechnung auf, ſie hat keinen Zweck mehr.“

Was Ernſt Wagner in liebevoller Seele empfunden und vorgeſchlagen, war bereits in Bechſteins Gemüth als ein dringendes Bedürfniß laut geworden. Während das Herz der Mutter fortdauernd nach dem Verlorenen ſehnend ſchlug, während ihr ganzes Sein nur in der Erinnerung an den trefflichen, Einzigen, aufging, verlangte der Vater — nach einem andern Kinde.

Seine Wahl lenkte ſich dem verwaiſten Sohne einer Verwandten zu; er reiſte mit ſeiner Gattin nach Erfurt zu der befreundeten Familie Ziegler, von dort aus fuhr die trauernde Mutter, begleitet von Zieglers Frau, am 24. October nach Weimar, jenen Knaben, welcher im neunten Jahre ſtand, abzuholen.

Wie aber hätte ein ſolches fremdes angenommenes Kind den ſchmerzlichſten aller Verluſte erſetzen können? — Doch die trauernde Liebe der Eltern war des göttlichen Spruchs eingedenk:

„Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

XIV.

Die Forſt-Academie von 1808 bis 1814.

Im Weiterverlauf der Geſchichte der Forſtacademie Dreißigacker ſind zunächſt einige Veränderungen im Lehrerperſonal in's Auge zu faſſen.

Ein unerheblicher Verluſt war das Zurückziehn des Pfarrer Kalbe, der 1805 ſeiner Unterrichtsſtunden enthoben zu werden wünſchte.

Fühlbarer war es, daß im Herbſt 1808 der Lehrer Dr. Meyer einen Ruf nach München als Oberforſtamtsaſſeſſor erhielt, unter der Bedingung, ſogleich einzutreten. Die Bedingungen waren ſehr günſtig, 1500 fl. rhn. Gehalt, der vierte Theil der Beſoldung für die Frau als Wittwenpenſion in Ausſicht geſtellt, und Hoffnung auf weitere Verbeſſerung.

Man konnte Dr. Meyer an ſeinem Glück nicht hinderlich ſein, und ertheilte ihm vorerſt einen Urlaub zur Reiſe nach München, ſeine dortigen Angelegenheiten ſelbſt zu betreiben. Unterm 29. Octbr. 1808 ſchrieb der Director der Forſtacademie an den Chef: „Herr Dr. Meyer iſt noch nicht von München wieder zurück; allein ein Brief von ſeiner Frau beſagt, daß er nicht nur den Dienſt erhalten, ſondern auch eine Zulage von 600 fl. rhn., alſo eine Beſoldung von 2100 fl. erhalten hat. In 14 Tagen muß er ſeine Stelle antreten. Er wird alſo gleich bei ſeiner Rückkunft um ſeine Entlaſſung bei der Durchlauchtigſten Frau Herzogin nachſuchen, und dann ſeine Reiſe antreten."

„Es wird nöthig ſein, daß einem Meininger Juriſten, wozu ich den Herrn Regierungsadvokaten Köhler vorſchlage, aufgegeben wird, dieſen Winter um ein zu beſtimmendes Honorar das angeſchlagene Forſtrecht zu leſen, damit wir wegen der ältern Forſteleven, und auch wegen drei angekommener Neuer, die ſchon auf Univerſitäten geweſen ſind, keine Lücke in den Curſus bekommen. Dieſe Lection kann weder ich, noch ein anderer Lehrer erſetzen, in die übrigen aber wollen wir uns ſo gut als möglich theilen.

Dr. Meyer reichte ſein Entlaſſungsgeſuch am 17. November desſelben Jahres ein, und es meldete ſich der Forſtrath Carl Gottlob Cramer in Meiningen zu der erledigten Lehrerſtelle.

Es wird meinen Leſern nicht unlieb ſein, wenn ich hier mit einiger Ausführlichkeit eines Mannes gedenke, der eine ziemliche Zeit hindurch im Gebiete der Romandichtung das deutſche Leſepublikum faſt ausſchließlich in ſolcher Weiſe beherrſchte, wie vor und mit ihm — abgeſehen von allem Vergleich — Chriſtian Heinrich Spieß, Benedicte Neubert, Schlenkert, und nach ihm Lafontaine, Vulpius, Guſtav Schilling, Clauren (Carl Heun) van der Velde und andere.

Ueber den Werth oder Unwerth von Cramers Schriften ſteht längſt das Urtheil der Kritik feſt, obſchon man ihn hie und da mit allzuvieler Härte getadelt hat. — Die Kunſtform des Romans kannte, ja ahnete er kaum als ſolche, allein er beſaß Phantaſie, Erfindungsgabe, Originalität, ſchrieb außerordentlich freiſinnig, und hatte von den höchſten bis zu den niedrigſten Ständen ſein Publikum nicht nur ſo lange er ſchrieb, ſondern auch noch lange nach ſeinem Tode. Er entſprach dem damaligen Geſchmack, und deshalb fröhnte er ihm, daher ſeine ungeheuern Erfolge. — Die höhere Aufgabe des Romandichters, hebend, läuternd und veredelnd auf den Geſchmack der Menge einzuwirken, erfaßte er nicht. Wüſte Verführungsgeſchichten, gänzlich verfehlte, kenntnißloſe Auffaſſung des mittelalterlichen Lebens in Ritterromanen voll Gelage, Flüche, Schändlichkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten — höchſt übertriebene Schilderungen der Verderbniſſe des Hoflebens wie der Klöſter — das war es, was dem damaligen Geſchmack zuſagte, und das war es, was anlockend und befriedigend Cramers Büchern ihre große Verbreitung verſchaffte. Als ſein beliebteſtes und beſtes Buch galt und gilt Erasmus Schleicher, vier Theile. Carl Gottlob Cramer war den 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unſtrut geboren, er beſuchte Schulpforte, ſtudirte zu Leipzig Theologie, trat 1782 als Schriftſteller auf, wandte ſich privatiſirend nach Weiſenfels, und dann nach Naumburg, wo er ſich verheirathete.

Der Herzog Georg von Meiningen, ein Freund Carl Auguſts, hätte gern, wie dieſer, auch einen Kreis ausgezeichneter Gelehrten und Dichter um ſich verſammelt, aber das Glück wollte ihm dabei nicht ſo wohl, wie jenem. Meiningen — obſchon in alten Zeiten — nur wegen ihrer Form — die Harfenſtadt genannt, blieb ſo ziemlich, wie Jean Paul ſie genannt haben ſoll, die Harfe ohne Klang, und es bildete ſich daſelbſt nur ein kleiner Muſenhof.

Der Herzog war 1794 in Weimar zum Beſuche am dortigen Hofe, ließ Cramer, deſſen Bekanntſchaft er zu machen wünſchte, dorthin kommen, bot ihm Beſtallung an, ernannte ihn zum Forſtrath, und im Mai 1795 überſiedelte Cramer mit ſeiner Familie nach Meiningen.

Er war in hübſchen Vermögensverhältniſſen, liebte ein angenehmes Leben, das er in den heitern Geſelligkeitskreiſen Meiningens, die der Herzog mit ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit belebte, fand — bis auch ſein lichter Horizont durch des Herzogs Tod ſich verdunkelte.

Wäre der Herzog nicht ſo früh verſtorben, ſo hätte ſich wohl deſſen Lieblingswunſch, einen Kreis namhafter Poeten um ſich zu verſammeln, noch erfüllt, denn auch Ernſt Wagner wurde von ihm, auf die Empfehlung Jean Paul Richter's, berufen — der gelehrte Reinwald, Schillers Schwager, hätte vielleicht ſein Talent günſtiger zu entfalten vermocht, und auch Andere würden gekommen ſein.

Cramer war ein guter Gelegenheitsdichter, als ſolcher ſtrebte er Volksthümlichkeit an, wie Bürger oder Blumauer, und nahm es, wie dieſe, auch mit trivialen Ausdrücken nicht genau. Dabei war er ein lebensfroher Geſellſchafter, eine ehrliche, derbe Natur, nicht von vieler Characterſtärke. Er log ſehr ergötzlich, rauchte und fluchte viel und haßte die Juden ſehr. Als Meiningiſcher Titular-Forſtrath erhielt Cramer keine Geldbeſoldung, wohl aber Getraidedeputate. Er erkaufte vom Herzog das von dieſem neu erbaute, jetzt Ottoiſche, früher Caroli'ſche Haus am untern Thore in Meiningen mit darauf ſtehenbleibendem, verzinslichem Capital. Die ungünſtigen Zeiten von 1803 bis

1807 drückten ſchwer auf ihn, und er kam 1807 flehentlichſt um Verſorgung ein. Er berief ſich auf des höchſtſeligen Herzogs Gnade, der ihn aus einer ruhigen Lage in Naumburg nach Meiningen berufen, wo er nun, ohne Holz, ohne Brot, ohne Geld, von Gläubigern bedrängt und verklagt ſei. Die biedergeſinnte Herzogin that für ihn, was ſie konnte. — Die Zinsſchuld auf das Haus wurde ihm erlaſſen, auch erhielt er einige Gnadengeſchenke an Holz und Fiſchen. Dieß konnte ihn nicht aus bedrängter Lage retten, er bat daher wiederholt, berief ſich darauf, daß er ſich nie nach Meiningen gedrängt, er habe in Naumburg ein Haus, Mobiliar und einen ſchönen Weinberg, auch Feldgüter unter der Hälfte des Werthes verkauft, und würde dort nicht ſein durch literariſche Arbeiten verdientes Geld, an 10,000 Gulden, nebſt über 3000 Gulden vom Vermögen ſeiner Frau — zuzuſetzen gebraucht haben. Er ſchrieb unter andern 1807: „Ich habe ja in Meiningen viel entbehren gelernt. Nicht an Luxus, wohl aber an ein heiteres geſelliges Leben gewöhnt, hatte ich ſeit 18 Jahren Pferde und Bedienten. Jetzt putze ich mir meine Stiefeln ſelbſt, und gehe zu Fuß!"

Unterm 2. Mai 1808 wurde ihm durch die Gnade der Herzogin ein Beſoldungsdecret von jährlich 95 Thlrn. 16 Gr., einſchließlich mit 2 Klaftern Buchen- und 2 Klaftern Tannenholz.

Als nun die Lehrerſtelle in Dreißigacker ſich durch Dr. Meyers Abgang erledigte, hielt Cramer um dieſelbe an.

In einem ausführlichen gutachtlichen Bericht vom 30. Decbr. 1808 über Cramers Anſtellungsgeſuch äußerte ſich Bechſtein ziemlich bedenklich im Bezug auf deſſen Gewährung, nachdem er dem abgegangenen Dr. Meyer ein aufrichtiges Lob gezollt hatte, wies auf Cramers 50 Jahre hin, und ſtellte die Bedingung, daß Cramer nach Dreißigacker ziehe, und alle Lectionen übernähme, die ihm nach dem Lectionsplan zugetheilt würden.

Cramer trat ſein unbezahltes Haus der Herrſchaft käuflich wieder ab, und empfing ſein Anſtellungsdecret als öffentlicher Lehrer der Forſtacademie mit einer jährlichen Beſoldung von 300 Thalern, einſchließlich der Naturalien an Korn, Buchen- und Tannenholz. Um freies Logis für ihn in Dreißigacker zu gewinnen, mußten zwei iſraelitiſche Familien ihre im Herrnhaus inne habende Wohnungen räumen.

Ueber Cramer blieben in dieſem Hauſe jedoch immer noch zwei Judenfamilien wohnen, und zum Ueberfluß befand ſich in demſelben Hauſe auch noch die Synagoge.

In ſolcher Lage war es mindeſtens natürlich, daß Cramer kein Freund der Judenſchaft ſein konnte.

Hoßfeld wohnte damals im Erdgeſchoß des Academiegebäudes, Herrle im Mittelſtock — Bechſtein blieb im Langenbau, in welchem indeß, doch abgeſondert, auch noch zwei Judenfamilien — Meyer Noah und Bernhard Seligmann, ſpäter Itzig, ſeßhaft waren. Selbſt die nachherige Schloßvoigtwohnung, ein iſolirtes Häuschen zwiſchen dem Schloß und dem Langenbau hatte ein Judenpaar inne, alt wie Philemon und Baucis.

Am 2. Februar 1809 führte Bechſtein den neuen Lehrer ein und ſtellte ihn den verſammelten Academikern mit einer kurzen ihn belobenden Rede vor. Cramers erſte Lectionen waren Cameralwiſſenſchaft, Forſtſchutz, Forſtbenutzung, Forſtdirection und deutſcher Styl. Für das Forſtrecht blieb noch eine Lücke, welche nach dem oben mitgetheilten Vorſchlag Regierungs-Advocat Köhler ausfüllte, denn dagegen, daß Cramer dieſes Collegium übertragen erhielte, hatte ſich Bechſtein aus einleuchtenden Gründen entſchieden erklärt. Cramer wünſchte dieſe Vorleſung halten zu dürfen, um das dafür ausgeſetzte Honorar von 50 Thalern in ſeine Taſche zu leiten, allein Bechſtein ſagte in ſeinem desfallſigen Votum: „So ſehr ich ihm (Cramer) dieſe 50 Thaler gönne, ſo hat es mir doch gegen meine Pflicht, die mir als Director obliegt, und nach welcher ich dafür ſorgen muß, daß alle Lectionen gründlich verſtanden werden, bedenklich geſchienen, ihm daſſelbe anzuvertrauen, und ſelbſt zur Erhaltung des nöthigen Anſehens für den Herrn Forſtrath Cramer als Lehrer habe ich mir es nicht erlauben können. Er wird ſo wenig das Forſtrecht leſen können als ich oder ein anderer Lehrer, weil dazu durchaus ein Mann erfordert wird, der die Rechtswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfang ſtudirt hat.“

Als Cramer im März 1810 um eine Gehaltserhöhung einkam, legte Bechſtein indeß ein ſehr günſtiges Zeugniß für ihn ab und auch ähnliche wiederholte ſpätere Geſuche wurden von der Herzogl. Kammer, vornehmlich durch Bechſtein als Referenten bevorwortet — allein Cramers Lage blieb fortdauernd eine bedrängte.

Seine Familie beſtand aus Frau, zwei Töchtern und einem Sohne — welche alle voll Anhänglichkeit und Liebe zu einander hielten. Cramer war ein freundlicher und liebevoller Familienvater, ich war als Geſpiele ſeines Sohnes faſt täglich bei Cramers. Er arbeitete an einem Stehpulte unbeirrt durch unſer Spielen und die Unterhaltung von Frau und Töchtern. Dieſe verehrten ihn ſehr, und legten hohen Werth auf des Vaters Geiſteswerke.

Nach dieſen Veränderungen im Lehrerperſonal blieb der Gang der wiſſenſchaftlichen Vorträge eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch ein gleichmäßig geregelter. — Das höhere Lehrerperſonal beſtand aus Bechſtein, Hoßfeld, Herrle und Cramer, welche in Dreißigacker, Köhler und Haußen, welche in Meiningen wohnten. Nebenbei ertheilten Falkonier Bein fortwährend Unterricht im Fangen und Abrichten der Vögel, Förſter Rumpel und nach ihm Faſanenwärter Stöckert, alle zwei Jahre im Netzſtricken, und der Bediente des Geheimen Rath Heim, Brill, im Vögelausſtopfen.

Der Schloßvoigt Roth ging 1809 ab und der Tagelöhner Goldermann aus Dreißigacker erhielt deſſen Stelle.

Das innere Leben der Forſtacademie wurde in dieſem Zeitraum mannigfach durch Störungen bewegt und erſchüttert, welche geeignet waren, ihrem Rufe zu ſchaden und ihre Blüthe zu vernichten.

Gleich der erſte Monat des Jahres 1808 brachte einen wahrhaft tragiſchen Unglücksfall, der gar viel zu reden gab, und den ich nach einem aufgefundenen Briefconcept Bechſteins an den Hofrath Rudolph Zacharias Becker, ganz authentiſch mittheile. *)

---

*) Das Concept iſt nach dem Original redigirt, welches des Genannten Sohn, Herr Hofrath Becker in Gotha, mir gefälligſt auf mein Erſuchen zukommen ließ.
D. H.

„D., den 24. Januar 1808.“

„Ich ſoll Sie, verehrungswürdigſter Herr Hofrath, im Auftrag unſerer gnädigſten Frau Herzogin mit einem unerhört unglücklichen Verfall bekannt machen, der ſich dieſer Tage in Dreißigacker zugetragen hat. Am Freitag Abend zwiſchen 8 und 9 Uhr ſchleicht ſich die Tochter des Kunſttiſchlers * * zu Meiningen, in grüne Mannskleider verſteckt, in das Zimmer eines hieſigen Forſtacademikers. Da im Schloſſe bis nach 10 Uhr immer eine Menge Menſchen aus- und eingehen, ſo war es ganz natürlich, daß ſie bemerkt wurde, und dieß geſchah denn auch durch einen Bedienten. Dieſer ruft einige Forſteleven und ſagt ihnen, daß eine fremde Perſon, und wahrſcheinlich ein Mädchen, in das Zimmer des Herrn H. gegangen ſei, dieſe rufen noch andre, und ſo zieht denn eine ganze Geſellſchaft vor die Wohnſtube, und fordert ihren Cameraden auf, die Thür zu öffnen, und die verdächtige Perſon herauszulaſſen. Er läugnet und will ſeine Freunde ab- und zur Ruhe verweiſen, allein ſie drohen, die Thüre mit Gewalt zu öffnen, indeſſen ſucht ſich das Mädchen hinter das Fenſter zu verſtecken *), und indem er nun die Thür ſelbſt öffnet, ſo ſtürzt ſie 2 Stockwerk hoch vom Fenſter hinunter. Die Eintretenden hören gleich den Fall, ſpringen die Treppe hinab, und tragen das Mädchen in das Zimmer eines verheiratheten Lehrers. Zu gleicher Zeit kamen beide Lehrer, die oben im Schloß wohnen, und auch einige Eleven in mein Haus gelaufen, und erſchreckten mich durch ihre verworrene Anrede ſo, daß ich nicht anders glauben mußte, als es hätten ſich ein Paar Academiker erſtochen oder erſchoſſen. Ich lief ſogleich auf's Schloß und fand den jungen H. in den ſtärkſten Krämpfen, von welchen er ohnehin zuweilen befallen wird,

---

*) Nämlich die Wohnung war eine Manſardenſtube nach der Nordſeite des Schloſſes, aus deren niedern Fenſtern man leicht auf das noch ein Stück vorſpringende Schloßdach herausſteigen, und ſich allenfalls hinter der vortretenden Fenſterwand bergen konnte. Allein auf dem Dache lag Schnee oder Eis, es war dunkel, die Unglückliche ſah und fand bei ihrer Angſt keinen Halt, glitt aus und ſtürzte die fürchterliche Höhe auf die Steinplatten neben der Ausgangsthüre nach dem Dorfe nieder. D. H.

auf dem Boden in ſeiner Stube liegen, und die Weibsperſon mit zerbrochenem Arm ſprach- und bewußtlos auf einem Kanapee, und hörte zugleich von allen Anweſenden den wahren Verlauf der Sache.“

„Der Herr Leibmedicus Fromm und der Herr Chirurgus Bühner wurden gleich geholt, und dieſe fanden denn, daß die Verunglückte äußerlich keine Verletzungen als den gebrochenen linken Arm habe. Nachdem ihr die Adern geöffnet worden, und ſie mit den nöthigen Arzneien verſehen war, ſo wurde ſie auf einem Schlitten, in warme Betten gehüllt, in ihre Behauſung nach Meiningen geſchafft, wo ſie aber geſtern, wahrſcheinlich an einer zu heftigen Erſchütterung des Gehirns, geſtorben iſt.“

„Es iſt dieß ein faſt undenkbarer Unglücksfall, denn erſtlich iſt es unbegreiflich, wie ein Mädchen, wenn gleich verblendet, es wagen kann, in ein Haus zu gehen, wo zwei Lehrer mit zahlreichen Familien wohnen, welche, wie bekannt, zugleich Aufſeher ſind, und wo beſtändig fünf Aufwärter umhergehen, und eine Menge Eleven in Bewegung ſind — und noch unbegreiflicher, wie eine Weibsperſon, die auf ſolchen Wegen geht, doch noch ſo viel Ehrgefühl haben kann, daß ſie nicht erkannt und beſchämt ſein will. Auch über den jungen H. ſtaunt Jedermann und bedauert ihn, denn er ſtand nicht nur bei Hof, wohin er zuweilen wegen ſeines Fleißes und guter Aufführung eingeladen wurde, in Achtung, ſondern war auch bei ſeinen Vorgeſetzten und Lehrern, ja ſelbſt bei ſeinen Cameraden in den Ruf eines edlen, geſitteten und gut erzogenen jungen Mannes. Ich hatte ihn ſelbſt mehreren andern Forſt-Academikern als ein Muſter des Fleißes und guter Aufführung vorgeſtellt, und ich fürchte gar ſehr für ſeine Geſundheit, da er von ſehr feiner Organiſation iſt, und auch jetzt, ſo lange ihn die Krämpfe verlaſſen (obgleich man ihn glauben macht, das Mädchen lebe noch) entweder ſtumm vor ſich hinſieht, oder in Klagetöne ausbricht und weint. Eben dieß iſt auch die Urſache, weshalb er noch nicht von den academiſchen Gerichten hat verhört werden können.“

„In der Stadt und Gegend wechſeln nun die ſchrecklichſten Gerüchte über dieſen Vorfall. Bald ſoll ſie von den Academiſten erſchlagen, bald zum Fenſter, bald von einem Felſen herabgeſtürzt worden, bald von einem Schlitten gefallen, bald auf den Schlittſchuhen verunglückt ſein. Daß dieſe Gerüchte, beſonders wenn ſie in einem öffentlichen Blatt laut werden ſollten, der Forſtanſtalt ſchaden würden, befürchtet nicht nur unſere gnädigſte Herzogin, die dieſelbe ſo ſehr beſchützt und liebt, ſondern auch der Chef derſelben, der Herr Oberjägermeiſter von Ziegeſar und ich ſelbſt. Deshalb iſt auch der Wunſch Ihrer Durchlaucht, daß Sie, geehrteſter Herr Hofrath, zwar die eigentlichen Thatſachen wiſſen, aber in Ihrer viel geleſenen Zeitſchrift vor der Hand dieſelben nicht erwähnen möchten, wenn es nicht etwa zur Vertheidigung und Berichtigung eines Zufalls, den Niemand hätte hindern können, geſchehen müßte. Ich muß geſtehen, ich ſelbſt hätte die Urſache eines ſolchen Unglücks werden können, denn wenn ein Aufwärter oder Academiker zu mir gekommen wäre, und hätte mir bekannt gemacht, daß ſich eine Weibsperſon in das Zimmer eines Academikers geſchlichen habe, ſo würde ich ſogleich ſelbſt auf's Schloß gegangen ſein, und die Oeffnung der Thüre veranlaßt haben — und das Unglück wäre dasſelbe geweſen. An und für ſich wird zwar daſſelbe für die Herren Studirenden eine gute Warnung zurücklaſſen, allein ob das Publikum ſo vernünftig darüber denken wird? Es iſt ein Zufall, der ſo wenig wie die Richtung des Blitzes hat abgewendet werden können. Die jungen Leute, welche hier ſtudiren, ſind alle in den Jahren von 17 bis zu 30, aus den verſchiedenſten Ständen, Schüler, Studenten, Jägerburſche, Cammerjunker, Soldaten, die wir nicht mehr erziehen können, ſondern die erzogen ſein ſollen, und an denen nichts als ernſte und freundſchaftliche Vorſtellungen anwendbar ſind, um ſie vor Abwegen zu ſchützen — die wir auch weder in ein einziges Wohn- und Schlafzimmer zuſammenſperren können, noch die wie Kinder und Knaben unter die ſpeciellſte Aufſicht, wenn es nicht von den Aeltern ausdrücklich verlangt wird, geſtellt werden können. Auch ſind die Fehler der Ausſchweifung die ſeltenſten, die vorfallen, da ſie, wie man in dieſem Falle ſieht, ſogleich entdeckt werden. Hingegen haben wir immer damit zu kämpfen, daß die jungen Leute keine Schulden machen, wozu ſie, wenn ſie nicht auch in ökonomiſcher Hinſicht von den Aeltern oder Vormündern unter die Aufſicht eines Lehrers gethan werden, ſo gerne geneigt ſind.

Unſere Feinde, und deren ſind viele, werden ſich freuen, daß ſie durch dieſen Vorfall vielleicht eine Gelegenheit haben, unſere Anſtalt, die ſich gewiß mit jeder ähnlichen andern nicht blos in Hinſicht des Fleißes, den die Studirenden hier beweiſen müſſen, ſondern auch in Hinſicht der guten Sitten, über welche zu wachen ſich jeder Lehrer ernſtlich angelegen ſein läßt — meſſen kann — herabzuſetzen und zu verſchreien.

Ich verharre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung

Dero

ganz ergebenſter Diener

Joh. Matth. Bechſtein.“

Allerdings hatte das Leben der Academie ſich aus den Anfängen, wo noch Knaben Antheil an dem Unterricht nehmen durften, wo noch Schönſchreibeſtunden gegeben wurden — jugendlich kräftig herausgebildet, und die Anſtalt hieß nun nicht nur Academie, ſondern ſie war eine, beſeelt von einem ſtudentiſchen Geiſt, von Cameraderie und friſcher Lebendigkeit. Die Mehrzahl begüterter Ausländer, meiſt von Adel, belebten die Bälle am Hofe und in der Stadt, und mit Bedienten, Pferden und Hunden und vielem Schießen belebten ſie Dorf und Fluren und Wälder.

Die Academiker ſetzten, wie ſie einmal in einer Vertheidigungsſchrift ſagten — in Dreißigacker den Rang einer Univerſität voraus. „Wir hielten uns für Studenten.“

Dieſes alles würde — mit Ausnahme des mitgetheilten unglücklichen Vorfalles — dem Director wenig oder gar keinen Kummer gemacht haben, aber da ein Theil der Forſtacademiker in ihrem jugendlichen Uebermuth begann, gleichſam kaſtenmäßig aufzutreten, ſich excluſiv zu benehmen, und ſich manche nicht ziemende Freiheit zu erlauben und zu nehmen, ſo forderten ſie nach mehr als einer Seite hin Gehäſſigkeit, Unwillen und Widerwillen heraus, und die Folge waren Reibungen, ja ſogar blutige Schlägereien bald mit Handwerkern und Bürgern, bald mit den Lyceiſten der höheren Claſſen.

Daher ein Erlaß folgenden Inhalts:

„Wir Louiſe Eleonore ꝛc.“

„Da aus verſchiedenen Vorkommenheiten zu vernehmen geweſen, daß die Forſt-Eleven ſich zu viel überlaſſen bleiben, und die Aufſicht auf ihre Bildung und Verhalten ſich von der urſprünglichen Anordnung und dem Zweck des Inſtituts mehr und mehr entferne, ſo finden wir uns bewogen, Euch darauf aufmerkſam zu machen und zugleich aufzugeben, ſolche Maßregeln zu nehmen, wodurch die ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung der jungen Leute ſtrenger, als bisher, controlirt werde, und wir hoffen dürfen, den Flor des Inſtituts fortwährend erhalten zu ſehen.

Meiningen zur Eliſabethenburg, den 2. Mai 1808.

Louiſe v. H. z. S. g. P. z. H.“

Gewiß ließ die Direction dieſe Vermahnung nicht unbeachtet, allein es war nicht möglich, die große Zahl erwachſener Studirenden zu überwachen, wie die Angehörigen eines kleinen Inſtituts.

Während Bechſtein auf einer dienſtlichen Reiſe im Juni 1808 abweſend war, fiel wieder eine Schlägerei zwiſchen Bürgern, Handwerksburſchen und Academikern vor. Der Chef der Anſtalt bat, die Regierung möge Bechſtein ein anderes, als das oberländiſche Kammer- und Beaufſichtigungsdepartement anweiſen, damit derſelbe nicht genöthigt ſei, alljährlich mitten im Laufe der Lectionen dieſe von Meiningen ſo weit entfernten Kammergeſchäfte vorzunehmen, worin der Chef ſehr Recht hatte.

Beſonders reich an unangenehmen Vorfällen waren die Jahre 1809 und 1810. Die academiſchen Gerichte verhängten über die Schuldigen ſcharfe Strafen. Es gab einfache und geſchärfte Carcerſtrafe, bis zu 8 Tagen, Carcer mit militairiſcher Bewachung, Relegationen und daraus mancherlei Verdruß für die Direction.

Der Hofjäger klagte wieder über Jagdfrevel, es waren Haſen geſchoſſen und angeſchoſſen, ein Volk Hühner war ausgerottet worden — und der Chef erließ durch das Oberforſtamt unterm 30. Mai 1811 Befehl, daß Niemand mit einer Flinte oder einem Jagdhund zum Thor der Stadt ein- oder auspaſſiren ſolle. Als die Thorwache einem Academiſten die Flinte abgenommen, äußerte ſich der Director brieflich beſchwerend gegen den Hofjäger, und ſchrieb: dem Jäger gebührt das Tragen einer Flinte, wie dem Metzger das der Peitſche — worauf Schnell ſpitzig genug erwiderte, es ſei nicht nöthig, daß von Dreißigacker nach Meiningen Flinten, mit Haſen- und Hühner-Schrot geladen, getragen würden, daß aber der Metzger die Peitſche, zumal auf dem Dreißigacker Weg, nöthiger brauche, habe ein neulicher Vorfall bewieſen. Schnell bat, Bechſtein möge als Dirigent des Forſt- und Jagdweſens bei Herzogl. Kammer einen Jagd-Diſtrict für die jungen Leute auswirken, dann wolle er gern ſelbſt für ihr Jagen mitwirken, nur ſollten ſie die Jagd nicht üben, wo es ihnen beliebe.

Wie man in Meiningen bei den mancherlei Ausſchreitungen entarteter Academiſten, über welche die Direction ſelbſt bittere Beſchwerde führte, dachte, erhellt aus dem Votum eines der Geheimen-Räthe:

„Die unglückliche Idee, eine Forſtacademie zu creiren, wird wohl Herr Forſtrath Bechſtein ſchon oft bereuet haben, es iſt wahr, daß von einer ſolchen Anſtalt weniger Aufſicht gefordert werden kann, aber die Folgen ſind deſto gefährlicher."

Mit der Reue irrte ſich dieſer Geheimerath — es würde wenig Stärke des Characters verrathen, ein nützliches Werk zu bereuen, weil aus ihm durch fremden Mißbrauch auch einmal Verdruß hervorgehen kann.

Der Chef verfaßte auf mancherlei derartige Vorfälle hin einen Bericht, darin er die Schuld aller vorgekommenen Exceſſe der mangelhaften Aufſicht der Lehrer über die Zöglinge der Academie aufbürdete, und darin er ſagte, „es ſei unleugbar, daß, ſeit das Forſtinſtitut zu einer Academie erhoben worden, die Aufſicht der Vorgeſetzten, die ſich nun nicht mehr für Erzieher, ſondern für Lehrer und Profeſſoren der Jugend (!) anſehen möchten, zugleich mit dem Beſtreben für das ſittliche und gute Betragen der Zöglinge zu wachen — nachgelaſſen, und daß daher die Sittenloſigkeit der Jünglinge in dem Grade zugenommen, als das Anſehen der Vorgeſetzten abgenommen habe." — Kein Wunder, daß durch ſolche Anſichten und Vorſtellungen mit dahin gewirkt wurde, eine ausgeſprochene Drohung, bei wiederkehrenden Verbal- und Real-Injurien von Seiten der Academiſten gegen irgend Wen — der Academie ihren privilegirten Gerichtsſtand zu entziehen, ohne weiteres zu vollziehen.

Es wurde verfügt, die Commerce ſollten aufhören, das Wirthshaus um 10 Uhr geſchloſſen, und kein Gaſt ſpäter darin geduldet werden; zugleich wurde die angemaßte Wirthſchaftsbetreibung eines Juden, Meier Popper, unter polizeiliche Aufſicht geſtellt.

Bald genug gab Prügelei zwiſchen einem Academiſten und einem Juden der Regierung Veranlaſſung, die Drohung, der Academie ihren Gerichtsſtand zu nehmen, in Erfüllung gehen zu laſſen, und es wurde ein desfallſiges Publicandum nicht nur von dem Beamten zu Maßfeld (Dreißigacker gehörte zum Amte Maßfeld) am Dorfwirthshauſe angeſchlagen, ſondern man glaubte auch nichts Eiligeres thun zu müſſen, als jenes ſelbſt durch das Wochenblatt bekannt zu machen.

Bechſtein bat den Geheimen Rath und Canzler von Künßberg mündlich ſehr dringend, dieß nicht zuzugeben, und wandte ſich zugleich mit einer langen Eingabe an die Staatsregierung, in welcher er alle Gründe gegen eine ſolche Publication entwickelt, und vorſtellte, in welchem nachtheiligen Lichte die ganze Academie, 44 Zöglinge, um eines Einzelnen Willen dadurch erſcheinen würde, und welche Gedanken eine ſolche Maaßregel im Auslande erwecken müſſe. Er citirte in ſeiner Eingabe die Virgiliſche Stelle: „**Fama mobilitate viget viresque acquirit eundo**“ führte an, daß die Eltern ihre Söhne zurückrufen würden, und ließ nichts unverſucht, mindeſtens Aufſchub der gedrohten Veröffentlichung bis zur Rückkehr der Herzogin, die ſich auf einer Reiſe oder auf Schloß Altenſtein befand, zu erlangen.

Selbſt der Chef der Academie wurde bewogen, privatim an von Künßberg zu ſchreiben, das Publicandum vor der Hand, und bis zur Rückkehr der Herzogin, zu verſchieben, indem er ſich darauf bezog, daß in dem bereits ein Jahr alten Reſcript die Publication deſſelben gar nicht enthalten ſei.

Allein obgleich nun Geheimerath von Künßberg einſichtsvolle Rückſicht auf die desfallſigen Geſuche nahm, ſo ſtimmten doch zwei Räthe abſolut für die Publication.

Indeß wurde durch dieſe Maaßregel dem Geiſt der Verwilderung, der einen Theil der ſtudirenden Jünglinge ergriffen hatte, nicht Einhalt gethan — und trotz dem, daß die ſchlimmſten Ruheſtörer entfernt worden waren, ſah ſich Bechſtein zu folgender Aeußerung in einem Circular an die Lehrer, darin er ſie zu pünktlicher und gewiſſenhafteſter Aufſicht aufforderte, genöthigt: „Es ſcheint, als wenn die Nachſicht, mit welcher die jungen Leute ſeither behandelt worden, von ihnen ſo genommen würde, daß ſie thun und treiben könnten, was ſie wollten. Faſt alle Abend höre ich ein Schreien und Lärmen, ärger, als kaum zu der Zeit, als noch die Studenten-Wildlinge hier hauſeten, und daß die Duell-Albernheiten wieder ſpuken, iſt bekannt. Wir würden uns alle der größten Verantwortung ausſetzen, wenn wieder Exceſſe irgend einer Art vorfallen ſollten.“

Auch die Neujahrsnächte, mit Punſchgelagen und dem unvermeidlichen Schießen gefeiert, liefen nicht immer ohne Händel ab. Geſchoſſen wurde allſeits, und zwar furchtbar; die Academiker ſchoſſen den Lehrern das Neujahr an, die Bauernburſche ihren Mädchen, und die Jungen mit Schlüſſelbüchſen ſich ſelbſt. Ich habe ſelbſt tüchtig mitgeſchoſſen.

Mißliebigen Juden wurden zu Zeiten, und zwar zu allen Zeiten vom Anfang der Anſtalt an, die Fenſter eingeworfen, oder ſie wurden durch angebrachte Klopfer mittelſt langer, bis in's Schloß reichender Schnuren in ihrer nächtlichen Ruhe geſtört.

Häufig mußte der Director auch als Friedensrichter auftreten, und Streitigkeiten unter den Academiſten ſelbſt zu ſchlichten ſuchen.

Bechſtein mußte auch Jagdgeſetze ausarbeiten, um dem Mißbrauch und der Unvorſichtigkeit bei Handhabung der Jagdſchießgewehre zu ſteuern, welche allen Jagdinhabern im Lande zur Nachachtung eingehändigt werden ſollten, und ſetzte 14 Strafparagraphen auf.

Da ſich im Jahr 1811 ein ziemlich bedeutender Reſt, beinahe 2000 fl. rhn., in der Academiekaſſe ergab, den die Herzogl. Kammerkaſſe vorſchußweiſe gedeckt hatte, ſo erſchien eine Verfügung unterm 22. October, daß die Lehrſtunden zu Dreißigacker halbjährlich vorausbezahlt werden müßten, was bisher nicht der Fall geweſen, wenigſtens nicht mit Folgerichtigkeit durchgeſezt worden war, doch wurde dabei mit großer Liberalität fortgefahren, armen In- und Ausländern den Unterricht unentgeltlich zu gewähren.

Mittlerweile ergriff der Chef der Forſtacademie jede ihm ſich darbietende Gelegenheit, ſowohl dem Director, als den Academikern Verdruß zu bereiten, und es war ſchon dahin gekommen, daß einmal die Ausländer in Maſſe beſchwerdeführend gegen jenen auftraten.

Ihre damalige, unmittelbar an die Herzogin gerichtete Beſchwerde ging gegen das Abnehmen der Jagdgewehre im Thor — dieſer wunderlichen Maaßregel, und ſprach zugleich die Bitte aus, Flinten zu tragen und im Thiergarten bürſchen zu dürfen.

Des Chefs Art und Weiſe, Unerhebliches zu Wichtigem zu ſtempeln, und ſein ganzes Verhalten gegen die Academie rief eine ausführliche Darlegung in Form einer Vertheidigungsſchrift an die Landesregentin von Seiten Bechſteins hervor, in welcher dieſer die Forſteleven kräftig in Schutz nahm gegen die Verbote des Tragens von Jagdgewehren, gegen ein wenig Schießen und gegen unziemende Behandlung ſowohl von Seiten der Stadtthorwachtmannſchaft als auch des Amtes zu Maßfeld.

Dieſe wackere Inſchutznahme der Anſtalt und ihrer Zöglinge durch ihren Director gegen den Chef derſelben nährte indeß nur den Groll dieſes Mannes, und er ſuchte und fand immerdar fernere Anläſſe zu feindſeligem Widerpart, wozu erneute Händel der Academiſten und Lyceiſten, die im Jahr 1813 vorfielen, namentlich gehörten, nächſt einer ſeltſamen und kleinlichen Eitelkeit und Eiferſucht, die wohl in Bechſteins weitreichendem Ruhme wurzeln mochte, während jener Chef, obſchon geachteter und günſtiger Lebensſtellung ſich erfreuend, auch von mehr als einer Seite her mit großem Vertrauen beehrt, den Klang eines allbeliebten Namens nicht zu erringen und zu erreichen vermochte. Auch hatten beide Männer bisher im äußerlich guten Vernehmen mit einander gelebt und der Chef noch unterm 5. Jan. 1812 an Bechſtein geſchrieben:

„Zuvörderſt wünſche ich Ihnen ein rechtes glückſeliges Neues Jahr und alles erdenkliche Gute, Segen und die dauerhafteſte Geſundheit, wobei ich mir die Fortdauer Ihrer mir gewiß ſehr ſchätzbaren Freundſchaft und Vertrauen auch vor die Zukunft, erbeten haben will. Die meinige gegen Ihnen und die unwandelbarſte aufrichtigſte Hochſchätzung wird ſich nur mit meinem Daſein endigen."

Aber der Neid und die Mißgunſt ſind zwei gar häßliche Spinnen, ſie zehren Fliege um Fliege auf und werden nicht fett davon. Mancher blickt voll Scheelſucht auf unſer Thun, ſtellte uns gern ein Bein, thuts auch ſicher, ſo er's vermag — der Tapfere und Wackere ſteht aber immer wieder auf, wie ein Burzelmann, und der Scheelſüchtling ärgert ſich — wir werden rund und roth; er wird ſchmal und fahl, und beißt ganz ſicherlich viel früher als wir in das Gras.

Nun behelligte zumal der Chef mit ſeinen Querelen ſtets die gute Herzogin unmittelbar und ſo mußte Bechſtein ſich auch unmittelbar vertheidigen; eine ſolche Vertheidigung auf eine bitterliche Beſchwerde des Herrn von Zigeſar, daß ihm die Academiſten nicht mehr wie früher vorgeſtellt würden, worin er zugleich eine öffentliche Ehrenerklärung vor dem Geheimenraths-Collegio verlangte — drang nur theilweiſe durch.

Der Chef behielt Recht: Bechſtein wurde angewieſen, ihm alle neu angekommenen Eleven der Anſtalt vorzuſtellen, und bedeutet, daß dem Chef als Erſten und Oberſten der Anſtalt eine Mitdirection zuſtehen müſſe, ſelbſt wenn vorhin ein eigener Director derſelben ernannt worden ſein ſollte.

Es wurden zu Erhaltung guter Zucht und Ordnung unter den Zöglingen der Forſtacademie ſtrengere Grundſätze zur Annahme und Befolgung empfohlen.

Im Uebrigen wünſchte die Regentin — und ließ dieß von Seiten des Geheimenraths-Collegiums dem Kläger inſinuiren, daß er ſich bei Bechſteins Verſicherungen wegen künftigen Anmeldens und Vorſtellens beruhigen möge, auch daß es nach Bechſteins offener Erklärung keiner Ehrenerklärung bedürfe.

Zwar war von Zigeſar nicht damit zufrieden, und reichte noch 2 bezügliche Schreiben ein, es wurden aber dieſelben zu den Acten gelegt.

Das empfangene höchſte Reſcript veranlaßte Bechſtein zu einem abermaligen Umſchreiben an die Lehrer, worin er die erhaltene Bedeutung wörtlich einrückte, und dann fortfuhr:

„Sie werden nun, meine Herren, daraus erſehen, daß es nothwendig wird, nicht allein um die Feinde der hieſigen Forſtacademie, die uns künftig noch genauer als ſonſt beobachten werden, zum Schweigen zu bringen, ſondern auch um unſrer Ehre willen, in Zukunft ſtrengere Maaßregeln bei der Aufſicht und der Beſtrafung der jungen Leute, die ſich vergehen, zu ergreifen. Ja ich bin es meinem guten Rufe ſchuldig, da nach meinem Tode aus den Acten über die hieſige Forſtacademie nichts anderes hervorgehen müßte, als daß ich bei den wiederholt nöthig gewordenen Verweiſen ein ſehr leichtſinniger und unwürdiger Director der hieſigen Lehranſtalt geweſen ſei.“

Bechſtein ſchärfte wiederholt den Lehrern ſtrengſte Aufſichtführung ein, um ähnlichen Unannehmlichkeiten nicht ferner ausgeſetzt zu ſein.

Es gab nun fleißige Ermahnungen und häufige Carcerſtrafen.

Das Carcer war ein ſchmales Gemach an der Nordoſtecke des Schloſſes, was uns, den Knaben der Lehrer, gar oft zur beluſtigenden Unterhaltung diente; die Wände waren voll Hieroglyphen, Bilder und Verslein, alle von ſehr verſchiedener Meiſterſchaft, und die Academiker hatten ſehr ihren Spaß daran, wenn wir ihnen in unſerer kindiſchen Einfalt die poetiſchen Effluvien ihrer Carcerlangeweile vorrecitirten.

Trotz der bedenklichen Kriegszeit des Jahres 1813 war die Academie im Fortblühn; im April notirte Bechſtein 14 neue Anmeldungen; der Graf zu Solms-Laubach ſandte 4 Eleven auf einmal, und als, faſt gleichzeitig, ein alter Freund, Oberforſtmeiſter von Wildungen zu Marburg, den Sohn eines Freundes anmeldete, konnte Bechſtein ihm mit gutem Gewiſſen ſchreiben: „Ihre Empfehlung der hieſigen Anſtalt ſoll noch meine Schuldigkeit erhöhen, wenn Sie bei dem Herrn Obriſt von ** in meinem Namen die Verſicherung ertheilen, daß, wenn ſein lieber Herr Sohn eine gute moraliſche Erziehung genoſſen hat, dieſelbe ihm auch hier durch mein und der Lehrer Sorgfalt erhalten werden ſoll. Die Geſetze werden jetzt ſtrenger als jemals gehalten, jeder Academiker, der ſich denſelben nicht fügt, wird ſogleich von der Anſtalt gewieſen; die meiſten jungen Leute, die jetzt hier ſtudiren, ſind auch von feiner Bildung. Er findet alſo eine gute Cameradſchaft, und wir haben das

Glück, daß uns gerade jetzt kein Wildfang läſtig wird.“ Durch die Laubacher Zöglinge, von denen zwei in Dreißigacker gefährlich erkrankten, wurde auch Bechſteins Correſpondenz mit Meyer, welcher in die Dienſte des Grafen Solms Laubach getreten war, erneut, und der Graf ſelbſt ſchrieb Bechſtein ſehr verbindliche Briefe, oder ließ durch Meyer Angenehmes ſchreiben, der auch politiſche Nachrichten in ſeine Briefe verwebte.

Die Zeit war mächtig bewegt; alle Straßen ſo unſicher, daß in mehr als einem Brief von verſchiedenen Seiten her die Unmöglichkeit, baare Geldſendungen zu machen, beklagt wurde. Voll Uebermuth zog das Franzoſenheer im Jahr 1812 nach Rußland. Eines Morgens ſtand eine Compagnie Franzoſen mitten im Dorfe, durch das mich mein Weg zur Schule nach Meiningen führte. Ich ging ruhig und unbefangen durch die Reihen, welche die Gewehre zuſammengeſtellt hatten und müſſig ſtanden; plötzlich, ohne alle Veranlaſſung ſchlug mich ſo ein franzöſiſcher Söldling heftig in's Geſicht, aus reiner Luſt am Frevel.

Im Herbſt 1813 waren ſie wieder da, dieſe Helden; einzeln — verſprengt — verhungert — kamen deren; ſie laſen in der Schloß-Allee abgefallene Roßkaſtanien auf und biſſen mit wüthendem Hunger hinein, weil ſie ſo unwiſſend waren, dieſelben für eßbare Kaſtanien zu halten. Wir Knaben liefen in's Schloß und holten ihnen, was unſer Mitleid zu bieten vermochte, Brod und Waſſer.

Eines Tages machte ſich ein Haufe Marodeurs im Dorfe unnütz, wollte Gewalt üben — man zog die Sturmglocke — wie entſetzte ſich der Haufe dieſes Reſtſtücks der großen Armee, als plötzlich eine große Zahl junger entſchloſſener Männer, alle mit Flinten bewaffnet, gefolgt von einer Meute großer Hunde, ſie umringte. Denen verging das marodiren gewiß auf lange, ſie bekamen erkleckliche Prügel, und man wieß ihnen ohne Weiteres den Weiterweg.

Durch die Stadt kamen zahlloſe verwundete und kranke Franzoſen von allen Waffengattungen, Infanterie, Huſaren, reitende Jäger, Dragoner, Küraſſiere, Karabiniers, polniſche Uhlanen, Garden, Mamelucken*)

---

*) Neue Meininger Chronik II. S. 164.

— ihnen, den elenden Flüchtlingen, wogten wieder friſche Heere entgegen, nach Sachſen zu — auch dem Tod entgegen. Viele der Kranken ſtarben in Meiningen — das Lazarethfieber trat verheerend auf — noch bezeichnet ein rieſiger Grabhügel auf dem alten Friedhof die Stätte, wo ihre Gebeine modern; mittlerweile wurde die große Leipziger Siegesſchlacht geſchlagen, dem letzten Krankentransport folgten ſchon die Koſaken, die erſten 18 Söhne des Don ſprengten am 25. October durch's obere Thor der Stadt. Der Rückzug der franzöſiſchen Armee nach der leipziger Schlacht berührte Meiningen wenig, wohl aber wogte die ruſſiſche Hauptarmee, wie ein Strom vom Walde her, in das Thal der Werra nieder. Am 29. October ritt Kaiſer Alexander mit ſeiner Generalität feierlich ein und hielt einen Raſttag — auch das preußiſche Hauptquartier rückte ein, und 70,000 Mann Soldaten füllten Stadt und Umgegend. Ueberall lodernde Wachtfeuer — ein Wunder, daß nicht — namentlich auf den Dörfern, Unglück entſtand. Bechſtein hatte 1 ruſſiſchen Generalmajor, 10 gemeine Küraſſiere und 2 Bediente nebſt 15 Pferden 2 Tage lang als Einquartirung. Später kamen Koſaken, denen Preußen folgten.

Dieſe Kriegsbedrängniſſe im Gefolge des Jahres 1813 verfehlten nicht, ihre nachtheilige Wirkung auch auf die Forſtacademie zu üben, und ihr bedeutende Verluſte zu bereiten. Die Jugend der Länder wurde zum Militairdienſt einberufen, oder drängte ſich freiwillig unter die Fahnen der Befreiungskämpfer. Auswärtige Studirende, die angemeldet waren, blieben aus, andere wurden in ihre Heimath zurück verlangt, entweder um ſich zu dem Heere zu ſtellen, oder um der Gefahr, von der herrſchenden Seuche ergriffen zu werden, und ihr im fremden Lande zu erliegen, entzogen zu werden.

Jene Zeit der Erregung, des Aufſchwunges, der Begeiſterung — ſie lebt noch im Andenken Vieler und mancher Denkende zog wohl Parallelen zwiſchen den Zeitphaſen 1813, 1830, 1848 und 1854. Von Frankreich für Deutſchland zu irgend einer Zeit etwas zu hoffen, wäre baarer Unſinn.

Ein für ſeinen Sohn in Dreißigacker liebevoll beſorgter, dabei hochgeſtellter Vater ſchrieb demſelben unter andern folgende denkwürdige Worte, die wahrlich wie eine Prophetenſtimme klangen — denn welches war denn die Errungenſchaft von 1830? Welches die von 1848?

„Nach verſchiedenen Deiner ſchriftlichen Aeußerungen hältſt Du es für heilige Pflicht, dem Kreuzzuge der Deutſchen Dich anzuſchließen. Aufrichtig will ich Dir ſagen, was ich von der Sache denke. Ich will als erfahrener Mann Dir mich mittheilen.“

„Was im Anfange der franzöſiſchen Revolution die deutſchen Patrioten hinriß, war gewiß edel und gut. Vom edlen Wein wurden ſie ſchwindelnd. Sie machten aber die traurige Erfahrung aufs Neue wieder, daß jedes Volk, welches die innere politiſche Krankheit, woran es leidet, durch Hülfe eines fremden Volkes heilen will, nicht nur ſeines Zwecks verfehlt, ſondern ſich eine neue Krankheit einimpft. Wie viele traurige Rückerinnerungen mir deshalb die Revolution verurſacht, weißt Du aus tauſend Aeußerungen.“

„Jetzt iſt es nicht das ſchöne Ideal oder der liebliche Traum von der Wiedereroberung der Rechte der Menſchheit und des Bürgers, (wodurch auch ich zu ſeiner Zeit begeiſtert wurde), ſondern es iſt die an ſich ſo ſchöne Idee, daß die große Menge der Deutſchen zu Einer Nation wiedergeboren werden möchte. Der Deutſche, welcher dieß nicht wünſcht, verdient eben ſo ſehr von jedem Ausländer angeſpieen zu werden, als der Egoiſt, der das Ideal einer vollkommenen Verfaſſung nicht ſchön findet, Verachtung verdient. — Aber haben wir mehr Grund zu hoffen, daß dieſe ſchöne Idee erreicht werden könne, wie wir im Jahr 1792 Hoffnung hatten, das Ideal einer vollkommenen Verfaſſung zu erreichen?“

„Was wird der Erfolg dieſes Krieges ſein, wenn Bonaparte's und der Franzoſen ſchädliche Uebermacht zernichtet und dieſes muthwillige Volk gehörig eingeſchränkt wird? Nicht anders, als daß Preußen die ihm von Bonaparte einſt verliehenen Beſitzungen wieder occupirt, und ſich des Protectorats von Norddeutſchland bemeiſtert, indeß Oeſterreich das Protectorat von Süddeutſchland übernimmt. Aber die Engländer, Dänen, Schweden, Polen und Ungarn werden fortfahren, ihren Antheil an Deutſchland zu haben, und wir Deutſche werden bei der neuen Ordnung der Dinge nicht zu dem Ziele gelangen, eine beſondere zuſammenhängende Nation zu werden!

„Durch den Beitritt der ſtudirenden Jugend zu den Kriegsheeren wird dem Staate ein großer Nachtheil zugefügt auf viele Jahre. Wozu unſere Regierung greifen mußte, erſiehſt Du aus dem beiliegenden Blatte.“ (Es enthielt den Großherzogl. Heſſiſchen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Compagnien.) „Ich füge nur noch hinzu, daß ich glaube, es werden diejenigen, welche jetzt dem neuen Schwindel ſich überlaſſen, es eben ſo ſehr bereuen, als diejenigen, welche im Jahr 1792 dem alten Schwindel ſich überließen. Am beſten werden auch dieſesmal diejenigen fahren, welche ſich ſtreng an die Befolgung ihrer Berufspflichten halten, und von ihrer Laufbahn ſich nicht entfernen.“

„Du biſt übrigens Herr Deines Willens, Du ſtehſt in den Dienſten unſers verehrten Großherzogs, wie Dein Vater, dieſer Letztere hat Dir alſo nichts zu befehlen, wohl aber zu rathen. Handle, rufe ich Dir zu nach Einſicht und Gefühl. Ich umarme Dich, mein innigſt geliebter Sohn, väterlich.“

Zahlreiche Freiwillige aus dem Meininger Lande ſchaarten ſich unter die Fahne des heiligen Krieges. Mehrere derſelben nahmen öffentlich dankend Abſchied. Aber mitten in erregter, kriegsbewegter Zeit ſchlug die theatraliſche Muſe ihren Thespiskarren in Dreißigacker auf. Im Juni 1814 gab eine kleine wandernde Geſellſchaft unter der Leitung eines Herrn Burmeiſters und eines Herrn von Oſten Vorſtellungen Schikanedriſcher Singſpiele und Kotzebue'ſcher Luſtſpiele im Wirthshausſaal. Auf die Muſikantentafel an der Wand wurde ein Canapee geſtellt, das Cramers verliehen, zum Sitz für die, dem Spectakel mindeſtens einmal beiwohnende Frau Herzogin; Holzſtühle und Schulbänke bildeten die Sitze im Zuſchauerraum. Von Zeit zu Zeit ſprang ein vorwitziger Hühnerhund irgend eines Academikers extemporirend auf die drei Fuß über'm Boden befindliche Bühne, ohne der Wirkung Eintrag zu thun, ſonſtiger vorfallender Allotria nicht zu gedenken.

In dieſem Zeitraum befand ſich im Parterre des Academiegebäudes die Wohnung des Forſtſecretair Hoßfeld an der Oſtſeite, ein Hörſaal und das Naturalienkabinet an der Weſtſeite, nebſt einer oder einigen

Stuben für Academiker. In der Belletage war über Hoßfelds Wohnung jene des Forſtverwalter Herrle, der große und ein kleiner Hörſaal, Stube und Kammer des Schloßvogts und einige Wohnzimmer für Academiker. Im Dachraum waren für Wohnungen 8 Manſardenſtuben bereit, und ſtets alle beſetzt.

Der Pflanzengarten war, ſeinen ſchlechten Boden abgerechnet, in ziemlich gutem Zuſtand und enthielt manches nicht eben häufige an Strauchgewächſen und Bäumen.

Im Jahr 1810 brachte Bechſtein es bei Herzogl. Cammer dahin, daß im Dreißigackerer Hölzchen alle Baumholzarten, vorzüglich um der Anſtalt willen angepflanzt wurden, alſo ein Pflanzgarten im Großen, um den Academikern von Jahr zu Jahr den Wuchs der verſchiedenen Holzarten wie überhaupt dieſe ſelbſt kennen zu lehren.

Nicht ohne Wehmuth gedenke ich einer Aeußerung Bechſteins, als ich einmal an einem Sommernachmittag mit ihm von Meiningen hinauf nach Dreißigacker und an dieſen Pflanzungen vorüber fuhr: „Dieſe jungen Bäumchen habe ich alle gepflanzt und pflanzen laſſen. Wenn ſie groß ſind, bin ich nicht mehr da."

Hoßfeld und Herrle hatten zu beiden Seiten an das Schloß anſtoßende Gemüßgärtchen inne, ein drittes, dicht an der Umfangmauer nach Oſten, bebaute Cramer. Bechſtein hatte ſich, theils miethweiſe, theils als Beſoldungspertinentien, mit Gärten und Ackerland gut verſehen. Er hatte drei mit vielen Obſtbäumen beſtandene, aneinander anſtoßende Gärten, welche zum Theil den ehemaligen Schloßgarten gebildet hatten, und pflegte darin viele Blumen und Beeren, hatte auch einen Bienenſtand. Ein an die Allee anſtoßendes kleines Stück Ackerland hatte er in Pacht, die übrigen Aecker lagen eine halbe Stunde weit weſtlich vom Dorfe in der Nähe des ſteinernen Kreuzes und eiſernen Pfahles, und man erbaute darauf Kartoffeln und mancherlei Getraide.

XV.

Die Societät der Forſt- und Jagdkunde.

Zweite und dritte Periode.

Nach der Ueberſiedelung Bechſteins von Waltershauſen nach Dreißigacker genehmigte Herzog Ernſt II. zu Sachſen-Gotha, daß die Sitzungen der von ihm privilegirten Societät auch im Auslande gehalten werden dürften, und Herzog Georg zu Sachſen-Meiningen beſtätigte dieſelbe auch ſeinerſeits; er ſah es gern, daß ſie mit der neu begründeten Forſtacademie in Verbindung trat und die Societät hieß nun die Herzogl. Sachſen-Gotha und Meiningiſche Societät der Forſt- und Jagdkunde zu Dreißigacker und erfreute ſich nicht minder wie die Academie gedeiblichen Auf- und Fortblühens.

Der 2. Band der Geſellſchaftsſchrift Diana erſchien 1801 und enthielt wiederum gediegene Aufſätze und Ausarbeitungen bewährter Forſt- und Jagdpraktiker.

Unterm 22. Januar 1803 kündigte Bechſtein eine außerordentliche Sitzung der Societät auf dem Schloſſe zu Dreißigacker im Meininger Wochenblatt nebſt den abzuhaltenden Vorträgen an.

In einer ebenfalls öffentlich angekündigten und auf den 10. März 1804 anberaumten Sitzung theilte Käpler eine neue Abhandlung über die allgemeine Anwendbarkeit des Safthiebes mit, welche zum Gegenſtand einer Disputation gemacht und von ihm ſelbſt vertheidigt wurde.

In demſelben Jahre, am 18. September, wurde wieder eine große Sitzung ausgeſchrieben, und wurden dabei 16 Forſtcandidaten losgeſprochen.

Verbindung mit auswärtigen Gelehrten-Vereinen und Anſtalten mit gleichen Strebezwecken blieb fortwährend aufrecht erhalten, ſo mit der ornithologiſchen Geſellſchaft in Görlitz, dem Muſeum für Naturgeſchichte in Wien und A.

Der Königlich Bayeriſche Oberförſter K. Schmitt zu Bundorf, ſpäter zu Ebrach, bot unentgeltlich ſeine neue Forſtwiſſenſchaftlehre zum Druck an, und verhieß die Widmung einer wegen des Safthiebes eigens zu Käpler gemachten Forſtreiſeſchilderung.

Hofrath **Dr.** Mayer zu Offenbach, der eifrige Ornithologe, überſandte ſeine Druckſchriften, und theilte auch ſonſtige anziehende Wahrnehmungen mit, z. B. daß es nie gelinge, eines Männchens von **Muscicapa Muscipeta** habhaft zu werden, daß **Colymbus Immer** und **C. ignotus** nach ſeiner Ueberzeugung nur eine Art ſei u. dergl. und ſchlug neue Mitglieder vor; ein Gleiches thaten andere Mitglieder in der Nähe und Ferne und ſo bot der im Jahr 1805 erſcheinende dritte Band der Geſellſchaftsſchrift Diana wiederum ein reichhaltiges Material forſtwiſſenſchaftlicher Ausarbeitungen dar. Dieſer Band wurde den Mitgliedern des Herzoglichen Cammer-Collegiums in Meiningen vom Herausgeber zugeeignet, und von demſelben in der Vorrede mitgetheilt, daß die Verſammlungen der Societät auf dem Schloſſe zu Dreißigacker gehalten, und daß in dieſen Sitzungen die abgehenden Forſtacademiſten geprüft und wehrhaft gemacht würden. In der Regel wurden dieſe Feierlichkeiten von dem Director vorher im Wochenblatte angezeigt.

Das dieſem Bande Diana angefügte, fortgeſetzte Mitgliederverzeichniß macht 21 Ehrenmitglieder, 21 inländiſche und 18 ausländiſche ordentliche Mitglieder namhaft, welche in den Zeitraum von 1801 bis 1805 Diplome empfangen hatten.

Die Ungunſt der Zeit ſchob das Erſcheinen eines weiteren Bandes der Diana auf lange unbeſtimmte Zeit hinaus. Die frühere Verlagshandlung vermochte nicht, ſich zur Fortſetzung zu entſchließen, es mußte ein neuer Verleger geſucht und gewonnen werden, und es wurden mit der Krüger'ſchen Buchhandlung zu Marburg und Kaſſel Verhandlungen angeknüpft.

Das für den vierten Band beſtimmte Material bot mannichfaches Intereſſe, darunter neben einigen naturgeſchichtlichen Mittheilungen eine ausführliche belehrende Abhandlung über die Wiſſenſchaft Vögel aufzulegen, von dem bereits erwähnten Künſtler: Haushofmeiſter Bartholomay zu Caſſel.

Unter den forſtkundlichen Abhandlungen befanden ſich mehrere wichtige von Hoßfeld: Ueber die Heizkraft der Hölzer, ganz auf eigener Prüfung beruhend, nebſt mathematiſchen Ausarbeitungen.

Der Herausgeber ſteuerte einige naturgeſchichtliche Monographien, eine Darſtellung der Eintheilung und Bewirthſchaftung der Meiningiſchen Laubholzwaldungen, und eine leichte Methode, eine zahme Faſanerie zu erhalten, bei, welche auf der Herzogl. Faſanerie bei Henneberg praktiſch geübt wurde.

Wenn von Begründung der Societät bis zu deren Sitzaufſchlagung zu Dreißigacker ihre erſte, und von da ab bis zum Abſchluß der alleinigen Leitung durch Bechſtein ihre zweite Periode anzunehmen iſt, ſo beginnt mit dem Jahr 1812 eine dritte und wichtigere.

Der Mitgliederkreis war ſo zahlreich geworden und die Geſchäfte hatten ſich ſo vermehrt, daß die Societät beſchloß, einen zweiten Director zu wählen, um bei dem großen Zuwachs, den die Geſellſchaft an würdigen Mitgliedern aus verſchiedenen Ländern erhalten hatte, die Leitung der Geſchäfte in einem gewiſſen Bezirke zu übernehmen; und auf dieſe Weiſe nicht nur dem erſten Director eine Erleichterung zu verſchaffen, als auch um die Thätigkeit der Societätsmitglieder mehr zu beleben. Man nahm für den Wirkungskreis des zweiten Directors das ganze ſüdliche Deutſchland an, wobei der Main die Grenze bildete, und lenkte die Wahl deſſelben auf den Oberforſtrath Laurop in Karlsruhe. Man beſchloß die Herausgabe einer zweiten Zeitſchrift der Geſellſchaft, und entwarf erneute Statuten, welche die Geſchäftsordnung enthielten und 1812 durch den Druck verbreitet wurden. Die Mitglieder wurden um Einſendung inſtructiver Naturalien, Inſtrumente, Bücher ꝛc. für das Geſellſchaftskabinet und die Bibliothek erſucht, und es wurde nun auch ein Geldbeitrag für das Diplom von 5 Gulden (mit Ausnahme der für Ehrenmitglieder) feſtgeſetzt, und jedem überlaſſen, etwa noch einen freiwilligen Geldbeitrag zu leiſten, doch erhielten viele thätige Mitglieder ſpäterhin ihre Diplome taxfrei. Es wurden als Lohn für Preisaufgaben goldene Medaillen in Ausſicht geſtellt, und beſonders den Nichtmitgliedern der Societät für Preisarbeiten taxfreie Diplome zugeſichert. Von der Diana ſollte jährlich ein Band erſcheinen, und der zweite Director Laurop vereinigte mit ſeinen bereits in 2 Bänden erſchienenen „Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft“ jetzt die „Annalen der Societät der Forſt- und Jagdkunde,“ welche mit dem erſten Heft des 3. Bandes mit neuhinzugefügtem Titel begannen, wobei ausgeſprochen wurde, daß die ehemaligen Annalen nicht aufhören, ſondern nur in etwas veränderter Form und nach der nämlichen Tendenz fortgeſetzt werden ſollten. Zum Generalſecretair wurde Hoßfeld in Dreißigacker, zum 2. Secretair Fiſcher, Großherzogl. Badiſcher Generalforſtſecretair, ſpäter Forſtrath in Karlsruhe, ernannt.

Das 1813 bei Krüger in Marburg und Kaſſel erſcheinende erſte Stück erſten Bandes der Societäts-Annalen brachte eine ausführliche Ueberſicht über Entſtehung und Fortgang der Societät, welche nun ſchon 268 Mitglieder aufgenommen hatte, von denen bereits 50 mit Tod abgegangen waren. Die 218 lebenden führte ein beigegebenes Verzeichniß auf.

Laurop erfaßte mit größter Lebendigkeit die ſchöne Sache, und entwickelte in dem ihm zugetheilten Geſchäftskreiſe die größte Thätigkeit. Ein neues Geſellſchaftsſiegel wurde entworfen und gravirt, Diplome verbreitet, Briefformulare lithographirt und alles gethan, die Anſtalt zu heben und zu fördern. Ich laſſe den würdigen Veteran und vieljährigen Freund Bechſteins, Laurop, ſelbſt reden, indem er auf meine Bitte um betreffende Nachrichten mir folgendes im Sommer 1848 durch ſeinen wackern Sohn, Bezirksförſter W. Laurop in Philippsburg, mittheilte: „Nachdem ich im Jahre 1812 zum 2. Director der Societät war gewählt worden, ſo veranlaßte dieß die Erneuerung des Planes und der Statuten. Von dieſer Zeit an ging mein Beſtreben dahin, mehr Leben und Thätigkeit in die Societät zu bringen. Zu dem Ende ermunterte ich nicht nur die bisherigen Mitglieder der Societät meines Bezirks zu einer größern Thätigkeit, ſondern es wurden auch mehrere Forſtmänner, von denen ich erwarten durfte, daß ſie den Zweck der Verbindung begriffen, und thätig darauf mit hinwirken würden, zu Mitgliedern ernannt und öffentliche Aufforderungen zum Beitritt erlaſſen. Da keine öffentlichen Verſammlungen der Mitglieder Statt fanden, und aus mehreren Gründen zu damaliger Zeit, wenigſtens in meinem Bezirke, nicht gehalten werden konnten, ſo mußte blos durch ſchriftlichen Verkehr alles abgethan werden. Dieſer wurde längere Zeit mit ziemlichem Erfolge fortgeführt, und es wurden von einem großen Theil der Mitglieder zweckmäßige Beiträge geliefert und ſolche in die von 1813 bis 1822 von mir herausgegebenen Annalen ꝛc., in 4 Bänden beſtehend, niedergelegt."

Das zweite Heft der Annalen Band 1. lieferte bereits eine Fortſetzung des Mitgliederverzeichniſſes mit 12 Namen, das erſte Heft des zweiten Bandes brachte ein Necrologium; es wurden die Namen von 59 ſeit der Begründung der Societät verſtorbenen Mitgliedern derſelben aufgeführt. Das vierte Heft deſſelben Bandes (1816) enthielt eine neue Fortſetzung des Mitgliederverzeichniſſes mit 12 und das vierte Heft des dritten Bandes 1819 mit 20 Namen ꝛc.

Beſonders vortheilhaft wirkte das den Mitgliedern gewährte Zugeſtändniß, ſelbſt neue Mitglieder vorzuſchlagen, was von Vielen gerne benutzt wurde, ſo vom Reichsgrafen von Mellin, der unter anderm den regierenden Grafen von Erbach zu Erbach als wackern, eifrigen und kunſterfahrenen Weidmann in Vorſchlag brachte.

Es war Anfangs für Laurop gar nicht leicht, der Geſellſchaft neuen Aufſchwung zu geben. Seit deren Begründung waren mehrere der thätigſten Mitglieder geſtorben, und von den Ueberlebenden wurden die Meiſten von dem Strudel der Zeitereigniſſe ergriffen, in neue Verhältniſſe verſetzt, in andere Wohnorte verſchlagen, aus denen ſie keine Kunde gaben. Ebenſo mußte der Verlag der neuen Zeitſchrift geſichert werden, was durch die angedeutete Manipulation ganz wohl gelang. Die Handlung von Krüger übernahm den Verlag der Annalen nach ihrer Umgeſtaltung auf drei Jahre unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, was ehrenvoll anerkennend zu erwähnen iſt. Viele Mitglieder waren aber erfreut über die neue Lebensthätigkeit der Societät, verhießen Beiträge und es hielten zunächſt und beſonders Forſtmeiſter von der Borch zu Gunzenhauſen, Oberjägermeiſter von Werneck zu Aſchaffenburg, Forſtſecretair Hoffmann zu Buchau, Forſtmeiſter Rühle von Lilienſtern zu Werthheim, Oberforſtinſpector Linz zu Ottweiler, Geheimer Conferenzrath Arzberger zu Coburg, Profeſſor Dr. Walther zu Gießen, Oberforſtmeiſter von Wildungen zu Rimpar, Oberförſter König u. A. trotz den der Literatur ſo ungünſtigen Zeiten, freundlich Wort.

Sonderbarer Weiſe geſtattete — während die Anſtalt in Norddeutſchland wie im größten Theile Süddeutſchlands keinerlei Hemmniß fand und ſelbſt einige Fürſten ſie lebhaft begünſtigten — der König von Württemberg ſeinen Forſtbeamten nicht den Zutritt zu derſelben; aus welchen Gründen dieſe Verweigerung erfolgte,, iſt mir unbekannt geblieben. Des Königs Nachfolger löſte dieſen Bann, wie er auch andere nützliche Veränderungen im Bezug auf das Forſtweſen eintreten ließ. So wurde die bisherige Forſtlehranſtalt zu Stuttgart, die mit der Militair-Lehranſtalt verbunden war, auf den Antrag der Landſtände aufgehoben, und mit dem landwirthſchaftlichen Inſtitut zu Hohenheim verbunden.

Manche anziehende neue briefliche Bekanntſchaft wurde Bechſtein durch das erneute Leben der Societät zugführt, und das Band der Freundſchaft, welches ihn mit Laurop verknüpfte, blieb dadurch immer ſtraff erhalten und in friſcher dauernder Farbe.

Viele Freunde des Forſtweſens und der Jagdwiſſenſchaft meldeten ſich auf den erfolgten Aufruf zu Mitgliedern der Societät, von dieſen wie von ältern Mitgliedern gingen auch manche werthvolle Schriftgaben und Naturalien ein, Forſtrath Fiſcher in Karlsruhe ſandte neben ſeinen „Phalänen“ Leislers Portrait, und Bälge ſeltener Enten-Arten. Er erbat behufs einer zweiten Auflage ſeiner „Trüffeljagd“ Winke und Bemerkungen von Bechſtein, allein dieſer erwiederte bedauernd: „Gern wollte ich Sie mit einigen Notizen über die Trüffeljagd unterſtützen, wenn ich könnte. Es ſtudiren ſo wenig junge Leute hier, die von der

Botanik mehr wiſſen wollen, als der Forſtgewächskunde, daher komme ich denn auch ſelbſt in dieſem Fache immer weiter zurück. Ich muß mich gar zu viel mit den todten Acten beſchäftigen.“

Bei dieſer Gelegenheit ſprach ſich Bechſtein, indem er zugleich für das überſchickte Bild dankte, über Leisler aus.

„Er hat vieles in der Naturgeſchichte der Vögel aufgeräumt, allein er ſcheint doch manchmal mehr geſchloſſen, als geſehen zu haben.“

Welchen großen Gewinn und Zuwachs durch mannichfaltige Einſendungen das Naturalienkabinet und die Bibliothek der Academie durch die Societät gewannen, wird in einem ſpätern Abſchnitt ausführlicher dargelegt werden. Da der Societät beſondere Räume nicht zu Gebote ſtanden, der Director deren Sammlung auch nicht ſeparat bei ſich aufſtellen wollte und konnte, ſo kamen durch ihn alle dieſe, eigentlich für die Societät beſtimmten wiſſenſchaftlichen Erwerbungen an die erwähnten Sammlungen der Forſtacademie, die ſich dadurch anſehnlicher Bereicherungen zu erfreuen hatte.

Während die Thätigkeit beider Directoren der Societät für dieſelbe eine dauernd lebendige war, ſchritt der Druck des 4. Bandes ihrer erſten Geſellſchaftsſchrift Diana nur langſam vorwärts, und erſt im Jahr 1816 konnte derſelbe erſcheinen und zwar neben dem alten Titel mit dem zweiten: Neue Geſellſchaftsſchrift ꝛc. Erſter Band.

Außer dem bereits oben erwähnten wiſſenſchaftlichen Inhalt war ein Bericht von der Forſt- und Jagdacademie zu Dreißigacker, über einige vorgegangene Veränderungen im Lehrerperſonal, in den Geſetzen, wobei auch ein und der andere der Anſtalt gemachte Vorwurf zurückgewieſen wurde, beigegeben. Der erneute Plan und die Statuten der Societät wurden in dieſem Bande ebenfalls abgedruckt, und die Fortſetzung des Mitgliederverzeichniſſes wurde mitgetheilt.

In wiſſenſchaftlichen Verband mit der Societät trat im Jahr 1816 die Mähriſch-Schleſiſche Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, welcher Hugo Altgraf zu Salm vorſtand.

Als im Jahr 1818 das dritte Heft der Annalen Band 3 im Druck erſchienen war, klagte Laurop, daß nach des Verlegers ihm vorgelegter Berechnung der Abſatz zu gering ſei, als daß jener dieſelben fortſetzen könne, und daß auch ſeit langer Zeit keine Beiträge mehr eingingen. Zugleich ſandte er den Plan und die Ankündigung der mit dem Freiherrn von Wedekind von ihm gemeinſchaftlich herauszugebenden Forſtſtatiſtik. Auch an Bechſtein ſchrieb von Wedekind, der ſein Schüler geweſen, verbindlich, und bat um Rath und Beiſtand bei einer zu geben beabſichtigten Ueberſicht des Holzbeſtandes in Deutſchland, um dadurch das Thema vom natürlichen Vorkommen der Holzarten auf eine ähnliche Weiſe, wie es hinſichtlich der Gebirgsarten durch Geognoſie geſchehe, zur Sprache zu bringen, und aus einer Zuſammenſtellung möglichſt vieler Thatſachen die Geſetze dieſes Vorkommens abzuleiten, und dann zu zeigen, wie in den verſchiedenen Gegenden daſſelbe der Kunſt untergeordnet und durch dieſelbe verändert würde. Auch von vielen andern ehemaligen Schülern der Academie gingen Geſuche um Aufnahme in die Societät ein, meiſt kamen ſie von ſolchen Männern, die ihre Zeit in Dreißigacker gut benutzt und nun erwünſchte Wirkungskreiſe im Forſtfach gefunden hatten, auch bereits als Schriftſteller in demſelben aufgetreten waren, oder aufzutreten beabſichtigten.

Im Jahr 1819 meldete Freiherr von Wedekind, daß man damit umgehe, der Societät eine Nebenbuhlerin gegenüber zu ſtellen. Das Project ſei bereits im Jahr 1816 oder 1817 entſtanden, und ſolle nun durch den Oberförſter Braun zu Aſchaffenburg verwirklicht werden. Man wolle Deutſchland in forſtwiſſenſchaftliche Kreiſe theilen, (Deutſchland in dieſes oder jenes **zu theilen,** ſcheint von jeher eine Lieblingsidee vieler guten Deutſchen) jeder Forſtkreis ſolle eine forſtliche Synode erhalten; die General-Synode ſolle in Aſchaffenburg ſein, und von dieſer aus ein allgemeines Forſtjournal für ganz Deutſchland herausgegeben werden. Der Bundestag ſolle der Geſellſchaft Halt und Stütze geben. Obgleich nun von Wedekind dieſen Plan chimäriſch nannte, ſo fürchtete ſein wackerer Eifer für die Intereſſen der beſtehenden Societät alles vom Entſtehen einer neuen, und tadelte bitter, daß

Mitglieder der Societät, ſtatt dieſe lebendig zu fördern, und mit ihren geiſtigen Kräften dieſe zu unterſtützen, jenes neue Inſtitut, auch Cotta mit an der Spitze, begründen wollten — zugleich forderte er auf, der Societät friſchen Lebensgeiſt einzuhauchen, und ſchlug Mittel vor, jene Abſicht dadurch, daß man ihr zuvorkomme, und ein Appellationsgericht in forſtwiſſenſchaftlichen Angelegenheiten für ganz Deutſchland gründe und dieſes unter den Schutz des Bundestages ſtelle — zu entkräften. Ebenſo wie an Bechſtein ſchrieb von Wedekind auch an Laurop.

Die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung Nr. 145 des J. 1819 brachte die Mittheilung, daß in der Mitte Mai dieſes Jahres eine Zuſammenkunft von mehreren deutſchen Forſtmännern zu Dillenburg Statt gefunden habe, um ſich über die Errichtung eines Forſtvereins zu berathſchlagen, der auch zu Stande gekommen und dem Bundestag ſeinen Plan vorgelegt habe. Indeß waren Bechſtein und Laurop weit davon entfernt, nach von Wedekinds Idee dieſem Verein entgegen wirken zu wollen, vielmehr ſchien eine Verbindung der Societät mit ihm ungleich näher zu liegen, da ja Zweck und Strebeziel: Weiterſchritt in der Wiſſenſchaft zu fördern, dieſelben waren.

Zudem ſtand Bechſtein mit Dillenburg in unmittelbarer Verbindung. Hofrath Stutz daſelbſt hatte einen Sohn zur Academie geſandt, und ſchrieb im Juli: „Die dahier zuſammengekommenen Forſtmänner haben ihren Aufenthalt ſehr abgekürzt, und im Publikum iſt ſehr wenig von ihren Verhandlungen bis hierher bekannt geworden.“

Auch Profeſſor Strauß in Aſchaffenburg ſtand mit Bechſtein und der Societät im freundlichſten Briefverkehr, und Bechſtein hatte ihm im Bezug auf die Doctrinen der Phyſik und Chemie und deren folgerichtige Anordnung bei den Vorträgen von ihm beherzigte Winke gegeben. Er leitete beinahe die ganze Aſchaffenburger Anſtalt, über welche damals manches nicht günſtige verbreitet wurde. Sie zählte zwar 1820 nahe an 100 Schüler, weil alle Bayern, die ſich dem Forſtfach widmeten, ſie beſuchen mußten, allein es gab Eleven, welche verſicherten, daß Einzelne von ihnen mehr von Forſtwiſſenſchaft und Forſtbetrieb wüßten, als manche der Lehrer ſelbſt. Auch wurde nur 3 höchſtens 4 Stunden täglich Unterricht ertheilt.

Jene Zeit legte übrigens doch den Grund zu den großen forſt- und landwirthſchaftlichen Vereinen, die noch fortbeſtehen und in welche auch endlich die Societät der Forſt- und Jagdkunde ganz aufging. Im Jahr 1820 wurde ein landwirthſchaftlicher Verein in Baden begründet und an deſſen Spitze trat Se. Hoheit, Markgraf Wilhelm zu Baden, Halbbruder des Großherzogs, der ebenfalls von der Societät ein Ehrendiplom empfing.

Auch Freiherr von Lupin auf Illerfeld ſchrieb an die Societät und erbat kurze Lebensbeſchreibungen ihrer bedeutenderen Mitglieder für den ſechsten Band der bei Michaud in Paris herauskommenden Biographie des hommes vivants, für welches Unternehmen er ſeine Theilnahme zugeſichert hatte. Zugleich wünſchte er engere Verbindung mit der Societät und theilte unter andern mit, daß ſeine Sammlung lebender Forſtpflanzen nahezu die des botaniſchen Gartens in München übertreffe. Er empfing ſofort ein Diplom.

Ueberhaupt war die Thätigkeit der Societät wieder im Zunehmen, ſie fand in vielen Kreiſen theilnehmende und fördernde Angehörige. Unter dieſen zeichnete ſich Profeſſor Zumſtein, genannt de la Pierre, in Turin aus, er wirkte durch eine der Königl. Academie der Wiſſenſchaften in Turin übergebene Denkſchrift ein Verbot der Steinbockjagd aus, beſtieg zum Verfolg wiſſenſchaftlicher Zwecke den Gipfel des Monte Roſa und bewieß der Societät vielfach rege Theilnahme.

Da dem Verleger der Annalen der Societät von Laurop ermäßigte Bedingungen gemacht worden waren, ſo kam zu den erſchienenen drei Bänden noch ein vierter und letzter — und da Bechſtein in ſeinen letzten Lebensjahren durch anhaltende und wachſende Kränklichkeit nicht mehr nach Wunſch und nach Kräften für die Societät wirken konnte, ſo begann nun die bis 1820 und 1821 ihren Gipfelpunkt erreicht habende Blüthe derſelben abzuwelken. Laurop äußerte ſich darüber: „Die Zahl derjenigen Mitglieder, welche ſich für die Sache intereſſirten und ſie aus einem richtigen Geſichtspunkte anſahen, wurde geringer, und auch die Thätigkeit dieſer nahm ſo ſehr ab, daß ich ohnerachtet meiner vielfältigen Aufmunterung der ſämmtlichen Mitglieder nichts gedeihliches mehr zu Wege bringen konnte.“ So ſtand es um die Societät, als der Tod ihres erſten Directors und Begründers erfolgte, und ſie in ihre vierte Periode, in das Stadium des Greiſenalters, eintrat.

XVI.

Bechſteins amtliches und literariſches Wirken 1811 bis 1822.

Standhaft und männlich ſeinen Schmerz um den ihm entriſſenen Sohn tragend, lebte Bechſtein mit nie wankender Treue ſeiner Pflichterfüllung, wie ſehr es ihm auch oft ſchwer aufs Herz fiel, wenn er die tieftrauernde Gattin in immer neue Thränen ausbrechen ſah, die minder als er es vermochte, den Jammer um den unerſetzlichen Verluſt ſtill in ſich zu verſchließen.

Wunderlich und ſeltſam und mit aller franzöſiſch nationalen Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit behandelt, lautet in der **Biographie universelle ancienne et moderne Tom. LVII Supplement, Pag. 434** eine bezügliche Stelle folgendermaßen:

Marie au sortis de l'université il eut neuf enfans, mais ils mourirent en bas âges, (völlig unrichtig[*]) **a l'exception dun seul**

---

[*] In einem Briefconcept an Hofrath Andre in Stuttgart, welcher Bechſtein 1821 um biographiſche Nachrichten für das Converſationslexicon anging, ſchrieb derſelbe: „Und nun noch 1000 Grüße von meiner Frau an Sie als alten Lehrer und Wohlthäter. Dieſe iſt ebenfalls wie ich, immer kränklich, ob ſie gleich ſtark und geſund ausſieht. Sie iſt, nachdem ſie in Eiſenach geweſen war, wohl zehnmal wieder guter Hoffnung geweſen, allein ſie hat wegen eigener krampfhafter Anfälle kein Kind ganz austragen können. Es iſt daher unrichtig, daß ſie, wie die Biographie in Laurops und Fiſchers Sylvan ſagt, 9 Kinder geboren hätte."

qui s'est montré d'un tel pére par les succés de ses premières études; mais à peine âgé de dix-neuf ans, cet enfant mourut en 1810; et cot perte, bientôt suivie de celle de sa mére plongea Bechstein dans une profonde douleur, qui abrégea ses jours. Il mourit l'année suivante.

Der franzöſiſche Fabulant läßt uns zunächſt im Dunkel, ob ſich das: bientôt suivie de celle de sa mère auf die Mutter des Vaters oder auf die Mutter des Sohnes bezieht, doch wie es auch gemeint geweſen ſei, ſo iſt es irrig.

Bechſteins Mutter lebte allerdings bei ihm im Hauſe, mit allen Eigenthümlichkeiten einer ächtthüringiſchen Frau vom Lande und allen Wunderlichkeiten einer alten Frau. Sie machte der Schwiegertochter manchen Verdruß, obgleich dieſe es nicht an der mindeſten Aufmerkſamkeit gegen die „Alte“ fehlen ließ. Sie hatte ein eigenes hübſches Stübchen, konnte ſich völlig nach Belieben beſchäftigen, was ſie im Sommer im Garten oder durch Spazirengehen, im Winter mit Stricken oder Spinnen that; ſie bekam ihren Tiſch auf ihr Zimmer nach ihrem eigenen Willen, und, wie ſich von ſelbſt verſtand, von allem wie vom beſten. Aber ihr Alter, ihr Alleinſtehen — denn ſie unterhielt nur wenigen Umgang mit den Bäuerinnen des Dorfes, — machten ſie oft mürriſch, hart und ungerecht, obſchon ſie auch gute Stunden hatte. Auf ihren Sohn „den Kammerrath“ blickte ſie mit gerechtem Stolz und großer Verehrung, und er behauptete ihr gegenüber, neben Freundlichkeit und Pietät, ſtets eine würdevolle Haltung, ſie hatte Scheu vor ihm, und nur in ſeltenen Fällen war es nöthig, daß ſein kräftiges gebietendes Wort geſtörten Frieden wieder herſtellen mußte.

Frau Katharine Eliſabethe Bechſtein, geborene Kaiſer, war 74 Jahre alt, als ihr Enkel Eduard ſtarb, und 83, als ihr Sohn ſtarb, und ſie überlebte ſelbſt dieſen noch um mehrere Jahre, denn ſie hatte eine unverwüſtliche Natur.

Wie tief auch der Schmerz Bechſteins um den Sohn war — in dem Sinne, wie der franzöſiſche Biograph es nimmt, kürzte jener nicht deſſen Tage, und daß Bechſtein nicht im folgenden Jahre ſtarb, iſt allbekannt.

Immer bezwingt und überwältigt großen Schmerz entſchiedene Thätigkeit am allerbeſten, allerſicherſten, und dieſen Sieg errang auch Bechſteins characterſtarkes Gemüth.

Nach wie vor nahmen die amtlichen und dienſtlichen Geſchäfte vollauf Zeit in Anſpruch und jenes Wort: Welchem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern, bewährte ſich bei Bechſtein in vollem Maaße.

Und nach wie vor lag er nach der Rückkehr von ſeiner letzten trüben Reiſe der Erfüllung ſeiner mannichfaltigen Pflichten auf das treueſte ob, und wie viel verſtimmendes auch gerade in jener für ihn ſo niederbeugenden Zeit die mancherlei Händel und Streitigkeiten der Academiker für ihn hatten, allmälig kehrte ſelbſt ein Theil der ihm angeborenen Heiterkeit zurück — er konnte wieder froh werden im geſelligen, wie im häuslichen Kreiſe, wenn auch lange Zeit hindurch die ſtille Wehmuth lauten Ausbruch des Frohſinns dämpfte.

Dem unvergeßlichen guten Sohne errichtete die trauernde Liebe der Eltern einen Denkſtein in Form einer abgebrochenen Säule, deren eine Seite ſinnig die Mythe des Endymion darſtellte, die zweite einen antiken Aſchenkrug. Die eine Schriftſeite enthält dieſe Worte: **Guilielmus Eduardus Bechstein nat. d. VII. Juni 1792. den. d. V. October 1810.**

Die vierte Seite trägt die Inſchrift: **FILIO. VNICO. PARENTES.**

Niemals ließ die trauernde Mutter Geburts- und Sterbetag des Geſchiedenen vorübergehen, ohne ihres Eduard Grab mit friſchen Kränzen zu ſchmücken.

Mancherlei Zeit und Briefe koſtete Bechſtein die Oberaufſichtsführung über den Betrieb des Zwickhammers und die dortigen Köhlereien. Bergverwalter Schreiber ſchrieb ſehr häufig und hatte ſtets Wünſche, die Bechſtein bei der Kammer betreiben mußte; bald blieben Rechnungsabſchlüſſe unerledigt und unrevidirt, bald waren Entſchließungen über das zur Verkohlung anzuweiſende Holz zu faſſen, bald wurde Bechſteins Kommen und Selbſtſehen erbeten, bald war das zugeſicherte Gratial auszuwirken u. dgl. Wie es damals 1810 im Lande ausſah, erhellt aus einer Briefſtelle Schreibers: „Am meiſten leide ich durch die Menge von Landſtreichern, Zigeunern, vornehmen und geringen Bettlern, die, da ich an einer Kreuzſtraße wohne, bei mir nie vorübergehen, ohne mich in Contribution zu ſetzen.“

Eine Reiſe nach Liebenſtein im Sommer 1815 hatte zum Zweck, die verſchiedenen Buchenarten der dortigen Forſte, und die Birkenarten auf dem Aſchberge zu unterſuchen, auch zu ermitteln, ob es fremde Holzarten dort gebe.

Wie faſt jedes, ſo führte auch das Jahr 1816 für Bechſtein auf's Neue dienſtliche Reiſen in das Meininger Oberland herbei; es galt Commiſſionsberichte über vortheilhafte Betreibung eines Schieferbruchs im „Farbentiegel,“ und Aufräumung eines Griffelbruchs am „Vogelsberg“ zu erſtatten.

Ueber eine in Vorſchlag gebrachte neue Beſoldung der Forſtbedienten entwarf Bechſtein ein ſehr ausführliches Gutachten, das er auch auf die Regulirung der Gehalte der Jägerburſchen ausdehnte.

Es ſah damals, 1816, mit dieſen Beſoldungen noch gar mißlich aus. Ein praktiſcher Weidmann von Adel im Unterlande äußerte ſich darüber gegen Bechſtein in äußerſt derber, offenherziger und unumwundener Weiſe: „Bekanntlich verwaltet der Forſtmann das größte Capital mit in unſerm Lande, und wird am ſchlechteſten bezahlt, am wenigſten gewürdigt. Der Urſtoff aller ſchlechten Aufſicht und übeln Bewirthſchaftung liegt in der geringen Beſoldung der Forſtbedienten und der noch viel geringeren der Jägerburſchen. Hierzu kommt unſer elendes Strafreglement, was weiter nichts iſt, als eine beſtimmte Taxe von Herzogl. Kammer, nach welcher ſich der Holzfrevler ſelbſt ſeine Rechnung machen kann, und Herzogl. Kammer immer ſicher darauf rechnen darf, daß bei dieſen feſtgeſetzten Preiſen eine jährliche Revenüe durch den Holzdiebſtahl ihr nicht entgeht, ſie aber zehnmal ſo viel Holz dagegen verliert, und manche Forſte ruinirt werden. — Es wird oft für 100 Rthlr. Schaden gethan und werden 2 Gulden dafür bezahlt.“

„Unſre Jägerburſche werden immer ſchlechter, denn der gute, brauchbare, der aus Ihrer Academie kommt, will nicht um 5 Thaler einem unſerer Forſtbedienten untergeordnet ſein und Hunger dabei leiden. Der gute und brauchbare geht in's Ausland, und wird beſoldet, die unbrauchbaren ſind wir verbunden zu verſorgen, oder es hat uns zeither ſo geſchienen, als ob es unſere Pflicht wäre, ſie auf unſere Forſte zu vertheilen und die erwieſenen nachtheiligen Folgen zu erdulden.“

„Sonſten war der allgemeine Grundſatz, wenn einer zu nichts zu brauchen war, mußte er Soldat werden. In den jetzigen Zeiten, um die Söhne vor der Conſcription zu ſchützen, werden ſie Ihnen in Ihre Academie aufgehalst.“ Hierin hatte der derbe forſtmänniſche Praktikus leider vollkommen Recht. Gar mancher Thunichtgut auf der Schule, mancher, für deſſen Fähigkeiten und Fortkommen ſich geradezu keine Ausſicht eröffnete, wurde nach Dreißacker geſchickt; bildete er ſich dort nicht zum Forſtpraktikanten, ſo bildete er ſich doch vielleicht zum Rechnungspraktikanten oder, was weit ſchlimmer war, zum lebenslänglich unbrauchbaren Jägerburſchen, und mancher dieſer Inländer war am Ende froh, wenn Bechſteins und Anderer Verbindungen im Ausland ihm zu einer leidlichen Jäger-, d. h. Bedientenſtelle verhalfen.

Solcher An- und Zudrang meiſt unbemittelter Inländer zur Academie war für dieſe nichts weniger als ein Segen, nichts weniger als fördernd. Schuljungen von 13—14 Jahren wurden nun auf einmal Academiker. Und am meiſten verſah die Reſidenz vorzugsweiſe die Academie mit derartigem Zuwachs. Indeß wurden aus Vielen tüchtige, brauchbare Männer. Andre aber ſind verkommen, oder unbedeutend geblieben ihr Leben lang.

Im Jahr 1817 wurde eine Reviſion oder Taxation der oberländiſchen Forſte befohlen. Neunzehn Jahre früher war eine ſolche auf Befehl des Herzogs durch den Gothaiſchen Landjägermeiſter Hrn. v. H. zu Ohrdurf vollbracht worden. Bechſtein wieß deren große Mängel in einem desfallſigen Berichte nach, und entwarf eine Inſtruction für den Oberforſtmeiſter von Mannsbach und ſeine Gehülfen bei der bevorſtehenden Reviſion oder neuen Abſchätzung der oberländiſchen Forſte, worin er ſeinen praktiſchen Blick und ſeine Kenntniſſe auf's Neue zu bewähren, Gelegenheit hatte. Später entſpann ſich dann über die Ausführung dieſer wichtigen Arbeit, welche 12 Forſte umfaßte, die unter der Aufſicht des Oberforſtmeiſters von Mannsbach ſtanden, zwiſchen dieſem und Bechſtein eine anhaltende ſehr freundſchaftliche Correſpondenz. Bechſtein äußerte ſich mit Mannsbachs Anſichten und Leiſtungen ſehr zufrieden, um ſo mehr ſchmerzte es ihn, daß im Unterlande nicht in ähnlicher Weiſe wie im Oberlande verfahren wurde, und der gerechte Unwille über ſo vieles Verfehlte und Unzweckmäßige, was er ſehen und geſchehen laſſen mußte, ohne mit Verbeſſerungsvorſchlägen durchdringen zu können, veranlaßte ihn zu einer ſehr derben Philippica, deren Anfang mindeſtens ich meinen Leſern nicht vorenthalten will. Sie giebt ein Bild der Vergangenheit; wohl dem Lande, wenn dieſe ſcharfen Umriſſe in der Gegenwart nicht mehr ähneln!

Zuſatz zu Nr. 2536.

„Den 26. Septbr. wird es nach dieſen Acten 1 Jahr, daß Herzogl. Kammer aufgegeben worden, die Culturen und Pflanzgärten zu unterſuchen, und den eingerichteten Plan vorzüglich zur Verbeſſerung des Gehaltes der Jägerburſche in Ausführung zu bringen. Es iſt ohne Vorſchrift, blos um glimpflich zu verfahren, die Sache dem Herzogl. Oberforſtamt communicirt worden, allein wie hier keine neue gute Einrichtung anſpricht, weil die alte, wo man im Blinden tappt und nicht weiß, wie viel man Holz abgeben kann, noch wie viel man für die Zukunft zu erwarten, aber dafür nichts zu thun und zu denken hat, für genügend hält, ſo iſt auch auf dieſe nichts erfolgt, ja es iſt ſogar gegen dieſelbe proteſtirt worden. Herzogl. Regierung und Kammer laſſen ſich alle Geſetze und Vorſchriften, die höchſten Orts gegeben werden, gefallen und befolgen ſie, allein wenn im Forſtweſen etwas geſchehen ſoll, das vom alten Schlendrian abweicht, ſo findet es allezeit Widerſpruch.

Meine Künſte ſind nun erſchöpft, um reiſenden Forſtmännern, die die hieſige Anſtalt und mich beſuchen, auch andern ſchriftſtelleriſchen Forſtmännern, mit welchen ich in Correſpondenz ſtehe, vorzuſpiegeln, daß man hier eine zweckmäßige Einrichtung habe oder doch bald haben werde — und nur dadurch iſt es verhütet worden, daß nicht die hieſige ganz willkührliche und regelloſe Forſtbewirthſchaftung ſchon mehrmalen öffentlich zur Schande des ganzen Forſtperſonals und auch zu meiner Schande zur Schau ausgeſtellt worden iſt. Noch neulich hat Herr

Cotta in Zillbach die jungen Leute ſeines Inſtituts in ein benachbartes Revier geführt, um ihnen zu zeigen, wie man einen Wald nicht bewirthſchaften müſſe. Wie ſehr dieß mit andern rühmlich beſtehenden Einrichtungen contraſtirt, bedarf keiner Berührung. Ich muß mich faſt vor mir ſelbſt ſchämen, daß ich mit unter das hieſige Forſtperſonal gerechnet werde, ohne auch nur etwas erhebliches zum Beſten des praktiſchen Forſtweſens wirken zu können u. ſ. w."

Neben dieſen amtlichen Arbeiten lieſen noch zahlloſe Erledigungen her, Geſuche um Gehalterhöhungen, Verbeſſerungen durch Verſetzung, Rechtfertigungen über Anſchuldigungen, Beſchwerden über Vorgeſetzte oder Collegen, Bitten um Empfehlungen u. dergl. mehr von Seiten des angeſtellten wie des Anſtellung ſuchenden Forſtperſonals und Bechſtein half — wie ſchon erwähnt — immer wie und wo er nur irgend konnte, und erwarb ſich den Dank zahlreicher junger Leute, wie auch nicht minder den von Familienvätern, deren ſorgenvolle Lage ihm zu verbeſſern gelang.

Der herrſchaftliche Thiergarten machte fortdauernd Berichte nöthig, bald über den Wildſchaden außerhalb deſſelben, bald über die Irrungen und Verdrießlichkeiten, die ſeine beſtehende Einrichtung hervor rief, und über die Pläne, jene zu beſeitigen. Weiter gab es Unterſuchungen und Berichte über mehrere Privat- und Gemeindewaldungen, und mancherlei forſtwiſſenſchaftliche Gutachten; z. B. über die auf dem Ruhlaer Forſt bewerkſtelligte Cultur und deren beabſichtigte Anwendung auf die Birkenheide. (Sachſen Meiningiſcher Forſtdiſtrict in der Nähe vom Schloß Altenſtein.)

Der darüber an den Geh. Rath von Könitz erſtattete Bericht enthält manche anziehende Aeußerungen Bechſteins.

„Seit 25 Jahren kenne ich die Waldpflanzung mit Fichten. Der eigentliche Erfinder iſt ein Oberförſter in Suhl, deſſen Name mir gerade jetzt nicht beifällt. Die Sache war ſo wichtig, daß der Oberforſtmeiſter von Burgsdorff auf königlichen Befehl nach Suhl reiſen mußte, um die Behandlung zu erlernen. Damals pflanzte man beim zweiten Saft um Johanni. Der Waldhüter Oettelt hat nachher dieſe Methode verbeſſert. Dieſer pflanzte im Herbſt, ſobald die Verholzung erfolgt war, bis zum Froſt, und im Frühjahr, ſobald er in die Erde kommen konnte, bis zum Aufſpringen der Knospen. Seine Pflanzen nahm er aus einigen Pflanzgärten, deren er, um ſie nicht weit herbeiſchaffen zu müſſen, auf ſeinem Revier 3 bis 4 hatte. Heſſelbarth aus Stützerbach, ein Sächſiſcher Oberförſter, war ſein Nachfolger; der pflanzte faſt eben ſo viel, mußte aber, da er es blos aus Liebhaberei that, und von der Finanzeinnahme in Schleuſingen keine Kulturkoſten erſetzt erhielt, ſeine Pflanzen aus den Dickungen nehmen. Ich habe faſt alle Jahre dieſe Pflanzungen geſehen, und mit den jungen Leuten, die damals auf meinem Privatinſtitut ſtudirten, ſelbſt mit Hand angelegt. Es war eine Luſt mit anzuhören, wie ſich dann die beiden alten Forſtmänner Oettelt und Heſſelbarth einander ſchraubten, beſonders da ſich Letzterer etwas darauf zu Gute that, daß er ſeine Kultur umſonſt machte, und jenem die ganze Forſtkaſſe zu Befehl ſtehe, und keiner vor dem andern etwas voraus habe. Die Manipulation iſt ſehr einfach. Man pflanzt die Fichtenpflänzlinge gerade wie die Kohlpflanzen; es ſtellen ſich einige Burſche an, hacken Löcher, einer legt die friſch ausgehobenen Pflanzen ein und andere drücken dieſelben an. Sie ſtehen drei Fuß aus einander und zwar im Fünfeck, und man wählt dazu 3—6jährige Pflanzen, die nicht über einen Fuß hoch ſein dürfen, wenn ſie faſt alle anſchlagen ſollen. „Ein auf ſolche Art bepflanzter Acker koſtete, wenn nicht gerodet werden durfte, 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 4 Gr. Der Vortheil der Pflanzung vor der Ausſaat auf hohen Gebirgen iſt das jedesmalige Gedeihen, der egalere weitläuftigere Stand, wodurch dem Schneebruch Einhalt geſchieht, und der gleichförmigere und ſchnellere Wuchs erzielt wird.“

„Daß alſo die Eiſenacher Pflanzungen auf den Ruhlaer Forſten gerathen müſſen, iſt ganz in der Regel, und daß diejenigen, welche an unſerer Grenze ſtehen, nicht gerathen — eben ſo — ich habe es bei der letzten Reviſion probezeiht; ſie hatten zu alte Pflanzen und zwar aus Dickungen genommen.“

„Wenn daher die höchſten Punkte der unterländiſchen Reviere durch eine üble Bewirthſchaftung ihre eigenthümlichen Laubholzarten verloren haben, wenn ſchon Haſelbüſche daſelbſt vegetiren, (die ſicherſten Kennzeichen der Unregelmäßigkeit) ſo iſt freilich die Bepflanzung mit Fichten die leichteſte, wohlfeilſte, ſicherſte und die Herren Eiſenacher werden ſich freuen, wenn ſie durch die hieſige Pflanzung einen Succurs erhalten, durch welchen ihre Fichten einen hohen Wuchs bekommen, und dadurch zu dem gewünſchten Bauholz aufwachſen."

„Eigentlich bin ich kein Anhänger der Umwandlungsſyſteme, beſonders bin ich ein Feind des Nadelholzes in Laubwaldungen. Das Nadelholz greift in der Folge durch ſeinen Flügelſaamen ſo um ſich, daß aus den harten Laubwaldungen weiche Nadelwaldungen werden, wie dies mehrere oberländiſche Forſte, und in der Nähe von Altenſtein das Tabarzer, Friedrichroder und Georgenthaler Revier beweiſen. Der Forſtmann muß die Kunſt verſtehen, ſeinen Wald wie er iſt, zu erhalten, und noch überdieß zu verbeſſern. Die Regel dazu iſt leicht und allgemein bekannt."

„Es hängt jetzt von dem Herrn Oberjägermeiſter von Zigeſar, oder von Serenissimae höchſt unmittelbaren Befehlen ab, wie der Culturplan der verödeten höchſten Punkte dieſer Reviere feſtgeſetzt und die nöthigen Pflanzenarten dazu angewieſen werden ſollen. Herr v. Zigeſar iſt freilich gegen alle Cultur- und Eintheilungspläne, weil er durch ſeine lange Erfahrung ein ſolches Augenmaaß erlangt zu haben vorgiebt, daß er Reviere von 5000 Acker in 40jährige Schläge, und zwar *nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe* einzutheilen und abzutreiben wiſſe. Dieß kann nun freilich kein Forſtmann außer ihm in der ganzen Welt. Allein er läßt ſich dieſen Glauben nicht nehmen und keine Regeln vorſchreiben, und darin liegt der Grund der Ohnmacht und der Unnützlichkeit des Herzogl. Oberforſtamtes. Schon gemachte Eintheilungen, wie die auf dem Oepfershäuſer Revier, welche den Beifall ſachverſtändiger Männer, z. B. der Herren von Witzleben, Cotta, Schilger, Schmidt u. A. erhalten haben, hat er alterirt, und zum Schaden Herzogl. Kammer das meiſte Oberholz auf dem Schlage ſtehen laſſen, alſo daß ſtatt 30 Klaftern Holz mehr zu erhalten, 30 gefehlt haben."

„In ganz Deutſchland iſt die unregelmäßige Bewirthſchaftung der hieſigen Waldungen theils durch reiſende Forſtmänner, theils durch die abgegangenen Forſtacademiker bekannt, und es iſt zu bewundern, daß bei dem Concurſe eines Oberforſtamtes, das nichts für die Waldungen thut und einer Forſtacademie, die nichts dazu thun kann, noch ein einziger Forſteleve ſich meldet. Ich ſah mich ſelbſt genöthigt, meinen Eduard in die Zillbach zu ſchicken, um ihn nach den erlangten nöthigen Hülfswiſſenſchaften einen geregelten Kultur- und Abtriebsplan beobachten und kennen lernen zu laſſen u. ſ. w.“

Auch die, durch die Volksſouveränität oder beſſer, den volksſouveränen Unverſtand aufgenöthigten Sparſyſteme der Neuzeit bezüglich des Staatshaushaltes nach allen Richtungen hin ſind nichts Neues. Wie noch heute und immerdar bewährte ſich in demſelben auch vor 50 Jahren ſchon der bekannte Goethe'ſche Spruch:

Wir wollen alle Tage ſparen
Und brauchen alle Tage mehr.

In einem Conceptblättchen, das Bechſtein zwei Jahre vor ſeinem Tode ſchrieb, ſpricht er ſich über dieſen Gegenſtand alſo aus:

„Seit meiner zwanzigjährigen Dienſtzeit habe ich die eigene Erfahrung gemacht, daß zwar höchſten Orts wiederholt Einſchränkungen in dem Dienſtperſonale und Einziehung unnöthiger Beſoldungen befohlen — daß aber in praxi nicht allein das Dienſtperſonal nicht vermindert, ſondern im Gegentheil vermehrt worden, und keine Beſoldungserſparung, ſondern vielmehr Beſoldungsvermehrung erfolgt iſt.“

Und dieß war natur- und ſachgemäß und folgerichtig; alles Eifern gegen die Vermehrung der Arbeitskräfte in der Staatsmaſchiene und gegen die angemeſſene reichliche Vergütung der Arbeit zeugt von Mangel an richtiger Einſicht, und iſt dem Staate weit mehr ſchädlich als nützlich.

Zu Bechſteins weiteren Ausarbeitungen im forſtamtlichen Gebiete gehörte noch die einer umfaſſenden Inſtruction für die Forſtadjuncten der Forſtdepartements-Vorgeſetzten der unterländiſchen Forſte, und wie dieſe mancherlei ſchriftlichen Thätigkeitsrichtungen, ſo ſetzte ſich auch ſeine perſönliche durch regelmäßige Fahrten nach Meiningen zu den Kammerſeſſionen fort. Auf einem dieſer Berufswege ſchwirrte verhängnißvoll der Flügel des Todesengels dicht über ſeinem Haupte hin.

Es war ein ſtillheiterer Herbſttag, der 27. November 1811, ein Mittwoch, in der Stadt zugleich Jahrmarkt; die Hausfrau war mit Bechſtein hinunter gefahren, und blieb zum Beſuch bei der befreundeten Familie Laſerre.

Zu gewöhnlicher Zeit nach Beendigung der Kammerſitzungen zwiſchen 2 und 3 Uhr fuhr Bechſtein in Meiningen weg. In der Nähe der im Dreißigackerer Grunde liegenden Walkmühle führte der Weg über einen jähen Bergabhang von 80 bis circa 100 Fuß Tiefe, ohne alle Sicherung.

Gerade an dieſer tiefſten und gefährlichſten Stelle wurden durch irgend einen Zufall die Pferde ſcheu, der Kutſcher vermochte nicht, ſie zu bändigen, und ſo ſtürzte, ſich zweimal furchtbar umſchlagend, das ganze Geſchirr mit Bechſtein den ſteilen Rain hinunter bis in den Bach, der die Thalrinne durchrollt.

Wie durch ein Wunder blieben Bechſtein, der Kutſcher, Jacob Mönch aus Sättelſtädt, ſpäter Herzogl. Bauführer in Gotha und das eine Pferd ziemlich unverlezt, das zweite Pferd mußte tod geſtochen werden.

Ich war mit der Magd allein im Hauſe. „Wo nur der Herr Kammerrath bleibt?“ ſagte dieſe einmal über das anderemal, als jener zur gewohnten Zeit nicht eintraf. Ich lief hinauf, durch das Schloß auf den Fahrweg, da ſah ich Bechſtein nebſt dem Kutſcher von Weitem langſam den Berg herauf kommen — ein Kind von zehn Jahren, faßte ich noch nicht, daß ein Unglück geſchehen ſein müſſe, ſondern eilte zurück, freudig verkündend: Der Onkel kommt mit Jacob zu Fuß den Weg herauf. Er hat keine Mütze auf!“

„Was? zu Fuß mit Jacob! Herr Jeſus — da iſt was paſſirt!“ ſchrie die Magd — und leider war es ſo.

In ſeinem Kalender zeichnete Bechſtein Folgendes ein: „Heute hat mir Gott auf eine wundervolle Art das Leben erhalten, da ich mit einer Chaiſe den höchſten Punkt auf dem Dreißigackerer Weg bei Künsbergs Berg an der Mauer durch die ſcheuen Pferde herabgeſtürzt bin, ohne weiter etwas zu beſchädigen; einige Kontuſionen an Armen und Beinen und einer Quetſchung in der linken Seite abgerechnet. Die Chaiſe ſchlug zweimal um.“

Dieſer Unglücksfall machte ungemeines Aufſehen. Die Academiker ließen von dem Pferde — einer Schimmelſtute — ein Lendenſtück braten, und es kam auch von dieſem Braten eine Probe in das Bechſteiniſche Haus.

Die gefährliche Stelle am Weg erhielt nun eine Schranke, und in dem nächſtfolgenden Jahre wurde die Chauſſee nach Dreißigacker ganz gebaut, wobei es viele Felſen zu ſprengen gab, auch wurde nunmehr der Weg durchgängig mit Schranken geſichert.

Wenn gleich Bechſtein weder äußerlich noch innerlich eine bedeutende Verletzung durch dieſen fürchterlichen Sturz davon getragen, ſo mag doch durch denſelben mit ein Grund zu ſpäterer nachhaltiger Kränklichkeit gelegt worden ſein, denn dergleichen gewaltſame Erſchütterungen äußern nicht immer gleich ihre ſchädliche Wirkung auf den Organismus.

Die literariſche Thätigkeit war ſchon mit dem Jahresbeginn 1811 rüſtig wieder aufgenommen worden. Glückwünſchend ſchrieb Bechſtein am 1. Januar an den bewährten Geſchäftsfreund Enoch Richter in Leipzig und beantwortete deſſen Fragen wegen einer neuen Auflage des ornithologiſchen Taſchenbuchs und deſſen 2. Theil, ſchrieb über die neuen nöthigen Kupfertafeln, beklagte ſich über die von Wolf und Meyer zu Nürnberg bei Frauenholz erſchienene ornithologiſche Arbeit als Taſchenbuch, nannte ſie eine Copie des ſeinigen und die Idee ihm abgeſtohlen, wie es denn auch nicht anders der Fall war, und dieſer Grund machte Bechſtein beſonders wünſchenswerth, eine neue Auflage ſeines Buches nebſt deſſen Fortſetzung erſcheinen zu ſehen. Da ſich Richter nicht ſogleich bereitwillig zeigte, ſo ſuchte Bechſtein ihn möglichſt zur Sinnesänderung zu bewegen. Er ſchrieb: „Ich kann es unmöglich dulden, daß mein Taſchenbuch von einem andern unterdrückt werden ſollte, deſſen neue Bemerkungen ich auf 2 Octavblätter ſchreibe. Viele Vögel haben ſie (Wolf und Mayer) nolens volens weggeſtrichen, weil ſie ſie nicht kennen. So habe ich Herrn Mayer nicht überzeugen können, daß der

Waſſerpieper ein beſonderer Vogel ſei, bis ich ihm ein Exemplar zugeſchickt habe. So iſt die Sache. Unſere Schrift iſt ein Taſchenbuch, und ihres ein Zwitter zwiſchen einer kurzen und einer vollſtändigen Natur-Geſchichte, worin ohnehin die Hauptſache verkrüppelt iſt ꝛc.“

Richter entſchloß ſich ſchwer — die Zeit war noch immer ſchlecht, der Vorrath an Exemplaren der erſten Auflage noch bedeutend.

Der Buchhändler G. Schneider in Nürnberg ſetzte die getreuen Abbildungen getreulich fort, ebenſo die Ueberſetzung des Latham, meldete aber, daß er einen vierten Theil (ſiebenten Band) dieſes Werkes nicht drucken, ſondern dieß dem Käufer ſeiner Handlung überlaſſen wolle. Indeſſen erfolgte vor der Hand kein Verkauf derſelben. Dieſer Mann beharrte in ſtetem Mißmuth, welcher, wie ſchon öfter erwähnt, bisweilen in das Komiſche überſchlug.

Einmal ſchrieb er in ſeinem Unmuth: „Das Honorar für Ihre 74 Bogen werden Sie nicht alles von mir verlangen, ſonſt müßte ich zum Thor hinauslaufen, auch können Sie einen Theil Bücher dafür annehmen.“

Richter wie Ettinger in Gotha drückten über die überſtandene Lebensgefahr glückwünſchend ihre Theilnahme aus. Letzterer druckte die dritte verbeſſerte Auflage der Stubenvögel und traf Anſtalten zur Fortſetzung der Diana — welche jedoch ſpäter 1815 bei Krüger in Caſſel herauskam.

Es war das verhängnißvolle Jahr 1812, in welchem die Napoleoniſche Despotie noch einmal in aller Scheußlichkeit ihren Schlangenrachen gegen die deutſchen Patrioten aufſperrte. Ettinger ſchrieb: „Beckers Arretirung hat wohl auch bei Ihnen viel Senſation erregt? In Halle ſind zugleich arretirt der Prediger Blanck, Bertram, Präfecturſecretär, und von Cruſemark aus Cömern, ehemaliger preußiſcher Offizier.

Mit dem Buchhändler und Kaiſerlich Königlichen Legationsrath Hennings in Erfurt drohte ein Bruch in Bezug auf die Forſtbotanik, ſie war dem Verleger zu umfangreich geworden, Bechſtein fand den Preis zu hoch und hatte noch das Unangenehme, indem er ſich zum Einführen des Buches auf der Forſtacademie verſtanden, gleichſam den

Sortimentshändler für den Verlags-Buchhändler zu machen. Indeſſen löste die deshalb entſtandene kleine Disharmonie ſich bald in reine Accorde auf.

In dieſer Zeit wendete ſich mit Bezugnahme auf **Dr.** Germar der Buchhändler E. A. Kümmel in Halle an Bechſtein und wünſchte von ihm die neue Bearbeitung eines vor 50 Jahren erſchienenen Buches: „Büchting kurzer Entwurf der Jägerei.“ Bechſtein zeigte ſich nicht abgeneigt, eröffnete ſeine Anſichten, und theilte ſeine Bedingungen mit.

Der Eingang ſeines Briefes berührte den damaligen Stand des Buchhandels. „Es iſt mir eine eigne Erfahrung, daß Ew. Hochedelgeb. eine neue Auflage von einem alten Buche zu haben wünſchen, da die meiſten Ihrer Herren Collegen bei der jetzigen Zeit ſo ſchwer daran gehen, ein neues zu drucken. Vielleicht iſt es eine glückliche Vorbedeutung zu einem baldigen allgemeinen Frieden.“

Dieß ſchrieb Bechſtein im Juli 1813, wo die Wage Bellona's noch ſchwankte, und Frankreich neue Streitmaſſen über Deutſchlands Länder wälzte. Kaum war die entſcheidende Schlacht geſchlagen, ſo erwachte auch neuer Muth in der Buchhändlerwelt.

Schneider ſchrieb noch vor der Oſtermeſſe 1814: „Da der Unterdrücker des Handels unſchädlich gemacht iſt, und wir den lange erwünſchten Frieden bekommen, wo zu hoffen iſt, es werde künftig beſſer gehen, und die Liebhaber die Abbildungen wieder fortſetzen, die bisher völlig tod gelegen, ſo wäre wohl rathſam, ein neues Hundert anzufangen.“

Von Leipzig aus ſchrieb er: „Die Meſſe iſt nun beendigt, und ſo ausgefallen, wie ein kranker matter Mann, der vom Krankenbette aufgeſtanden, aber vor Mattigkeit noch nicht recht gehen kann.“

Da Ettinger von einer Zeit zur andern zögerte, Anſtalten zu treffen, den vierten Band der Diana zu drucken, ſo ſchloß Bechſtein mit Krüger zu Marburg und Caſſel über dieſen Band Contract ab, und arbeitete dahin, daß derſelbe 1815 zur Erſcheinung kam.

Die widrigen Zeitverhältniſſe, ein mehrjähriger Proceß mit den Erben des Herrn Monath, Theilhaber der Buchhandlung Monath und Kußler in Nürnberg, endlich der Tod des würdigen und thätigen Fühters derſelben, Kußler, die Einberufung von deſſen Sohn ins Feldbataillon und andere ſtörende Ereigniſſe hatten jene Buchhandlung zurück gebracht, ihre Thätigkeit und ſomit auch das Weitererſcheinen des Handbuchs der Jagdwiſſenſchaft gehemmt. Als die mißlichen Verhältniſſe geordnet waren, bat die Handlung, welche die alte Firma beibehielt, um den zweiten Theil des zweiten Bandes, und erbot ſich zur Zahlung des noch für den erſten Band reſtirenden Honorars.

Der eine der Mitarbeiter an dieſem Werke, Reichsgraf Mellin, hatte ſich bereits ungeduldig über die lange Verzögerung geäußert.

Dabei zollte Graf Mellin der Cottaiſchen Buchhandlung in Tübingen ein aufrichtiges Lob. „Warum nehmen Sie nicht zum Verleger Ihrer Schriften den Buchhändler Cotta in Tübingen? Er iſt der Verleger der Hartig'ſchen Werke, und wie dieſer mir hier verſichert hat, ein äußerſt pünktlicher Bezahler. Der hieſige Oberlandforſtmeiſter Hartig bekommt für den Bogen neuer Schriften 4 Friedrichsd'or, und für jede neue Auflage derſelben 2 Stück Friedrichsd'or für den Bogen; auch wird dieſes ſogar nach ſeinem Tode, bei jeder neuen Auflage ſeiner Frau oder Erben bezahlt; ſo vortheilhaft ſoll, wie Herr Hartig mir ſagt, ſein Contract mit dem Buchhändler Cotta lauten. Bei ſo vortrefflicher und allgemein beliebter Arbeit, als die Ihrige, könnte Ihnen, dächte ich, ein gleicher Lohn nicht fehlen. Noch ſoll dieſer Cotta ein gar gefälliger Mann ſein, Vorſchüſſe, Aſſignationen und ſogar Aufträge außer ſeinem Buchhandel für ſeine Freunde willig übernehmen, wie dieſes alles Herr Hartig nicht genug von ihm loben kann."

Durch von Mellins drängende Ungeduld erlitten die Geſchäftsverhältniſſe mit der Firma Monath und Kußler eine Trübung; dieſelbe zögerte die rückſtändigen Honorarzahlungen noch in das Jahr 1816 hinaus, ſtellte wiederholt das Anſinnen, ſtatt Geldes Bücher zu nehmen und druckte nicht, wie ſie doch von ſelbſt verſprochen, die Fortſetzung der Jagdwiſſenſchaft.

In dieſer literariſchen Noth ſandte der Himmel einen Helfer in der Perſon des thätigen Buchhändlers Hennings. Dieſer ſchrieb an

Bechſtein im October 1816, daß er für ſeinen Verlag ein Forſthandbuch wünſche, das alle Wiſſenſchaften für Forſtmänner enthalten ſolle; an dieſes die Forſtbotanik von Bechſtein zuletzt anzuſchließen war Hennings Gedanke und zeigte, daß er klug ſpeculirte. Mit Eifer und Freude entwarf nun Bechſtein den Plan eines neuen, das ganze Gebiet der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft umfaſſenden Werkes, für deſſen Bearbeitung er einen Kreis ſeiner wiſſenſchaftlichen Freunde zu werben ſich erbot. Anfangs wählte Bechſtein für dieſes Werk den Titel: Repertorium der geſammten Forſt- und Jagdkunde. Hennings zeigte ſich äußerſt erfreut über Bechſteins Plan. „Das Ganze iſt wie aus meiner Seele gedacht, und eben ſo haben ich und Tromsdorf einen Plan für deſſen chemiſches Inſtitut entworfen. Alſo über Plan und Einrichtung kein Wort der Erinnerung. Alles iſt vortrefflich."

Die Bedenken, welche Bechſtein ausſprach über ſein Verhältniß zu Monath und Kußler wegen des in deren Verlag erſchienenen Werkes beſeitigte Hennings und ſprach bei dieſer Gelegenheit auch ein richtiges Wort über zu große Auflagen aus, welche manche Buchhändler aus Geiz machten, um den Autoren kein anderweites Honorar zahlen zu müſſen. „Jeder Verleger ſollte lieber wünſchen, alle 5—6 Jahre eine neue Auflage zu bringen, und das Honorar neu und mit Vergnügen zahlen. Auf dieſe Art würden die ſogenannten Büchermacher nicht die Früchte verdienter Männer rauben können."

Für das neue Unternehmen wurde vorerſt der allgemeine Titel: Handbuch der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft gewählt und der Contract im Frühling 1817 unterſchrieben. Dieſer enthält die Beſtimmungen, daß der Herausgeber allein mit dem Verleger zu unterhandeln habe, und dieſer nur an den Herausgeber das Honorar auch für die Mitarbeiter zahle, daß das Honorar bei jeder neuen Auflage erneut werden ſolle, daß die Auflage jeden Bandes 1000—1200 Exemplare ſtark gemacht werden ſolle, nöthige ſchwarze und colorirte Kupfertafeln habe der Verleger zu beſorgen u. dgl.

Bechſtein trat ſogleich in Unterhandlung mit dem Kupferſtecher, Entomologen und Inſectenhändler Jacob Sturm in Nürnberg, um von dieſem für den entomologiſchen Theil literariſche Nachweiſe, Inſecten in natura und Stiche zu erhalten, und bereitete nun mit aller Liebe das Unternehmen vor. Sturm erhielt den Auftrag, 4 Quarttafeln ſchädlicher Forſtinſecten zu ſtechen; Hoßfeld wurde für das mathematiſch- und phyſikaliſch-chemiſche Fach gewonnen, Laurop für Jagdnaturgeſchichte und Technologie, Forſtabtrieb und Cultur; der Forſtſchutz war Cramer zugedacht, Forſtdirection, Geſchichte und Literatur Meyer zu München, die practiſche Jagdkunde dem Grafen von Mellin, das Forſtrecht Köhler, die Anleitung zum Hand- und Planzeichnen dem Lehrer Hanſen, Bechſtein ſelbſt wollte Forſtbenutzung, Inſectologie und Forſtbotanik übernehmen.

Mittlerweile hielten Monath und Kußler immer noch die Zahlungen zurück, Hennings erbot ſich, ihnen den Reſt der Exemplare des Jagdhandbuchs abzukaufen, es kam aber dieſer Handel nicht zu Stande, weil der Exemplare zu viele waren, und die Forderung zu hoch, und Hennings druckte ſpäter auch den 2. Theil des 2. Bandes des im Monath und Kußler'ſchen Verlag erſchienenen Forſt- und Jagdhandbuchs, damit dieſes Werk nur vollendet erſchien. Nicht gering war der Schreck der letztgenannten Firma, als ſie die in Nr. 114 des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen erſcheinende erſte Ankündigung des neuen Unternehmens zu Geſicht bekam, da der Ankündigung zu Folge dasſelbe alles übertreffen ſollte, was bisher in dieſer Hinſicht verſucht worden. Sie nahm daraus einen Beweggrund, die erſte Hälfte des noch reſtirenden Honorars zu dem von ihr ſelbſt geſteckten Ziele abermals nicht zu bezahlen, weil das neue Werk dem ihrigen großen Schaden bringen und Eintrag thun werde, und verlangte, über ihre Befürchtungen beruhigt zu werden.

Es ließ ſich indeſſen wenig zur Beruhigung thun. Die Handlung hatte ſich durch ihre Saumſeligkeit in jeder Art, zu der ſie freilich mißliche Verhältniſſe und wohl auch der nicht allzugroße Abſatz des Handbuchs nöthigten, es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß Bechſtein nun gänzlich mit ihr abbrach.

In dieſer Zeit ſtarb auch der oft erwähnte Herr Schneider, Beſitzer der Handlung Schneider und Weigel in Nürnberg; die in dieſem

Verlag erſchienenen getreuen Abbildungen waren bis zum achten Hundert gediehen — welche noch bis zum Jahr 1827 als fingirte neue Auflagen in das Publikum gebracht wurden.

Bechſtein wendete allen Fleiß und alle Thätigkeit, die ihm die Erfüllung ſeiner Berufspflicht, mehrere Krankheitsanfälle und einige Badereiſen übrig ließen, der neuen Unternehmung zu, und löſte ein Band nach dem andern, das ihn mit Buchhändlern, außer Hennings, verband.

Selbſt als ſein intimer Freund, Superintendent Jacobi in Waltershauſen, ihn im Namen des Verlegers Steudel in Gotha durch einen expreſſen Boten dringend aufforderte, ſich an dem Werke: Deutſches Land und Deutſches Volk mit ihm und Guts-Muths zu betheiligen und den naturhiſtoriſchen Theil zu übernehmen, das Honorar ganz nach eigenem Ermeſſen zu beſtimmen, und zu geſtatten, daß ſein Name mit in die demnächſt zu erlaſſende Ankündigung aufgenommen werde, ſprach Bechſtein ein freundliches Nein.

Es erſchienen jedoch von dieſem Werke nur die geſchichtlichen und geographiſchen Theile.

Im October 1817 ſandte Laurop bereits Manuſcript zum Forſtſchutz, und machte dabei die Mittheilung, daß man in Bayern mit der Organiſation einer Königlichen National-Forſtacademie beſchäftigt ſei, welche in Aſchaffenburg an die Stelle der daſelbſt bisher beſtandenen Forſtlehranſtalt treten ſolle und daß man bei ihm angefragt habe, ob er den Ruf als Director dieſer Academie und als Lehrer der Forſtwiſſenſchaft mit einem Gehalt von 2000 Gulden Beſoldung und Antheil am Honorar, annehmen wolle?

Indeſſen ging es damit nicht raſch vorwärts, und Laurop blieb in Baden.

Auch in Würtemberg ſolle — ſchrieb Laurop, eine öffentliche Forſtlehranſtalt, und zwar in dem durch die großen Jagden des vorigen Königs ſo bekannten Babenhauſen, errichtet werden.

Indeß thaten Laurops Verleger Mohr und Winter in Heidelberg gegen die Wiederherausgabe ſeines Forſtſchutzes und der Forſtbenutzung Einſpruch, indem ſie dieſe als eine widerrechtliche und in ihr Verlagsrecht eingreifende zweite Auflage des in ihrem Verlag erſchienenen gleichnamigen Werkes anſprachen, weshalb Modificationen eintreten mußten, daher auch die Titel Forſtſchutz und Forſtbenutzung nicht in Anwendung gebracht wurden.

Der Briefwechſel zwiſchen Bechſtein und Hennings wurde nun ein ungemein lebhafter und legte ein ſo ſchönes gegenſeitig freundſchaftliches Verhältniß an den Tag, wie zu wünſchen wäre, daß es ſtets zwiſchen Schriftſteller und Verleger Statt finden möchte. Die achtungsvollſte Sprache, die einſichtsvollſte Berathung und bei Mißverſtändniſſen, die über Merkantiles oder Techniſches hie und da auftauchten, deren zarteſte Beſeitigung, alles zeigte, daß Bechſtein in Hennings einen wackern und ehrenhaften Freund gefunden, wie er bei ſeinen vielen Verlegern nur in Cruſius einen ähnlichen gehabt. Nie ſchrieb Hennings in der Anrede an Bechſtein anders, als: „mein verehrungswürdiger Gönner, und Freund." — „Sie ſehen, ich gehe durch alle Punkte nach und thue, was Sie wünſchen, nur Ihr freundliches Geſicht habe ich ſtets vor Augen und iſt meine einzige Zufriedenheit." — „Jeder Mißmuth von Ihnen iſt ein trüber Tag für mich." — „Ich thue gerne alles, was Sie wünſchen." — „Nur um Ihre Zufriedenheit bitte ich, die mir lieber iſt als eine Parthie Thaler." — „Dank, herzlichen, daß Ihre gütige Zuſchrift ſo herzlich und billig war." So und in ähnlicher Weiſe enthält faſt jeder Brief Zeichen einer hochachtungs- und gemüthvollen Zuneigung und faſt aufopfernder Liebe. Hennings wählte auch Bechſtein 1820 mit zum Taufpathen eines Sohnes. Der Druck des Werkes ging raſch vorwärts, und es wurde häufigſt um Manuſcript gebeten. Da Sturm in Nürnberg ſich nicht eifrig in Lieferung der ihm übertragenen Kupferſtiche zeigte, ſo erhielt auch der Kupferſtecher Nußbiegel daſelbſt wieder Beſchäftigung für das neue Unternehmen, doch machten beide den raſchen Verleger oft ungeduldig, und riefen ſeine Klagen über ihre Saumſeligkeit hervor. Zunächſt kamen die Forſtinſectologie und der Waldſchutz unter die Preſſe, dann die Forſtbotanik. Oefter erwähnte Hennings der Neider, an denen es dem Unternehmen nicht fehlte. In einer ganz vertraulichen Angelegenheit äußerte Hennings: „Behalten

Sie die Sache ja für ſich, denn ſelbſt mein beſter Freund hier (in Gotha) iſt wegen der Forſtwiſſenſchaft nicht mehr mein Freund, um ſo lieber werden Sie deſſen Stelle mir erſetzen. R. kann mir nie die Idee unſers Forſtwerks vergeben.

Nach Vollendung der genannten Arbeiten kam Heßfelds Forſtmathematik und Algebra an die Reihe, in der Folge, wie die Ankündigung die Abtheilungen bezeichnet hatte, konnten dieſelben nicht erſcheinen und auch im Bezug auf die früher von Bechſtein beſtimmten Autoren traten Veränderungen ein.

Hennings machte ſich durch eine noble Freigebigkeit um Meiningen verdient, er ſchenkte ein namhaftes Werk ſeines Verlags allen Schulen des Landes und den Bibliotheken der öffentlichen Behörden und Anſtalten.

Bechſtein wirkte ihm den Character eines Meiningiſchen Geheimen Legationsrathes aus, was Hennings ſehr hoch anſchlug, und Bechſtein ſtets dafür ein dankbares Gefühl im Herzen bewahrte. Er erbot ſich ſogar, Mitglieder der Meiningiſchen höhern Collegien, wenn ſie nach Gotha kämen, gaſtfrei bei ſich aufzunehmen — und ſchaffte ſich eine Meiningiſche Hofuniform an, weil er von Gotha — „nichts wolle und nichts habe.“

Im Jahr 1819 druckte man in Wien die Forſtbotanik nach; Hennings reiſte ſogleich ſelbſt nach Wien, um Gegenmaaßregeln zu treffen; zu dieſen gehörte die Manipulation — da es für den deutſchen Buchhandel damals noch keinen Rechtszuſtand in Oeſterreich gab, dem Forſtwerke einen Titel mit einer Wiener Firma (Heubner) zu geben, und durch dieſe es in den Oeſterreichiſchen Zeitungen ankündigen zu laſſen. Um mit Nachdruck dem Nachdruck zu ſteuern, mußte Hennings Sohn ſelbſt in Wien eine Zeit lang Aufenthalt nehmen.

Die Fortſetzung der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft wurde bei Dr. Fröbel in Rudolſtadt gedruckt. Es kam 1819 die Jagdzoologie von Bechſtein unter die Preſſe.

Zum weitern Mitarbeiter hatte Bechſtein den Förſter J. Hoffmann in Judenbach erſehen, welcher die Forſttaxation behandelte. Dieſer Mann legte viele Geneigtheit an den Tag, ſich in literariſche Katzbalgereien, namentlich gegen die bekannten Forſtſchriftſteller Hartig und Pfeil einzulaſſen, an denen Bechſtein weder Freude hatte, noch ſich dabei betheiligte, wie ich denn nirgend dahin Deutendes gefunden, daß Bechſtein ſich mit Antikritiken oder ſonſtiger Abwehr mißfälliger Beurtheilungen befaßte. Wer auf ſicherem Boden ſteht, redlichen Willens und treuen Strebens ſich bewußt, den wird Tadel nicht irren; er wird es dankbar erkennen, wo Tadel belehrt und berichtigt, und es mit Stillſchweigen verachten, wenn Tadel gehäſſig wird und perſönlich anfeindet. Es kommt nichts heraus bei der Streithahnſucht, als Verluſt und Störung des innern Friedens, deſſen Erhaltung viel weſentlicher iſt, als Recht behalten und letztes Wort haben.

Die Forſtbotanik wurde in zwei verſchiedenen Auflagen, einer größern und einer kleinern, gedruckt, obſchon Hennings ſich zur Klage über deren geringen Abſatz genöthigt ſah, und dieß unter anderm mit den Worten that: „Wäre auf eine neue Auflage zu denken, was auch der ewige Jude nicht erleben wird, ſo würde ich mich ewig ſchämen, Ihnen Unwahrheiten geſagt zu haben."

Nur durch eine von übler oder leidender Stimmung Bechſteins vielleicht erzeugten Härte ſcheint Hennings zu einer ſo kränkenden Aeußerung veranlaßt worden zu ſein, in der er ſich nicht einmal als Prophet bewährte, denn im Jahr 1841 veranſtalteten die Käufer der Henningsſchen Buchhandlung, die Herren Hennings und Hopf in Erfurt, dennoch wieder eine neue Auflage der Forſtbotanik, deren Redaction ſie dem Forſtmeiſter von Behlen übertrugen, welcher ſich's überhaupt als naturhiſtoriſcher und forſtlicher Vielſchreiber zum Geſchäft machte, Bechſteins Werke neu zu ediren und verböſert erſcheinen zu laſſen.

Im Jahr 1821 wurde Laurop's Forſtbenutzung fertig, ſo wie die große und kleine Botanik, während Hoßfelds Mathematik im Drucke raſch vorwärts ſchritt, und ſich ebenfalls noch gegen den Herbſt vollendete.

Noch eine Freude machte in dieſem Herbſt der gütige und liebevolle Freund und Verleger Hennings durch Ueberſendung des Bildniſſes in Kupferſtich nach demſelben Künſtler Steinla, für den Hennings früher ſich bei Bechſtein verwendet hatte, und dem Letzterer den Profeſſortitel vom S. Meiningiſchen Hofe verſchaffte. Dieſes Portraitbild kam erſt nach Bechſteins Tode in die Hände des Publikums; es ziert den 10. Theil, 4. Band der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen, herausgegeben von C. P. Laurop, Wildjagd und Wildbenutzung noch aus Bechſteins Feder enthaltend. Nach dieſem Bilde ſind einige andere Bruſtbilder Bechſteins gefertigt worden. Hennings ſchrieb damals darüber: „Wenn ich mich nicht täuſche, ſo wird Ihnen die Beilage Vergnügen machen, wenigſtens war dieſes meine Abſicht. Arnoldi, Ritter und mein ganzes Haus haben viele Freude über die Aehnlichkeit gehabt. Genug, wer die Ehre hat, Sie zu kennen, hat Sie gleich erkannt. Laurops Vorrede zu dem erwähnten Bande fügte Hennings folgende Nachſchrift bei: „Wenige Monate vor des Seligen Krankheit war ich ſo glücklich, mir meinen unvergeßlichen Freund durch Herrn Profeſſor Steinla malen zu laſſen. Angenehm hoffe ich deſſen Verehrer durch eine treue Copie zu überraſchen, und füge noch die Bemerkung bei, daß ich keine Koſten berechnet habe. Der Verleger.“

Mit dem Jahre 1821 ſchloß ſich die literariſche Thätigkeit Bechſteins ab; ſeinem Verkehr mit Freunden und ſeinem häuslichen Leben iſt ein nachfolgender beſonderer Abſchnitt gewidmet, nur einiger Beziehungen zu wiſſenſchaftlichſtrebenden Geſellſchaften ſei noch gedacht, wie einiger Auszeichnungen, die amtliches und literariſches Wirken ihm brachten.

Zu Görlitz hatte ſich mit dem Beginn des Jahres 1811 eine ornithologiſche Geſellſchaft gebildet, und zwar lediglich als Verein von Liebhabern der Stubenvögel. Sie lehnte zwar ausdrücklich den Namen einer gelehrten Geſellſchaft von ſich ab, ſchloß aber die gründliche Wiſſenſchaft keineswegs aus ihrem, wie es ſcheint, ſehr heitern und gemüthvollen Kreiſe aus.

Die Geſellſchaft wählte Bechſtein zum wirklichen auswärtigen Mitglied, und zweifelte nicht, daß er „mit Wohlgefallen eine Vereinigung anſehen und daran Theil nehmen werde, die ihre Entſtehung größtentheils ihm ſelbſt zu verdanken habe, da er es geweſen, der zuerſt ein Werk lieferte, das dem Publikum dieſen Theil der Naturgeſchichte ſo umfaſſend darſtellte und die Neigung zu dieſer freundlichen Wiſſenſchaft bei den mehrſten erſt anfachte."

Das Siegel dieſer Geſellſchaft zeigte eine auf einem Baumzweig ſingende Nachtigall, genau dem Titelkupfer vor der zweiten Auflage der Naturgeſchichte der Stubenvögel nachgebildet.

Bechſtein erfreute die Geſellſchaft mit einer herzlichen und ausführlichen dankenden Zuſchrift, in der er auch ſeinen im Herbſt 1811 erlittenen Unglücksfall berührte, und es hieß im Antwortſchreiben derſelben: „Wir danken ſämmtlich Gott mit Ihnen, der Sie in einer ſo großen Gefahr beſchützte, und wünſchen nichts inniger, als Ihre völlige Wiederherſtellung."

Der bald darauf ausbrechende Krieg unterbrach und hemmte die harmloſe Thätigkeit dieſer Geſellſchaft, und neben den Kriegsunruhen hätten Tod und Ortsveränderung mehrerer Mitglieder ihr beinahe ein gänzliches Erlöſchen herbeigeführt. Erſt im Januar 1817 begründete ſie ſich auf's Neue, und ſäumte nicht, Bechſtein davon Kunde zu geben, und ſeine fernere Antheilnahme an ihren Beſtrebungen zu erbitten, die er denn auch nicht verſagte, und ihr fortwährend erhielt. Als die Geſellſchaft das zweite Stiftungsfeſt ihrer Erneuerung feierte, brannte Bechſteins Name in einem Transparent an der Spitze jener der übrigen Mitglieder zwiſchen lebendigen Bäumen, und man unterließ nicht, an jedem Jahresfeſt dem verehrten Vater der deutſchen Ornithologie ein freudiges Lebehoch auszubringen. Bechſtein empfing regelmäßige Berichte von der Geſellſchaftsthätigkeit, ihren Arbeiten, ihren Sammlungen, und öfter wurde ſein Urtheil und ſeine Beſtimmung über Vögel, bei denen dieſe noch zweifelhaft war, eingeholt.

Die Classisphysica der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin überſandte Bechſtein im Juli 1812 ihr von Erman, Tralles, Ancillon und Buttmann unterzeichnetes Diplom als correſpondirendes Mitglied. Im October des nämlichen Jahres ſandte die Allgemeine Kameraliſtiſch-Oekonomiſche Societät zu Erlangen durch ihren Director Harl und den General-Secretair Dr. Fick ihr Ehren-Diplom. Von 1812—1816 ſcheinen faſt überall — wie in der droh- und drangvollen Zeit, die im Jahr 1848 begonnen, die Wiſſenſchaften und ihre Inſtitute geſchlummert zu haben, oder in den Hintergrund gedrängt worden zu ſein.

Erſt im Jahr 1817 begann wieder, wie wir vorhin bei der ornithologiſchen Geſellſchaft zu Görlitz geſehen, erneute Regſamkeit. Im Juli dieſes Jahres überſchickte Merrem als zeitweiliger Secretair der Geſellſchaft zur Beförderung der geſammten Naturwiſſenſchaften in Marburg deren Diplom, welches Bechſtein zum ordentlichen Mitglied ernannte, unterzeichnet von dem Director Ullmann und dem engern Ausſchuß Merrem und Wildungen, Wurzer und Buſch.

Von der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt wurde Bechſtein unterm 1. März 1820 zum correſpondirenden Mitglied ernannt, das Diplom unterzeichnete nächſt den Directoren der damalige Secretair C. H. G. von Heyden-Oberlenz, der als ehemaliger Schüler Bechſteins (er beſuchte die Forſtacademie von 1810—1812) ſein Andenken freundlich zurückrief. Er erlangte ſpäter die Würde des erſten Bürgermeiſters ſeiner Vaterſtadt.

Die naturforſchende Geſellſchaft des Oſterlandes zu Altenburg, deren Mitbegründer Bechſteins Vetter, Canzleirath Wilhelm Bechſtein, war, widmete Bechſtein am 4. Juli 1820 ihr Ehren-Diplom, und ſo ſahe er ſich noch bis wenige Jahre vor ſeinem Tode auch auf dieſe Weiſe geehrt und ausgezeichnet.

Wie ſehr aber auch ſolche Anerkennung ſeines Strebens und ſeiner Thätigkeit ihn erfreuen mußte, nie fiel es ihm ein, außergewöhnlichen Werth auf dergleichen zu legen, oder damit zu prunken, und ich erinnere mich nicht, daß er im Familienkreiſe jemals einer ſolchen Zuſendung Erwähnung gethan.

Eine Beſoldungszulage von einem Hundert Thalern, welche unterm 11. Auguſt 1813 von der regierenden Herzogin Mutter decretirt wurde, ſcheint bei dem damaligen Herzogl. Kammercollegium Anſtoß gefunden zu haben, denn ſie rief von Bechſteins Seite eine Rechtfertigung hervor, in welcher er dem Collegio Mancherlei darlegte, und unter anderm anführte, wie er mehrere Rufe in das Ausland mit bedeutenden Gehalten nur aus Anhänglichkeit gegen den höchſtſeligen Herzog und ſeinen guten Sohn abgelehnt, und es ſogar verſchmäht habe, durch Verzeigen jener Berufungen ſich einen höhern Titel oder eine Beſoldungszulage zu verſchaffen; auch daß er bereits früher eine Zulage erhalten und auf dieſelbe verzichtet habe, wie es der Wahrheit gemäß war.

Unterm 15. Mai 1816 erfolgte von Seiten der Herzogin unter ſchmeichelhaften Ausdrücken höchſter Zufriedenheit mit den dem Herzogl. Hauſe geleiſteten treuen und nützlichen Dienſten — die Ernennung zum „Obervormundſchaftlichen Geheimen Kammer- und Forſtrath.“

Im Jahr 1819 faßte der wackre Patriot Rudolph Zacharias Becker den Plan: Einen deutſchen Prüfungsverein in Form von einer Art Gelehrten-Geſellſchaft zu begründen, welcher ſich gegen Honorar der Ausarbeitung, wie der Prüfung neuer Schriften über Landwirthſchaft, Fabriken, Manufacturen, Erfindungen, Modelle u. dgl. widmen ſollte, und ſandte an Bechſtein ſeinen desfallſigen Entwurf, indem er zugleich ihn und die Lehrer der Academie zur Theilnahme einlud. Allein Bechſtein konnte ſich an dieſem neuen Unternehmen eben ſo wenig betheiligen, als an jenem von Jacobi, deſſen eben gedacht wurde, da ſeine vielen Berufsgeſchäfte und die Herausgabe des Handbuchs ihn daran hinderten. Auch war die Idee wohl kaum eine glückliche, und trat niemals in's Leben.

Aber auch außer dieſen blieb Bechſtein bis an ſein Lebensende durch Wünſche, Anſprüche und lebhaften Briefwechſel vielfach in Anſpruch genommen.

XVII.

Häusliches Leben und Verkehr mit Freunden.

1811 bis 1822.

Im ruhigen Gleichmaaß des gewohnten thätigen Lebens gingen die Tage, gingen die Jahre dem rüſtigen Forſcher vorüber. Früh erhob er ſich vom Lager und arbeitete, umſchmettert von den mannichfaltigen Stimmen ſeiner gefiederten Lieblinge, immer einige Stunden, bevor die Glocke ihn zur Abhaltung ſeiner Lectionen hinauf in das Schloß rief. Den Kaffee nahm er auf ſeinem Zimmer ein. Die vielen Gelehrten ſo unentbehrliche Morgenpfeife entbehrte er; er rauchte niemals, ſchnupfte auch nicht. Zu den Kammerſeſſionen fuhr er an den beſtimmten Tagen um 9 Uhr und kehrte gegen 3 Uhr zurück. War er zu Hauſe, ſo unterbrach in den ſpäteren Vormittagsſtunden häufig Beſuch von Fremden oder auch von Academikern, den er dann, je nach Umſtänden, in die vordern Zimmer führte und der Hausfrau vorſtellte. Dieſe ſtand mit immer reger Sorgfalt dem Hausweſen vor, und es machte dasſelbe bei ziemlicher Oekonomie, Feld, großen Gärten, Hühnerzucht ꝛc. hinlänglich zu ſchaffen, zumal neben der alten Mutter Bechſteins für zwei heranwachſende Pflegekinder, wie für Knecht und Magd zu ſorgen war. Nicht ſelten waren auch Kinder naher oder entfernterer Verwandten auf Wochen und Monate im Hauſe, eben ſo kam oft andauernder Beſuch von Verwandten und Freunden; von Zeit zu Zeit wurden auch beſonders empfohlene Academiker zu Tiſche geladen.

Da galt es mit Umſicht die vergönnten, nicht überflüſſig zuſtrömenden Mittel zu verwenden, zumal Bechſtein von Zeit zu Zeit, wenn ihm der Ausgaben zu viele zu ſein ſchienen, praſſelnde Gewitterſtürme am häuslichen Horizont aufſteigen ließe, die aber eben ſo raſch verſchwanden, wie ſie entſtanden waren.

Er konnte ſehr heftig werden und ſehr ſchelten, am meiſten aber dann, wenn durch Ungeſchick einer ſeiner Lieblingsneigungen an das Herz gegriffen wurde, z. B. wenn Jemand von den Hausgenoſſen ſo unglücklich war einen Vogel entwiſchen zu laſſen, oder tod zu treten. Und wie leicht war dieß geſchehen, wo einem 20 bis 30 Vögel um die Füße liefen! Daſſelbe war der Fall, wenn ungeſchickter Weiſe eine Tulpe umgetreten wurde.

Thätlich ſtrafte er nur ſelten, dann aber derb, und vor allem den Unfleiß. Wenn über ſolchen meine ihm befreundeten Lehrer geklagt hatten, waren trübe Stunden auszuhalten, es wurde auch mit Hausarreſt geſtraft, und mit eſſen in der Geſindeſtube. Dieß waren nun freilich unpädagogiſche Maaßregeln, denn indem die, eine halbe Stunde entfernte Schule zu beſuchen war, ſo wurde der Hausarreſt auf dem möglichſt lang ausgedehnten Heimweg umgangen, und das eſſen in der Geſindeſtube gewöhnte an die Unterhaltung mit dem Geſinde, und an dieſes ſelbſt um ſo mehr, da ohnehin in dieſer im Winter meine Schulbücher ſtanden, ich in ihr die Schularbeiten vornahm, und auch viele ökonomiſche Beſchäftigungen in dieſem ſogenannten Stübchen vorgenommen wurden. In dieſem Stübchen vernahm ich durch den Kutſcher Mönch aus Sättelſtätt die erſten Sagen vom Hörſeelerberge, las ich heimlich und verſtohlen die erſten Volksbücher: Siegfried, Meluſina, Fortunatus und Genoveva.

Die Erziehungsgrundſätze beider Gatten wurzelten noch theilweiſe im Salzmanniſch-Schnepfenthaliſchen, welche aber conſequent durchzuführen, ihm am wenigſten ſeine Zeit vergönnte. Er überließ der Hausfrau die Erziehung, und ſie paarte dieſelbe mit Liebe und Strenge. Sie war unabläſſig bemüht, auf Veredelung des Herzens hinzuwirken, den Sinn für Reinlichkeit, wie für nützliche Thätigkeit wach zu erhalten, ſie ließ die Kinder an allen Arbeiten theilnehmen, denen ſie ſich ſelbſt mit unterzog, und die ich meiſtens gern mit verrichtete, einige aber auch ungern, wie Raupen und Schnecken von den Gemüſen leſen und jäten; hingegen gießen, Obſt ſchnitzen, Erbſen und Linſen leſen, Bohnen ſchneiden, Federn ſchleißen u. dgl. unterzog ich mich um ſo lieber, weil Unterhaltung dabei war, während ich außerdem Abends mit am Familientiſch ſitzend und nur leſend beſchäftigt, mich gedrückt fand, auch jede Gelegenheit benutzte, mich davon weg zu ſtehlen.

Meine Liebe wie mein Dankgefühl gegen meine Wohlthäter waren ſehr ſcheu und ſehr ſchüchtern, einestheils verſtand ich noch nicht, Umfang und Größe des Guten, was mir zu Theil wurde, zu würdigen, anderntheils erſtickte eine bisweilen zu ſchroff ſich äußernde Strenge die freie Regung kindlicher Zuneigung und daß mir das Anſchmiegſame und Einſchmeichelnde im Benehmen abging, ſchadete mir oft. Was mir in dieſem Punkt mangelte, verſtand um ſo beſſer die muntere und aufgeweckte, einige Jahre ältere, klügere Pflegeſchweſter zu üben, die mit Witz und Laune ſtets zu erheitern wußte. Auch ſchrieb ſie eine niedliche gut lesbare Handſchrift, während ich oft von Bechſtein hören mußte: „Du ſchreibſt wie ein Gückelhahn! Kein Buchſtabe meint es mit dem andern gut.“ Oft mußte ich auch hören, daß der ſelige Eduard in allem viel ſtrenger und karger gehalten worden ſei; und wie liebevoll und gut ich auch behandelt wurde, ich fühlte bisweilen, daß ich kein eigenes Kind ſei, und wenn ich es nicht immer ſelbſt fühlte, ſo bekam ich es von Andern zu hören.

Wie friedfertig und zärtlich auch die Ehe der beiden Gatten war; ſo fiel nie auf mich der Strahl größerer Liebe von jedem Einzelnen, als wenn der andere Theil verreiſt war; was auf mein junges Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck machte. Er war geſprächiger, mittheilender wie ſonſt, gab mehr Zucker, ſchnitt größere Kuchenſtücke, ſchenkte mir Siegel, die ich, wie faſt alle Knaben ſammelte, und deren ihm faſt jeder Tag neue brachte, nahm mich ſogar mit auf irgend einen größern Spaziergang. Sie war freundlicher, zärtlicher, liebevoller, nahm mich gern mit auf weitere Ausflüge, die dann unternommen wurden. Zu ſeinem Leid gereichte nur, daß mein Sinn für die Freuden und Wunder der Natur ſich nicht erſchließen zu wollen ſchien — ich behielt nicht den einfachſten botaniſchen Namen, unterſchied nicht den Finken vom Sperling, ſah den Haſen nicht laufen, den ſein Falkenauge in weiteſter Ferne entdeckte, und ſo entſprach ich nicht allen Erwartungen und Hoffnungen, mußte auch nicht ſelten die Rolle des Rüpels ſpielen. Hatte nun das Rüpelthum die Kleider unſauber gemacht oder zerſetzt, erſchienen Geſicht und Hände ſchmutzig, dann hieß es: „der Junge ſoll ein Schlotfeger werden“ — und bei Unfleiß ward die häufige Drohung laut: „Ein Schneider ſollſt Du werden, denn zu etwas beſſerem taugſt Du nicht!“

Ruhig ſtand in einem kleinen Bücherſchrank in der Kammer J. G. Salzmanns Krebsbüchlein.

Der Tiſch war einfache Hausmannskoſt, und wenn nicht Beſuch da war, ſehr geregelt. Wein erſchien nur Sonntags, Champagner nur an den beiden Geburtstagen. Den Familientiſch beleuchtete Abends nur ein Talglicht, an Weihnachten oder ſonſtigen Winterfeſttagen deren zwei. Bechſtein ſpielte gewöhnlich, ehe er ſich an den Tiſch ſetzte, etwas Clavier, dann las er, bisweilen auch laut, Unterhaltungsſchriften, mit denen ihn des Apotheker Jahn gute Leſebibliothek regelmäßig verſah, oder auch Cramers neueſte Romane. Mir war natürlich dieſe Lektüre eine verbotene Frucht, die eben ſo natürlich nicht unbenaſcht blieb, denn ich hatte eine wahre Leſewuth, obgleich ich vieles ſehr ſpät verſtehen lernte. Noch entſinne ich mich der angenehmen Schauer, welche Apels und Launs Geſpenſtergeſchichten, Fouques Galgenmännlein, und Hoffmanns Elixire des Teufels erregten. Nebenher lief auf anderem Wege verſchafft, die Lectüre der Volksbücher, der Inſel Felſenburg, die Fata der Seefahrer, Robinſon Don Quixote, ſpäter auch Höheres und Beſſeres, Klopſtock, Schiller, Matthiſſon u. A.

Die Chriſtbeſcheerung liebte die Hausfrau möglichſt glänzend zu machen; da wurden ſo viele Kerzen aufgeſteckt als Leuchter vorhanden waren, und die Beſcheerung für alle Hausgenoſſen war in der großen Wohnſtube vereinigt. Neben andern Gaben war bei den Chriſtgeſchenken immer auch etwas Geld, außerdem empfingen wir deſſen nur ſelten und nur bei beſondern Anläſſen.

Häuslicher Bequemlichkeit war Bechſtein nicht ergeben. Nie habe ich ihn, ſo lange er geſund war, auf dem Sopha ruhend, oder Schläfchen machend, geſehen. Nur Stiefelknecht und Pantoffeln mußten parat ſtehen, wenn er Abends nach Hauſe kam, dieſe zurecht zu ſtellen, war mein Ehrenamt. Er trug auch keinen Schlafrock, ſondern ſaß arbeitend oder feiernd, ſtets in einer weißen Piqueéjacke, eine Kleiderweiſe, wie ſie damals bei vielen Beamten und Geſchäftsmännern üblich war, nur verſchmähte Bechſtein die eigentlich dazu gehörige weißbaumwollene Zipfelmütze. Als ſein Haar ſich lichtete, trug er ein ſchwarzes Sammtkäppchen.

Seine Sehkraft erhielt ſich ungeſchwächt, nie bedurfte er einer Brille.

Vielfach ward ſeine Mildthätigkeit in Anſpruch genommen. Wenn es ſchon viel war, daß er für zwei fremde Kinder alle und jede Ausgaben ihrer Erziehung beſtritt, daß er oft auf Monate lang Beſuch von Freunden oder Verwandten verköſtigte, auch außerdem mußte er immer und immer wieder die milde Hand aufthun.

Damals ſtand die Unſitte der Neujahrsgratulationen noch in voller Blüthe. Es gratulirten die Hoffouriere, die Kammerboten, die Canzleiboten, der Hoftrompeter, die Hautboiſten, die Chorſchüler, die Currentſchüler, der Hofkirchner, der Stadtkirchner, der Schloßcalcant, die Schloßſchüler, der Kirchenvogt, der Thürmer, verſchiedene Poſtillons, der Briefträger, die Garniſontambours, die Tambours des engern und des weitern Ausſchuſſes, der Marktmeiſter, Schützenzieler und Trommler ꝛc. nur allein aus der Stadt, — aus dem Dorfe aber der Schulmeiſter mit den Choradſtanten, die Muſikanten, die Flurſchützen, der Hirte und — der Todtengräber.“

Und warum hätte der Todtengräber den Lebenden nicht gratuliren ſollen, daß ſie ihm noch nichts zu verdienen gegeben?

Es war wie ein Jahrmarkt oder Vogelſchießen voll Seiltänzer und Hundekomödien, wenn Trommler verſchiedener Art, Poſtillons verſchiedener Art, Muſikchöre und Singchöre verſchiedener Art das Dorf an verſchiedenen Orten mit ihrem Getön und Getös erfüllten — und wenn endlich das laute Getümmel und Getrümmel des Tages ſchwieg, ſo wanderte noch ein kleines Privatſingchörchen aus der Stadt, das den ſchönen Namen: die Möps führte, mit einer Laterne durch den Schnee der Gaſſen, und ſang vor den Thüren herzbrechende Lieder.

Reiſende Jäger riſſen, ſo zu ſagen, nicht ab, wie abgeriſſen ſie auch häufig bettelnd erſchienen. In meinem Leben habe ich nicht wieder ſo viele reiſende Jäger als Fechtbrüder geſehen, wie zu Dreißigacker.

Bettelleute erſchienen tagtäglich, ungeſchreckt durch drei ihnen regelmäßig mit lautem Gebell im Hauſe entgegenſtürmende Hunde, und leierten mit Sicherheit ihre langen Gebete her. Bettelbriefe habe ich im brieflichen Nachlaß nicht wenige gefunden, nach allen erdenkbaren Formularen, und Bechſteins Aufzeichnungen zeigen, daß er mit ächtem Chriſtenſinn auch hier die Linke nicht wiſſen ließ, was die Rechte that.

Ein ächt religiöſer Sinn belebte beide Gatten, ſie genügten, auch äußerlich gutes Beiſpiel gebend, den confeſſionellen Anforderungen, wenn auch nicht mit frömmelnder oder ſchauprunkender Regelmäßigkeit, und ſorgten dafür, daß auch wir Kinder uns dem Gottesdienſt nicht entzogen.

Bechſteins Mutter war eine regelmäßige Kirchen- und fleißige Abendmahlgängerin.

Die zahlreichen Gevatterſchaften des Bechſteiniſchen Ehepaars erheiſchten mancherlei Gaben, er unterſtützte mehrere ſeiner mittelloſen Pathen, ließ ſie Handwerke lernen u. dgl. und nicht minder wurde zum öftern von armen Verwandten Unterſtützung erbeten. Er legte Werth auf ſeinen Stamm- und Familiennamen, und erwieß ſich gegen alle Träger deſſelben gütig und freundlich.

Mit Vorliebe fuhr Bechſtein fort, Witterungsbeobachtungen zu notiren, und beſonders bot zu ſolchen das in dieſer Beziehung ſo merkwürdige Jahr 1811 reichen Stoff.

Da die Hausfrau in dieſem Sommer das Bad in Liebenſtein brauchen mußte, ſo war Bechſtein ſelbſt viermal dort und ging auch im Auguſt nochmals zur Eintheilung des Altenſteiner und Steinbacher Forſtes dorthin. Er wohnte von da aus der am 1. September Statt findenden Feier der Einweihung des thüringiſchen Kandelabers auf der Stätte der St. Johanniskirche über Altenberga bei, welche Feier ſehr erhebend war, und von einem edlen Geiſt der Eintracht und Bruderliebe unter den verſchiedenen Bekennern des chriſtlichen Glaubens zeugte.

Dr. Meyer in Offenbach berichtete über den Zuwachs ſeiner ornithologiſchen Sammlung und bat, ihm die von Bechſtein entdeckte und benannte **Sylvia fruticeti** zu verſchaffen, deren er nicht habhaft werden könne. Zugleich meldete er, daß Oberforſtrath Bekker in Darmſtadt in Wahnſinn verfallen ſei, wobei er deſſen Geiſtesverwirrung der falſchen Zeichnung und Colorirung einiger Vögel im 19. Heft des Bekker'ſchen Werkes zuzuſchreiben geneigt war.

So ſchön und einzig das Wetter 1811 geweſen, ſo ſehr nöthigte das von 1812 zu klagen. Die auch dieſesmal wieder gleich nach dem Schluß der Winterlectionen am Sonntag Palmarum angetretene Ferienreiſe ließ zwiſchen Neſſelrode und Tambach kaum fortkommen; es ſchneite und fror bis tief in den April hinein, und unterm 18. bemerkte Bechſtein: „So ſchlechtes Wetter habe ich noch in keinen Ferien erlebt. Kaum 2 Tage Sonnenſchein. Immer Froſt, Regen oder Schnee,“ und unterm 24. April: „Es iſt, als wenn wir im Decembermonat lebten.“ Als auffallende Naturerſcheinung brachte der Sommer eine Menge ſpaniſche Fliegen, deren Schwärme die Liguſter- und Syringenſträuche und die Eſpen kahl machten.

Auch mit den andern ornithologiſchen Freunden blieb lebhafter Verkehr unterhalten. Bekker in Darmſtadt ſandte das 21. Heft der deutſchen Ornithologie, und beſchrieb eine neue Falken-Art, die kleine Brandweihe, **Falco rufus minor**, beſtritt die Meinung der Ornithologen Naumann, Natterer, Meyer und Wolff, daß **Aquila leucocephala** nur die alte **Aquila ossifraga** ſei, welche ſich darauf ſtütze, daß noch Niemand eine **Aquila leucocephala** mit ganz weißem Kopfe und Schwanze ihres Wiſſens geſehen habe, und die betreffende Abbildung dieſes Adlers im Bechſteiniſchen Werke aus der Luft gegriffen ſei, wobei er ſich auf Exemplare im Großherzoglichen Muſeum, auf Mittheilungen des Dr. Schinz in Zürich und das Zeugniß des, von der gegneriſchen Meinung zu der ſeinigen übergetretenen Medicinalrath Leisler in Hanau (Herausgeber von Nachträgen zu Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands, 2 Heſte, 1811 und 1815) berief, und Bechſteins Urtheil erbat. Der erwähnte Leiſler empfing von Bechſtein eine Graugans, welcher er lange vergebens nachgeſtrebt, für ſeine Sammlung, und ſandte Veſpertilionen. Bei deren Empfang kam Bechſtein zu uns Kindern in das Stübchen, zeigte uns die Exemplare dieſer mit den liebenswürdigſten Phyſiognomieen von der Allmutter begabten Hautflügler, und ſagte freundlich: „Weißt Du, wie die da heißt? **Vespertilio Bechsteini** heißt ſie! Merk's!“

Das wichtige Jahr 1813 brachte Bechſtein zunächſt die Freude, 9 Wochen hintereinander die Schlittenbahn, ſein Lieblingsvergnügen, genießen zu können. Graf Mellin theilte politiſche Neuigkeiten mit, die anziehend waren, weil die Zeitungen dieſelben noch nicht brachten. Bechſtein war ohnehin kein großer Zeitungsleſer. In das Haus kam blos neben dem Meiningiſchen Wochenblatt das S. Gothaiſche und die Gothaiſche Zeitung, der Allgemeine Anzeiger und die Nationalzeitung der Deutſchen, ſpäter Okens Iſis, nichts von belletriſtiſchen Journalen, von Literaturzeitungen nur die Jenaiſche.

Im April gab es zum öſtern franzöſiſche Einquartirung, erſt kam ein Sergeant-Major, dann ein Bataillons-Chef mit 2 Bedienten und 3 Pferden. Es waren Dragoner und der Poſten vor der Hausthüre vertrieb ſich nach nichtsnutziger Franzoſenart die Langeweile damit, daß er die Köpfe des kleinen Spalierzauns am Hausgärtchen mit dem Säbel zerſpaltete, wodurch uns Kindern eine ſtete Erinnerung an dieſe ſaubere Einquartirung blieb. Die im October einrückende ruſſiſche Einquartirung beſtand zuerſt aus 1 Generalmajor mit 10 Küraſſiren und in 2 Bedienten, nebſt 15 Pferden, welche 2 Tage blieben. Die Bedienten waren Leibeigene, und ich hatte mit ihnen viele Unterhaltung, da ein kleiner gedruckter ruſſiſcher Dolmetſcher zur Verſtändigung half. Ebenſo mit den nachfolgenden Koſaken, von denen 1 Obriſt, 1 Lieutenant, 5 Bediente und Gemeine mit 11 Pferden im Hauſe lagen. Anziehend war das auf offener Straße mit Geſang und Vorſprechen gehaltene Gebet dieſer Söhne des Don und Ural, mit dem jedesmal am Schluß von Allen laut und gleichzeitig mit griechiſcher Betonung geſprochenen Amen.

Die Koſaken zeigten ſich nicht räuberiſch, ſie hatten aus Bechſteins Hauſe nur einen Sattel und einen Pferdekamm, die ihnen gerade dienen konnten, mitgehen heißen.

Oft wurde in dieſen drangvollen Tagen Bechſteins Vermittelung angerufen, wenn die Truppen im Dorfe die Saiten ihrer Forderungen zu hoch geſpannt, wenn Mißhandlungen einzelner Einwohner vorfielen, und er ſuchte Schaden und Unheil abzuwenden, wie er nur konnte. Im December kamen Preußen ins Haus, Hauptmann von Drosky, Lieutenant von Scheliha, 3 Bedienten und 3 Gemeine.

Der ſchneereiche Winter 1814 geſtattete noch am 23. März Schlitten zu fahren, und der März war kälter als der December 1813. Bechſtein bemerkte Anfang Aprils: „Dieß Jahr liebt auch die Natur die Extreme. Der ganze Thüringer Wald noch mit Schnee angefüllt, hatten wir doch den zweiten ein Gewitter, und den dritten ein ſehr ſchweres, welches bei Waſungen große Waſſerverwüſtungen anrichtete. Die Schloſſen lagen den andern Tag noch 1 Fuß hoch, und die Fuhrleute mußten wegen des abgeſchlemmten Sands und der Steine Vorſpann in der Stadt holen.“

Zum erſtenmal erlebte Bechſtein, daß alle Roßkaſtanienblüthen der Froſt tödete. Im Anfang des Juli mußte noch eingeheizt werden.

Zu dieſer Zeit beſuchte Dreißigacker und das Bechſteiniſche Haus der merkwürdige umherſchweifende Polyhiſtor Arendt aus Altona, ein kleiner Mann im abgeſchabten Rock, doch kam er nur einmal.

Der Einzug der Alliirten in Paris hatte Statt gefunden und alles deutſche Land in einen Freudentaumel verſetzt. Cramer ließ ein „Triumphlied von den herrlichen Siegen der Deutſchen über die Franzoſen und ihren groß geweſenen Exkaiſer Napoleon“ erſcheinen, in welchen ſich erhabene und poetiſche Gedanken mit trivialen Ausdrücken wunderlich miſchten. Es umfaßte 110 Stanzen in einem der Blumauerſchen Aeneide nachgebildeten Metrum mit vielen Daktylen und Unregelmäßigkeiten.

An Bechſtein ging nach dem Rückzug der Verbündeten ein ſehr freundlicher Brief ſeines ehemaligen Schülers v. Burgsdorff ein, welcher, nachdem er einige Jahre Forſtrath geweſen, Forſtmeiſter, Gatte und

Vater geworden, und den heiligen Krieg mitgemacht hatte, aus dem er mit Orden geſchmückt, als Rittmeiſter im Generalſtab der Heimath und ſeinen Lieben wieder zueilte. Er ſah auf der Reiſe Bechſteins Bild, und ergriff voll Rührung und Dankbarkeit die Feder, dem alten väterlichen Freunde Kunde von ſich zu geben. „Meine Dankbarkeit für all' das Gute, das ich Ihnen verdanke, kann nur mit meinem Leben enden, und obgleich ich entfernt von Ihnen, ſo war ich Ihnen immer nah. Leben Sie recht wohl, ſo wohl wie es ein Sohn ſeinem geliebten Vater wünſcht!" — Faſt in ähnlicher Weiſe ſchrieb ein ehemaliger Zögling der Forſtacademie, von Rapperd aus Hamm: „Es möchten wohl nur ſehr wenige Ihrer Schüler ſein, welche ſich nicht öfters veranlaßt fühlten, Ihrer als eines würdigen Lehrers und wohlmeinenden Freundes zu gedenken. Es kann Ihnen wenigſtens nicht unangenehm ſein, zu erfahren, daß die Meiſten Ihrer Zöglinge gegen Frankreich ausgezogen ſind, welches ſo zu ſagen ein Sammel- und Tummelplatz der Dreißigäckerer geweſen iſt. Faſt auf allen Punkten trafen wir uns, und wir nahmen uns dann die Freiheit, Sie in unſern Kreis herbei zu holen, und von Ihnen und im Geiſte mit Ihnen zu ſprechen."

Im Juli brauchte Bechſtein einige Wochen das Bad zu Liebenſtein, und machte von da einen heitern Excurs nach der Ruhl, wo viele Vogelfreunde wohnten. „Friedrich Rothnagel heißt der Mann in der Ruhl, bei welchem hinführo Hähne von Finken zu beſtellen ſind," wurde beſonders aufgezeichnet.

Das Bad hatte für Bechſteins Geſundheit guten Erfolg und er konnte mit Rüſtigkeit fortwirken. In den Januar 1815 fiel ein heiteres Kindtauffeſt beim Unterförſter Stöckert auf der Faſanerie, bei dem Bechſtein zu Gevatter ſtand. Es gab eine Schlittenpartie, wir Kinder durften mitfahren, die befreundete Familie Trinks fand ſich ebenfalls dort ein; es war Wein mitgenommen worden, und es fand bei milder Witterung eine vergnügte Heimfahrt Statt. Der ganze Winter war gelind und der frühzeitige Lenz ſogar heiß, dafür erfroren am 22. April der Wein, alle Blüthen, die Kirſchen, Pflaumen und Birnen und das junge Buchenlaub.

Ein eifriger Ornithologe, der Königl. Preußiſche Regimentsquartiermeiſter Heß in Magdeburg wendete ſich fragend an Bechſtein nach der Fortſetzung der Levaillantſchen Vögel, nach der verſprochenen neuen und umgearbeiteten Ausgabe der Wirſing'ſchen Vögel und Eier und nach der neuen Ausgabe des ornithologiſchen Taſchenbuchs; eben ſo knüpfte Herr von Regelein zu Weſterſtede ornithologiſche Verbindung an. Forſtinſpector Meyer in Göttingen erbat für ſeine vorbereitete Monographie der Gattung **Betula** die von Bechſtein entdeckte und benannte neue Art **Betula hybrida,** und bot aus ſeinem Herbarium von 15,000 Arten dagegen ſeltnere Weiden-Arten an.

Laurops und Fiſchers Jahrbuch Sylvan auf 1815 brachte die ſchon erwähnte Biographie Bechſteins und ſein Portraitbild, ſinnig in einem Waldestempel mit der Aufſchrift **Almae naturae,** von einem Eichlaubkranz umſchlungen, hingeſtellt. Freundlich kam Bechſtein mit dem Buche zu mir in das Stübchen, hielt die Hand über die Unterſchrift und fragte: „Wer iſt das?"

„Der Herr Forſtverwalter Herrle!" rief ich freudig aus. Das Bild war nicht ähnlich; Bechſteins Haare pflegten anders zu liegen, das Bild entbehrte des rechten Ausdrucks und der hohe, ſteife, bis an die Ohren heraufgehende Kragen der Uniform wirkte entſtellend und gab dem Bilde eine ſteife, gedrückte Haltung, obſchon es von Gh. Böttger in Dresden mit vielem Fleiße geſtochen war. Nur die Partie um die Augen war getroffen.

Im Jahr 1816 gab zunächſt 40 Tage anhaltender Regen und ein in Meiningen in drei verſchiedene Häuſer zugleich fahrender Blitzſtrahl Anlaß zu Aufzeichnungen. Es folgten weitere Ergießungen jenes merkwürdigen Regenjahres, Uebertritt der Werra, Ueberſchwemmungen der Heuärnten, Prophezeihungen vom Weltuntergang durch Waſſer, und die traurigſten Ausſichten auf die kommende Aernte. Mich warf damals ein hitziges Fieber auf das Krankenlager, wo ich mich der ſorglichſten und liebevollſten Pflege zu erfreuen hatte, aber durch meine Phantaſien wirrten ſich vielfach die Bilder der in Ausſicht geſtellten Sündfluth, ich befand mich auf Schiffen, oder kämpfte mit Wogen und

Wellen. Im Herbſt, der beſſere Witterung brachte, führte Bechſtein wieder eine Dienſtreiſe in das Oberland. Ende September war in Dreißigacker der Waizen noch nicht reif, und der Hafer ganz grün; Hafer und Sommerkorn ſtanden im Beginn des Novembers noch auf dem Felde, während es bereits am 8. ſchneite, am 11. fror, und am 12. ſo ſchneite, daß man Schlitten fahren konnte. Viele Früchte konnten nicht geärntet werden, und die geärnteten waren ſchlecht, daher wachſende, bis zur Hungersnoth ſich ſteigernde Theurung, ſo daß das Maas Korn (8 Maas auf 1 Malter) in Meiningen 40—42 Batzen, in Suhl 60 Batzen (5 Gulden) koſtete. Am 17. November notirte Bechſtein: „Die Schlittenfahrt hat ihren Anfang genommen. Ich habe ſie wiederum in der hieſigen Gegend, wie alle Jahre, eröffnet. Es ſchneit und friert wie mitten im Januar. Die Fenſter thauen faſt den ganzen Tag nicht auf.“

Von Befreundeten gab Meyer in München von ſich und der neuen Organiſation in Bayern mancherlei Nachricht und Mittheilung; Naumann in Ziebigk, welcher ſeine Taxidermie (Ausſtopfungslehre) überſendet hatte, bat um Auerhahn und Auerhenne für ſein Vogelkabinet, wie um **Sylvia fruticeti**, **Muscicapa parva**, **Cinclus aquaticus** und das alte Männchen der **Motacilla sulphurea** u. ſ. w. Dagegen bot er andere Vögel im Tauſch an, und ſchrieb Grüße ſeines Vaters. Ueber Finken wurde mit einem Herrn Köhler zu Großbreitenbach auf dem Thüringer Walde correſpondirt, Laurop berichtete über die Einrichtung einer öffentlichen Forſtlehranſtalt zu Fulda für die ſämmtlichen Kurheſſiſchen Lande unter Direction des Landforſtmeiſters Hartig und kündigte ſeinen Beſuch mit Familie in Dreißigacker an, welcher auch erfolgte. Auch Herr von Burgsdorff, der den Feldzug 1815 als Adjutant des Grafen von Dennewitz abermals mitgemacht hatte, ſchrieb wieder von ſeinem Sitz Kracow bei Schlawe, ſpäter von Cöslin in Pommern und theilte mit, daß er wieder in ſeinen weit ausgebreiteten Wäldern lebe, und als Regierungs- und Forſtdepartements-Rath faſt alle Hinter-Pommer'ſchen Forſte unter ſeiner Aufſicht habe, mit einem Flächeninhalt von 287 Morgen blos Domänenwaldungen, ohne jene der Communen, in einem Departement von 300 Quadratmeilen. Jeder ſeiner Briefe athmete die innigſte dankbarſte Anhänglichkeit an Bechſtein.

Faſt gleichzeitig ſchrieb ein anderer früherer Waltershäuſer Zögling, Forſtrath Wittwer in Rothenburg an der Eiſach, Vorſteher eines Privat-Forſtinſtituts, um einen Lehrer aus der Zahl von Bechſteins Schülern für Naturgeſchichte und Arithmetik. Ihm wurde Herr Forſtcandidat Georg Philipp Buttmann aus Meiningen empfohlen, welcher mit der größten Zufriedenheit von ſeiner neuen Stellung und dem Hauſe Wittwers ſprach.

Ein wunderlicher Wandergaſt trieb ſich nach den Kriegsjahren in Meiningen und Dreißigacker um, ein Abenteurer, der es liebte, von ſich reden zu machen, viel in den allgemeinen Anzeiger ſchrieb, auch über Dreißigacker ſich äußerte und ſich den ſchwarzen Becker nannte. Von Haſſenbach bei Itzſtein aus ſandte er 1816 ſeine Biographie an Bechſtein, die mir leider nicht vor Augen gekommen iſt, ſondern nur ſein Brief, darinnen er über die Buchhändler ſchimpfte, welche die armen, erſt auftretenden Schriftſteller „ausmergeln." Bechſtein litt im Laufe des Jahres 1816 nicht ſelten an heftigem, rheumatiſchem Kopfweh; ſei es, daß dasſelbe eine Folge ſeiner angeſtrengten Geiſtesarbeiten war, ſei es, daß es als ſchmerzlicher Nachhall jenes 1811 erlittenen Sturzes auftrat, auch mochten die Jahre, zu denen er vorrückte, wohl beginnen, ſeine urſprünglich feſte und kernhafte Natur zu untergraben, und die Beſchwerden des höhern Alters ſich einſtellen. Sechzig Jahr ſind immer eine bedenkliche Lebensſtufe, bei den meiſten ſchon ziemlich tief unter dem Höhengipfel der Vollkraft.

Das Gefühl, eines Theils durch Krankheit an gewohnter Lebensthätigkeit ſich gehemmt zu ſehen, und bei den Reiſen auf ſein Gut nöthig werdender Pflege zu entbehren, anderntheils die Noth, von ſeinem Pachter Geld zu erhalten — denn im Herbſt 1815 empfing er ſtatt rückſtändiger 200 Thaler Pachtgeld nur 70 Rthlr. auf das Jahr 1812 — und bis Oſtern 1819 war ein Pachtreſt von 1075 Thalern bewirkt, weckten in Bechſtein den Entſchluß, ſeine Kemnote zu verkaufen. Allein ein wackerer und verſtändiger Freund, Hofadvocat Hoch in Waltershauſen, rieth ihm aus einleuchtenden Gründen ab,[1] und legte ihm dar, daß eine Zerſtückelung des Gutes, wie zumal Bechſtein ſie beabſichtigt hatte, dem Verkauf nicht förderlich ſei, aber auch das Ganze in ſo mißlicher und bedrängter Zeit keinen Käufer finden werde. So wurde denn das Gut zwar behalten, aber die Ländereien einzeln verpachtet. Im Jahr 1817 gab es unterm 19. Januar eine doppelte Sonne und einen verkehrten Regenbogen, und im Mai viele Maikäfer, wie im Jahre 1805, 1809 und 1813 zu notiren.

Von auswärtigen Freunden erneute Clairville in Geneve den Briefwechſel; jetzt leider, wie er klagte: allein, traurig und einſam. Der Schwager Reinecke in Coburg, deſſen damals bereits von ihm geſchiedene Frau mit Sohn und Tante zum öftern Beſuch in Dreißigacker machten, auch einigemal von Bechſteins Hausfrau beſucht wurden, ſchrieb freundlich und meldete von ſeinem Werke: **Icones Conchyliorum vivis coloribus accuratissime expressae etc.**, welches aber meines Wiſſens nicht erſchienen iſt. Nur deſſen Vorläufer: **Maris protogaei Nautilos et Argonautas in agro Coburgico et vicino reperiundos** — erſchien in folgendem Jahre, mit intereſſanten farbigen Steindrücken, welche Reinecke ganz für ſich ſelbſtſtändig erfunden, lange vor Aloys Sennefelders Auftreten. Der Verfaſſer gab auch dieſes Werkchen in Commiſſion und bemerkte: „Von Verlag kann keine Rede ſein, weil Niemand mit den Platten umgehen kann.“

Bechſtein ſchrieb ihm: „Ich bewundre Ihre Courage, ein ſo koſtbares Conchylienwerk ſelbſt herausgeben zu wollen. Es ſind Ihnen doch gewiß die neueſten Entdeckungen über die Thiere, welche dieſe Häuſer bewohnen, und deren nähere Kenntniß jetzt der allgemeine Wunſch der Naturforſcher iſt, bekannt, ſonſt können Sie von Oken in Jena die neueſten engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen Schriften über dieſelben erhalten.“

Bechſtein ſchätzte Oken ſehr hoch, und wurde von dieſem nicht minder gewürdigt; ob beide Naturforſcher, der praktiſche, poſitive und der philoſophiſch-geniale, mit einander correſpondirt haben, iſt mir nicht bekannt geworden, aber Bechſtein ſchaffte ſich alle Schriften Okens an.

An den vorhin erwähnten Herrn Bultmann, als dieſer zu weiterer Studienfortſetzung ſeine Stelle bei Forſtrath Wittwer aufgab, und nach Jena zu gehen entſchloſſen war, ſchrieb Bechſtein: „Hören Sie in Jena einige nothwendige juriſtiſche Collegia, Cameralia, wie Phyſik und Chemie. Auch können Sie bei Oken Naturgeſchichte hören, laſſen Sie ſich aber, da Sie einmal bei der hieſigen Kammer eine Anſtellung ſuchen, und kein Profeſſor auf Univerſitäten werden wollen, nicht zu tief in die naturphiloſophiſchen Speculationen ein.“

Laurop und Meyer ſetzten freundſchaftlichen, wie geſchäftlichen Briefwechſel fort; erſterer meldete, daß er für die Erſch- und Gruber'ſche Encyclopädie beinahe die ganze Forſtwiſſenſchaft zu bearbeiten übernommen habe, und berichtete über den Fortgang der „Annalen,“ ſo wie er auch zahlreiche Mitglieder für die Societät der Forſt- und Jagdkunde in Vorſchlag brachte.

Naumann machte Sendungen von Vögeln, deren bei der Geſchichte der Forſtacademie gedacht iſt. Oberförſter Hundeshagen in Hersfeld, ſpäter Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft in Tübingen, ſandte ſeine Anleitung zum Entwerfen von Bauholz-Anſchlägen; ein ehemaliger Schüler A. von Holleben, genannt Normann zu Rudolſtadt, berichtete über eine neue, von ihm conſtruirte Nadelholz-Samendarre, mit der ſich bei gehöriger Beaufſichtigung binnen 24 Stunden 230 Pfund ohnabgeflügelter Fichtenſamen mit einem Ergebniß von 225 Pfund rein abgeflügelten ausklengeln laſſe, ohne an der Keimfähigkeit zu leiden.

Der Königl. Preußiſche Forſtmeiſter Smalian, einer der ältern Zöglinge Dreißigackers, ſandte unaufgefordert zahlreiche Subſcriptionen auf die „Forſt- und Jagdwiſſenſchaft,“ die er in ſeinem Wohnort Danzig geſammelt, nebſt der Bemerkung, daß das Verzeichniß der Vögel im alten Handbuch der Jagdwiſſenſchaft nicht ausreichend ſei; Bechſtein erwiderte, daß er gerade beſchäftigt ſei, dem gerügten Mangel für das neue Werk abzuhelfen, eben die Sammet-Ente (**Anas fusca**) beſchreibe, und bat um Bälge dort einheimiſcher Vögel, welche er namhaft machte, für das Naturalienkabinet. Profeſſor Germar in Halle ſetzte ebenfalls freundlich wohlwollenden Briefwechſel fort und machte entomologiſche Mittheilungen.

Der oben bereits erwähnte Herr von Rappord gedachte bei Gelegenheit der Anmeldung eines Verwandten, des Gerüchts, daß Bechſtein nach Tharandt berufen werden und bereits dorthin abgegangen ſei, mit der Bemerkung: „Ich glaube nicht, daß Sie Ihr eigenes Werk verlaſſen."

Neuanknüpfend zeigte ſich der K. Oberforſtmeiſter von Pannewitz zu Marienwerder in Weſtpreußen, welcher nach ſeiner erſten Zuſchrift über eine Million Morgen Königlicher Waldungen ohne die Communal- und Privatwaldungen befehligte, bereit zu jeglicher wiſſenſchaftlicher Förderung. Baron Laffert, ein Zögling der Forſtacademie, meldete aus Kopenhagen, daß Bechſtein auch dort viele Anhänger und Verehrer habe, und ſeine Schriften vielfach gefunden würden. Er machte Mittheilungen über das däniſche Forſtweſen, und über Gänſe-, Enten- und Schwanenjagden.

Von den dort zahlreich einheimiſchen Kampfhähnen gleiche nie einer dem andern. Hühner und Haſen gebe es kaum, weil man die Füchſe ſchone, damit dieſe die Mäuſe vertilgten. Die Katzen halte der gemeine Mann für heilig, tödte faſt nie eine, daher ſie ſelbſt verwildert häufig in den Wäldern angetroffen würden. Auch Fiſchreiherjagd wurde beſchrieben. — Forſtrath Wittwer ſchrieb wieder, und ſpendete Herrn Buttmann, ſeinem bisherigen Hülfslehrer, der ihn jetzt verließ, das ausgezeichnetſte Lob, bat aber auch zugleich um Empfehlung eines andern. „Wenn Sie abermals einen ſo glücklichen Griff thun, ſo würde ich, die Wiſſenſchaft und die Jugend ſehr erfreut und dankbar dafür ſein." — Der Schwager Reinecke theilte die große Neigung ſeines Sohnes Emil für das Forſtfach mit, und da dieſer Sohn durch Fleiß und Talente bereits Bechſteins natürliche Zuneigung gewonnen, ſo bot des letztern Güte gern die Hand, die Wünſche des hoffnungsvollen Jünglings zu erfüllen, und denſelben nach Dreißigacker zu nehmen.

Es war Reineckes letzter Brief, er ſtarb im Herbſt 1818. Einer ſeiner genaueſten Freunde, Geheime Conferenzrath Freiherr von Röpert zu Coburg (ſpäter in Meiningen privatiſirend) bat Bechſtein um biographiſche Notizen, welchem Wunſch dieſer indeß nur theilweiſe entſprechen konnte. „Gern wollte ich Ew. Hochwohlgeboren die verlangte Auskunft über die erſten Bildungsjahre meines geliebten Schwagers geben, allein es iſt mir leider wenig oder nichts mehr davon bekannt. Ich weiß nur noch, daß er Vorleſer bei Gleim war, als Schüler vom Rector Fiſcher in Halberſtadt ſehr geliebt, und in Erfurt ein Jubel-Doctor wurde. Genau wird Ihnen über das, was er war, und wie er es war und wurde, meine Schwägerin Auskunft geben. Er war faſt alles durch ſich ſelbſt, denn früher als ich ihn gekannt habe, wußte er von der Naturwiſſenſchaft noch wenig oder nichts. In Erfurt, Pferdingsleben, (einem Ohrdruffiſchen Dorfe) Gotha, Ibenhain und Waltershauſen gab er ſich blos mit den ſchönen Wiſſenſchaften, mit Roman- und mit Geſchichtſchreiben ab und übte ſich dabei im Zeichnen nach der Natur, auch im Kupferſtechen. Seit er verheirathet war, ertheilte er neben dieſer Schriftſtellerei auf der Schnepfenthaler Erziehungsanſtalt und auf meinem Forſtinſtitute zu Waltershauſen Unterricht im Schreiben, Zeichnen und deutſchen Styl und war, bis er nach Weimar zu Bertuch zog, Secretair der Societät der Forſt- und Jagdkunde. In Weimar mag er zuerſt das Studium der Phyſik und Chemie ergriffen haben."

Im Herbſt 1818 ſchied der Pflegeſohn aus Bechſteins Hauſe und Reinecke's Sohn kam als ſolcher nach Dreißigacker.

Der von Seiten des Pflegeſohnes während der Knaben- und erſten Jünglingsjahre mit vielen Academikern unterhaltene Umgang brachte dieſem den Gewinn mancher geiſtigen Anregung, und er fand in dieſen Kreiſen manche Theilnahme. Ein Academiker, der Lieutenant Freiherr von Gemmingen Guttenberg aus Bonfeld in Württemberg, hernachmals S. Meiningiſcher Oberjägermeiſter, ſchrieb dem Scheidenden aufmunternd auf ein heilig aufbewahrtes Albumblatt:

„Flammen entzünden ſich leicht,
Wo nur ein Funke recht glüht,
Wenn ein kräftiger Geiſt
Kühn in dem Wollen ſich zeigt."

„Mögen dieſe Worte Sie aufmuntern, Ihr Dichtertalent nicht liegen zu laſſen, wenn die Zeit es Ihnen nicht verbietet."

Sie haben dauernd aufgemuntert, dieſe Worte jenes poetiſch begabten jungen Zöglings der Academie, und ihr heller Klang tönt noch in ſpätern Lebensjahren bedeutſam nach.

Der verwaiſte junge Reinecke, welcher in demſelben Herbſt die Academie bezog, bildete ſich zu einem ſehr tüchtigen Forſtmann aus.

Noch immer erfreute ſich Bechſtein bei leidlich wieder hergeſtellter Geſundheit an ſeinen Liebhabereien, und eine große Sendung Hyacinthen-, Tulpen-, Iris-, Crocus-, Lilien- und Martagonen-Zwiebeln, nebſt Ranunkeln, die er von Affourtit aus Liſſa kommen ließ, verlieh ſeinen Gärten den reizenden Schmuck einer auserleſenen Frühlingsflora.

Auch das Jahr 1819 ließ Bechſtein ſeine Arbeiten wie ſeinen Briefwechſel mit Freunden fortſetzen, und wie in dem vorigen ſo war auch in dieſem ſeine Sorgfalt für Bereicherung des Naturaliencabinets der Academie ſehr bemüht und thätig.

Unter den Correſpondenten erſcheint zu dieſer Zeit auch Forſtmeiſter Pfeil zu Carolath, der in den achtungsvollſten und verehrungsvollſten Ausdrücken an Bechſtein ſchrieb. Eben ſo äußerte er ſich höchſt beifällig über die erſten Bände der Forſt- und Jagd-Encyclopädie, nur ließ er nicht unbemerkt, daß die norddeutſche preußiſche und polniſche Forſtwirthſchaft ſo unendlich verſchieden von der ſüddeutſchen ſei, was praktiſche Verwaltung und Benutzung betreffe, daß für Verbreitung des Werkes eine Berückſichtigung der verſchiedenen Oertlichkeit ſehr wünſchenswerth wäre. „Unſere Waldwüſten" ſchrieb er: „wo Privatforſten bis 180,000 Morgen groß, wie z. B. die unter meiner Direction ſtehenden Muscauer Forſten, wo der Forſtmeiſter Götze und mehrere Meininger, als Hopf, Dittich u. A. ſind, erfordern in Hinſicht der Direction der Cultur und Benutzung ganz verſchiedene Grundſätze, als da feſtſtehen, wo das Holz Werth hat."

Noch im April 1821 meldete Pfeil, daß er als nunmehriger Oberforſtrath und Profeſſor in unmittelbare preußiſche Staatsdienſte getreten, und bei der längſt projectirten, nun zu Stande gekommenen Forſtacademie, wie an der Univerſität lehre, indem er zugleich die übrigen

Lehrer namhaft machte; ein ähnliches Inſtitut werde Bonn erhalten, auch Hannover werde mit der Bergſchule in Klausthal ein Forſtlehrinſtitut verbinden, zu deſſen Organiſation und Direction er ehrenvoll berufen worden ſei, aber die Anſtellung im Vaterlande vorgezogen habe, wo er zugleich Mitglied der Oberexaminationscommiſſion ſei. In demſelben Briefe ſprach ſich Pfeil auch über die gegen ihn erfolgten Angriffe Hoßfelds und Anderer aus.

Bechſtein lenkte eine von einem ſeiner correſpondirenden Freunde gegen Pfeil gerichtete Schmähung ab, ſo daß dieſer ſpäter ſchrieb: „Für Ihre freundſchaftliche Zurechtweiſung, hinſichtlich der Abfertigung Pfeils, danke ich Ihnen herzlich. Ich will ſie ganz liegen laſſen, weil Sie Recht haben, ſie greift die Perſon anſtatt die Sache an und iſt zu grell.“ — Die Widerſprüche und Widerlegungen, die Pfeils Anſichten von manchen Seiten fanden, und alles darüber in öffentlichen Blättern laut gewordene, zum Theil ſehr unerquickliche kritiſche und antikritiſche Gezänke laſſe ich billig an ſeinen Ort geſtellt.

Leider trübte Bechſteins Leben nun faſt andauernde Kränklichkeit, und dieſe bewog ihn bereits im Februar 1819, ein Teſtament zu errichten und bei der obervormundſchaftlichen Canzlei zu Meiningen verwahrlich niederzulegen.

Als der erſte Profeſſor J. A. Schmit an der Forſtlehranſtalt zu Mariabrunn bei Wien Bechſtein ſein Buch über die Forſttaxation zuſandte, und ihn freundlich zu einem Beſuch nach Mariabrunn einlud, erwiderte Bechſtein: „Gern würde ich Ihrem liebevollen Anerbieten Folge leiſten, wenn es nur in meinen Kräften ſtände! Ich bin ſchon zum Reiſen zu alt, habe zu viele Geſchäfte und kann daher kaum ſo viele Zeit abmüſſigen, daß ich bei meinem jetzt kränklichen Körper jährlich eine Badereiſe zu machen vermag.“

Im October 1819 notirte Bechſtein: „Acht Wochen bin ich an einem Nerven- und Frieſelfieber krank geweſen. Herr Hofrath Schlegel hat mich wieder hergeſtellt.“

Dr. Julius Heinr. Gottl. Schlegel wurde mit ſeiner Familie bald nach ſeiner Berufung und Ueberſiedelung von Ilmenau nach Meiningen dem Hauſe Bechſteins innig befreundet, und blieb es bis zu ſeinem Lebensende. Er war ein eben ſo gelehrter Arzt als geiſtvoller Mann, voll Witz und Humor und wußte auf eine feine Weiſe auch den Geiſt Anderer, mit denen er ſprach, hervorzurufen. Seine Biographie iſt in Voigts Necrolog enthalten.

Viele Freunde bezeugten auch im folgenden Jahre Bechſtein ihre Antheilnahme an ſeinen Leiden und der im Herbſt überſtandenen ſchweren und lebensgefährlichen Krankheit.

Doch wie er auch gelitten und leiden mochte, Lebensmuth und Lebenshoffnung war in ihm noch nicht erſtorben, und ſeine Thätigkeit blieb unerſchlafft. Da das Jahr 1819 einen nicht übeln Wein hervorgebracht, fand er ſich veranlaßt, in Gemeinſchaft mit einigen Freunden nahe an 14 Eimer Moſt zu kaufen, und auch außerdem entzog er ſich in ſeinem ſpätern Leben, wie gut und recht war, der Gottesgabe nicht, kaufte und trank auch nicht geringe und ſchlechte Jahresläufte.

Laurop berichtete in vertraulichen Herzensergießungen über Erfahrungen und Leiden, die ihn als Lenker einer forſtwiſſenſchaftlichen Anſtalt vielfach zu Theil wurden; Wilckens, jetzt in Schemnitz in Ungarn, beklagte ſeine Stellung als Lehrer in ſtarken für jenes Land genugſam bezeichnenden Ausdrücken: „Wenn ich hier mittheilen wollte, was ich während meines faſt zwölfjährigen Hierſeins ausſtand und erfuhr, ſo würden Sie mir es ſchwerlich glauben. Spitzbube, Dieb und Mörder zu ſein, das iſt hier angeſtammt und eingefleiſcht; ich habe Zöglinge des K. K. Forſtinſtituts, die öffentlich in jener Qualität erſchienen waren, in die Eiſen liefern müſſen.“

Im Juni 1820 trat Bechſtein in Begleitung ſeiner Frau eine Badereiſe nach Wiesbaden an, welche zugleich zu einer Vergnügungsreiſe benutzt wurde, und auf der er manche angenehme Bekanntſchaft machte und neu anknüpfte. Er notirte darüber unterm 23.: „Heute bin ich mit meiner Frau nach Wiesbaden gereiſt. Vor unſerer Heimreiſe ſind wir den Rhein hinab bis Coblenz, und von da über Ems, Schwalbach und Schlangenbad gefahren und nach Hauſe über Fulda und Salzungen. Dieſe Reiſe dauerte 7 Wochen und 1 Tag.“

Im Allgemeinen wurden nun ſeine Aufzeichnungen ſeltener, viele Ausgaben notirte er längſt nicht mehr; auch das Intereſſe für die Witterung ließ nach, nur die Maikäfermenge 1821 und daß es in dieſem Jahre im Juni wiederholt ſchneite und Eis fror, wurde aufgezeichnet. Eben ſo notirte Bechſtein die Anmeldungen zur Forſtacademie auch ferner pflichtgemäß und pünktlich. Da finden ſich indeß viele Namen Gemeldeter, die ſpäter gar nicht kamen, ſo auf Oſtern 1821 der eines Prinzen von Bentheim-Teklenburg auf Schloß Hohen-Limburg an der Lenne u. A. Auch das erſte mal Schlittenfahren nach Meiningen, am 16. November 1820 blieb nicht unbemerkt.

Pfarrer L. Brehm in Renthendorf, Bechſteins Nachfolger als Naturhiſtoriker der Stubenvögel wie der Vögel überhaupt, knüpfte literariſchen Verkehr an und überſandte Ankündigungen der Beiträge zur Vögelkunde, die er mit G. A. Brehm in Neuſtadt an der Orla erſcheinen ließ. Er nannte in ſeinen Briefen Bechſtein nie anders, als den Vater der Naturgeſchichte.

Apotheker Bädeker in Witten correſpondirte über Finken und andere Vögel.

Geheimer Conferenzrath Arzberger in Coburg — der ſich auch mit vieler Theilnahme für Bechſteins Neffen C. Reinecke intereſſirte und verwandte, fügte ſeinen Briefen immer forſtliche oder naturgeſchichtliche Bemerkungen bei, welche vom aufmerkſamen Verfolgen beider Wiſſenſchaften zeugten.

Der Director der Aſchaffenburger National-Forſtacademie, Strauß, ſandte ſeine Zuſammenſtellung der Wiedererneuerung und feierlichen Eröffnung derſelben als Ausdruck ſeiner Verehrung. — D. A. Lange, Prediger zu Braunſche bei Osnabrück, theilte mancherlei über Ortolane und Rohrdroſſeln mit, ſandte auch ausgeſtopfte Exemplare derſelben.

Meyer, jetzt in Ansbach, und Laurop ſetzten ebenfalls befreundete Correſpondenz fort, und letzterer ſandte ſeinen Sohn Wilhelm, Bechſteins Pathen, Oſtern 1821 nach Dreißigacker, wo dieſer in Bechſtein einen väterlich geſinnten Freund fand. Bei Beſuchen, die ich von Arnſtadt aus einmal in Dreißigacker, und einmal in Waltershauſen auf der Kemnate, zuletzt im Herbſt 1821 machte, fand ich Bechſtein äußerſt freundlich und liebevoll, und da zufriedenſtellende Zeugniſſe mitgebracht wurden, ſo ſchwanden die Beſorgniſſe, die Bechſtein anfänglich über meine Zukunft gehegt, und bewogen ihn zu väterlich günſtigen Entſchlüſſen.

Auf das theilnehmendſte äußerte ſich bei fortgeſetzt geklagten Leiden der wackere Freund und Verleger Hennings, welcher halb und halb die Idee gefaßt, Käufer des eben genannten Ritterguts zu werden, doch aber im Sommer 1821 ſchrieb, daß er dieſelbe wieder aufgeben müſſe.

Hennings Verdienſte um die Literatur blieben nicht ungewürdigt; aus freiem Antrieb, ohne daß er ein Exemplar eingeſandt, ließ ihm der König von Bayern die große goldene Ehrenmedaille als Beweis ſeiner hohen Zufriedenheit mit dem Unternehmen der Forſt- und Jagd-Encyclopädie zuſtellen.

Naumann ſetzte ſeine Correſpondenz mit Bechſtein fort, und es wurden ihm auf wiederholten Wunſch endlich Haſelhühner verſchafft, die Lieutenant Carl v. Diemar aus Walldorf, jetzt zu Wittgenſtein, ſchoß und ſandte. Ebenſo empfing Naumann Fichtenkernbeißer, **Loxia Enucleator.** Derſelbe äußerte ſich kritiſirend über Brehms Werk — er gebe des guten faſt zu viel, ſein **Cuculus macrourus** ſei **Cuculus Glandarius,** davon **Cuculus pisanus** der junge Vogel. Er habe ſie in Wien geſehen, wo ſie eben von Cypern angekommen. Dagegen ließ er Brehms Beobachtungen über die **Fringilla petronia** volle Gerechtigkeit widerfahren, und zeigte ſich wißbegierig, ob jene mit denen Bechſteins übereinſtimmten.

Als im März 1821 der mehrerwähnte Forſtcandidat Buttmann nach vergeblichem Hoffen auf eine paſſende Stelle in Norddeutſchland die Gegend um Danzig, wo er weilte, verließ und nach Meiningen heimkehrte, um ſich dann dem Baufach zu widmen, zeigte ſich ſeine dankbare Liebe gegen Bechſtein ſo mächtig, daß er ein lebendiges Paar ſogenannte Schneevögel in einem Bauer auf dieſer ganzen weiten Fußreiſe mit ſich trug, und glücklich nach Dreißigacker brachte, wo Bechſtein in ihnen die **Emberiza nivalis** erkannte.

Um dieſe Zeit ſuchte der Freiherr von Lupin auf Illerfeld bei Memmingen für ſein Unternehmen: „Biographien jetzt lebender Perſonen, welche ſich durch Thaten oder Schriften denkwürdig gemacht haben," um eine umfaſſendere Biographie Bechſteins als die im Sylvan enthaltene bei dieſem ſelbſt nach, und das jedoch erſt 1826 erſchienene Werk hat auch eine ſolche gebracht. Dieſelbe iſt aber auf keinen Fall aus Bechſteins eigener Feder, ſondern ſie ſtützt ſich auf die im Sylvan gegebene, mit zum Theil wörtlicher Wiederholung.

Mancherlei Zuſendungen naturhiſtoriſcher oder forſtwiſſenſchaftlicher Werke und Ausarbeitungen, zum Theil Bechſtein gewidmet, dauerten fort. So von A. Hellmann, Kammer-Acceſſiſt in Gotha, ſpäter Lehrer an der Forſtacademie ꝛc. deſſen Taſtſinn der Schlangen. Müller in Sommerach a. M. widmete: Ueber den Afterraupenfraß in den fränkiſchen Kiefernwaldungen, und Hoßmann in Judenbach ſeinen Turnus der Forſte; der vielſchreibende Thon in Schwarza: Ueber Abrichtung und Behandlung der Hunde, indem derſelbe zugleich die Widmung der zweiten Auflage ſeiner Lackir- und Holzbeizkunſt in Ausſicht ſtellte.

Dieſe und andere Zeichen von Verehrung, Anerkennung, Dank und Liebe, die noch wie verſchwimmende Abendſtrahlen in Bechſteins vorletztes Lebensjahr fielen, wurden mit dem gleichen Wohlwollen aufgenommen, mit dem ſie gegeben wurden. So auch erfreuten ihn noch einmal innige Glückwünſche der beiden Pflegeſöhne zu ſeinem (dem letzten) Geburtstag, der eine ſchrieb von Weſſeldorf, wo er bei einem Förſter ſich praktiſch ausbildete, der andere von Arnſtadt aus, letzterer in einem poetiſchen Erſtlingsverſuche, der einfach und tiefempfunden Bechſtein bis zu Thränen gerührt haben ſoll — wie wenig er auch ſonſt mit Antheil — ja vielmehr mit Mißbehagen — die poetiſche Anlage und Entwicklung ſeines Pfleglings nach dieſer Richtung hin, betrachtet und beurtheilt hatte.

Schon erwähnt wurde eine in ſpätern Tagen noch erhaltene Zuſchrift des K. Würtembergiſchen Hofraths André, des Jugendfreundes, des Collegen in Schnepfenthal, des Mitherausgebers der gemeinſchaftlichen Spaziergänge. Auch er wünſchte eine Biographie nebſt dem Geſchichte der von Bechſtein geleiteten Inſtitute, da er den betreffenden Artikel für das Converſationslexicon zu liefern verſprochen, ſo wie Nachrichten über die Heimiſche Familie, vorzugsweiſe den Berliner Arzt, den Meininger Conſiſtorialpräſidenten, und den Gumpelſtädter Pfarrer. André theilte mit, daß er in Stuttgart ein neues Leben zu beginnen hoffe, daß nur die unerträgliche Cenſur ihn aus Wien und Oeſterreich, wo es ihm ſonſt recht gut gegangen, und wo er 7 verſorgte Kinder zurück gelaſſen, vertrieben habe; daß ſeine älteſte Tochter den Director des polytechniſchen Inſtituts, Prechtl (bekannt durch ſeine gediegene Encyclopädie der Technologie) geheirathet habe, daß ſein älteſter Sohn Emil, Bechſteins Pathe, Forſtmeiſter bei Graf Salm zu Blanko bei Brünn ſei ꝛc.

Bechſtein antwortete, wie ſchon oben erwähnt, ſehr ausführlich, und ſprach neben dem Wunſche, daß André noch lange geſund bleiben und die freiere Preſſe benutzen möge, Todesahnungen aus. „Ich werde die Preſſe nicht lange mehr brauchen, denn ich kränkele ſtets, und bin noch ſehr krank. Vor zwei Jahren lag ich am Nervenfieber, das mit Frieſel verbunden war, am Tode, und ſeit der Zeit bin ich nicht wieder recht geſund geweſen. Das viele Sitzen, das meine Geſchäfte als Lehrer und Mitglied bei der Kammer und dem Oberforſtamt erfordern, der ſtete Aerger und Verdruß, die mit der Direction der Forſtacademie, die jetzt 70 bis 80 junge Brauſeköpfe zählt, verbunden ſind, und die Unternehmung eines encyclopädiſchen Werkes: die Forſt- und Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen (es ſind bereits 12 Bände davon gedruckt, 6 aus meiner eigenen Feder), die mich ſogar des Nachts an meinen Schreibtiſch gebannt hat, ſind die Urſachen meines ſchlechten Geſundheitszuſtandes. Dieß iſt auch der Grund, warum Sie nicht viel von mir für Ihren Heſperus erwarten dürfen."

„Wenn Sie im Converſationslexicon meinen Namen nennen wollen, ſo finden Sie meine Biographie in Laurops und Fiſchers Sylvan vom Jahr 1815. Ich wüßte derſelben nichts zuzuſetzen, als daß das Bild dabei mir gar nicht ähnelt, und daß ich ſeitdem dem Forſtpublicum ein wohlfeiles Werk in die Hände gegeben, in welchem es alles, was es zu wiſſen nöthig hat, nach einem durchdachten Plan bearbeitet findet."

Einfach und beſcheiden äußerte ſich Bechſtein im Verlauf des Briefes über die Verdienſte, die er als Schriftſteller und Lehrer mit ſo hohem Recht in Anſpruch nehmen konnte. Es war ihm durchaus nicht um prunkhaftes Rühmen zu thun.

Die Biographie im Brockhauſiſchen Converſationslexicon iſt in deſſen neuer Folge, welche 1822 erſchien, enthalten; ſie iſt, wie auch jene Lupin's, anerkennend und frei von Unrichtigkeiten, doch ziemlich kurz abgefaßt. Schon war darin der wankenden Geſundheit Bechſteins erwähnt, und er hat jenes kleine Denkmal von André's Freundeshand wohl nicht erblickt, da ſchon im zweiten Mond des erwähnten Jahres die Parze ſeinen Faden kürzte.

Noch einer Biographie und eines ihr beigegebenen Bildniſſes Bechſteins iſt hier zu gedenken; beide ſind enthalten in Dr. C. L. Hellrungs Converſationslexicon für Jäger und Jagdfreunde, Leipzig 1839. Verlag von O. Wuttig. Die Biographie ſtützt ſich auf die bekannten Quellen; das vom Geweih eines Sechzehnenders umſchloſſene Bruſtbild iſt eine verkleinerte Copie des Hennings-Steinla'ſchen Bildes in ſauberer Ausführung lithographirt, doch im Bezug auf charakteriſchen Ausdruck der Phyſiognomie des Dargeſtellten hinter dem Vorbild zurück geblieben.

XVIII.

Die Forſtacademie von 1815 bis 1822.

Die Lücken, welche in der Zahl der die Academie 1813 und 1814 Beſuchenden durch den Aufruf zu den Waffen entſtanden waren, füllten ſich in den nachfolgenden Jahren ſehr bald wieder, und das academiſche Leben erhielt keine Unterbrechung. Leider zeigten ſich auch bald wieder Spuren von Renommiſtereien, die in Händeln mit den [illegible] ſich offenbarten, Unterſuchungen und Disciplinarſtrafen veranlaßten.

Erfreulicher war die auch in Dreißigacker froh begrüßte Nachricht der Einnahme von Paris durch die alliirten Truppen, die am 9. April 1814 anlangte, und, wie es nicht anders ſein konnte, mit vielem Schießen, auf dem Dorfe wie in der Stadt, ihre Verherrlichung erhielt. Die eigenthümliche Neigung, die in jungen Menſchen wohnt, Freude durch Schüſſe und andern Lärm kund zu thun, gelangte zu voller Blüthe.

Feierlicher als je wurde im Juli das ſchon früher erwähnte Volksfeſt in der Haßfurt begangen; der Commandant Meiningens, Major von Jüngling, nahm an demſelben Theil, und die mit hölzernen Spießen aufmarſchirende Schuljugend der untern Claſſen, bei der Verfaſſer dieſes eine Führerrolle ſpielte, brachte ihm ein Lebehoch, auch wurde ein vom Rector Ihling gedichtetes Lied geſungen, welches begann: „Auf, auf deutſcher Jüngling und freue Dich, die Freiheit iſt wieder errungen ꝛc." Die Academiker vergnügten ſich mit Schießen nach der Scheibe. An dieſem Schießen nahmen auch Bechſtein, Herrle und Cramer Theil, erſterer und letzterer erwieſen ſich jedoch dieſesmal nicht als ſonderlich gute Schützen.

In einer Friedensrede, die Bechſtein den Academikern hielt, lenkte er ihre Gedanken von den großen politiſchen Ereigniſſen auf das dem Forſtmann nahe liegende, die Waldungen und den Schaden, welchen letzteren verheerende Kriege bringen.

Die erſte Feier des 18. Octobers im Jahr 1814 war erhebend und ſchön. Die Academie entzündete ihr Freudenfeuer auf einer Meiningen nahe gelegenen Berghöhe, die von einem ebenfalls von den Academiſten aufgerichteten baumhohen Kreuze, das viele Jahre ſtand und einigemale erneuert wurde, der Kreuzberg hieß. Von Cramer erſchien ein Gedicht im Wochenblatt zur Feier des 18. Octobers, welches man mit Begeiſterung ſang.

Viel zu reden gab im Sommer 1814, eine heitre Wette, welche der Lehrer und Forſtcommiſſair Hoßfeld mit dem Bürger und Tuchfabrikanten Joh. Georg Wagner zu Meiningen eingegangen war, nämlich im Laufe eines Tages einen Tuchrock vom Urſprung an herzuſtellen. Wagner ließ im Beiſein Hoßfelds früh $^{3}/_{4}4$ Uhr ein Schaf ſcheeren, dann die Wolle vorbereiten, ſpinnen, das Garn ſpulen, ketten und ſtärken. Um 10 Uhr war das Tuch gewirkt und kam zur Walkmühle, von da $^{1}/_{2}1$ Uhr zum Tuchſcheerer, dann in die Farbe, wo es $^{3}/_{4}$ Stunden blieb, von da kam es auf den Rahmen, und von dieſem zum Schneider. Um 6 Uhr war der Rock fertig, Hoßfeld zog ihn an und bezahlte die Wette. Er hat dieſen merkwürdigen Rock lange getragen.

In dieſem Jahre ſtarb der Academiſt Chriſtian Friedrich Weiſſenborn aus Meiningen.

Im Jahr 1815 vermehrten ſich die Anmeldungen auf das Erfreulichſte, und mit dieſen Anmeldungen waren für den Director der Academie häufig die Anknüpfung angenehmer Bekanntſchaft mit unterrichteten Männern oder anziehende wiſſenſchaftliche Mittheilungen verbunden. So berichtete unter andern der reiſende Förſter W. v. Negelein zu Weſterſtede im Herzogthum Oldenburg über die Rückſchritte, welche durch den vorhergegangenen Krieg die Forſtwiſſenſchaft dort gemacht, und über die Verwüſtungen der Forſte durch die Unwiſſenheit und den Eigennutz franzöſiſcher Vorgeſetzten, die zum Theil aus dem ſüdlichen Frankreich kommend, ohne Rückſicht auf Boden und Klima die dortigen Forſte bewirthſchafteten.

Auch in ornithologiſcher Beziehung bot v. Negelein Hülfe und Förderung, und Lieferung dort brütender Vögel und Eier an, was dem Naturalien-Cabinet der Academie Vortheil verſprach. Herr v. Negelein ſandte durch einen letztere beziehenden jungen Eleven, Lahuſen, mehrere für die Sammlung der Societät beſtimmte Vögel.

Um dieſe Zeit waren auch die Naumann, Vater und Sohn, für Verſchaffung von Vogelbälgen thätig und ſo wuchs das Naturaliencabinet erfreulich weiter.

Die Anmeldungen mehrten ſich, und der Blüthestand der Academie erreichte einen ſchönen Höhepunkt, wozu man von Seiten der Regierung dadurch mitwirkte, daß man den Lehrplan mehr für gereiftere Zuhörer einrichtete, und nicht mehr allzujunge Leute ohne die nöthigſten Vorkenntniſſe aufnahm; ſo wie man Anſtalt traf, den Academikern mehr Gelegenheit zu geben, ſich in den Zweigen der Forſtbewirthſchaftung auch praktiſch auszubilden. Zu dieſem Zwecke wurden die in der Nähe von Dreißigacker liegenden Forſte benutzt. Dieſe beſtanden aus 752 Acker Domainenwaldung und 4150 Acker Corporationswaldungen der Gemeinden Dreißigacker, Meiningen, Herpf, Bettenhauſen, Melkers und Gleimershauſen, wie der Nutzungsgemeinden Deſertshauſen, Berkes, Föſchau, Mehlmeis und Aſchenwinden, nebſt 140 Acker Privatwaldungen einzelner Güterbeſitzer aus einigen der genannten Dorfgemeinden, zuſammen 5042 Acker.

Als am 30. Mai des Jahres 1816 die Vermählung des Herzogs Carl Bernhard zu Sachſen-Weimar-Eiſenach mit der Prinzeſſin Ida zu Sachſen-Meiningen feſtlich begangen wurde, drückte auch die Academie ihre freudige Theilnahme durch Ueberreichung eines Gedichtes aus, bezüglich auf einige auf dem Bielſtein (eine nahe über dem herzoglichen Reſidenzſchloſſe ſteil aufragende Felswand) aufgeſtellte koloſſale Transparente, Sylvan und Diana zur Seite der Namen des fürſtlichen Brautpaares, hinter welchen Transparenten ein mächtiges Freudenfeuer loderte.

Das academiſche Leben der Zöglinge führte auch im Laufe der Zeit noch manche Conflicte herbei, die theils unter jenen ſelbſt entſtanden, bis zu blutigen Duellen, theils mit den Lyceiſten in Meiningen zu Schlägereien ausarteten. Eine ſolche fand unter andern am 24. Juni Abends gegen 9 Uhr auf dem Wege von Maßfeld nach Meiningen ſtatt, und die darüber geführten Unterſuchungen füllten einen dicken Actenband. Es gab tüchtige Carcerſtrafen ſo wie Zeugnißverenthaltungen wegen zu deckender Unterſuchungskoſten und dergl., darunter nicht die ſchuldigen Academiker, ſondern deren Väter zu leiden hatten. Mehrere Academiker verließen die Anſtalt, um den langweiligen Unterſuchungen, die über ſolche Lappalien verhängt wurden, zu entgehen, und entſchuldigten ſich dann brieflich beim Director mit dankbarer Anerkennung ſeines väterlichen Wohlwollens.

Ein feindſeliger Corpsgeiſt hatte ſich feſtgeſetzt zwiſchen den Academikern und Lyceiſten; erſtere vergaßen, daß ſie auch nur Lernende waren und dünkten ſich über die „Schulbuben" hoch erhaben, freilich wurde dieſer Geiſt bei den Academikern dadurch noch genährt, daß Leute unter ihnen waren, welche die Feldzüge von 1813 und 1815 mitgemacht. Wie in Leipzig die „breiten Steine" waren es in Meiningen die „Bohlen," ein die ganze Stadt in gerader Richtung durchziehender bedeckter Canal, auf denen Andern nicht auszuweichen, bei einer wie bei der andern Partei als Comment galt. Die unangenehmen Folgen jener Raufhändel zogen ſich noch in das Jahr 1817 hinüber. Es trat ſelbſt ein und der andere Vater der Angeſchuldigten als rechtlicher Defenſor ſeines Sohnes auf, und einer derſelben beſchwerte ſich brieflich, daß bei jenem Vorfall, der Schlägerei, die Rechtsformalitäten ſo beobachtet wurden, als ob ſich's um ein Capitalverbrechen handle, daß ferner ähnliche Vergehungen mit Arreſtſtrafe in Meiningen bei Waſſer und Brod, („horridum et incredibile") verbüßt werden ſollten, eine wirklich bedauerliche Härte richterlicher Anſichten, und daß es ganz rechtswidrig ſei, einen jungen Menſchen durch den ihm gebührenden, von ihm ſelbſt mit Fleiß und Mühe gezeichneten Lehrbrief zu pfänden. Es kam aber bei dieſer und andern Veranlaſſungen die Erſcheinung zu

Tage, daß die ſogenannten academiſchen Gerichte ſo recht **lucus a non lucendo** — nämlich antiacademiſch waren, und eine perſönliche Abneigung gegen die Academie beurkundeten, die ächt philiſterhaft und ächt altmeiningiſch war. Dem amtlichen Philiſterzopf war das freie Gebaren der Jünglinge ein Gräuel, daher übertriebene Härte der Urtheile und allzu fühlbare Strafen. Es kamen auch die Forſtacademiſten höchſten Orts mit einer Beſchwerdeſchrift ein, in welcher ſie geziemend vorſtellten, daß ſie zwar den Strafnachlaß, (welchen die Herzogin den Betheiligten in Gnaden gewährt hatte) dankbar erkennten, aber im Bezug auf die dabei befindliche, „fürchterliche Drohung, daß bei ferneren polizeilichen Vergehen man jeden Academiſten in die Kaſerne bei Waſſer und Brod einſperren würde“ — bitten müßten, der Herzogl. Regierung anzubefehlen, jene harte und beleidigende Drohung zurück zu nehmen, da mehrere Officiers unter ihnen, und ſie alle dem Schüleralter entwachſen ſeien, auch in vorkommenden Fällen Strafen eintreten zu laſſen, die jungen Menſchen von Stand und Bildung angemeſſen ſeien.

Darauf erfolgte denn auch ein milderndes höchſtes Reſcript, und es wurde jene abnorme und unziemliche Drohung in die „ſtrengere Ahndung“ verwandelt.

Dieſe Sache ſchwebte noch, als ſchon wieder ein Antritts-Commers dem Chef der Academie Anlaß gab, eine Klage einzureichen. Es war allerdings bei dieſem im Wirthshausſaale zu Dreißigacker gehaltenen Schmauſe etwas lebensvoll hergegangen, denn als ich am folgenden Morgen am Wirthshaus vorbei zur Schule ging, befanden ſich Tiſche und Stühle nicht mehr völlig wohl erhalten auf dem Hofe in einem zwieſpältigen Durcheinander, und hoben ihre Beine klagend gen Himmel. Sie hatten im Geleite von Biergläſern, Krügen und Tellern eine gezwungene Auswanderung durch die Fenſter vorgenommen, wobei auch letztere mit Schiffbruch gelitten. Der Chef hatte aber in ſeiner Eingabe die Sache gleichwohl noch vergrößert und vorgegeben, daß auch der Ofen von dieſer Partie geweſen, der noch unverſehrt im Zimmer ſtand. Bechſtein, welchem nun Bericht abgefordert wurde, beklagte, daß der Chef dieſe unwichtige Sache vor die Herzogin und das Geheimeraths-

Collegium gebracht habe, das mit Wichtigerem beſchäftigt ſei, und ſtellte ſie vom richtigen Geſichtspunkt aus dar; gab auch zu verſtehen, daß dieſe Antrittsſchmäuſe (Conditionen), vorausgeſetzt des Wegfalls ſolcher Abnormitäten, nicht abzuſchaffen ſeien, wobei die Sache beruhte, indem die Academiſten dem Wirth ſeinen Schaden ohne Weigerung erſetzten.

Am 21. April 1817 ſtarb der Academiker Lieutenant Clemens Wenceslaus Graf von Beiſſel aus Aidſtedt. Da derſelbe katholiſch war, ſo wurde ſeine Leiche nach dem nächſten katholiſchen Ort, Eußenhauſen, gefahren, alle Lehrer und Academiker und viele ſeiner Meininger Freunde folgten ihr zu Wagen, der Pfarrer empfing ſie mit dem Chor und der Gemeinde, hielt eine ſchöne paſſende Rede über den Spruch: Wie ſoll ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich wandeln, und dann in der Kirche ein feierliches Seelenamt. Graf Beiſſel hatte in Meiningen gewohnt. Dreißigacker war voll von Studirenden, weder im Schloß, noch im Dorfe gab es leere Wohnungen; Viele mußten in der Stadt wohnen und jeden Morgen hinausgehen. Mein Weg nach der Stadt zur Schule führte mich Allen entgegen, und durch dieß ſtete Begegnen hatte ich Gelegenheit, Alle kennen zu lernen, während die im Schloſſe und Dorfe wohnenden häufig beſucht wurden, theils um ihre Siegel zu erbitten, theils um einmal ſchießen zu dürfen, oder anziehende Bücher zu leihen, oder ihnen aufgeſammeltes Blei oder eingefangene Inſecten zu bringen. Dieſer ſtete Verkehr machte mir die Academie lieb, und ich bin noch heute erfreut, an einem ſo anziehenden Orte den beſten Theil meiner Knaben- und erſten Jünglingsjahre verlebt zu haben.

In jener Zeit ſchrieb Bechſtein an einen Freund: „In Dreißigacker giebt es jetzt viel zu thun. Wir haben etliche 70 junge Leute, und darunter auch einen heſſiſchen Forſtmeiſter, Baron von Dalwigk. Der Herr Forſtrath Cramer laborirt an der Waſſerſucht."

Der arme Cramer war fort und fort bedrängt geblieben, und mußte fort und fort ſuppliciren. Von Zeit zu Zeit erhielt er kleine Gnadengeſchenke. Er trug wiederholt auf Gleichſtellung ſeiner Beſoldung mit den übrigen Lehrern an, auf welche er Anſpruch zu haben glaubte, allein dieſe konnte nicht gewährt werden. Im Sommer 1816 überſtand er eine ſchwere Krankheit, hoffte immer, erlebte aber eine Beſſerung ſeiner Zuſtände nicht. Am 7. Juni 1817 ſtarb er. Bechſtein berichtete ſogleich an den Kammer-Präſidenten von Bibra:

„Dieſen Morgen ½5 Uhr iſt der Herr Forſtrath Cramer geſtorben. Seine arme Familie iſt durch dieſen Tod in die größte Traurigkeit und Verlegenheit geſetzt worden. Es waren ihm zu ſeiner letzten Labung 36 fl. rhn. beſtimmt, wollten Ew. Hochw. nicht ſo gnädig ſein, und dafür ſorgen, daß ſie ſeine arme Frau zur Beerdigung erhält. Ich werde dafür ſorgen, daß er Montags früh in aller Stille, blos in Begleitung der Anſtalt, begraben wird; ſeine Lectionen habe ich ſchon unter die übrigen Lehrer vertheilt.“

Es fehlte nicht an Candidaten um die erledigte Lehrerſtelle. Bechſtein trug ſie zunächſt dem Entomologen und Mineralogen Herrn E. F. Germar in Halle an, welcher dieſelbe anzunehmen auch perſönliche Neigung hatte, aber aus mancherlei Rückſichten ſich bewogen fand, ſie dennoch auszuſchlagen. Er war bereits als Profeſſor der Mineralogie in Vorſchlag und empfahl für Cramers Stelle den Edelſtein-Inſpector Breithaupt in Freiberg, ſowie den Dr. Moſch an der Ritter-Academie in Neuſtadt-Dresden. Dr. Moſch meldete ſich auch in der That an, und wurde vom Hofrath und Studiendirector Böttiger noch beſonders empfohlen. Auch andere Anmeldungen erfolgten, es handelte ſich indeß nicht darum, Cramers Stelle wieder auszufüllen, ſondern es war ein Mann erforderlich, welcher gründliche Kenntniſſe in der Phyſiologie der Thiere und Gewächſe, der vergleichenden Anatomie, der Chemie, Phyſik und mindeſtens aushülfliche in der Zoologie und Botanik beſitzen ſollte, dem die Aufſicht über das Naturalienkabinet und den Pflanzengarten anvertraut werden konnte, und der zugleich ſo weit practiſcher Jäger ſein ſollte, um die Jagd mit den Eleven zu begehen. Auch war Wunſch, da vorerſt nur eine Beſoldung von 300 Thalern gewährt werden konnte, daß der neue Lehrer unverheirathet ſei. Bechſtein äußerte ſich darüber wiederholt in Antwortbriefen: „Es fehlt uns nicht ſowohl ein Lehrer der Forſtwiſſenſchaft, als vielmehr ein Chemiker, Mineralog und überhaupt ein Naturforſcher, der einmal meine Stelle erſetzt, da ich nun alt, und bald zum Unterricht untauglich werde.“ Von ſolcher Anſicht geleitet, hatte Bechſtein an Germar gedacht, und lenkte nun die Wahl auf den Sohn eines Mannes, von dem er ſelbſt ſich in ſeinen früheren Verhältniſſen auf der Waltershäuſer Kemnote eines Theils gefördert geſehen hatte, auf den jungen Kammer-Acceſſiſten Hellmann von dort, welcher auf das günſtigſte von Blumenbach in Göttingen, wo Hellmann ſeine Studien gemacht, empfohlen, ſich bereits auch ſelbſt durch die Widmung ſeiner kleinen Druckſchrift: Ueber den Taſtſinn der Schlangen, empfohlen hatte. Hellmann kam gegen Ende September nach Meiningen, machte dort ein formelles Examen, und erhielt ſeine Anſtellung und Verpflichtung mit dem Titel als Forſtſecretär, und der Aufgabe, neben andern Lectionen auch den Vortrag des Forſt- und Jagdrechts zu übernehmen. Er bezog die Wohnung, die Germar inne gehabt hatte. Hoßfeld wohnte damals nicht mehr im Schloß, ſondern Hellmann gegenüber, in einem Judenhaus; die Zimmer der untern Schloßwohnung waren jetzt für Academiker eingerichtet; noch ſpäter und bis zur Aufhebung der Academie theilten ſich das Naturalienkabinet und der Schloßvoigt in dieſe Räume. Bald nach Hellmanns Antritt ſchrieb Blumenbach an Bechſtein: „Unſerm lieben Herrn Forſtſecretär meine herzliche Gratulation, aber auch Ihrem vortrefflichen Inſtitute wünſche ich mit voller Ueberzeugung Glück zur Acquiſition dieſes tüchtigen Lehrers.“

Durch den Aufſchwung und den Blüthenſtand der Academie konnte manche Verbeſſerung im Inventar vorgenommen werden. Eine durchgehende Reparatur des Mobiliars und der Zimmer, welche Bechſtein vorſchlug, wurde ausgeführt, und eigentlich jetzt erſt auch die Bibliothek der Academie begründet, denn ihr Büchervorrath beſtand bisher nur aus jenen Schriften, welche für die Societät der Forſt- und Jagdkunde eingegangen waren.

Bechſtein zeigte unterm 1. Decbr. an, daß er nicht nur Lehrern und Lernenden ſeine Bücherſammlung zur Benutzung vorgehalten, ſondern auch zu dieſem Zweck alles nöthige Neue aus eignen Mitteln angeſchafft habe. Die Herrſchaft habe nur die Kupferſtiche und Abbildungen zum Vorlegen in den Zeichenſtunden gekauft. Da aber nun ſeine Manuſcripte alle gedruckt ſeien, ſo reiche ſeine Einnahme nicht mehr hin, dieſe Ausgabe ferner zu beſtreiten, und den Verluſt, der durch Schaden und Schmutz bei der jetzigen großen Frequenz der Academie entſtehe, zu tragen. Er trug daher auf Einrichtung einer beſondern Academie-Bibliothek an, da der höchſtſelige Herzog ohnehin der Academie einen Zuſchuß von 300 fl. rhn. dazu ausgeſetzt habe. Der jüngſte Lehrer Hellmann ſolle über die bereits vorhandenen und nachgeſchafften Bücher einen Catalog fertigen, auch könne die Academie-Bibliothek zugleich als Forſtbibliothek für das ober- und unterländiſche Forſtdepartement dienen.

Die Herzogin bewilligte bis auf weiteres 100 fl. unterm 30. Decbr. 1817 für die Anſchaffung von Büchern und Inſtrumenten. Letztere laut Kammerprotocoll — denn im höchſten Reſcript ſtehen ſie nicht. Wahrſcheinlich ſchob ſie die Weisheit eines Kammerraths ein, in der Meinung, man könne unmöglich in einem Jahre 100 fl. nur für Bücher verbrauchen.

Jetzt trat nun auch eine neue Idee in's Daſein, deren Verwirklichung Dreißigacker einen noch höheren Aufſchwung geben, ſeiner Blüthe wo möglich noch mehr Farbe verleihen ſollte.

Es war die Idee: Mit der Forſtacademie ein landwirthſchaftliches Inſtitut, oder eine Landwirthſchafts-Academie zu verbinden.

Dieſe Idee entſprang dem Kopf eines Cameraliſten; Bechſtein war nicht ihr Schöpfer, konnte aber auch ihrer Ausführung nicht entgegen treten. Der Gedanke erſchien ja ſo angemeſſen und nützlich; es haben aber alle die Pfropfreiſer, die man auf den alten Stamm der Forſtacademie zu ſetzen verſuchte, die erwarteten Früchte nicht getragen. Indeſſen erfolgte die Ausführung dieſer Idee nicht ohne Vorbereitung.

Unter den zehn Bewerbern um die durch Cramers Tod erledigte Lehrſtelle hatte ſich auch der Großherzogl. S. Weimar-Eiſenachiſche Lieutenant Martin Heinrich Schilling aus dem Meiningiſchen befunden, welcher ſich mit ſeinem Geſuch unmittelbar an die Herzogin wandte, aber auch von Zwätzen bei Jena, ſeinem damaligen Aufenthalt, aus an Bechſtein ſchrieb, und ihm die Wiſſenſchaften nannte, die er zu lehren wünſchte.

Bechſtein unterſtützte Schillings Geſuch, rieth ihm aber, im nächſten Winter, 1817 auf 1818, in Jena bei Sturm und Döbereiner noch Oeconomie und Cameralwiſſenſchaft zu ſtudiren, welchen Rath Schilling bereitwilligſt befolgte.

Unterm 7. Februar 1818 decretirte die Herzogin, daß die Forſtacademie zu Dreißigacker mit einer Lehrſtelle der Landwirthſchaft erweitert werden ſolle, und dieſe Stelle wurde Herrn Schilling übertragen. Derſelbe erhielt mit den übrigen Lehrern vorbehaltlich ihrer Anciennität gleichen Rang und gleiche Vorzüge, nebſt einer Beſoldung von 400 Thalern. Er wurde Mitglied der Herzogl. Oeconomie-Commiſſion, erhielt zur Beſchaffung nöthiger Schriften ſeines Faches, die jedoch bei der Academie bleiben ſollten, 100 fl. rhn. verwilligt, doch wurde ihm aufgegeben, von Oſtern bis Michaeli 1818 das Fellenbergiſche Inſtitut zu Hofwyl zu beſuchen, und dann ſollte er die Herzogl. Meierei bewirthſchaften.

In dieſer Zeit bewarb ſich noch nachträglich Profeſſor Graumüller in Jena um eine Lehrſtelle in Dreißigacker. Dieſer verdienſtvolle Gelehrte hatte nur 100 Kaiſergulden Beſoldung, und klagte über manche Kränkung. Er führte an, daß er eine bedeutende naturhiſtoriſche Bibliothek aus allen Fächern mitbringen könne.

Mit der vollſten Anerkennung ſeiner Verdienſte antwortete ihm Bechſtein aufrichtig bedauernd, daß Cramers Stelle bereits wieder beſetzt, und Herr Schilling, jetzt noch in Hofwyl, zum Lehrer der Oeconomie beſtimmt ſei. „Sollte die Landwirthſchafts-Academie ſo beſucht werden, wie die Forſtacademie, ſo werden wir wahrſcheinlich noch einen Lehrer brauchen, und ich werde Sie dann unſerm Geheimeraths-Collegium um ſo lieber vorſchlagen, da ich aus Ihren Vorleſungen ſehe, daß Sie in Jena ſchon öconomiſche Technologie und vorzüglich Thierheilkunde vorgetragen haben. Es ſollte mich herzlich freuen, wenn ich mit einem ſo gelehrten Mann in nähere Verbindung kommen würde ꝛc.“

Bechſtein, dem es oblag, über die in Vorſchlag gebrachte Verbindung eines öconomiſchen Inſtituts mit der Forſtacademie ſeine Anſichten kund zu geben, that dieß mit gewohnter Offenheit. Er ſagte in ſeinem Bericht mit prophetiſcher Ahnung: „Wenn die Forſtanſtalt nicht durch Einmiſchung öconomiſcher Vorträge in ihren Grundfeſten erſchüttert werden ſoll, (!) ſo wird nöthig, daß die Vorleſungen der Forſt- und Landwiſſenſchaft nicht in einem Plan zuſammenſchmelzen, ſondern als getrennt neben einander ſtehen; ſo daß das Publikum zu Dreißigacker eine eigene Landwirthſchafts- und eine Forſtwiſſenſchafts-Schule finde, in welcher nur einige theoretiſche Lehrgegenſtände, wie allgemeine Naturgeſchichte, Arithmetik, Geometrie, gemeinſchaftlich vorgetragen werden. Es entſtehen nämlich nun mit Beſetzung der öconomiſchen Lehrſtelle zwei Lehranſtalten zu Dreißigacker, die forſtliche und die öconomiſche, und der Curſus für jede dauert zwei Jahre.“ Hierauf erörterte Bechſtein die Grundſätze der neuen Landwiſſenſchaft ausführlich und ſetzte ihre Theile überſichtlich auseinander, zählte in zwei Beilagen alle Lectionen für das öconomiſche Inſtitut auf und gab einen wohlüberlegten einjährigen Lectionsplan für die Vorträge und practiſchen Uebungen an, wie ſie vereinigt für beide Inſtitute dem Publicum vorgelegt, und in Dreißigacker ſelbſt gehalten und ausgeführt werden könnten.

„Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird aber wohl die öconomiſche Anſtalt künftige Oſtern noch nicht eröffnet werden können, und Herr Schilling traut ſich zu viel zu, wenn er dann ſchon ſeine Lehrſtelle antreten zu können meint.“

Weiter entwickelte Bechſtein nun die Anſicht, daß hier nicht die Rede ſein könne von der Bildung eines guten Bauers, ſondern von der eines Oeconomen, der in einer ſyſtematiſchen Ordnung gründliche Anleitung in allen Zweigen des öconomiſchen Wiſſens, verbunden mit den nöthigen practiſchen Anſichten und der Bekanntſchaft mit allen neu erfundenen Geräthen, die den Feldbau erleichtern, abkürzen und weniger koſtſpielig machen, erlangen ſolle, wozu eine beſondere practiſche Anſicht und Erfahrung auf einer berühmten öconomiſchen Schule, wie die des Herrn v. Fellenberg und des Herrn Thaer förderlich ſein werde, und ſchlug daher vor, daß Herr Schilling die Fellenberg'ſche Anſtalt zu Hofwyl ferner beſuche, weil dieß eine Ideal- und Centralſchule ſei, auf welcher man in kurzer Zeit alles ökonomiſche ſehen und prüfen könne. Wenn daher Herrn Schilling ſeine ausgeſetzte Beſoldung auf ein Jahr gegeben, und er noch 4—6 Monate in Hofwyl verweilen werde, alsdann erſt getraue ſich Bechſtein die Anſtalt dem Publikum als eine nützliche mit Ueberzeugung anzukündigen, und den Lectionsplan drucken laſſen zu können.

Eine Trennung der beiden Lehranſtalten durch verſchiedene Benennung der Lehrer und Lernenden in beiden Fächern wurde höchſten Orts nicht gut geheißen, und es ſollten beide vereinigte Anſtalten den Namen: Forſt- und landwirthſchaftliche Academie führen, der Beſuch des Fellenbergiſchen Inſtituts von Seiten Schillings wurde genehmigt.

Schilling ſchrieb unterm 28. April 1818 aus Buchſee an Bechſtein und entwarf ihm eine ſehr günſtige Beſchreibung der agrariſchen Beſchaffenheit des Wolhofes, wünſchte die Anfertigung einer Sämaſchine für die Meierei nach der Conſtruction der dort üblichen, und verhieß weitere umfaſſendere Berichte.

Er bereicherte ſeine Kenntniſſe durch Fellenbergs freundliche Mittheilungen und durch die Anſchau des dortigen Landwirthſchaftsbetriebes, zeichnete und erwarb Maſchinen und Modelle, reiſte in's Emmenthal, lernte die Sennenwirthſchaft kennen, ſammelte ein Schweizer-Herbarium und trat im Herbſt 1818 ſeine neue Stelle an. Da ſich in Dreißigacker keine Wohnung für ihn fand, mußte er ein Quartier in Meiningen beziehen.

Bechſtein beſorgte für den allgemeinen Anzeiger die Veröffentlichung des Lehrplans, der alle Zweige der Oeconomie in theoretiſcher und practiſcher Hinſicht umfaßte.

Mit 1819 begann die Landwirthſchafts-Academie ihre Selbſtſtändigkeit zu entfalten, und es wurden nun zuerſt die Lectionspläne beider Academien im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen getrennt, während doch ein Haus und ein Lehrercollegium beiden diente, ein Director ſie leitete.

Im Jahr 1819 erhielt auch der vorherige Diener des Geheimen-Raths Heim, Friedrich Beill, ſeine Anſtellung als Schloßvoigt und Gehülfe bei der Forſtacademie Dreißigacker. Er ertheilte den Unterricht im Ausſtopfen, und es wurde ihm die Beſoldung des vormaligen Hausvoigts Göcking und eine ausführliche, ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Inſtruction zu Theil. Der Schloßvoigt ſtand nächſt der Herzogl. Kammer unter dem Director und den Lehrern der Academie. Ihm waren der Schloßwärter, Aufwärter und der Hausknecht unterſtellt, er führte die Aufſicht über das Inventarium, das Schloßgebäude mit den Umgebungen, das Bauweſen; ihm lag die Viſitation der Wohn- und Schlafzimmer der im Schloß wohnenden Academiker, wie der Hörſäle ob; ebenſo waren der Pflanzengarten, die Schießhäuſer in der Allee, die Kegelbahn, das Naturalienkabinet ſeiner beſondern Obhut anvertraut. Abgehende einheimiſche Stücke des letzteren ſollte er anzuſchaffen oder zu ergänzen ſuchen, die Inſtrumente, das Jagd- und Lerchenzeug in Ordnung halten. Mittwochs und Sonnabends hatte er Sommer und Winter 2 Stunden lang Unterricht im Ausſtopfen kleiner Vögel und Säugethiere zu geben; er ſollte mit den Academikern die Krähenhütte beſuchen, jeden Herbſt eine Schneiß mit Aufſchlägen und Dohnen ſtellen, den Lerchenſtrich mit Tag- und Nachtgarnen veranſtalten, und mit einer ihm zugewieſenen Abtheilung der Academiker die Treibjagen beſuchen. Nebenbei hatte der Schloßvoigt zugleich das Amt des Pedells, mit allen dazu gehörigen Pflichten, auch Schreibereien ſollte er copiren und mundiren. Ob ſich viele derartige Factota nach einander gefunden, die das alles zu erfüllen gewußt, weiß ich nicht, ich übergehe die ſpäteren. Brill aber verdient, daß ſeiner in der Geſchichte der Academie gedacht werde. Er war 33 Jahre in Heims Dienſten geweſen, und hatte ſchon vor deſſen Tod Unterricht im Ausſtopfen zu Dreißigacker ertheilt, worin er ſehr geſchickt war; auch für das Naturalienkabinet ſtopfte er aus. Brill ſtarb am 13. Juli 1872.

Im Sommer 1819 fiel wieder ein höchſt ſtörendes und widerwärtiges Ereigniß vor, das zum Nachtheil der Academie von ihren Gegnern genugſam ausgebeutet wurde, obgleich die Anſtalt an der ganzen Sache ſchuldlos war.

In der Nähe einer ¼ Stunde von Meiningen an der Straße nach Franken gelegenen Walkmühle war ein beſuchter Badeplatz. Um zu dieſem zu gelangen, mußten die Badeluſtigen entweder durch die Mühle ſelbſt, oder um dieſelbe herum gehen, jedenfalls wurde des Müllers Wieſe betreten, und es mögen deßfallſige Rügen wohl nicht ohne erbitternde Erwiderung von Seiten der Academiker geblieben ſein. Voſonders konnte es dem Walkmüller nicht lieb ſein, daß man auf ſeine Wieſe, obgleich ſie abgemäht war, mit Chaiſen fuhr, und ein ſolcher Fall ereignete ſich am 7. Juli, an welchem Tage 4 Academiker dort anfuhren.

Es kam zu einem heftigen Streit, der Müller reizte die Academiker durch Schimpfen, warf mit dummen Jungen um ſich, und einer der Academiker beging das Unrecht, mit der Peitſche des Kutſchers auf den Mann loszuſchlagen. Die erſchrockene Frau glaubte denſelben gleich in Lebensgefahr und ſchickte ihren zwölfjährigen Sohn nach Hülfe zur Stadt, wo er in die Kaſerne lief und berichtete, ſein Vater werde von den Academikern geprügelt. In der Kaſerne war kein Offizier anweſend, 2 Feldwebel beorderten 2 Unteroffiziere und 3 Mann Gemeine, ſich an Ort und Stelle zu begeben, und Ruhe zu gebieten. Mit großer Schnelle verbreitete ſich aus der Kaſerne am obern Thor das Gerücht von einer Prügelei auf der Walkmühle in der Stadt. Später ging noch 1 Unteroffizier mit mehrerer Mannſchaft ab, und dieſen folgte noch eine Arriergarde, beſtehend aus zwei Unteroffizieren und 8 Gemeinen, während durch neu hinzukommende, baden wollende Academiker ſich deren Anzahl ebenfalls verſtärkte. Auch der Polizeilieutenant eilte aus der Stadt herbei und ſuchte in verſtändiger Weiſe Frieden zu ſtiften, was ihm aber nicht gelang, zumal auch eine Menge Pöbel aus der Stadt die Soldaten antrieb, loszuſchlagen. Wer den Befehl zum Beginn dieſes Feldzugs gegen die Academie gegeben, iſt nicht recht klar geworden, die nachherige Unterſuchung ergab, oder ſchien zu ergeben, daß ſich alles auf die unberufene Anordnung der Feldwebel zurückführen ließ. Es würde zu weit führen, die nun folgenden höchſt widrigen Auftritte ausführlich zu ſchildern, obſchon dieß früher Abſicht war. Genug es kam zu heftigen Reibungen und ſelbſt zu nicht unbedeutenden Körperverletzungen.

Da der erſte Unteroffizier anfangs nicht wußte, was zu thun, und ohne irgend eine Verrichtung doch nicht wieder mit ſeinen Gemeinen abgehen wollte, ſo ſchickte er 1 Mann um Verhaltungsbefehle nach der Stadt, während das zweite Commando bereits zu dem erſten ſtieß, und der Kampf begann.

Nicht weniger als 15 Academiker wurden erheblich mit Bajonettſtichen, Kolbenſtößen und Schlägen mit Flintenläufen und Schlöſſern verwundet, während die ſchwache Gegenwehr nur 9 Soldaten, doch meiſt ohne ſichtbare Zeichen der Verletzung traf, nur Einer erhielt einen Meſſerſtich.

Mittlerweile rückte aus der Stadt noch 1 Lieutenant mit 13 Mann, dann noch 1 Lieutenant mit 8—10 Mann aus, dieſe langten erſt an, als der Tumult zu Ende war. Auch der Lieutenant, der die Inſpection hatte, aber nicht in der Kaſerne geweſen war, kam an, und ſtellte die Ordnung her, indem er das Militair zuſammen rief.

Unterm 8. Juli berichtete die Direction der Forſt- und Landwirthſchafts-Academie an die Herzogin über den Vorgang, theilte mit, daß viele Academiker durch Bajonettſtiche und Kolbenſtöße bedeutend verwundet worden, und daß die fremden Academiker ſich einſtimmig darüber erklärt, ſie müßten die Anſtalt verlaſſen, wenn ſie nicht die gehörige Satisfaction erhielten, und daß ſie bereits keine Lectionen mehr beſuchten. Bechſtein ſchloß ſeinen Bericht mit den Worten: „Es wäre doch wirklich Schade, wenn dieſe Anſtalt durch das unüberlegte Betragen des Militärs zu Grunde gehen ſollte.“

Die Academie war auf das Höchſte beleidigt und beſchimpft, die Academiker machten ihre Klage anhängig und drangen auf die ſtrengſte Unterſuchung. Auch die Lehrer ſchwiegen nicht, ſie nahmen einen in Meiningen berühmten Anwalt, den tüchtigen Advokaten Bey an, der mit gepfefferten Rechtsgründen in's Feld rückte. Als die Klageſache nach langer und weitläufiger Unterſuchung endlich ſpruchreif war, lehnte das Ober-Appellationsgericht zu Jena aus merkwürdigen Bedenklichkeitsgründen das erſte Erkenntniß ab, und bat, eine Immediat-Commiſſion aus ſeiner Mitte zum Schiedſpruch ernennen zu dürfen, welches denn auch geſchah. Dem Großherzogl. S. Weimar-Eiſenachiſchen General-Major Freiherrn von Egloffſtein zu Weimar wurde ein Auszug aus den Unterſuchungsacten zur Begutachtung zugeſandt und dieſes Gutachten fiel durchaus nachtheilig für das Militär aus, indem es zugleich die Arreſtſtrafen für die betheiligten Offiziers angab.

Das Urtheil wurde folgendermaßen gefällt: „Ein Unteroffizier erhielt 6wöchentliches, ein zweiter 4wöchentliches, ein dritter 8tägiges, dem Feſtungsarreſt gleich zu achtendes Gefängniß. Die 2 Lieutenants, 2 Feldwebel und 1 Unteroffizier 8 Tage, ein anderer 3 Wochen Arreſt.

Drei Studirende, welche den Walkmüller thätlich gemißhandelt, bekamen 14 Tage Gefängniß. $^1/_3$ der Gerichtskoſten ſollten die Studirenden, die den Walkmüller geprügelt, $^2/_3$ das Militär und die Academiker gemeinſchaftlich tragen; dieſe Koſten wurden indeß niedergeſchlagen. Den Lehrern zu Dreißigacker wurde die Unſtatthaftigkeit ihrer verſuchten Einmiſchung durch einen Geſammt-Anwalt in die Unterſuchungsſache, und letzterem die dabei begangenen „Ungebührniſſe" allen Ernſtes verwieſen.[*]

Viele Academiker gingen in Folge dieſes höchſtſtörenden Vorfalles ab, und während bei der noch ſchwebenden Unterſuchung unterm 20. Januar 1820 anbefohlen wurde, daß keinem der Betheiligten vor Beendigung derſelben der Lehrbrief ausgefertigt werden ſolle, hatten bereits 10 von 31 die Academie verlaſſen.

Das war das Walkmühldrama, welches eine lange Zeit auf Bierbänken und in Kaffeekreiſen Stoff zur Unterhaltung abgab.

Erfreulicherer Art für die Forſtacademie waren die mannichfaltigen Bereicherungen, welche in dieſem Jahre das Naturalienkabinet empfing. Naumanns reiche ornithologiſche Zuſendungen enthielten Mitgebrachtes von einer Reiſe auf die Inſeln der Nordſee und an die Weſtküſte Jütlands; dabei die von L. S. Naumann erſt entdeckte und benannte **Sterna macrura**. Ein dankbarer Zögling der Academie, Lorenz Göpfert aus Meiningen, war durch Bechſteins Verwendung in die Dienſte des Herzogs von Dalberg gekommen, und begleitete ſeinen Herrn in die ſchönſten Gebirgsgegenden der Schweiz, Savoyens, Sardiniens, Neapels, Siciliens.

Göpfert berichtete über die nah und näher tretende gänzliche Ausrottung des Steinbocks. Nur ein einziger Gletſcherbezirk, der von Cogne, ohnweit Aoſta, am Fuße des großen St. Bernhard, barg noch in ſeinen unzugänglichen Höhen und Klüften dieſe ſchönen Thiere; aus dem Gletſchergebiet im Liſathale waren ſie bereits verſchwunden. Es gebe überhaupt nur noch 30—40 Stück, welche Zahl von Jahr zu Jahr ſich vermindere. Göpfert war es, welcher einen ihm befreundeten begüterten Kaufmann und Gemſenjäger, den ſchon früher erwähnten Herrn v. Zumſtein, veranlaßte, ein Project zur Erhaltung des Steinbockgeſchlechtes, wie zur Beſtrafung derer, die auf dieſe Thiere Jagd machten, beim Miniſterium des Innern zu Turin einzureichen, da er ſelbſt als Diener eines auswärtigen Geſandten dieß nicht thun konnte. Der Preis eines ausgeſtopften Steinbocks war bereits auf 24 Louisd'or geſtiegen. Auf Göpferts Antrieb geſchah es, daß Herr von Zumſtein ſich bewogen fand, dem Naturalienkabinet einen Gemsbock zu ſchenken, und einen Steinbock um 4 Louisd'or zu verſchaffen, die noch als treffliche Exemplare Zierden dieſes Cabinettes ſind. Göpfert theilte auch Bemerkungen über die Stellungen dieſer Thiere mit, und ein Brief von v. Zumſtein ſchilderte die Jagd auf den Gemsbock, den er ſelbſt nicht ohne Noth und Gefahren erlegt hatte.

Auch an die Academie der Wiſſenſchaften zu Turin berichtete von Zumſtein über die nahe Ausrottung der Steinböcke und bat um deren Mithülfe zur Erhaltung dieſes Thiergeſchlechtes.

Schneehuhn, Alpenkrähe, Murmelthier und weißer Haſe kamen ebenfalls durch Göpfert in das Cabinet. Der Oberforſtmeiſter von Pannewitz zu Marienwerder ſandte neben anderen Vögeln einen ſchönen Kranich; Unterförſter Geipel, auch früher Academiker zu Dreißigacker, zu Rechtenbach im Speſſardt ſorgte für Haſelhuhn und Henne, Apotheker Bädecker in Witten lieferte einen Kormoran und ebenfalls Haſelhühner, die zum Tauſch beſtimmt wurden. Schon damals klagte der Ueberſender über Mangel an Wild in der Grafſchaft Mark — ſeine Klage klang, als ſei ſie 1849 in Thüringen geſchrieben: „Rothwild kennt man nicht mehr, Rehe ſind äußerſt ſelten, und wenn ſich irgendwo eines blicken läßt, ſo ſind gleich Hunderte von Jägern dahinter her." Alſo wiederum das bekannte: Alles ſchon dageweſen; darum verzage nicht die edle Jägerei; das Wild kommt auch wieder, trotz der wilden Jagd der verrückten Hackelbärnde von 1848 und 1849.

Da man die Vorſorge traf, alle ausgeſtopften Thiere und Vögel unter Glas zu bringen, ſo ging nun auch wenig oder nichts durch Motten und Speckkäfer verloren.

Herr von Zumſtein ſetzte ſeine Sendungen fort, und es befanden ſich dabei Glimmerſchieferſtufen vom höchſten erſteigbaren Punkt des Monte Roſa, den er zweimal beſtiegen, nebſt ſeltenen Alpenvögeln.

Der in Berchtesgaden angeſtellte Jagdamts-Controleur K. Heim aus dem Meiningiſchen überſchickte das treffliche Exemplar eines von ihm geſchoſſenen Goldadlers nebſt einem, in deſſen Horſte gefundenen noch unausgebrüteten Ei, eine größere Seltenheit als der Adler ſelbſt, ſo auch einen Schneehahn und Anderes. Durch Herrn von Friedrich zu Würzburg kamen ein Paar Elchhirſchläufe in das Cabinet, und ſo trugen viele dankbare Zöglinge mit dankenswerther Bereitwilligkeit zur Vermehrung des Naturaliencabinets bei, während auch durch Ankauf deſſen Sammlungen wuchſen u. immer förderlicher für den Unterricht wurden.

Von einem ehemaligen Academiker, R. A. Binge, jetzt zu Wandsbeck, wurden Anträge zur Einführung holſteiniſcher Kultur-Methoden, der engliſchen Stallfütterungswechſelwirthſchaft u. dgl. im Meiningiſchen gemacht, doch ſcheinen die Verhältniſſe ein Eingehen auf jene Vorſchläge nicht begünſtigt zu haben.

Die vereinten Anſtalten waren nun im ruhigen Fortblühen begriffen, obſchon die Landwirthſchafts-Academie nicht den lebhaften Beſuch erhielt, den man vielleicht erwartet hatte, mindeſtens geht aus den überaus zahlreichen Briefen der theils durch ihre Aeltern und Verwandten, theils der durch ſich ſelbſt angemeldeten Academiker hervor, daß der Beſuch der Forſt-Academie ihnen Hauptſache war.

Die große Anzahl der Studirenden rief unter denſelben mancherlei Reibungen und Beleidigungen hervor, und führte eine Spaltung herbei, welche nachtheilig auf die Verfolgung der Studien zu wirken drohte. Studentiſcher Sinn und Geiſt erhob wieder mit kräftiger Hand den Schläger und Raufdegen, und es kam zu Duellen, welche wenn auch nicht Todesfälle, doch Verwundungen und Unterſuchungen nach ſich zogen. Indeß gelang es der Umſicht des Directors, vermittelnd und verſöhnend einzuſchreiten, die beiden einander feindlich gegenüberſtehenden Parteien, von denen die eine ſich Burſchenſchaft nannte, die andere Theegeſellſchaft, vereinigten ſich, verſprachen Beſſerung und Ruhe, und der Director trug darauf an, diejenigen Hausbeſitzer zu beſtrafen, welche in ihren Häuſern die Duellſcandale hegten und halten ließen, beſonders waren dieſe das Wirthshaus und die Wohnung eines Tiſchlers.

Die erſte Burſchenſchaft zu Dreißigacker hatte durchaus keine politiſche Bedeutung. Nur die Benennung war, wie fliegende Sommerfäden, von den Univerſitäten auf die Academie herüber geweht. Der academiſche Senat gebot indeſſen ihre Auflöſung, und ſie gab den von ihr beleidigten eine von dieſen geforderte Ehren-Erklärung, worauf die angedeutete Verſöhnung und Ruhe erfolgte. Von einer anderweiten gleichnamigen, mehr demagogiſchen Verbindung wird weiter unten die Rede ſein.

Ein wichtiger Grund zur Ertheilung vollkommener Amneſtie lag im Herannahen ſchöner und für das ganze Meininger Land feſtlicher und hocherfreulicher Tage. Am 17. December 1821 wurde Herzog Bernhard volljährig und trat nun ſelbſt die Regierung ſeines Landes an. Es wurden angemeſſene Feierlichkeiten veranſtaltet und auch die Forſtacademie blieb nicht unbetheiligt.

In einem Redeactus, welcher im Schloſſe zu Dreißigacker begangen wurde, hielt Bechſtein einen Vortrag, in welchem er die Erinnerung an die großen Verdienſte Herzog Georgs um ſein Land, um die Forſtwirthſchaft und um die Academie hervorhob, der treuen Pflege der Herzogin Louiſe gedachte, die auch ſie der Anſtalt angedeihen ließ, und gute Hoffnungen an die Zukunft der Anſtalt unter dem neuen Herzog knüpfte. Ein neues Sittenbuch wurde begonnen, das alte geſchloſſen und die zu Michaeli neu angekommenen Academiker feierlich aufgenommen. Hierauf wurde ein Gedicht abgeſungen, welches bereits zu höchſten Händen überreicht worden war, und am Abend erfolgten von Seiten der Academiker Freudenſalven vom Bildſtein, auf dem ein Feuer loderte. In ſeiner Rede hatte Bechſtein der für die Meininger Landesgeſchichte beginnenden neuen Periode erwähnt, und ausgeſprochen: Auch wir wollen und werden in derſelben nicht vergeſſen ſein.

Seinem ahnungsvollen Blick mochte ſich wohl ſchon jene dunkle Pforte offen zeigen, durch welche erhabene Geiſter zum Nichtvergeſſenwerden — zur irdiſchen Unſterblichkeit — eingehen. Er hatte den Vater treu geliebt und treu gedient, er hatte während der Regierung der Mutter des Vaters Werke mit aller Treue gefördert, und ſelbſt in ſturmvoller bewegter und drückender Zeit kraft- und muthvoll ſeine Stelle behauptet. Jetzt ſtand er — wie Moſes auf dem Nebogipfel und blickte nach dem Sterne des Sohnes, ſprach prophetiſch eine Glückverheißung aus. Sein Wirken, ſein unermüdetes, ſegensreiches Wirken für Dreißigacker ſchloß ſich nun ab, ſein Werk war vollbracht, ſeine Sendung erfüllt. Siebenzig Tage noch und er wandelte nicht mehr unter den Lebendigen.

XIX.

Bechſteins Tod. Seine Gattin und Wittwe.

Wie fühlbar oft in den letzten Lebensjahren Schmerz und Krankheit Bechſtein an den Erlöſer von allen Erdenqualen gemahnt hatten, dennoch glaubte er wohl, nachdem das Jahr 1822 begonnen, ſein Scheiden nicht ſo nahe.

Er hielt im Januar noch ſeine Lectionen, notirte noch die Ausgaben für die zahlreichen Neujahrgratulanten und für Jahresrechnungen und machte noch im Beginn des Februar eine zweitägige Geſchäftsreiſe nach der Zwick. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ihm dieſe oder eine ſpätere Fahrt nach der Stadt durch die Ungunſt der Jahreszeit eine Erkältung zuzog, die ſich zu einem Bruſtfieber ſteigerte, welches ihn in der Mitte des Monats auf das Krankenlager warf, von dem er ſich nicht wieder erheben ſollte. Beängſtigung und Erſchwerung des Athemholens ſchienen bei dem ohnehin ſehr ſtarken Körperbau des Kranken ſymptomatiſch auf Lungenleiden und auf Bruſtwaſſerſucht hinzudeuten, auf welche hin ſein Arzt, Geh. Hofrath Schlegel, ihn behandelte.

Ernſter wurden die Mahnungen an das letzte Scheiden, und Bechſtein, welcher ein bereits am 9. Februar 1819 errichtetes Teſtament ſchon früher zurückgenommen, errichtete nun unterm 21. deſſelben Monats ein anderweites. Bechſteins vieljähriger Freund, der oben ſchon erwähnte Regierungs-Advocat Ber, fertigte dieſes Teſtament. Derſelbe ſchrieb darüber folgendes nieder.

„Bechſtein war bei dieſer Gelegenheit noch munter, wollte mir Geld aufdringen für meine Arbeit, war ſcherzhaft, als ich es nicht nehmen wollte, und ich verließ ihn in der ſichern Hoffnung ſeiner Wiedergeneſung. Er hat mich, als ich ihm das Teſtament machte, auch erſucht, Vormund für ſeine Frau zu werden, wenn er ſterben ſollte, woraus ich damals einen Spaß machte, dagegen die Wittwe Ernſt, als der Todesfall ſich ereignet hatte.“

„Nach meinem Fortgang hat es ihn aber gedrängt, das Teſtament mußte auch übergeben werden; er hat ein Geſchirr fortgeſchickt; und als die Uebergabe erfolgt war, ſich ruhig erklärt.“

Der tief ſchmerzlich ergriffenenen Gattin und den theilnehmenden Freunden widmete der Todkranke noch freundliche Tröſtungen, und verwieß ſie an die Hoffnung auf ein Wiederſehen drüben.

Gegen Abend am 21. wurde Bechſtein von einer ohnmachtgleichen Schwäche überfallen, lag ſchwach und elend die Nacht hindurch, hatte am 22. nur wenig Bewußtſein, und ſchlummerte am 23. Morgens halb 8 Uhr ſanft in das Jenſeits hinüber.

Die Section, welche der jetzige Oberwundarzt Kehlhof in Gegenwart Schlegels und Hellmanns vornahm, ergab ein überraſchendes Reſultat. Bei der Eröffnung der Bruſthöhle äußerte Schlegel zu dem Wundarzt: „Nehmen Sie ſich in Acht, daß uns das Waſſer in der Bruſthöhle nicht entgehe.“ Dieſe wurde nun auf das Vorſichtigſte eröffnet, allein es fand ſich, nachdem auch Herz und Lunge frei gelegt waren, nicht ein Tropfen Waſſer, wohl aber fanden ſich beide Lungen ſo trocken, als wenn ſie mehrere Tage an der Sonne gedörrt worden wären, und — bei näherer Unterſuchung derſelben, in beiden, namentlich in der rechten, zahlreiche kleine, theilweiſe aber auch erbſengroße Steinchen, eine merkwürdige Deformität, die wohl die nächſte Urſache des Todes abgab.

Schmerz und Theilnahme über dieſen Verluſt, welcher die Wittwe, welcher die Academie, welcher ſelbſt das Land traf, äußerte ſich von allen Seiten groß und rührend. Die Wittwe empfing ſowohl gleich nach Bechſteins Hinſcheiden, als auch ſpäter zahlreiche Troſt- und Beileidsbezeugungen von ihren und ihres Mannes Freunden, die Görlitzer ornithologiſche Geſellſchaft veranſtaltete Bechſtein ſogar eine Art Todenfeier. Ein Artikel unter der Aufſchrift: Vaterlandschronik im 9. Stück der Meiningiſchen wöchentlichen Nachrichten vom 2. März würdigte mit voller Anerkennung die Verdienſte des Dahingeſchiedenen.

Am 25. Februar wurde Bechſteins ſterbliche Hülle der Erde übergeben. Der Leichenzug war würdig und feierlich. Ein ſchönes Gedicht wurde bei deſſen Beginn Namens der Academiker vertheilt, die in dem Verſtorbenen ihren heimgegangenen Freund wahrhaft betrauerten. Dieſes Gedicht hatte den Forſt-Academiker Herrn Guſtav von Heeringen zum Verfaſſer, welcher ſpäter mit Glück und Beifall in die Reihen deutſcher ſchönwiſſenſchaftlicher Schriftſteller getreten iſt. Eine beziehungsreiche Strophe des Gedichtes lautete:

„Dich werden Deutſchlands Söhne nie vergeſſen,
Das Vaterland wird Dein Verdienſt ermeſſen,
Du hoher Freund der ſchaffenden Natur.
Und ſpät, noch ſpät, wenn unſre Enkel leben,
Wird ſich Dein Name ſegensreich erheben
In deutſchen Wäldern, auf der deutſchen Flur.“

Trauermuſik eröffnete den Zug, welchen die Forſtacademiker vor dem Sarge, von Marſchällen aus ihrer Mitte geführt, alle in Uniform, ſchwarze Flöre um den Arm, Paar an Paar bildeten; es folgten die Lehrer, der Sarg, der Herzogl. Commiſſar, die Herzogl. Collegien, die Officiere des Bataillons, die Collegiendiener, die Meininger Schützengeſellſchaft und zahlreiche andere Freunde und Verehrer.

Neben dem vorangegangenen Sohne ward dem Verſtorbenen die Stätte bereitet, und es wurde vor der Einſenkung das ſchöne, ſo ganz auf Bechſteins Wirken paſſende Lied: „Wer mit Luſt und Eifer ſtrebte“ geſungen.

Der Pfarrer des Orts, Storand, hielt die Leichenrede, in welcher er ohne Lobrednerei des Entſchlafenen raſtloſe Thätigkeit, ſeine vielfachen Verdienſte um die Wiſſenſchaft wie um das Land, ſeine Redlichkeit, Heiterkeit und Geſelligkeit anerkennend erwähnte; wie treu er noch unter ſeinen letzten Schmerzen ſein Haus beſtellt, wie zärtlich für ſeine liebende Gattin, wie liebreich für eine Mutter, deren Lebensziel das gewöhnliche Menſchenalter überſtiegen, geſorgt habe.

Bechſteins am 29. März eröffneter letzter Wille konnte ein Muſter von vorſorglicher Anordnung für Perſonen, die ſeinem Herzen nahe geſtanden, genannt werden. Er ernannte ſeine Frau zur Univerſalerbin, befahl in deren lebenslängliche Koſt und Pflege ſeine hochbetagte Mutter, und falls dieſe vorziehen ſollte, ihre Tage bei der Schwiegertochter nicht zu beſchließen, ſo wurde erſterer vom Abwurf des Vermögens ein genügender Antheil, dieſen zu verzehren, wo ſie wolle, ausgeſetzt, oder auch, falls ſie beides nicht wolle, der reine Pflichttheil ihr zugeſichert.

Als Nacherben der Frau in deren einſtige Hinterlaſſenſchaft bei Erlaß eines Inventars wurden die Pflegeſöhne eingeſetzt und außerdem noch mehrere Legate an Verwandte und Pathen teſtirt, auch war verordnet, daß das Freigut, die Kemnote, verkauft werden ſolle.

Wolle die Academie die eigene Bibliothek des Erblaſſers ankaufen, ſo ſolle dieſelbe zu dem gering angeſchlagenen Werthe von Eintauſend Thalern im 24 Guldenfuß abzulaſſen, die Haupterbin verbunden, und der weit größere Werth der Bibliothek der Academie als ein Legat von Bechſtein zugedacht ſein.

In dem Meiningiſchen Anzeigeblatt erſchienen noch einige ſchöne Gedichte auf Bechſteins Tod.

Nachdem den beiden Frauen, der Gattin und der Mutter, nach damals geltendem Rechtsbrauch Vormünder beſtellt worden waren, zog die hochbetagte Mutter Bechſteins Trennung von der Schwiegertochter vor. Ihr Beginnen war theils Eigenſinn, Unzufriedenheit mit ihrer Lage, theils jene Heimathſehnſucht, die dem menſchlichen Herzen ſo natürlich iſt. Gar oft ſprach die Alte von ihrem Langenhayn, ihrem Waltershauſen, rühmte die dortigen „guten Lüt" — ſie hatte in Dreißigacker heimiſchen Boden nicht zu finden vermocht, und konnte ſolchen an einem dritten Ort in ihrem 86. Jahre noch weniger zu finden hoffen. Als man ihr vorſtellte, daß nach 20jähriger Abweſenheit von Waltershauſen ihr dort Bekannte fehlen würden, äußerte ſie, ſie werde deren ſchon finden, der ganze Ort ſei ihr Bekannter. Der Vormund von

Bechſteins Wittwe, Regierungs-Advocat Bey, ſandte ſie nach Waltershauſen mit einem Briefe an Bechſteins redlichen Freund, Hofadvocat Hoch, in welchem er dieſem ſchrieb: „Die Frau Geh. Kammerräthin bittet Ew. Wohlgeboren mit beizutragen, daß es der Alten gut geht.“

Dieſe Reiſe erfolgte im Monat Juni 1822; die alte Bechſtein zog zu einer Wittwe in Waltershauſen, allein auch hier war ihr Bleiben von keiner Dauer, und im November 1823 überſiedelte ſie nach Langenhayn, von wo ſie ausgegangen, zu einer Schweſtertochter, ihrer Pathe. Dort iſt ſie am 19. November 1824 im 88. Lebensjahre, ſanft ohne vorher krank zu ſein, entſchlafen.

Im Frühjahr 1822 beſuchte der Verfaſſer die Wittwe, fand ſie noch tief gebeugt, in mancherlei Sorgen verwickelt, von hundertfachen Anſprüchen umdrängt und beläſtigt, aber gut und liebevoll geſinnt, wie denn Herzensgüte ein Hauptzug ihres Charakters war. Gerne hätte ſie von der Bibliothek eine Anzahl Bücher, welche den Studien ihres dereinſtigen Nacherben erſprießlich hätten ſein können, dieſem behändigt; allein es konnte, da jene vorerſt noch halb und halb Legat war, nichts davon weggegeben werden, als nur einige wenige naturgeſchichtliche Bände, die ſich mehrfach vorhanden vorfanden, dabei das durchſchoſſene Handexemplar der gemeinnützigen Naturgeſchichte in 4 Bänden.

Der Ankauf der Bibliothek für die Academie wurde nun höchſten Ortes beantragt, aber nicht genehmigt, und ſo kam dieſe an naturhiſtoriſchen und andern wiſſenſchaftlichen Werken reiche Bücherſammlung, über 2000 Bände, dabei werthvolle Kupferwerke, viele Exemplare der Schriften Bechſteins in mehrfacher Anzahl, die Sammlung der in Lebensgröße gut in Oel gemalten Vögel, wie die der aufgelegten Vögel, unter den Hammer, und wurde meiſt zu Spottpreiſen verſchleudert.

Für die gemalten Vögel, 55 Stück, wurden 7 fl. 20 kr. gelöſt, für die aufgelegten 38 Stück 7 fl. 24 kr. Ein ähnliches Verhältniß ergab der Bücherverkauf gegenüber dem Werth der Bibliothek, deren Erlös Bechſteins Schätzung nicht erreichte, aber mit derſelben doch nicht in allzugroßem Mißverhältniß ſtand. Ein Wink für Familienväter, der ſich ſtets wiederholt, der Freude an vielen Büchern nicht allzugroße Opfer zu bringen.

Der Verkaufsangelegenheit des Freiguts Kemnote, deſſen Beſitz im Bezug auf Lehnverband, Collateralgelder, reſtirende Pachtgelder u. dgl. Verdruß und Quälereien aller Art für die Wittwe herbeiführte, unterzogen ſich Hoch und Bey mit dem redlichſten Eifer, namentlich leitete dieſe Angelegenheit der erſte, gegen eine ihm bereits von Bechſtein früher zugeſicherte, verhältnißmäßig geringe Vergütung, zur vollen Zufriedenheit der Wittwe und ihres Vormundes; im März 1823 wurde die Kemnote von Hoch im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen Nr. 86 und in andern Zeitungen öffentlich ausgeboten und beſchrieben, im Mai deſſelben Jahres ging ſie an einen andern Beſitzer über, und von dieſem erwarb ſie ſammt dem Gut die Herzogl. S. Gothaiſche Kammer.

Die Wittwe Bechſtein miethete ſich in Meiningen ein, und lebte in gemüthvoller Eingezogenheit innig befreundet mit mehreren der achtbarſten Familien ganz angenehm, ſo weit nicht häufig wiederkehrende Krankheitsanfälle ſie an Lager oder Zimmer feſſelten. Von Zeit zu Zeit machte ſie eine Badereiſe nach Wiesbaden, brauchte dort die Traubenkur und gewann ſich auch dort anhängliche Freunde. Nach dem Tod der Schwiegermutter war ihr Auskommen ein ganz anſtändiges, doch genoß ſie die Freuden, welche ihrem Alter aufgeſpart waren, mit großer Mäßigkeit. Jeder Verſchwendung war ſie abhold, aber dabei wohlthätig im hohen Grade, und von einem dem Höhern zugewandten religiöſen Sinn belebt, auch war ihr Herz den ſanften Erregungen der Muſik und Poeſie ſehr zugänglich, wie ſie das Theater gern und mit Vorliebe beſuchte. Sie war noch in vorgerückten Jahren eine ſchöne alte Frau, anſtand- und würdevoll. Einem ehrenvollen Antrag zu einer anderweiten Verbindung von Seiten eines angeſehenen Geiſtlichen gab, wenn auch das Herz geneigt war, ihr richtiges verſtändiges Gefühl keine Folge.

Ihr Verhältniß zu den beiden Pflegeſöhnen blieb durch die lange Reihe von Jahren, welcher der Wittwe Bechſtein noch zu durchwandeln vergönnt war, ein ſtets liebevolles und befreundetes, unterhalten durch wechſelſeitige Beſuche, wie durch Briefwechſel. Sie nahm innigen Antheil an allem, was freudvoll oder leidvoll ihren Angehörigen widerfuhr. In ihren Krankheiten litt ſie geduldig und gottergeben, und den Verluſt der ihr allgemach vorangehenden Freunde und Freundinnen trug ſie mit ſtiller Wehmuth und mit dem ruhigen Hinblick auf baldige Nachfolge. Viele ſchieden vor ihr dahin, mit denen Liebe und Freundſchaft ſie und ihren Gatten innig verbunden hatten.

Im März des Jahres 1839, bereits im 71. Lebensjahre ſtehend, erkrankte ſie unter anhaltenden Bruſtbeſchwerden, und es wurde ihr Lager ein hartes, langwieriges. Vergebens erſchöpfte ſich die ärztliche Kunſt, vergebens erhofften ihre Angehörigen vom endlich nahenden Frühling mindeſtens Beſſerung ihres leidenden Zuſtandes; der Mai kam, und ſie lag noch viele Tage ohne Beſinnung, zwiſchen Leben und Sterben, geiſtig ſchon geſtorben, verfallen, entſtellt, und langſam, ſehr langſam löſte endlich die Parze in der Nacht des 11. Mai ihren Lebensfaden.

Es erregte ein tiefſchmerzliches Gefühl, eine Frau, deren Leben und Wandel ſo rein, fromm, tugendhaft, wohlthätig und voll Seelengüte geweſen war, die viel ertragen und erlitten, und doch ſich mit ſicherm Lebenstact in den Hafen wohl zu gönnender Ruhe gerettet und gebettet ſah, ſo unendlich leiden ſehen, und Gott um ihre endliche Erlöſung bitten zu müſſen.

Ihr ſtets beharrlich feſt gehaltener Wunſch, in Dreißigacker neben dem vorangegangenen Gatten und dem Sohne die irdiſche Ruheſtätte zu finden, wurde erfüllt; und die entſeelte Hülle unter zahlreicher Begleitung theilnehmender Freunde nach dem Orte gefahren, wo ſie mit dem Unvergeßlichen ſo manches Jahr heitere und trübe Tage getheilt, und ſtets als treue ſorgſame Hausfrau gewaltet hatte.

Vor dem Academiegebäude wurde der Sarg von dem Leichenwagen gehoben, und von da gefolgt von den trauernden einſtigen Pfleglingen der Verſtorbenen wie von den Studirenden und Lehrern der Forſtacademie und der übrigen Begleitung ihrer ehemaligen Wohnung vorbei nach dem Kirchhofe gebracht, dort unter Abſingung eines kurzen vom Verfaſſer gedichteten Liedes mit Waldhornbegleitung in die Gruft geſenkt. Der Ortsgeiſtliche Pfarrer Motz ſprach angemeſſene Worte über ihrem Sarge.

Eine letztwillige Verfügung der Verſtorbenen that kund, daß ſie bemüht geweſen, den Vermögens-Nachlaß ihres Gatten ungeſchmälert zuſammen zu halten, doch hatte ſie ihrer Pathin und Pflegetochter, Roſalie Welker, welche bis zu ihrem Tode getreulich bei ihr aushielt, ſchon früher ein nicht unanſehnliches Legat, wie auch ein anderweites der Schule zu Dreißigacker, letzteres in ſolcher Weiſe vermacht, daß der Zinsabwurf dem daſigen Schullehrer gegen die ausdrückliche Verpflichtung, die drei Bechſteiniſchen Gräber zu Dreißigacker in Ordnung zu halten, als Gratiale zufließen ſollte, in welche beide Legate ihre Nacherben ſchon früher gern eingewilligt hatten.

Die Schweſter der Verſtorbenen, Frau Director Reinecke, geborene Carſten, überlebte dieſelbe noch mehrere Jahre.

Ein gemeinſames Denkmal auf dem Kirchhofe zu Dreißigacker ziert die Gräber Bechſteins und ſeiner Lebensgefährtin. Daſſelbe iſt von Gußeiſen in gothiſcher Form ausgeführt, und enthält die Inſchriften:

A.

Hier ruhen neben dem einzigen Sohne
die sterblichen Reste von
Johann Matthäus Bechstein,
geb. 11. Juli 1757, gest. 23. Febr. 1822
und seiner treuen Gattin
Auguste Doroth. Elisab. Bechstein,
geb. den 1. März 17[illegible]9, gest. 11. Mai 1839.
Er durch Werke hehrer Forschung unsterblich;
Sie durch hohe Tugenden unvergesslich.

B.

Den Wohlthätern weihte Dankbarkeit
und kindliche Liebe dieses Denkmal.

Leicht ſei die Erde der Aſche beider Vollendeten! Das Andenken der Gerechten bleibt im Segen, und ihre Werke folgen ihnen nach. *)

---

*) Es giebt noch ein Denkmal Bechſteins, außer dem geiſtigen, welches er ſich in ſeinem Wirken und in ſeinen Werken ſetzte: Im Königlich Preußiſchen Oberforſte Sobbowitz (Regierungsbezirk Danzig) liegt ein Forſtbelauf (Forſtwartebezirk) von etwa 2000 Morgen, und dieſer ſehr ſchöne und anmuthige Bezirk führt den Namen „Bechſteinswalde,“ den auch die in deſſen Mitte gelegene Förſterwohnung trägt. Der Forſt iſt mit Eichen, Buchen und Kiefern beſtanden, und von Fennen und Seen durchzogen.

XX.

Die Forſtacademie von 1822 bis 1833.

Daß mit dem Tode ihres zweiten Begründers und bisherigen Leiters der Forſtacademie Dreißigacker eine tiefe Wunde geſchlagen war, wer hätte dieß läugnen wollen? Es wurde allgemein gefühlt, allgemein ausgeſprochen, obſchen es nun einmal nicht anders ſein konnte. Die Natur hatte ihr Recht geltend gemacht, und es war nun Sache ihres fürſtlichen Schutzherrn, wie des Staates, der Anſtalt auch ferner geſicherten Halt zu geben, denn ſchlimm würde es um jede irdiſche Begründung ſtehen, wenn von einem einzigen Leben ihr Fort- und Weiterbeſtehen abhängen ſollte.

Seine Lectionen an der Anſtalt hatte Bechſtein bereits ſelbſt dem Forſtſecretair Hellmann übertragen, und ſo hatte vorerſt der Unterricht ſeinen ungeſtörten Fortgang.

Aber mannichfaltige Wünſche wurden laut, mehr oder minder keimten Hoffnungen und Erwartungen auf Gehaltsverbeſſerungen hervor, und mancher Blick mochte nach Bechſteins damals für groß gehaltener Beſoldung äugeln. Dieſe war aber nur in den Augen der Mißgünſtigen groß, und in der That im Verhältniß zu den Leiſtungen des Verewigten als wirklicher Geheimer Kammerrath, als Director der Academie und als Lehrer klein zu nennen, denn während nachmals einfache Regierungs- und andere Räthe ganz gemächlich ihre Beſoldungen von 1400—1600 Gulden einſtrichen, und dabei den Staat mit höchſtbedeutenden Diäten anſchröpften, ſo oft ſich's nur irgend thun ließ, hatte Bechſtein bei ſeinem Ableben im Ganzen neben freiem Logis und einem

Beetgarten nur 1180 Gulden rhn. Gehalt, davon nur 600 fl. rhn. baar, und nicht voll 200 fl. rhn. Sporteln und ſogenannte Meßgroſchen, das übrige beſtand in Naturalien — und dabei mußte der fleißige Mann Kutſcher und Pferde halten, ſich wöchentlich dreimal nach der Stadt verfügen und in Wind und Wetter ſeine wankende Geſundheit auf's Spiel ſetzen.

Wohlverdientermaßen wurde dem wackern Heerle jetzt ein Theil von Bechſteins Gehalt als Zulage zu Theil, dennoch hatte auch dieſer noch immer nicht den normalmäßigen Gehalt von 600 fl. einſchließlich der Naturalien, der ihm erſt 1825 bis zur Erfüllung erhöht wurde.

Vielfach wurde die Frage laut: Wer wird an Bechſteins Stelle zum Director der Academie ernannt oder von fernher berufen werden?

Hoßfeld erwartete, daß dieſe Stelle aus Ancienitätsgründen auf ihn übergehen werde, und trat mit ſeinem guten Willen, das Steuer zu lenken, unverholen hervor.

Um zu zeigen, daß man es beſſer verſtehe und beſſer machen wolle und könne, wie der Vorgänger, muß man dieſe tadeln, und die Academie müßte kein irdiſches Inſtitut geweſen ſein, wenn ſie keine dem Tadel offene Seite gezeigt hätte.

In einer Eingabe vom 21. April 1822 deckte Hoßfeld dieſe wunden Stellen auf, und that dar, daß die Academie von 1816 mehr und mehr geſunken ſei, und zwar durch ſchlaffe Aufſicht der Direction, durch Mangel an Strafen und Executionen, durch Zanken und Strafen zu unrechter Zeit. Er machte eine Menge guter Vorſchläge zur Wiedererhebung der Anſtalt, z. B. Reorganiſation des allerdings verwilderten und verwahrloſten Pflanzengartens, Beibehaltung des Haßfurt-Forſtes, Verbindung der Direction der Meſſungen mit der Academie, Erweiterung des Forſtreviers u. dgl. und wurde hierauf unterm 23. April deſſelben Jahres, in Rückſicht ſeiner im Forſtweſen bewährten Kenntniſſe, zum Forſtrath ernannt.

Mit dieſer Ernennung waren Hoßfelds Wünſche allerdings nicht zufrieden zu ſtellen; auch zeigte ſich ihm der Chef der Academie eben ſo widerhaarig, wie dieſer ſich Bechſtein gezeigt hatte.

Namentlich verletzte Hoßfeld ein Decret des Inhalts, daß bis auf weitere Entſchließung das Directorium unter den Lehrern abwechſeln ſolle, während Hoßfeld doch nach ſeiner Aeußerung ſtillſchweigend und rechtmäßig anerkannt, das proviſoriſche Directorium bisher geführt. Darauf reichte Hoßfeld das Geſuch um ſeine Entlaſſung ein, indem er mehrerer ihm gewordener vortheilhafter Dienſtanträge erwähnte. Wider Meinen und Verhoffen wurde ihm das Entlaſſungsgeſuch bewilligt und beſtimmt, daß von da an (5. Auguſt) Herrle die ausfallenden Stunden bis zum nächſten Frühjahre übernehmen ſollte.

Die Academie erhielt manche neue Einrichtung. In ökonomiſcher Beziehung ward manches gegen die frühere verändert. Das untere Stock des Schloſſes umfaßte jetzt das Naturalienkabinet, das Inſtrumentenzimmer, das Laboratorium, 2 Lehrſäle, 3 Stuben und 1 Kammer zum Vermiethen und das Carcer.

Im oberen Stock war eine Lehrerwohnung mit Küche und 3 Piecen, die Stube des Aufwärters, das große Auditorium und 3 Stuben mit Kammern zum Vermiethen. Im Dachgeſchoß waren 6 wohnliche Manſarden.

Um dem verwahrloſten botaniſchen Garten wieder aufzuhelfen, faßte die Herzogl. Kammer den Beſchluß, dieſen ſteinigen Garten durch die auf der Academie ſtudirenden Landeskinder unter Hellmanns Anleitung **umhacken, graben, reinigen** und **friſch beſtellen zu laſſen,** doch ſollte zur Umrodung des Landes ein Taglöhner mit verwendet werden!

Der Forſtrath, Lehrer und Inſpector des academiſchen Forſtes, Herrle, bezog Bechſteins Wohnung; Forſtrath Hoßfeld wohnte jetzt in den obern Etagen des Herrenhauſes, Forſtinſpector und Profeſſor Hellmann wurde am 27. Juli zum Cammeraſſeſſor ernannt; verlegte jedoch ſeine Wohnung erſt im Jahre 1832 nach der Stadt, von wo aus er ſeine Lectionen in Dreißigacker fortſetzte. Schilling bezog das Logis unter Hoßfeld, welches vor ihm Cramer und Hellmann inne gehabt.

Man dachte darauf, auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung neue Einrichtungen zu treffen; es wurde im Spätjahr 1822 ein neuer Lehrplan für die Forſtacademie und die landwirthſchaftliche Lehranſtalt entworfen, welcher in Folge höchſten Befehls der Herzogl. Kammer zur Begutachtung vorgelegt werden mußte.

Das bezügliche höchſte Reſcript lautete:

Wir Bernhard, Herzog zu Sachſen ꝛc.

haben beſchloſſen, den Plan und die Geſetze der Forſtacademie nach der im vergangenen Winter vorgenommenen von der Hand des verſtorbenen Geh. Kammer- und Forſtrath Bechſtein geſchriebenen Verbeſſerung, dem Druck zu übergeben, begehren daher mit Beiſchließung des Bechſteiniſchen Exemplars, ihr wollet die inzwiſchen eingetretenen Veränderungen darinnen nachtragen, darauf zur Vorbereitung des Druckes eine leſerliche Abſchrift auf gebrochenem Papier beſorgen, und ſolche nochmals mit Bericht an uns einſenden.

Altenſtein, den 5. Auguſt 1822.

Bernhard Erich Freund.

Wie in dieſem höchſten Befehl der landwirthſchaftlichen Lehranſtalt mit keiner Silbe gedacht war, die ein äußerſt beſcheidenes Stillleben geführt zu haben ſcheint, ſo fand ſich eine neue Verlegenheit darin, daß Bechſtein in ſeiner erneuten Reviſion der academiſchen Geſetze und Einrichtungen derſelben ebenfalls mit keiner Silbe gedacht und ſie als nicht vorhanden betrachtet hatte. Es berichtete nun der academiſche Senat, daß, indem er zur Ausführung des höchſten Befehls habe ſchreiten wollen, er die Bemerkung mache, daß der ſelige Bechſtein auf die vom Oeconomie-Commiſſair Schilling befohlenermaßen damals eingereichten, die landwirthſchaftliche Anſtalt betreffenden Vorſchläge nicht allein keine Rückſicht genommen, ſondern dieſelben ganz mit Stillſchweigen übergangen habe. Daher beeile ſich der academiſche Senat, die Schillingſchen Vorſchläge zu überſenden, mit unterthänigſter Bitte um höchſte Beſtimmung, ob und wieweit auf dieſelbe bei Entwerfung des verbeſſerten Lehrplans Rückſicht genommen werden ſolle.

In dieſem Herbſt erhielt der Zeichnenlehrer an der Stadtſchule und dem Lyceum, Chriſtian Julius Hauſen, Bruder des academiſchen

Zeichnenlehrers, Lieutenants und ſpätern Rathes Hauſen, die mathematiſchen Vorleſungen zu Dreißigacker gegen eine Remuneration übertragen.

Neben dieſen Erledigungen war nun an die wichtigſte zu denken, nämlich der Academie einen neuen tüchtigen Director zu geben oder zu berufen, einen Mann, der, nach der Anſicht Vieler, Ruf im Auslande, Ruf als Naturforſcher, Ruf als Forſtmann und Ruf als Schriftſteller in beiden Fächern haben mußte. Mancher Blick lenkte ſich auf Oken, mancher auf Cotta, andere nach Andern. Dieſe Erwartungen erfüllten ſich nicht.

Unterm 20. Auguſt 1822 erfolgte ein höchſtes Reſcript, das die Ernennung des Oberforſtmeiſters Herrn Carl Friedrich Ludwig Julius Freiherrn von Mannsbach, damals zu Sonneberg, zum Inhalt hatte, und denſelben anwieß, ſeinen Wohnſitz in Meiningen zu nehmen, die Geſchäfte der unter den nöthigen Modificationen an die Stelle des bisherigen Oberforſtamtes tretenden Forſtſection zu leiten, und das Amt eines Vorſtandes der Forſtacademie zu übernehmen, dabei aber die Direction des Oberländer Forſtdepartements mit einem Gehülfen nach wie vor zu beſorgen.

Im Jahr 1822 that ſich auch in Dreißigacker eine zweite Burſchenſchaft auf. Ein Herr von S. kam um Michaeli von der Forſtacademie zu Fulda nach Dreißigacker und ſuchte dieſe Verbindung mit Hülfe einiger ihn dort beſuchender Freunde zu begründen. Allein da die Gründer den beſſeren Theil der Academie gegen ſich hatten, wurde der beabſichtigte Zweck nur ſehr unvollkommen erreicht. Dem Directorium wurde von den Verbundenen vorgeſpiegelt, ſie hätten eine Leſegeſellſchaft errichtet, wodurch die Duldung ihrer Zuſammenkünfte erzielt wurde. Dadurch gleichſam ſicher geſtellt, wurde ein Abgeordneter nach Jena geſandt, und von der dortigen Burſchenſchaft die Anerkennung jener zu Dreißigacker verlangt. Die Verbundenen nahmen gegen die ihrem Kreiſe nicht Zugeſellten mindeſtens zum Theil einen anmaßenden und befehlshaberiſchen Ton an, und nöthigten jene zu Erwiderungen, welche Ausforderungen nach ſich zogen. Die Verbindung forderte im Namen der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, und es wurde unter der Bedingung, ſich nur auf Piſtolen mit den Fordernden zu ſchlagen, die Forderung angenommen. Der Name, welchen dieſe Verbindung angenommen haben ſoll, war Germania und als Sitz dieſes Germanenbundes führte Dreißigacker den Namen Hochwalden. Auch ein Burſchentag in Brückenau ſoll von zwei Abgeordneten aus Dreißigacker beſchickt worden ſein. Allerdings waren dort in den letzten Tagen des Monat März und zu Anfang April 1823 unter andern auswärtigen Forſtleuten auch einige Meininger eingetroffen. In Fulda beſtand eine Studentiſche Verbindung: Buchonia, und eine Forſtſtudentenverbindung Arminia, an welcher auch Forſtpracticanten Theil nahmen. Es exiſtirten Pfeifenköpfe mit einem Vierfelderſchilde: 1) Die aufgehende Sonne, 2) ein Paar verſchlungene Hände, vom Kreis einer Schlange umwunden, 3) ein Baum, 4) Leier und Schwert. Als Schildhalter 2 altdeutſch gekleidete Jünglinge; auf der Rückſeite der Köpfe Germanen- und Arminennamen.

Als ſich — dieß mag hier gleich mit erwähnt werden — einige Jahre nachher die Anklage auf Hochverrath gegen den Oberförſter von Hodermann erhob, beantragte das Königl. Preußiſche Miniſterium des Innern und der Polizei unterm 8. März 1824 eine Unterſuchung, indem 5 Zöglinge der Forſtacademie an der hochverrätheriſchen Verbindung deſſelben Theil genommen zu haben, beſchuldigt wurden.

Allein das Reſultat der in den Jahren 1824 und 1825 wirklich geführten Unterſuchung ergab nicht das mindeſte, was auf Hochverrath hingezielt hätte, wenn auch das Vorhandenſein einer burſchenſchaftlichen Verbindung nicht in Zweifel geſtellt werden konnte. Die große Pfiffigkeit der Demagogenriecher von damals, unlautern Andenkens, machte förmlich in Hochverrath, wie nach dem Kalenderſpruch der Apoſteltag:

St. Mattheis
Bricht das Eis,
Find't er keins
So macht er eins.

Zu Anfang des December 1822 wurde den Lehrern der Forſtakademie eröffnet, daß der Herr Oberforſtmeiſter Freiherr von Mannsbach zum Chef der Forſtacademie ernannt worden ſei und unter dem 5. December wurde derſelbe durch höchſtes Reſcript bevollmächtigt, ſeine Function anzutreten und ſich ſelbſt zu introduciren.

Freiherr von Mannsbach war in jeder Hinſicht ſowohl ein Ehrenmann, von unerſchütterlicher Rechtlichkeit und Biederkeit des Characters als auch ein tüchtiger practiſcher Forſtmann; er war gegen die ſeiner Obhut unterſtellte Anſtalt ſtets wohlwollend, ganz das Gegentheil ihres vorhinnigen, als betagter Greis noch lebenden Chefs, welcher erſt am 17. December 1826 im 78. Lebensjahre ſtarb, — allein ein Director der Anſtalt in dem Sinne und mit dem Erfolg, wie Bechſtein es geweſen, konnte von Mannsbach niemals ſein, und die Vereinigung der Functionen des Chefs mit jenen des Directors erwieß ſich durchaus nicht von practiſchem Nutzen für die Academie.

Um den Beſuch der Academie ferner zu erhalten und zu heben, empfahl eine Herzogl. Miniſterialcommunication den Gouvernements der Großherzoglichen und Herzoglich Sächſiſchen, der Fürſtlich Schwarzburgiſchen und Fürſtlich Reußiſchen Lande die Forſtacademie unter der Zuſicherung, „daß ſolchen Zöglingen aus jenen Landen, welche bei ſonſt erforderlichen Eigenſchaften etwa durch Unzulänglichkeit ihrer pecuniären Hülfsmittel an Beziehung der Academie behindert ſein ſollten, ſobald ſie ſich darüber durch glaubwürdige obrigkeitliche Zeugniſſe auswieſen, das Honorar für die Lehrſtunden nach Umſtänden zur Hälfte oder ganz erlaſſen werden ſolle," welche Mittheilung von den betreffenden Miniſterien mit dankbarer Anerkennung der höchſten Geſinnung beantwortet wurde.

Forſtrath Hoßfeld hatte ſeinen übereilten Entſchluß, die Lehrſtelle und ſeine ganze Wirkſamkeit in Dreißigacker aufzugeben, bereut, und hielt um die Wiederanſtellung an, die ihm unterm 20. Januar 1823 auch zu Theil wurde.

Wie es früher an Händeln der Academiſten unter ſich nicht gefehlt, ſo fehlte es auch ferner nicht an ſolchen, wozu die erwähnten Verbindungsgeſchichten mit beitrugen. Selbſt ein glanzvoller Commers mit Muſik im Wirthshausſaal in einer Januar-Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag erregte Klage und Tadel. Auch in der Haßfurth fielen

Streitigkeiten vor, und im Juli ſah ſich der academiſche Senat zu der Bitte an die Regierung genöthigt, einen unruhigen Störenfried entweder ſchleunig aus dem Lande zu entfernen, oder ihn durch engeren Gewahrſam für die Academie unſchädlich zu machen, desgleichen die academiſchen Gerichte zur Beſchleunigung mehrerer Disciplinarvergehen betreffender Unterſuchungen anzuhalten.

Im Betreff dieſer academiſchen Gerichte hatte bereits im Mai das Herzogl. Oberlandesgericht an den academiſchen Senat reſcribirt, daß durch höchſtes Reſcript vom 13. April die Aufhebung der bisher beſtandenen academiſchen Gerichte verfügt und zugleich beſtimmt worden ſei, daß die Academiſten eines privilegirten Gerichtsſtandes vor Herzogl. Oberlandesgericht genießen ſollten. Es war dieſe Maaßnahme auf vorhergegangene Anträge und Gutachten erfolgt, doch war dabei ausgeſprochen, daß zwar die beſondere Gerichtsſtelle aufgehoben und mit dem Collegio des Oberlandesgerichts conſolidirt, das Referat aber vom Präſidium deſſelben beſorgt werden ſolle.

Im October 1823 wurde die durch den Steuerreviſor J. P. Weber ſeit 20 Jahren geführte Academie-Rechnung auf deſſen Wunſch ihm abgenommen, und dem damaligen Acceſſiſten Höſling übertragen. Die Reſte der Academiecaſſe beliefen ſich im Sommer deſſelben Jahres für Honorare, Wohnungen, Betten und Holzvorſchuß von 15 Studirenden faſt auf 730 Gulden. Druck und Publication des Planes und der Geſetze der neuen Anſtalten waren durch höchſtes Reſcript bereits unterm 22. Mai 1823 genehmigt worden, allein es war wohl nicht ohne tieferen Einblick das ganze Verhältniß bei Bechſteins letzter Arbeit von dieſem durchſchaut, und deshalb auf die landwirthſchaftliche Anſtalt keinerlei Rückſicht genommen worden, denn dieſe kam zu keinem gedeihlichen Aufblühen, und Oeconomie-Commiſſair Schilling fühlte, wie wenig er hier zu nützen im Stande ſei. Daher beſchloß er den Uebertritt in Königlich Preußiſche Dienſte und kam unterm 13. December um ſeine Entlaſſung ein. Er beklagte viele und große Aufopferungen ſeinerſeits und gehemmte Wirkſamkeit für die Landwirthſchaft im Lande, wie bei der landwirthſchäftlichen Lehranſtalt, die nur dem Namen nach beſtehe; er ſcheide mit tiefer Wehmuth und mit den treueſten Wünſchen für den Herzog und das Land ſeiner Geburt und Jugend.

Obſchon nun in Folge dieſer Entſchließung noch einige Verhandlungen gepflogen wurden, ſo wurde durch dieſelben doch ein anderes Reſultat nicht erzielt, und die wiederholt erbetene Entlaſſung unterm 24. Januar 1824 Schilling ertheilt, doch ſollte er bis zu Ende des laufenden Semeſters noch bleiben, und der academiſche Senat ſollte geeignete Vorſchläge für eine zu treffende neue Einrichtung thun.

Schilling wählte, nachdem er Dreißigacker verlaſſen, zunächſt Eisleben zum Wohnſitz.

Die Erfahrung hatte zur Genüge dargethan, daß die Verbindung beider Lehranſtalten die erwartete Wirkung keineswegs hervorgebracht hatte. Bevor nun ein weiterer Entſchluß über ferneres Sein oder Nichtſein der Landwirthſchaftsanſtalt gefaßt und ausgeſprochen war, meldete ſich Architekt Georg Philipp Buttmann zu der durch Schillings Abgang erledigten Lehrerſtelle, und die Lehrer Herrle und Hellmann thaten die anbefohlenen geeigneten Vorſchläge zu deren Wiederbeſetzung mit Beſtimmung der von einem neuen Lehrer zu haltenden Vorleſungen. Da neben Buttmann auch der bereits erwähnte Herr Hauſen durch jene empfohlen wurde, ſo erhielten beide Candidaten unterm 2. März 1824 ihre Anſtellung als außerordentliche Lehrer mit Remuneration.

In dieſem Jahre kam noch ein wohlwollender Plan des Herzogs zur Sprache, nämlich der, den Inländern, welche ihre Studien zu Dreißigacker vollendet hatten, aber Anſtellungen im Forſtdepartement oder ſonſtige Verſorgung im Staatsdienſt nicht ſofort erhalten könnten, bis zu ihrer Anſtellung einen ihre Subſidenz erleichternden, dem Staat nützlichen und ſie vom Zweck ihrer Studien nicht ganz entfernenden Thätigkeitskreis zu ſchaffen.

Dieſes ſollte bewirkt werden durch Errichtung eines kleinen Jägercorps, in welches die von Dreißigacker abgehenden Inländer, ohnehin meiſt in der Zeit ihrer Militärpflichtigkeit ſtehend, entweder eine beſtimmte Zeit oder bis zu ihrer Anſtellung zu dienen haben ſollten. Neben dem Hauptzwecke, den angehenden Forſtleuten Beſchäftigung zu verſchaffen, würden durch dieſes Detachement auch für den Dienſt verläßliche Leute gewonnen, die als Ordonanzen, Gefreite, als wirkliche Jäger bei Jagden, als Geometer bei Vermeſſungen verwendet werden könnten, vom eigentlichen Wachtdienſt aber möglichſt befreit bleiben müßten, um ihre weitere wiſſenſchaftliche Ausbildung vollenden zu können. Dieſe Jäger würden mit dem Prädikat Sie im Detachement zu bevorzugen ſein, wohlhabenden Individuen, die ſich ſelbſt equipirten, könnte angemeſſene Kürzung der Dienſtzeit zugeſichert werden.

Ueber dieſes Project wurde der Academie gutachtlicher Bericht abgefordert.

Aus dem botaniſchen Garten war wegen ſeiner hohen und rauhen Lage und ſeinem ſteinigen ungedüngten Boden trotz der oben mitgetheilten Maßregel nichts Erſprießliches geworden, und nun ſchlug im Jahr 1825 Hellmann vor, denſelben zu einer Saamenſchule zu benutzen, welcher Vorſchlag auch Genehmigung erhielt. Dafür wurde den Academikern die erneute Vergünſtigung botaniſcher Studien im engliſchen Garten unter Aufſicht eines Lehrers zu Theil.

Der Beſuch der Academie erhielt ſich noch auf ziemlicher Höhe; ſie zählte 1826 noch 50 Studirende und der Raufgeiſt war noch nicht gebannt. Eine Spaltung zwiſchen Ausländern und Inländern veranlaßte einen großen Duellſcandal, doch hatten dieſesmal die Inländer gefordert. Es kam zur Unterſuchung, und es wurden über einen Academiker 3 Wochen, über einen zweiten 2 Wochen, über vier andere 10 Tage und über elf andere 8 Tage Carcer erkannt, welche harte Strafen indeſſen auf Nachſuchen bedeutender Milderung unterlagen.

Am 26. November 1826 ſtarb der Lehrer Hauſen jun., zu deſſen Stelle einige Bewerber auftraten. Es wurde der durch den Chef günſtig empfohlene Forſtcandidat und Landgeometer Heinrich Auguſt **Gleichmann** als Hülfslehrer proviſoriſch gegen Remuneration mit freiem Logis im Academiegebäude angeſtellt und trat ſeine Stelle am 14. Mai 1827 an. Später nahm er ſeine Wohnung im Herrenhauſe, und 1831 erhielt er ſeine definitive Anſtellung, und übernahm neben der Mathematik auch Lehrfächer aus der Naturgeſchichte und Phyſik.

Das Jahr 1826 hatte durch den Gothaiſchen Anfall dem Herzogthum Meiningen neue Landestheile gebracht, auf welche ſich der väterliche Blick des Regenten mit Liebe lenkte, und ſich unter andern auch dadurch bethätigte, daß den Landeskindern aus den neu angefallenen Landestheilen, die in Dreißigacker ſtudirten, gleiche Befreiung vom Honorar, wie den Alt-Meiningern zugeſtanden wurde.

Da Michaelis dieſes Jahres viele Academiker abgingen, die neuangemeldeten Ausländer aber größtentheils auch um ganzen oder theilweiſen Honorarerlaß anhielten — wobei freilich die Academiekaſſe ſich merklich ſchlecht ſtand — ſo wurde verfügt, daß ſolche Neuankommende nur dann auf Honorarerlaß-Anſpruch machen dürften, wenn ſie im Schloſſe ſelbſt Wohnung nähmen und ſich durch gute Zeugniſſe über Fleiß und moraliſche Aufführung ſolcher Vergünſtigung würdig zeigten.

Durch dieſe vielen Erlaſſe jedoch minderte ſich die Einnahme, wuchſen die Zuſchüſſe, und die ſpäter beſchloſſen werdenden Einſchränkungen, z. B. 1829 die Verfügung, daß obrigkeitliche Beglaubigung der Vermögensloſigkeit den Erlaßgeſuchen beigelegt werden müſſe, und die an ihrem Ort beſonders zu erwähnenden Entſchließungen 1831 zeigten ſich nicht erfolgreich wirkſam.

Ein großer Gewinn hingegen erwuchs der Academie durch die Anſtellung eines neuen Lehrers, des Herrn Johann Philipp Jacob Reinhard **Bernhardi**, Candidaten der Theologie aus Ottrau in Kurheſſen gebürtig.

Indem nämlich die geiſtigen Kräfte und bedeutenden Fähigkeiten Hellmanns mehr und mehr für die Herzogliche Landesregierung in Anſpruch genommen wurden, konnte derſelbe unmöglich auch zugleich umfaſſenden Unterricht in mehreren nothwendigen Doctrinen bei der Anſtalt ertheilen. Daher wandte ſich, dieſen Mangel zu beſeitigen, der Chef an den Profeſſor und Obermedicinalrath Blumenbach in Göttingen, welcher ja auch Hellmann empfohlen hatte, mit der Bitte, einen geeigneten jungen Mann als Hülfslehrer vorzuſchlagen, welcher Zoologie, Botanik, Mineralogie, Phyſik, und die Anfangsgründe der Chemie und Geognoſie vorerſt zum Theil, in der Folge aber ganz übernehmen ſolle.

Hierauf empfahl Blumenbach Herrn Bernhardi mit Wärme, und ſo wurde dieſer unterm 17. Juli 1827 zum Lehrer an der Forſtacademie ernannt, und ihm bald darauf von ſeinem indeß zum Regierungs- und Kammerrath ernannten ältern Collegen Hellmann die ſpecielle Aufſicht über die Forſtbibliothek, das Naturalienkabinet und das Laboratorium übergeben. Er erhielt ſeine Wohnung im Schloſſe ſelbſt. Bernhardi, welcher neben der Theologie auch Landwirthſchaft früher eifrig getrieben und ſtudirt hatte, trug Geognoſie, chemiſche Bodenkunde, Phyſik, Pflanzenphyſiologie, Technologie und manche andere in die Wiſſenskreiſe der vereinigten Anſtalten einſchlagende Lehrgegenſtände auf eine anregende und lebendige Weiſe vor, und machte mit den Zöglingen geognoſtiſche Reiſen auf die benachbarten Gebirge.

Als nun durch Anſtellung neuer Lehrer und tüchtiger Kräfte, wie durch manche dankenswerthe Fürſorge für die Cabinette und Sammlungen der Forſtacademie, deren ruhiges Fortbeſtehen an ihrem Ort geſichert war, tauchte eine Idee auf, deren Seltſamkeit ganz geeignet war, noch viel mehr als bloßes Staunen zu erregen. Es war die Idee: die Forſtacademie vom Sitz ihrer Gründung, vom Ort ihres weit verbreiteten Rufes weg und nach Hildburghauſen zu verſetzen.

Der Herzog verlangte über dieſe Idee die Meinungsäußerung des academiſchen Senates in einem Deliberationsprotocoll zu vernehmen, es wurde die Zuziehung Hoßfelds ausdrücklich befohlen, und es wohnten dieſer wichtigen Sitzung der Oberforſtdirector von Mannsbach, Regierungsrath Hellmann, Forſtrath Herrle, Lehrer Bernhardi, Lieutenant Hauſen, letzterer als bei der Angelegenheit mit betheiligt und da er gerade in Dreißigacker anweſend war, und Gleichmann, Protocollführer, bei.

Der Inhalt dieſes Protocolls legte mit der klarſten und barſten Entſchiedenheit das völlig Abſurde dieſes Planes vor Augen und beſchämte den Projectenſchmied, welcher jenen Plan erſonnen, mit zahlreichen begründeten Widerlegungen und gerechten Bedenken, indem es nicht nur die finanziellen Nachtheile, ſondern auch den an den Namen Dreißigacker geknüpften weit verbreiteten Ruf hervorhob.

Das Vertrauen des deutſchen Publicums zum Namen Dreißigacker könne jeder andere Name nur gefährden. Die Erfahrung habe es gezeigt — (Bechſteins Correſpondenz hat es unzähligemal beſtätigt), daß frühere Eleven die Anſtalt Andern empfahlen.

Ob nun gleich die Nachtheile ſolcher Verlegung die chimäriſchen Vortheile weit überwogen, obgleich ein Koſtenaufwand von circa 3000 Gulden zunächſt erforderlich war, obgleich auch das Beiſpiel von Fulda, deſſen Forſtanſtalt gleich nach des Landforſtmeiſters Hartig Weggang ſich auflöſte, und jenen der beliebte Forſtſchriftſteller Profeſſor Hundeshagen nicht erſetzen konnte, — auch mit in Erwägung gezogen wurde, ſo ſchnellte die eine Wagſchale mit dem Project dennoch nicht alsbald dahin, wohin es gehörte, in die Luft, ſondern es mußten von dem academiſchen Senat diejenigen ausgezeichneten Forſtmänner namhaft gemacht werden, welche ſich zur Wiederbeſetzung der Lehrerſtelle Herrles eigneten, und allenfalls einen betreffenden Antrag annehmen würden.

Wenn nun ſchon vorauszuſehen war, daß mehr oder minder berühmte Forſtmänner, darunter manche von bedeutendem Rang, keine Sehnſucht nach einer Lehrerſtelle in Hildburghauſen haben würden, und die ganze Angelegenheit an ſich nichts, als eine Danaiden-Arbeit, nur vergebliche Mühe verurſache, ſo ſetzte der academiſche Senat dennoch das befohlene Verzeichniß auf, und nannte unter andern die Oberforſträthe Laurop zu Karlsruhe, Hundeshagen zu Gießen, den Forſtrath König zu Ruhla, den Oberförſter Andre, Sohn des berühmten Schriftſtellers Andre, zu Stuttgurt, den älteſten Sohn des Oberforſtrath Cotta ꝛc.

Endlich wurden auch Forſtſchriftſteller genannt, die als Lehrer nicht empfohlen werden konnten, nebſt Namen von hohem Rang, oder auch hohem Alter, oder bereits behaupteter vortheilhafter Stellung, darunter die beiden Hartig, in Berlin und Caſſel, Cotta d. ä. in Tharand, Pfeil in Berlin, Meyer zu Anſpach, von Wedekind zu Darmſtadt, Seuter in Caſſel u. A.

Und als dieß alles nun geſchehen war, ſo legte ſich das Project der Verlegung der Forſtacademie Dreißigacker nach Hildburghauſen zum ewigen Schlummer — in den Acten — nieder.

Der Beſuch der Academie verringerte ſich, obſchon im Stillen manche Verbeſſerung vorgenommen wurde, und manches Gute geſchah, ohne daß man dasſelbe actenmäßig machte. Für das Naturalienkabinet wurde ein zweites Zimmer neben den erſten auf Bernhardi's Antrag 1830 eingerichtet. Nach und nach wurde der ſtändige Etat für Sammlungen außer der Bibliothek, einſchließlich des Laboratoriums ꝛc. auf 200 Gulden erhöht, und in den ſpäteren Jahren derſelbe für die Cabinette auf 300 Gulden rhn., für die Bibliothek auf 150 Gulden feſtgeſtellt. Dabei wurden werthvolle und koſtbare Inſtrumente beſonders angeſchafft, auch bedeutende Summen extra für Bücheranſchaffung bewilligt. Das Honorarverhältniß erhielt eine neue Regelung, und auch hierin erwies ſich die landesherrliche Fürſorge wohlwollend für das allgemeine Beſte. Ein höchſter Erlaß an den academiſchen Senat ſprach aus, „daß der Nutzen, welchen die Forſtacademie Dreißigacker unverkennbar geſtiftet habe, in dem Beſtreben, ihn auch für die Zukunft zu erhalten, zur Ermittelung alles deßjenigen auffordere, was zu ihrer ſteten Vervollkommnung gereichen könne.“

„Während das Honorar für Ausländer das auf vielen Univerſitäten für die Facultätſtudien überſteige, theils an und für ſich, theils als Andeutung von gleich großen Unterhaltungskoſten für Ausländer abſchreckend erſcheine, wirke der freie Unterricht der Inländer auf einen zu den Forſtdienſtſtellen in gar keinem Verhältniß ſtehenden Andrang hin, indem die Inländer jede andere Lehre, und ſelbſt die in den Werkſtätten bezahlen müßten.“

„Daher riethen zureichende Gründe zu einer Minderung des Honorars für Ausländer und der Feſtſtellung eines wenn auch geringeren und mäßigen für Inländer, wie zur beſonderen Beſtimmung bezüglich der ganz unbemittelten.“

Der Senat berichtete unterm 8. September 1831 ausſchließlich über die Regulirung der zu zahlenden Honorare, und that noch manche angemeſſene Vorſchläge. Indeſſen zogen ſich die desfallſigen Unterhandlungen in die Länge.

Es kam die Cholerazeit mit ihrer Drohung und ihrer Furcht. Glücklicherweiſe blieb das Meiningerland von der ſchrecklichen Seuche unbetroffen, allein ſie hemmte die Anmeldungen und nöthigte auch im Bezug auf die Forſtacademie zu vorſorglichen Maaßregeln.

Die Herzogl. Landesregierung Verwaltungs-Senat ordnete unterm 13. September 1831 an, daß auf den Fall, daß ſich die Cholera bis auf eine Entfernung von 10 Meilen dem Lande, namentlich dem Sitz der Academie, nähern ſollte, die Schließung der Vorleſungen als geboten erſcheine, oder falls es in den Ferien geſchehe, den Wiederbeginn zu verſchieben, und alle in Dreißigacker anweſenden Ausländer ſchleunig in ihre Heimath zu entlaſſen ſeien.

Um auf den wiſſenſchaftlichen Ernſt immer mehr hinzuwirken, und mehr Einheit in den Gang des Unterrichts zu bringen, führte der Chef und Director von Mannsbach Maturitätsprüfungen ein, eine wichtige und dringend nothwendige Maaßregel, die aber der Natur der Sache nach den Beſuch der Academie beſchränkte, auf ihre Frequenz ebenfalls hemmend einwirkte.

Heßmann ſchritt in der Laufbahn des Staatsmannes von Stufe zu Stufe empor, was der Forſtacademie ſein nützliches Wirken endlich ganz entzog. Er wurde Regierungsrath und von ſeinen Lehrfächern in Dreißigacker: der allgemeinen Naturgeſchichte und Phyſik, unter Bezeugung des höchſten Beifalls über ſeine ausgezeichneten Leiſtungen, entbunden. Dieſe Lehrfächer wurden Bernhardi übertragen, welcher unterm 13. Februar 1832 zum Profeſſor ernannt wurde, und zum Zeichen der Zufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen eine Beſoldungszulage erhielt.

So war Manches geſchehen, um unter guten Auſpicien das Leben der Forſtacademie zum Heile der Wiſſenſchaft ferner zu friſten. Das Geſpenſt der Verlegung war in nichts zerfloſſen, das der Cholera nicht erſchienen, die Lehrer wirkten im einträchtigen Eifer, der Beſuch hob ſich wieder. Auch die öconomiſche Verwaltung wurde geregelt und die Rechnungsführung dem beſtehenden Caſſen- und Rechnungsdienſt entſprechend angeordnet — dennoch wurde allmälig darauf hingearbeitet, ihre Aufhebung vorzubereiten.

XXI.

Die Societät der Forſt- und Jagdkunde.

Letzte Periode.

Noch einen Blick lenken wir auf jenen gelehrten Verein, welcher, nunmehr im Abblühen begriffen, mit anderen darthat, wie alles auf Erden: Wiſſen und Weiſſagen, eitel Stückwerk iſt, und nichts bleibendes hienieden gefunden wird.

Bechſtein war tod, und es mußte die Frage entſtehen, auf welche Weiſe die Fortpflege der ſeit Jahren beſtanden habenden Societät der Forſt- und Jagdkunde zu bewerkſtelligen ſei, wenn man dieſes Inſtitut nicht ſeinem Gründer nach entſchlaſen laſſen wollte. Daß dieß Letztere nicht Abſicht war, erhellt daraus, daß der Herzog von Meiningen Laurop das Präſidium übertragen ließ, welches dieſem die Hoffnung gab, durch den erweiterten Wirkungskreis noch einmal neues Leben und neue Thätigkeit in der Societät hervor zu rufen, was er durch Circularſchreiben zunächſt zu bethätigen begann. Hierauf erließ er im Intelligenzblatt ſeiner Jahrbücher der geſammten Forſt- und Jagdwiſſenſchaft und ihrer Literatur Jahrgang 1. Heft 2. eine Aufforderung an die Mitglieder behufs der Vervollſtändigung der Mitgliederverzeichniſſe, und da er für nothwendig erachtete, der Societät neue Statuten zu geben, ſo beauftragte er mit deren Entwurf den General-Secretair, Forſtmeiſter von Beblen in Aſchaffenburg, welcher auch dem Auftrage nachkam, und dieſe Statuten in 10 Abſchnitten mit 29 Paragraphen entwarf.

Ehe noch Laurop einen Entſchluß über dieſen Entwurf gefaßt, zeigte ſich eine von Dreißigacker ausgehende Gegenwirkung, und in Folge eines desfalls von der Forſtacademie an den Herzog erlaſſenen Berichtes gelangte an ihn die Abſchrift eines an jene ergangenen höchſten Reſcripts:

Wir Bernhard Herzog zu Sachſen ꝛc.

Auf Euern Bericht vom 25. v. M. Januar (1824) begehren Wir, Ihr wollet nach dem Ende desſelben geſchehenen Vorſchlag, den Oberforſtrath und Director der Societät, der Forſt- und Jagdkunde, Laurop, veranlaſſen, in Verbindung mit einigen Societäts-Mitgliedern, darüber ein Gutachten zu entwerfen, welche Mittel anzuwenden ſeien, um der Societät auf's Neue Ruf und Leben zu verſchaffen.

Meiningen zur Eliſabethenburg, den 26. Februar 1824.

Bernhard Erich Freund.

Der erwähnte Bericht iſt mir in den Acten nicht begegnet, Laurop vermuthete aber, daß das Reſcript dadurch hervorgerufen worden, daß Hoßfeld das Präſidium der Societät für ſich in Anſpruch habe nehmen wollen. Laurop prüfte nun die durch von Behlen entworfenen Statuten, ſchlug manche Abänderung vor, und bezog ſich auf den erhaltenen Auftrag, in deſſen Befolgung ihm nicht zuſtehe, alleinige Entſcheidung abzugeben. Er bat von Behlen, einige Societäts-Mitglieder zur Abgabe von Gutachten zu veranlaſſen, und ſchlug zu dieſem Zweck auch den Oberforſtrath Freiherrn von Wedekind vor, der ihm ſeine desfallſigen Ideen auf vorhergegangene Aufforderung mitgetheilt hatte.

Indeſſen war dieſe Angelegenheit keineswegs übereilt worden, denn dieſe von Wedekind'ſchen Ideen datiren vom 3. Mai 1828. Wie warm und lebhaft nun auch von Wedekind's Intereſſe für die Sache ſelbſt war, ſo ſcheint ſich doch auch einiges perſönliche eingemiſcht zu haben, denn während er an Laurop in einem 8 große Seiten umfaſſenden Brief ſeine Ideen entwickelte, ihm „einige Selbſtverläugnung, ohne welche die Maaßregel der Wiederbelebung nicht ausgeführt werden könne," anempfahl, ſandte er, ohne Laurops Wiſſen, ſeinen Plan zur Reorganiſation der Societät an die Meiningiſche Regierung.

Er ſah den Verfall der Societät neben anderen Uebelſtänden im Mangel an Theilnahme von Seiten der erſten Coryphäen des Forſtfachs, weil man dieſe nicht genug in's Intereſſe zu ziehen gewußt. Er wollte die Mitglieder nach Sectionen claſſificiren, wollte nächſt dem Protector 2 Ehren-Präſidenten, die der Protector ernennen ſollte, welche Wahl zunächſt auf Hartig und Cotta zu lenken ſei. Ferner ſchlug von Wedekind ein Directorium von 5 Mitgliedern aus den thätigſten und bewährteſten Forſtſchriftſtellern vor. Hier ſolle Laurops Stelle ſein; das Directorium ſolle alle 2 Jahre unter ſich einen Präſidenten und Vicepräſidenten wählen ꝛc.

Die Mitglieder ſollten ſich nach Provinzialvereinen ſammeln, deren Grundſätze entwickelt wurden, jede Provinz ſolle ein dirigirendes Mitglied erhalten, und zugleich das Recht haben, Provinzial-Statuten zu entwerfen.

Es ſollte eine neue Zeitſchrift begründet werden, und Laurop ſolle Erlaubniß ertheilen, daß die von Wedekind herausgegebenen „Neuen Jahrbücher der Forſtkunde" zur Geſellſchaftsſchrift erwählt würden, und die Beiträge der Mitglieder für dieſe beſtimmt würden, ein Forſtorden ſolle begründet werden u. ſ. w.

Dieſer neue Entwurf enthielt nun ganz und gar nicht Laurop's Beifall, und auch andere Mitglieder der Societät, denen Laurop ihn zeigte, mißbilligten denſelben. Meiningiſcher Seits wurde der Herzoglichen Cammer, Forſtſection, Bericht über den von Wedekind'ſchen Plan abgefordert, und derſelbe auch bei den Mitgliedern des Lehrerperſonals der Academie in Circulation geſetzt.

Das Directorium der Academie ſprach ſein und des Forſtſenats Anſichten dahin aus, daß v. Wedekind, der die Urſache, daß die Societät ſo lange keine Lebenszeichen gegeben, und nur noch im Andenken einzelner Forſtmänner lebe, auch daß ſie in den Kritiken des Forſtrath Pfeil leider nicht rühmlich erwähnt ſei — „in den Eigenſchaften des Directors Laurop" finde und angebe — wohl in gut bearbeiteten Vorſchlägen richtige Mittel bezeichne, die Societät, wenn es noch möglich, zu regem Leben zu bringen, daß aber der Vorſchlag eines Ordens manchem Bedenken unterliegen müſſe, daß für die Academie kein Vortheil vom Eingehen in v. Wedekind's Vorſchläge zu hoffen ſei, da er zum activen Präſidenten gewählt werden müſſe, mithin Darmſtadt der Sitz der Geſellſchaft werde, die doch unter der Aegide des Herzogs von Meiningen ſtehe. Schwerlich würden viele neue Mitglieder beitreten, ſchwerlich alle Staaten die Geſellſchaft anerkennen, und ihren Unterthanen die Mitgliedſchaft erlauben, ſchwerlich würde einem neu errichteten Civilorden Achtung zu verſchaffen ſein, da die beſtehenden Orden ohnehin zu oft ohne Verdienſt verliehen würden und viel an Werth verloren hätten.

Deutlich gehe aus dem Plane hervor, daß Wedekind's Beſtreben hauptſächlich dahin ziele, alle Federn der ſchreibenden Forſtmänner für ſein Intereſſe zu beſchäftigen.

Der Forſtacademie ſelbſt aber könne durch alles dieſes ein neuer Hebel nicht unterlegt werden u. ſ. w.

Nächſt dieſem Votum des Forſtſenats ſprachen ſich auch noch die Lehrer Herrle und Hellmann beſonders gegen den von Wedekind'ſchen Plan aus, und es iſt demſelben keine weitere Folge gegeben worden.

Laurop hatte bis zu der beabſichtigten Reorganiſation der Societät den frühern Gang der Sache verfolgt, und die immer ſparſamer eingehenden Beiträge für die Societätsſchrift nach dem Aufhören der Annalen, die nun von 1823 bis 1825 unter dem Titel: „Jahrbücher der geſammten Forſt- und Jagdwiſſenſchaft" erſchienen, benutzt. Jetzt überließ er auf von Wedekind's Antrag dieſem die Fortſetzung der Geſellſchaftsſchrift für die von ihm begonnenen „Neuen Jahrbücher," und veröffentlichte mit ihm über den Sachbeſtand eine Anzeige im Mai 1828, an welche von Wedekind und ſein Verleger, Kupferberg in Mainz, ſich anſchloſſen.

Allein alles dieß waren erfolgloſe Bemühungen, ſo weit ſie das Leben der im Abſterben begriffenen Societät friſten ſollten. Von dieſer Zeit an — ſo ſchrieb Laurop nieder — „nahm die Thätigkeit der Societätsmitglieder immer mehr ab, und ohnerachtet mehrfacher Erinnerungen an die übernommene Verbindlichkeit verſtummten nach und nach Alle. — Auch fing man ſchon im Jahr 1830 an, in verſchiedenen deutſchen Staaten forſtliche Vereine zu bilden, woraus dann zuerſt, neben dem Fortbeſtand der einzelnen Vereine, ein allgemeiner deutſcher Forſtverein entſtanden iſt, der ſich ſeit dem Jahr 1836 mit dem allgemeinen landwirthſchaftlichen Verein verbunden hat, die nun ſeitdem in jährlichen Verſammlungen gemeinſchaftlich zuſammentreten, und in einzelnen Sectionen ſich über forſt- und landwirthſchaftliche Gegenſtände berathen. Als Organ der Verhandlungen der Forſtſection dienen immer noch die von Wedekind'ſchen Jahrbücher der Forſtkunde.“

Durch jene Vereine und ihre jährlichen Verſammlungen trat naturgemäß die Societät völlig in den Hintergrund; ſie hörte auf zu ſein und ging in dem Forſtverein auf und in denſelben über. — Es ſteht immer mißlich um einen Kranken, wenn zu viele Aerzte und Arzthelfer ſich um ihn mühen. So war es bei dieſer Societät, ſo war es auch zuletzt bei der Forſtacademie. Wenn erſt zu Rath und Hülfe Köpfe zuſammengeſteckt und Federn zu Recepten geſpitzt werden müſſen, iſt es bereits ſchlimm; bei ruhigem und geregeltem Entwickelungsgang hilft geſunder Organismus ſich ſchon ſelbſt fort. Im Kleinen wie im Großen gilt ſolche Regel. Nie ſteht es ſchlimmer um manche Staaten, als wenn am meiſten in ihnen und über ſie geſchrieben wird. Das Papier iſt geduldig, aber nicht den Fürſten, nicht den Staaten, nicht den Völkern erwächſt Gutes aus vielköpfigen Berathungen, ſelbſt wenn ſie den ſtolzen Namen Parlamente führen.

XXII.

Das letzte Jahrzehent der Forſtacademie Dreißigacker. 1834 bis 1843.

Das vorletzte Capitel dieſer Geſchichte der Forſtacademie Dreißigacker überblickend, und nun dieſes letzte beginnend, kam ſich der Verfaſſer vor wie ein Maler, dem die Farben ausgehen wollen oder auf der Palette vertrocknen. Vor allem vermißte er das freundliche helle Grün, die heitere Jägerei- und Hoffnungsfarbe, und nur grau und ſchwarz war noch vorhanden; graue Theorien und ſchwarze Todengräber und Leichenbeſtatter jener einſt ſo blühenden Anſtalt, der man das Grab grub, als ſie noch im kräftigen Mannesalter ſtand.

Die Forſtacademie hatte tüchtige Lehrer, eine gute Einrichtung, zahlreichen Beſuch, geordnete Oeconomie, dennoch trat manches Nachtheilige gegen ſie von Seiten der Regierung ſchon jetzt zu Tage.

So ließ bereits im Jahr 1834 die Landesregierung, Finanzſenat, in dem botaniſchen Garten Bauplätze für einen angeſehenen iſraelitiſchen Geſchäftsmann, wie für den Hausknecht Goldermann, abſtecken, ohne vorher dem Forſtſenat auch nur ein Wort von dieſer verwunderlichen Procedur kund zu geben. Letzterer erhob nun eine, mit den kräftigſten Gründen belegte Beſchwerde gegen Plan und Ausführung ſolcher Gebäude, gleichwohl wurden die Bauplätze vermeſſen und verſteint, und ſelbſt Herrle's perſönliche Proteſtation half nichts. Zwar wurde endlich der Hausknecht mit einem Verweis, daß er wegen ſeines Vorhabens beim academiſchen Senat nicht angefragt, bedeutet, daß er keinen Bauplatz bekomme, aber der erſte Bauluſtige ſetzte ſeinen Plan durch und baute ein Haus ganz ungeeignet in die nächſte Schloßnähe, dem Schloß den freien Blick nach dem Dorfe theilweiſe entziehend, und des Schloſſes Lage ſtörend und beeinträchtigend, ſo daß kein Vernünftiger erſieht, warum gerade dahin, dicht vor das Herzogliche Jagdſchloß, während es in deſſen Nähe an geeigneten Plätzen nicht fehlte.

Profeſſor Bernhardi hatte indeß ſeine Meiſterſchaft als Geologe durch eine weniger, als ſie es verdient, bekannt gewordene Preisabhandlung bewährt: „Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Geologie,“ welche von der Teyleriſchen Stiftung zu Harlem gekrönt wurde, und daſelbſt bei den Erben François Bohn 1832 in Großquart erſchien. Der niederländiſche Titel dieſes Werkes giebt die Abbildung der als Preis gegebenen großen goldenen Ehrenmedaille.

Im Frühjahr 183 erhielt Profeſſor Bernhardi einen Ruf an die in Breslau Michaelis deſſelben Jahres zu errichtende techniſche Anſtalt als Profeſſor der Mineralogie und Geognoſie. Es lag außer ſeinen Wünſchen, Dreißigacker zu verlaſſen, doch glaubte er ein Anerbieten höheren Gehalts, in Rückſicht auf ſeine Familie, nicht ausſchlagen zu dürfen, und blieb, als dieſe Angelegenheit zu ſeiner Zufriedenheit geordnet wurde, Dreißigacker erhalten.

Einem Bedürfniß, das allerdings noch fühlbar war, hätte der Director gerne abgeholfen geſehen; er ſchlug deshalb bereits im Jahr 1833 die Ernennung eines Vicedirectors vor, welcher in Dreißigacker wohnen, die Aufſicht über die Academiker führen, ſie beſuchen ſollte u. ſ. w.; nannte als den dazu am beſten geeigneten Mann den Oberforſtrath Herrle, welcher ihn bisher oft unterſtützt und aus Gefälligkeit vertreten habe, allein es wurde auf dieſen Vorſchlag nicht eingegangen.

Da ſich in demſelben Jahre eine abermalige Auflage des Planes und der Geſetze nöthig machte, ſo entwarf und berichtigte der Forſtſenat dieſelben, und nahm darin die Verfügung vom 25. Septbr. 1831, die Herabſetzung der Honorare betreffend, wie jene vom 20. Juli 1833 und eine vom 2. Auguſt 1833, Antrittsprüfungen der Inländer und Entwurf eines Regulativs hinſichtlich der zu hörenden Vorleſungen von Seiten der ſich dem Forſt- und Rechnungsfach widmenden Inländer betreffend, auf, ließ hingegen die Inſtruction für die academiſchen Gerichte, welche damals das Herzogliche Kreis- und Stadtgericht in Meiningen vi commissionis verwaltete, aus dem Entwurf hinweg, da dieſe zu kennen, den Academiſten entbehrlich ſchien, und ſie ohnehin nicht mehr beobachtet wurden.

Die Vorleſungen wurden einzeln taxirt, und es wurde unterm 29. Juni 1835 befohlen, daß künftig die vermögenden inländiſchen Zöglinge mit einem angemeſſenen Honorar (der Hälfte) heranzuziehen ſeien.

In dieſer Zeit beabſichtigte der Chemiker Creuzburg aus Heldburg, Erfinder eines ſehr bewährten Cäments, die Anlegung eines techniſch-chemiſchen Auskunftsbüreaus. Obſchon nun dasſelbe in gar keiner Beziehung zur Forſtacademie ſtand, ſo erhielt der Anſuchende doch zur Beförderung ſeines Unternehmens laut eines höchſten Reſcriptes Wohnung im Schloſſe zu Dreißigacker angewieſen, den Mitgebrauch des techniſchen Laboratoriums, des Apparates und der Bibliothek geſtattet, und dieſer neue kleine Senkling auf den Baum der Academie bewirkte mindeſtens das Gute, daß abermals mehrere hundert Gulden zur Anſchaffung von Büchern und zur Complettirung und verbeſſerten Einrichtung des Laboratoriums beſonders gewährt wurden, während der Senkling ſelbſt nicht anſchlug, ſondern bald wieder abdorrte.

Ueberhaupt kargte man in erwähnter Beziehung nicht mehr und die neuen Inventariſationen der academiſchen Sammlungen beſtätigten der Letzteren erfreuliche Vermehrung. Dieſe Inventariſationen wurden unterm 9. Aug. 1836 dem Profeſſor Bernhardi und dem Forſtcommiſſär Gleichmann übertragen, wobei der Schloßvoigt Wagner als Schreiber zu dienen hatte.

Der im Januar 1837 desfalls erſtattete Bericht gewährte bezüglich des Naturaliencabinets ein recht befriedigendes Bild. Sämmtliche ausgeſtopften Thiere wurden in Glaskäſten aufbewahrt, von Säugethieren waren manche ſeltenere vertreten, die ornithologiſche Sammlung umfaßte ſo ziemlich die ganze damals bekannte Vogelfauna Deutſchlands, alle gut ausgeſtopft und gut erhalten, viele in mehrfacher Zahl, 240 Arten; ausländiſche Vögel 13 Käſtchen; Vogelſcelette, Eier, Neſter, mehrere getrocknete Amphibien dabei ein kleines Krokodil, Fiſche, eine Forſtinſectenſammlung in 140 kleinen Käſten nach Bechſteins Forſtinſectologie geordnet, nebſt vielen anderen in- und ausländiſchen Inſecten. Gegen 100 Arten deutſcher Schmetterlinge in ſehr ſchönen wohlerhaltenen Exemplaren. Mehrere Herbarien, Früchte u. ſ. w.

Dann neben Conchylien und ſonſtigen Seeproducten einige Sammlungen von Petrefacten, oryctognoſtiſche und petrographiſche Sammlungen, darunter 200 Exemplare ungariſcher Gebirgsarten, ein Geſchenk des verdienſtvollen Naturforſchers Dr. C. A. Zipſer zu Neuſohl — mineralogiſche Inſtrumente u. dergl.

Das Laboratorium enthielt eine große Anzahl der nöthigen Utenſilien, auch der feineren von Platina (an Gewicht 3⅛ Unzen) und Silber, Reagentien und Droguen ꝛc.

Für den Unterricht in der Mathematik waren eine gute Anzahl von Meß- und andern Geräthſchaften, für den Zeichnenunterricht zahlreiche Vorlegeblätter vorhanden.

Das phyſikaliſche Cabinet zeigte ſich beſonders gut ausgeſtattet mit mechaniſchen, hydroſtatiſchen, äroſtatiſchen, optiſchen u. dergl. Apparaten und Inſtrumenten, ebenſo dergleichen für Wärme- und Electricitätslehre, Magnetismus und Galvanismus. Ein treffliches Utzſchneider'ſches Microscop, eine neue Luftpumpe, wurden angeſchafft, und in der letzten Zeit der Academie ſogar noch ein Daguerreotypirapparat.

Ohngeachtet alles deſſen, was für die Academie geſchehen war und ferner geſchah, gingen doch ſchon vorſpukende Gerüchte von ihrer Aufhebung durch Deutſchland.

Die Nummer 208 des allgemeinen Anzeigers 1835 brachte einen Aufſatz über die wiſſenſchaftliche Bildung der Forſtbeamten, an deſſen Schluß ſich der Wunſch ausgeſprochen fand, daß die Academie in Dreißigacker fortbeſtehen möge und daß es wünſchenswerth ſei, die Gerüchte, die ſich über deren Aufhebung verbreitet hätten, officiell widerlegt zu ſehen. Dieſe Gerüchte hatten allerdings ſchon mehrere Ausländer bewogen, nicht nach Dreißigacker zu gehen, und Geh. Regierungsrath Hellmann hielt dafür, daß es an der Zeit ſei, dem Herzog die Sache vorzulegen, damit der Forſtſenat zu einer öffentlichen Bekanntmachung autoriſirt würde.

Allein es wurde hierauf durch ein Miniſterialreſcript vom 17. Auguſt des l. J. dem Forſtſenat eröffnet, daß es weder thunlich noch nothwendig erſcheine, dem berührten Gerüchte durch die vorgeſchlagene Erklärung entgegen zu arbeiten; zugleich erhielt der Forſtſenat den Befehl, über die gegenwärtige Frequenz der Forſtacademie das Nähere vorzutragen.

Es ergab ſich die Anzahl von 47 Studirenden, deren 34 Inländer und 13 Ausländer waren, und 28 ſich dem Forſtfach beſtimmt widmeten.

Unterm 14. October wurde befohlen, daß einſtweilen noch ein Abdruck der bisherigen Geſetze, doch nur in der erforderlichen Anzahl beſorgt werden ſolle.

Die Rechnungsführung der Academie wurde 1835 der Herzogl. Amts-Einnahme übertragen.

Der Exigenz-Etat für die Anſtalt betrug von 1834—1835 nur 2000 Gulden rhn., er erhöhte ſich von 1836—1840 auf die Summe von 5181 Gulden rhn. und von 1841—1844 auf 5714 Gulden rhn.

Als Lehrer für den Unterricht im Signalblaſen auf dem Flügelhorn wurde 1837 und 1838 ein früherer Zögling der Academie, Kammermuſicus Göpfert, auserſehen.

In dieſer Zeit ward auch die Idee lebendig, mit der Forſtacademie eine technologiſche und Bauunterrichtsanſtalt zu verbinden. Es gelangte dieſelbe jedoch nicht zur Ausführung, da bald darauf die Herzogl. Realſchule in Meiningen, um derartigen Bedürfniſſen abzuhelfen, in das Leben gerufen wurde.

Am 23. Mai 1837 ſtarb Forſtrath Hoßfeld zu Dreißigacker und wurde feierlich beerdigt, der erſte Lehrer unter Bechſtein, war er auch der letzte aus der Lehrerzahl, den die Erde dieſes Friedhofs deckte.

Ein Denkſtein, den die trauernde Liebe ſeiner Kinder ihm errichtete, enthält die Inſchriften:

A.

Johann Wilhelm Hossfeld,
geboren den 19. August 1768,
gestorben den 23. Mai 1837.

III.

Durch eigenes Streben gebildet,
Dann Andere lehrend mit Eifer,
Errang Er der Wissenschaft Höhen
Und redlichen Wirkens Bewusstsein.

Hoßfeld hatte einen ungemein lebendigen, regen und anregenden Geiſt, eine große Freude am Disputiren, und war ſehr geſellig. Als Mathematiker erfreute er ſich eines großen Rufes, und ſeine Lehrgabe ſagte der Mehrzahl ſeiner Zuhörer zu. Nach Hoßfelds Tode erhielt Forſtcommiſſair Gleichmann einige von jenes Vorleſungen über practiſche Geometrie übertragen. Die Rechnungsvortheile und Mechanik wurden, da ſich ſehr wenige Zuhörer dazu eingefunden hatten, ausgeſetzt; die practiſchen Uebungen im Meſſen, denen Herrle ſich bisher ganz unterzogen, übernahmen Herrle und Gleichmann.

Die früher ſchon angedeutete und erwähnte Regulirung und Abänderung der Honorarverhältniſſe fand erſt im Jahr 1837 ihre völlige Erledigung. Dieſe bewirkte ein Reſcript Herzoglicher Landesregierung, welches die in den Protocollen über die Berathung des academiſchen Senats enthaltenen Anträge unterm 9. Juli d. J. beſtätigte.

Es war Abſicht der landesväterlichen Fürſorge des Herzogs, der Reſidenzſtadt Meiningen ein Real-Gymnaſium zu geben und in dieſem mußte, wie es nicht anders ſein konnte, der Forſtacademie um ſo mehr ein Rival erwachſen, als von gewiſſer Seite her alles aufgeboten wurde, die neue Anſtalt, deren Werth und Wichtigkeit an ſich Niemand verkennen kann, auf Koſten der Academie zu heben und zu bereichern.

Der ſeiner Anſtalt mit Liebe zugethane Chef und Director, Oberforſtmeiſter und Freiherr von Mannsbach, ſah, was drohte, und überreichte bereits unterm 11. Juni 1837 das Geſuch, die ihm ſeit faſt 15 Jahren übertragene Direction über die Forſtacademie, welche damals 54 Zöglinge, dabei 19 Ausländer, zählte, abzunehmen. Allein dieſer Wunſch wurde dem wackern Manne nicht erfüllt, und ihm unter ehrender Anerkennung ſeiner bisherigen einſichtsvollen directiven Leitung der fernere Beibehalt ſeiner Functionen vertraut. (16. Juni 1837.)

Unterm 3. September deſſelben Jahres eröffnete ein Miniſterialreſcript dem Curator der Forſtacademie, Freiherrn von Mannsbach, daß der nach Meiningen berufene Realgymnaſialdirector Knochenhauer ſich bereit erklärt habe, im nächſten Semeſter die Vorleſungen über Experimentalphyſik mit Ausſchluß der Mechanik, ſo wie Geometrie verbunden mit practiſchen Uebungen, und ebene Trigonometrie mit Bezug auf trigonometriſche Vermeſſungen zu halten, damit dieſe Vorleſungen im Lectionscatalog angekündigt würden.

Director Knochenhauer bezog für ſeine praktiſche Wirkſamkeit an der Forſtacademie einen nicht geringen Gehalt, nämlich 1700 fl. rhn., während der Geſammtetat der Lehrergehalte ſich überhaupt nur auf 2724 fl. und der baare Gehalt nur auf 2432 fl. belief.

Knochenhauer übergab im Januar 1838 einen Berichtsvorſchlag über die Erweiterung der Anſtalt durch eine beſondere Section für Mathematik und Naturwiſſenſchaft, über welchen das Gremium der academiſchen Lehrer abſtimmte. Schon unterm 29. Decbr. 1833 war vom Forſtſenat ein Bericht erſtattet worden, der den Wunſch nach einem abgeänderten Lehrplan ausſprach, auf eine der Zeit angemeſſene Verbeſſerung der beſtehenden Einrichtung hinwieß, und namentlich eine größere Strenge bei den Maturitätsprüfungen als wünſchenswerth empfahl.

Dieſem waren zwei dem Inhalte nach ähnliche Berichte vom 2. April und 28. September 1834 gefolgt, allein es ſchien damals noch nicht in den Verhältniſſen zu liegen, die gewünſchte Verbeſſerung herbeizuführen.

Die Anſichten des Lehrerperſonals waren mit dem Knochenhauer'ſchen Berichte nicht durchaus übereinſtimmend, denn Knochenhauer ſtellte das bisherige Wirken der Forſtacademie von ſeinem Standpunkt aus in ein ungünſtiges Licht, ja er ſtellte ſie für die Folge ganz in den Hintergrund, ließ auch einige wichtige hauptſächliche Zweige des Unterrichts, zufällig die Hauptſache: Forſt- und Cameralwiſſenſchaft ganz unerwähnt. Sein Lectionsplan beraubte den Lehrer Forſtcommiſſär Gleichmann aller Thätigkeit u. ſ. w. Oberforſtrath Herrle ſprach ſich daher entſchieden gegen die Abſicht aus, die Academie wieder zu einer Schule herabzuwürdigen, und bezog ſich darauf, daß ohnerachtet der jezt als zweckwidrig gerügten Verfaſſung, die Academie doch ſeit ihrem 37jährigen Beſtehen, ſowohl beim Forſtfach als bei andern Fächern ſehr tüchtige, achtungswürdige und hohe Stellen bekleidende Männer gebildet habe, was wahrheitgemäß und unbeſtreitbar war.

Dagegen ſprach ſich Geh. Regierungsrath Hellmann eben ſo entſchieden dahin aus, daß die Einrichtung der Academie in ihren Fundamenten und Grundbedingungen nichts tauge, was er auch ſeit den 20 Jahren ſeiner Anſtellung ſtets offen und unumwunden ausgeſprochen habe. Hellmann wollte den Hauptfehler und Widerſpruch darin erblicken, daß man eine Academie wolle, aber bei der Aufnahme der Ausländer nicht nach den Vorkenntniſſen frage, wonach die, welche ohne ſolche kämen, und bei ihren Studien ſich ſelbſt überlaſſen blieben, nichts lernen könnten. Er könne daher darüber, daß man beſtimmte Vorkenntniſſe zur Bedingung der Aufnahme mache, nur ein Emporheben, nicht ein Herabwürdigen der Anſtalt erkennen. Von gleicher Anſicht geleitet, hatte auch der Profeſſor Bernhardi den Bericht unbedenklich ſignirt; des Directors Anſicht ging jedoch dahin, daß allerdings und namentlich durch den Eingang des Berichtentwurfs der Forſtſenat ſich ungegründeter Weiſe ſelbſt anklage, und ſchlug daher eine etwas veränderte Faſſung vor. Andere Verhältniſſe ſeien eingetreten in dem Zeitraum zwiſchen 1834 und 1838, die noch weitere Veränderungen des Lehrplanes der Academie nöthig machten, beſonders ſcheine der Umſtand, daß die Einrichtung eines beſonderen Realgymnaſiums Schwierigkeiten finde, es nothwendig zu machen, durch erweiterte Curſe der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, die eben ſo dringende als billige Forderung der Zeit auf eine zweckmäßige Weiſe zu befriedigen, damit ſie dem Bedürfniſſe der höhern Forſtbeamten, der Rechnungsbeamten, des Militairs, der Landwirthſchaft und der verſchiedenen höhern Gewerbe entſprechend wirke.

Dieſen Anſichten gemäß wurde eine abermalige Redaction des Berichtes bewirkt, der Lehrplan auf 2 Jahre berechnet, und 2 Claſſen der Academie feſtgeſtellt. Ausführlicher erklärte ſich über den weitern Berichtsentwurf vom 8. Februar 1838 Profeſſor Bernhardi. Er ſprach ſich unter anderm dahin aus, daß er nicht erſt jezt, ſondern ſchon längſt, und zwar in den erſten Wochen ſeines Aufenthaltes in Dreißigacker zur Ueberzeugung gekommen ſei, wie die bisherige Einrichtung der Anſtalt durchaus nicht mehr zeitgemäß, am allerwenigſten aber dem Begriff einer Academie entſprechend ſei, und daß er dieſe Ueberzeugung auch überall da offenkundig ausgeſprochen habe, wo er habe hoffen dürfen, dadurch zu einer Verbeſſerung vielleicht beitragen zu können. Auch führte Profeſſor Bernhardi an: in wie geringem Anſehen die Academie ſelbſt bei den höheren Landesbehörden ſtehe, ſei leider daraus zu ſchließen, daß ihre ausgeſtellten Zeugniſſe, resp. Lehrbriefe zu irgend einer Anſtellung im Staate nicht genügten, ſondern alle damit verſehenen inländiſchen Candidaten ſelbſt bei ihren Anſtellungen als Geometer, Rechnungspracticanten, ja als Forſtgehülfen ſich noch einer anderweitigen Prüfung unterwerfen müßten.

Man kann nicht umhin, ſich bei dieſen Verhandlungen des bekannten Ausſpruchs zu erinnern: Zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.

Die Staatskünſtler, die damals am Ruder waren, thaten alles, die Academie zu verketzern, und ein neuer Streich wurde jetzt gegen letztere geführt. Unterm 24. April 1838 eröffnete ein höchſtes Reſcript der Direction, daß nach der Beförderung des Geheimen Regierungsrathes Hellmann zum Regierungs-Director deſſen fernere Theilnahme an den Geſchäften der Forſtacademie nicht mehr ſtatthaft erſcheine, und befahl das Nöthige über die Vorträge Hellmanns mit dem academiſchen Senat zu berathen.

Wenn die Abnahme aller Academiegeſchäfte auch in Hellmanns eigenem Willen mitlag, und ihm vielleicht damit ein Gefallen geſchah, ſo mußte doch dieſe höchſte Verfügung der Academie um ſo unerwarteter kommen, als der höchſten Ortes genehmigte Lehrplan für das Sommerſemeſter 1838 bereits im Anzeiger bekannt gemacht worden war, und der Director beklagte in einer Eingabe den Verluſt eines ſo ausgezeichneten Lehrers, der ſeine Functionen mit ſo viel Eifer und Erfolg beſorgt und durch ſeinen Ruf im Ausland wohl auch der Anſtalt Studirende zugezogen habe.

Indeß war nun hierin nichts zu ändern, und Profeſſor Bernhardi war erbötig, die Lectionen Hellmanns: Forſtbotanik und Jagdzoologie, zu leſen.

Unterm 18. Mai wurde der Direction durch hohes Reſcript eröffnet, daß die für das laufende Semeſter in den Lectionsplan der Forſtacademie aufgenommenen Lehrvorträge des Regierungs-Directors Hellmann dem Regierungs-Auditor Plödtner gegen eine angemeſſene Remuneration übertragen werden ſollten.

Am 28. Mai, unmittelbar vorher, ehe Herr Plödtner ſeine Vorträge begann, empfahl ſich Regierungs-Director Hellmann dem freundlichen Andenken ſeiner Zuhörer und nahm Abſchied von der Academie.

Für das Winterſemeſter 1838 bis 1839 wurden dem Regierungs-Auditor Weber die Vorleſungen über Jagdnaturgeſchichte, ſowie über Forſt- und Jagdrecht übertragen, eben ſo für das darauf folgende halbe Jahr, und weiter.

Während die Genehmigung der Geſetze und des Lehrplans vom Forſtſenat wiederholt erbeten werden mußte, und endlich unterm 28. November 1838 der Direction eröffnet wurde, daß die höchſte Entſchließung auch ferner noch ausgeſetzt bleiben müſſe, bis das Verhältniß der Academie zu den Realſchulen und beſonders die Aufnahmeprüfungen feſtgeſtellt ſein werde — war gleichzeitig (20. Novbr. 1838) eine Commiſſion niedergeſetzt worden, welche dieſes Verhältniß erörtern ſollte.

Dieſe Commiſſion berichtete nach mehrfachen Deliberationen unterm 12. Februar 1839, daß es nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Realſchulen unthunlich ſei, die Forderungen für die Aufnahme zur Academie mit Rückſicht auf die durch jene Schulen gebotene Gelegenheit zur Erwerbung von Vorkenntniſſen, ſchon Oſtern 1839 höher zu ſtellen, welche Anſicht mit Gründen belegt wurde.

Weitere Vorſchläge behielt ſich die Commiſſion dann vor, wenn der Lehrplan für die Realſchulen des Herzogthums im ganzen Umfang hergeſtellt worden, und dieſe Anſtalten mit den nöthigen Lehrkräften ausgeſtattet ſeien — das hieß: wenn durch die Realſchulen die Forſtacademie völlig überflüſſig gemacht ſein werde.

Bei dem zu dieſer Zeit vorgenommenen abermaligen Conceptentwurf einer Matrikel erklärte ſich Profeſſor Bernhardi entſchieden gegen den Druck, weil eine baldige und gänzliche **Auflöſung** der Academie mit Gewißheit von allen, die Verhältniſſe Näherkennenden vorauszuſehen ſei. Daher es bedenklich erſcheine, wenn der Senat jetzt, nach 40jährigem Beſtehen der Academie, zu einer Zeit, wo faſt Niemand mehr aufzunehmen ſei, den Akt der Aufnahme und überhaupt der Geſetze noch ändere, gleichſam als könne dadurch noch Leben und Beſtehen in den ſiechen Körper gebannt werden, dem, ſei es abſichtlich oder zufällig, alle Mittel zum Beſtehen und zum Erſtarken entzogen ſeien. Profeſſor Bernhardi halte für Pflicht des Senats, mit ſchuldiger Offenheit dem Herzog die Lage der Sache unterthänigſt vorzuſtellen, um ſo mehr, als der Senat durch die in den letzten Tagen erfolgte höchſte Unterſchrift des Geſetzentwurfs wohl zu ſchließen berechtigt ſei, es ſei weder die höchſte Abſicht, die Academie aufhören zu laſſen, noch ſei Höchſtdemſelben der gegenwärtige Zuſtand der Academie hinlänglich bekannt u. ſ. w.

Nach noch mehreren Details im Betreff des ſehr verminderten und noch verminderter zu befürchtenden Beſuchs ſprach der Senat die unterthänigſte Anfrage aus:

> ob nichtsdeſtoweniger der academiſche Lehrplan in der bisher üblichen Weiſe entworfen und veröffentlicht werden ſolle?

Dieſen Bericht begleitete ein Inſertbericht des Directors, worin ſich derſelbe auf ſeine unterthänigſten Vorſtellungen vom 11. Juli 1837 und die dort vorausſichtlich angedeuteten Folgen bezog, und das Eintreffen ſeiner und Forſtrath Herrle's bei Gelegenheit der befohlenen mit der Academie zu verbindenden technologiſchen und Bauunterrichts-Anſtalt gethane Vorausäußerungen andeutete.

Hierauf wurde durch höchſtes Reſcript vom 16. März 1840 dem Senat eröffnet, daß der Lehrplan für das nächſte Semeſter in der bisherigen Weiſe zu entwerfen und zu veröffentlichen ſei. Unter demſelben Datum wurde dem Director ſein Geſuch um Enthebung von der Direction der Forſtacademie in Dreißigacker abermals abgeſchlagen.

Unter ſolchen Wehen und Kämpfen alſo war die Forſtacademie in das vierte Decennium ihres Beſtehens eingetreten. Ihre Lebenskraft ſiechte erſterbend dahin, und mehr und mehr brach die Frage ſich Bahn: Wird die Academie fortbeſtehen? Kann ſie forbeſtehen? Soll ſie fortbeſtehen?

Unterm 20. Auguſt 1840 ſandte Forſtmeiſter von Behlen eine Zuſchrift an den Forſtſenat, begleitet von der gedruckten Einrichtung der neuen Folge ſeiner allgemeinen Forſt- und Jagdzeitung, und bat um Zuſendung eines Jahresberichtes der Academie, der academiſchen Geſetze u. dgl.

Statt daß man hätte erfreut ſein ſollen, ein Organ mehr für Veröffentlichung der Academie-Angelegenheiten zu gewinnen, deſſen Spalten freundlich und bereitwillig dargeboten wurden — „ließen die Verhältniſſe es bedenklich erſcheinen, der Anfrage zu entſprechen," und es wurde desfallſige Anfrage beſchloſſen, worauf das Präſidium eine ausführliche Darlegung über den Fortbeſtand oder das Aufheben der Academie forderte.

In einem beſonders wichtigen Vortrag ſprach nun unterm 2. December 1840 der Director der Academie ſeine Anſicht über dieſen Gegenſtand folgendermaßen aus.

„Abgeſehen von den Gerüchten, welche die Aufhebung betreffen, iſt mehrfach der Wunſch öffentlich geäußert worden, daß die Academie als ein Denkmal der landesväterlichen Fürſorge Herzogs Georg erhalten werden möge."

„Einem Lande, deſſen Bodenfläche zu 3 Fünftheilen mit Waldung bedeckt iſt — (das Herzogthum hat 380,000 Morgen Waldareal) dürfte wohl eine Forſtbildungsanſtalt nothwendig ſein."

„Dem Orte Dreißigacker wie der Reſidenzſtadt ſind weſentliche Vortheile zu Theil geworden, und die Summen, welche die Anſtalt gekoſtet hat, gehen durch die Aufhebung derſelben unwiederbringlich verloren. Die Gebäude werden ſchwerlich beſſer, als bisher, benutzt werden können, nicht ohne Inconvenienzen wird dem angeſtellten Lehrerperſonal ein anderweiter Wirkungskreis anzuweiſen ſein."

„Nicht möglich wäre es geweſen, ohne die Forſtacademie ſo viele hohe und niedere Forſtſtellen im Lande mit wiſſenſchaftlichen Beamten zu beſetzen, davon der Erfolg ein ſelbſtredender iſt.“

„In- und Ausländern hat die Academie bisher die nöthige Bildung gewährt, und hat ſie befähigt, bei in- und ausländiſchen Behörden ihre Prüfungen zu beſtehen, und mit Beifall wichtige Aemter zu verwalten.“

„Viele ihrer Zöglinge begleiten hohe Staatsämter, viele zeichnen ſich als Schriftſteller aus.“

„Vielen unbemittelten Inländern wurde es möglich, ſich auszubilden, daß ſie nicht blos im Inlande, ſondern auch im Auslande Anſtellung und Verſorgung ſich errangen.“

„Sollte dieſes alles nicht für die Erhaltung der Academie ſprechen? Sollte ſie nicht werth ſein, daß ſelbſt mit einigem Aufwand der ihr in neueſter Zeit zugefügte Schaden wieder gut gemacht werde?“

„Sie zu erhalten, iſt freilich vor allem nöthig, die Knochenbauer'ſche ganz unverhältnißmäßige Beſoldung von ihrem Etat wegzuſtreichen, die disponibeln Lehrerbeſoldungen unter die an der Academie thätigen Lehrer mit Fixirung der proviſoriſch angeſtellten Hülfslehrer zu vertheilen.“

„Und noch mehr iſt nöthig, nämlich die Anſtellung eines Lehrers von literariſcher Bedeutſamkeit im Forſtfach, weitere Ermäßigung der Maturitätsprüfungen für die Inländer — Erweiterung der zur Erhaltung und Hebung der Academie nicht hinreichenden Geſetze, die vom 23. October 1839 datiren.“

„Der Director und der Oberforſtrath Herrle haben ſich, als wegen Einrichtung der Realſchulen und deren Verhältniß zur Academie Deliberationen gepflogen wurden, offen dahin ausgeſprochen, daß die beabſichtigten Anforderungen und Verfügungen nicht blos zum Schaden der letzteren, ſondern auch zu deren Auflöſung führen würden, ſie wurden aber ſtets mit Hinweiſung auf den der Academie zugedachten höhern Standpunkt abgeſpeiſt. Leider trifft nun unſere Prophezeihung ein, und wir blicken jetzt ſchon von dem vorgeſpiegelten höhern Standpunkt auf leere Hörſäle, welche die Lehrer völlig entmuthigen. Und damit iſt das

Ziel derer, welche die Realſchulen zu fördern und die Academie zu untergraben ſtreben, erreicht."

„In ſolchem Fall muß ich, der Director, ſelbſt für die Aufhebung ſtimmen, da der frühere Plan, die Realſchule durch Beifügung einer höheren Claſſe mit der Academie zu verbinden, der dann 1 Lehrer der Forſtwiſſenſchaft zur Ausbildung der niedern Forſtofficianten beizugeben geweſen wäre, nicht ausführbar erſcheint."

Dieß waren die Aeußerungen eines ehrwürdigen und redlichen alten Dieners, jedes Wort eine Wahrheit.

Freiherr von Maunsbach theilte ſeinen Vortrag dem Geh. Rath v. Bibra mit und dieſer ſchrieb an ihn nachfolgende beherzigenswerthe Zeilen:

„Meiningen, den 29. December 1840.

Freundlichen Guten Morgen!

Recht herzlichen Dank für die Mittheilung Deines ſehr intereſſanten Vortrags über die Aufhebung oder das Fortbeſtehen der Forſtacademie Dreißigacker.

Auch ich halte es für einen großen Mißgriff, ein 40 Jahre lang beſtehendes und mit Ruhm, Ehre und Nutzen gekröntes wiſſenſchaftliches Inſtitut mit leichtem Sinn zu Grabe zu tragen, nur um ein neues Project ſchnell ausgeführt zu ſehen!

Das hieſige Land hätte mit einem Gymnaſium und einer Realſchule hinlänglich genug, demohngeachtet haben wir deren von jeder Gattung mit ſchweren Koſten 2 Neue creirt!! Früher oder ſpäter wird dabei gewiß wieder eine Reduction ſtattfinden.

Die Forſtacademie im Flor zu erhalten, hätte aber auch ſchon die Pietät für unſern ſeligen Herrn Herzog wünſchen laſſen und ſie mußte ihres Etats nicht beraubt werden.

Wo Du in Deinem Vortrag von dem Nutzen der Academie durch Bildung tüchtiger Forſtbeamten ſprachſt, hätte ich gewünſcht, daß Du noch hinzugefügt hätteſt, wie viele unſerer Offiziere, beinahe ſämmtliche Rechnungsbeamte und ihre Aſſiſtenten auf dem Lande, die Rechnungskammer und das Rechnungsbureau, die bedeutende Zahl der Land-Geometer — ihre Bildung der Forſtacademie verdankten und dem Vaterlande jetzt und noch längere Jahre, durch die practiſch nützlichen Wiſſenſchaften, welche ſie dort erlernt, von wahrem Nutzen ſein werden.

Ein Pfropfreis von 1 oder 2 Forſtlehrern auf die Realſchule ließe ſich wohl denken und ausführen, wird aber den bisherigen glücklichen Erfolg ſchwerlich haben, da in der Realſchule vielerlei gelehrt wird, was der Forſtmann nicht braucht und es daher ſchwer werden wird, dieſes zu ſcheiden und die Direction dieſer beiden Claſſen gehörig feſtzuſtellen.

Wir wollen das Beſte hoffen!

Vale faveque

Totus tuus

von Bibra."

Es war alles vergebens. Vergebens erörterte der Director ausführlich, was dann in dieſer Beziehung noch weiter auf der Realſchule zu lehren ſei, vergebens that er geeignete Vorſchläge für die fernere practiſche Ausbildung der dem Forſtfach ſich Widmenden, wobei er wahrheit-, fach- und naturgemäß immer wieder darauf zurückkommen mußte, daß durch alles dieſes doch nur eine kaum nothdürftig ausreichende Bildung der Forſtbedienſteten zu erlangen ſei.

Nicht minder ſetzte von Mannsbach klar auseinander, daß noch dazu der Koſtenpunkt ein erhöhter ſein werde, daß das Maturitäts-Examen einen fünfjährigen Aufenthalt auf der Realſchule und eine Fülle von Kenntniſſen verlange, ſo daß jenes die, (wenn in Einzelfächern noch ſo gelehrten) Examinatoren in allen Theilen kaum ſelbſt beſtehen würden.

Dieſer Bericht berührte gedrängt das Nützlichnöthige der Einrichtung der Forſtlehranſtalten zu Anfang des Jahrhunderts, wie die Frequenz von Dreißigacker und führte an, „daß es nicht blos für künftige Forſtmänner, ſondern auch überhaupt für künftige Oekonomen, Kammer- und Rechnungsbeamte, Landgeometer, Militairs, Gärtner, Technologen, Bergbaukundige ein viertel Jahrhundert lang eine gute Vorſchule geweſen."

„Daß aber nothwendig die Schülerzahl auf allen Academien ſich habe vermindern müſſen, nachdem überall und auch im Herzogthume Realſchulen und Realgymnaſien errichtet worden. Auch wurde Bezug genommen auf die indeſſen neu entſtandenen Forſtlehranſtalten.

Dagegen wurde anderſeits hervorgehoben: „Die auf die Forſtacademie bisher verwendete Summe ferner zu verwenden, ſei in finanzieller Hinſicht nicht räthlich, da ſie ein unverhältnißmäßiges Mittel für die geringen Erfolge und den Bedarf an Forſtleuten — durchſchnittlich jährlich drei — und daß es beſſer ſei, dieſe Mittel zur Dotirung von Realſchulen zu verwenden,“ die ein Bedürfniß der Zeit geworden.

Die Zeit wird lehren, ob dieſes Bedürfniß ſich lange befriedigen läßt, ob das Schulweſen nicht überhaupt einer Vereinfachung, und doch tüchtige Männer zu bilden fähig ſei, wie früher auch der Fall war. Dieſes Auseinanderlegen der jungen Lernenden war immer nur ein ſtaatskünſtleriſcher Verſuch, und ſo viel bleibt unumſtößlich wahr, daß keine Realſchule, ſei ſie noch ſo gut und noch ſo blühend, wie die des Herzogthums es wirklich ſind, Forſtmänner erzieht. Man muß auf den Realſchulen, wenn man Naturkundige, Chemiker und Phyſiker, wenn man Architecten, wenn man Bergleute bilden, überhaupt wenn man bilden will, doch auch neben den neuen die alten Sprachen mitlehren; die tauſendfachen Ausdrücke in Phyſik, Mechanik, Chemie und Technologie überhaupt bedingen nothwendig einige Vorkenntniſſe im Griechiſchen, und ein Botaniker ohne Latein iſt nicht denkbar.

Im März 1842 erklärte das Herzogliche Kreisgericht in einer Unterſuchungsſache, daß es zur Zeit ſich außer Stand befinde, die academiſchen Geſetze mit der Jahreszahl 1839 als Norm in rechtlichen Angelegenheiten der Studirenden zu betrachten, da ſie weder publicirt, noch ihm (dem Kreisgericht) zur Befolgung zugefertigt ſeien.

Nach vorausgegangener Genehmigung der Realſchulordnungen zu Meiningen und Saalfeld und der Beſtimmung, daß die den niedern Forſtdienſtberuf Wählenden ſo viele Vorkenntniſſe ſich angeeignet haben müßten, als die wohlgenützte Prima der Realſchule gewähre — wobei die dem höheren Forſtfach ſich Widmenden noch die Selecta der Meininger Realſchule zu durchlaufen — auch demnächſt nicht nur durch eine practiſche Vorbereitung, ſondern auch durch den Beſuch einer Univerſität nach vorgezeichnetem Studienplan ſich für den Eintritt in den Staatsdienſt zu befähigen hätten — ſollte nun der Weg zur practiſchen Ausbildung und Befähigung der Inländer vorgezeichnet werden, wo die Frage zu begutachten war, ob bei der neu zu treffenden Einrichtung das Fortbeſtehen oder die Aufhebung der Forſtacademie Dreißigacker zweckmäßig erſcheine?

Zur Erreichung dieſes nächſten Zweckes ernannte ein hohes Reſcript vom 16. April 1842 abermals eine Commiſſion, beſtehend aus dem Oberjäger- und Oberforſtmeiſter Director von Mannsbach, Regierungs-Director Hellmann, Oberforſtrath Herrle, und Conſiſtorial- und Schulrath Dr Kießling in Hildburghauſen. Dieſer Commiſſion blieb überlaſſen, an ihren Berathungen auch den Profeſſor Bernhardi und den Realſchuldirector Knochenhauer Theil nehmen zu laſſen.*)

Der betreffende Commiſſionsbericht, vom Todestage Schillers, den 9. Mai datirt, enthielt zwar nicht das Todesurtheil der Forſtacademie, aber doch gleichſam die letzte Oelung, den letzten frommen Wunſch als Wegzehrung und Obolus.

Zunächſt ſprach dieſer Bericht ſich dahin aus, „daß die wiſſenſchaftliche Vorbildung durch die classis prima resp. selecta der Realſchule gewährt, auch für den beiderſeitigen Forſtdienſt vollkommen ausreichend ſei.“

Aber ob nun die Academie aufzuheben oder beizubehalten ſei, darüber hatten ſich die Meinungen nicht vereinigen laſſen, vielmehr blieben diejenigen Mitglieder der Commiſſion, die ſchon früher in Separatgutachten für Beibehalten der Academie geſtimmt hatten, auf ihrer Anſicht, und ſo auch gegentheilig. Daß die von fern her in's Land gerufenen Gymnaſial- und Realſchulmänner eine Neigung für Dreißigacker nicht darlegten, kann ihnen gar nicht zum Vorwurf gemacht werden; Dreißigacker war für die meiſten völlig eine terra incognita.

---

*) Bernhardi's Biograph in Nr. 51 des Volksblattes für das Herzogthum Meiningen Jahrg. 1849 hat es ebenfalls ausgeſprochen, wie erſterer von dieſen Angelegenheiten gemüthlich auf das Schmerzlichſte berührt wurde, und wie die Aufhebung der Academie einen der tüchtigſten Männer lange außer Thätigkeit verſetzte. Man leſe ſelbſt: „Je mehr ſich Bernhardi in die Forſtacademie Dreißigacker eingelebt hatte, deſto mehr betrübte und verletzte es ihn, als dieſelbe in den letzten Jahren ihres Beſtehens dem Untergang entgegenging oder vielmehr entgegengeführt wurde; die Kämpfe, welche er in dieſer Zeit durchzumachen hatte, hinterließen in ihm eine Bitterkeit, die noch ſpäter hervorbrach, ſobald das Geſpräch dieſen Gegenſtand berührte. Endlich von der Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen überzeugt, war er faſt froh, als im October 1843 die amtlich ausgeſprochene Auflöſung der Academie ihrem trübſeligen Hinſiechen ein Ziel ſetzte. Es folgten für ihn mehr als drei Jahre ohne beſtimmte amtliche Thätigkeit.“

Darin waren jedoch ſämmtliche Mitglieder dieſes letzten Colegii medici für die Todkranke einverſtanden, daß, wenn man nicht die Forſtacademie in der Weiſe verbeſſere, und mit reichlicheren Mitteln ausſtatte, um den Begriff einer Academie und den an eine ſolche zu machenden Anforderungen vollſtändig zu entſprechen, es angemeſſener erſcheine, ſie aufzuheben, als ſie, wie unter den dermaligen Verhältniſſen vorauszuſehen, allmählig verſiechen zu laſſen.

Hierauf that die Commiſſion noch weitere Vorſchläge für die Wege der Ausbildung der inländiſchen Forſtleute, unter Vorausſetzung, daß die Aufhebung der Academie beſchloſſen werde.

Auf dieſen Bericht hin wurde der Commiſſion nun unterm 12. Mai 1842 aufgegeben, die Herſtellung einer Forſtſchule, die ihren Sitz in Meiningen haben ſollte, in Berathung zu nehmen, welchem Befehl in einem Commiſſionsbericht vom 30. Juli 1842 nachgekommen worden iſt.

Die Nummer 122 des allgemeinen Anzeigers 1842 brachte einen Aufſatz über die Forſtlehranſtalten mit Bezugnahme auf Dreißigacker.

Da derſelbe gerade in dieſe für die Academie wichtige Periode fiel — denn was könnte nächſt dem Leben wichtiger ſein, als das Sterben? — ſo lag die Vermuthung nahe, daß der Verfaſſer nicht allzufern wohne.

Der in jenem Aufſatz ausgeſprochene Vorwurf, daß die Academie ihren alten Ruhm eingebüßt habe, traf nicht die Anſtalt, er traf diejenigen, welche, trotz ihres Berufes, keine Neigung mehr hatten, für ſie zu wirken. Und dennoch verging noch ein volles Jahr bis jene der Academie entgegenſtrebende Macht obſiegte.

Unterm 18. October 1843 erloſch der Lebensſtern der Forſtacademie. Die Urkunde lautet:

Wir Bernhard, Herzog zu Sachſen Meiningen ꝛc.

Von der Ueberzeugung geleitet, daß der Bildungsgang, welcher für Unſere Forſtbeamten bisher vorgezeichnet war, den Verhältniſſen und Anforderungen der Zeit nicht mehr ganz entſpricht, haben Wir dieſe wichtige Angelegenheit in Berathung nehmen laſſen, und auf den Grund des Uns darüber erſtatteten Vortrags über die Befähigung zum Staatsdienſte im Fache des Forſtweſens diejenigen Vorſchriften gegeben, welche durch Unſere Verordnung vom heutigen Tage demnächſt werden veröffentlicht werden.

Mit dieſen Vorſchriften iſt das Fortbeſtehen Unſerer Forſtacademie zu Dreißigacker in ihrer jetzigen Geſtalt und Einrichtung nicht vereinbarlich, und Wir haben daher befohlen, daß dieſelbe aufgehoben, dagegen aber eine Forſtſchule hier errichtet werde, welche ſich den übrigen Bildungsanſtalten des Herzogthums, namentlich den Realſchulen, in angemeſſener Weiſe anſchließen, und für die höheren Forſtbeamten als Vorſchule für die Univerſität dienen ſoll.

Indem Wir dies dem Directorium Unſerer ſeitherigen Forſtacademie zur Nachricht und weiteren Mittheilung an das Lehrerperſonal eröffnen, finden Wir uns zugleich bewogen, Unſere beſondere Anerkennung und Zufriedenheit mit dem Fleiße und treuem Eifer, den der Director und die Lehrer der Forſtacademie in ihren Berufsleiſtungen an den Tag gelegt haben, hiermit auszuſprechen.

Wir behalten Uns vor, über die angemeſſene weitere Verwendung der Lehrer und des Subalternenperſonals demnächſt Unſere Entſchließung zu erkennen zu geben, ſo wie überhaupt alle außerdem durch die Aufhebung der Forſtacademie nöthig gewordenen Anordnungen zu treffen; bis dahin bleibt jedoch jeder bei derſelben angeſtellte Diener im Uebrigen ganz in ſeinen ſeitherigen Functionen und für deren pünktliche Vollziehung wie bisher verantwortlich, und nur die Vorleſungen hören auf; ſo wie denn auch in Rückſicht der Beſoldungsverhältniſſe eine Veränderung vorerſt nicht eintritt.

Meiningen, den 18. October 1843.

Bernhard Erich Freund.

Dr. von Fiſchern.

(An das Directorium der Herzogl. Forſtacademie zu Dreißigacker.)

Das bei der Aufhebung noch vorhandene Lehrerperſonal wurde allmählig in andere Zweige des Staatsdienſtes eingewieſen, und zog nach und nach von Dreißigacker in die Stadt.

Die ehemalige Directorwohnung wurde dem Förſter der Forſtei Dreißigacker eingeräumt.

Das Academiegebäude ſtand eine Zeitlang öde, leer und einſam und erhielt ſpäter die Beſtimmung als Caſerne zu dienen.

Die academiſchen Sammlungen und das Laboratorium wurden der Realſchule als Erbin der Academie überwieſen, nachdem ſie theilweiſe noch bis zum Jahre 1849 u. ff. im Schloſſe zu Dreißigacker geblieben waren. Die Bibliothek einſchließlich der Bücherſammlung der entſchlafenen Societät der Forſt- und Jagdkunde wurde theilweiſe der Realſchule und theilweiſe der Herzogl. Geſchäftsbibliothek einverleibt.

Die ſchönen und ſeltenen Hirſchgeweihe auf Köpfen, der Schmuck der Treppen des Jagdſchloſſes, zieren zum Theil die Hirſchgallerie auf dem Herzoglichen Schloſſe Landsberg.

Die Forſtſchule, deren Errichtung höchſten Orts beſchloſſen und anbefohlen war, wurde nicht ins Leben gerufen. —

Wäre aber auch im Jahre 1843 die Forſtacademie nicht aufgehoben worden, der tollen Umwälzungsſucht der Jahre 1848 und 1849 und ihren verſtandloſen Forderungen würde jene Anſtalt dennoch zum Opfer gefallen ſein.

Wie eine Thräne aus dem Auge eines Engels geweint, fiel in mein Herz das kurz nach Aufhebung der Forſtacademie zu mir geſprochene Wort einer hohen fürſtlichen Frau:

„Die Academie Dreißigacker thut mir leid.“

„Wir müſſen an ſie denken, wie an einen verſtorbenen Freund.“

Anhang.

Verzeichniſſe.

I. Sämmtliche Schriften und Werke J. M. Bechſteins.

II. Sämmtliche vorhandene Bildniſſe deſſelben.

III. Verzeichniß ſämmtlicher Lehrer am Herzogl. Forſtinſtitut und an der Forſtacademie Dreißigacker.

IV. Verzeichniß ſämmtlicher, das Forſtinſtitut und die Forſtacademie Dreißigacker beſucht habender Zöglinge.

I.

Vollſtändiges Verzeichniſs

ſämmtlicher Schriften und Werke, welche **Dr. Johann Matthäus Bechſtein** verfaßt, überſetzt, und theils allein, theils in Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben hat, in chronologiſcher Folge.

---

1. **Anweiſung zur Reitkunſt** (als Manuſcript gedruckt und längſt vergriffen.) Schnepfenthal. 1786. 8. 1 Bändchen.
2. **Gemeinnützige Spaziergänge** auf alle Tage im Jahre für Eltern, Hofmeiſter, Jugendlehrer und Erzieher. Zur Beförderung der anſchauenden Erkenntniſſe beſonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe, der Haus- und Landwirthſchaft. (gemeinſchaftlich mit André.) Braunſchweig, Schulbuchhandlung. 1790 bis 1793. 8. Vier Jahrgänge in 8 Theilen. Band 1—3 erlebten neue Auflagen.
3. **Gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands** aus allen drei Reichen der Natur; ein Handbuch zur deutlicheren und vollſtändigeren Selbſtbelehrung beſonders für Forſtmänner, Jugendlehrer und Oeconomen, mit 17 Kupfern. Erſter Band 1791. Zweiter Band 1792. Dritter Band 1793. Leipzig bei Siegfried Lebrecht Cruſius u. F. C. W. Vogel. Zweite Auflage. Daſelbſt. 1805 u. f. 3 Bände.
4. **Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeſchichte des In- und Auslandes für Schulen und häuslichen Unterricht.** Leipzig bei Siegfried Lebrecht Cruſius. Erſten Bandes erſte Abtheilung: Säugethiere, Vögel, Amphibien. 1792. 8. Erſten Bandes zweite Abtheilung: Fiſche, Inſecten und Würmer. 1794. 8. Zweiten Bandes erſte und zweite Abtheilung: Gewächsreich. 1796. 1797. 8. Zuſammen 4 Bände.
5. **Kurze aber gründliche Muſterung** aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als ſchädlich geachteten und getödeten Thiere, nebſt Aufzählung einiger wirklich ſchädlichen, die er, ſeinem Berufe nach, nicht dafür erkannte. Ein Verſuch zur Verbeſſerung der gewöhnlichen Verzeichniſſe und Taxationen ſchädlicher Thierarten, deren Verminderung dem Jäger obliegt. Allen Naturforſchern zur Prüfung und allen Forſtcollegien, Forſtämtern, Förſtern und Jägern zur Beherzigung vorgelegt. Mit Abbildungen. Gotha bei Carl Wilhelm Ettinger. 1792. 8. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Daſelbſt. 1805. 8.
6. **Johann Lathams allgemeine Ueberſicht der Vögel.** Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen. M. K. Erſten Bandes erſter und zweiter Theil. Nürnberg, Kaiſerl. privil. Kunſt und Buchhandlung A. G. Weigels und Schneiders. 1793. 4. 2 Bände.
   Anhang: Zuſätze von Bechſtein. Daſelbſt. 1793. 4. Zweiten Bandes erſter Theil. Daſelbſt. 1794. 4. Zweiten Bandes zweiter Theil. Daſelbſt. 1795. 4. Dritten Bandes erſter Theil. Daſelbſt, A. G. Weigel und Schneider. 1796. 4. Dritten Bandes zweiter Theil. Daſelbſt. 1798. 4. Vierten Bandes erſter Theil.

Daſelbſt. 1811. 4. Vierten Bandes zweiter Theil nebſt Regiſter. Daſelbſt. 1812. 4. (Letzteres von D. v. Rademacher.) Zuſammen 7 Bände.

7. **Naturgeſchichte der Stubenthiere**, oder Anleitung zur Kenntniß und Wartung derjenigen Thiere, die man in der Stube halten kann. Erſter Band: Die Stubenvögel (M. K.) Gotha bei Carl Wilhelm Ettinger. 1794. 8. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Daſelbſt. 1800. 8. Dritte Auflage. Daſelbſt. 1812. 8. Vierte Auflage. Halle bei Heinemann. 1840. 8. Von einem Herrn Lehmann unberufen und angeblich verbeſſert herausgegeben.

8. **Gründliche Anweiſung, alle Arten Vögel zu fangen**, einzuſtellen, nach dem Geſchlecht und anderen Merkmalen zu unterſcheiden, zahm zu machen, abzurichten, ihre merkwürdigen Eigenſchaften zu erkennen, ſie fremde Geſänge zu lehren, und zum Aus- und Einfliegen zu gewöhnen. Nebſt einem Anhange von Joſeph Mittelli's Jagdluſt. Auf's neue ganz umgearbeitet herausgegeben. (M. v. K.), Nürnberg und Altdorf bei L. C. Monath und J. F. Kußler. 1796. 8.

9. **Geſpräche im Wirthshauſe** zu Klugheim gehalten über Gegenſtände aus der Natur und Oeconomie. (M. Holzſchn.) Erſtes und zweites Bändchen. Nürnberg in der kaiſerl. privil. Kunſt- und Buchhandlung bei A. G. Weigel und Schneider. 1798. 8. Drittes und viertes Bändchen. Daſelbſt. 1804. 8.

10. **Neue Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim** ꝛc. (mit Holzſchn.) Waltershauſen in der öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde und Schnepfenthal bei Joh. Fr. Müller. 1796. 8.

11. **Getreue Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände** in Hinſicht auf die Naturgeſchichte des In- und Auslandes mit neuen Zuſätzen und Erklärungen. Nürnberg bei Schneider und Weigel. 1796—1816 und als neue Auflage 1816—1820. 8. 80 Hefte in 8 Bänden.

12. **Naturgeſchichte der Stubenthiere.** Zweiter Band. Auch unter dem Titel: Naturgeſchichte oder Anleitung zur Kenntniß und Wartung der Säugethiere, Amphibien, Fiſche, Inſecten und Würmer, welche man in der Stube halten kann. Gotha bei C. W. Ettinger. 1797. 8. Zweite Auflage. Daſelbſt. 1807. 8.

13. **Diana** oder Geſellſchaftsſchrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur-, Forſt- und Jagdkunde. (M. K.) Erſter Bd. Gotha bei C. W. Ettinger. 1797. 8. Zweiter Band. Daſelbſt, bei demſelben. 1801. 8. Dritter Band. Daſelbſt, bei demſelben. 1805. 8. Vierter Band. Marburg und Kaſſel. Krügeriſche Buchhandlung. 1816. 8.

14. **Franz Le Vaillant Naturgeſchichte der afrikaniſchen Vögel.** Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen. Erſter Band mit K. Nürnberg bei Monath und Kußler. 1797. 4.

15. **Geſpräche über Gegenſtände der Naturlehre und Oeconomie**, zur Vertilgung des Naturaberglaubens. Nürnberg bei Schneider und Weigel. 1796 bis 1804. 8. 4 Bde.

16. **Taſchenblätter der Forſtbotanik.** Ein bewährtes Hülfsmittel beim Botaniſiren. Erſter Theil: Die deutſchen Bäume, Sträucher und Stauden. Weimar im Verlag des Induſtrie-Comptoirs. 1798. 8. 1 Bd. (Mehr erſchien nicht.) Zweite Auflage. Daſelbſt. 1828. 8.

17. **Thomas Pennant's allgemeine Ueberſicht der vierfüßigen Thiere.** Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen. M. K. Erſter Band. Weimar im Verlage des Induſtrie-Comptoirs. 1799. 4. Zweiter Band. Daſelbſt. 1800. 4.

18. **Naturgeſchichte der ſchädlichen Waldinſecten.** Heft 1 mit ill. K. Nürnberg bei Monath und Kußler. 1800. 8.

19. **Herrn de la Cepede's Naturgeſchichte der Amphibien,** oder der eierlegenden vierfüßigen Thiere und der Schlangen. Eine Fortſetzung von Büffons Naturgeſchichte. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen. M. K. Weimar, Induſtrie-Comptoir. 1800. 8. 4 Bde.

20. **Vollſtändiges Handbuch der Jagdwiſſenſchaft** nach dem von Burgsdorff'ſchen Plane, durch eine Geſellſchaft ausgearbeitet. Nürnberg, Monath und Kußler. 1801—1809. 4. 5 Bde. Theil I, 1. 2. 3., Theil II, 1., Theil III, 1. Gotha, Hennings. 1824. 4.

21. **Herzoglich Coburg-Meiningiſches jährliches gemeinnütziges Taſchenbuch.** M. K. (Gemeinſchaftlich mit Zierling). Meiningen, Hofbuchdruckerei. 1801. 12.

22. **Lieder zur Erhöhung geſelliger Freuden;** auch unter dem Titel: Lieder zur Erhöhung geſellſchaftlicher Freuden, vorzüglich im Bade zu Liebenſtein. Meiningen, in Commiſſion bei C. Fr. E. Richter in Leipzig. 1801. 8.

23. **Goldgrube für den Landmann,** oder nothdürftiger Unterricht vom Dünger, was und wie vielerlei er ſei? Wie er aufbewahrt werde, und was, wann und wie man damit dünge? Herausgegeben zum beſten ſeiner Landsleute von G. H. z. S. C. M. Meiningen. 1804. 12. 1 Bd. (Im Auftrag des Herzogs Georg zu Sachſen Coburg-Meiningen verfaßt.)

24. **Die Naturgeſchichten mit plaſtiſchen Figuren.** Nr. I. Naturgeſchichte der Säugethiere. Ein Weihnachts- oder Geburtstagsgeſchenk für Kinder. Leipzig, C. Fr. Enoch Richter. 1801—1805. 8. Nr. II. Naturgeſchichte des Pferdes und ſeiner National-Racen. Ein Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk für Kinder vom Stande, beſonders für ſolche, welche Offiziere werden wollen. Nr. III. Naturgeſchichte für Jägerskinder und ſolche, die Jäger werden wollen. Ein Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk. Nr. IV. Naturgeſchichte für Kaufleutekinder und ſolche, die Kaufleute werden wollen. Ein Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk. Nr. V. Naturgeſchichte für Oekonomenkinder und ſolche, die Oekonomen werden wollen. Ein Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk. Nr. VI. Naturgeſchichte der Hunderacen für Kinder und für Liebhaber dieſer Thiere überhaupt. Leipzig Gleditſch. 1805.

25. **Ornithologiſches Taſchenbuch von und für Deutſchland,** oder Beſchreibung aller Vögel Deutſchlands, mit 39 illuminirten Abbildungen. Leipzig, Gleditſch. 1803. 8. Zweiter Theil. Daſelbſt. 1803. 8. Dritter Theil. Daſelbſt. 1811. 8. Letzter Theil auch unter dem Titel: „Die Gattungskennzeichen der Vögel.“ Dritter Theil. Zweite Auflage. Daſelbſt. 1812. 8. 3 Bde.

26. **Vollſtändige Naturgeſchichte aller ſchädlichen Forſtinſecten.** M. K. (In Gemeinſchaft mit Pfarrer Scharfenberg.) Leipzig, Gleditſch. 1803 bis 1805. 4. 3 Theile.

27. **Kurze Ueberſicht aller Vögel** nach ihren Kennzeichen, der Art ꝛc. M. K. (Siebenter Theil der Ueberſetzung von Lathams allgem. Ueberſicht der Vögel.) Nürnberg, Schneider und Weigel. 1811 und 1813. 4. 2 Bde.

28. **Forſtbotanik, oder vollſtändige Naturgeſchichte der deutſchen Holzarten** und einiger fremden. Erfurt Hennings. 1810. 8. Zweite Auflage. Daſelbſt. 1815. 8. Dritte Auflage. (Vergl. die folgende Nr.) Gotha Hennings. 1821. 8. Vierte Auflage. Erfurt, Hennings und Hopf. 1840. 8. Von v. Behlen beſorgt.

29. **Die Forſt- und Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen.** Gotha Hennings. 1821 u. ff.

Von dieſem Werke gehören nächſt dem Plane deſſelben Bechſtein an:

30. **Die Forſtbotanik**, des früheren Werkes 3. verbeſſerte Auflage in zwei verſchiedenen Ausgaben. Gotha, Hennings. 1821. 8., des Werkes erſter Theil.

31. **Die Waldbenutzung für Forſtmänner.** Gotha, Hennings. 1821. 8. Fünfter Theil.

32. **Jagdzoologie.** (M. K.) Gotha, Hennings. 1820. 8. Neunter Theil.

33. **Jagdtechnologie.** Gotha, Hennings. 1821. 8. Zehnter Theil. Zweiter Band.

34. **Wildzucht.** Gotha, Hennings. 10. Theil. 3. Band.

35. **Wildjagd und Wildbenutzung.** (Mit Bechſteins Bild.) Nach Bechſteins Tode herausgegeben von Laurop. Gotha, Hennings. 1822. 8. Zehnter Theil. Vierter Band.

II.

Bildniſſe

des Naturforſchers Dr. Johann Matthäus Bechſtein.

1. Bruſtbild vor der allgemeinen deutſchen Bibliothek, Kiel 1798. 39. Band.
2. Farbiges Bruſtbild im Einzeldruck. Winderſchmidtſche Kunſthandlung zu Nürnberg. Buddeus pinx. 1803.
3. Paſtellbild vom Hofmaler Bach 1805. Im Beſitz des Herrn Forſtmeiſters Reinecke zu Amtgehren.
4. Medaillonbild von F. Decolewitz, auf ſchwarzem Grunde radirt, ſo daß das nach rechts gekehrte Bruſtbild goldfarbig erſcheint, ſehr fein und künſtleriſch behandelt. Im Beſitz des Verfaſſers dieſer Biographie. Aehnelt in etwas der Nr. 1, iſt aber ungleich beſſer und diente wahrſcheinlich jener zum Vorbild.
5. Bruſtbild in Krünitz öconomiſch technologiſcher Encyclopädie Bd. 102. Berlin 1806 nach Bachs Paſtellbild, von S. Halle geſtochen, punctirte Manier.
6. Bruſtbild in Laurops und Fiſchers Sylvan 1815. Von G. Bötiger sen. geſtochen.
7. Originalgemälde des folgenden; im Beſitz der Buchhändler Henning'ſchen Erben, vom Profeſſor Steinla.
8. Bruſtbild im 4. Band 10. Theils der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen, gemalt von M. Steinla, geſtochen von H. John.
9. Bruſtbild vor dem erſten Bande von Dr. Hellrungs Converſationslexicon für Jäger und Jagdfreunde. Leipzig. G. Wuttich. 1839. Lithographie; dem vorigen recht fein nachgebildet, aber faſt allzuglatt.
10. Bruſtbild in Holzſchnitt bei dem Werke des Verfaſſers: Zweihundert deutſche Männer in Bildniſſen und Lebensbeſchreibungen. Leipzig bei Georg Wiegand. 14. Lieferung. Auch nach Nr. 8 im Atelier von H. Bürkner in Dresden.
11. Das Bruſtbild vor dieſer Biographie, mit Facſimile der Handſchrift J. M. Bechſteins. Mit Ausnahme des, Vielen gewiß willkommenen Handſchrift-Facſimile's, daſſelbe Bild wie Nr. 8.
12. In ganzer Figur erblickt man B. im Kleinen auf der Vignette des erſten Theils des Werkes: Die Forſt- und Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen. Forſtbotanik. Gotha. 1821, wo B. botaniſirend von einigen Zöglingen umgeben, in der Nähe des Jagdſchloſſes Dreiſſigacker dargeſtellt iſt. (Eine ältere Anſicht des Schloſſes und Dorfes enthält das Meiningiſche Taſchenbuch auf 1803, in zu große Ferne geſtellt, und eine ſchönere der Jahrgang 1805 deſſelben Taſchenbuchs, Südſeite mit der Allee.)

III.

Verzeichniß

ſämmtlicher Lehrer am Herzoglichen Forſtinſtitut und an der Forſtacademie Dreißigacker.

1. Dr. **Johann Matthäus Bechſtein** aus Langenhain bei Waltershauſen; Herzogl. Forſtrath, ſpäter Kammerrath und Geheimer Kammerrath, Director der Anſtalt; trat an 1801, ſtarb zu Dreißigacker am 23. Februar 1822. Naturwiſſenſchaften, Forſt- und Jagdkunde.
2. **Johann Wilhelm Hoßfeld** aus Oepfershauſen, Forſtcommiſſär, ſpäter Forſtrath; trat an am 19. Mai 1801, ſtarb zu Dreißigacker am 23. Mai 1837. Mathematiſche und phyſikaliſche Wiſſenſchaften.
3. **Hans Meis von Teuffen** aus Zürich, Ingenieur-Lieutenant, trat an am 19. Mai 1801, ſtarb zu Meiningen am 1. April 1804. Hand- und Planzeichnen, praktiſche Geometrie.
4. **Friedrich Beck** aus Friedelshauſen, Herzogl. Büchſenſpanner, trat an 1801, ſchied aus 1802. Einige Hülfswiſſenſchaften.
5. **Kalbe**, Pfarrer zu Dreißigacker, trat 1801 an und 1805 ab. Deutſch, Latein und Schönſchreiben.
6. **C. P. Lauroy**, Kammerreferendär zu Schleswig, trat an am 26. Juli 1802 als Forſtaſſeſſor, ſpäter Forſtrath und Kammeraſſeſſor, an Becks Stelle. Forſtwiſſenſchaften, ging ab Oſtern 1805.
7. **Johannes Herrle**, Forſtpraktikant aus Wallerſtein, ſpäter Forſtverwalter, Forſtrath und Oberforſtrath, trat an im Mai 1803, proviſoriſch, ſpäter definitiv an v. Meis Stelle. Pflanzenzeichnen, Geometrie und Schießübungen, ſpäter Forſt- und Jagdwiſſenſchaften.
8. **Johann Salomon Hanßen**, Herzogl. Büchſenſpanner, Lieutenant, ſpäter Rath; im Mai 1803 erſt proviſoriſch, dann definitiv. Hand- und Planzeichnen.
9. **Schreiber**, Bergverwalter, ſpäter Bergmeiſter, trat an 1803, ging ab 1804. Mineralogie.
10. **Voigt**, Forſtſchreiber (außerordentlicher Lehrer) 1803. Bearbeiten des Leithundes.
11. **Rumpel**, Förſter (desgl.) 1803. Netz- und Garnſtricken, ging ab 1808.
12. **Hladik**, Faſanenjäger (desgl.) 1803. Behandlung der Faſanerie.
13. **Bein**, Falkonier (desgl.) 1803. Falknerei, Hundedreſſur.
14. Dr. **Johann Chriſtian Friedrich Meyer**, trat an am 7. Mai 1805 an Laureys Stelle, ging ab im November 1806. Forſtrecht und andere Lehrgegenſtände.
15. **Carl Gottlob Cramer**, Forſtrath, trat am 2. Februar 1809 an. Cameralwiſſenſchaft, Forſtſchutz, Forſtbenutzung, Forſtdirection, deutſcher Styl, ſtarb am 7. Juni 1817.

16. **Köhler**, Regierungsadvokat in Meiningen, an Dr. Meyers Stelle für das Forſtrecht. März 1809. †.

17. **Stöckert**, Faſanenwärter (außerordentlicher Lehrer) trat an 1808 oder 1809. Netzſtricken u. dergl., ging ab 1817.

18. **Brill**, Diener des Geh.-Rath Heim (desgl.) 1809. Vögelausſtopfen. 1819. Schloßvoigt, ſtarb am 13. Juli 1822.

19. **August Hellmann**, S. Gothaiſcher Cammer-Acceſſiſt aus Waltershauſen, trat an im September 1817. Naturwiſſenſchaften, Staatswiſſenſchaften, nebſt Forſt- und Jagdrecht, ging ab am 28. Mai 1838, jetzt Regierungsdirector.

20. **Martin Heinrich Schilling**, Großherzogl. S. Lieutenant, ſpäter Oeconomie-Commiſſär aus Maßfeld, trat an als Lehrer der landwirthſchaftlichen Anſtalt, im Herbſt 1818, ging ab Oſtern 1824.

21. **Christian Julius Hanßen**, Zeichnenlehrer und Bauamtsacceſſiſt, trat proviſoriſch an im Herbſt 1822, fixirt am 2. März 1824, ſtarb den 26. Novbr. 1826. Mathematik.

22. **Georg Philipp Buttmann**, Architect aus Meiningen, trat am 2. März 1824 an Schillings Stelle, als außerordentlicher Lehrer. Mathematiſche Wiſſenſchaften. Jetzt Baurath.

23. **Heinrich August Gleichmann** aus Hildburghauſen, Forſtcandidat und Landgeometer, ſpäter Forſtcommiſſär, jetzt Oberförſter, trat an als Hülfslehrer am 14. Mai 1827, definitiv 1831. Mathematik, Naturgeſchichte und Phyſik.

24. **Johann Philipp Jacob Reinhard Bernhardi**, Candidat der Theologie aus Zierenberg in Kurheſſen, 17. Juli 1827, für Naturwiſſenſchaften, Phyſik, Chemie, Profeſſor am 13. Februar 1832, ſtarb als Regierungs-Aſſeſſor in Meiningen den 16. Juni 1849.

25. **Göpfert**, Hofmuſikus in Meiningen, 1837 und 1838, Lehrer im Signalblaſen auf dem Flügelhorn.

26. **Carl Wilhelm Knochenhauer**, Director der Realſchule zu Meiningen, trat an im September 1837. Experimentalphyſik, Geometrie, Trigonometrie und Vermeſſungen.

27. **Eduard Plödtner**, Regierungs-Auditor, trat an am 28. Mai 1838, proviſoriſch für Hellmanns Lectionen. †.

28. **Adolf Weber**, Regierungs-Auditor, trat an Michaelis 1838. Jagdnaturgeſchichte, Forſt- und Jagdrecht, Botanik. Jetzt Bürgermeiſter zu Meiningen.

IV.

Alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher Forſtacademiker zu Dreißigacker

von der Gründung der Anſtalt bis zu ihrer Aufhebung; nach Namen, Herkunft, Zeit der Aufnahme und des Abganges.

Vorbemerkung.

Zur Vermeidung aller Mißverſtändniſſe und Mißdeutungen wird hier bemerkt, daß dieſes Verzeichniß genau nach den Sittenbüchern der Forſtacademie genommen iſt, daß daher, wo Vornamen und Namen der Heimathorte fehlen, dieſe auch in jenen Büchern ſich nicht aufgezeichnet gefunden haben. Die Abkürzung: A. D. bedeutet Altenburgiſches Dorf; — B. D. Bayeriſches Dorf; — C. D. Coburgiſches Dorf; — H. D. Heſſiſches Dorf; — M. D. Meiningiſches Dorf; — P. D. Preußiſches Dorf; — S. R. D. Schwarzburg Rudolſtädtiſches Dorf; — S. S. D. Schwarzburg Sondershäuſiſches Dorf; — W. E. D. Weimar Eiſenachiſches Dorf, und zwar mit Bezug auf die gegenwärtige Zeit.

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr der Ankunft	Jahr des Abganges.
Abe,	Johann Leonhard,	Wahns. M. D.	1801	1803
Abeſſer,	Adolph,	Waſungen.	1841	1843
Abeſſer,	Benedict Ernſt,	Steinheid. M. D.	1804	1804
Abeſſer,	Friedrich Wilhelm,	Waſungen.	1832	1834
Abeſſer,	Guſtav,	Meiningen.	1842	1843
Abeſſer,	Georg Friedrich,	Bettenhauſen. M. D.	1807	1810
Abeſſer,	Johann Caspar,	Bettenhauſen.	1801	1804
Abeſſer,	Wilhelm,	Forſthaus zur Schmalz b. M.	1841	1843
Achenbach,	Adolph Auguſt,	Siegen.	1811	1814
Albrecht,	Bernhard,	Meiningen.	1821	1824
Albrecht,	Eduard,	Meiningen.	1833	1835
Albrecht,	Ernſt Ludwig Bernhard,	Meiningen.	1813	1816
Albrecht,	Franz,	Schwarza.	1827	1831
Albrecht,	Franz,	Eisfeld.	1830	1833
Albrecht,	Friedrich Wilhelm,	Meiningen.	1831	1834
Albrecht,	G. C. Fr., Bauſchreiber,	Altenſtein.	1808	1810
v. Alten,	Victor,	Großen Golden bei Hannover.	1834	1836
Ambronn,	Erdmann Chriſtian,	Meiningen.	1802	1804
Anſchütz,	Chriſtian,	Walldorf.	1801	1804
Arbo,	Fritz,	Wilſter in Schleswig.	1803	1805
Armstroff,	Wilhelm,	Gotha.	1838	1839
v. Arnim,	Ludwig Friedrich,	Ludendorf in Mekl.-Schwerin.	1821	1823
Arnold,	Wilhelm,	Eſchwege.	1814	1815
Arnſtenius,	Carl,	Rothenburg in Heſſen.	1806	1807

Namen.	Vornamen.	Heimatsort.	Jahr	
			der Ankunft.	des Abganges.
Artus,	Daniel Bernhard,	Meiningen.	1830	1833
Autenrieth,	August Friedrich,	Rudersberg.	1820	1822
Bach,	D. Eduard,	Meiningen.	1834	1836
Bader,	Philipp,	Trier.	1819	1820
v. Bärenstein,	Wilhelm,	Zweitschen im Altenburgischen.	1801 1805	1804 1805
Bätz,	Georg,	Callenberg. Cob. Schloß.	1821	1823
Bätz,	Johann Michael Carl,	Callenberg. Dasselbe.	1812	1815
Bayer,	Ernst Friedrich,	Mäder. Cob. D.	1823	1824
v. Balbinger,	Albert,	Ulm.	1817	1819
Bamberg, *)	Hermann,	Rudolstadt.	1834	1835
Bartenstein,	Carl Daniel,	Heldburg.	1820	1821
v. Bartheld,	Wilhelm,	Oldendorf in Hessen.	1827	1827
Bartsch,	Friedrich,	Rodach.	1826	1827
Baum,	Gustav,	Lohma. A. D.	1825	1827
Baumbach,	Albert,	Dietlaß. M. D.	1818	
v. Baumbach,	Ernst Friedr. Bernh.,	Meiningen.	1839	1840
Baumbach,	Franz,	Dietlaß.	1819	1820
Baumbach,	Johann Georg Jacob,	Heinersdorf. M. D.	1801	1802
Baumbach,	Johann Heinrich,	Meiningen.	1803	1803
Bauß,	Eckart,	Stetten vor der Rhön.	1822	1823
Bechstein, **)	Wilhelm Eduard,	Dreißigacker.	1801 1809	1801 1810
Beck,	Leopold,	Meiningen.	1838	1841
Becker,	Carl August,	Erlau bei Schleusingen. P. D.	1818	1819
v. Behr,	J. A. Otto, Jagdjunker,	Dobberan.	1818	1821
Beinagel,	Nicolaus,	Laubenheim.	1803	1806
v. Beihel, ***)	Clemens Wenzel., Graf v. Gymnich (Lieutenant),	Aschstedt.	1816	1817
Benkert,	August,	Fischhaus bei Schwallungen.	1836	1839
Benkert,	Balthasar,	Dreißigacker.	1809	1812
Benkert,	Eduard,	Fischhaus bei Schwallungen.	1834	1836
Benkert,	Emil,	Langenfeld. M. D.	1838	1840
Benkert,	Wilhelm,	Meiningen.	1811	1813
Berg,	Bernhard,	Meiningen.	1827	1830
Berg,	Eduard,	Meiningen.	1831	1834
Berg,	Friedrich,	Meiningen.	1819	1821
v. Berg,	Eduard,	Bückeburg.	1815	1817
Berg,	Carl Leopold,	Wenderode. Goth. D.	1827	1828
v. Berger,	Conrad Leopold Ludwig,	Itzehoe.	1827	1828
Bergner,	Moritz,	Altenburg.	1837	1839
Berthold,	Friedrich Ludwig,	Meiningen.	1803	1808
Berthot.	Emil,	Meiningen.	1833	1836
Bertram,	Friedrich,	Gernrode am Harz.	1809	1810
Beyer,	Friedrich Carl L.,	Groß Kochberg.	1836	1837
Beyer,	Georg Christoph,	Herrmannsfeld. M. D.	1811	1812
Bezold,	Christoph Gustav Daniel,	Rothenburg a. d. T.	1810	1812
v. Bibra,	August,	Weilburg.	1836	1839
v. Bibra,	Bernhard,	Bibra. M. D.	1822	1823
v. Bibra,	Bernhard,	Meiningen.	1837	1840
v. Bibra,	Berthold,	Romrodt in Hessen Darmstadt.	1823	1824
v. Bibra,	Theodor,	Meiningen.	1823	1826
v. Biedenfeld,	Eduard,	Köditz bei Hof.	1827	1829
Biedermann,	Carl Eduard,	Schwerina. M. D.	1835	1837

---

*) † in Dreißigacker, den 15. Januar.
**) † in Dreißigacker, den 6. October.
***) † in Dreißigacker, den 21. April.

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
v. Biel,	Carl Heinrich Christian,	Braunſchweig.	1803	1804
Bielefeld,	Friedrich Wilhelm,	Hamm.	1813	1813
Biermordt,		Köthen.	1820	1821
Birk,	Carl,	Meiningen.	1811	1812
Binge,	Nicolaus Adolph,	Lenſahe (?) im Holſteiniſchen.	1815	1816
Blaſer,	Dietrich,	Esles im Osnabrückiſchen.	1818	1819
Blaufuß,	Johann Auguſt,	Erbenhauſen. W. E. D.		
Blum,	Carl,	Dillenburg.	1813	1816
v. Blumenſtein,	Ernſt,	Fulda.	1815	1816
v. Bock,	Fried. Carl Ant. Georg,	Frankfurt am Main.	1814	1816
Bock,	Johann,	Fiſchbach bei Schwallungen.	1824	1826
Bock,	Ludwig Ernſt,	Altenſtein im Meining.	1801	1803
v. Bockelberg,	Adolph,	Kripitz in Schleſien.	1808	1810
v. Bodenhauſen,	Kraft,	Rabis im Herzogth. Sachſen.	1838	1839
Böchner,	Chriſtian,	Coburg.	1831	1833
Bottner,	Carl,	Sondershauſen.	1836	1837
Bohn,	Carl,	Hünfeld.	1836	1837
Bolz,	Georg,	Neuſes. C. D.	1838	1839
v. Borie,	Heinrich,	Neuhaus an der fr. Saale.	1809	1810
v. Boſe,	Bernhard,	Meiningen.	1829	1831
v. Boſe,	Carl,	Ellingshauſen. M. D.	1800	1804
v. Boſe,	Ferdinand,	Meiningen.	1824	1828
Both,	Chriſtian,	Helba. M. D.	1833	1836
v. Bothe,	Friedrich Ludwig,	Ludwigsluſt in Meckl.-Schw.	1804	1805
Borberger,	J. G.,	Meiningen.	1830	1833
v. Boyneburg,	Albert, Freiherr,	Weilar. W. E. D.	1808	1809
v. Boyneburg,	Ludwig,	Stadtlengsfeld.	1811	1812
v. Brandenſtein,	Otto, Jagdjunker,	Schwerin.	1823	1827
Branke,	Julius,	Königslutter.	1820	1822
Braun,	G. Conrad,	Unter-Siemau. C. D.	1828	1833
Brauer,	Traugott Chriſtian,	Kühndorf. Pr. D.	1819	1820
von Breidenbach zu Breitenſtein,	Carl,	Breitenſtein.	1806	1806
Breithuth,	Georg Friedrich Auguſt,	Coburg.	1831	1838
Breitung,	Auguſt Friedrich,	Jüchſen. M. D.	1839	1841
Breitung,	Gottlieb,	Jüchſen. " "	1837	1840
Breitung,	Johann Andreas,	Jüchſen. " "	1801	1804
Brethauer,	Carl Friedrich,	Rohrbach. " D.	1831	1837
v. Brieſen,	Ferd. Alexander, Baron,	Crenzig. Neu-Brandenb.	1823	1831
v. der Brinken,	Julius,	Haſſelfeld.	1796	1800
Brohm ver.,	Ernſt,	Ernſthaus. G. D.	1824	1825
v. Bucille,	Heinrich, Graf,	Gotha.	1806	1806
v. Buhler,	J. Reinhardt, Lieutenant,	Schwaigern bei Heilbronn.	1816	1819
Buhner,	Ludwig,	Meiningen.	1822	1823
v. Bülow,	Friedrich,	Schwerin.	1804	1805
v. Bulow,	Wilhelm,	Zaſchendorf im Mecklenburg.	1803	1805
v. Bunau,	Rudolph,	Oberſtadt. M. D.	1818	1819
Burkel,	Chriſtoph,	Coburg.	1808	1809
Burkmann,	Johann Adam,	Meiningen.	1815	1818
v. der Buſche,			1823	1832
v. Buttler,	Friedrich Wilhelm,	Grumbach. M. D.	1807	1807
v. Buttler,	W. C. L. C. F. H. Trenſch,	Brandenfels in Kurheſſen.	1815	1820
Buttmann,	Friedrich Wilhelm,	Meiningen.	1820	1823
Buttmann,	Georg Philipp,	Meiningen.	1813	1816
Buttmann,	Johann Fried. Theodor,	Meiningen.	1813	1814
Buz,	Bernhard,	Meiningen.	1837	1840
Caroſt,	Chriſtian Ludwig Carl,	Meiningen.	1802	1804
Clauder,	Chriſtian Friedrich,	Tabarz. Goth. Flecken.	1808	1810

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abgangs.
Cramer,	August,	Bernsburg im Darmstädtischen.	1801	1802
Cramer,	Franz,	Dreißigacker.	1818	1821
Creuz,	Christoph Heinrich,	Oldenburg.	1811	1812
Creutzberg,	Johann Carl,	Dubenalken b. Lieban im Kurl.	1838	1839
Creutzberg,	Ulrich,	Dubenalken in Kurland.	1838	1839
v. Dalwigk,	Heſſ. Forſtmeiſter, Baron	Lützelwich. H. D.	1817	1818
v. Danckwerth	Bernhard Georg,	Bückeburg.	1804	1805
v. Danckwerth,	Carl, Cornet in Hann. D.,	Bückeburg.	1806	1807
v. Danckwerth,	Carl,	Stargart in Meckl.-Strel.	1825	1826
Debertshäuſer,	Friedrich,	Meiningen.	1820	1823
Debertshäuſer,	Georg Adam,	Neubrunn. M. D.	1803	1804
Debertshäuſer,	Julius, (Sohn des vor.),	Meiningen.	1837	1838
Deiſing,	Carl Chriſtian,	Sonnefeld. S. D.	1825	1826
Deyſing,	Heinrich,	Effelder. M. D.	1833	1834
Derhard,	Friedrich,	Oberwetz im Kr. Wetzlar.	1836	1837
Derleth,	Joſeph,	Obereßfeld. B. D. b. Königshof.	1838	1841
Dickhaut,	Auguſt,	Friebach. H. D.	1821	1823
v. Diemar,	Carl, Lieutenant,	Walldorf. M. D.	1817	1819
v. Diemar,	Georg,	Walldorf. M. D.	1814	1815
v. Diemar,	Louis,	Hanau.	1812	1813
v. Diemar,	Wilhelm,	Wa dorf.	1814	1815
Diener,	Johann Tobias,	Kühndorf. M. D.	1831	1833
Dietrichs,	Ferdinand,	Anhalt Plöß in Schleſien.	1807	1809
Dietz,	Heinrich Julius Auguſt,	Sonneberg.	1829	1830
Dirr,	Joſeph,	Rottenborn im Würtemb.	1820	1822
Dittich,	Johann Georg,	Steinbach. M. D.	1812	1813
Diezel,		Roſa. M. D.	1819	1820
v. Dörnberg,	Alex. Ernſt Friedr. Moritz,	Ansbach.	1817	1819
Donauer,	Friedrich Wilhelm,	Thornau.	1804	1805
v. Donop,	Carl,	Steinach. M. D.	1809	1813
v. Donop,	Eduard,	Steinach. M. D.	1815	1816
v. Dornis,		Coburg.	1827	1829
Dorſt,	Sandius,	Oberlind. M. D.	1827	1829
v. Drebber,	Wilhelm,	Drackenburg b. Hannover.	1809	1811
Dreiſcher,	Ferdinand,	Sondernau an d. Rhön.	1815	1817
Dreyßigacker,	Conrad Friedrich,	Schleuſingen.	1817	1819
Dreyßigacker,	Wilhelm Conſtantin,	Meiningen.	1828	1831
Düll,	Chriſtian Gottl. Ernſt,	Frankenberg.	1818	1820
Dürer,	Caspar,	Thurmgut im Meining.	1817	1821
Dürer,	G. C. Bernhard,	Sülzfeld. M. D.	1836	1839
Dunkelberg,	Joſeph,	Lengenfeld b. Heiligenſtadt.	1822	1823
Dyrr,	Ernſt,	Jena.	1810	1811
Ebart,	Carl,	Roda. S. A. D.	1837	1840
v. Ebart,	Louis,	Sondershauſen.	1819	1821
Eberlein,	Auguſt,	Ernſtthal. M. D.	1822	1823
Eberlein,	Paul,	Niedergroſſen. M. D.	1825	1827
Ebert,	Eduard,	Meiningen.	1837	1840
Ebert,	Ferdinand,	Kaltennordheim.	1825	1826
Ebert,	Friedrich,	Neuſtadt am Rennſteig.	1835	1836
Ebert,	Gottfried,	Helba. M. D.	1816	1819
Eck,	J. Fr. W. H. B. Sophron,	Wurzbach bei Lobenſtein.	1832	1833
Eckardt,	Ernſt Joh. Friedrich,	Salzungen.	1810	1812
Eckert,	Fried. Ferdinand Martin,	Beiersdorf. B. D.	1838	1840
Egeln,	Hermann,	Arolſen.	1841	1843
v. Eggelkraut,	Siegmund Maria zu Wildengarten auf Bergſtetten,	Regensburg.	1837	1839
Ehrlam,	Auguſt,	Waſungen.	1835	1837
Eichhorn,	Benjamin,	Schalkau,	1819	1821

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
v. Einsiedel,	Curt,	Leislau. M. D.	1829	[illegible]
v. Gelking,	Max, Baron	Weißenberg. S. R. D.	1831.	1834
Ellmers,	Christian,	Lehesten.	1823	1824
Eißmann,	Friedrich,	Kloster Veilsdorf. M. D.	1836	1838
Eißmann,	Heinrich,	Kloster Veilsdorf.	1838	1840
Eißmann,	Johann Andreas,	Kloster Veilsdorf.	1803	1807
Eißmann,	Johann Christian,	Altershausen. M. D.	1807	1809
Eißmann,	Max,	Veilsdorf. M. D.	1837	1839
Ende,	Adolph,	Stadtilm.	1838	1840
Engelbrecht,	Karl,	Leutendorf. S. D.	1831	1833
Engelhard,	Christian,	Frauenbreitungen.	1833	1835
Engelhardt,	Andreas,	Steinbach. M. D.	1837	1839
Engelhardt,	Christian,	Leutenberg.	1812	1813
Engelhardt,	Ernst Friedrich,	Judenbach. M. D.	1815	1819
Engelhardt,	Ernst Ludwig,	Sonneberg.	1820	1823
Engelhardt,	Wolfgang,	Frauenbreitungen.	1826	1828
Entemann,	Ernst Michael,	Ludwigsburg.	1832	1833
Epler,	Daniel,	Heldburg.	1811	1812
Erck,	Georg,	Sols. M. D.	1836	1839
Eschstruth,	Adolph,	Cassel.	1814	1816
v. Eschwege,	Ludwig,	Reichensachsen.	1811	1812
v. Esebeck,	Heinrich,	Mainz.	1837	1838
Ettelt,	August Ludwig,	Pößneck.	1829	1831
Ettelt,	Johann Friedrich Ferd.,	Hasenthal. M. D.	1820	1821
Eydam,	Christian Heinrich,	Ostheim. B. D.	1811	1812
Eymeß,	Carl,	Meiningen.	1831 1834	1833 1835
Eymeß,	Hermann Georg,	Römhild.	1835	1837
Eyring,	Georg,	Gauerstadt. S. D.	1818	1820
Feldmann,	Johann Friedrich,	Metzels.	1818	1822
Fent,	Joseph,	Ebertshausen im Würtemb.	1808	1810
Fick,	Christian,	Coburg.	1817	1819
Fischer,	Christ. Louis Carl,	Tanna in Reuß-Schleiz.	1819	1820
Fischer,	Ernst Friedrich,	St. Blasii im Badischen.	1833	1834
Fischer,	Johannes,	Wernshausen. M. D.	1841	1843
v. Fischern,	Adolph,	Wenigenschweina. M. D.	1819	1821
v. Fischern,	Alexander,	Wenigenschweina. „ „	1826	1830
v. Fischern,	August,	Wenigenschweina. „ „	1814	1815
Flemming,	Preisegott,	Sonneberg.	1829	1830
v. Flotow,	Wilhelm,	Bayreuth.	1803	1805
Focking,	Robert Theodor,	Danzig.	1833	1834
Förster,	Wilhelm,	Ilmenau.	1803	1804
Förtsch,	Carl,	Tonndorf.	1809	1811
Förtsch,	Heinrich,	Tonndorf.	1812	1813
v. Frank,	Wilhelm,	Hechingen.	1810	1812
Franke,	Louis Ferdinand,	Hagenburg im Schaumb.-Lipp.	1842	1843
v. Frankenberg,	Friedrich Wilh. Moritz,	Tilsit, Preuß. Litthauen.	1821	1822
Franz,	Liborius,	Markheidenfeld in Bayern.	1810	1812
Franz,	Johann Georg,	Hettersdorf. B. D.	1803	1804
v. Freiberg,	Carl,	Coburg.	1840	1841
Frerichs,	Heinrich,	Jever im Oldenburg.	1816	1819
v. Freudenberg,	Georg Samuel Heinrich,	Nürnberg.	1825	1826
Freund,	Wilhelm Ferdinand,	Neustadt a. d. Haide.	1829	1831
Friedrich,	Carl,	Pisau. M. D.	1827	1828
v. Friedrich,	Ferd. August Baron,	Darmstadt.	1818 1821	1820 1822
Fries,	Robert,	Unter Hellingen.	1837	1838
Frey,		Wiesbaden.	1819	1820

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
Frieſe,	Auguſt Ludwig,	Berlin.	1830	1831
Frieſe,	Eduard,	Berlin.	1819	1820
Fromm,	Rudolph,	Schalkau.	1830	1832
Fuchs,	Georg,	Mittelſtreu. B. D.	1810	1812
v. Fürer,	Joſeph Carl Friedrich,	Hildburghauſen.	1815	1817
v. Führer,	Gottl. Chriſtoph Ferd.,	Nürnberg.	1824	1825
Füßlein,	Johann Theodor L.,	Langenſchade. M. D.	1824	1825
Funk,	Adolph,	Altenſchlirf, Großh. Heſſen.	1838	1840
Funk,	Emil,	Gotha.	1840	1840
Gärtner,	Andreas Georg,	Meiningen.	1803	1804
v. Gaisberg,	Adolph,	Lemberg bei Stuttgart.	1833	1834
Gang,	Auguſt,	Jgelshieb. M. D.	1811	1814
Gang,	Johann Heinrich,	Jgelshieb. „ „	1818	1819
Gang,	Ludwig,	Jgelshieb. „ „	1801	1803
Geigel,	Ludwig,	Würzburg.	1819	1820
v. Gemmingen-Guttenberg,	Carl, Baron Lieutenant,	Bonfeld im Würtemb.	1816	1818
Gerſtner,	Johann,	Bromberg im Naſſauiſchen.	1826	1827
Geyer,	Georg,	Wächtersbach.	1802	1803
Geyer,	Georg Friedrich,	Roßach. S. D.	1823	1824
v. Gerſo,	Wilhelm,	Roßdorf. M. D.	1817	1819
Giehe,	Chriſtoph Guſtav Adolph,	Roßdorf. „ „	1823	1825
Glaſer,	Guſtav,	Themar. „ „	1831	1832
Glaſer,	Heinrich Jacob,	Meiningen.	1806	1809
Glaſer,	Jacob,	Daſelbſt.	1806	1811
Glaſer,	Wolfgang,	Henſtädt. M. D.	1818	1822
Gleichmann,	Heinrich Auguſt,	Hildburghauſen.	1819	1820
Gleichmann,	Johann Michael,	Bockſtadt. M. D.	1804	1807
Gleichmann,	Theodor,	Bockſtadt. „ „	1809	1811
Gleim,	Carl,	Meiningen.	1841	1843
Glißlein,	Andreas,	Schweickershauſen. M. D.	1829	1831
Glyßherr,	Franz,	Bühl in Baden.	1822	1823
Göbel,	Johann Ludwig,	Meiningen.	1820	1823
Göhring,	Heinrich Auguſt,	Thal. G. D.	1825	1827
Göler v. Ravensburg,	Ferdinand,	Mannheim.	1816	1818
Göpfert,	Georg Carl,	Meiningen.	1818	1821
Göpfert,	Johann Lorenz,	Daſelbſt.	1807	1810
Göpfert,	Louis,	Daſelbſt.	1812 1815	1813 1817
Götz,	Carl Ludwig,	Effelder. M. D.	1817	1819
v. Götze,	Bernhard,	Ohlenhöfer im Hannov.	1825	1827
Götze,	Carl Friedrich Anton,	Meiningen.	1804	1807
Götze,	Georg Chriſtian,	Daſelbſt.	1802	1804
Götze,	Carl Friedrich,	Frauenbreitungen.	1807	1809
Götze,	Carl,	Daſelbſt.	1809	1811
Götze,	Hermann,	Daſelbſt.	1836	1838
Goldermann,	Johann,	Dreißigacker.	1837	1840
Goll,	Ernſt Friedrich Ludwig,	Schweinfurt.	1810	1813
Gottwald,	Johann Chriſtian,	Haina. M. D.	1811	1811
Graf,	Wilhelm,	Gauerſtadt. S. D.	1839	1841
Gräf,	Alexander,	Erdorf. M. D.	1826	1827
Gräf,	Siegmund,	Daſelbſt.	1828	1830
Grahner,	Johann Georg,	Hermannsfeld. M. D.	1801	1804
Grahner,	Philipp Ferdinand,	Neuhaus.	1835	1837
Grahner,	Wilhelm,	Weilar. W. E. D.	1812	1813
Grau,	Ferdinand Baltin Joh.,	Coburg.	1829	1830
Greiner,	Franz,	Limbach. M. D.	1813	1816
Greiner,	Ludwig,	Lichtentanne.	1812	1814

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr	
			der Ankunft.	des Abgangs.
Greiner,	Wilhelm,	Lichtentanne.	1810	1812
v. Griesheim,	Carl Friedrich Wilhelm,	Coburg.	1827	1829
Grimm,	Anton,	Diſchingen im Würtemb.	1828	1831
Grimm,	Louis,	Scherr, W. D.	1803	1806
Grob,	Auguſt,	Helba. M. D.	1841	1843
Grob,	Friedrich,	Helba.	1834	1837
Grohmann,	Carl,	Ludwigsluſt im Mecklenb.	1816	1817
v. Grote,	Carl,	Hannover.	1837	1839
v. Grün,	Carl Dittmar,	Greiz.	1832	1834
v. Grünne,	Al. Fr. Hub. Ph. C. Graf,	Frankfurt am Main.	1834	1836
Gruner,	Ernſt Adolph,	Neuſtadt im Cob.	1831	1833
v. Günderode,	Eduard,	Frankfurt am Main.	1814	1815
Guthier,	Guſtav,	Pferdingsleben. G. D.	1826	1828
Guts Muths,	Wilhelm,	Schnepfenthal. G. D.	1824	1826
v. Guttenberg,	Amand, Jagdjunker,	Bamberg.	1812	1813
Haager,	Georg Carl,	Würzburg.	1808	1810
von Haar,	Ludwig,	Hamm.	1809	1811
Habekorn,	Friedrich Wilhelm,	Fallersleben, Hannov.	1820	1822
Haberſang,	Carl,	Römhild.	1834	1837
Haberſang,	Carl Ernſt,	Siegmundsburg. M. D.	1819	1821
Haberſang,	Caspar Friedrich,	Daſelbſt.	1825	1827
Haberſang,	Emil Chriſtian,	Daſelbſt.	1835	1838
Haberſang,	Ernſt Fr. G.,	Breitungen. M. D.	1838	1841
Haberſang,	Friedrich,	Siegmundsburg.	1834	1836
Haberſang,	Friedrich Anton,	Langenfeld. M. D.	1801	1801
Haberſang,	Heinrich, Büchſenſpanner,	Langenfeld.	1812	1814
Haberſang,	Johann Gottlieb,	Steinbach. M. D.	1801	1803
Häberlein,	Carl Phil. Carus,	Helmſtädt.	1805	1806
Häberlein,	Franz,	Daſelbſt.	1805	1807
v. Hänlein,	Ernſt,	Ansbach.	1816	1819
Hack,	Ernſt,	Meiningen.	1828	1831
Hagemann,	Friedrich Ferdinand,	Altſtedt.	1804	1807
Hammann,	Carl,	Gößelsdorf. M. D.	1841	1843
Hammann,	Chriſtian,	Wallendorf.	1805	1807
Hanft,	Albert,	Heubach. M. D.	1822	1824
Hanft,	Heinrich,	Daſelbſt.	1817	1819
v. Hanſtein,	Auguſt,	Caſſel.	1820	1822
v. Hanſtein,	Carl,	Wahlhauſen in Heſſen.	1803	1806
v. Hanſtein,	Werner, Lieutenant,	Blankenburg.	1816	1818
Hartmann,	Lebrecht,	Neuhaus. M. D.	1833	1836
Haub,	Wilhelm Ferdinand,	Meiningen.	1832	1835
Hauſchild,	Louis Ferdinand,	Kirſchkau im Voigtl.	1836	1838
Hauſen,	Carl Friedrich,	Schweina.	1801	1804
Hauſen,	Johann Salomon,	Daſelbſt.	1801	1803
Hauſen,	Julius Carl Chriſtoph,	Daſelbſt.	1805	1807
Hayn,	Johann Carl Philipp,	Neuenhaus.	1801	1804
Hayn,	Philipp Emil,	Sonneberg.	1835	1837
Hederich,	Hermann,	Camburg.	1830	1833
Heid,	Urbanus,	Wargolshauſen. B. D.	1839	1841
Heim,	Carl Chriſtoph Friedrich,	Meiningen.	1807	1810
Heim,	Hans,	Salzungen.	1832	1834
Heim,	Johann Georg,	Oſtheim.	1805 1810	1808 1815
Heim,	Johann Nicolaus,	Streſſenhauſen. M. D.	1834	1836
Heimberg,	Carl,	Waltershauſen.	1814	1816
Heinemann,	Heinrich Chriſtoph Aug.,	Witzleben. S. S. D.	1829	1830
Heinig,	Traugott,	Göppersdorf bei Chemnitz.	1833	1834
Heinrich,	Philipp,	Caſſel.	1813	1815

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abgangs.
Heinze,	Carl Philipp Ludwig,	Oberellen. M. D.	1821	1823
Heinze,	Friedrich Chriſtoph,	Oberellen. M. D.	1821	1823
Heid,	Hoſtilius,	Breitenbach. E. E. D.	1825	1827
Heldmann,	Albert Theodor,	Lemgo.	1817	1819
Hellbach,	Eduard,	Meiningen.	1832	1834
Helmrich,	Carl Heinrich,	Meiningen.	1831	1834
Henkel,	Caſpar,	Meiningen.	1836	1839
Henſchel,	Ottomar,	Reichenbach bei Saalfeld.	1821	1822
Henſchel,	Guido,	Daſelbſt.	1828	1829
Henßler,	Jrg,	Klingenberg am Main.	1812	1814
v. Heringen,	Guſtav,	Mebler im Schwarzb. Sond.	1820	1822
v. Hermann, Baron,		Memmingen.	1801	1803
Herrmann,	Johannes,	Ruppers. M. D.	1831	1833
Herrle,	Johannes,	Oettingen Wallerſtein.	1801	1803
Herrle,	Karl,	Dreißigacker.	1841	1843
Herrle,	Richard,	Daſelbſt.	1831	1836
Herrle,	Wilhelm,	Daſelbſt.	1829	1833
Herpich,	Chriſt. Juſtus, Büchſenſp.,	Sonneberg.	1801	1804
Herpich,	Philipp,	Depfershauſen. M. D.	1833	1836
Heß,	Adam Carl Ludwig,	Maienluft. M. Gut.	1807	1807
Heß,	Carl Friedrich,	Waſungen.	1833	1835
Heß,	Friedrich,	Untermaßfeld.	1817	1820
Heß,	Matthäus,	Waſungen.	1827 1829	1827 1830
Heß,	Michael,	Daſelbſt.	1826	1827
Heß,	Michael,	Bettenhauſen. M. D.	1841	1843
Heßradt,	Anton,	Trier.	1819	1820
Heublein,	Nicolaus,	Meiningen.	1835	1837
Heuſinger,	Friedrich,	Gleichamberg. M. D.	1822	1824
v. Heyden,*)	Carl H. G.,	Frankfurt am Main.	1810	1812
Heyßler,	Chriſtian,	Nordheim im Grabfeld.	1815	1816
Heyder,	Georg Friedrich Carl,	Maßfeld. M. D.	1830	1831
v. Heyderſtädt,	Friedrich, Lieutenant	Dettmold.	1817	1818
Heydt,	Joſeph,	Fladungen. K. B. D.	1801	1806
Heym,	Auguſt,	Meiningen.	1812 1815	1813 1819
Heym,	Franz,	Burgpreppach. B. D.	1836	1839
Heymach,	Carl,	Weißenthurn in Naſſau.	1836	1838
Hildebrand,	Emil,	Meiningen.	1841	1843
v. Hinkeldey,	Chriſt. Heinr. Carl,	Sinnershauſen. M. D.	1815	1817
Hladel,	Carl Auguſt,	Faſanerie bei Meiningen.	1815	1819
Hladil,	Wilhelm,	Faſanerie b. Meiningen.	1806	1807
Hochſtein,	Hartmann,	Laubach.	1813	1815
Hochſtein,	Johann Heinrich,	Laubach.	1813	1815
Hock,	Franz, Büchſenſpanner,	Coburg.	1833	1834
Höfling,	Hermann,	Meiningen.	1832	1835
Hölandt,	Alo,	Amt Gehren.	1834	1836
Hölzer,	Michael,	Themar.	1839	1841
Hörning,	Carl Ludwig,	Leutersdorf. M. D.	1831	1832
Hoffmann,	Ferdinand,	Steinbach. M. D.	1834	1835
Hoffmann,	Friedrich, Wilhelm,	Wadien im Heſſ. Darmſtädt.	1817	1817
Hoffmann,	Johannes,	Metzels. M. D.	1801	1804
v. Holleben,	Auguſt, Jagdjunker,	Udersleben bei Frankenhauſen.	1816	1819
v. Holleben,	Carl Ludwig Anton,	Rudolſtadt.	1802	1804
v. Holzhauſen,	Ludwig Carl Friedrich,	Frankfurt am Main.	1814	1815
Hopf,	Ferdinand Bruno,	Sonneberg.	1820	1821

---

*) Schrieb ſich ſpäter v. Heyden-Cherlenz.

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
Hopf,	Jacob,	Meiningen.	1813	1816
Hopf,	Joachim Conrad,	Meiningen.	1811.	1814
v. Hopfgarten,	Hans Carl Friedr. G. Ad.	Kleintabarz. G. D.	1822	1825
Horber,	Johann Michael,	Pfaffendorf. B. D.	1812	1813
Hornung,	Stephan,	Sülzfeld im Grabfeld. B. D.	1824	1825
Hornung,	Valentin,	St. Wendel.	1819	1820
Horst,	Georg Christian,	Schweina. A. Al.	1821	1823
Hoßfeld,	Eduard,	Dreißigacker.	1827	1829
Hoßfeld,	Emil,	Daselbst.	1821	1823
Hoßfeld,	Georg Gustav,	Daselbst.	1820	1824
Hoßfeld,	Wilhelm,	Daselbst.	1834	1836
Huber,	Georg Christian,	Babenrod im H. Darmstadt.	1803	1805
Hübel,	Wilhelm,	Meiningen.	1825	1831
v. Hügel,		Stuttgart.	1833	1834
Hart,	Georg Ferdinand,	Danzig.	1819	1823
Hufnagel,	Carl Wilhelm,	Schwäbischhall.	1806	1808
Hufnagel,	Fritz,	Fischhaus b. Hermannsfeld.	1809	1810
Hugo,	Eduard Carl Christian,	Wasungen.	1833	1834
v. Hundelshausen,	Moritz,	Harmutsachsen.	1814	1816
Humann,	Ludwig,	Steinach. M. D.	1811	1811
Hunnershagen,	Johann Heinrich,	Meiningen.	1801	1804
Huß,	Friedrich Valentin,	Bayreuth.	1804	1806
Huß,	Johann Ulrich,	Daselbst.	1806	1807
Jacobi,	Hermann,	Gotha.	1837	1839
Jäger,	Heinrich,	aus dem Hessen Casselschen.	1814	1816
Jahn,	Gottlob Ferdinand,	Saalburg, Voigtland.	1814	1816
v. d. Jahn,	Friedrich,	Breitenfeld in Sachsen.	1833	1838
v. Jenison,	Graf u. Darmst. Kammerh.,	Darmstadt.	1803	1803
v. Imhoff,	Adolph,	Saalfeld.	1811	1813
v. Imhoff,	Carl,	Coburg.	1817	1817
v. Imhoff,	Carl, Lieutenant,	Hohenstein b. Coburg.	1817	1818
v. Imhoff,	Ernst Friedrich Ant. Carl,	Coburg.	1815	1818
Johannes,	Georg Friedrich,	Meiningen.	1834	1835
Isbrücker,	Ludwig,	Wehrda in Kurhessen.	1837	1838
Isbrücker,	Peter,	Mansbach in Kurhessen.	1840	1842
Kämpfe,	Johann Friedrich,	Neuhaus. S. R. D.	1832	1833
Kaiser,	Wilhelm Eduard,	Augustenthal. A. Hammerw.	1826	1829
Kalbe,	Gottlieb,	Stedtlingen. M. D.	1824	1826
Kalbitz,	Johann Ernst,	Meiningen.	1807	1808
Kalbitz,	Ludwig,	Daselbst.	1813	1817
Kald,	Anton, Förster,	Wildeck im Rothenb.	1814	1816
Kauser,	August Eugen,	Meiningen.	1834	1837
Kreb,	Johann,	Daselbst.	1835	1837
Keidel,	August,	Daselbst.	1819	1819
v. Keller,	Franz Heinrich Ludwig,	Kitscher.	1808	1809
Kellner,	Adam Wilhelm,	Stepfershausen.	1805	1806
Kellner,	Carl,	Meiningen.	1815	1817
Kellner,	Friedrich,	Henneberg. M. D.	1830	1834
Kellner,	Johann Georg,	Stepfershausen. M. D.	1801	1804
Kemmlein,	Christian,	Haina. M. D.	1832	1834
Kempf,	Friedrich Emil,	Willmars.	1813	1815
Kempf,	Heinrich Julius,	Daselbst.	1819	1821
Kempf,	Heinrich Ludwig,	Daselbst.	1833	1836
Keppel,	Revierförster in Belrieth,	Sondershausen.	1813	1813
Kerber,	Stephanus,	Weißbach.	1814	1816
Keßler,	Ernst Eduard,	Ringleben. S. R. D.	1829	1831
Kettler,	Johann Vollrath,	Esens in Ostfriesland.	1803	1806
Key,	Friedrich,	Großkochberg. M. D.	1831	1833

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abgangs.
Kern,	Wilhelm,	Bliedenſtädt. S. C. D.	1826	1827
Kiefer,	Eduard,	Amt Gehren.	1822	1823
Kilian,	Anton,	Rippershauſen. M. D.	1822	1825
Kirchner,	Johann Wilhelm,	Oberkatz. M. D.	1831	1834
Kirchner,	Philipp,	Friedberg.	1819	1819
Kirchner,		Meiningen.	1809	1810
Kißner,	Johann Valentin,	Helmershauſen.	1816	1817
Kleim,	Carl,	Erfurt.	1814	1815
Kleiſtr v. Kleiſcheim,	Carl,	Donaueſchingen.	1818	1820
v. Klitzing,	Emilius,	aus der Prignitz.	1806	1808
Knieſel,	Carl,	Hildburghauſen.	1837	1839
Knieſel,	Eugen Georg Auguſt,	Hämmern. M. D.	1815	1817
Knieſel,	Friedrich,	Liebenſtein. M. D.	1822 1825	1823 1827
Knieſel,	Wilhelm,	Hämmern. M. D.	1802	1805
Knäppler,	Anton,	Gersfeld. B. D.	1831	1837
Knopf,	Carl Caspar,	Hellingen.	1836	1837
Koch,	Carl,	Meiningen.	1836	1839
Koch,	Johann Andreas,	Themar.	1822	1824
Köhler,	Adolph,	Maßfeld.	1819	1820
Köhler,	Carl Friedrich,	Meiningen.	1833	1837
Köhler,	Eduard,	Neuſtadt a. d. Heide.	1812	1813
Köhler,	Georg Rudolph,	Maßfeld.	1827	1830
Köhler,	Heinrich Eberhard,	Daſelbſt.	1817	1820
Köſtling,	Johann Friedrich,	Line. Sächſ. Lauſitz.	1804	1806
König,	Georg,	Rothenburg in Heſſen.	1810	1812
v. König,	Ernſt,	Wickersdorf. M. D.	1830	1833
v. König,	Hermann,	Daſelbſt.	1823	1824
v. Köpken,	Johann,	Reideburg b. Halle.	1821	1822
Kolb,	Wilhelm,	Bibra. M. D.	1828	1830
Kolligs,	Chriſtian Ludwig,	Heiligenſtadt.	1819	1820
Koob,	Wilhelm,	Meiningen.	1811	1812
Kopp,	Georg Wilhelm,	Bendorf in Preußen.	1821	1823
v. Koppenfels,	Carl Friedrich Eugen,		1805	1807
v. Krafft,	Friedrich,	Meiningen.	1831	1834
v. Krafft,	Georg,	Daſelbſt.	1837	1839
v. Kropf,	Carl Heinrich,	Zeitſch im Altenb.	1815	1816
Krauſe,	Gottlieb,	Krolitz. S. D.	1816	1817
Krech,	Adolph,	Meiningen.	1841	1843
Krech,	Hermann,	Daſelbſt.	1835	1838
Krell,	Auguſt,	Daſelbſt.	1819	1821
Krell,	Georg,	Daſelbſt.	1821	1823
Krell,		Daſelbſt.	1803	1804
v. Kretſchmann,	Moritz,	Coburg.	1807	1807
Kreyßig,	Georg Heinrich,	Laubach.	1813	1814
Krümmelbein,	Heinrich,	Varel bei Oldenburg.	1818	1819
Krug,	Eduard,	Coburg.	1832	1833
Kühl,	Johann Ferdinand,	Stralſund.	1814	1816
Kühn,	Friedrich,	Saalfeld.	1830	1832
Kühnhold,	Emil,	Liebenſtein. M. D.	1836	1840
Kümmel,	Friedrich,	Gersfeld. B. D.	1838	1840
Kümmel,	Johann Elias,	Daſelbſt.	1803	1806
Kümpel,	Albert,	Meiningen.	1812	1815
Kümpel,	Emil,	Frauenbreitungen. M. D.	1833	1835
v. Künsberg,	Carl,	Bayreuth.	1803	1806
v. Künsberg,	Carl Friedrich Ferdinand,	Mainz.	1812 1816	1817 1818
v. Künsberg,	Wilhelm,	Meiningen.	1805	1806

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abgangs.
Küttler,	Friedrich,	Stöckern im Altenburg.	1829	1830
Lämmel,	Heinrich Aug. Christian,	Mengersgereuth. M. D.	1818	1820
v. Laſſert,	. . Baron, Capitain u. Jagdjunker,	Mecklenburg-Schwerin.	1816	1818
Labuſen,	Anton,	Lothenbüttel. Oldenb.	1815	1815
Lang,	Carl,	Buch.	1815	1817
Lange,	Gotthelf,	Hirſchfeld. Oberlauſitz.	1809	1812
Langlotz,	Georg Wilhelm,	Meiningen.	1808	1810
v. Lauer,	Eugen Friedrich, Graf	Mainz.	1818	1821
Laurop,	Wilhelm,	Karlsruhe.	1821	1822
Lehmann,	Chriſtian Benjamin,	Kühndorf. Pr. D.	1804	1806
Leih,		Meiningen.	1833	1833
Lenk,	Hermann,	Daſelbſt.	1837	1839
Lenz,	Georg,	Waſungen.	1835	1835
Leo,	Heinrich Wilhelm,	Greiz.	1804	1806
Leo,	Johann Friedrich,	Fladungen. W. D.	1819	1819
v. Lepel,	Ernſt,	Offenbach.	1811	1813
v. Leuchau,	Wilhelm,	Pinneberg. Holſtein.	1833	1835
Lev,	Ludwig Chriſtian,	Salzungen.	1837	1838
Lichtlen,	Johann Joſeph Theodor,	Saverne. Elſaß.	1819	1821
Liebermann,	Wittilo,	Reichmannsdorf. M. D.	1830	1832
Liebermann,	Victor,	Oberlind. M. D.	1841	1843
v. Lilienſtern,	Anton Heinrich,	Friedenthal. M. D.	1819	1822
v. Lilienſtern,	Franz,	Bedheim. M. D.	1830	1832
Limpert,	Kaspar,	Roßbach. W. D.	1825	1827
Linker,	Carl,	Braunſchweig.	1825	1827
Linker,	Gottfried,	Mehels.	1836	1838
Lintner,	Anton,	Arnsberg.	1819	1821
Linz,	Lorenz,	Trier.	1808	1809
Linz,	Daniel Friedrich,	Walldorf. M. D.	1819	1821
Linz,	Franz Gerhard,	Montabaur. N. Weilburg.	1814	1815
v. Löw,	F. H. J. G., Jagdjunker,	Weilburg.	1816	1816
v. Löw,	Max,	Steinfurt. Heſſen-Darmſtadt.	1837	1839
Lorbach,	Caspar,	Steinbach. M. D.	1811	1813
Lorenz,	Carl,	Teichel. S. R. D.	1837	1839
Lotz,	Johann Gottfried,	Leutersdorf. M. D.	1801	1803
Lotz,	Georg Adam Bernhard,	Daſelbſt.	1804	1807
Ludovici,	Chriſtian,	Niedermeilingen.	1816	1816
Ludwig,	Wilhelm,	Waſungen.	1807	1810
Lückemann,	Johann Gottfried,	Feldengel. S. S. D.	1836	1837
v. Lützow,	Carl Friedrich Wilhelm,	Krazow. Meklenb.-Schwerin.	1817	1819
v. Lützow,	Chriſt. Friedr. Adolph,	Schwerin.	1815	1817
v. Luſel,	Peter Heinrich,	Saaz in Böhmen.	1808	1809
Luther,	Carl Ludwig,	Meiningen.	1834	1837
Luther,	Ferdinand,	Daſelbſt.	1838	1840
Lutter,	Johann Eberhard,	Bettenheim.	1803	1806
v. Maltzahn,	Heinrich, Baron,	Meklenburg Strelitz.	1809	1811
v. Mansbach,	C. Auguſt, Freiherr,	Meiningen.	1823	1824
Margieth,	Bernhard,	Daſelbſt.	1839	1840
Martin,	Johann Friedrich,	Meilitz bei Gera.	1801	1803
Mauer,	Hermann Wilhelm,	Lindenau. M. D.	1830	1831
v. Meibom,	Ludwig Chriſtian,	Heſſen Allendorf.	1817	1819
v. Mettingh,	Carl Freiherr,	Frankfurt am Main.	1806	1809
Merkel,	Guſtav,	Meiningen.	1835	1838
v. Metzen,	Bernhard,	Ehrenbreitſtein.	1816	1818
v. Meyen,	Wilhelm, Lieutenant,	Daſelbſt.	1817	1819
Meyer,	Cornelius,	Rißtiſſen. Würtemb.	1817	1818
Meyer,	Friedrich,	Wallerſtein.	1816	1818

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr	
			der Ankunft.	des Abganges.
Meyer,	Johann Gottfried,	Mauern im Wallerst.	1811	1812
Meyer,	Joseph,	Pölnitz im Voigtl.	1801	1804
Michaelis,	Albert Adolph,	Osterwick b. Magdeburg.	1821	1822
Michaelis,	Carl Robert,	Daselbst.	1821	1822
v. Michalkowsky,	Ludwig Chr. Felix,	Rahden b. Pr. Minden.	1817	1819
Michel	Johann Daniel Heinrich,	Metzels. M. D.	1801	1803
Michele,	Joseph,	Königswart in Böhmen.	1827	1829
Miner,	J.,	Meiningen.	1830	1833
Model,	Adam Friedrich,	Windsheim.	1838	1840
Möller,	Simon,	Effelder.	1808	1809
v. Möck,	Stephan,	Mainz.	1803	1806
Moltke,	Georg,	Bettenhausen.	1816	1820
v. Moltke,	Friedrich,	Cassel.	1831	1833
Mosebach,	Daniel,	Laubach.	1813	1815
v. Moßhof,	Franz Wilhelm,	Dinkelsbühl.	1818	1819
Mug,	Paulus,	Ritschenhausen. M. D.		
Müller,	Adolf,	Wiesenfeld. S. D.	1823	1826
Müller,	Carl,	[illegible] im Lobenst.	1814	1815
v. Müller,	Carl,	Strickow. Meckl. Schwerin.	1820	1822
Müller,	Conrad,	Coburg.	1830	1831
Müller,	Ernst,	Reichmannsdorf. M. D.	1836	1837
Müller,	Georg,	Möhrenhausen. S. D.	1825	1826
Müller,	Georg Philipp,	Meiningen.	1826	1826
Müller,	Hermann Christian,	Meiningen.	1820	1823
Müller,	Julius,	Propstzelle. M. D.	1824	1825
Müller,	Peter,	Rosbach im Naß. Using.	1826	1827
Müller,	Philipp,	Bonfeld im Würtemb.	1825	1827
Müller,	Wilhelm,	Hachenburg.	1814	1815
Müller,			1821	1821
Münch,	Günther,	Sondershausen.	1814	1815
v. Münster,	Wilhelm,	Euerbach. B. D.	1816	1818
Musäus,	Carl Fried. Chr. Ernst,	Meiningen.	1819	1819
Nagel,	Georg Friedrich,	Schaffhausen im Oett. Wallerst.	1819	1821
Nahl,	Ludwig,	Cassel.	1819	1819
Nattermann,	Johann Andreas,	Meiningen.	1818	1821
Neumeyer,	Georg,	Meiningen.	1831	1832
Neurath,	Georg Friedr. Carl,	Röddegshausen.	1831	1833
Niebold,	Carl,	Ratterdor.	1808	1809
Nier,	Eduard,	Meiningen.	1831	1833
v. Nordheim,	Heinrich,	Heldburg.	1825	1827
Nothnagel,		Fasanerie b. M.	1803	1804
v. Oberkamp,	Louis,	Wiesbaden.	1841	1842
v. Oßfelder,	Johann Julius,	Gettelsdorf. S. M. D.	1818	1819
v. Oßfelder,	Johann Simon,	Unterweißbach. S. M. D.	1818	1819
Oberschlager,	Julius,	Frankfurt.	1805	1806
v. Oertzen,	Wilhelm,	Meklenb. Strelitz.	1814	1815
Oeigaard-	Eugen,	Athen.	1843	1843
Oettejo,			1819	1820
Oettinger,	Georg,	Gattenfeld. G. D.	1839	1840
Ortmann, sen.,	Carl August,	Frauenbreitungen. M. D.	1830	1831
Ortmann, jun.,	Robert,	Daselbst.	1830	1833
v. Ostrowsky,	Otto,	Gonnewerf, Herz. Sachs.	1823	1823
Otto,	Carl Friedrich,	Nägelstedt, Herz. Sachs.	1821	1823
Otto,	Eugen Georg August,	Mürschnitz.	1820	1822
Otto,	Georg Friedrich,	Herpf.	1808	1811
Otto,	Johann Balthasar,	Mürschnitz.	1817	1819
Otto,	Johann Christian,	Henneberg.	1817	1820
v. Pachelbel,	August,	Straufhain.	1814	1815

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr	
			der Ankunft.	des Abganges.
v. Palm,	Friedrich,	Dresden.	1803	1806
Panſe,	Auguſt,	Dreißigacker.	1831	1834
Panſe,	Ludw. Günth. Fr. Aug.,	Daſelbſt.	1819	1822
Pennel,	C. Adolf,	Stift Neuburg b. Heidelberg.	1817	1818
Peſchka,	Ignatius Wenzeslaus,	Penka in Böhmen.	1802	1803
Peters,	Mathias,	Poolbach bei Trier.	1806	1808
Pfeifer,	Friedrich Ludwig,	Gollhofen im Ansb.	1818	1820
Pfeifer,	Georg Carl Chriſtian,	Meiningen.	1826	1828
Pfeiffer,	Carl,	Ermſchwerd in Kr. Heſſen.	1815	1816
von der Planitz,	Friedrich,	Auerbach im Voigtl.	1809	1811
Plödtner,	Eduard,	Gräfenthal.	1835	1837
Pohl,	Johann Peter,	Bibra. M. D.	1820	1822
Popp,	Elias,	Sonneberg.	1841	1843
v. Poſeck,	Friedrich,	Caſſel.	1808	1809
Pothmann,	Heinrich Auguſt,	Lemgo.	1814	1816
v. Preuſchen,	Ernſt Ludwig,	Gedern.	1802	1803
v. Pückler,	Friedrich, Graf	Stuttgart.	1806	1809
Puſchel,	Heinrich,	Klitſchdorf in Schleſien.	1803	1806
v. Puttkammer,	Friedrich, Lieutenant,	Hamm.	1817	1819
v. Rabenau,	Carl,	Odenhauſen bei Gießen.	1811	1812
v. Rademacher,	Albert, Jagdjunker,	Coburg.	1830	1832
v. Raesfeld,	Ludwig Reinhard,	Meurs, Reg. Bez. Cleve.	1814	1820
v. Randow,	Carl,	Heinrichsberg. M. Schw.	1805	1806
Raßmann,	Emil,	Meiningen.	1835	1837
Raßmann,	Johann Chriſtian,	Daſelbſt.	1831	1833
Raßmann,	Lorenz Carl Friedrich,	Daſelbſt.	1808	1811
v. Rappard,	Auguſt,	Hamm.	1809	1811
Raith,	Georg,	Stuphaus, G. D.	1813	1816
Rattinger,	Caspar,	Stadt Steinach.	1818	1819
Rautenkranz,	Georg Ernſt Ludolf,	Grimmen im Luneb.	1809	1810
Rebhan,	Johann Georg,	Hennersdorf. M. D.	1808	1810
v. Reckrodt,	Heinrich,	Meiningen.	1819	1820
v. Reiche,	Anton Phil. Dietrich,	Amt Greene in Braunſchw.	1808	1811
v. Reichenau,	Carl Heinrich,	Dillenburg.	1819	1820
Reichert,	Engelbert,	Reinfeldshofen. S. D.	1811	1812
Reinhard,	Friedrich Ludwig,	Schleuſingen.	1803	1805
Reineck,	Johann Friedrich,	Meiningen.	1800	1802
Reineke,	Friedrich Wilhelm Emil,	Coburg.	1814	1816
Retz,	Juſtus,	Roßrod.	1808	1809
Reum,	Albert,	Meiningen.	1833	1835
Reuter,	Louis,	Bensheim. Heſſen-Darmſt.	1809	1810
Rich,	Dominique,	Oſchatz.	1818	1821
v. Riegelmann,	Jean,	Meerholz.	1806	1807
Ritter,	Ernſt Gottlob,	Meiningen.	1819	1821
Ritter,	Friedrich,	Hamm.	1818	1822
Ritter,	Friedrich,	Schöningen im Braunſchw.	1835	1837
Rittershaus,	Carl,	Cöln.	1821	1823
Ritz,	Gotthelf Ernſt,	Meiningen.	1821	1823
Rohde,	Jean,	Riga.	1835	1837
Rodel,	Auguſt Eduard Friedrich,	Weidmannsheil b. Lobenſtein.	1829	1831
Rombild,	Carl,	Oberrhon. M. D.	1827	1829
Rombild,	Caspar Friedrich,	Wernshauſen.	1801	1806
v. Röpert,	Georg, Jagdjunker,	Coburg.	1835	1837
v. Röring,	Hermann,	Cloppenburg im Oldenburg.	1813	1817
Röſing,	Jacob,	Steinbach. M. D.	1816	1817
Rotteken,	Friedrich Auguſt,	Lemgo.	1821	1822
Rohahn,	Auguſt Friedrich,	Wegeleben im Halberſt.	1804	1807
Rodepel,	Albert Heinr. Ludwig,	Gebingshode. M. D.	1816	1819

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
Rommel,	Bernhard,	Steinbach. M. D.	1820	1822
Rommel,	Carl,	Nordheim im Grabfeld.	1818	1820
Rommel,	Chriſtoph,	Behrungen.	1817	1818
Rommel,	Ernſt Wilh. Chriſtian,	Liebenſtein.	1819	1821
Roß,	Elias,	Meiningen.	1824	1826
Roſenburger,	Johann Jacob,	Baſel.	1808	1810
Roth,	Jacob,	Meiningen.	1816	1820
Roth,	J. G.,	Daſelbſt.	1830	1830
Rottenbach,	Johannes,	Schleuſingen.	1819	1820
Roux,	Heinrich Auguſt,	Meiningen.	1834	1837
Ruſt,	Ernſt Friedrich,	Suhl.	1813	1817
Rüling,	Auguſt,	Stollberg.	1802	1803
Ruſt,	Heinr. Theodor, Lieuten.,	Grabow. Meckl.-Schwerin.	1818	1820
Rüttinger,	Johann Georg,	Streſſenhauſen.	1822	1824
Rumpf,	Peter Heinrich,	Aslar im Kr. Wetzlar.	1836	1837
Runkel,	Heinrich,	Friedberg.	1805	1808
Runge,	Ludwig,	Frankfurt a. M.	1816	1817
Saalmüller,	Friedrich,	Untermaßfeld. M. D.	1837	1838
Sachſe,	Carl,	Döbrichau.	1831	1833
v. Saldern,	Julius Carl, Baron	Wilsnack im Preuß.	1826	1827
Sartorius,	Andreas,	Biſchofsheim.	1808	1809
Sattes,	Wilhelm Conrad,	Buchbrunn.	1810	1811
Schäfer,	Ernſt Ludwig,	Meiningen.	1828	1830
Schärfenberg,	Caspar Eduard,	Daſelbſt.	1826	1828
Scheidemantel,	Carl,	Königsberg in Franken.	1830	1831
Schieber,	Auguſt,	Sternharde. M. D.	1829	1832
v. Schiermann,	Nicolaus,	Liebau im Curland.	1819	1819
Schilling,	Ludwig A. F.,	Brünn. M. D.	1830	1831
Schinzel,	Eli,	Scheibe. S. R. D.	1822	1824
Schleicher,	Johannes,	Schwallungen.	1807	1809
v. Schlepegrell,	Carl,	Celle im Hannover.	1820	1822
Schlerath,	Valentin,	Trier.	1819	1820
Schlichter,	Ludwig,	Eltville.	1834	1835
Schlick,	Georg Philipp,	Coburg.	1825	1826
Schlick,	Chriſtian,	Johannerie b. M.	1836	1837
Schlick,	Georg Friedrich,	Daſelbſt.	1827	1830
v. Schmalkalder,	Ludwig,	Gießen.	1811	1813
Schmelzer,	Friedrich,	Schlitz.	1814	1819
Schmidt,	Albert,	Gumpelſtadt. M. D.	1822	1824
Schmidt,	Carl Friedrich,	Rauenſtein. M. D.	1823	1827
Schmidt,	Chriſtian Friedrich,	Roſa. M. D.	1802	1803
Schmidt,	Ferdinand,	Hildburghauſen.	1837	1839
Schmidt,	Ferdinand,	Hagen. Grafſchaft Pyrmont.	1841	1843
Schmidt,	Friedrich,	Salzungen.	1838	1840
v. Schmidt,	Guſtav Adolf, J. W.	Danzig.	1823	1825
v. Schmidt,	Heinrich,	Kempten in der Schweiz.	1803 1806	1805 1807
Schmidt,	Johann Caspar,	Ellingshauſen. M. D.	1818	1820
Schmidt,	Johann Moritz,	Stedtlingen. M. D.	1813	1813
Schmidt,	Ludwig,	Kleinrudeſtedt. W. E. D.	1820	1822
Schmidt,	Michael,	Ritſchenhauſen. M. D.	1829	1830
Schmitt,	Joſeph,	Burgwallbach a. d. Rhön.	1819	1820
v. Schmitz,	Ludwig Friedrich,	Creſt.	1821	1823
Schneider,	Friedrich,	Frauenbreitungen. M. D.	1817	1819
Schnetger,	Auguſt,	Detmold.	1823	1824
v. Schönberg,	Wolf Erich,	Oberrinsberg.	1829	1832
v. Schönfeld,	Eduard,	Rinteln.	1807	1808
Schott,	Friedrich,	Bettenhauſen. M. D.	1802	1804

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
Schotte,	Fritz,	Mühlhauſen.	1809	1810
Schrader,	Friedrich,	Hausberge in Weſtphalen.	1820	1823
Schreiber,	Adolf,	Herleshauſen.	1817	1819
Schröder,	Lorenz Heinrich,	Meiningen.	1836	1836
Schrödter,	Friedrich,	Gotha.	1805	1806
Schröter,	Bernhardt,	Liebenſtein. M. D.	1824	1825
Schröter,	Eberhard,	Herpf. M. D.	1830	1831
Schröter,	Georg Friedr. Chriſtian,	Pyrmont.	1808	1811
Schubart,	Heinrich Daniel,	Frankfurt a. M.	1801	1803
Schubart,	Joh. Chriſtoph David,	Schornberg. B. S. D.	1806	1807
Schubarth,	Gottfr. Victor Bernhard,	Salzungen.	1819	1819
Schubert,	Eduard,	Bachdorf. M. D.	1830	1832
Schuchart,	Friedrich,	Herrenbreitungen. K. H. D.	1813	1815
Schubler,	Friedrich,	Schwickershauſen.	1828	1830
Schüler,	Friedrich Karl,	Salzungen.	1819	1821
v. Schuß,	[illegible]	Berlin.	1805	1806
v. Schultes,	Heinrich,	Coburg.	1816	1820
v. Schultes,	. . . Lieutenant,	Daſelbſt.	1817	1818
Schultheis,	Ignaz,	Batten. B. D.	1833	1833
Schultheis,	Sixtus,	Daſelbſt.	1835	1836
Schulz v. Aſchereden,	. . Lieutenant,	Zornikoff in Pommern.	1816	1816
Schumann,	Chriſtian Friedrich,	Meiningen.	1819	1821
Schunk,	Heinrich Chriſtian,	Oberellen. M. D.	1803	1804
Schunk,	Johannes Friedrich,	Haina. M. D.	1830	1831
Schuſter,	Ignaz,	Lichtenfels.	1815	1816
Schmalwitz,	Georg Julius,	Meiningen.	1808	1808
v. Schwanenwede,	Carl Anton Friedrich,	Stade in Hannov.	1835	1837
Schweiger,	Gg. Jul. Ad. Trommann,	Rauenſtein. M. D.	1829	1829
Seifert,	Chriſtian,	Waſungen.	1833	1836
Seiff,	Heinr. Wilh. Eduard,	Lemgo.	1818	1820
Seilberger,	Joſeph Leopold,	Tambach. G. A.	1807	1808
Seiler,	Ernſt Friedrich,	Wickersdorf. M. D.	1830	1831
Seiß,	Chriſtian,	Ermershauſen. B. D.	1835	1837
v. Seiß,	Wilhelm,	Röbel im Meklenb.	1808	1808
Seiz,	Hermann,	Heidenheim im Rez.-Kr.	1835	1837
Sell,	Chriſtoph Otto,	Bachdorf. M. D.	1816	1817
Sembach,	Ernſt,	Brür. S. D.	1836	1837
Sembach,	Ernſt,	Neukirchen. S. D.	1823	1823
Senf,	Wilhelm,	Unterkatz. M. D.	1816	1819
v. Senz,	Heinrich Clemens Edler	Nürnberg.	1834	1835
Seyfart,	Georg,	Untermaßfeld. M. D.	1818	1821
Seyfferth,	Georg Friedrich Carl,	Greußen.	1803	1805
Seyfried,	Martin,	Gangolfsberg in Bayern.	1817	1820
v. [illegible]	Alb. Reinh. Gus., Lieuten. Ritter des eiſ. Kreuzes,	[illegible]	1814	1814
Siefart,	Ernſt Theodor,	Morbach. B. D.	1834	1836
Simon,	Emil,	Irmelshauſen. B. D.	1835	1837
Simon,	Georg,	Knollbach. M. D.	1839	1841
Simons,	Joſeph,	Cöln.	1840	1840
Smalian,	Heinrich Ludwig,	Lobra.	1801	1806
Sonntag,	Georg Moriz,	Lauſcha. M. D.	1835	1837
Spangenberg,	Friedrich Victor,	Suhl.	1821	1823
Speier,	Georg Eberhard,	Windsheim.	1807	1808
Speiſe,	. . .	. . .		
Spick,	Ludwig Auguſt,	Roßdorf. M. D.	1817	1819
v. Speßhardt,	Ernſt Wilh. Fried., Freih.	Coburg.	1806	1809
Sprenger,	Heinrich,	Ummerſtadt.	1830	1831
Stahl,	Valentin Juſtus,	Windsheim.	1841	1846

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr	
			der Ankunft.	des Abganges.
v. Staudt,	Gottlieb Daniel,		1811	1813
Stein zum Altenſtein,	G. F. v., Jagdjunker	Pfaffendorf im Würzburgiſchen.	1813	1814
v. Stein,	Carl,	Nordheim. M. D.	1816	1819
v. Steinau,	Otto,	Zella. G. D.	1823	1826
Steinmann,	Auguſt,	Amt Gehren.	1819	1821
Steinmann,	Eduard,	Daſelbſt.	1821	1826
Steinmann,	Johann Jacob,	Daſelbſt.	1801	1803
v. Steinmetzen,	Carl,	Nordhauſen.	1810	1812
Steinrück,	Johann Caſpar,	Obermaßfeld.	1800	1803
Stelzner,	Heinrich Carl,	Heiligkreuz. M. D.	1830	1832
Stelzner,	Johann Elias,	Thann in Bayern.	1834	1836
v. Stenglin,	Heinr. Phil. Ludwig,	a. d. Mecklenburg.	1802	1803
Sternberger,*)	Johann Adolph,	Themar.	1803	1804
v. Sternenfels,	Eduard,	Heidelberg.	1810	1811
Sterzing,	Joh. Georg, Acceſſiſt,	Neubrunn.	1817	1817
v. Steuben,	Georg,	Römhild.	1803	1806
v. Steuben,	Julius,	Daſelbſt.	1809	1812
v. Stietenkron,	Guſtav,	Neuſtadt a. Rübenbg. i. Hannov.	1814	1815
Stippius,	Balthaſar,	Meiningen.	1806	1807
v. Stockhauſen,	Auguſt,	Arolſen.	1826	1827
Stockhauſen,		Trier.	1820	1822
Stockmar,	Bernhard,	Schmollen im Fürſt. Birkenfeld.	1833	1835
v. Stockmeier,	Moritz,	Hildburghauſen.	1830	1831
Stöckert,	Carl L.,	Wolfgang. M. Forſth.	1823	1825
Stöckert,	Adolf,	Einhauſen. M. D.	1838	1839
Stöckert,	Johann Chr. Günther,	Daſelbſt.	1835	1836
Stötzer,	Alexander Chriſtian,	Schmale, Forſthaus im Thiergarten b. M.	1811	1813
Stötzer,	Carl,	Daſelbſt.	1821	1826
Stötzer,	Friedrich Wolfgang,	Daſelbſt.	1816	1819
Storand,	Ernſt,	Almerswind. M. D.	1830	1832
Storand,	Johann Martin,	Daſelbſt.	1826	1828
Straſſer,	Hugo,	Eisfeld.	1832	1833
v. Strauch,	Hermann,	Schleiz.	1825	1827
v. Sturmfeder,	Carl Theod., Oberlieut.,	Oppenweiler im Würtemb.	1817	1818
v. Sturmfeder,	Friedrich,	Mannheim.	1833	1837
Stutz,	Carl,	Dillenburg.	1819	1819
v. Syberg,	Carl, Forſtmeiſter,	Frankfurt am Main.	1814	1815
v. der Thann,	Lud. Wilh. Chr., Freih.	Tann.	1804	1807
v. der Thann,	Melchior, Freiherr,	Schweinfurt.	1816	1818
Tellgmann,	Conſtantin,	Bad Liebenſtein.	1839	1840
Tenner,	Caſpar,	Hellmars.	1801	1804
Tenner,	Gottlieb,	Forſth. im Thierg. b. M.	1820	1822
Tenner,	Georg Carl Auguſt,	Daſelbſt.	1812	1815
v. Teubern,	Friedrich Hermann,	Kloſter Lausnitz im Altenb.	1825	1827
Textor,	Carl Eduard,	Rauenſtein.	1817	1819
Textor,	Fried. Aug. Maximilian,	Daſelbſt.	1819	1820
Thierry,	Ludwig Carl,	Meiningen.	1810	1813
Thomas,	Lorenz,	Dreißigacker.	1832	1835
v. Totleben,	Carl,	Großenehrich bei Greußen.	1822	1823
Trautwein,	Carl Auguſt,	Roßdorf. M. D.	1821	1822
Trautwein,	Joſeph,	Sachſendorf. M. D.	1832	1834
v. Trebra,	Ludwig Sebaſtian, Graf,	Eſtland.	1806	1809
Treiber,	Carl,	Meiningen.	1807	1809
Treiber,	Hermann,	Daſelbſt.	1823	1827
Treiber,	Otto,	Daſelbſt.	1835	1836
Treiber,	Wilhelm,	Daſelbſt.	1835	1836

---

*) † in Meiningen.

Namen.	Vornamen.	Heimathort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
Triebel,	Hermann,	Römhild.	1841	1843
Trinks,	Carl,	Meiningen.	1817	1819
Trinks,	Louis,	Daselbst.	1826	1828
Trinks,	Matthäus,	Daselbst.	1802	1804
Tröbert,	Carl,	Nordheim im Grabfeld. W. D.	1834	1836
Tröbert,	Wilhelm,	Daselbst.	1837	1839
Troll,	Max,	Regensburg.	1827	1829
v. Trotha,	Gustav, Lieutenant,	Hecklingen im Anh. Bernb.,	1817	1818
v. Truchses,	Franz, Freiherr	Bundorf. B. D.	1818	1819
Truchses von Wetzhausen,	Friedrich, Freiherr	Wetzhausen. B. D.	1801	1804
Truchses von Wetzhausen,	Philipp, Freiherr	Daselbst.	1814	1816
v. Trümbach,	Carl Ferdinand,	Wehrda.	1832	1834
v. Türcke,	August Wilhelm,	Meiningen.	1830	1831
v. Türcke,	Georg,	Daselbst.	1833	1835
v. Türcke,	Louis,	Daselbst.	1823 1836	1825 1837
Türk,	Christian,	Wellershausen. M. D.	1809	1810
Uebel,	Friedrich,	Sommerhausen. B. D.	1817	1819
Uebelacker,	Ludwig,	Völlershausen.	1822	1824
Uebeleisen,	Franz,	Herrieden. B. D.	1829	1830
Uebrig,	Louis,	Mechelgrün im Voigtl.	1838	1839
Unger,	Ferdinand,	Schmiedefeld. M. D.	1827	1829
Unkart,	Gottlieb,	Effelder. M. D.	1830	1833
Urban,	Friedrich Christian,	Oepfershausen.	1816	1817
Urich,	Johann,	Erbach.	1802	1803
Usbeck,	Valentin,	Schwarza. Pr. D.	1806	1808
v. Uttenhoven,	Anton,	Meiningen.	1809	1810
v. Uttenhoven,	Friedrich Wilhelm,	Mittenwald.	1806	1807
v. Uexkül Gyllenband,	Ed. Fried. Lud., Freiherr,	Stuttgart.	1818	1820
v. Barfus,	Friedrich,	Würzburg.	1833	1835
v. Veltheim,	Fried. August Ludolph,	Beyenrode.	1829	1831
v. Veltheim,	Hans,	Darmstadt.	1816	1817
Venator,	Jacob,	Friedberg.	1803	1805
Vey,	Bernhard,	Gotha.	1835	1837
Vey,	Georg,	Meiningen.	1801	1804
Viernessel,	Johann Georg,	Rossach. S. D.	1831	1833
Vilmar,	Wilhelm Benjamin,	Cassel.	1810	1812
Vogel,	Carl August,	Friedland in West-Preußen.	1826	1828
Vogt,	Georg Ernst,	Sülzfeld.	1834	1836
Vogt,	Joseph,	Waldmannshofen.	1816	1818
Voigt,	Johann Wilhelm,	Erbe. M. D.	1807	1809
Voigt,	Theodor,	Salzungen.	1837	1839
v. Volkamer,	Carl, Baron,	Nürnberg.	1806	1808
Vonhausen,	Friedrich,	Steinzlerthof im Nassauischen.	1817	1818
v. Voß,	Louis Friedrich Albert,	Rodameuschel.	1829	1830
v. Vrints-Treuenfeld,	Alexander, Jagdjunker,	Frankfurt a. M.	1816	1817
Wächter,	Ernst Phil., Forstgehülfe,	Mährenhausen. S. D.	1808	1809
Wagner,	Carl,	Meiningen.	1813	1815
Wagner,	Carl,	Ummerstadt.	1833	1835
Wagner,	Caspar,	Meiningen.	1807	1810
Wagner,	Heinrich,	Hildburghausen.	1823	1825
Walch,	Ernst,	Waldfisch. M. D.	1804	1806
Walch,	Wilhelm,	Frauenbreitungen. M. D.	1815	1816
v. Walderdorf,	Wilderich, Graf,	Wiesbaden.	1819	1820
Walther,	Wilhelm,	Altenmörschen. H. D.	1835	1837
v. Wangenheim,	Carl August,	Georgenthal. G. D.	1827	1829

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
v. Wangenheim,	Constantin,	Wölfis. G. D.	1829	1829
v. Wangenheim,	Julius,	Gälsdet, Lithauen.	1809	1810
v. Wangenheim,	Hermann,	Greitschen. W. E. D.	1833	1835
v. Waßmer,	Theod. Gust. A., Jagdj.,	Haßenberg. C. D.	1836	1837
Weber,	Friedrich,	Lemgo.	1815	1816
Weberstädt,	Friedrich Wilhelm,	Wolfersschwende. S. G. D.	1836	1837
v. Wedekind,	G. Wilh., Jagdj., Freih.,	Darmstadt.	1813	1813
Wegener,	Johannes,	Baldeborn in Westphalen.	1815	1816
Wehner,	Georg Friedrich,	Salzungen.	1812	1813
Wehner,	Wilhelm Christian,	Rippershausen.	1812	1813
Weingarten,	Carl,	Römhild.	1812	1814
Weinland,	Anton,	Meiningen.	1827	1837
v. Weiße,	Günther,	Sondershausen.	1813	1815
Weissenberg,	Franz,	Meiningen.	1812	1815
Weissenborn, *)	Christian Friedrich,	Daselbst.	1813	1814
Weissenborn,	Johann Elias,	Daselbst.	1806	1806
Welscher,	Georg,	Eichig. W. D.	1830	1833
v. Weltzien,	Hellmuth,	Klein-Lessen, im Mecklenb.	1820	1822
Wenning,	Johann Daniel,	[illegible]	1826	1829
Werner,	Carl Fried. August,	Georgenthal. G. D.	1824	1830
Werner,	Christian,	Coburg.	1828	1833
v. Werther,	Hans,	[illegible]	1805	1806
v. Westerhagen,	Eduard,	Bleckenrode im Westph.	1809	1812
v. Westhoven,	Carl August,	Baireuth.	1817	1818
Wetterhahn,	Heinrich,	Meiningen.	1833	1836
Wettig,	Carl,	Gotha.	1823	1823
Wetzel,	Christian Wilhelm,	Eritzendorf im Voigtl.	1825	1827
Wex,	Carl August,	Wasungen.	1835	1837
Wex,	Friedrich Heinrich,	Daselbst.	1812	1816
Wichum,	Johann Valentin,	Schalkau.	1831	1833
Wichum,	Leonhard G. Zacharias,	Oerlesdorf. S. D.	1801	1802
v. Wickede,	Adolf Joh. Otto,	Ratzeburg.	1801	1801
v. Wickede, **)	Carl,	Daselbst.	1806	1806
Wicker,	Johann,	Altweiler im Thurn- u. Tax.,	1816	1818
Wiener,	Wilhelm,	Meiningen.	1828	1829
Wille,	C. C. Wilh. Friedebald,	Gotha.	1839	1841
v. Wildermuth, ***)	Heinrich,	Darmstadt.	1805	1806
v. Wildungen,	Friedrich Wilhelm,	Schmerbach. G. D.	1802	1804
Will,	Christian,	Völkershausen. S. D.	1809	1812
Will, ****)	Julius,	Daselbst.	1837	1838
Willing,	Friedrich Adolf,	Meiningen.	1834	1834
Wimmer,	Friedrich Leo,	Flemmingen. A. D.	1809	1810
Wittmann,	Johann Georg,	Gereuth.	1820	1822
Wettig,	Ernst,	Coburg.	1835	1837
v. Wittgenstein,	Franz, Graf,		1801	1802
v. Witzleben,	Georg Friedrich C.,	Cassel.	1807	1807
Würtshöfer,	Georg,	Darmstadt.	1825	1826
v. Wolf,	Otto,	Riga.	1811	1811
v. Wolframsdorf,	Carl,	Dessau.	1822	1824
Woritzer,	August,	Meiningen.	1826	1829
Worch,	Carl Heinrich Ernst,	Frankenberg.	1819	1820
Wrede,	Carl,	Königslutter im Braunschw.	1824	1829
Wünscher,	Friedrich,	Meiningen.	1824	1825

---

*) † als Student.

**) † am 25. Juli in Dreißigacker.

***) † in Dreißigacker am 10. Januar.

****) Erschoß sich als Student.

Namen.	Vornamen.	Heimathsort.	Jahr der Ankunft.	Jahr des Abganges.
Wüstenfeld,	Georg,	Mainz.	1800	1803
v. Wydenbruck,	Alexis,	Cassel.	1801	1804
Zahn,	Benedict Wilh. Aug.,	Nürnberg.	1804	1805
Zentgraf,	Friedrich,	Wertheim.	1805	1807
Zerr,	Christoph,	Leutersdorf.	1801	1803
Zetsche,	Friedrich,	Meiningen.	1837	1839
Zeuner,	Gottfried,	Wetzhausen.	1807	[illegible]
Zeuner,	Carl,	Lohr in Bayern.	1840	1843
Ziege,	Friedrich,	Leislau. W. D.	1831	1833
Ziegenbein,	Friedrich,	Ballenstädt.	1814 1816	1815 1817
v. Ziegesar,	Alfred, Lieuten., Freih.,	Leipzig.	1816	1817
Ziegler,	August,	Nordheim. W. D.		
Zilcher,	Friedrich Peter,	Schmalkalden.	1814	1816
Zöller,	August,	Oettingen.	1817	1819
v. Zwierlein,	Fritz,	Winnrod bei Wetzlar.	1803	1806
Zwermann,	Christoph Aug. Carl,	Oberstadt. W. D.	1800	1801

Druck von F. W. Gadow & Sohn.

Wartburg-Bibliothek

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein,

Herzogl. Sächs. Hofrath, Cabinetsbibliothekar Sr. Hoheit des Herzogs zu Sachsen Meiningen und Hildburghausen, erstem Bibliothekar an der Herzoglichen öffentlichen Bibliothek, Archivar am Hennebergischen Gesammtarchiv, Ritter des Königl. Preuss. rothen Adlerordens IV. und des Grossherzogl. Sächs. Ordens der Wachsamkeit oder vom weissen Falken I. und Inhaber des dem Herzogl. Sächs. Ernestinischen Hausorden affiliirten Verdienstkreuzes u. s. w.

I.

Das grosse thüringische Mysterium von den zehn Jungfrauen.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

1898. 6895

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1855.

Das grosse thüringische

Mysterium

oder

das geistliche Spiel

von den zehn Jungfrauen.

Aufgeführt

zu Eisenach am 24. April 1322.

Nach der einzigen bis jetzt aufgefundenen Handschrift

herausgegeben von

Ludwig Bechſtein.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Mit einem Kupfer.

1898.6895

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1855.

Seiner Königlichen Hoheit

Carl Alexander

regierendem Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach,

Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meissen, gefürsteten Grafen zu Henneberg, Herrn zu Blankenhain, Neustadt und Tautenburg u. s. w. u. s. w.

dem erhabenen Schirmherrn und Erneuer

des Schlosses Wartburg

unterthänigst zugeeignet

von dem Herausgeber.

Inhalt.

Vorwort . . . . S. IX—XIV.

Das grosse thüringische Mysterium.

Einleitung . . . . S. 1
Quellen über die Aufführung des Spieles von den zehn Jungfrauen zu Eisenach . . . . S. 3
Die Handschrift . . . . S. 8

Urtext.

Ludus de decem virginibus . . . . . . S. 15

Auslegung.

Ort und Bühne . . . . S. 35
Die lateinischen Kirchengesänge . . . . . . S. 39
Die Darstellung . . . . S. 45

Uebertragung.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen . . . . . S. 49
Schlusswort . . . . S. 74

Vorwort.

Jeder Unternehmer periodischer Literaturerscheinungen fühlt und hat die naturgemässe Verpflichtung, seinen Lesern, und denen, die er als solche wünscht, zu sagen, was er mit seinem Unternehmen will, und was er zu bringen gedenkt. Auch ich füge mich dieser Obliegenheit, und wiederhole zum Theil, was ich im Einverständnisse mit dem Herrn Verleger der **Wartburg-Bibliothek** in dem, im Herbst des vorigen Jahres von uns ausgegebenen Prospectus bereits ankündigend ausgesprochen habe.

Der Beweggrund, mit diesem Unternehmen hervorzutreten, wurzelt in einer in Jugendtagen begründeten und seit Jahrzehenten sich immer gleich bleibenden, ja gesteigerten Vorliebe für Schloss **Wartburg**, wie für dessen reiche Sagenwelt und dessen Geschichte, zu welcher neue Stoffe hinzugetragen werden sollen, die eifriger Sammlerfleiss auffinden liess, oder die zwar vorhanden waren, aber noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind.

Schloſs Wartburg war der glänzende Mittelpunkt, von dem aus in der Vorzeit sich die Strahlen der Kultur und eines höheren geistigen Lebens über Thüringen und einen grossen Theil von Deutschland ergossen.

Durch die Hand und die Huld ihres erhabenen Schirmherrn, des regierenden Grossherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach Königl. Hoheit, würdevoll erneut und durch die edeln verschwisterten Künste der Architectur, Plastik und Malerei zu verjüngter Blüthe gehoben, steht die Wartburg aufs neue als bewundertes Pilgerziel im Herzen Deutschlands, reich an grossen Erinnerungen, reich an mittelalterlichem Schmuck und reich an der umgebenden Pracht einer über alle Beschreibung schönen Natur.

Es bedarf nicht vieler und hoher Worte, um die geschichtliche Bedeutung der Wartburg von ihrer ersten Glanzepoche an bis in die Gegenwart darzulegen: als Wiege eines erhabenen Regentenstammes, als Hort deutscher Poesie und Gesangeskunst, als Asyl Luthers, als der Fels, auf welchem der Reformator sein grosses Werk der deutschen Bibelübersetzung begann, als ein würdiger Bau, eines der wenigen Schlösser byzantinischen Styls, welche die verheerende Hand der Zeit übrig gelassen.

Zur Verherrlichung der Wartburg, Thüringens, ja Deutschlands Palladium, soll nun auch unsere, unter der Aegide Seiner Königlichen Hoheit, des Grossherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach erscheinende **Wartburg-Bibliothek** beitragen.

Dieselbe soll als Sammelwerk solcher Stoffe erscheinen, welche irgend eine geschichtliche, oder künstlerische Beziehung zur Burg selbst, zur Stadt Eisenach und den bedeutenderen thüringischen Nachbarstädten, zum Landgrafenhofe, zu Luther bezüglich seiner Aufhebung, wie seiner Anwesenheit auf der Burg, wie zur späteren Geschichte derselben haben, eine Beziehung aber, die neu an das Licht des Tages tritt, die der Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte eine Bereicherung darbietet. Dahin rechnen wir vorzugsweise die

Veröffentlichung solcher älteren Schriften, die bisher unbekannt blieben, ohne damit gediegenes von neuem selbstständigen Inhalt ausschliessen zu wollen; wir rechnen dahin Urkunden- und Sagenforschung auf dem angedeuteten Gebiete, neue geschichtliche und künstlerische Forschungen und Nachweise über Bau, Anlagen, Befestigung und Schicksale von Burg und Stadt, die Nachbarburgen, Nachbarklöster u. s. w. — alles in sich abgeschlossen und selbstständig behandelt.

Voran stellen wir das, bisher dem Auge der Welt entzogen gewesene geistliche Schau- und Singspiel **von den zehn Jungfrauen**, aufgeführt zu Eisenach am 24. April 1322, dessen Erfolg ein tief tragischer war, da Inhalt und Darstellung den Landesherrn Friedrich den Freudigen, Landgrafen zu Thüringen, Markgrafen zu Meissen, so mächtig erschütterten, dass er in Schwermuth verfiel. Wir glauben diese noch unbekannte, deutsche dramatische Dichtung in solcher Weise wieder zu geben, dass sie durch die Treue der Abschrift die Kenner des mittelhochdeutschen anzieht und durch das gelöste Verständniss auch nicht gelehrte Leser befriedigt.

Für die ferneren Lieferungen der **Wartburg-Bibliothek** wurden vorerst folgende Stoffe bestimmt und zum Theil bereits vorbereitet, ohne dass sich bei deren Erscheinen an die hier mitgetheilte Aufeinanderfolge gebunden werden soll.

II. **Die heilige Eliſabeth von Thüringen.** Neue Forschungen über dieselbe, ihr Leben, ihre Wunder, Spuren, Nachweise der ältesten bildlichen Darstellungen derselben, und überhaupt ihrer Verehrung als heilige Schutzpatronin Thüringens und Hessens.

III. Dr. **Martin Luther auf Schloſs Wartburg.** Streng an die Quellen sich haltende Nachweisung über Dr. Martin

Luthers Aufhebung und dessen auf diese erfolgten zehnmonatlichen Aufenthalt auf der Wartburg, nebst den wichtigsten darauf bezüglichen Zeugnissen und noch ganz unbekannten und ungedruckten Original-Documenten.

IV. **Das geiſtliche Spiel von der heiligen Katharina**, ganz gleichzeitig mit dem Spiele der zehn Jungfrauen, vielleicht von demselben Dichter, und jedenfalls für das St. Katharinenkloster in Eisenach geschrieben, in welchem Landgraf Friedrich der Freudige beigesetzt wurde.

V. **Die Sagen von der Wartburg, von Eiſenach und ſeiner Umgebung**, nach ihren einfachen und ältesten Quellen, ohne Zuthat späterer Zeiten und Dichter.

VI. **Kaiſer Heinrich** II. **und Kunegunde, ſeine Gemahlin, die Heiligen.** Ein zur Zeit noch unbekanntes und ungedrucktes, neuaufgefundenes, mittelhochdeutsches, legendenartiges Epos, von einem thüringischen aus Erfurt stammenden Dichter, welcher muthmasslich Mönch war. Urtext mit Einleitung und Erläuterungen.

VII. **Geſchichte des Wartburgbaues** von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten in übersichtlicher Darstellung, zugleich mit Rücksichtnahme auf die auf der Wartburg befindlichen Denkmäler alter Zeit und die mittelalterlichen Sammlungen.

VIII. **Schloſs Wartburg und ſeine Bewohner.** Uebersicht der auf Wartburg ihre Residenz und Hofhaltung gehabt habenden älteren Landgrafen von Thüringen, dann der Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meissen aus dem erlauchten Stamme der Wettiner, wie auch der Hauptleute und Beamten, deren Obhut die alte Veste anvertraut war, in deren Reihen Namen aus den berühmten thüringischen und hessischen Grafen- und Herrengeschlechtern, der Grafen von Gleichen und von Stolberg, der Herren von Erffa, von Boineburg, von Harstall, von Berlepsch, von der Thann, von Uetterodt, und andere entgegenklingen — mit urkundlichen noch unbekannten Lebensnachrichten über dieselben, Handschriftenfacsimiles u. dgl.

Wir könnten leicht dieses Verzeichniss noch mehr erweitern, doch genüge dasselbe einstweilen, zumal wir abzuwarten haben, ob die eigene Lebensdauer ausreicht, und ob auch von Seiten des Publikums für diese mannichfachen Veröffentlichungen zu dem Zweck, die Geschichte der **Wartburg** und ihrer Umgebung zu erläutern, die nöthige Theilnahme sich zeigt, denn es wurde schon im Prospectus darauf hingedeutet, dass die würdige Ausführung dieses unseres Vorhabens nur in dem Falle einer umfänglichen und werkthätigen Theilnahme dafür zu ermöglichen sei. Wir dürfen wohl hoffen, einer solchen Theilnahme zu begegnen, wenn wir das wahrhaft nationale Geschichtswerk hochsinnigen deutschen Fürsten und Fürstinnen, allen Freunden deutscher Vorzeit, Poesie und Sage, Kunst und Geschichte empfehlen und für die **Wartburg-Bibliothek** in ihnen Gönner und Beförderer erbitten.

Das Verzeichniss der Beförderer dieses Unternehmens soll einer folgenden Lieferung vorgedruckt werden.

Die **Wartburg-Bibliothek** soll in zwanglosen Lieferungen — jährlich zwei bis drei — erscheinen, deren Umfang und bei eleganter Ausstattung mässiger Preis durch die verschiedenen zu publicirenden Werke bestimmt wird. Auch werden nöthige künstlerische Beilagen nicht mangeln.

Meiningen, im März 1855.

Ludwig Bechstein.

Das

grosse thüringische

Mysterium

von den

zehn Jungfrauen.

Einleitung.

Zahlreiche Schriftquellen erwähnen des geistlichen Spieles, gedichtet nach dem Evangelium am 10. Trinitatis-Sonntage, Matthäus 25. V. 1 bis 13. von den 5 klugen und 5 thörichten Jungfrauen, welches am Abende vor dem Sonntage Misericordias des Jahres 1322 zu Eisenach auf der Rolle aufgeführt, und in dessen Folge durch allzumächtige Erschütterung des Gemüthes der Landesherr, Friedrich der freudige, Landgraf zu Thüringen, Markgraf zu Meissen, welcher diesem Spiele als Zuschauer beiwohnte, zornig und schwermüthig, und bald darauf vom Schlage gerührt wurde.

Dieser letztere Umstand giebt jener alten dramatischen Dichtung, deren Verfasser zur Zeit noch unbekannt ist, neben ihrem eigenthümlichen poetischen Werth auch eine wichtige geschichtliche Bedeutung. Wie grossartig und gewaltig musste alles zusammenklingen, Dichtung, Scenerie und Darstellung, um eine so unverhoffte und unerhörte Wirkung hervorzurufen! Aber der Inhalt der Dichtung und namentlich deren Schluss ist in der That so erschütternd und zermalmend, dass ihre Wirkung sich nachfühlen und begreifen lässt, wenn wir auch nicht zu sagen vermögen, wie weit die Bühnenkräfte und die Kunst der Darstellung zu Hülfe kamen. Dass aber auch diese Kunst nichts sparte, da der Regent, jedenfalls im Geleit seines Hofstaates, der Darstellung als Zuschauer beiwohnte, dass alles aufgeboten wurde, auch durch äusseren Glanz, durch Musik, plastische Bilder-Gruppen, Wechselchöre, Einzelgesang und Declamation auf die Sinne und Gefühle der Zuschauer und Zuhörer einzuwirken, lässt sich wol denken, und ich fürchte nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich im Vorwort zu meinem „deutschen Sagenbuche" (Leipzig, Georg Wigand. 1853.) S. X. dieses Spiel „die grossartigste deutsche Opera seria alter Zeit" nenne.

Fast jeder, der noch über mittelhochdeutsche dramatische Literatur schrieb, hat nicht umhin gekonnt, dieses Spieles zu gedenken, alle aber kannten dasselbe nur vom hörensagen, aus den Quellen, aus den Chroniken, aus der Literaturgeschichte; alle kannten den Inhalt im allgemeinen, das Stück selbst kannte keiner, und der erste Mann, der es endlich auffand und drucken liess, ahnete kaum, welchen Schatz er damit zu Tage hob, ein so lange verlorenes Eigenthum der deutschmittelalterlichen Poesie, und es fiel auch keinem einzigen unserer zahlreichen Literaturhistoriker ein, die mindeste Notiz von dem Funde zu nehmen, selbst als derselbe durch den Druck längst veröffentlicht war.

Indem ich unser thüringisches Mysterium genau nach der Handschrift noch einmal herausgebe, enthalte ich mich mit Absicht aller Darlegung über mittelalterliche Schauspiele und Schauspielkunst; es ist über beide Gegenstände des gediegenen und gründlichen in Fülle beigebracht von Mone, Hoffmann von Fallersleben, Gervinus, Devrient, Wackernagel, Koberstein, Vilmar, Haupt, Kurz, und andern, und neuerdings noch hat Dr. A. Rein bei Gelegenheit der Herausgabe von „Vier geistliche Spiele des 17. Jahrhunderts für Charfreitag und Fronleichnamfest", (Crefeld. 1853.) abermals vieles zweckmässige darüber ausgesprochen und die bezüglichen Literaturquellen namhaft gemacht. Alles, was ich in dieser Beziehung zu sagen wüsste, würde nur Wiederholung des von andern vielleicht schon besser gesagten sein.

Die Frage, die ein jeder an mich zu thun berechtigt ist: Ist denn dieses hier vorliegende Spiel wirklich jenes Mysterium, das zu Eisenach im Jahre 1322 aufgeführt wurde? glaube ich getrost bejahen zu können. Nicht nur spricht der ganze Inhalt vom Anfang bis zum Schluss dafür, es spricht auch dafür das Alter der Handschrift selbst, das entschiedene Vorwalten des thüringischen Volksdialectes in ihr, wie die Auffindung derselben in einer Eisenach ziemlich nahen Stadt, und selbst die Voranstellung eines anderweiten geistlichen Spieles von der heiligen Catharina, das offenbar Bezug auf das berühmte Catharinenkloster zu Eisenach hatte, in welchem Kloster Landgraf Friedrich der freudige begraben ward. Ich stelle im nachfolgenden die Quellennachrichten über den Hergang bei der so verhängnissvollen Aufführung zusammen, gebe Kunde über die Handschrift und deren erste, fast ganz unbekannt gebliebene Herausgabe, lasse dann den Urtext in völlig treuer Abschrift, doch so geschrieben folgen, dass das scenische des Stückes klar vor des Lesers Augen tritt, und reihe zum Schlusse eine Auslegung und Uebertragung mehr für ungelehrte als gelehrte Leser an, um auch den Antheil der ersteren für die Sache zu erregen und zu gewinnen. Dies ist der Grund, wesshalb der sprachliche Theil dieser Handschrift, wie wichtig er immerhin sein mag, nur wenig berücksichtigt werden konnte, und so die dem Auge der Laien im mittelhochdeutschen nun einmal durchaus nicht zusagende alte Rechtschreibung nicht durchgängig in Anwendung gebracht wurde.

Quellen über die Aufführung des Spieles von den 10 Jungfrauen zu Eisenach.

Wenn wir von Quellen über das wichtige Ereigniss reden, in dessen Folge ein hochberühmter und gefeierter Herrscher des Thüringer- und Meissnerlandes aus dem glorreichen Stamme der Wettiner brütende Schwermuth, Lähmung, langwieriges Siechthum und endlich seinen Tod fand, so müssen wir gewissenhaft dahin streben, die einfache geschichtliche Ueberlieferung voranzustellen, und dürfen auf die willkürlichen Zusätze und Fabeln späterer Chronikenschreiber keine Rücksicht nehmen, welche erstere das romantische der Begebenheit und des Stoffes hervorrief. Als zur Zeit erweisliche älteste Quelle giebt sich zunächst das „Chronikon Sancti Petri vulgo Sampetrinum Erfurtense“ kund, dessen Verfasser zwar unbekannt ist, aber — da er mit dem Jahre 1355 schliesst, ohne Zweifel noch ein Zeitgenosse Friedrichs des freudigen war. Es ist dieses Chronikon in Johann Burchard Menckens „Scriptores rerum germanicarum, praecipue saxonicarum,“ im dritten Theile abgedruckt,[1]) und die bezügliche Stelle lautet in verbesserter Rechtschreibung:

„Anno domini M.CCC.XXII. feria secunda post misericordias domini, dum in eadem die dominica dedicatio fuisset praedicatorum, ludus est factus apud Isinach in orto [1]) ferarum a clericis et a scolaribus de decem virginibus, cui ludo marchio tunc intererat. Ubi dum quinque virgines fatuae precibus b. virginis Mariae et omnium sanctorum non possent gratiam invenire, marchio iratus recedebat, dicens: Quae est fides christiana, si peccator precibus b. Mariae dei genitricis et omnium sanctorum non potest veniam obtinere? Et hic furens secum per quinque dies, quinto die item sabbatho mane primo dicit marchionissa: Surge et fac escas praeparare jejunantibus pisces, non jejunantibus vero carnes, facque sacerdotem me expectare cum missa. Nam oportet me paulisper requiescere et dormire. Ac illa surgens, quod jussum fuerat, adimplevit. Hora vero sexta rediens excitavit eum, dicens: Surgite velociter, jam enim hora praeteriit et populus vos expectat. At ille oculos aperiens, loqui non poterat. Nam morbo apoplexiae percussus semivivus jacuit, eademque per tres annos et dimidium quam maximum dolorem in infirmitate suae generosae conthorali, quem gemitibus ac fletibus quotidianis explicuit, facies laboravit.“ [2]) —

---

[1]) Eine neue gediegen-kritische Herausgabe desselben wird durch den Verein für Erforschung thüringischer Geschichte und Alterthumskunde zu Jena gegenwärtig vorbereitet.

Die zweitälteste Quelle ist neben den Reinhardsbrunner Annalen die thüringische Chronik des Johannes Rohte, Canonicus zu Eisenach, ebenfalls in der Menckenschen Quellensammlung im zweiten Theile abgedruckt, und zwar nach einer Handschrift der vormals Herzoglich-Sachsen-Weissenfelsischen-Bibliothek, während die späteren thüringischen Geschichtschreiber Sagittarius und Tenzel bei ihren Benutzungen der rohteschen Chronik eine jedenfalls frühere Handschrift der Herzoglich-Sachsen-Gothaischen Bibliothek zum Grunde legten. [3])

---

[1]) Soviel als horto: ein Thiergarten.

[2]) Bei Mencken fehlt facies, und das Wort ist nur durch Puncte angedeutet. Die Ergänzung wurde den Annales Reinhardsbrunnenses, zum Ersten Male herausgegeben von Dr. Franz X. Wegele. Jena 1854. entnommen, welche die ganze Stelle, mit geringer Abweichung, auch enthalten, ja man darf zuletzt annehmen, dass diese Annalen im Bezug auf ihr Alter dem Chr. S. P. den Rang streitig machen.

[3]) Vergl. Herrn Gottfried Christian Freieslebens, herzogl. sächsisch-gothaischen Raths und Bibliothekars Kleine Nachlese zu den berühm-

Die auf das eisenacher Spiel bezügliche Stelle lautet:

„Syne viende hatte margrafe Frederich von missin, in plissin, in deme ostirlande vnd landgraue in doringen gancʒ obirwondin, vnde syne groʒen krige cʒu eme gudin ende bracht, daʒ er in allin synen landin keinen redilichen krig mer hatte, sunder eʒ waʒ do gut frede wordin. In deme iare also man schreib nach Christus gebort tusend dreyhundert vnde cʒweyvndʒweinczig iare, do wurdin die lute vf deme lande vnd in den steten fro, vnde irgetcʒetin sich enis langin vngemachès, daʒ sie von den kregin geledin hattèn. Also machtèn dy von Ysinache ouch nach ostirn an deme sonnabende vircʒen 1) tage nach ostirn also sich do der prediger ablaʒ anhub eyn schonis speel vff der rollin cʒwischin sente georien vnde der barfussin klostir, von den cʒen iuncvrowen der funfe wyse vnde funfe torechtig warin nach deme evangelio daʒ cristus gepredigет hat vnde do was lantgraue Frederich der freidiger keginwertig vnde sach vnd horte daʒ die funf torechtigin iuncvrowen dy sich hy vf ertriche mit ruwe vnde leyde [vnde mit gutin werchin 2)] sumeten, vcʒ deme ewygin lebin geslossin wordin, vnde daʒ Maria vnde alle heyligen vor sy batin, vnde daʒ nicht en half, daʒ got syn ortil wandiln wolde. Do vil her in eyn cʒwifil vnde wart mit groʒʒeme cʒorne bewegit vnd sprach waʒ ist danne der cristen gloube wel sich got nicht obir vns irbarmin vmme bete marien vnde allir heiligen. Vnde ging cʒu Warberg 3) vnd war cʒornig wol funf tage vnde die gelartin kunden eme kume besynnigen, daʒ her daʒ euangelium verstunt, vnde darnach so slug en der slag von deme langen cʒorne daʒ her dry iar cʒu bette lag. Do starb her also her funf vnde funfcʒig iar alt was, vnde wart begraben vor Ysenache cʒu sente katherynen in sente iohannis capellen."

Eine dritte Quelle könnte der ebenfalls im zweiten Theile von Menckens Sammlung abgedruckte Erphurdianus antiquitatum variloquus ab initio fundationis ejusdem civitatis sumens exordium, genannt werden, wenn nicht die unter der Ueberschrift: De ludo in Isenach de virginibus mitgetheilte Nachricht blos eine abgekürzte Wiederholung aus dem Chronicon Sampetrinum wäre.

---

ten Herrn Professor Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Leipzig bei Johann Michel Teubnern. 1765.

1) Die goth. Hs. hat fvnfcʒen, wenn aber der Tag ein Sonnabend war, muss viercʒen stehen.

2) Zusatz der weissenfelser Hs.

3) Man findet in mittelalterlichen Handschriften sehr häufig Warberg, statt Wartberg und Wartburg.

Wichtiger für unsern Zweck erscheint die Mittheilung des thüringischen Chronisten Adam Vrsinus aus Mühlberg, bei Mencken Theil 3. XXI, dessen Chronik eine reiche Sagenquelle genannt zu werden verdient.

Vrsinus berichtet:

„Als man czalte nach gottis geburt 1322 iar da was czu Eysenach nach ostern vierczehen tage als die prediger daselbst ihr ablass haben ein spil von den funff weisen vnd von den funff thorichten iunckfrauen, wie das evangelium mitbringet. Vnd da die thorichten 5 iunckfrauen verdammet worden, da thaten sie zumal kleglichen vnd erbermlichen vnd vnser liebe frau die mutter gottis vnd alle heiligen die bathen got vor sie. Aber es half nichts. Vnd diss war etwas czu hart vnd czu heftig gespielet, denn maria vnd alle gottis heiligen bitten vor keynen verdamten nicht denn sie wollen nichts anders denn das got wyll. So wyll auch got czu dem iungsten gerichte nicht mehr barmherczig vnd gnedig seyn. Sondern er will eyn gestrenger rechter richter seyn. Aber darvor itzundt yun dieser gegenwertigen czeitt wyll er vns gnedigk vnd barmherczig seyn. Denn wer sich mit seyner reue vnd buzze hier auff erdreich verseumet, der mus danach den schaden haben. Er buesse denn in dem fegefeuer. Zu diesem spiele kam auch landgraffe Friderich der freydige vnd sahe czu. Vnd einbildete das ihm vnd wart ezumal czornig vnd sprach: was ist denn der christen gloube oder was ist vnsere hoffnunge, hilfft daz nicht, daz gottis mutter die junckfrau Maria vnd alle heyligen gottis vor vns bitten, worczu dienen wir ihnen, oder warumb sollen wir sie ehren, sollen wir nicht gnade durch ihre vorbitte erwerben. Vnd bliebe also yun grossem vnmuote vnd betruebunge wol funff tage. Vnd mit grosser arbeyt vnd vnterssagen besynnete vnd beredete man ihn kaum, das diez erst geschehe an dem iungsten tage vnd nicht eher. Vnd darnach do schlugk ihn der schlag daz er lahm wart an eyner seytten vnd die sprache entfiele ihm daz man ihn vbel vernemen konte. Jedoch so lebete er dennoch darnach wol vierthalb iar vnd starb vnd wart begraben czu S. Katharinen vor Eisenach yun S. Johannis capellen. Vnd vor seynen tode bestalt er auch czuvor sein Seelgerethe. Vnd was funff vnd funffczigk iar alt, als er starb. Vnd liess einen sohn der hiesse auch Friderich. Vnd als er nun gestorben waz, da hette sein sohn gerne erfaren wie es vmb seyne sele gewest were vnd liesse das versuchen eynen meyster der schwartzen kunst, der offenbarte, daz seyne sele yun fegefeuer liette yun dem grunde hinder Wartberg vnter dem hindersten thurme."

Wie wir in dieser Mittheilung bereits Zusätze zu den früheren einfachen Nachrichten finden, so mehrten sich erstere später fast in jeder thüringischen Chronik, daher von diesen hier nicht weiter die Rede zu sein braucht. Irren doch selbst im einzelnen das Chronicon Sampetrinum und Rohte. Das erstere giebt ein nicht stichhaltiges Datum an: feria secunda post Misericordias domini. Dies wäre der Montag nach dem Sonntage Misericordias gewesen, es erscheint aber ungleich wahrscheinlicher, dass die Vigilie, der Vorabend vor einem grossen Ablassfeste, an welchem bereits ohne Zweifel vieles Volk vom Lande, das weiten Weg hatte, zur Stadt geströmt war,, zur Aufführung des festlichen Schauspieles bestimmt wurde, wie Rohte angiebt. Da 1322 das Osterfest auf den 11. April fiel, so war der Vorabend des Misericordiassonntags der 24. April. In den Angaben der Jahre, durch welche Friedrich der freudige leidend war, irren beide Quellenschriften. Schon Tenzel hat in seiner auch in Menckens Sammlung befindlichen Vita Friderici admorsi nachgewiesen, was auch der zu Reinhartsbrunn befindliche Grabstein darthut, dass der Landgraf am 16. Nov. 1324 seinen Leiden erlag, und folglich nach jenem Spiele weder 3½ noch 3 Jahre, sondern 2 Jahre und fast 7 Monate leidend und an das Lager gefesselt blieb.

Beide Quellen irren ferner in noch einem besondern Punkte, dieser ist die Bezugnahme auf die Fürbitte aller Heiligen in dem geistlichen Spiele. Es ist diess nur eine Metapher; man konnte sich Maria und eine Fürbitte derselben nicht ohne die Unterstützung der Heiligen denken, aber welche Schaubühne der Welt wäre gross genug, alle Heiligen aufzunehmen? Der Dichter des Spieles, wie es vorliegt, bezeichnete und zwar absichtlich, die Heiligen kaum mit einem Worte, nur in einem Vers der Rede einer der thörichten Jungfrauen heisst es: „my sin ouch alle syne heylgen gehaȝ", allenfalls hätte der Chor eine Anzahl derselben vertreten können, aber weder die Engel noch der Chor mischten sich in die Fürbitte; Maria allein ist die bittende. Was sollte auch die Fürbitte aller Heiligen helfen, wenn Christus seiner Mutter, die ihn auf das allerrührendste und allerzärtlichste um Vergebung für die Sünderinnen anflehte, die Gewährung ihrer Bitte versagte? Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal zurück.

Sehr schön bewährt sich eine Ahnung des oben in der Anmerkung erwähnten Bibliothekars Freiesleben, von ihm am angeführten Orte Seite 14 ausgesprochen, wo er im Bezug auf das Verständniss des geistlichen Spieles von Seiten Friedrichs des freudigen sagt:

„So wenig sich nun eine historische Spur findet, dass dieser Herr, welcher doch den Vortrag leider! zu seinem grossen Schaden, sehr wohl verstanden, in der lateinischen Sprache geübt gewesen; und so wenig sich jemand träumen lassen dürfte, dergleichen Kenntniss seiner Hofstatt oder vollends gar den übrigen Zuschauern beizumessen; so wenig hat man Ursache zu zweifeln, dass dieses zu einer allgemeinen Lustbarkeit veranstaltete Schauspiel auch in der gemeinen Landessprache abgefasset und vorgestellet worden sey."

In welcher Weise diese Voraussetzung sich als richtig erwies, wird dem Leser sogleich kund werden.

Die Handschrift.

Während alle thüringischen Chronisten und Geschichtschreiber der Aufführung des durch seinen tragischen Ausgang berühmt gewordenen geistlichen Spieles erwähnten, jedes seinen Inhalt, aber keiner seinen eigentlichen Text kannte, während auch nirgend ein verwandter oder annähernder Text zur Erscheinung kam, ausser etwa dem dürftigen Bruchstück, das in Karl Ludwig Kannegiessers „Gedichte der Troubadours im Versmasse der Urschrift übersetzt," (Tübingen, Osiander 1852) nach Raynouard Choix des Poésies originales des Troubadours; II. 139. den Reigen eröffnet — barg sich die Handschrift unsers Mysteriums, (das heisst immer nur eine gleichzeitige Abschrift) im Rathhause und dann in neuerer Zeit in der Gymnasialbibliothek der vormaligen Reichsstadt, und jetzt königlich preussischen Kreisstadt Mühlhausen, derselben Stadt, von wo auch das angeblich älteste deutsche gedruckte Drama: Das Spiel von Frau Jutten, seinen Ursprung herleitet. M. Hieronymus Tilesius, Hirspergensis, der dieses Stück 1565 zu Eisleben neu herausgab, und versichert, dass es 1480 verfasst sei, meint unter der Reichsstadt, deren er in der Vorrede gedenkt, da der Messpfaffe Theodorich Schernberk das Stück gemacht habe, unser thüringisches Mühlhausen. M. Tilesius entstammte einem noch blühenden Adelsgeschlechte, dem der Herren Tilisch von Tilenau, und wurde 1529 zu Hirschberg in Schlesien geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Er studirte zu Leipzig, bekleidete später Pfarrämter an verschiedenen Orten und wurde 1558 nach Mühlhausen berufen, das ihn mit Stolz seinen Reformator nennt. Er starb daselbst als Superintendent 1566 an der Pest, und wurde in der Domkirche Divi Blasii daselbst begraben. Man errichtete ihm ein steinernes Epitaphium, welches ihn in lebensgrosser Gestalt im kleidsamen Priesterornate jener Zeit darstellt, und das mit sinnvoller lateinischer Inschrift, wie mit seinem Familienwappen geziert ist.

Der erste und einzige Gelehrte, welcher die Handschrift unsers Mysteriums entdeckte, war der Mühlhäuser Rathsmann Friedrich Stephan. Eifrig, verständig, reich an wissen und von patriotischem Gefühle beseelt, schien derselbe berufen und ausersehen, der Geschichtschreiber seines engeren Vaterlandes und seiner Vaterstadt zu werden. Rastlos durchforschte er das Archiv der alten Reichsstadt mit kundigem Blick, sammelte Urkunden und Urkundenabschriften, häufte Material zu einer Geschichte Thomas Münzers wie zu andern monographischen Arbeiten an, aber ein früher Tod raffte ihn hin, und sein begonnener Aufbau zerfiel in Trümmer. Ausser einigen kritischen Aufsätzen in Literaturzeitungen und mehreren geschichtlichen in einem Mühlhäuser Blatte erschienen blos von ihm zwei Hefte, betitelt: Neue Stofflieferungen für die deutsche Geschichte, besonders auch für die des Rechts, der Sprache und der Literatur. Mühlhausen, Verlag von Fr. Heinrichshofen. 1846 und 1847. Das zweite dieser Hefte enthält ein beschreibendes „Verzeichniss alter mühlhäusischer Handschriften," welche mit der vormaligen reichsstädtischen Rathsbibliothek vom mühlhäuser Magistrate an das Stadtgymnasium abgegeben wurden.

Nummer 20 dieser Handschriften enthält neben vielen, anscheinend von einer Hand geschriebenen lateinischen Abhandlungen, Sätzen, Sentenzen von Seneca, einer theologischen Ausarbeitung: lumen animae, und endlich leoninischen Reimversen — unter 6 und 7 zwei geistliche Spiele.

Diese Handschrift, deren Mittheilung und Anvertrauung ich der Güte des Herrn Dr. Haun, Directors des Mühlhäuser Stadtgymnasiums verdanke, ist ein Kleinfolioband in Holzdekken, die mit schadhaft gewordenem gepresstem Leder überzogen sind, dessen Verzierungen Lilien in rautenförmigen Schildchen innerhalb durch Linien gebildeter grösserer Rauten zeigen, am Rande Rosetten. Die Ecken haben dünnen Metallbeschlag, die Schliessen sind abhanden. Sieben und funfzig beschriebene Papier-Blätter bilden den Inhalt. Auf der 2. Spalte des 45. Blattes beginnt das erste Spiel, überschrieben: Incipit ludus de beata katerina, und endet auf der 11. Spalte mit den Worten: Explicit ludus de sanctissima katerina sequitur de decem virginibus. Von diesem zweiten Spiele stehen noch 12 Zeilen auf der Spalte, worauf dasselbe, das noch 11 Spalten füllt, auf der dritten Spalte des 50. Blattes zu Ende geht. Die Handschrift zeigt auch bei diesen Spielen eine kleine, schwer lesbare, durchgängig mit Abkürzungen besonders der lateinischen Sätze geschriebene Minuskel.

Unter III des 2. Heftes seiner Stofflieferungen hat Friedrich Stephan die beiden Spiele zum erstenmale abdrucken lassen, und diesen Abdruck durch ein Vorwort eingeleitet. Darin nimmt er an, dass beide Dramen in Mühlhausen entstanden und aufgeführt seien; er hätte sie gern dem Verfasser des Spieles von Frau Jutten, Schernberg, zugeschrieben, wagt dies aber doch nicht, da die Handschrift offenbar viel älter ist, als 1480. Ich nehme gar keinen Anstand sie mit der eisenacher Aufführung für gleichzeitig oder doch für fast gleichzeitig zu erklären, und stütze mich dabei auf den unumstösslichen Vergleich mit gleichzeitigen Pergament-Urkunden, der Stephan ebenfalls nahe genug gelegen hätte; in diesen Urkunden finde ich dieselbe Schrift, dieselben Abkürzungen, das stete vñ statt vnd oder vnde, die Form des ȝ, das abir, vnbir, vnsir, irme (für ihnen) und eine Menge andere hierher bezügliche Worte.

Stephan copirte mit äusserster Treue, löste, wie ganz recht war, die Abkürzungen, liess aber, wie er bemerkt, bei dem vn, das stets mit einem Strich über dem n steht, diesen Strich hinweg. Ich habe dafür vnn gesetzt, wie es der Abkürzung und auch dem Wortlaut in der thüringischen Mundart entspricht und jedenfalls ursprünglich lauten sollte und gelautet hat. Für das ů standen dem Stephanschen Abdruck keine Lettern zu Gebote, deshalb setzte er überall dafür das einfache u — zumal der Schreiber der Handschrift sich darin nicht gleich blieb. Ich habe das ů da beibehalten, wo es die Handschrift hat. Auch im Gebrauch des *i* statt *e* in Schlusssilben ist die Handschrift ungleich, und da diese Silben häufigst apostrophirt sind, haben Stephan und ich bei der Auflösung wol mit Fug das *i* vorwalten lassen. Die Urschrift hat alles in fortlaufenden Zeilen, die meist, aber auch nicht gleichbleibend, durch kleine Puncte in der Zeilenmitte am Ende unterschieden sind; ich habe diese Punctirung ebenfalls beibehalten.

Da mein Hauptzweck bei dieser Herausgabe nicht der sprachliche, sondern der dichterische und der dramatische ist, so durfte ich mir wol erlauben, meinen Abdruck so zu gestalten, wie derselbe vorliegt, es ist dabei der Treue der Abschrift nicht ein Punkt vergeben.

Wir finden nun, dass wir ein deutsches Schauspiel vor uns haben; dessen ganze scenische Einrichtung mit jener der schon bekannten Mysterien übereinstimmt. Es ertönen lateinische Kirchengesänge, Responsorien und Antiphonen, dann bricht deutscher Text bisweilen gesungen, häufiger aber in rhythmischer Rede durch und waltet vor vom Anfange bis zum Ende. Die Engel scheinen als Choragen gewirkt zu haben; sie geben den singenden und sprechenden Personen durch Zuruf das Zeichen still zu schweigen; selbst die göttliche Person, Christus, muss sich einmal gefallen lassen, dass die Engel rufen: Sile! (Schweig'!) Dass dieser Zuruf den handelnden und redenden Personen galt, und nicht, wie Mone vermuthet (Schauspiele des Mittelalters), den Zuschauern, geht bei diesem Stücke unverkennbar hervor. Wie hätte der Dichter einen Ruf, Ruhe zu halten, der den Zuschauern galt, an bestimmten Stellen vorschreiben können und sollen?

Darüber, dass das Spiel das Werk eines thüringischen Dichters sei, vielleicht eines eisenacher Mönchs, dürfte kaum ein Zweifel obwalten. Wie fern dasselbe der Zeit nach uns auch gerückt ist, die thüringische Mundart, die in zahllosen Ausdrücken der Handschrift begegnet, klingt aus der Zeiten Ferne unverkennbar so zu uns herüber, wie wir in manchem Wort, in mancher Beugung und Endung noch heute in dem Landstrich von der Gegend um Rudolstadt und Arnstadt an bis an das Eichsfeld über Erfurt, Gotha, Eisenach, Langensalza und Mühlhausen — vernehmen. Noch heute spricht der ächte Thüringer: ich wel, statt ich will, brenge für bringen, ü sullt, statt ihr sollt, minen, statt meinen, Frienden, statt Freunden, selbst Frouwe für Frau; noch heute hängt er häufigst ein e an Worte, an die es nicht gehört, so z. B. allgemeine, reine, kleine, für allgemein, rein, klein — oder er lässt am Schlusse der Zeitwörter das n fallen, und sagt: gebe, erbarme, spare — für geben, erbarmen, sparen — er sagt Brut unn Brütg'm, für Braut und Bräutigam, alles so, wie es die Handschrift hat, und wie man schon vor 500 Jahren sprach. Daher ist die Handschrift im Bezug auf die mittelhochdeutsche Rechtschreibung sehr uncorrect, was ich ganz auf sich beruhen lasse.

Das Papier der Handschrift, um auch dieses nicht unerwähnt zu lassen, ist starkes Linnenpapier ältesten Vorkommens, von festem Körper. Die ersten 10 Blätter entbehren jedes Wasserzeichens. Blatt 11 zeigt als solches einen unregelmässigen Kreis, der ein durch gekrümmte Doppellinien gebildetes Kreuz umschliesst. ✳. Dies wiederholen die Blätter 13. 15. 16. 20. 22. 23. 24. 27. 28. 31. 32. Blatt 36 zeigt eine Art Blume von Birnform, zu beiden Seiten auf abgesonderten Stengeln 2 spatenförmige Blätter. Die Stengel entspringen alle 3 aus einem kleinen Kreise. Bl. 38. 39. 40. 42. 45. 46. 48. 50. 51. und 53 wiederholen dieses Zeichen.

Der Vergleich mit Papier-Urkunden aus den Jahren 1322 bis 1330 bestärkt mich in meiner Annahme, dass die Handschrift bis in die Zeit der Aufführung unseres Spieles hinaufreicht, während Stephan sie der Mitte des 15. Jahrhunderts zuschreibt, und merkwürdiger Weise keine Ahnung davon hatte, dass das zweite dieser Spiele das berühmte eisenacher sei.

Urtext.

Ludus de decem virginibus.

[1] PRimo educatur **dominica perſona** cum **Maria** et **angelis** cantando Reſponſorium [2] Teſtium domini

Deinde **virgines** cantantes Reſponſorium Regnum mundi

quo finito **angeli** cantant ſecundum Reſponſorium

Nu ſwigit liben lute
lazzit v bedute
ſwigit lazt vch kunt tûn
von deme liben gotis ſon
Jheſu Chriſt
wy ſůeze ſyn name czû nennen iſt

Corus cantat Reſponſorium Homo quidam fecit

Dominica perſona cantat et agit Dicite invitatis ecce prandium meum paravi Venite ad nuptias dicit dominus ℞ [3].

Bote ich wel dich ſende
vere in daz en elende
czû mynen holden vrûnden
den ſalt dû daz kunden
von alle mynen holden
dy dorch mich lide wolden

---

[1] Der Initial P. fehlt in der Hs., es wurde Raum gelassen, ihn einzumalen.

[2] Das Wort Reſponſorium mit seinen Beugungen ist in der Handschrift stets nur durch R^{m} oder ℞ bezeichnet. Aller lateinische Text ist unterstrichen, und vor jedem Beginn eines lateinischen Satzes steht das Abtheilungszeichen ℭ, welches als für unsern Abdruck überflüssig, hinweg blieb.

[3] Fast durchgängig steht vor dem deutschen Text, wie oben ℞ oder R^{m}, was denn nichts anders als Rhythmus, Rhythmum oder rhythmice heissen kann. Später ist diese Vorschrift in der Hs. hinweggelassen.

mangirhande herczeleyt·
vnn ſage en by miner warheyt·
daz ich en darvmme wel geben
ewic lon vnn ewic leben·
vnn ſage en daz ſû nicht beyten.
ſû en ſullen ſich bereyten·
czû miner groczen wertſchaft·
dy ich dorch ere libe han gemacht
ich wel ſû by mich ſeczen·
vnn vngemachs ergeczen

Duo angeli vadunt ad virgines cantando Sint lumpi veſtri &c.

Finito Reſponſorio **vnus** dicit ad virgines

Nû horet liben ſundirn ſpot·
vch enputit der hemelichſche got· (sic)
vnſer aller ſchephere·
gar lipliche mere·
der vch alle liber hat
wan icheyn kinde ſyn mûtir eder ſyn vater wart
daz ir alle bereyt ſit
czu ſiner grozen hoczit·
iz ſy tag eder nacht
daz ſyn mit gůten werkyn werde gedacht·
ie ſult ouch allegemeyne
ſy gar kuchſ (sic) vnn reyne·
ie ſult ouch alle gewiſſe·
bornde lampeln tragen czů eyme rechten bekeyntenisſe
ſo wol gut der hemeliſche brutegum·
dorch ůwere libe nach vch ſelben kom·
wan he den bereyte vch vindit
ach wy wol vch dên gelinget·
wer ouch ſyne bereytunge czů lange ſpart·
deme wirt we daz her ie gewart·

Angeli recedunt

Prudentes cantant Reſponſorium quarum prima incipiet (sic) Emendemus in melius

Prima dicit rhythmice

Eya nů merke vnſer liſlich·
daz wir alle ſint totlich·
der tut ſlicht vaſte her czů·
beyde ſpâte vnd vrů

vnſer ſcheyn eme enphlůt
wir enwiʒʒen nicht wanne her ſyn necʒe obir vns ſlet
edir ſynen angel ſlynden
ich wel vns eynen beʒʒern rat vinden
wy ſin geladen allegemeyne
beyde groʒ vnn cleyne
dacʒů dy iungen vnn dy alden
cʒů dem vroůden manicvalden
wy ſullen in vnſir kyntheyt
werbyn vmme eyne ſicherheyt
were iʒ an daʒ altir geſpart
wy mugen vorſůmen dy wirtſchaft
vindit vns der brutegum bereyt
ſo werden wy geleyt
in dy vroude dy nicht ende hat
ſet liben ſweſtern daʒ dunkit mich vnſe beſte rat

Secunda prudens dicit Rhythmum

En trouwen wy wollen gerne noch dyme rate vare
vnn woln iʒ oůch nicht lengir ſpare
gewiſheyt iſt cʒů allen dyngen gůt
wy ſullen wenden vnſern můt
nach gotlichen dyngen
ſo mag vns gelingen
waʒ helfen vns vnſe ſchapel
wy bereyten vnſe lampelen
daʒ wird trowen vnſe vrome
ſo muge wy cʒů der wertſchaft kome

Prima fatua incipit Reſponſorium Tabulator ſi neſcies et dicit Rhythmum

Sweſtere liben volget miner lere
wy wollen vns an den rat nicht kere
ich wel vns eynen beʒʒern rat gebe
wy ſullen noch vil lange lebe
wy vinden geſchreben alſo vel
daʒ got des ſundirs tot nicht wel
wan daʒ he ſich bekere vnn lange lebe
ich bin eyn beʒʒer rat gebe
gotis barmehertʒikeyt is ſo vel
daʒ ich mich trouwen dar vf laʒe wel
wy wollen vns vnſes iungen libes wol nite
got tů mit vns wy he gebiete
cʒů der wertſchaft kome wy noch vil wol
lacʒ vns den bal vnn dy ſpelſteyne here hol

vnde vorgeʒʒen vnſer leyde·
wy wollen vns von deſen alden tempel treten ſcheyde·

Secunda fatua dicit Rhythmum

Wy volgen gerne dyner lere
wer ſolde ſich noch kere
an beten vnn an vaſten [me]
alſo dy alten témpeltretere·
wy vro̊wen vns noch driʒʒig iar
darnoch laʒe wy ſchere abe vnſe har
vnn begeben vns in eyn cloſter
neyn ich wel noch heyte heʒ oſtern
alſo habe ich mich vor ſonnen
vnn wel den werde eyn nunne
hat vns got ſyn riche beſchert
ich weiʒ wol daʒ iʒ vns nummir ſente peter gewart· (sic)

Tunc **fatue** corizando et cum magno gaudio vadunt ad alium locum

Angeli Sile longam horam

Tertia prudens incipiet [1]) Reſponſorium Beati eritis cum vos oderint homines

quo finito dicit Rhythmum

Vroůwet vch liben ſweſtern mine·
got wolde dulden vngemach vnn pyne·
dorch daʒ her vns ſchufe gemach
waʒ vns ymmer geſchee edir ye geſchach
daʒ wert vns vfgericht vil ſchone
mit deme hundertvaldigen lone·
Sint wy nů von den luten gehaʒt
von vnſer geſelleſchaft geſaʒt
waʒ mac vns daʒ geſchade
got wil vns ſelben lib habe
werde wy von den lůten vorſmet
waʒ vns den got liplichen enphet·
nů ſit vro vnn wol gemůt
der milde got der iſt ſo gůt·
he gebet vns ſicherliche
daʒ ſchone hemelriche

Angeli Sile

---

[1]) So, warum nicht incipit? Sollte es Abschreibefehler sein, oder könnte der Dichter es in das Belieben des Darstellers gelegt haben?

Tunc omnes **fatue** habeant convivium, deponant ſeque dormiant

Tunc **tertia** incipit Invitatorium Surgite vigilemus

Wafen here wafen
ich vorchte gotis ſtraphen
daʒ vns daʒ ſchire moge geſche
wy lange wol wy ſo muʒic ge
daʒ wy vns nicht vorſinnen
wy ſolden etewaʒ beginnen
daʒ vns toren nucʒe were
nu ſi wyr guten werke ſo lere
trůve wy ſolden wache
vnn vns bereyte mache
wy wiʒʒen nicht wanne der brutegum komt
ſo ha wy leyder wenig gevromet
vnſe wertſchaft ge ſchowe
waʒ moge wir vns toren gevrẘe
dy wile wy leben in den ſorgen

Quarta fatua

Da ſul wy trouwen borgen
des wy ſelben nicht enhan
wy ſulten cʒů den wiſen gan
vnn mit ſelichen ſeten
ſůl wy ſů gutlichen beten
vnn ſiʒicliche vorſuchen
daʒ ſů vns toren gerůchen
eres oleys růchen cʒů gebene
daʒ komt vns vel ebene

Angeli Sile

Omnes fatue vadant ad prudentes et **quinta** dicit Date nobis de oleo veſtro &c.

Wy beten vch iuncvrůwen hoch gemůt.
daʒ ir durch vwers ſelbes ere willen tůt.
vns iſt des oleys gebrochen
vnſe lampades ſint vns vorloſchen
gůde were ſin vns leyder tůre
nů gebit vns cʒů ſture
vwers oleys eyn teyl
daʒ vch volge glucke vnn heyl

Quarta prudens Reſponſorium Ne forte [non] sufficiat nobis et vobis ite potius &c.

Liben wy teten gerne vwere bete
wer daʒ wy de ſtate heten
ſolte wy iʒ vch mete teyle
ſo gewinne wy iʒ lichte czů cleyne
vns dunkit beʒʒer daʒ ir get
vnn vch ſelben vmme ſet
wy inmogen iʒ vch nicht mete geteyle
kouſt iʒ dar iʒ vindit veyle

Tunc **fatue** vadant ad emendum oleum

Prima cantat Omnipotens pater &c.

Secunda fatua Sed eamus oleum emere praeter quod nil poſſumus agere qui caret hoc carebit glorie

Alle reſpondent Heu quantus eſt noſter dolor

Prima dicit

O vil ſůze milder got
dorch dyne martir vnn dorch dyne tod
ſo gerůche dich erbarmen
hůte obir vns vil armen
eya liben ſweſtere ratet hy czů
průvet waʒ wy mogen tů
vns iſt des oleys gebrochen
vnſe lampelen ſin vns vor loſchen
wůſte wy wo des oleys beten
myt czůchten vnn mit gůten ſeten
wan iʒ were leyder vnſe ſchade
ſolde wy vnſe lampelen vorloſchen trage

Et tunc **ſecunda fatua** cantat Sed eamus &c. quo finito dicit Rhythmum

Ach wer wel ſich obir vns erbarme
obir vns vil armen
eder welch rat wirt vns vil armen vmmir me
wor ſulle wy nach deme oley hene ge
des nů vns iſt ſo rechte not
hette wy tuſent marg von golde rot
dy welle wy gerne lan
daʒ iʒ vns worde eyn eynig tran

Angeli Sile

Dominica perſona vadat ad prudentes **cum angelis** cantando Ecce ſponſus venit &c.

quo finito **unus angelus** dicit

Set hy komit der ware brvtegum
wer cʒu der wertſchaft wille kom
dem iſt not daʒ he ſy bereyt
eʒ ſy eme lib eder leyt
wan man beytet ſyner müʒe nicht me
iʒ iſt vch vel geſagit e-
ir ſůllit bereyte ſy cʒů aller cʒit
wanne got des nicht enphlyt
daʒ he ymane tů kunt
wane der tot kome edir cʒů welchir ſtůnt

Prudentes cantant Regnum mundi

quo finito Reſponſorio **quinta** dicit

Wy haben der werlde ere
vorſmet dorch dy gotis lere
hochfart vnnkundicheit
haben wy vorkorn dorch dy ewicheit
vnn alle daʒ in der werlde iſt
daʒ habe wy gelaʒen dorch vnſen heren iheſum criſt
an den wy glouben
vnn han ge 1) mit vnſen ougen
vnn den wy von hereʒen minnen
mit alle vnſen ſynnen

Quinta prudens ducens eas

Primarius 2) cantat Veni electa mea &c.

Sint ich vch habe vůnden
bereyt cʒů allen ſtunden
dar vmme wel ich vch geben
ewic lon vnn ewic leben
vnn wel vch ſelben brenge
vʒ deſeme enelende
cʒu der ewigen ſelicheit
dy vch myn vatir hat bireyt
maria libe mutir myn
ich bevele dy deſe ivncvrůwelyn
dů ſalt ſů bi dich ſelben ſecʒen
vnn alle ers vngemachs ergeʒcʒen

---

1) hangen.

2) Id est: dominica persona.

Maria ſuperponans (sic) eis coronas cantando Tranſite ad me omnes &c.

Sit willekom ir vʒerwelten kindere myn
ir ſult nummir vngemach lide eder pyn
ich wil vch ſelben lonen
mit den ewigen cronen
ir ſult daʒ hemelriche
beſicʒe mit mir ewicliche

Prudentes cantant Sanctus ſanctus ſanctus et **angeli** Gloria et honor

Quinta prudens

Gelobit ſiſt dů mildir criſt
dů haſt vns in korcʒer vriſt
wol gelonit alle vnſir erbeyt
mit der ewigen ſelicheyt
ere vnn lob ſi dy mildir criſt
wan dů eyn recht richter biſt
gelobt ſiſt dů heyliger geyſt
wan dyn hulfe aller meyſt
vns cʒů deſen vrouden hat bracht
wol vns daʒ vnſir wart gedacht
wol vns hůte vnn ymmir mer
daʒ wy dich ie ſolden geſen
wan wy bi dy weſe mag
dem dunken tůſint iar eyn tac

Dominica perſona habet magnum convivium

Angeli Sile

Fatue vadant ad nuptias cantando Iniquitates noſtras &c.

Secunda fatua dicit

Here vater hemelſche got
wy beten dich dorch dynen bittirn tot
den dů leden an deme cruce vrone
nů hab vnſer armen vrowen ſchone
vns hat vorſumit vnſe tumpheyt
nů laʒ vns geniʒe dynir grocʒen barmehercʒicheit
vnn marian di liben mutir dyn
vnn laʒ vns armen cʒů dyner wertſchaft in

Dominica perſona Qui tempus non congrue penitens perdiderit frustra cum precibus ad regis ianua[m] pervenerit et dicit Rhythmum

Wer ſyne cȝit der jogent vor ſumit hat
vnn ſyne ſunden nicht gebuȝit hat
komt her vor myn riche ſtan
he wirdit nicht in gelan

Tertia fatua Domine domine aperi nobis

Tů vf here dyne tůre
dy gnadeloſen vrowen ſint hy vůr
vnn beten dich libe here
daȝ dů gnade wolles cȝů en kere

Dominica perſona Amen amen dico vobis neſcio vos

Ich enweyȝ nicht wy ir ſyt
wan ir cȝů icheynir cȝyt
mich ſelben erkant hat
noch den andirn armen ny eyn gut getat
des wert vch al vnvordroȝȝen
daȝ ſchone hemelriche vorbeſloȝȝen

Quarta fatua

Sint vns nů got ſelber hat vorſait
ſo beten wy mariam dy milde mayt
vnn die můtir aller barmehercȝicheit
daȝ ſů ſich erbarme ůbir vnſe groȝe hercȝeleyt
vnn bete er trůt kynt vor vns armen
daȝ is ſich obir vns erbarmen

Omnes fatue proſtrate in terram cantant Recordare virgo mater &c.

Quarta

Wy beten dich maria mutir vnn mayt
wan dů dyne barmehercȝicheit nimane vor ſayſt
daȝ dů betes den milden got
gar lypliche dorch ſinen tot
den he an deme crůce leyt
dorch aller menſchen ſelickeit
daȝ he ſynen cȝorn vnn ſynen vnmůt von vns kere
dorch ſich ſelben vnn dorch aller iuncvrowen ere

Quinta Exaudi &c.

Maria můtir vnn mayt
ia iſt vns dicke von dy geſayt
daȝ dů ſiſt allir gnaden vol
nů bedorue wy gnade alſo wol

vnn beten dich vel ſere
dorch allir iuncvrowen ere
daʒ dů betis dynen ſon noch vor vns armen
daʒ he ſich obir vns erbarmen

Maria Rhythmum

Hettet ir my edir myne kynde ſcheyn lip getan.
daʒ můſte vch nů cʒu ſtaten ſtan
des enhat des vurt ich
daʒ unſer beyder bete ſy vnvorvenclich
doch wel (ich) iʒ vorſůchen an myne liben kynde
ab ich ſcheyne gnade an eme konde vinde.

Maria flexis genibus cantat Miſerere miſerere miſerere populo tuo &c.

Eya libe ſon myn
gedenke hůte an dy arme můtir dyn
vnn an dy manicvaltigen not
dy ich leyt dorch dynen bittirn tot
here ſon da ich dyn genas
da enhatte ich weder hůs noch palas
den allis ermůte
daʒ leyt ich dorch dyne gůte
ich hatte met dir erbeyt daʒ iſt war
me den drivnndrizic iar
ſich libes kint des lone nů mir
vnn erbarme dich ober deſe armen alhy

Dominica perſona ad mariam Celum et terra tranſibunt verbum autem meum in eternum permanet

Mutir gedenke an dy wort
dy ſů vunden beſchreben dort
hemel vnn erde ſolde er cʒů ge
er myne wort in bruchen ſolden ſte
dar noch alliʒ hemeliſche her
mochte eynen ſunder nicht erner

Lucifer ad dominicam perſonam

Here dů getabes my
daʒ dů recht richter wolles ſy
nů laʒ deſe vor vluchten ſchar
ane orteyl cʒů der helle var

Dominica perſona

Recht gerichte ſal ge ſche
dy vor vluchten můʒen von mir ge

in dy tyfen helle
wan ſů ſullen werde der tůfele geſelle

Vnus diabolus ſe. Belezebůg dicit

Iheſus der redt wol in vnſe ſpel
dy keten ich vns here hole wel
he ſy wib eder man
den wy gevan der an
wy wellen met eme yle
wy wellen en beſes weys vůre hundert myle.

Secundus diabolus Lucifer

Here got vil libe
wys ein recht richtere
dů ſalt ouch vornemen myne mere
ich lucifer vnn alle myn her
wy clagen dir daʒ dorch vnſen rat
dy ſundere ſich vorſumit hat
von en ſo lide wy pyne me
wan trophen in dem mere ſten.
den hette wy alles nicht getan
hette ſů von der ſunden gelan
den ſin ſů vorvlůcht ane czel
ſweuil bech vnn alliʒ we
daʒ haben ſů mit vns vmmirme

Dominica perſona

Nů wel ich recht richter ſy
nů ſege boſer tůfel my
nů ſprich an vorvluchte geyſt
worvmme haſtů allir meyſt
deſe Iuncvrowen czů den ſunden bracht
daʒ (irer) nummir wirt gedacht

Secundus Lucifer

Here daʒ tet ich darvmme
wan ich en vorgvnde
mynes hemelriches ſtat
der ich leydir nummirme gehabe mac
here ſchephere
nů richte recht obir deſe ſůndere

Dominica perſona

Recht gerichte ſal geſche
Dy vorvlůchten muʒʒen von my ge
in dy tifen helle
vnn werde der tůfele geſelle

Omnes diaboli clamant

Preſle here preſle

Maria flexis genibus dicit

Eyn liben kint myn
nů ben ich doch dy můtir dyn
vn gedenke an daʒ vngemach
daʒ mir von dynèr martir geſchach
da eyn ſwert dorch myne ſele ging
waʒ ich ie pyne dorch dich enphing
deʒ lone mir mit deſen armen
vn laʒ dich obir ſů erbarmen
dů biſt er vatir vnn ſy dyne kint
eya nů gedenke wy ſůr ſů dir worden ſint
mit manchem vngemache
mit welchirleyge ſache
dich der ſundir ercʒornit hat
eya vil libe gotis craft
trůt ſon vil gutir
nů erhore dynir mutir
vnn ab ich dy icheyn gut getete
ſo gewere mich deſer eyngen bete
vnn laʒ deſe iemerlichen ſchar
ane orteyl cʒů dynir wertſchaft var

Dominica perſona ad mariam leniter

Swigit vrowe můtir myn
dy rede dy mag nicht geſy
dy wile ſů in der werlde warn
gůter were ſů vorbarn
gereyte was en alle boſheyt
des vorſage ich en myne barmehercʒicheit
wan ſů myn dort nicht geruchten
des bevele ich ſů den vorvluchten
er ſpate růwe toůt cʒů nichte
ich můʒ nů vil rechte richte
get ie vorvlůchten an ſele vnn an libe
von mir wel ich vch vor tribe
get in daʒ vůr daʒ bereytet iſt
den tůfelen vnn alle erre geniſt
arme ſůndere geng von mir
troſt vnn gnade vor ſage ich dy
kere von den ougen myn
myn antlicʒe wert dy nummir ſchyn
ſcheyde von mine riche
daʒ dů vil iemerliche

mit dynen ſůnden vorlorn haſt
trac mit dir der ſůnden laſt
geng hen von my· vnn ſchry ach vnn owe
dyn wert rat nů noch nummirme

Angeli Sile

Diaboli circumdant eas cathenam

Prima cantat Cecidit corona

Tunc **omnes fatue** faciant pendere coronas in capite et plangant

Prima dicit

Ach der iemerlichen vart
daz ich ie menſche wart
wafen můtir obir dich daz dů mich ie getrůge
daz dů mich czů hant nicht erſluge
er ich czu der werlde quam
daz mich der tot nicht en nam
er mir criſten namen ward kunt
daz ich nicht ſtarp alſo eyn hunt
er ich dy heylge toůfe enphing
daz man mich ſan nicht erhing
ſo werde my nů nicht ſo we
nů můz ich clage alſo e
o we vatir daz ich ie dyn kint wart
wor vmme czoge dů mich ie ſo czart
daz dů mich nicht ertrenketes
da dů myr verhengetes
mines willen alczů vil
nů enmac ich nich gewůnſche noch enwel
wan daz ich eyn crate were
alle der werld vnmere·
ſo krůche ich doch in eynen vnreynen phůl
nů můz ich arme des tůfels ſtůl
ůmmer ewiclichen beſicze
wer nů ha ſynne vnn wicze
der denke waz deme ſy beſchert
der met ſundin von hinnen vert·

Secunda fatua Deficit gaudium &c.

Wafen vmmirmere
wy haben vns verſumit alczů ſere
nů ſich niman wel irbarme·
obir vns ſunderin vel armen·

nů wyndit alle vwere hende
vnn clagit des enelende
da wy vmmir ſullen ſy
da werde wy nummir pyne vri
nů weynit armen ſere
ſo geſchehet nvmmirmere
tros noch gnade me
o we wy ſaliʒ vns erge
wan wy geweinen alſo vel
alſo waʒʒers iſt in dem mere
ſo hebt ſich vnſe weynen alreſt
noch clage wy armen allerſerſt
daʒ wy mit vnſen ougen
den richen got ſullen nummer beſchowen
nů ſchrigit roůſit uʒ dy har
nů alreſt iʒ vns worden vffenbar
an deſer ſelben ſtunde
alle vnſer ſunde
dy wy by mangeme iare
vnſem bichtire ny wolden vffenbare
Owe vor vluchte hochvart
dy lon iſt vns worden alczů ſtarc
dy wile got in deme hemele ſal lebe
ſo muʒʒe wy in der helle ſwebe
Owe vorvluchte kundickeyt
du gebeſt vns iamer vnn leyt
Owe haʒ vnn nyt
wy ſůr ir vns worden ſyt
ir wert vns allczů leyde
wan wy vns muʒʒen von gote ſcheyde

Tertia

Nu hercz liben lat vch ſage
vornemit clegeliche clage
daʒ myr armen gnadenloſen mayt
got vns ſyne hulde hat vorſayt
vnn ſyn libe mutir maria
mac mir nicht czů ſtaten geſta
my ſyn oůch alle ſyne heylgen gehaʒ
nů vornemit vnſer aller clage baʒ
der tůfel iſt vns ſelbyn gram
wan her vns alles gůtis vorgan
dar vmme allis daʒ nů leben hat
daʒ hilfit vns nicht daʒ vnſir vmme werde rat
Owe her tot daʒ ir myn nicht geruchtit
wy ben ich arme ſo vorvluchtit
ir vure doch obir mynen lip gar vnbarmeherczic

warvmme nemet ie nů mich nicht
Eyn tot mochtes dů mich getote
daʒ ich nicht dorfte lide ſo groʒe note
eyn grvwelichir tot gib mir doch rat
wan myn pyne nicht endes hat
my were liber eyn iemerlich ſterbyn
wan alſůs eyn vnreyniʒ leben
ſelgen lůte davor ſynnet vch by
alſo lib alſo vch daʒ ſy
daʒ ie nich komit in dy gnadenloſen pyne
dy wir armen mvʒʒen ewiclichen lyde

Quarta fatua

Nů horet ſelgen dy nů leben
wy ſyn vch czů eynem ſpiegele gegebyn
daʒ ie bilde by vns nemet
vnn wartet fliʒiclichen wy ie lebet
ir ſult an vwern lebenden tagen
got vnn ſyne liben mutir vor ougen haben
wy wonden wy ſolden lange leben
des wolde wir armen toren nicht nach gotis hulde ſtreben
der tot was vns vorborgen
des muʒʒe wy armen vmmir ſorgen
vnn pyne lide ane eynde
eyn nů windit vwere hende
alle dy nů in ſunden leben
vnn betet got daʒ her vch eyn gůt eynde geben
vnn rechte růwe vmme vwere ſunde
daʒ rate ich vch alſo eyn vrunt ſime vrunde
wan wer ſyne guten werc geſpart
biʒ an dy letſtehene vart
der ruwe wirt vil cleyne
daʒ wiʒʒet allegemeyne
alſo iſt geſchen vns vil armen
daʒ laʒet vch erbarmen
daʒ wy des nicht geruchten
deʒ ſy wy der vorvlůchten
dy in dy helle muʒʒen ge
vnn pyne lide ane eynde vmmirme

Quinta fatua

Owe grvwelicher tac
daʒ dy niman inphly mac
Owe were dyn ny gedacht
ſo ſy wir hůte vʒ allen vroůden bracht
nů moge wy dir wol vlůche

ſint vnſer got vnn ſiun libe můtir maria nicht wel růche
eyn mutir maria der barmehercʒicheit
ſint dů nicht erwenden macht vnſe groʒe hercʒeleyt
weme ſůl wiʒ den kůnde
ſo mogen wy iʒ wol vormunde
daʒ vns troſt noch gnade nummir mer geſchet
dy wyle daʒ gotis riche ſtet
Owe ſunde welch eyn toterin dů biſt
wan vor dy wenig yman geniſt
by dem dů werdeſt ſůnden
an erer letſten ſtunden
owe vorvluchte ſunde
wer ſal dich nů dorch grûnde
dy manicvaldigen pyne
dy wy dorch dich mûʒʒen lide
dy wert groʒ ane cʒal
nů horet liben ohir al
ap daʒ ich ſy pyne groʒ
daʒ wy vmmir muʒʒen ſy der tůfele genoʒ
waʒ ſol de groʒʒere pyne
wan daʒ wy got vnn ſyne
liben mutir nummir
mer ſullen geſe dar vmme
rate ich vch trvwen
daʒ ir berʒite enphat bûʒe vnn růwe
vnn ſunde me bewart
ab ie vor myde wollit deſe iemerliche vart

Poſt hec **fatue** vadant inter populum cantando planctos.

Prima cantat [1]

Nů hebet ſich groʒ ſchrigen vnn weynen vmmerme
got hat vns vor vluchet von eme biʒ her vns ge
wy haben en ercʒornit vns wirt nymmir rat
deʒ laʒet vch liben erbarme wan iʒ vns kumirlichen gat

Alle reſpondent ad quemlibet verſum

Owe vnn owe
ſul wy iheſum criſtum nummir me geſe

Secunda fatua

Wy clagen vch liben alle was vnſe here tet
in en walde he nicht erhore ſyne můtir gebet

---

[1] Der erste Vers der nun folgenden Strophe ist in der Handschrift unterstrichen, wahrscheinlich um anzudeuten, dass von jetzt an mit dem eintretenden epischen Metrum die Handlung pantomimisch lebhaft begleitet werden soll.

die hat vor vns vil armen daʒ en half vns leyder nicht
he ſprach warvmme ſolde ich mich ohir ſů erharmen
ſe getaten ſů ny nicht dorch mich

Tertia fatua vertit ſe ad mariam inclinando caput cantat

Maria gotis můtir bis dů eyn loſeryn
ſo kom ouch vns cʒů hulfe wan wy gevangen ſyn
dů worde gotis můtir dorch vnſe miſſe tat
nů kom vil ſchine reyne vrowe gute der tůfel vns
gevangen hat

Quarta fatua

Nů clagit armen alle daʒ vnſer ie wart gedacht
vns haben vnſe ſunde in grocʒ hercʒeleyt gebracht
wy muʒʒen in der helle grocʒen kummer dol
ie vrowen weynit vnſe vngevelle vn hutit vch ſo
tůt ir wol

Quinta fatua

Sint ſich got der gůte ohir vns nicht irbarmen wel
noch ſyn libe můter wo ſůl wir armen hen
her tot wolt ir vns morden ſo were vns armen wol
wy muʒʒen andirs ewiclichen ſorge beyde iamer vnd
kummer dol

Item **prima fatua**

Got vnſer nicht geruchet noch dy libe mayt
ya ſy wy vorvluchet daʒ ſy vch geſayt
ye mogit vch wol vorſynne by vnſer henevart
vn wolt ie gotis hulde wol gewinne ſo ſy dy ſunde
me bewart

Secunda fatua

Ich clage vch liben allen daʒ ich vel arme mayt
cʒů ewiclichem valle ſo iemerliche ben betayt
dy wile dy vil gůten in vrouden ſollen lebe
ſo můʒ ich vmmir mit den vorvluchten in endeloſer
pyne ſwebe

Tertia fatua dicit

Nů habit alle růwe dy in der werlde ſint
nů wel vns ſcheyne růwe gebe der meyde kint
vn wel vns vortribe wo ſul wy armen hen
he wiſet vns met ſele vn ouch met libe da wy got
nummirme geſen

Quarta fatua

Owe dirre leyde vnn iemerliche vart
nů muzze wy vns ſcheyde von der hemeliſchen ſchar
den vrouden richen got den geſen wy nummir me
ſo iſt vns alle vroude gar vorſwunden vnn allez herczeleyt inſten

Quinta dicit

Owe deſſr ſwere vnn engeſtlicher not
nů mogen wy nicht erſterben vnn ſin ewiclichen tot
Dy grundeloſe pyne dy werdit vnſe grab
da muzze wy iamer ewiclichen lyde wan nyman vns geheyle mac

Quarta fatua

Ach vn we vns vil armen waz ſolde wy geborn
got hat vil grocze martir gar an vns vorlorn
vnn ſyne tyfen wvnden helfen vns leydir nicht
wy ſin vor varn an vnſen letſten ſtvnden
gar ane rvwe vnn ane bicht

Quinta

Vrunt vnn moge ie endorft vch můwe nicht
ſpende vnn gabe daz iſt vns gar eyn nicht
waz man vns gutes noch tůt daz iſt gar vorlorn
eyn tot haz hulfe dem eyn ſelgerete wy vordinet gotis czorn

Alle reſpondent

Des ſy wy ewiclichen vorlorn

Explicit ludus de Decem virginibus.

Auslegung.

Nachdem bereits oben über die Nachrichten, welche die Aufführung des geistlichen Spieles zu Eisenach beglaubigen, wie über die einzige vorhandene Handschrift, die dasselbe enthält, das nöthige mitgetheilt wurde, auch die Handschrift in treuer Wiedergabe, doch scenisch geschrieben, vorliegt, bleibt noch mancherlei sonstiges zu erörtern, es bleibt die Oertlichkeit festzustellen, an welcher das Mysterium dargestellt wurde, es sind Andeutungen über die muthmassliche Art und Weise der Aufführung selbst zu geben, ebenso Nachweise über die lateinischen Gesänge und die Bibelstellen, denen erstere zum Theil entnommen sind; endlich ist für Leser und Leserinnen, die des lateinischen und mittelhochdeutschen nicht kundig sind, die Art und Form der Dichtung und Darstellung in künstlerischer und sprachlicher Beziehung erklärend vor Augen zu legen.

Ort und Bühne.

Scheinbar geben die oben angeführten ältesten Schriftquellen, in denen der Aufführung unseres Spieles gedacht wird, zwei verschiedene Oertlichkeiten als den Schauplatz an; die erste: das Chronicon Sampetrinum, einen Wildpark (hortus ferarum), die zweite, der Caplan Rohte, Scholasticus am Marienstifte zu Eisenach, die Rolle zwischen St. Georgen und dem Barfüsserkloster. Beide Oertlichkeiten sind eine und dieselbe. Thiergärten zu halten, gehörte schon im frühen Mittelalter zu den fürstlichen Ergötzlichkeiten, und es finden sich von solchen an verschiedenen Orten vielfach Nachrichten. Die Worte des Chronicon Sampetrinum: „horto ferarum" bezeichnen einfach einen Wildgarten, es ist hortus nicht bloss ein Ziergarten, sondern jeder umzäunte Raum, ein Hof. Zu einer solchen Oertlichkeit bot Schloss Wartburg keinen Raum, sie war daher hinab an den Fuss der Burg verlegt. Dazu bot der Landgrafenhof dicht an der Stadt, ohne Zweifel die sicherste Räumlichkeit, und so ermittelt sich ungesucht auch die Oertlichkeit der zweiten Quelle. Die St. Georgenkirche, um 1182 erbaut, ist die Hauptkirche der Stadt Eisenach. Das Barfüsserkloster stand dicht neben dem Landgrafenhofe über der St. Georgenkirche, und in unmittelbarer Nähe dieser drei Gebäude befand sich auch „die Rolle" da, wo man es noch heute „auf der Rolle" nennt. Rolle heisst in Thüringen eine Mange für getrocknete Wäsche, aber auch ein Mangehaus, das gegen eine kleine Abgabe seine Mangen der Bevölkerung zur Verfügung stellte. Man nannte es vom rollen der Mangewalzen kurzweg Rolle, wie man noch immer eine Färbeanstalt kurzweg „die Farbe" nennt. Der Landgrafenhof war fürstliches Absteigequartier, hiess auch Steinhof, Herrenhof, Zollhof, letzteres weil nach der Landgrafenzeit die herrschaftlichen Schultheissen, welche die Naturalgefälle zu erheben hatten, denselben bewohnten. Als im Jahre 1597 die Gebäude des Barfüsserklosters abgebrochen wurden, benutzte man die Steine zu einem neuen Flügel dieses alten Schlosses, welcher „der Rolle gegenüber" aufgeführt wurde, und gab den Klostergarten den Einnehmern als Besoldungsstück in Benutzung. Die Rolle nun war jedenfalls ein ziemlich umfangreicher Bodenraum, der sich mit Leichtigkeit in eine Bühne, wie sie der Einfachheit der alten Zeit genügte, und in ein Auditorium für Hof, Bürgerschaft und Volk umschaffen liess. Vielleicht führte sogar vom Landgrafenhofe ebenso ein bedeckter Gang zur Rolle hinüber, wie im Jahre 1562 einer aus diesem alten Residenzhause in die Georgenkirche erbaut wurde. Die Bühne mit ihrer scenischen Einrichtung haben wir uns nicht anders zu denken, als die für die Aufführung gottesdienstlicher Dramen bestimmten Bühnen in den Kirchen überhaupt. Man hatte aber die Aufführung des Spieles von den zehn Jungfrauen wohl aus mehr als einem Grunde in ein weltliches Gebäude verlegt, vielleicht wegen der Nähe desselben am Landgrafenhof, vielleicht weil die Kirche der Predigermönche, die mit ihren Schülern das Spiel aufführten, nicht hinlänglichen Raum bot, zumal es am Vorabende eines grossen Ablassfestes dargestellt werden sollte, und vielleicht hauptsächlich deswegen, weil der Inhalt nicht streng kirchlich war, nicht auf die Person Christi unmittelbar sich bezog und Geburt, Leben, Leiden, Auferstehung und Verklärung gleichsam liturgisch vor Augen führte, wie die ältesten kirchlichen Mysterien, sondern an sich zwar ernst und gehaltreich, aber doch mehr volksthümlich und zum Volksschauspiel bestimmt war, wie schon die Teufel mit ihrem Gezeter und Kettengerassel andeuten.

Wiefern noch ein Anhauch antiker Kunst über diese Bühnen des vierzehnten Jahrhunderts wehte, ist schwer zu bestimmen. Man lese darüber und über alles hierher gehörige Ed. Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst, erster Band Seite 1 bis 35," wo auch der Verfasser bei Erwähnung unsers Spieles die Vermuthung ausspricht, dass die Aufführung, mindestens zum grossen Theile, in deutscher Sprache geschehen sein müsse.

Ob auch in unserem Stücke, das mit der Erwähnung eines „Boten" beginnt, von dem aber dann nicht weiter die Rede ist, dieser Bote, wie in andern Stücken, den Character der „lustigen Person" an sich getragen, dürfte zu bezweifeln sein. Das Amt eines Erklärers fehlt dem Stücke gänzlich, es fehlt Prolog und Epilog, beide, zumal der letztere, wären auch völlig überflüssig gewesen.

Das Amt der Engel, die durch Chorknaben und Schüler ebenso wie Maria und die Jungfrauen dargestellt wurden, war, wie schon oben berührt, ein chor- und aufsichtführendes. An Decorationen zur Sinnentäuschung der Zuschauer wurde nichts gespart; die Costüme waren, wie bekannt, keine anderen, als die der Zeit, nur Christus, Maria und die Engel erschienen in den ebenfalls feststehenden orientalisch byzantinischen Trachten-Typen, Christus in seiner Herrlichkeit jedenfalls christlich-hohenpriesterlich, in reiche Messgewande gekleidet.

Die Tracht der Jungfrauen müssen wir uns so denken, wie meisterhafte Kunstgebilde dieselben an der nördlichen, sogenannten Braut-Thüre der St. Sebaldskirche zu Nürnberg um

1370 sie darstellen. Auch am nordwestlichen Portale des Erfurter Domes wurden 1358 die zehn Jungfrauen als gelungene Sculpturen angebracht. Wie edel und würdig ist der Ausdruck dieser Gestalten! Man sehe das Titelbild, welches wir der Güte des gediegenen Kunstkenners und Kunstverlagsbuchhändlers Herrn T. O. Weigel zu Leipzig verdanken.

Oft nahmen die Bühnen nach Breite und Höhe gewaltigen Raum in Anspruch; bei der Darstellung des Eisenacher Spieles war jedenfalls nöthig ein Oberraum für Christus, Maria und die Engel, zu dem mindestens eine Treppe emporführte, damit auch die klugen Jungfrauen hinanwandeln konnten, um am Mahle des himmlischen Bräutigams sichtbar Theil zu nehmen, denn was singend oder redend erwähnt wurde, musste auch sinnlich vor Augen gestellt werden. Der Bühnenraum musste breit genug sein für die Hauptentwickelung des Spieles und für die Umgänge; er musste einen öffentlichen Platz mit den Häusern der Kaufleute darstellen, und einen Seitenraum offen erblicken lassen, zu dem sich die thörigten Jungfrauen wandten, um dort mit mimischplastischer Schaugebung ihr Mahl zu halten. Der Volkschor, wenn er auf der Bühne nicht Raum fand, konnte sich in der Orchestra bewegen, und es dürfte wohl die tragische Wirkung erhöhet haben, wenn die thörigten Jungfrauen zuletzt hinabstiegen zum Volke, unter dieses sich mischend und zwischen ihm hindurchwandelnd ihre jammervolle Wehklage zu Ende brachten, vom Volkschor begleitet, dessen Mitgefühl sie anriefen, und welches in das eintönige „O weh und o weh!" in steter trauriger Wiederholung einstimmend so lebhaft an das *αι αι* der Chöre griechischer Tragödien erinnert. In diesem untern Raume musste sich auch der Höllenrachen befinden, aus dem die Teufel hervortraten und in den sie sichtbarlich zuletzt die Verfluchten hineinrissen. So war durch diese Eintheilung zugleich Himmel, Erde und Hölle versinnlicht, auf welche Einrichtung Goethe am Schlusse des Vorspieles zu Faust sinnig deutete:

„— wandelt mit bedächt'ger Schnelle
vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Die lateinischen Kirchengesänge.

Treu dem einmal angenommenen und feststehendem Character der Mysterien hatte der Dichter unseres Spieles seiner oratorisch-dramatischen Schöpfung die gleiche Einrichtung gegeben, und auch sie ist ein Zeugniss, und nicht das unwichtigste, für das Alter unseres Spieles und dessen Gleichzeitigkeit mit der Aufführung zu Eisenach.

Der christliche Gottesdienst erforderte neben zahlreichen symbolischen Handlungen der Priesterschaft und ihrer Gehülfen an den Altären und auf den Chören eine grosse Anzahl kirchlicher Gesänge, deren Inhalt stets lateinisch war und biblischen Texten fast durchgängig entnommen wurde. Diese wurden in besonderen Büchern aufbewahrt, und erhielten ihre feststehenden Gesangweisen durch die Ueberschrift von Neumen, aus denen sich die ungleich jüngere Notenschrift in den späteren Jahrhunderten bildete. Die Neumen, vom Papst Gregor dem Grossen eingeführt und nach ihm gregorianische genannt, hatten ursprünglich gar keine Linien, und das Gesangstudium nach ihnen war kein leichtes. Sie wurden in den Kirchen-Gesangbüchern beibehalten, nachdem schon längst Guido von Arezzo Anregung zur Vervollkommnung der Notenschrift gegeben hatte. Figuralgesang war wol kaum in Deutschland im kirchlichen Gebrauch, ja es wurde dieser vom Papst Johann XXII. in demselben Jahre mit dem Banne belegt, in welchem unser Spiel zur Aufführung kam.

Die verschiedenen Kirchengesänge, verschieden fast für jeden einzelnen Gottesdienst, jeden Sonntag und jedes Kirchenfest, stehend aber bei der Messe und für bestimmte heilige Zeiten fest geregelt, wurden theils von einem Priester, theils von mehreren, theils von den ministrirenden Knaben, theils von der Gemeinde mit jenen im Wechsel gesungen, und zwar so, dass auch beim Wechselgesange der Gemeinde bald Männer- bald Frauen- oder Kinderstimmen im Chor ertönten. Die Bücher, in denen die Gesänge niedergeschrieben waren, hiessen Antiphonalen, Antiphonarien, von „Antiphona" Wechselgesang, indess enthielten sie wol auch andere als Wechselgesänge vom

Altar und Chor, wie das Wort auch Antwortgesang zu übertragen wäre.

Folgende Formen des Kirchengesanges kamen zumeist in Anwendung:

Introitus: Anfänge, Eingänge; diejenigen Sprüche und kurzen Gebete, die für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres vorgeschrieben waren, und von deren Anfängen noch einige Sonntage, wie Esto mihi, Invocavit, Reminiscere, Misericordias Domini u. a. ihre Namen haben.

Halleluia: Dieses unübersetzbare Engelwort kam bei verschiedenen Stellen der Liturgie in Anwendung, die mit Halleluia begannen und endigten. Das Halleluia durfte nicht zu allen kirchlichen Zeiten gesungen werden.

Sequentia: Die Sequenz, der Folgegesang, im Dienst der Messe, wurde oft auch nach den Vorlesungen des Lebens der Heiligen angestimmt. Die Sequenzen sind bisweilen gereimt, viele von hoher poetischer Schönheit. Das „Dies irae, dies illa", das „Stabat mater dolorosa" sind Sequenzen, weil sie an den Tractus, Trauergesang, sich anschliessen.

Antiphonae: Die Zahl der Wechselgesangtexte ist sehr grofs. Halleluia und Gloria wurden bisweilen in sie verwebt, ebenso Psalmstellen.

Responsoria: Antwortgesänge, die Uebertragung des griechischen Wortes Antiphona, in die lateinische Sprache. Man hatte sich aber gewöhnt, sie auch selbständig zu betrachten, und in besondere Responsorialenbände zu sammeln; für diesen Fall galt das Responsorium als die gesungene Antwort auf die vorhergegangene Lesung eines apostolischen Textes.

Psalmi, Psalmen; sie wurden theils in einfacher Weise nach dem Text der Vulgata gesungen, theils rhythmisch bearbeitet, wo sie dann den Character der Hymnen trugen. Sammlungen derselben hiessen Psalterien.

Versuche, die Psalmen rhythmisch zu bearbeiten, finden sich in sehr frühen Zeiten und in allen Sprachen. Auch Luther übersetzte eine Anzahl Psalmen metrisch, und bekanntlich ist sein Kernlied: „Eine feste Burg ist unser Gott" eine poetische Uebertragung des 90. Psalms: Deus noster refugium.

Hymni: Hymnen, eigentliche geistliche Lieder. Schon die Israeliten hatten deren, das alte Testament führt ihrer viele an, und im neuen erwähnt ihrer Paulus an die Epheser 5, 19. „Redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen Liedern; singet und spielet dem Herrn in euerm Herzen." Ebenso an die Kolosser 3, 16. So erwuchs im Laufe der Jahrhunderte die lateinische Hymnenpoesie der alten Kirche zu einem reichen Schatze. Auch die Hymnen waren bisweilen antiphonisch gehalten, ja einzelne reichten an dramatische Form hinan.

Invitatoria: Einladegesänge, Ermunterungsgesänge, meist auf neutestamentliche Stellen begründet, die etwas freudiges künden; mehrere davon waren mit dem Halleluia verbunden.

Ausser den angeführten gehören auch noch in diese Reihe kirchlicher Gesänge das Sanctus, das Gloria, das Kyrie eleison, das Benedictus, selbst das Amen, eben so wurden das Pater noster und das Credo gesungen.

Folgendes sind nun im Spiele von den zehn Jungfrauen die Gesänge, welche die Handschrift oft äusserst kurz andeutet, nach ihrem vollen Inhalte, soweit es denselben aufzufinden gelang, und mit dem Hinweise auf ihren nur zum Theil biblischen Ursprung, wobei es unmöglich ist, alles unzweifelhaft festzustellen.

Christus, Maria und die Engel. Testium domini. — Gleich diese erste Stelle ist dunkel und nicht wörtlich biblisch. Sie scheint nach den Stellen: Vos testes mei, dicit Dominus: et ego Deus — hinzudeuten. Esaias XLIII. 10. und 12.

? **Die Jungfrauen:** Regnum mundi — Ebenfalls etwas dunkel, wahrscheinlich aber die Stelle: Factum est Regnum hujus mundi domini nostri et Christi ejus et regnabit in ſaecula ſaeculorum. Amen. Apocalypsis XI. 15.

Chor: Homo quidam fecit — coenam magnam: et vocavit multos. Lucas XIV. 16.

Christus: Dicite invitatis — ecce prandium meum paravi. Venite ad nuptias (dicit dominus.) Matthäus XXII. 4. Das eingeklammerte ist Zusatz.

Zwei Engel: Sint lumbi veſtri — praecincti, et lucernae ardentes in manibus veſtris. Lucas XII. 35.

? **Die klugen Jungfrauen:** Emendemus in melius — steht so nicht in der Bibel. Vielleicht Hindeutung auf Proverb. XXV. 7. u. 8. Melius eſt enim, ut dicatur tibi: aſcende huc.

Die erste thörigte: Tabularer ſi neſcies — ebenfalls nicht.

Die dritte kluge: Beati eritis cum vos oderint homines. — et cum ſeparaverint vos, et exprobraverint et ejecerint nomen veſtrum tamquam malum propter filium hominis. Lucas VI. 22.

+ **Die dritte thörigte:** Surgite vigilemus — so nicht in der Bibel, vielleicht Umschreibung der Stelle: Surge qui dormis et exſurge a mortuis: et illuminabit te Chriſtus. Epheser V. 14.

Die fünfte thörigte: Date nobis de oleo veſtro — quia lampades noſtrae extinguuntur. Matthäus XXV. 8.

Die vierte kluge: Ne forte non ſufficiat nobis et vobis, — ite potius ad vendentes et emite vobis. Matthäus XXV. 9.

? **Die erste thörigte:** Omnipotens pater — nicht biblisch, sondern Anfang einer Collecte, gleich jenen zahlreichen, die mit „omnipotens sempiterne deus" beginnen.

Die zweite thörigte: Eamus oleum emere, praeter quod nil poſſumus agere, qui caret hoc, carebit gloriae. Diess ist rhythmischer Zusatz zu Matthäus XXV. 9.

Andere thörigte: Heu quantus eſt noſter dolor — auch nicht biblisch, nur verstärkender Ausruf.

Die zweite thörigte: (wiederholend:) Sed eamus oleum emere, &c.

Chriſtus: Ecce ſponſus venit — exite obviam ei. Matthäus XXV. 6.

Die klugen: Regnum mundi — nicht genau nachweisbar, Wiederholung, vergl. oben.

Chriſtus: Veni electa mea — wörtlich nicht in der Bibel, aber wahrscheinlich Umschreibung der Stelle: Veni in hortum meum, ſoror mea &c. Canticum canticorum V. 1.

Maria: Tranſite ad me omnes — jedenfalls das: Venite ad me omnes qui laboratis, et onerati eſtis: et ego reficiam vos, Matthäus XI. 28.

Die klugen: Sanctus ſanctus ſanctus — Dominus Deus exercituum, plena eſt omnis terra gloria ejus. Jesaias VI. 3. Vergleiche Apocalypsis IV. 8.

Die Engel: Gloria et honor — ſit patri et filio et ſpiritui ſancto: ſicut erat in principio et nunc et ſemper in ſaecula ſaeculorum. Nicht wörtlich biblisch, sondern der Kirchengesang des sogenannten kleinen Gloria.

Die thörigten: Iniquitates noſtrae — et peccata noſtra ſuper nos ſunt, et in ipſis nos tabeſcimus: quomodo ergo vivere poterimus? Ezechiel XXXIII. 10.

Chriſtus: Qui tempus non congrue penitens perdiderit, fruſtra cum precibus ad regis januam pervenerit. Nicht biblisch, sondern gereimtes Einschiebsel, aber jedenfalls mit Beziehung auf die Stellen im Buche Esther II. 18. und 19.

Die dritte thörigte: Domine, domine, aperi nobis. Matthäus XXV. 11.

Christus: Amen Amen dico vobis, neſcio vos. Daselbst 12. (das eine Amen ist Zusatz.)

Alle thörigten: Recordare virgo mater — kein Responsorium, auch keine Bibelstelle, sondern wahrscheinlich Vers einer Sequenz oder einer Buss-Hymne, analog dem Verse 9 im „Dies irae"

Recordare Jeſu pie
Quod ſum cauſa tuae viae
Ne me perdas illa die.

oder verwandt mit dem Passionslied:

Pater ſummae majeſtatis
Recordare charitatis
Qua das mundo filium.
Recordare pietatis
Qua de throno deitatis
Intrat hoc exilium.
Recordare Jeſu Chriſti &c.

Die fünfte thörigte: Exaudi — Domine vocem meam qua clamavi ad te: miſereri mei et exaudi me. Psalm XVI. (XVII.) 6. Diess ist die bekannte Psalmstelle, deren Beginn dem 6. Sonntage nach Ostern seinen Namen gab.

Maria: Miſerere miſerere miſerere populo tuo. Wörtlich steht diese Stelle nicht in der Bibel. Wahrscheinlich ist gemeint: Miſerere plebi tuae ſuper quem invocatum eſt nomen tuum: Liber Ecclesiastici XXXVI. 14.

Christus: Coelum et terra tranſibunt, verbum autem meum in aeternum permanet. Matthäus XXIV. 35. Marcus XIII. 31. Im Grundtext der Vulgata steht: verba mea non praeteribunt.

Die erste thörigte: Cecidit corona — capitis noſtri: vae nobis, quia peccavimus. Lamentationes Jeremiae V. 16.

Die zweite thörigte: Deficit gaudium — diess scheint die Stelle: Ceſſavit gaudium tympanorum quievit ſonitus laetantium, continuit dulcedo cytharae. Jesaias XXIV. 8.

Die Darstellung.

Aus der Geschichte der Musik ist bekannt, dass schon bei der altklassischen Tragödie declamatorisch-recitirender Gesang vielleicht ohne, vielleicht mit einfacher Instrumentalbegleitung die scenische Darstellung hob, und selbst die früheste Ausbildung der Oper ging aus altchristlichen Psalmodien in weltlicher Form hervor; der methodisch ausgebildete Kirchenstyl wurde von den späteren grossen Componisten der römischen, neapolitanischen, venetianischen und niederländischen Schule benutzt und allmählig in den neuen Theaterstyl umgewandelt. Daher kam es, dass die geistlichen Dramen sich so lange Zeit hindurch hielten, dass noch jetzt ihr Nachhall nicht ganz verklungen, ihre Spuren in Tirol und anderwärts noch nicht erloschen sind, wenn man nicht auch die Oratorien als eine Abzweigung jener uralten dramatisch-musicalischen Aufführungen betrachten will.

Welche Instrumente überhaupt und wie weit sie bei dem Spiele von den zehn Jungfrauen mitwirkten, lässt sich nicht bestimmen, jedenfalls aber alle damals im Gebrauch befindlichen, wie wir sie auf alten Denkmalen und in den Malereien der mittelalterlichen Handschriften dargestellt finden. Ohne Musik waren wol Engelchöre nicht zu denken, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die thörigten Jungfrauen ebenfalls nicht ohne heitere Klänge zu ihrem Freudenmahle schritten.

Der nachstehende Versuch einer neudeutschen Uebertragung unseres Spieles möge dessen poetische Schönheit und seine Mannichfaltigkeit, wie seine Kraft und erschütternde Wirkung denen vor Augen stellen, denen die mittelhochdeutsche Handschrift schwer verständlich ist. Naturgemäss durfte indess auch dieser Versuch nicht nach moderner Schönheit poetischer Formen und Redewendungen haschen, sondern musste der hohen

Einfachheit des alten Gedichtes sich anpassen. Von einer Rücksicht auf metrische Glätte konnte dabei ohnehin keine Rede sein, es galt nur, das Stück so hinzustellen, wie dasselbe, wenn es ganz deutsch zur Aufführung kommen sollte, sich ausnehmen würde. Zu diesem Zwecke wurde den lateinischen Stellen bei treuer Uebertragung eine Form gegeben, die melodramatisch-recitativischen Vortrag gestattet. Man kann ja nicht wissen, ob unsere Zeit nicht einmal darauf verfällt, ein deutsches Mysterium nach mittelalterlicher Weise zur scenischen Aufführung zu bringen, und dann hätten wir mindestens ein Urbild, und können für dieses eines neugeschaffenen musikalischen Zerrbildes entbehren, das Personen und Handlungen aus der Luft greift. Die Wirkung dürfte vielleicht keine ganz ungünstige sein, zumal wenn sie durch angemessene Einrichtung des dreifachen Bühnenraumes, passende Decorationen und Costüme, durch Musik und hauptsächlich durch geeignete Darsteller und Darstellerinnen gehoben würde.

Wir wissen überhaupt nicht, ob nicht alle Rede in diesem Spiele recitativisch, mit Musikbegleitung gesprochen wurde, zumal der Dichter Gewicht darauf legte, dass rhythmisch gesprochen werde, und diess eigens vorschrieb; dass dadurch die Zeit der Aufführung des geistlichen Drama's bedeutend verlängert wurde, konnte nicht in Betracht kommen, da solche Spiele häufig halbe, ganze, ja sogar mehrere Tage dauerten.

Uebertragung.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Erster Auftritt.

Christus, Maria und eine **Engelschaar** erscheinen singend, und nehmen auf der Ober-Bühne ihre bestimmten Stellen ein. —

Christus:

Ihr meine Zeugen —

Maria und die Engel:

Spricht der Herr Herr —

Christus:

Und mein Knecht, den ich erwählte,
Auf dafs ihr wisset,
Auf dafs ihr mir glaubet,
Und einsehet, dafs ich selbst es bin.
Vor mir ist kein Gott gebildet,
Und nach mir wird keiner sein.
Ich bin, ich bin der Herr
Und kein Heiland ist aufser mir.

Maria und die Engel:

Ihr seid meine Zeugen,
Spricht der Herr Herr:
Und ich bin Gott!

Zweiter Auftritt.

Die zehn Jungfrauen treten singend von beiden Seiten der Mittelbühne auf. **Engel** posaunen.

Chor der Jungfrauen:

Das Reich dieser Welt ist geworden
Unseres Herrn und seines Christus,

Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Chor der Engel:

Amen!

Dritter Auftritt.

Während des Gesanges der Engel und Jungfrauen hat sich die Unterbühne mit Volk gefüllt, welches sein Erstaunen über die himmlische Erscheinung ausdrückt.

Einige **Engel** zum **Volke** gewendet, singend:

Nun schweiget, liebe Leute,
Lasset euch bedeuten,
Schweigt, lafst kund euch thun
Von dem lieben Gottes Sohn
Jesus Christ! Jesus Christ!
O wie süfs sein Name zu nennen ist!

Chor des **Volkes**, singend:

Es war ein Mann, der machte
Ein grofses Mahl — und viele lud er ein.

Christus mit erhobenen Händen singend:

Sagt den Geladenen:
Siehe, mein Mahl ist bereitet!
Kommt zur Vermählung!
Also spricht der Herr.

Christus zu einem **Engel** sprechend:

Bote ich will dich senden
Hin in entleg'nes Gelände,
Zu meinen holden Freunden,
Denen sollst du das künden
Und allen meinen Holden, [1]
Die durch mich leiden wollten
Mancherhand Herzeleid,
Und sage ihnen bei meiner Wahrheit
Dafs ich darum ihnen will geben
Ewigen Lohn und ewiges Leben.
Und sag' ihnen, nicht zu säumen,
Sie sollen sich bereiten

---

[1] holde: Gewogene, Getreue, Anhänger, Diener u. s. w. im Worte „Grundholden" der Sprache noch erhalten, davon auch hulden, huldigen.

Zu meiner groſsen Wirthschaft 1)
Die ich durch ihre Liebe hab' gemacht,
Ich will sie bei mich 2) setzen,
Und Ungemachs ergötzen.

Vierter Auftritt.

Zwei Engel wandeln zu den Jungfrauen nieder, singend:

Lasset sein eure Lenden umgürtet,
Und brennende Leuchten in euren Händen!

Ein Engel zu den Jungfrauen, sprechend:

Nun hört ihr Lieben sonder Spott
Euch entbietet der himmlische Gott
Unser Schöpfer aus meinem Munde
Eine liebliche Kunde.
Er, der euch alle lieber hat,
Als je ein Kind seinen Aeltern war,
Daſs ihr alle bereit seid
Zu seiner groſsen Hochzeit;
Es sei Tag oder Nacht,
Daſs sein mit guten Werken werde gedacht.
Auch sollt ihr alle gemeine
Sein gar keusch und reine
Und sollt auch alle für gewiſs 3)
Brennende Lampen tragen zum rechten Bekenntniſs 4)
So will Gott, der himmlische Bräutigam,
Wenn er durch eure Liebe zu euch kam.
Wann nun er bereit euch findet,
Ach wie herrlich ihr dann überwindet,
Doch wer die Bereitschaft zu lange spart,
Dem wird weher als er es je gewahrt!

Fünfter Auftritt.

Die **Engel** ziehen sich zurück.

Die **klugen** singen, indem die erste anstimmt:

Wir wollen uns bessern,
Denn besser ist es

---

1) wertschaft, thür. für wirtschaft: Mahl, Gastmahl. Im Renner 5022 heisst selbst das heilige Abendmahl so. Goethe bedient sich auch des Wortes in der geselligen Bedeutung.

2) by mich — ächt thüringisch für: zu mir.

3) gewisse: gewiss, zuverlässig.

4) bekeyntenisse ist Provincialismus des Dichters oder Schreibers, es müsste bekantnisse heissen

Wenn dir gesaget wird:
Tritt hier herauf!
Als dafs du erniedrigt wirst
Von dem Fürsten,
Den deine Augen sahen.

Die **erste** sprechend:

Eia, nun merke unser Jegliche,
Dafs wir alle sind sterbliche,
Der Tod schleicht eilend herzu,
Spät so wohl, als auch fruh;
Unser keine ihm entflieht,
Wir wissen nicht, wann er um uns sein Netze zieht,
Oder wann wir seine Angel schlingen;
Ich will uns bessern Rathschlag bringen.
Wir sind geladen alle gemeine,
Grofse sowohl als kleine,
Dazu auch beide jung und alt,
Zu den Freuden mannichfalt.
Wir sollen in unserem Jugendleben
Nach einer sichern Bürgschaft streben,
Wir möchten die Hochzeit verträumen,
Wenn bis ans Alter wir säumen.
Doch findet der Bräutigam uns bereit,
So werden durch ihn wir hocherfreut
Mit der Freude, die nie ein Ende hat,
Seht liebe Schwestern, das dünkt für uns mich
der beste Rath.

Die **zweite kluge** spricht:

Wahrhaftig wir wollen gern nach deinem Rath
verfahren,
Und wollen es auch nicht länger sparen.
Gewifsheit ist zu allen Dingen gut!
Wir sollen lenken Sinn und Muth 1)
Nach göttlichen Dingen,
So wird es uns gelingen.
Was helfen uns unsere Schampeln 2)
Bereiten wir unsere Ampeln;
Solches wird traun uns frommen,
So können wir zu der Wirthschaft kommen.

---

1) muot ist hier Gesinnung.

2) scapel, falsch für schapel, (schampeliin, Kränzlein) der Kopfputz der Jungfrauen, Flitterkrone, u. s. w.

Die **erste thörigte** spricht:

Liebe Schwestern folgt meinen Lehren,
Wir wollen uns an den Rath nicht kehren.
Ich will einen bessern Rath uns geben,
Wir sollen noch recht lange leben.
Wir finden geschrieben also viel,
Daſs Gott des Sünders Tod nicht will,
Nur daſs er sich bekehre und lange lebe.
Hört, wie ich bessern Rath euch gebe:
Gottes Barmherzigkeit ist so viel,
Daſs ich traun auf sie mich stützen will,
Wir wollen unsers jungen Leibes uns freun [1])
Gott thue mit uns nach dem Willen sein.
Zur Wirthschaft kommen wir immer noch zeitig;
Laſst uns den Ball und die Spielsteine freudig
Herholen, vergessend all unser Leiden,
Lasst uns von diesen alten Betschwestern scheiden.

Die **zweite thörigte** spricht:

Wir folgen gerne deinen Lehren,
Wer wollte sich noch kehren
Zum beten und zum fasten hin
Gleich einer alten Tempeltreterin? [2])
Wir freuen uns noch dreiſsig Jahr'
Dann lassen wir scheeren unser Haar,
Und begeben uns in ein Kloster.
Ich will noch warten bis Ostern [3])
So hab' ich mich besonnen,
Dann will ich werden zur Nonnen.
Hat Gott der Herr uns sein Reich beschert,
So weiſs ich, daſs es uns Sanct Peter nicht wehrt.

---

[1]) nite in der Hs. für niete — geniessen.

[2]) tempeltreten: Tempeltreterinnen — analog dem noch erhaltenen Worte Pflastertreter — also Leute, die aus Gewohnheit und zwecklos in die Kirche gehen — das alten ist wichtig — es bezeichnet die Gegensätze: Jugend hat nicht Tugend, und der Verstand kommt mit den Jahren — ja es dürfte auch noch auf ein anderes bekannten Sprichwort zu beziehen sein.

[3]) Wahrscheinlich Metapher; wie man noch heute in Thüringen sagt: Warte bis Michaelstag, oder auch: bis Nimmermehrstag oder Nimmerlestag.

Sechster Auftritt.

Die **thörigten** begeben sich tanzend und mit Bezeugung grosser Freude an einen andern Ort. [1])

Die **Engel:**

Schweige nun eine gute Weile! [2])

Die **dritte kluge** beginnt zu singen:

Ihr werdet glücklich sein
Wenn euch die Menschen hassen!
Wenn sie von euch sich scheiden,
Wenn sie euch beschuldigen,
Und euern Namen schmähen
Als einen verworfenen —
Alles um des Menschen Sohn!

dann spricht sie:

Freuet euch liebe Schwestern mein!
Gott duldete Ungemach und Pein
Uns zu erschaffen geruhigen Tag. [3])
Was uns immer geschah und geschehen mag
Wird uns gut gethan vom Frone [4])
Mit dem hundertfältigen Lohne.
Sind wir nun von den Leuten gemieden,
Aus unsrer Gesellschaft geschieden
Was mag denn das uns schaden?
Gott nimmt uns an zu Gnaden.
Werden wir von den Leuten verschmäht
Gottes Liebe uns lieblich empfäht.
Nun seid froh und seid wolgemuth,
Der milde Gott der ist so gut,
Er wird uns sonder Bedenken
Das schöne Himmelreich schenken.

Die **Engel:**

Schweige!

---

[1]) Vergl. oben; jedenfalls barg sie eine Zeitlang ein Vorhang, der später weggezogen wurde, und sie bei ihrem Mahle erblicken liess.

[2]) Das longa hora des Textes ist wohl nicht wörtlich als eine lange Stunde zu nehmen.

[3]) Das gemach der Hs. ist so viel als Ruhe, Bequemlichkeit.

[4]) vfgericht. Der Dichter bedient sich des Bildes eines Richters, der die guten Thaten sammelt.

Siebenter Auftritt.

Man erblickt die thörigten alle beim Mahle. Einige derselben schlummern.

Die **dritte thörigte** singt, (warnend:)

Stehet auf, dafs wir wachen,
Erhebet euch von den Todten,
Und Christus wird uns erleuchten.

spricht:

Waffen her! Weh Waffen 1)
Ich fürchte Gottes Strafen,
Dafs uns das schier möge geschehn,
Wie lange woll'n wir so müssig gehn?
Dafs wir uns nicht besinnen
Und sollten etwas gewinnen,
Dafs nütz uns Thoren wäre;
Guter Werke sind wir so leere!
Traun, wir sollten wachen,
Sollten bereit uns machen,
Wir wissen nicht, wann der Bräutigam kommt
Leider haben wir wenig gefrommt. 2)
Unsere Wirthschaft half uns zerstreuen.
Was kann uns Thoren erfreuen,
Dieweil wir leben in Sorgen? —

Die **vierte thörigte**:

Da sollten traun wir borgen
Das, davon wir selbst nicht han,
Wir sollen zu den klugen gahn,
Und mit flehenden Sitten
Sollen wir gütlich sie bitten
Und mit höchstem Fleifs sie beschwören
Dafs sie uns Thoren gewähren
Ihres Oeles ein Theil uns zu geben,
Das käme zu Nutz uns gar eben. 3)

Engel: (alle ermuntern und erheben sich):

Schweiget!

---

1) Wafen: Ausruf des Schmerzes und der Angst. Wafen schrien so viel als um Hülfe rufen.

2) gevromet für gefrumet — geschafft, vollbracht.

3) vel ebene, ganz thüringisch.

Achter Auftritt.

Alle thörigten wandeln zu den klugen, und die **fünfte** singt: [1]

O gebet uns von eurem Oele,
Weil unsere Lampen ausgetrocknet sind! —

spricht:

Wir bitten euch Jungfrauen hochgemuth
Dafs ihr's um eig'ner Ehre Willen thut!
Weil es am Oele uns gebricht
Verlosch uns unserer Ampeln Licht.
Leider sind uns gute Werke theuer,
So gebt als milde Steuer
Uns eures Oeles nur ein Theil,
Auf dafs euch folge Glück und Heil!

Die **vierte kluge** singt:

Nicht also! Denn für uns und euch
Reicht es nicht hin — doch eilend geht
Hin zu den Krämern — kaufet für euch selbst!

spricht:

Nach eurer Bitte, Liebe, gern wir thäten,
Wär' es, dafs wir's zur Stelle [2] hätten.
Doch so mit euch wir theilen wollten,
Wir leichtlich uns verkürzen sollten.
Uns dünket besser, dafs ihr geht,
Und selbst euch um nach Oele seht.
Nicht euch nicht uns frommt halber Theil;
Geht, kauft es, wo ihr's findet feil.

Die **thörigten** halten einen Umgang, Oel zu kaufen.

Die **erste** singt:

Gott, allmächtiger Vater!

Die **zewite thörigte**, rhythmisch:

Suchet, dafs wir Oel gewinnen,
Sonder das wir nichts beginnen,
Und der Ruhm flieht uns von hinnen.

Alle thörigten:

Weh, weh! Wie grofs ist unser Schmerz!

Die **erste** spricht (zu Christus gewendet):

O viel süfser milder Gott
Durch deine Marter und deinen Tod

---

[1] hier müsste in der Hs. folgerichtig wohl cantat stehen, und dicit erst vor dem deutschen Text.

[2] de state: die Gelegenheit, das Vermögen, das im Stande sein.

Geruhe dich zu erbarmen
Heute über uns Armen!
Eia, liebe Schwestern, gebet Rath,
Prüfet, welche uns frommt, die That.
Des Oeles wir entrathen,
Die Lampen verlöschen thaten.
O wüfsten wir Oeles zu bitten
Mit Züchten und guten Sitten! [1]
Denn leider brächt' es uns klagen,
Sollten unsere Lampen wir verloschen tragen.

Die **zweite** singt:

Suchet dafs wir Oel gewinnen u. s. w.

(wie oben.)

dann spricht sie, (während die Kaufleute überall die Suchenden abweisen):

Ach wer will sich über uns erbarmen
Ueber uns so Armen!
Wer will immer [2] Rath uns viel Armen spenden,
Wohin soll'n wir um Oel uns wenden,
Das nun uns ist so dringend noth?
Hätten tausend Mark wir vom Golde roth
Die wollten wir gerne lan [3]
Dafs uns nur würde ein Tropfen Thran. [4]

Engel:

Schweige!

Neunter Auftritt.

Christus zu den klugen gewendet, singend mit den Engeln:

Siehe — der Bräutigam kommt!
Gehet aus, entgegen ihm!

Ein **Engel** spricht:

Seht hier kommt der wahre Bräutigam. [5]
Wer da will zu der Wirthschaft kommen

---

[1] seten thüringisch für siten: Sitte, Art, Weise, Benehmen.

[2] ymmir me: für imer oder iemer me, für irgend.

[3] f. lassen.

[4] eyn einig tran, für einen tr. (einiger thr.). tran ist im Allgemeinen eine zähe dickliche Flüssigkeit. Der Gebrauch des Wortes rechtfertigt sich wohl an dieser Stelle durch sich selbst. Der Ausdruck: eine Thranlampe ist noch gänge und gäbe.

[5] brvtegom der Hs. verspätete Form für Brut-degen.

Dem ist noth, daſs er sei bereit,
Es sei ihm lieb, es sei ihm leid.
Denn müssig harren wir seiner nicht mehr;
Es ist euch viel gesagt schon eh'r
Ihr sollt bereit sein zu aller Frist
Weil es nicht Gottes Neigung [1]) ist
Daſs er jemanden thue kund
Wann der Tod kommt, oder zu welcher Stund'.

Die **klugen** singen: (wie oben)

Das Reich dieser Welt ist geworden
Unseres Herrn und seines Christus,
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die **fünfte** spricht:

Wir haben der Welt Ehre
Verschmäht durch die Gotteslehre.
Der Hoffarth und Unwissenheit
Entsagten wir um der Ewigkeit,
Und alles was in der Welt noch ist,
Verlieſsen wir um den Herrn Jesum Christ,
An den wir glauben
Und hangen mit unsern Augen,
Und den wir von Herzen minnen
Mit allen unseren Sinnen.

Zehnter Auftritt.

Die **fünfte** wandelt ihren Gefährtinnen voran, empor zur Oberbühne.

Christus singt:

Ich kam, meine Auserkorene!
Ich kam in meinen Garten
Meine Schwester — liebe Braut!

spricht:

Weil [2]) ich euch habe funden
Bereit zu allen Stunden,
Darum will ich euch geben
Ewigen Lohn und ewiges Leben,
Und will euch selbst geleiten
Aus diesem Land der Leiden

---

[1]) nicht enphlyt — statt u. anphlicht — hangen lassen, hinfliessen lassen, bildlich.

[2]) sint: Nachdem, weil — noch in sintemal erhalten.

Zu der ewigen Seligkeit
Die euch mein Vater hält bereit.
Maria, liebe Mutter mein,
Ich befehle dir diese Jungfräulein.
Du sollst sie bei dich selber setzen
Und all' ihr's Ungemachs ergötzen.

Maria setzt den Jungfrauen Kronen auf, singend:

Kommt zu mir, ihr alle
die ihr voll Mühsal
Und schwer beladen seid;
Und ich will euch erquicken!

spricht:

Willkommen seid ihr auserwählten Kinder mein!
Nie sollt ihr fürder leiden Ungemach und Pein;
Ich will selbst euch lohnen
Mit den ewigen Kronen,
Ihr sollt das Himmelreich
Besitzen mit mir ewig gleich!

Doppelchor: Die **klugen.**

Heilig, heilig, heilig
Ist unser Gott, der Heerschaaren Herr!
Alle Lande sind voll seines Ruhmes!

Die **Engel:**

Preis und Ehre sei dem Vater,
Und dem Sohne und dem heiligen Geiste!
Als er war im Anfang
Und ist und sein wird
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Die **fünfte kluge** spricht:

Gelobet seist du milder Christ!
Du hast uns in kurzer Frist
Wol gelohnet all' unsere Arbeit
Mit der ewigen Seligkeit.
Ehre und Lob sei dir, milder Christ
Weil du ein rechter Richter bist!
Gelobet seist du heiliger Geist,
Weil deine Hülfe allermeist
Uns hat zu diesen Freuden bracht,
Wol uns, dafs unser ward gedacht!
Wol uns heute und immerdar
Dafs wir dich erkannten klar!
Denn wer bei dir, Herr, bleiben mag,
Dem scheinen tausend Jahr' ein Tag.

Elfter Auftritt.

Christus hält sein groſses Mahl.

Engel (zu den klugen):

Schweige!

Die **thörigten**, (zum Mahle empor gewendet, flehend und reuig), singen:

Unsere Missethaten
Und unsere Sünden
Lasten über uns,
Und unter ihrer Last erliegen wir.
Wie können wir noch leben?

Die **zweite thörigte** spricht:

Herre Vater, himmlischer Gott,
Wir bitten dich durch deinen bittern Tod
Den du littest an dem Kreuze Frone ¹)
Ach, uns arme Frauen schone!
Uns hat versäumet unsere Dummheit,
Nun laſs uns genieſsen deiner Barmherzigkeit
Durch Maria, die liebe Mutter dein,
Und laſs uns Arme zu deiner Hochzeit ein!

Christus singt (strafend):

Wer büſsend nicht die rechte Zeit gewann,
Vergebens bittend klopft an Königs Thür' er an.

spricht:

Wer seine Jugendzeit versäumet hat,
Und seine Sünden nicht gebüſset hat,
Ob er dann meines Reichs begehrt,
Der Einlaſs wird ihm nie gewährt!

Die **dritte thörigte** singt:

Herr! Herr! O thu' uns auf!

spricht:

Thu' auf Herr deiner Gnade Thor!
Die gnadenlosen Frauen sind davor,
Und bitten dich, viellieber Herre
Daſs ihnen deine Gnade wieder kehre.

---

¹) cruze vrone steht für vrone-kruze — das heilige Kreuz.

Christus singt:

Amen Amen ich sage euch,
Euch kenn' ich nicht!

spricht:

Ich weiſs nicht wer ihr seid,
Da ihr zu keiner Zeit
Mich selber habt gekannt,
Noch andern Armen Gutes zugewandt
Darum bleibt euch nun unverdrossen
Das schöne Himmelreich verschlossen —

Die **vierte thörigte:**

Da uns nun Gott selber Trost versagt,
So bitten wir Maria die milde Magd,
Und die Mutter aller Barmherzigkeit,
Daſs sie sich erbarme über unser groſses Herzeleid,
Und bitte ihr trautes Kind für uns Arme,
Daſs es sich über uns erbarme.

Alle thörigten werfen sich zur Erde, und singen dahin gestreckt:

Jungfrau, Mutter, nimm zu Herzen
Unsre Pein und unsre Schmerzen!

Die **vierte** spricht:

Wir bitten dich Maria Mutter und Magd
Die du dein Erbarmen niemand noch versagt,
Daſs du bittest den milden Gott
Gar liebereich durch seinen Tod,
Den er an dem Kreuze starb,
Durch den er allen Menschen Seligkeit erwarb,
Daſs er seinen Zorn und seinen Unmuth von uns kehre,
Durch sich selber und durch aller Jungfrauen Ehre!

Die **fünfte thörigte** singt:

Erhöre o Herr meine Stimme,
Mit der ich zu dir rufe!
Erbarme dich und erhöre mich!

spricht:

Maria Mutter und Magd
Uns ist oft von dir gesagt,[1]
Daſs du seist aller Gnaden voll
Nun bedürfen wir Gnade also wol

---

[1] das dicke der Hs. ist noch heute in Thüringen sprachüblich, und bedeutet oft und viel. „Ech hun 's en dicke gesait" — „ich habe es ihm oft genug gesagt," kann man noch alle Tage hören.

Und bitten dich viel sehre
Durch aller Jungfrauen Ehre,
Dafs du bittest deinen Sohn noch für uns Arme,
Dafs er sich über uns erbarme.

Maria, spricht:

Hättet ihr nur mir oder meinem Kinde eine Liebe je gethan
Solches müfste euch nun wohl zu Statten stahn, —
Aber solches mangelt, darum hab' ich Bangen
Unser beider Bitten durften nicht verfangen.
Doch will ich's versuchen bei meinem lieben Kinde
Ob ich irgend eine Gnade bei ihm finde.

Maria, mit gebeugten Knieen singt:

Herr erbarme dich, erbarme dich!
Erbarme dich deines Volkes,
Das deinen Namen trägt!

spricht:

Ein lieber Sohn mein,
Gedenke heute an die arme Mutter dein,
Und an die mannichfaltige Noth
Die ich litt durch deinen bittern Tod.
Herre Sohn, da ich dein genafs
Da hatte ich weder Haus noch Palas [1]
Und aller Armuth Pein
Litt ich um die Güte dein.
Ich hatte mit dir Mühe, das ist wahr,
Mehr denn dreiunddreifsig Jahr',
Sieh liebes Kind, das lohne nun mir
Und erbarme dich über diese Armen hier!

Christus zu **Maria**, singt:

Himmel und Erde werden vergehen,
Aber mein Wort bleibet in Ewigkeit!

spricht:

Mutter, gedenke an das Wort
Das sich findet geschrieben dort:
Himmel und Erde sollen eh vergehn,
Eh' meine Wort' in Brüchen [2] sollten stehn
Und alles himmlische Heer darnach
Einen Sünder zu retten [3] nicht vermag.

---

[1] palas: der vornehmere Theil eines Herrenhauses, einer Burg.
[2] in bruchen: in Brüchen, Uebertretung der Gesetze, soviel als: ehe meine Worte übertreten werden dürfen.
[3] erner für ernern: heilen, retten, speisen.

Zwölfter Auftritt.

Der Höllenrachen in der Unterbühne öffnet sich, man erblickt Schaaren von Teufeln und Verdammten, zwei Teufel, **Lucifer** und **Belzebug** kommen hervor.

Lucifer zu Christus:

Herre du gelobtest mir
Rechter Richter zu sein allhier;
Nun laſs diese verfluchte Schaar
Ohne Urtheil zur Hölle [1] fahren!

Christus:

Recht Gerichte soll geschehn!
Die Verfluchten sollen von mir gehn,
In die tiefe Helle
Wo sie sollen werden der Teufel Geselle!

Belzebug spricht:

Jesus spricht gut in unser'm Spiel [2]
Die Kette ich uns herholen will,
Es sei dann Weib oder Mann
Wen wir gefangen daran
Mit dem wollen wir eilen
Besensweiſs [3] ihn führen hundert Meilen!

Der zweite Teufel **Lucifer:**

Herr Gott viel Lieber
Sei ein rechter Richter!
Du sollst auch vernehmen meine Mär,
Ich Lucifer und all' mein Heer
Wir klagen dir, daſs durch unsern Rath
Jede Sünderin sich versäumet hat.
Von ihnen so leiden wir mehr der Pein,
Als Wassertropfen das Meer schlieſst ein.
Das hätten wir alles nicht gethan
Hätten sie von den Sünden gelan.

---

[1] **helle**, vom Scheine des brennenden Feuers, vollkommen sprachrichtig, während Hölle ein spätes Wort ist. Daher bei Eisenach das Hell-Thal der Ort des Fegefeuers, wo des Landgrafen Sohn seines Vaters leidende Seele suchen lieſs. Vergl. oben die Chroniknachricht.

[2] **spel** dürfte hier wohl unmittelbar auf die Darstellung zu beziehen sein, die Bemerkung des Teufels wäre dann im hohen Grade ironisch.

[3] **beſes weys.** Um wie oben übertragen zu werden, müsste eigentlich **beſemes weis** stehen. Sollte der Dichter „beſez weis": nach Art des Besessenseins gemeint haben?

Droh sind sie verflucht unbedingt. 1)
Schwefel, Pech und aller Pein
Sollen sie mit uns immer theilhaft sein.

Christus:

Nun will ich rechter Richter sein,
Nun rede böser Teufel mein,
Nun sag' an, verfluchter Geist
Warum hast du allermeist
Diese Jungfraun so zu Sünden gebracht,
Dafs ihrer nimmer wird gedacht?

Lucifer:

Herr, das habe ich darum gethan,
Weil ich ihnen nicht vergönnen kann
Meines Himmelreiches Stätte der Ehre,
Deren ich leider auf immer entbehre.
Herr, Herr, Schöpfer,
Nun richte recht über diese Sünder!

Christus:

Recht Gericht, das soll geschehn!
Die Verfluchten müssen von mir gehn.
In die tiefe Helle
Und werden der Teufel Geselle!

Alle **Teufel** schreiend:

Wirf sie her zu uns! Schnell! Schnelle!

Maria mit Kniebeugen spricht zu Christus:

Ein liebes Kind mein,
Ich bin ja doch die Mutter dein,
Und gedenke an das Ungemach,
Das mir durch deine Marter geschah,
Da ein Schwert durch meine Seele ging,
Alle Pein, die ich durch dich empfing,
Die lohne mir mit diesen Armen,
O lafs dich über sie erbarmen!
Du bist ihr Vater, sie sind deine Kind'
Ein, denke wie schwer sie dir worden sind,
Durch so manche Last, und durch welcherlei That
Der Sünder dich erzürnet hat,
Lebend in seiner Sünden Haft,
O du viel liebe Gotteskraft

---

1) one cʒel: ohne erzählung, ohne weiteres — nicht Zahl — der Reim steht im Urtext auch vereinzelt.

Trauter Sohn, du viel Guter
Erhöre nun deine Mutter!
Wenn ich jemals liebend um dich bitte,
So gewähre mir diese *eine* Bitte,
Und laſs diese jämmerliche Schaar
Sonder Urtheil zu deiner Hochzeit dar.

Christus sanft zu Maria:

Schweiget liebe Frau Mutter mein!
Diese Rede von euch, die kann nicht sein;
So lange auf Erden jene lebten,
Sie nie gute Werke zu häufen strebten.
Gerecht war ihnen alle Bosheit,
Drum versag' ich ihnen Barmherzigkeit.
Weil sie auf Erden mich nicht suchten,
Uebergebe ich sie den Verfluchten.
Ihre späte Reue frommt ihnen nicht,
Gerecht muſs sein nun mein Gericht.
Geht ihr Verfluchten an Seele und am Leibe —
Von mir hinweg ich euch fürder treibe.
Geht in das Feuer, das bereitet ist,
Den Teufeln und allen ihrem Genist!
Arme Sünderin, weiche von mir,
Trost und Gnade versage ich dir.
Wende dich ab von den Augen mein,
Mein Antlitz strahlt dir nimmer Schein!
Scheide von meinem Reiche,
Das du Elenden gleiche
Mit deinen Sünden verloren hast,
Trage mit dir deiner Sünden Last.
Geh hinweg von mir! Schrei ach und weh!
Dein wird Rath und Trost nun und nimmermeh!

Engel:

Schweig'!

Dreizehnter Auftritt.

(**Belzebub** hat die Kette gebracht, beide Teufel steigen mit derselben auf die Mittelbühne und umschlingen die Thörigten damit, indem sie dieselben vom Boden empor reiſsen.)

Die **erste thörigte** singt (jammernd):

Abfällt die Krone
Von unsern Häuptern.

O wehe, weh uns,
Weil wir gesündigt haben!

Alle **thörigten** reiſsen sich die Kranzzierden vom Haupt, lassen dieselben am Haare niederhangen, und schlagen sich die Brüste.

Die **erste thörigte** spricht:

Ach der jämmerlichen Fahrt!
Ach daſs ich je zum Menschen ward!
Wehe Mutter über dich, daſs du je mich trugst,
Daſs du mich geboren kaum nicht alsbald erschlugst
Ehe zu der Welt ich kam,
Daſs der Tod nicht hin mich nahm,
Eh' noch eines Christen Name mir ward kund —
Daſs ich nicht dahinstarb gleich einem Hund,
Ehe daſs ich die heil'ge Taufe vor empfing.
Wehe, daſs man mich nicht ebenso erhing,
Dann würde mir nicht also wehe sein,
Nun muſs ich klagend wehe wehe schrein.
O wehe weh mein Vater, daſs dein Kind ich ward!
Warum erzogest du mich liebevoll und zart?
Wehe daſs du mich nicht viel mehr ertränktest,
Statt daſs du Nachsicht über mich verhängtest,
Und mir meines Willens lieſsest allzu viel!
Alles was ich noch wünschen kann und will
Ist, daſs ich möchte eine Kröte sein,
Von der Welt verabscheut einzig und allein,
Dann könnt' ich doch kriechen in unreinen Pfuhl,
So muſs ich Arme des bösen Teufels Stuhl
Immer noch und ewiglich leider haben inne.
Wer da Empfindung hat, Gefühl und Sinne,
Der mag ermessen, was dem sei bescheert,
Der da mit Sünden ach — von hinnen fährt!

Die **zweite thörigte**, singt: (jammernd)

Die Freude der Pauken verstummt!
Der Frohen jauchzen feiert!
Der Cithern Süſse schweigt!

spricht:

Hülfe, Hülfe immermehr,
Wir haben versäumt uns allzusehr
Nun sich niemand will erbarmen
Ueber uns Sünderinnen, uns Armen,
Nun windet alle eure Hände
Und klagt über das Elende

Darin wir immer sollen sein,
Drin werden wir nimmer frei der Pein,
Ja, weinet, weint ihr Armen sehr,
Denn euch geschiehet nimmermehr
Trost noch Gnade je zu sehn!
O weh, wie soll es uns ergehn?
Und wenn wir weinten gleiche Fluth
Als Wassers in dem Meere ruht,
So wäre das nur des Weinens ein Theil
Und die gröſste Klage um unser Unheil,
Daſs wir mit unsern Augen
Den reichen Gott nie sollen schauen.
O schreit und raufet euch das Haar!
Nun erst ist worden uns offenbar
Zu dieser selben Stunde
All' unserer Sünden Kunde,
Die wir in so manchen Jahren
Unserm Beicht'ger nicht wollten offenbaren.
O weh, verfluchte Hoffahrt,
Dein Lohn ist uns worden allzuhart!
Dieweil Gott in dem Himmel wird leben,
Müssen wir in der Hölle schweben.
O weh verfluchte Klugheit,
Du giebst Jammer und Leid!
O weh Haſs und Neid
Wie sauer ihr uns worden seid!
Ihr werdet uns all' zu Leiden,
Da wir von Gott uns müssen scheiden.

Die **dritte thörigte** zum Volke:

Nun Herzlieben laſst euch sagen,
Vernehmet klägeliche Klagen,
Daſs mir armen gnadenlosen Magd
Seine Huld Gott hat versagt,
Und auch Maria, seine Mutter lieb
Mir zu helfen ohnmächtig blieb,
Auch all' seinen Heiligen bin ich verhaſst,
Nun höret unserer Klagen Brast,
Der Teufel selber ist uns gram,
Da er alles Gutes uns vorweg nahm,
Ach und alles was da Leben hat
Hilft nicht, daſs uns irgend werde Rath.
O weh Herr Tod [1]) daſs ihr mich nicht gesuchet,

---

[1]) her tot. Fast dürfte zu glauben sein, daſs auch der Tod den Teufeln zugesellt gewesen sei, da er hier so unmittelbar angeredet wird. Daſs er zuerst ge-irzt wird, ist eigenthümlich, begegnet aber in solchen Stücken öfter.

Wie bin ich Arme so verfluchet!
Sonst laurtet ihr doch auf meinen Leib unbarmherzig,
Warum denn nehmet ihr nun nicht mich?
Ein Tod, möchtest du mich tödten,
Dafs ich nicht leiden dürfte in so grofsen Nöthen!
Ach du gräulicher Tod, gieb mir doch Rath,
Da meine Pein kein Ende hat,
Lieber wär' mir ein jämmerlich sterben
Denn ein also unreines Leben.
Sel'ge 1) Leute, darüber sinnet nach,
Wie lieb euch das auch sein mag,
Dafs ihr nicht kommt in die gnadenlose Pein,
In der wir Armen ewig müssen sein.

Die **vierte thörigte:**

Nun hört ihr Sel'gen noch im Leben,
Euch sind wir zu einem Spiegel gegeben,
Dafs ihr ein Abbild von uns betrachtet,
Und fleifsig auf euer Leben achtet.
Ihr sollt in euern Lebenstagen,
Gott und seine Mutter im Herzen tragen.
Wir wähnten, wir sollten lange leben,
Darum wollten wir arme Thoren nicht nach
Gottes Gnade streben.
Der Tod war uns verborgen,
Nun müssen wir Armen immer sorgen,
Und Pein leiden ohne Ende!
Ach ringet nun euere Hände,
Alle die noch in Sünden leben,
Fleht zu Gott, euch ein gutes Ende zu geben,
Und rechte Reue über euere Sünde,
Das rathe ich euch wie ein Freund seinem Freunde.
Denn wer seine guten Werke spart
Bis an die allerletzte Fahrt —
Defs Reue wird viel klein
Das wisset allgemein.
So geschah es uns viel Armen,
Das lasset euch erbarmen,
Dafs wir nicht Reue ruchten 2)

---

1) ſel'gen: hier ein Schmeichelwort, für ihr lieben, guten, ihr glücklichen Leute.

2) nicht geruchten: nicht beliebten zu thun, nicht für gut fanden. Das alte Wort gerůchen, auch im Sinne der Gnade, Herablassung gebraucht, ist im Worte geruhen noch einigermassen sprachüblich.

Das wirft uns zu Verfluchten,
Die in die Helle müssen gehn
Und ihrer Pein kein Ende sehn.

Die **fünfte thörigte:**

O weh grauenvoller Tag,
Dafs niemand dir entfliehen mag!
O weh, wäre nie dein gedacht,
Um alle Freuden sind wir ja heute gebracht!
Nun dürfen wir verfluchen dich,
Seit unser Gott und seine Mutter nicht läfst erflehen sich,
Eia Mutter Maria! Mutter der Barmherzigkeit,
Hast du nicht zu wenden Macht unser grofses Herzeleid,
Wem sollen wir davon geben Kunde,
Welchem Schirmer und Vormunde,
Dafs uns weder Gnade noch Tröstung je geschieht,
So lange als Gottes Reich besteht?
O wehe, Sünde, welch eine Mörderin du bist,
Wie wenig doch durch dich irgend wer geniefst,
Bei denen du wirst gefunden,
In ihren letzten Stunden!
Wer soll, wer kann dich ergründen?
Die mannichfache schwere Pein,
Die du uns lässest angedeihn,
Die währet sonder Maas und Zahl.
Nun hört ihr Lieben überall,
Ob das nicht ist Pein übergrofs
Immer zu sein der Teufel Genofs?
Wo wäre eine gröfsere Pein,
Als Gott und die liebe Mutter sein
Nimmer mehr zu schauen,
Sonder Trost und Vertrauen?
Darum so rath' ich in Treue,
Dafs ihr zeitig beginnt Bufs' und Reue,
Und euch vor Sünden bewahrt,
Wollt ihr vermeiden diese jämmerliche Fahrt.

Letzter Auftritt.

Die thörigten wandeln hinab zur Unterbühne und zum Volke, schlagen sich die Brust und singen [1])

---

[1]) Hier tritt das Finale mit grossartiger Eigenthümlichkeit ein. Die Jammernden singen und reden im Nibelungenversmasse, der Chor be-

Die **erste:**

Nun hebt sich an grofs schreien und weinen mehr und mehr,
Gott hat uns verfluchet von ihm hiefs er uns gehn.
Wir haben ihn erzürnet uns wird nimmer Heil,
Defs lafst euch, Lieben, erbarmen denn uns wird Kummer nur zu Theil.

Die **andern** (mit dem Chor) antworten zu jeder Strophe:

O weh, ach und weh!
Soll'n wir }
Sollt ihr } Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **zweite:**

Wir klagen euch Lieben alle was unser Herre thät,
Er wollte ja nicht erhören seiner Mutter Gebet.
Die bat für uns viel Armen das half uns leider nicht,
Er sprach: was sollt' ich ihrer mich erbarmen? sie thaten nie was für mich.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **dritte** wendet sich zu Maria empor, tief gesenkten Hauptes, und singt:

Maria Gottes Mutter bist du eine Helferin,
So komm auch uns zu Hülfe da wir gefangen sind.
Du werthe Gottes Mutter, durch unsre Missethat,
O komm viel schöne reine Fraue, gute, der Teufel uns gefangen hat!

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **vierte:**

Nun klagt ihr Armen alle dafs unser je ward gedacht,
Uns haben unsre Sünden in grofs Herzeleid gebracht.

---

gleitet. Man denke sich die Jungfrauen stets noch innerhalb der Kette, welche die Teufel halten, ihren Umgang unter dem Volke fortsetzend, das scheu zurückweicht. Die himmlischen Personen blicken von der Oberbühne aus ihrer Verklärung auf die Verdammten gnadenlos nieder; welch eine glänzende Gruppe, Christus, Maria, die Engel, die klugen Jungfrauen, alle in freudiger Vereinung, und unten die endlose Klage der Verdammten, der schreiendste Gegensatz.

Wir müssen in der Helle · dulden schwer und kummervoll,
Ihr Frauen weist um unsers Schmerzes Quelle, und hütet euch, so thut ihr wohl!

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **fünfte:**

Da sich Gott der gute über uns nicht erbarmen will,
Noch seine liebe Mutter wo soll'n wir Armen hin?
Herr Tod wollt ihr uns morden, so wär' uns Armen wohl,
Sonst müssen wir ewiglich sorgen beide, jammer - und kummervoll.

Chor:

O weh, und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Wieder die **erste:**

Gott unser nicht genadet, noch die liebe Magd,
Ja, wir sind verfluchet, das sei euch gesagt.
Ihr mögt euch wol besinnen bei unsrer Niederfahrt,
Und wollt ihr Gottes Huld gewinnen, so seid vor Sünden mehr bewahrt.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **zweite:**

Ich klag' euch lieben allen, dafs ich viel arme Magd
Zu ewiglichem Falle so jämmerlich bin betagt. [1]
Während ach die Guten in Freuden sollen leben,
Soll ich stets mit Verfluchten in Pein, in endeloser, schweben.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **dritte** spricht:

O habet alle Ruhe die in der Welt noch sind,
Nur uns will keine Ruhe verleihn der Maged Kind.

---

[1] betagt der Hs. von betagen: offenbar werden, an Tag kommen oder bringen.

Und will uns vertreiben wohin soll'n wir Armen gehn?
Er weiset uns mit Seele und mit Leibe daſs wir Gott nie und nimmer sehn.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **vierte:**

O weh, welches Leiden und jämmerliche Fahr!
Nun müssen wir uns scheiden von der himmlischen Schaar
Den freudenreichen Gott zu schauen alle Hoffnung schwand,
So ist uns alle Freude gar verschwunden und alles Herzeleid entstand.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **fünfte** spricht:

O weh dieser schweren und ängstiglichen Noth!
Nun können wir nicht ersterben und sind doch ewiglich tod.
Die Pein nur, die grundlose sie wird unser Grab,
Darin wir Jammer ewig leiden und niemand reicht des Heiles Stab.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **vierte:**

Ach und weh uns viel Armen! warum sind wir geboren?
Gott hat viel groſse Marter ganz an uns verloren;
Und seine tiefen Wunden machen unsere Schuld nicht leicht,
Wir sind gefährdet in unsern letzten Stunden ganz ohne Reue und ohne Beicht'.

Chor:

O weh und o weh!
Soll'n wir Jesum Christum schauen nimmermeh?

Die **fünfte:**

Freunde und Verwandte braucht euch zu mühen nicht;
Spenden und Gaben ist uns nun all' ein Nichts.
Was man uns Gutes noch thäte...., wäre ja ganz verlor'n.
Einem Todten, was hülfe dem ein Seelgeräthe?
— Wir verdienen Gottes Zorn.

Alle antwortend:

Ja darum sind wir }
Ja darum seid ihr } ewiglich verlor'n!

Schlusswort.

Mit der verzweiflungsvollen Frage, was einem Toden ein Seelgeräthe, eine Seelmesse, eine Fürbitte fromme? steigerte der Dichter des Mysteriums die Gewichtigkeit des Schlusses scheinbar zu einer ketzerischen Lästerung, daher der so gerecht und natürlich erscheinende heftige Zorn des Landgrafen, seine furchtbare Aufregung, denn es war ja gerade Grundsatz der Kirche, dass die Seelgeräthe (Vermächtnisse und fromme Stiftungen) zum Rathe und zum Heile der Seelen dienten, und damit war es Zeit, dass die Teufel die Verdammten in den lodernden Höllenrachen hineinwarfen und das Stück schloss. Gerade diese Stelle aber, die so ganz geeignet war, das frommsinnige Gemüth des Landgrafen mit den schwärzesten Zweifelqualen zu erfüllen, denn sie rüttelte mit einem dämonischen Wort an der bisher festgeglaubten Satzung — zeigt uns klar, dass, wie auch aus des Stückes ganzer Haltung, Anlage und Durchführung hervorgeht, das Mysterium eine offen dargelegte Polemik der Predigermönche (Dominikaner), gegen die Franciskaner war, welche zu Eisenach auch ein Kloster hatten, das der Rolle nahe genug, dicht neben dem Landgrafenhofe über der St. Georgenkirche lag. Die Franciskanermönche hielten an der auf der semipelagianischen Lehre beruhenden Ansicht von der unbefleckten Empfängniſs, von Marienanbetung und vom Ablass eisern fest; ihre beständigen Gegner aber, die Dominikaner, fussten auf der Augustinischen Lehre, nach welcher der sündige Mensch nur durch die Gnade Gottes dem Verderben entrissen werden konnte, Heiligenanbetung und Heiligenfürbitte aber gar nicht in Betracht kamen, und so wäre in unserem geistlichen Drama schon damals eine reformatorische Bewegung am Fusse jenes geweihten Berges kundgegeben worden, den zweihundert Jahre später der grosse Reformator, selbst ein Jünger St. Augustins, zu bewohnen berufen war. So tritt zur poetischen, dramatischen und profangeschichtlichen Wichtigkeit dieses geistlichen Spieles auch noch die kirchengeschichtliche hinzu.

Der sicher nicht gehoffte tragische Erfolg mag von den Predigermönchen schmerzlich genug empfunden worden sein; sehr wahrscheinlich ist es, dass man wegen dieses Erfolges das Stück heftig tadelte und verdammte, ja es zu vernichten strebte, daher das Verlorengehen der Urschrift, deren einzige Abschrift nur ein glücklicher Zufall rettete. Wir aber dürfen uns freuen, endlich das lange gesuchte dramatische Werk, das ein so beklagenswerthes Ereigniss hervorgerufen, in seiner ganzen ursprünglichen Gestaltung nun vor Augen zu haben, und in die deutsche dramatische Literatur eingereiht, ja vielleicht durch dessen Werth an die Spitze der letzteren gestellt zu sehen.

Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei in Halle.

Verlags-Bericht

der Buchhandlung

C. E. M. PFEFFER in HALLE.

Sämmtliche nachverzeichnete Werke sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

I. Philologie und Alterthumswiſſenſchaften. Orientalia.

Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bei den Griechen, Etruskern und Römern. Von Dr. **Krause.** gr. 8. 1851. 2½ Thlr.

Altlatinische Chorographie und Städtegeschichte. Von Dr. **Bormann.** Mit 1 Karte und 3 Plänen. gr. 8. 1852. 2 Thlr.

Alkibiades, der Staatsmann und Feldherr. Nach den Quellen dargestellt von Dr. **Hertzberg.** gr. 8. 1853. 1⅚ Thlr.

Homerische Forschungen. Von **K. W. Osterwald.** 1. Theil: Hermes-Odysseus. Mytholog. Erklärung der Odysseus-Sage. gr. 8. 1853. 1 Thlr.

Kleinaſien und Deutſchland. Reiſebriefe und Aufſätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit Deutſcher Niederlaſſungen in Kleinaſien. Von Prof. Dr. **Roſs.** Mit Abbild. gr. 8. 1850. 1½ Thlr.

Commentatio epigraphica. Auct. Dr. **M. H. E. Meier.** Cum 5 tab. 4 maj. 1852. ⅚ Thlr.

Commentatio epigraphica II. Auct. Dr. **M. H. E. Meier.** (Inest index Atticorum Archontum Eponymorum qui post Olymp. CXXI. 2. eum magistratum obtinuerunt emendatior et auctior.) Cum 8 tab. 4 maj. 1854. ⅘ Thlr.

Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Eine archäolog.-topograph. Abhandlung vom Prof. Dr. **Ross.** Mit 1 Plane. gr. 8. 1852. ⅘ Thlr.

De rebus Graecorum inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoninorum aetatem. Auct. Dr. **Hertzberg.** 8. maj. 1851. ⅘ Thlr.

Ueber die Dionysiaka des Nonnus von Panopolis. Von Dr. **Köhler.** gr. 8. 1853. ⅔ Thlr.

Chrestomathia Arabica quam e libris mss. vel impressis rarioribus collectam edidit Dr. **Arnold.** II Partes. (Pars I. Textum cont., Pars II. Glossarium). Lex. 8. 1853. 5 Thlr.

II. Theologie. Philoſophie. Kunſtgeſchichte.

Gotthold Ephraim Leſſing als Theologe dargeſtellt. Ein Beitrag zur Geſchichte der Theologie im 18. Jahrhundert. Vom Prof. Dr. **Schwarz.** gr. 8. 1854. 1⅓ Thlr.

Die apostolischen Väter. Untersuchungen über Inhalt und Ursprung der unter ihrem Namen erhaltenen Schriften. Vom Prof. Dr. **Hilgenfeld.** gr. 8. 1853. 2 Thlr.

Die biblische Theologie. Einleitung in's Alte und Neue Testament und Darstellung des Lehrgehaltes der biblischen Bücher, nach ihrer Entstehung und ihrem geschichtlichen Verhältniss. Ein Handbuch zum Selbstunterricht. Von Dr. **Noack.** gr. 8. 1853. 2 Thlr.

Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Ein Beitrag zur Geschichte des Marien-Cultus. Von **F. W. Genthe.** gr. 8. 1852. ⅔ Thlr.

Die heilige Dreieinigkeit. Zwei noch ungedruckte Vorträge, auf der Rückkehr von ſeiner Nordpol-Expedition gehalten vom Admiral Sir John Roß. Nach der engl. Handſchrift ins Deutſche übertragen. gr. 8. 1854. 4 Sgr.

Freundſchaftliche Geſpräche über Katholizismus und ſpecifiſches Altlutherthum. Ein Beitrag zu den kirchlichen Zeitfragen der Gegenwart. Von E. K. C. gr. 8. 1852. ⅓ Thlr.

Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik. Herausg. von Prof. Dr. Fichte, Prof. Dr. Ulrici und Dr. Wirth. Neue Folge. 21.—25. Band. (à Band 2 Hefte.) gr. 8. 1852.—1854. Preis jedes Bandes 1⅔ Thlr. (Wird fortgeſetzt.)

Ueber den Naturalismus, ſeine Macht und ſeine Widerlegung. Vom Prof. Dr. Erdmann. gr. 8. 1854. ⅙ Thlr.

Preußen und die Philoſophie. Akademiſche Rede gehalten am Geburtsfeſt Sr. Maj. des Königs. Vom Prof. Dr. Erdmann. 16. 1854. ⅙ Thlr.

Das Bewußtwerden der Menſchheit. Entwurf einer Weltgeſchichte des Geiſtes. Von Dr. Arndt. 2. Aufl. gr. 8. 1852. 1⅓ Thlr.

Die christliche Kirchenbaukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchbildung des Spitzbogen-Styls. Dargestellt von **Kallenbach** und **Schmitt**. 12 Hefte mit 48 Taf. Abbild. Grösstes Quartformat. 1851—1853. 8 Thlr.

III. Rechtswiſſenſchaft.

(**Sachsenspiegel.**) **Das Saechsische Landrecht** nach der Quedlinburger Pergamenthandschrift herausgegeben (mit Einleitung, Inhaltsübersicht etc.) vom Prof. Dr. **Goeschen**. Mit einem Facsimile der Handschr. gr. 8. 1853. ⅔ Thlr.

Magistri Ricardi Anglici ordo judiciarius. Ex codice Duacensi olim Aquicinctino nunc primum editus per **Carolum Witte**. 4 maj. 1853. 1⅓ Thlr.

Das Jus Postliminii und **die Fictio Legis Corneliae**. Eine rechtshistorische Abhandlung von Dr. **Hase**. gr. 8. 1851. 1 Thlr.

Juriſtiſche Aufgaben zum Gebrauch für akademiſche Vorleſungen (Vom O. A. G. Rath Dr. Wunderlich.) gr. 8. 1849. ½ Thlr.

Bibliotheca Wunderlichiana. Ed. II. 8. maj. 1853. 1 Thlr.

(Besonders interessant für Freunde alter Drucke der röm. Rechtsquellen, sowie der jurist. Literatur überhaupt.)

IV. Naturwiſſenſchaft und Medicin.

Ueber Irrſein und Irrenanſtalten. Für Aerzte und Laien. Von Dr. Laehr (Arzt an der Provinzial-Irrenanſtalt zu Halle). Nebſt einer Ueberſicht über Deutſchlands Irrenweſen und Irrenanſtalten. Mit 1 color. Karte. gr. 8. 1852. 1 11/12 Thlr.

Sefeloge. Eine Wahnsinns-Studie vom Geh. Rath Dr. **Damerow**, (Director der Provinzial-Irrenanstalt zu Halle.) gr. 8. 1853. 1⅓ Thlr.

Luftblasen. Von **Veratrinus Leuchtkäfer**. 1. 2. Heft. gr. 8. 1852. 1853. ⅚ Thlr.

(Inhalt: Unumstössl. Beweis, dass die Goldbergerschen Ketten doch von Nutzen sind. — Gründl. Vertheidig. der Wasserheilkunde gegen die böswill. Angriffe der Medicin-Doctoren. — Giebt es Ahnungen? — Die Naturwissensch. vor dem Richterstuhle der Ethik. — Ideen zur Diagnostik der Charlatanerie u. Kryptiatrik. — Homöopathische Studien.)

Leitfaden für den Unterricht in der Botanik auf höheren Bürgerſchulen. Von Focke. 8. 1846. ¼ Thlr.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgeg. von dem **Naturwissenschaftl. Vereine für Sachsen und Thüringen** in Halle. 1. Jahrgang. 1853. 12 Hefte mit Abbildungen. gr. 8. à Jahrg. 8$^1/_3$ Thlr.

V. Geſchichte und Militairwiſſenſchaften.

Gervinus und die Zukunft der Slawen. Vom Prof. Dr. Volkmuth in Poſen. gr. 8. 1853. $^1/_3$ Thlr.
(Gegen Gervinus, für die große Zukunft der Slawen und die demnächſtige Aufgabe Rußlands.)

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. (Vater Friedrichs d. Gr.) Dargeſtellt nach den beſten Quellen. Von Dr. Förſter. 3 ſtarke Bände. gr. 8. 1834. 1835. (Früher 7 Thlr.) 2$^2/_3$ Thlr.

Die Höfe und Cabinette Europa's im 18. Jahrhundert. Mit vielen Urkunden. Von Dr. Förſter. 3 ſtarke Bände. gr. 8. 1836 — 39. (Früher 5$^2/_3$ Thlr.) 2$^1/_3$ Thlr.
(Der 1. u. 2. Theil enthält: Kaiſer Karl VI. ſeine Zeit, ſein Cabinet, ſein Hof. Der 3. Theil: Friedrich Auguſt II. Churf. v. Sachſen und König v. Polen.)

Wallenſtein, als Feldherr und Landesfürſt in ſeinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie nach des Herzogs eigenhänd. Briefen und aus Acten und Urkunden. Von Dr. Förſter. gr. 8. 1834. 2 Thlr.

De Bohemiae condicione Carolis imperantibus (788 — 928.) Dissertatio historica, auct. Dr. **Duemmler**. 8. maj. 1854. $^1/_6$ Thlr.

Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813. (Vom Preuß. General v. Prittwitz). 2 Bde. m. Plänen. Lex. 8. (Früher 5$^1/_3$ Thlr.) 2 Thlr.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg oder Striegau am 4. Juni 1745. Ein Beitrag zur Geſchichte des zweiten Schleſiſchen Krieges. Vom Preuß. General Freiherrn v. Lützow. Mit Plänen. gr. 8. 1845. (Früher 1$^1/_3$ Thlr.) $^7/_{12}$ Thlr.

Organiſation von ſogenannten Pionier-Sectionen bei den Infanterie-Regimentern. Vom Preuß. Hauptmann v. Förſter. gr. 8. 1851. $^1/_3$ Thlr.

VI. Literaturwiſſenſchaft und Belletriſtik.

Gedichte Walthers von der Vogelweide. Nach Lachmanns Ausgabe überſetzt von Weiske. Elegante Miniatur-Ausgabe mit Titelbild. 16. 1852. broſch. 1$^1/_3$ Thlr., in Prachtband m. Goldſchn. 1$^2/_3$ Thlr.

Shakspeare's Romeo und Julie im englischen nach den besten Quellen berichtigten Text. Mit krit. u. erläut. Anmerkungen von Prof. Dr. **Ulrici**. 8. 1853. $^2/_3$ Thlr.

Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Ein Beitrag zur comparativen Mythologie. Von **K. W. Osterwald**. gr. 8. 1853. $^1/_3$ Thlr.

Berthold der Student oder Deutſchlands erſte Burſchenſchaft. Romant. Zeitbild von L. Bechſtein. 2 Bde. 8. 1850. 3$^1/_3$ Thlr.

Der Präſident. Roman von H. Bertholdi. 2 Bde. 8. 1853. 1$^1/_2$ Thlr.

Hexengeſchichten. Von L. Bechſtein. 8. 1854. $^2/_3$ Thlr.

Hainſterne. Berg-Wald- und Wander-Geſchichten von Ludw. Bechſtein. 4 Theile. 8. 1853. 4$^2/_3$ Thlr.

Ahnungen und Erſcheinungen. Novellen in Hoffmann's Manier. Von H. Bertholdi. 8. 1854. 21 Sgr.

Friſton der Rächer, oder die Felſeninſel. Roman von H. Bertholdi. 2 Theile. 8. 1854. $^2/_3$ Thlr.

Das Mährchen der Thränen. Von A. Mittau. 8. 1851. 16 Sgr.

VII. Landwirthſchaft. Handel und Gewerbe.

Handbuch für den Landmann. Eine Anleitung, den Ackerbau auf die vortheilhafteſte Weiſe zu betreiben. Von Grünhagen. — Auch unter dem Titel: Leitfaden für den Schullehrer beim landwirthſchaftlichen Unterricht. Eine von der Direction des landw. Central-Vereins für die Provinz Sachsen prämiirte Preisschrift. gr. 8. 1855. 3/4 Thlr.

Der Zuckerrübenbau. Anleitung zum zweckmäßigen, einträglichen Betriebe deſſelben. Nebſt Koſten-Anſchlägen zu kleineren Zuckerſiedereien. Von J. Schadeberg. 8. 1850. 2/3 Thlr.
(Ein bereits trefflich bewährtes Werk über dieſen wichtigen Gegenſtand.)

Der Maisbau. Erfahrungen praktiſcher Landwirthe. Mitgetheilt von J. Schadeberg. gr. 8. 1851. 1/3 Thlr.

Bienenkalender. Die Bienenpflege des ganzen Jahres nach gewöhnlicher Korbbienenzucht und nach Dzierzonſchem Verfahren. Von Prof. Lieberkühn in Weimar. 8. 1853. 1/12 Thlr.

Ortſchafts-Lexikon für den Poſt-, Eiſenbahn-, Telegraphen- und Schiffahrts-Verkehr in Deutſchland und in den zu Oeſterreich und Preußen gehörenden nicht deutſchen Ländern. Vom Poſtmeiſter Heidemann. Mit 2 color. Karten (1 Eiſenbahn- und Telegraphen-Karte und 1 Karte über die Schiffbarkeit der Flüſſe und Kanäle). gr. 8. 1853. 1 1/3 Thlr.
(Nennt ſämmtliche Orte, welche Eiſenbahn-, Poſt- oder Telegraphen-Stationen ſind und giebt zahlreiche, höchſt wichtige und praktiſch-brauchbare Nachweiſungen. Namentlich für Poſt- u. Eiſenbahn-Beamte, Geſchäftsleute und Touriſten.)

Karte über die Schiffbarkeit sämmtlicher (deutscher und österreich. Flüsse u. Kanäle, sowie über die Dampfschiff-Course. Vom Postmeister) **Heidemann.** Fol. 1853. 1/3 Thlr.

Reductions-Tabelle zur Verwandlung des Preuss. Gewichts in Zollgewicht und des Zollgewichts in Preuss. Gewicht. 2. Aufl. 1853. 1 Sgr.

Hülfsbüchlein für Kaufleute und Fabrikanten, ſowie für jeden Geſchäftsmann. Von Schadeberg. 8. 1850. 16 Sgr.
(Kleiner „Reiſenbrecher" oder praktiſches Handbuch über die Münzen, Maße und Gewichte aller Länder.)

Central-Blatt für deutſche Papierfabrikation. Herausg. von A. Rudel. 4 – 6. Jahrgang. (à Jahrg. 12 Nummern.) gr. 8. 1853 bis 1855. à Jahrg. 4 Thlr.
(Auch die früher erſchien. Bände ſind durch uns zu erhalten.)

Kurze praktische Anleitung zur Untersuchung und Werthbestimmung der in den Gewerben gebräuchlichsten **chemischen Materialien und Farben.** Für Gewerbsmänner, Kaufleute, besonders Papierfabrikanten. Von **A. Rudel.** gr. 8. 1851. 2/3 Thlr.

VIII. Zeichen-Vorlagen. Vermiſchtes.

35 Vorlegeblätter nebst erläuterndem Texte zum geometrischen Zeichnen mit Lineal und Zirkel. Vom Director **Löben.** 8. ½ Thlr.

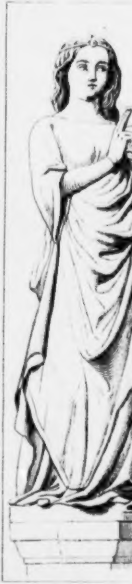
Arithmetiſche Uebungen zur Beförderung eines wahrhaft geiſtbildenden Kopf- und Denkrechnens für Schule und Haus. Nach einer neuen Methode bearbeitet. Vom Lehrer Mühlpfort. 8. 1853. 1/2 Thlr.

Anleitung zu Anfertigung von Geſchäftsaufſätzen (ſchriftl. Arbeiten, Titulaturen ꝛc.) Vom Director Löben. 8. 1845. 3 Sgr.

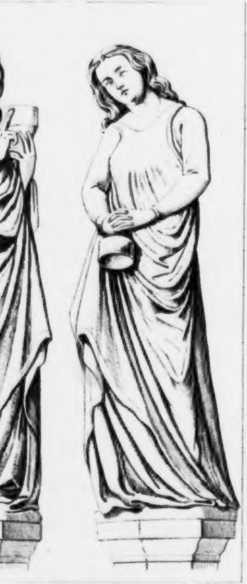
Lehrbuch des guten Tons, der feinen Sitte und der vornehmen Lebensart. Für Herren und Damen, für Eltern und Erzieher. Von F. v. Angelier. 8. 1853. 2/3 Thlr.

Geſetzbuch für den Lebemann und die Dame von Welt, in Hinſicht auf die Pflege der Geſundheit, die Erhaltung und Bewahrung jugendlicher Schönheit und Anmuth und die Erreichung eines hohen Lebensalters. Von Dr. Pirken. 16. 1853. 1/2 Thlr.

Universitats
Bibliothek
Berlin.



EINE KLUGE
JUNGFRAU AUS DE



GE UND EINE THÖRICHTE

DER SEBALDSKIRCHE ZU NÜRNBERG

Mittheilungen

aus dem Leben der

Herzoge zu Sachſen Meiningen

und deren

Beziehung zu Männern der Wiſſenſchaft.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1856.

BIBLIOTHECA PONICKAVIANA

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Subſcribenten

auf die Prachtausgabe dieſer Schrift.

	Exempl.
Seine Majeſtät Georg V., König von Hannover.	1
Seine Majeſtät Johann, König von Sachſen.	1
Ihre Majeſtät Amalie, Königin von Sachſen.	1
Ihre Majeſtät Marie, verwittwete Königin von Sachſen.	1
Seine Königliche Hoheit Albert, Kronprinz von Sachſen.	1
Ihre Königliche Hoheit Amalie, Prinzeſſin von Sachſen.	1

	Exempl.
Ihre Kaiserliche Hoheit, Großfürſtin Marie Paulowna, verwittwete Großherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach	1
Seine Königliche Hoheit Karl Alexander, Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach	1
Ihre Königliche Hoheit Sophie, Großherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach	1
Seine Hoheit Bernhard, Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach	2
Seine Hoheit Hermann, Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach in Stuttgart	1
Ihre Königliche Hoheit Amalie, Prinzeſſin der Niederlande, geb. Herzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach	1
Ihre Königliche Hoheit Helene, Herzogin von Orleans	1
Seine Hoheit Bernhard, Herzog zu Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen	12
Ihre Hoheit Marie, Herzogin zu Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen	6
Seine Hoheit Georg, Erbprinz zu Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen	6

	Exempl.
Seine Hoheit Ernſt, Herzog zu Sachſen-Altenburg.	1
Seine Hoheit Ernſt, Herzog zu Sachſen-Coburg-Gotha.	1
Seine Königliche Hoheit Albrecht, Prinz von Preußen.	1
Ihre Durchlaucht Caroline, verwittwete Landgräfin zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld in Meiningen.	1
Ihre Hoheit Marie, Landgräfin zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld in Philippsthal, geb. Herzogin von Würtemberg.	1
Seine Durchlaucht Victor, Herzog von Ratibor, Fürſt von Corvey.	1
Seine Durchlaucht Heinrich, Fürſt von Carolath-Beuthen.	2
Seine Durchlaucht Alexander, Fürſt von Radziwill.	1

	Exempl.
Dr. j. u. et phil. **Auguſt v. Fiſchern**, Wirklicher Geheimer Rath und Appellationsgerichts-Präſident in Hildburghauſen.	1
Emilie, Freifrau v. **Gleichen-Rußwurm**, geb. v. **Schiller**, auf Greifenſtein ob Bonnland in Unterfranken.	1
	1
Die Königliche **Hof- und Staatsbibliothek** in München.	1
Die Herzogliche Appellationsgerichts-Bibliothek in Hildburghauſen.	1
Das Herzogliche Gymnaſium in Hildburghauſen.	1

Inhalt.

Seite

I. Meiningens Kunſt- und Literaturbeſtrebungen vor der Zeit des Herzogs Bernhard I. 1

II. Herzog Bernhard I. zu Sachſen Meiningen, ſeine zweite Gemahlin, Eliſabeth, und ſeine Söhne erſter Ehe. 14

III. Herzog Anton Ulrich zu Sachſen Meiningen, Kunſtfreund und Kunſtſammler, und ſeine Gelehrten. 49

IV. Aus dem Reiſetagebuche des jungen Herzogs Karl Auguſt zu Sachſen Meiningen. 1775. . . . 80

V. Die erſte fürſtliche Liebhaberbühne in Meiningen, und Leiſewitz's Julius von Tarent. . 173

VI. W. F. H. Reinwald, ſein Verhältniß zu Schiller und das Aſyl zu Bauerbach. Schillers Schweſter Chriſtophine. 198

VII. Herzog Georg zu Sachſen Meiningen, ſein Hofleben und ſein Schutz edler Künſte. 234

I.

Meiningens Kunſt- und Literaturbeſtrebungen vor der Zeit des Herzogs Bernhard I.

Die deutſche Geſchichtſchreibung beſchäftigte ſeit Jahrhunderten Gelehrte und Ungelehrte, Berufene und Unberufene; ſie rief manches wichtige, manches auch blos dem Umfange und der Schwere nach gewichtige Werk ins Daſein. Herrſcher und Völker fanden ihre Hiſtoriker, aber ungleich mehr wurden die Werke über beide von den Geſchichtſchreibern vom politiſchen, als vom kulturgeſchichtlichen Standpunkte erfaßt und der Nachwelt überliefert, ebenſo mehr vom allgemeinen, wie vom beſonderen Standpunkte. In der Gegenwart wendet man ſich dagegen neben der allgemeinen Geſchichtforſchung häufig und mit Vorliebe Darſtellungen zu, die das beſondere ins Auge faſſen, die in das Familienleben der Dynaſtien, in die Geſelligkeitskreiſe fürſtlicher Hofhaltungen eindringen, die zur allgemeinen Kunde bringen, was ein oder das andere Haus durch einzelne ſeiner Angehörigen oder durch ganze Reihen derſelben ſeinerſeits gethan und beigetragen zum großen Aufbau deutſcher Kultur und Sitte, deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt. Beſtrebungen ſolcher Art ſind gewiß löbliche, und ſtehen hoch über dem Klatſch der Scandalchroniken, abgeſchmackter Anekdoten, und der Aufdeckung unmoraliſcher Liebeleien, wie jede ſpätere Zeit ſie darbot, man denke an das „galante Sachſen" — denen freilich ein Leſe-Publikum niemals fehlt, wenn es auch kein erleſenes iſt.

Die Leſer dieſer Blätter finden in nachſtehenden Ausarbeitungen, die größtentheils in der Abſicht entſtanden, zu Vorleſungen zu dienen, Lebens- und Sitten-Schilderungen eines fürſtlichen Hauſes von dem ruhmreichen Stamme der **Wettiner**, Erneſtiniſcher Linie, das nicht zurückblieb hinter dem Streben anderer Zweige des letzteren: auch im ſtillen Kreiſe des häuslichen Daſeins Antheil am Kunſtſchönen, an Wiſſenſchaft, an Poeſie und an der Pflege aller ſchönen Künſte zu bethätigen, das ſich aber vor manchem andern deutſchen Fürſtenhauſe in ſeinen Gliedern vorzugsweiſe durch ſittlichen Adel auszeichnete.

Das Land, über welches dieſes Wettiniſche Haus den Scepter zu führen von der Vorſehung berufen ward, empfing ſeinen ſpäteren Namen von einer kleinen Thalſtadt am rechten Ufer der Werra, die in der Zeit Heinrichs des Städtegründers als Villa regia aus den Trümmern erſtand, in welche ſie durch die Verwüſtungen der Hunnen geſtürzt war. Dieſer Wiederaufbau und die Umgürtung mit Mauern ſoll im Jahre 930 erfolgt ſein, und 1008 erſcheint in einer Urkunde König Heinrichs II. die Stadt Meiningen und die Meininger Mark (Mayninga et Mainingero marcha) als ein Gegenſtand des Tauſches von Seiten des Königes an den Biſchof Heinrich von Würzburg gegen Güter im Radenzgau und Volkfeld.

Ueber das geiſtige Leben einer ſo frühen und fernen Zeit mangeln begreiflicher Weiſe faſt alle Nachrichten. Die Baukunſt war es ohnſtreitig, die zuerſt vor allen anderen Künſten auch in unſerem Thale ſich Bahn brach. Ein kaiſerlicher Ritter, Namens Roſenkranz, legte 1003 den Grund zu der jetzigen Stadtkirche, welche König Heinrich II. mit einem Thürmepaare ſchmückte und ſie in die Ehre der heiligen Jungfrau einweihen ließ. Noch immer zeigt dieſe Kirche in ihrer baulichen Anlage den urſprünglichen romaniſchen Styl. Gleichzeitig erbaute Graf Gottwald von Henneberg die ſchöne Prämonſtratenſer-Abteikirche Veßra, auch mit ſtattlichem Thürmepaare, das noch heute ſteht.

Im Jahre 1129 erbauten die Templer ganz nahe bei Meiningen ein Ordenshaus und eine Kirche, welche aber mit dem Orden ſelbſt ſpurlos verſchwanden, und nur ein noch aufbewahrter mit Figuren gezierter Taufſtein ſoll, der Sage nach, aus jener Kirche herrühren. Derſelbe iſt jedenfalls unſer älteſter und einziger Ueberreſt frühmittelalterlicher einheimiſcher Sculptur.

Das Geſchick verfolgte das arme Meiningen faſt ohne Ende und ließ es zu keiner Blüthe gelangen; bald ſchädigten und verheerten Brände, bald Hagelſchläge und Ueberfluthungen, bald wütheten verheerende Seuchen, bald Heereszüge, bald halfen Theuerung und Hungersnoth Stadt und Land entvölkern.

Eine ſolche Theuerung herrſchte, als Graf Ludwig der Salier im Jahre 1067 Schloß Wartburg zu bauen begann. Da machten ſich die armen Leute von Meiningen auf, und halfen beim Bau, nur um das Brod, um nicht Hungers zu ſterben.

An dieſe chronikale Nachricht reiht ſich eine andere an, für die zwar eine geſchichtliche Bürgſchaft nicht geleiſtet werden kann, die aber, wenn ſie nicht völlig im geſchichtlichen Boden wurzelt, um ſo mehr ein poetiſches, ſagengeſchichtliches Intereſſe in Anſpruch nimmt.

Als im Jahre 1227 Landgraf Ludwig IV. von Thüringen ſich von ſeiner Gemahlin, der heiligen Eliſabeth, trennte, gab ſie ihm, nach örtlichen Ueberlieferungen, das Geleite bis nach Meiningen, während ſpätere thüringiſche Chroniken Schmalkalden als den Ort des ſchmerzlichen Abſchiedes nennen. Für die erſtere Annahme dürfte der Umſtand wol ins Gewicht fallen, daß auf dem Wege von Eiſenach nach Franken niemand ohne beſonderen Anlaß den Umweg über den Thüringer Wald und Schmalkalden einſchlägt, und daß das Heer Kaiſer Friedrichs I. jedenfalls den Heerweg von Eiſenach im und dann durch das Werrathal über Meiningen zog, welches in jenen Zeiten vorzugsweiſe die Porta Franconiae hieß; indeß kann aus beſonderen Gründen der Landgraf auch den Weg über Schmalkalden eingeſchlagen haben, und von dort aus doch noch von ſeiner Gemahlin bis Meiningen begleitet worden ſein. Zum Gedächtniß ihres Abſchiedes und Trennungſchmerzes ließ die h. Eliſabeth eine Kapelle erbauen, zu welcher nach ihrem Ableben und nach ihrer Heiligſprechung eine Wallfahrt entſtand. Dieſe Kapelle ſoll auf dem Markte zu Meiningen geſtanden haben, und nach deren Beſeitigung ſei ihr Portal an die Stelle des alten romaniſchen in die Stadtkirche eingepaßt worden.

Im Jahre 1344 begabte Kaiſer Ludwig, der Bayer, der mit dem Biſchofe Otto von Würzburg nach Meiningen kam, dieſe Stadt mit allen Rechten und Freiheiten, deren ſich die Reichsſtadt Schweinfurt zu erfreuen hatte, und vermehrte das Stadtwappen, indem er zu den bisher geführten zwei (ſoll heißen drei) Thürmen, fünf Thürme in geſchloſſener Ringmauer der fränkiſchen Pforte zu führen geſtattete. Als Denkmale mittelalterlicher Stempelſchneidekunſt und für die ſphragiſtiſche Wiſſenſchaft insbeſondere iſt es anziehend, daß die Siegelſtöcke aus dieſer Zeit, eines vor der Veränderung und einige nach derſelben, noch auf dem Rathhauſe zu Meiningen aufbewahrt werden. Das alte, größeſte, zeigt eine dreigethürmte, von der Ringmauer umgebene Burg, in derem Thore 4 Sterne ſtehen; das jüngere hat im Thore einen Biſchofkopf, noch jüngere haben die Henne, die dann ſeit 1371 im Stadtwappen beibehalten geblieben iſt. Dieſe ſchwarze Henne im goldenen Felde auf einem dreifachen grünen Berge ſtehend, war das redende Wappen der Grafen von Henneberg, welche Meiningens nächſte, der Stadt ſehr oft unheilbringende Nachbarn waren, denn ſie lag als biſchöflich Würzburgiſche Parzelle rings von gräflich Hennebergiſchem Gebiete umgeben. Gleichwohl waren die Henneberger dem weiterſchreiten der Kultur in dieſem Landſtriche ungleich förderlicher als die Biſchöfe von Würzburg dies waren und ſein konnten, denn Meiningen lag den letzteren ſehr fern und war eben nichts mehr und nichts minder als eines der kleinen Städtlein, wie das Mainthal, das Thal der Werra und das der fränkiſchen Saale ſo viele aufweiſt, deren äußerer Typus ſich außerordentlich ähnlich war. Die Grafen von Henneberg aber beſaßen ſchon, theils erbauten ſie mächtige und prächtige Reſidenzen, die zum Theil noch immer als wohlerhaltene Schlöſſer prangen, z. B. das herrliche Schloß Mainberg, Schloß Aſchach, Schloß Maßfeld, die Bertholdsburg in Schleuſingen u. A. Dieſes reiche und angeſehene, in der Schleuſinger Linie ſogar in den Reichsfürſtenſtand erhobene Geſchlecht pflegte nach jeder Richtung hin die Künſte, gründete Klöſter und Abteien, erbaute Kirchen, beſoldete Bildhauer und Maler, und übte frühzeitig ſelbſt den deutſchen Minneſang. Von einem Grafen von Henneberg empfingen im Schloſſe Maßfeld (nur 1 Stunde von Meiningen) Wolfram von Eſchenbach und der neben dieſem im Wartburgkriege genannte Minneſinger Bitterolf den Ritterſchlag. Mehrere des hohen Geſchlechtes waren ſelbſt begabte Minneſinger, vornehmlich Otto, Graf von Henneberg auf Botenlauben (bei Kiſſingen), deſſen Gedichte im Maneſſiſchen Codex zu Paris und im Weingartner Codex zu Stuttgart aufbewahrt blieben *).

Die Fülle der durch dieſe Herrſcher des Landes veranlaßten Kunſtwerke, Gemälde, Sculpturen, Grabdenkmäler u. dgl. theils auf ihren Schlöſſern, theils in den Kirchen war reich und groß, und vieles davon prangt troß allen Verwüſtungen des Bauernkrieges und der unſinnigen Bilderſtürmerei in dem Reformationskriege, wie der namenloſen Verheerungen des dreißigjährigen Krieges noch immer in herrlicher Erhaltung. Dahin gehören vorzugs-

---

*) Vergleiche meine Monographie: Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben, Grafen von Henneberg. Mit einem Urkundenbuche u. Abbildungen. Leipzig. Georg Wigands Verlag. 1845. 4°

weiſe die ſteinernen Grabmonumente in den Städten Schleuſingen (früher in der Kloſterkirche Veßra) und Römhild, die nicht ohne künſtleriſchen Werth ſind, hochbedeutend aber ſind die ehernen Denkmale Hennebergiſcher Grafen in der Stiftskirche der letztgenannten Stadt, ein wunderſchönes Altarſchnitzbild in der Kirche zu Themar von einem unbekannten Meiſter und manches andere.

Das Collegiatſtift zu Schmalkalden war außerordentlich reich an Bildwerken und an Kirchenſchmuck, davon iſt leider faſt gar nichts mehr vorhanden.

Von Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt, beide in jener frühen Zeit meiſt von Geiſtlichen gepflegt, findet ſich wenig mehr aufgezeichnet, als einige Namen. Im Necrologium des Stiftes Haug zu Würzburg erſcheint im dreizehnten Jahrhunderte ein Magister Bertholdus de Meiningen als Canonicus. Im Jahre 1302 wird ebenfalls als Canonicus zu Haug ein Heinricus de Meiningen genannt. Dieſer oder ein anderer Heinricus de Meiningen war 1313 rector scolarum monasterii Sancti Stephani zu Würzburg. Ebenfalls im Stifte Haug lebte Hartmodus Beyer de Meyningen als Prieſter und Canonicus; er ſtarb 1404, und ſein noch vorhandener Grabſtein wird im hiſtoriſchen Vereine zu Würzburg aufbewahrt.

Ein in alter Handſchrift noch erhaltenes Geſchichtswerk, insgemein der Monachus Vessraensis geheißen, mit Bildern, und gegen Ende des 14ten Jahrhunderts entſtanden, hat höchſtwahrſcheinlich einen, dem geiſtlichen Stande angehörigen Grafen von Henneberg zum Verfaſſer, und die Geſchichte kennt, welche Zierde dieſes Standes die Römhilder Linie des Grafenhauſes in dem großen Berthold von Henneberg, Erzbiſchof von Mainz, Deutſchland ſchenkte.

Im Jahr 1406 verſetzte der Würzburger Biſchof, Johann von Egloffſtein, Burg und Stadt Meiningen nebſt Schlöſſern und Dörfern an mehrere Ritter, und vierzig Jahre ſpäter that Biſchof Gottfried, Schenk von Limburg, zu Würzburg, ein Gleiches gegen Graf Wilhelm III. von Henneberg, „wegen großer Schulden des Stiftes“ um 24000 Gulden rheiniſcher Währung, wodurch ſchon von Seiten des Grafenhauſes mehr Antheil an der Stadt rege wurde. Die muthmaßlich erſte meiningiſche Schauſtellung, wahrſcheinlich nicht ſehr künſtleriſcher Art, erfolgte bereits 1435 durch Zigeuner.

Außer dem erwähnten kurzgefaßten genealogiſch gehaltenen Veßraer Mönch war es zur Zeit noch ſtill von der Pflege der Literatur im Henneberger

Lande, bis uns mit Sicherheit nachweisbar, ein Meininger Dichter begegnet. Der Hennebergiſche Chroniſt Cyriac Spangenberg nennt ihn zuerſt.

„Dazumal (1490) ſind zu Meiningen zween Brüder geweſen: Johannes Dothen, ein gelehrter und andechtiger Mönch: vnd Georgius Dothanus, ein werklicher*) Poëte: welcher Fürſt Wilhelm V. reyſe zum gelobten Lande mit lateiniſchen verſen ſoll beſchrieben haben: ſo vielleicht auch noch etwan werden verborgen liegen.“

Auf dieſe Nachricht der 1599 erſchienenen Spangenſpergiſchen Chronik ſtützt ſich theilweiſe der Meiningenſche Annaliſt Sebaſtian Güth in ſeiner 1676 erſchienenen Poligraphia Meiningenſis und führt an: „1489 hat Georgius Dothanius, al. Doth, ein Meininger Kind und werklicher Poet, gelebt, deſſen Bruder Johannes Doth ein Mönch im Convent zu Meiningen geweſen. Von dieſes Poeten Schriften iſt Anno 1545 noch eins vorhanden geweſen, welches damals aus der Meininger (Kirchen) Bibliothec neben den Operibus Hieronymi und vielen anderen Patribus gekommen, und D. Johanni Förstero nach Schleuſingen geſchickt worden.“

---

*) wërc-lich: operarius, artificiosus.

Man hat lange vermuthet, das erwähnte Werk werde die Handſchrift jener poetiſchen Reiſebeſchreibung ſein, aber alle Nachforſchungen danach ſind fruchtlos geblieben. Dagegen begegnete meiner Forſchung über **Georg Doth** einiges bisher noch unbekannte.

Ohne Ort und Jahr erſchien ein Buch in Quart, gedruckt von **Melchior Lotter** zu Leipzig unter dem Titel:

> Poetarum famosiorum | Octavii Cleophyli fa | nensis catalogus, pluriumque celebretatissi | morum virorum: in universitate liptzen | si famosa, magistri Georgii Meyningen | sis pervisili cura elimatus.

Daß dieſer Autor unſer **Doth** war, beſtätigen handſchriftliche, von mir aufgefundene Documente, aus denen hervorgeht, daß derſelbe 1489 oder 1490 noch ziemlich jung geweſen ſein muß, und da er ſich von ſeiner Vaterſtadt wegwandte, darf es nicht verwundern, daß ihr ſo wenige Kunde von ihm blieb.

In einer Teſtamentsvollſtreckungs- und Stiftungsangelegenheit, die den Bürgermeiſter von Waſungen (2 St. v. Meiningen) Dr. **Jacob Jßleuber** betraf, deſſen Bruder in Leipzig verſtorben war, ſchreiben am Sonnabende nach Himmelfahrt des Jahres 1523, von Leipzig aus an den Fürſtgrafen **Wilhelm von Henneberg** der

Untertenige Capellan
Georg Dot von Meiningen
vnd Alexander Segkler von Eßlingen
als testamentarii

ebenſo an den Bürgermeiſter und Rath der Stadt Waſungen, und auf einem anderen Briefe von 1529 unterzeichnete ſich unſer Dichter:

> E. F. G. gutwilliger Capellan Georg Dotte von Meyningen zcu leipzk der heiligen ſchrifft Doctor vnd des Fürſten Collegii daſelbſt Collegat.

So wäre einiges nähere über die Perſönlichkeit des erſten Meininger Poeten feſtgeſtellt, vielleicht glückt es auch noch, ſein genanntes poetiſches Geiſteswerk aufzufinden.

Einen muſikaliſchen Künſtler nennt der Titel eines mir leider nie ſelbſt zu Geſicht gekommenen Buches: Musice active micrologus Ornithoparchi Ostrofranci Meyningensis, libr. discipl. magistri. s. l. e. a. 4to mit in Holz geſchnittenen Noten.

Im Jahre 1495 löſte Würzburg die an Henneberg verpfändete Stadt Meiningen wieder ein, und 1497 tanzten wiederum Zigeuner auf dem Markte. Im Jahr darauf wurden drei Räuber, darunter zwei Vettern, die auch den Namen Doth oder Tod führten, mit dem Rade gerichtet. In demſelben Jahre kam die neue Wallfahrt im Grünthal, ſpäter Grimmenthal, bei Meiningen auf, die den Bau einer ſchönen Wallfahrtkirche zur Folge hatte, bei welcher die Maler und Plaſtiker Hans und Paul Lautenſack aus Bamberg künſtleriſch thätig waren. Ebenſo an ſilbernen Bildwerken die Meininger Goldſchmiede Hans Erbenheit und Hans Büchner.

Im Jahr 1542 vertauſchte Würzburg Schloß, Stadt und Amt Meiningen gegen das Schloß und Amt Mainberg bei Schweinfurt an die Grafen von Henneberg und zahlte letzteren noch eine bedeutende Geldſumme. So hatte die Herrſchaft des Krummſtabes für dieſe Stadt nun auf immer ein Ende; die Reformation wurde im Henneberger Lande eingeführt und dieſe begeiſterte zunächſt die begabten auch dieſes Landes für das deutſche evangeliſche Kirchenlied, während die gelehrte Poeſie ſich zu ihren geſchichtlichen, genealogiſchen und zu Gelegenheits-Dichtungen vorzugsweiſe noch der lateiniſchen Sprache bediente. Trauerfälle im Regentenhauſe des Landes gaben häufigen Anlaß, die poetiſche Ader fließen zu laſſen, andererſeits ſangen die Hennebergiſchen Poeten in Luſt und Leid einander auch gern ſelbſt und gegenſeitig an, wie man noch lange Zeit die Sitte beibehielt, zu Werken eines befreundeten Autors Carmina gratulatoria zu dichten, welche freundſchaftlichen Ruhmeskränze die heutigen belobenden Recenſionen vertraten, und welche die Autoren ihren Werken beſcheiden vordrucken ließen. So ſtehen vor Sebaſtian Güth's obenerwähnter Poligraphia Meiningenſis nicht weniger als 11 ſolcher deutſchen und lateiniſchen Glückwünſchungsgedichte, und der Autor dieſer an ſich ziemlich trockenen und unkritiſchen Stadtgeſchichte heißt „Sionidum jubar historiaeque decus" u. dgl.

Die Hennebergiſchen Dichter dieſer Periode waren Ortolph Marolt in Römhild, fürſtlicher Leibarzt; er beſang unter andern in einem Epicedium den Tod des zu Römhild verſtorbenen Grafen Chriſtoph von Henneberg; dann Johannes Steuerlein, Kurſächſiſcher und Fürſtlich Hennebergiſcher Canzlei-Secretair, kaiſerlicher Notar, zu Schmalkalden 1546 geboren, und als Stadtſchultheis von Meiningen 1613 geſtorben. Er wurde zum kaiſerlichen Poeten gekrönt und dichtete mehrere in Geſangbücher übergegangene Lieder, unter andern das bekannte: „Das alte Jahr vergangen iſt," das einen ächt Lutheriſchen Ton und Geiſt athmete. Vielleicht ein Bruder dieſes Dichters: Daniel Steuerlein zu Schmalkalden, ließ 1560 einen in griechiſchen Hexametern gedichteten Hymnus zum Lobe des Fürſten Georg Ernſt von Henneberg im Druck erſcheinen. Andreas Mergilet, Pfarrer zu Niederlauer, ſpäter in Mühlfeld, war ebenfalls kaiſerlich gekrönter Poet, und zwar von ſeinem Landsmanne und Milchbruder Paulus Meliſſus Schedius gekrönt, der ſich aber mit ſeinem Talente in das Ausland gewendet hatte. Mergilet gab viele lateiniſche poetiſche Schriften heraus; eine davon: Eucharistica Epigrammata, eignete er einem Freunde, dem Magiſter Johann Mylius, aus Meiningen, Diaconus in Themar, zu, welcher nicht ohne Glück die Kunſt des Holzſchneidens übte, und auch verſtand in lateiniſchen Verſen Fürſtenlob zu ſpenden. Unter deſſen eigenes, von ihm geſchnittenes Bruſtbild ſetzte Mergilet encomiaſtiſche Diſtichen. Chriſtoph Fiſcher jun. dichtete auf den am 18. Auguſt 1566 erfolgten Tod der Fürſtin Eliſabeth von Henneberg, geb. Herzogin von Braunſchweig, ein Epicedion, das 1567 zu Schmalkalden im Druck erſchien. Jacob Fohmann, aus Erfurt, Diaconus zu Meiningen und ſpäter zu Schleuſingen beſang unterm 4. März 1574 die Exequien des Fürſtgrafen Poppo in einem Carmen elegiacum. Joachim Zehner, nach Bekleidung mehrerer geiſtlichen Stellen zuletzt Hennebergiſcher General-Superintendent, ſchrieb Hennebergius eteostichos, 1584, lateiniſche und deutſche poetiſche Sentenzen, in welche die Jahrzahlen wichtiger geſchichtlicher Begebenheiten des fürſtgräflichen Hauſes mit unſaglicher Mühe hineingeheimnißt ſind. Johann Müller aus Meiningen ſchrieb eine dichteriſche Echo gemina, über das Bild des Hahnes auf Abcbüchern, in Verbindung gebracht mit der Hennebergiſchen Wappen-Henne, welche 1592 zu Schmalkalden gedruckt wurde. Derſelbe dichtete unter dem Titel: Oratiuncula de Infanticidio Herodis eine lateiniſche Elegie, die er am Sonntage Epiphanias 1592 zu Jena bei einer academiſchen Feier vortrug. Ohne Jahr erſchien in Wittenberg bei Mathias Welack ein heroiſches Gedicht: Vaticinium Sancti Prophetae Joelis, von einem Wilhelmus Müller, Meiningensis.

Der Rector der Meininger Schule und ſpäter des Schleuſinger Gymnaſiums M. Wolfgang Moller, feierte in einer großen lateiniſchen Rede das Leben und die Thaten Bertholds des Weiſen, Grafen von Henneberg, welche 1584 im Druck erſchien. In demſelben Jahre hielt er auch eine lateiniſche Rede über die Verdienſte des letzten Fürſten von Henneberg: Georg Ernſt.

Die lateiniſche Sprache herrſchte noch vor; kein armer Student der Theologie oder Candidat, oder auch Land-Schulmeiſter durfte deutſch um Verbeſſerung bittend einkommen, es mußten lateiniſche Verſe ſein, doch verſtieg ſich die Bettelbrief-Poeſie an die Conſiſtorien und an hohe Mäcene auch bis zu Suppliken in griechiſcher und ſelbſt in hebräiſcher Sprache. Ein Beweis, daß die damaligen Schullehrer vieles lernen mußten.

Durch den am 27. Dec. 1583 erfolgten Tod des Fürſten Georg Ernſt von Henneberg fiel laut Erbvertrages deſſen Land an die beiden Herrſcher-Linien des Hauſes Sachſen, und wurde durch eine eingeſetzte, gemeinſchaftliche Regierung verwaltet. Unter ſolchen Verhältniſſen konnte vom emporblühen der Künſte und Wiſſenſchaften nur wenig die Rede ſein. Nur der Stadtrath von Meiningen zeigte ſich noch einigermaßen kunſtſinnig; er ließ 1601 das Hintertheil der Stadtkirche durch einen Schmalkalder Maler, Martin Peter, erneuen, dem für ſeine Arbeit 461 Gulden und 19 Groſchen zu Theil wurden, ſo daß dieſelbe nicht unbedeutend geweſen ſein kann. Gleichwol mag man mit den Künſten jenes von auswärts her berufenen Peter nicht völlig zufrieden geweſen ſein, denn im Herbſt 1605 wurde einem Meininger Maler, Hans Jacob Malthamer, eine neue Reſtauration der Kirche übertragen.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts begann die dramatiſche Kunſt ihre Schwingen in Meiningen zu regen. Die ſtädtiſchen Annalen gedenken einer auf dem Markte aufgeführten „Comoedia vom verlornen Sohn." Von wem die Aufführung erfolgte, wurde leider nicht aufgezeichnet, vielleicht von einer Truppe der damals Deutſchland durchziehenden engliſchen Comödianten. Man nimmt jetzt an, daß bei einer ſolchen Bande ſelbſt Shakſpeare ſich eine Zeitlang in Deutſchland umgetrieben habe.

Bald darauf begann der dreißigjährige Krieg, der das an Sachſen gefallene Henneberger Land auf das furchtbarſte heimſuchte; bald war Meiningen in kaiſerlicher Gewalt, bald in der der proteſtantiſchen Partei. Die Durchzüge und Erpreſſungen nahmen kein Ende; am ſchlimmſten wütheten die Croaten unter Iſolano an einem Gallustage, den 16. October 1634, doch fand trotz allem Jammer ein Ober-Stadt-Schreiber, Magiſter Johann Wilhelm, die poetiſche Anregung, das Unglück der Stadt in zahlreichen lateiniſchen Diſtichen zu beſingen. Auch in dem folgenden Jahre war Meiningen und das Werrathal häufig der Schauplatz blutiger Scharmützel, und die Stadt mußte ſich mehr als einmal gegen Belagerungen vertheidigen. Im Frühjahre 1641 waren in Meiningen, das damals wol kaum über 500 Häuſer gezählt haben kann, 250 Häuſer und Scheuern bis auf den Grund abgebrochen, und gegen 100 Wohnhäuſer verwüſtet und nicht mehr bewohnt.

Am 9. Auguſt 1660 erfolgte die Theilung des Henneberger Landes, in welcher Meiningen an den Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachſen-Altenburg kam, der im November des folgenden Jahres die Huldigung durch ſeinen Sohn, den Erbprinzen Chriſtian annehmen ließ, bei welcher feierlichen Gelegenheit dieſer ſiebenjährige Prinz vor den verſammelten Ständen eine lange Rede hielt, die er mit ausdruckvollen Mienen und lebhafter Hebung und Senkung der Stimme begleitete.

Dieſer junge, leider frühreife Erbprinz, ſtarb 1663 zu Altenburg in ſeinem neunten Jahre an den Maſern. Sein Vater, der öfter nach Meiningen gekommen war, und ſich in der waldreichen Umgegend mit jagen vergnügt hatte, folgte dem Sohne im Jahr 1669 im Tode nach, und es trat nun eine obervormundſchaftliche Regierung, deren Häupter Kurfürſt Johann Georg II., Herzog zu Sachſen, und der poſtulirte Adminiſtrator des Stiftes Naumburg und Zeitz, Herzog Moritz zu Sachſen waren, an die Leitung der Geſchäfte. Während dieſer ganzen Zeit ſchlieſen die Künſte, nur die in derſelben beliebten Schulcomödien trugen einige poetiſche Abwechſelung in das Stillleben der Stadt Meiningen, die ſich nur ſehr ſchwer und langſam von den Wehen des dreißigjährigen Krieges erholte. Ein Schulrektor: Johann Paul Munck hatte am 12. Februar 1669 zur 67. Geburtstagsfeier des Herzogs Friedrich Wilhelm ludos scenicos de statu et conditione vitae humanae von ſeinen Schülern öffentlich aufführen laſſen.

Ebenſo erfolgte am 12. Juli 1671 die Aufführung einer lateiniſchen Comödie von der keuſchen Suſanne, aus dem Nikodemus Friſchlin, mit eigenen deutſchen Interſceniis auf dem Rathhauſe. Dann unterm 19. Juli 1675 die Comödie von der Cananäiſchen Hochzeit. In dieſem Jahre war der Tod Herzog Ernſt des Frommen zu Gotha erfolgt, deſſen Regentenleben ſo ruhmwürdig war, und deſſen Ableben ſo folgenreich auch für Meiningen wurde; daher beſtand noch Landestrauer, und es mußte die erwähnte Schaudarſtellung ohne Inſtrumentalbegleitung erfolgen; nur zum Intonatu des Geſanges wurde etwa eine Baßgeige erlaubt, und zum Tanze bei der comödiſchen Hochzeit für dieſesmal eine Zwergpfeife (Piccolo) vergönnt. Allein auch dieſe kam bei der Aufführung in Wegfall. Es wurde zwei Tage hinter einander geſpielt, jede Darſtellung dauerte von 1 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr, das Eintrittsgeld betrug am erſten Tage von jeder Perſon 1 Groſchen, am zweiten 6 Pfennige. Dabei war geboten: „Im Poſſenſpielen die unzüchtigen Gebehrden des Pickelhärings per motionem corporis inferioris abzuſchaffen.“

Im Jahre 1679 fand die Aufführung von Friſchlins „Rebecca“ ſtatt. 1681 eine andere Comödie, 1682 eine Tragödie: Bellemperie, von Caspar von Stieler, im Jahre 1699 wieder eine Comödie, Joſeph, deren Aufführung zwar ſchon in die Zeit Herzog Bernhard I. fällt, aber am beſten gleich hier mit erwähnt wird. Es iſt dieſelbe unterſchieden von einem Stücke, deſſen vollſtändigen handſchriftlichen Text ich auffand, der aber eine zweifelhafte Jahrzahl trägt: Innocentia Patriarchae Josephi. Pressa sed non oppressa. Exhibita per scenas a Prima Classe Nobilis Iuventutis Meiningensis Anno MDCIL. Das L iſt ſo geſtaltet, daß es auch für ein C geleſen werden könnte, und dann möchte es für das in dieſem Jahre aufgeführte gelten, als deſſen Verfaſſer Valentin Molter zu Schmalkalden genannt wurde *).

Das beſtimmt 1699 aufgeführte Stück, deſſen Text verloren ging, daher zur Vergleichung nicht zu Gebote ſteht, enthält in ſeinem von Schöppach mitgetheilten Perſonenverzeichniſſe neben den Hauptperſonen, den Söhnen Jacobs, einen Scaramuza, der in dem halb lateiniſchen, halb deutſchen Texte, den ich auffand, fehlt, welcher wieder viele, dort nicht vorkommende Perſonennamen, wie Dorio, Cyrus, Leonidas, Dromo — vor Augen ſtellt.

Der Beginn eines neuen Jahrhunderts, das Meiningen unter einem ſelbſtſtändigen Regentenhauſe fand, nachdem die Stadt unter den deutſchen Kaiſern, den Biſchöfen von Würzburg, den Grafen von Henneberg, dem Geſammthauſe Sachſen, dem Hauſe Sachſen-Altenburg, und dem Hauſe Sachſen-Gotha ihre wechſelnden Geſchicke getragen, bietet den beſten Anlaß dar, hier abzubrechen, und die ſpätere Entfaltung von Wiſſenſchaft und ſchöner Kunſt unter den verſchiedenen Regenten einzeln ins Auge zu faſſen.

---

*) Vergleiche: Karl Schöppach's Einladungsprogramm zur Feier des Henflingischen Gedächtnisstages. Meiningen, 1843. S. 31 und Dr Aug. Henneberger: Meiningen's Antheil an der deutschen Nationalliteratur. (Festschrift.) Meiningen 1854. S. 8.

II.

Herzog Bernhard I. zu Sachſen-Meiningen, ſeine zweite Gemahlin Eliſabeth Eleonore und ſeine Söhne erſter Ehe.

Bernhard, der Dritte von den ſieben lebenden Söhnen Herzog Ernſt des Frommen zu Sachſen-Gotha, geb. am 10. September 1649 auf Schloß Friedenſtein, hatte, gleich ſeinen fürſtlichen Brüdern, eine treffliche Erziehung erhalten, und auf dem Fürſtenkollegium zu Tübingen zwei Jahre lang ſtudirt, und zwar zugleich mit ſeinem zweitälteſten Bruder, Prinz Albrecht. Die Reiſe dorthin wurde am 21. Mai 1666 angetreten; die Prinzen reiſten als Barone von Ravenſtein, unter Begleitung des Hofrathes Chriſtian Friedrich Prüeſchenk von Lindenhof, des Hofmeiſters Johann Balthaſar von Gabelkoven, des Secretair und Informators

Hieronymus Brückner, des Informators Kunhold, und einer Dienerſchaft von noch 9 Perſonen ab, doch kehrte der erſtgenannte Hofrath mit ſeinem Reitknecht und dem Kutſcher von Tübingen alsbald wieder zurück. Faſt keiner fürſtlichen Reiſe jener Zeit blieben komiſche Züge fern, auch dieſer fehlten ſie nicht. Man reiſte damals auf Wegen, die uns jetzt fabelhaft vorkommen, und deren Beſchaffenheit nicht wenig dazu beitrug, Gefahren und Abenteuer herbeizuführen. Der erſte Reiſetag führte von Gotha aus über die Dörfer Hörſelgau und Langenhahn in den Thüringer Wald; im Forſthauſe zu Schwarzbach wurde Mittagsraſt gehalten, dann ging es über Schweina und Witzelrode nach Salzungen, wo man Abends 7 Uhr mit einer zerbrochenen Kaleſche anlangte. Solche Unfälle bei ſchlechtem Wetter und auf bodenlos verdorbenen oder ſteinigen Wegen wiederholten noch öfter, am ſchlimmſten hinter Schlüchtern nach Steinau zu, wo die Achſe der prinzlichen Kutſche zerbrach, und Nacht und Platzregen die Lage ſehr übel machten. In Steinau wurde nothgedrungen Raſttag gehalten, dann ſetzte ſich die Reiſe bis Gelnhauſen fort, wo die Kirchen und die Trümmer der Barbaroſſaburg beſehen wurden.

Mit lahmen und kranken Pferden ging es noch mehrere Tage lang weiter, und zwar über Frankfurt, Darmſtadt, Heidelberg, Bretten (wo Melanchthons Geburtshaus, dem Gaſthauſe zur güldenen Krone gegenüber, nicht unbeſehen blieb) Knittlingen, Maulbrunn, nach Stuttgart, wo dem herzoglichen Hofe aufgewartet wurde. Dann erfolgte die Weiterreiſe nach Tübingen, über deſſen Fürſten-Collegium und deſſen Einrichtung genaueſter Bericht an Herzog Ernſt I. zu Sachſen-Gotha erſtattet ward.

Die Prinzen lagen ihren Studien mit Fleiß und Eifer ob, hielten regelmäßig ihre häuslichen Andachten neben dem Beſuche des öffentlichen Gottesdienſtes, und machten vergnügte und belehrende Ausflüge nach näheren und ferneren Orten. So z. B. im April 1667 nach Darmſtadt zu ihrem neuen Schwager, dem Landgrafen Ludwig VI., der ſich am 5. Dec. 1666 mit ihrer älteſten Schweſter Eliſabeth Dorothea vermählt hatte. Dort knüpfte ſich auch die Bekanntſchaft mit Herzog Bernhards erſter Gemahin an. Im Auguſt deſſelben Jahres wurde das Wildbad beſucht, und ſo voll Gäſte angetroffen, daß die Prinzen im Gaſthauſe zum Bären nur noch hoch oben ein Stüblein für ſich bekommen konnten. — Im October erfolgte eine kleine Reiſe nach Freudenſtadt Behufs der Beſichtigung des dortigen Bergwerks.

Im Januar 1668 machten beide Prinzen eine Winterreiſe nach Reutlingen, deſſen Merkwürdigkeiten in Augenſchein genommen wurden.

Am 17. April 1668 beſuchten die Prinzen die berühmte Nebelhöhle, bald darauf auch die Feſtung Hohenaurach und das Herzogliche Geſtüte zu Marbach.

Im Mai deſſelben Jahres machten die Prinzen am Hofe zu Stuttgart ihren feierlichen Abſchiedbeſuch, und nahmen dort Päſſe zu einer Reiſe nach Genf, unter dem Incognito-Namen zweier Barone von Wartburg. Kurz vor der Abreiſe der Prinzen von Tübingen traf dort deren Bruder Heinrich (der ſpätere Herzog zu Sachſen-Römhild) bei ihnen ein, wohnte als Gaſt im Fürſten-Collegium, und half den vornehmſten Profeſſoren und ſonſtigen angeſehenen Perſonen eine Abſchiedsgaſterei geben. Als Andenken wurden theils werthvolle Bruſtbilder der fürſtlichen Studirenden, theils Geldgeſchenke zurückgelaſſen; ſo erhielten u. A. der Vortänzer und der Vorfechter jeder 2 Thaler. Auch ließen ſich beide Prinzen in dem von ihnen getragenen Collegien-Habit malen und dieſe Bildniſſe zum Gedächtniß in der Tafel-Stube aufhängen. Dieſe gemeinſame Tracht, welche vom Oberhofmeiſter an bis zur Dienerſchaft herab alle Angehörigen des Fürſtenkollegiums tragen mußten, beſtand aus einer violblauen langen Kutte mit blauen Aufſchlägen ohne Aermel; hinten an den Achſeln hingen lange Fittige herunter. Wer im Colleg ohne dieſe Kutte erſchien, mußte 1 Kopfſtück Strafe zahlen. Zum Ausgange in die Stadt diente gewöhnliche Tracht. Dieſe Einrichtung klöſterlicher Bekleidung ſteuerte jedem unnützen Modeprunk, und es war überhaupt das Fürſtencollegium eine von der Univerſität zu Tübingen ganz abgeſonderte Körperſchaft unter einem beſonderen Oberhofmeiſter und Direktor (damals Albrecht Otto von und zu Merlau) unter beſonderen Geſetzen, mit eigenen Profeſſoren u. ſ. w.

Die akademiſche Bürgerſchaft des Fürſtencollegiums gewährte manche geiſtige Anregung. Es ſtudirten gleichzeitig mit den Sachſen-Gothaiſchen Prinzen dort der Würtembergiſche Erbprinz Wilhelm Ludwig, und deſſen Bruder Prinz Friedrich Carl; drei Würtembergiſche Prinzen der Julianiſchen Linie von der Oels: die Brüder Carl Ferdinand, Silvius Friedrich und Chriſtian Ulrich. Ferner Albrecht Graf von Löwenſtein Wertheim; die Brüder Heinrich III. und Heinrich V. von Reuß-Plauen; ein Graf von Löwenhaupt in Raſeburg und Falckenſtein, aus Schweden; Sigismund Caſimir, Graf von Lynar, und eine Menge anderer Collegiaten aus nicht unberühmten deutſchen

Adelsfamilien, wie Zedlitz, Nimptſch, Pflug, Frankenberg, Schleinitz, Schaumberg, Ahlefeld, Sommerfeld, Alvensleben, Marſchall, letzterer aus Großen Gottern in Thüringen, u. A.

Der Berichterſtatter über dieſen Studienaufenthalt der Gothaiſchen Prinzen rühmt, daß „durch die öftere Zuſammenkunft und Converſation ſo vielerlei Gattung Leute in dieſem fürſtlichen Collegio alle, ſonderlich aber junge Herren und Edelleute, wenn ſie nur inclination und Luſt, etwas rechtſchaffenes zu lernen, haben — füglicher als ſonſt an einem andern Orte ſich in studiis, exercitiis und andern wohlanſtändigen Sitten zu üben und zu perfectioniren Gelegenheit haben.“

Dieſe Studien und die unmittelbar an dieſelben ſich anſchließenden Reiſen zum Zwecke fernerer Ausbildung nach Genf, wie eine 1670 mit ſeinen jüngeren Brüdern, den Prinzen Heinrich und Chriſtian (letzterer ſpäter Herzog zu Sachſen-Eiſenberg) den Rhein abwärts bis Utrecht, wo Herzog Bernhard theologiſche, mathematiſche, juriſtiſche und politiſche Kollegien hörte, bildeten denſelben zu einem einſichtvollen Regenten aus, obſchon dem noch lebenden Vater der Gedanke einer Zerſplitterung ſeines Landes unter ſo viele Einzelherrſcher fern lag. Des Vaters im Jahre 1675 erfolgter Tod führte aber doch zunächſt eine Abſonderung der Hofhaltungen herbei. Herzog Bernhard, ſeit dem $\frac{10}{20}$. November 1671 mit Marie Hedwig, Tochter Landgraf Georg II. zu Heſſen-Darmſtadt vermählt, ſchlug ſeine Reſidenz in Ichtershauſen auf, wo er das ſtattliche Schloß Marienburg erbaute, es mit manchem werthvollen Gemälde ſchmückte und einen ſchönen Luſtgarten im Geſchmacke ſeiner Zeit anlegte.

Dieſe kunſtſinnige Richtung konnte der Herzog ſpäter um ſo mehr pflegen, als in einer ſich nothwendig erzeigenden Ländertheilung mit ſeinen fürſtlichen Brüdern Stadt und Amt Meiningen, nebſt mehreren anderen Aemtern, Schlöſſern, Städten und Dörfern ihm zu Theil wurde. In Meiningen fand der Herzog, der, bevor er ſeine neue Reſidenz dort bezog, Wittwer wurde, nur einen alten, beſchränkten Wohnſitz, eine vormals biſchöfliche Burg, und begann alsbald den Aufbau eines ſtattlichen Schloſſes mit ſchöner Kirche, die er zu Ehren ſeiner zweiten Gemahlin, Eliſabeth Eleonore, Eliſabethenburg nannte.

Herzogin Eliſabeth Eleonore war die Wittwe Herzog Johann Georgs von Mecklenburg Schwerin, und die Tochter des kunſtſinnigen Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, die dem Herzoge Bernhard I. im Januar 1681 vermählt wurde, und nicht nur deſſen frommen Sinn theilte, welcher ganz der Richtung ſeines ebenfalls frommen, aber dabei auch gleich dem Sohne geiſtesklaren Vaters entſprach, ſondern auch Neigung und Liebe zur Poeſie und Muſik bekundete.

Der Herzog legte durch eine anſehnliche Bücherſammlung aus allen Wiſſenſchaften den erſten Grund zur dermaligen Herzoglichen Bibliothek in Meiningen, lebhaft beſchäftigte ihn der Schloß- und Kirchenbau. An einem und demſelben Tage notirte er in ſeinem Schreibkalender von 1683 die Ankunft einer Fuhre mit Büchern aus Gotha, und des Maurermeiſters Peter aus Tirol mit 11 anderen Maurern. Auch ein Luſtgarten wurde angelegt. Selbſt dramatiſcher Actionen erwähnte der Herzog. Er zeichnete, während er mit ſeiner Gemahlin und andern befreundeten Fürſten im April 1683 zum Beſuche in Gotha war, unterm 24. April auf, daß „Nachmittags eine Opera oder ſingende Comoedia geſpielet worden.“ Am 25. wurde ein Ringelrennen gehalten und Nachmittags ein Ballet getanzt. Am 26. April wurde eine „redende Comoedia geſpielet“, am 27. ein Poſſenſpiel aufgeführt und Abends eine „Schäferei“ mit 25 Paaren gehalten.

Der Reſidenzbau zu Meiningen ſetzte ſich bis in das Jahr 1692 fort; am 9. Nov. wurde die im Schloſſe durch alle drei Stocke gehende Kirche in die Ehre der heil. Dreifaltigkeit feierlich eingeweiht. Der Herzog ließ zum Andenken dieſer Weihe mehrere Münzen mit dem Bilde des Schloſſes prägen, und bethätigte ſeinen frommen Sinn aufs neue dadurch, daß er eine Sammlung von Gebeten zu einem Communionbuche zuſammenſtellte, eine neue Kirchenagende einführte, auch das Geſangbuch verbeſſerte und neu herausgab. Nicht minder hob er das Schulweſen der Reſidenz-Stadt ſo weit es die damaligen Verhältniſſe zuließen und verwandelte im November 1705 die bisherige lateiniſche Stadtſchule in ein Lyceum illustre.

Während den Herzog ſeine Regierungsangelegenheiten, ſeine Freude an militäriſchen Uebungen, ſein Schloßbau und ſelbſt alchymiſtiſche Studien und Arbeiten mannichfaltig in Anſpruch nahmen, lebte die Herzogin, die eine Mutter vieler Kinder wurde, und häufig leidend war, das Stillleben einer fürſtlichen Frau voll religiöſen Sinnes und treuer Pflichterfüllung. Des Vaters poetiſcher Sinn war auf ſie vererbt, nur ſchuf ſie nicht, wie dieſer, neben Kirchenliedern auch Romane, ſondern folgte ihm blos auf dem Pfade der geiſtlichen Liederdichtung, aber in dieſer mit Geſchmack und feinem Gefühle, mit Innigkeit und ſprachlichem Wohllaute bei kunſtgerechter Formbildung. Doch trat die

Herzogin erſt in ihren Wittwenjahren mit dieſen kirchlichpoetiſchen Schöpfungen hervor, welche in mehrere Geſangbücher jener Zeit übergingen. Die Lieder:

Gott, mein einziges Vertrauen.
Ich ſuche meine Ruh, doch nicht auf dieſer Erden.
Mein einzig's Glück auf Erden.

gehören ihr.

In derſelben Zeit zeichnete ſich in Meiningen in gleicher Richtung ſtrebſam, aber auch nach anderen Richtungen hin vielfach und wiſſenſchaftlich thätig, **Johann Michael Weinrich** aus. Er war 1683 geboren und ſtarb 1727 als Hofdiaconus in Meiningen. Früher war er Inſpector und Rector am Lyceum daſelbſt, und entwickelte eine außerordentliche Gewandtheit und Schnelle in lyriſcher Production. Er ſagte den Schülern häufig von ihm aus dem Stegreife augenblicklich hervorgerufene Gedichte in die Feder, war der Formen völlig mächtig und vereinte bei richtigem Versbau ſeine Gewalt über die Sprache mit gutem Geſchmack, ſo weit die Zeit, in welcher er lebte, die der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, letzterem ſich zu entfalten vergönnte. **Weinrich's** Muſe beſchränkte ſich faſt ausſchließlich auf religiöſe Gemüthserhebung; von ſeinen namhafteſten Liedern fanden viele in Geſangbüchern Aufnahme, nur nicht im Meiningenſchen Geſangbuch — das alte nullus propheta in patria.

Zu ſeinen beſten geiſtlichen Liedern, deren Zahl ein volles Hundert erreicht, gehören:

> Auf mein Geiſt, und lobe Gott. (Natur-Andacht.)
> Einſam biſt du, Seelen-Freund.
> Der Herr Herr iſt mein Theil.
> Entreiß dich Herz von trauern
> Wie eilen Zeit und Stunden. u. A.

Selbſt die Sauerbrunnen-Kur zu Liebenſtein verherrlichte ein geiſtliches Loblied. Der Verfaſſer trug den Lorbeer eines kaiſerlich gekrönten Poeten. Außerdem war Weinrich mit Vorliebe Hiſtoriker und Alterthumsforſcher; er ſchrieb eine Reihe ſchätzbarer hiſtoriſcher Schulprogramme, und gab unter dem Titel Pentas fünf „hiſtoriſche und theologiſche Betrachtungen derer merkwürdigſten Alterthume und gelehrten Dinge“ heraus. Sein noch immer nutzbares Hauptwerk aber iſt der „Kirchen- und Schulenſtaat des Fürſtenthums Henneberg alter und mittlerer Zeiten“, dem eine panegyriſche Vorſtellung der Stadt Meiningen ꝛc. und eine Hennebergiſche Numismatik aus verſchiedenen deutſchen und lateiniſchen Abhandlungen zuſammengeſtellt, beigefügt iſt, der er auch Beſchreibung und Abbildung der Münzen Herzog Bernhard's und einiger von deſſen Kindern hinzufügte.

Weinrich vermachte ſeine Münz- und ſeine Büchersammlung der Herrſchaft, und hinterließ, da er unverheirathet geblieben war, auch noch ſonſtige wohlthätige Stiftungen und Legate an Wittwen und Waiſen, wie an die Schule zu einer Semmelſpende.

Weinrich's Zeitgenoſſe und Biograph war der aus Meiningen ſtammende Johann Caspar Wetzel, geboren 1691, welcher als Geiſtlicher zu Römhild ſtarb. Er erwarb ſich um die deutſche Literatur ein namhaftes Verdienſt durch ſeine „Hymnopöographia, oder hiſtoriſche Lebensbeſchreibung der berühmteſten Lieder-Dichter, Herrnſtadt 1719“ u. f., wie durch ſeine „Analecta Hymnica, das iſt merkwürdige Nachleſe zur Lieder-Hiſtorie. 2 Bde. Gotha 1756,“ durch die er manchen begabten Poeten der unverdienten Vergeſſenheit entriß. Auch griff Wetzel ſelbſt in die fromme Sängerharfe und zeigte ſich den beſſeren ſeiner Zeitgenoſſen ebenbürtig. Er ſammelte ſeine Lieder unter der Bezeichnung „Andachtsfrüchte“, und fügte ſie als Anhänge den fünf Bänden ſeiner Hymnopöographie (mit Ausnahme des 4ten) an. In ſeiner „Kurzgefaßten Kirch- und Schul- wie auch Brand-Hiſtorie der Stadt Römhild ꝛc.“ (Römhild 1735) giebt er ſeine Selbſtbiographie, und verzeichnet ſeine ſämmtlichen Schriften.

Die fromme Richtung jener Zeit begeiſterte noch manche einheimiſche Geiſtliche für die kirchliche Poeſie, deren Namen unter der Regierung der Söhne Herzog **Bernhard's** I. zu S. Meiningen mit Ehren genannt wurden, und daher ſpäter erwähnt werden.

Der Herzog ſelbſt ſtarb am 27. April 1706, im 57. Lebensjahre und nach faſt 26 Regierungsjahren. Von den ſieben Kindern erſter Ehe lebten dem Herzoge nur noch zwei Prinzen, **Ernſt Ludwig** und **Friedrich Wilhelm**; aus der zweiten Ehe drei Prinzeſſinnen: **Eliſabeth Erneſtine Antoinette**, **Eleonore Friederike**, **Wilhelmine Luiſe**, und ein einziger Sohn, Prinz **Anton Ulrich**, der ſeinen Taufnamen dem berühmten und gelehrten Großvater, Herzog **Anton Ulrich** von Braunſchweig verdankte. Noch war das Erſtgeburtsrecht im Herzogl. Hauſe nicht eingeführt, und nach des verſtorbenen Vaters Willen ſollten die Söhne gemeinſchaftlich regieren, doch das Direktorium von dem älteſten Prinzen geführt werden.

Herzog **Ernſt Ludwig**, am 7. October 1672 auf dem Schloſſe **Friedenſtein** geboren, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, und wurde der Liebling ſeiner Stiefmutter, der Herzogin **Eliſabeth Eleonore**. Sein Herz neigte ſich frühzeitig den ſchönen Künſten zu, und er trieb mathematiſche und Sprachſtudien mit Vorliebe. Er ſtudierte auf der Ritterakademie zu Wolfenbüttel, und erfreute ſich der Gunſt und Gnade ſeines Stiefgroßvaters, des Herzogs Anton Ulrich zu Braunſchweig-Wolfenbüttel im hohen Grade.

Der Herzog hatte als Prinz im Jahre 1689 die militäriſche Laufbahn betreten. Er trug ehrenvoll die Waffen gegen Frankreich, Deutſchlands Erbfeind, das den Türken gegen Oeſterreich Hülfe leiſtete, wurde Inhaber von drei Regimentern, focht im Jahre 1695 unter dem berühmten Markgrafen Ludwig von Baden am Oberrhein, wurde im Jahre 1706 kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant und kurpfälziſcher General-Lieutenant der Infanterie. Er erſtieg die Citadelle der Feſtung Landau und trug weſentlich zur Uebergabe der letzteren bei. Kaiſer Leopold I. ernannte ihn „wegen ſeines vielen erworbenen Ruhmes zum kaiſerlichen Oberſt-Feldzeugmeiſter und der Kurfürſt von der Pfalz zu ſeinem General-Feldzeugmeiſter.

Ohngeachtet eines vielbewegten Lebens in ſechzehn Kriegsjahren blieb Herzog Ernſt Ludwig doch auch den Künſten des Friedens hold, und vornehmlich waren es Poeſie und Muſik, denen derſelbe vollen Antheil nicht nur, ſondern eigene Thätigkeit zuwandte. Frühzeitig war in ihm das poetiſche Talent erwacht. Kurz vor dem Antritte der militäriſchen Laufbahn legte er eine Sammlung deutſcher und franzöſiſcher Lieder an, der er folgenden Doppeltitel vorſetzte:

> Chansons francoises quelles on entent autheur le plus chanter et quils sont en usage. Retennes par Ernest Louys Prince de Saxe. Commencees l' 11. Janvier 1689.
>
> Teutſche Lieder, welche theils gehört und dann gleich aufzeichnen laſſen, theils aber, und zwar die meiſten von mir ſelbſten gemacht worden und alſo aufgeſchrieben.

Dieſe Lieder des ſiebenzehnjährigen Prinzen athmeten meiſt das ſüße Gefühl jugendlich erwachender Liebe im Geiſte der Dichter jener Zeit und konnten nicht als Muſter hoher Poeſie gelten. Eine Antonia, eine Friederike wurden zärtlich gefeiert, das Unglück und die Unruhe der Liebe beſungen, auch Abſchiedſeufzer klangen hindurch, wie:

Nunmehr muß ich recht bekennen
Daß mein Unglück iſt erhitzt.
Da ich nun nicht mehr darf nennen
Die mein Herze ganz beſitzt.
Ich nun ewig dich muß miſſen,
Dich mein rechtes Liebespfand!
Ach, könnt' ich noch heute küſſen
Deine allerſchönſte Hand.
Nunmehr aber muß ich büßen,
Da ich lieg' im Liebesband.

Doch auch der kriegeriſche Muth erwacht und wird lyriſch ausgedrückt:

Wenn ich nur Carthaunen höre,
Alsdann ſich mein Herz erfreut,
Wenn man ruft: Greift zum Gewehre!
Dann vergeß' ich alles Leid.
Wenn das Kalbfell wird gerühret
Und hell die Trompete klingt,
Wenn die Hand den Degen führet
Bald mein Herz im Leibe ſpringt.
Dann heißt's: Du mußt ehrlich ſterben,
Oder Du willt Ruhm erwerben.

In ſpäteren Jahren wurde die Muſe Ernſt Ludwigs ernſter. Er dichtete und componirte Kirchenlieder und -muſiken, die er in ſeiner Hofkirche aufführen ließ. Als ſein zweiter Bruder, Prinz Bernhard, (geb. den 28. Oct. 1673) am 25. October 1694 zu Brüſſel verſtorben war, componirte der Herzog ſelbſt die Trauermuſik zu deſſen Leichenbegängniß.

Im Jahre 1713 erſchien eine Paſſionsgeſchichte, in Form eines großen Oratoriums — „In der Hoch Fürſtl. Sachſen-Coburg-Meiningiſchen Hof-Capelle abgeſungen“ — und es iſt nicht unmöglich, daß Text und Muſik von dem Herzoge ſelbſt herrührten, ebenſo die Recitative, welche als „Sonntags- und Feſt-Andachten über die ordentlichen Evangelien ꝛc. in derſelben Hofkapelle abgeſungen wurden, und 1719 bereits in dritter Auflage im Druck erſchienen. Die fromme Zeitrichtung war ſolcher Art, daß noch 1717 bis 1719 der

Herzog in Coburg und in Meiningen, wo er eben weilte, die Texte und den Inhalt jeder von ihm gehörten Predigt eigenhändig nachſchrieb.

Ernſt Ludwig war, gleich ſeinem Vater, zweimal vermählt. Seine erſte Gemahlin, Dorothea Maria, war eine Couſine von ihm, die Tochter Herzog Friedrichs I. zu S.-Gotha, des älteſten Bruders von Ernſt Ludwigs Vater. Auch ſie hatte ungemein viele Neigung für Poeſie und Muſik. Sie gebar ihrem Gemahl 5 Kinder, 4 Prinzen und eine Prinzeſſin, leider trennte der Tod nach acht und einem halben Jahre dieſe glückliche Ehe; Dorothea Maria ſtarb am 13. April 1713 und der Herzog verlobte ſich im folgenden Jahre mit der ſchon zweimal Wittwe gewordenen Tochter des Kurfürſten Friedrich Wilhelm des Großen von Brandenburg, Eliſabeth Sophie, welche ſtolz, prachtliebend und ſehr empfindlich, außerdem aber klug und wohlthätig war. Die neue Ehe blieb kinderlos, und die Herzogin überlebte ihren Gemahl. Die Kunſtliebe Ernſt Ludwigs gab ſich auch nach der Zeitſitte, und nach des Vaters, wie nach der Vorfahren und Oheime Beiſpiel im Ausprägen zahlreicher ſchöner Medaillen kund. Eine dieſer Medaillen wurde auf die Verlobung mit der erſten Gemahlin ausgeprägt; eine auf die Geburt des erſten Prinzen, Joſeph Bernhard, eine dritte auf jene des Prinzen Ernſt Ludwig II., eine vierte ſtellte die Bruſtbilder des Herzogs und ſeiner erſten Gemahlin dar, eine fünfte feierte deren Gedächtniß nach ihrem Ableben. Auf die zweite Vermählung erſchienen ſogar mehrere Medaillen nebſt Doppelgroſchen mit den fürſtlichen Bildniſſen; zu ſeinem Regierungsantritte erſchien ebenfalls eine Medaille mit des Herzogs Bruſtbild, und im nächſten Jahre eine mit dem Bildniß des Herzogs auf dem Avers, und denen ſeiner beiden Brüder auf dem Revers; an den Piedeſtalen, auf denen die letzteren Bildniſſe in Form von Büſten erblickt werden, ſteht: Fratrum concordia cara sed rara, ein ominöſer Spruch, der ſeine trübe Wahrheit leider auch bei dieſen Brüdern voll bethätigte. Das Andenken an die Feier des evangeliſchen Jubelfeſtes 1717 wurde auch durch Medaillen mit den Bildniſſen des Herzogs und der Herzogin gefeiert, wie überhaupt das Feſt glänzend begangen wurde. Der Direktor der damaligen Hofcapelle, der eine Feſtcantate in der Schloßkirche aufführte, hieß Bach, und noch immer leben von ihm mit Muſiktalent begabte Nachkommen in Meiningen.

Noch einmal bethätigte Herzog Ernſt Ludwig ſeine Neigung für Gedächtnißmedaillen im Jahre 1722. Ein Zimmermann, Johann Caspar Hartung, wie man ſagt, der Erbauer des Luſtſchlößchens Sophienluſt, jetzt Amalienruhe, zum Wittwenſitze der Herzogin beſtimmt, wo ſein Bild noch hängt, erreichte das hundertſte Lebensjahr. Der Herzog ließ eine kleine Medaille auf dieſes Ereigniß prägen, und den Geburtstag des Jubilars feſtlich begehen. Die neue Meininger Chronik führt Th. I. S. 82 an, Hartung ſei aus Queienfeld geweſen, die höchſt ſeltene Medaille aber, die mir nur ein einzigesmal, und nur in Blei vorgekommen iſt, hat Wasung. oriundus.

Im Jahre 1724 traf den Herzog und ſein Haus ein ſehr ſchmerzlicher Verluſt. Sein erſtgeborener Sohn, Prinz Joſeph Bernhard, geb. 1706, der im Jahre 1721 zu ſeiner Ausbildung die Univerſität Straßburg bezogen hatte, wo er unter dem Incognito eines Grafen von Bildſtein bis zum Juni 1722 lebte, machte eine Reiſe nach Böhmen und Italien, und ſtarb am 22. März 1724 in Rom. Am 24. November deſſelben Jahres verſchied nach kurzer Krankheit auch der regierende Herzog. Am Tage einer Gedächtnißfeier deſſelben, 27. März 1725 wurde ein von ihm in ſeiner Jugend gedichtetes Lied nach der Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten, geſungen. Daſſelbe beginnt:

Ich ſuche nur des Himmels Leben
Weil ich dein Knecht und Diener bin,
Der Sohn von deiner Magd, ergeben,
Und auch verpflicht't mit Herz und Sinn,

Der ſuchet nur dein Himmelreich,
Mach', Jeſu, mich zum Himmelszweig.

Dieſes geiſtliche Gedicht hat 7 Strophen und ſteht vollſtändig in Wetzels Hymnopöographie Theil 4. S. 118 u. f.

Herzog Ernſt Ludwigs Bruder, Herzog Friedrich Wilhelm, der zweite Sohn erſter Ehe Herzog Bernhards I., übernahm kraft des väterlichen Teſtamentes, in Gemeinſchaft mit dem Herzoge Friedrich zu Sachſen-Gotha, die vormundſchaftliche Regierung, über welche und ſo manches andere, es zu ſehr bittern und heftigen Streitigkeiten zwiſchen ihm und ſeinen Räthen und dem Herzoge Anton Ulrich, Sohn Herzog Bernhards I. aus zweiter Ehe kam, welche das Gebiet der Kunſt und Literatur nicht im entfernteſten berührten, und doch war es im Rathe der Verſehung beſchloſſen, daß Herzog Anton Ulrich der Begründer einer neuen Periode derſelben in ſeiner Reſidenz werden ſollte, denn der nunmehrige aber noch minderjährige Herzog Ernſt Ludwig II. ſtarb am 24. Februar 1729 an den Blattern, und der dritte Prinz Herzog Ernſt Ludwigs, Karl Friedrich, der nunmehr Herzog geworden, ging ſpäter, 1743, auch erbenlos mit Tode ab. Mit ihm erloſch die männliche Linie Ernſt Ludwigs, und deſſen zweiter Bruder, Herzog Friedrich Wilhelm, ein kränklicher und ſehr wenig ſelbſtſtändiger Fürſt, endete, gleich ſeinem letztverſtorbenen Neffen, unvermählt, am 9. März 1746. In dieſer Zeitperiode, vom Tode Herzog Ernſt Ludwigs I. an, bis zur ungetheilten ſelbſtſtändigen Regierungsergreifung Herzog Anton Ulrichs war den Künſten und Wiſſenſchaften in Meiningen nur wenig Anlaß zur Entfaltung geboten.

Von den einheimiſchen Dichtern dieſer Periode ſind doch einige nennenswerth. Der erſte derſelben iſt Laurenz Wolfgang Woytt, Kaiſerlich gekrönter Poet, Mitglied des Pegneſiſchen Blumenordens unter dem Namen Filidor. Er war Pfarrer auf dem Meiningenſchen reichsritterſchaftlichen Gutsorte Bibra und kam in mißliche Händel mit ſeiner Herrſchaft. Er gab eine Lieder-Sammlung unter dem Titel „Andächtige Nachtigallen-Schläge der gottgeheiligten Philomele“ heraus, welche Wetzel „mehr poetiſch, als erbaulich“ nennt. Wenn wirklich alle darin aufgenommenen Lieder ihn ſelbſt zum Verfaſſer haben, wie Wetzel behauptet, ſo iſt er den beſſeren Liederdichtern ſeiner Zeit immerhin mit zuzuzählen. Sein Sohn, Georg Chriſtian, wurde ebenfalls Mitglied des Blumenordens, unter dem Ordensnamen Memorando, und ſtarb als Naſſau-Saarbrückiſcher Conſiſtorialrath.

Laurenz Wolfgang Woytts intimſter Freund war ein ihm nahe wohnender Pfarrer Samuel Chriſtian Thomas, zu Jüchſen, ebenfalls Blumenordensgenoſſe, Fidocles geheißen, der unter anderem eine „Gottgeheiligte Tafel-Muſik oder Catechismus-Cantaten“ in Meiningen erſcheinen ließ, und außer dieſen noch verwandtes dichtete. Mehrere ſeiner Lieder gingen, namentlich in der Pfalz, wo er ſpäter Oberpfarrer über das Amt Germersheim wurde, in Geſangbücher über.

Dieſe und andere geiſtliche Poeten ſind indeß faſt ganz vergeſſen, ohne daß der Nationalliteratur dadurch ein Verluſt zugefügt worden iſt.

Bevor aber die unter Herzog Anton Ulrich zu Sachſen-Meiningen beginnende neue Kunſt- und Literaturepoche für deſſen Land in nähere Betrachtung gezogen wird, iſt noch einer fürſtlichen Frau zu gedenken, die durch hervorragenden Geiſt, Hoheit der Seele und unendliche Liebenswürdigkeit ein Stolz und eine Zierde unſeres Fürſtenhauſes genannt zu werden verdient. Dieſe war die einzige Tochter Herzog Ernſt Ludwigs I. Prinzeſſin Luiſe Dorothea. Sie war am 10. Auguſt 1710 geboren, und wurde am 17. September 1729, dem Erbprinzen zu Sachſen-Gotha, ſpäter Herzog Friedrich III. vermählt. So gehört ihre Lebensgeſchichte mehr dieſem fürſtlichen Hauſe, und nur ihre Jugendzeit und geiſtige Entwickelung fällt in den Aufenthalt zu Meiningen. Zu Coburg, wo der Herzogl. Hof nicht ſelten verweilte, ſchloß Prinzeſſin Luiſe Dorothea einen innigen Bund der Freundſchaft mit Fräulein Juliane Francisca von Neuenſtein, ſpäter vermählte von Buchwald, deren Mutter eine geborene Franzöſin war. Dies erleichterte der jungen Prinzeſſin die Annäherung an die franzöſiſche Literatur und Geiſtesrichtung, und bahnte die Brücke zu ihren ſpäteren Verbindungen und Correſpondenzen mit dem Kronprinzen und nachherigen Könige Friedrich II. von Preußen, mit Voltaire, d'Alembert, Diderot und Montesquieu.

Der Geiſt, welcher ſchon in zarter Jugend Luiſe Dorothea belebte, und ſie über die ſteifen Formen des damaligen Hoflebens hob, mag aus einem Briefe der zwölfjährigen Prinzeſſin an ihren Oheim, den Herzog Friedrich Wilhelm erhellen, in welchem ſie voll Humor und Laune, als gelte es eine ungeheuere Summe, dieſen an eine kleine Spielſchuld mahnt.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herr Oncle!

Ew. Gnaden werden mir nicht übel nehmen, wenn mit dieſen Zeilen Denenſelben ein wenig verdrießlich fallen muß. Ich bin höchlich erfreuet, daß von Dero hohen wohl noch tägl. erwünſchte Nachricht erhalte, aber ich kann nicht bergen, daß mich nicht wenig verdrießet, daß der gnädige Oncle ſogar nicht einmahl an mich gedencket. Ich kann wohl glauben, daß das andenken an mich Ihnen einen ſtich ins Herz giebt, weil Ihnen damit zugleich Ihre Schuld in Sinn kommt. Es iſt ſolches ſonſt die art derjenigen Schuldner, die nicht gern bezahlen, daß ſie dencken, wenn ſie an ihre Creditores nicht gedächten, ſo gedächten dieſe auch an ſie nicht, aber ich verſichere, Gnädiger Hr. Oncle! durch Dero vergeſſenheit wird meine anforderung nicht vergeſſen, und mein bisheriges ſtillſchweigen iſt ein zeichen meiner gedult. Allein da ich ſehe, daß Sie ſolche nur mißbrauchen, und wohl gar im Sinne haben mögen, mich gar nicht zu bezahlen, ſo gebe ich Ihnen zu allen Ueberfluß noch eine Sächſiſche Friſt, und nach deren verlauf werden Sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich das Rauche herauswende, und um das meinige zu erlangen, die execution ſuchen werde. Es ſtehet bei Ihnen, dieſen verdruß durch baldige bezahlung meiner 8 batzen, welche nun mit dem interesse auf 1/2 Rthlr. hinaufgelaufen, abzuwenden. Widrigenfalls Sie alle betrübte Folge Ihnen ſelbſt zuzuſchreiben haben. Ich werde hierbei nimmermehr meinen ſchuldigen Reſpect vergeſſen,, ſondern allezeit verbleiben

Durchlauchtigſter Herzog
von Ew. Gnaden
ergebenſte Niece
Meiningen d. 4. Julii 1722. Louise Dorothee.

Mein Fritz ich ſchwöre Dir kommt meine Schuld nicht ein
Ich werde nimmer (mehr) Dein liebes ſchätzchen ſein.
Hingegen wirſt Du Dich recht raisonable zeigen,
So ſchenck' ich Dir hiermit mein ganzes Herz zu eigen.

Wie heiter und neckeluſtig muß dieſe liebenswürdige Prinzeſſin ſchon als Kind geweſen ſein! Als Herzogin von S.-Gotha wurde Luiſe Dorothea Mutter des trefflichen Herzog Ernſt II., deſſen Erziehung ſie ſelbſt ſorglich überwachte, und welcher, dem Beiſpiele ſeines Vaters folgend, ſich ebenfalls einer geiſtvollen Prinzeſſin des Meininger Hauſes: Maria Charlotte Amalie, der älteſten Tochter zweiter Ehe Herzog Anton Ulrichs, des Oheims ſeiner Mutter, vermählte.

III.

Herzog Anton Ulrich zu Sachſen Meiningen, Kunſtfreund und Kunſtſammler, und ſeine Gelehrten.

Herzog Anton Ulrich wurde am 22. October 1687 geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung und bildete ſich zu einem der kenntnißreichſten Fürſten ſeiner Zeit aus. Sein erſter Inſtructor war bis zu dem Jahre 1702 der nachherige Rath und Amtmann Johann Ernſt Reinwald aus Waſungen, und es entwickelte ſich bald in dem jungen Prinzen ein offener, aber auch feſter und ſelbſtſtändiger Charakter, was für ihn ſehr heilſam war, denn er bedurfte vielfach gegen Kränkungen und Unbilden aller Art, die ihn zum Theil ſelbſt von den nächſten Verwandten zu Theil wurden, des geiſtigen Stahlpanzers.

Sein jugendliches Gemüth ſtrebte ſchon poetiſchen Geiſtesflug an, als er erſt 14½ Jahr zählte; er ſchrieb damals Epiſteln an ſeinen Bruder Friedrich Wilhelm in ganz wohllautenden Alexandrinern, die ſich freilich nicht über ihre Zeit erheben, aber doch darthun, wie man damals vertraulich zu ſcherzen liebte.

Einer dieſer poetiſchen Briefe lautet:

Monsieur, mon tres cher Frere!

Iſt denn Prinz Friederich ſo gar ungnädig werden?
  Was zeiget anders wohl ſein langes ſchweigen an?
Sezt ihn Cupidens pfeil in der verliebten orden
  Daß er des Bruders nun nicht mehr gedenken kann?
So ſagte mein gemüth, als ihm die lange weile
  Bedenklich war, die ich im weſten zugebracht,
Ob von Prinz Friedrichen ein' angenehme zeile
  Ankäme oder mir ein gruß ſey zugedacht.
Darum ich noch einmal zu ſchreiben vorgenommen,
  Und hole durch dies blatt von Ihnen Kuntſchafft ein,
Wird dieſe, wie ich hoff' erwünſcht und gnädig kommen,
  Soll Ihr vergnügter ſtand mir höchſt erfreulich ſeyn.
Anbei bericht, daß Prinz Chriſtian Ernſt die reiſe
  Nach Saalfeld bis anher noch aufgeſchoben hat.
Verſichre zum beſchluß, daß ich nach vor'ger weiſe
  Auf Ihre liebe trau und bleibe in der that

Coburg d. 3. April 1702
in eile geſchrieben.

Monsieur mon tres chere Frere,
Votre tres afféctioné Frere
et serviteur Antoine Vlric D. d. S.

In dieſen fließend und fliegend hingeworfenen Reimzeilen iſt auch nicht eine Silbe durchſtrichen oder abgeändert. Sie ſind ein Beweis harmloſer, goldener Jugendheiterkeit. Später verging dem Herzoge Anton Ulrich der metriſche Briefwechſel mit ſeinem Bruder, und das Leben überhäufte ihn mit einer Fülle von Bitterkeiten und Widerwärtigkeiten. Im 18. Jahre trat der Prinz eine Reiſe nach Holland und England an; von dort zurückgekehrt, ging er nach der Schweiz, und verweilte längere Zeit in Genf, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen, und von dort reiſte er gegen die Carnevalzeit nach Venedig, dann nach Rom, wo er ein Vierteljahr verweilte und ſeinen Geiſt im Anſchauen der klaſſiſchen Alterthümer bildete. Er knüpfte dort mit Kardinälen und anderen hochgeſtellten Perſonen anziehende Bekanntſchaften an und noch ſchmückt ein Geſchenk Papſt Clemens XI. das im rothen Carduan-Einbande und mit dem päpſtlichen Wappen verſehene Werk: Templum Vaticanum et ipsius origo a Johanne Jos. Bonneroë de S. Romain. Romae MDCXCIV. mit der eigenhändigen Bezeichnung des fürſtlichen Empfängers: A. U. D. S. 1707 Donum Clementis XI. Pontif. Rom. die Herzogl. öffentliche Bibliothek in Meiningen. Mit dem Heere König Carl III. von Spanien zog Anton Ulrich, nachdem er der Belagerung von Gaëta beigewohnt, in Neapel ein, und ſo war der Grund gelegt einestheils zu ausgebreiteter Kenntniß im Gebiete der alten und neueren Sprachenkunde, der Archäologie und Numismatik, der Literaturgeſchichte, wie anderntheils zu eifriger Sammelneigung, der Anton Ulrich durch ſein ganzes Leben treu blieb. Ihm verdankt zumeiſt Meiningen die bedeutende Erweiterung der wiſſenſchaftlich angelegten Herzogl. Bibliothek, eine Gemäldeſammlung mit manchen Perlen, ein Kupferſtichkabinet mit zahlreichen Meiſterwerken der namhafteſten Schulen, doch in der altdeutſchen erſt mit A. Dürer beginnend, ein Naturalien- und Kunſtkabinet, und eine Sammlung antiker und moderner Münzen und Medaillen. Nach der Rückkehr von ſeiner großen Reiſe, im Frühlinge 1708, die der Lyceums-Inſpektor Johann Auguſt Krebs in einem Schulprogramme: „de itinere principis“ beſchrieb, nahm der Prinz Militärdienſte, half Ryſſel, Gent und Brügge erobern, und ſchloß erſt nach dem Frieden von Raſtatt als Generalmajor ſeine kriegeriſche Laufbahn ab.

Nicht unerwähnt darf des Prinzen ſo vielfach ſchon beſprochene Neigung und ſpätere eheliche Verbindung mit Philippine Eliſabeth Cäſar bleiben, und ſehr ungern muß ich dabei nun der Mittheilungen von Dr. Eduard Vehſe gedenken, die derſelbe in ſeiner „Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen, Hamburg 1854“ von S. 137 an, macht. Ueber die Herzoge zu S. Meiningen vor Anton Ulrich faßt ſich dieſer Autor ſehr kurz, bei letzterem aber verweilt er, um ſeine Leſer mit Plattheiten zu unterhalten. Er läßt die Geliebte des Herzogs mit einem „gewiſſen Schürmann verheirathet geweſen ſein, und dann bei des Herzogs Schweſter als Kammerjungfer dienen! Philippine Eliſabeth war die jüngſte Tochter des Heſſen-Caſſelſchen Hauptmannes David Cäſar; ihre ältere Schweſter, Sophie Charlotte, war Kammerfrau bei der Prinzeſſin Erneſtine, der Schweſter Anton Ulrichs; dieſe Sophie Charlotte Cäſar verheirathet ſich 1706 mit dem Meiningenſchen Kapellmeiſter Georg Caſpar Schürmann, und an deren Stelle trat nun Philippine in den Dienſt der geiſtvollen und vortrefflichen Prinzeſſin. Philippine Eliſabeth zeichnete ſich durch Tugend, Sitte und Liebenswürdigkeit aus; was ſie litt, und was Herzog Anton Ulrich litt durch dieſe reine und hohe Liebe, die endlich über alle Hinderniſſe triumphirte, gehört nicht in den Bereich dieſer Schilderung. Sie wurde eine vortreffliche Fürſtin und Mutter, und war von der ehrfurchtvollſten Liebe zu ihrem Gemahl beſeelt, ſo recht unverſtellt und von Herzen demüthig. Alle ihre Briefe an ihren Gemahl drücken ſtets nur eine und dieſelbe Geſinnung der innigſten Ergebenheit und anhänglichſten Treue aus, und eben ſo die ſeinen an ſie.

Auf Kenntniß des Rechtes geſtützt, in den Staatswiſſenſchaften bewandert, ſtrebte Anton Ulrich ſtets gegen die Unterdrückungen und Hemmungen an, die ſich ſeinem überhaupt ſehr entſchiedenem Willen lange genug entgegenſtellten, und bis zu ſeinem Antritte der Regierung als Alleinregent, nach Herzog Friedrich Wilhelms 1746 erfolgtem Ableben, war ſein Leben eine Kette von Widerwärtigkeiten, und auch ſpäter gab es der Streitigkeiten mit den hohen Agnaten, wie mit renitenten Dienern noch genug. Seiner Regierungsübernahme ohngeachtet, blieb der Herzog ſeiner Reſidenz und ſeinem Lande dennoch entfremdet. Er hatte ſchon öfter abwechſelnden Aufenthalt zu Wien, zu Amſterdam und zu Frankfurt a. M. genommen, ſtets bemüht, Schätze der Kunſt und Literatur zu ſammeln, und endlich Frankfurt a. M. zum dauernden Wohnſitze gewählt. Die vom Kaiſer Karl VI. in den Reichsfürſtenſtand erhobene Gemahlin des Herzogs ſtarb, nachdem ſie ihm 4 Prinzen und 6 Prinzeſſinnen geboren hatte, am 14. Auguſt 1744, und es war dem Herzoge aller Anſtrengungen ohnerachtet nicht gelungen, ſeinen Söhnen die Legitimität und die Regierungsnachfolge wieder zu erwirken, welche ihm vom Kaiſer Karl VI. beſtätigt, vom Kaiſer Karl VII. auf Betrieb der Agnaten aber wieder entzogen war. Schon hofften die Agnaten auf das hübſche Erbe des Meininger Landes, aber Herzog Anton Ulrich, noch friſch und rüſtig, obſchon im 63ſten Lebensjahre ſtehend, vereitelte ihnen die ſchöne Hoffnung. Er vermählte ſich am 26. September 1750 zu Homburg vor der Höhe mit der Prinzeſſin Tochter des Landgrafen Karl von Heſſen-Philippsthal, Charlotte Amalie, einer vortrefflichen Fürſtin, die ihm noch 4 Prinzen und vier Prinzeſſinnen gebar, von denen ihn zwei Prinzen und drei Prinzeſſinnen überlebten.

Dieß ſind nur einige flüchtige Andeutungen des Lebens des Herzogs Anton Ulrich im allgemeinen, eines Lebens das ſo reich war an Erfahrungen, an raſtloſer Thätigkeit, an Theilnahme an allen politiſchen Zeitereigniſſen, daß es eine ganz leichte Arbeit wäre, über dieſen Fürſten eine umfaſſende Biographie zuſammenzuſtellen. Da er mehr als Privatmann, wie als Fürſt lebte, allen Hofprunk, wo derſelbe nicht durchaus nöthig erſchien, verſchmähte, ſo widmete er auch gar vielen Dingen Aufmerkſamkeit und Thätigkeit, die ein fürſtliches Leben ſonſt minder berühren. Es iſt unglaublich, wie viele Privatbriefe er ſchrieb, wie viele rechtliche Streitſchriften er ſelbſt entwarf und ausarbeitete, und es iſt tief zu beklagen, daß ſein klarer umfaſſender Geiſt von der Fügung des Schickſals dahin gedrängt und getrieben wurde, ſeine Kraft an ermüdenden Deductionen, Repliken und Dupliken zu erſchöpfen.

Faſt in jedes der zahlreichen von ihm erworbenen Bücher ſchrieb er eigenhändig ſein A. U. D. S. und den Preis der Erwerbung. Der Dichtkunſt blieb er immer zugethan. Der Begleiter einer im Jahre 1725 unternommenen Reiſe durfte dieſelbe theilweiſe in Verſen beſchreiben; ich vermuthe Weinrich als Verfaſſer, der auch eine Reiſe nach Gandersheim beſang, leider erging er ſich in ſehr matten Alexandrinern. Der Herzog aber ſchrieb auch die geringſten Ausgaben dieſer Reiſe, die von Gandersheim aus angetreten wurde, auf das pünktlichſte erſt nach Thalern und guten Groſchen, dann nach Gulden und Kreuzern auf; überhaupt liegen noch zahlreiche Verzeichniſſe der durch ihn angekauften Kunſtſachen, Münzen, Bücher und Naturalien vor, die zum Theil ganz von ſeiner Hand ſind.

Die häufig in Schriften erwähnte von Gleichen-Pfaffenrathſche Rangſtreit-Angelegenheit, welche Anlaß zu dem ſogenannten Waſunger

Kriege gab, iſt auch neuerlich wieder unter dem Titel: „Ein deutſcher Herzog“ von Th. Mund novelliſtiſch behandelt worden, leider ohne genügendes Quellenſtudium, das auch der Romantiker nicht unterlaſſen darf.

Der Verfaſſer nennt, auf falſche Quellen geſtützt, die Herzogin Cäſarea, und beginnt die Handlung mit dem Jahre 1739. Jener Rangſtreit aber fand erſt im Jahre 1747 Statt, und die Herzogin war bereits 1744 verſtorben. Die Hofetikette wird wunderlich genug dargeſtellt. Es dürfte wol nicht denkbar erſcheinen, daß an einem Gallatage jemals ein Regierungsrath die Herzogin zur Tafel führte, noch dazu ein bürgerlicher, wie der Held dieſer Novelle, der übrigens zur Zeit, als jener widrige Streit ſich erhob, längſt geadelt war. Endlich fiel Herrn von Pfaffenrath nicht im entfernteſten ein, aus Meiningen zu fliehen, und als Soldat König Friedrich's II. in der Schlacht bei Mollwitz in Schleſien auf den Tod verwundet zu werden, ſondern er blieb ruhig in Meiningen, wurde von der verwittweten Herzogin Charlotte Amalie, Obervormünderin und Landesregentin, 1764 mit dem Range eines Geheimrathes bekleidet, und ſeine Gemahlin, eine geborene Prinzeſſin von Solms-Lich, von der er ſich keineswegs, wie in jener Novelle erzählt iſt, trennte, ſtarb erſt 1767, ihr Gemahl aber überlebte dieſelbe bis zum Jahre 1779.

Der Leſer verzeihe dieſen trockenen chronologiſchen Abſchweif im Bezug auf die immerhin anziehend erzählte Novelle eines geachteten und anerkannten Schriftſtellers. Aber wie es eine poetiſche Gerechtigkeit giebt, ſo auch eine geſchichtliche dann, wenn der Geſchichte angehörende Perſonen und Ereigniſſe romantiſch behandelt werden; es dürfen die Facta denn doch nicht aller Wahrheit entgegen ſtreben und in eitel Anachronismen umſchlagen.

Bei der vorwaltenden Kunſtliebe des Herzogs war es ſehr naturgemäß, daß er auch die Baukunſt bevorzugte. Im Reſidenzſchloſſe zu Meiningen, der Eliſabethenburg, wurden durch ihn mannichfache bauliche Veränderungen vorgenommen. Der Architekt, deſſen ſich der Herzog durch eine ziemliche Reihe von Jahren dabei bediente, war ein Römer, und hieß Alleſſandro Roſſini. Die zum Theil noch vorhandenen ſchönen Stuccatur-Arbeiten, auch Bildſäulen, ein nicht mehr vorhandenes kunſtgeziertes Portal u. dgl. fertigte der Hofbildhauer Johann Nicolaus Baſtheiner; auf der oberſten Gallerie des Schloſſes zeigen ſich noch über einer Thüre die Buchſtaben: A. R. R. A. d. h. Alessandro Rossini Romanus Architecta.

Durch die vom Herzoge Anton Ulrich während ſeines Lebens mit Kenntniß und Vorliebe angeſammelten Kunſt- und Literaturſchätze, die nach ſeinem Tode in zahlreichen Kiſten in das Herzogliche Schloß geſchafft wurden, waren Keime gelegt, die erſt in ſpäteren Zeiten ſich zu Blüthen und Früchten entfalten konnten. Während der obervormundſchaftlichen Regierung der Herzogin Charlotte Amalie, die bald nach dem Ableben ihres Gemahles, des Herzogs, ihre Reſidenz von Frankfurt nach Meiningen verlegte, konnte nicht daran gedacht werden, dieſe Schätze aufzuſtellen. Das Land war verſchuldet, ſeine Finanzen waren zerrüttet; unter jedem der Kriege des 18ten Jahrhunderts hatte es ſchwer zu leiden, durch Durchmärſche, Contributionen und Aufbringung des zu ſtellenden eigenen Contingentes. Ja gleich nach geſchehener Beſitzergreifung von Schloß und Stadt Namens der Herzogin und der fürſtlichen Erben des Herzogs ließen die dagegen Einſpruch thuenden hohen Agnaten Truppen gegen Meiningen marſchiren, die Stadt blokiren und beſchießen und durch ihre Soldaten die um die Stadt liegenden Dörfer beſetzen und plagen. Die Stadt wurde gut vertheidigt, und auch durch ausrückende Mannſchaft der Feind aus mehreren Dörfern vertrieben. Unter ſo kriegeriſchen Tumulten und Unruhen wurde die von

Frankfurt angekommene Leiche Herzog Anton Ulrichs am 10. Februar 1763 feierlich beigeſetzt. Kaiſerliche Patente, welche die Herzogin als Obervormünderin und Landesregentin Namens ihrer beiden minderjährigen Prinzen Karl und Georg beſtätigten, endeten den kleinen Krieg im Herzen Deutſchlands und am 22. März deſſelben Jahres erfolgte der Einzug der Herzogin höchſt feierlich. Der älteſte Prinz begleitete ſeine Mutter, außerdem folgten derſelben noch der Landgraf und die Landgräfin von Heſſen-Philippsthal mit ihrem Prinzen. Am 19. Mai reiſte die Herzogin wieder nach Frankfurt, und kam dann mit ihren Kindern und ihrem ganzen Hofſtaate am 21. Juli zurück, wo ihr abermals der feſtlichſte Empfang bereitet wurde.

Wie oben der geiſtreichen Tochter des Herzogs Ernſt Ludwigs I. anerkennend und rühmend gedacht wurde, ſo muß auch der älteſten Schweſter Herzog Anton Ulrichs: Eliſabeth Erneſtine Antoinette gedacht werden, welche als erſte Tochter zweiter Ehe Herzog Bernhards I. am 3. December 1681 geboren wurde. Sie war ausgezeichnet durch hohe Gaben des Geiſtes, wie durch Körperſchönheit, ja man nannte ſie als die ſchönſte aller deutſchen Prinzeſſinnen ihrer Zeit, und dabei war ſie von voller Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft beſeelt. Kaiſer Joſeph I. warb um ihre Hand für ſeinen Bruder, dem nachherigen Kaiſer Karl VI., aber — ſie ſchlug den ſo ehrenvollen Antrag aus, weil ſie ihrem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſe nicht entſagen wollte, und gab zugleich die Verſicherung, daß ſie ſich nie vermählen werde. Dieſem Grundſatze blieb ſie auch treu, als ſpäter König Ludwig XIV. von Frankreich für ſeinen Enkel Ludwig um ihre Hand werben ließ. Der Geſandte des Königs war ganz entzückt von ihr, und nannte ſie in dem Berichte an ſeinen Souverain ein Ideal an Tugend, Sittſamkeit, Geiſtesbildung und Anmuth, rühmte ihren Edelſinn und ihre Milde, ihre Gewandtheit des Ausdruckes in der franzöſiſchen Sprache, ihren Geſang in der italieniſchen, ihre ſchöne Stimme, ihre bewunderungswürdige Leichtigkeit des Vortrages, ihre Muſikliebe, ihren Tanz, ihre herrliche Geſtalt; ſie ſei die Königin aller Prinzeſſinnen. Kaiſer Karl VI., deſſen Krönung zu Frankfurt die Prinzeſſin mit ihrem Bruder Anton Ulrich beigewohnt hatte, empfahl ſie zur Aebtiſſin des proteſtantiſchen freien Reichsſtifts Gandersheim, da er ſich mit der vorher zu dieſer Würde beſtimmten Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig Wolfenbüttel vermählte. Am 9. November 1713 wurde Prinzeſſin Eliſabeth Erneſtine Antonie feierlich zu Gandersheim als Aebtiſſin inthroniſirt. Ihr Bruder, Herzog Ernſt

Ludwig I. feierte dieſes wichtige Ereigniß durch eine Gedächtnißmedaille. Die Prinzeſſin machte ſich um das Stift, dem ſie 44 Jahre lang vorſtand, ſehr weſentlich verdient.

Mit der innigſten Liebe hing das Herz der Prinzeſſin an ihren rechten Geſchwiſtern. Ihre Schweſter Prinzeſſin Eleonore Friederike lebte in ihrer unmittelbaren Nähe, ſie war ſchon vor ihr Kanoniſſin des Stiftes Gandersheim. Mit dem Herzoge Anton Ulrich blieb die Aebtiſſin in unausgeſetztem brieflichen Verkehr; ſie ſchrieb am liebſten franzöſiſch. Ihr Teſtament bedachte die Abtei ſehr reichlich mit Gütern, die von ihr aus eigenen Mitteln erkauft waren, mit einigen Häuſern und Inventarien, und zu ihrem Haupterben ſetzte ſie ihren Bruder, den Herzog Anton Ulrich ein; unter ihrem reichen Nachlaſſe befand ſich auch eine Gemälde-, Portrait-, Bücher- und Medaillenſammlung. Sie bedachte die Prinzen erſter Ehe ihres Bruders mit einem Fideicommiß, und deren Prinzeſſinnen Schweſtern mit einem Kapital nebſt werthvollen Schmuckſachen, aber auch die Kinder zweiter Ehe des Herzogs, nebſt deren Mutter, wurden bedacht, und aus den verſchiedenen Vermächtniſſen bildete ſich das erſt vor kurzem aufgehobene Herzogliche Gandersheimiſche Familien-Fideicommiß. Nicht minder waren die

Hof- und Stadtgeiſtlichkeit, ſo wie Wittwen und Waiſen ihrer Vaterſtadt durch anſehnliche Legate berückſichtigt.

In dieſer Zeit erwarb ein ſchlichter Meiningenſcher Landpfarrer ſich durch gelehrte Kenntniſſe weithinreichenden Ruhm. Es war Magiſter Johann Chriſtoph Raſche aus Scherbda bei Eiſenach, geb. am 21. Oct. 1733. Er beſuchte als Knabe die Schule der ſeinem Geburtsorte am nächſten gelegenen Stadt Creuzburg, und ſpäter durch Fürſorge eines Verwandten das Lyceum in Meiningen, ſtudirte in Jena, und bildete ſich zu einem leichtflüſſigen Talente und heitergemüthlichen Geſellſchafter aus. Er fertigte viele Hochzeit- und Leichencarmina, die ſo ſehr von der Zeitſitte gefordert wurden, daß damals und noch lange nachher bei Hofe nichts wichtiges für die Herzogliche Familie ſich ereignen konnte, ohne daß aus allen Städten des Landes von den Magiſtraten und — eigen genug — von den Advokaten, bezügliche Carmina eingingen. Schon im 20. Jahre trat Raſche als Schriftſteller auf, wurde 1752 Mitglied der „deutſchen Geſellſchaft“ zu Jena, und ſpäter auch der deutſchen Geſellſchaft zu Halle und Altorf, wie der Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte zu Leipzig. Nach mancherlei Irrfahrten im Auslande als Hofmeiſter, und nachdem er bereits zum Konrektor des Gymnaſiums zu Frankfurt a./M. berufen war, trug ihn der dort wohnende Herzog Anton Ulrich auf, ihm eine Predigt zu halten, und ernannte ihn zum Rektor des Lyceums in Meiningen, wo er in ſeine neue Laufbahn am 20. September 1759 eintrat. Hier wirkte er nur 4 Jahre; am 19. December 1763 wurde er in das Pfarramt zu Untermaßfeld eingeführt, wo er, ſeiner Gemeinde mit Liebe zugethan und von ihr nicht minder geliebt und hochgehalten, bis an ſein Ende ſegensreich wirkte. Er entfernte ſich von dem nicht ohne Glück betretenem Gebiete der Poeſie und verſuchte ſich in mancherlei Gebieten der ſtrengeren Wiſſenſchaften, bis er auf einem haften blieb, das ihn dauernd feſſelte, und ihm durch ſeinen raſtloſen Fleiß dauernden Nachruhm begründete. Es war das Feld der antiken Numismatik, über das Raſche ein Hauptwerk verfaßte, dem er einige gelehrte Vorarbeiten zum Theil in lateiniſcher Sprache vorhergehen ließ. Dieſes Hauptwerk war ſein numismatiſches Lexicon, deſſen erſten Band der berühmte Heyne in Göttingen bevorwortete. Mit nur wenigen einheimiſchen Hülfsmitteln vollendete Raſche in 11 Jahren ſein wichtiges Werk, 5 Bände und 3 Bände Supplemente. Er wurde von auswärts mit Münzen und Büchern reichlichſt unterſtützt, correſpondirte nach allen Ländern Europa's, mit dem Vicekönige von Sicilien, Prinzen von Torremuzza, mit dem

Biſchof Anton von Tyene, Beichtvater der Königin beider Sicilien, mit römiſchen Kardinälen, mit dem Rektor Samuel Henly zu Rendlesham in Suffolk, mit mehreren Herzogen von Würtemberg, mit den berühmten Münzgelehrten Eckhel und Senkenberg in Wien, Büſching in Berlin, der eifrigen Münzſammlerin Reichsgräfin von Bentinck und vielen andern. Ganz untreu wurde Raſche doch nicht der Poeſie. Als am 10. Auguſt des Jahres 1784 der Herzog Georg zur Geburtstagsfeier ſeiner Mutter, der Herzogin Charlotte Amalie, auf der Ruine Henneberg ein ländliches Hof- und Volksfeſt veranſtaltet hatte, beſang Raſche daſſelbe in einer Idylle, unter deren Text er eine Menge erläuternde geſchichtliche Anmerkungen ſetzte. Er war im Dorfe Henneberg eine Zeitlang Pfarrvikar geweſen, daher war das über demſelben ſich erhebende alte Stammſchloß ihm beſonders lieb. Das Gedicht „Henneberg das uralte Stammhaus ꝛc.“ erſchien im Druck. Raſche ſtarb am 21. April 1805. Sein ganzer reicher literariſcher und numismatiſcher Nachlaß verwehete in alle Winde, ſeine Kinder ſtarben in tiefer Armuth.

In ähnlicher Weiſe ſtrebſam, obſchon weiten Ruf nicht erringend, war Bernhard Georg Walch, geborener Stadt Meininger, Abkömmling einer berühmten

Familie. Er beſuchte das Lyceum in Meiningen, ſtudirte in Göttingen, und widmete ſich der Philologie, und ſpäter, da ihm vergönnt war, zum zweitenmale in Göttingen akademiſche Vorträge zu hören, der Rechtsgelehrſamkeit. Er bekleidete eine Zeitlang Hofmeiſterſtellen, wurde dann Herzoglicher Rath, und als erſter Bibliothekar Vorgeſetzter des ungleich gelehrteren Reinwald, von welchem letzteren unten ausführlicher die Rede ſein wird, erhielt die Aufſicht über alle übrigen Herzoglichen Sammlungen, wurde geheimer und Regierungsarchivar, Ober-Oekonomiekommiſſionsſecretair und dann Aſſeſſor, und in dieſer Stellung von der Führung jener Aufſichtämter wieder entbunden. Er war wiſſenſchaftlich gebildet und ſehr thätig, was er durch die Mitarbeiterſchaft an mehreren hiſtoriſchen, literariſchen und bibliographiſchen Zeitſchriften bethätigte. Als Freund Raſche's zog ihn die Numismatik beſonders an. Es liegt mir eine ganze Reihe ſeiner Briefe an die Reichsgräfin von Bentinck vor, die ihren gedruckten Münzkatalog dem Herzoge geſendet hatte, welchen Walch zu recenſiren verſprach, was er auch in verſchiedenen Zeitſchriften that, und was die gelehrte Gräfin nicht unvergolten ließ. Es ging dem guten Walch nicht beſſer, als manchem anderen ſeiner Collegen; in einem der erwähnten Briefe klagt er, daß er „aus Mangel einer hinreichenden Beſoldung den Unterhalt durch mannichfaltigſt gehäufte Arbeiten erwerben müſſe, die Kopf und Herz oft mehr ſchwächen als ſtärken, weil ſie nicht allemal mit ſeinen Neigungen und Wünſchen übereinſtimmen, und dagegen von Beſchäftigungen zurückhalten, die für die Erweiterung von Lieblingskenntniſſen nothwendig wären.“ Da die Gräfin den Wunſch äußerte, für ihr Münzkabinet vielleicht aus der Raſcheſchen Sammlung ihr fehlende Stücke zu erhalten, theilte Walch die wirklich niederſchlagende Nachricht mit: „Raſche's Münzen ſind alle käuflich, und ſo käuflich, daß ich nur mit Mühe den Zudrang jüdiſcher Käufer zurückhalten kann. Der gute gelehrte Raſche hat das Geld nöthig und nimmt das erſte und das beſte an. Eine genaue Inſtruction, wie weit ich ohngefähr bei jeder Münzgattung in Geboten gehen dürfte, würde den Handel nicht nur beſchleunigen, ſondern auch erleichtern und für den Mann Wohlthat ſein.“ Walch erhielt bezüglichen Auftrag und der arme Raſche gab 11 Stück von der Gräfin eigens ausgewählte Conſularen und 17 Städtemünzen, darunter einige von höchſter Seltenheit waren und die er der Güte eines Cardinals, des Beichtvaters der Königin von Neapel dankte, die Perlen ſeiner Sammlung, für 17 Rthlr. 20 ggr. hin, um nur etwas Geld zu bekommen. —

Aus der Zeit des Herzogs Anton Ulrich in die ſpätere übergehend erſcheint ein Mann, der von geringer Lebensſtellung aufwärts gelangte, nicht ohne Bedeutung für die Meiningenſche Gelehrtengeſchichte blieb, und auch durch ſpätere freund- und verwandtſchaftliche Beziehung zu einem der gefeiertſten Dichter Deutſchlands ſelbſt in der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur eine Stelle einzunehmen verdient.

Dieſer Mann war Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald. Wol iſt ſeiner hie und da öffentlich gedacht worden, allein es giebt noch manches nicht unwichtige aus ſeiner Lebensgeſchichte nachzutragen. Eine kurze Lebensſchilderung Reinwalds gab Dr. Auguſt Henneberger, Profeſſor am Gymnaſium in Meiningen, im deutſchen Muſeum von Prutz, 1853. Nr. 12. als eine Reliquie aus dem Nachlaſſe von Schillers Schweſter, ſodann in ſeiner, den Inhalt der ſchon oben erwähnten Feſtſchrift bildenden Ausarbeitung Meiningens Antheil an der deutschen Nationalliteratur, wo S. 9. u. f. Reinwalds ehrend und anerkennend gedacht iſt. Ich benutze hier dieſe Mittheilung und ſuche ſie zu ergänzen, nebenbei muß dem Verhältniſſe Reinwalds zu Schiller ein beſonderer Artikel gewidmet werden.

Reinwald war zu Waſungen am 11. Auguſt im Jahre 1737 geboren, ſein Vater war der oben erwähnte Waſunger Amtmann Reinwald, der zugleich die Stelle eines Regierungsrathes in Meiningen verſah, und ſchon ſtarb, als ſein Sohn noch nicht das 14. Lebensjahr zurückgelegt hatte. In Jena ſtudirte dieſer Sohn von 1753 an Rechtswiſſenſchaft und beſchäftigte ſich nebenbei mit Poeſie und Sprachforſchung. Nach dem vollendeten academiſchen Triennium kehrte Reinwald zurück, jetzt aber brach der ſiebenjährige Krieg aus und bald wimmelte das Land von durchziehenden Regimentern; die 20,000 Mann ſtarke Reichsarmee wälzte ſich durch das Werrathal und plagte Städte und Dörfer. Am 12. September 1757 zog das Heer nach der kleinen Stadt Waſungen und ſchlug dort Lager, und die Durchzüge ſetzten ſich bis in den October fort. Bei den mancherlei Plünderungen und Erpreſſungen büßte auch die Mutter Reinwalds viel von ihrem Vermögen ein, und die von ſeinem Vater nachgelaſſene Bibliothek wurde ebenfalls geplündert. Reinwalds Oheim, Hofrath Stieler, der Bruder ſeiner Mutter, nahm den jungen Neffen zu ſich nach Gotha, wo Benda ihm Muſikunterricht ertheilte; und wo er ſeiner Neigung, die ihn mehr zu ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, als zur Rechtsgelehrſamkeit hinzog, nachleben konnte. Gleichwohl mußte ein Lebensweg eingeſchlagen werden, und derſelbe wurde nun doch in Meiningen mit der Laufbahn eines Kanzliſten begonnen. Herzog Anton Ulrich, der ſchon den Vater Reinwalds, ſeinen erſten Inſtructor, als einen Diener von erprobter Treue erkannt hatte, wollte dem fähigen Sohne deſſelben ſehr wohl, und entſendete ihn im Jahre 1762 als geheimen Kanzliſten nach Wien, um ihm von dort Berichte über Staatsangelegenheiten, Literatur u. ſ. w. nach Frankfurt zu erſtatten, eine höchſt erfreuliche Stellung, die in jeder Hinſicht für Reinwald erwünſcht war, und ihm gute Ausſicht für die Zukunft eröffnete. Da ſtarb im Beginne des Jahres 1763 der edle Herzog, und es mußte Reinwalds Zurückberufung erfolgen. Wenn dies „mit dem Verſprechen einer guten Verſorgung“ geſchah, wie die Wittwe Reinwalds niederſchrieb, ſo ging dieſes Verſprechen gleichwohl keinesweges in Erfüllung; er durfte als Conſiſtorialkanzliſt mit äußerſt geringer Beſoldung eintreten, und wurde mit Arbeiten überhäuft, die ſeine Augen ſchwächten und ſein Gemüth verſtimmten. Dies dauerte dreizehn Jahre, und erſt dann lichtete ſich in etwas der Blick in ſeine Zukunft, wenn nicht durch Verbeſſerung ſeines Gehaltes, doch durch eine freiere geiſtige Regſamkeit.

Man war darauf bedacht, die Literatur- und Kunſtſchätze, welche Herzog Anton Ulrich geſammelt hatte, zu ordnen und aufzuſtellen, und am 1. Juni 1776 wurde Reinwald als Gehülfe bei der Herzoglichen Bibliothek angeſtellt. Ueber ſeine neue Thätigkeit hat Reinwald ſelbſt einige Aufzeichnungen hinterlaſſen, welche im Auszuge hier eine Stelle finden mögen.

„Im Jahre 1776 wurde mir die Aufſicht über die Herzogl. Bibliothek und deren Organiſation anvertraut. Der ſeel. Hr. Cammerrath Mollwitz hatte ſie in ſeinen Nebenſtunden zu ſtellen angefangen, ſo weit ſie aus den Verſchlägen von Frankfurt ausgepackt war, und ein Unkundiger oder Semililteratus die Fortſetzung übernommen."

„Ich fand ein bloßes Chaos von Büchern, zwar in Repoſitorien geſtellt, aber aus Mangel an Foliefächern oft oben zunächſt der Decke in Duodezfächer eingepfropft; zwar mit bedruckten Rubriken auf Pappe überall behangen, die aber beinahe ſämmtlich täuſchend waren ꝛc." „Es fehlte dann an Repoſitorien, und welche machen zu laſſen, wurde mir theils ſchwer gemacht, theils verweigert. Die Heizung des Arbeitszimmers geſchah unordentlich, ich mußte deshalb meine Geſundheit vernächläſſigen, mein Gedächtniß und meine Augen übermäßig anſtrengen, und mit Anfang des Jahres 1777 überfiel mich eine fürchterliche Hypochondrie, mit anhaltendem Schwindel begleitet, deren erſte heftige Zufälle den Verluſt meines Geſichtes zum Leſen und Schreiben 4 Jahre lang zur Folge hatten, außer, daß ich in beſſeren Stunden Büchertitel mit meinen Augen zur Noth aufzufaſſen vermochte.“

„Im Jahre 1780, als die Ordnung der Bibliothek aus dem Groben größtentheils herausgearbeitet war, wurde dem Herrn Rath Walch die Direction derſelben aufgetragen, der ſich beſonders des Aeußeren derſelben annahm, und dem die Unterſtützung nicht ſo wie mir, erſchwert wurde. Ein Bibliothekdiener wurde beſtellt, Tage der Oeffnung der Bibliothek für's Publikum ausgeſetzt und für regelmäßiges Heizen im Winter geſorgt.“

Trotz ſeiner untergeordneten Stellung war und blieb Reinwald die Seele und der gute Genius der Bibliothek. Rath Walch fertigte zwar auch mehrere Kataloge an, aber Reinwald arbeitete dieſe meiſt wiſſenſchaftlicher um, und ſchrieb die meiſten ſelbſtſtändig neu, ſo daß ein brauchbarer Katalog nach den Wiſſenſchaften in einer zahlreichen Reihe von Bänden Reinwalds dauerndes Denkmal auf der Bibliothek geblieben iſt. Das mißliche Nummernweſen blieb dabei ganz vermieden. Außerdem war Reinwald auf das lebhafteſte durch Duplettenverkauf und Austauſch auf die Vermehrung der ihm anvertrauten Bibliothek bedacht. Unter den Bücherfreunden, mit denen er in Austauſch trat, nennt er in ſeinen Aufzeichnungen auch den Kammerherrn und Kammerrath Baron von Wolzogen. In Bauerbach ſelbſt wohnte ein Bücherjude, Namens Moſes Kaufmann nebſt Sohn, welcher kaufte und tauſchte. Es war dieſe Thätigkeit damals der einzige Weg, die Bibliothek zu vermehren und zahlreiche rohe Bände binden zu laſſen, denn erſt von 1804 an wurde derſelben eine beſtimmte Summe zur Vermehrung von der verehrungswürdigen verwittweten Herzogin Luiſe Eleonore als Obervormünderin und Landesregentin ausgeſetzt.

Reinwald verſah ſein Amt bis zum Jahre 1815, in welchem er am 6. Aug., 78 Jahre alt, ſtarb, mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, „durch die er,“ wie ſeine Wittwe niederſchrieb: „nach manchen Seiten hin anſtieß.“ Ein Bibliothekar, der ſeine Pflicht thut, und das anvertraute fürſtliche oder öffentliche Eigenthum von — vergeßlichen Entleihern mit Ernſt und ohne Anſehen der Perſon zurückfordert, ſtößt ſtets an, er muß ſich nur nicht daran kehren.

Reinwalds Thätigkeit als Gelehrter äußerte ſich nach mehr als einer Richtung hin. Als Dichter war ſeine Begabung vorwaltend die der Satyre, des Humors, mit etwas moraliſirendem Weltverbeſſerer-Anflug, wie er im Geiſte der Zeit und ihrer Poeten lag. Manchesmal hat er treffliche abgerundete, witzige Spitzen (Pointen), bisweilen ſinkt er in das alltägliche. Nächſt ſeinen, bereits 1776 zu Frankfurt ans Licht getretenen „Briefen über die Elemente der germaniſchen Sprache," erſchienen von ihm: „Poetiſche Launen, Erzählungen, Briefe und Miscellaneen, Deſſau 1782. Er feilte ſehr ängſtlich und ſchrieb manches Gedicht völlig um. In den Jahren 1803 bis 1805 lieferte er Beiträge in das Bergiſche Taſchenbuch, 1806 in das Niederrheiniſche. Beſonders gelang Reinwald die poetiſche Behandlung der Thierfabel. Ich theile eine ſolche von ihm mit, ob ſie irgendwo ſchon gedruckt ſteht, weiß ich nicht.

Der Hahn und die Perle.

Unterm Schutte fand ein Hahn
Eine Perle, pickte dran,
Schleuderte das Kleinod wieder
Ins Geſtrüpp, als unnütz nieder.
Im Gewühl des Hofes fand
Prinz Kanut, der Pferdekenner,
Einen ſeiner beſten Männer;
Nützte ſeinen Weltverſtand
Seine Treue nicht fürs Land.

Reinwald begann auch eine Reihe Gedichte, welche er als „Lieder des Selbſtgefühls, des Lobes und der Ehre für allerlei Stände“ bezeichnete. Die „poetiſchen Launen“ enthalten davon nur drei: Maler, Friſör, Schneider. Letzteres iſt ungemein humoriſtiſch. Es beginnt: Schneidri, Schneidra, Schneidrum. Außerdem brachte er Papſt, Doctor, Chirurg, Poſtillon, Wirth, Trompeter, Bereiter, Koch, Schuſter und Bälgetreter fertig. Eine Varianten-Strophe aus dem Schuſterliede lautet:

Trinke deinen Mißmuth nieder
Kneif, und ſtärke deinen Geiſt;
Denk an deine großen Brüder,
Schuſter, die die Nachwelt preiſt.
An den Stern des Meiſterſanges
Sachs, und Jacob Böhmens Ruhm;
Doch auch Wichte höhern Ranges
Zieren jetzt das Schuſterthum.

So machte ſich der hypochondriſche und gedrückte Geiſt des thätigen Mannes in manchem Hiebe gegen die ſogenannten „Großen“ Luft, gegen die ihrer Zeit faſt alle armen Poeten ihre Pfeile richteten; es ſind ſeitdem achtzig Jahre vergangen, und dieſelben Miasmen ſchweben noch immer in der Luft.

Die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Reinwalds wandte ſich ferner theilnehmend der von Zahn beſorgten Ausgabe des Ulphilas zu, zu welcher er die früher von Fulda gegebene Sprachlehre und das Gloſſar umarbeitete. Das Werk erſchien zu Weißenfels 1808 in Quart.

Im Jahre 1793 gab Rath Reinwald ſein „Hennebergiſches Idioticon ꝛc. heraus, das in Berlin und Stettin bei Friedrich Nicolai erſchien, und dem 1801 ein zweiter Theil folgte. Eine ſehr verdienſtliche Grundlage für die künftige ſprachliche Weiterforſchung, in welcher Reinwald auf eine Vorarbeit baute, die ein Waſunger Landsmann, Schenk, mit mühſamem Sammelfleiße zu Stande gebracht hatte.

Eine Lieblings- und Lebensaufgabe ſtellte ſich der ſtrebſame Gelehrte, das berühmte angelſächſiſche Gedicht Heliand (eine Evangelienharmonie), nebſt Gloſſar und Grammatik herauszugeben. Er erwarb zu dem Ende eine Abſchrift des Cotton'ſchen Codex von Gley, Lehrer und Lektor der franzöſiſchen Sprache am Gymnaſium zu Bamberg, welcher die Handſchrift auf der dortigen Domſtiftiſchen Bibliothek, als Paraphrasis evangelica im Katalog bezeichnet, auffand, und in ihr mit Freude denſelben Codex erkannte, den Hickes in ſeinem Thesaurus linguarum septentrionalium zuerſt erwähnt, und Bruchſtücke daraus mitgetheilt hatte, und von dem ſich eine Handſchrift auch in London befindet. Gley nahm Abſchrift von dem Bamberger Codex, und ließ eine Probe, nebſt Ueberſetzungsverſuch in einer Beilage zur Bamberger Zeitung abdrucken, welche Koch in ſeinen „Allgemeinen literariſchen Anzeiger 1799“ Nr. 97. aufnahm, wodurch Reinwald zuerſt Kenntniß davon erhielt. Auf den Grund ſeiner anglogermaniſchen Sprachſtudien berichtigte Reinwald die Ueberſetzung, ſandte ſeine Arbeit an Gley, und dieſer, darüber erfreut, ſandte Reinwald die ganze Abſchrift, welche dieſer ihm durchaus überſetzt, zurückſchickte. Jetzt theilte Gley ein förmlich diplomatiſches Facſimile des Codex, das angefertigt worden war, weil die Bamberger Handſchriften in die k. Central-Bibliothek nach München wandern mußten, an Reinwald mit, und letzterer wandte nun allen Fleiß daran, das ganze in geſpaltenen Columnen mit gegenüberſtehender deutſcher Ueberſetzung zu einem Denkmale ſeines Fleißes und ſeiner Sprachkunde auszuarbeiten und niederzuſchreiben. Er gelangte nicht dazu, dieſes, ſein mühſames Werk ſelbſtſtändig erſcheinen zu ſehen, ſondern verkaufte ſein Manuſcript gegen ein anſtändiges Honorar nach München, wo daſſelbe von Schmeller bei deſſen Herausgabe des Heliand benutzt wurde. *) Reinwalds erſte autographiſche Hand-

---

*) Ueber dieſe ganze literariſche Angelegenheit vergleiche: Hallische allgem. Literaturzeitung, 1799. Nr. 117. Schmeller: Heliand. Stuttgart 1830. 2 Bde. Götting. gelehrte

ſchrift, Text und Uebertragung, im untern Rande durchweg ſprachlich gloſſirt, bewahre ich als ein ſchätzbares Andenken von ſeiner verehrten Wittwe, der ich auch jene oben erwähnten poetiſchen Entwürfe ihres Gatten danke.

Trotz ſeiner Hypochondrie hatte Reinwald doch in Nähe und Ferne ehrenwerthe Freunde. Ich nenne nur den gelehrten Bibliographen Panzer in Nürnberg, für deſſen Annalen der älteren deutſchen Literatur Reinwald eine ziemliche Anzahl von Incunabelſchätzen der Herzoglichen Bibliothek beſchrieb; Schlichtegroll, die Linguiſtiker Nemnich und Roytſch, den Entomologen und Sprachkenner Scharfenberg, Zumſteg, der ſich 1791 gegen ihn erbot, eins und das andere ſeiner „Handwerkslieder" zu componiren, den ſpäter näher zu erwähnenden Herrn von Wurmb, und den genialen Johann Chriſtian Fleiſchmann, geboren zu Meiningen am 23. Nov. 1758 — ein Idealiſt, wie Schiller, deſſen Briefe den Geiſt von Goethes Werther athmeten, und der, nachdem er in Göttingen bereits die Stelle eines Bibliothekſecretairs bekleidet hatte, mit großer Anlage zu Ner-

---

Anzeigen 1831. 15. Januar. (Recenſion des Schmellerſchen Heliand von Jacob Grimm.)

venſchwäche im Jahre 1782 in ſeine Heimath zurückkehrte, wo ihm die Hoffnung blühte, daß ihn Herzog Karl ebenfalls bei der Bibliothek anſtellen werde, eine Hoffnung, die des Herzogs früher Tod vereitelte. Er erlebte noch mancherlei Schickſale, wurde ſpäter ſeelenkrank, genas wieder, verheirathete ſich mit einer Jungfrau aus Bauerbach, und praktizirte mit Glück als Anwald. Er ſtarb am 30. December 1832, nachdem er noch am 2. April deſſelben Jahres vom jetzt regierenden Herzoge mit dem Hofrathstitel beehrt worden war.

Noch wäre hier Pfranger zu erwähnen, als begabter Dichter und Theologe ſowohl, wie als Reinwalds Freund; ich verſpare ihn aber für einen der folgenden Abſchnitte.

IV.

Aus dem Reise-Tagebuche des jungen Herzogs Karl August zu Sachsen Meiningen 1775.

Dem regierenden Herzoge Anton Ulrich zu Sachſen Meiningen wurde am 19. Nov. 1754, aus zweiter (legitimer) Ehe ein Erbprinz geboren, welcher die Namen Karl Auguſt Friedrich Wilhelm empfing. Er ſchrieb ſich ſchon als Knabe Karl Auguſt, und unterzeichnete mit dieſen beiden Vornamen auch die Briefe, aus denen nachſtehende Auszüge mitgetheilt werden. Es war ihm nur eine kurze Regierungszeit beſchieden, nachdem er in Gemeinſchaft mit ſeinem jüngeren Bruder, dem nachmaligen Herzoge Georg Friedrich Karl, eine Zeitlang in Straßburg bildende Studien gemacht hatte. Von dort aus erſtattete er ſeiner älteren Schweſter, der Prinzeſſin Wilhelmine anziehende Berichte, die Zeugniß geben von des jungen Fürſten offenem und unbefangenem Sinne, ſeinem lebhaften Antheil an Literatur und Kunſt, ſeiner Verehrung jener Männer, welche in Künſten und Wiſſenſchaften ſich auszeichneten, und zugleich auch von der Art und Weiſe, wie in jener Zeit, in welcher Karl Auguſt von Sachſen-Weimar das Band der Freundſchaft mit Goethe knüpfte, die Erziehung und Bildung junger Fürſtenſöhne geleitet wurde.

Da das fürſtliche Leben des Herzogs Karl Auguſt zu S. Meiningen ſich ſo früh abſchloß, daß kaum von einer weitläuftigeren Biographie deſſelben die Rede ſein kann, ſo wird es nicht unanziehend ſein, aus jenem Reiſetagebuche Einzelnes auszuheben, was allgemeinen Antheil erregen könnte, und dieſen Mittheilungen, wo es nöthig iſt, ein und das andere erläuternde hinzuzufügen.

Das Jahr 1775 war gekommen. Die Herzogliche Familie von S. Meiningen beſtand damals aus folgenden lebenden Gliedern: Herzogin Charlotte Amalie, Tochter des Landgrafen Karl zu Heſſen Philippsthal, Wittwe Herzog Anton Ulrichs zu Sachſen Meiningen, ſeit dem 27. Januar 1763 Obervormünderin und Landesregentin; Marie Charlotte, die älteſte Prinzeſſin, Gemahlin Herzogs

Ernſt II. zu Sachſen Gotha, Prinzeſſin Wilhelmine Louiſe Chriſtiane, Herzog Karl Auguſt Friedrich Wilhelm, Prinz Georg Friedrich Karl, Prinzeſſin Amalie. Herzog Karl A. zählte ein und zwanzig, Prinz Georg erſt vierzehn Jahre. Letzterer war am 6. Januar 1775 öffentlich in der Schloßkirche confirmirt worden, und hatte am 11. Januar mit ſeinem Bruder eine Reiſe zum Beſuche nach Gotha angetreten, um von der Schweſter Abſchied zu nehmen, da beide Brüder die Hochſchule zu Straßburg beziehen ſollten; zu ihren Inſtruktoren waren Johann Georg Otto für den Herzog Karl — und Johann Ludwig Heim für den Prinzen Georg ernannt; Geheimerath Freiherr von Dürkheim begleitete die Prinzen als Oberhofmeiſter. Die Abreiſe erfolgte am 30. Januar. Die Prinzen reiſten als Grafen von Altenſtein, doch war das Incognito nicht lange zu bewahren. Herzog Karl Auguſt entwarf eine ſehr günſtige Schilderung des Hofes von Hanau, wo den Reiſenden viele Aufmerkſamkeit erzeugt wurde. Das Modekartenſpiel war Reverſi.

Aus Frankfurt, wo die Reiſenden am 2. Februar angekommen waren, ſchrieb der Herzog ſchon den zweiten Reiſebrief an ſeine Schweſter, und meldete: „Jetzt iſt es 11 Uhr; ich werde mich anziehen; um 1 Uhr eſſen mir. Herr von Rieſe und der berühmte Doctor Goethe ſind unſere Geſellſchaft. Der Herr Heim lobt ihn ſehr, und hat uns gebeten, ihn kennen zu lernen. Ich werde Dir ſchreiben, wie ich ihn gefunden habe."

Ich hoffte auf anderem Wege von dieſer Bekanntſchaft Heim's mit Goethe näheres zu erfahren, allein es wurde mir von deſſen noch lebender Fräulein Tochter die Auskunft, daß derſelbe, außer auf ſeinen mineralogiſchen Reiſen, Tagebücher nie geführt, auch der Bekanntſchaft mit Goethe niemals gegen ſie Erwähnung gethan habe. Daher bleibe ich auf den Bericht des Herzogs Karl Auguſt beſchränkt, und auch dieſer iſt lückenhaft, und bricht durch ein abhanden gekommenes Blatt bei der anziehendſten Stelle ab. Der Herzog ſchrieb noch von Frankfurt aus am 4. Februar:

„Ich fahre alſo fort. Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegeſſen. Es war mir lieb, daß er neben mir ſaß, damit ich ihn deſto näher bemerken konnte. Er ſpricht viel, gut, beſonders, original, naiv und iſt erſtaunlich amuſant und luſtig. Er iſt groß und gut gewachſen, in der Statur des Gotter's*), und hat ſeine ganz eigene Façons, ſo wie er überhaupt zu einer ganz beſondern Gattung von Menſchen gehört. Er hat ſeine eigene Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menſchen, die er kennt, hat er ſeine eigene Sprache, ſeine eigenen Wörter.“

---

*) Friedrich Wilhelm Gotter, der Dichter, den die Prinzen von Gotha her kannten, wo derſelbe zu jener Zeit die Stelle eines geheimen Kanzleiſecretairs bekleidete und

Nach dieſer Mittagstafel fuhr die Geſellſchaft nach Darmſtadt, wo die fürſtlichen Brüder durch Schuld der allzu langſam fahrenden Poſtillons zu ſpät anlangten, um ſich noch an demſelben Tage beim dortigen Hofe vorſtellen zu können. Die Centralſonne des damaligen Hofes von Heſſen-Darmſtadt war die Fürſtin Friederike Charlotte, Wittwe des Landgrafen Max von Heſſen-Kaſſel, Tochter Ernſt Ludwig's von Heſſen-Darmſtadt, deren Neffe der Landesherr Ludwig IX. war. Neben den zahlreichen Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes waren auch noch fürſtliche Gäſte anweſend: „Prinz Karl von Mecklenburg und ſeine Gemahlin, der Prinz von Eutin, Bräutigam der Prinzeſſin Charlotte, dann der Prinz Georg, der Prinz Louis, der Prinz Carl, der Prinz Friedrich, die Prinzeß Louiſe und die Prinzeß Auguſte, alle Kinder von dem Prinz Georg (Wilhelm

---

weſentlich dazu beigetragen hatte, am Hofe des kunſtſinnigen Herzogs Ernſt II. zu S. Gotha und Altenburg die Neigung für theatraliſche Vorſtellungen zu beleben.

d. ä.), denn die vom Landgrafen ſind gar nicht mehr in Darmſtadt *). Der alte Prinz Georg war nicht wohl und kam erſt nach Tafel herauf. Nach 1 Uhr ging man an Tafel. Ich führte die Fürſtin Max und der Georg führte die Prinzeß Georg. Ich ſaß zwiſchen der Fürſtin Max und der Prinzeß von Mecklenburg. An Tafel waren wir alle ſehr luſtig und ganz ohne gêne, ſo wie man überhaupt in Darmſtadt ganz natürlich und ungenirt lebt. Nach Tafel blieben wir alle beiſammen, ſprachen, machten Bekanntſchaften. Es wurde viel erzählt, allerhand Neuigkeiten aus angekommenen Briefen vorgeleſen, und man war überhaupt ſehr vergnügt. Wir wollten uns gleich nach Tafel wieder empfehlen, um noch ein Stück Wegs machen zu können, aber es war unmöglich wegzukommen, denn alle die Prinzen und Prinzeſſinnen plagten den Herrn von Dürkheim ſo entſetzlich und ſo lange, bis er ihnen verſprach, er wolle bis Dienſtag früh da bleiben. Hierauf wurde gleich arrangirt, daß die Redoute, die der Prinz Georg in ſeinem Hauſe giebt, und die gemeiniglich des Dienſtags iſt, auf den Montag ſein

---

*) Der häufige Gebrauch des Artikels vor Titeln und Eigennamen in den Berichten darf nicht befremden, er iſt nordfränkiſche Spracheigenthümlichkeit und noch heute in gleicher Weiſe volksmündlich.

ſollte, damit wir davon profitiren könnten. Alle dieſe Höflichkeiten und die gute Art, mit der man mit uns umging, machten, daß wir um deſto lieber da blieben. Den Abend um 6 Uhr war Spiel. Ich ſpielte ein neues Spiel, welches Crescentimani heißt. Die Prinzeß Georg, die Prinzeß von Mecklenburg, der Prinz von Eutin und ſeine Braut, die Prinzeß Louiſe, die Gräfin von Leiningen, Schweſter von der Prinzeß Georg, der Georg (Herzog Karl's Bruder) und ich waren von der Partie. Das Spiel iſt artig und man kann dabei aufſtehen und herumgehen." —

Am folgenden Tage beſahen die Meiningenſchen Prinzen im Geleite eines Herrn von Ponickau ein merkwürdiges automatiſches Kunſtwerk, das ein Herr Knauß beſaß und welches aus einem Uhrwerke beſtand, darſtellend ein ritterliches Carouſſel mit Turnirenden zu Roß, Schildträgern, Kriegern, Trompetern und Paukern u. ſ. w. in allen natürlichen Bewegungen. Herzog Karl Auguſt ſchloß die ausführliche Beſchreibung dieſes Kunſtwerkes mit den Worten: „Dieſe wunderbare Uhr ſoll 10,000 Gulden koſten, und der Herr Knauß will eine Reiſe nach Wien thun, um ſie zu verkaufen zu ſuchen. Es muß aber ein Narr oder ein ganz reicher Mann ſein, der die Thorheit begehen will, ſoviel Geld auszugeben. Doch muß man geſtehen, daß ſie es werth iſt.“ —

Hierauf beſahen die Prinzen das Exercierhaus, wohnten der Wachtparade bei, machten Beſuche, ſpeiſten wieder bei der Fürſtin Max und fuhren Abends zur Redoute. Man tanzte wechſelsweiſe Menuetten, engliſch und Schleifer; es waren 360 allerliebſt angezogene Masken anweſend, und beſtändig 3 Reihen von 40 Paaren Tanzender. Der Herzog ſchloß die Schilderung des Aufenthaltes am Darmſtädter Hofe mit den Worten: „Ich muß ſagen, daß es mir ſelten noch an einem Orte ſo wohl gefallen hat, als hier in Darmſtadt. Soviel Höflichkeit, Güte, natürliche Artigkeit, Anſtand, Witz, Munterkeit, ungenirtes Weſen habe ich noch nirgend ſo vortrefflich vereinigt gefunden als an dieſem Orte.“ Kein Wunder, daß es dem lebenvollen jungen Herzoge von S. Weimar, Karl Auguſt, der mit ſeinem Bruder Konſtantin ſich damals ebenfalls zu Straßburg befand, ebenſo ſehr am Heſſen-Darmſtädter Hofe gefallen hatte, und er noch im Herbſte deſſelben Jahres ſich einer Prinzeſſin dieſes Fürſtenhauſes vermählte.

Die Reiſenden langten am 9. Februar Morgens um 7 Uhr in Straßburg an und bezogen das Hôtel de la grande Prèvoté. Ihre beiden Inſtructoren, die

Räthe Otto und Heim, welche von Frankfurt aus vorausgereiſt waren, waren ſchon einen Tag früher eingetroffen, auch wurde nächſt dem Oberhofmeiſter, noch der Obriſt Freiherr von Bibra den beiden Prinzen als Führer zugeſellt. „Gegen Mittag kam der Herr von Dürkheim mit den Prinzen von Weimar zu uns, die uns ſehr viele Höflichkeiten erwießen, und uns baten, indem wir noch keine Loge gemiethet hätten, und auch keine unbeſetzt wäre, ſo ſollten wir beſtändig in ihre Loge gehen. Der Herr von Stein und der Herr von Knebel waren auch mit da.“ — Auch Prinzen von Hohenzollern, von Darmſtadt, von Heſſen-Rothenburg und von Löwenſtein-Wertheim beſuchten die hohe Schule zu Straßburg, die wir uns jedoch ganz anders zu denken haben, als unſere deutſchen Univerſitäten. Der Hauptzweck, weshalb ſo viele deutſche Fürſtenhöfe ihre Prinzen vorzugsweiſe nach Straßburg entſendeten, war keineswegs ein Studium allgemeiner und nützlicher Wiſſenſchaften, wie ſie Männern hohen Standes ziemen, ſondern die leidige Unſitte jener Zeit, in franzöſiſcher Sprache und Kultur etwas beſonderes und auszeichnendes zu erblicken. Franzöſiſcher Redensartenwechſel, franzöſiſcher Tanzunterricht, Anſchau franzöſiſchen Theaters, franzöſiſche Fechtmeiſter, Perrückenmacher und Friſeure, franzöſiſche Kartenſpiele — alles ſollte ſich vereinen, die jungen deutſchen prinzlichen Bären ſo recht gründlich zu belecken, ihnen gänzlich und vollkommen alle Neigung und Liebe zu vaterländiſcher Art und Kunſt aus der Seele zu treiben und gegen das ſogenannte franzöſiſche savoire vivre umzutauſchen. Es war ein Jammer, daß es ſo war, aber es war einmal ſo, Zeitrichtung und Mode geboten es, und die Summen, welche für alle jene nutzloſen Künſte von den deutſchen Höfen nach Straßburg floſſen, waren unermeßliche. Es waren in der That wirkliche Wunder, daß dem ohngeachtet die Herzen ſo manches deutſchen Fürſtenſohnes deutſch blieben, wie es bei Herzog Karl Auguſt von S. Weimar-Eiſenach der Fall war, und nicht minder bei den beiden Prinzen Karl Auguſt und Georg Karl Friedrich zu S. Meiningen.

Es wurden zahlreiche Beſuche und Aufwartungen gemacht; die in Brumath, einem 2 Stunden von Straßburg „nach Deutſchland zu" entlegenen Dorfe wohnende Prinzeſſin Chriſtiane von Sachſen empfing Aufwartung. Sie bewohnte das dortige, dem Landgrafen zu Heſſen-Darmſtadt gehörende ſchöne Schloß und bezog eine Penſion vom franzöſiſchen Hofe, die ihr ſo unordentlich ausgezahlt wurde, daß ſie nicht einmal im Stande war, ihren Aufenthalt in dem überaus theuern Straßburg zu nehmen. Die beiden Prinzen machten nach ihrer Ankunft in Straßburg über 300 „Chapeaubas-Viſiten“ einſchließlich der Karten-Abgaben, und dabei viele ihnen angenehme Bekanntſchaften. Die Form ſolcher Höflichkeitsbeſuche kehrte bei manchem derſelben ſehr ihre lächerliche Seite zu Tage, z. B. „Wir fuhren in die Sonntagscour bei den Chefs (der Regimenter), dem Intendanten und dem Vice-Commandanten. Dieſer Cour müſſen alle Menſchen beiwohnen, ſonſt wird man vor unhöflich gehalten. Man ſteigt bei jedem Hauſe von ſo einem Manne aus, geht hinauf, ſagt dem Maitre d' Hôtel, daß man da wäre, um aufzuwarten, und wie man heißt, welcher die Thür aufmacht und den Namen ausruft. Man geht langſam ins Zimmer, macht ein kleines Compliment an die auf beiden Seiten ſtehenden Perſonen, geht gerade auf den Hausherrn los und macht ihm ein tiefes Compliment; fragt, wie er geſchlafen habe, wie er ſich befinde, ob er in dem letzten Spectacle geweſen wäre, ob nicht dieſer oder jener Acteur oder Actrice gut oder ſchlecht geſpielt habe, ob ihm der letzte Bal de nuit oder Redoute, oder Piquenique gefallen habe, und dergleichen allgemeine Dinge mehr; hierauf ſpricht man ein wenig mit Leuten, die man kennt, läßt ſich von ihnen andern präſentiren, und ſchleicht ſich heimlich wieder weg, wenn eben die Thüre aufgeht.“

In der Oper glänzte Mademoiſelle Villeneuve, „eine Perſon von gutem Herkommen, von vortrefflicher Erziehung und von einer ſolchen tugendhaften Aufführung, daß ſie von allen bewundert und verehrt wird. Sie ſpielte in Zemire und Azor die Titelrolle ſo außerordentlich ſchön in Anſehung des Geſanges, des Anſtandes, der Figur, der Kleidung, daß man ganz hingeriſſen wurde.“

Aſſembléen, Theater, Bälle, Redouten, Tafelfreuden, Piqueniques, Spazierfahrten, Spiel, Beſichtigung von Merkwürdigkeiten u. dgl. wechſelten in angenehmer Weiſe mit einander ab; die erſte Unterrichtsſtunde, welche die Prinzen in Straßburg nahmen, war — Tanzſtunde. Man lebte noch in den Freuden des Carnevals und beſuchte täglich Bälle. Der Tanzmeiſter Mr. Saveur war ein Mann von 80 Jahren mit dem ausſehen eines Fünfzigers. Wöchentlich drei Stunden koſteten monatlich 1 Louisdor; ein anderer Tanzmeiſter, Le Pie, nahm für die Woche ſo viel von einer Perſon.

Oefter berichtete Herzog Karl Auguſt vom Theater. Einmal ſchrieb er: „Es wurde der Deſerteur, Drama von Mercier, das nämliche Stück, das Du an meinem Geburtstag in Meiningen mitgeſpielt haſt, gegeben. Das Ende des Stücks war geändert, ſo daß er nicht ſtirbt. Der Deſerteur wurde ſo vortrefflich geſpielt, daß alles laut weinte.“

Es nahte die Abreiſe der Prinzen von S. Weimar nach Paris, doch wollten ſie im Mai wieder in Straßburg eintreffen. Am 23. Februar ſpeiſten dieſelben noch einmal bei ihren Vettern aus Meiningen. „Den Mittag aßen die Prinzen von Weimar bei uns, und der Prinz Konſtantin ſagte im Spaß zu mir, daß wir ihnen das Henkersmahl gäben. Der Graf Görz war nur allein mit da, indem ſchon der Stein Courrier voraus geritten war, und der Herr von Knebel zu thun hatte. Es waren auch noch 3 Officiers vom Regimente Royal Suede bei Tafel, wie denn faſt täglich welche bei uns eſſen, und ich wirklich finde, daß dieſe Officiers von Sinclairs Regimente alle die artigſten Leute von der Garniſon ſind. Bei Tiſche hatten wir Tafelmuſik von den Hautboiſten von Royal Suede, welche ſehr gut ſpielen.“ Mit Herrn und Frau von Sinclair, die daſſelbe Hotel bewohnten, hatten ſich die Prinzen gleich Anfangs gut befreundet. Nach der Tafel wurde getanzt. Abends waren die Prinzen im Theater in der Loge der Weimar'ſchen Prinzen, und nach der Vorſtellung fuhren ſie in die Intendanz, wo ſie ſoupirten und ſpielten. „Ich ſpielte, wie gewöhnlich, mit der Prinzeß von Sachſen, mit dem Erbprinzen von Weimar und dem Mr. le Blair. Nachdem die Partien geendigt waren, nahmen wir Abſchied von den Prinzen von Weimar und fuhren nach Hauſe. Um 1 Uhr Nachts reiſten dieſe ab, und hofften, Paris in vier Tagen zu erreichen, um noch das Ende des Carnevals zu ſehen.“ So reiſte man damals, mit Extrapoſt, und gewiß vierſpännig.

Viele Zeit ging mit Viſiten empfangen und mit Viſiten zurückgeben hin, aber es gehörte zum guten Tone, weder das eine, noch das andere zu unterlaſſen. Der Herzog ſchrieb darüber: „ich habe oft ſagen hören: ce Monsieur est bien malhonétte, il má pas rendu la visite.“ — Auch die große neue Kirche wurde beſucht, in welcher der Marſchall von Sachſen noch unbegraben ſtand. Die Prinzen konnten den Pfarrer nicht verſtehen, da ſie das Straßburger Deutſch, den Dialekt des Elſaſſes, noch nicht kannten. Die Unterhaltung in den höheren Geſellſchaftskreiſen wurde nur franzöſiſch oder italieniſch geführt.

Im Beginn beſchäftigte den jungen Herzog die Einrichtung ſeiner Unterrichtsſtunden; ſpäter meldete er die Ankunft des Prinzen Louis von Rohan, des Coadjutors des Straßburger Hochſtifts, der mit einem großen und prächtigen Gefolge einfuhr. Von neuen in den dortigen Geſelligkeitskreiſen beliebten Spielen führt er Reversi á deux, Quinola*) savée prémier et dernière bonne et le vis à vis, dann das Pfeifchenſuchen, Collé maliar à la silouette, und à la main choude de son voisin an; ein anderes Spiel hieß Macao. Beim Prinzen von Rohan wurden durch den Prinzen Chriſtian von Rothenburg deſſen Meiningenſche Verwandte eingeführt, es waren dort drei Säle ſo voll Menſchen, daß man ſich nicht wenden konnte. Der Coadjutor bewohnte den prachtvollen biſchöflichen Palaſt, war ſehr geliebt, und man wünſchte, daß der Cardinal von Rohan in Zeiten das Zeitliche ſegnen möchte, damit Prinz Louis Biſchof von Straßburg werde. Derſelbe war ſehr gütig gegen die Meiningenſchen Prinzen, lud ſie zu ſich zur Tafel, und zeigte ihnen ſeine prachtvollen Zimmer. In einer Abend-Aſſemblée bei dem Coadjutor, die ſehr zahlreich beſucht war, waren über 30 Spieltiſche geſtellt. Herzog Karl Auguſt ſpielte mit der Prinzeſſin Chriſtiane von Sachſen und dem Prinzen Rohan Whiſt. — Erzherzog Leopold von Oeſterreich kam an, dem ſich unſere Prinzen auf der Wachtparade vorſtellen ließen. „Er iſt ein ganz kleiner Herr, gut gewachſen, der ſehr dem Kaiſer gleicht. Er iſt ſehr höflich, aber ſehr timide, und trägt weiß und rothe Uniform.“ — Abends nach dem Theater war der biſchöfliche Pallaſt auf das glänzendſte erleuchtet, und außerordentlich menſchenvoll. Herzog Karl Auguſt genoß die Auszeichnung, mit dem Erzherzog und der Prinzeß Chriſtiane von Sachſen Whiſt zu ſpielen. Man ſpeiſte an drei ungeheuer großen Tafeln, an deren einer blos der Erzherzog, der Prinz Rohan und einige 80 Damen ſaßen. Die Menſchenmenge und die Hitze waren ſo groß, daß viele Gäſte und auch unſere Prinzen ſich gar nicht ſetzten, ſondern herumgingen, was viel angenehmer war.

---

*) Quinola iſt der Herzbube im Reverſiſpiele.

Erſt am 13. März begannen die Prinzen ihre Collegien („unſre Stunden“) zu hören, welche? wurde vorläufig nicht geſagt, obſchon der junge Herzog von da an häufig ſeiner Stunden gedachte, ein Beweis, daß die prinzlichen Brüder fleißig waren, und zum Fleiße angehalten wurden. Z. B. heißt es: „Mittwoch den 15. März, Vormittag hielten wir wie gewöhnlich, alle unſere Stunden.“ — Freitag den 17. März. „Den ganzen Tag war ich mit meinen Stunden beſchäftigt.“ Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaften ſcheinen indeß dieſe Stunden nicht ausgefüllt zu haben, denn unterm 20. März lautet der Bericht: „Den Vormittag ſtiegen wir gleich auf und hielten unſere Stunden. Das Fechten und Tanzen macht uns eine gute Bewegung vor Tiſche. Im Anfang machte mich's erſtaunlich müde, aber jetzt bin ich es ganz gewohnt, und meine Arme und Beine bekommen eine ordentliche Gelenkſamkeit." Der Prinz erwähnte der Spannung, welche damals zwiſchen dem kaiſerlichen Hofe und dem königlichen Hofe von Frankreich eingetreten war, und theilte mit, daß der Kaiſer und der König einen Perſonal-Haß gegen einander hätten, und die Königin, die doch ſehr geliebt ſei, es mit der Nation verdorben habe, indem ſie ihrem Bruder, dem Erzherzog, in einem Rangſtreite mit dem franzöſiſchen Princes du Sang mit großem Unrecht und mit aller Macht beigeſtanden habe. „Dieſe Geſchichte" — ſchloß der Herzog: „hat der Königin vielen Schaden gethan." —

Zu den bedeutenden Perſonen, die damals in Straßburg lebten, gehörte auch die Prinzeſſin Sapieha. „Sie iſt eine polniſche Dame, voll Anſtand, Einſichten und von einem, ein bischen zu weit getriebenen Enthuſiasmus für ihre Freiheit und ihr Vaterland. Sie hat ihren Gemahl bewogen, ſich zu den Conföderirten zu ſchlagen, wodurch er aber alle ſeine Güter verloren hat und genöthigt geweſen iſt, Polen zu verlaſſen. Sie arbeitet jetzt beſtändig daran, ihre Güter wieder zu bekommen, und ihren Mann wieder emporzubringen. Ohnerachtet ihrer nahen Niederkunft ſchreibt ſie den ganzen Tag Briefe und Memoiren, die ſie nach Polen ſchickt. Sie hat eine erſtaunlich weitläuftige Correſpondenz, und weis alles, was an den Höfen vorgeht. Sie geht gar nicht aus, ſondern nimmt alle Nachmittage Viſiten an, aber nur Herren, denn die Damen ſagt ſie, hätten zu wenig Entretien, und verurſachten ihr Langeweile. Des Sonntags gehen wir manchmal zu ihr; ſie hat uns ſehr gern bei ſich, ſpricht ſehr viel und angenehm, weis viele Anekdoten, und überhaupt amüſirt man ſich bei ihr. Sie iſt ſehr gut gewachſen und ganz polniſch gekleidet. Eben da wir das letztemal bei ihr waren, bekam ſie einen neumodiſchen Hut aus Paris, welcher erſtaunlich viele Federn von einer ſehr großen Länge hat."

Der barocken weiblichen Kopftracht jener Zeit geſchah noch anderweite Erwähnung. Die Prinzen beſuchten eine Geſellſchaft der Prinzeſſin von Hohenzollern, deren Tochter auch einen neuen Aufſatz aus Paris bekommen, den ſie trug. „Er iſt zwei Ellen lang, von lauter Federn, die allerhand Obſt, Gewächſe und Blumen vorſtellen. Ueberhaupt ſtellen dieſe neumodiſchen Aufſätze allerhand Sachen vor, z. B. Landſchaften, Gärten und dergleichen." Endlich wird unterm 20. März ein Beſuch bei Herrn Profeſſor Ehrenmann erwähnt, „der den Georg in der Mathematik unterrichtet." Deſſen zahlreiche phyſicaliſche, hydrauliſche, mechaniſche und hydroſtatiſche Maſchinen wurden beſehen; er machte auch eine Menge der ſchönſten Experimente. Die Damen und einige Officiers ließen ſich elektriſiren.

Zu dieſer Zeit ſahen die Prinzen ein lyriſches Drama: Henri IV. où la Bataille de d'Jory, das ſehr trefflich war; nur wurden alle Arien, welche Heinrich der Vierte zu ſingen hatte, hinweggelaſſen, „weil man es für unſchicklich hielte, daß ein König von Frankreich ſingt." —

Gegen das Ende des März begann Herzog Karl August Muſikunterricht zu nehmen, nahm aber, da ein Franzoſe, Namens Dumanchant, ihm nicht zuſagte, einen deutſchen Muſiklehrer, Namens Freiesleben an. Auch ſonſt offenbarte er vielen deutſchen Sinn. Am 31. März ging er ins Theater „um die Minna von Barnhelm, die jemand unter dem Titel: les amants généreux ſchlecht imitirt hat, ſpielen zu ſehen. Das Stück iſt ganz verſtümmelt, und gleicht gar nicht dem deutſchen Original. Auch ſind ſehr große Fehler darin, denn z. B. kommt ein Président des Etats de Thüringe darin vor, welche Charge doch nie exiſtirt hat.“ Allenfalls gab es 1848 und 1849 ſolche drollige Präſidententräume.

Am dritten April reiſten beide Prinzen zum Beſuch an den Markgräflich Badenſchen Hof, der in Raſtatt weilte, wo man ihnen geſtattete, ihr Incognito als Grafen von Altenſtein beizubehalten. Es wiederfuhr ihnen alle Artigkeit, und den Herzog zog beſonders die Sammlung der eroberten Waffen, Trophäen und ſonſtigen Geräthe aus den Türkenkriegen an, welche durch den tapfern und hochberühmten Markgrafen Louis von Baden-Baden nach der deutſchen Heimath gelangt waren.

Des Münſters erwähnte Herzog Karl Auguſt in ſeinem „Journal,“ wie er ſelbſt die Briefe an ſeine Prinzeſſin Schweſter nannte, erſt nur obenhin, als eines Durchganges. Einmal wär er beinahe in denſelben eingeſchloſſen worden, da die eine Thür des Durchganges bereits zu, und der Küſter ſo eben im Begriffe war, die andere auch zu ſchließen. Am Charfreitage beſahen beide Prinzen im Geleite eines Herrn von Creby die ehrwürdige Cathedrale, beſuchten das heilige Grab in der Krypta, hörten dann ein neues Miſerere von Richter, dem Münſter-Capellmeiſter, beſahen ſich auch nach dem Gottesdienſte die Merkwürdigkeiten. Am erſten Oſtertage wurde die Neue Kirche beſucht, allein dabei der Wunſch ausgeſprochen, daß lieber franzöſiſch gepredigt werden möchte, als in dem ſchrecklichen Deutſch des Elſaſſes. Am Nachmittage wurde im prachtvoll feſtlich geſchmückten Münſter die herrlichſte Vokal- und Inſtrumental-Muſik gehört, und Abends im Voil des Cordonnieres ein Concert ſpirituel, und zwar deutſche und italieniſche Muſik. Der Prinz äußerte, man ſei in Straßburg gegen die deutſche Muſik ſo eingenommen, daß von der Nobleſſe nur 2 Damen zugegen geweſen, aber außerdem doch über 200 Zuhörer, und niemand habe bereut, dieſem außerordentlich ſchönen Concerte beizuwohnen. „Alles war ganz entzückt, als Stamnitz und Richter nebſt andern vortrefflichen Meiſtern ſich hören ließen, und beſonders, da Mademoiſelle Fibig, eine Goldſchmidstochter von hier, die nur 6 Monate gelernt hat, ihre ganz außerordentlich vortreffliche Stimme in einer italieniſchen Arie von Piovini hören ließ. Es waren ſehr viele Officiers bei dem Orcheſter, welche faſt alle Virtuoſen ſind.“

Das angenehme, zwiſchen Lectionen und Vergnügungen getheilte Jugendleben ſetzte ſich fort; es kamen manche Landpartieen, auch Luſtfahrten zu Waſſer, Beſuche ſchöner Gärten hinzu, in denen mit den befreundeten Damen der fürſtlichen Kreiſe auch kleine heitere Geſellſchaftſpiele geſpielt wurden, und bei denen ſelbſt der beliebte deutſche Plumpſack nicht fehlte. Angenehme Bekanntſchaften wurden fortgeſetzt und neue knüpften ſich an. „So brachte der Herr von (der Name iſt vergeſſen) ſeinen jüngſten Vetter den Herrn von Arnswaldt, Suide-Major beim Regimente Anhalt, zu mir. Er hatte ſich einige Monate bei ſeinem Vetter in der Zillbach und in Rosdorf aufgehalten, und brachte mir einen Brief von der Frau von Wohlzogen, die er in Rosdorf geſehen hatte. Es freute mich recht ſehr, jemandem zu ſehen und zu ſprechen, der in der Nähe von Meiningen geweſen war. Er ſagte mir, es wäre noch kalt, ſehr kalt, in der dortigen Gegend, und hier haben wir eine unausſtehliche Hitze.“ —

Von den neuen Bekanntſchaften, welche die Prinzen zu S.-Meiningen in Straßburg machten, war eine der anziehendſten die des General (Feldmarſchallieutenant) Dagobert Siegmund, Graf von Wurmſer, den Bellona eine lange Reihe von Lebensjahren hindurch mit Lorbeern krönte. Er kam in den erſten Tagen des Mai von Paris, und die Prinzen unterließen nicht, zu ihm zu fahren und ihm ihren Beſuch zu machen.

„Er iſt hier“ — ſchrieb Herzog Karl Auguſt: „eine der erſten Perſonen. Es war ſehr heiß, deswegen nahm er alle Beſuchenden in einem großen langen Berceau an, wo es ſehr kühl war. Er iſt ein ſehr höflicher Mann gegen Fremde, aber gegen ſeine Untergebenen, beſonders gegen die Officiers, ſehr hart.“ Die Prinzen wurden zur Tafel bei dem berühmten Kriegsmann geladen, und trafen da die Prinzen von Darmſtadt, den Prinzen Chriſtian von Rothenburg, dem Prinzen del Boeuf, alle Garniſon-Chefs und alle vornehmen Perſonen der Stadt. „Bei Tiſche ſprach man viel; der General war ganz ausnehmend höflich, ſo daß er auch keinen Menſchen vergaß und jeden bediente. Man hält ihn hier für denjenigen, der am beſten und mit der meiſten Aiſance die Honneurs macht. Man ißt in keinem Hauſe ſo gut, wie bei ihm. Wir hatten allein 30 Sorten Weine.“

Theater und Muſik machten beiden Prinzen vieles Vergnügen, und ſie trugen die Vorliebe für beides ſpäter mit in ihre Heimath hinüber. Oft gedachte Herzog Karl Auguſt des trefflichen Theaterſpieles einer Demoiſelle Andas. Feſtlich begingen die fürſtlichen Brüder den Geburtstag ihres Oberhofmeiſters, des Freiherrn von Dürkheim, am 6. Mai. Sie beſchenkten ihn beim Erwachen mit einem von ihm gewünſchten Velour de printemps, und gleich darauf veranſtalteten ſie ein Morgenconzert; eine Freundin und ein Freund, Frau von Palm und Mr. de Creby ſangen ein Duo aus der Oper Silvain, und dazu ſpielte der junge Herzog das Violoncello, Prinz Georg aber mit dem gemeinſchaftlichen Muſiklehrer die Violine.

„Dieſe Arie, welche anfängt D'ans le sein d'un père, hatte den Herrn von Dürkheim bei der Vorſtellung des Stücks ſehr wohl gefallen, und ſie gerieth uns auch recht gut, ohnerachtet ſie ſchwer iſt, und wir ſie nur 2mal zuſammen probirt hatten. Alsdann ſpielte ich mit dem Freiesleben ein Duett auf dem Violoncello und der Violine, und hernach ſpielte der Georg mit ihm ein Duett mit 2 Violinen. Dieſe Muſik gefiel dem Herrn von Dürkheim, auch war ſie recht hübſch von dem Herrn Freiesleben ſelbſt dazu componirt worden.“ Später gaben dem Gefeierten des Tages die Prinzen und die Freunde im Lépy du Rhin ein Piquenique mit Tafel-Muſik der Hautboiſten vom Regimente Royal Suede. Die Geſellſchaft beſtand außer den Prinzen, den Herren von Dürkheim und von Bibra aus Herrn und Frau von Sinclair, Frau von Palm, Mr. de Creby, Major von Ulfſparre, einem biedern Schweden, Mr. de Klinſporn, noch einem Officier von Royal Suede, und dem Capitain von Dürkheim, einem nahen Verwandten des Oberhofmeiſters, und gegen das Ende der Tafel kamen noch andere Freunde dazu.

In Mitte des Maimondes kehrten die Prinzen von Weimar aus Paris nach Straßburg zurück. Herzog Karl Auguſt ſchrieb über dieſe Rückkehr unterm 16. Mai.

„Nach Tiſche machten wir mit den Prinzen von Darmſtadt aus, daß wir zuſammen gegen 7 Uhr Abends den Prinzen von Weimar entgegenfahren wollten. Um 5 Uhr gingen wir in die Comödie, wo Me'lanide geſpielt wurde; beim 4ten Act gingen wir heraus. Wir ſetzten uns vor dem Comödienhauſe ein, die Prinzen von Darmſtadt und wir beide in den offenen Wagen, der den Prinzen von Darmſtadt gehört, und die anderen Herren in unſern Wagen. Als wir eine halbe Stunde gefahren waren, trafen wir die Prinzen von Weimar an. Wir ſtiegen alle einen Augenblick aus, ſprachen zuſammen, ſetzten uns wieder in unſere Wagen und fuhren zuſammen in den Gaſthof le St. Esprit, wo die Prinzen von Weimar logieren. Hier blieben wir beiſammen bis nach 8 Uhr, und da der Erbprinz nicht wohl war, und ſich bald zu Bette legen wollte, ſo gingen wir alle weg. Mittwoch, 17. Mai, Mittag, aßen wir nebſt den Prinzen von Weimar bei den Prinzen von Darmſtadt, den Nachmittag wurde manövrirt, da aber der Herzog von Weimar wegen ſeines ſtarken Catharrs nicht hinging, ſo gingen wir auch nicht hin, der Prinz Konſtantin aber und die Prinzen von Darmſtadt fuhren Abends nach der Pleine des Bouchers und ſahen es mit an. Der Herzog von Weimar kam den Nachmittag mit dem Graf Görz und dem Herrn von Stein zu unſern Damens und wir blieben einige Stunden recht vergnügt beiſammen.“

Die S.-Meiningenſchen Prinzen waren nunſehr häufig in Geſellſchaft der S. Weimariſchen und machten mit ihnen manche gemeinſchaftliche Beſuche, ſpeiſten auch in deren Geſellſchaft wieder beim General Wurmſer vortrefflich. Das Unwohlſein Herzog Karl Auguſts von S.-Weimar hielt mehrere Tage an, ſo daß er Medicin einnehmen mußte. Indeß beſſerte es ſich bald, und unterm 20. Mai konnte gemeldet werden: „Den Mittag aßen die Prinzen von Weimar mit ihrer Suite und die Prinzen von Darmſtadt mit ihren Herrens bei uns.“ Am Nachmittage wurde ein Mannöver beſehen. — Der Herzog von Weimar blieb bis Abends 8 Uhr bei ſeinen jungen Meininger Vettern. Bald darauf erfolgte die in Herzog Karls Briefen jedoch nicht erwähnte Abreiſe der Weimariſchen Prinzen. Um dieſe Zeit fiel jener Beſuch Goethe's in Straßburg, von dem derſelbe in Wahrheit und Dichtung berichtet, bei Gelegenheit ſeiner Reiſe zur Schweſter nach Emmendingen und zu Lavater in Zürich in Geſellſchaft der beiden Grafen von Stolberg. Dieſesmal ſcheinen indeß jene gräflichen Brüder den Meiningenſchen Prinzen nicht nahe gekommen zu ſein. Herzog Karl Auguſt ſchrieb: „Donnerstag, den 25. Mai. Nachmittags, als ich in meiner Stube ſaß, und mit dem Herrn Heim in Cronegks erſten Blüthen des Geiſtes las, kam ein Bedienter herein und ſagte, es wäre ein Doctor von Frankfurt unten, der mich ſprechen wolle, und wie erſchrak ich nicht, als der Doctor Goethe hereintrat. Ja, er war es ſelbſten und war von Frankfurt gekommen, ſeine Schweſter im Badenſchen zu beſuchen, hatte in Carlsruhe die Prinzen von Weimar geſprochen, und war hergereiſt, um ſeinen Freund Lenz zu ſehen. Er mußte ſich neben mir aufs Canapee ſetzen, und der Herr von Dürkheim und Herr Heim ſetzten ſich auch dazu, und wir ſprachen recht vertraut zuſammen. Nur eine halbe Stunde blieb er da; ich bat ihn noch vor ſeiner Abreiſe zu mir zu kommen. Dieſer unvermuthete Beſuch machte mir viel Spaß, da ich den Goethe recht gern habe, weil er ſo natürlich iſt.“

Wie liebenswürdig iſt dieſes naive Geſtändniß des ein und zwanzigjährigen fürſtlichen Jünglings, wie ſtimmten die Gefühle Herzog Karl Auguſts von S.-Weimar mit denen Herzog Karl Auguſts von S.-Meiningen ſo ganz überein in der Liebe zu dem jungen Gelehrten, deſſen Stern glänzend aufſtieg! Wie eigenthümlich war die Lage beider Prinzen! Beide führten dieſelben Namen, denn in alle den Briefen, aus denen ich, wie ſchon geſagt, dieſe Mittheilungen entlehne, unterzeichnete ſich der Schreiber Karl Auguſt, und ſelbſt in Briefen aus noch früherer Jugend war dieſes der Fall. Beide waren Erſtgeborene, beide ſtanden unter der Obervormundſchaft einſichtvoller charakterſtarker Mütter, beide Mütter führten den Namen Amalie, beide Söhne traten in einem und demſelben Jahre die ſelbſtſtändige Regierung an, Karl Auguſt von S.-Weimar am 3. September, Karl Auguſt von S.-Meiningen am 19. November 1775. Jeder von beiden hatten nur einen jüngeren Bruder, der ſein Studiengenoſſe zu Straßburg war — jeder von beiden erwählte ſich eine Gemahlin, welche Louiſe hieß; beide wurden ſogar mit einander verwechſelt. Des Beſuches eines Marquis de Faquèr gedenkend äußerte Herzog Karl Auguſt von S.-M. in einem Briefe: Er brachte mir einen Brief von meiner Schweſter und hatte in Gotha geſagt, daß er uns ſehr wohl kenne; mir aber war ſeine Phyſiognomie ganz unbekannt, und ich konnte mich gar nicht entſinnen, ihn geſehen zu haben. Er muß alſo die Prinzen von Weimar vor uns angeſehen haben, welches uns hier ſehr oft geſchieht.“ Beide endlich waren in Freundſchaft verbunden und theilten gleichen Sinn für den Aufſchwung der deutſchen Literatur und für die in dieſer wirkenden begabten Männer, einen Sinn, den auch Herzog Karl Auguſts zu S.-Meiningen Bruder, Georg, lebendig in ſein junges Gemüth mit aufnahm, und ſpäter zur ſchönen That werden ließ.

Aber Karl Auguſt von Sachſen-Weimar zog das glücklichere Loos, das eines langen Lebens, einer geſegneten Regierung, und Goethe wurde der Seine. —

Am 26. Mai bewegte Straßburg eine große Feſtfreude, ein Prinz von Condé und ein Düc de Bourbon trafen ein, und man bereitete ihnen glänzenden militairiſchen Empfang. Unſere Prinzen ſahen den Pomp mit an, und ließen ſich dann mit vielen anderen Perſonen den Angekommenen vorſtellen. Der Prinz von Condé ſagte den Brüdern, daß er ihren Vater in Frankfurt kennen gelernt habe, und fragte, ob ſie noch dort wohnten?

„Der Prinz von Condé“ — ſchrieb der Herzog: „iſt ein hübſcher Herr mittler Statur, in den beſten Jahren, der nicht allzuviel ſpricht, aber ſehr höflich iſt.

Man nennt ihn Votre Altesse Royale, Monseigneur oder Mon Prince ſchlecht weg. Der Duc de Bourbon iſt noch ſehr jung, ſieht gut aus, iſt ſehr gut gewachſen, ſehr ſtill und eben ſo höflich als ſein Vater. Man nennt ihn auch V. A. R. oder Monsieur le Duc de Bourbon.“

Unſre Prinzen fehlten nicht bei dem glänzenden Feſtmahle, welches den franzöſiſchen Prinzen gegeben wurde, an das ſich militairiſche Manövres anſchloſſen, denen eine große Maskerade folgte. Eine Feſtlichkeit reihte ſich an die andre, und der Dinér-Virtuoſe, General Wurmſer, gab wieder ein Eſſen, das an Pracht und Ausgeſuchtheit alles übertraf, was bisher den franzöſiſchen Prinzen geboten worden war.

„Die Franzoſen waren ſehr eiferſüchtig darauf, daß ein Deutſcher beſſer tractire und die Honneurs mache, als ſie.“ Ebenſo veranſtaltete General Wurmſer ein Mannöver, welches das vorhergehende des Mr. de Vauqué, das ein wenig im „alten Guſto“ war, übertraf. „Jedermann fand es hübſcher und reeller, als das erſtere. Es war eine kleine Nachahmung der Art zu kriegen, der ſich der König von Preußen in der Schlacht bei Liſſa bedient hatte.“ Herr von Sinclair, der Freund unſerer Prinzen, commandirte als älteſter Obriſt das ganze Manöver.

Am erſten Pfingſtfeiertage wurde früh die Neue Kirche beſucht, wie denn überhaupt an jedem Sonntage Regel war, und dann ein Ausflug nach Bleſſen, (Bleſigheim) unternommen. Anziehend ſchilderte der Prinz ein dort vorgefundenes Stillleben.

„Ich lernte einen geweſenen bayreuthiſchen Hofrath Herrn Henneberger kennen. Es iſt ein Mann von Verſtand, der viel Natur beſitzt. Er war das Hofleben und das der großen Welt überdrüſſig, ging nach Bleſſen, kaufte ſich ein Gütchen nebſt einem artigen Haus, heirathete ein recht hübſches Bauermädchen, das ſehr gute Eigenſchaften beſaß, und lebt da ganz in der Stille recht glücklich mit ſeiner kleinen Familie. Er hat nur einige Freunde in der Stadt, mit denen er ſich gegenſeitig Beſuche giebt, auch geht er oft zu den Damen, die ſich jetzt in Bleſſen aufhalten, und die ihn gern um ſich haben. Wir ſpielten einige Stunden Sprüchwörter, welches Spiel durch die artigen Einfälle der Damen ſehr lebhaft wurde. Unterdeſſen wurde es kühl und wir machten eine Promenade auf einen nahen Berg, der eine der ſchönſten Ausſichten darbietet. Im Rückweg ging eine Partie von der Geſellſchaft in das Haus des Herrn Henneberger; auch ich folgte, und wurde durch das reizendſte Schauſpiel dafür belohnt. Eine junge, ſchöne, ſehr reinlich in Weiß angezogene

Frau ſaß in der Mitte der Stube, ihre Kinder ſpielten um ſie herum, das kleinſte hatte ſie auf dem Arme. Reinlichkeit und gute Ordnung zeigten ſich allerwegens, und was uns am meiſten wunderte, die Kinder waren ſtille und recht artig. Die junge Frau hatte gar nichts Bäuriſches an ſich, ſie war ſanft, höflich und erſtaunlich intereſſant. Ihr Mann hat ſie, ſo zu ſagen, erſt erzogen. Ich dachte ſogleich an Werthern, wie er Lotten unter ihren Kindern beſchreibt. Ich verließ ungerne dieſes Haus, welches mir die Glückſeligkeit des häuslichen Lebens ſo lebhaft vorſtellte."

In der Mitte des Juni kam die Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, die Verlobte Karl Auguſts zu S.-Weimar von Carlsruhe nach Straßburg, um zu ihrer bevorſtehenden Vermählung manches einzukaufen. Herzog Karl A. begab ſich im Theater in ihre Loge, und ſchrieb darüber: „Sie ſprach ziemlich viel mit mir; ihr Urtheil über die beiden geſpielten Stücke war richtig." Es war Regel, daß ſtets ein größeres Stück und eine heitere Oper, oder eine größere Oper und ein heiteres Stück an *einem* Abende gegeben wurden. Der Prinz nannte ſeiner Schweſter die Namen der ſämmtlichen Stücke, die er mit ſeinem Bruder ſah, ſandte auch mehrere derſelben, die ihm beſonders gefielen, nicht minder die Theaterzettel, ſo wie auch gute Muſikſtücke nach Meiningen.

Ausführlich wurde die Pracht, welche Straßburg am Tage des Fronleichnamsfeſtes, am 15. Juni, entfaltete, beſchrieben, ebenſo der Abſchied von einem Regimente, deſſen Officiers faſt alle mit den Prinzen befreundet waren. Als die Feierlichkeit des Krönungstages Ludwig XVI. herannahte, an der ſich Straßburg lebhaft zu betheiligen gedachte, und die Rede ging, daß der ganze Münſter illuminirt werden ſollte, beſtiegen die Prinzen denſelben, um zuvor ſeine gigantiſche Größe näher kennen und würdigen zu lernen.

„Freitag, den 23. Juni. Morgens um 5 Uhr ſtiegen wir auf, und um 6 Uhr gingen wir auf den Münſter, den wir gerne noch vor der Illumination ſehen wollten, um uns eine deſto beſſere Idee alsdann davon machen zu können. Wir ſtiegen hinauf bis auf Plateforme, welches ſchon eine ganz erſtaunliche Höhe iſt. Weiter getrauten wir uns nicht zu gehen, Aber die beiden Herren Räthe und die Bedienten gingen noch bis auf die Krone; bis auf die ganz oberſte Spitze kann man nicht ohne Gefahr kommen.“ Es folgte eine kurze Schilderung der bekannten Aus- und Herabſicht, und eine der Beſichtigung des Innern des Münſters und der Ornate.

Die Feier des Krönungsfeſtes von Louis le desiré fand am Sonntag, d. 25. Juni Statt. Die Prinzen fuhren mit ihrem Gefolge im großen Staat in die Neue Kirche und hörten dort die Predigt, dann zum Commandanten Mr. de Bauque', und um 4 Uhr Nachmittags hörten ſie im Münſter das Te Deum, worauf nochmals die Münſterplatform beſtiegen wurde, um von da herab das feuern aller Kanonen und des Kleingewehrs der Citadelle, Wälle und Baſteien zu ſehen. Am Abende gingen und fuhren die Prinzen durch die illuminirte Stadt.

„Auf allen Plätzen der Stadt waren große Scheiterhaufen, die angezündet wurden, welches man Freudenfeuer nannte, und das Volk hüpfte darum herum und tanzte und ſchrie. Aber kein Vive le Roi! wollten ſie nicht rufen; die Soldaten von der Garniſon, denen es ausdrücklich befohlen worden war, riefen wohl hie und da vive le Roi! aber kein Menſch folgte ihrem Beiſpiel. Dies hat jedermann ſehr verwundert.“ Die, welche dies verwunderte, dachten wahrſcheinlich nicht daran, daß das Volk, das einem Könige von Frankreich huldigend zujauchzen ſollte, ein ſchändlich verrathenes, unterdrücktes und unterjochtes deutſches Volk war. Dieſe ſehr natürliche, ſehr zu entſchuldigende Geſinnung offenbarte ſich auch bei der Illumination. Die Münſterthurmſpitze ſtrahlte vom höchſten Gipfel bis zur Plateforme herab, wie ein Brillant; der Biſchofspalaſt, das Theater, das Hôtel de Darmſtadt zeichnete ſich aus.

„Unſer Hôtel war von der Vorderſeite mit 400 Lampions erleuchtet und unter den Hôtels eins mit von den ſchönſten, denn ſie waren faſt alle nicht beſonders illuminirt. Die übrigen Häuſer der Stadt waren ſehr ſchlecht erleuchtet.“

Die Prinzen wohnten einer äußerſt drangvollen Feſtabendtafel beim Mr. de Vauqué bei, und lernten zwei Perſönlichkeiten kennen, über die ſich Herzog Karl A. alſo ausſprach: „Den Duc de Fronſac, Sohn des Maréchal de Richelieu, der in den Ausſchweifungen ſeinem Vater nichts nachgiebt; ſeine Phyſiognomie, die unausſtehlich iſt, und ſeine ganze Geſtalt beweiſen dies deutlich. Hier habe ich noch nie jemand gefunden, der ſo erſtaunlich gleich von dem erſten Augenblicke an mir zuwider geweſen wäre. Die zweite Perſon iſt der Prinz von Naſſau Siegen, Obriſt vom Regimente Royal allemand, ein großer, ſchöner Herr, der ein ſehr gutes Air hat, nur Schade, daß er auch ein wenig Libertin iſt. Es iſt der nämliche Prinz von Naſſau Siegen, der mit dem Bougainville die Reiſe um die Welt gethan hat *), und mit auf der neuentdeckten Inſel Taité geweſen iſt. In Bougainvilles Reiſebeſchreibung kommt er oft vor. Der Prinz hat die gute Eigenſchaft an ſich, daß er ſich nie mit dieſer Reiſe groß macht, und nur ſelten davon ſpricht, wenn man ihn ſehr darum bittet. Er ſoll viel dabei ausgeſtanden haben.“ Nach der Abendtafel, die bis halb 12 Uhr dauerte, folgte ein ſo glänzendes Feuerwerk, wie die Prinzen nie geſehen hatten. „Jedermann applaudirte dieſes ſchöne Spectacle. Als der Name des Königs mit dem franzöſiſchen Wappen zum Vorſchein kam, hatten ſich viele Officiers vorgenommen, vive le Roi! zu rufen, um das Volk dadurch en pain zu ſetzen, es ging aber nicht ſo, wie ſie glaubten, und nur die Damen an den Fenſtern waren es allein, die vive le Roi riefen.“

Eine zu dieſer Zeit niedergeſchriebene Stelle in einem der Briefe des Herzogs Karl A. läßt einen ſchönen Blick in ſein Inneres, ſeine Gemüthswelt thun; er erwähnt einen Herrn Bauer, der einen hübſchen Garten beſaß, und bei dem die Prinzen Zutritt hat-

---

*) Dieſe Reiſe wurde von 1766 bis 1769 gemacht, und ihre Beſchreibung erſchien zu Paris 1771 in einem Quartband, und 1772 in 2 Bänden.

ten. „Ich finde den Bauer recht ſehr glücklich; er hat eine ſehr hübſche, artige, liebenswürdige Frau, viele und alle wohlgerathene Kinder; er iſt reich genug, um angenehm leben zu können; er hängt von niemand ab; ſeine Geſchäfte kann man einen Zeitvertreib nennen, weil er ſich mit lauter Büchern beſchäftigt. Er hat ein bequemes Haus, einen ſchönen Garten, der nahe an der Stadt liegt, er hat gute Freunde, die zuſammen eine ausgeſuchte Geſellſchaft ausmachen. Er hat viel Religion, Rechtſchaffenheit, Begnügſamkeit — wie ſollte er nicht glücklich leben können? Unter dieſer Klaſſe von Leuten habe ich hier die glücklichſten und zufriedenſten Menſchen angetroffen; die Adelichen ſind theils in ihren Finanzen ruinirt, oder zu ſehr in die große Welt verflochten, oder überhaupt beſitzen ſie nicht die Eigenſchaften dazu, um glücklich zu ſein; die meiſten wiſſen gar nicht, was das wahre glückliche Leben iſt. Ich habe dies hier alles ſo deutlich bemerkt, und viele nützliche Anmerkungen vor mich daraus gezogen, auf die ich gewiß nie verfallen ſein würde, wenn ich nicht ſelbſt mit meinen Augen es geſehen hätte. In dieſer und noch in vieler anderer Hinſicht iſt mir mein Aufenthalt hier von großem Nutzen geweſen.“

Dieſe Anſchau praktiſch bürgerlichen Lebens und die daraus gewonnene Selbſtbelehrung mochte mit beitragen, in beiden fürſtlichen Brüdern die Grundlage jener edlen Bürgerfreundlichkeit zu legen, die im ſpätern Regentenleben des Herzogs Georg zu S.-Meiningen als eine der glänzendſten Lichtſeiten ſeines Charakters hervortrat, jene Freude am Glücke der Häuslichkeit, und die Theilnahme auch am perſönlichen Ergehen der Unterthanen.

Sonntag, d. 2. Juli, communicirten die Prinzen in der Neuen Kirche, nachdem ſie am Sonnabend vorher gebeichtet hatten. Der Beichtvater war Paſtor Ehrle. Es waren über 200 Communikanten, und vier Geiſtliche theilten das h. Abendmahl aus.

Auch zur Bekanntſchaft mit dem berühmten Arzte Dr. Zimmermann führte der Straßburger Aufenthalt der beiden Prinzen, über die der Herzog unterm 13. Juli berichtete: „Gegen Mittag wollten wir ausfahren, aber es kam der Mr. de Braslin zu uns. Es iſt ein ſehr rechtſchaffener junger Menſch, der ſein Amt, wo er doch viel Geld dabei erwerben könnte, ſehr ehrlich beſorgt. Gleich darauf kam auch der Profeſſor Koch, ein munterer, feuriger, geſcheidter Mann *). Er ſagte uns, daß der berühmte Medicus, der große Zimmermann angekommen wäre, und daß er ihn

---

*) Chriſtoph Wilhelm Koch, Profeſſor der Rechte.

eben zu den Prinzen von Darmſtadt führen wolle, an die er von Darmſtadt aus Complimente hätte. Der Profeſſor Koch amüſirte uns ſehr. Zuletzt kam noch der Geheimderath Schöll, ritterſchaftlicher Syndicus, ein braver, ordentlicher, geſchickter Mann. Nun fuhren wir aus, und da es ſchon zu ſpät war, Viſiten zu geben, ſo fuhren wir gerade zu den Prinzen von Darmſtadt, um den Herrn Zimmermann da kennen zu lernen. Es iſt ein großer Mann, der mit vieler Leichtigkeit ſpricht und gleich gefällt und einnimmt. Er iſt einer von den geſchickteſten Aerzten, die jetzt leben. Er iſt im Hannöverſchen anſäſſig, thut aber öfter Reiſen in die Schweiz, ſein Vaterland; er iſt ein ſehr guter Freund von Lavater, und iſt Urſache, daß Lavater die Phyſiognomik herausgegeben. Jetzt war er eben im Begriffe, auch dieſe Reiſe zu thun. Er erzählte von der Königin Mathilde von Dänemark, bei deren Tode er gegenwärtig war; er habe ihr drei Tage vor ihrem Tode ihr Ende angekündigt, welche Nachricht ſie ſo gelaſſen angehört habe, daß ſie gar nicht gethan hätte, als wenn ſie ſterben ſollte, ja den letzten Tag ihres Lebens noch einige Stunden mit vieler ruhigen Gelaſſenheit und Nachdenken ſich von ſehr ſchweren Punkten der deutſchen Literatur, die ſie ſehr geliebt hat, unterhalten habe, und auch auf eben dieſe ruhige, herzhafte Weiſe geſtorben ſei. In Darmſtadt iſt Zimmermann wegen des Prinzen von Eutin *) ſeiner Geſundheit, die ſehr ſchwach iſt, conſultirt worden. Er ſagt, daß der Prinz ſich gar nicht in Acht nehme und nicht lange leben könnte; die Vermählung iſt wieder aufgeſchoben, und die Zeit noch immer nicht beſtimmt worden **). Herr Zimmermann hat mir gefallen; es thut mir leid, daß er ſich gar nicht hier aufgehalten hat, um ihn näher kennen zu lernen."

Im Laufe des Juli ſtellte ſich auch der Gemahl der Prinzeß Sapieha in Straßburg ein, nachdem er in Paris die gewünſchte franzöſiſche Penſion erzielt hatte. Er machte den Prinzen, die doch gute Bekannte ſeiner Gemahlin waren, keine Viſite, was etwas übel genommen wurde, da dieſes formelle gegenſeitige beſuchen einmal zum guten Tone der höheren Geſellſchaft in Straßburg gehörte, und Deutſche wie Franzoſen ſich dieſem Zwange willig unterwarfen. Es hielt indeſſen dieſe polniſche Unart des Herrn Gemahls die Prinzen nicht ab, ihre Viſite von Zeit zu Zeit der

---

*) Peter Friedrich Wilhelm.

**) Dieſe Vermählung kam auch nie zu Stande, ſondern Princeſſin Charlotte vermählte ſich 10 Jahre ſpäter mit dem Wittwer ihrer Schweſter Friederike, Carl II. von Mecklenburg-Strelitz.

Prinzeß Sapieha zu machen. Welche nationalen Sympathien übrigens zwiſchen Straßburg und Paris beſtanden, erhellt aus einer Briefſtelle des Herzogs Karl A., darin er die Güte der Madame de Vauque´ rühmt. „Ohngeachtet ſie eine Pariſer Dame iſt, ſo iſt ſie doch ſehr höflich, ſpricht mit Güte, gefällt, ohne es zu ſuchen, und hat eine ſehr regelmäßige Aufführung. Sonſt verſteht man hier unter einer Dame de Paris eine petite maitresse, Coquette, oder précieuse, hautaine, femme de mauvaise vie, Berlandine u. ſ. w. Wer behält alle die Namen? Genug, die Madame de Vauque´ nahm uns gut auf, und, ſie gefiel mir. Sie beſitzt viel angenehmes, ohne ſchön zu ſein.“

Nachdem die Prinzen mit ihrer Umgebung ſchon früher einen Ausflug nach Savern gemacht und das dortige Schloß beſehen hatten, unternahmen ſie Ende Juli einen zweiten, der auf drei Tage berechnet war, und zwar nach dem Badeorte Niederbrunn. Es begleitete ſie blos der Oberhofmeiſter, Freiherr von Bibra und der Capitain von Dürkheim, ein Verwandter des Oberhofmeiſters, mit den ſich die Prinzen ſehr befreundet hatten. Der Sommer war ſehr heiß; die Klagen über zu große Hitze wiederholten ſich faſt in allen Berichten des jungen Herzogs. Niederbrunn liegt im Nieder-

Elſaß, 10 Stunden von Straßburg, hatte damals großen Ruf und war ſchon Römerbadeort geweſen. Julius Apoſtata hatte dort ein Caſtrum erbauen laſſen. Der Weg führte über Brümbt (Brumath), und die Dominikaner-Abtei Neuburg. Dort wurde einiger Aufenthalt gemacht, und die Abtei beſehen. Der Convent beſtand aus 12 Perſonen, gute, freundliche Leute. Als größte Merkwürdigkeit dieſer Abtei hob der Herzog hervor, daß auf dem Gottesacker das Grabmal eines Mannes gezeigt wurde, welcher noch am Leben war, und zwar eines Artillerie-Officiers, der im Kloſter lebte, täglich betete, und ſich unaufhörlich mit ſeinem Tode beſchäftigte. „Es ſoll ein artiger, luſtiger Mann ſein," meldete dabei der Prinz: „ich hätte den Mann ſehen mögen; unter dem Militär iſt es gewiß ſehr rar, fromme Leute anzutreffen. Es ſteht ein hübſch gearbeitetes Crucifix auf ſeiner Grabſtätte." — Nach vieler ausgeſtandener Hitze im Bade Niederbrunn angelangt, wurden dort mehrere Bekannte begrüßt, und namentlich waren viele Verwandte und Bekannte des Freiherrn von Dürkheim da, die ihren Vetter gleich wieder erkannten, obſchon manche derſelben ihn ſeit 20 und mehr Jahren nicht geſehen, und alle von ſeinem kommen keine Ahnung gehabt hatten, denn man hatte bei der Quartierbeſtellung den richtigen Namen überhört, und aus Prinzen von Meiningen, Prinzen von Leiningen gemacht.

„Nachdem“ — ſchildert der Herzog: „alle Umarmungen und Freudenbezeugungen, wovon ich ein ſehr vergnügter Zuſchauer war, geendigt waren, ſo ſetzte man ſich und das Geſpräch wurde allgemein. Soviel Güte, Geſchäftigkeit, freundſchaftliches, ungezwungenes, aufrichtiges habe ich noch nicht bei einer kleinen Geſellſchaft von dieſer Art angetroffen, aber alles was mit unſerm beſten Dürkheim verwandt iſt, muß gut ſein, oder doch die Eigenſchaff, es zu werden, beſitzen. Die Damen bekamen gleich eine erſtaunliche Neigung zu uns, und wußten nicht, was ſie uns alles Gutes anthun ſollten.“

Der für alles Gute und Schöne ſo empfängliche Prinz wandte ſeine lebhafte Theilnahme einem weiblichen Weſen zu, das jenem Geſellſchaftskreiſe angehörte, und ſchilderte daſſelbe mit einem ſo feinen pſychologiſchen Scharfblick, daß man nicht umhin kann, denſelben zu bewundern, und die noble Geſinnung zu verehren, die er ausſprach.

„Die Fräulein von Ziegler intereſſirte mich gleich erſtaunlich. Sie hört nicht, und folglich kann ſie auch nicht ſprechen, und da ſie ſo geboren iſt, ſo verſteht ſie kein Wort, und kann auch nicht mit Worten denken. Es iſt gewiß die wunderbarſte Perſon, die in der Welt iſt. Sie hat einen durchdringenden Verſtand, beſitzt alle möglichen Kenntniſſe, die man ihr durch Zeichen und Mühe, aber doch aufs deutlichſte, beigebracht hat; ſie hat ein unglaubliches Gedächtniß, ſehr viel Religion, von der man ihr ſelbſt die allerſchwerſten Begriffe lehrte, von denen ſie verſichert, daß ſie ihr ſehr leicht zu begreifen wären, denn ſie hätte alles dieſes ſchon in ſich gefühlt, wie überhaupt ihr denken blos in Gefühlen beſteht, weil ihr die Worte fehlen. Sie hat die größte Empfindſamkeit, die ſich nur denken läßt, das beſte Herz von der Welt, viel Mitleid und Nachdenken; ſie hat eine erſtaunliche Aufmerkſamkeit auf alles, was vorgeht, und daraus ſchließt ſie richtig auf das, was geredet wird, ja wenn fremde Leute hinkommen, ſo ſieht ſie ſie ſtarr an, und weis gleich, was ſie für einen Charakter haben. Sie drückte ſogleich aus, als ſie mich ſah, ich hätte ein gutes Herz; ein Lob, das mich mehr freute, als wenn es ein Kaiſer mir gegeben hätte. Die Natur und das Sentiment ſprach aus ihr. Sie hat einen großen Abſcheu vor allem böſen, und einen großen Hang zum guten, das ſie mit aller Macht ausübt; eine Dienſtfertigkeit, die über alles geht. Sie erräth was man wünſcht, und bringt es einem gleich. Man liebt ſie ſehr und ſucht ihr Schickſal möglichſt zu erleichtern. Hingegen beſitzt ſie auch den Sinn des Geruchs, Geſchmacks, Gefühls und das Geſicht in der größten Vollkommenheit, was ihr dann das hören und ſprechen entbehrlich macht. Sie drückt ſich durch Zeichen, Geſichtszüge, Bewegungen aus, aber ſo deutlich und mit ſo vielem Affekt und Nachdruck, daß man ſie gleich ganz verſteht, ohne ſie zu kennen. Alle Damenarbeiten kann ſie aufs beſte machen. Sie ſchreibt eine recht hübſche Hand, aber ſie copirt nur, denn ſie weiß nicht, was ſie ſchreibt. Wenn ſie ihrer Mutter oder ihren Schweſtern ſchreiben will, ſo ſetzt ſie ſich mit der Fräulein von Steinkallenfels, die ſich ihrer ſehr annimmt, hin, giebt ihr alles zu verſtehen, was ſie für ihre Mutter fühlt und denkt, und dieſe ſchreibt dann alles nach, welches denn recht artige, gefühlvolle Briefe werden. Hernach copirt dann die Fräulein von Ziegler dieſe Briefe. Sie iſt ordentlich confirmirt worden; der Geiſtliche, der ſie fragte, gewöhnte ſich an ihre Zeichen, brachte ihr ſo alle Begriffe bei, und examinirte ſie auch vor einer großen Verſammlung von Geiſtlichen, die alle einmüthig geſtanden, daß dieſes etwas übernatürliches wäre, und daß man ſie ohne alles bedenken zum Abendmahl könnte gehen laſſen. Sie communicirt oft und mit vieler Andacht.“

„Und dieſe Perſon, wollte man in Gotha haben, ſollte in ein Kloſter geſteckt werden, weil ſie doch zu nichts nütze. Man hat ſich aber ſehr geirrt, denn ſie iſt eben ſo nützlich, und hat eben die Begriffe, wie wir. Unſer Herr von Dürkheim errettete ſie dazumal noch aus dem Kloſter, indem er es ihrer Mutter widerrieth und als eine Sünde vorſtellte. Sie wurde hierauf hier ins Elſaß zu ihren Tanten gebracht. Aus dieſer Urſache, die ſie nie vergeſſen wird, hat ſie den Herrn von Dürkheim ſehr lieb. Ich habe mich ſehr viel mit ihr abgegeben, und ſie hat mich ſehr gerne, ſo ſehr, daß ſie zu verſtehen gab, ſo ungern ſie auch in Gotha wäre, ſo gerne würde ſie da ſein, weil ſie wüßte, daß ich nur 9 Stunden davon wohnte. So viele Delikateſſe, Höflichkeit, Wiſſenſchaft und wirklich große Kenntniſſe des Menſchen hat eine Perſon, die man für unnütz hielt.“

Niederbrunn gehörte einem jüngeren Herrn von Dietrich zu Reichshofen, der den Prinzen gut bekannt war, und der den Badeort nach Kräften zu verſchönern und zu beleben trachtete. Dieſer empfing am folgenden Tage den Beſuch der Prinzen in Reichshofen. Der damals noch lebende Vater des Herrn von Dietrich hatte die ganze Herrſchaft Reichshofen dem Kaiſer für 100,000 Gulden abgekauft. Die Prinzen vergnügten ſich ſehr an beiden Orten, fuhren am dritten Tage wieder zurück, warteten in Brümth der Prinzeß Chriſtine von Sachſen auf, und waren Abends 9 Uhr wieder in Straßburg. Dieſe dreitägige Fahrt von fünf Herren ohne die Bedienung hatte nicht mehr als 50 Rthlr. gekoſtet. Während der Abweſenheit der Prinzen hatte die Prinzeſſin Sapiéha einladen laſſen, und ſo fuhren ſie am Tage nach der Rückkunft, der ein Sonnabend war, nachdem ſie Vormittags die Wilhelmskirche beſucht hatten, zu ihr. „Wir trafen ſie in einem großen Cercle von Leuten im größten Staate ſitzend an, und dieß gab ihr ein ganz beſonderes Anſehen. Mir war dieſes ganz fremd, denn ich habe ſie bisher nie anders, als ganz allein und in einer Polonaiſe geſehen. Sie hat nie hier Leute ſehen wollen. Ihr Neffe, ein wahrer Fat, hüpfte um ſie herum und ließ niemand zu Worte kommen; kaum daß ich ihr ſagen konnte, weswegen wir gekommen waren. Sie war auch gar nicht à son aise, und ich bin gewiß, daß dieſe neue Art zu ſein, mehr aus Gefälligkeit für den Prinzen, als aus Neigung angenommen iſt.“

Tags darauf beſuchten die Prinzen den Cardinal von Rohan, Biſchof von Straßburg, im biſchöflichen Palaſte. Er hält ſich mehrentheils zu Savern auf und kommt ſehr ſelten und allezeit auf 3 bis 4 Tage hierher. Er iſt ſehr alt, blind und ganz contrakt, aber dabei ſehr geizig. Daraus iſt leicht zu ſchließen, daß er nicht beſonders hier geliebt iſt. Auch war niemand, als lauter Geiſtliche bei ihm. Ein kleiner Prinz von Hohenlohe, ein Kind von 10 Jahren, legte den Eid der Treue als Chanoine de la Cathedrale eben ab. Der kleine Canonikus konnte die Eidesformel kaum leſen, und wußte wohl noch weniger was das ſei, das er werden ſollte *).

Am 3. Auguſt beſuchten die Prinzen die Univerſitätsbibliothek, über welche Profeſſor Koch die Aufſicht hatte. Sie beſtand ſammt der mit ihr vereinigten meiſt aus hiſtoriſchen Werken beſtehenden Bibliothek des berühmten Schöpflin aus 24,000 Bänden, war in ſchönen Räumen aufgeſtellt, und enthielt manches merkwürdige, darunter auch berühmte Autographen, und obſchon zu jener Zeit die Vorliebe für dergleichen noch keineswegs ſo lebhaft war, wie in der Jetztzeit, ſo äußerte ſich der Prinz über dieſelben doch ſehr treffend.

„Was mich am meiſten intereſſirt hat, iſt ein Brief in lateiniſcher Sprache an einen hieſigen Gelehr-

---

*) Dieſer 10jährige Prinz von Hohenlohe ſcheint Ludwig Aloys Joachim, Fürſt von H. Bartenſtein, geb. 1765, geweſen zu ſein, der als Feldherr in den Revolutionskriegen und auch ſpäter ſich rühmlichſt auszeichnete.

ten, der Sturm hieß *), worin ihm von der Königin Eliſabeth von England ein junger Menſch rekommandirt wird. Dieſer Brief iſt von der Königin mit eigener Hand unterſchrieben, ein anderer Brief mit Francois I., Königs von Frankreich, eigener Unterſchrift, verſchiedene andere eigenhändige Briefe von deutſchen und ausländiſchen Fürſten, und beſonders viele Originalbriefe von Luther, Melanchthon und andern berühmten Männern der vorigen Zeiten. Es hat mich ſehr ergötzt, die Gedanken und Ideen dieſer alten Zeiten mit eigener Hand ihrer Genoſſen zu leſen und darüber nachzudenken.“

Auch das Museum Schoepflinianum wurde beſucht.

„Hier hat Herr Schöpflin wieder eine Menge vortrefflicher Sachen geſammelt, die alle das ſeltene große Verdienſt haben, das kein ſchlechtes noch unächtes Stück darunter iſt. Ueberhaupt war Herr Schöpflin ein würdiger Gelehrter, der hier ſehr geliebt und verehrt wird, und der ſich durch das Vermächtniß ſeiner ſchönen Bibliothek und ſeiner koſtbaren Antiquitäten einen unſterblichen Ruhm erworben hat. Er hat das große Verdienſt, viele Bücher, und doch nicht ein unnützes Buch geſchrieben zu haben.“

---

*) Johann Sturm, geb. 1507, eifriger Reformirter, von Kaiſer Karl V. geadelt, geſt. zu Straßburg 1589.

Der Herzog beſchrieb nun mehrere der ihn beſonders wohlgefallen habenden Stücke der Sammlung, und äußerte ſich dankbar gegen die Güte des Profeſſor Koch, der mit ſo vieler Mühe alles gezeigt habe.

Am Nachmittage deſſelben Tages wurde den Ceremonien einer Glockentaufe beigewohnt, von denen Karl A. nicht ſonderlich erbaut war. Die Feierlichkeit fand in der Citadelle Statt, ein Comte Dégarnet und eine Madame Daumont waren die Taufpathen dieſer Glocke, und ſie empfing deren Namen.

„Eben als der Segen geſprochen wurde, wobei man niederfallen mußte, gingen wir aus der Kirche, um nicht auch niederfallen zu müſſen. Dieß war eine ſo lächerliche Ceremonie, daß alles lachte. Außen vor der Kirche war der abſcheulichſte Lärm, von den Officiers von Alsace und Suede, welche letztere den erſteren ein repos de Corps gaben. Man kann ſich nichts ärgeres vorſtellen, als dieſen Haufen junger beſoffener Leute, die auf dem großen Platz der Citadelle, wo ſie Muſik hatten, herumtaumelten.“

Den 6. Auguſt, den Geburtstag ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Wilhelmine, feierten die Prinzen mit einem Dinèr, zu dem verſchiedene Freunde geladen waren, und die Muſik vom Regiment Royal Suede ein angenehmes Concert gab.

Eine Reiſe in die Schweiz ſollte den Gang der prinzlichen Studien in Straßburg während der Ferienzeit angenehm unterbrechen. Profeſſor Koch entwarf die Reiſeroute, während er bei den Prinzen ſpeiſte, und gab einen Brief an den berühmten Graveur en taille douce, den Herrn von Mechel in Baſel mit. Bevor jedoch die Reiſe angetreten wurde, feierten die Prinzen erſt noch den Geburtstag ihrer Mutter am 10. Auguſt, mit einer kleinen Fète von 30 Perſonen, die mit einem Bällchen endigte.

Auch ein Nonnen-Kloſter wurde von den jungen wißbegierigen Prinzen mit ihrem Gefolge beſucht. Es war das de la congregation de Notre Dame de St. Barbe. Der Evêque d'Arrat hatte ſchriftlich ſeine Einwilligung zu dieſem Beſuche und der Beſichtigung des Innern des Kloſters gegeben.

„Man empfing uns in Parloir ſehr freundlich und führte uns gleich in den Saal, wo die Penſionairinnen arbeiteten. Es ſind ihrer 76 junge Damen und gehen alle franzöſiſch gekleidet. Es waren nur ſehr wenige hübſche darunter.“ Ein Theil derſelben führte ein kleines dramatiſches Stück vor dem Beſuche auf.

„Die Chapeaus waren in Papier gekleidet, ſie hatten aber doch Chapons an, ſo daß es eine Art von

Amazonen-Rock war. Sie ſagten das ganze Stück ohne alle Bewegung und Geſte immer in einem Tone her. Ich hätte bald gelacht, und war recht froh, wie es aus war.“

„Die Superieure heißt Madame de Zukmantel, eine ſehr rechtſchaffene angenehme Dame, die die Welt kennt. Sie führte uns in alle Zellen, in das Refectorium u. ſ. w. und überhaupt zeigte ſie uns alles, was nur zu ſehen war.“ —

Noch wurde am Sonnabend, d. 12. Auguſt, die deutſche Reitbahn beſucht, „wo der Georg die ganze Zeit her darauf gelernt hatte, um zu ſehen, wie weit er gekommen war. Die franzöſiſche Reitbahn, la manège Royale iſt freilich beſſer und ſchöner, aber man geht ſehr rüde mit den jungen Leuten um.“

Am Sonntage wurde die Garniſonskirche beſucht, Abſchiedsviſiten bei Herren und Damen gemacht, und alle Reiſeanſtalten vollends getroffen.

Der Aufbruch erfolgte Montag, d. 14. Auguſt. Die beiden Räthe reiſten um 7 Uhr voraus, um 10 Uhr folgten die Prinzen und die Oberhofmeiſter nach einem Frühſtück, das ihnen Frau von Sinclair gab, nach. Es wurde die ſogenannte „deutſche Route“ eingeſchlagen, welche durch ein Stück Schwabens führte. Es ging über Kehl, Offenburg und durch eine Reihe maleriſcher Landſchaften nach Frieſenheim und Kenzingen, nach Emmendingen, und von da durch ein Stück des Schwarzwaldes nach Freiburg, welches $^1/_4$ auf 9 Uhr Abends erreicht wurde. Der Herzog hob in ſeiner Reiſeſchilderung mit kurzgefaßtem Ausdrucke und richtigem Blick immer das wichtigſte, was es zu ſehen gab, hervor, ohne ſich bei Einzelnheiten allzulange aufzuhalten. Beide Brüder reiſten wieder unter dem Namen Grafen von Altenſtein, und hielten ihr Incognito ſo feſt als möglich. Der Freiburger Münſter wurde beſehen und beſchrieben, ebenſo die Granaten-Mühle und die durch die Franzoſen unter der Anführung des Marſchall von Sachſen zerſtörten Feſtungswerke. Alle dieſe Beſichtigungen erfolgten in frühen Morgenſtunden, und um 8 Uhr wurde Freiburg ſchon wieder verlaſſen. Um 5 Uhr Nachmittag fuhren die Reiſenden über die ſchöne Rheinbrücke in Baſel ein. Der erſte Beſuch galt Herrn von Mechel, und Herzog Karl gewann an dieſem Künſtler das lebhafteſte Intereſſe, ſo daß er über denſelben das folgende nach Hauſe ſchrieb:

„Ich will Ihnen allen einen kleinen Abriß von dieſem Manne machen. Eine einnehmende, freundliche Geſichtsbildung, ganz einfach und ungenirt, ſo geradezu, ſehr angenehm, höflich, gefällig, dienſtfertig, im äußerſten Grade geſchäftig; er hat viel Verſtand, große

Kenntniſſe, Erfahrung und beſitzt viel Güte und Religion. Dieſer ehrliche Schweizer nahm ſich von dem erſten Augenblick an unſerer mit ganzer Seele an, und denkt und thut nichts anders, als uns zu dienen und alles zu zeigen, u. ſ. w.“

„Mitwoch den 16. Auguſt. — Heute früh gingen wir zu Herrn von Mechel, ſahen ſein Bilderkabinet, ſeine Kupferſtecherei, wo jetzt an der Gallerie von Düſſeldorf gearbeitet wird, die Kupferdruckerei und ſeine unermeßlich große Sammlung von Kupferſtichen. Er beſitzt die Holbein'ſchen Originalzeichnungen vom Todtentanz, die er in Kupfer geſtochen hat“ *). Der gefällige Künſtler führte die ihm empfohlenen zu allen Sehenswürdigkeiten, auf die Bibliothek, zu dem Mauer-Todtentanz, in den Münſter, in die Bachofen'ſche Gemäldeſammlung, und zum berühmten Profeſſor Iſelin, „Verfaſſer der Geſchichte der Menſchheit, der hier Rathsſchreiber iſt, welches eine anſehnliche Charge iſt. Es iſt ein Mann von gewiſſen Jahren, kränklich, dabei aber munter, gefällig, verſtändig, und ſein Buch ſteht ihm auf der Stirne."

---

*) In dem ſpäter erſt erſchienenen Werke: Oeuvre de Jean Holbein ou Recueil de Gravures d'apresses plus beaux ouvrages, cet. Premiere Partie. Triomphe de la Mort. A Basle chez l'auteur. MDCCLXXX. Fol. und leider in durchaus freier, völlig moderniſirter, geleckter Manier. Mehrere Blätter, und namentlich das des Triumphes der Todten fehlen, die Reihenfolge iſt eine falſche, und der Geiſt der ächten Zeichnungen und der nach dieſen gefertigten Holzſchnitte ſpricht nicht aus dieſen Blättern. Der Geſchmack jener Zeit war ſo verdreht, daß man von dem Adel der urſprünglichen genialen graphiſchen Dichtungen Holbeins keine Ahnung hatte, und immer nur verballhornte Kopieen des Todtentanzes zu Tage brachte. Erſt Wenzel Hollar lenkte in ſeinem The Dance of Death., London 1816 auf richtigeren Weg zurück.

Mechel ſpeiſte öfters bei den Prinzen, und lud auch ſie nebſt Iſelin zu ſich zum Frühſtück. Mit von Dürkheim entwarf nun Mechel vollſtändig den ganzen Weg durch die Schweiz und das ſüdliche Frankreich. Eine Seidenbandweberei wurde beſichtigt, man machte angenehme Ausflüge und Landpartien, und verließ Baſel höchſt befriedigt am 18. Auguſt. „Nicht leicht habe ich jemand gefunden," ſchrieb der Herzog noch über von Mechel: „der mir gleich ſo wohl gefallen hätte; auch trennten wir uns alle ungern von ihm." Er gab eine Menge Karten und Briefe mit, um auch noch in der Entfernung ſeinen jungen fürſtlichen Freunden zu nützen. Dieſe nahmen ihre Fahrt über Augſt, wo ein kundiger Gaſtwirth ſie auf den nahen Berg führte, und ihnen die Ueberreſte römiſcher Baulichkeiten zeigte, vielleicht auch das ſagenhafte Heidenloch, in dem eine verwünſchte, ſehr feurige Jungfrau als Schlange verzaubert wohnt. Der kleine Rheinfall bei Lauffen wurde beſehen und geſchildert. Zu Dogerau wurde übernachtet, und von da die Reiſe nach Schafhauſen fortgeſetzt. Man fuhr nach dem Rheinfall, und traf mit dem Herzoge Karl von Würtemberg zuſammen. „Eben in dem Augenblick, da wir wegfahren wollten, kam der Herzog von Stuttgart mit einer ziemlichen Suite von Hohentwiehl an. Er thut eine Reiſe durch die Schweiz.“ Es fand noch öftere Begegnung mit demſelben Statt, und der Prinz äußerte ſich in ſeinen Reiſebriefen nicht eben günſtig über ihn. Dem unverdorbenen keuſchen Fürſtenjüngling mißfiel es, daß Herzog Karl Eugen ungeſcheut ſtets Arm in Arm mit Frau von Leutrum, ſeiner Geliebten, im Geleite von zwei Cavalieren, Pagen und Kammerdienern, ſich herumführte. Der junge Prinz kannte noch nicht die Allgewalt der Liebe und nicht das edle Herz der nachherigen Gräfin Franciska von Hohenheim, die zu einem Segensengel für das Land Würtemberg wurde.

Die Reiſenden übernachteten im Dorfe Eglisau, um am andern Morgen recht zeitig in Zürich einzutreffen. Dort war es vor allen Lavater's gefeierte und weitgenannte Perſönlichkeit, welche die Prinzen und ihre Begleitung anzog, und Herzog Karl A. verbreitete ſich ungemein ausführlich über den Phyſiognomiker, indem er mit größter Lebhaftigkeit die Eindrücke ſchilderte, die er von demſelben empfing. Es iſt dieſe Schilderung ſo bezeichnend für des Herzogs offenes Gemüth, ernſten Sinn und richtige Anſchauung, daß ich mich nicht enthalten kann, ſie mit nur wenigen Kürzungen vollſtändig folgen zu laſſen.

„Sonntag den 20. Auguſt. Um 2 Uhr Morgens ſtiegen wir alle auf, da wir um 3 Uhr wegfahren wollten, um bei Zeiten in Zürich anzukommen, um den Herrn Lavater predigen zu hören. Punkt 8 Uhr kamen wir an, machten uns ein wenig zurecht, und gingen gleich in die Waiſenkirche, wo Lavater Pfarrer iſt. Dieſe war ganz voll, und außen war alles eben ſo voll, ſo ſehr geliebt iſt der Mann. Wir mußten alſo in der Kirchthüre ſtehen bleiben. Der erſte Theil der Predigt war ſchon zu Ende. Der verſchiedene Dialekt der Sprache verhinderte uns, ihn ſogleich zu verſtehen, aber nach und nach gewöhnte man ſich daran, und ich fand, daß er mit Eifer, Affect, Ernſt, Stärke, Rührung und mit vieler Empfindung redete, er redet gerade nach dem Herzen zu.“ Im Weiterverlauf ſchilderte der Herzog den Gaſthof, darin die Reiſenden abgeſtiegen waren, es war der „zum Degen“ — und die Geſellſchaft, da die Reiſenden an der Table d'Hôte ſpeiſten.

„Es kam Herr Doctor Hirzel *), an den wir von dem Herrn Iſelin einen Brief mitgebracht hatten — ein lebhaft und richtig denkender Mann. Es that ihm ſehr leid, daß er nicht bei uns bleiben und unſern Führer machen könne, da er mit zwei Franzoſen zum philoſophiſchen Bauer reiſen mußte. Er ſagte uns, daß Herr Geßner nicht in der Stadt wohne, und daß wir Lavater nicht eher, als nach der Nachmittagskirche ſehen könnten. Bald hernach ſahen wir Lavatern in den Gaſthof gehen; wir beſtellten alſo, daß wenn er wieder zurückkäme, ſo ſollte man ihm ſagen, daß Herren von Straßburg da wären, die ihn gern beſuchen wollten. Gleich darauf kam er ſelbſt zu uns und ſagte, er hätte uns dieſen Weg erſparen wollen.“

„Ich werde es nicht unternehmen, die Beſchreibung von einem Manne zu machen, der einer der vollkommenſten Menſchen iſt; nur einige Züge von einer Skizze will ich entwerfen, denn er hat ſo viel an ſich, das gar nicht beſchrieben, ſondern nur gedacht und gefühlt werden kann. Er beſitzt im ganzen genommen

---

*) Wahrſcheinlich Hans Kaſpar H. der jüngere, deſſen Vater, ebenfalls Arzt, und deſſen Oheim Salomon H. Iſelin's beſonderer Freund und Mitbegründer der helvetiſchen Geſellſchaft — auch in Zürich lebten.

ſehr viel Originalität, Nachdruck, Empfindſamkeit, Ausdruck, Lebhaftigkeit, er iſt gar nicht melancholiſch, finſter und tiefſinnig, wie es aus ſeinem Tagebuche ſcheint; er hat viel Duldung gegen ſeine Nebenmenſchen, iſt ſtreng gegen ſich ſelbſt, beſitzt viel Menſchlichkeit, Güte, ſanftes Gefühl, Wärme in allen Sentiments, viel Geiſt, und ohngeachtet er ſo ein großer berühmter Mann iſt, ſo hat er doch ſo viel Beſcheidenheit, Nachgiebigkeit, Willigkeit, Herablaſſung und Demuth wie der geringſte Mann. Er beſitzt die wahre Religion, iſt ſehr fromm ohne bigott, ohne närriſch oder prahleriſch damit zu ſein, und überhaupt denkt er ſehr tolerant und menſchenfreundlich, haßt nicht einen, weil er nicht ſo denkt, ſo handelt als er, ſucht und liebt das gute an jedem Menſchen, kann mit allen gut zurecht kommen. Man muß ihn gleich lieben, ſo einnehmend iſt er. Er ſpricht vortrefflich, mit Lebhaftigkeit und überaus angenehm; er läßt ſich über alles heraus. Aufrichtigkeit beſitzt er in hohem Grade, doch ohne beleidigend zu ſein, die Wahrheitsliebe iſt ein Hauptzug in ſeinem Charakter. Sein Lieblingsſtudium iſt der Menſch, daher beſchäftigt er ſich viel mit der Phyſiognomik, in der er es erſtaunlich weit gebracht hat. Denn wenn er jemand nur ſehr kurze Zeit geſehen, ſo kennt er ihn ſchon ganz durchaus und weiß ſeine gute und böſe

Seite auf das genaueſte zu beſtimmen. Das Meiſte ſchließt er aus den Geſichtszügen; aus den Handlungen und Reden ſchließt er am wenigſten. Vom 2ten Theil ſeiner Phyſiognomik iſt ſchon ſehr viel fertig*) und er wird ſehr intereſſant werden, da die Portraits von lauter lebenden bekannten Perſonen genommen ſind. Er ſagte mir: Ich ſchreibe keine vollſtändige Phyſiognomik, denn dazu habe ich keine Kräfte und zu wenig Stoff. Es iſt mir zu wenig vorgearbeitet worden, weil man bisher dieſe Wiſſenſchaft von einer ganz falſchen Seite angeſehen, und ſie mit der Chiromantie und Wahrſagerei verwechſelt hat. Ich thue weiter nichts, als der Welt Fragmente, einzelne Gedanken, Ideen über die Phyſiognomie vorzulegen, auf die nun erſt eine Theorie und ein ganzer Plan bezogen werden kann. Wenn einmal in der Folge ein Genie über mein Buch kommt, darüber nachdenkt, es ausarbeitet, von ſeinen Ideen dazu thut, ſo kann alsdann was ganzes, was vollkommenes gemacht werden, welches mir zu machen unmöglich iſt, da ich jeden Satz, den ich behaupte, mit Erfahrungen beweiſen muß, und dieſe Erfahrungen muß ich mit vieler Mühe und Nachdenken erſt machen.“ —

---

*) Der 1ſte Theil erſchien 1775, der 2te 1776, der 3te und der 4te kamen in den darauf folgenden Jahren heraus.

„Gleich am erſten Abend, da wir mit ihm waren, kannte er uns alle gleich ſo ganz, zeichnete die gute und die üble Seite eines jeden unter uns ſo treffend, daß wir uns nicht genug wundern konnten, woher er das ſo geſchwinde wiſſen konnte. Er verſichert, daß ihm der erſte Blick einer Perſon faſt das meiſte entdecke. Er ſagt nicht gerne den Perſonen ſeine Meinung ſelbſt, weil er ſchon oft jemanden unſchuldiger Weiſe dadurch beleidigt hat. Auch ſagte er es nicht einen jedem ſelbſt von uns. Sein Verſtand iſt durchdringend, geſchwind begreifend, er ſieht gleich die Sache von der rechten Seite an, und wenn er etwas erklärt, ſo verſteht man ihn ganz auch bei den ſchwerſten Sachen, denn er iſt ſo deutlich, beſtimmt und richtig in ſeinen Ausdrücken. Bei allem dieſen iſt er ſo einfach, ſo geradezu, ſo ungezwungen, ſo natürlich, ſo naiv, gefällig, dienſtfertig, zuthuend — ein einziger Menſch, ſo viele Tugenden, vortreffliche Empfindungen und noch vortrefflichere Handlungen hervorbringen zu können. Die Geſchäftigkeit, Arbeitſamkeit, das Beſtreben nützlich zu ſein, auch es in den geringſten Dingen zu ſein, und der Wunſch, ſeine Zeit auf die beſte Art anzuwenden, iſt ſeine größte Sorge; es gelingt ihm aber auch, und er bringt alles dieſes in Thätigkeit und Ausübung. Des Morgens gleich macht er ſich einen kleinen Plan, was er den Tag über thun will, und davon thut er das unangenehmſte und das nothwendigſte zuerſt, und das angenehmſte zuletzt, wenn ihm noch Zeit dazu übrig bleibt. Das heißt wahre Reſignation!“

„Der Umgang mit einem ſolchen Manne muß nützlich, unterrichtend, anziehend und reizend ſein. Lavaters Urtheil über Goethe, Wieland und andere Gelehrte hat mir ſehr wohl gefallen. Goethe ſagt er, wäre lauter Kraft, Empfindung, Imagination; er handelte danach ohne zu wiſſen warum und wozu es wäre, wie ein Strom der ihn fortriſſe; Goethe wäre aber doch ein Original-Genie.“

„Bald darauf kam auch der Profeſſor Uſteri*) zu uns, an den wir einen Brief mitgebracht hatten; er hat Verſtand, Witz, Thätigkeit und ſchöne Kenntniſſe, und iſt ziemlich angenehm, wenn er nur nicht ſo prahlen wollte, und der lieben Natur mehr folgte. Er war nicht Lavaters Mann.“

„Wir gingen mit dem Herrn Lavater und Uſteri auf die Bibliothek, wo mir unter den Manuſcripten ein Codex der Minneſinger und die Briefe der

---

*) Leonhard U., Profeſſor der Logik und Rhetorik und Bibliothekar. † 1789.

Johanna Gray an die hieſige Stadt das merkwürdigſte ſchienen.“

Von der Bibliothek aus begaben ſich die Reiſenden in die Säle der naturforſchenden Geſellſchaft.

„Als wir von da weggingen, ging eben der Herzog von Würtemberg auch hinein, um die Sammlungen zu beſehen. Herr Lavater führte uns auf die Promenade, und da er gern die Phyſiognomie des Herzogs beobachten wollte, ſo bat er den Herrn Heß, daß er bei uns bliebe. Dieſes iſt der Heß, der die drei letzten Lebensjahre Jeſu geſchrieben hat. Wieder ein Original *).

„Ganz einfältiglich, ſo ſchlecht und recht und gerade zu; ein vortreffliches Herz, viel Frömmigkeit, eine außerordentliche Beſcheidenheit, die ſo weit geht, daß man den Mann gar nicht erkennt, und nicht glaubt, daß es ein ſo großer Mann iſt, machen ſeinen liebenswürdigen, ſanften Charakter aus. Lavater ſagte: Heß iſt beſſer als ich, man ſieht es ihm nicht an, daß er die Geſchichte Jeſu ſchrieb, er erhebt ſich des nicht. Auch bekam ich ihn gleich von Herzen lieb. Er führte uns in das Waiſenhaus, eine vortreffliche Anſtalt, die unter Lavaters Aufſicht ſteht, wo wir den Herzog wieder antrafen.“ — —

---

*) Johann Jacob Heß, † 1828.

„Heß ſchreibt jetzt die Geſchichte des alten Teſtamentes. Wenn man mich in einen Thurm würfe, ſagte er, und mir nur die Bibel ließe, daß ich dieſelbe ſtudiren könnte, ſo wäre ich glücklich. Der Profeſſor Uſteri, Lavater und Heß, den ich mit Mühe dazu brachte, da zu bleiben, weil er ſich nicht von ſeiner Frau trennen wollte, blieben zum Souper bei uns. Es war einer der angenehmſten Abende meines Lebens mit dieſen vortrefflichen Leuten ſo umzugehen, ſo nahe bei ihnen zu ſein. O Schweiz, welch ein glückliches Land biſt du, ſo viele vortreffliche Männer zu beſitzen! In Zürich zumal iſt die Lebensart, der Ton und alles ſo ſehr von allem unterſchieden, was ich bisher geſehen habe, daß es einen frappanten Eindruck auf mich machte. Es iſt mir ſo wohl hier, ich fühle mich ſo ganz, daß es mir ſehr leid thun wird, dieſes Land wieder zu verlaſſen. — Der Herzog Karl von Würtemberg und wir bekomplimentirten uns dreimal dieſen Abend noch.“ —

„Montag, d. 2. Aug. Herr Lavater kam um 7 Uhr des Morgens zu uns, und holte uns ab, da er zum Frühſtück gebeten hatte. Wir ſtiegen 6 Treppen hinauf oben auf ſein Haus, da ein Altan war, und da man die ſchönſte Ausſicht über die Stadt hat.

Sein Bruder, der Doctor Lavater, war auch da. Nachdem wir den Kaffee getrunken hatten und einige angenehme Augenblicke da zugebracht, gingen wir hinunter zur Frau Lavater, die eben in Wochen liegt. Eine ſanfte gutmüthige Frau und vier recht ſchöne artige Kinder machen dieſe liebenswürdige Familie aus. Hier gab Lavater einem jeden von uns ſein Manuſcript für Freunde, ein allerliebſtes Büchelchen, das mir ein großes Vergnügen machte. Er bat uns, auch uns für ihn zeichnen zu laſſen, weil er unſere Köpfe gerne haben wollte. Ohnerachtet wir willens waren, noch dieſen Morgen abzureiſen, ſo ließen wir uns doch erbitten, erſt den Nachmittag wegzugehen. Nun führte er uns zum Herrn Bodmr, einen alten, ehrwürdigen Greis, der, wie Lavater ſagt, wegen der Aehnlichkeit des Alters und der Geſichtszüge, und der Unähnlichkeit der Denkungsart wegen, der Pendant zum Voltaire wäre. Dieſer muntere Alte von 79 Jahren ſchreibt noch beſtändig. Er ſchenkte mir Geßlers Tod und dem Georg Wilhelm Tell, beides von ihm eben verfertigt. Der Georg und der Herr von Bibra gingen von da mit dem Lavater in ſein Haus, um ſich einſtweilen zeichnen zu laſſen, und der Herr von Dürkheim und ich gingen ins Wirthshaus, wo der Profeſſor Uſteri auf uns wartete. Dieſer erzählte uns viel von einer neuen Anſtalt zur Erziehung junger Frauenzimmer, die vortrefflich iſt. Auch unterrichtete ich mich wegen des philoſophiſchen Bauers, der zwei Stunden von Zürich wohnt, wol einer der größten Philoſophen, und blos von der Natur ſo gebildet worden iſt. Es war mir ſehr leid, daß wir keine Zeit hatten, zu ihm zu fahren. Ich kaufte ſeine Geſchichte bei Orel Geßner."

Uſteri führte die Fremden ins Arſenal, und dann gingen ſie zu Lavater zurück, und ließen ſich ebenfalls zeichnen. „Der Herr von Bibra und ich waren am beſten getroffen. Lavater hat unſere Charaktere, gute und übele Seiten ſchon ſo glücklich getroffen, daß ihm nur noch unſere Köpfe fehlten, um eine vollſtändige Phyſiognomie davon zu machen. Er gab uns ſein Bildniß in Kupferſtich, Herrn Heß und Geßnern und Goethen *). Lavater und Heß aßen zu Mittag bei uns. Nach Tiſche begaben wir uns alle zu Fuße auf den Weg nach dem Landhauſe des Herrn Geßners, das gleich außen vor der Stadt liegt, und ließen unſere Wagen nachfahren. Herr

---

*) Goethe's Bild iſt im 3. Verſuch (Bande) der phyſ. Fragmente zu S. 218. enthalten. „Steinern nach Stein gearbeitet, aber äußerſt charakteriſtiſch für den Phyſiognomiker." ꝛc.

Geßner nahm uns ſehr höflich auf. Er hat viel Welt, ſpricht angenehm, und man ſieht ihm an, daß er ein guter Dichter und vortrefflicher Maler iſt. Er zeigte uns 4 Landſchaften, die er ſelbſt erfunden und gemalt hat, welche von einem außerordentlichen Geſchmack und Gefühle zeugten. Der Grund wird erſt mit ſchwarzer Kreide angelegt, und dann führt er mit Waſſerfarben darauf das Gemälde aus. Auch verſchiedene mit Tuſche gemalte Stücke zu ſeinen Idyllen waren ſehr ausdrucksvoll. Nur eine halbe Stunde konnten wir in dieſer angenehmen Geſellſchaft zubringen, da wir heute noch vier Stunden reiſen wollten, und es ſchon 5 Uhr war.“

„Wir nahmen alſo ſehr zärtlich von allen Abſchied, welches einem hier recht von Herzen geht, da man ſich ſo wol gefällt, beſonders von Lavater und Heß, denen unſer Abſchied ſehr nahe ging, und reiſten ab. Von hier bis Baaden, wo wir blieben, wurde von nichts als dieſen guten Leuten geredet. Herr Lavater hatte uns an ſeinen Herzensfreund, Herrn Pfenninger*), der hier das Bad gebraucht, eine Karte mitgegeben.

---

*) Pfenninger war geſchmackvoller Zeichner und Kupferſtecher, die Phyſiognomiſchen Fragmente enthalten Bd. 3 ſein Bild und ſeinen Schattenriß, zu S. 225 u. 226. Er ſtach viele Blätter für das Lavaterſche Werk.

Da wir erfuhren, daß er im Badehauſe wohne, ſo ließen wir uns zu Waſſer hinfahren, wobei uns doch nicht ſo gar wohl zu Muthe war, denn der Fluß war ſehr heftig und das Schiff wankte ſtark. Wir ſahen im Vorbeigehen 40 Perſonen ganz nackend im Bade ſitzen, welches mir eben keine gute Idee vom Bade gab. Pfenninger iſt ein ſehr modeſter, ſanfter, angenehmer Mann.“

Die Reiſe lenkte ſich von Baden über Flensburg nach Kilchbergen; von da wurde über das Dorf Hendelbank gereiſt, und dort zwei ſehenswürdige Grabdenkmäler, das eine eines Grafen von Erlach, das zweite einer Pfarrfrau in Anſchau genommen und letzteres als ein Meiſterſtück beſchrieben. Man findet daſſelbe vielfach abgebildet; es ſtellt einen geborſtenen Sarkophagdeckel dar, aus dem eine Mutter mit ihrem Kinde zur Auferſtehung ſich emporringt.

In Langenau wurde der zu ſeiner Zeit berühmte ländliche Arzt Michele beſucht, der dort eine Badeanſtalt unterhielt, vielen natürlichen Verſtand offenbarte, große Curen während einer 40jährigen Praxis gethan hatte, und dabei ſich als ganz ſchlichten, einfachen Landmann gab. Am Abende deſſelben Tages wurde Bern erreicht; der Herzog von Würtemberg hatte die Reiſenden, wie man ihnen im Gaſthaus ſagte, bereits angemeldet. Der Zufall fügte es, daß eine Zeitlang in jedem Orte und meiſt in denſelben Gaſthöfen erſt der Prinz **Georg** von Heſſen-Darmſtadt mit ſeiner Familie, dann drei Damen von Hannover, dann der Herzog von Würtemberg mit ſeiner Umgebung, und endlich die Meiningenſchen Prinzen eintrafen.

Der erſte Beſuch in Bern galt dem Regierenden, einem Herrn oder wohl Freiherrn **von Erlach**, der in einem prächtigen, mit franzöſiſchem Luxus ausgeſtatteten Hauſe wohnte, aber dem Herzog **Karl** A. „ſehr hoch und ſtolz" erſchien. Von **Wurmſer** an einen Herrn **de Gingins de Moyery** adreſſirt, der ſchon ein bejahrter Mann war, hatte der letztere den jungen Herrn **von Bonſtetten** *) die Reiſenden empfohlen, welcher noch einige junge Herren, Mr. **de Batteville** und Mr. **Gerard** aus Geneve herbeiholte, und es wurde von Herrn **Bonſtetten** ein nachmittägiger Ausflug auf einen nahen Landſitz vorgeſchlagen, der einer Madame **de Moutard** gehörte, und bei welcher mehrere junge Herren und Damen bereits verſammelt waren. Man wandelte auf ſchönen Promenadenwegen nach jenem Landſitz, ließ die Wagen nachfahren, und

---

*) Es war dies der Dichter **Karl Victor** von B., **Matthiſſons** und der **Friederike Brun** geſchätzter Freund, damals erſt 30 Jahre alt, und bereits Rathsherr zu Bern.

es ward der Ausflug Anlaß zu einem Abenteuer, das in der Erinnerung die Reiſe würzte.

„Wir trafen 7 Damen und faſt eben ſo viel Herren außen vor dem Hauſe unter den Bäumen ſitzend an, es wurde eben Thee getrunken. Ich war ſehr verwundert, alle Damen geſchminkt, nach dem neueſten franzöſiſchen Geſchmack gekleidet, und auf den dernier bon ton geſtimmt zu ſehen, ſo daß ich gar nicht glauben konnte, mich in der Schweiz zu befinden; in dem Augenblick dachte ich in Paris zu ſein. Die Damens waren alle ſehr hübſch, aber ſehr theatraliſch angezogen, und dabei äußerſt cokett, ſo ſehr, daß es frappirte.“ —

Es wurden allerlei Spiele im Freien geſpielt, die bald ein Gewitter mit Platzregen unterbrach. Letzterer wurde ſo heftig, daß nicht an das nach Hauſe fahren zu denken war.

„Man wartete eine ziemliche Zeit, das Gewitter wurde aber immer ärger, anſtatt zu vergehen. Es wurde ſpät, die Zeit, in welcher die Thore geſchloſſen wurden, war da, das Haus war zu klein, um da zu bleiben, auch konnte die Frau vom Hauſe niemand bitten, denn ihr Mann war verreiſt, man mußte alſo fort. Unſer Wagen ſtand voran, und alſo mußten wir den Anfang machen, uns einzuſetzen. Als ich in den Wagen ſtieg, kam ſo ein abſcheulicher Blitz und Schlag, daß alles rief, ich ſollte wieder ausſteigen. Man ging wieder hinauf in die Zimmer, welches der Wirthin gar nicht recht war, die ſich nicht auf ſo viele Leute gefaßt gemacht hatte, und immer befürchtete, man möchte die Idee faſſen, da zu bleiben. Sie ſchickte immer einen Bedienten nach dem andern ab, der ſagen mußte, die Thore würden geſchloſſen, und man möchte eilen, in die Stadt zu kommen. Dieſes, und daß uns die Damen anlagen, fortzufahren, damit ſie auch zu ihren Wagen kommen könnten, zwang uns endlich, in dem fürchterlichſten Gewitter und in der finſterſten Nacht uns einzuſetzen. Wir nahmen noch einen gewiſſen Mr. de Mey mit in unſern Wagen, weil er keinen Platz finden konnte, ſo daß wir alſo zu fünf ſaßen. Es war ſtockfinſter, und da keine Fackeln hier gewöhnlich, ja ſogar verboten ſind, ſo fuhren wir ganz ſachte ab. Kaum waren wir ein Paar hundert Schritte gefahren, ſo fing der Wagen an, abſcheulich zu hängen, man hörte die Räder gegen die Hecken ſtreifen, und wir fuhren ganz die Quere. Wir riefen dem Kutſcher zu, er ſollte mehr rechts fahren, er antwortete aber nicht. Auf einmal ſtand der Wagen ſtill, ſchwankte furchtbar nach der linken Seite, und wir hörten entſetzlich ſchreien. Da fing denn der Herr, der mit uns fuhr, auch an zu ſchreien: O Himmel! Wir hängen am Precipise, und müſſen aus dem Wagen ſpringen, ſonſt ſind wir verloren! — Er riß den Wagen auf, und wir ſprangen alle gerade heraus, und dies war unſer Glück, denn ſonſt wären wir alle des Todes geweſen. Wir ſchrieen nach Licht, die hinterſten fingen auch an zu rufen, es war ein verzweifelter Zuſtand und ein Wetter, was ſich gar nicht denken läßt. Endlich kam Licht und wir ſahen, daß das eine Pferd gefallen war und ausgeſtreckt am Rande des Abgrunds lag. Der Kutſcher war vom Bock gefallen und lag gerade unter dem Wagengeſtelle, daß er ſich nicht regen konnte, und der Wagen hing ſo weit über, daß er alle Augenblicke herunter zu fallen drohte. Das Precipise iſt von einer erſtaunlichen Höhe, und unten fließt ein Fluß vorbei *). Alles griff nun an und zog den Wagen zurück, und der Herr von Bonſtetten, der noch die meiſte Geiſtesgegenwart hatte, ſtieg mit Lebensgefahr hinunter und holte den Kutſcher hervor, der zum Glück ſich ganz wohl befand. Die Damen ſchrieen entſetzlich, dazu das fürchterliche Wetter, es war grauſend. Wir ſechs Herren begaben uns nun zu Fuße auf den Weg, um nicht aus der Stadt geſchloſſen zu werden. Wir gingen nach einem Gartenhauſe, wo wir uns eine Laterne geben ließen. Zu

---

*) Die Aare.

unſerm großen Vergnügen kam eben des Mrs. de Mey ſein Miethwagen an, worein wir uns alle 6 ſetzten, den Bedienten mit der Laterne vorn auf dem Bock ſitzen ließen, und ſo eben an der Stadt anlangten, als das Thor zugeſchloſſen wurde. Wir waren alle Gott ſei Dank, glücklich der Gefahr entgangen, die in der That ſehr groß war.“

Am andern Morgen kam Herr von Bonſtetten ganz früh zu den Prinzen, und berichtete über den Verlauf des nächtlichen Abenteuers, das man in keiner Weiſe ein galantes nennen konnte, da die Herren die Damen verlaſſen hatten.

„Die Damen waren alle ausgeſtiegen, eine war in Ohnmacht gefallen, eine andere kletterte in der Angſt den Berg hinauf, die dritte ſchrie aus vollem Halſe Hülfe! Hülfe! noch eine andere lief wie raſend herum und es war die größte Verwirrung von der Welt. Endlich kehrten ſie alle zu der Mdme. Moutard zurück, wo ſie die Nacht auf die unruhigſte Weiſe zubrachten. Einige Herren hatten Billets in die Stadt geſchrieben, die an unrechte Leute gekommen waren, einer ſchrieb: il est arrivé un grand malheur mais ne Vous effrayez point. Dieſes alles brachte eine große Verwirrung in der Stadt hervor.“

Es wurde das große Hoſpital beſehen, die Stadt durchwandert und durchfahren, die Bibliothek und das Cabinet des Curiositée's beſehen, die Herren de Gingin de Moyery und von Bonſtetten beſucht.

„Der berühmte Chirurgus Kuhn kam zu uns, mit dem wir uns einige Zeit unterhielten. Der berühmte Haller iſt ſehr krank; ich ließ ihn durch Herrn Kuhn meine Empfehlung machen *).“

Nach Tiſche deſſelben Tages, 25. Auguſt, erfolgte die Abreiſe. Bei Morat (Murten) wurde das berühmte Schlachtfeld und das Beinhaus beſehen, in Avanche wurde übernachtet. Dort begann der ausſchließliche Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, man hörte kein deutſches Wort mehr. Der nächſte Tag brachte die Reiſenden bei ſehr ſchlechtem Wetter und auf ſchlechten Wegen von Moudon nach Lauſanne, von deſſen Reizen man keineswegs entzückt war. Die Prinzen nannten ſich jetzt Herren von Maßfeld, nach dem nahe bei Meiningen liegenden vormals Hennebergiſchen Grafenſchloß und Amtsdorfe, weil der Herzog von Würtemberg, der ihnen vorausreiſte, überall das Incognito der Grafen von Altenſtein aufdeckte, vielleicht

---

[*] Albrecht von Haller zählte damals 67 Jahre, und ſtarb 2 Jahre ſpäter.

aus einer kleinen Rache, da ſie wahrſcheinlich erwartete Huldigungen unterlaſſen hatten. Herzog Karl von Würtemberg war indeß jetzt bereits auf der Rückreiſe von Genf betroffen und traf in Lauſanne mit den Prinzen wieder zuſammen. Letztere ſetzten ihre Reiſe am 27. Auguſt des Morgens fort, und kamen Abends 7 Uhr in Genf an. Die Stadt und die Gaſthäuſer waren ſo voll Fremder, daß die Reiſenden nur mit Mühe im Hôtel en balance zu 4 Perſonen ein kleines düſteres Kämmerchen, „hinten nach dem Stall zu" erhielten, und ſich vorerſt damit begnügen mußten. Prinz Georg von Heſſen-Darmſtadt wohnte ebenfalls in demſelben Gaſthaus, und empfing die Aufwartung von den Meiningenſchen Prinzen am anderm Morgen ziemlich zeitig. Dort wurde die Bekanntſchaft des franzöſiſchen Reſidenten Mr. Huber gemacht, der ſich durch ſchöne Zeichnungen Ruf und Ruhm erworben. Wichtiger und anziehender noch war die Bekanntſchaft der beiden Grafen von Stolberg, über die und deren damalige Schweizerreiſe in Goethe's Wahrheit und Dichtung 18tes Buch ſo manches mitgetheilt iſt. Die jungen gräflichen Dichter, deren Gebahren auf der ſtellenweiſen Zuſammenreiſe mit Goethe dieſen mehr abſtieß als anzog, gefielen dem Herzog, und er ſchrieb über ſie ein ganz günſtiges Urtheil nieder. „Die zwei berühmten Grafen von Stolberg lernte ich hier kennen, die ſehr würdige Männer ſind. Sie haben 200 Stunden durch die Schweiz auf den ungebahnteſten Wegen zu Fuße gemacht, und ſind als Gelehrte gereiſt.“

Ein polniſcher Graf, Namens Zeboinzky, den die Prinzen aus dem Kreiſe der Prinzeſſin Sapieha kannten, und den ſie ebenfalls bei dem Prinzen Georg von Heſſen-Darmſtadt antrafen, beſtimmte ſie, den Rückweg nach Straßburg über Lyon anzutreten, und da der Prinz von Heſſen, wie der Graf, eben dorthin reiſten, ſo wurde der letztere erſucht, dort Wohnung zu beſtellen. Am Tage nach gemachter Bekanntſchaft beſuchten die Prinzen die Grafen von Stolberg, welche als „ganz allerliebſte Leute“ befunden wurden. Nach allerlei Ausflügen in die zahlreichen „Campagnen“ (Landſitze) und Beſichtigungen, wurde auch einer Madame Crammer Beſuch gemacht, an welche ein Graf Manuzzi von Baſel aus einen Brief mitgegeben hatte. „Sie iſt eine große Freundin von Mr. de Voltaire, und da wir keine Luſt hatten, nach Ferney zu gehen, ſo hatten wir unſere Viſite an dieſe bis dieſen Abend verſpart. Sie nahm uns mit der größten Höflichkeit auf, und wir fanden an ihr eine Dame von unendlichem Verſtande, vielem Witz, großen

Kenntniſſen und von den angenehmſten Entretien. Wir blieben beinahe 2 Stunden bei ihr, ohngeachtet wir uns vorgenommen hatten, nur eine Viertelſtunde da zu bleiben. Aber es war unmöglich, wieder von ihr loszukommen, ſo ſehr nahm ſie ein. Eine ſolche Frau wäre im Stande, viele junge Leute zu formiren. Als ſie hörte, daß wir nach Lyon gingen, ſchrieb ſie geſchwind auf eine Karte ein Paar Zeilen an ihren Mann, und befahl ihm an, uns alle möglichen Dienſte zu leiſten.“ —

Auch der Buchhändler Caille wurde beſucht, von dem Voltaire ſcherzte:

„Jétois Lundy passé chez mon Livraire Caille,
Qui dans son Magasin n'á souvent rien qui vaille,“

und demſelben mehreres abgekauft. Der Prinz bemerkte, daß man in den Genfer Buchhandlungen alle Bücher fände, weil in einer Republik kein Buch verboten würde. Dafür verbot dieſe Republik das Theater, und um gute Bühnenſtücke zu ſehen, mußte man nach Chatelaine fahren, einem franzöſiſchen Oertchen in der nächſten Nähe, in welchem der Prinz de Conté ein Schauſpielhaus hatte erbauen laſſen, und wo eine gute Geſellſchaft unterhalten, und von den Genfern fleißig beſucht wurde. Nach wenig befriedigendem und daher nur kurzem Aufenthalte in Lauſanne, wohin am 30. Auguſt Nachmittags aufgebrochen wurde, ſetzte ſich die Reiſe nach Lyon fort, wohin die Reiſenden ſchon früh am 1. September gelangten. Bei der Douane fanden ſie ein Billet von dem Grafen Zeboinzky vor, der für ſie, obſchon nicht ohne viele Mühe, im Hôtel d'Artois einige Zimmer beſorgt hatte, denn Lyon wimmelte von Fremden. Ein Engländer, welcher ankam, als dieſe Zimmer ſchon in Beſchlag genommen waren, hatte für eines derſelben täglich 35 Livres zu zahlen ſich erboten, während die Prinzen für ihre drei Zimmer täglich nur 10 Thaler zahlten. Die Urſache, weshalb Lyon von ſo außergewöhnlichem Fremdenbeſuche belebt war, war die erwartete Ankunft der Prinzeſſin Mdme. de Piemont, Adelheid Chlotilde, Tochter König Ludwigs XV. von Frankreich, welche an Karl Emanuel IV., König von Sardinien, vermählt worden war.

Die Prinzen machten ihre Aufwartungen zunächſt dem franzöſiſchen Geſandten, Graf von Clermont-Tonerre, welcher die Prinzeſſin zu empfangen abgeordnet war; dieſer erbot ſich, die Prinzen der Prinzeſſin vorzuſtellen; dann wurde der Commandant Marquis de Belleſeize und der Intendant beſucht, zuletzt auch der Exempt du Roi, Obriſt Marquis de Manspee, dem bei den Feſtlichkeiten die höhere Polizeiverwaltung übertragen war. Ebenſo wurde der Darmſtädter Hof beſucht.

Am Sonnabend, 2. September, fand der feierliche Einzug der Prinzeſſin Statt, den die Prinzen vom Balkon des Bankiers Mr. Daleſſert mit anſahen. Es waren 15 Staatswagen, alle ſchön vergoldet, und die Pferde im prächtigſten Geſchirr. Die Bürgergarde, die den Wachtdienſt verſah, war in blau und Gold uniformirt. Abends gab es Feuerwerk und Illumination, die beide außerordentlich ſchön waren. Die Ueberfülle von Fremden bereitete unſeren deutſchen Prinzen manche Verlegenheit; vergebens ſuchten ſie ſich der Oberſthofmeiſterin, Ducheſſe de Marſan, vorzuſtellen, ohne welche ſie der Prinzeſſin Mdme. de Piemont nicht vorgeſtellt werden konnten. Der erzbiſchöfliche Palaſt, in welchem die hohe Anweſende wohnte, war förmlich umlagert und nur mit Lebensgefahr konnte man ſich durch die Menge durcharbeiten. Als es den Prinzen endlich gelungen war, bis zum Portier zu dringen, ſagte dieſer: la Cour dinoit deja — und man hatte das Mißvergnügen, ſich zurück zu wühlen. Aehnlich ging es im Theater, trotz der empfangenen Billets wies man unſere Prinzen und den Darmſtädter Hof an allen Thüren ab, mit Mühe fanden die Prinzeſſinnen von H. Darmſtadt endlich Platz in einer Loge, in welche aber Herren nicht eintreten durften, mit gleicher Mühe wurden endlich noch Plätze im Parket und im Parterre erlangt. „Wir mußten den Garde recht ſchön bitten, und dieſer ſagte: par égard pour ce Monsieur avec l'Ordre (das war ich) je laisserai passer ces Monsieurs, mais combien etès Vous? Der polniſche Graf Broik, der mit uns war, ſagte aus Uebereilung: il y en a huit, und der Garde ließ 8 Perſonen hinein. Unter dieſen befand ſich der Prinz Karl von Darmſtadt, den ich beim Arme mit hineingezogen hatte, ich, der Herr von Dürkheim, Graf Broik, Graf Zeboinzky, der Baron Koukoumous, der mit dem Prinzen Louis nachgekommen war, und noch 2 andre Perſonen, die ſich mit hineingedrängt hatten. — Den Georg — den Prinz Louis und den Prinz Friedrich von Darmſtadt (letzterer erſt 16 Jahre alt), ebenſo den Herrn von Bibra wollte man nicht mit einlaſſen, und nur nach langem Diſputiren, wo der Herr von Bibra die ganze Anverwandtſchaft des ſächſiſchen Hauſes mit dem franzöſiſchen herzählte, wurden ſie ins Parterre gelaſſen, wo ſie abſcheulich ſchlecht placirt, und ſehr weit von uns getrennt waren. Wir alle, und beſonders der Herr von Dürkheim, waren in größter Angſt und ſetzten alles in Bewegung, um dieſe Herren aufzufinden.

Endlich entdeckten ſie uns, und ſtiegen über alles zu uns herüber.“ — Ein Paar Damen aus Verſailles, die hinter den Prinzen ſaßen „ſehr geſprächig waren, und ſich über alles aufhielten,“ erzählten jenen, daß ſie zum Fenſter herein in den Saal geſtiegen wären.

„Endlich kam Madame de Piemont und es wurde dreimal applaudirt. Sie und der Hof nebſt Suite befand ſich im Amphitheater, wo es ſehr von reichen Kleidern und Juwelen blitzte.“ Sogleich nahm das Spektakle ſeinen Anfang. Das erſte Stück war le Sage et l'Etourdie, und die Operette L'amoureux de 15 ans. So oft habe ich nun ſchon dies Stück gehört, daß es mir ordentlich zuwider iſt; doch muß ich ſagen, daß es mir heute wohlgefiel, die Decoration, die Acteurs, die Stimmen, alles war recht gut. Ich bilde mir faſt ein, daß es eine Art von franzöſiſcher Etikette iſt, allezeit, wenn eine Perſon vom königlichen Hauſe an einen Ort hinkommt, L'amoureux de 15 ans zu verlangen, wenigſtens ſo oft ich es erlebt habe, iſt es immer ſo geweſen. Das Stück iſt auch auf den Duc de Bourbon gemacht.“ Den Schluß bildete eine theatraliſche Huldigung, deren Eindruck der Herzog ſchilderte:

„Die Prinzeſſin weinte, als man von ihrer Abreiſe ſprach, die ihr ſehr nahe geht, da ſie alle ihre

Verwandten verlaſſen muß, ohne Hoffnung zu haben, je einen wieder zu ſehen; ſie verläßt alle ihre Leute, und bekommt neue, die ſie nicht kennt, kommt in ein Land, das ihr ganz fremd iſt, und ihren Gemahl kennt ſie eben ſo wenig. Sie iſt ſehr zu bedauern. — — Die Madame Chlodilde iſt ſehr in Frankreich geliebt, ſie ſoll einen ſehr gutthätigen Charakter beſitzen, den ſie in Lyon auch bewieſen hat, indem ſie vielen Armen Gutes that, und 7 Deſſerteurs das Leben erwirkte."

Der Wunſch, ſich nach dem Theater der Prinzeſſin vorſtellen zu laſſen, wurde den Prinzen abermals vereitelt, denn es dauerte entſetzlich lange, ehe man aus dem Theater herauskommen konnte, und die Prinzen waren ſo gutmüthig, den Baron Kukumus, der keinen Wagen hatte, erſt nach ſeiner Wohnung im Palais Royal zu bringen. Als ſie nun ſich wieder durch die Haufen des Volkes und der Taſchendiebe gewühlt hatten, wo ſie bald erdrückt worden wären, und dem Herzoge ſein Taſchentuch geſtohlen wurde, wurde das Souper aufgetragen, nun war es wieder zu ſpät, ſich vorſtellen zu laſſen. Der Herzog meldete dieß alles mit der treffenden Schlußbemerkung: „Wir gingen voller Aerger nach Hauſe, daß wir uns ſo entſetzliche Mühe um eine Sache geben mußten, die es nicht werth war."

Am andern Tage wurden wieder Beſuche gemacht, Seidenwebereien und Färbereien, und im Stadthaus mit Muße die Anſtalten beſehen, welche zum dortigen Empfange der Prinzeſſin gemacht waren, und wobei die Stadt Lyon all' ihren Glanz und Reichthum zur Schau legte. Endlich gelang es doch noch, die erwünſchte Audienz, oder eigentlich nur kurze Vorſtellung bei der Prinzeſſin gemeinſchaftlich mit dem Darmſtädter Hofe zu erlangen; der Graf von Clermont Tonnerre war ſo gütig, die Herrſchaften am Hofe vorzuſtellen. Es mußte ihnen jemand vorausgehen, welcher ausrief: Place pour des Princes étrangers! wodurch ſie ungehindert bis an die Antichambre gelangten, wo die „Foule" gar zu groß war. Die Prinzeſſin hatte eigentlich befohlen, ihr niemand vorzuſtellen, weil ſie ſonſt, wenn fremde Prinzen da wären, eine Etikette mit ihnen beobachten müſſe, daher wurden die Meiningenſchen Prinzen als Grafen von Altenſtein und die Heſſiſchen Prinzen als Barone von Brugg vorgeſtellt, dabei aber allezeit der Prinzeſſin der wahre Name der Perſon heimlich ins Ohr geſagt.

„Die Prinzeſſin iſt erſtaunlich dick, und hat erſt 16 Jahre. Im Geſicht iſt ſie angenehm und hat was Gütiges. Sie war in eine roſafarbene Robe mit ſilbernen Blumen gekleidet, und hatte erſtaunlich viele

Juwelen an ſich. Sie ſtand in der Mitte des Zimmers ganz allein, ein wenig hinter ihr Madame de Marſan, auf der andern Seite der franzöſiſche Ambaſſadeur, Mr. de Tonnerre. Im Fond des Zimmers ſtanden alle ihre Damen, in Roben gekleidet, in einer Reihe.“

„Nach der Vorſtellung begab ſich die ganze Verſammlung in einen großen Saal, an deſſen Ende eine Kapelle befindlich war; es wurde gebetet, 9 arme, neu gekleidete Brautpaare, welche die Stadt Lyon zu Ehren der Prinzeſſin ausſtattete, wurden getraut, und es lief bei dieſer Ceremonie manches lächerliche mit unter. Eine der Bräute ſagte laut: O cela sera surement moi qui aura les 600 livres, car je suis grosse de 5 mois. Nach der Einſegnung, während welcher dieſe glücklichen Paare unter einem umfaſſenden Baldachine knieten, wurde große Meſſe geleſen.“

Nach beendigter Ceremonie entfernten ſich alle Beiwohnenden im raſchen durcheinanderdrängen, und bald ſahen ſich die Brüder allein ohne ihren Oberhofmeiſter, der in dem Schwarme von ihnen weggedrängt war. Beide führten Damen aus dem Saale, Herzog Karl A. die Mde. l'Intendante, und zwar geriethen ſie mit denſelben in einen der Speiſeſäle.

„Hier ſagte ich dem Georg: Wir ſind noch nicht zur Tafel gebeten, alſo können wir nicht hier bleiben, und wir ſind ohne den Herrn von Dürkheim, und wiſſen nicht, was wir thun ſollen, alſo müſſen wir ihn ſuchen. Nach langem hin- und herlaufen trafen wir ihn an, der uns auch ſuchte und in großen Aengſten war. Eben da wir weggehen wollten, weil es zur Tafel ging, kam der Mr. de Lastie mit dem Ambaſſadeur und baten uns, ob wir nicht mit an der Table du Roi ſpeiſen wollten? Sobald die Madame de Piemont ſich in ihren Zimmern mit ihren Damen geſetzt hatte, ſo gingen wir auch an Tafel. Es waren 14 Damen und lauter Fremde vom erſten Range daran. Der franzöſiſche Ambaſſadeur machte die Honneurs. Man aß vortrefflich und wurde durch die königlichen Domeſtiken ſehr gut bedient."

Die Prinzen beabſichtigten, noch denſelben Tag abzureiſen, da der Aufenthalt in Lyon in dieſen bewegten Tagen ein höchſt koſtſpieliger war. Jeden Tag koſteten die Zimmer 10 Thaler, jedes Eſſen 1 Louisd'or, ohne den Wein, der Kaffee 6 Livres, jede Wagenmiethe 1 Louisd'or u. ſ. w. Es waren in dieſen Tagen nicht weniger als 40,000 Fremde in Lyon.

Prinz Georg von Heſſen hatte ſich einen eigenhändig von der Prinzeſſin von Piemont unterſchriebenen Befehl verſchafft, Poſtpferde zu erhalten; er wollte mit dem Hofe nach Pont de Beauvoiſin gehen, um auch die Auswechſelung und Empfangnahme der Prinzeſſin mit anzuſehen.

„Pont Beauvoiſin iſt juſt die Grenze zwiſchen Frankreich und Savoyen,“ ſchrieb Herzog Karl Auguſt. „Man hat gerade auf der Grenze einen großen Saal erbaut, der in der Mitte durch einen ſchwarzen Strich getheilt iſt, ſo daß der Saal halb franzöſiſch und halb ſavoyiſch iſt. Die franzöſiſche Seite iſt von Lyon aus möblirt worden, und hat 20,000 Livres gekoſtet. Die Prinzeß ſchläft auf der franzöſiſchen Seite; am andern Tage geſchieht die Auswechſelung. In der Mitte des Saales ſteht eine große Tafel, an der auf franzöſiſcher Seite die Prinzeß und der franzöſiſche Geſandte, auf ſavoyſcher Seite aber der ſardiniſche Miniſter ſitzen. Hinter der Prinzeß ſteht ihr franzöſiſcher Hofſtaat, hinter dem ſardiniſchen Miniſter der ſavoyiſche Hofſtaat. Sobald die Artikel von beiden Theilen unterſchrieben ſind, tritt die Prinzeſſin auf die Grenzlinie und nimmt von ihrem franzöſiſchen Hofſtaat auf immer und ewig Abſchied, und ſogleich empfängt ſie ihr neuer Hofſtaat, von dem ſie in andere Zimmer geführt, entkleidet und bis aufs Hemde neu angezogen wird, indem ſie nichts von alledem behalten darf, was ſie mitgebracht hat. Eine wunderbare Ceremonie mit vielen unnöthigen Umſtänden.“ — Nachdem die Prinzen nur unter der Bedingung Pferde erhalten hatten, daß ſie ſogleich abreiſten, damit letztere Abends vor Thorſchluß wieder zurückkehrten, erfolgte am Montag Abends, den 4. September, gegen 7 Uhr die Abreiſe. Die Poſtillons fuhren erſtaunlich raſch, es war eine herrliche kühle Mondſcheinnacht, die ſehr wohl that nach der in Lyon überſtandenen großen Hitze, die des Tages über noch immer drückte. Es ging durch Burgund, und in Beaune wurden einige Flaſchen ächten Burgunders gekauft und mitgenommen. Am 5. Sept. Nachts wurde Dijon erreicht, am 7. September bei ſehr verminderter Eile, weil es häufig an Pferden fehlte, früh 7 Uhr Beſançon. Es wurde ein großes Frühſtück beſtellt, die Stadt flüchtig beſehen, und um 11 Uhr wieder abgereiſt. Der Herzog Karl Auguſt muß ſehr jugendlich und blühend ausgeſehen haben, denn in Iole, wo die Reiſenden am 7. Sept. Abends eintrafen, behauptete die Wirthin, eine alte Wittwe, ſteif und feſt, er ſei eine Dame in Mannskleidern. Am 8. September Nachts 2 Uhr gelangte man nach Belfort, dem Grenzort der Franche Comté. „In dem erſten Dorfe im Ober-Elſaß, als unſere Bedienten wieder deutſch reden hörten, ob es zwar abſcheulich ſchlecht war, hatten ſie doch eine erſtaunliche Freude darüber.“ Es iſt dieß ein ſehr natürliches Gefühl, das ich ſelbſt einmal in Saverne auf das lebhafteſte empfunden habe. In Pont d'Aspach tranken die Reiſenden Kaffee, aßen in Colmar um 11 Uhr zu Mittage, und fuhren um 12 Uhr wieder weg, und da wieder beſſere Pferde auf den Stationen vorgefunden wurden, ging die Reiſe erſtaunlich ſchnell von Statten, die ſich über Oſtheim und Schlettſtadt nach Straßburg vollendete. So reiſten damals hohe Herrſchaften, und ſo reiſen ſie heute noch. Ob bei ſolchen Hetzfahrten viel Nutzen und viel Vergnügen für die Reiſenden ſelbſt herausſpringt, muß an ſeinen Ort geſtellt bleiben, ebenſo ob ſie zur Geſundheit dienen. Herzog Karl Auguſt befand ſich ſeinestheils die erſte Nacht in Straßburg ziemlich übel, „denn,“ ſchrieb er: „die Wanzen und das Echauffement von der Reiſe ließen mich nicht ſchlafen.“ Es waren indeß viele Briefe von Meiningen angekommen, und die Herzogin Mutter meldete ihren Söhnen, daß ſie nach Frankfurt im Geleite der Prinzeſſinnen reiſen werde. Es wurde nun ſofort die baldige Abreiſe nach Frankfurt beſchloſſen, um noch früher als die Herzogin dort einzutreffen, wodurch viele Haſt und Unruhe und neue Packerei entſtand. Die nöthigen Abſchiedviſiten wurden ebenfalls gemacht. Zur großen Freude der Prinzen empfingen ſie auch noch einen Beſuch des Herrn von Mechel und luden dieſen zum Mittageſſen zu ſich ein.

Am 16. September erfolgte die Abreiſe der Meiningenſchen Prinzen von Straßburg nach Frankfurt; ſie mußten dort noch drei Tage auf die Ankunft der Herzogin, ihrer Mutter, warten, die erſt am 21. September eintraf.

Dieſe Anweſenheit der Meininger Herrſchaften in Frankfurt war es nun, welche jenen eigenthümlichen Moment herbeiführte, deſſen Goethe in Wahrheit und Dichtung, Buch 20, ſo ausführlich gedenkt. Die Vermählung des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen Weimar-Eiſenach mit der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt hatte Statt gefunden, und Goethe äußerte ſich darüber wörtlich:

„Das junge fürſtliche Paar erreichte nunmehr auf ſeinem Rückwege Frankfurt. Der Herzoglich Meiningenſche Hof war zu gleicher Zeit daſelbſt, und auch von dieſem, und dem die jungen Prinzen geleitenden Geheimenrath von Dürkheim ward ich aufs freundlichſte aufgenommen“ u. ſ. w. „Die Weimar'ſchen und Meiningenſchen Herrſchaften wohnten in Einem Gaſthofe. Ich ward zur Tafel gebeten. Der Weimar'ſche Hof lag mir dergeſtalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich einmal auch nicht einbildiſch genug war, man wolle von Meiningenſcher Seite auch einige Notiz von mir nehmen“ u. ſ. w. Goethe ging in den Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer, fand die Weimariſchen Herrſchaften bei den Meiningenſchen und folgte erſteren, als ſie ſich wegbegaben, um zu ſeinem Erſtaunen zu ſehen, wie ſie drunten heiter und gnädig von ihm Abſchied nahmen, in ihre Wagen ſtiegen und davon fuhren. Goethe hatte die Einladung zur Tafel von Seiten der Herzogin von Meiningen und ihrer Prinzen erhalten, da letztere ihm herzlich wohl wollten; und da er davon geeilt war, hatte der ihm begegnende Herr von Dürkheim, ihn „nach ſeiner milden Art, mit anmuthigen ſcherzhaften Vorwürfen“ zur Rede geſtellt. Was der junge, jetzt ſchon völlig ſelbſtſtändige Herzog Karl Auguſt von S. Weimar Goethe bot, konnte Herzog Karl Auguſt von S. Meiningen ihm zur Zeit noch nicht bieten, jedenfalls aber ſchätzte er ihn ganz nach Verdienſt. Und ſo erſcheint in der That die von Herrn Dr. E. Vehſe in ſeiner Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen, Theil 2. S. 143 wieder aufgefriſchte Niederſchrift Goethe's bei Gelegenheit von deſſen mit ſeinem Herrn im April 1782 vorhabenden Beſuche in Meiningen merkwürdig. „Ich gehe auf Meiningen. Es graut mir vor dem Anblick zweier junger, erſt freigelaſſener Prinzen, und noch dazu ſolcher. — — — Die Herzoge wenden Erde und alte Mauern um und machen Thorheiten, die ich ihnen gern verzeihe, weil ich mich meiner eigenen erinnere. Sie fragen mich um Rath, und ich habe gelernt nicht mehr zu rathen, als was ich ſehe, das auszuführen iſt.“

Es würde nicht wohlgethan ſein, dieſe Aeußerung, die wohl mehr der Unluſt an einer unbehaglichen Aprilreiſe, als dem Herzen Goethe's entſprang, weiter zu zergliedern. Es ſei nur ſchließlich bemerkt, daß Herzog Karl Auguſt von S. Meiningen nebſt ſeinem Bruder von Frankfurt wieder nach Straßburg zurückkehrte, daß er am 19. Nov. mündig und Regent wurde, und am 12. März 1776 mit ſeinem Bruder Georg die Straßburger Studien endete. Freund der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften wie zeitgemäßer Neugeſtaltungen richtete Herzog Karl Auguſt im Sommer 1776 die Liebhaberbühne ein, der ich einen beſondern Abſchnitt widme, ſtellte Reinwald als Bibliothekar an, führte den allgemeinen Reichskalender in ſeinem Lande ein, und hatte bereits, zum Theil allein, und vom 4. Febr. 1782 an mit ſeinem Bruder Georg gemeinſchaftlich in das ſiebente Jahr ſelbſtſtändig regiert, war daher keineswegs „erſt freigelaſſen.“ Unter Herzog Karl A. erhielt Meiningen ein

Schullehrerſeminarium, eines der erſten in Deutſchland; es wurde eine Schulkommiſſion ernannt, an deren Spitze Geh. Rath von Dürkheim geſtellt ward; Herzog Karl A. berief den begabten Joh. Georg Pfranger als Hofprediger in die Reſidenz, verlegte die Feier überzähliger Kirchenfeſte auf Sonntage, und übertrug Pfranger und Reinwald die Herſtellung eines neuen zeitgemäßeren Geſangbuches. Nachdem am 4. Februar 1782 die Herzogin Charlotte Amalie ihre Obervormundſchaft, da an dieſem Tage nun auch Prinz Georg mündig geworden, völlig nieder gelegt hatte, regierten die Brüder in herzlicher Eintracht gemeinſam, und ſuchten ihre Reſidenzſtadt, die noch ein ziemlich mittelalterliches Anſehen mit dreifachen Wallgräben, doppelten gethürmten Mauern und Zwingern hatte, zu verſchönern, und dem Geſchmacke jener Neuzeit anzupaſſen. Da mußten freilich Mauern gebrochen und Wälle umgewühlt werden, aber es traten heitere freie Plätze an die Stellen düſterer Baſtionen. Herzog Karl A. hatte den Gedanken eine ſchöne Linden-Allee anzulegen, die noch heute Schatten giebt und ſeinen Namen führt. Herzog Georg, der dieſe Allee vollendete, wurde auch zu derſelben Zeit der Schöpfer des „Engliſchen Gartens“ der noch heute manches Zeichen der Erinnerung an ſeinen unvergeßlichen Begründer trägt, und namentlich vieles mit dem Parke zu Weimar gemein hatte, unter andern eine Burgruine, Grotten, Einſiedeleien, künſtliche Felspartien und dergleichen.

Das waren die „Thorheiten“ der jungen Prinzen, die unſchuldig genug waren, die in Stadt- und Landesverſchönerungskunſt wurzelten, niemand ſchadeten, Geld in Umlauf brachten und von allen einſichtvollen Nachkommen noch immer dankbar gewürdigt werden.

Goethe kam übrigens erſt im Mai jenes Jahres nach Meiningen und gefiel ſich daſelbſt, überlieferten Nachrichten zu Folge, ganz wohl und in ſeiner Weiſe behaglich.

V.

Die erste fürstliche Liebhaberbühne in Meiningen und Leisewitz Julius von Tarent.

Von vielen Seiten her iſt man bemüht geweſen, das Leben deutſcher Höfe, auch der kleinen, als einen Sitz der Ueppigkeit, des Luxus, der Verſchwendung und des moraliſchen Verderbens zu ſchildern, und in mancher Beziehung geſchieht dieß mit Bedacht und Abſicht noch immer mit großem Aufwande verbrauchter Phraſen, um gewiſſe Zwecke zu erreichen und unlautere Ziele zu erſtreben. Wie aber nach der weiſen Lehre eines alten Malerbuches „Roſen gemalt werden, wie Nelken, nur ganz anders“ — wie z. B. auch die Ritterzeit ganz anders war, als die Ritterromane von Spieß und Cramer, wohlſeligen Andenkens — ſie ſchilderten, ſo war auch das Leben an vielen deutſchen Höfen ganz anders, als man, alle über einen Leiſten ſchlagend, daſſelbe geſchildert hat, und beſonders in jener Periode, in welcher mehr und mehr der deutſche Geiſt wieder zum Selbſtbewußtſein erwachte, den franzöſiſchen Geiſt zu verdrängen begann, und ſich ſelbſtſtändig kund gab durch freiwerden in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Sitte und Sprache, und nur bei Mode und Möbelgeſchmack noch zu Frankreich borgen ging. Die viel verhöhnte Zopfperiode und Rococozeit war nicht ganz ohne guten Geſchmack, nicht ganz ohne Anmuth und Würde; in ihrem Boden ſchlummerte ſchon der lebensfähige Keim zur Neugeſtaltung deutſcher Literatur und Kunſt, der dann am Sachſen-Weimariſchen Hofe einen für alle Zeiten denkwürdigen Blüthengipfel trieb. Die Welt der jüngeren Geiſter warf den lähmenden Druck einer laſtenden Zeit ab, ſie begann deutſch zu fühlen, ja zu ſchwärmen. Der Roman, die Lyrik und die Schaubühne traten in neue Phaſen; Goethe trat auf mit ſeinem Götz, ſeinem Werther; dieſem Auftreten unmittelbar folgte ſeine Berufung nach Weimar (1775), das ihn, nach ſeinem eigenen Ausſpruch „mit ſchönen Verhältniſſen umſchlang, und ihn unverſehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang drängte.“ Dort war die Schloßbühne 1774 den Flammen zum Raube geworden, die Seyler'ſche Schauſpielergeſellſchaft hatte Weimar verlaſſen; der junge Herzog, voll Feuer und

Leben, trat 1775 die Regierung an, und es begann nun jenes, der gebildeten Welt genugſam bekannte, edelgeiſtige Hofleben, als eine von deſſen ſchönſten Blüthen das fürſtliche Liebhaber-Theater theils zu Weimar ſelbſt, theils zu Belvedere, Ettersburg und Tiefurt, genannt zu werden verdient.

Die Neigung für theatraliſche Vorſtellungen in Dilettantenkreiſen war damals in Deutſchland eine ziemlich allgemeine; ſie förderte die Bildung, hob und läuterte den Geſchmack, und belebte namentlich die Hofkreiſe, die früher ſteifem Ceremoniell verfallen waren, auf das anregendſte und angenehmſte. Daher ſehen wir Goethe dort in Weimar ſich mit voller Luſt und Liebe nach jeder Richtung thätig dabei betheiligen, aber auch Fürſten und Fürſtinnen ſelbſt es nicht verſchmähen, in die Reihen künſtleriſcher Dilettanten zu treten, und ihr Talent in anmuthiger Weiſe zur Schau zu ſtellen.

In Beziehung auf das Weimariſche Liebhabertheater der Zeitperiode von 1775 bis 1783 verweiſe ich auf Wachsmuth's: „Weimars Muſenhof" und auf den anziehenden Aufſatz IV. von Dr. Alphons Peucer in „Weimars Album zur vierter Säcularfeier der Buchdruckerkunſt am 24. Juni 1840. Weimar." Der Verfaſſer läßt nicht unerwähnt, daß damals die berühmteren Liebhabertheater ſich zu Fulda, Augsburg, Frankfurt, Berlin, Dresden, Nürnberg, Würzburg und Eiſenach befunden hätten, daß auch die Studenten in Wien, Göttingen, Halle und Jena auf ihren Privatbühnen moderne Stücke aufgeführt. Indeß wußte man nicht minder ſinnig und kunſtſinnig zugleich ſich neben Weimar auch an den Höfen zu Braunſchweig, zu Gotha und zu Meiningen zu beſchäftigen und den Muſen zu huldigen, wenn auch nicht alle Fürſten und Fürſtinnen ſo glücklich waren wie Herzogin Amalie und Herzog Karl Auguſt, einen leuchtenden Kranz von Dichterſternen erſter Größe um die Sonne ihrer Höfe zu ziehen. Der Hof von Braunſchweig pflegte ſeit ſeines bedeutenden Herzog Anton Ulrich Zeiten Kunſt und Wiſſenſchaft mit Eifer und Vorliebe. Dort glänzte, den Weimaranern ebenbürtig, Leſſing, dorthin zog es einen jungen Dichter, Johann Anton Leiſewitz, zwar zunächſt zu unabhängigem ſelbſtſtändigem Auftreten als Sachwalter, aber doch wol nicht ohne Rückſicht auf die Bühne, denn in demſelben Jahre ſeiner Ueberſiedelung von Hannover nach Braunſchweig, 1775, dichtete er ſein Trauerſpiel: Julius von Tarent, indem er als Bewerber um einen, von Sophie Charlotte Ackermann und Friedrich Ludwig Schröder, den Unternehmern des Hamburger Theaters, ausgeſetzten Preis von 20 Louisd'or für das beſte Trauerſpiel — auftrat. Dieſen Preis erhielten zwar „Die Zwillinge von Klinger" — allein das unbeſtochene Urtheil der Nation hat anerkennend Leiſewitz den Siegerkranz geweiht. In Gotha wirkte anregend auf den Hofkreis Friedrich Wilhelm Gotter, mit Eckhof im ſchönen Bunde, für die dramatiſche Kunſt; ein Schloßtheater, wie eine Liebhaberbühne im Schloſſe zu Molsdorf ſah nicht ſelten auch Dilettanten der dramatiſchen Muſe huldigen.

Dem Gothaiſchen Hofe ſtand der Hof zu Meiningen nicht blos durch das Band gemeinſchaftlicher Abſtammung von hohen Ahnen nahe, unter denen ein Conrad von Wettin, Heinrich der Erlauchte, Friedrich der Weiſe, Johann Friedrich der Großmüthige, Ernſt der Fromme glänzten, ſondern durch Blutsverwandtſchaft und Verſchwägerung, wie durch innige Befreundung. Eine der liebenswürdigſten, geiſtvollſten deutſchen Fürſtentöchter, die oben unter II. S. 45 erwähnte Sachſen-Meiningenſche Prinzeſſin Louiſe Dorothea, Tochter Herzog Ernſt Ludwig's, die Freundin König Friedrich's II. von Preußen und Voltaires, war bereits 1729 dem Herzoge Friedrich III. zu S. Gotha und Altenburg vermählt worden, doch 1767 verſtorben. Aber auch die Gemahlin des Sohnes und Nachfolgers Herzogs Friedrich III., Ernſts II., war eine Meiningenſche Prinzeſſin, Maria Charlotte, Tochter des kunſtſinnigen und gelehrten Herzog Anton Ulrich.

Den Meininger Hof bildeten, wie bereits unter IV. S. 81 erwähnt wurde: die Herzogin Wittwe, Charlotte Amalie von Heſſen Philippsthal, eine ſehr einſichtvolle Fürſtin, deren Söhne, Herzog Karl Auguſt, dem ſie nach erlangter Mündigkeit als bisherige Obervormünderin 1775 die Regierung übergeben hatte, und Prinz Georg, damals 14 Jahre alt, wie Prinzeſſin Wilhelmine, 24 Jahre und Prinzeſſin Amalie, 13 Jahre zählend. Der Herzog war noch unvermählt und lebte mit Mutter und Geſchwiſtern in herzlicher Eintracht. Die geringen Einkünfte des Landes und große Schulden, in welche es durch frühere trübe Verhältniſſe geſtürzt war, geboten weiſe Sparſamkeit; der Hof verzichtete gern auf rauſchende Feſtlichkeiten, auf koſtſpielige Vergnügungen, er weihte ſich höheren Freuden des Geiſtes. Der junge Herzog hatte mit ſeinem Bruder die im vorigen Abſchnitte geſchilderte Bildungsreiſe nach Straßburg gemacht, von welcher beide im März 1776 zurückkehrten, und im Juni deſſelben Jahres wurde eine Liebhaberbühne eröffnet. Mit welchem Stücke dieſelbe eingeweiht wurde, iſt bis jetzt noch nicht ermittelt, als Nachſpiel folgte aber das Singſpiel Milton und Elmire in einem Aufzuge, darin Prinzeſſin Wilhelmine die Rolle der Elmire, Prinz Georg den Kammerdiener Lord Kraftons, Anton ſpielte. Reinwald, kurz vorher zum herzoglichen Bibliothekar ernannt, trat nicht handelnd bei dieſer und den ſpäteren Darſtellungen auf, allein ſeine Beihülfe als eine Art Regiſſeur iſt erwieſen. Die aufgeführten Stücke wurden eigens gedruckt, und Reinwald lag deren Redaction ob. Darſtellende Talente für Mimik und Geſang bot der Hofzirkel ausreichend dar. Am 12. Auguſt gab man „Der Hausvater,“ Schauſpiel in fünf Aufzügen von Diderot. Der Herzog, Albin. Prinzeſſin Wilhelmine, Cecilie. Geheime Rath und Oberhofmeiſter von Dürkheim Exc. die Titelrolle, Geheime Rath und Kanzlar von Eyben Exc. den Commandeur.

Dieſes Stück voll Gluth und Leidenſchaft, voll des Triumphes der Liebe über Standesvorurtheile, aufgeführt von fürſtlichen und von Perſonen des hohen Adels, legt dar, wie man damals ſchon freiſinnig zu fühlen begann, denn naturgemäß mußten des Dichters Worte ihren Wiederhall in den Herzen der Mitſpielenden, wie der Zuſchauer wecken. Im Februar 1777 wurde zur Ehre eines Beſuches des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig und Lüneburg (eine Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel war die Großmutter des Herzogs und ſeiner Geſchwiſter) das Trauerſpiel Lady Johanna Gray von Wieland aufgeführt, von welchem ein wörtlicher Abdruck nach der Züricher Ausgabe von 1776 veranſtaltet wurde. Prinzeſſin Wilhelmine ſpielte die Titelrolle, der regierende Herzog ihren Gemahl Lord Guilford. In einem Privatbriefe vom 7. März 1777 äußert ſich die Prinzeſſin Wilhelmine über ihre Rolle: „in der That war ſie fatiguant, auch war ich recht froh, wie ich von Krone und Ketten entledigt war, beide ſind ſchwer zu tragen, ſowohl auf dem Theater, als wirklich.“ Am 27. November deſſelben Jahres wurde „Der Graf von Walltron“ oder die Subordination, militäriſches Original-Drama in fünf Aufzügen von Heinrich Ferdinand Möller, Mitglied der Seyler'ſchen Schauſpiel-Geſellſchaft, aufs neue verbeſſert und umgearbeitet, aufgeführt. Der Herzog gab den Kapitain von Winter, Prinz Georg den Grafen von Kronenburg, die regierende Gräfin von Caſtell, ein Beſuch des Herzogl. Hofes, die Gräfin Walltron, ihr Gemahl den Baron von Helſinghör. Schon Tags darauf wurde wieder geſpielt, und zwar zuerſt „Nacht und Ohngefähr von Reichardt,“ Luſtſpiel in 1 Akt, darin die fürſtlichen Brüder ebenfalls auftraten, dann „Der Poſtzug oder die nobeln Paſſionen,“ Luſtſpiel in 2 Akten.

Der 27. Nov. des folgenden Jahres brachte „Walder, ländliches Schauſpiel mit Geſang, in einem Akt,“ nach Marmontel's Silvain, Muſik von Georg Benda, darin der Herzog und beide Prinzeſſinnen thätig waren.

Im Jahre 1780 vermählte ſich Herzog Karl A. mit Prinzeſſin Louiſe von Stolberg-Gedern, und hielt feierlichen Einzug in ſeiner Reſidenz. Seine Neuvermählte war ein Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit; ſie theilte die Neigung ihrer neuen Verwandten für theatraliſche Freuden, und trat ſchon im Auguſt deſſelben Jahres mitwirkend in dem Schauſpiele: „Die Schottländerin oder das Caffeehaus,“ nach Voltaire, auf, worin ſie das Kammermädchen Polly ſpielte. Die Rolle ihrer Gebieterin Lindane hatte Prinzeß Wilhelmine, die des Lord Murrai ihr Gemahl, der Herzog.

Leiſewitz's Julius von Tarent war 1776 zu Leipzig ohne den Namen des Verfaſſers erſchienen; das Stück wurde zuerſt mit Beifall in Berlin aufgeführt. Im Jahre 1778 erhielt der Verfaſſer die Stelle eines Landſchaftſecretairs in Braunſchweig, und im

Auguſt 1780 machte er eine Reiſe nach Weimar und Gotha. In Weimar erneuerte er die Bekanntſchaft mit Bode, und machte die Herder's und Wieland's. Auch Goethe lernte er kennen und rühmte die große Einfachheit in deſſen Betragen. In Gotha befreundete ſich Leiſewitz eng mit Gotter, wurde dem Herzoge und dem gerade dort anweſenden Herzoge von S. Meiningen vorgeſtellt, und überhaupt vom Hofe mit Auszeichnung behandelt *). Der Herzog zu S. Gotha war ein Bewunderer ſeines Julius von Tarent, vielleicht wurde er dieß durch den Herzog von Meiningen, denn bereits war Julius von Tarent auf dem Meiningenſchen fürſtlichen Liebhabertheater zur Aufführung gekommen. Reinwald hatte ſich mit dem Dichter in Briefwechſel ſetzen müſſen, und dieß gab Anlaß ſowohl zu einigen ſehr anziehenden Briefen des Dichters, als auch zu einer Ausgabe des Julius von Tarent, die den Literatoren unbekannt blieb, ja ſelbſt Leiſewitz's Biographen, welcher Seite 9 der unten angeführten Schrift von einem Wiederabdrucke des Julius von Tarent nur vier Einzelausgaben anführt, unter denen die zweite, die Meininger, ſich

---

*) Sämmtliche Schriften von Johann Anton von Leiſewitz. Braunſchweig 1838. S. XXV. XXVI.

nicht befindet, die, der Natur der Sache nach, auch nicht in den Buchhandel kam.

Dieſe Ausgabe führt den Titel: Julius von Tarent, ein Trauerſpiel in fünf Akten. Aufgeführt am S. Meiningenſchen Hofe. Im Jahre 1780. Auf der Rückſeite des Titels der Exemplare iſt ein Blättchen aufgeklebt, folgenden Inhaltes:

> NB. Der Verfaſſer iſt Herr Leiſewiz, privatiſirte ehedem in Hannover; iſt jetzt Herzoglich Braunſchweig-Wolfenbüttel'ſcher Landſchafts-Secretair.

Hierauf folgt Blatt A. 1. überſchrieben: Aus einem Briefe des Verfaſſers an Hrn. R... in Meiningen. Braunſchweig den 21. Dec. 1779.

Dieſen Brief an Reinwald theile ich unten vollſtändig mit.

Dann Blatt A. 2. Recenſion der allgemeinen deutſchen Bibliothek des 30. Bandes, 2tes Stück.

Hierauf Blatt A. 3 und 4. Seite 1. Aus Telloa's Briefen an Eliſa. S. 2 — 4. Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1776.

Nun folgt das Perſonen-Verzeichniß mit den, wie immer, beigedruckten Namen der Darſtellenden. Den Julius ſpielte der Herzog, den Erzbiſchof Prinz Georg, Prinzeſſin Wilhelmine die Nonne Blanka, die zweite Nonne Prinzeß Amalie. Hierauf das Stück unverändert nach der erſten Ausgabe. Die Mitſpielenden in dieſem und den vorher erwähnten Stücken, welche auf dem Meininger Liebhabertheater zur Aufführung kamen, waren außer den fürſtlichen Theilnehmern und Theilnehmerinnen hauptſächlich Folgende: Cammerherr von Wechmar: Milton, Biſchof Gardiner in Lady Johanna Gray, Walder, Fürſt Conſtantin in J. v. T. ꝛc. Cammerherr von Stein, eine impoſante Figur: Lord Krafton, Prinz in Graf Walltron, Dolmon in Walder ꝛc. Geh. Rath und Kanzlar von Eyben, Exc.: Herzog v. Suffolk, Graf v. Walltron; Geh. Rath und Oberamtmann von Donop: Graf Benbrock in demſelben Stück, Hauptmann v. Rheinberg in Nacht und Ohngefähr; er war der Vater des vor einigen Jahren verſtorbenen Archäologen und Numismatikers v. D., Verfaſſers des Maguſaniſchen Europa. Oberſtlieutenant Keßler von Sprengseiſen, Feldwebel im Walltron, machte ſich als fränkiſcher Hiſtoriker und Topograph vortheilhaft bekannt; die Regierungsräthe und Cammerjunker von Künsberg, von Hammerſtein, von Steuben, Rittmeiſter von Steuben, Oberforſtmeiſter von Ziegeſar, Forſtmeiſter von Pfaffenrath, Obriſtlieutenant von Löwenſtern, Hauptmann und

Cammerjunker von Marſchall, Reiſemarſchall von Bibra, wie mehrere andere Cammerjunker, Lieutenants und Pagen.

Das Damenperſonal war außer den Prinzeſſinnen durch die Oberforſtmeiſterinnen von Bibra und von Zigeſar, die Geh. Räthinnen von Erffa und von Donop, die Hofdamen von Rakel und von Leutſch, die Schloßhauptmännin von Löbel u. A. hinreichend vertreten. Das muſikaliſche leitete und ordnete der Hofmuſikus Hönnicke; die Capelle beſtand zum Theil mit aus muſikaliſchen Hofofficianten und Dilettanten, und ſo ſpielte ſich einige Jahre ein dramatiſches Kunſt-Leben am Hofe in harmoniſcher und heiterer Weiſe ab. Wie ſehr daſſelbe ernſt genommen ward, beweiſt der Umſtand, daß jedes Stück gedruckt wurde, und daß man der Ausgabe von Julius von Tarent ſogar kritiſche Urtheile vordruckte, um das hier betheiligte Publikum auf den Werth dieſer zur Aufführung gebrachten Dichtung aufmerkſam zu machen. Es lautete der Auszug aus Telloa's Briefen an Eliſa:

„Klopſtock iſt ſehr für das Stück, aber nicht ſo ſehr als Er — es iſt (?). Zuviel Witz findet er darin, und nicht genug vorbereitete Handlung bey dem Schlage, der den lieben Tarentiner zum Grabe niederwirft.

Der Meynung ſind mehrere. Einer der Männer, auf die ich am meiſten in Urtheilen gebe, ſagte davon, daß wenn Goethe tragiſch Genie hat, ſo hat Leiſewiz tragiſchen Esprit. Ein anderer: es wären Sonnenſtrahlen durch den Brennſpiegel concentrirt, aber.... erſchüttern mich alle die Abers und Vergleichungen und Diſtinktionen wohl? Wirkung, Wirkung entſcheidet, und die hat längſt dem Julius in meinem Herzen einen Thron erbaut. Es iſt ſicher ein Trauerſpiel der Unſterblichkeit.“

Es konnte kein gewöhnliches, kein oberflächliches Publikum ſein, dem man dieſe Urtheile, dieſe Stücke vorführte, alles deutet auf einen Zuſtand der Bildung des Hofes und ſeines ihn umgebenden Kreiſes hin, der andern deutſchen Höfen und Hofzirkeln nicht nachſtand, noch weniger ſie nachahmte, denn das Streben war ein gleichzeitiges, wie ebenbürtiges.

Leiſewitz beide Briefe an Reinwald lauten vollſtändig:

1.

Hochgeehrteſter Herr!

Ich bin Ihnen für Ihren angenehmen Brief ſehr verbunden und verehre es als einen Theil der Gnade Ihres Herzogs daß er mir ſeine Befehle gerade durch Sie ertheilen läßt.

Die günſtige Meynung Sr. Durchlaucht, von meiner Kleinigkeit, die ich aber nun nicht mehr eine Kleinigkeit nennen werde, muß mir äußerſt ſchmeichelhaft ſeyn. Es gibt gewiſſe Dinge die ſchon für ſich ungemein ſchätzbar ſind, aber es in Verbindung mit andern doppelt werden; ſo iſt es mit dem Beyfalle eines Fürſten, der ein Kenner und mit dem Urtheile eines Kenners, der ein Fürſt iſt.

Die erſte Idee zu meinem Stücke nahm ich aus der Geſchichte des Groß-Herzogs Cosmus I. von Florenz und ſeiner Söhne Johann und Garſias. Weil mir aber hier weder die Charactere noch das hiſtoriſche Detail ſo ganz gefielen, ſchlug ich dieſen Mittelweg zwiſchen Geſchichte und Erdichtung ein. Hingegen glaubte ich die poetiſch-philoſophiſchen Sitten des Mediceiſchen Hofes mit Recht beyzubehalten; die Philoſophie auf dem Pegaſus gefiel mir.

Außer dieſem Stücke habe ich kein Schauſpiel geſchrieben, was Sie dafür halten ſind nur ein paar einzelne in einem Göttinger Muſen-Almanach abgedruckte Scenen *). Ein paar ähnliche Kleinigkeiten, Conradin und Alexander finden Sie im deutſchen Muſäo; worin auch die Adreſſe an eine Geſellſchaft Gelehrter von mir iſt. Ich gehe jetzt mit einem Luſtſpiele ſchwanger, wie die Frau Gevatterinnen meynen, etwa ins dritte Monat, aber in dergleichen Rechnungen kan auch die beſte Gevatterin irren.

Seyn Sie ſo gütig Sr. Durchlaucht von meinem unterthänigſten Reſpecte und Devotion ehrerbietigſt zu verſichern.

Ich habe die Ehre mit der größten Hochachtung zu ſeyn

Braunſchweig,
den 21ſten December 1779.

Ihr
gehorſamſter Diener
Leiſewitz,
Braunſchw. Wolffenbüttler
Landſchafts-Secretär.

Ihren Brief habe ich erſt vor einigen Tagen erhalten, Sie werden daraus mein ſpätes Antworten erklären und entſchuldigen.

---

*) Nämlich der Beſuch um Mitternacht. Götting. Muſ.-Alm. f. 1775. B.

2.

Braunſchweig den 6. Merz 1780.

Hochzuverehrender Herr!

Bey meiner Zurückkunſt von einer Reiſe nach Hannover habe ich das Vergnügen gehabt Ihren Brief vorzufinden. Ich danke Ihnen für die angenehmen Nachrichten auf das Verbindlichſte, und für die angenehme Art, womit Sie dieſelben mittheilen, eben ſo ſehr.

Ich haſſe in der Welt nichts ſo ſehr als Zudringlichkeit, die einzige Undankbarkeit ausgenommen und daher habe ich es gewagt Sr. Durchlaucht durch einliegendes Schreiben meine unterthänigſte Devotion zu bezeigen. Seyn Sie ſo gütig daſſelbe zu übergeben und meine Dreiſtigkeit zu entſchuldigen.

Meine Niederkunſt will ich ſogleich bey Ihnen anſagen laſſen, es mögte aber vielleicht wegen meiner Amtsgeſchäfte ein dreyzehn Monats Kind werden.

Unterdeſſen wird eine Kleinigkeit bey der es nur auf den glücklichen Augenblick ankommt, endlich wohl fertig, allein ein großes hiſtoriſches Werk über den dreyßigjährigen Krieg, das vieles und ununterbrochnes Studiren erfodert, iſt in Gefahr unter dieſen Dornen erſtickt zu werden.

Ich will Ihnen geſtehen, daß ich dieſer Unternehmung nicht ganz ohne Eigennutz gegen Sie gedenke, wenn ſich etwa dahin einſchlagende Handſchriften in Ihrer Bibliothek finden ſollten. Noch um Eins muß ich Sie bitten. Unter den Perſonen die die Güte gehabt haben mein Stück aufzuführen, finde ich einen Herrn von Künsberg; ich habe vordem mit jemand aus dieſer Familie in genauer Verbindung geſtanden, und wünſchte zu wiſſen ob es derſelbe ſey.

Ich habe ſchon ſeit langer Zeit das Project gehabt, Ihre Gegenden zu ſehen; die Sache wird zwar immer unwahrſcheinlicher, ich will aber die Reiſe jetzt am wenigſten aufgeben, da ſie mir Gelegenheit verſchaffen würde Sie mündlich von der innigen Hochachtung zu verſichern, mit der ich bin

Ihr

gehorſamſter Diener
Leiſewitz.

(Adreſſe: Herrn Reinwald, Herzogl. Sachſen Meiningenſcher Secretair und Bibliothekarius zu Meiningen. Das Siegel ein ovaler Schild, über welchem ſich zwei Füllhörner kreuzen, darin ein *L*.)

Der erwähnte Herr von Künsberg war Karl Konſtantin Freiherr von Künsberg; er ſtarb 1821 im 65. Lebensjahre als Geheimer Rath und Kanzlar, wie denn überhaupt die Mehrzahl der hervorragenden Bühnen-Talente Meiningens von damals zu hohen Stellen im Staate gelangte. Es war eine ſchöne Zeit, denn man hatte noch Zeit. Wenn jetzt unſere Geheimen Räthe, Staatsräthe, Regierungsräthe ꝛc. unſere Excellenzen ꝛc. Cömödie ſpielen ſollten, oder man ihnen ſolches nachzuſagen ſich unterſtehen wollte? — Nicht um die Welt! —

Im September 1780 kamen Herzog Karl Auguſt zu Sachſen-Weimar-Eiſenach, der Herzog von Naſſau und der Statthalter von Erfurt, der berühmte Kunſtmäcen Karl von Dalberg, zum Beſuch an den S. Meiningenſchen Hof; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Julius von Tarent bei dieſem Beſuche zur wiederholten Aufführung kam, leider fehlen aber über das Herzogliche Liebhabertheater alle und jede actenmäßige Nachrichten. Mit dem Jahre 1780 ſchließt dieſes Herzogliche Liebhabertheater als ſolches ab. Es war freilich nicht das geweſen, was man volksthümlich nennt; wie Darſteller und Darſtellerinnen nur aus ariſtocratiſchen Elementen gebildet, ſich zuſammenfanden, ſo war wohl auch der Zutritt nur ein beſchränkter, der jedoch den höheren Bürger- und Beamtenſtand nicht ausſchloß.

Aber der Ernſt und Eifer, mit welchem hier geiſtige Kräfte mannichfach geübt wurden, blieb nicht ohne tiefeingreifende Wirkung auf die höheren Bürgerkreiſe, und ſo findet ſich mit einemmale im Jahre 1781 eine zahlreiche bürgerliche Liebhabertheater-Geſellſchaft, welcher das Hoftheater überlaſſen ward, und die ſich aller Begünſtigung von Seiten des Hofes zu erfreuen hatte. Das darſtellende Perſonal beſtand aus jungen Beamten, Advokaten, einigen Muſikern und vielen verheiratheten und unverheiratheten Damen. Dieſe Geſellſchaft brachte am 6. September 1781 „die Jagd, komiſche Oper in drei Akten von Weiße, Muſik von Hiller,“ zur Aufführung, die Arien und Geſänge wurden gedruckt, und wie früher, dem Perſonal alle Namen der Mitſpielenden beigefügt.

Am 18. deſſelben Monats erfolgte die Verlobung der Prinzeſſin Wilhelmine mit dem Landgrafen Adolph von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, und am Abende wurde zur Verlobungsfeier die Jagd mit großem Beifall wiederholt.

Die Hofkapelle war ſo gut beſetzt, daß ſogar der Konzertmeiſter Beck und der Kammermuſikus Kriegk in der Oper auf der Bühne mitwirken konnten, und ſie gab während des folgenden Winters im Logenhauſe 20 Koncerte.

Das nächſtfolgende Jahr, 1782, war für den Herzoglichen Hof, nicht minder, wie für Stadt und Land, ſehr ereignißreich. Bis zu dieſem Jahre hatte die Herzogin Charlotte Amalie die Obervormundſchaft über den noch minderjährigen Prinzen Georg fortgeführt, am 4. Februar legte ſie dieſelbe feierlich nieder, und Herzog Georg wurde Mitregent, da die Primogenitur erſt durch ihn ſelbſt im Herzoghauſe ſpäter eingeführt wurde. Zur Feier des Tages führte unter den Auſpicien des Hofes die Liebhabertheater-Geſellſchaft Gretry's Oper: „Das Grab des Mufti oder die zwei Geizigen" auf; nach der Chronik trat Herzog Karl ſelbſt mit auf dem Theater auf, und nach dem Perſonenverzeichniſſe wirkte der oben erwähnte Kammerherr, Freiherr von Wechmar, als Geizhalz Martin Rouſſet mit, woraus erſichtlich wird, daß die Ariſtocratie in jener Zeit ſich keineswegs unbedingt vom Bürgerkreiſe abſchloß, ja unter dem bürger- und bauernfreundlichen Herzoge Georg wäre ihr dieß geradezu unmöglich geweſen. Das ganze Stück war gedruckt worden, die Decoration war beſchrieben, und in einer Anmerkung wurde mitgetheilt, daß bei der Ueberſetzung der Operette le deux Avares des Herrn von Falbaire die Geſänge durch Herrn Bibliothekar Reichard zu Gotha nach der alten bekannten Gretry'ſchen Muſik eingerichtet, die Proſa aber, ſo viel möglich, nach dem Meyßner'ſchen gedruckten Stück bearbeitet worden, „weil zu dieſer neuen Ausarbeitung eine eigne Muſik, welche auch bereits von Herrn Hiller zu Leipzig componirt iſt, nothwendig war.“

Im Mai kam, wie unter IV. S. 172 bereits angeführt wurde, Goethe von Weimar in dienſtlichen Angelegenheiten nach Meiningen; der daſige Kanzler Grimm ſchrieb unterm 15. an den Geheimen Rath von Franckenberg Exc. in Gotha: „Der Herr Geheime Rath Goethe aus Weimar iſt über ſeine Verrichtung ſehr vergnügt von hier weggegangen.“

Es wäre verdienſtlich, wenn ein Kundiger unſere reiche Goethe-Literatur mit einem Goethe-Itinerar bereichern könnte und wollte, und würde ein ſolches vom deutſchen Publikum mit ungleich größerem Antheil empfangen werden, als die trockenen Itinerarien mancher deutſchen Kaiſer.

Zu dieſer Zeit war es, wo Friedrich Schiller ſein Aſyl in der Nähe Meiningens, zu Bauerbach, gefunden, von wo er öfters in die Stadt herein zu Reinwald kam. Wie nahe waren ſich da die beiden großen Dichterheroen in der kleinen Stadt, und ahneten nicht, wie innig näher ſich beide ſpäter in Weimar ſtehen würden.

Unerwartet endete nach kurzer Krankheit am 21. Juli dieſes Jahres der gute und gemüthvolle Herzog Karl A. im 28. Lebensjahre; er erfreute ſich allgemeiner Liebe und wurde innig betrauert. Herzog Georg trat nun die Alleinregierung an und verlobte ſich im September mit der Prinzeſſin Louiſe Eleonore zu Hohenlohe-Langenburg; im folgenden Jahre vermählte ſich auch Prinzeſſin Amalie Karoline Louiſe mit dem Prinzen Heinrich Karl Erdmann von Carolath Beuthen — und ſo war der lebenvolle Kreis der muſenbefreundeten fürſtlichen Geſchwiſter des S. Meiningenſchen Hofes getrennt. Herzog Georg widmete ſich mit Eifer und Thatkraft ſeinen Regentenpflichten, doch blieb er allen ſchönen Künſten befreundet, und es ſollen desfallſige Mittheilungen über des

Herzogs nähere Beziehungen zu Schiller, Jean Paul, Ernſt Wagner und den Maler J. Chr. Reinhart einem ſpäteren Artikel vorbehalten bleiben. Nur des auch unter ſeiner Aegide fortgepflegten und fortblühenden Liebhabertheaters ſei noch einmal gedacht; für dieſes hatte der Herzog die größte Vorliebe, regte auf alle Weiſe zum weiterſpielen an, und hatte gleichſam die Rolle eines Direktors dabei übernommen, bei der es ihm nicht an Kämpfen mit Müttern und Töchtern, mit Prüderie und Rollenneid, und an allen den Anfechtungen fehlte, denen die Leiter von Liebhabertheatern ſich ausſetzen.

Der ſtrengſte Anſtand mußte beobachtet werden, die äußerſte Sitte mußte herrſchen; obſchon der Herzog perſönlich eine der mitwirkenden Damen ſehr gern ſah, erlaubte er ſich auf der Bühne nicht die mindeſte Vertraulichkeit. Er ließ ſich ſo weit herab, junge Mädchen, welche die Kunſt des Schminkens noch nicht verſtanden, ſelbſt zu ſchminken. Eine derſelben, jetzt nicht mehr unter den Lebenden, erzählte mir, daß ſie, eine noch ſehr jugendliche Schönheit, bang und bebend im Theaterſchmucke hinter der Couliſſe geſtanden, und der Herzog ſie geſchminkt habe, da habe ein nachbarlicher zum Beſuche am Hofe anweſender junger Prinz, entzückt über die liebliche Kleine, ausgerufen: „Ei wie wunderſchön iſt dieſes Mädchen! Der möcht' ich einen Kuß geben!“ Darauf habe der Herzog ſehr trocken geantwortet: „Und Ihnen möcht' ich eine Ohrfeige geben! Dieſe Kinder ſind mir von ihren Müttern auf die Seele gebunden, als einem Vater. Merken Sie ſich das, Prinz!“ — Von ſolcher Entſchiedenheit des Charakters war der erſt 22 — 23 Jahre alte Herzog Georg von S. Meiningen, und dieſer eine Zug reicht hin, um darzuthun, daß an ſeinem kleinen Hofe nicht frivole Ueppigkeit, ſondern ernſte Sittenſtrenge das Scepter führte.

VI.

W. F. H. Reinwald, sein Verhältniss zu Schiller und das Asyl zu Bauerbach. Schillers Schwester Christophine.

Je weiter der kurze Aufenthalt Schillers in der Nähe von Meiningen uns zeitlich fern tritt, um ſo mehr richten ſich die Blicke der an der deutſchen Nationalliteratur Theilnehmenden auf jene wichtige Lebensperiode des Dichters hin, aus welcher im ganzen nur wenig von den damaligen Zeitgenoſſen aufgezeichnet wurde, nächſtdem, daß ſelbſt dieſes wenige manche Entſtellung erlitt. Hierin ſo viel als möglich aufzuhellen, iſt Pflicht eines jeden, der dies vermag; denn obſchon in den Schriften der Frau von Wolzogen, und denen von Döring, Schwab, Hoffmeiſter, Viehoff, Saupe, Diezmann und andern über

Schiller, deſſen Flucht nach Bauerbach und ſein Aufenthalt daſelbſt überall erwähnt iſt, ſo giebt es doch noch immer Einzelnheiten nachzuholen, die jenen Schriftſtellern entgingen. Die neueſte, mit Schillers Aufenthalte in Bauerbach ſich ausſchließlich beſchäftigende Schrift iſt ein Sonderabdruck aus G. Brückners (Profeſſors an der Realſchule zu Meiningen) „Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken:“ Schiller in Bauerbach. Meiningen, 1856. Der kundige Verfaſſer ſchildert die Oertlichkeit Bauerbachs, der vormals von Wolzogenſchen Gutsgebäude, von welchen eine treue lithographirte Anſicht beigegeben iſt, die geſchichtlichen Verhältniſſe des Rittergutes, nebſt denen der Familie der früheren Beſitzer deſſelben; entwickelt dann in klarer und geiſtvoller Darſtellung auch Schillers Jugend, deſſen ſtreben und empfinden, leiden und hoffen, das ganze Verhältniß zur Familie von Wolzogen, wie zu Reinwald, und bürgert dieſe Schrift als eine willkommene und vollkommen ebenbürtige in die Schillerliteratur ein. Gleichwol bleibt noch einiges nachzutragen, zu ergänzen, vielleicht zu berichtigen, und was im nachfolgenden mitgetheilt wird, iſt der Brücknerſchen Schrift mit Ausnahme allbekannter, vor derem Erſcheinen ſchon veröffentlichter Thatſachen, nicht entnommen.

Zunächſt muß auf Reinwalds frühere Lebenszeit wieder zurückgegangen werden. Reinwald hatte ſchon 1778 einmal Schwaben durchreiſt. Ein datirtes Gedicht von ihm, das mir handſchriftlich vorliegt, iſt überſchrieben:

„Die Kirmeßgänger.
Der Schauplatz iſt in Schwaben.“

am Rande: „Kann auch überſchrieben werden: Bericht, was ſich auf einer Kirmeß in Schwaben zugetragen, in luſtige Reimlein verfaſſet, 1778.“ Der Inhalt dieſes launigen Poëms à la Bürger oder Blumauer iſt zu individuell, als daß es nicht auf einem Erlebniß fußen ſollte. Es beginnt:

„Wir kommen von der Kirms zurück,
Die hat uns nicht verdroſſen,
Doch eitel war dieß Erdenglück,
Wir haben's nun genoſſen.
Geſchmauſet Haſen, Gänſ' und Fiſch,
Kuchen davon ſich bog der Tiſch,
Auch guten Wein von Stetten.“

Anmerkung Reinwalds: „Eine gute Sorte Neckarwein, (Nb. kann auch, wenn er nicht bekannt genug ſein ſollte, in Neckarthäler verwandelt werden.“)

Gegen das Ende wird noch ein Ort genannt:

„Nun traten wir den Heimweg an,
Und wurd'n von Durſt ergriffen,
Zu Krömbs, wo wir viel Bauern ſahn,
Ihr Witz war ſchlecht geſchliffen.“

Unter Stetten wird ohne Zweifel das im Neckarkreiſe liegende zu verſtehen ſein, außerdem hat Würtemberg der Orte dieſes Namens ohngefähr ein Dutzend.

Krömbs habe ich nicht aufzufinden vermocht.

Solche Oertlichkeiten wird in eine Phantaſiedichtung kaum jemand einmiſchen.

Wenn nun daraus, daß Reinwald früher, vor ſeiner engeren Verbindung mit einer ſchwäbiſchen Familie in deren Heimathlande weilte, beſtimmte Schlüſſe nicht gezogen werden können, ſo möchte jene Anweſenheit doch in ihm eine gewiſſe Vorliebe für Land und Leute dort geweckt haben, die der Aufenthalt von ſeiner und Schillers Gönnerin in Stuttgart dann nur nährte und feſtete, und aus dieſer Vorliebe kann wieder der Entſchluß der Frau von Wolzogen hervorgegangen ſein, ihren Schützling vorzugsweiſe an Reinwald zu verweiſen, auch erklärt ſich daraus leichter die ſchnelle Freundſchaft zweier zwar poetiſch fühlender, aber doch ganz entgegengeſetzter Herzen und Charaktere, des ideal ſchwärmenden feurigen Schillers und des hypochondriſch grämlichen Reinwald. Letzterer war es nun auch, der den neugewonnenen Freund ſeinen eigenen Freunden zuführte; von dieſen nennt die Brücknerſche Schrift nur Prediger; den Pfarrer Sauerteig zu Walldorf, einen philoſophiſch gebildeten Kopf, den Schiller einmal in einem Briefe an Frau von Wolzogen ſeinen Freund nennt, nachdem er ihn beim erſten Beſuche in Walldorf kennen gelernt hatte; den vielſeitig gebildeten Scharfenberg*), Pfarrer in Ritſchenhauſen, der ſich rühmlich hervorthat, und in Gemeinſchaft mit J. M. Bechſtein die „Vollſtändige Naturgeſchichte aller ſchädlichen Forſtinſekten, m. K. Leipzig 1803 — 1805. 3 Theile," ausarbeitete. Scharfenberg wechſelte ſchon von 1774 an Briefe mit Reinwald, ſchrieb theils franzöſiſch, theils deutſch, und entwickelte vielen Humor, obſchon er gleich Reinwald, Anlage zur Hypochondrie hatte. Er war früher im v. Wolzogenſchen Hauſe Informator geweſen. Mit Reinwald verkehrte er über Literatur und Poeſie, und ſtand ihm treulich bei im ſammeln Hennebergiſcher Idiotismen, war überhaupt Etymolog, wie Entomolog, und letzteres inſonderheit auf dem Gebiete der Lepidopterologie. Dabei war er treuer Seelſorger und offenbarte zugleich durch Bearbeitung einer ausgezeichneten Ortschronik einen regen vaterländiſch hiſtoriſchen Sinn.

---

*) Vergl. über Scharfenberg meine Schrift: Dr. Johann Matthäus Bechſtein und die Forſtacademie Dreißigacker. Ein Doppeldenkmal, Meiningen. 1855. S. 197. u. f.

Pfarrer Freißlich zu Bibra, ein geborener Salzunger, und Pfarrer Raſche zu Maßfeld, oben ſchon erwähnt, gehörten ebenfalls zu Reinwalds Freunden, vor allem aber iſt der Hofprediger Pfranger zu nennen, von welchem ſpäter ausführlicher die Rede ſein wird.

Aber auch der oben bereits erwähnte junge Gelehrte, Johann Chriſtian Fleiſchmann, der juſt von 1782 auf 1783 in Meiningen weilte, Idealiſt und eifriger Kantianer war, wie Schiller, trat letzterem näher, wie mir zuverläſſig mitgetheilt worden iſt.

Endlich zählte zum Freundeskreiſe Reinwalds ein Herr von Wurmb, ein Neffe der Frau von Wolzogen, der ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Schillers durch deſſen Räuber geworden war. Auch er war ein poetiſch ſchwärmender Menſch, und weilte zum öftern bei ſeiner Tante in Walldorf, auf dem Gute von deren Bruder, dem Freiherrn Dietrich Chriſtian Ernſt, Marſchall von Oſtheim. Dort lernte Schiller Wurmb kennen, und ſchrieb, ohnehin in aufgeregter Stimmung gegen ſeine gütige mütterliche Freundin, und mit ſeinem raſch entflammten Herzen, über Wurmb an Streicher: „Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! —

Hören Sie Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Rang figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, oder vielmehr iſt das für mich eins. Ich ſoll mit dieſem Wurmb dieſen Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringerwald *), dort ganz mir ſelbſt und — der Freundſchaft leben" u. ſ. w.

Dr. Karl Hoffmeiſter ſagt in ſeinem Buche: „Schillers Leben, Geiſtesentwickelung und Werke im Zuſammenhang. Stuttgart 1838," Th. 1. S. 204. nach Anführung der ſo eben mitgetheilten Briefſtelle: „Dieſer Plan kam aber nicht zur Ausführung, und die rapide Freundſchaft mit dem Edelmann war und blieb eine Phantaſie." — Auch der biedere Biograph Schillers, Guſtav Schwab, wirft einen Scheelblick auf dieſen „improviſirten Freund," wie er Hn. v. Wurmb nennt. Tiefer läßt ſich G. Brückner auf jenes Freundſchaftsverhältniß ein, er wiederholt Hoffmeiſters Ausdruck von der „rapiden Freundſchaft mit dem Edelmanne" — (S. 35 der Br. Schrift), nennt denſelben „eine hohe, aber for-

---

*) Hierin irrte Schiller, dem ja in Norddeutſchland noch alles neu und fremd war. Das v. Wurmbſche Gutsdorf Wolframshauſen liegt im K. Preußiſchen Regierungsbezirke Nordhauſen, an der Wipper, folglich weit vom Thüringer Walde; der Ort umfaßt 5 Rittergüter.

cirte Perſönlichkeit,“ findet es „dem heißen Herzen des jugendlichen Mannes entſprechend, daß er Männer, die er ſo eben kennen gelernt hatte, ſofort ſeine Freunde, ja erprobte Freunde nennt“ — bezeichnet es aber als „eine ſtarke Ironie,“ daß Schiller „noch raſcher aus dem Holze, welches er in ſeinen Räubern und in ſeiner Luiſe Millerin verworfen hat (den Adel nämlich), „Buſenfreunde ſchnitzt,“ (S. 33.) Auch im ferneren Verlaufe kommt der Verfaſſer der erwähnten Schrift, und zwar S. 74, noch einmal auf von Wurmb zurück, und ſagt bei Erwähnung der Perſonen in dem Trauerſpiele Luiſe Millerin (Kabale und Liebe) wörtlich: „in Wurm lagert ſich Schillers ſittlicher Unmuth gegen den Thüringer Wurmb ab *), deſſen in Meiningen flüchtig gemachte Freundſchaft, wenn er ſie nicht raſch weggeſchleudert hätte, ihm

---

*) Anmerkung der angezogenen Schrift:
„Wie unmuthig, ja wie ſehr damals Schiller über den Freundſchaftstaumel mit dem Herrn von Wurmb und die ihm gemachte Perſpektive auf deſſen Schweſter gereizt ſein mußte, beweiſt der einfache Umſtand, daß er während ſeiner ganzen Bauerbacher Periode dieſem Manne, ſo nahe er ihm auch wohnte, nie wieder nahte, und auch mit keiner Silbe ſeiner gedachte, erſt ſpäter von Mannheim läßt er denſelben grüßen. Die Rückkehr der freundlichen Geſinnung Schillers war das Werk der Frau von Wolzogen.“

von großem Nachtheil werden mußte, daher deſſen Erinnerung ihm eben ſo widrig war, als für die Luiſe Millerin das Geſicht des Secretairs Wurm.“

Geſetzt, es habe ſich alles ſo verhalten, wie es hier dargeſtellt iſt: könnte dem Andenken Schillers wol ein Gefallen damit geſchehen, ihm eine ſo kleinliche Geſinnung anzudichten, daß er den Mann, den er doch Buſenfreund genannt hatte, mit einer verächtlichen Kreatur ſeines Trauerſpieles gleichgeſtellt habe? Daß er den kriechenden, heimtückiſchen Böſewicht, Secretair Wurm, deshalb ſo genannt, weil ein nicht mehr geliebter Freund einen ähnlich klingenden Namen trug? Dies iſt geradezu unmöglich, deſſen war Schillers hoher, idealſittlicher Charakter bei allen damals hochgehenden und ſtürmiſchen Wellen ſeiner Seele nicht fähig.

Aber die Sachlage war gar nicht ſo; der große ſittliche Unmuth war nicht vorhanden; es iſt mit keinem Worte irgendwo bewieſen, daß v. Wurmb mit ſeiner Schweſter Schiller habe anlocken wollen, nur Schillers raſche Phantaſie malte ſich vielleicht ein ſchönes Verhältniß aus. Die wenn noch ſo raſch geſchloſſene Freundſchaft war keine rapide, keine improviſirte und wurde nicht weggeſchleudert; Schiller wohnte Herrn von Wurmb auf Wolkramshauſen, der nur auf kurzen Beſuch in Walldorf, vielleicht auch in Bauerbach, verweilt hatte, während ſeines Bauerbacher Aufenthaltes nicht nahe. Daß er des Freundes nicht weiter gedacht habe, iſt einmal unerwieſen, weil, wie bekannt iſt, viele Briefe Schillers aus ſeinem Aſyle verloren gegangen ſind, dann aber hatte Schiller Kopf und Herz ſo voll mit ſeiner Gegenwart, ſeinen Entwürfen und Plänen, und ſo wenig Anlaß und Neigung, den Aufenthalt in einem abgelegenen Dorfe mit einem ähnlichen zu vertauſchen, daß v. Wurmbs weitere Nichterwähnung durchaus nicht auffallen kann.

Behauptungen erfordern Beweiſe, und für die meinen will ich mit einigen Belegſtellen in Briefen des Herrn v. Wurmb an Reinwald eintreten, welche ich des letzteren Wittwe verdanke, und für deren Worttreue ich bürge. Dieſelben werden genügen, Wurmbs Charakter in einem reinen Lichte erſcheinen zu laſſen und die Angriffe gegen denſelben als Ergebniſſe einer grundlos vorgefaßten ungünſtigen Meinung. —

Das ſchwärmeriſche Gefühl v. Wurmbs prägte ſich in einem Briefe aus:

„Nur da wo um einſame Grüfte
Des Todes Schaudern ſchweigend gehn,
Blüht mir der Lenz, wenn ſeine Düfte
Von Selma's Grab ein Veilchen wehn.

Tönt dann um Gräber Philomele,
Im Abendlied Melancholie,
Dann fühlt noch einmal meine Seele
Die Reize ihrer Melodie.“

„Sie wiſſen, wie viel ich verloren habe, und Sie fühlen meine Leiden, ſo wie ich die Ihrigen Freund!“

„Unſer Troſt ſei: die Erwartung des Tages, an welchem alle unſere Hoffnungen aufblühn und reifen werden.“

„Leben Sie wohl, mein Wertheſter! Empfehlen Sie mich allen ſchätzbaren Freunden und Freundinnen.“

Behalten Sie mich lieb. Ich bin mit unverbrüchlicher Freundſchaft

Ihr ergebenſter, aufrichtigſter
L. de Wurmb.

Wolckramßhauſen,
d. 18. April 1779.

Alſo ein poetiſch fühlender, ſentimentaler, elegiſch ſchwärmender und gläubiger Menſch, kein himmelſtürmender Titane. Riſſen ihn Schillers Räuber dennoch hin, ſo iſt das nur ein Beweis von der Mächtigkeit der Schiller'ſchen ungebändigten Kraftdichtung. Daß W. ſie „vielleicht fortſetzen“ wollte, worauf man zu ſeinem Nachtheile ſo viel Gewicht zu legen ſcheint, war eben eine flüchtige Idee und es blieb bei dem Vielleicht. —

In einem andern Briefe, vom 25. Januar 1784 ſpricht ſich v. Wurmb höchſt wohlwollend einestheils über Reinwalds Poeſieen, anderntheils über Schillers aus, welchen er im Hinblick auf deſſen damalige Sturm- und Drangperiode ganz richtig beurtheilt.

„— —
Ich habe Ihr Manuſcript ſogleich meinem Freunde G. (Gökking) mitgetheilt. Im 2. Stück ſeines Journals wird er eins Ihrer Gedichte zur Probe einrücken. — Ohne alle Schmeichelei kann ich Ihnen verſichern, daß mir einige Ihrer Gedichte außerordentlich gefallen haben. Es war natürlich, daß diejenigen, welche auf unſere gemeinſchaftliche Freundin, oder auf unſern guten ſeligen Herzog gemacht waren, mein Herz beſonders intereſſirten. Wenn Sie im Briefwechſel mit der liebenswürdigen Frau von Kalb ſtehen, ſo verſichern Sie ihr meine ganze Hochachtung. Es kann ihr nie ſo wohl gehen, als ich aufrichtig wünſche. Sagen Sie ihr in meinem Namen: daß ſie der Welt viel ſolche edle Seelen ſchenken ſolle, wie ſie iſt, dies wäre die ſchönſte und beſte Philantropie, die ſie ausüben könne."

„Schiller ſchrieb mir im vergangenen Sommer, und ſchickte mir ſeinen Fiesko *). Seit der Zeit habe ich aber nichts wieder von ihm gehört. Mehr Erfahrung, dann kälteres Blut, werden ihn hoffentlich zum brauchbaren Manne und ſtätigeren Freunde machen. Es iſt eine Folge unſerer gegenwärtig ſo hoch geprieſenen Erziehung, daß junge Genies, gleich jungen kraftvollen Füllen, in Gefahr ſind, Hals und Beine zu brechen, alles um und neben ſich zu zertreten und übern Haufen zu werfen, ehe ſie Zaum und Gebiß, die doch hienieden unvermeidlich ſind, ertragen lernen. Die wohlthätige Seele des erfahrungsvollen Menſchen-Freundes findet indeſſen Wolluſt in dem Gedanken, durch freundſchaftliches Bemühen der Genius der künftigen Zierden der Menſchheit zu werden. Alcibiades wäre nie geworden was er war, wenn Sokrates nicht geweſen wäre." —

---

*) Alſo im Sommer 1783, kaum nachdem das in Mannheim gedruckte Stück die Preſſe verlaſſen hatte, und nachdem Schiller dorthin zurückgekehrt war. Dies iſt mehr als ein „grüßen laſſen."

Sind das Aeußerungen einer „rapiden Freundſchaft?“ Iſt das die Sprache eines Mannes, der einen neugewonnenen Freund mit Netzen zu umſtricken ſuchte, die weder des einen noch des andern würdig geweſen wären? —

Der Brief ſchließt mit einer Empfehlung an des Schreibers Tante, Frau von Wolzogen und der üblichen Freundſchaftverſicherung.

Herr v. Wurmb mag im vollen Maaße das Horaziſche Beatus ille, qui procul negotiis etc. empfunden haben. In einer Zuſchrift vom 15. Auguſt 1784 theilte er mit: „Ich lebe nebſt meiner Familie unter meinem ſtillen einſamen ländlichen Dache ein ruhiges, ſorgenloſes und freies Leben — wofür ich Gott danke, und welches ich allen meinen Freunden, die Herz und Sinn dafür haben, ebenfalls wünſche.“ —

Noch mehr ſpiegeln ſich die Grundzüge eines reinen, edlen und liebenswürdigen Charakters des v. Wurmb in einem Briefe vom 8. April 1785 ab, in welchem er ſein denken und empfinden offen darlegt. Er erwähnt zunächſt einer vorhabenden Reiſe nach Schwaben und in die Schweiz und ſchreibt: „Ihr Brief, nebſt beigefügtem Reiſejournal hat mir viele Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich vor Ihr freundſchaftliches Andenken. Da ich künftig eben denſelben

Weg, den Sie gemacht haben, zu wandern gedenke, wenn ich die Schweiz beſuchen werde, ſo war es mir angenehm, durch Ihnen ſchon im voraus manche Bekanntſchaft zu machen. Die Bekanntſchaften, nach welchen ich auf meiner Reiſe trachten werde, werden ſich zwar meiſtens auf Kräuter, Pflanzen, Steine und Gegenſtände der ſchönen Natur einſchränken, denn der Menſch gleicht ſich überall, in meinem kleinen Dörfchen, wie zu Mannheim, Stuttgart, Zürch, Neapel, Rom und Pecking, doch aber wünſche ich einige wenige würdige Menſchen noch vom Angeſichte kennen zu lernen, darunter gehört der edle Mann Pfranger, und die gutherzige Familie Schiller."

„Eine wahre Freude würde es mir ſein, Sie mein Beſter! bei mir zu ſehen, und ich werde Sie mit offenen Armen empfangen. — Da mich meine Tante von Wolzogen in einigen Monaten beſuchen wird, ſo wäre es ſchön, wenn Sie ſie zu mir begleiten könnten. Sie werden darüber, wenn ſie aus Stuttgart kömmt, mit ihr nähere Rückſprache nehmen können. Gern liebſter Reinwald, werde ich mit Ihnen klagen, aber noch lieber mich mit Ihnen freuen. Mögen Ihre Herzensangelegenheiten unter der Zeit eine ſolche Wendung genommen haben, daß Sie froh, ruhig und glücklich werden. Auch ich liebte, und kenne die Schmerzen und Freuden der Liebe; ich bin aber auch überzeugt, daß die letzteren die erſteren, ſo wie überhaupt in der ganzen Welt das Gute das Böſe bei weitem überwiegen. — Daß Sie Milton zu Ihren Liebling machen wollen, damit bin ich nicht recht zufrieden; Thomſon und Sterne ſind die meinigen, und zwar deswegen, weil ich gern auf Gottes guter Erde herum wandele, und mich nicht gerne in Lüften herum führen laſſe. Nur einem Young folge ich noch gerne in ſeinen religiöſen Begeiſterungen, aber die Armeen von Teufeln und Engeln und die Schlachten und Kanonaden derſelben beim Milton ſind mir unverdaulich. — So geht mir's auch mit den Dichtern unſers Vaterlandes und der Mönch von Libanon iſt mir deswegen lieber, als der Meſſias, und wiewohl ich dieſerhalb mit beKramerten und beSchlegelten Klopſtockianern manchen Strauß gehabt habe, ſo laſſe ich mich doch in Sachen, wo es auf mein eigenes inneres Gefühl ankommt, nicht irre machen. —

Leben Sie wohl mein Theuerſter und lieben Sie ferner Ihren Wurmb.“

So unbefangen, ſchlicht, herzlich und natürlich gab ſich jene angeblich forcirte Perſönlichkeit des „improviſirten“ Freundes“ Schillers. Mehrere Briefſtellen v. Wurmbs laſſen an manches andere anknüpfen, was dem Hauptzwecke dieſer Schrift hauptſächlich nahe liegt; zunächſt an Reinwalds Poeſieen. Das

Gedicht auf dem „guten ſeligen Herzog" (Karl Auguſt) iſt das im 1. Bande der Staats-Anzeigen von Auguſt Ludwig Schlözer V. Heft 1—4, Göttingen 1782, auf der letzten Seite mitgetheilte, überſchrieben: Gedanke an meinen verſtorbenen Herzog, im September 1782. Eine S. (Schlözer) unterzeichnete Anmerkung erläutert: „von Sachſen-Meigen, einen der allergrößten Wohlthäter dieſes Journals. Handſchriftlich eingeſandt aus Meiningen, unter dem 5. October 1782." Das Gedicht verräth die tiefe Empfindung eines dankbaren Herzens und iſt in ſeinem elegiſchen Gange wahrhaft rührend, fern von aller Schmeichelſucht. Die dritte Strophe lautet:

„Sein ſanftes Herz, voll ſteten Dranges uns zu erfreun;
Vergeſſenheit all' ſeines Ranges, um Menſch zu ſein;
Bezauberte den Wonneloſen, der nur Ihn ſah,
Erhob ihn unter deinen Großen, Germania!"

und die fünfte:

„Er mildert' unſre rauhen Sitten; Er brach die Bahn
Durchs Vorurtheil, mit Rieſenſchritten, den Fels hinan.
Er war voll Thätigkeit und Strebens nach höher'm Ziel,
Schön war ſein kurzer Akt des Lebens. — Der Vorhang fiel."

Chriſtian von Schlözer theilt im 2ten Bande von „Auguſt Ludwig von Schlözers öffentliches und Privatleben" S. 209 — 211 drei Briefe von Herzog Karl zu S. Meiningen von 1781 mit, der erſte iſt an den oben erwähnten Fleiſchmann gerichtet und betrifft Moſer, der zweite iſt an Schlözer und betrifft Beiträge vom Herzog Karl ſelbſt, durch welche derſelbe „Aufklärung und Duldungsgeiſt befördern und Bosheit und Dummheit entlarven und unterdrücken will.“ Ebenſo der dritte Brief, aus welchem hervorgeht, daß auch Secretair Fleiſchmann mit Schlözer Briefe wechſelte.

Herzog Karl A. wurde Begründer der Freimaurer-Loge Charlotte zu den 3 Nelken zu Meiningen, und war ein eifriger Maurer, wie auch Fleiſchmann ein ſolcher war. Frau von Kalb, deren Wurmb gedenkt, iſt als eine ebenſo liebenswürdige, wie unglückliche Perſönlichkeit in Schillers Lebensgeſchichte verflochten, und faſt in allen Schriften, die ſich mit letzterer beſchäftigen, erwähnt, ſo auch in ehrender Weiſe in der von G. Brückner: Schiller in Bauerbach.

Und nun noch einiges über Herrn von Wurmb. Dieſer wurde, was den ſämmtlichen Biographen Schillers ganz entgangen ſcheint, nach der Hand Schillers naher Verwandter, er wurde ſein Oheim. Frau von Lengefeld, Schillers nachherige Schwiegermutter, war eine geborene von Wurmb, ſie war die in Rede ſtehende Schweſter, ſie war ſchon verheirathet, als Schiller ihrer in jenem Briefe erwähnte, und reiſte damals mit ihren jungen Töchtern in der Schweiz. Ihre beiden Brüder hießen Ludwig und Karl. Sie, dieſe Brüder, ſind die Helden von Schillers Novellenſcizze: „Großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte.“ Beide liebten zugleich ein Frei-Fräulein von Werthern; der von ihr am meiſten geliebte Bruder Karl entſagte aus Liebe zu ſeinem Bruder Ludwig und ging nach Batavia, wo er ſtarb. Ein Baron von Wolzogen begleitete ihn, und im Jahre 1794 erſchienen: „Briefe des Herrn von Wurmb und des Herrn Baron von Wollzogen auf ihren Reiſen nach Afrika und Oſtindien in den Jahren 1774 bis 1792. Gotha bei Ettinger.“ Die Briefe der erſten Abtheilung ſind ſämmtlich an den Bruder Ludwig und an die Baroneſſe C. von Werthern gerichtet, die ſpäter dann „Frau von Wurmb, geb. C. von Werthern heißt. Jene Briefe des Hn. von Wolzogen bilden die zweite Abtheilung des Bandes. Nachdem K. v. W. mit Tode abgegangen war, gab der Major L. v. Wurmb aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe ſeines Bruders: „Merkwürdigkeiten aus Oſtindien, die Länder- und Völkerkunde und Naturgeſchichte betreffend, 1797. Gotha, Ettinger“ — heraus.

Major Ludwig von Wurmb hatte 2 Kinder; einen Sohn, Friedrich, der in die Dienſte der Herzogin von Sagan trat und Forſtmeiſter in Warteleben wurde. Dieſer verheirathete ſich mit der Tochter des Freundes ſeines Vaters, einem Fräulein von Gökking. Die Tochter L. v. Wurmbs, Chriſtiane, vermählte ſich mit dem Profeſſor Dr. Abeken, jetzt Schulrath und Gymnaſialdirektor zu Osnabrück; ſie ſtarb 1854, nachdem ihr der Tod 3 blühende Söhne entriſſen hatte.

Major Ludwig von Wurmb wurde Wittwer, und vermählte ſich dann mit einem Fräulein von Honeck, und ſpäter zum drittenmale mit der Tochter eines Vetters, die den Namen der Familie führte.

Dieſe Nachrichten aus den allerglaubwürdigſten Händen ſchlagen alle „rapiden, improviſirten und forcirten“ Folgerungen nieder, für die ſich, wie es ſcheint, mindeſtens kein deutſches Wort „zu rechter Zeit“ hat einſtellen wollen.

Johann Georg Pfranger und ſein „Mönch vom Libanon“ erſcheinen in dieſer Periode als Sterne an dem literariſchen Horizonte Meiningens. Eine Biographie dieſes ausgezeichneten Mannes ſteht vor der von Am. Wend beſorgten Neuherausgabe des Mönchs, und ich kann über dieſelbe kurz hinweggehen. Er war am 5. Aug. 1745 zu Hildburghauſen geboren worden, ſtudirte in Jena Theologie, erhielt ein Pfarramt auf dem Hildburghäuſer Dorfe Streſſenhauſen, und wurde als ein Mann von Ruf, ſowohl als trefflicher Prediger, wie auch als Dichter, (P. hatte bereits 1772 ein Lehrgedicht: „Die Vorſehung“ erſcheinen laſſen), vom Herzoge Karl A. zum Hofprediger nach Meiningen erwählt und berufen. Sein Antritt erfolgte im erſten Viertel des Jahres 1777, als ein neues, wiſſenſchaftliches Leben unter der Aegide der jungen herzoglichen Brüder ſich zu entfalten begann. Leſſings Nathan erſchien 1779, und Pfranger wagte es, dieſem Werke in ſeinem Mönch, den er gleich ſelbſt als eine Nachbildung bezeichnete, mit einem chriſtlichtheologiſchen Gegenſtücke zu begegnen. Der Mönch von Libanon zeichnet ſich, ohne ſein Vorbild zu erreichen, durch fließende Sprache, Wärme des Gefühls und Reichthum an geiſtvollen Gedanken aus.

Pfranger hatte vom Herzoge Karl A. den Auftrag erhalten, ein neues Geſangbuch zuſammenzuſtellen, zu dem er und auch Reinwald viele eigene Lieder beiſteuerte. Letzterer vollendete die Herausgabe, die erſt nach dem Tode Pfrangers erfolgen konnte. Daſſelbe erſchien im April 1794. Wenn auch Pfrangers und Reinwalds kirchliche Lieder großentheils vortrefflich ſind, und mehrere derſelben ſelbſt in ſpätere auswärtige Geſangbücher übergingen, ſo wollen vielſache Veränderungen, welche die Herausgeber mit den alten Kirchenliedern in dem Geiſte und Geſchmacke, den ihre Zeit zu fordern ſchien, vornahmen, ſo wie die Hinweglaſſung vieler der alten Kernlieder, der heutigen proteſtantiſchen kirchlichen Richtung — abgeſehen von der ſtocklutheriſchen Orthodoxie — nicht mehr zuſagen. Vielen der neuaufgenommenen Lieder haftet allerdings die Trockenheit und Nüchternheit des ſogenannten Rationalismus an. Zum ächten chriſtlichen Kirchenliede gehört neben dichteriſcher Begabung und Begeiſterung von Seiten ſeines Verfaſſers der Ausdruck höchſter Chriſtgläubigkeit, und überzeugungsvoller Gemüthsinnigkeit — ohne religiöſe Ueberſpannung und ohne Fanatismus.

Pfrangers Gedichte erſchienen 1794 zu Meiningen, herausgegeben von Johann Ernſt Berger, Diaconus zu Römhild, mit weitläuftiger biographiſcher Vorerinnerung, und das Andenken des verehrten Mannes war in Stadt und Land noch ſo lebendig, daß ſich noch in demſelben Jahre eine neue Ausgabe nothwendig machte.

Wieder auf Schillers Aufenthalt in Bauerbach zurückzukommen, ſo iſt ſeine dortige äußere Lage, ſeine Geiſtesſtimmung und alles dahin bezügliche hinlänglich bekannt, beſonders gewähren die von A. Diezmann geſammelten und herausgegebenen „Denkwürdigkeiten und Bekenntniſſe Fr. v. Schillers ꝛc. Leipzig 1854," die nur eigene Aufzeichnungen und Niederſchriften des großen Dichters enthalten, ohne alle Erläuterungsverſuche und Nebendinge, in ſeine damalige Stimmung und Lage den beſten Einblick. Die Stimmung war ſtürmiſch bewegt, wechſelnd zwiſchen Furcht und Hoffnung, nur durch eifrige Studien gemildert und beherrſcht; die Lage war höchſt unerquicklich; ein im einſamen Waldthale gelegenes Bauern- und Judendorf, das gutsherrliche Haus keineswegs ein Schloß, vielmehr von höchſter Einfachheit der Bauart, die gute Stube der Herrſchaft aufbewahrt, die des Gaſtes nach hinten gelegen, klein, eng, niedrig, ſchmucklos, mit der Ausſicht in den Hof nebſt deſſen Zugehörungen, ärmlichſt möblirt, und dazu — Winter. Dennoch äußerte ſich in den Briefen an ſeine Freunde Streicher und Schwan Schiller mit allem, was ihm geboten ward, anfänglich zufrieden, er war „glücklich und vergnügt, einmal am Ufer zu ſein," und troß allem was ihm Kopf und Herz bedrückte und bedrängte, wurde doch ſelbſt die lyriſche Thätigkeit in ihm auch in jenen farbloſen Wintertagen wach gerufen. Es entſtand das ſchöne Gelegenheitsgedicht auf die Verheirathung einer Pflegetochter ſeiner Gönnerin, der Frau von Wolzogen, beginnend:

Zum erſtenmal — nach langer Muße —
Du gutes Kind, zum Hochzeitgruße
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.

In G. Brückners Schrift iſt daſſelbe vollſtändig mitgetheilt und ſinnig erläutert. Ein zweites Gelegenheitsgedicht von geſchichtlichpolitiſchſatyriſcher Färbung folgte in den letzten Tagen des Januar 1783.

Herzog Georg war ſchwer erkrankt, erſt vor 2 Monaten vermählt, und auf die Nachricht von jenem erkranken, der ſich vielleicht bereits eine voreilige Todtesnachricht verband, regte ſich in Coburg wieder die ſchon beim Ableben Herzog Anton Ulrichs ſo thätig geweſene freundvetterliche Liebe zum Meininger Lande, und rüſtete alsbald zu deſſen militäriſcher Beſitzergreifung. Aber Herzog Georg genas, die Stadt bereitete zum 4. Februar ein Geneſungs- und Freudenfeſt vor, und das Wochenblatt brachte unter dem 1. dieſes Monats ein abſichtlich im Bänkelſängertone gehaltenes Spottgedicht, das der Herzog ſelbſt veranlaßt, Schiller verfaßt und Reinwald redigirt und vielfach abgeändert hatte. Natürlich wurde Schillers Name dabei nicht genannt; das Gedicht beluſtigte in Meiningen ungemein und rief in Coburg, wo man irrigerweiſe Pfranger für deſſen Verfaſſer hielt, ein mattes Gegengedicht hervor. Lange Jahre hindurch war von dieſem Gedichte nicht mehr die Rede. Zu Anfang meines Aufenthaltes in Salzungen 1825 machte mich der bald darauf verſtorbene Superintendent E. J. Walch, dort auf daſſelbe aufmerkſam, theilte mir es mit, und gab mir die Verſicherung, daß es von Schiller ſei. Ich ſandte es unter der Aufſchrift: Eine Reliquie von Schiller für die in Leipzig erſchienene Zeitſchrift Hebe, redigirt von Dr. Moritz Rothe, ein, und begleitete es mit der von E. J. Walch erhaltenen Erläuterung. Es war freilich nur die Reinwaldſche Redaction. Später iſt aus Reinwalds Nachlaß die Urſchrift Schillers nebſt Reinwalds gemachten Correcturen und deſſen eigenhändiger Beglaubigung der Autorſchaft Schillers an Dr. Karl Hoffmeiſter gelangt, und dieſer hat dieſelbe mit Hinweglaſſung der Reinwaldſchen Lesarten abdrucken laſſen. Ein Gleiches that auch Heinrich Viehoff in ſeiner kritiſch erläuterten Herausgabe der Gedichte Schillers, Thl. 5. S. 273 u. f. G. Brückner giebt a. a. O. S. 58 u. f. Schillers Gedicht mit den darunter befindlichen Reinwaldſchen Abänderungen. Manche dieſer Correcturen Reinwalds erſcheinen ſehr überflüſſig, auch ſtrich er 5 Strophen völlig.

Schillers Stimmung in Bauerbach wurde mehr und mehr eine trübe, hypochondriſche, faſt menſchenſcheue; ſeine eigenen Briefe klagten das, und Reinwald ſprach es ebenfalls aus; es drückten doppelte Sorgen: die Mutter Schillers war ernſtlich erkrankt, und Geld fehlte. Unter ſo trüben Umſtänden wurde das Trauerſpiel Luiſe Millerin, ſpäter Kabale und Liebe genannt, vollendet, was wieder zu friſchen Hoffnungen anregte. Reinwalds vermittelnde Bemühungen, ſchon jetzt das Stück zum Drucke zu bringen, ſcheiderten indeß. Mittlerweile kam der Frühling, ſein belebender Hauch hob die niedergedrückte Stimmung des einſamen Dichters, und unter mehreren dramatiſchen Stoffen entſchied er ſich für Don Carlos, zu deſſen geſchichtlichem Quellenſtudium ihn Reinwald mit Büchern verſah. Außer der ernſten Geſchichte bot vielen anregenden Stoff eine franzöſiſche Novelle des Abbé von Saint-Real: Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II. Roy d'Espagne. A Amsterdam, chez Pierre Le Brun. M. DC. XCI. Nie vermag ich ein ehrfurchtvolles Gefühl zu unterdrücken, ſo oft ich dieſes kleine unſcheirbare Büchlein erfaſſe, daſſelbe Exemplar der herzoglichen Bibliothek, welches Reinwald Schillern mit anderen Werken ſandte, das in des großen Dichters Händen ruhte, deſſen Zeilen ſeine Augen überblickten, und dem er jedenfalls mehrere Perſonen ſeines Trauerſpiels entnahm, ohne ſich an die ſtoffliche Behandlung und Entwickelung der Charaktere von Seiten des Novelliſten zu kehren. In derſelben begegnet die Prinzeſſin Eboli, dieſe jedoch ſchon als Gemahlin des Don Rui Gomez de Silva, der in Schillers Dichtung nur erwähnt wird, Akt 2. Auftr. 3:

> „Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
> Um meine Hand — Rui Gomez, Graf von Silva“ —

ebenſo ſind, außer den drei königlichen Perſonen, dem Prinzen von Parma, Alexander Farneſe, dem Herzog von Alba, dem Marquis von Poſa Rollen in der Novelle zugetheilt, auch des Grafen von Lerma und des Großinquiſitors (Cardinal Spinola) geſchieht Erwähnung.

Schiller warf ſich auf das Studium der geſchichtlichen Quellen mit ſo vielem Eifer und fand ſo vielen Gefallen an ihnen, daß in Reinwald die Befürchtung aufkeimte, die Geſchichte möge jenen der Poeſie untreu machen, und er richtete daher das nachſtehende Gedicht an ihn, welches in G. Brückners Schrift nicht enthalten iſt, deſſen Mittheilung mir aber hier ganz beſonders am Orte erſcheint, da es Reinwalds ſchöne poetiſche Begabung und ſeinen edlen freundestreuen Sinn in das klarſte Licht ſtellt, und darlegt, wie ſehr er Schiller würdigte und — liebte.

An Friedrich Schiller

bei ſeinem ländlichen Aufenthalt in meiner Gegend. 1783 *).

Freund! hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt,
Erheiternd, wie die Frühlingsſonne,
Indeß in Dir Begeiſt'rung ſtürmt:

Laß Dich vom höchſten Ideale
Der Kunſt, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in dieſem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verſchmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge Deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn mit keinem Schritte
Die Du begannſt zur Ewigkeit.

Die Bahn, auf die ein Gott Dich leitet,
Melpomenens verwachſ'nen Pfad;
Ihr Feld, von Britten neu bereitet,
Beſä' mit edler deutſcher Saat!

---

*) Spätere Anmerkung Reinwalds zu dieſem Gedichte: „Schiller hatte damals, indem er den Plan zu ſeinem Don Carlos entwarf und mehrere Scenen daran ausarbeitete, während ſeines Studiums der ihnen unterliegenden Geſchichte, den Gedanken, ſich vorzugsweiſe oder ganz dem hiſtoriſchen Fache zu widmen.“

Doch gleite mit zu raſchem Witze
Nicht in des Sittenzweiflers Nacht;
Sei Tugendlehrer, ſei die Stütze
Der Wahrheit, die uns glücklich macht.

Erſchütt're, wie Cherusker Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes — die Tyrannen,
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menſchheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geiſterpöbel, der uns drängt: —
Denn Deine Worte ſind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor ſprengt.

Zeig' oft in grauenvoller Blöße
Das Laſter, das durch Schminke ſiegt,
Und wie ſich ſtille Seelengröße
Ins eiſerne Verhängniß ſchmiegt. —

Und wenn vor Deinen Donnertönen
Das Herz in ſich zuſammenſchrickt,
Laß auch vom Balſam ſüßer Thränen
Das blutende nicht unerquickt!

Könnt' ich Dir langen Dank erſtatten
Für Deiner Schöpfungen Genuß!
Allein mir winkt das Reich der Schatten,
Mir nahe rauſcht der Höllenfluß.

Dort will ich Dir verwandten Seelen —
Kein Tauſendjahr ſchwächt ihren Glanz —
Von Deines Liedes Kraft erzählen:
Dort wartet Dein der Sternenkranz.

W. F. H. Reinwald.

Offenbar deutet Strophe 7 auf die Stelle jenes Schillerſchen Brieſes an Reinwald hin, in welcher erſterer den Vorſatz ausſpricht, „in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen.“ Der Hinblick auf nahen Tod aber (Strophe 10) wurzelte in Reinwalds hypochondriſcher ſchwarzſehender Stimmung.

Schiller verließ unter den jetzt allbekannten Verhältniſſen Bauerbach im Juli 1783, und gegen die Meininger, Reinwald ausgenommen, ſehr mißgeſtimmt. Die Signatur kleiner Städte: Neugierde und Klatſchhaftigkeit — hatte auch ihn verletzend berührt. Wer der Herr Ritter denn ſo eigentlich ſei? woher? und wovon er lebe, noch mehr, als was er treibe? dieſe Fragen hatten ohne Zweifel manchen Zirkel beſchäftigt — und es konnte nicht fehlen, daß man endlich der Wahrheit ziemlich nahe gekommen war; daher ſein Zorn, dort erkannt zu ſein. Auch lange nach ſeiner Entfernung, ja nach ſchon erlangtem größtem Ruhme und zu früh erfolgtem Tode war ungleich mehr noch als der kleinſtädtiſche, der literariſche Klatſch thätig und rege, ſo daß ſich Reinwald veranlaßt fand, einen Aufſatz in den Neuen Literariſchen Anzeiger einrücken zu laſſen, der unter Nr. 26. v. 30. Juni 1807 erſchien, und überſchrieben iſt: „Berichtigungen, **Friedrich v. Schillers** Jugendgeſchichte betreffend.“ Dieſer Aufſatz beginnt: „Es irren in literariſchen Zeitblättern und Wörterbüchern — ſo ſchätzbar ſonſt einige derſelben von anderen Seiten ſind — der ſeltſamen und abgeſchmackten biographiſchen Nachrichten vom verewigten Schiller, und beſonders von deſſen frühern Leben, ſo viele herum, daß ich nicht umhin kann, einige derſelben aus meinem Beſſer-Wiſſen zu berichtigen, da er mich vorzüglich nahe angeht.“ Reinwald erläutert nun, daß Schiller ſich urſprünglich dem geiſtlichen Stande habe widmen wollen, und nicht der Chirurgie, wie das Converſations-Lexikon ſage, aber des Herzogs Wille habe ihn dann zum Karlsſchüler und für das Studium der Jurisprudenz, ſpäter für das der Medizin beſtimmt, einem Studium, das derſelbe höchſt ungern ergriffen. Nach vollendeten Studien ſei Schillers Anſtellung als Arzt beim Grenadier-Bataillon l’Auge erfolgt, und derſelbe habe nun die Uniform der Offiziere dieſes Bataillons tragen müſſen. Er habe indeß ſeine Pflicht redlich erfüllt und mehrere Typhus-Kranke geheilt. Reinwald erwähnt, daß Schiller zu jener Zeit, „um ſich zu erheitern“, manches zum Druck gekommene gedichtet, ſo u. a. die 1781 in erſter Ausgabe erſchienenen Räuber, führt daraus die angefochtene Stelle an, in welcher das Graubündner Land das „Athen der heutigen Gauner" heißt, und erwähnt die darauf erfolgten unwürdigen Angriffe und Verläumdungen, welche von Seiten des Herzogs Karl von Würtemberg das Interdikt aller Schriftſtellerei, mit Ausnahme der im mediziniſchen Fache, gegen Schiller hervorriefen. Sodann wird Schillers Flucht nach Mannheim erwähnt, ſeine Unterhandlung mit dem Herzoge wegen ſeiner Entweichung, der Druck des Fiesko, der Entwurf des Planes zu Kabale und Liebe, und dann heißt es wörtlich: „Da er aber in M(annheim) gleichwohl ſich nicht ganz ſicher glaubte, ſo acceptirte er das Anerbieten eines ſtillen Aſyls auf einem freiherrlichen Wolzogiſchen Gute bei Meiningen, wo er während des Jahres 1783 blieb und wo Referent mit ihm häufig Umgang pflog."

Was weiter von Reinwald berichtet wird, iſt bekannt, anziehend iſt nur noch deſſen eigenes Urtheil über Schiller. „Aus der Geſchichte von Schillers Studien erhellet alſo, daß ihn ein eigenes Verhängniß zwang, alle vier Facultäten zu durchwandern, und da dieß mit Glück geſchah, — ſo wie ſein tiefes Eindringen in das Kant'ſche Syſtem Jedermann bekannt iſt, — ſo konnte man ihn mit vielem Recht eine Art von Univerſal-Genie nennen. Natürlich mußte der Uebergang von einer Wiſſenſchaft in die andere, da Oberflächlichkeit nicht ſeine Sache war, ſeinen Geiſt ſtark anſtrengen, und ſeine Geſundheit ſchwächen; daher ſein Genuß ſtarker Weine zur Reſtauration und ſtarken Kaffee's bei halbnächtlichen Arbeiten. Daraus folgt aber nicht, daß S. ein Trinker war, worauf einige Anekdoten-Krämer Winke zu geben ſcheinen. Referent und ſeine Freunde haben ihn in dieſem Punkt ziemlich oft beobachtet" — u. ſ. w.

Der Aufſatz ſchließt: „Was Ref. hier giebt, hat er theils aus Schillers eigenem Munde, theils aus ſeines Vaters und ſeiner zwei Jahre vor ihm geborenen Schweſter Munde, die ſeine Knabenſpiele und Jugendzeitvertreibe mit ihm theilte, ihm kleine Komödien ſpielen half — wo Stühle die Symbole von Zuſchauern waren — und bei ſeinen erſten gedruckten Arbeiten die Stelle eines Secretairs vertrat. Man darf alſo an der Authenticität dieſer Nachrichten im Geringſten nicht zweifeln. W. F. H. R."

Durch den Briefwechſel Schillers mit deſſen älterer Schweſter Eliſabeth Chriſtophine Friederike, ſeiner Vertrauten, kam Reinwald ſelbſt mit ihr in briefliche Verbindung und faßte für dieſelbe eine zärtliche Neigung, die zur hochachtungsvollen Liebe wurde. Er warb um ihre Hand, doch rieth ſelbſt ihr Bruder, Reinwalds Freund, davon ab, ſich jenem zuzuſagen, was Chriſtophines Vater ſehr mißbilligte. (S. Saupe: Schiller und ſein väterliches Haus. Leipzig 1851. S. 48.) Reinwald ſtieß folglich auf Hinderniſſe, die er ſeinem Freunde v. Wurmb klagte. Dahin deutet die obige Stelle in dem letzten Briefe v. Wurmbs: „Gern, liebſter Reinwald, werde ich mit Ihnen klagen, aber noch lieber mich mit Ihnen freuen ꝛc.“ Am 22. Juni 1786 wurde der Meininger Bibliothekar mit Schiller's Schweſter auf der Solitude bei Stuttgart getraut. Das Loos, das ſie erwählt hatte, war ein weniger als beſcheidenes. Kinderlos bleibende Ehe an der Seite eines ungleich älteren, griesgrämigen und hypochondriſchen Mannes, mit einem Einkommen, das zu nennen man ſich ſchämt, das ſie durch eigenhändige beſchwerliche Pflege eines kleinen Berggartens und durch ertheilen von Zeichnenunterricht an junge Mädchen vermehren half. Ein einziger Blick in die Aermlichkeit des ökonomiſchen Theiles des Haushaltes ſei vergönnt. An eine Freundin, die der Frau Räthin (ſpäter Hofräthin) Reinwald einige Maaß Deputatkorn abkaufen wollte, ſchrieb letztere: „Sehr leid thut es mir, Dir diesmal Deinen Wunſch wegen dem Korn nicht erfüllen zu können, da wir nichts mehr übrig haben. Ich beſtreite immer im Herbſt, von dem was wir entbehren können, ſogleich meine noch fehlenden Bedürfniſſe, als Kartoffeln, Kraut, Rüben u. dgl., auch mußte ich etwas zum Coffee zurückbehalten, da wir des Morgens blos Korn-Coffee jetzt trinken, und ich nur des nachmittags für meinen Mann ächten koche.“

Auf demſelben Conceptblättchen von ihrer Hand ſteht mit grüner Tinte von der Hand ihres Mannes: Lieder für allerley Stände, das Gefühl ihrer Würde ausſprechend. — Eine grauſame Ironie des Schickſals!

Und dieſe Frau, unſchön, ſtets in breiteſter, ſchwäbiſcher Mundart ſprechend, aber ſtets freundlich, gut und wohlwollend, trug das edelſte Herz im Buſen, trug liebevoll mit ihrem Manne ſeine Entbehrungen, ſeine Leiden, begleitete ihn in ſeinen letzten Lebensjahren auf jedem Gange zur Bibliothek, war ſtets um ihn beſorgt, und liebte ihn, hauptſächlich weil er ihren Bruder liebte und geliebt hatte. An ihrem Bruder hing mit der innigſten Verehrung bis zu ihrem ſpäten Lebensende ihr ganzes Herz; ſeine Verehrer wurden ſchnell ihre Freunde. Jedes Wort, das ſich auf ihn bezog, erfreute ihr Herz; jede Dichtung, die ihm galt, ſchrieb ſie ab, und keinen Buchſtaben, den er geſchrieben, gab ſie in fremde Hände, ſo gern ſie ſonſt gab. Noch bewahre ich von ihrer Hand ein Gedicht J. G. Seumes:

Nekropompe auf Schillers Tod,
gedichtet auf der Fahrt über den bothniſchen Meerbuſen unter dem Geheule der Wogen. 1805.

Sie ſelbſt wagte ſich an poetiſche Verſuche, auch in ihr lebte des Bruders Begabung, nur konnte dieſe nicht, wie bei ihm, zu herrlicher Ausbildung kommen.

Auf ein kleines Blättchen ſchrieb ſie:

Der wahre Adel.

Wer ſtandhaft ſein Geſchick bezwungen,
Und ſtets das Würdige gethan
Auf dornenvoller Lebensbahn,
Der hat mich ſeinem Geiſt errungen.

Auch Zeichnerin und Malerin war Frau Reinwald, und was ſie in dieſer Beziehung ſchuf, war ſchön und ſinnig. Beſonders waren es Blumen, die ſie mit überraſchender Treue nach der Natur malte, und zwar mit Farben, die ſie meiſt ſelbſt bereitete. Aber auch Köpfe gelangen ihr vorzüglich. Zu einem Bilde der Madonna della Sedia nach Raphaels Bilde ſchrieb ſie eine ſehr hübſche erläuternde Erzählung nieder, doch wage ich nicht für gewiß zu behaupten, daß ſie dieſe ſelbſt erfunden habe.

Nach dem Tode ihres Gatten zog Frau Reinwald in ihre Heimath zurück, erſt nach Möckmühl, zu ihrer Schweſter, der Stadtpfarrerin Franckh, dann nach Marbach, zu einer Verwandten. Später nahm ſie in Cannſtadt und dann in Stuttgart ihren Aufenthalt, und endlich fand ſie ſich im Jahre 1822 veranlaßt, mit einer Freundin aus Meiningen, der oben in IV. S. 83. erwähnten Fräulein Heim, ihren Wohnſitz wieder nach Meiningen zu verlegen. Hier lebte ſie bis zu ihrem ſpäten Ende, das erſt einige Tage vor ihrem 90ſten Geburtstage, am 31. Auguſt 1847, in einer frühen Morgenſtunde erfolgte, ein heiteres Greiſenalter, das nicht unverſchönt blieb durch Achtung und liebevolle Theilnahme des Hofes und der Mitbürger, und zwar im Hauſe der genannten würdigen Dame ſelbſt vom Jahre 1832 an ununterbrochen. Sie war eine durchaus innerlich tüchtige, kernhafte Natur, einfach, anſpruchlos, genügſam, und doch auch ſo geſtellt, daß Sorge um das irdiſche und Mangel am nöthigen ihr fern blieben, ja es blieb ihr noch übrig, um andere zu erfreuen und Armen wohlzuthun. Sie war ächt religiös, und von einer frommen Freudigkeit geiſtig gehoben.

Alsbald nach dem Erſcheinen von Laubes Karlsſchülern, deren recht gelungene Aufführung in Meiningen erfolgte, hatten wir die Freude, Schillers blühenden Enkel, den Sohn des Kammerherrn und Landtagsabgeordneten Freiherrn von Gleichen-Rußwurm auf Greifenſtein ob Bonnland und der Tochter Schillers, Emilie, in einer Theaterloge zu erblicken. Schillers Schweſter freute ſich außerordentlich über die Dichtung und las dieſelbe mit Enthuſiasmus, aber die Darſtellung wollte ſie nicht ſehen, um ſich die Erinnerung an die Perſönlichkeiten aus der Wirklichkeit und aus ihrer Jugendzeit nicht ſtören zu laſſen. Sie ſchrieb ſelbſt an den Dichter und zollte ihm das größte Lob über die wahrheittreue Auffaſſung und Schilderung ſeines Schauſpiels.

Der Himmel mag wiſſen, durch wen die Kunde in ihre Heimath gelangt war, ſie leide durch Dürftigkeit, auf welche Kunde der biederherzige Dichter Guſtav Schwab ſich bewogen fand, in dem Hildburghäuſer Weihnachtsbaum für arme Kinder, 1846, ein Gedicht abdrucken zu laſſen, das ſie gar beweglich ſchildert, wie ſie vereinſamt weile, wie ſie ihren Tiſch des Tages nur einmal decke

„mit dem ſelbſtgeſcheuerten Geräthe,“

wie ſie ihr Bette ſelbſt mache, wie magere Koſt ſie ſättige, und welches ſchließt:

Ohne Dienerhand und Freundesauge,
Am Vergangnen zehrend in der Stille,
Aus der Gegenwart nur Blumen pflückend,
Sitzt und malt im niedern Erdgeſchoſſe
Schillers neunundachtzigjährige Schweſter.

Die Stube der alten Frau Hofräthin Reinwald war hoch und weit, eine bequeme Kammer ſtieß daran, beide durch hohe und breite Fenſter erhellt; ſie ſcheuerte ihr Geräthe nicht, machte ſich nicht das Bette, es fehlte weder die Dienerhand, noch das Freundesauge, und was that ſie, als ihr dieſe gutmüthige poetiſche Wunderlichkeit zu Geſicht kam? Sie lachte herzlich darüber, und ſchrieb an den Dichter einen heitern und freundlichen Brief. Sie war und blieb bis zu ihrem Tode das, was ein Biograph im Meininger Volksblatte 1847. Nr. 40. ihr in Wahrheit nachrühmte: „eine ächt menſchliche, rein menſchliche, edel menſchliche Natur — deren Herzſchlag Gott und die Liebe war.“ —

VII.

Herzog Georg zu S. Meiningen, ſein Hofleben und ſein Schutz edler Künſte.

Das leider nur kurze Regentenleben dieſes ausgezeichneten deutſchen Fürſten, deſſen Seele für edle Freiheit, für Menſchenwohl und für das Glück ſeines Landes und Volkes glühte, hat ſeine Schilderungen gefunden, aber wie ſich in ſeiner Zeit und an ſeinem Hofe das geſellige Leben geſtaltet, wie von ihm die Künſte gepflegt wurden, wie mit dem Streben: die Wohlfahrt des Landes durch nützliche Einrichtungen zu heben, auch jenes Hand in Hand ging: den das Leben verſchönernden Künſten Eingang zu bahnen, und ihrer froh zu werden, das iſt nur in engeren Kreiſen bekannt geworden, oder wieder in Vergeſſenheit gekommen. Es möge vergönnt ſein, in einigen Andeutungen dieſe verblichenen Bilder wieder aufzufriſchen.

Herzog Georg hatte von ſeinem Vater Herzog Anton Ulrich entſchiedene Männlichkeit, feſtes Auftreten, Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, Sinn für das Würdige und Schöne geerbt, und beurkundete dieſe Eigenſchaften in allen Lebensverhältniſſen. Ueberall hin richtete ſich in ſeinem Lande ſein heller Blick, um Gewerbe zu heben, Mißbräuchen zu ſteuern, und durch zeitgemäße Reformen das Wohl des Volkes zu fördern. Treuväterlich geſinnt war dieſer Fürſt gegen ſein Volk, wie nur Wenige ſeines Standes es waren, dabei voll Gerechtigkeitsliebe, ſtreng gegen ſich ſelbſt, ſparſam an ſich und ſeiner Haushaltung, freigebig, wo es galt nützliches zu ſchaffen, und wo er ſeinen Einrichtungen zugleich den Stempel des ſinnigen und ſchönen aufzudrücken vermochte, da geſchah dieß ganz gewiß. Es ſeien von ſolchen neuen Einrichtungen nur einige genannt. Der Herzog ſchuf einen Park und verſchönerte die Umgebungen ſeiner Reſidenz-Stadt, er begann Chauſſeen zu bauen, gab dem gebildeten Publikum die Benutzung ſeiner großen Bibliothek frei und machte ſie zu einer öffentlichen, geſtattete den Zutritt zum Naturalienkabinet an beſtimmten Tagen, regelte in Gemeinſamkeit mit den Landſtänden das Armenweſen, beſtellte eine Oeconomie-Kommiſſion, empfahl die Obſtbaumzucht, gründete eine Induſtrie-Anſtalt und

Armenſchule, führte die Vertheilung der Rumford'ſchen Suppe an Bedürftige ein, verbot die Hazardſpiele, erweiterte und verſchönerte das Bad Liebenſtein, begründete die Forſtacademie Dreißigacker, errichtete Fabriken und hob die Gewerke.

Die Philoſophie ſpielte zur Zeit des Regierungsantritts Herzog Georgs, im Bunde mit Schwärmerei und Myſtik, eine große Rolle, und trieb ihre Wurzelranken faſt unterwühlend ſelbſt in die verſchloſſenen Tempel des Maurerthums. Auf den Hochſchulen entfaltete ſie frei ihre rauſchenden Banner, und ſo wurde auch Jena ihr ein willkommener Kampf- und Tummelplatz. Dorthin war einer der Ahasvere der Myſtik gekommen, der unſtäte Jacob Hermann Obereit, und philoſophirte und ſchwärmte. Herzog Georg zu S. Meiningen beſuchte im Jahre 1786 Jena, hörte von dem „Weltüberwinder,“ lernte ihn perſönlich kennen, fand Gefallen an ſeiner Originalität, und lud den wunderlichen Alten — Obereit zählte bereits 61 Jahre — zu ſich nach Meiningen ein, wo er ihm, nach ſeinem gaſtlichen Sinne, Wohnung, Holz, Licht und Koſt frei gewähren wollte und gewährte. Der alte Myſtiker folgte; ſeine Brüder unterm Strahle des Roſenkreuzes jubelten, und ſahen das Reich der Herrlichkeit herannahen, allen Großen der Erde die Augen aufgehen, und ſie die „centralen Gläubigen“ aufſuchen, um ſich von ihnen die ſchmale Pforte des Paradieſes erſchließen zu laſſen.

Der Herzog und ſein Hof zeichneten Obereit aus; letzterer befreundete ſich ſelbſt mit dem Damenkreiſe ſchnell, wie dieß dem gutmüthigen Alter ſo leicht gelingt; Obereit liebte geiſtvolle Frauen „in Freundſchaft“ und mit dieſer ward er faſt überſchüttet, wie er ſelbſt berichtet. Zum Danke verketzerte er ein wenig das gute Meiningen, und ſagte, daß es für Tiefdenker wie ein kleines Nordamerika ſei. Gerade ſo machte es ſpäter Jean Paul Friedrich Richter, welcher Meiningen (in alten Zeiten von ſeiner baulichen Form die Harfenſtadt genannt) — eine „Harfe ohne Klang“ nannte, obſchon er ſich in dieſer klangloſen Harfe ganz vortrefflich wohl befand.

Nicht ohne ſelbſtiſches Wohlgefallen betrachtete ſich Obereit als Hof-Philoſoph, und ſchrieb faſt ein Dutzend ſeiner philoſophiſchen Schriften in dem kleinen Nordamerika, ließ ſie auch daſelbſt, wahrſcheinlich auf des Herzogs Koſten, drucken und erſcheinen.

Gleich allen edeln Geiſter blickten auch der Herzog und Obereit nach dem Freiheitmorgen, der in Frankreich aufzuſtrahlen verhieß, bis die Morgenröthe ſich in die Blutfahne verwandelte und die Enttäuſchung ſich mit Händen greifen ließ.

Aber auch über Obereit ſelbſt blieb die Enttäuſchung nicht fern. Was war mit einem Manne anzufangen, der von ſich ſelbſt ſchrieb: „Der Ruf meiner Unbegreiflichkeit als eines Chaoskopfes ſcheint immer weiter zu gehen.?“ —

Der begründete, oder doch zu gründen verſuchte öffentliche arcadiſche Damenorden Obereits, der ſeinen Sitz im Reſidenzſchloſſe zu Meiningen haben ſollte, gewann keine Lebenskraft und Dauer; in der Freimauerloge ſcheint der Myſtiker auch nicht den erwarteten Anklang gefunden zu haben, denn er ſchrieb: „Maçonnerie liegt hier im Grabe, wo doch der Tempelſchöpfer Hund gethront hat.“ Hunds Zeit und Epoche war freilich vorüber, er war bereits 1776 in Meinigen geſtorben. Das myſtiſche Düſter wich mehr und mehr dem reinen Lichte, das aber vielen noch gar ungewohnt erſchien.

Obereit verließ Meiningen im Frühling 1791 mit einer Penſion des Herzogs und wandte ſich wieder nach Jena, wo es ihn auch nicht lange litt und ruhen ließ. In Meiningen lebte ſein Andenken mehr als irgendwo in manchem Stammbuchblättchen fort, das er ſeinen „arcadiſchen Freundinnen“ gewidmet und hinterlaſſen.

Am Hofe führte der Herzog einen angenehmen, von den Feſſeln des Ceremoniells freien Ton ein. Mehr gütevolle Freundlichkeit, als die ſogenannte Herablaſſung, war in ſeinem Weſen ausgeprägt, aller eitle Stolz, aller Kleiderprunk war ihm zuwider, am meiſten aber Frankreichs unzüchtige Modetracht, die zu Anfang unſeres Jahrhunderts aufkam und wie alles, was der Wind von Frankreich hinüberweht, ſei es noch ſo ſchlecht, freudig begrüßt und nachgeäfft wurde. Da erregte es denn im Hofkreiſe nicht geringe Beſtürzung, als ein Hofdiener an einem ſchönen Morgen für die ſämmtlichen hoffähigen Frauen und Fräulein ein gedrucktes Blatt von Haus zu Haus trug, folgenden Inhaltes:

> Unter dem milden Himmel Italiens bedurfte der päpſtliche Großvicar jüngſt, im ſtrengen Eifer für die Sittlichkeit der Damenkleidung, ſeiner moraliſchen Declamationen, um ſie den Schönen Roms zur Pflicht zu machen.
>
> Bey unſerm rauhern Himmel werden einige unſerer hieſigen jungen Damen, welche ihre römiſchen Schweſtern allzutreu zu copiren ſich bemühn, wohl nicht zur Unzeit erinnert, wenn ſie, nach den Erfahrungen, deren Zeugen ſie geweſen ſind, von den phyſiſch-ſchädlichen Folgen und dem die Geſundheit zerſtörenden Einfluß eines allzuleichten Anzugs noch immer ſich nicht überzeugt haben, — von ihrem Arzte ſich deshalb belehren zu laſſen.

Aus Freundſchaft für ſie ſelbſt aber und aus Achtung für Sittſamkeit, ohne darüber ebenfalls declamiren zu wollen, bitte ich dieſelben, künftig weder allzuhüllenlos, noch allzufeſſelnlos gekleidet, zu erſcheinen, und, wenn ſie den Hof beſuchen, über die Grenzlinie der Decenz und Indecenz im Anzug, die Frau Oberhofmeiſterin von Steube entſcheiden zu laſſen, um mir die Verlegenheit zu erſparen, ihre Gegenwart verbitten zu müſſen.

Meiningen, den 3. Februar 1801.

Georg, H. z. S.

Welch ein Schreck, welch ein Sturm, wie viele bittere Thränen! Mütter und Töchter fühlten ſich unglücklich; manches koſtbare, nagelneue, zu weit ausgeſchnittene Kleid war durch die wenigen Zeilen dieſer, für die Damenwelt am Hofe entſetzlichen Bannbulle nun unbrauchbar. Die gutgemeinte Abſicht, die nur ein wenig ſchroff ausgeſprochen war, wurde abſichtlich mißdeutet, und ſo aufgefaßt, als mache der Herzog der Damenwelt ſelbſt, nicht ihrer Bekleidung, den Vorwurf der Unſittlichkeit. Da ward denn ſo lange Sturm geläutet und gelaufen, bis der Herzog, um nur zu beruhigen und zu beſchwichtigen, folgende Erklärung in gleicher gedruckter Weiſe abgab, und ſo die wogenden Wellen des Zornes zu ebben ſuchte.

Leider muß ich erfahren, daß meine gutgemeinte Abſicht, bey Austheilung der gedruckten Erinnerung, zu Mißdeutungen und Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben hat. So ſehr ich für das Wohl und die Geſundheit meiner hieſigen Freundinnen unter der Nobleſſe, denn dieſen Namen werden Sie mir doch wohl nicht verſagen wollen, — beſorgt bin; ſo ſehr bin ich überzeugt, daß die hieſige Nobleſſe eine der geſittetſten iſt, die ich kenne. Kein Mißverſtändniß ſchleiche ſich zwiſchen unſere Verhältniſſe, ſondern Aufrichtigkeit und Wahrheit!

Meiningen, den 8ten Februar 1801.

Georg, Herzog zu Sachſen.

Man erkannte in dieſen Aeußerungen des Herzogs edles Herz; er fühlte daß er verletzt hatte, und unterließ nicht, in verſtändiger Weiſe auszugleichen, ohne doch ſein Verbot wieder aufzuheben.

Die nützlichſte Liebhaberei, die ein Fürſt haben kann, die Bauluſt, übte der Herzog im vollen Maaße, aber er trieb mit ſeinen Bauten keinen unnützen Prunk. Alle neuen Gebäude aus ſeiner Regierungszeit, die er aufführen ließ, tragen den Stempel einer geſchmackvollen Einfachheit. Die Landesverſchönerungskunſt verſtand er aus dem Grunde. Der Naturpark von Altenſtein giebt davon das rühmlichſte Zeugniß. Ein thurmhoher Felskegel wurde mit einem coloſſalen Blumenkorbe gekrönt, und von der Pietät des Sohnes zum Denkmal ſeiner Mutter geweiht; ein anderer, der Hohleſtein, deſſen Gipfel reizvolle Ausſicht darbietet, wurde mit einem Pavillon geſchmückt. Beim Baue der Chauſſee nach Altenſtein wurde die berühmte Höhle entdeckt. Der Herzog ließ ſie aufräumen, gangbare

Wege in ihr bahnen, jede Seitengrotte zugänglich machen. Ebenſo wurde Liebenſtein auf alle Weiſe verſchönert, durch öffentliche Bauten erweitert, und dort verweilte der Herzog jeden Sommer, durch ſeine Gegenwart zum Frohſinn und Naturgenuß anregend. Der poeſievolle Sinn deſſelben ſorgte ſogar dafür, daß ein eigenes Liederbuch für die Badegäſte zuſammengetragen wurde, welches der lebensfrohe, ſelbſt mit Dichteranlagen begabte Naturforſcher und Direktor der neuerrichteten Forſtacademie J. M. Bechſtein ſammelte, und zu welchem auch Reinwald und andere vaterländiſche Dichter Beiträge lieferten. Sogar die Melodien dieſer Lieder mit Clavierbegleitung und für Blaſe-Inſtrumente mußte ein Herzoglicher Kammervirtuoſe für den Druck beſorgen. Der Herzog liebte überaus die Muſik. Er veranſtaltete oft Concerte in einer geräumigen Felsgrotte ſeines Parks, die als Gewächshaus diente, ſo auch im Freien, und ſie durfte keinem ſeiner ländlichen Feſte fehlen. Er ſelbſt blies, wie Friedrich der Große, die Flöte, und ſpielte Violine.

Ohne ſelbſt Dichter zu ſein, ſchätzte der Herzog unter allen ſchönen Künſten die Poeſie mit am höchſten, und es lag nicht an ihm, an ſeiner Güte, Freundlichkeit und Freigebigkeit, daß nicht auch in Meiningen, wie in Weimar, große Dichter den Hofkreis glänzender machten, ſondern am Glück. Gleichwohl lebte in Meiningen damals in hoher Gunſt des Herzogs ein Dichter von ganz entſchiedenem Talent, der oben bereits erwähnte Hofprediger Pfranger.

Bei Pfrangers Beerdigung (er ſtarb 1790) ſtand der Herzog nebſt ſeiner Gemahlin, von einem großen Theile des Hofſtaates umgeben, leidtragend mit am Grabe, und hatte angeordnet, daß die herzogliche Kapelle das ſchöne Grablied des Verſtorbenen: „Gebt dem Tode ſeinen Raub“ begleitete.

Auffallend iſt es, und doch auch wieder leicht erklärlich, daß Schiller ſich während des Bauerbacher Aufenthaltes nicht perſönlich dem Herzoge näherte. Frau v. Wolzogen hatte ihm das Leben am Meininger Hofe von unvortheilhafter Seite geſchildert, und er übertrieb alsbald die ſympathetiſche Abneigung in Folge ſeiner gereizten Stimmung. Der Herzog konnte aus Rückſichten auf den Herzog von Würtemberg den genialen Flüchtling nicht an ſich ziehen. Und auch ſpäter, als Schiller ſeine unterdeß in Meiningen verheirathete Schweſter beſuchte, und dem Herzoge vorgeſtellt wurde, fühlte er ſich von dem letzteren eher abgeſtoßen, als angezogen. Die Genialität beider Männer war es wahrſcheinlich, die wie Nord- und Südpol gegen einander wirkte. Jedenfalls war Schillers Mißſtimmung eine vorübergehende und vom Herzoge gar nicht bemerkte, von ihm Schiller mindeſtens nie fühlbar gemachte. Herzog Georg von Sachſen Meiningen war es vielmehr, der Schiller die Profeſſur an der den Sachſen-Herzogen gemeinſchaftlich zugehörenden Univerſität Jena verlieh, und derſelbe hochherzige Fürſt war es auch, an den ſich Schiller bald darauf in einer ſehr zarten Angelegenheit vertrauungsvoll wandte.

Es war kurz nach Schillers Verlobung und der Uebernahme ſeiner Profeſſur, als Schiller an den Herzog ſchrieb:

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Euer Herzogliche Durchlaucht haben mich durch Uebertragung einer Profeſſur bey der Academie in Jena zu der höchſten Dankbarkeit verpflichtet. Mein einziges Beſtreben wird dahin gerichtet ſeyn, das gnädigſte Vertrauen, das Euer Durchlaucht in mich ſetzen, durch meinen Fleiß und meinen Eifer zu rechtfertigen. Aber ehe ich mich dieſer Gnade noch habe würdig zeigen können, muß ich Ihre Güte, gnädigſter Herr, durch eine neue Bitte misbrauchen. Ich bin auf dem Wege, eine Heurath zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht; mit einem Fräulein von Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeiſterin in Rudolſtädtiſchen Dienſten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt, und ich ihr ſonſt gar keine äußerlichen Vortheile dafür anzubieten habe, ſo wünſchte ich, ihr dieſes Opfer durch einen anſtändigen Rang in etwas zu erſetzen, oder weniger fühlbar zu machen. Durch zwey Silben, gnädigſter Herr, können Sie meinen Wunſch erfüllen, und dieſes Geſchenk würde aus den Händen Euer Herzoglichen Durchlaucht einen vorzüglich hohen Werth für mich haben. Ich fühle wie kühn meine Bitte iſt, da ich kein Verdienſt aufzuweiſen habe, welches mir Anſprüche darauf geben könnte; aber Ihre Gnade, gnädigſter Herr, kann mir Verdienſte leyhen (sic) die ich mir erſt in der Zukunft erwerben ſoll.

Nur ein grenzenloſes Vertrauen zu Ihrem wohlwollenden Herzen, das ſich gegen meine Familie ſchon thätig gezeigt hat, gab mir den Muth, dieſe Bitte an Euer Durchlaucht zu wagen. Ich erſterbe mit der tiefſten Verehrung

Jena, d. 22. December 1789.

Euer Hochfürſtlichen Durchlaucht

unterthänigſt treugehorſamſter

Friedrich Schiller.

Gern erfüllte der Herzog dem edlen Dichter den ihm durch die Verhältniſſe gebotenen vertrauenvollen Herzenswunſch, und es wurde ihm an demſelben Tage, an welchem ſein Schreiben eingegangen war, das nachſtehende Decret ausgefertigt:

Wir Georg, Herzog zu Sachſen ꝛc. ꝛc.

urkunden hiermit und bekennen: Demnach wir in Gnaden geruht haben, den Hochgelahrten und lieben Getreuen, dermaligen Herzogl. S. Weimar'ſchen Rath, auch außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie auf der Geſammt-Akademie Jena, Friedrich Schiller, wegen deſſen Uns bekannter vorzüglicher Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit, ſowie des ſich bereits als Schriftſteller im Fache der Litteratur und ſchönen Wiſſenſchaften erworbenen Ruhms, zu Unſerm Herzoglichen Hofrath zu ernennen, dergeſtalt, daß derſelbe alle mit dieſem Caracter verbundenen Vorzüge des Ranges und übriger Vorrechte ſich zu erfreuen haben ſoll.

Als iſt hierüber gegenwärtiges von Uns eigenhändig unterſchriebenes und mit Unſerm geheimen Inſiegel wiſſentlich bedrucktes Decret ausgefertigt, und erſagtem Herren Hofrath **Schiller** zu ſeiner Legitimation zu übermachen befohlen worden. So geſchehen Meiningen zur Eliſabethenburg, den 2ten Januar 1790.

Gez. **Georg** Herzog zu Sachſen *).

Die Aeußerung im Briefe **Schillers**, daß das wohlwollende Herz des Herzogs ſich ſchon thätig gegen des erſteren Familie gezeigt habe, iſt eine feine Anſpielung auf den ſeinem Schwager **Reinwald** vom Herzoge verliehenen Rathstitel, und vielleicht eine kleine Beſoldungserhöhung. Am 18. December hatte **Schiller** um ſeine **Lotte** bei Frau **von Lengefeld** angehalten. Am 20. d. M. ſchrieb er: „Jetzt warte ich blos darauf, daß wir mit der Mutter auf einem gewiſſen Punkte angelangt ſind, wo ich die Sache dem Herzoge (hier iſt der Herzog von Weimar gemeint) als etwas, das zwiſchen mir und der Mutter ausgemacht iſt, vorbringen kann; dann verliere ich keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. Der Herzog iſt billig, er wird einſehen, daß mir bei meiner Verbindung mit

---

*) Dieſe beiden hier mitgetheilten nicht unwichtigen Documente befinden ſich im Geh. Miniſterial-Archive zu Meiningen in demſelben Aktenbande, aus dem ich die unten folgenden Briefauszüge **Ernſt Wagner's** ebenfalls entnommen habe. Vergleiche auch G. **Brückner**: Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geſchichte und Statiſtik. Erſtes Heft. Hildburghauſen. 1854. S. 310 u. f.

Lottchen durch den Hofrathscharakter eine Gefälligkeit geſchieht, und daß es eigentlich nöthig iſt; Lottchen und mir zugleich ein Vergnügen zu machen, thut er ſchon etwas Uebriges.“

Am 21. Dec. ſchrieb Schiller: „Einen Character muß ich mir geben laſſen, ſei es von welchem Hofe es wolle.“ Er wartete nun in ſeinem ſtürmiſchen Drange die mütterliche Einwilligung zur Verlobung gar nicht ab, ſondern nahm ſie anticipando an und ſchrieb nach Meiningen. Denn eine ſeiner Briefſtellen vom 26. December lautet wörtlich: „Geſtern erhielt ich die Einwilligung der Mutter.“ Am 13. Januar 1790 aber jubelt er: „und Hofrath bin ich geworden, wegen meiner Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſchen Ruhmes beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom, ſo daß ich meiner Frau doch wenigſtens einen anſtändigen Rang anzubieten habe, und das, was ſie verliert, weniger fühlbar wird.“

Auf das erfreulichſte hat ganz vor kurzem Schillers verehrte Tochter Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm die Schiller-Literatur bereichert durch ihr Werk: Schiller und Lotte. 1788. 1789. Mit zwei Portraits und Facſimile. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cottas Verlag. 1856.“ Dieſes Buch umfaßt die Blüthenzeit der Liebe beider Aeltern der Herausgeberin, die ſich in der Ueberzeugung nicht irrte: „daß allen Schiller zugewandten Herzen ihre Gabe willkommen ſein werde“, eine Gabe, die nur in dieſer Briefſammlung geboten werden konnte, und das Kronjuwel aller über Schillers Leben erſchienenen Schriften bildet, denn wie könnte ſich ein Dichterleben ſchöner offenbaren als in ſeiner Liebe!

In den Neunziger Jahren erlangte der Romanſchriftſteller Karl Gottlob Cramer einen großen Ruf in allen Kreiſen der Geſellſchaft, hohen und niedern, was man heutzutage kaum begreifen, noch weniger gern eingeſtehen wird, allein es war ſo. Die Freiheitbewegungen in Frankreich riefen auch in Deutſchland eine Freiſinnigkeit hervor, die ſich nur gar zu häufig als Rohheit kund gab. Nichts Neues unter der Sonne! Cramer ſchimpfte tüchtig auf die Höfe, ſtellte die Hofleute in ein lächerliches und verkehrtes Licht, ſchrieb derb und kernig und gewann ſich die Gunſt der Maſſen. Perſönlich war er jovial, ein munterer Geſellſchafter, ein Jagdfreund. Sein deutſcher Alcibiades, ſein Erasmus Schleicher machten großes Glück bei der Leſewelt. Wenn er grüßte, ſagte er „Servus! Servus!“ Geradeſo pflegte Karl Spindler zu grüßen.

Herzog Georg reiſte zum Beſuch an den Hof nach Weimar; Cramers Genialität, wie ſie ſich in ſeinen erſten, beſſern Werken kundgegeben, hatte in dem Gemüthe des ſelbſt genialen Fürſten verwandte Saiten berührt; er ließ Cramer von Naumburg, wo dieſer wohnte, nach Weimar kommen, fand Gefallen an ihm, bot ihm Beſtallung an, ernannte ihn zum Forſtrath und im Jahr 1795 überſiedelte Cramer nach Meiningen, wo er ein vom Herzoge erbautes Haus kaufte, das er wieder zurückgab, als er ſpäter als Lehrer an die Forſtacademie Dreißigacker verſetzt wurde. Cramer war ein ſehr guter Gelegenheitsdichter, und ſein Talent blieb nicht ungenutzt; leider drückten ihn bei kargem Einkommen, Sorgen und Schulden bis an ſein Lebensende nieder. Die Kritik hat ihr ſchonungslos ſtabbrechendes Scharfrichteramt hinlänglich gegen Cramers Schriften ausgeübt; er wurde der Sündenbock für viele, und doch war ſeine und ſeiner Zeitgenoſſen rüde Schreibweiſe und völlig ſtudienloſe Auffaſſung und Behandlung namentlich mittelalterlicher Stoffe nur ein Nachhall von Goethes Götz von Berlichingen, was auch Dr. Henneberger in dem oben mehrfach erwähnten Programm ſehr richtig andeutet. Und das Publikum, das damals die ſchlechten Bücher am liebſten las, iſt noch nicht ausgeſtorben.

Wie aber auch Fachgelehrte vom Herzog Georg geehrt wurden, davon nur ein Beiſpiel in einer Briefſtelle des berühmten Aſtronomen v. Zach vom 15. Juni 1800 an einen Freund: — — Ich hoffte, in Liebenstein einige Abendstunden arbeiten zu können, allein das Schicksal wollte es anders, ich wohnte nicht auf dem Liebenstein, sondern der Herzog von Meiningen liess mich unterwegs schon arretiren und ich musste mit aller Gewalt auf dem Schlosse Altenstein bey ihm wohnen.

Ein glänzender Stern ging dem Herzog, ging Meiningen auf in Jean Paul Friedrich Richter. Dieſer trat mitten aus den Kreiſen Berlins, wo Verehrung und Bewunderung ihn umgab, mit der Hoffnung auf eine zugeſicherte königliche Unterſtützung, die er indeß nie erhielt, und aus dem ruhmreichen Glanze Weimars, wo ſeiner Sittenſtrenge manches nicht zuſagte, in die kleine Thalſtadt Meiningen, ſeinen Schatz, ſeinen Himmel, ſeine Karoline hier freudig bergend, und lebte in angenehmſten Beziehungen zum Herzoge, wie zum Hofe, nicht minder auch zum genialen Erbprinzen Emil Auguſt von Gotha, den Verfaſſer des geiſtreichen Buches: „Ein Jahr in Arkadien,“ das gemüthvollſte Stillleben. Wie er ſich angezogen, angeſprochen fühlte, giebt ein Brief an Otto kund, den ſein Biograph und Neffe

Richard Otto Spazier unter mehreren andern mittheilt.

Meiningen, am 1. Februar 1802.

„Ich glaubte, daß nie ein Fürſt mein Freund werden würde, und das iſt beinahe der Herzog; ob ich gleich, ſo oft ich will, ſeine häuſigen Abendeinladungen verneine, faſt ſechs in jeder Woche. Er kommt oft zu uns. Neulich aß er ſogar bei uns. Freilich ließ er, weil's ſchnell ging, ſein Eſſen auch bald herholen. Er will mir ein Haus bauen, was der Himmel verhüte! weil ich hier kein ewiges ſuche.“ —

Nächſt dem Herzoge von Meiningen war es beſonders der kenntnißreiche Geolog, Vicepräſident und Conſiſtorialrath Joh. Ludw. Heim, des Herzogs Erzieher, der ſich dem Dichter innig befreundete und oft mit ihm zuſammen war, ebenſo der Regierungsrath von Donop, der Numismatiker, welcher, wie ſchon erwähnt, als Geheimerath und Kanzler ſtarb. Richter unterhielt auch noch nach ſeinem Weggange von Meiningen nach Coburg, wohin der Herzog von Sachſen-Coburg ihn berufen, mit ſeinen daſigen Freunden brieflichen Verkehr, und es mögen einige noch ungedruckte Briefe von ihm hier ſtehen, mit Beibehaltung von Richters eigenthümlicher Orthographie.

An Heim.

Coburg, den 21. Jun. 1803.

Citissime.

Mein unvergeßlicher Präſident und Sieſten-Gaſt! — Indem ich meine Dinten-Flaſche über dieſes Papier halte und ſtürze: kann kein Tropfen heraus, blos weil ſie ganz — vol iſt. Ich wolte, ich hätte weniger zu ſagen, ſo könt ich mehr ſagen. Unſere Freude und Lage mögen Sie aus meiner Caroline Brief an die Schwendler erſehen.

Das einzige, was ich Ihnen zu ſagen, Papier und Zeit habe, iſt, daß Kretſchmann nicht des Teufels lebendig iſt, ſondern ein herrlicher Kopf — ein rein durchſchreitender energiſcher (Präſidenten-) Karakter — ein von den Beſten geachteter Mann, der Antichriſt des Schlendrianiſchen Antichriſts, der kekſte Feind der Juſtiz-Kammer- und Hof-Wöchnerei und Spitzbüberei — und ein Mann der dadurch in kurzer Zeit vor ganz Deutſchland aus einem Unglückskometen zu einem Weiſen- und Glücksſtern werden wird, daß er ſeine ganze Organiſazion und alle Angriffe derſelben und alle fürſtlichen Briefe drucken läſſet.

Wenn Sie das Werk leſen, werden Sie vorn Ihren Namen hineinſchreiben und dabei ſetzen: sic pagina jungit amicos. Leben Sie wohl mein alter junger verehrungswürdiger Präſident! Schreiben Sie bald und jede Nachbarſchaft Ihres Herzens ſei von uns beiden herzlich gegrüßt. Richter.

An v. Donop, welcher damals auf ſeinem Gute Neuhof bei Coburg anweſend war.

Coburg, d. 30. Juli 1803.

Den herzlichſten Dank für Ihr Denken an Ihren Freund! Es ſoll mir mit Ihnen nicht, wie mit dem Herzoge, gehen, ſondern ich komme Montags früh. Ich käme ſchon Morgen, wenn ich nicht dem Miniſter Kretſchmann entgegenführe mit ſeiner Frau, den ich jetzt ſo dachte, als wäre ich — nicht ſowohl ſeine Creatur, ſondern gar — ſein Creator. Pferde auf eine bloſe Stunde weit braucht bei mir Niemand als Emma *). Ich freue mich innigſt, Sie Montags ſo lange zu ſehen, als die Sonne, und dann, wie dieſe, heimzugehen.

Gott geb' uns aber etwas zu trinken in Neuhof, ſowohl Vor- als Nachmittags.

Meinen Gruß an Ihre Schöne, was nur bei einem Ehemanne wie Sie, zugleich einen wahren und einen unſchuldigen Sinn hat. Wir freuen uns beide zu kommen

Ihr
1) Richter
und
2) deſſen Spitz.

Der Spitz des Dichters ſpielte bei ihm eine große Rolle. Als wegen des jagens der Hunde in der Feldflur der Herzog von Meiningen hatte verbieten laſſen, auf Spaziergängen deren mitzunehmen, verfaßte Richter eine drollige Eingabe im Namen ſeines Hundes an den Herzog, worin der Spitz bat, ſeinem Chef auf den Spaziergängen nach den Vergnügungsorten Welkershauſen und Grimmenthal folgen zu dürfen, zumal er ſo wenig von der Jagd verſtehe, als ſein Prinzipal, und da er deſſen einziger Viehſtand ſei, ſeine Poularderie, Faſanerie und ſein Wappenthier, und da der Herzog ihn gewiß halb ſo liebe als Richter den Herzog u. ſ. w., ſo verſehe er ſich zu ſeinem Glücks- und Hundsſtern, früher, als er zu Schuhen zugeſchnitten werde, auf anderen Füßen als auf fremden, vor das

---

*) Das in Meiningen geborene erſte Töchterchen.

Thor zu kommen. — Man gewahrt den heitern und feſſelfreien Standpunkt, den der Dichter dem Herzoge gegenüber einnahm, gleichwohl hielt ihn Meiningen nicht über die Dauer eines Jahres, aber er lenkte dieſer Stadt einen andern edeln Dichtergenius zu, Ernſt Wagner. Richter hatte dieſen kennen und lieben gelernt, Wagner machte ihn zu ſeinem Vertrauten in allem. Er war Pfarrerſohn, Juriſt und auf dem Freiherrl. v. Wechmarſchen Gute zu Roßdorf Aktuar und Gerichtshalter. Sein Geiſt nahm gleich bei ſeinem erſten Auftreten einen hohen, genialen Flug, hob ihn hoch über die Romanſchriftſteller von Cramers Art und Kunſt. Ein Ideal ſchwebte ihm vor, beſchäftigte ihn wachend und im Traume: Eine deutſche Kunſtſchule, zu der er allerlei Pläne machte, welche leider keinen Anklang fanden. Fr. Moſengeil, der Wagner befreundet war, ſeine Schriften herausgab und ihm eine Biographie widmete, ſagt uns, daß wahrſcheinlich Jean Paul es geweſen, der Wagner dem Herzoge empfohlen habe. Dieſer kannte den Plan, Moſengeil ſpricht ausführlich darüber, (E. W. Schriften, Leipzig, 1828. Bd. 11. S. 85 u. f.) und führt Stellen aus einem ſpäteren Briefe W. an den Herzog von M. an, darin W. nochmals jenen erſuchte, des Planes ſich anzunehmen. Letzterer war bereits im

Mai 1802 vom Dichter entworfen worden, als Ort zur Ausführung ſchwebte ihn erſt Würzburg, dann Bamberg vor, jetzt ſollte es Meiningen werden, und im October überſendete er ſeinen Entwurf dem Herzog mit zwei ausführlich erläuternden Schreiben, welche manche ſchöne, und im Bezug auf damalige Anſichten von deutſchen Literatur- und Kunſtverhältniſſen bedeutende Stelle enthalten, ich führe einige derſelben an.

„Paul Richter, mit dem ich in Meiningen bekannt worden, hatte mir mündliche und ſchriftliche Proben einer aufrichtigen Zuneigung gegeben. Ich machte ihn auch jetzt zu meinem Vertrauten, und überſandte ihm das Mſct. mit der Bitte um ſeinen Rath. Dieſer warme, edle, liebenswürdige Menſch zog mich durch ſeine Antwort näher, und, gewiß auf ewig, an ſein reines Herz. Nach einer ſchönen, mühſamen Kritik rieth er mir, „zwar dem großen Ziele nachzujagen, aber meine Zukunft noch nicht ſogleich an dieſe ſchöne Pſyche zu verkaufen, da ich Hausvater und die Rechnung auf die Deutſchen zu ſtark gemacht ſey. Vor allen Dingen ſolle ich an Goethe ſchreiben, der mir doch am beſten helfen werde." Hierauf ſpricht Wagner über Goethes „bekannten Hang zur Verachtung, ſeinen Kunſtdespotismus," und fährt fort: „Goethe iſt einer unſrer Ariſtarchen, ſo wie ich ihm mich und meine Sache übergebe, muß er natürlicherweiſe das ganze Werk umſchließen. Sobald aber an der Spitze einer Hauptaktion irgend ein bedeutender großer Name ſteht, ſo geht bekanntlich das deutſche Publikum — in partes!“ Ferner fragt er: „Muß Goethe bei jeder Kunſtmotion vorangehen? Geht der Weg zum Heil der Kunſt nur durch ſeine Lippen? Und doch — ich mußte mir es geſtehen, — würde auch jeder andere Künſtler mich, ſo wie Richter, lediglich an Goethe, d. h. an das Generalpachtamt des Geſchmacks, gewieſen haben.“

Solche übermächtige Gewalt und Herrſchaft über die denkenden Geiſter der Nation übte ſchon damals, 1803, Goethe aus, und man darf nicht glauben, daß Wagner aus perſönlicher Abneigung gegen den geiſtigen Titanen ſich alſo ausſprach; — im Weiterverlaufe ſeines langen Schreibens äußert er ſich über den fürſtlichen Schutz der Künſte, und ſagt, daß ſelbſt Goethe ſeine äußere Kunſtgröße, ja einen Theil der innern, dieſem verdanke. „Ohne jenen ſehr beſtimmten, alle Angriffe zurückweiſenden Schutz ſeines edeln Herzogs wäre dieſer herrliche, koloſſaliſche Geiſt ſicherlich bald ermattet.“

Mit Begeiſterung nennt Wagner die Kunſt eine „edle Fürſtentochter.“ — „Der römiſche Bilderſtürmer“ ſchreibt er: „war ſicherlich ein Baſtard, und die edlen unvergeßlichen Medizeer, die man für ihre Kunſtliebe — ermordete, werden für die Nachwelt ewig die Blüthe des wälſchen Adels bleiben.“

„Wie elend war ſelbſt die demokratiſche Regierung in Frankreich! Und wie erhaben erſcheint dagegen jede Kunſt! Fünfhundert Uſurpatoren treten die Künſte und Wiſſenſchaften in den Staub — aber der geborene König zieht mit Pracht zu den Thoren ſeiner Stadt ein: die Wiſſenſchaft erkennt mit Jauchzen den gewohnten Vater und die Künſte blühen ſchon im Triumphbogen dem Erhabenen wieder entgegen.“

Nach weitläuftiger Aufzählung des Geſchickes ſeines Kunſtplanes am kurfürſtlichen Hofe zu München, ſetzt Wagner auseinander, was gegen und was für die Errichtung der Kunſtſchule in Meiningen ſelbſt irgend anzuführen war, und verwebt dieſe Auseinanderſetzungen mit Hinweiſungen auf den Plan ſelbſt, der ihn ſo ſehr erfüllte, daß er entſchloſſen war, ſein Dienſtverhältniß aufzugeben, und in eine Stadt zu ziehen, doch bittet er den Herzog um Verſchwiegenheit in dieſer letzteren Angelegenheit.

Herzog Georg konnte ſeiner Reſidenz und ſeinem Lande die großen Opfer nicht bringen, welche die Ausführung des Wagnerſchen Kunſtplanes erforderte, aber er erkannte den ſtrebenden edeln Geiſt des Dichters, und berief ihn im December deſſelben Jahres als Kabinetsſecretair in ſeinen perſönlichen Dienſt. In einem rührend ſchönen Briefe dankte Wagner, der die Stelle enthielt:

> „Meine Zeit fliegt jetzt unter großer Mühſeligkeit vorüber — aber ſeit geſtern hebt ſich ſchon mein Auge heiterer, zu einem beſtimmten Geſichtspunkte empor, und jede Minute wird mir um ſo koſtbarer, je näher ſie mich dem Glücke führt, mich Euer Herzogl. Durchl. unterthänigſt darzuſtellen.“
>
> „Auch meine Kinder kennen ihr Glück. In freudigem Jubel verlangten ſie die höchſten Namenszüge zu ſehen, zu küſſen — und mit dem Vater liſpelten ſie ſtill jene Gedanken den Wolken zu, für deren Ausdruck der Reichthum irdiſcher Sprachen verarmt.“

Eine Welt voll Hoffnung glühte auf in des Dichters Seele. An der Seite eines allgemein verehrten, ja wahrhaft geliebten Fürſten ſollte er leben, arbeiten, ſich geiſtvollen Umganges des hochgebildeten Hofkreiſes erfreuen, den Kindern konnte er eine beſſere Ausbildung angedeihen laſſen, die Reſidenz, ſo klein ſie war, lockte mit unſaglichem Reiz; der fürſtliche Mäcen verſtand es ſo ganz, ſich Herzen zu gewinnen, zu verpflichten. — Im Februar deſſelben Jahres (1803) ſchrieb unter anderm der Herzog an den berühmten Maler Reinhardt in Rom, den er zwei Jahre als lieben Gaſt bei ſich in Meiningen geſehen.

„Ihr Brief, lieber Reinhardt, hat mich ſehr angenehm überraſcht. Wirklich glaubte ich mich Ihrem Gedächtniß entwichen, und ob ich zwar immer den lebhafteſten Antheil an allem nahm, was Sie anging, ſo wollte ich doch nicht durch einen Brief Ihre ſüßen Träume unterbrechen. Wie könnte ich mir verzeihen, einen Menſchen aus dem Schlummer unter duftenden Orangenbäumen zu wecken!

„Kennſt du das Land —“

„Doch ich kenne auch ein Land, in dem ſind wir geboren, es heißet Deutſchland. Keine Orangenwälder, keine Aloen und Zypreſſen, aber Menſchen. Die Landſchaft iſt nicht ſo ſchön, aber beſſer ſtaffiret. Kein ſo reiner Himmel als Italien, aber reinere Herzen. Man hat uns unſer Vaterland zwar etwas unkenntlich gemacht, aber das alte Blut, die Nahrung unſrer Herzen, konnten ſie uns nicht nehmen. Hier in meinem Buſen wallt Ihnen auch noch vaterländiſches Blut entgegen, und dieſe Rechte will ich Ihnen mit Freuden reichen, ſehe ich Sie wieder im Vaterland. Wolan, zwölf Jahre iſt lang genug dem wärmern Klima gezollt. Laſſen Sie die Stimme, die Ihnen aus wüſterer Gegend zuruft: hier iſt auch ein Herz für Dich, komm zu mir! — nicht umſonſt rufen. Um Ihnen das Kommen zu erleichtern, will ich die Reiſekoſten hierher übernehmen, dafür beſuchen Sie mich den Sommer auf dem Altenſtein, und zeichnen mir dort nach der deutſchen Natur, und wohnen dort bei mir, verſteht ſich. Wir wollen uns dann unſrer Fußreiſe wieder erinnern. Die Gegend um den Altenſtein werden Sie etwas verändert finden. Doch hoffe ich, ſoll Ihnen der Aufenthalt daſelbſt nicht gereuen. Mit wahrer Sehnſucht erwarte ich Sie und keine abſchlägliche Antwort. Alſo auf Wiederſehen Freund.

Der Ihrige
G. D. S.“

Die Bekanntſchaft Herzog Georgs hatte Reinhardt zu Leipzig in Reichels Garten gemacht, war nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien zu Dresden nach Meiningen gekommen, wollte da drei Monate verweilen, und blieb zwei Jahre, dann ging er nach Rom. Da ſeines Meininger Aufenthaltes überall nur flüchtig oder gar nicht gedacht iſt, und da es ſtets anziehend iſt, von hervorragenden Talenten auch Perſönliches näher zu kennen, ſo will ich zur Ergänzung biographiſcher Artikel in dieſem und jenem Converſations- oder Künſtler-Lexicon einiges Nähere über Reinhardt beibringen.

Johann Chriſtian Reinhardt war 1761 in der Nähe von Hof, nach andern zu Baireuth, geboren, ſtudirte in Leipzig Theologie, ließ dieſes Studium jedoch fallen, und legte ſich unter Oeſers Leitung auf die Zeichnenkunſt und Malerei. Eines Tages zur Leipziger Meßzeit weilte R. in Reichels Garten, und ſah dort zwei Fremde Arm in Arm ſich ergehen, von denen der eine ihm auffiel und durch ſein ganzes Weſen ihn mächtig anzog; die Herren unterhielten ſich in ernſten Geſprächen, und ſchienen, obſchon ſie ſehr einfach gekleidet gingen, doch hohen Ranges. Dies beſtätigte auf Reinhardts Frage ein anderer Gaſt des Gartens, und ſagte, es ſeien jene Herren der Kurfürſt Friedrich Auguſt zu Sachſen und der Herzog von Meiningen. Reinhardt vollendete ſeine academiſchen Studien zu Dresden, beſchloß eine Reiſe nach Rom, und traf auf dieſer in Meiningen ein. Als der junge Künſtler in Meiningen angekommen war, verlangte es ihn, dem Herzoge ſeine Hochachtung zu bezeugen, er begab ſich nach dem Reſidenzſchloß, um eine Audienz zu erbitten, erfuhr aber, daß der Herzog im Park verweile, wo er jedermann ſpräche, der ihn gern ſprechen wolle. Dies war Reinhardt ungemein erwünſcht; er hatte nach Art der Leute, die vom Hofleben keine richtigen Begriffe haben, gefürchtet, der Herzog werde ihn mit Band und Ordensſtern, umgeben von allen Cavalieren, empfangen, und nun ſollte er ihm, wie beim erſtenmale, in einfacher Tracht wieder in einem Garten, begegnen.

Er ſtellte ſich ehrerbietig vor, bat um Entſchuldigung, wenn er vielleicht zu ungeeigneter Stunde nahe, ſprach, daß er des guten und rühmlichen ſo viel vom Herzoge gehört habe, daß ein mächtiger Trieb, der im Buſen ihm glühe, ihn nach Meiningen geführt. Feſt und gütevoll weilte des Herzogs Blick auf dem friſchen Künſtlerjüngling, der eine blühende Antinous-Geſtalt mit römiſchem Profil, in athletiſcher Kraftfülle vor ihm ſtand, und auch mit wohllautendem Sprachorgan, mit ſonorer Stimme begabt war.

Der Herzog fragte ihn über ſeinen Beruf, und als R. ſagte, daß er Maler ſei und nach Rom zu reiſen gedenke, ſo flammte des Herzogs Blick freudiger auf, und er ſprach ein herzliches: „Ich wünſch' Euch Glück!“

Der Künſtler glaubte, dies ſolle das Wort der Entlaſſung ſein, und wollte ſich zurückziehen, allein der Herzog ging näher auf den Reiſeplan ein, und äußerte ſich über Rom. R. bat, ihm wo möglich eine Empfehlung dorthin zu verſchaffen, welche der Herzog verſprach, doch den Maler einlud, einige Zeit als ſein Gaſt in Meiningen zu verweilen. Freudig ſagte ſich Reinhardt auf drei Monate zu, und lebte ſich mit Leichtigkeit in das Hof- und Stadtleben Meiningens ein. Er war in allen Kreiſen gern geſehen, manch verlangender Blick weilte auf der ſchönen männlichen Geſtalt; er war im Umgange witzig, geiſtreich, lebhaft, und verſtand nicht minder wie ſein fürſtlicher Gönner ſelbſt, die Hohlheit gewiſſer Idioten mit ſcharfem Spotte zum ſchweigen zu bringen. Sein Geiſt war dem Idealen zugewendet, daher näherte ſich ihm auch Schiller gern, und ſchrieb über ihn: „Mit Reinhardt war ich oft zuſammen, er iſt noch ganz der alte und brave Kerl. Jetzt geht all ſein Dichten und Trachten auf Italien. Er hat mich gezeichnet und ziemlich getroffen. Wir haben uns hier noch genauer kennen gelernt, ich bin ihm recht gut.“ Folglich hatte Schiller Reinhardts Bekanntſchaft ſchon früher gemacht. In der Kunſt war Reinhardt ein treuer Sohn und

Jünger der Natur. Er verſtand es, auch den minder großartigen Landſchaftpartieen der Gegend um Meiningen maleriſche Reize zu verleihen, und zeichnete von dieſen, wie von denen um Altenſtein, eine große Anzahl Blätter für den Herzog. Auch die Karrikatur gelang ihm meiſterhaft, und er feſſelte wahrhaft Hogarthſche Gedanken mit dem Stifte aufs Papier. Noch erhalten viele Handzeichnungen in den herzogl. Sammlungen, wie in einigen Privatſammlungen ſein Andenken, und ſein Name iſt in Meiningen noch nicht verklungen. Nie fehlte Reinhardt bei Luſtpartieen, er war ein gern geſehener Theilnehmer an ſolchen, weniger gern ſah man ihn in Spielzimmern, denn er, wie die meiſten genialen Menſchen dem Kartenſpiel abhold, neckte und ſtörte hier ungemein gern. So auch war er auf Bällen nicht wohl zu gebrauchen, denn er tanzte nicht, um ſo lieber gab er ſich geiſtvoller Unterhaltung hin, und verband mit liebenswürdigem Anſtand gediegene Bildung. So wurden aus den drei Monaten ſeines Aufenthaltes zwei Jahre, und der Herzog rieth ihm endlich ſelbſt, ſein Künſtlerziel nicht aus den Augen zu verlieren, und unterſtützte ihn namhaft. Ungern ſahen Reinhardts Freunde ihn 1789 endlich ſcheiden.

Neben ihm, dem ausgezeichneten Landſchaftmaler und geiſtvollen Radierer, waren noch künſtleriſch in Meiningen gleichzeitig thätig der herzogl. Braunſchweigiſche, ſpäter auch Badenſche Hofmaler Johann Heinrich Schröder, aus Meiningen ſelbſt. Er ſtarb 1812. Von ihm iſt die Zeichnung des gelungenſten Portraits des Herzogs zum Jahrgang 1805 des H. S. C. Meiningenſchen Taſchenbuchs, geſtochen von H. Lips. Dann der Kabinetsmaler Bach, auch gleich Schröder, ſehr tüchtiger Portraitmaler in Oel und im Paſtell, der im Jahre 1825 ſein 50jähriges und 1835 ſein 60jähriges Schützen-Jubiläum feierte. Der Kupferſtecher Thierry, der manches gelungene Landſchaftbild radierte, der Hofbildhauer Müller, den der Herzog mit Anfertigung zahlreicher Büſten und ornamentaler Gegenſtände beſchäftigte, Vater des jetzt rühmlich thätigen Hofbildhauer Ferdinand Müller in Meiningen, dem u. a. Schloß Landsberg manchen künſtleriſch gelungenen Ausſchmuck an Statuetten und plaſtiſchen Frieſen dankt. Die Verſchönerungen der Umgebungen des Schloſſes und der Stadt durch Anlagen, Alleen, Esplanaden dauerten fort, ſo daß in der kleinen Stadt die ſchönen Künſte nach jeder Richtung hin vertreten waren, und auch in ihrer Vereinigung, im Bühnenleben, erfreuten ſie ſich unter Herzog Georg antheilnahmevoller dauernder Gunſt und lebhafter Förderung. Das unter V. erwähnte Liebhabertheater beſtand fort, man ſpielte mit unermüdlichem Eifer zum Beſten der Armen, doch gaben auch bisweilen auswärtige Geſellſchaften, wie 1785 die Schönemannſche, 1787 die Sondershäuſiſche, welche die im Januar erfolgte Vermählung der verwittweten Herzogin Louiſe mit Herzog Friedrich Eugen Heinrich von Würtemberg verherrlichen half, 1790 die Weber'ſche theatraliſche Vorſtellungen. Im Winter 1792 auf 1793 war die Liebhabertheatergeſellſchaft ſo thätig, daß ſie vom 25. September 1792 bis zum 2. April 1793 24 Vorſtellungen gab und theilweiſe wiederholte, darunter das Räuſchchen von Bretzner, die Sonnenjungfrau von Kotzebue, der Deutſche Hausvater vom Reichsfreiherrn v. Gemmingen, und 600 Gulden einnahm, von denen 239½ Fl. an die Armenkaſſe abgegeben wurden. Am Ende des Jahres 1794 waren wieder nahe an 700 Gulden eingenommen worden. Man wagte ſich ſelbſt an Ballet, Operette und Ritterſchauſpiel, wie Ludwig der Springer und Otto der Schütz, aber auch gediegenere Stücke, Ifflands Jäger und die Hageſtolzen, kamen zur Aufführung. Hin und wieder nahmen aufs neue Herren des Hofes Theil an den Rollen, z. B. von Donop, von Türk, von Steinrück, und der freundliche Beſeeler des Ganzen, der Herzog Georg, trat öfter ſelbſt mit auf, ſo im Räuſchchen als Kaufmann Buſch, 3 mal in der Sonnenjungfrau als Feldherr Rolla, im Bettler Titelrolle, im Deutſchen Hausvater Maler Wermann, in Otto der Schütz Titelrolle, 4 mal im Rothkäppchen Emmerich Landau, 5 mal in der Tochter der Natur von Lafontaine: Obriſt von Wallborn. Im Sommer 1795 ſpielte die Haßloch'ſche Schauſpielergeſellſchaft mit vielem Beifall auf der herzoglichen Bühne u. ſ. w. Auch der berühmte Marionettenſpieler Geiſſelbrecht erfreute Meiningens große und kleine Kinder mit ſeiner Wandelbühne einigemale zu jener Zeit.

Unter jüngeren, aufſtrebenden Dichtern, welche in dieſer Periode neben Jean Paul, Cramer und Wagner ſich bekannt zu machen ſuchten, waren der Hofkollaborator Emmrich, der als Oberhofprediger ſtarb, und der Kandidat J. C. Ihling. Der erſtgenannte beſaß tiefes Gefühl, lyriſchen Schwung und edle Begeiſterung, war auch als Prediger ausgezeichnet; beide traten in die ſpätere Zeit ein, jeder in ſeiner Sphäre noch lange wirkſam. Auch der Archäolog Dr. Sickler zu Hildburghauſen kam öfters nach Meiningen und beſang Liebenſtein in einem beſondern Gedichte. Mit Reinhardt, den er hier kennen lernte, gab r ſpäter einen „Künſtleralmanach“ heraus. So ſtand s um die Blüthenzeit der Künſte in Meiningen, die ine gemüthvolle, lebensfriſche und fröhliche war, als ie unerwartet raſch erſchüttert, ja faſt vernichtet wurde. Ernſt Wagner hatte ſeine Stelle noch nicht angetreten, die er im December 1803 durch das herzogliche, in den gnädigſten, anerkennendſten Ausdrücken abgefaßte Decret empfing, als noch in demſelben Monate der Pfeil des Todes den edlen Herzog traf, wodurch Stadt und Land in die tiefſte Trauer verſetzt wurden. Selten wird ein Fürſt ſo beweint werden, wie Herzog Georg beweint wurde, der im vollen Sinne des Wortes ſich beſtrebte, ein Vater des Vaterlandes zu werden, und es wirklich war. Seine Wittwe, Herzogin Luiſe Eleonore, Obervormünderin über ihre drei Kinder und Landesregentin, hielt Ernſt Wagner das ihm gegebene Wort ihres fürſtlichen Gemahls, obſchon ſie ſeiner als Kabinetsſecretairs ſich nicht bediente. Er verwaltete die herzogliche Privatbibliothek, die neben der großen öffentlichen viele gute Werke umfaßte, denn Herzog Georg las viel und gern, und es waren, neben vielen wiſſenſchaftlichen Werken, faſt alle neuen Erſcheinungen der Zeit, namentlich im Bereiche des Romanes und der Schaubühne, angeſchafft worden.

An die Stelle des ſo früh geſchiedenen fürſtlichen Freundes erweckte das Schickſal Ernſt Wagner einen andern, den ſchwärmeriſchen Herzog Emil Auguſt zu S. Coburg-Gotha, obſchon dieſe Freundſchaft in eine etwas ſpätere Zeitperiode fällt. Die liebevollen, weichzärtlichen Briefe dieſes Herzogs hat Fr. Moſengeil im oben angeführten Werke abdrucken laſſen. Der vierte derſelben, ganz eigenhändig auf einem mit Goldzier umrandeten Klein-Octavblättchen, höchſt characteriſtiſch, iſt aber dort im Druck in auffallender Weiſe verändert worden. Ich theile ihn in ſeiner Urſprünglichkeit mit.

Gotha, 16. July. 1810.

„Sehen Sie, alter Ernſt, ſo ſind ſie geliebt, Sidonie, die mild liebliche*), ſchwebt bang lockend über Ihrem Krankenlager und weht mit ſträubendem Fittig Friede und Kühlung in Ihre Fiebergluth, armer, ſiechender Freund! Ach! ſie bebt, ſie fürchtet jedes Weh, was Sie betreffen könnte, und könnte mit mir zürnen, und könnte mich von Ihnen trennen, und möchte Sie, Wagner, mit ihrem Gefieder decken und wünſchte ſie in ſtärkendem kurzem Schlummer einzulullen, um Sie mit ſchweſterlichen Liebkoſungen neu geſtärkt und friſch belebt und geneſend wieder aufwecken zu können**).

---

*) Bei M.: In bangen Sorgen ſchwebt die Engelgute über Ihrem Krankenbette u. ſ. f.

**) Statt dieſes Satzes hat M. folgendermaßen verändert: — fürchtet jedes Weh, was Sie betreffen könnte, und möchte Sie mit ihren Engelsſchwingen decken, und wünſchte Sie in erquickenden Schlummer einzulullen. Ebenſo noch mehrere willkürliche Abänderungen, z. B.: Ihr hohes Dornenneſt, kranker Aar! — von ſtürzt bis trägt iſt bei M. alles hinweggelaſſen.

Auch ich liebe Sie, Ernſt, ja gewiß, ich liebe Sie, Freund! doch meine Minne iſt nicht ſo mild, ſo jungfräulich, wie die meiner Geliebten, ich möchte Ihnen beweiſen können, daß Sie nicht leiden, daß Sie nach mir ſterben werden, auch wie eine geſiederte Mutter umrauſch' ich mit roſenrothen Rieſen-Schwingen Ihr Dornen-Neſt, auch möchte ich Sie, Ihnen niemals Zeit zu Schmerz und Leiden laſſend, zwitſchernd und ſpielend, zwingen, Ihre neuen Kräfte zu erproben, und ſchmolle und zanke, klage und zürne, wenn Ihre Geneſung nicht ſo ſchnell vorwärts ſchreitet, als mein hoffender Flug aufwärts. Ja, Sie machen mich oft recht ungeduldig, und ich möchte Sie aus dem Faulheitsbette hinausbeißen, wie die Adlermutter ihr träges Junge von dem hohen Felſen herunter in den reinen freyen Aether ſtürzt, zürnt, erbebt, und es dann auf ſtarkem, liebendem Fittig ſelbſt wieder auf den weichen Daun trägt. Meine Furcht iſt Zorn über das Böſe, was Sie betrifft, Sidoniens Furcht aber iſt Klage und Gebet; nehmen Sie ſo, lieber Wagner, aber nicht wie böſe Ahnung, beyliegenden Brief.

Emile.

Wo ſchwärmt jetzt noch ein deutſches Fürſtenherz für einen deutſchen Dichter in gleicher Liebe? Wie ſelten ſchreiben Fürſten noch an Künſtler, wie Herzog Georg an den Maler Reinhardt? Auch jene Zeit war eine gewaltig bewegte, auch in ihr ein aufſtreben, ein ringen nach Freiheit, ein Kampf gegen veraltete Mißbräuche und gegen die Herrſchaft der Willkür auch in Deutſchland — aber die Welt war damals noch ungleich reicher an Pietät, an Freundſchaft, an Liebe, an Anerkennung des Genius, mochte der Genius auf Thronen ſich finden, oder in einſamer Dachſtube — als in unſerer troſtlos nüchternen Gegenwart. Undank und Verrath ſäeten ſeitdem in der Fürſten Herzen das Mißtrauen, die Politik überwucherte alle zarten Blumen des Gemüthes, ein üppig frecher, ſtechender Diſtelwald; vom Hofleben floh die gemüthliche Freude, das Volksleben geſtaltete ſich ſo, daß es die Annäherung der Fürſten abſtieß, und die guten Genien der Völker neigten ſich weinend über die Graburnen einer beſſern Vergangenheit.

Nach allem, was hier wahrheittreu über Sinnesart und Charakter des Herzogs Georg ausgeſprochen iſt, möchte es faſt ungeeignet erſcheinen, noch des über alle Maaßen trivialen Geſchreibſels des Herrn Dr. Eduard Vehſe über dieſen Fürſten in ſeiner Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen. Th. 2. S. 144 u. f. zu gedenken. Die ganze Signatur der Geiſtesarmuth charakteriſirt jene Mittheilungen. Den „Meininger Park und das freundliche Bad Liebenſtein“ nennt der Verfaſſer, der ſich jeder Quellenforſchung an Ort und Stelle enthalten hat, die Hauptſchöpfungen des Herzogs. Von der Forſtakademie Dreißigacker weiß er weiter nichts zu ſagen, als daß Carl Gottlob Cramer an derſelben als Lehrer angeſtellt war. Mit Wohlgefallen werden einige nicht eben ſchmeichelhafte Aeußerungen Schillers und Jean Pauls hervorgehoben. Der letztere hatte an ſeinen Freund Otto geſchrieben: „der Herzog habe viel Sinn und Kenntniß und Güte, aber wie hier (in Meiningen nämlich) Niemand, keine Poeſie und Philoſophie.“ Daß der Herzog Poeſie tief im Gemüthe trug, weiß ich zufällig beſſer, wie Jean Paul, fühle mich aber nicht berechtigt, damit an die große Glocke des Tages zu ſchlagen, und was die Philoſophie betrifft, ſo iſt dieſe ein Begriff, ſo weit wie die weiteſte Gaukeltaſche, und es iſt außerordentlich ſehr die Frage, ob es als ein Vorwurf für einen Ort gelten kann, daß er keine Philoſophie, d. h. keine Philoſophen beſitze? Mir ſind Philoſophen bekannt, deren Verſtand man immerhin in das allgemeine Kirchengebet einſchließen dürfte, oder in die Litanei dicht vor das: „bewahr' uns lieber Herre Gott!“

Weil ſich nicht den Herzog Georg zu S. Meiningen betreffende Scandal-Libelle à la Mémoires d'une jeune Grecque und ſonſtiges zu bogenlanger Ausbeute darboten, Bogen aber doch gefüllt ſein wollten, ſo griff Herr Dr. Vehſe nach einem breitgetretenen verunglimpfenden Berichte über den Herzog und über Meiningen, den ein Touriſt aus Hamburg, Ludwig von Heß, in ſeinem Buche: „Durchflüge durch Deutſchland, Hamburg, 1793“ veröffentlichte. Dieſer ſonſt ganz gewandte Schriftſteller kam im Jahre 1789 zu Fuße nach Meiningen, gerieth daſelbſt gleich mit dem Thorſchreiber in unangenehmen Wortwechſel, der ihn wegen ſchlechten Anzuges und patzigen Weſens wahrſcheinlich nicht für einen wohlgeſitteten Bürger der freien Reichsſtadt Hamburg hielt, und ergoß dann ſeine vier Jahre lang mit ſich herumgetragene Galle a. a. O. viele Seiten lang über den Herzog und die gute Stadt Meiningen. Wenn jeder Reiſende Thorſchreiberquerelen hätte in die Welt ſchreiben wollen, ſo bot der Haarzopf der deutſchen Umſtandskrämerei und Paßquälerei gar viele Jahrzehnte ſpäter immer noch zu dergleichen den reichhaltigſten Stoff, und was damals für Reiſende in Meiningen läſtig war, war es überall und noch lange nachher.

Einige Gelehrte Meiningens, der Arzt Dr. Jahn und der oben genannte Rath ꝛc. Walch ließen ſich herbei, mit Herrn von Heß über ſeine Aeußerungen öffentlich anzubinden, und gaben ſo dem Manne die willkommenſte Gelegenheit, ſich noch weitſchweifiger in unerquicklicher Weiſe auszulaſſen — und mit dieſem ganzen alten, längſtvergeſſenen Kohl von 1793 ſpeiſte auf nicht weniger als vierzehn Seiten Herr Dr. Vehſe ſeine Leſer im Jahre 1854! —

Ich erwähnte oben einiger jüngeren Dichter Meiningens, deren Jugendzeit noch in die Zeit Herzog

Georgs fiel, und ſie dürfen in der Literaturgeſchichte des Meininger Landes mindeſtens nicht fehlen. Georg Karl Friedrich Emmrich wurde am 25. Januar 1773 geboren, ſtudierte in Göttingen Theologie, wurde 1794 ſchon Candidat des Predigtamtes und 1796 Tertius, ſpäter Collaborator, dann Conrektor am Lyceum zu Meiningen, wurde 1801 zum Unterrichte der beiden Prinzeſſinnen Töchter Herzog Georgs berufen, und erhielt vom Herzoge 1802 die Collaboratorſtelle an der Hofkirche zugetheilt, bei welcher er von 1804 als Hofkaplan, von 1816 als Hofprediger und von 1830 an als Oberhofprediger durch 35 Jahre in treuer Amtsführung beharrte. Mit Vorliebe war Emmrich nicht blos Lehrer und Seelſorger, er war auch Dichter von mehr als gewöhnlicher Begabung und nicht minder Geſchichtsforſcher. Letztere Richtung bethätigte er als fortſetzender Herausgeber des von Herzog Georg begründeten Meiningenſchen „Gemeinnützigen Taſchenbuches," in welches er vom Anfange an ſchon Beiträge geliefert hatte, und deſſen vierten Jahrgang (1805) er mit der Biographie Herzog Georgs füllte — ſo wie ſpäter durch zahlreiche Beiträge und Arbeiten für die Encyclopädie von Erſch und Gruber, B. Voigts Regenten-Almanach und Nekrolog, durch die Begründung einer Zeitſchrift in zwangloſen Heften: „Vaterländiſches Archiv," und vieles andere. Seine „Gedichte, Meiningen, 1807," zeichnen ſich durch großen Wohllaut der Sprache, durch Formvollendung und durch Gedankenfülle aus. Er beherrſchte Metrum und Reim mit großer Gewandtheit, doch erkennt man in ſeinen Gedichten manches Vorbild aus den berühmten Genoſſen ſeiner Zeit: Bürger und Schiller, Hölty und Matthiſſon, Schubert und andere ſprechen aus manchem Anklang. Häufig mußte ſeine Muſe ſich freundlichem Vertrauen gefällig zeigen, bald mit jubeln, bald mit trauern, und er fühlte wohl oft im Stillen, ohne den Muth zu einem „Nein!" zu haben, das läſtige ſolchen vielfachen Anſinnens; ich vergeſſe nie, wie er bei einem Beſuche, bei dem ich mich ihm zum erſtenmale vorſtellte, mich begleitend noch auf der Treppe mir die Hand reichte und ſagte: „Was Sie thun — gehen Sie ſo viel als möglich der Gelegenheitsdichterei aus dem Wege!" Auch Emmrich war mit Reinwald ſehr befreundet, und beide theilten einander gegenſeitig ihre Arbeiten mit. Aber ſein Beruf, der ihn ganz erfüllte, ließ unausgeſetzte Poeſiepflege nicht zu, und ſo blieb nur das eine Bändchen Gedichte ſein poetiſches Denkmal.

Emmrich, als Kanzelredner außerordentlich beliebt, ſtarb am 10. Mai 1837; ſein älteſter Sohn, der Arzt Dr. Friedrich Emmrich gab einige Bände trefflicher Predigten aus des Vaters Nachlaſſe heraus, und das oben erwähnte Archiv enthält Th. II. von S. 329 an die Biographie des Verewigten.

Poetiſch nach außen hin fruchtbarer, aber minder talentvoll als Emmrich war Dr. Johann Caspar Ihling. Indeſſen ihn mit Stillſchweigen zu übergehen, dürfte mir den Vorwurf abſichtlicher Unterſchlagung eines ſogenannten „vaterländiſchen Dichters“ — beiläufig ein zweideutiger Ausdruck, mit dem man eben ſo gern als mit Unrecht manchen Poeten in Provinzgrenzen einpferchte — zuziehen.

Ihling war am 14. October 1780 zu Sonneberg im Meininger Oberlande geboren, ſtudirte alte Sprachen und Theologie, wurde Candidat der letzteren, dann 1805 Tertius am Lyceum zu Meiningen, 1807 Conrektor, 1812 Rektor, 1821 zum Profeſſor ernannt, 1835 in Ruheſtand verſetzt, und ſtarb am 20. November 1838.

Was Ihling als Schulmann war, wirkte und leiſtete, iſt in Meiningen immer noch im Andenken. Als ſolcher ſchrieb er eine Anzahl Programme, darunter auch einige deutſche, poetiſche. Er baute nach den alten Regeln der klaſſiſchen Metrik recht leidlich ſchulgerechte Hexameter und Diſtichen, war ein großer Freund der Poeſie, und überſchätzte vielleicht ein wenig ſeine eigene.

Schon als Candidat trat er nach dem Tode Herzog Georgs mit einem kleinen elegiſchen Gedichte „Denkmal und Opfer den Manen Georgs“ (29. Dec. 1803) hervor, in welchem er über den verſtorbenen Herzog, der auch ſein Wohlthäter, wie der Wohlthäter ſo vieler geweſen war, ſich dankbar äußerte:

„Huldreich hat mir der Edle den Pfad durch's Leben geebnet,
Und mit ſegnender Hand mich zu den Muſen geführt.“

Als zweites Kind der Ihling'ſchen Muſe erſchien ein Gedicht, „Der Gesundbrunnen zu Liebenstein,“ Meiningen, 1804, das, nach des Verfaſſers eigenen Worten in der Vorrede, „nicht blos unterhaltend, ſondern auch belehrend“ ſein ſollte. Offenbar ſchwebten unſerem Dichter Valerius Neubecks Geſundbrunnen vor, welche 1798 erſchienen waren, und wäre der Autor bei der Schilderung der Natur und ihrer wechſelnden Erſcheinungen geblieben, ſo würde er, wenn auch ſein Vorbild nicht ganz erreicht, aber doch ein hübſches Nachbild geſchaffen haben, denn er hebt ganz angenehm an:

Als in chaotiſcher Nacht die Erde verſunken noch da lag,
Und gewaltige Lüfte die Weltenräume durchbebten,
Damals ſchlummerte noch des holden Erwachens ſich ſehnend,
Mutter Natur ſo hehr und ſtill im Arme des Schöpfers ꝛc.

Bald aber wird der Leſer durch die Ueberſchrift „Aelteſte Geſchichte Thüringens“ erſchreckt, und der Dichter iſt ſo unbarmherzig, zur Beihülfe an dieſem ſpröden Stoffe für hexametriſche Dichtung die griechiſche Muſe anzurufen. Ach! und in Hexametern gleiten wie Bankos Geiſter, die nicht froh machenden Schatten von Meroveus, Baſinus, deſſen drei Söhnen, dann Amalbergs, Theoderichs u. A. vorüber; Thüringens Herzoge werden nicht erlaſſen, auch nicht die Landgrafen, nicht die Meiſterſänger „von Iſenachs prangender Warte,“ nicht die Edlen von Salza, denn:

„Friedrich Edler von Salza, Beſitzer von Altenſteins Mauern,
Räumte die ſtattliche Burg an Landgraf Friedrich den Ernſten.“ —

Bisweilen unterbrechen Balladen gleich Rieden den Strom der Hexameter, und es wehen Schauer à la Stolberg und Bürger durch dieſelben ächt romantiſch hin; da lautet u. a. eine Strophe über Burg Liebenſtein:

Und ſchauerlich, um Mitternacht,
Dort an des Jünglings Grabe,
Im Dunkel wo der Uhu wacht,
Und furchtbar krächzt der Rabe:
Da heult der Sturm im Tannenwald,
Des Echo's Klage wiederhallt;
Da hauſt die wilde Katze
Mit grauſenvoller Tatze ꝛc.

Ferner gab Ihling 1812 ein Bändchen „Gedichte (Meiningen und Hildburghauſen“) heraus, das er mit Anmerkungen, wie es ſcheint für Tertianer, begleitet. Das erſte der Gedichte: Schlaf und Tod — beginnt:

Unter allen Hügeln iſt Ruh!
In allen Thälern höreſt du
Keinen Laut.
Es ſpricht nur die zirpende Grille:
Schlummer iſt ſtille; auch ſtille
Iſt das Grab.

und die Anmerkung erläutert: „Dieſe Strophen ſind dem bekannten, in Muſik geſetzten Gedichte von Goethe: Unter allen Wipfeln iſt Ruh ꝛc.*), nachgebildet.“ — Als Gelegenheitsdichter für das Wochenblatt, für Hof- und Stadtkirchner und andere Neujahrsgratulanten, bei allen Anläſſen am Hofe ꝛc. war Ihling raſtlos dichteriſch thätig, und manches gelang ihm; nur hatte er ſich einige fatale Stereotypausdrücke angewöhnt, die faſt regelmäßig wiederkehrten, namentlich Harfenſtadt, Werraſtrand, hehre Feierſtunde, Morgenrothsgefieder, und auch der Muſe blieb er ungleich treuer, als ſie ihm. Dieſe Ausdrücke waren gleichſam ſeine Künſtlermonogramme;

---

*) Sollte heißen: Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh’.

begegneten ſie, oder auch nur einer von ihnen, dann brauchte ſein Name nicht unter einem Gedichte zu ſtehen; das Publikum wußte doch, von welchem Autor es herrührte.

Ihlings beſtes Buch iſt ſeine „Euthymia oder des Lebens Freuden. Ein didaktiſches Gedicht in fünf Geſängen. Leipzig 1829.“ Er hat ſich darin zu beſſerem Geſchmacke aufgearbeitet, obgleich er den Stoff ſyſtematiſch zergliedert, und manchesmal auf den trockenen Sand pedantiſcher Didaktik geräth; ſo findet ſich S. 142 u. f. die ganze Bürgerſche Lenore vollſtändig in Hexameter von ihm umgedichtet.

> „Schattenbild ſchwebet im Mondſchein vorbei: Graut
> Liebchen vor Todten?
> „Halt!“ — —

Halt! —

Ich ſchließe, um mit einem wahrhaft anerkennenswerthen Dichtergeiſte Meiningens zu ſchließen, mit Friedrich Moſengeil, der ebenfalls aus der Lebenszeit Herzog Georgs in die ſpätere Zeit herüber trat, und den Jahren nach vor Ihling ſtehen müßte, es reicht aber ſeine literariſche Thätigkeit mehr als die jenes in die neuere Zeit herein.

Karl Friedrich Auguſt Moſengeil wurde am 26. März 1773 in Schönau bei Eiſenach geboren, und es iſt, als ob der Name ſeines Heimathdörfchens ihn vorbeſtimmt habe für einen Lebensweg, der einer ſchönen Aue glich, und auf dem er dem ſittlichſchönen geweiht blieb. Er ſtudirte in Jena Theologie, wurde ſeinem Vater, welcher ſpäter Pfarrer im Meiningenſchen Dorfe Frauenbreitungen geworden war, als Amtsgehülfe beigegeben, und befreundete ſich ſchon in frühen Jünglingsjahren mit dem Dichter Ernſt Wagner, der im nahen heſſiſchen Dorfe Fambach Verwandte hatte, bei denen die geiſtesverwandten Jünglinge einander kennen und lieben lernten. Von dem älteren Wagner empfing M. manche poetiſche Anregung. Wagners Anſtellung gebot den jugendlichen Freunden Trennung, aber als im November 1805 Moſengeil zum Inſtruktor des jungen jetzt regierenden Herzogs Bernhard, mit dem Prädicate eines Conſiſtorialaſſeſſors ernannt wurde, fanden ſich die Freunde wieder. In dieſer Stellung bleibend und ſeines Erzieheramtes auf das gewiſſenhafteſte wartend, begleitete Moſengeil den heranwachſenden Herzog auf deſſen Reiſen in die Schweiz, nach Italien, nach Belgien und Frankreich, ſpäter auch Behufs der akademiſchen Studien des Herzogs nach Jena und Heidelberg. Im Jahre 1816 wurde Moſengeil zum Conſiſtorialrathe ernannt, und erhielt nach vollendetem

Erziehungsgeſchäfte die entſprechende Wirkſamkeit als ſolcher mit Siß und Stimme im Herzoglichen Conſiſtorium. Er ſtarb am 2. Juni 1839.

Gediegene Kenntniſſe, wie ein gediegener Charakter und große Milde zeichneten Friedrich Moſengeil aus, und namentlich durchweht ein edler Hauch alle Schöpfungen ſeines Geiſtes; was er ſchrieb war nicht überbrauſend, ſchäumend, genial — aber gediegen, geglättet, mild und im beſſeren Sinne ſelbſt weich und immer gemüthvoll. Als Lyriker näherte er ſich Matthiſſon im elegiſchen Gefühle, konnte aber nichts deſtoweniger auch heiter dichten. Neben dem Elemente religiöſer Gemüthserhebung bewegte Moſengeil ſich gern in landſchaftlichen und idylliſchen Schilderungen; dem erſtern entſprachen ſeine „Gottgeweihte Morgen- und Abendſtunden, Hildburghauſen 1821“ der zweiten Richtung „Bad Liebenſtein und ſeine Umgebungen, Meiningen 1815,“ ſeine geſammelten Erzählungen, die er „Reiſegefährten“ nannte, und die zu Frankfurt 1825—1828 in 3 Bänden erſchienen. Ebenſo „Liebenſtein und die neuen Arkadier, daſelbſt 1826.“ „Drei Freunde auf Reiſen, Leipzig 1828. 3 Bde.“ „Sommerabendſtunden, Leipzig 1831. 2 Bde.“ u. ſ. w. Nicht nur um das Andenken Ernſt Wagners, ſondern auch um deſſen Hinterbliebene und um die deutſche National-Literatur erwarb ſich Moſengeil ein namhaftes Verdienſt durch die von ihm beſorgte Herausgabe von Wagners ſämmtlichen Werken, die zuerſt 1824 in Leipzig in 12 Bänden erſchienen, und immer noch neue Auflagen erleben, wie auch durch ſeine „Briefe über den Dichter Ernſt Wagner, Schmalkalden 1826. 2 Bände,“ in denen er ſeiner Freundestreue das ſchönſte Denkmal ſetzte. Anziehend iſt, daß er mit Vorliebe in einer neuen Wiſſenſchaft bahnbrechend mit voranging. Er ließ bereits 1819 in Jena eine Stenographie erſcheinen.

Wenn auch eine Geſammtausgabe der ſchönwiſſenſchaftlichen Schriften Friedrich Moſengeils nur ein gewähltes Publikum in Anſpruch nehmen würde und könnte, ſo bleibt eine ſolche doch, nebſt einer Biographie des würdigen Mannes zu wünſchen, um ihr gleich neben den Schriften Ernſt Wagners einen verdienten Ehrenplatz anzuweiſen.

Der Wunſch, mich der Vollſtändigkeit einigermaßen zu nähern, hat mich von der Zeit Herzog Georgs weit in die neue Zeit hereingeführt, vielleicht zum Nachtheile der verſuchten Schilderungen, aber es galt einen Kreis und eine hinter uns liegende einheimiſche Literaturperiode abzuſchließen, deren Dichter ihrer Geburt nach noch alle dem vorigen Jahrhunderte angehörten. Möge uns, den lebenden, einſt mit gleichem Maaße gemeſſen werden, mit welchem wir gemeſſen. Das Goetheſche Wort wird ſich in allen Phaſen der Nationalliteraturgeſchichte — abgeſehen von aller anmaßlich-parteiiſchen, gehäſſigen, ignorirenden, oder lobhudelnden Kritikaſterei heutiger Literaturhiſtoriker-Ephemeren — ewig bewahrheiten:

„Lob und Tadel muß ja ſein.“

* * *

Gebauer-Schwetſchke'ſche Buchdruckerei in Halle.

Thüringer Sagenbuch.

Von

Ludwig Bechſtein.

Erſter Band.

Wien und Leipzig.
C. A. Hartlebens Verlags-Expedition.
1858.

ERSITATS. U. LANDESBIB
HALLE
(SAALE)

Vorwort.

Die Liebe für **Thüringens** mannichfaltige und reizende Sagen hat mir, wie ich auch bereits im Vorworte zu meinem Deutſchen Sagenbuche ausgeſprochen, ſchon den Jugendmorgen roſig verklärt und ich bin ihr treu geblieben bis in die reiferen Jahre, nicht minder blieb ich den Grundſätzen treu, die mich ſchon früher beim Sagenſammeln leiteten. Aber fortgeſetztes Sagenſtudium leitete noch einer höheren Richtung zu, als jener der bloßen Sammelluſt und Sammelfreude. Mehr und mehr wurde mir die Wahrheit von Jacob Grimm's Ausſpruch klar, daß faſt aller Sage Grund Mythus iſt. Nur die aufmerkſame Berückſichtigung der deutſch-mythiſchen Elemente in den vaterländiſchen Volksſagen erhebt Sagenſammlungen unbeſchadet ihrer ſonſtigen ethiſchen, pädagogiſchen und belletriſtiſchen Verdienſtlichkeit in die Reihen wiſſenſchaftlicher Werke, durch ſie werden Sagenkunde und Sagenforſchung zu einer Wiſſenſchaft, welche durch die Fülle ihrer poetiſchen Stoffe ungemein anziehend und lohnend, nicht minder aber auch von kulturgeſchichtlicher Wichtigkeit und Bedeutung iſt. Dieſer Richtung folgt in der Gegenwart die rege Strebſamkeit vieler Forſcher, von denen manche völlig vom gelehrten Standpunkte ausgehen, andere auch das volksthümliche Element in dieſen Sagen, die ja doch alle nur aus dem Volke unmittelbar erblüht ſind, die man dem Volke dankt, berückſichtigen. Letzteres iſt der von mir eingeſchlagene Weg, indem ich in einfacher und natürlicher Weiſe, ohne Zuthat und Ausſchmückung der eigenen Phantaſie, welche die neuere Sagenforſchung mit Recht verwirft, die Sagen, die ich ſammelte, erzähle, — von denen auch die Mehrzahl der Ausſchmückung gar nicht bedarf, indem viele Sagen ſchon an und für ſich durch und durch poetiſch ſind — dann aber überall wichtige Fingerzeige für das Vorhandenſein mythiſcher Stoffe und Elemente jeder Gegend Thüringens für die zukünftige Forſchung gebe.

In dem vorliegenden Buche habe ich bezüglich der Anordnung und Aufeinanderfolge ganz in der Weiſe, wie in meinem Deutſchen Sagenbuche, den Gang einer großen Wanderung durch alle Gebiete Thüringens mit Hinzuziehung des Voigtlandes genommen, und zwar theils nach den Flußthälern, theils nach Höhenzügen. Dieſes Syſtem erweiſ't ſich praktiſch-zweckmäßig, und für die vergleichende Sagenforſchung ſind überall im Buche Hinweiſungen auf Oertlichkeiten gegeben, wo verwandte Sagen ſich wiederholen, wo ebenfalls verwandte oder ganz dieſelben mythiſchen Weſen wieder begegnen.

Die Wanderung beginnt mit den Werraquellen, ſchweift etwas ſüdlich in das coburger Gebiet ab, das zwar ſchon fränkiſcher Boden iſt, aber doch einem thüringiſchen Regentenhauſe angehörig, und folgt dann dem Laufe der Werra mit Berückſichtigung aller dieſem Fluſſe nachbarlich gelegenen Sagenpunkte bis Mihla. Dort wendet die Wanderung, um abermals, wie gleich beim Beginn geſchehen, in den mythiſchen Sagenkreis der Frau Holle einzutreten, dann ritterromantiſches Gebiet mit Eiſenach und der Wartburg zu beſchreiten. An dieſem Punkte beginnt der Höhenzug des Thüringerwaldes, deſſen Berge und Thäler nun beſucht werden, wobei wiederum keine wichtige Sagenörtlichkeit unberückſichtigt gelaſſen wird, und dieſer ſagenforſchende Pilgerzug ſetzt ſich über das ganze Gebirge bis zum Frankenwalde fort, hinter dem nun voigtländiſches Gebiet beſchritten wird, um die äußerſt ſagenreichen Flußthäler der Elſter und der Saale zu durchwandern. Naturgemäß ſind kleine Abſchweife nach links in die Waldgegenden von Lobenſtein und Leutenberg, nach rechts in den alten Orlagau geboten, wie nicht minder von Saalfeld aus das Thal der Schwarza zu berückſichtigen war. Dann erſtreckt ſich die Wanderung im Saalgebiete bis nach Halle. Manches in dieſem Gebiete habe ich, um ein gebotenes räumliches Maaß dieſes Buches nicht zu überſchreiten, hinweggelaſſen, z. B. mehrere derjenigen Sagen von Saalfeld, die bereits in der Grimm'ſchen Sammlung gedruckt ſtehen, anderes, was ich nur bereits romantiſirt auffand, und dem ich nicht recht traute, auch hiſtoriſches von ſehr zweifelhafter Färbung, z. B. den Blankenburger Eſelskrieg, das Rudolſtädter Frühmahl, und ähnliches. Auch bei den, an ſich zwar nicht unanziehenden, aber doch anderswo häufig ſich wiederholenden Sagen vom Singerberge glaubte ich, es werde Andeutung der Ausführung vorzuziehen ſein. Daſſelbe gilt, da ſich von Halle aus die Wanderung vom Saalgebiete weg in das Helme-Gebiet und in die güldene Aue erſtrecken mußte, von den allbekannten Kiffhäuſerſagen, wie denn der Raum durchaus verbot, die ſämmtlichen Sagen des ganzen Vorderharzes zu berückſichtigen. Indem aber dann die Unſtrut an ihrem Urſprung aufgeſucht wird, findet ſich wieder mancher wichtige Ort berührt, zumal im Verfolge ihres Laufes abwärts bis zu dem Knotenpunkte, wo Saale, Ilm und Unſtrut unfern von einander ſich vereinigen. Dem poeſiereichen Fluſſe Ilm wird entgegengezogen, die Wanderung lenkt ſich noch einmal bis zu den Höhen des Thüringerwaldes hinan, bis zu der hohen Waſſerſcheide zwiſchen Ilm und Gera, welchem durch Valerius Neubeck's Muſe gefeierten Fluſſe nun nachgegangen wird, wo dann nach einem Abſtecher in das romantiſche Sagengebiet der drei Gleichen die Wanderung im Schooße der uralten Metropolis des Thüringerlandes, Erfurt, ihr Endziel findet.

Dieſe thüringiſche Sagenſammlung iſt mit dem, was früher auf gleichem Gebiete von mir veröffentlicht wurde, nicht zu verwechſeln und nicht zu vergleichen. Sie iſt eine durchweg neue und ſelbſtſtändige Arbeit; ſie iſt nicht nur ein thüringiſches Sagenbuch, ſondern auch ein thüringiſches Mythenbuch; manche Nummer enthält nicht blos eine einzige Sage, ſondern mehrere, die zuſammen gehören. Auf Wiederholungen thüringiſcher Sagen im übrigen Deutſchland habe ich auf mein Deutſches Sagenbuch durch die Chiffer D. S. B. mit der Nummerzahl in Randnoten bisweilen hingewieſen und aufmerkſam gemacht.

Iſt auch Thüringen nur ein Theil des großen deutſchen Vaterlandes, ſo liegt es doch in Deutſchlands Herzen und hat guten deutſchen Kern. Seine Mythen- und Sagenwelt iſt poeſievoll und bedeutſam, klangvoll und unſterblich. Möge ſie ſtets gute Gönner und treue Pfleger finden!

Meiningen am 18. October 1857.

Ludwig Bechſtein.

1.

Frau Holle in Eisfeld.

Mythiſcher Zauber umfließt, wie ſo viele Stromquellen, auch die Quellen der Werra. Aus frühen Vorzeittagen haftet noch gar mancher Nachhall an Oertlichkeiten, an Gebräuchen, an alten Namen, und dauernd und unaustilgbar erhalten ſich die überkommenen Kunden, wenn auch die vorgeſchrittene Kultur der Waldbewohner ſie nicht mehr glaubt. Es handelt ſich ja bei ſagenhaften Ueberlieferungen im Volksmunde überhaupt gar nicht darum, daß das Volk an deren wirkliches Geſchehenſein glaube, und wird ihm dieß von niemand angeſonnen werden können, ſondern darum, daß es ſich dieſelben als etwas, was die Urväter und Urmütter einander erzählten, wieder und immer wieder ſagt. Das iſt das einfache Weſen der Sage.

Götter und Dämonen haben einzig nur in Sagen der Nachwelt ihre Spuren und die Erinnerung an ihren Kult hinterlaſſen.

Die Stadt **Eisfeld**, in deren Nähe die Werraquellen aus dem Schooße thüringiſcher Berge zu Tage rinnen, ſoll uralten Urſprunges ſein. „As-Feld" wird ſie noch immer im Volksmunde geheißen, und alte urkundliche Ueberlieferungen legen des Ortsnamens früheſte Rechtſchreibung als Aſifeld offen dar. Wenn ſich nun auch nicht mit unumſtößlicher Gewißheit eine Verwandtſchaft dieſes Orts-

Namens mit den Aſen, den Gottheiten der heidniſchgermaniſchen Frühe, — behaupten läßt, ſo erinnert doch der Name an dieſelben. Âs hieß Gott, und vorzugsweiſe wurde Thorr, oder Donar mit dieſem Namen bezeichnet; ſo konnte gar wohl eine den Vätern heilige Stätte, an der ſich allmählig Anſiedler niederließen, ein Gottesfeld heißen, wie ja ein zweites Gottesfeld, nur wenige Wegſtunden von Eisfeld entfernt, noch bis heute dieſen Namen führt. Es iſt daſſelbe Gottesfeld (auch Gothes- und Godesfeld geſchrieben) über den Thälern der Finſter-Erlau und der Weſer, auf dem der Sage nach eine ob ihres gottloſen Weſens verwünſchte und verſunkene große Stadt geſtanden haben ſoll. Alle dieſe Sagen von Verwünſchung und vom Verſunkenſein verſchiedener Städte, Dörfer, Burgen, Kirchen und Klöſter deuten weit hinauf in die mythiſche Frühzeit. Thorr iſt der Donnergott der altnordiſchen Mythe, ein wunderbarer Hammer ward ihm zugetheilt, mit dem er nach den ihm feindlichen Rieſen wirft. Aber gerade die Rieſenſage mit ihrem Hämmerwerfen iſt in der Eisfelder Gegend völlig heimiſch. Als bedeutendſte Erſcheinung weiblicher mythiſchen Weſen tritt unbedingt in ganz Thüringen und Heſſen die Holda, Hulda, Frau Holle (im Voigtland Frau Berthe oder Berchta), auf, und ein eigenthümlicher Brauch, der auf dieſelbe Bezug hat, hat in Eisfeld ihren Namen verewigt. Am heiligen Dreikönigstage, demſelben, an welchem die Berchta mit ihrem Heimchenheere, dem Huldevolke der nordiſchen Mythe, und die Berchtl in Tirol mit dem Seelenheere der ungetauft geſtorbenen Kinder zieht, ward alljährlich zu Eisfeld die Frau Holle verbrannt. Die Sage vom Urſprunge dieſes jedenfalls altheidniſchen Feuerkults am Julfeſte wurde aber faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Ein Nonnenkloſter habe in Eisfeld geſtanden, deſſen Aebtiſſin, Juliane genannt, habe ſich fleiſchlich vergangen und zwar mit dem böſen Feinde ſelbſt, ſei zweier Kindlein auf einmal geneſen, und darauf zur Strafe ſolcher Teufelsbuhlſchaft ſammt den beiden Kindern verbrannt worden. Zum Gedächtniß dieſer Sühne zog ſpäter Alt und Jung am Epiphaniasſonntage nach beendigtem Nachmittagsgottesdienſte mit Muſik auf den Markt, ſang ein geiſtliches Lied und rief ſich dann ſcherzhaft einander zu: Frau Holle wird verbrannt. Nun war aber zu Eisfeld nie ein Kloſter, und der Urſprung jenes Brauches reicht weit über die Kloſterzeiten hinaus.

2.

Rieſen um Eisfeld.

In der Eisfelder Gegend wohnten vor Zeiten viele und ſtarke Rieſen, ein gewaltiges Geſchlecht, und man kann das in den Dörfern Bachfeld, Grub, Crock, Stelzen und anderen noch öfters von denſelben erzählen hören. Auf verſchiedenen Burgen hatten die Rieſen Wohnſitze; die Sage will, daß auf dem Burgberge bei Hinterrodt über Hirſchendorf, in einem wüſten Wieſengrunde, das Altdorf geheißen, und in der Willau vor Zeiten Dorf, Schloß und Stadt geſtanden. Vom Berge der Burg Grub bis hinüber nach Burg Schaunberg warfen die Rieſen einander ihre ſchweren Hämmer zu, auch Streitärte und große goldene Kugeln, oder ſie beſpritzten einander mit Waſſer, das ſie in Stundenweite durch die Luft ſchleuderten. Auch in dieſer Gegend wiederholt ſich genau wie auf dem Harze, bei Blankenburg auf dem Thüringer Walde und im Elſaß die Sage von einem Rieſentöchterlein, das ſich einſt zu ſeiner Luſt erging und einen Ackersmann fand, den es ſammt Vieh und Pflug in das Schürzchen raffte und freudig zum Vater auf die Burg trug, indem es ſich über das niedliche zappelnde Spielzeug kindiſch freute. Der alte Ritter aber gebot dem Töchterlein, alsbald alles wieder dahin zu tragen, woher es genommen ſei, und ja recht ſäuberlich damit umzugehen, damit Männlein und Pferdchen nicht Schaden litten; denn — ſagte der alte Rieſe: wenn die Bauern nicht ackern, ſo müſſen die Rieſen verhungern, und gab damit eine gar gute und wohl zu beherzigende Lehre. Häufig kegelten auch die Rieſen miteinander; ihre Kegelbahn erſtreckte ſich vom Oertchen Toſſenthal — im Volksmunde Tuſſethal — (Thurs altnordiſch ſo viel wie Rieſe, auch der Runenbuchſtabe Thorrs, Dorſt in der Schweiz der wilde Jäger, Toſſe in däniſcher Sprache: ein plumper Rieſe, Tölpel) über eine halbe Stunde weit gegen Eisfeld zu.

Nicht ſelten verwechſelte die ſpätere Sage Rieſen und Ritter, oder vielmehr, ſie trug, was die längſt vermoderten Ahnen in grauer Vorzeit den jüngeren Geſchlechtern von den Rieſen erzählt hatten, auf die Ritter über. So deutet eine Eisfelder Sage ebenfalls in eine mythiſche Ferne. Vor alten Zeiten floß die Werra durch Eisfeld, zwiſchen dem Schwan und dem Adler vorüber und bildete einen ſumpfigen Weiher, der im Winter zu einem wahrhaften Eis-Felde ſich ausbreitete. Einſt wurde eine Ritter-Schaar, die Sage giebt bedeutſam deren Zahl auf vierzig an, vom Feinde heftig verfolgt. Die Fliehenden geriethen in jenen Weiher, deſſen Eisdecke unter den Hufſchlägen ihrer Pferde brach, und konnten ob ihrer ſchweren Rüſtungen ſich nicht mehr losarbeiten, ſondern kamen ſammt ihren Pferden elendiglich um. Ganz eigenthümlich iſt es, wie dieſe örtliche Sage mit der Legende von den vierzig chriſtlichen Rittern übereinſtimmt, welche Kalenderheiligen am 9. März des Jahres 320 nach Chriſto durch den Kaiſer Licinius der kalten Winterwitterung und dem Eiſe eines Weihers nackend ausgeſetzt, und dadurch zu Märtyrern wurden. Jedenfalls deutet auch dieſe Ueberlieferung nach dem Kampfe des Heidenthums gegen das Chriſtenthum, und umgekehrt, hin.

3.

Von Zwergen und Zinſelmännchen.

Häufig läßt die Sage, wo ſie von Rieſenwohnſitzen berichtet, auch Zwerge in der Nähe wohnen, ſchon aus dem in ihrem Weſen begründeten Hang, Gegenſätze zu bezeichnen, wie hier insgemein den eines ſtarken und verfolgenden gegenüber einem ſchwachen und verfolgten Geſchlechte. In den weitgedehnten Forſten des Pleßberges, des höchſten in dieſem Gebiete, arbeitet zur Nachtzeit eine unſichtbare Säge, Zwerge ſollen es ſein, die ſie handhaben, um manchen armen aber wackeren Holz-Mann zu ſchnellerem Verdienſt gelangen zu laſſen. Beſonders aber war das Zwergengeſchlecht thätig in einer Höhle, welche zwiſchen den Dörfern Meſchenbach und Rabenäußig gelegen iſt, und das Zinſelloch heißt. Der Eingang iſt ein umbuſchtes niedriges Loch, wie ein Kellerhals von Nord-Oſten gegen Süd-Weſten abgeſenkt, und die Höhle bildet dann nur einen äußerſt ſchmalen und langen, dabei aber ſehr hohen Gang, den ein Bergwaſſer durchfließt. Die Breite iſt von 2 bis 8 Fuß, die Höhe gegen 20 Fuß, die Länge wol 600 Schritte, und die Wände ſind mit Tropfſtein überzogen.

In dieſer Höhle wohnten nach der Umwohner Erzählung Zwerge oder Zinslein, die verliehen ihr den Namen, wie auch einer andern benachbarten Grotte, welche vom Volke die Zinſelkirche genannt wird; jetzt aber giebt es keine Zinſelein mehr, ſie ſind alle längſt hinweggezogen, und zwar aus dieſer Urſache: Ein Meſchenbacher Bauer traf auf ſeinem Erbſenacker einen ganzen Haufen Zinſelchen. Sie machten ſich ſehr luſtig, ſprangen und hüpften durcheinander über die Furchen, und verſpeiſten viele Schoten. Das ärgerte den Bauer und er haſchte nach ihnen, konnte aber ihrer keines feſthalten, nur das Mützchen des einen ergriff er und hielt es feſt. Da ſtellte ſich das Zinslein überaus kläglich und bat flehentlich um das Mützchen, da es ohne ſelbiges nicht nach Hauſe kommen konnte und durfte. Es wolle dem Bauer auch zum Lohne ſeiner Güte eine Wünſchelruthe auf den Acker ſtecken, mit deren Hülfe er einen großen Schatz finden ſollte. Darauf gab der Bauer das Mützchen zurück, nicht wiſſend, daß er ſchon den beſten Schatz in der Hand hatte, denn wer ein Zwergenmützchen oder Nebelkäpplein beſitzt, der kann ſich jederzeit unſichtbar machen. Das Zwerglein nahm raſch ſein Mützchen, ſetzte es auf, und war augenblicklich dem Auge des Bauers entrückt. Als nun der Bauer auf ſeinen Acker kam, ſtak nicht eine Ruthe darauf, ſondern alles voll Ruthen: nun ſuche einer die richtige Wünſchelruthe heraus! Am zweiten Tage aber war ſchon aus jeder Ruthe ein ſtarker Baum erwachſen, da hatte der Bauer einen Wald, ſo lang und ſo breit, wie ſein Acker, und folglich Schatzes genug.

Andere erzählen dieſe Sage wieder auf eine andere Art. Der Bauer habe die Zinslein, die er auf ſeinem Acker traf, ſehr heftig geſcholten und gedroht, ihnen die Ruthe zu geben, wie kleinen Kindern. Darauf haben die Zwerglein ſpöttiſch ihm den ganzen Acker voll Ruthen geſteckt, damit er an ſolchen keinen Mangel habe, und ſeien alsbald verſchwunden. Dadurch noch mehr aufgebracht, lauerte der Bauer den Zinslein auf, und erhaſchte eines Tages ein ſolches Zwergen-Mützchen, bekam das Zinslein, dem das Mützchen gehörte, dadurch in ſeine Gewalt, achtete nicht ſeines Flehens, ſondern erſchlug es. Darauf erhoben alle Zinslein ein großes Wehklagen, und verließen die Gegend für immer, aus den Ruthen erwuchſen aber in derſelben Nacht ſtarke Bäume, und zwar lauter Eſchen, und das iſt ein bedeutſamer Zug dieſer Sage, denn erſtens zeigt die Eſche wie die Erbſe, nach der Pflanzenſymbolik Trauer an, und zweitens iſt ſie ein Baum, der den Göttern der Nordlandsmythe heilig war. Aus einer Eſche, Ask, entſtand nach der Eddamythe der erſte Erſchaffene, Askr; Asciburg war der Name einer früheren Stadt am Niederrhein, und Asci-Feld wurde Eisfeld vor Alters ebenfalls geſchrieben. Der Weltbaum Ygdraſil ſelbſt war eine Eſche. Der altgermaniſche Mythus aber überliefert uns noch verſchiedene Heldennamen: Mannus, Tuisko's Sohn, und deſſen drei Söhne: Ing, Isk und Hermin. In Isk begegnen wir wol dem Ask wieder, und in Hermin dem Irmin, deſſen Name ebenfalls in dieſer Gegend bis auf den heutigen Tag örtlichen Nachhall fand und findet.

4.

Irmin und Irmina.

Eine Stunde von Eisfeld nach dem Walde zu liegt das Dorf Crock; dicht über ihm erhebt ſich wie ein ſteiler Kegel der Berg, welcher des Ortes Kirche trägt. Dieſe Kirche hieß vor Zeiten die Irmenkirche, der Berg der Irmelsberg, auch Hainberg. (Hain deutet zumeiſt auch auf Uebung frühen Götterkultes, iſt etwas ganz anderes als Wald, Forſt oder Gehölz, und lautet in alter Sprache Hag, Hagen, bei welchem Worte man, ohne Wortklauber zu ſein, an das griechiſche Wort ἅγιος, heilig, wol denken darf). Wenn nun eine altgermaniſche Gottheit oder Halbgottheit des Namens Irmin in Deutſchland verehrt wurde, wie die Nachrichten über die Irminſul, Irmenſäule, unzweifelhaft laſſen, und der auch Hermen genannt wurde, einerlei ob manche frühere Gelehrte ihm den griechiſchen Hermes (Merkur) oder den römiſchen Mars verglichen, warum ſollte nicht auch auf dieſem frühen mythiſchen Boden des alten Asci-Feld ein Hall der Erinnerung an ihn ſeßhaft geblieben ſein? Weithin beherrſcht die Spitze des Irminberges die Ausſicht nach den zahlreichen Kegelgipfeln dieſer Gegend, auf die Veſten und Burgen Coburg, Calenberg, Heldburg, Straufhain, und die ſogenannten Römhilder Gleichberge, wie tief hinein in fränkiſche Gelände. Gern bemächtigte ſich ſpäter die chriſtliche Kultur ſolcher Stätten, die ſchon der heidniſchen Bevölkerung hehr und heilig waren, und ſo erhob ſich wol in ziemlicher Zeitenfrühe auf dem Irminberge ein Chriſtenkirchlein, das lange Zeit hindurch weit berühmter Wallfahrtort wurde, und erſt ſpät, im Jahre 1489 wurde die jetzige Crocker Kirche auf die Stätte der alten gebaut und in die Ehre des Märtyrers St. Veit geweiht. In jener frühen Zeit ſchon verjüngte ſich die Irminſage; ſpiegelte aber noch in ihrer Verjüngung den Kampf des Heidenthums gegen das eindringende Chriſtenthum ab. Der Frankenkönig Dagobert habe eine Tochter gehabt, Irmina geheißen, dieſe ſei aus des Vaters Hauſe entflohen um einer unglücklichen Liebe Willen, und habe ſich in dieſe Berge und Waldeinſamkeiten auf die Grenze zwiſchen Franken und dem Thüringer Wald geflüchtet, wo ſie an einem Brunnen ohnweit der Kirche gewohnt, der nach ihr noch heute der Irmelsbrunnen heißt, und den ſie, in ihm badend, bis heute trübt. Einige ſagen nun, die heidniſche Königstochter Irmina habe, dem Chriſtenthume, das den Sonntag heilig und arbeitfrei zu halten gebietet, zum Trotz an einem Sonntage Erbſen geſäet, aber der Fluch des Himmels habe alsbald dieſe Erbſenſaat in Steine verwandelt. Andere erzählten, Irmina habe ihr ganzes Beſitzthum aufgezehrt, und zuletzt nichts mehr gehabt, als ein Gemäß Erbſen, mit dieſem ſei ſie kummervoll vom Irmelsborne geſchieden und nach Eisfeld zu gewandert. Das Säckchen aber, oder die Schürze, darin Irmina die Erbſen trug, hatte ein Loch, und die Erbſen fielen, ohne daß die Trägerin es merkte, nach und nach hindurch, wurden zu Stein, und man findet deren noch immer auf und am Wege von Crock nach Eisfeld. Es ſind kleine runde Kieſel, erbſenfarben, und zum Theil von Erbſengröße. So zeichnete die Königstochter Irmina einen weißen Irmin-Weg von Steinen, der wieder nach dem Irmin- oder Iring-Weg am Himmel von Sternen (die Milchſtraße), deſſen alte Sagen gedenken, deutet. Das Waſſer des Irmelsbrunnens galt ſpäter für wunderthätig, und die

Wallfahrer, die des Weges über den Wald und über Crock nach Vierzehnheiligen zogen, haben oft und gern davon getrunken. Manche Forſcher haben ſich bemüht, den Ortsnamen Crock von dem noch ganz unerwieſenen Harz-Gotte Crodo abzuleiten, was man wol auf ſich beruhen laſſen kann.

5.

Der Mönch auf dem Schloßthurme zu Eisfeld.

Der hohe runde Schloßthurm zu Eisfeld, welcher noch ſteht, ſoll nach der gemeinen Sage gerade ſo hoch ſein, als ſein Umfang mißt, und es läßt ſich zu Zeiten ein ſpukender Mönch auf demſelben nicht nur ſehen, ſondern auch hören. Im langen Bau ſind mehrere Mönche in vermauerte Fenſterniſchen eingeſchloſſen worden, und elendiglich darin geſtorben, einer aber ſaß im Schloßthurm gefangen und ſtarb den Hungertod. Nun erſchien er bisweilen in heiligen Nächten, mit weißer Kutte und langem Bart, und wenn der Wächter, wie ſonſt Brauch war, auf den Schloßthurm ſtieg, die Stunde anzublaſen, ſo blies auch der Mönch. Sprach der Wächter ein Wort, ſo empfing er Ohrfeigen. Wenn Stadt und Land von einem Unglück bedroht iſt, ſo erhebt der Mönch des Nachts vom Thurm ein Geheul in fürchterlichen Tönen. — Eine Eisfelder Magd kehrte aus einer Spinnſtube heim, da ging ihr das Mönchsgeſpenſt nach auf Tritt und Schritt, und wie ſie an ihrer Thüre ſtand, ſah ſie ſich erſchreckt um und rief: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Und Du nicht! antwortete dumpf der Geiſt, und drehte ihr den Hals um.

Sie hätte ſagen müſſen: Ich und alle guten Geiſter, dann hätte das Geſpenſt keine Gewalt über ſie gehabt. Wer es gehört und erzählt hat, verſchweigt die Sage, um ſo häufiger berichtet ſie das Vorhandengeweſenſein von Mönchs- und Nonnenklöſtern in Orten, wo geſchichtlich erweislich ſich deren keine befanden, wie hier in Eisfeld. So ſoll auf dem Thomasberge ein Kloſter oder eine Burg, nach dem h. Apoſtel genannt, geſtanden haben, wahrſcheinlich war es ein Kapellchen oder eine Kemnate. Es ſoll dort gräulich ſpuken; feurige Wagen und ſchwarze Hunde begegnen auf dem Thomasberge dem nächtlichen Wanderer, wie denn dieſe Gegend überhaupt gar reich iſt an mancherlei Sagen, deren noch eine gute Zahl erwähnt werden müſſen.

6.

Der wandelnde Mönch zu Coburg.

Die Eisfelder Mönchsſage deutet mit dem Blaſen eines Unglückshornes unmittelbar nach einer andern ihr gar nahe verwandten Sage hin, die im benachbarten Coburg heimiſch iſt. Seltſam, daß in ihr neben der mythiſchen und myſtiſchen Zwölfzahl auch wieder Erbſen eine Rolle ſpielen, wenn auch in ganz anderer Weiſe, als in der Crocker Irminaſage. Es war ein Herzog von Coburg in harter Fehde mit einem Biſchof von Bamberg und fing dem Letzteren zwölf adelige Kinder weg, welche auf der Veſte über der Stadt in ganz leidlichem Gewahrſam gehalten wurden. Sie trieben oben nach junger müſſiger Leute Art allerlei Kurzweil, und weil ſie den Schloßkappellan, der ein Mönch war, wahrſcheinlich ob ſeiner Strenge und finſtern Weſens nicht recht leiden mochten, ſo ſtreuten ſie ihm einmal heimlich Erbſen auf die Treppe, und erhoben ein großes Gelächter, als der Mönch zur Treppe herunterpurzelte. Dieſen Junkerſtreich nahm der Mönch ſehr übel, ging hin zum Herzog und verklagte die ſchlimmen jungen Geſellen. Der Herzog mochte wol auch ſonſt noch gereizt ſein, er gerieth daher noch mehr in großen Zorn, und ſchwur dem Mönche zu, er ſolle furchtbar gerächt werden. Man ſolle ſie in der Mitternachtſtunde mit dem Schwerte richten, und ſo viele Häupter ſollten fallen, als Hornſtöße vom Thurme der Hauptkirche durch die Nacht ſchallen würden. Dieſes harte und überſtrenge Blut-Urtheil kam der Herzogin zu Gehör, und es jammerte ſie der Edeljunker junges Leben, ſie lag daher ihrem Herrn und Gemahl mit inſtändigen Bitten an, jene, da ſie kein todeswürdiges Verbrechen begangen, doch am Leben zu laſſen, und ſo ſchmeichelte die edle Herrin dem Herzog das Leben von Eilfen ab, einer aber ſolle ſterben, damit ein Beiſpiel der Warnung gegeben werde. Doch auch dieſen Einen hoffte die Herzogin noch zu retten, denn ſie beſtach den Thürmer, und ließ ihn zu ſich rufen nach der eilften Stunde, und ihn in einem Zimmer bewirthen, deſſen Ausgang verſchloſſen wurde. Damit aber doch die eilf Junker einige Angſt empfänden und ſich das Gelüſt vergehen ließen, gegen alte und ehrwürdige Männer mit Jungenſtreichen vorzuſchreiten, wurden ſie dennoch gleichſam zur Hinrichtung geführt, und fanden im Schloßhofe Blutblock und Beil und den Henker ihrer harrend, und die Augen wurden ihnen verbunden. Der rachſüchtige Mönch hatte leider die erfolgreiche Fürbitte der Herzogin erfahren, auch daß ſie den Thürmer ſicher gemacht, und eilte nun voll teufliſcher Rache ſelbſt auf den Thurm und als die Mitternachtglocke ihre zwölf Schläge gethan, ſtieß er in das Horn und ließ weit hinaus und ſtark und laut den erſten Hornruf erſchallen. Der Scharfrichter, der von des Herzogs geändertem Befehl nichts wußte, ſchlug dem erſten Junker das Haupt ab; ſo dem zweiten, dem dritten, den vierten, und allen folgenden. Die Herzogin fiel vor Schrecken in tiefe Ohnmacht, der Herzog war außer ſich, und eilte nach dem Thurme, da fand er ſtatt des Thürmers, den er züchtigen wollte, den racheſüchtigen Mönch und durchbohrte ihn auf der Stelle mit dem Schwerte, worauf er den Gerichteten packte und vom Thurme hinabwarf. Seitdem umwandelt der Mönch als Spukgeiſt mit einem Schlüſſelbunde den Thurm, und zu Zeiten, wenn der Stadt oder dem Lande Unheil droht, ſo tutet er auch auf eine ſchaurige Weiſe. Dieſe Sage von 12 hingerichteten Edeljunkern deutet in das nachbarliche Frankenland, wo Biſchof Iring von Würzburg, ein Rheinſteiner, 12 gefangene Ritter, ſämmtlich des Geſchlechtes von Altenſtein, treulos und widerrechtlich ermorden ließ, und wäre nicht Seifried, der dreizehnte, in fremden Landen ausgefahren, ſo würde keiner des Geſchlechtes übrig geblieben ſein.

7.

Coburgs Name und Wappen.

Die Alten haben den Namen der Stadt Coburg von Kuhburg, Küheburg abgeleitet, und ſich bei dieſer Ableitung darauf geſtützt, daß eine Menge Ortnamen um die

Stadt nach einer viehreichen Gegend hinzudeuten ſcheinen, wie Oeslau von Oechslein, Kallenberg von Kalbenberg (Kalbe heißt ein junges Rind), Roſſach, Roßfeld, Pferdsdorf. Manche haben behauptet, der alte Name habe gelautet Trufoliſtadt. Zugleich gab es aber ſchon früh ein edles Geſchlecht, daß ſich „von Coburg" nannte. Im Wappen führte Coburg neben einem Burgthurm, vor dem eine geflügelte Henne ſteht, auch einen Mohrenkopf als Stadtzeichen, und prägte letzteren auch auf ſeine Zahlpfennige, und dieſen führte es, geht die Sage, zu Ehren des Mohrenköniges Balthaſar, der einer von den heiligen drei Königen war, deren Leiber durch Coburg geführt wurden, als ſie von Mailand aus die Reiſe nach Köln machten, allwo ſie noch ruhen. Dieſe Nachtraſt der h. drei Könige zu Coburg erfolgte im ſogenannten Stetzenbach vor dem Steinthore. Andere ſagen, der Mohrenkopf im Coburger Stadtwappen ſtelle mit nichten einen heiligen Dreikönigskopf dar, ſondern den des Schutzheiligen der Stadt, des ritterlichen Heiligen Mauritius, der insgemein als Maure abgebildet wird. Neuere Forſchung leitet den Stadtnamen wol am beſten von alter Sprach- und Schreibweiſe Choburg = Hohburg, Hochburg ab.

8.

Allerlei Zauber.

Von mancherlei zu Coburg verübtem Zauber, als Liebeszauber, Hexenzauber und Judenzauber weiß die örtliche Sage daſelbſt viel zu berichten. Edle Jungfrauen ſtellten neunerlei Eſſen auf den Tiſch, und zwar in einer Chriſtnacht, und ſetzten ſich um denſelben herum, da denn ihre künftigen Liebhaber erſcheinen ſollten. Und ſiehe, ſolches geſchah auch, aber jeder der Liebhaber hielt ein Meſſer in der Hand gezückt, darüber die Jungfrauen ſolche Furcht ankam, daß ſie ſchreiend von dannen eilten. Einer der Liebhaber warf ſogar den Fliehenden das Meſſer nach, und eine Jungfrau kehrte ſich um, ſah ihn an, und hob das Meſſer auf. Dieſe bekam hernach den Mann in der That zum Liebſten. Bisweilen iſt aber ſolcher Zauber gar übel abgelaufen, und iſt ſtatt eines künftigen Liebſten der kalte Buhle Tod eingetreten, hat ſein Stundenglas vor die eine oder die andere der Jungfräulein hingeſetzt, und ſie zu ſeinem ſchaurigen Reigen abgeholt.

Manche namen auch neunerlei Holz am Chriſtabend, zündeten es an, zogen ſich aus bis aufs Hemde, und dieſes dazu, warfen das Hemde vor die Stubenthür, ſetzten ſich um das Feuer und ſprachen:

Hier ſitz' ich ſplitter-faſernackt und blos;
Wenn doch mein Liebſter käme
Und würfe mir mein Hemde in den Schooß!

Da kam nun bisweilen die entrückte Geſtalt des Liebhabers, warf das Hemde herein, und wurde ſpäter der Sponſe ſelben Mägdleins. Auch dieſer Zauber gerieth nicht immer. Einſt übten ihn viele manntolle Mägde zugleich, da kamen die Liebhaber zu Hauf vor die Thüre, erhoben draußen gräßlichen Lärm, riſſen ſich um die Hemden, und riſſen ſie kurz und klein — und keine von allen hat hernach einen Mann bekommen.

Ein hoher bewaldeter Berg nächſt der Coburger Feſte, der Bauſenberg, war Tummelplatz der zahlreichen Hexen;

auf ihm hatte der Teufel eine Kanzel, und rumorte viel im Walde umher; aber auch beim Brunnen zum heiligen Kreuz und bei dem Weiher waren Hexen-Tanzplätze, wohin ſie ihre Mantelfahrten richteten, und allwo ſie ihre Sabbathe feierten.

Auch mit böſen Juden war Coburg vor Alters übel geſegnet. Einem ſolchen ſchuldete ein Chriſtenweib eine ziemliche Summe Geldes, und konnte die Summe nicht aufbringen zur Wiedererſtattung. Da ſprach der Hebräer, er wolle ihr die Schuld erlaſſen, ſo ſie ihm doch geben wolle etwas von ihrer Milch, da ſie gerade ein Kind ſtillete. Die Frau verſprach das zu thun, dachte aber in ihrem Sinn: Warte Jude, Du ſollſt haben eine Muttermilch, wie ſie Dir gehört. Und ſo bekam der Jude ein Glas voll Milch. Damit ging derſelbe mit noch einem Gefährten Abends nach dem Galgen, hieß jenen die Leiter hinauf ſteigen, die Milch in die Hirnſchale eines Gehenkten gießen, und wohl darinnen umſchütteln. Als dieſes nun geſchehen war, rief der Jude: Schmuel, was ſichſtde? — Gor nix! antwortete der Gefährte Darauf wiederholte drunten der Jude ſeine Frage, und der Gefährte droben auf dem Galgen ſeine Antwort. Und zum drittenmale fragte jener. Da ſprach der droben: Als ich doch ſeh' eine mächtig große Heerde Schwein'. — Waihe mir! ſchrie drunten der Jude. So hat mir gegieben das verdammte Weib die Milch von einer Schweinemutter, und nun wird kommen ein Sterb unter die Schwein, und nicht unter die Gojim! — Wie nun das Wort in Erfüllung ging, merkte jene Frau den Frevel, zeigte den Juden an, der wurde alsbald an jenen Galgen gehenkt, dann verbrannt, und von allen übrigen Juden wurde alsbald die Stadt gefegt und geſäubert, daß von ihnen nur noch der Name der Jüdengaſſe, des Jüdenthores und des Jüdenberges übrig ſind. Die damals aus Coburg getriebenen Juden ſollen den Waldort Judenbach angebaut und bevölkert haben.

9.

Das Nönnelein.

Böſen buhleriſchen Liebeszauber verübte auch zu Coburg ein wälſcher Umfahrer, des Namens Hieronymus Scottus, der in den Landen, durch die er kam, allerlei Künſte und Gaukelſpielereien trieb, gegen die Gemahlin des Herzogs Johann Caſimir zu Sachſen, Anna, geborne Kurprinzeſſin zu Sachſen, mißbrauchte ihr Vertrauen und verſtrickte ſie in ein Liebesnetz mit einem Baron Lichtenſtein, das ihr zum Verderben gerichte. Herzogin Anna wurde verhaftet und mußte ihr junges vorher ſo blühendes und liebeglühendes Leben in verſchiedenen Kerkern vertrauern. Endlich ſtarb ſie und wurde im Kloſter Sonnenfeld bei Coburg begraben, ſchon vorher aber hatte Herzog Johann Caſimir ſich wieder vermählt, und eine Spottmünze prägen laſſen, deren Avers ein zärtliches Paar, der Revers aber eine Nonne mit Brevier und Roſenkranz zeigt; um das Paar läuft die Schrift: Wie küssen sich die Zwei so fein. um die Nonne: Wer küst mich armes Nünnelein.

Auch der Grabſtein bildete die unglückliche Herzogin in Nonnentracht ab — aber bald nach ihrer Beiſetzung verbreitete ſich das Gerücht, daß ihr Geiſt im Grabe keine Ruhe finde, ſondern ſpukend umwandle. Vornehmlich ſoll ſie dem Herzog Chriſtian zu Sachſen-Eiſenberg lange nach dem Tode ihres beleidigten Gemahles leibhaftig und zu mehreren Malen erſchienen ſein, und dieſen aufgefordert haben, ſie mit dem Schatten ihres Gemahles zu verſöhnen. Solche Verſöhnung ſoll auch erfolgt ſein.

10.

Der Pöpelsträger im Bauſenberg.

Im Bauſenberg über Coburg, wo der Teufel ſeine Kanzel und die Hexen einen ihrer Tanzplätze hatten, ging einſt ein Vogelſteller mit ſeinen Garnen und der Lockpfeife ſeinem Geſchäfte nach, und durchirrte lange Gehölz und Gebüſche. Da ſah er einen ſeltſamen fremden Mann, der einen weißen Sack auf dem Rücken trug und ſeine Schritte nach dem Entenſee unter der Teufelskanzel lenkte. Der Vogelſteller ließ ſich mit dem Fremden in ein Geſpräch ein und begleitete ihn die kurze Strecke, und am Entenſee nahm jener ſeinen Sack von der Schulter, der nicht nach Roſenöl roch, und in dem etwas Lebendiges zappelte. Wenn er was ſehen und im tiefſten Schweigen dabei beharren wolle, ſprach darauf der Fremde zu dem Vogelſteller, ſo möge derſelbe thun, wie er ſelbſt, und dabei zog er ſeinen linken Schuh aus, der war roth und mit Kreuzen gezeichnet; daſſelbe that nun auch der Vogelſteller mit ſeinem linken Schuh, den jener auch mit rothen Kreuzen zeichnete, und als dies geſchehen war, ſprang der Fremde von einem kleinen Hügel ſammt dem Sack, den er trug, hinab, und der Vogelſteller folgte ihm alsbald.

Darauf geſchah ein Donnerſchlag und es wurde plötzlich Nacht um beide Männer, und ſie fanden ſich in einer Höhle wieder, darinnen eine Feuerlohe flammte, gleichwie im Hörſeelenberge. In dieſe Gluthlohe ſchleuderte jener den Sack ſammt dem, was darinnen verborgen war, und bedeutete ſeinen Gefährten da, wo die Lohe noch zuckte, hinab in die Tiefe zu ſchauen. Da erblickte der Vogelſteller mit Entſetzen die Gluthwellen der Hölle und die Stätte ewiger Qual, wimmelnd von Teufelslarven und den gepeinigten Seelen der Verdammten. Vor Schrecken ſank er in die Kniee, und als er in der Lohe unter den armen Seelen ſeinen eigenen Sohn brennen und ſchmoren ſah, war er nicht mehr des ihm auferlegten Gelübdes des Schweigens eingedenk, ſondern ſchrie: Ach Gott! Dort iſt mein Hannes! — Kaum war ihm das Wort aus dem Munde, ſo ging ein kochen, ziſchen, donnern, toſen, wirbeln und brodeln los, als wenn die Hölle platzen und die ganze Erde verſchlingen wollte, und das Feuermeer begann aufzuwallen und höher zu ſteigen, und da entfloh der Fremde und riß auch den Vogelſteller mit ſich von dannen — da kamen ſie an ein Waſſer, in das beide ſprangen, und in welchem dem Vogelſteller hören und ſehen ganz und gar verging. Endlich lag er elendiglich ächzend im Walde, nicht weit vom Entenſee, wo ein Jäger ihn fand, wie er am ganzen Leibe blitzblau angelaufen und verbrannt war, nur der Fuß, an dem er den rothbekreuzten Schuh trug, war noch heil. Dem Jäger erzählte der Vogelſteller mit matter Stimme, was ihm begegnet war, und dann ſtarb er. Aus allem wurde entnommen, daß jener Fremde ein ſogenannter „Popanz-“, oder wie man um Coburg ſagt: ein „Pöpelsträger“ geweſen, welche die Pütze, Kobolde und

Poltergeiſter beſchwören, fangen und ſie in Säcken an Orte tragen, allwo ſie gebannt bleiben, theils in Sümpfe, in Einöden, in Waldeswildniſſe, theils, wie hier, in das helle Feuer, das dem Teufel bereitet iſt und ſeinen Engeln. Solcher geheimnißvollen Bergesklüfte, darin die Abgrundqual der Verdammten zu Tage und vor das Auge einzelner Sterblichen noch bei ihrem Leben tritt, nennt die Sage in Thüringen mehrere, und es iſt wichtig, ihrer zu achten, weil ſie ſtets nach der Frühe heidniſchen Kultes und Glaubens hinweiſen.

11.

Die Stadt im Lautergrunde.

In der Richtung von Coburg nach Eisfeld zu liegt ein freundliches Thal, das ein Bächlein durchfließt, die Lauter genannt, darinnen liegen auch die Dörfer Unter- und Oberlauter, Tiefenlauter und die Lauterburg. Dort ſtand vor Zeiten eine große Stadt, in welcher lauter Freude wohnte, und kein Leid. Mag ſchon ſehr, ſehr lange her ſein, daß ſolches goldene Zeitalter herrſchte. Die Menſchen, die in jener Stadt wohnten, waren alle zufrieden, es gebrach ihnen an nichts, ſie waren ganz glücklich; und da geſchah es, daß eines Jahres der Tag Allerſeelen kam, an welchem die Kirche gebietet, Leid zu tragen um die Verſtorbenen. In der glücklichen Lauterſtadt aber war niemand geſtorben, und ihre Bewohner ſprachen unter einander: Was ſollen wir ein Trauerfeſt begehen, da wir deß keine Urſache haben, und keiner von uns Trauer hat? Laſſet ſolches Feſt uns nicht begehen! — Darauf aber fügte es Gott, daß ein Kinderſterben unverſehens ſich anhub, und zwar mit ſo ſchrecklicher Gewalt, daß alle Kinder ſtarben, faſt in jedem Hauſe eine Leiche war und kaum Raum auf dem Kirchhofe für die zahlloſen friſchen Gräber. Da gab es Trauer in Fülle, herzzerbrechende, zermalmende Trauer, und Zug um Zug nach dem Gottesacker zu den offenen Gräberreihen. Und wie die Bevölkerung der ganzen Stadt droben ſtand auf dem Friedhof, und Millionen bittre Thränen floſſen, da war es Nacht in allen Aelternherzen, und dann wurde es Nacht vor aller Augen, und die Kirche ſank und der Kirchhof ſank, und alle die Gräber und alle Särge und alle die Leidtragenden ſanken tief, tief hinab, auf daß alle die Letzteren ruhen ſollten bis zum Allerſeelentage der Auferſtehung. So ward die glückliche Stadt eine öde Stätte, und was von ihr übrig blieb, das wurden lauter Dörfer. Am Allerſeelentage aber hört man in der Tiefe die Glocken der verſunkenen Kirche läuten.

12.

Träumersdorf.

Oberhalb dem ſtillen Lautergrunde liegt ein Dorf, das in der Volksſprache der Gegend Trämersdorf genannt wird, Trämer aber heißt in jenem Idiom ein Träumer, und die örtliche Sage berichtet von dieſes Dorfes Entſtehung: Einſt ſchritt ein Wanderer durch die weiten Fluren zwiſchen Eisfeld und Coburg, da noch gar wenig Ortſchaften ſich daſelbſt angebaut hatten, verirrte ſich und fand nirgend eine menſchliche Wohnung, die ihm Obdach bot, er mußte demnach wohl oder übel die Nacht im Freien zubringen, und ſich im erſten beſten Buſch eine Lagerſtätte bereiten. Da jener Wanderer nun ſchlief, träumte ihm von einer Mühle und von einem nahe bei derſelben liegenden ſchönen Dorfe. Mit Tagesanbruch erwachte er und ſetzte neugeſtärkt ſeinen Weg weiter fort, da kam er unverſehens an eine Mühle, und es war ganz dieſelbe, die ihm im Traume vorgekommen war, aber das Dorf war nicht dabei, vielmehr war es gar nicht vorhanden. Der Wanderer ſprach beim Müller ein, erzählte dieſem ſeinen Traum und bat ihn. ſein Gehöft Träumersdorf zu nennen; hernachmals baute ſich der Wanderer ſelbſt dort an, andere folgten ihm, und ſo entſtand allgemach der Ort, und wurde zu einer eigenen Pfarrgemeinde, und dieſe führt noch heute einen ruhenden und ſchlummernden Wandersmann im Siegel.

13.

Der Stelzener Heilbrunnen.

Ganz nahe bei der Kirche von Stelzen entſpringt in einer anmuthigen, von mehreren hohen Lindenbäumen beſchatteten Grotte eine friſche Quelle, welche in alter Zeit als Heilbrunnen weit und breit berühmt war. Einem Kranken in der Nähe von Würzburg war die heilige Jungfrau im Traume erſchienen, und hatte ihn nach jener Quelle gewieſen, aus welcher trinkend er Geneſung ſchöpfte. Da nun dieſer Kranke ein reicher Mann war, ſo erbaute er neben die Quelle ein Kapellchen, und nannte es Mariahilf, und nun kamen Kranke, abſonderlich Lahme und Gichtbrüchige, von nah und ferne her, und ſuchten hier ihr Heil, und fanden es auch, denn die mit Krücken und auf Stelzbeinen gekommen waren, konnten ohne ſolche den Heilort verlaſſen, und hingen zum dankbaren Andenken und Wahrzeichen jene in dem Kirchlein auf, daher das Dorf, das ſich nach und nach in der Quellnähe anbaute, den Namen Stelzen erhielt. Das dauerte eine lange Zeit und jedermann durfte das heilende Waſſer umſonſt trinken, bis der Geldteufel des Eigennutzes in die Bauern fuhr, und ſie dachten, die Kranken könnten ja das Waſſer bezahlen. Aus war es alsbald mit der Wunderkraft, das Waſſer der Quelle ſprudelte zwar fort und fort, aber es heilte nicht mehr, und ſtatt daß wie ehedem alljährlich 300 bis 500 Grafen, Ritter und Herren, ohngerechnet das gemeine Volk, nach Stelzen gewallet waren, und in der Kapelle reichliche Spenden geopfert, kam bald keine Seele mehr. Aber ſelbſt als die alte Kapelle einer ſpätern Pfarrkirche Raum gegeben hatte, fanden ſich auf dem Boden der letzteren noch bis zum Jahre 1830 alte Stelzen, die von den Geneſenen zurückgelaſſen worden waren. Im Altare der Kirche, ſo ging die Sage, ſollte ein goldenes Hirſchgeweih verborgen ſein, allein ſelbiges hat ſich nicht finden laſſen. Im Uebrigen war die Kirche reich an Gut und Lehnſchaften, und das Gehölz des Bleß, eines hohen Waldberges, gehörte ihr zu. Dieſes Gehölz vornehmlich wird als das bezeichnet, in welchem die nächtliche Säge oder die Zwergenſäge arbeitet.

14.

Helidenburg.

Zwar ſchon auf fränkiſchem Boden, aber doch innerhalb ſächſiſch-thüringiſcher Landesgrenze und nahe genug der ſüdlichen Abdachung des Thüringer Waldes, erhebt ſich ſtolz und ſtattlich die graue Heldburg, einſt die fränkiſche Leuchte geheißen, denn ſie ſoll ſo viele Fenſter zählen, als das Jahr Tage zählt. Dieſe Burg rückt ihren Urſprung in die vorchriſtliche Zeit hinauf. Ein Heidentempel ſoll da geſtanden haben, wo ſich heut zu Tage der Burgbrunnen befindet, der ſo tief iſt, als der Berg hoch, und ganz durch Felſen gehauen, und deſſen Bau ſo viel gekoſtet haben ſoll, als der ganze ſpätere Schloßbau. Ein Theil der Veſte Heldburg, deren Name von einen Elid oder Helid abgeleitet wird, heißt noch bis heute der Heidenbau, und im Hain, der die Burg an ihrer Rückſeite umzieht, haben ſich unverkennbare Spuren altgermaniſcher Bevölkerung zwiſchen Klingſteinen gefunden. Auch heißt noch eine Stätte am Burgberge der Heidengottesacker, und ebenſo liegen in der Burgnähe noch ſogenannte Heidenäcker. In Urkunden des 9ten Jahrhunderts iſt ſchon von der Helidberger Markung die Rede, und der Ort am Bergesfuß, die heutige Stadt **Heldburg**, heißt ſchon 837 villa helidberga, auch wird ein Gaugraf des Namens Aſis genannt und aufgeführt, derſelbe, der auch um Eisfeld (Aſisfeld?) ſich verdient gemacht haben ſoll. Ob dieſer Aſis-Name nicht ein Nachhall aus früherer, vorchriſtlicher Zeit ſei, wird ſich ſchwerlich ermitteln laſſen. Er klingt aber mindeſtens mit dem Flügelwehen des Heidenthumes, das um die alte Helidburg brauſt, gut zuſammen.

Nicht weit von der Heldburg erhebt ſich auf bewaldetem Phonolithkegel die alte Burgtrümmer des ehemaligen Henneberger Grafen-Schloſſes Straufhahn oder Straufhain, deren Hain-Name an die Uebung altgermaniſchen Kultes vorzugsweiſe erinnert, der auch noch in ſpäterer Sage einen Wiederhall fand, denn das wüthende Heer zieht um dieſe uralten Waldeswarten mit ſeinem wilden Geſchwärme, und eine Niederſchrift giebt unter andern davon mit den Worten Kunde: „Im Jahre 1698 im April hörten die Leute, ſo im Felde waren, ein gräßliches Geſchrei und Schießen (?) auf dieſem Schloſſe und daſigem Gehölze, ſo zweifelsohne ein Teufelsgeſpenſte oder das wüthende Heer geweſen ſein mag.“

15.

Weitersroder Schätze.

In der Richtung von Eisfeld nach Hildburghauſen zu, doch nur eine halbe Stunde von dieſer letzteren Stadt, liegt das Pfarrkirchdorf Weitersrode, auch Weikertsrod geheißen, mit einem alten Burgſchloſſe, das ein Herr von Heßberg erbaute. Dort, im Schloſſe nämlich, ſollen große Schätze verborgen und verzaubert ruhen. Zu einer Zeit ließ ſich ein hell brennendes Lichtlein ſehen, das aber, ſo wie jemand daſſelbe erblickt hatte, alſobald wieder verſchwand. Einige Männer vermutheten an der Stelle, wo das Licht ſich blicken ließ, einen Schatz, und beſprachen ſich mit einander, wie ſie ihn heben wollten. Denen geſellte ſich unvermuthet ein Mönch zu, welcher ſie bedeutete, daß der Schatz allerdings vorhanden ſei, aber im Stalle liege und dort unter tiefem Schweigen gehoben werden müſſe. Die Männer gruben eifrig und ſchweigend an der bezeichneten Stelle, und bald kam ein kupferner Keſſel zum Vorſchein, angefüllt bis zum Rande mit alten verſchimmelten Thalern. „Herr Gott, die Menge!“ ſchrie einer der Männer laut auf, und plumbs verſank der Keſſel mit den Thalern und ſchwabb hatte der Sprecher eine Ohrfeige, daß ihm hören und ſehen verging.

Auch eine weiße Jungfer läßt ſich im Weikersroder Schloſſe zu Zeiten ſehen; ſie trägt ein Schlüſſelbund und möchte gern erlöſt ſein; auch ſie iſt eine Schatzhütherin, wie jener Mönch ein Schatzhüther, und an das ſtillſchweigende Heben der Schätze iſt die Erlöſung beider geknüpft. Dieſe Jungfrau erſchien einer Magd des Schloſſes auf einem Gange, bot derſelben ihr Schlüſſelbund an, und ſagte ihr, in einem alten Schoppen gegenüber dem Schloſſe ruhe der Schatz, der ihr, der Magd, beſcheert ſei, in einem Kaſten; ſie ſolle denſelben getroſt öffnen, und daraus alles nehmen, was ſie finde. Die Magd eilte nach dem Schoppen, fand die alte Truhe, die ſie vorher nie geſehen, ſchloß und ſchlug den Deckel auf, und ſiehe, die Lade war voll Geld bis an den Rand, oben darauf aber lag ein kleines todtes Kind, dem ſtak ein Meſſerlein in der Bruſt. Da grauſete der Magd über alle Maaßen, ſie enteilte bebend — und da tritt ihr die Jungfrau entgegen mit Händeringen, nimmt ihr das Schlüſſelbund wieder, und verſchwindet unter ſchweren Seufzern, denn die von ihr gehoffte Stunde ihrer Erlöſung hatte abermals noch nicht geſchlagen.

16.

Das Kirchhofkreuz.

In einer Lichtſtube zu Weitersrode beluſtigten ſich Burſchen und Mädchen mit allerlei Scherzen, erzählten einander Sagen und Märlein, auch viel vom wandelnden Mönch und der weißen Jungfrau droben im alten Schloſſe, und kamen auch darauf, ob man ſich vor Geſpenſtern zu fürchten habe oder nicht. Endlich wurde die Frage aufgeworfen, ob ein Burſche wol ſo furchtlos ſei, vom Gottesacker ein Grabkreuz in der Mitternachtſtunde zu holen? Und da war gleich ein vorlautes und keckes Knechtlein bei der Hand, welches rief: Was gilt's? Ich thu's! — Es wurde eine Wette gemacht, und der verwegene Burſche eilte nach dem Kirchhofe; gerade ſchlug es eilf Uhr. Er rüttelte nun ſo lange an einem Kreuze, nachdem er über die Mauer geklettert und in den Raum des Gottesackers hinab geſprungen war, bis er des Kreuzes ſich bemächtigt hatte, mit dem er wieder an der Mauer emporkletterte. Aber im Augenblicke, in welchem er droben war, und jenſeits hinab wollte, fühlte er ſich zurück geriſſen, und eine hohle Grabesſtimme rief: Mein Kreuz! Halt! Mein Kreuz! — Da ſchwand den Ueberkecken das Bewußtſein, und er blieb wie leblos auf dem Gottesacker liegen. Als er nun nicht wiederkehrte in die Geſellſchaft, machte ein Theil derſelben mit Laternen ſich auf, ihn zu ſuchen, und fanden ihn ſtarr und kalt, mit entſtellten Zügen. Man trug ihn nach ſeiner Behauſung und brachte ihn wieder zu ſich, doch nicht länger, als bis er mit matter Stimme und halber Beſinnung mitgetheilt hatte, was ihm widerfahren war, worauf er ſtarb.

In Hildburghauſen erzählt man ſich auch eine ſolche Lichtſtubengeſchichte, doch mit anderer Färbung. Dort iſt's ein Schuhſtersgeſelle, der ſich bei einer Wette anheiſchig machte zur Mitternachtſtunde in der Gottesackerkirche zu arbeiten. Geſagt, gethan, mit einem male ſteht an der Stelle, wo er ſeinen Sitz aufgeſchlagen, eine Todtenbahre, auf der ein ausgeſtreckter Leichnam liegt. Nach einer Weile, da der Schuhſter arbeitet, richtet ſich der Leichnam in die Höhe, da faßt der Schuhſter ſeinen Hammer, ruft: Was tod iſt, bleibe tod! und ſchlägt den Leichnam vor die Stirne; da ſinkt dieſer alsbald zurück und der unerſchrockene Schuhſter flickt weiter. Nach einer Weile erhebt ſich der Leichnam abermals, aber nur um einen noch härteren Schlag zu empfangen, der ihn wieder die Länge lang hinſtreckt. Nach vollbrachter Arbeit packt der Schuhſter ſein Arbeitsgeräthe zuſammen, und eilt zur Geſellſchaft zurück. Verwundert wird er empfangen und mit zahlreichen Fragen beſtürmt, wie es ihm ergangen ſei, ob ihm nichts erſchienen? Unbefangen erzählt er, daß ein langer Kerl auf einer Todtenbahre als Todter gelegen, und ſich ein paarmal gegen ihn aufgerichtet habe, er aber habe ihn mit ſeinem Hammer was weniges an die Stirne getippt und gerufen: Was tod iſt, das bleibe tod! — Darüber entſetzten ſich alle Lichtſtubengenoſſen, denn einer ihrer Kameraden hatte ſich fortgeſchlichen in aller Eile, wie die frevle Wette gemacht wurde, und ſich als Todter auf die Bahre gelegt, um den Schuhſter tüchtig zu erſchrecken. Und nun lag er noch immer dort und hatte das Aufſtehen völlig vergeſſen, und im vollen Maaße hatten beide ihres Vorwitzes Strafe dahin.

17.

Geiſterkämpfe.

Etwa 100 Schritte von Weitersrode liegt der Judengottesacker, und unter dieſem ſtand vor Zeiten eine Kapelle, welche abgetragen wurde, nachdem die jetzige Pfarrkirche erbaut worden war. Bei Gelegenheit dieſer Abtragung entzweiten ſich ein Paar Zimmerleute ſo heftig, daß einer den andern erſchlug, nachdem er ihm oben am Walde, der über dem Judenfriedhof hinzieht, aufgelauert hatte. Kaum aber war die unſelige That geſchehen, ſo folterten Reue und Gewiſſensbiſſe den Mörder und er legte alsbald Hand an ſich ſelbſt. Beider Leichname wurden an der Stelle, wo man ſie fand, verſcharrt, und über ihrer Grabſtätte wurde ein großer Stein aufgerichtet, in welchen eine Zimmerart bildlich eingemeiſelt wurde. Dieſe Stätte blieb ein verrufener Ort, denn oftmals wurden bei nächtlicher Weile die Geiſter der Beiden, in blutige Lacken gehüllt, mit einander kämpfend erblickt.

Ein gleiches geſchah in dem benachbarten Walde, durch den die Straße von Schleuſingen nach Hildburghauſen führt. Man erblickte zwei geſpenſtige Kämpfer, welche beide verzweifelt auf einander los hieben, bis der eine ſank und der zweite verſchwand. Das ſollen nach der allgemeinen Sage die ruheloſen Geiſter zweier Hildburghäuſer Bürger ſein, von denen der eine dem andern eine Summe Geldes ſchuldete, aber niemals bezahlte, worauf der Gläubiger ſchwur, er wolle dem Schuldner das Geld vom Leibe herunterſchlagen, und als beide einander an jener Waldesſtelle begegneten, entbrannte ſogleich der tödliche Kampf. Der Gläubiger überwältigte den Schuldner und ſchlug ihn tod, verſcharrte den Leichnam und kehrte zur Stadt zurück. Aber auch ihm ließ das Gewiſſen keine Ruhe, endlich rannte er zum Walde, und erhing ſich über dem Grabe des Ermordeten. Als man ſeinen Leichnam nun auch dort begrub, entbrannte der Geiſterkampf der Beiden, und währete mit Ungeſtüm oft halbe Nächte hindurch, oder doch von Mitternacht an bis zum erſten Hahnenſchrei. Ein Zufall ließ es geſchehen, daß der Leichnam des Erſchlagenen aufgefunden wurde; man grub ihn aus und ſetzte ihn in geweihter Erde bei. Da hatte der Spuk ein Ende.

18.

Schäfer- und Haſengeſpenſt.

Hildburghauſen iſt eine Stadt ſehr alten Urſprunges, daher ihr auch örtliche Sagen nicht fehlen. Man hat ihren Urſprung, wie ihren Namen von Hildbert oder Childerich, dem Sohne des Frankenköniges Chlodowig ableiten wollen, noch näher aber liegt die Ableitung von der frommen Hiltburge, einer begüterten Frankin, die zum Heile ihrer Seele das Hochſtift Fulda mit zahlreichen Beſitzungen, in nachbarlichen fränkiſchen Gauen gelegen, begabte.

Als nun Hildburghauſen noch ein eigenes Fürſtenhaus beſaß, ſtand vor dem ſtattlichen Schloſſe Tag und Nacht eine Schildwache, welche zu einer Zeit, als das Militair in den Krieg gezogen war, durch Bürgermiliz verſehen wurde. Da iſt gar mancherlei wahrgenommen und erzählt worden. So wachten einmal drei Bürgerwehrmänner, und da es gerade eine recht ſchöne Mondſcheinnacht war, ſo traten die Mannen aus der Wachtſtube heraus ins Freie und beobachteten den Mond. Plötzlich gewahrte der eine von den Dreien, daß ſich über die Schulter des einen ſeiner Kameraden ein Schäfer lehnte, groß und ſtattlich von Geſtalt, mit krauſem vollen Barte, den Kopf mit einem weitkrämpigen Schlapphute bedeckt und in der Hand die lange Schippe. Der Schäfer machte eine gar nicht unfreundliche Miene, ſondern ſchaute ſehr ruhig drein; der aber, auf deſſen Schultern die Geſtalt des Schäfers ſich lehnte, ſah, fühlte und merkte nichts von ihr. Indem ſchlug die Thurmuhr Mitternacht, und die Erſcheinung verſchwand. Vergebens ſahen alle drei, nachdem der Kamerad verkündet hatte, was er geſehen, ſich nach dem geſpenſtigen Schäfer um. Zu einer andern Zeit hatten zwei andere Bürger Nachts die Wache am Schloßthore; beide ſtanden in ziemlich gleichgültigen Gedanken, da trottelte aus der Schloßecke her plötzlich ein Haſe auf ſie zu, blieb vor ihnen ſtill ſtehn und machte ſeine Männchen. Die Wächter haſchten nach dem Haſen, konnten ſeiner aber nicht habhaft werden. Jetzt wollten jene den zudringlichen Lampe in die Flucht jagen, allein dieß gelang wieder nicht, vielmehr wurde der Haſe größer und größer, begann ſeine großen Augen wie Feuerräder zu rollen, und was weniges Feuer auszupuhſten. Noch hielt die Tapferkeit der Bürgerwehrmänner ſtandhaft Stand, ſie legten ihre roſtigen Schießprügel auf ihn an, und wollten Feuer geben, es gab aber keiner Feuer, weil beiden das Gewehr verſagte — und darauf verſchwand alles, der Haſe zuerſt und dann die beiden Wehrmänner; ſie ergriffen nämlich das Haſenpanier und flüchteten zitternd in ihr ſicheres Wachtſtüblein hinein.

19.

Der Mönch in Kellen, und die nächtliche Wehklage.

An der Stelle der heutigen Frohnfeſte zu Hildburghauſen ſtand früher ein Zeughaus. Dort erſchien allnächtlich ein Mönch mit langwallendem Barte und in aſchgrauer Kutte. Er keuchte langſam des Weges daher, ſchwer beladen mit einer Laſt von Ketten und ſeufzete unausſprechlich. So büßte er ein ſündenvolles Leben, und mußte alſo wandern, bis er jemand fand, der ihm die Ketten abnahm. Dieſes muß ohne Zweifel geſchehen ſein, da ſich dieſer Spuk in unſern Zeiten nicht mehr hören noch ſehen läßt. In einer Nacht rief der Wächter zu Hildburghauſen die Mitternacht-Stunde ab, und ſchritt die Gaſſe hinauf, die beim Rathhauſe auf die Marktgaſſe führt. Da hörte der Mann hinter ſich her ein klägliches Wimmern und ſchneidende Klagetöne und einen ſchlurfenden Schritt, und als das kein Ende nahm, blieb er an der Ecke ſtehen, und leuchtete die Geſtalt an. Er erblickte mit Grauen ein uraltes, völlig in ſich zuſammengebücktes und gedrücktes Weiblein in graue Lacken gehüllt und mit einem ſpinnewebfarbigen Geſicht, das barmte noch einmal auf das herzbrechendſte, und dann zerfloß es vor ſeinen Augen, wie ein grauer Nebel. Der Nachtwächter dachte ſich wohl, daß das kein gutes Zeichen ſein möchte, und behielt die Sache für ſich, ſagte niemand etwas davon. In der nächſtfolgenden Nacht, als derſelbe Mann wieder die nämliche Straße ging und an die Stelle kam, an welcher er zuerſt das Gewimmer und Gewinſel vernommen, ſah er aus einem Hauſe ſchwarze Rauchwolken heftig in die Höhe ſteigen und gleich darauf ſchlug eine helle Flammenlohe aus dem Dache. Raſch wuchs die wilde

Gluth, und obſchon der Nachtwächter ſogleich Feuer rief und tutete, ſo währte es doch lange, ehe genügende Hülfe kam, weil die Menſchen im erſten Schlafe lagen, indeß das Feuer immer weiter um ſich griff, und eine Reihe Häuſer bald zu gleicher Zeit brannten, und es ſetzte ſich die Gluth fort bis an jene Ecke, an der die nächtliche Wehklage verſchwunden war, da ſtand das Feuer, wie gebannt, und fraß nicht weiter.

Solches Geſpenſt der Wehklage kennt man auch in andern Städten Thüringens, ſo namentlich in Weimar, wo auch ein geſpenſtiges Klageweib wimmernd und ſich jammervoll gebehrdend durch die Straßen geht, wenn es brennen will, oder der Stadt ſonſt ein Unglück droht.

20.

Mehl-Eiche.

Auf der Straße von Hildburghauſen nach Schleuſingen kommt man durch die Stadtwaldung, und in dieſer iſt es nicht geheuer. Vor nicht gar zu langer Zeit ging eine alte Frau in jenen Forſt ins Leſeholz, und als ſie ſo recht im tiefen Walde war, ſah ſie unter einer ganz alten Eiche eine ſchloſſenſchleierweißgekleidete und todtenbleiche Frau, die trug auf ihrer Schulter einen langen und ſchweren Sack voll Mehl, ruhte damit an der Eiche, und winkte der armen Frau, näher zu ihr hinzukommen, gab ihr auch zugleich mit Gebehrden zu verſtehen, ſie möge ihr den Sack abnehmen. Die arme Alte aber hatte Angſt und fürchtete ſich, und ſah wo anders hin — wie ſie aber nun endlich wieder den Blick erhob, und nach der Eiche hinſah, war jene Frau verſchwunden. Als nun die Alte nach Hauſe gekommen war, erzählte ſie, was ſie geſehen, ihrer Nachbarin, und dieſe ſprach: Ei Nachbarin, wißt Ihr denn das noch nicht? Das iſt ja die böſe Müllersfrau geweſen, die bei ihren Lebzeiten das Getreide der armen Leute auf unbarmherzige Weiſe gemetzt hat. Da iſt ſie von einem Pöpelsträger, weil ſie nach ihrem Tode gar zu gräulich ſpukte, in den Stadtwald getragen, und darin feſt gebannt worden, und muß nun mit dem ſchweren Mehlſack umgehen, bis ſie jemand findet, der ihr den Sack abnimmt, wodurch ſie erlöſt wird. Die Eiche, an der die ſchlimme Müllerin jedesmal ausruhen darf, heißt die Mehleiche.

21.

Kapelle Ehrenberg.

Zur rechten der Straße von Hildburghauſen nach Themar, wenn man das Dorf Siegritz ſchon im Rücken hat, ragt hoch auf einem Berge eine Steintrümmer über ſparſamer Waldung empor, und eine Strecke tiefer breiten ſich freundlich die Häuſer des Dorfes Ehrenberg aus. Die Kapelle war der heiligen Ottilie geweiht, und es geſchahen zu ihr zahlreiche Wallfahrten. Eine reiche Herrſchaft ſoll der Sage nach früher in dem Dorfe gewohnt, ihm den Namen Ehr-Henn'berg gegeben, und auch die Kapelle begründet und begabt haben. Es iſt aber alles dunkel, und nur ein ſchwarzer Hund ſoll zu Zeiten an der Trümmerwand der St. Ottilienkapelle ſich ſehen laſſen, und einen dort vergrabenen Schatz bewachen, juſt ſo, wie bei der ſogenannten „ſteinernen Kirche“, deren geringe Trümmer in einem Wäldchen bei Themar noch ſichtbar ſind.

22.

Seelweckchen.

Auf der Mauer der ſteinernen Brücke, welche nahe beim Kloſter Veßra über die Schleuſe führt, ganz nahe der Stelle, wo dieſe ſich mit der Werra vereinigt, erblickt man eine Brätzel und einen Namen dieſer Geſtalt ANNA ARNERTA † 1612 — als Wahrzeichen eingehauen. Dieſe Zeichen ſollen ihren Urſprung einem Ereigniß danken, das zur Sage verklungen iſt. Ein junges hübſches Bäckermädchen aus Themar, die einzige Tochter wohlhabender Aeltern, wurde mit einem Korbe voll Brätzeln und Semmeln nach Veßra geſchickt. Da der Korb ſchwer war, ſo ruhte das ſchöne Kind ſich aus auf der dazu ganz geeigneten Brückenmauer, nahe da, wo ſich die Wege ſcheiden. Sei es nun, daß des Korbes Schwere allein die Jungfrau rücklings niederzog, ſei es, daß der dort wohnende Waſſergeiſt Hackelmärz dieß that, genug, ſie ſank ſammt ihrem Korbe rücklings nieder und fand ihren Tod in der Fluth. Am andern Tage wurde ſie erſt gefunden. Die Aeltern ließen alle Jahre an dem Unglückstage ihrer Tochter Semmeln und Brätzeln an die Schulkinder vertheilen, auch auf die Veßraer Brücke zum Andenken, oder auch zur Warnung für Diejenigen, welche ſchwer belaſtet da vorüber kommen und in ähnliche Gefahr gerathen möchten, jene

Zeichen in die Mauer einhauen, welche ſtets an den Unglücksfall erinnern. In dem Teſtamente der Aeltern des verunglückten Mädchens war der Armen- oder auch Seel-Caſſe Themar eine beträchtliche Summe zugedacht; auch die alljährliche Vertheilung der Semmeln unter die Schulkinder beſtand fort, und beſteht heute noch. Die Kinder heißen dieſe Semmeln „die Seelweckchen"; und auf einem Hauſe nahe an der Seelpforte ruht neben der Rechtſame, daß, wer dieſes Haus beſitzt raſieren darf (wenn er nehmlich den Schick dazu hat) auch dieſe, daß bei der Vertheilung der Seelweckchen für 4 Batzen Semmeln dahin geſchickt werden. Vielleicht war es die Wohnung jener Bäckersleute.

Jetzt noch ſoll zuweilen auf der Veßraer Brücke das verunglückte Mädchen in einem ſchneeweißen Gewande erſcheinen, und ängſtlich hin und her wandeln, als habe ſie hier etwas zu ſuchen. Auch einen Reiter ohne Kopf will man da öfters geſehen haben. Von dieſer Brücke heißt es noch, und es iſt zum ſpöttiſchen Sprichwort geworden: wenn ein Mädchen keinen Mann bekommt, ſo muß ſie die Veßraer Brücke ſcheuern, und den Fröſchen warme Socken flicken.

23.

Waſſergeiſt Hackelmärz.

Das Begegnen eines männlichen Waſſergeiſtes mit beſtimmtem Namen iſt in den Sagen Thüringens von ſehr ſeltenem Vorkommen, daher iſt um ſo mehr darauf zu achten. Es iſt aber überhaupt die Gegend und das uralte vormals hennebergiſche Städtchen Themar ſehr ſagenreich, und voller mythiſchen Anklänge. Der Hackelmärz wohnt in der Werra und Schleuſe; die Kinder fürchten ihn ſehr, wenn ſie baden und machen ſich einander gegenſeitig mit ihm zu fürchten, indem ſie rufen: „Hu! Reiſ' aus! Der Hackelmärz kommt!“ Sie denken ſich ihn lang, dürr, graugrünbärtig, mit geſchlitzten Schlappohren, der nach ihnen fahndet, wenn ſie baden, und ſie dann unter dem Waſſer erſtickt. Man kann bei dem Namen an den weſtphäliſchen und harziſchen wilden Jägergeiſt Hackelbernd und Hackelnberg denken. Bernd iſt, wenn man nicht an eine höhere mythiſche Deutung zu glauben geneigt iſt, der zuſammengezogene Name Bernhard, und März iſt Martin, wie man im Hennebergiſchen Lurz aus Lorenz, Murz aus Moritz bildet.

Auch das Andenken der Frau Holle lebt in dieſem Thale fort; die Kinder ſagen, wenn es im Winter ſo recht in dicken Flocken ſchneit: Die Fra Holl ſchüttelt ihr Federbett aus. —

Die Macht des Hackelmärz erſtreckt ſich weit; zwiſchen der Mühle von Rappelsdorf bei Schleuſingen und der Papiermühle bei Schwarzbach, am Anfange des in die Schleuſe mündenden Schwarzbachs, muß der letztgenannte Fluß alle Jahre einen Todten haben.

24.

Veßra und Troſtatt.

Nahe dem Ausgange des Schleuſethales lag die einſt reiche und berühmte Prämonſtratenſer-Abtei Veßra. Dort ſollen urſprünglich Mönche und Nonnen nachbarlich beiſammen gewohnt haben, bis im Nonnenhauſe ein Brand ausbrach, und man für gerathen fand, Stroh und Feuer von einander zu ſcheiden, und wurde ohnweit Veßra im Werrathale ein Ort zur Strohſtatt erkieſet, der aber den Namen Troſtatt erhielt, aber ſtets gewiſſermaßen von den Veßraiſchen Aebten abhängig blieb. Auch ſoll ein unterirdiſcher Gang von Veßra nach Troſtatt unter dem Werrabette weg geführt haben. Die Sage legt aber der Gründung von Troſtatt eine andere Urſache bei. In den zum guten Theile noch erhaltenen Kloſtergebäuden Veßra's erblickt man zu Zeiten noch wandelnde Mönche. Ein überaus großer Schatz ſoll in einem dort befindlichen verfallenen und verſchütteten Brunnen liegen. Auch im Walde auf dem Wege vom Dorfe Schmeheim nach Themar ſind Mönche erblickt worden, die einen Kreis um einen Hügel unter einer Buche geſchloſſen hatten. Zu einem Abte von Veßra kam einmal der Teufel, ihn zu verſuchen, denn er dachte, habe ich erſt den Abt, dann iſt mir die ganze Cleriſei gewiß. Der Teufel bot dem Abte viele Schätze für deſſen Seele an, aber völlig vergebens, der Abt blieb ſeinem Heilande und dem Himmel getreu. Darüber ergrimmte der Teufel und fuhr durch die Lüfte von dannen, ſchleuderte aber noch eine große Steinkugel nach dem Haupte des Abtes, allein die Kugel traf nicht den frommen Mann, ſondern fuhr ſchräg in die Mauer über dem Kreuzgang, und blieb darin hängen bis auf den heutigen Tag.

25.

Der Mönchsſtein.

Das Thal aufwärts vom Kloſter Veßra nach Schleuſingen zu findet der Wanderer unterhalb Rappelsdorf und ohnweit der Zollbrücke auf einer Wieſe einen mächtig großen Stein ſtehen, welcher im Volke der Mönchsſtein genannt wird. Insgemein erzählt man ſich, es habe ein Mönch aus Veßra den Stein zur Buße vom Kloſter aus bis zu der Stelle, wo der Stein ſteht, auf ſeinen Achſeln getragen, und dadurch zugleich das Kloſtergebiet bis zu dieſem Stein erweitert; eine alte ſchriftliche Nachricht aber meldet: Bei der Gründung und Erbauung des Kloſters Veßra durch den Grafen Gotebaldus oder Gottwalt von Henneberg um das Jahr 1130 erbot ſich ein Mönch, den Stein eine merkliche Weite zu tragen, unter dem Beding, daß der Graf dem Kloſter ſo viele Wieſen zu eigen gebe, als ſo weit der Mönch den Stein tragen werde. Der Graf willigte ein und der ſtarke Mönch trug den ſchweren Stein dieſe weite Strecke, faſt eine halbe Meile Weges weit, und ſank dann tod nieder.

In ganz ähnlicher Weiſe wiederholt ſich dieſe Sage im Forſte des Dorfes Manebach bei Ilmenau, auch dort ſteht ein Mönchsſtein, noch dazu mit einem darauf ausgehauenen Mönchsbilde, den ſoll ſogar von einem Kloſter zu Erfurt aus ein frommer Pater oder Frater bis zu jener Stelle getragen haben, um ſeinem Kloſter Land und Waldung zu gewinnen.

26.

Die Jungfrau mit dem Zopf.

Häufig wird an alten öffentlichen Gebäuden in dieſer Gegend noch das Wappen der Grafen von Henneberg-Schleuſingen erblickt, oft ſogar ſehr kunſtvoll in Stein gearbeitet, über dem der eine Helm als Zier eine wachſende gekrönte Jungfrau trägt, aus deren Krönlein eine mit Pfauenfedern beſteckte Säule emporragt. So am Thore zu Veßra, zu Schleuſingen, am Brückenthore zu Themar, an der Kapelle auf der Obermaßfelder Brücke, am Schloſſe zu Maßfeld ꝛc. Dieſe Jungfrau iſt ohne Arme gebildet, hat aber einen ſtarken Zopf, nicht ſelten auch 2 Zöpfe. Alte heraldiſche Fürſtenſchmeichler haben in Reimen und doch ſehr ungereimt in dieſem Jungfrauenbilde eine Pallas oder Minerva erblickt, als Zeichen der großen Weisheit des gräflichen und fürſtlichen Herrſchergeſchlechtes, während die Annahme dieſer Helmzier in eine ſehr ſpäte Zeit fällt. Die Sage vermittelte die Erklärung dieſes Helm- und Wappenſchmuckes auf eine ſehr romantiſche Weiſe, und in mannichfaltiger Abwandlung.

Ein junger Graf von Henneberg lernte im heiligen Lande die Tochter eines Königes von Arabien kennen und gewann ihre Liebe, doch mußte er von ihr ſich trennen und in ſeine Heimath zurückkehren. Der Sarazenin aber ließ es nicht Raſt noch Ruhe, ſie nahm ihre Schätze und ihre Diener und zog mit ihrer ganzen Habe in das Abendland, und erreichte endlich die Grafſchaft Henneberg. Wie ſie nun durch das obere Werrathal zog, und in die Nähe des Kloſters Veßra kam, vernahm ſie von den beiden Thürmen der Abtei und von allen umliegenden Orten her ein feierliches Glockengeläute, und vernahm, als ſie nach der Urſache deſſelben fragte, man feiere das Hochzeitfeſt des Landesherrn. Als die Sarazenin nun weiter forſchte, wie dieſes Gebieters Name ſei, ſo wurde ihr der Name ihres Geliebten genannt. Da war die arme morgenländiſche Prinzeſſin außer ſich vor Schmerz, riß ihre ſchönen Haarzöpfe ſich aus, gründete ein Nonnenkloſter, nachdem ſie Chriſtin geworden war, und nannte es, weil ſie nur darin eine Stätte des Troſtes zu finden vermochte, Troſtſtatt, verwandte all' ihr übriges Geld und Gut zu frommen Zwecken, erbaute die Brücken bei Ober- und Untermaßfeld, und lebte gar nicht lange. Den Grafen aber rührte die Liebe der Sarazenin ſehr, und er ſuchte ihr Andenken auf alle Art zu ehren; er nahm ihr Bildniß als Zier auf ſeinen Helm, führte es ſo auf Turnieren, ließ es überall abbilden, und ihren Leichnam ließ er in der Abtei Beßra beiſetzen, und ihr im oberen Chore der Kirche ein ſchönes Denkmal, in Form einer Tumba aufrichten; darauf ſahe man, einer alten Nachricht zu Folge, ihr ſteinernes Bildniß mit ſchwebenden oder zu Feld geſchlagenen Haaren auf einem Ruhebette von Säulen getragen. Ueber dem unteren Kleide trug ſie einen langen Mantel, von einem ſchmalen Gürtel zuſammengehalten, hatte vorn unter dem Halſe ein edel Geſpang auf der Bruſt, und einen Leidſchleier oder Binde vom Haupte bis zu den Füßen hangen. Am Kiſſen unter ihrem Haupte erblickte man zwei Engel, welche dieſes Kiſſen mit ihren Händen hielten.

Die ſpätere, meiſt ungeſchickt verjüngende Sage läßt jene Fremde die Tochter eines moskowitiſchen Kaufmannes ſein, ja noch ſchlimmer die eines Würzburger Kaufmanns, mit der ſich dann alles ſo, wie mit der Sarazenin, zugetragen habe. Seltſam iſt es, daß an die urſprüngliche Sage ſelbſt die von einem morgenländiſchen Thiere erinnert, welche lautet:

27.

Die Cameels-Kammer und der Cameelsbrunnen.

Wenn man von Themar aus dem Weißbach entlang nach dem Dorfe Lengfeld zu ſchreitet, kommt man an eine Vertiefung, in welcher ein Brunnen quillt.

In einem heißen Sommer gingen einmal zwei Männer aus Themar mitander durch die Feldflur, und einer von ihnen fühlte brennenden Durſt. Der Mann war dem umſinken nahe, und ſprach zu ſeinem Nachbar: „ich will umkehren und wieder heimwärts gehen, daß ich erſt meinen Durſt löſche.“ Und er wandte um, ſank aber bald an einem Rain hin, denn er war matt und müde; horch! da plätſchert etwas in der Nähe, wie wenn Waſſer auf die Erde niedergegoſſen würde — er rafft ſich auf, und als er kaum noch 20 Schritte gethan, ſo ſieht er zu ſeinem großen Wunder ein Cameel, welches ſich nieder bückt und aus einer hervorſprudelnden Quelle ſäuft. Vorher war an dieſem Ort keine Quelle geweſen. Freudig eilt er hinzu und löſcht ſeinen brennenden Durſt mit dem klaren ſüßen Waſſer; dann verkündigte er das Wunder ſeinen Nachbarn und Freunden, die ſich neugierig aufmachten, das Cameel und die neuentdeckte Quelle zu beſehen. Friſch und klar wallte das Waſſer noch aus der Erde hervor, aber das Cameel war fort, und ließ ſich ſpäter nur noch einigemale an eben dieſem Ort ſehen, wo es dann nie wieder bemerkt wurde. Ihm zum Andenken ließen die Themaraner ſein Bildniß in Stein hauen, und über die, nachmals ſorgfältig gefaßte Quelle aufſtellen, die den Namen „Cameelsbrunnen“ bekam, und heute noch friſch und rein fortſprudelt.

Der Ort, wo Cameel und Quelle zuerſt geſehen wurden, wird auch „die Cameelskammer“ geheißen; auf beiden Seiten drängt der Wald heran, und der Boden, der ſich hier in eine Vertiefung ſenkt, ſieht faſt einer Wohnung, oder einer Kammer ähnlich.

Dieſes Cameel ſoll zu denen gehört haben, welche die Orientalin mit aus ihrer Heimath brachte, und von jener Zeit an ſoll ſich noch manchesmal im Hennebergiſchen hie und da ein Cameel erblicken laſſen. Nahe der Cameelskammer ſind auf dem Felde noch zwei Vertiefungen, von denen die eine die Goldgrube, die andere die Kohlengrube heißt. Es läßt ſich aber weder in der einen noch in der andern das erblicken, wonach ſie heißen. Würde man dem Fingerzeige der alten Sage zu folgen verſtehen, und in der Kohlengrube Kohlen finden, ſo wäre die Goldgrube gleichzeitig mit erſchloſſen.

28.

Die verſchwundene Burg.

Wenn man von Themar den Wiesgrund hinauf nach Lengfeld geht, ſo ſieht man, noch in ziemlicher Entfernung, einen langen und auch etwas hohen Berg, durch einen

Sattel gleichſam in zwei Hälften getheilt, hinter dem Dorfe ſich erheben, der mit Fichten bewachſen iſt, aber viele größere und kleinere leere Stellen zeigt, und dieſer Berg wird die Burg genannt. Die linke Hälfte dieſes Berges weiſ't die größte und ſchon in weiter Ferne ſichtbare kahle Stelle, wo der Boden ganz mit Steinen bedeckt iſt, und auf dieſem Platze ſoll in uralten Zeiten eine Burg geſtanden haben. Es hatte aber die Burg, weil ſie allzuhoch lag, keinen Brunnen und alles Waſſer, ſo viel nur die Bewohner bedurften, mußte auf Eſeln von den Lengſelder Brunnen den Berg hinauf geſchafft werden. Einſtmals wurde auch eine Ladung Waſſer mit Eſeln auf die Burg gebracht und der Treiber ging hinterdrein, um ſeine Laſtthiere anzuregen. Als er ſich an der Mitte des Berges befand, that plötzlich einer der Eſel einen ungeheuer lauten, gräßlichen und noch nie gehörten Schrei, der Treiber aber achtete nicht weiter darauf und trieb zu. Ueber eine Weile ließ ſich von dem Eſel wieder ein ähnlicher Schrei hören und noch über eine Weile wieder einer, da fiel es dem Treiber doch auf, weil dieſer Eſel nach dem dritten Schrei auch ſtehen blieb und nicht weiter gehen wollte. Mit Schlägen trieb er nun den Eſel an, aber er hatte große Mühe, ihn fortzubringen, denn er ſchlug mit ſeinen Füßen hinten aus und blieb lange trotz der Schläge ſtehen. Endlich gelangte der Eſelstreiber mit ſeiner Waſſerladung, nach manchen Hinderniſſen, auf den Scheitel des Berges, aber wie erſtaunte er, als von der großen und ſchönen Burg keine Spur mehr zu ſehen war: Sie war von der Erde verſchwunden und nur einzelne Steinbrocken lagen auf dem Boden umher. Wohl hatte der Eſel ihren Untergang geahnet.

Unter dem Dorfe Lengfeld am Fahrwege nach Themar ſtand an einem Rain, woran von oben Aecker ſtoßen, in einem Nußheckengeſträuch ein ohngefähr dritthalb Fuß hohes, moſiges Steinkreuz, das erſt vor noch nicht langer Zeit weggeriſſen worden iſt. Unter dieſem Kreuz liegt, der Sage nach, ein Reitersmann ſammt ſeinem Roß, denen beiden im dreißigjährigen Krieg an dieſer Stelle der Kopf abgehauen worden iſt, begraben; und allnächtlich in der zwölften Stunde beſteigt der Reiter ſein Roß, das wie er ſelbſt ohne Kopf iſt, und reitet langſam um das Kreuz herum, aber mit dem letzten Glockenſchlage iſt er auch wieder ſpurlos verſchwunden.

29.

Teufelsſtein.

Eine gute Wegſtrecke über Themar nach dem Walde zu liegt auf einem bewaldeten Bergkopf ein Säulen-Baſaltfelsblock, der Feldſtein oder Teufelsſtein geheißen. Es iſt um ihn nicht geheuer und das Irrkraut wächſt dort ſehr häufig. Der Feldſtein ragt 70 Fuß oder 35 Ellen hoch empor und die Sage erklärt ſein Vorhandenſein alſo: Wie der Teufel drüben auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild die ſogenannte Steinsburg baute, und zwar auf Geheiß eines ihm verbündeten Ritters, der gern eine unüberwindliche Veſte beſitzen wollte, und ihm dafür ſeine ſchöne Tochter zu eigen zu geben gelobt hatte, ſelbſtverſtändlich, daß der Teufel in einer und derſelben Nacht und vor dem erſten Hahnenſchrei den Bau der Burg nebſt einer dreifachen gewaltigen Steinumwallung vollendete, da war er ſchon ſo weit fertig, daß nur noch ein Schlußſtein mangelte, und mit dieſem kam er bereits vom Thüringer Walde her angeſauſt, aber die Amme des Ritterfräuleins hatte Unrath gewittert, war mit einer Laterne zum Hühnerſtall geſchlichen, und wie der Hahn das Laternenlicht ſah, meinte er, es ſei ſchon Tag und krähte hell auf. Der Teufel hörte den verhaßten Schrei des Hahnes, der ihm durch alle Glieder fuhr, und da ließ er entweder vor Schreck den Stein fallen, oder warf ihn vor Zorn dahin, wo er jetzt noch liegt. Unter dem Teufelsſtein ſoll ein großer Schatz vergraben liegen.

30.

Seher und Geſichte.

Auf der Weghälfte zwiſchen der Beßraer Brücke und Themar iſt ein Kreuzweg, eine breite Fahrſtraße kommt vom Felde rechts nach der Hochſtraße, und zur linken geht eine ſolche in den Wieſengrund und nach der Holzflöße; unter der Hochſtraße hindurch iſt ein Wäſſerlein geleitet, dergleichen bedeckte Waſſer nennt man im Hennebergiſchen eine Dohle. Auf dem Kreuzweg über der Dohle findet alljährlich eine Erſcheinung Statt. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr ſchweigend an dieſen Ort geht, der erblickt die lichte Geſtalt eines Engels, welcher eine Papierrolle in der Hand hält, und ſie vor den Augen des Sehers aufrollt. Dieſer erblickt dann mit goldener Schrift auf der Rolle eine Zahl geſchrieben, und dieſe Zahl iſt die der Jahre, die der Seher noch zu leben hat. Einſt war zu Themar auch ein Seher, der mehr vermochte, als Brod zu eſſen; er war ein Gülden-Sonntagskind, konnte das Wetter vorausſagen, und vornehmlich, wer alles im Laufe des Jahres ſterben werde. Dieſer Mann ging alle Jahre in der Neujahrsnacht um 12 Uhr nach dem Obernthor, in deſſen nächſter Nähe der Gottesacker iſt, wo er ſtillſchweigend neben die Pforte trat, und diejenigen Menſchen, die in dieſem Jahre mit Tode abgehen würden, geiſterhaft in einem langen Zuge an ſich vorbei ſchweben ſah. Wie ſie nach der Reihe vorüber gegangen waren (und der Zug bewegte ſich allemal bis an das Thor des Gottesackers), ſo ſtarben ſie dann auch. Einſtmals ſtand er auch zu dieſer Stunde am obern Thor, und die Schattengeſtalten glitten an ihm vorüber; ſiehe da kam ſeine Frau, eine böſe Sieben, auch heraus geſchwebt, und wie ſie ihn erblickte, wandte ſie ſich um, und verſetzte ihm eine derbe Ohrfeige. Da ging er heim, und niemals wieder auf die Geiſterſchau. Seine Frau iſt wirklich in dieſem Jahr geſtorben, er aber hatte die Seherſchaft verredet.

Wenn es in Themar am Sonntage früh zum Gottesdienſt lautet, haben manchmal die Klänge einen eigenen, weinenden Ton, (wiewohl ſonſt das Glockengeläute ſehr rein und ſchön iſt) und darnach iſt jedesmal ein ſehr trauriger Todesfall. Weint nun die Glocke, ſo ſagen die Leute: es giebt bald eine Leiche, die Glock' heult. Und es trifft auch allemal zu.

Stirbt ein Rathsherr, ſo fällt in den Augenblick ſeines Abſcheidens einer von den zwölf Stühlen um, die im Rathhaus ſtehen, darauf die Herren ſitzen wenn ſie Rath halten.

Und ſtirbt ein ehrwürdiger Geiſtlicher, ſo flammt ein helles Licht in der Kirche.

Steht an einem Leichnam ein Auge offen, ſo heißts: der holt noch Eins nach. Auch das iſt in Themar Volksglaube, daß, wenn einem Leichnam ein Schleifchen Band oder Zeug von ſeinem Sterbeanzuge in den Mund kommt, und er ſo beerdigt wird, ſo holt er nach und nach binnen kurzer Zeit die ganze Familie. Dieſer Zug der Sage iſt ein in Thüringen ſeltenes erinnern an den Vampyriſmus, während der Glaube, daß, wenn ein Toder von einem noch Lebenden ein Stück Gewand mit an den Leib bekäme, der Lebende ſo langſam ſich verzehren müſſe, als jenes Stück im Grabe verfault, ſchon weit mehr allgemein iſt.

Am heiligen Dreifaltigkeitstage, welches der goldene Sonntag iſt (Trinitatis), ſoll man bei Leibe nicht arbeiten, dieß iſt ein ſchon von den Vorältern auf die Nachkommen vererbtes heiliges Gebot, und wer daſſelbe übertritt, läuft große Gefahr vom Blitz erſchlagen zu werden. So ſetzte ſich einmal zu Themar eine Magd an dieſem Tage vor die Thüre, und flickte, trotzdem, daß ihre Herrſchaft ihr davon abrieth, ihr Mieder. Als daſſelbe wieder in Stand geſetzt war, zog die Magd das Mieder an, aber wie ſie aus ihrer Kammer trat, zuckte ein Blitz, der ſie auf der Stelle tödtete und das Mieder gerade da, wo ſie daſſelbe ausgebeſſert hatte, in Stücken riß.

31.

Der eingefallene Berg und das Dörfles.

Oberhalb Themar in der Stadtnähe und am linken Ufer der Werra ſenkt ſich ſchroff und ſteil eine nur wenig bewachſene Wand, oben Felſen und unten Kalkgerölle, bis faſt zum klaren Spiegel des Fluſſes herab.

Dieſer Berg beſteht gleichſam in drei Abtheilungen, wovon auch jede ihren eigenen Namen hat. Da, wo die hohen Tannen das Dörfles bekränzen, heißt es der „Altenberg,“ im gemeinen Leben „Oelteberg.“

Zunächſt an Themar heißt es der „gehegte Berg,“ und der mittlere Theil iſt „der eingefallene Berg.“ Vor langen Zeiten zertrennte ſich das Felſengebirge weithin in gerader Richtung, ſtürzte hernieder, und begrub unter ſeine Trümmermaſſen ein unten am Berge gelegenes Dörfchen, das den Namen „Dörfles“ führte, wonach nun heute noch dieſe Gegend benannt wird. Die Bewohner des Dörfles führten ein Gott ſehr mißfälliges ruchloſes Leben, daher über ſie die Strafe verhängt wurde, daß der einſtürzende Berg ſie mit Mann und Maus begrub.

Eine dunkle Kluft, das „Eisloch“ geheißen, zieht ſich in den Fels hinein, und der Schlund ſenkt ſich in eine grauenvolle Tiefe. Im Grunde ſoll Waſſer ſein, welches mit dem Meere in Verbindung ſtehe. Das Eisloch nennt man, wie ein ähnliches am großen Gleichberge bei Römhild: „die kalte Hölle.“ Aus der Tiefe dieſer ſchaurigen Kluft will man oft Seufzer und Geheul vernommen haben, und behauptete, das rühre her von den Seelen der verdammten Bewohner des Dörfles.

Des eingefallenen Berges Form wie die Sage von ſeiner Kluſt deuten augenſcheinlich nach dem Hörſeelenberge hin, nur daß jener höher iſt und die Sagen von ihm herrſchender und ausgebildeter geworden ſind.

32.

Die Gipsgrube.

Einſt ging Herr Heinrich Eißbrückner von Themar auf ſein Feld, welches am eingefallenen Berg gelegen war. Unweit der Obermühle, die außer der Stadt liegt, begegnet ihm eine alte Frau, man hieß ſie nur die Schlotfegers Willebärb, und er will freundlich grüßend an ihr vorüber gehen; doch ſie fragt ihn geheimnißvoll, wohin er wolle? Auf meinen Acker, da oben am eingefallenen Berg, verſetzt er gutmüthig. Nun da will ich auch mit, ſpricht die Alte weiter und trippelt neben ihm her. Als beide dort angekommen waren, deutet ſie auf einen Fleck, etwa die Mitte des Ackers, und ſpricht: hier laſſe Er einſchlagen Herr Eißbrückner, es ſteht ein reichlich Gipslager in dieſem Berg, und da, auf dieſer Stelle, wird es am eheſten erreicht. Sie ſchritt dann ſchweigend fort, und war bald hinter etlichen Büſchen verſchwunden. Nachdenklich ging Herr Eisbrückner heim, erzählte ſeiner Frau ſein wunderliches Begegniß; doch dieſe brach in ein Gelächter aus, und ſagte: o du Alter, was haſt du nur geſehen, die Willebärb iſt ja ſchon lange geſtorben, weißt's denn nicht mehr? — Und da fällt es ihm auch ein; aber heimlich drängt es ihn, dem Worte der Alten zu folgen; er läßt ſich etliche Bergleute aus Manebach bei Ilmenau kommen und an der bezeichneten Stelle einſchlagen. Kaum waren die Arbeiter eine Klafter tief gekommen, ſo wurde ein vortreffliches Gipslager aufgedeckt, das äußerſt ergiebig war und mit reichlichem Gewinn viele Jahre lang fortgebaut ward. Aber als Herr Heinrich Eisbrückner die Augen zugethan, das iſt ſchon an die vierzig Jahre her, iſt auch die Gipsgrube wieder zum Erliegen gekommen, und nur noch eine Telle verräth ihr ehemaliges Vorhandengeweſenſein.

33.

Die Trompeters-Eiche.

In der Oberſtedter Gemarkung, nicht weit von Schmeheim, da, wo das Bräuningsthal in den Springgrund mündet, am Fuße des Kirchberges, ſteht eine alte Eiche, welche die „Trompeters-Eiche" genannt wird; die Leute ſagen insgemein, wenn früher der Kurfürſt von Sachſen in dieſen Forſten gejagt habe, ſo habe er immer einen Trompeter auf dieſe Eiche ſteigen heißen, und von ihrem hohen Wipfel aus die Waidmannsgenoſſen zur Tafel zuſammenblaſen laſſen. Eine andere Sage hängt um dieſe alte Eiche einen poetiſcheren Kranz. Als im dreißigjährigen Kriege, der das ganze Henneberger Land, vornehmlich aber dieſe Gegenden und Themar und Schleuſingen furchtbar heimſuchte, ſich in der Nähe noch Kaiſerliche und Schwediſche feindlich gegenüberſtanden, kam in beide Heerlager zugleich die Kunde von dem endlich abgeſchloſſenen Frieden. Da ſandte jeder der Oberbefehlshaber der hier ſtehenden Truppen einen Trompeter an ſeinen Gegner ab, ihm nach

Kriegsbrauch den Frieden anzublaſen. Unter der Eiche begegneten ſich die beiden Trompeter, ſagten einander ihre gute Botſchaft an, ſtiegen auf die Eiche hinauf und bließen vom fröhlichen grünen Wipfel den lieben hoffnungfreudigen Frieden in alle Welt hinaus, daß es laut und luſtig über Höhen und Thale ſchmetterte, und in den Dörfern, wo man den Schall ſo froh vernahm, wie die Hirten in der heiligen Nacht die Engelſtimme, wurden alle Glocken geläutet, und von Dorfe zu Dorfe im immer weitern Umkreis breitete ſich die frohe Friedensbotſchaft aus. Daher wurde hernach jene Eiche die Trompeters-Eiche geheißen.

34.

Themars Kriegsſchrecken.

Die kleine Stadt Themar im Werrathale iſt ein ſehr alter Ort, der häufig ſeine Namen im Laufe der Zeit abwandeln laſſen mußte. Im Jahre Chriſti 800 ſchrieb man es Tagamari, ſpäter Theimar, Teymer, Teimer ꝛc. Es unterlag vielfach verheerender Waſſer- und Feuersnoth, Kriegs- und andern Drangſalen und gelangte nie zu hohem Flor. Inſonderheit war es der dreißigjährige Krieg, der langenachhaltig dem Wohlſtand des Städtchens alle Blüthe abbrach. Im Jahre 1632 plünderte das Wallenſteiniſche Heer, ſpäter brandſchatzte Lamboi, und 1634 wüthete Iſolani mit ſeinen Croaten ganz unmenſchlich mit Schwert und Feuer. Von 300 Häuſern blieben nur 69 übrig, von 280 wehrhaften Männern oder Familienvätern nur 54. Faſt durch ein Wunder entging die ſchöne, von Gräfin

Margaretha von Henneberg erſt 1488 völlig neu erbaute und dem h. Bartholomäus geweihte Kirche dem Verderben. Die Sage meldet, Iſolani ſolle ſelbſt mit der Brandfackel in der Hand nach der Kirche geeilt ſein, um ſie als ein Gotteshaus der Ketzer anzuzünden — da ſtrahlte ihm, ſtrotzend von reicher Vergoldung in reizender Farbenpracht der hohe kunſtvolle Flügelſchrein des Altars entgegen, in der Mitte die Madonna mit dem Kinde, zu ihrer Rechten der Erzengel Michael, zu ihrer Linken der Schutzheilige und Patron der Kirche, St. Bartholomäus, ein Meiſterwerk mittelalterlicher Holzſculptur, und der fanatiſch-katholiſche Iſolani löſchte alsbald die Fackel, befahl die Kirche zu ſchonen, und dem Feuer, das die Stadt verzehrte, ſo viel als möglich Einhalt zu thun, er ſelbſt aber warf ſich in gläubiger Andacht vor dem Altar auf die Kniee und betete. So übte hier die überwältigende Macht gläubiger und frommer Kunſt in der That ein Wunder und errettete das ſchöne, auch ſonſt mit Bilderzier noch reichgeſchmückte Gotteshaus.

Damals geſchah es, daß eine Familie, wohnend in der Froſchgaſſe, vom Mittageſſen, welches in Klößen und Braten, aller Henneberger Lieblings- und National-Sonntagsgericht, beſtand, hinwegflüchtete und weit in fremdes Land zog. Nach einem Jahr kehrten ſie wieder zurück nach der Heimath und fanden dort ihr Häuschen in der Froſchgaſſe gerade ſo wieder wie ſie es verlaſſen. Klöße und Braten ſtand noch auf dem Tiſch. Und dieſes Häuschen war, nebſt der Kirche und nur ſehr wenigen Gebäuden im untern Theile der Stadt, das einzige verſchont gebliebene in dem ganzen obern Stadttheil.

35.

Hennebergiſche Neckeluſt.

Wie nicht ſelten in kleinen Städten Deutſchlands iſt auch in Themar ein gutes Theil ächter Volkshumor und Neckeluſt, inſonderheit gegen Nachbarſtädte, vorhanden. Davon einige Pröbchen, die zwar keine Sagen ſind, aber doch werth, aufbewahrt zu werden, und vielleicht als Bauſteine zu einer großen deutſchen Schildbürger-Walhalla mitzudienen, und da wir dieſe ſchwerlich ſelbſt aufbauen werden, ſo ſoll doch andern dazu Geneigten der Stoff nicht vorenthalten bleiben.

Die Schleuſinger nennen die Themarer Linſenfreſſer und Themar das Linſenländle, weil hier viele Linſen gebaut werden, und es alle Sonnabend von Haus zu Haus Linſenſuppe giebt.

Dagegen nennen die Themarer ihre lieben Nachbarn, die Schleuſinger, Speckſchwarten, und geben ihnen Schuld, ſie beſtrichen den Mund mit Speck und ſähen dann zum Fenſter heraus, daß die Leute wegen des glänzenden Mundes denken ſollten, ſie hätten ſo fett geſpeiſt.

Die Römhilder werden von ihren Themarer Nachbarn Aalfänger genannt, und zwar deshalb: Eines Morgens war einmal ein großer Aufſtand unter den Leuten zu Römhild, und es hieß, im Brunnen ſei ein großmächtiger Aal; da haben denn die guten Römhilder Fiſchgarn und alles Fiſchfangwerkzeug herbei geholt und haben den großen Aal gefangen, und wie ſie ihm heraus brachten war's — ein Faßreif.

Die Suhler nennen die Themarer Seeſtädter wegen der Dielen- und Holzflöße auf der Werra. Und die Suhler werden dagegen von jenen die Jaufertle genannt, weil es nur in Suhl ſo kleine poſſirliche Backwerke giebt, welche dieſen Namen führen.

In Spitznamengebung ſind die Themarer ſehr ſtark, und in ihrer Ausdrucksweiſe äußerſt ſpott- und neckeluſtig. „Schlaf ſüß, ſo haſt du morgen was zu lecken! — Schlaf rund, daß du nicht eckig wirſt!“ ſind ſcherzhafte Gutenachtgrüße. Große Augen ſind mißliebig, da heißt es gleich: „der oder die kann nicht ſehen, muß ſich mit glotzen behelfen. Hä glotzt, wie a Laabfroſch, ſie glotzt wie der Koppehügel, wie à Kreuzſpinn'. Der Glotzkopf glotzt durch neun Paar lederne Hoſen, der Siebenglotzer ꝛc.“ Eine Dame, welche ein wenig ſchielte, hieß „Schiekelepom,“ eine Frau, die ihren Mann häufig prügelte: „Ratelepompoff.“ Ein Geck mit zierlich beweglichem Gang wird „Schwanzer“ genannt, von einem ſtets hochmüthig einherſtelzenden Brüderpaare hieß der eine „Bäſterz,“ und der andere „Sterzbä“ — Beinſterz (Bachſtelze) und Sterzbein. ‚Ein Kaufmann, der die Seele mit in ſeine Waaren wog, und der Schaale immer mit dem Daumen zum niederſinken verhalf, wurde bald im ganzen Städtchen „der Daumenwieger“ genannt. Auch ſind nicht ſelten die Spitznamen erblich. Einſt fand man ein neugeborenes weibliches Kind auf dem Acker in ein Krauthaupt gebettet, und zog den armen Findling auf, der alsbald den Namen „Krauthätle“ durchs Leben zu tragen bekam. Es wurde eine Gänſehirtin aus dem Mädchen, welche, ohne ſich zu vermählen, auch der Mutterfreuden theilhaftig ward. Das Kind hieß wieder „Krauthätle,“ wurde auch wieder Gänſehirtin, und brachte als ſolche „Krauthätle III.“ zur Welt. Krauthätle II. ſprang vor mehreren Jahren aus Armuth und Lebensüberdruß in die Werra, und wurde bei Henfſtedt tod herausgezogen, Krauthätle III. wird wol noch leben, wenn es nicht geſtorben iſt.

Ihren alten Hexenthurm, in dem vor Zeiten gar viele arme Hexen gefangen ſaßen und gefoltert wurden (die Folterwerkzeuge ſind noch vorhanden und befinden ſich im Antiquarium des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins zu Meiningen), nennen die zu Themar ſpottweiſe, wegen ſeines Schieferdaches „die blaue Kappe,“ und ſagen, wenn ein Bürger in den Thurm zu Arreſt gebracht wird — zufolge dermaliger Beſtimmung des alten Hexenthurmes: „Unſer N. N. hat die blaue Kappe aufgeſetzt.“

36.

Oſterburg und Nadelöhr.

Unterhalb Themar, in der Nähe des Dorfes Henfſtedt, erhebt ſich auf ſteilem Kalkberge die Trümmer einer alten, kaſtellartig mit vier Mauerthürmen und einer hochragenden Warte erbauten Burg, die Oſterburg genannt, und beherrſcht einen eigenthümlichen Thalkeſſel, durch den ſich ein 50 bis 60 Fuß hoher Felſendamm wie eine Nadel zieht, den am ſüdlichen Ende die Werra durchbrochen hat, und durch den auch, durch eine enge Felſenpforte, gleichſam das Oehr der Nadel, ein Fußweg führt. Vor Zeiten ſoll dieſer ganze Keſſel ein See geweſen ſein. Wäre im bibliſchen Gleichniß vom Kameel und Nadelöhr unter erſterem nicht etwas anderes verſtanden, ſo könnte jenes Kameel, das ſich oberhalb Themar ſehen ließ, und dem Kameelbrunnen den Namen gab, gar wol durch dieſes Nadelöhr gegangen ſein. Auch der Wald um die Oſterburg heißt der Hain, im dortigen Volksmunde „Hän". Unter die Trümmer der Oſterburg verlegt die Sage große gewaltige Kellergewölbe voll Rieſenfäſſer, alle gefüllt mit edlem Wein, aber um den Wein hat ſich der Weinſtein ſo dicht kryſtalliſirt, daß er ein natürliches Faß bildet, und um den Weinſtein iſt das Holz der Fäſſer und Reifen verſteinert. Wenn das kein Steinwein iſt, ſo giebt es keinen mehr. Auf der feſten Burg ſaß einſt ein Burgmann, Dietz Kieſeling geheißen, als ein Graf von Henneberg ſie berannte. Auf einmal praſſelte ein dichter Hagel auf die Angreifenden herab, der manche Beule ſchlug, und erſtere vermeinten, der Kieſeling droben ſchickte ihnen ganze Sturzbäche von Kieſelingen auf die Platten, aber droben gab es leider bereits keine Steine mehr, und was ſo hart und ſchwer niederſchlug, das waren ſteinharte Brode und nicht minder harte Kuhkäſe, und damit wurden die Angreifenden zurückgeſchlagen. Da nun die Burg Eigenthum eines Biſchofs war, ſo erhielt ſowohl der Beſitzer und Eigenthümer, als auch die Burg ſelbſt, den Spottnamen: „Käs und Brod" — ganz nach der Hennebergiſchen zum Spott geneigten Landesart.

37.

Das unſichtbare Dorf.

Zwiſchen der Stadt Themar und den Dörfern Marisfeld und Oberſtadt liegt ein weites Feld, eine ſogenannte Wüſtung, welche das Gertles, auch Gätles und Gartles, heißt.

Dort hat vor Zeiten ein großes Dorf geſtanden, deſſen Urkunden vom Jahre 914 ſchon unter dem Namen Gartilar gedenken, und das ſchon im 14. Jahrhundert zur Wüſtung geworden iſt. Auf welche Weiſe dieß geſchehen, weiß niemand zu ſagen. Die Sage aber ſpricht: Das Dorf iſt noch vorhanden, man ſieht es nur nicht. Ein Reiſender, der an einem Sonntage durch jene Gemarkungen ſchritt, ſah vor ſich ein ſchönes Dorf liegen, und vernahm das erſte Geläute der Kirchenglocken. Als er das Dorf betrat, ſah er auch die Kirchengänger zahlreich aus ihren Häuſern treten und der Kirche zuſchreiten, ihre Tracht aber war auffällig alt. Der Reiſende grüßte einige der Kirchengänger, und fragte ſie, wie ihres Dorfes Name ſei? Aber keiner dankte dem Gruß, keiner ſprach ein Wort, und aller Augen waren ſtarr und glanzlos, und ihre Geſichter todtenbleich. Da grauſete es dem Reiſenden, und von einem unausſprechlichem Schauer gepackt, enteilte er dem unheimlichen Dorfe.

Gar wunderſames kündet die Sage von Glockenſchlage der Mitternachtſtunde im verſchwundenen Dorfe Gertles. Wer den Muth hat, dieſen zu hören, kann zu großem Glück gelangen. Aber er muß dem Schall in jeder der heiligen 12 Nächte lauſchen, in der mythiſchen Zeit vom 1. Weihnachtstage an bis zum h. Dreikönigestage. Ein Bauer aus Marisfeld hatte dieſen Muth. Jede Nacht in den Zwölften ging er auf das verrufene Feld hinaus, hörte nichts, ſah nichts — plötzlich in einer der Nächte ſchlug dicht in ſeiner Nähe ein ſo furchtbar dröhnender Glockenſchall an ſein Ohr, als ob er unmittelbar unter der großen Erfurter Domglocke ſtehe, und ehe der vierte Schlag erfolgte, hatten ihn Schreck und Grauſen ſchon zu

Boden geworfen, an dem er ſich im bangen Schweigen krümmte, wie ein Wurm. Halb ſinnlos blieb er liegen bis zum Morgengrauen, dann wankte er nach Hauſe und lag lange tödtlich krank. Dann aber genaß er, und begann wieder zu arbeiten, und nun glückte ihm alles, alles, was er begann; er hatte reiche Aernten, und es würde Korn und Weizen gewachſen ſein, wenn er Steine geſäet hätte. Er wurde der reichſte Mann des Dorfes und zwar ohne allen Schaden an ſeiner Seele. Aber von der Zeit an entſtand das Sprichwort, wenn einer zu unbegreiflich ſchnell wachſendem Reichthum gelangt: „Der hat es im Gertles zwölf ſchlagen hören.“ —

38.

Zigeuner im Lande Henneberg.

Abwärts im Werrathale unterhalb des Nadelöhres liegt das anſehnliche Pfarrkirchdorf Vachdorf, das bereits im Jahre 803 als Fahedorph urkundlich vorkommt; die Sage will, daß Fiſcher es zuerſt angelegt und bevölkert haben, was, da das Dorf unmittelbar am fiſchreichen Werrafluß gelegen iſt, gar wohl Statt gefunden haben mag. Kaiſer Heinrich I., der im Jahre 930 in dem nächſt auf Vachdorf im Werragrunde folgenden Dorfe Belrieth verweilte, ſuchte Vachdorf gegen die Hunnen zu ſchirmen, ließ die Kirche mit ſtarken Mauern umgeben und das ganze Dorf umwallen. Gleichwohl mag der Ort den Hunneneinfällen nicht haben widerſtehen können, denn noch heißt ein Brunnen daſelbſt der Hunnenbrunnen. Die

Sage meldet, daß Bachdorf einſt von allen ſeinen Einwohnern völlig entblößt geweſen ſei, und führt als Grund davon eine verheerende Peſt an. Von ſolchen Volkspeſten ſind auch Sagen im Grunde der Jüchſe, namentlich von den Dörfern Jüchſen und Neubrunn umgehend. Da nun Bachdorf völlig ausgeſtorben war, ſo kamen Ziegeuner in das verödete menſchenleere Dorf, und machten ſich in ſelbem ſeßhaft, vertheilten unter ſich Aecker und Güter, und wohnten lange da, ehe nur in der Umgegend jemand daran dachte, daß Bachdorf jetzt eine andere Bevölkerung, als die frühere habe, denn die Nachbardörfer waren ja ebenfalls faſt ganz ausgeſtorben. Man will an den heutigen Bachdorfern immer noch Spuren jener Abſtammung wahrnehmen. Die Meininger Stadtchronik führt das erſte Auftreten von Zigeunern erſt unterm Jahr 1435 an, da deren auf dem Markte tanzten. Aber hundert Jahre vorher durchwüthete der ſchwarze Tod das Werrathal, und nicht unmöglich iſt es, daß ihn die Sage mit jener entvölkernden Peſt meint.

39.

Die weiße Jungfrau mit dem Schwerte in der Bruſt.

Auf dem Belriether Berge iſt eine kahle Stelle, nur vereinzelt mit alten Fichtenſtämmen bewachſen; auf dieſer Stelle erhebt ſich ein länglicher Hügel, juſt wie ein Grab, an deſſen Spitze eine uralte, ganz krüppelige und knorrige Fichte ſteht, die gar nicht mehr wächſt. Nun war vor alter Zeit auf der Burg zu Belrieth, von der man jetzt kaum noch eine Spur erblickt, ein Ritter, der hatte eine ſchöne junge Baſe bei ſich, die ihm den Haushalt verſah, und die er mit ſeiner Liebe verfolgte. Sie aber wollte nichts von ihm wiſſen, und als er eines Tages allzu dringlich wurde, entfloh ſie ihm. Wie der Ritter ihre Flucht und den Weg, den ſie eingeſchlagen hatte, erfuhr, ſetzte er ihr nach und holte ſie auf dem belriether Berge ein, und da ſie ſich ſeinen Wünſchen durchaus nicht fügen und nicht mit ihm zurückkehren wollte, wurde er vor Zorn und Liebe und Wolluſt ſo blindwüthend, daß er der Armen ſein Schwert in die Bruſt ſtieß — dann begrub er ſie unter eine junge Fichte. Von dieſem Tage an verkrüppelte der Baum, und die Jungfrau wandelte als bleiches weißes Geſpenſt umher, das Schwert in der Bruſt. Es mögen 50 bis 60 Jahre her ſein, als einmal der Peters Michel von Neubrunn, der den Garben-Zehnten einzuſammeln hatte, über die Aecker, und an jener Fichte vorbei kam, da erhob ſich plötzlich ein grauſamer Wind, der die Fichte faſt bis zur Erde umbog, dem Zehntner die Garben von ſeinem Spieße und auseinander riß und überall aufs Feld hin verſtreute, und die weißgekleidete Jungfrauenerſcheinung vor ihm ſtand. Sie ſah ihn an mit ſchmerzlich tiefbetrübtem Blick, wandelte eine ganze Strecke neben ihm, und verſchwand dann. Den grauſamen Ritter aber traf bald genug die Strafe ſeiner Unthat; er wurde nach Urtel und Recht mit dem Schwerte gerichtet, und der Landesherr, Graf Hermann von Henneberg-Aſchach, ſchenkte ſeine Burg den Belriethern zum Abbruch, die mit den Steinen ihre alte kleine Kapelle zu einer Kirche erweiterten.

40.

Vom Grimmenthal.

Ganz nahe dem Werrathale, da wo die vom Dorfe Schwarza herabkommende Haſel beim Dorfe Einhauſen in die Werra fällt, liegt die merkwürdige Stätte der am Ausgange des Mittelalters weit und breit berühmt gewordenen Wallfahrt zum Grimmenthal. Das ganze ſchöne Seitenthal des Werrathales, welches die Haſel durchrollt, nannte man vor alten Zeiten das Grünthal, von dem Schmelze ſeiner grünen Wieſen, und ſelbſt das Siegel der Wallfahrtkirche mit dem Bilde einer Madonna über dem Henneberger Wappen führte noch die Umſchrift: Maria im Grinthal. Dort ſtand ſeit undenklichen Zeiten ein alter halbvergeſſener Bildſtock mit einem Muttergottesbilde unter einer umfangreichen Linde. Ein alter Rittersmann, Namens Heinz Teufel, der früher in Kriegsdienſten des Biſchofs von Würzburg geſtanden, und ſich in das Dorf Obermaßfeld in ländliche Ruhe zurückgezogen hatte, kam einſt am Abend von einem Jagdritt das Thal herab und an die Nähe des Bildſtockes und der Linde, von wo aus er noch ein Viertelſtündchen nach ſeinem Dorfe zu reiten gehabt hätte, allein er wurde plötzlich von einem überaus heftigen Gebreſt überfallen, daß er ſich vom Pferde und vor dem alten Bildſtock niederwarf, und herzhaft zu der Mutter Gottes flehte, ihm beizuſtehen. Und ſiehe, er fand Erhörung und widmete ſich nun ganz und gar dem gnadenreichen Bilde. Erſt ließ er es ſäubern vom Geſtrippe und Dornenbüſchen, die es umwucherten, dann überdachen, dann eine Kapelle darüber bauen, und prieß dankbar des Bildes Hülfe, wie er nur vermochte. Darauf wurde die

Marie im Grünthal berühmt nach allen Seiten hin, und es ſtrömten Lahme, Blinde und Menſchen mit jeglichem Gebreſte beladen herbei, dort Hülfe zu finden, und vielen, ſehr vielen hat ihr Glaube geholfen. Dann wurde eine prachtvolle Kirche erbaut vom Fürſtgrafen Wilhelm von Henneberg, die hatte 14 Altäre, und es gedieh dahin, daß man in einem Jahre der Waller nicht weniger als 40000 zählte. Ja es ſollen im Jahre 1503 auch 300 Ritter aus Aethiopien oder Mauritanien alldort geweſen ſein, die Hülfe gegen die damals fürchterlich wüthende Krankheit der Lepra ſuchten, welche ſchlimme Krankheit nach der Homöopathen Behauptung ein jeder Menſch ſtill und maskirt in ſeinem Leibe herumträgt. Uns will bedünken, die „trecenti Mauri equites“ der Ueberlieferung dürften ebenfalls Zigeuner geweſen ſein.

Die Wallfahrt ſtand in ihrem höchſten Flor, als Luther auftrat, von ihr hörte, gegen ſie eiferte — er war es ohne Zweifel, der zuerſt den unſchuldigen Namen Grinthal (wie man damals ſprach) in das ſchlimme Grimmenthal umwandelte, und in ſeinem Grimme den Wallfahrtort ein rechtes vallis furoris, Thal des Grimmes, ſchalt. Schnell, wie ſie aufgeblüht war, blühte die Wallfahrt ab, die alte Linde aber, deren faſt erſtorbener Stamm 36 Fuß im Umfang klaftert, der ſtärkſte aller ſtarken Bäume Thüringens — grünt dennoch jedes Jahr, und trägt noch Blüthen, und nährt noch Bienen. Er verſinnbildet der Sage ewig junges Leben.

41.

Sagenhaftes von Rohr.

Wenn man das grüne Thal von Grimmenthal aufwärts ſchreitet, ſo gelangt man durch das Dorf Ellingshauſen, und von da nach dem ehemaligen Kloſter Rohr, jetzt einer k. preußiſchen Domaine. Das war ein uraltes Kloſter, und es war dort vor Zeiten ein Tempelherrenſitz, wie auch einer zu Leutersdorf, zwiſchen Henfſtedt und Bachdorf, und zu Meiningen war. Die ganze Mauer der alten Kloſterkirche, einer ſchmalen Baſilika, ſteht noch immer und iſt in der Dachung gut erhalten, da das Steinhaus ökonomiſchen Zwecken dienen muß. Die Sage behauptet, daß von Rohr aus ein unterirdiſcher Gang bis nach Meiningen geführt habe, und zwar in das daſige Minoritenkloſter am unteren Thore, deſſen Hauptgebäudereſt auch noch ſteht und wieder nutzbar gemacht wurde. Nicht weit vom ehemaligen Kloſter Rohr liegt das Dorf gleichen Namens, dort hat einmal ein Schulmeiſter gelebt, der war ſehr ſtark im weiſſagen, wenn auch nicht alles weiſe war, was er ſagte. Dieſer Politikus aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſagte die Croateneinfälle und das Wüthen der Croaten in den Hennebergiſchen Städten genau voraus, aber es war mit alle dieſem vorausſagen nichts genützt und nichts gewonnen, und endlich legte die Regierung dem Weiſſager ſein Propheten-Handwerk, und hieß ihm, ſtille zu ſchweigen. Vielleicht that ſie daran ſehr Unrecht, denn man kommt eben ſo weit, wenn man die Gaukler gaukeln und die Propheten prophezeien läßt.

Am Fußwege von Rohr nach Meiningen findet ſich im Hutraſen ein Kreuz eingegraben, von dieſer Geſtalt: welches ein Grabkreuz vorſtellen ſoll, oben mit ſeinem Wetterdach, unten mit dem Klotz, der in die Erde kommt. Das hat ein Schäfer, der dort hüthete, mit ſeiner Schippe ſo gebildet, weil vor mehr als 50 Jahren der alte Hirſchwirth aus Meiningen, von Rohr, wo er Geſchäfte gehabt, heimkehrend, an jener Wegſtelle umfiel und vom Schlage gerührt verſtarb. Er hatte noch ſo eben hinter ſich in Rohr Glockengeläute vernommen, und einige ihm begegnende Weiber gefragt, weshalb man drunten im Dorfe läute, da doch nicht Sonntag und kein Feiertag war — und da war ihm die Antwort geworden: „Häs is heint dronge å Licht.“ (Es iſt heute drunten eine Leiche.) Ei, ſelt es ſo racht hüſch! Mügt og dronne ze Ruhr begrabe wär — antwortete der alte Hirſchwirth in ſeinem unſchönen Meininger Dialekt. Bann ich derhämm ſterr, werd am Enn net gelüt't on net getût't. — Sprachs, ging ſeines Weges, und nach ohngefähr 100 Schritten fiel er um und war tod, noch auf Rohrer Gebiet, und wurde dann mit Sang und Klang nach ſeinem Wunſch zu Rohr begraben. Darauf grub der Schäfer jene Kreuzfigur in den Raſen, und das iſt etwas tief wurzelndes im Volksbrauch, daß ſolche Kreuze ſtets erneut werden. Ich ſah das Kreuz zuerſt auf einer Wanderung im Jahre 1836, und hörte die Sage erzählen. Im Jahre 1841 kam ich wieder dort vorbei, und das Kreuz war noch ebenſo erhalten, als ſei es jüngſt gegraben. So iſt es auch mit einem Kreuze unterhalb der Ruine des Straufhain, das man mit Steinen zum Andenken zweier Liebenden gelegt hat. Stets, wenn ein Zufall die Steine wegführt, legt irgend eine Hand aus dem Volke die Form des Kreuzes wieder zurecht.

42.

Frau Holle und der treue Eckart.

Eine Wegſtunde überm Dorfe Rohr liegt der preußiſche Stadtflecken Schwarza. Dort iſt es einſtmals geſchehen, daß die Frau Holle in den Zwölften mit ihrem wüthenden Heere hindurchzog „vor welchem der treue Eckart hergegangen, und die Leute gewarnt, daß ſie ſollten aus dem Wege gehen.“ Da fügte es ſich, daß demſelben zwei Knaben aufſtießen, die aus dem nächſten Dorfe Bier geholt, und als ſie die Schatten anſichtig wurden, verſteckten ſie ſich in einen Winkel. Einige Furien aber eilten nach, nahmen ihnen ihre Kannen ab und tranken das Bier aus. Wie nun alles vorübergezogen war, wagten ſich die erſchrockenen Knaben ſchüchtern hervor, und ſchickten ſich an, betrübt nach Hauſe zu gehen, denn ſie hatten kein Geld anderes Bier zu holen, und wußten nicht, was ſie vorwenden ſollten, wenn ſie mit leeren Kannen kämen. Wie ſie nun noch unentſchloſſen mit einander berathſchlagten, kam der treue Eckart zu ihnen, und ſagte: Ihr habt wohl gethan, ihr Knaben, daß ihr euer Bier freiwillig hergegeben, ſonſt wären euch von den Furien die Hälſe umgedreht worden. Gehet nur getroſt mit euern Kannen nach Hauſe, ſagt aber unter drei Tagen niemandem, was ihr geſehen habt und was geſchehen iſt. — Die Knaben leiſteten dem treuen Eckart willige Folge und wie ſie nach Hauſe kamen, ſo waren die Krüge voll, und wer davon trank, dem ſchmeckte das Bier nach mehr, und es nahm nicht ab, ſo wacker auch davon gezecht wurde. Und ſo lange die Kinder ſchwiegen, ſo lange ging das Bier nicht zu Ende, bis die 3 Tage herum waren, und die Knaben nun zu plaudern wagten, da war nun zwar der Durſt allſeitiger Neugier gelöſcht, aber der Durſt nach noch mehr von dem trefflichen Biere fand keine Löſchung mehr, denn die wachſende Fluth in den Kannen war verſiegt. Der Schriftſteller welcher einem früheren dieſe Geſchichte nacherzählte*), fügte ihr gar klug und weiſe die Nutzanwendung hinzu: „Das ſind nun freilich ſolche Hiſtorichen, welche die Bauern in der Schenke auf den Bierbänken, oder die Mägde beim Spinne-Rocken einander erzählen.“ — und hatte gar keine Ahnung davon, welches günſtige Zeugniß für eine *Sage* er niederſchrieb, und wie er der örtlichen Sage dieſer Gegend einen Vorſchub leiſtete. Wir aber können nun von Schwarza aus den wilden Heeres- und Hollenzug in dieſer Gegend vom Thüringerwaldgebirge hinüber auf Gefilde fränkiſchen Bodens verfolgen.

43.

Das wilde Heer im Werrathale.

Das „wütheninge Heer,“ wie die Leute in dieſer althennebergiſchen Landſchaft ſagen, nahm ſeinen Strich von

---

*) Johann Heinrich von Falckenſtein: Thüringiſche Chronik. Erfurt 1738. 4. I. S. 166.

Schwarza herunter durch das Haſelthal (die Haſel rollt von Suhl herab und in dieſe fällt in der Nähe von Rohr die Schwarza ein), über Rohr, Ellingshauſen und Grimmenthal in das Werrabecken, in welchem in geringer Entfernung von einander 5 Thäler zuſammenſtoßen. Einmal ſtreift es das Jüchſethal aufwärts, da wollen alte Leute im Dorfe Neubrunn es zum öftern gehört haben. Dort zog es, wie die Alten erzählen, immer durch 3 beſtimmte Häuſer, das kam aber daher, weil dieſe Häuſer ſo beſchaffen waren, daß in der Flur drei Thüren in gerader Richtung hinter einander ſich befanden, vorne die Hausthüre, in der Mitte eine Flur- oder Küchenthüre und dann in der folgenden Wand die Hofthüre. Solche Thürſtellung gab dem wütheningen Heere Macht, ſelbſt durch Häuſer zu ziehen. Daſſelbe geſchah in dem Dorfe Untermaßfeld, durch welches der Zug ſich nach dem Thälchen der Sulza, nach Sülzfeld zu, wandte. Dort fuhr es über den Zinken-Still (ein Theil des Waldes Still) durch die nahe Wüſtung „Reumles“ und über deren noch immer verrufene Brücke, wo ein Kreuzweg iſt, und wo es nächtig ſpuken ſoll, hinauf auf das Plateau, auf dem das Dorf Dreißigacker liegt. Dort erinnere ich mich ſelbſt aus meiner Jugend, die ich in Dreißigacker verlebte, von Leuten die Aeußerung vernommen zu haben: „Heut Nacht iſt das wüthige Heer durchs Dorf gefahren.“ Von Dreißigacker nahm es dann den Zug nach dem Haßfurtwalde, und von da am Geba-Berge hin in den Roſagrund; dort hört man in Rosdorf viel davon erzählen, und dort, wie in den übrigen genannten Ortſchaften kennen die Bewohner auch Schutzmittel gegen den wilden Heeres-Spuk. Wenn man es nahen höre, müſſe man ſich niederwerfen, und ſchweigend, mit nach dem Boden gekehrten Geſichte verharren, bis es vorübergebrauſt ſei, ſonſt habe man zu befahren, daß man mit hinweggeführt und über Wald und Wipfel geriſſen werde. Wer es gerne ſehen will, darf bei Leibe nicht ohne Weiteres danach umſchauen, ſonſt läuft er Gefahr, daß ihm der Hals gebrochen werde, ſondern er muß ſeinen Kopf durch die Speichen eines Wagenrades ſtecken, da wird er alles gewahr und ſieht am Ende mehr als ihm lieb iſt, und kann die Erinnerung an ſeine Schrecken all ſein Lebetage nicht wieder los werden.

44.

Wichtlein im mittlern Werrathale.

Faſt in allen Gegenden, wo im Volke die Sage vom wilden Heereszuge lebt, ſei es, daß der Wode als deſſen Führer erſcheine, oder Frau Holde, treten Wichtlein auf. So war es auch in der Umgegend von Meiningen der Fall, ſowohl in unmittelbarer Stadtnähe, als entfernter, aber der meiningenſche Chroniſt Sebaſtian Güth verrückte den Standpunkt der alten Sage, verjüngte ſie, und ſchuf aus den Wichtleinshöhlen, die aus der Urzeit her dem Volke bekannt waren, Zufluchtsörter der Bevölkerung in den Hunnenzeiten. Die nüchterne Geſchichtſchreibung nahm der altheidniſchen Mythe ihren Schimmer. Güth in ſeiner „gründlichen Beſchreibung der Stadt Meiningen“ ſchildert das Wüthen der Hunnen im Jahre 923, und ſagt wörtlich: „Für ſolcher Angſt und Furcht, und damit die Leute für des Hunnen Wüthen und Toben etlichermaßen ſicher ſein möchten, haben ſie Löcher in die Berge und Felſen gemacht, und ſich darinnen verborgen, dergleichen nicht allein zu Meiningen am Drachberg und an der Trifft, ſondern auch in der Nachbarſchaft an dem Dolmar und zu Dillſtedt zu finden ſein, welche letztere zumal gar bequem erbauet, daß auch ein friſcher Quellbrunn in einem ausgehauenen Stein darinnen zu ſehen. Solche Löcher hat man vor Zeiten Zwärg=Löcher und Wichteleinswohnungen genannt, weil die hieſigen Leut, ſo ſich derſelben bedienet, gegen die Hünnen als kleine Zwärg oder Wichtelein (ſo haben die Alten die Kinder zu nennen gepflogen) geſchienen.“ So beſtätigt Güth ſelbſt das Vorhandengeweſenſein der alten Zwerg=Sage, indem er ſie beſeitigt. Seine Angabe iſt zudem eine ganz irrige. Wol mag die ſchwache Bevölkerung vor den Hunnen in ſchwerzugängliche Waldungen geflohen ſein, um ſich darin verborgen zu halten, die bekannten, und noch immer ſo genannten Wichtleinshöhlen aber boten keinen Raum dazu dar; ich bin als Knabe unzähligemale in dieſe kleinen Felsklüfte gekrochen, die ſo raumbeſchränkt, ſo eng und ſo niedrig ſind, daß kaum ein Knabe, nicht aber ein Erwachſener darin ſtehen kann, auch ſind derſelben nur ſehr wenige. Jedenfalls war in früheren Zeiten die Wichtleinſage in unſerer Gegend mehr vorherrſchend, und es iſt ſehr möglich, daß ſie dem heutigen Dorfe Wichtshauſen den Namen verlieh, das bereits im Jahre 922 als Wightigeshuſon urkundlich vorkommt. Es liegt zwiſchen Meiningen und dem von Güth erwähnten Dorfe Dillſtedt, an der Haſel, und ganz in ſeiner Nähe, zur Linken dicht am Wege nach Dillſtedt zieht ſich eine zerklüftete Felswand mehrere hundert Schritte lang hin, an der man, zunächſt bei Wichtshauſen, eine in das Innere führende Oeffnung gewahrt. Dieſe Wand heißt der „Wichtelſtein,“ oft auch nur einfach der „Stein,“ und das Wichtleinsloch ſoll tief und weit unter der Erde wegführen. Ein Mann ſei einſt hineingekrochen, habe den Eingang nicht wieder finden können, und habe ſich, nachdem er lange ſich mühſam fortgetappt, in einem Keller zu Schwarza gefunden, das eine Stunde weit von Wichtshauſen entlegen iſt. Nach andern ſoll eine Gans dieſen Marſch durch den Wichtelſtein gemacht haben. Dieſe Gegend iſt überhaupt ſehr ſagenreich, doch gehört ſie weiter hinauf zum Gebiete des Thüringer Waldes, bei deſſen Durchwanderung ſie nochmals berührt wird. Nur einer ſcherzhaften Wichtshäuſer Sage ſei noch gedacht: Ein Graf von Henneberg hatte einen Hofzwerg und Narren, der hieß Buch-Klaas, und war aus Wichtshauſen. Der ritt einmal mit ſeinem Herrn im Walde und Gehölze herum, deren Beſtand zu beſehen, und der Graf ſagte zu ihm: Sieh einmal Klaas, was für ſchöne Bäume ich da herum ſtehen habe! Darauf lachte der Zwergwichtel hellauf, was er nur lachen konnte, und rief: Du haſt hier Bäume ſtehen, denkſt Du? Denkſt, die ſchönen Bäume wären Dein? Dein ſind nur die Krummen — die Geraden gehören den Förſtern. — In Wichtshauſen ſteht noch Buch-Klaaſens Stammhaus.

45.

Das Mädchen von Schwarza.

Im Flecken Schwarza ſaßen einſtmals viele Mädchen in einer Spinnſtube beiſammen und ſprachen und ſcherzten allerlei. Da wurde auch die Frage aufgeworfen, ob wohl eine ſo beherzt ſei, hinaus auf den vor dem Ort gelegenen Gottesacker zu gehen, und zum Zeichen ihres Dortgeweſenſeins einen Todtenkranz zu bringen? Alle ſcheuten ſich vor dem Frevel, bis auf Eine, die Muth zeigte, es zu thun, und auch ſofort, als es eine Wette galt, den Weg antrat. Der Mond ſchien hell, und die kecke Dirne gelangte bald an ihr Ziel. Doch da ſie an die Gottesackerkirche kam, gewahrte ſie ein Pferd an dieſer angebunden, und bemerkte durch die Kirchenfenſter Lichtſchimmer. Leiſe zur angelehnten Thüre ſchleichend, gewahrte ſie einen Mann, welcher beſchäftigt war, mehrere Koſtbarkeiten in die Altardecke einzupacken, und barg ſich dann, als der Mann der Thüre ſich näherte, hinter eine Bahre. Sie ſah, wie der Räuber Alles auf ſein Pferd band, und als dieſer noch einmal in die Kirche zurückging, um das Licht zu verlöſchen, ſchwang ſie ſich raſch auf das Pferd, und trieb es zum Dorfe hinein. Der Räuber hörte den davon eilenden Schritt des Roſſes, und eilte in wilder Haſt mit gezogenem Schwerte nach, die Dirne aber ritt ſtracks zum Hauſe hinein auf die Flur, und ſchlug die Thüre in dem Augenblick zu, als er einen Hieb nach ihr führte, der nun nur die Thüre traf, davon das Wahrzeichen noch zu ſehen ſein ſoll.

Die Mädchen in der Spinnſtube hatten in ängſtlicher Spannung der Rückkehr ihrer Kameradin geharrt, als ſie nun auf einmal das Pferdegetrapp vernahmen, und den toſenden Hufſchlag außen auf der gedielten Hausflur. Sie öffneten verwundert die Stubenthüre und empfingen die Reiterin, die mit Herzklopfen ihr Abenteuer erzählte. Es wurde nun das Paket geöffnet, darin ſich allerlei glänzende Koſtbarkeiten fanden, zum großen Erſtaunen der Anweſenden. Am folgenden Tage wurde alles Kirchengut zurückerſtattet und die Maid behielt nichts für ſich, als eine purpurrothe Altardecke, die der Räuber in einer andern Kirche mitgenommen, die nicht zu ermitteln war. Daraus ließ ſich die Dirne ein Mieder machen, das ſie am nächſten Kirchweihtage trug. Da tanzte die kecke Dirne friſch auf, und es kam auch ein ſtattlicher fremder Herr, der ſie feſt ins Auge faßte, und auch um einen Reigen bat. Und wie ſie ſo im wirbelnden Tanze dahinflogen, zuckte er einen Dolch hervor, und ſtach ſie mitten in das Herz, daß ſie tod niederſank, und verſchwand. Das war der Räuber, dem ſie ſeinen Raub entführt.

Dieſe Sage begegnet auch an andern Orten, ſo z. B. in Königshofen in Franken in ziemlich ähnlicher Weiſe.

46.

Das Vögelein.

Im Dorfe Dillſtedt iſt ein Platz, dem Wirthshauſe gegenüber, den nennen die Leute in ihrer Volksſprache nur „die Malſchett", ſoll heißen Malſtätte, die Stätte des Gerichts, und es war üblich, daß jeder Hochzeitzug, wenn er ſich nach dem Wirthshauſe begab, über dieſe Stätte ſich bewegte. Seitwärts auf dem Mäuerlein grünte eine Harchels(Stachel)beerhecke. Nun geſchah es, daß auch einſtmals ein Brautpaar fröhlich und glücklich, die Muſik voran, die Gäſte in langen Reihen hinter ſich, über die Malſchitt zog. Siehe da ſaß in der Hecke ein ſchneeweißes Vögelein und ſang:

„Heut wirſt du hinauf geklungen,
Und übers Jahr hinauf geſungen!“

Das hörten aber die Brautleute kaum in ihrer Glückſeligkeit. Aber wie das Jahr um war, ſo wurden beide von einer ſchnellen Seuche hingerafft, und wurden mit Trauerbegleitung und Todenliedern deſſelben Weges getragen, aber nicht hinauf ins Wirthshaus, ſondern hinauf auf den Gottesacker. Seitdem das geſchehen iſt, geht kein Brautzug mehr über die Malſchitt nach dem Wirthshaus, ſondern es wird lieber ein großer Umweg gemacht.

47.

Das verwünſchte Dorf.

In der Flurmarkung von Dillſtedt liegt eine Wüſtung, die hat jetzt den Namen Germelshauſen; da hat vor Zeiten ein Dorf geſtanden, das war ſchon im Jahre 800 vorhanden, und wurde Gernvineshuſen geſchrieben. So ſeltſam wandeln ſich im Laufe der Jahrhunderte die Namen der Ortſchaften um. Dieſes Dorf ſchwand von der Erde hinweg, ohne daß man zu ſagen weiß, wie? Im Jahre 1267 war es noch vorhanden, und im Jahre 1464 wird es ſchon in Erbzinsregiſtern des Kloſters Rohr eine Wüſtung genannt. Es iſt mit demſelben gegangen wie mit dem verſchwundenen Gertles (ſ. Sage 37.). Die Sage geht, Germelshauſen ſei verwünſcht worden; von wem und weshalb? das verſchweigt ſie. Bisweilen findet und ſieht es wol Einer, aber das ſoll gar nicht gut ſein. Es mögen wol hundert Jahre her ſein, daß der Feldſcheerer von Diezhauſen durch den Grund kam, der von Marisfeld herab nach Rohr zieht, dem Görtzbach entlang, da kam er durch ein Dorf, ſah die Leute in die Kirche gehen, aber in düſtern grauen Kutten, altväteriſch und wie die Tracht von lauter Leidtragenden. Er ging durch das Dorf und kam nach Rohr, wo alles in bunter Tracht einher ging, und fragte nach dem Dorfe, durch das er gekommen ſei, von Marisfeld herunter, aber da ſagten die Leute: Zwiſchen Rohr und Marisfeld liegt kein Dorf.

An einem Dillſtedter Kirmſentage ging ein Wichtshäuſer Mann, der Schuhmacher Heinrich Meſſing, aus Altenberga gebürtig, von Wichtshauſen aus nach Marisfeld. Er kannte dieſe Gegend nicht, und betrat ſie zum erſtenmale. Da lag ein Dorf vor ihm, deſſen Häuſer er ſah, deſſen Hähne er krähen hörte, und vor ihm her ging eine Frau, die eilte dem Dorfe zu. Der Heinrich Meſſing rief dieſe Frau an, ſich bei ihr des Weges zu befragen, aber ſie antwortete nicht und ſchien ihn nicht hören zu wollen, und er konnte ſie nicht ereilen, und endlich führte ſein Weg auch gar nicht in jenes Dorf hinein. Am Wege aber lag ein Teich, der war ganz eingeraſet und faſt ohne Waſſer, und der Mann wunderte ſich darüber, daß man den ſchönen Teich ſo gänzlich vernachläſſigt habe. Indeſſen kam der Schuhmacher glücklich nach Marisfeld, verrichtete ſein Geſchäft, ſah aber bei der Rückkehr auf demſelben Wege weder jenes Dorf, noch jenen Teich. Nach

Wichtshauſen zurückgekehrt, fragte Meſſing einen Nachbar nach dem Namen jenes Dorfes, und erzählte ihm, was ihm begegnet, auch daß er das Dorf auf dem Rückwege nicht wieder geſehen. Da nahm jener Mann eine ſehr ernſte und bedenkliche Miene an, und ſagte: Es iſt ſehr gut, daß Ihr jener Frau nicht weiter gefolgt ſeid — ſie hätte Euch vielleicht ſo geführt, daß Ihr nimmer wieder gekommen wäret. Ohne Zweifel habt Ihr das verwünſchte Dorf Germelshauſen geſehen, das dort herum gelegen hat, und es iſt dort gar nicht geheuer.

48.

Das ewige Licht in der Lorenze.

Zwiſchen Wichtshauſen und Mariesfeld hat vor Zeiten eine dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle geſtanden, von der man nur noch wenige Trümmer ſieht. Man nennt die öde Stätte insgemein nur „die Lorenze.“ Die Kapelle ſoll reich und ſchön geſchmückt geweſen ſein, und es ſollen abwechſelnd die Mönche der Klöſter Rohr und Veßra in derſelben den Dienſt verſehen haben, das heißt, von Rohr nur die Geiſtlichen, denn zu Rohr war ein Nonnenkloſter. Einer der Geiſtlichen am letztgenannten Kloſter hatte insbeſondere die Obhut über ein „ewiges Licht“ in der Lorenze. Da in der Stiftungsurkunde über die Erhaltung dieſes ewigen Lichtes ausdrücklich bedungen war, daß die Lampe nie erlöſchen dürfe, außerdem die mit der Stiftung verknüpfte Nutznießung von Grundſtücken ſogleich vom Kloſter Rohr ab, und an das Kloſter Veßra fallen ſolle, ſo wurde ſtets darauf geſehen, daß kein ganz junger Geiſtlicher zu deſſen ſorgſamer Obhut beſtellt wurde. Gleichwol ſchützt Alter nicht vor Thorheit, und ein nicht mehr junger Pfleger jener heiligen immer brennenden Ampel vergnügte ſich in den Armen eines ſchönen Beichtkindes aus Marisfeld, das ſehr häufig zu ihm in die Lorenze kam, und wenn es ſonſt keine Sünde zu bekennen hatte, dem Geiſtlichen ſeine Liebe bekannte. Ueber ſolchem Bekenntniß und dem gegenſeitigen Naſchen vom Baume der Erkenntniß ließ der erzürnte Heilige Laurentius und noch dazu an ſeinem Namenstage, das heißt am Tage ſeines Märtyrerthums, an dem er keineswegs in den Armen eines ſchönen Mägdeleins, ſondern auf dem glühenden Roſt gelegen hatte, und ſein Lebenslicht erloſchen war, plötzlich die ewige Lampe erlöſchen, obſchon ſie der Liebende kurz zuvor reichlich mit friſchem Oel gefüllt hatte, worüber letzterer ſo ſehr erſchrak, daß er vor Entſetzen umſank und gleich auf der Stelle tod war. Seitdem geht der Geiſt des Geiſtlichen um in und außerhalb der Lorenze. Am Vorabend des Tages jenes Heiligen müht ſich der Geiſt, die Lampe wieder zu entzünden, indem er den Berg umwandelt; erſt beim zweitenmale ſeines Umwandelns gelingt ihm dieß, und dann wandelt er zum drittenmale mit dem brennenden Licht um den Berg. Sobald dieß geſchieht, ſchlägt eine Glücksſtunde für den, der Muth hat, denn jeder Stein, auf den der Strahl des ewigen Lichtes fällt, verwandelt ſich flugs in Geld; es darf daher nur einer dem Mönch kühnlich nachgehen und aufraffen. Er muß aber aufhören mit ſeiner Sammlung, bevor der Geiſt zum drittenmale den Berg umwandelt hat, ſonſt gewahrt ihn der Geiſt und dreht ihm den Hals um.

49.

Der grünende Pfahl.

Wie in der Welt der Mythe die Wuotans-, Hulda- und Wichtleinſagen einen äußerſt zu beachtenden wichtigen Grundzug abgeben, ſo iſt ein ſolcher auch im Bezug auf das Stabwunder vorhanden, das in der Legende vom heiligen Chriſtoph, in der Bekehrungsſage vom h. Bonifacius in Thüringen, in der Tanhäuſer Sage u. A. vor Augen tritt, und ſich in der ungleich ſpäteren Hexenſage ſogar noch einmal verjüngte.

Nahe über dem ſchon einigemale genannten Dorfe Untermaßfeld bei Meiningen, dicht über dem rechten Ufer der Werra, erhebt ſich der Hexenberg, deſſen Gipfel in den Zeiten der Hexenbrände als Feuergerichtsſtätte dienen mußte. Gleich wenn man über die Werrabrücke herüber war, kam man an einer alten verfallenen ſteilen Staffel vorbei, welche noch immer die Hexentreppe heißt. Nun war ein armer Jüngling aus Leutersdorf Namens Hans Schau als der Hexerei verdächtig, eingezogen worden, und wurde im Amte zu Maßfeld ſchrecklich gefoltert, betheuerte lange ſeine Unſchuld, bis die Folter ihm dennoch ein Geſtändniß abpreßte, und da kam bald darauf von Jena das Urtheil des hochweiſen und ſtets unfehlbaren Schöppenſtuhls, daß der Hans Schau brennen ſollte. Er wurde zum Dorfe hinausgeführt, über die Werrabrücke, die Hexentreppe hinauf, den Hexenſteig hinan. Etwa auf des Weges Mitte ſchlug man Pfähle ein, um Bäume daran zu pflanzen und zu befeſtigen, da blieb bei einem dieſer Pfähle der Jüngling ſtehen, und rief dem Volke zu: So gewiß ich unſchuldig bin, ſo wahr wird Gott der

Herr ein Wunder thun, und Leben geben dieſem dürren Pfahle, und ihn zum grünenden Baume aufſchlagen laſſen. Man lachte ſeiner, führte ihn vollends hinauf zum Gipfel und verbrannte ihn.

Wie aber die Leute wieder herunter kamen, ſiehe, da ſproßten ſchon braune Zweiglein aus dem dürren Pfahle, und Knoſpen daran, die brachen auf, und es trieben grüne Blättlein hervor — und da war ſchon das Wunder geſchehen. Das wunderte ſich jedermänniglich und den Richtern wurde ſeltſam zu Muthe, und es iſt hernach niemand mehr im Amte Maßfeld Hexerei halber oder ſonſt verbrannt worden. Der Pfahl aber wurde eine ſtarke Buche, und zwar am ganzen Hexenberg die einzige, und ſie ſteht noch immer, und kann ſie jedermann ſehen, und von jedem Kinde ſich die Mär erzählen und beſtätigen hören.

50.

Vom Berge Dolmar.

Ueber den Dörfern Kühndorf und Schwarza, und frei und kahl wie eine Vorhut des Thüringerwaldes gegen das Werrathal vortretend, erhebt ſich 2300 Fuß hoch der mächtige Dolmar, ein Berg, deſſen Hochgipfel jedenfalls dem dieſe Gegend bewohnenden Culturvolke als eine heilige Stätte galt. Weit um ſein Gebiet liegen altheidniſche Gräbergruppen verſtreut, welche mancherlei Ausbeute an Ketten, Fibulen und Ringen lieferten; auf dem Gipfel fand man ſogar eine phöniciſche Münze. Viele Dörfer, weit mehr als jetzt, hatten ſich um den Dolmar herum angeſiedelt, eins davon, Dolmarsdorf, hatte von ihm den Namen entlehnt; jetzt iſt's eine Wüſtung, in der die Sage eine weiße Jungfrau wandeln läßt, insgemein die letzte Ueberlieferung von altgermaniſchen Prieſterinnen, welche heilige Quellen hütheten, und in deren Nähe wohnten. Es ſoll auf dem hohen Berggipfel auch in alter Zeit ein Schloß geſtanden haben, welches Herren von Kündorf inne hatten — doch verſchwand daſſelbe längſt ſchon völlig ſpurlos; ein ſpäteres Jagdſchlößchen, das Herzog Moritz zu Sachſen droben errichten ließ, iſt ebenfalls, bis auf eine geringe Spur, vom Sturm der Zeit hinweggeweht worden. Manche örtliche Namen in des Dolmars Nähe klingen uralt, halb mythiſch, ſo Utendorf, am Fuße des Berges, Helba, nach Meiningen zu, Welkershauſen, von Sebaſt. Güth, der nichts von Walküren der ſcandinaviſchen Mythe wußte, 1676 Wahlkürhauſen geſchrieben. Zwiſchen Helba und Utendorf in einem Wieſengrunde die beiden Armlöcher, zwei bisweilen ganz trockene Waſſerkeſſel, aus denen zu Zeiten Waſſer mit ſtarker Heftigkeit hervorbricht. Sie ſollen der Sage nach mit der Schwarza in Verbindung ſtehen, und in dieſe letztere geworfene Flachsknoten aus den Armlöchern hervorkommen. Auf dem Berge zwiſchen Kühndorf und Rohr höre man Waſſer rauſchen, geht die Sage. Am ſüdlichen Dolmarabhang liegt auch das Dorf Chriſtes, das ſeinen Namen von einer Wunderquelle: Brunnen Chriſti genannt, empfing. Es geſchahen große Wallfahrten dorthin, frühzeitig wurde eine Kirche gebaut und reich begabt, auch wurde dieſes „Gotteshaus zu unſer lieben Frauen zum Chriſtus“ mit plaſtiſchem Bildwerk und Wandmalereien geſchmückt. — Im Chriſteſſer Revier auf dem Schießplatze an der heſſiſchen Grenze finden ſich 2 Steinkreuze, zum Andenken eines Jägers und eines Schäfers, die dort wegen der Huthung in Wortwechſel geriethen und einander gegenſeitig mordeten. Sie ſpuken noch dort herum in gewiſſen Nächten.

51.

Metzels.

Zwiſchen Chriſtes und Waſungen liegt, auch noch auf dem Höhenzuge der Thüringerwaldvorberge, die ſich nach dem Thale der Werra hinabſenken, das Dorf Metzels, das früher Glattenſtein hieß. Die Umwandlung des letzteren Namens in den erſteren erklärt die Sage auf doppelte Weiſe; einmal habe bei Lebzeiten Graf Poppo's VII. von Henneberg zwiſchen Henneberger und Würzburger Volk in der Ortsnähe eine bedeutende „Metzelei" Statt gefunden; dann aber ſei einſt an einer Kirchweihe zu Glattenſtein unter den Burſchen des Dorfes und Fremden eine ſolche Schlägerei und Metzelei entſtanden, daß ihrer drei auf dem Platze tot geblieben, zu deren Andenken auch noch drei Steine zum Wahrzeichen unter der Linde ſtehen. Von da ab ſei nicht nur der Ortsname unabänderlich abgeändert, ſondern auch auf hundert Jahr die Kirmſe verboten worden. Letzterer Sagenzug begegnet im Hennebergiſchen und Thüringiſchen nicht ſelten, und das Volk hat ſich dafür längſt den techniſchen Ausdruck: „die Kirmſe verſchlagen" gebildet. Zu Metzels ſtand vordem der „Klausbrunnen" im hohen Ehren. Es ſtand in der Kirche daſelbſt das lebensgroße Bild des heiligen Nicolaus, ſchön geſchnitzt, bemalt und vergoldet, noch aus katholiſcher Zeit; ſelbiges Bild wollten die Mellrichſtädter gern für ihre ſchöne Kirche haben, kauften es der Gemeinde zu Metzels ab, kamen mit einem vierſpännigen Wagen und holten das Bild ab. Wie ſie aber an den Berg gelangten, über den, etwas ſteil anſteigend, die Fahrſtraße gen Meiningen führt, brachten ſie das Bild nicht fort, weil es gar zu ſchwer war, und immer ſchwerer wurde, legten es an den Weg, und fuhren leer heim; die Metzelſer aber trugen ihren h. Nicolaus wieder in ihre Kirche an ſeinen alten Platz, und an der Stelle, wo das Bild gelegen hatte, entſprang eine friſche Quelle, die man den Klausbrunnen nannte und den Berg den Klausberg. Der Brunnen wurde in das Dorf geleitet, quillt noch heute und iſt für die Gemeinde zu Metzels ſo nützlich als wichtig, und mehr werth, als das Geld, was ſie den Mellrichſtädtern zurückzahlten.

52.

Waſungens Alter und Sonſtiges.

Das Städtchen Waſungen iſt von hohem Alter; es wird ſchon im Jahre 874 Vaſungin genannt. Zahlreiche Wuſtungsnamen in der Umgebung und Feldflur deuten nach früher Bevölkerung aus einer Zeit, in welcher erſtere mehr in Einzelgehöften, als in Ortſchaften gedrängt, das Land bewohnte und bebaute." Kaiſer Albrecht verlieh 1307 der Stadt die Rechte der damals freien Reichsſtädte Schweinfurt und Gelnhauſen, und erhob das gräflich hennebergiſche Landgericht daſelbſt zu einem frei-kaiſerlichen. Auch

Mit Juden war in früherer Zeit das Städtlein wohlverſehen, wovon noch der „Judengarten“ zeugt. Kleinſtädtiſches Gebahren einerſeits und der Nachbarſchaft ſtets wache Spott- und Neckluſt erhob auch Waſungen zu einer deutſchen Lalen- und Schildbürgerſtadt, und trug nicht nur alle bekannten und im Volksbuche geſammelten Lalenſtreiche auf ſeine Bewohner über, ſondern erſann auch neue, die zwar nicht gern gehört werden, indeß muß ſich Waſungen mit dem ebenfalls meiningenſchen Städtchen Ummerſtadt, mit dem pfälziſchen Bensheim und Zwingenberg, dem weſtphäliſchen Beckum, mit Schöppenſtädt, Polkwitz, Anweiler, Triefels, Weilheim, Bopfingen, Ganslos und ſo vielen andern Städtlein und Orten tröſten, denen es nun einmal ihre Nachbarn nicht beſſer machen. Vor mehr als hundert Jahren ſchrieb ſchon ein hennebergiſcher Geſchichtsforſcher das Folgende wörtlich nieder, als er Waſungens gedachte: „Im übrigen iſt niemanden leicht im Hennebergiſchen unbewußt, daß allerhand poſſierliche Schwänke und Hiſtörigen von denen Bürgern zu Waſungen erzählt werden, welche eine ziemliche Verwandtſchaft mit denen in Meißen berühmten Schildbürgers-Geſchichten haben.“ Nun, die Waſunger ſind es nicht allein, welche die Eſelseier des lächerlichen ausbrüten, es wird auch an höher gelegenen Orten bisweilen vieles des lächerlichen und dummen ausgeheckt. So ertheilte ein Hutreceß vom Jahre 1578 die Erlaubniß, daß der Waſunger Ziegenhirte mit ſeinen Ziegen „zur Winterszeit den Schloßberg und die Hunnenburg betreiben dürfe.“ Welches Futter die armen Ziegen zur Winterszeit an dieſen ohnehin kahlen Berggeländen abweiden ſollten, verſchwieg die hochweiſe Verordnung. Daß einſtmals die Waſunger einen galgenreifen Gauner nicht an ihren Galgen henken ſehen wollten, weil dieſer „für ſie und ihre Kinder und Kindeskinder“ ſei, und ihm ein Stück Geld gaben, ſich dafür henken zu laſſen, wo er wollte, war gar nicht ſo unweiſe gedacht, und iſt ſolches kluge Mittel Anno Achtundvierzig in manchem Staate probatum befunden worden. Bei einem ſolchen „fort mit Schaden!“ liegt der Nutzen auf der Hand. Daß die Waſunger ſich auf Quarkkäſe ſetzten, in der Meinung, es ſeien Eier arabiſcher Pferde, und dergleichen ausbrüten wollten, dürfte wohl auch anderwärts in alter und neuer deutſcher Geſchichte ein vielfach wiederholendes Echo finden, ſelbſt wenn jene Eier nur einfache Eſelseier, wie eine Variante dieſer Sage will, hätten ſein ſollen. An dem Römhilder Aalfang (ſ. Sage 35.) erinnert die Jagd der Waſunger auf den in der übergetretenen Werra daher geſchwommenen braunen Hirſch, nach dem weidlich geſchoſſen und gefangen wurde: als man endlich den Hirſch, der ſeine vier Beine kerzengerade gen Himmel ſtreckte, am Ufer hatte, war's ein — alter Waſchtiſch. So auch jene Jagd, als ein Waſunger in der Dämmerung auf dem Wege ein ſchwarzes, unheimliches, kugeliges Ungethüm liegen ſah, heim eilte, die Wehr zuſammenrief, und nun die Mannſchaft auszog mit Laternen, Spießen, Heugabeln, Stangen und Stöcken, auch Musketonen und Luntenbüchſen, um das Gethüm zu bewältigen, das ſo groß ſein ſollte, wie ein Wagenrad, und ſtachlig wie ein Igel, und Zähne haben, wie ein Hecht, und Glotzen, wie Karfunkel. Nach dem erſten Schuß platzte zerſprützend das Ungethüm und die Mannſchaft ſchrie frohlockend: Sett all daher! Jetzt hats den Gift fahren gelaſſen! — und nun drauf. Bei Licht beſehen war aber das Ungethüm gar nicht ſo groß wie ein Wagenrad, ſondern nur ſo groß wie ein Schweinsmagen, es hatte auch keine Glotzen wie Karfunkel, ſondern gar keine Augen, auch keine Stacheln, ſondern eine glatte Haut, es war auch kein Ungethüm, ſondern eine höchſt friedlich geſinnte Schlackwurſt, ein Schwartenmagen, den ein Bauer verloren hatte. Die alte, ewig ſich verjüngende Mär vom kreiſenden Berge. Wie die Katze aus Furcht ſchnell wieder über das Weichbild zurückgeſchickt wurde, weil man ihr auf die Frage, was ſie freſſe, nachgeſagt, ſie fräße alles — wie der Gaſtwirth dem Gaſte, der zur Bequemlichkeit ein Paar Pantoffeln zu haben, nebenbei aber auch einen Waſunger Streich zu gewahren wünſcht, die Pantoffeln aus des Gaſtes eigenen Stiefeln ſchneidet — wie die Ehrenpforte, weil es regnete, ſtatt Regenſchirmes über den hindurchziehenden Fürſten getragen wurde — wie bei derſelben Gelegenheit der Bürgermeiſter den Bürgern ſagte: Ihr thut, was ihr mich thun ſeht, und ſich alle gegen die Wand kehrten, weil jenen dazu ein Bedürfniß nöthigte, und ſo alle, da in dieſem Augenblick der Fürſt kam, mit dem Rücken Front machten, hat vielleicht tieferen Sinn, als mancher ahnet, der darüber lacht, und iſt nur ein Sinnbild; denn zu Zeiten macht gar manche Schildbürgerſchaft ihrem Fürſten und ihrer Oberherrſchaft ein widerhaariges Kehrt, die Signatur der Untreue. — Ganz vor kurzem iſts geſchehen, daß eine Waſunger Köchin ihrer Herrſchaft weiche Eier ſieden ſollte. Sie brachte die Eier hart geſotten auf den Tiſch. Ei! ſprach die Frau, die Eier ſind ja hart! „Nu, ſe hunn doch lang genung gekoicht —“ erwiederte die Köchin: — es wern ahle (alte) ſinn — ech will ſe noch emal ins Töpfe thu, un tüchtig koich.“

53.

Die ungetreue Brücke.

In der Nähe und Nachbarſchaft des Dorfes Schwallungen unterhalb Waſungen im Werrathale, uralt, ſchon 788 als Svvollunga genannt, haben ſich mancherlei Spukſagen erhalten. Ein geſpenſtiger Reiter läßt ſich im Dorfe ſehen, der hat keinen Kopf. Der Vater des alten Melcher, des älteſten Mannes im Dorfe, hat an der Straße gewohnt und zum öftern jenen Reiter geſehen. Er kam von einem Wegkreuze, das an der Hard beim Oelmeßchen ſtand oder lag. Wenn er an des alten Melchers Aelternhaus kam, betete der Vater deſſelben ein Vater Unſer. Da hielt der Reiter ſein Pferd an, und blieb ſtill halten, ſo lange das Gebet währete. Dann ritt er weiter in die Nacht hinein, niemand wußte, wohin. Unterhalb Schwallungen näher nach der Burg Todtenwart, vor Alters Tattenwarte genannt, führt eine Brücke über das durch ein Seitenthal zur Rechten herabkommende Flüßchen Schmalkalde. Dort war früher ein tiefer ſchauriger Hohlweg, der die ungetreue Hohle genannt wurde. Man ſah zu Zeiten dort einen nächtlichen Trauerzug, 6 Männer, die einen Sarg auf einer Todtenbahre trugen, und Brücke und Hohle ſo verſperrten, daß niemand darüber konnte. Auch das Vieh ſah ſolche Erſcheinung und ſcheute entſetzt zurück. Mancher der die Hohle und Brücke umgehen wollte, kam ganz vom Wege ab, und gerieth in die nahen Eralacher Teiche.

54.

Breitunger Kloſter-Sagen.

Das Werrathal war reich mit Klöſtern beglückt und geſegnet. Nicht weit vom Urſprunge das Nonnen-Kloſter Veilsdorf bei Hildburghauſen, dann ohnweit Themar das Nonnenkloſter Troſtadt; ganz nahe dem Thale das Mönchskloſter Veßra, in Meiningen ein Minoritenkloſter, eine Stunde von der Stadt nach dem Gebirge das Nonnenkloſter Rora, in Waſungen ein Wilhelmiterkloſter, ſeitwärts zur Linken auf fränkiſcher Erde Kloſter Sinnershauſen, auch Wilhelmitermönche; wieder näher nach dem Hauptthale zu in Georgenzell Ciſterzienſer, rechts in Stundenferne Schmalkalden mit ſeinem reichen Kollegiat-Stift St. Egidii und Erharti und ſeinem noch ältern Auguſtiner-Mönchskloſter; im Thale ſelbſt nun folgend das Nonnenkloſter Königs-(Frauen-)Breitungen, früher auch Mönche daſelbſt, am linken, und das Mönchskloſter Herren-(Burg-) Breitungen am rechten Werra-Ufer, endlich noch das Nonnenkloſter Allendorf an der Werra, dicht unter dem Burgberge von Frankenſtein und nahe bei Salzungen — alle zuſammen eine wahre terra [illegible] Werra sacra.

Zwiſchen Frauen- und Herren-Breitungen, einander ſo wahlverwandt, wie die Inſeln Frauen- und Herren-Chiemſee in Bayern, läßt die immer und überall wiederkehrende Sage einen unterirdiſchen Gang, und noch dazu quer unterm Werrabette wegführen, durch den die Mönche zu den Nonnen ſchlüpften. Einſt hatte ein Herrenbreitunger Mönch mit einer Frauenbreitunger Nonne einen Fluchtplan verabredet, den beide auch in früher Morgenſtunde ausführten, aber der Frühmeßner einer kleinen, dem Walde nahen Kapelle, deren Stätte noch heute das Frühmeßchen heißt, hatte Kundſchaft von dieſer Flucht und Gründe genug, dem Bruder ſein Liebesglück nicht zu gönnen. Er lauerte den Flüchtigen hinter einem Birnbaume auf, und ſtach mit einem Meſſer beide nieder. Nun gehen die Schatten beider in ihren Sünden ohne Beichte und Abſolution dahin gefahrenen im Abtswalde um, und beim Frühmeßchen, und wollen zuſammen, aber der Geiſt jenes Kirchmeßners wirft ſich mit zornigen Gebehrden zwiſchen ſie, und hindert die Vereinigung der Liebenden bis zum jüngſten Tage.

55.

Winkender Feuermann.

In einem armſeligen Häuslein nahe bei Breitungen, wo man es auf der Lache nennt, wohnte ein frommes dürftiges Ehepaar, das gewahrte alljährlich im Advent einen rieſigen feurigen Mann, der loderte bis an das Häuschen, und winkte mit einem Finger, und der Finger war ſo lang wie ein Arm. Die armen Leute fürchteten ſich ſehr, und wagten nicht, dem Winke des Feuermannes Folge zu leiſten, bis endlich doch einmal die Frau ſich ein Herz faßte, das Häuschen verließ und der Erſcheinung nachging. Sie bereitete ſich völlig auf dieſe kühne That vor, faſtete, betete, kleidete ſich rein und weiß, und nahm, als der Feuermann abermals kam und winkte, zu ihrem Schutze die Bibel mit. Jetzt flackerte die Erſcheinung ihr voran bis zum Glashüttenteich, an dieſem vorbei, und beim Steinbruch hinter, bis er ſtille ſtand, und nach einer Stelle anhaltend deutete. Auf dieſe Stelle legte die Frau ihre Bibel und ging wieder nach Hauſe. Sie war aber von dem raſchen Gange und der Furcht zum Tode erſchöpft, erreichte nur mit Mühe ihr Häuslein, erzählte ihrem Mann alles, beſchrieb ihm den Platz, dahin ſie die Bibel gelegt, und ſtarb noch in derſelben Nacht. Der Mann ſuchte nun am Tage jenen Platz, fand die Bibel, grub an jener Stelle nach und hob einen anſehnlichen Schatz, von dem er ſich viele Wieſen und Aecker und zuletzt ein ganzes Gut zuſammenkaufte; der Feuermann aber war erlöſt, und ließ ſich nachher niemals wieder ſehen.

56.

Der Blitzſtein.

Vor uralten Zeiten iſt einmal nahe bei Frauenbreitungen ein mächtig großer Stein vom Himmel gefallen, der iſt kohlſchwarz und glatt. Weil nun der Stein vom Himmel gefallen war, ſo wollten die zu Frauenbreitungen denſelben gern in ihrem Ort haben, als ein Wahrzeichen, aber der Stein war gar zu ſchwer. Nun ſaß in Breitungen ob eines Verbrechens ein Leineweber, der vermaß ſich, mit ſeiner Kraft, ihn in ſeiner Schürze und in einem Gange vom Felde herein und bis an die Kirche zu tragen. Das wurde angenommen, und der Leineweber trug richtig den Stein in einem Gange vom Felde bis auf den Markt, da bekam plötzlich die lange Schürze einen Riß durch ihre ganze Breite und der Stein glitt heraus auf den Boden, und konnte nicht weiter fortgebracht werden. Und da liegt er noch immer, denn niemand kann ihn erheben, geſchweige von dannen tragen. Gleichwohl wurde der Leineweber ſeines Vergehens losgeſprochen, doch ſollen ſeitdem ſeine Zunftgenoſſen keine langen Schürzen mehr tragen, ſondern kurze.

57.

Der begrabene Däumling.

Vor mehreren Jahren wurde am ſogenannten ſteinernen Hauſe zu Frauenbreitungen etwas reparirt. In der Mittagsfeierſtunde ſah einer der Maurergeſellen müßig aus einer Luke deſſelben in die daran ſtoßenden Gärten. Da gewahrte er, wie eine Frau gegangen kam, unter einem alten Birnbaume ein Loch in die Erde grub, darauf eine Schachtel unterm Mantel hervorzog, und in das Loch verſcharrte, welches ſie ſodann ſorgfältig wieder mit Raſen bedeckte. — Gern hätte der Maurergeſelle ſogleich, nachdem die Frau wieder fortgegangen war, ſeine rege gewordene Neugierde befriedigt, und auf der Stelle nachgeſehen, was eigentlich die Frau dort unter dem alten Birnbaum vergraben habe. Allein die Feierſtunde war vorüber, und der Geſelle mußte wieder an die Arbeit. Feſt nahm er ſich aber vor, am Feierabend die Sache zu unterſuchen, erzählte auch einem Mitgeſellen was er geſehen, und forderte ihn auf, nach beſchloſſener Arbeit ihn unter den alten Birnbaum zu begleiten, und mit nachzuſehen. Der Mitgeſelle ſagte zu, konnte aber nicht Wort halten, weil er gegen Abend von ſeinem Meiſter einen Gang aufgetragen bekam, von welchem er erſt ſpät zurückkehrte. Nach eingetretenem Feierabend machte ſich demnach der Geſelle allein auf den Weg, und begab ſich unter den alten Birnbaum, wo er an der wohlgemerkten Stelle einſchlug. Bald gelangte er auf die vergrabene Schachtel, zog ſie heraus und lüftete den Deckel, um nachzuſehen, welche Schätze darin verborgen ſeien. In der Schachtel aber lag ein lebendiges Geſchöpf, etwa eine halbe Elle lang, von menſchlicher Geſtalt, aber mit kohlenſchwarzem Geſicht, Bockshörnern und Pferdefüßen; das ſtierte ihn mit großen funkenſprühenden Feueraugen an, ſprang mit einem ungeheuern Satz aus der Schachtel heraus, und hüpfte mit mehr als mannshohen Sätzen einigemal um den erſchrockenen Geſellen herum, dann aber mit widerlichem Freudengeſchrei über Bäume, Hecken und Zäune fort nach dem See zu, auf und davon.

Entſetzt ließ der Geſelle die Schachtel fallen, und rannte nach Hauſe. Todtenbleich und ſterbenskrank kam er daſelbſt an. Kaum konnte er mit lallender Zunge erzählen, was ihm begegnet war. Ein Nervenfieber packte ihn, und nach wenigen Tagen war er tod. In der Fieberhitze phantaſirte er beſtändig von der Däumlingsgeſtalt; dann ſträubte ſich das Haar ihm empor, die Augen traten ihm vor den Kopf, der Angſtſchweiß vor die Stirne, und krampfhaft ſtöhnte der Arme: ſchafft mir den ſchwarzen Teufel fort; er will mich umbringen.

Die Schachtel und das Loch fand man unter dem alten Birnbaume. Den Däumling aber hat niemand wieder geſehen, und eben ſo wenig hat man erfahren können, wer die Frau geweſen, welche die Schachtel unter dem Birnbaum vergraben hatte.

58.

Die Sibylle.

Im Volke lebt der Glaube, daß einſt in der Nähe von Barchfeld eine Sibylle gewohnt und geweiſſagt habe, vielleicht führte ſie den Namen Immel oder Amalie, der zwei Dörfern der Nachbarſchaft den Namen gab: Immelborn und Uebelrode, das eigentlich Immelrode heißt. Dieſe Sibylle that, was alle Sibyllen gethan: ſie weiſſagte, und zwar Dinge, die das Volk gern hörte. Damals war nichts ſo verhaßt, als der Türke, und des grauſamen Türkenvolkes Vernichtung und Untergang war allgemeiner Wunſch der deutſchen Nation, genährt durch tagtägliches Kirchengebet gegen den Türken, genährt durch tauſend Schriften, und durch das Blut derer, die im Kampfe gegen den Erbfeind der Chriſtenheit ihr Leben zum Opfer brachten. Der Türke werde, ſo weiſſagte die Sibylle, mit furchtbarer Heeresmacht gerüſtet, in Deutſchland einbrechen, werde Oeſterreich und Bayern bewältigen und unterjochen, und alles verwüſten; da werde ganz Deutſchland ſich einigen und dem Türkenheere entgegenziehen zum großen Kampfe der Befreiung, und im Werrathale, in der Fläche zwiſchen Barchfeld und Salzungen, werde die Vernichtungsſchlacht entbrennen; Wenige der Türken werden ihr entrinnen, und über die Grenzen Deutſchlands zurück werde keiner gelangen. Der Sultan ſelbſt werde als der letzte Türke mitten auf der Werrabrücke erſchlagen werden. Dann werde das deutſche Heer in die Türkei einbrechen, und dem Reiche des Erbfeindes der Chriſtenheit ſchnell und für immer ein Ende machen. Oeſterreichs und Bayerns verheerte Landſtriche würden bald wieder ſchöner und reicher wie zuvor aufblühen. Solches zeugte die Sibylle, und man glaubte ihr. Wie ſchade, daß ſie keine Kaſſandra war!

59.

Seejungfrauen.

Bei der Stadt Salzungen liegt ein kleiner aber ſehr ſchöner See, und in der Umgegend ſind ebenfalls einige noch kleinere Seeen gelegen, und es iſt in der ganzen Umgegend die Nixenſage heimiſch. Im Salzunger See, der auch alle Jahre ſein Opfer verlangt, nämlich einen Todten, welches ganz ſprüchwörtlich geworden, ſoll eine Waſſerfrau wohnen, die iſt früher bisweilen herausgekommen und durch die See'spforte zu den dicht an derſelben befindlichen Fleiſchbänken, die jetzt nicht mehr vorhanden ſind. Das Haar dieſer Waſſerfrau war grünlich und der Saum ihres Gewandes war immer handbreit naß. Einſt hackte ein böſer Metzger, der es merkte, daß ſie die Waſſerfrau war, mit ſeinem Fleiſchermeſſer ihr einen Daumen ab — da iſt ſie ſchreiend wieder hinab zum See geeilt, und niemals wiedergekommen, in des Metzgers Bank begann aber alsbald alles Fleiſch zu faulen, und immer roch es darin, wie faule Fiſche, ſo daß niemand mehr von ihm kaufte, und er zuletzt als armer Bettler ſich in dem See das Leben nahm. Andere ſagen, die Waſſerfrau habe einſtmals in den Fleiſchbänken ein Kind zurück gelaſſen, und ſei dann niemals wieder gekommen. In den „hüniſchen Hof," ein ſteinernes Burghaus dicht am See, das von dem ausgeſtorbenen Adelsgeſchlechte der Herren von Hun oder Hann den Namen noch immer trägt, kamen einſt zwei Seejungfern zum Tanze, weilten zu lange, und wurden dann zum Opfer ihrer überſeeiſchen Freude, denn nachdem ſie zu ſpät in den See zurückgekehrt waren, färbte ſich derſelbe blutroth. Wenige Schritte vom Salzunger See iſt noch ein tiefes Waſſerloch befindlich, das früher viel größer war, und für unergründlich galt. Daſſelbe heißt die Teufelskutte. Dort hinein fuhr häufig der fliegende Drache, wahrſcheinlich um ein abkühlendes Bad zu nehmen. Eine Strecke weiter aufwärts nach Barchfeld zu liegt der Erlenſee mitten in den Thalwieſen des Werragrundes, ein Tummelplatz hüpfender Irrlichter und geiſtender Feuermänner; in ihm badet ſich die weiße Jungfrau, die von dem Trümmerberge der Burg Frankenſtein herabwandelt, aber nur alle 7 Jahre erſcheinen ſoll. Südwärts von Salzungen nach Wildprechtrode zu liegt der Buchen- oder Büchenſee, ein gefüllter Waſſerkrater ohne Zufluß und ohne Abfluß, an deſſen Stelle ſtand einſt ein ſtattliches Schloß. Zu dieſem Schloſſe kamen in ſtürmiſcher Gewitternacht zwei Wanderer, die baten flehendlich um Obdach und um Trank und Speiſe, allein obgleich es hoch herging im Schloſſe, und alle Fenſter erleuchtet waren, ſo wurde dennoch den Wanderern nicht aufgethan, ſondern man wieß ſie mit rauhen Worten ab. Im Schloſſe wohnten drei junge Fräulein, die waren mild und gut, aber ſie vermochten nichts gegen die Härte des Burgherrn, und baten ihn vergebens um Einlaß der Armen. Die Wanderer aber waren keine irdiſchen Menſchen, ſie waren Götter oder doch Zauberer und verwünſchten das Schloß und da ſank es in die Erde viel hundert Klaftern tief hinab mit Mann und Maus, und an ſeine Stelle trat der ſtille See, und um den See wuchs ein Buchenwald, und gab ihm den Namen, und jetzt iſt auch von dieſem Walde längſt keine Spur mehr vorhanden, ſondern der See liegt mitten in einer Ackerflur — ſo lange iſt es ſchon her. Da nun leider auch die drei guten Fräulein mit verſunken waren, und die Unſchuldigen mit den Schuldigen, wie ſo häufig geſchieht, leiden mußten, ſo wurden ſie begnadigt, Nixen zu werden, und durften alle Jahre einmal nach dem nahen Dorfe Wilbrechtrode zur Kirmſe fahren. Dort machten ſie durch ihre Schönheit großes Aufſehen, und man glaubte, ſie ſeien vornehme Stadtjungfern aus Salzungen. An einem ſolchen Kirmſentage kam ein Jäger aus Salzungen noch ſpät von der Jagd, ſah die Fräulein in der Mitternachtſtunde in ihren ganz altmodiſchen Wagen ſteigen, und ſetzte ſich hinten auf, um ſchneller heimzukommen. Da hörte er es plötzlich rauſchen und fühlte, wie Waſſer zu ihm heraufſpritzte, ſprang ſchnell vom Tritt, und hatte Mühe, zum See'srande emporzuklimmen — hinter ihm ſank der Wagen in den See hinab, und die Wellen ſchlugen rauſchend über ihm und den drei Fräulein zuſammen. Später haben ſich dieſe Jungfrauen des Buchenſee's auch einmal verſpätet, wie insgemein die Nixen der Sage thun, und haben ihre Tanzluſt mit dem Leben [illegible]en müſſen.

Weiter hinab im Werrathale, bei Merkers, blitzt auch ein ziemlich umfangreicher See, und eine Stunde weit zur rechten hinüber nach dem Walde zu liegt ohnweit dem bedeutenden Frauenſee, ehemaliger Kloſterort, der kleine Hautſee beim Dörfchen Dönges — mit ſchwimmender Inſel. Auch dort die allverbreitete Nixenſage heimiſch — einem Nixenpärchen, das nach Dönges zum Tanze kam, raubte ein Burſche des Dorfes die Handſchuhe. Ueber dem ängſtlichen ſuchen danach verſpäteten ſich die Nixchen, ſtürzten in Haſt nach dem See, der ſich, nachdem er ſie aufgenommen, alsbald blutroth färbte. Dieſer in faſt allen Nixenſagen wiederkehrende Zug findet leicht ſeine Erklärung in einer phyſicaliſchen Erſcheinung, ebenſo wie das ſogenannte Grünblühen des Salzunger und anderer Seeen. Auch eine Wehmutter aus Dönges wurde einſt, und zwar reitend, in den Hautſee geführt, um ein Nixenkind zu bringen, und reich beſchenkt an ihren Ort zurückgebracht, doch ward ihr tiefes Schweigen auferlegt. Erſt auf dem Sterbebette beichtete ſie ihrem Seelſorger, was ihr widerfahren. Nicht gar weit vom Hautſee, und nur wenige Stunden von Salzungen liegt der ſchöne Luſtort Wilhelmsthal, mit romantiſchen Parkhainen und einem See, durch den ein kleines Flüßchen, die Ellna fließt. Auch hier die Nixenſage, und eine Ellnanymphe, die ein junger Jäger liebte, der ſich mit ihr verlobte, aber ihr treulos ward. Da rächte ſich die Nixe, zog ihn in ihr naſſes Bette, küßte ihn tod, und warf ſeinen Leichnam in Unkerode aus, allwo er an die Kirchhofmauer begraben wurde.

60.

Rothe Sechſe.

Im Amtsflecken Tiefenort, unter dem alten Burgſchloſſe Krainberg im Werrathale ſteht ein ſteinernes ritterliches Haus. Das ſoll, der Sage nach, ein Ritter beſeſſen haben, welcher das Spiel über alles liebte. Er verſpielte Hab und Gut, und ſetzte zuletzt auch noch ſein Haus auf die Karte. Durch ein Trumpfblatt, durch die Roth Sechſe gewann der Gegner, und nahm darauf den Namen von Spiel-Haus an, und die glückbringende Karte in ſein Wappen. Nach der Hand kam die Familie dieſes Beſitzers von Tiefenort weg, aber über dem Hauſe blieb noch das zierlich in Stein gehauene Wappen des Gewinners, und das Gut heißt noch immer das Spiel-Hauſiſche. Auch über dem Edelmanns-Stand hängt der ritterliche Schild mit der Spielkarte, ſechs rothe Herzen je zu dreien über einander geſtellt, im der Länge nach getheilten Felde von ſchwarz und Silber. Als Helmzier ragt ein Arm empor, der die Karte hält. Wenn der Pfarrer ein Freund von Karten iſt, ſo kann er ſich jedesmal, ſo oft er predigt, an dieſem Bilde erbauen, denn es hängt unmittelbar der Kanzel gegenüber. In derſelben Kirche neben der Kanzel ſteht ein ſteinernes Denkmal mit dem Bilde des Grafen Adam von Beichlingen, der auf dem Schloſſe Krainberg ſtarb. Dieſer Umſtand hat Urſache zu einer Variante der Roth-Sechſener Sage gegeben. Der Graf Beichlingen ſelbſt ſoll der leichtſinnige Ritter geweſen ſein, und alles verſpielt haben, da hätten ſeine Verwandten unter der Bedingung noch einmal ſeine ſämmtlichen Spiel- und anderen Schulden bezahlt, daß er die Karte in ſein Wappen nehme. Dieſe letztere Sage ſcheint eine gemachte. Graf Adam von Beichlingen war ein gelehrter Staatsmann, wurde vom Kaiſer Maximilian ſelbſt mit dem Schwerte Carls des Großen zum Ritter geſchlagen, war kaiſerlicher oberſter Kammerrichter zu Speier, Marſchall der Landgrafſchaft Thüringen, und wurde Schwiegerſohn Landgraf Wilhelms des Weiſen zu Heſſen-Caſſel. Er mußte allerdings ſeine Grafſchaft Beichlingen vieler Schulden halber verkaufen, kaufte aber die Herrſchaften und Schlöſſer Krainberg und Gebeſee. Sein ſteinernes Epitaphium ſtellt ihn geharniſcht, mit gefalteten Händen und knieend dar; in den Ecken zeigt es die beichlingenſchen, mansfeldiſchen und rothenburgiſchen Wappenſchilde.

61.

Sagen vom Schloſſe Krainberg.

Das Schloß Krainberg iſt jetzt nur eine öde Trümmer, doch bietet es reizende Fernſichten dar in das Werrathal auf- und abwärts, auf das Rhöngebirge, auf den Thüringerwald, im Vorgrunde auf der Wartburg ſtattlichen Bau, und in das Heſſenland, im Hintergrunde auf den langgeſtreckten ſagenumklungenen Meiſſner. Dieſe Burg war es, welche der unglücklichen Landgräfin Margaretha von Thüringen, der Mutter Friedrichs mit der gebiſſenen Wange die erſte ſchirmende Nachtraſt auf ihrem Fluchtwege von der vier Stunden Weges davon entfernten Wartburg bot. Die Herren von Frankenſtein ſollen Schloß Krainberg erbaut, und dabei ein lebendes Kind in ein ſteinernes Särglein gelegt und mit eingemauert haben, weil man den Glauben hatte, daß dadurch eine Burg unüberwindlich werde, daher dieſe Sage ſich auch bei ſehr vielen Burgen wiederholt und mit mannichfaltigen Verſchiedenheiten erzählt wird. Es ſoll wirklich beim Abbrechen einer Mauer der Ruine Krainberg das ſteinerne Särglein mit Kinderknochen gefunden worden ſein. Vorher habe man zum öftern im Burghofe ein leiſes Gewimmer vernommen, oder auch ein weißes Kind ganz allein daſelbſt mit Blumen ſpielen ſehen.

Auch eine weiße Jungfrau wandelt in den Ruinen, und als Wunder- und Glücksblume blüht dort eine Tulipane. Der Tulipane erwähnt die Sage ſelten, meiſt iſt es eine gelbe Schlüſſelblume, eine blaue Glockenblume oder eine weiße, auch purpurrothe Lilie, die dem Glücklichen entgegenblüht, dem ein Schatz beſcheert iſt, und das kommt lediglich daher, daß das Volk die Tulipane nur als Ziergewächs der Gärten kennt, weil die in Deutſchland wildwachſende kleine Tulpe (Tulipa sylvestris Linn.) nicht häufig angetroffen wird. Einem Schäfer, der innerhalb der Ruinen des Schloſſes Krainberg die Tulipane fand, und dem die weiße Jungfrau erſchien, begegnete gleich vielen andern das Mißgeſchick, daß ihm im ſchätzegefüllten Kellergewölbe die Blume vom Hute fiel, daß er in ihr „das beſte“ vergaß, und vom heftigen zuſchlagen einer Eiſenthüre am Gewölbeingang den Tod davon trug.

62.

Abt giebt Namen.

Ein guter Theil des unteren Werrathales, das jetzt großherzoglich Sachſen Weimar-Eiſenachiſches Landesgebiet iſt, gehörte zu dem früheren Buchengau (Buchonia), und die Aebte des Hochſtifts Fulda beherrſchten daſſelbe mit ihrem Krummſtabe. In der Reihe derſelben war Abt Dankmar. Dieſer Abt bereiſte zu einer Zeit ſeinen Kirchſprengel, und fand die Wege äußerſt ſchlecht, ſo daß er ſammt ſeiner Begleitung eines Tages völlig ſtecken blieb, und nach dem nächſten Dorfe zurück Boten ſenden mußte, um Vorſpann zu holen. Die Einwohner dort aber liebten keineswegs den Herrn Abt, und zeigten ſich ſeinen Wünſchen und Befehlen ganz zuwider. Sie ſandten weder Menſchen noch Vieh ab, ihm zu helfen, und wieſen ſeine Boten mit unfreundlichen Worten zurück. Nun ſandte der Abt in das zweite nächſtgelegene Dorf vor ihm und dort waren die Einwohner ihm holder; ſie beeiferten ſich förmlich, ihm zu dienen und ihm die erbetene Hülfe zu leiſten. Der Abt ertheilte ihnen dafür ſeinen Segen, und ordnete an, daß dieſer hülfreiche Ort hinführo ſeinen Namen tragen, und dieſer Name zugleich ſeinen Dank auf ewige Zeiten ausdrücken ſolle. So wurde der Ort Dankmarshauſen genannt. Aber jenes Dorf, das ſich ſo bockig und widerhaarig (nach neumodigem Kanzleideutſch „renitent") ihm gezeigt, das ſollte nun auch auf ewige Zeiten Widershauſen oder Widdershauſen genannt werden, und dem iſt auch alſo geſchehen. Beide Dörfer liegen nahe an der Werra beim Städtlein Berka.

63.

Wie zu Berka die Werra ausblieb.

Bei Berka iſt die Werra ein ziemlich bedeutender Fluß, daher ein Ereigniß, das ſich im Jahre 1682 am 21. Sonntage nach Trinitatis, war der 22. November, begab, wol in Verwunderung ſetzen durfte. An dieſem

Tage blieb während des Gottesdienſtes, und zwar unter der Frühpredigt, die Werra plötzlich aus, ſo daß man Fiſche, Aale, Lachſe, Karpfen, Hechte und Forellen mit Händen und in Menge fangen konnte. Die Bevölkerung war über dieſes Phänomen ſehr verwundert, erſchrocken und beſtürzt; man konnte nicht anders glauben, als der Fluß müſſe ſich einen andern Weg gebahnt haben, und ſandte nun Boten nach Dankmarshauſen, Widdershauſen, bis nach Heringen, und niederwärts bis Gerſtungen und Salmannshauſen. Dort war eben ſo wenig Waſſer anzutreffen, als zu Berka. Aber weiter aufwärts, bei Philippsthal und Vacha, und weiter abwärts, bei Herleshauſen, ward die Werra im vollen Laufe befunden. „Wie das zugegangen“ ſagt der alte Chroniſt, der dieſe Nachricht handſchriftlich hinterließ: „iſt Gott bekannt.“ —

64.

Die drei Auflagen.

Im Thale der Werra liegen zur Rechten des Ufers noch heute die umfangreichen Trümmer des vormals ſehr ſtattlichen Schloſſes Brandenburg, welche Burg der Wohnſitz eines in dieſer Gegend reich begüterten alten Thüringiſchen Grafengeſchlechtes war. Die Grafen hatten das Recht, den Fleiſchern in Gerſtungen ihre Taxe feſtzuſtellen, auch durften dieſe nicht früher von dem Schlachtvieh etwas verkaufen, bis der Fleiſchbote von der Brandenburg mit ſeinem Eſel und der Taxe kam, und die beſten Stücken vorweg holte. Dieſer Fleiſchbote hieß Limpert und war ein lahmer Krüppel, der ſtets des Sprüchleins eingedenk war: langſam kommt man auch weit, der ſeinen Eſel nie zur Eile trieb, und ſeinen Hohn und Spott darüber hatte, wenn die Fleiſcher, von ihren übrigen Kunden gedrängt, in Verzweiflung waren und ihn mit Scheltworten empfingen. Da der Krüppel ſein kommen mit Abſicht immer mehr und mehr verzögerte, ſo ſchwur der Gildemeiſter ihm zornig zu, er wolle ihm Beine machen, wenn er noch einmal ſo lange ſäume. Das wolle er ſehen! antwortete Limpert, und nahm die Drohung wörtlich, indem er nun in der That gerade noch einmal ſo lange zu kommen ſäumte, als er bisher geſäumt hatte. Darauf machte der Gildemeiſter dem Krüppel Beine in die Ewigkeit — er ſchlug ihn tod, ließ ihn in Stücke hacken, mit dieſen Stücken die Fleiſchkiſte des Eſels füllen und letzteren zur Burg treiben. Dieſe That erregte ſachgemäß den wüthendſten Zorn des Grafen gegen ganz Gerſtungen; er befehdete das Städlein, und ließ es keinen guten Tag mehr ſehen, bis flehentlich unter Erbietung jeder Sühne um Gnade gebeten wurde. Darauf verlangte der Graf zur Sühne ſeines ermordeten Limpert drei Scheffel voll Silberheller, alle einen und deſſelben Gepräges, drei himmelblaue Windhunde und drei mannshohe Eichenſtäbe ohne Knoten. Dieſe drei Auflagen ſollten binnen Jahresfriſt beigeſchafft ſein, oder die Metzgerzunft in Gerſtungen ſolle ihre Unthat blutig und ſchrecklich büßen. Da war guter Rath theuer, doch endlich wurde er gefunden. Der Rath verkündete, daß er auf eine gewiſſe Sorte Silberheller des Stiftes Fulda, das deren ſehr viele geprägt, Agio zahlen wolle, da ſtrömten Juden und Bettelleute in Menge herbei und ſchafften Heller, bis die drei Scheffel voll waren, und die Silberheller wieder im Courſe ſanken. Drei ſchneeweiße Windhunde wurden in ein Zimmer geſperrt, deſſen Fenſter von blauem Glaſe waren, und das ganz blau angeſtrichen war. Blaugekleidete und blaugefärbte Wärter fütterten die Hunde aus blauen Geſchirren mit Blaukohl und gebratenen Blaumeiſen und Blaukehlchen. Davon begannen die Hunde endlich ſelbſt blau anzulaufen, und warfen blaue Junge. Mittlerweile wurden drei junge Eichenſchoſſen in Glasröhren zum Wachsthum getrieben, da war kein Raum, Knoten anzuſetzen, und ſo waren nicht ohne große Sorgen, Koſten, Laſt und Mühe die drei Auflagen erfüllt, und Gerſtungen hatte wieder guten Frieden. Der Graf von Brandenburg aber behielt ſein Recht der Fleiſchtaxe, ſchaffte ſich einen andern Krüppel zum Fleiſchboten an, und behielt den alten Eſel zum Fleiſchholen bei, der mittlerweile lahm geworden war. Nächſtdem mußten die Gerſtunger Metzger ihren Fleiſchſcharrn abbrechen, und dafür ein Pfründenhaus für arme Krüppel erbauen, auch wurde auf die Stelle, wo ſie den Limpert zerhackten, ein breiter Stein gelegt, der liegt noch und heißt der Limpertſtein, ein Andenken und zugleich ein Spiegel, nämlich der Warnung.

Dieſe Sage wiederholt ſich unter ziemlich gleichen Umſtänden auch anderwärts, namentlich in der Stadt Osnabrück mit einem Grafen von Tecklenburg.

65.

Das Lindigsfrauchen in Gerſtungen.

Bei Gerſtungen ſoll noch ein Schloß gelegen haben, das Lindigsſchloß geheißen, darauf lebte ein Burgfräulein, ſchön vom Körper und wunderſam begabt mit Geiſt, daher es auch Umgang pflog mit den Geiſtern des Thalfluſſes, den Nixen, und jenen der Berge, mit den Wichtlein im Werrathale. Solche Neigung wurde den Aeltern des Fräuleins kund und mißfiel ihnen, ſie ſendeten daher ihr allzugeiſtreiches Kind in ein Kloſter. Im Kloſter gefiel ſich aber die Jungfrau keineswegs und ſah dieſelbe es daher gar nicht ungern, daß ein junger Graf von Brandenburg ſich ſterblich in ſie verliebte, ſie aus dem Kloſter entführte und ſich mit ihr vermälte. Aber auch als Gräfin von Brandenburg vermochte jene Huldin ihre Neigung zur dämoniſchen Welt nicht aufzugeben; ſie hatte viele heimliche Zuſammenkünfte mit der Werranixe, deren Schloß juſt unterm Waſſerſpiegel zunächſt der Brandenburg lag, und durch geheime Gänge mit dem Schloſſe auf dem Berge in Verbindung ſtand. Sie gelobte ihren einzigen Sohn der befreundeten Waſſerfeine, und dieſe ſäumte nicht, denſelben, als er zu Jünglingsjahren gekommen war, in ihr Reich hinabzuziehen. Seine Mutter wurde nicht alt; ſie ſtarb, ohne zu beichten und von ihren Sünden losgeſprochen zu werden, und daher gelangte ihre arme Seele auch nicht in den Himmel, ſondern in das Zwiſchenreich, deſſen Bewohner und Bewohnerinnen von Zeit zu Zeit noch auf Erden umher geiſten müſſen. Selbiges Loos fiel denn auch dieſer Gräfin von Brandenburg; ſie muß alle ſieben Jahre einmal erſcheinen, als Matrone gekleidet, einen Leidſchleier um den Kopf, ein Schlüſſelbund in der Hand, und im Geſichte ſo weiß wie ein Quarkkäſe. So erſcheint ſie auf der alten Lindigsburgſtätte, und davon heißt ſie das Lindigsfrauchen, dann aber auch unter der Brandenburg und auch auf dem Wege von Gerſtungen nach dem ehemaligen Kloſter im Kolbacher Thale, wo ſie als Nönnelein gelebt hatte. Das Lindigsfrauchen hat die nicht ſehr angenehme Eigenheit, ſich nächtlichen Wanderern aufzuhocken, und ſo ſehr ätheriſch ſie im Leben geweſen ſein mag, als ſie noch mit ätheriſchen Weſen Umgang gepflogen, ſo irdiſch ſchwer wurde ſie denen, die ſie hockeln mußten: Wer ſie aber bis ans Ziel, wohin ſie juſt getragen ſein will, hockelt, dem erſchließt ſie Gewölbe und Keller voll Schätze, und macht ihn über die Maßen reich. Die Sage theilt aber mit, daß von ſolchem hockeln ein Bauer, Namens Oehme, ein Fleiſcher, Namens Röſing und Andere den blaſſen Tod davon getragen haben, nennt aber keinen, der zur Zeit durch das Lindigsfrauchen glücklich geworden.

66.

Vom Bilſtein.

Es giebt in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands Bergkuppen, namentlich felsreiche oder auch einzeln ſtehende Felſen und Felſengruppen, welche den Namen Bilſtein führen. Dieſe Benennung klingt mythiſch an, wenn man auch nicht geradezu an einen Bil oder Biel als Harzgott glauben, und von ihm das Wort Beil ableiten will, oder in ihm den Vater der Bilwitzen, Bilzen, Bilſen, Hexenſchnittmacher, erblicken will. Im Harze ein Bielſtein bei

Blankenburg, desgleichen bei Rübeland und die Bielshöhle, ebenſo bei Ilefeld; am Gebaberg ein Bilſtein, desgleichen einer dicht über Meiningen, ſteile Felswand unmittelbar über der Werra am linken Ufer, und ſo auch eine maleriſche Felſengruppe im unteren Werrathale ohnweit der Brandenburg. An ihm, was wieder in frühe Zeiten zurückdeutet, eine Teufelskanzel, ein Teufelsloch, ein Hexenloch, in das der Teufel ſich verbarg, als er einſt hierherkam, und den heiligen Bonifacius von weitem predigend und bekehrend erblickte, obgleich er, dieſem Verderben drohend, den ganzen Bilſtein nach ihm und deſſen frommer Heerde geſchleudert hatte, und zwar ſoll dieß bei Gelegenheit einer Luftreiſe geſchehen ſein, als der Teufel ſeine Reſidenz vom Brocken auf den Inſelberg verlegen wollte und einen Theil der Gebäulichkeiten mit ſich trug. Die Felſenzacken und Felſenmaſſen aber fielen in das Werrathal nieder, weil der heilige Bonifacius das Bekehrungs-Kreuz gegen ſie ſchwang, und der Teufel duckte ſchleunigſt unter, indem er in das erwähnte Loch ſchlüpfte, welches noch dazu ſo eng war, daß er daran einen Theil von ſeinen ſchwarzen Haaren hängen bleiben laſſen mußte, daher iſt ſelbiges Loch noch heute ſo ſchwarz.

Auf dem Bilſteine lebte ein Hüne, und auf der Hard bei Saalmannshauſen lebte auch einer, die waren gute Kameraden mit einander und bucken ihr Brot in einem gemeinſchaftlichen Backofen. Einſt war es dem einen Hünen, als höre er, wie ſein Freund ſeinen Backtrog ausſcharrte, und machte ſeinen Teig fertig. Er kam aber damit viel zu früh; der gute Freund hatte ſich nur ein wenig am Beine gekratzt.

67.

Farrnſamen.

Dem Farrnſamen ſchreibt der Volksglaube in Thüringen die Kraft zu, diejenigen unſichtbar zu machen, die ihn in der Mitternachtſtunde auf den goldenen Sonntag oder in der Johannisnacht erlangen. In dieſer Nacht gelangt der Same zur völligen Reife, fällt dann ab, und verſchwindet plötzlich. Auch hat, wer dieſen Samen beſitzt, Glück im Spiele und kann jeden Tag zum Freiſchütz werden, denn jeder Schuß, den ein ſolcher Mann thut, fehlt nimmer. Manche ſetzten ſchon Leib und Leben, ja das Heil ihrer Seelen daran, Farrnſamen zu erlangen, oft mit großer Fährlichkeit, daher dieſer Same auch Fahrſame genannt wird — und es ſchlug ihnen dennoch fehl; andere, die nicht danach ſuchten, die fanden und hatten ihn ſonder Mühe und Fahr. So erging es einem Manne zu Berka. Sein Fohlen verlief ſich im Walde, er ſuchte es lange, und fand es nicht — erſt nach Mitternacht ging er verdrüßlich nach Hauſe und wußte nicht, daß er von Ungefähr auf reifendes Farrnkraut trat, und vom Samen ihm etwas in die Schuhe fiel. Erſt gegen Morgen erreichte er ſein Gehöft, mochte ſich nicht erſt zu Bett legen, ſondern ſetzte ſich, um auszuruhen, auf den Lehnſtuhl am Ofen. Seine Frau, ſeine Kinder, ſein Geſinde traten nach einander in die Stube, niemand bot ihm guten Morgen, niemand that, als ob der Hausherr zugegen ſei. Jetzt ſagte er: Ich habe das Fohlen nicht finden können. — Alle erſchraken vor der bekannten Stimme, und die Frau rief: Mann! Wo biſt Du denn? — Der Mann erhob ſich vom Stuhle, trat unter die Seinen und ſagte: Da bin ich ja; ich ſtehe ja vor Dir, Frau — aber niemand gewahrte ihn. Da merkte er ſeine Unſichtbarkeit, aber ſie wurde ihm läſtig, und da ihn etwas im Schuh drückte, ſo zog er dieſen aus und klopfte ihn aus, und da fiel der Wünſchelſame heraus, und wurde alsbald unſichtbar, denn ſeine Findeſtunde war vorüber. Der Finder aber war wieder ſichtbar geworden, und froh, die bedenkliche Gabe los zu ſein, denn die Wiedererlangung ſeines Fohlens war ihm lieber, als die bedenkliche Gabe des böſen Fol.

68.

Storchengericht.

Zu Creuzburg an der Werra kamen an einem Herbſttage, kurz vor der Zeit als die Störche wegziehen, große Züge von Störchen an, umflogen die Stadt, und ließen ſich theils auf Gebäuden, theils auf nahen Wieſen nieder, und begannen heftig mit einander zu kämpfen. Dann ſchienen ſie einen Waffenſtillſtand geſchloſſen zu haben und es flogen gleichſam nur Boten ab und zu, entweder aus der Stadt zu den Wieſen, oder von drauſen herein. Endlich erhoben ſich alle gemeinſam und ſammelten ſich drauſen auf dem Soden (die Wieſen nahe dem Salzamt Wilhelms-Glücksbrunn), und ließen ſich mit großem Geräuſche nieder. Hierauf ordneten ſie ſich in zwei Reihen, und es erſchien ein einzelner Storch, der in die Mitte trat, als wenn er eine ſchönklappernde Rede halten wollte. Aber alsbald fielen die ganzen Schwärme über dieſen einzelnen her, ſtachen und hackten mit ihren ſpitzen Schnäbeln auf ihn los, und ließen nicht eher ab von ihm, bis er tod am Boden lag. Hierauf hob ſich die beſiederte Storchenvolksverſammlung von dannen, und alle Theilnehmer zogen davon bis auf ein einziges Paar, das blieb noch, und als der ſpätere Herbſt es weggetrieben hatte, kam es wieder, und kein Jahr verging, daß nicht ein Storchenpaar in Kreuzburg geniſtet hätte, bis zum Jahre 1837, da ſind die Störche zum erſtenmale ausgeblieben, und wurde ſolches gar nicht gern geſehen. Es müſſen gleichwol ſolcher Storchenverſammlungen, Kämpfe und Gerichte zu verſchiedenen Zeiten mehrere Statt gefunden haben, denn die alten Chroniken weichen in Angabe der Jahreszahl, wenn dieß Gericht ſich zugetragen habe, merklich von einander ab. Eine giebt 1355 an; ſie meldet ganz einfach: Anno 1355. Kamen unzehliche viele Störcke zu Creuzburg auf einer Wieſen zuſammen, zeriſſen ihrer Drei, und flogen davon. — Eine andere Quelle nennt das Jahr 1445, eine dritte 1523. Man ſah darin ein Vorzeichen nahen Krieges, und dieſer blieb auch niemals aus.

69.

Der Sprung vom Hellerſtein.

Unterhalb Kreuzburg in der Gegend von Treffurt bricht ſich die Werra nur mühſam Bahn durch hochgegipfelte Felſen mit ſteilen Abhängen. Der höchſte derſelben heißt der Normannſtein, auch Hermannſtein und Hellerſtein. Nun lebte in Treffurt ein Ritter und Herr des Städtleins, Hermann von Treffurt geheißen, dem ließe ſich allerlei nachſagen, nur nicht, daß er ein Heiliger ſei. Er ritt oft und viel in der ſchönen Gegend umher nach ſchönen und minniglichen Frauen, und fand deren auch, zumal gar nicht weit von Treffurt Eiſenach, und nicht weit von Eiſenach Frau Venusberg gelegen. Da er nun eines Abends wein und minneſelig heimwärts gen Treffurt ritt, nickte er ein, und ſein Roß trug ihn nicht auf gerader Straße weiter, ſondern trabte mit ihm zur Höhe des Hellerſteins empor, bis an den jähen Abgrund des Felſenvorſprunges. Zu ſpät erwachte der Ritter, ſchon ſetzte das Roß hinab, da empfahl ſich Ritter Hermann in den Schutz der göttlichen Jungfrau und rief: Hilf heilige Maria! Hilf Deinem Knechte! und da war ihm, als hielte ihn ein Arm, und hebe ihn anſt empor, im Augenblicke, als das Roß zerſchmettert zu Boden ſtürzte. Darauf iſt der Ritter ein Mönch geworden, hat ſeines vorher ſündigen Lebens ſich völlig abgethan, und hat nie wieder ein Roß beſtiegen.

70.

Wichtlein im untern Werrathale.

In dem ganzen Thalgebiete der Werra, da wo die Hörſel in dieſelbe einmündet, kommt die mythiſche Trias, der Hulda, der Wichtlein und der wilden Jagd abermals zu mannichfaltiger ſagenhafter Erſcheinung. Schon in Mitten der Wegſtrecke zwiſchen Tiefenort und Berka an der Werra liegen die Hulden-Berge. In den ſogenannten Göhringer Steinen läßt die örtliche Sage eine Hulda als Waſſerfeine in einer Kryſtallgrotte wohnen, und mit Wichtlein bevölkert ſie das Werrathal ſchon von Gerſtungen an, über Berka herab, dann über Sallmannshauſen und Hörſchel bis Spichra. Der wilde Jäger heißt in dieſer Gegend nicht Wode, obſchon der Namensklang des nicht allzufern im Hörſelthale liegenden Dorfes Wutha, das 1170 noch Wutensbere hieß, lebhaft an ihn erinnert, ſondern er heißt Elbel, ein ſo rein mythiſcher Name, daß er keiner erklärenden Deutung bedarf. Nur der anderorts hervortretende Zug, daß der wilde Jäger die Wichtlein jagt und verfolgt, ſcheint in dieſer Gegend zu fehlen, kann aber auch unverſehens noch aufgefunden werden. In Gerſtungen im Schloſſe iſt ein ſchöner Pferdeſtall, allein es hält darinnen kein Pferd aus, ſie werden wüthend, ſchlagen aus, ſchäumen, bäumen ſich, zerreißen Ketten und Halftern. Es wohnen Wichteln unterm Stalle, das iſt die Urſache, denn zwiſchen Pferden und dieſen Geiſtern beſteht Feindſchaft. Reitet doch der Wode, der die Wichtelmännlein und Wichtelweiblein jagt und iſt doch Rache der Grundzug im Charakter der ganzen dämoniſchen Welt. Einem Bauer im obenerwähnten Dorfe Dankmarshauſen fiel ein Pferd nach dem andern, und dem Manne drohte die Gefahr, an den Bettelſtab zu gelangen. Als er eines Abends über die Hausflur ging, hörte er ein Flüſtern unter einer umgeſtülpten Wanne. Als er darunter ſah, gewahrte er vier Wichtlein, welche aus einem in der Flur ſtehenden Backtroge Teig genommen hatten, und Brot daraus kneteten. Knete zu, knete zu! ſprach einer zum andern, und der Bauer ſah verwundert zu und ſchwieg. Ein anderer hätte vielleicht geſcholten. Weißt Du auch, Mann, warum Deine Pferde fallen? fragte das älteſte Wichtelmännchen. Ich will Dir's ſagen, daß Du es weißt. Weil wir unter dem Stalle wohnen, und weil wir die Pferde haſſen. Bringe Deine Pferde in einen andern Stall, ſo werden ſie vor uns Ruhe haben. Freudig befolgte der Bauer dieſen Rath und die Wichtlein blieben bei ihm, waren ihm im Haushalt förderlich und hülfreich, und er wurde durch ſie der reichſte Mann in Dankmarshauſen.

71.

Der Wichtlein Ueberfahrt.

Im Spatenberge ohnweit und unterhalb Spichra, am rechten Ufer der Werra, öffnet ſich eine kleine Höhle, die Wichtelkutte geheißen, in welcher ſchon vor undenklichen Zeiten Wichtlein hauſten. Es war ein zahlreiches Völklein das da ſein Weſen trieb, und war, obgleich ſtets neckeluſtig geſinnt, den Menſchen doch gut und hülfreich. Nun war oder iſt dort noch eine Fähre vom rechten Ufer zum linken, und der Fährmann hieß Beck, zu dem kamen eines Abends zwei kleine Männlein, und verlangten übergefahren zu werden. Alle drei gingen zum Fluſſe und beſtiegen die Fähre, als ſie jedoch darinnen waren, baten die Männlein den Fergen, noch ein wenig zu warten, es komme noch jemand. Es kam indeß niemand, gleichwohl ſenkte ſich die Fähre tiefer und tiefer in das Waſſer, als ob ſie ſchwerer und ſchwerer werde. Da niemand kam, ſtieß der Ferge endlich vom Ufer ab, aber es wollte ihm bedünken, noch nie ſei die Fähre ſo ſchwer geweſen. Als man nun am andern Ufer anlangte, fragte einer von den Uebergefahrenen den Fährmann: Sage, welchen Lohn begehrſt Du? Willſt du das Fährgeld nach der Kopfzahl, oder iſt ein Scheffel Würz (Salz) Dir lieber? Da beſann ſich der Ferge nicht lange, ſondern ſagte: Ein Scheffel Würz wäre mir abſonderlich lieber, als die paar Pfennige für eure zwei kleinen Köpfe. — Sollſt die Würze haben, da Du den Witz nicht haſt — entgegnete das Wichtelmännlein, doch wäreſt du beſſer gefahren, wenn Du nach der Kopfzahl den Fährlohn begehrt hätteſt. Siehe mir einmal über die Schulter! — Der Ferge that, wie das Männlein ihm geſagt, da ſahe er ein wimmelnd Volk, das von der Fähre herab an das Ufer ſprang, ganz unzählbar, und das Land gewann und erklimmte. Nun ſtiegen auch die beiden Männlein aus, und plötzlich verſchwand alles vor den Blicken des Fährmanns, aber auf der Fähre ſtand ein gehäufter Scheffel weißen Salzes, und dieſes ſelbige Salz offenbarte ſpäter die angenehme Eigenſchaft, ſich immer wieder im Scheffel zu ergänzen, und kein Ende zu nehmen, ſo viel deſſen auch davon hinweggenommen wurde.

Damals ſind die Wichtlein aus der Gegend hinweggezogen, weil es ihnen nicht mehr gefiel unter den Menſchen zu wohnen, weil das Glockengeläute, Hammerwerk und auch die Pferdezucht ſich ſo ſehr mehrten. In den Höhlen um Spichra, beſonders aber in dem großen Erdfalle am Spatenberge, findet man noch fein geränderte, zarte, platte, zirkelrunde Steinchen, eins ſo groß wie das andere, die nennen die Leute Wichtelpfennige.

Dieſe Sage wiederholt ſich in und außer Deutſchland an mehreren Orten; es iſt ein gemeinſamer Zug der Wichtlein und Zwergenſage überhaupt, und giebt viel zu denken.

72.

Der Elbel.

In der Gegend um Mihla, das zwiſchen Kreuzburg und Treffurt an der Werra liegt, ſo wie im Hainich, einem langgeſtreckten Bergwalde zwiſchen Eiſenach und Mühlhauſen, zwiſchen dem Hörſel-, Werra- und Unſtrutthale hauſt und zieht der Elbel als wilder Jäger mit ſeinem Schwarme. Zwei Felſenthrone heißen nach ihm der Elbelſtein und die Elbelkanzel. Ein Herr von Herſtall, (einem Geſchlechte angehörig. das in Mihla begütert und ſeßhaft iſt, und ſeinen Urſprung von Pipin von Heriſtal ableitet), der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, und ein ſehr frommer Herr war, hatte einen Leibjäger, der hieß Hölzerkopf. Eines Tages ging der Jäger Hölzerkopf birſchen, da ſah er eine wunderſchöne Jungfrau mit flatterndem Haar in haſtiger Flucht an ſich vorübereilen, und hinter ihr her kam der Elbel daher geſauſt mit ſeinem tollen wüthigen Heeresſpuk, und der Elbel jagte die Jungfrau, wie nach den Sagen im bayriſchem Hochgebirge der Wode die Hulda, und nach denen in Tirol die Rieſen die Salig-Fräulein. Dem Hölzerkopf gefiel die ſchöne Jungfrau, und hätte ſie am liebſten ſelbſt gejagt, wäre am liebſten ſelbſt der Elbel geweſen, und wünſchte ſich zu ihm. Aber die Jungfrau entging dem Elbel, denn ſie erreichte ein Kreuz, erfaßte dieß, und ſo hatte er keine Macht mehr über ſie, drob freute ſich der Hölzerkopf und ſchoß ſein Gewehr in die Luft ab. Gleichwohl, obſchon er nach keinem Wilde gezielt hatte, brach ein angeſchoſſener Rehbock aus dem Dickigt und brach verendend vor dem Hölzerkopf zuſammen. Und nun traf jeden Tag jeder Schuß auf jagdbares Wild, den der Hölzerkopf that, weil ſein mächtiger Wunſch ihn zu dem mächtigen Geiſte oder Gotte hingezogen, der nach alter Mythe als Wuotan ſelbſt Wunſch heißt und in Perſon die Wunſcherfüllung iſt. — Als bald darauf der Jäger Hölzerkopf ſeine neuerlangte Kunſt, Wild aus der Ferne zu treffen, ohne darnach zu zielen, ja ohne es nur zu ſehen, wie das beim Freikugelſchießen ſo üblich iſt, im Beiſein ſeines frommen Herrn übte, erſchrak dieſer gar ſehr, ſchalt den Jäger und hieß ihn zum Elbel gehen, denn in ſeinem Dienſt wolle er ſolch unheimlichen Knecht, der mit Höllenkünſten umgehe, nicht dulden. Darauf iſt auf der Stelle der Hölzerkopf trotziglich von dannen in das Waldesdickigt hinein geſchritten, und niemand hat ihn wieder geſehen, außer wenn einer den Elbel mit ſeinem Heere ziehen ſah, denn dahin war und blieb nun jener Jäger auf immerbar verwünſcht. Und ſind der Elbelſtein und die Elbelskanzel die Orte, wo der Hölzerkopf bisweilen auf dem Anſtand erblickt wird, und wo er am liebſten mit dem Elbel ſpukend zieht, bald waldüber nach dem Harzwald, bald hinüber zum nähern Thüringerwalde, bald zum Hochthrone der Frau Hulda, dem Meißner im nachbarlichen Heſſenlande, bald in die nächſte Nähe zum Hörſeelenberge, dem weit verrufenen Hauptſitze des wüthenden Heeres.

Wer geneigt iſt zum Nachſinnen über den Elbel, und deſſen mythiſche Beziehung zur allgemeinen Wüthenden-Heeresſage, dem ſei mitgetheilt, daß manche in dieſer Gegend dieſen wilden Jagdgeiſt auch Ebel nennen, daß Ebel hier ſo viel als Abel iſt, und daß in Dänemark und in Schleswig-Holſtein der wilde Nachtjäger Abel heißt, der ein grauſamer König und Brudermörder war, und verdammt wurde, mit einer Schaar kleiner Hunde, denen feurige Zungen aus dem Halſe hängen, ewig zu ſagen. (D. S. B. 177.) Unmittelbar aber vom Hainich nach dem Harze geht der ſchnurgerade Weg über Mühlhauſen und das Jagdſchloß Ebeleben, in deſſen Nähe wiederum vor Zeiten die alte Hulda, die Beſchützerin des Flachsbaues und der Spinnrocken Kultorte gehabt haben mag, wie zum mindeſten die Ortsnamen Rockſtedt und Rockenſuſſra vermuthen laſſen. Ebeleben liegt in einer Ebene, und im Namen des durch dieſelbe ſchleichenden Flüßchens Helbe birgt ſich wiederum der mythiſche Name Ebel. Solche Ort-Namenforſchung kann auf manche Spur lenken, nur muß ſie vorſichtig und behutſam und nicht blindgläubig verfolgt werden, damit nicht das, dem im Irrgarten der Namenforſchung herumtaumelnden Mythographen fleißig vortanzende Irrlicht der Hypergelahrtheit in den Sumpf führe, darin die urgermaniſchen Haarzöpfe der Lächerlichkeit wie dicke Riethgrasbüſchel wuchernd aufſchießen.

73.

Vom Hörſeelenberge.

Wie der zackige Hochgipfel des Hörſeelenberges weit ſichtbar in die Lüfte und in die Wolkennähe emporſtarrt, ſo reichen und deuten die Sagen von ihm in das Schleiergewölk der mythiſchen Frühzeit, ja dieſer Berg iſt der hauptſächlichſte Träger des Mythenthums im Thüringer Lande. Durch ſeine eigenthümliche Form, die einem Sarge ähnelt, durch ſeine ſteile Wand, ſeinen langgedehnten Rücken, durch ſeine ſeltſame Höhle, die ganz ſicher einer vorgeſchichtlichen

Zeit angehört, aber dennoch kein bloßes Werk der Natur iſt, mag er ſchon dem Urvolke dieſer Gegend, oder, wenn man ein ſolches nicht annehmen will, der früheſten Bevölkerung merkwürdig und wichtig geworden ſein. Die mythiſche Zeit erkor das Innere dieſes Berges zu einem der Wohnorte der mächtigen Holde, die, wenn ſie die Nachtſeite ihres Weſens herauskehrte, zugleich auch Unholde ſein konnte, und ſtellte ſie an Wuotans Statt als Zugführerin an die Spitze ſeines Heeres. Das frühe Mittelalter bildete aus der Frau Hulda eine Teufelin, wandelte das Innere des Berges zur Fegefeuerſtätte um, und vernahm aus der Bergeskluft das wimmern und das Klagegeſchrei der gepeinigten Seelen, gab davon dem Berge den Namen Hör-Seelen-Berg, und nannte ihn lateiniſch **Mons horrisonus**, der ſchrecklichtönende Berg.

Das ſpätere Mittelalter legte ſeine poetiſche Anſchauung an das alte heidniſche Götterweſen; es bildete die Frau Hulda oder Holde zur holden Liebesgöttin, zur Frau Venus um, eine Heidengottheit mit germaniſchem Element und teufliſchem Weſen. Hatte die frühe deutſche Heldenſage der greiſen, grauen Holda auf ihren Heereszügen einen greiſen Begleiter gegeben, der zugleich ein Warneramt übte, den treuen Eckart (ſ. o. Sage 44.), ſo gab die ſpät mittelalterliche Sage ihrer Frau Venus einen jungen Geſellen, den Ritter Danhäuſer, den ſie zu ſich in ihren Wunderberg gelockt, und dem es endlich vor ihr graute. Wie aber faſt alle bedeutenden Sagen ſich verjüngen, und welche Sagengruppe Thüringens könnte bedeutender ſein, als die in Rede ſtehende? — ſo hat die Frau Venus- und Danhäuſerſage wiederum eine Verjüngung in jüngſter Zeit erlitten, daß der Ritter Danhäuſer ein Minneſinger geweſen

ſein ſoll, und endlich brachte die allerneueſte Zeit und Dichtung denſelben mit dem Minneſingerkriege auf dem,
dem Hörſeelenberge ſo nahen Schloſſe Wartburg in eine
innige poetiſche Verbindung.

74.

Frau Hulda.

Von Frau Hulda wäre ſehr viel zu ſchreiben. Ih
Weſen verliert ſich in das Dunkel der Frühzeit, aus den
ſie als eine Gode, Gute, Göttin, niederſchwebt, als Erd
mutter gleichſam, die anderorts Jertha, Hertha, Nerdu
hieß, und wieder Frau Gode, Frau Gaue, Erche, Herch
Herke, Harke u. ſ. w. In Thüringen heißt und iſt ſie di
Frau Holde, Hulda, im Voigtland Berchta oder Perchta
in Tirol Perchtl. Selten jungfräulich, meiſt fraulich ge
dacht, erſcheint ſie als Mutter, Mutter zahlloſer Kinder
in manchen Ländern als Mutter der Wichtlein, der ſchwache
Heimchen, der vom Wode verfolgten Moos- und Holzwei
bel, immer als Schutzgottheit, und ſo ſteht auch alles Heim
alles häusliche Leben unter ihrem beſondern Schutze, vor
zugsweiſe aber wieder das Frauenleben, wie es in der Ur
zeit war, die Flachs- und Linnenbereitung, das fleißig
ſpinnen, das weben, daher war ſie ſelbſt Spinnerin, ſi
war die Schöpferin des, ſpäter Marienfäden genannte
„fliegenden Sommers;“ ſie ſelbſt flog und fuhr, letztere
entweder auf einem Wagen oder Räderſchiffe auf der Erd
oder frank und frei durch die Lüfte fahrend ohne Wage
und ohne Flügel, eher noch als Schimmelreiterin, glei

dem Wode. Am Rheine fand ſich ein Römerdenkſtein mit der Aufſchrift Dea Hludana. Welche andere Göttin, als unſere Hulda, könnte unter dieſer Benennung verſtanden ſein? Als Spinnefrau und Spinnemutter belohnt Frau Holle nach thüringiſchem, voigtländiſchem und ſchwäbiſchem Volksglauben fleißige Spinnerinnen, hilft ihnen ſelbſt ihr Geſpinnſt vollenden, ſtraft aber unbarmherzig faule Mägde, die ihre Rocken nicht vor dem Feſtabend rein abſpinnen, verwirrt und zerzauſt ihnen Flachs und Haar. So lebte ſie noch im Bewußtſein des deutſchen Volkes zur Zeit der ſchönſten deutſchen Kunſtblüthe beim Abblühen des Mittelalters, ſo zeigt ſie uns ein bedeutſames Holzſchnittbild, als gebeugte Greiſin mit einem voll aufgewickelten Spinnrocken, das Haupt von langem Lockenhaar umflattert, einſam im tiefen Walde, in einer Wetternacht, in welcher Flammen vor ihr niederſchießen, und ſie den Kreis des Sternenhimmels ſammt dem Monde auf ihrem Nacken trägt. Um den Rocken ſind eine Menge kleine Spindeln geſteckt, und eine derſelben hält ſie in der rechten Hand.

75.

Das wüthende Heer und der treue Eckhart.

Weitverbreitet iſt die Sage vom wüthenden oder beſſer wütigen Heere und der wütigen oder wilden Jagd. Es knüpft an Wuotan, den altgermaniſchen Urgott, an, und von ihm entlieh es den Namen, wie nach ihm ſelbſt das noch ſtets im Schwunge gehende Wort Wuth unverkennbar hindeutet, und von ihm abſtammt. Das wüthende

Heer ward gedacht als ein Todtenheer, als eine unſelige Schaar, beſtehend aus den Seelen ungetauft verſtorbener Kinder, wie die tiroliſche Perchtl ſie führt, und den Seelen aller Menſchen, die eines gewaltſamen Todes geſtorben; in letzterer Beziehung iſt es Nachhall der früheſten Mythe von der Einheriar-Schaar, der gefallenen Kampfhelden, die mit Odin nach Walhalla ziehen. Nach urſprünglicher Mythe war alſo das Heer zunächſt ein Kriegsheer, ein Heer der Starken, unter männlicher Führung, und ein Seelenheer, ein Heer der Schwachen, unter weiblicher. Spätere Sage verſchmolz beide, und wol dann erſt trat die dritte Beziehung, die einer Jagd hinzu, als des Heeres letzte Verjüngung. Mit der Jagd war es leicht, den Teufel, den Helljäger, den Seelenjäger, in Verbindung zu bringen, und ſo wurde das wüthende Heer zugleich ein teufliſches, ſein Umzug war Strafe, Buße, analog der Buße im Fegefeuer, deſſen Oertlichkeiten auf der Erde ſelbſt man kannte und nannte. Daher wurde auch die Huldenhöhle am Venus- oder Hör-Seelen-Berge von der ſpäteren Sage zur Fegefeuerſtätte erkoren. Die Harzſage vom wilden Jäger Hackelberg, die rheiniſche vom Wild- und Rheingrafen, welche Bürger poetiſch behandelte und alle übrigen, welche die Jäger nennen, ſind lauter ſpätere Verjüngungen. Von dem Heerzuge in Thüringen erzählt M. Johann Agricola in ſeinen Deutſchen Sprichwörtern wörtlich:

„Ich habe neben anderen gehört von dem würdigen Herrn Johann Fremderer, Pfarrherr zu Mansfeld, ſeines Alters über achtzig Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Land zu Mansfeld das wütend Heere (alſo haben ſie es genennet) fürüber gezogen ſei, alle Jahr auf den Fasnacht

Donnerstag, und die Leut ſind zugelaufen und haben darauf gewartet, nit anders als ſollt' ein großer mächtiger Kaiſer oder König fürüber ziehen. Vor dem Haufen iſt ein alter Mann hergegangen, mit einem weißen Stabe, der hat ſich ſelbs den treuen Eckhart geheiſſen. Dieſer alter Mann hat die Leute heiſſen aus dem Wege weichen, hat auch etliche Leute heiſſen gar heim gehen, ſie würden ſonſt Schaden nehmen. Nach dieſem Mann haben etliche geritten, etliche gegangen, und ſind Leute geſehen worden, die neulich an den Orten geſtorben waren, auch der eins Theils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferde mit zweien Füßen. Der ander iſt auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad iſt von ihm ſelbſt umgelaufen. Der dritte hat einen Schenkel über die Achſel genommen, und hat gleich ſehr gelaufen, ein ander hat keinen Kopf gehabt, und der Stück' ohn' Maßen."

In dieſer Mittheilung erwähnt Agricola der Zugführerin mit keinem Worte, aber indem er hinzufügt: „Wir brauchen dieſes Worts, wenn jemand einen andern treulich vor Schaden warnet, und wir wollen's nachrühmen, ſo ſagen wir: Du thuſt wie der treue Eckhart, der warnet auch jedermann für Schaden," deutet er nach jener Hulda- und Eckartſage hin, die oben unter 42 bereits mitgetheilt wurde. An anderen Stellen deſſelben Buches aber berührt Agricola den Hörſeelberg eines Theils als Fegefeuerſitz, anderntheils gleichſam auch als Wichtleinwohnſitz, und wieder als Venusberg. Die anzuführenden Stellen lauten:

„Im Land zu Düringen nicht fern von Eiſenach liegt ein Berg, der Hoſelberg genannt (ſoll Hörſeelberg heißen) da der Teufel bei Menſchen und meinem Gedenken Fuhrleut mit Wein in einem Geſicht eingeführet hat, und ihnen geweiſſet hat, wie tief etliche Leut, die noch gelebt, und ich gekennt habe, bereits in der helliſchen Flammen geſeſſen ſein. Bei Jena an der Saal und in der Herrſchaft Honſtein (am Harz) ſind große Berge, darin der viel geſehen werden, darin Gezwarge gewohnt haben.“

Jedenfalls iſt hinter „darin der“ das Wort Höhlen oder Löcher ausgefallen. Gleich darauf erwähnt der Verfaſſer der Zwerge als hülfreicher Hausgeiſter, und es iſt eine örtliche Sage vorhanden, daß in einem Dorfe am Hörſeelenberge Hütchen gewohnt haben. Einem Bauer half ein ſolches Hütchen auf das treulichſte in ſeinem Hausweſen, ſo daß deſſen Reichthum ſich täglich mehrte. Einſt erblickte der Bauer das Hütchen, wie ſich's ämſig mit einem Strohhalme abmühte, denſelben zur Bodentreppe hinanzuziehen, und ſchrie es, über dieſe nutzloſe Arbeit erzürnt an: ei daß Dich, Du fauler Schlingel. Alſobald wurde das Hütchen unſichtbar, ſichtbar aber ein großer, langer Sack voll Getreide, daran vier Mann zu heben und zu tragen hatten. Das war der Strohhalm geweſen, den das Hütchen allein zur Treppe hinan zog. Das Hütchen war hinweg, und der Bauer wurde zum Bettler. (D. S. B. 461.) Agricola erwähnt am angeführten Ort, nachdem er ausführlich die alte Sage vom treuen Eckhart als Schirmvogt der Harlunge (D. S. B. 29.) mitgetheilt hat, „wie der Teufel — — allerlei Spiegelfechten und Betrug herfür gebracht hat, als mit dem Venusberge und Hoſelberge. Nun haben die Deutſchen in demſelben Betrug ihres treuen Eckharts nicht vergeſſen, von dem ſie ſagen, er ſitze vor dem Venusberge und warne alle Leute, ſie ſollen nicht in den Berg gehen.“

76.

Königin Reinſchwig.

Ganz eigenthümlich und ſelbſtſtändig, ohne ihr einen Halt in verwandten thüringiſchen Sagen zu bieten, führt die thüringiſche Chronikenſage eine Königin ein, Reinſchwig geheißen, und bringt ſie mit dem Fegefeuerſitz im Hörſeelenberge in Verbindung. Dieſe Königin ſoll um das Jahr 1143 in England gelebt und mit ihrem Gemahl eine ſehr glückliche Ehe geführt haben. Die Geſchichte weiß von einer Königin dieſes Namens nichts, die Chronikenſage aber berichtet von ihr ſchlicht und treuherig. „Als ihr Herr König in Engelland, (der ihr aus der Maſſen lieb war, denn er ſie aus einem geringen Geſchlechte zur Königin, um ihrer Tugend willen, erwehlet hatte) geſtorben war, wollte ſie auch der Treue, ſo er an ihr gethan, nicht vergeſſen, gab viel Almoſen und ließ viel Seelmeſſen leſen, der Meinung, ihren Herrn damit aus dem Fegfeuer zu erlöſen. Als ſie nun ſolches mit großer Andacht eine Zeitlang getrieben, kömmt des Nachts eine Stimme zu ihr, die ſaget, es wäre ein Berg, der läge eine Meil Weges jenſeit Eiſenach, darin würde die Seele ihres Herrn gequälet. Darauf rüſtete ſie ſich mit ihren Jungfrauen zu, und zog in Thüringen bis an denſelbigen Berg, und bauete darunter eine kleine Kirche, und weil ſie hörete ein jämmerlich Geſchrei der Seelen in dieſem Berge, und des Teufelsgeſpenſts, ſo darüber erſchienen, ((damit iſt das wüthende Heer gemeint)) nannte ſie den Höre Seel Berg, daher er auf die heutige Stunde genannt wird der Hörſelberg, und unter dem Berge bauete ſie ein Dörflein, das nannte ſie Satanas-Stätte, (wird nunmehr Sattelſtedt genannt) darum, daß Satanas und die böſen Geiſter ihnen oftmals erſchienen waren, wie auch andere Dörfer, ſo darum gelegen, als Burla, Hoſtorofeld und dergleichen.“ — „Es hat auch ein Kloſter auf St. Petersberge, vor Eiſenach in der alten Stadt gelegen, das war von Gebäuden ſehr geringe und von der Königin Reinſchwig um dieſe Zeit erſtlich angefangen.“ — „Als die Königin geſtorben, hat ſie ihren Jungfrauen viel Geld und Gut gelaſſen, mit demſelbigen zogen ſie gen Eiſenach, in St. Nicolai Kloſter, zur Landgräfin Adelheit, nahmen den Orden und Nonnenkleid an, und wohneten da etliche Jahre.“

Dieß die Chronikenſage von der Königin Reinſchwig oder Reinſchweig. Die erwähnte Adelheit war die Tochter Ludwigs I., des erſten Landgrafen von Thüringen, und die vierte und jüngſte Schweſter Ludwig II. des eiſernen. Sie wandelte einen Bauernhof, den ſie gekauft, in das ſpäter berühmt gewordene St. Nicolaikloſter um, und wurde deſſen erſte Aebtiſſin.

Der Name des heutigen Dorfes Sättelſtedt hat in älteſten Zeiten nach Urkunden Satinſtete gelautet. Sein altes Kirchlein wurde im dreißigjährigen Kriege von einer Wrangelſchen Streifpartei niedergebrannt. Eine Sage läßt vom Innern des Hörſeelberges, oder von ſeiner Kluft aus einen unterirdiſchen Gang bis unter die Kirche zu Sättelſtedt führen. Ein Hoſtorofeld giebt es jetzt nicht, der gemeinte Ort heißt jetzt Hoſtrungsfeld, in der Volksſprache abre ſtets Aſterfeld, der nach dem Namen der mythiſchen Eoſtar, der Erdmutter, hinweiſt, wie denn auch dieſe Gegend der Ortsnamen viele bietet, aus denen auf frühen

Elementargötterkult ſich ſchließen ließe. Dahin gehören neben Hoſtrungsfeld Aſbach, Sonneborn, Metebach, Teutleben, Wutha u. A.

77.

Die Mär vom Danhäuſer.

Es ging ein Lied um in deutſchen Landen, das ſang und ſagte von dem Danhäuſer, wie derſelbe bei Frau Venus (Frau Hulda) in einem Berge verweilt, und mit ihr der Minne Luſt und Seligkeit genoſſen, dann aber aus dem Berge begehrt habe, aus Ueberſättigung und Reue. Und aus dem einen wurden hernachmals der Lieder mehrere mit mannichfaltiger Veränderung und Abwandlung, doch blieb der mythiſche Grundzug in allen ein und derſelbe. Auch der oben erwähnte Agricola, der die alten Lieder und Sagen ſehr gut kannte, obgleich er ſie zumeiſt verwirft und als Fabeln bekämpft, gedenkt dieſer Märe, indem er ſagt: „Da richtet der Teufel an einen Venus Berg, davon man ſingt im Thanhäuſer in Lamperten, wie ich ſagen will im (Sprich) Wort von dem treuen Eckhart, da füret er Leut hinein und weiſet ihm viel ſeltſamer Geſichte, auch von den Leuten, die noch lebten.“ Und an der angezogenen Stelle, bei der Erklärung des Sprichworts vom treuen Eckhart ſagt Agricola: „Es iſt ein Fabel, wie der Danheuſer im Venus Berg geweſen ſei, und hab darnach dem Bapſt Urbano zu Rom gebeichtet. Bapſt Urbanus hat einen Stecken in der Hand gehabt, und geſagt: So wenig als der Stecken könnte grünen, alſo wenig möge Danheuſer Vergebung ſeiner Sünden erlangen vnd ſelig werden. Da iſt Danheuſer verzweifelt und wider in den Berg gangen und iſt noch darinnen. Bald hernach empfäht Papſt Urbanus eine Offenbarung, wie er ſoll dem Danheuſer ſeine Sünde vergeben, denn der Stecken beginne zu blühen.“

„Darum ſchickt der Papſt aus in alle Lande und ließ den Danheuſer ſuchen, aber man konnte ihn nirgend finden. Dieweil nun der Danheuſer alſo mit Leib und Seele verdorben iſt, ſagen die Deutſchen, der treue Eckhart ſitze vor dem Berge und warne die Leute, ſie ſollen nicht hinein gehen, es möcht' ihnen ſonſt ergehen wie dem Danhäuſer.“

Dieß die Sage in ihrer einfachſten Form und Geſtalt, mit ihrem Stabwunder, das in einer ſchwediſchen Sage ganz ähnlich und doch wieder nicht völlig ähnlich zu Tage tritt. Hier folgt nun auch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt als fliegendes Blatt — das ächte alte Danheuſerlied.

78.

Das lied von dem Danheüſer.

Nun will ichs heben an
Von dem Danheüſer zu ſingen
Vnnd was er hat wunders gethan
Mit ſeyner fraüwen Venuſinnen
Danheüſer was ein ritter gut
Wann er wolt wunder ſchaüwen
Er wollt in frauw Venus bergh

Zu andern ſchönen frawen
Herꝛ danheüſer jr ſeyt mir lieb
Daran ſolt jr mir gedencken
Jr habt mir eynen eydt geſchwoꝛen
Jr wölt von mir nit wencken
Fraw Venus das enthab ich nit
Ich wil das widerſpꝛechen
Wann redt das yemant mehr dann jr
Gott helff mirs an im rechen
Herꝛ danheüſer wie redt jr nun
Jr ſolt bey mir beleyben
Ich wil eüch mein geſpilen geben
Zu eynem ſteeten weybe
Vnnd nem ich nun ein ander weyb
Ich hab in meynen ſinnen
So müſt ich in der helle glut
Auch ewigklich verbꝛinnen
  Jr ſagt mir viel von der helle glut
Unnd habt es nye empfunden
Gedenck an meynen roten mundt
Der lachet zu allen ſtunden
Was hilffet mich eüwer rotter mundt
Er iſt mir gar vnmere
Nun gebt mir vꝛlaub freüwlin zart
Durch aller fraüwen eren
  Herꝛ danheüſer wölt jr vꝛlaub han
Ich wil eüch keynen geben-
Nun beleybent edler danheüſer
Vnnd friſtet eüwer leben
  Mein leben das iſt woꝛden kranck
Ich mag nit lenger beleyben

Nun gebt mir vrlaub freüwlein zart
Von eüwerem ſtoltzem leybe
Herꝛ danheüſer nit redet alſo
Ir thunt eüch nit wol beſinnen
So gendt wir in ein kemerlein
Vnnd ſpielen der edlen minne

Gebꝛaüch ich nun ein fremdes weyb
Ich hab in meynem ſinne
Fraunw Venus edle frauwe zart
Ir ſeyt ein teüfflerinne

Herꝛ danheüſer was redt jr nun
Das jr mich gunnet ſchelten
Nun ſolt jr lenger herinne ſein
Ir müſtent ſein dick entgelten

Fraüw Venus vnd das wil ich nit
Ich mag nit lenger bleyben
Maria mutter reyne magdt
Nun hilff mir von den weyben

Herꝛ danheüſer jr ſolt vꝛlaüb han
Meyn lob das ſolt jr pꝛeyſen
Wo jr do in dem landt vmbfart
Nempt vꝛlaüb von dem greyſen

Do ſcheydt er wider auß dem bergk
In jamer vnd in reüwen
Ich wil gen Rom wol in die ſtatt
Auff eynes Babſtes träuwe

Nun far ich frölich wol auff die ban
Gott müß ſein ymmer walten
Zu eynem bapſt der heyſt Vrban
Ob er mich möcht behalten

Ach bapſt lieber herꝛe mein
Ich klag eüch meyne ſünde
Die ich meine tag begangen hab
Als ich eüch wil verkünden
Ich bin geweſſen auch ein jar
Bey Venus eyner frauwen
So wolt ich beycht und buß empfahen
Ob ich möcht got anſchauwen
Der bapſt het ein ſtäblein in d'hant
Das was ſich alſo dürꝛe
Als wenig es gegrünen mag
Kumbſt du zu gottes hulde
Nun ſolt ich leben nur ein jar
Eyn jar auff dieſſer erden
So wolt ich beicht vnd buß empfahen
Vnnd gottes troſt erwerben
Do zoch er wider auß der ſtatt
In jammer vnd in leyden
Maria mutter reyne magdt
Muß ich nun von dir ſcheyden
Er zoch do wider in den berck
Vnnd ewiglich on ende
Ich wil zu Venus meiner frawen zart
Wo mich got wil hyn ſende
Seyt got wilkummen danheüſer
Ich hab eüwer lang emboꝛen
Seyt wilkummen mein lieber herꝛ
Zu eynem bulen außerkoꝛen
Das weret bis an den dꝛitten tag
Der ſtab hub an zu grunen
Der bapſt ſchicket auß in alle lande

Wo der danheüſer wer hyn kummen
Do was er wider in dem bergk
Vnnd het ſein lieb erkoꝛen
Des muſt der vierde bapſt Vꝛban
Auch ewigklich ſein verloꝛen

79.

Das Hörſelbergsloch.

Immer blieb der Hörſeelenberg den Umwohnern unheimlich und gefürchtet, von dem Schauergeſpinnſt umwoben, das um ihn her die frühe Huldamythe ſpann. Das Rauſchen des Windes, das ihn umtoſte, das Rauſchen des Waſſers, das man in der Tiefe ſeiner Höhle zu vernehmen glaubte, und Feuermeteore, die um ſeinen Scheitel flatterten, alles nährte die Furcht. Im Jahre 1398 geſchah es, daß ſich am hellen Tage bei Eiſenach drei große Feuer erhoben, eine Zeitlang in den Lüften brannten, ſich zuſammenthaten, wieder von einander riſſen, und endlich alle drei in den Hörſeelberg hinein fuhren. Auch iſt es geſchehen, daß man in den früheren Zeiten aus Neugier den Boden vor der Höhle des Hörſeelberges glatt gekehrt, und dann am andern Tage dennoch Fußtapfen von Menſchen und Thieren in großer Menge davor gefunden hat. Als der Vorzeit Mär und Sage von den Wundern des geheimnißvollen Berges abzublühen begann, wagte ſich die nüchterne Forſchung an die Höhle, nannte alles, was die Vorahnen geſehen haben wollten und geglaubt hatten, Blend- und Gaukelwerk der Pfaffen und wußte ſich gar viel auf die Aufklärung, die ſie mit weitem

Kunde verkündete. So wurde denn die mythiſche Hörſeelberghöhle erforſcht und beſchrieben, wie folgt: „Dieſes Loch iſt im Eingange viereckigt, und etwa drei, höchſtens 3¼ Schuh hoch durch die Steine von etwa 4 Lachtern Länge, und etwa 3½ in die Quere mit beſonderer Mühe und Fleiß ausgearbeitet, da dann eine runde Oeffnung durch den Felſen, ſo kriechend paſſiret werden muß, etwa 2 Lachter lang folget. Wenn dieſe zu Ende, ſo kommt man in eine Höhle, in welcher man gerade auf ſtehen und gehen, auch ſich in ſolcher niederſetzen kann, weil ein Bänkchen in dem Felſen ausgehauen iſt. Dieſe Höhle iſt über Mannshoch und können ſich füglich 16 auch wol 18 Perſonen darinnen aufhalten. Hierauf muß man wieder in eine Enge von 3 Lachter lang, ſo mehreren Zwang und Zurücklaſſung des Rockes erfordert, da man abermal in eine kleinere Höhle kommt, ſo nur 6 oder höchſtens 8 Perſonen in ſich faſſen kann. Nun gehet eine ovale Oeffnung fort, ſo noch viel enger als die vorige, mithin mit größerer Mühe und Drängen zu durchkriechen iſt, von etwa 3 Lachter lang, ſo aber nicht zu paſſiren iſt, und endet ſich in dem Felſen in einen kleinen Spalt, da dann auch zugleich die gemeine Rede und Fabel, ob ſollte die Oeffnung und der Gang bis unter die Kirche zu Sättelſtedt gehen, ihre Endſchaft erreichet, und iſt alle Oeffnung und dazwiſchen ſeiende Hohlung zuſammengenommen, etwa 17 Lachter lang. Die gemeinen Leute ſagen, daß ein beſtändiges Summen und Sauſen in dieſem Loche ſei. Allein dieſes rühret theils von denen darauf ſtoßenden Winden her, theils auch hauptſächlich von denen kleinen Mücken und Fliegen, welche durch ihre beſtändige Bewegung und Flug dieſes erwecken, indem ſolche in erſtaunlicher Menge anzutreffen, ſo daß bei ſolchem Summen einem der Götze Mäuſim, als ob er da zu Hauſe wäre, einfällt.“

Der Antheil an der Hörſeelberghöhle verlor ſich allmählig, und der Berichterſtatter über dieſelbe ſchließt ſeine Mittheilung: „Nun aber da der Aberglaube nicht mehr herrſchend, wird es keiner ſonderlichen Betrachtung mehr gewürdigt, und wenige nehmen ſich die Mühe, es auch von außen recht zu beſchauen.“

Im Jahre 1854 wurde die Höhle des Hörſeelberges von einigen Neugierigen aufs neue durchforſcht. Ohne die alte Beſchreibung zu kennen, fanden ſie die Höhle noch in der früheren Beſchaffenheit. Das Rauſchen und Brauſen vor dem Eingange in die Bergeskluft vernahmen ſie nicht. Aber ein Summen tönte ihnen im Inneren wie melodiſcher Geſang und Aeolsharfen, ſeltſam und wunderbar, bis ſich's ergab, daß daſſelbe von Millionen Fliegen und Mücken, die ſich im Innern verhielten, herrührte.

80.

Muſikanten im Hörſeelenberge.

Trotz den nüchternen Löſungen der mythiſchen Räthſel, die der Hörſeelenberg aufgab, blieb die Sage von ihm und ſeiner Höhle dennoch lebendig und verjüngte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht, ja es fehlte ihm ſogar nicht an einem Sänger, der im Jahre 1592 ein Gedicht in Form einer poetiſchen Viſion über ihn ſchrieb, das aber nie zum Drucke gelangte, und in welches er Hörſeelbergſagen einwob.

Zwei Schäferknechte, ſo lautet die eine in ſchlichte

Proſa aufgelöſt, kamen von einer Kirmſe mit ihren Schallmeien oder Sackpfeifen wol bezecht, jauchzend und fluchend um Mitternacht am Berge vorüber; da ſtießen ihnen hart am Berge drei dunkle Männer auf, die ihnen geboten, mit ihnen zu gehen, und im Berge aufzuſpielen. Die Knechte wußten nicht, wie ihnen geſchah, ſie mußten Folge leiſten, und leiſteten Folge. Dreizehn Tage, die verrufene Zahl, blieben ſie im Bergesinnern, und begaben ſich ſtill und traurig nach Hauſe; niemals ſpielten ſie wieder zum Tanze auf, aller Freude vergaßen ſie ganz und gar und vollendeten ihr Leben mit ſtetem ſeufzen und trauern.

So wanderte einſt ein Lauteniſt mit ſeiner Laute auf eine Hochzeit, dahin er zum aufſpielen zur Erhöhung der Fröhlichkeit berufen war, gegen Abend am Hörſeelenberge vorüber. Da kommt ein langer ſchwarzer Mann und heißt dem Lauteniſten mit ſich gehen, und führt ihn fort, der nicht zu widerſtehen vermag. Da erblickt der bebende Mann am Eingange den treuen Eckhart, der ſpricht ihn warnend an, er ſolle ſich an nichts Schreckhaftes kehren, was er auch ſehen werde, und ſich beileibe nicht umkehren, ja nicht einmal den Kopf wenden; auch um das „viele Geſumme,“ das er hören werde, ſolle er ſich nicht kehren, Gut und Geld, das man ihm vielleicht bieten werde, ſolle er nicht annehmen. Solche Warnung erfüllte den Lauteniſten mit Angſt und Beſorgniß, doch half das nichts, er mußte aufſpielen im Berge, und da ſahe er Dinge, über denen ihm alles Lachen ganz und gar und für immer verging. Sechs Tage lang ward er im Berge gehalten, ſeiner Kunſt zu pflegen, dann nahete ihm ein Zwerglein und winkte ihm zu folgen, und wie er dieß willig that, feſten Vorſatzes, ſich nicht umzuſehen, ſo merkte er doch daß ihn eine dräuende Larvenſchaar verfolgte, darüber er ganz und gar den Rath des treuen Eckharts vergaß und ſein Haupt ſeitwärts blickend wandte. Da blieb ihm, obwohl er, ohne zu wiſſen, wie? aus dem Berge hell heraus kam, das Haupt zur Seite gedreht ſtehen, und mußt es alſo tragen bis an ſein Ende, das auch nicht lange auf ſich warten ließ. Niemand hat dieſen ſelben Mann wieder fröhlich geſehen.

81.

Die Hirtenknaben.

Ein Kutſcher aus Sättelſtedt erzählte mir in meinen Knabenjahren manches vom Hörſeelberg, was er vom Hörenſagen ſeines Ortes kannte. So auch dieſe Mär vom Hörſeelloch. Im Wieſenthale am Fuße des Berges habe eine Schaar Jungen Pferde gehüthet, grade unterm Hörſeelloch, und da habe einer derſelben den Vorſchlag gemacht, am Berge emporzuklimmen, und in die Felskluft einzukriechen. Dieſer Vorſchlag fand Beifall, die Knaben koppelten die Huthpferde zuſammen und banden ſie an Pfähle oder an Bäume an, und kletterten den Berg hinan. Wie ſie nun vor dem ſchaurigen Eingang ſtanden, graute doch manchem vor dem übereilten Entſchluß, dieß nahm der wahr, der zuerſt zu dem Wagniß aufgefordert hatte, und ſchlug vor, daß ſie alle ſich mit Riemen an einander feſt feſſeln wollten, um gemeinſam alle Gefahr zu theilen, falls ſolche vorhanden ſei. Dieß geſchah — ein angezündeter Kienſpahn diente als Fackel und Leuchte und die Höhlenfahrt der Knaben begann. Dem letzten aber wurde angſt und bange in dem feuchten, niedrigen Bergesinnern, durch das nur mühſam kriechend ſich zu drängen war. Er zog raſch entſchloſſen ſein Taſchenmeſſer und zerſchnitt den Riemen, der ihn mit ſeinem Vormann verband, blieb zurück und lauſchte mit klopfendem Herzen, wie tiefer und tiefer die Kameraden ſich verloren. Lange harrte er ihrer Wiederkehr — es kam keiner wieder. Vergebens rief er, ſchrie er, vergebens harrte er, zurückgekrochen bis zum Eingang, noch eine lange, lange Zeit, der Abend ſank nieder — um die Kameraden, die Freunde war es geſchehen. Da ſtieg der Hirtenknabe laut weinend vom Berge nieder, trug in das ſtille Dorf die entſetzliche Kunde — vergebens war alles fernere Suchen — ſpurlos blieben die Knaben verſchwunden, und auch jener unglückliche Gefährte, der ſich gerettet, ward niemals wieder froh, ging ſiech und bleich umher, und nach drei Monden zählte man ihn zu den Todten.

82.

Die Wichtlein im Keller.

Der mehrerwähnte Eingang zu der Hörſeelberghöhle liegt in der Flurmarkung des Dorfes Kälberfeld, und der Gang im Berge ſoll ſich nicht nur bis unter die Kirche in Sättelſtedt erſtrecken, ſondern auch Verbindung mit mehren Kellern im Dorfe, namentlich mit dem des Wirthshauſes haben. Darinnen ſind zum öftern Wichtlein verſpürt worden, deren Walten aber nicht, wie an manchem andern Orte gütig und hülfreich war, ſondern ſchreckhaft und graulich. Einſt kam ein Mann, der in den Keller hinabgegangen war, Bier zu zapfen, wieder herauf, todbleich im Geſicht, zitternd am ganzen Körper, und hatte in Folge eines jähen Schreckens, den er im Keller gehabt, die Sprache verloren. Da er unkundig des Schreibens war, vermochte er in keiner Weiſe kund zu geben, was ihm widerfahren war.

Zu einer andern Zeit ging ein Knecht in den Keller, der fand die Fäſſer, welche Tages zuvor voll hinabgeſchafft worden waren, alle leer, kein Tropfen darin, und doch der Boden des Kellers ſalztrocken. Ein anderer Knecht, der hinab ging, kam gar nicht wieder herauf, und als man fürchtete, ihn drunten betrunken oder tod zu finden, und mit Licht hinunter ging, ward keine Spur von ihm gefunden. An alle dem ſollen die Wichtlein und Hütchen ſchuld ſein.

Als ein ganz eigenthümlicher Zug in den Hulda- und Wichtleinſagen tritt die Neigung nach Bier auf. In jener Sage von Schwarza trinken Begleiterinnen der Hulda den Knaben die Bierkrüge leer (ſ. S. 42.), bei Bodelwitz im Orlagau verrichtet Perchta ſelbſt dieß Geſchäft, und dann gleich darauf ein anderes unſauberes, damit das Bier im Gießer erſetzt werde (D. S. B. 575). Beim Dorfe Angelrode in Thüringen, zwiſchen Arnſtadt und Ilmenau, ſuchten die Zwerglein aus den Kammerlöchern den Keller des Wirthes ſo lange heim, bis er Aſche ſtreute, und die Spur ihrer Gänſefüße ſah, worauf ſie wegblieben. Beim Oſenberge im Oldenburgiſchen betrank ſich in einem Keller ein Zwerg und verſpätete ſich ſo, daß er erwachend erſchrocken und weinend davon ging, und ſeinen Bierkrug zurückließ, der dann lange als Andenken in des Wirthes Familie blieb. (D. S. B. 513. 165.) Daß das Bier, des deutſchen Volkes Lieblingsgetränk in Gegenden, die des Weinbaues ganz entbehren, auch in den Sagen des Volkes ſeine Rolle ſpielt, darf übrigens nicht verwundern.

An vielen Orten kennt man ein nächtliches Geſpenſt, den Viereſel, der ſich den Leuten aufhockt, ſo unter andern im Jonas- und Götzenthale bei Arnſtadt, juſt auch unter einer Zwergenhöhle, welche Zwerge dort Böhlersmännchen heißen. (Soll man bei dieſer Benennung an die Benennung Odins Bölverker denken, als er nach einer Eddamythe in ein gebohrtes Bergloch ſchlüpfte?) Ebenſo iſt im Dorfe Steinbach bei Liebenſtein die Viereſelſage heimiſch, nicht minder im Stadtflecken Ruhla. Dort, in der Ruhl, lebt ein Sprüchwort: „Er ſchläft ſo feſt, wie der Mann im Hörſeelberge.“ Seltſamer Gegenſatz zum Hörſeelbergwächter, dem treuen Eckhart. Oder will der Spruch damit nach dem Sündenſchlafe des Danhäuſers deuten? — Wir forſchen dieſe mythiſchen Räthſeltiefen niemals aus.

83.

Waldmann von Sättelſtätt.

Zu den Zeiten des Landgrafen Ludwig des Frommen und ſeiner Gemahlin, der heiligen Eliſabeth, wohnte außen vor dem Dorfe Sättelſtätt am Bergrücken des Hörſeelberges in einer Steinkemnate ein Ritter, des Namens Waltmann von Sättelſtätt, der gehörte zum Ingeſinde des Landgrafen-Hofes auf Schloß Wartburg. Derſelbe war ein guter Wappner und ein ſtrenger Ritter, und hohen Muthes; der zog im Gefolge des Landgrafen, ſeines Herrn auf einen Hof- und Fürſtentag gen Merſeburg, und führte mit ſich eine wohlgeſchmückte Jungfrau, die trug auf der Hand einen Sperber, und führte einen fertigen, guten Steuber (Jagdhund, Stöbrär, mittelhochdeutſch Spürhund), und Herr Waltmann von Sättelſtätt war des Erbietens, mit jedem Ritter dreimal zu rennen und einen Stoß zu halten. Welcher ihn vom Roſſe ſtieße, der ſolle alle ſein Stechzeug, ſeinen Harniſch, die Jungfrau, den Steuber und auch den Sperber haben, ſtieße er ihn aber nicht herab, ſo ſolle er der Jungfrau ein goldenes Ringlein verehren. Solches Erbieten nahmen der Herren viele an, und wollten mit Herrn Waltmann die Stöße halten, und er wählete ſich ſtets einen aus, mit dem er zuerſt rannte. Aber keiner vermochte den ſtattlichen Kämpen aus dem Sattel zu heben, auch der tapferſte und beſte nicht, und er zog fröhlich wieder mit ſeiner Jungfrau, ſeinem Steuber und Sperber vom Hoftage zu Merſeburg in die Heimath zurück und auf die Wartburg, und die Jungfrau trug die Siegesdanke, die Herr Waltmann erkämpft, an allen zehn Fingern, und theilte ſie aus unter die Frauen und Jungfrauen, ihre Freundinnen am Hofe der Landgräfin Eliſabeth, und alle waren ſehr fröhlich und dankten dem frommen Ritter ſeiner großen und herrlichen Mannlichkeit.

84.

Der Hirte von Mechterſtätt.

Nicht weit ab vom Wege, wenn man von Sättelſtätt nach Mechterſtätt geht, ſprang ein klares Brünnlein, deſſen erquickende Fluth von Hirten und Ackerleuten gern getrunken wurde. In der Nähe dieſes Quells hüthete einſt der Hirte von Mechterſtätt und nahete ihm, um an der gewohnten Stelle ſein einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Da ſah er einen vorher niemals erblickten Hügel, in den führte ein Gang tief hinein, und aus dem Gange trat eine weiße, bleiche Jungfrau, mit einem Geſichte, auf welchem eitel Schmerz lag, und die ſah den Hirten ganz ſeltſam und wie flehend an. Ueber der Quelle aber erblickte der Hirte drei goldige Blumen an einem grünen Strauche, die pflückte ſich der Hirte, und das traurige Antlitz der Jungfrau ſchien ſich zu erheitern, wie er das that. Sie ſprach zu ihm: Nun kannſt Du mich erlöſen, Du darfſt nur dahinein gehen, und etwas mit herausbringen, doch darſt Du darin nicht etwa das Beſte vergeſſen. Darauf folgte der Hirte der Jungfrau in das Innere des Hügels, und kam durch viele Gänge und Kammern in einen weiten Raum, darinnen Gold und Edelſteine in Fülle ſich befanden; auch gewahrte der Hirte eine zahlreiche Geſellſchaft von Rittern und Ritterfrauen, die ſaßen bei einem reichen Mahle an voll beſetzten Tafeln, aßen und tranken, aber niemand ſprach ein Wort, alles geſchah ſo ſtill und lautlos, daß man nicht einmal einen Athemzug vernahm. Dem Hirten grauſete es, und er wandte ſich zum gehen. Da fiel ihm das Geheiß der Jungfrau ein, etwas mit ſich zu nehmen aus dem Schooſe des Hügels, und da gewahrte er ein altes Trinkhorn, das hing unter 3 gekreuzten Schwertern an der Wand, und das wollte er herunternehmen, vermochte dieß aber nicht mit einer Hand zu thun, legte daher ſeine drei gelben Blumen aus der andern Hand auf den Tiſch und nahm mit Hülfe beider Hände das Horn ab, und eilte von dannen, ohne der Blumen zu gedenken. Da hielt ihn die Jungfrau flehend auf, rufend: Vergiß, o vergiß das Beſte nicht! Sonſt muß ich ja unerlöſet bleiben! — Er aber ſtürzte von Grauſen überwältigt an ihr vorüber, dem Eingange zu, und achtete nicht auf den verhallenden Jammerruf der im Berge zurückbleibenden. Hinter ihm brauſte es dumpf und gewaltig, wie Sturmgeheul und Meereswogengeroll. Kaum war der Hirte mit dem Horn im Freien, ſo that es einen grellen Donnerſchlag hinter ihm und verſchwunden war der Hügel ſammt dem Blumenſtrauche und aus der Tiefe ſchien ein Wimmern zu dringen, das er dann noch oftmals hörte, wenn er an jenen Brunnquell kam. Das alte Trinkhorn aber trug er auf die Wartburg zum Landgrafen, der ihm dafür eine ſtattliche Belohnung gab, und es in ſeiner Harniſchkammer und Waffenhalle aufbewahren ließ, allwo es ohne Zweifel noch hängen wird.

85.

Graf Ludwig mit dem Barte.

Die letzten Sagen aus dem Gebiete des Hörſeelenberges deuten nach der nahen Wartburg, und leiten zu einem neuen großen und reichen Sagenkreiſe hinüber, zu dem ſchönſten Poeſiekranze, den das Thüringerland aufzuzeigen hat. So oft und viel iſt die Wartburg und das Paradieß ihrer Umgegend in Liedern und Schriften geprieſen, ſind die Sagen der Burg und Gegend verherrlicht, oft auch ausgeſchmückt worden, daß es völlig genügt, ja daß es nothwendig erſcheint, ſie in möglichſter alter, ungeſchminkter Einfachheit wieder zu erzählen, da ſie nun einmal in einem Thüringiſchen Sagenbuche nicht fehlen dürfen. Wozu auch der Schmuck moderner Dichtung für ſie, die in ihrer hehren Einfachheit ſchon hinlänglich ſchön und unvergänglich ſind.

In uralten Zeiten hatte das Erzbisthum Mainz vom Kaiſer Otto dem erſten das Thüringerland zu Lehen überkommen. Später war ein Mann vom Geſchlechte der Karolinger am Hofe Kaiſer Conrads und Giſela's, ſeiner Gemahlin, der hieß Ludwig, und wurde groß und gewaltig am Kaiſerhofe, und der Kaiſer ſandte ihn an den Biſchof zu Mainz, daß ihn der belehne mit Land und Leuten, wegen beſonderer Anſprüche, die Ludwig an den Stuhl zu Mainz hatte. Darauf ſandte ihn der Biſchof von Mainz nach Thüringen und machte ihn zu einem Vizthum dieſes Landes, und gab ihm das Geleite und ſonſtige Gerechtſame und Einkünfte zu Lehen. Das geſchahe im Jahre 1036, daß Ludwig mit dem Barte, wie er genannt wurde von dem langen Barte den er trug, nach Thüringen kam, und daß allen Grafen, Freien, Rittern und Knechten, Bürgern und Bauern geboten wurde, ihm Folge zu leiſten und gehorſam zu ſein. Ludwig nahm ſich alſobald des Landes treulich an, ordnete Zoll und Geleite, ſetzte Amtleute in Schlöſſer und Städte, beſtimmte und regelte die Grenzen, ließ die Wälder in Thälern und Gründen ausroden, das Land überwachen, baute neue Dörfer, und beſetzte ſie mit Inſaſſen, die er aus Nähe und Ferne herbeizog. Dann erbauete er eine gute ſtattliche Burg auf dem Berge über Friedrichrode, und ſprach da: „Nun ſchaue welch eine Burg!“ Da wurde ihr der Name Schauenburg gegeben. Ludwig mit dem Barte aber mehrte fort und fort das

Land und kaufte dazu ſo viel er vermochte, und baute allenthalben mit großen Koſten, ſo daß man ihn gar lieb in dem Lande gewann. Darauf machte ihn Kaiſer Konrad zu einem *Grafen von Thüringen*, und verlieh ihm das alte Wappen des Landes Thüringen und Heſſen, einen bunten Leuen von vier rothen und vier weißen Stücken in einem blauen Felde, und die Zier auf dem Helme mit den Hörnern und ſilbernen Kleeblättern, wie ſie der römiſche Kaiſer golden führte. Und Graf Ludwig gewann einen großen Namen, und vermählte ſich mit der Schweſtertochter des Herzogs von Braunſchweig, durch welche er Sangerhauſen, die Stadt und das Gericht, und 7000 Acker Artland ohne die Wälder gewann. Von Cäcilie, ſeiner Gemahlin, empfing Graf Ludwig mit dem Barte einen Sohn, den ließ er taufen durch den Erzbiſchof von Mainz in der Pfarrkirche zu St. Johannes auf dem Altenberge, die er neu gebaut hatte auf die Stätte, an welcher der heilige Bonifacius, als er in das Thüringerland gekommen war, eines der erſten Kirchlein gegründet und geweiht hatte, und verband mit der Weihe der neuen Kirche zugleich die Taufe ſeines erſtgeborenen Sohnes, welcher auch Ludwig genannt wurde.

86.

Wie die Wartburg erbaut ward.

Graf Ludwig II. hatte ſich nach ſeines Vaters Tode mit der Tochter des Herzogs Ulrich von Sachſen vermählt, die er aber ob allzugroßer Hoffahrt wieder nach Hauſe geſendet hatte, und welche bald darauf verſtorben war.

Darauf faßte er eine heftige Neigung gegen die Gemahlin Friedrichs, Pfalzgrafen zu Sachſen, Adelheid, welche Neigung von ihr erwiedert wurde, worauf es dahin gedieh, daß Graf Ludwig den Pfalzgrafen erſtach, und ſich mit deſſen Wittwe vermählte. Graf Ludwig mehrete, gleich ſeinem Vater, mit allen Kräften das Land und baute neue Schlöſſer und Ortſchaften, ſo auch die Naumburg und das Städtchen Freiburg an der Unſtrut. Nun hatte bei Gelegenheit der Weihe und des Tauffeſtes auf dem Altenberge der Erzbiſchof von Mainz den Grafen Ludwig mit dem Barte für ihn und ſeine Erben auch mit dem Lande zur rechten der Werra und vor dem Walde beliehen. Da geſchahe es eines Tages, daß Graf Ludwig, der Sohn, im Walde jagte bis an den Metilſtein, und auf den Berg kam, darauf jetzt die Wartburg liegt, der behagte ihm aus der Maßen, wohl wegen ſeiner günſtigen Lage, ſeiner Steilheit und ſeiner feſten Steine, nur war ihm nicht lieb, daß er dem Schloſſe Metilſtein ſo nahe lag und in der Herren von Frankenſtein Gericht gehörte. Da ſann Graf Ludwig Tag und Nacht darauf, wie er den Berg an ſich bringen möchte, und ließ heimlich auf ſeinem Schloſſe Schauenburg ein Haus und zwei Bergfriede zimmern, ſammelte eine große Schaar von Freunden und ſchlug auf dem Berge vorn und hinten einen Bergfried auf, und in der Mitte die Behauſung. Da ſprachen die Herren von Frankenſtein auf dem Metilſteine, der Graf nehme ihnen das ihre wider Gott und Recht und Ehre, Graf Ludwig aber antwortete, der Berg gehöre dem Stifte zu Mainz an, und gehöre zum Thüringer Lande, und mit dem Thüringer Lande ſeien ſein Vater und er und alle Erben belehnt worden, das wolle er auch behalten. Da nun von den Frankenſteinern Klage geführt ward ob dieſes Streites bei Kaiſer und Reich, die ſich wegen des Kaiſers Abweſenheit ſehr in die Länge zog, ſo wurde getheidingt, daß der Graf ſein Recht auf den Berg mit zwölf Eideshelfern beſchwören ſolle. Darauf ließ der Graf noch zum Ueberfluß von ſeiner eigenen Erde aus Eiſenach hinauf auf den Berg fahren und droben aufſchütten, und auf dieſe Erde trat er mit ſeinen zwölf Eideshelfern, ſteckten ihre Schwerter in die Erde, und ſchwuren, daß er auf *ſeinem* eignen Grund und Boden ſtehe. Eiſenach war damals ein offenes Städtlein zwiſchen der Hörſel und Neſſe, da wo man es jetzt in der alten Stadt nennt, und galt als Grenzſtadt des Thüringerlandes gegen das Heſſenland. Zu jener Zeit, im Jahre 1067 war große Hungersnoth im Lande Thüringen und Franken, Graf Ludwig hatte aber viel Korn und Hafer zu Sangerhauſen geſammelt und aufgeſchüttet, und da von allen Orten und Enden her Leute kamen, nur um des Brotes Willen mit am Bau zu helfen, ſo baute Graf Ludwig ſchier ohne Geld, und ſprach freudig: „Warte welch ein Berg!“ und davon iſt hernach das Schloß *Wartberg* und *Wartburg* genannt worden. Zu gleicher Zeit wurde auch Eiſenach näher an die Wartburg herangerückt, und mit Mauern gefeſtet, welche von den Dorfſchaften aufgeführt wurden, jedes Dorf baute eine gewiſſe Zahl von Gerten (Ruthen) lang, wie man noch ſieht.

87.

Der eiſerne Landgraf.

Graf Ludwig II., der Erbauer der Wartburg, hinterließ einen Sohn des gleichen Namens, welcher Tochtermann Herzog Lothars des Sachſen ward, bevor Lothar Kaiſer wurde. Da nun Lothar Kaiſer geworden war, erhob derſelbe ſeinen Eidam mit Zuſtimmung der Fürſten des Reiches in den Fürſtenſtand, und gab ihm den Namen und Rang eines Landgrafen zu Thüringen und Herren zu Heſſen, und ordnete ihm 12 Grafen zu ſeinen Hoferbämtern. Des erſten Landgrafen Ludwigs Sohn, wiederum Ludwig geheißen, verlor ſeinen Vater früh, und artete ſich in ſeiner Jugend gütig und verträglich und weichen Sinnes, wodurch es geſchah, daß die Edeln ſeines Landes ſeiner wenig achteten und die Unedeln ihn nicht fürchteten. Daraus entſtanden ihm muthwillige Leute aus ſeinen Mannen und es verdarben die gehorſamen Bürger und Einwohner ſeines Landes. Die Vornehmen hielten ihn für einen Thoren und die Bürger und Bauern verwünſchten ihn, denn ſie wurden bedrückt von den Vornehmen und durften ihrem Herrn ihre Noth nicht klagen, und es wurden ihnen unerträgliche Laſten aufgebürdet. Nun geſchah es zu einer Zeit, daß der Landgraf in einem Walde zur Kurzweil jagte, wie er gern that, und ſich um andere Sachen wenig bekümmerte. Da überfiel ihn die Nacht im Walde, und kam in die Ruhla, und erbat Herberge bei einem Waldſchmiede; der fragte ihn, wer er wäre, da antwortete er, ich bin ein Jäger Landgraf Ludwigs. — Pfi! Pfi, des Konczenherrn (weibiſchen Mannes)! rief der Waldſchmied: Wer ſeinen Namen nennt, der ſollte allwege ſeinen Mund danach ausſpühlen! Und ſchalt ihn zumal übel, und ſprach: Ich will Dich wol gerne herbergen, aber um ſeinetwillen nicht! Ziehe Dein Pferd in den Schoppen, da findeſt Du Heu, und behilf Dich dieſe Nacht wie Du kannſt; hier iſt kein Bettgewand. Darauf pflog der Schmied in der Ruhla großer und harter Arbeit die Nacht hindurch, und brannte und hitzte das Eiſen, und ſchlug mit dem großen Hammer darauf und fluchte und ſchalt dabei jedesmal den Landgrafen, indem er rief: Werde hart Landgraf! Du ſchmählicher, böſer, unſeliger Herr! Was hilft Deinem armen Volke Dein längeres Leben? Deine Vornehmen reden Dir nach dem Munde — der (hier nannte der Schmied jedesmal einen der höheren Diener und Beamten): überlaſtet die Deinen mit Schatzung, der — maßt ſich Deiner Rechte an, der — macht die Deinen rechtlos gegen Dich, der — beraubt ſie, der — gewinnt Dir das Deine ab und ſchmiert Dich mit Deinem eigenen Schmalze; der — wird reich durch Dich, und Du verarmſt mit den Deinen! Werde hart Landgraf! Oder fahre in die Helle hinunter! — Der Landgraf hörte ſchweigend zu, und aller Schlummer verging ihm ſchier und ritt am andern Morgen ſtill und gedankenvoll von dannen, ganz hart geſchmiedet und geſtählt, und begann alsbald eine andere Ordnung der Dinge in ſeinem Lande, ſah allenthalben ſelbſt zum Recht, milderte den Druck und ſtrafte die widerſpenſtigen Vaſallen. Das war ihnen ſehr ungelegen, und ſie murrten und lehnten ſich auf gegen ihren Herrn und verbanden ſich unter einander gegen ihn. Der Landgraf aber zog gegen ſie an den Ort, wo ſie ſich geſammelt hatten, ſtritt mit ihnen, ſchlug und fing ſie alle zuſammen, und dann ſprach er: Was ſoll ich thun mit euch? Soll ich euch tödten, ſoll ich eure Güter verheeren, ſo verwüſte ich mein eigenes Land; ſoll ich euch euern Aufruhr mit Geld abbüßen laſſen, das lautete mir unehrlich und ſchimpflich. Harret, ich will euch Demuth lehren! — Das ſoll ſich begeben haben nahe über Freiburg an der Unſtrut, nordwärts der Naumburg, da ſah der Landgraf einen Pflug auf einem Acker ſtehen, ſpannte vier der Edeln, entkleidet bis aufs Hemde, an den Pflug, und ließ ſie eine Furche auf dem Acker ziehen, und ging mit der Geiſel nebenher. Und wenn eine Furche gezogen war, ſo kehrte er den Pflug und ſpannte vier andere ein, und trieb es ſo lange bis der ganze Acker umgefurcht war. Selbiger Acker iſt mit weißen Mal-Steinen ſonders umhegt, und heißt noch der „Edelacker" bis zum heutigen Tage, und der Landgraf freiete ihn zu einem ewigen Gedächtniß. Danach wurde der Landgraf ſehr gefürchtet, aber auch gehaßt, und verwünſcht, daß er ſeinen Vaſallen und Edeln nicht mehr ihren herriſchen und trotzigen Willen ließ, und ſie machten ihm Verdruß, wo ſie nur konnten, ja ſie trachteten ihm heimlich nach dem Leben, daher ging er ſtets gewappnet, mit eiſernem Sinn in eiſernem Kleide, und ſchonte die offenbare und wiederholte Untreue keineswegs, ſondern er ließ die, welche auf Unthaten begriffen wurden, ohne weiteres henken, köpfen oder ertränken, wie es eben kam. Davon gewann er den Namen der eiſerne Landgraf.

88.

Des eiſernen Landgrafen Seele.

Ludwig der eiſerne hinterließ einen Sohn, das war Ludwig IV. des Namens und als Landgraf der dritte, den nannte man den milden, weil er wieder ſanfter herrſchte wie ſein Vater, der die Edlen geplagt und geſchreckt hatte bis nach ſeinem Tode, da ſie ihn von Freiburg an der Unſtrut bis nach Reinhartsbrunn im Sarge auf ihren Schultern tragen mußten. Nun hätte Landgraf Ludwig III. gern gewußt, wie es um ſeines Vaters Seele beſchaffen ſei, denn obſchon er dem Volke geholfen und es vom Drucke der Beamten und edeln Vaſallen entlaſtet hatte, ärntete er doch den gewöhnlichen Volksdank, der Undank heißt, und ſein Andenken war ungeſegnet. Nun war am Landgrafenhofe ein Ritter, welcher einen Bruder hatte, der hatte in Paris ſtudirt und die Schwarzkunſt erlernt, dann war er in Eiſenach Cleriker geworden. Da der Ritter des Landgrafen Wunſch vernahm, ging er ſeinen Bruder an, zu erforſchen, wie es um die Seele Landgraf Ludwigs des eiſernen ſtehe? Der Zauberſchüler beſchwur hierauf den Teufel, und befragte dieſen, und alsbald war der Teufel willig, wenn er mit ihm fahren wolle, ſo ſolle er des Landgrafen Seele ſelbſt ſehen. Das war dem Nekromanten lieb, und nachdem er ſich hatte beſchwören laſſen bei dem allerhöchſten Gott und bei ſeinem ſchrecklichen Gerichte, daß ſolche Fahrt ihm nicht geiſtlich noch leiblich ſchaden ſolle, ſo führte ihn der Teufel zu der Hellſtätte, die gar nicht weit war, und der Zauberſchüler ſahe allda einen großen unausſprechlichen Jammer. Andere Teufel geſellten ſich zu dem einen, und warfen von einer Grube einen glühenden Deckel, und der Teufel ſteckte eine Poſaune in die Grube, und blies, da bebten von dem entſetzlichen Schall Himmel und Erde. Dann ſchlug die helle Flamme aus der Grube mit zahlloſen Funken und gräulichem Geſtank, und in ihr zitterte des Landgrafen Seele wie ein bleicher Schemen herauf, und ſprach zum Nekromanten: Siehe hier bin ich, ich armer unſeliger Landgraf, vormals Dein Herr! — Dem Zauberſchüler verging vor Schreck und Beben eine ganze Weile die Sprache. Dann ſagte er der Seele des Landgrafen ſeines lebenden Sohnes Wunſch an, und jener antwortete, der Sohn ſolle doch das Gut, was er als eiſerner Landgraf der Kirche oder vielmehr den Pfaffen entzogen, alles zurückgeben, denn der Landgraf hatte verſtanden, von den Landen der Stifter Mainz, Fulda und Hersfeld viel an Thüringen zu bringen, ſodann hoffe er Erlöſung zu finden; geſchähe dieſes nicht, ſo werde die arme Seele Pein leiden müſſen bis zum jüngſten Tage. Der Zauberſchüler, da er ſelbſt ein Pfaffe war, war klug genug, einzuſehen, daß der neue Landgraf ſolche Rede für eine Lügenmär, von Pfaffen ausgeſonnen, und alles für Gaukeltrug und Blendwerk halten werde, und bat um ein Wahrzeichen oder ein Geheimwort, daran ſein Gebieter erkennen könne, daß er gewiß und wahrhaftig den Willen des Pein leidenden Herrn verkünde. Darauf ſagte ihm die Seele Dinge, die niemand wiſſen konnte als der Sohn und gab ihm gründliche Wahrzeichen an, dann ſank er wieder hinab in die Hellgrube, und jener ward zurückgeführt, und ſagte treulich an, was er geſehen. Nun hätte wohl Ludwig der Milde gern ſeines Vaters Seele aus der Pein erlöſet, aber die, ſo jene Stiftsgüter inne hatten, wollten ſie doch lieber fernerhin behalten, und gaben Ludwig dem Milden den Rath, er ſolle ſein auch behalten, was ihm zugeſtorben ſei, und nur fleißig Almoſen geben und Meſſen leſen laſſen, ſo werde ſeines Vaters arme Seele ſonder Zweifel noch eher ihre Erlöſung finden. Jener Zauberſchüler aber hatte für ſein Leben genug geſehen, er entſagte fortan allem Zauber und wurde ein Mönch im Kloſter Volkerode bei Mühlhauſen. —

Dieſe Sage deutet auffallend nach einem Fegefeuerſitze hin, aber leider nennen bei ihr die alten Quellen keine Oertlichkeit deſſelben. Man könnte den Hörſeelenberg mit Fug als letztere annehmen, wenn nicht die Sage ſich in ſpäterer Zeit auf der Wartburg wiederholte, und zwar nach dem Tode Landgraf Friedrich des freudigen, mit deſſen Sohne Friedrich dem ernſthaften, wobei der Fegefeuerort mit Beſtimmtheit genau bezeichnet und genannt wird. (S. S. 108.) Es iſt auf dieſe mythiſchen Züge ganz beſonders Acht zu haben, die ganz ſicher nach der urälteſten heidniſchen Frühzeit, vielleicht auch nach unbegriffenen und längſt verſchollenen Naturphänomenen hinweiſſen.

89.

Sankt Georgs Panier.

Landgraf Ludwig der eiſerne hinterließ vier Söhne, Ludwig III., den milden, Heinrich Raspe III., Hermann I. und Friedrich. Ludwig und Hermann beſuchten die Hochſchule zu Paris, Heinrich Raspe ſtarb jung, Friedrich wählte den geiſtlichen Stand. Ludwig regierte mit Weisheit und Milde, erwieß ſich wohlthätig und freigebig, beſonders gegen Klöſter, er erbaute die Hauptkirche zu Eiſenach und weihte ſie ſeinem und der Stadt Schutzpatron, dem heiligen Georg. Das geſchahe deshalb, weil er auf des Kaiſers Geheiß mit ſeinem Bruder Hermann im Kriege mit Heinrich dem Löwen gen Goslar geſendet, und im freien Felde gegen den Herzog von Braunſchweig zu ſtreiten gekommen war, von nur wenigen Mannen umgeben. Da hatte Landgraf Ludwig, nahe daran, von der Ueberzahl und Uebermacht ſeiner Gegner bewältigt und gefangen zu werden, Gott und St. Georg eine Kirche zu erbauen gelobt, und es war ihm wunderbarlich geholfen worden. So mild Landgraf Ludwig III. war, ſo tapfer war er zugleich, darum nahm er auch gerne, dem Aufrufe des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa gehorſam, das Kreuz mit vielen andern Fürſten, Grafen, Rittern und Herren, um in einem Zuge gegen Paläſtina des Heilandes Grab aus Heidenhänden zu befreien. Da geſchahe es, daß das Panier St. Georgs, des heiligen Märtyrers und Drachentödters, ſich vom Himmel herab auf die Wartburg ſenkte, das nun freudig der Landgraf als ein Siegeszeichen ergriff, und unter dem er mit den Seinen kämpfte und ſiegte. Aber auf der Rückreiſe erkrankte der Landgraf und ſtarb in Otranto auf der Inſel Cypern, und trauernd brachten die Seinen ſeine irdiſche Hülle und das heilige Panier zurück. Die Reſte des Landgrafen fanden in Reinhardsbrunn ihre irdiſche Ruheſtätte, St. Georgs Panier aber wurde auf Schloß Wartburg aufbewahrt, nach langer Zeit aber auf Schloß Tharand gebracht, niemand weiß, weshalb und durch Wen? Später ging Schloß Tharand in Flammen auf, und da hat man geſehen, wie St. Georgs Panier ſich aus den Flammen erhob und zum Himmel flog. Wie St. Georgs Panier ausgeſehen habe, iſt noch zu gewahren auf dem größten und älteſten Siegelſtock der Stadt Eiſenach, darauf der ritterliche Heilige ſteht, das Panier in der

Hand, welches reich verziert iſt und in drei flatternde Streifen endigt.

90.

Der Singerkrieg auf Wartburg.

Ludwig der milde war auf der Heimkehr von ſeiner Heeresfahrt nach dem heiligen Lande und kinderlos geſtorben, daher fiel das Thüringerland, da der zweite Sohn Ludwigs des eiſernen, Heinrich Raspe III. auch ſchon tod war, an Landgraf Hermann, welcher in zweiter glücklicher Ehe mit Sophie von Wittelsbach vermählt war. Damals ſtand in Deutſchen Landen die edle Kunſt des Minneſanges in hohem Flor, wurde ſelbſt geübt von vielen Fürſten und Edlen, und das thüringiſche Herrſcherpaar weihte ihm vollen Antheil und große Gunſt, für welche Huld, die ſie erfuhren, die Sänger dem Landgrafen und der Landgräfin hinwiederum ſehr dankbar waren. Nun waren zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ſechs Minneſänger zugleich am Thüringer Landgrafenhofe auf Schloß Wartburg verſammelt. Dieſe gehörten theils an dieſen Hof als Dienſtmannen des Landgrafen, theils waren ſie Gäſte. Die Dienerſchaft war außerordentlich zahlreich; den Hofſtaat der Landgrafin Sophie allein bildeten nicht weniger als 40 Frauen, darunter 8 Gräfinnen, der Gäſte waren häufig ſo viele, daß die Wartburg deren Zahl nicht ganz faſſen konnte, ſo groß und raumreich dieſelbe auch war; die Ueberzahl mußte daher in Eiſenach wohnen. Es war allda viel Glanz und Reichthum entfaltet, es ſtrömte auf der Burg ab und zu, und ſo freigebig war Landgraf

Hermann der Sängerfreund, daß ein Sänger von ihm rühmte:

„Und gält ein Fuder Weines tauſend Pfund,
Doch ſtünde nimmer eines Ritters Becher leer.“

Der das ſang, war zu jener Zeit einer der Sängergäſte auf Schloß Wartburg, Herr **Walter von der Vogelweide**, ein weitberühmter Minneſänger aus Franken, mit ihm zugleich waren noch auf der Burg verſammelt: **Wolfram von Eſchenbach**, der bedeutendſte von allen, auch ein Franke; **Heinrich von Ofterdingen**, muthmaßlich ein Oeſterreicher, doch nennen alte Nachrichten ihn einen Bürger von Eiſenach. Leicht möglich, daß der Sänger ſich in Eiſenach eingebürgert hatte. Man nennt ihn als den Dichter des hochberühmten **Nibelungenliedes**, des bedeutendſten deutſchen Gedichtes alter Zeit. Ferner **Johannes Biterolf**, ein Henneberger, welcher als Diener der Landgräfin genannt wird; **Reimar von Zwetzen**, ein Thüringer, und endlich Herr **Heinrich**, der Schreiber genannt, ein ritterlicher Diener des Landgrafen, ſein Kanzlar. Nun lagen poetiſche Wettkämpfe und Preisſingen vor erleſenen Zuhörerkreiſen im Geiſte der Zeit, und es vereinten ſich zu einem ſolchen die auf Wartburg anweſenden Dichter. Die Aufgabe, welche ſie ſich geſtellt hatten, war das Lob edler und freigebiger Fürſten. Das Singen wurde in dem noch vorhandenen Minneſingerſaale in Gegenwart des landgräflichen Paares und deſſen Hofſtaates abgehalten. Heinrich von Ofterdingen ſang das Lob des Erzherzogs Leopold von Oeſterreich gegenüber ſeinen 5 Sangesgenoſſen, die ſammt und ſonders das Lob des Thüringer Landgrafen prieſen, und ſich nach der Zeitſitte des Gleichniſſes und der Räthſelreden bedienten, die bisweilen ſehr ſchneidend und herb waren. Durch den Widerſtand von fünfen gegen einen erhitzte ſich dieſer eine, Heinrich von Oſterdingen, immermehr, bis, entweder wirklich oder ſcheinbar, das lyriſch-oratoriſche Drama dieſes Sängerkrieges zu einem Spiele um Tod und Leben wurde, und ſelbſt die edle Landgräfin Sophie eine Rolle in demſelben übernehmen mußte. Denn da Heinrich von Oſterdingen durch die von ſeinen Gegnern geſungenen Räthſel und Gleichniſſe endlich verwirrt wurde, und jene ihn mit dem Tode von der Hand des Meiſter Stempfel, der als Statiſt mit Schwert und Stricken ſeitwärts der Bühne ſtand, bedräueten, ſo warf ſich Heinrich von Oſterdingen Schutz erflehend zu den Füßen der Landgräfin, und dieſe legte nun mit wahrer Fürſtenhoheit den Edelmuth einer herrlichen Frau an Tag, indem ſie, ihren Mantel über den bedrohten Sänger breitend, obſchon er gegen ihren Herrn und Gemahl geſungen, die herrlichen Worte ſprach:

„Wem ich die Hand je bot
Der läßt ihn wol geneſen!
Herr Wolfram von Eſchenbach,
Walter, Reimar, Herr Schreiber laßt euch ſagen
Wart je zuvor ich Eurer Eines Kummers Dach (Schirm)
Se ſollt ihr euern Zorn vertagen.

Da nun Heinrich von Oſterdingen auf einen Schiedsrichter ſich berufen und angetragen hatte, ſo wurde ihm zugeſtanden, denſelben herbeizurufen. Dieſer war der berühmte Meiſter Klinſor aus dem Ungarlande, Magus, Aſtrolog, Arzt, Bergmann und Dichter, und da Oſterdingen Urlaub erhalten, hob er ſich von dannen, und fuhr zunächſt gen Oeſterreich zum Erzherzog Leopold, und bat dieſen um Rath und um Empfehlungsbriefe an Klinſor. Letztere brachte er nun dem berühmten Meiſter, der in Siebenbürgen weilte, ward von ihm höchlich wohl empfangen, mit der Zuſage, daß Klinſor ſelbſt mit ihm gen Thüringen ſich erheben wolle, und ſolle nur zuvor erſt einige Zeit bei dem Meiſter verweilen, und ſo verging faſt ſchnell ein ganzes Jahr, und endlich fürchtete Heinrich von Oſterdingen, er werde nimmer wieder nach Thüringen zurückkehren können. Als aber die Nacht vor dem Tage kam, an welchem Oſterdingen hätte wieder auf Wartburg ſein ſollen, berief Meiſter Klinſor ſeine Geiſter, und ließ ſich mit Heinrich auf einem Zaubermantel durch die Lüfte gen Eiſenach tragen. Das that er aber erſt, als Heinrich von Oſterdingen eingeſchlafen war.

91.

Klinſors Zauber und Prophezeihung.

Heinrich von Oſterdingen war in Siebenbürgen ſchlafen gegangen, und als er erwachte, hörte er den Thürmer den Tag anblaſen, und den Schall einer bekannten Glocke an ſein Ohr dröhnen. Er ſprach: Iſt mir doch, als wäre ich zu Eiſenach, und höre die Glocke von Sankt Jürgen. Darauf ſprach Klinſor: Beſinne Dich, Dir träumet wol. — Aber als der Sänger ſich erhob und aus dem Fenſter blickte, da rief er freudig: Bei Gott, wir ſind zu Eiſenach. Das iſt Heinrichs, des Hellegrafen Hof, linker Hand vorm Sankt Georgenthor! — Bald kam die Kunde hinauf zur Burg, daß Oſterdingen wieder gekehrt ſei, und den großen Meiſter Klinſor mitgebracht habe. Da ſchritten die Sänger alle herab, die beiden zu begrüßen, und fragten Oſterdingen, allwo von ihnen beiden die letzte Nachtraſt gehalten worden ſei? Darauf antwortete Oſterdingen: In Siebenbürgen legten wir uns ſchlafen, zur Zeit der Mette müſſen wir hier geweſen ſein; ich weiß es nicht zu ſagen, wie mir geſchehen iſt. — Und Klinſor bewirthete die Sänger und behielt ſie bei ſich bis gegen Abend, da ſie zum Theil wieder hinauf zur Burg gingen, dann ſaß er im Hellegrafen Hofe mit mehreren Bürgern, die zu Gaſte kamen, im Geſpräche, und blickte mit großer Aufmerkſamkeit nach den Geſtirnen. Die Bürger fragten ihn, ob er etwas heilſames im Stande der Geſtirne leſe? und er ſagte ihnen: Ihr ſollt wiſſen, daß heute Nacht meinem Herrn, dem Könige Andreas von Ungarn, ein Töchterlein geboren wird; dieſe wird man Eliſabeth nennen, ſie wird dem Sohne eures Herrn, des Landgrafen von Thüringen, vermählt werden, und der Ruf der Frömmigkeit und Heiligkeit dieſes Paares wird durch alle Lande erſchallen. — Ueber dieſe Rede erſtaunten die Bürger, und als am andern Tage Klinſor mit Oſterdingen feſtlich eingeholt, und mit großem Gepränge auf der Burg empfangen ward, ſagte erſterer auch dem Landgrafen und der Gemahlin deſſelben an, was er in den Sternen geleſen, und dieß wurde mit merklicher Freude vernommen. Klinſor hatte bei ſich eine zahlreiche Dienerſchaft, niemand wußte, woher ſie gekommen war, und prunkete einher gleich einem Biſchof; er war ſehr reich, und hatte ein wenig mehr Gehalt, als die heutigen Hexenmeiſter, Sternſeher, Propheten, Aerzte, Bergverſtändige und Dichter, ſelbſt wenn einer das alles in ſeiner Perſon vereinigte, und obſchon mancher König ſehr freigebig iſt; Klinſor hatte jährlich 3000 Mark Silbers. — Nach dem glänzenden Empfange und dem Mahle ging Klinſor in das Ritterhaus (ſo heißt der vordere Theil der Wartburggebäude noch bis dieſe Stunde), die ſtrittigen Sänger zu ſcheiden und zu verſöhnen; ſolches gelang ihm auch, nur Wolfram von Eſchenbach that ſich noch hervor mit ſeinen Liederſtrophen, die er im Widerſtreit geſungen hatte. Und als in der That Klinſor nicht vermochte, dieſen Sänger zu überwinden, bediente er ſich der Hülfe eines Geiſtes, Naſias oder Noſion genannt, der mußte in Geſtalt eines Prieſters erſcheinen und mit Wolfram kämpfen, doch mit hohen und gelehrten Worten und Redensarten, die über menſchliche Vernunftbegriffe hinauszugehen pflegen. Der Geiſt war ſehr kundig der Weltgeſchichte und aller menſchlichen Geſetze und Einrichtungen, aber Wolfram ſprach gegen ihn von hohen und geheimnißvollen Dingen, von Chriſti Menſchwerdung, vom Sakramente des Altars, von dem Worte, das Fleiſch ward, und ſo hielt der Geiſt Wolfram für einen geweihten Prieſter, und kam noch einmal in deſſen Wohnung, die ſich bei einem Bürger in der Stadt Eiſenach, Namens Gottſchalk, befand, welcher nicht weit vom Sulzenborne wohnte, und verſuchte Wolfram noch einmal, indem er ihn nach der Natur der Sphären fragte, nach Planeten und Sternen, und da von dieſen Dingen Wolfram keine Kenntniſſe hatte, ſo lachte ihn der Teufel höhnend aus, und ſchrieb mit feurigem Finger in einen Stein eine feurige Schrift: „Du biſt ein Laie, ſchnipp, ſchnapp!“ Dieſe Schrift brannte und glühete lange in dem Steine und alle Welt kam gelaufen und wollte ſie, wenn nicht leſen, ſo doch ſehen, das ärgerte den Bürger Gottſchalk, und er ließ alſobald den Stein aus der Wand brechen und ins Waſſer werfen.

Nach dieſen Ereigniſſen wurde dahin gehandelt, daß durch Meiſter Klinſor die Sänger vor dem Landgrafen vertragen wurden, und zog derſelbe nach dem Empfange reicher Gaben wieder nach Ungarland, obgleich ihn der Landgraf gern an ſeinen Hof gefeſſelt hätte.

Auch in dieſem Wartburg-Sängerkriege iſt der dämoniſche mythiſche Zauber, der über dieſe Gegend ein geheimnißvolles Netz geſponnen, und der auch noch in ſpätern Zeiten fortwirkend ſich geltend machte zu erblicken.

92.

Die kleine Braut aus Ungarn.

Landgraf Hermann I. hatte einen Sohn, das war Landgraf Ludwig IV., der war jetzt 11 Jahre alt, und die kleine Tochter des Ungarkönigs zählte 4 Jahre, und man ſchrieb das Jahr des Herrn 1211, daraus ergiebt ſich für die Zeit des Sängerkrieges auf der Wartburg das Jahr 1207, und nun beſchloß der regierende Landgraf, eine ſtattliche Geſandtſchaft gen Ungarn an den Königshof zu ſchicken, und für ſeinen Sohn Ludwig um die kleine Prinzeſſin Eliſabeth werben zu laſſen. Dieſe Geſandtſchaft beſtand aus angeſehenen Edeln und Edelfrauen des Thüringerlandes, nicht als ob man zu jener Zeit die Frauen höher als in unſern Tagen geehrt hätte, wo man nur Männer ſendet, als allein geſchickte, und Frauen dazu nicht hinlänglich geſchickt hält, als Geſandte zu wirken, ſondern weil es galt, im Falle der vorausgeſetzten älterlichen Einwilligung des Königspaares die junge Prinzeſſin Braut gleich mitzubringen an den Landgrafenhof.

Es fuhren in das Ungarland Graf Meinhard von Mülberg mit ſeiner Gemahlin und deren Jungfrauen, Frau Bertha, Wittwe des Grafen Rudolf, nach andern Egillolf von Bendeleben, Herr Walther Schenk von Vargila, und ein großes und ſtattliches Gefolge. Als nun dieſe edle Geſandtſchaft nach Preßburg kam, wurde ſie von Fürſten, Prälaten und Magnaten ſchon am Weichbilde herrlich empfangen, und mit großen Ehren in das königliche Schloß geleitet, wo der König und die Königin ſie huldvoll empfingen. König Andreas von Ungarn war ein friedfertiger und guter Mann, die Königin aber, Gertrud von Meran, war ein muthiges und hochherziges Weib, welche ihrem Gemahle, der vielleicht ungern daran ging, ſich von der geliebten Tochter ſchon jetzt zu trennen, und ſie einem Landgrafen von Thüringen, einem Lande, von dem er wenig kennen mochte, hinzugeben — die Verbindung als nützlich, ja ſogar nothwendig darſtellte. Nun erfuhr auch König Andreas von ſeinen Räthen, und zumal von Klinſor, vieles über das Thüringerland und deſſen Fürſtenhof, wie glänzend der letztere, und wie geſegnet das letztere an Wäldern und Weiden, Wild und Wein, Salz und Metallen. So wurde denn der Geſandtſchaft die junge Prinzeſſin anvertraut und wurde ihr gleich mitgegeben ein reicher Brautſchatz, viele und mancherlei große Gefäße von Gold und Silber, die werthvollſten Diademe, Schmuckſachen, Ringe, zahlreiche Kleider von Sammt und Goldſtoff, und koſtbare Geräthe, auch die goldene Wiege des Kindes, und einſtweilen tauſend Mark Goldes. Niemals kamen wieder ſo herrliche Sachen und in ſolcher Zahl auf einmal nach Thüringen. Die Geſandtſchaft war in vier Wagen gekommen, und in dreizehn fuhr ſie unter ſtattlichem Geleite mit Prinzeſſin Eliſabeth von dannen, und reich beſchenkt mit Roſſen, Waffen, Prunkgewändern und Kleinodien. Nur allein den Wagen zu ziehen, der das Heirathgut und die Ausſtattung der kleinen Braut aus Ungarn trug, bedurfte es neun ſtarker Roſſe. Als nun die Geſandtſchaft nach Thüringen und gen Eiſenach zurückkehrte, wurde ſie und ihr beſtes Kleinod, das ſie mit ſich führte, die junge Königstochter, gar hoch empfangen. Da es ſchon Abend war, wurde im Hellegrafen-Hofe eingekehrt, aber der Landgraf und die Landgräfin kamen noch von der Wartburg herab, und letztere gewann alsbald das Kind ſo lieb, daß auch ſie die Nacht über in Eiſenach blieb, und am nächſten Morgen ſie im feſtlichen Zuge und Geleite ſelbſt hinauf auf die Burg brachte. Da ward gleichſam vorbedeutend ein ſtattliches Hochzeitmahl ausgerichtet, und theils im Scherze, theils ſymboliſch Eliſabeth dem jungen Herrlein in Kindesweiſe als Gemahel zugeſellt.

93.

Die Jugend Eliſabeths von Ungarn.

Selten ward ein Menſchenleben ſo von Poeſie und Sage verklärt, wie das der jungen ungariſchen Prinzeſſin Eliſabeth, obſchon ihr Leben mehr ein leidendes als ein handelndes war, und vielleicht gerade deshalb. Das menſchliche Mitgefühl, die innige Theilnahme, die wehmuthvolle Rührung nehmen die Herzen gefangen, und die unverſchuldeten Leiden einer tugendreichen Dulderin ſtehen über dem Heldenthume des Kriegers. Aus dem Kranze Eliſabeths, der ſich ihr in die Heiligenglorie verwandelte, pflückt die Geſchichtforſchung manches Blatt, und legt es ſtill bei Seite, die Sagenforſchung hat das ſchöne Vorrecht, jenen unſterblichen Kranz in voller Friſche und ungeſchmälert aufzubewahren.

Mit Eliſabeth waren aus Ungarn auch ihre Amme und ein fünfjähriges Mägdlein, des Namens Jutta, letztere jetzt zu ihrer Geſpielin, ſpäter zum Hoffräulein beſtimmt, gekommen. Eliſabeth war ein lebensfrohes, gutes Kind, das ſich aber frühzeitig frommen Sinn aneignete, und dieſen immer mehr zur Erſcheinung kommen ließ, als auch ſie vom Leben nicht immer ſanft berührt wurde. In früher Jugend ſchon offenbarte ſich bei Eliſabeth der Zug der Milde und Barmherzigkeit gegen Nothleidende, der ſie in ihrem ſpäteren Leben ſo verehrungswürdig machte, ihr aber auch gar manchen Tadel zuzog, manches harte Urtheil gegen ſie hervorrief.

Frühzeitig trat der Schmerz an das Kind Eliſabeth heran. Sie zählte ſechs Jahre, als die Königin, ihre Mutter, eines gewaltſamen Todes ſtarb. Frau Gertrud ſoll der jungen Tochter einigemale im Traume erſchienen ſein, und gewiß machte die Kunde eines ſo ſchweren Ereigniſſes auf das früh reifende Kind einen tiefen Eindruck, beſtimmte mit ihre ernſte, fromme, vielleicht für ihr Alter ſchon zu ſtrenge Lebensrichtung. Daher manche Mißbilligung von Seiten der Pflegemutter Frau Sophia, mancher Hohn der niedern Dienerſchaft, manche ſpöttiſche Bemerkung der höheren. An einem Himmelfahrttage Maria's ging die Landgräfin mit der eigenen Tochter Agnes und mit Eliſabeth im Feſtſchmucke nach Eiſenach herab in die Kirche. Eliſabeth nahm gegenüber dem Bilde des dornengekrönten Heilandes ihren mit Edelſteinen beſetzten goldenen Kronenreif vom Haupte, legte ihn neben ſich, und fiel betend auf die Kniee nieder. Dieſes zog ihr Verweiß und Vorwurf zu. Auch waren Leute am fürſtlichen Hofe, denen Eliſabeths Milde und Demuth ein Dorn im Auge war, die ſagten, ſie halte ſich nicht, wie eines Königs Kind, ſondern wie eines Bauern Tochter.

Von ſolchen Ohrenbläſern mag ihr manche trübe Stunde bereitet worden ſein. Mancher Tadel, manche verletzende Rede berührte unſanft der holdheranblühenden Jungfrau zartbeſaitetes Herz, als: man werde beſſer thun, ſie ihrem Vater wieder nach Ungarn zu ſenden — man werde ſie in ein Kloſter ſtecken müſſen, wo ſie ſich dann ſatt beten könne — es finde ſich für den jungen Landgrafenſohn wohl eine anſtändigere Braut — und ſolcher Aeußerungen mehr. Doch gab es auch Augen, die mit Liebe auf ihr weilten und Männer, die übeln Rath in ſeine Schranken wieſen; zu dieſen letzteren gehörte der wackere Schenke, Herr Walther von Vargila, der Eliſabeth aus ihrem Heimathlande nach Thüringen geführt hatte, wo ſie nun aufblühte gleichwie eine ſchöne duftende Lilie unter Dornen.

94.

Eliſabeths Vermählung.

Unter allem Seelenweh, das ſeine Dornen ins Gemüth der hehren königlichen Jungfrau Eliſabeth ſchlug, blieb ihr doch ein ſüßer und hoher Troſt nächſt dem Gefühle ihrer Demuth und ihrer Zuflucht bei Gott durch Gebet und Standhaftigkeit — das war die unerſchütterliche Liebe und Anhänglichkeit, welche ihr junger Verlobter, Ludwig, gegen ſie ſtets an Tag legte, und von der ihn nichts abzubringen vermochte.

Zu dieſer Zeit hatte der regierende Landgraf, Hermann, einen merkwürdigen Traum; er ſah ſich auf der Richtſtätte vor Eiſenach, und alle dort Hingerichteten waren zu Jungfrauen geworden, welche ſich um die Mutter Gottes und die heilige Katharina geſchaart hatten, die zu ihm ſprachen: Auf dieſer Stätte hier ſollſt Du uns ein Haus bauen, in das wir alle dieſe Jungfrauen verſammeln wollen, und dann in Kürze auch Dich zu uns nehmen. Darauf verlegte der Landgraf ſofort jenen Richtplatz an eine andere Stelle, und erbauete das St. Katharinenkloſter, in welchem er nach ſeinem Tode beigeſetzt zu werden verordnete. Wenige Jahre darauf, als das neue Kloſter erbaut und eingeweiht war, ſtarb der Landgraf. Jetzt wurde nun Hermanns Sohn, Ludwig, noch in ſehr jungen Jahren ſtehend, Regent von Thüringen, konnte ſich aber noch nicht vermählen, da ſeine zarte Braut erſt im zwölften Lebensjahre ſtand. Um ſo reiner war das Verhältniß beider zu einander, gleichſam völlig geſchwiſterlich; ſie nannten auch einander faſt immer nur Bruder und Schweſter, und Ludwig legte für ſie die zärtlichſte Zuneigung an den Tag, brachte ihr von jedem Fernſein von Wartburg irgend eine erfreuende Gabe mit, und erwarb ſich als ein edler fürſtlicher Jüngling von ausgezeichneten Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes das höchſte Lob. Auch war er körperlich ſchön und wohlgeſtaltet, und wohlerfahren in allen ritterlichen Künſten. Da fehlte es nun freilich nicht an heimlichen Winken und Plänen, einestheils ihn von ſeiner Treue gegen ſeine traute Verlobte abwendig zu machen, anderntheils ihn gar zu bewegen, ſich zeitig zu vermählen und Eliſabeth, da ſie noch zu jung, lieber wieder in ihre Heimath zurückzuſenden, und dieß mit den Umſtänden, die einem jungen Regenten zur Pflicht machen, für die Fortdauer ſeines Stammes in Zeiten zu ſorgen, zu entſchuldigen. Eliſabeth blieb alles, was gegen ſie geſonnen und geredet wurde, nicht verborgen, und ſie machte den redlichen Schenken von Bargila zum Vertrauten ihrer bangen Befürchtungen. Dieſer ſprach deshalb auf einem Waldritt mit ſeinem jungen Herrn, der aber deutete hinüber auf das Gebirge, über das der Inſelberg ſein mächtiges Haupt erhebt, und erwiederte: Siehſt Du dort den großen Berg? Wäre der ganz von Golde und mein, ſo wollte ich ihn doch lieber miſſen, als daß ich Eliſabeth mißte, meine liebe Braut. Was auch immer die Leute reden und ſagen mögen, glaube, daß Eliſabeth mir lieber iſt, als alles auf der weiten Erde. Und da Walther fragte, ob er dieſe Rede ihr anſagen dürfe, erwiederte Ludwig: Ja, das ſage ihr nur, und gieb ihr zum Wahrzeichen dieſes Andenken! und reichte dem Schenken einen Hand-Spiegel in Elfenbein gefaßt, auf der Rückſeite mit einem Crucifix, kunſtvoll geſchnitten. Darüber wurde Eliſabeth von Herzen froh, und küßte den Spiegel, und dankte Gott und dem Ritter.

Nach dem Antritte ſeiner Regierung ließ ſich der junge Landgraf in der St. Georgenkirche feierlich zum Ritter ſchlagen, in Gegenwart aller ſeiner thüringiſchen und heſſiſchen Vaſallen, denn er wollte von niemand die Ritterſchaft empfangen als von Gott und den Seinigen; hernach kämpfte er manche Fehden durch, ſtrafte Aufwiegler und Landesverräther wie ſich gebührte, machte manche Heerfahrt, ſelbſt mit dem Kaiſer nach Italien, und als indeſſen ſeine Eliſabeth ihr vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte und zu einer holdſeligen Jungfrau aufgeblüht war, vermählte er ſich mit derſelben unter großen Feſtlichkeiten. Eliſabeths Brautführer waren dieſelben edlen Ritter, die ſie als Kind aus ihrer Heimath abgeholt, Graf Meinhard von Mülberg und Walter von Vargila. Da gab es Feſtmahle und Turnerſpiele, Muſik und Tänze dreier Tage lang, herrlich und in allen Freuden.

95.

Landgraf Ludwigs Tugend.

Viele Züge melden die Sagen von der Tapferkeit und Tugend Landgraf Ludwig IV. Seinen Aeltern war er kindlich und gehorſam, ſeiner Braut und Gemahlin treu wie Gold, ſeinen Freunden redlich mit Rath, und hülfreich mit That, wie nur einer es wünſchen mochte. Seine Rede war ſittſam, züchtig war er von Geberden, wahrhaft von Worten, rein und keuſch waren ſeine Sitten. Seine Vorſätze waren männlich, ſeine Verſprechungen vorbedacht, ſein Gericht war gerecht, ſein Beginnen mild und weiſe. Seine Tapferkeit war die eines Helden; er führte ſeine Heereszüge mit Nachdruck aus, und behandelte überwundene Gegner mit Güte und Schonung, ſoweit ſie deren würdig waren.

Ein Herr von Salza hatte das Kloſter Reinhardsbrunn dadurch geſchädigt, daß er auf deſſen Grunde und

Boden auf dem Altenberge einen Bergfrieden angelegt hatte. Der Landgraf Ludwig kam nach Reinhardsbrunn, übernachtete an einem Sonnabend dort mit ſeinen Wappnern, und gebot am Sonntage früh dem Abt und Convent, nicht eher Amt und Meſſe zu halten, bis er zurück ſei. In aller Stille überraſchte er die Bemannung jener Befeſtigung ſammt ihrem Gebieter, führte ſie gen Reinhardsbrunn, ließ ſie mit Stricken um den Hälſen dem nun beginnenden Hochamte beiwohnen, und den Vorſängern eine Pſalmſtelle parodirend intoniren, und das Chor reſponſiren, während die Sänger in Proceſſion durch die Kirche ſchritten. Darauf mußte der von Salza Urphde ſchwören, dann ward ein frohes Siegesmahl gehalten, deſſen Koſten der Landgraf jedoch keineswegès vom Kloſter beſtritten wünſchte, da aber der Kammermeiſter doch der Weigerung des Abtes, Zahlung für die Bewirthung anzunehmen, Folge leiſtete, ſo mußte der erſtere ſelbſt aus eigener Taſche die Koſten beſtreiten.

Ein fränkiſcher Ritter hatte dem Kloſter Reinhardsbrunn einen mit Wein befrachteten Wagen unterwegs abgenommen, und nichts konnte den guten Vätern und Brüdern ſtörender ſein, daher ſie in ſolcher Trangſal, die ihnen den Trank vorenthielt, Hülfe bei ihrem Herrn, dem Landgrafen, ſuchten. Da eilte dieſer mit einer Schaar Gewappneter alsbald nach Franken, umſtellte des Schnapphahns Schloß, drohte ihn auszuhungern, und zog nicht ab, bis jener Ritter im Büßerhemde, Strick um den Hals und ein bloßes Schwert gegen ſeine Bruſt gezückt in der Hand haltend, in ſeinem geöffneten Burgthore erſchien, Reue und Leid klagte, und ein Fuder guten Frankenweines, Saalecker oder Neuburger etwa, welche Sorten in jener

Zeit als die beſten erachtet wurden, nebſt einem Wagen mit 6 Pferden beſpannt, gen Reinhardsbrunn ſandte.

So wurde in ähnlicher Weiſe auch einem Krämer ſein Eſel und Kram wieder, den ebenfalls ein fränkiſcher Wegelagerer und Schnapphahn ihm in der Nähe von Würzburg abgedrungen. Der Mann kam klagend zu dem Landgrafen, dieſer machte die Sache ſeines Hörigen zu ſeiner eigenen, und den Eſel zu dem ſeinigen, und ſuchte ihn, und ruhte nicht, bis dem Manne wieder zu ſeinem Rechte, ſeinem Krame und ſeinem Eſel geholfen war.

Welche Mannlichkeit dem Landgrafen innewohnte, zeigt die Sage von dem Löwen, der auf der Wartburg in einem Käfig gehalten ward, und den ihm ſein Schwager, der Gemahl ſeiner Schweſter Agnes, Herzog Heinrich von Oeſterreich, geſchenkt hatte. Der Landgraf ging in der Morgenfrühe, aller Waffen bar und nur von einem leichten Mantel umhüllt, in den Burghof herab, ſiehe da trat ihm der Löwe frank und frei entgegen, da der Pförtner verſehen hatte, deſſen Käfigpförtlein richtig zu verſchließen, und fletſchte ihn an, und brüllte ganz ungethümlich, ſchlug mit dem Schweife ſtark um ſich, und mochte etwa einen Sprung auf den Herrn verſuchen wollen. Aber Landgraf Ludwig blickte aus feſtem Auge den Leuen unerſchrocken an und ſtreckte ſeinen Arm gegen ihn und bedreuete ihn mit ſtarker Stimme, da beſann ſich dieſer eines andern und legte ſich nieder, wie er zu thun gewohnt war vor ſeinem Wärter. Der Thürmer auf der Warte ſah voll Schreck, was ſich drunten im Hofe begab und ſtieß ins Lärmhorn und ſchrie das Geſinde zuſammen, und mit dieſem ſtürzte entſetzt der Wärter herbei, der brachte den Löwen auf gute Weiſe in den Käfig zurück. Deß zum

Gedächtniß ſoll das uralte Simſonbild von Stein auf Wartburg zeugen, doch kündet die Sage nicht, daß der Landgraf mit dem Leuen ſo gekämpft und ihm den Rachen aufgeriſſen, wie das Steinbild darſtellt.

96.

Die Wunder Eliſabeths.

Das ganze Leben der Landgräfin Eliſabeth war eine Kette von Edelthaten, ein Kelch voll Leiden und eine Dornenkrone von Schmerzen und Mißgeſchicken. Sie leerte den Kelch und trug die Krone mit der Sanftmuth einer Heiligen, und obſchon ſie, als ſie noch im irdiſchen Leben wandelte, den verdienten Dank nicht allenthalben ärntete, Undank und Verkennung aber im vollſten Maaße, ſo ward ihr reiner herrlicher und makelloſer Wandel doch von der Nachwelt anerkannt und dankbar geprieſen, ja es gediehe dahin, daß ſie der höchſten irdiſchen Verherrlichung endlich theilhaft wurde, die einer Staubgeborenen zu Theil werden konnte.

Vieles offenbarte ſich an der Landgräfin Eliſabeth, was übernatürlich erſchien, was ſchon ihre Mitwelt als ein Wunder empfand, und als Wunder der gläubigen Nachwelt überlieferte. Dieſe Wunder ſind die unverwelklichen Goldblätter am Lebensbaume Eliſabeths; die Sage hat ſie abgepflückt und treulich aufbehalten. Die Sage muthet keinem zu, dieſe Goldblätter für unterſiegelte Pergamene zu halten.

Eliſabeth liebte ſich ſtets möglichſt einfach zu kleiden, war allem Prunke und aller Hoffahrt abhold, und ging für gewöhnlich ſo gering einher, daß man ſie wol eher für eine dienende Frau des Hauſes als für die Herrin des ſtolzen Wartburgſchloſſes und des geſammten Landes Thüringen hätte halten können. Dieſe übertriebene Einfachheit blieb nicht ohne Mißbilligung und erſchien nicht ſtets am rechten Orte. Bald nach ihrer Vermählung waren vier edle Ungarn auf einer Betfahrt zu Aachen geweſen, allwo man viele Heilthümer ausgeſtellt und großen Ablaß verkündet hatte; dieſe waren vom Könige Andreas beauftragt worden, auf ihrer Rückkehr durch Thüringen die Wartburg zu beſuchen und Kunde mit in die Heimath zu bringen, wie es Eliſabeth ergehe. Sehr willkommen war dieſer Beſuch, aber dem Landgrafen, als er die Magnaten mit ſeiner Gemahlin empfangen wollte, erſchien Eliſabeths Anzug doch allzu gering und ſchmucklos, und ſie beſaß auch kein ſchönes Gewand, denn ihre prachtvollen Brautkleider hatte ſie zerſchnitten und die Stoffe zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Da ſagte der Landgraf zu ihr: Aber liebe Schweſter, ſchämen muß ich mich doch vor Deinen Landsleuten, wenn ſie, die ſo prachtvoll gekleidet einher gehen, Dich in ſolchem armſeligen Gewande erblicken! Sie werden das meiner Kargheit zuſchreiben und denken und ſagen, daß ich Dir es am nöthigſten fehlen laſſe. Darauf erwiederte Eliſabeth: Lieber Bruder, laſſe Gott walten! — Darauf ging ſie in ihre Kleiderkammer, und ward hernach von den edeln Ungarn mit großer Verwunderung geſchaut in einem wundervoll ſchönen hyacinthenfarbenen Kleide, das war ganz überſäet mit Perlen und Edelſteinen, ſchöner, als noch je das Kleid der reichſten Königin auf Erden erblickt worden war. Da nun hernach, da ſie wieder allein bei einander waren, der Landgraf fragte, wo das herrliche Kleid hergekommen, das er ja nie an ihr erblickt, da antwortete ſie herzinnig: Lieber Bruder, Gott kann, was er will.

Ehe noch Landgräfin Eliſabeth ihren erſten Sohn gebar, reiſete ſie mit ihrem Gemahl zum Beſuch an den Hof ihres Vaters nach Ungarn mit großem und ſtattlichem Gefolge gräflicher und ritterlicher Männer und Frauen. Dabei ſollen geweſen ſein ein Graf Heinrich von Schwarzburg, Günther von Keferuburg, Heinrich von Stolberg, Gottfried von Ziegenhain, auch wieder der alte getreue Graf Reinhard von Mülberg und Walter Schenk von Vargila mit Rudolf, ſeinem Sohne, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern und vielen anderen. Da richtete König Andreas noch einmal eine Hochzeit aus und übereignete dem landgräflichen Paare abermals einen reichen Schatz von Koſtbarkeiten aller Art, und begabte die Begleiter und Begleiterinnen je nach Rang und Geſchlecht in freigebigſter Weiſe.

Als Eliſabeths Schwägerin Agnes das Hochzeitmahl auf Schloß Wartburg feſtlich ausgerichtet wurde, und das Haus von Gäſten wimmelte, fehlte, als man zur Tafel gehen wollte, die Landgräfin. Dieſe war vor der Treppe im Mußhauſe auf einen faſt nackten Armen geſtoßen, der ſie flehentlich um Almoſen und um Bedeckung ſeiner Blöße anrief, und anhielt mit Bitten, wie das kananäiſche Weiblein. Da nun Eliſabeth bereits alles weggegeben hatte, was ſie bei ſich trug, ſo warf ſie dem Armen ihren ſeidenen Mantel über. Nun war es aber Zeitſitte damals, im Mantel zur Tafel zu gehen, und als Eliſabeth ohne ſolchen erſchien, fragte der Landgraf, wo ſie ihn gelaſſen habe? Erſchrocken bebten ihr die Worte von den Lippen: Herr, in meiner Kammer. Alsbald ſandte der Landgraf eine der dienſtthuenden Hoffräulein hin, den Mantel zu holen, und ſiehe, da ward ein Mantel gebracht, der war von himmelblauem Stoff, mit kleinen goldenen Bildchen beſtreut, und ſo fein und rein, daß er ſpäter lange zu einem Meßgewande gedient hat, das im Barfüßerkloſter zu Eiſenach aufbewahrt wurde.

Die große Milde, welche die fromme Landgräfin Eliſabeth unabläſſig gegen die Armen bewieß, wurde noch mehr in Anſpruch genommen und geſteigert, als eine Zeit ſchrecklicher Hungersnoth das Thüringerland heimſuchte. Täglich ſchritt ſie, von Dienerinnen gefolgt, welche die Gaben ihrer Milde trugen, ſoviel nicht die Landgräfin ſelbſt zu tragen vermochte, zum Fuße der Wartburg nieder, allwo die Armen ihrer harrten, und vertheilte Almoſen und Lebensmittel in Fülle. Eliſabeths Mißgünſtige äußerten ſich nicht ſelten tadelnd gegen den Landgrafen, daß ſeine Gemahlin allzuviel verſchenke, ja auch ſich ſelbſt zuviel vergebe durch den perſönlichen Verkehr mit dem nicht ſauberen hungernden und lungernden Geſindel, und da geſchahe es, daß eines Morgens Eliſabeth, wie ſie gewohnt war, zu thun, ein Körbchen mit Lebensmitteln tragend, aus der Burg ſchritt, und der Landgraf, der wol ſchon gegen ſie über ihre allzugroße Freigebigkeit ſich mißbilligend ausgeſprochen haben mochte, zu ihr trat und nicht gerade freundlich fragte: Was trägſt Du da? Erſchrocken und zagend gab die edle Herrin zur Antwort: Herr, Blumen! — Ich will ſie ſehen, zeige her! rief der Landgraf, und hob die Hülle vom Korbe. Und ſiehe, der Korb war übervoll Roſen. Der Landgraf ſtand ſtaunend vor der Gemahlin und beſchämt, und als ſpäter die Mißgünſtigen aufs neue Klagen erhoben über die allzugroßen Spenden der Frau Landgräfin, ſo ſprach er: Laſſet ſie nur immerhin Almoſen austheilen, da ſie daran ihre Freude hat, wenn ſie Uns nur nicht die Wartburg, Eiſenach und die Neuenburg hinſchenkt. — Oft war es auch, als wenn in Eliſabeths Hand die Gaben ſich verdoppelten und an ihren Gewanden kein Zergang ſei. Auch der Kranken pflegte Eliſabeth mit beſondrer Sorgfalt, bediente ſie häufig ſelbſt, ſcheute nicht zurück vor ekelm Ausſehen, kannte keine Furcht vor Anſteckung, ward auch von letzterer nie befallen.

In einer kleinen Felshöhle nahe der Wartburg lebte ein armer Einſiedel, des Namens Eli, der erkrankte und ſchleppte ſich krank auf die Burg hinauf, und Eliſabeth wollte ſeiner abſonderlich warten und pflegen. Aber der Landgraf war nicht daheim, und niemand wollte dem kranken Alten eine Stätte einräumen, und die helfende Hand bieten, ihn zu betten. Da nahm Frau Eliſabeth ihn mit in die eigenen Gemächer, die ſie ſelbſt bewohnte, und wuſch und pflegte den Alten ſäuberlich, und bereitete ihm ein Bad, und nach dem Bade legte ſie ihn in ihr eigenes Bette. Darüber wurde Frau Sophia, die Schwiegermutter, über alle Maßen ungehalten, und zürnte laut, und ſagte, daß dieſes zu weit gehe und konnte ſich nicht beruhigen. Und indem ſo kehrte unverhofft ihr Sohn zurück, und die Mutter eilte ihm entgegen, und verkündete ihm ſpottweiſe, welch raren Schatz ſein Ehegeſpons Zeit ſeiner Abweſenheit ſich gewonnen, Eli, den alten Betbruder, habe ſie aufgenommen und gepflegt und in ihr und ſein Bette gelegt. Er werde das am eigenen Leibe lange ſpüren.

Unwillig folgte der Landgraf ſeiner Mutter in Eliſabeths Gemächer nach, ſchritt zur Lagerſtätte und riß die Decke herunter. Siehe, da wurden ihm die inneren Augen aufgethan, und es lag vor ihm im Bette Chriſtus, der Weltheiland, wie er am Kreuze hing, auf dem Haupte die Dornenkrone, im Antlitz die Milde der Gottheit. Das bewegte den Landgrafen übermächtig, und er ſprach zu Eliſabeth: Meine liebe Schweſter, ſolcher Gäſte magſt Du oft und viel in unſer Bette legen, das thuſt Du mir wol zu Danke, denn ich erkenne: was man armen kranken Leuten in der Liebe Gottes thut, das iſt Chriſto unſerm Herrn ſelbſt gethan. So hatte der Landgraf viele Freude an dem Chriſtusbilde, ſeiner Mutter aber grauſete, denn ſie ſahe ſelbes nicht; ſie ſahe nur einen jämmerlichen ausſätzigen Kranken vor ſich in dem Bette liegen. Der arme Einſiedel Eli aber lebte in ſeiner Felsklauſe geruhig fort, und ſagte auf ſpäteres Befragen aus, daß er weder krank geweſen, noch zu jener Zeit hinauf aufs Wartburgſchloß gekommen ſei. Seine Höhle zeigt man in deſſen Nähe noch immer.

Als wahre Mutter und Wohlthäterin der Armen erwieß ſich Eliſabeth fort und fort. Sie ſpann unabläſſig mit ihren Dienerinnen Wolle und Linnen, und ließ daraus bei den Minoriten in Eiſenach Kleiderſtoffe weben, die ſie für die Armen verwendete. Am Burgberge ſprang eine friſche Quelle, dort wuſch ſie oft die Kranken oder deren Kleider. Sie ſchöpfte Fiſche daraus, was außer ihr niemand gelang; die Quelle quillt noch heute und wird der Eliſabethbrunnen genannt. Eine andere Stätte heißt die Armenruhe. In Eiſenach richtete Eliſabeth ein Kranken- und Verpflegungshaus ein, und als die Hungersnoth immer höher ſtieg, der Landgraf aber auf einem Heereszuge begriffen war, ließ die Landgräfin die Fruchtſpeicher öffnen, ließ täglich Brod backen, und vertheilte dieſes täglich an 300 Arme, andere nennen ſogar 900. Auch die Tafelreſte wanderten zur Burg hinaus, wo die Armen in Schaaren lagerten, darüber das Burggeſinde nicht wenig murrte. Wenn es immer noch nicht reichte, denn je mehr gegeben ward, je mehr Arme gab es, die zu nehmen geneigt waren, verkaufte Eliſabeth ſelbſt ihre koſtbaren Gewänder und Kleinodien, und theilte das Geld aus. Wenn ſie in Eiſenach in die Kirche ging, konnte ſie jedesmal vor Bettlern kaum hinein, und ſo hatte ſie einſt ſchon alle ihr Geld hingegeben, als noch ein alter Mann ihr den Weg verſtellte, und auf das beweglichſte mit Bitten anhielt, auch ihm etwas zu ſchenken, und ſie bis in die Kirche hinein verfolgte. Da zog Eliſabeth einen ihrer mit Silber geſtickten Handſchuhe aus, und gab dieſen dem unabweisbaren Alten. Das ſahe ein Ritter, der auch in die Kirche ſich begab, der löſete alsbald von dem Alten den Handſchuh um vieles Geld ein, und befeſtigte denſelben dann als ein Kleinod auf ſeinem Helme, zog in das heilige Land und kämpfte ſtets ſiegreich, denn der Handſchuh der hehren Frau ſchützte ihn wie ein wunderbarer Talisman. Dann hat der Ritter den Handſchuh zum ewigen Danke in ſein Wappen aufgenommen.

Es offenbarte ſich an der frommen Landgräfin mehr und mehr eine göttliche Kraft: ſie heilte Kranke durch das Auflegen ihrer Hände, machte Blinde ſehend, und richtete gekrümmte Glieder wieder gerade. Ein Heilmittel, von ihrer Hand gereicht, verfehlte nie ſeiner Wirkung. Daher begann das Volk ſie als eine auserwählte Lieblingin

Gottes zu verehren, und an ihre Wunder zu glauben; es fehlte nur noch das Martyrthum, um ſie als Heilige anzubeten. Auch das Martyrthum ſollte ihr nicht ausbleiben.

97.

Vom Kreuzzuge Landgraf Ludwigs V.

Landgraf Ludwig, der fromme Gemahl Eliſabeths, faßte den Entſchluß, vielleicht nicht ganz aus freiem Antriebe, Kaiſer Friedrich II. im Geleite einer anſehnlichen Schaar thüringiſcher und heſſiſcher Edeln auf einen Kreuzzug nach Paläſtina zu folgen. Er lud alle ſeine Vaſallen auf einen Tag nach Kreuzburg, ermahnte die, welche zurückblieben, gute Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und empfahl ihrer Fürſorge auch ſeine Gemahlin und ſeine Kinder, die ihm an das Herz gewachſen ſeien. Eliſabeth hatte ihm zwei Kinder geſchenkt, die nach den Großältern väterlicher Seits hießen: einen Sohn Hermann, eine Tochter Sophia, und ein drittes Kind trug ſie unter dem Herzen. Die thüringiſchen und heſſiſchen Kreuzfahrer, die ihrem Landgrafen folgten, und in Kreuzburg mit verſammelt waren, waren die Grafen Ludwig von Schwarzburg, Burkhard von Brandenburg, Meinhard von Mülberg, Heinrich von Stolberg, Ernſt von Gleichen, Günther von Kevernburg, und die Ritter und Träger der Erbhofämter, Rudolf, Schenk von Vargila, Heinrich Marſchall von Ebersberg, Herrmann Truchſes von Schlotheim, Heinrich Kämmerer von Bahner, Heinrich von Erffa, der Hofmeiſter, ſodann die Ritter und Edeln: Hartmann oder Hermann von Heldrungen, Ludolf von Velſtätt, Rudolf von Bilzingsleben, Friedrich von Treffurt, Lutze von Wartberg, Dietrich von Seebach, Gerhard von Elende, Ludwig und Rudolf von Hauſen, Heinrich von Meideburg, Berthold von Mila, Berthold von Heilingen, Seifarth von Spatenberg und viele andere. Ebenſo folgten dem Zuge des Landgrafen 5 Kleriker, der Hof- und Burgkaplan Berthold, der Kaplan Konrad von Marburg, Erhard, Kaplan auf der Neuenburg, auch der Geheimſchreiber Konrad von Würzburg, mehrere Aerzte, ohne den Troß der zahlreichen Knappen und Knechte. Landgraf Ludwig zog, von ſeiner Gemahlin, ſeiner Mutter, den Kindern und vielen Treuen begleitet, mit 200 Pferden über Reinhardsbrunnen gen Schmalkalden, wo er von den Seinen einen beweglichen und ſchmerzlichen Abſchied nahm, und von wo ſeine Mutter mit den Kindern zurückkehrte, Eliſabeth aber vermochte nicht, ſich jetzt ſchon von ihm zu trennen, ſie begleitete ihn noch bis Meiningen, wo er ihr beim endlichen herzbrechenden Abſchiede einen Ring zeigte, in deſſen Saphir ein Agnus Dei geſchnitten war, und zu ihr ſprach, wenn er dieſen Ring ihr ſende, möge ſie daran erkennen, daß die Botſchaft gewiß von ihm komme. Davon ſteht noch geſchrieben in der Meininger Chronik: „Vorerwähnte H. Eliſabetha hat zum Gedächtniß eine Capelle allhier erbauen laſſen, ſo aber nunmehro eingeriſſen und verwüſtet.“ Dieſe Capelle ſoll neben der Kirche auf dem Markte geſtanden haben, und ihr Portal ſpäter das frühere der Kirche erſetzt haben, wie man, daß daſſelbe eingeſetzt worden, deutlich wahrnimmt. — Eliſabeth kehrte trauernd nach der Wartburg zurück, legte dort alsbald Wittwenkleider an, und legte dieſe leider nie mehr ab.

Landgraf Ludwig ſollte nach dem Willen ſeines kaiſerlichen Herrn als Oberbefehlshaber und Feldherr des ganzen Kreuzheeres im heiligen Lande auftreten und wirkſam ſein, aber anders war es verhängt im Rathe Gottes, denn Ludwig ſahe weder das heilige Land, noch jemals ſeine Heimath und die Seinen wieder. Er erkrankte auf der Inſel Otranto und jählings ſtieß ihm die Krankheit zu und wurde heftiger und heftiger. Da ſahe er das Gemach, darin er lag, voll ſchneeweißer Tauben, die von allen Seiten ſein Bette umflogen, und er ſprach zu denen, die um ihn waren von den Seinen: Sehet ihr nicht die große Menge dieſer ſchneeweißen Tauben? — Und nach einer Weile begann er wieder: Ich muß und will von hinnen mit dieſen ſchneeweißen Tauben. Und als er dieſe Worte geſprochen hatte, da gab er ſeinen Geiſt auf und ſchlummerte hinüber in die göttliche Ruhe. Einer von Ludwigs Kaplanen aber ſahe am Himmel einen Flug weißer Tauben ſich gen Aufgang wenden, darunter war eine wunderſchöne weiß glänzende Taube, der heilige Geiſt. — Dieſer führte des frommen Landgrafen Seele von hinnen, und es entſtand großes und ſchmerzliches Wehklagen unter ſeinen zurückgelaſſenen Lehenträgern und zumal unter ſeinen Dienern. Und wurde eine Sage, der Landgraf habe einen „vergifteten Trunk“ gethan, doch iſt das nicht zu verſtehen im heutigen Sinne, daß ihn jemand abſichtlich mit Gift vergeben, ſondern man nannte im Mittelalter alles, was ſchädlich wirkte, vergiftet, und ſo konnte ein jäher Trunk des reinſten kalten Waſſers als vergiftet bezeichnet werden. Und war der edle Fürſt, den man ob ſeines tugendreichen Wandels, ob ſeiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Milde ſpäter den Heiligen nannte, obwohl kein Papſt ihn heilig ſprach, noch gar jung an Jahren, da er von hinnen fahren mußte, erſt ſieben und zwanzig Jahre alt.

98.

Eliſabeths Prüfungen.

Die fromme Landgräfin Eliſabeth von Thüringen war einer Tochter geneſen, während ihr Gemahl ſich auf dem Kreuzzuge befand, welches Kind den Namen Gertrud, nach ihrer eigenen Mutter, empfing. Da kam die Schreckenskunde vom Ableben des Landesherrn nach Thüringen, und es blieb ihrer Schwiegermutter vorbehalten, ihr die Todesnachricht des Gemahles beizubringen, die Eliſabeth mit dem tiefſten Schmerze empfing. Dahin war nun alle ihr Troſt auf Erden, und ſie ſagte es ſelbſt: Tod, tod, tod iſt mir nun die ganze Welt. Das furchtbar ſchwere Gewicht des Wortes Wittwe drückte ſie zu Boden. Der Brunnen ihres Lebensglückes war nun verſiegt, und wurde zum Wermuthborne, der den Kelch ihres Leides füllte.

Des Landgrafen Bruder Heinrich, Raspe zubenannt, hatte längſt nicht ohne heimlichen Groll die übergroße Freigebigkeit Eliſabeths wahrgenommen, und ſie laut, wie im Stillen getadelt. Jetzt hielt er an der Zeit, gegen dieſe Verſchwendung einzuſchreiten, denn er war jetzt Thüringens Regent, da ſeines Bruders einziger Sohn noch unmündig war. Ueber die perſönlichen Zerwürfniſſe, welche vorhergingen, bevor es zum äußerſten gedieh, ſchweigt ſowohl die Sage, als auch die Geſchichte. Es überhüllt dieſelben ein tiefer Schleier, aber das äußerſte geſchah, und war nichts geringeres, als daß an einem Wintertage des Jahres 1227 auf 1228 die bisherige Herrin des Thüringer Landes, die Tochter eines Königes, die mildthätigſte, untadelhafteſte Frau, die treueſte Gattin, die zärtlichſte Mutter ihrer Kinder, ſammt dieſen Kindern ihr hochprangendes Schloß verließ, herunter nach Eiſenach wandelte, und in dieſer Stadt von allen Häuſern, wo ſie Obdach ſuchte, mit Härte, Strenge oder Furcht vor dem neuen Herrn abgewieſen, herumirren und endlich mit einem elenden Schoppen, in der Rolle, und da in der Nähe eines Schweinekofens, vorlieb nehmen mußte. Aber groß und herrlich in ihrer tiefſten Erniedrigung ging Eliſabeth um Mitternacht in die Kloſterkirche der Barfüßer Mönche und bat dieſelben, ein Tedeum anzuſtimmen, daß Gott ſie alſo heimſuche. Wie ſtolz war der Wirth zum Hellegrafenhofe einſt geweſen, als ſein Haus der Ehre gewürdigt ward, das Königskind von Ungarn aufzunehmen, und zu übernachten, das er jetzt derſelben Eliſabeth verſchloß. Auch ärntete ſie in vollem Maaße den Dank, der einem unbegrenzten Wohlthätigkeitstriebe zu Theil wird. Keine Seele von alle den Hungerern und Lungerern, Faullenzern und bettelnden Tagedieben Eiſenachs, die ſie vielleicht mit ihren Spenden erſt verwöhnt, regte auch nur eine Hand für die herabgewürdigte Herrin, und für den jungen Herrn, den geborenen rechtmäßigen Landgrafen von Thüringen. Eliſabeth wandelte von der Rolle aus am Markte beim Eingange in die Meſſerſchmiedegaſſe über den Löbersbach, wo man über dieſen kothigen Graben nur auf ſchmalen Schrittſteinen gelangen konnte, da begegnete ihr ein altes nichtswürdiges Bettelweib, dem die milde Almoſenſpenderin oft genug die Hände und den Mund gefüllt, das wich ihr nicht nur nicht aus, ſondern ſtieß mit jauchzender Verruchtheit die edle Fürſtin von den Schrittſteinen herab in den Koth des Löberbaches, daß ſie hernach an ihren übel beſchmutzten Kleidern genug zu waſchen hatte. Und ſie trug das alles mit Lächeln, und dankte Gott, daß er ſie ſo demüthigte. Sie ſahe auch den Heiland in einem himmliſchen Geſichte, mitten im offenen Himmel, und er ſprach zu ihr: Wenn Du bei mir ſein willſt, ſo will ich bei Dir ſein. — Davon ward ſie wunderbar aufgerichtet.

99.

Eliſabeths Wiedererhöhung.

Eliſabeth, die fromme Landgräfin, zählte, als ihr Schlag auf Schlag ſo viel herbes widerfuhr, erſt zwanzig Lebensjahre. Da hörte eine Muhme welche Aebtiſſin zu Kitzingen in Franken war, von dem großen Weh, was ihrer Verwandten widerfuhr, dieſe ſandte alſobald Boten, und bot ihr und ihren Kindern ein Aſyl in dem Kloſter an. Auch in Bamberg lebte Eliſabeth ein Oheim, Biſchof Egbert, der ebenfalls nach ihr ſandte, und ihr Schloß Botenſtein zum Aufenthaltorte anwieß, dort lebte ſie nun einige Zeit mit den ihrigen ſtill und fürder ungekränkt. Nur das war ihr leid, daß ihr Oheim darauf ſann, ſie wieder zu vermählen, und zwar mit dem Kaiſer Friedrich II., welcher Wittwer geworden war. Eliſabeth aber wollte nichts von einer Wiedervermählung hören und wiſſen. Sie wollte dem ſo innig geliebten Gemahl auch im Tode noch ihre Treue feſt bewahren.

Landgraf Ludwigs treue Mannen kehrten nach vollendetem Kreuzzuge aus Paläſtina zurück und brachten die Gebeine ihres vormaligen Herrn mit. In jedem Raſtorte ſtellten ſie die Sarglade in die Kirche und ließen zum Seelenheile Ludwigs ein Todtenamt halten, und opferten der Kirche Geld und Gaben. Auf dieſem Zuge nach der Heimath berührten die Thüringer Herren auch Bamberg, die ehrwürdige Biſchofſtadt, und ließen dem Biſchof Egbert ihr nahen anſagen. Da berief der Biſchof alsbald Eliſabeth, und zog mit ihr und einer feſtlichen Proceſſion unter Glockengeläute den Gebeinen des Landgrafen entgegen. Auf das tiefſte erſchüttert und bebend fiel die unglückliche Wittwe beim Anblick der Gebeine ihres Gemahls nieder in tiefem Schweigen. Dann betete ſie und gewann friſchen Muth und fand Troſt in ihrer Seele und ſprach hernach viel mit den Thüringer Herren, die ſehr ſchmerzlich betroffen waren von dem was ſie erfuhren, wie es ihrer geliebten Herrin ergangen ſei, und ſie baten, in ihrem Geleite mit nach Thüringen zurückzukehren, und dem Feſte der Beſtattung der Gebeine ihres Herrn im Kloſter Reinhardsbrunn beizuwohnen. Dieſem Wunſche gab Eliſabeth nach, und in Reinhardsbrunn ſtrömte faſt die ganze Bevölkerung Thüringens zuſammen, Leid zu tragen um den ſo früh geſchiedenen, geliebten Herrn. Nach beendigter Leichenfeier, welcher der neue Landgraf, Heinrich Raspe mit ſeinem Bruder Conrad, dem Deutſchherrenordenscomthur, in Perſon bewohnte, richtete Rudolf, der Schenk von Vargila an den erſteren mit großem Freimuth ſehr ernſte Worte über ſein Verfahren gegen des Bruders Wittwe und gegen deſſen Kinder, und drohete ihm mit dem Zorne Gottes, wenn er ſein Benehmen gegen Eliſabeth nicht ändere und ſie ſich nicht verſöhne. Da wurde der Landgraf zu Thränen gerührt und verſprach, alles zu thun, was für Recht und Billigkeit erachtet werde. Eliſabeth begehrte auch in keiner Weiſe zu herrſchen über Städte und Burgen, Land und Leute, nur die Herausgabe ihrer Mitgift und das ihr von ihrem ſeligen Herrn verſchriebene Witthum beanſpruchte ſie, und das ward ihr auch gewährt und ſie erhielt Marburg als ihr Witthum und ihren Wohnſitz, auch wurden die Rechte und Anſprüche ihrer Kinder geſichert. Zu Marburg, wohin nun nach einiger Zeit die verwittwete Landgräfin zog, lebte ein Geiſtlicher, des Namens Konrad, insgemein Konrad von Marburg genannt, der war der Beichtiger Eliſabeths, war ſehr gelehrt, ſehr ſittenreinen Wandels, aber dabei von äußerſter Strenge in Bezug auf kirchliche Zucht, Bußübungen und Kaſteiungen, der gewann über die fromme Eliſabeth gar große Gewalt.

100.

Von Eliſabeths Tod und Heiligſprechung.

Schon als Landgräfin hatte Eliſabeth den ſtrengen Prediger und Ketzerrichter Konrad von Marburg zu ihrem Beichtiger erwählt, weil ihr Gemahl denſelben mit einem großen Vertrauen beehrte, und ihm die Beſetzung aller geiſtlichen Stellen, wie die Vergebung kirchlicher Lehen übertragen. Sie gelobte ihm feierlich im Sanct Katharinenkloſter zu Eiſenach Gehorſam an, demüthigte ſich vor ihm, geiſelte ſich auf ſein Verlangen, und übte alle die guten Werke, welche der Glaube zur Erlangung der Seligkeit vorzeichnete, oft mit grauſamer Strenge gegen ſich ſelbſt, mit harter Entſagung, mit asketiſchem Heldenmuthe. Sie trat mit den ihr ſtets treu gebliebenen vormaligen Hofjungfrauen Jutta und Eiſentrud als Tertianerin in den Orden des heiligen Franziskus, und trug fortan das Gewand der grauen Schweſtern, ſie entſagte öffentlich in der Minoritenkirche zu Eiſenach der Welt und all ihrer Freundſchaft. Sie bezog in der Nähe von Marburg eine armſelige Bauernhütte, bis ein kleines Häuschen von Holz und Lehm in Marburg für ſie erbaut war. Nun gründete ſie von ihrer Mitgift ein Armenhaus und Krankenhospital, beſuchte und pflegte die Kranken, und übte alle Werke der Barmherzigkeit, indem ſie Kranke pflegte, Nothleidende unterſtützte, Gefangene tröſtete, Geſtorbene beſtattete. Unabläſſig ſpann ſie Wolle für die Armen und vertheilte Almoſen, begnügte ſich dabei ſelbſt mit Armenkoſt, und ging in Kleidern einher, die kaum beſſer waren, als die der Aermſten, und oft geflickt und beſtickt mit allerlei Lappen.

Indem Eliſabeth ſich mühte durch Entbehrungen, Demüthigungen und Kaſteiungen ſich immer würdiger des Himmels und der künftigen Seligkeit zu machen, ertrug ſie mit himmliſcher Geduld alle Qualen und Peinigungen, welche Konrad von Marburg ihr auferlegte, ja ſelbſt die perſönlichen, körperlichen Mißhandlungen, die er ſich in ſeinem geiſtlichen Hochmuthe gegen ſie erlaubte. Er durfte ſich erfrechen, ſie zu ſchlagen. Sie ertrug es, aus freiem Willen, um Gottes Willen, widerſtand allen Aufforderungen, ihre asketiſche Lebensweiſe zu ändern, in ihre Heimath nach Ungarn zurückzukehren, ein anderes Leben zu führen. Sie hatte das Elend liebgewonnen, und fand ihre Wonne in Schmerzen.

Mehr und mehr wuchs unter der Bevölkerung die Anerkennung des frommen Wandels und die Verehrung der landgräflichen Wittwe. Aber die freiwillig auferlegten Entbehrungen und Schmerzen, alles ertragene Mühſal, und eine heiße Sehnſucht nach dem Himmel rieben frühzeitig die Körperkräfte der Dulderin auf, und ſchon am 19. November des Jahres 1231 entſchlief ſie, nur erſt 24 Jahre alt, und ihr Hinſcheiden wurde beklagt von allem Volke. Bald genug verbreitete ſich die Kunde von allerlei Wundern, die während der Leichenbeſtattung Eliſabeths und an ihrem Grabe geſchahen. Konrad von Marburg ſammelte dieſe Kunden und ſendete ſie an den Papſt, Gregor IX., zu welchem auch der Schwager Eliſabeths, der Deutſchordensritter Konrad von Thüringen reiſte. In Perugia, wo Gregor IX. eine Zeit lang verweilte, erfolgte am Pfingſttage des Jahres 1234 unter großen Feierlichkeiten Eliſabeths Heiligſprechung im Kloſter des Predigerordens. Der Schwager Eliſabeths, Landgraf Konrad, war bei dieſer feſtlichen Handlung Augenzeuge und vertheilte reiche Spenden an die Gotteshäuſer und an Arme, bewirthete die ganze Geiſtlichkeit, und ſaß bei einem Mahle des Papſtes dieſem zur Seite. Die Bulle der Heiligſprechung Eliſabeths wurde unterm 1. Juni 1235 ausgefertigt und mußte von allen Kirchen in Deutſchland verleſen werden. Erzbiſchof Siegfried von Mainz beſtimmte den 1. Mai des Jahres 1236 als den Tag der feierlichen Erhebung der Gebeine der heiligen Eliſabeth, die unter dem Zuſtrome zahlloſer Fremden erfolgte, bei der der Kaiſer ſelbſt gegenwärtig war, ferner die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, die Biſchöfe von Bamberg, Speier, Worms, Halberſtadt, Hildesheim, Paderborn, Naumburg, Merſeburg und Bremen, nicht minder Eliſabeths beide Schwäger, ihre Kinder, ihre Schwiegermutter.

Am Morgen des Erhebungstages der heiligen Gebeine begaben ſich die Fürſten, den Kaiſer an ihrer Spitze, letzterer im grauen Büßergewande, und gänzlich ohne Schmuck, nur die goldene Krone auf dem Haupte tragend, in die Kirche; die Fürſten und die hohe Geiſtlichkeit erſchienen im höchſten Glanze des Schmuckes und der Tracht. Und nun wurden Eliſabeths Gebeine erhoben, wobei Kaiſer Friedrich ſelbſt mit Hand anlegte; dann bedeckte der Kaiſer das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone, und ſprach: Da ich ſie auf Erden nicht krönen ſollte als eine Kaiſerin, ſo will ich ſie doch ehren mit dieſer Krone als eine ewige Königin in Gottes Reiche. Rührend war es anzuſehen, wie Eliſabeths Kinder an der Truhe knieeten, welche die Gebeine ihrer heilig geſprochenen Mutter in ſich ſchloß. Zahlreiche Opfer wurden an dieſem Tage dargebracht zur Erbauung der prachtvollen Kirche in Marburg, welche künftig das Mauſoleum Eliſabeths einſchließen ſollte, und zu welcher bereits der Grundſtein gelegt war. Bald auch wuchs der Ruf der Wunder, welche nach dem Glauben jener Zeit die Heilige fortwährend übte, und es iſt wol unbeſtritten das ſchönſte und würdigſte Wunder Eliſabeths, daß noch bis heute, nach ſechshundert und zweiundzwanzig Jahren, und in den Ländern Thüringen und Heſſen, deren religiöſes Bekenntniß an Fürbitte der Heiligen, wie an Wunder nicht zu glauben lehrt, das Andenken an dieſe Heilige ein rein und treu bewahrtes iſt, und Eliſabeth, die gottergebene, vielleicht überfromme fürſtliche Dulderin, in der vollen Glorie der Heiligkeit im Herzen des Volkes lebt, und nie vergeſſen werden wird.

101.

Vergeltungen.

Viele hatten nicht gut und recht gegen Eliſabeth gehandelt, und mehrere derſelben traf dafür die Hand der Vergeltung. Leider ſtand der Landgraf Heinrich Raspe unter dieſen in erſter Reihe. Wenn er auch berechtigt erſchien, der maaßloſen Freigebigkeit ſeiner verwittweten Schwägerin Schranken zu ſetzen, ſo mußte er doch anders gegen ſie handeln als er that. Er ſtieß Mutter und Kinder in das Elend hinaus, ſtatt dem Neffen ein treuer Vormund zu ſein, er wollte nicht Verweſer Thüringens ſein, bis der Knabe Ludwigs zu reiferen Jahren gekommen, ſondern Selbſtherrſcher, Alleinregent. Eine neue Dynaſtie wollte er begründen, ſein Stamm ſollte herrſchen über das Thüringerland. Sein Bruder Konrad mochte von gleicher Geſinnung beſeelt ſein, er übernahm die Regentſchaft von Heſſen. Landgraf Hermann blieb zur Seite gedrängt, auch als er herangewachſen war, man verheirathete ihn, als er faſt noch im Knabenalter ſtand, und als zu fürchten war, daß er, zur Einſicht gekommen und vom Herzoghauſe Braunſchweig, aus dem ſeine Gemahlin Helene ſtammte, unterſtützt, vielleicht mit Nachdruck ſein Vatererbe fordern werde, da verſchwand er, erſt 17 Jahre alt und erbenlos, aus der Reihe der Lebendigen. Die Volksſtimme der Mitwelt beſchuldigte geradezu Heinrich Raspe, daß er ſeinen Neffen durch Gift aus dem Wege zum Landgrafenthrone geräumt habe. Landgraf Konrad beſtand viele Kämpfe, kam in den Bann des Papſtes und der Kirche, und wurde darauf Deutſchordensritter — er konnte daher Thüringen keinen Erben geben, da er ſich nicht vermählen durfte. Sein Bruder Heinrich Raspe hatte ſich mit Eliſabeth von Braunſchweig vermählt; ſie ſtarb 1231 ohne Kinder. Er nahm Gertrud von Oeſterreich zur zweiten Frau — auch ſie ging, ohne ihm Erben geboren zu haben, im Jahre 1244 zur ewigen Ruhe ein. Und zum drittenmale vermählte ſich Heinrich Raspe mit Beatrix von Brabant, aber auch dieſe dritte Ehe blieb ohne Kinderſegen. Er verwickelte ſich in große Kämpfe, wurde unter Papſt Innocenz IV. Gegenkönig Kaiſer Friedrichs II., dem er mit Undank lohnte. Friedrichs II. Sohn Konrad aber rächte dieſen Undank, ſchlug Heinrich Raspe bei Ulm auf's Haupt, dieſer mußte verwundet entfliehen und ſtarb bald darauf auf der Wartburg, da denn mit ihm der Stamm der alten Landgrafen von Thüringen erloſch.

Jener fanatiſche Konrad von Marburg, der die arme Eliſabeth auf das empörendſte gequält und gemißhandelt hatte, ſtarb keines guten Todes. Die unbeugſame Strenge, die er gegen die gedemüthigte fürſtliche Frau übte, indem er ſie von ihren Kindern, zuletzt auch von ihren treuanhänglichen Dienerinnen trennte, ſie ſchlug — übte er auch als päpſtlicher Ketzerrichter. Wer ihm ein Ketzer ſchien, oder als ſolcher heimlich angegeben wurde, wurde verbrannt. Im Jahre 1233 hatte Konrad einen Grafen von Sayn, einen Grafen von Henneberg, einen Grafen von Solans, eine Gräfin von Loots und viele andere der Ketzerei angeklagt, doch wurde die Unſchuld dieſer Angeklagten erwieſen. Als nun Konrad mit zwei Helfershelfern, dem Dominikaner Konrad von Tours, und einem anderen, Namens Hans, der einarmig und einäugig war, von Mainz wieder nach Marburg zurück fuhr, wurde ihnen von erbitterten Dienern des Grafen von Sayn und andern der Ketzerei grundlos angeklagten Männern ein übles Ende bereitet, indem er nebſt Konrad von Tours erſchlagen wurde. Der einarmige Hans entrann dem Mordgetümmel, fand aber auswärts ſpäter ſeinen Tod an einem Galgen.

102.

Sophia's Handſchuh.

Die älteſte Tochter der Landgräfin Eliſabeth, Sophia, hatte ſich mit dem Herzoge Heinrich II. von Brabant vermählt, dem ſie 6 Kinder geboren. Das jüngſte derſelben war ein Sohn, des Namens Heinrich. Dieſem hätte, als Enkel der heiligen Eliſabeth, nach dem Ausſterben des Landgrafenſtammes, das Thüringerland nebſt Heſſen gehört, aber Heinrich Raſpe hatte, als er ſein kinderloſes Abſterben vorausſah, das Erbe dem Sohne ſeiner älteſten Stiefſchweſter, Jutta, vermählte Markgräfin von Meiſſen, und ſpäter vermählte Gräfin von Henneberg, als Erbe zugedacht. Dieſer Sohn war Heinrich, Markgraf von Meiſſen, der Erlauchte genannt, ein ſtattlicher und tapfrer junger Fürſt, der bereits einen Anwartſchaftsbrief vom Kaiſer Friedrich II. auf die Landgrafſchaft Thüringen hatte, und alsbald nach Heinrich Raſpe's, ſeines Stiefoheims Tode, ſich beeilte, Beſitz zu ergreifen, wenigſtens von Thüringen, denn von Heſſen als einer freien Landſchaft, die dem Reiche nicht zu Lehen ſtand, hatte Heinrich nicht den gleichen Anſpruch. Heſſen erklärte ſich für Heinrich von Brabant, und lud Mutter und Kind zu ſich ein, denn Heinrich zählte erſt vier Jahre, darum hieß man ihn das Kind von Brabant. Sophia kam zuerſt nach Marburg, trat, ihren Sohn auf dem Arme, unter die Bürger, und entflammte ſie für des Sohnes Recht, und da wirkte gar mächtig die friſche Erinnerung an die heilige Eliſabeth. Aber die Herzogin von Brabant verfolgte ihres Kindes Rechte weiter. Wenn ſie auch Heinrich dem Erlauchten die thüringiſchen Reichslehen, die er vom Kaiſer empfangen hatte, nicht wol ſtreitig machen konnte, ſo hatte ſie doch Rechte an die alte Grafſchaft Thüringen, und die Güter, welche Ludwig der Bärtige und deſſen Nachkommen als Allode erworben und vermehrt hatten; daher rückte ſie auch nach Eiſenach vor und hielt mit Heinrich dem Erlauchten eine Tagſatzung, auf der ſie ſich mit ihm vergleichen wollte, und es wäre alles gut geworden, wenn die Verſprechungen des Markgrafen Dauer gehabt hätten. Dieſe hatten aber keine Dauer, und daran waren die Rathſchläge Schuld, welche dem Markgrafen gegeben wurden. Denn da die Zeit des Interregnums war, und kein Reichsoberhaupt als Schlichter des Streites vorhanden, ſo widerriethen Heinrichs Mannen und zumal der Marſchall Helwig von Schlotheim jede Nachgiebigkeit, die der Markgraf zeigte, und zumal ſprach der erſtere: Wär' es möglich, daß Ihr mit einem Fuße im Himmel ſtündet, und mit dem andern auf der Wartburg, ſo ſolltet ihr viel eher den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und ihn zu dem andern auf die Wartburg ſetzen. Das änderte Heinrichs nachgiebigen Sinn, er verſchob die völlige Ausgleichung auf den Spruch des neuzuwählenden Kaiſers, und beſchwur mittlerweile ſein Recht auf Thüringen in der Kirche zu Eiſenach auf eine Rippe der heiligen Eliſabeth, und zwanzig Eideshelfer ſchwuren mit ihm in Sophia's Gegenwart. Da wurde die arme Herzogin von Zorn bewegt und außer ſich, und in Thränen ausbrechend zog ſie ihren Handſchuh aus und rief: O Du, der aller Gerechtigkeit Feind iſt, Teufel! Dich meine ich! Nimm hin dieſen Handſchuh zuſammt den falſchen Rathgebern, die meinen Sohn um ſein Erbe betrügen! So bot Sophia von Brabant dem Teufel ſelbſt Fehde, denn eine muthige Frau nimmt es mit dem Teufel ſchon auf — dabei aber begab ſich das Wunderbare, daß der Teufel die Fehde annahm, denn der Handſchuh, den Sophia in die Luft geſchleudert hatte, kam nicht wieder herunter — und bald entbrannte blutig und ſchwer in ſeinen Folgen der Thüringiſche Erbfolgekrieg.

103.

Bürgertreue.

Bald wußte nach dem Sprüchwort im Thüringerlande niemand mehr, wer Koch oder Kellner war, ſo ging es darunter und darüber. Eines Tages kam die Herzogin Sophia wieder gen Eiſenach, da wollte man ſie nicht einlaſſen, und hatte das Georgenthor zugeſchloſſen; da trat ſie dagegen, nahm eine Axt und hieb zwei Kerben in das Eichenholz, die man noch nach 200 Jahren ſah. Da die Eiſenacher ſolchen Ernſt ſahen, öffneten ſie ihr Thor und ließen die ſtreitbare Frau mit ihrem Gefolge einziehen. Ein Theil der Thüringiſchen Ritterſchaft hing dem Markgrafen von Meiſſen an, hauptſächlich die reichslehenbaren Vaſallen, ein anderer Theil nebſt der Heſſiſchen Ritterſchaft hielt zu Sophia von Brabant und ihrem Sohne. Andere hielten weder zu dem einen, noch zu dem andern, ſie wollten am liebſten für ſich ſein, ohne Oberherren, Selbſtherren, und wer es konnte ſuchte ſich ſelbſt zu ſchützen. Daher entſtanden damals eine Menge neue Burgen und hohe Warten, zumal um Eiſenach. So wurde von denen von Wangenheim auf dem Kalenberge hinter Fiſchbach ein Steinhaus errichtet, an der Werra erhob ſich Burg Brandenfels. Die Bürger zu Eiſenach, die nun mit ihrem Bürgermeiſter Heinrich Velsbach der Herzogin anhingen, ſchloſſen die Wartburg ein, welche der Markgraf beſetzt hielt; einestheils bemächtigten ſie ſich des Mittelſteins vor der Wartburg, und auf deren Rückſeite legten ſie eine Frau-Sophienburg an, die auch Frauenburg genannt wird, und die Eiſenacher Burgen, dadurch wurden die Zugänge zur Wartburg beherrſcht und abgeſchnitten. Rudolph von Vargila, des Name ſpäter in Vargula ſich umwandelte, hielt zu dem Markgrafen, und baute, von dieſem unterſtützt, den Rudolphſtein gegen die Eiſenacherburg, wodurch er wieder den Eiſenachern die Straße nach Franken über den gehauenen Stein verlegte und abſperrte. Sophia von Brabant hatte einen mächtigen Bundesgenoſſen an ihrem Schwiegerſohne, der mit ihrer jüngſten Tochter Eliſabeth vermählt war, Albert I. Herzog zu Braunſchweig, welcher nun auch mit Heeresmacht in Thüringen einfiel und ſo viel als möglich von den Beſitzungen Heinrich des Erlauchten verwüſtete. Er ſoll auch hart an der Stadt die Burg Klemda erbaut haben, eine Klemme für die Bürgerſchaft. Doch bekam ſolches Thun ihm endlich merklich übel, denn Rudolph von Vargila überfiel ihn, ſchlug und zerſtreute ſein Heer und nahm ihn ſelbſt gefangen. Zu derſelben Zeit befand ſich Markgraf Heinrich der Erlauchte auf der Wartburg, ließ in einer dunkeln Sturmnacht deren Thor öffnen; und zog mit einer Schaar tapfrer Mannen, welche zum Theil Sturmleitern und Pechkränze trugen, nicht in der geraden Richtung, ſondern in der gegen das einſame Ziegenthal herab, klommen dann bei den Felſen, welche Mönch und Nonne genannt werden an der Rückſeite des Berges, darauf der Metilſtein thronte, empor, und erſtiegen die gar nicht bewachte Rückmauer, nahmen die Beſatzung gefangen, und ſtießen die Burg mit Feuer an. Wie nun die Flammen des brennenden Metilſtein ſchrecklich durch die wilde Mitternacht leuchteten, ſtießen die Thürmer zu Eiſenach in ihre Hörner und lärmten die Bürgerſchaft auf — die wollten ihrer Beſatzung zu Hülfe kommen, und öffneten das Predigerthor — unterdeſſen war der Markgraf mit ſeiner Schaar ſchon ſeitwärts herunter, und kam an die Stadtmauer, in deren Nähe das Barfüßerkloſter gelegen war, dort hatte er heimlichen Anhang unter den Bürgern, welche des Kriegs und der Fehde ſchon herzlich müde waren, und die ſprachen: Steiget herein in Gottes Namen, wie lange ſollen wir dies Ungemach ertragen! — So gewann der Markgraf die Stadt Eiſenach, nahm den ganzen Rath gefangen, und verfuhr mit nichten ſänftiglich, denn er achtete die Bürger gleich Empörern. Am andern Tage zog er wieder zur Wartburg hinan, nachdem er einigen Herren des Rathes hatte die Köpfe vor die Füße legen laſſen, das Oberhaupt aber, und der am treueſten an Sophia hing, den führte er auf die Burg. Droben ſtand eine Blide oder Steinſchleuder, mit der von Zeit zu Zeit ein Felsbrocken hinab nach dem Metilſtein geſchleudert worden war, die Burg zu ſpeiſen. Auf dieſe Blide ließ der Markgraf Herrn Heinrich Velsbach legen und durch die Lüfte ſchleudern. Da ſchrie noch, indem er dahin flog, der treue Mann: Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant! — Hernachmals iſt an der Stelle, wo Heinrich Velsbach zerſchmetternd niederſtürzte, ein Gedenkſtein geſetzt worden; wer um denſelben dreimal ſtillſchweigend herumgeht, — geht die Sage — bekommt von unſichtbarer Hand einen Backenſtreich.

104.

Der Wangenbiß.

Neun Jahre hatte der Thüringer Erbfolgekrieg gedauert, und dem Lande und Volke war viel Weh widerfahren. Und endlich mußten die ſtreitenden Parteien ſich doch einigen. Sophia mußte auf alle Anſprüche auf Thüringen für ihren Sohn verzichten, dafür erhielt ſie ganz Heſſen, und ſo wurde Heinrich, das Kind von Brabant, der erſte Landgraf von Heſſen und der Ahnherr und Stammvater der noch blühenden heſſiſchen Regentenhäuſer. Auch wurde eine gegenſeitige Erbverbrüderung aufgerichtet, daß beim Ausſterben eines Hauſes, des Thüringiſch-Meißniſchen oder des Heſſiſchen, die überlebende Linie wiederum das Ganze beſitzen ſolle, deshalb behielten auch beide Lande das alte Stammwappen, den Löwen aus ſilbernen und rothen Stücken im blauen Felde bei, doch wird der Nachricht von der Aufrichtung einer ſolchen Erbverbrüderung auch von mehreren Geſchichtſchreibern widerſprochen, und ſoll dieſelbe erſt ſpäter erfolgt ſein, was zu erörtern die Sage nicht beruſen iſt. Sie weiß nur, daß der Mark- und Landgraf Heinrich der Erlauchte, Pfalzgraf zu Sachſen, zur allgemeinen Friedensfeier zu Nordhauſen ein Prachtturnier anſtellte, welches von Fürſten und Rittern und edeln Frauen zahlreich beſucht war, und bei dem auch Heinrichs älteſter Sohn, Albert mit ſeiner Gemahlin Margaretha, der Tochter Kaiſer Friedrichs II. gegenwärtig war. Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte des Länderbeſitzes faſt zu viel, ohne die mancherlei Anſprüche auf Lande in Oeſterreich, auf Neapel, auf Sicilien, daher übergab er ſeinem erſten Sohne Albert die Oberherrſchaft über die Landgrafſchaft Thüringen und die Pfalz Sachſen, dem zweiten Sohne aber, Dietrich, das Oſterland und Landsberg. Albrecht war ein ſtreitbarer und auch ſtreitluſtiger, tapferer Herr, doch ohne geregelte Neigungen, und ſein Leben war eine Kette von Kämpfen, erſt gegen den eigenen Bruder, dann gegen den eigenen Vater, dann gegen den eigenen Sohn. Dieß, und eine heftige Neigung zu einem ſchönen und verlockenden Hoffräulein ſeiner Gemahlin, Kunegunde von Eiſenberg, und alles, was in Folge dieſer Neigung geſchah, wurde Urſache, daß dem Landgrafen Albert von Thüringen ſchon ſehr frühzeitig von Geſchichtſchreibern der übel klingende Beiname der Entartete gegeben wurde, der auf ſein Andenken einen trüben Schatten wirft, welchen Schatten vielleicht die ſorgfältigere Geſchichtforſchung der neueſten Zeit in etwas zu lichten im Stande ſein wird. Die Sage aber wird ſich das, was ſie ſelbſt von ihm und über ihn berichtet, nicht nehmen laſſen.

Als Landgraf von Thüringen hatte Albert ſeine Hofhaltung im Schloſſe Wartburg, und dort vergaß er der ehelichen Liebe und Treue gegen ſeine Gemahlin Margaretha ganz und gar, und lebte nur für Kunegunde von Eiſenberg, die ihn mit ihren üppigen Reizen alſo umſtrickt und bezaubert hielt, wie Frau Venus im Hörſeelenberge vor Zeiten den Ritter Danhäuſer, und ihn alſo ſehr bethörte, daß er ſeiner tugendhaften Gemahlin das Leben rauben zu laſſen gedachte. Nun war ein armer Knecht auf der Burg, dem oblag, täglich mit 2 Eſeln Fleiſch und Brod aus der Stadt auf die Burg zu ſchaffen, dem gebot der Landgraf gegen Verheißung eines großen Stückes Geld, ſich des Nachts in die Kammer der Landgräfin zu ſchleichen und ihr heimlich das Genick zu brechen, nachher ſollte die Unthat, wenn der Tag komme, dem Teufel in die Schuhe geſchoben werden. Wie nun die Zeit da war, daß der Eſeltreiber den Meuchelmord an ſeiner unſchuldigen Gebieterin und Landesherrin ausführen ſollte, regte ſich ſein Gewiſſen, und er bedachte bei ſich, daß er, obſchon blutarm, doch ehrlicher Leute Kind ſei, und was es auf ſich habe, eine ſolche That zu thun. Tödtete er ſeine Herrin und bliebe, ſo würde bald genug der Landgraf auch ihn tödten laſſen, damit die That verſchwiegen bleibe. Tödtete er ſie und entfliehe, ſo würde man um ſo mehr in ihm den Thäter vermuthen und ihm das Bekenntniß abpreſſen, dann war ſein Tod abermals gewiß. Tödtete er ſie nicht, ſo hatte er des Gebieters Zorn zu fürchten, und an der Ehre, Vertrauter geworden zu ſein, hing ſein Leben.

Da nun der Eſeltreiber die Ausführung der That an vierzehn Tage hinzögerte, wurde der Markgraf ungeduldig und redete ihn wiederum an mit ernſtlicher Frage: Haſt Du die Aernte geworben, die ich Dir anbefohlen habe? worauf der Knecht zagend antwortete: Herr, ich will ſie baldigſt werden. Und noch deſſelben Abends ſpät führte ihn die böſe Kunne von Eiſenberg durch die Frauengemächer in das Gemach, darin die Herrin ganz allein ſchlief, befahl ihm alles wohl zu richten, und ging dann ihren Weg dahin, wo ſie mit Zärtlichkeit erwartet wurde. Der Eſelknecht aber fiel am Bette der Herrin auf ſeine Kniee nieder und weckte ſie auf, und ſie fragte erwachend: Wer iſt da? Da nannte ſich der Knecht, und flehte ſie an, ſeines Lebens zu ſchonen und zu genaden. Sie aber ſprach: Was thuſt Du? Du biſt trunken oder unſinnig. Schweigt Herrin und verrathet mich nicht, erwiederte er: rathet vielmehr Euch und mir. Ich habe Befehl, Euch zu ermorden — das kann und will ich aber nimmermehr. Erſinnet Rath, daß wir Beide das Leben retten und behalten! — Gehe hinweg! ſprach Margarethe erſchrocken, und berufe mir eilend und heimlich den Schenken, Rudolf von Vargila — mit dem will ich mich berathen, was ich beginnen ſoll. Ehe der Schenke kam, hatte ſich Margarethe vom Lager erhoben und ihre Jungfrauen geweckt, die in einem Nebenzimmer ſchliefen; Rudolph von Vargila, der Haushofmeiſter, rief ſeine Hausfrau wach, und in aller Stille verſammelten ſich dieſe Getreuen im Zimmer der Herrin, um raſch zu berathen, was in ſo verhängnißvoller Lage zu thun ſei. Schleunige Flucht erſchien allen das am meiſten anzurathende zu ſein, und Margaretha war dazu entſchloſſen. Sie hieß ihre Jungfrauen alles vorbereiten, indeſſen ſie ſich nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne begab. Sie hatte deren drei: Heinrich, ſchon 16 Jahre zählend, Friedrich, nur ein Jahr jünger und Diezmann, zehn Jahre alt. Und ſie ſetzte ſich an ihrer Söhne Bette und beweinte ihr Unglück mit heißen Zähren unter großen

Schmerzen, aber ihre Diener drängten ſie zur Eile, und da ſie ſah, daß es nicht anders ſein konnte, küßte und ſegnete ſie die Söhne und ſonderlich küßte ſie Friedrich ohne Aufhören und biß ihn aus herzbrechender Mutterliebe heftig in die Wange, daß ſie blutete, und wollte auch Diezmann alſo zeichnen, aber Rudolf der Schenke wehrte es ihr, und fragte: Wollet Ihr die Kinder erwürgen? Sie aber ſprach: Ich habe Friedrichen gebiſſen, daß er, wenn er erwachſen, ſtets an dieſen großen Jammer ſeiner Mutter und an dieſes trauervolle Scheiden gedenke. Nun war nur noch die ſchwere Frage: wie entkommen? Denn das Burgthor war verſchloſſen, wohl verwahrt und bewacht, und Margaretha mußte aus dem von ihr bewohnten Bau vor in das Ritterhaus gehen, dort befand ſich ein Gang, der zum Theil noch heute vorhanden iſt und der Margarethengang heißt, der hing hart über der Burgmauer und hoch über dem waldigen und felſigen Abhange nach Weſten, dort wurde ſie an Seilen und Bändern, welche die Frauen aus Bettlacken geſchnitten und feſt aneinander geknüpft hatten, hinunter gelaſſen, mit ihr eine ihrer Jungfrauen und eine Kammermagd und zuletzt auch der Eſeltreiber, der als Wegezeiger dienen mußte, und ſo kamen ſie in aller Stille auf den ſchmalen Pfad, der an der hintern Seite der Burg um dieſe zieht, und ſtiegen ſteil hinab in den Burghain, kamen in die Thaltelle der Silbergräben und gewannen von da aus die waldige Straße, die über Markſuhl und Vacha gen Frankfurt führt. Und gingen noch dieſelbe Nacht mit Jammer und Leid bis zur Burg Krainberg, welche damals dem Stifte Hersfeld zugehörte; dort nahm ſie der Amtmann willig auf, die Tochter eines Kaiſers, und ließ ſie andern Tages weiter gen Fulda geleiten. Auch dort wurde ſie vom Abte gar ehrerbietig empfangen und dieſer ließ ſie bis nach Frankfurt geleiten, wo ſie wieder die beſte Aufnahme fand, und in einem Jungfrauenkloſter ein ſchirmendes Aſyl. Aber was ſie erfahren und erduldet, und was ihre Seele gelitten, das nagte ihr am Herzen und ſie überlebte nicht lange den Tag ihrer Flucht und wurde zu Frankfurt begraben.

105.

Von Friedrich mit der gebiſſenen Wange.

Nach der Nacht, in welcher Fürſtin Margaretha von der Wartburg entkommen war, hoffte der Landgraf, daß früh genug Zetergeſchrei ob des Todes der Herrin durch das Schloß gellen werde, es blieb aber alles ſtill, zu ſeiner großen Verwunderung. Da ſandte er nach dem Eſeltreiber, aber die Boten kamen zurück und meldeten, derſelbe ſei nicht zu finden. Nun ging der Landgraf in die Zimmer ſeiner Gemahlin, deren Kammermägde zu befragen, ob die Herrin aufgeſtanden — aber es war keine beihanden. Und ſo fand er auch Margarethe nicht mehr, und endlich dämmerte ihm eine Ahnung und fiel ihm ſchwer aufs Herz, obwohl er innerlich froh ſein mußte, ohne eine blutige That der nicht mehr geliebten Gemahlin ledig zu gehen. Er bot auch nicht viele Mittel auf, ſie verfolgen zu laſſen, wol aber ſandte er reitende Eilboten an ſeinen Vater und ſeinen Bruder, ihnen Margarethens Flucht kund zu thun, und da verließ Diezmann alsbald ſein Schloß Landsberg im Oſterland, kam auf die Wartburg, und mußte einen ſchändlichen Lug hören, den Albrecht erſann, indem er ſagte, Margarethe ſei mit einem Buben auf und davon, mit dem ſie in unehrbarer Vertraulichkeit geſtanden habe. Diezmann durchſchaute gleichwol das Verhältniß ganz klar, und bat, Albrecht möge ihm Margarethens Kinder anvertrauen, ſo werde er um ſo weniger an ſie erinnert werden. Das war Albrecht ganz willkommen und ließ es gern geſchehen. Den älteſten Sohn nahm ſein Vater, Heinrich der Erlauchte zu ſich, und die beiden jüngern Diezmann, welcher ſich nicht lange zuvor erſt mit Helene von Brandenburg vermählt hatte. Landgraf Albrecht aber bekam einen Sohn von Kunne, ſeiner Kebſe, mit der er ſich nun förmlich ehelich verband, dieſer Sohn hieß Apiz, und der Vater hatte ſondre Neigung, dermaleinſt dieſem und nicht ſeinen drei älteren Söhnen das reiche Erbe zu hinterlaſſen, über das er herrſchte. Mittlerweile wuchſen ſeine Söhne heran, und es begannen Zwieſpalte zwiſchen ihnen und ihrem Vater, die um ſich griffen wie ein freſſendes Geſchwür, und aufs neue das Thüringerland, das ſchon im Erbfolgekriege genugſam gelitten hatte, in Unglück und Verderben ſtürzten. Im Anfange war das Glück mit Albrechts Waffen. Seinen älteſten Sohn, Heinrich, dem Heinrich der Erlauchte die Verwaltung des Pleißner Landes und deſſen Einkünfte übergeben hatte, verjagte Albrecht, daß er flüchtig umherirrte, und den Spottnamen „Heinrich ohne Land“ mit ſich herumtragen mußte. Friedrich der Gebiſſene wurde ſeines Vaters Gefangener, und mußte über Jahr und Tag in einem Hungerthurme auf der Wartburg ſitzen, bis ihn ſeine Freunde heimlich und mit Liſt befreiten. Jahrelang ſetzten ſich die Kämpfe heftig fort, und Friedrich nahm, nachdem ſein Großvater und ſein Oheim geſtorben waren, Beſitz von den Landen und war überall voll Zuverſicht und freudigen Muthes, daher er auch den Beinamen der freudige erlangte. Markgraf Albrecht aber verkaufte endlich Thüringen für zwölftauſend Mark Silbers an den Kaiſer Adolf von Naſſau, der führte viel ſchwäbiſches und anderes Fremdvolk in das Land, das darin verheerend hauſte, aber auch zu Zeiten ſeinen Lohn dafür bekam. Und als Albrechts Frau Kunne ſammt ihrem Sohne Apiz geſtorben war, that er ſeinen Söhnen den Tort an, und heirathete die Wittwe eines Grafen von Arnshaugk, und führte ſie auf Schloß Wartburg. Dieſe hatte eine einzige Tochter, des Namens Eliſabeth, ein holdſeliges Fräulein, die blieb auf Burg Arnshaugk zurück; dieſe ſah Friedrich der freudige, entbrannte in Minne gegen ſie, entführte und heirathete ſie; ſo wurde er nun der Schwiegerſohn ſeiner Stiefmutter, und wenn man will, ſeines Vaters. Friedrich war ſtets des von ſeiner rechten Mutter empfangenen Wangenbiſſes eingedenk, und ließ nicht ab, ſeinen Vater zu befehden, wodurch Städte und Dörfer in großen Schaden und Abgang geriethen, abſonderlich Eiſenach. Endlich gewann Friedrich ſogar die Wartburg in einer Nacht durch Ueberrumpelung und faſt ohne Schwertſchlag, nachdem er ſich am Tage über in der ſchattigen Schlucht mit ſeinen Mannen verborgen gehalten hatte, die noch das Landgrafenloch heißt, und nahm ſeinen Vater gefangen, mit dem er dann unterhandelte und der nach Erfurt zog; ſeine Frau Stief- und Schwiegermutter behielt Friedrich in allen Ehren auf der Wartburg, wohin er auch ſeine eigene Gemahlin nachkommen ließ. Dieſe neue Freudigkeit aber, welche die glückliche Ueberrumpelung der Wartburg Friedrich dem freudigen geſchaffen, war nicht von langem Beſtande.

106.

Der Taufritt.

Die Bürger von Eiſenach hielten zu ihrem alten Herrn, ſandten Eilboten an den Kaiſer, ſchloſſen die Wartburg wiederum ganz eng ein und ſchnitten ihr alle Zufuhr ab, was bei der Unzugänglichkeit ihrer Lage auf einem hohen Felſen ſehr leicht war. Außerdem war mit ſtürmen und ſteinſchleudern der hohen Bergfeſte nicht beizukommen. In dieſer Zeit genaß des Landgrafen junges Ehegemahl, Frau Eliſabeth, eines Töchterleins auf Schloß Wartburg, das konnte nicht getauft werden, denn es war kein Geiſtlicher auf der Burg und auch keiner zu erlangen. Da faßte Friedrich der freudige einen raſchen Entſchluß. Er erkürte aus der Zahl ſeiner Mannen zwölf tapfere Kämpen, ſtieg mit ihnen zu Roß, hieß die Amme mit dem Kinde ebenfalls ein ſicher trabendes Rößlein beſteigen, ritt mit ihnen bei nächtlicher Weile einen Saumpfad von der Burg nieder, durch das Hellthal, über den Gaulanger, der vor dem Frauenthore lag, und gewann den Thalgrund des Engelsbach oder Sengelbach hinter dem Karthäuſerberge, von da aus die Weinſtraße und ſo weiter. Die Reiter waren ſchon ziemlich weit, als in der Stadt Lärm wurde, die Wächter ihre Hörner erſchellten, und eine Reiterſchaar aus dem Nicolaithore hervorbrach, den Flüchtigen nachzujagen, was ſie mit großem Lärm und Geſchrei that. Wie nun Friedrich mit den Seinen immer raſch vorwärts ritten, ſchrie das Kind heftig und die Amme hielt ihr Rößlein an. — Was iſts? Was fehlt dem Kinde? Warum ſchreit es? fragte der Landgraf, und riß ſein Roß herum. — Herr! erwiederte die Amme: es hat Durſt! Es ſchweiget nicht, es ſange denn. — Wohlan, ſo haltet! rief Friedrich der freudige den Seinen zu. Meine Tochter ſoll um ſolcher Jagd Willen nichts entbehren, und koſtete es das Thüringerland! Da ſchaarten ſich alle um die Amme, welche das Kind ſtillte, und waren bereit zum Kampfe auf Tod und Leben, denn ſie hörten den Hufſchlag der Feinde in ziemlicher Nähe; es kam aber nicht zu einem Kampfe, weil muthmaßlich die Verfolger der Hauptſtraße entlang jagten, und Friedrich mit den Seinen zur Rechten derſelben Feld- und Waldwege gewonnen hatte. Und ſo kamen alle nach einem angeſtrengten Ritte im Schloſſe Tenneberg über Waltershauſen an; und der Landgraf ließ den Abt von dem nahen Kloſter Reinhardsbrunn berufen, der mußte das Töchterlein taufen und daſſelbe auch Eliſabeth nennen. Als dieſes geſchehen war, gewann ſich der freudige Landgraf Hülfe und Zuzug von ſeinen Freunden und Vaſallen, ſpeiſete trefflich aufs neue die Wartburg, und brachte ganz Thüringen auf ſeine Seite. Darob erzürnte ſich der Kaiſer Albrecht mächtiglich, wollte Thüringen aufs neue mit Heeresmacht überziehen, wie er die Schweiz zu überziehen drohte, aber da wurde ſeinem Leben ein Ziel geſetzt durch die Hand ſeines eigenen Neffen, Johann von Schwaben. Das wandte alle Dinge merklich anders; die Bürger zu Eiſenach demüthigten ſich vor ihrem rechtmäßigen Gebieter, die Abgefallenen huldigten ihm aufs neue; Uebelthaten und Untreue mußten geſühnt werden; die von den Bürgern in ihrem Freiheitseifer gänzlich zerſtörte Zwingburg Klemme mußten ſie neu und ſchön wieder aufbauen. Zu dieſen Zeiten ſtarb Markgraf Diezmann zu Leipzig auch durch Meuchelmord, wie der Kaiſer, da zog ſein Bruder Friedrich der Freudige ſchnell nach Sachſen, wo noch kaiſerliches

Kriegsvolk lagerte. Er aber rüſtete ſich zur Schlacht, ließ ſich von ſeinem Wappner die heraldiſchen Kleinode der Lande Meißen, Pleißen und Thüringen, den wachſenden Mann und die Hörner mit den ſilbernen Kleeblättern zugleich auf den Helm befeſtigen und ſoll dazu geſprochen haben:

Heut binde ich auf Meiſſen,
Thüringen und Pleiſſen,
Und alles, was meiner Aeltern je gewart,*)
Gott helfe mir auf dieſer Fahrt!

Und dann ging in der Gegend zwiſchen Leipzig und Altenburg, beim Oertchen Lucka der blutige Tanz gegen das Heer des Kaiſers los, das meiſt aus Schwaben beſtand, und ſchmählich in die Flucht geſchlagen wurde. Davon entſtand ein Sprüchwort, wenn ſich einer vermaß, große Dinge zu thun:

Es wird dir glucke — (glücken)
Wie den Schwaben bei Lucke.

107.

Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Nach den vielen Kämpfen und Fehden, welche das Thüringerland zu tragen hatte, und in denen die Zeit ſo unfroh und verdienſtlos geweſen, daß auf dem Markte zu Eiſenach das Gras eine halbe Elle hoch gewachſen war, kehrte endlich eine beſſere Zeit zurück; das Leben wurde wieder regſamer, und die Freude forderte wieder ihren Antheil an Feſtesluſt und Schaugepränge. Da geſchahe es, daß am Abende vor dem Sonntage Miſericordias, war der 24ſte April des Jahres 1322, die Predigermönche zu Eiſenach auf der Rolle, zwiſchen der Hauptkirche St. Georgen und dem Barfüßer Kloſter, ein geiſtliches Schauſpiel aufführten, welchem Friedrich der Freudige mit ſeinem Hofſtaate und vielem Volke als Zuſchauer beiwohnte. Den Inhalt des Schauſpieles bildete das Evangelium von den 5 klugen und den 5 thörigten Jungfrauen, die Darſtellung war alſo angeordnet: Chriſtus erſchien mit Maria und einem Engelchore ſingend, denn die ganze Darſtellung war gleichſam oratoriſch, als durchaus ernſtes Singſpiel gehalten, obſchon vielleicht auch manche Stellen geſprochen wurden. Hierauf traten die zehn Jungfrauen mit einem Lobgeſange auf, Engelſtimmen geboten Schweigen, Chriſtus lud zu ſeinem Hochzeitmahle ein. Die Jungfrauen theilten ſich in ihre zwei Parteien und führten Wechſelreden über die Wahl zwiſchen himmliſcher und Weltfreude; die thörigten hielten ein Mahl, bei dem ſie zum Theil entſchlummerten. Dann hielten ſie, nachdem ſie die 5 klugen vergebens um Oel gebeten, einen Umgang auf der Bühne, Oel zu kaufen, was ihnen nicht gelang. Chriſtus erſchien als der Bräutigam, winkte den klugen zu ſeinem Mahl empor; Maria empfing und krönte ſie. Engelchöre verherrlichten das Hochzeitmahl. Nun flehten die thörigten Jungfrauen, auch ſie aufzunehmen aber mit Strenge wies ſie Chriſtus zurück; ſie wandten ſich an Maria als Fürbitterin, welche ſich auch bewegen ließ, bei ihrem göttlichen Sohne für die unglücklichen zu bitten, allein vergebens, vielmehr traten Teufel auf, welche die thörigten Jungfrauen mit einer Kette umſchlangen, die nun in die jammervollſten und wehmuthsvollſten Wehklagen in Mark und

---

*) von Gewar — gemeinſchaftliches Beſitzthum.

Gebein durchſchütternden Worten ausbrachen, das Haar ſich rauften, die Brüſte zerſchlugen, dem Tage ihrer Geburt und ihren Erzeugern fluchten und unter einem hochtragiſchen Klagechore in das geöffnete Thor der Hölle von den Teufeln geſtoßen wurden. Das fiel dem Landgrafen centnerſchwer aufs Herz — ſein frommer Glaube an Chriſti Verſöhnungstod und an die Fürbitte Mariä wurde in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüthes erſchüttert, und ſein Zorn über die zur Schau gelegte gnadenloſe Härte, dem er Worte gab, und die Aufregung darüber ergriffen ihn ſo heftig, daß ihn der Schlag rührte und ihm die Sprache lähmte. Zwar ſtarb er nicht alsbald, aber die freudige Kraft war gebrochen, ſein Geiſt blieb umdüſtert, und zwei und ein halbes Jahr nach der Aufführung jenes traurigen Spieles erlag Friedrich mit der gebiſſenen Wange ſeinen Leiden.

108.

Die Seele in der Helle.

Friedrich der freudige war ſiebenundſechzig Jahre alt geworden, als er das zeitliche ſegnete, und im St. Katharinenkloſter begraben wurde. Er hinterließ nur einen Sohn, auch Friedrich geheißen, den die Geſchichte ſpäter den ernſthaften nannte, und jene Tochter Eliſabeth, die der Vater in der Nacht von der Wartburg gen Schloß Tenneberg brachte, und die ſich hernachmals mit dem Enkel Sophia's von Brabant, dem Urenkel der heiligen Eliſabeth, Heinrich II. von Heſſen vermählte. Noch ſtand der alte Glaube unerſchüttert, und die Lehre vom Fegefeuer, von

Orten ſündenabbüßender Qualen, die aus grauen Zeiten her in dieſer Gegend ganz beſonders als vorhanden geglaubt wurden, hatte noch volle Geltung. Jedem der aus den Fenſtern des Wartburgpalaſtes nordoſtwärts blickte, ſtand des Hörſeelenberges oft majeſtätiſch grauenvoll erſcheinende Sarggeſtalt vor Augen, und die Kunden vom büßenden Todtenheere unter Frau Holle's Führung, von der in Flammen ſich läuternden Seele des Gemahles der Königin Reinſchwig, von der aus Gluthen emportauchenden Seele des eiſernen Landgrafen waren noch keineswegs vergeſſen. Daher regte ſich im Gemüthe des Sohnes Friedrichs des freudigen derſelbe Wunſch, den Ludwig der Milde empfunden und nachgegeben hatte, es verlangte ihn zu erfahren, wie es um ſeines Vaters Seele ſtehe. Da berief der Landgraf einen Meiſter der ſchwarzen Kunſt, und dieſer offenbarte ihm, daß ſeines Vaters Seele im Fegefeuer Pein leide in dem Grunde hinter der Wartburg unter dem hinterſten Thurme. Sonach verlegte die alte Sage den Fegefeuerort unmittelbar in die Nähe der Wartburg, und juſt ſeitab von der hintern Seite derſelben zieht ſich der grüne Grund, welcher noch heute das Hellthal heißt, hinab bis an die ſogenannten Thränenteiche. Bei vielen bedeutenden Burgen aber findet ſich die ſchaurigſte Stelle hinter dem ſchroffſten Mauerabhang „die Hölle“ geheißen, ſo unter andern beim Kynaſt. Im Mittelalter ſchrieb man niemals Hölle, ſondern ſtets Helle, hergeleitet vom Begriffe eines flammenden Feuers, und ebenſo war der Begriff vom letztern und dem der Hölle identiſch, daher hatte der Teufel allerlei damit zuſammenhängende Namen, als Hellebock, Helljäger, Hellemohr, Hellrabe, Helledrache, Hellrüde (Höllenhund), Hellewolf, Hellewirth, Hellewurm u. a.

Und ſo reicht in die Geſchichtsſagen von der Wartburg immer wieder der Dämonenmythus herein, der in eigenthümlicher Weiſe ſich innerhalb dieſes bergigen Gebietes ſeßhaft gemacht hatte, und noch in mehr als einer Sage wiederkehrt.

109.

Die verfluchte Jungfer.

In den dämoniſch-mythiſchen Sagenkreis der Eiſenacher Gegend gehört auch die „verfluchte Jungfer.“ Eine Felshöhle ziemlich hoch über der linken Wand des Marienthales wird vom Volke ſeit uralten Zeiten „das verfluchte Jungfernloch“ genannt. Einſt ſoll zu Eiſenach eine Jungfrau gelebt haben, von übergroßer Schönheit, aber auch von übergroßem Stolze, Hochmuth und prunkſüchtigem Weltſinn. Stets putzte ſie ſich, und ſtrählte, gleich der Lurelei am Rhein, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme, vergaß und verſäumte darüber ſogar des Gottesdienſtes, denn ſie wurde nicht fertig mit ſtrählen, Zöpfe flechten, Geſchmuck und Geſchmeide anlegen, und da ihrer frommen Mutter dieſes Thun ein Gräuel war, Bitten und Ermahnungen aber gänzlich fehl ſchlugen, ſo hat die Mutter dieſe Tochter in den Stein verwünſcht, bis ihr Gott helfe. Dort iſt ſie nun in die Felshöhle gebannt, vor der kein Gras wächſt, und läßt ſich zu Zeiten ſehen; manche ſagen nur alle ſieben Jahre, andere gar nur alle hundert Jahre. Zu Zeiten iſt ein rothes Hündlein bei derſelben erblickt worden. Man ſieht ſie droben ſitzend oder ſtehend und immer weinend, auf Erlöſung hoffend, die nur dadurch bewirkt wird, daß jemand ihr, der zwölfmal Nießenden, zwölfmal hinter einander ein „Gott helf!“ zurufe. Dazu hat leider noch niemand die Geduld gewonnen. Ein Fuhrmann brachte es wirklich bis zu eilfmal, als ſie aber zum zwölftenmale nießte, ſchrie er im Fuhrmannszorne: Ei, wenn Gott Dir nicht helfen will, ſo helf Dir der Teufel! — Da that die verwünſchte Jungfrau einen lauten Schmerzensſchrei und verſchwand. Vielfach gehen noch andere Sagen von ihrer Erſcheinung um. Eine Schaafheerde wurde von ihr ſo geſchreckt, daß ſie ſich wild zerſtreute und an vierundzwanzig Schaafe ſich von den ſteilen und ſchroffen Felsklippen herab zu Tode fielen. Einer Hirtenfrau erſchien die Jungfrau, und ließ ſich von derſelben das Haar ſtrählen, wollte ſie auch gut dafür belohnen, und hatte ſie ſchon in ihre Höhle geführt, die voller Schätze war, gleich der Höhle im Schloſſe Tara, aber da ſchreckte ſie ein großer Hund mit feurigen Augen, daß ſie laut aufſchrie, weil ſie glaubte, der Hund werde ſie beiſſen — da verſchwanden Jungfrau, Schätze, Hund und Höhle mit einemmale, und die Frau ſtak in einer Dornhecke, aus der ſie ſich mühſam befreien konnte. Ein im Walde verirrtes und durch ein Vöglein verlocktes Kind ſchirmte die verfluchte Jungfrau, gab ihm Nahrung und deckte es zu, wenn es ſchlief. Erſt nach acht Tagen fand es der Vater wieder, und es war friſch und geſund. Eine weiße Jungfrau — ſagte es, ſei zu ihm gekommen, habe ihm zu eſſen und zu trinken gegeben, und es zugedeckt. — Hinter der Frauenburg, vor welcher am Bergesabhang die Jungfernhöhle liegt, quillt eine Quelle, aus dieſer trank einmal ein armer Leineweber aus Eiſenach, da warf das Waſſer mit einenmale einen Klumpen Silber heraus, den nahm der Leineweber und trug ihn in die Stadt zum Schloſſer Rauchmaul, der zahlte dem Leineweber fünfzig Thaler für den Fund und bewirthete ihn noch obendrein, und ſchänkte ihm ſo lange zu trinken ein, bis jener den Ort ausplauderte, wo er das Silber gefunden. Nun gingen beide mit einander zu dem Silberborn, und ſiehe, es lag wieder ſo ein Klumpen da, und der Schloſſer zahlte ſeinem Freunde die Hälfte des für den erſten gezahlten Geldes, aber heimlich dauerte und reute ihn das ſchöne Geld; er mochte das Silber gern umſonſt haben, und wo möglich recht viel. — Daher verfügte er ſich andern Tages bei guter Zeit ganz allein zu dem ergiebigen Brunnen, aber die verfluchte Jungfrau hatte den Quell mit einem ſeidenen Wams verſtopft, und ſo floß er nicht mehr, und weder der Schloſſer, noch andere, die dort herum hackten und ſchaufelten, fanden jemals wieder einen Gran Silbers. Nur dem tiefen Grunde, der ſich von der Quelle des Silberborns abſenkt, zwiſchen der Wartburg, der Viehburg und der Hollunder, blieb der Name: Die Silbergräben, weil man in ſelbigen niemals Silber ergrub. Lucus a non lucendo.

110.

Mönch und Nonne.

Am ſüdweſtlichen Abhange des alten Burgberges Metilſtein, der heutzutage Mädelſtein genannt wird, ragen zwei nahe beiſammenſtehende Felſen hoch und vereinzelt empor, dieſe heißen Mönch und Nonne. In einem Kloſter zu Eiſenach lebte ein junger Mönch, und in einem andern eine Nonne, mögen etwa der Mönch ein Karthäuſer, und das Nönnlein in St. Katharina geweſen ſein, die liebten einander, obſchon niemand zu ſagen weiß, wo ſie einander zuerſt geſehen, und wie ſich ein Einverſtändniß zwiſchen ihnen entſponnen. An einem Abende aber entwichen laut Verabredung beide heimlich aus ihren Klöſtern, ob nur auf ein kurzes Stelldichein oder ob für immer, das meldet wiederum die Sage nicht. Vielleicht hatten ſie nicht den Willen, wieder in die Klöſter zurückzukehren, und haben dieß auch nicht gethan, vielmehr fanden ſie ſich an einer einſamen Stelle hinter dem Metilſtein und ſtanden da gar lange beiſammen auf einer Stelle und küſſeten einander, und ſtehen noch immer daſelbſt, denn ſie wurden in hohe Steinfelſen verwandelt, die von weitem geſehen, immer noch zwei rieſigen Menſchengeſtalten ähneln, welche ſich gegen einander zum Kuſſe neigen.

111.

Hilten, der Mönch.

Im Kloſter der Barfüßer zu Eiſenach lebte ein frommer Mönch, des Namens Johannes Hilten, dem war die Gabe der Weiſſagung eigen, es ging ihm aber damit, wie das Sprichwort ſagt: Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande; und zumal mißfiel er ſehr, als er eine Veränderung in der kirchlichen Lehre von der Kanzel vorherſagte, und den Klöſtern eine wenig tröſtliche Zukunft verhieß. Das Barfüßerkloſter zu Eiſenach werde einem Luſtgarten weichen, das Kloſter zu Weimar ein Zeughaus werden, das zu Magdeburg ein Schulhaus, das zu Wittenberg ein Kornhaus. Solche Prognoſtica über die Zukunft dieſer und anderer Klöſter mißfielen dem Abt und Convent, und als Hilten nicht aufhörte zu prophezeihen, und unter andern vorbrachte, im Zeichen des Löwen werde ein Eremit erweckt werden, der werde mächtiglich rütteln am päpſtlichen Stuhle, ſo warf man ihn in ein ſcheusliches Gefängniß voll Stank und Moder, und obſchon er flehentlich bat um eine erträglichere Cuſtodie, erhielt er ſie doch mit nichten; darauf prophezeihete er noch härter, in fünfzehn Jahren werde ſich ein Held erheben, der werde die Mönche ſcharf anfaſſen, und ſie würden ihn nicht, gleich ihm, feſſeln und einkerkern können, und dann iſt er geſtorben.

Und gerade als fünfzehn Jahre verfloſſen waren, kam, im Jahre 1498, auf die Schule zu Eiſenach ein fünfzehn Jahre zählender Schüler, der erſang ſein Brod vor den Thüren, und es nahm ihn eine andächtige Matrone an ihren Tiſch, das war Frau Urſula Cotta, des Rathsherrn Conrad Cotta hinterlaſſene Wittwe. Und als aber fünfzehn Jahre verfloſſen waren, ging derſelbe vormalige Schüler aus dem Auguſtinerkloſter zu Wittenberg als ein Bruder Eremit, wie man die Auguſtinermönche zu nennen pflegte. und ſchlug an die Schloßthür daſelbſt ſeine Sätze an. Damals herrſchte zu Rom Papſt Leo X., das war Hiltens Löwe, und der Eremit war Hiltens Held, Doctor Martin Luther. — Nach Hiltens Tode hat man ihn hoch geehrt, und ihm zu Eiſenach ein Denkmal aufgerichtet.

112.

Junker Jörg.

Der heilige Ritter Georg, der Drachentödter, war der Schutzpatron des Schloſſes Wartburg, der Stadt Eiſenach und ihrer ſchönſten Kirche. Und es geſchah, daß eines Abends ein Mann auf die Wartburg gebracht wurde, der kam im Geleite des Amtmanns daſelbſt, Hanſen von Berlepſch und des Ritters Hans von Wenkheim, der im Schloſſe zu Altenſtein drüben vor dem Walde ſaß. Die beiden Edeln hatten mit reiſigen Knechten den Mann gefangen genommen, als derſelbe über Altenſtein durch den Wald nach Waltershauſen zu zu reiſen im Begriff war, und hatten das gethan auf Befehl ihres Herrn des Kurfürſten von Sachſen. Auf der Wartburg wurde dieſer Mann in einem Zimmer des Ritterhauſes gut gehalten, trug ritterlich Gewand und ein Schwert, und ward Junker Jörg geheißen. Es ſchien aber beſagter Junker Jörg mehr ein Gelehrter, denn ein Ritter, denn er blieb in ſeinem Gemach, wie der gefangene Sankt Paulus zu Rom in ſeinem Zimmer und überſetzte als ein Drachentödter mit dem Schwerte des Geiſtes die dem Volke von der römiſchen Kleriſei vorenthaltene Bibel, das Wort Gottes, in die deutſche Sprache. Dabei machte ihm der Teufel, wie die Sage geht, allerlei Spuk und Gerümpel, rappelte in einem Sacke mit Nüſſen, aber der gelehrte Ritter kehrte ſich nicht daran und ſprach: Biſt Du's, ſo ſei es! Einmal aber umſummſete der Teufel den eifrig ſeiner Arbeit obliegenden Junker Jörg in Geſtalt einer großen Brummfliege allzuſehr, ſo daß dieſer zornig ward und ſein Tintenfaß nach ihm warf. Davon wurde an der Wand nächſt dem Ofen ein großer Flecken, der immer wieder zum Vorſchein kam, ſo oft man auch die Wand überſtrich, und am Ende wollten viele davon etwas zum Andenken mitnehmen, und bröckelten den Kalk ab, und da iſt zuletzt aus dem Fleck ein Loch geworden. Dem frommen und fleißigen Junker Jörg wurde ein ehrbarer Knecht, ein verſchwiegener Reitersmann, beigegeben, der, wenn der Junker einmal ausritt, mit ihm ritt, und deſſen treue reiteriſche Einreden und Verwarnungen der Junker hernachmals oft rühmte, weil ihm der Reiter verbot, in Herbergen, ſobald er dahin kam, ſein Schwert abzulegen und alsbald über die Bücher zu laufen — damit man ihm nicht gleich den Schreiber und Gelehrten anſehe. So iſt der Junker da und dort hingekommen zu ſeinen Freunden, unter andern nach Markſuhla, und haben ihn in ſeiner ritterlichen Verkleidung und ſeinem ſtarken Barte nicht erkannt. Im Kloſter Reinhardsbrunn aber erkannte ihn ein Conventuale, und wollte das weiter ſagen, da drängte der Reiter zum Aufbruch und gab vor, ſein Junker müſſe Abends bei angeſtellter Verhandlung ſein, und brachen beide eilends auf und zogen auf Schloß Wartburg. Als aber in Wittenberg und andern Orten die Rott- und Schwarmgeiſter ſich aufrüttelten, und der Thomas Münzeriſche und der Bauernaufruhr losbrachen, da hielt es den Junker Jörg nicht mehr in der ſtillen Wartburgzelle, ſondern erhob ſich eilend gen Wittenberg, und kämpfte auch gegen jene gräulichen Drachen ritterlich und beharrlich, und war wieder, der er zuvor geweſen: Doctor Martin Luther.

113.

Erſcheinungen in und um Eiſenach.

Alle ſieben Jahre erſcheint im alten Waiſenhauſe, welches früher das Katharinenkloſter war, gleich der verfluchten Jungfer, eine weiße Frau in Nonnentracht, welche dreimal tief aufſeuzt und die Hände zum Gebet erhoben hat. Sie umwandelt eine gewiſſe Stelle, wo ein Schatz verborgen liegt, und geht dann nach den Gärten, wo ſie ſich verliert. Der alte Waiſenhaus-Inſpektor Limbrecht, Verfaſſer des Büchleins, „das lebende und ſchwebende Eiſenach,“ meldete von dieſer Erſcheinung, daß ſie kurz zuvor, ehe er in das Waiſenhaus als Inſpektor gekommen, ſich gezeigt habe.

Auf dem Predigerplatze, wo noch der Reſt der ehemaligen Predigerkloſterkirche ſteht, und zu einem Wagenſchoppen dient, wird zu Zeiten Mitternachts ein ſeltſam gekleideter Zwerg erblickt. Er geht die Gaſſe nach dem Markte ſchweigend vor, und verſchwindet dort, ohne daß jemand näheres über ſeine Erſcheinung zu ſagen weiß.

Auf einem der Marktplätze in Eiſenach liegt ein gewiſſer Stein im Pflaſter; wenn nun eine Jungfrau zufällig dieſen Stein betritt, ſo wird ſie noch im ſelben Jahre Braut, und wenn eine unverſehens Braut wird, daß die Leute ſich darüber wundern, ſo heißt es: die muß auf den Marktſtein getreten haben. Aber niemand kennt den Stein, ſonſt wäre er längſt abgetreten.

In Auerbachs Garten zu Eiſenach, wenn derſelbe noch ſo heißt, ſteht in einer Laube ein Schatz. Ein Kind fand dort am hellen Mittage einen großen Haufen Knotten, nahm eine Handvoll davon mit nach Hauſe, und da fanden ſich die Knotten in eitel Goldküglein verwandelt; gab eine herrliche Schnur um den Hals des Mägdleins. — Einem Manne träumte zwei Nächte hintereinander, er finde den Schatz; darauf ging er hin — ſuchte, grub ein wenig, und war auch ſo glücklich, einen Topf ſammt Deckel aus der Erde herauszugraben, nur Schade, daß es ein wohlgefüllter Nachttopf war. Wüthend warf er dieſen gegen die Mauer — da glänzte plötzlich die Mauer an jener Stelle, an der der Topf zerfahren war, wie von maſſivem Golde. Der Schatzfinder eilte freudig hin, aber da verſchwand ſichtbarlich vor ſeinen Augen die goldene Herrlichkeit und war wieder die alte Unſauberkeit.

Ein Eiſenacher Bürger, Namens Balthaſar Meiſekopp, ging einmal Nachts durch die „Moosbacher Hölle“ — ein düſteres Waldthal nahe beim Dorfe Moosbach, da gewahrte er eine ſpukhafte Feuererſcheinung in Geſtalt einer Kuh, die ihm entgegen kam. Er hub ein Stoßgebet an und ſchlug drei Kreuze, da verſchwand die Kuh und an ihrer Stelle ſtand eine alte Birke, die er nie zuvor erblickt hatte. Er ging einigermaßen verzagt an dieſem Baume vorüber, und ſah ſich furchtſam um. Weg war die Birke, und da wo ſie geſtanden hatte, erblickte er eine Hexe, die auf einer Ofengabel reitend, raſch vorüber ins Buſchwerk fuhr.

Zwiſchen Eiſenach gegen Moosbach erſtreckt ſich ein kleiner Zug von Berghöhen, über dem Engelsbach die Göpelskuppe mit dem Gänſekopf, dann die kalte Staude (nicht Stute), dann der heilige Berg, in deſſen Nähe der Drachenſtein ſein ſtattliches Haupt erhebt, unter ihm die weitgedehnte Waldung der Asburg oder Aſchburg und der hohe Wachſtein. Mancher mythiſche Namensanklang. Faſt überall, wo Nachhalle der alten Siegfriedſage oder der mit ihr verſchmolzenen St. Georgslegende, und wo

St. Georg, wie in Eiſenach Schutzpatron war, fehlt es der Umgegend nicht an einem Drachenſtein, Drachenfels oder Drachenberge.

Am Brodrain bei der Moosbach ſieht man zu Zeiten ein großes brennendes Faß von der Bergſpitze bis herab auf den Steg kollern. Offenbar auch ein ſagenhafter Nachhall (wie das Eiſenacher Sommergewinnen) der Erinnerung an das Julrad der altheidniſchen Vorfahren. Auf der erwähnten „kalten Staude" erſcheinen geſpenſtige Rehe und dergleichen Hunde mit ſpitzen Köpfen, feurigen Zungen und ſchlanken Beinen. Von einer Felſenquelle am Hanſtein (Hainſtein) über Moosbach geht die ſtets wiederkehrende Waſſerjungfrauenſage.

114.

Spukende Thiere.

Sagen von ſpukenden Thieren, wie die feurige Kuh in der Moosbacher Hölle, ſind in Thüringen nicht ſelten, vielleicht aber nirgend häufiger auftretend, als in der Ruhl, d. h. in dem Stadtflecken Ruhla nach neuer Schreibweiſe. In Ruhla durchwandelt zunächſt der Bier-Eſel bei nächtlicher Weile die Gaſſen, und hockelt ſich den Männern auf, die ſpät Nachts vom Biere heim gehen. Einige nennen ihn auch den „wilden Eſel." Bisweilen wälzt er ſich und ſchreit, wie Eſel zu thun pflegen. Am Kirchberge, darauf ehedem eine alte Kirche ſtand, ſah einſt ein Schleifmüller eine ſchneeweiße Gans vor ſich her watſcheln. Er gedachte dieſelbe zu fangen, und glaubte, ſie ſei aus dem Orte in den Wald gerathen — aber wie er auch nach ihr fing, ſtets entging oder entflog ſie ſeinen Händen — bis ſie ihn ſo weit gelockt hatte, daß er ſich plötzlich auf dem Hausfelde ſah, einem verrufenen Spukorte.

Am Berner, einem großen Waldberge, ſah in der Nähe eines verfallenen Stollens ein Mann drei Spitzhunde aus dem Grubenloche herausfahren, dann kamen drei Pudel, dann drei Dachshunde, die jagten einander im Kreiſe rund herum, und verſchwanden dann. Drei mal iſt dieſe Erſcheinung von jenem Manne erblickt worden, und jedesmal in der Mittagsſtunde. Ein anderer Mann hat auf dem Kreuzwege auf dem Ringberge, des Berners nächſtem Nachbar, drei Hunde ohne Jäger jagen ſehen, auch iſt dort ein Schwarm von Nebelgeſtalten und ein Leichenzug zum öftern erblickt worden. Sagenhafter Nachhall vom Todtenheere des Wode. Ueber dem Dörfchen Thale, ohnweit Ruhla, liegt am Schloßberg ein „Holde-Stein.“ Auf dem Berner, auch auf dem Mühlrain fährt oft das wüthende Heer mit allen ſeinen Hunden und Ungethümen überhin, wenn es aus dem Hörſeelenberg und über den hohen ſagenreichen Wartberg (nicht mit Wartburg zu verwechſeln) gezogen kommt. Am Ringberge iſt ein Fels, der Reinzers oder Ringbergſtein, darauf ſitzt der wilde Jäger auf dem Anſtande, wie auf dem Elbelſteine bei Mila der geſpenſtige Hölzerkopf. Er trägt die Tracht der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Am Gallert-Raine wird manchesmal bei Nacht eine Gluckhenne mit ihren Küchlein um eine Schüſſel geſehen, aus der ſie gackernd und pievend Körner freſſen.

Wer von den Körnern ſtillſchweigend etwas mitnimmt, findet es daheim in Gold verwandelt.

Am Singrain geht ein weißes Schaaf oder Lamm um.

115.

Von der Ruhl.

Der Urſprung des bedeutenden Ortes **Ruhla** oder die **Ruhl**, der tief zwiſchen waldige Berge in langer Ausdehnung eingebaut iſt, reicht in ziemlich frühe Zeit hinauf. Waffenſchmiede ſollen im eilften Jahrhundert aus Eiſenach, deſſen Namen man von Eiſen ableiten will, weg, und in dieſe Thalenge gezogen ſein, wo der rollende Bergbach „die Ruhl" zu Schmieden und Hammerwerken ſich ganz geeignet zeigte. Der ganze Ruhler weitausgedehnte Forſtdiſtrikt ſoll früher ohne Waldung geweſen ſein, und man habe die Berggelände zum Weinanbau benutzt, was uns jetzt kaum glaubhaft bedünkt. Am Ringberge wollte man noch vor hundert Jahren die Grenzraine der Weinberge von zuſammengetragenen Steinen erblicken. Das alles klingt nicht glaubhaft. Beſſer zu glauben iſt die örtliche Ueberlieferung, daß zuerſt Köhler ſich angeſiedelt, von denen die Kohlengaſſe den Namen trage, dann Hammerſchmiede und Bergleute, die haben in der „alten Ruhl" gewohnt. Später brachten zwei Meſſermacher aus Ungarn ihre Kunſt in die Ruhl, die ſich zu großem Flor erhoben, dann kam die Pfeifenkopffabrikation. In früheren Zeiten grub man am Berner, am Waſſerberge und hinter dem Kaiſerberge vieles Eiſen, auch fand man Steinkohlen und am Wartberge (Martberge) Silber und Kupfererz, ja ſogar Gold.

In Urkunden um das Jahr 1216 heißt der Ort Ruhla, Rupoldis. Jene Schmiede, in welcher Ludwig der Eiſerne, der Sage nach, hart geſchmiedet wurde, war vor hundert Jahren ein Zainhammer, lag faſt mitten im Orte und gehörte damals dem Kaufmann Johann Hermann Malſch. Viele wollen den Ortsnamen „die Ruhl" von „Tirol" ableiten, und den Ort durch Einwanderer aus jenem Lande bevölkern laſſen, was keine Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Nach alten Chronikenſagen kamen zuerſt Bergleute vom Harz in den Thüringerwald, und legten Hüttenwerke in den Niederungen um dem Fuß des Inſelsberges an, ſo in Cabarz, Tabarz, Brotterode, Steinbach bei Liebenſtein, und Ruhl. In den letztgenannten drei Orten iſt die Sprache in ihrer dialektiſchen Form ſehr eigenthümlich mit vielen rein erhaltenen mittelhochdeutſchen Lauten. Nach hohem Alter des Ortes deutet in der Ruhl ein Jugendſpiel, das ſogenannte Laubmännchen, die alte Gewohnheit der Laubeinkleidung zum Zweck ſymboliſcher Feier der Frühlings- oder Sommerwiederkehr, die ſich in Thüringen nur ſehr vereinzelt findet. Der Ruhler Boden iſt ungemein ſagenreich, Sagen von Geiſtern, Geſpenſtern, Schätzen, Wundermännern, Hexen, Croaten und ſonſtigen Trägern der Volksſage fanden dort eine vom Glauben und den Neigungen des Volkes bevorzugte Heimath.

116.

Das Alp.

Zu einem Manne in der Ruhl kam allnächtlich das Alp und drückte ihn ganz erbärmlich. Er klagte ſeine Leiden einem kundigen Freunde, und der gab ihm den Rath, er möge ſobald er im Begriffe ſei, zu Bette zu gehen, alsbald ſein Schlüſſelloch verſtopfen, denn durch dieſes ziehe ſich das Alp in das Zimmer, ſei ſo dünn und ſo leicht wie eine Flaumfeder und werde dann dick und ſchwer, und drücke einen wie Blei, daß man vermeine die Seele müſſe einem ausfahren. Sei das Alp, wenn das Schlüſſelloch verſtopft werde, noch drauſen außerhalb der Schlafkammer, ſo könne es nicht hinein und der Schlafende habe Ruhe — ſei es aber ſchon darin, ſo müſſe es ſich ſichtbar zeigen. — Der Geplagte probirte dieß Stücklein, verſtopfte vor Schlafengehen das Schlüſſelloch, und ſiehe, — auf ſeinem Bette ſaß ſichtbar und leibhaftig das Alp, eine Frauengeſtalt in feiner Kleidung, in einem weißen Schleier, und von beſonderer Schönheit — aber dabei von ſehr ernſten Zügen. Dieſes Alp gefiel dem Ruhler, und er behielt es bei ſich, und lebte mit ihm, als mit einer Frau — aber gleichwohl, wenn ſie auch des Mannes Liebkoſungen duldete, lachte ſie niemals und bat nur immer, er möge das Schlüſſelloch öffnen, denn ſelbſt dürfe und könne ſie dieß nicht thun, und wie ſie herein gekommen ſei, ſo müſſe ſie auch wieder hinaus. Das ſchien dem Manne aber gar nicht glaubhaft, daß eine erwachſene Frauensperſon, wie ſein gefangenes Alp, durch ein Schlüſſelloch ſchlüpfen könne, und ſo nahm er einſt ganz unvermerkt den Stoff, mit dem er das Schlüſſelloch verſtopft hatte, hinweg — und da wurde die Geſtalt des ſchönen ernſten Frauenbildes immer kleiner und kleiner — und endlich war ſie nur noch ein ſchwebendes Federchen — nach welchem der Buhler eifrig haſchte, aber völlig fruchtlos. Mit einemmale näherte ſich das Federchen dem Schlüſſelloche und zog hindurch — und kam niemals wieder.

117.

Hüthchen unterm Wackelſtein.

In einem Hauſe in der Ruhl lag ein großer rundlicher, abgeplatteter Stein; trat man auf ihn, ſo wackelte er und ſchwappelte er. Unter dieſem Steine wohnte ein Hüthchen, wie man in dieſem Theile Thüringens die Wichtlein zu nennen pflegt. Die Beſitzer des Hauſes wurden reiche Leute. Sie ahneten nicht, daß ſie ein hülfreiches Hüthchen im Hauſe hatten, und eines Tages kam dem Manne der Gedanke, es ſei doch unangenehm, daß der Stein im Keller ſo wackele und ſchwappele, wenn man drauf trete; er wolle ihn tiefer legen und feſt keilen. Zu dem Behuf mußte der Stein erſt gehoben werden, um unter ihm eine tiefere Oeffnung zu machen, das ging aber nicht ſo leicht, als der Wackelſtein hatte erwarten laſſen, es ging vielmehr ſehr ſchwer, denn das Hüthchen hielt ihn feſt. Endlich that der Mann einen Fluch, etwa Schockſchwerenoth, oder Kreuzmohrendonnerwetter! Und da that es unter dem Stein einen lauten Schrei, wie von einer Kinderſtimme, und der Stein war gehoben, und unter ihm lag, ſo ſchien es, ein todtes Kind — aber es ſchien nur ſo, denn wie man mit Händen zugriff, war die Erſcheinung des Kindes hinweg. Nun wurde der Stein recht feſt gekeilt, und wackelte nicht mehr. Der gute Mann aber wurde bald genug gewahr, daß er ſich ſein Glück verkeilt hatte, denn es traf ihn nun Unfall auf Unfall, er kam zurück, gleich jenem Bauer im Dorfe am Hörſeelenberge, und nie wieder auf einen grünen Zweig.

In einem andern Keller zeigt ſich bisweilen eine ſilberne Kanne voll Goldſtücke, aber ein großer ſchwarzer Pudel bewacht den Schatz.

118.

Geiſterſpuk in und bei der Ruhl.

Zu Ruhla hat einmal ein Pfarrer gelebt, der hieß Feuchter, von dem geht mehr als eine Spukſage. Seine Frau, die er ſehr liebte, ſtarb ihm, und er that den Schwur bei ihrer Leiche: Wenn ich je eine Andere heirathe, ſo will ich das Reich Gottes nicht ſchauen. Solcher Schwüre haben ſchon mehrere Männer gethan, und doch wieder geheirathet, und der Pfarrer Feuchter heirathete auch wieder. Er war aber noch gar nicht lange zum zweitenmale verheirathet, als er ſtarb, und gleich nach ſeinem Tode begann er gräulich zu ſpuken, denn er konnte nicht zum Frieden des Reiches Gottes kommen. Da ließ ſeine Wittwe Jeſuiten kommen, welchen die Sage insgemein das Amt der Pöpels- oder Popanzträger beilegt; die zitirten den Geiſt in der Kirche im Beiſein ſeiner Wittwe, die ihn dreimal bei ſeinem Taufnamen rufen mußte. Sehr zornig erſchien er, und weigerte ſich entſchieden, in den Sack zu kriechen, darinnen er fortgetragen werden ſollte. Endlich ließ er ſich durch die Macht des Exorcismus willig finden, und bot ſeiner Frau die Hand zum Abſchiede. Dieſe war aber gewarnt und ſchlug nicht ein, ſie hielt ihm blos ihr Sacktuch hin, das lohte alsbald in hellen Flammen auf. Nun trugen ihn die Pöpelsträger im Sacke von dannen, und bannten ihn in die Gallert, ein Thal, das nach Etterwinden zu liegt. Dort ſpukte er ſchrecklich umher, hielt den Schubkärrnern die Schubkarren auf, wenn es bergan ging, und ſchob daran, wenn es bergab ging; theilte mit unſichtbarer Hand Maulſchellen aus, und trieb es ſo arg, daß die Teufelsbanner nochmals kommen mußten. Da ſchrie der Geiſt einen derſelben an: Pfaff, Du willſt mich bannen! Haſt Du nicht heute erſt aus einem Acker eine gelbe Rübe geſtohlen, und ſie gefreſſen? — Schweige, Du böſer Geiſt! rief der Jeſuit. Wol habe ich aus jenem Acker eine gelbe Rübe geſtohlen, meinen Hunger zu ſtillen — aber ich habe dafür einen Groſchen in das Loch geworfen. Und nun wurde Feuchters Geiſt zum andern male gebannt, manche ſagen in das alte Liebenſteiner Schloß, andere nennen das „finſtere Loch“ unterm Hohebruch hinter Wilhelmsthal, und noch andre den Schilderſtein oder Schillkopf in derſelben Gegend.

Am Reifſteig wird bisweilen ein ſehr großer Mann erblickt, der ein Geſicht hat wie Flor. Er neckt und ſchreckt die Wanderer, wenn ſie auf das dort wachſende Irrkraut getreten haben. — Am Häſel, einem Theile des Kirchberges, hält ein geſpenſtiger Schulmeiſter mit Kindern Schule, auch begleitet er geſpenſtige Leichenzüge, und man hört von trauervollen Stimmen das Lied ſingen: „Ein Würmlein bin ich, arm und klein," ꝛc. Auch liegt am Reiſſteig eine große Waldwieſe, „die Reiſſteigshalde." Von dieſer geht die Sage, daß man ſie an einem gewiſſen Tage nicht finden könne.

Am Rittersberge, beim Gehöſt Hucheroda, nahe bei Thal reitet ein ſpukender geharniſchter Ritter auf einem kohlſchwarzen Rappen. Eine Gaſſe in der Ruhl ſelbſt heißt noch die Rittersgaſſe, dort quillt auch der „Rittersborn" — ein Ritter ſoll an demſelben erſchlagen worden ſein, und noch umgehen. (Siehe Sage 119.) Ebenſo läßt ſich bisweilen ein Reiter ohne Kopf blicken, der mit wildem Spuklärm die Straße auf und ab trabt.

119.

Spukende Mönche und weiße Jungfrauen.

Am Mühlraine bei der Ruhl liegt eine Waldwieſe, die heißt „der Mönch." Dort ſieht man zum öftern einen geſpenſtigen Mönch wandeln. Ein ſolcher wandelt auch am Waſſerberge, und läßt ſich am hellen Mittag ſehen. Er geht um den Schwarzenberg herum, dann durch die Straße am Waſſerberge herunter, bis zu einem gewiſſen Hügel, den er dreimal umwandelt, und dann verſchwindet. Glaubwürdige Leute haben ihn geſehen, und großes Grauen bei ſeinem Anblick empfunden.

Am Engeſteig ohnweit Wagners Teich liegt die „Kloſterwieſe," auch Herrenwieſe und Kellerwieſe genannt. Dort ſoll ein Kloſter oder eine Wallfahrtskirche geſtanden haben, von der noch einige Trümmerreſte vorhanden ſind. Von dort geht ein noch gut erhaltener gepflaſterter Weg durch den Wald nach dem ehemaligen Kloſter „Weiſſenborn" bei Thal. An alle den Stellen, wo andere Pfade dieſen Steinweg kreuzen, iſt es nicht geheuer; es ſpuken da Mönche, Leichenzüge, Hunde theils ſchweigend, theils aber auch mit Lärm durch die Lüfte brauſend, und mit furchtbarem Stimmengetöne. Auf der Kloſterwieſe zeigt ſich nicht ſelten eine weiße Jungfer, hauptſächlich erſcheint ſie Bräuten, und winkt ihnen, näher zu kommen, um einen Schatz zu heben. An einem goldenen Sonntag pflückte eine Frau aus Ruhla auf der Kloſterwieſe eine prächtige Blume, und legte dieſe in ihren Schoos. Als ſie dieſelbe wieder erfaßte, war ein roſtiger Schlüſſel aus der Blume geworden, und der Frau gegenüber zeigte ſich ein altes Gewölbe mit einer Thüre. Dieſe würde der Schlüſſel erſchloſſen haben, aber die glückliche Finderin, die ein Goldſonntagskind war, war zu zaghaft. Der Schlüſſel blieb jedoch lange in ihrer Familie, dann kam er nach Eiſenach, dann in meine Hand. Er iſt von Eiſen und hat einen doppelten Kamm. — Einmal ſahen drei Burſche am Dreifaltigkeitsſonntage mitten auf der Kloſterwieſe in der Mittagsſtunde und im hellen Sonnenſchein einen ſchön geſchmückten Altar, darauf Crucifix, Monſtranz, goldene Abendmahlskelche und ſilberne Altarleuchter, darauf halbverbrannte Wachskerzen. Sie riefen einige begegnende Freunde laut an, dorthin zu blicken, aber in demſelben Augenblicke verſchwand alles. Auf oder an der Kloſterwieſe entſpringt ein klarer Quell, der „Kloſterborn," auch der „Glockenborn" genannt, an ihm hat ſchon mehr als einer die Wunderblume blühend geſehen, aber auch und zwar gewöhnlich Nachmittag um

4 Uhr, in der Tiefe läuten gehört. Auch hat man dort ſogenannte „Sonnenpfennige" gefunden. Ein Wildwächter hörte in der Kloſterhecke in einer ſternenhellen Nacht einen fürchterlichen Sturm brauſen, und ſah, wie mehrere Bäume krachend zuſammenbrachen. Als er aus Neugierde mit andern, denen er das Wahrgenommene erzählt hatte, am andern Tage an jene Waldſtelle kam, ſtanden die Bäume da, wie zuvor. Kein einziger war umgebrochen.

Unter der Oelmühle im Grunde ſtanden früher 2 Schleifmühlen, welche den Mönchen im Kloſter Weiſſenborn gehörten, die Stätte der einen wird noch „der Mönch" genannt. Wenn die Schleifmüller Feierabend gemacht hatten, begannen die Mönche ihr Weſen, und man hört noch immer zu Zeiten des Nachts die ſchrillenden Töne geſchliffen werdender Eiſenwerkzeuge, obſchon die Mühlen längſt nicht mehr vorhanden ſind. Auch von einem „Mönchsſteine" wiederholt ſich hier die Sage ganz wie bei Manebach und Veßra (S. S. 25.) Jenes Feld, wo der Mönch, der den Stein trug, um ſeinem Kloſter Land zu gewinnen, tod niederſank, heißt noch das Mönchsfeld, und es ſpukt ſehr auf ſelbigem.

Auf der „alten Ruhl" wird zu Zeiten in einer Höhlung eine ſilberne Kanne erblickt, und bisweilen, ſelbſt mitten im Schnee, hellbrennendes Feuer. Am Johannistage hört man dort ein Glöckchen läuten, wie zum Abendgebet und Ave Maria.

In der Nähe der Ruhl liegt ein Felſen, heißt der „Tolljungfernſtein", über dem Forſthaus nahe dem Goldbrunnen. In dieſen Fels iſt eine Jungfer verwünſcht, die läßt ſich zuweilen ſehen, trägt einen Schlüſſelbund und blickt ſehr traurig. Sie hat ein ſchloßſchleierweißes Gewand an, ſteht erſt auf dem Steine, dann ſchreitet ſie herab, umwandelt den Felſen, raſſelt mit den Schlüſſeln, und gebehrdet ſich wie unſinnig. Daher ihr Name: „Die tolle Jungfer.“ Am „Schilderſtein“ und im „Schildergraben“ hört man auch in den Hecken eine verwünſchte Jungfer nieſen, die noch nicht erlöſt iſt, weil noch Niemand die Geduld hatte, 12 mal hinter einander Gott helf zu ſagen, ganz wie bei der Eiſenacher Jungfer. (S. S. 113.) Und da ſeufzt die unerlöſte ganz kläglich. Auf dem „Hausfelde“ tanzt im Herbſt eine verwünſchte Jungfer um zwei Haſelbüſche. Andere ſagen, eine weiße Frau laſſe daſelbſt ſich blicken und klenge Knotten in der Sonne.

Im Pachthofe des ehemaligen Wilhelmiter-Mönchs-Kloſters Weiſſenborn im Ruhla-Thale, deſſen Ländereien jetzt eine Domaine bilden, träumte einem Knechte von einem großen Schatze, der unter der Wohnung des Pachters im Stalle liege, einmal, zweimal, und endlich auch zum dritten Male. Da ſprang der Knecht aus ſeinem Bette, und lief in den Stall. Da ſtand der Schatz zu Tage, eine große alte Urne voll Goldſtücke. Schon ſtreckte der Knecht die Hand aus, um haſtig einzuſacken, als er wahrnahm, daß etwas über ihm ſchwebe. Wie er aufblickte, ſah er einen Mühlſtein über ſeinem Haupte, der hing an einem dünnen Faden, und ein rieſiger Mönch ſtand dabei, der ſtieß mit ſeinem Kopf an die Decke, hielt in der Hand eine große Scheere und ſetzte ſie gerade an, um den Faden durchzuſchneiden. Da that der Knecht einen lauten Blök, und ſprang nach der Thüre. Gleich war der Mann mit der Scheere verſchwunden ſammt dem ſchwebenden Mühlſtein, aber auch der Schatz war weg.

120.

Die Prinzeſſin im Wittgenſtein.

Im Thale des Ruhlawaſſers, das dort auch der Erbſtrom heißt, ohnweit dem Dorfe Farrnrode, hängt eine Felswand, die heißt der Wittgenſtein, ein Name, der auch nach mythiſcher Frühe deutet: auf dieſem Felſen ſtand einſt ein Schloß, und in dem Schloſſe wohnte eine Prinzeſſin, die iſt nun in den Felſen gebannt, warum? weiß niemand ſo recht eigentlich zu ſagen. Sie habe einen Ritter gegen den Willen ihres Vaters geliebt, der habe ſie entführt, aber der Vater habe ihn eingeholt und erſchlagen. Darob ſei die Prinzeſſin alsbald vor Herzeleid Todes verblichen und dann haben beide ſehr geſpukt, bis der Ritter von Pöpelsträgern in den Ritterberg gebannt worden ſei, und die Prinzeſſin in den Wittgenſtein. Nun möchten beide immer gern zu einander, und können nie zuſammenkommen. Die Prinzeſſin darf nur alle 7 Jahre einmal aus dem Felſen — ſie hat ſchon oft Muſikanten mit grünen Zweigen, oder andere Wanderer mit allerlei ſcheinbar werthloſen Dingen, als Knochen, Knotten, Waizenkörnern u. dgl. begabt, von denen den Thörigten, die alles wegwarfen, insgemein noch ein kleiner Reſt in Schuhen, Kleidern oder Körben hängen blieb, daraus dann pures Gold wurde. Ein Farnroder Hirte ſah bei ſeiner Heerde häufig eine fremde Kuh, die ſehr ſchön war, die er nicht kannte und die niemandem in der Gemeinde gehörte, und Abends nie unter der Heerde war. Das fiel dem Hirten auf und einmal ging er jener Kuh nach, wie ſie unter Erlen und Weiden am Bache ſich verlor, und auf einmal trat ſie in eine Kluftſpalte des Wittgenſteins. Jener ging der Kuh nach, da trat ihm plötzlich die Prinzeſſin im Fels entgegen und fragte: Was willſt Du? — Nur das Huthgeld für Eure Kuh, die täglich zu mir auf die Weide kommt! antwortete keck der Hirte. Da gab ihm die Prinzeſſin ein altes Silberſtück, und ſagte: Hier haſt Du Deinen Lohn! Hätteſt Du nichts begehrt, würde Dir mehr gewährt. — Die Kuh kam niemals wieder zu jenes Hirten Weidetrift. Von der Erſcheinung der Prinzeſſin aus dem Wittgenſtein laufen viele Sagen um, wie ſie Choradjuvanten, welche ihr im Vorbeigehen auf dem Wege von Farrnrode nach der Seelbach das Neujahr anſangen, mitten im Schnee Knochen finden ließ, von welchen einige mitgenommene ſich in Glück bringende Goldſtangen verwandelten, oder Muſikanten, die ihr eine Nachtmuſik brachten, durch einen Zwerg mit grünen Eichenbüſchen belohnen ließ, ganz der Zug einer auch ſonſt oft wiederholenden Kiffhäuſerſage.

121.

Der Rabenbrunnen.

Vom „Rabenbrunnen“ in der Ruhl geht die Sage von einem Jäger, der ſeine Geliebte verlaſſen und in die Fremde ziehen mußte, aus welcher nach einiger Zeit die Kunde kam, er ſei geſtorben. Nach einiger Zeit verlobte ſich die vormalige Geliebte des Jägers, und nach noch einiger Zeit kam letzterer friſch und geſund wieder in die Ruhl, und wollte ſeine Geliebte freien. Da war ſie ſchon gefreit, obwohl noch nicht getraut, und der Jäger war außer ſich, und wollte ſich rächen. Ein altes Hexenweib gab dem jungen Mann einen Teufelsrath. Er ſolle ungehandelt ein Hangeſchloß kaufen und dazu in Gedanken ſagen: In Gottes Namen. Dann ſolle er der Trauung in der Kirche beiwohnen, und bei der Einſegnung der Brautleute das offen gehaltene Schloß in des Teufels Namen zuſchnappen, und es dann in einen Brunnen werfen. Das geſchah alles und gleich nach der Trauung faßte jenes junge Paar eine unerklärliche Abneigung gegen einander, wenn ſie beiſammen waren, ſobald ſie aber fern von einander waren, ſehnten ſie ſich zu einander hin, und ſo quälten ſie ſich gegenſeitig ab. Nun bereute jener Jäger ſeinen böſen Zauber, den er durch dieſe Art des Neſtelknüpfens geübt, und hätte ihn gern rückgängig gemacht, und das wäre auch gegangen, wenn er das Schloß wieder gehabt hätte. Aber er konnte es nimmermehr wieder erlangen, denn im Rabenbrunnen wohnte eine Waſſerfrau, die liebte den ſchönen Jäger ſeit dem Tage, als er ſich über ihren Brunnenrand gebogen, und das Schloß hinabgeworfen hatte. Und als er nun öfter und öfter kam, nach dem Schloſſe zu fiſchen, ließ ſie ſich in ihrer holdſeligen Meluſinengeſtalt blicken, und zeigte ihm das Schloß und langte es ihm herauf mit dem ſchönen weißen, weichen Arme, und wie er es faßte, hielt ſie es feſt, und zog, und da fiel er über den Rand hinab, in ihre Arme. Die Leute oben aber ſagten, er habe ſich ein Leides angethan, aus Kummer, weil ſein Mädchen einen andern gefreit.

122.

Das Löthtöpfchen.

In die grünen Wald- und Wieſengründe des Ruhlathales blickt ernſt der Thurmreſt des alten Schloſſes Scharfenberg herab, wegen ſeiner Geſtalt „das Löthtöpfchen“ geheißen. In ſanftem Bogen zieht ſich um den halben Berg das Dorf Thal. Auf dem Berge ſtand die erſte Kirche dieſer Gegend, ſpäter wurde ſie vom Kloſter Weiſſenborn ins Thal gebaut. Die Umwohner erzählen ſich manche Spukſage von den Trümmern dieſer alten Burg. Ein brennendes Faß ſoll zu Zeiten vom ſteilen Bergeshang abrollend erblickt werden. Zwei Brüder erſtachen ſich gegenſeitig am Bergesfuße nahe bei Thal, deren Geiſter noch ſpuken. In alten Zeiten iſt um das Schloß Scharfenberg viel und heftig geſtritten worden. Urſprünglich beſaßen daſſelbe Herren von Stein, dann kam es an Thüringen, und wurde in dem Erbfolgekriege zwiſchen Heinrich dem Erlauchten und Heinrich dem Kinde von Brabant belagert, von deſſen und ſeiner Mutter Sophia tapfern Kriegern aber ſo gut vertheidigt, daß es unerobert blieb. Später war Scharfenberg an die Grafen von Henneberg gekommen, und wurde häufig Zankapfel, bis es im ſächſiſchen Bruderkriege Friedrich der Sanftmüthige im Jahre 1450 ſchleifen ließ, ſo daß nichts übrig blieb als der nicht ſehr hohe Thurmreſt. Landgraf Friedrich der Ernſthafte hatte früher ſehr ernſthaft um dieſe Burg gekämpft, dort eine große Schlacht geſchlagen, und wäre in dieſer beinahe ſelbſt erſchlagen worden, wenn nicht ein ſtarker und ſtattlicher Mann, Hans von Frymar, ihm immerdar ſchützend zur Seite geblieben wäre.

123.

Der große Wartberg und ſeine Schätze.

Ohnweit der Burgruine Scharfenberg erhebt ſich der große Wartberg, auch Mart- und Marktberg genannt, ein Träger zahlloſer Sagen, dem Hörſeelenberge gegenüber, auch mit einer Höhle, welche das „Backofenloch" heißt, darinnen ſoll ehedem viel goldhaltiger Sand gelegen haben. Den Gipfel des Berges krönt ein Dolomitfelſenkamm, und Laubwald umfängt und umhängt ihn rings wie ein grüner Mantel. Hier blühen am goldenen Sonntage die Wunderblumen, duften die Heilkräuter, öffnen ſich dem glücklichen Finder und Pflücker der erſteren die verzauberten Schachte voll Schätze, wie unter andern das „Geißbeinsloch," das keiner findet, der nicht ein Goldenſonntagskind iſt.

Venetianer haben das Geißbeinsloch am Wartberge mit dem Hinterbeine einer Geiß „verſetzt," d. h. verzaubert, die Oeffnung oder den Eingang verblendet. Eine alte Nachricht ſagte aus, das heimliche Loch öffne ſich allezeit über das dritte Jahr, alſo im vierten Jahre an zweien Tagen, und zwar am Walburgistage und am Johannistage (1. Mai und 24. Juni). Ein Erzſtock ſtehe darin von ſolcher Mächtigkeit und Ergiebigkeit, daß 1 Centner ſeines Geſteines 30 Pfund Gold und 45 Pfund Silbers gebe. In alten Büchern iſt viel über die Schätze des Wartberges geſchrieben. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird ein Forſtbediente genannt, Johann Chriſtian König, der Gold aus dem Berge gebracht habe. Ein Nachkomme deſſelben, Oberförſter König, ſah bei einem Treibjagen am Ende eines grünen Waldplatzes eine geräumige Höhle offen, wendet ſich, und ſchreit den Kreiſern, die ihm folgen, zu, heran zu kommen, und die Höhle auch zu ſehen. Da aber die Kreiſer ihm noch nicht nahe genug waren, geht er ihnen ungeduldig entgegen, und führt die erſten auf den ſchönen grünen Platz, aber ſiehe da, die zuvor erblickte Höhle war hinweggeſchwunden. Derſelbe Mann hat, wie er oft erzählte, einſt mehr als einem Venetianer den Weg nach dem Backofenloch gezeigt, die ihn aufmerkſam machten auf den Werth ſchwarzer Körner, welche Gold enthielten. Häufig wiederholt ſich am Wartberge die Sage von der Wunderblume, der Bergeshöhle, den Schätzen darin, dem Zurufe: Vergiß das beſte nicht! und den entſchwindenden Schätzen.

124.

Der Schlangenkoch.

Am großen Wartberge quillt ein friſcher Quell zu Tage, der heißt der Silberborn, bei dem hüthete einſt am Johannistage der Schmerbacher Hirte, und raſtete in der Mittagsſtunde an der Quelle. Da trat ein Mann in fremder Tracht auf die ſonnige Trift aus dem Walde heraus, und grüßte den Hirten, ja er geſellte ſich zu ihm, und legte ſein Gepäck neben die Quelle. Unter des Mannes Gepäck befand ſich auch ein kupfernes Keſſelchen von uralter Form, wie die Waſſerträgerinnen in Venedig auf den Schultern tragen. Der Fremde bat den Hirten, ihm Feuer zu ſchlagen, er wolle ſich ein Mittagsmahl bereiten, ſich ein Süppgen, ein Süpplein kochen. Gern war der Hirte behülflich und entzündete ein kleines Waldfeuer, während der Fremde ſich eine Gabel von einem Haſelnußſtrauche abſchnitt, ein Tuch auf den Raſen breitete, mit der geſchnittenen Wünſchelruthe Kreiſe zog und dann auf einem Pfeifchen in ſeltſamer Weiſe pfiff. Da kamen aus allen Büſchen und Felsklüften Schlangen herbei, und zuletzt ein großer Lindwurm, die ziſchten gräulich und ringelten ſich, dann ſtieg von einem Ulmenbaume eine ſilberweiße Schlange nieder, das war der Otterkönig, und der kroch auf das Tuch, und legte auf demſelben das goldene Krönlein ab, das er trug. Flugs ſprang der Venetianer, denn ein ſolcher war der Mann, hinzu, ſchlug das Tuch zuſammen, nahm das Krönlein an ſich, und tödtete die weiße Schlange. Auch den Lindwurm tödtete er, und ſpießte ihn an einen Baum, dann pfiff er wieder, da krochen die andern Schlangen wieder von dannen. Den Otterkönig, oder es kann auch die Otterkönigin geweſen ſein, zerſtückte der Venetianer, und warf die Stücke in das Keſſelchen, das der Hirte indeß mit Waſſer aus den Silberborn gefüllt und über das Feuer gehängt hatte. Da nun die Stücke der ſilberweißen Schlange gar gekocht waren, an welche der Venetianer auch eine Handvoll Salz geworfen, ſo zog derſelbe zwei hölzerne Löffel hervor, bot dem Hirten einen davon an, und lud ihn ein, an dieſem Mahle Theil zu nehmen. Es ſchwammen prächtige Fettaugen auf der Brühe — gleichwohl war dem Hirten ſeltſam zu Muthe, und er empfand keinen Appetit nach Schlangenſuppe. Doch „Zureden hilft," ſagt das Sprüchwort, und endlich koſtete der Hirte einen Löffel voll, und der ſchmeckte gar ſo übel nicht. Iß auch Fleiſch! ſprach der Venetianer: — es ſchmeckt wie Aal — aber dazu konnte ſich der Hirte nicht überwinden. Er war ohnehin ſchon ganz verwirrt, denn kaum hatte er den Löffel voll Otterkönigsſuppe hinunter, ſo ſah er rings Wald und

Blumen in wunderbarem Glanze ſchimmern, und gegenüber eine offene Grotte, in der es von Gold und Silber und Edelſteinen nur ſo glitzerte und glänzte, funkelte und flammte. Dieſe Grotte war eben wieder das Geißbeinsloch. Beide gingen nun hinein, und nahmen ſo viel ſie wollten. Gleich darauf verſchwand die Höhle, und der Hirte ſah ſie nicht wieder. Wie der Venetianer ſchied, ſprach er zum Hirten: Da Du von der Suppe gegeſſen, konnteſt Du einmal in die Schätzehöhle eintreten. Hätteſt Du auch vom Fleiſche gegeſſen, ſo hätteſt Du ſie alle Tage offen und Dir zugänglich erblickt. So lebe wohl! Da haſt Du noch ein Wunſchtüchlein von Venetianer Seite. Wenn Du das um den Kopf bindeſt, kannſt Du Dich hin wünſchen, wohin Du willſt — da wünſche Dich einmal zu mir nach Venedig. Das that nach einiger Zeit der Hirte, und fand dort ſeinen Schlangenkoch als einen Nobile, der ihn gaſtlich aufnahm und köſtlich bewirthete.

125.

Wo der Hund begraben liegt.

Am öſtlichen Fuße des Wartberges gegen den Inſelberg hin liegt das Dorf Winterſtein, und zu Winterſtein „liegt der Hund begraben". Dort war und iſt noch ein ritterliches Geſchlecht ſeßhaft, die Herren von Wangenheim, das einen Hund im Wappen führt, die hatten dort ihr Stammſchloß, das jetzt in Trümmern liegt, doch ſind noch drei Wangenheimiſche Schlöſſer daſelbſt. Vor 200 Jahren hatte ein Jägermeiſter des Geſchlechtes derer von Wangenheim einen Hund, der hieß Stutzel, und war geſchickt, treu und klug, ſo klug, daß man ihn als einen treuen Boten mit Briefen nach Gotha auf das Schloß Friedenſtein ſchicken konnte. Dieſer Hund blieb auch noch der Wittwe jenes Jägermeiſters lieb und werth, faſt allzulieb, denn als derſelbe der Natur ſeinen Tribut gezahlt, und geſtorben war, war die Jägermeiſterin Wittwe ganz außer ſich vor Schmerz, ließ für den Hund einen Sarg machen, wie für einen Chriſtenmenſchen, weinte ſehr um ihn und verlangte zumal, daß ihre ganze Dienerſchaft ebenfalls um den Stutzel weinen ſollte. Letztere that dies auch, mindeſtens that ſie ſo, als weine ſie rechtſchaffen; dafür bekam ſie auch Trauerkleider von der Herrin geſchenkt. Einzig nur die alte Köchin, deren Augen um den Hund völlig trocken blieben, that nicht einmal, als ob ſie weine, da bekam ſie tüchtig Schelte, worauf ſie eine Zwiebel zerſchnitt und ſich die beiden Hälften an die Augen hielt. Darauf thräneten ihr baß die Augen, und als ſie nun ſo der Herrin unter deren Augen trat, ward letztere tief gerührt, und ſchenkte der alten Köchin auch ein ſchönes neues Trauerkleid. Nun wollte Frau von Wangenheim den Stutzel durchaus auf den Gottesacker begraben haben, weil er ein gar ſo frommes Hundevieh geweſen, dagegen widerſetzte ſich der Pfarrer und ſagte, dieß gehe nicht an. Aber die Frau Wittwe beſtimmte der Kirche 100 Thaler, und dem Pfarrer 50 Thaler, da mußte es angehen, um der Armuth des Kirchleins und des Winterſteiner Pfarrers Willen. Und hatte der Hund eine ſehr ſchöne Leiche. — Als aber die Sache im Lande ruchtbar wurde, wurden die Einwohner von Winterſtein von ihren nachbarlichen Umwohnern furchtbar geneckt und verhöhnt, daß auf ihrem

Kirchhof „der Hund begraben liege". Und der Pfarrer wurde vor ein Herzogliches Conſiſtorium nach Gotha gerufen, ihm eine Strafpredigt gehalten und der Text geleſen ganz gehörig, dann wurde der Pfarrer abgeſetzt, und der Stutzel ausgegraben, worauf ihn die Frau Jägermeiſterin in der alten Schloßruine beiſetzen, und ihm einen ſchönen Grabſtein errichten ließ, auf dem Stutzel abgebildet zu ſehen iſt, wie er leibte und lebte, nicht etwa heraldiſch, daß man denken könnte, die Sage ſei aus dem Familienwappen abgekünſtelt. Darunter ſteht mit lateiniſchen Buchſtaben folgende Inſchrift:

H. V. 1650 war der Hund begraben, H. V.
W. Daß ihn nicht ſollen freſſen die Raben. W.
Stutzel war ſein Name genannt,
Bei Fürſten und Herren wol bekannt,
Wegen ſeiner Treu und Munterkeit
So er ſeinem Herrn und Frauen geweiht.
Schickt man ihn hin nach Friedenſtein,
So lief er hurtig ganz allein.
Gut hat er ſein Sach ausgericht't,
Drum hat er dieſen Stein gekriegt.

126.

Vom Gerberſtein.

Wenn man von der Ruhl aus nach Altenſtein wandert, hat man beträchtlich zu ſteigen und kommt nicht weit vom Gerberſtein vorüber, den eine zertrümmerte Felſenwelt von kleinkörnigem, wild zerklüfteten Granit ſchmückt. Dieſer Hochgipfel hat außer dem genannten in Büchern, nicht im Volksmund, noch mehrere Namen, die ihn mehr erläutern ſollten, z. B. Gebirgsſtein, als wenn nicht jeder Felsblock auf Höhen ein Gebirgsſtein wäre, oder Gräberſtein, wahrſcheinlich weil man droben keine Spur von Gräbern findet: oder Gervinſtein, woher? Ja die niemals blöde aber unfruchtbare Grübelforſchung wollte in ihm den Mons Gabreta erblicken, ſie, die ſtets in ihrer Ueberſtudirtheit erblickt und lehrt, was nicht wahr iſt.

Der ächte altdeutſche Name iſt Gervuneſtein, ſo kommt er ſchon im Jahre 933 urkundlich vor. —

Auch vom Gerberſteine geht die Sage vom hüthenden Schäfer, der ein Liedlein auf der Schalmeie bläßt, dann die Wunderblume findet, dann eine Thüre in das zertrümmerte Felſenſchloß ſich öffnet, darin große Fäſſer voll Gold, aber auch voll Wein im Gewölbe ſteht, den Hut, darauf er die Blume geſteckt, abthut, tüchtig zecht, und beim wiederaufſetzen des Hutes die Blume verliert. Auch hier der warnende Zuruf: Vergiß das Beſte nicht! und das entzweiſchlagen der Ferſe durch die Thüre. Nachher hat gar mancher droben auf dem Gerberſtein ſein Glück mit dem finden der Wunderblume verſucht, aber ſtets fruchtlos.

127.

Luthersfuß, Luthersborn und Luthersbuche.

Nicht weit abwärts vom Gerberſtein, im tiefen Walde des Steinbacher Forſtreviers, liegt eine Wüſtung: „Das Glasbach", oder auch „auf der Wallfahrt" geheißen. Man zeigt einen Hügel, der die Trümmer einer Kapelle enthalten ſoll, geſpenſtige Nonnen wandeln dort; Schätze wurden an dieſer Stelle oft zu heben verſucht. Eine weiße Jungfer bewacht die Schätze. Viele Leute, die des Weges nach der Ruhl gingen, der nahe vorbeiführt, ſollen ſie geſehen haben. Auf dem Wege ſelbſt liegt ein Stein mit einem eingetieften Mannestritt, der Luthersfuß genannt. Weiter hinab in der Thalestiefe iſt die Stelle, an welcher der allgemeinen Sage nach Luther auf ſeiner Reiſe von dem nahen Aelternheimathorte Möhra über Schweina und Altenſtein, aufgehoben und nach Schloß Wartburg gebracht wurde. Dort ſtand eine ſtarke Buche, unter der ein Brünnlein hervor quoll, und man nannte ſeitdem den Baum die Luthersbuche, den Quell den Luthersbrunnen. Der Brunnen quillt noch immer friſch und klar, von der Buche aber ſteht nur noch der hohle Stammreſt, ein Orkan, der am 18. Juli 1841 über dieſe Wälder brauſte, brach die oberen Aeſte des lange geſchützten Baumes ab.

128.

Der Wallfahrtgarten.

Häufig ſollen auch noch in ſpäteren Zeiten Wallfahrer hier vorbeigezogen ſein, hinauf zur Wallfahrt am Glasbach, um welche einſame Waldeswildniß die Sage häufig ihre Schleiergeſpinnſte wob. Ein wackerer Landmann zu Witzelrode (Dorf, 1 Stunde von Schloß Altenſtein), ſchrieb bereits im Jahre 1816 in ſchlichter Weiſe folgendes nieder: „Eine Quelle entſpringt bei dieſer alten Ruine, wo die

Leute vorgeben, ſie käme aus dem verborgenen Keller. Auch ſollen in dieſem ſich große Reichthümer befinden. Eine Frau aus Steinbach, mit der ich ſelbſt geſprochen, und die mir verſicherte, die folgende Erſcheinung geſehen zu haben, erzählte mir: ſie wäre bei die Wallfahrt gekommen, ſo hätte ſie vor ihren Augen einen ſehr ſchönen Luſtgarten wahrgenommen, nach der Kunſt in die Höhe geleitete Johannis- und Stachelbeerbäumchen, Beeren von allen Farben, auch Bäume voll Aepfel, Birnen und Kirſchen, mit reifen Früchten. Sie ging zu dem ſchönen nach der Kunſt eingerichteten Zaun und Eingange, und ſieht gleich darauf ganz erſchrocken eine Geſtalt, wie ein Jäger gekleidet, im grünen Rocke mit einem breiten rothen Gürtel um die Lenden. Indem ſie nun mit bangem Herzklopfen fragen will, ob ſie von den Früchten etwas nehmen dürfe, iſt alles vor ihreu Augen verſchwunden. Eine andere verſtorbene Frau, wurde mir von deren Schwager erzählt, kommt auch zu dieſer alten Ruine und bemerkt ebenfalls dieſen Garten, welcher mit unerdenklich ſchöner weißer Wäſche behangen iſt. Nach dem erſten Schreck will ſie ſich von dieſer Wäſche etwas zueignen, aber ſo wie ſie die Hand nach einem Stücke ausſtreckt, iſt alles verſchwunden. Ein Steinbacher Mann erzählte mir, vor 15 bis 20 Jahren habe er und noch mehrere bei dieſer Wallfahrt ein ſehr feines Geläute, wie von Silberglocken, gehört, und zwar mehrere Jahre um die Oſterzeit. Und dieſer Mann behauptete, man könne in dieſer Waldgegend kein Geläute von Dorfglocken hören, was mir auch wahr ſcheint. Derſelbe Mann ſagte mir, ſie hätten oft zur Nacht hier gearbeitet, um einen reichen Schatz zu graben; einmal hätten eine große Anzahl Schatzgräber ein Loch 6 Schuh tief gegraben, ſo ſeien mehr als tauſend blaue Lichter entſtanden. Einer von ihnen habe ein Käſtchen voll des Erdreiches mit nach Hauſe genommen, es wäre aber nur kieſartiges Zeug geweſen.

Es geht auch eine Sage von einem Kinde, das ſeine Leute im Walde bei der Wallfahrt allein ließen und welches nun Beeren ſuchte. Da kam eine weiße Jungfrau und führte das Kind in einen ſchönen Garten, und gab ihm Blumen, Johannisbeeren und Kirſchen, dann aber hieß ſie das Kind wieder zu ſeiner Mutter gehen. Das Kind erzählte nun ſeiner Mutter alles, und begehrte immer wieder in jenen Garten zurück, aber die Mutter fürchtete ſich, und ließ es nicht von ſich, zumal ſie von keinem Garten wußte. Da härmte das Kind ſich ſehnſüchtig ab — und wurde krank, und auf einmal in der Krankheit rief es: Siehſt Du Mutter! Da kommt die weiße Jungfer, und bringt mir rothe Beeren und Johannisbeeren! — Und da ſtarb es.

129.

Bonifacius.

Ganz nahe bei dem herzoglichen Sommerſchloſſe Altenſtein ſteht ein ſchroffer, mit einem Kreuze verzierter Felſen, vom Volke insgemein „der Bonifacius“ genannt. Vor mehr als hundert Jahren ſtand dort noch ein Kapellenreſt, welcher der Bonifacusthurm hieß. Die Sage kündet, und es mag wol mehr als Sage ſein, daß der Apoſtel Thüringens, Winfried-Bonifacius, von dieſem Felſen herab dem Volke dieſer Gegend das Chriſtenthum gepredigt, und eine Kapelle, dicht an den Fels gelehnt, erbaut habe. Der ganze Vorberg, durch den die Straße von Schweina herauf nach Altenſtein führt, hieß früher „der Kirchberg," und es war dieſe Straße einer der Hauptzüge aus Thüringen nach Franken. Bonifacius verlieh dem am Fuße ſeines Felſen ſich anbauenden Ort Schweina am gleichnamigen Flüßchen (933 bereits urkundlich Sueinaha) den heiligen Antonius zum Schutzpatron, entweder, weil dieſer auch der Patron der Schweine iſt, oder weil der Ortsname auf dieſen Heiligen leitete. Seine um das Jahr 724 erbaute Kapelle übereignete der Apoſtel Thüringens dem Stifte Fulda, und dieſes zog ſie in den Bereich einer auf dieſem Boden erbauten Neuburg. Dieſe Neuburg iſt häufig mit der von dem eiſernen Landgrafen über Freiburg an der Unſtrut erbauten verwechſelt worden, und ein in der Steinbacher Flurmarkung gelegener „Landgrafenacker" hat dieſer Verwechſelung ſcheinbar feſten Halt gegeben, obſchon frei ſteht anzunehmen, der Landgraf könne möglicherweiſe das dort ſo heilſam angewandte Heilmittel gegen Trotz und Auflehnung auch hier in gleicher Weiſe und mit gutem Erfolge verſucht haben, wenn er in dieſer Gegend Vaſallen gehabt hätte.

Der heutige Flecken Schweina begeht noch alljährlich in der Chriſtnacht ein dem heidniſch-mythiſchen Cult entſtammendes Winterſonnenſtillſtandfeſt, jetzt freilich völlig verchriſtlicht. Auf einem nahen Berge, dem Töngels-(Antonius-)berge entzündet die männliche Jugend, nachdem ſie mit brennenden Fackeln hinaufgezogen, ein hochloderndes Feuer, umgeht es, und ſingt Chriſtnachtlieder — worauf in den Ort wieder herabgeſchritten und dort nochmals zur Muſik geſungen wird. Dann läuten alle Glocken, und um 12 Uhr iſt eine Betſtunde, Nachhall der ehemaligen Chriſtmette. Ich habe zum öftern von Salzungen aus in der Entfernung zweier Stunden von Schweina den nächtlichen Fackelzug und die Feuerſäule vom Berge leuchten ſehen.

Die Kirche zu Schweina war indeß nicht dem h. Antonius Eremita, ſondern dem heiligen Laurentius geweiht.

Ganz eigen iſt es, wie in dieſer Gegend Hirten-, Ritterburg- und Kapellenſagen, zwiſchen denen das geiſterhafte Erſcheinen und Wandeln unerlöſter Jungfrauen getheilt iſt, vorwalten, von welchen faſt ganz geſondert die Bergmanns- und Jägerſagen beſtehen, bis die ſpätere Zeit mit Teufels, Hexen- und Croatenſagen den phantaſtiſchen Reigen abſchloß, der für ſich allein genügend wäre, ein Buch zu füllen, und ehe man es ſich verſieht, leuchtet meteoriſch aufflammend der frühe Mythus in dieſe nebelhafte Dämmerung. Eine Kapelle am Bonifacius, eine auf dem Antoniusberge, eine im Glasbach, eine am Fuße des Altenſtein, nach der Schutzpatronin „das Katharinchen" genannt, eine am Fuße des Windsbergs, ohnweit des Waſſerfalles, eine Einſiedelei: die Eckenzelle, in welcher, wie man wiſſen will, der treue Eckart büßend ſein Leben beſchloß, welcher ſonach, wenn dieſe Sage ſtichhaltig ſein ſollte, ſeines Wächteramtes am Hörſeelenberge überdrüſſig oder entbunden worden ſein müßte. Oben auf dem Glöckner, abermals ein ſein Betglöcklein läutender Waldbruder, daſſelbe, das vielleicht zu Zeiten noch immer tönend die Waldleute mit hellem Silberklang fernher vernehmen, und den Schall nicht zu deuten wiſſen, nicht wiſſen, von wannen er komme.

Endlich hinter Liebenſtein am „Thüringer Thale" die ehemalige Dorf-Wüſtung Atterode (Adinrode, Odinrode) wo man ſogar aus der verſunkenen Kirche noch ein Glöcklein auffand, war es zwar keine Kirchthurmglocke, ſo war es doch eine Meßglocke, die immerhin noch ſchön lautet.

130.

Burgſagen um Altenſtein.

In graue Zeiten der germaniſchen Frühzeit hinauf ragt die Gründung einer Ritterburg, auf einem felſigen Abhange des Thüringerwaldes gegen das Werrathal. Es war ein Stein, ſchier verwachſen mit dem Felſen, eine Landesſchirmhut und Grenzveſte, wie noch näher der Werra, bei Salzungen, auch ein Stein lag, zum Schutze der Salzquellen, welchen ſpäter die Dynaſten von Frankenſtein als ihre Stammburg behaupteten. Des erſten Steines bemächtigten ſich Thüringens älteſte Schirmvögte und Grenzenhüther, die Markgrafen, nach denen er zeitweilig den Namen Markgrafenſtein trug. Gleichzeitig aber blieb ein Rittergeſchlecht lange Zeit im Beſitze der mächtigen Bergfeſte, die nach deren urſprünglichem, einfachen Namen ſich einfach nannten. Das waren die de lapide, die Herren vom Stein. Von der dynaſtiſchen Eigenmacht des alten Geſchlechtes aber ſanken Abzweigungen zu Vaſallen herab, welche die Nachbar-Burgen Liebenſtein ſo wie Alt- und Neuringelſtein erbauten und inne hatten. Vermehrter Wohnungsbedarf oder noch wahrſcheinlicher geiſtlicher Beſitzergriff der Gegend Seitens des Hochſtifts Fulda, ließ ſpäter ganz nahe bei der Burg Stein eine neue Burg aufrichten, die dann gleich den Namen: die Nuemburg, Neuburg bekam und nun hieß, um der älteſten Bergfeſte das Vorrecht ihres Alters zu bewahren, dieſe der alte Stein, daraus der heutige Name Altenſtein geworden. Daß die der Burg Altenſtein ſo nahe Nuemburg mit der Nuemburg über Freiburg a. d. U. durch Namensverwechſelung zur Wiederholung einer Landgrafenſage Anlaß wurde, ward ſchon angeführt. Ebenſo werden die Sagen von dem unſichtbaren oder verſchwindenden Garten bei der Wallfahrt am Glasbach (der nach einer ſehr frühzeitlichen Glashütte deutet), auch von der Neuenburg erzählt. Die beiden Burgen Ringelſtein ſind bis auf wenige Reſte verſchwunden, ihre Bewohner kennt die Sage nur als Raubritter. Die Weinſtraße führte dort vorbei. Noch geht dort eine weiße Jungfrau um, und klengt Flachsknotten im Sonnenſchein, auf einem über den Waldboden gebreiteten Tuche. In Salzungen entführten die Raubritter einſt eine Braut, und ſchlugen, um ihre Spur zu verbergen, den Pferden die Hufeiſen verkehrt auf. Nach kurzem Aufenthalt gelang es der Maid, der Raubburg zu entfliehen und zu Pferde wieder Salzungen und ihr Aelternhaus zu erreichen. Der ſie unabläſſig verfolgende Ritter hieb noch wüthend mit dem Schwerte ins Gebälke der Hausthüre. Da die Ritter der Ringelſteine ſo hart an der Weinſtraße wohnten, die aus Franken das edle Naß des Weines dem weinärmeren Thüringen zuführte, ſo raubten ſie des Weines weit mehr, als ſie zu trinken vermochten und bewahrten ihn auf in ungeheuern Kellergewölben. Deren Thüren verfielen und liegen vom Schutte der gefallenen Burgen überdeckt, es verfaulten die Dauben der Fäſſer, aber nicht früher, bis der Weinſtein ſich zur Kryſtallhaut verdichtet, die nun den Wein umſchloß. Die Sage von dieſen Fäſſern erhob ſich zu poetiſcher Prophezeihung. Einſt, wenn der Tag des Weltgerichts genaht iſt, und unter dem Poſaunenſchall der Erzengel die Gräber ſich öffnen, werden auch dieſe verborgenen Keller und Gewölbhöhlen ſich aufthun, und der Herr wird ſich dieſes Weines bedienen, ſein großes Liebes- und Abendmahl zu halten, und die Treubewährten trinken mit ihm zum Zeichen des ewigen Lebens.

131.

Die Hunde von Wenkheim.

Die Burg Altenſtein war zur Zeit, als ſie bereits Markgrafenſtein hieß, im Beſitz der Dynaſten von Frankenſtein; von dieſen ging ſie durch Verſchwägerung an ein thüringiſches Rittergeſchlecht, die Herren von Salza über. Von einem derſelben, Friedrich von Salza, wurde ſie im Jahre 1346 an Friedrich den Ernſthaften, Landgrafen von Thüringen verkauft. Deren Nachkommen, Kurfürſt Friedrich der Weiſe und ſein Bruder, Herzog Johann der Beſtändige, belehnten einen Burgmann, Hans Hund von Wenkheim für treu geleiſtete Dienſte mit Burg und Gericht Altenſtein. Von dem Geſchlechte der Hund von Wenkheim geht auch hier die gleiche Stammſage, wie vom Geſchlechte der Welfen, und ſo vielen Geſchlechtern des Namens Hund. Eine der Ritterfrauen beſchuldigte eine arme Frau, die mit Drillingen niedergekommen war, deshalb des Ehebruchs und ließ ſie hinrichten. Auf der Richtſtätte verwünſchte die Arme die Edelfrau, daß ſie ſtatt 3, 13 Kinder zugleich gebären ſolle, die Unglückszahl, und bald darauf gebar die

Herrin 13 Knäblein auf einmal, welche eine Dienerin aus Furcht vor dem ſtrengen Eheherrn, bis auf einen, ins Waſſer tragen ſollte. Der Ritter begegnete dieſer Dienerin, fragte was ſie trage, und die Erſchrockene ſtammelte: Herr! Junge Hunde. Aber der Herr deckte den Korb auf und fand die kleinen Junker in demſelben. Heimlich ließ der Ritter ſie in einer entlegenen Mühle aufziehen, und als ſie insgeſammt zu hübſchen Knaben erwachſen waren, fragte er die unnatürliche Mutter: welcher Strafe ein Weib verfalle, die ihr neugeborenes Knäblein gleich einem jungen Hunde ertränke? und ſie antwortete: Was ſie mit Waſſer verſchuldet, muß ſie mit Feuer büßen. Wohlan denn Weib! zürnte da der Ritter: ſo muß man Dich nach Deinem eigenen Richterſpruch zwölfmal verbrennen! Siehe hier Deine Hunde! — und ließ die Thüre öffnen und die zwölf Knaben eintreten. Die Edelfrau erwartete ihre ſelbſtauferlegte Strafe, aber der Gemahl vollzog dieſe nicht — er ließ ſie blos in einem Kloſter ihre beabſichtigte Unthat abbüßen, dann fügte er den 12 Söhnen den Namen Hund zu ihrem Familiennamen bei, worauf das Geſchlecht ſich weit verbreitete. Der auserwählte aber, der zurückbehalten worden war, und den Namen Hund nicht führte, ſoll erbenlos geſtorben ſein. „Burckardt Hund, Ambtmann zu Gota vnd Rentmeiſter“ wie er ſich ſchrieb, erhielt von ſeinem Herrn dem Kurfürſten zu Sachſen, nebſt Hans von Berlepſch, Hauptmann und Amtmann auf Wartburg, den Befehl, Doctor Luther auf ſeiner Reiſe über Altenſtein durch den Wald gefangen zu nehmen, und führte dieſen Auftrag auch in Verbindung mit dem genannten treulichſt aus, ſo daß noch immer ſein Name unvergeſſen iſt, und in Ehren genannt wird. Im Jahre 1722 erloſch mit

Ehrhard Friedrich Hund von Wenkheim, deſſen Andenken durch fromme Stiftungen in Segen lebt, dieſes edle Geſchlecht, das 2 Jahrhunderte auf Altenſtein geboten hatte, und Helm und Schild wurden zerbrochen mit in die Gruft geſenkt.

132.

Bergſchätzeſagen um Altenſtein, Steinbach und Liebenſtein.

Der in früheren Zeiten ſehr erheblich betriebene Bergbau dieſer Gegenden auf Silber, Kupfer, Kobalt und Eiſen, des Gewinns anderer nutzbarer Mineralien, wie Fluß- und Schwerſpath kaum zu gedenken, rief eine Menge darauf bezüglicher Sagen ins Leben, in denen theils Berggeiſter, theils die halbmythiſchen Venetianer, die auch unter demſelben Namen durch Sagen des Erzgebirges wie des Harzes und durch die Sagen Tirols als Venediger Manndl (Männchen) geben, theils Bergentrückte, ſo wie Schätze hüthende Jungfrauen, Hunde und Schlangen ihre Rolle ſpielen. Im Regina-Schacht des Glücksbrunner Bergwerkes erſchien einem Häuer ein Berggeiſt in Geſtalt eines Bergamtsobern, mit einen Grubenlicht und ſo groß, daß er ſchier an den Firſt anſtieß. Dieſer Geiſt ſchien angeredet ſein zu wollen, der Häuer aber wagte aus Furcht nicht ihn anzureden, und ihm den Bergmannsgruß „Glückauf!“ zu geben, wodurch vielleicht der Geiſt erlöſt und der Häuer reich geworden wäre — aber der letztere arbeitete weiter, und der Stollen des Glückes blieb ihm verſchloſſen. Zu anderer Zeit haben auch andere Häuer eine ähnliche Erſcheinung erblickt, und zwar auf dem Schacht Segen Gottes.

Des Geiſtes Grubenlicht war ſo flammend, daß es faſt die Hälfte des aufwärtsgehenden Schachtes hell beleuchtete. Am Löhlein geht ein goldener Hirſch um, der eine Goldader anzeigt, die ſich unter den Lobberg zieht. Die Herren Trier, die das Schloß zu Glücksbrunn erbauten, und unter denen der Bergbau in der nächſten Umgegend den höchſten Flor erreichte, ließen dort einen Schacht erteufen, aber ſie ſchlugen nicht tief genug ein, und ließen, ehe ſie noch Ausbeute gewannen, die Grube zum Erliegen kommen, ja in dieſelbe, als bald darauf eine große Viehſeuche ausbrach, das krepirte Vieh hinabſtürzen. Da zeigte ſich faſt allabendlich der goldene Hirſch, that ſehr ängſtlich, und lief hin und her. Fünf Lachter tiefer nur, und die Goldausbeute würde unermeßlich geweſen ſein.

Am Kreuzweg, deſſen einer Arm ins Atterod führt, zeigt ſich alle 7 Jahre ein hellloderndes Feuer, das lodert über einem unter ihm ruhenden Schatze, der nicht ruhen mag, ſondern gehoben werden will, wie die verſchiedenen Jungfrauen darauf brennen erlöſt zu werden. Ein Holzhauer, der alte Wolfshein (Heinrich) kam mit einer Welle Reiſſigholz den Rennſteig herab, und erblickte von ferne das lohende Feuer, und gewahrte, näher kommend, daß niemand dabei war. Das wunderte ihn, doch ging er ſtill vorüber, und ſpät erſt kam ihm der Gedanke, es möge dort vielleicht ein Schatz brennen, den er hätte heben können, wenn er etwas darauf geworfen. Jetzt blickte und wandte der alte Wolfshein um, aber da war das Feuer verſchwunden. Ein anderer Mann aus Steinbach, der alte Schmids Sömm (Simon) war mit Venetianern bekannt, und diente dieſen als Wegweiſer in das höher liegende Gebirge, wo es viele Höhlen mit Schätzen giebt, die aber alle nur mittelſt der Wünſchelruthe gehoben werden können, weil ſie von den Venetianern verſetzt, d. h. unſichtbar gemacht, verzaubert, ſind — einmal ging der Sömme allein durch den Wald, und fand eine ſolche Höhle offen, kroch auch ein Stück hinein, kam aber an ein breites Waſſer, und über dem Waſſer lag, groß und dick wie ein Baumſtamm, eine Feuer und Flammen ausziſchende Wächterſchlange. Da gab der alte Sömme ſchleunigſt Ferſengeld. Hätte er den Muth gehabt der Schlange auf den Kopf zu treten, dann hätte ſich dieſelbe in eine feſte Brücke verwandeln müſſen, über die er hätte ſchreiten können, und nehmen ſo viel er gewollt.

An einem goldenen Sonntage gingen mehrere Männer aus Steinbach ſpatzieren, und trafen eine vorher von ihnen nie geſehene Höhle an, vor der ſie Kleider, Ranzen und Wanderſtäbe liegen fanden, und muthmaßten, dieſe Stücke müßten Venetianern angehören, welche in die Höhle gekrochen ſeien. Um dieſen einen Poſſen zu ſpielen, verſteckten ſie die Sachen hinter einen Baum, und ſich ſelbſt verkrochen ſie hinter einen anderen, um ihre Freude daran zu haben, wenn jene aus der Höhle kämen, und in Verlegenheit geriethen. Doch aus der Höhle kam niemand, die lauſchenden Steinbacher aber überkam der Schlaf, und ſie fanden ſich mit einem male in einer ihnen wildfremden Gegend, erblickten andere Bäume, andere Blumen, andere Menſchen, als daheim, und verſtanden die Sprache nicht, welche in dieſer fremden Landſchaft geredet wurde. Endlich geſellten ſich ein Mann zu ihnen, der verſtand ihre Sprache in etwas, und ſie klagten dieſem ihre bereute That und ihre Sehnſucht nach der Heimath. Der Mann warnte ſie, gleich dem treuen Eckart, das was ſie gethan, ein anderesmal nicht wieder zu thun, er wolle ſie wieder nach Hauſe bringen; ſie möchten ſeiner nur unter einen Baume, den er ihnen zeigte, eine kurze Weile harren. Die Männer, vom langen herumwandern müde, ſchliefen abermals ein, und wie ſie erwachten, waren ſie in ihrer Heimath, unter den Bäumen, hinter die ſie ſich verſteckt und unter denen ſie entſchlummert waren. Jene Sachen aber waren hinweg, und die zuvor offene Höhle war nicht nur nicht mehr offen, ſondern gar nicht mehr zu ſehen. Und nun gingen ſie in ihr Dorf hinab, da lief und rief ihnen alles verwunderungsvoll entgegen, und ſtürmte mit Fragen auf ſie ein, wo in aller Welt ſie denn geweſen und geblieben ſeien? Am Sonntage Trinitatis waren die Männer aus dem Dorfe ſpatzieren gegangen, und am ſiebenten Sonntage nach Trinitatis kehrten ſie wieder.

Hinter Liebenſtein, beim Dorfe Baierrode, nimmt das Thüringerthal ſeinen Anfang. Dort ſind große Felſen, und eine Wand heißt der Eſelsſprung, auch Eſelsfuß, weil noch die Fußtapfen eines Eſels in den Fels eingetieft ſind, und zwar ſoll einſt der Herr Chriſtus über das Gebirge auf dem Eſel geritten ſein, mit dem er in Jeruſalem einzog. Gleich dabei erhebt ſich ein Bergeshaupt, der Judenkopf genannt. Eine bewaldete Felskuppe daneben heißt der Eſelskopf — es giebt auch unbewaldete Platten, die ſo heißen — auch dort iſt eine Venetianer-Höhle, die ſich in der Johannisnacht aufthut, das ganze übrige Jahr aber unſichtbar bleibt. Die Venetianer kamen alljährlich zu zweien oder dreien, und wohnten in Steinbach beim Meſſerſchmied Löſer, und nahmen dieſen einmal mit in die Höhle. Da hing das Gold wie Eiszapfen an den Wänden — aber ehe man es erreichen konnte, mußte man erſt über eine große Schlange ſchreiten, und das ließ der Löſer ſein bleiben, denn er dachte, ſelbe Schlange könnte ihn beiſſen. Dafür ging er ſo arm aus der Höhle, als er hineingegangen war. — Ein Liebenſteiner Hirte, der am Eſelskopf hüthete, nahm einen Stein auf die Schippe, und wollte den nach einer Kuh werfen, da trat ein Venetianer zu ihm, und ſprach das bekannte Wort, indem er den Stein an ſich nahm: Hirte, der Stein iſt mehr werth als die Kuh, nach der Du ihn werfen wollteſt. Und ſchlug vom Stein ein Stück ab, da gleißte alles goldig, und wurde dem Hirten in Wahrheit grün und gelb vor den Augen.

Oberhalb Baierrode quillt noch immer ein Quell der heißt der Goldborn, und hat früher Goldkörner ausgeworfen, daher ward ihm dieſer Name. Die Venetianer kannten des Bornes Eigenheit, kamen alljährlich und nahmen die Körner. Die Baierroder merkten das und kamen nun jenen zuvor, ſo daß letztere als ſie wieder kamen, das Nachſehen hatten. Da verſetzten ſie den Born ſo, daß er keine Goldkörner mehr ausführte, ſondern daß dieſe ſich innerhalb verſammelten, dann kamen die Walen und fiſchten zur guten Stunde den Reichthum heraus.

Im Höchheimer Holze, zwiſchen Baierrode und dem Judenkopf, iſt auch eine Höhle, welche von Venetianern in der Johannisnacht beſucht wurde, die ihre Wohnung beim alten Knieling zu Steinbach hatten, und aus der jene Walen ganze Säcke voll braunen Kieſes fortſchleppten. Dort im Thüringer Thale ſteht auch „der Eiſermannſtein“ — ein Fuhrmann dieſes Namens ſoll dort erſchlagen, und der Stein ihm zum Gedächtniß geſetzt worden ſein. Er ſoll noch ſpuken. Man höre Nachts das Geraſſel ſeines Karrens, das Knallen ſeiner Peitſche, das Geräuſch der Pferde und ſeinen Ruf: Hoi! Hoi! vom Bärenloch durchs ganze Atterode bis zu dem Stein — dann noch einen ſchrecklichen Aufſchrei, dann iſt alles ſtill. In der Nähe zieht die Kniebreche ſteil zum Rennſteige empor, auch an ihr eine verzauberte Höhle, zu der einſt ein Venetianer aus Dankbarkeit einem Einwohner von Baierrode den Schlüſſel hinterlaſſen, weil er ſelbſt genug davon getragen, und nicht wieder nach Thüringen zurückkehren wollte. Der alte Fuchs, hieß der baierroder Mann, ging in Folge der Belehrung, welche ihm von dem Venetianer zu Theil geworden, in der nächſtfolgenden Johannis richtig in die Kniebreche, fand das Thor der Höhle, ſchloß es auf, ging hinein. Muth mußt Du haben! hatte der Venetianer geſagt, und der alte Fuchs hatte Muth. Er fürchtete ſich nicht, als er an einem zweiten Thore große ſchwarze, grimmige Zottelhunde mit feurigen Telleraugen und blutrothbrennend aus dem Rachen hängenden Zungen erblickte, und erſchloß auch das zweite Thor. Vor dem dritten Thore ſaß ein Drache der hatte Zähne armslang und ſpie Feuer klafterlang und hatte einen Schweif ſchürbaumlang. Der muthige Fuchs ging mitten durch des Drachen Feuerſchnauben und erſchloß auch das dritte Thor. Jetzt ſtand eine ganze Braupfanne voll Gold vor ihm, er begann wacker einzuſacken, und um nicht, wie die Schätzefinder gewöhnlichen Schlages, das beſte, den Schlüſſel zu vergeſſen, ſteckte er dieſen vorſichtig zu allererſt in ſeine Jackentaſche. Mit einemmale krachte und polterte es hinter ihm, als ob der Berg zuſammenpraſſele, und die Höhle bebte, und der alte Fuchs ſah ſich erſchrocken um, und war ihm doch das Umſehen bei Leibe verboten. Da erbebte die Höhle in ihren Grundfeſten, Larven umgrinzten den Schatzfinder, es wurde ihm angſt und bange, er warf das bereits eingeraffte Geld aus ſeiner Taſche, und in der Eile warf er den Schlüſſel auch mit heraus, — da hatten die Geiſter ihr Eigenthum wieder und Fuchs entkam, arm wie zuvor, und den Schreck in allen Gliedern. Die Höhle aber ſchloß ſich für immerdar, und keines Sterblichen Auge hat weder ſie, noch ihre Pforte, jemals wieder geſehen.

133.

Von Freiſchützen und Zigeunern.

Wald- und wildreiche Gegenden hegen häufig die Jägerſage: dieß iſt auch bei der um Liebenſtein, Steinbach und Altenſtein der Fall, und eigenthümlich genug weiſen und deuten dieſe Sagen ſelten über die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Deſſen Tracht iſt die vorherrſchende bei ſpukhaften Jägergeſtalten, in der auch der gewaltige Seelenjäger, der Teufel ſelbſt erſcheint. Zigeuner gelten häufig als Teufelsbändner, die Hexen ſind es anerkanntermaßen ohnehin, und die nichtsnutze dreißigjährige Kriegslandplage Deutſchlands, die Croaten, die den Teufel völlig im Leibe hatten, treten nicht ſelten ebenfalls in dieſen ziemlich beſtimmt umgrenzten Sagenkreis ein.

Nach Steinbach kam einmal ein Fremder, der wurde dort krank, erhielt aber gute Pflege, und ehe er den Ort verließ, ſprach er zu dem Manne, bei dem er gelegen, er möge mit ihm kommen, er wolle ihm zum Danke zu einem feiſten Hirſche verhelfen. Der Mann folgte, nahm aber auch ſeine beiden Söhne mit, denn er mochte ſich etwa nicht recht trauen, mit dem Fremden allein zu gehen. Die Männer und Burſche gingen nun hinauf ins Birkicht, und der Fremde bedeutete ſie, ſie möchten jetzt ganz ſtille ſein, und auch ſtill ſtehen bleiben, ſobald er ſeine Mütze fallen laſſe. Bald darauf that er letzteres, ſtand, legte an, zielte, ſchoß. Keiner ſah ein Wild — jener aber, als ſie fragten, weshalb und nach was er geſchoſſen habe, antwortete: Der Hirſch liegt. Dann führte er die Gefährten weit und tief in das Dickigt, und da lag ein friſchgeſchoſſener Hirſch, und war aufs Blatt getroffen. Der Mann war ein Freiſchütze. Der alte Schmieds Sömme (ſ. S. 132) war auch einer. Einmal ſaß er auf Wild ſpannend im Atterod, da fuhr der Teufel durch die Luft, und der alte Sömme ſchoß nach ihm, und traf ihn ſo, daß er ein Faß Branntwein, den der Teufel vor kurzem erſt in dieſer Gegend erfunden hatte, herunter fallen laſſen mußte. Dem Sömme that nur leid, daß das Fäßchen vom Sturz entzwei ging.

In Gumpelſtadt, 1 Stunde von Altenſtein, lebte ein Wildſchütz, Namens Kaiſer, der war in der ganzen Gegend gefürchtet. Er nahm ſeine heimlichen Jagdgänge meiſt in die Ruhlaer und Wilhelmsthaler Forſte, und war den Förſtern und deren Gehülfen äußerſt verhaßt und zuwider. Sie lauerten ihm häufig auf, konnten ihm aber nie etwas anhaben, weil er ſie durch Freiſchützenkünſte verblendete. Oft waren ſie dagegen in ſeiner Hand, im Bereich ſeiner Kugel, doch war nicht Menſchenmord des Wildſchützen Sache. Nur bisweilen ein kleiner Denkzettel, ein Schreckſchuß, damit jene wußten, der Kaiſer iſt noch wohlauf. Da war ein Jägerburſche in der Ruhl, Namens

Witſch, auf den hatte es der Kaiſer abſonderlich abgeſehen, der nie anders als mit Freikugeln ſchoß. Bald nahm eine ſolche, niemals fehlende Kugel dem Witſch die Mütze vom Kopf, bald fuhr ſie ihm durch den Rock, einmal, als er es recht eilig hatte, und nach einer Stelle lief, wo er den Kaiſer vermuthete, ſtreifte ihm eine Kugel die Ferſe. Da wandte der Witſch auch Freikugeln an, und zeichnete ſie. Ehe er ſichs verſah, fand er eine ſolche Kugel, die er nach dem Kaiſer abgeſchoſſen, in ſeiner Schnupftabaksdoſe wieder, denn der Kaiſer fing jede nach ihm geſchoſſene Kugel mit dem Hute auf, und zauberte dieſe dann an jeden andern beliebigen Ort. Da aber der Witſch dem Kaiſer dadurch mehr und mehr aufſäſſig wurde, ſo machte letzterer jenen einmal im Walde feſt, bindet ihn, prügelt ihn durch, und läßt ihn gebunden im Walde liegen, wo er durch Hunger, Durſt und Ungeziefer die grimmigſte Pein erdulden mußte, bis endlich Weiber ihn fanden, die ins Streuzeug gegangen waren. Nun wurde mit allem Ernſt von der Jägerei in der Ruhl auf den Kaiſer gefahndet, und am hohen Kieſel, einem Bergkopfe zwiſchen der Ruhl und Waldfiſch wurde der Wildſchütz endlich gefangen und nach der Ruhl gebracht. Man ſetzte ihn feſt, und am folgenden Morgen ſaß er wieder ruhig daheim in Gumpelſtedt beim Warmbier, als man ihn zum Verhöre in das Amt abführen wollte, und ſtatt ſeiner — einen Strohwiſch fand.

Zigeuner kamen ſonſt oft in dieſe Gegend, die weiten Waldſtrecken böten dem Wandervolke luſtige Gehege. Auch ſie übten Freiſchützen- und ſonſtige Zauberkünſte, wahrſagten, bettelten und ſtahlen nebenbei. So lange die gute Jahreszeit es irgend litt, übernachteten ſie in keinem Hauſe, einmal aber war das Herbſtwetter gar zu ſchlimm, da kam eine Bande nach Steinbach, und bat flehendlich um ein Obdach. Da war ein altes gutmüthiges Bäuerlein, das Reeschen (Andreschen) geheißen, der nahm ſie auf, und gönnte ihnen, die Nacht in ſeiner Scheune, in der die ganze Aernte lag, zuzubringen. Wie erſchrak aber das gute Reeschen, als die Leute ſchreiend durcheinander liefen, und ihm anſagten: die „Ziehüner“ hätten mitten in der Scheune ein Feuer angemacht, das bis hinauf zum Bärn lohe. Und dem war wirklich ſo, aber wie nun das Reeschen die Zigeuner wüthend ſchalt, ſo bedeuteten ihn dieſe, er möge ganz außer Sorgen ſein, die Zigeuner haben Macht über das Feuer, das dürfe kein Getraideſtroh oder Heu anbrennen. Zum Beweiſe deſſen nahmen ſie ein Paar Schütten Stroh auf eine Heugabel, hielten ſie mitten in das lodernde Feuer, beſprachen dieß in ihrer kauderwälſchen Sprache, und ſiehe da, es brannte kein Halm an. Weiter ſagten die Zigeuner: So lange wir in einem Dorfe ſind, kommt in demſelben nie ein Brand aus, auch wollten ſie dem Reeschen ſein Haus und ſeine Scheuer zum Danke für ſeine Aufnahme alſo beſprechen und bewahren, daß beide nie in Feuer aufgehen könnten, und wenn auch rings um ſie das ganze Dorf abbrenne.

Croaten ſpuken in der Ruhl, wie in der Nähe von Altenſtein. Ueber den „Croatengräbern“ bei Waldfiſch am Walde erwachen alle ſieben Jahre die in einer Schlacht zwiſchen Schweden und Croaten gefallenen Krieger unter Schlachtgetöſe, in der Mitternachtſtunde des Schlachttages, und kämpfen erbittert mit einander, bis die Glocke Eins ſchlägt. Auch bei der „Siegwieſe“ und am „Haderkopf“ fiel eine Schlacht vor, davon ſo viel Blut der Schweden und Kaiſerlichen den Boden bedeckte, daß er noch immer roth davon iſt, und „die Röthe“ heißt. Alle 7 Jahre erſcheint dort ein Reiter-Officier, der nachſieht, ob eine von ihm vergrabene Kriegskaſſe noch in der Erde ſteht? Womit er nachſieht, weiß man ſo eigentlich nicht, denn er hat keinen Kopf.

134.

Hexen-Steinbach.

Zu Steinbach bei Liebenſtein hat es vor Zeiten gar arg viele Hexenleute gegeben, daher dieſer Sachſen-Meiningiſche Ort zum Unterſchiede von dem heſſiſchen Steinbach unter Hallenberg — Hexenſteinbach genannt wurde. Doch gab es nicht allein zu Steinbach Hexen, ſondern auch zu Schweina und Gumpelſtadt, in der Ruhl, zu Winterſtein und in Brotterode, um den Inſelberg her, auch zu Herges, das nach Schmalkalden zu liegt. In der Nähe von Steinberg iſt ein Berg gelegen, welcher der Lobberg heißt, weil auf ſelbigem Berge „zum Lobe Gottes“ die Hexen verbrannt wurden. Droben iſt ein Fleck, auf dem nie ein Gras wächſt, das iſt der Hexenplatz, dann iſt noch ein Platz in der Nähe, auf dem haben die Steinbacher Hexen ihre Tänze gehalten, und ſich dem Teufel gelobt. Die Schweinaer Hexen hielten ihre Tänze im ſogenannten Hofgarten, der deshalb auch noch bis heute der Teufelsgarten heißt. Die großen Hexenfahrten aber geſchahen zu den drei heiligen Zeiten auf den Inſelsberg, oder auf Hochflächen in deſſen Nähe, ſo namentlich zum Ketzersraſen, auf dem die weit ſichtbare Tanzbuche ſteht, die ihren Namen nur den Hexentänzen dankt.

Auf den allerſchlechteſten Wegen, wo ſelbſt ein Wagen von Eiſen Gefahr laufen würde, zu zerbrechen, und auf den gefährlichſten Bergabhängen läßt die Sage die Hexen in gläſernen Kutſchen fahren. In der Ruhl erblickt man bisweilen eine gläſerne Kutſche, in dieſer ſitzen Hexen, die der Teufel ſpazieren fährt. Kommt man der Kutſche nahe, ſo verſchwindet ſie plötzlich. Bei Steinbach fahren ſie durch den Hohlweg des Schäferbergs, der weniger als ein Weg iſt, und am Steiger. Die gläſerne Hexenkutſche iſt mit 6 Ziegenböcken, des Teufels Lieblingsvieh, beſpannt, oder mit ſechs Rappen ohne Kopf, der auch dem Kutſcher fehlt. Manche ſagen, daß in der einen Steinbacher Kutſche eine verwünſchee Prinzeſſin fahre.

135.

Sagen vom alten Schloſſe Liebenſtein.

Das alte, längſt als Ruine die romantiſche Gegend des Badeortes Liebenſtein zierende Bergſchloß, welches ſich auf ziemlich hohem, vom „Hain“ umgrünten Berggipfel über erſteren erhebt, iſt von mancher Sage geſchmückt. Den Namen aber, wie lieblich er klinge, und wie viel auch ſchon in ſeiner Nähe und in ſeinem Schattenhaine geliebt worden ſein mag, trägt es nicht von der Liebe, ſondern von der Loibe, Wald, wenn nicht vom Vornamen Lewin, der früh in der Familie derer von Stein begegnet. Schon bei der Erbauung dieſes Schloſſes wurde nach der alten heidniſchen Opferſitte ein Kind, das von ſeiner Mutter verkauft wurde, lebendig in die Mauer eingeſchloſſen; das rief, ohne ſein Verderben zu ahnen, Anfangs: „Mutter! ich ſehe Dich noch!“ dann ſchrie es kläglich: „Mutter! ich ſehe Dich nicht mehr!“ Und bald darauf erfaßte Reue die unnatürliche Mutter, und ſie ſtürzte ſich von dem Felſen; nun umwandelt ſie als unſeliger Geiſt das alte Gemäuer, und lauſcht dem Gewimmer ihres Kindes, und will es mit den Nägeln aus der Mauer graben. Manche ſagen, man höre das Kind nur alle ſieben Jahre wimmern, und die Maurer, die es eingemauert, ſeien in Eulen verwandelt worden, die noch erbärmlicher ſchrien als das Kind, und die ſo lange um die Trümmer fliegen müßten, als noch ein Stein derſelben auf dem andern ſtehe. — Außer dieſer Spukfrau wandelte ſonſt auch noch eine andere weiße Frau in den Trümmern umher, die iſt aber erlöſt worden durch ein Mädchen aus Schweina, welchem die geſpenſtige Wandlerin erſchienen war, und ihr die Bedingungen geſagt hatte, an deren Erfüllung ſich jener Erlöſung knüpfte. Die Jungfrau mußte in den Kirchen zu Liebenſtein, Barchfeld und Witzelrode opfern, und zwiſchen Oſtern und Pfingſten für die Armen Brot backen, dann am goldenen Sonntage hinauf zur Burg gehen, was ſie auch alles that, nur wurde ſie durch Beſuch etwas verſpätet, und mußte eilen, doch nahm ſie die beſuchende Freundin mit. Oben an den hohlen Fenſterſimſen ſtand ſchon ihrer harrend die ſchleierweiße Dame, und winkte ſehr haſtig und ängſtlich, ſich zu ſputen. Die Mädchen eilen raſch empor, und hören, als ſie in das Burgpförtchen eintreten, eine himmliſche Muſik; mitten in dem engen Raume des Mauerumfanges aber ſteht eine Truhe voll

Kleinodien und Münzen offen da, die weiße Frau erſcheint mit einem ganz verklärtem Geſichte, deutet nach dem offen da ſtehenden Schatze, und giebt zu verſtehen, etwas auf denſelben zu werfen; die Jungfrau, welcher derſelbe beſcheert war, war aber ſo befangen und furchtſam — und da begann drunten in Liebenſtein die Uhr zwölfe zu ſchlagen, und mit dem erſten Schlage rief die weiße Frau mit einem zärtlichen und dankbaren Blick: Heil Dir! Heil mir! Ich bin erlöſt! — Indem verſchwand ſie, verſchwand auch der Schatz und verſtummte die Muſik. So hatte für ihr Erlöſungswerk die Jungfrau für den Augenblick keinen Lohn, aber es iſt ihr hernach immer wohl ergangen, ſie hat Segen gehabt, und iſt eine glückliche Braut und Frau geworden.

Manche wollen ſogar Nachts zwei weiße Jungfrauen, mit Schlüſſelbunden am Gürtel, vom alten Schloſſe herab nach dem kleinen Teiche an der Straße, die von Schweina nach Liebenſtein führt, erblickt haben, in welchem Teiche die Jungfrauen ſich dann gebadet. In früher Zeit, als das neue Schloß im Dorfe Liebenſtein ſelbſt noch von einer Adelsfamilie bewohnt war, zeigte ſich in demſelben eine ſchleierweiße Ahnfrau jedesmal, wenn in dieſer Familie ein Todesfall eintreten ſollte. — In der Grotte am Erdfall, in welche Felſengänge tief in den Berg hinein führen, giebt es Waſſerjungfern, die tief unter der Erde ihre kryſtallenen Wohnungen haben, und durch meilenweite Gänge mit verrufenen Berghöhlen und Nixenflüſſen in Verbindung ſtehen.

Zu einer Zeit hörten ein Paar Liebenſteiner Männer, daß ein Schatz droben in der Ruine ſtehe, den ein Geiſt bewache. Da legten ſie Geld zuſammen, und holten drüben von Dermbach vor der Rhön einen Jeſuiter, der ſollte den Geiſt zitiren und bannen, ihn auch fragen, womit der Schatz verſetzt ſei. Dieß geſchah und der beſchworene Geiſt ſagte, der Schatz könne mittelſt eines ganz ſchwarzen Hahnes, an dem aber bei Leibe kein einziges weißes Federchen ſein dürfe, gehoben werden. Nun war ein Mann dabei, den nannten ſeine Freunde Rakkelkappe, einer von den ſehr klugen, wie es deren giebt, der ſagte, ſolchen Hahn wolle er bald beiſchaffen. Schaffte auch einen kohlſchwarzen Hahn bei, der nur ein einziges kleines weißes Federchen im Schwanze hatte, und dieſes raufte ihm der ſehr kluge Rakkelkappe heraus, ſo hatte der Hahn kein weißes Federchen mehr. War ein rechter Schlaukopf, der Rakkelkappe.

Um die Mitternachtſtunde trafen nun die Schatzgräber abermals droben im alten Schloſſe Liebenſtein ein, gruben ein Loch, hielten darüber den Hahn, und ſtachen ihn mit einem Meſſer in die Bruſt, und ließen das Blut in das Loch träufeln. Da that es einen Krach, als breche der ganze alte Liebenſtein zuſammen, und eine Geiſterſtimme ſchriee: Jetzt will ich dem den Hals umdrehen, der dem Hahn die weiße Feder ausgerauft hat! — Und alsbald kam ein Geſpenſt mit Hörnern, das ſtieß die Schatzgräber alle über den Haufen, den Rakkelkappe aber zuerſt, und verfolgte ſie bis eine ganze Strecke den Berg hinunter. Alle kamen mehr tod als lebendig heim. Der ſehr kluge Rakkelkappe ſtarb vom gehabten Schreck nach drei Tagen. Von dieſen Männern ging nie wieder einer hinauf in das alte Schloß.

136.

Die Teufelsmahten.

Vom alten Schloſſe Liebenſtein geht auch noch dieſe Sage, die mythiſchen Kreiſen wieder zuleitet: Ein Herr von Stein, der droben in dem Steinneſt wohnte, war etwas rauh und wild geartet, und ſchloß, da er ſich vor dem Teufel nicht fürchtete, einen Pakt mit dem Teufel, daß der ihm dienen mußte ſo und ſo lange, und ſann auf nichts, als den Teufel zu ſchinden und zu plagen, daß ſelbiger ſchier aus der Haut fahren mochte. So gab der Ritter von Stein einmal dem Teufel auf, auf dem großen Acker-Felde, das ſich oſtwärts der Burg weit ausbreitet, in einem Tage alles Getreide zu mähen, das hundert Schnitter in drei Tagen nicht vollbracht hätten. Nun ſtand es ſo um den Pakt, daß, wenn der Teufel nicht that, was der Ritter wollte, ſofern es Erdenarbeit war, der Pakt null und nichtig wurde, daher that der Teufel ein Uebriges, ließ ſich von ſeinem guten Freunde Tod die Senſe borgen und fing an auf Teufelsmanier zu mähen, nämlich bald rechts, bald links, mächtige Mahten, und ſchlug alles nieder, worauf er aber des Ritters Dienſt ſo ſatt bekam, daß er ihm aufſagte, denn er war von ſolcher Arbeit ſo ſchachmatt geworden, daß er ſich kaum noch regen konnte. Damals ſoll er, wie ein ſchönes Märlein erzählt, ſich in die Einſamkeit zurückgezogen und den Branntwein, das gebrannte Teufelswaſſer, zu ſeiner eigenen Stärkung erfunden haben.

137.

Die Geiſter des Flußberges.

Hinter und über Liebenſtein und Steinbach erhebt ſich ein oben bewaldeter Bergkopf, der mit Felszacken gekrönt iſt, die ſich ausnehmen wie eine Trümmerburg, mit Mauern und Thürmen. Die Felſenmauer iſt 1000 Schritt lang und 20 bis 40 Fuß hoch. Alle dieſe Felſen beſtehen aus grünlich ſchimmerndem Flußſpath, daher der Name des Berges Flußberg. Er iſt von mythiſchen Sagen umſchwebt, und abermals einer der Heerdſtätten der wilden Heeresſage. Nie war es droben geheuer, nie ging gern ein Menſch allein zu dem einſamen Felſenpalaſt, der Geiſterwohnung, zumal wann der Abend dämmerte, oder gar bei Nacht. Solche einſame Wanderer wurden ſtets geneckt, bald am Ohr gezupft, oder an der Jacke, oder mit Maulſchellen bewirthet, die von unſichtbaren Händen kamen. Manch einer hörte ſich beim Namen rufen und erblickte nie einen Rufer, oder hörte vor ſich her eine wimmernde und barmende Stimme, wie von einem weinenden Kinde, und ging er nach, ſo war es immer eine Strecke vor ihm, und ehe er ſichs verſah, war er gänzlich irre geführt, oder ſtürzte in eine der zahlreichen Schluchten und Klüfte, zuletzt ſelbſt in die größte, das verrufene Flußloch hinein, denn dieſe gähnende Kluft ſteht 40 Fuß weit offen zu Tage und führt in unergründliche Höhlengänge tief in den Bergesſchooß hinunter. Drunten treiben Wichtlein ihr Weſen, welche in dieſer Gegend „Bergmännchen“ heißen, und auch ſonſt in der Nähe von Steinbach und Atterode, beim Eiſermannſtein ſich gezeigt haben, als das Bergwerk noch blühte, und die Einwohner von Steinbach noch Bergknappen und nicht Meſſermacher, wie jetzt, waren. Das ewige pochen und klopfen der Hämmer und das ſchrillen und ſchwirren der geſchliffenen Klingen hat die Bergmännchen vertrieben. Einſt ging ein Bergknappe aus Steinbach auf die „Windleite“. Als er noch eine Strecke davon war, ſah er eine Menge kleine Bergmännchen an der Winde ſtehen, und eifrig aufwinden, andere ſchienen ämſig bemüht, Geſtein zu zerkleinern. Wie aber der Knappe täppiſch näher kam, ſtürzten ſich alle die Bergmännchen kopfüber hinab in den Schacht, die Winde verſank vor ſeinen Augen und der ganze Schacht brach zuſammen. Darüber erſchrak der Knappe ſo heftig, daß er alsbald hinüber über den großen Hirſchpaltz in die Ruhl ging und ſich bei einem Meſſerſchmied in die Lehre gab, und als er ausgelernt hatte, das Meſſerſchmiede-Handwerk in ſeine Heimath brachte, und dort als erſter Meiſter ſich aufthat.

Im Flußberge hat das „wüthige Heer“ einen ſeiner Sitze und Raſtorte. Das zieht aus dem Hörſeelenberge nach ſeiner Felſenburg und Höhle auf den großen Wartberg, von da zum Felstrümmerſchloß auf den Gerberſtein, von da über den großen Hirſchpaltz, wo es ohnehin nicht geheuer, wo man Feuermänner des Nachts lodern und mit einander ſtreiten ſieht, auf und in den Flußberg, und läßt ſich darin nieder. Wehe Dem, dem es auf ſeinem brauſenden Zuge begegnet, denn es dreht ihm den Hals um. Nur das eine giebt Schutz, wenn man es heranbrauſen hört, ſich platt und der Länge lang auf den Boden und aufs Geſicht zu legen, und ein Vaterunſer zu beten, denn das Heer muß mit ſeinen Larven ſtetig in der Luft bleiben, darf Gottes Erde nicht berühren, und nur in Berghöhlen darf ſichs einthun, um die Verdammten zu quälen, die in ihnen Pein leiden.

Die Sage eignet dem Flußberg vorzugsweiſe drei Männer der nächſten Umgegend zu, welche ob ſträflicher Unthaten des Betruges, und des Grenzſteinverrückens, nachdem ſie auf Erden ſchrecklich geſpukt, und endlich von Jeſuiten gebannt, und als böſe Butze und Pöpel in das Flußloch getragen wurden. Da drunten ſitzen ſie und ſpielen mit eiſernen glühenden Karten, rumoren gräulich, werfen einander ihre Sünden und Laſter vor, und prügeln einander. Oft haben Leute, die durch den Flußberg mußten, ihr lärmendes Geſchrei und Geheul gehört, und den Spektakel, den ſie machten, ärger als das wüthige Heer.

Hier hat wieder die Hörſeelbergſage einen Wiederhall gefunden, nur iſt er ſchwach, iſt ſpätere Verjüngung. Nicht Fegefeuerpein für verdammte Seelen insgeſammt, ſondern nur für drei — gleich den drei Alten im Zopten — und den Geiſtern im Innern der Burg Waldſtein, die der Feilenhauer von Butzenreut, ein Erzpöpelsträger, hinunter trug und drinnen feſt bannte.*) Kein treuer Eckart und keine Frau Hulda wird genannt, und dennoch iſt die Oertlichkeit wichtig. Faſt überall, wo wüthiges Heer, wilde Jagd, Wild-G'fahr (tiroliſch), in ſagenhafter Erſcheinung begegnet, ſind auch Wichtlein in Bergen und Wäldern heimiſch — ſo auch hier, und wenn bis jetzt hier unmittelbar noch keine Beziehung beider zu einander kundbar wurde, ſo ſchließt das nicht die Möglichkeit aus, daß ſie dennoch vorhanden ſei, aber nur geheim und ſtillfortlebig, nicht in jedem Munde.

---

*) Siehe D. S. B. Sagen 648 u. 701.

138.

Hausgeiſter in Brotterode.

In der Gegend des Fleckens Brotterode, am öſtlichen Fuße des Inſelberges, lebt ebenfalls die Wichtleinſage, nur daß dieſe Erdzwerge dort minder als Berggeiſter, denn als hülfreiche Hüthchen und Hausgeiſter auftreten. Auf einer großen Waldwieſe zwiſchen Brotterode und der Ruhl, welche „der Mönch“ heißt, ſtand einſt eine Schleifmühle, deren Beſitzer ein Hausgeiſt fleißig diente. Sonach müſſen dieſe Hüthchen ſich leichter als andere an das Geräuſch der Klingen und Schleifſteine gewöhnt haben, als die Berggeiſter um Steinbach. Das Hüthchen in dieſer Schleifmühle ſchliff ſelbſt unermüdlich, und der Schleifer brauchte ſeine Klingen nur in das Werk zu thun und ſich dann nicht weiter darum zu bekümmern, er fand ſie dann am andern Morgen nicht nur geſchliffen, ſondern auch polirt wieder. Zu Zeiten ließ ſich das Hüthchen auch erblicken — es trug ſich wunderlich genug, erſchien als ein kleines Männlein, ſo groß etwa wie ein einjähriges Kind, hatte ein Hüthchen auf, das einer umgeſtülpten Glockenblume oder einer Fingerhutblüthe glich, und gab zu Zeiten einen ganz eigenthümlichen Ton von ſich. Da wandelte eines Tages dem Schleifmüller in ſeltſamer Laune die Luſt an, dieſen Ton ſeines kleinen Hülfsgeiſtes ſpöttlich nachzuahmen, als das Hüthchen ſich zuerſt vor ihm ſehen und dieſen Ton vernehmen ließ. Da verſtummte der Geiſt und verſchwand. Am andern Morgen lagen die Klingen ungeſchliffen im Werke, am folgenden ſtand das Waſſerrad — der Müller verfiel in große Armuth, bis er zuletzt gar verdarb und ſelbſt von ſeinem Hauſe nicht die kleinſte Spur mehr übrig iſt.

In einer andern Schleifmühle, welche 2 Brüder inne hatten, waren auch 2 Hüthchen thätig, und die Brüder kamen zu gutem Anſehen und Vermögen.

Auch ſie erblickten bisweilen die Hausgeiſterlein, und zwar in äußerſt dürftiger Kleidung, und da geſchah es, daß ſie miteinander eins wurden, auf gemeinſchaftliche Koſten den Wichtlein neue und ſchöne Kleider machen zu laſſen. Solches thaten die Brüder, ließen nach ohngefährem Maaßſtabe rothe Jäckchen, blaue Höschen und braune Mützchen machen, und legten dieſe Kleidungsſtücke neben die zu ſchleifenden Klingen. Wie die Hüthchen dieſe Stücke erblickten, wurden ſie ſichtbar und ſprachen mit traurigen Abſchiedsblicken:

Da liegt nun unſer Lohn —
Jetzt müſſen wir auf und davon! —

rafften die Kleider auf und kamen niemals wieder. Auch dieſe Mühle ging ein, und wo ſie ſtand, blieb blos am Boden der leere Schall des Namens: „Die Schleifmühle“ haften.

139.

Erſcheinende Jungfrauen.

Auch in und um Brotterode iſt die ſo weit verbreitete Jungfrauenſage heimiſch. Ueber dem Orte ſoll das Schloß eines Grafen Bruno oder Brunwart geſtanden haben, daher der Ort früher Brunwartsrode nach dieſem erſten

Herrn und Gebieter genannt worden ſei. Alle ſieben Jahre zeigte ſich dieſe Jungfrau, von einem Hündlein begleitet, und ſprach leiſe vor ſich hin:

Ein Knäblein, ein Knäblein
Von ſieben Jahren,
Mit weißen Haaren,
Kann von dem böſen
Bann mich erlöſen.

Manche ſagen, die Gräfin, die in der Burg gelebt, ſei eine ſtolze und herriſche Schönheit geweſen, die nichts lieber gehabt, als ihr ſchönes langes Haar, daher ſie ſich auch eigens eine Dienerin darauf gehalten, ihr das Haar zu ſtrählen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß die Herrin, die ſehr ungeduldiger Natur war, mit ſolchen Dienerinnen oft wechſelte, da es ihr keine zu Dank machte, und es ſehr ſchwer war, das ſchöne lange Haar in Ordnung zu halten, und beim ſtrählen ſo zu verfahren, daß es die Beſitzerin nicht zu Zeiten was weniges rupfte. Da kam auch einmal eine ſolche Strählerſche, wie die Brotteroder ſtatt Strählerin ſagen, zu dieſer ſtolzen und ſtrengen Gräfin, das war ein Wünſchelfräulein, dem die Gabe gegeben war, daß alles geſchah, was es wünſchte. Ueber dieſelbe gerieth bald genug die Gräfin, wie über alle, die vor jener dieſelbe Stelle bei ihr bekleidet hatten, in grimmigen Zorn, und wünſchte der Strählerin dieß und das ſchlimme und ungute, und gab ihr ſo lange heftige Worte, bis in der Strählerin endlich auch der Zorn aufwallte, und ſie die Worte ausſtieß: Ei ſo wünſch' ich, daß Ihr ſammt mir und dem ganzen Schloß gleich zwanzig Klafter tief unterm Erdboden ſäßet. Krach! da erzitterte der Bau und begann alsbald zu ſinken, und die

Erde ſchloß ſich über ihm und allen ſeinen Inſaſſen. Nun aber hatte das Wünſchelfräulein ſeinen letzten Wunſch noch zu thun, aber, ſtatt ſich die ewige Seligkeit zu wünſchen, wünſchte es nur von Zeit zu Zeit herauf an's Tageslicht zu kommen, um zu ſehen, wie es da oben auf der Erde beſchaffen ſei, und ſich dabei auch ein wenig ſehen zu laſſen. Viele ſagen, die Gräfin dürfe dann auch mit herauf, und ſich dann ihr Haar in der Sonne ſtrählen laſſen, müſſe aber mäuschenſtille dabei ſein und dürfe nimmermehr wieder zanken. Das ſei ihre Strafe, weil ſie beim Erdenleben zu viel gezankt.

In einem Keller zu Brotterode, und zwar in dem des alten Gemeindewirthshauſes, hat ſich ein Geiſt in Geſtalt einer Flitterbraut gezeigt, und in der Küche eine Brautzüchterin (anderorts Kränzlerin, Brautjungfer). Die Letztere griff immer ängſtlich und haſtig nach einer kleinen Lücke in der Wand, bis ein Mann gewahrte, daß aus der Oeffnung einige Fädchen heraushingen. Er faßte ſie, zog daran, und es folgte ein altermorſches Beutelchen von Leinwand, das nur ein paar alte ſchimmelige Silbergröſchlein enthielt. Damit war die Züchterin erlöſt. Die andere, die Flitterbraut, fand ſpäter ebenfalls ihre Erlöſung. Sie war Hütherin eines Schatzes, der dadurch glücklich gehoben wurde, daß ſie der Tochter des Hauſes erſchien, und daß dieſe ſie anredete, weil ſie glaubte, es ſei eine Freundin, die an dieſem Tage juſt Hochzeit hatte, und deren Hochzeit im Wirthshauſe ausgerichtet wurde. Der Schatz wurde gehoben, der Wirth wurde zum reichen Manne, aber die Tochter begann zu kränkeln, und ſtarb bald darauf, nachdem ſie die Erſcheinung der Flitterbraut erblickt und mit derſelben geſprochen hatte — denn es iſt nicht gut, mit Geiſtern zu ſprechen, und man ſagt, daß von denen, die der Hebung eines Schatzes beiwohnen, ſtets einer oder zwei bald ſterben müſſen.

Von Geiſtern und Schätzen gehen in Brotterode viele Sagen, die einander meiſt ſehr ähneln. Auch Hirtenſagen ſind in dieſen waldigen Gebirgshöhen und Thälern heimiſch von vielerlei Spuk. Nahe beim Orte liegt ein Berg, heißt der „Ave Maria,“ darauf hat ein Kapellchen geſtanden, in dem zum Ave geläutet wurde. Ein wunderlicher Felſen in der Nähe heißt „die Kirche,“ und ein anderer Fels daneben die Kanzel. Auf dieſer läßt ſich ein geſpenſtiger Schulmeiſter ſehen, mit einem Geſichte wie Spinneweben und Spucke. Selbiger hält Volksreden trotz einem Schulmeiſter im Jahre des Heils 1848, daß den Leuten hören und ſehen vergeht und alles davon läuft.

Auf dem Wege von Broterode nach Tabarz kommt man an einer Felsreihe vorbei, die heißt „die ungeheure Mauer,“ nicht von ungeheurer Größe, ſondern von der geſpenſtigen Ungeheuerlichkeit, denn vielen iſt es begegnet, die dort vorbeigingen, daß ſie wiſpern und ſprechen hörten, und zwar wurde zu ihnen geſprochen, und doch ſahen ſie niemand und verſtanden nicht, was geſprochen wurde, faſt wie im Wiſperthale und am Wiſperbache ohnweit Lorch am Rhein.

140.

„Karle quintes Funn.“

In eigenthümlicher Weiſe heftet die Sage ſich gern an Helden- und große Kaiſernamen; bannt deren Träger in

Bergestiefen, und läßt ſie mit ihren Wappner-Schaaren herausziehen aus dem ſich öffnenden Schooß der Berge. Man denke an Widukind in der Babilonie, an Karl den Großen im Gudensberge, an Friedrich den Rothbart im Kiffhäuſer und im Untersberge, an die Kaiſer unter der Burg zu Nürnberg und im fränkiſchen Guckenberge, an den Siegfried unter Burg Geroldseck ꝛc., und ſo wird auch Kaiſer Karl der Fünfte in dieſen mythiſchen Sagenkreis herein gezogen, ja es widerfährt noch ungleich ſpäter glorreich aufgetretenen Helden ein Gleiches.

Wunderbar und ohne allen hiſtoriſchen Halt läßt denn auch die örtliche Sage die Gemahlin Karl V. auf einer Reiſe nach Brotterode gelangen, und dort, da Wehen ſie überfallen, eine Niederkunft halten. Die Gemeinde zeigt ſich ſtolz auf das ihr ſo unverhoffte Glück, wartet der hohen Wöchnerin und der Amme auf mit dem beſten Bier, und hält die Kaiſerin in höchſten Ehren. Das erfreut denn auch des Kaiſers Herz und er begabt den Ort mit trefflichen Freiheiten, ſchenkt ihm einen großen Wald, auch das Blutgericht, und ein Fahnenlehnen, welches beſagt, daß ſo lange die Brotteroder Kirmſe währt, jeder Nachbar, will ſagen Hausbeſitzer, Bier ſchänken und auch ſelbſt trinken darf, ſo viel er kann und mag; darf auch in „der Braut“ fiſchen, ſo heißt der Bergbach, der den Ort durchrollt, und tiefer unten die Lauter oder den Lauterbach aufnimmt, da denn beide vereinte Bäche „die Druſe“ heißen, durchs Druſenthal und das Dorf Druſen rinnen, und endlich in die Werra fallen. Vom Druſenthale haben die übergelahrten Schriftler und Diſtler viel gefabelt, daß weiland der Römerfeldherr Druſus hindurchgezogen, und ſeinen Namen dem Thale, das nie einen alten Römer ſah, zurückgelaſſen habe. Die Druſe hieß am Anfang des zehnten Jahrhunderts Druſanda, und an Druſus dachte keine vernünftige Seele.

Die von Kaiſer Karl V. den Brotterodern zum Fahnenlehen verliehene Fahne verehrten ſie wie ein Heiligthum, und erneuern ſie noch heute, wenn ihr Tuch in Abgang kommt, denn alljährlich hängt ſie acht Tage lang, ſo lange die Kirmſe dauert, aus einem Schallloch des Kirchthurmes. Man nennt ſie in der örtlichen Sprache nur „die Funn von Karle quintes.“ Ich habe ſie mit eigenen Augen geſehen; es iſt auf das ſchwarze Tuch mit gelbem Garn ein Bergwappen: Keil und Schlageiſen ins Andreaskreuz gelegt, darüber eine Krone, eingenäht.

141.

Vom Inſelberge und Rennſteige.

Im ſchönſten Theille Thüringens erhebt der Inſelberg ſein mächtiges Haupt. Lange Zeit hielt man ihn für den höchſten der Berge des Thüringer Waldes, ja überhaupt für den höchſten Berg in ganz Thüringen, und mühte ſich mit allem Fleiße ſeinem Namen eine falſche Ableitung zu geben. Da ſollte er „Heunſelberg“ heißen, von den Heunen, und Emſenberg, weil ihm ein Flüßchen entſpringt, das die „Emſe“ genannt wird. Einzelberg klang auch nicht übel, da ſein Gipfel vereinzelt über die Nachbarberggipfel emporragt, ſonſt liegt der Berg gar nicht vereinzelt. Oft aber hebt ſich dieſer Gipfel, einer Inſel gleich, über dem ihn umwogenden Nebelmeere, das hat ihm den Namen verſchafft.

Das Volk ſpricht insgemein Inſelsberg, wie es ſchmerzensreich, demuthsvoll ꝛc. ſpricht.

Ueber den Inſelberg nicht nur, ſondern auch über den ganzen Kamm des Thüringer Waldes hin, zieht ſich der Rennſteig, Rennſtieg, Rennweg, Rinneweg, Reinweg, über deſſen Namen früher ebenfalls viel fabulirens war. Vor alten Zeiten mußte nach früher, wichtiger Sitte, jeder Landgraf, ſobald er zur Regierung gekommen war, mit ſeinen Vaſallen dieſen Rennſteig reiten, denn derſelbe galt als Landesgrenze und Völkerſcheide zwiſchen Thüringen und dem Frankenlande, daher findet man auch noch in Büchern die Benennung „Reiterſtraße“. Man überblickt vom Inſelberg, ſchönſte Ausſicht genießend, einen großen Theil des Thüringer Landes mit zahlreichen Hochwarten der Sage wie der Geſchichte: Wartburg und Hermannſtein, Harz und Hainig, Sachſenburg und Kiffhäuſer, Tenneberg, Hörſeelenberg und die drei Gleichen, Schaumberg und Altenberge mit dem thüringiſchen Candelaber, Dolmar und Geba; Beerberg und Schneekopf, den Krainberg und den fernen Meißner — dieſe alle umziehen in weitem und mannichfaltig mit Städten, Dörfern, Schlöſſern und Bergen geſchmücktem Rundblicke den Hochgipfel.

Um den Inſelberg iſt die Venetianerſage vorwaltend; mehrere Bergklüfte und Höhen werden genannt, in denen Walen gehauſt haben ſollen, und den Reichthum des Gebirges fortgetragen, Sagen, die ſich in gleicher Weiſe in den engen Thalrinnen um dem Schneekopf wiederholen, wie auf allen deutſchen Gebirgen, und die auch in Tirol nicht minder häufig ſind. Meiſt heftet die Sage dieſen Venetianern etwas Dämoniſches an, ſchreibt ihnen übernatürliche Kenntniß und Künſte zu. Von einigen Orten am Fuße des Inſelberges berichtet die Sage, daß ſie Bergleuten, die vom Harzgebirge herüber gekommen, ihre Gründung verdanken, inſonderheit Kawarz und Tabarz, die am Ausgange des Laugegrundes liegen, der einſt Goldkörner geführt haben ſoll.

142.

Die weiße Frau auf Tenneberg.

Ueber dem Städtchen Waltershauſen erhebt ſich das ſtattliche Haus Tenneberg, ein altes Schloß der Thüringer Landgrafen, noch baulich wohlerhalten und bewohnt. Einſt war es Eigenthum und Vatergeſchenk des Baſtards Landgraf Albert des Entarteten, Apitz, der es aber bald wieder räumen mußte. Die Sage weiß vieles zu berichten von einer weißen Frau, die ſich zur Nachtzeit erblicken läßt, hervorwandelt aus einem Thurme, in dem ihr Grab ſein ſoll, und deſſen Fenſter bisweilen lichthell blinken ſollen. Man ſagt, dieſe weiße Frau ſei der ruheloſe Geiſt einer geheimnißvollen Fremden, die vor dreihundert Jahren an den Hof Johann Friedrich des Mittleren, Herzogs zu Sachſen kam, und ausſagte, ſie ſei Anna von Cleve, geſchiedene Gemahlin König Heinrich VIII. von England, die man zwar für tod ausgab, aber ſie ſei nicht geſtorben, ſondern der engliſchen Drangſal entflohen. Nun ſoll man aber auf die Vermuthung gekommen ſein, jene Fremde ſei nicht Anna von Cleve, Englands geweſene Königin, und habe ſie auf Tenneberg eingekerkert, ſehr übel behandelt, ja gefoltert, bis ſie wahnſinnig wurde und ſich ſelbſt Teufelsumganges zieh. Sie ſaß in einem gemauerten Gewölbe des erwähnten

Thurmes, und trug ein langes weißes Kleid, und in dieſem Thurme ſoll ſie denn auch geſtorben ſein, und nun umgehen mit vorwurfsvollem Blicke, ſtarrem Schmerz in ihrem erdfahlen Antlitz, eine trauervolle und unheilkündende Erſcheinung; auch habe ſie dem Hauſe des Landesherrn ihren Fluch gegeben, der am Herzog Johann Friedrich dem Mittlern ſich genugſam durch das traurigſte Geſchick erfüllte, und fortwirkend haften blieb an jedem „Johann Friedrich" durch frühen Tod oder Tod im Irrſinn, ſo daß ein Hausgeſetz errichtet ward, dieſen Namen nie wieder einem Prinzen beizulegen.

143.

Fiſche auf Bäumen.

Dicht unterm Schloſſe Tenneberg iſt die freundliche Waldſtadt Waltershauſen erbaut, deren Namen man theils einfach und doch ſimpel vom Walde, theils geſucht von Balderich, dem Sohne des Königes Biſlufried von Thüringen ableitete. Heinrich der Finkler erhob den Ort zur Stadt, und umzog ihn mit Mauern. Er gewann vier Vorſtädte, blieb aber doch klein. Die Stadt führt in ihrem Siegel einen ſchwimmenden Karpfen zwiſchen drei Bäumen, und ſoll es mit dieſes Wappens Entſtehung eine beſondere Bewandtniß haben. Vor dem Waldthore am Strömelberge ſprang eine ſchöne Quelle, welcher der ſonſt ziemlich waſſerarmen Stadt das Trinkwaſſer zuführte. Da geſchah es eines Tages, daß in Folge einer Erderſchütterung die Quelle ſo heftig ausbrach, daß ſie als ein wilder Bergſtrom ſich in das Thal ergoß, der durch das Waldthor in die Stadt herein brauſte, ſie und die ganze Gegend furchtbar überſchwemmte, und bis in die oberen Stockwerke der Häuſer drang. Da war guter Rath ſehr theuer, zudem das Waſſer, obſchon die heftige Strömung bald nachließ, fort und fort allzuſtark hervorquoll. Man fand allerlei Fiſche, Aale, Karpfen, Hechte und Forellen auf Bäumen, und das wurde Anlaß, zum Angedenken an dieſe Fluth das Stadtwappen ſo zu beſtimmen, wie es nach der Hand an vielen Urkunden erſichtlich iſt. Der Stadtrath berief aber auch zugleich einen nekromantiſchen Mönch aus Reinhardtsbrunn, daß er die Quelle beſprechend ſtopfte, und dieſer erheiſchte als Sühne für den zürnenden Waſſergeiſt den berühmten Sammetärmel, mit dem ſich in kleinen thüringiſchen Städtlein, wie man auch von Plaue bei Arnſtadt, Blankenburg, Waſungen u. A. meldet, ehedem der Bürgermeiſter Sonntags aus dem Fenſter legte, um die Leute glauben zu machen, er beſitze einen völligen Talar von Sammet. Sothanen Aermel ſtopfte der Reinhardsbrunner Mönch unter gemurmelten Zauberſprüchen in die Quelle, und alsbald hörte ſie auf zu fließen, und zwar ſo, daß auch kein Tropfen mehr ausfloß. Da war guter Rath abermals theuer, denn es gab nun kein Trinkwaſſer mehr zu Waltershauſen, und das gute Bier, das man daſelbſt ſchon ſeit hundert Jahren braut, verſtand man noch nicht zu brauen, iſt auch ſchwer, Bier zu brauen ohne Waſſer. Da wurde die Stadtgemeinde Waltershauſen mit der Dorfgemeinde Wahlwinkel einig um einen Bach, den die erſtere der letzteren um ein Stück Tannenwald abtauſchte, und mit großen Koſten in die Stadt leiten ließ. Jene Quellſtätte heißt heute noch „Der Sammetärmel“.

144.

Die Gründung vom Kloſter Reinhardsbrunn.

Etwas Wunderbares geſchahe zu den Zeiten, als Graf Ludwig II. von Thüringen, der Sohn Ludwigs mit dem Barte und der Erbauer der Wartburg regierte. Dieſer Graf hatte ſein väterliches Erbtheil weſentlich vermehrt, den Pfalzgrafen Friedrich zu Sachſen ermordet, deſſen Wittwe geheirathet, war von der Veſte Giebichenſtein bei Halle entſprungen, und wohnte mit ſeiner Hausfrau auf der Veſte Schauenburg, wo beiden die Reue ankam über das, was ſie im Einverſtändniß ſchlimmes gegen den Pfalzgrafen gethan. Darauf wallte Graf Ludwig gen Rom, und empfing vom Papſte Stephan Vergebung der Sünden unter der Bedingniß, daß er ein Kloſter ſtifte, und in demſelben ſelbſt als Mönch ſeine Sünden abbüße.

Zu derſelben Zeit wohnte in dem Waldthale, das ſich ohnweit Waltershauſen und Tenneberg nach Friedrichrode erſtreckt, ein Töpfer, des Namens Reinhard, in der Nähe eines ſtarkfließenden Brunnens. Dieſer erblickte plötzlich Nacht um Nacht zwei brennende Lichter, die hellen Glanz verbreiteten, ſo wie er aber auf dieſelben zuging, verſchwanden ſie, und ſobald er ſich entfernte, leuchteten ſie wieder. Von dieſer Erſcheinung empfing Graf Ludwig Kunde, ritt ſelbſt an den Ort, und ſah die wunderbaren Flämmchen. Und da er die ganze Zeit her ſich zerſonnen, wohin er das gelobte Kloſter erbauen ſolle? nahm er ſie für ein göttliches Zeichen, daß hier und nirgend anderswohin der himmliſche Vater das neue Kloſter haben wolle. Er ordnete den Bau an und gab dem neuen Hauſe von dem

Töpfer und dem Borne den Namen Reinhardsbrunn. Als das Kloſter fertig und geweiht, auch mit Mönchen des Benedictinerordens verſehen war, begab ſich der Stifter und Gründer ſelbſt in daſſelbe, ſtarb darin und ward darin begraben.

145.

Landgrafenbegräbniß zu Reinhardsbrunn.

Wie ſich Graf Ludwig von Thüringen, zubenamt „der Springer oder Salier“, in dem von ihm gegründeten Kloſter hatte begraben laſſen, ſo that auch die Mehrzahl ſeiner Nachkommen ein Gleiches. Als Ludwig der erſte Landgraf, des genannten Sohn, auf Wartburg geſtorben war, wurde er gen Reinhardsbrunn geführt und dort beigeſetzt, und da Landgraf Ludwig der eiſerne auf ſeiner Neuenburg an der Unſtrut im Sterben lag, legte er ſeinen um ihn verſammelten Vaſallen noch zur Buße ihrer Aufruhrgelüſte auf, ihn im Sarge von Freiburg bis nach Reinhardsbrunn auf ihren Schultern zu tragen, ein ſchweres Stück Arbeit, auch wenn ihrer viele waren, und oft gewechſelt werden mochte, denn die Weglänge betrug mehr denn 10 Meilen, aber ſie gelobten es ihm an die Hand bei Treu und Glauben, weil ſie gelernt hatten, ihn, ſeit er vom Schmiede in der Ruhl hart geſchmiedet war, mehr als den Teufel ſelbſt zu fürchten; ja ſie hatten zu befahren, er möchte etwann ſich tod ſtellen, ſein Begräbniß anordnen, und wehe ihnen dann, wenn er noch lebendig war, und ſie ihn nicht trugen. So hielten ſie denn ihr Gelübde, und trugen ihn, wie unerträglich ihnen auch ſolch tragen fiel und vorkam. Ludwig der Milde ſtarb in Accon, und ſeine Gebeine kamen nach Reinhardsbrunn in das landgräfliche Erbbegräbniß. Gleichermaßen die ſeines Sohnes Ludwig des Heiligen, der ganz beſonders Reinhardsbrunn ſchätzte und ſchützte, der die von einem Herrn von Salza auf dem Altenberge zum Schaden des Kloſters aufgeſchlagene Bergfriede brach, und jenem Urfehde abdrang; der um ein den ſemperdurſtigen Mönchen geraubtes Stückfaß Wein bis tief nach Franken hinein eine Heerfahrt that, und den Räuber zur Wiedergabe zwang. Sein Gebein wurde aus Otranto nach der Gruft in der Reinhardsbrunner Kloſterkirche geführt.

Der letzte Landgraf, deſſen irdiſche Ueberreſte im Kloſter Reinhardsbrunn ihre Ruheſtätte fanden, war Friedrich der Einfache, mit ihm erloſch zugleich das Thüringer Landgrafenthum.

146.

Der fromme Bäcker.

Im Kloſter zu Reinhardsbrunn lebte, als es noch im hohen Flor war, ein frommer Bäcker, des Namens Wolfhart, der ganz das Gegentheil ſeines Namens war, weder ein hachiger Wolf, wie ſo viele ſeines Zeichens, noch hart gegen die Armen. Da fiel eine Zeit ſchwerer Theuerung und Hungersnoth ein, und die Bettler drängten ſich in ungewöhnlichen Schaaren, Almoſen des Kloſters zu heiſchen. Nun hatte der Abt des Kloſters ſeit lange dem Bäcker, deſſen Redlichkeit, Frommſinn und Menſchenliebe ihm bekannt war, die Austheilung der für die Armen beſtimmten Brodſpende übertragen; da er nun ſah, daß der Bäcker weit mehr Brod austheilte, als ſonſt, und keinen Armen ohne Spende aus der Kloſterpforte gehen ließ, ſo fürchtete der Abt, es möge bei dem eingetretenen Kornmangel zuletzt dem Convente ſelbſt an Nahrung gebrechen, und ſprach darüber mit dem Bäcker, der aber erwiederte getroſt: Wir haben des Korns vollauf, und dürfen nicht ſorgen. Gleichwol gebot der Abt dem Bäcker die äußerſte Sparſamkeit, und verordnete, nur an beſtimmten Tagen die Armen zu ſpeiſen — aber gleich am andern Tage, welcher keiner der beſtimmten Tage war, ſah der Abt den Backmeiſter mit bauſchenden Geren (Rockſchoß) voll Brod über den Hof kommen und nach der Pforte zu ſchreiten, wo die Armen harrten. Raſch trat der Abt ihn an, wie Landgraf Ludwig vordeſſen die heilige Eliſabeth am Wartburggange, mit der Frage: Was trägſt Du? — Spähne! Herr Abt Gnaden! antwortete der Bäcker. Da riß der Abt ihm den Rockſchoß auf, und da fielen eitel Hobelſpähne heraus. Der beſorgte Abt aber begab ſich nun in eigener Perſon auf den Fruchtboden, und erſchrak nicht wenig, als er denſelben faſt leer fand, und ſo wenig Vorrath, daß damit der Convent unmöglich ausreichen konnte, und wenn auch gar kein Brod an die Armen gegeben wurde. Sehr erzürnt ließ der Abt den Bäcker nun zu ſich entbieten und ſchalt ihn übel, und ſagte ihm, der Fruchtboden ſei ja faſt leer, und wohin er denke? Woher er Brodfrucht nehmen wolle? — Der fromme Bäcker hörte des Abtes Strafpredigt ganz geduldig an und ſprach dann: Herr Abt Gnaden, ich kann's nicht glauben! — So ſollſt Du es ſchauen, folge mir! — gebot der Abt, und der Bruder Kornrentner mußte abermals mit hinauf und den Fruchtboden öffnen. Und da ſtand Korns die Fülle, Sack an Sack, genug auf Jahr und Tag und ſchier fürs halbe Land. Da trauete der Abt kaum ſeinen Augen, erhob ſeine Hände betend und lobpreiſend, und ſprach zu dem Backmeiſter: Bruder, Du ſollteſt des Kloſters Abt ſein, denn Dein Glaube iſt mächtiger, wie der meine. Walte im Segen Deines Doppelamtes! —

147.

Der ſteinerne Kopf.

Das Waldſtädtchen Friedrichrode nahe bei Reinhardsbrunn und dicht unter der Schauenburg, berühmt durch ſein herrliches Waſſer, durch ſeine Leinwandbleichereien und ſeine Sommerfriſchen, iſt ziemlich alt. Zwei Brüder, Friedrich und Ernſt, welche den Boden dieſer waldigen Gegend zuerſt gerodet, ſollen die erſten Urheber von Friedrichrode und Ernſtrode geweſen ſein. Der erſte Ort hatte früher vielleicht mehr als jetzt von der Spottſucht ſeiner Nachbarn zu leiden. Letztere dichteten auf Friedrichrode ein arges garſtiges Spottlied — das hin und her auch auf Brotterode, Orlamünde und andere kleine Berg- und Landſtädtlein geſungen wird. Wer es hören will, mag in Friedrichrode danach fragen, und frage daſelbſt inſonderheit nach dem letzten Vers, der wird ihn traun erbauen.

Am Stadtthore zu Friedrichrode iſt oder war ein ſteinerner Mannskopf eingemauert, mit weit aufgeſperrtem Munde. Davon erzählen die neckeluſtigen Spötter: Einſt kam ein fremdländiſcher Wanderer weit her gereiſt, ſah Friedrichrode vor ſich liegen und begegnete einem Friedrichroder Manne; den fragte er alsbald: Guter Freund! Was iſt das für ein Dorf? Wie heißt dieſes Dorf? — Darauf antwortete der Friedrichroder beleidigt: Guter Freund! Das iſt kein Dorf, und das heißt kein Dorf! Das iſt die Stadt Friedrichrode! — Wie der Eingeborne ſelbes ſagte, blieb dem Fremdling vor Verwunderung und Staunen der Mund weit offen ſtehen, und konnte ihn nimmer wieder zu bringen. Darauf wurde vom hochweiſen Rathe zu Friedrichrode beſchloſſen, zum warnenden Wahrzeichen einen ſolchen Kopf, der das Maul vor Staunen aufſperre, am Stadtthore anbringen zu laſſen, damit ſich jeder ein Beiſpiel daran nehme.

148.

Vom Sankt Johanniskirchlein.

Von Friedrichrode wandelt man zum Theil auf den herrlichgrünen Bleichwieſen und durch waldige Gehege oder auch über Bergpfade nach Georgenthal, einem ſtattlichen Amtsdorfe, in welchem vormals ein berühmtes Kloſter ſtand, von deſſen Kirche Mauergrund und Säulenreſte in neuerer Zeit ausgegraben wurden. Wandelt man über die Berghöhen, ſo wird das Dorf Altenberga berührt, und mit ihm ein geheiligter Boden, denn gleich über Altenberga erhebt ſich ein frei ſtehender und weit ſichtbarer Bergkopf, und auf dieſem hat, der alten Sage nach, Bonifacius-Winfried nächſt jener Kapelle bei Schloß Altenſtein, die erſte Chriſtenkirche in Thüringen begründet, und dieſelbe in die Ehre Sankt Johannes des Täufers geweiht. Es war aber auch dieſe Höhe ſchon vor Bonifacius Ankunft ein geheiligter Ort, und wenn die auf genaueren Forſtkarten am

Abhange dieſes Berges verzeichneten Namen „Oelberg“ und „Heiligenholz“ auf chriſtliches Alterthum hinzeigen, ſo erinnert der Name des Waldes, der den Bergſcheitel unmittelbar bedeckt: „Hain“ an die vorzeitliche Bedeutſamkeit dieſer Stätte. Oft faßte das kleine Kirchlein nicht die Menge der Hörer, wenn der Gottesmann predigte, und die Menge der auf dem Berge verſammelten Raben, Dohlen und Krähen ſtörte durch ihr Geſchrei die Predigt. Da der fromme Biſchof dieſe Störung zum Heile der neuen Gläubigen nicht dulden wollte, ſo wünſchte er unter Gebet die Vögel weg, und ſiehe da, augenblicklich zerſtreuten ſich deren Schaaren nach allen Winden, und kamen niemals wieder. Die erſten Chriſten der Gegend fanden auch ihre Ruheſtätte droben bei dem Kirchlein, das ſpäter, als es baufällig wurde, Graf Ludwig mit dem Barte wieder herſtellen, und darin ſeinen erſtgeborenen Sohn taufen ließ. Allmählich wurde aber das St. Johanniskirchlein zu eng, und der Kirchhof zu klein, um die zuſtrömende Menge der Lebenden und Toden zu faſſen. Da beſchloſſen die den Berg zunächſt umwohnenden Dorfgemeinden, das Kirchlein abzubrechen, und am Fuße des ſteilen und beſchwerlich zu erklimmenden Bergkegels bei das Dorf Altenberga, das an deſſen Fuße, aber doch noch beträchtlich hoch liegt, wieder erweitert aufzubauen. Aber Sankt Johannis Kirchlein wollte nicht im Thale oder am Bergesfuße ſtehen, ſondern auf der Höhe bleiben, auf der es ſtand, und ſo geſchah es, daß ſich an jedem friſchen Morgen das Tages zuvor herab geſchaffte Baumaterial wieder droben befand. Da mußte man das alte Kirchlein wieder leidlich herſtellen, und wenn man in Altenberga eine Kirche haben wollte, eine neue daſelbſt aufrichten, und dann hat das Sankt Johanneskirchlein noch lange geſtanden, bis es von ſelbſt verfiel. In neuer Zeit wurde an ſeiner Stelle der große thüringiſche Candelaber zur Erinnerung an die Bedeutung dieſer hehren Stätte von Sandſtein errichtet, ein Rieſenleuchter, aus deſſen Becken drei Flammen, die drei chriſtlichen Hauptconfeſſionen, ſchlagen, und iſt auch von Prieſtern der drei Kirchen in chriſtlich brüderlicher Liebe eingeweiht worden.

149.

Aſolverod.

Ein Graf von Kevernburg, des Namens Sizzo, erbaute hinter dem Sankt Johanniskirchlein auf der Berghöhe noch eine Kirche, und weihte ſie dem heiligen Georg; noch heißt der Platz, wo dieſe Kirche ſtand: „Sinn Jörgen.“ Dann faßte der Graf mit ſeiner frommen Gemahlin Giſela und beider Söhnen Heinrich und Günther den Entſchluß, ihre fromme Stiftung zu erweitern, fanden aber auf dem alten Berge keinen Raum, wol aber im nahen Thale, daſelbſt ein Mann, mit Namen Aſolv, bereits die Waldung gerodet hatte, deſſen Land erkürten jene, erbauten darauf die Kirche und das Kloſter und nannten es Aſolverod, und da man früher den Ort, wo die erſte dem heiligen Georg geweihte Kirche ſtand, Georgenberg genannt, ſo nannte man die Kloſterſtätte nun Georgenthal. Zum Grafen Sizzo kam ein Verwandter, Graf Eberhard vom Berg und von der Mark, der auf einer langen Pilgerfahrt durch die Lande reiſte, frommen Sinnes und geiſtlich geworden war, der wurde der erſte Abt des neuen Kloſters, doch ſtarb er .

nicht in Georgenthal, ſondern pilgerte weiter, und gründete ſpäter mit ſeinem Bruder Adolph das Kloſter Altenberge in der Rheingegend, und gaben dieſem Mönche aus dem Kloſter Morimont. Den Namen Altenberge hatte Graf Eberhard aus Thüringen mitgebracht. Das mannliche Geſchlecht der Grafen von Kevernburg ſtarb gegen das Ende des 14. Jahrhunderts mit Graf Günther aus, der auf dem Berge Sinai verſchied. Seine Gebeine wurden nach Thüringen auf das Schloß Kevernburg, die Stammburg des alten Geſchlechtes, gebracht, und von da über Arnſtadt und Ohrdruf geführt, um bei den Ciſterzienſern zu Georgenthal in der Ahnengruft beigeſetzt zu werden.

150.

Der heilige Bonifacius in Ohrdruf.

Da Winfried-Bonifacius auf ſeinen Bekehrungszügen mehr denn einmal in Thüringen verweilte, ſo kam er nach Gründung der Bergkapellen auf dem Altenſtein und auf dem Altenberge von letzterem aus in das nahe Thal der Ohre, von wo er nicht weit hatte zur Hofburg der Landesherren, der Grafen von Kevernburg, die er zum Chriſtenthum bekehrte, und die ihm in ihrem Waldgebiete Land ſchenkten. Die Legende dieſes Heiligen erzählt mehr als ein Wunder, das er in dieſen Gegenden gethan; wie ihm und ſeinem Diener Speiſe gebrochen, und letzterer darob kleinmüthig geworden ſei, aber alsbald ein Fiſchaar einen großen Fiſch gebracht und auf den Tiſch nieder fallen laſſen, auch wie am Ohra-Ufer den Gottesmann himmlicher Glanz umleuchtet, und in dieſem Glanze der Erzengel Michael ihm erſchienen ſei und ihn ermuthigt habe zum großen und ſchweren Werke der Heidenbekehrung. Bald darauf erbaute Bonifacius zu Ohrdruf eine Kirche und ein Kloſter und weihte beide dem Erzengel Michael.

Der Name der Stadt Ohrdruf iſt verſchiedentlich abgeleitet worden, und mehr als eine dieſer Ableitungen verräth wenig Geiſt. Es habe an Waſſer gefehlt, und ein Mönch aus dem Michaeliskloſter ſei deshalb ins Waldgebirge gegangen, und habe ſein Ohr auf einen Platz im Walde gelegt, worauf er das Waſſer habe in der Tiefe rauſchen hören, und es ergraben; ſo ſei die Ohre entſprungen und habe ihren Namen erhalten. Ohre und Dorf bildeten einfach den Namen der heutigen Stadt Ohrdruf.

Ende des erſten Bandes.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Thüringer Sagenbuch.

Von

Ludwig Bechſtein.

Zweiter Band.

Wien und Leipzig.
C. A. Hartlebens Verlags-Expedition.
1858.

151.

Die Jungfrau des Heidentempels.

Wie auch Bonifacius ſich mühte, das Heidenthum in der Gegend um Ohrdruf zu überwältigen, dennoch blieb ihr ein mythiſcher Anhauch aus Heidenzeiten, der nicht hinweg zu tilgen war. Ueber der Stadt ſoll auf einem Berge ein Schloß gelegen haben, vielleicht hatten die Kevernburger dort auf der Stelle eines Fanum, heidniſchen Götterkultortes, einen Bau errichtet, denn des Schloßberges Lage dicht am Walde mit freier Ausſicht über das Hügelland gen Oſten, nach Arnſtadt und der Kevernburg und gen Norden nach Erfurt und den drei Gleichen hin, zeigt ſich gar günſtig und bedachtvoll gewählt, unten am Bergesfuße aber quillt der Hörlingsbrunnen.

Eine alte Nachricht kündet, es ſei nur zu gewiß, daß auf dem heut zu Tage alſo genannten Schloßberge, wo von einem Schloſſe keine Spur mehr zu erblicken, ein Tempel des Thor oder des Wodan geſtanden habe, d. h. ein Heiligthum (fanum) dieſes Gottes geweſen ſei. Der Berggipfel iſt felſig, mit einem Graben umzogen, in die Felſen ſind Löcher gehauen, von Mauerwerk findet ſich keine Spur; von unterirdiſchen Gängen und Gewölben aber, wie ſie häufig unter altgermaniſchen Tempelſtätten angebracht ſind, iſt viel die Rede. Zu Zeiten läßt ſich eine weiße Jungfrau um die Mittagsſtunde mit einem

Schlüſſelbunde am Gürtel ſehen, wandelt den Schloßberg herab, badet ſich im Hörlingsbrunnen, und geht dann wieder hinauf. Solche Jungfrauenerſcheinungen auf und an Schloß- und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das baden in einem nahen Brunnen, Weiher oder Teiche verbindet, deuten ſtets nach der früheren mythiſchen Zeit, wir aber vermögen ſie kaum zu deuten. Ob dieſe Jungfrau gleich andern, die ihr gleichen, auch Schätzehütherin, hörte ich noch nicht ausſprechen, wol aber ſind der Sagen von reichem Gut in den Bergen dieſer Gegenden viele vorhanden, und auch ſie ſind oft nur Nachhalle ungleich älterer Sagen von manchem Goldhort. Im Kienberge, hinter dem Stutzhaus im Ohrathale fand ſich, nach alten Walenbüchern, Gold und Silber, Kupfer und Zinn; Quellen und die Ohra ſelbſt werfen Goldkörner aus; bei Schwarzwald heißt ein Brunnen noch der Goldborn, bei Ohrdruf ein Berg noch der Goldberg. Auch mythiſche Namensanklänge fehlen der Gegend nicht. Ein Hof zwiſchen Ohrdruf und Wölfis heißt Herda, nahe dabei die Harth, ein Gehölz; der heilige See, eine Moorwieſe. Ob der Dorfname Dietharz, thalaufwärts über Ohrdruf, wie manche früher gethan haben, auf einen Gott zu deuten ſei, bleibe dahin geſtellt; Diet iſt mittelhochdeutſch ſo viel als Leute, Volk, („gerndes Diet“ Bettelleute, Spielleute, Sänger,) aber auch zu Dietharz ſoll Bonifacius eine Kirche gebaut haben. Ohnweit davon liegt eine Felshöhle: das Hülloch (Heulloch), wieder mit dem halbverklungnen Nachhall alter Sagen, daß man in ihm Geheul und Geſchrei verdammter Seelen vernommen, was aber die verjüngende Sage weit ſpäterer Zeit zugeeignet und ſo umgeformt hat, daß darinnen von vor Kriegsdrangſalen in der Hünenzeit und in noch ſpäterer Hinein Geflüchteten ſolches Heulen und Schreien vernommen worden. Der Name des unten am Hülloch, das manche auch Hun- oder Hünenloch genannt wiſſen wollten, vorbeifließenden „Marterbaches“ kann auf die eine, wie auf die andere Zeit bezogen werden. Gleichwol klingt Hünenſage im Volksmunde hier nicht durch, obſchon in der Nähe ohnweit der hohen Linde und dem Roſengarten nicht weniger als drei Hünberge, ein vorderer, ein mittlerer und ein hinterer liegen. Im Thale der „trocknen Apfelſtedt“ hinter Dietharz ſtarrt auch ein mächtiger Fels empor, der Pilſtein geheißen.

152.

Der Falkenſtein.

Im Dietharzer Grunde, dem man aber eine gute Strecke in ſeiner Thalenge folgen muß, erhebt ſich ein Felskoloß, der Falkenſtein, auf dem eine Ritterburg geſtanden haben ſoll, welche jedoch der Geſchichte verklungen iſt, und geht es mit ihr, wie mit der Krachenburg bei Dietharz; in der Nähe ſtand auch das Haus Waldenfels, deſſen Trümmerſtätte ſo beſchränkt iſt, daß nur ein Thurm darauf geſtanden haben kann, doch lebt daſſelbe noch im Volksmund als der „Ale Filſch“ (Alte Fels). Gleichwohl ſoll auf der Burg Falkenſtein, deren Name ſich auf dem Harz in einem ſtattlichen, noch erhaltenen und auch ſagenreichen Burgbau wieder findet, ein Raubritter gehauſ't haben, der die Reiſenden fing und diejenigen, welche nicht vermochten, ſich loszukaufen, oder ſich loskaufen zu laſſen, den ſteilen Felſen herabſtürzte, daß ihr Blut an Zacken und Klippen ablief. Aus dieſem Blute ſind die vielen Blutnelken entſproßt, die zwiſchen den Klippen und Klunſen des Falkenſteins wachſen und blühen. Eine Abwandlung dieſer Sage läßt jedoch dieſe Blumen dem Blute eines Ritters entſprießen, welcher auf dem Falkenſtein ermordet wurde.

Einſt verſtieg ſich eine Frau am Falkenſtein, an deſſen Rückſeite, wo derſelbe zugänglich iſt — denn vorn erhebt er ſich ſchroff und ſenkrecht — ziemlich hoch, um das Waldgras abzuſicheln, als auch Heilkräuter zu ſammeln. Sie hatte ein ganz kleines Kind bei ſich, und mit hinauf genommen, und ſetzte es, da es ihr bei ihrer Arbeit hinderlich war und noch nicht laufen konnte, an eine ſichere Stelle, gebot ihm, allda ruhig zu bleiben und mit Blumen und Steinchen zu ſpielen, worauf ſie ihrer Arbeit nachging und oblag. Das Kind ſpielte auch eine Zeitlang, aber bald genug wurde es ihm langweilig, immer an einer Stelle zu ſitzen; es rutſchte fort und weiter und weiter vor bis zum jähen Felſenabhang und noch weiter vor, und mit einemmale hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausſtoßen. Entſetzt ſchaute ſie auf, ſtarrte nach der Stelle, wo ſie das Kind hingeſetzt hatte — fort war es, doch Spur genug im Graſe war vorhanden, wohin es ſich bewegt — und vom ſteilen, thurmtiefen Felſenabhang war es hinabgeſtürzt. Die Frau knickte in die Knie vor Schreck, dann kroch ſie zitternd und bebend hinab, und umlief den Fels im weiten Umweg, die arme kleine zerſchmetterte Leiche heim zu tragen. Und wie ſie an die Stelle kam, wo dieſe liegen mußte, da ſaß ihr Kindlein friſch und munter und ſpielte mit drei rothen Nelken und ſtammelte freudig: Mutter! Mit Engel deſloge! Mit Engel deſpielt — Engel Blumme gebe.

153.

Waſſer in Bergen.

Nahe bei Dietharz liegt ein Stück Bergwald, das hat auf Forſtkarten den Namen: „dem Stift St. Petri zu Erfurt,“ und es knüpft ſich an dieſe Benennung die Sage an, daß der „Sperrhügel,“ eine bedeutende Höhe (über 2700 Fuß) des Gebirgsrückens, über den der Rennſteig hinzieht, innen voll Waſſers ſei. Dieſes Waſſer könne möglicherweiſe dereinſt hervorbrechen und dann werde eine grauſame Ueberfluthung des Thüringer Flachlandes erfolgen, und die Städte Ohrdruf und Erfurt würden ganz und gar in einer zweiten Sündfluth untergehen. Deshalb müſſe unabläſſig gebetet werden, daß ſolches nicht geſchehe, und dieſe Fürbitte erfolge ſtetig im St. Petri Stift zu Erfurt, wo eine ewige Meſſe deshalb fundirt worden, dafür ſei die Nutznießung jener Waldparcelle dieſem Stifte eigen. Das Waſſer werde ſich in das Bette des Wedelbaches ſtürzen (ſo genau giebt die Sage alles an), mit dieſem in die Apfelſtedt und Ohre, welche vereint die Koller bilden, dann in die Gera, und mit dieſer gen Erfurt ſtrömen. Vom nachbarlichen Schneekopf geht eine ähnliche Sage, nur daß dieſe dann Arnſtadt ſtatt Ohrdruf nennt, weil das Schneekopfwaſſer gleich in die Gera, die an dieſem Berge entſpringt, ſtrömen werde. Ebenſo fand dieſelbe Sage einen Wiederhall am Singerberge bei Stadtilm, nur daß derſelbe noch poetiſcher klingt. Ueber das Weſen der verwandten Thüringer Fluthſagen, denen von der geweſenen, wie denen von der möglicherweiſe kommenden Fluth, wenn Gebet und Fürbitte aufhören ſollten, würde tiefere Forſchung wol lohnen, es liegt in beiden, die rückwärts, wie vorwärts an der Grenze der Zeiten ſtehen, etwas tief geheimniß- wie tief bedeutungsvolles.

154.

Haderholz und Falkenberg.

Wenn man vom Sperrhügel abwärts einer Quellrinne folgt, deren Wäſſerlein „die dürre Floh“ heißt, und längs der kalten Waſſerswand niederſteigt, ſo kommt man auf die alte Straße, die von Schmalkalden nach Tambach und Georgenthal über den „Roſengarten,“ weil daſelbſt keine Roſen wachſen, führt — und erreicht anſehnliche Dörfer. Wer in Bezug auf Göthe's ſchönes Lied:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

ſcherzend fragen wollte, welcher Monarch oder welches Land in Deutſchland den größten Floh beſitze, dem müßte die Antwort werden: Kurheſſen, denn das in dieſem Thalkeſſel liegende Dorf Floh umfaßt eine beträchtliche Häuſerzahl. In deſſen naher Nachbarſchaft liegt das Dorf Seligenthal, an ſeinem Bächlein die Selige, volksmündlich Silge, welcher Name an die mythiſchen Bergfeinen Tirols, „die Seligen“ erinnert, bei denen an den chriſtlichkirchlichen Begriff des Wortes „ſelig“ nicht zu denken iſt. Auch bei Salzungen ein Bach gleiches

Namens. Eine Strecke davon erheben ſich zu beiden Seiten des Haderholzwaſſers zwei felsgekrönte Bergköpfe: auf beiden ſollen Burgen geſtanden haben, darinnen Ritter wohnten, die einander gegenſeitig bitter haßten und befehdeten. Des einen Burg war die Falkenburg, der Name der zweiten ging verloren. Heftig ſtritten und haderten beide Ritter um eine der Falkenburg gegenüberliegende Waldſtrecke, welche davon noch bis heute den Namen des Haderholzes trägt. Während nun die beiden Ritter einander grimmig haßten, liebten beider Kinder, der Sohn des einen, die Tochter des andern, einander inniglich, und kamen, da ihre Liebe nicht kundbar werden durfte, heimlich an einem traulichen Quellbrunnen zuſammen, erbauten dort ein Hüttchen, in welchem Raum war für ihre Liebe und verlebten darin minneſelige Stunden, was leider nicht ohne ſichtbare Folgen blieb, worauf der Vater der Maid ſie mißhandelte und verſtieß. Sie floh nach ihrem Hüttchen, gebar dort und ſtarb ſammt ihrem Kinde, hülflos und unſelig. Wie ihr Geliebter kam, und ſie alſo tod fand, ſtürzte er ſich in ſein Schwert. Nun laſſen ſich bisweilen die Geiſter der Liebenden in dem ſtillen unheimlichen Thalgrund ſehen, beſonders der der Maid, der im klaren Bache Kinderwäſche reinigt, und auf der Waldwieſe unterm Haderholze trocknet. Dieſe Sage kennt in Schnellbach, Floh und Seligenthal jedes Kind, und auf den Lippen der Dörferinnen lebt ſie ſogar im Liede fort.

155.

Walenkunden.

Wenn man alle Schätze in den Bergen des Thüringer Waldes aufzufinden vermöchte, von denen die alten Walenbücher Meldung thun, ſo wäre dieſer Wald ein Kalifornien und Eldorado. Und wer weiß, ob es nicht irgendwie lohnend iſt, auch auf dieſe Fingerzeige alter Sagen Acht zu haben. Führt doch der Ort Goldlauter noch heute ſeinen Namen nicht vom Blei oder Kobalt, deutet doch die goldene Brücke hoch am Schneekopfsgipfel nach einſtigem Reichthum, quillt doch noch heute tiefer im Thale und fern dieſem Gipfel nach Ilmenau zu der Silberborn. Ein ſolcher Born, darin ſich Silberkörner fanden, quillt aus dem Dietharzer Grunde; an der Tambacher Leube ſteht eine Kluft an, in der fließen zwei Bächlein und in denſelben werden Goldkörner und Silber gefunden werden. Eine Meile oſtwärts vom Dorfe Asbach, ohnweit Schmalkalden, kannte man ein Silbergehege. Sollten die Alten für nichts und wieder nichts, blos um zu täuſchen, ſolche Nachrichten niedergeſchrieben haben, von denen das Gebirge voll iſt? So lautet eine Stelle aus einem ſolchen Buche in Bezug auf eine Oertlichkeit dieſer Gebirgsgegend: „Ueber Asbach im Grunde nach Helmers zu ſind zwei Felſen gegen einander, da gehe zwiſchen hin, frage nach dem „Sprengberge," da liegt ein Brunnen mit ſtarkem Ausfluß, von dieſem ab laſſe die „bloße Haide" zur linken, und gehe den „Rudolphshayn" hinan, (auf Karten Rudelshagen, dem Sperrhügel ſüdlich gegenüber) da ſtößeſt Du auf die große Buche, daran Sonne und Mond geſchnitten, da findeſt Du in einem Steinfels ein ziemlich Loch, da gehe hinein, darin findeſt Du einen ziemlichen viereckigen Raum als ein Stüblein, darin ſuche mit Fleiß, ſo findeſt Du ein anderes Loch, das iſt gar wohl verlegt, da laſſe Dich auch hinein, ſo kommſt Du auf zwei Quellen, die führen gar edeln Goldſand. Der Berg heißt der Silberberg. Der dieß aufgeſchrieben, hat groß Gut herausbracht und heim gelangt.“

Von ſolchen Nachrichten könnte man Bücher füllen; ſie beglaubigen zum mindeſten, daß ſorglich nach edlem Metalle im thüringiſchen Gebirge geforſcht wurde.

156.

Das verſunkene Dorf im Eberlesgrunde.

Wenn man von Schmalkalden durch die maleriſche Felſenpforte gleich hinter Asbach, wo die Sage einen Brunnen kennt, der bisweilen etwas trübe fließt, und an welchem ſich eine geſpenſtige Wäſcherin blicken läßt — auf der Straße nach Steinbach und Hallenbach fährt oder wandert, kommt man durch einen hügeligen Wieſengrund, über den ſich die Straße mählich erhebt und den die Sage kennzeichnete. In dieſem Grunde lag vor Zeiten eine Ortſchaft, Ebersdorf oder Ebertsdorf geheißen, und war dieſelbe ſehr reich, hatte vielen Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Aber der Erzreichthum machte die Bewohner erzſchlecht. Sie logen und trogen, prangten und prunkten, ſprachen guter Sitte Hohn und gingen nicht mehr in die Kirche, ja ſie beleidigten und erzürnten den Himmel mehr, als es zu ſagen iſt. Da geſchahe es an einem Sonntage, daß eine fromme Magd aus Springſtille, die in Ebersdorf beim reichſten Bauer diente, von ihrer Herrſchaft Urlaub nach Hauſe begehrte, um daheim mit den lieben Ihrigen das heilige Abendmahl zu genießen. Mit Schelt- und Hohnworten über ihr gottſeliges Vorhaben wurde ihr die Erlaubniß gegeben, ſo daß ſie weinend und von Herzen betrübt ihres Weges ging. An dieſem Tage ging etwas in tiefſter Stille vor zu Ebersdorf. Es war ſo ſtill, ſo gewitterſchwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne ſchien nicht mehr. Niemand wußte, wohin die Sonne war. Und den Leuten wurde ſo ſeltſam, ſie wußten nicht wie — und verwunderten ſich nur, als auf einmal in aller Stille die unteren Fenſterbrüſtungen mit dem Erdboden in einer Linie ſich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde, und immer dunkler, und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd nun von Springſtille zurück kam, fand ſie kein Ebersdorf mehr: nur einen großen Hügel erblickte ſie, darauf ein goldenes Grabkreuz ſtand — als ſie näher kam, fand ſie, daß es das Kreuz auf dem Thurmknopf war — ſo tief war alles ſchon geſunken. In der Tiefe kräheten noch immer die Hähne. Nun ſprang die entſetzte Magd wieder nach Springſtille zurück, und ſagte ihren Angehörigen, was ſie geſehen, aber niemand wollte ihr glauben. Einige gingen am andern Morgen mit ihr — da war auch das Kirchthurmkreuz vollends hinabgeſunken, und es krähete kein Hahn mehr, weder im Dorfe, noch nach dem Dorfe. Da nahmen die Springſtiller die Ebersdorfer Felder in Beſitz, und beſitzen ſie theilweiſe noch heute. In des Thalgrundes Mitte erblickt man immer noch den Hügel, der die Kirche deckt, wie ein großes Grab.

157.

Burg Hallenberg über Steinbach.

Vom Ebersgrunde führt die Straße eine Höhe hinan, und über das Dörfchen Rotterode nach dem langgebauten, häuſerreichen heſſiſchen Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Dicht über dem Orte hängt die maleriſche Trümmer der Burg Hallenberg auf ſchroffen Felſen, einſt Henneberg'ſche Grafenburg und lange Zeit Amtsſitz. Der Sage nach erbaute derſelbe Baumeiſter, welcher Schloß Henneberg erbaute, auch Burg Hallenberg, dieſer Sage Grund iſt aber ſehr dunkel, denn die Trümmern beider Burgen zeigen nicht die geringſte bauliche Aehnlichkeit. Hallenberg war mehr ein eng von Mauern umgrenzter Thurmbau, Henneberg aber war eine ſtattliche Hofburg, von nicht geringerem Umfange und noch breiterem Flächenraume, wie die Wartburg. Weiter ſagt man, innerhalb der Hallenburg ſei noch eine eiſerne Thüre verborgen, die einen Gang verſchloſſen halte, der bis in das ehemalige Johanniterhaus Kühndorf am Dolmar führe. Von einer weißen, wandelnden Jungfrau, von einer Höhlung im Gemäuer, darin ein Särglein mit den Gebeinen eines eingemauerten Kindes geſtanden, auch hier die ſo häufig wiederholte Sage, letztere namentlich auch auf den Bergſchlöſſern Henneberg, Liebenſtein, Krainberg. Am Berge ſteht ein altes Malzhaus, bis zu dieſem wandelt die Jungfrau; auf dem Hauſe ein kleiner Thurm mit einer Glocke, die früher auf der Burg hing, und das Silberglöckchen heißt, weil ihr Klang ſo ſilberhell und rein. Schwarzaer Juden wollten die ganze Höhlung dieſer Glocke mit Silber füllen, wenn man ihnen dafür die Glocke geben wollte.

Die Steinbacher Gemeinde aber hat ſie nicht hergegeben. Man findet an der Glocke viele Feilenſtriche — die Leute brauchen die Feile dieſes Glockenmetalles als Epilepſiemittel, und laſſen ſie auf Butterbrod einnehmen.

Das Dorf Steinbach ſoll ſeinen Namen führen von dem hellen Bach, der über lauter Steine hindurch und in die Haſel fließt. Dieſer Bach hieß der Erbisbach, auch „der Steinbächer." Ein Theil des Dorfes, durch welches der genannte Bach fließt, wird das „Erbisthal" genannt. In frühern Zeiten waren hier zwei Orte, Ober- und Unterſteinbach, welche durch einen Tannenwald getrennt waren. Dieſer wurde aber ſpäter niedergehauen, und mit Häuſern bebaut, daß der Ort ſo groß, wie er jetzt iſt, und ein Marktflecken wurde. Den Platz, wo der Wald geſtanden, nennt man immer noch „zwiſchen den Dörfern." In der Steinbacher Kirche iſt eine meiſterhaft gearbeitete Stein-Kanzel eines Nürnberger Künſtlers, welche der Hammermeiſter Hans Happ zu Unterſchönau für 60 Thaler kaufte, und 1658 der Kirche ſchenkte. Ein ſonderbares Naturereigniß hat man dort vom Jahr 1710 aufgezeichnet, daß nehmlich damals zwiſchen Michaeli und Weihnachten Hunderttauſende von wilden Tauben aus Thüringen und Sachſen dort und in der Umgegend eingefallen. „Sie waren alle kahlköpfig, ohne Kuppen, ganz ſchlecht; viele davon ſind gefangen und zum Flug behalten worden." Oberhalb Steinbach wieder die „Silberlöcher" mit Venetianerſagen, einer Höhle unter dem Waſſer, das durch die Silberlöcher fließt, und in der ein ſchwarzer Hund mit Feueraugen den Schatz hüthet, den dieſe Höhle in ſich hält.

158.

Die Ritter im großen Hermannsberge.

Ohnweit Steinbach-Hallenberg, nach Suhl zu, erheben ſich der große und der kleine Hermannsberg, der erſtere ein bedeutender, weit ſichtbarer Hochgipfel der Thüringiſchen Gebirgskette, und einer der bevorzugten mythiſchen Sagenträger. Schon der Name Hermann deutet auf frühe Zeit hin, und daß die ſpätere Sage auch hier wieder Rieſen der Mythe zu Rittern des Mittelalters verjüngte, beweißt, daß ſie in dem hohen Porphyrfelskamm, mit dem der große Hermannsberggipfel gekrönt iſt, die Trümmer eines Schloſſes erblickt, von dem keine Urkunde zeugt. Auch hier iſt der Ritter der jüngeren Sage wieder der in den Berg verwünſchte und gebannte Held der alten Mythe, gleich dem Berner, dem Eckhart, dem Tanhäuſer, dem Rothbart. Auch hier hört man des Nachts wildes und entſetzliches Geſchrei des Ritters und ſeiner Wappner; erſterer hat, um großer Schätze theilhaft zu werden, 12 Seelen geopfert. Bisweilen ſind die Ritter außerhalb des Bergesinnern Kegel ſchiebend erblickt worden (offenbarer Hinweiß nach der Rieſenſage, wie in Sage 2.) und haben einmal einen Hirtenknaben, der ihnen die Kegel aufſetzen mußte, das ganze Spiel, doch ohne die Kugeln geſchenkt. Er hatte ſchwer daran zu tragen, doch trug er's heim, und warf es unter die Treppe. Ein andersmal traf er die Ritter wieder im Freien, wieder Kegel ſchiebend an, ſetzte ihnen wieder auf, und erhielt jetzt auch die Kugeln. Als nun daheim der Hirte mit ſeinen Kammeraden an einem Sonntage auch Kegel ſchieben wollte, waren Kegel und Kugeln in Gold verwandelt. — Aus einem Dorfwirthshauſe am Fuße des großen Hermannsberges, wahrſcheinlich Schönau, ſagte der Wirth ſeiner Magd, weil ſie ſchläfrig war, und Abends am Spinnrocken einnickte, ſie ſolle hinauf auf den Hermannsberg gehen, und dort Wein holen, weil doch droben in dem Ritterkeller, ganz wie im Singerberge und im Ringelſteine, Fäſſer voll ſteinalten Weins lägen. Das Mädchen befolgt ſchlaftrunken den Befehl ihres Herrn, ſie geht, ſie empfängt Wein, und weiß nicht wie? Dem Herrn war's nur ein Scherz geweſen — er und ſeine Gäſte ſind ganz erſtaunt, als nach langem außenbleiben die Dirne mit Wein zurückkehrt. Der Wein wurde gekoſtet, er war uralt und ſchwer, und brannte wie Fegefeuer. Einſt ging ein Wanderer, von einem Führer geleitet, über die Trift von Steinbach-Hallenberg nach Mehlis zu, zwiſchen dem Hermannsberge und dem Berge, welcher das Triegelloch heißt. Trigel (Trügel) iſt ein Name der Wichtlein und Erdzwerge, der die neckiſche, meiſt täuſchende und unzuverläſſige Seite ihres Charakters zeigt — und die kaum irgend in der Nähe ſolcher Wunderberge, Fegefeuerſitze und mythiſcher Hochgipfel fehlen — dem begegnete eine Geſtalt wie ein Menſch, die ſtumm an ihm und dem Führer vorüberſchritt. Sie hatte kein Geſicht. Es war ein Märzmorgen und hatte friſch geſchneit; die Geſtalt aber hatte in dem Schnee keinerlei Fußtapfen zurückgelaſſen. —

159.

Muſikanten ſpielen auf am Hermannsberge.

In Steinbach-Hallenberg war Kirchweihe, dort kamen viele Muſikanten hin, um zum Tanz zu ſpielen, unter andern auch ein Häuflein gar arme Virtuoſen aus Ober-Schönau. Als ſie in den Ort kamen, wurden ſie nicht angenommen, weil ſchon allzuviele andere Genoſſen ihrer Kunſt daſelbſt ſich mit Muſiciren zu Tanz und Kurzweil wacker hören ließen. Die Armen gingen betrübt hinweg, doch grämten ſie ſich nicht allzulange und nicht allzuſehr, denn ein Muſikant muß ein fröhliches Herz haben. Sie kamen über den Hermannsberg auf ihrem Rückweg, dort ruhten ſie aus, und huben an zu ſingen und zu ſpielen. Sangen auch andächtiglich das ſchöne Lied: Herr Gott Dich loben wir! Das klang feierlich durch den dunklen herbſtlichen Wald. Siehe da ward ihnen der Berg aufgethan, ſie ſahen viel wunderliche Erſcheinung, wurden geſpeiſt und getränkt, und hielten mit Muſiciren ihre Kirmſe wacker im Hermannsberg. Kamen auch ungeſchädigt wieder heraus, reichlich belohnt und begabt. Als die andern Muſikanten von deren Glück hörten, machten auch ſie ſich habſüchtig auf, kamen, ſangen und ſpielten am Berge. Aber ſehr übel wurde ihnen mitgeſpielt, denn es kam ein ganzer Hagel von Steinen geflogen, es regnete dabei unſichtbare aber ſehr fühlbare Maulſchellen, und ſtatt der Goldſtücke trugen ſie ſchwer genug an blauen Flecken.

160.

Die Ruppbergs-Jungfrauen.

Ein Nachbar des großen Hermannsberges iſt der **Ruppberg**, der ſpitzeſte und zuckerhutförmigſte unter allen Bergen der Thüringerwaldkette. Zwiſchen beiden Bergen liegt der **Donnershauk**, eine ausſichtreiche, unbewaldete Höhe. An ihm entſpringt „der kalte Brunnen“. Auf dem Ruppberge ſtehen hohe Porphyrfelſen nackt zu Tage; auch dort ſoll einſt ein Schloß geſtanden haben, und vieles weiß die Sage nicht nur von **einer** Ruppbergs-Jungfrau, ſondern von **mehreren**, zu erzählen, die aber nicht ſtets zuſammen erſcheinen, ſondern bisweilen eine allein, bisweilen zwei, bisweilen auch drei. Iſt letzteres der Fall, ſo haben ſie gewöhnlich einen Weich (eine Wäſche) die ſie dann auf einſamen Waldwieſen ausbreiten und trocknen. Alle dieſe Sagen von Wäſchen und Leinenbleichen deuten auf Flachspflege, auf ſpinnen und weben hin — alle dieſe Jungfrauen ſind Dienerinnen der Hulde, ebenſo jene, welche Leinknotten in der Sonne klengen, den Saamen des Flachſes — gleichſam die Prieſterinnen der deutſchen Frauengöttin im Tempelvorhofe. Zu dem Bärenbacher Hirten, der am „kalten Brunnen“ unterm Donnersberge hüthete, kam eine der Ruppbergs-Jungfrauen und zeigte ihm einen Stein und ſagte ihm, daß unter dieſem Steine ein großer Schatz ruhe; er ſolle nur den Stein und dann den Schatz heben, ſo werde er ſie aus ihrer Pein erlöſen. Der Hirte ging hin, und wollte dem Gebote Folge leiſten, aber da fand er eine große Schlange auf dem Steine liegend, die ſich mit aufgeſperrtem Rachen ziſchend gegen ihn aufbäumte. Zaghaft entfloh er —

ſpäter hat man dort weder den Stein noch die Schlange, noch die Jungfrau wieder erblickt — vielleicht war die Erlöſunghoffende bei einem andern glücklicher. Auf dem Ruppberge und im Grunde des droben geſtandenen Schloſſes liegt ein großer Schatz, der iſt verſetzt mit drei Erſtgeburten, die alle Johannes heißen müſſen, d. h. nur drei erſtgeborene Söhne, die den Vornamen Johannes führen, welcher in dieſer Gegend ſo allgemein iſt, daß ſicher $^2/_3$ aller Mannsleute ihn vor ihren übrigen Namen führen, ohne daß er der Rufname zu ſein braucht, können entweder dieſen Schatz heben, oder ein vierter Schatzheber muß dieſe 3 dem Böſen opfern. Letzteres klingt inſofern ſeltſam, als nach dem Volksglauben der Teufel über den Namen Johannes gar keine Macht hat, und demſelben daher äußerſt aufſäſſig iſt. Daher ſind auch Johanniskraut oder Johannisblut (Hypericum perforatum) Johannisgürtel, (Wermuth, Artemisia vulgaris) und die Johannishand, (zugeſchnittene Wurzel des Adlerfarrn, Pteris aquilina), dem Teufel und allem von ihm ausgehenden Schaden an Menſchen, Vieh und Wohnungen magiſch entgegenwirkende Mittel. Den Schatz auf dem Ruppberg zu heben, ſoll von vielen verſucht worden ſein, aber noch keinem gelungen.

Mit dem Ruppberge gleichſam zuſammenhängend und ein Auslaufer von ihm iſt der Reiſſigen-, beſſer reiſſende Stein, deſſen ſchroffe Abſenkung aus dem Thale der Lichtenau zwiſchen Mehlis und Benshauſen aufſteigt. In alten Büchern ſteht von ihm als „denkwürdig", daß an ihm „zur Nachtzeit nicht viel Ruhe iſt, indem die Steine von oben herab in die gerade unten vorbeiziehende Landſtraße ſpringen, wodurch viele Leute erſchreckt worden; dem Vernehmen nach laſſen ſich allda viele Geſpenſter ſehen.“ Das ſind eben die Rupprechtsjungfrauen. Dem Reiſſigen-Stein gegenüber ging ein Frauchen mit einem Schlüſſelbunde um, das ließ ſich immer in der Mittagsſtunde ſehen, und ſchrie wehklagend: Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne! Es war eine Handelsfrau, aus Mehlis oder Benshauſen, die beim Leben ſtets ihre Kunden um $^1/_4$ des Gewichts oder Gemäßes betrogen hatte. —

In der Nähe, hinterm reiſſenden Stein, liegt der Häſelberg, in welchen ein Amtmann verwünſcht iſt, der in dortiger Gegend als Feuermann umgehen und ſpuken muß, weil er ein Unterthanenſchinder war. Auch ein Schloß voller Lichter hat man droben auf dem Häſelberge brennen ſehen. Im Gröhles bei Benshauſen (von Gekröhle, Geheul) rollen auch Feuerklumpen, und erſchrecken die Wanderer.

161.

Fahrſamengewinnung.

Auf dem Wege von Virnau nach Benshauſen iſt ein Fleck, darauf ſpukt ein Jägergeiſt, weil er, da er noch lebte, dort Fahrſamen gewann, d. i. den unſichtbarmachenden Samen des Farnkrautes, deſſen Beſitzer ungeſehen hinfahren kann, wohin er will. Er trat zur Sonnenwendezeit in der Mittagsſtunde auf eine Waldblöße, breitete ein weißes Tuch aus, auf das er ſich ſtellte, und ſchoß gegen die Sonne. Da fielen drei Tropfen Blutes herab, die mußte er auffangen und wol bewahren, das war der Fahrſamen, deſſen Gewinnung den Jäger freilich dem Teufel weihte. Der Jäger kannte ſeinen Todestag, ſagte ihn ſogar voraus, und that an demſelben einen ſchrecklichen Brüll. Nun ſitzt er dort am Wege in der Mittagsſtunde auf einem Stein, hat einen gedrückten altmodiſchen Jägerhut auf, und drei weiße Hündlein bei ſich, wie der Wode, zu jeder Seite eins und eins auf dem Schooße — die weichen nimmer von ihm.

162.

Die alte Braut.

In Benshauſen war ein junges Mädchen verlobt, aber ſie war nicht glücklich, denn ihr Bräutigam war ihr nicht lieb, vielmehr ihr aufgedrungen worden; als nun Tag und Stunde der Trauung herbeigekommen waren, und es ſchon einmal in die Kirche geläutet hatte, und zum zweitenmale läutete, ging die Braut, bereits in ihrem Brautſtaate, noch einmal allein hinaus in den Hausgarten, und ſagte zu ihren Leuten, ſie wolle nur ein wenig, bis es vollends ausläute, drauſen friſche Luft ſchöpfen — der Grund war aber kein anderer als der, daß ſie ſich noch einmal recht ausweinen wollte, was ſie auch that. Mit einemmale ſah ſie einen fremden Mann, von ſanften und milden Zügen, der fragte ſie theilnehmend, was ihr denn fehle? Und da faßte ſie gleich ein wunderbares Vertrauen zu dem Manne, und war ihr nun, als kenne ſie ihn ſchon lange, er aber, um ſie auf andere Gedanken zu bringen, fragte ſie nach ihren Blumen, ließ dieſe und jene von ihr ſich nennen, und dann öffnete er eine Thüre im Zaun, und ließ ſie in ſeinen Garten treten, und da fiel ihr bei, daß der Mann ja ihr ganz nahe wohne, aber längere Zeit abweſend geweſen ſei. Und in des Mannes Garten war es viel, viel ſchöner, wie in der Braut ihrem Garten, prächtige Blumen, herrliche Früchte, ſingende Vögel waren darin, und er erweiterte ſich immer mehr, je länger ſie in demſelben an der Seite des Mannes wandelte, in den allerbeſten, ihr Herz wunderbar erhebenden und belebenden Geſprächen. Da hörte die Braut es zuſammenſchlagen, und ging nun zwar traurig und ernſt, aber doch gefaßteren Gemüthes vor nach dem Hauſe, um mit dem ihrer harrenden Bräutigam und der ganzen Verwandtſchaft nach der Kirche zu ziehen. Wie ſie aber in das Haus trat, erblickte ſie ganz andere Leute, und von Aeltern und Geſchwiſtern, von Bräutigam und Verwandten keine Seele, und die Leute ſchauten ſie groß an in ihrem Putz, der dieſen ſchrecklich altmodiſch vorkam. — Niemand kannte ſie und ſie kannte niemand. Man brachte ſie, die Wildfremde und ſcheinbar Geiſtesverwirrte, zum Pfarrer, der ſchlug im Kirchenbuche nach und fand, daß vor hundert Jahren eine Braut das Hochzeithaus kurz vor der Trauung verlaſſen habe, und nicht zurückgekehrt, auch nirgend zu finden geweſen ſei. Da ſehnte ſich die alte Braut zurück in den friedlichen Garten des Paradieſes, darin ſie mit dem Bräutigam reiner Seelen, Jeſus Chriſtus, geluſtwandelt war, aller Erdenſchmerzen überhoben, und ging auch noch deſſelben Tages ein in das himmliſche Friedensreich.

163.

Der verſchüttete Bergmann.

Auch um Benshauſen gab es in früheren Zeiten ziemlich ſchwunghaften Bergbaubetrieb, und wohnten im Orte ſelbſt auch Bergleute. Ein Bergmann hatte ſich vorgenommen, am Sonntage zum heiligen Abendmahl zu gehen, und ging daher am Sonnabende vor dieſem Sonntage zur Beichte. Nun iſt freilich Regel, beſonders auf dem Lande, nach Beichte und Abſolution keinerlei Werkeltagsgeſchäfte mehr vorzunehmen, um ſich nicht dadurch von frommen Gedanken ablenken zu laſſen, aber der Bergmann war ſehr arm, und mochte den geringen Lohn eines Nachmittags nicht einbüßen, dachte, dem lieben Herrgott dürfe am Ende redlicher Fleiß wohlgefälliger ſein, als müſſiggängeriſches Hände in den Schooß legen, ging daher wieder vor Ort an ſein Tagewerk, und wollte noch ſchaffen bis zum Feierabend. Aber kaum war er hinab in den Schacht, ſo verſchüttete ſich die Grube, und zwar in ſolcher Weiſe, daß gar niemand wußte, wo ſie zu Tage gegangen war. — Hundert Jahre darauf wurde auf demſelben Grundſtück gemuthet und bergmänniſch eingeſchlagen, da ſtießen in der Teufe die arbeitenden Knappen auf alte verfallene Stollen, und fanden in einem ſolchen einen Bergmann ſitzen, welcher zu ſchlafen ſchien. Alle entſetzten ſich und glaubten einen Berggeiſt zu ſehen, im Berghabit, mit langem eisgrauem Barte, doch überzeugten ſie ſich endlich, daß der Schlafende kein Geiſt war, denn er erwachte allmählig aus ſeinem Schlummer, und fragte: „Hat es etwa ſchon zuſammengeſchlagen? und ſchien erſchrocken, ſich noch vor Ort zu finden. Ich habe nächten gebeichtet, und will heute zum Abendmahl gehen! fuhr der Alte fort, aber die Knappen verwunderten ſich, und antworteten ihm: Heute wird kein Abendmahl gehalten, heute iſt kein Sonntag und kein Kirchgang. Sie nahmen aber den ſeltſamen Alten mit aus der Grube, und führten ihn, weil er feſt darauf beſtand, nach der Kirche, ihrer einer aber lief, und holte den Pfarrer. Dieſer reichte dem alten zitternden und todbleichen Bergmann das Mahl der Verſöhnung, und wie er es empfangen hatte, ſank er leiſe in ſich zuſammen, ſeine Kleider zerfielen in Staub und Mulm und ſein Leib war ein Häuflein Aſche.

164.

Das Pfäffchen.

In der Kirche zu Heinrichs, die in der Zeit des dreißigjährigen Krieges durch ihre Bildwerke und einen kunſtvollen Reliquienſchrein mit einer Mumienhand der von Croaten ihr drohenden Zerſtörung durch Brandſtiftung entging, geht der ruheloſe Geiſt eines vormaligen Pfäffchens um, welcher in keineswegs liebholder Geſtalt erſcheinend, die Eigenſchaft hat, alle Welt küſſen zu wollen, vielleicht weil er im leiblichen Leben ſchon kußſeliger Neigung war, wie es ſolche Leute mitunter zu geben pflegt. Daſſelbe hütet einen Schatz, und kann nur dann erlöſt werden, wenn es von jemand dreimal geküßt wird. Einen Cantor verfolgte dieſes Geſpenſt unabläſſig, erſchien ihm, wenn er in die Kirche ging, ſehr häufig, ſuchte ihn zu umarmen, und verſprach dem ſich ſtets ſträubenden reicher als alle reichen Leute in Heinrichs zu machen, doch ſtets vergebens. Wenn der kußſüchtige Geiſt nun ernſt abgewieſen wurde, ging er mit raſchen Schritten hinter den Altar und verſank dort mit einem tiefen Seufzer. Sagen von der Erlöſung männlicher Geiſter durch den Kuß dürften ſelten begegnen, und nur bei verwünſchten Jungfrauen kommen dieſelben häufig vor.

165.

Schätze und Zauber in Heinrichs.

Zu Heinrichs war einmal eine alte Hexe, die häufig zu Rathe gezogen wurde, wenn das Vieh krank war, und in ſonſtigen Angelegenheiten der Landwirthſchaft. Einſt kamen drei Bauern zu ihr, deren Kühe keine Milch gaben; folglich bezaubert waren, und fragten die Hexe um ein Gegenmittel, damit ſie Butter gewännen. Die Hexe rieth ihnen, in aller Teufel Namen zu einem Töpfer zu gehen, in deren Namen einen Topf zu beſtellen, den der Töpfer unter ſolcher Anrufung auch fertigen müſſe, und dann ſollten ſie den fertigen Topf auf einem vierſpännigen Wagen holen, und das was dafür gefordert werde, auch ohne abzudingen, in aller Teufel Namen bezahlen. In dieſen Topf müſſe dann alle Milch der Kühe geſchüttet und dann wieder ausgeſchüttet werden, ſo mehre ſich dieſelbe wunderbar. Die Bauern befolgten den Rath, holten als der Topf fertig war, denſelben mit einem vierſpännigen Wagen ab, zahlten 15 nagelneue Groſchen dafür, wurden aber, als ſie zum Thore hinaus fahren wollten, von löblicher Polizei angehalten, denn es war aufgefallen, daß man um eines Buttertopfes willen vier Pferde angeſpannt, und ſcharf ins Verhör genommen, worauf die Bäuerlein alles geſtanden.

Darauf erging es nach Urtel und Recht wie folgt: Bäuerlein zahlen ſo viel Strafgeld, als Schiff und Geſchirr, Roſſe und Wagen, die zu Hexenwerk gemißbraucht worden, werth, und thun im Armſünderhemde Kirchenbuße. Topf wird auf dem Schindersraſen vom Scharfrichter in Stücke zerſchlagen. Hexe wird an demſelben Orte verbrannt. Wäre der Topf ſchon gebraucht geweſen, ſo hätten die drei Bäuerlein mitbrennen müſſen, von Rechtswegen.

Einmal kamen drei Wildſchützen nach Heinrichs, und kehrten im goldenen Hirſch ein, da der Name dieſes Gaſthauſes für ſie einen ſympathetiſchen Klang hatte. Es war Sommer und hinten im Hofe vor dem Bierkeller ſtanden Tiſche und Bänke für Zechgäſte, deren mehrere dort verſammelt waren. Die Rede derſelben lenkte ſich auf Jägerkünſte, Freikugeln, und ſolcherlei Zauberſtücke, und die drei Schützen gaben ihr Wort auch ins Geſpräch, indeß ſie wacker zechten.

Es dauerte nicht lange, ſo wurden ſie aufgefordert, ihre Kunſt doch auch ſehen zu laſſen, und der Wirth verhieß, wenn ſie ein gelingendes Probeſtück machten, freie Zeche. Sie ſollten trinken, ſo viel ſie wollten. Da brach einer im Hofe ein Kleeblatt ab, der zweite holte eine Leiter, und befeſtigte an der hohen Giebelwand des Kellergebäudes über dem Kellerthor das Kleeblatt. Der dritte aber ſchritt durch den Hof, durch die Hausflur und über die breite Straße 90 Gänge ab, dort blieb er ſtehen, ſeine Kameraden nahmen ihre Büchſen und folgten ihm, dann legte der erſte an, ſchoß und es fuhr ein Theil des vierblättrigen Kleeblattes ab. Der zweite ſchoß das zweite Blatt ab, der dritte das dritte — dann gingen alle drei ſchweigend aus dem Orte. Die kleeblattförmige Kugelſpur aber iſt heute noch überm Kellerthore des goldenen Hirſches zu Heinrichs zu erblicken.

Bei Heinrichs iſt auch eine „Steinburg" mit verzauberten Schätzen. Schatzgräber, die letztere heben wollten, und an eine eiſerne Thüre kamen, wurden von der Nacht überraſcht, ſtellten ihre Arbeit ein, und ſchliefen im Freien, um dieſelbe mit Tagesanbruch fortzuſetzen. Aber als der Morgen kam, war die eiſerne Thüre verſchwunden und ringsum ſtarrer Fels. Ein Hirte fand auf dieſer Steinburg eine weiße Lilie, ſah eine weiße Jungfrau, und beſtand das oft wiederholende Abenteuer in derſelben Weiſe wie Andere. Er vergaß das beſte, und die zuſchlagende Thüre der Schatzhöhle ſchlug ihm die Ferſe entzwei.

166.

Heidengrab und Ottilienſtein.

Ueber der Bergſtadt Suhl oder Suhla, in und um welche die Sage manchen ihrer immergrünen Kränze hing, erhebt ſich der Dell- oder Döllberg, auf deſſen Kuppe ein Hügel ruht, der das „Heidengrab" heißt. Dunkle Kunden laſſen ahnen, daß auf dieſem Berggipfel ein Fanum der alten Germanen ſich befand; unter den Kriegen Karl des Großen gegen die heidniſchen Deutſchen haben die Bewohner dieſer Gegend ſich auf dem Dellberge geſchaart, um ihr Heiligthum zu vertheidigen. Lange hätten die Krieger Karls das Lager der Heiden geſucht, bis aufſteigender Rauch es ihnen verrathen, dann wären die Heiden alle erſchlagen und ihr Heiligthum zerſtört worden. Die Leichname ruhen in dem großen Hügel, den man noch das Heidengrab nennt. Es war auch ein Bergwerk am Dellberge, in welchem täglich 300 Knappen aus- und einfuhren. Schroff erhebt ſich unmittelbar über der Stadt Suhl zur Linken die waldige Wand des Domberges, an der ein rieſiger Felsblock zu Tage tritt, der Ottilienſtein geheißen. Auch von ihm die Sage von einer weißen geſpenſtigen Jungfrau, die ihre Erlöſung hoffend, umwandelt. Vielleicht wohnte da droben zur Heidenzeit eine Alrune, und es iſt nur die jüngere Sage Nachhall einer verloren gegangenen älteren von ſolcher Prophetin, daß einſt eine Frau auf dem Ottilienſtein geſeſſen habe, und bei ihr ein Hirte, und die Frau habe begonnen zu weiſſagen: bald werde Suhl im Feuer untergehen und es werde ſchrecklich allda hergehen. Ueber dieſe ihm mißfällige Prophezeihung habe ſich der Hirte ſo erboſ't, daß er die Weiſſagerin vom Felſen hinunter geſtoßen habe — ſie ſei aber ohne Schaden vom jähen Abſturz und unverletzt hinweggegangen, bald darauf aber ſei Suhl wirklich abgebrannt. Im Mittelalter ſtand auf dem Felſen, den heute ein Luſthäuschen in Form einer Kapelle ziert, eine wirkliche Kapelle, die der heiligen Ottilie gewidmet war. Ein armer Kupferſchmiedslehrling ſieht häufig am Ottilienſtein zur Nachtzeit ein Lichtchen ſchimmern, und beſchließt endlich, hinzugehen und zu ſehen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er klettert zum Stein hinauf, kommt an den Ort, den er ſich genau gemerkt, und findet kein Licht. Aber ein Kober ſtand dort, und dieſer Kober war voll gelber Fröſche. Flugs ſchüttete er den Kober aus — da wurden die Fröſche zu eitel gelbgrünen leuchtenden Johanniskäfern, die in die Büſche flogen. Den Kober nahm der Lehrling mit — zu Hauſe ſah er nach, ob noch etwas darin ſei, und da waren allerdings noch ein Paar Fröſche darin. Wie er auch dieſe ausſchüttete, wurden keine Johanniswürmchen daraus, ſondern blanke Goldſtücke. So fand auch einſt die Enkelin einer armen Frau, welche in dem Lautergrunde nahe bei Suhl einen kleinen Garten hatte, mitten im Wege einen Topf, der voll lebendiger Roßkäfer war, die heraus und herein krochen. Das Kind ſammelt einige dieſer Käfer, und bringt ſie zu ihrer Großmutter, die heißt es eilend gehen und den ganzen Topf holen. Aber als das Mägdlein wieder in den Garten zur Stelle kam, waren Topf und Käfer verſchwunden, und nur die wenigen, die es eingefangen, hatten ſich in Petersbatzen verwandelt.

167.

Der rothe Stein.

Wenn man aus Suhl die Straße nach Zella zu geht, ſteht, ehe man in das ſogenannte „Oberland" gelangt, ohnweit des Weges ein rothfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rothe Stein. An ſeinem Fuße entſpringt eine Quelle, deren Rinnſal man das rothe Bächel nennt. In dieſen Stein iſt eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt iſt, alle ſieben Jahre zu erſcheinen; da ſitzt ſie, gleich der verwünſchten Jungfrau bei Eiſenach droben auf dem Stein, ſtrählt ihr Goldhaar, und nieſt. Ein Mann hörte ſie ſechsmal nieſen, und rief ihr freundlich ſein: Gott helf'! hinauf — als ſie aber zum ſiebenten male nieſte, ward er zornig, und ſchleuderte einen Fluch zum rothen Stein hinauf. Da rief eine klagende Stimme: O hätteſt Du nur noch einmal gewünſcht, daß Gott mir helfe, ſo wäre mir geholfen und ich erlöſ't worden! Nun muß ich im Stein bleiben bis zum jüngſten Tage! Bisweilen geht, wenn ſie erſcheinen darf, die Jungfrau bis zum rothen Bächle herab, überſchreitet es und wäſcht ſich darin. — Eines Tages ſchritt ein Hochzeitszug am rothen Steine vorüber, vielleicht hinauf zum Gaſthaus zum fröhlichen Mann, da ging es wie bei dem weißen, weiſſagenden Vöglein in Dillſtädt, nur daß nicht geſungen, ſondern von einer hellen Stimme aus dem Stein heraus gekreiſcht wurde: Heute roth! Uebers Jahr tod! — ſo daß allen im Brautzuge das Herz erſchrak. Und ein Jahr darauf war die junge Frau tod, der als glücklicher Braut die ſchaurige Weiſſagung gegolten hatte.

Es iſt eine innige Verwandtſchaft dieſer deutſchen Jungfrauen der noch lebenden Sage mit den Berg- und Quellnymphen der antiken unverkennbar — und namentlich da, wo beide in der Gabe der Weiſſagung völlig zuſammenklingen. Das Gebanntſein ſolcher Jungfrauen an den Berg, an den Fels, an die Quelle, an den Weiher, an den Fluß, ſelbſt an den Baum, obſchon letzteres in Deutſchland ſelteneren Vorkommens, mahnt augenfällig an die Oreaden, Potamiden, Limniaden, Leimoniaden, Dryaden und Hamadryaden der helleniſchen Sagenwelt, ohne daß darunter der erſten urdeutſche Abſtammung von Diſen und Idiſen, wie von Idiſien, letztere in geiſtiger Weſenheit den griechiſchen Nymphen völlig verſchwiſtert, einen Abbruch erleidet.

168.

Die Goldlauter.

Der Ort: Die Goldlauter, eine Stunde über Suhl, dankt ſeinen Urſprung wie ſeinen Namen dem Bergbau, der vor Zeiten in dieſer Gegend ſchwunghaft betrieben wurde. Davon zeugen noch häufige Halden, und die Namen der Stollen, wie die Ueberlieferungen von reichen Funden an edlen Erzen. An der Hohenleite, am Roſenberg, an der Hirſchzunge, lauter Namen von Bergdiſtrikten, in denen ſich Gruben befanden, fand man reichlich Silber. Dort an der Hirſchzunge war der „tiefe Stollen,“ am Roſenberge der Stollen, genannt „die weiße Lilie,“ an der Hohenleite der Stollen „die güldene Roſe.“ Man fand gediegenes Silber und goldene Nierlein, hat auch Nachricht von alten Ruthengängern, daß die erzhaltigen Flötze vom Roſenberge ſich bis hinauf zum Schneekopf, unter die Teufelskreiſe ziehen, und durch den Schneekopf hindurch bis in den Gräfenröder Grund.

Ein Handelsmann von Willersdorf traf außerhalb Thüringen einen Mönch, der, als er erfahren, daß der Mann in dieſer Gegend zu Hauſe ſei, nach der Goldlauter fragte, und nach deren Bergwerken. Da nun jener klagte, daß der Bergbau zum erliegen gekommen ſei, ſo antwortete der Mönch, er glaube das gern; das Bergwerk könne nicht in die Höhe kommen, weil daſſelbe verſetzt ſei mit dem linken Fuße einer Stute, in welchen 3 Nägel geſchlagen ſeien. Würde der Zauber gehoben, ſo würde man nicht mehr ſagen „Goldlauter,“ ſondern „Lauter Gold.“ Wie der Reiſende heim kam, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht tiefer in den Mönch gedrungen habe, um von demſelben zu erfahren, wie denn jener Zauberbann vom Bergwerk zu heben und zu löſen ſei? — Jener verſprach nun, bei ſeiner nächſten Reiſe dem Mönche nachzuforſchen, allein er kehrte nicht wieder heim, denn er hatte das Unglück, in der Elbe zu ertrinken. Noch heißt eine Felswand nahe der Goldlauter „die Hoffnungswand,“ und heißt die Vertrauenden hoffen, und in der Hirſchzunge ſteht ein ganzer goldener Hirſch, der einſt erſchloſſen werden wird.

169.

Teufelsbad und Teufelskreiſe.

Aus der Goldlauter führen ſteile Waldpfade hinauf zum Forſt- und Gaſthaus zur Schmücke und zu dem dieſer nahen Schneekopfgipfel, den jetzt ein ſteinerner Thurm als Lug ins Land ziert. Wie der Brocken des Harzwaldes, gilt der Schneekopf des Thüringerwaldes der Sage als eine der Leibreſidenzen des Meiſter Urian, denn er hat auf dieſer Höhe ſein Bad, was ihm auf dem Brocken mangelt, wo nur ſein Brunnen quillt und ſeine Kanzel ſteht, auf der er vor 18 Jahren zum letztenmale gepredigt haben ſoll. Das Teufelsbad iſt ein Moortümpfel, ſo tief, wie der Schneekopf hoch iſt. Wer da hinein fällt, kommt nie wieder heraus. Einen Bergmann aus der Goldlauter begegnete eines Abends in der Dämmerung ein großer Reiter in einem feuerfarbenen Mantel, fragte nach dem Wege zum Schneekopf und nahm ihn zum Führer und Wegweiſer an. Als er in die Nähe der Teufelskreiſe, welches weit und breit verrufene Sumpfſtrecken ſind, mit dem Bergmann kam, ſtieg er vom Roſſe ab, hieß daſſelbe dem Führer halten, und breitete ſeinen Mantel auf die Erde. Dann ſtieg er in die Sumpflache hinab und nahm zu ſeiner Erfriſchung ein kaltes Bad: ſo wie er in den Sumpf ſtieg, ziſchte es und es wallten Dämpfe auf, als wenn ein glühendes Eiſen in kaltem Waſſer gelöſcht würde. Als ſich der Rothmantel gehörig abgekühlt hatte, ſtieg er wieder aus dem Bade, und ließ ſich ſammt ſeinem Roß wieder auf die Straße geleiten, dabei gebot er dem Bergmann, er ſolle ſeinen Kober voll Laub pflücken und dieſes mit nach Hauſe nehmen, das ſolle ſein Führerlohn ſein. Innerlich unzufrieden, aber von Furcht überwältigt, that der Bergmann wie ihm geboten war, und wie er das abpflücken des Laubes vollendet hatte, ſo war ſein Reiter verſchwunden. Daheim wartete die Frau mit Scheltworten ſtatt mit der Abendſuppe auf, daß er ſo ſpät heim komme, und da ſie ſtatt etwas mitgebrachtem an Eßwerk nur das Laub im Kober fand, wurde das häusliche Gewitter gar ſchwer und drohte mit einſchlagen. Das Laub ſchüttete die erzürnte Frau gleich zum Fenſter hinaus auf den Miſt. Am andern Morgen that ſie ihrem Manne, da er wieder an die Arbeit gehen mußte, ein Stück Brod in den Kober, da hingen noch einige Blättchen von dem Laub im Korbgeflechte, und ſchimmerten ſo ſchön grüngoldig, und waren eitel Dukatengold. Jetzt war es an der Zeit, daß der Mann aufbegehrte, gleich ſolle die Frau gehen und das weggeworfene Laub wieder holen. Sie eilte ſchon aus eigenem Antrieb danach, es war aber draußen kein Laub mehr vorhanden, wohl aber in ihres Mannes Hand ein dürrer Stecken — o weh!

170.

Der Jägerſtein.

Eine Strecke unter den Teufelskreiſen auf dem Schneekopf, an denen es niemals geheuer iſt, und wo es die Reiſenden ſchon oft geneckt, irre und in bodenloſe Sümpfe geführt hat, ſteht ein Denkſtein mit einer alten jetzt kaum noch lesbaren Inſchrift zum Gedächtniß einer Unglücksthat, welche die Sage des Volks zu einer zauberiſchen Verblendung umgewandelt hat. Ihr zufolge lebte zu Gräfenrode, am jenſeitigen Fuße des Schneekopfs, nach Arnſtadt zu, ein Förſter, der hatte einen Jägerburſchen, mit welchem er in Unfrieden lebte, und den er daher auf mancherlei Weiſe tückte und ärgerte. So gab er ihm, der noch dazu ſein Vetter war, den Auftrag, einen Feiſthirſch zu ſchießen, der ſeinen Stand im Schneekopfreviere hatte, und dort herum wechſelte und ſich ſehen ließ, das war ein prächtiger Hirſch von ſechzehn Enden oder noch darüber. Aber der Jägerburſche, der Caspar hieß, vermochte nie den Hirſch zu ſchießen, obſchon er denſelben oft ganz nahe ſah und ſchußgerecht vor ſich hatte; entweder verſagte ſein Gewehr oder der Schuß ging fehl, und der Hirſch ging gemachſam ſeiner Wege, ſah ſich auch wohl noch einmal nach dem Jäger um, und machte ihm mit dem ſtattlichen Geweih eine Reverenz. Kam nun der Caspar Abends nach Hauſe, und hatte den Hirſch nicht geſchoſſen, ſo regnete es Spott- und Stichel- und Stachelreden — was für ein geſchickter und jagdgerechter Schütze er ſei, und die Hirſche würden ihm demnächſt eine Dankadreſſe dafür überreichen, daß er ſie ſo menſchen- und hirſchefreundlich zugleich behandle, und ſie ſchone, und ob vielleicht ſeine

Büchſe nicht mehr töde? da ſolle er doch einen Feuermolch oder Unk hinein laden, und dergleichen — und das alles wurmte den Caspar ſehr, ging daher zu einem alten Jäger, der bewährt war in Jägerkünſten, guten und ſchlimmen, und klagte dieſem Miß- und Ungeſchick. Der alte Jäger ſchüttelte den Kopf und ſagte: Dir ſoll bald geholfen werden. Gehe morgen in aller Frühe nach Gehlberg in die Glashütte: nimm Deine Kugelform mit, und forme Dir eine Kugel aus reiner Glasmaſſe. Auf alle Fälle hat Dir ein Feind einen Weidmann geſetzt, aber das Glas widerſteht allem Zauber und allem Böſen, deswegen können ſich auch der Teufel und die Hexen nicht im Spiegel ſehen. Mit dieſer Kugel, die Du ſtillſchweigend in Deine Büchſe laden mußt, ſchieße Du nur in Gottes Namen auf den Hirſch. Caspar befolgte dieſen einleuchtenden Rath, ging Abends abermals wegen dem Hirſch auf den Anſtand, und brauchte gar nicht erſt zu warten, ſo kam der kapitale Burſche und äſete ſich, und ſchaute ſich um. Ein Blitz — ein Ruf: in Gottes Namen! und da brach der Hirſch zuſammen, und freudig eilte Caspar zu ihm hin, ihm den Genickfang zu geben, falls er nicht völlig gut dahin getroffen haben ſollte, wohin er gehalten, nämlich nach dem Kopfe. Aber o Schreck — da lag kein Kapitalhirſch — da lag mauſetod der Prinzipal und Vetter, der ſich durch böſe Weidmannspraktiken ſelbſt in den Hirſch verwandelt hatte. So hatte er ſeinen Lohn dahin. In das Kirchenbuch zu Gräfenrode wurde aber der Unglücksfall folgendermaßen eingetragen: **„A. 1690, den 16. Septbr. iſt der Fürſtl. Sächſ. Forſt-Knecht, Herr Joh. Valentin Grahow, Abends nach 4 Uhr von ſeinem Vetter Caspar, der ein Jäger-Burſch war, im Walde am Schnee-**

kopf, in Verblendung einer Hirſchgeſtalt, an den Schlaf durch den Kopf geſchoſſen worden, da Knall und Fall eins geweſen.“

171.

Die Kirche zu Schmiedefeld.

Von Suhl aus oſtwärts führt eine gute Fahrſtraße, welche ganz nahe beim Dorfe Schmiedefeld auf die ſchöne Hochſtraße ſtößt, die von Schleuſingen nach Ilmenau geführt iſt. Auf dieſem Wege kommt man über den Todenberg, einige ſagen auch rothen Berg, und der letztere Name erinnert wieder an den „rothen Stein“, zumal dort dieſelbe Sage wie von letzterem wieder begegnet, denn es läßt ſich dort auch alle 7 Jahre eine Jungfrau ſehen, die als Hüterin eines Schatzes erſcheint, daran ihre Erlöſung geknüpft iſt. Sie bezeichnet die Stelle, wo der Schatz ruht, ganz genau. Es müſſen aber nur Berufene und Reine ſein, die den Schatz gewinnen können. Einmal kamen zwei Schmiedefelder Bauern, der eine hieß Hans Toffel und der andere Michel Henner, und machten ſich an die Schatzgräberei, da kam plötzlich ein grauſames Hagelwetter über die beiden, und ein Hagel von Steinen obendrein, der ihren Köpfen vorbeiſaußte und ihre Pelze traf — da ließen beide ab vom Schatzgraben.

Eigen erging es beim Bau der jetzigen Kirche zu Schmiedefeld. Es war für dieſelbe urſprünglich ein ganz anderer Platz beſtimmt, als der, auf dem ſie jetzt ſteht. Man fuhr die Steine an, die gezimmerten Balken auf den beſtimmten Bauplatz, und andern Tages lag alles anderswo, aber in guter Ordnung. Die Maurer gruben am Grunde, aber am andern Morgen war alles wieder zugeworfen, niemand vermochte zu ergründen, von wem? Es ging damit alſo ſeltſam her, wie mit dem Bau zu Altenberga, als man die Johanneskirche vom Berggipfel, wo Bonifacius ſie begründet hatte, unten hin, an des Berges Fuß bauen wollte. Und ſo wählte man den heutigen Platz, worauf ſich dann der Bau wunderſam und gleichſam von ſelbſt förderte, und die Kirche ſchön und ſtattlich erbaut ward.

172.

Das Gottesfeld.

Drei Stunden von Schleuſingen in der Richtung nach Suhl zu hebt der Adlersberg ſeinen breiten, kahlen und unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das *Gottesfeld*, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißeſten Sommer die Luft kalt hinſtreicht. Eine Stadt lag einſt auf dieſer ausſichtreichen Höhe, reich und ſchön, und beherrſchte rings das Land. Aber die Tugend und die Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, und ihre Einwohner waren gottlos und laſterhaft, und forderten durch Miſſethaten aller Art die Strafe des Himmels ſo lange heraus, bis er ſie traf. Die Stadt verſank mit allen ihren Bewohnern, und das *Feld*, das der Zorn *Gottes* getroffen, wurde *ein* großes, weites Grab. Einſt wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge, und ein Hirte fand an dem Orte, wo daſſelbe gewühlt, das Oehr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf ſie, und grub ſie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleuſingen gebracht, und dort geläutet. Aber ihr Ton war ſchauerlich, und beim drittenmale Läuten zerſprang ſie. Darauf wurde ſie umgegoſſen, allein es war derſelbe Schall, wie der vorherige; es klang immer ohrzerreißend: Sau aus! Sau aus! und dann zerſprang die Glocke abermals. Noch zweimal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derſelbe, worauf man, da man ſie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, ſie beſtimmte, blos als Sturm- und Feuerglocke geläutet zu werden.

Nicht weit vom Gottesfeld ſteht ein dritter Fels, welcher der rothe Stein heißt, häufig aber auch der Schlüſſelheinze-Stein, an welchem es nicht geheuer iſt. Ein Reiter ohne Kopf läßt dort ſich blicken, der einſt ſammt ſeinem Roß von der Spitze des hohen Porphyrfelſens hinab ſtürzte, und ſich den Kopf abfiel.

173.

Die Waſſerminnen.

Die Stadt Schleuſingen hat von uralten Zeiten her zum Wahrzeichen eine Waſſerminne, ein Weſen, welches man im heidniſchen klaſſiſchen Alterthume eine Sirene nannte; dieſes Zeichen kann man auf dem Schilde des dortigen Rathhauſes im friſchen Farbenſchmucke der Erneuerung täglich prangen ſehen. Ein reicher Graf ſoll, als er in dieſer Gegend jagte, ein weißes Reh aufgejagt und unabläſſig verfolgt haben, das in eine Grotte ſich flüchtete, und wie er auch hier nachfolgen wollte, wäre ihm über drei Quellen eine herrliche Waſſerfeine erſchienen, die ihm vertraut habe, jenes Reh ſei ihre verzauberte Tochter, die er erlöſen könne. Dieſes Erlöſungswerk habe der Graf auch glücklich vollbracht, das Reh ſei das ſchönſte Fräulein geworden, welches er gefreit, und den Namen von der Brunnſtätt angenommen habe. Er ſei der Gründer der Stadt Schleuſingen geworden, habe auch zuerſt das Schloß daſelbſt zu bauen begonnen, und zwar über dem Quellbrunn, darin die Waſſerminne noch immer wohnen ſoll. Man hat ſpäter dieſe Sage mit allerlei neuromantiſchem Beiwerk verbrämt und ſie verwäſſert. Jedenfalls blieb aus ſehr alter Zeit die Ueberlieferung von einer Brunnenſtätte, und einer deren Grotte vielleicht bewohnenden Alrune oder Idiſe haften, an welche die Sage von der Todtenlache anklingt. So heißt nämlich ein ziemlich umfangreiches Waſſerbecken ohne ſichtbaren Zufluß im Schleuſethale, das mit mehreren nachbarlichen Brunnen und Bergquellen in unterirdiſcher Verbindung ſtehen ſoll, und von welchem die bekannte Nixenſage in beſter Form im Munde des Volkes lebt. Ein Nixlein kam aus jener Lache auf die nahe Hudel- oder Ruderburg, einem Wirthshauſe, zum Tanze, trieb Kurzweile mit einem hübſchen Burſchen, tanzte fleißig mit ihm, verliebte ſich in ihn, und machte ihn in ſich, in das Nixlein, verliebt. Darüber kam die Verſpätung und in deren Gefolge das Abſchiedherzeleid, und die Furcht vor dem zürnenden Waſſergeiſte im tiefen Schooße der Todtenlache. Wenn deren Waſſer am nächſten Morgen hell und grün ſei, ſo ſei es gut; wäre es aber roth, ſo habe das Nixchen ſeine irdiſche Liebe mit dem Tode gebüßt. Am andern Morgen ging der Friedel nach dem kleinen See — der war blutroth, und da zog ihn die mächtige Liebe ihr nach und hinein zum tiefen Grunde. In einer alten Schrift wird von dieſem Waſſer berichtet:

„Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und beſonders vor dem Croatiſchen Einfall in Schleuſingen Waſſermenſchen aus der Lache hervorgegangen und unterſchiedlich geſehen worden ſind.“

174.

Geſpenſtige Jäger und Bockreiter.

Schleuſingen und ſeine Umgegend ſind ſo reich an örtlichen Sagen, daß mit ſolchen allein ein Buch zu füllen wäre; von Schätzen, Schatzgräbern, Popanzen, Jeſuitern, Todtenerſcheinungen, Feuermännern, Geſpenſtern, ſpukenden Thieren, vom Teufel, Hexen und Hexenmeiſtern wäre viel zu ſagen. Nordöſtlich der Stadt, im Schleuſinger-Neundorfer Forſte, liegt der Silbacher Berg, an deſſen Südſeite, nach dem Dorfe Hinternahe zu, ein Fleck, welcher die Wilke heißt (vom mittelhochdeutſchen Worte Wilge: Weide). Dort geht ein geſpenſtiger Weidmann um, der von vielen geſehen worden iſt; er durchwandert ſein Jagdrevier, ſtets von einem Hunde begleitet, bis herunter in die Gegend des Gutes Rindermannshof, und läßt fleißig ſeinen Jagdruf „Ho ho!“ ertönen, gleich dem „Hoihoimann“ im Wertinger Moor. *)

In dieſer Gegend hebt auch der Einfirſt ſeinen ziemlich verrufenen Gipfel; eine Wallfahrtkapelle hat vormals droben geſtanden; über ihm zieht die wilde Jagd hin, man hört ihr Getöſe in den umliegenden Dörfern. Ebenſo am Einſiedlerberge und von da nach Eisfeld zu.

---

*) D. S. B. 964.

Dort herum liegt eine Schleifmühle: der Tellerhammer, und ſüdlich derſelben, weſtlich von Heubach, ein Bergwald, „die Leite“ genannt, der wegen ſeiner Ungeheuerlichkeit von Alt und Jung gefürchtet iſt. Wer des Nachts oder ſelbſt am Tage dorthin kommt, iſt ſeines Lebens nicht ſicher, denn es iſt dort ein Geiſt hingebannt, der in Jägertracht auf einem Bocke reitet, und ſchrecklich brüllt, der die Wanderer ſchreckt und nach Befinden umbringt. Einmal fuhr ein Büttner in Begleitung ſeiner Frau einen Schiebkarren voll Büttnerwaaren durch die Leite, der hörte von weitem den Bockreiter brüllen, wußte aber nicht, was es war, und ließ ſich beigehen, das Geſchrei nachzuahmen. Alsbald ſauſte das Geſpenſt daher und brach ihm das Genick. Mit Todesſchrecken ſah es die Frau und eilte, von Grauſen erfüllt, nach Hauſe, und verkündete das geſchehene und geſehene.

175.

Der Wäſſermann.

Mancherlei eigenthümliche Sagen bergen ſich in die ſtillen Thalgründe des Thüringer Waldes in den Diſtrikten zwiſchen der ſüdlich gelegenen Stadt Eisfeld und der nördlich gelegenen Stadt Ilmenau. So im Thale der Schleuſe bei den Dörfern Ober- und Unter-Neubrunn zeigt ſich auf den Wieſen bei nächtlicher Weile der Wäſſermann, welcher raſtlos bemüht iſt, die Waldwieſen zu wäſſern. Er trägt eine ſilberne Haube, und hat am Rocke ſilberne Knöpfe, breite Schöße am Rock, aber keinen Kragen, den Hals zu ſchützen, den er auch nicht braucht, da er keinen Kopf hat, und die Haube nur zum Schein aufgeſtülpt iſt. Einſt ging ein Mann im Mondſchein durch das Thal, ſahe jemand wäſſern, wußte aber nicht, daß es der Wäſſermann war, und ging auf ihn zu — da ſah er mit ſchaudern, daß er einen Geiſt vor ſich habe, doch fügte der Wäſſermann ihm kein Leid zu, ſondern arbeitete fort. Auch der Thalwanderer eilte nach Ober-Neubrunn zu — kaum wagte er ſcheu, ſich noch einmal umzuſehen — da ſah er noch den Wäſſermann: indem ſo ſchlug es in Ober-Neubrunn Eins, und mit dem Schlage verſchwand der Geiſt. Bei Ober-Neubrunn iſt ein Berg, heißt der Brücknersberg, der iſt voll Waſſer, und droht einzuſtürzen und alle Thäler mit ſeiner Fluthfülle zu überſchwemmen, wie der Sperrhügel, der Schneekopf und der Singerberg. Häufig hört man es in ſeinem Schooße rauſchen und brauſen. Auch der „Kirchhügel“ bei Ober-Neubrunn iſt merkwürdig. Er heißt ſo, weil keine Kirche droben. Es ſollte eine hinauf gebaut werden, wollte aber nicht droben ſtehen, und es fand mit ihr gerade das Gegentheil ſtatt, was ſich mit der Sankt Johanniskirche über Altenbergen zutrug.

In der Gegend von Heubach, Schnett, Ernſtthal und dem ganzen Waldgebiete, das ſich von da aus nach Südoſten ausdehnt, giebt es ſehr viel Sagen, die aber meiſt ihren Wiederhall auch in andern Berg- und Waldgegenden finden, daher deren Mittheilung nur aus Wiederholungen beſtehen könnte. Nicht unanziehend aber dürfte dieſe ſein: Unter Heubach am ſüdlichen Abhange des Schnufberges, der ſehr ſteil ins Thal abfällt, fuhr einſt ein junger Bauer mit Blochen. Eben als er die Hemmkette anlegen wollte, zogen die Ochſen an, der Wagen rollte abwärts, vergebens ſtrengte der Knecht alle Kraft an, ihn aufzuhalten, die Ochſen ſtürzten unter der ſchweren Wucht des belaſteten Wagens, und die Hinterräder trafen und zermalmten den Wagenlenker. Am Jahrestage ſeines Todes erſcheint er, und ſchreit fürchterlich, und knallt mit ſeiner Peitſche, daß es weithin ſchallt. Hirten gruben zu ſeinem Andenken ein Kreuz in den Raſen, und das erneuern ſie alljährlich, wie das Raſenkreuz bei Rohr und das von Steinen gelegte Kreuz am Fuße des Streufhain erneuert wird.

176.

Reichmannsdorf.

Ueberm Gebirgskamme drüben jenſeit von der Steinheide liegt der Marktflecken Reichmannsdorf, an dem in noch ungleich höherem Grade, wie um Steinheid, die Bergmannsſage blüht. Der Goldberg war es, der überreiche Ausbeute gab; ſchon im zwölften Jahrhundert war der Bergbau dort in hohem Flor. In Goldgewändern prunkten Männer und Frauen einher, mit goldenen Kugeln ſchoben ſie nach goldenen Kegeln. Es waren allzumal reiche Mannen, das gab dem Orte den Namen, den er bis heute führt. Das Kegelſchieben iſt Nachhall alter verklungener Rieſenſage, denn ein Thal in der Nähe des Ortes heißt noch der „Rieſenbach“. Aus dem Reichmannsdorfer Bergſegen wurde die herrliche St. Johanniskirche zu Saalfeld erbaut. Ein bis zwei Meilen rund um Reichmannsdorf verbreiteten ſich die 122 Gold- und Silbergruben. Einſt fand man einen gediegenen Goldklumpen, der war 4000 Gulden werth. Es giebt auch Dukaten aus Reichmannsdorfer Golde.

Einſt beſuchte ein Herzog von Sachſen das Bergwerk, auf einen goldenen Stuhl ward er geſetzt; ein junger Bergknappe fuhr mit ihm an im reichſten Schacht, und zeigte ihm drunten alles Sehenswerthe. Der Herzog belohnte ſeinen Geleiter ſehr reich, und dieſer prunkte mit dem empfangenen Golde. Da erwachte Verdacht gegen ihn, daß er das Bergwerk beſtohlen habe. Er wurde verhaftet, und ihm durch die Folter das Geſtändniß eines Verbrechens abgepreßt, deſſen er nicht ſchuldig war. Dann wurde er hinausgeführt und als Dieb gehenkt. Seine alte Mutter aber in ihrer Verzweiflung füllte ein Gemäß mit Mohn, ſchritt zur reichſten Grube, ſchüttete allen Mohn hinab und verwünſchte das ganze Bergwerk. So viel Körnlein Mohnes jetzt da hinab fallen, ſo viel Jahre ſoll das Reichmannsdorfer Bergwerk verwünſcht und verflucht ſein! Deß bringe ich mich ſelbſt zum Opfer dar! — und ſtürzte ſich dem Mohne nach, und ſtarb dem Sohne nach. Von Stund an war es zu Ende mit dem Bergſegen, die Stollen und Schachte brachen, wurden erſäuft, kamen zum erliegen, und der ſo reiche Ort verarmte.

Am Goldberge wiederholt ſich die Venetianerſage. Wichtiger noch iſt der Venusberg, in welchem eine weiße Frau wohnt, die zu Zeiten auf demſelben wandelnd erblickt wird — die offenbar keine andere iſt, als die Frau Venus der deutſchmittelalterlichen, die Frau Holda der urgermaniſchen Mythe.

Viele Sagen gehen auch von beſonderen Schätzen, die unter den Trümmern einer alten St. Brandanskirche ruhen ſollen. Die Stätte heißt insgemein Gebramets-

Kirchen. Zu Schmiedefeld hat vordeſſen ein Köhler gelebt, der hieß Chriſtoph Seifert — dem ſollen die Schätze beſcheert geweſen ſein, er hat ſie aber nicht gehoben. Auch ein Schloß ſoll nahe dabei geſtanden haben.

177.

Schloß Wespenſtein.

Ueber dem Städtchen Gräfenthal, 1 Stunde von Reichmannsdorf erhebt ſich auf ſteilem Thonſchieferfelſen unmittelbar über der Kirche das alte Schloß **Wespenſtein**, ein Herrenſitz der Reichsmarſchalle Grafen von Pappenheim, die für Gräfenthal ſehr wohlthätig wirkten, und von denen mehrere in der Kirche Denkmäler erhielten. Ein Theil des Schloſſes iſt bereits Ruine. Die Sage geht, daß der Erbauer des Wespenſtein, der aus dem Schwarzburgiſchen war, von ſeinem ganzen Verdienſte, als er den Bau vollendet gehabt, nicht mehr von dannen trug, als 21 Groſchen. Und um dieſer 21 Groſchen Willen ſei der arme Mann von Räubern, welche Wunders glaubten, wie viel ſeines Lohnes er mit ſich führe, auf dem Walde angefallen und erſchlagen worden. Im Mittelalter hieß der Wespenſtein nur „das Hus von Grevental.“

Unter dem Bergſchloſſe ſollen ungeheure Gewölbe befindlich ſein, und zu Pferdeſtällen gedient haben, ebenſo ſoll ein unterirdiſcher Gang vom Schloſſe hinab in die Kirche zu Gräfenthal geführt haben, 5 Stollen hoch. Vom Gräfenthaler Kirchthurme, ſo wird erzählt, wurde einſt ein Currentſchüler durch die ſchwingende Glocke aus dem Schallloche, in das er ſich aus Uebermuth geſtellt — herabgeſchleudert, kam aber von ſeinem wehenden Mantel, wie von einem Fallſchirm getragen, glücklich und unverſehrt auf dem Boden an.

178.

Schätze in der Bärenwand.

Eine gute Stunde von Gräfenthal liegt ein einſames Vitriolwerk in der Wüſtung Arnsbach, in einem wilden, felsreichen Grunde. Dort zeigt man noch die Stätte eines alten Schloſſes, Namens Laubes, das haben Raubritter bewohnt, welche die Straße unſicher machten, die von Gräfenthal nach Judenbach zieht, und die der Rennſteig auf dem Kamm des Gebirges durchſchneidet. Ohnweit davon iſt die Bärenwand mit gewaltigen Felſen, von denen eine Gruppe die „Königsfeſtung und die Teufelskanzel“ heißt. Innerhalb dieſer Felſenwand ruht ein großer Schatz. Ein Prinz, der in den Berg verwünſcht iſt, hütet denſelben, und ſpielt darin zur Zerſtreuung mit goldenen Kegeln und Kugeln. Oft ſchon haben Wanderer den rollenden, klingenden Klang gehört, und wußten ihn nicht zu deuten. Der ganze Grund iſt nicht geheuer. Auf der hohen „Baalskuppe“, die ihn überragt, ſieht man zu Zeiten ein webberndes Flammenfeuer. Dann tritt der Teufel als Baalspfaffe auf ſeine Kanzel und predigt Aufruhr und Hochverrath.

179.

Die ſechs Bergzwerge.

Im Thalgrunde der Pieſau über Wallendorf liegt in der Nähe der drei kleinen Gewerken-Orte Oberbock, Unterbock und Teich eine weit ausgedehnte Berghalde, der Reſt eines eingegangenen Kupferbergwerkes, davon noch das große, das kleine und das obere Kupferthal die Namen tragen. Die weitläufigen Schachte und Stollenlöcher ſind verſchüttet; ſie könnten aber heute noch offen und das Bergwerk im Flor ſein, wenn nicht etwas verſehen worden wäre. Es lebten nämlich in dieſem Grubenwerke ſechs Unterirdiſche oder Bergmännlein, die begannen ſtets, wenn die Bergleute Schicht machten und ihr Tagewerk beendet hatten, zu arbeiten, und ſchafften mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ihre Anzüge waren dafür auch außerordentlich ſchmutzig und zerlumpt. Das dauerte der Beſitzerin des Bergwerkes, der alten Frau Bergräthin Hammann, einer Frau, die ebenſo reinlichen als dankbaren Sinnes war, und ſie beſchloß den ſechs Zwergen eine hübſche Chriſtbeſcheerung mit recht netten, neuen und bunten Anzügen zu machen, die ſie ihnen nebſt einem ſchönen weißen Chriſtſtollen für jeden, vor das Stollenloch legte. Als nun die kleinen Heidengeiſter dieſe Gabe fanden, achteten ſie ihrer kaum als Chriſtgeſchenk, doch zogen ſie die Kleidchen an, machten traurig komiſche Geſichter und Grimaſſen, und riefen:

Nun haben wir unſeren Lohn,
Und gehen auf und davon.

wie dort die Hütchen bei Brotterode (ſ. Sage 138) und wie in hundert ähnlichen Sagen. Und gleich nach dem Abzuge der Zwerge fielen wilde Waſſer in die Gruben und das zuvor ſo reiche Bergwerk kam zum erliegen.

180.

Suinenburc.

Sonneberg, die Welthandelsſtadt des Thüringerwaldes, der keine zweite auf irgend einem andern deutſchen Gebirge es jemals gleich gethan oder gleich thut, ein Knotenpunkt wichtiger Handelsſtraßen, hieß vormals „das Städtlein an der Rotin“ (die Röthen, ein Flüßchen) und nur eine Burg über ihr empfing den Namen von der Sonne, aber auch nur mittelbar, denn der alturkundliche Name Suinenburc (noch 1144) läßt eine ganz andere, minder ſonnige Deutung zu. Doch heißt die Stadt nun einmal Sonneberg, weil ein Nachfolger Grafts von Suineburc (1144) Heinrich, ſich 1206 von Sunnenberg ſchrieb, und von ihr ſelbſt lautet die kennzeichende alte Priamel:

Wer in Steinheid iſt und fühlt keinen Wind,
Durch Steinach geht und ſieht kein Kind,
Und von Sonneberg kommt ohne Spott,
Iſt ein Geſegneter vom lieben Herrgott.

Die alte Stadt drängte ſich nicht ſo wie die heutige, theilweiſe in einen engen Grund ein, ſie lag freier, vorn in der lachenden Ebene der Herrenaue, und hatte zu Oberherren die Herzoge von Meran. Dann kam Sonneberg an die Grafen von Henneberg, die es zur Stadt erhoben.

Daß die Burg Sunaburg geheißen, ein Frankenherzog Süno ſie erbaut habe u. dgl., ſind neue Fabeleien, die mit andern Spielwaaren von Nürnberg nach Sonneberg verpflanzt wurden. Aber von unterirdiſchen Gängen der alten Suineburg, welche die Verbindung des Schloſſes mit dem Städtlein an der Röthen unterhielten, und im Schloßberg noch verwahrten Schätzen meldet die örtliche Sage mancherlei. Die Burg brannte im Jahre 1596 nieder und es blieb kein Stein von ihr auf dem Berge. Jetzt ziert ihre ausſichtreiche Stätte ein Geſellſchaftshaus und ein Thurm. Auch hier die Sage, daß eine weiße Jungfrau vom Schloßberge abwärts wandle, und auch unterirdiſch in einen in der Stadt gelegenen Keller gehe.

181.

Der Hexenſtein.

Nachhall des Hexenglaubens ſpukt noch durch alle Gaue und Gebiete Thüringens, mehr als man glauben ſollte. Schon die Namen der vielen „Hexenberge, Hexenraſen, Hexenbächel“ u. ſ. w. erinnern daran. Bei Effelder an der Straße von Schalkau nach Sonneberg und Neuhaus iſt ein Hexenberg, auf dem verirrt ſich jeder, der ihn überwandert, wenn er nicht zuvor die Strümpfe wechſelt. Von Sonneberg nach Neuhaus zu kommt man über das Dörfchen Malmerz, da ſteht außerhalb des Ortes ein Stein, der heißt der Hexenſtein und iſt weit und breit berufen. Eine Frau ſoll denſelben, nachdem ſie als Hexe angeklagt war, um ihre Unſchuld zu beweiſen, und dadurch ihr Leben zu retten, von Ober-Lind heraufgetragen haben, und wollte ihn noch weiter tragen, aber ſie erlag der Laſt, vielleicht auch der Laſt eines ſchuldigen Gewiſſens, und ſtarb an der

Stelle, an welcher der Stein ſteht. Dieſer Stein nun, den die Hexe getragen, ſoll ſich, ein wenig Staub von ihm abgeſchabt, und auf Butterbrod, oder auch ohne Butter ſtatt Salzes geſtreut, gar trefflich gegen hexenhaftes Bezaubern und Anthun erzeigen. Weither, aus dem Bayriſchen ſogar, kommen noch immer die Leute und ſchaben vom Hexenſteine Pulver ab. Die uralte Homöopathie des Aberglaubens — similia similibus curantur.

182.

Die Zwerge bei Naila.

Vom Fichtelgebirge, an deſſen höchſtem Bergkopfe die thüringiſche Saale entſpringt, ziehen und ſchweben die Schleier der Sage nach dem nahen Frankenwalde herüber, und laſſen ſich auf thüringiſchem Boden nieder. Der „Nachtjäger“, der im Butzenreut, im Zeitelmoos und anderen Forſten dieſer Gebirge rumort, ſtreift mit dem Heere ſeiner Butzen (Pötze, Pütze, Pöpel, Popanze) auch auf dem Frankenwald, und wird auf dreibeinigem Roſſe reitend, von Jagdhunden umkläfft, ſtetig jagend erblickt. Und wie faſt überall da, wo auch nur noch Spuren ſagenhafter Ueberlieferung vom wüthenden Heere und wilden Jäger anzutreffen ſind, die Zwergenſage auftritt, ſo auch in dieſen Gründen. Beim Dorfe Naila, zwiſchen Markt Selbitz und Lichtenberg, iſt eine Höhle, gleich dem Zinſelloche oder jener im Hörſeelenberge (ſ. Sage 73), in dieſer wohnten einſt Zwerge. Eine Anzahl junger Burſche brach einſt mit brennenden Spahnſchleiſſen hinein, fanden einen engen Gang, ein paar Acker lang, dann eine Grotte, in der juſt ein Mann nothdürftig ſtehen konnte, und in der Grotte viele kleine Oeffnungen, wie Seitenkämmerchen, da aber erfaßte die Burſche allzumal ein Grauſen, und ſie enteilten der Zwergenhöhle, und es war ihnen mehrere Tage übel zu Muthe, und nie gedachte ihrer einer wieder daran, noch einmal dort hinein zu gehen.

Einem Bauer aus Naila, welcher Kohmann hieß, und mit 2 Pferden ſeinen Acker beſtellte, brachte ſeine Frau ein neugebackenes Brod zum Frühſtück, das ſie in ein reines Tüchlein gebunden hatte, und auf den Ackerrain legte, worauf ſie den Rain mit der Sichel abzugraſen begann. Da trat, wie aus der Erde emporgewachſen, ein Zwergweibchen zu dem Ackersmann, und ſprach zu ihm: Leihe mir Dein Brod! Du biſt noch nicht hungrig, aber meine Kinder hungern ſehr, und unſer Brod iſt noch im Backofen. Bis zur Mittagsſtunde bringe ich Dir anderes Brod. Der Bauer war es zufrieden, er wußte ohnehin, daß mit den Zwergen nicht viel zu ſpaßen war, und jenes Weiblein nahm ſein Brod und ging. Kaum war in der Mittagsſtunde das Gebimmel des Zwölfuhrglöckchens vorüber, welchem Gebimmel die Zwerge gar nicht grün ſind, ſo war die Zwergin wieder da, hatte in einem äußerſt feinen Tüchlein einen friſchbackenen Brodkuchen, reichte denſelben im Tuche dar und ſprach: Nimm und iß ohne Scheu! Es ſoll Dir gedeihen! Das Tuch lege hin, ich hole es wieder, aber wir ſehen uns nicht wieder. Das Volk der Zwerge muß auswandern — ihr zwingt uns dazu. Eure Hämmer und Pochwerke, euer Glockengeläute und ewiges Gebimmel, euer fluchen und ſchwören, das alles iſt's, was uns vertreibt. — Und damit verſchwand das Weiblein, und bald darauf nahm das Volk der Zwerge in der Umgegend von Naila ſeinen Abſchied. Ob das Weiblein das Tuch geholt, ob dem Bauer ein Dank geworden, meldet die Sage nicht.

183.

Der lange Mann.

In der Marktgaſſe zu Hof hat ſich vor Zeiten bei nächtlicher Weile ein gewaltig großer und langer Mann ſehen laſſen, kohlenſchwarz von Farbe, der ſchritt ſo geſpreizt durch die Gaſſen, daß die Leute unter ſeinen Beinen durchgehen konnten, und reckte den Hals ſo lang, daß er den Leuten, die in den höchſten Stockwerken wohnten, in die Fenſter ſehen konnte. Eines Abends ſchritt eine Frau durch die Marktgaſſe, welche Walburg Widmännin hieß, und ſah mit Schrecken den langen Mann in der Gaſſe ſtehen. Sie hatte Eile, er ſchien keine zu haben, folglich faßte ſie ſich ein Herz, und ſchlüpfte, ein Kreuz ſchlagend, unter den Beinen des langen Mannes durch. Kaum war die Frau darunter weg, ſo ſchlug der lange Mann ſeine langen Beine zuſammen, daß es einen ſchallenden Klapp that, wie von ſtarken Knochen, und dann ein Geraſſel und Gepraſſel, als ob ein Rieſenſkelett zuſammen breche. Gleich den nächſten Tag kam die Peſt nach Hof, und verbreitete ſich von da nach Oelsnitz, und nach Plauen und von da aus über das ganze Voigtland, das durch ſie in furchtbarer Weiſe verheert und entvölkert wurde, ſo daß noch zahlreiche örtliche Sagen von ihr ſprechen.

184.

Das ſeltſame Stadtrecht von Schöneck.

Ohnweit Oelsnitz liegt ein altes Städtchen, heißt Schöneck, darin herbergte einſt, im Jahre 1370, Kaiſer Karl IV., und weil es ihm wohl allda gefiel, und Rath und Bürgerſchaft um eine Gnade baten, ſo begnadigte er den Ort mit dem Stadtrecht und mit Freiheit von allen Abgaben. Dabei aber war eine doppelte Bedingung, erſtlich, daß das Städtlein nie mehr Häuſer gewinnen dürfe, als 141, und daß es, ſo oft der Landesherr dort erſcheine, ihm eine Gabe von 5 Pfund Hellern und einen hölzernen Becher darbringen müſſe. Darauf iſt lange feſt gehalten, und des Städtchens Aufblühen dadurch niedergehalten worden. Ob man alldort nicht in der neueren Zeit lieber Abgaben zahlt, und dagegen der Stadt freie Entfaltung ihres Wachsthums vergönnt, iſt uns nicht bekannt geworden.

185.

Schloß Voigtsberg.

Nahe bei Oelsnitz erhebt ſich ein Berg mit dem alten Stammſchloſſe Voigtsberg, welches nicht nur dem Amte, ſondern dem ganzen Voigtlande ſeinen Namen verlieh. Eine ſehr alte Sage führte die Erbauung bis zu des Römers Druſus Germanicus Zeiten hinauf, der hier Lager geſchlagen haben ſoll, und ſpätere Dichter reimten:

Druſe, der edle römiſch Voit
Baute dieſen Berg in Noth,
Da er Kriegs in Deutſchland pflag,
Voigtsberg heißt es auf dieſen Tag.

und ferner:

> Vom Voigtsberg das ganz umliegend' Land
> Ward allenthalben das Voigtland genannt,
> Die Burg, die ſtund viel manche Jahr
> In der Herrn von Plauen Hand ohn' G'fahr.

Karl der Große ſoll zuerſt dem Lande einen deutſche Schirmvoigt gegeben haben, und dieſer habe Eckebrech geheißen. Einer der drei Söhne deſſelben hieß Heinrich und war der Fromme zubenamt. Dieſer hinterließ abe mals drei Söhne, von denen der mittlere wieder Heinric hieß, den Beinamen: der Reiche führte, wie denn dieſe Name bedeuten ſoll Heim=reich, d. h. der ein reiche Heim oder Erbe hat. Dieſer Heinrich hinterließ vie Söhne, welche die Stammväter der vier Linien des Reußenlandes wurden, und war dieſer Name Reuß von Ruzzen einem wendiſchen Volksſtamme abgeleitet, daher im ruſſiſche Czarentitel es wiederum alſo lautet: Selbſtherrſcher alle Reußen.

186.

Frau Bertha von Reuß.

Die Gemahlin des oben erwähnten Heinrich des Reichen war Frau Bertha, Tochter eines Herzogs in Tyrol und Kärnthen und Kaiſer Heinrich VI. nahe Verwandte. Dieſe liebte ihren Gemahl herzinniglich, und begehrte von ihm, er wolle doch, weil er ſelbſt Heinrich heiße, und auch der Kaiſer, ihr naher Freund, dieſen Namen führe, und aus Ehrerbietung gegen denſelben ihren vier Söhnen den Namen ſo beſtätigen, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen ſollte und dürfe. Und dies wurde auch wirklich im Jahre 1194 zugeſagt und beſtätigt. Andere ſagen, ſchon Kaiſer Heinrich der Finkler, der die Voigte in das Land geſetzt, habe den Namen Heinrich alſo geliebt und ihn zu führen anbefohlen. Ob nicht an den Namen jener frühen Landesmutter ſich die zahlreichen im Voigtlande wie in Tyrol umgehenden mythiſchen Sagen von der Bertha oder Perchtha (Perchtl) knüpfen und knüpfen laſſen? Klangen doch Berthaſagen aus der Götterſage in die Heldenſage, und von dieſer in die Volksſage verjüngt durch Italien, Elſaß, Thüringen, Voigtland, Salzburg (wo Berchtesgaden an ſie erinnert), Tirol und andere Länder, und der alte in Frankreich, Italien und Deutſchland heimiſche Spruch: „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann“, bezeichnet jenes mythiſche Weſen vorzugsweiſe als Spinnerin, wie ſie denn in den voigtländiſchen Sagen als ſolche und als Obhüterin des Spinnens noch heute fortlebt.

187.

Der Reußen Mannlichkeit.

Die alten Chroniken rühmen doch die Mannlichkeit der Ahnherren des Hauſes Reuß, das ſich in ſpäterer Zeit noch in mehrere Aeſte, als die erwähnten, theilte, von denen einige abſtarben, andere aber kräftig fortblühten und die Fürſtenwürde erlangten. Schon im Jahre 1115 ſtand ein Ruzo de Plauen in großem Anſehen bei dem Sachſen-Herzog Lothar und half als ein Führer in der Schlacht am Welfesholz den Sachſen Sieg erkämpfen, ja er erlegte ſogar den freudigen Kriegsmann und kaiſerlichen Feldherrn Hoyer, Grafen von Mannsfeld. Ein anderer Herr von Plauen zog 1189 mit dem Barbaroſſa gegen den Sarazenenſultan Saladin, damals als auch König Philipp von Frankreich und König Richard Löwenherz dem großen Kreuzzuge ſich angeſchloſſen hatten, und der Herr von Plauen führte dem Kaiſer Einhundert Gleven zu, zeigte ſich auch gar tapfer und ritterlich, erlag aber durch der Griechen Untreue in der Erſtürmung von Ptolomais. Im Jahre 1191 ſchlug Kaiſer Heinrich VI. bei den Feierlichkeiten ſeiner Krönung zu Rom unter andern Grafen und Herren auch einen Heinz Ruzo de Gera auf der Tiberbrücke zum Ritter. Und als Kaiſer Friedrich II. ſeinen Kreuzzug vollendet, wurden aus ſeinem Gefolge Heinrich der Aeltere, Voigt von Plauen, und ſein Sohn, Heinrich der Jüngere, vom Papſt Innocenz III., weil ſie ſo viel ritterliche Mannheit bewieſen, zu den erſten Rittern des neugeſtifteten Marianiſchen Ritterordens geweiht. Dieſe beiden Helden zogen auch mit einer großen Schaar eigener Reiſſigen gegen die in Deutſchland eingedrungenen Tataren. Der Kaiſer rühmte ihre Tapferkeit hoch, und begnadete beide unterm 10. Mai 1232 mit dem Bergbau auf Gold und Silber und auf alle anderen Metalle, und mit dem Recht, goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen. Andere Herrſcher fügten den früher verliehenen neue Gnaden hinzu. Auch wurden zwei Grafen des Namens Heinrich Reuß von Plauen Hochmeiſter des deutſchen Ordens. Andere zeichneten ſich aus in Schlachten oder bekleideten hohe Aemter an den deutſchen Kaiſerhöfen, verbanden ſich auch durch Ehebündniſſe mit vielen angeſehenen Fürſten- und Grafenhäuſern des Reichs, als Anhalt, Henneberg, Hohenſtein, Lauenburg, Mannsfeld, Schwarzburg, Solms und Andern.

188.

Götter und Geiſter.

Mehr als in irgend einem Bezirke oder Landſtriche Thüringens begegnet die deutſche Mythenforſchung im Voigtlande, im Elſtergebiete und dem oberen Theil des dieſem nachbarlichen Saalgebietes einer reichen Fülle mythiſcher Weſen, welche in zahlreichen Einzelſagen auftreten, aber gewiſſermaßen eine in ſich verſchlungene, ſich durchdringende und gegenſeitig ergänzende Götter- und Geiſterwelt bilden. Um über dieſe Dämonenſchaar ſich ſelbſt klar zu werden, muß man ſie in Gruppen theilen, und dieſe ſind hauptſächlich:

I. Der wilde Jäger und die wilde Bertha; die von Bertha geſchirmten und geſchützten Heimchen; die vom wilden Jäger verfolgten Holzmännel, Holzweibel, Moosleute.

II. Rieſen und Zwerge, welche letztere in Erdzwerge, Bergzwerge und hülfreiche oder neckiſche Hausgeiſter, Hüthchen und Kobolde ſich abzweigen.

III. Die Nixen und Nixenmänner der Elſter und der Saale.

IV. Der Teufel mit ſeiner Sippſchaft, den Drachen, den Bilbzen- und Binſenſchnittern, den Peſtgeiſtern, den Hexen.

V. Als Schätzehüther oder ſonſtige Spukgeſtalten und Erſcheinungen dämoniſcher Natur Feuermänner, Irrlichter, wandelnde Lichter, Lindwürme, Hunde, Katzen und ſonſtige ſpukende Thiere.

Die Schilderung des eigenthümlichen Weſens jeder dieſer mythiſchen Geſtaltungen würde zu einer Abhandlung anſchwellen, daſſelbe erhellt aus den örtlichen Sagen ſelbſt, nur die Hauptzüge ſollen hier feſtgeſtellt werden.

Der **wilde Jäger** iſt dieſelbe altgermaniſche Gottheit, die im deutſchen Norden wie im Süden als Wode, Wuthan, und unter einer Menge anderer Einzelnamen, wie Abel, Elbel, Bernd, Bernddietrich, Hackelbernd u. ſ. w. auftritt, mit oder ohne Frau, mit oder ohne Hunde, mit oder ohne ſonſtiges Gefolge. Er ſtraft ſehr hart die, welche ihn durch Anruf höhnen, zeigt ſich ſelten gütig, und rechtfertigt ſeinen Namen durch ſtete Wildheit und unbegrenzte Jagdwuth.

Die **wilde Bertha** iſt eine mythiſche Doppelerſcheinung, ſie iſt theils Geſellin, Genoſſin, Frau des wilden Jägers, theils ſelbſtſtändige Herrſcherin, und in beiden mit der Hulda ganz ein und daſſelbe Weſen. Sie heißt auch Bildabertha, Hildabertha (hier klingt die Hulda an) eiſerne Bertha, Perchta und Prechta. Der letztere Name lebt als Prechtl in Tirol, wo ſie Herrin der ſeligen Fräulein (Saligen) und Spinnefrau iſt, ganz wie die thüringiſche Hulda. Ihr Gefolge bilden die Heimchen, ein zartes, ſchwaches Geſchlecht, Seelchen (an die Seligen anklingend) ungetaufter Kinder, die niemals ſchreckhaft oder ſchadenfroh auftreten, gleich den Hullenpöpeln, und die Bertha, welche im nahen Orlagau Prechta heißt, iſt ihre Königin. Manchen verwandtſchaftlichen Zug haben die Heimchen zu dem Geſchlechte der

Erdmännchen. Sie heißen daher auch Erdmännele, Heimele, Putzelmännele, und werden als äußerſt klein von Geſtalt gedacht. Sie bringen den Menſchen gute Gaben dar, tanzen in großen Schaaren auf Wieſen, laſſen ſich bisweilen in Abendſtunden und im Mondſchein ſehen, ſie ſind weiß gekleidet, und ähneln ſonach den Licht-Elfen ſkandinaviſcher und britanniſcher Mythen. Die Holzweibel und Holzmännel ſind von den Heimchen verſchieden, die Sagen von ihnen ſind im Voigtlande allgemein verbreitet; früher war es auch der Glaube an ſie, und noch jetzt verſichert mancher Alte, ſelbſt noch ſolche kleine Weſen geſehen zu haben. Ihre Aufenthalte waren die größeren Waldungen. Man beſchrieb ihr Anſehen ſo, wie man anderwärts die Kobolde, Hüthchen, Elfen und Trollen ſchildert, doch ſtimmen ſie mit keinem dieſer dämoniſchen Weſen in ihrem eignen ganz überein. Minder geiſtig wie Elfen, minder bösartig wie Trollen, minder neckiſch wie Hüthchen, hatten ſie Freuden und Leiden, welche jene Elementargeiſter nicht kannten, und der Leiden mehr, wie der Freuden. Sie haben einen mächtigen Feind, das iſt der wilde Jäger. Der jagt ſie und hetzt ſie, und nur gewiſſe Baumſtämme gewähren ihnen vor dieſem Feinde Aſyle, Stämme, in welche beim fällen, während der abgeſägte Baum ſchallend ſtürzte, ſchnell von 2 Leuten 3 Kreuze eingehauen wurden. Darum baten ſie oft kläglich die Leute, welche Stöcke rodeten, ſolche bezeichnete Stammreſte nicht heraus zu thun. Von den Hirten bettelten ſie Brod, ſegneten aber dafür die Kühe, daß ſie mehr Milch gaben; in den Häuſern nahmen ſie gern mit Brod und Klöſen vorlieb, waren aber hülfreich dafür, bisweilen ſtahlen ſie auch was Weniges. Aber was gezählt war, mußten ſie unberührt laſſen, ein guter Grund, Ordnung im Hausweſen zu halten. Den Hirtenmädchen halfen ſie ſtricken, oder begabten ſie außerdem. So erhielt ein Mädchen, das einem Holzweibel auf ſein Bitten Brod darreichte, ein Knaul Garn mit der Weiſung, dieſes in ihre Lade zu legen, und den Faden zum Schlüſſelloch heraushängen zu laſſen. Sie thats und das Garn nahm nicht ab, ſo viel ſie davon abwickelte. Sie hätte Garn genug gehabt ihr Lebelang: aber da kam eine Freundin zu ihr, und ſah nun das viele, viele Garn, das jene bereits abgewickelt hatte, und unbeſonnen vertraute die Hirtin der Freundin das Geheimniß ihrer Garnquelle. Dieſe wünſcht ſich auch etwas abzuwickeln, und die Beſitzerin giebt es unbedacht zu; kaum hat aber die Freundin angefangen zu wickeln, ſo hat ſie das Ende des Knauls in Händen und der Garnſchatz war damit auch zu Ende. Ein Holzhauer erhielt auf eine ähnliche Gabe die Verſicherung, er werde immer genug haben, und ſo geſchah es auch. Wer mild war gegen die Holzweibel, dem ſchützten ſie Tag und Nacht ſein Arbeitsgeräth vor diebiſchen Händen. Schmerz litten ſie ungern. Eine Frau traf eines beim Heurechen mit der Zinke auf die Ferſe, da ſchrie es überlaut und that ſehr garſtig. Die Holzweibel ſangen bisweilen in ſtillen Mittags- oder Mitternachtſtunden gar lieblich, dieß thun auch nach Tiroler Sagen die Saligen, doch unterſchied Niemand ihres Geſanges Worte. Von den Holzmänneln ſah man ſelten eines, viele Leute wollen gar nichts von ihnen wiſſen. Die Kleidung dieſer ſei grün geweſen mit rothen Aufſchlägen, ſie hätten dreieckige ſchwarze Hütchen getragen, die breit und niedrig geweſen. In ſpäterer Zeit rodete man alle Stöcke aus, und ſchonte nicht der bekreuzten, buk Kümmel unters Brod, fluchte öfters, und ſo zogen in einer Nacht die Holzweibel und die Holzmännel über die Elſter, weit, weit fort, gegen Morgen hin, und was nahmen ſie mit? die gute Zeit. Manche Forſcher muthmaßen in dieſen Holzleuten, die, ähnlich den Wichteln anderer deutſchen Gaue, als ein ſchwaches, ſcheues Völklein geſchildert ſind, — frühere Bewohner, die rieſenund kernhaften Eindringlingen weichen mußten, und ſich vor ihnen in die Einſamkeit von Wald, Geklüft und Bergeshöhlen bargen und retteten.

Die Moosleute ſind in den Sagen von den Holzleuten kaum unterſchieden, nur daß ihre Geſtalt anders gedacht wird. Jene ſind bekleidet, die Moosleute ſind zottig, ſtruppig, ähneln Alraunen, und ſie dienen vorzugsweiſe dem wilden Jäger als Wild und Jagdbeute, ſie vertilgt er ſchaarenweiſe, von ihnen wirft er Hälften oder Viertel denen als Beute-Antheil zu, die mit ihnen jagten, ja nur ihm höhnend zuſchrien, oder hängt ſie ihnen vor die Hausthüre, welche Stücke nur unter Umſtänden wieder fortzuſchaffen ſind, und gräulich ſtinken.

Die Rieſen treten in den Sagen dieſer Gegenden, wie überall, vereinzelt auf, ſie hüthen Schätze, wohnen in Bergen und Felſen, laſſen ſich zu Zeiten ſichtbar erblicken, haben aber keine Beziehung zu den „wilden Männern" anderer Sagen, auch keine zum wilden Jäger.

Die Zwerge der Voigtlandſagen erſcheinen nicht als Diener und Boten verzauberter Kaiſer oder Helden, wie die am Kiffhäuſer, auch nicht als für ſich arbeitende kunſtreiche Schmiede u. dgl., ſondern mehr den Kobolden verwandt. Häufig gedenken ihrer die Bergmannsſagen in der

Gegend von Saalfeld; ſie ſind ſelbſt als Baumännchen über der Erde hülfreich, und wenn ſie als Hausgeiſter Dienſte leiſten, heißen ſie Gupel, vielleicht aus Kobold verdorben, wenn man nicht an Güetel (Grimm D. M. 449 †) denken will. Noch lebt dieſe Benennung in den Familiennamen Göpel und Göbel fort.

Nixer und Nixen reden für ſich ſelbſt, bedürfen keiner Erläuterung. Oft iſt für jeden Fluß nur von einer Nixe die Rede, z. B. Donauweibchen, Ilmnixe u. a.

Hier zu Lande haben die Flüſſe deren auf alle Fälle mehrere. Die Nixe, die in Saalfeld in die Fleiſchbänke geht, dürfte ſchwerlich dieſelbe ſein, die unter der Saale bei Halle ihr Wochenbette hält. Eigenthümlich iſt dieſer Gegend, daß das ſonſt in Thüringen ſeltnere Vorkommen des Nix das der Nixen überwiegt. Auch in einzelne Weiher und Teiche ſind Nixen gebannt, die in örtlichen Sagen leben.

Der Teufel, dieſer alte Ueberall und Nirgends, iſt überall derſelbe, mindeſtens im mittleren Deutſchland; im Voigtlande aber und in der Saalgegend manifeſtirt er ſich, ſtatt wie in Tirol als Jäger, meiſt als Drache, welcher ſeinen Bündnern Milch oder Geld bringt, und zwar gewöhnlich in Geſtalt von Feuerballen, die ſich in die Schornſteine ſenken. Er wartet auch mit Butter, Mehl und Eiern auf, und heißt guter Drache, wenn er Gaben zuführt, armer Drache hingegen, wenn er als langer Wiesbaum durch die Fenſterzwickel in die Häuſer fährt, und nichts hinterläßt als hölliſchen Geſtank. Damit iſt dann nichts gedient. Dem guten Drachen werden gereinigte Gefäße hingeſtellt, in die er ſeiner Bürde ſich entledigt, und dieſe Gefäße werden aus Hölzern gefertigt, die an heiligen Tagen gefällt ſind, Linde, Wachholder, Eibiſch. Die Rahmtöpfe haben theilweiſe noch immer altgermaniſche Formen. Der Dualismus zwiſchen dem guten Drachen und dem armen iſt ſehr eigenthümlich und reicht über die jüdiſch chriſtliche Teufelsidee hinaus in die germaniſche, vielleicht noch mehr wendiſch ſlaviſche Frühzeit. Endlich giebt es auch noch Gelddrachen, ſie bewachen Schätze, ſind feurig, ſpeien Feuer, und gehören mehr zu den Lintwürmen.

Bilbzen oder Binſenſchnitter ſind zum Theil Teufelsbündner, welche mit an die Beine gebundenen Sicheln durchs Getreide ſchreiten und was ſie auf dieſe Weiſe abſäbeln, führt ihr Patron ihnen, wenn das Getreide reif iſt, doppelt und dreifach zu — es hat jedoch die Bilbzenkunſt manches aber — anderntheils ſind die Bilbzen elbiſche Weſen, welche ſich bisweilen in Kugelgeſtalt, drachenartig, durch die Felder rollen, und ungeheuren Schaden anrichten; ſie erſcheinen aber auch in menſchlicher Geſtalt, weiß gekleidet, mit fliegenden Haaren, oder ſie wehen und drehen als Wirbelwinde einher, und führen Heu und Getreide weit durch die Lüfte von dannen.

Theils gegen die Bilbzen-Geiſter, theils gegen die teufliſchen Bilſen- oder Binſenſchnitter giebt es magiſche Mittel: Meſſer, die auf der Klinge 3 Kreuze haben, werden der Bilbze entgegen geworfen mit den Worten: „Da haſt Du es Bilbze!“ — da wird ſie machtlos. Erblickt jemand einen Binſenſchnitter und ruft ihn an während ſeines verderblichen Ganges, oder ſchießt mit einer Flinte über ihn weg, ſo muß der Binſenſchnitter noch in demſelben Jahre ſterben. Wer ſein Feld zuerſt von außen rings umackert und beſtellt, feit daſſelbe gegen den Bilſenſchnitt. Wird Getreide gedroſchen, das durchſchnitten war, ſo ſtellt ſich der Pilſenſchnitter ein und will etwas borgen. Giebt man ihm nichts, ſo behält man jenen Zehnten am Getreide, den der Teufel außerdem ſeinem Bündner zugeführt hätte. Werden beim Ausdruſch einige Wachholderſträucher unter die Garben gelegt, und auch dieſe geſchlagen, ſo trifft jeder Schlag den Pilſenſchnitter, der dann kläglich bittet, anders anzulegen. Noch andere Gegenmittel ſiehe in Grimm: D. M. 444., wo alles mythiſche wie ſprachliche genügend erörtert iſt.

Die Peſtgeiſter treten vereinzelt auf, wie der lange Mann in Hof, der Peſtmann zu Schleiz, und oft ſind ſie nur ein Dunſt, aber daß man in dieſem Lande die Peſt mythiſch perſonificirte, iſt eigenthümlich, und bereichert die vaterländiſche Mythologie.

Hexenſagen und Hexenweſen zeigen ſich nur in der allgemeinen Färbung, und ungleich weniger in den Vordergrund tretend als die Welt dämoniſcher Elementargeiſter.

Unter den ſpukenden Erſcheinungen! iſt es für den mythiſchen Standpunkt nicht unwichtig, neben andern Thieren auch Stiergeſtalten und Fiſchen zu begegnen.

Noch klingt außer alle dieſen manches mythiſche in den Voigtländiſchen und Orlagauſagen hindurch, was nur mit großer Vorſicht zu benutzen iſt, obſchon ſehr ehrenwerthe Gewährsmänner es überlieferten. Dahin gehört die Frau Welle auf der Hohewart mit ihrem Namensanklang an Velleda, von der weiter unten die Rede iſt.

189.

Der Ochſe mit der Laterne.

In grauer Vorzeit ſchon ſaßen in der Herrſchaft Kürbitz Herren von Feilitzſch, zwei Zwillingsſöhne eines alten Lazarus von Feilitzſch, der eine Chriſtoph, der andere Gottfried genannt; dieſe Brüder entzweiten ſich nach dem Tode ihres Vaters und geriethen wegen der Erbſchaftsvertheilung in heftigen Streit. An einem Herbſttage begegneten ſie ſich auf dem Wege von Kürbitz nach dem ebenfalls im Elſterthale liegenden nahen Dorfe Wirichlitz. Bei einer uralten Eiche, neben dem ſogenannten Auteiche, welche erſt vor etwa zwölf Jahren vom jetzigen Beſitzer niedergeſchlagen wurde, ließ der eine der beiden Brüder, Chriſtoph, ſich ſo vom Zorn hinreiſſen, daß er das Schwert gegen den Bruder zog; Gottfried griff nun auch zur Wehr und beide geriethen ſo heftig aneinander, daß ſie ſich gegenſeitig ſchwer verwundeten und bald darauf ihren Geiſt aufgaben. An derſelben Stelle, wo ſich die Zwillingsbrüder erſchlagen, wurden ſie begraben und die Wurzeln der Eiche wuchſen über ihre Gebeine. Doch wurde ihnen nicht die Ruhe des Grabes zu Theil, denn von ihrem Todestage an bis auf die jetzige Zeit ſteigt in mitternächtlicher Stille ein mächtiger Ochſe mit einer brennenden Laterne am Horne aus dem Grabe hervor und erſchreckt von da bis nach Kürbitz und wieder zurück mit ſchrecklichem Gebrülle den einſamen Wanderer. Der Ochſe aber iſt nichts andres, als die Hülle, in welcher der Geiſt des Chriſtoph von Feilitzſch, dem ſein Verbrechen keine Ruhe läßt, erſcheint. Die brennende Laterne zeigt ihm den Weg und leitet ihn ſicher unter die Erde zu den Gebeinen ſeines Bruders zurück.

In der Kürbitzer Kirche erblickt man zwei in Stein gehauene Ritter, welche die erwähnten Brüder vorſtellen ſollen. Sie ſind in die Mauern eines Gewölbes eingelaſſen und ſtehen mit drohenden Geſichtern einander gegenüber, ſo daß man dem Gerüchte wohl Glauben beimeſſen und ſie für die beiden ermordeten Feilitzſchen halten darf.

190.

Der Lintwurm.

In früher Zeit ſoll in der Nähe von Kürbitz ein Lintwurm gehauſt haben. Schreckenerregend war ſein Ausſehen, fürchterlich die Verwüſtung, die er überall anrichtete. Menſchen und Thiere unterlagen ſeinen giftigen Biſſen, alle Früchte vernichtete er, kurz er war das Schrecken der ganzen Gegend. Viele ſchon hatten ihn zu tödten verſucht, doch waren alle, die zu dieſem Zwecke ausgezogen, von dem fürchterlichen Thiere überwältigt worden. Niemand wagte ſich zuletzt an die ſchreckliche Jagd und Jedermann hüthete ängſtlich ſeine Wohnung, um nicht von dem Ungethüme zerriſſen zu werden. Nur ein tapfrer Ritter, der Beſitzer von Feilitzſch, wagte endlich das Thier zu erlegen, welches man ſeiner Stärke und ſeines gräßlichen Ausſehens halber allgemein für einen Drachen hielt. Auf einem edlen Roſſe ritt der Degen zum Lager des Thieres, mit Schwert und Lanze bewaffnet; bald ſah er daſſelbe auf ſich zuſtürzen und ſchnell ſtieg er vom Pferde, das in kurzer Zeit den Zähnen des Ungethüms erlag. Der kühne Ritter drang während dieſes Kampfes dem Wurme näher und ſtieß ihm ſeinen Speer durch die Seite. Leider überlebte er ſeine Heldenthat nicht, da ihn das Thier noch in ſeinem letzten Kampfe mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte packte und in Stücke zerriß. Doch es mußte ſelbſt unterliegen; nach wenigen Tagen fand man es tod in ſeinem Lager. Der edle Held liegt in der Kürbitzer Kirche begraben; über ſeiner Gruft ſieht man das in Stein gehauene Bildniß deſſelben und zu ſeinen Füßen den ſich ringelnden Lintwurm, ganz wie auf einem Denkmal jenes tapfern Georg von Frankenſtein, das im Dorfe Beerbach ohnweit Darmſtadt befindlich iſt*).

191.

Der wilde Jäger haßt Kröſtau.

Zwiſchen den Dörfern Straßberg und Kröſtau fließt in unheimlicher Thalenge der Rößnitzbach; dort wird häufig Hundegebell und lauter Jagdlärm zur Nachtzeit vernommen, man hört gellende Zurufe, Hörnerklang und Peitſchengeknall, auch wilde, fluchende Stimmen. Es jagt dort der wilde Jäger, und wenn Wanderer ihm begegnen, ſchreit er ſie an, woher ſie ſeien. Antwortet einer: Aus Kröſtau, ſo hat er alsbald zuverſichtlich einige Peitſchenhiebe zu gewärtigen, andere Wanderer bleiben unangefochten, und werden wol noch von dem wilden Jäger eine Strecke geleitet, und bisweilen ſogar mit Wild aus ſeiner Jagdtaſche beſchenkt. Die Sage verräth nichts über die Beſchaffenheit dieſes Wildes, aber ſie hat ſich, um jenen Haß des wilden Jägers gegen Kröſtau zu erklären, eigenthümlich verjüngt. Ihr iſt dieſer wilde Jäger der Geiſt eines jungen Weidmannes, welcher ein Mädchen des genannten Dorfes liebte, das ihm untreu wurde, und das er in den Armen eines andern Jägers fand. In ſeiner Wuth erſchlug er den Nebenbuhler und das Mädchen, verfluchte Kröſtau, und gab im Rößnitzthale ſich ſelbſt den Tod. Nun ſpukt er in der Mitternachtſtunde mit Hunden und Jagdlärm umher, verwüſtet zu Zeiten die Felder der Kröſtauer Flurmarkung, und verfolgt mit ewigem Haß jenes Ortes Bewohner.

---

*) D. S. B. 60.

192.

Urſprung der Stadt und des Namens Plauen.

Da, wo jetzt Plauen ſteht, war ſonſt nach altüberlieferter Sage ein heiliger Götterhain, in welchem die Wenden opferten. Hier trat einſt zu einem Götzenbilde ein Heidenbekehrer und ſprach: „Unſer Chriſtengott iſt dort oben!“ und zeigte bei dieſen Worten nach dem Himmel. Höhnend entgegnete ihm ein Heide: „So will ich Deinen Gott treffen!“ und ſchoß einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz ſenkte ſich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde ſichtbar. Da ſanken die heidniſchen Bewohner der Gegend auf ihre Kniee nieder, und die Chriſtenprieſter legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieſer älteſten Kirche des Voigtlandes bezeichnet noch heute ein blaues Pflaſterkreuz den Ort, wo das himmliſche Kreuz ſich herabſenkte. Häuſer entſtanden um die Kirche und erhielten von dem blauen Kreuze den Namen Plauen.

193.

Die ſteinerne Nonne.

An der Friedhofmauer zu Plauen, ohnweit dem ſogenannten Nonnenthurme, erblickt man ein Nonnenbild von Stein in Form eines Grabſteins. Die Sage geht, daß einſt eine Nonne des nahen Kloſters ſich vergangen. Sie liebte, bevor ſie Nonne wurde, einen Ritter, den ſie nicht lieben ſollte, und wurde gezwungen, den Schleier zu nehmen. Ihr Geliebter wurde Deutſchordensritter, und focht unter dem Comthur Reuß von Plauen tapfer gegen die Ordensfeinde. Einſt zog er nun im Geleite des Gebietigers vom fernen Marienburg nach der Heimathſtadt, und die alte Liebe erwachte mit Allgewalt, aber die Geliebte war Nonne. Liſt und Liebe im Bunde verſchafften beiden, denn auch in ihrem Herzen glühte noch die frühere Flamme, eine heimliche Zuſammenkunft. Die Flammen loderten allzuheiß, das Stelldichein blieb nicht ohne Folgen. Ein Fluchtverſuch ſcheiterte an der Aufmerkſamkeit der Wächter, und die furchtbare Strafe für den Bruch des Keuſchheitgelübdes: Einmauerung, ward an der Unglücklichen vollzogen. Hinter dem Steinbilde in der Kirchhofmauer ſoll ſie ſitzen, neben ſich eine erloſchene Lampe.

194.

Der Schäfer.

Im Jahre 1463 richtete eine anſteckende Krankheit in Plauen große Verheerungen an. Ein betrunkener Schäfer war in der Neuſtadt auf freier Straße eingeſchlafen; da man ihn für einen an der Krankheit Verſtorbenen hielt, ſo wurde er auf einem Wagen auf den Kirchhof gefahren, wo man ihm ſein Plätzchen unter den übrigen bereits dorthin geſchafften Toden, die wegen ihrer Menge nicht gleich alle beerdigt werden konnten, anwieß. Als er erwachte, wußte er zwar nicht, wo er ſich befand, war aber gar fröhlichen Muthes, langte nach ſeiner Sackpfeife und blies, darüber der Todengräber gar ſehr erſchrak und es dem Rathe meldete. Schade, daß die Toden nicht nach ſeinem Reigen tanzten. Man fand den todgeglaubten Schäfer, der darauf noch viele Jahre lebte und noch oft auf ſeiner Sackpfeife ſchallmeiete.

195.

Thauma und Loſa iſt auf.

Nahe bei Plauen liegen zwei Dörfer, Thauma und Loſa, von denen haben die Umwohner das Scherzwort, daß ſie ſagen, wenn ſich irgend ein Rumor begiebt oder ein gewaltiger unnützer Lärm: „Thauma und Loſa iſt auf“. Vom Urſprunge dieſer Scherzrede erzählt man: Als der Bauernkrieg im Thüringerland entbrannte, kam die Nachricht von der Erhebung der Bauernſchaft auch nach Thauma, fand dort Anklang, und der ganze Ort gerieth in Aufruhr. Bald ſcholl die Kunde des Allarms auch nach Loſa hinüber und auch hier waffnete ſich die Bauerſchaft in großer Eile. Bald ſtrömten andere Dörfer hinzu, und es vereinigte ſich das Bauernheer in der Nähe beider Orte, und rückte nun bedrohlich gegen Plauen; Thauma und Loſa voran. Die Stadt ward in der That angegriffen, die

Dobenau beſchädigt, und das Bauernheer, das auf einer Aue an der Elſter lagerte, mehrte ſich täglich. Da kam aber dem Herrn Reuß von Plauen Hülfe durch den Kurfürſten von Sachſen. Eine auserleſene Reiterſchaar ſchlug die Bauern an der Baſſig aufs Haupt und trieb ſie zu Paaren. Schwer büßten ſie ihre Erhebung. Aber die Erinnerung an jenen Heereszug lebt noch in dem Sprüchworte fort: Thauma und Loſa iſt auf. Solches aufſein bekommt zu allen Zeiten ſehr übel.

196.

Der Lintwurm bei Syrau.

In einem Hölzchen, das nur einen Büchſenſchuß nordöſtlich von Syrau bei Plauen liegt, hauſte vor Zeiten ein Lintwurm (Linwurm in der Volksſprache). Dieſem mußte an gewiſſen Tagen des Jahres von Syrau ein Schaf gebracht werden, unterblieb dies, ſo holte er ſich einen Menſchen und doch noch ein Schaf. Das drückte die Einwohner von Syrau hart, doch Niemand war ſo muthig, ſich mit dem Ungeheuer in Kampf einzulaſſen. Endlich fand ſich ein Ritter, welcher dieſen Wurm zu erlegen ſich vornahm. Er gelobte der heiligen Jungfrau eine Kapelle, wenn er ſiege, und beſtand glückhaft den Kampf. An demſelben Orte, wo dies Ungeheuer gehauſt, und von dem Ritter erlegt worden war, wurde dann von ihm eine Kapelle, genannt die Liebfrauen-Kapelle, gegründet, die ſpäter in Ruinen verfiel. Auf den Trümmern dieſer Kapelle wurde vor geraumer Zeit eine kleine Glocke ausgegraben, welche auf dem Syrauer Thurme hängt und eine alte Inſchrift hat.

197.

Der Stelzenbaum.

Ohnweit des Dorfes Stelzen bei Plauen ſteht auf einem Hügel weit ſichtbar ein Baum, der Stelzenbaum geheißen. Des Name rührt daher, daß eine arme Hexe ausgeführt wurde, lebendig verbrannt zu werden, und war doch keine Hexe, ſondern ein unſchuldig Mägdlein, der die Tortur das Bekenntniß ſündiger Teufelsbuhlſchaft abgezwungen. Und wie ſie ihren Todesweg ging, ſtand ein dürrer Pfahl auf der Höhe, den rührte ſie an mit der Hand und ſagte: So wahr ein Gott lebt, ſo wahr muß an den Tag kommen, daß ihr mich als eine Unſchuldige mordet, denn bei Gott iſt kein Ding unmöglich, und er kann es machen, ſo er in ſeiner Weisheit will, daß dieſer dürre Pfahl hier zum blättervollen Baum werde, und grünend von mir zeuge noch in ſpäter Zeit. Man achtete aber ihrer Reden nicht und nicht ihrer Thränen, und führte ſie zum Tode. Alsbald, wie die Arme geſtorben war, und einige Heimkehrende bei dem Pfahle ſtehen blieben, trieb dieſer ſichtbarlich Keime und Zweiglein und Blätter, fürwahr ein großes Wunder, darüber ſich alle entſetzten, und ſo machte Gott des Mägdleins Unſchuld offenbar, und das Volk ſchrie nun Wehe über die ungerechten und unbarmherzigen Richter, und es wurde niemals wieder eine Hexe verbrannt oder hingerichtet. Der Wunderbaum aber wuchs und breitete ſeine ſtarken Aeſte ringsum, und hieß nun von dem nahen Ort der Stelzenbaum im ganzen Lande.

198.

Der Stelzenbaum, zweite Sage.

Eine ganz andere Sage vom Stelzenbaum lautet: Ein Herrenſchäfer hüthete nahe bei Stelzen ſeine Heerde auf dem abgeärnteten Felde jenes Hügels, als eine Anzahl Bauern von Stelzen auf ihn zuliefen und ihn mit harten Drohworten begrüßten, daß er auf ihrem Felde hüthe, und von den harten Worten kam es zu noch härteren Schlägen, denn die Wuth der Bauern war grenzenlos. Der Schäfer ſtieß ſeinen Stab in den weichen Boden, klammerte ſich daran, indem er auf ſeine Kniee fiel und rief: Dieſer dürre Stecken ſoll bezeugen, daß ich that nach meines Herrn Gebot, und nicht, wie ihr ſagt, aus eigenem Antrieb, und daß ihr mich Unſchuldigen hier zu Tode geſchlagen! Grünen ſoll er und blühen, euch zum Verderben! Noch ein Knüttelſchlag, und der Schäfer hörte auf zu leben. Die Mörder flohen. Man hatte des Schäfers Leiche gefunden, aber niemand hatte ſich um den Stab gekümmert, der war unbeachtet in der Erde ſtecken geblieben. Wie der Frühling kam, beſtellten die Mörder ihr Feld auf ihrem Hügel, und da ſahen ſie eine unliebe Erinnerung ihrer Unthat, den Schäferſtab, und einer ging hin, den Stab aus der Erde zu ziehen; er zog und zog, aber der Stab folgte ſeiner Hand nicht, denn er war feſtgewurzelt, und hatte friſche Triebe, die ſchon ausſchlugen. Der Stab war zum Baum geworden, und ſtand ein Zeuge der Unſchuld des Ermordeten. Die Mörder alle nun vernahmen's und ſahen's, das göttliche Wunder, und erbebten tief im Herzen. Zwar verhehlten ſie auch ferner ihre That, aber ſie ſchlichen bleich umher, und in ihrem Innern zehrte der Wurm, der nie ſtirbt, brannte das Feuer, das nie verlöſcht.

Der Stelzenbaum liegt hoch und iſt weit ſichtbar. Auch erzählt die oft ſich abwandelnde Sage noch von ihm, daß einem träumte, er werde auf der Brücke zu Regensburg einen Schatz finden. Als derſelbe richtig die weite Reiſe gen Regensburg gemacht, traf er auf der Brücke einen Bettler an, der erzählte ihm, es habe ihm geträumt, er werde unter dem Stelzenbaum bei Plauen im Voigtland einen Schatz finden. Nun wußte jener genug, ging heim und hob den Schatz unterm Stelzenbaum.

Der Stelzenbaum hat in ſeiner Gegend eine ſolche Bedeutung gewonnen, daß man ihn ſogar auf Landkarten des Neuſtädtiſchen Kreiſes eigens neben dem Orte Stelzen hinzeichnete, und Stelzenbaum dazu ſchrieb. Er iſt ein wichtiges Seitenſtück zu den übrigen grünenden Stabwundern, und am meiſten der Sage von der Buche bei Maßfeld verwandt*).

199.

Die ſchöne Nixe.

Der Fluß Elſter, der von den Höhen des Fichtelgebirges herab, und das ganze Voigtland durchfließt, iſt von Nixen bewohnt, deren eine in der Nähe der Stadt Elſterberg ihre Wohnung im Grunde des grünen Gewäſſers hat. Die Elſternixe ſah in ſeiner Jugend ein jetzt bejahrter Bauer aus Loſſengrün in dem romantiſchen Elſtergrunde, der das Steinigt genannt wird, und erzählte davon folgendermaßen:

---

*) D. S. B. 736.

Ich und mein Bruder hütheten an der Elſter unſers Vaters Vieh. Auf einmal entſteigt aus den Wellen der Elſter ein weibliches Weſen, nähert ſich dem Ufer, breitet mit ungeheurer Geſchwindigkeit eine Menge feine Wäſche daſelbſt aus und verſchwindet damit in kurzer Zeit wieder. Wir näherten uns dieſem Platze und ſahen zu unſerm Erſtaunen, wie dieſes Weſen daſſelbe weiter unten ebenfalls that, was es früher oberhalb des jetzigen Wäſchplatzes gethan hatte. Neugierig verſuchten wir dieſes Weſen näher zu betrachten; indeß, auf einmal fängt ſie an gewaltig mit den Händen zu klatſchen, rafft ihre Wäſche ſchnell zuſammen und verſchwindet in den Fluthen der Elſter. Entſetzliche Furcht und ſchnelle Flucht folgte dem Geſchehenen. Nachdem wir das Abentheuer unſerm Vater erzählt hatten, antwortete dieſer ganz geheimnißvoll: „Das war die ſchöne Nixe. Hüthet euch vor ihr, ihr Jungen, und ſeid froh, daß ihr ſo weggekommen ſeid.“ —

200.

Die lederne Brücke.

Vor Zeiten lag vor der Stadt Elſterberg, welche ihren Namen dem Fluſſe dankt, der an ihr vorüber fließt, am Fuße der ſogenannten Weßnitz, auf einem ſteilen Hügel ein Schloß, genannt das alte Haus oder die Elſterburg, und dann wurde ſpäterhin ein zweites Schloß, das jetzt noch vorhanden iſt, erbaut. Beide Schlöſſer verband eine lederne Brücke, ſo geht in Elſterberg die allgemeine Sage, wie fabelhaft dieß klingen möge. Auch durch unterirdiſche Gänge ſtanden beide Burgen in Verbindung mit einander, davon laſſen ſich noch bis heute Spuren finden. Es war aber das alte Haus ein Doppelſchloß, und dieß mag wohl Verbindung durch eine ſchwebende Luftbrücke gehabt haben. Man ſagt, daß jenes alte Haus ein Raubneſt geweſen ſei. Im Jahre 1354 wurde es erſtürmt und man fing 13 Räuber. Zwölf davon wurden auf dem obern Markte und zwar da wo jetzt der obere Röhrkaſten ſteht, geköpft, der dreizehnte entſprang. Von der erwähnten Weßnitz, einem Walddiſtrikte, wird erzählt, daß durch ſie hin, durch die Stadt und den Steinmühlengrund hinauf, vor alten Zeiten die Nürnberger Landſtraße führte. Auch wird ferner erzählt, daß auf dem Schloſſe ein großer Goldſchatz, eine ganze Braupfanne voll, verborgen liege. Eine weiße Jungfrau bewacht ihn, die iſt mit einem großen Schwert bewehrt. Schatzgräber, die nach dem Goldhort ſtrebten, ſind übel weggekommen.

201.

Der tiefe Brunnen.

Auf dem Schloſſe zu Elſterberg iſt ein ſehr tiefer Brunnen befindlich; als das Schloß noch von den Herren von Lobdaburg, denen Elſterberg einſt gehörte, bewohnt wurde, fiel es einem der Diener ein, eine lebende Ente in dieſen Brunnen zu werfen, nachdem er dieſelbe mit einem rothen Bändchen um den Hals gezeichnet hatte. Und ſiehe, am andern Tage fand man dieſelbe Ente unten tief im Grunde auf der Elſter ſchwimmen, in die ſie durch den unterirdiſchen Kanal, der den Brunnen mit dem Fluſſe verband, gekommen war. Es ſoll auch ein Brunnengeiſt in der Tiefe des Gewäſſers wohnen, und ſich bisweilen ſehen laſſen in Geſtalt eines grünen Nix, der die Kinder gerne anlockt und in die Tiefe zieht.

Ganz genau wiederholt ſich dieſe Sage mit der Ente und dem Brunnengeiſt auf dem gräflichen Schloſſe Caſtell in Franken, nur daß daſelbſt ſtatt eines Nix, fünf Nixen in dem Brunnen wohnten*).

202.

Silberglocken.

Auf der Stadtkirche zu St. Lorenzen in Elſterberg hing ein ſilbernes Glöckchen, damit läutete man in katholiſchen Zeiten die Meſſe ein. Das wurde auch das Gnadenglöcklein geheißen, darum, weil ſich der Ablaß ſo weit erſtreckte, als des Glöckleins Schall vernommen ward. Da man unter andern auch im Dorfe Bünau das Glöcklein hörte, ſo gaben die Bünauer Bauern dafür der Geiſtlichkeit alljährlich ein Fuder Getreide. Nun iſt zwar Bünau jetzt nach Dobia eingepfarrt, welches Dorf Bünau ganz nahe liegt, doch iſt in Folge jenes Ablaſſes noch heute üblich, daß es an das Elſterberger Paſtorat einen Zehnten leiſtet. Dabei iſt wieder die Bedingung, daß der Pfarrer von Elſterberg dieſen Zehnten in eigener Perſon mit ſeinem Geſchirre abholt, und jedem Kind unter 14 Jahren einen Pfennig mitbringt. Der Elſterberger Ablaß war ſo berühmt, daß ſogar, wie die Sage geht, Bürger von Nürnberg ſich auf dem daſigen Kirchhof begraben ließen, um deſſen theilhaftig, und deſto eher aus dem Fegfeuer erlöſt zu werden. Auch haben, ſo ſagt man, Nürnberger Kaufleute das Spital, das unten bei der großen Brücke im ſogenannten Spitalgarten ſtand, erbauen laſſen und unterhalten.

---

*) D. S. B. 809 u. 813.

Von der mittleren Glocke zu Elſterberg erzählt man für wahr, daß ſie zur Hälfte aus Silber beſtehe. Ein General, des Namens Voſe, nahm im dreißigjährigen Kriege die Stadt Großglogau in Schleſien ein, und entführte von dort nicht nur dieſe mittlere Glocke, ſondern auch die übrigen Kirchenglocken, und ſchenkte die erſtere nach Elſterberg, die andern dem nahen Orte Netſchkau. Vergebens forderte ſpäter die Bürgerſchaft von Großglogau ihre Glocken zurück, und als ſie dieſelben nicht erhielt, erließ ſie ein Gebot, daß weder ein Elſterberger, noch ein Netſchkauer ihre Stadt jemals betreten ſolle.

203.

Das Beil des Zimmergeſellen.

Im Flecken Reichenbach, in der Nähe von Elſterberg und Greiz, wurde einſt ein neues Haus gerichtet. Die Geſellen arbeiteten wacker, der Bauherr ſpendete Bier und Branntwein vollauf, der Dachſtuhl war ſchon faſt ganz in die Höhe und der Spruchſprecher ſtand ſchon mit dem Bänderſtrauß bereit, den er auf den Giebel ſtecken wollte. Da geſchah es, daß ein anderer Geſelle, eben als er den letzten Schlag mit dem Axtrücken auf den Pflock thun wollte, der die Giebelbalken verbindet, das Gleichgewicht verlor, ſchwankte und ſich nicht halten konnte, ſondern herunterſtürzte. Glücklicherweiſe verlor er mit dem Gleichgewicht nicht auch die Beſinnung, vielmehr beſann er ſich im Fallen auf ſeine Rettung, und hieb mit gewaltiger Kraft ſein Beil, das er noch in der Hand behalten, ſo feſt in einen Balken, daß er ſelbſt daran hängen blieb und Zeit gewann, mit den Füßen ſich anzuklammern. Keiner brachte das Beil wieder aus dem Balken und ſo blieb es als ein Wahrzeichen darin, als nachher das Haus vollends fertig war. Jedem Fremden wurde es gezeigt, und die Zimmerleute waren ſtolz auf dieſe Kraft und Geiſtesgegenwart ihres Kameraden. Lange Jahre war das Beil zu ſehen, bis ein unglücklicher Brand Reichenbach heimſuchte, und auch jenes Haus ſammt dem Beile des Zimmergeſellen aufzehrte.

204.

Jagdlohn.

Vor etwa achtzig Jahren ging ein Mann, Namens Rohn, aus Untergeiſendorf des Nachts zur Geiſterſtunde von Waltersdorf, wo er beim Tanze war, nach Hauſe. Als er nun in dem, zwiſchen Untergeiſendorf und Waltersdorf auf der Höhe gelegenen, ſogenannten Hohenholze hindurchging, kam der wilde Jäger und jagte vorüber. Rohn hatte auf dem Tanz getrunken, war luſtig und that auch einen Jagdſchrei; da fühlte er ſich auf einmal mit fortgeriſſen, ohne daß er Widerſtand zu leiſten vermochte, und mußte mit laufen, bis die Stunde vorüber war, und der Spuk ſich verlor. Ein Stück faules Fleiſch, das ihm vor die Füße geworfen wurde, war die Beute der geſpenſtigen Nachtjagd, über welcher dem Waltersdorfer hören und ſehen vergangen war.

205.

Holzweibel um Greiz.

Auf der Hohenwieß unweit der Centmühle ließen ſich oft Holzweibel ſehen. Sie unterhielten ſich gern mit den nach Greiz fahrenden Schubkärnern und Marktleuten, und erkundigten ſich beſonders nach deren Geſchäften. Ein Schubkärner, darüber verdrießlich, fertigte ein ſolches Holzweibel ſehr kurz ab, mußte dieß jedoch ſehr hart büßen, indem er am dritten Tage danach ſtarb.

In der Sorgenflur im Holze bei der Tringer Schäferei kamen ſie oft zu den Holzmachern und erkundigten ſich, was dieſe täglich zu Hauſe äßen. Als ſie hörten, daß vorzüglich von Brod und Klöſen die Rede war, entgegneten die Holzweibel: So lange die Leute die Brode in den Backofen und die Klöſe in die Töpfe zählen, wird keine gute Zeit werden.

An der Grenze zwiſchen Waltersdorf und Kleinweinsdorf giebt es mehrere kleine Teiche, welche mit Gebüſchen umgeben ſind. Hier hielten ſich die Holzweibel oft auf und wuſchen ihre Kleider. Nahte ſich Jemand, ſo entflohen ſie ſchnell in ein Verſteck.

Im Pöllnitzer Walde gab es ſehr zahlreiche Holzweibel, welche man durch drei Kreuze erlöſte, die man auf die Stöcke mit größter Geſchwindigkeit, während die Bäume gefällt wurden, einhieb.

Ein kürzlich verſtorbener Remptendorfer erzählte: Er habe in ſeinem Holze nach einander drei Holzweibel geſehen. Sie ſeien drei Fuß hoch geweſen und haben graue Geſichter gehabt und graue Kleidung. Einmal habe er in ſeinem Holze eine alte Eiche gefällt, da ſei bald darauf ein Holzweibel gekommen und habe ſich auf den friſchen Stock dieſer Eiche geſetzt, da derſelbe dreimal bekreuzt war.

206.

Der Venetianer.

Wie im Thüringiſchen Gebirge, auf dem Harze, dem Erz- und Rieſengebirge u. a. findet man auch im Voigtlande die Sage weit verbreitet, daß Venetianer Erz und andere Schätze daſelbſt geſucht und gefunden hätten. Vor ohngefähr 200 Jahren lebte auch ein ſolcher Venetianer oberhalb einer Bretmühle in einer Höhle; den Eingang dieſer Höhle ſah man recht gut von Ferne, jedoch nie in der Nähe. In dieſer Höhle vernahm man häufig ſtarkes pochen und hämmern. Einſt erblickte zur Mittagszeit der Sohn des Bretmüllers den Venetianer in ſehr zerlumpten Kleidern, vor dem Felſen ſtehen; der junge Müller war ſo keck, nach dem Fremdling mit Steinen zu werfen. Ein Stein traf unglücklicherweiſe das Auge des Italieners und verletzte es bedeutend. Sogleich wurde der junge Bretmüller ſinnlos, ſtürzte wie betäubt zu Boden, und als er wieder zu ſich kam, befand er ſich in Venedig, was er auf ſein Befragen, wo er wäre, erfuhr. Aus dem Palaſte, vor dem er ſtand, ſah ein vornehmer einäugiger Mann heraus. Dieſer rief den Knaben auf ſein Zimmer und fragte, wo er her ſei? Der Knabe erzählte, aus der Bretmühle bei Greiz; nun fragte der fremde Mann wie er hierher käme? Offen geſtand der Knabe den Hergang. Als nun der Herr dem Knaben verſicherte: er ſei der Mann, welcher die Höhle bei der Bretmühle bewohnt habe, ſo wollte dieß der Knabe durchaus nicht glauben. Nun ging der Herr in ein Nebenzimmer, legte die Prunkkleider ab, und zog die Lumpen an, worin ihn der Knabe ſchon einmal erblickt hatte. Jetzt wurde es dem Knaben klar, daß er dieſen Herrn verletzt habe. Er bat flehendlich um Verzeihung, erhielt ſie, und wurde ebenſoſchnell, wie er nach Venedig gekommen, in ſeine Heimath gebracht, und alles Geſchehene dünkte ihm der Traum eines Augenblickes. Nie ſah man den Venetianer wieder, und nie fand man den Eingang zu der goldreichen Höhle.

207.

Holzleute in der Schlee.

Bei Teichwolframsdorf erſtreckt ſich eine große ausgedehnte Waldung, dieſe heißt die Schlee. Darin lebten vor Zeiten auch Holzmännel und Holzweibel. Ein Pärlein derſelben hatte ſich von Baumwurzeln ein Häuslein erbaut und darin lebten ſie, und lebten auch von Baumwurzeln, wenn ſie kein Brod bekamen. Sie verkehrten gern und freundlich mit den Menſchen, waren aber klein und häßlich. Noch immer ſoll es im Walde dergleichen geben. Im Jahr 1830 ging ein junger Mann, Namens Nier, der von der Wilden-Taube war, durch die Schlee. Da begegneten ihm, als bereits die Dämmerung eingebrochen war, auf einem Kreuzweg zwei Holzweibel. Sie ſahen grau aus, hatten ganz bemooſte Geſichter, alte graue Kleidung, und waren ſehr klein. Auf dem Rücken trugen ſie Körbe von ungeſchälten Weiden. Eins davon ſtrickte an einem grünlichen Strumpfe. Der junge Mann ließ ſie ungeſtört ihres Wegs ziehen und drückte ſich ſchweigend an ihnen vorüber.

Auf der Wilden-Taube wohnte ein Bader, an deſſen Fenſter klopfte es eines Abends und war Jemand draußen, deſſen Geſtalt er nicht recht erkennen konnte. Dringend bat ihn dasjenige und mit feiner Stimme, mitzugehen, da ſeine Hülfe Noth thue, und ſo verließ der Bader ſein Haus. Als er nun der Geſtalt näher kam, war's ein kleines graues Holzmännel, das in der Hand eine Gerte trug. Da grauſte dem Bader und wollte nicht gehen, das Holzmännel aber bat gar flehentlich und ſagte, ſein Weiblein habe den Arm gebrochen. Es werde ihm nichts geſchehen. So ging er denn mit und wurde in die Schlee geführt und in das Hüttchen der Holzleute, und da richtete er des Holzweibels zerbrochnen Arm ein und ſchiente ihn. Dreimal holte ihn noch das Holzmännel ab zum Verband, und brachte ihn immer auf gutem Wege wieder nach Hauſe. Beim letzten Gang bezahlte es den Bader ſo, daß er zufrieden war, nämlich mit fünf alten Thalern. Hernach hat der Bader aus Neugier am Tage die Holzleute beſuchen wollen, allein vergebens mühte er ſich, den Waldweg wieder zu finden, den er des Abends geführt worden war. Er fand ihn nimmermehr.

208.

Der Mönch.

Ein Mönch von Teichwolframsdorf ging oft in die Krellenſchenke zu Bier und ſpielte nicht ſelten Karten. Einſt gewann er von einem andern Gaſte anſehnliche

Summen, worauf dieſer den Mönch auf ſeinem Nachhauſeweg erſchlug. Der Mönch läßt ſich nun ſeit jener Zeit auf dieſem Wege ſehen und hören, indem er nicht ſelten von den Bäumen herab predigt. Einſt ſetzte er ſich in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr mit auf den Schlitten eines Bauers. Dieſer rief in ſeiner Angſt: „alle guten Geiſter loben Gott den Herrn;" der Mönch ſagte: „ich lobe ihn auch!" Nun fragte der Bauer, wo er hin wolle und was ſein Verlangen wäre? worauf der Mönch ſagte: du fährſt deinen und ich gehe meinen Weg und verſchwand bald darauf.

209.

Der Trappengeiſt.

In der Nähe von Großkundorf und Markersdorf liegt ein Berg, der Trappenberg; auf dieſem hauſ't ein Geſpenſt, der „Trappengeiſt," welcher Wege und Stege unſicher macht. Einſt waren ein Einwohner zu Markersdorf, Namens Böttger, und ein alter von Zehmann'ſcher Jäger, Namens Pfeifer, in Großkundorf zu Biere geweſen, gingen des Nachts nach Hauſe und kamen auf den Trappenberg; plötzlich erfaßte es beide wie ein Sturmwind, ſie wurden über eine tiefe Thalſchlucht ohnweit des Teufelsgrabens und auf die Anhöhe gegenüber, worauf Markersdorf liegt, raſch und durch einen mächtigen Schwung geführt, und fanden ſich unverſehrt auf ein Mal bei einem Gatter, das noch heute ſteht. Das hatte ihnen der Trappengeiſt vielleicht zum Schutz, vielleicht zum Schabernack gethan. Im nahen Teufelsgraben ſteht auch die

Teufelskanzel, auf welcher der Herrgottsaffe weiland gepredigt haben ſoll.

210.

Der Schatz im Steinbühel.

Zu Hermannsgrün, einem großen Dorfe bei Greiz, erſchien einem armen Manne zur Mitternachtſtunde ein kleines graues Männchen und ſagte zu ihm: Im Steinbühel draußen liegt ein Schatz, komm mit und hebe ihn. Der Einwohner zeigte aber nicht die mindeſte Luſt, dieſer Aufforderung Folge zu leiſten, vielmehr grauete er ſich vor dem grauen Männlein, kroch tief unter die Bettdecke und das Männlein verſchwand. Zur folgenden Mitternachtſtunde war es wieder da, und bat abermals, mitzugehen und den Schatz zu heben. Aber auch dieſesmal ließ die Furcht es nicht zu. Auch in der dritten Nacht erſchien das Männchen mit trauriger und zorniger Geberde, und als es wiederum unverrichteter Sache von dem Zaghaften wich, warf es die Thüre zu, daß alles praſſelte. Am Morgen darauf trieb die Neugierde den Träumer doch nach dem Steinbühel, ſiehe, da fand er den Reſt des Schatzes, den er hatte heben ſollen, eine kleine Grube, darin eine alte Urne, und in der Urne — einen verſchimmelten Pfennig. Das war der Lohn ſeiner Zaghaftigkeit.

211.

Volksrache.

In dem Dorfe Fraureuth hat es ſich vor Alters zugetragen, daß daſelbſt ein ſehr harter, tyranniſcher und ungerechter Richter war, deſſen Quälereien die Einwohnerſchaft nicht länger mehr ertragen konnte und wollte. Gingen deshalb ſammt und ſonders, alle Männer und Burſche, nach Greiz und klagten über die Schelmen- und Bubenſtreiche des Richters. Dort ſprach der Oberamtmann, als er die Klage der ehrlichen Fraureuther gehört, mehr im Scherz denn im Ernſt: Ei, wenn er denn ſo gar ſchlimm iſt, ſo henkt den Schelm. Das nahmen aber die Fraureuther in ihrem gerechten Zorne für baaren Ernſt auf, und als ihnen auf dem Heimwege ihr Peiniger in die Hände fiel, ſo griffen ſie ihn, und zwängten ihn mit dem Hals in eine gabelförmige Birke, wozu jeder Hand anlegte, und hielten und zogen ihn, bis er den Geiſt aufgab. Als nun das Gericht dieſer Sache ſich annahm, und der Ort vorgefordert wurde, um die Thäter zu ermitteln und zur Strafe zu ziehen, da ſprachen die Fraureuther einmüthiglich: Wir Fraureuther Alle haben es gethan, und ſind deß gerne geſtändig. Selbiges Wort brachte das Gericht in große Verlegenheit, denn entweder mußte es die Fraureuther alle ebenfalls henken, oder alle laufen laſſen, oder aber es hätte einer, etwa der Schultheiß, für alle büßen müſſen.

212.

Die wohlſeile Burg.

Ohnweit Berga liegen die Orte Groß- und Kleinkundorf. In der Nähe von Großkundorf liegt ein Gehöfte, heißt die Fichtelburg, und es gehören dazu viele Wieſen, Felder und Wälder. Vor alten Zeiten ſoll die Fichtelburg ein Raubſchloß geweſen ſein; jetzt iſt von der eigentlichen Burg keine Spur mehr zu finden. Im dreißigjährigen Kriege, als allgemeiner Mangel eintrat, hat der Beſitzer der alten Fichtelburg, die ſchon damals dem Verfalle nahe war, dieſelbe für ein hausbacken Brod hingegeben. In ſpäterer Zeit ſtieg ſie wieder etwas im Preiſe, da kaufte ſie ein gewiſſer Hans Köhler vom Amte Weida um 5 Thaler. Der Eigenthümer wird insgemein „Burglies“ genannt, und bei kirchlichen Verkündigungen, wenn ſein Name in ſolchen genannt wird, darf nicht vergeſſen werden, daß er als „Beſitzer der Fichtelburg“ aufgeführt wird.

213.

Der Schafſtein.

In dem ſogenannten Eckertsthale zu Großdrachsdorf (Groß-Draxdorf), wo unterhalb des Ortes ſonſt die Drachenburg ſtand, ragt vom Elſterufer ein ſteiler Felſen, der Schafſtein, empor. In demſelben, wie in dem ſchauerlichen Elſtergrunde, hielten ſich vor Alters Nixen auf und trieben dort ihr Weſen, ſie hingen dort ihre Wäſche auf und trockneten dieſelbe. Einſtmals hüthete ein Schafknecht in jener Gegend, in der Nähe einer Thalwieſe und ſchabernackte die Nixenwäſche. Dieſes nahmen die Nixen ſo übel, daß ſie jenen Schafknecht von dem hohen Felſen herab in die Tiefe des Fluſſes ſtürzten, wo er denn ertrank. Von dieſem Ereigniß ſoll jener Felſenrücken an der Nixentiefe den Namen Schafſtein erhalten haben.

214.

Geſpenſtiger Spuk im Burggraben.

In der hinter dem Schloſſe Berga befindlichen tiefen Schlucht, dem ſogenannten Schloßgraben, ſoll es zur Nachtzeit ehedem gar nicht richtig geweſen ſein. Die Wanderer auf dem nach Berga durch das enge Thal führenden Fußſteg ſahen entweder ein graues Männchen, oder einen beweglichen Klumpen in Form eines Erbſenbüſchels, wenn gerade die Geiſterſtunde ſie überraſchte. Das graue Männchen ſah manchem gar unheimlich ins Geſicht, klatſchte dann in die Hände und ſchlug eine laute Lache auf, dann war es plötzlich hinweg und verſchwand. Der Erbſenſchotenbüſchel purzelte den Wandernden rauſchend quer vor die Füße, und dann rauſchte er, wie von unſichtbarer Hand gezogen, hinweg aus ihren Augen, ohne daß ſie eine Hand erblickt, die ihn bewegte.

215.

Geiſt im Lele.

Ohnweit Albersdorf, ganz nahe bei Berga, liegt eine Thalſchlucht, das Lele oder Laile, in welcher, wie manche glauben, zu den Heidenzeiten eine Gottheit verehrt wurde. Die Benennung ſchien mindeſtens früheren Sagenfreunden ganz ſlaviſch-mythiſch anzuklingen, erinnerte ſie an Lel und Polel, den Liebes- und Ehegott der Böhmen und Mähren, an Lela der Ruſſen, und ſelbſt an den zweifelhaften Lollus der Franken. Es iſt aber nichts mit ſolchem mythologiſchen Gediftel, das blind im Irrgarten der Vermuthung umhertaſtet. Das Lel iſt die Verkleinerungsform von Lohe, Löhlein, kleine Sumpfwieſe. In dieſem Lele nun, als auch in deſſen Nähe, auf der ſogenannten faulen Wieſe, und der auf der Höhe vorbeiführenden Straße, die Allee genannt, führte ein Wanderding die Reiſenden irre, und oft ſo im Kreiſe herum, daß ſie oft wieder an die alte Stelle kamen, und kaum einen Ausweg fanden. Manchen der oft durch die ganze Nacht Irregeführten iſt es dabei vorgekommen, als führe etwas wie mit einer Radwelle neben ihnen rauſchend und wehend her.

216.

Schloß Trifels und der Kreuzſtein.

Zu Berga ſtand vor Zeiten ein altes Schloß Trifels oder Dreifels mit einem ſehr hohen Wartthurm, deſſen Mauer 6—8 Ellen dick geweſen ſein ſoll, darin ſich das Verließ befand. Da man das neue Schloß erbaute, wurde dieſer Thurm mit weggeriſſen, und ſeine Steine wurden zum Neubau benutzt. Als das alte Schloß Trifels einmal von einem Feind belagert und mit Pfeilen beſchoſſen wurde, wehrten ſich die Bewohner wacker, und tödeten den feindlichen Anführer, der auf einem weißen Schimmel ritt.

Dieſer wurde in der Flur begraben, und ihm jener merkwürdige Stein errichtet, den man noch heute bei Albersdorf ſieht, und den Kreuzſtein nennt. Dieſer Oberbefehlshaber ſpukt noch und läßt ſich ſehen auf ſeinem Schimmel reitend und ohne Kopf auf der Mühlſtraße, und ſieht immer nach der Stelle, wo das alte Schloß und der Wartthurm ſteht.

Auch dieſer Schimmelreiter ſcheint eine Geſtalt verjüngter Sage zu ſein, und deutet nach dem ſchimmelreitenden Wode nordiſcher und ſchwäbiſcher Sagen hin.

217.

Geiſter im Schloſſe Berga.

Auch in dem neuen Schloſſe zu Berga treibt mancherlei Geiſterſpuk ſein Weſen. In dem alten Hintergebäude, im zweiten Stock, wo die Geſindeſtube befindlich, iſt neben dieſer Stube ein Gewölbe, daraus hat man ſonſt zum öftern einen Geiſt treten ſehen, in Geſtalt einer weißen Frau mit einem Schlüſſelbunde. Dieſer Geiſt erſchien zumeiſt um Mitternacht und durchwandelte die Stube, ohne aber Jemanden, außer dem Schreck, den die Leute von ſeinem Anblick hatten, zu ſchädigen. Viele alte Leute haben dieſe Geſpenſterfrau wandeln ſehen.

Auch hört man von einem Kobold im Schloſſe zu Berga erzählen, der lange dort ſein Gaukelſpiel gehabt. Sein liebſter Aufenthalt war im Backhauſe. Er neckte Knechte und Mägde gern, und warf die Dreſcher, wenn ſie Abends dort vorbei und nach Hauſe gingen. Ein Jäger, Namens Winterſtein, hat vielfach von dem Kobold erzählt, der hie und da auf dem Schloſſe ſein Weſen treibe. Ein alter Hofknecht hatte ſtets die beſten und fetteſten Pferde, und gab ihnen doch nicht mehr Futter, als die andern Pferde erhielten. Wenn er nun befragt wurde, wie das komme, daß ſeine Pferde ſo wohl genährt ſeien, ſo lächelte er geheimnißvoll und antwortete: Der Gupel hilft mir beim Füttern.

218.

Kobold in Waltersdorf.

Auf dem Rittergute Waltersdorf, ohnweit Berga, hauſte auch ein Kobold. Dieſer trieb ſich des Nachts in den Ställen umher, drangſalirte das Geſinde, führte die Pferde in andere Stände, putzte und fütterte ſie aber auch, wenn die Knechte faul und läſſig waren, zerbrach den Mägden in den Kuhſtällen die Milchgefäße, und ſchabernackte ſie auf alle Art. Einmal lag eine Magd müſſig und läſſig auf der Bank, da faßte ſie der Kobold bei den Haaren und raufte ſie, daß ſie nicht anders glaubte, er werde ſie von der Bank ziehen. Dann ging er zur Thüre hinaus. Wenn die Mägde den Knechten ihr Herzeleid klagten, das ihnen der Kobold anthat, ſo erhielten ſie gewöhnlich zur Antwort: Warum gebt ihr ihm nichts? Uns thut er nichts. — Ein Knecht, Namens Salzbrenner, diente auf dem Waltersdorfer Hofe, und ging gerne zur Nacht auf unrechten Wegen. Einſtmals kehrte er um Mitternacht erſt heim und ſtieg über die Gartenplanke, um in den Hof zu kommen, weil das äußere Thor ſchon verſchloſſen war. Da fuhr der Kobold quer über den Hof auf ihn zu, und prallte ſo hart an den Salzbrenner an, daß dieſer faſt beſinnungslos in den Hof ſtürzte. Nach 9 Tagen war er tod.

219.

Der wilde Jäger im Rußthale.

Ein alter Einwohner von Untergeiſendorf bei Berga erzählte, daß auch in dem ſogenannten Rußthale, das nach Großkundorf zuführt, im dortigen Gehölze der wilde Jäger ſein Weſen getrieben. Man ſah die Schatten zuſammengekoppelter Hunde, und hörte ihr Gebell, vernahm auch Jagdrufe von einer dumpfen Menſchenſtimme, hervorgeſtoßen, und dieß Jagdgetöſe ging von dem ſogenannten hohen Holze aus und zog ſich nach dem Eulengraben hin. Viele alte Leute der Gegend haben ſolchen Spuk gehört, ja manche ihn geſehen, und alle haben dieſe Wahrnehmung beglaubigt.

220.

Des wilden Jägers Netz.

Ein Einwohner und Hammergutbeſitzer im Elſterthale ohnweit Elodra erzählte, daß er von ſeiner Mutter gehört, wie der wilde Jäger in den Waldbergen der Gegend zum öftern des Nachts jage, und daß ihrem Urahn, der ebenfalls ſchon vor mehr als hundert Jahren ſeinen Kindern und Enkeln vom Spuk des wilden Jägers erzählt, das Folgende begegnet ſei. Dieſer, ein alter und glaubhafter Mann ging einſt des Nachts in der Geiſterſtunde von Berga nach Hauſe zurück, und kam in die Gegend des jetzigen Schieferbruchs an der Elſter, wo vordem ein altes, jetzt längſt eingegangenes Hammerwerk geſtanden. Da habe er plötzlich mitten über ſeinen Weg einen dunkeln Mann, der kein andrer geweſen, als der wilde Jäger, ein graues Netz ziehen ſehen, und ſei dem Netze ſo nahe geweſen, daß er daſſelbe mit der vorausgeſtreckten Hand ergriffen. Er erſchrack, fürchtete ſich, trat leiſe zurück, und verkroch ſich in die oberhalb des Wegs befindliche Felskluft, welche man die alte Kanzel nennt. Dort blieb er harrend verſteckt, bis die Berga'er Uhr die Mitternachtsſtunde ganz ausgeſchlagen, deren Schall er gut hören konnte. Bis dieſe ſchlug vernahm der Verſteckte in der Ferne viele grobe und klare Hundeſtimmen, mit dem Glockenſchlage aber war alles ſtill, und er hob ſich eilig ſeines Wegs von dannen. Nichts hielt ihn auf, und kein Netz war mehr zu ſehen.

221.

Der Sack voll Wildpret.

Im Dorfe Wernsdorf unter Berga diente in einem Bauerngute, welches ein gewiſſer Arnold ſonſt beſeſſen, vor Zeiten ein Knecht. Als derſelbe einſtmals zur Frohne auf dem Schloſſe Berga geweſen war, und des Nachts wieder zurück und heimfuhr, traf er in der ſogenannten Kirchgaſſe zu Wernsdorf, auf einem Orte, wo eine dreifache Fichte ſtand, den wilden Jäger, der allda jagte. Der Knecht forderte im Uebermuthe den wilden Jäger auf, indem er ſagte: Du, ſchieß mir auch ein Stück Wild mit! Da geſchah gleich ein Knall, und es fiel etwas ſchwer aus der Luft herab auf den Wagen des Knechts, und das war ein Sack voll Fleiſch. Zugleich ließ ſich des wilden Jägers grölzende Stimme hören: Da haſt Du einen Sack voll Luder! — Dieſes Fleiſch warf nun zwar der Knecht gleich wieder vom Wagen, aber konnte es nicht wieder los werden, ſondern es kam immer wieder zurück und folgte ihm nach in das Schloß. Da ging der Knecht zu ſeinem Beichtvater, dem Kaplan zu Berga, klagte ihm ſeine Noth und fragte ihn, was zu thun ſei. Der Kaplan gab den Rath, der Knecht ſolle ſich von dem wilden Jäger nur Salz ausbitten. Dieß that der Knecht, der wilde Jäger aber, da er nicht willfahren konnte, holte ſein Fleiſch wieder. Das Salz iſt heilig, und über daſſelbe haben die Spukgeiſter keine Macht.

222.

Der Nixenſtein.

In dem Dorfe Wolfsgeferth am Elſterfluß ſteht ein bedeutender Felſen, welcher der Nixenſtein genannt wird. An demſelben iſt in der Elſter eine Tiefe, wo ſich Nixen aufhielten und daſelbſt ihr Weſen auf verſchiedene Art trieben. Wenn in dem zunächſt der Elſter gegenüberliegenden Dorfe Meilitz Tanz gehalten wurde, kamen die Nixen unter die Tanzenden und tanzten mit den jungen Burſchen. Von alten Leuten kann man dort noch heute hören, daß ein alter aus dem Dorfe Großdrachsdorf gebürtig geweſener Einwohner, mit Namen Friedrich, vor Zeiten als Bauernknecht in dem Dorfe Untiz unfern Meilitz diente, und vielmal erzählt hat, ſelbſt mit einer ſolchen

Nixe in Meilitz getanzt zu haben. Ein alter Hofknecht zu Meilitz warnte den Burſchen und ſagte ihm: Tanze nicht mit dieſem Mädchen, ſie iſt eine Nixe und hat ein grünes Hemde an. Das hörte die Nixenjungfrau in ihre Ohren hinein und nahm es ſehr übel. Binnen drei Tagen ſchon war der Hofknecht tod. Er hatte aus der ſogenannten über Wolfsgeferth oben gelegenen kleinen Mühle Mehl geholt, und fuhr bei dem Nixenſteine unweit der Tiefe durch die Elſter, da kam es herauf aus dem Waſſer und zog ihn hinab in die Nixentiefe, daß er ertrank.

Auf dem Nixenſtein ſollen die Nixen auch oft ihre Wäſche trocknen.

Zwiſchen Meilitz und Großdraxdorf liegt Wünſchendorf, ob der Name nach Winden, dem Volksſtamme, oder nach dem Wode, dem „Wunſch" deutet, iſt die Frage. In Wünſchendorf war es üblich, daß faſt jeder Nachbar eine „Hausotter" hielt, und dieſelbe mit Milch fütterte, die in kleinen Näpfchen hingeſtellt wurde.

223.

Kloſterſtätte Querfurth.

Gar nicht weit von Berga und nahe bei dem Dorfe Wöltzſchen hat vor Zeiten ein Nonnenkloſter geſtanden, deſſen Namen Querfurth war, und das mit einem Walle umgeben geweſen ſein ſoll. Man zeigt noch die Stätte, wo die Kirche ſtand, etwas abſeit den Kloſtergebäuden, die in dem ſchönen Thale lagen, das die Culnitſch durchfließt, und an einem See, der jetzt Wieſe iſt. Auch eine Mühle, die Unß, gehörte zu dem Kloſter. Alles wurde vor lange Zeit zerſtört, man weiß nicht, ob im Hussiten- oder i Bruderkriege. Nur dunkle Sagen leben davon im Mund der Umwohner. Uralte Leute konnten ſich noch erinnern Rudera mit Vogelbeerbäumen und Mauerreſte des Kloſter und der Kirche in ihren jungen Jahren geſehen zu haben und daß ſie als Kinder mit der Fähre hinüber ins all Kloſter gefahren wären. Beim Aufrichten eines Gebäude auf dem Kloſtergebiete fanden ſich Knochen und Schädel auch ein Münzfund kam vor. Man nahm die alten Stein zum Aufbau neuer Häuſer. Viel iſt von vergrabenen Schätze die Rede, die theils gehoben ſein, theils noch in den verborgenen Kellergewölben ruhen ſollen; auch die Kirchenuh ſoll vergraben worden ſein.

Im Kloſter Querfurt lag ein Schatz, der brannte nächt licher Weile lichterloh. Alte Einwohner zu Pöltzſchen erzählten vom Hörenſagen ihrer Eltern und Großeltern Einſt kamen zwei fremde Männer nach Pöltzſchen, der ein war ein Venetianer, den andern hieß man den Wirth, di ſprachen zu den Leuten: drüben im alten Kloſtergarten lieg ein Schatz, wer ihn hebt, der hat zeitlebens genug. Darauf ging der Venetianer allein hinüber, blieb eine lang Weile weg, und als er wieder kam, trug er etwas unte ſeinem Mantel. Er ſagte nicht, was es ſei, und gab auc nichts davon ab. Bald darauf ging er noch einmal hinübe und kam nimmermehr wieder, ward auch nirgends geſehe noch gehört. Der Mann, der ihn hergeführt, mußte ſic in ſeine Heimath betteln.

Zu anderer Zeit kam nach Pöltzſchen ein Jeſuit, ſprach bei einem Bauer ein, ſagte dieſem, daß er in der Abſich da ſei, den Kloſterſchatz zu heben, er möge ihm, gegen gute Belohnung, helfen. Um Mitternacht gingen beide, der Jeſuit und der Bauer, auf die verrufene Stätte. Der Jeſuit zog einen Kreis und hub an zu beten, da hob ſich mählig aus dem Boden eine Braupfanne voll Goldes, oben darauf aber lag ein großer ſchwarzer Hund mit feuriger Zunge. Der Bauer zitterte und bebte, und der Jeſuit zitterte auch und betete fort, und wurde irre, und da that es auf ein Mal einen Schlag, als würde eine Kanone dicht vor ihren Ohren losgeſchoſſen, daß beide zu Boden fielen. Weg war der Hund und weg war der Schatz. Klagend geſtand der Jeſuit dem Bauer, daß er etwas in der Formel verſehen, und ging traurig von dannen.

Von Berga fuhr einſt ein Tabakshändler aus Erfurt, der im Wirthshauſe zu Culmitzſch ſeine Niederlage hatte, des Nachts mit einem Schiebekarren über den Steinberg hinaus. Als er auf den Wachtelberg kam, traf ihn, es war in der zwölften Stunde, ein graues Männchen an, und fragte ihn, wohin er wolle? Er ſolle mit ihm gehen ſprach das Männchen zum Bauer, und zugleich ſah dieſer, daß in der alten Kloſtertrümmer ein Licht brannte. Nicht ohne Furcht folgte er dem geſpenſtigen Führer, der ihn geradezu in das Kloſter hineinleitete; da fand er ſtatt des Lichts eine Kohlengluth, warf etwas darauf und war glücklich. Das graue Männchen geleitete ihn noch bis an die Brücke zu Berga, und verſchwand dann mit einem Male. Dieſer Tabakshändler ſoll ein gut Theil des Schatzes auf ſeinem Karren hinweggefahren haben.

Ein Dienſtjunge in Pöltzſchen ging eine Zeit lang jeden Morgen ſtillſchweigend in das Kloſter, da fand er jedes Mal einen Groſchen, dieſe gefundenen Groſchen ſammelte er zu Hauſe und gab ſie nicht aus. Einſtmals fragte ihn ſein Dienſtherr, der des Schatzes anſichtig wurde, woher er die vielen Groſchen habe? So ſagte der Junge: Drüben in den Kloſtermauern iſt ein alt hölzern Schränkchen, da finde ich jeden Morgen einen Groſchen. Der Herr wollte das auch ſehen, allein es ward kein Schränkchen gefunden, und niemals fand der Junge wieder einen Groſchen. Er hatte das Geiſtergeheimniß verplaudert, und mußte damit den Schaden tragen.

224.

Tanzende Katzen.

Sehr häufig hat man innerhalb der alten Kloſterſtätte Querfurt tanzende Katzen erblickt, das ſind böſe Hexen geweſen, die gar zu gerne Katzengeſtalt annehmen. Wenn es nun geſchah, daß jemand zufällig einen ſolchen Katzentanz gewahrte, und unter den tanzenden ſeine eigene erblickte, und am andern Morgen ihr ſagte: Du warſt heute Nacht auch dabei, ſo wurden dieſe Katzen furchtbar wild, pfauchten, biſſen, kratzten, fuhren wie toll durch die Fenſter und kamen niemals wieder. Das haben mehrere Einwohner des nahen Dorfes Pöltzſchen erlebt und erzählt. Eine, die geleuchtet hatte, und der ihr Herr das ſpöttiſch vorwarf, ſprang an ihm hinauf, zerkratzte ihm das Geſicht und fuhr von dannen.

225.

Mönchſtein und Kroatengraben.

In dem Oelſengraben, am Wege von Weida nach Berga, ein lieblicher Aufenthalt wegen ſeines Schattens und Vogelgeſanges, befindet ſich ein großer Stein, welcher mit vielen Kreuzen verſehen iſt. Dieſer Stein wird der Mönchsſtein genannt, und ſoll dieſe Benennung daher erhalten haben, weil in alten Zeiten die Mönche, wenn ſie von Mildenſtein in das Kloſter Querfurt bei Berga, um Meſſe zu leſen, gingen, dort auszuruhen pflegten. In demſelben Graben befindet ſich gegen Zifra zu eine Schlucht; hier wurde vor Zeiten ein Spion von den Kroaten derartig getödtet, daß ſie ihn an den Schwanz eines Pferdes anbanden und ſo fortſchleiften. Davon heißt die Schlucht der Kroatengraben. Es iſt dort herum nicht geheuer.

226.

Der ausgeriſſene Grenzſtein.

Bei der Schäferei des Rittergutes Tauſa bei Weida trieb vormals ein Geiſt ſich um mit gar wunderlichem Weſen. Er trug einen großen Stein auf den Schultern, ſchaute und deutete immer hin und her und rief dazu mit kläglicher Stimme: „Wo ſoll ich ihn hin thun? wo ſoll ich ihn hin thun?“ Einem Schäfer, dem er beſonders oft erſchien, wenn erſterer vom Schafſtalle Abends zurückkehrte, wurde der unheimliche Frager ſo zur Laſt, daß er zu ſeinem Seelſorger nach Schöndorf lief, dem ſeine Noth klagte, und um Rath und Beiſtand bat. Der Pfarrer gab guten, geiſtlichen Rath, wie der Schäfer ſich verhalten ſolle, und ſegnete ihn ein. Als er Abends die Schafe eingetrieben hatte und aus dem Schafſtalle heraus trat, da war auch der geiſterhafte Steinträger da mit dem Angſtrufe: „Wo ſoll ich ihn hin thun? wo ſoll ich ihn hin thun?“ Da ſprach der Schäfer, wie ihm gelehrt worden war: „Thu' ihn hin, wo du ihn hergenommen haſt!“ Alsbald warf der Geiſt den ſchweren Stein von der Schulter, daß er tief in die Erde ſchlug. „Nun habe ich ihn gerade 100 Jahre durch getragen,“ ſprach er, und verſchwand.

Seitdem iſt er nicht wieder geſehen worden. Der Stein ragt aber noch heutiges Tages aus dem Erdboden heraus, nicht weit von der gutsherrlichen Schäferei von Tauſa.

227.

Die Zwerge.

Ein Tiſchlerjunge von Weida wurde einſt von ſeinem Vater auf den Hammer geſchickt: als er bei der Burg vorbei kam, ſah er zwei zwerghafte Weſen, Mann und Weib, in alter grauer Tracht dort ſtehen, und in die Hände klatſchen. Er erzählte dieß ſeinem Vater; dieſer begleitete ihn dorthin, ſah aber nichts, während der Junge dieſelbe Erſcheinung hatte, wie früher: dieß wiederholte ſich auch, ſo oft er dort vorbeiging. Auch in den großen und kleinen Höhlen unfern der Weidaer Papiermühle ſind oft Zwerge geſehen worden, welche offene Tafel hielten; am häufigſten einer mit einem eiſernen Hütchen — vielleicht ein Ingeſinde der eiſernen Bertha.

228.

Die Nixen im Abgewehr.

In der Nähe von Loitſch über Weida war einſt ein Teich, der nicht mehr vorhanden iſt, doch weiß man noch ſeine ehemalige Lage, und nennt ſie das Abgewehr. Darin wohnte eine Nixe mit zwei ſchönen Töchtern, und ein Nix, der ihr Mann und der ſchönen Nixlein Vater war, alt und grämlich. Dennoch ließ die Mutter zu, was der Vater nicht gern leiden mochte, daß die Töchter nach Gräfenbrück zum Tanze gingen. Von Loitſch nach Gräfenbrück iſt zwar nur ein klein Stück Wegs, doch muß man über manches Waſſer, daher durfte es nicht allzuſehr befremden, daß die Röcke der ſchönen fremden Mädchen immer naſſe Säume hatten. Die Nixlein ſchlugen manches Jünglingsherz in ſüße Banden, und wurden auf dem Heimweg jedesmal gar gern geleitet. Doch nahmen ſie nie ihre freundliche Begleitung weiter mit, als bis an das Häſel, eine kleine Waldung, denn, ſo ſagten ſie, unſer Vater bringt uns um, wenn er ſieht, daß wir nicht allein kommen. Das ließen ſich die Burſche zur Warnung dienen.

Wanderer haben auch die Nixen am Teiche ſitzen, und ihre Haare ſtrählen, und den Nix im Waſſer Purzelbäume ſchlagen ſehen. Zwei Handwerksburſche kamen vorüber, bückten ſich danach, da wurden ſie durch eine Stimme erſchreckt, die aus dem Waſſer herausrief: Laßt ab, ſonſt koſtet's euer Leben!

229.

Holzweibel-Kuchen.

Vier Schnitterinnen aus dem Dorfe Loitſch waren in der Kornärnte beſchäftigt, da vernahmen ſie plötzlich die quäkende Stimme eines Holzweibels, das rief: Mäd zerrän! d. h. Magd, breite die Kohlen im Backofen auseinander. Da ſchrie eine luſtige Schnitterin: Backt uns auch einen Kuchen! — Und wie ſie nun am Abende das Aerntefeld mit ihren Gefährtinnen verließ, lag auf einem grünen Rain ein guter Kuchen in einem weißen Schleiertuche, und war in vier Viertel geſchnitten, ordentlich wie ein Kirmſen- oder Hochzeitkuchen. Keine der Schnitterinnen mochte den räthſelhaften Kuchen anrühren, am wenigſten die, welche ihn beſtellt hatte, die Andern aber ſprachen: Haſt Du eingebrockt, ſo iß auch aus, ſonſt möchte es uns allen übel bekommen. Da aß die Magd und der Kuchen ſchmeckte vortrefflich. Nun nahm jede ihr Viertel und trug es heim, das Tuch ließen ſie liegen. Als ſie ſich darnach umſahen, war es verſchwunden. — Dort herum lebten, wie Loitſcher erzählen, die Holzweibel und Holzmännel, hauptſächlich im Häſigholz und in der Klinge, ein Gehölz, das unterhalb Loitſch liegt. Sie waren außerordentlich furchtſam, ſchlüpften wohl häufig Wanderern über den Weg, und ſchrieen mit feinen Stimmchen: hilf! hilf! Auch waren ſie ſehr klein von Geſtalt und unſchönen Anſehens. Die Weibel trugen ſich oberländiſch und hatten gelbbraune Schürzlein, wie die Bäuerinnen unterhalb Schleiz.

230.

Die Sägeſpäne.

In einem Forſte in der Nähe von Steinsdorf ohnweit Weida machten einſt zwei Männer längere Zeit Holz, und zu dieſen geſellte ſich täglich um die Mittagsſtunde ein Holzweibel, das bat Brod von den beiden. Einer der Holzmacher aber verſpottete das Holzweibel, während der andere von mitleidigem Sinn ihm ſtets gern etwas von ſeinem Brode gab. Da nun die Arbeit zu Ende ging, wußte das Weibel dieſes, ohne daß es ihm Einer geſagt, und ſprach zu dem Mildthätigen: Ihr werdet nun hier ſo bald nicht wieder arbeiten, und mich auch nicht mehr ſehen. So will ich Dir, der es immer gut mit mir gemeint, auch einen Lohn geben. Darauf füllte es den Kober jenes Mannes mit Sägeſpänen und ſchwand hinweg. Da hatte der andere unbegabte nun ſeinen Spott über die Maaßen mit ſeinem Kameraden. Das iſt ein rares Geſchenk das! ſagte er. Blitz, damit kannſt Du dick thun, und Dir ein Schloß kaufen, und dergleichen Reden mehr. Darüber wurde der Begabte ärgerlich und ſchüttete, um nur ungeneckt zu bleiben, die Sägeſpäne aus dem Kober mitten auf den Weg. Nur einige wenige blieben noch im Korbe hängen. Es vergingen einige Tage, bis er wieder in das Holz wollte, und den Korb von der Wand nahm, da klingelte es darin, und wie er ihn öffnete, fielen ein Paar Goldſtücke heraus, und ein Paar andere hingen noch am Flechtwerk feſt. Das waren die Sägeſpäne des Holzweibels, und hätte der gute Tropf die andern nicht ausgeſchüttet, ſo wäre des Spötters Wort wahr geweſen: er hätte ſich ein Schloß kaufen und als ein Edelmann leben können.

231.

Der merkwürdige Traum.

Einer Frau in Weida träumte einſt, ſie ſolle zu ihrem Bruder in Triptis gehen, es würde ihr Glück ſein. Als ſie dieſen Traum ihrem Manne ſagte, redete er ihr zu, die Reiſe nach Triptis zu unternehmen. Bei ihrem Bruder angekommen fragte dieſer nach der Urſache ihres Kommens, und ſie erzählte ihm den gehabten Traum. J! ſagte dieſer darauf: träumte mir doch auch, ich ſollte auf der Burg bei Weida unter einem Birnbaume nachgraben und ich würde einen Schatz finden. Zu Hauſe angekommen, erzählte die Frau ihrem Manne des Bruders Traum. Dieſer ſäumte nicht, ſofort auf der Burg nachzugraben, und fand glücklich einen großen Schatz, wofür er das ſchönſte Haus in Weida kaufte.

232.

Die Schlachtwieſe.

Unſern Weida heißt noch jetzt eine Wieſe die Schlachtwieſe und zwar von einem traurigen Treffen zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Einwohnern Weida's.

Als der größte Theil der Bewohner Weida's Proteſtanten geworden waren, gab es fortwährend Kämpfe zwiſchen ihnen und den bei der katholiſchen Religion verbliebenen Einwohnern. Letztere unterlagen jedoch meiſt; um Rache zu üben, zogen ſie nach Erfurt, holten dort Beiſtand, lagerten ſich in dem Forſte und warteten die Nacht ab, um dann die proteſtantiſchen Bewohner Weida's zu überfallen. Dieſe erhielten aber Kunde hiervon, zogen bewaffnet ihren Feinden entgegen und fanden ſie auf einer Wieſe bei dem Forſte gelagert. Es kam hier zu einer großen Metzelei, wobei die Katholiſchen unterlagen.

233.

Geiſt in der Wiedenkirche.

Unfern der alten in Ruinen liegenden Wiedenkirche zu Weida wohnte ein Zeugmacher, deſſen Frau erſchien in einer Nacht ein Geiſt und ermunterte ſie mit in die Kirche zu gehen, es würde ihr Glück ſein. Des andern Tages erzählte ſie es ihrem Manne, dieſer ermahnte ſeine Frau unter der Bedingung mitzugehen, wenn er, ihr Mann, ſie begleiten dürfte. Der Geiſt erſchien ihr wiederum, und geſtattete die Begleitung des Mannes, doch nur bis zur Kirchenthüre. Als die Frau nun in die Kirche kam, warf ihr der Geiſt eine goldene Kette um den Hals. Die Frau aber, den kalten Gegenſtand plötzlich um ihren Hals verſpürend, ſchrie laut auf, worauf der Geiſt ſogleich verſchwand. Der Mann, welcher ſeine Frau ſchreien hörte, wollte zu ihr, konnte jedoch nicht, da die Kirchthüre verſchloſſen war. Nachdem er von dem Küſter den Schlüſſel erhalten, geht er in die Kirche und findet ſeine Frau vor Schrecken ganz erſtarrt, jedoch noch mit der goldenen Kette behangen.

234.

Holke.

In Weida war vor dem dreißigjährigen Kriege ein durchtriebener, böſer Bube, Namens Holke. Dieſer empfing einſt wegen ſchlechter Streiche öffentlich ſogenannte Stockſchillinge. Er verließ hierauf in einem Alter von 13 Jahren ſeine Vaterſtadt mit der Drohung, ſich einſt für die erhaltene Züchtigung zu rächen. Bettelnd ſtrich er längere Zeit in Böhmen herum, nahm, größer geworden, Kriegsdienſte und rückte endlich bis zum General hinauf. Einſt während eines Waffenſtillſtandes erbat er ſich Urlaub, um in ſeine Heimath zu reiſen. Als er dieſen erhalten, bat er, ſein Regiment mitnehmen zu dürfen, um ſich in ſeiner jetzigen Macht zeigen zu können. Auch dies wurde ihm geſtattet. Als er zu Weida angekommen war, machte er ſogleich alle Löſchanſtalten unbrauchbar, dann ließ er die Stadt beſchießen, und äſcherte ſo dieſe ſchöne und reiche Stadt bis auf das letzte Haus ein. Die jetzt noch in Ruinen liegenden Kirchen zeigen von Weida's Pracht und Holke's Grauſamkeit.

Wie weit dieſe Sage im hiſtoriſchen Boden wurzelt, iſt nicht ermittelt. Heinrich von Holcke, Wallenſteins und Tilly's Feldherr und zuletzt Graf und Feldmarſchall, war jener Holke wol nicht, denn derſelbe ſtammte aus der Inſel Alſen, ſtarb aber in Adorf.

235.

Der gefundene Schatz.

In der jetzigen Förſterwohnung zu Cronſchwitz oder Cronſpitz, welche auf und aus den Ruinen eines ehemaligen Auguſtinerinnen-Nonnenkloſters erbaut worden iſt, treibt ein graues Männchen gewaltigen Unfug, neckt und erſchreckt die Leute mannichfach. In den Kellern und unterirdiſchen Gängen, die aus dem Kloſter ſtammen, iſt es beſonders nicht geheuer. Der Nachtwächter und ein andrer Cronſchwitzer wollten in den achtziger Jahren den unterirdiſchen Gang, welcher nach Mildenfurt führt und einſt das Mönchkloſter zu Mildenfurt mit dem Nonnenkloſter zu Cronſchwitz in Verbindung ſetzte, durchwandern. Sie waren ohngefähr bis zu der Gegend vorgedrungen, wo der Gang unter der Elſter wegführt, als Gerippe und andere grauenhafte Erſcheinungen ſie zum Umkehren veranlaßten und in dem Gemüthe des Nachtwächters einen ſolchen Eindruck zurückließen, daß er bald darnach ſtarb.

Im Jahr 1782 befahl der damalige Oberförſter zu Cronſchwitz Abends 10 Uhr ſeiner Tochter, aus dem ehemaligen Kloſterkeller Aepfel zu holen. Hier angelangt, bemerkte die Tochter in einer Vertiefung einen großen Stein, welcher, was früher nicht der Fall war, hervorſtand, auch war der Stein zerborſten. Sie leuchtete mit der Laterne hin, zog den Stein mit leichter Mühe hervor und bemerkte darin einen Nöſelstopf, welcher verſchimmelt war und in welchem lauter weiße, glatte und platte Steinchen lagen. Die Finderin kehrte ſogleich um und erzählte es ihrer Mutter, welche alsbald wieder mit in den Keller ging, hier aber nur einen leeren Topf und den Stein vollkommen in die Mauer eingefügt fand. Die Leute meinen, daß dieß offenbar ein Schatz geweſen, der dadurch verſchwunden iſt, daß deſſen Fund vor 9 Tagen verrathen wurde. Der Stein iſt ſpäter von Cronſchwitzern wohlweißlich herausgenommen und als Grundſtein zu einem Hauſe verbraucht worden.

236.

Der Mönch zu Mildenfurt.

In den noch bewohnten Wirthſchaftsgebäuden des alten Kloſters Mildenfurt bei Weida verkehrte ein Mönch, dem von dem Geſinde für jede Nacht ein Bette zurecht gemacht werden mußte. Des Morgens war das Bette eingerammelt, wie jenes des Kaiſer Friedrich Barbaroſſa im Schloß zu Kaiſerslautern.*) Eine neue Magd war angezogen und hatte leichtſinnig dem Mönch ſein Bette zu machen verſäumt. Sie ſelbſt hatte ihr Lager auf der Ofenbank genommen. Da kam der Mönch, angethan mit einem bräunlichen Biberrocke, der bis an die Ferſe reichte, und um den Leib mit einem ſeidenen Bande gebunden war; er fühlte und krabbelte auf der Bank hin, bis er die ſäumig geweſene Magd erreichte, ſprach dabei:

„Da war's, dort war's,
„Dicker, fetter Pumpars“ “

und warf ſie von der Bank herunter. Zum Glück fuhr die Magd ſchnell unter den Tiſch. Dort war ſie geborgen, denn auf und unter den Tiſch können die umgehenden Geiſter nicht kommen. — „Ich glaube das Bette muß dem Mönche noch bis auf dieſe Stunde gemacht werden,“ ſchloß der Erzähler.

---

*) D. S. B. 41.

237.

Der böſe Vogel in Gera.

Vor Jahren herrſchte eine furchtbare Peſt in Gera, von der mancherlei erzählt wird, unter andern dieſe Sage: Zwei fremde Geſellen ſaßen beieinander in einer Stube, darinnen etliche Perſonen an der Peſt darnieder gelegen und geſtorben waren. Die Geſellen zechten mitſammen, da ſahen ſie von ohngefähr in einem Winkel der Stube einen blauen dünnen Rauch, wie einen Nebel, gar ſachte aufſteigen, welchem ſie mit Verwunderung zuſahen, und wahrnahmen, daß er ſich allmählig in eine Klunze in der Wand hinein verſchlich. Darauf lief einer der Geſellen hinzu und ſchlug aus Kurzweil einen Pflock in das Loch, und dachte nach der Zeit nicht wieder daran, bis nach etlichen Jahren, da man von keiner Seuche mehr gewußt, dieſer Menſch in ebenderſelben Stube ſich wieder befand, und von ohngefähr gewahr wurde, daß der Pflock, den er vor etlichen Jahren in die Wand geſchlagen, noch an ſeinem vorigen Orte ſtak. Dadurch wurde der Geſell bewogen, aus Scherz gegen die Anweſenden zu ſagen: Siehe da! vor einigen Jahren habe ich einen Vogel dahinein geſperrt, ich muß doch ſehen, ob er noch darinnen iſt? Zog darauf den Pflock aus der Wand, da denn von Stund an der giftige, blaue Dunſt aus dem Loche wieder hervorzog, worauf alsbald nicht allein etliche Perſonen im Hauſe von der Peſt befallen, ſondern auch die ganze Stadt von Neuem wieder, und zwar ſchrecklicher als zuvor, heimgeſucht worden iſt.

238.

Frohntanz in Langenberg bei Gera.

Einſt fuhr am zweiten Pfingſtfeiertag Kaiſer Heinrich durch Langenberg und zerbrach ein Rad an ſeinem Wagen. Es waren gerade die Bewohner des Ortes und der Umgegend im Tanze begriffen, und keiner machte Anſtalt, dem Kaiſer beizuſtehen. Schmied, Wagner und andere antworteten auf geſchehene Aufforderung, den Schaden herzuſtellen: „Sie müßten jetzt tanzen!“ Seit jener Zeit wird nun alljährlich in Langenberg ein Frohntanz nebſt Rügegericht gehalten. Bis 1656 wurde dieſer Tanz am zweiten Pfingſtfeiertag gehalten; hernach am dritten, und ſeit 1728 am vierten Wochentage oder Mittwoch nach Pfingſten. Es müſſen Paare aus den Dörfern Rindersdorf (eine Stunde von Langenberg), Niederndorf, die von der Zwicke, von der Grüna, Zſchippach, Hirſchfeld und Stübnitz aus der Herrſchaft Gera erſcheinen, doch auch welche aus dem Amte Eiſenberg. Nach einem alten Verzeichniſſe beliefen ſich die zum Tanze gehörenden Paare auf 85. Seit 1728 weigerten ſich die unter dem S. Altenburgiſchen Amte Eiſenberg ſtehenden Unterthanen dem Frohntanze ferner beizuwohnen. Die Gemeinden Rindersdorf, Stübnitz und Grüna, müſſen mit Spielleuten an- und abziehen, ſonſt werden ſie, ſo wie jeder, der nicht beim Tanze erſcheint, um ein Neuſchock geſtraft. 1701 fiel der Tanz wegen Landtrauer aus. 1703 iſt auch ein Pfarrer als Frohntänzer mit aufgetreten, indem er Beſitzer eines frohntanzpflichtigen Gutes war. Die Tanzenden müſſen ſich bei einem umzäunten Lindenbaume einfinden; dabei erſcheinen der Landrichter von Gera und die Gerichtsdiener. Die Langenberger Bürgerſchaft zieht ſchwarz angekleidet aus, tanzt jedoch nicht mit. Der Gerichtsherr läßt unter die Tanzenden geſetzmäßig für 3 Gulden Kuchen, jeden $^{3}/_{4}$ à Perſon vertheilen; ein Faß Bier und die Spielleute müſſen einige der Tänzer auf ihre Koſten anſchaffen. Sobald das Faß Bier, welches unter der Linde liegt, angezapft iſt, beginnt der Tanz, der Landgerichtsdiener eröffnet dieſen, indem er mit einer Fröhnerin vortanzt, und das dauert ſo lange als der Zapfen rinnt. Wer nicht fröhnt beim Tanz, wird vom Landknecht gepfändet und muß ſich mit einem Goldgulden löſen. Dieſelben Mannſchaften, welche zum Frohntanz verpflichtet waren, mußten auch auf Verlangen des Gerichtsherrn die Folge verrichten. Neuerdings unterbleibt jedoch der Tanz, allein der damit verbundene Jahrmarkt und die andern Gerechtſame werden fortgeführt.

239.

Zwerglöcher bei Gera.

Zwerglöcher heißen zwei Schründe oder Höhlen eine Strecke unter Gera, ganz oben auf der Kante, deren eine oberhalb Milbitz am Robitzer Berge vorne hineingeht und vermuthlich eine abſichtlich gegrabene Höhle iſt, denn ſie iſt inwendig weit und hoch, und im ſiebenjährigen oder auch im dreiſſigjährigen Kriege haben ſich Menſchen darin verborgen, die andere iſt unter Thirſchitz an der Elſter, im Berge, der Mühle bei Langenberg gegenüber. Letztere iſt ſcheinbar ein Spiel der Natur, oder eine von dem daran hinfließenden Elſterſtrom ausgeſpülte Grotte. Von dieſen Zwerghöhlen leben unter dem gemeinen Mann, insbeſondere der Einwohner von Langenberg, ſeit mehreren Jahrhunderten manche Sagen. Beide Höhlen waren mit einander verbunden und ein Volk kleiner etwa 2 bis 3 Fuß hoher Zwerglein bewohnte ſie. Dieſe beſaßen die Kunſt ſich unſichtbar zu machen und daneben auch die, den Einwohnern Brod und Lebensmittel zu ſtehlen, bis ſie durch Anis und Kümmel, welche ſie nicht vertragen konnten, genöthigt wurden, ihren Wohnort zu verlaſſen. Sie baten demnach einen Fiſcher von Langenberg, der am Strande, ohnweit ihrer Höhle mit einem Kahne hielt, ſie mit ihrem Aelteſten oder König überzufahren. Der Fiſcher war es zufrieden, gegen ein Fährgeld, meinte, ihrer ſeien wenig, aber der Kahn füllte ſich ſo ſehr, daß er faſt unterſank. Beim ausſteigen nahm der Fiſcher erſt die ungemeine Zahl wahr, welche die Gegend rings bedeckte und noch bis heute blieb der Acker dürr und fruchtlos, wo die kleinen Auswanderer ſich verſammelt hatten. Des Fiſchers Lohn blieb nicht aus. Da der Kahn ſo ſchwer wurde, ward ihm warm, er that den Hut ab und ſtellte ihn neben ſich, da füllte ſich dieſer mit dünnen Gold- und Silberblechen, die der Ferge verwundert entdeckte, als die Zwerglein verſchwunden waren. Dieſe Sage findet ſich häufig wiederholt, ſie zeigt Aehnlichkeit mit jenem Fortzug der Zwerge bei Spichra an der Werra (ſ. Sage 71).

Auf einer Specialkarte des Neuſtädter Kreiſes vom Jahre 1757 ſind ſogar die Zwerglöcher nicht vergeſſen worden, ſondern treulich angegeben.

240.

Die verwünſchte Prinzeſſin.

Zwiſchen Gera und Roda liegt das Dorf Ganglof, ein ehemaliger Kloſterort. Eine halbe Stunde von dem alten Kloſter St. Ganglof im Holze lag im grauen Alterthum ein Schloß, deſſen Ruinen und Umwallung man noch ſieht. Viele unterirdiſche Gänge ſollen darunter verborgen ſein. Wenn beladene Wagen dort des Weges fahren, klingt alles wie hohl. In dieſen Ruinen läßt die Sage eine verwünſchte Prinzeſſin, die einſtige Herrin der Burg, ruhelos wandeln. Sie ſoll ein ungeheures Vermögen beſeſſen, und dieſes größtentheils vergraben haben; daher findet ſie nicht eher Ruhe, bis dieſe Schätze gehoben ſind. Einſtens, ſo geht die Sage in dem Munde der Landleute, bat eine arme Frau aus Ganglof oder St. Ganglof dieſe Prinzeſſin, die ihr im Walde begegnete, zu Gevatter. Dieſe nickte gewährend und verſchwand. Bei der Taufe erſchien ſie plötzlich wie eine Fee, und in ſilbernen und goldenen Gefäßen trugen bleiche Diener reiche Pathengeſchenke in das Haus der Armuth. Man ſchmauſte bis um 12 Uhr des Nachts, auf einmal erſchien eine ſchwarze Katze, die ſchrie und alsbald verſchwand die Prinzeſſin. Die Geſchenke blieben und die armen Leute waren reich auf immer. Seit jener Zeit iſt die Verwünſchte nur einmal wieder erſchienen, und hat die in der Nähe liegenden Salz- und Goldquellen mit einem ſeidenen Taſchentuche verſtopft.

Das Gevatterbitten eines Geiſtes begegnet kaum noch einmal in thüringiſchen Sagen; es iſt daſſelbe mehr wegen ihrer Seltenheit auf dergleichen Vorkommniſſe beſonders zu achten.

241.

Ulrichswalde.

In einem kleinen Dorfe eine halbe Stunde von Roda lebte zu Ende des zehnten Jahrhunderts ein Einſiedler, welcher ſeine Eremitenzelle an dem Buchenwalde aufgezimmert hatte, der in kleiner Entfernung von dem Dorfe ſich befindet. Daneben ſieht man noch einige Ueberbleibſel einer kleinen Kapelle, wo dieſer fromme Mann die Lehren des Chriſtenthums den noch Ungläubigen vortrug. Gott ſegnete ſein Werk, daß er viele bekehrte, und einſtmals baute ſich in kleiner Entfernung von ſeiner Hütte ein von ihm dem neuen Glauben Gewonnener, Namens Ulrich, an. Als nun der Einſiedler am Morgen nach ſeiner Kapelle eilte, und das neue Hüttchen erblickte, rief er ſich verwundernd aus: „Ulrich Walde nahe!“ — Davon ſoll Ulrichswalde den Namen bekommen haben, weil bald darauf dem Beiſpiel Ulrichs noch mehr neue Chriſten folgten, und ſich in der Nähe ihres neuen Lehrers anbauten. Trotz alledem iſt aber Ulrichswalde noch immer kein Kirchdorf, ja nicht einmal überhaupt ein Dorf geworden.

242.

Zwerge ſchieben Kegel.

Unterhalb Gera tritt die Elſter aus dem voigtländiſchen in oſterländiſches Gebiet. Bedeutſam klingt der in das Gebiet des Märchens einſchlagende, doch iſt gerade

Name des nahen Schloſſes Oſterſtein, welche Benennung auch eine Burg bei Zwickau führt, an. Man darf wol an Heiligthume der altgermaniſchen Frühlings- und Morgengöttin Eoſtar hindenken. Auch über Weida hatten die Voigte eine Oſterburg gebaut, und im Dorfe Hain, öſtlich von Hohenleuben, rauſcht ein Wald, der das Oſterfeld heißt. Oſterland, Voigtland und Orlagau grenzen in dieſen Gebieten an einander, und die Sage breitet über alle dieſe Gefilde ihren geiſterhaften Schleier aus. —

Ein Schuhmacher trug ein Paar Stiefeln von Neuſtadt an der Orla nach Oppurg. Schon war der Mond aufgegangen, als er die ſogenannte Taure hinabging und oben auf dem Galgenberge ein luſtiges Getümmel vernahm. Er ſchauete empor, und als ein kleiner Purzel von oben herab ihm zurief: Ob er nicht eine Stunde lang Kegel aufſtellen wolle? ſtieg er, die neuen Stiefeln auf der Achſel, den Berg hinan. Dort traf er lauter winzig kleine Leute, die ſich auf dem Berge luſtig machten, und Kegel und Kugeln, womit ſie ſpielten, waren auch zwergmäßig. Der Schuhmacher machte zum Geiſter-Spiele gute Miene, ſetzte willig auf, und noch war keine Stunde vergangen, ſo zerſtob die Geſellſchaft der kleinen Männer, nachdem ſie geſagt: Nimm Kegel und Kugeln als Lohn mit Dir, wenn Du Dir getrauſt, ſie fortzubringen. Der Schuhmacher packte das kleine Kegelſpiel zu ſeinen Stiefeln und ſtieg den Berg hinunter. Kaum aber hatte er den Berg im Rücken, ſo kam ein großer Hund mit feurigem Rachen ihm nachgelaufen. Des Hundes ſich zu erwehren erfaßte der Menſch in der Angſt eine der mitgenommenen Kugeln und warf ſie nach der Beſtie. Die fing alsbald die

Kugel auf und lief damit auf den Berg zurück. Bald war der böſe Hund mit vollen Sprüngen ſchon wieder da. Jetzt flog ein Kegel in den aufgeſperrten Rachen des Unthiers und das trug ihn der Kugel nach. So ging es fort bis Oppurg, bald mußte ein Kegel, bald eine Kugel zur Rettung verwendet werden. Nur 1 Kugel und 2 Kegel brachte der Schuhſter davon, aber von Silber war die Kugel, von Gold waren die Kegel.

243.

Unterirdiſche Gänge in den Bergen.

Der ganze Orlagau iſt, der Volksſage nach, von unterirdiſchen Gängen durchzogen. Der eine führt von Saalfeld auf den Gleitſch; ein anderer von der Walsburg auf die Hainkuppe bei Ziegenrück; ein dritter von Cülmla durch das Mordthal auf Burg Ranis und Brandenſtein; ein vierter und fünfter von Pößneck und Colba auf den Chamſenberg; ein ſechster auf die Altenburg bei Ranis u. ſ. w.

In der Nähe von Langenorla erhebt ſich der ſogenannte Löcherberg, welcher, der Sage nach, im Innern ganz voll Höhlen iſt. Zur Nachtzeit hört man in dieſem Berge einen Hahn krähen, und zwar, ſo oft es geſchieht, 9 Mal, was er zu 3 Malen wiederholt. Im Gleitſch ſoll ſeit Jahrtauſenden Wein vorräthig liegen. Nur iſt das Schlimme dabei, die Zugänge zu dem großen Keller und die Fäſſer darin vertheidigen 9 feurige Wächter. Der Haupteingang ſoll ſich am Fuße der nahegelegenen Teufelskanzel befinden. Ein Zwerg — lautet die Sage — werde den Schlüſſel, der die Pforte erſchließt, dereinſt am Drudenſteine finden. Der Schlüſſel ſoll von Gold ſein, und als Malzeichen eine Schlange darſtellen, welche ſich in den Schwanz beißt. Hat der Zwerg mit dieſem Schlüſſel die Thüre aufgeſchloſſen, ſo ſind die feurigen Wächter von ihrem Dienſte erlöſet.

244.

Der Todenſtein-Rieſe bei Neunhofen.

Ein reizendes Thal durchfließt die Orla in der Nähe von Neunhofen, worin ein hoher Ofen, ein Kupferhammer nebſt einer Mühle herrliche Anhaltepunkte für das Auge bilden. An dem nach Norden gerichteten Ausgange des Thales erhebt ſich zu beträchtlicher Höhe der Todenſtein. Auf dem die Spitze bildenden Felſenſtücke ſitzt zur Frühjahrszeit, als ungeheurer Rieſe, der Tod, und plätſchert mit ſeinen Füßen in der tief unten vorbeigleitenden Orla. In der 12ten Stunde kehrt er das Geſicht von Süden nach Weſten, ſchreitet dann über die gegenüber liegende Bergeshöhe und verſchwindet darauf in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

In der Flurmarkung, die ſich von Neuſtadt an der Orla nach Weltwitz hinauf zieht, erblickt man eigenthümliche Vertiefungen, welche „die Gruppen" genannt werden, ein doch wol aus Gruben verunſtaltetes Wort. Heidengräber ſind dort befindlich, die ſich bis zu dem an die Gruppen anſtoßenden Galgenberg ziehen. Ein Reiter ohne Kopf auf weißem Pferde läßt ſich dort nächtlich blicken, und verſchwindet an einer nahen Quelle.

245.

Der Finger Gottes in Arnshaugk.

Es iſt lange Zeit her, wohl viele 100 Jahre, als ein junger, feiner Menſch auf dem alten Schloſſe Arnshaugk eines Diebſtahls beſchuldigt wurde. Mochte er ſeine Unſchuld betheuern wie er wollte, man glaubte nicht daran und brachte ihn in die Marterkammer, die ſich in dem jetzigen Küchenraume befand. Als er dort unter den Händen der Peiniger ausgeſtreckt lag, und nach allen den Martern, die man ihm angethan, ſchon dem Tode nahe war, rief er aus: „So wahr ich den Himmel über mir ſehe, ſo wahr bin ich ſchuldlos!“ Als man in die Höhe ſah, ſchien wirklich der blaue Himmel hinein. Es war plötzlich während der Marter des Jünglings ein ziemliches Loch in dem ſonſt ſo feſten Dache entſtanden, und dieſes Loch läßt ſich noch heutiges Tages nicht zuhalten, ſo oft man es auch mit Ziegeln, Schindeln und Schiefer verſucht hat. Heute wird es friſch eingedeckt, morgen ſteht das Loch wieder offen.

Dieſes alte Schloß Arnshaugk iſt daſſelbe, aus welchem Landgraf Albrecht der Entartete von Thüringen die Witwe eines Ritters von Arnshaugk zur Gemahlin erkor, und aus deſſen Nähe Albrechts Sohn, Landgraf Friedrich der Freudige, ſich die Tochter ſeiner Frau Stiefmutter entführte, mit ihr ſich vermählte, und durch ſie zum Stamm- und Ahnherrn aller jetzt lebenden Fürſten des Wettiniſchen Hauſes Sachſen wurde.

246.

Das Wappen von Triptis.

Das Wappen der Stadt Triptis iſt ein Ritter, dem eine Frau einen Becher reicht, während beide unter einem Apfelbaume ſtehen. Im Volke wird die Entſtehung dieſes Wappens alſo erzählt: Bertha, Wiprechts von Groitzſch ſchöne Tochter, ging einſt an einem heißen Sommertage ſpazieren, und kam in die Gegend der heute ſogenannten Schloßwieſe. Dort gewahrte ſie die noch jetzt daſelbſt fließende Quelle, und um ſich durch einen Trunk zu laben, beugte ſie ſich zu derſelben nieder, um mit der hohlen Hand zu ſchöpfen. Da erblickte ſie in dem kryſtallenen Spiegel den Grafen Dedo von Wettin mit einem Becher in der Hand. Bei ihrer Zurückkunft auf ihres Vaters Schloß wurde ihr mitgetheilt, daß Graf Dedo um ihre Hand bei Graf Wiprecht von Groitzſch geworben, und in Kurzem wurde ſie Dedo's Verlobte. Aber Dedo war ein finſterer, unfreundlicher Herr, ihm gefiel es wenig daheim bei ſeiner Gemahlin, er ſchwärmte und ſchweifte im Lande herum, ging gern auf Abenteuer aus und kam oft Jahre lang nicht nach Hauſe. Einſam und verlaſſen verweilte aber oft Bertha an jener Quelle, die ihr einſt Dedo's Bild gezeigt, und gedachte ſeiner, denn ſie liebte ihn. So ſaß ſie auch einmal traurig dort, da kam ihr Gatte mit ſeinen Reiſigen vorbeigezogen, und als er ſeine Gemahlin gewahrte, wandte ſich ſein ſtarrer Sinn — und beide Gatten ſöhnten ſich an jener Quelle aus. Dedo aber hatte früher ſchon einen Zug in das heilige Land zu thun gelobt; deshalb mußte er noch einmal von Bertha ſcheiden. Bis zu jener Quelle geleitete ſie ihn, dort nahmen ſie Abſchied von einander, und dort weilte auch Bertha nach ſeiner Abreiſe noch oft, des Fernen liebend gedenkend. Als ſie eines Abends auch an jener Quelle war, ertönte plötzlich Hörnerklang. Sie blickte auf, eine Staubwolke verkündete die Schaar der Reiter — Dedo kehrte heim. Doch nicht ſchnell ſprang er vom Roſſe, mühſam ließ er ſich herabhelfen, denn er war ſchwach und krank. Bertha füllte ihm aus der Quelle einen Becher mit Waſſer und reichte ihn Dedo dar. Er nahm ihn mit zitternder Hand, auszutrinken vermochte er ihn nicht, die Kraft ſchwand — er ſank und ſtarb an jener Quelle.

247.

Tripstrill.

Das gute Städtlein Triptis wird oft in ſcherzhafter Weiſe Tripstrill genannt, mit dem Zuſatze: „wo die Pfütze über die Weide hängt." Dieſe Pfütze iſt eben die Quelle, in welcher die Gräfin von Groitſch das Bild ihres künftigen Gemahles, Dedo von Wettin, im Waſſerſpiegel erblickt, und an welcher ſie ſo oft trauernd und einſam weilte. Es war ein ſtilltrauliches und ſchattiges Plätzchen, das eine uralte Weide übergrünte, die eine ſtarke Wurzel unter das Waſſer getrieben hatte, welche noch immer ſichtbar ſein ſoll, nachdem längſt die Weide abgebrochen. Da iſt allerdings das Waſſer über der Weide.

Triptis ſoll vormals drei Schlöſſer gehabt haben, eins auf dem großen Hocker, eins da, wo das heutige Schloß ſteht, und eins auf der Stätte des heutigen Gottesackers. Dieſes Burgen-Trio habe zum Scherznamen Triptis-Trio oder -Trillo Anlaß gegeben. Sehr gelehrte Leute haben ausgediftelt, daß der Name aus Trephonis Truilla gebildet ſei — ſolche Namensklitterung iſt aber wahrhaft ſchaurig — um nicht einen andern Ausdruck dafür zu gebrauchen. Schon im Jahre 1212 führte Triptis urkundlich den ſchlichten Namen Triptes — aber aus Urkunden deutſch leſen zu lernen, iſt nicht Sache der überſtudirten Trephonier.

248.

Der Todtenkerſer.

Am Wege von Forſtwolframsdorf (zwiſchen Weida und Auma) nach Staiz iſt im Forſte eine Holzmarke, der Todtenkerſer genannt. Hier iſt es gar nicht richtig. Es war ſonſt der Gottesacker von Forſtwolframsdorf.

Einſt kam eine Frau von Staiz, welche wegen Eheſcheidung mit ihrem Vormunde in Weimar geweſen war, gegen Abend in Forſtwolframsdorf an. Der Vormund bemerkte hier der Frau: ſie ſolle nur langſam hingehen, er habe noch etwas in Forſtwolframsdorf abzumachen. Als er nun in die Gegend des Todtenkerſers kommt, findet er ſeine Mündel in einem höchſt traurigen Zuſtand, ſie iſt raſend geworden. Nur dieß konnte aus ihr herausgebracht werden, es ſei ihr hier ein weißer Hund erſchienen.

Ein Böttcher von Staiz geht einſt in der Nacht von

Forſtwolframsdorf nach Hauſe. In der Gegend des Todtenkerkers wird ihm plötzlich die Mütze genommen. Er ſucht darnach, kann ſie jedoch nicht wiederfinden; nun übermannt ihn die Furcht; er läuft ſpornſtreichs nach Hauſe. Den andern Tag führt ihn der Weg wieder auf dieſen Fleck und ſiehe! ſeine Mütze hängt an einem Baumaſte. Das mußte nothwendig der Todtenkerker auch gethan haben.

249.

Heckberg und Hirle bei Thräna.

Ein furchtbares Ungewitter brach in der Vorzeit über das Dorf Thräna, das 1 Stunde nordwärts von Triptis liegt, herein. Der Donner war ſo heftig, daß er den Erdboden erſchütterte. Zuletzt fiel ein ungeheurer Kieſelſtein vom Himmel herab, der ſchnell immer größer wurde, bis er zum Heckberge anwuchs. Durch mehrere kleine Kieſel, die aus dem Berge herauswuchſen und herausfielen, erweiterte ſich die Dorfflur ringsum nach allen Seiten. Hundert Jahre nach dem wunderbaren Ereigniß nahm ein dort weidender Hirte aus Neugierde einen dieſer Kieſel und ſchlug denſelben in zwei Stücke. Dadurch ging die eine Hälfte ihrer Flur für die Bewohner Thräna's wieder verloren. Der Hirte verſank zur Strafe für ſeine Unthat auf der Stelle und iſt nie wieder geſehen worden.

In der Tiefe des Berges hört man es zuweilen donnern.

250.

Das Peſtläuten in Hain.

In Hain, einem in Hohenleuben eingepfarrten Dorfe, wird erzählt: Alle Einwohner des Dorfes wären bei einer Peſt bis auf ein Paar Menſchen ausgeſtorben, die Todten wären, damit das Uebel nicht weiter verbreitet werde, hinter dem jetzigen Löffler'ſchen Hauſe, wo man noch Erhöhungen bemerkt, begraben worden. Während der Beerdigung habe man den Hohenleubnern auf folgende Art ein Zeichen gegeben, damit dort die Glocken geläutet (zuſammengeſchlagen) werden möchten: Man band nämlich an die Spitze einer Tanne, welche nicht weit von Hain entfernt ſtand, ein weißes Tuch; um dieſes leichter zu bewerkſtelligen, hatte man eiſerne Nägel, wie man ſie in den Eggen findet, in den Baum geſchlagen. Ein alter Mann erzählte mir, er habe dieſe Tanne noch geſehen; jetzt iſt ſie freilich verſchwunden.

251.

Die helfenden Holzweibel.

Zu Staiz, ohnweit Auma, waren im Roßmanniſchen Hauſe zwei Holzweibel, die waren nach Art der Hüthchen und Heimchen hülfreich im Hausweſen und verrichteten mancherlei häusliche Arbeit. Sie pflegten des Viehes, halfen beim Fegen und Scheuern, und waren ganz heimiſch. Aber ſie liebten die Stille überaus, konnten weder das Zanken, noch weniger das Fluchen leiden, und waren auch über die Maßen der Sittſamkeit und züchtigem

Weſen zugethan. Ihr ſtiller Fleiß half des Hauſes Wohlſtand fördern. Da ward aber einſt ein roher Knecht beim Geſinde angenommen, der lachte überlaut, ſchrie und lärmte, ſchalt und fluchte, und war frech gegen die Mägde; das verdroß die Weibel und ſie verließen das Haus für immer. Darauf hat es an Wohlſtand merklich abgenommen.

252.

Die Holzweibel in der Hart.

In der Hart, einem Walde bei Langenwatzen- oder Langen-Waizendorf gab es Holzweibel. Sie hatten ältliche Geſichtlein und waren von graulichem Anſehn, waren nicht größer, als dreijährige Kinder. Die kamen oft an die Fenſter der dem Walde zunächſt gelegenen Häuſer, auch in Göttendorf, baten um ein wenig Eſſen oder nahmen es wohl auch heimlich aus den Töpfen; am liebſten kamen ſie zu Holzhauern und Leuten, die im Walde zu thun hatten, und waren zuthunlich und dankbar; ſie gaben für das, was ſie empfingen oder nahmen, gute Lehren und Rathſchläge, warnten vor Schaden, und behüteten die Kinder im Walde. Zwang ertrugen ſie nicht; als man einſtmals in Göttendorf eines einfing und behalten wollte, gebehrdete ſich's ſehr kläglich, und drohte, ſo man es nicht fort ließe, ſo werde das größte Unglück über das Haus kommen und über den ganzen Ort, da ließ man es eilends frei.

253.

Das Moosweibelviertel.

Eines Abends hatte ſich ein Mann aus Hirſchbach im Wirthshaus zu Langen-Waizendorf etwas zu lange gütlich gethan und ging mit einem kleinen Spitz nach Hauſe. Zwiſchen den beiden einander nahe liegenden Dörfern hörte er plötzlich den wilden Jäger durch die Lüfte gebrauſt kommen. Das toſte, ſchallte, knallte, gellte und bellte überlaut über den Waldeswipfeln, und da der gute Hirſchbacher ſehr guter Laune war, ſo that er auch einige Jagdjauchzer und ſchrie. Joho! Jodohoho! Joho! Ho! Es widerfuhr ihm auch darob nichts Uebles, als er ſich aber, nachdem er den Rauſch ausgeſchlafen, eine Wurſt aus der Oeſſe zum Frühſtück holen wollte, hing auch ein Schinken bei den Würſten, den er beſeſſen zu haben ſich nicht erinnern konnte, that ihn derohalb herunter, und ſah mit Ekel und Grauen, daß es das Viertel eines Moosweibleins war, das der wilde Jäger erjagt, und als Jagdbeute mit ihm getheilt hatte. Er warf das Stück Aas gleich auf den Miſt, aber ebenſobald hing es wieder in ſeinem Schornſtein. Nun trug er's in einen Graben, da hing es wieder. Nun vergrub er's, da hing es wieder. Darauf befragte er ſich bei einem klugen Mann, denn er mochte um alles in der Welt den übeln Schinken los ſein. Der kluge Mann gab klugen Rath. Das Moosweibelviertel mußte auf einem Kreuzwege vergraben, und der wilde Jäger mit den Worten angerufen werden:

Gieb auch Salz
Zu dem Schmalz!

Aber das Salz iſt ein heiliges Ding, über das die böſen

Geiſter keine Gewalt haben, und da mußte der wil Jäger ſein Wild ſelbſt behalten und wieder nehmen.

254.

Der unvorſichtige Kucksmüller.

Faſt alle Bewohner Langen-Waizendorfs waren einſt a der Peſt geſtorben, allein die der Kucksmühle, (eine glei unterhalb Langen-Waizendorf liegende Mühle), blieben lan davon verſchont. Der Müller ſah ſich einſtmals zu jen Trauerzeit um, da kam ein blauer Dunſt in Geſtalt ein Wolke, (das Peſtcontagium wird beim Volke oft als ei blaue Wolke gedacht), von Langen-Waizendorf nach d Mühle zu gezogen, drang in das Haus und alsdann i zwei (Spund-) Löcher eines Stubenbalkens; ſogleich ſchlu der Müller Pflöcke hinein, und alle Bewohner blieben g ſund. Nach langer Zeit plagte den Müller die Neugie zu ſehen, was aus dem blauen Dunſte geworden ſei; zog in dieſer Abſicht die Pflöcke wieder heraus; ſoglei kam der Dunſt wieder herausgezogen, verbreitete ſich i ganzen Hauſe und alle Bewohner deſſelben wurden ei Opfer der Peſt.

Vor einigen Jahren wurden in der Langen-Waizendorfe Kirche vermauerte Gewölbe, welche viele Menſchengebein enthielten, entdeckt.

Die Sage vom verkeilten blauen Dunſt, die au in Gera heimiſch iſt, findet ſich in Mora zwiſch Ziegenrück und Ranis wiederholt. Ein Knabe ſchlu dort den Keil aus dem Balken, und Schnitter auf de Felde ſahen den blauen Dunſt in der Richtung nach Pöl mersdorf und Zeulenrode hin ſich verbreiten, an welch

Orten dann auch alsbald die Peſt ausbrach. Bei dem vor mehreren Jahren erfolgten Wiederaufbau der Zadelsdorfer Kirche ſtieß man bei dem Grundhacken, etwa $^{3}/_{4}$ Ellen tief, ebenfalls auf eine bedeutende Lage Menſchengebeine. Die Menſchen waren reihenweiſe aneinandergelegt; die Reihen ſtießen mit den Füßen zuſammen. Vermiſchung mit Kalk ließ mit darauf ſchließen, daß dieſe Gebeine von Peſtverſtorbenen herrührten.

Jn Zadelsdorf hauſte die Peſt dergeſtalt, daß ein Zeulenröder, welcher das Todengräberamt daſelbſt verwaltete, einſtens nur noch ein Frauenzimmer und zwar eine alte Jungfer daſelbſt lebend fand; er ergriff ſie und wollte ſie gleich mit lebendig begraben, indem er äußerte, es würde ihm dadurch ein Weg erſpart; doch wehrte ſich das Weib, flüchtete ſich in das Bockhölzchen, entkam glücklich, blieb von der Peſt verſchont und die einzige Einwohnerin Zadelsdorfs.

255.

Geſpenſtige Thiere.

Vieles weiß die Sage von Erſcheinung geſpenſtiger Thiere, auch in der Umgegend des Dorfes Triebes zu künden. An dem Kirchſteig von Weiſendorf nach Triebes ſteht ein alter wilder Birnbaum. Unter demſelben ruht nächtlicher Weile ein großer, ſchwarzer Bär, der umkreiſt den Baum bis zu einer gewiſſen Weite. Oefters ſchon ward er geſehen, doch noch nie hat er Jemandem Leid zugefügt. Des Nachts hütet man ſich gleichwohl an dem Baume vorüber zu gehen.

Auf der Stelle, wo die Wege von Weiſendorf nach

Böhmersdorf und von Triebes nach Zeulenroda ſich kreuzen, haben Wanderer oft zur Nachtzeit einen ſchwarzen Hund mit feurigem Rachen und glühenden Augen erblickt. Oefters verwandelt er ſich Angeſichts des erſchrockenen Wanderers in einen ſchwarzen Sack oder einen Haufen Dünger. Auch begleitet nicht ſelten eine ſchwarze Geſtalt, ſobald die Dunkelheit der Nacht eingetreten iſt, den Wanderer ſeitwärts links in dem Wieſengrunde, ohngefähr 50 bis 60 Schritte vom Wege ab, bis beinahe nach Triebes hinein; ſie ſcheint mit jenem Hunde in Verbindung zu ſtehen.

Auf einer Lode, die Tribe genannt, zwiſchen Hohenölſen und Teichnitz, wo auch ein Reiter ohne Kopf ſpukt, ſah ein Jägerburſche aus Tornſchwitz ein großes feuriges Kalb, wollte nach demſelben ſchießen, wagte es aber doch nicht, und kam ganz verſtört nach Hauſe. Als er ſeinem Prinzipal erzählte, was er geſehen, ſchenkte ihm dieſer einen Gulden und gebot ihm, niemandem davon zu ſagen.

256.

Donner-Wirthshaus.

Der alte Richter Albert in Hain war ein wackerer, ſagenkundiger Mann, dieſer erzählte das Folgende: Ich fuhr einſt in der Mitternacht von Hohenölſen nach Hain; als ich über Hohenölſen hinauskam, erblickte ich und meine Frau ein Licht an einer Stelle, welche unbewohnt war; ich wußte dies recht wohl, ſagte aber meiner Frau zur Beruhigung: das Licht wäre in einem benachbarten Dorfe, wo man vielleicht wegen Kranken noch wach ſei. Bald wurde es dadurch unſichtbar, daß der Weg durch ein Holz führte. Nachdem das Holz paſſirt war, erblickte ich ein großes Gebäude an dem Orte, wo wir früher das Licht geſehen hatten, welches quer über den Weg ſtand; es war mit Stroh gedeckt, von dem manche Büſchel tief herab hingen. Aus dem Thorwege, in welchen gerade die Fahrſtraße führte, ſchimmerten helle Lichter. Ich erblickte durch ihn ein Gebäude, welches aus Baumſtämmen aufgeſchroten war, wo oben ein auf Säulen ruhender Gang ſich ſichtbar zeigte, den etwa alle drei Schritte ein Bogen zierte, zwiſchen denen eine Reihe Thüren ſich befanden. Ich faßte den Entſchluß, den Meinen nichts zu ſagen, und getroſt hinein zu fahren, wenn ich auf der andern Seite einen Thorweg zur Ausfahrt ſehen würde. Als ich in dem Thore angekommen war, erblickte ich jedoch keinen ſolchen und befahl dem Knechte anzuhalten, welcher jedoch nichts geſehen hatte. Ich wollte abſteigen; aber als ich deshalb den Fuß auf die Wagenachſe ſetzte, verſchwand plötzlich Alles. Ein Feldmeſſer, dem ich dieß erzählte, bemerkte, gerade an der Stelle, wo ich dieſe Erſcheinung geſehen, hätte ſonſt ein Wirthshaus geſtanden, wovon man noch quer über den Weg laufende Grundmauern finde. Dieſes Haus ſei das Donnerwirthshaus genannt worden. Albert wußte nichts davon, daß er die Viſion eines altwendiſchen Gebäudes hatte.

257.

Die Seele geht in ihr Stammhaus zurück.

Einſtmals lebte zu Triebes ein alter rüſtiger Metzger, der in den Häuſern hin und wieder das Maſtvieh ſchlachtete und von dieſem Geſchäfte meiſtens erſt ſpät in der Nacht heimkehrte. So hatte er auch an einem ſehr ſtürmiſchen Wintertage in einem Hauſe zu Böhmersdorf geſchlachtet und wurde erſt ſpät den Abend mit dem Wurſtbereiten und einpökeln des Fleiſches fertig. Nur noch heftiger hatte ſich indeß draußen das Wetter erhoben, und der kalte Winterſturm jagte dunkle Wolken vor ſich her, die Maſſen von Schnee über das Land ausſchütteten, ſo daß Schnee und Dunkelheit es kaum wagen ließen, den nächtlichen Heimweg anzutreten. Doch trotz alles Zuredens machte ſich der alte Metzger unerſchrocken auf den Weg und wies ſelbſt die Laterne, die man ihm anbot, hartnäckig zurück. Mühſam mußte er ſich durch Sturm und Schnee jeden Schritt vorwärts erkämpfen und langte endlich in dem Kirchenholze an, wo er vor dem Sturme geſchützt freier zu athmen begann. Doch kaum war er daſelbſt angelangt, ſo tönte der zwölfte Stundenſchlag von dem fernen Triebeſer Kirchthurme zu ihm herüber, und wenn er nicht ſo glücklich geweſen wäre, in ebendemſelben Augenblick einen willkommenen Gefährten ſeines Weges zu finden, ſo hätte wohl bange Furcht das ſonſt ſo unerſchrockene Herz übermannt. Ein alter Jugendgenoſſe, ein Bauer aus Böhmersdorf, der in die Teichmühle bei Triebes gehen wollte, geſellte ſich nehmlich zu ihm, und unter traulichen Geſprächen wurde der Weg nun zurückgelegt. Schon waren die nächtlichen Wanderer bis zu den ſtarken Fichten, die auf dem Damme des großen Mühlteichs ſtanden, gekommen, als der Sturm mit heftiger Wuth ſich erhob, und durch die Wipfel der alten Bäume heulte, der Mond hell leuchtend aus den Schneewolken hervorbrach und geiſterbleich das Thal erleuchtete. Da verließ der Geführte den alten Metzger und ging über das Wehr hinweg in die Mühle hinein. Der Metzger hatte deß nichts Arges, denn er meinte, es wolle derſelbe ſeine Gefreundten in der Mühle, aus der jener Mann ſtammte, beſuchen, oder die Nacht hindurch mahlen, und ging ruhig ſeines Weges weiter, ob er gleich ſich wunderte, daß der Gefährte ohne Gruß von ihm geſchieden ſei. Zu Hauſe jedoch erwarteten ihn die Vorwürfe der Seinigen, daß er bei ſolch grauſamen Ungewitter den Weg allein unternommen habe; doch der Metzger erzählt ihnen von ſeinem Gefährten und wie er in die Mühle hineingegangen und legte ſich bald zur Ruhe. Am andern Morgen erfuhr er, daß ſein Jugendgenoſſe, der Gefährte der vorigen Nacht, in der zwölften Stunde plötzlich, ohne krank geweſen zu ſein, geſtorben wäre. — Er hatte alſo geſehen, wie die Seele in ihr Stammhaus zurückkehrte.

258.

Kirche zu Triebes ſucht ihre eigene Stelle.

Als die erſte Kirche zu Triebes gebaut werden ſollte, hatte man dazu eine Stelle jenſeit des Baches auf der Höhe zwiſchen Triebes und Böhmersdorf erwählt. Man fing an den Grund des Baues auszuführen, nahm aber mit Verwunderung wahr, daß jede Nacht das des Tages vorher vollbrachte Werk durch unſichtbare Hand an die Stelle hingerückt war, wo jetzt mitten im Dorfe die Kirche ſteht. Nach manchen vergeblichen Verſuchen gab man endlich den Bau auf dem Berge auf und erbaute die Kirche auf der Stelle, wo ſie jetzt ſteht. Jene erſterwählte, jetzt mit ſchwarzem Holze bewachſene Stelle wird noch immer das Kirchenholz genannt, und dort herum wirft es des Nachts öfters mit Steinen nach dem einſamen Wanderer.

Auch wird erzählt, daß in der erſten Kirche zu Triebes eine überaus große und ſchöne Glocke gehangen, die im dreißigjährigen Kriege vergraben wurde und zwar an einem Orte, wo im frühen Heidenthume eine Kapelle geſtanden. Dieſer Ort iſt der jetzigen Kirche nicht fern, und mit der Scheune des Bauers Joh. Georg Krämer bebaut.

259.

Das Holzweibel im Ofenloche.

Ein Mann in Triebes kochte ſich Klöſe. Als er ſehen wollte, ob ſie bald weich und gar, erwiſchte er im Ofenloch ein Holzweibel, das war hineingeſchlüpft, um einen Klos zu fiſchen. Der Mann machte großen Lärm mit fluchen und ſchimpfen. Das Weibel aber ſchlüpfte behend heraus und ging rückwärts aus der Küche, wobei es den Mann immer anſah und kläglich rief: Huhu! Das dauerte dem Mann und er bot dem Weibel ein Stück Brod, aber es rief immerfort: Huhu! und ſo ging es von dannen und kam nie wieder. Und wie das Weibel rückwärts gegangen war, ſo ging es rückwärts mit des Mannes Glück — er hatte keinen Segen mehr, und verarmte bis zum betteln gehen.

260.

Der feurige Hund im Weißendorfer Schloſſe.

In dem Schloſſe zu Weißendorf treibt ein feuriger Hund ſein Weſen. Einſt ſetzte ſich das Schloßgeſinde, ohne gebetet zu haben, zum Abendeſſen, da erſchien der feurige Hund und legte ſich unter den Tiſch, und als nun das Geſinde die verſäumten Gebete gehalten, verſchwand er.

Ein bejahrter Mann erzählte, wie er ſelbſt dieſen Hund geſehen; er ſei groß geweſen, habe ſchwarz ausgeſehen und eine feurige Zunge gehabt. Als er vor ihm vorbeigegangen und die Treppe hinauf, da ſei ihm die Mütze vor bangem Haarſträuben in die Höhe geſtiegen.

261.

Der Mittelpunkt der Welt.

Das Städtlein Pauſa, bekannt durch eine gute Heilquelle und durch treffliche Krebſe, liegt, wie ihm nachgerühmt wird, im Mittelpunkte der Welt, das heißt, der Erdoberfläche. Doch iſt dieſes Reich der Mitte nicht reich, ſondern arm, wie es in den ſchönen Reimpaaren über die kleinen ſächſiſchen und voigtländiſchen Städtlein lautet:

Durch Adams Fall iſt Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben.
In Weida iſt kein Heller Geld,
Und Neuſtadt kann nichts geben.
In Ziegenrück iſt große Noth.
In Ranis iſt kein Biſſen Brod,
Und **Pauſa** iſt die Schweſter;
Sind das nicht leere Neſter?

Zwei Herren ritten einſt miteinander, ſich einen Anſiedlungsort zu ſuchen, und da gefiel dem einen die Gegend, in welcher jetzt Pauſa liegt, gar ſehr, und er ſprach zu ſeinem Begleiter: Hierher möcht' die Häuſer bauen, hier iſt es ſehr anmuthig. Darauf antwortete der andere: Nu ſo bau ſa! — Das ſoll der Urſprung des Namens von Pauſa ſein.

262.

Die Duellanten.

In Pauſa war ein Gaſthof, darin war es nicht geheuer. Ein Maler kehrte eines Abends dort ein, und es ward ihm ein Schlafkämmerchen neben einem größern Zimmer angewieſen, wo er bald die Ruhe ſuchte und fand. Doch weckten ihn die Schläge der Mitternachtglocke auf, und da war es ihm, als vernehme er Waffengeklirr ganz in der Nähe. Er zündete Licht, um nachzuſehen, wer dieſen Lärm verurſache, allein ein Windzug löſchte ſein Licht wieder aus. Zum zweitenmal zündete er die Kerze an, allein auch dießmal erloſch ſie gleich wieder, und das Geräuſch dauerte fort. Er hörte heftigen Auftritt auf den Boden, und helles Schwertklirren. Zitternd verſuchte er zum drittenmale Licht zu entzünden, allein er vollbrachte es nicht, und gleich darauf war es, als höre er raſch hintereinander zweimal einen dumpfen Fall und ein tiefes Stöhnen, worauf es todtſtill blieb. Der Maler zog ſich in ſein Bette zurück und erwartete dort den Morgen mit Zittern und Zagen. Als der Wirth ſich zeigte, erzählte er ihm, was er vernommen habe. Ja, ſagte der

Wirth, mein lieber Herr Maler, es ſind nun funfzig Jahre her, da kehrten hier in dieſem Hauſe einmal zwei Studenten ein, die geriethen, Gott weiß über was, mit einander im Streit, duellirten ſich, ohne daß es Jemand hörte, und am andern Morgen fand man beide tod, in ihrem Blute ſchwimmend. Jedes Jahr in derſelben Nacht erneuen ſie dieſen Kampf, mancher Gaſt hat's ſchon gehört, doch haben ſie keinem was zu Leid gethan, denn ſie haben blos mit ſich zu thun. Heute werden es — richtig, heute ſind es gerade 50 Jahre, daß dieſes ſich zugetragen hat. So erzählte der Wirth, wer aber fortging und in dieſem Wirthshaus nie wieder einkehrte, das war jener Maler.

263.

Das rächende Apoſtelbild.

In Ebersgrün bei Pauſa ſtanden oder ſtehen noch oben im Glockenthurm, wo man zu läuten pflegt, in einem düſtern Behälter, die früher aus der Kirche genommenen zwölf Apoſtel in Holz geſchnitzt. Da geſchah es an einem Sonntage, daß ein kecker Bauernburſche dem Küſter beim läuten behülflich war, indem er die Glockenſtränge ziehen half. Da nun von einemmale läuten bis zum andern gewartet wurde, ſo weckte der Müſſiggang in dem Burſchen den Vorwitz, und er entblödete ſich nicht, dem einen der Apoſtel, der den heiligen Petrus vorſtellte, an den Bart zu greifen und zu fragen: Nun Peterle, wie lang' wollt Ihr ſo müſſig da ſtehen, und was ſchaut Ihr ſo finſter drein? Und wie der Burſche das ſagte, gab er aus frevlem Uebermuth dem Apoſtelbild einen Backenſtreich.

Das hatte weiter keine Folgen und konnte keine haben, außer daß es der Küſter, der dabei war, nicht billigte. Um Mitternacht aber trat St. Peter lebensgroß vor das Bette des Vorwitzigen, und gab dieſem eine furchtbare Maulſchelle, von der ihm hören und ſehen recht eigentlich verging, denn als er es ſeinen Leuten erzählt hatte, ſtarb er. Dieſe Rache war zwar, wie ſo manches in den Satzungen, nicht nach dem Sinne Chriſti, aber doch nach dem Sinne Petri.

264.

Der Kloſterpropſt.

Zu Ebersgrün blühte vor Zeiten ein Kloſter. Als die Reformation im Lande Boden gewann, und die Mönche alle ſich geneigt zeigten, die neue Lehre anzunehmen, hing ihr allein noch der alte Propſt feſt an, und wollte zum mindeſten ſeiner Kirche den Kloſterſchatz retten. Er packte daher Heiligthümer, Altargeräthe und Meßgewande in einen Bündel, und machte ſich damit auf und davon, allein er kam damit gar nicht weit, ſondern noch im Bereiche der Kloſtermauer trat ihm der Geiſt eines Mönchs entgegen, der ihn mit ſchrecklich drohender Gebehrde aufhielt. Dieſer hatte als Mönch auch einmal das Kloſter beſtohlen, und war verdammt, ſo lange als Wächter des Kloſtergutes zu wandern, bis er einen ähnlichen Dieb aufhalten würde. Er nahm jenem den Schatz ab, und verſank mit demſelben in die Erde. Den Propſt fanden die Mönche im ſterben. Er beichtete noch ſeine Schuld und verſchied, ehe er die Abſolution empfangen. Seitdem ſah man ihn ängſtlich durch die Gewölbe wandeln, mit dem Bündel beladen, darin die Kirchengeräthe von Gold und Silber klirrten, und ſchwer ächzte er unter ſeiner Bürde.

265.

Der ſtrenge Geiſt.

Ein Wirth bei Mühltruff citirte einſt mit Hülfe eines magiſchen Buches und eines Jeſuiters einen Geiſt, dazu er einen Sack voll Geldes hergab. Der Geiſt erſchien auch wirklich, warf den Sack Geld hinter den Ofen und ſetzte ſich darauf. Nun war aber weder dem Gelde beizukommen, noch auch der Geiſt zu entfernen, indem der Jeſuiter wohl verſtanden hatte, den Geiſt zu rufen, aber nicht ihn zu bannen. Alle Gäſte vermieden, als das ruchtbar wurde, den unheimlichen Gaſthof, und dieſer kam ganz in Verfall. In ſeiner Noth rief nun der Wirth einen Geiſtlichen zu Hülfe, um den Geiſt zu entfernen. Der Geiſt war aber ſehr bösartig, hatte ein loſes Maul und warf dem Geiſtlichen alle ſeine Sünden vor und blieb feſt auf dem Geldſack ſitzen. Daſſelbe geſchah auch bei einem zweiten Geiſtlichen. Endlich gelang es dem dritten, einem Paſtor aus Rödersdorf, den Geiſt zu entfernen, denn dieſer Paſtor war ein Mann ohne Tadel, und die Geiſter laſſen ſich durch die Unreinen nicht bannen.

266.

Der immer wiederkehrende Sechſer.

Ein Bauer von einem Dorfe ohnfern Mühltruff hatte, der Himmel mag wiſſen, auf welchem Wege, einen Sechſer erlangt, welcher immer wiederkehrte, er mochte ihn ſo oft ausgeben, als er wollte. Er fühlte gewöhnlich einen ſanften Schlag an ſeiner Taſche und dann war der Sechſer im Beutel. Solche unheimliche Wiederkehr machte den Mann ängſtlich und er wünſchte, dieſes Geldſtück los zu ſein. Sein Bruder, mit dem er darüber ſprach, gab ihm den Rath, das Stück in den Klingelbeutel zu legen. Der Mann befolgte dieß, aber ſchon auf dem Nachhauſeweg aus der Kirche fühlte er den bekannten Schlag, und ſiehe, der Sechſer war wieder in dem Beutel. Nun wurde beſchloſſen, das unheimliche Geldſtück auf den Altarteller zu legen. Doch auch dieſes half nichts. Hierauf rieth ein weiſer Mann dem Bauer, den Sechſer in eine Flinte zu laden und einen Hecht damit zu ſchießen. Nachdem dieß Kunſtſtück vollführt, blieb das räthſelhafte Geldſtück weg. Kurz darauf ging der Mann über Land und fand auf dem Felde einen ſchönen Dukaten, worauf ein Kreuz ſtand, vor dem ein Mann kniete. Das Gepräge hatte die Umſchrift: Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner. Der Mann, der dieß erzählte, hat es aus dem Munde des weiland Sechſer- und dermalen Dukatenbeſitzers, und ſah auch ſelbſt den Dukaten.

267.

Das Licht für ſich.

Bei der Lerch, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hirſchberg, am ſogenannten Saalwalde, wurde ſonſt oftmals ein Licht geſehen. Wenn die Leute ihre Verwundrung ausſprachen, was das wohl für ein Licht ſein möge, rief es ihnen zu:

„Kümmere Dich um Dich,
„Ich bin ein Licht für mich.“

Einem Schulmeiſter erging es mit dieſem Lichte gar übel: er rühmte ſich ſeiner Aufklärung, verlachte den Aberglauben derer, die von dieſem Lichte erzählten, ließ ſich den Ort zeigen, wo daſſelbe erſchien, und als es kam, trat er ihm in den Weg, und rief kecklich: Was biſt Du für ein Licht?

Da bekam er die Worte zu hören:

Bekümmere Dich um Dich!

und dazu eine Fetzen-Maulſchelle, und gleich darauf:

Ich bin ein Licht für mich!

und noch eine ebenſolche Ohrfeige, daß er in ſeinem ganzen Leben nichts mehr mit ſothanem Lichte zu thun haben wollte.

268.

Nixenwäſche.

Ein Taglöhner zu Frößen bei Gefell mußte, wenn er Abends von ſeiner Arbeit kam, an einem Gewäſſer vorbei, wo er faſt jedesmal eine Nixe ihre Wäſche waſchen ſah. Einſt rief ſie ihm zu, er möge ihr helfen, es ſolle ſein Schaden nicht ſein, doch konnte der Mann ſich nicht dazu entſchließen. Endlich erzählte er es ſeinem Beichtiger und fragte dieſen um Rath. Der meinte: er könne wohl waſchen helfen, ſolle aber in jeder Weiſe vorſichtig dabei ſein, ſo daß die Nixe ihm nicht auf den Hals kommen könne. Bei dem nächſten Zurufe der Nixe zeigte ſich der Taglöhner willfährig und half eine geraume Zeit lang der Nixe waſchen. Endlich ſpricht ſie: „nun laß uns die „Wäſche aufladen und heimfahren. Die Hälfte davon ſei „Dein.“ Zwei Radewellen waren voll geladen. Beim Aufladen klang es, wie lauter dürre Blätter. — Fahre zu! rief die Nixe; doch der Mann wollte um keinen Preis mit ſeiner Radewelle voraus. Als endlich die Nixe aufbrach, ſah der Mann ſie bald im Waſſer verſchwinden. Vorſichtig fuhr er nun am Rande vorbei auf ſeine Hütte zu. Die Radewelle wurde immer ſchwerer, doch brachte er ſie vor die Hausthüre, ſetzte ſie dort ab, und legte ſich ganz müde zur Ruh. Am andern Morgen erzählt er ſeiner Frau, was ihm begegnet war. Beide ſahen nach, die Radewelle ſtand noch vor der Thüre und war mit Gold beladen.

269.

Das ausgehöhlte Brod.

In der Nähe von Gefell hüthete einſt eine junge Hirtin, zu welcher oft ein Holzweibel auf die Hut kam, und ſich mit dem Mädchen recht vertraut machte. Eines Tages, als die Hirtin daheim friſch gebacken hatte, und kein Mangel vorhanden war, nahm das Mädchen einen ganzen Laib Brod für das Holzweibel mit. Dieſes empfing das Brod mit großer Freude, brach es von einander, und höhlte alle Krume heraus, dann ſammelte es Laub vom Hutrain und ſtopfte das ausgehöhlte Brod damit ganz voll. Dieſes ſcheinbar ſo kindiſche Weſen verdroß die junge Hirtin, und das liebe Brod dauerte ſie. Auf einmal lag das Brod bei ihr und das Holzweibel war verſchwunden. Nun hatte das Mädchen nichts ſchnelleres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brode zu ſchütten und letzteres wieder mit nach Hauſe zu nehmen. Da klapperte etwas im Brode und das Mädchen dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein ſein, der mit dem Laub in das Brod gekommen, ſchüttete es nochmals aus, aber ſiehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Hurtig und geſchwind lief die Hirtin nach dem Rain, und ſuchte eifrig nach dem koſtbaren Laube, fand deſſen auch noch, und trug's in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie ſah die Hirtin das dankbare Holzweibel wieder.

270.

Kümmelbrod.

Im Schallholz, eine Viertelſtunde weſtlich Merkendorf, ohnweit Zeulenrode, hauſten ebenfalls Holzmännel und Holzweibel; ſie waren den Leuten ſehr gerne behülflich und dienſtbar, inſonderheit beim Heumachen, doch waren ſie nicht blöde, und nahmen nicht ſelten ungefragt Klöſe aus den Töpfen und Brode aus den Oefen. Das war endlich den Merkendorfer Leuten nicht recht, ſie ſannen darauf, dieſe unlieben Gäſte los zu werden, und wendeten die dazu dienlichen Mittel an. Der Müller, dem ſie treulich geholfen, Mehl und Mühle gefegt hatten, legte ihnen jetzt neue Kleider hin, und das verdroß die kleinen Hülfsweſen aufs höchſte; ſie zogen ab, und kamen nicht wieder. Andere Leute buken Kümmel unter das Brod, oder beſtreuten, wie es noch heute üblich iſt, die Rinde damit. Da klagten die Holzweibel unter Thränen:

Kümmelbrod
Unſer Tod!

Dann als ſie fortzogen, um nimmer wiederzukehren, ſagten ſie im Weggehen:

Eßt ihr euer Kümmelbrod,
Tragt auch eure ſchlimme Noth!

Und nachher iſt es den Nachbarn in Merkendorf auch nie wieder ſo gut und wohl geworden, wie früher.

271.

Der Todenfels bei Zoppoten.

Nicht weit von dem Dorfe Zoppoten zwiſchen Saalburg und Ebersdorf führt ein einſamer Pfad zu einem waldbewachſenen Berge, dieſer Pfad heißt der Phireweg, welche dunkle Benennung ſchwer zu enträthſeln iſt, wenn man ſie nicht mit dem ſlaviſchen Worte Piritz, welches ein Scherge heißt, in Verbindung bringen oder ganz ungeſucht ſie für deutſch nehmen will, Vierweg, für Kreuzweg. Der Pfad aber leitet zum Berggipfel empor, darauf ſich ein ſchroffer Felſen erhebt, der zum Theil dräuend überhängt über den dunkeln Bergfluß, der in jener Gegend ſein Bette mit Ungeſtüm durch enge Thalrinnen wühlte. Man nennt jenen Felſen den Todenfels, und die Sage kündet, daß in den Heidenzeiten von ihm die dem Tode geweihten Verbrecher in die Stromtiefe hinabgeſtürzt worden ſeien.

So ſoll auch das Dorf Plothen unterhalb Schleiz und der dort fließende Bach eigentlich Bluten und Blutenbach früher geheißen haben, weil dort eine heidniſche Opferſtätte geweſen, und das Blut der Geopferten in den Bach gefloſſen wäre, ſo daß ſeine Farbe ganz roth geworden. Zudem heißt ein in der Nähe liegendes Thal das Mordthal, in welchem eine Druden- oder Druidenſchlacht ſtattgefunden haben ſoll. — Zwiſchen den Dörfern Plothen und Linden liegt ein Hillen- oder Hollenteich. Die Leute ſagen: unter dieſes Teiches ſchwarzem Gewäſſer ruhe ein verſunkenes Dorf, und Niemand geht gern zur Nachtzeit dort vorüber.

272.

Das Männel aus dem Ranzen.

Ein Bauer aus Porſtendorf kehrte von einem Geſchäftsgang nach Hauſe, da lag ein guter neuer Ranzen auf dem Wege, und erfreut über den ſchönen Fund hob er ihn auf und trug ihn nach Hauſe. Der Ranzen ſchien leer zu ſein, obſchon er zugeſchnürt war, und ſo öffnete der Mann ihn erſt zu Hauſe. Aber ſiehe, da regte ſichs mit einemmale drin und es kroch ein kleines graues Männel heraus, das ſprang auf die Höllenmauer, und zog den Leuten, die es anſtaunten, ſcheußliche und entſetzliche Fratzen. Wollte man es faſſen und wegtreiben, ſo hatte es ſich ſehr ungebehrlich und warf mit großen Steinen um ſich, ohne daß man ſah woher es die Steine nahm. Es blieb nichts übrig, als den böſen Kobold, den der Hausherr ſelbſt in's Haus getragen, eine Weile zu dulden, und ſich den Unfug, den er trieb, gefallen zu laſſen. Bald aber ging der Mann zu einem klugen Manne, der ihn fortſchaffen ſollte. Erſt nach dreimaligem ſcharfen Bann gelang es, ſich des ſcheußlichen Ungethüms zu entledigen.

273.

Das Futtermännel zu Thiemendorf.

In Thiemendorf ohnweit Leutenberg war auf einem Bauerngute ein Futtermännel, das wartete des Viehes zur Nacht mit großem Eifer, putzte es, ſtriegelte es, ſchnitt Häckerling und legte vor, und ſo gedieh alles Vieh aufs beſte, daß es eine Luſt war, die feiſten und glänzenden Ochſen und Kühe des Bauers zu ſehen. Alle Metzger ſuchten ihn heim, denn nirgend fand ſich ſo wohlgemäſtetes Schlachtvieh, das machte alles der kleine thätige Hülfskobold. Da er ſelbſt ſo thätig war, haßte er alle Faulheit, und ſpielte trägem Geſinde oft gar übel mit, verkehrte Knechten und Mägden die Gewänder, daß ſie zum Geſpötte wurden, und drückte und zwickte ſie weidlich, wenn ſie früh nicht aus dem Bette wollten. Das verdroß das meiſt träge Geſinde und es klagte viel über den Unhold, zog ab und brachte das Haus in Verruf. Dem Bauer ſelbſt war auf die Länge das Walten des Hauskoboldes unlieb, es grauſte ihn, ſah er bisweilen in der Dämmerung ein graues Hutzelmännchen in einem erdfarbenen Kittel über die Flur hutſchen oder über den Boden ſchlürfen, und da er hörte, dergleichen unheimliches Völklein ſei insgemein an die Wohnung feſtgebannt, in der es hauſe und ſein Weſen treibe, auch daß nicht wohlgethan ſei, es vertreiben zu wollen, oder es irgend zu erzürnen, ſo faßte der reiche Mann einen recht klugen Entſchluß, und dachte: Ich baue mir ein neues Haus, mag der Kobold im alten bleiben. Das war in kurzer Friſt geſchehen, und der Tag zum Aus- und Einzug war ſchon beſtimmt. Da — am Vorabend — ſah man im Dunkeln das Männlein am Bach ſitzen, der am Hauſe vorbeifloß, das wuſch und ſchlemmte fleißig ſein ſchier abgetragenes Röcklein. Da rief Jemand: Was machſt Du? und das Männlein wiſperte:

Ich wiſche, ich waſche
Mein Röcklein mir aus,
Denn morgen ſchon ziehn wir
Ins neue Haus.

Und wie geſagt, ſo geſchehen. Die Familie zog aus und das Futtermännel half ziehen, wenn auch nicht allen ſichtbar, und war auch in dem neuen Hauſe und den neuen Ställen thätig wie zuvor, ſo daß der Wohlſtand des Hauſes immer mehr wuchs, doch hatte das Männel keinen Dank, und wurde heimlich weit hinweggewünſcht. Da kam eines Tags ein fremder Mann auf Beſuch zu dem reichen Bauer, dieſem entdeckte man die unheimliche Laſt, und daß man ſie gern los ſein möchte. Nichts leichter als das, rieth der Fremde: ſchafft ihm ein neues Röcklein und legt es auf den Futterkaſten, als einen Lohn, da muß es weichen. Das geſchah auch. Das Futtermännel nahm ſeine unwillkommene Gabe, und ſagte traurig:

Da hab' ich meinen Lohn,
Jetzt muß ich auf und davon.

verſchwand und kam niemals wieder. Aber der Undank rächte ſich, denn weder das Vieh, noch der Wohlſtand des Bauern nahmen ferner zu, ſondern vielmehr ab und erſterer gewann zuletzt ein gänzliches Ende.

274.

Das Wilzenthal und der Feuermann.

Zwiſchen dem Dorfe Rauſchengeſees und Burg Lemnitz zieht ſich eine ſchmale Thalrinne, begrenzt von einer Kette faſt gleichförmiger Hügel hin, in der ein Bächlein hinab zur Sormitz rinnt. Dieſer kleine Grund heißt das Wilzenthal, dort wohnten vor Zeiten die Wilzen, ein kleiner ſlaviſcher Volksſtamm, der aber auch in jener Thalenge ſein Grab fand, denn alle Wilzen wurden dort von den Thüringern erſchlagen, als dieſe wieder ihr altes Land in Beſitz nahmen. Es ſoll nicht geheuer ſein im Wilzenthale, und die Umwohner meiden es gern, wenn der Abend dunkelt, denn mancher Spuk treibt dort ſein Weſen und neckt und ſchreckt die Wanderer. Ein Hügel, nach Burg Lemnitz zu, heißt die Hermshöhe. Vor Alters ſah man nächtlicher Weile oft einen rieſengroßen Feuermann unter dumpfem Getöſe der Hermshöhe entſteigen, der hielt eine Fackel in der Hand und ſchwang ſie über ſeinem Kopf, daß rundum Funken ſprühten. Der ſchritt die Höhe herab, durchging das ganze Wilzenthal bis zur Brothentelle, wo eine Quelle ausquillt, in der er ſeine Fackel löſchte.

275.

Brod mit harten Thalern.

Eines Tages gingen zwei Weiber von Steinsdorf, das ohnweit Leutenberg liegt, mit ihren Tragkörben in's Holz, und unterhielten ſich von häuslichen Geſchäften, unter andern auch von dem des Brodbackens, das beide am andern Morgen vornehmen wollten. Auf einmal ging ein Waldweibel neben beiden her, das rief ſie bittend an und ſprach: Backt mir doch auch ein Brod, wie ein halber Mühlſtein groß! — Haben der Mäuler genug daheim, die eſſen wollen, können nicht für Fremde backen, erwiederte die eine jener Frauen. — Thut es doch, aus Erbarmen! bat das Holzweiblein, legt das Brod nur auf dieſen Baumſtrunk, der mit drei Kreuzen gezeichnet iſt. Hier hol' ich's ab. Damit war das Waldweibel den Bauernweibern aus den Augen. Dieſe aber waren doch begierig, ob das Brod werde abgeholt werden, und legten von ihrem Gebäck ein Brod auf die bezeichnete Stelle. Drei Tage darauf hatten ſie wieder im Holze zu thun, und gingen auf den alten Stock zu, um zu ſehen, ob das Brod noch da ſei, und es war noch da, unberührt, wie es ſchien, und noch ganz. Da dachten die Weiber, daß dieß Sünde ſei, das liebe Brod ſo im Freien umkommen zu laſſen, zumal ſie deſſen keineswegs übrig hatten, und nahmen es wieder an ſich. Es war recht ſchwer geworden und drückte ordentlich im Korbe derer, die es trug. Daheim ſchnitten ſie das Brod an, da war's, o Wunder! voll harter Thaler, die klingend herausrollten. Sie theilten das Geld ſchweſterlich, es war des Waldweibleins Lohn für ihr Erbarmen, und es war den Weibern auf lange Zeit hinaus geholfen.

276.

Des wilden Jägers Hündlein.

Ein Bauersmann aus Ruppersdorf, an der Straße von Lobenſtein nach Saalfeld, ging um Mitternacht durch den das Dorf von allen Seiten umgebenden Wald. Mit einem Male ſah er ſich mitten unter dem wilden Heer. Huſſageſchrei tönte durch die Luft, Waldweibchen flohen vor ihm her, und große und kleinere Jagdhunde verfolgten ſie. Der Bauer konnte dem Gelüſte nicht widerſtehen nach einem von des Jägers kleinen Hunden. Er fing ſich eins aus der Mitte der übrigen heraus und nahm es mit nach Hauſe. Als er am andern Morgen in der Stube ſich darnach umſah, war es ein kleiner, fauler Holzſtock, was er mitgenommen hatte.

277.

Die Frau des wilden Jägers

Durch Reitzengeſchwende zog der wilde Jäger einmal des Nachts. Eine junge Bauersfrau guckte aus dem Fenſter, und rief keck ihm zu: er ſolle ihr auch etwas von ſeiner Jagd mitbringen. Am andern Morgen hing ein Stück Wildpret an der Hausthüre, ſo groß, daß die Thüre kaum aufgemacht werden konnte. Damit war die Noth da. Mochten die Leute das Stück vergraben, verbrennen, oder ins Waſſer werfen, am andern Morgen hing dafür ein noch größeres Stück an der Thüre, ſo daß die armen Leute zuletzt ihre Thüre gar nicht mehr aufbringen konnten. Endlich wurde der Frau gerathen: ſie ſolle nur ein

Bischen von dem Wildpret eſſen und wenn es nur ſo groß wie eine Erbſe ſei, möge es ſchmecken, wie es wolle. Sie that es nothgedrungen, aber, hilf Himmel! nun mußte ſie gar des wilden Jägers Frau werden, und ihn bei Nacht auf allen ſeinen Zügen begleiten. Das dauerte fünf Jahre ſo fort. Als der wilde Jäger wieder einmal durch Reitzengeſchwende kam, brachte er dem Bauer ſeine Frau zurück mit den Worten: ſie habe nun ihre Strafe beſtanden, und ſei ihr weiter nichts widerfahren; der Mann ſolle ſie freundlich wieder an- und aufnehmen, künftig werde ſie ſich ſchon vor ſolchem Frevel hüten. Wie die Frau die fünf Jahre lang eine wilde Jägerin geweſen, ausgeſehen und wie ſie beſchaffen war, auch ob der Mann noch ferner ein Begehr nach ihr getragen, das meldet die Sage nicht.

278.

Die Waſſernixen in der Zauche.

Unter Reitzengeſchwende in der Zauche, zwiſchen Leutenberg und der Saale, wohnte eine Familie Waſſernixen, freundlich und behilflich, in drei Teichen. Wenn man ſie brauchte, durfte man nur rufen, gleich kamen ſie zur Stelle, und halfen mehr als gewöhnliche Menſchen helfen konnten. Deshalb lebten auch die Leute dort herum im beſten Einverſtändniſſe mit ihnen. Nur ein Mann aus Reitzengeſchwende neckte die guten Nixen, wo er wußte und konnte, und warf Steine in die Teiche, worin ſie wohnten. Als er hierauf einſtmals über den Damm eines der 3 Teiche fuhr, brach der Wagen zuſammen, und alle 4 Räder waren auf einen Ruck zerbrochen. In ſolcher Noth rief er die Nixen um Hilfe an: aber nur eine Nixe kam auf einer Krücke daher geſtelzt und ſprach: Sieh her, ſo haſt Du mich mit deinem Steinwerfen zugerichtet und elend gemacht; trage nun die Strafe dafür. So oft Du noch über dieſen Damm fährſt, wird jedesmal der Wagen unter Dir zuſammenbrechen. —

279.

Der Peſtmann zu Schleiz.

Die Sagen vom Wüthen einer fürchterlichen Peſt haben ſich im Voigtlande vielfach erhalten. Das einſchleppen dieſer verheerenden Seuche berichtet die Ueberlieferung auf folgende Weiſe. Zu Schleiz hauſ'te ein Graf, des Geſchlechts derer von Gospoth, der zog zur Ferne und in das Morgenland, und dort befiel ihn die Peſt, an der er ſtarb, aber ſeine Begleiter wußten nicht, daß er an der Peſt verſchieden war, und ſie führten ſeinen Leichnam unbedenklich nach ſeinem Geburtsorte, nach Schleiz, auf daß er daſelbſt begraben würde in der Gruft ſeiner Väter. Als nun nach der Zeit-Sitte der Sargdeckel bei der Beerdigung erhoben ward, daß Jedermann noch einmal das Antlitz des Todten ſehe, da zog die Peſt in Form eines blauen Räuchleins aus dem Sarge und verbreitete ſich. Zuerſt erfaßte ſie die Schüler und die beim Begräbniß Anweſenden, dann griff ſie weiter um ſich, und wüthete furchtbar heftig. Deshalb nannte man den verſtorbenen Grafen den Peſtmann. Und an ſeinem Denkmal, in der Bergkirche zu Schleiz, darauf er in betender Stellung in Stein gehauen zu ſehen iſt, haftet immer noch dieſer Name.

280.

Das freundliche Licht.

Die Straße von Schleiz nach Pößneck führt nicht weit von dem Schleiz ganz nahen Dorfe Görlwitz an einem Sumpfe vorüber. Dort ließ ſich in früherer Zeit ein Licht ſehen, das einer Laterne glich, und den des Nachts vorüber gehenden oder fahrenden Leuten durch Erleuchtung des damals noch ſehr ſchlechten Weges ſich gefällig erzeigte. Einſt kam ein Fuhrmann dieſe Straße und warf bei jener ſumpfigen Stelle ſeinen Wagen um. In der großen Dunkelheit war er nicht im Stande, ihn wieder aufzurichten, und ſtand eben im Begriffe, nach Neundorf umzukehren, um ſich von dort her Licht zu holen, als er eine Laterne gewahrte, die auf ihn zueilte. Bei dieſem Anblick hielt der Fuhrmann für rathſam, bei dem Geſchirre zu bleiben. Nicht lange, ſo war das Licht hinter ſeinem Wagen angelangt, wo es ſtille hielt. Verwundert über ſolche Dienſtfertigkeit, ſah er nach, wer es ſei, der dieſe Laterne für ihn ſo zeitgerecht herbeibringe. Zu ſeinem großen Erſtaunen erblickte er aber ein Licht, das in keine Laterne eingeſchloſſen war, auch von niemand gehalten wurde, ſondern frei in der Luft ſchwebte. So überraſcht er dadurch war, hub er doch bei des Lichtes Scheine den Wagen in die Höhe, richtete das Fuhrwerk in der Eile zum Weiterfahren her, und ſagte hierauf dem wunderlichen Lichte für geleiſtete Hilfe ſeinen Dank. Kaum hatte jedoch der Mann das Wort Dank ausgeſprochen, ſo erwiederte das Licht mit ſanfter, klangvoller Stimme:

„Hab Du Dank für Deinen Dank:
„Nun bin ich erlöſet ſonder Wank!“

Mit dieſen Worten erhub ſich das Licht in die Luft. Der Fuhrmann ſah mit an, wie es aufwärts bis in die Wolken ſchwebte, wo es vor ſeinem Blicke verſchwand. Seit jener Zeit iſt das freundliche Licht nie wieder geſehen worden.

281.

Der Teufelskanzelſtuhl.

Im Trillloche unſern Schleiz liegt eine Mühle, die Kühnsmühle genannt. Von dieſer durch einen Wieſengrund getrennt iſt eine merkwürdige wie durch große Quaderſtücke zuſammengefügte kuppelartige Felsmaſſe, zu der von unten einige Stufen führen, die jedoch nicht heraufreichen. Dieſer Platz heißt der Teufelskanzelſtuhl. Sein Urſprung wird folgendermaßen erzählt:

Der Beſitzer der Kühnsmühle wettete einſt mit dem Teufel, letzterer könne nicht bis zum erſten Hahnenſchrei eine Steinkanzel nebſt Treppe erbauen. Der Teufel hatte ſchon die Kanzel und einen Theil der Treppe vollendet, als der Hahn krähte; voll Aerger ergriff er einen Stein, den er eben zu einer Stufe verwenden wollte, und warf ihn nach der Kühnsmühle. Im Hofe derſelben zeigt man dieſen Stein noch immer; die Eindrücke der fünf Teufelsfinger ſind daran deutlich ſichtbar.

282.

Holzweibel und Quergel.

Von Göſchitz bis gegen Tögau führte ſonſt ein unterirdiſcher Gang, man weiß nicht, zu welchem Zweck und

Behuf, von dem ſind noch Spuren bemerkbar. In dieſem Gange haben ſich Holzweibel in Menge verhalten, und ſind bisweilen hervorgekommen. Der Gang führte aus dem Schauerhammer weit unter der Erde fort. Sie kamen oft zu den Einwohnern von Göſchitz, Tögau und des zwiſchen dieſen beiden Dörfern liegenden Oertchens Rödersdorf zuſammen, ſtahlen Brod und Klöſe, bis die Einwohner zuletzt des häufigen Beſuches überdrüſſig wurden, und die Brode in den Backofen, die Klöſe in die Töpfe zählten. Auch rodete man alle bekreuzten Stöcke aus, ſo hatten die armen Holzweibel keine Aſyle mehr vor dem wilden Jäger und verloren ſich allmählig. Bei Göſchitz ſind überhaupt viele Höhlen und Klüfte, z. B. im untern Birkigt, dann im Thale am Wege von Göſchitz nach Bahren ohnweit Zeulenrode. Dieſe Höhlen nennen die Leute Quergelslöcher. Oft gingen die kleinen Leutchen, die in den Höhlen hauſten, in die Tüngelsmühle und halfen mahlen, ſetzten ſich auch auf die Heuhaufen, und warfen dieſe des Nachts auseinander; das ſahen aber die Leute gern, denn es brachte Glück und mehrte das Heu.

Eine Frau von Göſchitz ſah vor ein Paar Jahren beim Birkigt an einem hellen Wintermorgen eine kleine menſchliche Geſtalt mit einem rothen Käppchen, von einem Holzklotz auf den andern hüpfen. Sie war von der Größe eines achtjährigen Kindes und rief immerfort: Da bin ich! da bin ich! ließ aber die Frau nicht nahe an ſich herankommen.

Bei Löhma, unfern Schleiz, in dem Keller der Roßmühle ſind noch Höhlen befindlich, in denen ſonſt Zwergleute, Waldweibel und Waldmännel hauſten.

283.

Die Kobolde zu Eßbach.

Im Knoch'ſchen Hauſe zu Eßbach trieben vor geraumer Zeit Kobolde ihr Weſen, ſchleppten die neugeborenen Kinder fort, ehe ſelbige 9 Tage alt waren und legten dafür Wechſelbälge ein. Auf dieſe Weiſe waren dem Knoch'ſchen Ehepaare neun Kinder bereits ausgetauſcht worden, die dafür untergeſchobenen neun Wechſelbälge aber waren bald wieder geſtorben. Als die arme Mutter von dem zehnten Kinde entbunden worden war, klagte ſie der Hebamme bitterlich ihre Noth. Dieſe gab ihr den Rath: ſie ſolle in das Kiſſen, worauf das Kind liege, ſowie in das Wickelband, etwas Doſten, Dorand und Dill einnähen: zugleich möge ſie des Nachts ihre Hand in das Wickelband ſtecken, bis die erſten neun Tage und Nächte nach der Geburt vorüber wären. So geſchah es, die drei Kräuterſorten wurden eingenäht, die Mutter in ihrer Angſt brachte die Hand nicht aus dem Wickelbande heraus, und ſo wurde das zehnte Kind ihr erhalten. Die Wöchnerin erzählte dann: die böſen Kobolde ſeien jede Nacht gekommen und hätten ſie in die Hand gezwickt, die ſie in dem Wickelbande gehabt; zum Wahrzeichen wieß ſie die blauen Flecke vor; — zuletzt hätten ſie gewiſpert: Hätteſt du nur nicht Doſten, Dorand und Dillen gebraucht, wir hätten uns ſicher das zehnte Kind eingetauſcht. Von Stund an haben ſie in jenem Hauſe ſich nicht wieder ſehen laſſen, doch herrſcht noch immer im Dorfe Eßbach der Gebrauch, Doſten, Dorand und Dill in die Wickelbänder einzunähen.

284.

Das Teufelswehr.

Unter dem Dorfe Eßbach, an der Saale, da wo jetzt das Dittmarſche Hammerwerk erbaut iſt, ſtand in vorigen Zeiten eine Mühle. Der Beſitzer war geſtorben, Unwetter hatten das Mühlwehr zertrümmert, und der verwittweten Müllerin fehlte es an Rath und Geld, um daſſelbe wieder in Stand ſetzen laſſen zu können. In dieſer drückenden Lage wanderte zur Nachtzeit ein Mann bei ihr ein, der ſich erbot, er wolle in der folgenden Nacht eine Mühlwehr erbauen, das niemals einer Ausbeſſerung bedürfe, und bevor der Hahn dreimal gekrähet habe, müſſe es fertig ſein. Dem Einwande der Müllerin, daß ſie nicht im Stande ſei, eine ſolche Arbeit zu bezahlen, kam der unheimliche Gaſt zuvor mit der Erklärung: Es genüge ihm ſchon, wenn ſie in dem Contobuche, das er bei ſich führe, ſich mit ihres Namens Unterſchrift verbindlich mache, daß ſie ſeine Schuldnerin bleiben wolle in Ewigkeit. Die Frau warf einen Blick in das Buch; es war mit einer Menge Namen, zum Theil vornehmer Leute, angefüllt. Das machte ihr Muth. Wie es andern ergeht, geht es dir auch — dachte ſie — die Noth iſt da, und eine ſolche Gelegenheit kommt nicht wieder. Kurz, ſie unterzeichnete den Contract. Um Mitternacht begann der Bau. Der Wind heulte fürchterlich und es platſchte in der Saale, daß das Waſſer Häuſer hoch empor ſpritzte. Da ergriff die Müllerin eine Höllenangſt, ſie zündete Laternen an, eilte damit in den Hühnerſtall, klatſchte dort dreimal in die Hände, und krähete dabei ſo natürlich, daß der alte Haushahn ſelbſt zu krähen anfing. Kaum war der Hahnruf zum dritten Male ergangen, ſo wurde es ſtille draußen. Als der Tag anbrach, ſah man quer über die Saale ungeheure Felsblöcke geworfen. Es war die höchſte Zeit geweſen, dem Werke zu ſteuern, denn nur eines oder zwei derſelben hätte es noch bedurft, und der Strom war abgedämmt auf immer.

Der Anblick dieſer Gegend iſt höchſt anziehend und die Felskette im Fluſſe führet bis auf den heutigen Tag den Namen: das Teufelswehr. Des Teufels Wohnſitz war hauptſächlich der Eichrück im Forſtdiſtrikte Alsburg. Die Sage wird auch verändert erzählt, daß ein Müller die Wette eingegangen habe.

285.

Die erlößte Großmutter.

Eine alte Frau in Schöndorf ſtarb und wurde begraben, kehrte aber Tag vor Tag in ihrem vorigen Wohnhauſe wieder ein. Des Nachts wenn die Glocke 11 geſchlagen hatte, trat ſie durch die verſchloſſene Haus- und Stubenthüre ein, nahm Platz auf der Ofenbank, ſetzte ſich dort auf den Wechſel, ſo heißt die Stelle, wo die den Ofen umgebenden 2 Bänke zuſammenſtoßen, und blieb ganz ruhig bis es 12 vom Thurme ſchlug, wo ſie dann auf dieſelbe Weiſe ſich wieder entfernte, wie ſie gekommen war. Ihr Enkel, dem das Haus zugefallen war, hätte gern der Großmutter die ewige Ruhe gegönnt, und beſchloß darum zu fragen: was ſie wolle, oder was ihr fehle? Weil er jedoch für ſich allein zu furchtſam dazu war, verſammelte er ſeine Freunde und Bekannte in der nächſten Nacht bei ſich. Die Großmutter kam gleichfalls zu ihrer gewohnten Zeit und nahm den Platz auf der Ofenbank am Wechſel ein. Mit der wohlbedachten Frage auf der Zunge ging der junge Hausbeſitzer dreiſt auf ſie zu. Da nieſte die vor ihm Sitzende 3 Mal. „Gott helf euch, Großmutter!“ rief er ihr zu. — „Ach! darauf habe ich ſchon lange gewartet, großen Dank, mein gutes Kind!“ war die Antwort. Sie ging ſogleich und ließ ſich niemals wieder ſehen.

286.

Die Beſchwörung der Todten.

Vor Zeiten lebte in Eßbach ein Mann, Hannikel genannt, der die Todten zitiren konnte, und ſich in einen frevelhaften Verkehr mit ihnen eingelaſſen hatte, um durch ſie Diebſtähle zu entdecken oder zu erforſchen, was zukünftig ſich ereignen werde. Wenn er etwas dergleichen erfahren wollte, nahm er die Hacke der Todengräber, womit die Gräber gemacht worden waren und ging, ohne daß jemand davon wußte, zwiſchen 11 und 12 Uhr des Nachts, durch den Gottesacker hin zur Kirche. Dort hackte er 3 Kreuze in die Kirchthüre. Dann ſtellte er ſich auf das Grab eines ihm bekannt geweſenen Verſtorbenen, und rief denſelben 3 Mal mit Namen. Der dadurch erweckte Tode fragte nun nach Hannikels Begehr und entdeckte ihm alles, was er wiſſen wollte, mit dem Zuſatze: „Von nun an laſſe mich aber in Ruhe.“ Der Beſchwörer durfte kein Wort hierauf mehr ſprechen, und mußte, ohne ſich umzuſehn, die Stätte verlaſſen, ſonſt würden die Todten, deren Steinwürfe um ihn herumflogen, ihn getroffen und ums Leben gebracht haben. Seiner Strafe entging er nicht. Nur aus Verſehen hatte er einſtmals ſich ein wenig gewendet, da haben ſie ihn geſteinigt, daß er am 3. Tag darauf daran geſtorben iſt.

287.

Hilde und die Waſſerjungfern.

Bei Gräfendorf im Kreiſe Ziegenrück iſt eine Gegend, der Hildebrand oder auch Hildebernd geheißen, welche der Milzbach bewäſſert. In dieſem Bache wohnte Hilde, eine Art Waſſerkönigin. Sie hatte lange blaue Haare, und ſoll oft den Bewohnern von Gräfendorf erſchienen ſein. In ihrem Gefolge waren neun Waſſerjungfern, welche ſie in Ringelreihen umtanzten. Viele Jahrhunderte durch ſoll ſie dort ihr Weſen getrieben haben. Niemandem geſchah jemals durch ſie ein Leid, und ſo war ſie ganz beliebt und wurde wegen ihres ſchönen Schwanengeſanges vielfach bewundert. Zuletzt habe ſie ſich ſelbſt verbrannt, und davon hat die Gegend den Namen Hildebrand erhalten.

Es iſt dieſer nicht ausgebildeten Sage mythiſcher Urſprung nicht zu verkennen. Die neun Dienerinnen könnten an die neun Töchter der alten Ran in dem Eddamythenkreiſe erinnern, die Verbrennung der Hilde an die Hulda in Eisfeld, die dort verbrannt wurde (vergl. S. 1).

288.

Die feurige Schlange an der Todenquelle.

Am Todenhügel und der dazu gehörigen Quelle, die in der Nähe von Gräfendorf ſich befindet, wurden in früherer Zeit Feuergeiſter geſehen. An der Quelle war es vornehmlich eine feurige Schlange, die in immer enger werdenden Kreiſen ſich um die Quelle bewegte, und dadurch dieſelbe vor dem Schöpfen daraus zu ſchützen ſuchte. Um den Unhold zu vertreiben, mußten von denjenigen, welche Waſſer holen wollten, Stäbe von der Haſelnußſtaude, worauf Ringe, Kreuze und andere Charaktere eingeſchnitten waren, in den Kreis, den die Schlange zog, geworfen werden, worauf ſie alsbald im Waſſer verſchwand.

289.

Der Schaafknecht und das Waldweibchen.

Beim Dorfe Knau in der Gegend von Ziegenrück hatte ſich der Schaafknecht ein Waldweibchen zu ſeiner Liebſten erkohren, und hüthete ſeine Schaafe immer an einer und derſelben Stelle. Der Schaafmeiſter dachte, wo ſoll dort Weide genug herkommen? und beſchlich den Knecht. Da lag die ganze Heerde im Dickicht, und Schaafknecht und Waldweibchen hatten einander bei den Köpfen, aber in Liebe und Güte. Auf einmal aber ſprang das Waldweibchen auf, und ſchüttete aus ſeiner Schürze der ganzen Heerde Futter vor. Die Heerde fraß, Stück vor Stück ſah wohlbeleibt aus, und der Schaafmeiſter gab ſich zufrieden, und ſchlich ſich wieder fort. Im Winter zog das

Waldweibchen ſogar mit in die Schäferei, und fütterte die Heerde gedeihlich in ſeiner Weiſe fort, bis der Schaafknecht aus Eitelkeit ſich einen neuen Rock anſchaffte, da ſprach es: „Schämſt Du Dich meiner, ſo ſchäme ich mich Deiner,“ und ließ ſich ſeit der Zeit nicht wieder ſehen.

290.

Das gehehle Waldweibchen.

Unter dem Töpfersberge bei Knau hatte ein Schaafknecht ſeine Hürde aufgeſchlagen. Da brach die wilde Jagd aus der Kohlung — einem Walde — hervor und verfolgte ein armes Waldweibchen. Glücklich erreichte daſſelbe die Schaafhütte und flüchtete ſich darunter. Dort war es ſicher. Doch der wilde Jäger drohte dem Schaafknecht den Hals zu brechen, wenn er ihm nicht ſeine Beute hervorhetze. In der Angſt hetzte der Knecht den Hund auf das Waldweibchen an, und kaum hatte er es hervorgetrieben, ſo ergriff es der wilde Jäger und jagte auf und davon.

291.

Die Braupfanne auf dem Probſt.

Zwiſchen Knau und Dittersdorf iſt „der Probſt“ gelegen und auf dieſer Stelle liegt ein großer Kieſelſtein, unter welchem eine Braupfanne ſteht, die mit Schätzen angefüllt iſt. Der alte Johann Adam, ein in der ſchwarzen Kunſt wohl bewanderter Mann, machte ſich mit einem Müller von Oppurg in einer dunkeln Nacht ans Werk den Schatz zu heben. In Röcke von feuerrother Farbe gekleidet fingen ſie die Beſchwörung nach der in Fauſt's Höllenzwange angegebenen Weiſe an. Der Stein hob ſich und eine viereckige kupferne Pfanne kam zum Vorſchein. Schon hatten die Beiden die Pfanne faſt ganz aus dem Erdboden heraus gearbeitet, da drohte es dicht hinter ihnen:

Retbröckel! Retbröckel! ſeit nicht dumm;
Laßt ab, ſonſt dreh' ich den Hals euch um.

Darauf wollten jene es doch nicht ankommen laſſen, und machten ſich eilig aus dem Staube.

Die herausgezauberte Braupfanne iſt noch lange Zeit geſehen worden und nur langſam wieder in die Erde verſunken. Die Hebung dieſes Schatzes kann nur durch einen Menſchen vollbracht werden, der auf dem Damme des nah gelegenen großen Brütelteiches geboren worden iſt. Von dort aber ſtammte keiner von dieſen beiden Schatzgräbern, und darum konnte es ihnen mit der Hebung nicht glücken.

292.

Die ſtrafende Nixe im Teiche bei Oppurg.

Von Köſtiz fuhr ein Wagen voll junger Burſche und Mädchen nach Neuſtadt zu Markte. Als ſie am Oppurger Teiche vorbei wollten, zog die Nixe, die darin wohnte, den ganzen Wagen ins Waſſer. Das machte, ſie hatten im Uebermuthe die Nixe verhöhnt. Die Stelle, wo es geſchehen iſt, wird noch jetzt gezeigt.

293.

Gottesdienſt in der wüſten Kirche.

Ein Bauer aus Oppurg ging zur Nachtzeit über die holzbewachſene Haide. Auf ein Mal ſteht er vor einer Kirche, die ihm bis dahin unbekannt geweſen war. Er hört darin ſingen, geht hinein, und hört auch die Predigt mit an. Endlich dünkt es dem Bauer unheimlich; da verſchwindet die Kirche mit ſammt dem Pfarrer und der Gemeinde, und nur ein Stück Mauer blieb übrig, ſo groß, wie es noch heute zu Tage im Holze dort zu ſehen iſt.

294.

Frau Perchthen-Pflug.

Ein Wagnermeiſter aus Colba ging von Oppurg (zwiſchen Pößneck und Neuſtadt), wo er gearbeitet hatte, am Dreikönigsabend nach Hauſe. Da ſtieß er auf ein Ackerfeld neben der Orla, darauf ſtanden viele Heimchen um einen zerbrochenen Pflug, und Frau Perchtha, ihre Königin, ſtand auch dabei und rief den Wagner an: „Haſt Du Dein Beil, ſo beſſere mir den Pflug aus!“ Der Wagner that's und nun gebot ihm Frau Perchtha, die Spähne aufzuleſen und als Lohn mitzunehmen. — Hab's gern ohne Lohn gethan, und hab' der Spähne daheim genug! ſprach der Mann und ſchritt von dannen. Ein Spahn aber war ihm in den Schuh gefallen, drückte ihn unterwegs tüchtig, und als er daheim den Schuh auszog, klingelte ein blankes Goldſtück am Boden. Der Wagner erzählte, was ihm begegnet, den Seinen, und der Geſelle horchte hoch auf, gedachte auch ohne ſonderliche Mühe Gold zu gewinnen, und nebenbei klüger zu ſein, wie der Meiſter. Schrieb ſich alſo den Tag hinters Ohr, und da Perchthennacht übers Jahr wiederkam, machte er ſich heimlich nach jenem Acker auf. Und zu ſeiner Freude ſah er bald einen Zug daher kommen, Frau Perchtha war's mit ihrem Volke, und ihrem ganz goldenen Pfluge. — „Was ſucheſt Du hier zu dieſer Stunde? Was trittſt Du mir in den Weg?“ fragte ſtreng die Königin des Zwergenvolkes, und der Geſell erwiederte ſtammelnd: Ich wollte Euern Pflug ausbeſſern, und mir zum Lohne nichts als ein Paar Späne, die etwa abfallen würden, ausbitten. — „Iſt nicht von Nöthen, eigennütziger Knecht, habe mein Beil ſelbſt zur Hand, und damit geb' ich Dir den Lohn!“ Schwang das Beil zum Hieb und traf den Geſellen in die Schulter, daß er lange genug brauchte, ehe die Wunde heilte, und mußte zeitlebens ſchief und mit krummem Halſe gehen.

Aehnliche Sagen gehen auch bei Caulsdorf, wo an einer Bachſtelle, welche „Waſſer über den Weg“ heißt, Perchtha mit ihrem Gefolge erſchien, dann bei dem einſamen Saalhauſe, ſo wie auf dem Sandberge bei Pößneck und dem Jagdhauſe Reichenbach. Bei Fiſchersdorf, ohnweit Saalfeld, iſt ein Fels, der Gleitſch geheißen, dort fuhr Perchtha mit einem Wagen, deſſen Axe zerbrach; ein begegnender Landmann half, indem er eine Nothaxe zimmerte, und ſein Lohn war auch ein in ſeinen Schuh gefallener Spahn, der ſich daheim in ein Goldſtück verwandelte.

295.

Der Spinnerinnen Trug.

Es geht im Voigtlande die allgemeine Sage, daß die Perchtha — die man einestheils als friedlichgütiges Weſen zu betrachten gewohnt iſt, der aber auch die vielleicht jüngere Ueberlieferung viel grauſig-dämoniſches aufbürdete — die Spinnerinnen ſcharf im Auge behalte, wie in Thüringen Frau Hulda oder Holle, die fleißigen lohne, die faulen ſtrafe. So ſaß einſt in Oppurg eine Spinnſtube voll zwölf fröhlicher Mägde. Darunter war eine, die wußte inſonderheit viel zu erzählen von der geſpenſtigen Spinnefrau, der weiſen Perchtha, und hob beſonders das dämoniſche und lächerliche hervor. Es war aber juſt Perchthenzeit, und mochte wohl von dieſer auch zunächſt in dem Kreiſe der Spinnerinnen die Rede auf Perchtha gekommen ſein, und da zog die Perchtha gerade am Hauſe vorüber, und hörte die Schwänke und die zum Theil erlogenen Erzählungen von ihr. Darob erzürnte ſie ſich heftig, und ſtieß plötzlich das Fenſter auf, warf zwölf leere Spindeln in die Stube, und rief drohend: Binnen einer Stunde ſpinnt eurer jede eine Spindel voll, iſt's nicht vollbracht, ſo harret meiner Strafe! — Groß war das Entſetzen der Mägde, Flucht war nicht zu rathen, Vollbringung der Aufgabe in ſo kurzer Friſt unmöglich, die Strafe gewiß, denn die Dämonen kennen kein verzeihen. Wehklagend und rathlos ſaßen die Mädchen da, alle Fröhlichkeit hatte nun ein Ende, und die Zeit verrann, ohne daß eine Hand ſich regte. Vorwürfe beſtürmten die vorlaute Erzählerin. Da ſprang dieſe auf, lief auf den Boden, holte einen Haufen Werg, umwickelte die Spuhlen der Perchtha, gebot den Andern Hülfe zu leiſten, und dann ſpannen Alle nach Jener Beiſpiel das Werg zu, ſo daß es ausſah, als ſei jede Spuhle dickvoll geſponnen. Nach Verlauf einer Stunde kam die Spinnefrau wieder, ſchaute grimmig durchs Fenſter, empfing die vollen Spuhlen, wunderte ſich und verſchwand ſchweigend.

296.

Die Waſſernixe im Gräſenteiche.

Im Gräſenteiche bei Tranrode ohnweit Pösneck wohnte vordem eine Waſſernixe. Als dieſe ihrer Niederkunft nahe war, kam der Waſſernix nach Tepitz und holte die Wehfrau aus dieſem Dorfe. Der Teich theilte ſich, als die Beiden dort anlangten, auseinander, und ſchöne Gemächer in der Tiefe nahmen die Wehfrau auf. Hart hielt die Entbindung, doch die Wehmutter that redlich ihre Pflicht. Da ſprach die dankbare Waſſernixe: „Ehe ich Dich ſterben „laſſe, die Du mir das Leben erhalten haſt, lieber will „ich mein Kind aufopfern; darum vernimm meinen Rath. „Mein Mann wird Dir zwei Tücher zur Auswahl als „Lohn bieten, ein ſchlechtes weißes, und ein koſtbares von „rother Farbe, wähle das weiße, ſo wirſt Du glücklich „wieder heim kommen.“ Die Frau folgte den Worten und kam wohlbehalten wieder aus dem Teiche heraus. Als ſie wieder zum Teiche kam, war das Waſſer roth gefärbt von dem Blute des Kindes, das der Waſſernix ums Leben gebracht, weil ihm die Frau entgangen.

297.

Die beleidigte Waſſernixe.

Oftmals kam die im Gräfenteiche wohnende Waſſernixe nach Pößneck und zwar vornehmlich in das Haus eines Fleiſchers um ſich Fleiſch zu holen. Sie unterſchied ſich von andern Menſchen dadurch, daß ihr langes Kleid immer von dem untern Saume an naß war bis an die Kniee und durch lange grüne Haare. Dem Fleiſcher graute vor dem unheimlichen Weſen, und in einem Anfalle böſer Laune hackte er mit ſeinem Beile einſtmals zu kurz und damit der Waſſernixe ein Stück Finger ab. Rache drohend entfernte ſich die Verwundete, und als der Fleiſcher wieder an dem Gräfenteiche vorüberging, rauſchte ſie herauf, ergriff ihn, und zog ihn hinunter in das Waſſer.

298.

Gevatterin Kröte.

Am Teiche bei Schlettwein ſaß eine Kröte, die dicker als lang war. Ein Mädchen kam des Weges daher, ſchaute ſie verwundert an, und ſprach ſchnippiſch zu ihr im Vorübergehen: „Bei dir möchte ich Gevatter werden.“ Einige Tage darauf erhält die Vorwitzige von der Kröte wirklich einen Gevatterbrief mit der Ladung, daß ſie ſich des morgenden Tages an der bewußten Stelle dort am Teiche einfinden ſolle. Da war nun guter Rath theuer. Erſchrocken läuft ſie zu ihrem Beichtvater, erzählt ihm, was vorgefallen ſei und fragt, was ſie zu thun habe? Der meint, was ſie eingebrockt habe, müſſe ſie nun auch ausleſſen, und ſegnet ſie zu dem wunderlichen Werke ein. Das Mädchen kommt wohin es kommen ſollte, der Teich thut ſich vor ihm auf, es tritt in ſchöne Zimmer ein, und ſoll darin einen recht vergnügten Tag gefeiert haben.

Den Ortsnamen Schlettwein hat man mit dem des Pösneck ebenfalls nahe gelegenen Ortes Jüdewein in eine abſonderliche Verbindung gebracht. Die ſchnellfertigen Erklärer beweiſen, daß dieſe Namen von Schlechten Wein und Guten Wein herkommen, zumal auf alten Landkarten deutlich Gutewein zu leſen iſt, und Jüdewein eine Traube im Siegel führt. Die alturkundliche Namenſchreibung beider Orte läßt dieſe Deutung nicht zu, wenn man auch der Gegend früheren Weinbau deshalb nicht abzuſtreiten braucht, zumal derſelbe immer noch einigermaßen im Flor iſt.

299.

Berndietrich.

Daß man zu Langendembach ohnweit Pösneck den wilden Jäger Berndieterich nennt, hat ein glaubhafter Mann verſichert, dennoch möchte an Ort und Stelle näher nachzuforſchen ſein.

Heut zu Nacht häng' ich dem Berndieterich Eins an — ſprach der Knecht in der obern Mühle zu Langendembach, durch welche regelmäßig der wilde Jäger ſeine nächtlichen Züge zu halten pflegte, — „ich mag das grauſe Lärmen nicht mehr hören. Das Thor wird zugeſchloſſen; ich will gern ſehen, was der alte Herr dann anfängt.“ — Laß Dich nicht mit ihm ein — warnte der Müller — mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Ganz aber konnte der Knecht nicht von ſeinem Vorwitz laſſen. Als Berndieterich das nächſte Mal in den Müllerhof eingezogen war, fing er ihm ein Hundchen ab aus ſeinem Gefolge. Das Hundchen ſchrie, der wilde Jäger kam zu Hilfe; da ließ der Knecht das Thier fahren und floh in die Müllerſtube. Erzürnt aber über den Frevel wirft Berndieterich ein Stück Fleiſch durchs Fenſter in die Stube. Am andern Morgen trägt der Knecht das ſo böswillig Zugeworfene in das Waſſer. Doch kaum kehrt er ins Haus zurück, ſo liegt auch das unheimliche Wildpret wieder da. Er gräbt es darauf tief in eine Grube ein, umſonſt, das Fleiſch weicht nicht, eh man es ſich verſieht, iſt es wieder da. Zuletzt noch, um der Noth ein Ende zu machen, hat ein wandernder Mühlpurſch den guten Rath gegeben der Knecht ſolle und müſſe ein Wenig, und ſei es auch nur wie eine Erbſe groß, davon eſſen. Als er das gethan und das Uebrige zum wiederholten Male fortgetragen hat, iſt es endlich weg geblieben (vergl. S. 276).

300.

Das verſunkene Schloß im Chamſenberge.

Nicht durch beſondere Höhe, gleich den übrigen Hochwarten thüringiſcher Sage ragt der Chamſenberg bei Oppurg hervor, aber er iſt ein wahrer Kryſtallpalaſt der Sage für die ganze Umgegend.

Auf dem Chamſenberge hat das Schloß Oeſterlitz oder Oſteralitz geſtanden, vorn das Schloß, hinten nach Rehmen zu die Viehſtälle. Es iſt aber Alles in den Erdboden und in die Felſen hinein verſunken. Wie lange das her iſt weiß niemand anzugeben, aber geſchehen iſt ſchon Manches an und in dem Berge. Ein Schaafknecht Winter aus Croſſen, der auf dem Schloſſe zu Rimritz diente, ging des Nachts an dem Chamſenberge hin, da traf er auf zwei weiße Fräulein, die ſprachen ihm zu, und luden ihn ein, mit ihnen in das verſunkene Schloß zu gehen; er habe nichts zu fürchten — wurde ihm verſichert — der ſchwarze Hund, der vor der Thüre liege, thue ihm nichts, ſo ſehr er auch knurre und die Zähne fletſche. Winter ließ ſich bereden. Das eine Fräulein ſchritt voraus, das andre hinter ihm drein. So kamen ſie an eine eiſerne Thüre; dort lag der ſchwarze Hund, der Schaafknecht that, als ob er ihn nicht ſähe. Darauf traten ſie in ein Gemach, worin an einer Tafel 6 graue Männer ſaßen, die ſpielten Karte mit eiſernen Kartenblättern, und ſprachen kein Wort zu ihm. Ein großer Schatz ſtand neben an, und es wurde ihm erlaubt, etwas davon zu nehmen. Da rief ihm eine Stimme zu: „greife tief!“ doch die Fräulein widerriethen ihm dieß und ſagten, er ſolle fein beſcheiden von dem, was ihm angeboten werde, nur das Obere nehmen. Das that auch der Schaafknecht und ergriff einen Löffel und eine Lampe, worauf die beiden Fräuleins ihn auf dieſelbe Weiſe wieder aus dem Berge heraus führten. Solches Hausgeräth konnte Winter gebrauchen, Löffel und Lampe waren von purem Golde.

301.

Entrücktes Vieh.

Kein Jahr verging, ohne daß der Hirt aus Rehmen, der Kühe und Schweine zu hüten hatte, wenn er in der Nähe des Chamſenberges weidete, ein Stück aus ſeiner Heerde verlor; weil er nun den Schaden erſetzen mußte, war er ganz verarmt, und ſollte aus ſeinem Dienſte gejagt werden, ſobald wieder ein Verluſt entſtände. Eines Abends vermißte er wieder eine fahle Kuh und zugleich ein weißes Schwein, die ſchönſten Thiere gerade in der ganzen Heerde. Laut jammerte er auf, denn nun war ſein Unglück gewiß. Da traten drei weiße Männer an ihn heran, wieſen ihm einen Felſen hinter dem Chamſenberge, dahin ſolle er kommen, wenn er eingetrieben habe, dort werde er ſeinen Schaden erſetzt finden. In ſeiner Noth blieb dem geplagten Mann nichts Anderes übrig, er fand ſich an der angewieſenen Stelle ein noch in derſelben Nacht, und bekam dort ein Stück Gold, wofür er mehr als 10 Kühe und Schweine hätten kaufen können. Das iſt das erſte aber nicht das letzte Mal geweſen. Alle Jahre noch hat der Mann fahle Kühe und weiße Schweine verloren, hat aber auch für jedes Stück Vieh ein Stück Gold an jenem Felſen gefunden. Das iſt ſo fortgegangen bis zu ſeinem Tode.

Das Vieh, das dem Hirten aus Rehmen entwendet wurde, ſoll in die Stallung gebracht worden ſein, die zu Schloß Oſteralitz gehörte. Sie befand ſich auf der nördlichen Seite des Chamſenberges und iſt mit dem Schloſſe zugleich verſunken.

Daß den Chamſenbergſagen auch die Wunderblume nicht fehlt, bedarf kaum der Verſicherung. Sie ſteht an dieſem Berge in voller Blüthe.

302.

Der Schlangenkreis.

Zu Oppurg lag eine arme Frau in den Wochen. Da träumte ihr: Wenn ſie zur Kirche gegangen ſei, ſolle ſie des Nachts mit ihrem Kinde auf den Chamſenberg gehen; dort werde ſie einen Kreis finden aus Schlangen gewunden, mitten hinein ſolle ſie unbedenklich das Kind legen, dann ſei ihr Glück auf zeitlebens gemacht. Drei Mal hatte ſie denſelben Traum. Da ließ die Frau ihren Beichtvater zu ſich rufen und erzählte ihm, was ihr geträumt, ſprach von ihrer Armuth, und daß ſie gern ihr Glück machen möchte. Der Beichtiger dachte hin und her darüber nach, ſegnete dann Kind und Mutter ein, und ſagte, nun könne ſie in Gottes Namen den Gang machen auf dem Chamſenberg. Des Nachts darauf nahm die Frau ihr Kind und ging dem Berge zu. Das Traumgeſicht ging aus. Der Schlangenkreis war da, in den ſie das Kind legen ſollte. Als ſie aber das Ungeziefer ſah, da griff es ihr an das Mutterherz; um alle Schätze der Welt hätte ſie ihr Kind nicht darunter legen mögen. Dann rollte ein Faß heran, ein graues Männchen ſtand dabei, ſtürzte das Faß um mitten in die Schlangen hinein, und lauter feurige Kohlen fielen heraus. Die Schlangen ziſchten auf und ſchlangen ſich in das offene Faß. Da hatte die Frau genug geſehen. Sie faßte ihr Kleines, wußte ſich reich und groß damit, mochte doch alles andre fehlen! und rannte den Berg herunter. Ganz leer war es mit dem Schatze doch nicht abgegangen. Ein paar Kohlen waren unverſehens ihr in die Schuhe gefallen. Die Frau ſpürte unterwegs wohl, daß etwas drückte, nahm ſich aber nicht die Zeit nachzuſehn und die Schuhe auszuſchütteln. Daheim in der Stube fand ſich, daß die Kohlen ſich in Goldſtücke verwandelt hatten.

303.

Das vergeſſene Kind.

Eine Magd in Oberoppung ſollte für ihre Dienſtherrſchaft etwas in Rehmen beſtellen. Du kannſt das kleine Kind mitnehmen — ruft man ihr zu. — Mir auch recht — meinte die Magd, hub das Kind auf den Arm und eilte fort. Als ſie an den Chamſenberg kam, ſah ſie eine Thüre, ein graues Männchen trat daraus hervor, und winkte der Dirne freundlich zu, daß ſie hinauf kommen ſolle. Nach kurzem Bedenken ſchritt ſie auf den erſchauten Eingang zu. Bei der Begrüßung gab das graue Männchen der Magd den guten Rath: Sie möge drin im Berge nur kein Sterbenswörtlein ſprechen, und wenn ſie fortgehe nicht hinter ſich zurückſehen, dann dürfe ſie ein andres Mal auch wieder kommen. So berathen folgte die Magd dem kleinen Führer. Ein großer Saal ſchloß ſich auf, und darin ſtand eine Tafel, die von einem Ende bis zum andern reichte. Auf der Tafel aber lagen lauter Stücke Brod und neben jedem Brodſtück ein Häufchen Gold. Da nimm — ſprach der Berggeiſt — ſo viel Du willſt, nur aber nimm mit jedem Häufchen Gold auch ein Stück Brod, ſonſt kommt das

Gold Dir nimmer zu Gute. Außer ſich vor Freude ſetzt die Magd das Kind auf die lange Tafel und ſtreicht in ihre Schürze ein, ſo viel darin ſich bergen ließ, drei Viertel Brodes und drei Häufchen Gold. Kein Wort hatte ſie über ihre Zunge kommen laſſen: ohne ſich umzuſehen eilte ſie aus dem Chamſenberge hinaus, und lief geradewegs wieder auf Oberoppurg zu.

Dort erzählte ſie und packte vor der Herrſchaft ihre Schätze aus. Aber wo iſt das Kind? Ach! das hat ſie auf der langen Tafel im Chamſenberge ſitzen laſſen, und rein vergeſſen. Ueber Hals und Kopf lief die Magd zurück. Die Thüre ſtand noch offen, ſie trat in den Saal, das Kind ſaß noch auf derſelben Stelle, wohin ſie es geſetzt hatte. Doch als ſie es aufnehmen wollte, zerfiel es in ein Häufchen Aſche.

304.

Der Bauer und ſein Glück.

Sauer hatte es ſich ein Bauer auf ſeinem Acker werden laſſen, der nicht weit vom Chamſenberge lag, endlich ging die Sonne zu Rüſte und er wollte Feierabend machen. Da kam ein graues Männchen aus dem Berge, und verlangte, der Bauer ſolle mit ihm gehen, es wolle ihn zu einem großen Schatze führen. Anfangs wollte der Mann nichts davon wiſſen, und meinte, hineinkommen in den Berg werde er wohl, aber eine andre Sache ſei, ob er auch wohlbehalten wieder herauskommen werde. Das graue Männchen drängte, und verſicherte hoch und theuer dabei: es ſolle ihm nichts widerfahren, es wolle unverſehrt den

Bauer auf der andern Seite wieder heraus laſſen. Zuletzt gab der Bauer nach und ging Schritt vor Schritt ſeinem Führer nach auf den Berg zu. Am Eingange fletſchte ein großer Hund ihn an, wurde aber von dem Männchen zur Ruhe verwieſen. Nun tappten beide eine Weile fort bis in ein großes Gewölbe; darinnen wimmelte es von grauen Männchen, und eine große Braupfanne voll Gold und Silber blinkte den Bauer an. Kein Wort ließ er von ſich hören, und Gott hatte er immer in Gedanken. Dabei ſteckte er ämſig alle Taſchen voll mit dem, was aus der Braupfanne ihm der Berggeiſt reichte. Durch eine andre Thüre gelangte er dann wieder hinaus ins Freie. Glücklich kam der Mann mit ſeinen Schätzen heim. Dort packte er aus, zeigte ſie ſeinen Leuten und erzählte alles, was er eben erlebt hatte. Damit mag er es verſehen haben, denn bald darauf iſt er geſtorben. Das Glück will nicht verplaudert ſein, eine goldene Sagenlehre. —

305.

Der arme Muſikant.

Eine Schaar Muſikanten zog bei Nachtzeit heim, an dem Chamſenberge vorüber. Schon von Weitem hatten ſie dort im Felsgeklüfte ein Licht geſehen: das mußte etwas Beſonderes zu bedeuten haben. Je näher ſie kamen, um deſto heller brannte jenes Licht. Aber kein Sterbenswort war zu hören und keine Seele war bei dem Lichte zu ſehen. Da ergriff die Muſikanten alle zuſammen ein Grauſen und ſie liefen auf und davon. Ein einziger blieb ſtehen; es war der Aermſte unter ſeinen Kameraden und er mußte darum den großen Rumpelbaß tragen. Er dachte: du haſt einmal nichts, willſt es verſuchen, und deine Haut zu Markte tragen. Gefaßt ging er auf das Licht los, das ward vor ſeinen Augen immer größer, wie ein Feuer ſo groß. Auf ein Mal that es einen lauten Knall. Das Feuer war ausgelöſcht, und feurige Kohlen praſſelten dem Manne auf den Rock und auf den Rumpelbaß. Mit Gekrach zerſprangen die Saiten. Der Muſikant ſchüttelte ſo gut es ging die Kohlen ab, und lief nun ſeinen Kameraden nach. Im laufen klang und klapperte es ganz wunderlich in ſeinem Baſſe. Er horchte und that dann einen Griff durch das Schallloch. Feurige Kohlen waren in den Baß geflogen. Er nahm eine Hand voll heraus. Die Art brannte nicht an die Finger; die Kohlen waren in pure Goldſtücke verwandelt.

306.

Der Stadt Pösneck Urſprung und Name.

Die Stadt Pößneck ſoll ihre urſprüngliche Gründung den fleißigen Sorben danken, welche das Land umher urbar machten und bebauten. Das Stadtrecht erhielt dieſer Ort durch den Markgrafen Wipprecht von Groitſch, von dem man ſagt, daß er auch Oppurg erbaut habe. Nach dieſes mannlichen Grafen Tode kam Pößneck an die Grafſchaft Haugk, und einer derſelben Grafen münzte große Pfennige von Silberblech, darauf ſtand: CONRAD COMES ARNSHAVK. D. S. N. IN AVMA POSN. ET TRIPTIS. Schon im Jahr 1300 umzog eine einfache Mauer Pößneck, die ſpäter erhöht wurde, aber noch frei von Häuſern war. Im Jahre 1464 zählte die Stadt nur 219 Häuſer; dieſe Zahl war 1794 auf 400 angewachſen und jetzt hat die Stadt über 500 Häuſer. Der Urſprung des Namens dieſer nahrhaften und gewerbfleißigen Stadt wird verſchieden angegeben. Einige wollen: Ein Ritter, Poſek geheißen, ſtritt zu Kaiſer Heinrichs des Finklers Zeiten mannlich mit gegen die Hunnen. Da ſtellte ihn zum Lohn ſeiner Tapferkeit Heinrich zum Aufſeher über dieſe Gegend und begabte ihn mit einem Strich Landes. Den nahm Ritter Poſek in Beſitz und baute ſich ein Schloß über Wernburg, das nahe bei Pößneck liegt, umzog es mit einem Graben und wohnte allda. Er ſtarb kinderlos und ſpäter iſt ſeine Burg verfallen, doch ſieht man noch ihre Stätten, und nennt dieſe Burgſtättel.

Andere ſagen: die Gegend und die Stadt wurde „der Böſen Ecke" genannt, wegen der vielen Raubritter, die ſich dort und rings umher aufgehalten, und die ganze Gegend unſicher machten. Doch trifft ſolcher Vorwurf die Stadt mit Unrecht, denn ſie behauptet das Lob guten Regimentes bis in frühe Zeiten hinauf. Noch Andere leiten den Namen, und nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, von den urſprünglichen Gründern und Erbauern, den Sorbenwenden ab, da der Ort wendiſch Pisnig, auch Pesnitz genannt und geſchrieben worden. Später meiſt Peßnig, ſo daß ohnehin von der Ecke keine Rede ſein kann.

Auf dem nahen Berge, der noch die Altenburg heißt, ſoll auch ein Schloß geſtanden haben, das Wiprecht von Groitſch erbaute, auf dem Kochsberge aber ein Heidenbau, und von dieſem ſei eine Luftbrücke nach dem andern Berge, auf dem das Hauptſchloß ſtand, hinübergegangen. Dieſes ſchon von den Heiden aufgeführte Schloß hieß

„zum Stein“, und nachdem es gebrochen war, ſind die Steine deſſelben zum Neubau des Schloſſes Brandenſtein verwendet worden.

307.

Das Holzweibel auf der Karrendeichſel.

In Wöhlsdorf war ein Schäferknecht, der trieb gewöhnlich ſeine kleine Heerde nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Ranis liegt, und dort, wo der Pferch aufgeſchlagen war, ſtand auch ſein kleiner Karren, darin der Knecht die Mittagsraſt hielt, und auch bisweilen übernachtete. Es war ein ſtiller fleißiger Knecht, der ſeine müſſige Zeit mit ſtricken ausfüllte, wie in manchem Lande üblich. Dem geſellte ſich ein Wald- oder Holzweibel zu, das ihm oft die Verfolgungen klagte, die es mit ſeinen Verwandten vom wilden Jäger erdulden müſſe, und gegen die nur drei beſonders in einen Baumſtamm oder ſonſtiges Holz eingehauene Kreuze ein Aſyl gewährten. Da ſchnitt der Knecht in die Deichſel ſeiner Hütte auch drei Kreuze, damit das arme Holzweibel darauf einen Schutz hätte, da ſaß es denn oft und erzählte ihm, und wenn der wilde Jäger ſich hören ließ, flüchtete es eilig auf die Deichſel, da war es ſicher. Zum Danke ſchenkte das Holzweibel dem Knecht ein Strickknaul, das hatte die Tugend, daß es kein Ende nahm, man mochte davon abſtricken, ſo viel man wollte. Da war nun der gute Knecht um ſo fleißiger. Der wilde Jäger aber hatte das Holzweiblein, aus Aerger, weil es ſo ſicher war, beſonders auf dem Strich, und eines Nachts brauſ'te er mit dem ganzen wüthenden Heere heran, und da er das Waldweibel nicht faſſen konnte, ſo brach er die Deichſel von der Hütte, darauf es ſaß, mit ſammt dem Weiblein und den drei Kreuzen, und führte ſie auf und davon. Lange ſtrickte noch der Knecht von dem geſchenkten Knaul, erzählte auch jedem, der es hören wollte, von deſſen guter Eigenſchaft, und wie er dazu gelangt, und dennoch blieb des Knauls Tugend, bis er's endlich einem Bekannten, der daran Zweifel erhob, in die Hände gab, und die Erlaubniß, für ſich ſo viel davon abzuwickeln als er möge, da war das Knaul gleich alle und war da geweſen für immer.

308.

Die fleißige Spinnerin.

Zu Tepitz, weſtlich von Pößneck, lebte eine alte fleißige Frau, der war ſpinnen die größte Luſt: raſtlos ſpann ſie Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag und nur ungern gönnte ſie ſich an Sonn- und Feſttagen Ruhe. So kam's, daß ſie auch an einem heiligen Dreikönigsabend, gegen das Herkommen und gegen die Gewohnheit ſelbſt der fleißigſten Spinnerinnen, ihre Arbeit nicht ausſetzte. Halb im Scherz, halb im Ernſt warnten die Ihrigen: Hütet Euch! Wenn die Perchtha kommt, könnt' es Euch übel ergehn!— Oho! erwiederte das fleißige Mütterlein, die Spinnefrau ſpinnt mir und euch kein Hemde, das muß ich ſelbſt thun! Jene gingen ſchlafen und die Alte ſpann rüſtig fort. Mit einem Male war die Perchtha zur Stelle, ſchob von außen das Fenſter auf, ſchaute wild in die Stube herein, warf eine Hand voll leere Spuhlen auf den Schoos der Alten, und rief: Nun ſpinne, wenn du gar keine Ruhe haſt, auch die noch voll in einer Glockenſtunde, wo nicht, ſoll es dir übel ergehen! Da war die zwar erſchrockene, doch entſchloſſene Alte her, nahm die Spuhlen zur Hand, ſpann auf jede einige Reiſen Flachs, trug dann alle, ehe noch die Stunde verfloß, in ihrer Schürze hinaus, und warf ſie ſammt und ſonders in den am Hauſe vorbeifließenden Kutſchbach. Da hat die Perchtha, als ſie wiederkam, der fleißigen Alten nichts anhaben können.

309.

Der Thränenkrug.

Zu Bodelwitz, ohnweit Pößneck, hatte eine Mutter das Unglück, daß ihr einziges Kind ſtarb. Sie beweinte es ohne Aufhören und ihr Jammer war herzzerſchneidend. Kein Ende fand ſie ihrer Thränen und als ſie nun drei Nächte lang unaufhörlich geweint hatte und wieder auf dem Gottesacker an des Kindes Grabe kniete, da war es gerade Perchthenzeit, und es zog die Perchtha vorüber mit ihrem Kinderſeelenheer und da war auch jenes Kindlein dabei, das trug ein Krüglein in ſeinen Händchen, das war voll Thränenfluth bis an den Rand, konnte deshalb den andern nicht folgen, und nicht über eine Umfriedung gelangen, darüber die anderen ſchnell hinwegkamen. Da wollte es die Mutter hinüberheben, und das Kindlein ſagte: Ach Mutter, ſiehe, das ſind Deine Thränen, die Du um mich geweint haſt, und ſo noch viele in den Krug fallen, ſo kann ich nimmer zur Ruhe gelangen. Und die Mutter hob ſanft das Kind und da ſagte es:

„Ach wie warm
Iſt Mutterarm!“

Die Mutter aber konnte nicht anders, ſie weinte noch einmal ihr volles Herz aus, daß der Thränenkrug ſchier überzufließen drohte, dann aber weinte ſie keine einzige Thräne mehr.

Ganz dieſelbe Sage begegnet auch in Wilhelmsdorf bei Ranis.

310.

Der gefährliche Werber.

Ein junges Bauermädchen aus Bodelwitz hatte ſeine liebe Noth mit einem grauen Männchen. Auf Feld und Wieſe, wo es arbeitete, auf jedem Rain, worauf es graſte, war auch das Männchen da, und bat und trieb, das Mädchen ſolle mit ihm gehen, es wolle ihm große Schätze zeigen. Wenn ſich das geplagte Mädchen beſchwerte über das Aufſehen, das ein ſolches Beiſammenſein mit dem grauen Männchen unter den Leuten machen werde, verſicherte der kleine Werber: ihn ſähe kein Menſch ſonſt mit leiblichen Augen, als allein das Mädchen. Als alles drängen und treiben nichts helfen wollte, zeigte er eine ſchöne goldgelbe Blume, die vor dem Mädchen aufgewachſen war, und verlangte, es ſolle ſelbige abzupfen. Sie that es aber nicht. Das nächſte Mal bot ihr der Kleine eine wunderherrliche Blume von blauer Farbe an. Das Mädchen weigerte ſich ſtandhaft, mochte nichts mit dem grauen Männchen noch mit ſeinen Blumen zu ſchaffen haben. Endlich war es eine kohlſchwarze Blume, die vor ihr ſtand. So etwas hatte ſie noch niemals geſehen. Sie zupfte ſie, ſteckte ſie an das Mieder, und in drei Tagen war ſie tod.

311.

Frau Perchthen-Bier.

Ohnweit Bodelwitz liegt Döbriz, in deſſen Feldflur ein dreieckiger Acker befindlich iſt; auf dieſem pflegt zur Frühlingszeit Frau Perchtha zu pflügen. Einſt ſollte ein Mädchen aus Döbriz in Bodelwitz Bier holen, und that dieß auch, gleich jenen Knaben in Schwarza (ſ. S. 42), da ſtieß der Rückkehrenden Frau Perchtha auf, die auf ihrem Ackerpfluge ſaß, und alsbald zu dem Mädchen trat. Frau Perchtha mochte von ihrer Arbeit ſehr durſtig geworden ſein, denn ſie trank mit vielem Wohlbehagen das Bier aus der Gießkanne bis zum Grunde aus, und es ſchmeckte ihr. Als ſie dieß gethan, that ſie noch etwas — ſie ließ ihr Waſſer in den Gießer, gab dieſen dann dem Mädchen zurück, und ſagte: Komm fein bald wieder! — ſtopfte ihm auch noch einige Holzſpähne in den Schuh, und als das Mädchen daheim die Schuhe auszog, fielen ſechs Goldſtücke heraus. Das arme Kind war ſo voll Schreck und Angſt, daß es kein Wort ſagte, und doch ſah es mit Grauen, wie gut ſeine Leute ſich das von ihm mitgebrachte Perchthen-Bier ſchmecken ließen, das noch dazu, gleich jenem Hellen-Bier zu Schwarza, kein Ende nahm, bis das Mädchen das Geheimniß offenbarte; da war es mit einemmal alle.

312.

Die Häckelweiber.

Im Gedaminteiche und im Grinnelsloche — beide ſind in der Nähe des Dorfes Oelſen zwiſchen Saalfeld und Manis — leben Waſſernixen, die vorzüglich den Kindern gefährlich ſind, wenn ſie dieſen Stellen zu nahe kommen. Die Mütter warnen noch jetzt ihre Kleinen mit den Worten: Geht nicht ſo nahe an das Waſſer, ſonſt ziehen euch die Häckelweiber hinein. Dieſe Benennung deutet auffallend nach dem Hackelmärz der Sage 23, Seite 36. Auf den Wieſen, die an den Gedaminteich und an das Grinnelsloch grenzen, breiten dieſe Nixen, beſonders um die Mittagszeit, ihre blendendweiße Wäſche aus, tanzen Kreiſeltänze und ſingen mit lieblichen Tönen dazu nach ihren eigenen Weiſen. Oft wurden in frühern Zeiten die Anwohner jener Gegend getäuſcht durch den Nixengeſang, liefen hinzu, und wurden zuweilen in die Tiefe hinunter gezogen. Das Grinnelsloch beſonders ſoll unergründlich ſein. Als man einſt, um ſeine Tiefe zu unterſuchen, einen Wieſebaum hineinſtieß, ſo ſank derſelbe unter und kam einige Zeit darauf im Dorfteiche zu Oelſen wieder zum Vorſchein.

In uralter Zeit ſoll auch in dem bekannten Grinnelsloche eine weiſe Frau mit grauen Haaren gewohnt haben. Sie war mit zwei Ketten angeſchloſſen. Die Bewohner der Umgegend kamen zu ihr und fragten bei wichtigen Angelegenheiten dieſelbe um Rath. Auf dem großen Steine, der vor dem Eingang zum Loche, oder zur Grotte liegt, wurden der weiſen Frau vor Sonnenaufgang von denen, die Rath begehrten, Speiſen hingeſetzt.

313.

Teufelsſpuk am Buſſertsteiche.

Im Jekawitz oder Teufelsthale, das ſich von Wöhlsdorf hinab nach Crölp zieht, befindet ſich der Buſſertsteich. An der öſtlichen Seite deſſelben erhebt ſich ein Fels, in welchem früher die Teufelstreppe zu ſehen war; nordwärts iſt die ſogenannte Teufelsmühle, eine Quelle, in deren Tiefe Spuren von uraltem Gemäuer aufgefunden worden ſind. Auf dieſem Teiche fuhr ſonſt bei Nachtzeit der Teufel mit Fackeln auf einem Kahne, während weibliche Geſtalten, mit Fackeln in den Händen, jene Quelle, die Teufelsmühle, umtanzten. Zuletzt verſchwand der Spuk jedesmal an dem Teufelshügel, welcher auf der weſtlichen Seite des Teiches befindlich iſt.

An dieſem Hügel wurden Spuren alter Gräber entdeckt. Beim Schlämmen des Teiches fanden die Arbeiter ſteinerne Streitärte und bronzene Ringe. Die Nähe des Herthhaines und des Herthloches laſſen vermuthen, daß auch hier vielleicht der Erdmutter Hertha ſchauerliche Opfer gebracht wurden.

In der Wegmitte zwiſchen Ranis und Wöhlsdorf befindet ſich eine rings umzäunte Wieſe, in alten Urkunden die Schnibige benannt. Dort erſcheint um Mitternacht ein Reiter auf weißem Pferde. Das Pferd hat keinen Kopf und der Reiter hat einen grauen Bart, fliegende Haare und iſt bloß mit einem langen Hemde bekleidet.

Auf der Wieſe iſt eine ſchöne Quelle und auf dem angrenzenden Felde befanden ſich Heidengräber, auf denen große Steinplatten lagen.

314.

Der Mönch auf Burg Ranis.

Von der Burg Ranis gehen viele Sagen, unter andern auch die von einem vermauerten Kinde, von einer goldenen Schäferei im tiefen Grunde des Burgberges, von einem ſpukenden Mönche, und von vielen Schätzen.

In den unterirdiſchen Gemächern von Burg Ranis lebte in frühern Zeiten ein Mönch, welcher eine ganze Braupfanne voll Gold beſaß. Wenn die alten Beſitzer der Burg Geld bedurften, ſo wendeten ſie ſich an den reichen Mönch, und erhielten, was ſie verlangten, unter der Bedingung der pünktlichen Wiedereinzahlung. Der Zugang zu der unterirdiſchen Wohnung des reichen Mannes war eng und niedrig im dritten Hofraume der Burg, rechter Hand dem Brunnen gegenüber. Vor Jahren wagte ein Knecht durch die Oeffnung einzuſteigen und fand den Mönch tod über der Braupfanne liegen. Er ſchnitt zum Wahrzeichen einen Fetzen von des Mönchs Gewande. Als der Waghals jedoch ſchon wieder ſich in Sicherheit wähnte, drehte ſich der Mönch um und gab ihm einen Druck in den Nacken, woran er bald darauf ſtarb. Seit der Zeit iſt der Zugang vermauert worden.

Oft ſaß der Mönch auf der Burg neben dem vordern Thurme. Das Geſinde ſah es nicht ſelten mit an, wie er Geld dort zählte, und mit zählen nicht aufhören konnte. Wo er geſeſſen hatte, fand ein Knecht allemal Geld. Zuletzt lud ihn der Mönch gar ein, den Schatz zu heben, den er zu bewachen habe. Der Knecht aber, eine gute ehrliche Haut, nahm weder das dort liegende Geld, noch mochte er ſich mit der Hebung des Schatzes einlaſſen, und da er nicht zu überreden war, brach ihm der Mönch zuletzt das Genick, denn nur durch den, und durch keinen andern hätte er durch Hebung des Schatzes erlöſt werden können.

315.

Die Alten auf Burg Ranis.

Noch ſind nicht 100 Jahre ins Land gekommen — erzählte ein 80jähriger Greis — ſeit ſich allnächtlich eine Menge uralter Männer im Ritterſaale der Burg Ranis zuſammen fanden, eine lange Tafel mit einander hinein trugen, und dann die ganze Nacht durch Geld daran zählten. Sie hatten lange weiße Bärte. Am Morgen verſchwanden dieſe Greiſe wieder, und oftmals pflegten ſie unter die Schloßbewohner von ihren Schätzen auszutheilen, aber die Leute konnten nichts davon gebrauchen, denn das Geld war von Leder.

In einem Garten an der alten Stadtmauer und am Fuße der Burg hatte ein ehemaliger Beſitzer des gegenüberſtehenden Hauſes ſchon oft ein Licht brennen ſehen. Als dieſem Manne nun auch träumte, daß dort ein Schatz liege und zu heben ſei, machte er ſich einmal während der Nacht auf, grub fleißig darauf los, und fand wirklich den Schatz. Schon hatte er ſich faſt deſſelben bemächtigt, da kam ein uralter Greis zum Thore herein, und rief dem nächtlichen Arbeiter zu: Immer noch ſo fleißig? — Ja! antwortete der Schatzgräber; da verſank der Schatz ſo ſchnell wieder, daß er kaum ſeine Hacke noch erhalten und davon bringen konnte.

316.

Der Geſang im Engelsberge.

In der Geſtalt eines großartigen Rundwalls erhebt ſich hinter dem Dorfe Seibla der Engelsberg. Ein ſchönes Schloß, das in uralter Zeit darauf ſtand, iſt in der Zeiten Lauf mit allen ſeinen Bewohnern verſunken. An der Weſtſeite des Berges zeigt ſich ſtets nach 7 Jahren der Eingang. Eine Hirtenfrau, ſo wie der jetzige Beſitzer des Berges behaupten, die Thüre geſehen zu haben. Der Schlüſſel jedoch, der allein die Thüre öffnen kann, liegt unter einem der großen Steine, die den Weg von Seisla nach Dobian umlagern. Spät ging einſtmals ein Bewohner von Seisla aus Wilhelmsdorf heim. Am Engelsberge ſetzte er ſich nieder in der ſchönen Sommernacht. Da ſchlug es 11 Uhr auf Burg Ranis. Mit dem letzten Glockenſchlage begann ein ſchöner, feierlicher Geſang inwendig in dem Berge. Aufmerkſam lauſchte der Mann, und als es $^3/_4$ auf 12 Uhr ſchlug, dünkte es ihm, als würde in dem Innern des Berges eine Thüre zugeſchlagen, und alles war darauf wieder ganz ruhig und ſtille.

317.

Das Teufelsthor bei Seisla.

Zwei große Felſenblöcke erheben ſich am Wege, der von Seisla nach dem Altar führt und ſtellen das Gebilde dar, welches man das Teufelsthor benennt, inſofern Fuhrwerk und Wanderer zwiſchen ihnen durch paſſiren müſſen. Die Sage erzählt: der Teufel habe dieſe

Felſenſtücke von dem hohen, gleich daran ſtoßenden Berge herab ins Thal geworfen, in der Abſicht dieſes Thor zu erbauen.

Die Nähe des Buchenberges, worauf ein heidniſches Heiligthum ſich befand, läßt in dieſem Teufelsthore den Eintritt in jenes Heiligthum vermuthen. Das Dörfchen Saalthal, nahe am Saalſtrome, heißt auf älteren Karten und im Volksmunde auch das Alter, welches allerdings die mittelhochdeutſche Benennung für Altar iſt. Ein heidniſcher Opferaltar ſoll ſich dort befunden haben.

318.

Das Nixenkind.

Ein Bauer von Wilhelmsdorf, auf alten Karten auch Willmannsdorf geſchrieben, in der Nähe von Saalthal, zog mit Vieh und Ackerpflug von ſeinem Tagewerk nach Hauſe. Als er an einer Berggrube vorüber kam, ſaß eine Waſſernixe dort, rang die Hände und jammerte, daß ihr die hellen Zähren aus den Augen traten. Das ging dem Manne zu Herzen, er hielt ſtille und fragte: was es denn gegeben habe? Da erfuhr er, daß der Nixe ihr kleines Kind geſtorben ſei, und ſie wiſſe nicht, was ſie damit anfangen ſolle. Wenn es euch um weiter nichts zu thun iſt — ſagte der Bauer — ſo legt das tode Kind nur auf meinen Ackerpflug; ich will es mit ins Dorf nehmen und es auf unſerm Kirchhofe wie ein Chriſtenkind begraben. Die Waſſernixe wiſchte die Augen aus und fragte freundlich: was er für ſolchen Liebesdienſt für Lohn begehre? Im Augenblicke wußte ſich der Bauer nicht zu beſinnen, was ihm fehle, endlich fiel ihm ein, daß er ein Loch in ſeinem Strumpfe habe, und meinte, ein paar Fäden Zwirn könne er allenfalls gebrauchen, wenn die Nixe ihm damit aushelfen könne, dann wäre ihnen beiden geholfen. Die Nixenmutter drückte einen ganzen Zwirnknaul ihm in die Hand, mit der Weiſung: er ſolle nur nach keinem Ende im Knaule ſuchen, dann werde auch, ſo lange er lebe, der Knaul kein Ende nehmen.

319.

Der Tanzteich bei Wilhelmsdorf.

An einer Quelle beim Eintritt in eine enge Thalſchlucht, die nach der Saale zu liegt, ſtand ein Gaſthaus. dort tanzten die Vorfahren der Bewohner von Wilhelmsdorf, und wer dahin kam, tanzte mit. Als ſie aber einſt auch am Himmelfahrtstage ihrer Tanzluſt keinen Einhalt thaten, verſank das Haus und alle Tänzer und Tänzerinnen mit demſelben. Ein Teich kam an der Stelle, wo das Haus geſtanden, zum Vorſchein; er führt den Namen: der Tanzteich, und die Quelle wurde ſeit jener Zeit Gottſchau genannt, weil Gott ſich alldort den Verächtern des heiligen Tages ſchauen ließ.

Dieſe Sage iſt faſt völliger Wiederhall jener vom Tanzteiche bei Sachswerfen am Harze.*)

---

*) D. S. B. 409.

320.

Perchtha, die Heimchenkönigin.

In der Gegend von Bucha und Wilhelmsdorf zwiſchen Kanis und der Saale lagen einſt zwei ſtattliche Dörfer, Cosdorf und Rödern, bewohnt von reichen Bauern, deren Flurenſegen ein ungewöhnlicher war. Selbſt die ſteilen Höhen am rechten Ufer des hier melancholiſch rinnenden Saalſtroms zeigten gute Bodenergiebigkeit. Das machte, daß die ganze Gegend von Heimchen bevölkert war, einem friedlichen und meiſt harmloſen Zwergengeſchlechte, das öfters Theil nahm an der Menſchen Arbeit und Freude, Laſt und Luſt, und ſich ſtets hülfreich zeigte. Die Heimchen hütheten meiſt ungeſehen Vieh und Feld, wachten über die Kinder, wenn die Aeltern fern waren, und erwieſen ihnen den Schutz guter Geiſter. Bisweilen ließen ſie ſich auch ſehen, zeigten ſich als freundliche, kindlich heitere, neckiſche Weſen, mit nur einigen Seltſamkeiten in ihrer äußern Erſcheinung, und lebten mit den Menſchen in unbefangener Vertraulichkeit. So blieb es lange, doch nicht immer in den Dörfern Cosdorf und Rödern. Die Heimchen hatten eine Königin, Perchtha, die ward geſchildert als eine hohe und ſchöne Frau, mild und liebreich, wie ihr Völklein, der geſchah alles zu Liebe, und auf ihr Geheiß waren die Heimchen auch für die Menſchen ſo hülfreich und thätig. Einſt aber kam zu den Bewohnern ein ernſter Mann aus der Ferne daher, der niemals lachte, der lehrte dem Volke einen neuen Glauben, und ſagte: Perchtha ſei eine Teufelin, und ihr Völklein das ſeien die Seelen der Kinder, die ungetauft geſtorben wären, und deshalb nach dem Tode nie die

Seligkeit erlangen könnten. Die Frau Perchtha ſei das Teufelsgeſpenſt, welches in gewiſſen Nächten, namentlich in der Chriſt- und Dreikönigsfeſtnacht durch die Lüfte fahre, und den Frauen und Mägden den Rocken verwirre, auch tauſche ſie mit ſammt den Heimchen gern die Menſchenkinder ein, und ſchiebe an deren Statt gräuliche Wechſelbälge. Dieſe Lehre faßte tiefe Wurzel, die Menſchen mieden nun die harmloſen Heimchen als unheimlich, bargen die Kinder vor ihnen und verſchmähten ihre Hülfe. Da ward an einem dunkeln Dreikönigsabend der Fährmann unten in Preswitz zwiſchen der Hoheweſt- und der Alter-Mühle gerufen, und als er zum Strome kam, ſah er eine verſchleierte ſtattliche Frau im ſchloſſenweißen Kleide, und viele Kinder um ſie her, die alle trübe und traurige Mienen hatten, und es graute dem Fährmann, er gedachte auch der Lehre von der Teufelin, und daß juſt Perchthazeit und wollte nicht überfahren. Da bedräuete ihn aber Frau Perchtha, denn ſie war es wirklich, ſehr hart, und er fuhr über, und zwar dreimal, denn ſein Kahn faßte nicht die Menge der Kleinen, deren immer mehr zu werden ſchienen, und der Nachen war jedesmal ſchier übervoll. Drüben am jenſeitigen Ufer ſtand auf einem Ackerfelde, das dem Fährmann gehörte, deſſen Pflug, und an ihm zimmerte ausbeſſernd Frau Perchtha, und als die Ueberfahrt vollendet war, bedeutete ſie jenen, als Lohn ſeiner Mühe die abgefallenen Spähne zu nehmen. Unwillig über ſo argen Hohn und kargen Lohn, doch voll Furcht vor dem Nachtgeſpenſt raffte der Schiffer einige Spähne auf, fuhr heim und legte ſich ſchlafen. Am Morgen darauf fand er drei ſchwere Goldſtücke, und ärgerte ſich, nicht mehr Spähne eingeſteckt zu haben. Und nun war jene Gegend die Heimchen ſammt ihrer Königin los, aber auch ihrer Hülfe und ihres Segens, die Fluren verödeten, und die Dörfer Gosdorf und Rödern, wo jene vornehmlich gehauſ't, wurden im Kriege zerſtört und ganz zu Wüſtungen, ſo daß man deren Stätte nicht mehr weiß. Die Stromgelände ſind düſter und unfruchtbar, und über dem ganzen Gebiet lagert eine gewiſſe unausſprechliche Schwermuth. Eigen iſt es, daß eine ganz ähnliche Sage von der Perchthen-Ueberfahrt über die Saale auch weiter unten bei Causdorf erzählt wird, nicht minder über die Elſter bei Cöſtritz ohnweit Gera.

321.

Die goldene Wiege.

Eine Wilhelmsdorfer Bauernfrau ging in's Holzleſen auf den Hungersberg. Als ſie bei ihrer Arbeit war, hörte ſie was wimmern, und fand, wie ſie der Stimme nachging, tief im Walde ein niedlich Kindlein, das weinte und lag in einer Baumrinde. Die Bäuerin hatte ſelbſt daheim einen Säugling, und ſo erbarmte ſie ſich des Hülfloſen, dachte, ſeine Mutter werde ſich auch im Walde befinden, oder vielleicht weit weggegangen ſein, und reichte dem kleinen zarten Schreier die Bruſt. Es war aber eines Waldweibleins Kind, und plötzlich kam dieſes und freute ſich gar ſehr über die gutthätige Bäuerin. Als es ſein geſättigtes Kindlein wieder in Empfang genommen hatte, reichte es der Bauernfrau die Wiege des Kindes als eine Belohnung dar, dieſe lächelte aber und ſagte, ſie habe Holz genug geleſen, bedürfe der geringen Rinde nicht, doch brach ſie ein Stückchen davon ab und warf es auf ihr übriges Reiſſig, worauf ſie den Heimweg antrat. Als ſie des andern Tages einheizte, glitzerte etwas ganz hell in der Reiſſigwelle, und mit Verwunderung ſah die Bäuerin, daß es der Splitter jener Wiege und von gediegenem Golde war.

322. *

Das vertriebene Holzweibel.

Zu Wilhelmsdorf hielt ſich im Hauſe einer Bauernfrau ein Holzweibel auf, das war gar hülfreich und thätig, in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Stadel. Es ſcheuerte, fütterte, molk und mähte, und der Hausſtand dieſer Bäuerin war der blühendſte im Orte. Abends hatte das hülfreiche Holzweibel ſein Plätzchen hinter dem Ofen, ſagte den Leuten gute Lehren und Sprüchlein, z. B. Schneid das Brod gleich, ſo wirſt Du reich, oder: Piep kein Brod, ſo leid'ſt Du keine Noth! Back' keinen Kümmel in's Brod. Schäl' keinen Baum, erzähl' keinen Traum — und Andere. Das Waldweibel beſchickte auch den Ofen, und half kochen und backen, dabei jedoch erwieß es ſich nicht in alle Wege zur Zufriedenheit der Hausmutter, denn insgemein nahm es den erſten Klos für ſich heraus, und verzehrte ihn hinterm Ofen, ehe noch angerichtet wurde, und ſo that es auch mit dem friſchbackenen Brode. Da gedachte die Frau des Sprüchleins: back keinen Kümmel in's Brod, — und da buk ſie nun zum Trotz dem Weibel Kümmel in's Brod, und piepte es, d. h. ſie machte mit den Fingerſpitzen Eindrücke in die Brode, bevor ſie in den Backofen geſchoben wurden. Kaum aber ſchmeckte das Waldweibel den ihm verhaßten Kümmel, und ſah, daß daſſelbe gepiept war, ſo ſchrie es zornig die Hausfrau an:

Haſt Du mir gebacken Kümmelbrod,
Buckſt Du Dir ſelbſt die ſchwere Noth!

Und ging auf und davon. Und wie die glückbringende hülfreiche Hand des Holzweibels nun fehlte, ging es im Hauſe jener Frau alsbald mit dem Wohlſtand den Krebsgang, und ſie kam ſo herunter, daß ſie weder Brod mit noch ohne Kümmel hatte.

323.

Holzweibel beklagt ſein Männchen.

Mein Großvater, erzählte ein junger Burſche aus Wilhelmsdorf, ſaß an einem ſehr dunkeln Winterabende mit den Seinen um den Tiſch, als plötzlich die Thüre auffuhr und ein Holzweibel mit Geheul und Geſchrei hereintrat, und jämmerlich die Hände rang, indem es ſchmerzvoll ausrief: Huhu, der wilde Jäger! huhu, hat mein Männel erſchoſſen! Huhu! — Alle erſchracken, doch der Hausvater fragte: Und warum denn, was hat's denn gethan? Da ſeid Ihr Schuld daran! erwiederte weinend das Holzweibel: Ihr habt heute wieder ein Bäumchen auf den Stamm gedriebt*), da muß allemal eines von uns ſterben: Huhu! Thuts nicht wieder! Um Gotteswillen nicht, huhu! Und da ging das Weibel in der Stube herum) und mußte ihm jedes die Hand darauf geben, nicht wieder Bäumchen zu drieben. Als dies geſchehen war, gab die Hausfrau dem Holzweibel einen Teller voll Sauerkraut und ein Stück Brod, das nahm es und kroch damit hinter den Ofen, aß und ſchluchzte aber immer dabei. Es blieb auch die Nacht über hinter dem Ofen ſitzen, am frühen Morgen, als die Familie wieder in die Stube kam, war es aber über alle Berge.

---

*) Drieben heißt in der Volksſprache des Voigtlandes ein Bäumchen ſo lange umdrehen, bis Rinde und Baſt ſich vom Stamme löſen.

324.

Der verſchmähle Kuchen.

Von Wilhelmsdorf nach Dobian führt der Fußſteig an einer einſamen Bergwand, :„die Eiſengruben“ geheißen, vorbei, in deren Nähe ein Stück Ackerland liegt. Darauf pflügte einſt ein Knecht aus Wilhelmsdorf, der hörte plötzlich ein Gemurmel feiner Stimmchen, die ſchienen aus der Felswand zu kommen. Der Knecht ſpähte umher, ſah aber nichts Lebendes, doch ging das Gerede fort, und wie er recht aufmerkſam hinhorchte, ſo vernahm er, daß zwei Waldweiblein mit einander Zwieſprach hielten, über Kuchen, den ſie backen wollten, von denen das eine Vorbacken (eine Art Brodkuchen), das andere Käſekuchen (Mattenkuchen) backen wollte. Da rief der Knecht laut und vorlaut: Ei! Mir auch ein Stück, wenn ihr ausgebacken habt! worauf das Geſpräch im Fels verſtummte. Wie der Knecht ſeine Mittagsruhe gehalten, und ſeinem Pfluge wieder nahte die Arbeit fortzuſetzen, ſiehe, da lagen zwei große Stücke von beiden Kuchenarten auf dem Pfluge. Der Mann erſchrack, hielt den Kuchen für Teufelsſpuk und warf ihn vom Pfluge. Flugs lagen beide Stücke wieder darauf. Da nahm er ſie, und warf ſie ſo weit von ſich, als er ſie nur wegzuſchleudern vermochte, und da drang aus der Felswand ein zorniger Aufſchrei. Grauen erfaßte den Pflüger; er kam matt und müde heim, legte ſich hin, bekam ein Fieber und ſtarb.

325.

Das verwünſchte Bergwerk.

Zu Wilhelmsdorf wurde in alten Zeiten lebhafter Bergbau mit vielem Glücke betrieben. Ein junger Bergmann wollte eines Morgens auf die Grube gehn. Noch haſt Du Zeit — jammerte ſeine an heftigen Gichtſchmerzen darnieder liegende alte Mutter — trage mich erſt noch in den Garten und lege mich dort in die Sonne, daß ich mich noch einmal letze an der ſchönen Gotteswelt. Der fromme Sohn nahm die Mutter auf ſeine Arme, machte ihr ein Lager in dem Garten zurecht, und kam darüber etwas zu ſpät bei der Grube an. Heftig ſetzte deshalb der Steiger den ſpäten Ankömmling zur Rede. Der junge Bergmann vertheidigte ſich in dem Gefühle, ſeine Kindespflicht erfüllt zu haben, die Gemüther erhitzten ſich und im Wortwechſel ſtieß der Steiger den Bergmann hinunter in den tiefen Schacht. Zerſchmettert und tod wurde er herausgetragen. Die Kunde von der Frevelthat kam zu des Jünglings Mutter. Sie ſprang auf, fühlte keine Schmerzen mehr und trat in den Kreis der trauernd um die Leiche verſammelten Bergleute. Dort ergriff ſie eine Bürſte, die zufällig da lag, und ſchleuderte ſie hinunter in die Tiefe des Bergwerkes unter der Verwünſchung: So viele Jahre, als Borſten in dieſer Bürſte ſind, ſoll das Bergwerk rings umher für Menſchenhände ſich verſchließen! — und ſtürzte entſeelt an ihres Sohnes Seite nieder. Der Fluch ging alsbald in Erfüllung. Wilde Waſſer fielen ein und erſäuften die Schachte. Die Bergleute mußten ſich in andere Gegenden wenden. Die Gruben ſind noch vorhanden, das Erz findet ſich noch, doch niemand wagt den Bergbau von Neuem zu beginnen, denn noch nicht die Hälfte der Jahre ſoll verfloſſen ſein, welche die Bürſte in der Tiefe fordert.

Unter andern Umſtänden ſoll das Goldbergwerk zu Reichmannsdorf mit einem Röſel Mohn verwünſcht worden ſein.

326.

Der Otterkönig.

An der Saale, in der Nähe des ſogenannten Keſſels unter Wilhelmsdorf, ließ ſich in den älteſten Zeiten, und läßt ſich zuweilen noch in unſern Tagen eine Otter ſehen, welche eine kleine goldene Krone auf ihrem Köpfchen trägt. Schon manchem Bewohner der Umgegend hat es nach dieſer Krone gelüſtet, doch ſie zu erlangen iſt keine gar leichte Sache. Man muß zuvörderſt ein weißes, reinliches Tuch bei der Hand haben, dieſes Tuch wird, wenn man auf den Otterkönig trifft, vor demſelben auf den Erdboden ausgebreitet, und das Begehr nach ſeiner Krone ausgeſprochen. Kaum geſchehen, ſo muß der Beſchwörer ſchleunigſt entfliehen. Der erzürnte Otterkönig verfolgt ihn aufs heftigſte, und es koſtet ihm das Leben, wenn er nicht durch das Waſſer ſich retten kann. Nur einem armen Manne aus dem Gosthale ſoll vor langer Zeit der Raub dieſer Königskrone gelungen ſein. Denn als er nach gelungener Flucht am andern Morgen nach ſeinem Tuche ſah, hatte der Otterkönig die goldne Krone darauf abgelegt.

327.

Nixenliebſchaft.

Die Nixe, die in der Saale wohnt, kam vor Zeiten auch manchmal ans Land. Bethört von ihrer Schönheit hatte ſich ein unlängſt erſt verheiratheter Bauer aus Wilhelmsdorf in einen Liebeshandel mit der Nixe eingelaſſen. Die junge Frau merkte Unrath, ſchlich ihrem Manne nach, und traf richtig die beiden an, wie er mit ihr koſte und ſie ihren Arm um ihn geſchlungen hatte. Das konnte ſie nicht ſo mit anſehen, denn ſie hatte ihren Mann freßlieb. Sie trat vor, zerraufte ſich die Haare und jammerte dazu, als wollte ſie ſich die Augen aus dem Kopfe heulen. Die Nixe aber ſprach: Weil Du Deinem Manne ſo gar gut biſt, ſo nimm ihn mit, ich will keinen Theil an ihm haben. Das aber mache ich mir dabei aus, wenn Du in die Wochen kommſt, und Zwillinge kriegſt, ſo mußt Du mich zu Gevatter bitten. Ob dieß auch in der That geſchehen, meldet die Sage nicht, aber außerdem weiß ſie von Saalnixen erſtaunlich viel zu erzählen. Wäſche bleichten die Nixen beſtändig. Einen Bauerlümmel, der mit ſeiner Dreckgeiſel die feine Nixenwäſche, die ſo rein wie Baumblüthe und friſchgefallner Schnee auf der Wieſe lag, beſchmutzte, brach die Nixe auf der Stelle den Hals.

Nicht ſelten mußten Landleute die Nixenkinder in Wiegen ſchaukeln, und je nachdem ſie dieß Geſchäft gut oder ſchlecht vollzogen, folgte Lohn oder Strafe.

328.

Der Wechſelbalg zu Goßwitz *).

Hinter dem Wohnhauſe des ,Schulzen Herold zu Goßwitz befindet ſich ein altes Gemäuer mit einer kellerartigen Vertiefung, worin man früher zur Zeit der Mitternacht ein Licht unheimlich flimmern ſah. Niemand hatte noch den Muth gehabt zu ſehen, was dahinter ſtecke. In einer Winternacht waren die Burſche und Mädchen aus dem Dorfe in der Rockenſtube verſammelt und im Scherz erboten ſich die Burſche demjenigen Mädchen einen neuen Rock zu ſchaffen, das noch in derſelben Nacht Beweis bringen könne, daß es bei dem verrufenen Kellergeiſt geweſen ſei. Der ganze Mädchenhaufe ſchauderte zuſammen. Hoch auf horchte aber die Magd des Hauſes, die in einem Winkel der Stube das mißgeſtaltete Kind ihrer Hausfrau zu warten hatte. „Es gilt — rief das friſche Mädchen aus — und bis ich wieder komme habt Acht auf das Kind.“ Eilend lief ſie hinter den Gärten hinunter. Da war der Keller und das geiſterhafte Licht darin. Vorſichtig ſchaute ſie hinein. — Kuckſt Du, ſo werf' ich — rief es ihr daraus entgegen. Wirfſt Du, ſo haſch' ich — erwiederte die Magd ohne ihre Stellung zu

---

*) Vergl. D. S. B. 529, wo aus Verſehen Greßwitz gedruckt iſt.

verändern. — Kuckſt Du ſo werf ich — wirfſt Du ſo haſch' ich — wiederholte es von Seiten des Geiſtes und von Seiten des Mädchens. — Wirf doch zu, ich haſche ſchon, rief das Letztere als der Kellergeiſt zum dritten Male mit ſeinem Wurfe drohte. Hoch hub ſie ihre Schürze auf, der Wurf geſchah, und in der Schürze lag ein Kind. Glücklich kam ſie damit heim. Neugierig beſchaute man den unerwarteten Fund — ein ſchönes wohlgebildetes Kind. Da kam von dem Lärmen erweckt auch die Herrſchaft herbei und erkannte in dem Zuwerflinge froh und erſtaunt ihr eigenes Kind. Ausgetauſcht war es geweſen gegen jenen Wechſelbalg, den man ſeiner Ungeſtalt und ſeines häßlichen Geſchrei's halber der Magd zur Wartung übergeben hatte. Vergebens ſah man ſich nun nach dem Wechſelbalge um; er war dem jungen Volke unter den Händen verſchwunden.

329.

Die ſieben Alten.

Nicht weit von Goßwitz iſt ein Berg, „der Gößitz“ genannt. Dort befindet ſich eine ſchauerliche Bergſchlucht mit Schwarzholz dicht bewachſen, deren Inneres mit bemooſten Felſengruppen ſchön geſchmückt iſt. Dort war es, wo häufig von Verirrten und Leuten, die in das Holz gingen, gerade in der Mittagsſtunde 7 vermummte Männer bemerkt wurden, wie ſie im engen Kreiſe um einen viereckigen, bemooſten Felſenſtein herumſaßen. Dieſe Männer hatten lange, graue Bärte, waren in tiefes Stillſchweigen verſunken und würfelten dabei mit ernſten Angeſichten.

Wem dieſes Würfeln oder Looſen galt, entdeckt die Sage nicht, doch deutet ſie wohl deutlich genug auf das Siebengericht der alten Deutſchen hin, von dem noch immer an vielen Orten die „Siebener" zeugen.

330.

Glück bringende Mäuſe.

Zu Großkamsdorf war zu alter Zeit ein Bergmann, der auf eigene Rechnung arbeitete. Auf ſolche Weiſe hatte er ſein und ſeiner Frau ganzes Vermögen verbaut, aber nichts gefunden, was ſich ergiebig bewieſen und Ausbeute verſprochen hätte. Zuletzt hatten dem vielgeplagten Manne die Mäuſe ſogar ſein Grubenlicht verſchleppt. Wenn er nur wenigſtens das wieder gehabt hätte! Halb aus Aerger und Rache, halb um des Lichtes willen, grub er emſig der Spur der diebiſchen Mäuſe nach, und fand dadurch einen Erzgang, reicher, als man je noch einen auf dem ganzen Bergrevier gehabt hatte.

331.

Der verheilte Wagen.

Zwiſchen Bucha und Könitz begab ſich's einſtmals, daß ein Bergmann, der in den Camsdorfer Gruben gearbeitet und Schicht gemacht hatte, an einem Dreikönigsabende heimkehrte. Auf halbem Wege kam er zu der Stelle, wo die Feldwege zwiſchen Bucha und Groß-Camsdorf, Goßwitz und Könitz ſich kreuzen, ſiehe, da brauſ'te ein wildes Geſpann raſſelnd daher ihm entgegen, und auf dem Wagen ſaß Perchtha, hielt an und rief dem Bergmann gebieteriſch zu, er ſolle ſchnell zur Hand ſein und mit einem Holzpflock eine ſchadhafte Stelle am Wagen verkeilen. Der Bergmann war wohl zur Hülfe bereit, doch entſchuldigte er ſich damit, daß er der Wagnerkunſt nicht kundig, auch weder Holz noch Meſſer zur Hand habe. Die Perchtha jedoch reichte ihm Holz und Meſſer dar, und er ſchnitzte den Keil, ſo gut er's eben konnte, und half dem Fehler des Wagens nach, auch ſo gut er's konnte. Sehr gnädig that Frau Perchtha nach ihrer Gewohnheit und ſchenkte dem Bergmann die abgefallenen Spähne, ja ſie ließ ſich herab, ſeine Taſchen ſelbſt damit anzufüllen, dann fuhr ſie weiter, in die dunkle Nacht hinein. Als der Bergmann heim kam, lag ſeine Frau in Wochen und hatte ihm ein Paar Zwillinge geboren, und wie er nun ſein Gewand ablegte, quollen die Spähne, des Hülfreichen Lohn und Segen, in Gold verwandelt, aus den Taſchen, und er war aller Sorgen enthoben.

Aehnliches ſoll ſich auch zugetragen haben mit zwei Bauern aus Jüdewein, die zu Köſtnitz im Kruge ſaßen und wacker zechten, ſo daß ſie die Heimglocke überhörten. Der Wirth war ſchläfrig, hätte die ſpäten Nachtgäſte gerne fortgehabt, und bemerkte ihnen, ſie möchten ſich doch nicht zu ſehr verſpäten, da es Perchthenabend ſei. Die Zecher ſagten, daß ſie, weil ſie zu Zweit, ſich nicht fürchteten, und endlich brachen ſie auf. Juſt zwiſchen den nahe bei einander liegenden Orten Jüdewein und Köſtitz, auf der Stelle, wo die Landesgrenze hindurchzieht, kam Perchtha mit ihrem zerbrochenen Wagen gefahren und nöthigte die beiden zu Hülfe, ſie dann mit Spähnen belohnend. Auch dieſe verwandelten ſich in Gold. Davon iſt das Sprüchwort entſtanden, dort und anderwärts, daß man ſagt, wenn einer gut bei Mitteln iſt: „Der hat Spähne.“

332.

Die Vögel auf dem Ipsſattel.

Unter der Benennung des großen und des kleinen Ipsſattels breitet ſich von Großkamsdorf nach Oberwellenborn hinunter eine ziemliche Fläche von Wieſen und Feldern aus. Dort wurden oftmals bei nächtlicher Weile langbeinige Vögel geſehen, auf denen feurige Zwerge ſaßen. Dieſe wunderlichen Reiter trieben ſich in der Luft geraume Zeit im Kreiſe herum, und wenn ſie dieſes Spiel lange genug getrieben hatten, ritten ſie in langen Zügen nach den Kattenkuppen und dem heiligen Berge bei Saalfeld hin und verſchwanden dort in einer Höhle. Dieſe Vögel hatten kleine Sättel auf dem Rücken und wurden von den Zwergen mit goldenen Zäumen gelenkt. Auch bei dem Dorfe Eiba, früher Ybe geſchrieben, wurde dieſe luſtige Reiterei bemerkt.

An beiden bemerkten Stellen wurden römiſche Münzen gefunden. — Offenbar erſcheinen die örtlichen Benennungen Ips und Ybe verwandt; die falſchen Sagen-Erdiſtler würden, wäre ihnen dieſe Kunde geworden, mit Wolluſt aus den langbeinigen Vögeln eitel Ibiſſe gezaubert, und, weil die Vögel geſattelt, einen Ibisſattel aufgetiſcht und auf ſelbem ihr phantaſtiſches Roß wacker getummelt haben.

333.

Die Hohewart und Frau Welle.

In der Nähe von Kaulsdorf über Saalfeld, zwiſchen erſtgenanntem Dorfe und dem Altar, erhebt ſich eine Kuppe, die heißt die Hohewart. Dort hatte der wilde Jäger am liebſten ſeinen Zug, denn dort herum gab es viel des Wildes, das dieſer ſuchte. Einſt hörte ein Bauer das wüthende Jagdheer über ſich dahin brauſen und ſchrie dem wilden Jäger zu: Halbpart auf der Hohewart! und am andern Morgen hatte er ſeinen genugſamen Jagdantheil, den ganzen Hof voll todter ſtinkender Waldweibel und Moosmännel, nebſt allerlei unheimlichem Geflügel und Galgenvögeln, und war die Menge gar nicht fortzubringen, und blieb ſchier eine Woche lang. Erſt am Sonnabend Abend war es plötzlich verſchwunden.

Auf der Hohewart ſtand ein alter Thurm, darin ſoll eine weiße Frau gewohnt haben, welche „Frau Welle“ hieß, ein Name, aus welchem ſich ganz ſo ſchön Veleda dichten läßt, wie aus Chatten Heſſen. Nach ihr ſoll ein nahes Thal auch noch das Valleidathal heißen, ſie ſelbſt aber ſei eine Rune geweſen, bei der ſich die Umwohner Rathes erholt, und nun wandere ſie noch, weißgekleidet, mit breitem Gürtel aufgeſchürzt, und mit langem, bis zu den Ferſen abwallenden Haare. Sie ſchützte die Waldmännchen und Holzweibel — gehört demnach in den Perchthaſagenkreis — wunderlich iſt's, daß eine halbverklungene Sage die „Frau Welle“ auch als „fahle Kuh“ erſcheinen und wandern läßt. Auch im nahen Grunde des Wynitzbaches geht an einem Felſenberge, der die Trudenkuppe heißt, eine genugſam bezeichnende mythiſche Benennung, eine weiße Frau mit flatterndem Haare um, die ein blankgeſchliffenes Opfermeſſer in der Hand trägt.

334.

Von der Stadt Saalfeld.

Saalfeld iſt eine ſehr alte und weitberühmte Stadt. Ihr Gebiet hatte frühzeitig dichte Bevölkerung durch ein germaniſches Culturvolk, wie Gräberfunde an reichen und ſchönen Schmuckgegenſtänden des heidniſchen Alterthums von Bronce längſt dargethan haben. Auch an ſchönen Sagen iſt die Stadt Saalfeld und ihre nächſte Umgebung ſo reich, daß mit ihnen allein ein mäßiges Buch ſich füllen ließe Die mythiſch-dämoniſche Welt heidniſcher Sage thut ſich allenden kund in dieſem Gau in dem wilden Jäger, der Berchtha, den Nixen, den Drachen, den Bilbzen, den Holzweibeln und Moosleuten, den Bergwerksgeiſtern und anderen. Aus der Zeit der Heidenbekehrung werden Bonifacius und Lullus genannt; als Grenzfeſte gegen die angrenzenden Sorben und Wenden ſoll die alte Sorbenburg, vom Volke „der hohe Schwarm" genannt, deren Ruine noch immer trotzig daſteht, erbaut worden ſein. An die Abgrenzung Thüringens gegen die Sorben ſoll als Wahrzeichen das an der St. Johanniskirche angebrachte Steinbild, das ſogenannte Häringsmännchen erinnern, und die Sage läßt dieſe Kirche juſt ſo viel als die Saalbrücke koſten, und letztere nur 3 Heller mehr, läßt auch die beiden Baumeiſter dieſer Bauwerke miteinander wetten, wer das ſeine zuerſt vollende, und den Baumeiſter der Kirche ſich vom Thurme herabſtürzen, weil die Brücke um weniges früher fertig wurde. Vom Heiligenkult und Wallfahrtweſen des Mittelalters zeugt das ſagenumklungene St. Kümmrißbild mitten auf der erwähnten Brücke, und auch an Mönchs- und Nonnen-Spuk und Geſpenſterſagen iſt eher Ueberfluß als Mangel, und das Gebiet des Aberglaubens und alterhaltener Bräuche findet ſich ebenfalls in Fülle durch örtliche Sagen vertreten.

Das erwähnte Bild ſoll neuerer Forſchung nach nicht das ſein, wofür eine ganz Deutſchland durchklingende Sage es ausgiebt, ſondern ein ſogenanntes Gehülfenbildniß.

335.

Die ſilberne Orgel.

Lange ging die Sage, daß in der alten Münzkirche zu Saalfeld eine ſilberne Orgel tief vergraben ſei. Das hätten die Mönche des Barfüßerkloſters gethan, als die Reformation ſie aus Saalfeld vertrieb, und ſie ihren Kloſterſchatz nach Erfurt flüchteten, die Orgel aber nicht wohl fortbringen konnten. Ein Saalfelder Herzog, Chriſtian Ernſt, wollte den Schatz heben, berief Bergknappen und Schätzebeſchwörer, und ließ in ſtiller Mitternachtſtunde einſchlagen. Bald kündete ein hohler, metallener Klang, daß ſchon ein Kaſten erreicht ſei, kein Laut ward rege, alles lauſchte mit verhaltenem Athem, die Bergknappen arbeiteten ſchwitzend fort, da ſchrie auf einmal eine Stimme: Es brennt! Zugleich ſah man Flammen lodern, und mit einem dumpfen Klang ſank der Schatz zur Tiefe. Es war aber das Feuer kein Spuk der Geiſter, ſondern es brannte in der That im Sparrwerk des Kirchendachs, und die Spur davon iſt am Gebälk noch zu ſehen. Niemand wußte, wie das Feuer ausgekommen, und ungehoben blieb bis heute der Schatz und die ſilberne Orgel.

336.

Der Kloſterſchatz.

Aus dem alten Kloſter gehen, wie für glaubhaft berichtet wird, mancherlei unterirdiſche Gänge bis zu den Nachbarhäuſern, ja einer ſoll bis in das Rathhaus, ein anderer bis unter die Sorbenburg führen. Zu einer Bewohnerin eines der dem Kloſter naheſtehenden Häuſer kam vor Zeiten ein Kloſtergeiſtlicher, der ſagte, er wiſſe für gewiß, und habe es aus alten Schriften, daß nach der Reformation, ehe die Mönche das Kloſter verlaſſen, ein reicher Schatz an guten Kirchengemälden und vergoldeten Statuen in einen Gang geflüchtet und vermauert worden, der unter ihrem Hauſe ſich befinde. Und wenn die Beſitzerin Nachgrabung erlauben wolle, ſo ſolle ſie die Hälfte des Fundes, außerdem keine Koſten haben. Darauf hin wurde die Erlaubniß gegeben, und nicht lange, ſo war ein breiter ſchön geplatteter Gang entdeckt, an deſſen Ende eine eiſerne Thüre ſich fand, ja man hatte gewiſſe Anzeichen, daß nun der Schatz werde zu heben ſein. Bevor aber noch der letzte Schritt gethan und die Thüre geöffnet wurde, ſenkte ſich der Boden im Hofe nahe einer Fundamentmauer, verſchüttete den Gang, bildete eine tiefe Grube, und bedrohte das ganze Haus mit Einſturz. Dadurch wurde die Dame ſo erſchreckt, daß ſie alles weiterſuchen einzuſtellen gebot, und ſo iſt auch dieſer Schatz ungehoben geblieben.

337.

Die Kornmutter.

In der Mark Brandenburg geht unter den Landleuten eine Sage von der Roggen-Muhme, die im Kornfeld ſtecke, weshalb die Kinder ſich hineinzugehen fürchten.

Im Jahre 1662 erzählte auch eine ſaalfelder Frau dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von ſeinen Unterthanen gezwungen, zur Aerntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihr junges ſäugendes Kindlein mit auf den Acker und legte es, um die Arbeit zu fördern, an den Boden. Ueber eine Weile ſah der Edelmann, welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und es um das der Bäuerin austauſchen. Dieſes falſche Kind hob an zu ſchreien, die Bäuerin eilte herzu, es zu ſtillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß ſie zurückbleiben, er wolle ihr ſchon ſagen, wenns Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte ſo der fleißigern Arbeit wegen und fügte ſich mit großem Kummer. Das Kind ſchrie unterdeſſen unaufhörlich fort, da kam die Kornmutter von neuem, nahm das weinende Kind zu ſich und legte das geſtohlene wieder hin. Nachdem alles das der Edelmann mit angeſehen, rief er der Bäuerin und hieß ſie nach Hauſe gehen. Seit der Zeit nahm er ſich vor, nun und nimmermehr eine Kindbetterin zu Dienſten zu zwingen.

338.

Langenſchade.

Ein ungeheurer Rieſe — manche Leute meinen gar es ſei der Teufel ſelbſt geweſen — trug einſtmals auf ſeiner Achſel einen Sack über die Haide, der von unten bis oben mit Häuſern angefüllt war. Als er in die Gegend kam, wo jetzt das Forſthaus Reichenbach ſteht, bekam der Sack ein Loch und es rutſchte durch das Loch eines ſeiner Häuſer heraus. Kaum hat der Rieſe wieder ein paar ſeiner gewohnten Schritte gethan, plump! da liegt wieder ein Haus, ohne daß er etwas davon merkte. So iſt das Herausrutſchen fortgegangen, mit einem Hauſe nach dem andern. Zuletzt fühlte der Rieſe doch, daß ſein Sack weit leichter geworden ſei. Er beſah ihn und fand ihn beinahe leer geworden. Da ſchüttelte er ärgerlich die letzten paar Häuſer heraus, — es iſt gerade auch noch die Kirche drunter geweſen, — und rief dabei: Schade! Schade! So iſt das $1^{1}/_{2}$ Stunden lange Dorf und ſein Name entſtanden. Es liegt gar nicht weit vom Culm auf der Haide.

339.

Die weißen Tauben zu Wiſſen.

Nicht weit entfernt von dem Dorfe Wiſſen auf der Haide, tief im Holze, ſtößt man auf die Ruinen einer alten Kapelle. So lange dieſe Kapelle noch im baulichen Zuſtande war und zum Gottesdienſte benutzt wurde, niſtete in ihrem Gemäuer ein weißes Taubenpaar, das jedes Mal, wenn ein Krieg im deutſchen Reiche ausbrach, unter ängſtlichem Geſchrei davon flog, und erſt beim Schluſſe des Friedens, mit grünen Zweigen in den Schnäbeln zurückkehrte und wieder bleibende Wohnung daſelbſt nahm.

340.

Die Hange-Eiche.

Zwiſchen Saalfeld und Rudolſtadt erhebt ſich ein langgeſtreckter kahler Höhenzug, der einſt mit herrlichen Eichen beſtanden war. Beſonders zeichnete ſich eine mächtig große und uralte Eiche aus; und es war unter ihr in grauen Zeiten, vielleicht ſchon vor Einführung des Chriſtenthums, eine Malſtätte; an der Eiche hing eine ſtarke Kette, und an die Kette hing man die Verurtheilten.

Im dreiſſigjährigen Kriege raſtete ein Fähnlein Volk im Dorfe Reichenbach am Fuße des Culm, und zechte wacker. Als am andern Tage das heilige Abendmahl ausgetheilt werden ſollte, fand ſich, daß der goldene Kelch geſtohlen war, und der Verdacht fiel alsbald auf die fremden Krieger. Der Schuldheis eilte dem Fähnlein nach, holte es auf der mittlern Haide ein, und klagte dem Hauptmann, der unter der alten Hange-Eiche lagerte, den Verluſt der Kirche. Der Hauptmann erzürnte ſich über die Beſchuldigung, wie über die Möglichkeit der That, und ſchwur, habe einer ſeiner Leute den Kelch, ſo ſolle er auf der Stelle henken, ohne Schwurgericht und Anwaltkniffe; habe aber keiner der Seinen den Becher, ſo müſſe der Schulze an die Eiche. Im Torniſter eines ruhig ſchlafenden Soldaten fand ſich der Kelch. Dieſer hatte die That nicht verübt, ein anderer hatte ſchnell den geraubten Kelch in jenes Torniſter geſchoben, als die Klage angebracht wurde. Aber alle Betheuerung der Unſchuld half nichts — doch rief der Soldat noch um ein Wunderzeichen den Himmel an. Wenn er unſchuldig gerichtet ſterbe, ſolle nie mehr ein Eichbaum grünen und aufkommen in dieſem Walde. Kaltblütig knüpfte der Dieb des Kelchs den Unſchuldigen auf — kaum aber war der Schulze mit dem wiedergewonnenen Kleinod hinweg, ſo erfaßte die Reue den Dieb und Mörder. Er blieb zurück, als ſeine Kammeraden weiter zogen, ſchnitt den unſchuldig Gehenkten ab und begrub ihn, und erhenkte ſich an ſeiner Stelle. Der Wald aber ſtarb ab, trug keine Eichen mehr.

341.

Die Schwarza goldreich.

Der ſchöne Fluß, welcher des Schwarzathales maleriſche Windungen durchrinnt, hier ſo klar und ruhig dahingleitend, daß man die Fiſche auf den ſchwarzen Steinen ſpielen ſieht, an anderen Stellen, wie am felsſteinernen Wehre, ſich brauſend und ſchäumend durch ausgewaſchene Schieferblöcke drängt, ſoll einen an Goldkörnern reichen Sand führen, und ſteht voran in der Reihe der ſieben goldführenden Bäche im Schwarzburgiſchen Lande. Fremde Männer haben oft zu Knaben geſagt, welche mit den glatten Schwarzaſteinen ſpielten, und ſie über die Waſſerfläche hinwarfen, daß ſie fortzuſchlüpfen ſchienen (welches Spiel man in jener Gegend „fitſcheln“ oder „Waſſerjungfernſchlagen“ nennt): Jungen, ihr werft Steine weg, die mehr werth ſind, als eine Kuh! — Einmal hat man im Magen einer Gans, welche auf der Schwarza geſchwommen, ein ziemlich Stücklein Gold gefunden, und ein anderes Mal bei Erbauung des ſteinernen Wehres über Schwarzburg eine etliche Dukaten ſchwere Goldſtufe, welche im Naturalienkabinet zu Rudolſtadt noch jetzt zu ſehen iſt. Das Schwarzagold hat eine hohe Farbe und gleicht dem arabiſchen. Schon im Mittelalter waren Goldſeifen und Goldwäſchen an der Schwarza, und es iſt zu unterſchiedlichen Malen das Loth feinſten Goldes aus der Schwarza von der fürſtlichen Kammer mit 9 Thalern bezahlt worden.

342.

Der Schatz im Schwarzathale.

Eine Familie in Dittersdorf bewahrt noch einen ehernen Henkel, zu dem ihre Vorältern durch Schatzgräberei gekommen ſind. Es lag nämlich im Schwarzathal auf ihrer Holzgelänge ein Schatz vergraben, den ſie entdeckten und zu heben unternahmen. Aber er ſaß ſo tief in der Erde, daß es Mühe machte, nur die Henkel an den Tag zu arbeiten. Als man eben mit Hebebäumen, die durch die Henkel geſteckt waren, an der Laſt rüttelte, erſchien den Leuten ein greulicher Geiſt, halb Menſch und halb Bock. Sie hielten ihn für den leibhaftigen Satanas, und liefen erſchrocken davon. Als ſie den Platz wieder aufſuchten, fanden ſie nur noch den Henkel, der beim Heben abgeſprungen war; der Keſſel aber ſoll noch tiefer verſunken ſein und niemand hat ihn wieder aufgeſpürt.

Bei Braunsdorf neben einer Steinrütſche liegt unter der Erde ein goldenes Schaf mit einem ſilbernen Lamm. So geht die Sage.

343.

Der weiße Reiter.

In der Nähe des Kirchenfelſens iſt öfter eine Geſtalt, ſchneeweiß gekleidet und auf einem rabenſchwarzen Pferde ſitzend, geſehen worden. Es ſoll der Geiſt eines vornehmen Mannes ſein, der dort erſchlagen wurde. Der Kirchenfels ſelbſt iſt der mächtigſte Steinkoloß des Schwarzathales und an ſeinem Fuße brauſt die Schwarza über das ſteinerne Wehr, und formt in ihrem dunkeln Bette wunderliche Felsgebilde.

344.

Die Teufelstreppe.

Vor langer, langer Zeit wohnte im Schwarzathale ein Fiſcher in einem kleinen mit Stroh gedeckten Hauſe. Seine Frau, die Tochter des Thurmwarts auf Greifenſtein, war eben ihres erſten Söhnleins geneſen, deshalb eilte der erfreute Vater in die Stadt, um den Erſtgebornen zur Taufe zu melden und dann auf die Burg, um ſeinen Schwiegervater zu Gevatter zu bitten. Als er das Schwarzathal wieder betrat, brauſte darin ein gewaltiger Sturm, daß die Tannen ſich tief zur Erde beugten und die Felſen zitterten; die Schwarza aber wogte und ſchäumte, daß der Mann kaum den Steg zu überſchreiten wagte, der an's jenſeitige Ufer zu ſeiner Hütte führte. Davor ſtand ſeine Frau, die Hände ringend und wehklagend, und deutete nach dem Fluſſe. Da ſprang der Teufel, der ſchon oft im Thale getobt hatte, ſo eben mit einem rieſigen Schritte über den Fluß, und in ſeinen Krallen hielt er — den wimmernden Säugling. Die Mutter war neben der Wiege eingeſchlummert und hatte vergeſſen, das Gebetbuch unter des Kindes Kopfkiſſen zu legen, denn es war ja noch nicht getauft. Schon ſtieg der Teufel den ſteilen Berg am andern Ufer hinan, aber ſelbſt ihm wurde derſelbe unerſteigbar. Da griff er mit der Rechten neben ſich, riß Felsblöcke aus dem Boden und legte ſie ſtufenweiſe an einander, während er mit der Linken das Knäblein hielt. Schon hat er ſieben Stufen gebaut und die ſiebente erſtiegen — da hemmt das inbrünſtige Gebet der Eltern ſeine Macht, er zittert, ſchwindelt und der Raub entſinkt der Hand. Er verſchwand, und Engel trugen das Knäblein unverſehrt in der Mutter Schoos. Augenblicklich legte ſich der Sturm, der Fluß glitt ruhig dahin, und die ganze Natur ward wieder heiter. Des andern Tages wurde der Knabe zur Taufe gebracht.

345.

Rieſenſpielzeug.

Wenn man den Wirrbach, der bald über bemooste Schieferblöcke rauſcht, bald klare Waſſerbecken bildet, und nebenbei die köſtlichſten Forellen beherbergt, überſchritten hat, ſteht man am Fuße der mächtigen Hünenkoppe, deren Felswände von trauriggrünem Taxus und ſchlanken Tannen bewachſen ſind. Hoch auf dem Gipfel, zu dem ein bequemer Weg gebahnt worden iſt, eröffnet ſich eine herrliche Ausſicht. Tief unten ſieht man der Schwarza grünliche durchſichtige Fluth, zu beiden Seiten von ſteilen Bergwänden eingeſchloſſen, die bald von reizenden Buchen- und Tannenwäldern begrünt, bald mit ſchroffen Felſenzinnen bewehrt ſind; über jenem Bergrücken erhebt ſich der Greifenſtein, dort blinkt das Rudolſtädter Schloß, das Saalthal thut ſich auf, und am fernen Horizonte ragt die Leuchtenburg. Die Hünen oder Rieſen konnten ſich keinen erhabeneren Wohnort wählen.

Einſtmals ſah eine Hünenprinzeſſin unten im Thale einen Ackermann, der hinter dem Pfluge einherſchritt. Von der Bergeshöhe erſcheinen die Menſchen im Thale gar klein, faſt wie ein Ameiſenvölkchen, wie winzig mußte der Mann vollends einer Rieſin vorkommen! Neugierig ſtieg ſie hinab — ſie brauchte nicht viel Schritte — nahm den Bauer ſammt Pflug und Ochſen in die Schürze, und trug ihn zum Berge hinan. Sieh, Mutter, ſprach ſie mit kindlicher Freude, was ich da für ein artiges Spielzeug gefunden habe! — Kind, belehrte ſie die Mutter, trage die niedlichen Geſchöpfe wieder hinunter, ſie ſind überaus nützlich, denn ſie durchwühlen die Erde und ſtreuen gelben Sand hinein, daraus wachſen zarte Grashalme und die geben dann das Korn, aus deſſen Mehl wir unſer Brod backen. Nachdem die Prinzeſſin den vor Schrecken und Staunen halb todten Ackermann und ſeine Stiere geſtreichelt und gehätſchelt hatte, ſetzte ſie dieſelben unverſehrt wieder hinab.

Bei Eisfeld wie im Elſaß iſt dieſelbe Sage lebendig, nur daß dort ein Rieſe die Lehre ertheilt.

346.

Die Rieſenkegelbahn.

Einmal ſchnitt ein armer Mann aus Dittersdorf mit ſeinem Sohne Birkenreiſer zu Beſen ab. Jeder verfolgte ſeinen beſonderen Weg. Auf einmal ſieht der fleißige

Junge hinter einem Buſche einen Felſen, der weit offen ſteht, und das Thor zu einer Rieſenhalle bildet, darin alles Geräthe, was in ſeines Vaters Hütte aus Holz geſchnitzt war, aus gediegenem Golde beſtand, der Goldbröcklein nicht zu gedenken, die als klarer Kies den Boden bedeckten. Darinnen aber ſtanden entſetzlich große Rieſen, die das arme Erdenwürmchen gar nicht zu bemerken ſchienen. Aus ihrem Saale dehnte ſich über das Schwarzathal hinüber nach dem Böhlſcheiber Berge eine Kegelbahn, wo goldene Thürmchen als Kegel ſtanden, die goldenen Kugeln aber rollten wie Monde auf der ſpiegelglatten Tenne, die aus blankem Stahl geſchmiedet war. Geblendet von all der Herrlichkeit, und weil er nicht allein zu den rieſigen Geſtalten zu treten wagte, ſchlüpfte der Knabe eilig zu ſeinem Vater, und fand kaum Worte für das Geſchehene. Ob er nun wohl den verwunderten Vater durch Buſch und Geſtrüpp zieht, ob ſie lauſchend jeden Felſen betrachten, der mit dem weiten Thore iſt nicht wieder zu finden.

347.

Rieſengaſthof.

Im Walde bei Dittersdorf lag vor Alters ein Gaſthof „zum goldenen Hirſche,“ darin kehrten zu Zeiten die Rieſen ein und thaten ſich gütlich. Der Gaſthof ging, weil die Hünen, ſonſt die Stammgäſte, nicht mehr zum Beſuche kamen, ein; aber der goldene Hirſch des Wirthshausſchildes wurde lebendig, und wird noch jetzt zuweilen im Walde umherſetzend erblickt. Keinem Jäger aber kommt der Hirſch zum Schuß, oft ſahen Wanderer in der

Dämmerung den Hirſch ſich äſen, und dann in die Bergwand hinein verſchwinden.

348.

Die goldene Ruthe.

Ein Dittersdorfer Mann, der die Hünenkoppe durchſtreifte, um Jochweiden (zur Befeſtigung des Joches an die Hörner des Zugviehes) zu ſuchen, erblickte plötzlich eine Rieſin, die auf einem großen Felsblocke ſaß, und ihr verhältnißmäßig eben ſo großes Kind auf dem Schooße wiegte. Da ſetz dich her! ſagte die Rieſin zu ihm, und warte mein Kind, unterdeß will ich dir eine Weide ſuchen, die ſo lange hält, daß du ſie nicht überlebſt. Der Bauer hatte, das Kleine ſcheu anblickend, eine Zeitlang daſſelbe gewartet, als der Säugling ſo heftig zu ſchreien anfing, daß der Bauer vor Grauſen ſich davonmachte. Als er ſich endlich umblickte und ſich ſchon ſicher glaubte, ſah er die Rieſin mit einer goldenen Ruthe in der Hand ihm auf den Ferſen folgen. Jemehr er rannte, deſto größere Schritte machte das Hünenweib. Schon ſetzt er den einen Fuß in ſein Thor, da trifft ihn ein Schlag der goldenen Ruthe — und halbtodt ſinkt er nieder. Die Ruthe war ein ausgewachſener Birkenſtamm von Gold, und hätte er Stand gehalten, ſo wäre dieſer ihm zu Theil geworden.

349.

Nixen in der Schwarza.

Vor Zeiten kamen häufig Nixen in das Dorf Schwarza, um dort Lebensmittel einzukaufen. Man erkannte ſie bald am naſſen Saume ihrer grünlichen Gewänder, auch ließen ſie bisweilen grünes Haar und grüne Zähne ſehen, doch ſelten, denn die Menſchen grauten ſich vor ihnen, ſonſt ließ man ſie unangefochten ihres Weges gehen, und ihre Einkäufe beſorgen.

Eines Abends wurde die Wehmutter des Dorfes von einer dunklen Frau berufen, ihr zu einer Kreiſenden zu folgen; dieſe that ihren Pflichtgang, und wurde thalaufwärts an das Schwarzabette geführt. Dieß that ſich auf, als die Führerin, welche eine Nixe war, mit einer grünen Weidengerte auf das Waſſer ſchlug. Kryſtallklar glänzten die Stufen, welche hinab in die Tiefe führten, und in einem Gemach, das wie Glasſpiegel funkelte, lag die Wöchnerin, auch eine Nixe. Die Wehmutter ſtand ihr bei, ward reich belohnt und ebenſo zurückgeleitet. Kein Nixenmann ließ ſich ſehen.

350.

Nixe beim Tanze.

In alten Zeiten kam oft eine Nixe aus der Schwarza zum Tanze. Sie war wunderſchön und ſchneeweiß gekleidet, nur war immer der Saum ihres Kleides naß. Auf dem Tanze hatte ſich ein junger hübſcher Burſche in ſie verliebt, und dem zu Gefallen kam ſie öfter als ſonſt. Gewöhnlich ging ſie ſehr bald vom Tanzplane weg, aber einmal gefiel es ihr zu wohl. Die Linde, unter der getanzt wurde, blühte gerade und duftete ſo herrlich, und in ihren Zweigen rauſchte es von Nachtſchmetterlingen und Käfern. Der Geliebte bat das Nixenmädchen inſtändig, nur noch den allerletzten Dreher mit ihm zu tanzen, daß ſie noch ein halbes Stündchen zugab. Als er ſie nun nach dem Fluſſe begleitet hatte, nahm ſie zärtlicheren Abſchied als je zuvor, und ſagte wehmüthig: Das halbe Stündchen über die Zeit werde ich ſchwer büßen müſſen, und dich vielleicht nie wiederſehen. Wenn ſich das Waſſer über mir roth färbt, bin ich eine Leiche. Dann ſuche dir nur ein anderes Liebchen, denn ich mag nicht, daß du meinetwegen deine Jugend vertrauerſt. Sie umarmte ihn zum letzten Male und tauchte in den Fluß. Augenblicklich färbten ſich die klaren Wellen roth, wie Blut. Der Burſche hat aber keine wieder geliebt und hat ſich aus Gram an derſelben Stelle in den Fluß geſtürzt, gleich jenem treuen Friedel in der Todtenlache bei Schleuſingen (ſ. Sage 173.)

351.

Vom alten Schloſſe Schwarzburg.

Das höchſt romantiſch gelegene Schloß Schwarzburg, das Ziel zahlloſer Reiſenden, ſoll in ſehr frühen Zeiten begründet worden ſein. Alte thüringer Chronikenſchreiber berichten, als Dieterich von Bern, der nahe Anverwandte des Königs Irminfried, in das Thüringerland gekommen, ſeien in ſeinem Gefolge tapfere Mannen geweſen, die haben auf der Höhe über dem tiefen und wilden Thalfluſſe eine Kohlenbaute gefunden, und dieſe Meilerſtätte zur Anlage eines Burgbaues erkoren. Andere ſagen, daß ein naher Verwandter des großen Sachſenherzogs Wittekind, der den gleichen Namen geführt, Gefangener Kaiſer Karl des Großen geworden, der ihn habe taufen laſſen, und ſelbſt ſein Taufpathe geworden ſei, weil er Wohlgefallen an dem ſtatt-

5ut

lichen und tapfern Sachſenhelden gefunden. Der Taufnahme des jüngern Wittekind, welchen man nur den „ſchwarzen Ritter“ nannte, ſei Ludwig geweſen, und zwei zugleich mitgefangene Söhne deſſelben, Wittekind und Walperto, ſeien Karl und Ludwig getauft worden. Karl wurde darauf von ſeinem Pathen Karl dem Großen zu einem Gaugrafen im Thüringerwalde erhoben, und mit Land von 20 Meilen im Umkreis begabt. Daher ſtammten die Grafen von Schwarzburg, die ſpäter zu den Viergrafen des deutſchen Reiches zählten; ſie haben ſich aber nicht alſobald nach Gründung ihres Stammes nach der ſpäteren Stammburg Swartzinburg genannt und geſchrieben. Dieſes alte Haus ſteht längſt nicht mehr; an ſeine Stelle trat ein ungleich jüngeres und ſchöneres Schloß, das die Gegend ſchmückt und die Häuſer des Ortes „Thal unter Schwarzburg“ und darin die „Männer von Schwarzburg“ beherrſcht. Der Weg vom Burgberge hinab zum Fluſſe heißt der Sachſenſteig.

Wittekind, der ſchwarze Ritter, ſoll alten Sagen zufolge bei der Erbauung der Schwarzburg ebenſo betheiligt geweſen ſein, wie bei der Sorbenburg. Seinen Namen überliefert noch ein altes Mauerſtück zwiſchen den Dörfern Heilingen und Engerda bei Orlamünde, welches die Wittekindsmauer genannt wird. An dieſer Stelle ſoll Wittekind, bevor er in Gefangenſchaft gerieth, einen Sieg gegen Karl den Großen erkämpft und über den gefallenen Feinden auf zwei großen Haufen den Leichenbrand haben ſchüren laſſen. Dieſe Hügel heißen noch heute „die Kummeln“.

352.

Der heilige Berg.

Die eine Hälfte der Gemeinde zu Allendorf, am Wege von Schwarzburg nach Königſee, wollte die neu zu erbauende Kirche in der Mitte des Dorfes wiſſen, die andere Hälfte beſtand darauf, daß ſie auf einem nahe am Dorfe gelegenen Berge errichtet werde. Letztere ſetzten ihren Vorſchlag durch. Die Bauſtämme wurden auf den Berg geſchafft, und oben zugehauen, aber allnächtlich wurden ſie auf unbegreifliche Weiſe wieder ins Dorf geſchafft. Auch aufgeſtellte Wächter konnten es nicht verhindern; und ſo erkannte man es als einen Fingerzeig des Himmels, und baute die Kirche ins Thal. Der Berg aber erhielt den Namen: „heiliger Berg.“

Es iſt ſehr eigen, daß dieſe Sage ſo vielfach wiederholend begegnet, wie z. B. zu Altenberga, Schmiedefeld u. a. O.

353.

Der Name von Königſee.

Königſee iſt eine Stadt von hohem Alter. Der ſchwarze Ritter Wittekind, welcher die Schwarzburg erbaute, ſoll auch Königſee gegründet haben. Den Namen ſoll ſie von einem großen See führen, auf welchem König Siegbert oft gefahren, und auf der Stätte dieſes Sees ſei die Stadt erbaut worden. Noch liegen in dem Thalkeſſel anſehnliche Teiche, die auf größere Ausdehnung in früheren Zeiten hindeuten. Anders aber deutet eine Volksüberlieferung die Sage vom Namen des betriebſamen Städtchens aus: Als man einen guten Theil davon fertig gebaut hatte, fragte man einen Blinden, wie der Ort heißen ſolle. Dieſem lag wenig oder nichts am Namengeben eines Ortes, den er nicht zu ſchauen vermochte, und er erwiederte ſeufzend im Dialekte der Gegend: Ach! — Kön'ig ſeh! (Könnt' ich ſehen!) Und ſo ſei die Stadt geheißen worden.

354.

Vom unweiſen Rathe zu Königſee.

Von Alters her war zu Königſee in der Faſtnachtzeit der Brauch, einen Narrenrath zu erwählen, wie noch heute geſchieht in der Stadt Köln am Rhein und an andern Orten. Dieß thaten die jungen Burſche zu Königſee ebenfalls, nannten dieſe Faſtnachtsobrigkeit ihren unweiſen Rath und trugen ihm allerlei ungeſchickte und ſchimpfliche Händel vor, die das Jahr über verlaufen, ſei es in Liebe oder Trunk ꝛc. Der unweiſe Rath entſchied ſich immer dahin, daß er denen, die es traf, hohe Strafe auferlegte, etliche Tonnen Goldes u. dgl., und ſich hernach doch um ein Weniges, etwa mit einer Abfindung zu einem guten Trunk genügen ließ. Doch hatte der Ort auch einen weiſen Rath, der lobiglich das Regiment führte, und beſſer als mancher andere, deſſen Rath jahraus jahrein unweiſe iſt, und in dem die Fleiſcher, Bäcker und Müller das Heft des ſtädtiſchen Regiments in Händen haben und handhaben, daß den guten Bürgern die Augen übergehen.

355.

Das Querlichloch bei Garſitz.

In dem Schöpsberge, einer hohen Felſengruppe von Flözkalk weſtlich oberhalb Königſee, befindet ſich eine anſehnliche Grotte, die aus zwei Abtheilungen beſteht, deren jede 40 Fuß lang, 20 Fuß breit und 10 Fuß hoch iſt. Vor uralten Zeiten wohnten in dieſem Loche „Querliche“ (Gezwerge, Zwerge), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten und darin haushielten. Dieſe Gezwerglein waren Mittelweſen zwiſchen Menſchen und höheren Geiſtern; ſie hatten jedoch immer noch etwas irdiſches an ſich. Ihre Geſtalt war ſehr klein, nicht viel größer als eines Schuhes hoch, und ſie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen, namentlich aber gruben ſie nach Gold und Silber auf dem Geböre und im Lommel. Die gefundenen Schätze aber häuften ſie im Querlichloche auf, und bewachten ſie. Sie hatten die ſonderbare Gewohnheit, barfuß und barhäuptig zu gehen; dabei waren ſie launenhafte, ſehr reizbare, doch wieder auch dienſtfertige Weſen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und ſeinem Geſinde überall, namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer ſie reizte oder erinnerte, daß ſie keine Barettlein oder Schuhe hätten, dem thaten ſie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garſitz, eine alte, gute verſtändige Frau, die es mit den Querlichen, welche ſie im Winter öfters beſuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendeſſen gingen die Querliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, ſie mochten noch ſo gering ſein, nahmen niemals ab und in Mißärnten konnte die Pachterin immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die Pachterin von Jahr zu Jahr reicher. Endlich dachte ſie, daß ſie ſich gegen die guten Querliche dankbar zeigen müſſe, und weil es denſelben an Schuhen und Mützen gebreche, ſolche zu kaufen und ihnen zu ſchenken. Sie kaufte beides, und legte die niedlichen Schuhe und Pelzmützchen im Stalle hin zum Geſchenke. Allein als die Querliche ſolche Gaben bei der nächſten Fütterung ſahen, ſo verdroß ſie dieß dermaßen, daß ſie nie wieder zurück kamen.

Auch waren einmal die Querliche in Bennewitz auf einer Hochzeit, wo es recht luſtig herging. Man neckte indeß ſelbige, welche ſich darüber ſehr erboſeten. Als nun eine große Schüſſel mit Brühe aufgetragen war, ſprangen ſie auf den Schüſſelrand, tanzten darauf herum und verſalzten die Kümmelbrühe.

Eine Gans, die ſich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, iſt drei Tage hernach auf dem Singerberge ganz vergoldet wieder herausgekommen.

356.

Soldaten aus Häckerling.

Die alte Pächterin von Garſitz erzählte, ſie habe von ihrer Urgroßmutter, welche ſie als ein Kind noch gar wohl gekannt, Folgendes gehört: Ein Soldat, Namens Rauch, habe im Lommel (dem fruchtbarſten Flurſtücke bei Königſee) Soldaten aus Häckerling gemacht; ſowie er ſolchen ausgeſtreut, gleich wären jene hervorgekommen. Das wären aber Querliche geweſen, die aus ihren unterirdiſchen Gängen herausgekrochen wären und die Geſtalt der Soldaten angenommen hätten. Schade, daß ſolche Kunſt verloren gegangen, und nur der Häckerling noch vorhanden, es wäre dieß eine wohlfeile Armee für die, welche immer nach Verringerung des Militairs ſchreien.

357.

Die kecke Magd.

Es ging einmal eine Magd aus Garſitz in den Wald, um Holz zu holen. Der Weg führte ſie am Querlichloche vorbei. Als ſie hineinſah, erblickte ſie einen goldenen Tiſch, worauf viele goldne und ſilberne Geräthe, auch eine goldne Schüſſel voll Perlen ſtanden. Neben dem Tiſche ſtand auch ein goldener Stuhl, auf dem ein ſchlafender Querlich ſaß. Ein großer ſchwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgeſperrtem Rachen wachte dabei. Das Mädchen erſchrak zwar ſehr, allein ſie beſann ſich, faßte Muth und ging hinein, nahm ſchnell goldene Meſſer und Gabeln vom Tiſche und ſprang eiligſt davon. Wie ſie nun reich geworden war, hat ſie bald einen ſchönen Mann bekommen. Jetzt iſt das Querlichloch zu einem Lagerbierkeller eingerichtet worden, und kein Zwerg läßt ſich mehr ſehen. Sonſt hieß die Felshöhle auch die Mönchskapelle, und ſollen darin geſpenſtige Mönche die Hora geſungen haben. Ob aber nicht einmal die Querliche Durſt bekommen, wie die zu Angelrode, das iſt noch eine Frage.

358.

Von Paulinzelle.

In einem ſtillen Seitenthale der „Rinne“, zwiſchen Schwarzburg und dem Singerberge, liegt friedlich der Kloſterort Paulinzelle und dicht daneben die ſchönſte Kirchentrümmer Thüringens. Aus fernen Landen kam einſt die fromme Tochter eines Grafen **Moricho**, welcher Truchſeß Kaiſer Heinrich IV. war, nach Thüringen, um den Grafen Sizzo, der im Längwitz-Gau gebot, und zugleich ein Graf von Kevernburg und Schwarzburg war, zu beſuchen. Nur von einer Zofe und einem Diener begleitet, verirrte ſich Pauline in den weiten und wilden Forſten. Der Diener wurde auf Kundſchaft ausgeſendet, und kehrte nicht zurück, doch fand Pauline mit ihrer Dienerin in einer Köhlerhütte ein Nachtlager. Beide Jungfrauen hatten in dieſer Nacht einen und denſelben Traum, nämlich daß ſie vor einem Altare in dieſem Thalgrunde beteten. Am andern Morgen zogen beide weiter, doch gelobte Pauline, in dieſer Einöde eine Zelle zu erbauen. Sie kamen in ein geringes Dörflein, das aufwärts nach dem Walde zu lag, und „Fiſcherau“ hieß, weil nur die Hütten einiger armen Fiſcherfamilien daſſelbe bildeten. Pauline erfüllte ihr Gelübde, Graf Sizzo ſchenkte ihr die Ländereien jener Gegend, und ſo wurde die „Paulinen-Zelle“ begründet, welche aber nur ſo hieß, und keine Zelle, ſondern eine herrliche Abtei wurde, erſt ein Frauen- dann auch ein Mönchskloſter. Ueberaus prachtvoll wurde die Kirche erbaut, und Pauline ſelbſt leitete und beaufſichtigte den Bau, indem ſie auf dem nahen Kienberge zu dieſem Zwecke für ſich ein Wohnhaus hatte aufführen laſſen. Jeden Abend kam die Gräfin und trug Geld in ihrer Schürze, die Arbeiter abzulohnen, und ließ jeden eine Hand voll des Geldes nehmen, wobei ſie die Bauleute zum Gebete ermahnte. Stets erfaßte jeder ſo viel Lohnes als ihm gebührte. Einer aber wollte mehr nehmen, als ihm gebührte, und that daher einen recht kecken und kühnen Griff, und freute ſich des. Da er aber das Geld zählte, ſo hatte er nicht einen Heller mehr, als die andern Arbeiter auch.

359.

Der Lintwurm.

In der Gegend, in welcher ſich das neue Münſter zur Paulinenzelle erhob, hauſete zu der Zeit, als daſſelbe erbaut wurde, ein furchtbarer Lintwurm, welcher ringsum Schrecken verbreitete. Sein Aufenthalt war in einer Bergeskluft unterhalb Leutnitz, und als einſt Pauline den Rinnegrund heraufreiſte, wurde ſie von dem Unthier angefallen. Aber Pauline ſchlug ihm entgegen ein Kreuz, und rief ihren Schutzheiligen um Beiſtand an. Dieſer Schutzheilige war kein anderer als St. Georg, welcher alsbald erſchien und den grimmen Wurm erlegte. Das Abbild des letzteren wurde dann zum Andenken an einem der Säulenkapitäle des Hauptportales der Paulinzeller Kloſterkirche künſtlich in Stein gemeiſſelt, allwo daſſelbe noch heute zu ſehen iſt.

360.

Die Kirchenſäulen.

Damit das Schiff der Kloſterkirche von Paulinzelle recht ſtattlich ſich darſtelle, und allſeits Bewunderung finde,

5·14

wollte der Steinmetz, der den Plan zur Kirche entworfen hatte, die Decke der mächtigen Baſilika auf lauter Monolithen ſtützen, welches ein großes und wichtiges Unternehmen war, zu dem ſich eine Menge Steinarbeiter und Maurermeiſter als Gehülfen anboten, um dabei zu lernen. Auf die Bitte ihres Baumeiſters betete jedesmal Pauline, ſobald eine der Säulen im Steinbruche gehoben wurde, daß dieß ohne Unfall erfolge, und dieß Gebet war ſo wirkſam, daß alle Säulen glücklich gehoben, zur Kloſterſtätte geſchafft, und jede an ihrer Stelle aufgerichtet wurde, bis auf die zwei letzten. Da ſtörte ein Teufelsgeſpenſt die fromme Beterin Pauline in ihrer Andacht, unterbrach und verwirrte ſie durch ſeine ſchreckliche Erſcheinung in ihrem Gebete, und alſobald erfolgte eine Erderſchütterung, und die zwei Säulen brachen jede in zwei Stücke. Aber des Steinmetzen Kunſt richtete ſie dennoch auf und verband ſie ſo gut und ſo feſt, daß ſie ſtete Dauer behielten.

361.

Der betrogene Teufel.

Der Baumeiſter Paulinzelle's mochte durch das zerbrechen der zwei letzten Tempelſäulen doch im Vertrauen auf die Kraft von Paulina's Gebet etwas wankend geworden ſein, und entſchloß ſich, um ſeinen Bau raſcher zu fördern, mit dem Teufel einen Pakt zu ſchließen, daß der ihm helfe. Dafür ſolle der Teufel, wie dieſer ſich ſelbſt ausbedingte, die erſte Seele erhalten, die in die Kirche, nach deren völliger Vollendung, treten würde. Als es nun ſo weit war, die Kirche fertig, auch im Innern gereinigt und geſäubert war, und das Feſt ihrer Einweihung Statt finden ſollte, lauerte der Teufel in Spannung auf das erſte eröffnen der Thüre und die hereintretende Seele. Da klinkte es, da ging die Thüre endlich auf, und da trat etwas in den düſtern Vorderraum, auf das alsbald der Teufel in Haſt zufuhr, und es packte. Gleich erſcholl ein lautes Grunzen und Quiken, und der Teufel hatte ein Schwein in den Krallen, mit dem er wüthend empor und durch die Decke fuhr. In dieſer blieb dann ein Loch, das nie wieder zugemauert werden konnte. Damals ſoll der Böſe ſelbſt zum erſtenmale „Pfui Teufel!“ gerufen haben, welcher Ausruf hernach gäng und gäbe geworden.

362.

Der glückliche Einfältige.

Mehrere Knaben ſchwärmten auf den Schloßhöfen des Greifenſteins über Blankenburg ſpielend umher. Da entdeckten ſie an einer Wand des Wallgrabens eine Höhle. Leicht beredeten ſie einen ihrer Gefährten, einen halb blödſinnigen Knaben, hineinzukriechen und zu erkunden, was da innen verborgen liege. Er ſchlüpfte bedächtig hinein, und blieb ſo lange außen, daß es ſeinen Kameraden faſt angſt wurde. Endlich kam er wieder, ganz glücklich und ſeelenvergnügt, und erzählte, ſtotternd und ſtammelnd, von Haufen goldener Pfennige, von goldenen Leuchtern und lauter ähnlichen Koſtbarkeiten. — Haſt Du denn nichts mitgenommen? — Nä, das wär mir ſo! geht ihr doch ſelbſt hinein, wenn ihr ſolches Zeug haben wollt! Alle drangen in die Höhle unter Führung des Dummen, aber ſie ſahen nichts als Steinbrocken auf dem Boden, und Fledermäuſe ſchwirrten ihnen entgegen, und auf den dummen Knaben ſchimpfend, daß er die Gelegenheit nicht benutzt habe, verließen ſie furchtſam die Höhle.

363.

Die Kirſchkerne.

Als ein Paar Blankenburger Knaben einſt auf einem Kirſchbaume ſaßen, der zwiſchen den Mauern des Greifenſteins emporgewachſen war, und ſich die ſaftigen Früchte wohl ſchmecken ließen, rief ihnen eine Stimme zu: Verachtet das Beſte nicht! Aber ſie hielten die Stimme für die eines Spaßvogels, ſpotteten dem Rufe nach, und warfen ſich im jugendlichen Uebermuthe mit den Kernen. Als aber einer von ihnen Abends ſeine Schuhe auszog, fielen mehrere goldene Kirſchkerne heraus. Nun gingen alle Knaben wieder auf die Ruine, aber die umhergeſtreuten Kerne waren verſchwunden, und nicht eine einzige Kirſche hing noch am Baume.

364.

Die ſieben Prinzeſſinnen.

In der Kirche zu Blankenburg ſtehen ſieben von Holz geſchnitzte Bruſtbilder von Jungfrauen, mit goldenen Kronen geziert. Das ſollen ſieben Prinzeſſinnen ſein, die alle ihr Gut der Kirche vermacht haben, und zu dankbarem Andenken darin aufgeſtellt ſind. Wenn man eine von ihrem Platze rückt, ſo rumort und ſpukt es ſo lange in der Kirche, bis man ſie wieder dahin ſetzt, wo ſie geſtanden.

365.

Die grüne Frau.

Als eines Sonnabends eine Bauerfrau von Kleingölitz dürres Gras und Laub auf dem Burghofe des Greifenſteins ſammelte, hörte ſie unten in der Stadt die Glocken erklingen, die den Sonntag einläuteten. Die heraufzitternden Töne ſtimmten ihr frommes Gemüth zur Andacht, ſie legte den Rechen weg und ſprach mit gefaltenen Händen ein leiſes Gebet. Während ſie noch voll Inbrunſt betete, trat zu ihr eine Frau und winkte ihr zutraulich. Die Frau aber war grün gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Das Bauerweib folgte ihr ohne Scheu. Sie kamen an ein eiſernes Thor. Die grüne Frau öffnete dieſes mit einem Schlüſſel aus ihrem Schlüſſelbunde, ebenſo die nächſte Thüre und ſo wohl noch zwanzig Thüren und Pforten. Die letzte führte in einen großen Saal, wo Alles von Golde glänzte. Hier blieb die grüne Frau ſtehen und lispelte der Bäuerin zu: Nimm Dir, ſo viel Du willſt, aber rühre das Geld nicht an binnen Jahresfriſt, und ſchweige davon wie ein Grab gegen Jedermann. Davon werde ich erlöſt, und darf dann nicht mehr unſeliglich wandeln! Die Bäuerin raffte ihre Schürze voll, verſchloß das Geld in einen Schrank ein ganzes Jahr lang, und wenn ihr auch manchmal die Luſt ankam, danach zu ſehen, oder es ihrer Frau Gevatterin zu erzählen, ſo bezwang ſie ſich doch und blieb verſchwiegen wie ein Grab. Dadurch wurde ſie ſehr reich, und Niemand hat die grüne Frau ſeitdem wieder geſehen.

366.

Die weiße Frau.

Eine Magd vom Pachthofe zu Watzdorf hatte auf dem ſogenannten Gottesacker des alten Schloſſes Gras mit der Sichel gemäht. Da wurde es ihr ſehr heiß und ſie wartete ſchmerzlich auf das Mittagseſſen und einen kühlen Trunk. Als ſie vor Ermattung nicht mehr arbeiten konnte, ſteckte ſie ihren Rechen in die Erde, hing ihre Schürze darüber und legte ſich in den Schatten, welchen dieſe warf. Da erſchien ihr eine weiße Frau mit blaſſem Geſicht und langen gelben Haaren und winkte ihr freundlich. Aber der Magd zitterten und bebten alle Glieder vor Furcht, ſie wandte ſich weg und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Als ihr nun eine andere Magd das Mittagsbrod brachte, war nichts mehr von der weißen Frau zu ſehen, und jene ſchämte ſich jetzt ihrer Verzagtheit. Wer weiß, welch einen herrlichen Trunk Weines ſie erhalten hätte, oder was ſonſt für ein Schatz ihr beſcheert war.

367.

Heilsberg.

Eine gute halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Remda, ſeitwärts von der Straße, die von da das romantiſche Rinnethal hinab nach Rudolſtadt führt, liegt, faſt rings von ſanft abfallenden, fruchtbaren Bergen eingeengt, das Dorf Heilsberg.

Zur Zeit des Heidenthums erhob ſich auf dem ſtolzen Hügel ſüdweſtwärts über Heilsberg eine Burg, welche die Hochburg oder Hugoburg genannt wurde; daher heute noch im Munde des Volks Heilsberg gewöhnlich Huſchberg heißt. Von dieſer Burg ſind gegenwärtig kaum noch einige ungefügte Steine wahrzunehmen.

Auf ſeinem Zuge nach Thüringen kam Winfried über die ſteinige und rauhe Hochfläche, da, wo jetzt Treppendorf liegt, um in das ſchöne Saalthal hinabzuſteigen. Einen ganzen Tag lang hatte er keinen Menſchen und keine menſchliche Wohnung angetroffen; mit der äußerſten Mühe hatte er ſich durch das dichte Fichten- und Wachholdergeſträuch hindurchgearbeitet, ringsum nach einer Quelle ſpähend. Aber in dieſer Wildniß fand ſich nirgend ein Bach, nirgend eine Quelle, gierig hatte der lechzende Boden jeden Tropfen Waſſers verſchlungen, der vom Himmel auf ihn herabgefallen war.

Da endlich begrüßte ein enges Wieſenthal mitten im üppigen Föhrenwalde den heiligen Wanderer, und durch die düſtern Waldhallen erſchallten kräftige Hiebe eines Beiles. Aber auch hier leider nur Spuren eines verſiegten Waſſers. Die Begleiter Winfrieds murrten und ſchalten, aber der fromme Mann richtete ein brünſtiges Gebet zum Herrn, der die Lilien auf dem Felde ernährt. Gehet hin und forſchet bei den Männern, die da Holz fällen, wo wir eine Quelle finden! Die Diener gingen und kamen nur um ſo trauriger zurück. Herr, noch eine Stunde Wegs haben wir zu wandern, da erſt werden wir ein Bächlein antreffen. Aber ein guter Mann hat uns den letzten Trunk aus ſeinem Horne geboten, wir haben ihn für Dich aufbewahrt.

Dieſe entſagende Liebe der Seinigen ließ Bonifacius frommes Gemüth nicht ungerührt. Freundlich forderte er von dem mitgekommenen Bewohner des Thales das Trinkhorn, und den Blick nach oben gewendet, goß er, ohne zu trinken, den Inhalt des Hornes auf den trockenen Boden. Und ſiehe, da ſprang eine helle Quelle lebendig hervor, klar und labend, als käme die Fluth aus dem tiefſten Schooß der Erde. Und die Knechte tranken und ſtillten ihren Durſt, und der Mann aus dem Thale ſtaunte und eilte davon, die Kunde ſeinen Freunden und Bekannten zu bringen. Bald eilten die Thalbewohner erfreut und erſtaunt herbei; Winfried predigte ihnen von dem dreieinigen Gott, und taufte ſie aus dem neuen Brunnquell, den er ihnen zum Borne des Heils weihte.

368.

Bonifacius-Kirche zu Heilsberg.

Eine andere Sage lautet: Als der heilige Bonifacius mit ſeinen Gefährten in das Thal unter dem Viehberg gelangte, ließ er ſein Pferd auf dem grünen Raſen weiden; das Pferd hatte einen wunden Fuß, ſcharrte mit demſelben, und da entſprang plötzlich eine Quelle, von deren Waſſer der Fuß des Roſſes augenblicklich heil wurde. Bald bewährte ſich des Heilbrunnens wunderwirkende Kraft auch an ſiechen Menſchen, von nah und fern ſtrömten die Bewohner der Gegend herbei, vernahmen die neue Lehre, welche Bonifacius ihnen verkündigte, ließen ſich taufen, und ſiedelten ſich dort an. So entſtand das Dorf Heilsberg, wo nun Bonifacius eine Kirche begründete, die nach ihm noch heute den Namen führt, ſowie die Gemeinde des Ortes das Bild des thüringiſchen Apoſtels in ihr Siegel aufnahm. Lange Zeit waren die Bauern von Heilsberg in Erfurt vorzugsweiſe zollfrei. An der oberen Kirchthüre zu Heilsberg fand ſich ein großes

Hufeiſen angenagelt, welches Winfrieds Roß in der Quelle verloren haben ſoll.

An der Kirchenwand zu Heilsberg fand ſich eine Steinſchrift von hohem Alter, die niemand leſen konnte und noch bis heute niemand geleſen hat, ſo viele ſich auch mit ihr abgemüht haben. Erfabelt wurde darüber zwar, daß zu der alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg einſt König Ludwig, Kaiſer Karls Sohn, gekommen, hier gebetet und geboten habe, die Kapelle zur Kirche zu erweitern, und ſoll er das Gotteshaus reichlich begabt haben. Zum Andenken habe er eine Urkunde in Stein hauen laſſen. Dieſe Steinſchrift war bis zum Jahre 1816 alldort zu ſehen, dann aber wurde ſie ausgehoben und nach Weimar gebracht, wo ſie in dem Großherzogl. Bibliothekgebäude ihre geſicherte Aufbewahrung gefunden hat. Um dieſe deutſche Steinſchrift entziffern zu laſſen, wurde ſie einem berühmten Gelehrten, der vortrefflich arabiſch, türkiſch und perſiſch verſtand, und in Förderung orientaliſcher Literaturkenntniß namhaftes Verdienſt beſaß, nach Wien geſchickt. Die Löſung fiel völlig willkürlich, hypothetiſch und widerſinnig aus, man war aber ſo höflich, zu thun, als könne ſie befriedigen, um nicht gegen diplomatiſche Formen anzuſtoßen, denn einer der berühmteſten Diplomaten hatte ſie beim berühmteſten Orientaliſten vermittelt, welcher letztere eben nicht altdeutſch, und auch nicht gothiſch oder angelſächſiſch verſtand. Noch immer iſt dieſe ſteinerne Räthſelnuß zu knacken.

369.

Ein Wunder des heiligen Bonifacius.

Auf der vormaligen Hochburg hauſte zu Winfrieds Zeiten ein wilder Inſaſſe, dem ſein Ehegenoß ein blindes Töchterlein geboren hatte. Als das Kind zur ſchönen und ſittſamen Jungfrau herangeblüht war, verliebte ſich ein Jüngling in ſie, und ſie liebte ihn wieder. Es war aber dieſer Jüngling einer von Bonifacius Neubekehrten. Er ſprach mit flammenden Worten die Lehre weiter, die er von dem Heiligen empfangen, aber jener rauhe Mann verlachte ihn und verbot ihm die Wiederkehr in ſein Haus, wenn er von dem alten Götterdienſt abfallen wolle. Der Jüngling klagte ſein Leid dem frommen Gottesmann. Dieſer war gern bereit zu helfen, und hieß den Bekehrten Waſſer aus der neuen Quelle ſchöpfen, aus der er ſelbſt und andere die Taufe empfingen, damit ſolle der Liebende nach einem brünſtigen Gebete die Augen der Geliebten beſtreichen. Augenblicklich wurde dieſe Jungfrau auch ſehend und warf ſich entzückt in die Arme des Lieblings; ihr Vater kam dazu, entbrannte in Zorn, und ſchon hing ſeine Schwertklinge drohend über des Jünglings Haupte, als Staunen und freudiger Schreck ihm das Schwert entwanden, da er die Tochter ſehend fand. Nun glaubte auch er an die Kraft und an die Lehren des Wundermannes, und bekehrte ſich zum Chriſtenthume.

370.

Die Todenſchauerin.

Auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt lebte einſt eine Prinzeſſin, welcher die unerfreuliche Gabe verliehen war, bei

Trauerfällen des Herrſcherhauſes jedesmal ſtatt der wirklichen Leiche, die eben auf dem Paradebette lag, die nächſtfolgende darauf gebettet zu erblicken, mithin genau zu wiſſen, an Wen nun zunächſt die Reihe kommen werde. Obgleich die Prinzeſſin, wie jene helleniſche Kaſſandra, ſich ihres prophetiſchen Blickes nicht freuen konnte, ſo verſäumte ſie doch nie, wenn ein Glied ihres Hauſes verſchieden war, in den Sarg zu ſchauen. Doch nannte ſie, um niemandem den Lebensgenuß zu verbittern, nie das nächſtfolgende Todes-Opfer, ſie verſchloß vielmehr das traurige Geheimniß tief im Innern. Als ſie ſo in wehmüthiger Einſamkeit noch mehrere Verluſte erlitten, mußte ſie einmal, als die folgende Leiche — ſich ſelbſt erkennen. Ruhig blickte ſie ſich ſelbſt als Leiche an, mit gefaßter Frömmigkeit gab ſie ihren letzten Willen kund, und ſtarb in chriſtlicher Ergebenheit, die traurige Begabung mit in das Grab nehmend, die ſich Niemand wünſchen wird.

371.

Die weiße Prinzeſſin.

In dem gewölbten Thorwege, der auf den Rudolſtädter Schloßhof führt, läßt ſich zuweilen eine ſeltſame Geſtalt ſehen. Man freut ſich nicht auf ihr Erſcheinen, denn ſie verkündet Trauriges, ſowie das Gewimmer der Eulen und das Picken der Todtenuhr. Zu mitternächtiger Stunde tritt durch die eiſerne Thüre, die in jenem Thorwege ſich befindet, eine weiße Geſtalt, ohne daß eine Angel ſich regt. Marmorbleich iſt ihr Geſicht, ſchneeweiß ihr Gewand, an der rechten Hand trägt ſie einen ſchwarzen Handſchuh. Geräuſchlos ſchwebt ſie die Stufen herab; ihr Fußtritt weckt keinen Laut an der wiederhallenden Mauer, nur der lange weiße Schleier bläht ſich im Luftzuge. Dann wandelt ſie über den Schloßhof, und wenn ſie langſam die Gallerie durchwandelt hat, verſchwindet ſie wieder, wo das Thor mit dem Schloſſe zuſammenſtößt. Die Sage des Volkes will, es ſei dieß der Geiſt einer Prinzeſſin, Namens Chriſtine, der dieſen nächtlichen Umgang dann mache, wann der Tod ein hohes Opfer fordere, wie faſt in jedem andern Fürſtenhauſe die Erſcheinung einer Ahnenfrau ſagenhaft fortlebt. Der fürſtlich ſchwarzburgiſche Stammbaum zählt mehrere Chriſtinen auf.

372.

Die hohe Warte.

Ueber dem kleinen rings von Bergen umgebenen Städtchen Teichel ſtand vor Zeiten ein Bergſchloß, Hohe Warte geheißen. Darin hatte ſich eine Raubrotte feſtgeſetzt, die nannte das Volk vorzugsweiſe die Boſen oder die Böſen. Dieſe Burg beherrſchte das ganze Thal, und hatte die Ausſicht auf Teichel, Amelſtädt, wo vor Zeiten ein Nonnenkloſter geſtanden, und Teichröden herab, und die Räuber hatten namentlich auch in der Judasmühle einen Schlupfwinkel, indem ſie da, wo die Bächlein Rinne und Hornitſch zuſammenfließen, aus unterirdiſchen Gängen hervorbrachen, und den Wanderern vielfaches Weh zufügten, ja es ſoll von der Hohe Warte bis zur Judasmühle ein ſolcher unterirdiſcher Gang geführt haben. Dieſe Räuber waren ſo kühn und frech, daß ſie der Angſt des Volkes ſpotteten, und wenn ſie einen Ueberfall ausführten, ſo thaten ſie es mit dem Feldgeſchrei: Holla holla huſcha! Das Land iſt der Boſen! Da geſchah es, daß Kaiſer Rudolph nach Erfurt kam, und, wie man von Ilmenau erzählt, einen Zug gegen alle thüringiſchen Raubburgen thun ließ. Da ward auch, nicht ohne tapfere Gegenwehr, die Hohe Warte gewonnen und zerbrochen. Doch jenes Loſungsgeſchrei der Räuber, das Holla, holla huſcha! klang Jahrhunderte nach im Volksmund jener Gegend, und man hörte es bei allen Gelegenheiten, wo Tanzjubel oder Trunkenheit laut aufjauchzten.

373.

Das Ritterfräulein zu Heilingen.

Auf der jetzt ganz verfallenen Burg zu Heilingen hauſte weiland ein alter Ritter mit ſeiner einzigen Tochter. Nun freite ein benachbarter Ritter um das Fräulein, doch ſtand er dem Alten nicht als Eidam an. Das hinderte jedoch den jungen Herrn nicht, immer wieder zu kommen, weil er bei dem Fräulein um deſto mehr in Gunſten ſtand. Zornig ſprach der Alte einſt: Läßt mir der Fant das Gereite nicht, ſo ſchieße ich ihn das nächſte Mal, wenn er wiederkommt, vom Pferde. Die Tochter verſetzte drauf: Vater! thut ihr das, ſo ſtürze ich mich vom Söller herunter! Seht wohl zu, was ihr thut! — Was geſchah? Der fremde Ritter kam, der Heilinger Herr ſchoß hin, und Mann und Roß ſtürzten zuſammen. Da ſtürzte ſich auch das Fräulein mit einem Weheruf hinab. Der junge Ritter, deſſen Pferd nur getroffen war, ſtand wieder auf, tod aber blieb das Fräulein und geht ſeitdem in dem noch übrigen Thurme des Schloſſes um, das bald darauf in Trümmer fiel.

Dort hüthet ſie die Weinſchätze des Burgkellers, in welchem noch viele gute alte Jahresläufte lagern, und wandelt mit einem Schlüſſelbunde umher, und begabt, gleich andern ſolchen wandelnden Jungfrauen, Muſikanten, oder junge Mädchen, die ſich in ihrer Einfalt nach Wein hinauf in die öde Trümmer ſchicken laſſen müſſen, wie ſie einſt einer etwas blöden Bauerntochter that, die ihr Vater dorthin entſandte, weil ſie in ihrer Unklugheit ſagte, ſie wiſſe den Keller. Sie ging und kam zurück und brachte richtig Wein, der ſchmeckte trefflich und ſchmeckte nach mehr, und des Bauers Zechgäſte hellerten zuſammen, daß ſie noch einmal gehe. Das Burgfräulein gab der unklugen Maid noch einmal Wein, aber es ſagte ihr auch, ſie ſolle nie wagen, wieder zu kommen, der Kuh nütze nicht Muskate, und den Bauerngurgeln gehöre nicht ſolcher Wein.

374.

Die Silberſchaumquelle.

In einer Wüſtung bei Heilingen hüthete einſt ein junger Schaafhirte, und ſahe mit ſtaunen, wie ſich vor ihm die Erde aufthat, und aus einer Oeffnung ein weißer Schaum ausquoll, wie Reif, und rings um die Oeffnung ſich anlegte. Der Knabe ſahe dieſer Erſcheinung lange zu, wußte aber nicht, was er aus derſelben machen ſollte, und traute ſich auch nicht, den Schaum anzufaſſen. Höchſtens ſtörte er mit einem Stöckchen daran herum. Endlich kam der Abend und der Knabe trieb heim, und erzählte dem Schaafmeiſter, was er geſehen, zeigte ihm auch das weiße Zeug, das noch immer am Stöckchen feſt hing. Es war eitel gediegenes Silber, und der Schaafmeiſter ſprach zu ihm: Schaafe hütheſt Du und ein Ochſe biſt Du!

Hätteſt Du das Dir beſtimmte Weiße abgeſchöpft, ſo wärſt Du weiſe geweſen und reich geworden! — Am andern Tage und alle Tage ſah ſich der kleine Schaafhirte nach der Silberſchaumquelle um, aber ſie quoll für ihn nicht wieder.

375.

Das goldene Kegelſpiel.

Nahe bei dem Dorfe Weißbach nicht weit von der Saale unterhalb Rudolſtadt zeigt man die gemauerte Oeffnung eines uralten Brunnens, und erzählt dabei, daß in dem Brunnen 8 goldne Kegel ſammt den dazu gehörigen Kugeln ſich befinden. Eine Bande von Muſikanten hatte ſie in dem alten Schloſſe, wozu der Brunnen gehörte, zum Geſchenk erhalten, und ihren Werth nicht kennend verächtlich ſie da hinein geworfen. Nur einer von ihnen hatte zum Andenken ſich einen der Kegel mitgenommen.

Von dem alten Schloſſe iſt keine Spur mehr zu erblicken.

376.

Der Hirſch mit dem goldenen Geweihe.

Ein Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, ſah einſt im Traume einen Hirſch erſcheinen, der trug ein goldenes Geweihe mit zwanzig ſeltſam gewundenen Enden, und dieſen verfolgend kam er an ein ſchön geziertes Bauwerk über einem Brunnen, und am Brunnen ſaß eine wunderſchöne, aber traurige Frau, doch als er ſich derſelben tröſtend nahete, ſchwand ſie hinweg und der Fürſt erwachte. Einige Zeit darauf ſah er aus ſeinem Schloßfenſter hinab in ſeinen Wildpark und erblickte jenen im Traume geſehenen Hirſch nun in der Wirklichkeit, ließ ſchnell ſatteln, ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte dem Hirſche nach, deſſen Spur ihn zu dem im Traume geſchauten Brunnen leitete, und an dieſem ſaß auch das wunderſchöne traurige Frauenbild. Nachdem er flehend in ſie gedrungen war, ihm ihren Kummer zu offenbaren, that ſie dieß in ſüß verſchämter Weiſe, und er erbot ſich darauf ganz in ihren ritterlichen Dienſt. Bald darauf ward der Kurfürſt geladen zu einem prunkenden Hoffeſte, bei welchem die hehre Herrin ganz in Goldſtoff gekleidet erſchien, und mit einer Fülle der köſtlichſten Edelſteine prangte, aber nicht that, als bemerke ſie ihren heimlichen Ritter, bis das Feſt zu Ende war, da berief ſie ihn durch ein Zwerglein in den Garten, und empfing ihn unter einem Baume fröhlich und lachend, und begabte ihn mit einem weißen Schleier und einem Handſchuh von ihrer Hand, und hieß ihn eine Meerfahrt thun gen Paläſtina, ihr zu ritterlichen Ehren. Der Kurfürſt hatte wol etwas anderes erwartet, fügte ſich aber dennoch ſauerſüß in den Abſchied und fuhr über Meer, nicht ſonder große Fährlichkeit, auch Krankheit, doch tröſtete den Herrn allewege das Andenken an ſeine Minnehulde, und er küßte ſtatt ihrer ſelbſt doch ihren Schleier und ihren Handſchuh, und war nur ſchade, daß dieſe werthen Stücke ihn nicht wieder küſſen konnten.

Da nun der Fürſt heimkehrte zu ſeiner Schönen, entſandte ſie ihn wiederum auf weitere Ritterſchaft an Höfe von Königen und von dem Kaiſer und verhieß ihn, nach Jahresfriſt wieder zu ſich zu beſcheiden.

Es war aber dieſes wunderſame Frauenbild kein anderes Weſen, als die große Berg- und Waldfeine, die Trutinne Hulda, die verſuchte den edlen Fürſten in ihr Zaubernetz zu locken, doch ſoll ihr dieſes mit Nichten gelungen ſein, wol aber kennt man noch zwiſchen Jena, Mellingen und Magdala eine Stelle, an welcher jener kunſtvoll gezauberte Brunnenpalaſt ſtand, und will auch noch zu Zeiten den Hirſch mit dem goldenen Geweihe im Morgen- oder Abenddämmer ſtreifen ſehen, bald mit, bald ohne ſeine dämoniſche Reiterin.

377.

Der Rieſenfinger.

Hoch über Jena erhebt ſich der ſchroffe Hausberg, auf welchem einſt ſtattliche Burgen ſtanden, die den Grafen von Kirchberg gehörten, aber jetzt faſt ganz verſchwunden ſind. Aus früher Zeit klang auf die Nachwelt die Sage, einſt habe ein Rieſengeſchlecht in dieſer Gegend gehauſt, und ein junger Rieſe habe ſich beigehen laſſen, ſeine Mutter, die ihm zum Zorne gereizt, zu ſchlagen. Alsbald ſei das Haus über ihn zuſammengebrochen und habe ihn bedeckt und erſchlagen, aus dem Trümmerhaufen ſei dann der Hausberg entſtanden, deſſen Gipfel entrage aber, ein Warnungszeichen für ewige Zeiten, des Rieſen *Zeigefinger*. Dieſer Finger iſt der *Fuchsthurm*, die hohe, weit ſichtbare Warte des bedeutendſten der Kirchbergiſchen Schlöſſer. In dieſem Thurme ſaß einſt der große Konrad von Wettin als ein Gefangener Heinrichs des jüngeren, Markgrafen von Meiſſen, den und deſſen Mutter Konrad arg beſchimpft hatte, indem er angab, Heinrich ſei der Sprößling eines Koches. Und wo ſaß der Markgraf Konrad? Er ſaß in einem großen eiſernen Käfig als eine rara avis, und der Käfig hing außen am Thurme, und der Vogel wurde dort eine ziemliche Zeit gefüttert, bis Heinrichs Tod ihn erlöſte.

Dieſe Hochwarte, der Fuchsthurm, hat den ſpäteren Namen zunächſt von den Studenten Jena's erhalten. Einer der erſten Profeſſoren dieſer Hochſchule war aus dem Schul-Rectorat zu Naumburg als Lehrer der griechiſchen Sprache nach Jena berufen worden. Derſelbe hieß Brüſchmann, und ſchrieb ſich Bryſomanus; er trug Sommer und Winter ein mit Fuchspelz verbrämtes Mäntelchen, die Studenten nannten ihn daher Schulfuchs, weil er von der Naumburger Schule gekommen war. Dann nannte man jeden einen Fuchs, der von der Schule ab- und zur Hochſchule überging, und trieb mit ihm allerlei Neckereien, die zum Pennalismus ausarteten. Häufig wurde der Burgraum unter dem alten Thurme zum Schauplatz dieſer jugendlichen Thorheiten erwählt, und ſo entſtand für den alten Thurm der neue Name, der nun auch ſchon einige Jahrhunderte überdauert hat.

378.

Die wandelnde Laterne.

Bei Camburg, einer Stadt im Saalthale zwiſchen Jena und Naumburg, lag vor Zeiten das Cyriaksklofter, von dieſem ſollen Gänge bis unter den Dom zu Naumburg geführt haben. In der herbſtlichen Zeit wandelt ein Licht, im Volke als „die Laterne" allgemein bekannt, von der Stätte des Cyriaksklofters über die Saale hinüber, umwandelt drüben einen großen Bogen, und kommt dann wieder zurück. Im nahen Dorfe Leislau lebte einſt ein reicher Mann, Vater eines einzigen Sohnes, welcher ſtarke Liebesneigung zu einem Mädchen geringer Herkunft faßte. Der Vater mißbilligte dieſe Liebe, und fuhr mit dem

Sohne nach Naumburg, wo er ihn zwang, geiſtlich zu werden. Nach einiger Zeit wurde der junge Cleriker Mönch im Cyriakskloſter. Dort ſeiner Geliebten wieder näher, ſann er auf öftere Vereinigung mit dieſer, und entdeckte eine Fallthüre, die aus dem Kloſter führte, und die er hinter ſich wieder verſchloß. Mit einer Blendlaterne eilt er die Mönchsſchöppe herab, am Saalufer ein kleine Strecke aufwärts, wo er einen Kahn weiß, und fährt zum Clausfelſen hinüber. Dort gelandet, ſteigt er zum Clausberg hinauf, wandert über die Höhe, und iſt glücklich in den Armen ſeiner Geliebten, aus denen er nach einigen Stunden auf gleichem Wege wieder heimlich in ſein Kloſter zurückkehrt.

Immer waren dem jungen Mönche dieſe nächtlichen Wanderungen geglückt, einſt aber, bei ſeiner Rückkehr wollte es das Unglück, daß die ſchwere Fallthüre wieder zu und ihm die Hand abſchlug, in welcher er die Laterne hielt. Man fand ihn am andern Morgen verblutet, tod auf der Treppe des geheimen Ganges, aber die rechte Hand ſammt der Laterne war verſchwunden. Sie iſt es, welche die nächtliche ſpukhafte Erſcheinung nun alljährlich hervorbringt; viele haben ſie ſchon geſehen, und niemand bezweifelt dieſelbe.

379.

Der Name von Aue.

Da wo jetzt das kleine Dörfchen Aue, im Meiningiſchen Amte Camburg gelegen, ſteht, erblickte man ſonſt nur eine einfache Kapelle mit einem weit und breit berühmten Marienbilde mit der Inſchrift Ave Maria und daneben zwei Gaſthäuſer, die den zahlreich dorthin wandernden Pilgern zur Herberge dienten. Man nannte die Kapelle mit ſammt den beiden Gaſthöfen gewöhnlich nur Ave Maria von dem Muttergottesbilde oder auch blos Ave, und als ſpäter die Wallfahrten nach dieſem aufhörten und ſich mehrere Bauern aus der Umgegend dort anſiedelten, ſo daß allmählich ein kleines Dorf entſtand, wurde der alte Name beibehalten; aber man ſprach ihn anders aus, nämlich nicht Ave, ſondern Aue und daher rührt der Urſprung und Name dieſes Dorfes.

380.

Der Goldtopf.

In Aue nahm eines Tages ein noch lebender Bauersmann in ſeinem an das Wohnhaus ſtoßenden Garten Aepfel ab. Als er beinahe ſchon fertig war, ging er erſt noch einmal in das Haus, um eine längere Stange zu holen. Die reichlich gefüllten Aepfelkörbe aber ließ er im Garten zurück. Unterdeß ging ſeine Frau in den Garten. Die ſieht etwas bei dem großen Apfelbaume gar prächtig ſchimmern und erkennt ſogleich, daß es ein großer Topf voll blinkenden Goldes iſt. Freudig erſchrocken ſpringt ſie in das Haus und ruft ihren Mann, und beide laufen voller Freuden aus allen Kräften zurück. Als ſie aber hinkamen an die Stelle, wo der Goldtopf geſtanden hatte, war dieſer verſchwunden. — Warum hatte keines von Beiden zugegriffen? —

381.

Tauſchwitz.

In der Nähe der drei Saalburgen lag ein Dörflein, des Namens Tauſchwitz, deſſen Markung aber Wüſtung geworden, und deſſen Stätte kaum noch gekannt iſt. Es ſoll ſeines Namens Entſtehung einem Tauſche verdankt haben, der zwiſchen dem Thüringer Landgrafen Ludwig, ſpäter der Springer benannt, und einem Ritter Hermann von Krainburg Statt fand. Ritter Hermann, den der Landgraf ſehr hoch ſchätzte, und ihn als Freund ſehr werth hielt, beſaß einen wunderſchönen Zelter. Einſt geſchah es, daß der Landgraf und der Ritter mit einander in dieſer Gegend jagten, und da lobte der Landgraf Ritter Hermanns Roß über die Maßen, und fragte ihn, ob ihm der ſchöne Zelter nicht feil ſei? Alsbald ſprang der Ritter von ſeinem Roß herab und ſprach: Das Pferd iſt Dein, Herr! Nimm es an als ein Geſchenk! — Nein! erwiederte der Landgraf Ludwig: als Geſchenk nehme ich Dein Pferd nicht, aber — tauſchen wir? Gieb mir das Deine, ich gebe Dir das meine! — Gern war Ritter Hermann von Krainburg dieſen Tauſch zufrieden. Das weiße Roß aber, das der Landgraf eintauſchte, war der treue Schwan, der den Springer aufnahm, als er vom Giebichenſtein herab in die Saale ſprang, und ihn dann auf einem Eilritte bis gen Sangerhauſen trug.

382.

Der Merſeburger Rabe.

Beim Dome zu Merſeburg wird beſtändig ein lebendiger Rabe gehalten. Einen ſolchen Raben hielt zu ſeinem Vergnügen Thilo von Trotha, Biſchof von Merſeburg. Der Rabe ſtahl nach Rabenart, und ſchleppte auch einen koſtbaren Goldring des Biſchofs mit edlem Stein in ſein nahes Neſt auf dem Schloßthurm. Der Biſchof, ein jähzorniger Herr, hatte ſeinen Kammerknecht im Verdachte des Diebſtahls, ließ dieſen, da er läugnete, foltern, und da er durch die Folter gezwungen, endlich geſtand, hinrichten. Der arme alte Diener hob flehend ſeine Arme gen Himmel und rief Gott an, ſeine Unſchuld zu offenbaren. Bald nach Vollziehung des grauſamen Urtheils warf ein Wind das Rabenneſt vom Thurme, da fand ſich neben vielen glänzenden Kleinodien und auch Tand des Biſchofs Ring. Darauf erfaßte den Biſchof tiefe Reue. Er änderte ſein Wappen, und ſetzte einen Raben mit dem Ring im Schnabel in das Schild und auf den Helm, auf letzteren daneben noch zwei zum Himmel erhobene Arme und Hände; dann machte er eine Stiftung, daß fort und fort ein lebender Rabe ſolle gehalten werden, ihn und ſeine Nachfolger an die Unglücksthat zu erinnern — und überall wurde das neue Wappen angebracht, ſelbſt auf des Biſchofs ehernem prächtigem Grabmahl — und ein Rabe wird noch immer gehalten.

383.

Die Frau von der Weißenburg.

In zweifacher Weiſe deutet die Gegend um Naumburg wieder nach der romantiſchen Frühe der Thüringer Landgrafenzeit hin, und will ein Sagenwanderer, ſtatt der Saale ferner zu folgen, lieber der in dieſe dort einfließenden Unſtrut entgegenziehen, ſo betritt er einen Boden, über den noch immer ein Klageton um das einſt ſo reiche und große, und dann für immerdar in Trümmern geſchlagene Königreich Thüringen hinzittert.

Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, des Bärtigen Sohn, hatte ſeinen Länderbeſitz durch Ankauf der Herrſchaft Sangerhauſen, in der güldenen Aue, gemehrt, und eine Frau genommen, deren Stolz und Hoffarth ihm ſo unerträglich war, daß er ſich ihrer bald wieder abthat. Nun wieder ehelos geworden, zog der Graf umher, gaſtete da und gaſtete dort, und ſo war er einſt auch bei Mezelin, einem Grafen zu Nebra, der ein reiches Gaſtmahl gab, und auch den Pfalzgrafen Friedrich von Sachſen, der auf der ohnfernen Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz wohnte, ſammt deſſen Ehegemahl, eingeladen hatte. Dieſe Frau, Adelheid geheißen, war über alle Maaßen ſchön und Graf Ludwig wurde in heller Minne zu ihr entzündet, tanzte viel mit ihr, und gewann ihr das Herz ab. Später beſuchte Ludwig die Pfalzgräfin bei ihres Mannes Abweſenheit, und da wurde ein ſehr untreuer Rath ausgeſonnen, und bald darauf auch in ſolcher Weiſe ausgeführt, daß, als der Pfalzgraf im Bade ſaß, Graf Ludwig ſo nahe auf ſeinem Gebiete jagte, daß der erſtere deſſen Horn erſchallen hörte, und als er erzürnt fragte, wer der kühne Jäger ſei, ſo nannte Frau Adelheid des Grafen Namen und trieb den Gemahl an, ſolchen Schimpf nicht zu dulden. Da warf der Pfalzgraf über ſein Badehemde nur einen Mantel, und ſchwang ſich auf ein Roß, und jagte Ludwig nach und ſchalt ihn heftig, mochte wohl auch außer der nächſten Urſache deren mehr zu Groll und Grimm im Herzen haben. Ludwig aber drehte ſich um und durchrannte den Pfalzgrafen mit ſeinem Jagdſpieß, daß er gleich tod vom Roſſe fiel.

Lange hat hernachmals an jener Stelle ein Denkſtein dieſer That geſtanden, und noch länger iſt ein Lied auf dieſelbe im Munde des Volkes geweſen. Graf Ludwig aber freite die ſchöne Pfalzgräfin Adelheid, welche nun die Stammmutter aller nachfolgenden Landgrafen von Thüringen wurde, und erbaute das Städtlein Freiburg an der Unſtrut und über demſelben die Bergfeſte Neuenburg, wie derſelbe auch das alte zerſtörte Eiſenach wieder erneute und die Wartburg erbaute.

384.

Der Sprung vom Giebichenſtein.

Obgleich Graf Ludwig mit der neu gewonnenen Gemahlin Adelheid, der vormaligen Pfalzgräfin von Sachſen, einer geborenen Markgräfin von Stade, ſehr glücklich lebte, ſo war er doch von den Verwandten des getödteten Pfalzgrafen bei Kaiſer und Reich hart verklagt; indeſſen hatte Kaiſer Konrad, der Salier, der ſchon ſeines Vaters, des Bärtigen Landgrafen, Freund und Verwandter geweſen, auch Graf Ludwig den Sohn immerdar zu ſchützen geſucht; als aber Kaiſer Konrad geſtorben war, und ſein ſchon bei des Kaiſers Lebzeiten zum römiſchen Könige gewählter Sohn, Heinrich, als der dritte Kaiſer dieſes Namens, die Krone des deutſchen Reiches auf ſeinem Haupte trug, der ohnedieß mit Sachſen und Thüringern im Kriege begriffen war — ſo gab es für den angeklagten Grafen Ludwig kaum noch eine Zuflucht, und endlich wurde er eingefangen, und auf die feſte Burg Giebichenſtein, nahe bei Halle, geſetzt, und allda in ſicherm Gewahrſam gehalten. Und da der Kaiſer außer Landes umfuhr, ſo dauerte die Haft des Grafen, ohne daß an Fällung eines richterlichen Schiedſpruches zu denken war, ſehr lange, ſchon faſt drei Jahre, und der Gefangene ſehnte ſich ſehr nach der Frau, wie nach der Freiheit. Sechs Ritter mußten den Grafen tagtäglich bewachen, und es drang zu ihm die Kunde, er ſolle ob ſeines Pfalzgrafenmordes hingerichtet werden. Da ſtellete er ſich krank, beſtellte ſein Seelgeräthe und ſein Haus, ſandte durch einen erbetenen Schreiber ſeiner Gemahlin Botſchaft, machte ſein Teſtament, zog ſein Sterbehemde an, und hüllte ſich, da er ſtarken Froſt klagte, in viele Mäntel, und war ſo matt, daß er an einem Stabe ging, und ächzte, und legte ſich in das offene Bogenfenſter ſeines Thurmgemaches, das ſteil über der Saale hing, und ſonnte und ſömmerte ſich, während ſeine Wächter ſich mit dem Bretſpiel die Langeweile ſolcher Gefangenwacht vertrieben. Und wie der Graf ſahe, daß ausgeführt ward, was er heimlich befohlen, daß ſein Diener unten am Saalſtrome hielt und ſein weißes Leibroß, der Schwan genannt, gleichſam wie zur Schwemme, in die Saale ritt, auch zwei Fiſchernachen auf dem Strome fuhren, da wünſchte er ſeinen Wächtern alles Liebes und Gutes, ſchnellte ſich aus dem offenen Thurmfenſter auf den Vorſprung der Felsklippe, ſchrie: Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte! und ſprang von der Klippe in den damals dicht unter ihr vorbeiziehenden Saalſtrom; die Mäntel ſchirmten ihn im Fall, er fiel nicht hart in das Waſſer, die Nachen waren zu ſeiner Hülfe zur Stelle, dann beſtieg Ludwig den Schwan, gelobte dem heiligen Ulrich zu Sangerhauſen, wohin er den eiligen Fluchtritt lenkte, eine ſchöne Kirche, und kam glücklich und wohlbehalten alldorten an, während ſeine beſtürzten Wächter auf Burg Giebichenſtein im recht eigentlichen Sinne des Wortes „das Nachſehen" hatten.

385.

Die Saalnixen.

Die Stadt Halle an der Saale, in deren Nähe die Trümmer des alten Bergſchloſſes Giebichenſtein noch immer die Gegend ſchmückt, iſt von Alters her berühmt durch ihre reichen Salzquellen, und der dicht an ihr vorbeifließende Saalſtrom iſt von einer Nixe bewohnt, oder von mehreren. Allgemein geht die Sage, daß auch dort die Saale, wie zu Jena, alljährlich ein Menſchenleben zum Opfer fordere, ſicherlich Nachhall der Erinnerung an Menſchenopfer, die in der Heidenzeit den Gottheiten der Elemente dargebracht wurden. Auch dort die ſo weit verbreitete Sage von einer Wehmutter, welche bei nächtlicher Weiſe ein Nichus, daraus ſpäter das Wort Nichs, Nix, ſich gebildet hat, abrief und abholte, um einer Wöchnerin beizuſtehen, die unter das Bette der Saale geführt ward, dort ein Nixenweiblein entband, und von demſelben gewarnt wurde, von ihrem Manne irgend eine Gabe anzunehmen, vielmehr die ſchutzkräftigen Kräuter Doſten und Dorant, die jene ſchon zur Abwehr gegen teufliſchen und dämoniſchen Zauber bei ſich trug, wol in Händen zu halten und zu bewahren. Der alte böſe Nichus verſuchte die Wehmutter auf dem Rückwege mit allerhand, er bot ihr Brod, Geld, Linnen — die Wehmutter wieß alles zurück, und ſo mußte der Nichus ſie wohlbehalten wieder nach Hauſe zurück geleiten, was ihm bei ſeinem tückiſchen Weſen außerordentlich ärgerlich war.

386.

Der Kaiſer Friedrich.

Kaum iſt, neben der Wartburg, ein thüringiſches Bergſchloß mehr und ſchöner von der Sage des Volkes geſeiert, als die Burg Kiphauſen oder Kifhauſen, ja ſelbſt die deutſche Mythe ſchmückt dieſen wunderſamen Bergſcheitel und ſeine Umgebung, und erhebt ihn zu einem ihrer Träger, zu einer der weitvoneinander gelegenen Säulen ihres großen Tempels, die durch ganz Thüringen vereinzelt ſtehen. Wilde Heerzugſage, Zwergſage, Ritterſage, Bergwerks- und Venezianerſage, alle ſind hier vereinzelt zu finden, und zwar wunderſam durcheinander gemiſcht. In den Vorgrund aller aber tritt die Sage von dem in den Schoos des alten Bergſchloſſes verzauberten Kaiſer. Das war Friedrich I., zubenamt der Rothbart, der war vom Papſt in den Bann gethan, und las kein Prieſter mehr ihm die Meſſe, und that ſich keine Pforte einer Kirche oder Kapelle vor ihm auf, ſo gewaltig war zu ſeiner Zeit die geiſtliche Macht, und wäre derſelben auch nichts lieber, als wiederum ſo gewaltig zu werden. Da mochte der Kaiſer Friedrich nicht mehr auf der Welt ſein, und legte ein Gewand an, das ihm aus dem Lande India verehrt worden, nahm ein Fläſchchen mit duftendem Waſſer zu ſich, beſtieg ſein Lieblingsroß, und ritt in einen dunkeln tiefen Wald, und es folgten ihm nur wenige ſeiner getreuen Wappner. Im Walde drehte Kaiſer Friedrich ein Wunſchringlein, das er am Finger trug, und wünſchte ſich weg von der Welt, und entſchwand dem Angeſichte der ſeinen, und ward nie wieder geſehen. Nach anderer Sage aber habe er ſeine Wappner und auch ſeine Tochter und deren Hoffräulein, auch manchen Gezwerg allzumal mit hinab gewünſcht in einen Berg, und das ſei der Kiphäuſer, wiewol auch Berge anderer Länder als der Sitz des unterirdiſchen Kaiſerhofhaltes genannt werden, ſo der Untersberg bei Salzburg in Oeſterreich, ein Berg bei Kaiſerslautern und noch andere. — Schon in frühen Zeiten nach des Kaiſers verſchwinden ſagten alte Leute, Kaiſer Friedrich laſſe ſich zu Zeiten ſehen, als ein Waller oder Pilgrim, etwa wie der ewige Jude, oder es ſeien einzelne Menſchen von Gezwergen in den Schooß der unterirdiſchen Kaiſerburg hinabgeführt worden, die haben den Kaiſer im Halbſchlummer träumend nicken ſehen, an einem Steintiſch ſitzend, um deſſen Fuß ſein rother Bart ſchon zweimal herumgewachſen. Und der Kaiſer habe ſelbſt geſagt, er harre einer Zeit: wann ſein rother Bart zum drittenmale um den Stein reiche, und die Raben nicht mehr um die graue Warte der Kaiſerburg fliegen würden, da wolle er aufſtehen und wiederkehren, und aufs neue gewaltig werden. Des deutſchen Reiches verſunkene Herrlichkeit wolle er dann glorreich erneuern, — er wolle das thun, daß andere es machen ſollten, irgendwo, das hat er nicht geſagt — er wolle das heilige Grab aus Heidenhand befreien, die Uebermacht der Pfaffheit ſtörend brechen, und nach einer großen Siegesſchlacht ſeinen Schild hangen an den Aſt eines dürren Birnbaumes, der dann wieder üppig grünen ſolle. Er wolle das Reich an Frieden reich machen, treu ſeinem Namen, für alle gleiches Recht erſtreiten. Und gar oft, ſo ging die fernere Sage, habe der alte Kaiſer, wenn jemand von der Oberwelt ihm genahet, gefragt, ob die Raben noch um den Thurm fliegen? und wenn, wie immer, die Antwort lautete: Ja, ſie fliegen noch, ſo habe er ſeufzend geantwortet: So muß ich aber hundert Jahre ſchlafen! — und ſei alsbald wieder in ſeinen Zauberſchlummer verſunken. Das Volk aber harrte von einem Jahrhundert zum andern treugläubig auf des alten Heldenkaiſers Wiederkehr, und gab der grauen, rabenumflogenen und ſturmumbrauſten Warte ſeinen Namen: Kaiſer Friedrich.

387.

Der Hofhalt im Kiphäuſer.

Des Volkes Glaube übertrug das, was es von der Verzauberung Kaiſer Friedrich I., des Barbaroſſa, in ſeiner Seele feſthielt, auch auf Kaiſer Friedrich II., bildete mehr und mehr die Märe über beide aus, und hier war es nun, wo es uralt überkommenes Mythenthum mit ſeiner eigenen Anſchauung und neuer Sage verſchmolz. Die deutſch-nordiſche Sage vom Wode und ſeinem wüthigen Heere hatte ſich im Braunſchweiger Lande verjüngt und in der Perſon eines Oberjägermeiſters Hans von Hackelnberg einen wilden Jäger gefunden; in der dem Kiphäuſer ganz nahe gelegenen Grafſchaft Stolberg iſt außerordentlich viel vom wilden Jäger die Rede, bald iſt's der Hackelnberg, bald nennt man ihn ohne einen beſonderen Namen. Er jagt, von vielen Dachshunden begleitet — an verſchiedenen Orten hat er verfaulte Pferdelenden aus der Luft herabgeworfen, auf dem „Rübelande" jagt er „Frauen" aus dem Holze*), wie er im Voigtlande die Moosweibel, auf dem Rieſengebirge die Rüttelweiber, im bayeriſchen und öſterreichiſchen Hochgebirge die ſeligen Fräulein jagt. Des Hackelnbergs Begleiterin läßt die Harzſage die blärrende Nonne Tutoſel ſein, auch ſie iſt nur Verjüngung der Frau Holle. In der Grafſchaft Stolberg aber iſt letztere, wenn auch unter verwandeltem Namen, in ihr Recht theils als wilde Heerzugführerin oder Begleiterin, theils als dämoniſche Spinnefrau eingeſetzt, ſie heißt dort „die Wulle", „die Fru Rolle", „Fru Holle"; um Ilſenburg aber „Fru Frièn" (Nachhall von Freia), und geht auf die Freite. „Fru Frède mit dem groten Dume" heißt ſie in einem Kindermärchen jener Gegend, und es kann gar nicht fehlen, daß ſie ſammt dem Heereszuge auch über das Kiphäuſer-Gebirge ſchwebte. Aber da hat die ſtets verjüngende Sage ſie neu verwandelt, da iſt ſie des Barbaroſſa ſchöne Tochter oder Nichte, die mitverzauberte Prinzeſſin, welche gefolgt von ihren Hoffräulein auf weißen Pferden Nachts über das Gebirge ſchwebt. Aber auch bei dieſen hat es die Sage nicht bewenden laſſen, ſondern ſtets bemüht, alte Ueberlieferungen umzugeſtalten, läßt ſie Raubritter auf Burg Kiphauſen wohnen, welche ſich Fräulein rauben, und mit dieſen auf die Jagd reiten. Dieſe ſieht man noch in hellen Nächten auf ſchneeweißen Pferden über den Berg reiten, aber es iſt nicht gut, ihnen zu begegnen.

---

*) Vergl. Dr. H. Pröhles ſehr verdienſtliche Sammlung: Unterharziſche Sagen.

388.

Bergentrückungen in den Kiphäuſer.

Zu dem ſich ſelbſt in den Schooß des Kiphäuſers verwünſcht habenden Kaiſer Friedrich wurden nicht ſelten Bewohner der Oberwelt zeitweilig, länger oder kürzer, entrückt. Die Sagen davon ſind nächſt den mythiſchen die älteſten der Kiphäuſerſagen. Ein junger Schäfer hüthete auf der Höhe der Burgtrümmer ſeine Heerde, gedachte des alten Kaiſers mit Wehmuth, und ſpielte ihm auf ſeiner Schalmeie ein höfiſches Liedlein auf. Da hob ſich aus Gebüſch und Felsklippen ein greiſes Haupt mit Ehrfurcht einflößenden Zügen und fragte: Sprich Knabe, wem haſt Du mit Deinem Schalmeienſtücklein zu Ehren hofiret? — Das hab' ich Kaiſer Friedrichen zu Ehren gethan! antwortete der Schäferknabe. So folge mir, auf daß Dein Lohn dafür Dir werde von dem Herrn! ſprach die Greiſengeſtalt, und nicht ohne Zagen folgte ihr der Hirte nach. Der Weg führte bald viele Stufen tief hinab, endlich ſprang drunten dröhnend eine metallene Thür auf, und der Knabe trat in eine Halle voll reicher Schätze an Gold, edlen Steinen und Waffen, und eine Schaar Wappner ſtand da in voller Rüſtung, die neigten ſich vor dem Greiſe, und nun nahm der Knabe mit Schauer war, daß der Rothbart ſelbſt ſein Führer geweſen. Der aber ſprach zu den Rittern: Dieſer Knabe hat Uns geehret. — Und dann zeigte der Kaiſer dem Hirten allen Glanz und alle Pracht der Halle, und allen Reichthum, und fragte ihn: Welchen Lohn begehrſt Du? — Keinen! antwortete der Knabe. Da brach der alte Kaiſer von einem goldenen Handfaß einen Fuß ab, und ſprach zum Knaben: Nimm das und gehe, und ſage droben, daß uns der Herr erlöſen wird aus dieſem Banne wann die Zeit ſich erfüllet, und dann ſoll das deutſche Reich frei werden und das heilige Grab erlöſt aus des Türken Hand. — Der Knabe kam aus dem Berge und wußte nicht wie.

Ein anderes Mal hatte ein anderer Hirte ſeine Schaafheerde weit herauf an den alten Kaiſer Friedrichsthurm getrieben, und pfiff ſich auch ein fröhliches Stücklein auf ſeiner Schallmeie, daß es weithin ſchallte: da ſtand plötzlich ein Zwergmännlein vor ihm und fragte ihn, ob er wol Luſt trage, ihm zu folgen in die unterirdiſche Burg, und dem verzauberten Kaiſer auch ſolch ein hübſches Stücklein vorzublaſen? Dazu war der Schäfer gar willig und folgte dem Zwerge durch das Mauergeklüft, kam auch mit ihm in eine weite Halle, und ſah den alten Barbaroſſa am runden Steintiſch ſchlummernd und mit den Augen zwinkernd ſitzen, und hörte denſelben fragen: Fliegen die Raben noch um den Berg? Und da der Schäfer dieſe Frage bejahte, ſo ſeufzte der Kaiſer tief und ſchwer, und gab die ſchon erwähnte Antwort. Hierauf wurde der Schäfer durch den Zwerg wieder zur Oberfläche geführt, nachdem er ſein Liedlein geſpielt, ohne etwas dafür zu erhalten. Wie er aber nach ſeiner kleinen Heerde ſah, ſo erſtaunte er, denn es waren hundert Stück über die Zahl, die nun alle ſein Eigenthum waren und ihn reich machten.

Hier, bei dieſen beiden in den Berg Entrückten währte die Zeit der Entrückung nur eine kurze Friſt, bei andern erſtreckte ſie ſich weiter. Ein Ziegenhirte aus Sittendorf trieb auch gern ſeine Heerde ganz hoch hinauf in die Thurmnähe, und nahm wahr, daß eine ſeiner Ziegen ſich ſtets von der Heerde verlor und zuletzt nachkam, wenn er ſchon hinweg war und heimwärts trieb. Da beobachtete der Hirte die Ziege und fand, daß ſie durch eine Mauerſpalte verſchwand, und als er dieß ſah, zwängte er ſich ebenfalls hindurch und hinab. Drunten ſtand die Ziege in einem Gewölbe und fraß begierig Haferkörner, die von der Wölbung der Decke herab rieſelten, auch hörte der Hirte über ſich Stampfen und Wiehern von Pferden, und merkte wol, daß er unter einem Pferdeſtalle ſtehe, verwunderte ſich aber bloß, woher hier die Pferde und der friſche Hafer kommen ſollten? Gleich darauf erſchien ein Knappe, der winkte dem Hirten, ihm zu folgen und führte ihn über einen ummauerten Hof. An dieſem Orte erblickte der

Ziegenhirte 12 Ritter beim Kegelſpiele, wie jener auf dem großen Hermannsberge im Thüringerwalde, und der Knappe bedeutete ihn, den Spielenden die Kegel aufzuſetzen, was auch der Hirte, Peter Klaus war ſein Name, that, und ſich aus einer Kanne voll Weines ſtärkte, die nicht leer wurde, er mochte trinken, ſo viel er wollte. Und als das Spiel vorüber war, hatte der Peter Klaus ſich ſo mächtiglich geſtärkt, daß er eingeſchlafen war. Endlich wachte Peter Klaus auf, und fand ſich außerhalb auf der Trümmerſtätte liegen, da war das Gras höher denn ſonſt, und kleine Sträuchlein waren Bäume geworden. Peter Klaus pfiff ſeinem Hunde, aber es kam kein Hund. Er ſprang auf vom Boden und ſah nach ſeiner Heerde, aber es war keine Heerde da. Nun ſtieg er hinab nach Sittendorf, wo ihm bald Leute begegneten, die er aber nicht kannte, und ſie ſchienen ihn auch nicht zu kennen, denn er ſah nichts weniger als jung und anſtändig aus, und hatte einen Bart wie der ewige Jude. Er kam ſich vor wie verhert, und ging auf das Hirtenhaus zu, dort ſaß ein Hirtenknabe vor der Thüre, der ihn nicht kannte, und ein alter, magerer, knurrender Hund. Leute umdrängten ihn, er fragte nach alten Bekannten, — die waren längſt geſtorben oder weggezogen. Endlich erblickte er ein junges Weib mit ein paar Kindern und da ſtellte ſich heraus, daß das ſeine Tochter war und ihre Kinder ſeine Enkel, und daß er, der Peter Klaus vor zwanzig Jahren zum letztenmale die Heerde auf den Kyphäuſer getrieben habe und ſeitdem nicht wieder gekommen ſei.

546

389.

Das alte Brautpaar.

Ein Beiſpiel noch längerer Bergentrückung that ſich kund an einem jungen Brautpaare aus Tilleda, das Hochzeit feiern wollte, aber nicht einmal ſo viele Geräthſchaften beſaß, um einigen geladenen Gäſten das Eſſen auftiſchen zu können. Da ſprach der Vater der Braut halb im Scherz zu den Brautleuten: Ei geht doch hinauf auf den Kiphäuſer und borgt euch was von der verzauberten Prinzeſſin. Und die jungen Leute gingen wirklich hinauf und oben trafen ſie auch ſchon die Prinzeſſin an, als habe ſie ihrer geharrt; ſie winkte beiden, ihr in den Berg zu folgen. Da bekamen ſie ſo viel Gutes an Eſſen und Trinken vorgeſetzt, daß das reichſte Hochzeitmahl in Tilleda nicht ſtattlicher hätte ausgerichtet werden können, und wurden beladen mit ſo viel Hausrath, daß ſie ordentlich ſchwer davon zu tragen hatten, als ſie frohen Herzens den Berg verließen, und wieder herunter nach Tilleda ſtiegen. Aber gar ſeltſam erging es ihnen da. Der Ort war ganz verändert, ſo daß ſie meinten, ſich in ein fremdes Dorf verirrt zu haben. Das Häuschen des Brautvaters ſtand nicht mehr, an ſeine Stelle war ein großes Oekonomiegutshaus erbaut. Die Leute hatten ganz andere Tracht, und ſtaunten ſie ob ihrer ſeltſam uraltmodiſchen Tracht an. Da kam auch der Geiſtliche des Ortes und ſprach liebreich mit ihnen, und fragte ſie, woher ſie denn kämen? Das Brautpaar ſagte ihm, daß es ja erſt heute Nachmittage hinauf zum alten Friedrich ſpatzieren gegangen, und wüßten nicht, warum alles in Tilleda ſo anders wäre und lauter fremde Menſchen? — Der Pfarrer hieß beide mit ihm gehen, und ſchlug nach im Kirchenbuche, und da ſtand es, daß vor 200 Jahren ein junges Brautpaar hinauf auf den Kiphäuſer gegangen und niemals zurückgekehrt. Da weinten die ſo alt Gewordenen und ließen ſich vom Pfarrer einſegnen, und ſuchten den Kirchhof auf, wo ihre Verwandtſchaft von 200 Jahren ruhte, und blieben dort allein, denn das junge Geſchlecht ſcheute ſich vor den beiden Alten, und nach drei Tagen fanden ſich auf dem Kirchhofe die Leiber und Gewande beider in Aſche zerfallen.

390.

Der Schmied von Jüterbogk.

Jener Schaar, welche die Sage ſelbſt zu Kaiſer Friedrichen hinabgewünſcht und hinabgerückt hat in den Schoos des Kiphäuſerberges, beſtehend aus der Prinzeſſin und ihren Fräulein, nächtlichen Schimmelreiterinnen, zum Theil auch Wunderblumen-, Schätze-, und vornehmlich Flachsknottenhütherinnen, (wo der Flachsſame immer wieder auf die urgermaniſche Holle und ihren Dienſt deutet) — aus Zwergen, theils zum Hofgeſinde des Barbaroſſa gehörig, vornehmlich aber Bergwichtel, Bergmännlein, aus Rittern, die gleich den Rieſen der Ur-Sagen Kegel ſchieben, aus Mönchen endlich, die ſpäterer Zeit entſtammen, in welcher auf dem Berge eine Wallfahrtkapelle ſtand — gehört auch eine vereinzelte Geſtalt, wie im Hörſeelenberge der getreue Eckart, das iſt der Schmied von Jüterbogk, von dem ein Kindermärchen ausführliches erzählt. St. Petrus, der heilige Apoſtel, erlaubte dieſem wackern Schmied, der Kaiſer Friedrichs Rüſtmeiſter war, drei Wünſche, welche dieſer auch that, ſo daß er Macht gewann über Tod und Teufel, und ein nie verſiegendes Lebenselixir in Geſtalt eines guten Bittern — aber eins hatte nur der Schmied vergeſſen zu wünſchen, nämlich: die ewige Seligkeit. Daher blieb ihm der Himmel verſchloſſen, und als er in die Hölle wollte, riegelte der Teufel ihm dieſe vor der Naſe zu, denn der Schmied hatte dem Teufel einmal ſo arg mitgeſpielt, daß derſelbe ſich grauſam vor ihm fürchtete, und ließ ihn daher durchaus nicht in ſein Reich. Auf der Erde gefiel es aber dem Schmied von Jüterbogk auch nicht mehr, und ſo wünſchte er ſich hinab zu Kaiſer Friedrichen in den Kiphäuſer und beſchlägt nun drunten die Pferde der Prinzeſſin und der Fräulein, und der Ritter mit goldenen Hufeiſen.

Daß auf dem Kiphäuſer die Sage ihre Glücks- und Wunderblumen nicht ſelten blühen läßt, liegt im ganzen Weſen des mythiſchen Zaubers, der den Berg, ja das ganze kleine Kiphäuſergebirge umfließt, doch ſind dieſe Sagen allbekannt.

391.

Bergſchätze im Kiphäuſer.

Von Schätzen, großen und reichen, im Schooße des Kiphäuſers iſt der Sagenmund ſeiner ganzen Umgegend noch immer voll. Auch in dieſe Kunden, abgeſehen von denen über den Reichthum, der den alten Barbaroſſa in ſeiner unterirdiſchen Halle umgiebt, miſcht ſich Altüberkommenes und das, was an ähnlichen Sagenbergen ſich wiederholt. Auch hier ein Ritterkeller, aus welchem ein Mägdlein guten Wein holt, gleich jener Dirne an dem großen Hermannsberge; einen Wein, der köſtlich ſchmeckte. Da der ganz herunter gekommene Schänkwirth des Ortes von dieſem Ritterwein hörte, und von den wiederholten Gängen des hinauf geſandten Mägdleins, ſchlich er nach, allein für dieſen Vorwitz wurde ihm ſehr übel durch allerlei Geiſterſpuk, der ſich rings um ihn erhob, mitgeſpielt. Endlich kam ein grauer Bergmönch, der ſchleppte den zum Tode bereiten Mann eine Treppe empor, legte ihn an einer Mauerwand nieder, ſteckte ihm ein Stück Geld in die Hand, und verſchwand. Aechzend ſchleppte ſich der Schänkwirth nach Hauſe, mußte ſich gleich legen, und war nach drei Tagen eine Leiche. Das Geld des Mönchs reichte juſt hin zu den Koſten der Beerdigung des Vorwitzigen.

Daß die Sage Mönche auf den Kiphäuſer bringt, kommt von der berühmten Wallfahrt, die einſt zu einer Kapelle und zu einem hölzernen Kreuze in derſelben Statt fand, welche Kapelle Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg erbaut und mit vielem Ablaß hatte begeben laſſen. Als Wallfahrt und Kapelle in Folge der Reformation eingegangen waren, verbreiteten ſich erſt recht die Nachrichten von Schätzen, die da droben vergraben ſein ſollten, und es kamen Venetianer, Bergleute, Kurgänger und Schatzgräber zu Hauf, um dieſe vergrabenen Schätze zu heben, oder auch um die Erze im Bergesſchooße aufzufinden und abzubauen. Ein Bergmann fand auf dem Kiphäuſer einen Mönch ſitzen, hart am alten Thurme, der in einem Buche las und ihn dann in den Berg führte, wo ſie in lange Gänge kamen, die mittels der Springwurzel, welche der Mönch in der Hand hielt, ihre verſchloſſenen Thüren öffneten. Zuletzt kamen beide an eine ſilberne Thüre, an welche der Mönch dreimal klopfte, worauf auch dieſe alsbald aufſprang, und der Bergmann den alten Barbaroſſa ſitzen ſah, mit ſeinem durch den Steintiſch gewachſenen Barte, der bis zu den Füßen hinabreichte. Der Bergmann empfing von dem Mönche zwei Stangen eines unbekannten Metalls, die lange in des erſteren Familie aufbehalten blieben.

392.

Das Rathsfeld und die Rothenburg.

Wenn man vom Kiphäuſergipfel nordwärts ſchreitet, in der Richtung nach der Rothenburg zu, dann aber ſich links hält, ſo kommt man auf eine Fläche, auf der eine Art Jagdſchloß ſteht, das iſt das Rathsfeld. Auf dem Rathsfelde ſoll der dürre Birnbaum ſtehen, der wieder grünen wird, wann dereinſt der alte Kaiſer Friedrich aufſteht und aus dem Bergesſchooße hervortritt, und an dieſen Birnbaum wird er ſeinen Schild hängen, wenn er die große Siegesſchlacht geſchlagen hat.

Der gerade Weg vom Kiphäuſerthurme führt nach der tiefer liegenden Rothenburg, einſt ein ſtattliches Schloß, ſchon im 11. Jahrhundert von Grafen von Beichlingen erbaut. In den Trümmern dieſer Burg fand man das unförmliche Erzgebilde in Geſtalt eines puhſtenden Knaben, welches man Püſterich genannt und über welches man erſtaunlich viel geſchrieben hat. Dieſes alte Zeugniß von der Erzgießekunſt der frühen Vorfahren hat man lange Zeit für ein deutſches oder ſlaviſches Götzenbild gehalten. Ein deutſches war daſſelbe auf keinen Fall, denn die Germanen hatten keine ſogenannten Götzen, und folglich auch kein Götzenbild, und daß das alte Metallgeräthe ſlaviſchen Urſprungs, kann durch nichts bewießen werden. Mit großer Leichtgläubigkeit aber haben deutſche Gelehrte dieſem Püſtrich in ſogenannten deutſchen Mythologien eine Stelle als thüringiſchen Feuergott angewießen.

Vom Rathsfelde und von der Rothenburg geht manche Spukſage. Wildſauen wurden in nächtlicher Weiſe zahlreich erblickt, die ein Mägdlein lockte, allein wenn ein Jäger nach einer dieſer Sauen ſchoß, zerfloſſen alle in Luft. Auch an Schätzeſagen iſt die Rothenburg reich, faſt ſo reich wie die Kixhäuſer Burgtrümmer.

393.

Der braune Bühel.

In der Gegend zwiſchen Nordhauſen und dem Eichsfelde, nach Duderſtadt zu, begegnet wieder die Rieſenſage. Dort hebt ſich aus der Flur ein zuckerhutförmiger Hügel, einer künſtlichen Pyramide gleich, welcher vom Volke der „brune Budel", ſoll braune Bühel heißen, genannt wird. Bühel iſt Hügel, wenn auch juſt kein ſpitzer. Die vornehmen Leute nennen ihn den Rieſenhügel. Einſt ſtand auf den Höhen über der „Goldenen Mark", ſo heißt die Gegend, in welcher Duderſtadt liegt, ein Rieſe, und das ganze Eichsfeld gefiel ihm ſehr wohl, nur drückte ihn etwas im Schuh, was ihm nicht gefiel, da zog er den Schuh aus, und ſchüttete das drückende, was darin lag, hinab, da war's das Sandhäuſchen, der Bühel. Spöttiſch ſagen andere: vor Zeiten ſei einmal der Himmel gefegt, und der Kehrichtſtaub herab in das Eichsfeld geworfen worden, davon ſei der braune Bühel entſtanden.

394.

Heiligenſtadt.

Heiligenſtadt, die Hauptſtadt des Eichfeldes, bewahrt uralten Ruhm. Es geht die Sage, daß ſchon der Franken-König Dagobert, von einer ſchlimmen Ausſatzkrankheit befallen, in dieſes Landes Einöde gezogen, vor aller Welt ſich zu verbergen, nachdem er die Regierung ſeinem Sohne und treuen Räthen übertragen, und daß er in dieſer Gegend eine Kapelle erbaut, und ſie der heiligen Jungfrau und Sankt Petrus geweiht habe. Auf einem Jagdgange ermüdet, legte ſich König Dagobert in das Gras des Waldes, und entſchlief. Und als er erwachte, befand er, daß überall, wo des Graſes Thau ſeinen Körper benetzt hatte, der Ausſatz hinweggeſchwunden war. Freudig kündete der König ſeiner Gemahlin, die ihn begleitet hatte, dieſes Wunder, und auf ihren Rath wiederholte er den Schlummer im thaufeuchten Waldgras, und ein Traum offenbarte ihm dann, daß da, wo er geruht, die Gräber zweier Heiligen, Aureus und Juſtinus, befindlich ſeien, welche zu Mainz dem Gefängniſſe, in das König Etzel oder Attila ſie hatte werfen laſſen, entkommen waren, leider aber nur um noch größere Verfolgung und Pein zu erdulden, und endlich nach vielen von ihnen geſchehenen Wundern hier Martyrertod und Grab zu finden. Da ſprach König Dagobert, der nun völlig heil geworden: Hier iſt der Heilung und der Heiligen Statt, ließ den Wald fällen, über der Heiligen Gräber ein Münſter bauen, das er unter den Biſchofſitz Mainz ſtellte, ordnete 12 Chorherren hinein, und nach und nach entſtand eine Stadt daſelbſt, welcher der Name Heiligenſtadt verblieb, abgeleitet von jener heiligen Stätte.

395.

Die drei Rebhühner.

Auf dem Thurme der Obermarktskirche zu Mühlhauſen erblickt man drei Vögel, von denen die Sage Folgendes erzählt: Zwei Bürger führten Proceß mit einander um Mein und Dein, um ein bedeutendes Erbe. Lange blieb dieſer Proceß unentſchieden, das wußten die Anwalte ſchon zu karten, darüber ſank aber der eine Bürger, auf deſſen Seite das Recht war, gänzlich in Armuth, zumal ſein eigener Anwalt zuletzt ſich von dem Gegner beſtechen und gewinnen ließ. Da nun eines Tages der Unterdrückte abermals den Anwalt beſuchte, um mit ihm über den Proceß zu ſprechen, ſo traf er denſelben bei einer Schüſſel voll gebratener Rebhühner, dieſelben ſchmauſend und dazu wacker zechend, an. Als nun jener unterdrückte Bürger, dem man ſein Recht abſprechen wollte, wieder von ſeiner Sache zu reden anhub, und ſagte, daß er im Rechte ſei, ſo ſprach der Anwalt: Ihr ſeid ſo wenig im Rechte, als dieſe Rebhühner hier lebendig ſind. So wenig dieſe Federn haben und fortfliegen, eben ſo wenig werdet ihr gewinnen, weil Ihr im Unrechte ſeid. — Hatte kaum das Wort geſprochen, ſo gewannen die gebratenen Vögel, ſo viel ihrer noch in der Schüſſel lagen, nämlich drei, Federn und Leben und flogen aus der Schüſſel und zum Fenſter hinaus und auf den Thurm. Da erkannte der Bürger, daß der Anwalt ein Schalk war, und der Anwalt erblaßte, und that nun des Bürgers Recht offenkundig dar, ſo daß derſelbe in den Beſitz ſeines rechtmäßigen Eigenthumes gelangte.

396.

Der Wunderbaum in Vargula.

Gar viel des Wunderbaren ſahen der Unſtrut Wellen und Ufer, wie unſcheinbar auch an vielen Stellen dieſer Fluß erſcheint, deſſen Quellen auf dem Eichsfelde ohnweit Dingelſtätt entſpringen, der Mühlhauſen und Langenſalza leiſe vorbeiſchleicht, und nachdem er erſt ſüdwärts, dann oſtwärts gefloſſen, ſich wieder nordwärts lenkt, in ſteten mannichfaltigen Krümmungen bald durch Ebenen, bald durch hügelige Gelände rinnt, manchen geſchichtlich denkwürdigen Ort in ſeinen Fluthenſpiegel aufnimmt, und endlich nahe bei Naumburg in die Saale fällt.

Zu dieſen geſchichtlich denkwürdigen Punkten an der Unſtrut gehört auch Groß-Vargula, früher urkundlich Vargalaha, Varila, ſpäter Vargila, um welches förmlich, wie ein Nimbus, ein kleiner Sagenkreis ſich zog. Ein heidniſches Fanum ſei allda geweſen, bevor Bonifacius dort eine der erſten Kirchen Thüringens weihte. In Varila ſei Karl der Große empfangen worden, weil er in einer Schenkungsurkunde die Landſchaft „terram conceptionis nostrae" ausdrücklich genannt. Daher habe der große Kaiſer dort eine Kapelle erbaut, und durch den heiligen Bonifacius weihen laſſen. Als nun Bonifacius in die Kirche ſchritt, ſtanden viele der Heiden außerhalb derſelben und ſtaunten das Neue an, ohne Neigung zu zeigen, auch mit hinein zu gehen und ſich der Chriſtuslehre zuzuwenden. Da ſtieß der Heidenbekehrer den Stab, den er in den Händen trug, in den Boden, und ging in den neuen Tempel, weihete ihn und las Meſſe in ihm, und als die Weihe vollendet war, und Bonifacius und die übrigen Prieſter und die Chriſten aus der Kirche traten, ſiehe da war der vorher dürre Stab grünend und blühend geworden, und trieb fortwährend junge Sproſſen. Und darauf ſprach der Mann Gottes zu den Heiden: Sehet an dieſem Zeichen, das der Chriſten Gott gethan, die Wahrheit ſeiner Lehre! Und darauf haben ſich der Heiden noch gar viele bekehrt, und die Taufe willig angenommen.

Iſt auch die oft begegnende Sage von dem grünenden Stabwunder eben nur Sage, ſo iſt ihr Begegnen juſt hier doch nicht ohne Wichtigkeit, denn wie ihr Baum, ſo hat ſie doch örtlich unaustilgbare Wurzeln geſchlagen. Lange ſoll der Baum in Groß-Vargula geſtanden haben, ein Wunderbaum ohne Frucht, und von fremdländiſchem Anſehen, und es ſollen Schößlinge von ihm noch weit länger in den Hecken des Pfarrgartens nahe der Bonifacius-Kirche zu finden geweſen ſein.

Vargula war auch Sitz und Stammhaus der wackeren Schenken von Vargila, die belehnt waren mit dem Schenkenamte der Thüringer Landgrafen, und von denen viele ihren Herren ruhmreich und ehrenvoll dienten.

397.

Von der Sachſenburg.

Da, wo die Unſtrut durch die Felſenpforte der Hainleite und der Schmücke ſich in grauer Urzeit einen Durchbruch wühlte, heben ſich über ihrem linken Ufer die Trümmer eines alten Doppelſchloſſes, wie auf dem Kiphäuſer auch eines ſtand, eine Ober- und Unterburg, zuſammen unter dem Namen Sachſenburg bekannt. An dieſer Stätte haftet eine der älteſten thüringiſchen Sagen. In der graueſten Urzeit, vor Menſchengedenken, habe von der Schmücke und Finne, beides langgeſtreckte kalkige Höhenzüge, Fluthwälle gleichſam bis gegen den Steigerwald hinter Erfurt hin, ein großes ſchiffbares Waſſer alles Land bedeckt. Es war die Zeit der Rieſen oder Heunen, und deren wohnten auf jenen Berghöhen und ihrer vereinten Kraft gelang es, dem gewaltigen See einen Abzug zu graben, worauf die Gewäſſer hindurchſchoſſen und ſich in die weiteren Niederungen verliefen, dann blieben nur die vereinten Flüſſe Unſtrut, Gera und Wipper, die noch heute dort ihren Hindurchzug haben.

Nach der Zeit geſchahen die großen Dinge und Thaten unter den Frankenkönigen, unter Attila und König Irminfried von Thüringen, davon der Unſtrut Ufer Zeugen waren und es erfolgten die gewaltigen Streite der Völker Sachſen, Thüringer und Franken beim Runenberge, und um Scheidungen, und der Untergang des thüringiſchen Königthums. Und die ſiegreichen Sachſen behielten dieſe Gegend inne und erbauten die nach ihnen genannte Sachſenburg, welche man auch die Hagkenburg nannte, nach einem alten, weiſen und tapfern Heerführer des Namens Hagk, der zuerſt auf dieſer Burg wohnte. Hernach erſt erſtanden die meiſten anderen zahlreichen Burgen rings umher.

398.

Bonifacius-Pfennige.

Da der heilige Bonifacius in das Land an der Unſtrut kam, wo er gar manche Kirche erbaute und einweihete, und die Bewohner dieſes Landes zum Chriſtenthume bekehrte, da half er auch den Thüringern durch ſein Gebet zum

Siege gegen die grauſamen Hunnen, und wurden deren von den Thüringern ſo viele erſchlagen, daß die ganze Unſtrut ſich als ein Blutſtrom zeigte. Darauf ließ ſich zahlloſes Volk taufen und bekannte ſich zur Lehre Chriſti; Einzelne jedoch blieben Heiden, wie es deren mitten im Schooſe des Chriſtenthums ſtets gegeben hat und noch immer giebt, ſelbſt wenn ſie getauft ſein ſollten — die wollten von dem Bekehrer wirkliches Brot, nicht das Brot des Heils, wirkliches Gold, nicht das Gold der guten Lehren, und da der fromme Mann trotz ſeiner wunderthätigen Kraft ſolches nicht ſpenden konnte, weil es ihm daran ſelbſt gebrach, ſo warfen einſtmals etliche dieſer Heiden mit Steinen nach dem thüringiſchen Apoſtel. Darauf verwünſchte derſelbe in einer Anwandlung von Zorn alles Gold und Geld der Thüringer in Stein, und alsbald wurde jeder Pfennig zu einer Linſe, deren findet man noch heute an der Sachſenburg, und an der Arnsburg über Seega, und auf der Hainleite beſonders auf dem Gipfel, welcher der Bonifacius-Berg genannt wird, und die kleinen rundlichen Steine werden noch immer Bonifaciuspfennige genannt.

399.

Vom Kloſter Oldisleben.

Als die Landgräfin Adelheid von Thüringen, früher Pfalzgräfin von Sachſen mit dem Landgrafen Ludwig Reue fühlte über das von beiden begangene, und er das Kloſter Reinhardsbrunn gründete, begründete ſie ihrerſeits ein Benedictiner-Mönchskloſter zu Oldisleben ohnweit der Sachſenburg und weihete daſſelbe dem heiligen Vitus, und wurde dann die Gründerin in dieſem Kloſter begraben. Die Stätte war ſchon den germaniſchen Frühbewohnern dieſes Gaues hehr und heilig geweſen, ein mäßig hoher nach Oſten in das Unſtrutthal vorſpringender Hügel mit weitem Fernblick über die güldene Aue, unter dem man Hohlgänge fand und heidniſche Todtenurnen voll Aſche und verbrannter Gebeine. Im Jahre 1136 fiel zu Oldisleben ein Stein von eines Menſchenkopfes Größe vom Himmel, den die Brüder Benedictiner gar hehr aufbewahrten. Nach der Zerſtörung des Kloſters im Bauernkriege hat man häufig geſpenſtige Mönche in den Gebäuderesten des Kloſters wandeln und erſcheinen geſehen. Ein Gefangener, der in einer Kloſterzelle ſaß, nachdem das Kloſter in ein Sächſiſches Amthaus umgewandelt worden war, konnte Geiſter citiren, und zwar ſo, daß deren auch welche kamen, was nicht jedem, der ſolcher Kunſt ſich rühmte, hat gelingen wollen. Da er nun ſolchen Citirens ſich unterfing, kamen nach einander zwölf Mönchsgeiſter und gingen an ihm vorüber; der zwölfte hob warnend den Finger und hauchte kaum hörbar: Hüthe Dich vor dem Dreizehnten! Der dürfte Deiner übel warten. — Deß erſchrak der Beſchwörer mächtiglich und ließ ab von fernerer Citation, und ſparte ſeinen Hals.

Seltſam war es auch mit zwei Grabſteinen im Kreuzgange des Kloſters Oldisleben, der eine eines Mönchs, der andere eines Grafen von Beichlingen, welcher ſich aus Frömmigkeit hatte im Kloſter begraben laſſen. Man durfte nicht an beide Steine rühren, wer es dennoch that, und zumal wer etwas abſchlug, empfing von unſichtbarer Hand ſehr empfindliche Maulſchellen verabreicht, ſintemalen im Reiche der Spukgeiſter die Prügelſtrafe noch in Geltung ſtand, und was an den Grabſteinen abgeſchlagen war, das erſetzte ſich von ſelbſt wieder.

400.

Vom Kloſter Memleben.

In friedlich heiterer Gegend liegt das Dorf Memleben hart an der Unſtrut, und nahe am Dorfe eine der ſchönſten thüringiſchen Kloſtertrümmer, die gleichen Namen mit dem Dorfe theilt. Von einer großen gewaltigen Zeit zeugen dieſe großen gewaltigen Gewölbebogen der hohen Baſilika, deren Decke jetzt das Gewölbe des Himmels iſt. Die deutſche Kaiſerſage durchweht und durchflüſtert mit ihrem Ernſt dieſe ſtolze Ruine. Kaiſer Heinrich I. Gemahlin, Mechtildis, war Memlebens Gründerin; ſie räumte dem Benedictinerorden das neue Kloſter ein. In dieſem Kloſter ſah der ruhmreiche Gemahl der Gründerin ſeinen letzten Erdentag. Er kam, bereits zu Bodfelde von einem Schlaganfalle getroffen, von einer Synode zu Erfurt mit geringem Gefolge nach Memleben. Da verlor die Sonne am hellen Himmel ihren Schein, und warf bleiche blutige Strahlen in das Gotteshaus. Ein Berg bei Quedlinburg warf Flammen aus, derſelbe Berg, auf dem das Kloſter ſtand, darin Heinrich I. dann beigeſetzt wurde. Nach ſchmerzlichem Abſchiede von ſeinem treuen Ehegemahl verſchied der ruhmreiche Hunnenſieger, Deutſchlands Befreier, am 7. Juli 936.

Und wunderbar, Kaiſer Heinrichs großer Sohn, Kaiſer Otto I., dem es gelang, Päpſte ab- und einzuſetzen, die römiſche Kaiſerkrone aufs neue deutſchen Herrſcherhäuptern zu ſichern, der Böhmen beugte und Dänemark niederdrückte, unter deſſen Regierung das Harzgebirge den reichen Segen ſeiner Berge aufſchloß — dieſer berühmte Herrſcher kam nach dem ſtillen, kleinen Memleben, von ſeiner Gemahlin Adelheid und ſeinem Sohne Otto begleitet, von Merſeburg, um nach Quedlinburg zu reiſen. In der Nacht ſang er mit den Mönchen die Hora in der Kloſterkirche, wohnte der Frühmette, dann dem Hochamte bei, theilte Almoſen aus an die Armen, verbrachte heiter den Tag und beſuchte die Vesper. Da wandelte ihn eine Schwäche an, und kaum war er mit den Sterbeſacramenten verſehen, ſo war er an derſelben Stätte dem Vater nachgefolgt. Das geſchahe am Mittwoch vor dem heiligen Pfingſtfeſte des Jahres 973. Sein Sohn Otto wurde nach ihm Kaiſer. Kaum erkennbar ſind noch die alten Kaiſerbilder wie Geiſtergeſtalten an den Pfeilern der Rundbogen der ehemaligen Kloſterkirche ſichtbar, Heinrich I. und Mechtilde, Otto I. und Editha und andere.

Noch wird ein altes hölzernes Marienbild mit dem Kinde und einem es krönenden Engel im Kloſterhofe zu Memleben aufbewahrt, von welchem mancherlei Sagen gehen. Es läßt ſich daſſelbe nicht ungeſtraft beleidigen.

401.

Die lebende Mauer.

Der bauluſtige Thüringer Graf, den ſie ſpäter den Springer nannten, weil er aus der Haft vom Giebichenſteine bei Halle kühnen Muthes entſprungen war, der die Wartburg baute, und Eiſenach erneute, gründete auch das Städtchen Freiburg an der Unſtrut', und erbaute auf ziemlicher Berghöhe über demſelben die Nuwenburg, oder Neuburg, die man auch Rumburg geſchrieben findet, dieſelbe, in deren nächſter Nähe der umſteinte Edelacker gelegen iſt. Doch mag der Ausbau der Neuburg wol durch ihres Begründers Tod unterbrochen ſein, und es ſcheint, daß auch Sohn und Enkel nicht dazu gelangten, das Haus mit einer Ringmauer gleich andern Burgen zu umgeben. Wahrſcheinlich beſtand daſſelbe Anfangs blos aus dem gewaltigen Thurme, wie er noch immer ſteht, und über deſſen Pforte gar ein abſonderliches Steinbild, das manche für einen Götzen gehalten haben, angebracht iſt. Da nun der zweite Landgraf, welcher der Eiſerne genannt wurde, regierte, der des Kaiſer Friedrich des Rothbart Schwager war, ſo kam einſtmals der alte Barbaroſſa vom nahen Kiphäuſer, deſſen Warte nachbarlich zur Warte der Rumburg herübergrüßte, ſo daß man ſich gegenſeitig Zeihen geben konnte, zum Beſuch auf die Rumburg, um die geliebte Schweſter Jutta zu beſuchen, verwunderte ſich aber baß, als er die Burg ohne Ringmauern fand, und beklagte das, und ſprach: Schade, daß ſie nicht Mauern hat, ſie ſollte ſtark und feſte ſein. Darauf antwortete der Landgraf: Wenn der Burg ſonſt nichts mangelt, Mauern kann ſie bald haben. Und wie bald? — fragte der Rothbart. In dreien Tagen, ſprach Ludwig, der Landgraf. — Mit Teufelshülfe vielleicht, mit Gottes Hülfe wär's unmöglich! entgegnete der Kaiſer. Danach gingen ſie zu Tiſche, der Landgraf entbot aber alsbald durch reitende Eilboten durchs ganze Thüringer Land alle ſeine Vaſallen, daß ſie eiligſt zu ihm nach Freiburg aufbrechen ſollten, im beſten Schmuck und Glaſt der Waffen und Wehren, doch mit nur wenig Wappnern, aber jeder mit ſeinem Bannerfähnlein und dem Wappenſchilde.

Und die Geladenen ſäumten nicht, denn ſie kannten ihren Herrn — der Edelacker hatte bereits ſeinen Namen. Und am dritten Tage ſprach der Landgraf zu ſeinem Schwager: Mein Kaiſer, geliebt es Euch, die Mauer zu beſchauen, dieſelbe iſt fertig. Der Rothbart bekreuzte ſich und witterte ſchon etwas Schwefelgeruch; aber wie er auf den Söller heraustrat, da ſtaunte er, denn da ſtand keine Mauer von Stein, ſondern eine lebende Mauer von Mannen, alle gereihet im Prunk der Harniſche und Gewaffen. Wo ein Thurm ſtehen mußte, ſtand ein Graf, und vor ihm ſein Bannerträger mit wehendem Fähnlein, dazwiſchen die edeln Herren und Ritter, alle, alle in Haſt herbeigekommen auf ihres Herrn Geheiß, und bereit ihn zu ſchützen und zu ſchirmen, und mit ihren Leibern ihn zu decken einer Mauer gleich, alle die zahlreichen Grafen und Herren des Thüringer Landes, eine prachtvolle, machtvolle Schaar. Der Kaiſer erſtaunte und freute ſich, und rief gerührt aus: Hab' Dank, Schwager, daß Du dieſe Mauer mir gezeigt. Schöner gefügte ſah ich all mein Lebetage nicht! — Ja, mein Herr und Kaiſer, erwiederte der Landgraf. Es ſind harte Steine darunter, haben ſich aber doch gefügt. Und nannte dem hohen Gaſte die Mannen und ihre Banner alle einzeln, die Grafen von Kevernburg, Schwarzburg, Gleichen, Kirchberg, Lobdaburg, Mansfeld, Stolberg, Hohenſtein, Orlamünde, Arnsburg, Beichlingen, Gleisberg, Brandenburg und andere, und auch die Herren Vitzthum von Apolda und Eckſtätt, die Herren von Blankenhain, Kranichfeld, Heldrungen, Treffurt, Kranichfeld, Salza u. a. ohne den zahlreichen niedern doch reich begüterten Adel, und freute ſich ſelbſt ſeiner Macht und Thüringens herrlicher Blüthe.

402.

Weimars Name.

Eine der älteſten Städte Thüringens iſt Weimar; ſie ſoll bereits im zehnten Jahrhundert beſtanden haben, und ſchon Kaiſer Heinrich der Finkler habe mit ſeinem Sohne Otto I. dort zeitweilig Hof gehalten, namentlich hielt Kaiſer Otto I. im Jahre 936 daſelbſt einen Reichstag. Wie bei vielen Städten, ſo haben auch bei Weimar früher die Gelehrten über die Wurzelform des Stadtnamens vielen unnützen Streit erhoben, und aus haltloſen Vermuthungen Schlüſſe gedrechſelt. Der ſchönſte dieſer Schlüſſe iſt der, daß der Stadtname von Wein herkomme, nicht etwa, weil man in Weimar Wein gebaut, ſondern weil man dort keinen Wein gebaut, vielmehr weil der Wein von Jena dorthin zu Markte gebracht worden ſei, was doch traurig für die gute Stadt geweſen wäre. Die Stadt heißt aber in den älteſten Urkunden Wimar, und erſt im 14. Jahrhundert kommt die Schreibart Wymer vor, die für den jenaiſchen Wein nichts beweiſt, wenigſtens nicht mehr, als wenn man, weil ſich auch die Schreibart Wehemar findet, annehmen wollte, dieſer Name ſtamme von irgend einem großen Wehe her, das einſt der Stadt widerfahren. Manche wollen die ebenfalls begegnende Schreibart Winnemar aufs Gerathewohl „windiſche Mark“ deuten, was eben ſo geſucht und eben ſo wenig zuſagend iſt, wie der erwähnte Wein. Alte Lobredner Weimars rühmen unter vielen andern rühmenswerthen dortigen Dingen die Weimariſche Luft, gleichſam mit für die Nachwelt prophetiſchen Worten, ſie ſei heilſam, gütig, temperirt, geſund, und diene „zur Formirung der ingeniorum“. — Schade nur, daß von Lob und Luft allein die beſtformirten ingenia weder in Weimar, noch anderswo leben können, und Schade auch, daß die poetiſche Namensableitung der Poetenſtadt nicht ſtichhaltig geblieben.

403.

Die Ilmnixe.

Es klingen in und um Weimar mancherlei Sagen an, die ſich zum Theil mehr als allgemeiner Nachhall älterer Ueberlieferungen zeigen, als daß ſie ausgebildet wären. Von mythiſcher Färbung iſt die von einer Ilmnixe, welche in dem Theile der Ilm wohnen ſoll, der durch die blumenreichen Wieſen von Ober-Weimar herab nach dem Parke zu ſich ſchlängelt, und dann auch wieder am Abhange des Webicht-Gehölzes nach Tieffurth zu. Die Nixe lockt gern einſame Luſtwandelnde oder Kinder in ihr Wellenreich; ſie wird zu Zeiten am Ufer erblickt, ihr grünes Haar ſtrählend; man hat vor Zeiten auch geſehen, daß ein winkender weißer weiblicher Arm aus dem Waſſer ſich hob. Unkundige, glaubend, daß hier irgend jemand ertrinke, ſprangen dann wohl in die ſtill dahingleitende Fluth, wollten retten, und wurden dann von dem ſchönen Arme ergriffen, umſchlungen, an das Herz der ſchönen tückiſchen Nixe gepreßt und hinab gerafft.

In Weimar wandelt auch die Wehklage, ein halbmythiſches Geſpenſt, zur Nachtzeit mit jammervollem Gewimmer durch die Straßen, beſonders dann, wenn ein Brand bevorſteht, oder dem Fürſtenhauſe, oder der Stadt ſonſt ein Unglück droht, in Geſtalt eines alten ſchattenhaften Weibleins, gleich jenem, das dem Nachtwächter zu Hildburghauſen folgte. Dieſer Geiſt wäre denn der unheimliche Ausdruck jener alten Schreibart, ein dämoniſch-verkörpertes Wehe-Weimar.

404.

Wunderzeichen in Weimar.

Wie in Eccardsberge und deſſen Umgegend hat es auch in Weimar im Jahre 1550 Getreide geregnet, welches, nachdem es gemahlen und verbacken worden, am Geſchmacke dem beſten Brode gleich kam. Im Jahre 1555 aber wallte das Waſſer im Schloßgraben auf, als ob es ſiede, und färbte ſich blutroth. Das Waſſer war klar und durchſichtig, wie rother Wein, nicht durch eine greifbare Farbe getrübt. Schon im Bauernkriege, der Sprudelzeit des Jahres 1525, hatte nahe bei Weimar ein Quellbrunnen roth gefärbt geſprudelt, gleich anderen Brunnen mehr im Thüringerlande, und man verſah ſich nichts Guten von ſolchen Anzeigen. Nach 1550 begann bald die Zeit der Grumbachiſchen Händel, die ein lange nachhaltiges Unheil über das ſächſiſche Fürſtenhaus Erneſtiniſchen Stammes heraufbeſchworen, und einen von Herzen biedern Fürſten mit den Seinigen in tiefes Unglück ſtürzten.

Noch hängt zu Weimar ein Glöckchen, welches vom Volke das Schwedenglöckchen genannt wird, und noch bis in das erſte Viertheil des laufenden Jahrhunderts allnächtlich um 2 Uhr geläutet wurde. Die Sage geht, dieſes Glöckchen habe zu zweienmalen in der Nacht von ſelbſt geläutet, oder ſei von Engelhand zum Schutze der Stadt geläutet worden. Das erſtemal zu des Herzogs Alba Zeit, als dieſer ſich in Thüringen umtrieb, und mit ſeinen Spaniern einſt Weimar nächtlicher Weile überfallen wollte. Aber des Glöckleins heller Schall weckte die Bürgerſchaft auf und dieſe waffnete ſich ſchnell zur Abwehr. Beim zweitenmale erfolgte das geheimnißvolle Läuten im dreißigjährigen Kriege, die Schweden hatten ſich der Stadt genähert und auf den Aeckern hinter der Altenburg, links der Fahrſtraße nach dem Webicht zu, Lager geſchlagen und Schanzen aufgeworfen, da ſchlug hell das Glöcklein an, auch ſoll ein weiß gekleidetes Engellein dem jungen Prinzen Johann Ernſt erſchienen ſein und dieſem geboten haben, er ſolle es ſeinem Vater anſagen, daß große Gefahr vorhanden. Die Bürger rüſteten ſich baß zur Abwehr des kecken Feindes und dieſer wagte nun keinen Angriff auf die ohnehin gut befeſtigte und wohlbemannte Stadt. Und als ſehr denkwürdig iſt aufgezeichnet worden, daß in dem ganzen unglückſeligen Kriege, welcher Deutſchland 30, ja 32 Jahre lang verdarb, Weimar niemals Einquartierung bekommen, und niemals eine Plünderung erlitten hat, wohl aber haben die fürſtlichen Brüder. Herzog Wilhelm und Herzog Bernhard der Große von Sachſen-Weimar als Feldherren König Guſtav Adolfs von Schweden ſich in dieſem Kriege höchſten Heldenruhm erworben.

405.

Schloß Buchfarl.

Wer den lieblichen Wieſenthalgrund der ſtillen, mäandriſch gekrümmten Ilm von Weimar über Ober-Weimar aufwärts dem Fluſſe entgegenſchreitet, gelangt über Mellingen nach zwei kleinen Stunden in eine Thalenge, durch welche die Ilm ſich mühſam durchzuwinden ſcheint;

hoch über dem Thale aber wird eine Felſenburg erblickt, die ohne Zweifel ihre Entſtehung in jener Zeit fand, als das Heidenthum noch in Blüthe ſtand, oder das Chriſtenthum eindrang. Alle Gemächer ſind in den ſtarren Fels eingehauen, und gleichen jenen alten Prieſterwohnungen, wie man ſie noch an den Exterſteinen, am Elfenſtein ohnweit der Harzburg u. ſ. w. findet, und die wohl erſt eine ſpätere Zeit wohnlicher machte, und zu einem ritterlichen Burgſitz umſchuf. Höhlen und Gänge, auch ein verſchütteter Eingang in den Berg an deſſen Fuße haben die Sage hervorgerufen, daß noch ein reicher Schatz in dieſem Berge verborgen ſei. Der Name dieſer wunderſamen Felſenburg iſt Buchfart, im Volksmunde Buffart, der alte Name iſt Buchferte, Buchforte, Buchfurte. In gewiſſen Nächten wird wunderliches Getöſe in dem alten Felſenſchloſſe vernommen, zuckende Flammen ſchlagen aus den ſtarren Augenhöhlen der fenſterartigen Maueröffnungen, und eine wilde Nachtjägerin zieht, auf einem weißen Hirſche mit goldenem Geweihe reitend, geſpenſtig durch die Lüfte, gefolgt von kleinen weißen, kliſſenden, klaffen-Hunden, denen rothe feurige Zungen aus dem Rachen hängen. Auch fehlt es nicht an Zwerglöchern am Buchfarter Schloßberge und auf dieſe bezüglichen Sagen. Der Ilmwanderer betritt hier ſchon ein mythiſches Gebiet, das ſich erweitert, je mehr er aufwärts zieht an dem lieblichen Thüringerwaldflüßchen, das Schiller in dem ſinnigen Diſtichon feierte:

„Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führet der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.“

406.

Das Zwerg-Weiblein aus dem Frau Hollenloche.

An der Kirchbrücke in Krannichfeld ſteht ein Backhaus, zu welchem eine von dem Frau Hollenloche nicht weit befindliche Scheune gehört. In dieſer Scheune mußten die Geſellen des Bäckers, wenn ſie den Ofen ausgenommen hatten, das zum backen nöthige Holz ſpalten. Nun hatte der Bäckermeiſter einmal einen Geſellen, einen ſonſt gar guten Burſchen, der wie ſeine Vorgänger ebenfalls gegen Abend das zum backen nöthige Holz ſpaltete. So war er einſtmals recht fleißig mit ſeiner Arbeit in der Scheune beſchäftigt, als er aus dem Frau Hollenloche einen „Geiſt", in Geſtalt eines uralten kleinen Zwergen-Weibleins von wunderſeltſamlichem Anſehen herauskommen ſah, welcher Geiſt ſich ihm, beſtändig mit der Hand winkend, bis auf dreißig Schritte näherte. Der Bäckergeſelle war ſehr erſchrocken, dennoch aber wich er nicht von der Stelle, bis er ſeine Arbeit verrichtet hatte. Dann ging er weg. Am zweiten Tage kam die Erſcheinung wieder, und ebenſo am dritten Tage. Bedenklich über den Beſuch des ungeladenen, einladenden und dennoch nicht einladenden Gaſtes, richtete ſich der Bäckergeſelle nun ſo ein, daß er gegen Abend nicht in die Scheune zu gehen brauchte. Aber auch da verſchonte ihn das Zwerg-Weiblein nicht. Es kam in der Nacht in ſeine Stube bis an ſein Bette, und winkte beſtändig mit der Hand. Das dauerte über acht Tage. Da ging der arme Bäckergeſelle, der noch Niemandem etwas von der Erſcheinung geſagt hatte, endlich zu dem Herrn Superintendenten, der ihm den Rath gab, dem Weiblein, ſobald es wieder zu ihm komme und ihm winke, zu folgen. Das wagte der Bäckergeſelle aber nicht, ſondern ging noch zur ſelben Stunde von Krannichfeld hinweg. Wer weiß, welcher Schatz ihm beſcheert war, und ob nicht die alte Potzmomel ſich zuletzt in eine allerliebſte kleine Papagena verwandelt hätte.

407.

Der Hain beim Oberſchloſſe.

Faſt von allen Seiten wird das Oberſchloß Kranichfeld von einem freundlichen Wäldchen umgeben, das mancherlei Spaziergänge durchkreuzen und das den Namen der Hain führt, einen Namen, den es mit vielen andern Gehölzen um alte Burgen und Schlöſſer in Thüringen gemein hat. Solcher Burgen ſind: Tonndorf, Blankenburg, Camburg, Rudelsburg, Gleisburg, Oſterfeld, Freiburg, Kevernburg, Liebenſtein und unzählige andere. Viele wollen behaupten, daß der Hain um Oberkrannichfeld ein ehemaliger heiliger Hain geweſen ſei, in welchem die Vorfahren geopfert hätten. Davon findet ſich jedoch keine Spur mehr, mit Eichen und Buchen aber iſt der Hain reichlich beſtanden. In dem weſtlichen Theile deſſelben durchkreuzen ſich zwei Wege, und man ſagt, daß auf dieſem Kreuzwege in der Nacht oft vermummte Perſonen mit brennenden Kerzen in den Händen erſcheinen, die einen Kreis bilden und, nachdem ſie mancherlei Ceremonien vollbracht haben, nach verſchiedenen Richtungen einzeln, langſam ſchreitend, wieder auseinander gehen. Auch wurde der Teufel auf dieſem Kreuzwege ſchon manchmal citirt.

Am nordweſtlichen Ende des Hains ſteht ein kleines Häuschen nebſt einer Kegelbahn, von ſeinem ehemaligen

Erbauer und Bewohner Klauershäuschen genannt, von wo aus man die herrlichſte Ausſicht auf die Stadt, in das Ilmthal und die ganze Umgegend genießt. Dieſer alte Klauer war ein Kaufmann (in ſeinem am Anger in der Stadt ſtehenden Hauſe wohnte der ruſſiſche Kaiſer wenige Tage nach der Schlacht von Jena), und Herr Klauer ſtarb in dem von ihm erbauten Häuschen ganz unerwartet, und in der ganzen Stadt war man — beſonders aber die Armen — über ſeinen Tod beſtürzt, da er die Bedürftigen immer gar reichlich unterſtützt hatte. Viele wollen ihm auf ſeinem gewöhnlichen Spaziergange im Hain nach ſeinem Tode begegnet ſein, ja von ihm Geſchenke erhalten haben. Auch ſagt man, daß am hellenlichten Tage oft ein Soldat im öſtlichen Theile des Haines umhergehe, der ſich, ein Deſerteur, an einer Eiche im Walde erhängt habe.

In dem letzten Franzoſenkriege wurden viele Soldaten in den Hain begraben, man ſagt über 150. Das Oberſchloß nämlich war wie das Niederſchloß zum größten Theile in ein Lazareth verwandelt worden, und da der Toden zu viele waren, ſo ſchaffte man ſie nicht erſt den Berg hinab auf den Friedhof bei der Stadt, ſondern man begrub ſie meiſtens ohne Särge in den nahegelegenen Hain. Ebenſo wurden auf dem Niederſchloſſe, wo ebenfalls ein Lazareth errichtet worden war, über 200 Soldaten auf dem Platze der alten Judenſtadt begraben.

408.

Die Judenſtadt.

Eine zwanzig Fuß hohe Mauer umgiebt ſowohl Niederkrannichfeld als den ſogenannten Pfann- oder Planhof, eine große Fläche Acker, auf der man noch hie und da Spuren von ehemaligen Gebäuden bemerkt. Der Sage nach ſtanden ſonſt auf dem Planhofe viele Häuſer, die von **Juden** bewohnt wurden, welche aber bei der allgemeinen thüringiſchen Judenverfolgung ein gleiches Loos mit ihren anderen Glaubensbrüdern theilten und verjagt wurden. Die kleine **Judenſtadt** wurde in der Folge nach und nach abgeriſſen, denn Niemand hielt es für ſchicklich, in einem Hauſe zu wohnen, wo früher Juden gelebt hatten. Eine Umwallung umzieht noch heute den weiten Raum.

409.

Die Frau im Stubenbrunnen.

Dicht an der Ilm ſprudelt aus der aus Kalkfelſen beſtehenden Anhöhe, welche die Mauern der Kranichfelder Niederburg trägt, eine ſehr ſchmackhafte, im Sommer ſehr kühle, im Winter dagegen mildwarme Quelle hervor, der **Stubenbrunnen** genannt. Dieſer Name ſoll entſtanden ſein, weil früher über der Quelle eine ſogenannte Brunnenſtube, ein kleines Häuschen geſtanden habe, welches aber eingeſtürzt iſt. Das Waſſer dieſes Brunnens iſt nicht allein das wohlſchmeckendſte in und um die ganze Stadt herum, ſondern der Brunnen friert ſelbſt im härteſten Winter nicht zu, daher ſein reichhaltiges Waſſer dem Bedarfe der nahen Nieder-Mühle ſtets entſpricht. Viele ſagen, daß der Stubenbrunnen aus einem der drei Barichfelder Berge, dem „blauen Berge" komme, da man in das „blaue Loch", eine ſehr tiefe und einem Erdfall ähnliche Grube auf jenem Berge, Gerſtenkörner geworfen habe, welche beim Stubenbrunnen wieder herausgekommen ſeien.

Aus dieſem Stubenbrunnen nun, zu welchem man auf einem bequemen Wege und mehreren Stufen hinabſteigt, ſtieg einmal um die Mittagsſtunde eine ſehr ſchön geſtaltete weiße Frau empor und ging im Brunnen fort bis in die nahe Ilm. Dort zog ſie eine Waſchleine auf, dann brachte ſie ein ſchneeweißes Körbchen, in welchem ſich Wäſche befand, unter dem Arme hervor, und hing dieſe Wäſche auf die Leine. Da ſie nun fertig war mit Aufhängen, ging ſie mehrere Male an der Wäſche auf und ab. Einige Kinder aber, die gerade an den Brunnen kamen, um Waſſer zu holen, verſcheuchten dieſe räthſelhafte Brunnenfrau, denn als ſie die Kinder erblickte, packte ſie ihre Wäſche ſchnell zuſammen und war mit einem Male verſchwunden. Dieſe weiße Frau will man öfters und auch an anderen Stellen der Ilm, namentlich beim Frau-Hollenloch geſehen haben, wo ſie ebenfalls Wäſche aufhängte. So wie ſie aber von einem Menſchenauge bemerkt wurde, iſt ſie noch jedesmal verſchwunden.

In den Frauen und Jungfrauen, welche die Sage häufig aus Brunnen und Flüſſen treten, Wäſche aufhängen und an den Ufern oder an ſonnigen Trockenplätzen bleichen läßt, eint ſich die Waſſerfeinen- oder Nixenſage eigenthümlich mit der Bergfeinenſage, den Leinknotten klengelnden Erſcheinungen. Bei dieſen der Beginn des Flachsbaues, bei jenen das bereits verarbeitete, fertige, nutzbare Linnen, beides unter der Schirmhut germaniſcher Najaden und Oreaden, über welche die Hulda, die ja auch Berg- und Waldfrau, und zugleich Brunnenfrau iſt, gebietet.

410.

Das Wahrzeichen.

Als einſt zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zuſammen auf dem Oberſchloſſe wohnten, kamen ſie mit einander einmal in Streit, der ſo heftig wurde, daß ſie ſchwuren von einander zu ziehen und die Güter zu theilen. Und das geſchah denn auch. Schon waren ſie mit theilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlaſſen ſollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkrannichfeld ſteht, ſagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!“ Wolfer lachte ſpottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf dieſen Berg eine Burg baueſt, ſo will ich mir etwas thun, was keiner thut und kann.“ „Topp!“ ſprach Lutger: „ein Ritter hält ſein Wort!“ und der Vertrag wurde ſogleich ſchriftlich aufgeſetzt und unterſchrieben.

Aber Lutger baute wirklich zum großen Erſtaunen und Schrecken Wolfer's eine gar ſtattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grauſam genug, darauf zu beſtehen, daß ſein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen mußte, obſchon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in den Beſitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrſchaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der ſchändliche Bruder den Wolfer in der gewungenen Stellung an einen Erker des Oberſchloſſes in Stein hauen, was man noch heute als „Wahrzeichen“ zeigt und ſieht. Auf dieſe Weiſe entſtand Niederkrannichfeld.

Man hat auch von dieſer Sage noch andere Abwandlungen. In der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt iſt ein ähnliches Steingebilde hoch am Sockel einer Gewölbrippe angebracht.

411.

Das Scherflein der Wittwe und das Mönchsbild.

Einige Stunden über Kranichfeld liegt Stadtilm, die zweite Stadt, der die Ilm ihren Namen lieh. Der Bau der Stadtilmer Kirche mit ihren maleriſchen Thürmen, welche ein Gang verbindet, den man ſcherzhaft die höchſte Brücke in Thüringen nennt, wurde meiſt durch die Beiſteuer der Einwohner gefördert. Ein Mönch, der die Gaben der Bürger ſammelte, kam auch zu einer Wittwe, die mit ſechs Kindern ein kleines Häuschen bewohnte; ſie war ſehr arm, aber zu ſo frommen Zwecke nahm ſie ein einziges von ihrem Manne ererbtes und heilig aufbewahrtes Goldſtück aus der Truhe und übergab es dem Mönche, der ihr zuſicherte, Gott werde es an ihren Kindern vergelten, und ſie bei ihnen das Geld wiederfinden. Aber ſtatt es der Kirchenkaſſe zu überliefern, ſchenkte der Mönch das Gold einer Dirne, und erwähnte, als er nach dem Meßopfer die Beiträge verlas und die Geber ſegnete, gar nicht der frommen Wittwe. So wie er aber die Hand erhob, ſo wurde er urplötzlich durch eine unſichtbare Hand aus der Kirche, die noch nicht durch ein Dach bedeckt war, entrückt. Dabei brauſte ein furchtbarer Sturm. Alles Volk erkannte Gottes ſtrafende Hand, es wurde an der Stelle, wo der Betrüger über die Mauer entrafft worden war, ein Stein geſetzt, auf dem der Meiſter den Mönch in des Teufels Krallen bildlich darſtellte.

Nach einigen Jahren war der Kirchenbau vollendet.

Da man bei der Einweihung zu großen Andrang fürchtete, ſo ward verordnet, daß die dem Altare nächſten Plätze denen offen ſtehen ſollten, welche Gaben zum Tempelbau beigeſteuert. Auch die Wittwe mit ihren Kindern wollte dies Recht in Anſpruch nehmen; ſie wurde aber zurückgewieſen, weil ihr Name nicht auf dem Verzeichniſſe der milden Geber ſtände. Wie ſie den Mund aufthat ſich zu vertheidigen, da hob plötzlich das ſteinerne Bild des Mönchs zu reden an, bekannte die Sündenſchuld und Strafe und forderte für die Wittwe einen Ehrenplatz. Sie erhielt ihn, und einer ihrer Knaben fand, als der Segen ertheilt wurde, das Goldſtück in ſeiner Taſche.

Von Stund an wurde der Wittwe die Verwaltung des Gotteskaſtens übertragen, und dieſes Amt ſoll lange bei ihrer Familie geblieben ſein.

412.

Vom Singerberge.

Ueber Stadtilm, gegen Ilmenau zu, erhebt ſich aus dem friedlichen Ilmthale, zwiſchen dieſem und dem Dorfe Singen, der hochragende, oben mit einer weitgebreiteten grünen Matte ohne Waldung bedeckte Singerberg. Ob das Dorf ihm den Namen gab, oder er dem Dorfe, iſt unerörtert, aber der Berg iſt, wie er vereinzelt, eine Vorwarte des Waldes gleichſam gegen die Thüringer Platte weit ſichtbar vortritt, ein Hauptpfeiler der heimiſchen Sage, und es wiederhallen an und in ihm im bunten Gemiſche die Hörſeelenberg-, Hermannsberg-, Kiphäuſer- und andere Sagen, die ſich um bedeutende Hochgipfel des Landes ſchaaren, und mit buntfarbigen Strahlen deren Scheitel ſchmücken.

Von Geſange und Getöne im Bergesſchooſe ſoll der Berg den Namen tragen; bald ſoll dieſer Geſang herrühren von den Rittern die in den Kellern des Berges zechen, und ſoll dann nicht eben lieblich lauten; bald von einer in den Berg verwünſchten und verzauberten Prinzeſſin, die auf Erlöſung hofft, bald auch von einer Feine, die an lockendem Liebreiz der Frau Venus gleich. Der ganze Zauberapparat der Volksſage iſt am Singerberge zu finden, wandelnde Feinen, Wunderblumen, Schlüſſel zu Schätzen, in ſteinernen Fäſſern eingeſchloſſener Wein, ein langbärtiger Greis am Steintiſche, Fragen nach dem Fluge der Vögel, Entrückung in den Bergesſchoos, der voll Schätze iſt, Zaubergaben, die erſt unſcheinbar erſcheinen, dann in Gold ſich verwandeln - und vieles andere mehr, und dabei auch wieder manches eigenthümliche, ſelbſtſtändlich ausgebildete, anderorts nicht oder doch nur ſehr vereinzelt begegnende, ſo unter andern, daß die Schweine eines auf dem Berge hüthenden Hirten eine Getraidekammer des Schloſſes aufgewühlt, und ſich in einem Tage vom gefundenen Vorrathe ſchneckenfett gefreſſen, daß der Berg nicht Waſſer, ſondern Wein in ſeinem Schooße verborgen halte, und damit dereinſt die ganze Gegend in einer Fluth überſchwemmen werde, auch daß Dr. Luther das Schloß verflucht habe.

413.

Ilmenau.

Ilmenau iſt eine alte thüringiſche Bergſtadt, deren Name meiſt vom Flüßchen Ilm hergeleitet, auch in alten

Urkunden Ilmena geſchrieben wird, was man deutete Nahe der Ilm: andre ſagen, die Stadt habe den Namen von der Aue der Ilm, welche ſich in einen rings von Bergen umgebenen Thalkeſſel dort ausbreitet. Noch andre leiten den Namen des Fluſſes wie der Stadt von den Rüſtern oder Ulmenbäumen her, die man auch Ilmen nennt, und die ſo häufig die rollenden Waldbäche beſchatten. Solche Ableitung rechtfertigt wenigſtens ein blätterreicher Zweig über dem alten Stadtwappen und Siegel: Die Umſchrift des letztern lautete: **ſigillum civitatis ylmena**. Es lag aber der Ort in dem ehemaligen Gau Längwitz, deſſen ſlaviſcher Namensklang noch in dem Flecken Langewieſen und im Längwitzer Thore zu Arnſtadt nachklingt, wie die ſogenannte wendiſche Gera, eine Geraquelle bei dem Dorfe gleichen Namens, ebenfalls auf frühzeitigen Wendenſitz in dieſer Gegend hindeutet. Als aber die Wenden von den Thüringern verdrängt worden waren, kam dieſer Landſtrich an die Grafen von Kevernburg, von welchen die Grafen von Henneberg Ilmenau erwarben. Von Saalfeld aus wurde ein Ciſterzienſer Nonnenkloſter nach Ilmenau verlegt, und es ſoll der Längwitzgau bis Saalfeld ſich erſtreckt haben, ja ſelbſt das Kloſter Paulinzelle lag „in der Längwitz.“

414.

Burg Hermannſtein.

Am nordweſtlichen Hange des Kickelhahn, oberhalb Ilmenau, erhebt ſich über dem Manebacher Thale ein gewaltiger Felsblock von feſtem Porphyr, der Hermannſtein oder im Munde des Volkes der Hammerſtein genannt.

Von dieſem Felsblock geht die Sage, daß darauf vor Zeiten eine Burg geſtanden habe, vielleicht war es auch nur eine burgähnliche Warte. In Urkunden geſchieht dieſer Burg keine Erwähnung. Der Fels ſelbſt hat unſtreitig einen runden Thurm getragen, von dem ſich noch Spuren zeigen. In der Mitte der Höhe des Felſens findet man einen Eingang, wie in den Thürmen ſehr alter Burgen, dieſer Eingang heißt der Keller; von ihm aus gelangt man durch eine ſenkrecht ausgehauene Höhlung auf die oberſte Platte des Felſens. Rings um denſelben liegen in wilder Unordnung ungeheure Maſſen gut ausgehauener Steine, die aber faſt ſämmtlich mit fußhoher Dammerde überdeckt ſind, in welcher Gras und Vergißmeinnicht Wurzel gefaßt haben. Gräbt man in die Tiefe, ſo finden ſich häufig Scherben von gewölbten Ziegelſteinen und von irdenen Gefäßen; auch ein Hufeiſen und eine Kinnkette fanden ſich, Spuren ehemaliger Bewohnung genug. Gegenwärtig umſtehen den Hermannſtein ſo rieſige Fichten, daß derſelbe von keiner Seite aus der Ferne ſichtbar iſt, und von dem Unbewanderten nur ſchwer aufgefunden wird. Die allgemeine Sage berichtet von dem Hermannſtein, es habe einſt eine Straße durch das untenliegende Manebacher (Ilm-) Thal geführt, die über Stützerbach und das neue Werk hinaus einen Theil Frankens mit Thüringen verbunden. Solche günſtige Gelegenheit benutzend, erbaute ein Ritter, Namens Hermann, auf dem Hammerſtein eine Raubburg, und plünderte die das Thal durchziehende Kaufleute. Endlich fand ſich der Biſchof von Erfurt bewogen dieſes Raubneſt zu belagern und nach tapferer Gegenwehr zu zerſtören. Manche meinen, und vielleicht mit Recht, der Hermannſtein habe nur eine

Warte und Verhut des Raubſchloſſes Ilmenau gebildet. Wiewohl auf dem ganzen Thüringer Walde Furcht vor Räubern nicht zu finden iſt, ſo erzählt man ſich doch in Manebach, daß es dort noch heut nicht geheuer ſei. Räuber hauſen mitunter da oben am Hammerſteine, und oft werden Holzhauer von dorther durch gräßliches Getöſe erſchreckt.

415.

Das Ritterſchwert.

Wie die Sage in alle Burgtrümmer und Bergesklüfte unter denſelben reiche Schätze zaubert, ſo auch unter den Hermannſtein. Hier, im oder unter dem ſchachtähnlichen Keller ruht noch mancher Raub, manche Beute vergraben, die an das Licht zu ziehen ſchon oft verſucht ward, doch noch keinem gelang. Auch ſpukt der Geiſt des Hermann in gewiſſen Mitternächten, reitend auf ſchnaubendem kohlſchwarzen Rappen. So wollen ihn die Kräuterſammler erblickt haben, die am goldenen Sonntag um den Hermannſtein nach Heilkräutern ſuchend ausgingen, welche nur an dieſem Tage gepflückt werden dürfen und müſſen.

Eines Tages geſchah es, daß ein Ilmenauer Maler von einem nicht allzufern wohnenden Freund beſucht wurde. Beide noch Jünglinge, beſtiegen den Hermannſtein, und ſpähten umher nach Reſten des Alterthums. Plötzlich vernahm der Maler von ſeinem Gaſt einen lauten Freudenruf, und gewahrte, daß dieſer an etwas zog, das in einer Felſenſpalte feſtſteckte. Er ſprang hinzu, Beiſtand zu leiſten, und ſiehe, ein altes Ritterſchwert ward zu Tage gefördert. Fröhlich wurde der Fund nach Hauſe getragen, und als das Jahr 1813 die deutſche Jugend zur Rettung des

Vaterlandes unter die Waffen rief, ließ jener Fremde die gute Klinge fegen und ſchleifen, und führte ſie wacker und tapfer gegen die Unterdrücker Deutſchlands. Vielleicht war es Ritter Hermanns Schwert, dem der Name des hohen Irmin eine edle Weihe gab.

416.

Elgersburger Nixe.

Zwiſchen Ilmenau und Elgersburg ſieht der Wanderer noch am Wege die Eindämmung eines vormaligen Teiches, in welchem eine alte Nixe wohnte. Drei ihrer Dienerinnen kamen einſt zur Herbſtzeit nach Elgersburg und beſuchten die Geſellſchaften der jungen Mädchen; ſie halfen ſpinnen und ſingen, und wurden bald beliebt, vorzugsweiſe bei den jungen Burſchen. Stets eilten aber die Beſucherinnen aus den fröhlichen Kreiſen der Jugend hinweg, ſobald die eilfte Abendſtunde herannahte, was endlich auffiel, und die Verabredung unter Burſchen und Mädchen veranlaßte, die Wanduhr eine halbe Stunde zurückzuſtellen, und als der Schlag der Thurmuhr erfolgen mußte, ſo lebhaften Lärm zu erheben, daß jene Beſucherinnen den Glockenſchlag überhören mußten. Jene Nixenjungfrauen wurden ſtiller und ſtiller, eine innere Unruhe mahnte ſie zu ſcheiden, aber es wurde ihnen zugeredet, zu bleiben, die Uhr zeige ja noch nicht dreiviertel auf eilf Uhr. Plötzlich ſchlug es hell vom Thurme ein Viertel auf zwölfe und der Nachtwächter rief draußen ſein eintöniges: Es hat eilfe geſchlagen! Lobet Gott den Herrn! — Todenbleich wurden die drei Nixenjungfrauen und jammerten: Wehe, was habt ihr gethan! Gebt morgen früh zum Weiher, da werdet ihr ſehen, wie es uns ergangen! — und in Haſt eilten ſie von dannen. Als am andern Morgen in aller Frühe die Burſche nach dem Weiher eilten, ſahen ſie auf dem Weiher drei große rothe Flecke — wie Blut, und dann hob ſich aus jedem der rothen Flecke eine weiße Mommel oder Waſſerroſe — und das geſchahe fortan ſo Jahr um Jahr, bis es dahin gedieh, daß auch dem Daſein der grauſambarten alten Nixe, welche jene Jungfrauen ob ihrer Säumniß getödet hatte, ein Ende gemacht wurde, alles Waſſer ſich verlor, und der Weiher ſich trocken legte.

417.

Die Zwerge der Kammerlöcher.

Zur Linken des idylliſch-friedlichen Wieſenthales, in welchem das Dorf Angelrode, eine Stunde aufwärts über dem Städtchen Plaue liegt, und durch das die Gera ſich ſchlängelt, rauſcht ein Bergwald, das Kirchenholz, der Berg ſelbſt iſt der Weiſſenberg geheißen. Faſt immer iſt dieſe Benennung von mythiſchem Anklang und ſtammt ab vom uralten „wibt“, (unſeliger Geiſt,) daher Wichtlein, daher auch die Witgenſteine, Wizzenhöhlen u. ſ. w. Dort ſoll, ſo geht die Sage, vor Zeiten ein altes Schloß geſtanden haben, allein daſſelbe ſcheint ſpurlos verſchwunden zu ſein, und Niemand weiß mit Gewißheit deſſen Stätte zu bezeichnen. Da, wo der Weiſſenberg ſich in der Richtung nach dem Schneekopf an das höhere Gebirge anlehnt, zeigt ſich der bewaldete Gipfel mannichfach und merkwürdig zerklüftet und bildet Schluchten voll ſenkrecht abgeſchnittener Felswände von ziemlicher Tiefe an 30 bis 50 Fuß und einige Klafter Weite. Aus dem tiefen

Grunde ſtrecken Tannen ihre Wipfel empor. Beſonders eigenthümlich iſt dieſem Gehölz und den Kammerlöchern, ſo heißen die Felſenkammern bei den Umwohnern, der myſtiſche Eibenbaum, Taxus baccata, deſſen auch Shakesſpeare im Macbeth gedenkt, und der im deutſchen Volksaberglauben eine nicht unwichtige Rolle ſpielt.

In jenen Kammerlöchern hauſten einſt, ſo berichtet die Sage, Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, ſo heißt der Theil des Berges oberhalb des Dorfes Angelrode, weil im dreiſſigjährigen Kriege ein Schwediſches Wachtpiket dort geſtanden, bis zum Kummel, der vorſpringende Bergſtock, an welchem das Angelroder Wirthshaus mit ſeinem vortrefflichen Felſenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch dieſen in den Wirthskeller, dem ſie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch thaten. Dieſe Zwerge hauſten im Schoos der tiefen Felſenkammern luſtiglich, und thaten ſich gütlich an des Wirthes Wein und Bier und ſonſtigen Vorräthen. Außerdem übten ſie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirth wußte lange nicht, wer ſeine Diebe ſeien, warf Verdacht auf ſein Geſinde und ſeine Hausgenoſſen, und machte dieſen Verdruß durch falſchen Verdacht. Endlich gerieth er auf den Einfall, Aſche in den Keller zu ſtreuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unſichtbaren Beizapfer zu erkennen. Und als er eines Abends dieß gethan und des andern Morgens nachſah, fand er zahlloſe kleine Spuren von Gänſefüßen ähnlichen Füßchen, die aus einer Felsſpalte im tiefſten Hintergrund des Kellers gekommen waren, und in dieſe ſich verloren. Der Wirth holte ſich Rath bei einem weiſen Mann, der lautete, man ſolle, wenn man die Nähe der ſtets unſichtbaren Zwerge vermuthe, mit Taxuszweigen nach ihnen ſchlagen, jeder Zwerg, der getroffen werde, würde dann augenblicklich ſichtbar. Auch ſei den Zwergen die Form des Kreuzes verhaßt[*]), und wenn man am goldenen Sonntag Eibenbüſche kreuzweiſe über ihre Wege lege, ſo beſchritten ſie letztere nimmermehr wieder. Der Wirth befolgte den Rath, theilte ihn weiter mit, und am nächſten Trinitatisſonntag ſtieg die halbe Bevölkerung des Dorfes Angelrode hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab, und ſteckte ſie kreuzweis an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behext, und in die Keller, aus denen ſie allerlei geholt. Darauf wanderte das neckiſche Zwergvölkchen aus. In einer Nacht hörte man vom Kirchenholz herab, durch das Dorf und die jenſeitigen ſterilen Felsanhöhen hinauf nach Rippersrode zu ein anhaltendes trippeln und trappeln, als ziehe ein Heer von vielen tauſend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leiſes weinen und ſchluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen ſie wieder. Von der Zeit an wurde es Brauch zu Angelrode, daß alljährlich am Trinitatisſonntage Alt und Jung hinauf auf den Weiſſenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxuszweige brach, und ſie kreuzweis in Keller, Küchen, Stuben und Ställe ſteckte. Und obſchon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, entſchwunden iſt, ſo iſt doch der Brauch geblieben, und namentlich ſäumt des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten

---

[*]) Dieß iſt ein eigenthümlicher Zug der Erdzwerge gegenüber den Moosleuten, welche das Kreuz lieben und nur auf mit Kreuzen bezeichneten Holzſtämmen Schutz vor dem ſie verfolgenden wilden Jäger finden.

Tage Eibenzweige von des Berges wunderſamen Felſenkammern herabzuholen.

Noch geht eine andere Sage, die im hiſtoriſchen Grund und Boden wurzelt, von den Kammerlöchern. Als zur Zeit des dreiſſigjährigen Krieges das Schwedenvolk auch in dieſen Gegenden ſo grauſam und verderblich hauſte, wie der ärgſte Feind, da flüchteten die Bewohner Angelrode's mit ihrem Vieh und ihrer ſonſtigen Habe in die Kammerlöcher, und dieſe wurden mit dem dichten Walde, der damals die Felſenklüfte umgab, ihnen zum ſchützenden Aſyle, bis die feindlichen Freunde, welche zum Schutz des Proteſtantismus herbeigerufen waren, und die Proteſtanten auf das Aergſte mißhandelten, das ſtille Thal der Gera verlaſſen hatten.

418.

Der Hirſch in den Kammerlöchern.

Die Sage geht, daß zu Zeiten in den Kammerlöchern oder Felſenkammern über Angelrode ſich ein ſchneeweißer Hirſch mit goldenem Geweihe blicken laſſe, jedoch nur von Sonntagskindern und auch nur von unbefleckten. Einem ſolchen iſt Macht gegeben, den Hirſch zu fangen, und ihn in die Tiefe der größten Felsſchlucht zu führen, dort ſchlägt der Hirſch mit dem Goldgeweih an das Geſtein, das Geweih fällt ab, dem Glücklichen zum Lohne und zugleich öffnet ſich ein Gang in das Bergesinnere, darinnen ſich nun eine Kammer nach der andern zeigt, alle voll Gold und Silber, Perlen und Edelſteine. Da mag der Erwählte dann getroſt zufaſſen und davon tragen, ſo viel er kann. Dem Hirſch aber wächſt, wie andern Hirſchen, in Jahresfriſt ein neues Geweih, aber nicht alle Jahre findet ſich ein auserwähltes Glücks- und Sonntagskind, das reinen Herzens und makelloſen Wandels, ja kaum alle hundert Jahre einmal. Jedenfalls hat die Sage früher dieſem Hirſch auch die auf ihm reitende wilde Jagdfrau geſellt, wie dort im Ilmthale, denn ſie oder der wilde Mann, der wilde Jäger, ſind ſelten fern, wo von Zwergen die Sage geht.

419.

Die verſtopfte Salzquelle.

Beim thüringiſchen Städtchen Plaue an der Gera, das früher nur ein Dorf war, ſprang eine reiche Soolquelle, und brachte den Ort alſo hoch in Flor, daß er zum Städtlein ward, und die Bürger alle ſich in Sammt und Seide kleideten, auch erbaute Graf Heinrich von Schwarzburg mit Zuſtimmung des Landgrafen Friedrichs von Thüringen 1324 dicht über Plaue ein ſtarkes Schloß zum Schutze des Städtleins und als einen Schlüſſel des Thales, die Ehrenburg geheiſſen, und Kaiſer Ludwig verliehe gnädiglich 1335 einen ewigen Wochenmarkt. Ein böſer Siedeknecht zu Plaue, der etwa mit dem Siedemeiſter oder Salzgrafen Verdruß hatte, verſtopfte mit ſeinem ſeidenen Wams die Soolquelle und verſetzte ſie mit einem Zauber, ſo daß ſie aufhörte, und nicht mehr floß, und des Städtleins Wohlſtand ſank, und davon nichts übrig blieb, als ein blauer Sammt-Aermel, mit dem der Bürgermeiſter ſich Sonntags zum Fenſter herauslegt, voll Amtswürde und voll Erinnerung an die alte Herrlichkeit. Dicht vor Plaue nahe der Straße nach Ilmenau und nahe dem gothaiſchen Dorfe Liebenſtein bricht am Kellerberge eine mächtige Quelle mit ſtarkem Geräuſch hervor, und bringt ſchmackhafte Waldforellen mit. Dieſe Quelle heißt der Spring und quillt in einem erdfallähnlichen Felſenkeſſel. Es geht von ihr die allgemeine Sage, daß dieſes Waſſer der Abfluß der Teufelskreiſe auf dem Schneekopf ſei, und wenn man droben Leinknotten oder Häckerling einſchütte, ſo kämen dieſelben hier wieder zu Tage.

420.

Das Göpenthal.

Die Gegend zwiſchen Plaue und Arnſtadt bietet in örtlichen Benennungen eine Menge Anklänge, welche nach einer früheren Zeit, nach der Heidenzeit, unverkennbar hinweiſen, und hat auch, mit Ausnahme des lieblichen Thalgrundes, durch welchen ſich die Gera ſchlängelt, durch ſchroffe und zum Theil ganz unfruchtbare Kalkberge einen ſeltſamen Ausdruck. — Plaue gegenüber gipfelt ſich der Reinsberg empor, darauf noch ein kleiner Mauerreſt einer droben geſtanden haben ſollenden Ritter- und Raubburg, die aber ſchon außerhalb der urkundlichen Zeit liegt. Hinter Plaue und dem Dorfe Dosdorf, das manche Toſſendorf ſchreiben, ziehen ſich tiefe Einſchnitte durch die Kalkplatte bis zum hoch gelegenen Dorfe Goſſel empor. Der Name Toſſendorf läßt die Vermuthung einer Beziehung zu Rieſen, gleich jenem Toſſenthale bei Eisfeld (ſ. S. 2) völlig zu, zumal unterm Walperberge noch immer ein Hügel das „Rieſengrab" heißt, und auch die Verjüngung der Rieſen zu Rittern fehlt nicht, denn zwiſchen Toſſendorf und Arnſtadt nahe der Stadt heißt eine ſtattliche Felswand der Ritterſtein. Nahe bei dem Dorfe Goſſel, wo einſt ein Nonnenkloſter geſtanden haben ſoll, und wohin eine Wallfahrt war, ſtehen oder ſtanden mindeſtens ſieben uralte Steinkreuze in einer Reihe, von einer ſo hoch alterthümlichen Form, ja faſt formlos, daß man dieſelben kaum für Kreuze gelten laſſen kann. Zwar erzählt die Sage, es ſeien einſt in einer mörderlichen Prügelei auf dieſer Höhe ſieben Waller erſchlagen, und zu deren Andenken die Kreuze geſetzt worden, allein dieß dürfte wohl nur eine proſaiſche Verjüngerung einer verklungenen älteren Sage ſein. Zwiſchen Goſſel und Arnſtadt liegt das Dorf Espenfeld und in deſſen Nähe ſenkt ſich eine Rinne hinab zum Grunde, die das „Götzenthal“ heißt, und ſich in das der Stadt näher liegende „Jonasthal“ verliert. Im Götzenthale ſpukt es, feurige Geſtalten irren in demſelben umher, ſchwere Klumpen fallen auf nächtliche Wanderer und laſſen ſich weite Strecke Huckepack tragen und das Thal iſt ſo öde und einſam, daß der Wanderer durch daſſelbe ſelten einer menſchlichen Seele begegnet. Die Mehrzahl derer, die ein Geſchäft nach Arnſtadt führt, wählt den Weg über die heitere Höhe, der dann auf die „Alteburg“, und von dieſer nach Arnſtadt hinabführt.

421.

Die Bölersmännchen.

An einer Felswand, da, wo das Götzenthal und das Jonasthal in einander übergehen, iſt ein Bergloch, das zugleich ein Zwergloch iſt. Man nennt es das „Bölersloch“; ein Volk gutartiger Zwerge, die Bölersmännchen, wohnte darin, und gehorchte einem Könige, des Namens Böler. Bei dieſem ſo ungewöhnlichen Zwergnamen könnte man ſich faſt verſucht fühlen, an den Bölverker der Eddadichtung zu denken, der ein Bergloch bohrte, in das er, verwandelt in einen Wurm, einſchlüpfte, und der kein anderer war, als Odin ſelbſt — wenn es überhaupt denkbar wäre, daß ein früher Nachhall der Eddamythe ſich bis in dieſe Gegend verloren hätte. Ein Felſen im Jonasthale heißt der „Königsſtuhl“, und eine hohe, breite und ſenkrecht abſchüſſige Felswand in demſelben Thale heißt „der Jungfernſprung“ — weil einſt ein Rieſe oder ein Ritter eine Jungfrau verfolgte, die in ihrer Noth und um ihre Ehre zu bewahren, die ſteile Felswand hinabſprang. Engelhände ſchirmten ſie und trugen ſie ſanft nieder, der Verfolger aber, der unbedacht nachſprang, zerſchmetterte im tiefen Abgrunde. Einſt ſoll der Wind von oben einen Arnſtädter Currentſchüler hinabgeweht haben, der Schüler aber, von ſeinem weiten Mantel getragen, unverletzt drunten angelangt ſein.

Alte Leute haben verſichert, daß ſie noch Bölersmännchen droben im Thalgrunde haben ihr Weſen treiben, auch im Mondſcheine ſie ackern geſehen haben, jetzt zeigen ſie ſich nicht mehr. Die Zwerge ſind fort und die Rieſen ſind dahin. Die Ribbe des letzten Rieſen war oder iſt noch aufgehangen über dem Portale der Liebfrauenkirche bei Arnſtadt, und ſein ſteinerner Löffel, der „Rieſenlöffel“ genannt, ſteckt noch neben dem Keſſel deſſelben, der jetzt der Keſſelbrunnen heißt, am Fuße des „Arnsberges“.

Seitwärts des Dorfes Espenfeld liegt ein anderes Dorf Bittſtätt, und früher, wie man ſagt, Betſtätte geheißen.

Dort ſoll der fromme heilige Biſchof Aegidius zeitweilig gelebt haben. Ein Stück Wald neben dem Dorfe heißt noch das Heidenholz, von den Heiden, welche Aegidius bekehrte.

422.

Frau Holle im Walperholze.

Das Walperholz und der Walperberg bei Arnſtadt tragen ihren Namen von einem der h. Walpurgis geweihten Kloſter, welches zuerſt auf der nahen Wachſenburg ſtand und dann den langgedehnten Bergrücken krönte, der über dem rechten Ufer der Gera dem Ritterſtein gegenüber ſich emporzieht und bis über das Dorf Siegelbach reicht. Seitwärts dem Walperholze auf einer ausſichtreichen Höhe, an der Stelle, wo man es „an den hohen Buchen" nennt, iſt eine Stelle, auf welcher die ſogenannte Jagdbuche ſteht, und nie ein Gras wächſt, und dieſe rührt her vom wandeln eines dorthin gebannten ruheloſen Geiſtes, Frau Holle genannt. Dieſer Name allein blieb aus mythiſcher Zeit hier haften, die verjüngende Sage behielt ihn zwar bei, aber — Arnſtadt hält ſeit alten Zeiten viel auf ſein treffliches Waizenbier — legte ihn einer Bierzapferin bei, welche die Kunden betrog, zu ſchlecht maß, nach ihrem Tode gräulich ſpukte, und von einem Hullenpöpelsträger dort hinauf an die einſame Waldſtelle getragen und gebannt wurde. Dort wandelt ſie nun zeitweilig ſeufzend um die Jagdbuche, an die ſie gebannt iſt, und ruft wehklagend und warnend: Voll Maaß! Voll Maaß! —

Auf dem „Walperkirchhofe", dicht über dem Geſellſchaftshauſe „Eremitage" ſpuken wandelnde Nonnen.

423.

Feuer verfluchen.

Einſt, im Jahre 1581, regierte zu Arnſtadt ein Schuhſter als Bürgermeiſter, hieß Hans Bohne, oder nach andern Hans Nebel, war gar ein herriſcher Held, ein Pocher und geiziger Protz, meinte, alles müſſe nach ſeinem Willen gehen und nach ſeiner Pfeife tanzen. Ehren-Bohne wohnte am Markt neben dem grünen Löwen, und wollte in den Hundstagen eine Dachrinne mit Pech ausgießen laſſen. Der Zimmermann weigerte ſich, in der großen Auguſthitze dieſes Geſchäft vorzunehmen, da alles dorrte, der geſtrenge Bürgermeiſter aber ſprach: Ich befehl' es, und Du thuſt es! Gieß' in's Teufelsnamen, oder — Der Zimmermeiſter goß, der Teufel war zur Hand, er warf die Pfanne um, das Pech entzündete ſich, das Haus brannte an, dann der grüne Löwe, dann der ganze Markt, dann das Rathhaus, dann die am Markt gelegene St. Bonifacius-Kirche — ſpäter wieder aufgebaut und deshalb jetzt Neukirche genannt — dann die nächſten Häuſer, und als man des ſchrecklichen Feuers endlich Herr geworden, lagen 378 Häuſer durch eines hochweiſen Bürgermeiſters dummen Unverſtand in Schutt und Aſche und waren rauchende Trümmer. Da konnte man wohl den klagenden Gedächtnißvers dichten:

Hans Bohne-Nebels Narren-Verſtand
Betrübt Arnſtadt zu Grund verbrannt.

Alle Jahre wird am Tage des 7. Auguſt jenem Unglücksfeuer zum Gedächtniß eine Brandpredigt in Arnſtadt gehalten, und um verſtändige Bürgermeiſter gebetet.

424.

Von den drei Gleichen.

Zwiſchen Arnſtadt und Gotha, Ohrdruf und Erfurt erheben ſich die Bergſchlöſſer, welche man weit und breit „die drei Gleichen“ nennt. Zwei derſelben liegen in Trümmern, das dritte, die Wachſenburg, eine Stunde von Arnſtadt, iſt noch erhalten und wird bewohnt. Das eine dieſer Schlöſſer war der Stammſitz der berühmten Grafen von Gleichen, und nach ihnen genannt, heißt auch das Wandersleber Schloß, weil es über dem Dorfe Wandersleben liegt. Nach dem Ausſterben der Grafen von Mühlberg gewannen die Grafen von Gleichen auch die nach den erſten Beſitzern Mühlberg geheißene Burg, die über dem Orte gleichen Namens liegt. Von weitem geſehen, ſcheinen die in einem Dreieck von ihren Bergkegelgipfeln aufragenden Burgen von gleicher Höhe zu ſein, und ſoll dieß ihnen den Namen verſchafft haben, wie es bei den Gleichen in der Nähe von Göttingen ebenfalls geſchehen ſein ſoll*). Von den Beſitzern der letzteren ſollen auch erſt die thüringiſchen Grafen von Gleichen abſtammen. Viele des Geſchlechtes thaten ſich mannlich hervor in Kämpfen und Heereszügen, und einer derſelben, Sigismund geheißen, war alſo geartet, daß man ihm den ſchönen Ehrentitel: „der thüringer Teufel“ beilegte. Das Geſchlecht war reich und angeſehen, außer der Grafſchaft Gleichen mit Mühlberg beſaß es die Grafſchaften und Herrſchaften Ohrdruf, Vieſelbach, Tonna, Blankenhain, Remda, Krannichfeld mit Tannrode, Krakendorf und Schauenforſt, auch den Flecken Wechmar, das ganze Eichsfeld und in Weſtphalen Pyrmont und Spiegelberg.

---

*) D. S. B. 382.

Im Jahre 1230 iſt es geſchehen, daß die drei Nachbarburgen Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg allzumal in einer Nacht von den Blitzſtrahlen eines ſehr heftigen Gewitters in Flammen geſteckt wurden.

Von der Wandersleber Burg, wie von dem Dorfe unter ihr rühmte man, was man von Weiſſenſee auch rühmte, ſie lägen mitten im Lande Thüringen, gleichſam im Herzen, und es ſeien nach jedem Strich ſechs Meilen bis zur Grenze zu reiſen.

Graf Meinhard von Mühlberg, derſelbe, der als Geſandter mit Landgraf Hermanns I. Geſandſchaft nach Ungarn zog, um für Landgraf Ludwig die Königstochter als Braut zu werben und gen Thüringen zu führen, kam mit Erfurt in harte Fehde, verfiel in des Reiches Acht, und ſtarb, der letzte ſeines Geſchlechtes, im Banne.

425.

Die Gleichenſche Doppelehe.

Kaum hat eine thüringiſche Sage ſo allgemeine Verbreitung gefunden, als die von dem zweibeweibten Grafen von Gleichen, auch kaum eine ſo viele gelehrte Streithahnfedern in Bewegung geſetzt, als eben dieſe, höchſtens hat der „Püſterich“ ſolche überflüſſige Schreiberei noch überboten. Die unſelige Sucht, eine Sage nicht als Sage gelten laſſen zu wollen, ſondern einestheils ſie mit Gewalt zu einer geſchichtlichen Thatſache zu ſtempeln, anderntheils alles aufzubieten, um zu beweiſen, was ſich von ſelbſt verſteht, daß die Sage keine Geſchichte iſt, dieß zweckloſe

Treiben verdirbt alle Poeſie, und iſt der Welt völlig unnütz.

Die **Sage** lautet: Ludwig (andere nennen ihn Ernſt), Graf von Gleichen, nahm Theil an dem Kreuzzuge, dem ſich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiſer Friedrich II. angeſchloſſen hatte. Graf Ludwig war am Thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden, und ſoll mit einer Gräfin von Orlamünde vermählt geweſen ſein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig ſeinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiſer nach Accon, und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiſer ſich bereits zur Rückkehr eingeſchifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen gerieth der deutſche Graf in die Gefangenſchaft der Araber, wurde an den Sultan Aegyptens verkauft und nach Alkair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sclavenarbeit verrichten, und ſchmachtete neun Jahre in der Gefangenſchaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sala hieß, das iſt König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete, und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er ſie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der ſchönen Sarazenin ſeinen Stand und ſeine Herkunft zu entdecken, und ihr zu ſagen, daß er bereits in ſeiner fernen Heimath eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die ſarazeniſche Jungfrau gar keinen Anſtoß, da der muhamedaniſche Glaube jedem Manne geſtattet, ſo viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoffnung auf Befreiung und vielleicht die eigene Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Verſprechen, ſich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn ſie ihm Freiheit verſchaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem Fluchtplane ſich entgegen ſtellten, zu überwinden, und mit ihren beſten Schätzen verſehen, entflohen ſie auf einem Schiffe, und kamen nach ſechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf ſeinen liebſten und vertrauteſten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Welttheilen geſucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut ſtehe, und ſeine Gemahlin nebſt ſeinem Kinderpaare noch lebe. Auf dieſe Nachricht reiſte Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den großen nannte, auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß, und theilte dem Papſt ſein ganzes Schickſal und alle ſeine Erlebniſſe mit. Der Papſt begnadigte den Grafen mit ſtattlichen Gaben, heiligte die ſarazeniſche Jungfrau durch das Sakrament der Taufe, und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiſer, worauf derſelbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächſten Weg nach Thüringen einſchlug, und als er noch zwei Tagereiſen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiſte er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigſte von ſeiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf theilte nun ſeiner Hausfrau alles mit, was und wie es ſich begeben, und daß er ohne die Hülfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und ſein Land würde wiedergeſehen haben, und bewegte ſein Weib zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie dieſe letztere ſich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit ſeiner Gemahlin und ſeinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeſtrömt waren, ihn glückwünſchend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Feſtgepränge entgegen, holte ſie feierlich ein und führte ſie wie in einem Triumphe in die Burg. Die Stätte der erſten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen einander ſchweſterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal“ genannt, und der längſt verwahrloſte, jetzt ſchnell hergeſtellte Weg zur Burg hinan hieß fortan „der Türkenweg“. Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat dieſe Liebe durch Demuth und Freundlichkeit vergolten. Niemals iſt erhört worden, daß irgend ein Mißverſtand oder eine Klage zwiſchen dieſen beiden Gemahlinnen des Grafen entſtanden, ſondern jede hat ihren Herrn in Einig- und Freundlichkeit allezeit lieb und werth gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geſchmückt, aber es blieben ihr Kinder verſagt, um ſo mehr liebte ſie die Kinder der deutſchen Gräfin, und trug für deren Wohlergehen die fleißigſte Sorge. Sie war ein Muſter aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demuth, aller Holdſeligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren ſtarb ſie und wurde im St. Petri-Stift zu Erfurt feierlich beigeſetzt. Zwei Monate nach ihr ſchied auch die deutſche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geſchenkt hatte, aus dem irdiſchen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen ſchweſterlichen Freundin zugeſellt. Der Graf ſelbſt verſchied im 60. Lebensjahre, und ſeine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwiſchen die beiden Frauen beſtatten, auch für alle drei einen herrlichen Grabſtein künſtlich herrichten, darauf ihre Bildniſſe zu erſehen ſind, denn derſelbe Stein iſt vom St. Petri-Berge herab gebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. —

426.

Verrufene Stellen.

Nahe bei dem Vorwerke Freudenthal unter Burg Gleichen iſt ein öder Platz, wo einige wilde Birnbäume ſtehen; dieſer Platz heißt der *Mordgarten*. Ein Steinkreuz mit jetzt erloſchener Inſchrift kündete früher dem Wanderer, daß vor Zeiten hier ein blutiger Zweikampf ſtattfand, in welchem ein Herr von Boſe das Leben laſſen mußte um einer Liebe zu einer ſchönen Arnſtädterin Willen, welche auch noch von einem andern Cavalier geliebt wurde, den jene verſchmähte. Dieſer Nebenbuhler von Boſe's ſuchte Anlaß, letztern zu reizen, man entzweite ſich beim Spiel und eine Ausforderung erfolgte kurz vor dem bereits angeſetzten Hochzeitstage. Schon hatte jene Jungfrau ihrem Geliebten das übliche Brauthemde zugeſendet; er fiel im Zweikampfe, und das Brauthemde wurde ſein Todenhemde. Die trauernde Braut ließ ihrem Geliebten dann an jener einſamen und ſeitdem verrufenen Stelle des Mordgartens jenes Kreuz ſetzen, mit Namen und Datum, und einem Gedenkverſe.

Zwiſchen Wandersleben und Wechmar iſt auch eine unheimliche Stelle, an der ein Mord verübt wurde, und zwar durch einen Reiter, der zur Nacht ohne Kopf dort herum galloppirt, und in der Rechten ein großes blankes Schwert hält. Es iſt nicht gut, zu dieſer Zeit ihm zu begegnen. Einſt hatte ein Bauernknecht aus Wandersleben Malz nach Wechmar zu fahren, und zwar in der Nacht, und kam juſt zur Geiſterſtunde nahe der Apfelſtätt an einen Graben, als plötzlich die Pferde ſtanden und alles antreibens und peitſchens ohngeachtet nicht wieder zogen. Der Knecht wandte alle Mühe auf, die Pferde fortzubringen, allein er mühte ſich vergebens, bis die Glocke in dem nahen Wechmar Eins ſchlug; da zogen die Pferde an, aber der Knecht bekam von unſichtbarer Hand ein Paar Ohrfeigen, die ihn ganz betäubt machten.

427.

Der milde Herr Auguſtin.

In Gotha iſt an einem ſteinernen Hauſe am Jacobsplatze das Bild eines Mannes, in Stein gehauen, zu erblicken, welcher an einige Kinder kleine Brode austheilt. Die Sage geht, daß vor Zeiten ein Mann, des Namens Auguſtin, jenes Haus beſeſſen und bewohnt, welcher ein außerordentlicher Freund der Kinder geweſen, und nie ausgegangen ſei, ohne die ihm begegnenden Kinder mit allerlei Gaben, ſo er in den Taſchen mit ſich herumgetragen, zu beſchenken, und es ſei geweſen, als ob der Vorrath in ſothanen Taſchen ein unerſchöpflicher und nur ſo ausquellend, wie das Waſſer aus einem Borne. Darüber wurde dieſer Kinderfreund, Herr Auguſtin, ſehr alt, und erreichte ſein achtzigſtes Lebensjahr. Und als es mit ihm zum Sterben gekommen, hat man zwei Knaben in ſchneeweißen Kleidchen an ſeinem Lager ſitzen geſehen, da er außerdem keine Anverwandtſchaft hatte, die haben mit ihm gebetet, und ihm die Augen zugedrückt. Und als Herr Auguſtin begraben war, ſaß drei Tage lang ein Kind auf ſeinem Grabe, und hatte das Antlitz verhüllt, als ob es weine. Niemand kannte es und wußte, wem es angehöre.

428.

Merwigsburg.

Zwiſchen den Städten Arnſtadt und Erfurt, am rechten Ufer der Gera, liegt am Abhange des Steigerwaldes, wo man den Wald die Wagd oder Wagdweide nennt, ein Dorf, das zwar auf Karten und in Büchern Möbisburg geſchrieben, vom Landvolke der ganzen Umgegend aber nie anders als Mersbergk oder Mörſchbergk geſprochen wird, und von Alters her Merwigsburg heißt, ſpäter auch Möwigsburg geſchrieben wurde. Auf einem das Dorf überragenden Hügel ſteht weitſchauend die Kirche, und auf ihrer Stätte ſtand in der Zeiten Frühe die Merwigsburg, die Burg, welche der Franken- und Thüringerkönig Merwig erbaute und einen Palaſt in derſelben aufführte. Gräberfunde in der Flurmarkung, beſonders in der Nähe des benachbarten Dorfes Biſchleben, deuten hinlänglich auf ſehr frühe Bevölkerung dieſer Gegend. Die Merwigsburg war ſpäter der Herrſcherſitz des Thüringerkönigs Biſin, bei welchem der aus Franken vertriebene Sohn König

Merwigs, Childerich, eine Zuflucht fand, und dort mehrere Jahre lang verweilte, bis ihm Botſchaft kam, daß er in ſein Reich zurückkehren könne. Als dieß geſchehen war, folgte ihm Baſina, Biſins Gemahlin, nach, vermählte ſich mit Childerich, und wurde Mutter des großen Frankenköniges Chlodio oder Chlodwig.

Auch die Merwigsburg war eine der Dispargen oder Disparchen, deren Namen die früheren Gelehrten für Eigennamen hielten und heftig darüber geſtritten, wo das wahre Dispargum gelegen, während er nur ein Gattungsname iſt für Hochſitze, die auf götterheiligen Bergen begründet wurden. Dis iſt numen, entweder weiblich, gab es doch einen Frauennamen: Idisburg, oder männlich, dann vielleicht Zio (Dis), Mars, daher die Mersburgen, am Bodenſee, Merſeburg bei Halle, und die Mersburg hier, nicht minder die vielen Eresberge und Eresburgen. „Barch“ iſt Einfriedigung, und das Wurzelwort des noch heute ſprachüblichen, ächtdeutſchen Wortes Park. Später ſiedelten ſich Raubritter in dem verlaſſenen Königsſchloſſe an, was deſſen völlige Zerſtörung zur Folge hatte.

Sagen gehen noch von einem reichen Königsſchatze, der im Schooſe des Hügels ruhen ſoll, welcher die Merwigsburg trug. Einſt verbanden ſich drei Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, dieſen Schatz zu heben, ſie mochten aber mit ſolcher Kunſt nicht recht umzugehen wiſſen, denn es erſchienen Geiſter, welche allen dreien die Hälſe umdrehten. Darauf wurden zum Wahrzeichen am Geſimſe des alten, dem heiligen Dionyſius, dem Schutzpatron der fränkiſchen Könige, geweihten Kirchleins auf dem Merwigsberge die Häupter ſothaner Schatzgräber in Stein ausgeführt angebracht, und ein Hufeiſen, eine Scheere und ein Schäferſtab in den Stein der Mauer gemeiſelt.

429.

Der Kindertanz.

Von Erfurter Sagen ließe ſich allein ein Buch füllen, es giebt deren ſehr viele, ſehr ſchöne, wie ſehr ſchaurige. Des Thüringerlandes uralte Hauptſtadt ward früh von der Poeſie geküßt und bekränzt.

Schon im Jahre 1212 war eine wunderbare Phantaſie unter die Kinder in Thüringen und Sachſen gekommen. Ein Knabe wandelte durch Städte und Dörfer und ſang ein Kreuzlied, deſſen Inhalt war, Chriſtus wolle ihnen ſein heiliges Kreuz, das noch in Türkenhänden ſei, zu eigen geben. Da faßte alle Knaben, die ihn ſingen hörten, eine Bethörung das Kreuz zu erobern, und traten in großen Haufen die Reiſe gen Jeruſalem an, und weder gute noch böſe Worte, weder Bitten noch Banden, weder Sanftmuth noch Schläge hielten ſie zurück. Die Mehrzahl dieſer armen jungen Kreuzfahrer kam ſchon in den Schweizer und Tiroler Alpen vor Froſt und Hunger um, und die ſo glücklich waren, Schiffe zu erreichen, verdarben durch Sturm und Wellen.

Im Jahre 1237 am 15. Juni ereignete ſich eine gar wunderbare Begebenheit. Ueber 1000 Erfurter Kinder vereinigten ſich zu einem großen Reigen, zogen durch das Löber Thor dem Steiger zu und die Höhe auf dem alten Weg hinan, über Waltersleben und Eiſchleben, Ichtershauſen und Rudisleben, immer tanzend und ſingend, und kamen gegen den Abend ſehr müde nach Arnſtadt, wo ſie von den Bürgern, die gar nicht wußten, was dieſer Kinderzug bedeuten ſolle, aufgenommen wurden. In Erfurt aber entſtand Schrecken und Jammer, denn in zahlloſen Häuſern wurden die Kinder vermißt, und niemand wußte, wo ſie blieben, und wohin ſie gekommen, bis Botſchaft von Arnſtadt kam, daß die Kinder dort ſeien. Da wurden am andern Morgen viele Wagen angeſpannt, und wurden die Kinder wieder geholt, und den Arnſtädter Bürgern wurde viel Dank geſagt, auch eine Spende in den Dom geſtiftet. Niemand aber wußte zu ſagen, was die Kinder verleitet, ſo weit fort zu ziehen ohne Urlaub und Wegkunde. Auch blieben viele dieſer Kinder hernach bleich und krank, und zitternd, und waren ſtets müde und hinfällig. Ihr Tanz war eine Volkskrankheit, eben ſo wie jener plötzliche Eifer der Knaben, die Heimath in Schaaren zu verlaſſen, und das heilige Kreuz aus des Türken Hand zu reiſſen und wie die Geiſſelfahrten.

430.

Das ſtille Kind.

Im Frühjahre 1677 und zwar im Märzmonde wurde in der Nähe von Erfurt ein Kind geſehen, das allen Leuten, ſo es ſahen, ſehr wunderbar vorkam. Daſſelbe erſchien dem Anſehen und Alter nach als ein Mägdlein von 10 Jahren; es trug ein ganz weißes Kleid, hatte die Haare in Zöpfe geflochten und ſah im Geſichte ſehr bleich aus. Es ſchritt durch die Flurmarkungen von

Alach und von Bindersleben, und ſprach beſtändig mit ſich ſelbſt, aber niemand konnte verſtehen, was dieſes räthſelhafte Kind redete. In der Hand hielt es ein braunrothes Stäbchen, und ſchlug damit, indem es durch's Getreide oder über die Wieſen ging, die Blumenhäupter ab, ſo daß man ſolche aller Orten herum liegen fand. Wenn jemand dieſem Kinde, deſſen Erſcheinung ſo unheimlich war, nachzugehen verſuchte, ſo wandelte ihn ein ſolches Grauſen an, daß er zurückbleiben mußte, und eben ſo erging es denen, welche es wagten, dem ſtillen Kinde entgegen zu gehen oder es anzureden. Solches Kind iſt eine Reihe von Tagen hinter einander erblickt worden, und dann ſpurlos wieder hinweggekommen.

431.

Das Sibyllenthürmchen.

Ganz nahe der Fahrſtraße, die von Erfurt nach Gotha führt und dicht unter der alten Citadelle Cyriacsburg ſteht ein ſehr alter, ziemlich großer Bildſtock in Form eines gothiſchen Thürmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jeſu ſchmücken dieſes alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbiſchof zu Mainz, Lothar Franz, erneut wurde. Manche haben behauptet, an der Stelle, wo dieſes Thürmchen ſtehe, habe vor grauen Zeiten eine Alrune oder Sibylle gewohnt und geweiſſagt, daher noch immer der altüberkommene Name; andere ſagten, das Denkmal ſolle den Ort bezeichnen, wo die erſte Chriſtenkirche dieſer ganzen Gegend geſtanden habe. Eine dritte Sage hat romantiſchere Färbung und klingt aus einer Zeit, zu welcher auch die rein gothiſche Arbeit des Sibyllenthürmchens nebſt den daneben ſtehenden drei alten Steinkreuzen paßt.

Eine Gräfin von Kevernburg, Sibylla geheißen, hatte einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam, den ſie am anberaumten Vorabende ihrer Hochzeit mit Sehnſucht erwartete. Allein der Geliebte kam nicht; auf der Reiſe zu ihr war er nebſt zwei Edelknappen von einer Schaar von Feinden oder von Räubern an jener Stelle unter der Cyriacsburg überfallen und beraubt worden. Alle drei wurden dort erſchlagen und begraben, und die unglückliche Braut ließ dort auf jedes Grab ein Steinkreuz ſetzen und das Denkmal errichten, zu welchem ſpäter ſich eine förmliche Wallfahrt erhob; die junge Gräfin ſelbſt aber nahm in einem der Klöſter Erfurts den Nonnenſchleier und betete für das Seelenheil ihres ermordeten Bräutigams.

432.

Der eherne Wolfram.

Zu Erfurt im hohen Chore des Domes ſteht ein eherner Candelaber ſehr alten Guſſes, in Form einer Mannsgeſtalt, doch nur von Knabengröße. In jeder Hand hält dieſe Figur einen Leuchter mit einer Kirchenkerze, und manche halten dafür, dieß Erzbildniß ſtamme noch aus Heidenzeiten und habe mit dem Püſtrich und dem Krodo-Altar gleiches Alter. Dem ſcheint jedoch nicht alſo zu ſein, vielmehr geht über den metallenen Kerzenträger dieſe

Sage: Ein junger Patricier, des Namens **Wolfram**, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchenzucht verſtieß, und ſogar nach Rom berichtet werden mußte, damit der Papſt ſelbſt das Urtheil des Sündigen ſpreche. Dieſes Urtheil lautete dahin, Wolfram ſolle ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, ſo lange die Meſſe daure. Zwar unterzog ſich der Patricier dieſer harten Buße, aber die Schmach einer täglichen Kirchenſtrafe und die Laſt der Leuchter drückten ihn zu Boden; er wurde ſo ſchwach, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten konnte. Und ſo wurden die Fürbitten nicht geſpart, ihn von der Buße zu entlaſten, welches auch geſchah, doch mußte er das metallene Bild anfertigen laſſen, und hat dann ſeine Tage in einem ſtrengen Büßerorden als Mönch beſchloſſen.

433.

Doctor Fauſt in Erfurt.

Zu einer Zeit hat, wie auch das Volksbuch vom deutſchen Magus Doctor Fauſt verkündet, und wie andere Zeugniſſe darthun, dieſer berühmte und zugleich berüchtigte Mann in Erfurt gelebt. Er wohnte in der Michelsgaſſe neben dem großen Collegium, und las als ein gelehrter Profeſſor, mit Erlaubniß des academiſchen Senates, im großen Hörſaale des Collegiumsgebäudes über griechiſche Dichter, namentlich erklärte er ſeinen Zuhörern, den Studenten, den Homer, und beſchrieb ihnen die Heroengeſtalten der unſterblichen Gedichte Ilias und Odyſſee ſo lebendig, daß das Verlangen rege wurde, dieſelben mit Augen zu erſchauen. Als einem Meiſter der Magie, welche Kunſt man ſich nicht als eine niedrige Taſchenſpielerei zu denken hat, ſondern die als ſogenannte „dunkle Philoſophie“ auf den Hochſchulen zu Krakau, Warſchau, Prag, Padua, Bologna, Salamanca und auch auf deutſchen Univerſitäten gelehrt wurde, war es dem in allen damals bekannten Künſten der Phyſik bewanderten Fauſt leicht möglich, die Schattenbilder griechiſcher Helden leibhaftig vor Augen zu ſtellen, und zuletzt ließ er den gräulichen Rieſen Polyphem auftreten, vor deſſen übergewaltiger Erſcheinung das ganze Auditorium bebte.

Fauſt hielt gute Kumpaneiſchaft mit ſtudirenden adeligen Junkern, die Geld hatten, und trieb viele und mancherlei Kurzweil zu ihrer und des Volkes Beluſtigung. Durch das engſte Gäßchen Erfurts, dergleichen man nur noch in Venedig ſieht, fuhr er mit einem zweiſpännigen Fuder Heu, wodurch dieſes Gäßchen für alle Zeiten den Namen „Doctor Fauſts Gäßchen“ erhielt. Einſt kam Fauſt auf einem Pferde geritten, das fort und fort fraß und nicht zu erſättigen war, ein anderesmal zapfte er allerlei Weine aus einem hölzernen Tiſche oder gaukelte den trunkenen Zechgeſellen Trauben vor, die ſie abſchneiden wollten; als Fauſt aber die Blendung ſchwinden ließ, hatte einer des andern Naſe ſtatt der Weintraube in den Fingern. Ein Haus in der Schlöſſergaſſe ſoll oben im Dache immer noch eine Oeffnung haben, die nie mit Ziegeln zugelegt werden kann, weil Fauſt durch dieſelbe ſeine Mantelfahrten zu richten pflegte. Einen herrlichen Wintergarten ſoll er nebſt koſtbarer Bewirthung zahlreicher vornehmer Gäſte hergerichtet haben, und ſo zu großem Rufe gelangt ſein. Solche Künſte weckten nun freilich manches Mißtrauen, man witterte etwas infernaliſchen Schwefelduft um den Magus, und ſandte ihm einen gelehrten Mönch, Dr. Klinge genannt, auf den Hals, mit dem er ſich unterredete, und ihn gegen ſich endlich gewaltig damit in Harniſch brachte, daß er ihm ſagte: wenn einem der Teufel Wort halte, müſſe man dem Teufel auch Wort halten. Da verwünſchte der Dr. Klinge Fauſten, und bewog Stadtrath und Univerſität, ſelben gefährlichen Mann auszuweiſen. Seitdem ſoll nie wieder zu Erfurt ein Hexenmeiſter aufgekommen ſein.

Band I. S. 2 Zeile 11 v. o. iſt **Weſſer** ſtatt Weſer zu leſen.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

FAUSTUS.

EIN GEDICHT

VON

LUDWIG BECHSTEIN.

1897 [illegible] 5 [illegible]

LEIPZIG
BEI FRIEDRICH AUGUST LEO.
1833.

INHALT.

Seite
Prolog . . . 1
Weihe . . . 5
I. Innerer Drang . . . 10
II. Naturgeist . . . 13
III. Forschung . . . 17
IV. Der Erdspiegel . . . 21
V. Beschwörung . . . 24
VI. Der Pakt . . . 28
VII. Mephistopheles . . . 32
VIII. Frage und Antwort . . . 36
IX. Der Famulus . . . 40
X. Prästigiar . . . 44
XI. Der Lustgarten . . . 48
XII. Erde und Meer . . . 52
XIII. Der Magus . . . 56
XIV. Makel . . . 59
XV. Der Zaubermantel . . . 62
XVI. Auerbachs Keller . . . 66
XVII. Homeros . . . 70
XVIII. Der Nacht-Ritt . . . 74
XIX. Der Regenbogen . . . 78
XX. Zaubermord . . . 82
XXI. Der Warner . . . 86
XXII. Reue . . . 90
XXIII. Der Zauberring . . . 94
XXIV. Der Schatz . . . 98

Seite
XXV. Die Luftjagd 102
XXVI. Alexander Magnus 106
XXVII. Der Zaubersaal 110
XXVIII. Der neue Actäon 114
XXIX. Die Gräfin von Anhalt 118
XXX. Das Lustschloss 122
XXXI. Die Heimkehr 126
XXXII. Fassnacht 130
XXXIII. Liebe 134
XXXIV. Helena 138
XXXV. Liebeswunder 142
XXXVI. Trübe Ahnung 145
XXXVII. Vorgefühl 149
XXXVIII. Prophezeihung 153
XXXIX. Zweite Prophezeihung 157
XL. Kündigung 161
XLI. Das Testament 165
XLII. Freundestrost 169
XLIII. Böse Träume 173
XLIV. Schwermuth 177
XLV. Verzweiflung 181
XLVI. Abschied 185
XLVII. Hohn der Hölle 189
XLVIII. Durch Nacht zum Licht 193

PROLOG.

Es rauscht ein Quell im alten Eichenhaine
Am Riesengrab empor, das frühe Zeiten
Bedeckt mit einem kalten Leichensteine.

Und Geister seht Ihr um den Hügel schreiten,
Die Wache halten, treulich und beständig,
Und übers Grab die dunkeln Flügel breiten.

Denn der da drunten schläft, ist noch lebendig,
Und sendet Seufzer mit dem Quellenrauschen
Herauf, und sein Verlangen ist unbändig.

Das Dunkle will er mit dem Hellen tauschen;
Auf seine Klagen hat man oft gesehen,
Dass Sänger dort an heilgen Stellen lauschen.

Die wollen gern den Wunderhort erspähen,
Von dem der Quell singt in gebrochnen Lauten,
Und seiner Tiefen Zauberwort verstehen.

Und wenn sie lockten mit verwognen Lauten,
Hat sie der Sturm der Zeit erfasst, der mächtge,
Und weggewehet mit zerbrochnen Lauten.

Doch Einer sah die Nacht, die mitternächtge,
Erhellt, und ist zur Tiefe ganz gedrungen,
Und sang uns, was er dort geschaut, das Prächtge.

Er hat des Ruhmes hehren Kranz errungen,
Und zu dem einen hundert andre Zweige,
Die lorbeergrün sein Haupt mit Glanz umschlungen.

Und wagt noch Einer, dass er niedersteige
Zum Grab des Riesen und zum Sagenborne,
Und dort ein Menschenantlitz wieder zeige?

Ernst ist, die drunten wohnt, und streng die Norne;
Wird sie dem Kühnen schenken auch Erhörung,
Und Gaben aus dem Zauberwunderhorne?

Droht nicht der Lyra Sturmeshauch Zerstörung? —
Es sei gewagt, der Grabstein sei gehoben!
Die Geister bannt, nach altem Brauch, Beschwörung.

Tritt aus der Gruft, Gewaltger, gluthumwoben,
Der trotzig über alle Schranken strebte,
Wo minder Starken aller Muth zerstoben!

Der sich aus Mitternacht Gedanken webte;
Dann, ein Prometheus, felsenangekettet,
Ach, zwischen Höh'n und Tiefen schwankend schwebte!

Der sich zur argen Buhle: Wahn gebettet!
Du Armer, den ein Gott sah ringend sinken
Und hat Dich nicht aus irrer Bahn gerettet?!

Oft sah ich Dich im Traume dringend winken;
In frühen Jugendjahren schon, verblühten,
Wollt' aus dem Sagenborn ich singend trinken.

Denn mich umfing der Zauberton der Mythen,
Und königlich sah ich den Magus thronen,
Und Flammen sah ich, die den Thron umsprühten.

Da sucht' ich in den Schattenregionen
Des Hains Vergangenheit der Sage Quelle,
Und bei der Vorzeit Geistern durft' ich wohnen.

Mir ward die dunkle Quellenklage helle,
Und in die Zauberkreise trat ich wagend;
So ward vollbracht, was ich zu Tage stelle:

Halb stolz, dass ich's gethan, und halb verzagend.
Des Sängers Lieder sind sein eignes Leben,
Sind Pulse seines Herzens, freudig schlagend.

Was mir das Herz durchglüht, ist Euch gegeben;
Nicht Andrer Sang, wie hoch sich dieser schwinge,
Gab Flügel der Begeistrung meinem Streben.

Ob Ihr das hoch nun achtet, ob geringe,
Mit Unvergleichlichem nur die Vergleichung
Des Liedes wollet meiden, das ich singe.

Denn strebt' ich treu nach meines Ziels Erreichung,
Zu schildern: welch Macht ausübt das Böse,
Und wie sich straft vom Lichtpfad die Entweichung:

So zeigt dem Volk nicht schmähend meine Blösse,
Nennt mir als Muster nicht den grössten Meister,
Legt nicht an mich den Maasstab seiner Grösse.

Für Alle rauscht der Zauberhain der Geister,
Und Allen quillt der Wunderborn der Sage,
Draus einer zaghaft schöpft, ein andrer dreister.

Treu fördre jeder seinen Schatz zu Tage!
Allseitig nimmt der Lichtstrahl seine Richtung,
Küsst Blüthen hier, erklärt dort Sarkophage;

Und ewig flammt das Morgenroth der Dichtung.

WEIHE.

1.

Zu Leipzig in Auerbachs Keller sass einer still und trank,
Und in der Vorzeit Tage sein sinnender Blick versank.
Zu Leipzig in Auerbachs Keller ist traun, ein rechter Ort,
Der alten Sagen zu denken, der Wunder verklungnem Wort.

Er sass im kleinen Gewölbe, war drin der einzige Gast;
Ihm fiel kein leeres Geplauder, ja, keine Seele zur Last.
Bald sah er in den Römer, voll ächten Burgunder klar:
Bald auf uralte Bilder, gedunkelt und wunderbar.

Dort stehn dreihundert Jahre zwei Bogen, gerundet stolz;
Von Meisterhand gemalet sind Bilder auf das Holz,
Und wenn Du sie recht lange mit stillem Geist beschaut,
Spricht wohl lebendges Leben aus den zwei Bildern laut.

Dort sitzt der wackre Doktor, umher die Schüler sein;
Erst las er ein Kollegium wohl über den edlen Wein.
Dann nahm er seine Hefte, warf jedes an die Wand,
Und alle Studenten nahmen die vollen Römer zur Hand.

Dann klang's aus ihrem Munde: *In dulci jubilo*
Vivamus! Evoe Bacche! Cantamus in gaudio!
Vivas o domine Fauste! Professor clarissime!
Sis semper felix et faustus, *praeceptor carissime!*

So sangen die lustgen Studenten, hell klang der Pokale Rand;
Es waren auch fahrende Spielleut' im Keller, aus Böhmenland.
Die rührten gar wacker die Saiten, dass es den Keller durchdrang;
Man hörte sie fröhlich begleiten den schallenden hallenden Sang. —

Und auf dem zweiten der Bilder da fährt der kühne Patron,
Der zaubermächtige Faustus auf einem Fass davon.
Auf einem Fass voll Weines; wie seltsam klingt doch das?
Ein schwarzes Hündlein, ein kleines, zieht Faustum sammt dem Fass. —

Je mehr Du die Bilder betrachtet, je herrlicher scheinen sie Dir,
In farbenprangender Schöne des Auerbachkellers Zier.
Zuletzt gar werden lebendig die alten Gesichter dort,
Die stehn und staunen ohn' Ende, die singen in einem fort.

Da kommt Dir mancher Gedanke, dass noch ein mächtger Faust,
Ein redekundger Professor in Auerbachs Keller haust,
Der stets zur guten Stunde geheime Weisheit erschleusst,
Und dass im Schoos der Fässer ein *aureus rivus* fleusst. —

Sei Goldbach mir gepriesen, Du Schlüssel zum Geisterreich,
Der Pforten des Lichtes aufthut, dem Salomons-Schlüssel gleich.
Du bringst auf goldner Welle, was graue Vorzeit sah,
In magischholder Helle dem Seher wieder nah! —

2.

Ich hatte lang' gesessen, halb träumend und halb wach,
Und sann den wundermähren vergangner Zeiten nach.
Auf jenen Bildern ruhte mein Blick, wie festgebannt,
Nicht sah ich, dass die Kerzen vor mir schon ausgebrannt.

Und wie mit heilgem Dunkel mich sanft die Nacht umfing,
Spann sich um jene Bogen ein Zauberfarbenring,
Sie glänzten und sie glühten mit den Gestalten klar,
Gleich hellen Frühlingsblüthen und magischwunderbar.

So webt in alten Domen ein zauberischer Glanz;
Die Riesenfenster stehen um den Altar im Kranz;
Und in die Feierstille, die durch die Räume weht,
Tritt die Gestaltenfülle in Königsmajestät.

In Purpurflammen brennend sah ich die Bilder glüh'n,
Lazur und Gold erglänzten, und Saphir und Rubin.
Und wie mich so umleuchtet die Wunderfarbenpracht,
Sah ich zwei Männer stehen in dunkler, alter Tracht.

Des einen Blick war Lohe, sein Kinn vom Bart umkraust,
Das war, o Glück! der hohe, der weitgenannte Faust.
Des andern Blick war Demuth, und Friede war sein Gruss;
Das war der treue Wagner, des Doktors Famulus.

„Du trugst nach mir Verlangen, längst hing Dein Herz an mir;“
So sprach der alte Magus; “und ich erscheine Dir!
„Du hast ein wohlgefallen an Bildern alter Zeit,
Und freust Dich an dem Abglanz entschwundner Herrlichkeit.“

„Du willst mein Leben malen in Liedern, still für Dich?
Mein Wagner hat's gedichtet in Farben wunderlich;
Was er erschauen mochte von meiner Zauberei,
Davon hat er geschaffen manch treues Konterfei.“

Und Wagner überreichte dem Herrn ein dunkles Buch,
Der meinem Blick es darbot, kein Blatt er überschlug.
Mit Feuerschrift geschrieben war manches an den Rand,
Und Bild auf Bild, hell leuchtend, dem Aug' vorüber schwand.

Und wieder sprach der Doktor: „Magie mit Malerei
Und Sangeskunst im Bunde giebt eine gute Drei.
Der Zaubrer ist ein Dichter, der Maler sollt' es sein;
Der Dichter ist ein Zaubrer, und Maler obendrein.“

„So magst Du singend schildern, was Du von mir gesehn;
Mein Bild soll Deinen Bildern allgegenwärtig stehn.
Mein Sehnen, mein Verlangen, mein nie gestillter Drang,
Mein Zagen, mein Erbangen, mein Fluch, mein Untergang.“ —

Er sprach's, und war verschwunden, den ich so freudig sah;
Mir blieben nur die Kunden von seinem Leben nah.
Ach, matt nur blüht im Liede, was einst so glühend war,
Es bleicht der Glanz der Mythe, der einst so wunderbar.

I.

INNERER DRANG.

Es sass ein schöner Jüngling in stiller Einsamkeit,
Sein volles Herz den Tiefen der Wissenschaft geweiht;
Sein heller Geist erhoben, nicht sonder Zuversicht,
Sein Flammenblick nach oben, wie dürstend nach dem Licht.

Im Morgenpurpur glühte der junge Frühlingstag,
Gleich einer Rosenblüthe er auf den Bergen lag;
Gleich einem Strom der Freude vom Himmel niederfloss,
Gleich einem Liebesengel die ganze Welt umschloss.

Die Tempelglocken schallten, weit drang ihr Ruf hinaus,
Und fromme Beter wallten in manches Gotteshaus.
Geschmückt mit Blumenkränzen stand Kanzel und Altar;
Vom Lenzkuss war die Erde verjüngt, der Himmel klar.

Der Jüngling hörte rufen der Glocken Feierklang,
Der Jüngling hörte tönen der Menge frommen Sang,
Ach, um ihn war es stille, da rang kein Klang sich los,
Und in ihm eine Sehnsucht, so flammenheiss und gross.

Und seine Seele schwingt sich voll Andacht himmelwärts,
Durch all' sein Denken schauert ein wehmuthvoller Schmerz.
Zwei heisse Thränen rollen ihm über's Augesicht,
Er hebt empor die Hände, wie zum Gebet, und spricht:

„Urgeist, dem alles Leben und alles Licht entquillt!
Urgeist, der sich in Dunkel geheimnissvoll verhüllt!
Gott, der den Sonnen vorschreibt unwandelbaren Gang,
O wolle mich erleuchten, und stillen meinen Drang!“

„Lass einen Strahl von oben in meine Seele ziehn;
Die Blume der Erkenntniss, o lass sie mir erblühn!
Noch hält mich Nacht umfangen; o weihe mich dem Glück!
In Deine Zauberwerkstatt nur einen, einen Blick!“

„Was ist des Menschen Denken? Ein Labyrinth voll Nacht!
Was ist des Menschen Können? Ach, eines Kindes Macht!
Was ist des Menschen Wissen? Von Deinem Meer ein Schaum,
Was ist des Menschen Leben? Ein kurzer bunter Traum!“

„Warum kann ich nicht schweben empor zum Himmelszelt?
Nicht diese Hülle wechseln, die mich am Boden hält?
Den Vogel, ach, beneid' ich, der findet seine Bahn,
Hochsegelnd in des Aethers tiefblauem Ocean.“

„Warum kann ich nicht tauchen hinab zur Meeresfluth,
Den Schatz der Wunder schauend, der in den Tiefen ruht?
Den Fisch muss ich beneiden, die Muschel, still im Grund,
Sie sehn den Hort der Wogen, und thun es Keinem kund.“

„Warum kann ich nicht dringen zum tiefsten Erdenschacht,
Ans Herz der alten Mutter, Licht tragend in die Nacht?
Dort ihrem Schaffen lauschen, die Ströme zeugen sehn,
Und unter Flammenherden der Feuerberge stehn?“

„O wär' ich in den Nadir des Polsterns hingestellt,
Und flöge dann im Nordschein lichtflammend durch die Welt!
Mit Blitzen möcht' ich sprühen, und weben mit dem Sturm,
Doch solche Mächte höhnen den staubgebornen Wurm!“

„Du Macht, die tausend Welten am Himmel wandeln heisst,
O, einen Strahl nur sende dem Geist von Deinem Geist!
Und hast Du kein Erhören für mein inbrünstig Flehn,
So sende — Deinen Blitzstrahl, und lass mich schnell vergehn!“ —

Er sitzt, ein schöner Jüngling, in stiller Einsamkeit,
Sein volles Herz den Tiefen der Wissenschaft geweiht.
Doch ach, sein Geist umdunkelt, und aller Freude fern,
Sein Trauerblick nach unten, wie zweifelnd an dem Herrn.

II.

NATURGEIST.

Ein ernster Wandrer schreitet durch Wiesenflur und Hain;
Die Gräserhalme flüstern, die Wipfel rauschen drein.
Im Blumenbette rollet der schnelle Waldesbach,
Es eilt mit leisem Murmeln die Welle Wellen nach.

Und sinnend hebt der Wandrer den Blick zum Laubesgrün;
Und senkt ihn zu den Blumen die still am Ufer blühn.
Und als er still, in Träumen versunken, weilte dort,
Schwillt ihm die Brust voll Wehmuth, wird sein Gedanke Wort.

„Wer giebt dem Irren, Blinden, die Fackel in die Hand?
Er kann den Pfad nicht finden in sein gelobtes Land!
Ob ihn der Wald begrüsste, das grüne Blätterzelt,
Ihm scheint in eine Wüsste verwandelt rings die Welt.“

„Natur, Du Wesenmutter, nimm in Dein Tempelhaus,
Nimm mich in Deine Arme, verstosse mich nicht draus!
Nimm mich an Deinen Busen, Du Lebenspriesterin,
An Deinen Altar sink' ich, Dich heiss anbetend, hin!“

„Aus Dir entsprosst das Leben durch ewgen Wechseldrang,
Dein Tagewerk ist Schaffen, doch Räthsel ist Dein Gang.
O wie nach Dir die Sehnsucht so glühend mich erfüllt!
Mir zeige, Weltengottheit, Dein Walten unverhüllt!“

„Ein Liebender, ach, bin ich, nur unruh-, zweifelvoll;
Ich muss die Gottheit kennen, der ich vertrauen soll;
Mir gnügt nicht, dass mein Auge der Schöpfung Wunder sieht,
Ich will die Kraft erforschen durch die das Wunder geschieht!“

„Du, die mir solch Verlangen nach Wahrheit eingeflösst,
O hast Du keinen Bannspruch, der Deine Siegel löst?
O hast Du keine Ruthe, die Deine Schätze trifft,
Und keinen Schlüssel, lösend die Zauberbilderschrift?“

„O soll ich nicht vergehen, so stille diesen Trieb!,
Du Hand, die tief in Steine viel bunte Züge schrieb,
Du Hand, die Felsenwände mit grünen Moosen schmückt,
Nimm weg die Schleierhülle, die mir Dein Bild entrückt!“

„Du bist das Buch der Weisheit, allschaffende Natur!
Das Buch auch der Erkenntniss, ach, unenträthselt nur.
Du bist das Buch des Lebens, drin Himmelsfülle webt,
O selig, wer Dich deutet, beglückt wer Dich versteht!“

„Wie kreuzen sich verschieden die Linien der Hand,
Daraus die Zukunft schauet der sinnende Verstand!
Auf Stirnen steht zu lesen gar Manches offenbar,
Aus Augensternen leuchtet der Seele Denken klar.“

„Und Zauberstimmen tönen in Hainen um uns her,
Wer aber kann sie deuten, und Antwort geben? Wer? —
Manch Wunderbild umgaukelt im Traum uns jeder Art;
Der Traum ist eine Sprache, so noch nicht offenbart.“

„Es kommt der Tag gezogen, ihm folgt die stille Nacht,
Und führt am Himmelsbogen herauf der Sterne Pracht;
Die Monden und die Sonnen sie wandeln ihre Bahn,
Wie, seit die Welt begonnen, sie heilig still gethan!“

„Warum vom Ost zum Westen, und nicht vom West zum Ost?
Warum Gluth am Aequator und an den Polen Frost?
Wer kann die Geister binden und ihre hohe Kraft?
Wer kennt von allen Dingen Ursprung und Eigenschaft?“

„Ich will die Räthsel lösen vom Mond- und Sternengang,
Ich will, der kühnste Forscher, gehorchen meinem Drang!
Ich will das All durchdringen, das so viel Lust verheisst,
Und will mit Geistern ringen, ein kühner, freier Geist!“ —

„Doch wo die Formel finden, und Zauberspruch und Schwur,
Den starken Leu zu binden, die Urkraft der Natur?
Wo liegt der Hort vergraben, in welchem Weisheitschacht,
Der mich mit hohen Gaben zum Geisterkönig macht?“

„Fand in Retort' und Tiegeln ich das was ich gesucht?
Reift unter Hermes Siegeln mir der Erkenntniss Frucht?
Ums Aug' die dunkeln Binden sehn' ich mich nach dem Licht!
Geist der Natur, wo finden Dein Strahlenangesicht?“ —

Ein ernster Wandrer schreitet durch Wiesenflur und Hain.
Die Gräserhalme flüstern, die Wipfel rauschen drein.
Im Blumenbette rollet der schnelle Waldesbach,
Der Wandrer, in Gedanken, sieht ernst den Wellen nach.

III.

FORSCHUNG.

Ein Astrolog erscheinet im wallenden Talar;
Rund um ihn stehn vereinet Gestalten, wunderbar.
Sie stehn in Götterhoheit, ein schöner Bilderkranz,
Und Kronen auf den Häuptern, darüber Sternenglanz.

Lichtglänzend eine Jungfrau mit silbernem Gewand,
Und eine Fackel haltend in ihrer zarten Hand.
Mit Ernst gepaarter Liebreiz in ihren Zügen thront:
Auf ihrem Haupte leuchtet glanzhell der Sichelmond.

Ein Jüngling, zart und freundlich, mit Stab und Flügelhut,
In Azurblau gekleidet, auf Silberwolken ruht.
So freundlich wie der Schimmer des heitern Angesichts
Strahlt über seinem Haupthaar ein Sternlein sanften Lichts.

Ein Götterweib, umflossen von zartem Rosenschein,
Scheint in dem Kranz der Bilder die Rose selbst zu sein.
Ein sel'ges Lächeln wohnet in ihren Zügen klar;
Wie Demant blitzt und funkelt der Stern in ihrem Haar.

Ein Mann in Jünglingsschönheit; auf seinem Königshaupt
Flammt eine Strahlenkrone vom Lorbeerkranz umlaubt.
Sein Kleid ist golddurchwoben, sein Mantel Purpurpracht,
Den säumt mit dunkeln Kanten und Sternengold die Nacht.

Ein Held im Eisenharnisch, ein Held mit Schild und Speer,
Voll Ernst im Mannesantlitz, und stark wie seine Wehr.
Der Stern ob seinem Haupte strahlt hell und blutigroth,
Gleich einem Feuerzeichen verkündend Weh und Noth.

Ein König, hocherhaben auf lichtumglänztem Sitz;
In zorngehobner Rechte flammt der gezackte Blitz.
Wie Donnerwolken wallet sein Mantel, schwer und grau,
Doch drüber strahlet herrlich sein Stern im Aetherblau.

Auf einer Sense lehnend steht noch ein Königgreis;
Sein Auge blicket trübe, sein Haar ist silberweiss.
Sein Kleid ist fahl und farblos, sein Stern ist matt und bleich;
Sein Scepter ist Vernichtung, und Zeit sein Königreich.

Ringsum die Königsbilder ist noch ein Kreis zu sehn,
Darin gebaut aus Sternen zwölf Himmelszeichen stehn.
Und mitten in die Kreise der Könige der Welt
Hat sich voll tiefen Ernstes der Astrolog gestellt.

„Ihr mächtigen Gewalten, von Eurem Sternenthron
Bezeichnet ihr die Laufbahn des Staubes schwachem Sohn,
Einst Götter, hochgepriesen von grosser Völker Mund!
Noch heute thut sich göttlich das hohe Walten kund!“

„Ihr seid es, die bestimmen der Menschenkinder Loos,
Durchblickend hellen Auges der Zukunft dunkeln Schoos!
So lasst auch mich erkunden, wem ich mich soll vertraun,
Und lasst mich durch die Schleier der Wahrheit Bildniss schaun!“

Und schwarze Bücher hebt nun der Astrolog empor;
Da huscht es an den Wänden, wie schattendunkler Flor.
Und in den Büchern flammen glührothe Zeichen hell,
Und bleiche Lichtlein schweben umher, und schwinden schnell.

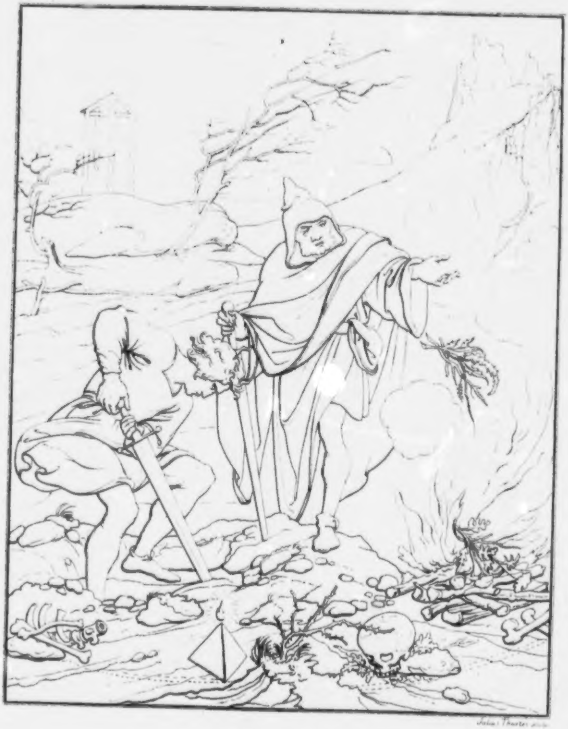
„Gegrüsst, ihr leisen Boten aus düstrem Schattenland!
Seid Ihr als Glückverkünder mir endlich hergesandt?
So hat mich nicht betrogen der Sternenstand zur Nacht,
Und freundlich mir gewogen zeigt sich die dunkle Macht?“

„Und soll ich noch erjagen, was ich so heiss erfleht?
Und soll mir endlich tagen, was nie mein Blick erspäht?
O Zauberbaum, wie neigst Du der glüh'nden Blüthen Zier!
O goldner Traum, wie zeigst Du so reiche Kränze mir!“

Die Zeichen flammen heller, es tönt ein Zauberbann;
Die Lichtlein tanzen schneller um den gewaltgen Mann,
Wie Flügelschlag von Raben fühlt er sein Haupt umrauscht,
Mit Stimmen hell von Knaben umflüstert, wenn er lauscht.

Ein wunderbares Regen durchschwirret das Gemach,
Darinnen sich bewegen viel Schatten tausendfach.
Die Königsbilder brennen roth', feuergelb und grün,
Es scheint, wie Blitz des Todes, ihr Blick umher zu sprühn.

Der Astrolog erscheinet im wallenden Talar,
Rund um ihn stehn vereinet Gestalten, wunderbar.
Sie stehn um ihn und lodern, ein Feuerflammenkranz,
Da streckt er kühn die Hand aus nach ihrer Kronen Glanz.



Julius Thaeter sculp.

ERDSPIEGEL.

IV.

DER ERDSPIEGEL.

Auf einem Kreuzweg stehen zwei Männer in der Nacht;
Wird einer finstern Gottheit ein Opfer dargebracht?
Rund um ein Feuer legen sie Schädel und Gebein,
Und streuen Zauberkräuter in seine Gluth hinein.

Mit Henkerschwertern graben sie still den Boden auf;
Was suchen sie da drunten, was fördern sie herauf?
Sind's Truhen, voll von Golde, von Prachtkleinoden schwer?
Ist's einen Hünen Leichnam und seine Zauberwehr?

Die Windsbraut tanzt wie rasend den tollen Ringelreihn,
Wild in die Flammen blasend, umsaust den Rabenstein;
Dort wogt es nebelduftig, dort stöhnt's und wimmert's leis,
Und Schatten, bleich und luftig, drehn webend um im Kreis.

Wer sind die Nekromanten, die dort so still bemüht,
Wo bleiche Schädel grinsen, wo Gluth in Funken sprüht?
Was ist's das sie vollbringen im Graun der Mitternacht,
Und haben nur des Werkes, nicht der Gestalten Acht?

Der alte finstre Zaubrer ist Heilinger genannt,
Dess unheilvolle Seele sich längst dem Heil entwandt.
Der Zweite, der so kühn blickt, den keine Furcht durchgraust,
Der Jüngling ists, der Wandrer, der Astrolog, der Faust.

Ihn lehrt der alte Meister die Werke dunkler Kunst,
Und feurig buhlt der Jüngling um solchen Lehrers Gunst.
Der Wandrer fand die Formel, die Geister ruft und bannt,
Der Astrolog hat freudig nun seinen Stern erkannt.

Und ämsiger sie graben, und wilder braust der Sturm;
Laut krächzen heis're Raben vom Burgruinenthurm.
Und Irrlichtflämmchen bläulich umwehn das Kreuzwegfeuer,
Und grausig naht und gräulich, formlos manch Ungeheuer.

Zwei bleiche Schatten schweben gar nah, gar nah heran,
Mit Augen voll von Zähren sehn sie den Jüngling an.
Sie winken ihm, so flehend, so schwermuthvoll, so mild,
Der Jüngling sieht mit Beben der theuren Aeltern Bild.

Der Zaubrer aber winkt ihm nicht ferner hinzusehn,
Wo die Gestalten trauernd, gleich Marmorurnen stehn.
Dem Grabe seiner Unschuld die eine scheint geweiht,
Die zweite gilt dem Grabe von seiner Seligkeit.

Und beide schwinden seufzend, und wilder wallt's umher,
Von Wolken und Gestalten wogt rings ein Zaubermeer,
Das um die Männer fluthet wie Windeswirbellauf,
Doch Keiner steht entmuthet, und Keiner achtet drauf.

Ein Schatz ruht in den Tiefen der alten Mutter Nacht,
Den die Dämonen hüten und halten fest im Schacht;
Der nimmer leichten Preises herauf ans Licht sich hebt,
Und den der Nacht verbündet, der solches Gut erstrebt.

Und unerschüttert gräbt noch das düstre Männerpaar,
Drauf hebt sich aus den Schollen ein Spiegel rund und klar.
Und in der Hölle Namen erfasst der Jüngling ihn,
Da schwinden Gluth und Flammen, und die Phantome fliehn;

Der Spiegel ist gewonnen, gewonnen der Krystall;
Er ist ein Zauberbronnen, darinnen quillt das All.
Was tief in Nacht vergraben, was in der Ferne blüht,
Der Magus kann es haben, der in den Spiegel sieht.

Ein düstres Phosphorleuchten in seiner Fläche wohnt,
So zitternd als im feuchten Fluthgrab das Bild vom Mond.
Gleich eines Glühwurms Schimmer es magisch ihn durchwallt,
Wie Demant blitzt er leuchtend, und ist doch eisigkalt.

Ernst auf dem Kreuzweg stehen zwei Männer in der Nacht;
Der Frevel ist geschehen, der Zauber ist vollbracht.
Was in der Hölle Namen geschah im düstern Ring,
Das war ein gift'ger Samen, den ein Drachenleib empfing.

V.

BESCHWOERUNG.

Umrauscht von schwarzen Föhren steht Faust gedankenvoll;
Es tobt in seiner Seele ein unnennbarer Groll.
Die Augen flammen blitzend, wie sie noch nie geflammt,
Aus jedem scheint zu lodern das Donnerwort: verdammt.

Es gellt sein Hohngelächter laut auf, wie Wahnwitzschrei:
Gen Himmel er die Faust ballt voll wilder Raserei.
Sein Haar, gepeitscht vom Sturmwind, fliegt ihm ums Haupt verwirrt,
Wie Nachtgeflügelschwinge, die flatternd ihn umschwirrt.

„Ha!“ ruft er keuchend, heiser: „Ha, was gewann mein Drang,
Mit dem ich Sterne fragte, Planetenschein und Gang?
Was soll ich mit dem Spielzeug von Elementenkraft?
Was mit der Seifenblase des Hohlprunks: Wissenschaft?“

„Mehr, mehr! und Niegedachtes, das sei von mir gedacht!
Mehr, mehr! und Nievollbrachtes, das sei von mir vollbracht!
Auf dass ich selbst mich kröne zum Herrn der Geisterburg,
Und dass mein Name töne Jahrhunderte hindurch!“

„Mehr aus des Wissens Schachten! Ja gebt mir mehr, nur mehr!
Muss sonst mich selbst verachten, an Witz und Weisheit leer!
Gebt mir des Adlers Schwingen! Leiht Flossen der Balän',
Die Wolken zu durchdringen, den Meergrund zu durchspähn!“

„O quölle mir von oben der Born der Wissenschaft!
Der Segen der Erkenntniss, der Höhe Himmelskraft!
O könnt' ich Dich erfassen, Macht, die das All belebt,
Und über todten Massen mit Schöpferodem webt!“

„Und fleh' ich so vergebens inbrünstig Monden lang?
Es hat der Herr des Lebens kein Ohr für meinen Drang!
Ich fühle Flammengluthen in mir und wilden Schmerz!
O Himmel, Urlicht, senkst Du Dich nimmer in mein Herz?“

„Wen ruf' ich an? Den Himmel? Der schläft im Wolkenbett,
Dort grinst des Vollmonds Fratze, der Kopf nur vom Skelett!
Wohl, mag der Himmel schlafen, sich kümmern nicht um mich!
Sind Menschen Gottes Sklaven? — Mehr, als ein Sklav' bin ich!“

„Noch eine Gottheit giebt es, tief, tief im nächtgen Graun,
Mit dieser will ich reden, ihr will ich mich vertraun!
Ihr will ich mich verschwören, wenn sie mir Treue schwört!
Ihr will ich angehören, wenn mir die Macht gehört!“ —

Durch die Gebüsche stürmt er, und sucht den rechten Ort,
Wo sich die Pfade kreuzen, und rüstet sich sofort.
Drei Zauberreife legt er, mit Zeichen rings bemalt,
Sie scheinen glüh'nde Schlangen, vom bleichen Mond bestrahlt.

Nun rollen Faustus Augen gluthvoll; er zittert bang —
Nun tritt er in die Kreise — schlägt auf den Höllenzwang.
Die Formel tönt — nun setzt er den Zauberstab in Schwung;
An der Hölle Pforten donnert die Gotteslästerung.

Da saust ihm überm Haupt hin ein Flammenmeteor,
Und birst mit Donnerkrachen, drauf still bleibt's, wie zuvor.
Und wie der Trotz des Mannes, dass er geäfft, erschaut,
Tönt fürchterlichern Bannes Gräulformel grausiglaut.

Da rauschen dumpf die Föhren, wie Meereswogengeroll,
Als bebten sie, zu hören, was seinem Mund entquoll.
Aus tiefem Schlaf gerüttelt rauscht auf der Nachtorkan,
Und bläst den Nekromanten mit Polareisodem an.

Ha, wie er zittert — zürnend dem Zittern Ruh gebeut!
Wie Muth, von Furcht umfangen, sich von der Furcht befreit!
So macht aus Dampf und Trümmern verhaltne Gluth sich frei,
Und schwingt, wie Drachen züngelnd, sich hoch empor aufs Neu'.

Sein Busen kocht, als glühe darin der Hölle Brand.
„Weh! Fruchtlos auch die Mühe? — Die Nacht auch abgewandt!
Mein Heil umsonst verschleudert!" — Er denkt's, und heult's und bebt —
Da sieht er, dass ein Schatten um seine Kreise schwebt.

„So nahst Du? — Willst mir dienen? Zwang Dich des Banns Gewalt?
Erscheine morgen — morgen — Du grausige Gestalt!
Triumph! Es ist gelungen! Sei mein, so bin ich Dein!
Wer Geistern sich verbrüdert, hört auf ein Mensch zu sein.“

Der Schatten winkt und schwindet. — Faust steht gedankenvoll;
Durch seine Seele tobt noch ein unnennbarer Groll.
Die Augen flammen blitzend, wie sie noch nie geflammt,
Aus jedem scheint zu lodern das Donnerwort: verdammt.

VI.

DER PAKT.

In stiller Zelle weilet Faustus mit düsterm Blick;
Wird nun erfüllt sein Hoffen? Erfasst er nun sein Glück?
Trügt ihn auch nicht der Dämon, den er aus Nacht beschwor?
Weh, wenn er an ein Trugbild die Seligkeit verlor!

Die Stunden schleichen — dünkt ihm die Zeit doch flügellahm,
Nicht sehnlicher die Brautnacht erharrt ein Bräutigam,
Als Faustus bang, voll Unruh, des Höllenboten harrt,
Da kündet Schattenwallen ihm Geistergegenwart.

Bald schwimmt die Nebelbildung vor seinem Blick, wie Flor;
Bald steigt's, gleich Irrlichtflämmchen, hoch zum Gewölb empor.
Bald scheint ein Menschenantlitz todtbleich vor ihm zu stehn,
Bald wieder, Duft und Rauch gleich, in Wirbeln zu verwehn.

Drauf fasst der Zaubrer zornig das Buch, das Geister bannt;
Mit Qualen neuer Formeln droht wild der Nekromant.
Da wird zur Feuerflamme, zur Lohe schier das Haus,
Die breitet Drachenflügel nach allen Seiten aus.

Und von den Flammenschwingen umleuchtet und umloht
Zeigt sich ein Riesenantlitz grimmvoll und blutigroth;
Dem Antlitz gleich des Tigers, der in die Ketten beisst,
Wuthblickend, wie das Grabthier, das am Gegitter reisst.

Doch Faustus, in der Rechten das Buch erhoben, spricht:
„Ich rief nach meinen Knechten, Dein Gaukeln schreckt mich nicht!
Sprich mir, was Du verlangest, dass mir Dein Dienst gehört:
Dass Du den Pakt empfangest, den Dir mein Mund beschwört!“

Und furchtbar rollt die Stimme, wie Donner, durchs Gemach:
„Mich Deinen Knecht zu nennen, bist, Faustus, Du zu schwach.
Soll ich den Knecht Dir senden aus meiner Diener Schaar,
So höre mein Bedingniss und nimm es treulich wahr:“

„Verfluche den, der neidisch uns einst gestürzt vom Thron!
Abschwöre Dich dem Irrwahn von der Maria Sohn!
Und bleibe Pfaffen abhold, gleich ihm, ohn' Unterlass!
Schwör' allem Guten Feindschaft, und aller Liebe Hass!“

„Verfluche jede Kirche, wie jedes Sakrament!
Du wirst nie frein, nie lesen im neuen Testament!
Hast Du dess Lust und Muthes? Wohl, schreib's mit eigner Hand,
Mit Purpur Deines Blutes für uns zum Unterpfand!“

„Dann magst Du frei gebieten, Faust, dann ist alles Dein;
Die Schätze, die wir hüten, die Kraft, die wir verleihn!
Was Deinen Sinn erfreue, was Deiner Lust behagt,
Sei Dir mit fester Treue gelobt, und zugesagt!“ —

Und Faust: „Was Du begehrest, erfüll' ich willig Dir,
Sofern Du treu gewährest, was Du geboten mir!
Wenn vier und zwanzig Iahre mir Deine Macht gehorcht,
Will ich dem Himmel trotzen, und Dein sein unbesorgt!“

„Verflucht der Köhlerglaube, der Thoren Bande schlingt!
Verflucht das Ammenmährchen, das von Erlösung singt!
Hab' auch gehofft, gebetet — blieb es nicht, wie zuvor?
Ich hatte Glauben, Liebe — war ein betrogner Thor!“

„Abschwör' ich Pfaffengemeinschaft sammt ihrem heilgen Quark!
Abschwör' ich Lieb' und Freundschaft, ich, durch mich selber stark!
Verflucht sei jede Kirche, die sich mit Formen spreizt!
Verflucht sei iedes Eh'band, es hat mich nie gereizt!“ —

Er ruft's mit bittrem Lachen, zur Feder greift er schnell;
Und gleich aus offner Ader strömt seines Blutes Quell.
Er schreibt, was er gesprochen, von wilder Gluth durchwühlt,
Und hat das Band zerbrochen, das ihn am Himmel hielt.

Und als das Blatt betrachtend, er düster sinnend stand,
Braust durchs Gemach ein Windstoss, und reisst's ihm aus der Hand.
Und eine Flamme lodert, und ein Gelächter gellt,
Als jauchze triumphirend der Fürst der Unterwelt.

Faustus weilt in der Zelle mit unmuthdüsterm Blick;
Wird nun erfüllt sein Hoffen? Erfasst er nun sein Glück?
Lacht nicht der Dämon höhnend, den er aus Nacht beschwor?
Weh, wenn er an ein Wahnbild die Seligkeit verlor! —

VII.

MEPHISTOPHELES.

„O Wissensdrang, nun wird dir gewiss Befriedigung!
Ich kann zu Sternen schweben mit Adlerflügelschwung!
Ich kann durch Felsenmauern mit Geisterhülfe gehn,
Kann grüssen den Aequator und überm Nordpol stehn!“

So ruft voll kühner Träume der zaubermächtge Mann,
Des neuen Bundes fröhlich, der Macht, die er gewann.
Wie träumt er sich allmächtig, wie gross! Sein Auge trifft
Im dunkeln Buch der Zukunft schon seines Namens Schrift.

Und wie die düstre Dämmrung den Tag in Schleier hüllt,
Da sieht er das Versprechen der Abgrundsmacht erfüllt;
Da klopft an seine Zelle ganz leise Geisterhand,
Es tritt herein der Diener im grauen Mönchsgewand.

„O Faustus, Hochgewaltger,“ spricht er, und neigt sein Haupt:
„Wie hast Du mich des Glanzes, der Herrlichkeit beraubt!
Ich, stolz einst und undienstbar dem, der im All gebeut,
Muss nun vor Dir mich beugen, ungern und unerfreut!“

„Doch wird die Zeit verrinnen, wie jede Zeit verrinnt,
Freiheit wird mir beginnen, wenn Knechtschaft Dir beginnt.
Knechtschaft, die nimmer endet, bis dahin — dien' ich treu,
Und rufst du nur: Mephisto! so fliegt dein Knecht herbei.“

So spricht der graue Diener, und Faustus steht verwirrt;
Ist's Wahrheit? ist es Täuschung, die neckend ihn umschwirrt?
So steht er nah dem Ziele? So lügt die Hölle nicht?
Und freudig, seiner Macht froh, ermannt er sich, und spricht:

„Gleich ists, ob Du mir freudig, ob Du mir unfroh dien'st,
Nur dass Du keine Fordrung zu weigern Dich erkühn'st.
Nur dass Du reich das Haus mir, die Tafel mir versiehst,
Dass bei dem Quell der Weisheit der Born der Freude fliesst!“

„„Nichts, nichts, was Dir gelüstet, wird Faustus, Dir versagt;
Ich bin Dein Koch, Dein Kellner, Dein Knecht und Deine Magd.
Sei guter Dinge, fröhlich, fort mit dem Doktorgewand,
Es wandle mit *Voluptas Sophia* Hand in Hand!““

„Ha, Diener, Du gefällst mir; machst mich der Sorge quitt,
Die mir für Haus und Nahrung erwuchs bei jedem Schritt!
Wie freier werd' ich fühlen des Geistes rege Kraft!
Wie froher werd' ich kühlen den Durst nach Wissenschaft!“

„„Der soll Dir bald gestillt sein; Du bist noch namenlos,
Bald aber vor den Völkern, Faust, wird Dein Name gross!
Dein Ruhm der hohen Thaten reicht an die Sterne weit,
Er wird, wie Zaubersaaten, in alles Land gestreut!““

„Und kannst Du mir erhellen, was dunkel meinem Geist?
Weisst Du des Lichtes Quellen, Du, der so viel verheisst?
Kannst durch die Luft mich tragen, mich halten überm Meer?
Darf ich Dich alles fragen, ist nichts für Dich zu schwer? —“

„„Wohl ist mir vieles kundig, und vieles offenbar,
Die Höhen und die Tiefen durchschaut mein Auge klar.
Ich trage Dich durch Lüfte, trag' übers Meer Dich weit,
Ich gebe, wenn auch ungern, auf Fragen Dir Bescheid.““

„Und soll ich, wenn ich rufe, als Mönch Dich immer schaun?
Fürwahr, es wird mich höchlich die heilge Tracht erbaun!
Ich will vor Dir mich neigen: *Salve mi Domine!*
Du sprichst mit frommer Salbung Dein *Benedicite!*“

„„Du darfst für Deinen Diener nur wählen die Livrei,
Mir passen alle Trachten, sind mir auch einerlei.
Ich kroch nur in die Kutte für diesesmal hinein,
Weil sie für Tücke, Schalkheit und List ein Heilgenschein.““

„„Die Kutte ist ein Röcklein, drin man sich hat bequem;
Ein Hauskleid für die Sünde, weich, warm und angenehm.
Ein Beichtstuhl, drin das Pfäfflein der Nonne Liebe schwört,
Und ich — bin eben einer, der in die Kutte gehört.““

„Mich freut's, Dich so zu finden, Du scheinst von leichtem Sinn,
Du wirst mich gut erheitern, wenn ich verdrossen bin.
Ach, ich bin oft verdrossen, und zürne dem Geschick:
Weil Andres mir verschlossen, sucht' ich bei Euch das Glück.“

„„Da wohnt's just; sieh, wir fassen mit Menschensinn die Welt;
Im Lieben und im Hassen sind wir Euch gleichgestellt.
Nur dass die Wirkung mächtger, doch kaum begreifst Du das,
Denn unsre Lieb' ist tödlich, wie tödlich unser Hass.““

„Wohlan, Du sollst mich lehren, scheinst mir just alt genung!
So wird dem Drang nach Wissen gewiss Befriedigung.
Fort mit der trocknen Weisheit, fort alter Bücherwust!
Ich will die Welt umfassen mit hoher Götterlust!“

VIII.

FRAGE UND ANTWORT.

Im grünen Walde wandeln zwei Männer, kühl umrauscht,
Da wird von hohen Dingen manch ernstes Wort getauscht.
Der Eine für sein Wissen sucht reichlichen Gewinn,
Dem reicht des Trugs Narzissen der zweite listig hin.

Belehrung ist ein Saatkorn, das Früchte trägt mit Lust;
Täuschung ist eine Giftsaat, geworfen in die Brust.
Belehrung ist die Tochter der Wahrheit und des Lichts,
Der Lüge Kind ist Täuschung, ein buntbemaltes Nichts.

Und Faustus zu Mephisto: „Wer hier sich dingt den Knecht,
Der fragt nach dessen Herkunft mit Fug und vollem Recht.
Ich weiss, Du bist ein Dämon, doch sage: welcher Art,
Wess Ursprungs und was alles Dir unterworfen ward?“

„„Der Stolzeste der Stolzen riss uns in seinen Fall;
Nun schweben wir verbreitet, wie Luft und Licht, im All.
Wir sind es, die mit Schönheit die Belladonnen schmücken,
Damit die Menschenkinder sie desto gier'ger pflücken.““

„So sä't Vernichtungskeime die Sippschaft, die verdammte!
Und wären Deines Gleichen noch viel vom gleichen Amte?“
„„Zahlreich, wie Bienenschwärme, verderblich abgesandt
Sind wir, wie Sternenheere; wie Kies am Meeresstrand.““

„So zahlreich? Nun, dann sage: wo weilt, wo wohnet Ihr?“
„„Wir ruhen in Metallen, erfüllen Pflanz' und Thier,
Das Kleinste wie das Grösste dient uns als Unterthan;
Zur Wollust uns übt rastlos Zerstörung ihren Zahn.““

„Und welches war die Ursach, das sprich mir, jenes Falles,
Der Unheil zeugend fortwirkt auf Dich, auf mich, auf Alles?“
„„Faustus, der Drang, sich ähnlich der Gottheit stolz zu blähn;
Du weisst wohl, das auch Menschen sich Gleiches unterstehn.““

„Noch hat mich nicht befriedigt, was Du mir hast vertraut:
Den Anblick dessen schildre, den froh der Engel schaut.“
„„Seit wir verworfen worden von jener Himmelsmacht,
Sank uns der Mond Erinnrung, blieb uns nur dunkle Nacht.““

„So rede von den Engeln, die selig sind mit ihm!
Was ist im Geisterhimmel das Amt der Seraphim?“ —
„„Sie schaun das Vaterantlitz, das heilge, sonder Hülle,
Endlos in Kraft und Schönheit, in göttlichreicher Fülle.““

„Und von den Cherubinen und Thronen gieb mir Kunde!“
„„Suchst Du des Lichts Geheimniss, Faust, im Dämonenmunde!
Des Lichtes Boten freuen sich an der Macht des Herrn,
Wir aber nennen, denken, verkünden sie nicht gern.““

„So schweige mir vom Himmel, daraus man Dich verstiess;
Doch wirst Du treu mir künden: wo liegt das Paradies?“
„„So weit ist das entlegen, dass Du mit Deines Gleichen
Auf Schwingen selbst des Sturmwinds, es nimmer mögt erreichen.““

„„Vier heilge Ström' umarmen das gottgeliebte Land;
Sie werden Glaube, Liebe, Hoffnung und Treu' genannt.
Inmitten hebt die Kronen der ewge Lebensbaum;
Gedenkst Du dort zu wohnen, Faustus? — Ich glaub' es kaum.““

„Höhnst Du? — Gleich sag' mir Antwort auf andre Fragen an:
Wärst Faustus Du gewesen, was hättest Du gethan?“
„„Mit Deinem Sinn? Das Gleiche, dann brach ich jede Pflicht;
Mit meinem Sinn? — da schweige mein Mund, — ich weiss es nicht.““

„Moralmann, blieb Dir Hoffnung? Was hab' ich dann gewagt?“
„„Sehr wenig, Faustus, wenig, drum sei nur unverzagt!““
„Sprich, Diener: von der Hölle, was ist das für ein Ort?
Man träumt von ihren Qualen, sprich, warst Du lange dort?“

„„Die Hölle ruht im Nachtgraun, das Keiner noch durchschaut,
Und Kunde hat gegeben, wie sie gefügt, gebaut.
Der Hölle Qualen müssen in sich die Sünder tragen,
O quäle mich nicht länger, nicht Dich mit solchen Fragen!““

„Ha, bist Du schon ermattet? Erschöpft Dich die Begier
Das Dunkel zu durchdringen, die ewig wach in mir?
Weshalb denn klopft' ich donnernd an Eure Pforten an,
Als weil sich meiner Sehnsucht kein Lichtthor aufgethan?“ —

„Ich suche nur Erkenntniss, den Baum, der Dir bekannt,
Um den sich Deine Klugheit dereinst als Schlange wand!“
„„Dir soll Erkenntniss werden, so viel ich geben kann,
Doch zum Schulmeister wähle Dir einen andern Mann.““

„„Was willst Du von den Engeln, vom Paradies, von Gott?
Spott ist nur Deine Frage, wie meine Antwort Spott.
Was fragst Du nach der Hölle, bangt Dir vor ihrer Gluth?
Du hast doch Ammenmährchen zu läugnen sonst den Muth?!““ —

Im grünen Walde wandeln zwei Männer schweigend hin,
Der eine finster blickend mit unmuthdüstrem Sinn,
Trüb dämmert ihm die Ahnung von des Gefährten List,
Und dass für manch Geheimniss kein Thor erschlossen ist. —

IX.

DER FAMULUS.

Des Winters Stürme tosen wild durch die todte Flur;
Im Leichentuche ruhet festschlafend die Natur.
Es wirbeln dreh'nde Flocken, Schneeperlen rieseln kraus,
Wie weisse Schleier wallend um Hain und Hütt' und Haus.

Da mag wohl Keiner wandeln auf sturmumbrauster Bahn;
Da klopft oft bleicher Mangel an reichen Pforten an.
O selig, wem mit Mitleid der Herr das Herz begabt,
Dass er gern Armen aufthut, sie kleidet, wärmt und labt.

Denn Mitleid ist ein Palmbaum, der in der Wüste steht,
Ihn hat für arme Wandrer die Huld des Herrn erhöht.
Ein warmer Quell ist Mitleid, der uns im Herzen fliesst,
Und seine heilgen Perlen in manches Aug' ergiesst. —

Im Prachtgemach sitzt Faustus, nicht in der Zelle mehr;
Das ist von alten Büchern und altem Hausrath leer.
Voll ist's von schönem Bildwerk, von seltnen Schilderein,
Rings am Geräthe prangen Gold, Silber, Elfenbein.

Da hört er auf dem Vorsaal ertönen frommen Sang;
„Wie? War nicht längst verstummt hier der heilgen Lieder Klang?
Horch! *Ave maris stella*! Wer mag der Sänger sein?
Die Stimme klingt melodisch; herein, Gesell, herein!“

Wie Faustus freundlich öffnet, so steht ein Jüngling dort,
Von frostbewegter Lippe bebt ihm ein bittend Wort.
„Ein Schüler, Herr, ein armer, fleht ein Viaticum,
Dess lohn' Euch der Erbarmer, und geb' Euch Glück darum!“

„„Tritt ein, setz' Dich zum Feuer, Gesell, tritt immer ein;
Das Feuer wärmt die Hand Dir, das Herz erwärmt der Wein.
Dann sprich, von wo Du herkommst zu solch unholder Zeit?
Ich bin, vermags ich irgend, zur Hülfe Dir bereit!““

„Euch segnen, Herr, die Götter, die hohen, allzumal!
So reicht die Hand ein Retter mir nach so bittrer Qual!
Ich will Euch treu berichten von mir mit wahrem Mund,
Sind trüb' auch die Geschichten, und brennen's Herz mir wund!“

„„Gut sprichst Du, Jüngling! Lüge wohnt Dir nicht im Gemüth,
Das künden Deine Züge, die klar mein Auge sieht.
Mich täuschet Keiner; nenne mir nun den Heimathort,
Und Vater, Mutter, Namen, das künde mir sofort.““

„Vom Vater — lasst mich schweigen!“ spricht er mit trübem Ton:
„Mir lebt nur der im Himmel; ich bin — ein Priestersohn.
Die Mutter — starb; mir drohte des Klosters harter Zwang,
Ich — sehnte mich nach Freiheit, ich trug's nicht — ich entsprang.“

„Mein Name? Christoph Wagner; mein Erbe? dies Gewand;
Und Wasserburg die Heimat, am Inn im Bayerland.
Ich weiss Latein und Griechisch; bin fleissig, diente gern,
Noch mehr mich auszubilden, bei solch gelahrtem Herrn.“

„„Was reden heisst, mein Wagner, so sprichst Du leidlich gut;
Doch brauch' ich einen Diener, dem schweigen nöthig thut.
Ja, könnt' ich Tiefgeheimes Gesell, Dir anvertrauen,
Und wärst Du muthgen Herzens, und frei von kindschem Grauen —?! —““

„Nicht besser schweigt der Todte sechs Fuss tief unterm Stein,
Als ich Euch fest gelobe, verschwiegen, treu zu sein!
Und wären jene Mähren, die von Euch umgehn, wahr, —
Ich bin nicht bang vor Geistern, sie krümmen mir kein Haar.“ —

Da rollt ein dumpfer Donner durchs Haus, die Wand erbebt,
Und still in grauer Kutte der Mönch durchs Zimmer schwebt,
Und schwindet durch die Mauer — der Jüngling aber stand
Und blickte ruhig seitwärts, hin, wo der Geist verschwand.

„Du zitterst nicht!!“ verwundert und freudig ruft es Faust:
„Hat mir beim Erstenmal doch fast mehr, wie Dir, gegraust!
Wohlan, trägst Du Belieben, mein Famulus zu sein,
Verschwiegen, redlich, furchtlos, mein Wagner, so schlag' ein!“

„„Verschwiegen, redlich, furchtlos, ein Tugendkleeblatt traun!
Vierblättrig aber sollt Ihr's an Eurem Diener schaun.
Dann bringt es Glück; ja, glaubet, dass Euer Wagner sei:
Verschwiegen, redlich, furchtlos, und bis zum Tod — getreu!““

Des Winters Stürme tosen wild durch die todte Flur;
Meister und Schüler kosen von Kräften der Natur.
Ein Armer war gekommen hülflos an diesen Ort;
Ein Zauberlehrling lauscht schon auf seines Meisters Wort. —

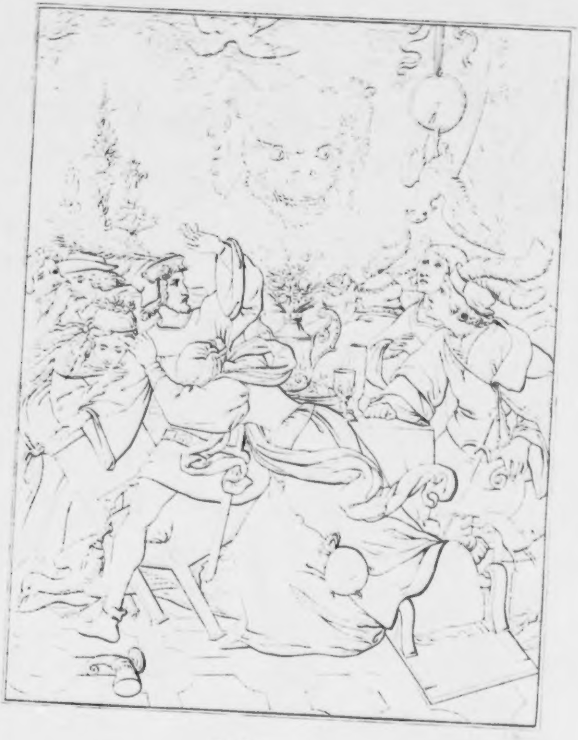
X.

PRAESTIGIAR.

„Hoch Faustus! Hoch! Er lebe!“ so schallt's im hellen Saal
Vom Munde froher Zecher, Pokal klingt an Pokal;
Gewandte Diener fliegen den Elfen gleich, umher;
Süss rauscht von holden Klängen ein unsichtbares Meer.

Von bunten Lichtern schimmern die Spiegelwände all',
Und Zauberbilder lächeln und gaukeln im Krystall.
Dort hauchen Blumen Balsam, dort schwebt des Weihrauchs Duft,
Zum Garten wird der Festsaal, wie zum Arom die Luft.

Dort springen klare Bronnen, wie steigt ihr Silberstrahl!
Dort bieten sich die Früchte Hesperiens zur Wahl.
Gleich flüss'gen Edelsteinen, im feuergoldnen Glanz,
Blickt dort von edlen Weinen krystallklar mancher Kranz.



PRÄSTGÅRD.

Und dort bei hohen Gästen sitzt Faustus, reichgeschmückt;
Ihn hat mit Wundergaben, so scheint's, das Glück beglückt.
Und wie die Sonne freudig ausstrahlt ihr ew'ges Licht,
Bei ihm der Kranz des Frohsinns in holde Blüthen bricht.

Ja, Frohsinn ist ein Gastwirth, den Keiner schelten soll;
Vom Zauberwein der Freude sind seine Keller voll.
Ihm dienen heitre Scherze, sind immer bei der Hand,
Und Lust ist seine Kelln'rin, holdselig, flink, gewandt.

Sein Schild ist aufgehangen hochprangend am Portal,
Darauf ein passend Sinnbild: ein schäumender Pokal.
Und drunter steht mit Goldschrift, die weit ins Auge gleisst,
Das: *Ede*, *bibe*, *lude*, und wie es weiter heisst.

Zu frohen Liedesstimmen, zu hellem Becherklang,
Ertönt von Waldessängern melodischzarter Sang.
Aus grünem Laubwerk flötet ihr Lied die Nachtigall,
Hell tönt aus düstern Büschen des Amselschlages Schall.

Und plaudernd wiegt in Ringen sich mancher Papagei;
Zahm schreiten Goldfasanen und Kraniche herbei.
Wie fröhlich sind die Gäste; sie scherzen laut und viel,
Und treiben mit den Thieren manch neckisch Gaukelspiel.

Da schallt ein grimmes Heulen, gemischt aus Wuth und Qual,
Es zittern fast die Säulen im lustdurchrauschten Saal;
Und stille wird's. — Was thut sich so furchtbar drohend kund?
Aufspringt die Thür, es schreitet herein — ein schwarzer Hund.

Gross, riesengross, und kohlschwarz und scheusslich nackt, das Paar
Der Augen glüht wie Kohlen, das ist Prästigiar.
Die Zähne zeigt er murrend, und wild der Augen Gluth;
Und alles schweigt — sein Anblick lähmt Freude, Lust und Muth.

So schleicht sich zu dem Frohsinn gar oft ein düstrer Gast,
Bei dessen Schreckensanblick die Menschheit Schauer fasst,
Mit welchem Spiel zu treiben sich Keiner leicht erfrecht,
Denn oft zum strengen Herrscher aufwirft sich solcher Knecht.

Und zürnend blickt nun Faustus, und ruft ihm herrisch zu;
Gehorsam liegt der Riese zu Füssen ihm im Nu,
Und setzt sich wieder aufrecht, reicht ihm die Tatze dar,
Dann wandelt, gleich dem Tanzbär, murrend Prästigiar.

Mit Grausen sehn's die Gäste; zu schrecklich blickt der Hund,
Und zeigt die scharfen Zähne, den feuerrothen Schlund.
Sie blicken mit Entsetzen auf ihn, den Freudenstörer,
Und es wird still im Lustsaal, und leer, und immer leerer.

Die Waldessänger schweigen im grünen Zauberlaub,
Das abfällt von den Zweigen und wird zu Stroh und Staub;
Und keine Lieder klingen; wozu? der Saal ist leer,
Und keine Brünnlein springen mit sanftem Rauschen mehr.

„Was scheuchst Du mir die Freude?“ ruft Faustus zürnend, hart:
„Die Gäste mir vertreibend durch Deine Gegenwart?
Was trittst Du, nicht gerufen und nicht begehrt, zu mir?“
Dumpf heult:“ Das musst Du dulden! „zur Antwort ihm das Thier.

Da wächst ein banges Grauen in Faustus Seele fest,
Und schweigend er mit Wagner den Saal der Lust verlässt.
Nicht führt er mehr zum Munde den schäumenden Pokal,
Der Frohsinn ist verschwunden, der Freudenwein ist schal.

XI.

DER LUSTGARTEN.

„Lasst Schellen hell erklingen bei buntem Mummenschanz!
Lasst muntre Gäste singen und springen froh im Tanz!“
So Faustus ruft, der Festlust als Lebenslust erkürt,
Und, jeden Schmerz betäubend, oft bunte Reigen führt.

Jetzt nah'n in vollen Schlitten sich Masken sonder Zahl.
Die grüsset Wagner höflich, weit öffnet er den Saal.
Die Winterhüllen fallen, manch schönes Auge strahlt,
Und röther unter Larven sich manche Wange malt.

„Willkommen, froh willkommen, Freundinnen, hold und fein!
Willkommen edle Frauen und Herren! Nur herein!
Auch Gruss den Musensöhnen, von edlem Blut entstammt!
Zu dienen hier dem Schönen ist einzig Euer Amt!“

Die Jungen wie die Alten grüsst so der Herr vom Haus;
„Den Winter nur, den kalten, ihr Freunde, lasst mir draus!
Er ist ein grämlichfinstrer, murrköpfiger Gesell;
Ich mag ihn nicht, und schaffte den Sommer uns zur Stell'!“

Und durch die weite Halle die Gäste staunend gehn;
Verwundrung fesselt alle, wie sie das Wunder sehn.
Hier grünen Bäume, Lauben, der Rasen bunt geschmückt;
Dort harren Purpurtrauben des Winzers, der sie pflückt.

Dort glühen saft'ge Pfirschen rings an der Mauerwand,
Dort neigen rothe Kirschen sich schwellend in die Hand.
Dort glänzen, hell wie Sterne, Orangen licht im Grün,
Dort flammt in höh'rer Röthe Granatengluthrubin.

Und Blumen blühn in Fülle, wie sie der Sommer zeugt.
Dort Tulpen, stolzaufragend, Narzissen, sanft gebeugt.
Wo hoch auf schlankem Stengel sich Kön'gin Rose wiegt,
Ist ihr als Mitregentin die Lilie zugefügt.

Und heitres Leben regt sich ringsum in Busch und Baum,
Singt, flattert, schwirrt und gaukelt umher im grünen Raum.
Dort Vöglein, goldgefiedert, dort seltner Käfer Glanz;
Dort buhlen Schmetterlinge, dort Mücken froh im Tanz.

Die Vögel singen freudig, die Quellen rieseln traut;
Die Mädchen winden Kränze, die Männer plaudern laut.
Und rings ist Scherz und Jubel, und Sommersonnenschein,
Nur von beschneiten Dächern schaut ernst der Winter drein.

Ernst hat sich mit dem Lachen für immerdar entzweit,
Und sich vor langen Zeiten befreundet mit der Zeit.
Die blickt, ein hartes Steinbild, erstarrend und erstarrt,
Trüb in den Sommernachttraum der kurzen Gegenwart. —

An Faustus Seite schreitet ein wälscher Edelmann,
In Scharlachtuch gekleidet, viel goldne Tressen dran.
Wie schwankt die rothe Feder so stolz auf seinem Hut;
Wie steht dem kecken Fremdling sein freies Wesen gut!

Und hinkt sein Fuss ein wenig von einem bösen Fall,
Doch scheinen ihm gewogen die holden Fräulein all'.
Er weiss gewandt zu reden, er macht sie scherzend roth,
Und dass ihm eine zürne, damit hat's keine Noth.

Ist's Noth auch, dass sich Geister aus ihrer Nacht bemühn,
Um Seelen zu verderben und sie dem Licht entziehn?
Es wohnt im Menschenherzen oft solch ein böser Geist,
Dass er auf eignen Flügeln es hin zum Abgrund reisst. —

Und zauberhafter zeigt sich das Gartens bunte Pracht,
Und höher wächst das Staunen ob Faustus Wundermacht.
Jetzt lockt sogar vom Kirschbaum die Feige, saftig weich;
Und Datteln trägt der Birnbaum, wenn Faustus winkt, sogleich.

Am Schleendorn sprosst ihm Lorbeer, Kastanien trägt der Buchs;
Der niedrige Lavendel hat einer Lilie Wuchs.
Die Mandel reift am Taxus, die Nuss am Myrthenstrauch,
Erdbeeren trägt der Ahorn, und Nelken trägt der Lauch. —

Weh, wer vom Pfad des Schönen ablenkt und irre geht,
Zur Unnatur sich wendend, sich selber nicht versteht.
Wer Gaukelei für Kunst hält, und Trug für Wahrheit schätzt,
Und auf der Thoren Beifall Vertrauen gläubig setzt.

Faustus, wie sucht Dein Streben solch irre Bahnen nun?
Die Kraft des früh'ren Wollens spricht nicht aus Deinem Thun.
Er, der an Dich gekettet durch Deines Zaubers Macht,
Hat nicht Dich zu belehren, nur zu bethören, Acht.

„Lasst Schellen hell erklingen bei buntem Mummenschanz,
Lasst heitre Gäste singen und springen froh im Tanz.
Ist Jugend nicht im Winter der Zeit ein Zauberhain?
Ernst blickt von fernen Alphöhn der Schnee des Alters drein!“ —

XII.

ERDE UND MEER.

Des Frühlings warmer Odem weht übers weisse Land,
Da lös't sich von den Strömen des starren Eises Band.
Da grünen neu die Matten, da knospet Baum und Strauch,
Erwachen tausend Schläfer vom lebenvollen Hauch.

Doch wie dem Leben immer der Tod zur Seite geht,
Und um den Tag der Freude mit dunklem Flügel weht,
So zieht auch mit dem Lenze Verderben wild heran,
Und rollt in Stromeswellen, und brauset im Orkan.

Und kündet Krieg den Hütten, wirft Brücken in den Grund;
Verzweiflungsruf thut heulend die Noth, die grosse, kund.
Die finstern Wogen rollen, brausend in dunkler Nacht;
Des Eises scharfe Schollen sind ihre Heeresmacht.

Das Unglück wird zum Schauspiel, und jeder eilt hinaus;
Drei Männer stehn von ferne, hinblickend nach dem Graus.
„Gross ist," beginnt der Eine: „Natur, Dein hoher Gang,
Er heisse Frühlingssäuseln, er heisse Wogendrang!"

„Ja, Herr!“ spricht drauf der Zweite bescheiden: „Wunderbar!
Wir nehmen hier den Weltgeist in seinen Werken wahr.
Und mehr ergreift's die Seele, wenn wir ihn zürnen sehn,
Als wenn von seinem Lächeln die Blümlein auferstehn!“

Und düster spricht der Dritte: „Was Euch das Herz bewegt,
Das Herz, vom kleinsten Anlass zum Springen aufgeregt,
Das geht an mir vorüber, ich sehe nichts erneut;
Vor mehr denn tausend Jahren war's eben so, wie heut.“

Drauf Faustus zum Begleiter, dem Höhnenden, gewandt:
„Ist Dir der Dinge Werden vom Anbeginn bekannt,
So gieb uns dess Belehrung, wir bitten Dich gar sehr!
Wie sind die Berge worden? Wie wurden Land und Meer?“

Da zieht Mephisto höhnisch in Falten das Gesicht,
Und neigt sich bis zur Erde vorm Frager, eh' er spricht.
Wie Wetterleuchten loht es in seiner Augen Stern,
Und unwillkommen ist ihm der Wille seines Herrn.

„Die Welt ist uranfänglich, so was Ihr — ewig heisst,
Ein Leib, der unvergänglich, und Leben ist ihr Geist.
Die Sonnen, die Planeten, die Stern' am Himmelszelt
Das sind zerfallne Glieder des grossen Wesens Welt.“

„Einst war das All nur eines, ein schönes dunkles Graun,
Nichts Grosses und nichts Kleines, nicht Herr, nicht Knecht zu schaun.
Da hat es Wer geschieden, der wies den Sternen Bahn,
Und bald war's um den Frieden im ew'gen All gethan.“

„Auch Feuer, Meer und Erde war mit dem Firmament
Ein friederfülltes Ganzes, bis alles sich getrennt,
Die Massen sich zerschlugen, Licht mit dem Dunkel rang,
Doch Meer und Land vertrugen sich damals noch gar lang.“

„Bis dass auch sie sich schieden; da sprach das Meer zum Land:
Lass scheiden uns im Frieden, wir bleiben doch verwandt.
In meinem Schoos getragen hab' ich als Mutter Dich,
Doch Deine Berge ragen zu stolz schon über mich.“

„Wir theilen; nimm die Vögel, nimm, was in Lüften schwimmt!
Was sich im Wasser freuet sei förder mir bestimmt.
Dich mögen Greif und Lindwurm und Elephant erfreun;
Mein sei die Wasserschlange, der Leviathan mein!“

„Ich lasse dir die Sträucher, die Bäum' und Blumen all';
Lass mir dafür den Kraken, den Behemoth, das Wall.
Will mir schon Bäume schaffen, auch Blumen, tief im Schooss
An purpurrothem Strauchwerk grünt mein Korallenmoos.“

„Und lass uns Pfänder tauschen, Erinnrung alter Zeit;
Ich will um Inseln rauschen, die bleiben mir geweiht,
Du magst mit grünen Ringen von Blumen und Gestein
Um manchen See Dich schlingen, er soll Dein eigen sein.“

„So sprach das Meer zum Lande, das that nach diesem Wort,
Und Ström' und Flüsse sandte zum Meer es grüssend fort.
Das Halbtheil der Geschöpfe der Ozean empfing,
Indess auf festem Boden die zweite Hälfte ging.“

„Nun ward der erste Frühling dem armen nackten Land
Als eine reiche Buhle vom Himmel zugesandt;
Sie kommt daher gezogen mit köstlichem Geschmeid,
Und deckt den dunklen Riesen mit ihrem Blumenkleid.“

„Des Frühlings warmer Odem lässt Blumen auferstehn;
Doch mit dem Hauch des Todes das Leben wir umwehn.
Und was da knospt und blühet, es blüht nur kurze Zeit,
Der baldigen Vernichtung ists schon im Keim geweiht.“ —

XIII.

DER MAGUS.

Wie strömt des Volkes Menge zu Faustus hin ins Haus!
Wie fliegt der Ruf des Magus dafür so weit hinaus!
Wenn wo Bewundrung eingeht in einen Bildersaal,
Tritt sie heraus als Fama, fliegt über Berg und Thal.

O Zauberkunst, wie bist Du so lockend, machtvoll, schön!
Du trägst auf Feuerschwingen den Faust auf Bergeshöhn,
Du deutest ihm die Sternschrift, und vom Prophetenmund
Wird staunender Umgebung der Zukunft Dunkel kund.

Noch ruht in seiner Kammer der Spiegel, leuchtend klar,
Den einst in schwarzer Stunde der Erde Schooss gebar;
Darin der Dinge Bilder, die waren, die geschehn,
Des Magus Blick wie Geister graunhaft vorübergehn.

Noch stehen die Planeten in seinem Saal im Kreis;
Er forscht in ihren Häusern gar oft mit ernstem Fleiss,
Er deutet Räthselpunkte, stellt manches Horoskop,
Und weit in alle Lande hin fliegt sein hohes Lob.

Und Preis und Ehre werden sein wachsend Eigenthum;
Auf seines Hauses Zinnen geflügelt steht der Ruhm,
Und was aus lauter Tuba nach allen Winden braust,
Ist nur vom Faust die Kunde, der hohe Ruf des Faust. —

Ruhm ist ein schöner Festschmuck, ein glänzendes Kleinod,
Im Leben eine Krone, ein Ehrenkranz im Tod.
Doch eine spröde Daphne, die kalt, als Lorbeer spriesst,
Wenn sie mit Liebesarmen ein glüh'nder Gott umschliesst.

Ja, Wahrheit zeigt die Mythe gar manchem Erdensohn.
Erst nach dem Tode wird ihm der Anerkennung Lohn,
Erst nach dem Tod darf spriessen der Lorbeer seinem Geist;
Erst dann wird er gepriesen, wenn sein Mund nichts mehr preist.

Und Faustus, wie sein Ruhm auch die Länder überflog,
Wünscht oft zurück das Glück sich, um das er sich betrog.
Wie demuthvoll sich neigen vor ihm auch Alt und Jung,
Für seine Wünsche findet er nie Befriedigung.

Oft sitzt er in Gedanken zu mitternächt'ger Zeit,
Auch Wagner von sich schickend, der rastlos dienstbereit,
Und seinen Busen quälet, was nie verscheucht ein Lob,
Was Keinem er erzählet, was nie sein Zauber hob.

Unruh, Du klopfst im Busen, die Todtenuhr im Holz;
Vor Deiner Nachterscheinung erbleichen Macht und Stolz.
Du bist ein krächzend Leichhuhn, das übern Friedhof fliegt;
Ein weinend Kind, das schlaflos die Mutter seufzend wiegt.

Ruhm, der um Ruh' erkauft wird, ist kein beglückend Gut!
Ein Kind ists, das getauft wird mit des Vaterherzens Blut;
Das an der Brust der Mutter mit grimmen Zähnen hängt,
Und grausam die verwundet, die zärtlich es umfängt.

So mag wohl Mancher sitzen, vor dem die Menge kniet,
Der falschen Ruhmes Lorbeer sein Haupt umgrünen sieht,
Vor dem das goldne Rauchfass des Lobes Knechtsinn schwingt,
Dem Eitelkeit und Hoffarth Sirenenlieder singt.

Eine Stimme lebt im Innern, die singt solch Lied nicht ein;
Ein Strahl, vor dem erbleichet der falsche Heil'genschein.
Ein Wurm, der nicht vertrieben wird von des Weihrauchs Qualm,
Ein Schmerzensschrei, der lauter, als jeder Schmeichelpsalm.

Wie strömt des Volkes Menge zu Faustus hin ins Haus!
Wie sehnt aus dem Gedränge der Magus sich hinaus!
Sein Name wird gepriesen, das Wunder seiner Zeit,
Er, Groll und Schmerz im Busen, nennt sich — vermaledeit. —

XIV.

MAKEL.

Man spricht von einem Spiegel, der duldet keinen Rost;
Und eine Blume giebt es, die knickt ein einz'ger Frost;
Ein Kleinod, das nur einmal die Kunst des Meisters schuf,
Sieh, Spiegel, Blume, Kleinod, das ist — der gute Ruf.

Dort steht ein Bilderkrämer, vom allem Volk umdrängt;
Vom Faustus hat er Thaten im Holzschnitt ausgehängt.
Auf dieser Bilder einem frisst Faust ein Fuder Heu,
Das Bild, wie Faust den Rosskamm betrügt, hängt gleich dabei.

Und Faustus geht im Zimmer ingrimmig, wild umher.
„Wer thut mir solchen Schimpf an, solch ungeheuern, wer?
Ich, ein gemeiner Gauner, der Gaukelkünste treibt?
Ich, Faustus? Der den Geistern der Nacht Gesetze schreibt?!" —

„Geh, Wagner! Eile! Fliege! Abkauf' ihm seinen Kram!
Erstick' die freche Lüge! Weh! Mich erstickt die Scham!
Mephisto!!" — und der Diener ist gleich dem Ruf zur Stell';
„Fluch Dir, Du tückischlistger, Du teuflischer Gesell!"

„Bewahrst Du so den Ruhm mir? Verhöhnst Du meine Macht?
Und was mich tief erniedrigt, dess hast Du nimmer Acht!
Fort! Reisse den in Stücken, der mir die Ehre stahl!
Umgarn' ihn, halt' ihn, quäl' ihn mit Deiner ärgsten Qual!“

So Faust mit glühnden Wangen und zornigzitternd spricht,
Doch ruhig steht Mephisto; er weicht und wanket nicht.
Er steht und blickt mit Lächeln auf den zornvollen Mann,
Als fessl' ihn an den Boden ein mächt'ger Zauberbann.

„Bist Du der Faustus?“ spricht er: „der kühn durch Wolken fliegt?
Der über alle Kräfte der Wesenmutter siegt?
Bist Du der Faustus? Himmel und Hölle fasst Dein Drang?
Dir macht ein armer Krämer mit schlechten Bildern bang?“

Und Faustus donnert zornlaut: „Dess soll mich Keiner zeihn,
Mich Keiner fähig halten solch niedrer Gaukelein!
Was soll die Nachwelt glauben, wer ich gewesen sei,
Wird ihr auf solchen Bildern entstellt mein Konterfei?“

„Kühn nach dem Höchsten strebt' ich mit meiner ganzen Macht;
Und dieser Gottheit hab' ich mein Höchstes dargebracht!
Weh, hing sich solcher Makel an meines Namens Schall!
Das wär' mein schwerster Jammer, das wär' mein tiefster Fall!“

„„So sättigt Dich die Frucht nicht des Glücks der Gegenwart?
Du wirbst auch um den Nachruhm und schiltst mich darum hart?
Wohl! Nachwelt soll Dich richten, Dein Wille soll geschehn!
Die Bilder — will ich vernichten, es soll sie Keiner sehn!““

Mephisto ruft's voll Hohnes, und schwindet, Schatten gleich;
Ihm nach blickt Faustus finster, freudarm und unmuthreich.
„Die Nachwelt — soll mich richten? Mein Wille soll geschehn?
Weh, wenn solch niedre Geschichten zu ihr einst übergehn!“

„Fort! Fort von hier! Hier trag' ich kein Menschenantlitz mehr!
Mein Name läuft besudelt von Haus zu Haus umher,
Ein räud'ger Hund, den Bosheit und Bubenwitz entblösst,
Den Jeder mit Verachtung, mit Füssen von sich stösst!“

„O guter Ruf, Du Perle, die sanft, bescheiden glänzt,
Im Goldreif reinen Wandels bist Du fest eingegrenzt;
Wenn Frevel Dich herausbricht aus Deinem sichern Port,
Dann gehst Du leicht verloren, und rollst für immer fort.“

„Leicht trübt den Ehrenspiegel ein Fleck, der nimmer weicht:
Den aus dem goldnen Buche des Lebens Keiner streicht.
Vom Markt ins Haus getragen sticht mich ein Skorpion,
Und Jener brennt als Wundarzt die Beule mir mit Hohn.“

„Wer reinigt mir die Ehre von jenem Rostfleck, wer?
Wer stellt verwelkte Blumen frischblühend wieder her?
Die Blumen hat vernichtet der Frechheit eis'ger Frost,
Und bittre Galle reicht mir des Satans Hohn zur Kost!“

XV.

DER ZAUBERMANTEL.

„Was frommt nun dumpfes Brüten bei Dingen, die geschah'n?
Das ist ein Basilisk-Ei, gelegt von einem Hahn.
Der Hahn, der heisst Gewissen, ist Wächteramts bewusst,
Der Basilisk ist Trübsinn, vergiftend jede Lust.“

„Auf, auf, zu frischem Leben! Fort in die weite Welt,
Wo nicht solch bittrer Unmuth die Freuden Dir vergällt!
Zu frohen Hochzeitfesten, zu Reigen und Turnier!
Von allen schlimmen Gästen ist Gram der schlimmste mir.“

So spricht zu Faust Mephisto, zu dem gebeugten Mann,
Der seines Namens Makel noch nicht vergessen kann.
Der seines Stolzes Glanzschild entehrt sieht und befleckt,
Und sich so weit vom Ruhmziel, das er sich ausgesteckt.

„Wohlan denn, fort! Und trage mich nun auf sichrer Bahn!
Ein irrender Odysseus im Lebensozean,
Bin bald ich der Charybdis, bald Scylla's Heulen nah,
Doch nimmer werd' ich finden der Sehnsucht Ithaka!“

„Und nun wohin Mephisto? Den Ort bestimme gleich!“ —
Da kommen drei Barone, jung, freudesüchtig, reich.
„Wir tragen grosse Bitten Euch vor, erhabner Mann,
Der, was unmöglich scheine, leicht möglich machen kann!“

Und Faustus: „Redet Freunde, sagt an, was Ihr begehrt!
Es hat Euch meine Liebe schon Euern Wunsch gewährt.
Ihr scheint mir reiselustig, und reisefertig gleich,
Verlangt Ihr eine Lustfahrt, so theil' ich sie mit Euch!“

„„Ihr wisst, der Baierherzog vermählt der Tochter Hand;
Ganz München glänzt im Festprunk, zu weit nur liegt das Land.
Wir möchten gern die Feier und gern das Brautpaar sehn,
Doch nur, wenn Ihr uns hülfreich, o Faustus, kann's geschehn.““

Eine glatte Schlange giebt es, die leicht in Herzen schleicht,
Und einen süssen Honig, der Macht als Kost gereicht.
Und eine Blume, giftig, voll Balsamdufts dabei:
Sieh, Schlange, Honig, Blume, das ist die Schmeichelei.

„Wir schaun das Fürstenbrautpaar, eh' wieder Abend naht,
Nur sorget, dass nicht lautbar und stadtkund wird die That.
Wir wollen schneller reiten, wie Perseus einstens ritt,
Wir nehmen nur das Hütlein des Fortunatus mit.“

„Ich, Faustus-Fortunatus, führ' Euch auf luft'ger Bahn;
Es wird im Meer der Wolken mein Mantel unser Kahn.
Wir segeln hoch und schweigend, vom Aetherduft umhaucht,
Ins Bad der Morgenröthe das kühne Haupt getaucht!“

So redet Faustus heiter, er winkt dem Diener zu;
Aus breitet der den Mantel — sie schwinden hin im Nu.
Hoch über Berg' und Wälder, gleich einer Wolke Zug,
Die Sturmwind fortpeitscht, richten sie südwärts ihren Flug.

Und eh' der Alpen Kronen erglühn im Morgenschein,
Die fern herübergrüssen ins ebne Land herein,
Stellt schon auf festen Boden der Zaubrer seine Last,
Die, schwindelnd von der Luftfahrt, noch kaum das Wunder fasst.

Und wo mit hellen Zinnen aufragt die Residenz,
Grüsst man die reichen Fremden mit tiefer Reverenz.
Sie schreiten, wie geladen, durch das Gewühl voll Pracht,
Sie scheinen selber Fürsten, so reich ist ihre Tracht.

Sie sehn den Glanz der Feste, sie sehn das hohe Paar,
Sie sehn der edlen Gäste glanzvoll geschmückte Schaar.
Die reichen Prachtgeschenke, den hellen Fackeltanz;
Den Himmel hier voll Schönheit, und dort ein Meer voll Glanz.

Und als auf braunen Schwingen die Nacht sich niedersenkt,
Der Wolkenschiffer wieder die Mantelfähre lenkt.
Die Freunde, schlummertrunken und trunken auch von Lust,
Sind wieder heim gekommen, der Luftfahrt kaum bewusst.

Und als sie dann erwachen, dünkt sie's ein wirrer Traum.
„Trug nicht ein leichter Nachen uns durch der Lüfte Raum?
Wo blieb nun unser Schiffer, der zaubermächtge Faust?“
Der war auf Sturmesflügeln nach anderm Ort gebraust.

„So recht, mein Faustus!“ redet der Geist den Zaubrer an;
„Fort mit dem dumpfen Brüten bei Dingen, die geschahn.
Das Leben währt nicht lange; geniesse, weil Du lebst!
Die Lust ersteht nicht wieder, die Du im Gram begräbst!“ —

XVI.

AUERBACHS KELLER.

„Das Leben froh geniessen, ist eine Kunst, gar werth,
Die Professorenweisheit, Magisterwitz nicht lehrt.
Musst sie vom Leben lernen, das lehrt ohn' Unterlass,
Dann wird das Universum Dir Universitas!“

So spricht der Geist zu Faustus, der wieder traurig sass,
So gern vergessen mochte, doch immer nicht vergass;
Gern hätt' erlöschen sehen der Lebenslampe Docht,
Und gern sich selbst begraben, hätt' er das nur vermocht.

„Das Leben ist ein Becher, der Gall' und Honig eint;
Ist Fackel, die bald aufflammt, bald zu verlöschen scheint;
Ein Würfel, der dem Spieler bald viel, bald wenig zeigt;
Ein Sprosser, der im Mai singt, dann lange, lange schweigt.“

„Du musst den Becher leeren, auch Gall' ist Arzenei!
So lang' die Fackel leuchtet, steht Dir zu wandeln frei!
Und zeigt Dir Glück der Würfel, erfass' es, halt' es fest!
Wenn Sprossers Lied verstummt ist, dann sitzt er warm im Nest.“

„„„Auf denn! Aufs Neue rasen! Den vollsten Becher mir!
Ich will ihn durstlos leeren, und taumeln zur Begier!
Den Arzt her, der mir Mohnsaft für innern Schmerz verschreibt!
Wird nicht der Schmerz gehoben, so wird er doch — betäubt!“““ —

Er sitzt in Au'rbachs Keller, den Sang und Klang durchtönt,
Womit so gern die Freude die Lust der Becher krönt;
Sein Wagner ihm zur Linken im stattlichen Talar,
Und zu des Meisters Füssen ruht still Prästigiar.

Und bald ein leises Flüstern durchläuft der Gäste Reih'n,
Und mancher Blick fliegt lüstern nach Faustus übern Wein.
„Das ist er, Freunde, seht ihr den hochberühmten Mann?
Dem alle Wunder Spielwerk, der trefflich zaubern kann?“

„O gäb' er uns, den Gästen als leckres Schaugericht,
Auch einen Schwank zum Besten! Wie köstlich wär' es nicht!
Ist Keiner, der ihn angeht mit feiner Höflichkeit?
Ihm wär' solch Ding ein Leichtes — wir wären all' erfreut!“

So geht die leise Rede, sie wird im Keller laut,
Und wünschend und verlangend auf Faustus Jeder schaut.
Und Wagner neigt sich lächelnd und flüsternd zu dem Herrn:
„Die werthen Gäste sähen von Euch ein Wunder gern!“

Und Faustus: „Dass die Menschen doch stets ein Trieb erfüllt,
Zu schauen das, was schweigsam sich tief in Räthsel hüllt!
Verlassen wird das Bildniss, ist der Schleier abgestreift;
Um Gott selbst wird's geschehn sein, wenn ihn der Mensch begreift!“

„Geheimniss, o Du Zauber vor allen Zaubern gross!
Du gehst mit Wundern schwanger, Dir ruht ein Gott im Schooss.
Du hast schon manch Jahrtausend in dunkler Nacht gethront,
Und keiner Deiner Priester ging von Dir unbelohnt!“

„Was mühen sich die Küfer dort um das Stück voll Wein?
Und bringen's nicht von dannen, könnt's einer doch allein!“ —
Und wie sich nun um Faustus schnell drängt der Gäste Schaar,
Spannt der mit seidnen Fäden ans Fass Prästigiar.

Und setzt sich drauf als Reiter, so dass es Alle sehn;
Drauf sich das Fass beweget, als hüb' es Sturmeswehn,
Aufwärts die Kellerstufen — wie jauchzen Alt und Jung!
Wie mischt sich Staunen, Grausen, Schreck und Bewunderung!

Und Faustus geht, halb lächelnd, halb trüb und missgestimmt.
Ihm folgt mit dumpfem Murren Prästigiar ergrimmt.
Doch von der Schaar, die lustfroh sich um das Stückfass zog,
Schallt noch zu Becherklängen manch lautes Lebehoch.

„Hört Ihr die Menge jubeln? Ihr habt sie froh gemacht!
Kein heitrer Bild im Leben, als wenn das Leben — lacht.
Seid Ihr auch selbst nicht glücklich, macht Ihr doch Andre froh,
Doch, blicket nicht so düster, sagt, was verstimmt Euch so?“

So Wagner spricht, und Faustus: „Der Jubel — freut mich nicht;
Der Freude bin ich abhold, und Freud' erfreut mich nicht.
Und Heiterkeit erheitert mich nicht und freut mich nicht!
Mein Glücksschiff ist zerscheitert, das Leben — freut mich nicht!“

„Das Leben froh geniessen, ist eine Kunst, gar werth,
Weil zu der reinen Freude ein reines Herz gehört.
Und ich kann nimmer froh sein, mich quält ohn' Unterlass
Ein fluchbeladner Dämon — ich nenn' ihn: Lebenshass!" —

XVII.

HOMEROS.

Herauf ihr Riesengeister aus alter Heldenzeit!
Ihr habt den Mäoniden mit heilgem Kuss geweiht,
Da hat er Euch gesungen in einem Zauberlied,
Das schon dreitausend Jahre in ewger Jugend blüht.

Ein Fels, an den die Brandung der Völkermeere schlägt,
Der kühn und unerschüttert das Haupt in Wolken trägt,
Ein Born, der ewig quellend, nie süsser Labe leer,
Ein Stern, die Nacht erhellend, das ist Dein Sang, Homer!

Ob Zeitenstürme brausend am Fels vorüberwehn,
Jahrtausend auf Jahrtausend wird unbesiegt er stehn.
Und durch die Schlachtendonner, durch ungeheuern Drang
Dringt hold der Quelle Rieseln, tönt süss des Liedes Klang.

Der Jugend Herzen brennen, in heller Lust erglüht;
Mit Deinem Liede wecktest Du manch unsterblich's Lied.
Du bist die Memnonssäule, von Phöbus Strahl gekrönt,
Die heilig durch das Frühroth der jungen Menschheit tönt.

Du bist ein Götternektar, der Greise selbst verjüngt,
Der an das Glück der Jugend Erinnrung wieder bringt.
Du bist zum Gott geworden, auf zum Olymp entrückt,
Durch alle Zeiten blühend, beglückend, wie beglückt! —

Zum alten Erfurt eilet Faustus, der sonder Rast
Durch Welt und Leben hinstürmt voll ruheloser Hast.
Der nimmer ein Genügen des irren Dranges fand,
Der ewig unbefriedigt hinzog von Land zu Land.

Weit, weithin flog sein Ruf schon dem Mächtigen voran;
Ihm streut mit bunten Blüthen Bewunderung die Bahn.
Vom Nordland geht zum Südland von ihm gar manche Mähr,
Und zieht im Mund des Volkes phantastischbunt umher. —

Sieh, vor des Doktors Wohnung, was hellt die schwarze Nacht?
Was kommt daher gezogen in ritterlicher Pracht?
Viel' hundert Fackeln flammen, und Lied und Laute schallt,
Und: *„Faustus vivat! vivat!“* weit durch die Strassen hallt.

Das sind Erfurts Studenten, das ist ihr Gruss an Faust,
Dess Nam' auf Ruhmes Schwingen laut auf zum Himmel braust.
Und wie der Meister dankend sich zeigt auf dem Balkon,
Folgt seinem Wink begeistert der frohe Musensohn.

Und wie nun Becher klingen, Frohsinn den Kreis durchschwebt,
Den mancher Spruch aus Hellas und Latium belebt,
Da hebt ein wackrer Jüngling den Becher hoch empor:
„Den Manen des Homeros!“ „„Homeros!!““ schallt's im Chor.

„Und möchtet Ihr ihn schauen, den Eure Liebe preist?
Und säht Ihr sonder Grauen des Mäoniden Geist?
Und die sein Lied geschaffen, und herrlich uns genannt,
Hektor im Schmuck der Waffen, Achilleus, zornentbrannt?“

So fragt die Musensöhne jetzt Faustus allzumal,
Und wunderbare Töne durchklingen schon den Saal.
Der Kerzen Glanz verdämmert, und Nebel düster wallt,
Der Magus murmelt Formeln, der Nebel — wird Gestalt.

Da schwebt geschlossnen Auges ein frommes Silberhaupt,
Von Delos heilgem Lorbeer umgrünet und umlaubt.
„Homeros!“ bebt es schauernd und leis' von manchem Mund;
Dann thut in tiefstem Schweigen sich höchstes Staunen kund.

Der Sänger schwand; es zeigt sich dem überraschten Blick
Des Menelaos Schatten, und tritt in Nacht zurück.
Achill erscheint, dann Hektor; der greise Priamus,
Odysseus dann und Ajax mit kriegerischem Gruss.

Die Flammenaugen drohen und sprühen Kampfeslust;
Der Anblick der Heroen durchschauert jede Brust.
Die hohen Helden schwinden, es rollt ein Donnerton,
Und eintritt Polyphemos, Poseidons Riesensohn.

Sein Auge scheint ein Spiegel von Aetnas wilder Gluth;
In seines Bartes Wirrhaar abträufelt Kindesblut.
Von grausenvoller Mahlzeit hält noch als Ueberrest
Der Kyklop einen Schenkel in nervger Linken fest.

Und stösst in seiner Rechten den Speer zum Boden hart,
Dess zagen die Studenten, von Schreck und Graus erstarrt.
„Halt ein!“ so rufen alle: „Nichts weiter lass uns sehn!“
Und höhnisch winkt der Zaubrer, und heisst den Schatten gehn. —

Lass unten Deine Geister aus alter Heldenzeit,
Wie sie Homer beschworen, schaun wir sie hocherfreut.
Dich hat, wie gross und mächtig Dein Zauber immer ist,
Nicht gleich dem Mäoniden die Grazie geküsst! —

XVIII.

DER NACHT-RITT.

Wie stellt voll bunten Glanzes sich dem das Leben dar,
Der Länder mag durchreisen, frei, jeder Sorge baar!
Es wird solch heitrem Pilger die Welt zum Eigenthum;
Oft ungeahnet findet er ein Elysium.

Auf hohen Bergen steht er, die Arme breitend weit,
Die Länder ruhen drunten in stiller Herrlichkeit.
Da darf die Brust sich heben so lebenvoll, so reich,
Die Seele wünscht zu schweben dem Felsen-Adler gleich.

Nie ringt ein Wunsch so mächtig sich von dem Herzen los,
Als, wenn die Schöpfung prächtig vor Augen liegt, und gross,
Der Wunsch: auf Zauberflügeln, wie Wolken, hinzuziehn,
Hoch über Bergen, Hügeln und sanfter Thäler Grün. —

In Erfurt hält ein Gastmahl ein Edler vom Geschlecht;
Schon haben manche Stunde die Gäste froh gezecht;
Oft denken sie des Magus, der Allen wohlbekannt,
Oft wird ein Wunsch nach Faustus zur Ferne hingesandt.

Der aber weilet fern jetzt, in Prag und hoch verehrt,
Wo sich sein Zauberruhmkranz mit mancher Blüthe mehrt.
Es strömet ihm die Fülle prachtreicher Gaben zu,
Er findet Ruhm, doch nimmer die heiss ersehnte Ruh.

Du Seelen-Schaukelbettlein, Du weiche Mutterbrust,
Du Himmelstraum voll Engel und Paradieseslust!
Du, Ruhe des Gemüthes, wer noch so glücklich ist,
Soll sich nicht glücklich preisen, so lang' er Dich vermisst! —

Es hebt der Wirth den Becher, und ruft: „Dir bring' ich's, Faust!
Der fern von seinen alten, bei neuen Freunden haust!
Dein Wohlsein, und vernähmest Du meine Wünsche dort,
So wärst Du klug und kämest in unsern Kreis sofort!“

Faust sieht im Zauberspiegel der fernen Freunde Schaar,
Und ihren Wunsch vernimmt er, und ruft Prästigiar,
Und fliegt auf dunkelm Nachtross, wie Klinsor einst gethan,
Als er zum Sangeskampfe nach Wartburg zog heran.

Es hat nicht lang' den Becher der heitre Wirth geleert,
Da wird ein lautes Pochen am Hofthor schon gehört.
Ein Reiter steigt vom Schwarzross; der Diener öffnet schnell;
„Geh, grüsse Deine Herrschaft vom Faustus! Flink Gesell!“

Der Diener eilt ins Zimmer, thut Meldung von dem Gast,
Drob Staunen und Bewundrung den Freundeskreis erfasst.
Dem Hausherrn dünkt unglaublich des Knechts Bericht zu sein,
Da tritt, den er verkündet, der Zauberer herein.

„Dein Wunsch ist hingedrungen zu mir, wie fern ich war,
Gleich hab' ich mich geschwungen auf den Prästigiar;
Der trug zum Ross verwandelt mich windschnell durch die Nacht,
Ich dachte gern der Freunde, die mein so treu gedacht!“

„Und mag uns nun ergötzen ein lustger Zauberschwank,
Zum alten Wein des Gastwirths bring' ich Euch neuen Trank.
Der Quell des Traubenblutes soll springen aus dem Tisch!“
Er bohrt, und in die Becher quillt Nektar süss und frisch.

Die Gäste trinken jubelnd die goldne Zauberfluth,
Hoch wächst der Baum der Freude, die Wangen purpurt Gluth.
Und wie in volle Blüthen die Lust der Zecher bricht,
Kommt schnell herein der Diener mit bleichem Angesicht.

„Das Ross, Eu'r Ross, Herr Doktor — nicht zu ersätt'gen ist es.
Für zwanzig hat's gefressen, noch wie der Böse frisst es!“
Dess alle Gäste lachen, und Faustus spöttisch sagt:
„Die Reise wohl wird machen, dass ihm so viel behagt.“

Drauf, wie die Morgenröthe kaum fliegt im Ost empor,
Da schallt ein lautes Wiehern herauf an Aller Ohr.
Wie Löwenstimme brüllend, dass das Gebälk erbebt,
Und ungesäumet Faustus vom Sessel sich erhebt.

„Lebt wohl! Mein Diener ruft mir!“ Er geht hinab zum Ross,
Das, als er's kaum bestiegen, mit ihm die Luft durchschoss;
Weit fort und immer weiter, sich selber zu entfliehn
Peitscht es der düstre Reiter, und zürnend trägt es ihn.

Ihm stellt voll bunten Glanzes sich nicht das Leben dar,
Durch Donnerwolken trägt ihn voll Grimm Prästigiar;
Fort braust er ungezügelt mit wildem Sturmwindflug,
Von dessen Macht beflügelt, der ihn in Ketten schlug.

XIX.

DER REGENBOGEN.

Wer kann den Himmel fassen, wer über Wolken gehn?
Wer auf der Asgard-Brücke, wie Heimdal, selig stehn?
Greift nach dem Friedensbogen, wem doch der Friede fehlt,
Dem er sein Selbst entzogen, von Zweifeln bang gequält? —

Und Faustus, wie so friedlos, freudlos und ruhelos
Ist er, klein an Vergnügen und doch an Ruhm so gross!
So arm an Wunscherfüllung und doch an Wünschen reich,
So niedrig hier wie Bettler, dort Pharaonen gleich!

Er will nicht mehr die Menge, nicht mehr des Ruhms Geleit,
Ihm ist die Welt zu enge, doch Einsamkeit zu weit.
Ist müde der Bewundrung, geht friedlich seine Bahn,
Und schliesset still sich Menschen zufriednen Sinnes an.

Mit Handelsleuten zieht er, die nicht für Wunder Sinn,
Ihr Zauberstab heisst rechnen, ihr Streben heisst Gewinn.
Das Hundert thun zum Hundert ist ihre Wissenschaft,
Und wird sie nicht bewundert, übt sie doch Zauberkraft. —

Hoch auf dem Odenwalde hebt sich ein stolzes Schloss,
Den Herrn drin zu begrüssen zieht hin der Krämertross.
Sie laden auch den Magus, den unbekannten, ein,
Und seinen Gästen bietet der Schlossherr edlen Wein.

Sie trinken froh und klingen oft an auf gute Fahrt,
Auf günstges Glück der Messe, so ganz nach Krämer Art.
Sie plaudern von den Freuden, die Frankfurt immer beut,
Und schelten schlimm die Zeiten; schlimm schilt man jede Zeit.

Als sie das Schloss verlassen, zeigt sich in hoher Pracht
Ein heller Regenbogen auf grauer Wolkennacht.
„Ha seht! Ein gutes Zeichen, das heitre Fahrt verspricht!
Die Stürme werden schweigen! Gegrüsst, du himmlisch Licht!“

So rufen die Genossen, drauf Faust die Stimm' erhebt:
„Soll ich den Bogen fassen, der dort auf Bergen schwebt?“
Ungläubig lächeln Alle, Wahnsinn dünkt sie das Wort,
Der Zaubrer winkt, und her zieht das Meteor sofort.

Ausstreckt er seine Rechte, greift in den bunten Glanz;
Und über Allen prachtvoll wölbt sich der Farbenkranz.
Da stehn sie stumm und staunend, gefesselt Wort und Blick.
Und langsam schwebt der Bogen, wo vor er stand, zurück.

Halb lächelnd drauf blickt Faustus, halb ernst die Männer an,
Die ehrfurchtvoll wie graunvoll auf den Begleiter sahn.
Sein Ansehn scheint verwandelt; der so bescheiden schien,
Steht jetzt gleich einem König, und blickt so stolz und kühn.

Und spricht: „Sagt, gute Männer, ob, was ich Euch gezeigt,
Nicht Eurem nichtgen Streben, ob's Eurem Selbst nicht gleicht?
Ihr fasst mich nicht? Der Schimmer, wie flog er schnell dahin?
Ich nenn' ihn eitles Glänzen; ihr nennet ihn: Gewinn."

„Wie ich nach jenen Farben, so hascht Ihr nach dem Glück.
Es eilt Euch schnell zu Handen, und gleich schnell eilt's zurück.
Gar holden Glanzes naht es, und leuchtet schön, doch wisst
Dass der Fortuna Schleier ein Irisbogen ist." —

Er sprichts und geht von dannen, fort in die Dämmerung;
Ein Geist, der nicht zu bannen durch Zauberstabes Schwung,
Ein Geist, der düster mahnend, von verlornen Himmeln sprach,
Geht mit ihm, wie sein Schatten, geht mit ihm Nacht und Tag.

Der flüstert jetzt: „Was predigst Du Jenen vom Gewinn,
Die still und ruhig wandeln bescheidne Pfade hin?
Indess Du selbst vermessen nach einem Glanz gefasst,
Darob Du Gott vergessen, Dein Glück gemordet hast!"

„Der Mensch greift in die Zukunft nach buntem Schimmerglück
Mit Wünschen heisser Sehnsucht, mit manchem Hoffnungsblick.
Er fasst den Irisbogen, den Zauberfarbenschein;
Bald ist der Glanz entflogen, nur Thränen — bleiben sein."

„Wen falscher Schimmer blendet, dem wird des Truglichts Strahl
Zur Qual die nimmer endet, bis mit der letzten Qual.
Die Gluth, um die die Mücke mit lautem Flügel spielt,
Sie wird zum Dolch, der brennend sich in ihr Leben wühlt!"

„Wer kann den Himmel fassen? Wer über Wolken gehn?
Dort, wo nur reine Geister des Vaters Klarheit sehn? —
Der Du mit Trug und Täuschung der Menge Sinn verkehrst,
Dir wäre besser, wenn Du nie, nie geboren wärst!“ —

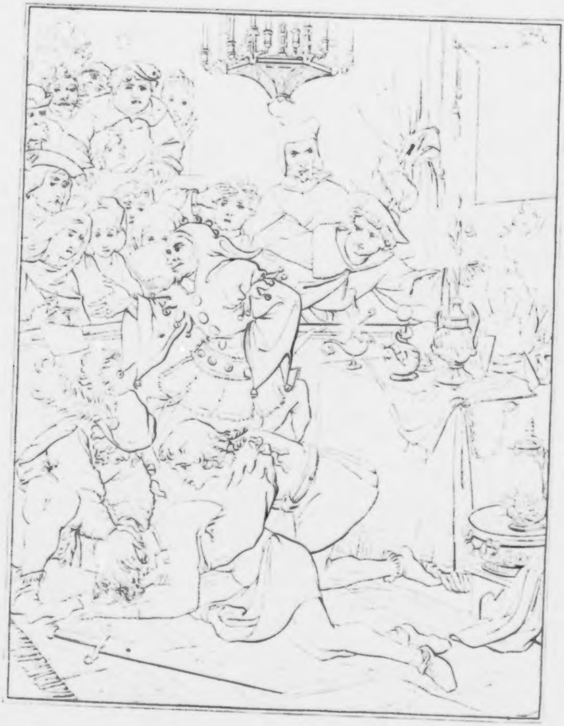
XX.

ZAUBERMORD.

Das Leben gleicht der Lilie, die blüht im hellen Schein;
Auch Unschuld gleicht der Lilie, so himmlischzart und rein.
Oft vom Verderber werden die Lilien geknickt,
Oft, eh' sie noch verblühten, von rauher Hand zerpflückt.

In Frankfurt nun weilt Faustus, noch still, noch unerkannt;
Da naht der Geist mit Wagner, von ihm vorausgesandt.
„Du bist zu spät gekommen, schon ist ein Faustus hier,
Der stiehlt mit Gaukelkünsten Ruhm, Ansehn, Ehre Dir!"

„Er liess den Circus bauen, vor dem das Volk sich schlägt,
Das Deine Kunst zu schauen so sehr Verlangen trägt.
Und dort auf einer Fahne, die hoch in Lüften weht,
Dein stolzer Name Faustus, deutlich zu lesen, steht!"



[illegible]

„„Mein Name?! Tod und Hölle! Auf! führt mich eilig hin!
Dem Mann sei Tod geschworen, so wahr ich Faustus bin!““
Des wilden Zornes freut sich der unheilfrohe Geist,
Sie nahen ungesehen dem Zaubercircus dreist.

Dort decket tyr'scher Purpur den Boden, wie den Tisch;
Viel' magische Geräthe umherstehn im Gemisch.
Phiolen, Götzenbilder, und in krystallnem Glas
Vier Lilien, hell wie Silber, die Blätter Chrysopras.

Schon drängt in dichten Haufen das Volk sich, Bank an Bank;
Des Gauklers lustger Diener ergötzt durch manchen Schwank.
Dann naht er selbst, und Jubel ihm laut entgegen braust,
Und Beifallruf: „Das ist er! Das ist der ächte Faust!“

In Faustus Busen wühlet wie Dolche solches Wort;
Wild blickt er auf den Zaubrer, und brütet Rach' und Mord.
„Du raubst mir Ehr' und Namen mit frechem Gaukelspiel!
Das zahlst Du mit dem Leben — und zahlst noch nicht zu viel!“ —

Des Zaubrers Diener einer muss schweigend niederknien,
Darauf ein schneidend Richtschwert entblössen sieht man ihn.
Ein angsterregtes Flüstern geht durch die Menge sacht:
„Was wird er jetzt beginnen? Welch neues Stück? Habt Acht!“

Er schwingt das Schwert, — es gellet ein Schrei des Schreckens hell —
Enthauptet liegt der Diener, hoch springt des Blutes Quell.
In goldner Schüssel zeiget dann jedem, der's nicht glaubt,
Ein zweiter Diener ernstvoll das abgeschlagne Haupt.

Drauf wird das Haupt gesäubert und sorglich hingestellt;
Der Leichnam wird erhoben, vom Zauberschwert gefällt,
Und ruhig nimmt der Magus das Haupt in seine Hand,
Fest auf den Rumpf es setzend, es wankt nicht mehr, es stand.

Dann leise Worte murmelnd spricht er den Zauberbann,
Und mit verhaltnem Odem hinstarren Weib und Mann.
Da springt in dem Krystallglas die Lilie hoch empor,
Der Todte — wird lebendig, und wandelt wie zuvor. —

Wie tobt des Beifalls Jauchzen, wie dröhnt das Bretterhaus!
In Faustus Seele schneidet das jubelnde Gebraus.
Er steht verhaltnen Grolles, blickt auf die Lilien hin,
Und harrt des Spieles Ausgang mit racheglühndem Sinn.

Jetzt kniet der Zaubrer nieder — sein Diener fasst das Schwert —
Es sind dem neuen Schauspiel Aller Augen zugekehrt.
Die Schneide blitzt, vom Rumpf ab trennt Jenes Haupt ein Hieb;
Fahr' wohl, bethörter Gaukler, dem nicht sein Leben lieb!

Den Lilien naht sich Faustus, und eine — knickt er schnell,
Und schwindet aus dem Circus: „Das sei Dein Lohn, Gesell!
Du wirst nicht mehr der Affe von meinem Zauber sein.
Du wirst nicht mehr den Namen, den stolzen, mir entweihn!“ —

Noch gafft die Menge schweigend, wie sich die Diener mühn
Um ihren Herrn, erbleichend — es ist geschehn um ihn.
Ihr Mühen bleibt vergebens, die Kunst ist ungeschickt,
Die Lilie seines Lebens hat Rache abgeknickt..—

Das Leben gleicht der Lilie, wie bald ist es zerstört;
Der Höllengeist ist eilig, wenn Rachsucht ihn beschwört.
Doch aus zerknickten Blüthen keimt nie die Frucht der Ruh,
Die Himmelspforte schliesst sich dem Meuchelmörder zu.

XXI.

DER WARNER.

Es tönt von heilger Freundschaft die Sage wundervoll,
Von Freundschaft, die treusorgsam und rettend walten soll.
Es giebt ein schönes Sprüchwort; Heil, dem man's sagen kann:
„Du bist der treue Eckart, Du warnest Jedermann!"

Der treue Eckart folgte dem Herrn in Lust und Pein,
Er ging mit dem Tanhäuser zum Venusberg hinein.
Der treue Eckart sitzt noch am Zauberbergesschacht,
Und warnet wer hinein will, und hält gar ernste Wacht.

Der treue Eckart wandelt dem wilden Heer voran,
Das über Wälder hinbraust auf luftger Wolkenbahn.
Wer immer mag im Weg sein, wo's Heer vorüberwogt,
Zur Seite treten heisst ihn warnend der treue Vogt.

Zu Faustus, der verdüstert, die Stirne faltenkraus,
Der Mordthat nachsinnt, schreitet ein fremder Mann ins Haus.
Ein Greis, am Stabe schleichend, umlockt vom Silberhaar,
Und glaubhaft will uns dünken, dass er der Eckart war.

„O Faustus, Hochgelahrter, erlaubt ein ernstes Wort,
Auf unheilvollem Pfade hineilt Ihr fort und fort.
Ein Wandrer, dem in Wüsten des Trostes Quell versiegt,
Ein Pilger, der gefesselt im Sünden-Kerker liegt.“

„Blickt nicht auf mich so zürnend, der solche Rede wagt!
Ich bin kein strenger Mahner, der Euch bei Gott verklagt,
Ich bin ein Mann des Friedens, der freundlich Euch erscheint,
Der Eure Kraft betrauert, und Euern Fall beweint.“

„O Faustus, nicht so finster rollt Euer Aug' nach mir!
Denkt, Eures Vaters Schatten der stände trauernd hier.
Denkt, Eurer Mutter Stimme sie töne niederwärts
Vom Himmel, und sie schmeichle sich zärtlich Euch ins Herz!“

„Denkt, Tiefgesunkner, Armer, ach, so beklagenswerth,
Es wäre der Erbarmer beim Sünder eingekehrt,
Und woll' Euch liebend heben aus der Versunkenheit,
Und woll' Euch Gnade geben, sofern Ihr nur bereut!“

„Und wär' es so, mein Faustus, und käm' Euch solches Glück,
Nicht wahr, Ihr kehrtet wieder zum rechten Pfad zurück?
Ihr liesset ab vom Bösen, vom Zauberwerk und Trug?
Liesst von den Höllengeistern — und diesen ihren Fluch?“

„O Faustus, dem als Jüngling ein Gott das Herz durchflammt,
Ihr habt in Euch ertödtet, was doch vom Himmel stammt!
Den Engel weggetrieben, der treulich Euch geführt,
Und denen Euch verschrieben, die nie ein Jammer rührt!“

„Was Ihr so heiss ersehntet: Wahrheit und Wissenschaft,
Die konntet Ihr erwerben durch Fleiss und ernste Kraft.
Ihr hättet hellen Blickes der Wahrheit Reich durchschaut,
Jetzt blendet Euch mit Arglist die Macht, der Ihr vertraut.“

„Eu'r Name wäre ruhmvoll genannt von Land zu Land,
Rein wäre, frei von Blutschuld, geblieben Eure Hand.
Nie hätten Neid und Rachsucht das edle Herz befleckt,
Nie hättet Eure Hand Ihr zur Mordthat ausgestreckt.“

„Der Gaukler liegt erschlagen, weil Euch sein Thun misshagt;
Noch Viele werden wagen, was Jener hat gewagt.
Sie nehmen Euern Namen hin als willkommnen Raub,
Und was Ihr gross geträumet, ziehn sie tief in den Staub.“

„Kehrt um, o Faustus! Macht Euch der Höllenbande los!
Dem reuigen Sünder öffnet die Kirche mild den Schooss;
Des Sünders Rückkehr feiern dort Engel um Gottes Thron,
Für reuige Sünder starb einst am Kreuz der Menschensohn!“

„Und reu'n Euch Eure Sünden, seid Ihr der Frevel satt,
So darf ich Gnade künden, ein Priester, an Gottes Statt.
Die blutgen Stellen werden in Eurem Schuldbuch leer;
Ihr wandelt rein vor Gott hin, und sündigt nun nicht mehr!“

Er hört des Greises Rede; der längst entwohnte Klang
Solch treuer Warnungsstimme sein Innres tief durchdrang.
Ihm ist, als ob der Friede, der einst in ihm gelebt,
Aus tiefem Schlummer wieder sein Engelantlitz hebt.

Versunkne Lenze tauchen aus der Zeiten Meer heraus;
Verstreute Blüthen einen sich ihm zum vollen Strauss.
Vergessne Lieder klingen melodisch in sein Herz;
Erneute Hoffnungsschwingen, ach, tragen's himmelwärts.

„O Traum von bessrer Zukunft, Dein Nahen fass' ich kaum!“
„„Wenn Du bereuest, Faustus, dann siehst Du mehr, als Traum!““
„O nenne mir die Quelle, aus der Vergebung fliesst!“
„„Der Urborn ew'ger Gnade sich in die Herzen giesst.““

„Dank, Dank Dir, treuer Warner, wer Du auch immer bist,
Der mir ein Stern des Trostes in Nacht erschienen ist.
Der mit Prophetenstimme mein starres Herz gerührt,
Der auf die Bahn der Reinen mich liebreich wieder führt!“

„„Heil mir, wenn ich erweckte, was schon erstorben lag!
Heil Dir, wenn Deinem Innern aufglüht ein neuer Tag!
Gedenke mein — ich scheide froh mit erfüllter Pflicht,
Und willst Du Gott versöhnen, vergiss die Deine nicht!““

Er geht, an seiner Stelle Mephisto schleicht herbei,
Und führt in Faustus Zelle schwarz die Melancholei.
Mephisto sieht dem Greis nach, und lacht so laut er kann:
„Du bist der treue Eckart, Du warnest Jedermann!“

XXII.

REUE.

Es schleicht sich leisen Trittes die Reu zu Faustus hin,
Ihm naht mit dunklem Schleier die strenge Zauberin.
Sie windet schwarze Binden ums Haupt ihm unsichtbar,
Sie reicht ihm ihren Becher voll Kummerwermuth dar.

Einsam im weiten Zimmer geht er nun wild umher,
Auf seines Glückes Trümmer tiefseufzend blicket er,
Auf sein vergangnes Leben, das ihm so nichtig dünkt,
Und in die Nacht der Zukunft, die graunhaft drohend winkt.

„Fluch mir, und tausendfachen vernichtend ew'gen Fluch!
O dass kein Blitz des Himmels mich im Mutterleib erschlug!
O dass kein jäher Abgrund mich tief hinunter schlang,
Bevor ich hingewandelt solch gottverfluchten Gang!“

„Was hab' ich hingeopfert! Mein Selbst, der Sehnsucht Lust!
Das stille Glück der Hoffnung, den Himmel in der Brust!
Den Frieden meines Herzens, des Wissens ernstes Gut,
Die Freude, selbst zu finden, was unenthüllt geruht!“

„Und ob ein flammend Sehnen mich aus den Schranken zog,
Ob meine Lust zur Qual ward, mich manche Hoffnung trog,
Ich war im Leid noch glücklich, ich war noch reich im Schmerz,
Noch drückte keine Blutschuld, kein Meuchelmord diess Herz!“

„An Deinem Mutterbusen lag ich, ein weinend Kind,
Natur! o jene Zeiten, dass sie vorüber sind!
Fluch sei dem Tag, an dem ich mich Deinem Pfad entfernt,
Und lieben, glauben, hoffen, und froh zu sein, verlernt!“

„Fluch sei dem Drang, den Hoffarth mir in die Brust gehaucht!
Fluch sei der Macht, zum Spielzeug für eitle Lust gebraucht!
Fluch, millionenfachen, dem, der die Formeln schrieb,
Mit denen ich Dämonen beschwur, und Gott vertrieb!“

„Und Fluch mir selbst, wenn förder mich gleicher Wahn bethört!
Wenn mein unreiner Wille das kleinste Glück zerstört!
O könnt' ich den erwecken, den meine Rache traf,
Könnt' ich statt seiner eingehn zum ew'gen Todesschlaf!“

„O gäb' es eine Sühne für das, was ich vollbracht!
Und fänd' ich noch Vergebung bei dem, der droben wacht!
Und wüsst' ich einen Ablass, verdient durch meine Reu,
Abliess ich von der Hölle, blieb stets dem Himmel treu!“

So klagt von Schmerz gefoltert Faustus am trübsten Tag,
Da prasselt durch sein Zimmer rollend ein Donnerschlag.
Von rother Gluthenlohe, die rings der Wand entquoll,
Von Schauer und Entsetzen der Hölle wird es voll.

Und jenes Riesenantlitz, das flammend einst erschien,
Erscheint ihm heute wieder, und redet gegen ihn:
„So hältst Du Dein Versprechen, Wurm, den mein Hauch zerstört!!“
Ihm drohn die Kniee zu brechen, als er die Stimme hört.

„Du hast Dich uns verbunden, Thor, der sich selbst verflucht!
Du schlugst an unsre Pforten, Du hast uns aufgesucht!
Du hast Dich uns verschworen, erst kühn, und winselnd nun,
Und nennst Du Dich verloren, bist Du's durch eignes Thun!“

„Wir dienten Deinen Fragen, gehorchten Deinem Wort!
Wir haben Dich getragen, geführt vom Ort zum Ort.
Wir Deinen Sinn erfreuten, wir schufen Deinen Ruhm,
Und Du, für alle Zeiten, bist unser Eigenthum!!“ —

Das Flammenantlitz schwindet, Nacht wird's vor Faustus Blick:
„Weh, weh mir, ewig wehe! so reisst es mich zurück!
Fahr' wohl, Du Hoffnungsschimmer, der trüglich mir gelacht!
Fahr' wohl, mein Glück, auf immer! Lusttraumbild, gute Nacht!“

„Und wollt Ihr fest mich halten an des Versprechens Band,
Dämonische Gewalten, und gilt kein Widerstand,
So will ich Euch, ihr Knechte, verderbenfrohe Schaar,
Solch zorngewaltger Herr sein, wie's Euch noch Keiner war!“

„Ha des hohnwerthen Thoren, der an Vergebung glaubt!
Der meint, der Himmel rette sein nachtgeweihtes Haupt!
Wahnsinn ist Buss' und Sühnung, und Einfalt ist die Reu'!
Ablass ist Pfaffentrugbild und Bessrung Narrethei!“

„Nun will ich nicht den Himmel, der machtlos mich verliess!
Nun glaub' ich keinen Gott mehr, seit er mich von sich stiess!
Er will, dass wer ihn glaube, dem auch geholfen wird,
Ich glaubt' ihn, glaubt' ihn hülfreich, wie hab' ich mich geirrt!"

„Nun will ich Teufel werben, und stehen meinen Mann!
Will Seelen nun verderben, so viel ich immer kann!
Das Gute frech vernichten, des Unheils Saaten sä'n,
Gott und dem Himmel fluchend frohlockend untergehn!"

So wüthet Faust im Zimmer, des wilden Wahnsinns Raub!
Schlägt sein Geräth in Trümmer, und ist für Tröstung taub.
Ob Wagners Freundesreden zu sänft'gen ihn bemüht,
Sein Denken irrt in Oeden, die nie ein Strahl durchglüht.

XXIII.

DER ZAUBERRING.

O Liebe, süsses Weben, das durch das Weltall zieht,
Das, eine Flamme Gottes, in reinen Seelen glüht!
O Liebe, wie so mächtig machst Du das Leben reich,
Und machst es uns zum Himmel und Paradiesen gleich!

Doch wehe, wo sich Kaltsinn Dir rauh entgegenstellt,
Da zittert unterm Eishauch die warme Blüthenwelt,
Und Lenze bergen weinend sich in der Gräber Schooss;
Die finstersten Dämonen lässt dann die Hölle los.

O selig ist's, wo Liebe der Lieb' entgegentritt,
Doch Kaltsinn hemmt mit Dornen dem Waller jeden Schritt;
Und seine Stachelspitzen, die haften nicht am Kleid,
Sie graben sich ins Herz ein, dass es hinstirbt im Leid.

Und ob bei solchen Schmerzen auch Zauber Wirkung thut?
Und einem armen Herzen die Wunden heilet gut?
Ein Zauber? Ja, doch mächtig durch Bann und Formel nicht,
Nur Solcher, der beglückend aus schönen Augen spricht. —

Es minnt' ein edler Jüngling ein holdes Fräulein warm,
Doch Gegenminn' entbehrend, blüht' ihm aus Liebe Harm.
Die Flammen seiner Neigung, dem Mägdlein zugewandt,
Sie kehren gen ihn selber den heissen, glühnden Brand.

Unhold ist ihm die Huldin, unlieb ist seine Lieb';
So grausam unerbittlich der Jungfraun keine blieb.
Ob er aufloht in Gluthen, sie bleibt ein starres Eis;
Ob er hinschmilzt in Thränen, sie giebt dem Hohn ihn Preis.

Darob ein tiefer Kummer den Liebenden umfängt,
Der ihm verscheucht den Schlummer, und seine Ruh verdrängt.
Der so sehr ihn befangen, dass er bald welk und matt
Umschleicht mit bleichen Wangen, gramvoll und lebenssatt.

Und Faustus sieht ihn leiden, sieht seine Liebespein,
Als mit Mephisto wandelnd er einsam geht im Hain.
„Der gäbe,“ flüstert lächelnd der Geist voll arger List:
„Die Seele für ein Traumglück, das leicht zu kaufen ist!“

„„Die Seele? Ha, so sei sie der Hölle zugebracht!
So reiss' ihn ins Verderben durch Deiner Künste Macht!
Hab' ich nicht auch geschmachtet? Hab' ich nicht auch geglüht?
Der Himmel hat verachtet mein liebendes Gemüth!““

„„So lass uns dessen Thorheit des Trugs Erhörung leihn!
Die Wonne seiner Wünsche lass ganz sein eigen sein!
Dafür dann wird er unser! Anfache Zauberkunst
In ihm, statt reiner Gluthen, die Flammen wilder Brunst!““ —

Und als der bleiche Jüngling zum Zaubermeister ging,
Das Leid nicht bergen mögend, das ihn so schwer umfing,
Da hat gar freundlich Faustus mit ihm von der gekos't,
Der seine Seufzer gelten, und giebt ihm milden Trost.

Und giebt ihm mehr: ein Ringlein von wunderbarer Kraft,
Lustflammen zu entzünden ist dessen Eigenschaft.
Wer kaum an seinem Finger trägt solchen Zauberring,
Inbrünstig muss er lieben, von wem er ihn empfing.

Dann hin zu der geht Faustus, die Jenen streng verschmäht,
Und in des Mägdleins Seele der Hölle Saat er sä't.
Mit kluggewählten Worten entzündet er in ihr
Hoffnung, Sehnsucht, Verlangen, Inbrunst und wilde Gier.

Der Magus ladet beide mit andern Freunden ein,
In seine bunten Hallen, in seinen Zauberhain,
Der prangt' im neuen Festschmuck und trägt des Lenzes Kranz,
Von luft'gen Musikanten erschallt Musik zum Tanz.

Dort haben frohe Paare gescherzt und sich geneckt,
Dort hat der Jüngling Jener das Ringlein angesteckt.
Das trägt sie kaum am Finger, da wird ihr Herz erwarmt,
So dass sie vor den Gästen den Buhlen fast umarmt.

Nun schwebt' auf leichten Sohlen das Paar durch Tänzerreihn;
Bald aber schleicht's verstohlen zum grünen Schattenhain.
Wo keine Zeugen lauschen dem süssesten Genuss,
Nur Blüthenzweige rauschen, giebt sie ihm Kuss auf Kuss.

Und giebt ihm mehr; und herzt ihn, und liebt ihn flammenheiss.
Er, sich in Himmeln träumend, giebt sich der Hölle Preis;
Er wähnet, wahre Liebe hab' ihn geführt zum Ziel,
Und dienet nur den Bündnern der dunklen Macht zum Spiel.

Am Trug, den sie begonnen, hielt diese Macht sie fest.
Sie sind nun dem gewonnen, der nie sein Opfer lässt.
Und Faustus triumphiret, vom trüben Wahn bethört,
Dass er dem Herrn entführet, die nimmer ihm gehört.

O Liebe, Riesenfackel, Du steckst die Welt in Brand!
Du ziehst mit Höllenflammen hinab vom Abgrundsrand.
Oft dem, der sich in Engelumarmung selig glaubt,
Vergiftend und versteinernd droht ein Gorgonenhaupt.

XXIV.

DER SCHATZ.

Der Schätze viele giebt es, verschieden ist ihr Ort,
Verschieden sie zu heben ist auch das Zauberwort.
Gar mancher liegt uns nahe, zu dem der Blick nicht dringt,
Indess oft Kraft vergebens nach fernen Gütern ringt.

So ruht in manchem Herzen ein Zauberhort gar still,
Der an des Tages Helle herauf nicht steigen will;
Der, hold im Dunkel leuchtend, sich dem nur offenbart,
Der seines Glücks Geheimniss in treuer Brust bewahrt.

Heil, wem solch innrer Reichthum ersetzt das äussre Glück!
In Schmerzennächten strahlt ihm des Trostes Silberblick.
Ihm quillt die Freudenzähre vom Herzen warm herauf,
Ein Steiger aus der Teufe mit fröhlichem Glückauf!

Und will ihn Gram umnachten, umtosen Sturmgebrüll,
Birgt er sich in die Schachten des reinen Innern still,
Lässt droben Wogen tosen, so wie die Meerfei thut,
Die süss auf blühnden Rosen tief im Krystallschloss ruht.

Doch solche Schätze kennt nicht, wer wild durchs Leben treibt,
Ein bleichgespenst'ger Schiffer, der fern vom Hafen bleibt.
Der den Sirenenliedern nachzieht in voller Hast,
Und statt der hehren Göttin ein Wolkenbild umfasst.

Ein Solcher gräbt und schaufelt nach Gold und reichem Gut,
Das tief im dunkeln Reiche der Nachtdämonen ruht.
Er buhlt mit Zauberformeln, erzwingt mit Schwüren Gunst,
Ein solcher ist auch Faustus, ausübend gleiche Kunst.

Nicht g'nug des Gutes schafft ihm der Geist, so dienstbereit,
Hinschleudert er den Mammon, wie seine Seligkeit.
Wild zwingt sein Trotz die Hölle zu halten den Vertrag,
Und quälet seinen Diener mit Wünschen Tag um Tag.

Wer ist im Leben wunschlos? Wer nicht an Wünschen reich?
Und stellt ihn Glückes Laune dem ärmsten Bettler gleich?
Und ob es ihn emporhebt auf einen Königsthron,
Stets bleiben Wunsch und Hoffnung vereint dem Erdensohn.

Ein Schatz ruht in der Zukunft, der Wunscherfüllung heisst,
Und den bewachet achtsam ein wunderbarer Geist.
Ein Geist, gar ernst und furchtbar, gerüstet stets zum Streit,
Den keine Formel bindet, kein Bannspruch schreckt — die Zeit.

Doch wird des Schatzes theilhaft, wer kundig der Magie,
Und eine Wünschelruthe besitzt, die fehlschlägt nie.
Nur sei der Wunsch bescheiden, der Magus frei von Schuld;
Ein reines Herz sein Zauber, sein Wunderstab — Geduld. —

Faustus durchstürmt die Länder, reich, und doch hoffnungsleer,
Ihm ruht im Schooss der Zeiten kein Eldorado mehr.
Die Jahre fliehen eilend dahin wie Stromeslauf;
Vergangenheit ist's Weltmeer, das nimmt den Zeitstrom auf.

An dessen Ufern irren Gespenster auf und ab;
Sie winken und sie tauchen in Schauertiefen hinab.
Der Ruhm steht nackt am Meerstrand, und haucht sich in die Hand:
Die wilden Wogen raubten ihm längst sein Prachtgewand.

Die Freude wandelt traurig, verhüllt ihr Angesicht;
Als Göttin, die vom Thron sank, ihr Blumenscepter bricht.
Die Hohheit steht und deckt kaum die nackten Blössen zu,
Der Jubel schweigt, nickt schläfrig, und wünscht sich ew'ge Ruh.

Zerbrochne Kronen werfen die Wellen an den Strand;
Verwelkte Kränze liegen verstreut am Uferrand.
Zerschellter Harfen Saiten durchsaust der Nachtorkan,
Nachklänge schönrer Zeiten wimmern übern Ozean.

Doch was sind schöne Zenen, und wann ist schöne Zeit? —
O sucht den Schatz der Freuden nicht in Vergangenheit!
Nie waren Zeiten schöner, als ihr sie heut erblickt,
Nur dass Erinnrungszauber das Sonst mit Blüthen schmückt.

Ihr preisst der Kindheit Freuden! Sagt, habt ihr sie gefühlt?
Ihr rühmt das Glück der Jugend! Hat Euch kein Schmerz durchwühlt?
Ihr wünscht, hat Euch das Alter die Sehnen nun erschlafft,
Zurück die schönen Jahre der blühnden Manneskraft!

Santkörner sind die Freuden in die Vergangenheit,
Begraben oft mit Thränen, dem dunkeln Gott geweiht.
Doch grünt Erinnrung dorten als schöner Rosenstrauch,
Und trägt er Freudenblumen, trägt er Schmerzdornen auch. —

Der Schätze viele giebt es, von Sterblichen geschätzt,
Bald ihrer Hoffnung Zielpunkt nach grosser Müh gesetzt,
Bald der Erinnrung heilig, ein Todtenhof der Zeit,
Vom Zauberbaum des Lebens mit Blüthenschnee bestreut.

XXV.

DIE LUFTJAGD.

Schwebt hoch herauf ihr Geister aus tiefem Bergesschacht,
Und leihet euch Gewänder der alten Mitternacht;
Leiht von dem Sturmwind Stimme, leiht Flügel vom Orkan,
Und sucht euch in den Lüften der Meteore Bahn! —

„Mephisto!“ donnert Faustus: „Mephisto, sei zur Hand!
Und um mein Elend hänge der Freude Prachtgewand!
Und meine Unlust kleide mit Lust, mit Lust mein Leid,
Je mehr ich dulde, leide, je heller sei mein Kleid!“

„Ausbreite Deinen Mantel zur Luftfahrt, auf Gesell!
Und führe mich nach Leipzig windschnell, gedankenschnell!
Dort im Gewühl der Menge will ich, ein Krämer, schrein:
Wer kauft mir ab den Jammer, wer löst mir ab die Pein?“

„Ja, bringe mich nur eilig zur schönen Lindenstadt,
Dort sieht an heitern Bildern das Auge sich nicht satt.
Vielleicht dass meine Seele dort Heiterkeit empfängt,
Und dass ihr Strahl die Schatten des Grames mir verdrängt!“ —

Zwei seltne Gäste hegte die Lindenstadt zugleich,
Zwei Herrscher, die gebieten in einem Geisterreich.
Von Norden kam der eine, Faustus voll innrer Qual,
Von Süden kam der andre, aus Rom ein Cardinal.

Mit Ehr' und Pomp den zweiten empfängt der Magistrat,
Es fährt im goldnen Wagen der Cardinallegat.
Den frommen Herrn verlanget den ersten Gast zu schaun,
Ihn würd' ein Zauberkunststück mehr als ein Psalm erbaun.

Es stand am Hof des Papstes Magie gar hoch im Preis,
Und mancher heilge Vater weiht' ihr den regsten Fleiss.
Die Herrschaft über Geister ist lockend, reizesvoll,
Wie lange Rom sie übte, weiss die Geschichte wohl. —

Der Bäume Wipfel rauschen im wilden Rosenthal,
Dort geht in ihrem Schatten Faust mit dem Cardinal.
Von tiefen Dingen reden sie heimlich und vertraut,
Und wandeln im Gehölz hin, bis Abenddämmer graut.

„Und soll ich, Faustus, glauben, was Euer Mund mir sagt,
Und ist an Euch die Bitte nicht allzukühn gewagt,
So lasset mir ein Probstück von Euerm Zauber sehn!“
So Jener — Faustus neigt sich, und spricht: „Das soll geschehn.“

Bald tost ein dumpfes Brausen hoch überm Rosenthal,
Und Geisterschaaren nahen in ungeheurer Zahl,
Ein ferner Hornklang tönet mit tiefem Klagelaut,
Verwundert und erschüttert steht der Prälat und schaut.

Und zwischen Hirsch und Eber, und Reh, und Wolf und Bär,
Schwebt mit verzerrtem Antlitz manch Menschenbild daher.
Wie Heulen der Verzweiflung, wie Stimmen aus der Gruft,
So gellt und schallt ein Zetern betäubend in der Luft.

Bald hoch auf zu der Höhe der Wolken wogt die Schaar,
Bald nach den Baumeswipfeln treibt sie Prästigiar;
Bis sie zur Ferne schwinden, bis fern der Schall verweht,
Und einsam bei dem Magus der Sohn der Kirche steht.

„Wie seid ihr mächtig Faustus!“ der Priester nun beginnt:
„Reich ist, wer Eure Freundschaft, wer Eure Gunst gewinnt.
Nicht einen Zaubrer wüsst' ich, der so die Geister bannt,
Und der gleich Euch begabt ist, erhabner Nekromant!“

„Folgt mir nach Rom! Wir ehren geheime Wissenschaft,
Dort winken schönre Ziele für Eure hohe Kraft!
Der Ehre reichste Kränze blühn Euch, o Faustus, dort,
Zum Stuhl des heilgen Vaters geleit' ich Euch sofort.“

Doch Faustus neigt sich höflich und redet mit Verstand:
„Mir blühn genug der Ehren in meinem Vaterland.
Es soll dem Papst nicht dienen, wer einem Herrn gebeut,
Vor dem sich oft demüthigt des Papstes Heiligkeit.“

„Einst hab' ich nach den Kronen des Ruhmes heiss begehrt,
Der Lichtkranz der Bewundrung schien mir so wünschenswerth.
Nun hab' ich Ruhm, doch achtet mein Herz der Kränze kaum,
Mein Dasein ist umnachtet von einem schweren Traum.“

„Ich rief herauf die Geister aus tiefer Höhlen Schacht,
Mein eigner Geist geht unter in noch viel tiefrer Nacht.
Und wie der Stromfall fortreisst den ruderlosen Kahn,
Hinstürm' ich ruh — und rastlos zum Abgrund meine Bahn.“ —

XXVI.

ALEXANDER MAGNUS.

Wie schön ist's doch, den Mächtgen vertraut zur Seite stehn!
Auf edle Völkerhirten viel Augen freudig sehn.
Wer ihrer Liebe theilhaft, wie wird er hoch geehrt,
Nur zeige der Planet sich stets seiner Sonne werth.

Ein Herrscher der mit Würde der Hoheit Scepter führt,
Der mit dem Arm der Weisheit des Landes Steur' regiert,
Der mit dem Schwert des Rechtes das Unrecht niederbeugt,
Der mit dem Blitz des Zornes lichtscheue That verscheucht —

Ein Herrscher der das Gute, nur weil es gut ist, thut,
Nicht, seiner Länder Ruthe, hinopfert Völkerblut,
Ja, Solchem folgt der Nachruhm, und Liebe fliegt voran,
Fürwahr und solcher Herrscher war Maximilian.

Ihm schlug ein Herz im Busen so rein, wie lautres Gold,
Er war ein Freund der Musen und allen Künsten hold;
Zum Lorbeer, den das Wüthen der Schlachten ihm errang,
Flocht er sich schönre Blüthen durch hoher Lieder Sang.

Kein Künstler ging mit Unmuth aus seinem Kaiserhaus,
Dem nicht zum Lohn geworden ein Ehrenblüthenstrauss.
Wie hat er, edler Dürer, Dich hoch als Freund geschätzt,
Wie Deiner Muse, Pfintzing, ein schönes Ziel gesetzt!

Zu Innspruck weilt der Kaiser, der edle deutsche Mann;
Nach Innspruck eilet Faustus zu Maximilian.
Schon hüllet düstre Dämmrung den Tag in Schattenflor,
Der Mann des Zaubers wandelt zum Kaiserhaus empor.

„Viel hat der Ruf verkündet von Euch!“ der Herrscher spricht:
„Doch unsrer Lust genüget des Volkes Sage nicht.
Wir möchten selbst ein Probstück von Euern Künsten sehn,
Sofern es sonder Beistand des Bösen kann geschehn!“

„„Nicht Kunst ist, was ich übe!““ spricht Faustus mit Bedacht:
„Nennt es nicht Kunst, Herr Kaiser, nein, nennt es lieber Macht.
Ich bin kein eitler Gaukler, der Euch gross Ding verheisst,
Und dann gemalte Geister im Schattenspiel Euch weisst.“

„Soll meine Macht Euch dienen? Befehlt, Euch dient sie gern;
Ich rufe meine Geister nicht vor unwürd'gem Herrn.
Ob mir vom Guten Beistand, vom Bösen Hülfe kommt?
Euch gelt' es gleich, dem Schauen, nicht aber Grübeln frommt.“

Der alte Kaiser ruhig des Magus Rede hört,
Und nimmt das Wort: „So bleibe vom Einwurf ungestört,
Ob eine Himmelsmacht Dir, ob Andre Kraft Dir giebt,
Erhelle nur die Nacht mir, die mir mein Denken trübt!“

„Mich floh der Schlummer oft schon, wenn ich sein Nahn erbat,
Und irdscher Grösse Trugbild vor meine Seele trat;
Ich sah die Kaiser alle vor mir vorüber gehn,
All' meine hohen Ahnherrn hab' ich im Geist gesehn."

„Sie haben Ruhm errungen, des Grossen viel vollbracht,
Doch was war ihre Stärke gen Alexanders Macht,
Der sich mit Jünglingsfeuer den Erdkreis unterwarf,
Mit dem der Herrscher keiner an Ruhm sich messen darf?!"

„Ihn möcht' ich schaun, den Grossen, o ruf' ihn mir herbei!
Dass ich ins Herz mir präge des Helden Kontorfei.
Die Nachwelt ist ein Schatten, die Vorwelt Heldenglanz,
Ach, ein entfallnes Blatt nur aus der Zeiten Wunderkranz!"

So Maximilianus, — und Faustus ernsthaft spricht:
„Ihr sollt den Helden schauen, seht ihn, doch redet nicht!"
Und leise Worte murmelnd er seinen Stab bewegt,
Darauf sich tiefes Dunkel um beide nächtlich legt.

Nun schwebt ein Heldenschatten in das Gemach herein;
Ein Mann, umwallt von Goldhaar, doch finster blickt er drein;
Sein Auge flammt, hinreicht ihm der Kaiser seine Hand,
Doch düster hat der Geist sich von ihm hinweggewandt.

Und schwindet hin; drauf glänzend ein schönes Weib sich zeigt,
Die mit holdsel'gem Lächeln sich vor dem Kaiser neigt.
Ihr Angesicht ist freundlich und blühend wie der Lenz,
Auf ihrem Busen schaukeln sich Perlen des Orients.

Und als auch sie sich wendet und still von Ihnen geht,
Und des Kaisers Blick ihr nachfolgt, der Frau voll Majestät,
Sieht auf des Nackens Schneepracht der Herr ein kleines Mal
Und ruft: „Das war Roxana, des Helden Ehgemahl!“

Und spricht zu Faustus huldreich: „O bleibt bei mir hinfort,
Ich will als Freund Euch halten, bei meinem Kaiserwort!
Und habt Ihr mich erfreuet, so will ich Euch erfreun,
War Eure Macht mir dienstbar, soll's Euch die meine sein!“ —

Wohl ist es schön, den Mächtgen vertraut zur Seite stehn!
Man sieht den fremden Meister stolz mit dem Kaiser gehn.
Wie neigen sich die Schranzen, wie wird er hoch geehrt!
Gar höflich sind die Schranzen — so lang' die Gnade währt.

XXVII.

DER ZAUBERSAAL.

Heil, ewges Heil dem Herrscher, der Kunst und Musen liebt;
Der, für das Gute glühend, zugleich auch Schönes übt!
Denn Gutes ist die Richtschnur, bestimmend Menschenwerth,
Doch Schönes ist der Lichtstrahl, der uns zum Gott verklärt.

Der Kaiser lohnet fürstlich den wunderbaren Mann,
Der solcher Dinge mächtig, wie Keiner je begann.
Oft schliesst er mit dem Magus sich in die Zimmer ein,
Oft geht mit Faust er huldvoll lustwandelnd durch den Hain. —

Einst als der gute Kaiser früh aus dem Schlaf erwacht,
Glaubt er sich noch umfangen von einem Traum der Nacht.
Die Wände seines Zimmers sind frisch mit Grün belaubt,
Ein golddurchwobner Lorbeer umrauscht sein Herrscherhaupt.

Und rings ist holder Maiglanz, rings bunte Blumenzier,
Der Boden Wiesenteppich, die Deck' ein Lustrevier,
Wo sich in hoher Wölbung der Bäume Laub verschlingt,
Darin manch lustges Vöglein die zarten Lieder singt.

Und Früchte neigen schwellend sich in die Kaiserhand,
Aus Blätterfülle quellend rings um des Lagers Rand.
Es leuchten neben Blüthen Limonen goldhell, süss,
Der Feige weiche Saftfrucht mahnt an das Paradies.

Der Herrscher hebt verwundert sich von der Lagerstatt,
Er sieht sich an der Lustpracht, am Farbenschmelz nicht satt.
Wie sind die Blumen duftvoll, die hier so schnell erblüht!
Wie diese Trauben reif schon, da noch der Sommer glüht?

Und Nachtigallenbrautlied ertönt mit hellem Schlag,
Und doch ist längst vorüber des Jahres längster Tag!
Wenn diese Pracht kein Traum ist, die mich so hold umlacht,
So muss sie Zauberwerk sein, das Faust mir zugedacht.

Noch lange weilt der Kaiser, und sinnt, ob er nicht träumt;
Die Kämmerlinge wunderts, dass der Gebieter säumt.
Und fürchtend für sein Wohlsein aufthun die Thür sie sacht,
Da sie der Wunderprachtglanz mit Recht erstaunen macht.

Und fröhlich spricht der Kaiser: „Ruft mir den Hof herein!
Lasst Damen mir und Ritter des Zaubers Zeugen sein!
Auch ruft mir die Gesandtschaft, dass sie die Pracht erblickt,
Mit der ein trauter Freund uns die Wohnung ausgeschmückt!“

„Und ruft mir her den Meister, der freundlich uns erfreut,
Der auf den Lebensbecher uns Rosenblätter streut!
Denn Kunst ist eine Rose, gar herrlich ist ihr Blühn,
Stets lohne wackern Künstlern des Dankes Immergrün!“

Und alle Ritter kamen herbei dem Herrscherruf,
Es schaun des Hofes Damen die Pracht, die Zauber schuf.
Da schritt der hohe Meister zum Blüthenraum heran,
Und neigte sich voll Ehrfurcht vor Maximilian.

Wie durch den neuen Lusthain die Gäste wandelnd gehn,
Da rauscht es durch das Buschwerk wie Frühlingsäuselwehn.
Und leichte Silberwölkchen ziehn an der Deck' im Saal,
Drauf dunkelt sich's, und lieblich glänzt Mond- und Sternenstrahl.

Dann wird das Schattendüster vom Morgenroth erhellt,
Ein sanfter Regen tränket die junge Blüthenwelt.
Die Sonne hehr im Goldglanz sich hinter Bäumen hebt,
Und überm Zauberlustwald ein Regenbogen schwebt.

Und wie noch die Versammlung mit stillem Staunen schaut,
Wird bleich der Wolken Lichtschein, des Himmels Glanz ergraut.
Die Sonne hüllet Nacht ein, und Blitze kreuzen hell,
Und jedem glühen Blitzstrahl folgt gleich der Donner schnell.

Und bald abträufelt schneekalt feinkörn'ger Hagel kraus;
Und Damen fliehn und Ritter zum Zaubersaal hinaus.
Bald Schlossen prasselnd schmettern auf die, die spät entfliehn,
Doch sicher sitzt der Kaiser, ihn schirmt ein Baldachin.

Und mit dem schönen Kunstwald, den All' mit Lust geschaut,
Tanzt jetzt gar lustgen Kehraus die rasche Windesbraut.
Und als vorbei das Wetter lacht, wieder Sonnenstrahl,
Doch ist hinweg der Zauber, und 's ist der alte Saal. —

113

So wechselt Glückes Huldblick, so wechselt Hoher Gunst;
Manch hoffnunggrünes Luftschloss ist nur Phantom und Dunst.
Und dass Dich's nur nicht stolz macht, wenn solches Luftschloss Dein!
Doch magst Du seines Glanzes, so lang er währt, Dich freu'n!

XXVIII.

DER NEUE ACTAEON.

Wer nur mit Kunst begabt ist, was Art die Kunst auch sei,
Hat zweier Schlangen Giftzahn zu fürchten stets dabei;
Und dieser Schlangen Zürnen gar elend machen kann,
An ihren Bissen starb schon manch hochbegabter Mann.

Das ist die Schlange Missgunst, auf beiden Augen scheel,
Drum sieht sie nie die Schönheit und immer nur den Fehl.
Und wo kein Fehl zu finden, ersinnt sie solchen hin,
Der Lüge gleich ist Missgunst eine böse Dichterin.

Die zweite Schlang' ist Kunstneid, die lauert ohn' Unterlass,
Auf Deine Blüthen giesst sie ihr tödtend Gift voll Hass;
Und da sie selbst verdienstlos, ein Wurm, vom Staub genährt,
Sticht ihrer Zunge Zweizack nach Andrer Glück und Werth.

Am Hofe Maximilians solch Schlänglein funden ward;
Es trug ein feines Hofkleid, und nannte sich von Hard.
Es hasst den fremden Künstler über alle Maassen sehr,
Dass dem der Herr geneigt ist, das hasst es noch viel mehr.

Und wessen Kunst nicht Lichtstrahl, von oben ihm verliehn,
In dessen Brust wird Rachsucht in hellen Flammen sprühn,
Wenn irgendwo Verläumdung die Stachelzunge regt,
Die nur der wahre Künstler still und verachtend trägt.

Die Sonne sendet Gluthbrand vom Himmel, wolkenleer;
Im Vorhof von der Hofburg geht vieles Volk umher,
Dort sind Tyroler Schützen, und Steyrer dort zu schauen,
Dort wandeln Bürger Innsprucks mit Töchtern und mit Frauen.

Im Fenster liegt der Hofschranz, schaut stolz dem Treiben zu,
Da fesselt ihn der Schlummer gewohnter Mittagsruh.
Und sieh, dort unterm Fenster geht Faustus ernst vorbei;
Und zaubert auf dem Neidhard ein stattlich Hirschgeweih.

Und lachend, lärmend, jubelnd das Volk sich unten drängt,
Der Ritter oben schlummernd im Schlaf nichts Arges denkt.
Er nickt mit seiner Hauptzier von Zeit zu Zeit gar schön,
Nie ward solch lustges Schauspiel im Schlosshof angesehn.

Jetzt dröhnet Horngeschmetter durchs Schloss, das schallend gellt,
Es will zum Jagen reiten der kaiserliche Held.
Die Ritter ruft der Hornschall zur Folge nach dem Brauch,
Drauf der von Hard nun aufwacht, und denkt zu folgen auch.

Und als er sich zurückzieht, hemmt ihn der Hörner Schmuck;
An seinem Haupte fühlt er gar unbequemen Druck.
Sieht unten alles Volk stehn, den Blick nach ihm gerichtet,
Und höret das Gelächter, und wird von Scham vernichtet.

Am Fenster muss er weilen, vergebens ist sein Mühn:
Des Hofes Damen eilen herbei, zu schaun auf ihn.
Den Kaiser sieht er reiten, Kunz von der Rosen spricht:
„Actäon seht, den zweiten!“ und zieht ein Spottgesicht.

Und Faustus ruft: „Wär' jeder, der fremde Kunst verhöhnt,
Und der doch selbst talentlos, gleich Euch, von Hard, gekrönt!
Wir sähn an manchem Hof dann ein'n ganzen Hörnerwald,
Und kennten die Verläumder an ihrer Thiergestalt!“

Es lodert rothe Zorngluth dem Ritter im Gesicht.
Doch Faustus, ruhig lächelnd, ihn frei des Schmuckes spricht.
Wie rasch er da hinwegeilt, von Rachgedanken voll!
Wie Volksgelächter aufrauscht und durch die Hallen scholl! —

Bald zieht vom Hof des Kaisers Faustus gar hoch geehrt,
Er hat durch manchen Zauber sich seinen Ruhm vermehrt.
Mit seinem Wagner reitet er nordwärts und waldein,
Es trollt, der sie begleitet, Prästigiar hinterdrein.

Sie sind nicht weit geritten über Wald und Bergeshöhn,
Da sehn auf Weges Mitten sie sieben Reiter stehn.
Ihr Führer ist der Hofschranz, dem Faust so schlimm vergalt.
Der ruft jetzt seinem Todfeind entgegen donnernd: Halt!“

Und eingelegt die Lanze sprengt er auf ihn heran;
„Jetzt lohn' ich Dir den Hauptschmuck, Du schurkischer Kumpan!“
Doch — vor dem Blick entschwindet ihm Faust in rascher Flucht,
Wohin er schaut, er findet nicht den mehr, den er sucht.

Da dringt Drommetenschmettern hervor aus nahem Wald;
Draus reiten hundert Ritter geharnischt alsobald.
Und wie zur Flucht umwendet der Herr von Hard sein Ross,
Zieht ihm voll Muth und Kampflust entgegen gleicher Tross.

Und allenthalben Reiter, wohin sein Blick nur fällt;
Und Faustus lächelnd, heiter ihm gegenüber hält.
„Beliebt Euch Kampf, so schauet hier meine Heeresmacht;
Doch wenn Ihr meinen Rath wollt, so reitet heim ganz sacht!“

„Ja zieht mit Euern Freunden nur immer still nach Haus.
Mit Euch nicht will ich kämpfen, mit Euch ziemt mir kein Strauss.
Verläumdung zu beschämen steht wohl dem Künstler frei;
Giftschlangen sind zu zähmen, wie spitz ihr Zahn auch sei!“ —

XXIX.

DIE GRAEFIN VON ANHALT.

Es lebt im Menschenherzen ein wunderbarer Drang,
Der es zur Freude hinlockt wie magischer Gesang.
Was seinem Wünschen schmeichelt, erfasst der Erdensohn,
Sei's Blüthe der Empfindung, sei's Farbe, Duft und Ton.

Nach Lust verlangt das Kind schon, das noch die Amme trägt,
Nach Lust verlangt der Jüngling, dess volle Kraft sich regt;
Der Lust begehrt das Alter bis an den letzten Tag,
Was immer lebt, es strebet der holden Göttin nach.

Noch wunderbarer regt sich oft seltsames Gelüst,
Dess unerklärter Ursprung ein tiefes Räthsel ist;
Ein Räthsel und ein Schleier gewoben wundervoll,
Der nicht von Männerhänden gehoben werden soll.

Und wem ein Gott verliehen uns zu erfreun die Kunst,
Dem sprudelt dankbarlohnreich der Götterwein der Gunst.
Vom Hesperidenbaume des Glücks er Früchte bricht,
Und seine hellen Blüthen sich um die Schläfe flicht.

Auch Faustus hascht begierig nach jener Glücksfrucht Lohn:
Er steht mit seiner Vollmacht vor manchem Fürstenthron,
Er, dem die Geister dienen, wenn sie sein Zauber rief,
Er ist ein Hofmann worden, neigt sich vor Schranzen tief.

Wohl bleibt es immer herrlich, in deren Gunst zu stehn,
Die Glück vor Allen hochstellt auf Lebenssonnenhöhn.
Doch anders ist's, ob einer in's heilge Frühroth sieht,
Und anders ob er knechtisch im Staub vor Götzen kniet. —

Als noch auf Bergeszinnen das Schloss von Anhalt stand,
Flog mancher Blick hinunter in ein beglücktes Land,
Sah Wälder, grüne Wiesen, sah Dörfer, grünumlaubt,
Des Harzwald Bergesriesen, des Brocken blaues Haupt.

Dort weilt der Graf von Anhalt mit seinem Ehgemahl;
Sie schauen von der Berghöh herab ins Selkethal.
„Sieh Theure, dort hinunter! Wer mag der Reiter sein?
Der stattlich Wohlgeschmückte, zwei Diener hinterdrein.“

„Ihn trägt so stolz sein Schwarzross, wie er sein Prunkgewand;
Der eine der Begleiter scheint von gelehrtem Stand.
Der zweite, dem vom Hute die rothe Feder weht,
Mag wohl ein lustger Rath sein, der guten Scherz versteht.“

„Sie ziehn herauf. — O Wunder! Und sieht mein Auge recht?
Das ist — weit auf das Burgthor! — Er ist nicht von Geschlecht,
Und doch so grossen Namens, dem keiner gleichen kann,
Berühmt in allen Landen — ja, Faustus ist der Mann!“ —

Er reitet mit den Dienern durchs hohe Schlossthor ein,
Er grüsst den edlen Schlossherrn mit seiner Dame fein.
Sie heissen ihn willkommen, sie laden ihn zur Rast;
Froh sieht sich aufgenommen der weitgenannte Gast.

Und als mit wackern Rittern er sitzt beim Grafenmahl,
Reicht ihm die Edeldame kredenzend den Pokal.
Da trifft sein Aug' die Schöne, und schamhaft sinkt ihr Blick,
Und wendet zu dem Gatten sich liebevoll zurück.

„Euch sei'n des Glückes Sterne mild freundlich zugewandt!
Wie dem, was unterm Herzen Euch ruht, der Liebe Pfand!
Sprecht, edle Gräfin, hättet Ihr nicht ein Fraungelüst?
Das möcht' ich Euch erfüllen, so mir es möglich ist!“

So Faust, und ob die Dame das Auge niederschlägt,
Will sie doch nicht verbergen, wonach sie Wünsche hegt.
„Wohl wünscht' ich längst mir Früchte, wie sie der Herbstmond beut,
Doch Birn und Traube reift nicht in dieser Jahreszeit!“

Sie spricht es mit Erglühen, sie steht in holder Schaam,
Als Faustus vom Kredenztisch die Goldpatene nahm;
Und öffnet gleich das Fenster, hält sie hinaus geschwind,
Und aus des Zaubrers Händen führt sie hinweg der Wind.

Der aber hebt den Becher empor zum andernmal,
Und glückverkündend tönet sein Trinkspruch durch den Saal.
Dann schreitet er zum Fenster, hält seine Hand nur hin,
Gleich, als er sie zurückzieht, ist die Patene drin.

Und ist gefüllt mit Früchten im warmen Süd gereift;
Lichtgoldne Birnen, saftvoll, Melonen, bunt gestreift.
Auch Trauben, lockend schwellend, mitkamen durch die Luft:
Thaufeucht und überhaucht noch vom zarten weissen Duft.

Und Faustus nun der Dame die Früchte kniend beut:
„Esst wohlgemuth, Frau Gräfin, was meine Macht Euch weiht.
Dass nicht versagtes Sehnen Euch schmerzt und niederdrückt,
Ward aus Vertumnus Füllhorn diess Fruchtgeschenk entrückt!“

Wie dankt der Graf ihm freudig, und seine Gattin nimmt
Die wundersüssen Früchte, dem leisen Wunsch bestimmt,
Und stillt die Sehnsuchtstimme, die mächtig sie durchklang,
Wer aber löst die Räthsel von solchem Wunderdrang? —

XXX.

DAS LUSTSCHLOSS.

Wie Faustus wieder weiter von Anhalt denkt zu gehn,
Soll noch ein Zauberkunststück sein hoher Gastfreund sehn.
Gern zeigt des Dankes Blüthe sich in der höchsten Pracht,
Wenn Abschiedstunden nahen, wenn Trennung traurig macht.

Ein Rosenbaum ist Freundschaft im Lebensgarten traun!
Er ist voll zarter Blumen und Knospen anzuschaun.
Die Jugend naht und pflückt sich zum Strauss der Rosen viel';
Doch Rosenblätter werden gar oft der Winde Spiel.

Und mancher kluge Gärtner nimmt von dem Baum ein Reis;
Nimmt Leben von dem Leben, und pflegt's mit rechtem Fleiss.
Und freut sich still der Blüthe, die seine Treue lohnt,
Und Jedem blüht doch einmal der Freundschaft Rosenmond.

Wie gerne will die Freunde manch Scheidender erfreun;
Schlingt Blumen um den Becher, darin der Abschiedswein,
Dass, wenn der Wehmuth Zähre nun auf die Blumen fällt,
Für einen Tropfen Thaues sie der Geliebte hält. —

Dort wandeln Graf und Gräfin mit Faust im Waldesgrün;
Der Maimond ist erschienen und tausend Blumen blühn.
Die Quellen springen fröhlich, die Vöglein singen laut,
Verwundert jetzt zum Berge der Blick der Wandrer schaut.

„War das nicht sonst ein Hügel, kaum eine Blume drauf?
Jetzt? — Trugen Zauberflügel das schöne Schloss hinauf?
Herbei, herbei, das Wunder dort auf dem Berg zu sehn!
Sah jemals wer dort droben solch schönes Lustschloss stehn?“

Sie wandeln zu der Anhöh, sie nahen dem Gebäu,
Sie meinen, dass dem Boden es kaum entstiegen sei.
Fünf hohe Thürme heben sich hoch und stolz empor,
Die Zugbrück' lässt sich nieder, auf springt von selbst das Thor.

Rund um den Wall gezogen ist eine Wasserbahn,
Dort rudern Taucher plaudernd, dort stolz der Silberschwan.
Der Reiher zeigt dort prächtig der Federn schönen Schein,
Der Kranich steht bedächtig und ernst auf einem Bein.

Im Burghof hat gesellig ein buntes Treiben Statt,
Wie vor der Arche Noäh dereinst auf Ararat.
Dort springen Affen tanzend, dort grollt ein schwarzer Bär,
Dort wandelt neben Tigern der Löwe sanft umher.

Und Faustus führt ins Lustschloss die Freunde nun herein;
Da winkt ein leckres Frühmahl und auserlesner Wein.
Die Tafel ist mit Blumen von seltner Art geschmückt;
Nichts fehlet, was erfreun mag, nichts mangelt, was entzückt.

Und wie voll Dank und Freude die Gäste wieder gehn,
Und oft zurück zum Hügel, auf dem das Lustschloss, sehn;
Da flammt aus allen Fenstern lichtlohend Blitz auf Blitz,
Da dröhnt es auf der Berghöh, wie donnerndes Geschütz.

Und Feuersäulen wirbeln empor im hellen Brand,
In Gluth und Dampfgewölken das schöne Schloss verschwand.
Am andern Tag lief einer den Hügel dort hinauf,
Der fand nur grünes Riethgras und alte Knochen drauf.

Und Faustus sprach zum Wagner, als dort die Flamm' entstand:
„Sieh Freund, mein *Mene Tekel:* ich schreib's mit eigner Hand.
Schreib's an den blauen Himmel und auf die grüne Trift,
Und hier in meinem Herzen brennt lange schon die Schrift."

„Wir haben liebe Freunde gespeist hier und getränkt,
Doch keiner ist gesättigt, so viel wir eingeschenkt!
So ist's auch mir ergangen, mein Wagner, manches Jahr;
Ich lieg' am Born des Lebens, ach, durstig immerdar!"

Von Anhalt scheidet Faustus, wohin er heiter kam,
Der nun betrübten Herzens auf immer Abschied nahm.
Auf immer ist ein Wörtlein, das Glück mit Goldschrift schreibt,
Doch auch ein Wort, das Thränen in unser Auge treibt.

Auf immer, schwört die Liebe; die Treu hat gleichen Spruch:
Auf immer schwört auch Freundschaft, und jede kommt zum Bruch.
Lacht Dir des Glückes Schimmer, beugt Schmerz Dich unverhofft,
Denk': Es ist nicht auf immer, und beide wechseln oft.

Wenn Scheiden unser Schmerz heisst, will Keiner gern gestehn
Dass Ahnung leise flüstert: Auf Nimmerwiedersehn!
Ein stiller Mond der Hoffnung geht auf in heilger Pracht,
Wenn Freudensonnen sinken, wenn Trennung traurig macht.

XXXI.

DIE HEIMKEHR.

Und wohl macht Trennung traurig, und wohl ist's bittre Pein,
Von allem was wir lieben so weit entfernt zu sein,
So weit, dass uns die Treue, der wir vertraut, vergass;
Ein Freund vom Faustus solches mit bitterm Schmerz ermass.

Dem flossen Tage golden dahin und ungetrübt,
Von einer jungen Gattin recht warm und treu geliebt;
Doch einer dem zu wohl ist geht tanzen auf das Eis;
Und mancher ist, der Unglück, nicht Glück zu tragen weiss.

Der Edle sitzt mit Freunden an froher Tafelrund;
Sie trinken fremde Weine aus Ungarn und Burgund.
Und fremde Länder preiset ein Jeglicher gar sehr,
Jemehr der Becher kreiset, das Reisen um so mehr.

„O Hellas!“ ruft der Eine: „gebenedeites Land!
Könnt' ich nur Dich erschauen! Der Inseln Blumenstrand,
Die Stätten, uns geheiligt durch Mythen und Gesang,
Die Schlösser, laut umtost einst von eh'rner Waffen Klang!“

Ein Andrer ruft, und Freude verklärt sein Antlitz ganz:
„Vor allem würd' ich eilen zum göttlichen Byzanz!
Des Ostlands heilge Roma; die Meerbraut, reich geschmückt,
Die Asien und Europa an ihren Busen drückt!“

„Auf Brüder, lasst uns reisen!“ ruft eines Dritten Mund;
„Das giebt ein köstlich Leben! Die Hände her zum Bund!
Ein Wort, ein Mann! Wie wollen wir frei und fröhlich sein!“
Und alle sind's zufrieden, und alle schlagen ein.

Die Wallfahrt ist beschlossen, nur einem ist sie leid;
Wie reut den jungen Gatten sein übereilter Eid.
Doch ist das Wort gegeben, entbunden wird er nicht,
Ihm wächst aus Freude Kummer, aus Leichtsinn schwere Pflicht. —

Nicht was sie froh geträumet, den Reisenden erschien;
Wohl sahen sie gesäumet manch Inselufer grün,
Doch davon, was gelesen sie sonst im Väterhaus,
Stand nur das Wort gewesen noch über Schutt und Graus.

Wo freie Völker waren beglückt und reich und stark,
Da saugten jetzt Barbaren der Unterjochten Mark.
Wo gastlich jede Pforte sonst stand dem Wandrer auf,
Hemmt jetzt die hohe Pforte die Reisenden im Lauf.

In Fesseln fand die Endschaft die ganze Pilgerschaft;
Und mehr als einer wurde vom Tod dahingerafft.
Zur Heimath flog die Kunde, dass alle Freunde todt,
Wie klagt die junge Wittwe, und weint die Augen roth.

Doch trocknen Wittwenzähren so leicht, als andre mehr;
Dann späht ein freies Auge nach Freiern bald umher.
Und eh' das Jahr verflossen, das Trauer ihr gebeut,
Ist schon zu neuer Ehe die junge Frau bereit.

Da fragt der Faust Mephisto, ob wirklich todt sein Freund?
Und hört mit Schreck und Staunen, wie das der Geist verneint.
Nun muss der Zaubermantel der Freundschaft hülfreich sein,
Und dem gefangnen Armen windschnelle Flügel leihn.

Schon wird zur neuen Hochzeit gerüstet und geschafft,
Da kehrt der Todtgeglaubte heim aus der Kerkerhaft.
In seinen Armen weinte die Neuverlobte zwar,
Seis nun, dass es vor Freude, dass es vor Trauer war.

Und Faustus naht mit Lächeln und redet mit Verstand:
„Wenn Dir ein junges Weib lebt, so bleibe fein im Land.
Lass sie nicht einsam weilen und zieh' nach der Türkei,
Nicht immer machen Freunde zu rechter Zeit Dich frei.“

„Und Du, die treuvergessen der neuen Eh' begehrt,
Nicht jeder Zeitung traue, die todt den Mann erklärt,
Wo Lügen sind willkommen, da kommen sie gar gern,
Bleib' eingedenk des Sprüchleins: Untreu schlägt ihren Herrn.“ —

Ein ächtes Gold ist Treue, zum reichen Schatz geprägt,
Und reich ist der zu preisen, der Treu im Herzen trägt.
Ach Treu wird oft vergessen, verhöhnt auch sonder Scheu,
Und manches Herz vergisst sich, und wird untreu der Treu.

Treu sein dem Edeln, Guten ist edel sein und gut,
Und Treu sei Deine Freundin, die Dir am Busen ruht.
Wer von sich stösst die Treue, wer heilge Schwüre höhnt,
In dessen Brust oft Reue, als Trauernachhall tönt.

Faustus verlässt die Beiden, die nun aufs Neu vereint;
Nicht wissend ob den Dank ihm vereinte Reu verneint? —
Der Himmel lächelt sonnig im ätherblauen Licht,
Faust will zum Himmel blicken — und das vermag er nicht.

„Für mich — giebt's keine Heimkehr, mich — rettet keine Hand,
Ich habe längst verlassen mein bessres Vaterland.
Ich hab' der Treu vergessen, die nun mein Schmerz vermisst;
Gott trotzt' ich so vermessen, dass mich sein Herz vergisst!“ —

XXXII.

FASSNACHT.

Zu Faustus spricht Mephisto: „Du bist der Alte nicht mehr!
Ich fülle Dir den Becher, Du trinkst ihn nimmer leer.
Die Lustfrucht, Dir geboten, so lockend und so reich,
Erfreut Dich nicht, und Todten im Grabe bist Du gleich.“

„Wer sich der Freuden absagt, was braucht der meine Macht?
Du gleichest dem Begrabnen im tiefen Bergesschacht.
Du bist ein wacher Träumer, und träumst nicht einmal recht;
Du willst der Geister Herr sein, und bist der Zweifel Knecht!“

„Hast Du nicht alles, alles, was Deinen Sinn erfreut?
Hast Ehre, Ruhm und Namen, und hast Unsterblichkeit!
Du bist ein mächt'ger Herrscher, vor dem die Freude kniet,
Der mit Ascetenblicken auf dieses Lustbild sieht.“

„Was grübelst Du noch einsam, wie Du zuvor gethan,
Eh' Du den Weg gefunden, vertrauend uns zu nahn?
Hast Du den Weg erkoren, folg' ihm, wohin er führt,
Ist keiner doch verloren, der sich nicht selbst verliert!“

„Die Freunde hör' ich sagen, Du wollest büssen nun;
Dich reuen Deine Sünden, Dich reu' Dein Mannesthun!
Du wollest Dich bekehren, zu Deiner Seelen Nutz,
Dir eine Glazze scheeren, und anthun die Kapuzz?“

Hohn ist ein giftger Stachel, Hohn ist ein Schlangenzahn,
Der fällt mit Natterbissen den Stolz des Mannes an.
„Schweig, Schlange, schweig!“ so tönet zum Geist sein Donnerwort;
Er stürmt, in sich zerfallen, zu neuen Freuden fort.

Die Freunde bieten Becher, zu kosten ihren Trank,
Doch vom verwöhnten Zecher wird nicht der kleinste Dank.
Wer aller Lüste Trinkhorn bis auf die Neige leert,
Den mag nicht leicht erfreuen, was Andern preisenswerth.

Und Faustus spricht: „Ihr Lieben, die wahre Fassnacht hält
Kein ächter Fassnachtschwärmer im Reich der Oberwelt!
Er steigt ins Reich der Tiefen, er giebt Besuch der Nacht;
Wohlauf, es sei auf Fässern die Fassnacht zugebracht!“

Er schlingt den Zaubermantel um die Genossen jetzt,
Da sehn sie sich nach Salzburg gedankenschnell versetzt.
Dort in des Bischofs Keller ruht mancher Labequell,
Und sprudelt aus den Fässern in alle Becher hell.

Und wie recht frohen Muthes die Zechgesellschaft sitzt,
Und mit des Weines Feuer ihr wildes Blut erhitzt,
Da steigt der Kellermeister herab — wie der erschrickt,
Als er die Schaar der Gäste, die fremde, hier erblickt!

Laut ruft er: „Diebe! Diebe!“ dass das Gewölb' erschallt:
Da fühlt er sich gehalten von mächtiger Gewalt.
Auf einer Leiter Sprossen wird er gesetzt in Eil
Und durch die Lüfte sausend hin fliegt er, wie ein Pfeil.

In eines Waldes Mitten auf hohem Tannenbaum
Lässt Faust den Kellner sitzen, dem dünkt's ein böser Traum.
Nur dass der Traum nicht schwindet, nur dass der Träumer wach,
Und frühen Wandrern kündet er laut sein Ungemach. —

Und mit den Freunden fröhlich hält lustge Fassnacht Faust.
Oft scheint ein Lebensfroher, der wild durchs Leben braust;
Doch tobt gar mancher Zecher, und Lebensüberdruss
Beut ihm den Freudenbecher als böser Genius.

Ein Fasching ist das Leben, ein bunter Carneval,
Ein Tummelplatz der Freuden, ein Maskenzug zumal.
Bis Leid wie Lust verrauscht sind, bis jede Larve sinkt,
Und uns der Aschermittwoch des dunkeln Grabes winkt.

Glück zu der Lustfahrt, Faustus! Hei, wie Dein Schlitten fliegt,
Von Rossen nicht gezogen, von leichter Luft gewiegt!
Rasch, wie die Zeit, und glänzend wie Lust, hellleuchtend schön:
Und Silberschellen läuten mit lieblichem Getön.

Das ist ein lautes Knallen, ein rauschendheller Klang,
Und frohe Lieder schallen im jubelnden Gesang.
Der Schlitten ist ein Drache, geziert mit güldnem Glanz,
Im Kronenhaupt sitzt Faustus, der Herrgottsaff' im Schwanz.

Inmitten aber sassen die Freunde Mann an Mann,
Und lachten, sangen, tranken, so lang ein Tropfen rann.
Doch mancher neigt zum Nachbar den Mund, gedankenschwer,
Und spricht, auf Faustus blickend: „Er ist der Alte nicht mehr!“ —

XXXIII.

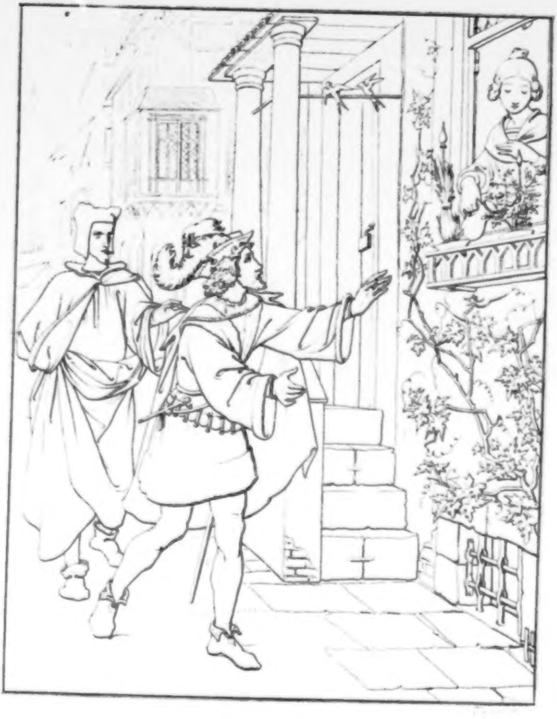
LIEBE.

Du Liebe, Wunderblume aus Gottes Strahlenkranz,
Du Liebe, heilger Lichtstrahl, urewger Sternenglanz!
Du Sonnengott, der zürnend die Menschenherzen trifft,
Pilote, der errettend kühn durch die Brandung schifft:

O Liebe, dem Gefallnen reichst Du die Rettungshand,
Dem Wandrer in der Oede zeigst Du sein Heimathland.
Wess Herz auch mag verwunden Dein wunderbarer Pfeil,
Durch Schmerz wird es gesunden, und wird durch Wunden heil!

Fand Faustus jene Blume, die nur Beglückten blüht?
Fällt jenes Sternes Lichtstrahl ihm tröstend ins Gemüth?
Und trifft sein Herz, das sündge, solch wunderbarer Blick,
Als ob er Heil verkündge? Heil und ein neues Glück!

Ihn grüsset bei dem Nachbar ein Engelangesicht:
So reizvoll, dass ihm Hoffnung in volle Blüthen bricht.
Ein Antlitz, das so schuldlos, ein Auge, das so klar,
Ein Mägdlein, wie noch keines ihm hold erschienen war.



LIEBE.

Von reinrer Gluth durchlodert, als jemals er empfand,
Neigt sich sein Herz in Liebe zur Maid aus niederm Stand.
Der Reiche, dem die Schätze der Welt nichts, steht verzagt,
Um einen Gunstblick bettelnd von einer armen Magd.

Unschuld, wie bist Du mächtig! Ein Kind voll Riesenkraft!
Ein Herkules, der bändigt die Schlange Leidenschaft!
Ein Stahlschild, drauf den Frevler ernst die Meduse schreckt;
Ein Panzer, himmlisch glänzend, der einen Cherub deckt.

Gar Mancher nennt es Liebe, wenn er voll Sehnsucht schwärmt,
Wenn er im Wachen schmachtet und sich im Schlummer härmt;
Wenn er in sel'gen Träumen vor Idealen kniet,
Und in der Auserkornen nur einen Seraph sieht.

So träumt und schwärmt der Jüngling, im wonnigen Gefühl;
Doch mehr als zärtlich schwärmen ist eines Mannes Ziel.
Freut Jugend sich der Blüthen, und windet sie zum Kranz,
Will er die Frucht sich sichern, will sie allein — und ganz. —

„Und kommt noch einmal Hoffnung auf eine schönre Zeit,
Die mit dem Kranz der Liebe mir ihre Palme beut?
Sollt' ich zurück denn stossen mein Glück mit eigner Hand?
Ist nicht die heilge Flamme der Himmelsliebe Pfand?"

„Mein will der Engel werden, doch am Altar. — O mein!
Der göttliche Gedanke schliesst Seligkeiten ein!
Sie lässt mich freudig ahnen ein kaum gehofftes Glück,
Sie führt auf bessre Bahnen mich Irrenden zurück!"

So jubelt Faustus freudig, von holdem Wahn bethört;
Er hat den Pakt vergessen, der all sein Glück zerstört.
Und als er wonnetrunken sich reich und selig preist,
Erscheint ihm, zornvoll dräuend, um Mitternacht der Geist.

„Zu früh, zu früh frohlockst Du! So wird die Maid nicht Dein!
Hast Du den Bund vergessen? Du schwurst uns, nie zu frein!
Sieh hier das Wort, das eigne, das Du zu brechen wagst,
Und diese Züge läugne, Faustus, wenn Du's vermagst!"

„Du wirst nicht frein! Beim Erbfeind, den einst die Magd gebar!
Du wirst nicht frein! Wir reissen Dich höhnend vom Altar!
Wir würgen Dich im Arme der Braut, und Dein Gebein
Verstreun wir unterm Richtplatz! Faustus! Du wirst nicht frein!" —

„„Ha, so schlingt mich hinunter, zerreisst, vernichtet mich!
Ihr seid ja meine Herrscher, und Euer Sklav' bin ich!
Ich dünkte mehr als Sklav mich, ha, schlechter noch als schlecht!
Den mächt'gen Herrn verliess ich, und ward des Knechtes Knecht!""

„„So sei mit mir verfallen Dir, finstre Höllenmacht,
Der Lichtstrahl, der von oben, als Hoffnung mir gelacht!
Die Ahnung, die dem Träumer verhiess ein Paradies,
Und jegliches Empfinden, das Liebe fühlen liess!""

Er schweigt, auf seiner Stirne steht kalter Todesschweiss,
Doch aus den Augen stürzen zwei Feuerzähren heiss.
Das Bild, ihm hold erschienen, weicht still in Nacht zurück,
Die Hoffnung war, auf Liebe, sein letztes Erdenglück.

Entsagung, herbe Schmerzfrucht, gereift am Baum der Qual,
Von Wehmuth abgeschüttelt mit Blättern, welk und fahl;
Dich beut das dunkle Schicksal statt süsser Liebesfrucht,
Und wirft die Hoffnung nieder mit seiner Lanze Wucht.

Du Liebe, Wunderblume, urewger Sternenglanz,
Hältst Du nicht den Gefallnen kraft eines süssen Bands?
Und wendest von dem Armen Dein reines Angesicht?
Ach, wem nicht Liebe hülfreich, dem hilft der Himmel nicht!

XXXIV.

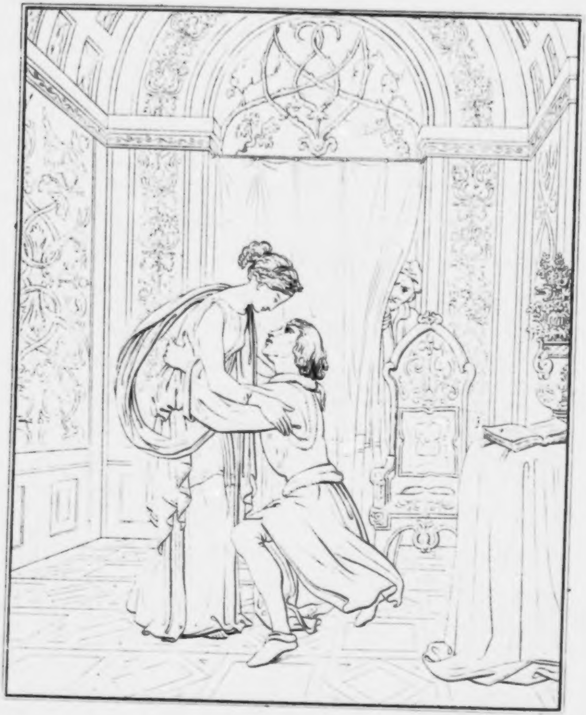
HELENA.

„Dem Kinde gieb ein Spielzeug, so weinet es nicht mehr;
Doch Du bist Mann, o Faustus, und grämest Dich so sehr?
Muss Dir zum Freudengarten ein Thor verschlossen sein,
Ei, schreite durch ein Andres nur keck und kühn hinein!“

„Du grollst, weil wir das Mägdlein zur Ehe Dir versagt,
Die nach der Haube lüstern; vergiss die niedre Magd!
Nur Deines Winks bedarf es, so fliegen wir im Nu
Und führen Königinnen für Deine Lust Dir zu.“

So redet zu dem Magus der listenreiche Geist,
Der Köstliches versagend, noch Köstlichers verheisst.
„Wir hauchen neues Leben und neue Liebesgluth
Der Schönheit ein, und ob sie Jahrhunderte geruht.“

Da blitzt durch Faustus Innres ein Machtgedanke gross;
Er reisst sich von dem Düster, das ihn umnachtet, los.
Ein wunderbarer Geist tritt ihm nah aus alter Zeit;
Er steht, ein zorn'ger Heros, der seinem Knecht gebeut.



HELENA.

„Wohlan, so halte Wort mir; ich will, wie Du gesagt!
Gieb Leben der Verwesung, eh' neu der Morgen tagt!
Und bringe mir, die Paris mit sel'gen Augen sah,
Und bringe mir zur Buhle die schöne Helena!“

Fort stäubt der Geist, und Faustus nachblicket ihm voll Groll;
Dann wandelt er im Zimmer ernst und erwartungsvoll.
Bald geht er tief verdüstert, nachdenkend, sonder Ruh,
Bald steht er still und flüstert sich selber Fragen zu:

„Kann er, was ich gefordert, mir wirklich bringen? Nein!
Wird ein Phantom des Abgrunds nicht die Gewünschte sein?
Und ist Phantom nicht alles, was unser Auge sieht?
Die Schönheit, wie sie leuchtet, die Blume, wie sie blüht?“

„Wer ist, der seinem Dasein ein dauernd Glück erstrebt?
Glück ist ein Götzenbildniss, das unser Wunsch erhebt.
Ist unser Wunsch befriedigt, dann, Göttin, fahre wohl!
Wir finden bald ein neues, ein schöneres Idol.“

„Von einem Volk im Nordland seltsam die Sage klingt:
Es schlage seine Götzen, wenn ihm ein Wunsch misslingt.
Sind wir um vieles besser? Wir knie'n vor einem Gott,
Gleich, täuscht uns Hoffnung, nennet ihn machtlos unser Spott.“

„Und ach, wie sollte dauernd ein Glück auf Erden sein?
Die Kinder des Verlangens wiegt Zeit als Amme ein.
Sie weinen oft, die Kinder; wenn sie sich müd' geweint,
Entschlummern sie, und schlummern vergessen, ja versteint.“

„Doch ewig ringen Wünsche sich aus dem Herzen los;
So grünet über Gräbern gar üppig junges Moos.
So weckt zu neuem Leben, was Winterschlaf erstarrt,
Aus trauerbleichem Schneekleid der Lenz der Gegenwart.“ —

Wie Faustus so vom Rocken der Zeit Gedanken spinnt,
Und für sein eignes Hoffen sich Bild auf Bild ersinnt,
Stört ihn im tiefen Denken ein leiser Odemzug,
Der sanft, wie Lenzessäuseln an seine Wange schlug.

Um blickt er rasch, durchschauert vom Ahnungsschreck, und bebt:
Ist's Aphroditens Liebreiz, der dem Olymp entschwebt?
Ist's Majas Blüthenzauber, den er verkörpert sah?
Ist's eine Lichtsilphide! Nein, es ist Helena.

Sie steht mit glühnden Wangen, mit leisem Zittern dort,
Von seinem Blick bewundert, und waget noch kein Wort.
In Götterschöne blühet ihr Zauberangesicht,
Nicht schöner ist Kythere, Latona sanfter nicht.

Einhüllet, golddurchwoben, ein Schleier ihren Leib,
Daraus den Arm erhoben das anmuthreiche Weib.
Nimmt von der Stirn den Schleier, und lächelt Faustus an,
Nicht weiss der, sieht er Wahrheit, täuscht ihn ein schöner Wahn?

Hin sinkt er, ihr zu Füssen, blickt auf zum Wunderbild,
Und ihn als Herrn zu grüssen neigt sie sich zärtlichmild.
Hebt ihn in ihre Arme, küsst ihn mit süsser Lust,
Und presst ihn an die warme wonnedurchwallte Brust.

„Du mein! Urbild der Schönheit!“ ruft Faustus kummerfrei:
„Nun will ich nicht mehr klagen, dass ich verloren sei!
O solchen Reiz geniessen wiegt Welten auf voll Qual!
Lass, Helena, Dich grüssen und küssen tausendmal!“ —

Der Geist spricht: „Gieb ein Spielzeug dem Kind, dann weint's nicht mehr;
Ich seh', es giebt auch Männer, die lieben Spielen sehr.
Und Mancher, der der Hausfrau schier überdrüssig ist,
Verschrieb' uns Leib und Seele, wenn er solch Spielzeug wüsst'!“ —

XXXV.

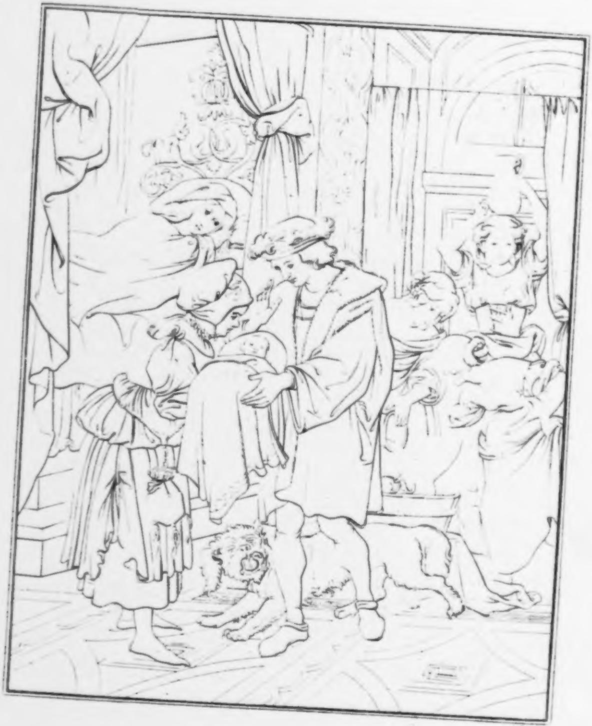
LIEBESWUNDER.

Ob Faustus Haupte strahlet ein neuer Stern des Glücks,
Der sich im Glanze spiegelt des frohen Flammenblicks.
Und wär' es ein Kometstern, wär's nur ein Meteor,
Nie war der Magus reicher, nie fröhlicher zuvor.

Wer ist die Wunderschönheit, die bei dem Zaubrer wohnt?
Auf deren Rosenantlitz ein ganzer Himmel thront?
Ein Himmel voller Liebreiz, und eine Welt voll Lust,
Der Liebesflammen lodern aus eisumstarrter Brust?

In Greisenbusen werden entschlafne Wünsche wach,
Der stillen Luft vertrauen sie manch geheimes Ach.
In Männerblicken malt sich, was kaum der Mund verschweigt;
Der Jüngling preist sich selig, dem sie der Traumgott zeigt.

Und dieses Weib, o Faustus, dess Schönheit allentzückt,
Hat nur das eine Streben, dass sie Dich, Dich beglückt.
Von ihren Küssen trunken schläfst ihr am Busen ein,
Und nennst sie wonneschwelgend voll frohen Stolzes Dein.



v. Preu sc.

LIEBESWUNDER.

Jetzt magst Du Deines Namens recht fröhlich sein in Ruh,
Faustus heisst ein Beglückter, und welcher ist's, wie Du?
Sie liebt Dich heiss die Schöne, die Dir am Herzen liegt,
Wie Anadyomene, von Mavors Arm gewiegt.

Es quillt von ihren Lippen klangreich manch süsses Wort,
In Hellas schöner Sprache rauscht es melodisch fort.
Wie weiss sie hold zu schmeicheln; das Zauberwort philo
Macht Dich wie Liebesjubel der Philomelen froh.

O Liebeslust, wie gleichst Du dem Nachtigallgesang!
In süsser Mainachtdämmrung ein sanfter Flötenklang.
Ein Brautbett, das mit Rosen bestreuet und bekränzt,
Ein Lustpokal, den Freude dem Glücklichen kredenzt.

Du bist ein heilger Lotus, der aus den Fluthen taucht,
Dess stille Blumensehnsucht statt Klagen, Duft verhaucht.
Doch auch die Blume findet ihr Liebeseigenthum,
Und im Entzücken sterbend sinkt das Nelumbium.

O Liebeslust, wie flammst Du, hell wie der Asgardbrand,
Darin ein Götterhimmel einst sein Verderben fand!
Ja, wenn die Feuerriesen der Sinnlichkeit befreit,
Dann heilge, reine Disen, naht Eure letzte Zeit!

Wo Lust und Liebe buhlen, da zeugen sie geschwind
Die Tochter heissen Blutes, und Wollust heisst ihr Kind.
Auf wächst sie zur Virago, die Riesen niederringt;
Der Eumeniden Schönste sie Flammenfackeln schwingt.

So nennt auch Faustus Liebe, was Liebe nimmer ist,
Ihm scheint der Wollust Urbild die Huldin die er küsst.
Und als er sich ein Reicher, ein Hochbeglückter glaubt,
War er nie mehr des Reichthums, nie mehr des Glücks beraubt. —

In Lieb' und Lust der Liebe verrauscht ihm fast ein Jahr,
Und Helena wird Mutter, das däucht ihm wunderbar.
„Hab' ich nicht von der Hölle nur ein Phantom begehrt,
Um meiner Lust zu fröhnen, und hat sie mehr gewährt?“

„Und wirklich Mutter? Wirklich ich Vater?“ — Freudig schlägt
Sein Herz, als ihm die Amme sein Kind entgegen trägt.
Das blühnde Kind, die Wänglein wie rosenübermalt,
Und wie der Mutter Liebreiz aus seinen Augen strahlt!

O Vaterglück, wie füllst Du mit Lust des Mannes Herz!
Eine neue Welt enthüllst Du, trägst Wünsche himmelwärts!
Faust hätte gern gebetet, so fröhlich durft' er sein;
Dass er nicht beten durfte, war jetzt ihm bittre Pein.

Das trübt ob seinem Haupte den neuen Stern des Glücks;
Mit Wehmuththränen löscht es den Glanz des Flammenblicks.
Er nennt den Knaben Justus, und seufzet still dazu:
„Gerechter mögest werden als ich, mein Justus, Du!“

XXXVI.

TRUEBE AHNUNG.

„Kein Himmel ist so helle, dass ihn kein Wölkchen trübt;
Kein Flügel ist so schnelle, der nicht auch Ruhe liebt.
Kein Herz ist so zufrieden, dass es nicht Wünsche hegt,
Es hofft ein Herz hienieden bis man's zu Grabe trägt."

„Und mir, mir sollte Ruhe durch stilles Glück erblühn?
Dazu sind meine Wünsche zu hoch und überkühn.
Das Glück wird nie gebunden an Wesen, Zeit und Raum;
Das Glück wird nie gefunden, als nur im Hoffnungstraum."

„Eine graue Riesenmutter sitzt überm Ei der Welt,
Das sie mit eh'rnen Ketten an sich gefesselt hält.
Und unaufhörlich regt sich ihr dunkles Flügelpaar,
Wild ineinander wirrend umweht sie Schlangenhaar."

„Sie hält in ihren Händen ein schneidend Schwert empor;
Umflammt von rothem Mantel wie Nordlands Meteor.
Aus ihrem Schooss gebiert sie drei Drachen: einer bringt,
Der andre würgt, der dritte den Raub allein verschlingt."

So Faustus spricht zum Wagner in stillvertrauter Stund,
Und dieser: „Tiefe Räthsel verkündet Euer Mund.
Dürft' ich die Deutung wagen, wie solches Ihr gemeint,
So möcht' ich frei Euch sagen, wie mir der Sinn erscheint.“

„Die graue Riesenmutter ist Zeit, die höchste Macht;
Die brütend überm Weltei, gleich einem Drachen, wacht.
Das Schicksal ist die Fessel, in die sie jenes schlägt;
Geburt und Tod sind Schwingen, die sie beständig regt.“

„Und ihres Hauptes Wirrhaar ist Zufall wohl, Geschick?
Dem wirds zur güldnen Kette, dem andern wirds zum Strick.
Ein Ariadnenfaden wirds dem zu Glück und Heil,
Ein Spinneweb der Hoffnung führt's den am Narrenseil.“

„Ihr schneidend Schwert ist Zwietracht, ihr Mantel Krieg und Mord;
Den breitet sie gar weit aus, so über Süd als Nord.
Und ihre Drachenkinder? Die träge Zukunft bringt
Was Gegenwart ermordet, Vergangenheit verschlingt.“

Mit trübem Sinnen Faustus zum treuen Freunde spricht:
„O nein, Du deutest, Wagner, mir meine Räthsel nicht!
Und wenn auch nicht verachtbar mir Deine Deutung scheint,
Mir brennt's im Herzen anders, und anders ist's gemeint.“

„Verbrechen heisst die Riesin, der Welt ausbrütend Fluch;
Die Sünden sind die Fesseln, drein sie mein Dasein schlug.
Die Schuld ist mit dem Laster ihr dunkles Flügelpaar,
Ueberm Haupte Gottverhasster regt sie das immerdar!“

„Ihr Haar ist das Gewissen, das beisst, wie Natterzahn;
Und schwebend ob dem Sünder hängt stets ein Schwert daran.
Das Schwert, das heisst Vergeltung, Furcht ist der Blutprophet
Der wie ein Flammenmantel um ihre Schultern weht!“

„Und nun? Das Drachenkleeblatt, das sie geboren hat?
Den ersten nenne Vorsatz, den zweiten nenne That,
Der dritte folgt als Folge, der Gier nach Beute trägt,
Und Zähne, spitz wie Dolche in Sünderherzen schlägt.“ —

„„„O Herr, warum so trübe, warum so schmerzgepresst?
Auf Freundschaft baut und Liebe, wenn Euch die Ruh verlässt!
Blickt nicht hinaus zur Zukunft in dunkle Mitternacht,
Freut Euch des hellen Tages, dess Gegenwart Euch lacht!“““

„Bald wird der Tag verschwinden, bald wird sein Schein vergehn,
Mit düstern Schauerflügeln wird mich die Nacht umwehn.
O dass ich nicht den Schimmer, den eiteln, angeblickt!
O dass mich nie die Blendung vom rechten Pfad entrückt!“

„Ich irr' in einer Wüste, die rings an Labe leer;
Ich bin hinausgeschleudert in ein empörtes Meer.
Ich schwimme noch, ich schwanke im öden Ozean,
Ach, eine morsche Blanke nur ist mein Lebenskahn!“ —

Zur Seite steht Mephisto, der schielt nach Faustus arg,
Und spricht: „Für solchen Träumer wird jedes Bret zum Sarg.
Der grösste Thor ist immer, der sich mit Sorgen quält,
Der selbst im Schooss Fortunens unwissend, was ihm fehlt.“

„Dem Thoren, dem nichts recht ist, der meiner Müh nicht dankt,
Der täglich mit dem Himmel, wie mit sich selber zankt,
Dem mag ein Andrer dienen, ich bin nicht neidbewegt,
Fast möcht' „Gottlob“ ich sagen, dass bald sein Stündlein schlägt!“

„Kein Himmel ist so glanzhell, dass ihn kein Wölkchen trübt,
Kein Flügel ist so ganz schnell, dass er nicht Ruhe liebt.
Faustus ist nie zufrieden; säss' er in Abrams Schooss,
Ihn risse kindsches Wüthen aus sieben Himmeln los.“

XXXVII.

VORGEFUEHL.

Das Herz ist eine Glocke, die schlägt manch ernste Stunde;
Sie giebt von Freudenfesten, sie giebt von Trauer Kunde.
Wenn tief im Busen Aufruhr, wenn die Gefühle ringen,
Da schlägt sie laut und angstvoll, und möchte fast zerspringen.

Das Herz ist eine Harfe, die Gott besaitet hat,
Der Sünder nur verstimmt sie durch frevelhafte That.
Und will sie dann erklingen, dann wird's ein trüber Klang,
Leichhuhnruf über Gräbern, und heisrer Unkensang.

Und tief im Herzen wohnet eine Rune wunderbar,
Die sagt prophetischdunkel die künftgen Dinge wahr.
Sie warnt mit leiser Mahnung, es warnt kein Freund getreuer,
Und das Gespenst der Ahnung hüllt sich in ihre Schleier.

Um Faustus ist es trübe, recht trübe, still und leer;
Ihn heitert nicht die Liebe mit sanftem Kosen mehr.
Kaum dass es ihn, den Ernsten, zum leisen Lächeln zwingt,
Wenn seine Arme Justus um Vaters Nacken schlingt.

„O Leben, rollend Leben, Du Flügelball des Glücks,
Du Spiel der Götterlaune, Du Kampfpreis des Geschicks!
Was fliehst Du mir so flüchtig vorüber, Huldgestalt?
Du, für so Viele liebreich, warum für mich so kalt?“

„O Leben, süsse Buhle, was hab' ich Dir gethan?
Was blickst Du mich so finster, so kalt, so lieblos an?
O lass von mir Dich halten! Komm, küsse Faustus warm!
Nimm gegen Nachtgewalten mich rettend in den Arm!“

„Bald ist der Zauberbecher geleert bis auf den Grund;
Und der bethörte Zecher führt ihn nicht mehr zum Mund.
Er schleudert ihn zum Abgrund, und stürzt sich hinterdrein,
Und keine liebe Stimme ruft schmerzbewegt: Halt ein!“ —

Er ruft's und schlägt die Hände wild vor sein Angesicht;
Er möchte gerne weinen, ach, und vermag es nicht.
Er hat nicht eine Zähre des Leides, noch des Zornes;
Die Pforten sind verschlossen des milden Thränenbornes.

Da naht die Reizumflossne, Lust lebt, wohin sie tritt,
Die Schönheitübergossne, sie bringt den Knaben mit.
Gleich Himmelslenzen blühet ihr Rosenwangenpaar,
Und sanfte Flammen sprühet ihr Auge, wunderklar.

„Mein Faustus! trauter Gatte bleibt kein Gedank' an mich?
Und quälest nimmerfröhlich doch mit Gedanken Dich?!
Mein Faustus, lass sie schwinden, die Kinder schwarzer Nacht,
Sieh mich, sieh Deinen Knaben, wie der so freundlich lacht!“

„„O Helena! Von Hellas? Nein, von der Höll' entführt!
Weib, das sich meine Thorheit, das sich mein Wahn erkührt!
Du nicht vermagst zu trösten, Halbding von Mensch und Geist,
Du nicht vermagst zu fühlen, was mir das Herz zerreisst!““

„Wie Du mich kränkest, Faustus! Bin ja Dein treues Weib!
Bin kein Phantom, kein Trugbild! Nicht Luft ist dieser Leib!
Hab' ich Dich nicht umschlungen, so liebereich und warm,
Und ruhtest, lustdurchdrungen, Du nicht in meinem Arm?“

„Und hast Du mich geküsst nicht, ach viele tausendmal?
Hab' ich Dir nicht geboren diess Kind mit Mutterqual?
Nun quält mich solcher Vorwurf, der mir das Herz zerbricht;
Abläugne Heil und Himmel, nur meine Liebe nicht!“

„Das ist Dein Fluch, mein Faustus, dass Du Dein Glück nicht glaubst;
Dass Du mit ewger Sehnsucht Dir selbst den Frieden raubst!
Kein Gott vermag zu trösten, Beklagenswerther, Dich!“
So rief sie, herzte weinend den Knaben, und entwich.

„Wohl wahr, kein Gott vermag das; Wahrheit hast Du gesagt!
O wie mir's in der Seele so furchtbar schrecklich tagt!
Die Röthe, die dort aufglüht, ist das die Sonne? Nein!
Brand ist es, Höllenfeuer; mich — stossen sie hinein!“

„Ja näher, schrecklich näher kommt mir der letzte Tag;
Ein beutegierger Geier, wie saust sein Flügelschlag!
Und ich? Ich bin Prometheus, gefesselt Fuss und Hand,
Steh' nackt ich angeschmiedet an nackter Felsenwand!“

„Ich kann nicht vor, nicht rückwärts! Weh mir — der Geier beisst!
Friss, friss, Du wilder Vogel! Den Leib nicht! Friss den Geist!
Ins Hirn hack' ein, das bietet Dir noch ein leckres Mahl;
Wenn's erst der Wahnsinn anbrennt, mein Geier, dann wird's schal!"

Im wilden Schmerz aufheulend rauft Faustus sich das Haar,
Und unter'm Ofen, spottend, heult auch Prästigiar.
Der fletscht die scharfen Zähne, rollt wild der Augen Gluth,
So heult wohl die Hyäne und rollt ihr Aug' nach Blut.

„Kommt zu Euch, Herr!" spricht Wagner, und tritt dem Armen nah:
„Ihr träumt in Fieberwahnwitz, die Zeit ist noch nicht da!
Das Herz ist eine Glocke; wenn Schmerzgefühle ringen,
Da schlägt sie laut und angstvoll, und möchte fast zerspringen."

XXXVIII.

PROPHEZEIHUNG.

„Und muss es sein, ertönt mir der Todtenglocke Klang,
So will ich mich bereiten zu meinem letzten Gang.
Will schauen in den Spiegel was Künftiges geschieht,
Man sagt ja, dass im Sterben der Geist weit heller sieht!“

So Faustus spricht, und einsam forscht er der Zeiten Lauf,
Und was den Blicken kund wird, er zeichnet's fleissig auf.
Und mehr als ein Jahrhundert steht ihm vor Augen klar,
Das sammt den Riesenthaten noch ungeboren war.

Und Wagner hat gar sorgsam die Schriften aufbewahrt,
In denen sein Gebieter die Zukunft offenbart.
Aus jenen alten Rollen, des Wagner bestem Hort,
Tönt mit bedeutungsvollem Prophetenbild das Wort:

„Ich las im Buch der Zeiten, das ist ein dunkles Buch,
Von Greueln vollgeschrieben und schwer von Völkerfluch.
Sah Blätter, die noch leer sind, mit Thaten schon bemalt,
Und Schulden, die blutschwer sind, die sah ich schon bezahlt.“

„Zeit zeichnet ihre Thaten mit Blut und Thränen auf;
Goldstaub zermalmter Kronen streut sie statt Sandes drauf.
Und ist Blut ihre Tinte, dann ist das Schwert ihr Kiel;
Nicht müd' wird sie des Schreibens, sie hat des Stoffs zu viel."

„Ich sah im Buch der Zeiten das alte Babylon;
Dort sitzt ein stolzer Herrscher auf einem heilgen Thron.
Und um ihn her die Hirten der Völker seh' ich knie'n,
Die Gott vergessend kommen und beten an — nur ihn."

„Er hält in seiner Linken den Schlüssel, strahlend sehr,
Es fällt das helle Blinken auf Himmel, Land und Meer.
Er neigt in seiner Rechten den Kreuzesstab zum Gruss,
Und den demüthgen Knechten reicht er den Fuss zum Kuss."

„Er schmiedet Völkern Ketten uralter Finsterniss;
Er ist ein Wolf, der wüthend das weisse Lamm zerriss.
Ein Löwe, der umherbrüllt, wen er verschlinge, sucht,
Ist in Jehovas Tempel ein Wechsler, gottverflucht."

„Da, wie der Hochgewaltge voll Gottesmajestät,
Voll Uebermuth und Herrschsucht sich auf dem Throne bläht,
Da seh' ich aufwärts steigen den silberweissen Schwan,
Der zündet eine Fackel am Wahrheitspiegel an."

„Und wilder Kampf entbrennt nun des Morgens mit der Nacht,
Des Geistes mit dem Worte, der Schwachheit mit der Macht;
Der Freiheit mit der Knechtschaft, der Wahrheit mit der Lüge;
Wie trägt der Zeiten Bildniss so blutentstellte Züge!"

„Der Halbmond steigt im Osten mit rothem Glanz empor,
Der hohen Pforte Wächter pocht an das Kaiserthor.
Lasst Türkenglocken läuten, den Himmel fleht um Schutz!
Es bieten böse Zeiten sogar dem Himmel Trutz.“

„Nach einem neuen Weltheil hinschifft Hyänenwuth,
Und trinkt zur Ehre Gottes sich satt im Heidenblut;
Und bringt den armen Völkern, anstatt dem sanften Heil,
Nur Laster, Sklavenketten, Tortur und Henkerbeil.“

„Es eilet aus Hispanien ein junger Leu daher,
Zur Hülfe jenem Alten, und mit ihm Wolf und Bär;
Doch kühn zum Kampfe stellen darf ihnen sich der Schwan,
Fruchtlos die Hunde bellen den Mond, den reinen, an.“

„Aus einer Klosterhöhle, darin sie träumte, kriecht
Die listenreiche Schlange, die jede Farbe lügt:
Die sich um Throne ringelt, in Fürstenherzen schleicht,
Und jedes Mittel heiligt, das seinen Zweck erreicht.“

„Dort schlägt ein blutger Tiger die Tatz' ins Niederland;
Dort wirft die Riesenflotte der Sturmwind an den Strand.
Dort wird gar lustge Hochzeit gehalten in Paris;
Setzt roth in die Kalender den Tag, ihm ziemet diess.“

„Und aus dem Schooss der Zeiten aufsteigt ein Meteor,
Das eine Flammenfahne schwingt vor dem Himmelsthor;
Doch in dem Purpurglühen das vom Verderben spricht,
Stehn Himmelssterne freundlich mit ihrem ew'gen Licht.“

„Ich sehe düstre Fackeln durchlodern alle Land',
Und das sind Scheiterhaufen, entflammt von Henkerhand.
Und Feuerzeugen sind es, die lästern Gott in Qualen,
Und sind die Goldbuchstaben in der Zeiten Blutannalen.“

„Den Fanatismus seh' ich in Hütten, auf dem Thron;
Er ist ein blinder Schütze, ein giftger Skorpion.
Seh' Königshäupter rollen, hei, wie der Blutborn springt!
Wie dumpf durch alle Länder die Todtenglocke klingt!“

XXXIX.

ZWEITE PROPHEZEIHUNG.

„Und mehr von künftgen Thaten les' ich im Zukunftbuch,
Und vor mir aufgeschlagen ist mancher düstre Zug,
Dass ich kaum weiss zu deuten, was dort mein Auge trifft;
Die Schrift im Buch der Zeiten ist Hieroglyphenschrift.“

„Krieg ist das Spiel der Kön'ge, Krieg ist ein schönes Schach,
Drauf jeder Zug ein Feldzug, das spielt sich ganz gemach.
Drauf jeder Schlag 'ne Schlacht ist, das mag recht lustig sein,
Und auf blutrothen Feldern jeder Stein ein Leichenstein.“

„Dort schwingt ein Hahn die Flügel, sein Kamm ist blutgeschwellt;
Es fliegt sein lautes Krähen furchtbar durch alle Welt.
Und was er kräht, klingt Freiheit! und Freiheit! hallt es nach,
Durch alle Lande rollend wie lauter Donnerschlag.“

„Stets ist ein neuer Götze willkommen blindem Wahn;
Er würgt ihm Menschenopfer und betet knie'nd ihn an.
Er färbt sich roth sein Käpplein im Opferblut, umtanzt
Den Freiheitsbaum, den Wahnsinn auf Königsgräber pflanzt.“

„Da schwebt ein Aar herüber vom Felseninselhorst,
Der stählt die jungen Schwingen im starren Lanzenforst.
Der schleudert nach den Bäumen der Freiheit kühn den Blitz;
Todt liegt der dumme Schreier, der Hahn, am Herrschersitz.“

„Und weil der Aar die Blitze so gut zu schleudern weiss;
Und ihn das Volk vergöttert, dünkt er sich selber Zeus.
Und setzt, denn solchen Aaren ist Kühnstes schon erlaubt,
Die Krone der Cäsaren auf sein gewaltges Haupt.“

„Doch ist der Aar ein Raubthier, taugt nicht ins Hühnerhaus;
Er streckt nach Süd- und Nordland die scharfen Krallen aus.
Für sich und sein Geschwister trägt er viel Raub ins Nest;
Ihr Königsgeier haltet nur Eure Kronen fest!“

„Nur nicht zu hoch, mein Adler, zu tollkühn nicht den Flug!
Der Flügel wurde treulos, der Ikarus einst trug;
Der schmolz in Gluth. O dass Du die Flügel nicht verlierst,
Und wahre wohl die Schwingen, dass Du sie nicht — erfrierst!“

„Ha, wie die Völker ringen, wie's gen den Adler zieht,
Der mit gelähmten Schwingen grimmvoll zur Heimath flieht!
Wie Schlachtendonner tosen, wie Völker Freiheit schrein!
Nun nach dem kranken Löwen schlägt auch das Eselein!“

„Da fallen Königskronen herab vom Zeitenbaum;
Da wird's leer auf den Thronen, drauf mancher sass im Traum.
Ein König soll nicht träumen, sonst wird sein Land nicht froh;
Nicht stets den Joseph findet ein Träumer-Pharao.“

„Einst werden Kön'ge träumen von einem heilgen Bund,
Den Frieden zu befesten auf diesem Erdenrund;
Wie locker auch die Parze des Bundes Faden spinnt,
So lange bleibt's doch Frieden, — bis neuer Krieg beginnt.“

„Und einen Phönix seh' ich, der steigt aus Asch' und Brand;
Und von zersprengten Ketten fliegt heller Klang durchs Land.
Und wieder nennt sich Freiheit ein flammendes Panier,
Wo das auch wird entfaltet, Blut kostet's dort, wie hier.“

„Und ob die Herrscher blinzeln hin in das Morgenlicht,
Den Phönix ganz zu retten verstattet Klugheit nicht.
Was will der Wundervogel? Ziemt ihm ein Diadem?
Den Halbmond lasst in Frieden, stört nicht das Weltsystem!“

„Dort äfft ein neuer König dem alten Nero nach,
Ein schlechter Histrione, den Schande trifft und Schmach.
Dort werden Herrscher flüchtig, und Freiheit ruft's auf's Neu.
Die wird durch alle Lande das laute Feldgeschrei.“

„Die Menschheit steht erwartend der Dinge, die geschehn;
Und schaudernd soll ihr Auge das Ungeheure sehn.
Dort wüthen Krieg und Flammen, dort Pèst und Hungersnoth,
Und über Völkergräbern frohlockend tanzt der Tod.“ —

„O Freiheit, wahre Freiheit, Du hohes Ideal,
Wann bricht durch Nacht und Grauen Dein schöner Segensstrahl!
Wann leuchtet allen Geistern Dein gottentflammter Stern?
Zeit, der die Völker harren, bleibst Du noch lange fern?“

„Du Freiheit, wahre Freiheit des Geistes und des Lichts,
Du bist der Hort der Völker, und nur an Dir gebrichts!
O komm, Du Gottgeborner, Du Weltmessias, komm,
Und mache froh die Menschheit, und glücklich, gut und fromm!“ —

„Nichts mehr von künftgen Tagen les' ich im Zukunftbuch,
Die Blätter sind verdunkelt von Völkerblut und Fluch.
Auch nichts von bessern Zeiten mein Aug' erblicket hat;
Die bessre Zeit, die steht wohl auf einem andern Blatt.“ —.

XL.

KUENDIGUNG.

Im Lebensbaum des Menschen soll eine Sanduhr stehn,
Die rinnt und rinnt, und keinen siehst Du herum sich drehn.
Das Leben rollt gleich eilig wie dort abfällt der Sand,
Und Manches scheint uns heilig, und Vieles ist nur Tand.

Und wenn der Sand verronnen, zerbricht das morsche Glas;
Was ist's, das wir gewonnen, erstrebt, errungen? Was?
Fahr' wohl dann Welt, so werthlos wie Sand! Du Heimathland
Gönn' uns in Dir ein Bettlein, kühl — unter Deinem Sand.

Doch glücklich, wer mit Ruhe dem Tag entgegenblickt,
An dem der Todesengel die Lebenslilie knickt!
Dess Blut nicht der Gedanke erstarren macht zum Eis,
Dass er Kraft innrer Ahnung den Tag schon nahe weiss.

Zu Faustus tritt Mephisto: „Bald tanzen wir Kehraus!
Die Zeit verläuft, mein Doktor, bestellt nur Euer Haus.
Ihr warft mich zu den Hunden, dass ich erniedrigt sei;
Habt mich doch treu befunden, fürwahr, recht hundetreu!“

„Nun bin ich endlich, endlich des Dienstes quitt und baar!
Vergebens mögt Ihr rufen um den Prästigiar.
Wenn wir uns wiederfinden, in unserm Lustrevier,
Mein guter, kluger Doktor, dient Eure Weisheit mir!“

„„Den ewgen Fluch zum Lohne für Deine Dienste nimm!““
Antwortet darf dem Hohne des Geistes Faust voll Grimm.
„Nimm für Dein erstes Nahen, für jeglichen Besuch,
Eine Meerfluth voll Verwünschung und eine Welt voll Fluch!“

„„Wie ziemt Dir solches Rasen, mein Philosoph? O sprich
Ehvor stolz aufgeblasen, und jetzt — wie lächerlich!
Mich sollte doch bedünken bei Deiner Phrasen Schwung,
Um kindisch schon zu werden sei Faustus — noch zu jung!““

„Ja höhne, höhne, höhne! Spalte mein Hirngebein,
Und träufle Deiner Zunge heisszischend Gift hinein!
Was flatterst Du so ferne? Tritt nah zu mir heran!
Hier ist mein Herz, zerfleisch' es mit Deinem Tigerzahn!“

„„Wie wild Du bist! Der Aerger ist schädlich, wie Du weisst!
Gewissen heisst Dein Tiger, und Angst ist's die Dich beisst.
Hast Du's mit dem verdorben, was haderst Du mit mir?
Du bist ein Thor, ich aber hab' nichts gemein mit Dir!““

„Weh, weh mir, dass ein Solcher mir Solches sagen darf!
O wie sind seine Worte, wie Dolche, spitz und scharf!
Sie schneiden Herz und Seele mir blutig, blutig wund;
Abgrundpropheten thun sie mir künft'ge Qualen kund!“

„Er ist hinweg; ich stehe nun machtlos, ganz allein;
Das Echo meines Namens, der Schein von meinem Sein.
Die Fackel, die geleuchtet, und die nun ausgebrannt,
Der Leue, den die Schlange der Wüsten übermannt!“

„Ich war ein Baum, der weithin sein grünes Laubdach wob;
Der stolz zum Himmel ragend die Krone prangend hob.
Der mit den Wurzelfassern hinab zur Tiefe drang,
Und unten die Gewalten bewältigt' und bezwang.“

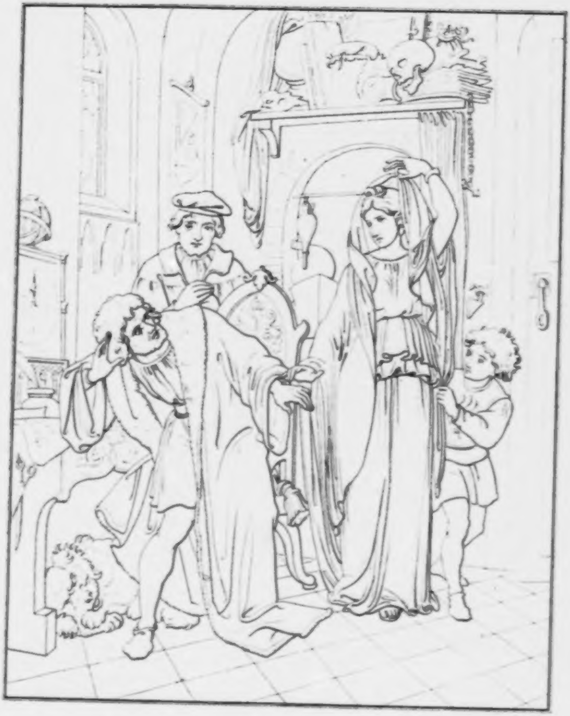
„Nun nagt ein Wurm die Wurzel, nun stockt im Stamm der Saft,
Nun in den Aesten dorrt mir die frische Lebenskraft.
Nun zischt der Blitzstrahl nieder, anfacht die Gluth der Sturm,
Und ewig brennt das Feuer, und ewig nagt der Wurm.“

„Es ist vorbei — vom Schauplatz der Welt tret' ich herab,
Den jubelnd einst und gaffend die Menge laut umgab.
Dort jauchzten sie mir Beifall, doch tief im Innern wühlt
Ein Wurm, der flüstert grässlich: Faust, Du hast schlecht gespielt!“

„Es ist vorbei! O wär' es vorbei! Und wär' ich todt!
Die Seele todt und alles! Aus wäre meine Noth!
Vernichtung, o Du schönes Gespenst, komm über mich!
Gieb mir den Kuss des Todes, dankbar umarm' ich Dich!“

„Still — ruhig! Will mich zwingen, will Mann sein noch zuletzt.
Ich will mein Haus beschicken recht ernst und recht gesetzt.
Warum auch jetzt verzweifeln? Bleibt mir dazu nicht Zeit
Im Nachtreich bei den Teufeln hindurch die Ewigkeit?“ —

„Im Lebensbaum des Menschen wohl eine Sanduhr steht;
Das Glas, das wird zerbrochen, der Sand, der wird verweht.
Der Baum wird abgehauen, nichts ist, das Dauer hat
Als martervolle Strafe für gottverfluchte That.“ —



TESTAMENT

XLI.

DAS TESTAMENT.

„Und will zur Neige werden mir im Pokal der Wein,
Und ist nichts mehr zu hoffen, muss es geschieden sein,
Wohlan, so lass uns ordnen, so sei das Haus bestellt,
Dass nicht in fremde Hände, was wir erworben, fällt!“

So Faustus spricht zum Wagner, und der erwiedert drauf:
„Wohl, setzt für Euer Weib nur den letzten Willen auf,
Vergesst auch Euer Kind nicht; was dann in meiner Macht,
Das wird für Eure Lieben, wie für Euch selbst, vollbracht.“

„„Mein Weib und Kind? Du träumest! Bedürfen die mein Gut?
Rollt ihnen durch die Adern der Erdenkinder Blut?
Trugbilder, mich zu halten am ewigfesten Band,
Und meiner Lust zu fröhnen, hat sie die Nacht gesandt.““ —

Da tritt mit ihrem Knaben das schöne Weib herein;
Ein dichtgewobner Schleier hüllt ihre Schönheit ein.
Faust wendet sich, sie hält ihn, in Königsmajestät
Steht sie vor ihm. „Vernimm mich, denn später ists zu spät!“

„Ich komme nicht zu betteln um das, was ich verlor;
Ist doch der Mann ein Schwächling, den meine Lieb' erkor.
Nicht um Dein Gut zu betteln wegwirft sich Helena,
Gieb alles Deinem Freund hier, die Treu verdient es ja.“

„Dass Faustus uns verläugnet, wir habens nicht verdient;
Doch Höh're zu verläugnen hat er sich schon erkühnt!
O dass die Dir vergäben, wie wir vergeben Dir!
Die Liebe scheidet weinend und lässt die Reue hier!“

Sie sprichts und hebt noch einmal die Schleier sanft empor;
Ein Goldstern scheint ihr Antlitz durch Trauerwolkenflor.
Ihr Augenpaar, sanft lächelts, durch Thränen, schmerzlich süss,
Bis sie darüber wieder die Schleier sinken liess.

Und fasst die Hand des Knaben, und geht, wie Schatten gehn,
Und nimmer kommt sie wieder, und wird nicht mehr gesehn.
In Sinnen tief steht Faustus, und seufzt ein leises Ach;
Und Wagner blickt mit Staunen dem schönen Räthsel nach.

„Fahr' wohl!“ ruft Faustus: „Traum nur war mir Dein Liebeskuss!
Dich gab nur als Phantom mir mein böser Genius.
War's anders? Schlug mir wirklich ein menschlich fühlend Herz?
O lasst es mir verhüllt sein, das mehrte mir den Schmerz!“

„Mein Haus, mein Vatererbe sei, Wagner, künftig Dein;
Der Goldschatz, die Geräthe, was ich nur nenne mein.
Was mir von guten Gönnern noch ward, erfreue Dich,
Und denke, treue Seele, wenn Du's gebrauchst, an mich.“

„Die nekromant'schen Bücher, all mein Geschrift nimm hin;
Verfahre nach Gefallen damit, nach eignem Sinn.
Du bist der Zeichen kundig, es sei die Kunst Dir werth,
Wirst Du mir nimmer fluchen, dass ich sie Dir gelehrt?“

„Dein letzter Dienst, mein Wagner, der sei Dir theure Pflicht:
Du wirst mein Leben schildern, vergiss mein Leiden nicht.
Sei wahrheittreu, nicht füge Willkührerdachtes bei,
Dass ich Dich nicht der Lüge zu zeihn genöthigt sei.“

„Gar Viele werden fragen nach mir und meinem Thun;
Dann sollst Du Wahrheit sagen, werd' ich im Grabe ruhn.
Ruhn? — Weh mir! ob ich ruhe, wer reicht mir diesen Stab?
O gäb' mir Ruh die Truhe, gäb' Ruhe mir das Grab!“

„Mein Name wird nicht sterben, ich kaufte hoch den Ruhm!
Kann ihn auch nicht vererben, der bleibt mein Eigenthum.
Doch wird Dich Jeder nennen, der nur vom Faustus spricht;
Wo man die Meister rühmet, schilt man die Schüler nicht.“

„Mich werden Viele schildern oft mit verworrnem Sinn,
Und malen mich in Bildern, wie ich nicht war, noch bin.
Es kann in Lieb', im Hassen, im Kampf und Untergehn
Mich Keiner ganz erfassen, mich Keiner ganz verstehn.“

„Verstand ich doch mich selbst nicht! — Ein hochgewaltger Drang
Riss mich durch irre Bahnen zum dunkeln Untergang.
Vermocht' ich ihn zu zügeln, der eine Welt zerschlug,
Und auf Dämonenflügeln mich über Trümmer trug?“ —

„Hätt' ich den Drang gezügelt — dann wär ich nicht — der Faust!
Ein ehrbarstiller Mensch wohl, doch nimmermehr der Faust!
Der aus dem Lebensbecher die Neige schürft vom Wein;
Fahr' hin, armselges Leben; es muss geschieden sein!“

XLII.

FREUNDESTROST.

Die Reue hinkt an Krücken, und kann nicht eilig sein;
Voran eilt That gar flüchtig, doch Reu schleicht hinterdrein.
Es ist ein' alte Mutter von vielem Weinen blind,
Von ihrem Kind geleitet, und Bessrung heisst ihr Kind.

Und wo mit ihrem Kindlein die lahme Reue geht,
Und an die Pforten anklopft, da kommt sie meist zu spät,
Und öffnet wer aus Mitleid auch noch dem Mütterlein,
Das Kind — ist schwer zu pflegen, sie lassen's ungern ein.

Da sie denn beide wandeln am Bettelstab durchs Land,
Die Blinde treu geleitet von ihrer Tochter Hand.
Und wer sie sieht, die Arme, gehn mit der blassen Maid,
Der flüstert still und schaudernd: Dort wandeln Reu und Leid. —

Mit Blicken tiefen Grames sitzt Faustus kummervoll;
Nicht eine Zähre lindernd aus seinen Augen quoll.
Nicht eine Hoffnung lächelnd durchleuchtet sein Gehirn,
Den Wolkenflor der Trauer durchblitzt nicht ein Gestirn.

Nacht ist um ihn, recht schwarze, recht schauerliche Nacht,
Und in ihm Nacht so graunvoll, wie tief im Bergesschacht,
Wo durch die feuchten Klüfte der Schwaden bläulich zischt,
Und von dem dunstgen Gifte des Steigers Licht erlischt.

Es geht ein grauer Berggeist durch manchen dunkeln Stollen,
Oft hört man in den Teufen ihn donnerähnlich rollen.
Oft warnt er treu vor Unglück die Knappen dann, die Guten,
Oft züchtigt er die Bösen mit unsichtbaren Ruthen.

Der Berggeist heisst Gewissen, wohnt in des Busens Schacht;
O hätten wir nur immer des treuen Warners Acht!
Doch weil er oftmals still scheint, und weil er lange schont,
Schreckt uns nicht mehr sein Mahnen; wir werden sein gewohnt. —

Nicht Klagen mehr hat Faustus, nicht Worte mehr des Leides;
Ach, Wort und Klage trösten, sein Schmerz versagt ihm beides.
Im Marmorsarg des Busens versteinert liegt sein Schmerz;
Stumm sitzt er, stumm und reglos, gleich einem Bild aus Erz.

Und Wagner naht, und mit ihm ein alter treuer Mann,
Der einst für bessre Regung des Magus Sinn gewann.
Dess Herz für jedes Leiden mit sanfter Wärme schlug,
Der mitleidvolle Tröstung für ihn im Munde trug.

„Nicht also Faustus, also nicht gebt Euch hin dem Gram!
Die Himmelslieb' errettet oft Sünder wundersam.
Ob Ihr auch tief versunken im Lasterelendspfuhl,
Hat doch Erbarmung inne den Weltenrichterstuhl.“

„Sie giesst des Zornes Schalen nicht flammend auf die Welt,
Sonst würden, ach, wir alle Verdammten zugesellt.
Ob noch so schrecklich lohe der Höllenflammen Gluth,
Sie löscht den Brand der Hölle mit der Erlösung Blut!“

„Und allen Sündern tönet ja die Verkündigung:
Auf wahre Reu und Busse wird Euch Entsündigung!
Die Reue lass Dein Schwert sein das gen den Feind Du kehrst,
Mit dem Du seinen Angriff, den heftgen, von Dir wehrst!“

„„Er hört Euch nicht!““ spricht Wagner: „Fruchtlos bleibt Freundesmühn,
Aus seinem dumpfen Brüten den Geist emporzuziehn.
Er will nicht Tröstung, sucht nicht an Freundesbrust sein Heil;
Zu tief in seinem Busen sitzt der Verzweiflung Pfeil.“

Wohl gar ein köstlich Ding ists um Freudestrost im Harm;
Freundschaft küsst den Erstarrten an ihrem Busen warm.
Freundschaft träuft milden Balsam in manche wunde Brust,
Freundschaft scheut selbst nicht Opfer, bringt jedes dar mit Lust.

Wohl dem, den Freundesliebe in ihren Armen hält,
Ihn stützet, wenn er strauchelt, ihm aufhilft, wenn er fällt,
Ihn warnet, wenn er abirrt vom Pfad, der sicher führt,
Der Freundesstimme gern hört, gern Freundesrath erkürt.

Ein lautres Gold ist Freundschaft, ein seltner Edelstein;
Zwei Muschelschalen schliessen die Wunderperle ein;
Die Schalen sind zwei Herzen, die fest zusammen halten;
Wer ihren Hort will rauben, muss erst die Herzen spalten.

Das ist der Armen Aermster, der nimmer Freundschaft fand;
Denn Freundschaft ist dem Guten ein theures Heimathland.
Beweint den Heimathlosen, er irrt auf fremder Flur;
Uns reicht die schönsten Rosen Freundschaft und Heimath nur.

Freundschaft ist allen Reinen ein heiligreiner Geist;
Und der ist zu beweinen, der Freundschaft von sich weist.
Faust weist den Engel von sich, der liebreich vor ihn trat,
Der mit der Trostesfackel sich seiner Nacht genaht.

„Hinweg mit Euerm Wortkram! Mich — sühnet keine Welt!
Der wird nicht mehr erhoben, der so wie Faustus fällt!
Hinweg mit Buss' und Reue! — Ich kann nicht mehr bereu'n,
Die Reue hinkt an Krücken, die holt mich nimmer ein.“ —

XLIII.

BOESE TRAEUME.

Es sagt ein altes Sprüchwort und redet's treu und wahr:
Ob Einer gut, ob bös ist, wird ihm in Träumen klar.
Die Träume sind im Leben die schwerste Bilderschrift,
Und der muss wahrhaft klug sein, der ihre Deutung trifft.

Die Träume sind Dämonen, ihr Königreich die Nacht;
Die Schläfer sind verfallen der tiefgeheimen Macht.
Sie gleichen einem Spiegel, der Zauberbilder zeigt,
Sie leihn dem Träumer Flügel, die tragen weit und leicht.

Wir träumen viel im Leben, wir leben viel im Traum;
Nachbargestade sind das, die trennt ein kleiner Raum.
Wir schiffen durch die Ufer auf schwankem Lebenskahn,
Und landen bald an diesem und bald an jenem an.

Auch Faustus träumt, nachdem ihn der Schlummer lange floh;
Und wen der Schlaf nicht findet, den macht der Traum nicht froh,
Der kämpft, bevor er einschläft zur oftgestörten Rast,
Mit seiner Qualgedanken, ach, bergeschwerer Last.

Im Traume sieht sich Faustus auf einem Fels im Meer;
Der Oede Grabesschweigen liegt schaurig um ihn her.
Die Wellen alle schliefen, und Luft und Sturmwind schlief,
Und über dunkeln Tiefen ziehn dunkle Wolken tief.

Und ihm, der auf dem Fels steht, wird plötzlich schrecklich klar:
Dass längst schon alles Leben der Welt gestorben war;
Dass es sich todt geweint hat ins Meer, von Graus umbordet,
Weil er durch seine Frevel den Herrn der Welt ermordet.

Und weil der Richter todt ist und seine Liebe todt,
Da wird nicht mehr von Strafe der Schreckliche bedroht;
Doch ach, nun ist auch Keiner der ihm vergeben hätte,
Nicht drunten und nicht droben die Hand, die liebend rette.

Er sieht die Wolken blutroth, und sieht das Meer versteint;
Die Sonne hängt am Himmel, ein Auge, blind geweint;
Glanzlos die sonst so strahlend auf alle Wesen blickte,
Als noch die Himmelsliebe den Erdball segnend schmückte.

Und als es rings grabstill ist, und Oede rings und Graus,
Da hebt sich aus der Meerfluth ein bleiches Weib heraus.
Das wächst und wächst, und rollet, das ungeheure Weib,
Um Land und Meer entsetzlich den Riesenschlangenleib.

Und wälzet sich zu Faustus, dem Schreckdurchbebten, hin;
Und kreischet: „Süsser Buhle! Hier bin ich, Dein Gewinn!
Du hast aus Todesbanden mich wieder wach geküsst,
Und ich bin auferstanden, weil Gott gestorben ist!“

Sie haucht ihn an, sie naht ihm mit tödtlich giftgem Kuss,
Der machtlos nun am Busen der Sünde liegen muss.
Da wankt der Fels, da sinkt er in tiefe Schauernacht,
Und stöhnt in Todesschmerzen, und wimmert und erwacht.

„O trüber Traum! Du Nachtmähr, Du grausiger Dämon,
Hast Du kein Bild der Rückkehr von dem verlornen Sohn?
Ist denn die Welt gestorben, sind alle Himmel leer?
Und zeigt sich dem Verlassnen kein Vaterantlitz mehr?“

„Nein, nein, kein Vaterantlitz! Mir nicht, mir ewig nicht!
Horch! Laden nicht Posaunen schon vor das Weltgericht?
Ein Seufzen hör' ich stöhnen, in Lüften sterbensmatt,
Herfliegt des Jammers Tönen von Thale Josaphat!“

„Dort wimmelt's, weht und rauscht es, Gebein strebt zum Gebein;
Wo find' ich mich? Ich liege tief unter schwarzem Stein!
Ha wie die Schattenschaaren all' bleich vorüberwehn!
Helft mir, ihr ew'gen Engel! Ich kann nicht auferstehn!“ —

Furcht ist die Henkergeissel, die Faustus Seele quält;
Ist eine Nachtprophetin, die nur von Qual erzählt.
Beim Tagslicht eine Wolke, schwerdrohend, wetterfahl,
Zur Nacht ein bleicher Irrstern, ein blauer Schlangenstrahl.

Furcht schleicht sich in die Träume, sie macht den Schlummer schwer,
Sie drückt als Alp den Schläfer und peinigt ihn gar sehr.
Es bleibt durch alle Zeiten das alte Sprüchwort wahr:
Ob Einer gut, ob bös ist, wird ihm in Träumen klar.

XLIV.

SCHWERMUTH.

Oft liegt des Sommers Schwüle schwerdrückend auf der Flur;
In dunstige Schleier hüllt sich des Firmaments Azur.
Und dräuend niederhängend ziehn Wolken, schwarz und schwer,
Ein banges Schweigen waltet, kein Leben regt sich mehr.

So liegt ein drückend Bangen auf Faustus Seele hart,
Vom Trauerflor umhangen ist seine Gegenwart.
Und Grausen macht ihn zittern, wenn er zur Zukunft blickt,
Die finster, gleich Gewittern, schwer, furchtbar, näher rückt.

Es wandelt übern Erdkreis ein stilles Weib voll Grauen,
Gespensterbleich und schweigsam; weh denen, die sie schauen.
Um ihren Frieden ist es auf immer dann gethan;
Sie stiert mit Wahnsinnblicken die Menschenkinder an.

Sie trägt nicht Wehr, nicht Waffen, sie wandelt ganz allein;
Doch schon ihr Anblick wandelt das Leben fast in Stein.
Sie macht die Stärke zittern, macht schwer Muth, Kraft und Geist,
Daher nicht unbedeutsam Schwermuth die Pilgrin heisst.

Und Schwermuth tritt zu Faustus mit dem Eumenidenblick,
Mit dem Medusenantlitz, furchtbar, wie das Geschick.
Er sitzt in düstrer Kammer, dumpfbrütend, trüb und trüber;
Und langsam setzt sich Schwermuth dem Stillen gegenüber.

Und hebt die welke Hand auf aus Schleiern silbergrau;
Die blassen Lippen zittern der geisterbleichen Frau.
Sie flüstert leise, leise, doch was sie flüsternd sprach,
Das braust wie Windsbrautheulen kalt, schneidend durchs Gemach.

„Du bist verworfen, Faustus! Hast Aussicht nur auf Qualen;
Der Richter im Gerichte reicht Dir des Zornes Schalen.
Der Staubgebornen Keiner hat sich gleich Dir, vermessen,
Und wie Du Deinen Schöpfer, so wird er Dein vergessen!“

„Dein ganzes Sein war Lästrung, war Frevel, nie zu sühnen!
Was Du gethan, dess durften sich Teufel kaum erkühnen!
Den Teufeln bleibt noch Hoffnung dereinst erlöst zu werden;
Für Dich giebt's keine Hoffnung, nicht droben, nicht auf Erden!“

„Du bist gerichtet, Faustus, darfst nie zu hoffen wagen!
Du lästertest den Vater, Du hast den Sohn geschlagen!
Den heilgen Geist der Liebe, den Gott der Welt verliehen,
Hast teuflisch Du verhöhnet, Du hast ihn angespieen!“

„Du kannst nicht beten, Faustus, nicht glauben mehr, nicht hoffen!
Verschlossen ist der Himmel, die Hölle steht Dir offen.
Erlöst war Deine Seele -- Du hast sie losgerissen
Vom Lichtschooss der Erlösung zu Grabesfinsternissen.“

„Du bist ein Bild, das blutig Verzweiflung übermalet;
Du bist ein Stern der auslöscht, und nimmer wieder strahlet!
Der tief zum Abgrund sinket, wo Tagglanz muss erblinden,
Und ob ihn Engel suchten, sie können ihn nicht finden.“

„Und ob Dich Tröstung suchte mit ihrer sanften Leuchte,
Dein Anblick, der verfluchte, selbst Tröstung von Dir scheuchte.
Fahr hin, fahr hin in Schrecken, Gott will kein Theil an Dir haben!
O möchten Dich Berge decken, und Welten Dich begraben!“ —

So spricht die düstre Schwermuth, und was die Schwermuth sprach,
Das seufzt in Faustus Herzen ein wimmernd Echo nach.
Er weiss nicht, wo die Stimmen? Ob in, ob ausser ihm?
Sein Haupt scheint zu umrauschen zornvoll ein Cherubim.

Stumm sitzt er, wie ein Steinbild auf einem Sarkophag;
Und mehr als Marmor drückt ihn was lastend auf ihm lag.
Mehr als Gedanken fassen ist seine Brust voll Qual;
Verödet, ganz verlassen, zerrissen tausendmal.

Sein Auge hat nicht Thränen, nicht Seufzer mehr sein Mund;
Sein Herz hat keinen Balsam, und ist so todeswund,
Und klopft so laut und heftig, und ist doch todesmatt;
Er zittert vor dem Sterben, und ist doch lebenssatt.

Es klopfet dumpf die Schwermuth an einen alten Sarg,
Darin der Sünder lange still sein Gewissen barg.
Jetzt birst er, und die Leiche steigt lebend aus dem Schrein,
Da meint vor Angst der Sünder, er muss des Todes sein!

Und schreit laut auf beim Anblick der ernsten Richterin,
Und sinkt vor seinem Lager starr in Betäubung hin.
Ihm ist als flirren Flügel von Larven um ihn her,
Und rings ist tiefes Schweigen, kein Leben regt sich mehr.

XLV.

VERZWEIFLUNG.

Wach auf, wach auf! Was liegst Du so träg, fast leblos da?
Wach auf Du Gottverworfner, Dein letzter Tag ist nah!
Ob grausendes Entsetzen Dir durch die Nerven bebt,
Dein Sand ist ausgelaufen, Faustus hat ausgelebt!

„Weh mir! Weh mir! Was wollt ihr, ihr Stimmen schwarzer Nacht?
Ihr, die mit furchtbar'm Weckruf mein Herz erzittern macht?
Und die Gedanken zittern, zerstäuben, kreiselnd drehn?
Wie wird mir! Wehe, wehe! — Ist's schon um mich gescheh'n?“

„Halt! Wartet noch ein wenig! Dort — noch ein Körnlein Sand!
Halt! Schüttelt an der Uhr nicht! Lasst stehn sie, wo sie stand.
Habt Ihr so eilig, Teufel! Könnt Zeit erwarten nicht,
Bis sie zu Scherben schmettert, bis sie in Splitter bricht?“ —

„Es trägt der Baum des Lebens verschiedne Blüth' und Frucht;
Die einen sind gesegnet, die andern sind verflucht!
Auch die verfluchten schimmern, geschmückt von Gottes Hand,
Doch innen sind sie Moder, Gewürm und Asch' und Brand!“

„Ich bin die Frucht Gomorras, die in sich selbst zerfällt,
Der Wüste Koloquinte, die Süssigkeit vergällt.
O bitter, bitter alles, ein giftiger Genuss!
Mein Honig ward zur Galle, längst Lust zum Ueberdruss!“

„Von Ewigkeit bestimmt sein zu solch endloser Qual,
Das nenn' ich Vatergüte, das nenn' ich Gnadenwahl!
Fluch ihr, die mich verflucht hat! Die mich verworfen! — Wie?
Wir haben uns überworfen, verworfen sie mich — ich sie!“ —

„Ich bin verflucht! Das ist es; vom Anbeginn verflucht!
Verflucht, eh' ich erzeugt ward! Hab' ich denn Gott versucht?
Hab' ich denn Gott gelästert? — Es ist kein Kind so rein;
Nur der Bestimmung folgt' ich, und muss verloren sein!“

„Bestimmung! Wort, das flammend die Welten überweht,
Du bist die ehrne Pforte, durch die das Leben geht!
Durch Himmel fliegen Sterne, süss tönt ihr Flügelschlag,
Sie kommen still gehorsam, all' der Bestimmung nach.“

„Auch ich! Auch ich, ich komme! Ruft ihr, und ist's nun Zeit?
Ich bin zum letzten Gang schon, bin zum Triumph bereit!
Schmück' Hölle Deine Hallen mit hellem Flammenschein,
Und lass Dein Heulen schallen, gleich zieht Dein König ein!“

„Ich, ich — ich bin Dein König! Mir Deine Krone, mir!
Wie glühend glänzt der Goldreif, des Hauptes stolze Zier!
Den Herrscher stürz' ich nieder, dem dieses Reich gehört,
Nicht vor dem Teufel zittert, wer sich gen Gott empört!“

„Ich Faustus, ich Dein König! Schreibt es ans Firmament,
Dass hell die Schrift den Herrscher der Welt ins Auge brennt!
Ruft es in allen Landen laut aus, und kommt heran!
Könnt ihr auch beten, Teufel? Vor mir dann betet an!“

„Von mir ist schon geweissagt! Ich bin der Abbadon!
Ich bin des Abgrunds Engel, bin der Apollyon!
Ein Schänder, ein Verderber — vom Richter schon gerichtet,
Ein nichtig Nichts, ein Giftstaub, vom Hauch des Herrn vernichtet!“ —

„Ich habe Dich gelästert, zerschmettre mein Gebein!
Und Donnerkeile schleudre, lass sie Vernichtung sein!
Raff' mich in Windeswirbeln hinweg! Du warst mir Spott!
Nimm Rache durch Vernichtung, mein — nein, nein, nicht mein Gott!“ —

„Wie's auf der Stirn mir kalt liegt, wie feuchtes kaltes Eis!
Wie die Gedanken brennen, so glühend, glühendheiss!
Wer will Gedanken kaufen? Wer giebt mir Gift darum?
Ha denken, denken! Wehe, das Denken bringt mich um!“

„Gebt mir ein Schwert, zu spiessen im Hirn die Mückenbrut,
Die mir mit ihrem Summen so weh, so wehe thut!
Oh! — Ha, dort seh' ich blinken und winken scharfen Stahl!
Komm, hülfreich Messer, ende die Qual mit einemmal!“

„Leb' wohl, mein süsses Leben! Leb' wohl, Ade! Ade!
Rasch! — Oh, da sinkt die Waffe, da lahmt die Hand! O weh!
Ich kann nicht sterben, soll nicht! Das Werkzeug widerstrebt;
Was höhnt ihr mich? Ihr rieft doch: Faustus hat ausgelebt!“ —

XLVI.

ABSCHIED.

„Und heute soll ich sterben! Soll! Muss! Die Zeit ist aus!
So brich herein, Verderben, im Donnersturmgebraus!
Stürz' über mich zusammen, Gebäu! Brich, Mauerwand!
Loh' auf in Höllenflammen! Begrabt mich, Schutt und Brand!“

„Doch still — ganz still — erwarte die Stunde zagesfrei!
Man sagt, dass Toben kindisch, dass Dulden männlich sei.
Ob der Verzweiflung Dolchstoss das Herz mir blutig sticht,
Geschehen ist geschehen — mein Jammer — ändert's nicht.“

„Mein Wagner, komm! Noch einmal vernimm des Freundes Wort;
Nicht lang' mehr wirst Du's hören, dann geht er eilig fort.
Er geht, und kommt nicht wieder, er reiset weit, gar weit,
Und Keiner folgt dem Wandrer, und giebt ihm das Geleit.“

„Ich lasse nichts zurück hier: doch, meines Namens Schall!
Der wird wohl nie vergessen, der tönt wohl überall!
So glich ich jener Nymphe, der einst Narziss so lieb,
Bis sie voll Kummer hinschwand, und nur ihr Ruf noch blieb!“

„Soll ich auch klagend scheiden? Nein! Bei mir sei's gelobt:
Mein Gram ist überwunden, mein Schmerz hat ausgetobt.
Ich will so ruhig still sein, wie fern das todte Meer.
Auch fühl' ich eine Ruhe, wie wenn ich todt schon wär'.“

„O Ruhe! Hätte früher mich Deine Brust gestillt!
O hätten Grabesschleier als Kind mich eingehüllt!
Wie sanft wär' ich geschieden, hätt' nichts vom Schmerz gewusst,
Schlief' eingelullt in Frieden still an der Mutterbrust!“

„Geh, Wagner, zu den Freunden; will sie noch einmal sehn!
Noch einmal lasst den Odem der Mutter mich umwehn!
Führt mich hinaus in's Freie, dass ich sie sehen kann;
Und sehn die Sonne sinken. — Ich bin ein kranker Mann.“

„Sehr krank — schwer krank — zum Tod krank! — Geh, guter Arzt, nach Haus,
Gieb Andern Deine Mittel, nicht mir, mit mir ist's aus!
Schwer liegt mir's in den Gliedern, schwer auf dem Herzen — oh!
Führt langsam, liebe Freunde, langsam, was eilt Ihr so?“ —

„Mit Weile eile! Kennt Ihr das alte Sprüchlein nicht?
O weilt noch eine Weile, eilt mit der Eile nicht!
O hätt' ich einst gezügelt mein Eilen und geweilt!
Vom wilden Drang beflügelt hab' ich mich übereilt.“ —

„Genug, genug — Ihr Freunde, seht mich zum Letztenmal!
Mir dünket Eure Freundschaft ein Abendsonnenstrahl.
Wir waren oft recht fröhlich bei Wein und Becherklang;
Singt mir ein Lied zum Abschied — es ist mein letzter Gang!“

„Singt! Singt! — Warum so traurig blickt Ihr auf mich, auf mich?
Der Mund ist stumm, die Rede von Euern Lippen wich.
Ihr drückt die Hand mir schmerzlich, Ihr schweiget, weint, Ihr geht?
O Freunde bleibt noch; wartet, — es ist noch nicht so spät!“

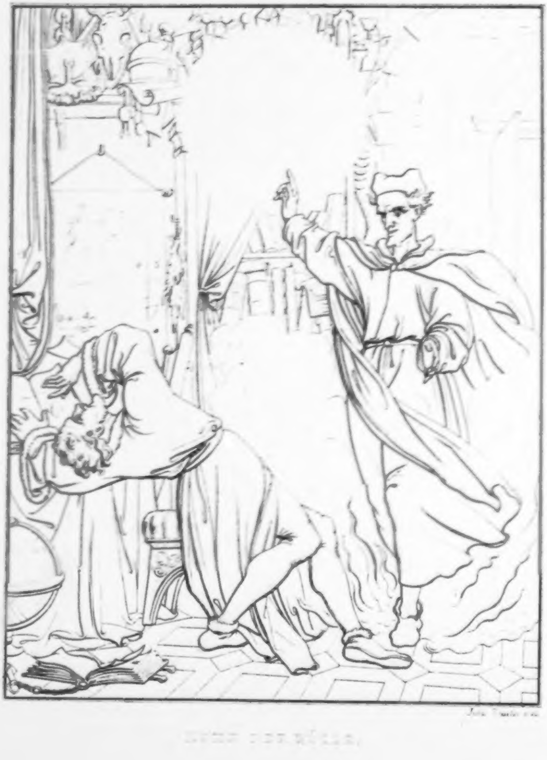
„Ich will Euch alles sagen, und das ist bald gethan:
Mein nahes Ende fühl' ich — bin ein verlorner Mann!
Verloren, ganz verloren! Wisst Ihr, wie schwer das wiegt?
Was legt Ihr in die Waagschaal', das dieses überwiegt?“ —

„Verloren, ganz verloren! Sucht doch nach mir, Ihr Herr'n!
Wer mir mich selbst bringt wieder, dem lohn' ich's herzlich gern.
Sucht, sucht! dort ist der Faustus — dort — nein, dort ist er — dort!
Betrogen, Herr'n, betrogen! Faustus ist fort — ist fort!“

„Still! — Hört Ihr nichts? Was prasselt da drinnen? Welch Gebraus?
Der Wind ist wach geworden, läuft heulend um das Haus.
Ein feur'ger Hund dort, seht Ihr? Du bist's, Prästigiar?
Willst Du hinweg! Was rollst Du nach mir Dein Augenpaar?“

„Ich bin recht müde — hört Ihr's? Es ist wohl Schlafenszeit?
Lasst uns ins Haus hineingehn! Könnt' ich nur schlafen heut!
Geht, legt Euch nieder, Freunde — schlaft, bis der Tag erwacht;
Gut' Nacht mein treuer Wagner! Fahr wohl! Ja — gute Nacht.“ —

„Ich bin allein, bin fertig! Das letzte Sandkorn rann!
Bin, Teufel, Dein gewärtig! Du findest Deinen Mann!
Ich bin bereit zu sterben, die Frist, die Zeit ist aus,
So brich herein, Verderben, im Donnersturmgebraus!“



John [illegible]

[illegible]

XLVII.

HOHN DER HOELLE.

„Faustus!!“ — „„„Hier bin ich, näher zu mir! Ich harre Dein!
Ob Du wie Leuen brüllest, tritt immer zu mir ein.
Du hast mich stark gefunden als Dich die Formel zwang;
Auch jetzt nicht beb' ich! Grösse zeigt sich im Untergang!““

„„Ha Schreckensanblick! — — Zittern? — Ich zittre nicht vor Dir!
Nicht so wie Du gezittert, trotz Deiner Macht, vor mir!
Ich stand, ein Staubgeborner, ich rief Dich aus der Nacht,
Du krochst vor mir, Du dientest, und ich war Deine Macht!““

„Du prahlst zu spät! Vergebens rafft sich Dein Trotz empor!
Du warst Zeit Deines Lebens ein wahngetäuschter Thor!
Und hast noch bis zum Ende der flachen Gaukelfahrt
Den Bettelstolz der Hoffarth, den Dünkel Dir bewahrt!“

„Nicht Deiner Formeln Wahnwitz, nicht Deine Gaukelei
Hat uns an Dich gefesselt, rief uns zu Dir herbei!
Du warst uns schon verfallen, eh' sich Dein Mund vermass,
Und aus den dunklen Büchern die Gotteslästrung las!“

„Wir fanden Dich, den Jüngling, dess mächtig innrer Drang
Die Grenzen alles Wissens mit Wünschen übersprang.
Du suchtest den Naturgeist, sahst auf zum Himmelszelt,
Und Deine Forschung weihte Dich schon der Unterwelt!“

„Wir hielten Dich umschlungen mit unsichtbarem Band;
Den Zauberspiegel legten wir selbst in Deine Hand.
Du pochtest an die Pforte der Hölle donnernd an,
Meinst Du, weil sie sich aufthat, dass Du sie aufgethan?“

„Du wolltest viel, ja, sehr viel! Wie klang Dein stolzes Lied? —
Ich will die Kraft erforschen, durch die das Wunder geschieht!
Ich will die Räthsel lösen von Mond- und Sternengang!
Ich will das All durchdringen! — So Faustus, sprach Dein Drang!“

„Wir gaben tiefes Wissen; sprich, hast Du das genutzt?
Du hast Dich mit dem Flitter der Eitelkeit geputzt!
Dem wird nicht Wissen frommen, dem Weisheit ganz gebricht,
Und Weisheit — kommt von oben; Weisheit verleihn wir nicht!“

„Du wollt'st die Welt umfassen mit hoher Götterlust,
Wir lieh'n Dir unsre Schwingen — Du hingst an Tand und Dust,
Dein war die Macht auf Erden, Du konntest sonder Wahn
Der Menschen Grösster werden, doch — was hast Du gethan?“

„Hast die Natur verlassen, die tausend Schätze bot,
Die Braut, so reich, so reizend, und rein wie Morgenroth!
Du konntest sie umarmen, ein froher Bräutigam; —
Gemeinheit kam, die Dirne, die zog Dich in den Schlamm!“

„Um Gaukelkunst zu treiben, wie Du gethan zum Theil,
War's Noth nicht zu verschleudern der Seele Glück und Heil!
Dein Name sollte glänzen weit heller wie der Tag!
Wie hast Du ihn geschändet, den Niemand nennen mag!“

„Du hast gemordet, Faustus, aus niederm Trieb, aus Groll,
Wie klein Du warst, verächtlich, unedlen Neides voll!
Die Lilie, die Du knicktest, war reiner, wie Dein Herz,
Den Gaukler trug Erbarmung der Engel himmelwärts!“

„Du hast die Treu' verstossen, die zärtlich an Dir hing!
Es war kein Zaubertrugbild, das Weib, das Dich umfing;
War eine Fürstentochter, die liebend Dich erkor,
Und Weib und Kind stiess grausam von sich der kalte Thor!“

So spricht des Geistes Stimme zu Faust, der bebend steht,
Dem vor dem wilden Grimme die Denkkraft fast vergeht.
Das Wort klingt wie die Donner des zürnenden Gerichtes,
Faust deckt mit beiden Händen die Schneewand des Gesichtes.

„Du bist durch Dich gerichtet!“ er drauf die Stimme hört:
„Hast Deinen Ruhm vernichtet und freventlich zerstört!
Kaum wird die Nachwelt lesen, dass einst ein Faustus war;
Kommt's hoch, stellt sie Dein Leben, entstellt, mit Puppen dar!“

„„Mein Name! Weh! Mein Name!““ ruft Faustus, und nichts mehr;
Vor seinen Augen flirrt es, drückt auf der Seele schwer.
Ihm ist, als ob sein Herzblut in Eis verwandelt sei;
Das Wort kann er nicht tragen, das — bricht sein Herz entzwei. —

O Nachruhm, holder Goldkranz, wie Mancher wünscht Dich nicht,
Und setzt an Dich sein Alles, dem doch der Anker bricht!
Du bist der Götter Spende, noch Keiner Dich erzwang,
Du blühst', als Wunderblume — nach Sonnenuntergang.

XLVIII.

DURCH NACHT ZUM LICHT.

Und ist kein Arm zu finden, der den Gebeugten hält,
Der tief in Labyrinthen verzweifelnd irrt und fällt!
Führt keine Hand der Lieb' ihn zurück vom Abgrundrand!
Nicht eine Hand im Himmel, auf Erden keine Hand? —

Weh! Rettungslos verloren! Du armer, armer Mann,
Dem auch die letzte Hoffnung wie Wellenschaum zerrann!
Des Geistes Arglist stahl Dir teuflisch den holden Schein;
Blieb Dir nur eine Hoffnung, so warst Du noch nicht sein!

Es wallen Donnerwolken wie Flor der Nacht um Dich,
Und grausam reisst des Abgrunds Gewalt Dich hin zu sich.
Doch Wunder! Welcher Lichtglanz? — Ein Zauberruthenschlag!
Aus Nacht und Donnerwolken aufglüht ein goldner Tag!

Die Schatten fliehn; es kleidet in Helle sich die Nacht;
Die Wolken weinen Perlen und blauer Aether lacht.
Was schwebt, von Irisfarben, von Silberschmelz umwallt,
Huldreich zur Erde nieder, ein Seraph an Gestalt?

Wer ist die heilge Jungfrau, die Leid und Schmerzen stillt,
Der aus dem Sonnenauge die warme Zähre quillt?
Der eine sanfte Rührung das Engelherz bewegt?
Die tönend in der Rechten die Sternenlyra trägt?

Ihr Blick sucht den Gefallnen, sie reicht ihm ihre Hand;
Ihr mächtger Wink entrückt ihn schnell in ihr Heimathland.
Dort, unter Zauberbäumen schläft Faustus sanft und süss,
Und schaut in schönen Träumen ein neues Paradies.

Und leise greift die Jungfrau in ihre Saiten ein,
Und Wunderklang entströmt ihr melodisch, himmlisch rein.
So rauscht es ird'schen Sängern von Harfensaiten nie,
Das macht, die hehre Göttin ist selbst die Poesie.

Sie rettet den Gesunknen, sie nimmt sich seiner an,
Sie hat in ihren Armen ihm Himmel aufgethan.
Sie hat ihn sanft gebettet; ihn, den die Nacht bezwang,
Hat Poesie gerettet vom ew'gen Untergang.

Und er hat nicht vergebens gerungen und gestrebt,
Ob mannichfach auch irrend, sein stolzer Name — lebt!
Ja Faustus geht bewundert, wie wir ihn wandeln sehn,
Glorreich durch manch Jahrhundert, und wird nicht untergehn.

Ihm ward von hohen Meistern manch kühner Sang geweiht,
Sein Name wird begeistern auch Sänger spätrer Zeit.
Der Dichter Liedesblüthen, ihr unverwelklich Wort,
Sind Wächter die da hüten der Sage heil'gen Hort. —

Ist nicht manch Dichterleben dem Leben Fausts verwandt?
Ein unerreichtes Streben, ein ewigglühnder Brand!
Ein Stürmen der Gefühle, ein Drang, den Keiner stillt,
Den oft der Schwermuth Schwüle dämonisch überhüllt?

Es poche trotzig Keiner auf seines Geistes Kraft!
Manch Irrender, manch Reiner ward früh dahingerafft.
Wer fragt, wenn Du dahin bist, was Du gefühlt, gewollt!
Wer rettet, wenn Dein Name hinab zum Lethe rollt!

O Leben, ewges Räthsel! Magus, — Dämon zugleich!
Du bleibst für Deine Kinder ein dunkles Geisterreich.
Sie treten in die Kreise, beschwören das Geschick;
Für Himmel oder Hölle weiht oft — der Augenblick. —

O selig wem ein Lichtreich in Poesie erblüht!
Der Sänger trägt Erlösung zum Ufer des Kozyt.
Und in dem Kranz, den Nachruhm um seine Stirne flicht,
Flammt's, eine Schrift aus Sternen, goldhell: Durch Nacht zum Licht!

Programm

zur

zehnten Jahresfeſtfeier

des

Hennebergischen
alterthumsforſchenden Vereins

in Meiningen,

am 14. November 1842.

Vom Vereinsdirektor

Ludwig Bechſtein.

Inhalt.

I. Beſtehen und Wirken des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins.
II. Ein altgermaniſcher Hauptring; mit Abbildung.
III. Sammlung der Alterthümer aus heidniſcher Zeit in dem Antiquarium des Hennebergiſchen Vereins.

Meiningen.

I.

Beſtehen und Wirken
des
Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins.

Mit dem 14. November dieſes Jahres ſchließt ſich der Lauf eines vollen Jahrzehends ab, ſeit der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein zu Meiningen durch eine kleine Anzahl ſeinem Zwecke mit Liebe zugethaner Männer in das Leben gerufen wurde. Am 14. Oktober des Jahres 1832 ſandte der bisherige Direktor des Vereins eine „Propoſition zur Gründung einer Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthumsforſchung", welcher Entwürfe über Zweck, Wirkſamkeit, ſtatutariſche Einrichtung und Geſchäftsführung eines ſolchen Vereins beilagen, an einen engen Kreis Befreundeter, mit Abſicht ſich vorerſt nur auf ſolchen beſchränken wollend, da der eigne Blick für größere und weithinreichende Wirkſamkeit noch nicht genug geſchärft war, und es zunächſt mehr Selbſtbelehrung galt, als das Streben, Andere belehren zu wollen.

Einen Monat ſpäter trat der Verein in ſeinen Begründern, an der Zahl zehn Perſonen, zuſammen. Von dieſen zehn ſchieden im Laufe der Zeit zwei freiwillig aus dem Verbande, und drei folgten andern Beſtimmungen und Wirkungskreiſen außerhalb der hieſigen Reſidenz, blieben jedoch bis heute dem Verein und ſeinen Intereſſen wirkſam verbunden.

Der Hinblick auf früher conſtituirte Vereine zur Erforſchung und Erhaltung deutſcher Geſchichte und Alterthümer ließ leicht im Bezug auf die innere Einrichtung des hieſigen den rechten Weg einſchlagen, und ſo begann die ſtille Thätigkeit des Vereins zuvörderſt mit Entwerfung von Statuten und der Anlage einer Sammlung, nächſtdem mit Anknüpfung freundlichen Verkehrs mit einigen auswärtigen Vereinen, die zumeiſt, den jungen Verein theilnehmend begrüßend, gern entgegenkamen.

Die Statuten wurden höchſten Orts zur Sanction unterthänigſt vorgelegt, und an einem vom Meininger Lande bei ſeiner Wiederkehr ſtets freudig begrüßtem Tage, am 17. December deſſelben Jahres, erhielten ſie und der Verein von Sr. Durchlaucht, dem regierenden Herzog Bernhard unter Ausdrücken beſondern Wohlgefallens mit dieſer Beſtrebung die höchſte landesherrliche Beſtätigung.

Als das erſte Jahresfeſt der Stiftung 1833 gefeiert wurde, konnte man ſich ſchon erwünſchten Zuwachſes der Mitglieder, bereits 70 an der Zahl, wie der begonnenen Sammlung erfreuen, welche namentlich durch gütige Überlaſſung einer Anzahl alter Waffen und Rüſtungsſtücke von Seiten des löblichen Magiſtrats der Reſidenzſtadt Meiningen eine ſchöne Grundlage empfing. Das folgende Jahr brachte bereits einige Zeichen literariſcher Thätigkeit. Es erſchienen: **Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums.** Herausgegeben von dem Hennebergiſchen Alterthumsforſchenden Verein durch Auguſt Gutgeſell, Secretär des Vereins. Erſte Lieferung, mit 3 Steindrucktafeln, auch unter dem Titel: **Archiv des Hennebergiſchen Alterthumsforſchenden Vereins.** Meiningen, bei Fr. Keyßner, 1834. Dieſe Beiträge ſollten dem urſprünglichen Plane zufolge eigentlich auch zugleich Jahresberichte, verbunden mit geeigneten Aufſätzen und Abbildungen, werden, wie andere vom Anfang an reich dotirte Vereine ſie darbieten, allein Verhältniſſe zwangen, hinter jenen glänzenden Vorgängen zurückzubleiben, und da es keine abſolute Nothwendigkeit iſt, daß jedes Jahr eine ſolche Schrift erſcheine, die Jahresberichte aber — wenn ſich ihr Inhalt blos auf Darlegung des innern Lebens der Vereine beſchränkt, ohne Verbindung mit hiſtoriſchen Ausarbeitungen und Nachweiſungen — kein ſonderliches Intereſſe, mindeſtens nicht für dem Verein nicht angehörende Leſer darbieten, ſo wandte man die literariſche Thätigkeit eben noch anderen zweckmäßig befundenen Richtungen zu. So erſchien 1834 der erſte Theil der vom Verein herausgegebenen Chronik der Stadt Meiningen von 1676 bis 1834. Meiningen, bei Fr. Keyßner, 1834. 4., dem 1835 der zweite Theil folgte. Es ward mit dieſem Buch ein vielfach laut gewordener Wunſch erfüllt.

Bei der zweiten Jahresfeſtfeier zählte der Verein 90, bei der dritten 106 Mitglieder, und es beſtand Verbindung mit 8 befreundeten Geſchichtsvereinen des Auslandes. Das nächſtfolgende Jahr erhöhte die Mitgliederzahl auf 117. Obſchon bis zur fünften Jahresfeier 1837 vier Todesfälle von Mitgliedern zu beklagen waren, zählte man doch bei derſelben jetzt 127. Es erſchien die zweite Lieferung der Beiträge, herausgegeben durch Fr. Chr. Kümpel, Secretär des Vereins, und brachte Verzeichniſſe der ſchriftlichen Ausarbeitungen, des Zuwachſes der Sammlungen ꝛc. nebſt mehreren Abhandlungen und Mittheilungen.

Beim ſechſten Jahresfeſte, 1838, ſah der Verein mit Freude die Zahl ſeiner Mitglieder auf 146 angewachſen, obſchon durch Tod und Austritt 9 Perſonen aus dem Verbande geſchieden waren. Auch wurde ihm in dieſem Jahr durch gnädigſte landesherrliche Bewilligung eine ſehr dankenswerthe jährliche Unterſtützung von 125 ƒ. rhn. zu Theil, deren Verwendung hauptſächlich zur Hervorrufung von Schriftwerken beſtimmt bleibt. Da ſich eine neue Auflage der Statuten nöthig machte, ſo wurden dieſelben einer Reviſion unterworfen, die eine dazu ernannte Commiſſion von Vereinsmitgliedern leitete.

Die dritte Lieferung der Beiträge erſchien 1838; ihr Mitgliederverzeichniß führte 155 Namen auf, und brachte ein zahlreiches fortgeſetztes Verzeichniß der zur Sammlung gekommenen Stücke an Büchern und Alterthumsgegenſtänden. Das ſiebente Jahresfeſt ward in gewohnter Weiſe begangen, ebenſo das achte 1840 und in demſelben Jahre erſchien: **Die ehernen Denkmale Hennebergischer Grafen von Peter Vischer in der Stiftskirche zu Römhild. Gezeichnet und beschrieben von A. W. Döbner, Herzogl. Sächs. Landbaumeister. Herausgegeben von dem Hennebergischen Alterthumsforschenden Verein zu Meiningen. München, Kunstverlag von H. Kohler & Comp. 1840**; ein Band in Großfolio mit 6 fein lithographirten Tafeln, von denen fünf das dem Grafen Hermann und ſeiner

Gemahlin Eliſabeth von Henneberg errichtete koſtbare eherne Kenotaphium abbilden und 1 die dem Grafen Otto IV. errichtete eherne Gedächtniß-Bildſäule, die ihn im vollen Harniſch darſtellt, nach der treueſten Zeichnung enthält.

Bei der achten Jahresfeſtfeier, 1840, proponirte Herr Gymnaſiallehrer C. Schöppach dem Verein die Herausgabe eines Hennebergiſchen Urkundenwerkes, das er zu bearbeiten beabſichtige, ein Unternehmen, ſo ganz im Strebeſinn des Vereins, daß dieſer gern auf den Vorſchlag einging, und ſo erſchien bereits im darauf folgenden Jahre dieſes Werk unter dem Titel: Hennebergisches Urkundenbuch. Im Namen des Hennebergischen Alterthumsforschenden Vereins herausgegeben von Carl Schöppach, Gymnasiallehrer und ordentlichem Mitglied des Vereins. I. Theil. Die Urkunden des gemeinschaftlichen Hennebergischen Archivs zu Meiningen, von DCCCCXXXIII bis MCCCXXX. Meiningen, Verlag der Keyssnerschen Hofbuchhandlung. (Wilhelm Blum.) 1842. 4.

War durch Herausgabe dieſer Schriften die Fortſetzung der Beiträge ein wenig in den Hintergrund getreten, ſo wurde doch, um nicht länger zu ſäumen, das Erſcheinen der vierten Lieferung noch in gegenwärtigem Jahre bewirkt; ſeine Verzeichniſſe führen 175 Perſonen als Mitglieder und 24 mit unſerm Verein verbundene Vereine gleicher Richtung auf. Von erſtern ſind 27 Ehrenmitglieder, 46 correſpondirende Mitglieder und 101 ordentliche Mitglieder, darunter 57 hier in Meiningen und 45 auswärts wohnende.

So wenig der Verein, indem er ſich Hennebergiſcher nannte, damit ausdrucken wollte, daß ſeine Thätigkeit und ſeine Forſchungen blos auf das Ländergebiet der ehemaligen Grafen von Henneberg ſich erſtrecken ſollten, (dieſe Bezeichnung wurde blos des vaterländiſchhiſtoriſchen Anhaltpunktes halber gewählt, und weil die Hennebergiſche Geſchichte als Geſchichte der meiſten jetzigen Herzogl. Sachſen Meiningenſchen Landestheile von nicht geringem Intereſſe, wie von nicht geringer Wichtigkeit iſt,) ebenſowenig ſuchte er bei der Wahl und Aufnahme ſeiner Mitglieder ſich auf enggezogene Landesgrenzen zu beſchränken. Die mit uns verbundenen Vereine ſind nach der Reihenfolge der Verbindungs-Anknüpfung die folgenden:

Der Voigtländiſche Alterthumsforſchende Verein zu Hohenleuben.
Der Thüringiſch-Sächſiſche Verein für Geſchichts- und Alterthumsforſchung zu Halle.
Die deutſche Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer zu Leipzig.
Die Geſellſchaft zur Erforſchung der vaterländiſchen Denkmale der Vorzeit zu Sinsheim.
Der hiſtoriſche Verein für Unterfranken und Aſchaffenburg zu Würzburg.
Der Geſchichtverein zu Nürnberg.
Der hiſtoriſche Verein für Oberfranken zu Bamberg.
Der hiſtoriſche Verein für den Rezatkreis zu Ansbach.
Der Verein für Heſſiſche Geſchichte und Landeskunde zu Kaſſel.
Der Königl. Sächſ. Verein für Erforſchung und Erhaltung der vaterländiſchen Alterthümer zu Dresden.
Der Verein für die Geſchichte Weſtphalens zu Paderborn und Münſter.
Der hiſtoriſche Verein für das Großherzogthum Heſſen zu Darmſtadt.
Die Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer zu Zürich.
Der Verein für Geſchichte und Alterthumskunde zu Wetzlar.

Die Geſellſchaft für Pommerſche Geſchichte und Alterthumskunde zu Stettin.
Die Königl. Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde zu Kopenhagen.
Der hiſtoriſche Verein für Oberbayern zu München.
Der Naſſauiſche Verein für Alterthumskunde und Geſchichtsforſchung zu Wiesbaden.
Der Verein für Erforſchung und Sammlung von Alterthümern zu St. Wendel.
Der hiſtoriſche Verein für Niederſachſen zu Hannover.
Der Oſterländiſche Verein für Geſchicht- und Alterthumsforſchung zu Altenburg.
Der Muſeal-Verein des Francisco-Carolinum zu Linz.
Der Verein für Geſchichte der Mark Brandenburg zu Berlin.
Der hiſtoriſche Verein von Oberfranken zu Bayreuth.

Von faſt allen dieſer Vereine ſind uns als ſchätzbare Gaben die von ihnen edirten Schriften zu Theil geworden, und wir müſſen dankbar die uneigennützige Güte vieler derſelben rühmen, die uns ihre zahlreichen und reichhaltigen Werke zu einer Zeit überſandten, wo wir noch nicht das Geringſte dafür bieten konnten. Ebenſo haben viele Mitglieder den Verein mit eigenen werthvollen Büchern bedacht.

Ein Leſezirkel, zunächſt für die hier wohnenden Mitglieder bereits 1833 errichtet, macht die für ſolchen geeigneten Schriften zugänglich und gemeinnützig, und gewährt zugleich als ein ſchönes geiſtiges Band, Unterhaltung und Belehrung.

Ein ſolches Band bilden nicht minder die Verſammlungen des Vereins in einem geeigneten Miethlokale, in dem zugleich die Sammlungen aufbewahrt werden. Erſtere finden nach einer Beſchlußnahme jetzt in den erſten Tagen eines jeden Monats Statt, und dienen dazu, die neuen Eingänge vor Augen der verſammelten Mitglieder zu bringen, Correſpondenzen mitzutheilen, mündliche oder niedergeſchriebene Vorträge zu halten, und zu gemeinſchaftlicher Beſprechung über ſolche Gegenſtände, die den Zwecken des Vereins angemeſſen ſind. Der Tag der Verſammlung wird jedesmal vorher im Herzogl. Regierungsblatt angezeigt. Jedes Jahr findet am Tage der erſten Begründung des Vereins eine Generalverſammlung Statt, bei welcher über die innere Verwaltung die nöthigen Rechenſchaften gegeben, die betreffenden Akten zu Aller Einſicht vorgelegt, und außerdem geeignete wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten werden. An die ſtatutenmäßigen Vorſtandswahlen reihte ſich bisher immer ein abendliches Feſtmahl, an dem es noch nie an heiterm Frohſinn gebrach.

Der Vorſtand des Vereins beſteht ſtatutengemäß aus dem Director, dem Secretar, dem Kaſſier und dem Aufſeher der Sammlungen.

Die Sammlungen ſelbſt zerfallen, ohne im Lokal des Vereins in dieſe Gliederung ſtreng geſondert zu ſein, was der beſchränkte Raum nicht zuläßt, in folgende Abtheilungen:

I. Plaſtiſche Kunſtwerke in Metall, Stein, Erde, Holz, Wachs, Elfenbein, Glas ꝛc.
II. Gemälde in Oel, Handzeichnungen, Kupferſtiche und Lithographien.
III. Glasmalereien.
IV. Antikaglien, irdene Gefäße, Urnen und kleine Metallgeräthe.
V. Waffen und Rüſtzeug.
VI. Münzen, Medaillen.

VII. Urkunden auf Pergament und Papier, Wappen, Siegel und Siegelſtöcke, Autographa.
VIII. Handſchriften, Bücher, Muſikalien und Landkarten.
IX. Hausgeräthe der Vorzeit.
X. Außer Gebrauch geſetzte muſikaliſche und andere Inſtrumente.

Sie enthalten manches Seltene und Schätzbare, wie die Verzeichniſſe in unſern Beiträgen, wo wir auch dankbar die gütigen Geber nennen, ausweiſen. Es iſt die Einrichtung getroffen, daß an jedem Sonnabend während der Sommermonate das Vereinslokal dem die Sammlung zu ſehen wünſchenden Publikum geöffnet iſt, doch können Fremde ſie auch außerdem in Augenſchein nehmen.

Ein ſyſtematiſches und vollſtändiges Verzeichniß unſrer Sammlung würde manches Intereſſe gewähren, doch iſt daſſelbe noch nicht in allen Theilen angefertigt. Um jedoch eine Ueberſicht des anziehendſten Theils derſelben zu geben, nämlich die Reſte aus der Heidenzeit (mit Ausnahme der antiken Münzen) machen wir hier einen Anfang; vielleicht, daß uns in der Folge Veranlaſſung wird, andere Abtheilungen in gleicher Weiſe zu veröffentlichen. Beſonders aber gedenken wir eines Fundſtücks, das wir als Krone dieſes kleinen Ganzen zu betrachten haben, ausführlicher.

Über die Sammlungen des Vereins iſt §. 17 der Vereinsſtatuten feſtgeſetzt, daß ſie und das übrige Vermögen des Vereins auch bei einer möglichen Auflöſung deſſelben niemals einer Theilung unter die Mitglieder unterworfen werden können, ſondern für den Fall, daß nur noch zwei ordentliche Mitglieder in Meiningen vorhanden ſein ſollten, ſoll beides einer andern wiſſenſchaftlichen Anſtalt in Meiningen übergeben werden.

So iſt der hieſigen Reſidenz neben den wichtigen Herzoglichen Sammlungen möglicherweiſe für immer ein ſehenswerthes Kunſt- und Alterthumskabinet geſichert, um deſſen Vermehrung ſich Jedermann durch entſprechende Gaben ein Verdienſt erwerben kann, wie auch bereits von mehrern hieſigen Einwohnern geſchehen iſt.

Wünſchenswerth bleibt noch ein permanent miethefreies geräumiges Lokal für Verſammlungen und Sammlungen, das zu erlangen dem Verein bis jetzt noch nicht möglich war. Ebenſo würde Portofreiheit im Bereich des Herzogthums, wie Preußen und Bayern ſolche ihren hiſtoriſchen Vereinen gewähren, unſern Verein weſentlich fördern.

Neben den herausgegebenen Schriften und neben der Anlage ſeiner Sammlungen hat ſich die Thätigkeit des Vereins auf mannichfache Weiſe in der Art dem Zweck entſprechend, entfaltet, daß auf geſicherte Erhaltung manches Kunſtwerkes der Vorzeit hingewirkt, manche ſchlummernde Neigung für dieſen Zweig menſchlicher Erkenntniß, und manches entſprechende Streben geweckt worden iſt. Es ſind Nachgrabungen in Grabhügeln der heidniſchen Vorfahren veranſtaltet worden, um durch eigne Anſchauung von der Weiſe der Todtenbeſtattung auf die Lebensweiſe jener frühzeitigen Bewohner des Landes ſchließen zu können, deren Reſultate mehr oder minder befriedigend ausfielen; vaterländiſche Denkmäler wurden gezeichnet und beſchrieben und überhaupt für die Geſchichts- und Alterthumsforſchung, namentlich die heimathliche, mehrfach geiſtiger Gewinn erzielt.

Hat nun der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein im erſten Decennium ſeines Beſtehens einigermaßen ſeine Aufgabe zu löſen verſucht und gelöſt, ſo bleibt doch noch ſeiner künftigen Thätigkeit ein unermeßliches Feld offen, und er darf und wird nicht raſten in ſeinen Mühen, dieſes anziehende und belohnende Feld der vaterländiſchen Geſchichts- und Alterthumsforſchung anzubauen. Er wird dieß thun und vermögen, je mehr eine Kräfte ſich frei und freudig entwickeln, daher ſei unſer mit Liebe begründetes und geleitetes vaterländiſches Inſtitut allen höchſten und hohen Gönnern und Förderern der Wiſſenſchaften und Künſte an das Herz gelegt und warm empfohlen. Die vaterländiſche Geſchichtsforſchung iſt Herd und Opferaltar der heimiſchen Penaten und Laren, und darum darf überall, wo ihnen ein Tempel errichtet iſt, über ſeinem Portale die Inſchrift glänzen: **Introite, et heic Dii sunt.**

II.

Ein altgermaniſcher Hauptring.

(Mit Abbildung.)

> **Larem corona nostrum decorari volo.**
> *Plautus in Trinum. Act. 1. Sc. 2.*

Unter den Reſten der germaniſchen Frühzeit in der Sammlung des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins befindet ſich einer der intereſſanteſten Funde, ein Haupt- oder Kopfring von Bronce, mit ſo eigenthümlicher Zierrath, wie unſers Wiſſens kaum in einer, ähnlichen Gegenſtänden gewidmeten Sammlung, ein gleiches Stück vorhanden ſein dürfte.

Die Sitte, das Haupt mit irgend einer Zier zu ſchmücken, iſt uralt, und faſt allen Völkern, wie Schmuckliebe überhaupt, gemein. Den vergänglichen Kranz von Blumen und Blättern erſetzte ſchon früh die Krone, und war gleich jenem, ein bevorzugendes Zeichen, ein Zeichen der Freude, des Feſtglanzes, der Würde. Für beides hatte der Lateiner nur das eine Wort corona.

Kranz und Krone vereinigt ſchon nach Luthers Bibelüberſetzung der Prophet Jeſaias in einer Zornrede, wo er Wehe ruft über die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim, und weiſſagt, daß zu der Zeit ſein werde der Herr Zebaoth eine liebliche Krone und ein herrlicher Kranz den Übrigen ſeines Volkes. Salomo zürnt in ſeiner ſtrengen Weisheit denen, die da ſingen und ſagen: Laſſet uns Kränze tragen von jungen Roſen, während Anakreon im Gegenſatz zu ſolchem Ernſt ſein heitres

Στεφάνους μὲν κροτάφοισι
ῥοδίνους συναρμόσαντες
μεθύομεν ἁβρὰ γελῶντες·

ſingt.

Sah doch ſchon die Phantaſie uraltheidniſcher Völker in einem Sternenkreiſe des Firmamentes eine Krone. Wie hoch die Krone im iſraelitiſchen Königreich galt, lehren zahlreiche Schriftſtellen. Wie im Mittelalter die Krone auf Hut und Helm getragen ward, ſo ordnete ſchon Moſe bei der Prieſtertracht an: Du ſollſt den Hut auf ſein Haupt ſetzen und die heilige Krone auf den Hut, und Ezechiel eifert: Thue weg den Hut und heb ab die Krone, denn es wird weder Hut noch Krone bleiben!

Daher iſt auch in der Symbolik der heiligen Schrift die Krone ſtets das höchſte Kleinod, bedeutet Ehre, Reichthum, Glück und Glanz, zeitliches und ewiges Gut, deshalb jammert Hiob: Er hat meine Ehre mir ausgezogen, und die Krone von meinem Haupte genommen, und lehren die Sprüchwörter: Gut währet nicht ewiglich, und Krone währet nicht für und für. Neuteſtamentliche Stellen weiſen auf die unverwelkliche Krone der Ehren, die Krone der Gerechtigkeit, die Krone des Lebens hin. Als Zeichen der Schmach, des Hohns und der tiefſten Erniedrigung ward dem Heilande die Dornenkrone auf das blutende Haupt gedrückt. Jungfrauenkranz und -Krone iſt mit Jungfrauenſchaft, jungfräulicher Ehre noch heute ſynonym, und einem Werk die Krone aufſetzen, heißt: ihm den höchſten Glanz, die höchſte Vollendung geben.

Die Göttergeſtalten Indiens tragen nicht minder kronenartigen Hauptſchmuck, oft noch mit Blumen geziert, wie viele Götter der klaſſiſchen Mythenlehre, und Kranz, Diadem, Stirnbinde, Goldreiſe zeigen die Imperatorenbilder faſt aller antiken Münzen. Rom hatte nicht nur für das Verdienſt ſeine Krone, ſondern für manches einzelne große Verdienſt um Staat und Volk beſondere Kronenformen, die ſo wichtig erachtet wurden, daß man Abhandlungen über dieſelben ſchrieb. Götterbilder zu bekränzen, ward bei feſtlichen Opferungen nie verſäumt, man bekränzte ſagar die Opferthiere.

Da mithin die Sitte, feſtlichen Hauptſchmuck zu tragen und im Tragen deſſelben eine Auszeichnung zu erblicken oder ſich ſelbſt auszuzeichnen — bei den Völkern des Alterthums eine allgemein verbreitete war, ſo darf es nicht befremden, dieſe Zier auch bei den alten Germanen und den Völkern des Europäiſchen Norden überhaupt zu finden. Unter aller Zier, die bei Scandinaviern und Altdeutſchen vorkam, waren Ringe die häufigſte. Man trug dieſelben um Finger, Handgelenke, um Arme und Beine, um den Hals und auf dem Haupt, letztere theils um das Haar in verſchiedenen Formen und Geflechten hindurchzuſtecken, theils als einfache Reiſe, um vielleicht Gewebe und Schleier, oder auch um Laub und Blumen daran zu befeſtigen. Aus dem einfachen Hauptring, der bald ſchwächer, bald ſtärker, hohl oder maſſiv, mit und ohne Verzierung, bald von der gewöhnlichen bronceähnlichen altdeutſchen Metalllegierung aus Kupfer und Zink, bald von Gold war, bildete man ſpäter auch kronen- und diademförmige Zierrathe. Die Liebe für ſolchen Schmuck pflanzte ſich bis in das ſpäte Mittelalter fort. *In Bilderhandſchriften, wie auf monumentalen* Denkmälern finden wir oft ritterliche Geſtalten mit leichten Laubkränzlein, wie mit einfachen oder verzierten Hauptringen, dargeſtellt, und es iſt bei weitem nicht immer eine gezackte Krone, welche auf ſolchen Bildwerken hohe Würde anzeigt.

Von den Minneſingerbildern des bekannten Pariſer Codex hat z. B. der Henneberger Graf Otto von Botenlauben einen verzierten Reif ums Haupt, übereinſtimmend mit ſeinem im Kloſter Frauenrode bei Kiſſingen befindlichen Denkmal, wo er ebenfalls einen gewundenen ſtarken Wulſt um das Haupt trägt. Solche Wülſte dienten ſtatt der Kränze, wurden verſchiedenfach mit Laub oder bunten Seidenfäden umwickelt, und kommen ſo noch weit ſpäter vor, wie ein Blick auf Turnier- und Mummenſchanzbilder lehrt. Der ſtarke Wulſt ſchützte beim Herabfall im Schimpfturnier den Kopf vor mancher Verletzung.

Bisher bewahrte die Sammlung des Hennebergiſchen Vereins zwei vorzügliche Stücke ſolchen Hauptſchmuckes der altgermaniſchen Vorfahren auf. Das erſte iſt ein maſſiver Ring von Bronce mit ſchönem Gewinde und verzierter ſtark elaſtiſcher Schließe, 6 Zoll im Durchmeſſer haltend, in halber Größe abgebildet in unſrer

Vereinsſchrift: Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums. Zweite Lieferung. 1837. Taf. II. Fig. 1., doch dort S. 12. fälſchlich als Armring bezeichnet. Derſelbe iſt ein gütiges Geſchenk des Herrn Profeſſor Jahn zu Freyburg a. d. U. correſpondirenden Mitglieds unſers Vereins und wurde aus einem großen künſtlich aufgeſchichteten Hügel in der Flur der Stadt Kölleda, links vom Fußpfad nach Altbeichlingen zu Tage gefördert.

Das zweite Stück iſt ein kleines kronenartiges Kunſtwerk ſehr origineller Form ebenfalls von Bronce, das wir für nichts anderes, als einen Haarſchmuck halten können. Es iſt hohl gearbeitet und ſtellt ſich wie ſieben aneinander gereihte kleine Eierſchalen dar, von denen eine geöffnet iſt, man weiß nicht ob urſprünglich oder in Folge einer Verletzung. Der äußere Durchmeſſer beträgt 3 Zoll 4 Linien, der der Oeffnung nur 2 Zoll. Die Kunſtform daran iſt nicht übel, und wenn man ſich das goldähnliche Metall neu und glänzend auf dem Scheitel einer altgermaniſchen Herrin denkt, das lichte Haupthaar anmuthig hindurch gezogen und mit verzierter Nadel, wie wir deren auch mehrere beſitzen, aufgeſteckt, ſo möchte dieſes Geräth wohl nicht als unzierlicher und unpaſſender Schmuck ins Auge gefallen ſein. Dieſes Stück ſeltener Art, (uns begegnete in Schriften und Abbildungen noch kein ähnliches Exemplar) iſt in unſerm Lande, in der Nähe von Unterkatz, wo viele altdeutſche Grabhügel befindlich ſind, aufgefunden, und uns von unſerm geſchätzten Mitgliede, Herrn Pfarrer Voigt in Unterkatz, eine ſehr dankenswerthe Gabe, übereignet worden.

Nun aber geſellte ſich vor nicht langer Zeit dieſen beiden Schmuckſachen ein drittes Fundſtück, das vor allen eine Beſchreibung und Würdigung verdient. Es iſt der auf der Anlage abgebildete ſchöne Hauptring.

Unterm 8. April d. J. ſandte uns Herr Berg- und Münzamtsverwalter W. Engelhard zu Saalfeld, correſpondirendes Mitglied unſers Vereins, einen ausführlichen Bericht über altgermaniſche Grabhügel in der Nähe ſeines Wohnortes, aus dem wir das Weſentlichſte hier folgen laſſen.

Herr Engelhard, der ſich ſchon früherhin im Intereſſe unſers Vereins ſehr thätig und förderlich bewieſen, hatte vor einigen Jahren wahrzunehmen geglaubt, daß in ſüdlicher Richtung von Saalfeld in der Entfernung einer ſtarken Viertelſtunde, auf einem Höhenzuge, der ſogenannten Pöllnitz, an deren Fuße der Loſitzbach vorüberrauſcht, und die nach der Stadt zu vom „alten Gehege" umſchloſſen iſt, eine Burg geſtanden haben müſſe. Zu dieſer Annahme hatte hauptſächlich das Auffinden einer Anzahl ſchöner Bracteaten, von denen mehrere an den Verein eingeſendet wurden, veranlaßt. Dieſe Bracteaten ſind von der Größe eines Achtgroſchenſtücks und zweierlei Gepräges. Auf dem einen ſitzt ein Kaiſer, der in der rechten Hand einen Lilienſcepter, in der linken einen Reichsapfel mit einem Kreuz hält, auf dem andern, beſſer ausgeprägten, ſitzt der Kaiſer innerhalb einer bogenförmigen Umrandung, hält den Lilienſcepter in der Linken und den Reichsapfel ohne Kreuz in der Rechten. Zwiſchen dem Bogen und dem innern Rande läuft ſchwer lesbare Schrift: TVRIFIGE AR-BITER SALF. Der ungleich breitere äußere Rand hat einige Verzierungen. Seit dem Bracteatenfunde durch Arbeiter in den dort befindlichen Steinbrüchen hatte Herr Engelhard dieſen Arbeitern möglichſte Aufmerkſamkeit empfohlen. Da empfing er am 7. April die Nachricht, daß am untern Theil des „alten Geheges" in einem Steinbruche zunächſt der Saale, und zwar auf einer Anhöhe, die ſich dem Orte Ködiz gegenüber da erhebt, wo der Loſitzbach in die Saale fällt, kupferne Ringe aufgefunden worden ſeien. Sogleich begab ſich Herr Engelhard an den bezeichneten Ort, und fand in der obern Abtheilung des Mauerſteinbruchs ein geöffnetes Grab, in welchem man Knochenreſte eines menſchlichen Leichnams, und zwei ſehr ſchöne broncene Handringe gefunden hatte. Der eine derſelben ſaß noch an den beiden Röhren des rechten Vorderarms. Sodann hatte ſich noch ein größerer kreisrunder dünner Ring von gleichem Metall gefunden, den jedoch die Arbeiter zerbrochen und verzettelt hatten. Derſelbe ſoll an einem der Oberarmknochen befindlich geweſen ſein.

Bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß zwei Gräber mit 10 bis 12 Fuß Zwiſchenraum, parallel neben einander befindlich waren, und zwar 3 Fuß tief in dünne Schichten feſten Zechſteins eingehauen, und gegen 5 bis 6 Fuß mit Dammerde überſchüttet oder überſchwemmt, nachdem zuvor die Leichname mit einer unregelmäßigen Lage von Fundſteinen, unter denen ſich mehrere Geſchiebe aus der Saale befanden, bedeckt waren. Fernere Aufräumung ergab nun den Fund zweier Haſte (Schnallen) mit fehlendem Dorn, ganz der Form mancher römiſchen ähnlich, und zwei Drittheile eines hohlen, in 2 Stücke zerbrochenen Hauptringes von Bronce, an manchen Stellen mit dunkelglänzendem edlem Roſt überzogen, und mit ſtarken Buckeln verſehen. In dieſen Buckeln ſind Vertiefungen ausgegraben, in welchen als Zier glänzende Zähne eines Nagethieres, muthmaßlich von einem Biber eingelegt waren und zum Theil noch ſind. Von Eiſen ergab ſich nicht die geringſte Spur.

Wir erſuchten Herrn Engelhard, ſich die Eröffnung des andern Grabes auf Koſten des Vereins angelegen ſein zu laſſen, und dieſelbe erfolgte auch, gewährte jedoch außer einigen Knochenreſten und dem Unterkiefer eines jungen Menſchen, darin einer der letzten Backenzähne noch nicht ausgetreten, nichts erhebliches. Dagegen war es zu unſrer großen Freude Herrn Engelhard gelungen, das noch fehlende Drittheil des Hauptringes aufzufinden, ſo daß wir uns nun deſſelben als eines ſchönen und ſeltnen Ganzen erfreuen können. Das eine Ende deſſelben paßte genau in die Oeffnung der mittelſten Buckel.

Der Durchmeſſer des Ringes hält $6\,^1/_2$ Zoll rhn.; die Stärke beträgt $^1/_2$ Zoll, die der kleinern Buckel $^3/_4$ Zoll, die der großen 1 Zoll.

Von den kleinen Erhöhungen iſt die eine noch zu $^1/_3$ mit einem Zahnſtück ausgefüllt, die andere leer; von den größern iſt eine ganz leer, die mittlere noch halb ausgefüllt, und eine noch ganz. Die Länge des einen betreffenden ganzen Zahnes beträgt beinahe 1 Zoll. Die Buckeln haben an den Seiten einfache Strichverzierung. Die Ringtheile des Vorderſtücks ſind regulär verziert, wie die Zeichnung vor Augen ſtellt. Das zuletztgefundene Stück iſt durch Oxydation etwas unſcheinbar geworden.

Jedenfalls gehörte dieſer ſchöne und ſeltne Schmuck einem Häuptling, einem Herrſcher des Gaues. Auch der Ort der Beſtattung ward mit Abſicht erhaben gewählt, und der Name „altes Gebege“ bezeichnete dieſen Ort aus dem grauen Alterthum her als einen wichtigen, geweihten.

III.

Sammlung
der Alterthümer aus heidniſcher Zeit,
in dem Antiquarium des Hennebergiſchen Vereins.

Außergermaniſche Alterthümer.

A. Aegyptiſch.

Mumie eines Kindes in einem ſchwarzpolirten Sarg mit Glasdeckel.

Einige Stücke Byſſus, ägyptiſche Leinwand, von dichtem Gewebe, womit die Mumien umwickelt wurden.

B. Etruriſch.

Ein kleines Gefäß mit einem Henkel, roth mit ſchwarzbraunen Figuren: zwei Tänzerinnen huldigen dem indiſchen Bacchus.

C. Griechiſch.

Thränenfläſchchen von grauem Thon.

Dergleichen, kleiner, beide aus Athen.

Fläſchchen von gelblichem Thon aus Päſtum.

D. Römiſch.

a. Stein und Irden.

Ein kleines Stückchen Moſaikfußboden. Aus einem Römergrab in Trier.

Ein dergleichen; Fundort unbekannt.

Einhenkliger Krug von gelbrothem Thon. Trier. Vorſtadt St. Paulin Abgeb Beiträge I Taf 3.

Dergleichen, grau; Stockſtadt bei Aſchaffenburg. (Römercolonie und Bäder.)

Dergl weißlich; ebendaher.

Einhenkliger Krug, weißlich, kleiner, bei Cöln.

Dergl. weißlich, ebendaher.

Dergl. Doppelhenklig.

Waſſerkrug ohne Henkel, weit gebaucht und mit weiter Mündung bei ſehr engem Hals, mit ſchwarzen Streifen. 8 Zoll hoch.

Kleine Urne, ſchwarz mit dem weiß aufgetragenen Worte **VIVAS**, zwiſchen zwei weißen Linien und großen Punkten.

Lampe, klein, ſtark gebrannt, grünlich glaſirt, Henkel abgebrochen.

Dergl. größer, leichtgebrannt, gelblich, mit Henkel. Fundort unbekannt.

Dergl. braun, mit Henkel, beim fürſtl. Salmſchen Schloſſe Dyk.

Dergl. kleiner, braun, Henkel abgebrochen. Pompeji.

Dergl. aus Terra cotta, ohne Henkel, am Boden der Name **APRIO**. Fundort unbekannt.

Dergl. ohne Henkel, eigenthümliche Form, oben ein Krieger.

Bildwerke.

Fragment eines Bildwerks von rothem Thon, ſtarkgebrannt. Nackter Mann in rechtsgekehrter reitender Stellung, in der rechten Hand einen Speer (Kopf und Füße fehlen). Fundort Trier.

Bruſtbild einer Matrone (defect), weißlicher Thon, ſtarkgebrannt. Trier.

Gypsabguß einer großen antiken Gemme. Weibliches edelgriechiſches Profil.

Fragment eines Ziegelſtücks mit den aufgedruckten Buchſtaben:

CEGXGEP:

Fragment einer (angeblich) römiſchen Perlenform, Serpentinſtein. Aus einem Römergrabe bei Lipberg.

Römiſcher Gefäßdeckel von Terra Cotta, mit der Bezeichnung ÆGINVS. F. Defect, bei Wiesbaden.

Eine Anzahl zum Theil verzierter Gefäßfragmente, bei Salzburg.

b. Metall.

1) Bildwerke.

Kleine Jupiterſtatue, Bronce, 3" hoch, bei Mainz. Abgeb. Beiträge. Lief. 4 Taf III. 1.

Hahn, Bronce, Fundort unbekannt.

Delphin, 3" lang, Bronce, bei Mainz.

2) Waffen.

Schwertklinge, Bronce, 18½" lang, bei Mainz.

Dolch mit Querſtange, 6" Heft 3½". Bronce, ebendaher.

Pfeilſpitze, Eiſen, Trier.

Dergl.

3) Geräth.

Fuß eines Candelabers, 3 bewegliche Thierfüße. Am Rhein. Abgeb. Beiträge 3. Tafel II. 1.

Fragment eines Sporns, Bronce.

Großes Hufeiſen, Mainz.

Großer Nagel, daſ.

Schlüſſel, defect, Bronce.

Dergl. Bronce.

Dergl. die Öffnung des Kammes bildet dieſe Figur ÷ Trier. Eiſen.

Schließhaken, Bronce.

Kleine Fragmente einer viereckig gekrümmten Röhre von nur wenigen Linien Durchmeſſer. Stockſtadt bei Aſchaffenburg.

Chirurgiſches Inſtrument. am Rhein.

Haft, bei Bonn.

Dergl. ebendaher.

Dergl. (Dorn fehlt.) Trier.

Dergl. verziert, Dorn fehlt. Herkulanum.

Dergl. Geſchirrſchnalle. Mainz.

Dergl. verziert, ebendaher.

Dergl. Dorn fehlt, klein und ſauber gearbeitet, mit Spuren von Vergoldung und Verſilberung.

(Sämmtliche Hafte ſind von Bronce.)

c. Bein.

Griffel, bei Trier.

Dergl. bei Bonn.

d. Thon.

2 kleine Kugeln }
1 Marke } bei Bonn.

Germaniſche Alterthümer.

I. Stein, Irden, Glas und Horn.

a. häuslichem Gebrauch oder Schmuck dienend.

Zwei Handmühlenſteine von Sandſtein. Aufgefunden unter dem äußerſten Baſaltring des kleinen Gleichbergs bei Römhild. Vergl. Beiträge, Lief. 3. einer davon abgebildet Tafel II. 6.

Zwei große laibförmige Steine von Trachit, gefunden bei Kis-Terenne im Neograder Comitat in Ungarn. Iſolirten Vorkommens, unter Urnenſcherben, für Schleifſteine gehalten.

Zwei kleine Wetzſteine. Zum Anhängen durchbohrt.

Zwei dergl. undurchbohrt.

Wörtel. Hügel im Hennebergiſchen.

Vier dergl. Hügel an der Unſtrut.

Länglich durchbohrtes Thonſtück, ſchwarz.

Durchbohrtes Scheibchen, Feldſtein.

Durchbohrter wörtelförmiger Stein.

Weberſchiffförmiger Stein, ob Weberſchiff oder Schleuderſtein, bleibt unentſchieden. Vergl. Leitfaden f. nord. Alterthumskunde. Kopenhagen 1836 S. 31 abgebildet in Lief. 3 der Beiträge. Taf. I. 6.

Kleines durchbohrtes Steinchen zum Anhängen.

Ring von grünem Glas. Hügel im Hennebergiſchen.

Achteckiger Stern von blauem Glas, Hügel zwiſchen Einhauſen und Behlrieth. Abgeb. Beitr. 1. T. I. 4. und Wagners Alterthümer 792.

Thonperle, gebrannt, ebendaher.

Drei dergl. buntfarbig, aus Weidengräbern bei Biſchleben bei Erfurt.

Zwei Handringe aus Horn.

b. Zu Kampf und Opfer dienend.

Keile. Undurchbohrt.

Großer Keil von baſaltiſcher Wacke, Spitze abgebrochen. Unter einer alten Eiche bei Weilar im Herzogl. S. Weimar'ſchen Oberlande.

Großer und ſchöner Streitkeil von Feuerſtein, gefunden in Altlüneburg, Gericht Bewerſtadt, Herzogthum Bremen und Verden im Königreich Hannover.

Meiſel oder Abhäutemeſſer von Feuerſtein. Oberniſſa bei Erfurt.

Dergl. Serpentin. Zwiſchen Erfurt und Stotternheim.

Dergl. größer, Serpentin. Fundort unbekannt.

Dergl. zerbrochen, nur das ſtumpfe Ende. Kuhberg bei der großen Luppe bei Arnſtadt.

Dergl. ſehr klein, auch zerbrochen, das ſcharfe Ende, ebendaher.

Durchbohrt.

Zwei dergl. mittelgroß, bei Merſeburg.

Schabmeiſel, Serpentin, mit ſchräggebohrter Öffnung. Hügel an der Unſtrut.

Streitkeil, Serpentinſtein, durchbohrt, keilförmig. Fundort unbekannt.

Dergl. ſehr kulbig. Fundort unbekannt.

Stein-Meſſer und -Pfeile.

~~Steinmeſſer und -Pfeil.~~

Meſſer von gelbem Feuerſtein, aus dem Mecklenburgiſchen. Abgeb. Beitr. 2. Taf. I. 3.

Zwei dergl. von grauem Feuerſtein. Acker bei Untermaßfeld. Eins davon abgeb. Beitr. 4. Taf. II. 11.

Dergl. Fragment. Hügel an der Unſtrut.

Pfeilſpitze von Feuerſtein. Hügel bei Stift Waizenbach in Unterfranken. Abgeb. in Beitr. 1. Taf. III. 3. und Wagners Alterth. 791.

Dergl. in einem Steinbruch bei Erfurt.

Dergl. Pfarracker bei Waldcappel in Heſſen, Wodansacker geheißen.

c. Urnen.

Große Urnen, gelblicher Thon, vom Rhein.

Dergl. ebendaher.

Dergl. mittelgroß von grauem Thon, mit einigen Scherben und Knochenreſten bei Waizenbach. Abgeb. Beitr. 1. Taf. II. 4.

Kleine Urne von grauem Thon, verziert, im Hainicht bei Dörrenſolz. Abgeb. daſ. Taf. II. 6.

Kleine Urne von dünner ſchwärzlicher Maſſe, 4 Zoll hoch. Aus einem Hügel zwiſchen Einhauſen und Belrieth. Abgeb. daſ. Taf. II. 6.

Dergl. aus dem Meklenburgiſchen.

Urnendeckelchen, Dörrenſolz.

Flache Schaale, aus dem Stetner Hölzchen bei Oſtheim (gekittet).

Ähnliches Gefäß, kleiner.

Ganz kleine Urne, 2'' hoch 1'' 4''' Durchmeſſer die Öffnung.

Eine kleine defecte Urne.

Urne, mittelgroß, ſchwarzglänzend, Henkel abgebrochen, verziert. Bei Merſeburg.

Dergl. kleiner, mit Henkel, ebendaher.

Dergl. ohne Henkel, etwas verziert, ebendaher.

Kleines Urnenfragment aus Glas, bei Saalfeld.

Verſchiedene Fragmente und Scherben von Ausgrabungen im Hainicht bei Dörrenſolz, im Eichicht bei Herpf, im Eichicht unter der Ruine Henneberg u. ſ. w.

Neun Scheiben aus Urnenſcherben, vielleicht beim Brennen die Urnen darauf zu ſetzen. Ungarn.

d. Idole und Ähnliches.

Kleines Thonbildchen eines Kindes, 2 Zoll hoch, rohe Form, von weißem gebrannten Thon, in einem Fluthgraben bei Schwallungen gefunden.

Dergl. Bild einer Frau, zierlicher, 2 Zoll hoch, ebendaher. (Beide abgebildet in der erſten Lieferung der Beiträge. Taf. I. Fig. 2. 3. 4.) Letzteres auch in Wagners Alterth. 790. a. u. b.

Dergl. Frauenbild, geflügelt, 2 Zoll hoch, Fundort unbekannt, abgebildet in Lieferung 2. Taf. II. Fig. 2.

Dergl. Thonfigur, ein Kind, roh, Füße abgebrochen, beim Dorfe Henneberg gefunden, abgebildet in Lieferung 4. Taf. III. Fig. 2. u. 3.

Menſchliche Reſte.

Ein wohlerhaltener Todtenkopf, von der Heldburg.

Ein faſt foſſiler Wirbelknochen aus einem germaniſchen Grab bei Oſtheim.

Eine Partie verſchiedener Knochenfragmente aus Nachgrabungen.

II. Metall.

a. Schmuck, Zier und Geräth.

1) Kopf- oder Halsringe.

Hohler Kopfring von Bronce, mit eingelegten Zähnen eines Nagethieres, in der Nähe von Saalfeld gefunden. Vergl. den Aufſatz: Ausgrabungen, in der 4. Lieferung unſrer Beiträge. Tafel I. Abbildung und Beſchreibung in dieſem Programm.

Großer ſchöngewundener Kopfring auf der Schmück gegenüber der Sachſenburg aufgefunden, in Lief. 2. S. 11. IV. 5., fälſchlich als Armring bezeichnet, und in halber Größe abgebildet Taf. II. 1. Br.

Dünner Kopfring, davon ¼ mit dem Schlußhaken abgebrochen. Verziert und mit ſchöner hellgrüner Patina überzogen. Aus dem Meklenburgiſchen. Br.

Fragment eines auf einer Seite flachen, auf der andern gewölbten Ringes von Eiſen. Grabhügel unterhalb Henneberg.

Hohlgegoßner breiter Ring, eiförmig verziert Bei Unterkatz. Abgeb. in Beiträge Lief. 4. Taf. II. 4. Br.

2) Arm- und Beinringe.

Zwei ſchöngearbeitete ſtarke Ringe, perlartig. Bei Saalfeld. Einer davon abgeb. Lief. 4. Taf. II. 13.

Dünner Ring, in drei Theile zerbrochen, ebendaher.

Schöner Armring, Mainz.

Vier unverzierte Armillen, ebendaher.

Handring. Unterm Baſalt des kleinen Gleichbergs. Abgeb. Beitr. 3. Taf. III. 2.

Zwei ſtarke, nach den Enden zugeſpitzte, anderthalb Zoll weit geöffnete Ringe. Gräber unterhalb der Ruine Henneberg. Eine davon abgeb. Beitr. 3. Taf. I. 3.

Zwei ganze und die Hälfte eines verzierten Ringes, ebendaſelbſt.

Fragment eines Ringes, ebendaſelbſt.

Kleiner Armring, auf einer Seite flach. Schöne Patina. Ungarn.

Ähnlicher Ring, nicht flach, ebendaher.

Starker Ring an den verjüngten Enden weit offen: Hälfte eines ſchwachen Ringes. Beides am Dolmar.

(Sämmtliche Ringe Bronce.)

3) Ohr- und Fingerringe.

Ziemlich weiter dünner Ring von Broncedraht, theilweiſe mit Silberdraht überzogen.

Dergl. ohne Silberdraht. Abgeb. Beitr. 4. Taf. II. 8 und 9.

Breiter Fingerring, daran noch der Gelenkknochen.

Fingerhut, ſämmtlich Bronce.

Silberperle, defect; alles aus Wendengräbern bei Biſchleben.

Dicker runder Fingerring, Bronce. Bei Einhauſen und Belrieth.

4) Spiralen von Bronce.

Zwei ſchöne und große elaſtiſche Spiralen, die früher zuſammengehörten. An der Heldburg, im Klingſtein. Abgeb. Beitr. 2. Taf. II. 3. in halber Größe.

Dichte flache Spirale. Hügel bei Dörrenſolz und Unterkatz. Abgeb. Beitr. 3. Taf I. 3. halbe Größe.

Vollſtändige Doppelſpirale, durch ein mehrfaches Ringgewinde zuſammenhängend. Klein. Ungarn.

5 Nadeln von Bronce.

Nadel 6¾ Zoll. ſtark oxydirt. Bei Waitzenbach. Abgeb. Beitr. 1. Taf. I. Fig. 1.

Dergl. Bei Gorsleben, Kreis Eckartsberga. Abgeb daſ. Taf. I. Fig. 2.

Dergl. Fragment und ſtark oxydirt. Dörrenſolz.

Dergl. ohne Knopf. Bei Arnſtadt.

Dergl. gut erhalten. Unter Henneberg.

Dergl. etwas defect daſ. Abgeb. Beitr. 3. Taf. I. Fig. 4.

Dergl. ſchön, wohlerhalten, am Knopf mit Ringverzierung. 11 Zoll lang. Abgeb. Lief. 4. Taf. II. Fig. 3. Am Dolmar.

Fragment einer verzierten Nadel. 5½ Zoll lang.

Dergl. unter Henneberg.

Nadel ohne Kopf. Am Dolmar. 5⅓ Zoll lang.

Dergl. kürzer.

Dergl. eigenthümlich gebogen mit Knöpfchen am obern Ende. Abgeb. Lief. 4. Taf. II. Fig. 10.

6. Hafte von Bronce.

Wohlerhaltenes Haft.

Ein dergl. Beide bei Dörrenſolz und Unterkatz.

Ein dergl. mit ſchlankem Dorn.

Ein dergl. Beide bei Saalfeld.

7. Sonſtiger Zierrath und Geräthe.

Zwei Zierrathen von dieſer Form:

Zwei dergl. defect

Sechs Stück Hohlknöpfe mit Klappen.

Eine Anzahl Hohlknöpfe mit 2 Löchern zum Aufnähen.

Eine Anzahl kurze Röhrenfragmente. Sämmtlich von dünnem Broncebleck, und aus Ungarn.

Eine Kuppe, an der Unſtrut.

Römermünze, ganz abgegriffen und unkenntlich. Dörrenſolz in einem Heidengrab.

Fragmente eines Löffels oder Schälchens mit Zierrath. Dörrenſolz Abgebildet Beitr. 3. Taf. I. Lief. 2

Ein Knopf mit Oehr. Unter Henneberg.

Eine Anzahl verzierter Fragmente eines Gefäßes. Daſ.

Becherförmiges kleines Geräth, Bronce, im Graimarholz bei Breitungen. Zweifelhaft ob altgermaniſch. Aehnlich jedoch einem bei Caſtell (Caſſel) bei Mainz gefundenen 2½ Zoll hohen Becherchen, abgebildet in Wagners Alterthümern aus heidniſcher Zeit, Fig 337.

Napf von ſtarkem Eiſenblech, defect, unter dem äußern Baſaltring des kleinen Gleichbergs. Abgeb. in Beitr. 3. Taf. III. Fig. 3.

Fragment eines größern, ähnlichen Geräthes, Fundort ebendaher.

Eiſernes, einem Steinbohrer ähnelndes Inſtrument. Ebendaher, abgebildet a. a. O. Taf. III. Fig. 4.

Mundſtück ähnliches Geräth von ſtarker Bronce, vielleicht ein Tutulus. (Vergl. Leitfaden zur nordiſchen Alterthumskunde. Kopenhagen, 1837. S. 57.) Aus Ungarn.

Ein Klumpen zuſammengeſchmolzenen Metalls, Bronce, mit ſchwacher Patina, 1 Pfund 1½ Loth am Gewicht, mit mehreren andern Gegenſtänden in einem Steinhügel am Dolmar, auf eine Gießſtätte hindeutend.

Große broncene Metallplatte, defect, mit Spur ſtarker Silberplattirung.

Rand eines Metallkeſſels oder einer Schüſſel, ſtark oxydirt, mit einem Henkelring; der äußern Form nach den meſſingnen Tauſſchüſſeln mittler Größe ähnelnd, mit der vorhergehenden Platte aber aufgefunden in einer Römerlagerſtätte am Main.

Eiſengefäß ohne Henkel mit Abguß, nach oben verjüngt zulaufend, Höhe 4½ Zoll rhn. Aufgefunden bei Stockſtatt am Main.

b. Waffen.

Celt, Streitkeil, Wurfkeil. Bronce. Fundort unbekannt.

Dergl. Kupfer. Fundort unbekannt.

Dergl. 7 Zoll lang. Bronce. Fundort unbekannt.

Dergl. mit Ringverzierung, ſchöne Patina. Bronce. Am Dolmar.

Kleine Dolchklinge, nebſt einem Niet. Bronce. Unter Henneberg.

Dolchklinge, 5½ Zoll lang. Bronce, nebſt 2 Nieten. Dolmar.

Kleine Pfeilſpitze. Bronce, nicht ganz 1 Zoll lang. Daſelbſt.

Gekrümmte Meſſerklinge. Daſelbſt. Ungarn.

Die Feier des zehnten Stiftungstages des

Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins

wird in folgender Weiſe ſtattfinden:

Montag, den 14. November 1842, Nachmittags,

verſammeln ſich die Herren Mitglieder im Vereinslokale, welches um 3 Uhr geöffnet wird, zur Einſichtnahme der vorgelegten Akten über das innere Leben des Vereins, namentlich der Kaſſeführung, der Protokolle über die Verſammlungen, der Verzeichniſſe der Sammlungen u. ſ. w., wobei zugleich einige dem Verein nicht gehörende intereſſante Gegenſtände der Kunſt und des Alterthums zur Anſicht ausgeſtellt werden.

Halb fünf Uhr werden die wiſſenſchaftlichen Vorträge mit einer Anrede des derzeitigen Direktors eröffnet.

Hierauf leſen:

Herr Superintendent **Schaubach**: Meiningen vor dreihundert Jahren; oder die Vereinigung der Stadt Meiningen mit der Grafſchaft Henneberg im Jahre 1542.

Herr Gymnaſiallehrer **Schöppach**: Altes und Neues zur Hennebergiſchen Geſchichte.

Herr Profeſſor und erſter Lehrer an der Realſchule **Brückner**: Über den Bauernkrieg.

An die Vorträge reiht ſich die ſtatutenmäßige **Wahl** des Directors, Secretärs, Kaſſiers und Aufſehers der Sammlungen.

Hierauf: Feſtmahl im Gaſthof zum Erbprinzen.

Der Direktor

Ludwig Bechſtein.

Kunst-Denkmäler

in

FRANKEN UND THÜRINGEN.

Herausgegeben

unter Mitwirkung des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins

von

Ludwig Bechstein,

Herzogl. Sächs. Hofrath, Cabinetsbibliothekar Sr. Durchlaucht, des Herzogs von Sachsen Meiningen Hildburghausen,
erster Bibliothekar der Herzogl. öffentlichen Bibliothek in Meiningen, Director des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins,
vieler gelehrten und geschichtsforschenden Vereine Mitglied.

⁂

Erste Lieferung.

I. u. II. Denkmäler des Fürsten Wilhelm III. (IV.) von Henneberg Schleusingen,
und seiner Gemahlin Katharina.
III. Ein byzantinischer gestickter Teppich.

Ar 19.13-428

Schweinfurt 1844.
Verlag von Kleinknecht und Schäfer.

Prospectus als Vorwort.

Mehr als jemals regt sich allenthalben in den deutschen Gauen ein erfreulicher Sinn für alles Vaterländische. Kein Gebiet der Wissenschaft und Kunst bleibt unangebaut, kein Hort der Geschichte ungehoben. Volkslieder, Volkssagen, Volksdialecte werden mit Eifer gesammelt, und immer neue Schätze der altdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur werden aufgefunden. Wir erstaunen über die Fülle poetischer und künstlerischer Elemente sowohl im frischen Leben der Nation, als in dem, was wir von den Vätern ererbten. Dahin gehören vor Allem

Kunst-Denkmäler.

Aus den Denkmälern der vaterländischen Kunst blickt uns das ernste Antlitz der vaterländischen Geschichte entgegen, und nicht allein die Geschichte ist es, die uns hier ihre sibyllinischen Bücher voll kräftiger Lapidarschrift vor Augen hält, es ist die ganze Kultur, die ganze Bildung, die Anschauungs- und Gefühlsweise der Vorzeit, die wir lesen, in die wir uns mit sinnigem Ernst vertiefen. Sei es die Majestät eines Doms in seiner Prachtvollendung oder eine Kirchentrümmer, sei es ein wohlerhaltenes Schloss oder eine Burgruine, ein Kenotaph von Erz und Stein oder eine Holzbildnerei, ein Gemälde in brennendem Farbenschmelz auf Glas, oder in Oel, ja wäre es auch nur ein einfach schönes Ornament, jedes ist wichtig für die Kunstgeschichte, indem es eine Epoche derselben bezeichnet, eine Richtung der Geschmacksbildung jener Zeit vertritt, die es schuf und hervorrief.

Es mangelt nicht an Schriftwerken, welche vom Riesenbau der Dome bis herab zu Einzelornamenten aus allen Theilen Deutschlands Bausteine zum Tempel deutscher Kunstgeschichte liefern, aber die Stofffülle ist unerschöpfbar, und was auch eine Zeit der Rohheit und Barbarei zerstörte, ein übelgeleiteter Glaubenseifer in fanatischer Wuth verdarb, und endlich der die deutsche Kunst gänzlich missachtende Unverstand späterer Perioden untergehen liess, Vieles blieb dennoch erhalten, wenn auch zum Theil dem Blick der Forschung entzogen. So auch in dem Lande, darin ich wohne; und wie ich bemüht war und noch bin, Thüringens und Frankens Sagenschätze zu heben, so will ich nun in fortlaufender Reihe Kunst-Denkmäler beider Länder veröffentlichen.

In den Kreis meiner Aufgabe, die ich wohl überdacht habe, ziehe ich:

Fürsten- und Edelsitze mit ihren oft reichen und herrlichen Kunstsammlungen.

Kirchen und Kapellen, ältere wie neuere, mit ihren künstlerisch schönen Monumenten, oder wichtigen Ornamenten, Erzgüssen, Bildhauereien, Schnitzereien, Malereien.

Trümmer von Kirchen und Burgen, wenn sie noch Reste alterthümlicher Architecturzier zeigen, und nicht bereits anderwärts die verdiente Würdigung fanden.

Denkmäler erlauchter und ahnenreicher Geschlechter, sowohl Einzelmonumente oder ganze Reihen derselben in Metall und Stein.

Endlich auch

Oeffentliche und Privatsammlungen, soweit dieselben sich auf die Gebiete der Bildhauerei und Sculptur, der Malerei, Glasmalerei, Metallotypie und Xylographie erstrecken, oder auch Waffen, Rüstungen, Heer- und Hausgeräthe der Vorzeit, alte Literaturschätze, Handschriften und dergl. umfassen. Dabei können und sollen für die bildliche Darstellung von Sammlungsgegenständen nur Einzelobjecte von wirklicher künstlerischer oder historischer Bedeutsamkeit, grosser Seltenheit, hauptsächlich Unica, gewählt — die Sammlungen selbst aber nur übersichtlich, und ihr Wichtigstes hervorhebend, beschrieben werden. Ueber das überaus reiche Gebiet derartiger Privatsammlungen fehlte es bisher in Deutschland gänzlich an einem Organ für öffentliche Mittheilung.

Abbildungen, **treue** Abbildungen, sind für ein solches Werk unerlässlich, die blosse Beschreibung, wäre diese auch noch so frisch und lebendig, frommt wenig. Darum soll in meinen Kunst-Denkmälern keines beschrieben werden, davon nicht auch ein treues Bild gegeben werden kann. Hierin unterstützen mich correcte Zeichner und Maler, welche verstehen, den Geist zu erfassen, der in dem todten Erz und Stein kunstschöpferisch lebendig ist, und belehrend vor unser Auge tritt.

Die Beschreibung soll sich in gedrungener Kürze und von gelehrter Weitschweifigkeit und grübelnder Forschung fern halten, aber überall die Monumente im Bezug auf ihren Kunstwerth, auf die Zeit ihrer Anfertigung, und auf das geschichtliche Interesse, das sie erregen, genügend würdigen; auch wird bei der Aufeinanderfolge auf einen angenehmen Wechsel Bedacht genommen werden, so dass weder stets aus einer Gegend, noch aus einer und derselben Kunstsphäre, sondern aus verschiedenen, Bild und Beschreibung gegeben werden.

Mögen diese Andeutungen genügen, meinem Unternehmen günstigen Weg zu bahnen, und die Proben den auf das Ganze zu verwendenden Fleiss verbürgen.

Lieferung II. wird enthalten:

I. *Denkmal des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange* zu Reinhardsbrunn.
II. *Eherne Statue Otto IV. Grafen von Henneberg,* in der Stiftskirche zu Römhild.
III. *Tafel mit Details eines oder einiger Denkmäler.*

Für Lieferung III. wurde vorläufig bestimmt:

I. u. II. *Denkmal Wilhelm IV. (V.) von Henneberg Schleusingen* zu Schleusingen, und seiner Gemahlin *Margaretha.*
III. *Altarblatt aus der St. Bartholomäuskirche zu Themar.* (Kunstwerthvolle Sculptur mit Gemälde aus der Blüthezeit der deutschen Kunst.)

Ludwig Bechstein.

I. und II.

Denkmäler des Fürsten Wilhelm III. (IV.) von Henneberg-Schleusingen, und seiner Gemahlin Katharina. *)

Das Geschlecht der Grafen von Henneberg stand neben andern edeln Geschlechtern durch das ganze deutsche Mittelalter bedeutend da, reich an Macht und Ansehen, an Besitzungen wie an Ruhm. Tapfer in Kampf und Fehde, und im Frieden Schirmherren und Pfleger schöner Künste, mild und gastfrei, fromm und ritterlich waren diese Grafen, und viele von ihnen wurden von ihren Zeitgenossen hoch gepriesen, waren persönlich ausgezeichnet, und bekleideten hohe weltliche und geistliche Ehrenstellen.

Der Ursprung dieses Grafengeschlechtes geht weit zurück, und verschmilzt mit dem der fränkischen Gaugrafen im ungewissen sagenhaften Dämmer der Frühzeit. Der erste urkundliche Ahnherr jedoch war **Poppo I.**, der um 1020 bis 1078 lebte. Von seinen Enkeln wurde einer Bischof zu Würzburg, zwei andre nach einander Bischöfe zu Speier. Sein Urenkel, der des Ahnherrn Namen, **Poppo**, ebenfalls führte, zeichnete sich durch Begabungen an Klöster aus und zog unter Friedrich Barbarossa 1189 mit nach dem heiligen Lande, wo er den Tod fand. Von 4 Söhnen, welche dieser letztere Poppo hinterlies, ward der eine, **Heinrich**, mit hohem ritterlichen Ruhme genannt, ein zweiter **Poppo** war des kunstsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, des Sängerfreundes, Freund und Schwager, und übte auf dem Kreuzzug 1227 unter Kaiser Friedrich II. Thaten der Tapferkeit. Ihm wurde der Name des Weisen und des Streitbaren beigelegt. Ein dritter, **Otto**, zog ebenfalls nach Palästina, vermählte sich dort mit Beatrix, einer Tochter Joscelins von Courtenay, Fürsten von Tiberias und Grafen von Edessa, und bewohnte nach seiner Heimkehr die Burg Botenlauben bei Kissingen, von der er sich später neben seinem Geschlechtsnamen auch **Otto von Botenlauben** schrieb und nannte. Er war ein begabter Minnesänger, und es sind der Nachwelt eine kleine Reihe zarter und inniger Gedichte von ihm erhalten geblieben. Mit seiner Gemahlin gründete er das Nonnenkloster Frauenrode bei Kissingen. Von des letzteren Poppo Söhnen ward einer, **Heinrich**, der Stammvater dreier Linien, ein zweiter **Hermann I.** gründete die Henneberg-Coburger Linie, welche nicht lange blühte. Graf **Hermann I.** selbst war so geehrt und geachtet, dass er als Wahlcandidat bei der deutschen Kaiserwahl 1257 in Vorschlag kam. Ein dritter Sohn Poppo's, **Berthold**, ward Bischof zu Würzburg. Der eben erwähnte **Heinrich** hinterlies drei Söhne, von denen **Berthold V.** (VIII.) Stifter der Henneberg-Schleusinger Linie, der zweite, **Hermann II.** (III.) Stifter der Henneberg-Aschacher Linie (vom Schloss Aschach oder Ascha bei Kissingen) der dritte, **Heinrich**, Stifter der Hartenberger Linie (von der Burg Har-

---

*) Die Zeichnungen zu diesem ersten Hefte sind von dem Architectur-Maler Herrn *G. Eberlein* aus Ansbach, einem talentreichen Schüler C. Heideloff's, für dessen »Ornamentik des Mittelalters« derselbe viele gelungene Zeichnungen lieferte. Herr *Eberlein* wurde auch vielfach beschäftigt für die Burgen Lichtenstein in Würtemberg, Landsberg bei Meiningen, die Veste Coburg etc., und verbindet mit ungemeiner technischer Fertigkeit einen geläuterten Geschmack und ein richtiges Gefühl für das Künstlerisch-Schöne.

tenberg bei Römhild) wurde. Der Vater dieser 3 Grafen stand in grossem Ansehen bei den deutschen Fürsten, und die Söhne mehrten ihre Besitzungen ungemein, am meisten aber sein Enkel **Berthold VII.** (X.) einer der grössten, erleuchtetsten Staatsmänner und Regenten seiner Zeit, welcher 1310 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Unter ihm sah das Henneberger Grafengeschlecht seine glänzendste Periode, und es mag eine Uebersicht der damaligen Besitzungen desselben genügen, die Wichtigkeit dieses fürstlichen und gräflichen Hauses auch in geschichtlicher und politischer Beziehung darzuthun. Es gehörten demselben die Aemter und meist auch die ganzen Städte Schleusingen, Römhild, Themar, Suhla, Hallenberg, Schwarza, Wasungen, Lichtenberg, Vogtei Breitungen, Amt Broterode, Sand, Massfeld, Benshausen, Schweinfurt, Mainberg, Münnerstadt, Heldburg, Königshofen, Kissingen, Königsberg, Schmalkalden, Coburg, Hildburghausen, Eisfeld, Neustadt, Rodach, Ummerstadt, Lauter, Rodenstein, Sonneberg, Ilmenau, die reiche Herrschaft Frankenstein, mit zahlreichen in diesen Stadt- und Amtsgebieten gelegenen Schlössern, Burgen, Klöstern, Dörfern, Höfen, ausgedehnten Forsten und Ländereien, Gerichten u. s. w. Der Henneberg-Schleusinger Linie allein waren unter **Berthold VII.** gegen 140 adelige Vasallen lehenspflichtig, der bürgerlichen Lehensträger nicht zu gedenken.

Dennoch ist der Baum dieses edlen Geschlechts, das Jahrhunderte lang in zahlreichen Gliedern blühte, im Lauf der Zeiten abgestorben, ja die letzten Zweige sahen noch das Weh der Verarmung an sich herantreten, und auch an ihm erfüllte sich die Unbeständigkeit alles irdischen Glücks.

Es konnte nicht fehlen, dass ein so mächtiges und beglücktes Geschlecht seine Dahingeschiedenen und sich selbst durch Denkmäler ehrte, und obschon die zerstörende Hand der Zeit manche derselben hinwegtilgte, so ist ihrer doch keine geringe Zahl erhalten geblieben, davon Einige sogar von hohem und höchstem Kunstwerthe sind.

Es finden sich Denkmäler Hennebergischer Grafen und Gräfinnen in Römhild, Schleusingen, Würzburg, Bamberg, Fulda, Mainz, Strassburg, ja selbst zu Botzen und andern Orten.

In dem vom Grafen **Gottwalt I.** von Henneberg 1130 gestifteten Prämonstratenser-Kloster Vessra, nahe der Vereinigung der Schleuse und Werra romantisch gelegen, dessen Kirche mit herrlichem byzantinischen Portal und zwei hohen Thürmen noch überdacht und baulich ziemlich wohl erhalten ist, nur innerlich verödet und Oeconomiezwecken dienend — war das Erbbegräbniss der Henneberger, namentlich in spätrer Zeit der Schleusinger Linie. Neben manchem andern reichen Schmuck, den die Frömmigkeit in das Kloster gestiftet, prangte daselbst auch eine Reihe stattlicher Denkmäler des Geschlechts der Landesgebieter. Der Bauernkrieg, der das Kloster verwüstend traf, zertrümmerte auch viele der Epitaphien und andre gingen im Laufe der spätern Zeit zu Grunde. Nur durch die Vorsorge des letzten Fürstgrafen von Henneberg, **Georg Ernst**, welcher 1566 die noch übrigen Gebeine seiner Vorfahren und deren Monumente aus Vessra in die alte Begräbnisskapelle an der später (1723) neuerbauten St. Johanneskirche bringen liess, wurde eine Anzahl jener Denkmäler erhalten, und ihnen wurden auch die Epitaphien **Georg Ernsts, Poppos** und ihrer Gemahlinnen hinzugefügt, so dass im Ganzen 13—15 Denkmäler und Gedenksteine in dieser Kapelle enthalten sind.

Die Reihe dieser Denkmäler eröffnen nun **Wilhelm III.** (IV.) und seine Gemahlin **Katharina.**

Fürst **Wilhelm III.** (IV.) war der Sohn **Wilhelm II.** (III.) Enkel **Heinrichs XI.** (XIII.) und bei seines Vaters 1426 erfolgtem Tode noch minderjährig. Seine Mutter war Anna, geborne Herzogin von Braunschweig. Er wurde geboren 1415 und es führte über ihn und seine Geschwister Graf **Georg I. von Henneberg-Römhild** einige Jahre die Vormundschaft. Von seinen Geschwistern starben **Anna** und **Mechtild** jung, **Margarethe** wurde Nonne im Kloster Wechterswinkel, eine zweite **Anna** vermählte sich mit dem Reichsdynasten Konrad von Weinsberg, **Heinrich** wurde Domherr zu Würzburg, **Agnes** starb als Priorin des Klosters Ilm und **Adelheid**, eine Posthuma, starb bald nach der Geburt.

Fürst **Wilhelm** wurde 1430 mündig, empfing in diesem Jahre auf dem Reichstag zu Nürnberg die

Reichslehen, befehdete mit Verlust den Landgrafen Friedrich von Thüringen, und schirmte später sein Land durch nützliche Bündnisse. Von Würzburg erwarb er pfandschaftlich das Amt Meiningen, nebst mehren andern Ortschaften, und züchtigte 1442 sehr nachdrücklich einen fuldaischen Raubritter, der ihm mit Andern in das Land gefallen war. Auf einer Jagd begegnete ihm das Unglück, dass ihn ein Eber aufnahm, und so tödtlich verwundete, dass er am 8. Januar 1444 starb. Er wurde im Kloster Vessra beigesetzt und ihm die stattliche Denksäule, die wir abbilden, errichtet.

Fürst Wilhelms Gemahlin war **Katharina**, Graf Reinhard II. von Hanau Tochter, Wittwe des Grafen Thomas von Rieneck. Beide vermählten sich 1432, und Fürstin Katharine gebar ihrem Gemahle 6 Kinder: **Wilhelm IV.** (V.), **Margaretha**, Nonne, **Johann III.** (Rector magnificentissimus der Universität Erfurt und später Abt von Fulda), **Berthold XIII.** (XVI.), starb jung, **Berthold XIV.** (XVII.) (Probst zu St. Stephan zu Bamberg, und zu Strassburg 1495 gestorben) und **Margaretha**, an Graf Günther XXXVI. von Schwarzburg vermählt.

Fürstin **Katharina** überlebte den Gemahl viele Jahre; sie starb erst am 25. Sept. 1460 im Schloss Maasfeld, wurde aber auch in Vessra begraben und ihr der beiliegend abgebildete Denkstein errichtet.

Zwar finden sich diese und andere Hennebergische Epitaphien schon abgebildet in von Schultes Diplomatischer Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg Bd. I. und II., allein äusserst incorrect und oberflächlich gezeichnet, und eben so gestochen so dass, wie die Stiche selbst allen künstlerischen Werthes ermangeln, auch aus ihnen der Kunstwerth der Originale nicht erkannt zu werden vermag.

Fürst Wilhelms Stein ist ein ungemein stattliches, völlig freistehendes Monument, aus weissröthlichem Sandstein mit einer röthlichen Farbe überstrichen.

Die Steinbildsäule erscheint mit dem Piedestale gegen 8 Fuss hoch, mithin colossal; Spangenbergs Hennebergische Chronik sagt von dem Dargestellten ausdrücklich, dass er „ein schöner, herrlicher, feiner, von Leib starker und langer, von Gemüth freudiger und beherzter Fürst" gewesen, und so hat der Verfertiger des Monumentes ihn auch in Wahrheit stattlich aufgefasst, und es ist an der Gleichzeitigkeit der Verfertigung des Denkmals nicht zu zweifeln. Die Bekleidung scheint, mit Ausnahme des Helmes, Harnisches und Bauchringes, und des langgeschuppten Wappenrockes, nicht Eisen, sondern ein enganliegendes Ledergewand zu sein. Die Form des Schildes ist ideal und originell zugleich, und das Wappen darauf mit Sauberkeit ausgeführt.

Der Denkstein der Fürstin **Katharina** ist einfach, aber nicht ohne künstlerische Schönheit. Der Ausdruck des reinen, kindlichfrommen Gesichtes ist klassisch, die Flechten sind so edel gehalten, dass jede Mode sie sanctioniren könnte. Die Behandlung des Schleiers ist leicht und eigenthümlich, der Faltenwurf des Gewandes ungezwungen und richtig.

Am Piedestal erblickt man das Wappen der Grafschaft Hanau. Wunderlich hat der Steinhauer in der Namensunterschrift das etcetera abgetheilt.

III.

Ein byzantinischer gestickter Teppich.

Zu den Denkmälern alter Kunst zählen mit Recht auch Stickereien und Gewebe. Die Vergänglichkeit der Stoffe lies aus sehr früher Zeit nur wenig von solchen bis auf unsere Tage erhalten werden, und das Erhaltene wird den grössten Seltenheiten zugezählt. Deshalb ziehen wir auch solche Denkmäler in den Kreis unseres Werkes, und üben an ihnen den Blick der Forschung.

Der Teppich, welchen Tafel III. abbildet, ist ein schöner, kunstreicher Ueberrest der Vorzeit. In sinniger Umrandung byzantinischen Styls erblicken wir 15 Rundblilder mit mysterieusen, zum Theil grotesken Ungeheuern und Thierfiguren, wie die alte Kunst sie plastisch und bildlich häufig schuf und liebte, manche geheime Beziehung in ihnen bergend, und die gewiss auch hier nicht sinn- und bedeutungslos zusammengestellt sind.

Dieser Teppich wurde vom Herausgeber in Franken, verstaubt und missachtet, leider auch beträchtlich beschädigt, aufgefunden und erworben. Grund und Bildwerke sind mit fester, starker, farbiger Wolle in ziemlich grobes Linnen genäht, und zwar so kunstvoll und mit so sichrer Hand, dass die Rückseite die Zeichnung ebenfalls vollkommen und mit ungemeiner Frische der Farben erblicken lässt. Die meisten Konturen, sowohl der Randleisten, und der Umrandungen selbst, als auch die der Kreise, Arabesken und Figuren sind mit verschiedenfarbigen Fäden eingefasst, und je mehr man das Original betrachtet, desto mehr nimmt man eine äusserste Sorgfalt und Genauigkeit, und einen strengen Fleiss bei der Anfertigung wahr, die erkennen lassen, dass diese Arbeit eine hohe und würdige Bestimmung hatte. Es war unsere Absicht, den ganzen Teppich treu colorirt vor Augen zu legen, allein das für unsere Kunstdenkmäler einmal gewählte Format verstattete dies nicht, denn die Farbengebung innerhalb so kleinen Raumes würde dem Coloristen die grössten Schwierigkeiten gemacht haben; wir behalten uns aber vor, in einer folgenden Lieferung ein Fragment des Teppichs in Farben wieder zu geben.

Der vom Zeichner angegebene Maasstab kommt dem Cölner am nächsten. Nach diesem letztern beträgt die Höhe des Teppichs 7 Fuss, die Breite 5 Fuss 5 Zoll, die Kantenbreite ist, einschliesslich der Stäbe, fast 6 Zoll; die Höhe eines jeden Feldes, mit Ausnahme der drei obersten, 12½ Zoll, die Breite gut 13 Zoll; sie bilden mithin keine vollkommenen Kreise, sondern Elipsen; die Bänder sind durchschnittlich 1 Zoll breit, und die arabeskenförmigen ganzen Ausfüllungen 13 Zoll breit, 11 Zoll hoch.

Für den ersten Anblick könnte es scheinen, als seien die drei obersten Felder, weil sie nicht geschlossen sind, defect, allein da die Figuren darin so herabgedrückt erscheinen, dass sie vollständig vor Augen stehen, so geht daraus hervor, dass hier nichts mangle, und dass vielmehr für einen bestimmten Raum und nach einem symmetrischen Verhältniss der Teppich angefertigt wurde.

Es geht überhaupt eine ganz eigenthümliche Symmetrie und Ordnung durch die ganze, treffliche Arbeit. Die obere Ranke ist im Muster gleich der untern, und eine Seitenranke ist gleich der andern. Bei der Rosette oben zur Linken erblickt man die Wurzel der obersten Ranke, diese selbst lauft von der Linken zur Rechten, und endet in schöner Beugung. Unter der Rosette zur Rechten beginnt mit einer Wurzel die Seitenranke, und so fort. Die Rosetten sind alle vier gleich, roth auf gelbem Grund, von dem wenig sichtbar ist: der Mittelpunkt weiss mit blauer Einfassung. Was wir als Einfassung bezeichnen, ist jedesmal Umrandung von einer einzigen farbigen Schnur. Die äusserste Umrandung, so viel davon noch vorhanden, ist jetzt schmutzigweiss und war roth, ebenso die Stäbe und blau, zum Theil roth eingefasst: der Grund der Ranken auf allen vier Seiten ist von einer unbestimmten Farbe, zwischen fleischfarb und chamois, und war ursprünglich rosa, wo nicht carmoisin. Es würde diese Beschreibung allzu minutiös werden, wenn wir ganz in das Einzelne der Farbengebung und der verschiedenen Einfassungen gehen wollten, während das colorirte Fragment diese leicht deutlich machen wird, und wir gehen zu den Hauptfeldern über.

Die Grundfarbe des Teppichs ist ein schönes Scharlachroth, und der Grund sämmtlicher Felder ist lichtblau; die ungemein gefällig ineinander zur Bildung der Kreise geschlungenen Bänder sind weiss; theils blaugrau theils roth eingefasst: die Blätterzier ist innerhalb der Felder durchgehends schön gelb, an den Rändern aber abwechselnd grün und gelb, am untern Rande ganz grün Bei gelb ist blaugraue, bei grün gelbe Einfassung.

Die Felder zeigen in eigenthumlicher, aber dabei wohlüberdachter Ordnung 5 Figurenreihen, je zu drei, und zwar die erste drei Monstra, die zweite 3 Vierfüsser, die dritte 3 Vögel, die vierte wieder 3 Vierfüsser und die fünfte wieder, wie es scheint, 3 Fabelthiere. Sämmtlichen Pflanzenfressern ist ein Zweig in das Maul gegeben.

Sollten diese Thiergebilde Wappen sein? Jedes derselben dürfte sich in irgend einem Wappenschild wieder finden: einige, wie die Sirenen ähnliche Figur oben in der Mitte, und der Adler in Mitten der 15 Thiergestalten kommen sogar nicht selten in Wappen auf gleiche Weise vor, namentlich hat der Adler hier ganz heraldische Haltung, aufrecht mit ausgebreiteten Flügeln schwebend, während alle andere Thiere stehen, springen oder schreiten. So erscheint der Adler schon auf Siegeln der Babenberger am Ende des XII. und Anfang des XIII. Jahrhunderts. (Vergl. Marqu. Herrgott: Monumenta aug. domus Austriacae. Viennae, MDCCL. Fol. Tom. I. Tab. I., II.) Und eine gekrönte Sirene bildete in gleicher Weise den Helmschmuck des Henneberg-Römhilder Wappens. Ausserdem aber erinnert nichts an heraldische Regeln, und wir können kaum an die Absicht glauben, dass der Teppich die Wappen irgend einer Gesellschaft habe vereinigen sollen, wie auch die Zeit seiner Verfertigung uns über jene der Ritterbündnisse des Mittelalters weit hinaus zu gehen scheint.

Wir erblicken auf Feld 1 ein Phantasie-Ungeheuer, mit einem gekrönten Menschenkopf, eigenthümlich bekleidet, mit zwei klauenähnlichen Füssen, der gekrümmte Leib in einen Fischschwanz endigend. Der vordere Zweig gelb, der hintere roth mit gelber Spitze. Feld 2 zeigt einen Meermann; halber ebenfalls bekleideter Menschenleib, der mit den Händen zwei unterwärts gekrümmte Fische hält, die am Gürtel sich anbeissen. Feld 3 zeigt ein Monstrum, dessen vordere Hälfte einen unbedeckten Menschenkopf, Menschenarme und Hände hat, mit der hintern Hälfte aber den Leib eines Quadrupeden mit gespaltenen Klauen bildet, und einen zinkenartigen, oder gezackten Schwanz hat, wie bei allen der auf dem Teppich befindlichen Vierfüsser in ähnlicher Weise gebildet erscheint. Die Gewänder dieser 3 Figuren sind roth; Haar, Krägen, Gürtel, Knöpfe und Futter der Aermel (bei 3) gelb, die Thierleiber ebenfalls gelb, die Gesichter waren wohl ursprünglich fleischfarben, Augen und Mund sind roth; die Fische sind weiss mit rother Contur. Die Krone bei 2 ist weiss, das Innere grün.

Feld 4 zeigt einen schreitenden Löwen, von rother Farbe, weiss eingefasst. Das Thier auf Feld 5 soll wohl, wie der Thurm lehrt, ein Elephant sein. Dem Zeichner mag ein Vorbild gemangelt haben, daher die seltsame Missbildung der Thiergestalt. Diese ist roth, gelb konturirt, Füsse gelb, Auge dunkelviolett; der Thurm ist weiss, die Zinne gelb, das Dach roth, die Umgürtung weiss und grün. Der Zweig ist gelb mit einem einzigen grünen Blatt.

Feld 6 zeigt einen springenden Hirsch, der ein grünes weiss eingefasstes Blatt im Maul hält, das Geweih ist gelb. Die Farbe des Thieres war rosa.

ist aber ganz abgebleicht. Es kommt häufig vor auf alten gestickten Bilderwerken, dass Thierfiguren mit unnatürlicher Farbengebung versehen wurden.

Feld 7. zeigt einen Falken, der Leib roth, gelb konturirt, Fänge und Flügel gelb, roth conturirt, das Umgeschlagene der Flügel roth.

Der Adler auf Feld 8 ist weiss, gelb eingefasst, Augenstern gelb, blau gefasst, Zunge roth, ebenso das obere Ende der Fänge, wo sie unter den Flügeln enden; Schnabel, Fänge, und die zweite und vierte Feder des Schwanzes gelb, ebenso die Querstreifen auf den Flügeln; die Conturen der Federn sind am Leib oben grün, unten gelb, auf den Flügeln oben blau, unten ebenfalls gelb.

Feld 9 zeigt einen entenartigen Vogel, vielleicht einen Schwan. Der vor ihm stehende Zweig ist grün, der hintere weiss. Vogel und Zweige sind durchgängig roth eingefasst, nur der weisse Ring hat gelbe Einfassung. Schnabel gelb, Kopf dunkelviolett, Auge weiss. Der Körper ist braun, die senkrechten Streifen und der Vordertheil des Flügels sind roth; die hintern Federn dunkelviolett und braun abwechselnd, die unterste gelb. Die Schwimmfüsse sind weiss.

Auf dem 10. Felde erblicken wir ein schreitendes zweihökriges Kameel von gleicher Farbe, wie der Hirsch, gelb eingefasst. Der Zweig ist gelb, roth eingefasst, der kleine Zweig am Boden roth.

Feld 11 bildet ein springendes Einhorn ab, und wir nehmen auch hier wahr, dass die Alten sich dasselbe als Thier mit gespaltenen Klauen dachten. Das Horn ist gelb, roth gefasst, der ganze Körper und Schwanz roth, nur die Vorderbeine sind dunkelviolett, weiss vorgestossen, der Zweig im Maule ist weiss mit rother Fassung.

Feld 12 stellt einen springenden Steinbock dar; der Leib von der Farbe des Hirsches, die Hörner gelb, unten weiss, das Blatt im Maule grün, roth eingefasst, die Blätter am Boden grün, gelb und weiss.

Feld 13 bringt einen Drachen oder Basilisken zur Schau, welcher rothes Feuer speit. Hörner, Kopf und Vordertheil sind gelb, die Punkte roth, Flügel roth und gelb, Hintertheil roth, gelb gefasst; Füsse weiss; das Auge weiss, blau gefasst, der Stern roth; die Zähne weiss, roth conturirt. Der Zweig ist grün mit rother Fassung.

Auf Feld 14 erscheint ein schreitender, gekrönter Greif, Kopf und Leib roth, Schnabel, Flügel, Fänge und Krone gelb, Halsband weiss, Conturen roth und gelb.

Der Vogel des 15. Feldes endlich, sollte er vielleicht einen Pelican vorstellen? Der Habitus träfe zu, aber die Schwimmfüsse mangeln, auch scheint der Zweig im Schnabel auf einen Pflanzenfresser hinzudeuten. Für einen Storch oder Kranich erscheint die Gestalt wieder zu gedrückt. Sollte es ein Ibis sein? Wir wagen keine entscheidende Behauptung. Der Hals ist weiss mit rothen Streifen, der Leib und die Flügel weiss, dunkelviolett, roth und braun. Füsse weiss, roth eingefasst. Schnabel roth, die Zweige gelb. Der kleine Zweig am Boden ist dunkelviolett.

Wollen wir nun in der eigenthümlichen Zusammenstellung dieser Ungeheuer und Thiergestalten auf einem Teppich, — den wir uns als Zier hinter dem Thronsessel eines Herrschers aufgehangen, oder als Altardecke viel lieber denken, als am Boden liegend — mystisch-symbolische Bedeutung suchen, so eröffnet sich der Vermuthung ein weites Feld, das wir hier gar nicht zu betreten wagen.

Die Wiederkehr dämonisch-wunderlicher Menschengestalten noch an mittelalterlichen Bauten deutschen Styls, wie auch in späteren Bilderhandschriften, beweisst nicht, dass unser Teppich so später Zeit angehöre, denn eine Zeit lieh von der andern, und Vorbilder ähnlicher Art lieferte schon die Antike.

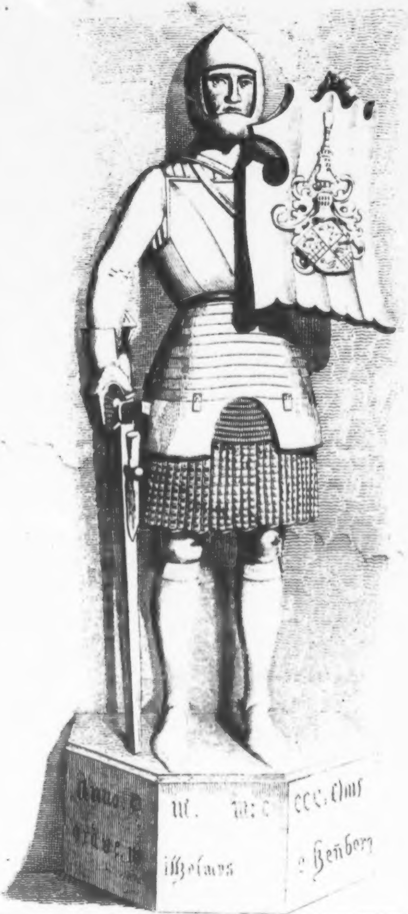
Die Bilder unseres Teppichs scheinen uns kaum ein christliches, ja nicht einmal ein biblisches Element zu verrathen; es wäre ein dürftiger Behelf, dieselben nach Anleitung des „Mundus symbolicus“ oder ähnlicher späterer Werke deuten zu wollen. Man könnte sie auch für Gnostiker- und Templer-Hieroglyphen halten, und bei der Deutung in die tiefsten Tiefen der christlichen Archäologie hinabsteigen, viel von reinen und unreinen Thieren beibringen u. s. w. Dies würde jedoch den Raum, den diese Mittheilungen uns vergönnen, weit überschreiten. Freuen aber soll es uns, zu hören, was gewiegte Kenner des deutschen Alterthums über diese Teppichbilder urtheilen.

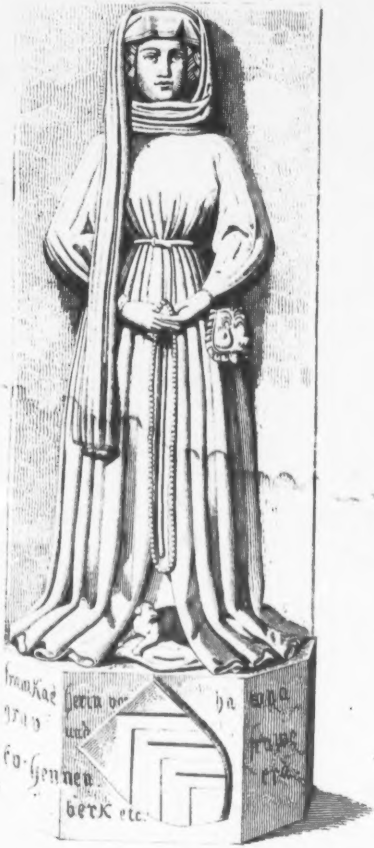
Was das Alter des Teppichs anlangt, so würde es zwar einigermassen gewagt erscheinen, die Anfertigung desselben in eine Zeit zu setzen, wo auf deutschem Boden die Elemente des Heidenthums und des Christenthums sich theils bekämpften, theils sich verschmolzen, aber Spuren von Kampf und Einigung gehen auch noch weit in spätere Jahrhunderte herab, und wie wir dieselben gewahren können in Brauch, Sitte und Sage, warum nicht, wenn auch seltner, an Bildwerken? Schmückten doch gemalte Bilder aus dem Nibelungensagenkreise Gebaude und Thurme zu Worms. Rundbilder von Thieren (Pferde und Schwäne) zeigt noch das Tabernakel der St. Paulskirche ausserhalb der Mauern Roms, das 1285 gearbeitet wurde, wahrend um das Portal eines Seiteneinganges der Kirche San Michele in Pavia ein reicher Rundbilderzyclus von Thier- und Vogelgestalten in Randwindungen läuft, und daneben sich Arabeskenranken in ganz ahnlicher Art, wie die auf unserm Teppich, hinziehen, und jene Kirche datirt ihren Ursprung aus der Zeit der Longobardenherrschaft in Italien, und die Sculpturen gehören vielleicht dem X. oder XI. Jahrhundert an. Sehr frühzeitig schmückte man, namentlich in Bayern, Altäre und gottesdienstliche Gewande mit Stickereien, und die Stickereien sachsischer Nonnen hatten schon im VII. Jahrhundert Ruf im Ausland.

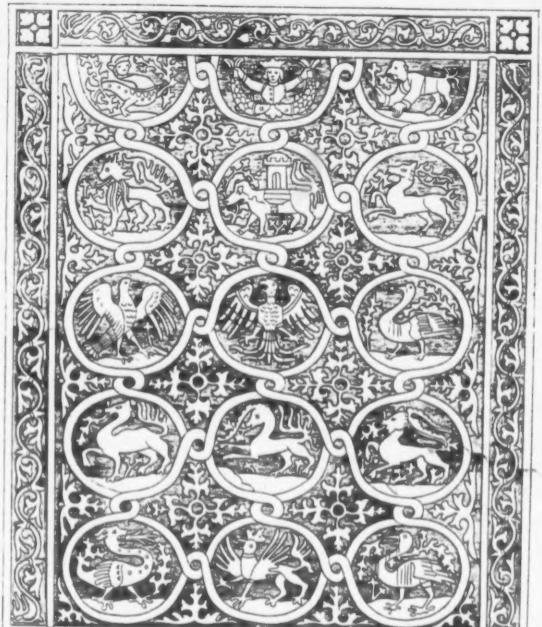
Unsere Zeichnung hat den hochalterthümlichen Teppich in seiner Urgestalt wieder hergestellt, das Original aber ist beschädigt.

Ausser kleinen Stellen, wo die Wolle, wahrscheinlich durch Motten oder Mausefrass, abgegangen, ist an der Umrandung links die äusserste Einfassung fast ganz abgefassert, und es geht auch ein Riss einige Zoll tief in die Umrandung herein. Am Rande rechts ist die Kante unter der auch defecten Rosette nur 1 Fuss lang noch vorhanden. Von da ist sie abgerissen, abgefressen oder abgetreten, wer kann es wissen und sagen, wie die Vernachlässigung vieler Jahrhunderte den Schaden bewirkte? Sie fehlt bis an das untere Ende sammt der Rosette. Der Defect erstreckt sich aber auch auf den Teppich selbst, und hat den Steinbock und den Vogel des letzten Feldes in der Art verletzt, dass der Steinbock vom Schwanz und dem Hinterbein, der Vogel blos vom Schwanz etwas einbusste, und die betreffenden Bänder und Arabesken beschädigt sind.

Diese Beschädigungen abgerechnet, ist der Teppich in Bezug auf sein sehr hohes Alter wohlerhalten zu nennen; wir haben denselben ganz unverändert gelassen, Erganzung am Original vorläufig gar nicht versucht, sondern nur, zu besserer Schonung schwarzen Sammtmanchester ringsum gut handbreit vorstossen lassen, und ihn als ein Prachtstück altdeutscher Kunst, das jeder grössern Sammlung zur Zierde gereichen wurde, aufbewahrt.


Anno · D
M. M: C
CCC. Obiit
[illegible]
[illegible]


frawKat
grav
eo·Hennen
Herrn vo
und
berk etc.
ha
ena
fraue
etc.



Zweihundert
deutſche Männer

in

Bildniſſen und Lebensbeſchreibungen.

Herausgegeben

von

Ludwig Bechſtein.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1854.

Universitäts- u. Landesbibliothek HALLE (SAALE)
Universitäts-Bibliothek Halle

Alphabetiſches Regiſter.

Aquila, Caspar.
Archenholz, E. W. von.
Arnd, Joh.
Aventin, Joh.
Bach, Joh. Seb.
Bechſtein, J. Matth.
Beethoven, L. von.
Berlichingen, Götz von.
Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar.
Blücher, G. L. von.
Blumenbach, J. F. 153
Bode, J. C.
Böhme, Jac.
Boineburg, K., Freiherr von.
Bombaſt v. Hohenheim (Theophr. Paracelſus).
Brant, Seb.
Breitkopf, J. G. J.
Brück, Gregor von.
Buch, Leop. Freiherr von.
Bugenhagen, Joh.
Bülow, Fr. W., Graf von Dennewitz.
Bürger, G. Aug.
Butzer, Martin.
Calvin, Joh.
Camerarius, Joachim.
Campe, Joach. Hch.
Carl V.
Carl Auguſt, Großherzog zu Sachſen-Weimar-Eiſenach.
Carl, Joh. Joſ. Laur., Erzherzog von Oeſterreich.
Carpzov, B., d. j.
Celtes, C.
Chodowiecki, D. N.
Claudius, Matth.
Conring, H.
Copernicus, N.
Cranach, Lucas, d. ä.
Dalberg, v., Kurfürſt von Mainz.
Daun, L. J. M., Reichsgraf von.
Döll, Joh. Veit.
Dürer, Albr.
Eber, Paul.
Eckhart, Joh. Geo. von.
Ekhof, C.
Eichhorn, Joh. Gfr.
Eoban, H., gen. Heſſus.
Ernſt I., Herzog von Sachſen-Gotha.
Ferdinand I., Kaiſer.
Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel.
Feyerabend, Sigm.
Fichte, J. Gottl.
Fiſchart, Joh.
Flemming, Paul.
Francke, A. Herrm.
Franz II., Kaiſer.
Friedrich II., König von Preußen.
Friedrich III., Kurf. v. Sachſen.
Friedrich Heinr. Ludw., Prinz v. Preußen.
Friedrich Wilhelm, Kurf. v. Brandenburg.
Frundsberg, Geo. von.
Fugger, Jacob von, d. j.
Gall, Joh. Joſ.
Garve, Chrn.
Geiler von Kaiſersberg.
Gellert, C. Fürchtegott.
Georg, Herzog zu Sachſen.
Gerhardt, Paul.
Germar, E. Frdr.
Geßner, Sal.
Gleim, J. W. L.
Gluck, Ch. Ritter von.
Gneiſenau, A. N. Graf von.
Goethe, Wolfg. von.
Gotter, Frdr. Wilh.
Gruithuiſen, F. de Paula.
Grumbach, W. von.
Gryphius, Andr.
Hagedorn, Fr. von.
Hahnemann, Sam.
Haller, Albr. von.
Händel, Geo. Frdr.
Hardenberg, K. A., Fürſt von.
Haydn, Joſ.
Hebel, J. Peter.
Henneberg, Geo. Ernſt, Fürſt von.
Herder, J. G. von.
Herrmann, Gfr.
Herſchel, F. W.
Herzberg, E. F., Graf von.
Heyne, Ch. G.
Hofer, Andr.
Holbein, Hans, d. j.
Hölty, L. H. Ch.
Hutten, U. von.
Iffland, A. W.
Joachim II., Kurf. zu Brandenburg.
Johann, Kurf. von Sachſen.
Johann Ernſt, Herzog zu Sachſen.
Johann Friedrich, Kurf. zu Sachſen.
Johann Friedrich d. Mittlere, Herzog zu Sachſen.
Jonas, Juſtus.
Joſeph II.
Jung-Stilling, J. H.
Kant, Imman.
Keppler, Joh.
Kircher, Ath.
Kleiſt, Ewald Chr.
Klopſtock, F. G.
Körner, Theodor.
Kotzebue, A. F. F. von. 175
Laudon, G. E.
Leibnitz, G. W. von.
Leiſewitz, J. A. 175
Leopold I., Fürſt von Anhalt-Deſſau.
Leopold, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel.
Leſſing, G. Ephr.
Ludolf, Hiob.
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden.
Luther, Martin.
Mansfeld, Ernſt, Graf von.
Maximilian I., Kaiſer.
Maximilian I., Kurfürſt von Bayern.
Maximilian I. Joſeph, König v. Bayern.
Matthias, Kaiſer.
Matthiſſon, F. von.
Melanchthon, Ph.
Mendelsſohn, Moſ.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix.
Mengs, A. Raphael.
Merian, Matth., d. ä.
Moritz, Kurf. von Sachſen.
Möſer, Juſtus.
Mozart, W. A.
Müller, Joh. von.
Münſter, Sebaſt.
Muſäus, J. C. A.
Nathuſius, Glob.
Nettelbeck, J. C.
Niebuhr, B. Geo.
Normann-Ehrenfels, Graf von.
Oekolampadius, Joh.
Oeſer, A. F.
Oſiander, A., d. ä.
Perthes, Chr. Frdr.
Peſtalozzi, J. H.
Peutinger, Conr.
Philipp I., Landgraf zu Heſſen.
Pirkheimer, Wilib.
Rabener, G. W.
Reimer, G. A.
Reinhard, F. Volkm.
Regiomontanus, Joh.
Reuchlin, Joh.
Richter, Jean Paul Frdr.
Rollenhagen, Geo.
Rudolf II., Kaiſer.
Sachs, Hans.
Salzmann, Ch. G.
Sandrart, Joach. von.

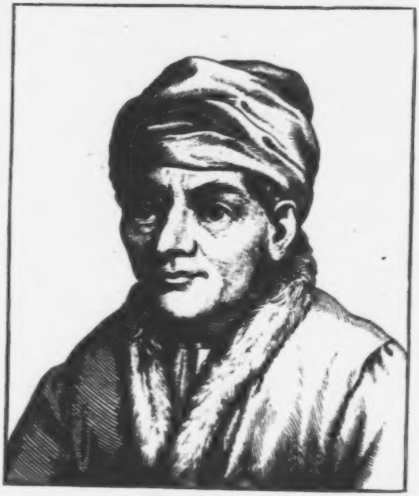
Santa Clara, Abr. a.
Scharnhorſt, G. D. von.
Scheuchzer, J. J.
Schiller, Fr. von.
Schinkel.
Schleiermacher, D. F.
Schubert, Franz.
Schwanthaler, L. M. von.
Schwarzenberg, Carl Philipp, Fürſt von.
Schwenkfeld, C., von Oſſigk.
Schwerin, K. Chr., Graf von.
Seume, J. G.
Seydlitz, Fr. Wilh., Freiherr von.
Sickingen, Fr. von.
Simonis, Menno.
Sleidan, Joh.
Spalding, J. J.
Spener, Ph. Jac.
Spengler, Laz.
Stein, H. F. C., Freiherr von und zum.
Stolberg, F. Leop., Graf zu.
Sulzer, J. Geo.
Thaer, Albr.
Thomaſius, Chr.
Thümmel, M. A. von.
Tieck, Ludw.
Tilly, J. T., Graf von.
Unzer, Joh. Aug.
Uz, Joh. Peter.
Viſcher, Peter.
Voß, Joh. Hch.
Wallenſtein, Albr. von.
Weber, C. Maria von.
Weiße, Chr. Felix.
Wieland, C. M.
Wilhelm IV., Herzog zu Sachſen-Weimar.
Winckelmann, Joh. Joach.
Wolf, Ch., Freiherr von.
York von Wartenburg, Graf.
Ziethen, H. J. von.
Zinzendorf, N. L., Graf zu.
Zwingli, Huldr.

Chronologiſches Regiſter.

Regiomontanus, Joh. 1436—1476.
Geiler v. Kaiſersberg. 1445—1510.
Reuchlin, Joh. 1455—1522.
Viſcher, Peter. 1455—1529.
Brant, Sebaſt. 1458—1520.
Celtes, C. 1459—1508.
Fugger, Jacob von, d. j. 1459—1525.
Maximilian I., Kaiſer. 1459—1519.
Friedrich III., Kurfürſt von Sachſen. 1463—1525.
Frundsberg, Geo. von. 1465—1528.
Peutinger, Conr. 1465—1547.
Aventin, Joh. 1466—1534.
Johann, Kurf. v. Sachſen. 1467—1532.
Pirkheimer, Wilib. 1470—1530.
Dürer, Albr. 1471—1528.
Georg, Herzog zu Sachſen. 1471—1539.
Cranach, L., d. ä. 1472—1553.
Copernicus, N. 1473—1543.
Spengler, Laz. 1479—1534.
Berlichingen, Götz von. 1480—1562.
Sickingen, Fr. von. 1481—1523.
Oekolampadius, Joh. 1482—1531.
Brück, Gregor von. 1483—1557.
Luther, Martin. 1483—1546.
Zwingli, Huldr. 1484—1530.
Bugenhagen, Joh. 1485—1558.
Aquila, Caſp. 1488—1560.
Coban, H., gen. Heſſus. 1488—1540.
Hutten, U. von. 1488—1523.
Münſter, Seb. 1489—1552.
Schwenkfeld, C., v. Oſſigk. 1490—1561.
Buzer, Martin. 1491—1551.
Bombaſt v. Hohenheim, (Theophr. Paracelſus). 1493—1541.
Jonas, Juſtus. 1493—1555.
Boineburg, K., Freiherr v. 1494—1567.
Sachs, Hans. 1494—1576.
Simonis, Menno. 1496—1561.
Melanchthon. Ph. 1497—1560.
Holbein, H., d. J. 1498—1554.
Oſiander, A., d. Aeltere. 1498—1552.
Camerarius, Joach. 1500—1574.
Carl V., Kaiſer. 1500—1558.
Ferdinand I., Kaiſer. 1503—1564.
Grumbach, W. von. 1503—1567.
Johann Friedrich, Kurfürſt zu Sachſen. 1503—1554.
Philipp I., Landgr. z. Heſſen. 1504—1567.
Joachim II., Kurfürſt zu Brandenburg. 1505—1571.
Sleidan, Joh. 1506—1556.
Calvin, Joh. 1509—1564.
Eber, Paul. 1511—1569.
Henneberg, Georg Ernſt, Fürſt von. 1511—1583.
Moritz, Kurf. zu Sachſen. 1521—1553.
Feyerabend, Sigm. 1527—1566.
Joh. Friedrich d. Mittlere zu Sachſen. 1529—1595.
Rollenhagen, Geo. 1542—1609.
Fiſchart, Joh. 1550—1590.
Rudolf II., Kaiſer. 1552—1612.
Arnd, Joh. 1555—1621.
Matthias, Kaiſer. 1557—1619.
Tilly, J. T., Graf von. 1559—1632.
Keppler, Joh. 1571—1631.
Maximilian I., Kurfürſt von Bayern. 1573—1651.
Böhme, Jac. 1575—1624.
Wallenſtein, Albr. von. 1583—1634.
Mansfeld, Ernſt, Graf v. 1585—1626.
Johann Ernſt, Herzog zu Sachſen. 1594—16 6.
Carpzov, B., d. J. 1595—1666.
Merian, Matth., d. Aeltere. 1593—1650.
Wilhelm IV., Herzog zu Sachſen-Weimar. 1598—1662.
Ernſt I., Herzog von Sachſen-Gotha. 1601—1675.
Kircher, Ath. 1602—1680.
Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar. 1604—1639.
Conring, H. 1606—1681.
Gerhard, Paul. 1606—1676
Sandrart, Joach. von. 1606—1688.
Flemming, Paul. 1609—1640.
Gryphius, Andr. 1616—1664.
Friedrich Wilhelm, Kurf. von Brandenburg. 1620—1688.
Ludolf, Hiob. 1624—1704.
Spener, Ph. Jac. 1635—1705.
Santa Clara, Abr. a. 1642—1709.
Leibnitz, G. W. von. 1646—1716.
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden. 1655—1707.
Thomaſius, Ch. 1655—1728.
Francke, A. Herrm. 1663—1727.
Scheuchzer, J. J. 1672—1733.
Eckhart, Joh. Geo. von. 1674—1730.
Leopold I., Fürſt v. Anhalt-Deſſau. 1676—1747.
Wolf, Ch., Freiherr von. 1679—1754.
Händel, Geo. Fedr. 1684—1759.
Schwerin, K. Chr., Graf v. 1684—1757.
Bach, J. Seb. 1685—1750.
Ziethen, H. J. von. 1699—1786.
Zinzendorf, N. L., Graf zu. 1700—1760.
Hagedorn, Fr. von. 1708—1754.
Haller, Albr. von. 1708—1777.
Daun, L. J. M., Reichsgraf von. 1705—1766.
Friedrich II., König von Preußen. 1712—1786.
Gluck, Ch., Ritter von. 1714—1787.
Rabener, G. W. 1714—1771.
Spalding, J. J. 1714—1804.
Gellert, C. F. 1715—1769.
Kleiſt, Ew. Chr. 1715—1759.
Laudon, G. E. von. 1716—1790.
Oeſer, A. F. 1717—1799.
Winckelmann, Joh. Joach. 1717—1768.
Breitkopf, J. G. J. 1719—1794.
Gleim, J. W. L. 1719—1803.
Eckhof, C. 1720—1778.
Möſer, Juſtus. 1720—1794.
Sulzer, J. Geo. 1720—1779.
Uz, Joh. Peter. 1720—1796.
Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel. 1721—1792.
Seydlitz, Fr. Wilh., Freiherr von. 1721—1773.
Kant, Imman. 1724—1804.
Klopſtock, F. G. 1724—1803.
Herzberg, E. F., Graf von. 1725—1795.
Chodowiecki, D. N. 1726—1801.
Friedrich Heinrich Ludwig, Prinz von Preußen. 1726—1802.
Weiße, Chr. Felix. 1726—1804.
Unzer, Joh. Aug. 1727—1799.
Mengs, A. Raphael. 1728—1779.
Heyne, Ch. G. 1729—1812.
Leſſing, G. Ephr. 1729—1781.
Mendelsſohn, M. 1729—1786.
Geßner, Sal. 1730—1788.
Haydn, Joſ. 1731—1809.
Herſchel, F. W. 1733—1822.

Wieland, C. M. 1733—1813.
Muſäus, J. C. A. 1735—1787.
Nettelbeck, J. C. 1738—1824.
Thümmel, M. A. von. 1738—1817.
Jung-Stilling, J. H. 1740—1817.
Joſeph II., Kaiſer. 1741—1790.
Blücher, G. L. von. 1742—1819.
Garve, Chrn. 1742—1798.
Dalberg, K. von. 1744—1817.
Herder, J. G. von 1744—1803.
Salzmann, Ch. G. 1744—1811.
Archenholz, J. W. von. 1743—1812.
Campe, Joach. Hch. 1746—1818.
Gotter, Frdr. Wilh. 1746—1797.
Peſtalozzi, J. H. 1746—1827.
Bode, J. E. 1747—1826.
Claudius, Matth. 1747—1815.
Bürger, G. Aug. 1748—1794.
Hölty, L. H. Ch. 1748—1776.
Goethe, Wolfg. von. 1749—1832.
Döll, Joh. Veit. 1750—1835.
Hardenberg, K. A., Fürſt v. 1750—1822.
Stolberg, F. Leop., Graf zu. 1750—1819.
Voß, Joh. Hch. 1751—1826.
Blumenbach, J. F. 1752—1840.
Eichhorn, Joh. Gfr. 1752—1827.
Leiſewitz, J. A. 1752—1806.
Leopold, Herzog v. Braunſchweig-Wolfenbüttel. 1752—1785.
Müller, Joh. von. 1752—1809.
Thaer, Albr. 1752—1828.
Reinhard, F. Volkm. 1753—1812.
Bülow, Fr. Wilh., Graf von Dennewitz. 1755—1816.
Hahnemann, Sam. 1755—1843.
Maximilian I. v. Bayern. 1756—1825.
Mozart, W. A. 1756—1791.
Scharnhorſt, G. D. von. 1756—1813.
Bechſtein, J. Matth. 1757—1822.
Carl Auguſt, Großherzog zu Sachſen-Weimar-Eiſenach. 1757—1828.
Stein, H. F. C., Freiherr vom und zum. 1757—1831.
Gall, Joh. Joſ. 1758—1828.
Iffland, A. W. 1759—1814.
Schiller, Fr. von. 1759—1805.
York v. Wartenburg, Graf. 1759—1830.
Gneiſenau, A. N., Graf v. 1760—1831.
Hebel, J. Peter. 1760—1826.
Nathuſius, Glob. 1760—1835.
Kotzebue, A. F. F. von. 1761—1819.
Matthiſſon, F. von. 1761—1831.
Fichte, J. Glieb. 1762—1814.
Richter, Jean Paul Fr. 1763—1825.
Seume, J. G. 1763—1810.
Hofer, Andr. 1767—1810.
Franz II., Kaiſer. 1768—1835.
Schleiermacher, D. F. 1768—1834.
Beethoven, L. van. 1770—1827.
Carl L. Joh. Joſ. Laur., Erzherzog von Oeſterreich. 1771—1847.
Carl Philipp, Fürſt v. Schwarzenberg. 1771—1820.
Herrmann, Gfr. 1772—1848.
Perthes, Chr. Frdr. 1772—1843.
Tieck, Ludw. 1773—1853.
Buch, Leop., Freiherr von. 1774—1853.
Gruithuiſen, F. de Paula. 1774—1852.
Niebuhr, B. Geo. 1776—1831.
Reimer, G. A. 1776—1842.
Schinkel. 1781—1841.
Normann-Ehrenf., Gr. v. 1784—1822.
Germar, E. Frdr. 1786—1853.
Weber, C. M. von. 1786—1826.
Körner, Theod. 1791—1813.
Schubert, Franz. 1797—1828.
Schwanthaler, L. M. von. 1802—1848.
Mendelsſohn-Bartholdy, F. 1809—1847.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Johannes Regiomontanus.

Geb. d. 6. Juni 1436, geſt. d. 6. Juli 1476.

Camillus Johannes Müller, letzterer der Vatername des berühmten Mannes, wurde in dem Städtchen **Königsberg** in Franken geboren, nach dem er ſpäter ſich nannte, oder nennen ließ, indem man den Namen des Städtchens ins lateiniſche übertrug, und verlebte dort in ziemlicher Dunkelheit ſeine erſten Jugendjahre. Noch ſteht zwiſchen andern in einer zur Höhe des herrſchaftlichen Amtsſitzes ſich emporziehenden breiten Straße das kleine Haus, alterthümlich, mit geſchnitztem Holzgebälk, im innern eng und düſter, aus welchem dieſer helle Geiſt in die Welt trat, und oben an der Thüre einer finſtern Kammer, die auf den Gang führt, ſteht noch eine von ihm herrühren ſollende Inſchrift mit großen Buchſtaben angeſchrieben:

> Cui vivas et cur vivas hoc noscere disce,
> Si facis hoc, coelo dignus eris *).

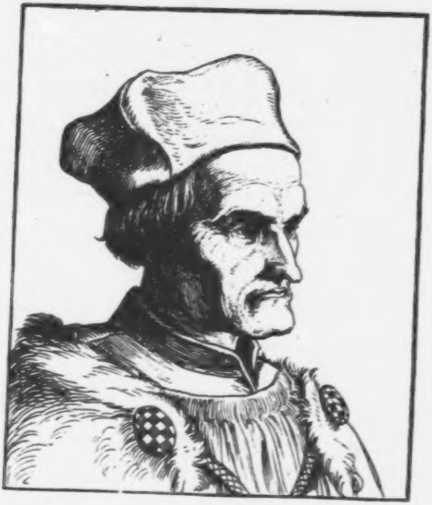
Müller wählte zunächſt die Hochſchule Leipzig, wo er ſich mit Vorliebe dem Studium der Mathematik und Dialektik widmete, und begab ſich von da, zur Fortſetzung dieſes Studiums, nach Wien, wo er auch nach erlangter Magiſterwürde vielbeſuchte Collegien las. Als ſein hervorragendſter Lehrer wird der gelehrte Mathematiker Georg Peuerbach genannt. In Wien lernte Magiſter Johann von Kunsverk den Cardinal Beſſarion kennen, mit dem er im Jahre 1461 nach Italien reiſte, um ſich in der griechiſchen Sprache und Literatur zu vervollkommnen. Er erreichte ſeinen Zweck auf das vollſtändigſte, ſchrieb Ueberſetzungen der Werke griechiſcher Mathematiker, wie Apollonios Conica, Serenos Cylindrica, Heron Pneumatica, und erklärte in Padua vom öffentlichen Lehrſtuhl den Alphraganus. Als dem deutſchen Mathematiker der Aufenthalt in Italien nicht mehr zuſagte, wandte er ſich nach Ungarn, widmete dem Könige Matthias Corvinus, dem ganz beſondern Gönner der mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſeine tabula primi mobilis, und empfing vom Könige ein Ehrenkleid, 800 Gulden und die Zuſicherung einer lebenslänglichen Penſion. Hierauf zog er nach Nürnberg, verband ſich dort mit Bernhard Walther, einem

---

*) Wem du lebſt und warum du lebſt, dieß lerne erkennen;
Thuſt du dieſes ſo wirſt würdig des Himmels du ſein.

bekannten Aſtronomen, und errichtete eine neue Druckerei, aus welcher mehrere Werke beider, mit großer Sorgfalt gedruckt, hervorgingen. Das merkwürdigſte aller Hervorbringungen dieſer Preſſe iſt ein ganz in Holz geſchnittener Kalender, der jetzt zu den größten xylographiſchen Seltenheiten gehört. Schon beim erſcheinen koſtete 1 Exemplar dieſes eigenthümlichen Werks 12 ungariſche Goldgulden, und es ſind bis jetzt nur 4—5 Exemplare deſſelben als überhaupt noch vorhanden nachgewieſen. Eins davon beſitzt die k. Bibliothek in Dresden, zwei die k. Bibliothek in München, eins die Univerſitätsbibliothek in Erlangen, und das fünfte befindet ſich im Privatbeſitz. Außer den übrigen zahlreichen Schriften, welche Magiſter Johannes von Kunsperk verfaßte und druckte, verſtand er auch künſtliche Automaten zu verfertigen und deren Verfertigung zu lehren. Dadurch und durch die weſentliche Verbeſſerung des Kalenders, wie auch durch ſeine genauen, auf 30 Jahre voraus berechneten aſtronomiſchen Ephemeriden erlangte der Meiſter weiten Ruf, denn ſeine Arbeiten übertrafen alle Vorgänger. Jeder Zweig der mathematiſchen Wiſſenſchaft wurde durch Regiomontanus erweitert und bereichert. In der Trigometrie gab er zuerſt dem Halbmeſſer zehn Millionen Theile, und führte den Gebrauch der Tangenten ein. Er wurde zuerſt der Begründer der Algebra in Deutſchland. Seine Automaten fanden ebenſo viele Anerkennung als Bewunderung und zeugten von Scharfſinn und der glücklichſten mechaniſchen Erfindungsgabe, wenn auch die ſpätere Zeit einiges erſann und ihm zuſchrieb, was er nicht gefertigt. Regiomontanus baute ein bewegliches Sonnen- und Planetenſyſtem, an welchem die Bewegung der Geſtirne wahrzunehmen war. Man hat auch erzählt, er habe einen künſtlichen Adler gefertigt, welcher dem Kaiſer Maximilian bei deſſen Einzug im Jahre 1470 entgegen geflogen ſei, doch ſcheint das letztere wohl poetiſcher Zuſatz, und der Adler ſtand nur auf dem Stadtthore oder auf einer Ehrenpforte, ſich bewegend und die Schwingen ſchüttelnd. Viel auch ward erzählt von einer eiſernen Fliege, die aus des Künſtlers Hand auf-, um die Tafel herum- und wieder zu ihm zurückgeflogen ſei, doch haben ſich viele bemüht, die letztere Erzählung völlig in das Reich der Fabel zu verweiſen.

Papſt Sixtus IV., dem die Kalenderverbeſſerung ſehr am Herzen lag, berief den großen fränkiſchen Mathematiker 1475 nach Rom, bediente ſich ſeiner Kenntniſſe und belohnte ihn mit der Verleihung des Bisthums Regensburg, allein Regiomontanus ſah Deutſchland nicht wieder. Es iſt nur zu wahrſcheinlich, daß wälſcher Neid ihn hinopferte, er ſtarb, kaum im 41. Lebensjahre ſtehend, an Gift. Vielleicht war dieſer Mord ein Ausfluß des Haſſes des Cardinal Cuſanus, welcher ſich und noch mehr andern einzureden ſuchte, er habe die Quadratur des Cirkels erfunden, welche Phantaſie von Regiomontanus gründlich widerlegt wurde. Den literariſchen Nachlaß des letzteren brachte ſein Freund und Arbeitgenoſſe Bernhard Walther an ſich, und vieles davon iſt dann in den Beſitz der an literariſchen Schätzen aus jener Zeitperiode überaus reichen Stadtbibliothek zu Nürnberg übergegangen, beſonders Handſchriften griechiſcher Klaſſiker, wie eigene Werke Regiomontans.



Geiler von Kaiſersberg.

Geb. d. 16. März 1445, geſt. d. 10. März 1510.

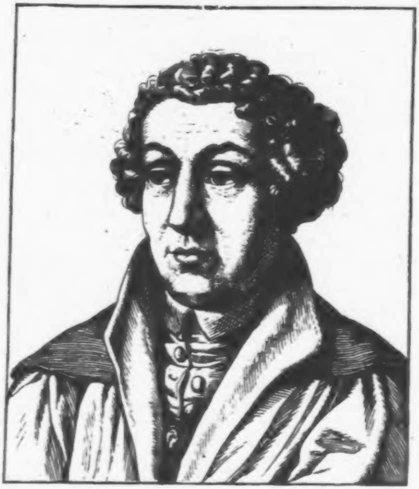
Die Poeſie des Mittelalters war abgeblüht, die Proſa trat an ihre Stelle, und Didaktik und Rhetorik waren die Künſte, in denen ſich der wiſſenſchaftlich ſtrebende Geiſt des fünfzehnten Jahrhunderts am lebendigſten offenbarte. Unter den Meiſtern dieſer Künſte nahm Geiler von Kaiſersberg eine der erſten Stellen ein. Von Geburt ein Schweizer, aus Schaffhauſen, Sohn eines Notars, begründete er ſich einen bedeutenden Ruf weit über ſeines Vaterlandes Grenzen. Die Grundlage ſeiner Erziehung wurde im Hauſe des Großvaters zu Kaiſersberg gelegt, daher der ſpäter angenommene Beiname; dann beſuchte Geiler das Gymnaſium zu Freiburg und 3 Jahre lang die Hochſchule zu Baſel, und erlangte auf letzterer den Grad eines Doktors der Theologie, ohne jedoch einſeitig und ausſchließlich theologiſchen Studien ſich hinzugeben. Die Humaniora bildeten ſeinen Geiſt aus, und gaben ſeinem Genius und ſeiner Beredſamkeit Flügel. Nach Freiburg zurückgekehrt, lehrte er dort ein Jahr lang Theologie, ging dann nach Würzburg, wirkte als Volksprediger und empfing daſelbſt einen Jahresgehalt von 200 Goldgülden.

Als Lehrer der Theologie wie als Volkslehrer und Prediger ſchlug Geiler die läuternde Richtung ein, und eiferte mit Strenge, wie mit der ſchwertſcharfen Waffe der Satyre gegen die Gebrechen der Zeit und die Laſter des Klerus. Mit vorahnendem Geiſte prophezeite er, gleich jenem Eiſenacher Mönch Johannes Hilten, daß Einer aufſtehen werde, die Religion zu läutern und zu reformiren. Daß dieſe Richtung ihm den Haß der Pfaffheit zuzog, war nur naturgemäß, doch ſchadete dieſer Haß ihm nichts; der Haß der Schlechten dient dem Tüchtigen zur Geſundheit. Geiler empfing 1478 durch den Senator Peter Schott einen Ruf als Domprediger nach Straßburg, und erbaute und belehrte im erhabenen Münſter Erwins von Steinbach durch eine Reihe von zweiunddreißig Jahren ſeine Gemeinde. Vergebens verſuchte man ihn nach Würzburg zurück zu locken. Zeitgenoſſe, Freund und Landsmann hochbegabter und hochbedeutender Geißler der menſchlichen Thorheit, eines Sebaſtian Brant, eines Thomas Murner, eines Hans Holbein, welcher letztere zwar nicht mit Worten, aber in unſterblichen Bildern dem geißelnden Humor mit Vorliebe zur Stütze diente, (Holzſchnitte zu Erasmus Lob der Narrheit und viele Blätter des Todtentanzes) nutzte Geiler die vorwaltende Richtung der Zeit, und verſchmähte es nicht, über ein Buch Sebaſtian Brant's, das durch und durch bitter zürnende Satyre war, das berühmte Narrenſchiff, eine lange Reihe ſcholaſtiſch auslegender, erbaulicher und würzevoller Predigten zu halten, welche von den Zeitgenoſſen mit freudiger Theilnahme begrüßt wurden, denn man druckte dieſelben nicht nur, man illuſtrirte ſie auch mit denſelben Holzſchnitten, welche den Text des Narrenſchiffes ſchmückten, überſetzte ſie und gab ſie wiederholt heraus. Außerdem verfaßte Geiler noch gar manche Schriften neben dem Narrenſpiegel, ſo ein „Schiff des Heils, der Reue und der Pönitenz“. Predigten über die Evangelien, Reden an den Klerus u. a. Vieles von ihm erſchien vereinzelt als Flugſchrift. Von dieſen Flugſchriften iſt eine der anziehendſten auch in Geiler's „Granatapfel“ enthalten: Die geiſtlich ſpinnerin | nach dem Exempel der hailigen wittib | Eliſabeth, die ſy an einer gunckel | flachs und woll ge | ſpunnen hat Gepredigt durch den wirdigen Doctor Johannem | Geiler von Kaiſersberg ꝛc., welche Hans Burgkmeier mit einem ganz vortrefflichen Holzſchnitt ſchmückte. Selbſt dieſe Flugſchrift wurde nachgedruckt und der Holzſchnitt frei nachgebildet.

Die Zeitgenoſſen ertheilten Geiler das Lob frommen Eifers, lebendigen Beiſpiels, muſterhaften Wandels, treu ſeiner Lehre. Er ſtrafte gleich heftig die Ueppigkeit, wie den Geiz des Klerus, unbekümmert darum, daß er deſſen Haß und Neid und Schmähung auf ſich zog. In einer Predigt, welche Geiler bei der Einführung des Biſchof Wilhelm Grafen von Honſtein, über die Pflichten des biſchöflichen Amtes hielt, gab er folgende Lehren: „Ein Biſchof ſoll fromm ſein, ſein Amt ſelbſt verwalten, die Kirche nie verſäumen, mit politiſchen Dingen ſich nicht abgeben, keine Buhlerinnen halten, die Pracht nicht lieben, ſondern klug und gelehrt, des alten wie des neuen Teſtamentes ein gründlicher Kenner ſein.“

Geiler's Andenken zu ehren, und ein ſichtbares Zeichen des Dankes für ſein anerkanntes amtliches Wirken zu gründen, wurde im Jahr 1486 die Kanzel, auf welcher Geiler im Straßburger Münſter predigte, eigens mit ganz beſonderer Pracht und künſtleriſcher Zier neu errichtet und hergeſtellt, die noch bis auf den heutigen Tag bewundert wird. — Als Geiler endlich ſeines Tagewerkes ſchon müde war, prophezeite ihm eine zu Augsburg wohnende jungfräuliche Seherin brieflich ſein nahes Ende; darüber freute er ſich und ſah mit gottgetroſtem Gemüthe der Erfüllung ſeiner Hoffnung entgegen, bei Chriſto zu ſein.

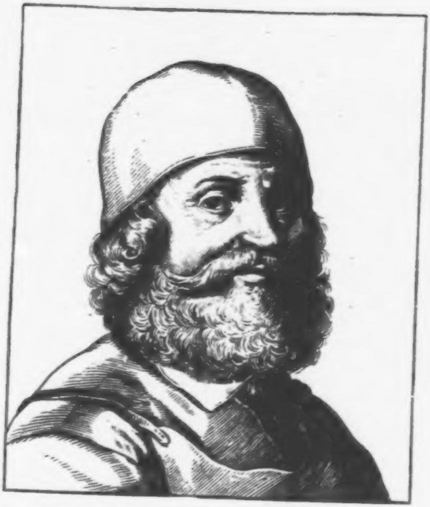
Geiler's rühmendes Epitaphium hob ſeine Beredſamkeit über die des Perikles, ſeine Standhaftigkeit über die des Sokrates, ſeine religiöſe Frömmigkeit über die des Numa Pompilius.



Johann Reuchlin.

Geb. d. 28. Dez. 1455, geſt. d. 30. Juni 1522.

Reuchlin's gefeierter Name ſteht mit in der vorderſten Reihe derjenigen ſeiner Zeitgenoſſen, die ſich um Aufklärung, Wiſſenſchaft und Verbreitung des Lichtes der Reformation unſterbliche Verdienſte erwarben. Reuchlin wurde in Pforzheim geboren, derſelben Stadt, welche auch die Reformatorengenoſſen Johann Schwebel, Bartholomäus Weſthemer, Adam Frey, Nikolaus Gerbel und Chriſtoph Wertwein in ihrem Schooſe erſtehen ſah. Reuchlin, ein Sohn nicht ganz unbemittelter Aeltern, wurde früh zur Schule in Schlettſtädt geführt und zeigte die günſtigſten Anlagen, ſo daß er, unterſtützt vom Markgrafen Karl von Baden, mit deſſen Sohne Friedrich ſchon 1473 die Hochſchule Paris beziehen konnte, welche damals vor allen andern europäiſchen Schulen blühte. Dort legte Reuchlin den Grund zu ſeinem tiefen Wiſſen und zu der umfaſſenden Kenntniß der alten Sprachen und klaſſiſchen Literatur, durch die er ſich ſo hohen Ruhm erwarb. Unter den Lehrern Reuchlin's war Johann Weſſel, einer der geiſtbegabteſten Vorläufer der Reformation, von weſentlichem Einfluß auf Bildung und Richtung des jungen Studirenden. Im Jahre 1475 kehrte Reuchlin mit dem Prinzen zurück, begab ſich nach Baſel und lehrte dort einige Jahre, bis er wieder nach Frankreich reiſte und in Orleans die Rechte ſtudirte, während er fortfuhr, die alten Sprachen zu lehren. Schon hatte er ein kurzes lateiniſches Lexikon, das er Breviloquus nannte, verfaßt, jetzt ſchrieb er die erſte griechiſche Sprachlehre unter dem Titel Mikropädie, und wurde Doctor juris, worauf er nach Deutſchland zurückkehrte, ſich in Tübingen niederließ, ſich dort verheirathete und als Anwalt zu practiciren begann. Allein weder ein ruhiges academiſches Lehrerleben in beglückter friedlicher Häuslichkeit, noch die in begrenzten Kreiſen ſich bewegende Thätigkeit des praktiſchen Juriſten war Reuchlin beſchieden. Im Jahre 1487 folgte er dem Herzog von Würtemberg, Eberhard im Bart, nach Rom und machte auf dieſer Reiſe die anziehendſten Gelehrtenbekanntſchaften. Er verſah die Stelle des Orators ſeines Landesherrn, der ihn nach der Rückkehr mit wichtigen Sendungen betraute, deren eine an Kaiſer Friedrich III. nach Linz ihm den Pfalzgrafentitel und das Adelsdiplom einbrachte. Auch eine alte hebräiſche Bibelhandſchrift von hohem Werth verehrte der Kaiſer dem berühmten Sprachgelehrten. Einige Jahre ſpäter begleitete Reuchlin ſeinen Gebieter an den Hof Kaiſer Maximilian's I., auf den Reichstag nach Worms, wo der Kaiſer den Grafen Eberhard zum Herzog erhob, der aber dieſe neue Würde nur noch wenige Monden trug. Der 1503 erfolgende Tod dieſes ſeines ihm ſo gnädigen Gebieters brachte Reuchlin in eine mißliche Lage, denn der Adminiſtrator auf dem neuen Herzogthrone, welcher dem unmündigen Herzog Ulrich dieſen ſtreitig machte, war Reuchlin nicht gewogen, und dieſer entging ihm drohender Gefahr dadurch, daß er ſich an den Hof des Kurfürſten Philipp von der Pfalz begab, wo er im Kreiſe gelehrter Freunde unangefochten lebte. Dort mag er auch den griechiſchen Namen Capnio (Rauch) angenommen haben, oder es wurde derſelbe ihm von ſeinen Freunden aufgedrungen. Im ihm verliehenen Adelsbrief war das Wappen ein Rauch-Altar mit der Inſchrift: Ara Capnionis. Da der Kurfürſt mit Papſt Alexander VI. in unangenehme Zwieſpalte gekommen war, ſandte erſterer Reuchlin an den Papſt, und dieſem gelang es durch die überwältigende Macht ſeiner Beredſamkeit und Sprachgewandheit, alles zu erlangen, was ſein fürſtlicher Schutzherr wünſchte. Im Lande Würtemberg waren indeſſen die nach Eberhard I. Tode entſtandenen Wirren geſchlichtet und der noch unmündige Herzog Ulrich in ſein Erbe eingeſetzt worden; deſſen Vormünder riefen Reuchlin zurück, der dem Rufe um ſo lieber folgte, als er ſich nach Ruhe ſehnte, auch ſeine Frau die ganze Zeit über in der Heimath zurückgelaſſen hatte. Reuchlin erhielt einen ausgezeichneten Ehrenpoſten als Mitglied des ſchwäbiſchen Bundesgerichts, das nur aus drei Richtern beſtand, blieb neben dieſem Amte unausgeſetzt literariſch thätig, und gab, der erſte Deutſche, Lehrbücher der hebräiſchen Sprache heraus, wodurch er ſich den Namen eines **Vaters** derſelben erwarb. — Nach einer nochmaligen Sendung an den Kaiſer wählte Reuchlin das Dominikanerkloſter Denkendorf bei Stuttgart mit ſeiner Familie zum Aufenthalt, ſchrieb dort ein Buch über die Kunſt zu predigen, ſiedelte dann nach Stuttgart über und hoffte aufs neue ein ruhiges, ſeinem Amte und der Wiſſenſchaft geweihtes Leben führen zu können. Reuchlin theilte ſich mit Erasmus von Rotterdam in den Ruhm des größten deutſchen Sprachgelehrten; Melanchthon war ſein Schüler, alle helldenkenden Geiſter ehrten und bewunderten ihn, aber den Scholaſtikern und mönchiſchen Finſterlingen war er ein Dorn im Auge, und dieſe fanden in dem Auftreten des getauften Juden Pfefferkorn gegen das Judenthum, der alle jüdiſchen Schriften, außer den bibliſchen, vernichtet wiſſen wollte, einen Anlaß, alle ihren Haß gegen Reuchlin, der ſich gegen die Abſichten Pfefferkorn's und ſeiner fanatiſchen Anhänger erklärte, zu kehren, wodurch die berühmten Kölner Streithändel ſich anſpannen, aus denen der Kampf der Humaniſten und Reuchliniſten gegen die Dunkelmänner ſich entwickelte, an deren und der Kölner Dominikaner Spitze der bekannte, genugſam verrufene Hochſtraten ſtand. Welchen wichtigen Einfluß dieſer geiſtige und gelehrte Kampf auf Luther und den ganzen Beginn der Reformation geübt, welchen Antheil Luther, Spalatin, Ulrich von Hutten und Sickingen an demſelben genommen, ja ſelbſt der Kaiſer, mehrere Fürſten, Cardinäle und Biſchöfe, iſt bekannt; Reuchlin und Hutten verfaßten die berühmten Epistolae obscurorum virorum. Der Streit dauerte zehn Jahre lang, bis theils Kaiſer Maximilian eine Entſcheidung zu Gunſten Reuchlin's erwirkte, theils der allgemeine Antheil ſich von ihm ab- und der neuen durch Luther begonnenen Bewegung ſich zuwandte. Mittlerweile entbrannte der Aufſtand ſeines Landes gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, als deſſen Diener Reuchlin ſein Amt als Vorſitzender des ſchwäbiſchen Bundesgerichts niederlegte. Den damals mit Gefangenſchaft bedrohten Reuchlin befreite von dieſer Herzog Wilhelm von Bayern, der Führer des Bundesheeres, und gab ihm ſicheres Geleit nach Ingolſtadt. Dort las er zwar mit großem Beifall, aber unter Mangel und Entbehrungen; endlich gelang es ihm, nach Tübingen, wo er ſeine werthvolle Bibliothek zurückgelaſſen hatte, im Jahre 1521 zurückkehren zu können. In Tübingen wurde ihm gleich ein Lehramt angetragen, man freute ſich ſeiner Rückkehr und ſeines Beſitzes; er nahm auch den philologiſchen Lehrſtuhl ein, aber leider nicht auf lange, denn er wurde im Jahre 1522 von der Gelbſucht befallen, ließ ſich nach Stuttgart bringen und endete dort ſein vielbewegtes und thätiges Leben.



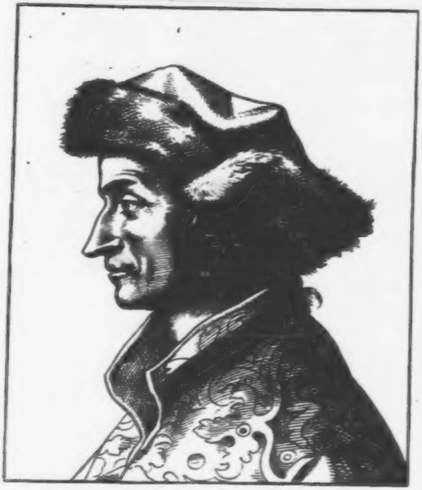
Peter Viſcher.

Geb. 1455, geſt. d. 7. Jan. 1529.

Bei einem Künſtler, wie Peter Viſcher, der einer ſo fern liegenden Zeit angehört, daß nicht einmal das Jahr ſeiner Geburt geſchichtlich feſtgeſtellt iſt, ſind es insgemein mehr ſeine Werke, die von ſeinem Leben zeugen, als ſonſtige Nachrichten. Die Kunſtgeſchichte hat ſich mit dem redlichſten Eifer bemüht, alle Werke dieſes größten Bildners und Erzgießers im deutſchen Mittelalter und an deſſen letzten Ausgängen zu erforſchen und nachzuweiſen, allein über des berühmten Meiſters erſte Lebensperioden hat ſie nichts zuverläſſiges ermitteln können, und nur das ſchwankende: er ſoll, er könnte vielleicht — tritt bei ihm an die Stelle der Gewißheit.

Peter Viſcher wurde zu **Nürnberg** geboren, dem anziehendſten Mittelpunkt, in dem alles deutſche Kunſtſtreben ſich zur vollendeten Blüthe hob. Der Vater ſoll Hermann Viſcher, nicht Eberhard, wie irrig behauptet worden iſt, geheißen haben; dieſer war bereits ein kunſtbegabter Rothgießer. Daß Peter des Vaters Kunſt erlernte und als Geſelle ſeine Wanderſchaft antrat, dieſelbe auch wohl weit ausdehnte, läßt ſich leicht denken: daß er aber ſchon in der Geſellenzeit Italien beſucht habe, iſt nicht mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, denn eine lange Zeit hindurch fertigte Peter Viſcher eine große Reihe Meiſterwerke, welche alle in dem deutſchen (gothiſchen) Kunſtſtyl gehalten ſind, der zur Zeit, als er Meiſter wurde, 1489, ausſchließlich vorwaltete. Man hat indeß dem Künſtler die Ehre der Erfindung ſeiner herrlichen Denkmäler ſtreitig gemacht, weiß aber nur Veit Stoß als den Meiſter zu nennen, nach deſſen Modellen Viſcher gearbeitet haben ſoll, und könnte höchſtens noch Adam Krafft neben erſterem nennen; allein es wäre wieder nicht denkbar, daß die zahlreichen, von auswärts her beſtellten, oft ſehr kunſtvollen und figurenreichen Kenotaphien, Tumpen, Gedenktafeln u. dgl. ſammt und ſonders erſt vorher bei Nürnberger Bildſchnitzern beſtellt worden ſein ſollten. Ein Meiſter von ſolcher Begabung, wie Peter Viſcher, konnte wohl in ſeiner Werkſtätte nach Modellen ſo anerkannter gleichzeitig ſtrebender hochbedeutender Künſtler, wie die beiden genannten, arbeiten; allein gewiß war auch vieles, was aus jener in hoher vollendeter Kunſtſchöne hervorging, ſein geiſtiges Eigenthum; auch unterſtützten ihn bei den ſpäteren Arbeiten fünf kunſtbegabte Söhne. In Italien war nach dem Verfall des Römerreichs die ſchöpferiſche Kunſtthätigkeit vom Pfade der klaſſiſchen Antike abgeirrt, doch diente ſie dem neu erwachten und ſich verjüngenden Kunſtſtreben jenes Landes zur Zeit des Mittelalters wieder zu edlen Vorbildern und es entwickelte ſich der ſchöne und reizvolle Kunſtſtyl, der mit dem paſſenden Worte Wiedergeburt (Renaiſſance) bezeichnet wurde. Dieſer Styl erſcheint in harmoniſcher Weiſe auf das anmuthigſte mit den Formen der ſpäteren Gothik verbunden am Hauptwerk Peter Viſcher's, dem St. Sebaldusgrabe zu Nürnberg, und es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der Künſtler vor deſſen Beginn die Werke italieniſcher Kunſt mit eigenen Augen ſchaute, denn Nürnberg konnte ihm kein bezügliches Vorbild bieten; man glaubt, daß dieſe Reiſe Viſcher's nach Italien in die Jahre 1503 bis 1505 gefallen ſei, hat aber auch dafür keinen ſicheren Nachweis.

Peter Viſcher hatte ſein Haus und ſeine Gießhütte am St. Catharinengraben zu Nürnberg, da wohnte und arbeitete er in Gemeinſchaft mit ſeinen Söhnen, deren Familien ebenfalls bei ihm wohnten. Von den Söhnen iſt wenig bekannt worden, außer daß der ältere, welcher nach dem Großvater Herrmann hieß, nicht nur als Rothgießer, ſondern auch als Bildhauer und Modellirer ſehr geſchickt war. Es ſcheint, daß unter allen ſeinen Brüdern Hermann allein den Vater überlebte. Der letztere ſtarb nach einem langen thätigen Leben und fand ſeine Ruheſtätte auf dem St. Rochus-Kirchhof. Das Hauptwerk Peter Viſcher's und ſeiner Söhne, an welchem er auch ſein Bildniß, wie er in der Gießhütte ausſah, anbrachte, iſt das koſtbare Grabmal St. Sebald's in der dieſem Heiligen geweihten und nach ihm benannten Kirche zu Nürnberg. Den Sarg, in welchem die heiligen Gebeine ruhen und der mit verziertem Gold- und Silberblech ausgeſchmückt iſt, umgab Viſcher mit dem edelſten und ſtolzeſten Schmuck ſeiner Kunſt. Starke Pfeiler tragen das gothiſche ſpitzbogige Dach, an ihnen ſtehen in halber Lebensgröße die berühmten Apoſtelſtatuen; zwiſchen den Pfeilern ſtreben zarte Candelaber ſchlank und ſchön bis zur reichverzierten Decke empor. Die Sockel wie die eherne Tumbe, die den Sarg trägt, ſind in einer Weiſe verziert, die ganz im Renaiſſanceſtyl gehalten und faſt überladen zu nennen iſt. Das Ganze ruht auf den Häuſern kriechender Schnecken. Außer dieſem Prachtdenkmal, das ſeines Gleichen in Deutſchland nicht hat, umfaßt Nürnberg noch zahlreiche Werke Peter Viſcher's, theils Statuen, theils Reliefs. Eines der werthvollſten derſelben, ein herrlich gelungenes Gitter von Bronce im großen Rathhausſaale, ließ man mit demſelben Sinne einſchmelzen, mit dem man Archive an die Papiermühlen nach dem Centner verkauft. Nahe dem Altar der Aegidienkirche trägt das Basrelief einer Kreuzabnahme Peter Viſcher's Zeichen; die nackte Statuette eines Apollo iſt in der Kunſtſchule aufgeſtellt; die Lorenzer Kirche hat von ihm eine Gedenktafel; auch in mehreren der überaus reichen Privatſammlungen Nürnbergs ſind Werke aus der Viſcher'ſchen Gießhütte befindlich. Außerhalb der Vaterſtadt des Künſtlers beurkunden Werke von höchſter Bedeutung des Meiſters großen Ruf im Ausland und ſeine volle Beſchäftigung durch daſſelbe. In der Stiftskirche zu Römbild iſt die einfach ſchöne Statue eines junges Ritters, Otto's IV., Grafen von Henneberg, von vollendeter Schönheit aufgeſtellt, vielleicht noch vom Vater des Künſtlers, wenigſtens noch bei deſſen Leben aus der Gießhütte hervorgegangen. Ein zweites Werk daſelbſt iſt der reiche und edle Kenotoph Graf Hermann VIII. von Henneberg und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, geb. Markgräfin von Brandenburg, mit Wappen, Statuen von Heiligen und anderem Bildwerk geſchmückt, das zum Theil am Monumente des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg im dortigen Dome ſich ebenfalls findet. Auch dieſes Magdeburger Denkmal zählt zu den ſchönſten, welche die Kunſtgeſchichte kennt. Der Bamberger Dom enthält von P. Viſcher die Grabmäler der Biſchöfe Heinrich III., Veit I. und Georg II., der Dom zu Berlin umfaßt das Grabmal des Kurfürſten von Brandenburg Johann Cicero; auch die Berliner Kunſtkammer hat einige ſchöne Bildwerke Viſcher's. Im Dome zu Breslau iſt das Monument des Biſchofs Johannes von ihm, ebenſo rühren im Dome zu Wittenberg die Denkmale der Kurfürſten zu Sachſen, Friedrich's des Weiſen und Johann's des Beſtändigen, von ihm und dem Sohne Hermann her. Außerdem haben noch Regensburg, Aſchaffenburg, Prag und andere Städte Werke aus der berühmten Nürnberger Gießhütte erhalten; auch nach Mecklenburg, ja nach Dänemark wurden Arbeiten geliefert. Die Schreibweiſe Viſcher und Fiſcher erklärt ſich einfach aus der Uebergangsperiode zwiſchen dem Mittelalter und der Neuzeit, in welche das Leben dieſes hochbedeutenden deutſchen Künſtlers fiel.



Sebaſtian Brant.

Geb. 1458, geſt. 1520.

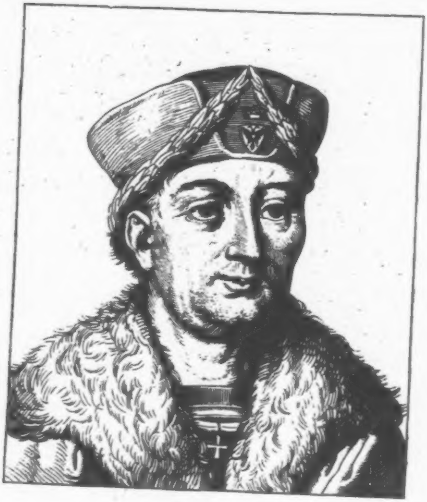
Neben Gailer von Kaiſersberg und Thomas Murner einer der berühmteſten und kernhafteſten Sittenlehrer in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, der ſeine Lehren nicht ſtets in den ſanften Mantel moraliſirender Symbolik hüllte, ſondern ſie auch mit der Geiſel der Satyre austheilte, wie es für ſeine Zeitgenoſſen paſſend und heilſam war.

Brant, wie er ſich ſelbſt und nicht Brand oder Brandt — ſchrieb, wurde zu Straßburg geboren; er machte ſeine Studien der Jurisprudenz und Philoſophie in Baſel, wurde dort Magiſter, dann Doctor beider Rechte, und kehrte in die Heimath zurück, wo er öffentlich als Lehrer auftrat. Sein Leben war kein durch außergewöhnliche Schickſale bewegtes, ja es erſcheint auffallend, daß Brant gegen die Sitte ſeiner Zeit ſich mit dem Beſuch nur einer Hochſchule begnügte; wahrſcheinlich gewährten ſeine Verhältniſſe ihm nicht die Mittel zum Beſuch mehrerer Univerſitäten. Ob er ſich ſelbſt, ob andere ihm den deutſchen Namen in den lateiniſchen Titio verkehrten, läßt ſich nicht erörtern; als Rechtslehrer wurde Brant bald beliebt, vertauſchte wieder Straßburg mit Baſel, ſetzte auch dort ſeine Vorleſungen fort und gründete ſich als Philoſoph, als Dichter und als Juriſt einen geachteten Namen, ſodaß auch Kaiſer Maximilian I. und andere Reichsfürſten ihn ſchätzten. Brant gab eine ziemliche Anzahl Schriften in Poeſie und Proſa und in lateiniſcher Sprache heraus, von denen viele in ihrer asketiſchen Richtung weit eher einen Theologen, als einen Juriſten vermuthen laſſen, z. B. Lieder zum Preiſe der Heiligen; ein ſapphiſcher Roſenkranz Mariä; ein Lob des Carthäuſer-Ordens; eine Abhandlung über die Möglichkeit der jungfräulichen Empfängniß; das Leben mehrerer Heiligen und ähnliches. Außerdem verfaßte Brant einen Layenſpiegel, einen richterlichen Klagſpiegel, eine Abhandlung gegen die Rabuliſten unter den Advokaten, ſchrieb über Civil- und Canoniſches Recht, bearbeitete den Freidank, gab eine Chronik Deutſchlands, vornehmlich des Elſaſſes und der Stadt Straßburg heraus, auch eine Friedrich's III., die er Maximilian I. widmete; ein Buch Epigramme u. ſ. w.

Alle dieſe Zeugniſſe der literariſchen Thätigkeit des begabten Mannes traten jedoch in den Hintergrund gegen ſein berühmtes und allverbreitetes Narrenſchiff, das ſeinen Namen mit vollem Klang der Nachwelt überbrachte und immerlebend durch die Fluthungen der Literatur aller Zeiten fährt. Der Kreis der befreundeten Gelehrten und Künſtler, der in Baſel thätig war, mochte wohl anregend wirken, ſodaß als Früchte einer und derſelben ſtreng ſtrafenden und ſpöttiſch höhnenden Richtung Brant's Narrenſchiff, Murner's Narrenbeſchwörung und Schelmenzunft, Erasmus Lob der Narrheit und ſicher auch Holbein's Todtentanz (eine Lebensbilderreihe mit ebenſo tiefem Ernſt als ſatyriſchem Humor aufgefaßt) zu betrachten ſind. Brant ſelbſt nennt an einer gewiſſen Stelle ſein Gedicht einen «Narrentanz». Gleichen und gleichzeitigen Urſprung dürfte das Flugblatt «Grobianus Tiſchzucht» haben, dem ſich des etwas ſpäteren Dedekind's Grobianus et Grobiana anſchloß.

Der Erfolg von Brant's Narrenſchiff war ein ungeheurer; zweimal wurde es in die lateiniſche, dreimal in die franzöſiſche, bald auch in die ſaſſiſche, niederländiſche und engliſche Sprache übertragen, vielfach wurde es neu herausgegeben, erläutert und auch verbalhornt; Gailer von Kaiſersberg wählte die einzelnen Kapitel des Brant'ſchen Narrenſchiffs zu eben ſo viel Thematen gloſſirender Predigten, die zum öftern, mit den Holzſchnitten des erſtern Buches geziert, herausgegeben worden, bis Nicolaus Höniger von Königshofen an der Tauber den glücklichen Gedanken hatte, das Gedicht und Gailer's erläuternde Predigten ſammt den Bildern zuſammenzuſtellen und beide vereint erſcheinen zu laſſen. Vieles in dem Gedicht iſt noch gültig, ja muſtergültig bis auf den heutigen Tag: die Narrheit der Doctortitel, die Büchermanie und die Bücherverachtung. Des Geizes Narrheit, die der Mode, der Zuträgerei, des Eigenſinnes, der Unzucht und Grobheit, die Narrheit des Unglaubens und der Schriftverachtung, vom ſorgen und borgen, kurz alle nur denkbaren Fehler, Gebrechen und Schwächen im menſchlichen Charakter fanden ihre Geiſelung und zunächſt ihre Verſpottung; aber ſelbſt die Verſpottung wird in dem Gedicht verſpottet, wie denn die gute Satyre gern auch bisweilen ihren Stachel gegen ſich ſelbſt kehrt und wie auch in Holbein's Todtentanz der Maler am Schluß der Reihe ſich und ſeine Frau gleichſam als Schildhalter zur Seite des Wappens des Todes hinſtellte. Mannigfaltige Beleſenheit offenbart der Dichter in ſeinem Werke, und grob genug iſt er nach biderber deutſcher Weiſe ebenfalls; am gröbſten da, wo er die groben Narren geiſelt. Es mußte in der That viel Unſitte und Rohheit, Mangel an Zucht und Ehrbarkeit in der Zeit zur Herrſchaft gelangt ſein, daß ſie ſolche ſtrafende Rüge hervorrief; nur zu leicht reißen Beiſpiel und übler Vorangang der höher ſtehenden das tiefer ſtehende Volk zur Nachahmung hin; wenn der Vornehme ſeinen Hut aufbehält, da, wo es ſich ziemt, denſelben abzunehmen, wird das Volk ganz ſicher ſeine Mütze auch ſchleunigſt aufbehalten. Das Allzuviel, das Maaßloſe, das in Sitte und Unſitte, im thun und treiben, im dichten und trachten zur Erſcheinung kam, das iſt's, was Brant als Narrheit hinſtellt: aber auch die Sünde und das Laſter ſind ihm nur Narrheiten, der Abfall der menſchlichen ſündigen Natur vom göttlichen, und durch ſeinen Spott und Zorn ſucht der Dichter nicht ſowohl zu ſtrafen, als die Wege der Verirrung zu beleuchten und die Verirrten zu beſſern.

An weltlichen Ehren brachte Sebaſtian Brant es zur Würde eines kaiſerlichen Pfalzgrafen und zum Range eines Kanzlers, Rathes und Syndicus in ſeiner Vaterſtadt, in die er ſich ſchon 1494 von Baſel wieder zurückgezogen hatte und in der er auch im 62. Jahre ſtarb.



Conrad Celtes.

Geb. d. 1. Febr. 1459, geſt. d. 4. Febr. 1508.

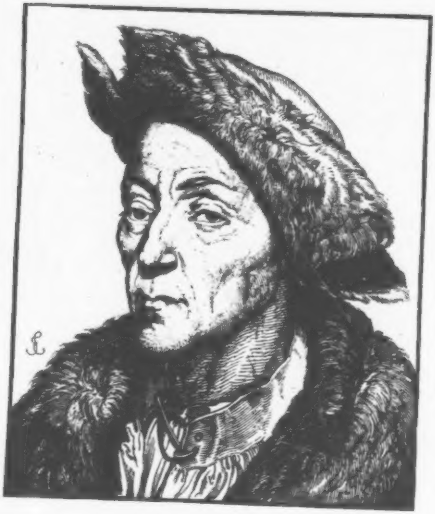
Celtes war der erſte deutſche Dichter, den die Hand eines deutſchen Kaiſers feierlich mit dem verdienten Lorbeer krönte, der erſte Begründer deutſcher Gelehrten-Vereine für die Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte, der erſte Lehrer und Profeſſor der Poeſie überhaupt in Deutſchland, Liebling Kaiſer Maximilian's und von ihm für den größten Gelehrten unter den deutſchen Zeitgenoſſen gehalten, Entdecker der Werke Roswitha's — ſo ſäete Celtes ſeine Ruhmesſaat in Fülle zum unverwelklichen Aufgang.

Nicht die Stadt Schweinfurt, wie faſt überall zu leſen iſt, ſondern der Ort Wipfeld am Main, zwei ſtarke Stunden unterhalb der erſteren Stadt, war die Wiege dieſes berühmten Franken. Der Vater war begüterter Weinbergbeſitzer und hieß Pickel; der Sohn entwickelte frühzeitig Talent und zeigte gute Geiſtesgaben, dennoch beſtimmte ihn der Vater für das Geſchäft eines Weinbauers, aber den Sohn zog es nach der Ferne, nach der Welt des Wiſſens. Er entwich, 18 Jahre alt, auf ein Mainfloß und fuhr getroſten Muthes in die Welt hinein, mainab und rheinab, bis gen Köln, der heiligen Stadt. Dort wurde er 1477 in die Matrikel der Hochſchule eingetragen, dort änderte er, dem Gelehrtenbrauch gemäß, ſeinen Vaternamen Pickel in Celtis oder Celtes um. Unter Pickel wird in Franken eine ſchmale ſpitze Haue verſtanden, und damit Pickel's Name verſtändlicher werde, wandte er auch noch eine barbariſche lateiniſche Form an, da ein Celt einen Streitmeiſel der alten Völker bedeutet, und ſchrieb ſich Pratucius, daraus viele irrig gefolgert haben, er habe Meiſel geheißen.

Celtes widmete ſich in Köln mit Eifer den Wiſſenſchaften im allgemeinen, der Theologie im beſondern und trat dann nach damaligem Brauch, wie aus der Lebensgeſchichte vieler ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen erhellt, eine Hochſchulenfahrt an, die er weiter erſtreckte, als andere, bei denen der Beſuch von 6 bis 8 verſchiedenen Univerſitäten ſchon etwas zählte. Leipzig, Erfurt, Schlettſtedt, Roſtock, Heidelberg waren zunächſt die Schulen, die der fahrende Scholaſt im beſten Sinne, beſuchte, in letzter Stadt lernte er einen ſpäteren Freund und Gönner kennen, den Biſchof von Worms, Johann von Dalberg, der von wichtigem Einfluß auf Celtes Lebensgang war, und dem berühmten Lehrer Rudolf Agricola, dem er ein dankbares Andenken bewahrte. Später wandte ſich Celtes dem Süden zu, weilte in Padua, Ferrara, Bologna, Florenz und machte die bittere Erfahrung, daß man in dem ſtolzen und eiteln Wälſchland deutſchen Geiſt und deutſche Wiſſenſchaftlichkeit gar gering achtete, daher verließ er Italien und ging über Venedig durch Pannonien nach Krakau, dem alten hochgefeierten Sitz aller Wiſſenſchaften und freien Künſte. Dort hörte er Mathematik und Aſtronomie, und las zugleich über Rhetorik und Poetik mit großem Beifall, machte ebenſo angenehme Bekanntſchaften als fernere angenehme Reiſen, ſo nach dem Salzwerk Wieliczka, das er anziehend ſchilderte, und kehrte nach zwei Jahren wieder nach Deutſchland zurück, wo ein Freund und Landsmann, Martin Pollich aus Melrichſtadt in Franken, Leibarzt des Kurfürſten Friedrich des Weiſen zu Sachſen, ihn ſeinem Gebieter empfahl. Dieſer ließ ſich von Celtes auf den Reichstag nach Nürnberg 1487 begleiten und empfahl ihn angelegentlichſt dem Kaiſer Friedrich III., und da wiederholte der Kaiſer den Brauch einer Dichterkrönung, er wand dem Poeten einen Lorbeerkranz ums Haupt, wodurch dem alſo Gekrönten das Recht wurde, ſelbſt Poeten krönen und ernennen zu dürfen.

In dem reichen und ſchönen Nürnberg gefiel es dem Dichter ſo wohl, daß er der Stadt eine Beſchreibung widmete; er befreundete ſich auch mit Johann und Wilibald Pirkheimer und andern Geiſtesgrößen dieſer Stadt, von welcher aus Celtes ſeinen Wanderſtab wieder nach dem Rheine lenkte und die rheiniſche Gelehrten-Geſellſchaft gründete, welche ſogar bisweilen nach ihm sodalitas Celtica genannt wurde. Männer von geachtetſtem Namensklang wurden Mitglieder derſelben, der gelehrte Abt Trithem von Spanheim, der wackere Ritter Eitelwolf vom Stein, Ulrich Hutten's Gönner und Beſchützer, der berühmte Juriſt Ulrich Zaſi, Wilibald Pirkheimer, Conrad Peutinger, Sebaſtian Brand und andere. Pflege der klaſſiſchen Literatur und Erforſchung vaterländiſcher Geſchichte war dieſes Vereines Zweck und würdige Aufgabe, und Celtes Streben zu deſſen Erreichung ein unermüdliches; dennoch trat er nicht ſelbſt an die Spitze, ſondern ſtellte an dieſe den vielgeltenden Biſchof von Worms, den oben genannten.

Celtes war von einer großen Reiſeluſt beſeelt; es hielt ihn nicht lange an einem Ort, aber überall ſtrebte er literariſchen und geſchichtlichen Quellen nach, und ſo wurde ihm das Glück zu Theil, im Stift St. Emmeran zu Regensburg die Werke der Nonne Roswitha aufzufinden, die er ſeinem hohen Fürſprecher, Kurfürſt Friedrich dem Weiſen zu Sachſen, überreichte, der 1501 deren Herausgabe zu Nürnberg beſorgen ließ. Ebenſo fand Celtes ſpäter auf einer Reiſe in ſeine fränkiſche Heimath im Kloſter Ebrach ein lateiniſches Epos auf Friedrich Barbaroſſa von 10 Geſängen, welches 1507 auf Veranſtaltung mehrerer Freunde im Druck erſchien, und im Kloſter Tegernſee die, ſpäter unter dem Namen der Peutingerſchen Tafeln bekannt gewordenen Itinerarien. — Ferner beſuchte Celtes Mainz, Lübeck und Prag, fand aber in letzterer Stadt neben anerkennenden Freunden auch Gegner, zumal er gegen die huſſitiſchen Lehrformen und Glaubensanſichten ſprach und ſchrieb, und ſah ſich genöthigt, Prag eilend zu verlaſſen. In Ingolſtadt erhielt Celtes eine Profeſſur, las über Ciceros Redekunſt, über Mnemonik und Poetik, und erklärte die Oden des Horaz, deſſen glücklicher Nachahmer er wurde. Dort beehrte ihn ſogar der Biſchof von Dalberg mit ſeinem Beſuche. Aus Ingolſtadt durch die Peſt vertrieben, wandte ſich Celtes wieder nach Heidelberg und fand endlich für ſein unruhevolles Lebensſchiff in Wien unter Kaiſer Maximilian, im Jahr 1497, einen Ankergrund. Er las dort Philoſophie und Metaphyſik, erklärte Tacitus deutſche Geſchichte und wirkte auch nach anderen Richtungen hin mächtig belebend und fördernd auf den neuerwachenden wiſſenſchaftlichen Geiſt. Gleich der rheiniſchen Geſellſchaft gründete Celtes in Wien eine Danubiſche, welche bald ſehr bedeutende Mitglieder zählte. Er ſchuf die Wiener Bibliothek, unternahm noch eine große wiſſenſchaftliche Reiſe, die bis nach Irland ſich erſtreckt haben ſoll, und errichtete eine eigene Anſtalt für Dichtkunſt, vom Kaiſer lebhaft unterſtützt, die an ſeinem Geburtstage 1502 feierlich eröffnet wurde, verbunden mit einem mathematiſchen Bildungsinſtitut. — Dennoch war bei ſo vielſeitiger und reger Thätigkeit des gediegenen Mannes Leben nur kurz, ſchon im Alter von 49 Jahren entriß der Tod der Wiener Hochſchule ihren damals berühmteſten Lehrer. Neben St. Stephans Münſter fand er ſein Grab.



Jacob von Fugger, d. j.

Geb. d. 6. März 1459, geſt. d. 30. Dez. 1525.

Unter dem zahlreichen Geſchlechte der Fugger, das ſich durch Thätigkeit, Betriebſamkeit, Gelehrſamkeit und ungeheuern Reichthum aus geringen Anfängen bis zur Grafen- und Reichsfürſtenwürde emporſchwang, ſodaß es vielfach mit den Mediceern verglichen ward, war Jacob d. j. einer der bedeutendſten. Der Stammvater, von welchem das berühmte Geſchlecht ſeinen Urſprung ableitete, hieß Hans und war ein Weber aus Graben, einem Dorfe im Lechfelde; deſſen Sohn gleichen Vornamens, ebenfalls Leinweber, zog nach Augsburg, trieb Linnenhandel mit glücklichem Erfolg und erwarb ein für ſeine Zeit anſehnliches Vermögen. Er hinterließ zwei Söhne, deren zweiter Jacob hieß und ſeinem Geſchäft einen außerordentlichen Aufſchwung zu geben verſtand. Die Erben ſeines Namens und ſeines Reichthums, Georg, Ulrich und Jacob der jüngere, zählten nun ſchon zu den reichſten Kaufleuten und bildeten vereint eine Geldmacht, der kaum ein anderes deutſches Handelshaus gleichkam; ſie wetteiferten mit dem uralten berühmten Patriziergeſchlechte der Welſer zu Augsburg und führten wohl auch in Gemeinſchaft mit demſelben bedeutende Unternehmungen aus. Jacob Fugger d. j. verlor noch als Knabe ſeinen Vater, ging als Weberburſche auf die Wanderſchaft, machte ſpäter viele Handelsreiſen und wurde ein Mann von großer Einſicht, von außerordentlicher Geſchäftskenntniß und von ausgezeichneter Redlichkeit und Biederkeit des Charakters, ſodaß er ſich allſeits ein unbegrenztes Vertrauen erwarb. Während ſich auf dreißig Stühlen in Augsburg die muntern Weberſchifflein regten, wehten von zahlreichen Handelsſchiffen auf den Meeren die Flaggen des Hauſes Fugger, arbeiteten in den Schachten der Gebirge Ungarns und Tyrols hunderte von Knappen für die Augsburger Leinweber. Kaiſer Maximilian I. hielt Jacob Fugger in hohen Ehren, hatte aber auch alle Urſache dazu, denn das Haus Fugger half ſtets in den immer wiederkehrenden Geldbedrängniſſen des Reichsoberhauptes. In Innsbruck und in Kremnitz hatte Jacob Fugger ſeine Münzſtätten, auf denen er Reichsgeld aus dem in ſeinen Bergwerken gewonnenen Gold und Silber prägen ließ.

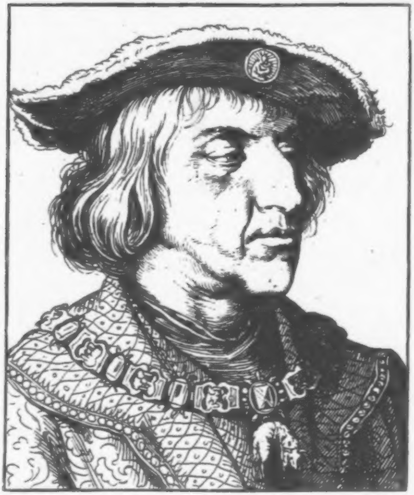
Das Haus Fugger ſchoß dem Kaiſer Maximilian I.

zum Kriege gegen Venedig 170,000 Dukaten vor, und erhielt dafür zum Unterpfand die Grafſchaften Kirchberg und Mauerſtätten, die Freiherrſchaften Weißenhorn, Pfaffenhofen und Walenſtätten, 1509 die Herrſchaft Schmöchen und 1514 Biberbach. Da der Kaiſer alle dieſe Pfänder nicht einlöſen konnte, ſo erkaufte ſie Jacob Fugger als Eigenthum. In Antwerpen gründete er eine Comandite und über das Weltmeer ſchlang ſein Haus die Fäden der wichtigſten kaufmänniſchen Verbindungen. Kaiſer Maximilian ernannte Jacob zu ſeinem Rath, verlieh ihm und ſeinen beiden Brüdern und allen Nachkommen ihres Geſchlechtes den Reichserbadel und gab ihnen zwei Lilien zum Wappen; der Papſt Leo X. ernannte Jacob Fugger zum Eques auratus und zum Comes Scti. palatii Lateranensis. Jacob Fugger wurde der Begründer jener großartigen Wohlthätigkeitsanſtalt, welche den Namen der Fuggerei führt und in einer Vorſtadt von 106 Häuſern innerhalb der Mauern Augsburgs der redlichen und unverſchuldeten Armuth Aſyle bietet, jeder kleinen Familie eine geſunde einfache Wohnung um den jährlichen Miethpreis von — zwei Gulden rheiniſch.

Jacob Fugger überlebte ſeine beiden älteren Brüder, nahm ſich redlich der Kinder derſelben an, während er ſelbſt kinderlos blieb, und ſtand noch lange Jahre an der Spitze ſeiner weitverzweigten Geſchäfte. An den politiſchen und kirchlich reformatoriſchen Bewegungen in Deutſchland konnte Fugger keine Freude haben, denn ſie frommten ihm nicht, ſie hemmten den Verkehr, indem ſie Kämpfe weckten und mit Kriegen drohten. Auch war er ſchon zu alt, um unbefangen und frei von Selbſtſucht, trotz ſeines biederherzigen und wohlthätigen Charakters die Neuerungen begrüßen zu können, welche die Zeit gebar. Um ſo mehr ſchmerzte es ihn, zu erleben, daß ſein eigener Neffe Ulrich ſich in einige Verbindungen mit den Bauern in der windiſchen Mark einließ und die Aufwiegler unterſtützte. Gleichwohl war Fugger eng befreundet mit vielen Männern hellen Geiſtes, mit Pirkheimer und Peutinger, Celtes und Stabius; das konnte den Kaufmann aber nicht abhalten, dem Papſt ſelbſt, wie auch deutſchen Kirchenfürſten Geld darzuleihen und ſich Anweiſungen auf den Erlös durch den Ablaßhandel ausſtellen zu laſſen. Nach dem Tode ſeines Freundes und Gönners, Kaiſer Maximilian I., den der alternde Fugger ſehr ſchmerzlich empfand, blieben Fugger und ſein Geld ſogar nicht ohne Einfluß auf die Wahl von dem Nachfolger des erſteren, Carl's V. Dieſer wußte den alten Fugger und deſſen Geſchäftshaus zu ſchätzen und zu würdigen. Als man ihm auf ſeiner Reiſe von Spanien nach Deutſchland den königlichen Schatz in Paris zeigte, ſoll er die Aeußerung hingeworfen haben: «Zu Augsburg in Deutſchland wohnt ein Leinweber, der dieſen ganzen Schatz mit baarem Golde aufwiegen kann». — Nicht ohne manche Prüfung des Schickſals ſchloß ſich Jacob Fugger's Leben ab; der feurige, geiſtig reich begabte Neffe Ulrich fand in ſeinem 35. Jahre den Tod, deſſen Bruder Hieronymus hatte nicht deſſen Kraft und Geiſt. Im Lande Tyrol ſah das Volk mit mißtrauiſchen Augen den wachſenden Reichthum des Hauſes Fugger, den letzteres zum großen Theil unmittelbar mit aus dem Schoße dieſes Landes gewann, und das herrliche Schloß Fuggerau nahe bei Innsbruck blieb nicht unbedroht; auch auf den Fugger'ſchen Herrſchaften in Schwaben war die bäuriſche Empörung ausgebrochen und hauſte mit ſengen, brennen, morden und plündern, bis der tapfre Georg, Erbtruchſeß von Waldburg, die Bauernhaufen zu Paaren trieb. Dem alten Jacob Fugger gefiel es nicht mehr auf der Welt; er beſtellte ſein Haus und ſtarb, nachdem ſeine religiöſe Ueberzeugung ſich dem Evangelium noch zugewendet hatte. In der von ihm mit einem Aufwande von 300,000 Gulden erbauten Kapelle an der Karmeliterkirche wurde er beigeſetzt, und dieſe Kirche war die erſte in Augsburg, in welcher proteſtantiſcher Gottesdienſt gehalten wurde.

Von Geſchlecht zu Geſchlecht blühten die Fugger mit wachſendem Reichthum, mit Ehren und immer neuem Glanze. In ihrem Hauſe wohnte Kaiſer Carl V. 1530 beim Reichstag, und erhob die Söhne Georgs, des Bruders Jacobs, Raimund und Anton in den Reichsgrafenſtand. Später theilte ſich das edle Geſchlecht in mehrere Linien. Im Jahre 1803 wurden die Fugger in den Fürſtenſtand erhoben, 1806 wurden ſie mediatiſirt. Der Flächengehalt ihrer zerſtreuten Beſitzungen umfaßt mehr Land und Einwohner, als manches andere deutſche Fürſtenthum.

Man findet Jacob Fugger's d. j. Bildniß auf einer gleichzeitigen einſeitigen Medaille, nach links gekehrt, in einer Schaube und das Haupt von einer Pelzmütze bedeckt; die Umſchrift iſt: IACOB FVGGR DE ELTER. Sie müßte aber eigentlich lauten der mittlere, denn das Bild ſtellt nicht den Vater, ſondern den Sohn dar, wie der Vergleich mit vorhandenen Bildern lehrt, und der Stempelſchneider ſetzte nur deshalb der ältere, weil Johann Jacob Fugger, der Sohn Raimund Fugger's, damals ebenfalls ſchon lebte.



Maximilian I., deutſcher Kaiſer.

Geb. d. 22. März 1459, geſt. d. 12. Januar 1519.

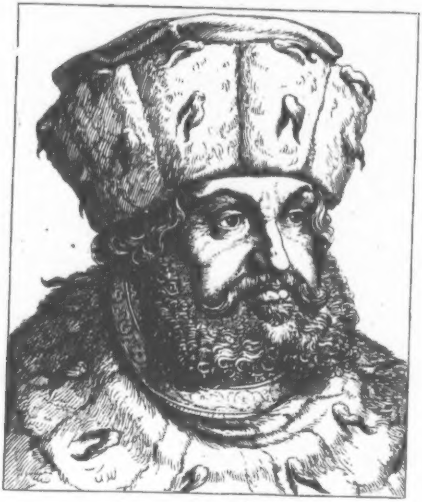
Ein ſchönes Heldenbild ſteht Maximilian I. in der deutſchen Geſchichte, mit ihm ſchloß, mit ihm begann eine Epoche derſelben; aus des Mittelalters dahinſinkender Nacht brach junges Morgenroth. Eine neue Welt ward entdeckt im fernen Weſten jenſeit des Oceans, und eine neue Welt geiſtigen Lebens und Strebens erwachte im Schooſe Deutſchlands. Des Vaters und Vorgängers auf dem römiſchen Kaiſerthrone langjähriges Regiment hatte Deutſchland nicht beglückt; Hang zur Ruhe, Vorliebe für den Frieden, ſelbſt Eigenſinn und Eigennutz beherrſchten Kaiſer Friedrich III. ſo ſehr, daß er ſelbſt kein guter, dem Reiche hülfreicher Herrſcher war; ein Mehrer des Reichs, mindeſtens Oeſterreichs im rechten Sinne, wurde der hellblickende, hochverſtändige Maximilian, der Sohn Kaiſer Friedrich III. und der Eleonore von Portugal, er wurde zu Neuſtadt geboren, und blieb — zum Kummer der Aeltern, ein ſtummes Kind. Doch im zehnten Lebensjahre löſte ihm ein Genius das Siegel von den Lippen, er blühte erfreulich auf und erwuchs zu einem herrlichen Jüngling, der in allen ritterlichen Uebungen den Körper, in gediegenen Studien den Geiſt kräftigte. Die ſchöne Maria, Erbin von Burgund, wurde 1477 Maximilians Gemahlin, ſie brachte ihm die Niederlande zu, doch nicht ohne Kämpfe konnte er die letztern behaupten.

Maximilians Leben war ein vielfach bewegtes, ein Bild der Zeit, deren Strömungen ſich oft ſtürmiſch begegneten. Nicht auf einmal vermochte Maximilian, nachdem er den Kaiſerthron beſtiegen hatte, und das ſeine zu thun ſuchte, das im innerſten Herzen zerriſſene deutſche Reich zu einigen — den lange hochgehenden Fluthen zu gebieten. Nach kurzer ſehr glücklicher Ehe verlor der junge Kaiſerſohn ſeine geliebte Gemahlin Die niederländiſchen Stände bereiteten Maximilian viele Verlegenheiten, ſie wollten ihn nicht unterthan ſein, und noch nach ſeiner Wahl zum römiſchen König, welche 1486 erfolgte, wurde er während er gegen Frankreich rüſtete, auf hinterliſtige Weiſe gefangen genommen, ſeine Räthe wurden hingerichtet, er ſelbſt mußte vier Monate lang in einem Kerker zu Brügge ſchmachten, und Flandern — entſagen. Dennoch machte Maximilian ſein Haus, das Haus Oeſterreich — vor allen groß und mächtig. Das

Anrecht auf die mit Karl des Kühnen Tochter, der Erbin von Burgund, erlangten niederländiſchen Provinzen wurde nicht aufgegeben; durch die ſpätere Verheirathung ihres beiderſeitigen Sohnes Philipp von Oeſterreich mit der ſpaniſchen Königstochter Juana öffnete ſich dem Hauſe die Ausſicht auf die ganze ſpaniſche Monarchie, auf die ſpaniſchen Beſitzungen in Italien und über den Ocean hinüber in die ferne neuentdeckte Welt, die noch wie ein großes verſchleiertes Geheimniß voll fabelhafter Wunder und Goldländer ruhte. Endlich verheirathete Maximilian I. im Jahre 1525 ſeinen Enkel Ferdinand mit Anna, der Tochter Wladislaw VII., Königs in Böhmen und Ungarn, Schweſter Ludwig II. des bei Mohacz umgekommenen letzten Ungarnkönigs, und gewann dadurch dem Hauſe Oeſterreich für immer das Anrecht auf Ungarn, Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz. Hätte Maximilian die blutigſten Eroberungskriege geführt, er würde nicht ſo viel Land an das Erzhaus gebracht haben, als ihm durch Heirathen und Erbſchaften an daſſelbe zu bringen gelang. Im Jahre 1496 war Maximilians Vetter Erzherzog Sigismund, mit Tode abgegangen; Maximilian wurde Erbe, und vereinte mit dem Erzhauſe die Lande Tyrol, Krain, Kärnten, die Küſtenländer, den Breisgau, das Elſaß, ſo wie Theile Schwabens und der Schweiz.

Ohne Kampf ließ ſich indeß nicht alles erreichen, doch war das Waffenglück meiſt auf Maximilians Seite, nur fehlte ihm allzuhäufig der nervus rerum gerendarum. Ein Krieg gegen die Schweiz, die ihre alte Freiheit behauptete, endigte nicht ſiegreich für den deutſchen Kaiſer; der Friede zu Baſel, 22. Sept. 1499 ſicherte dieſem Lande ſeine Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit auf ewige Zeiten. Maximilian hatte den Dauphin von Frankreich Karl VIII. ſeine Tochter Margarethe verlobt, und ihr Burgund als Heirathgut verſchrieben, er ſelbſt vermählte ſich zum zweiten male mit Anna von Bretagne durch Procuratie. Karl VIII. ſandte ſeine Verlobte heim, raubte des Schwiegervaters Vermählte und verehelichte ſich mit dieſer ſelbſt. Kampf war die Folge, endlicher Friede die Folge des Kampfes. Der 19. Auguſt 1493 hob Maximilian I. auf den deutſchen Kaiſerthron. Seine erſte Heldenthat als Kaiſer war eine große und würdige; er jagte die ſchon bis Laibach vorgedrungenen Türken in ihre Grenzen zurück. Hierauf ſchloß er einen Ehebund mit der Herzogin Bianca Maria Galeazzo von Mailand, und ſetzte ſeinen Sohn Philipp zum Regenten der Niederlande ein, zog gegen Karl VIII. nach Neapel, gab Deutſchland die nicht dankbar genug zu würdigende Wohlthat des allgemeinen Landfriedens und gründete das Reichskammergericht. Im raſchen Zuge eilte Maximilian I. aus Italien nach Burgund, erzwang ſeinem Sohne mehrere ihm vorenthaltene Provinzen und nöthigte Louis VII. zum Friedensſchluß. Aber der König von Frankreich hielt nicht Frieden, nicht Ruhe, er nahm Mailand ein, ſtrebte nach der Herrſchaft über ganz Italien, wollte Neapel theilen, und machte dem Kaiſer viel zu ſchaffen. Gleichzeitig darauf erhob ſich im Schooſe Deutſchlands ſelbſt Krieg: Baiern ſtritt gegen den Kaiſer. Ueberall Kampf und Wirren, in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden, auch der Türke drohte aufs neue. Maximilian demüthigte Venedig, und führte ein Heer von 90,000 Mann über die Alpen gegen den Papſt. Der ſandte ihm eine Bulle entgegen, die ihn zum römiſchen Kaiſer ernannte. Das deutſche Heer wurde darüber geopfert. Im Verlaufe dieſer Kämpfe, die von Friedensſchlüſſen unterbrochen waren, verlor Frankreich Italien und alle Anſprüche an daſſelbe gänzlich, während König Heinrich VIII. von England, im Bunde mit Maximilian, mit 80,000 Mann in Frankreich einfiel. Kaum waren in dieſen Ländern die Kampfeswogen beruhigt, ſo wollte der Kaiſer gegen die Türken ziehen, aber der Reichstag verweigerte die Mittel zur Heeresausrüſtung; dies kränkte Maximilian I. ſehr, und bald darauf endigte der Tod ſein bewegtes Heldenleben. In ruhigerer Zeit wäre er ein Beglücker Deutſchlands geworden, das ihm ohnehin viel dankte; das Kriegsweſen hob er auf eine ganz neue Stufe der Vervollkommnung, die Poſten führte er ein, Wiſſenſchaften und Künſte förderte er. Jenes furchtbare und ſchreckliche Gericht, das wie ein unüberwindlicher Drache ſeine Opfer forderte, die Vehme, wurde von Maximilian beſiegt, obſchon es noch in lang nachhaltigen Zuckungen ſich durch ſpätere Jahre kund gab, denn noch 1530 iſt in Briefen von Freigrafen und Richtern des kaiſerlichen Freiſtuhls in Weſtphalen die Rede. Die Eintheilung Deutſchlands in zehn Kreiſe, die Jahrhunderte hindurch die alten Ländernamen erhielt und ſich vielfach zweckmäßig erwieß, war ein Werk Maximilians.

Auch der Poeſie war Maximilian hold; ſein Kanzler, Melchior Pfinzing, mußte ſein heldenhaftes Jugendleben in einem großen allegoriſchen Gedicht verewigen, das iſt der Theuerdank; ſein Geheimſchreiber, Marcs Treitzſauerwein, eine halbmythiſche Lebensgeſchichte mit verſchleierten Namen der Perſonen und Länder ausarbeiten, das iſt der Weiſkunig. Beide Werke wurden mit trefflichen Holzſchnitten Hans Burgkmayers und Hans Schäufeleins reichhaltig geſchmückt, und die auf des Kaiſers Koſten veranſtalteten jetzt ſeltnen Prachtdrucke der 1517 erſchienenen erſten Ausgabe des vielbelobten Theuerdank auf Pergament gehören zu den Zierden großer Bibliotheken. Dieſes Gedicht iſt mit Urſache geworden, daß man Maximilian I. den letzten Ritter genannt hat. Als „Theil fürs Ganze" mag die Redensart gelten, denn mit Maximilians Zeitalter blühte die ritterliche Zeit ab, ſo weit ſie namentlich auch das Gebiet der deutſchen Kunſt und Architectur, der Wehre und Waffen, des Schmuckes und Geſchmackes mit umfaßte, denn eine andre Richtung brach ſich Bahn: Freude und Geſchmack an wälſchen, obſchon auch ſchönen und wohlberechtigten Formen — aber mannlich ritterliche Herzen und Helden fehlten Deutſchland auch nach Maximilian nicht, die unterm Silber- und Eiſenpanzer, in Pfalzen oder in ſchlichten Burgen pochten."— Maximilians Stern erloſch in den Morgenſtrahlen einer neuen Zeit; er war dem von Wittenberg heraufglühenden Lichte nicht abhold, doch konnte er, was es bringe, noch nicht ahnen, und ſah es nicht ohne Beſorgniß nahen.



Friedrich III., Herzog und Kurfürst zu Sachsen.

Geb. d. 17. Jan. 1463, geſt. d. 5. Mai 1525.

Friedrich der Weiſe war ein Regent voll Wiſſensdrang, wie voll Neigung, Wiſſenſchaften und Künſte zu fördern und zu ſchirmen, ein Mann voll deutſcher Treue und Biederkeit, und machte ſchon als Schützer und Schirmherr der Reformation ſeinen Namen unſterblich. — Friedrich war der älteſte unter den 4 Söhnen des in ſeiner Jugend durch Kunz von Kaufungen geraubten Sachſenherzogs Ernſt und wurde zu Torgau geboren. Seine Erziehung war eine fürſtlich ritterliche, welcher bei Familien hohen Ranges nie jene wiſſenſchaftliche Ausbildung hinzuzufügen verſäumt ward, die die Zeit zu gewähren vermochte. Von Friedrich's drei Brüdern wurde Albert ſpäter Erzbiſchof von Mainz, ſtarb aber ſchon im 21. Jahre: Ernſt II. Erzbiſchof von Magdeburg und Biſchof von Halberſtadt, dem auch ein langes Leben nicht beſchieden war, und der dritte Herzog Johann wurde ſein Mitregent und Regierungsnachfolger, mit dem er ſtets in der herzlichſten ungetrübteſten Eintracht lebte. Beide Brüder traten die gemeinſchaftliche Regierung ihrer väterlichen Erblande 1487 an, und im April dieſes Jahres empfing Friedrich vom Kaiſer Friedrich III. die Belehnung ſeiner Lande ſowohl als jene mit der Kurwürde von Sachſen, wobei die Regentſchaft beider Brüder ſo geregelt wurde, daß der eigentliche Kurkreis Sachſen dem Kurfürſten allein gehörte, über die übrigen zu Sachſen gehörigen Landestheile Thüringens und des Oſterlandes hingegen die Regierung beiden Brüdern gemeinſchaftlich blieb.

Frommgläubiger Sinn im Geiſte ſeiner Zeit bewog Friedrich III. im Jahr 1493 zu einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, auf welcher ihn eine große Anzahl fürſtlicher Freunde zum Theil, theils gräflicher und ritterlicher Vaſallen begleiteten. Einer jener Lehenträger, Heinrich von Schaumburg, der ſchon auf einem früheren Pilgerzuge nach Paläſtina Ritter des heiligen Grabes geworden, mußte am erhabenen Ziele den Kurfürſten durch den Ritterſchlag gleicher Ehren theilhaftig machen. Nach der Rückkehr erhielt Friedrich, während Kaiſer Maximilian's Romzug, das Reichsvicariat übertragen, und verwaltete dieß ſo löblich, daß ihm dieſe Auszeichnung ſpäter wiederholt zu Theil ward.

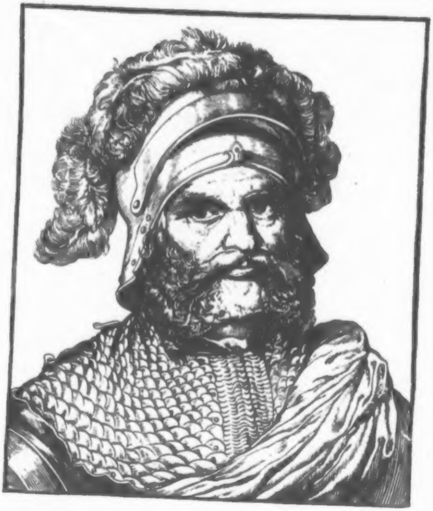
Die Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften, im

Erbtheil aller Sachſenfürſten, bewog Friedrich III. 1502 zur Gründung der Hochſchule Wittenberg, welche er mit Lehrkräften und Lehrmitteln auf das erfreulichſte ausſtattete, ſo daß ſie bald an Ruhm viele ältere deutſche Univerſitäten überſtrahlte. Zum Lehrer an dieſer Hochſchule berief der Kurfürſt im Jahre 1508 auch den Auguſtinerkloſtergeiſtlichen Martin Luther. Friedrich III. war offenbar ein Werkzeug in der Hand der Vorſehung; in Erfurt, der zwar unterm Schutz der Sachſenfürſten, aber unter kurmainziſcher erzbiſchöflicher Gewalt und Botmäßigkeit ſtehenden Stadt, hätte Luther nicht wagen dürfen, ſo gegen den Ablaß aufzutreten, wie er in Wittenberg that.

Friedrich III. bewährte den Namen, den die Anerkennung der Geſchichte ihm beilegte, beim Reformationswerke recht augenſcheinlich; er griff nicht eigenmächtig und ſelbſthandelnd ein in den Gang, den die Kirchenverbeſſerung nahm, miſchte ſich nicht in den Streit, welcher entbrannte; er ließ gewähren, hemmte nicht die Entfaltung; Luther ſelbſt wünſchte nicht die Einmiſchung der Fürſtenmacht in die Glaubensangelegenheit. Nur als es galt, den bedrohten Reformator zu ſichern und zu ſchirmen, da gebot der edle und weiſe Fürſt die ſtille Aufhebung und Hinwegführung Luther's an einen Ort der Sicherheit, auf die ſchirmende Wartburg.

Daſſelbe Jahr, das den die europäiſche Welt erſchütternden Anſchlag der Theſen Luther's an die Wittenberger Schloßkirche vernahm, bot Friedrich III. die deutſche Kaiſerkrone; aber nicht er, ſondern drei andere: Karl V. von Spanien, Enkel Kaiſer Maximilian's, Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England bewarben ſich um dieſe Krone. Die beiden letzteren zumal boten reiche Erkenntlichkeit, doch wollten ſie ihm, als dem würdigſten, gern nachſtehen. Friedrich der weiſe fühlte — eben weil er der weiſe war — daß es beſſer und größer ſei für das Heil des Vaterlandes, eine Kaiſerkrone auszuſchlagen, als ſie anzunehmen; er lenkte zugleich von den nichtdeutſchen Fürſtenhäuptern die Wahl ab und dem Enkel des deutſchen Maximilian zu, ſchuf aber auch, damit des Vaterlandes uralte Freiheit gewahrt und geſichert bleibe, die Wahlkapitulation zwiſchen dem Reich und dem Kaiſer. Für die Freiheit der Nation, für die Freiheit des Geiſtes glühte Friedrich's Herz; der Wahrheit, ſelbſt der herben, war es zugänglich und offen; Luther ſchrieb ihm oft hart genug, und dennoch ſchützte er Luther und ſchätzte ihn hoch vor allen. Des Volkes Wohlfahrt ſtrebte Friedrich III. im Bunde mit ſeinem trefflichen Bruder treulich an; achtunddreißig Jahre lang regierten ſie in treubrüderlicher Liebe und Eintracht.

Den Lebensabend Kurfürſt Friedrich III. zu Sachſen trübte noch der Ausbruch des Bauernkriegs, der herausfordernd die Fürſtenmacht unter die Waffen rief. Tief fühlte der weiſe Herrſcher, daß vielfach dem Volke zu wehe geſchah und geſchehen war, ja er hat dieß ſelbſt ausgeſprochen und noch in ſeinem letzten Willen befohlen, dem Beamtendruck zu ſteuern, ſo wie er im Verfahren gegen die Bauern zu möglichſter Güte rieth. Leider vereitelte deren durch Volksverführer, wie Thomas Münzer, bis zur blutigen Gewaltthat aufgeſtachelte Wuth jeden Weg der Güte — doch ſah Friedrich's Auge nicht mehr die trüben Wolken und Wetter der Zeit, denn ſanft ſchloß im Frühling des Aufruhrjahres ſich dieſes Auge, und der Fürſt des Friedens ging auf Schloß Lochau (Annaburg) zum ewigen Frieden ein. Seine Ruheſtätte iſt in der Wittenberger Schloßkirche; Melanchton's wahrheittreu nachrühmende Grabſchrift ziert ſie, und der Kranz von Friedrich des Weiſen Nachruhm blüht unverwelklich.



Georg von Frundsberg.

Geb. 1465, geſt. 1528.

Georg von Frundsberg, und nicht wie die neueren Schriftſteller ihn ſchreiben, Frondsberg oder Fronsberg, dieſer ritterliche Feldherr in einer kriegeriſch bewegten Zeit, Muſterbild eines Heerführers ohne Furcht und Tadel, wie ſein ebenbürtiger Ruhmesgenoß Ritter Bajard, wurde auf dem Schloſſe zu Mündelheim im Oberdonaukreis des Königreichs Bayern geboren. Sein Vater Ulrich von Frundsberg, der erſte Hauptmann des Schwäbiſchen Bundes, erzog ihn ritterlich, und ſchon im 17. Jahre unternahm Georg ſeinen erſten Feldzug, auf dem er Freude am Kriegshandwerk gewann. In ſeinem 24. Lebensjahre zog der junge Held abermals unter ſeinem Bruder Adam, der an des Vaters Stelle Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes geworden, mit dem Heere Maximilian's gegen die Schweiz, und wohnte dann ſpäter im Bayriſchen Kriege der Schlacht im Nordgau in der Nähe Regensburgs bei, in der er ein Fähnlein von den Böhmen eroberte und vom Kaiſer den Ritterſchlag empfing. Fortdauernd kriegeriſch thätig, ſchwang ſich Frundsberg zum kaiſerlichen Feldhauptmann auf; er machte die italieniſchen Feldzüge ſammt und ſonders mit, hielt eine Belagerung von Verona, das er beſetzt hatte, mit großer Tapferkeit aus, zog von dieſer Stadt mit 1000 Fußknechten Bologna zu Hülfe, entſetzte die Stadt, nahm das Lager und ſchlug das päpſtliche Heer in die Flucht. Mehr als eine Fahne eroberte in dieſen Kriegen mit den Wälſchen der deutſche Held, und ſandte ſie in die Kirche ſeiner Heimathſtadt. Durch zahlloſe Kämpfe ging er faſt immer ſiegreich und blieb auch nach der Rückkehr aus Italien beſtändig an der Spitze tapferer Heerhaufen, ſtets bereit, des Kaiſers Befehle zu vollſtrecken. So beſtürmte und eroberte Georg von Frundsberg unter andern das Schloß Hohenkrähen die Hegau, darauf ſich ein Schnapphahn feſtgeſetzt hatte. Bald aber ſtand er mit Georg von Lichtenſtein und Hans Jacob von Landau als Oberſter über das deutſche Fußvolk wieder an der Spitze von 6000 Streitern und rückte gegen Venedig; er erlitt mancherlei Bedrängniß mit ſeinem Heer, bis eine entſcheidende Schlacht am 7. Oct. 1515 ſich für die Deutſchen ſiegreich wendete. Frundsberg und ſeine tapfern Streitgenoſſen nahmen eine wälſche Stadt nach der andern ein, und er beſetzte abermals Verona mit 4000 Deutſchen und 500 Schweizerkriegern, deren Oberſter Arnold Winkelried war. Bei der darauf erfolgenden Belagerung Verona's unter den tapferſten Gegnern erlitt Frundsberg und ſein muthiger Mitſtreiter Antonius de Columna mit der Beſatzung und den Einwohnern die ſchrecklichſten Entbehrungen — nur Waſſer zum Getränk, nur gefallene Pferde und Eſel als Fleiſchſpeiſe —; dennoch wurde Verona behauptet, bis der Kaiſer die übel mitgenommene Stadt entſetzte. Bald darauf endete der venediſche Krieg und es begann der ſchwäbiſche, in welchem abermals Georg von Frundsberg jetzt als Bundesoberſter über das Fußvolk, 20,000 Mann, befehligte. Burg um Burg und Stadt um Stadt im Würtemberger Lande eroberte der ſieggewohnte Feldherr, zuletzt auch den eiſenfeſten Hohenasberg.

Maximilian war tod und Carl V. beſtieg den deutſchen Kaiſerthron. Eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war die, daß er Georg von Frundsberg zu Worms zum kaiſerlichen Rath und oberſten Feldhauptmann in der Grafſchaft Tyrol beſtätigte und ihn mit Schloß und Burghut Ruggelſtein belehnte. So wie der Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. von Frankreich ausbrach, wurde Frundsberg befehligt, in Gemeinſchaft mit Franz von Sickingen und Florian von Iſſelſtein die flandriſchen Grenzen zu ſchirmen, wobei er Gelegenheit fand, Umſicht und ſtrategiſchen Takt auch durch einen klug angelegten Rückzug ſeines damals ſchwachen Heeres gegen eine Macht von ungefähr 40,000 Streitern an den Tag zu legen, durch welche Umſicht er das Leben tauſender rettete.

Wieder entbrannte verderblicher Krieg in Oberitalien und wieder ward Frundsberg gerufen; er vollführte einen eben ſo beſchwerlichen als kühnen Alpenmarſch im tiefſten Schnee durch das Val Kemoni, über das Wormſer Joch in die Lombardei, und rettete Mailand durch ſeine Mannheit und ſeine hervorragende Perſönlichkeit. Er war von ſtarkem Körperbau, trat kecklich in das erſte Glied der Landsknechte an der Spitze der Schlachtordnung, und war dabei nicht nur eines kriegeriſchen, ſondern auch eines gottfrommen Muthes. Mit Gebet auf den Knien begann er ſeine Angriffe; auch dieſes mal geſchah es alſo, und er rief: «Wohlauf, in einer guten Stunde! Im Namen Gottes!» Die Vorhut unter ihm kniete noch, als der Feind ſchon anſtürmte; dieſes mal war Arnold Winkelried Gegner Frundsberg's und bedreute dieſen im Mordgefecht mit dem Tode, eine Drohung, die Frundsberg auf dieſen ſelbſt zurückſchleuderte und mit größerem Glück wahr machte. Winkelried fiel und Frundsberg blieb, obſchon mehrfach verwundet, am Leben. Da galt es keinen Sieg für die Schweizer, wie unter jenem hochherzigen gleichnamigen Ahn in der Sembacher Schlacht 1386, und vergebens ließ der Stier von Uri ſein Schallhorn tönen. Fünftauſend Schweizer mit 22 Hauptleuten bedeckten todt die blutige Wahlſtatt.

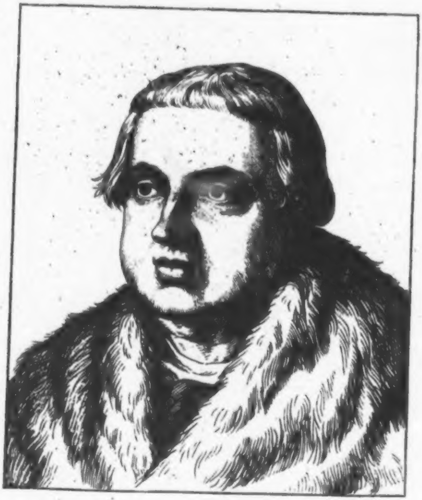
So heftete ſich Sieg auf Sieg an Frundsberg's Ferſen, und ſchon konnte er in dieſe Kämpfe in Oberitalien ſeinen Sohn Caspar einführen, der bereits in ſeinem 25. Jahre in dem belagerten Pavia die Hauptmannſchaft über ein Fähnlein Knechte erlangte und dem Vater im Streben nach Feldherrnruhm auf das wackerſte nacheiferte.

Bekannt iſt, wie Georg von Frundsberg auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1521 Luther nahe trat, ihm zutraulich auf die Achſel klopfte und zu ihm ſprach: «Mönchlein, Mönchlein! Du gehſt jetzt einen Gang, den ich und mancher Oberſter auch in unſrer allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, ſo ſei getroſt und fahre in Gottes Namen fort. Gott wird Dich nicht verlaſſen!» Eben ſo iſt bekannt, welche Bedeutung Frundsberg in der Pavier Schlacht und bei der Gefangennehmung König Franz I. gewann, über die er ſelbſt glaubhaften Bericht erſtattete.*) Ihm hauptſächlich gebührte die Palme dieſes wichtigen Sieges, der lange in deutſchen Liedern gefeiert ward. Caspar von Frundsberg erwarb ſich durch ſeine Tapferkeit in derſelben Schlacht die Stelle eines oberſten Hauptmanns. Nach der glorreichen Schlacht im Thiergarten eilte Georg Frundsberg nach Deutſchland zurück, einte ſich mit Georg Truchſeß gegen die aufwiegleriſchen Bauern und beſchwichtigte den Aufſtand in Süddeutſchland faſt ohne Schwertſchlag.

Im folgenden Jahre, als Papſt Clemens VII. mit Kaiſer Karl's V. Feinden ſich abermals in Bündniß eingelaſſen, zog auch der unermüdliche Georg v. Frundsberg wieder nach Italien, wohin nächſt dem Kaiſer auch ſein Sohn, der als Oberſter über 10 Fähnlein Fußvolk in Mailand befehligte, den Vater dringend rief. Georg warb ſchnell ein Heer, das er aus ſeinen eigenen Mitteln beſoldete und zu dieſem Zweck ſelbſt ſeiner Gemahlin Geſchmeide verkaufte. Unter den Hauptleuten, welche dieſen bedeutenden Kriegszug mitmachten, war auch Konrad von Bemelberg, der kleine Heß. Trotz eines abermaligen gefährlichen Alpenzugs und trotz aller Feinde drang das deutſche Heer bis Rom vor und machte den Papſt in ſeiner Engelburg erzittern. Dennoch geſchah es, daß Aufruhr und Meuterei wegen mangelnden Soldes, nicht geſtatteter Plünderung und ſonſtiger Verkürzung im eigenen Heere des deutſchen Feldherrn ausbrach, und die äußerſte Aufregung den tapfern Helden mitten im Ring der Kriegsleute und in ſeiner beſchwichtigenden Rede durch einen ſchlagähnlichen Anfall verſtummen machte. Schwer krank wurde Frundsberg nach Ferrara gebracht, von da in die Heimath. In ihrem Friedensſchoße endete der ruheloſe Sohn des Kriegs, der Feldzüge, der Belagerungen, Eroberungen und Schlachten, unbereichert, denn er hatte für ſeinen Kaiſer und Herrn Hab und Gut zum Opfer dargebracht. Nur allein die Ausrüſtung des letzten Feldzuges hatte ihm achtzigtauſend Gulden gekoſtet. Dafür ließ er den Ruhm eines glänzenden Namens und den unverwelklichen Lorbeer eines deutſchen Heerführers zurück, wie es zu ſeiner Zeit außer ihm nur wenige, vielleicht keinen zweiten gab.

---

*) Frundsberg's Bericht habe ich wortgetreu in m. Deutſchen Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung, Erſter Band, Jena 1842, abdrucken laſſen.
B.



Conrad Peutinger.

Geb. d. 15. Oct. 1465, geſt. d. 28. Dez. 1547.

Dieſer große Gelehrte gründete ſeinen wohlverdienten Ruhm durch eine höchſt vielſeitige Thätigkeit und ein umfaſſendes gründliches Wiſſen. Er glänzte als Philolog und Archäolog, als Geſchichtforſcher und als Staatsmann, und gründete ſich nicht nur durch ſeine Gelehrſamkeit, ſondern auch durch beſondere Verdienſte um ſeine Vaterſtadt das ehrenvollſte Andenken.

Peutinger wurde zu Augsburg geboren, war Abkömmling eines alten Geſchlechts dieſer Reichsſtadt, ſtudirte in Deutſchland und Italien die Rechtswiſſenſchaft, beſuchte die Hochſchulen zu Padua und Rom, und kehrte dann in die Heimath zurück, wo er 1490 zunächſt die beſcheidene, doch in jener Zeit ungleich wichtiger als jetzt erſcheinende Stelle eines «Dieners der Stadt» auf vier Jahre annahm. Aber Talent und Fleiß, dieſe großen Sterne, ohne deren belebenden Einfluß nie ein ſtrebender höher klimmt, ließen ihn nach und nach dennoch empor gelangen. Erſt 1497 wurde Peutinger als «Stadtſchreiber» auf Lebenszeit angenommen. Als ſolcher und als ein wiſſenſchaftlich gebildeter, höchſt fähiger und brauchbarer Mann wurde er nun dem Kaiſer Maximilian I. bekannt, dem Mäcen aller Künſte und neu im deutſchen Vaterlande aufblühenden Wiſſenſchaften; in Angelegenheiten und Klagen der Stadt Augsburg gegen den ſchwäbiſchen Bund begleitete Peutinger den Ritter Langemantel u. A. auf einer Geſandtſchaft zum Kaiſer, der ihn bald ſeiner beſondern Gunſt und Auszeichnung werth hielt, ihn zu wichtigen Botſchaften benutzte, und ihn bei dem neu errichteten Reichskammergericht als Fiskal anſtellte. Im bayriſchen Kriege wurde Peutinger vom Kaiſer mit der Führung höchſtwichtiger Correſpondenzen an auswärtige Staaten und an den Erzbiſchof Berthold von Mainz, einen der erleuchtetſten Kirchenfürſten, betraut. Peutinger verheirathete ſich mit einer gelehrten Jungfrau aus dem Hauſe der Welſer. Als dieſes augsburger Handelshaus die erſten Schiffe von Portugal aus zur Fahrt nach Indien rüſtete, richtete Peutinger's kluger Sinn den Inhalt der Geleitsbriefe des römiſchen Königs alſo ein, als ſende der Kaiſer ſelbſt dieſe Schiffe, und hob des Kaiſers Ruhm und die Ehre der Vaterſtadt zugleich hervor. Dafür gewann Maximilian Augsburg und

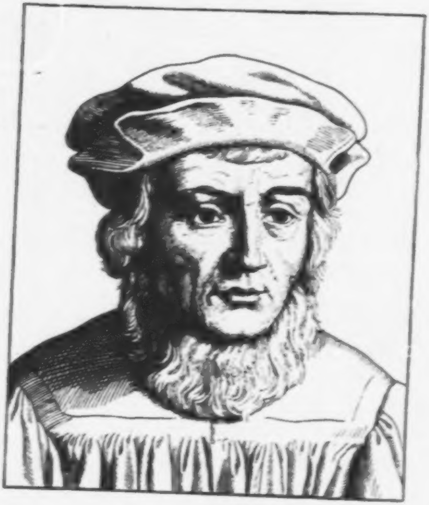
Peutinger lieb, kaufte dort ein Haus, richtete ſich Wohnungen ein, und ließ ſich's gefallen, daß bei ſeinem Einzug 1504 Peutinger's vierjährige frühreife Tochter Juliana ihn mit lateiniſcher Rede begrüßte.

Es fand ein immer engeres Anſchließen beider hochbegabter Männer, des Kaiſers und Peutinger's, an einander ſtatt; Peutinger mußte den Kaiſer nach Cöln begleiten, wurde von erſterem nach Burgund entſendet als deſſen «Secretar», und erwirkte ſeiner Vaterſtadt einen Jagdbrief in einigen benachbarten Gebieten, nicht minder bald darauf andere weſentlich wichtige Gerechtſame, darunter das jus de non appellando. Auch nach Wien folgte Peutinger dem Kaiſer, und wurde neben andern Männern mit einer Sendung an die Ungarn beauftragt. Nach Augsburg zurückgekehrt, mußte Peutinger zur Aufbringung der Reichshülfe und zu Anleihen bei den Reichsſtänden die helfende Hand bieten, ebenſo Forderungen der Gläubiger tilgen und für dieſe ſelbſt beim Kaiſer häufig bittend einkommen. Später nahmen wieder mancherlei Sendungen Peutinger's Zeit und Thätigkeit in Anſpruch, wie nicht minder außerdem ein ununterbrochener lebhafter Briefwechſel nach allen Seiten hin, ſo daß kaum zu begreifen iſt, wie bei dieſer ſtaatsmänniſchen Thätigkeit der geniale Mann doch auch jene auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte nicht außer Acht ließ. Daher auch die Freundſchaft und Vorliebe für Ulrich von Hutten bis zum Antrag der Verſchwägerung.

Das berühmte Grabmal des Kaiſers zu Insbruck mit ſeinen metallenen Statuen wurde unter Peutinger's Leitung in Augsburg begonnen; eine Gießſtätte wurde erbaut, Maler, Modellirer, Bildhauer, Gold- und Silberſchmiede, kunſtvolle Harniſchmacher wurden vollauf beſchäftigt, neue Druckerpreſſen eingerichtet, der von Lucas Kranach erfundene Helldunkel- und Farbendruck der Holzſchnitte geübt, und Peutinger war es, der den Druck der Lieblingsſchöpfung Kaiſer Maximilian's, des Theuerdank, in Augsburg beſorgte, und durch die augsburger Künſtler Burgkmeier und Schäufelin Holzſchnitte zu demſelben und dem erſt 1775 gedruckten Weißkunig fertigen ließ, nicht minder noch für andere Werke, zu denen der Peutinger befreundete Albrecht Dürer mitwirken mußte. Außerdem wurden noch eine Menge in Holz ſchneidender Künſtler als Gehülfen bei dieſen Werken beſchäftigt, ſo daß Augsburg förmlich eine Schule für den damals in höchſter Blüthe ſtehenden deutſchen Holzſchnitt wurde. Nur der Umſtand, daß der Buchdrucker Schönsberger von Augsburg nach Nürnberg überſiedelte, und die Theuerdanklettern, ſo wie was vom Werke bereits fertig war, mitnahm, gewann Nürnberg die Ehre, Druck- und Verlagsort dieſes ſchönen Buches zu werden.

Hochachtbar erſcheint Peutinger's Thätigkeit als Forſcher auf dem Felde der Geſchichte. Der klaſſiſche Boden Italiens hatte ihm früh die Neigung für letztere erſchloſſen. Peutinger war der erſte Sammler der zu Augsburg befindlichen zahlreichen Römerinſchriften; er begann eine Sammlung antiker Münzen, legte eine umfaſſende Kaiſerregeſtenſammlung an, die unvollendet blieb und umgab ſich mit einer Welt voll Alterthümer der Kunſt und Literatur, an Büchern, Bildern, Karten, Geräthen u. ſ. w. Peutinger's Fleiße danken wir die erſten Ausgaben des Abbas Urspergenſis, des Paulus Diaconus Longobardenhiſtorie, des Jornandes Geſchichte der Gothen, außerdem ſchrieb er noch manches andere. Die nach ihm genannten «Peutingeriſchen Tafeln», welche Conrad Celtes im Kloſter-Tegernſee im Manuſcript gefunden und Peutinger vermacht hatte, zeigen die unter Kaiſer Theodoſius aufgezeichneten Militärſtraßen des größten Theils vom abendländiſchen Kaiſerthum; ſie wurden nach Peutinger's Tode theilweiſe, und vollſtändig erſt 1753 herausgegeben.

Nach Kaiſer Maximilian's, 1519 erfolgtem, Peutinger tief niederbeugendem Tode, häuften ſich des letztern Geſchäfte immer mehr; im Rathe der Reichsſtadt thätig wirkſam, trug er mit der Würde redlich die Bürde öffentlicher Berufsthätigkeit, bald als Geſandter an den Kaiſer, bald als Richter wie als Lenker der öffentlichen Angelegenheiten. Der kirchlichen Reform war Peutinger nicht abhold. Luther war ſchon 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg ſein Gaſt; freundlich hatte er mit ihm in Worms verkehrt. Aber der Spaltung in der Kirche war er entſchieden abhold; er fürchtete nicht ohne Grund die drohenden Kämpfe, widerrieth daher der Stadt in redlicher Ueberzeugung die Religionsänderung. Dieß machte ihn mißliebig, denn ſchon hatte die proteſtantiſche Partei den Sieg der öffentlichen Meinung in Augsburg errungen. Peutinger ſchied 1534 ehrenvoll entlaſſen aus ſeinem Amte, doch wurde noch oft hernach ſein treuer und einſichtsvoller Rath begehrt, auch ehrte die Stadt 1538 ſeine Verdienſte durch Verleihung des Patriciats. Er lebte fortan nur der Wiſſenſchaft und ſeiner Familie, und beſchloß in Ruhe ſeine ruhmreich thätige irdiſche Wanderung.



Johannes Aventin.

Geb. [illegible], geſt. d. 9 Jan. 1534.

Der Vater der bayriſchen Geſchichtſchreibung, welcher, hochverdient um ſein Vaterland, auch andern Geſchichtſchreibern Beiſpiel und Anregung zu gleicher ruhmvoller Thätigkeit gab.

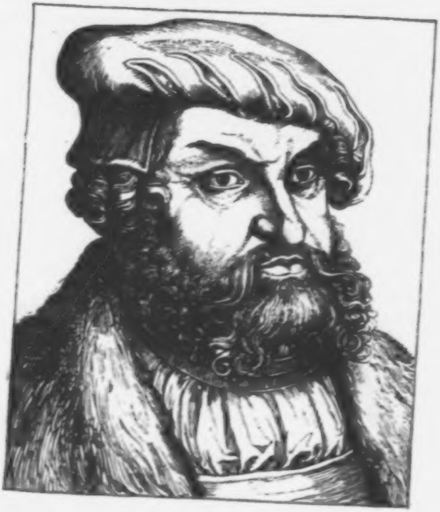
Abensberg in Oberbayern war der Geburtort Johann Thurmair's (dieß der urſprüngliche Vatername), deſſen Jugendgeſchichte im Dunkel liegt. Er beſtimmte ſich den Studien und der Wiſſenſchaft und ſtudirte zuerſt auf der heimiſchen Hochſchule, dem berühmten Ingolſtadt, wo unter vielen Hochbegabten auch der erleuchtete Conrad Celtes lehrte, und nannte ſich dann Aventinus, weil er der Anſicht war, ſein Heimathort Abensberg ſei von altrömiſcher Gründung und habe als Colonie der Römer den Namen Aventinium geführt, genannt nach dem größten Berge der weltbeherrſchenden Siebenhügelſtadt. Von Ingolſtadt wandte ſich Aventin nach Paris, wo ebenfalls berühmte Männer ſeine Lehrer wurden und er die Magiſterwürde erlangte. Im Jahre 1505 kehrte er nach Deutſchland zurück und reiſte nach Wien, wo er Privatvorleſungen in der Poeſie und Beredſamkeit hielt, von da 1507 nach Krakau, der altberühmten Hochſchule Polens, wo er gleich dem früher dort ebenfalls verweilt habenden Conrad Celtes Lehrer und Schüler zugleich war, wie es überhaupt zur Zeitſitte gehörte, möglichſt viele Hochſchulen zu beſuchen. In Krakau lehrte Aventin öffentlich griechiſche Grammatik und ſtudirte Mathematik. Nach Verlauf einiger dort zugebrachten Jahre zog es ihn abermals nach der Heimath, er weilte eine Zeitlang in Regensburg und begab ſich dann wieder nach Ingolſtadt, wo er mit Ruhm Rhetorik lehrte und einige Bücher Cicero's erklärte.

Ein ehrenvoller Ruf nach München, vielleicht veranlaßt durch ſeine 1512 erſchienene Rudimenta grammaticae latinae — erhob Aventin zum Erzieher der beiden Prinzen des Bayernherzogs Albert, Wilhelm Ludwig und Ernſt, und hier war es nun, wo Beruf und Aufmunterung ihn veranlaßte, ſein großes Werk: Annales Bojorum zu verfaſſen, zu welchem er die ſorgſamſten Geſchichtsſtudien in den Archiven Bayerns und Deutſchlands, ja ſelbſt Italiens machte, für welchen Zweck die Reiſen mit dienten, auf denen er ſeine fürſtlichen Zöglinge begleitete. Aventin huldigte in dieſem Werke der unbedingten geſchichtlichen Wahrheit, die freilich nicht ſtets und nicht überall gefallen wollte; gleichwohl erwarb ihm das mühſam zuſammengeſtellte Werk ſeines Fleißes, die Aufgabe ſeines Lebens, unſterblichen Nachruhm, und die Stimmen, welche den Freimuth des Geſchichtſchreibers verdammen — die in allen Zeiten, alten und neuen — ihren Widerhall finden und fanden, verhallten, während Aventin's Arbeit ein echtes gründliches und gediegenes Nationalwerk blieb und noch heute als Quellenſchrift dienen kann, wie ſehr auch die in Bayern mit aller Vorliebe gepflegte und durch königliche Freigebigkeit geſtützte und unterſtützte Einzelforſchung auf dem vaterländiſch geſchichtlichen Gebiete weiter vorſchritt und Quellen zu Tage hob, die zu Aventinus Zeit noch wie in ehernen Särgen ruhten.

Aber minder ruhten Aventin's Gegner; es ſcheint als habe deren Einfluß ihn vom Münchner Hofe wieder entfernt, wo er auch nach Vollendung ſeines Erzieheramtes wohl die geeignetſte Stellung eingenommen hätte. Im Jahre 1529 lebte er wieder zu Hauſe, in Abensberg, bei ſeiner Schweſter, und dort ſah er ſich plötzlich überfallen und verhaftet und — der Ketzerei beſchuldigt — in ein Gefängniß geſchleppt und geworfen. Ketzerei hieß damals wie noch heute die Formel auf kirchlichem nicht nur, ſondern auch auf politiſchem Boden, welche für die Märtyrer der Wahrheit die Kerker öffnet, um ſie einzuſperren, oder die Pforten der Städte und Länder, um ſie hinauszuweiſen.

Aventin entging indeß der drohenden Gefahr. Der Bayernherzoge, ſeiner dankbaren Zöglinge, Machtſpruch befreite ihn aus der kurzen Haft, aber ſein Geiſt war getrübt, eine hypochondriſche Stimmung erfaßte den großen Geſchichtſchreiber, ſein Name war doch einmal verunglimpft worden, und dieß ertrug er ſehr ſchwer. Das Mittel endlich, getrübte Stimmung zu heilen, welches Aventin wählte, war das ungeeignetſte, welches er wählen konnte — im 64. Jahre eine Heirath! Er freite eine Schwäbin, die ihm auch noch Kinder ſchenkte, aber eine Xantippe war, die ihm das Leben vergällte. Für eine Zeitlang befreite ſich Aventin, indem er 1533 von Regensburg, wo er mit der Frau ſich niedergelaſſen, wegzog, um den Unterricht des Sohnes Leonhard's von Eck zu leiten, und ſchloß ein erheiterndes Freundſchaftband mit Peter Apian und deſſen Sohn Philipp, der für das Bayerland durch ſeine Chorographia Bavariae als Geograph daſſelbe wurde, was Aventin ihm als Geſchichtſchreiber ward. Aventin übertrug ſein bayriſches Geſchichtswerk noch ſelbſt in die deutſche Mutterſprache, hat auch manches andere gründliche Werk verfaßt, eine Chronik der Scheyren, eine Geſchichte der Stadt Oettingen, das Leben Heinrich's IV. und mehreres handſchriftlich hinterlaſſen.

Endlich reiſte er 1534 nach Regensburg, um die Frau nach Ingolſtadt nachzuholen, dort ſtarb er, 68 Jahre alt, vielleicht an den Freuden des Wiederſehens, und wurde im Stift Sanct Emmeran begeſetzt. Seine Büſte ziert Bayerns Walhalla.



Johann, Herzog und Kurfürst zu Sachsen.

Geb. d. 30. Jun. 1468, geſt. d. 16. Aug. 1532.

Der Wiſſenſchaften Freund, der Reformation treuer Förderer, unter deſſen Schutz und Schirm ſie emporwuchs und zur Vollkraft gelangte. Kräftigeren Geiſtes noch wie der Bruder und Mitregent, und vor allem kriegeriſcher geſinnt, feſt und beharrlich in unerſchütterlicher Treue an dem für wahr und recht erkannten hangend, verdiente er den von den Zeitgenoſſen und den Nachkommen ihm beigelegten Ehrennamen: der Beſtändige, im vollen Maaße.

Johann Herzog zu Sachſen wurde zu Meißen geboren, in der ſtolzen Albrechtsburg, und brachte ſeine Jugend, ſo ſehr auch er den Wiſſenſchaften Freund war, in ritterlichen Uebungen hin, zog mit Kaiſer Maximilian I. gegen die Ungarn, gegen Venedig und gegen Geldern im Niederland, und ſtählte Muth und Beharrlichkeit im eiſernen Kriegshandwerk. Mit muthvoller Tapferkeit erſtürmte er die Feſte Griechiſch-Weißenburg und erwarb ſich den Schmuck der Mauerkrone dadurch, daß er der erſte war, der den Fuß auf die Mauern dieſer Feſte ſetzte.

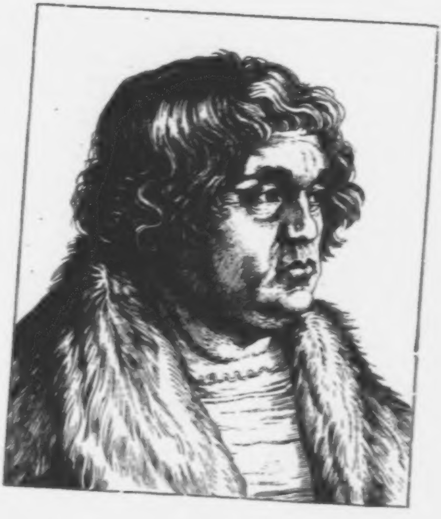
Im Jahr 1525 wurde Herzog Johann durch den Tod ſeines Bruders, des Kurfürſten Friedrich III. zu Sachſen, welcher unvermählt geblieben war, Alleinregent und Erbe der Kurwürde. Leider war ihm gleich geboten, gegen die rebelliſchen Bauern das Schwert zu ziehen und nebſt ſeinem Sohne, im Bunde mit Herzog Georg zu Sachſen, den Herzogen Otto und Heinrich von Braunſchweig, dem Landgrafen Philipp zu Heſſen und den Harzgrafen die Rebellen in der Mühlhäuſer und Frankenhäuſer Gegend niederzuſchlagen, worauf der Kurfürſt mit dem Heere von Mühlhauſen nach Eiſenach zog, die dortige Gegend von dem aufgewiegelten Geſindel ſäuberte, dann nach Schmalkalden und in das Werrathal rückte, Schmalkalden ſetzte und ſtrafte, Meiningen entſetzte und das Henneberger Land vom Druck einer Dreiſchlegelherrſchaft befreite, und alles aufbot, den freventlich gebrochenen Landfrieden als des heiligen römiſchen Reichs Erzmarſchall wieder herzuſtellen und aufrecht zu erhalten. Indeſſen ließ Kurfürſt Johann bei dieſem Feldzug ſo viele Milde und Schonung walten, als möglich war, und übte in ſeinen Landestheilen bei weitem nicht das furchtbare und rachevolle Strafamt gegen die verblendeten Bauern, wie der Biſchof von Würzburg als Herzog von Franken in ſeinem Lande.

Inniges Freundſchaftverhältniß mit dem männlichen, ritterlichen Philipp von Heſſen hatte der gemeinſame Heereszug beider Herrſcher begründet, daher die Uebereinſtimmung der Anſichten beider hinſichtlich der Kirchenverbeſſerung, daher deren beiderſeitige Förderung der letzteren, und die neuen Einrichtungen durch Viſitationen, Konſiſtorien und was ſonſt dazu dienen konnte, dem Samen der geläuterten Lehre fruchtbaren Boden zu bereiten. Daher denn auch naturgemäß die Einigung beider zu Schutz und Trutz gegenüber der proteſtantenfeindlichen Partei in der Zahl der deutſchen Reichsſtände und das Herüberziehen der urſprünglich rein kirchlichen Reformationsangelegenheit auf das politiſche Gebiet.

Standhaft wohnte Johann Friedrich dem welthiſtoriſchen Akt der Uebergabe der augsburgiſchen Confeſſion auf dem Reichstage zu Augsburg bei, und ſtandhaft widerſetzte er ſich durch offenes Hinwegbegeben aus dieſer Stadt, als der Kaiſer Rückkehr zur alten Kirche gebieteriſch forderte. Der Kaiſer ſah ihn ungern ſcheiden, klagte das gegen ihn mit ſchmerzlichen Worten, aber auch hier blieb der Kurfürſt ſtandhaft. Am Schluß deſſelben Jahres noch ſchloß Kurfürſt Johann mit Philipp von Heſſen den ſchmalkaldiſchen Bund, trat mit dieſem hochherzigen Fürſten als Haupt an jenes Spitze, und bewährte ſich in allen und jeden Angelegenheiten als ein charakterfeſter und überzeugungstreuer Mann, der in ſeinem Lande neben der Läuterung in Kirchenſachen auch eine der Rechtsverhältniſſe und Sicherheitspflege vornahm. Seine Reſidenz theilte der Kurfürſt zwiſchen Torgau und Weimar, und ſetzte in Wittenberg ein neues Hofgericht ein. Am zuſtandekommen des Religionsfriedensſchluſſes 1532 hatte er den lebendigſten Antheil; freilich war dieſer Friede mehr eine Frucht der Friedensliebe des Kurfürſten, als Zeuge politiſcher und geiſtiger Ueberlegenheit über die ſchlauen Gegner, und ſo fruchtlos für die proteſtantiſche Sache, als des Kurfürſten Widerſtreben gegen die Wahl Ferdinand's zum römiſchen König.

Dem erwähnten Friedensſchluß wohnte der Kurprinz zu Sachſen im Auftrage des Vaters perſönlich bei (bald ſollte erſteren ſelbſt der Kurhut ſchmücken) und unterzeichnete denſelben im Namen ſeines Vaters, im eignen und in jenem der Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg: Philipp Ernſt und Franz. Der Landgraf von Heſſen ſah heller in dieſer diplomatiſchen Verhandlung, als die Sachſenfürſten und ſelbſt als Luther, beharrte bei ſeinem offen an Tag gelegten Mißtrauen gegen dieſen Frieden, und ſah dieſes Mißtrauen nur zu bald gerechtfertigt.

Den Kurfürſten traf am 16. Auguſt des Friedensjahres unverhofft und jäh der Pfeil des Todes, als er ſelbſt zu Schweinitz ein Jagen halten wollte, im 65. Lebensjahre, und ſeine Leiche wurde nach Wittenberg abgeführt. Schmerzlich ergriffen und mit von Thränen überſtrömtem Antlitz hielt ihm der ſtarke Luther die ſchlichte kernhafte Leichenrede, und rühmte ihm nach, all ſeine Lebtage nicht Stolz, Zorn oder Neid an dem heimgegangenen geſpürt zu haben, der mehr als zu viel mild geweſen ſei. — Lächerlich und albern war die bei Johann des beſtändigen Ableben verbreitete Fabelei, der Kurfürſt habe ſich bei ſeinem ſterben dem alten Glauben wieder zugewendet und ſeinem Nachfolger ein gleiches zur Pflicht gemacht, während ausdrücklich das väterliche Teſtament dem Erben befahl, ſelbſt mit Hintanſetzung aller äußeren und zeitlichen Vortheile bei der evangeliſchen Lehre feſt zu beharren.

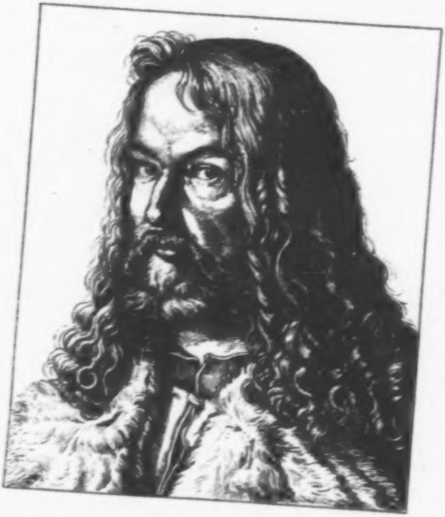


Wilibald Pirkheimer.

Geb. d. 5. Dez. 1470, geſt. d. 22. Dez. 1530.

Pirkheimer lebte zu einer Zeit, in welcher das abgeblühte Ritterthum gern die Waffe von Eiſen gegen die Waffe der Wiſſenſchaft umtauſchte; er trat aus der Welt der Ritter, gleich einem Ulrich von Hutten, in die der Gelehrten hinüber, unter denen er ſich einen ehrenvollen Namen erwarb. Pirkheimer's Geburtsort war Eichſtädt in Franken, und das berühmte Hochſtift, wie die nahe Reichsſtadt boten dem ritterlichen Vater, welcher aus einer alten Nürnberger Patricierfamilie abſtammte, Rechtsgelehrter und erzherzoglich öſtreichiſcher Rath war, volle Gelegenheit, den äußerſt fähigen Knaben in den Anfangsgründen des Wiſſens genügend unterweiſen zu laſſen. Der junge Pirkheimer faßte große Neigung zu einer Menge verſchiedener Doctrinen, doch bevor er dieſelbe befriedigt hatte, trat er in den perſönlichen Dienſt des Biſchofs von Eichſtädt, eines der Häupter des ſchwäbiſchen Bundes, und lernte Ritterdienſt und Kriegshandwerk, wozu es bei den ewigen Fehden jener Zeit vor und ſelbſt noch unter Maximilian's Landfrieden an Gelegenheit nicht fehlte. Doch wünſchte der Vater ſeinen Sohn nicht immerdar in der Sturmhaube und im Sattel zu erblicken, und rief ihn zurück, damit er die unterbrochenen Studien fortſetze und vollende. Nicht für den Krieg, ſondern für den Staat ſollte er ſich bilden, und that dies auf den wälſchen Hochſchulen zu Padua, Piſa und Pavia ſieben Jahre hindurch mit Luſt und Liebe. Pirkheimer ſtudirte Philoſophie, Jurisprudenz, Medizin, Theologie nebſt Mathematik mit Aſtronomie und Aſtrologie, und trieb dabei mit Eifer noch alte Sprachen und Muſik. Nach der Rückkehr in die Vaterſtadt fand er eine Stellung im Rathe, vermählte ſich 1497 mit Crescentia Rieter, die ihn durch nichts als durch ihren Tod (1503) betrübte, und begann nun ſeine ehrenvolle Laufbahn als Schriftſteller, Rechtsgelehrter und Diplomat. Er befreundete ſich mit ſeinen berühmten Zeitgenoſſen, vor allen mit Albrecht Dürer, deſſen Meiſtergriffel nicht allein Pirkheimer's Züge verewigte; Dürer widmete ihm ſein berühmtes und größtes Werk „Vier Bücher von menſchlicher Proportion“, und erſuchte ihn deſſen Vorrede zu verfaſſen. Nicht nur dieſe ſchrieb ihm der Freund; da Dürer die Vollendung ſeines Werkes im

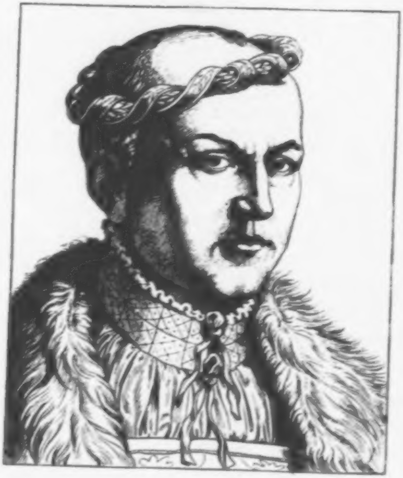
Druck nicht erlebte, widmete er ſeinem Andenken eine ſchöne Elegie. Dürer's koſtbarer Holzſchnitt: Der Triumphwagen, war Pirkheimer's Erfindung, welcher dieß ſeltene Blatt auch beſchrieb. Außerdem überſetzte Pirkheimer mehrere griechiſche Claſſiker in das lateiniſche, und widmete einige ſeiner Schriften ſeinen beiden gelehrten Schweſtern Charitas und Clara, welche Nonnen im St. Clarakloſter zu Nürnberg waren. Im Jahr 1499 ſtand Wilibald Pirkheimer an der Spitze der Nürnberger Reichstruppen, die er dem Kaiſer gegen die Schweiz zu Hülfe führte, und zeichnete ſich in dieſem Feldzuge durch Klugheit und Beſonnenheit aus. Kaiſer Maximilian ernannte ihn, den Nürnberger Senator, zu ſeinem Rath, und ſein Nachfolger Kaiſer Carl beſtätigte Pirkheimer in dieſer ehrenvollen Stellung. Beide Herrſcher bedienten ſich des einſichtvollen, ſprachkundigen, feinen und gewandten Diplomaten häufig theils als Geſandten, theils auf den Reichstagen, und zu vertraulichen Miſſionen, bis er, nach Ruhe ſich ſehnend, ſeine Stelle niederlegte und nur den Wiſſenſchaften lebte. Ungern wurde er entlaſſen, allein die Verwaltung eines reichen Erbes und ein weitläuftiges Hausweſen forderten ſeine ungetheilte Sorgfalt. Fortan lebte Pirkheimer mit wenigen Unterbrechungen ganz den Muſen; er legte Bücher-, Münz-, Gemälde- und andere Sammlungen an, konnte aber nicht verhindern, daß er noch einmal in den Rath gewählt wurde, und ſah ſich zur Wiederannahme der alten Stelle gezwungen, bis Krankheit ihn nöthigte, ſie abermals niederzulegen. Wie den Wiſſenſchaften und Künſten war Pirkheimer auch der Reformation mit voller Seele zugethan, und förderte deren Einführung in Nürnberg auf alle Weiſe, ohne jedoch Freude zu haben an der verderblichen Spaltung, die im ſpätern Verlauf derſelben das Vaterland mit Unheil bedrohte. Denn er liebte ſein Vaterland, und als der Tod in ſeinem 60. Lebensjahre ihm nahe trat, ſprach er noch kurz vor ſeinem Ende die Worte und Wünſche aus: „Wollte Gott, daß es nach meinem Tode dem Vaterlande wohl erginge! Wollte Gott, daß nach meinem Tode die Kirche Frieden hätte!“ — Mit ihm erloſch der Pirkheimer altes Geſchlecht, und das Wappen mit der Birke ſank mit ihm in die Gruft.



Albrecht Dürer.

Geb. d. 20. Mai 1471, geſt. d. 6. Mai 1528.

Deutſchlands gefeiertſter Maler, aber nicht nur als Maler groß, ſondern groß als Künſtler im vollen Sinne des Wortes, ein Stolz des Vaterlandes. Dürer war der dritte Sohn eines Nürnberger Goldſchmieds, der aus Ungarn ſtammte, und mit dem Sohn den gleichen Vornamen trug. Der Vater leitete den Knaben, der ſein Liebling war, zur eignen Kunſt an, ließ ihn aber dabei tüchtig und unabläſſig zeichnen, und Dürer würde, wenn er bei dem Gewerbe des Vaters, das damals in höchſter Blüthe ſtand, geblieben wäre, Deutſchlands Cellini geworden ſein. Bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre blieb der junge Künſtler in der Goldarbeiterwerkſtätte, aber ſeine Neigung für die zeichnende Kunſt brach ſo mächtig hindurch, daß der Vater ihn dem tüchtigen Maler Michael Wohlgemuth übergab, wo er raſtlos lernte und den Druck der Malergeſellenſchaft ertrug, bis er nach drei Jahren, 1490 in die Fremde hinauspilgerte. In Colmar begrüßte er die Brüder des kurz vorher verſtorbenen Martin Schongauer, beſuchte darauf die Niederlande ſo wie Italien und kehrte nach vier Jahren in die Vaterſtadt zurück, wo er Meiſter und mit Agnes Frey verkuppelt wurde, einer ſchönen Jungfrau mit dem Gemüth einer Xantippe. Dürer entfaltete einen ſtaunenswerthen Fleiß: ſein Weib ſoll auf dieſe faſt unglaubliche Thätigkeit mehr Einfluß geübt haben, als dem Lebensglück des hochbegabten Mannes förderlich war, wenn auch bei weitem nicht alle Gemälde, nicht alle Kupferſtiche, Holzſchnitte und plaſtiſche Arbeiten, die man ihm zuſchreibt, wirklich von ſeiner Hand gefertigt wurden. Das erwieſen ihm eigne bietet eine ſolche Ueberfülle, daß ſeinem Künſtlerkreiſe kaum ein anderer an die Seite geſetzt werden kann. Auch nach ſeiner Verheirathung machte Dürer noch einige Reiſen, war 1506 in Venedig, 1520 und 1521 ſchon allgefeiert, in Begleitung von Frau und Magd in den Niederlanden, außerdem aber war er faſt ſtets daheim, und in Folge ſeines edlen, vortrefflichen Charakters und der liebenswürdigſten Perſönlichkeit der hervorragendſte ſeiner Zeitgenoſſen und auch außerhalb Nürnbergs Vielen werth und befreundet. In der Vaterſtadt war es vor allen Willibald Pirkheimer, mit dem er in herzlichem Einverſtändniß lebte, in Italien ſchätzten Rafael Sanzio von Urbino und Benvenuto Cellini den deutſchen Meiſter hoch. Erſterer tauſchte Bildniſſe mit Dürer und ſprach es unverholen aus, daß Dürer ihn und alle italiſchen Künſtler übertreffen würde, wenn er die hohen Muſter der antiken Kunſt vor ſich hätte. Aber Dürer verſchmähte dieſelben. Was Dürer in den verſchiednen Zweigen ſeiner in jeder Beziehung trefflichen Kunſtübung leiſtete, iſt ſchier unüberſehbar, und hat allſeits die anerkennendſte Würdigung ſowohl ſeiner eignen Zeitgenoſſen, als der kritiſchen Nachwelt gefunden. Er iſt durchaus eigenthümlich, nicht ſo ideal wie Rafael, nicht ſo ſteif und ſtreng, wie die Meiſter der Cölner Malerſchule; das erhabene gelang ihm wie das phantaſtiſche, Ernſt und Anmuth wußte er zu miſchen; ſelbſt in den Gewändern und im Faltenwurfe, wo noch am häufigſten Wohlgemuths Einfluß hervorleuchtet, tritt oft eine von andern nie erreichte Großartigkeit und Mannichfaltigkeit hervor. — Oelgemälde von Dürer bewahren faſt alle deutſchen, niederländiſchen, wie mehrere franzöſiſche und italieniſche Gallerien auf, der Aechtheit der letztern iſt indeß nicht viel zu trauen. Selbſt Madrid hat eine herrliche Kreuzabnahme und mehrere andere treffliche Stücke. Nürnberg (einſchl. der ehemaligen Schleisheimer Gallerie), München und Wien mit der jetzt dort befindlichen Ambraſer Sammlung ſind in Deutſchland am reichſten an ächten Dürergemälden. Plaſtiſche Arbeiten, die den Stempel ſeiner hohen Originalität und Meiſterſchaft unverkennbar tragen, zeigt man in den Cabinetten von Braunſchweig, Gotha, London, München, Stuttgart, Wien. Selbſt Medaillen hat Dürer gefertigt, man hat deren einige, die ſein Zeichen tragen, mit dem Bruſtbilde Doctor Luther's, 1525 und 1526; Michel Wohlgemuth's 1508, mit ſeinem eignen, wenn es nicht den Vater darſtellen ſoll, 1514; einen herrlichen weiblichen Kopf, welcher für den ſeiner Agnes gehalten wird, von 1508. Als Kupferſtecher wurde Dürer Meiſter und Vorbild für alle Nachkommen, indem er alle bedeutenden Stecher vor ihm überflügelte; es iſt ganz zuverläſſig anzunehmen, daß er frühzeitig die Goldſchmiedskunſt des Niellirens lernte und übte, wohin das berühmte kleine Crucifix, der ſogenannte Degenknopf Maximilian's I. unverkennbar deutet. Ueber hundert, zahlreich copierte und oft täuſchend copierte Stiche hat Dürer hinterlaſſen. Zu den größten und bedeutendſten geſtochnen Blättern Dürer's gehören Ritter, Tod und Teufel, St. Hieronymus in der Zelle, St. Euſtachius, die Melancholie, auch die Portraits des Cardinal Albrecht v. Mainz, Friedr. d. Weiſe, Kurfürſt zu Sachſen, Erasmus, Melanchthon, Birkheimer. Ebenſo vorleuchtend, wie als Kupferſtecher, war Dürer als Meiſter des Holzſchnitts; nicht daß er jedes Blatt, welches ſein Zeichen trägt, vollſtändig und fertig in Holz ausgegraben habe; daß er aber die techniſche Kunſt des Holzſchnittes verſtand und übte, wie kaum ein zweiter vor und nach ihm, etwa Holbein ausgenommen, iſt außer allem Zweifel. Die Holzſchnitte allein wären hinreichend, Dürer den Ruhm eines in dieſer Kunſt kaum unübertreffbaren Meiſters zu ſichern; hielt doch der große Marc Anton es für werth, einen Theil derſelben zu copiren, der Copien von Dürer's zahlreichen Schülern nicht zu gedenken. Außer ungemein zahlreichen Einzelblättern der Heiligen- und Profangeſchichte, der Allegorie, Bruſtbilder, Wappen u. ſ. w. ſchuf er die großen aus vielen Blättern beſtehenden Werke der Apocalypſe, Leben der Maria, große und kleine Paſſion, Maximilian's I. Ehrenpforte (92 Holzſtöcke), der Triumphwagen deſſelben, die ſeltnen Irrgänge; endlich die mit Holzſchnitten verſehenen eignen Werke Dürer's von der Proportion des menſchlichen Leibes und von der Befeſtigung der Städte. Und nach alle dieſen ſchmücken noch eine große Anzahl der trefflichen Handzeichnungen des großen Meiſters die Sammlungen. Ein ſo reich begabtes ſchöpferiſches Leben — und nicht glücklich! Mit 57 Jahren der Kunſtwelt, dem verehrenden Schüler- und Freundeskreis entriſſen, ruht Dürer auf dem St. Johanniskirchhof ſeiner Vaterſtadt, ihr größter, berühmteſter Sohn. Vor ſeinem Hauſe ſteht ſeine Bildſäule in Erz.



Georg, Herzog zu Sachſen.

Geb. d. 27. Aug. 1471, geſt. d. 17. April 1539.

Dieſer Fürſt machte ſeinen Namen bekannt als den des heftigſten Feindes Luther's und eines Gegners der Reformation, der dieſelbe 20 Jahre ſeines Lebens hindurch befehdete und bekämpfte, in ſeinen Landen ihre Ausbreitung hemmte und ſie verfolgte; dabei aber war er ein Mann von feſtem Charakter und großer Gelehrſamkeit und nimmt eine bedeutende Stelle in der Geſchichte ein.

Herzog Georg, dritter Sohn Albrecht des beherzten, den Kunz von Kaufungen einſt mit dem Bruder Ernſt geraubt hatte, wurde zu Dresden geboren, fürſtlich erzogen und folgte 1500 ſeinem Vater in der Regierung, die er löblich führte. Bereits im Jahre 1496 hatte ſich Herzog Georg mit Barbara, der Tochter König Caſimir IV. von Polen, vermählt und das Beilager, wegen der in Dresden herrſchenden Peſt, in Leipzig glänzend gehalten. Er hatte bei demſelben über 6000 deutſche und polniſche Hochzeitgäſte, welche 1500 Eimer Wein, ohne den ſüßen, und 444 Faß von allerlei Bier tranken. Dieſer Fürſt erlebte das traurige Schickſal, daß zahlreiche Kinder, welche ihm geboren wurden, faſt alle vor ihm ſtarben und er erbenlos in die Gruft ſank, obſchon ein Sohn und zwei Töchter ſich vermählten.

In die Reformationsgeſchichte trat Herzog Georg zuerſt handelnd ein, als das Religionsgeſpräch, welches Luther mit Eck zu Leipzig halten ſollte, auf die Bahn kam, und hier zeigte er einen freiſinnig unbefangenen Sinn; er wollte, daß die Wahrheit an das Licht komme, und da der Biſchof von Merſeburg, unter deſſen Kirchſprengel Leipzig lag, jene Diſputation zu hindern ſuchte, ſo ließ er deſſen gegen des Herzogs ausdrücklich erklärten Willen in Leipzig angeſchlagene Mandate abreißen und den, der ſie anſchlug, in Haft nehmen. Er wohnte auch einigemale der Diſputation ſelbſt bei, aber der oft mit perſönlicher Heftigkeit geführte Streit hatte bei dem Herzog zur Folge, zumal derſelbe Eck's Beſchuldigung, Luther hätte zur böhmiſchen Ketzerlehre, Glauben beimaß — daß er Luther abgeneigt wurde, und da von deſſen Seite nie ein Schritt zur Verſtändigung geſchah, Luther vielmehr den Herzog mit rückſichtsloſer Härte behandelte, ſo wurde die anfängliche Abneigung endlich zum dauernden Haß.

Herzog Georg ſchrieb warnend an ſeinen Vetter, den Kurfürſten, es ſolle ſich dieſer doch eines Mannes abthun, der ſich der böhmiſchen Ketzerei offenkundig ſchuldig mache; ebenſo benutzte er die unſinnigen Schwärmereien Storch's, Münzer's und anderer, der ſogenannten «himmliſchen Propheten», Luther zu verdächtigen und ihm jener Lehren und Thaten zuzuſchreiben. Darum drang der Herzog bei ſeinen Vettern darauf, Luther's Lehren zu unterdrücken und die kaiſerlichen und päpſtlichen Verdammungsurtheile gegen ihn vollſtrecken zu laſſen. In ſein Land durfte keine Lutherbibel: bei wem ſie gefunden ward oder wer überwieſen wurde, in den kurſächſiſchen Orten evangeliſche Predigten gehört zu haben, büßte hart, und es traf viele Anhänger der neuen Glaubensrichtung Landesverweiſung oder Gefängniß, wo nicht gar Todesſtrafe. Das ſtimmte naturgemäß den eiſernen Luther nicht weich und milde gegen den Herzog; er ſah in letzterem nur einen Feind des Evangeliums, einen antichriſtlichen Widerſacher und legte die Ausdrücke ſeines Zorns nicht auf die Goldwage diplomatiſcher Höflichkeit. — Den eigenen Hofprediger, Alexius Kroſſner, der im Geiſte der Reformation zu predigen begann, verabſchiedete Herzog Georg, und den Edeln ſeines Landes, welche evangeliſche Prediger auf ihren Gütern anſtellten, wurde mit Landesverweiſung und Confiscation dieſer Güter gedroht, wenn ſie die mißliebigen Prediger nicht abſchafften. Als im Jahre 1533 einige Leipziger Bürger nach dem kurfürſtlichen Grenzdorfe Holzhauſen gegangen waren und dort evangeliſche Predigten gehört hatten, deshalb verfolgt wurden und Luther es erfuhr, ſchrieb er einen eigenen Troſtbrief an dieſe Bürger und nannte den Herzog einen Teufels-Apoſtel. Der Kurfürſt, ſein Herr, verwies das, nach erfolgter Beſchwerde des Herzogs, dem kühnen Reformator, aber Luther kehrte ſich daran wenig, und ſo wie der Herzog in ſeiner Gehäſſigkeit beharrte und fortfuhr, ſo fuhr auch Luther fort, gegen den Herzog heftig zu ſchreiben, bis der Kurfürſt Johann der Beſtändige den Streit ſchlichtete und die beiderſeitigen theologiſchen Kämpfer, unter denen Cochläus auf des Herzogs Seite der bedeutendſte war, zur Ruhe und mindeſtens zur Mäßigung verweiſen ließ.

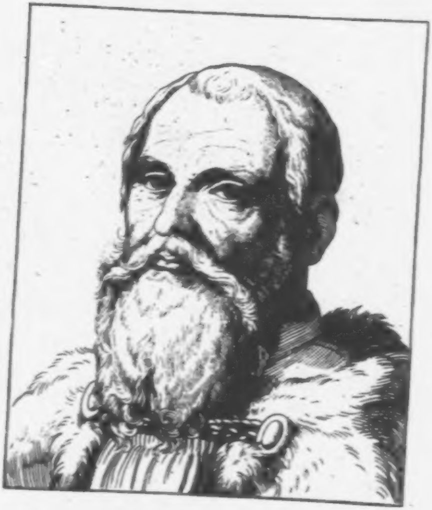
Die Packiſchen Händel berührten den Herzog Georg ebenfalls unmittelbar. Dieſer läugnete zwar die Mitwiſſenſchaft an dem Breslauer Bündniß gegen die reformirenden Fürſten ab, ruhte aber nicht, bis auf ſeinen Betrieb der unglückliche v. Pack gefangen, gefoltert und enthauptet wurde und die Wahrheit ſeiner Ausſagen mit dem Tode beſiegelte.

So währten die Feindſeligkeiten auf religiöſem Gebiete ſelbſt zwiſchen den beiden einander ſo nahe verwandten Landesherren fort. Da Herzog Georg mit Härte gegen proteſtantiſche adelige Vaſallen von ihm verfuhr und ſie vertrieb, ſo begann der Kurfürſt ein gleiches mit den katholiſch gebliebenen Edeln ſeines Landes, bis dieſer Zwieſpalt, dem ein unfreundlicher Briefwechſel ſtets neue Nahrung gab, durch den Landgrafen Philipp zu Heſſen 1536 geſchlichtet ward.

Sehr empfindlich und ſchmerzlich war es für Herzog Georg, daß im Jahre 1537 ſogar ſein eigener Bruder, Herzog Heinrich, der zu Freiberg reſidirte, öffentlich dem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniß und dem ſchmalkaldiſchen Bunde beitrat, auch ſeine kleine, nur aus zwei Aemtern beſtehende Herrſchaft reformirte; er ſuchte den Bruder anders zu ſtimmen, aber erfolglos. Nicht der Kirchenverbeſſerung, dieß ging aus allen Handlungen des Herzogs Georg hervor, war dieſer feind, ſondern deren von den Proteſtanten angenommenen Formen für die neue Lehre. In Verbindung mit dem Kurfürſten von Mainz gelang es ihm, zu Gunſten ſeines Schwiegerſohnes, des Landgrafen Philipp zu Heſſen, den Vertrag zu Kadan zu Stande zu bringen, und ebenſo war er im Jahre 1534 geneigt, zu einer Religionsvereinigung die vermittelnde Hand und Hülfe zu bieten, allein eine ſolche kam nicht zu Stande und konnte nicht zu Stande kommen, weil die römiſche Kirche das Dogma von ihrer Heiligkeit und Unfehlbarkeit, wie jenes von der Meſſe nicht umſtoßen laſſen durfte.

So brachte Herzog Georg ſeine Zeit mit Unruhe hin; ſeines letzten Sohnes Tod ging ihm ſehr nahe, obſchon der Prinz geiſtesſchwach war; er wollte ſeinen Bruder Heinrich enterben und ſeine Lande dem Kaiſer vermachen, wenn erſterer nicht beim alten Glauben bleibe; das war aber nicht möglich, und zugleich unterbrach allen Streit darüber der Tod in ſeinem Schloß zu Dresden, das er mit einem ſteinernen Todentanze künſtleriſch hatte ſchmücken laſſen. Der Herzog ſtarb, ohne die katholiſchen Sterbeſacramente zu empfangen, im lebendigen Vertrauen auf Chriſtus Jeſus.

In der Geſchichte wird Herzog Georg theils der reiche, theils der bärtige genannt, und ſo erſcheint er vielfach mit langem und ſtarkem Bart abgebildet, während andere gleichzeitige Bildblätter ihn völlig bartlos, mit kahlem Vorderhaupte und auf dieſem ein Turnierkränzlein darſtellen. Er war vom Kaiſer mit dem Vließorden ausgezeichnet.



Lukas Cranach der ältere.

Geb. 1472, geſt. d. 16. Oct. 1553.

Dieſer große und berühmte deutſche Maler war ein Stolz ſeines Vaterlandes; gleich ausgezeichnet durch hohe Künſtlerbegabung, wie durch Biederſinn und Treue, brachte er ſeinen Namen ruhmreich auf die Nachwelt und die von ihm noch erhaltenen zahlreichen Meiſterwerke ſind ebenſo viele ſprechende Zeugen ſeines Ruhmes und ſeiner Kunſt.

Die oſtfränkiſche Stadt Kronach oder Kranach, nach welcher Lukas ſich nannte, war des Meiſters Geburtsort. Sein Vater unterrichtete ihn in der Kunſt, ſo weit er dieß vermochte; dieſer Vater ſoll Müller geheißen haben, eine völlig irrige Annahme, weil man in alten Akten Moler ſtatt Maler las, andere nennen ihn Sunder, Sünder, und das letztere hat inſofern eine größere Wahrſcheinlichkeit für ſich, als der Familienname Sünder-maler noch heute im Frankenlande begegnet. Auch als ein Schüler Matthäus Grünwald's von Aſchaffenburg wird Lukas genannt, vielleicht war er dieſem Künſtler blos befreundet.

Des Meiſters Jugendleben und die Geſchichte ſeiner künſtleriſchen Ausbildung liegen ſonach im Dunkel, er ſcheint ſich frühzeitig auf Reiſen mit der Ausübung ſeiner Kunſt beſchäftigt zu haben, denn in Oeſterreich malte er Trauben auf einen Tiſch, nach denen die Vögel flogen, ein ächter deutſcher Zeuxis. Um 1504 findet er ſich wieder in der fränkiſchen Heimath und in Coburg beſchäftigt, wo er einen Jagdſaal der alten Veſte mit täuſchender Kunſt malte und Hirſchgeweihe ſo plaſtiſch natürlich an die Wände zauberte, daß Menſchen und Hunde ſich täuſchten, indem ſie dieſelben für wirkliche hielten. Dorthin auf ihre Burg kamen die fürſtlichen Brüder Kurfürſt Friedrich III. zu Sachſen und Herzog Johann öfters der Jagden halber, ſchenkten dem Künſtler-Jüngling ihre Gunſt und nahmen ihn mit ſich nach Sachſen, wo er nun auf den fürſtlichen Schlöſſern zu Torgau, Lochau u. a. fortfuhr, zunächſt im Thiermalen ſeine Kunſt zu üben und ſeine Gebieter ſelbſt auf die häufigen Jagden begleitete, bis er in andere Kunſtſphären überging. Auf der Reiſe nach Paläſtina 1494 begleitete Cranach ſeinen Gebieter nicht, obſchon dieß vielfach behauptet wurde, und es iſt mit hoher Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß er nicht vor 1504 oder 1505 an den Wittenberger Hof kam. Als Hofkünſtler gleich mit 100 Gulden Beſoldung wiewohl nicht feſt angeſtellt, zeichnete ſich Cranach beſonders durch ſchnellmalen aus, nebenbei beſchäftigte er ſich mit der Holzſchneidekunſt und trat gleich ſo fertig und vollendet in derſelben vor die Welt, daß ſeine Holzſchnitte dem Kenner die größte Achtung vor dem Künſtler abnöthigen. Auch im Kupferſtiche verſuchte er ſich und lieferte einige zum Theil ſehr geſchätzte und ihrer Seltenheit halber ſehr geſuchte Blätter, doch kennt man deren nicht über 8, während die Zahl ſeiner Holzſchnitte überaus groß iſt. Die Mehrzahl der Cranachſchen Bilder und Blätter iſt mit des Künſtlers Malerzeichen, einer geflügelten ſchwarzen Schlange, die einen Ring im Maul hält, verſehen und nebenbei mit dem Kur- und Herzogwappen Sachſens. Erſteres Sinnbild war ihm und ſeinen Nachkommen eigens in einem förmlichen Wappenbrief vom Kurfürſten verliehen, daher auch der Sohn, der jüngere Lukas Cranach, ſich deſſen bediente; es iſt aber wieder irrig behauptet worden, daß durch dieſen Brief und weil der Künſtler darin völlig ſprachrichtig Lukas von Cranach genannt wird, jener in den Adelſtand erhoben worden ſei.

Neben der Kunſt, welcher Meiſter Lukas mit treuem Fleiße oblag, verſchmähte er nicht deren praktiſch-bürgerliche Uebung, übernahm Zimmermalereien und Vergoldungen, legte einen Buch- und Papierhandel an, kaufte eine Apotheke, erwarb Ländereien, und war ſo gleichſam eine Art Induſtrieller ſeiner Zeit. Im Jahre 1509 wurde Cranach mit einer Sendung in die Niederlande betraut, auf welcher Reiſe er die niederländiſchen Meiſter kennen lernte und vor allen Lukas von Leiden ſich zum Vorbild nahm. Mit Luther war Cranach innig befreundet, dieſer nannte ihn Gevatter und ſchrieb auf der Reiſe von Worms an ihn, wo er von ſeiner bevorſtehenden Aufhebung ſchon unterrichtet war, erbat auch ſpäter ſelbſt Cranach's Pathenſchaft für eines ſeiner Kinder. Ebenſo war Cranach mit Melanchton befreundet, wie mit andern der hervorragenden Lehrer Wittenbergs, und ſeine Stellung wurde eine immer bedeutendere, wie ſein hoher Künſtlername, der an jenen Albrecht Dürer's faſt heranreichte, weiter und weiter bekannt und genannt wurde.

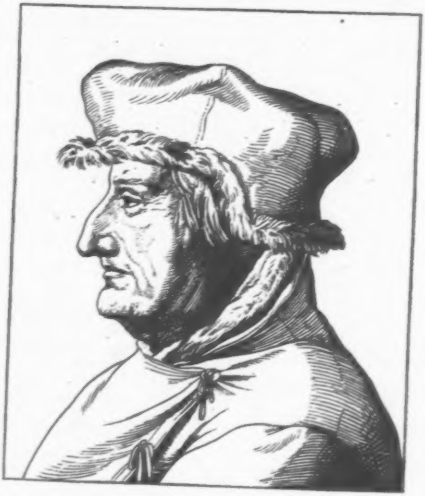
Nach dem Ableben Kurfürſt Friedrich III. diente Cranach mit gleicher Treue deſſen Bruder und Nachfolger, wie des letzteren Sohne, Kurfürſt Johann Friedrich dem Großmüthigen, der vorzugsweiſe Kunſtfreund war und Cranach auch bei Bauten fürſtlicher Schlöſſer und deren künſtleriſchem Ausſchmuck vielfach beſchäftigte. Eine Menge fürſtlicher Familienbilder mußte Cranach zu Geſchenken malen, mindeſtens zeichnen. Seinen talentvollen älteſten Sohn Johannes, der auf einer Künſtlerreiſe zu Bologna ſtarb und über deſſen Verluſt die bekümmerten Aeltern zu tröſten Luther ſelbſt in Cranach's Haus kam, verlor Cranach 1536. Der Wittenberger Stadtrath, deſſen Mitglied Cranach ſchon 1519 als Raths-Cämmerer geworden, wählte ihn 1537 zum Bürgermeiſter, welches Amt ihm mit der Würde auch eine Bürde mehr brachte. Neuen Schmerz für den biedern Künſtler brachte der Tod ſeiner Lebensgefährtin Barbara, geb. Brengbier aus Gotha, welche 1541 ſtarb, nicht minder des theuern Luther 1546 erfolgter Tod. Noch härteren Schickſalsſchlag erlebte der nun ſchon bejahrte Mann, als ſein geliebter Fürſt in der Schlacht bei Mühlberg geſchlagen, verwundet und gefangen wurde. Mit Mannesmuth und edler Treue trat Cranach vor Kaiſer Karl V., der ihn hatte rufen laſſen und über Bildniſſe, namentlich über eine kleine Tafel, auf welcher der Künſtler den Kaiſer als Knaben zu Mecheln treffend gemalt hatte, ſich äußerſt gnädig mit ihm unterhielt — und bat kniefällig um Gnade und Schonung für ſeiren unglücklichen Herrn.

Die Geſchichte zerſtört eine ſchöne Sage, daß nämlich Cranach ſogleich ſeinem Kurfürſten in die Gefangenſchaft gefolgt ſei, daß er beim übernachten im Anker zu Saalfeld, als den hohen Gefangenen eine unſägliche Angſt befallen habe, den Kaiſer gebeten, ſeinem Herrn zu erlauben, friſche Luft zu ſchöpfen, und daß gleich nach gegebener Erlaubniß und deren Benutzung die Decke des gewölbten Zimmers eingeſtürzt ſei.

Cranach blieb noch 2 Jahre nach der Gefangennehmung des Kurfürſten in Wittenberg wohnen, und war wohl nicht in Saalfeld. In Gotha und in Weimar tragen zwei ſtattliche Häuſer des Künſtlers Wappen. Beide Häuſer gehörten dem Kanzler Chriſtian Brück, Cranach's Schwiegerſohn, der ihm und ſeiner Hausfrau Wappen über den Thoren anbringen ließ. Der Schwiegervater lieferte von ſeinem Schwiegerſohn ein Bruſtbild als trefflichen Holzſchnitt, welches bisweilen für das Bild Gregor's von Brück ausgegeben worden iſt.

Im Jahre 1550 begab ſich Cranach von Wittenberg zu ſeinem gefangenen Gebieter, der ihn zu ſich berief und ihn bis zu ſeiner Befreiung im Jahre 1552 zu ſeiner zerſtreuenden Unterhaltung bei ſich behielt. Cranach theilte, an des geliebten Herrn Seite ſitzend, Triumph und Freude der Rückkehr, empfing ein neues bindendes Anſtellungsdecret mit dankbar ausgeſprochener Anerkennung ſeiner Treue, und beſchloß nun, da der geweſene Kurfürſt Reſidenz und Hofhalt in Weimar aufſchlug, im Hauſe ſeiner Tochter ſein thätiges und ruhmvolles Leben als 81jähriger Greis. Auf dem Jacobsfriedhof fand er ſeine letzte Ruheſtätte; ſein Denkſtein ſteht noch an der Außenwand der Kirche. Sein ſchönſtes Denkmal in Weimar aber iſt ſein künſtleriſches Schwanenlied, ſein großes und berühmtes Altargemälde in der Stadtkirche, für deſſen ſorgfältige Erhaltung dem Sachſen-Weimar'ſchen Fürſtenhauſe anerkennender Dank zu ſagen iſt, und darauf Cranach ſein höchſt würdiges und ausdrucksvolles Bildniß ſelbſt anbrachte.

Was Lukas Cranach als Künſtler war, iſt vielfach gewürdigt und ausgeſprochen worden; Dürer, Cranach und Holbein gelten als die hervorragendſten deutſchen Maler ihrer Zeit; faſt alle Gemäldegallerien und Kupferſtichkabinette rühmen ſich Cranach'ſcher Oelgemälde, Aquarellen und Handzeichnungen; die Privat-Sammler ſind ſtolz, mindeſtens Kupferſtiche und die beſten ſeiner Holzſchnitte zu beſitzen. Er ſoll auch der Erfinder des mehrfarbigen Plattendruckes (Clairobſcur) 1506 geworden ſein, einer Kunſt, die in Dürer's Chriſtuskopf und Varnbühler ihren Gipfelpunkt fand.



Nicolaus Copernicus.

Geb. d. 19. Febr. 1473, geſt. d. 24 Mai 1543.

Der größte Aſtronom der Welt, und ein Deutſcher! Mit gerechtem Stolz blickt ſein Vaterland auf ihn, deſſen großer Name fortklingen wird, ſo lange einem Menſchenauge die ewigen Sterne ſtrahlen. Er vor allen war der hochbegabte, hellgeborene, deſſen «entſiegeltes Auge» in einem noch ziemlich finſtern Zeitalter «die Kreiſe in den Kreiſen ſah, die eng und enger ziehn um die centraliſche Sonne.» —

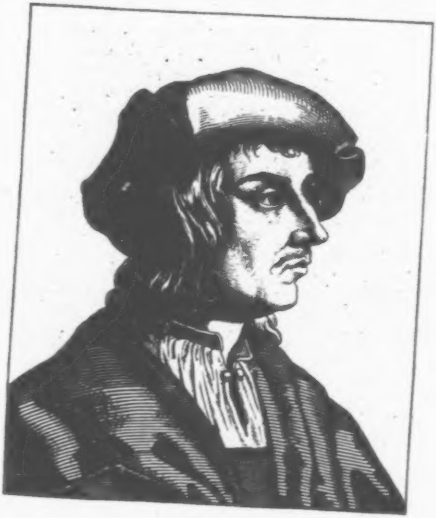
Nicolaus Köpernik, ſo lautete der ſpäter von ihm verlateinte Vatername — wurde zu Thorn in Weſtpreußen geboren. Sein Jugendleben iſt verhüllt, frühzeitig ſcheint er ſich ernſten Studien zugewendet zu haben. Zu Krakau ſtudirte er Theologie, Philoſophie und Mathematik, trieb alte Sprachen und legte ſich nicht minder auf das Studium der Arzneikunde, das er praktiſch zu üben entſchloſſen war. Er erwarb auch den Doctorhut in dieſer Wiſſenſchaft. Bald aber zog ihn nichts ſo ſehr an, als die Mathematik, in welcher ſein Lehrer Brudzewski und die berühmten Deutſchen Georg von Burbach und Johann Müller, genannt Regiomontanus, glänzten. Dieſen ſtrebte und eiferte Copernicus nach, und gleich dem letztgenannten zog es auch ihn nach Italien. Zuerſt ging er nach Bologna und vervollkommnete ſich durch längeren Aufenthalt immer mehr in der höhern Mathematik und Aſtronomie unter Dominicus Maria, mit dem er ſich innig befreundete; von da wandte ſich Copernicus nach Rom und gewann bald Ruf und Namen, nachdem es ihm gelungen war, einen Lehrſtuhl als Profeſſor der Mathematik zu erlangen.

Copernicus Auge war forſchend dem Himmel und der an deſſen ewigem Gewölbe wandelnden Sternenwelt zugelenkt. Sinnend und ſchweigend verfolgte er Entdeckung auf Entdeckung. Was vor mehr als anderthalb Jahrtauſenden vor ihm ſchon ein weiſer Grieche, der Philoſoph Ariſtarch, ahnungsvoll ausgeſprochen haben ſollte, daß die Erde ſich um ſich ſelbſt und mit den übrigen Planeten um die Sonne ſich bewege, wurde dem berechnenden Geiſt des Copernicus zur unumſtößlichen Gewißheit. Aber feſt hing der Glaube der Welt, wie am Worte der Offenbarung, am anderthalbtauſendjährigen Weltſyſtem des Ptolemäus: dieſen

Glauben antaſten, ihn bekämpfen zu wollen, zumal in Rom, würde als todeswürdiges Verbrechen erſchienen ſein; erfuhr dieß doch noch hundert Jahre ſpäter der große Gallilei. Darum ſchwieg, die Faſſungsgabe ſeiner Zeitgenoſſen richtig würdigend, Copernicus und weihte niemand in ſeine tiefſten Geheimniſſe ein.

Nach ziemlich langem Aufenthalt in Rom, wo der deutſche Aſtronom aus den angeſehenſten Kreiſen Schüler um ſeinen Lehrſtuhl verſammelt ſah, beſchloß er bei ſich, der ewigen Stadt Valet zu ſagen. Ob es Vorausahnung einer ſich gegen ihn aufthürmenden Gefahr war oder ob Heimathſehnſucht ſein Herz bewegte, iſt unbekannt geblieben, genug er grüßte wieder die heimiſchen Gefilde des Preußenlandes und beſchloß in friedlicher Zurückgezogenheit ſeine Forſchungen fortzuſetzen und ſeine Werke zu ſchreiben. Ein Oheim, Lukas Köpernik, verſchaffte dem geiſtvollen Verwandten ein Kanonikat am Domſtift zu Frauenburg, hart am friſchen Haff, wo der Sitz des Biſchofs von Ermeland war. Von jetzt an machte ſich Copernicus zum dreifachen Grundſatz und zur Lebensbedingung: vor allen andern Dingen ſeines kirchlichen Amtes zu warten, ſeine Kunſt als Arzt nie um Geld zu üben, aber den Armen ſie gern angedeihen zu laſſen und jede ihm übrig bleibende Stunde ſeiner Lieblingswiſſenſchaft zu widmen. Sein Wirken wurde dankbar anerkannt, die Armen verehrten ihn als einen Vater und Wohlthäter. Er legte für Frauenburg eine nützliche Waſſerkunſt an, welche aber die Nachkommen wieder in Verfall gerathen ließen, und erwarb ſich durch ſeinen Wandel, durch die Biederkeit ſeines Weſens und die Redlichkeit ſeines Charakters ſo hohe Achtung, daß er 1521 zum Abgeordneten des Bisthums Ermeland und des Domſtifts erwählt und zum Landtag nach Graudenz entſendet wurde.

Copernicus hatte neben ſeinen treulich fortgeſetzten aſtronomiſchen Forſchungen auch durch Berechnungen ein Münzſyſtem erfunden, welches, wenn es angenommen worden wäre, durch ſeine Einfachheit und mathematiſche Unfehlbarkeit vielleicht fähig geweſen wäre, allen tauſendfachen Münzwirren ſpäterer Zeit in Deutſchland vorzubeugen; allein der verſammelte Landtag, dem er daſſelbe vorlegte, nahm dieſes Syſtem nicht an, vielleicht, wie ſo häufig der Fall iſt, aus Syſtem: Vorſchläge zu nützlichen neuen Einrichtungen abzulehnen. Darin mochte Copernicus genugſame Beweggründe finden, mit ſeinem noch ungleich wichtigeren Syſteme von der Bewegung der Himmelskörper nicht allzu frühzeitig hervor zu treten. Als er dieß endlich dennoch that, konnte es gar nicht fehlen, daß dasjenige Widerſpruch fand, was die Welt nicht begriff, nicht faßte, was ihren mangelhaften Anſichten unmöglich ſchien, da der Augenſchein anders lehrte, da die Erde ſcheinbar ſtille ſtand und Sonne und Mond ſie täglich umkreiſten. Der berühmte Gröninger Gemma Friſius beſtritt das Copernicaniſche Syſtem als ein Paradoxon und andere folgten, dennoch brach ſich's Bahn über die ganze Erde und wurde die Grundlage aller ſpäteren Aſtronomie, ſoweit ſie unſer Sonnenſyſtem umfaßt. In dem Werke von den Bewegungen der Himmelskörper und mehreren anderen entwickelte Copernicus zu ſeinem ewigen Nachruhm ſein Syſtem, und dann ſchied er ſtill von hinnen. Er ruht im Dome zu Frauenburg; in Thorn wurde ihm ein Denkmal errichtet. Dauernd feierten ihn die Koryphäen der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft; auf ihn, als den Grundſtein, bauten Keppler und Newton weiter, ſein ſinnender, denkender Geiſt ſchuf ſich das unvergänglichſte Gedächtnißmal.



Lazarus Spengler.

Geb. d. 13. März 1479, geſt. d. 7. Sept. 1534.

Seiner bürgerlichen Stellung nach nur ein einfacher Rathsſchreiber der freien Reichsſtadt Nürnberg, aber ein Mann von hohem Geiſt, würdig der Neigung und Freundſchaft, mit der die ausgezeichnetſten und hervorragendſten ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen ihn beehrten.

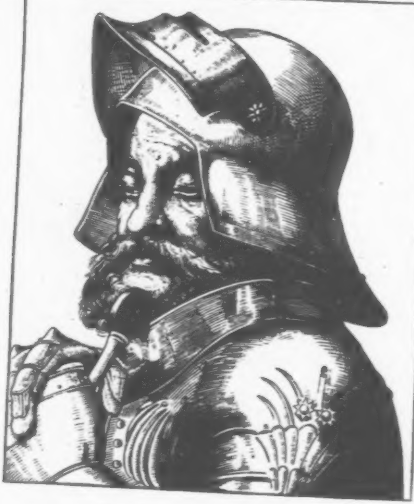
Spengler war Abkömmling eines alten in Franken blühenden Geſchlechts und wurde zu Nürnberg geboren. Der Vater ſchon war Schreiber des Rathes, ein Mann, deſſen Ehe mit nicht weniger als 21 Kindern beglückt wurde, von denen Lazarus das neunte war. Nach vollendeten Schuljahren bezog ~~der junge~~ Spengler im 16. Jahre die Hochſchule Leipzig, wo er ſich dem Rechtsſtudium widmete, ging von da, ohne großes und bedeutendes erlebt zu haben, wieder in die Heimath zurück, wurde Rathskanzliſt und im Jahre 1507 Rathsſchreiber, nachdem er ſich bereits 1501 verheirathet hatte. In beſcheidener Stellung thätig, lag ihm wohl mit ob, das Amt eines Syndicus zu verwalten, wie man ihn bisweilen genannt findet. Er wurde 1516 unter die «Genannten» des größeren Rathes gewählt.

Als Luther in Wittenberg die Läuterung der Kirche begann, war Lazarus Spengler in Nürnberg der erſte Mann, welcher vom Strahl des neuen evangeliſchen Lichtes berührt wurde, und ſchon 1519 verfaßte er anonym eine «Schutzrede» zu Gunſten der Lehre Luther's, welche ſich in 4 Auflagen raſch vergriff, und bei der fünften Auflage nannte ſich Spengler als Autor. Es konnte nicht fehlen, daß nun die Verfolgung gegen ihn losbrach. Der Eiferer Eck beehrte Spengler damit, deſſen Namen der Reihe derjenigen hinzuzufügen, welche mit dem Banne des Papſtes ausgezeichnet wurden, darunter auch der Name Wilibald Pirkheimer's war, und forderte den Rath zu Nürnberg auf, die Bulle zu vollziehen, allein der Rath gab dieſer Aufforderung in keiner Weiſe Gehör, ſandte vielmehr Spengler als Abgeordneten der Stadt zum Reichstage nach Worms, wo er ſich mit Luther perſönlich befreundete, und dann ausführlichen Bericht über den Reichstag erſtattete. Später war Spengler bei der neuen Einrichtung des St. Aegidien-Gymnaſiums thätig, und wurde vom Rathe zu einer Reiſe nach Wittenberg beordert, um in dieſer Angelegenheit mit Melanchthon ſich zu berathen, und ſo kam es, daß der einſichtvolle und wacker wirkende Mann mehr und mehr in die reformatoriſche Bewegung trat und in ihr achtunggebietenden Einfluß gewann. Daher geſchah es, daß er auch zu dem Religionsgeſpräch zu Schwabach 1528 in Geſellſchaft der Pfarrer zu St. Sebald, und St. Lorenz, Dominicus Schleupner und Andreas Oſiander, wie des Rathsherrn Martin Tucher abgeordnet wurde, ja daß auch ſein Bedenken und Gutachten zur Abfaſſung des Augsburgiſchen Bekenntniſſes erbeten ward. In dieſer hochwichtigen Angelegenheit ſchrieb Spengler, der weniger wie Melanchthon zur Nachgiebigkeit geneigt war, um Rath fragend an Luther, und empfing von dieſem befriedigende Antwort. In ſeinem Bedenken äußerte Spengler ſich ſehr freimüthig gegen allzugroße Nachgiebigkeit in Beibehaltung der Privat-Meſſe und anderer Mißbräuche, nahm aber dennoch redlich Melanchthon in Schutz.

Hochgeachtet war Spengler's Name und Charakter, wie viele gleichzeitige Zeugniſſe beglaubigen. Im Rathe war er ein nützlichthätiges Mitglied; vielen that er wohl durch Verwendung und Fürbitte, keinem übel. Kaiſer Maximilian I. ſchätzte ihn ſehr, und wünſchte ihn zum Reichsſecretair zu erheben, welchem Amte die Würde des Reichskanzlers nicht fern lag; aber des Rathes Wunſch und die eigene Neigung hielten Spengler in Nürnberg feſt. Die Brüder Markgrafen zu Brandenburg, Georg und Albrecht, der erſte Herzog in Preußen, liebten Spengler, nicht minder Friedrich der Weiſe, Kurfürſt zu Sachſen; befreundet war er mit Luther, Melanchthon, Camerarius, Jonas, Bugenhagen, Andreas Oſiander, Veit Dietrich, Ebner, Dürer, Birkheimer, Georg Brück, Eoban Heß, und vielen andern hervorragenden Zeitgenoſſen; der letztere und nicht minder Scheuerl, Althamer und Theophraſtus Paracelſus eigneten ihm Bücher zu. Selbſt Luther widmete ihm, dem wackern Einrichter einer Schule, ſeine Predigt: «Daß man Kinder zur Schulen halten ſolle. Wittenberg 1530.» und einiges andere, gab auch Spengler's Glaubensbekenntniß nach deſſen Tode heraus, ſchenkte überdieß «ſeinem Laſarus», wie er ihn beſtändig nannte, mit eigenhändig eingeſchriebener Widmung die noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek aufbewahrte vollſtändige ausgemalte Bibelüberſetzung, worin er ihn «ſeinen günſtigen Herrn und Bruder» nannte. Auch geiſtlicher Liederdichter war Lazarus Spengler. Luther nahm ſein Lied: «Durch Adam's Fall iſt ganz verderbt», in ſein erſtes, 1525 erſchienenes Geſangbüchlein auf, von vielen wurde daſſelbe ſpäter aus Unkunde Luther ſelbſt zugeſchrieben. Außerdem verfaßte Spengler noch manche jetzt ſehr ſelten gewordene Schrift, überſetzte auch das Leben des heiligen Hieronymus, welches Dürer mit einem Holzſchnitt ſchmückte: Hieronymus in der Grotte. Wichtig erſcheint unter allen dieſen hauptſächlich Spengler's Schrift vom Wormſer Reichstag.

In den Jahren 1531 und 1532 beſtand er ſchwere Krankheiten, und im December 1533 machte er ſein Teſtament. Dennoch blieb ihm noch Friſt gegeben bis zum September 1534. Er ſtarb an der Steinkrankheit, die auch Luther's Peinigerin war, vielfach beklagt und betrauert. Es wurde auch eine Denkmünze mit ſeinem Bildniß auf ihn geprägt, welche aber ſein Geburtsjahr falſch, 1476 ſtatt 1479, angiebt.

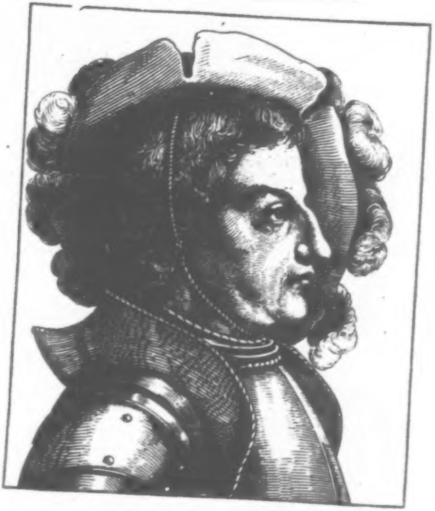
In neuerer Zeit iſt ein Schieferrelief, angeblich von Hans Dürer, nach andern Hans Dörringer gedeutet, zur Kunde der deutſchen Alterthumsfreunde gekommen, das einen Zweikampf des Lazarus Spengler mit Albrecht Dürer darſtellen ſoll, und in welchem der letztere dem erſteren obſiegt. Das Bild an ſich iſt nicht ohne künſtleriſchen Werth, trägt die Jahrzahl M.D.XX. und auf einem Schrifttäfelchen das Monogramm des Bildhauers, unter einem breitgezogenen H. ein kleines D. Beide Schwertkämpfer ſind barhäuptig, aber ſonſt voll geharniſcht. Der beſiegte liegt am Boden. Der Kampf findet in einem Lager mit ſchönen Zelten ſtatt, und man erblickt Männer und Frauen um die Kämpfenden in anmuthiger Gruppirung. In wie weit die Angabe der Deutung dieſes Reliefs auf Wahrheit fuße, da die Geſchichte Spengler's wie jene Dürer's nur von beiderſeitiger Freundſchaft, nichts aber von einem ſo ernſten Zweikampf weiß, muß noch näher ermittelt werden.



Götz von Berlichingen.

Geb. 1480, geſt. d. 23. Juli 1562.

Der berühmte Ritter, um den die deutſche Poeſie verklärende Strahlen wob, die ein Ulrich von Hutten, ein Franz von Sickingen in ungleich höherem Grade verdient hätten, denn an deren geiſtige Hoheit reichte Götz nicht hinan, wie oft er auch mit ihnen zugleich genannt und als Heros deutſcher Mannheit geprieſen wird. Ein mannlicher Ritter war Götz in jungen und alten Jahren, kernhaft und derb, ein Sohn ſeiner Zeit, die noch im Harniſch des Fauſtrechtes ſich gefiel und bewegte. Er wurde auf der Burg Jarthauſen geboren, beſuchte als Knabe die Schule zu Niedernhall am Kocher, doch nur ein Jahr lang, denn er hatte mehr Luſt an Pferden und Reiterei, als an der Schule, und wurde bald ein Reitersbub bei ſeinem Vetter Conrad von Berlichingen, der ihn ſchon 1495 mit auf den Reichstag nach Worms nahm, wobei er täglich 8 bis 9 Meilen auf dem Pferde zu ſitzen hatte. Da lernte er reiten und übte dieſe freiſame Kunſt oft und viel, hin und her, bis ſein wackerer Vetter zu Lindau am Bodenſee ſtarb, worauf Götz 1496 ſich zu Markgraf Friedrich IV. zu Ansbach in Dienſte begab, mit dieſem im Heere Maximilian's I. den Zug nach Burgund that und vor Langres ſich durch perſönliche Unerſchrockenheit und Tüchtigkeit auszeichnete. Während Götz mit zu Felde lag, ſtarb ſein Vater zu Jarthauſen, und nach beendigtem Heereszug beſuchte der junge Knappe ſeine Heimath, feierte bei den ſeinigen, bei Mutter, Bruder und Schweſter, Faſtnacht, bekam aber Jarthauſen und die Ruhe dort bald ſatt und überdrüſſig, und ritt wieder zum Markgrafen gen Onolsbach, mit dem er 1499 in den Schweizerkrieg zog. Dort ſprach ihn der Kaiſer ſelbſt freundlich an. Später kämpfte Götz als fahrender Ritter, theils in Privatfehden, theils in markgräflichen Dienſten, zog mit gegen Nürnberg, machte von 1504 an den bayriſchen Krieg mit, und hatte das Unglück, daß die Kugel einer Feldſchlange ſeinen Schwertknauf traf, der durch die Armſchienen drückend ihm den Vorderarm zerſchmetterte, während dieſelbe Kugel einen andern Kämpfer todt niederſtreckte. Götz mußte die Hand ſich abnehmen laſſen und lag lange leidend in der Stadt Landshut, bis er heil ward und eine kunſtvolle mechaniſche Hand ihm, übel genug, die verlorene erſetzte, wodurch ihm der Beiname Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand zu Theil wurde. Nach wie vor blieb Götz beim Kriegs- und Reiterhandwerk, machte auf offenem Felde Bekanntſchaft mit Görg von Frundsberg und Franz von Sickingen, wurde aber weder der Schwager des einen noch des andern, wie vielfach irrig geſchrieben und geglaubt worden iſt. Daß ritterliche Befreundete ſich gegenſeitig Schwager nannten, war eine zeitgemäße Höflichkeitsformel, ſo nannten ſich die Fürſten häufig in Briefen: lieber Ohm, Schwager, Bruder, Sohn, Gevatter u. dgl., ohne daß ſtets dieß Verhältniß wirklich ſtattfand. Götz fuhr fort, bald dem, bald jenem um Sold zu dienen, und ſo fehdete er eine Reihe von Jahren hindurch gegen den Landgrafen von Leuchtenberg, gegen Cöln, gegen die Grafen von Hanau, gegen das Geſchlecht der Waldſtromer in Nürnberg. Er fing Leute und Wagen weg, erhob Brandſchatzung, und zog ſich endlich wegen offenen Landfriedensbruches die Reichsacht zu, bis der Span vertragen ward und Götz wieder ruhig nach Hauſe ziehen durfte. Als der Bauernlärm des ſogenannten «armen Conrad» aufkam, leiſtete Götz ſeinem Landesherrn, dem Herzog Ulrich von Würtemberg, mit 30 reiſigen Knechten Zuzug gegen die Aufwiegler und half den «armen Kunz» zu Paaren treiben. Im Jahre 1515 befehdete der biedere Götz den Kurfürſten von Mainz, überfiel einen Zug mit Kaufmannsgütern, erbeutete 8000 Gulden, brandſchatzte oder zerſtörte hie und da Schlöſſer und Gehöfte, nahm den mainziſchen Rath und Diener Grafen Philipp II. von Waldeck perſönlich gefangen und ſchleppte ihn durch vieler Herren Länder nach Jarthauſen, von wo aus Götz für «Zehrungs- und Reiſekoſten» ein Löſungsgeld von 8100 Gulden heiſchte, das des Grafen Sohn erlegte, und damit den greiſen Vater befreite. Auch dieſe Fehde ward geſchlichtet und vertragen, und dann leiſtete Götz Franz von Sickingen Kriegshülfe gegen Worms, obſchon er nicht perſönlich an deſſen Zuge Theil nahm. In dieſer Zeit erwarb Götz von dem erbeuteten Gelde das ſchöne Schloß Hornberg am Neckar, bezog und bewohnte es und ſchrieb ſich fortan ſtets: Gotz oder Gottfried von Berlingenn (ſo, nicht Götz v. Berlichingen) uf Hornbergk. Er ſetzte wohlgemuth Reiterei und Fehderei in alle Wege fort, vertheidigte mit großer Tapferkeit nach der Vertreibung des Herzogs Ulrich deſſen ihm anvertrautes Schloß Möckmühl und wurde, nachdem ihm bei völliger Unmöglichkeit längerer Vertheidigung endlich die Belagerer freien Abzug zugeſichert hatten, treuloſer Weiſe gefangen genommen und nach Heilbronn gebracht, wo er über eine Nacht in einen Diebsthurm gelegt wurde. Und obwohl Georg von Frundsberg und Franz von Sickingen redlich das ihrige thaten, den Freund zu erledigen, ſo gelang dieß dennoch nicht, und Götz mußte in leidlicher Haft bis zum Jahre 1522 zubringen, bis er ſich mit 2000 Gulden löſen konnte. Jetzt begab er ſich auf ſein Schloß Horwberg und lebte ſeiner Familie. Er war zweimal vermählt. Die erſte Gemahlin war Dorothea von Sachſenheim, die zweite Dorothea Gailing von Wiedersheim. Seine Familie war eine zahlreiche, er hatte 8 Söhne und 5 Töchter, doch pflanzte nur ein Sohn das Geſchlecht fort. Die Ruhe auf der neuen Stammburg lenkte des tapfern Ritters Auge hinweg von den Schwertfehden auf die des Geiſtes, die durch Ulrich von Hutten, wie durch Luther und andere reformatoriſche Zeitgenoſſen entbrannten, und er neigte ſich in ſeinem Innern der Lehre Luther's mit freudigem Beifall zu — wie man ſagt und annimmt — denn in des Ritters Selbſtbiographie ſteht von Luther, vom Glauben, Lehre u. dgl. kein Sterbenswort. Da kam durch Luther's mißverſtandenes Wort von der geiſtigen Freiheit einestheils, anderntheils durch wirklich allzu harten Druck hervorgerufen, der landſchädliche Bauernkrieg, der gegen Fürſten und Ritter Karſt und Dreſchflegel zu Waffen ſtempelte und erhob. Ritter Götz von Berlichingen genoß, ganz gegen ſeinen Willen, das zweideutige Glück, volksthümlich zu ſein; er war ein Ritter wie andere und es fiel ihm nicht im entfernteſten ein, das nichtsnutze Treiben und Gebaren der Bauern gut zu heißen. Zudem nahmen ſie ihm ſein Schloß Hornberg ein, darin ſeine Frau als Wöchnerin lag, begehrten ſeiner als eines kriegskundigen Hauptmannes, und er war rathlos, ob er dem Pfalzgrafen, ſeinem Nachbar und früheren Herrn, zu Hülfe reiten oder dem Rufe der Bauern Folge leiſten ſollte, denn die Bauern waren wie ſie immer ſind, wenn der Aufruhrgeiſt über ſie kommt, nach Götzes eigenem Ausdruck, «alle voll Teufel», und Götz wünſchte ihnen, daß ſtatt ſeiner «der Teufel ihr Hauptmann werde». Das alles half ihm aber nichts, er wurde — gleich vielen andern fränkiſchen Fürſten, Grafen und Herren — in den Bauernbund gezwungen, und mußte des tollen Haufens Hauptmann werden, obſchon er wünſchte, «lieber im ärgſten türkiſchen Thurme zu liegen, als bei dem Geſindel». «Frei und gut rund» ſchlug Götz den Bauern ihr Anſinnen ab, zu ihnen zu halten, «denn ihre Handlung und ſeine Handlung, und ihr Weſen und ſein Weſen wären ſo weit von einander, als der Himmel von der Erden» — es half alles nichts; Götz blieb nur die Wahl, zu dem toll gewordenen Volke zu halten oder aber todtgeſchlagen zu werden, und er ſuchte nun als Bauernführer nur Schaden zu verhüten und die Wiederkehr ſolcher Greuel zu verhindern, wie ſie zu Weinsberg und an andern Orten des Schwaben- und Frankenlandes verübt worden waren. Als oberſter Feldhauptmann des Bauernheeres zog Götz mit vor Würzburg, wurde von den ihm mißtrauenden Bauern mit dem Tode bedroht, entging aber glücklich der Gefahr und überließ die Aufwiegler dem verdienten Schickſal und der rächenden Hand der Vergeltung durch den ſchwäbiſchen Bund und die vereinte Fürſtenmacht. Eine Menge Briefe Götzes, die noch vorhanden ſind, enthalten ausführliche Rechtfertigungen ſeines Verhaltens im Laufe dieſer bedrohlichen Zeit, allein man nahm ihn dennoch in Haft und er mußte das unfreiwillige Bauernbündniß mit zwei Jahren Kerker büßen, nach welcher Haft er eine ſtrenge Urphede beſchwören mußte und auf die eigene Burg gleichſam feſtgebannt wurde, bis Kaiſer Karl V. ihm die volle Freiheit wieder gab und ihn zu einigen Feldzügen verwendete, auf denen jedoch dem alternden Ritter verſagt blieb, Ruhmeslorbeeren zu pflücken. Von da ab blieb Götz friedlich zu Hauſe auf Burg Hornberg, ſtarb nicht nach Freiheit ſeufzend im Gärtchen am Thurm zu Heilbronn, ſondern ruhte gemächlich aus von ſeinem vielbewegten Leben, beſchrieb es treulich und treuherzig, ſo gut er konnte, und erreichte das hohe Alter von 82 Jahren. Er ſtarb zu Hornberg und wurde im berliching'ſchen Erbbegräbniß im Kloſter Schönthal beigeſetzt, ihm auch ein ſtattliches Monument daſelbſt errichtet, das ihn in Lebensgröße knieend und betend darſtellt.



Franz von Sickingen.

Geb. d. 1. März 1481, geſt. d. 6. Mai 1523.

Abkömmling eines alten edlen Geſchlechtes, verlieh Franz von Sickingen durch hohen Freiheitſinn, wie durch jede ritterliche Tugend dieſem Geſchlechte neuen Glanz und den Stolz eines großen bedeutenden Namens. Franz wurde auf der Stammburg Sickingen im badenſchen Rheinkreis, ohnweit Bretten (Melanchthon's Geburtsort) geboren, und erhielt die ritterliche Erziehung ſeiner Zeit zunächſt am Kaiſerhofe Maximilian's I., wo das Leben des Feldlagers ihn ſtählte, ohne ihn wiſſenſchaftlichen Uebungen zu entfremden. Er wohnte 1509 dem Feldzuge des Kaiſers gegen Venedig bei, und zeigte ſich, nach Deutſchland zurückgekehrt, offen als einen Feind aller Unterdrückung, alles Unrechts, alles deſpotiſchen Pfaffenregimentes, das mit nie endender Anmaßung, unter dem Schild, die Kirche zu vertreten, von einem Jahrhundert in das andere hinüberwuchert, und die ſtaatliche Ordnung, wie das Supremat der landesherrlichen Macht befehdet.

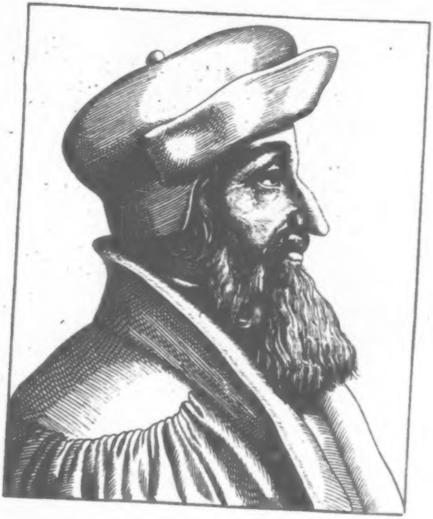
Auch unter Maximilian's I. Nachfolger, Kaiſer Karl V., ſtand Sickingen noch eine zeitlang im Kriegsdienſt, trennte ſich aber ſpäter in Verſtimmung von dem Kaiſer, deſſen Herrſchſucht ihm mißfiel, und widmete ſich der großen Lebensaufgabe, die er ſich ſelbſt geſtellt: ein Schutz und Schirm der Bedrängten und Verfolgten zu ſein. Im Jahre 1513 ſtand Franz von Sickingen der Wormſer Bürgerſchaft gegen ihren Magiſtrat bei, half bald darauf dem Dynaſten von Geroldseck gegen Herzog Anton von Lothringen, leiſtete einem andern Freunde gegen die Stadt Metz Hülfe, und führte ſelbſt gegen Philipp von Heſſen eine von günſtigſtem Ausgang gekrönte Fehde. Als in Köln der Kampf der Dunkelmänner gegen Reuchlin entbrannte, warf Sickingen ſich zu deſſen Beſchützer auf, und bildete mit Götz von Berlichingen einerſeits, andererſeits mit Ulrich von Hutten, ein deutſches Rittertriumvirat, wie die Geſchichte des Vaterlandes kein zweites aufzuzeigen hat. Der Hutten'ſchen Familie große Wehklage über Herzog Ulrich's von Würtemberg verübte Unthat an dem Amtmann Hans von Hutten rief auch Sickingen wieder in den Harniſch und er ſtellte ſich kühn an die Spitze des gegen den Herzog empörten ſchwäbiſchen Bundes. Auch als Bundeshauptmann ſorgte Sickingen treulich für Reuchlin, der in Stuttgart ein Aſyl gefunden hatte, und verſchaffte ihm und ſeiner Wohnung eine Schutzwache. Dann berief er jenen großen Gelehrten zu ſich, und öffnete ihm ſeine Burgen, daſſelbe that er auch dem verfolgt umirrenden Hutten, und als es verlautete, daß Luther ſich aus Wittenberg hinwegbegeben und ſich nach Böhmen wenden wollte, war es wieder Sickingen, der im Bunde mit den edelſten Männern der deutſchen Ritterſchaft ihm Schutz und Schirm auf deutſchem Boden antrug. Immer war in Sickingen die Hoheit der Geſinnung vorwaltend, nicht die engherzige Politik, und die erſtere wurde zur Staffel ſeines Ruhmes. Luther bedurfte nicht des Schutzes Sickingen's und der Freunde deſſelben, wohl aber nahmen die Reformatoren-Genoſſen Martin Bucer, Caspar Aquila, Johann Schwebel, und Johann Oecolampadius gern dieſen Schutz an, und Hutten legte der Sicking'ſchen Ebernburg den Namen einer «Herberge der Gerechten» bei.

Kaiſer Karl V. ſah wohl ein, welche wichtige Stellung Sickingen als Haupt des ſchwäbiſchen Bundes, ja als Chorführer des geſammten deutſchen Adels, der eine in ſich geſchloſſene ſtarke Macht bildete, einnahm, und nahm ihn gern in ſeinen Dienſt, umkleidete ihn mit Rang und Titeln. Sickingen wurde am Tage der Krönung Karl's V. zu Aachen zum kaiſerlichen Kämmerer, Rath und Feldhauptmann ernannt, und warb dem Kaiſer in letzterer Eigenſchaft ein Heer von 3000 Reitern und 12,000 Fußknechten gegen König Franz I. von Frankreich, an deſſen Spitze ihm freilich das Herz ſchwoll und der Muth ſich hob. Eine ſolche Macht vermochte ſchon, ſich geltend zu machen, und ſelbſt der König von Frankreich ſuchte Sickingen zu ſich hinüber zu ziehen. Leider zerſtörte das ungünſtige Schickſal die großen Hoffnungen, welche das Vaterland auf Sickingens hervorragende Perſönlichkeit als einen Schirmherrn der Wahrheit und des Lichtes, des geläuterten Glaubens und einer edlen ſittlichen Freiheit gegenüber den pfäffiſchen Anmaßungen ſetzen konnte, in der Fehde Sickingens gegen Richard, den Erzbiſchof von Trier, den er hart beſchuldigte, und der wie eine eherne Säule und ein Bollwerk Roms gegen die Vorſchritte der Reformation da ſtand. Es fehlte nicht an anderen Verbündeten, unter Städten ſowohl, wie unter der Ritterſchaft, und manche Hoffnung mochte ſich wohl überkühn, bis zum Griff nach der deutſchen Kaiſerkrone — verſteigen. Sickingen wollte der Kämpfer für das Evangelium werden, doch mochte in ſeinem Innern noch manch anderer Beweggrund zum Zuge gegen das Erzbiſthum ſchlummern, den er 1522 an der Spitze eines bedeutenden Heeres begann. Er fiel in das Erzbiſthum Trier ein und belagerte deſſen uralte, wohlgefeſtete Hauptſtadt. Muthige Gegenwehr von Seiten der Bürgerſchaft und der Söldner des Erzbiſchofs, wie raſcher hülfebringender Zuzug des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz und des Landgrafen Philipp von Heſſen, der Sickingen noch in gar üblem Andenken hatte, machten der Belagerung Triers bald ein Ende und drängten Sickingen, ſich zurückzuziehen. Er eilte nach Schweinfurt, ſuchte ſich zu ſtärken, ſuchte Bündniß mit der fränkiſchen Ritterſchaft, und zog ſich dann auf die feſteſte ſeiner Burgen zurück, wo er 1523 von den vereinten Fürſten belagert wurde. Vorſorglich hatte er nach und nach alle ſeine Schützlinge entlaſſen, und wehrte ſich auf das tapferſte, bis ein von einer Stückkugel getroffener Balken im brechen und herabſtürzen ihn heftig in der Seite verwundete, was die Uebergabe der Burg kurz vor Sickingens Tode zur Folge hatte. Seltſam ſchwankt der Name des Schloſſes, auf dem der wackere Ritter ſein allzufrühes Ende fand: Landſtein, Landſtuhl, Landſtall, Nannſtein, ſo auf der Grabſchrift: Nanſtuhl — keiner von allen dieſen iſt der richtige. Nanſtall nennen gleichzeitige Berichte, noch aus dem Fürſtenlager geſchrieben, die Veſte Sickingens. Ebenſo unſicher ſind die Nachrichten über Sickingens letzte Augenblicke, welche durch die vereinten Fürſten, ſeine Sieger, getrübt worden ſein ſollen. Es mag deshalb nachfolgender Briefauszug dieſe Zeilen ſchließen, welchen Landgraf Philipp von Heſſen an den Herzog Erich zu Braunſchweig, Biſchof zu Osnabrück und Paderborn ſchrieb.

„Nhun iſt Franz von Sickingen zu erſt des dritten Tags der Belegerung in Nanſtall von einem Stein, durch einen ſchlag eines ſteins geſchoſſen geweſen, vndt dadurch vff den tod krank worden. Als wir nun drei fürſten des tags eygener perſonen zu Jme in Nanſtall kommen. Mit Jme in ſeiner krankheit ein kleine Zeit gütlich geredt haben, iſt er kurz darnach mit tod verſchieden, Vnndt gegen dieſen abendt zu grabe kommen, Got ſey der ſelen gnedig vnnd barmhertzig. Solchs wollten wir Eur lieb nit bergen, zu got den Almechtigen hoffendt, Er werde alle vnſere ſachen zu Handthabung friedens vnnd Rechtens, Auch zu ſchützung Aller vnſer Unterthan, Auch Zuvorkommung weiters veraths vnnd beſchedigung zum beſten ſchaffenn vnd zu guttem endt ſchickenn. Damit wünſchen wir E. l. viel gutter Zeit. Datum in vnſerm veltlager vor Nanſtall Am Mitwochen zu nacht nach Cantate Anno MDXXIII“

Philips von gots gnaden landgraf zu Heſſen, Grave zu Catzenelnbogen zu Diez zu Ziegenhain vnd zu Nidda.

Der Mittwoch nach Cantate 1523 war, da Cantate auf den 3. Mai fiel, der 6. Mai, die Grabſchrift Sickingen's aber nennt Donnerſtag den 7. d. M.



Johann Oekolampadius.

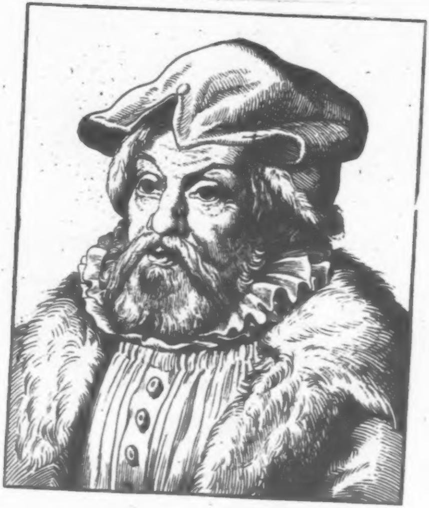
Geb. d. 15. Jan. 1482, geſt. d. 23. Nov. 1531.

Einer der berühmten Theologen, die am großen Werke der Reformation eifrig arbeiteten und ihren Bau förderten. Des Vaters Name war Hausſchein, der Geburtsort Weinsberg. Die Familie ſtammte aus der Schweiz, doch iſt der Stand oder das Geſchäft des Vaters dieſes Mannes nicht bekannt geworden. Der Knabe Johann wurde für den Kaufmannſtand beſtimmt, indeß zeigte er ſo entſchiedene Anlagen für ein höheres wiſſenſchaftliches Studium, daß man ihn, zumal er der einzige Sohn war, gern die mit Vorliebe erwählte Bahn wandeln ließ. Er wurde zu ſeiner Ausbildung auf die Schule des nahen Heilbronn geſchickt, und begann dann ſeine weiteren Studien zu Heidelberg, wo er ſchon im 14. Jahre das Baccalaureat erwarb. Wieder aber wurde eine falſche Richtung eingeſchlagen: der junge Studioſus widmete ſich, nach des Vaters Wunſche, der Rechtswiſſenſchaft, und begab ſich nach Bologna, wo jedoch Klima und ſonſtige Hemmniſſe ihm entgegen traten, ſo daß er bald wieder nach der Heimath zurückkam, und nun mit Eifer ſich auf die Wiſſenſchaft der Theologie warf. Es glückte ihm, eine Prinzeninſtructorſtelle zu erhalten, und er benutzte die ihm auf der Hochſchule Tübingen und ſpäter in Stuttgart bei Reuchlin vergönnte Muſſe, gründlich griechiſch zu lernen; nebenbei nahm er bei einem Spanier im hebräiſchen Unterricht. In dieſer Zeit knüpfte Oekolampadius ein Freundſchaftsband mit Wolfgang Kapito, der in Bruchſal Prediger war, und wurde darauf eine Zeitlang Prediger in ſeinem durch die Weibertreue ſo berühmt gewordenen Heimathſtädtchen. Oekolampadius war auch theologiſch-dramatiſcher Dichter; er arbeitete geiſtliche Tragödien aus, jedenfalls Nachhalle der beliebten Spiele alter Zeit, um welche aber, wie es ſcheint, die deutſche dramatiſche Literatur gekommen iſt. Im Jahre 1515 verließ Oekolampadius ſein Weinsberger Pfarramt und begab ſich nach Baſel, wo er durch Kapito's Empfehlung Prediger an der Hauptkirche wurde, und mit Erasmus Freundſchaft ſchloß, dem er bei deſſen Herausgabe des neuen Teſtamentes Hülfe leiſtete. Im folgenden Jahre erhielt Oekolampadius einen Ruf als Prediger nach Augsburg, und gab ſich einem beſchaulichen Stillleben mit ununterbrochenen theologiſchen

Studien hin, welches ihm ſo ſehr zuſagte, daß er förmlich in das Brigittenkloſter Altenmünſter als Bruder eintrat, doch behielt er ſich den Wiederaustritt vor.

Jetzt, 1517, und ferner begannen Luther's Schriften in die Welt zu fliegen und nach allen Orten und Enden ihre zündenden Geiſtes- und Lichtſtrahlen zu werfen. Oekolampadius las aufmerkſam, prüfte lange, wandte ſich den ausgeſprochenen Anſichten Luther's zu, und verfiel alsbald, als Ketzer verſchrieen, der pfäffiſchen Verfolgung, die ſo weit gedieh, daß ihm nur heimliche Flucht aus dem Kloſter blieb, um der Einkerkerung zu entgehen. Mittlerweile hatte der unſterbliche deutſche Ritter Franz von Sickingen ſein Panier aufgeworfen, und ſeine Ebernburg zu einem Aſyl aller um des Glaubens willen verfolgten gemacht. Dorthin flüchtete Oekolampadius, wurde Sickingens Schloßprediger und lebte im Bunde mit gleichdenkenden Freunden und Genoſſen, wie Bucer, Caspar Aquila, Schwebelius und Ullrich von Hutten ſchöne Tage und Stunden, denn es war eine Sonnenaufgangzeit über das deutſche Land gekommen, und jene Männer ſangen ihr gottbegeiſtert die Morgenhora. Leider folgte ihr nur zu früh des edlen Sickingen Todesſtunde, und die Genoſſen zerſtreuten ſich hierhin und dorthin. Oekolampadius wandte ſich wieder nach Baſel, wurde dort Pfarrſubſtitut an St. Martin, und Profeſſor der Theologie, hatte aber gar manchen harten Strauß mit der Römlingpartei zu beſtehen, obſchon er ſich äußerſt gemäßigt zeigte, und kein Freund theologiſcher Gezänke war. Vom Rathe der Stadt beſchützt, wurde Oekolampadius Baſels Reformator, ſo wie ſpäter auch der Ulms, denn er taufte und predigte in deutſcher Sprache, reichte das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, verwarf die Meſſe, das Weihwaſſer, die zahlreichen Ceremonien der Prieſterweihe und predigte nach frei gewählten Texten aus den Evangelien. Die um dieſe Zeit auftauchende Lehre von der Wiedertaufe verwarf Oekolampadius unbedingt. In der Lehre vom Abendmahl pflichtete er der Auslegung Calvin's bei, und erfuhr deshalb manchen heftigen Angriff, ſelbſt von dem ſonſt ſo geiſtesklaren Wilibald Pirkheimer, ja ſelbſt mit Luther gerieth er darüber in Zwieſpalt, der in Schriften und Gegenſchriften ausgefochten wurde. Ein wichtiges Religionsgeſpräch über dieſe Angelegenheiten wurde am 21. Mai 1526 zu Baden gehalten, dem Oekolampadius beiwohnte; man kämpfte heftig gegen einander, aber der Sieg blieb, wie es bei entbrannten Meinungskämpfen gar nicht anders ſein kann, unentſchieden. Der heftigſte von Oekolampadius Gegnern war auch der Gegner Luther's, von der leipziger Disputation her wohl bekannt, der Eiferer Dr. Johann Eck aus Ingolſtadt.

Im Jahre 1526 (nicht 1527) verheirathete ſich Oekolampadius, der frühere Ordensmann und Kloſterbruder, mit Wiprandis Keller (Cellarius) geborene Roſenblatt, und folgte ſomit Luther's wichtigem Beiſpiel, noch in ſpäteren Lebensjahren den Eheſtand zu wählen, um eine der ſtrengſten Papſtſatzungen umſtoßen und beſeitigen zu helfen. Sie gebar ihm einen Sohn und zwei Töchter. — Der Streit über die Lehre vom Abendmahl und die Bedeutung der Formel der Einſetzungsworte in den beiden evangeliſchen Kirchengemeinſchaften, der lutheriſchen und der calviniſtiſchen, wurde ſelbſt auf dem Religionsgeſpräch zu Marburg, 1529, dem Luther wie Oekolampadius in Perſon beiwohnten, nicht verglichen und aufgehoben. Oekolampadius führte ſpäter, im Jahre 1531, noch in Ulm die Reformation auf den Grund der ſchweizeriſchen Kirchenordnung ein, nicht minder in einigen anderen Städten Schwabens, und kehrte darauf nach Baſel zurück, wo bald darauf Zwingli's Tod bei Kappel ihn auf das tiefſte erſchütterte. Man berief ihn, den warmen Freund des dahingeſchiedenen, als deſſen Nachfolger nach Zürich, aber Oekolampadius lehnte den Ruf ab, wollte aushalten bei ſeiner Basler Gemeinde. Im November deſſelben Jahres erkrankte er, ſegnete am 23. November ſeine Kinder und ſtarb gottergeben, wie er gelebt hatte, 49 Jahre alt. Er wurde mit einem höchſt ehrenvollen Leichenbegängniß im Kreuzgange der Hauptkirche begraben.



Gregor von Brück.

Geb. 1483, geſt. d. 15. Febr. 1557.

Eine ſtillwirkende Kraft im Reformationswerk, bedeutend durch Gelehrſamkeit, geehrt durch hohes Vertrauen, als Diener ein Muſter von Treue, als Staatsmann voll Würde, von Luther innig geſchätzt und ihm und ſeinem Werke mit voller Liebe zugethan; ganz wie die Alten unter ſein Bild ſchrieben: «Nicht vom Beruf aus Theolog, ſondern durch ſeine Verdienſte.»

Gregor Heinſe oder Heinz, dieß war der Vatername, wurde im Städtchen Brück bei Wittenberg geboren. Sein Vater, der im Rathe des Städtleins ſaß, hatte der Söhne drei, und beſtimmte den älteſten derſelben für das Studium der Gottesgelahrtheit, den zweiten für die Rechtswiſſenſchaft und den dritten für die Arzneikunde, und dieſer Vorſatz bewog ihn, den Heimathort zu verlaſſen und mit den Söhnen ſelbſt nach Wittenberg zu ziehen, zumal ihn verlangte, noch ein Zuhörer Luther's zu werden. Der Tod raubte dem braven Manne den älteſten und jüngſten der Söhne, und es blieb nur der mittelſte, Gregor, der Juriſt, übrig. Dieſer begann ſeine Studien in Frankfurt a. O., kam dann 1509 nach Wittenberg, hörte Henning von Gorden und Schurf, promovirte und wurde wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe 1520 Kanzler Kurfürſt Friedrich III., des Weiſen, zu Sachſen, dem er ein treuer Diener blieb, nächſtdem daß er ſich neben ſeiner juriſtiſchen Wiſſenſchaft auch von der theologiſchen ſo viel aneignete, daß er klar ſah in der Sache Luther's und ſeiner Freunde, und den kirchlichen wie den rechtlichen Standpunkt der Verhältniſſe mit dem Blick des Staatsmannes überſchaute. Als Gelehrter nahm Brück die Benennung ſeines heimathlichen Städtchens an und gab den Vaternamen auf, aber auch das genügte noch nicht; er nannte ſich lateiniſch — Pontanus. Im Jahre 1520, alſo bald nach ſeiner Ernennung zum Kanzler, begleitete Brück ſeinen Fürſten und Herrn nach Cöln und war Zeuge einer Unterredung Friedrich des Weiſen mit dem gelehrten Erasmus über die Angelegenheiten der neuen kirchlichen Bewegung. Im darauf folgenden Jahre war er unter den Abgeordneten mit in Worms. Brück war es, der ſeinen Einfluß auf den Kurfürſten zu dieſer Zeit zum Schutze Luther's geltend machte.

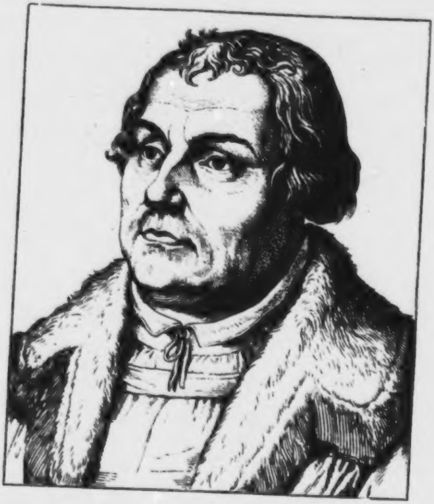
Das Ableben Kurfürſt Friedrich des Weiſen änderte nichts in der Stellung Brück's zu ſeinem Fürſtenhofe; der Erbe und Nachfolger in der Kur beſtätigte den höchſt brauchbaren Mann willig in ſeinem Amte und erhob ihn zum Rath und erſten Beiſitzer des Hofgerichts zu Wittenberg.

Eine welthiſtoriſche Stellung gleichſam gewann Kanzler Brück am Reichstag zu Augsburg 1530. Er war es, der am 25. Juni d. J. die unter dem Namen der augsburgiſchen Confeſſion bekannte Bekenntnißſchrift der proteſtantiſch geſinnten Reichsſtände, neben ſeinem Collegen Kanzler Baier, der hohen Reichsverſammlung vorlas, und das ſo laut und vernehmlich, daß auch die unten im Hofe der Biſchofreſidenz und vor den Thüren ſich drängende Volksmenge jedes Wort verſtand, und das in Händen haltende lateiniſche Exemplar dem Kaiſer zu überreichen gewürdigt ward; er wurde mit in den engern Ausſchuß gewählt, der eine Einigung in der ſtreitigen Glaubensſache anbahnen ſollte, und ebenſo war es Gregor Brück, der in dieſen bedeutungsvollen Tagen einigemale in kräftiger Rede vor dem Kaiſer und den verſammelten Reichsſtänden beider Glaubensparteien ſprach und die proteſtantiſche Lehre mit Klarheit und Wärme vertheidigte. Selbſt Eck bewunderte Brück's Beredſamkeit und man nannte ihn «den Mund der proteſtirenden Stände.» Es unterſtützte ihn eine wohllautende männliche Stimme und glanzvolle Mächtigkeit der Gedanken, wie des Ausdrucks. Brück übergab auch die Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion und proteſtirte gegen den die Anhänger der Lehre Luther's bedrückenden Reichstagsbeſchluß.

Neben der gründlichſten Kenntniß des Rechts, wie auch der bibliſchen Schriften war Brück in den alten Claſſikern wohlbeleſen; viele Zeitgenoſſen waren ſeines Lobes voll, auch Luther, der ihn als trefflichen Juriſten pries, aber auch, daß Brück Gottes Wort hoch achte, fleißig darin leſe und forſche, «um der Lehre gewiß zu ſein.»

Ausgebreitet waren Brück's gelehrte und ſtaatsmänniſche Verbindungen im Kreiſe der Reformatoren, der Fürſten und hochſtehender Zeitgenoſſen, und ob ihn auch das Alter beſchlich und die Sehkraft merklich abnahm, ſo diente er doch noch eine Zeitlang dem dritten Herrn, dem Kurfürſten Johann Friedrich dem Großmüthigen, bis die Schlacht bei Mühlberg dieſen in Bande ſchlug und Brück's Hofdienſt endigte. Dennoch wollte der rüſtige, obſchon halbblinde Mann nicht müſſig ſein; er nahm bei dem vorzüglich auf ſeine Anregung neu begründeten academiſchen Gymnaſium zu Jena 1548 eine Profeſſur der Rechte an, behielt den Titel eines emeritirten Kanzlers bei und ſtarb in demſelben Jahre, in welchem das genannte Gymnaſium zur Hochſchule erhoben wurde.

Es wird nicht ungeeignet ſein, anzuführen, daß ein in den von R. Z. Becker herausgegebenen «Bildniſſen der Urheber und Beförderer der Kirchenreformation, Gotha 1817, Fol.» befindliches Bild in Holzſchnitt: Gregorius von Brück unterſchrieben, mit Lucas Cranach's Zeichen und der Jahrzahl 1549 nicht Gregor, ſondern deſſen Sohn Chriſtian darſtellt, welcher Kanzler des Herzog Johann Friedrich II. war und, in die Grumbach'ſchen Händel mit verwickelt, zu Gotha lebendig geviertheilt wurde. Für einen 66jährigen Mann erſcheint jenes Cranachbild viel zu jung, nächſtdem, daß authentiſche Bildniſſe Gregor's vorhanden ſind.



Martin Luther.

Geb. d. 10. Nov. 1483, geſt. d. 18. Febr. 1546.

Deutſchlands größter Sohn und Stern, der bedeutendſte Mann ſeiner und der nach ihm gekommenen Zeit, voll Muth, Eifer, Fleiß, Treue, Beharrlichkeit, Ausdauer; voll Kraft und Friſche, nicht ganz mängellos, aber hochherzig, wahrhaft geiſtesgroß und doch beſcheiden — ſo lebt Luther in der Erinnerung ſeiner Nation, hauptſächlich in der der Bekenner ſeiner Lehre, ſo wird ſein Andenken ewig geſegnet dauern. Martin Luther's thatenreiches Leben erſchöpfen Bände nicht, wie vermöchten wenige Spalten mehr, als nur den leiſeſten Umriß ſeines erhabenen Heldenbildes zu geſtatten! —

Luther's Aeltern wohnten in dem damals kurſächſiſchen, jetzt herzoglich S. Meiningenſchen Dorfe Möra, 2 Stunden von Eiſenach. Der Vater, Hans Luther, war Bergmann, fand aber in dem nicht ſehr ergiebigen Bau auf Kupfer in jener Gegend nicht genügendes Auskommen, und zog mit ſeiner Frau Margaretha, geborene Lindemann, in das Mansfeld'ſche. Im Mutterſchooſe entrug ſie den Sohn ſeiner urſprünglichen Heimath, und die Mansfeld'ſche Stadt Eisleben wurde Martin's Geburtsort. Der verſtändige und thatkräftige Vater arbeitete ſich empor und brachte es zu einiger Wohlhabenheit, ja bis zum Bürgermeiſteramte in Mansfeld; der Sohn ward ſtreng geſchult, und in den Jahren, wo noch Mangel die Aeltern drückte, war ſeine Schul- und Jugendzeit nicht golden. Die Schule zu Mansfeld war nicht beſſer, als die Schulen alle vor der Reformation, Stock- und Ruthenſtreiche in Fülle, Lehre wenig, und der Unterhalt armer Schüler ward durch Currendeſingen und Partekengehen erworben.

Im 14. Lebensjahre verließ Luther die Schule zu Mansfeld. Der Vater wollte im Sohn einſt einen Gelehrten, wo möglich einen Rechtsgelehrten erblicken, und Martin wanderte gen Magdeburg, auf der dortigen höheren Stifts- oder Franciskaner-Schule ſich weiter auszubilden. Er war durch übergroße Strenge der Aeltern und Lehrer verſchüchtert, verdüſtert, und hielt wohl kaum 1 Jahr aus in der finſtern Kloſterſchule, wandte ſich vielmehr nach Eiſenach, wo ihm, wie in der Nähe, Verwandte lebten, und die mit den Kirchen verbundenen lateiniſchen Schulen gut waren; doch auch dort litt Luther alle Noth eines armen Schülers, die er ſtandhaft, fromm und ergeben trug. Frau Urſula Cotta nahm ſich ſeiner hülfreich und unterſtützend an; ihre Barmherzigkeit rettete Deutſchland ſeinen Reformator. Im Hauſe ſeiner Wohlthäterin legte Luther neben ſeinen Studien auch den Grund zu ſeiner muſikaliſchen Ausbildung. Auch außerdem boten Eiſenach und deſſen großartige Umgebungen unvergängliche Eindrücke. Mit dem Jahre 1501 verließ Luther dieſe ſeine «liebe Stadt» und wandte ſich, höheres Studium zu beginnen, nach der nahen Hochſchule Erfurt.

Dort trat Luther, nun ein Jüngling von 18 Jahren, mit hoffnungreichem Gemüth in das academiſche Leben ein; der Vater konnte ihn jetzt beſſer, wie vorher als Schüler, unterſtützen, und Luther gab ſich den ſcholaſtiſch-ariſtoteliſchen nicht minder, wie den humaniſtiſchen Studien mit allem ernſten Fleiße hin; aber auch die religiöſen zogen ſein Gemüth an, dem Jugendluſt und Weltfreude meiſt fremd geblieben waren, wiewohl er ein Herz voll Liebe zu Gott und Menſchen und ein für Freundſchaft reich empfängliches Gemüth beſaß. Das kirchliche Leben in der volkreichen Tochterſtadt des goldenen Mainz öffnete und ſchärfte Luther's Blick ſchon jetzt für vieles, was er anders fand, als es ſein ſollte. Im Jahre 1505 wurde er Magiſter, trat aus dem Studentenkreiſe nun ſchon in den Kreis der tüchtigen Lehrer ein, ohne darum aufzuhören, weiter zu ſtudiren; alles Studium aber hatte kirchlichen Zuſchnitt, die Kirche beherrſchte die Hochſchulen jener Zeit faſt unbedingt, daher Luther's frühes Hinneigen zu ihr, eine Frucht ſeines Frommſinns und ſeiner Gläubigkeit. Das Studium des geiſtlichen Rechts, welches Luther begann, half ihm auch, ſich der Theologie zu nähern; er fand auf der Bibliothek eine lateiniſche Bibel, die damals ſelbſt den meiſten Gelehrten unbekannt war; ihr reicher Inhalt reizte noch mehr, und zwei heftige Gewitter, in welche Luther nach einander auf freiem Felde gerieth, drängten ihn zum feſten Entſchluß hin — Mönch zu werden. Das erſte ſtreckte einen Freund an ſeiner Seite tod nieder, das zweite bedrohte ihm ſelbſt abermals das eigene Leben. Er glaubte den Ruf des Herrn aus Flammen und Donner zu hören, und gelobte ſich dem Kloſter.

Das Auguſtinerkloſter zu Erfurt nahm Luther auf, und dieſer begann nun ſein Mönchsleben voll Demuth, voll Entſagung und Selbſtverläugnung, ja Selbſtpeinigung, voll aſketiſcher Strenge gegen ſich ſelbſt, ringend nach Erleuchtung, oft von Zweifelqualen gepeinigt; es folgte nach dem martervollen Probejahr die Ablegung des Mönchsgelübdes, dieſem die Prieſterweihe, durch die der Vater, welcher zürnte, daß Luther gegen ſeinen Willen den Mönchsſtand erwählt, verſöhnt wurde.

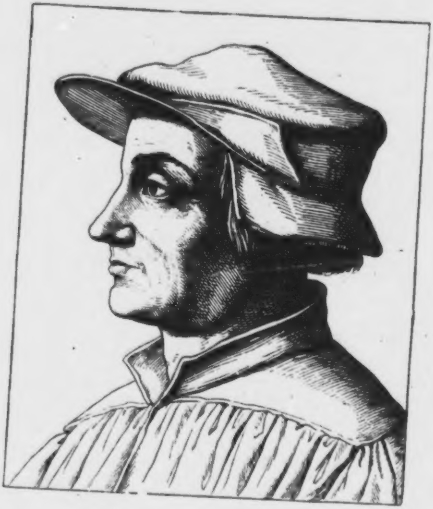
Von 1505 bis 1508 blieb Luther Mönch, da berief ihn, durch den Ordensprovincial Staupitz, Kurfürſt Friedrich der Weiſe zu Sachſen an die neue Hochſchule Wittenberg und dadurch auf die große Bahn ſeiner Zukunft, die voll Dornen war wie voll Roſen, voll Mühe wie voll Freudigkeit und voll Gottesſegen. Als Bakkalaureus der Theologie begann Luther ſeine Vorleſungen in dem ihm gegen Erfurt unſchön genug erſcheinenden Wittenberg, ohne aus dem Ordensverbande zu treten; der Profeſſor, welcher die heilige Schrift auszulegen begann und über Ariſtoteles las, war und blieb Auguſtinermönch, predigte auch noch voll Eifers und mit vielem Beifall. Da ward ihm 1510 die Miſſion zu Theil, gen Rom zu reiſen, die ſeinem noch von mancherlei Zweifeln getrübten Gemüth hoch willkommen war. Er ging und ſah, ſtaunte und zürnte; der kindlich fromme Sinn ward enttäuſcht, der Nimbus der Ferne, ſo hell und ſchön über der ewigen Stadt und St. Petri heiligem Stuhle, wie ſchwand er hinweg vor dem prüfenden Blick des ſittenreinen jungen Mönchs, da dieſer nun «Roms Wunder» ſah, und weit mehr ſah, als ihm gut ſchien! —

Im Jahre 1512 erwarb Luther in Wittenberg die theologiſche Doctorwürde, lehrte und predigte fernerhin, ein treuer Diener ſeiner Kirche wie ſeines Amtes, und begann in den ſpäteren Jahren, immer noch als «Bruder Martinus bei den Auguſtinern», welche eine eigene Druckerei beſaßen, die literariſche Wirkſamkeit durch den Druck einzelner Predigten. Die Reuchliniſtenfehde bewegte damals die gelehrte Welt; das Bewußtſein der deutſchen Nation gegen den päpſtlichen Druck und Trug erwachte, die ſcholaſtiſche Theologie fand geiſtreiche Gegner in Menge und alle die mächtige Bewegung der Zeit und die Stimmen, die nach Licht, Wahrheit und geiſtiger Freiheit riefen und rangen, fanden ein Echo in Luther's deutſchem Herzen. Dazu der immer ſchamloſer getriebene Ablaßhandel, der im Lande Sachſen durch Tetzel auf die Spitze getrieben wurde! —

Lange rang Luther mit ſich ſelbſt; nicht ohne eifriges Studium, nicht unvorbereitet that er endlich den großen Schritt voll weltgeſchichtlicher Bedeutung, als er ſeine 95 Sätze gegen den Ablaß am 31. Oct. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug; aber er that ihn voll Mannesmuth, voll Gotteskraft, und es begannen ſeine neuen Kämpfe, ſeine herrlichen Siege. That gebar ſich aus That; die Heldenlaufbahn des muthigen Ringers war begonnen, er mußte ſie vollenden, und wie er ſie vollendet, davon geben Worte und Werke unvergängliche Zeugniſſe. In Augsburg vor Cajetan, in Altenburg vor Miltitz vertheidigte ſich Luther männlich, trotzte dem Bann des Papſtes in Wittenberg und ſchleuderte die Bulle in das flammende Feuer. So auch zog er unerſchrockenen Muthes gen Worms, während ſein Ruhm ſchon Deutſchland durchflog, und ſtand 1521 wie ein unerſchütterlicher Fels vor dem Kaiſer und der Reichsverſammlung. — «Gott helfe mir, ich kann nicht anders, Amen!» mit dieſen Worten beſiegelte Luther ſein Bekenntniß, und Gott half ihm. Schirmend wachte über ihn, ohne perſönlich in den Glaubensſtreit ſich einzumiſchen, das Auge ſeines zwar frommen, aber hellblickenden Fürſten, und dieſer ließ ihn, dem die Acht auf dem Fuße folgte, auf der Heimreiſe, da Luther in Möra die Verwandten von Eiſenach aus beſucht hatte, heimlich aufheben und auf Schloß Wartburg in Sicherheit bringen, das ihm 10 Monden lang gar ein heimlichtrauliches Aſyl war, wo er in Rittertracht einherging und doch gelehrt und geiſtlich lebte, wo er das unſterbliche Werk der Bibelüberſetzung begann und förderte, bis der Bilderſturm in Wittenberg ihn bewog, die eigene Sicherheit in die Schanze zu ſchlagen und auf den Kampfplatz zu eilen, auf den er berufen war von der innern Stimme durch den Wink der ewigen Wahrheit.

Das umfaſſende Werk der Kirchenverbeſſerung, deſſen Werkmeiſter Luther war, nahm nun zunächſt in Sachſen den gedeihlichſten Fortgang, breitete ſich weiter und weiter aus, doch war es ſchwer und mühſam, war eine langſam reifende, oft bedrohte Frucht. Dieſes Werk iſt als ein reicher Schatz der geſammten chriſtlichen Kirche zu gute gekommen, auch der katholiſchen, deren einſichtvolle und kenntnißreiche Bekenner dieß eingeſtehen. Dem Wohl der Kirche galt Luther's Wirken, nicht ſpalten wollte er, nicht Parteiführer ſein, nicht die Kirche verwirren, nur Mißbräuche abſchaffen, Menſchenſatzung verbannen, Gottes Satzung beſtehen laſſen. Er konnte nun nicht mehr anders, als das Mönchskleid ablegen; er verheirathete ſich, weil er im Eheſtande ein gottgebotenes Geſetz erfüllte, und ſein eheliches Leben war ein Muſter von Sitte, Keuſchheit und Treue.

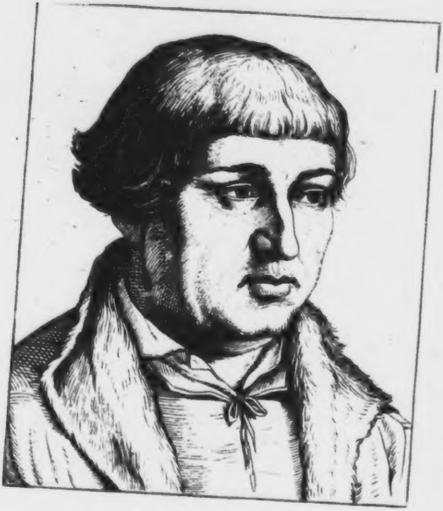
Luther's zahlreiche Schriften gingen von Hand zu Hand, zündeten aller Orten und Enden, ſein Fleiß, ſeine Thätigkeit grenzten an das unglaubliche; die Fülle ſeiner Werke giebt von dieſem Fleiße Kunde. Als Dichter ſtand er da, wie ein Prophet, gottbegeiſtert; an Mächtigkeit über die Sprache übertraf ihn keiner, er ſchuf Deutſchland eine geläuterte Proſa. So waltete und wirkte Luther, bis die Zeit kam, da er müde wurde von der mühſamen raſtloſen Arbeit, müde — aber nicht ſchwach; gottgetroſt konnte er auf ſein vollbrachtes Leben blicken, als ſein Scheiden an dem Orte erfolgte, an dem er geboren ward, von dem er ausgegangen, wie er leiſe geahnet, vielleicht gehofft hatte. Die Leiche wurde unter den lauteſten Wehklagen der ganzen Bevölkerung nach Wittenberg gebracht und in derſelben Schloßkirche beigeſetzt, an deren Pforte er den großen Glaubenskampf begonnen hatte.



Huldrich Zwingli.

Geb. d. 1. Jan. 1484, geſt. d. 11. Oct. 1531.

Der dritte im reformatoriſchen Ruhmesbunde! Luther, Calvin und Zwingli, das große Dreigeſtirn des ſechzehnten Jahrhunderts in ſeiner geiſtigen kirchenverbeſſernden Bewegung. Geboren in der Grafſchaft Toggenburg zu Wildenhauſen, wo ſein Vater als Amtmann mit zahlreicher Familie lebte, war Zwingli unter 8 Brüdern der dritte, genoß den zu höhern Studien vorbereitenden Schulunterricht zu Bern und wandte ſich dann, um Philoſophie und Theologie zu ſtudiren, nach Wien und Baſel. Er wurde in Baſel Rector zu St. Martin und erwarb 1506 die Magiſterwürde; im Jahr 1506 nahm er einen Ruf als Prediger zu Glarus an. Eine Reihe von Jahren verwaltete er dieſes Amt mit aller Treue; es gab ihm Muße zur Forſchung, welche ihn durch eifriges ſelbſtſtändiges Studium der Bibel die Gebrechen der Kirche gewahr nehmen ließ. Als in den Jahren 1512 bis 1515 die Schweizerkantone vom Papſt gegen Frankreich zum Kriege aufgeboten wurden, zog Zwingli mit der Mannſchaft von Glarus als Feldprediger, und empfing dafür zwei Jahre lang vom Papſt ein Gratiale von 50 fl. Nach Beendigung des Krieges erhielt er eine Berufung zum Prediger in Maria Einſiedeln, dem berühmten Wallfahrtsort, und gerade an dieſer Stelle, wo Reliquienkram, blinder Glaube, Wallfahrtung die höchſten Triumphe feierten, erweckte Gott Zwingli's Geiſt, ſich dieſem Unweſen entgegenzuſetzen, Anfangs nicht ſtürmiſch, ſondern mit kluger Vorſicht, bis der Ablaßkrämer B. Samſon in der Schweiz denſelben Unfug zu treiben begann, wie Tetzel 1516 und 1517 in Sachſen. Zwingli's Ruf ſtieg und man berief ihn als Prediger am Dom nach Zürich. Dort begann er ſeine neue Amtsthätigkeit an ſeinem 35ſten Geburtstag, am 1. Januar 1519, mit einer Predigt, voll reformatoriſchen Geiſtes, und da dieſer erſten viele andere gleichen Inhaltes folgten, ſo konnte es nicht fehlen, daß er eine Pfaffenpartei aus den eignen Collegen, den Domherren am Züricher Münſter gegen ſich in die Schranken rief, die ihn beim hohen Rathe verklagten und 21 ketzeriſche Sätze, die er gelehrt habe, gegen ihn aufbrachten. Allein dieſe Klage hatte nur die Folge, daß der Magiſtrat gebot, das Evangelium ſolle hinfort in der geläuterten Weiſe, wie Zwingli es lehrte, im ganzen Canton Zürich gelehrt werden, der Ablaßprediger Samſon ſolle ſammt ſeinem Reliquienkram den Canton meiden und Zwingli unangefochten das Wort Gottes fernerhin lauter und rein predigen. So ward dem Reformator Zürichs ein Sieg faſt ohne Kampf zu Theil; er errichtete auch ein Gymnaſium zu Zürich, deſſen Rektor er ſpäter wurde, empfahl ſeinen Anhängern die Schriften Luther's, und ſtimmte nur darin nicht ganz mit Luther überein, daß dieſer, nach ſeiner Anſicht, noch viel zu viel vom alten Kirchenweſen beizubehalten trachte, ſo wie Zwingli Werth und Gewicht darauf legte, bereits ein Jahr früher als Luther, ſchon 1516, den Ablaßkram öffentlich bekämpft zu haben. Je mehr Klagen die römiſche Kirche gegen Zwingli erhob, um ſo kräftiger ſchützte ihn der Magiſtrat; vergebens verſchrieen ihn die Dominikaner als Ketzer, weil er gegen die Faſten gepredigt, und ſiegreich vertheidigte Zwingli im Jahre 1523 in einem zahlreich beſuchten Religionsgeſpräche die von ihm aufgeſtellten 67 Glaubensartikel, in denen er alle veralteten und überflüſſigen Satzungen der römiſchen Kirche verwarf, die nicht den Kern der Chriſtuslehre bildeten, ſondern eine Schaale aus Menſchenſatzungen und Pfaffenerfindungen. Vergebens ſuchte nun Rom den Reformator mit Verheißungen zu locken; bei einem zweiten Religionsgeſpräch 1525 verwarf er öffentlich den Bilderdienſt und die altkatholiſche Form der Meſſe, und bewirkte die Abſchaffung beider, wie die Aufhebung der Klöſter im nächſtfolgenden Jahre. Am 13. April 1525 hielt Zwingli zum erſten male das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, aber leider begann auch in demſelben Jahre der unſelige Abendmahlſtreit mit und gegen Luther, der in ſeiner Heftigkeit die ſymboliſche Deutung, welche Zwingli dem Brot und Wein als Leib und Blut Chriſti im Abendmahl gab, unbedingt verwarf und dadurch die trübe Spaltung zwiſchen Lutheranern und Zwinglianern, ſpäter Proteſtanten und Reformirten hervorrief. Vergebens ſuchte Landgraf Philipp von Heſſen die ſtreitenden Parteien durch das Religionsgeſpräch zu Marburg 1529, dem Luther wie Zwingli in Perſon beiwohnten, völlig zu einigen. Man begegnete ſich gegenſeitig mit Achtung und Liebe, aber man einigte leider nur ſich darüber, über den Hauptpunkt uneinig zu bleiben. Wäre der wahrhaft fromme, geiſtesklare und ſanfte Zwingli länger am Leben geblieben, ſo wäre ihm vielleicht doch noch das Werk der Einigung gelungen, allein er opferte ſich, indem er, da Zürich mit den umliegenden katholiſch gebliebenen Cantonen Krieg führen mußte, als Bannerträger des Cantons dem Heere muthig voran ſchritt. Die Schlacht von Koppel entbrannte, die Züricher wurden geſchlagen, ihr Reformator fiel. Die ſiegreichen Feinde wütheten gegen ſeinen Leichnam, viertheilten und verbrannten ihn. Seinen Nachruhm konnten ſie nicht von der Erde vertilgen, rein und fleckenlos blühte dieſer aus der Aſche des Getödteten empor.



Johann Bugenhagen.

Geb. d. 24. Juni 1485, geſt. d. 20 April 1558.

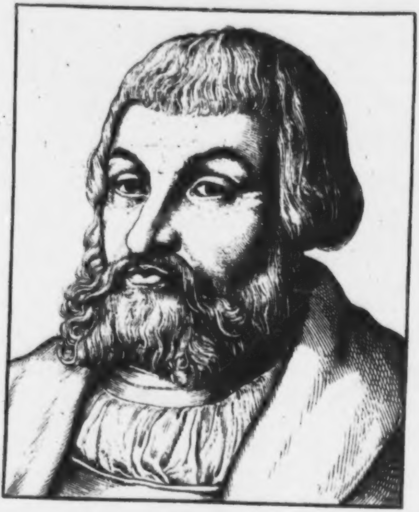
Neben Melanchton und Juſtus Jonas Luther's treueſter Genoſſe und Mitgehülfe am großen Werke der Reformation. Bugenhagen wurde zu Wollin in Pommern geboren, von welchem Lande er ſich in reiferen Jahren Pomeranus ſchrieb und von den Zeitgenoſſen häufig auch Pommer genannt wurde. Von ſeinem Jugendleben iſt wenig bekannt geworden; er ſtudirte zu Greifswald und erhielt ſpäter zu Treptow ein Lehramt, wurde dort Rector der Schule und zugleich Pfarrer. Ein fürſtlicher Auftrag wurde Anlaß, daß er ſich eine Zeitlang mit archivaliſchen Studien beſchäftigte und die geſchichtliche Quellenkunde ſeines Vaterlandes erforſchte, die ihm zur Abfaſſung einer Pommerſchen Chronik diente. Luther's Lehre und Luther's Geiſt drangen jetzt zu den Oſtſeeküſten, und Bugenhagen wurde von ihnen erfüllt und ergriffen. Es war ihm aber für jetzt nicht beſchieden, der Reformator Treptows und Stettins zu werden, vielmehr ſah er ſich von der biſchöflichen Macht zu Samland alſo angefeindet, daß er ſeine Stellen aufgab, und ſich nach Wittenberg wandte.

Im Jahre 1521 eingetreten in den Wittenberger Theologenkreis, ein Mann voll guter Begabung, wiſſenſchaftlicher Bildung, voll Wärme des Gemüthes, ſah Bugenhagen ſich liebevoll aufgenommen, und fühlte ſich bald in dieſem Kreiſe heimiſch. Er erhielt eine Profeſſur der Theologie, wurde Doctor dieſer Wiſſenſchaft, bekämpfte eifrig mit Luther die Lehren des Wittenberger Archidiaconus Carlſtadt (Andreas Bodenſtein) und wurde endlich an deſſen Stelle Paſtor, ja bald darauf General-Superintendent. Als ſolcher erwarb ſich Bugenhagen die größten Verdienſte um die Verbeſſerung des Kirchenweſens im Kurſtaate Sachſen und einen ſo ehrenvollen Namen im Ausland, daß von vielen Seiten her Rufe an ihn ergingen, auswärts das Läuterungsamt vorzunehmen. Der Kurfürſt geſtattete ihm, dieſen Rufen Folge zu leiſten, und der mit Bugenhagen eng befreundete Luther, mit dem er ſelbſt äußere Aehnlichkeit der Phyſiognomie und des Körperbaues theilte, verſah während der Jahre von Bugenhagen's Abweſenheit deſſen geiſtliches Amt in Wittenberg. Einem großen Theile des deutſchen Norden und ſcandinaviſchen Süden wurde Bugenhagen Reformator.

Seine Wirkſamkeit abwechſelnd in dieſen Ländergebieten und in Sachſen umfaßte die Jahre 1528 bis 1542, und war von den nachhaltigſtwichtigen Erfolgen. Im Jahre 1528 reformirte Bugenhagen in Braunſchweig und Hamburg, 1529 und 1530 in Holſtein und Schleswig, wie in Lübeck. Er war bei der zweiten Kirchenviſitation in Sachſen 1533 thätig, hatte auch Antheil gehabt am erſten Entwurf der Augsburgiſchen Confeſſion, und half die ſächſiſch-lutheriſche Kirche mit mehreren Städten des Reichs vereinigen, die ſich vorher mehr dem reformirten Bekenntniß zugeneigt hatten.

Der Sanftmuth von Bugenhagen's Charakter war es zuzuſchreiben, daß ihm ſo viel unbegrenztes Vertrauen allſeits entgegenkam, daß er nach ſo vielen Orten und Ländern hin berufen wurde, den evangeliſchen Gottesdienſt einzuführen und einzurichten. Für Bremen, Hamburg und Lübeck arbeitete Bugenhagen Kirchenordnungen aus; er öffnete die Klöſter und begründete Schulen, und hatte die Genugthuung, daß ihm vergönnt ward, endlich im eigenen Vaterlande, daraus ihn früher die pfäffiſche Unduldſamkeit vertrieben hatte, von 1534 an reformiren zu dürfen. Aus Pommern wurde er 1537 vom König Chriſtian III. nach Dänemark berufen, wo er den König in Kopenhagen feierlich krönte und die däniſche und norwegiſche Kirche reformirte. Während einer fünfjährigen Anweſenheit im däniſchen Reiche arbeitete Bugenhagen Kirchenordnungen für Dänemark, Norwegen und Schleswig-Holſtein aus, ſetzte ſieben evangeliſche Biſchöfe ein und mehrere tauſend Prediger; auch wurde er Anlaß, daß auf des Königs Befehl Luther's deutſche Bibel in die däniſche Sprache überſetzt wurde. Durch Bugenhagen's Antrieb erfolgte die Erneuerung der Univerſität Kopenhagen im Jahre 1539, und um dieſelbe um ſo mehr zu befeſtigen, nahm er auf ein halbes Jahr das Rektorat der erneuten Hochſchule an, und las über die theologiſche Wiſſenſchaft nach den geläuterten Lehrbegriffen der neuen Kirche.

Erſt im Jahre 1542 kehrte Bugenhagen nach erfolg- und ſegensreichem Wirken nach Wittenberg zurück, wurde aber bald genug nach Braunſchweig begehrt, um auch diejenigen Landestheile, welche bisher der dem Lutherthum feindlich geſinnte Herzog Heinrich der jüngere, der Gegner der Reformation, regiert hatte und der jetzt in die Gewalt der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen gefallen war, zu reformiren. Am Werke der Bibelüberſetzung durch Luther hatte Bugenhagen manchen wichtigen Antheil und war ſo erfüllt von der überwältigenden geiſtigen Macht dieſer großen That, daß er in ſeinem Hauſe alljährlich ein Bibelfeſt feierte, an dem er Gott für den Sieg und Segen dankte, der durch die Bibelüberſetzung für alle Folgezeit errungen war. Er ſelbſt übertrug die Bibel in die niederdeutſche Sprache, blieb Luther ein unerſchütterlich treuer Freund bis zu deſſen von ihm tief und ſchmerzlich beklagten Tode, hielt auch Luther in Wittenberg eine bewegte Leichenrede. Seine milde Sinnesart zog ihn auf die Seite Melanchton's bei Gelegenheit der Ausarbeitung des Leipziger Interim, und es traf ihn, wie jenen, Verkennung der Eiferer, die in keiner Weiſe in den Religionsſtreitigkeiten nachgeben wollten. Die ihm angetragene Biſchofswürde zu Schleswig, wie die zu Camin lehnte Bugenhagen ab, und endete ſein ruhmvoll thätiges, gottergebenes Leben an endlicher Entkräftung im 73. Jahre ſeines Alters, wobei Melanchton die Bitte zu Gott nicht unterdrücken konnte, daß ihm die Erreichung ſo hohen kraftlos hinfälligen Alters nicht beſchieden ſein möge. Er hinterließ einen Sohn, der ſich als academiſcher Lehrer und ſpäter als Geiſtlicher ehrenvollen Namen verdiente.



Caspar Aquila.

Geb. d. 7. Aug. 1499, geſt. d. 12. Nov. 1560.

Unter den bedeutenden Theologen, welche getreulich dem Pfade Luther's nachwandelten, und neben Amsdorf, Melanchton, Bugenhagen, Jonas, Spalatin, Cruciger und Myconius wirkten, behauptet auch Caspar Aquila als Reformator eine Ehrenſtelle, der nach einem thätigen und mannigfach bewegten Leben eine lange Zeit in Thüringen ſegensreich wirkte.

Caspar Aquila ward zu Augsburg geboren und entſtammte einem angeſehenen Geſchlechte; der Vater, Leonhard, war Stadtſyndicus und ſchrieb ſeinen Namen noch unverwälſcht: Adler. Der Sohn erhielt guten Schulunterricht, ſetzte dieſen in Ulm fort, wählte das theologiſche Studium und machte nach Vollendung der Vorbereitungsſtudien eine Reiſe nach den Hochſchulen Italiens. Er verweilte auf der Rückkehr in der Schweiz, wo er des Erasmus Bekanntſchaft machte, nach der ſich alle jungen Gelehrten förmlich drängten, doch war es vornehmlich Bern, welches den jungen Aquila feſſelte. Er predigte in dieſer Stadt und erhielt 1514 im 26. Jahre ſeines Alters eine Berufung zu einem Pfarramte in Bern, welches er zwar annahm, aber nicht lange bekleidet haben kann, da er ſich bald darauf nach Leipzig begab, um ſich noch mehr in den Wiſſenſchaften zu vervollkommnen. Auf dieſer Reiſe ritt Aquila durch Saalfeld, die Stadt ſeines letzten langjährigen Wirkens, ohne dieß zu ahnen, traf den Markt noch ungepflaſtert und den Chor der St. Johanniskirche noch nicht ausgebaut. Aber auch in Leipzig war Caspar Aquila's bleiben nicht lange; es war ſeiner jüngeren Lebensperiode eine raſtloſe Wanderſchaft vom Geſchick zugedacht, die ihm heilſam lehrte, Widerwärtigkeiten des Lebens mit Leichtigkeit zu ertragen und ſich nicht mit Zähigkeit an eine Scholle zu heften. Franz von Sickingen hatte 1515 ſein Banner erhoben, führte — damals noch mit Glück — ſeine Fehdezüge durch, und Caspar Aquila wurde Franzens rüſtiger Feldprediger, folgte mit zwei zu ſeinem Dienſt beſtellten reiſigen Knechten dem Heerlager und theilte Gefahren und Entbehrungen treulich mit dem Herrn und deſſen Heere. Als es indeſſen mit letzteren etwas gar zu bunt ſich geſtaltete, nahm Aquila eine kleine Pfarrſtelle zu Jenga oder Jengen bei Augsburg an und — verheirathete ſich. Das war von einem katholiſchen Pfarrer — proteſtantiſche gab es 1516 noch nicht — freilich ein ſehr gewagter Schritt, deſſen Folge Aquila bald genug zu tragen hatte, denn der Biſchof von Augsburg ließ ihn nach einiger Zeit gefänglich einziehen, auf einem Karren nach Dillingen führen und über ein Winterhalbjahr hindurch in harter Haft ohne die mindeſte warme Speiſe halten. Zwar gelang es, ihn loszubitten, und es ſoll dieß ſogar durch die eigene Schweſter Kaiſer Karl's V. geſchehen ſein, aber er mußte ſein Eigenthum und ſeine reiche Bücherſammlung einbüßen und durfte nichts mit von dannen nehmen, als Weib und Kind. Unterſtützt von wohlwollenden Augsburger Freunden wandte ſich Aquila jetzt nach Wittenberg, hörte Luther und deſſen academiſche

Freunde, und promovirte am 24. Januar 1521 zugleich mit 15 anderen Candidaten.

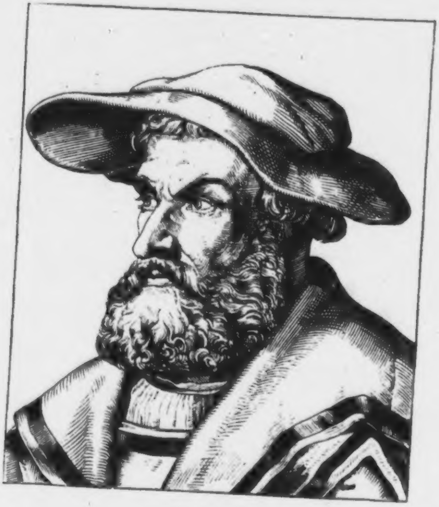
Nach der Hand findet ſich Caſpar Aquila abermals im Sicking'ſchen Schutz und Dienſt; er unterrichtete Franzens Söhne Swickard und Franz Conrad auf Burg Landſtuhl, half vielleicht ſpäter auch bei dem Druckereigeſchäft auf der Ebernburg und beſtand auf der letzteren das bekannte höchſt gefährliche Abenteuer, daß die Kriegsknechte ihm zumutheten, eine vom Feind in die Burg geſchoſſene Stuckkugel zu taufen, und bei ſeiner Weigerung ihn in einen großen Feuermörſer ſteckten und drohten, ihn über die Mauern hinaus zu ſchießen. Nur das verſagen des Pulvers auf dem Zündloch des Mörſers habe, ſo wird erzählt, ihn gerettet, und, wieder auf feſten Boden geſtellt, habe er muthvoll geſagt: «Und ich taufe die Kugel doch nicht!»

Nach Sickingens traurigem Ende zerſtreuten ſich die von dieſem ſo treu und liebevoll geſchirmten Geiſtlichen: Oecolampadius, Buzer, Schwabelius und Aquila, und der letzte fand 1523 zunächſt in Eiſenach ein Aſyl, wo er auf's neue zu lehren und zu predigen begann, aber auch dort nicht lange aushielt, ſondern ſich wiederum nach Wittenberg wandte. Dort leiſtete er Luther thatige Hülfe bei der Bibelüberſetzung, denn er war der heiligen Schrift in ſo hohem Grade kundig, daß Luther ſelbſt von ihm rühmte: «Wenn die Bibel verbrannt oder verloren würde, ſo wollt ich ſie bei Aquila wieder finden». Dadurch bildete ſich ein inniges Freundſchaftsverhältniß Aquila's mit Luther aus, und ſo wurde der erſtere auch des letzteren Hochzeitgaſt bei dem Ehrenmahle, das Luther mehrere Tage nach ſeiner Trauung einigen auserwählten Freunden gab.

Wenige Jahre darauf ſandte der Stadtrath zu Saalfeld etliche Rathsverwandte an Dr. Luther mit der Bitte, ihm einen guten Seelſorger — vielleicht Aquila — vorzuſchlagen und zu verſchaffen; gleichzeitig waren, und in gleicher Abſicht mit dem Verlangen nach demſelben Mann, auch Abgeordnete des Grafen Heinrich von Naſſau in Wittenberg angekommen, doch gewannen dieſen letzteren die Saalfelder den Vorrang ab. — Aquila fand Saalfeld noch von ganz katholiſchem Aeußern; da beſtand noch das reiche Benedictinerſtift, außerdem ein Franziskanerkloſter, ein Benedictiner-Nonnenkloſter und ſechs gangbare Kirchen und Kapellen, und alle möglichen abergläubiſchen Gebräuche eines uralt herkömmlichen, tief gewurzelten Volkslebens, zum großen Theil aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum mit herüber genommen. Da gab es der geiſtlichen Arbeit viele, und Aquila hatte anfangs als Prediger, dann bald darauf als Superintendent und Kircheninſpector vollauf zu thun. Das erſte, was er vornahm, war die Abfaſſung eines kleinen deutſchen Catechismus als Grundlage des chriſtlich-evangeliſchen Kinderunterrichts, dann entwarf er faßliche Predigten, die er von fähigen Schülern auswendig lernen und in der Kirche aufſagen ließ, was vielen Beifall fand, und ſo gelang ihm unter Gottes Beiſtand allmälig trotz aller Gegenbeſtrebungen der pfäffiſchen Partei die Reformation ſeiner großen Gemeinde wie der Umgegend, zumal der Stadtrath ihn ſchirmte und Luther mit ſeinem Rath ihn unterſtützte.

Als der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 ſich vorbereitete, zog es auch Aquila dorthin, zumal ſich mit dieſem und ſeinen wichtigen Angelegenheiten die günſtige Gelegenheit bot, die alte liebe Heimath einmal wieder zu ſehen; er verfaßte auch eine Ermahnung an die zu Augsburg verſammelten Biſchöfe und Geiſtlichen. Ein wichtiges Ereigniß war für ihn, daß auf der Reiſe nach Augsburg Luther ſelbſt nach Saalfeld kam und in der St. Johanniskirche dort predigte, von wo er noch bis Coburg reiſte, wo er bekanntlich blieb. Der begleitende Freundeskreis aber ſetzte ſeine Reiſe nach Süden fort. Aquila blieb Augen- und Ohrenzeuge der Verhandlungen des Reichstags, und Melanchton ſchrieb an Luther, daß Aquila, dem es in Augsburg gut ergangen und der auch vom Biſchof Stadion ſehr wohl aufgenommen worden ſei, ihm viel erzählen werde.

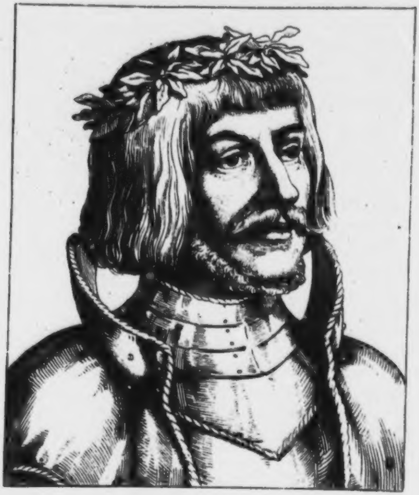
Nach der Rückkehr von Augsburg widmete ſich Aquila wieder mit allem Eifer ſeinem Amte, verfaßte eine Auslegung des 34. Pſalms und andere theologiſche Ausarbeitungen, begegnete kräftig den Anſprüchen und Eingriffen des Grafen Albrecht von Mansfeld an und in Saalfelder Kloſtergüter und wirkte thätig bei der 1534 angeordneten zweiten Generalviſitation der ſächſiſchen Kirchen vornehmlich mit dahin, die Zuſtände ſeiner eigenen Parochie zu heben und zu verbeſſern. Im Jahre 1539 wurde Aquila Wittwer und verheirathete ſich ſehr bald darauf mit einer nicht mehr ganz jungen Saalfelderin. Später und zumal nach dem von Aquila tief betrauerten Tode Luther's gerieth er in Verdrießlichkeiten mit ſeinem Diaconus, wie mit einem dortigen Beamten; bald darauf kam Kriegsgetümmel auch in das friedliche Saalthal, als die unglückliche Schlacht bei Mühlberg geſchlagen war, und Aquila flüchtete nach Rudolſtadt, richtete mehrere Troſtſchreiben an ſeinen gefangenen Herrn, den Kurfürſten von Sachſen, die derſelbe auf das gnädigſte aufnahm und eigenhändig beantwortete, und zeigte ſich nicht minder durch andere Schriften voll treuer Beharrlichkeit auch in gefahrvoller Zeit. Ganz beſonders that er ſich bald darauf als entſchiedenſter Gegner des Interim hervor, half das Bedenken dagegen ausarbeiten, unterzeichnete dieſes mit und proteſtirte heftig gegen die von Eisleb ausgeſprochene Verläumdung, er habe ſich dem Interim geneigt gezeigt. Daß es ihm Ernſt war mit ſeinem Widerſpruch. beweiſt der Umſtand, daß der Kaiſer einen Preis von 5000 Goldgülden für den ausſetzte, der Caſpar Aquila tod oder lebendig ausliefern würde. Dieß ward kaum ruchbar, ſo erbat der Rath zu Saalfeld bei der benachbarten verwittweten Gräfin von Schwarzburg zu Rudolſtadt, der hochherzigen Hennebergerin Catharina, Schutz für Aquila, die den fliehenden herzlich gern aufnahm, ihn auf ihrem Schloſſe heimlich verbarg, und zwar faſt ein halbes Jahr lang. Da aber doch das Geheimniß des Aufenthaltes Aquila's auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt ein öffentliches geworden ſein mochte, verwendete ſich die Gräfin für den Bedrohten bei ihren Brüdern, den Fürſtgrafen Georg Ernſt und Poppo zu Henneberg, die ihn in aller Stille nach Schmalkalden führen und dort erhalten ließen. Dort blieb Aquila, wurde 1550 Decan am Collegiatſtift St. Erhardi, war als Prediger beim Volke ſehr beliebt, mußte aber Anfechtung von ſeinen Amtsbrüdern erleiden, und war erfreut, als die Wendung, welche durch Kurfürſt Moritzens Abfall vom Kaiſer die politiſchen Angelegenheiten nahmen, ihm erlaubte, wieder nach ſeinem geliebten Saalfeld zurückzukehren, nachdem eine förmliche Wiederberufung ſeiner dorthin erfolgt war. Dieß geſchah 1552 und nun wirkte Aquila noch 8 Jahre lang treu und unermüdlich im Amte, wohnte der Inauguration der Univerſität Jena bei, hielt ſich fern von den dort bald darauf ausbrechenden widerwärtigen theologiſchen Streithändeln, beklagte noch Melanchton's Tod, wurde zum Kirchenrath in Weimar ernannt, kam aber nicht dahin, ſondern wurde zu einer andern Stelle in das Jenſeits abgerufen, nachdem er noch eine Schrift, welche auf dem bevorſtehenden Convent zu Naumburg den evangeliſchen Fürſten und Ständen übergeben werden ſollte, eigenhändig unterzeichnet hatte.



Helius Eoban, Heſſus.

Geb. d. 9. Jan. 1488, geſt. d. 4. Oct. 1540.

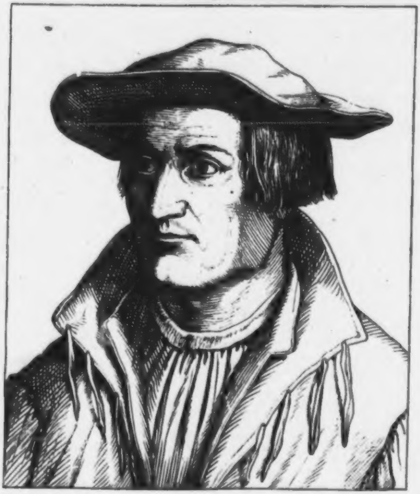
Vielbegabter Gelehrter, Dichter, Improviſator, Hiſtoriker, nicht ganz tadelfreien Rufes, und doch vielleicht beſſer wie dieſer Ruf. Bockendorf in Heſſen war dieſes Mannes Geburtsort, Elias ſein Taufname, den er ſelbſt zum Zeugniß ſeines dankbaren Gemüths umwandelte. Ein Amtmann in Preußen Namens Helius habe ihm, ſo wird erzählt, in ſeiner Jugend Wohlthaten erzeigt; dieſem zu Ehren nannte er ſich fortan Helius. Nach dem griechiſch umgewandelten Namen ſeines Heimathortes ſchrieb er ſich wohl auch Tragocomenſis, auch Veronicius, und liebte lange ein herumſtreifendes Leben in Unſtätigkeit und Ruheloſigkeit, wie es nicht ſelten begabten Künſtlergemüthern eigen iſt. Außerordentlich war Eoban's Sprachfertigkeit; mit der größten Leichtigkeit unterhielt er ſich franzöſiſch, engliſch und italieniſch; lateiniſch und griechiſch war ihm ſo geläufig wie die Mutterſprache. Die Gabe der Stegreifdichtung war ihm im hohen Grade eigen; jeden gegebenen Stoff behandelte er auf der Stelle in metriſcher Form, und ſprach ſeine Verſe bewegt und ausdrucksvoll, und dabei mit einer Raſchheit, daß ſie nicht nachgeſchrieben werden konnten. Sein Aeußeres und das feſte, kernhafte, trotzig blickende Antlitz glich ganz dem eines Kriegsmannes. So forderte der fahrende Poet durch ein ſtürmiſches Jugendleben lange ſein Schickſal in die Schranken, trieb wohl auch dabei, wie man ihm nachſagt, zu ſeiner und anderer Unterhaltung da und dort ein wenig Magie, und lenkte erſt nach mancher Irrfahrt ſein unruhiges Lebensſchiff in den Hafen ein. Er kehrte nach Erfurt zurück, wo er ſeine Studien begonnen hatte, und wurde dort Profeſſor der Poeſie und Redekunſt; ehrenvoll reihte er dort ſeinen Namen in den Freundeskreis berühmter Zeitgenoſſen ein, der ſich um Luther und Crotus ſchloß, in dem Melanchthon, Camerarius, Jonas, Hutten vor allen glänzten. Er wurde ſogar Rector der Hochſchule, woraus ſeine Bedeutſamkeit als Gelehrter erhellt; auch waren ſeine Auditorien ſtets überfüllt. Aber die Ungunſt der Zeit brach Erfurts Blüthe, ſeine Hochſchule verödete, Wittenberg entzog ihm die edelſten und ruhmreichſten Lehrkräfte, und Eoban, der den Freunden dorthin nicht folgen konnte, litt. Melanchton empfahl ihn nach Nürnberg, wo Eoban um 1526 ein Schulrectorat annahm, das er bis zum Jahre 1534 verwaltete. Dann aber zog es ihn doch wieder nach ſeinem lieben Erfurt zurück, obſchon er in Nürnberg ſich ungleich beſſer geſtanden hatte. Die von Freunden erregten, von ihm ſelbſt freudig gehegten neuen Hoffnungen auf Erfurt erfüllten ſich indeß dem Dichter nicht, und er war mit den Seinen oft bitterem Mangel ausgeſetzt. Da berief der hochherzige Landgraf Philipp zu Heſſen Eoban als Profeſſor der Poeſie, Rhetorik und Geſchichte 1536 nach ſeiner mit Vorliebe gepflegten Hochſchule Marburg, fand perſönliches Wohlgefallen an dem vielerfahrenen offnen und freimüthigen Manne, mit dem er gern Schach ſpielte, und bedauerte es aufrichtig, daß ſchon nach 4 Jahren, 1540 der Tod nach einer verzehrenden Krankheit, an der Eoban ein ganzes Jahr litt, dieſen der jungen Hochſchule entriß, ſorgte auch väterlich fü Wittwe und Kinder des Hinterlaſſenen, der, wie zu meiſt die Poeten, den Seinen nichts hinterließ un nichts hinterlaſſen konnte. Camerarius, der einſt au einer Reiſe mit dem lebensheitern Eoban die ganz reichliche Zeche bezahlen mußte, weil er Geld hatte und Eoban keins, hat ſeines Freundes Leben beſchrieben. Eoban zeichnete ſich als Schriftſteller, beſonders als lateiniſcher Dichter, ſo daß man ihn den deutſchen Ovid nannte, vielfach aus. Seine lateiniſchen Ueberſetzungen der Ilias und der Idyllen Theocrits, ſowie ſeine lateiniſchen Elegien, namentlich ſeine Schilderung Nürnbergs, ſind mit Recht gerühmt. Auch hinterließ er trotz ſeines martialiſchen Ausſehens den Nachruhm eines ſanften und durch und durch humanen Charakters



Ulrich von Hutten.

Geb. d. 21. April 1488, geſt. d. 31 Aug. 1523.

Mit dem Kranze unvergänglichen Nachruhms geſchmückt, tritt einer der deutſcheſten Deutſchen aus dem Spiegel der Geſchichte ernſt und achtunggebietend vor den Blick der Nachwelt, mit jugendlich milden Zügen und doch jeder Zoll ein Mann, ein deutſcher Mann. Hutten, der Sprößling einer alten Adelsfamilie Frankens, ſollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen, und beſuchte die Stiftsſchule zu Fulda, von wo ihm, da er durchaus keine Neigung hatte, Cleriker zu werden, ein Verwandter, Ritter Eitelwolf von Stein, 1504 von dannen half. Sein Mitflüchtling aus dem Kloſter war Crotus Rubianus, und beide gingen nach Cöln, wo eine große Anzahl begabter Männer die Hochſchule belebte, Männer, die in hartnäckigen gelehrten Kämpfen einander anfochten, wo die Reuchliniſten und überhaupt die Humaniſten den Dunkelmännern gegenüberſtanden, und erſtere von den letzteren ſich mehrfach verdrängt ſahen. Da wandte ſich Hutten auch hinweg, ging nach der neubegründeten Hochſchule zu Frankfurt an der Oder, und nahm dort in ſeinem 18. Jahre die Magiſterwürde an. Einige Verwandte und der Markgraf von Brandenburg, Kurfürſt und Erzbiſchof Albrecht zu Mainz unterſtützten Hutten, der, nachdem er in Frankfurt ſeine humaniſtiſchen Studien vollendet hatte, dem Triebe folgte, die Welt zu ſehen und im ritterlichen Gebaren ſich hervorzuthun. Leider lachte ihm dabei, weil er vom Hauſe aus ohne alle Unterſtützung blieb, nicht das Glück. Er zog 1509 unter dem Heere Kaiſer Maximilian's I. gegen Venedig, war bei der Belagerung von Padua und kehrte dürftig nach Deutſchland zurück, ein armer und leider auch noch kranker Abenteurer. Da weilte er denn erſt in Roſtock, durchzog dann auf einer ſcholaſtiſchen Pilgerfahrt Deutſchland, verweilte einige Zeit in Braunſchweig, dann in Mainz, in Frankfurt am Main, in Wittenberg, überall nur kurze Zeit, wanderte dann nach Böhmen und endlich nach Mähren, wo er im Biſchof von Olmütz, Stanislaus Turſo, einen Gönner und Beſchützer fand. In dieſem Zeitraum machte ſich Hutten ſchon als Dichter bekannt, gab eine «Verskunſt» heraus, eine Dichtung: «Der Niemand» und anderes, ſchrieb aber noch alles in lateiniſcher Sprache. Endlich fügte ſich der Dichter dem Willen ſeines Vaters, wenn er nicht geiſtlich werden wolle, mindeſtens eine Wiſſenſchaft gründlich zu ſtudiren, und ging nach Pavia, wo er ſich der Rechtskunde, obſchon ohne alle Neigung, befleißigte. Aber in Pavia erging es ihm doppelt übel, die Franzoſen nahmen ihn gefangen, die Schweizer beraubten ihn; kaum das nackte Leben rettend, flüchtete er nach Bologna, durchzog weiter Italien, ſchrieb ſeinen «guten Mann» und dichtete beißende Epigramme auf den Clerus, wozu ihm ein abermaliger Aufenthalt in Rom Stoff in Fülle bot Rom machte auf ihn durch die Sittenverderbniß, die er aus der leidigſten Selbſterfahrung kennen gelernt hatte, denſelben Eindruck, den es auf Luther gemacht, und er verließ es gern, zumal der gegen ihn entflammte Haß der Mönche ihn dazu drängte. Jetzt ging Hutten einer ſchöneren Zeit in der Heimath entgegen. Er durfte 1514 ſeine kleineren Gedichte und Epigramme zuſammendrucken laſſen und ſie dem Kaiſer zueignen. Eitelwolf von Stein, der treue Verwandte, verſchaffte ihm Aufnahme am Mainzer Hofe und Hutten ſang das Lob Deutſchlands begeiſtrungsvoll, wie nie vor ihm ein anderer Dichter. Der Bund der Humaniſten weihte Hutten für den klaſſiſchen Geiſt des Alterthums — da riß ihn aus gehofften Zukunfthimmeln eine böſe That wieder in leidenſchaftliche Kämpfe. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete mit eigener Hand ſeinen Amtmann Hans von Hutten, Ulrich von Hutten's Blutsverwandten, in Folge eines unſeligen Doppelverhältniſſes beider Männer zu ihren gegenſeitigen Frauen. Hutten, feſt von ſeines Vetters Unſchuld überzeugt, ſchleuderte gegen den Herzog furchtbare Schriften und ſuchte das ganze Reich aufzulärmen. Die Schriften hätten der Beredſamkeit des Demoſthenes und dem klaſſiſchen Latein Cicero's Ehre gemacht, ſie ſtellten den freiſinnigen Kämpfer für das Recht gegenüber der tyranniſchen Willkür, in welchem Lichte des Herzogs That dargeſtellt wurde, hoch in den Augen der deutſchen Nation, aber außerdem frommten ſie ihm nicht; zudem ſtarb auch ſein treuer Verwandter E. von Stein, und Hutten begab ſich abermals nach Italien, das ihm verhaßte Rechtsſtudium noch einmal aufzunehmen. Ein Jahr lang trug er das Joch dieſes unlieben Studiums; 1516 war er gegangen, 1517 war er wieder in Deutſchland, fand gaſtliches Aſyl bei dem gelehrten Peutinger in Augsburg, wurde auf deſſen Anlaß vom Kaiſer Maximilian I. ſelbſt zum Ritter geſchlagen, und Peutinger's herrliche Tochter mußte ihn mit dem Dichterlorbeer krönen. Das war der höchſte Gipfel von Hutten's Erdenglück. Peutinger wollte ihm ſogar die Tochter vermählen, aber Hutten durfte die liebe Hand nicht annehmen — das war der glühendſte Dorn des Schmerzes, den er je empfand. Von Augsburg begab ſich Hutten endlich wieder in die Heimath, auf ſeine Güter, und richtete auf Burg Stecklenberg eine Druckerei ein, aus der nun ſeine Schriften in die Welt flogen. Dem Papſt widmete er eine Schrift voll geiſtiger Kraft über Konſtantin's erdichtete Schenkung, welche erſterer ſehr übel aufnahm; um ſo mehr gefiel ſie Luther und deſſen befreundeter Genoſſenſchaft. Im Jahre 1518 trat Hutten ganz in die Dienſte des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz, munterte Deutſchlands Fürſten in einer eigenen kraftvollen Rede zum Zuge gegen die Türken auf, ſchrieb ſein ſatyriſches Geſpräch «über das Hofleben», nahm Theil an den nicht minder ſatyriſchen «Briefen der Dunkelmänner», und anderes, und trat als Kriegsmann in das Heer des ſchwäbiſchen Bundes gegen den ihm verhaßten Herzog Ulrich von Würtemberg; aber die Göttin des Krieges verſagte ihm die Lorbeerkränze, mit denen die Muſen um ſo reichlicher ſein Haupt ſchmückten. Die auf dieſem Zuge mit Franz von Sickingen geſchloſſene Freundſchaft war für Hutten der beſte Gewinn deſſelben. Nach Mainz und ſpäter auf ſeine Burg zurückgekehrt, ſchrieb Hutten ſeine kühne «Römiſche Trias», gab noch andere Werke heraus und fuhr fort, gegen den Papſt und das Papſtthum zu ſchreiben, was des Papſtes Rache und Verfolgung herausforderte, und endlich des Ritters Entfernung vom Mainzer Hofe bewirkte. Hutten ging zu Sickingen auf deſſen feſte Ebernburg, ſchrieb herrliche Briefe, ermahnte die deutſche Nation zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit, ſchrieb zu Gunſten Luther's, war unermüdlich thätig in der großen Angelegenheit der Reformation, einer ihrer tapferſten und geiſtig hochſtehendſten Vorkämpfer mit dem Schwerte des Wiſſens und der Ueberzeugung, — aber Sickingen verwickelte ſich in ſeine unſelige Fehde, als deren Opfer er fiel, und die Ebernburg konnte Hutten nicht mehr ſchützen. Er entwich, durchirrte das Elſaß und die Schweiz, machte noch an Erasmus von Rotterdam eine tiefſchmerzliche Erfahrung verrathener Freundſchaft, und fand endlich, todmüde gehetzt von ſeinem Schickſal, auf der kleinen Inſel Ufnau im Züricher See Aſyl und — Grab. Kein Deutſcher ſieht und betritt dieß Eiland ohne Ernſt und Wehmuth.



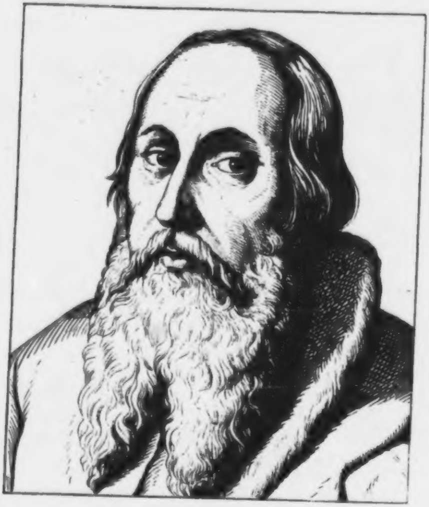
Sebastian Münster.

Geb. 1489, geſt. d. 23. Mai 1552.

Ein Zeitgenoſſe der Reformatoren, als Theolog wie als Mathematiker gleich groß und bedeutend, brach Münſter nach der erſteren Richtung als hebräiſcher Sprachforſcher, nach der letzteren als erſter deutſcher Geograph und Weltbeſchreiber ſich anregend und fördernd und den noch beſchränkten Kreis cosmographiſchen Wiſſens erweiternd, eine glänzende Bahn und iſt darum unvergeſſen.

Münſter's Geburtsort war Ingelheim in der Pfalz; ſeine Abſtammung und ſein Jugendleben ſind mit Dunkel überhüllt. Die academiſchen Studien ſcheint Münſter in Tübingen begonnen und vollendet zu haben, wo der berühmte Mathematiker Johann Stoffler ſein Lehrer war. Er trat in den Franciskanerorden und befleißigte ſich mit größtem Eifer des Studiums der hebräiſchen Sprache. Indem Münſter ſo durch ſich ſelbſt und des Sprachſtudiums halber aus den Urquellen ſchöpfte, konnte es nicht fehlen, daß ſeine Seele für die evangeliſche Wahrheit vorbereitet und empfänglich wurde, welche in der Zeit ſeiner Jünglingsjahre die erleuchteten Begründer der Kirchenverbeſſerung verkündeten; er trat daher aus ſeinem Orden und neigte ſich dem Bekenntniß der ſüddeutſchen und Schweizer-Theologen zu; dann begab er ſich nach Heidelberg und errichtete dort einen Lehrſtuhl der hebräiſchen Sprache und Theologie. Nachdem Münſter dort eine Zeitlang als öffentlicher Lehrer gewirkt hatte, traf ihn ſammt ſeinem in Heidelberg erworbenen Freund Simon Grynäus im Jahre 1529 ein Ruf nach Baſel, dem beide Folge leiſteten, und dort begunn nun Münſter ſeine durch eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgeſetzte nützliche Thätigkeit als Profeſſor, als Sprachforſcher, als Theolog, als Mathematiker, Geograph und Cosmograph. Münſter, Capnio und Pellican waren die erſten drei öffentlichen Lehrer der hebräiſchen Sprache in Deutſchland; noch gab es keine gedruckte hebräiſche Bibel — Münſter leiſtete den zahlreichen Juden wie den chriſtlichen Theologen dieſen großen und wichtigen Dienſt; er gab eine Bibel mit jüdiſch-deutſchen Lettern und lateiniſchen Anmerkungen heraus: ſie erſchien zu Baſel in 2 Foliobänden. Eine chaldäiſche Grammatik und ein lateiniſches Wörterbuch der hebräiſchen und chaldäiſchen Sprache war bereits 1527 von ihm erſchienen. Die theologiſche Literatur bereicherte Münſter durch die Herausgabe des in die hebräiſche Sprache übertragenen Evangeliums des Matthäus mit den Anmerkungen des berühmten ſpaniſchen Rabbinen Abraham bar Rabbi Meir ben Esra (kurz Aben Esra), der auch Theolog und Mathematiker zugleich war und deſſen Schriften Münſter eifrig ſtudirte. Die hebräiſchen Texte der Bibel gab Münſter lateiniſch heraus, überſetzte die jüdiſchen Geſchichten des Joſephus aus dem griechiſchen Urtext in das lateiniſche, anderer theologiſchen und linguiſtiſchen Werke nicht zu gedenken. Als Mathematiker veröffentlichte er ebenfalls mehrere Schriften, ſchrieb auch eine Geſchichte Deutſchlands; ſein Hauptwerk aber, das er mit unſaglichem Fleiß zuſammenbrachte, war die 1544 zuerſt erſcheinende «Cosmographey», welche weit und breit berühmt wurde, überall den größten Beifall fand, in vielen Auflagen nach einander erſchien, die der fleißige Autor ſtets verbeſſerte, und welche, nachdem ſie in lateiniſcher und deutſcher Sprache erſchienen war, in franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher und ſogar böhmiſcher Ueberſetzung herausgegeben wurde. Münſter leiſtete in dieſem Werke für ſeine Zeit das unglaubliche; die Mühe, welche es ihm gemacht, deutet er im Vorwort an; dankbar führt er auch die lange Namenreihe derer auf, die ihn gefördert, unter ihnen berühmte Männer, Fürſten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Grafen, Reichsfreiherren und Gelehrte. Das einen ſtarken Folianten bildende Werk wurde mit zahlreichen Holzſchnitten, Städteabbildungen u. dgl. verſehen, die der Herausgeber überall her erbat, aber deren, wie er in der Vorrede klagt, nur wenig erhielt, oft aus Mangel an Malern; die italieniſchen Maler rühmt er als verzüglich geſchickt im Zeichnen der Städte. Von den deutſchen Künſtlern, die Münſter bei ſeinem Werke beſchäftigte und auch dadurch ſich ein Verdienſt erwarb, ſind Hermann Rudolf Emanuel Deutſch, David Kändler und Chriſtoph Maurer vorzugsweiſe zu nennen; vor allem aber iſt nicht zu verſchweigen, daß ſelbſt die Holbein'ſche Schule bei dieſem Werke betheiligt erſcheint, indem eine Menge derſelben von den Kunſtforſchern zugeſchriebenen genialen und künſtleriſch werthvollen Titeleinfaſſungen, die unverkennbar holbein'ſchen Einfluß, wo nicht holbein'ſche Vorzeichnung beurkunden — die «Cosmographey» zieren.

Münſter theilte mit ſeinem großen Landsmann Holbein, nur 2 Jahre früher, den gleichen Tod. Eine in Baſel ausgebrochene Peſt raffte ihn hin, doch er hatte nach des Dichters Ausſpruch «dem beſten ſeiner Zeit genug gethan», und darum hat er gelebt für alle Zeiten. — Seine Grabſchrift rühmte ihn als den Esra und Strabo der Deutſchen.



Caspar Schwenkfeld von Ossigk.

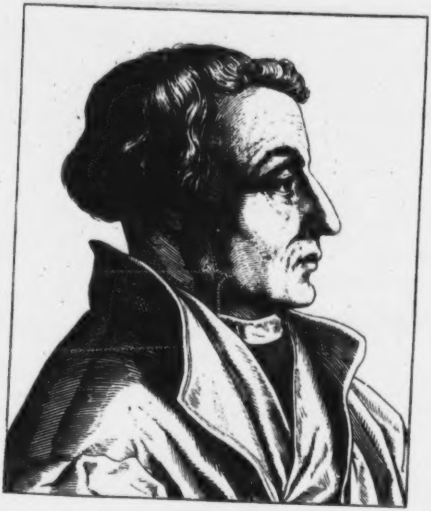
Geb. 1490, geſt. d. 12. Dez. 1561.

Ein frommer Eiferer, männlich feſthaltend am einmal in Wort und Lehre, Glauben und Offenbarung für wahr erkannten, dabei kühnen reformatoriſchen Geiſtes — ſtand Schwenkfeld achtunggebietend unter den Zeitgenoſſen, und ſchaarte um ſich zahlreiche ihm treu anhängliche Bekenner ſeiner Lehren.

Schwenkfeld war Abkömmling einer altadeligen Familie, und wurde auf ſeinem Ritterſitz Oſſigk, eine Stunde von Lüben im Herzogthum Liegnitz, geboren. Er erhielt die Erziehung eines Junkers und ſtudirte zu Cöln, beſuchte auch noch andere Hochſchulen, dann lebte er an mehreren Fürſtenhöfen als Cavalier, lernte als ſolcher noch griechiſch und warf ſich, als die reformatoriſchen Bewegungen in Sachſen und in der Schweiz begannen, auf das Studium der Kirchenväter, um aus den Quellen zu ſchöpfen. Er nahm am St. Johannescollegium zu Liegnitz ein Canonicat an, und folgte mit Begeiſterung dem Aufſchwung Luther's und der Verbreitung von deſſen Lehren, wobei aber ſein ſelbſtdenken, denn er wollte nicht blindgläubiger Nachbeter ſein, ihn in das gefährliche Gebiet religiöſer Schwärmerei und Ueberſpannung verlockte. Als Canonicus neigte er ſich noch völlig zu Luther's Lehre und widmete dem Biſchof von Breslau, Johann von Salza, eine Schrift, in welcher er dieſen aufforderte, ſich ebenfalls der geläuterten Lehre zuzuwenden und dieſe einzuführen. Eine andere Schrift eignete Schwenkfeld dem ihm gütevoll geſinnten Herzog Friedrich von Liegnitz zu, in welcher er ſich über den Mißbrauch des Evangeliums ausſprach, aber dadurch manchen Anſtoß erregte. Der Biſchof von Breslau zumal hatte nicht die mindeſte Neigung, die Reformation einzuführen, und that feindliche Schritte gegen den Mann, welcher ſelbſt ſo große Neigung zeigte, auf eigene Hand der Reformator Schleſiens werden zu wollen. Der Herzog von Liegnitz war weniger abgeneigt, auf eine Kirchenverbeſſerung in ſeinem Lande einzugehen, wie der Biſchof von Breslau; da aber Schwenkfeld's Meinungen, namentlich in der Abendmahlslehre von jener Luther's und der Wittenberger Theologen merklich abwichen, ſo veranlaßte der Herzog Schwenkfeld, ſich mit Luther ſelbſt zu beſprechen. Dieſe Unterredung fand im Jahre 1525 am Freitag nach Andreä in Wittenberg wirklich ſtatt, Bugenhagen wohnte derſelben als Zeuge bei, aber es konnte keine Einigung ſtattfinden, denn die Glaubensſätze Schwenkfeld's, welcher, gleich Zwingli, die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl verwarf, die Einſetzungsworte mithin anders deutete, Leib und Blut nur ſinnbildlich nahm, das Wort der heiligen Schrift der Inſpiration (göttlichen Eingebung) unterordnete, und auf die äußerſte Frömmigkeit der im Glauben Wiedergeborenen drang, den Mangel der Frömmigkeit hingegen in unrichtigen Glaubenslehren der Reformatoren zu finden glaubte, — ſtanden zu Luther's Anſichten im ſtrengen Widerſpruch. Da nun Schwenkfeld dennoch auf ſeinen, von der katholiſchen wie von der proteſtantiſchen Seite für irrig und verwerflich erklärten Meinungen und Lehrſätzen beharrte, ſo mußte er 1527 Schleſien räumen, nachdem er bereits im Lande großen Anhang gewonnen hatte, und ſeine allerdings gefährlichen Neuerungen: Unterlaſſung der Kindertaufe, die er verwarf, und der Abendmahlsfeier, die er zwar als nützlich, aber nicht für nothwendig erklärte, Boden faßten. Denn wirklich bildeten ſich Gemeinden, die aus der Mutterkirche ausſchieden und Schwenkfeld's Lehren folgten.

Die Lehren Schwenkfeld's, welche Melanchton auf der Theologen-Verſammlung zu Schmalkalden im Jahre 1540 in einem Gutachten widerlegte, waren in Kürze dieſe: Die Bibel ſei Zeugniß vom Worte und Geiſte Gottes, nicht ſelbſt Gottes Wort. Chriſtus in uns ſei allein das lebendige Gotteswort. Predigt und Sakramentfeier helfe nicht ausſchließlich zur Seligkeit. Wahrer Prieſter ſei nur der vom Geiſt Gottes unmittelbar erleuchtete; jeder wahrhaft Fromme könne daher, wenn der Geiſt ihn ergreife, Prieſter und Prediger ſein. Der Gnadengeiſt Chriſti müſſe das Herz erneuern, zur Wiedergeburt bekehren und nur der Wiedergeborene ſei würdig, die Taufe zu empfangen. Chriſtus ſei, obgleich er den irdiſchen Leib von ſeiner Mutter angenommen, doch nicht wahrer Menſch und Gott, ſondern nur Gott, kein erſchaffenes Weſen.

Nach ſeiner Vertreibung aus Schleſien wandte ſich Schwenkfeld nach Straßburg, wo er ſieben Jahre lang blieb, viel mit Fürſten und Adel verkehrte und viele Achtung genoß, denn er war fromm, reinen Wandels, durch und durch von Liebe zu Gott und Chriſtus erfüllt, auch keineswegs wiedertäuferiſch geſinnt, wollte auch keine neue Sekte bilden; die proteſtantiſchen Theologen konnten und durften ihn aber nicht anerkennen, weil er die Lehre verwirrte, daher traten viele in Schriften gegen ihn auf und bekämpften ihn. Aus Straßburg und mehreren anderen Städten, wo Schwenkfeld Aufenthalt nahm, verwieſen, an manchen Orten gefeiert, an andern verfolgt, kam er endlich nach Ulm und unterlag der ſich ſtets auf's neue gegen ihn wiederholten Bekämpfung im 71. Lebensjahre. Die Bekenner ſeiner Lehre ehrten ihn dauernd dadurch, daß ſie ſich nach ihm Schwenkfeldianer nannten; es hatten ſich Gemeinden, welche dieſer Lehre anhingen, in Schleſien und Böhmen gebildet, die ſich bis in das 18. Jahrhundert erhielten, und endlich ſich, durch die Jeſuiten mit Gewalt verfolgt und vertrieben, nach Amerika, dem Lande der Sekten, flüchteten. Dort beſtehen ſie noch bis heute.



Martin Buzer.

Geb. 1491, geſt. d. 27. Febr. 1551.

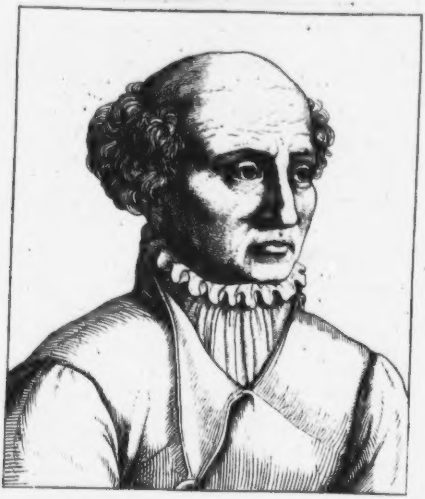
In der erſten Reihe der Reformatoren ſteht dieſer Mann, gleich ausgezeichnet durch Gelehrſamkeit und redlichen Eifer, wie durch mannichfaltige, nicht alltägliche Schickſale.

Buzer (Kuhhorn) wurde zu Schlettſtadt im Elſaß geboren und trat noch ſehr jung, erſt 15 Jahre alt, in ein dortiges Dominikanerkloſter, beſuchte aber als geiſtlicher Student die Hochſchule zu Heidelberg und ſtudirte Theologie in der unabweisbaren Verbindung mit den alten Sprachen. Die Werke des berühmten Erasmus, deren Erſcheinen in Buzer's Studienzeit fiel, regten ihn mächtig an und lenkten ihn auf den Pfad gründlicher Schrifterforſchung; dabei bildete er ſich, von guten Gaben unterſtützt, zum Redner und Prediger aus, und erhielt vom Kurfürſten Ludwig von der Pfalz und deſſen Bruder Friedrich, wie man annimmt auf beſondere Empfehlung Franzens von Sickingen, eine Berufung als Hofprediger. In dieſem Amte lebte er eine Reihe ruhiger Jahre, bis Luther im Jahre 1518 nach Heidelberg kam, bei den Auguſtinern daſelbſt ſeine Paradora vortrug und ſie mit Glück vertheidigte. Das rhetoriſche Feuer und die große gediegene Kenntniß des Wittenberger Auguſtiners warfen zündende Flammen in viele ſeiner Zuhörer, unter denen Martin Buzer, Johann Brenz, Ehrhard Schnepf, Theobald Pellican u. a. ſich befanden; die genannten wurden alsbald mächtig von den Wahrheiten ergriffen, welche Luther lehrte, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ſie mit Freude machten, und Luther erblickte bald vornehmlich in Buzer eine Stütze des neuen Baues, den er zu begründen hoffte. Der letztere begleitete ſpäter ſeinen Gebieter nach den Niederlanden, und entwickelte nun ſchon in ſeinen Predigten die gewonnenen freieren, der alten Satzung entgegenſtehenden Anſichten, ſo daß er bald genug Anſtoß erregte und heftiger Verfolgung ſich ausſetzte. Zeitig gewarnt entging er dieſer durch heimliche Flucht und fand ſein Aſyl bei Franz von Sickingen, der ihn ſogleich zu ſeinem Prediger auf Burg Nanſtall oder Landſtuhl ernannte, von wo aus er 1521 nach Worms reiſte und den von ihm hoch bewunderten kühnen Luther wiederſah. Nach der Rückkehr und der kurzen Ruhe von nicht ganz zwei Jahren, während welcher er durch eifriges Bibelſtudium ſich in der neugewonnenen Ueberzeugung beſtärkte, trieb ihn die Sickingen'ſche Fehde aus ſeinem ſichern Zufluchtsort; er ging nach dem Städtchen Weißenburg zu einem befreundeten Prediger, den aber bald ſammt ſeinem Gaſt der biſchöfliche Vicar von Speier ob ihrer Neuerungen von dannen jagen ließ. Nun wandte ſich Buzer nach Straßburg, wo er als Prediger und Lehrer auftrat und, mit wackern Freunden vereinigt, die neue Lehre in einer Druckſchrift vertheidigte. So ſtand Buzer in Straßburg an der Spitze der Einführung der Reformation, und es ging dieſe in jener Stadt ohne Kampf und Streit und ohne Zwang von Statten, da ſich ſelbſt das Domkapitel der Neuerung nicht abgeneigt zeigte. Auch hielt Straßburg mit ſeinen Reformatoren lange die gerechte Mitte zwiſchen den Meinungsverſchiedenheiten der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Theologen, und Buzer ließ es ſich äußerſt angelegen ſein. zu vermitteln, zumal er ohnehin von mildem und ſanftem Charakter war. Gleichwohl wurde er zuletzt doch in die Streitigkeiten verwickelt und theilte das ſpätere Loos Melanchthon's, mit deſſen Gemüths- und Denkart die ſeinige übereinſtimmte, für redlich gemeinte Verſuche zu einigen und zu verſöhnen, Verkennung zu ärnten.

Buzer wohnte den wichtigſten öffentlichen Verhandlungen der ſtreitenden Religionsparteien im Namen der Straßburgiſchen Kirche bei, und hatte ſich allmälig den Schweizern zugeneigt, auf deren Seite er denn auch beim Religionsgeſpräch zu Marburg 1529 ſtand, wozu ohne Zweifel die wenig ſchonende Heftigkeit Luther's und ſeiner nächſten Anhänger in der ſtreitigen Hauptfrage über den Leib Chriſti im Abendmahl ihn hingedrängt hatte. Im folgenden Jahre befand er ſich auf dem Reichstag zu Augsburg und reiſte eigens von Augsburg nach Coburg, um mit dem auf der alten Veſte dort verweilenden Luther perſönliche Rückſprache zu nehmen, der ihn auch liebevoll aufnahm und freundlich entließ. Dennoch hatte Buzer Bedenken, die Augsburgiſche Confeſſion ſo, wie ſie abgefaßt war, mit zu unterſchreiben; er übergab vielmehr das Bekenntniß der vier Städte (Confessio tetrapolitana) Straßburg, Conſtanz, Memmingen und Minden, das er ſelbſt im Auftrag der Städte ausgearbeitet hatte und das eben wieder ein vermittelnder Ausweg ſein und die Parteien zur Vereinigung lenken ſollte. Im Jahre 1531 reformirte Buzer in Gemeinſchaft mit ſeinem Freund Oekolampadius in Ulm und im darauf folgenden wirkte er in Schweinfurt eifrig dahin, daß auch die genannten vier Städte noch nachträglich die Augsburgiſche Confeſſion unterſchrieben, zumal dieſelben bereits dem Schmalkaldiſchen Bunde beigetreten waren. Dieß und anderes mehr, was Buzer that, Einigkeit anzubahnen und zu befeſtigen, hinderte nicht, daß die Wittenberger Partei ihm dennoch mißtraute, weil er mit ihrer oder vielmehr mit Luther's Auslegung der Bedeutung der Worte: «das iſt mein Leib», nicht auf das unbedingteſte nach dem ſtricten Wortlaut übereinzuſtimmen vermochte. So war Buzer im Jahre 1536 an der Spitze eines ſüddeutſchen Prediger-Abgeordneten-Vereins in Wittenberg, um nochmals ſein mit der evangeliſchen Lehre übereinſtimmendes Bekenntniß abzugeben, und dadurch ſtimmte er wieder einen großen Theil der Schweizer Theologen gegen ſich. Dem Religionsgeſpräch zu Worms 1540, wie dem Regensburger Reichstag wohnte Buzer ebenfalls bei und wirkte fortwährend, ſo auch als er vom Kurfürſten von Cöln 1541 nach Bonn berufen worden war, mit treuem Eifer für die evangeliſche Sache, immer aber nicht allen Freunden derſelben ganz zu Dank. Mit feſter Beharrlichkeit und großer Gelehrſamkeit ſtand Buzer gegen alle Gegner ſeinen Mann, mochten ſie aus dem feindlichen oder befreundeten Heerlager gegen ihn auftreten, und bekämpfte ſtandhaft und unerſchütterlich das verderbliche Interim, welches unter andern Städten des Reichs auch Straßburg aufgedrungen wurde. Buzer konnte ſich daher in dieſer Stadt nicht halten und fand ein neues lohnendes Ziel für ſeine reformatoriſche Thätigkeit in einer Berufung des Erzbiſchofs Cramner, des Hauptbeförderers der Reformation in England, wohin er ſich mit dem ihm eng befreundeten Facius 1549 begab.

Buzer lehrte neben dem Freunde auf der Hochſchule zu Cambridge doch leider nicht lange. Von Kämpfen müde, vielleicht auch vom Klima gedrückt und der ungewohnten Lebensweiſe erliegend, ward er durch eine Krankheit, der Facius zuerſt und noch vor ihm erlag, dahingerafft. Die Königin Maria that in ihrem fanatiſchen Religionseifer, mit der ſie die Bekenner der evangeliſchen Lehre verfolgte, Buzer's modernden Gebeinen 1556 die hohe Ehre an, ſie ausgraben und zu Aſche verbrennen zu laſſen. Die Königin Eliſabeth hingegen ehrte ſein Andenken auf das höchſte und vernichtete das gegen ihn noch nach dem Tode gefällte Urtheil. Buzer verdiente dieß, denn er nahm als Reformator ſeine Stelle ganz nahe bei Luther und Melanchthon ein, war gelehrt wie dieſe und treueifrig wie dieſe. Seine theologiſchen Schriften und Werke füllen zehn Foliobände.

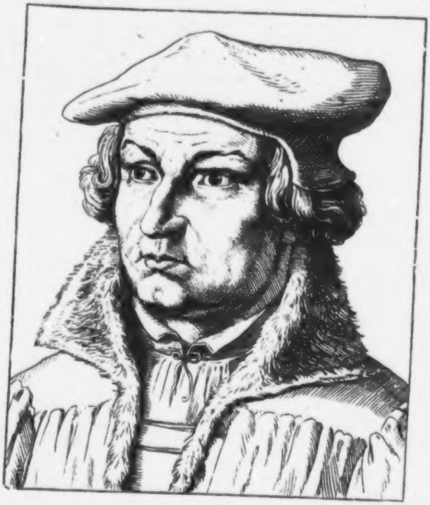
Buzer hatte ſich mit einer Wittwe dreier Männer, von denen zwei berühmt waren, verheirathet, deren erſter Mann M. Ludwig Cellarius (Keller), der zweite Dr. Wolfgang Capito, der dritte Martin Bucer, beide letztere die Freunde ihres vierten Mannes, dem ſie 1549 nach Cambridge folgte. Nach ihres vierten Mannes Tode kehrte ſie in die Heimath zurück, und ſtarb 1564 zu Baſel.



Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus
Bombaſt von Hohenheim.

Geb. 1493, geſt. d. 24. Sept. 1541.

Theophraſt war einer der merkwürdigſten Gelehrten, welcher nicht nur ſeinen Zeitgenoſſen ein Räthſel blieb, ſondern auch vielen der Nachkommen ein ſolches noch bis dieſe Stunde iſt. Uebel beurtheilt, häufig ſogar geradezu verurtheilt, als mediciniſcher Marktſchreier mißachtet, iſt er faſt ſtets der Menge vorgeführt worden, und nur wenige tiefer in ſeinen Geiſt, ſein Weſen und ſein Wiſſen eindringende haben ihn beſſer gewürdigt, obſchon auf die Gefahr hin, ſelbſt, gleich ihm, verkannt zu werden. Theophraſtus Paracelſus wurde zu Einſiedeln in der Schweiz geboren, einem berühmten Mirakel- und Wallfahrtort, wo ſein Vater Licentiat der Medicin war. Der Vater gab dem Sohne eine ſorgfältige Vorbildung und zugleich Anleitung, auf der eigenen wiſſenſchaftlichen Bahn fortzuſchreiten, wozu eine gute Sammlung der in jener Zeit bedeutendſten ärztlichen Schriften trefflich diente. Mit der Arzneikunde war damals das Studium der Phyſik und Alchymie auf das innigſte verknüpft; eine reine Medicin und eine reine Chemie gab es noch nicht; die gelehrteſten Aerzte des Mittelalters huldigten als Söhne ihrer Zeit den ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften und ſuchten das Weſen der Natur und alles erſchaffenen durch erſtere zu erforſchen. Als der Sohn vom Vater nichts mehr lernen konnte, ſoll erſterer den Unterricht des berühmten freilich halbmythiſchen Baſilius Valentinus empfangen und von dieſem die Kunſt erlernt haben, den Stein der Weiſen zu bereiten. Sicherer iſt, daß Trithemius und Sigismund Fugger Paracelſus unterwieſen, worauf er ein Wanderleben begann, und — ſeine Kunſt übend und dabei fortlernend — ganz Europa, wie Theile Aſiens und Afrikas durchzog. Daß dieſe Reiſen für den hellen Kopf des Kunſtjüngers nicht ohne Frucht und nicht ohne die Schätze reicher Erfahrung blieben, daß er für ſein Wiſſen ungleich mehr gewann, als wenn er geeilt hätte, ſich nach dem Studium weniger Jahre behaglich in irgend einem Ort den häuslichen Heerd zu gründen, iſt außer Zweifel, und der Spruch: «Kenntniß iſt Macht», bewährte ſich bei Paracelſus in glänzender Weiſe. Die berühmteſten Aerzte der damals bekannten Welt hatte der junge Prieſter des Heilgottes aufgeſucht und von ihnen gelernt; wunderſame Heilmittel des Orients hatte er geſammelt, manches Geheimniß erlauſcht oder erkauft, und ſo ausgerüſtet kehrte er mit 28 Jahren nach der Heimath zurück und ſchlug nun in Baſel ſeinen Wohnſitz auf, wurde Magiſter und Profeſſor der Medicin und lehrte an der dortigen Hochſchule, nebenbei erwarb er ſich bald Ruf und Anſehen durch die glücklichſten Kuren ſelbſt verzweifelter Krankheiten. Das weckte naturgemäß den Neid ſeiner ärztlichen Collegen. Paracelſus mußte verſchrieen werden und ward es lege artis. Er lebte gut und glänzend, folglich mußte er Gold machen können, den Stein der Weiſen beſitzen; er vollbrachte Wundercuren, folglich mußte er ein Teufelsbündner ſein. Er wußte in ſeinen Vorträgen tauſend neue vorher unbekannte Heilmittel zu nennen, mancher Krankheit neue Namen zu geben, Worte zu gebrauchen, die man vorher noch nicht vernommen; folglich mußte ſein Latein barbariſch ſein und inſofern, daß der Wortſchatz der alten Klaſſiker ihm nicht ausreichte, iſt es freilich barbariſch. Den ſchlimmſten Verſtoß gegen den Schlendrian des Herkömmlichen beging aber Paracelſus dadurch, daß er begann, ſeine Vorträge in deutſcher Sprache zu halten, das war kaum erhört und erſchien ganz unverzeihlich. Endlich fand ſich ein Anlaß, den Verhaßten aus Baſel fortzubringen. Ein Kanonikus, Cornelius von Lichtenberg, lag, von allen Aerzten aufgegeben, am Tode und verhieß dem Retter und Helfer 100 Goldgulden. Paracelſus gab ihm nur drei vergoldete Pillen, und jener genaß. Karg und undankbar weigerte der Geneſene die verheißene Belohnung, und auch die Richter ſprachen ſie dem großen Heilkünſtler ab. Da ſchüttelte Paracelſus den Staub von Baſel von ſeinen Schuhen, wandte ſich in das Elſaß, durchzog auf mancher Wanderung Süddeutſchland, verkehrte viel mit dem Volke, half ihm und lernte von ihm, und weil er dieſes Volk nicht in den Prunkſälen der Großen fand, ſo erwuchs ihm der Vorwurf, daß er in Schänken ſich umhertreibe und viel zeche, ja es ward ihm Schuld gegeben, daß er ſeinem Famulus Johann Oporin ſeine Werke im Rauſche dictirt habe. Freilich vielleicht im Rauſche, aber nicht im gemeinen, ſondern in der Göttertrunkenheit myſtiſcher, überſinnlicher Anſchauungen, innerer Offenbarungen, welche der große Hauſe nicht verſtand, noch weniger zu würdigen verſtand. Ein Trunkenbold ſchreibt nicht, wie Paracelſus gethan, ſo viele Schriften und gelehrte Abhandlungen aus dem mannichfachen Gebiete der Philoſophie, Arzneiwiſſenſchaft, Staatswiſſenſchaft, Mathematik und ſpagyriſchen Weisheit — als ein Jahr Tage zählt — ein gemeiner Trunkenbold ſieht nicht, wie Paracelſus ſah, gleich ahnungsvoll und weiſe im großen Kosmos des Alls die wirkende, lebende Seele der Gottheit im ewigen Schaffen thätig. Weſſen vom Genius tieferer Forſchung wach geküßtes Auge es vermag, in Paracelſus dunkeln, vom Nebelwuſt alchymiſtiſch-kabbaliſtiſch-theoſophiſch-aſtrologiſcher Wunderſprache umhüllten Schriften zwiſchen den Zeilen zu leſen, der wird den Geiſt klar erkennen, den drei Jahrhunderte verkannt haben. Paracelſus beſchloß ſein merkwürdiges Leben in Salzburg; dort, wie in Wien, geben noch Sagen von ihm im Volke, dort ſchmückt ſein Bildniß noch das Haus, wo er wohnte, dort wird noch ſein Schädel gezeigt. Er, der ſo lange ruhelos umher gepilgert, fand die Ruheſtätte auf dem Kirchhofe des St. Sebaſtian-Hoſpitals. Der Erzbiſchof ſelbſt ließ ihm ein ehrendes Denkmal errichten, das ſeine Wiſſenſchaft als Arzt rühmte, wie ſeine Wohlthätigkeit gegen die Armen. Außer ſeinen in 3 Folianten geſammelten Werken hat man von Paracelſus auch Medaillen mit Zauberquadraten und Planetenbildern, die allzumal auf höheres, als auf einen Quackſalber hindeuten. Ob er ſelbſt ſich den langen ſeltſamen Namen beilegte, und warum er Bombaſt von Hohenheim genannt ward, iſt dunkel, bekannt aber, daß ſchwülſtige Sprech- und Schreibweiſe nach ihm mit dem Ausdruck Bombaſt bezeichnet wurde. Sein Leben und ſeine Lehren geben viele Räthſel auf; vielleicht findet ſich einſt der Kundige, der ſie befriedigend löſt.



Juſtus Jonas.

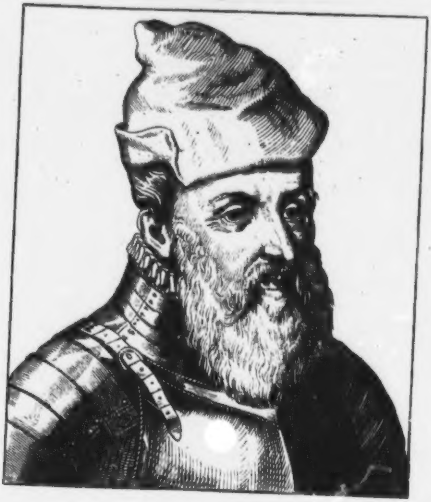
Geb. d. 5. Juni 1493, geſt. d. 9. Oct. 1555.

Unter der befreundeten Genoſſenſchaft Doctor Martin Luther's war Juſtus Jonas einer der hervorragendſten und treubeharrlichſten Freunde des großen Reformators. Thüringer von Geburt wie Luther — ſein Vater war Bürgermeiſter in der ehemalig freien Reichsſtadt Nordhauſen — wandte Jonas ſich, wie Luther, der thüringiſchen Hauptſtadt Erfurt zu, dort ſeine höheren Studien zu beginnen. Dort knüpfte er Bekanntſchaft und innige Freundſchaft an mit einem Kreiſe von Gelehrten, deren Namen die Nachwelt noch heute mit hoher Achtung nennt: Johann Lange, Eoban Heſſe, Ulrich von Hutten, Juſtus Menius, Joachim Camerarius, Adam Crato, Johann Crotus, Heinrich Eberbach, Johann Draco, Georg Petz aus Forchheim, u. a. Welche Saat geiſtiger Regſamkeit dieſe Erfurter fruchtbringend in den Acker der Zukunft ſtreuten, hat die Reformationsgeſchichte dargethan. Außerdem beſuchte Jonas auch den berühmten Erasmus, und gewann ſich deſſen Gunſt und Achtung.

Juſtus Jonas, welcher ſich anfangs zum Rechtsgelehrten beſtimmt hatte, wurde zu Erfurt im Jahr 1507 Baccalaureus, 1510 Magiſter der Philoſophie, dann Licentiat der Rechte; darauf wurde er — Theolog und erhielt am Severiſtift zu Erfurt ein Canonikat. Aber in deſſen ruhigem Genuß litt es ihn nicht; Luther war der Stern, dem er nachfolgte, nach Wittenberg zog es auch ihn; dort erwarb er die theologiſche Doctorwürde, wurde Profeſſor für das canoniſche Recht, Probſt am Allerheiligen Collegium zu Wittenberg und begleitete Luther auf ſeinem kühnen Gange nach Worms. Mit unerſchütterlicher Treue hing er an ſeinem Luther, dem er bei deſſen Bibelüberſetzung weſentliche Hülfe leiſtete, hing an ihm vielleicht mehr noch als Melanchthon, mehr als Spalatin, mehr als Amsdorf. Wo Luther war, oder wo es galt, dieſen mit zu vertreten, war auch Juſtus Jonas, auf dem Religionsgeſpräch zu Marburg 1529, auf dem Reichstag zu Augsburg 1530, in Schmalkalden zur Artikelunterſchrift 1537. Erſt das Jahr 1541 ſchied ihn von Luther und von Wittenberg; er ward nach Halle zum Prediger und Kirchen-Inſpektor berufen, fand aber dort mehr Verdruß als Freude und verließ dieſe Stadt im Jahre 1546, einem Rufe der Grafen von Mansfeld folgend, die ihn mit Luther zur Schlichtung verſchiedener Streitigkeiten zu ſich entboten. So war es eine wahrhaft höhere Fügung, daß der treue Freund, welcher Luther ſo oft im Leben liebend nahe geſtanden, dieſen nun auch noch auf ſeinem letzten irdiſchen Gange begleiten ſollte. Jonas wich nicht von Luther's Krankenbett, er betete mit ihm, er empfing Luther's letztes glaubensfreudiges Ja, daß er auf das Bekenntniß ſterbe, welches er gelehrt, und war der erſte, der dem Kurfürſten von Sachſen die Trauernachricht von Luther's Ableben überſandte, dem er zu Eisleben die Leichenpredigt hielt. —

Einige Jahre verweilte nun Jonas an verſchiedenen ſächſiſchen Höfen und lehrte auch eine Zeitlang als Profeſſor an der neubegründeten Hochſchule zu Jena, bis ein Ruf des Herzogs Johann Ernſt zu Sachſen, der in Coburg reſidirte, ihn in dieſer Stadt zum Hofprediger ernannte. Doch auch in dieſer neuen Stellung blieb er nicht lange, und es war ohne Zweifel körperliche Schwachheit Urſache ſeiner 1553 erfolgten ehrenvollen Verſetzung in das nahe Eisfeld, wo er zum Superintendenten ernannt wurde und zugleich Amt und Titel eines fränkiſchen Kirchen-Inſpektors übertragen erhielt. Schon nach zwei Jahren rief ihn der Tod aus dieſem letzten Kreiſe ſeiner Thätigkeit.

Juſtus Jonas verfaßte mehrere theologiſche und geſchichtliche Schriften und zeichnete ſich auch als geiſtlicher Liederdichter aus. Im erſten deutſchen Geſangbuch, von Luther ſelbſt herausgegeben, ſteht nach den Liedern Luther's: „Nu folgen andere, der unſern Lieder, und erſtlich der CXXIIII. Pſalm. D. Juſt. Jonas. „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält ꝛc.“ Auch das Lied „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort“ iſt von ihm. Juſtus Jonas hatte einen gleichnamigen Sohn, an welchem er viele Freude erlebte, während Gottes Güte die Trauer, die er an demſelben hätte erleben können, ihm durch ſeinen Tod erſparte. Der junge Juſtus Jonas wurde Rechtsgelehrter, Doctor der Rechte, Profeſſor zu Wittenberg, ſtieg bis zum Vicekanzler des Kaiſers empor, verwickelte ſich aber nachher in die Grumbach'ſchen Händel, wurde von der Reichsacht mit betroffen, flüchtete nach Dänemark, wurde in Kopenhagen ergriffen und auf Nachſuchen des Kurfürſten von Sachſen, des Vollſtreckers der Reichsacht, dort im Jahre 1567 enthauptet.



Konrad, Freiherr von Boineburg.

Geb. 1494, geſt. d. 29. Jan. 1567.

Ruhmgekrönter deutſcher Held und Heerführer, Kämpfer und Sieger in der Pavier Schlacht, Georg von Frundsbergs Freund und Nachfolger, Eroberer Roms.

Konrad von Boineburg, wohl auch Bemmelberg nach alter Weiſe geſchrieben, wie ein Theil der Familie ſich auch Boyneburg ſchreibt, entſtammte einem berühmten heſſiſchen Adelsgeſchlechte; der Vater, Reinhard v. B. zu Biſchhauſen, war heſſiſcher Rath und Hofmeiſter. Nach der Zeitſitte, junge Edelknaben an Fürſten- oder doch Grafenhöfen ſich für ritterlichen Dienſt ausbilden zu laſſen, ward Konrad an den Hof des Herzog Eberhard II. von Würtemberg gethan, als er noch im zwölften Jahre ſtand, und hieß dort «der kleine Heß», ein Beiname, der ihm durch ſein ganzes ſpäteres Heldenleben blieb. Mit Herzog Ulrich von Würtemberg zog Konrad an der Spitze einer Macht von 20,000 Fußknechten 1504 zum Heere des Kaiſers Maximilian I. und gegen Philipp von der Pfalz, im folgenden Jahre kämpfte er gegen die Venetianer. Treuer Anhänger ſeines Herrn, des Herzogs, half Konrad dieſem im Jahre 1514 die bäuriſche Empörung unterdrücken, fiel aber von ihm mit 18 Grafen und Herren ab, als der Herzog jenen Hans von Hutten aus doppelter Eiferſucht ermordet hatte, und die Familie, namentlich Ulrich von Hutten, durch ganz Deutſchland um Rache ſchrie, trat dem ſchwäbiſchen Ritterbunde bei, und half den Herzog um ſein Land bringen.

Das ganze Leben Konrad's von Boineburg war eine Kette von Heereszügen; er war ein geborener Führer und von unerſchütterlichem Muthe beſeelt, ſo daß er durch Tapferkeit, Umſicht und kühne Verachtung der Gefahr an die würdigſten hinan reichte.

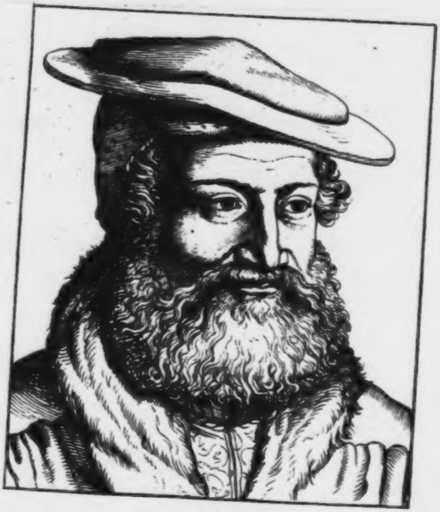
Im Jahre 1522 führte Konrad ein Graf Fürſtenberg'ſches Regiment Landsknechte Franz von Sickingen gegen den Kurfürſten und Erzbiſchof Richard von Trier zu Hülfe, und knüpfte das Band der Freundſchaft mit dem tapfern Georg von Frundsberg, der ihn bewog, mit ſeinem Volk in kaiſerlichen Sold zu treten. Kühn zog nun Konrad 1523 als Führer der Vorhut dem Heere Frundsberg's voran, überſchritt das Wormſer Joch, und ſchlug bei Mailand das Franzoſenheer in die Flucht. Nachrückend nahm Konrad Ort um Ort, Pizzighetone, Lodi, Cremona und endlich Genua, wo er indeß eine ſtarke Wunde empfing. Mit dem kaiſerlichen Heere und 500 Deutſchen, welche Konrad befehligte, 1524 in Pavia eingeſchloſſen, half er 13 Stürme binnen vier Monaten abſchlagen, bis Frundsberg mit dem erſehnten Hülfsheere nahte. Da war Konrad der erſte, der mit ſeinem Volk über die Mauern des Thiergartens brach und am Tage der berühmten Schlacht von Pavia, am 25. Febr. 1525 unmittelbar mit König Franz und deſſen Reitern ſtritt und zur Gefangennehmung des erſtern weſentlich beitrug. Der Kaiſer ernannte ihn zum Kriegsrath und geſellte ihn Frundsberg als Generallieutenant (Locoteniente) zu.

Das folgende Jahr ſchlug Konrad vor Mantua den Herzog von Urbino, brach die Macht der italieniſchen Liga und rückte unter dem kaiſerl. Generaliſſimus Karl von Bourbon gegen Rom, wo der Papſt vor dem deutſchen Heere zitterte und die drohende Gefahr mit Geld abzuwenden ſuchte. Dieſes Geld reichte kaum hin, die Anſprüche der ſpaniſchen und italieniſchen Truppen zu befriedigen, die Deutſchen ſollten, wie immer, leer ausgehen und empörten ſich. Frundsberg ward in Folge dieſes Ereigniſſes von einem Schlaganfall betroffen und übergab ſein Commando dem tapfern Stellvertreter, der nun den Oberbefehl über 35 Fähnlein deutſcher Landsknechte erhielt und ſie Rom immer näher führte, bis es erreicht war, worauf ohne langes Säumen mit 10 Fähnlein Sturm auf die Vorſtadt San Spirito gelaufen und dieſe genommen wurde. Alsbald ließ Konrad die andern 25 Fähnlein nachrücken, gebot die ſtrengſte Mannszucht, verbot alles plündern bei Todesſtrafe und erſtürmte die Vorſtadt Janiculum. An einer andern Stelle ſtürmte Karl von Bourbon und empfing aus Benvenuto Cellini's Rohre die Todeskugel. Er hatte dem Heere die Plünderung der heiligen Stadt zugeſagt — jetzt nach des Hauptführers Fall trat rathloſe Beſtürzung ein. Die wälſchen und ſpaniſchen Kriegsoberſten, hart an der Innenmauer des ewigen Roms ſtehend, mochten die Stadt vor Plünderung ſchützen, des Papſtes geheiligte Perſon nicht preisgegeben ſehen. Aber da trat Konrad auf und machte im Kriegsrath geltend, daß das Heer, wenn man es jetzt von Rom zurückziehen wolle, von Rom aus im Rücken und vom Herzog von Urbino, der zum Entſatz heranrücke, von vorn werde angegriffen werden, daß auch die Landsknechte ſich nicht ohne weiteres würden zurückführen laſſen, ſondern, hinſichtlich der Zahlung ihres rückſtändigen Soldes auf die Eroberung Roms vertröſtet, in hellen Aufruhr ausbrechen würden, wie das Leben der Anführer bedroht, und daß endlich deren Gefangennahme und Uebergang des Heeres zum Feinde zu befürchten ſein würde. Wollten die Feldherren die Verantwortung aller dieſer Möglichkeiten, wenn ſie zur Gewißheit geworden wären, auf ſich nehmen, ſo möchten ſie den ſichern Sieg aus der Hand geben.

Dieſe Gründe wirkten, Konrad bekam den Oberbefehl, erſtürmte mit 30 Fähnlein von allen Truppengattungen ohne Zögern die Sixtusbrücke mitten unterm Feuer der Kanonen von der Engelsburg, und diktirte dem Papſt Klemens VII. einen Vertrag, den er mit unterzeichnete. Dennoch erhielten die deutſchen Truppen weder ihren Sold, noch durften ſie plündern, und der Aufruhr brach los und war ſchwer genug zu beſchwichtigen.

Noch mehr als einmal wurde der tapfere Führer von den ſchwürigen Deutſchen, die in dem fremden Lande ſich nicht zurecht fanden und ſtets verkürzt und betrogen wurden, hart bedroht, und bis zur Giftmiſcherei trieben die falſchen Wälſchen ihren Haß; ſo konnte «der kleine Heß» die Truppen nicht mehr bändigen, er legte das Oberkommando nieder, und Rom erlitt eine fürchterliche Plünderung. Dennoch mußte Konrad den Oberbefehl wieder übernehmen; ſein Volk hielt den Papſt in der Engelsburg gefangen, bis alles Geld für den rückſtändigen Sold herbeigeſchafft war. Konrad kehrte nach vielen Kämpfen und Beſchwerden erſt 1530 nach Deutſchland zurück, erhielt für ſeine Anſprüche die kaiſerlichen Herrſchaften Schälklingen, Ehingen und Berg auf Lebenszeit verpfändet, begleitete den Kaiſer auf den Reichstag nach Augsburg, wurde 1531 vom römiſchen König Ferdinand I. zum Kriegsrath und Feldhauptmann über 12,000 Landsknechte ernannt, zog gegen die Türken und hatte das Unglück, da er 1534 das kaiſerliche Heer gegen den Landgrafen Philipp zu Heſſen, ſeinen eigentlichen Landesherrn, und gegen den ehemaligen Freund Herzog Ulrich von Würtemberg führte, bei Lauffen aufs Haupt geſchlagen zu werden und eine tüchtige Wunde davon zu tragen.

Mit Kaiſer Karl V. zog Konrad 1536 zum zweiten male in Rom ein, wohnte ſpäter dem Feldzug gegen Frankreich bei, 1542 dem gegen die Türkei (an der Spitze von 84 Fähnlein Fußvolk), rieth zur Einnahme Peſths, zog 1544 abermals mit 22 Fähnlein mit gegen Frankreich, erſtürmte und nahm dort mehrere Städte, folgte nach dem Friedensſchluß dem Kaiſer nach Brüſſel, dann auf die Reichstage nach Worms und Regensburg (1545 u. 1546), leiſtete bei den Unterhandlungen über die Befreiung Philipp's zu Heſſen aus der Haft des Kaiſers erſterem wichtige Dienſte, ſo wie dem heſſiſchen Adel, und ſo war eigentlich der «kleine Heß», wohin man nur blickte, immer thätig, ſtets am rechten Platz, ſtets ein tapferer Held, ein kluger Staatsmann. In der Schlacht bei Mühlberg half er ſchlagen und ſiegen; 1552 vertheidigte Konrad Ulm ſtandhaft gegen Moritz von Sachſen und Albrecht von Brandenburg und eroberte die Veſte Helfenſtein; 1553 leiſtete er große Dienſte in den Niederlanden und zog ſich endlich nach dem Friedensſchluß zu Cambreſis 1559 auf ſeine öſterreichiſchen Beſitzungen zurück, wo ihm nach ſo vielen Stürmen, Zügen und Siegen noch acht Jahre lang ein friedlicher Lebensabend erblühte. Er ſtarb auf Schloß Schälklingen und ruht in der dortigen Pfarrkirche von ſeinem vielbewegten Kriegerleben aus. Seine Rüſtung und ſein Bildniß ſchmücken die Ambraſer Sammlung.



Hans Sachs.

Geb. d. 5. Nov. 1494, geſt. d. 25. Jan. 1576.

Ein höchſt ehrenhafter deutſcher Dichter und Meiſterſänger, ein Mann aus dem Volke; auch er war ein Förderer der Reformation, ohne Fürſt, ohne Ritter, ohne Theolog zu ſein; durch die Macht der Poeſie verbreitete und verherrlichte er die Wahrheit und ihre Siege.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, erblickte in **Nürnberg** das Licht des Tages. Der Vater war ein redlicher Mann, wollte den Sohn was rechtes lernen laſſen und that ihn im 15. Jahre auf eine gelehrte Schule der Stadt, aber nicht lange, denn der Jüngling war kränklich und ſchwächlich. Die Studien ſchienen ihn allzuſehr anzuſtrengen; ein ſtilles friedliches Handwerk ſollte ihn nun beſchäftigen und ihm den goldenen Boden ſichern. Was aber der fähige Jüngling mitbrachte aus der Schule auf den Schuhmacherſchemel, viel und mancherlei erlerntes in der Art, wie zu ſeiner Zeit die Wiſſenſchaften gelehrt wurden, das trieb doch in ihm ſeine ſtillen Blüthen, kehrte ſich nach innen, da es nicht nach außen ſtrahlen durfte, und wurde — **Poeſie.**

Nun blühte in Nürnberg vorzugsweiſe vor vielen andern deutſchen Städten die Kunſt der Meiſterſingerei, zwar in ſtrengen, ſchulgerechten, ja ſteifen Formen, indeß ſie blühte doch, Sachs erlernte ſie, ein Weber Namens Nunnenbeck lehrte ſie ihm; er trug die Kunſt im Herzen und im Gemüthe und weit hinaus in das Leben, auf die fröhliche Wanderſchaft. Südwärts zog es ihn auf dieſer nach Regensburg zunächſt, nach Paſſau dann auf der Donau Wellen und Wogen in das reizende Salzkammergut, dann durch den Böhmerwald über manches Gebirg nach dem Sachſen-, dem Thüringerlande.

Sachs hielt ſich als ein recht frommer Wandergeſell ehrbar und züchtig, ſiegte der Verſuchung ob, mit ſchwärmenden Geſellen ein nicht tadelfreies Leben zu führen, welche Verſuchung ihm einige mal nahe trat, zumal da er zum Waidgeſellen des jagdluſtigen Kaiſer Marimilian ſich hatte annehmen laſſen und auf den Alphöhen Tyrols des Jägersmannes freie Luſt und Weide kennen lernte. Da zog's ihn heimwärts, er nahm den Weg über München, ſang in der dortigen

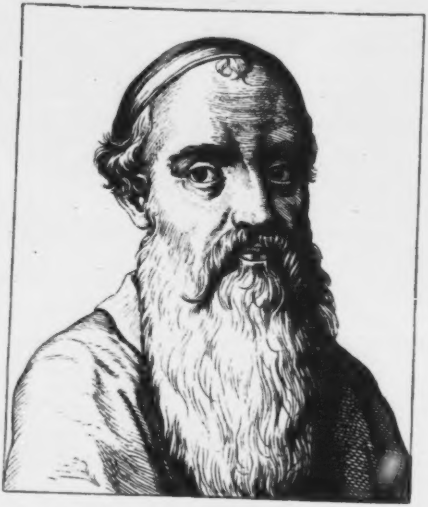
Meiſterſängerſchule mit Beifall, ein Jüngling nur erſt von 20 Jahren, und ward abermals von der Liebe gefeſſelt, lernte alle Schmerzen vergeblicher Minne kennen, durchwanderte noch manchen ſchönen deutſchen Gau und manche deutſche Stadt, ward in Frankfurt «Sang- und Schwertmeiſter», fuhr den Rhein hinab, ſah Köln und Aachen, ſah die Städte der deutſchen Hanſa, kehrte über Leipzig durch Sachſen, den Harz und Thüringen wieder in ſein geſegnetes Frankenland zurück und that ſich häuslich und behaglich nieder, freite ein tugendſames Weib und begann mit gleicher Liebe und ſtets gleicher Treue ſeine Sangeskunſt und ſein Handwerk zugleich zu üben.

Dem reichen poetiſchen Geiſt des nürnberger Sängers wurde die ganze Welt und alles Leben zum Gedicht; wie hätte es nicht der Goldſtrahl neuer, geläuterter Chriſtuslehre werden ſollen? Luther's Ruhm begann Deutſchland zu erfüllen; in Nürnberg fand die neue Lehre guten Boden; eifrig las Sachs die Schriften des Reformators, wie ſie einzeln als fliegende Blätter von Hand zu Hand gingen und flogen, und von Land zu Land. Da rührte auch Sachs ſeine Harfe und ſang ein hohes Lied: «Die wittenbergiſche Nachtigal», die flog gar weit und ſchlug gar hell und ſchön, und weckte neuen Sang, und half Luther's Werk gar mächtig fördern und verbreiten.

Bilderreich, der Sprache mächtig, gedankenkühn ſchuf nun Hans Sachs Werk auf Werk in Reim und Proſa, und ließ jedes auch ſo einzeln hinausziehen, oft nur auf Einzelbogen mit Holzſchnittzier von guten Meiſtern, wie Luther mit den ſeinen that; Lehren und Fabeln, Satiren und Geſpräche, fromme Lieder und weltliche Scherzreime, wie es kam, und wurde immer bekannter, immer berühmter, immer bedeutender. Der Magiſtrat Nürnbergs, aus Furcht vor des Kaiſers Ungnade, und einige Finſterlinge aus angeborener Lichtſcheu hätten ihm gerne ſein Singen gewehrt; er ließ ſich's aber nicht wehren, ſondern folgte getroſt der Gottesſtimme in ſeinem Herzen.

So förderte der deutſche Meiſter den Geſang, ſo förderte er die Reformation, ſo förderte er, neben Luther der begabteſte Sänger des Vaterlandes, auch dieſes Vaterlandes Sprache, inſonderheit die hochdeutſche nach dem Vorbild, das Luther in ſeiner Bibelüberſetzung gegeben. Sein geiſtliches Lied: «Warum betrübſt du dich mein Herz», durchklang alle proteſtantiſchen Kirchen, und nicht nur in deutſcher Zunge allein, auch in fremde treu übertragen. Dabei ſtudirte er fort und fort Werke der Wiſſenſchaft, war befreundet mit den hochbegabten Gelehrten und Künſtlern ſeiner Vaterſtadt, und von ihnen geehrt.

So lebte Sachs ein reges, ſchönes, dem edelſten und höchſten des Daſeins zugewandtes und beglücktes Leben, und lebte ſich, ſtets arbeitſam und thätig, ſtets ſchöpferiſch, wie voll Jugendkraft und Jugendfriſche, hinein in die Jahre höheren Alters. Erſt im 64. Lebensjahre kam eine ausgewählte Sammlung ſeiner Gedichte zur Erſcheinung. Dem erſten Bande folgte dann noch ein zweiter, ein dritter nach. — Der Tod hatte ihm ſein treues Weib entriſſen, er betrauerte ſie redlich, fühlte ſich aber nicht zu alt, im 68. Jahre wiederum zu heirathen, und brachte noch einen vierten Band ſeiner Werke zu Stande, durch die er auch die dramatiſche Kunſt der Deutſchen, die noch in den Banden der kirchlichen Myſterien und Mönchsſchauſpiele lag, frei machte und förderte. Sachs ſchrieb über 6000 Gedichte, darunter ſind 63 Faſtnachtſpiele, 29 weltliche und 28 geiſtliche Tragödien, 50 weltliche, 26 geiſtliche Comödien — die alle mehr und minder anſchauliche Bilder der Denk- und Handlungsweiſe, wie der Sitten und Anſchauungen ſeiner Zeit gewähren. Und ſo lebte er bis in ſein 82. Lebensjahr, ja ſang noch auf dem Siechbette ſeinen Lebenslauf als Schwanenlied. — Als ſeine Zeit vorüber war und Deutſchlands Poeſie tief ſchlummerte, wurde Hans Sachs verkannt — aber die neue Zeit erkennt ihn wieder freudig an und ſchmückt ſein Gedächtniß mit unverwelklichem Lorbeer.



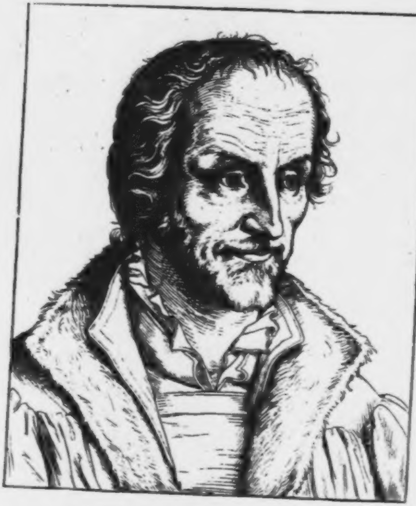
Menno Simonis.

Geb. 1496, geſt. 1561.

Der Begründer der Religionsgeſellſchaft der nach dieſem Manne ſich Mennoniten nennenden Wiedertäufer oder Taufgeſinnten. Menno wurde in Wikmarſum, einem Dorfe in Friesland geboren, und widmete ſich dem Dienſt der Kirche. Er war ſchon Prieſter, als der wiedertäuferiſche Aufruhr in der weſtphäliſchen Stadt Münſter ſich erhob und nach allen Richtungen Sendboten verſchickte, für das neue tauſendjährige Reich Anhänger und Gläubige zu gewinnen. Auch Menno Simonis, der ſchon durch Leſen Geſchmack an der wiedertäuferiſchen Lehre gefunden haben mochte, wurde 1536 für dieſelbe durch einen jener Boten, Namens Ubbo Philippi, gewonnen, und ſie gewann an ihm, den durch Philippi wieder getauften, eine mächtige Stütze. Sein Charakter war der volle und reine Gegenſatz zu jenen fanatiſchen Schwärmern, die der Lehre von der Wiedertaufe, oder eigentlich von der Taufe der Erwachſenen nach Chriſti eignem Vorbild, einen ſo ſchlimmen Namen gemacht hatten — zu einem Thomas Münzer, Johann Bockholt (Jan von Leiden), Knipperdolling u. A. Menno war fromm, ſanft, friedfertig, ſittenſtreng, von tadelloſem Wandel. Als Lebensaufgabe ſtellte ſich Menno nach ſeiner eignen Wiedertaufe die Ausbreitung der von ihm als wahr und ſeligmachend erkannten Lehre, und da die endliche Niederſchlagung des gräuelvollen Münſterſchen Aufruhrs die Taufgeſinnten nach allen Richtungen hin zerſtreut hatte, ſo ſuchte Menno die Zerſtreuten wieder in Gemeinden zu vereinen und ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich überall in friedlichem Gehorſam den Geboten der Obrigkeiten fügten. Auf dieſe Weiſe durchzog Menno läuternd und lehrend ganz Holland, das eigne Vaterland, die Nord- und Oſtſeeküſtenländer, bis nach Liefland, und breitete, ſo weit er konnte, ſeine Lehre aus. Da ſie den Bewohnern dieſer Landſtrecken meiſt neu war, und Menno in ſeiner Perſönlichkeit als ein würdiges Vorbild eines Religionslehrers erſchien, ſo blieb ſein Name an der Lehre haften, welche er vortrug. Gleichwohl entging Menno der Verfolgung nicht. Es wurden Preiſe auf ſeinen Kopf geſetzt, in Weſtphalen wurde ſogar jedem Miſſethäter, welcher Menno tod oder lebendig einliefere, Gnade und überdieß eine Belohnung zugeſichert; aber die Hand Gottes ſchirmte ihn, daß er den Gefahren, mit denen die religiöſe Unduldſamkeit ſeiner Zeit ihn bedrohte, entging. Menno's Lehre von der Taufe ſtützte ſich auf die bibliſche Ueberlieferung. Chriſtus habe ſich erſt als erwachſener Mann taufen laſſen; ſelbſt habe er nie getauft; die Kindertaufe ſei von Chriſtus nicht eingeſetzt worden; wenn Chriſtus ſie gewollt, würde er ſie eingeſetzt haben, da er ein liebevoller Kinderfreund geweſen; das Urchriſtenthum habe die Kindertaufe ebenfalls nicht eingeführt: ſie ſei eine Erfindung des Kirchenvaters Auguſtin und von der katholiſchen Kirche ſanctionirt worden; die Reformatoren hätten ſie nicht beibehalten ſollen.

Menno neigte ſich auch in ſeinen Glaubensanſichten der kalviniſtiſchen Lehre von der Gnadenwahl zu, daher er den freilich mißlichen Grundſatz aufſtellte, nur für Weltmenſchen ſei die Obrigkeit, für die gerechten und innerlich erleuchteten Auserwählten ſei dieſelbe nicht von nöthen. Der Moral und Kinderzucht, welche Menno lehrte, legte er die ſchönen und erhebenden Lehren der Bergpredigt zum Grunde.

Menno's Lehre fand in Holland am meiſten Eingang und dauernde Begründung; außerdem verbreitete ſie ſich über Holſtein nach Preußen, nach Rußland, in das ſüdliche Deutſchland, nach Thüringen, Franken, Bayern, wo die Wiedertäufer durch das abweichende ihrer Kleidertracht und Kopfbedeckung noch immer an niederländiſche Landleute erinnern, zumal ſie der Mehrzahl nach Landwirthe ſind — bis nach Ungarn und Siebenbürgen, in die Schweiz und nach Nordamerika. Die Sitteneinfachheit, die Strenge der Religionsgrundſätze und eine muſterhafte Haltung im bürgerlichen Leben verſchafften den Mennoniten die verdiente Duldung, doch blieb auch dieſe Religionsgemeinſchaft nicht ohne innere Spaltung. Den Eid und die Kriegsdienſtleiſtung verwarfen ſie gleich den Quäkern, allein der letzteren haben ſie aufgehört ſich zu entziehen. Menno Simonis ſtarb zu Oldesloe, einer Stadt zwiſchen Lübeck und Hamburg.

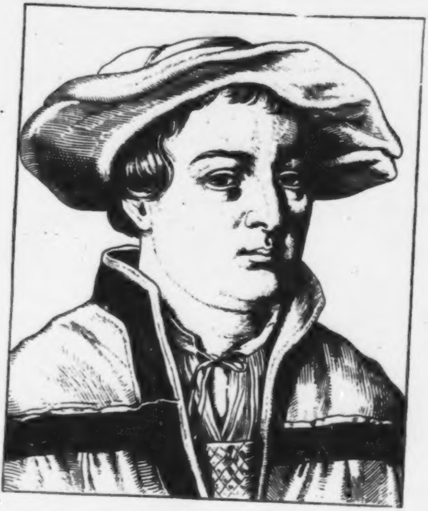


Philipp Melanchton.

Geb. d. 16. Febr. 1497, geſt. d. 19. April 1560.

Luthers gefeiertſter Freund, ſein Jonathan, die milde Leuchte neben dem ſtrahlenden Sterne! Der Mann des Friedens, hervorgegangen aus einem Hauſe blinkender Gewaffen und lärmenden Rüſtzeugs. Der Vater war Waffenſchmied und Rüſtmeiſter des Grafen von der Pfalz, Herzogs in Bayern, und der Sohn erblickte das Licht der Welt im Städtlein Bretten in der Unterpfalz. Der Großvater nahm ſich der erſten Erziehung des Knaben an, und Reuchlin, ſein mütterlicher Oheim, leitete deſſen ferneren Unterricht auf der Schule zu Pforzheim, ließ ihn den deutſchen Vaternamen Schwarzerd in den griechiſchen Melanchton umwandeln und fürder tragen, und ſandte ihn dann zu weiteren Studien nach Heidelberg. Frühe Reife des Geiſtes zeichnete den jungen Studenten aus; mit vierzehn Jahren erlangte er ſchon das Baccalaureat der Philoſophie und wurde Hofmeiſter zweier Grafen von Löwenſtein. Er wollte auch Magiſter werden, aber das gaben die alten Profeſſoren nicht zu; er war ihnen denn doch noch zu jung. Melanchton ging darauf nach Tübingen und wurde dort Magiſter, hielt Vorleſungen und verfaßte eine griechiſche Grammatik von bleibendem Werth, unterſtützte Reuchlin bei deſſen Arbeiten und leitete eine Druckerei. So voll Thätigkeit und Eifer wirkend und dabei keinen Tag das eigene Weiterſtudieren aus den Augen laſſend, traf ihn 1518 ein von Reuchlin veranlaßter Ruf des Kurfürſten Friedrich des Weiſen zu Sachſen an deſſen Hochſchule Wittenberg, als Profeſſor der griechiſchen Sprache und Literatur, dem er willig folgte. Von da an knüpfte ſich das unzertrennliche, ſtets heilig gehaltene Freundſchaftsband mit Luther, der Melanchton nach ſeinem ganzen vollen Werth zu würdigen verſtand. Gründliches Wiſſen, ernſtes Forſchen, Sanftmuth und Milde bei edler Charakterfeſtigkeit, machten Melanchton zur Stütze des großen Werkes der Reformation, ja zur Stütze der Hochſchule, wenn Luther abweſend war. Siegreich kämpfte er mit Luther vereint gegen Dr. Eck und Carlſtadt in der berühmten Leipziger Disputation, wurde durch die Aufſtellung ſeiner „theologiſchen Lehrſätze“ der Begründer der proteſtantiſchen Dogmatik, richtete, von einer Reiſe in die Heimath rückkehrend, die neue

Schule zu Nürnberg ein, ſchrieb Viſitationsartikel und leiſtete bei der großen Kirchenviſitation in Kurſachſen die weſentlichſten Dienſte. Auf dem Reichstage zu Speier 1529 trat Melanchton kräftig dagegen auf, daß man die Bekenner der Lehre Zwingli's ungehört verdammen wollte, wie er ſich denn den Schweizer-Reformatoren nicht ganz abgeneigt zeigte und gemäßigter über ihre Lehrſätze urtheilte als Luther. Melanchton gab den von Luther entworfenen Glaubenslehren, die dem Augsburger Reichstag 1530 vorgelegt wurden, Form und milde Faſſung, nachdem er ſchon 1529 auf dem Religionsgeſpräch zu Marburg mit kluger Sorgfalt zu einigen geſucht hatte, ſo viel als möglich war. Ebenſo verfaßte Melanchton die Apologie des evangeliſchen Bekenntniſſes und gründete ſich durch dieſe beiden Arbeiten in der ganzen proteſtantiſchen Kirche den Anſpruch auf Dankbarkeit für ewige Zeiten. Bis über Deutſchlands Grenzen erſcholl Melanchtons Ruhm, die Könige von Frankreich und von England ließen ehrenvolle Rufe an ihn ergehen, allein der Kurfürſt von Sachſen enturlaubte ihn nicht, er blieb Deutſchland erhalten zu noch lange dauernder Lebensarbeit, zu manchem Kampfe. Oft und viel mußte der milde fromme Melanchton den herben Kelch der Verkennung leeren, oft ward er angefochten und befehdet um ſeiner Milde willen, ſeiner verſöhnlichen Sinnesart willen, nur einer war, der ihn ganz kannte, der ihn überaus hoch ſchätzte, der bei aller eigenen Heftigkeit und Strenge den Charakter des Freundes ſtets im ungetrübten Glanze ſeiner Reinheit und Klarheit ſah, und das war Luther. Als Luther 1546 dahingeſchieden war, und noch endloſe Religionskämpfe drohten, war Melanchton Haupt und Stütze der Reformation, aber er war es unter großen Mühen und ſchweren Sorgen. Eine bedeutende Anzahl der proteſtantiſchen Gottesgelehrten ſahen alles Heil für die neue Lehre und das geläuterte Evangelium nur im ſtarren feſthalten an Normen und Formen; da dies bei Melanchton nicht der Fall war, da dieſer ſtets Wege ſuchte, Hader zu vermeiden und zu verhüten, zu einigen ſtatt zu ſpalten, da ward er verdächtigt und verketzert, und als Verrath und Treuloſigkeit ward gedeutet, was in ſeinem Charakter nur Milde und mindere Feſtigkeit war. Seine mehrfach begonnenen Einigungsverſuche ſcheiterten allzumal, und der Schmerz über ſo manche Kränkung, manche Trennung, nagte an ſeinem Herzen. 1557 verlor Melanchton auch die treue Gattin, und das Leben hörte auf noch Reiz für ihn zu haben. Auf einer Reiſe von Wittenberg nach Leipzig, in rauher Jahreszeit, ergriff den durch geiſtige Schmerzen ſchon für Krankheit empfänglicher gemachten Leib ein Wechſelfieber, das ihn dem Tod in die Arme führte. Unſterblich klingt ſein Name neben Luthers Namen fort, und ſein Ruhm blüht unvergänglich.



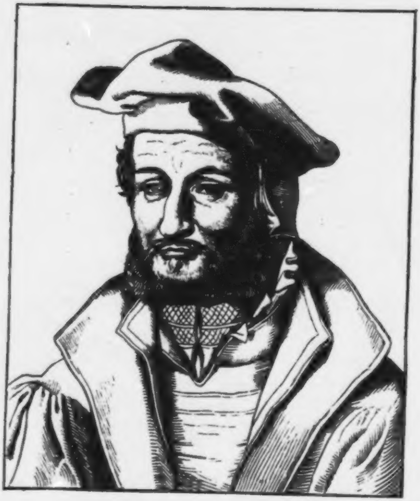
Hans Holbein der jüngere.

Geb. um 1498, geſt. 1554.

Maler und Zeichner für den Formſchnitt, wenn nicht ſelbſteigenhändig Formſchneider — worüber ein noch immer unentſchiedener Streit herrſcht — von der höchſten Bedeutſamkeit. Aus dem Dunkel der Zeit aufglühend, in ihr Dunkel verſchwindend, leuchtete Hans Holbein der jüngere am Himmel der deutſchen Malerkunſt in meteoriſcher Schöne. Weder Geburts- noch Todestag von ihm ſind ermittelt, und wie um den Sänger der Ilias und Odyſſee, ſtreiten ſich mehrere Städte um die Ehre, des großen Meiſters Geburtsſtätte geweſen zu ſein. Selbſt das Jahr ſeiner Geburt ſchwankt von 1495 bis 1498. Aber in Baſel, wohin er mit ſeinem Vater, der zugleich ſein Lehrmeiſter war, von Augsburg gezogen ſein ſoll, begann er ſeine Künſtlerbahn, und befreundete ſich frühzeitig mit den hervorragenden Männern, welche die Bewegungen auf dem humaniſtiſchen und kirchlichen Gebiete dort vereinten: einen großen Theil dieſer ſeiner berühmten Zeitgenoſſen zeichnete Holbein nach dem Leben, und leiſtete ſchon dadurch der Nachwelt einen höchſt dankenswerthen Dienſt. Zum berühmten Buche des Erasmus von Rotterdam, der ſich in Baſel niedergelaſſen hatte: «Das Lob der Narrheit», zeichnete Holbein die trefflichen Holzſchnitte. Einige alte Gemälde, Todtentänze, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert, wo nicht früher, hervorgegangen aus Zeiterſcheinungen und deren asketiſcher Auffaſſung, die in Baſel ſich als Wandbilderreihen vorfanden, weckten in Holbein die Idee zu ſeinem unübertrefflichen Holzſchnitttodtentanz, einer Bilderreihe voll des tiefſten Ernſtes im Bunde mit Laune und klaſſiſchem Humor, welcher in zahlreichen Ausgaben, in deutſcher, niederdeutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache meiſt poetiſch erläutert erſchien, häufigſt nachgeſtochen, nachgedruckt und noch häufiger nachgeahmt wurde, und ſchon allein hinreicht, Holbeins Namen die Unſterblichkeit zu ſichern. Die Forſchung hat erwieſen, daß die Anzahl der von Holbeins Todtentanz gedruckten Exemplaren eine Million erreicht, und dennoch ſind Originale deſſelben jetzt ſelten und theuer. Noch ſeltener ſind die Ausgaben von Holbeins Bibelbildern, Icones historiarum veteris et novi testamenti, und das ihm ebenfalls zu geſchriebene Todtentanzalphabet, aber zu fabelhafter Seltenheit, in Deutſchland wohl nur in wenigen Exemplaren vorhanden, erhebt ſich der Katechismus des Erzbiſchofs Cranmer von Canterbury, des Begründers der anglicaniſchen Kirche, den Holbein ebenfalls mit Holzſchnittbildern zierte. Außerdem werden ihm noch viele andere Folgen wie Einzelblätter dieſes Kunſtzweiges zugeſchrieben, den er in Bezug auf Schönheit der Zeichnung und Feinheit des Schnittes auf die Stufe der Vollendung hob, und es iſt kaum denkbar, daß der Meiſter ohne geiſtigen Antheil bei der techniſchen Behandlung dieſer ſeiner unſterblichen Formſchnittwerke geblieben ſein ſollte.

Was Holbein als Maler und vorzugsweiſe als Portraitmaler war und leiſtete, künden zahlreiche Gallerien Deutſchlands und noch mehr Englands, wohin er ſich begab, vom Grafen Arundel, britiſchen Geſandten zu Baſel und von Erasmus an den Großkanzler Thomas Morus empfohlen. Durch dieſen ward er dem König von England, Heinrich VIII. bekannt, der ihm ſeine ganze Neigung ſchenkte, und in deſſen Gunſt der Künſtler ſich dauernd zu erhalten verſtand. Ein Lord wollte mit Ungeſtüm in Holbeins Atelier dringen, gegen den Willen des Künſtlers, und dieſer warf ihn die Treppe hinunter; als der Lord darüber Beſchwerde führte, ſagte Heinrich VIII.: «aus ſieben Bauern kann ich ſieben Lords machen, aber aus ſieben Lords noch keinen Holbein.» Wenn dieſe Anekdote auch nicht wahr iſt, ſo drückt ſie doch eine allgemeine Wahrheit aus. Noch vor des Königs Tode und nach Vollendung trefflicher Gemälde reiſte Holbein einmal nach Baſel zurück, unterſtützte reichlich ſeine Angehörigen, bewegte ſich heiter im Kreiſe alter und neugewonnener Freunde, malte noch einiges und wandte ſich dann wieder nach London, wo er noch bis zu ſeinem Tode unermüdlich thätig war. Die im Jahr 1534 in London ausgebrochene Peſt raffte ihn hinweg, er wurde mit andern gleichzeitig an derſelben verſtorbenen eingeſcharrt, und als ſein früherer Gönner, Graf Arundel, nach des großen deutſchen Künſtlers Grabe forſchte, wußte niemand dieſes ihm zu zeigen.

Als Maler ſteht Hans Holbein d. j. neben Albrecht Dürer: als Zeichner für den Formſchnitt, oder wenn man will, als Formſchneider — (ſchnitt Dürer ſelbſt, ſo ſchnitt zuverläſſig auch Holbein ſelbſt, man muß nur nicht annehmen, daß dieſe Künſtler alles und alles ſelbſt geſchnitten und gemalt haben, was ihnen zugeſchrieben wird, denn wofür hätten ſie denn ihre Schüler gehabt?) übertrifft ihn Dürer in der Großartigkeit und ſteht ihm nach in der Feinheit und Zierlichkeit. Holbein war ein treuer Jünger der Natur, ein Meiſter in Zeichnung und Farbengebung; aus ſeinen Bildniſſen ſpricht richtige Auffaſſung und tiefe Lebenswahrheit. Es haben Einige Holbein den Makel eines ſittenloſen Lebens anzudichten verſucht; einen ſolchen Mann würde aber der ſittenſtrenge Thomas Morus nicht zwei Jahre lang in ſeinem Hauſe, im Schooſe ſeiner Familie geduldet haben. Von den Todtentanzbildern haben kaum drei einen Anhauch von Frivolität, die Bibelbilder ſind voll keuſchen Ernſtes. Deutſchland darf ſtolz ſein und bleiben auf ſeinen, in ſeiner Eigenthümlichkeit noch von keinem übertroffenen Hans Holbein.



Andreas Oſiander, der ältere.

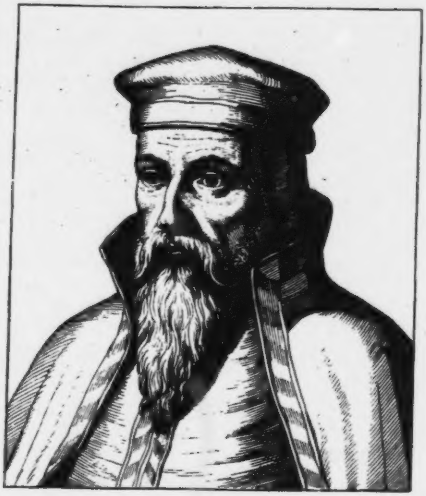
Geb. d. 19. Dez. 1498, geſt. d. 17. Oct. 1552.

Kraftvolles Rüſtzeug der Reformation, ausgeſtattet mit Muth und Feuer und nie ermüdendem Eifer, dabei aber nicht frei von Irrthum, doch auch im Irrthum feſt und beharrlich.

Oſiander grüßte das Licht des Tages zu Gunzenhauſen im Ansbachiſchen; der Vater, ein Schmied, hieß Hoſmann, welchen Namen der gelehrte Sohn ſpäter nach der Zeitſitte vergriechiſchte. Der junge Hoſmann begab ſich auf die Hochſchulen zu Ingolſtadt und Wittenberg, und führte das Leben eines für ſich Studirenden. In den engern Kreis der befreundeten Genoſſenſchaft Luther's ſcheint Oſiander zu Wittenberg vorerſt nicht eingetreten zu ſein, jedenfalls aber blieb er Luther nicht unbekannt, da er deſſen Lehre begeiſtert annahm und von der Vorſehung berufen ward, mitten im Herzen Deutſchlands das Banner der Reformation aufzupflanzen und für daſſelbe zu ſtreiten. Dieſes Herz war die freie Reichsſtadt Nürnberg, vorleuchtend in der Wiſſenſchaft, gefürſtet gleichſam durch die Kunſt, ein Emporium des bewegenden, lebendig fortſchreitenden Geiſtes, auf welche Luther gar hohen Werth legte, indem er Nürnberg mit der Sonne verglich, die über Mond und Sternen leuchte, und es nicht minder das Auge und Ohr Deutſchlands nannte. Oſiander wandte ſich nach Nürnberg, wurde mit 22 Jahren ſchon Lehrer der Theologie und Mathematik am Auguſtinerkloſter daſelbſt, trat zugleich dort als der erſte auf, welcher die hebräiſche Sprache lehrte, und dann wurde er 1522 der erſte lutheriſche Prediger der freien Reichsſtadt, in welchem Jahre er in der St. Lorenzkirche am 23. Febr. zum erſtenmale evangeliſch predigte. Dieſes Predigtamt bekleidete Oſiander mit Eifer und Treue bis zum Jahre 1548 und war während deſſen Führung in ungemein wichtigen Kirchenangelegenheiten fördernd und helfend thätig. Daß Oſiander gleich beim Antritt ſeines Pfarramts von den Mönchen, welche der Neuerung entgegen waren, heftig befehdet wurde, lag in der Natur der Sache, aber Oſiander bekämpfte und beſiegte ſie in öffentlichen Disputationen. Nürnberg war für die Reformation der gedeihlichſte Boden; Männer wie Dürer und Pirkheimer, Spengler und Scheurlin, Hans Sachs und Coban Heß waren dort mit Freuden ihre Stützen, und gern verkehrte Luther brieflich mit alle den treuen, die ihm anhingen um des geläuterten Wortes willen. Und wie Oſiander als Prediger, Coban als Mann der Schule, Spengler, Pirkheimer und Scheurlin als Männer des Rathes und Staates, die übrigen als Künſtler dem großen Werke dienten, und die Bürgerſchaft der in ſich durch tüchtiges Regiment geordneten und gefeſteten Stadt innern Zwieſpalt ausſtieß, ſo konnte es nicht fehlen, daß die herrlichſte deutſcher Städte eine Freiſtätte und Friedensſtätte des neues Lichtes wurde. Im Jahr 1526 hatte Oſiander den Vorſitz bei einem wichtigen Religionsgeſpräch zu Nürnberg, deſſen Folge das völlige Aufhören katholiſcher Predigten und Ceremonien und die Schließung des Auguſtinerkloſters war; doch fehlte es nach der Hand noch lange nicht an ſchmähenden Eiferern gegen die neueren kirchlichen Formen und Einrichtungen. Im Jahr 1529 entſandte der Rath zu Nürnberg Oſiander nach Schwabach in Angelegenheiten einer Kirchenviſitation, nicht minder zu den Colloquien in Marburg und Augsburg, deſſen wichtigem Reichstag im darauf folgenden Jahre Oſiander ebenfalls beiwohnte. Die Augsburgiſche Confeſſion ſelbſt und deren Uebergabe wurde Oſiander Anlaß, eine Apologie derſelben zu ſchreiben, und im Jahr 1533 entwarf er in Gemeinſchaft mit Brenz die Kirchenordnung, welche Markgraf Georg von Brandenburg in Verbindung mit Nürnberg für ſein Land, für das Burggrafenthum und das Gebiet der Stadt einzuführen beabſichtigte, und dann auch wirklich einführte. Dieſe Kirchenordnung enthielt treffliche Anleitungen für die Geiſtlichen bezüglich der Kanzelvorträge, drang auf gründliches Bibelſtudium und enthielt muſtergebende Katechismuspredigten.

Dem großen Fürſten- und Religionstage zu Schmalkalden 1537 wohnte Oſiander ebenfalls bei und unterſchrieb mit die bekannten ſchmalkaldiſchen Artikel, nicht minder kam er 1539 zum Convent nach Frankfurt, und als von Seiten des Pfalzgrafen die Einführung der Reformation im Jahre 1542 in Pfalz-Neuburg beſchloſſen worden war, wurde Oſiander mit derſelben beauftragt.

Wenn auch Oſiander in ſeinen Predigten und noch mehr in ſeinen Schriften einige Glaubenslehren und Anſichten offenbarte, welche dem ſtrenglutheriſchen Lehrbegriff entgegen waren, ſo lieſen dieſe doch nur auf theologiſche Grübeleien und Spitzfindigkeiten hinaus, fanden übrigens heftige Bekämpfung und von Anhängern Oſiander's nicht minder heftige Vertheidigung, welche letzteren den Parteinamen Oſiandriſten zuzog. Es war nichts als das trübe Vorſpiel jener unerquicklichen, zweckloſen und fruchtloſen proteſtantiſchen Theologenhändel, die ſich bis über das Ende des 16. Jahrhunderts hinaus fortſpannen, und der evangeliſchen Kirche wie der gereinigten Lehre mehr ſchadeten, als alle Feinde ihr zu ſchaden vermochten. Dieſe Streitigkeiten ſetzten ſich noch fort, nachdem Oſiander, welcher ſich durchaus nicht zur Annahme des «Interim» verſtand, ſich 1548 aus Nürnberg hinwegbegeben hatte und einem Rufe Herzog Albrecht's von Preußen gefolgt war, der ihm ein Paſtorat und eine theologiſche Profeſſur in Königsberg ſicherte. Man tadelte am Privatleben Oſiander's einige Gewohnheiten, die von denen der Theologen gewöhnlichen Schlages abwichen. Seine Charakterfeſtigkeit und ſeine Neigung, da, wo er im Recht zu ſein glaubte, nicht nachzugeben, ward für Trotz und Hochmuth erklärt. Er liebte die Morgenruhe bis zur Mittagsſtunde auszudehnen, wenn er nicht zu predigen hatte, und pflegte nach Tiſche ſpazieren zu gehen, bis die Abendeſſenszeit herannahete. Nach letzterer pflegte er dann bis Nachts 2 Uhr zu arbeiten. Die Neigung vieler bedeutenden Theologen alter Zeit für mathematiſche Wiſſenſchaften theilte auch Oſiander; er wurde 1543 der Herausgeber der Aſtronomie des Copernikus, und leiſtete auch dadurch der Wiſſenſchaft einen weſentlichen Dienſt. Er ſtarb als Vicepräſident des Bisthums Samland, nachdem er in mehr als einer Selbſtvertheidigung zu beweiſen geſucht hatte, daß er über dreißig Jahre lang ſtets in der Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens mit dem ſeligen Luther übereingeſtimmt habe.



Joachim Camerarius.

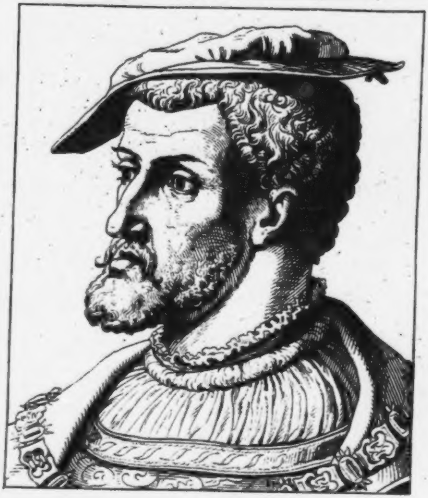
Geb. d. 12. April 1500, geſt. d. 17. April 1574.

Der Mitgenoſſe einer denkwürdigen Zeit; gelehrt und klug, mithandelnd in dem großen Schauſpiel der deutſchen Geſchichte, das die Reformationsepoche vor Augen ſtellte, erwarb er verdiente Anerkennung und dauernden Nachruhm.

Sprößling eines edlen und angeſehenen Geſchlechts, welches Würdenträger des biſchöflichen Erb-Kämmerer-Amtes war und das ſich vom Ahn auf den Enkel ſtets mit dem Amtstitel: die Cammermeiſter nannte, wurde Joachim als mittlerer Sohn des Hans Cammermeiſter in Bamberg geboren, wo es nicht an Gelegenheit fehlte, gute wiſſenſchaftliche Vorſtudien zu machen. Da die Familie eigentlich aus Forchheim abſtammte, ſo waren Joachim's Aeltern bekannt und befreundet mit Georg Held aus Forchheim, der in Leipzig Theologie und Philoſophie mit vielem Beifall lehrte, und ſandten dieſem den Sohn, daß er deſſen academiſche Studien leite. Fleiß und früh entwickelte Geiſtesgaben befähigten den jungen Cammermeiſter, ſchon im 13. Jahre die Hochſchule zu beziehen und im 14ten zu disputiren. Vom kalten Fieber, einer in Leipzig leider gar nicht ſeltenen Krankheit, ergriffen, daran er ſpäter noch öfter litt, mußte er ſeinen Studiengang eine Zeitlang unterbrechen und nach Hauſe reiſen, doch kehrte er 1515 wieder dorthin zurück, warf ſich mit Vorliebe auf die griechiſche Sprache, hörte fleißig die Lehrer Johann Metzler, Peter Moſellanus und Richard Crocus, und half dieſem letztern im 16. Jahre bereits in deſſen Vorleſungen über griechiſche Sprache aus, mußte aber nochmals wegen Kränklichkeit ſich in ſeine Heimath begeben. Im Jahre 1518 kam Camerarius, wie er ſich nun, der Sitte der Zeit gemäß, die ehrlichen deutſchen Namen in wälſche und oft kauderwälſche zu verkehren, nannte, nach Erfurt, wo jetzt auch ſein Landsmann, Georg von Forchheim, mit Glück und Beifall lehrte. Dort nahm er eine Profeſſur an und ſchloß den Freundſchaftbund mit den hochbegabten Lehrern dieſer Hochſchule und andern Geiſtesverwandten, mit Johann Crotus, Eoban Heſſe, Johann Lange, Johann Draco, Juſtus Menius u. a., und ſetzte nach wenigen Jahren, als er 1521 nach Wittenberg kam, denſelben mit Melanchton auf das innigſte fort, lernte auch Luther kennen und lieben. Vielleicht daß er auch mit Erasmus ſchon von Erfurt aus Bekanntſchaft anknüpfte, oder es brachten ihn doch ſeine erſten erſcheinenden Schriften: die lateiniſche Ueberſetzung einer Rede des Demoſthenes und Bemerkungen über die Tusculanen Cicero's, mit dieſem berühmten Gelehrten in Verbindung, der ihn, als Camerarius ihn 1524 auf einer Reiſe mit Melanchton in Baſel beſuchte, auf das zuvorkommendſte empfing. Im Jahre vorher muthete er mit ſeinem Bruder Hieronymus vom Biſchof Weigand zu Bamberg die Lehen über ſeine Familiengüter und das Cammermeiſteramt.

Der Bauernkrieg brachte der Familie großen Schaden, ihr Schloß zu Aurach wurde zerſtört und ausgeraubt, weil Hans Cammermeiſter mit biederer Treue an ſeinem Lehnsherrn hing und nicht mit der Rebellenbande ziehen wollte. In Geſellſchaft eines fränkiſchen Edeln aus dem Geſchlechte der Fuchs von Thüngen begab ſich Camerarius in der ſtürmiſch bewegten, den Wiſſenſchaften feindſeligen Zeit nach Preußen und erhielt dann 1526 einen Ruf des Nürnberger Rathes, dort in der alten Reichsſtadt das neue Gymnaſium einrichten zu helfen und den Unterricht im griechiſchen zu leiten.

Dort in angemeſſenem und willkommenem Wirkungskreiſe thätig, war Camerarius dennoch ein ruhiges Leben nicht beſchieden, vielmehr wurde er noch vielfach umher geführt, meiſt in ehrenvollen Aufträgen und durch Berufungen dahin und dorthin, wo man ſeines einſichtvollen Rathes und ſeiner Gelehrſamkeit ſich bedienen wollte. So beſuchte er als Abgeordneter des Nürnberger Rathes zweimal den Reichstag zu Speier, war als ſolcher mit auf dem zu Augsburg 1530, und nahm, da er den geliebten Freund Melanchton dort fand, lebendigen Antheil an der Abfaſſung der Augsburgiſchen Confeſſion. Von 1535 an lebte Camerarius einige Jahre in Tübingen, dahin ihn Herzog Ulrich von Würtemberg zur Einrichtung der Univerſität berufen hatte, und arbeitete dort ſeine Elemente der Rhetorik aus. In dieſer Zeit erfreute ihn Melanchton mit ſeinem Beſuche und er ſelbſt machte 1538 über Nürnberg eine Reiſe nach Franken zu ſeinem Freund, dem Dompropſt Daniel Stibar zu Würzburg, worauf er ſich nach noch andern Reiſen und Fahrten nach Sachſen begab, und dort in Folge einer Berufung der Herzoge Heinrich und Moritz zu Sachſen, im Verein mit Caspar Börner, die neue Einrichtung der Univerſität Leipzig beſorgte, an welcher er dann von 1544 an die Stelle eines Rectors und Decans ruhmwürdig bekleidete. Wieder ſah ſich Camerarius nach der Hand zu verſchiedenen Reiſen veranlaßt, erſchien auch auf dem Reichstage 1555 zu Augsburg als Abgeordneter, wo er Melanchton abermals fand und ſo auch auf den nächſtfolgenden Reichstagen zu Nürnberg und Regensburg, wo ſein verſtändiger Beirath Melanchton ſtets hoch willkommen war, der ſein ganzes Vertrauen ihm ſchenkte. Camerarius wurde Melanchton's Biograph und gab auch deſſen Briefe heraus. Ohngeachtet daß ihn die Steinkrankheit in dieſer Periode ſeines Lebens heimſuchte, machte der wanderluſtige Gelehrte noch manche Reiſe, auf der ihn meiſt einer oder der andere ſeiner 5 Söhne begleiten mußte; ſo wohnte er 1557 auch dem Religionsgeſpräch in Worms perſönlich bei, ging ſpäter wieder nach Wittenberg und Leipzig, dann abermals nach Franken, 1564 wieder nach Nürnberg und von da nach Leipzig zurück. Camerarius hatte ſich einen ſo ehrenvollen Ruf erworben, daß Kaiſer Maximilian ihn 1568 ſelbſt nach Wien berief und ihn unter die Zahl ſeiner Räthe aufnehmen wollte, was aber anzunehmen Geſundheitsrückſichten verhinderten. Mit Chriſtoph von Carlowitz übergab Camerarius dem Kaiſer eine Gedenkſchrift in religiöſen Angelegenheiten. In den letzten Lebensjahren weilte er noch eine Zeitlang auf ſeinen fränkiſchen Gütern, endete aber doch in Leipzig ſein thätiges und bedeutendes Leben, mit dem er der Wiſſenſchaft durch zahlreiche Schriften genützt und ſich die dankbare Anerkennung der Nachwelt begründet hatte.



Carl V., deutscher Kaiser.

Geb. d. 24. Febr. 1500. geſt. d. 21. Sept. 1558.

Einer der hervorragendſten Herrſcher in der langen Reihe deutſcher Kaiſer, und der mächtigſte von allen, der über Meere und über Länder jenſeit der Meere ſein Scepter ſtreckte, der erſte Monarch, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging. Carl war der Sohn Erzherzog Philipps von Oeſterreich und Johanna's von Spanien, Maximilian I. Enkel. Sein Erzieher war Wilhelm, Herzog von Oranien, ein Staatsmann voll Würde und Einſicht.

Des Glückes Gunſt warf dem Enkel Maximilian I. ein Land um das andere zu. Im Jahr 1516, noch bei des Großvaters Leben, trat er die Regierung der Niederlande an, und der im nämlichen Jahre erfolgte Tod des Großvaters von mütterlicher Seite gab Spanien in ſeine Hand. Im Jahr 1519 endete Maximilian, und Carl richtete den hoffenden Blick jetzt zunächſt nach der Krone Kaiſer Carl des Großen, und trat berechtigt mit den Nebenbuhlern König Franz I. und König Heinrich VIII. in die Schranken. Kurfürſt Friedrich der Weiſe, Herzog zu Sachſen, lenkte die Stimmen der Wähler des Reiches Carl zu, dem deutſchen Fürſten — ſonſt wären vielleicht noch heute die deutſchen Länder engliſche oder franzöſiſche Provinzen.

In Aachen ſchmückte die erſehnte Krone Carls Haupt, der ſich nun den König von England verſöhnte, und den von Frankreich bekämpfte. Kampf wogte durch die Welt, da um Länder und Kronen, dort um Geiſtesfreiheit und Licht, groß waren überall die Bewegungen, und nicht alles ließ ſich unterdrücken, was ſo gern unterdrückt werden ſollte. Carl ſiegte in Italien und gegen Franz I. wandte ſich alles Mißgeſchick, bis der Tag von Pavia, Carls Geburtstag, 1525, erſteren ſelbſt in des mächtigen Gegners Hand gab, der ihn in harter Haft ein ganzes Jahr lang zu Madrid gefangen hielt.

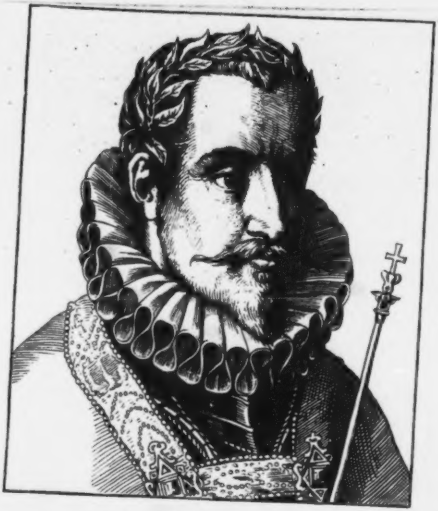
Der in vielen deutſchen Ländern im Jahre 1525 entbrannte Bauernkrieg kümmerte den Kaiſer wenig; er überließ es den Reichsfürſten, dieſe „bäuriſche Empörung“ niederzuſchlagen; er und ſeine Heere hatten wichtigeres zu thun; ſie hatten den König von Frankreich gefangen, ſie zogen gen Rom und fingen auch deſſen Bündner, den Papſt in ſeiner Engelsburg und der ſiegreiche deutſche Kaiſer diktirte Europa den Frieden, und hielt nach erfolgter Ausſöhnung den glänzendſten Triumphauszug und Einzug in Bologna, wo der Papſt, der unter prunkendem Thronhimmel dem Kaiſer zur Seite ritt, ihn zum römiſchen Kaiſer krönte. Es war wiederum Carls Geburtstag, der 24. Febr. 1530. Nun erſt wandte Carl den kirchlichen Bewegungen in Deutſchland, welche zu politiſchen geworden waren, regeren Antheil zu, nächſtdem, daß ein Heer unter Erzherzog Ferdinand, dem Sohne Carls, gegen die neuerwachte Wuth des Türkenſultans Soliman II. glückhaft kämpfte. — Der Reichstag zu Augsburg 1530 fand ſtatt, die Proteſtanten übergaben ihr Glaubensbekenntniß, Carl mißbilligte es innerlich nicht ganz, war aber zu ſehr von ſpaniſchen Pfaffen umgeben und umſtrickt, um es laut zu billigen, wollte nicht aufs neue mit dem Papſt brechen, und blieb ein Gegner der Reformation.

Eine erfolg- und ruhmreich zu nennende Epiſode flocht ſich in Carls thatenreiches Regentenleben ein: ein Krieg zur See gegen den Beherrſcher von Tunis, Hareddin Barbaroſſa, der in großartigſter Weiſe Seeräuberei betrieb und ein Schrecken der Schiffe war, die für Carl die Straße nach den neu entdeckten und für ihn eroberten Welttheilen fuhren, nach Mexiko, Peru und Chile. Das deutſche Reichsbanner wehte von dem Schloſſe des Maurenfürſten, welcher verjagt ward und der frühere, von ihm verdrängte Herrſcher wieder eingeſetzt: 20,000 chriſtliche Sklaven ſahen ihre Ketten ſich löſen. Ein zweiter ähnlicher Zug gegen Algier, im Jahre 1541, trug mehr das Gepräge des abenteuerlichen, und endete unglücklich; ein Sturm zertrümmerte nach kaum erfolgter Landung die Flotte und mühevoll ward der Reſt des Heeres nach Europa zurückgeführt.

Endlich nach noch manchen andern Kämpfen, deren Mittelpunkt meiſt Franz I. war, wendete Carl Zorn und Macht ernſtlich gegen die zum Schutz und Trutz miteinander verbündeten deutſchen Reichsfürſten, als deren Häupter Johann Friedrich der Großmüthige, der Kurfürſt von Sachſen, und Philipp der Großmüthige, Landgraf zu Heſſen, feſt zuſammenſtanden. Beide mit ihrer Geſammtmacht unterlagen dem Gegner, beide fielen in kaiſerliche Haft, in der ſie lange blieben. Aber nicht zu bauen iſt auf des Kriegsglückes Würfel, und auf der Fortuna gleiſende Kugel. Kurfürſt Moritz zu Sachſen, des entthronten Johann Friedrich Vetter und Nachfolger in der Kurwürde, fiel plötzlich vom Kaiſer ab, zog gegen ihn, zwang ihn zu eiliger, faſt ſchimpflicher Flucht, und erzwang den berühmten Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Jetzt wurde Carl müde, er verließ Deutſchland für immer, übergab deſſen Reichskrone ſeinem Bruder Ferdinand, die Krone von Spanien und der Niederlande ſeinem Sohne Philipp II. Er ſelbſt wählte das Kloſter St. Juſt zum Aufenthalt, wo er aber keineswegs als Mönch lebte, Uhren ſchnitzelte und beklagte, daß nie zwei ganz übereinſtimmend in Gang zu bringen ſeien, wie man ſehr rührend gefabelt hat. Er hielt Hof in St. Juſt, jagte und gab ſich in ziemlich maßloſer Weiſe den Tafelfreuden hin, und zwar dem guteſſen noch mehr als dem ſchöntrinken, bis er ſelbſt zur Würmerſpeiſe ward.

Die Forſchung der Neuzeit hat ſich wieder mit Vorliebe den letzten Lebensjahren Carl V. zugewendet, und die vielfach über des vom Schauplatz ſeiner Thaten abgetretenen Kaiſers Kloſterleben verbreiteten Sagen beſeitigt oder berichtigt. Das allbekannte eigene Leichenbegängniß, mit dem Umſtand, daß der Kaiſer ſich ſelbſt dabei habe im Sarge herumtragen laſſen, ermangelt noch ſehr der gründlich-geſchichtlichen Beſtätigung. Des Kaiſers Kloſterwohnung war keine Zelle, ſondern ein Palaſt; ſeine Hofdienerſchaft im Kloſter zählte 60 Perſonen, darunter Arzt, Apotheker und Uhrmacher, letzterer, ein lombardiſcher Mechaniker und nicht der Kaiſer ſelbſt, fertigte einen trefflichen aſtronomiſchen Chronometer, kleine Uhren und Automaten. Die Freuden der Tafel, der Jagd und der Muſik verſchönten das Stillleben des großen Monarchen. Er nahm dauernd Antheil an dem politiſchen Leben der Außenwelt, empfing Gäſte, darunter Damen höchſten Ranges, wurde aber im Kloſter viel unduldſamer gegen das Lutherthum als er früher geweſen; er begünſtigte die Inquiſition und wurde fanatiſch. Darin faſt allein war er Mönch geworden. Im prachtvollen Pantheon des Eſcurial ruhen ſeine Gebeine.



Ferdinand I., deutscher Kaiser.

Geb. d. 10. März 1503, geſt. d. 25. Juli 1564.

Dieſer Beherrſcher des deutſchen Reiches war als ſolcher tüchtig, klug, durchgreifend, auch als Menſch gerühmt, aber nicht freiſinnig und duldſam genug, und verdunkelte durch dieſe Mängel ſeinen Nachruhm.

Ferdinand wurde als Enkel Kaiſer Maximilian's I. geboren; der Vater war König Philipp von Spanien, die Mutter Juana, König Ferdinand des katholiſchen Tochter; über ſeinen Geburtsort ſchwanken die Nachrichten, manche nennen Modena, andere Alcala de Henares. Seine Jugend verlebte der Prinz, der den Vater ſchon im dritten Jahre verlor, in Spanien. Sein älterer Bruder Carl ſtieg empor zur Sonnenhöhe eines Herrſchers über viele Reiche, und zog den jüngeren ſich nach. Nach Carl's Krönung zum König von Spanien kam Ferdinand nach den Niederlanden und nach Deutſchland, und theilte mit Carl die beiderſeitigen öſterreichiſchen Erblande im Jahre 1521. Auf Ferdinand's Antheil kamen Oeſterreich ob und unter der Ens, Steiermark, Krain und Kärnthen: er nahm den Titel eines Erzherzogs an und ſchloß eine Verbindung mit der Königstochter von Ungarn und Böhmen, Anna, wodurch ihm Ausſicht auf die Kronen dieſer Länder wurde. Carl V., jetzt römiſch-deutſcher Kaiſer, verzichtete 1525 zu Ferdinand's Gunſten auf die öſterreichiſchen Erblande, und 1527 wurde Ferdinand König von Böhmen, wodurch er auch die Herrſchaft über Mähren, Schleſien und die Lauſitz gewann. Schwerer ward es dem neuen Könige, berechtigte und verbriefte Anſprüche auf Ungarns Krone nun geltend zu machen; es fand ſich ein Gegner in der Perſon des Woywoden von Siebenbürgen, Johannes Zapolya, Grafen von Zips, der gegen Ferdinand ſich aufwarf, zwar geſchlagen ward und die 1527 erfolgende Krönung Ferdinand's zum König von Böhmen nicht verhindern konnte, dafür aber Bündniß mit dem Sultan ſchloß und ein 300,000 Mann ſtarkes Türkenheer bis in das Herz Oeſterreichs, bis vor Wien führte. Aber trotz 20 harten Stürmen blieb Wien unerobert, und das Türkenheer ſah ſich zur Heimkehr gezwungen. Dieſe Kämpfe dauerten 5 Jahre, und endlich mußte dennoch mit dem Grafen von Zips ein dieſem günſtiger Friede abgeſchloſſen werden. An dieſe Ereigniſſe reihte ſich eine ganze Kette fernerer Kämpfe, die ſich auch bis zum Ende der Herrſchaft Ferdinand's hinzog.

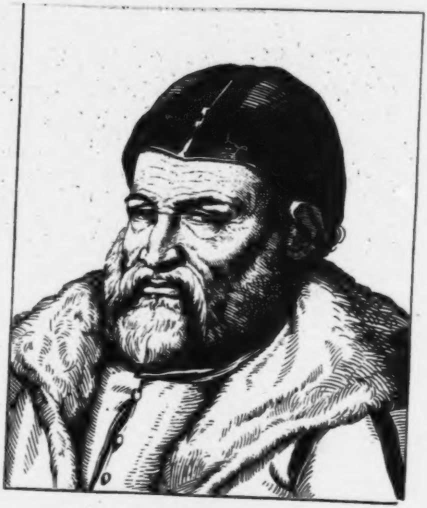
Im Jahre 1531 wurde Ferdinand römiſcher König, und ſah ſich veranlaßt, gegen ſeine Böhmen das Schwert zu ziehen, denen er die päpſtliche Bewilligung des Kelches beim Abendmahl erwirkt, die ſich aber weigerten, gegen den ſchmalkald'ſchen Bund zu Felde zu ziehen. Ferdinand ſelbſt folgte ſpäter dem Bruder in dem Zuge, der mit der Schlacht bei Mühlberg und der Gefangennehmung beider Häupter des Bundes endete. Prag wurde empfindlich beſtraft und ſeiner alten Freiheiten beraubt, die es ſchwer und nur allmählich wieder erlangte.

Ueber Ferdinand's Geſinnungen gegen die Proteſtanten iſt keine volle Klarheit in der Geſchichte; ſie ſchwankten je nach Zeit und Umſtänden. Er war ihnen hülfreich und verfolgte ſie, wie es kam; in jüngeren Jahren offenbarte er Strenge und neigte ſich ſpäter zur Milde; ihm dankte die proteſtantiſche Kirche 1552 durch den Paſſauer Vertrag und 1555 durch den Religionsfrieden endlich einen geſetzlichen und feſten Halt im deutſchen Reiche; Böhmen aber beläſtigte er im Jahre 1552 mit Einführung der Jeſuiten, und in den eigenen Erblanden wurden die zahlreichen proteſtantiſchen Gemeinden, die ſich bereits in Böhmen, in Ungarn, wie in Oeſterreich, Tyrol, Steiermark u. ſ. w. gebildet, Verfolgungen und Unterdrückungen ausgeſetzt, die kein Ende gewannen. Oeffentliche Uebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes wurde ſtreng unterſagt, und die evangeliſch-lutheriſche Kirche blieb in den Staaten des Kaiſers eine ecclesia pressa.

Der 14. März 1558 gab Ferdinand die deutſche Kaiſerkrone, nachdem ſein Bruder Carl ſie freiwillig niedergelegt hatte; die proteſtantiſchen Reichsſtände waren nicht gegen ihn, wohl aber der Papſt Paul IV., indeß war durch die Reformation das Anſehen des Papſtes in ganz Deutſchland ſo erſchüttert, daß es ganz auf ſich als auf einer gleichgültigen Sache beruhte, ob der Papſt den Kaiſer ſalben und krönen wollte, oder nicht.

Schwerer als die eigene Krönung zum Kaiſer hielt es Ferdinand I., ſeinen älteſten Sohn, den nachmaligen Kaiſer Maximilian II. zur römiſchen Königskrone zu verhelfen, denn obſchon Ferdinand verſucht hatte, theils durch das zu Worms 1557 veranſtaltete Religionsgeſpräch, theils durch den Reichstag zu Augsburg, 1559 die getrennten Glaubensparteien zu einigen, wo er auch den Religionsfrieden neu beſtätigte und eine neue Reichshofrathsordnung erließ, auch das Münzweſen verbeſſerte — ſo ſtieß er doch die evangeliſche Partei dadurch von ſich ab, daß er auf Annahme des tridentiner Concils ihrerſeits drang, welche durchaus verweigert wurde. Gleichwohl gab der Kaiſer ſich Mühe, vom Papſt Pius IV. für die Bewohner ſeiner Lande die Genehmigung zu erhalten, das Abendmahl in doppelter Geſtalt empfangen zu dürfen, was ihm auch gelang, aber die von Ferdinand I. ebenfalls erbetene Aufhebung des Cölibats und Wiedereinführung der Prieſterehe konnte er um keinen Preis erwirken.

Durch Ferdinand I. wurde der Stamm des Hauſes Oeſterreich fortgepflanzt; er hatte vier Söhne, deren einen, und zwar den dritten Namens Johann, er überlebte, und 11 Töchter. Der älteſte Sohn Maximilian II. folgte dem Vater nach und nach in allen Würden; mit Freuden ſah Ferdinand I. ihn noch zum römiſchen König krönen, und ſtarb im keineswegs hohen Alter und mit keineswegs hohem Ruhme, da er ſeine ſchönen und glänzenden Eigenſchaften durch unſchöne und nicht glänzende ſtets zu verdunkeln bemüht geweſen war.



Wilhelm von Grumbach.

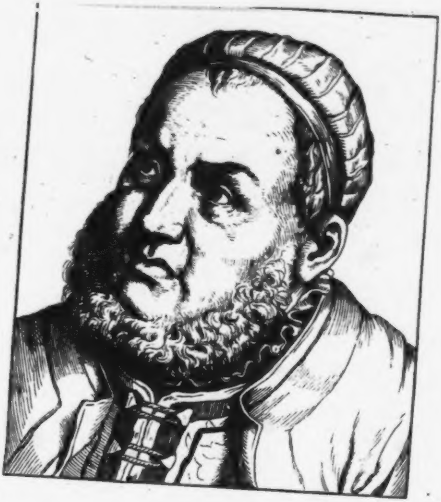
Geb. 1503, geſt. d. 17. April 1567.

Ein von feſtem Mannesmuth beſeelter Charakter, deſſen Leben beſſern Ausganges würdig geweſen wäre. Grumbach entſtammte einem, uralten fränkiſchen Adelsgeſchlechte, deſſen Haus dem Herzog- und Biſchofthrone Frankens ſchon zweimal Regenten gegeben hatte, das beſitzungenreich und angeſehen war, und wurde entweder zu Burg-Grumbach, wo das alte Stammhaus ſtand, nur eine halbe Stunde rechts abſeit der Heerſtraße von Schweinfurt oder Wernek nach Würzburg, bei Bleichfelden — geboren, oder, was wahrſcheinlicher iſt, in dem ſtolzen Schloſſe, das ſich über dem Städtchen Rimpar erhebt. Faſt das ganze Gebiet jenes Landſtrichs beſtand aus Grumbachiſchen Gütern. Grumpach (ſo ſchrieb er ſich ſelbſt) erhielt eine ſtandesgemäße ritterliche Erziehung als Edelknabe am Hofe des Markgrafen Caſimir v. Brandenburg zu Kulmbach, ſtudirte dann mit andern befreundeten jungen Edeln in Paris die Rechte, bildete ſich einerſeits zum Kriegsmann, anderſeits zum Staatsmann aus und führte ein durch Mühen und Sorgen, durch Haß und Streit bewegtes Leben. In Jugendtagen nahm er Kriegsdienſte unter den Markgrafen von Brandenburg, begleitete Albrecht Alcibiades nach Gent an den Kaiſerhof Carl V., wurde dann unter Biſchof Konrad von Bibra, der ſein Verwandter war und deſſen Biſchofwahl Grumbach hauptſächlich mit bewirkt hatte, Rath und Amtmann, hatte wichtigen Antheil an dem Geſchäft des Austauſches der würzburgiſchen Stadt Meiningen gegen das Hennebergiſche Schloß und Amt Mainberg, wodurch Meiningen mit einigen Schlöſſern und Aemtern an die Fürſt-Grafen von Henneberg, ſpäter an Sachſen kam, im Jahr 1541 und behauptete ſich als fürſtbiſchöflicher Geheimerrath und Marſchall in glücklicher Stellung. Noch ſteht in Würzburg der Freihof Grumbach in der Franziskanergaſſe, des Ritters dortige Behauſung. Im Jahre 1544 ſtarb Biſchof Konrad, und der Grumbach feindlich geſinnte bisherige Domdechant Melchior Zobel vom Guttenberg wurde Nachfolger. Des neuen Biſchofs Seele war von Haß, Neid und Kargheit erfüllt; er begann bald genug die Feindſeligkeit gegen Grumbach mit Verweigerung der Zahlung eines von ſeinem Vorgänger auf dem Biſchofſtuhle der Frau von Grumbach, einer geborenen von Hutten, vermachten Legats unter beſchimpfenden Vorwänden, wie er auch einem Diener Grumbach's, Chriſtoph Kretzer, der ſpäter in markgräfliche Dienſte trat, ebenfalls ein Legat vorenthielt. Das war die unſelige Urſache alles ſpätern Unheils, welches Grumbach auf ſeinem fernern Lebenswege traf. Er trat naturgemäß aus dem Dienſt des Hochſtifts, und der Biſchof begann ſeine Verfolgungen. Dieſe fingen mit einer Grenzverletzung des Grumbach'ſchen Gebietes und der Abzwingung einer Summe von zehntauſend Goldgulden an, deren auf Landgraf Philipp von Heſſen lautende Verſchreibung Biſchof Konrad Grumbach geſchenkt und welches Geld dieſer bereits erhoben hatte, der nun Marſchall des kriegeriſchen Markgrafen Albrecht Alcibiades wurde. So mehrfach in begründeten Rechten verletzt und ſelbſt an der Ehre geſchädigt, war es einem ritterlichen Manne nicht zu verargen, daß er dem neuen Biſchof auf das heftigſte grollte, doch ging er nur den Weg des Rechtes gegen ſeinen mächtigen Feind. Dem kriegeriſchen Markgrafen Albrecht Alcibiades war der kenntnißreiche und muthvolle Mann als Diener hoch willkommen, und Grumbach begleitete ſeinen neuen Gebieter 1546 zum Regensburger Reichstag, wo er den Biſchof Melchior beim Kaiſer verklagte.

Unter dem Markgrafen machte nun Grumbach theils in den Bewegungen des deutſchen Krieges mehrere Züge mit, theils weilte er als Statthalter und Reſident auf dem herrlichen Schloſſe Plaſſenburg über Kulmbach, mächtiger und angeſehener als je zuvor. Seine Lehengüter im Hochſtift wollte er auf ſeinen Sohn Kunz übertragen laſſen, aber der Biſchof ſpann auch mit dieſem Hader an, zögerte die Beſtätigung hin, erhob neuen Grenzſtreit und ſchädigte die Grumbach'ſchen Unterthanen; dennoch wandte Grumbach nach Kräften Unheil vom Hochſtift ab, als ſein Herr, der Markgraf, mit Bamberg, Würzburg und Nürnberg die blutige Fehde begonnen hatte und dem Biſchof Melchior laſtendſchwere Verträge abnöthigte. Aber der Kaiſer annullirte auf des Biſchofs Betrieb alle Verträge, erklärte Albrecht für einen Reichsfeind, recaſſirte dann wieder die Caſſation und nun folgten Wirren auf Wirren, in deren Folge Grumbach mit ſeinem Gebieter außer Landes zog. Der Biſchof aber fiel in das Grumbach'ſche Gebiet ein, erſtürmte Grumbach's Schlöſſer und vertrieb deſſen kranke Frau und ſeine Töchter, die ſich keines Ueberfalls verſahen; Rimpar wurde verwüſtet, Burg-Grumbach mit Feuer angeſtoßen.

Während Grumbach theils mit, theils ohne ſeinen Herrn deutſche Fürſtenhäuſer beſuchte, machte er die Bekanntſchaft Herzog Johann Friedrich des mittlern zu Sachſen und dieſer junge Fürſt fand Gefallen an dem erfahrenen und klugen Staatsmann, er beehrte ihn mit hohem Vertrauen, und Grumbach wurde der Vermittler der zweiten Heirath des Sachſenherzogs mit Prinzeſſin Eliſabeth von der Pfalz. Während deſſen hatte Chriſtoph Kretzer, jetzt markgräflicher Dienſtmann und Amtmann auf Schloß Hohenlandsberg, von wilder Racheluſt ob des vorenthaltenen Legats geſpornt, mit einer kleinen Reiterſchaar dem Biſchof Melchior in ſeiner Reſidenz aufgelauert und ihn meuchlings mit einem Fauſtrohr nebſt mehreren Begleitern erſchoſſen, während, wenn überhaupt Grumbach bei dieſer That betheiligt war, was er nie zugeſtanden hat, der Biſchof nur aufgehoben und weggeführt werden ſollte. Aber die ganze Schwere der Anklage des Biſchofsmordes fiel auf den allbekannten Feind des Gemordeten, Wilhelm von Grumbach, er ſollte und mußte der Anſtifter geweſen ſein. Unermeßliches Unheil entſprang aus dem ſchändlichen Meuchelmord; vergebens betheuerte Grumbach durch Druckſchriften ſeine Unſchuld an demſelben, Kretzer, der offen ſich als den Mörder genannt, wurde ergriffen und heimlich hingerichtet, damit auf Grumbach die blutige That haften bleibe. Grumbach hoffte, Melchior's Nachfolger, Biſchof Friedrich von Wirsberg, werde ihn wieder in die ihm abgedrungenen Lehengüter einſetzen, aber ganz vergebens, und ſo griff Grumbach endlich zur Selbſthülfe, ſammelte ein Heer, brach in Würzburg ein und trotzte dem Magiſtrat und dem Domkapitel Verträge und Contributionen ab. Die Folge war — kaiſerliche Reichsacht wegen Reichsfriedensbruch und Annullirung alles deſſen, was Würzburg Grumbach und ſeinen Genoſſen, den Rittern von Stein und von Mandelslohe, bei Treuen und Ehren zugeſichert hatte.

Die Geächteten fanden Schutz bei dem Herzog Johann Friedrich dem mittlern, dem der Schmerz um die ſeinem Vater entriſſene Kurwürde im Buſen wühlte, und der die Hoffnung hegte, das verlorene wieder zu erlangen. Sympathie im Gefühl gleichen Leides knüpften ihn an Grumbach, und dieſer verſtand, kühne Hoffnungen zu erregen und wach zu halten. Da Johann Friedrich Grumbach's Auslieferung verweigerte, ſtandhaft verweigerte, ſo wurde auch über ihn die Reichsacht verhängt, Kurfürſt Auguſt zu Sachſen mit deren Vollziehung beauftragt, das ungeheuer feſte Schloß Grimmenſtein nebſt der Stadt Gotha hartnäckig belagert und endlich, unterſtützt durch Verrath und Empörung der Beſatzung und Bürgerſchaft, gewonnen, Grumbach und ſeine Genoſſen, dann der Herzog mit den Seinen gefangen genommen. Den Herzog traf das Urtheil lebenslänglicher Kerkerhaft, Grumbach wurde auf dem Markt zu Gotha geviertheilt. Das war das Ende eines begabten hochſtrebenden Mannes, den die Geſchichte Jahrhunderte lang verurtheilt hat, ohne Rückſicht darauf, daß ſeine eigenen mit unumſtößlichen Dokumenten belegten Schriften darthun, welch großes Unrecht an ihm und gegen ihn verübt wurde.



Johann Friedrich, Kurfürst u. Herzog zu Sachsen.

Geb. d. 30. Juni 1503, geſt. d. 3. März 1554.

Wie dieſer Fürſt Erbe des Väterruhmes war, ſo wurde er Schöpfer des eigenen; er war mäßig im Glück, groß im Unglück; ein treuer Kämpfer der Reformation und ein Märtyrer für ſie; er förderte ihr Aufblühen, ſah ihre Bedrängniß und blieb in jeder Lebenslage ihr begeiſtert und beharrlich zugethan.

Johann Friedrich, älteſter Sohn Kurfürſt Johann des Beſtändigen, wurde zu Torgau geboren, genoß als Kurprinz der Leitung und Erziehung des gelehrten Spalatin gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Johann Ernſt, und lernte an des eigenen Vaters, wie an anderer bedeutender Männer edlem Beiſpiel den Werth des geläuterten Evangeliums kennen und ſchätzen. Mit dem weiſen Oheim zog er 1521 gen Worms zum Reichstag, mit dem treuen Vater auf die Reichsverſammlungen zu Speier und Augsburg. So ſtand er mitten in der politiſch kirchlichen Bewegung, gewann lebendige Theilnahme für die proteſtantiſche Sache und weihte ſich derſelben mit ganzer Seele.

Als Johann Friedrich's Vater 1532 unvermuthet in Schweinitz mit Tode abging, waren die Söhne fern von ſeinem Sterbebette; Johann Friedrich weilte in Schweinfurt, wo Einigungsverhandlungen zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Reichsſtänden verſucht wurden. Kaiſer Carl V. hatte ſich bereits perſönlich unhold gegen den Erben des Sachſenthrones und der Kur gezeigt, zum Danke, daß des jungen Herzogs großer Ohm ihm, dem Kaiſer, zu deſſen höchſter Würde, zur Oberherrſchaft des deutſchen Reiches verholfen hatte. Carl V. nahm dem Herzog ſeine eigene, letzterem bereits verlobte Schweſter Catharina wieder, und Johann Friedrich vermählte ſich dann mit Prinzeſſin Sibylle von Cleve, einer vortrefflichen Fürſtin.

Nach dem Ableben des Vaters verbeſſerte Johann Friedrich die Gehalte der Lehrer an der Wittenberger Hochſchule, nahm die Huldigung ſeines Landes an, berief 1533 einen Landtag nach Jena und ordnete eine große Kirchenviſitation an. In demſelben Jahre bekämpfte Luther in ſtarken Schriften den Vetter des neuen Kurfürſten, Herzog Georg zu Sachſen, was zu einem ſtarken Schriftenwechſel zwiſchen beiden Höfen führte, doch legte der Kurfürſt den unangenehmen Hader gütlich bei.

Als der Kurfürſt in Wien vom Bruder des Kaiſers, König Ferdinand, nach des erſteren Vollmacht, die Reichslehen empfangen hatte, reiſte er nach Prag und von da nach Schmalkalden, wo er den von ſeinem Vater fünf Jahre früher begründeten Bund mit den betheiligten proteſtantiſchen Reichsſtänden und Städten erneute und auf zehn Jahre verlängerte.

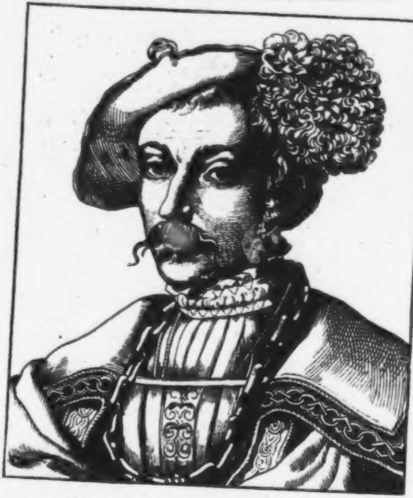
Johann Friedrich war eine deutſche Kernnatur, ritterlich, lebensfriſch und lebensfreudig; er that manchen guten Trunk und vertrug ihn gut; Luther ſelbſt ſagte von ihm: «ſein Leib iſt eines guten Trunkes mächtig» — aber er war auch arbeitfreudig, nahm ſich der Regierungsgeſchäfte mit Sorgfalt an, lebte züchtig und ehrbar, hatte wahrhaften Mund und milde Hand, einen ernſten Sinn, ein treues Herz und innige aufrichtige Frömmigkeit im Gemüthe.

Im Jahre 1537 war der Kurfürſt wiederum mit auf dem Fürſtentage zu Schmalkalden, half die Artikel, die von dieſer Stadt ihren Namen haben, aufrichten, und ließ den ſchwer erkrankten Luther in Begleitung ſeines Leibarztes in ſeinem eigenen Wagen nach Gotha fahren.

Es begann nun bald die Zeit kriegeriſcher Unruhe und feindlicher Ueberzüge; den Anfang machte der kurze ſogenannte Fladenkrieg gegen Herzog Moritz zu Sachſen; ernſter war ſchon die Züchtigung, die der Kurfürſt im Bunde mit dem Landgrafen Philipp zu Heſſen dem Herzog Heinrich von Braunſchweig wegen harter Bedrückung der Proteſtanten angedeihen ließ, welcher Herzog, da er die beigelegten Händel 1545 aufs neue begann, von den verbündeten ſammt ſeinem Sohne Carl Victor gefangen genommen und in Haft gehalten wurde.

Prophetiſch hatte Luther ausgeſprochen, daß es nach ſeinem Tode des Betens bedürfen werde, denn dann werde Krieg und Blutvergießen ſich anheben. Bald nach dem Tode Luther's rüſtete der Kaiſer ſein Heer, der ſchmalkaldiſche Bund betrieb eifrige Gegenrüſtung; Carl V. erklärte die Häupter deſſelben in die Reichsacht, und der Vetter, Herzog Moritz zu Sachſen, ehrſüchtiger Pläne voll, vielleicht auch rachgierig, verband ſich mit dem Kaiſer und beſetzte feindlich des Kurfürſten Land, während dieſer mit dem Heere zu Felde gezogen war, ja Moritz gab ſich zum Vollſtrecker der Reichsacht gegen den nahen Verwandten her.

Zwar eroberte der Kurfürſt ſein Land wieder, und das Glück war ihm günſtig, aber er war kein Feldherr; er ſchwächte ſein bedeutendes Heer durch unkluge Zerſtückelung, bezog ein unſicheres Lager bei Mühlberg an der Elbe und ging am Sonntage Miſericordias in die Kirche, ſtatt gegen den annahenden Feind auf der Hut zu ſein. So erfolgte die unheilvolle Kataſtrophe, die ihn des größten Theiles ſeiner Lande und der Kurwürde für immer, wie der perſönlichen Freiheit auf 5 Jahre beraubte. Er mußte zuſehen, wie ſein Vetter und Feind, Herzog Moritz, auf offenem Markt zu Augsburg mit der Kur Sachſen belehnt wurde. — In ſeiner Gefangenſchaft verweigerte dennoch Johann Friedrich das Interim anzunehmen, auf das ſtandhafteſte, ließ durch ſeine Söhne an die Stelle des ihm verlorenen Wittenberg die Hochſchule zu Jena begründen, folgte als Gefangener dem Kaiſer nach Gent, Mecheln, Augsburg und Innsbruck — bis dieſer durch den von ihm wieder abgefallenen neuen Kurfürſten Moritz hart bedrängt wurde und endlich die Freilaſſung erzwungen ward. Johann Friedrich's Rückkehr mit ſeinem treu bei ihm ausgehalten habenden Hofmaler Lucas Kranach zu den Seinen nach Jena und Weimar war ein hohes Freudenfeſt im ganzen Lande. Er ſchrieb ſich nun geborener Kurfürſt — hoffte ſtill auf Wiedererlangung der Kur, beſonders als Moritz ſtarb, aber er hoffte vergebens, und folgte ſeiner am 21. Februar 1554 verſtorbenen treuen und frommen Gemahlin zehn Tage ſpäter im Tode nach.



Philipp I., Landgraf zu Heſſen.

Geb. d. 13. Nov. 1504, geſt. d. 31. März 1567.

Ein deutſcher, hochherziger und heldenmüthiger Fürſt, freundes- und überzeugungstreu, ein Vorbild, an das der Nachkommen keiner hinanreichte, ſo ſteht Philipp von Heſſen in der deutſchen Geſchichte.

Philipp wurde als einziger Sohn zweiter Ehe Landgraf Wilhelm's II. zu Heſſen auf dem Schloſſe zu Marburg geboren und früh verwaiſt. Unter der Vormundſchaft der Mutter, Anna von Mecklenburg, und würdiger Räthe, unter denen der Name Ludwig's von Boineburg wie ein Stern hervorleuchtete, ward Philipp zum künftigen Landesregenten erzogen, mit 14 Jahren ſchon mündig geſprochen und Beherrſcher von ganz Heſſen.

Zu Philipp's erſten Kriegeszügen gehört die Sickingen'ſche Fehde; er war Zeuge von des wackern deutſchen Ritters dahinſcheiden auf Burg Landſtuhl oder Nanſtuhl; daß er den Sterbenden hart behandelt habe, iſt unwahr; er ermahnte Sickingen, an Gott zu denken und zu beichten. Ein Mann, ein Fürſt, dem die Geſchichte den glänzenden Beinamen des Hochherzigen, des Großmüthigen gegeben, konnte nicht einen beſiegten Feind unwürdig ſchmähen.

Auf dem Reichstag zu Worms 1521 empfing Philipp I. vom Kaiſer die Reichslehen über Heſſen, erneuerte eine Erbverbrüderung mit Sachſen, ſchloß neue mit anderen Fürſten, lernte Luther kennen und achten, und ſprach zu ihm, als er ihn beſuchte: «Habt Ihr Recht, Herr Doctor, ſo helf euch Gott!» Philipp ſträubte ſich mit dagegen, Luthern das ſichere Geleit zu brechen, er gab ihm ſeine ſichere Geleitſchaft durch Oberheſſen und ließ ſchon in demſelben Jahre zu Kaſſel deutſche Meſſe halten.

Landgraf Philipp war bereits ſtill im Herzen ein Freund des Lutherthums, als er ſich mit der Tochter ihres heftigſten Gegners, des Herzogs Georg zu Sachſen, vermählte. Zum Glück theilte die jugendliche Chriſtina zu Sachſen nicht die Strenge ihres Vaters.

Der Bauernaufruhr gebot aufs neue, den Harniſch anzulegen und zum Schwert zu greifen; Philipp zog mit vor Franken- und Mühlhauſen und half Münzer's Heer zu Paaren treiben. Dort traf er mit dem Kurfürſten Johann dem beſtändigen, Herzog zu Sachſen, zuſammen und ſchloß mit ihm den Bund einer Freundſchaft, die durch gute und ſchlimme Tage ſich lebenslänglich treu bewährte. Schon im folgenden Jahre ſchloß er mit Johann und andern befreundeten Fürſten des nördlichen Deutſchlands ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu Torgau, dann beſuchte er den Speierer Reichstag und half mit Mannesmuth die lutheriſche Satzung und Kirche vertreten und deren Rechte wahren. Auch mit Melanchton hatte Philipp ſich befreundet; er veranſtaltete bald nach dem Reichstage ein Religionsgeſpräch zu Homburg in ſeinem Lande, öffnete die Klöſter, gründete 1527 die Hochſchule Marburg, rüſtete in Folge der bedenklichen Eröffnungen Otto von Pack's, deren Wahrheit von den beſchuldigten Gegnern hartnäckig abgeläugnet wurde, ein Heer aus, und unterſchrieb ſowohl 1529 die Proteſtation der Evangeliſchen, wie er auf dem Reichstag zu Augsburg feſt zu deren Sache ſtand und ſogar Augsburg im Zorn heimlich verließ ſammt einigen ſeines Gefolges, davon jeglicher Mann, gleich dem des Kurfürſten zu Sachſen, auf die Rockärmel geſtickt, die bedeutungsvollen Buchſtaben V. D. M. I. E. (Verbum Domini manet in aeternum, des Herrn Wort währet in Ewigkeit) zur Schau trug — weil er jenes Reichstags troſtloſen Ausgang vorausſah und perſönliche Hintanſetzung vom Kaiſer erfuhr.

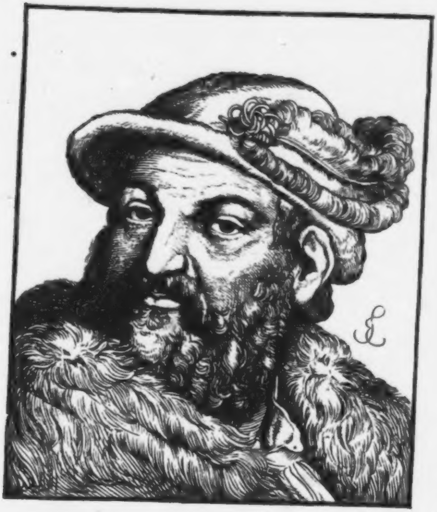
Bald darauf verband ſich Philipp mit den Schweizer Cantonen und Städten Zürich, Bern, Baſel und Straßburg auf ſechs Jahre zum treuen Zuſammenhalt gegen Angriffe wegen der Religion und ſchloß in ſeiner Stadt Schmalkalden, wo ſich ſchon in den letzten Tagen des Monat December 1530 zahlreiche Abgeordnete deutſcher und ſchweizeriſcher Städte, wie Fürſten, Grafen und Herren einfanden, «den chriſtlichen und freundlichen Bund zum Schutz aller gegenwärtigen und künftig noch hinzutretenden Anhänger des Evangeliums.» Philipp und Kurfürſt Johann zu Sachſen wurden Häupter dieſes ſchmalkaldiſchen Bundes, dem auf Philipp's Betrieb ſelbſt König Chriſtian von Dänemark ſpäter beitrat.

Philipp, ſtets wachſam und thätig, bewirkte die Auflöſung des 25 Jahre beſtanden habenden «ſchwäbiſchen Bundes», der dem Evangelium hinderlich war. Dieſer Bund hatte auch den gegen ihren Landesherrn, Herzog Ulrich von Schwaben, rebellirenden Unterthanen zu deſſen Vertreibung Beiſtand geleiſtet, Philipp gab dem vertriebenen Herzog Schutz und Schirm und ruhte nicht, bis dieſer in ſein Land als Regent und in alle ihm widerrechtlich entriſſenen Rechte wieder eingeſetzt war, was er mit Hülfe eines tüchtigen Kriegsheeres vollbrachte, das die denkwürdige Schlacht bei Lauffen ſchlug und die Gegner — das Heer des Kaiſers — laufen machte.

Philipp's Heereszug erregte viel Furcht, Schrecken und Unruhe im Reiche, doch legte ein Vertrag zu Kadan an der böhmiſchen Grenze alles friedlich bei. Philipp verſöhnte auch den Herzog Ulrich von Würtemberg mit deſſen Sohne Chriſtoph, welcher ſpäter einer der trefflichſten Fürſten wurde — dann zog er das Schwert gegen den Wiedertäuferaufruhr und leiſtete kriegeriſchen Zuzug gegen das empörte Münſter. Philipp war es nicht minder, der dem Könige Chriſtian III. beiſtand, das Evangelium in Dänemark einzuführen.

Nach der ebenfalls durch Philipp bewirkten Erneuerung des ſchmalkalder Bundes im Jahre 1537 auf dem großen Fürſtentage zu Schmalkalden wohnte er dem Religionsgeſpräch zu Regensburg 1541 bei, ſah ſich zum Kriegszug gegen Braunſchweig veranlaßt und eroberte in Gemeinſchaft mit dem Kurfürſten zu Sachſen Herzog Heinrich's Lande, ja er nahm dieſen ſelbſt gefangen und hielt ihn ſo lange in Haft, bis ſein eigener Glücksſtern ſich wandte und zum Unſtern wurde. Der Kaiſer begann den Krieg gegen den ſchmalkaldiſchen Bund, erklärte Philipp in die Reichsacht, demüthigte ihn nach der Schlacht bei Mühlberg in Halle und nahm ihn gegen ausdrückliches Verſprechen in Haft. Die ſo häufig begegnende Erzählung der Umwandlung der Worte «einiges Gefängniß» in «ewiges Gefängniß» durch Granvella in einem der Vermittlungsartikel iſt übrigens eine Fabel.

Und in dieſer Haft blieb der hochherzige Landgraf 5 lange Jahre, oft nichtswürdig behandelt. Ein Fluchtverſuch zu Mecheln, wohin er geſchleppt worden war, ſcheiterte, weil zu viele davon Kunde hatten. — Endlich, als Kurfürſt Moritz zu Sachſen, noch dazu Philipp's Schwiegerſohn, dem Kaiſer den Paſſauer Vertrag 1552 abgezwungen hatte, ward auch Philipp frei und kehrte, von tauſendfachem Jubel der ſeinen begrüßt, in ſein ihn liebendes Land zurück. Als treueſter Anhänger der Reformation leiſtete Philipp auch den Hugenotten in Frankreich Beiſtand, durch Geld und Mannſchaft, und es iſt eine geſchichtliche Wahrheit, daß er, der hochherzige, großmüthige Heſſenfürſt, eine der feſteſten Säulen der neuen Glaubenslehre war, ihr Stab und ihre dauerndſte Stütze. Feſt und männlich hielt er an ſeinem Wort, an ſeiner Ueberzeugung bis zu ſeinem Tode, der nach neun und vierzig Regierungsjahren, im 63. Lebensjahre, ſanft und ſchmerzlos erfolgte. Ein Denkmal errichtete ihm der dankbare Sohn Wilhelm, der Weiſe — ein ſpäteres die dankbare Nachwelt zu Darmſtadt; das größte, unvergänglichſte hat er ſich ſelbſt errichtet. Die Denkmäler ſtellen den Landgrafen Philipp in den gereiſten Jahren nach der Gefangenſchaft dar; das obige Bild, einem höchſt ſeltenen gleichzeitigen Holzſchnitt entnommen, zeigt ihn in ſeiner jugendlichen Schönheit und Vollkraft.



Joachim II., Kurfürst zu Brandenburg.

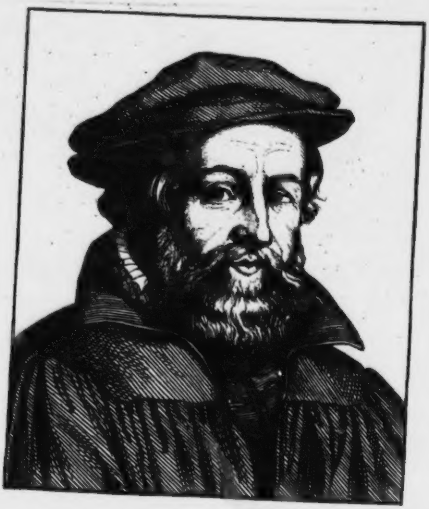
Geb. d. 9. Jan. 1505, geſt. d. 3. Jan. 1571.

Unter den ruhmreichen Fürſten des Brandenburgiſchen Hauſes aus dem Zollernſtamme nimmt Joachim II. eine der bedeutendſten Stellen ein, denn er wurde der Reformator ſeines Landes und zeichnete ſich aus durch eine milde, friedenliebende und verſöhnliche Geſinnung, wie durch vortreffliche Eigenſchaften ſeines Charakters. Er wurde ſeinem Vater Joachim I., Neſtor genannt wegen deſſen Weisheit und wiſſenſchaftlicher Kenntniß, als erſter Prinz geboren. Der Vater war ein ganz entſchiedener Gegner der Reformation und gab in dieſer Geſinnung dem Sohne kein gutes Beiſpiel. So gelehrt er war, ſo ſtreng und unduldſam war derſelbe; nach einer Seite hin ſuchte er Wiſſenſchaft und Kenntniß zu verbreiten, nach anderer hin ſtrebte er dem Lichte der Aufklärung entgegen. Er begründete 1506 die Univerſität Frankfurt a. d. O. und vertrieb 1510 die Juden. Seine Gemahlin, Kurfürſtin Eliſabeth, geborene Prinzeſſin von Dänemark, welche ſich der neuen evangeliſchen Lehre zugeneigt und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfangen hatte, ließ er auf ihrem Zimmer bewachen und dachte ihr die Strafe der Einmauerung zu; ſie entkam mit Mühe durch die Flucht. Der Kurprinz hing der Mutter und deren Lehren an, neigte ſich ebenfalls dem Lutherthume zu (er hatte Luther einmal ſelbſt in Wittenberg predigen hören), obſchon er von dem ſtrengen Vater und von dem berühmten Oheim, dem Kurfürſten und Erzbiſchof Albrecht zu Mainz, viel darüber zu leiden hatte. Er erwarb ſich durch ſeine Tapferkeit den Beinamen Hector, vermählte ſich 1524 mit Magdalena, der Tochter Herzog Georg des Bärtigen zu Sachſen, der ebenfalls durchaus antievangeliſch geſinnt war, und als Joachim II. dieſe Gemahlin 1534 durch den Tod verlor, ſchritt er zu einer zweiten Vermählung mit Hedwig, der Tochter König Sigismund I. von Polen. Auch der neue Schwiegervater ſah keineswegs die reformatoriſche Neigung ſeines fürſtlichen Eidams gern, vermochte aber auch nicht, dieſe zu hindern oder ihr Schranken zu ſetzen; denn ehe noch Joachim's II. Vermählung am 1. Sept. 1535 zu Krakau erfolgte, war am 11. Juli deſſelben Jahres der alte Kurfürſt geſtorben und Siegmund's Schwiegerſohn Regent der
]

Mark Brandenburg und Kurfürſt. Letzteren hatte bereits Landgraf Philipp von Heſſen in ſeinem Beileidsſchreiben ernſtlich zum Feſthalten an der gewonnenen Ueberzeugung ermahnt, und auf Leute hingedeutet, namentlich auf einen, den der Kurfürſt wohl wiſſen werde, «die alles verſuchen würden, ihn von der evangeliſchen Wahrheit abzuwenden». Er ſolle ſich nicht zu einer leeren Schelle machen laſſen. Dieß that denn nun auch der junge Kurfürſt in Wahrheit nicht, ſondern er bot Herz und Hand der Sache, die er für eine gute und heilſame erkannte; er ſuchte im Jahre 1538 durch Verwendung an den Kurfürſten zu Sachſen den Reichsfrieden zu vermitteln, um mit vereinter Macht Deutſchland gegen die ſtets in feindlich drohender Stellung beharrenden Türken kräftig ſchützen zu können, allein nur mit großen Schwierigkeiten wurde hierin ein leidiger Vergleich zu Stande gebracht. Mittlerweile hatte bereits der Bruder des Kurfürſten, Johann, Markgraf zu Küſtrin, in den ſeiner Regierung unterſtellten Landestheilen, beſtehend aus der neuen Mark, dem ſchleſiſchen Herzogthume Croſſen, einem Theil der Lauſitz und mehreren Herrſchaften, mit Glück und mit Beſeitigung einzelner Widerſtände die Reformation eingeführt, und ſo trat nun auch Joachim II. am 1. Nov. des Jahres 1539 der evangeliſchen Lehre öffentlich bei, und empfing in zahlreicher Verſammlung ſeiner Edlen in der Collegiatkirche zu Köln an der Spree aus der Hand des Biſchofs zu Brandenburg, Matthias von Jagou, das heilige Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Dieſes hohe fürſtliche Beiſpiel fand im ganzen Lande Beifall, denn das Volk hatte es lebhaft erſehnt, und folgte ihm auf das freudigſte nach. Eine Kirchenordnung wurde nun für das Kurfürſtenthum entworfen, welcher zum Theil die des Markgrafen Georg des Frommen von Brandenburg-Ansbach zum Grunde gelegt ward. Anfangs war der Kurfürſt für die Beibehaltung der meiſten katholiſchen Ceremonien, Luther aber belehrte ihn in dieſer Hinſicht eines beſſern. Die Biſthümer wurden eingezogen und die Klöſter in Stadtſchulen verwandelt. Während Kurfürſt Joachim II. das Wohl ſeines Landes in aller Weiſe zu fördern ſuchte, entbrannte der ſchmalkaldiſche Krieg, an welchem der Kurfürſt, wie ſehr er auch mit dem Kurfürſten zu Sachſen und mit dem Landgrafen zu Heſſen befreundet war, nnd wie treu er es mit der Sache der Reformation meinte, keinen Theil nahm, weil er noch an eine Verſöhnung der ſtreitenden Religionsparteien glaubte, ja auf eine ſolche hoffte, welche freilich ein blutiger Religionskrieg weder anbahnen, noch vermitteln konnte. Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges verwendete ſich Joachim II. mit aller Freundestreue für die gefangenen Fürſten, inſonderheit für den Landgrafen, zu wiederholten malen, ſchickte deshalb theils allein, theils in Gemeinſchaft mit Kurfürſt Moritz zu Sachſen Geſandte an den Kaiſer, und ſah es mit Freuden, daß Moritz für die Sache der bedrängten evangeliſchen Kirche endlich in die Schranken trat und ſein nicht würdiges Bündniß mit dem Kaiſer brach. Das Interim hatte Kurfürſt Joachim II. angenommen, weil er hoffte, es werde durch daſſelbe der beabſichtigte Religionsfriede erzielt werden; da dieß nicht der Fall war, ſo hörte es auf, im Lande des Kurfürſten eine Bedeutung zu haben, denn die evangeliſche Lehre ward nun in demſelben nicht nach dem Interim, ſondern nach Luther's Wort feſt begründet.

Weniger Ruhm, als durch die Einführung der Reformation in ſeinen Landen, ärntete Kurfürſt Joachim II. in dem 1542 auf das Geheiß des Kaiſers gegen die Türken unternommenen Feldzug, an dem mehrere deutſche Reichsfürſten in Perſon Theil nahmen, auch zum Theil durch große Tapferkeit ſich auszeichneten; aber durch die Niederlage vor Peſth wurde das Kriegsheer zum Rückzug genöthigt, und trug von dieſem Feldzug keine Lorbeeren davon. In der Regierung ſeines Landes, das durch die Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen — welche der Kurfürſt durch ſeinen Schwager Sigismund Auguſt, König von Polen, erlangte — die Anwartſchaft auf nicht unbedeutende Vergrößerung erhielt, führte der Kurfürſt manche Verbeſſerung ein. Er ließ durch den Kanzler Diſtelmeyer das Kammergericht neu organiſiren, durch den italieniſchen Baumeiſter Giromela die wichtige Feſtung Spandau erbauen und ſuchte auch das Finanzweſen zu heben, obſchon ſein glänzender Hofhalt ſich nicht mit den Sparſyſtemen der Finanzkunſt vertragen wollte, und noch dazu ein jüdiſcher Speculant das Vertrauen ſeines Gebieters in ähnlicher Weiſe täuſchte, wie Ephraim in Sachſen, Süß in Würtemberg und andere anderswo.

Joachim II. erzeugte 10 Kinder; ſein ſparſamer und friedfertiger älteſter Sohn und Nachfolger Kurfürſt Johann Georg I., der die Finanzmänner unter ſeines Vaters Dienern hart anſah, brachte den etwas zerrütteten Hof- und Staatshaushalt wieder in Ordnung.



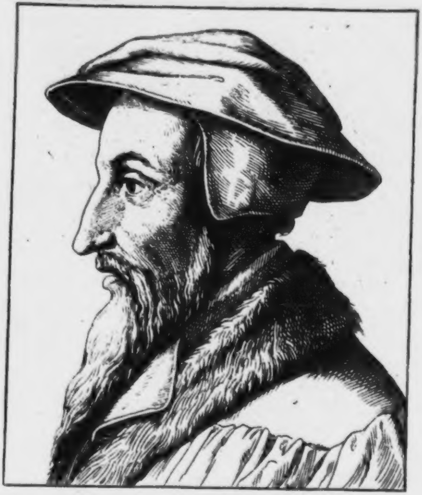
Johann Sleidan.

Geb. 1506, geſt. d. 31. Oct. 1556.

Ein Hiſtoriker, der zu ſeiner Zeit Epoche machte, und vielfach als ſolcher geprieſen wurde, obſchon ihm auch der Tadel nicht fern blieb. Johann Philipſon, dieß war ſein eigentlicher Vor- und Zuname, wurde im Oertchen Sleida in der Grafſchaft Manderſcheid geboren, und widmete ſich, herangewachſen, rechtswiſſenſchaftlichen und humaniſtiſchen Studien, die er auf den hohen Schulen zu Lüttich, Cöln und Löwen betrieb. Nachdem ihm über den jungen Grafen Dietrich von Manderſcheid eine Hofmeiſterſtelle anvertraut war, führte er dieſen ſeinen Zögling nach Paris und von da nach Orleans, und benutzte ſeine günſtige Stellung, ſich immer mehr auszubilden und mit Kenntniſſen zu bereichern. In Orleans, wo er 3 Jahre ſtudirte, erwarb der nach ſeinem kleinen Geburtsort ſich fortan nennende junge Gelehrte den Grad eines Licentiaten der Rechtsgelehrſamkeit, und kehrte darauf nach Paris zurück, wo einflußreiche Gönner ihn förderten, unter denen der berühmte Sturmius und Cardinal Bellai die bedeutendſten waren. Er durfte den franzöſiſchen Geſandten gleichſam als Attaché zum Reichstag nach Hagenau begleiten. Nach längerem Aufenthalt in Frankreich, wohin König Franz I. ihn wieder zurückberufen hatte, kehrte Sleidan nach Deutſchland zurück, weil er ſich wegen der in Frankreich ausgebrochenen Religionsverfolgungen dort nicht mehr ſicher glaubte, da er den reformatoriſchen Bewegungen in ſeiner Heimath mit Antheil zugewendet blieb. In Deutſchland hatte bereits der ſchmalkaldiſche Krieg begonnen, und die Kriegsherren deſſelben erachteten für wohlgethan, neben der Waffe von Eiſen auch der Waffe der Feder den Feinden gegenüber ſich zu bedienen, und ernannten Sleidan, der ſich ſchon durch mehrere beifallwerthe Schriften ausgezeichnet hatte, zu ihrem Geſchichtſchreiber. Sein bekanntes Buch von den vier Monarchien, das durch viele Auflagen in zahlloſen Exemplaren deutſch und lateiniſch verbreitet war, galt ſeiner Zeit als ein Muſter der Geſchichtſchreibung. Es war Ton und üble Sitte der Zeit geworden, daß die erbitterten Gegner auf dem kirchlich politiſchen Gebiete ſich in Schriften und Gegenſchriften auf das allerheftigſte befehdeten, alle Schmach und allen nur erdenklichen Schimpf gegenſeitig auf einander häuften und alles Maaß des ſchicklichen aus den Augen verloren. Die Aufgabe des Geſchichtſchreibers, der, wie Sleidan, noch mitten in den Begebenheiten und dem Wirrſal der Kämpfe ſtand, war daher zunächſt nur ſorgliches Quellenſammeln und zweckgemäßes vorarbeiten mit ausſcheiden unnützen, überflüſſigen und unſaubern Stoffes. In dieſem Sinne vollbrachte Sleidan ſein Hauptwerk: Commentarius de statu religionis et reipublicae Germanorum sub Carolo V., an dem er 16 Jahre arbeitete, und von dem Kaiſer Carl V. äußerte, der Autor müſſe einen Spiritus familiaris zum Gehülfen gehabt haben. Sleidan ſchrieb lateiniſch, ſein Werk aber wurde faſt in alle Sprachen Europas überſetzt, und fand die größte Anerkennung, obſchon es auch nicht an Tadlern fehlte und einer derſelben, Bartholomäus Latomus, 11,000 Fehler darin nachzuweiſen ſich erbot. Auch Wilhelm von Grumbach nannte in einer ſeiner gedruckten Vertheidigungsſchriften, die er während ſeiner Händel ſchrieb und verbreitete, Sleidan geradezu einen Lügenhiſtoriker; andere Gegner, wie Mascard und Poſſevin, beſchuldigten ihn der Parteilichkeit, allein immer überwog die große allgemeine Anerkennung den einſeitigen Tadel.

Im Jahre 1542 begab ſich Sleidan nach Straßburg, erhielt dort eine Profeſſur der Rechtsgelehrſamkeit und wirkte theils als Lehrer, theils bei verſchiedenen Anläſſen als Abgeſandter des Rathes in nützlicher und fruchtbringender Thätigkeit. Er wurde ſogar in Angelegenheiten der proteſtantiſchen Kircheneinrichtungen nach England entſandt, und ebenſo wohnte er dem tridentiniſchen Concil bei. Leider brachte der gelehrte, thätige und einſichtvolle Mann ſein Leben nicht hoch. Schon im funfzigſten Lebensjahre befiel ihn, wahrſcheinlich in Folge allzugroßer geiſtiger Anſtrengung, eine theilweiſe Lähmung des Gehirns, welche ſich durch gänzliche Vergeßlichkeit äußerte. Der ganze Wiſſensreichthum des Mannes verſank ihm wie ein Hort in nächtliche Tiefe, ſelbſt die Namen ſeiner Kinder entfielen ihm. Allgemein verbreitete ſich die leicht und gern geglaubte Fabel, es ſei dem berühmten Geſchichtſchreiber durch ſeine Gegner heimlich Gift beigebracht worden, damit er nicht, wie er vorgehabt, noch mehr des unlieben ſchriebe. Natürlicher erklärte ſich jedoch jener bedrohliche Krankheitszuſtand durch einen offenen Schaden am Beine, deſſen vielleicht übereiltes zuheilen Urſache wurde, daß der Krankheitsſtoff auf den edelſten Theil ſich warf.

Sleidan endete im funfzigſten Lebensjahre, mit Ruhm genannt, ja von ſeinen Zeitgenoſſen ſo hoch geprieſen, daß einige ihn gleichſam einen Fürſten der Geſchichtſchreiber ſeines Jahrhunderts nannten. Großes Ingenium, ausgezeichnete Frömmigkeit, Süße der Rede, wahrheittreu und keine Wahrheit verſchweigend — ſo ward Sleidan gerühmt, und darum verdient er auch von der ſpätern Nachwelt nicht vergeſſen zu werden.



Johannes Calvin.

Geb. v. 10. Juli 1509, geſt. v 27. Mai 1564.

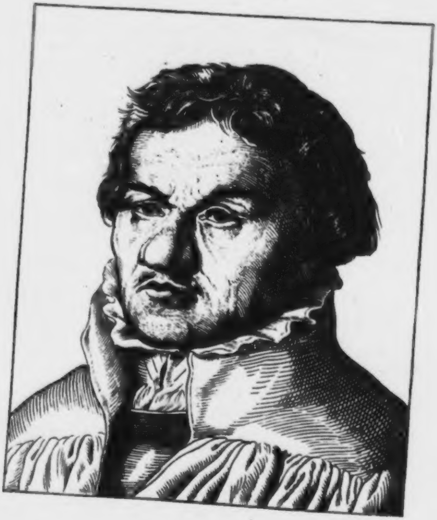
Der Geburt nach kein deutſcher Mann; aber ſoll ein Mann, der wie Calvin auf Deutſchland einen Einfluß und eine Bedeutſamkeit gewann, wie kaum ein zweiter Sohn des Auslandes, nicht verdienen, unter den Reihen deutſcher Männer zu ſtehen, und würde er nicht geradezu da vermißt werden, wo man ſich beſtrebt hat, die Bilder der Reformatoren und beſonders die der hervorragenden Häupter der Reformation zu zeichnen und mindeſtens in überſichtlichen treuen Umriſſen zu ſchildern? Mehrere Millionen Deutſcher gehören noch heute dem religiöſen Bekenntniß an, wie Calvin und Zwingli es lehrten und feſtſtellten; der zweite Gründer der reformirten Kirche, der dritten der drei großen Kirchengemeinſchaften Deutſchlands, muß natur- und ſachgemäß neben Luther und Zwingli ſeine Stelle finden.

Johannes Calvin hieß eigentlich Jean Chauvin und entſtammte dem Orte Novon in der Picardie. Er beſtimmte ſich nach dem Willen ſeines Vaters zum Geiſtlichen, beſuchte Pariſer Schulen und ſtudirte zu Orleans auch die Rechtswiſſenſchaft, wie in jener Zeit es ſo häufig der Fall war, daß junge Lernende nicht alsbald einem ausſchließlichen Fachſtudium ſich hingaben, das man ſpäter in Deutſchland mit dem trivialen Namen Brotſtudium zu bezeichnen beliebte. In vielen Wiſſenſchaften ſich die Macht guter Kenntniſſe anzueignen, war das Bemühen aller geiſtvollen Studirenden im Mittelalter, und in vielen Zweigen der Wiſſenſchaften und Künſte bewandert zu ſein, galt damals als die Signatur eines wahren Gelehrten, nicht die einſeitige Verſtändniß nur einer Doctrin. Auch mit den alten Sprachen machte Calvin ſich innig vertraut und rüſtete ſich ſo mit vielſeitiger Kenntniß aus zu einer großen und folgenreichen Laufbahn. Auch zu Bourges ſtudirte er noch und begab ſich von dort nach Paris, wo er über Seneca's Abhandlung de clementia ſchrieb und an der Königin Margaretha von Navarra eine fördernde Freundin gewann, welche nicht ungern die Bemühungen des 24jährigen Theologen ſah, helleres Licht in Bezug auf Religionslehre und Glaubensbekenntniß zu verbreiten, wie es ſich von Deutſchland aus bereits durch Luther und ſeine Mitarbeiter am großen Reformationswerke ſtrahlend ergoß. Aber König Franz I.

von Frankreich verfolgte alle, die ſich der neuen Lehre zuneigten, und Calvin ſah ſich genöthigt, 1533 Paris heimlich zu verlaſſen und einige Jahre ohne Ruheport Frankreich, Italien und die Schweiz zu durchirren, bis ihm endlich Baſel ein friedliches Aſyl zu gewähren ſchien. Doch auch dort litt es Calvin nicht lange, er ging wieder nach Italien, kam nach Ferrara und fand große Theilnahme bei der Herzogin Renate, ging von da nach Aoſta, dann wieder nach Frankreich zurück und ließ ſich endlich 1536 in Genf nieder.

Durch ſein ſchon in Baſel begonnenes Hauptwerk: Unterweiſnng der chriſtlichen Religion in 4 Büchern, deſſen Vorrede an Franz I. gerichtet war, that Calvin kund, welch ein hoher Geiſt ihn beſeelte und wie ſehr er befähigt ſei, am Werke der Kirchenverbeſſerung thätig mit zu arbeiten; er befreundete ſich auch mit alle den bedeutenden Franzoſen und Schweizern, deren Ziel das ſeine war, mit Capito, Grynäus, Farel und andern. Der Rath zu Genf nahm Calvin zum Prediger an und räumte ihm einen Lehrſtuhl der Theologie ein; er verfaßte dort einen Katechismus für den religiöſen Jugendunterricht, eine Bekenntnißformel und entwarf eine Kirchenordnung, durch deren Annahme die Bürgerſchaft Genfs ſich 1537 feierlich von der katholiſchen Kirche losſagte. Da indeß eine zahlreiche ſittlich verdorbene Jugend, die Partei der ſogenannten Libertiner, welche von kirchlicher Zucht und Ordnung nichts wiſſen wollte, einestheils, anderntheils eine Gegenpartei, die von Bern und Lauſanne aus mächtige Unterſtützung fand, ihm und ſeinem Freund Farel heftig entgegenarbeiteten, ſo ſahen ſich beide veranlaßt, ja gezwungen, 1538 Genf zu verlaſſen. Calvin wandte ſich nun nach Straßburg, wo ſich eine franzöſiſche Gemeinde gebildet hatte und wo er als Prediger wie als Profeſſor der Theologie die Lehrkanzeln beſtieg. Dort weilten und wirkten Buzer, Capito und Hedio, die ihn mit offenen Armen aufnahmen und mit offener Liebe entgegenkamen; dort auch verheirathete ſich Calvin und dort ſchrieb er ſeine wichtige Schrift De la Cène du Seigneur, in welcher er ſich gegen die Bedeutung der Abendmahls-Einſetzungsworte, wie Luther und wie Zwingli ſie lehrten und deuteten, entſchieden ausſprach, welche bald in die lateiniſche und in die deutſche Sprache überſetzt wurde und ſich viele zuſtimmende Vertheidiger und Bewunderer gewann. Darauf wohnte Calvin auch den Religionsverhandlungen zu Hagenau, Worms und Regensburg bei und lernte Melanchthon kennen und hochſchätzen. In Genf vermißte man ſchmerzlich Calvin, bereute das gegen ihn verübte und bewirkte 1541 ſeine glänzende Zurückberufung. Seine Wiederkehr glich einem Triumphzuge, während Straßburg, durch große Bitten Genfs bewogen, den bedeutenden Mann ziehen zu laſſen, ihn höchſt ungern verlor. So wurde Calvin Deutſchland wieder entzogen, aber ſein Einfluß blieb, zumal er fortfuhr, mit derſelben Unerſchrockenheit und Strenge, die er früher in Genf gezeigt, für die Wahrheit und den geläuterten Glauben, für Ordnung, Zucht und Sittenreinheit zu kämpfen, wo immer deren Feinde auftreten und begegnen mochten. Abermals wurde die kirchliche Disciplin durchgeſehen und neu vom Genfer Rathe beſtätigt, und Calvin entwickelte als Prediger, als Vorſitzender des Conſiſtoriums, als kirchlicher Rathgeber nach vielen Seiten, beſonders auch nach Frankreich hin, und als Schriftſteller eine außerordentliche Thätigkeit. Er überſetzte in dieſem Zeitraum ſeinen Katechismus der Genfer Kirche, der 1536 in franzöſiſcher Sprache erſchienen war, in die lateiniſche (die Uebertragung erſchien 1545), veranſtaltete für Genf eine Geſetzſammlung, ſchuf eine neue Liturgie, bekämpfte ſtandhaft und fortwährend die Lehre der Wiedertäufer und die ſchon erwähnten ſittenloſen Libertiner, wie nicht minder einzelne Gegner mit nicht geringer Heftigkeit, worin die Freunde Beza, Farel und Viret ihm treulich Beiſtand leiſteten. Freilich ſteigerte ſich bisweilen die Strenge des eifrigen Reformators Calvin bis zur Härte, ja zur Grauſamkeit, wie die Geſchichte Michael Servet's lehrt, der die Dreieinigkeit Gottes und anderes abläugnete und den Calvin 1553 gnadenlos verbrennen ließ; doch entſprang dieſe furchtbare Strafe keinem perſönlichen Haß, ſie galt nur dem gefährlichen Beiſpiel, denn wenn Servet's Lehre, wie es allerdings hie und da geſchah, Anhang und Zuſtimmung fand, ſo war es um die ganze chriſtliche Kirche gethan, die zu verſpotten und zu untergraben zu allen Zeiten Köpfe und Federn bereit ſind. Calvin wurde auch 1558 der Begründer der erſten reformirten Hochſchule, der zu Genf, die unter dem Namen einer Academie ins Leben gerufen und unter Beza's Rectorat geſtellt wurde. Einen ehrenvollen Ruf nach Frankreich ſchlug Calvin aus, er wollte in Genf bleiben, zumal körperliche Leiden ihm anhaltend das Daſein verbitterten. Seine Lehre, die ſich weit ausbreitete, bildet noch heute im Bunde mit der Lehre Zwingli's, mit dem Calvin, früher ſein Gegner, ſich ſpäter geeinigt hatte, die Baſis der reformirten Kirche, in welcher die Dogmen vom Abendmahl und der Gnadenwahl als die hauptſächlichſten Abweichungen von denen der lutheriſch-evangeliſchen Kirche entgegenſtehen und in welcher zahlreiche Spaltungen entſtanden.

Calvin endete erſt nach langen Leiden ſein von Anerkennung und Ruhm gekröntes Leben und blieb in gefeiertem Andenken.



Paul Eber.

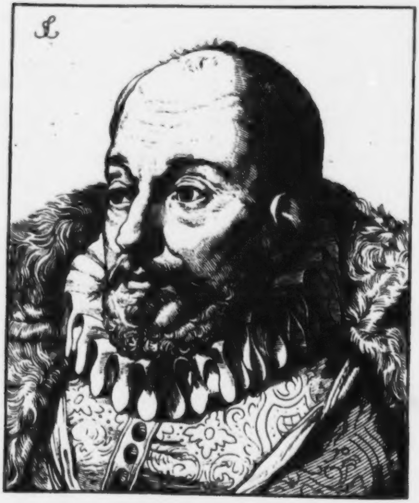
Geb. d. 11. Nov. 1511, geſt. d. 10. Dez. 1569.

Paul Eber erwarb ſich Anerkennung, Ruhm und Ehre als Schüler, als Freund, wie als Amtsgenoſſe der Reformatoren und um die Wittenberger Kirche, der er in den letzten Jahren ſeiner Wirkſamkeit vorſtand, große und namhafte Verdienſte. Er wurde in dem Mainſtädtchen Kitzingen geboren; der Vater war ein ehrſamer Schneider, der ſeinen Knaben zuerſt die heimathliche Schule beſuchen ließ und ihn dann im zwölften Jahre auf die Schule nach Ansbach brachte. Dort erkrankte Eber, mußte nach Hauſe reiſen und hatte das Unglück, von einem wilden Pferde, das er auf dieſer Reiſe aus Ermüdung beſtieg, abgeworfen und faſt eine halbe Stunde lang elendiglich geſchleift zu werden; er kam mit dem Leben davon, behielt aber als traurige Folge dieſes Unheils eine entſtellte und gebrechliche Geſtalt. Eber hielt ſich nun nothgedrungen wieder im älterlichen Hauſe auf, erlebte dort die Schrecken des Bauernkriegs mit und begleitete 1525 ſeinen Vater nach Nürnberg, wo er das neu errichtete Gymnaſium, die Lorenzer Schule bezog, die Melanchthon eingeweiht hatte und an welcher Camerarius, Coban Heß, Roting und andere wirkten. Eber wurde ſeinen gefeierten Lehrern bald lieb und konnte mit den beſten Zeugniſſen im Jahre 1532 auf die Hochſchule Wittenberg entlaſſen werden. Dort ſaß er nun, um Philoſophie und Theologië zu ſtudiren, freudig zu Luther's und Melanchthon's Füßen, und lernte ſo lange, bis er ſelbſt zu lehren begann, wie denn in jener Zeit lernen und lehren oft lebenslänglich Hand in Hand gingen. In dem herrlichen Kreiſe bewunderter geiſtiger Größen, den die damalige Profeſſorenwelt Wittenbergs bildete und in welchem neben den ſchon genannten noch Bugenhagen, Jonas; Cruciger, Forſter glänzten, wie im Kreiſe von Alters- und Studiengenoſſen, die ſich nicht minder, wie Eber ſelbſt, berühmte Namen ſchufen: Mattheſius, Georg Major, Stiegel und andere — wurde es dem begabten Eber nicht ſchwer, zumal Melanchthon ihn mit voller auszeichnender Gunſt beehrte, ſich ſelbſt eine geeignete und erwünſchte Stellung zu erringen. Nach vierjährigen Studien erwarb Eber den philoſophiſchen Magiſtergrad, trat als academiſcher Lehrer in Wittenberg auf, und wurde Melanchthon's vertrauteſter Freund.

Insgemein wird Eber als Melanchthon's Famulus genannt; das war er vielleicht auch als Studirender eine Zeitlang, aber dieſes Verhältniß academiſcher Dienſtbarkeit hob ihn bald auf eine ungleich edlere und höhere Stufe. Alle Geheimniſſe vertraute Melanchthon unbedenklich ſeinem Eber an, und durfte dieß mit getroſter Zuverſicht thun; oft mußte Eber für ihn ſchreiben, und bald wurde er Melanchthon's rechte Hand, bald Philippi repertorium genannt. In Leid und Kummer tröſtete Eber's Freundestreue den oft ſchwer gekränkten Melanchthon, und ſein Zuſpruch erhob ihn über die erfahrenen Unbilden. Als Melanchthon in bedrohlicher Zeit von Wittenberg nach Zerbſt geflüchtet war, blieb Eber zurück und verwaltete des Freundes Hausweſen. Aber auch Luther ſchätzte Eber überaus hoch und ſprach einſt zu ihm: «Du wirſt Paulus gerufen, darum vermahne ich Dich, daß Du nach Pauli Beiſpiel ſtrebeſt, beſtändig die Lehre aufrecht zu erhalten und zu ſchützen, welche Paulus überliefert hat». Melanchthon war es auch, der Eber eine Lebensgefährtin, Helena Kuffner aus Leipzig, zuführte, mit der der letztere in glücklicher Ehe und mit Kindern reich geſegnet lebte. Im Jahre 1544 wurde Eber Profeſſor der Grammatik, und las nächſt dieſer über mehrere griechiſche und römiſche Claſſiker, über Phyſik u. ſ. w. Im Jahre 1550 war er Decan der philoſophiſchen Facultät und kündigte ein Magiſter-Examen in lateiniſchen Diſtichen an. Doch war Eber nicht blos befähigt, in lateiniſcher Sprache der Poeſie zu huldigen, auch als geiſtlicher Liederdichter zeichnete er ſich aus und vermehrte in entſprechendſter Weiſe den Liederſchatz der evangeliſchen Kirche; zwar nicht der Zahl, wohl aber dem Gehalte nach ſind ſeine Lieder bedeutend, und es genüge, hier nur das bekannte Troſtlied: «Wenn wir in höchſten Nöthen ſeyn» anzuführen. Als im Jahre 1556 Dr. Johann Förſter, der Reformator eines guten Theils des nordöſtlichen Frankenlandes und der Grafſchaft Henneberg, geſtorben war, welcher Prediger an der Hofkirche zu Wittenberg und Profeſſor der Theologie und hebräiſchen Sprache geweſen, ſchlug die Univerſität dem Kurfürſten Auguſt — Eber zu Förſter's Nachfolger vor, und der Kurfürſt beſtätigte gern den Vorgeſchlagenen, der aber bald von der Stelle eines Schloßpredigers, welcher nur Sonntags und Mittwochs zu predigen hatte, zum Amte eines Stadtpfarrers und General-Superintendenten ernannt wurde, und ſonach die höchſte geiſtliche Würde im Kurſtaate Sachſen erlangte. Mit tiefem Schmerz erfüllte Eber der 1560 erfolgte Tod ſeines geliebten Melanchthon, der ihm bis zum Grabesrande ein treuer Freund geblieben war. Eber lebte und lehrte mit Eifer und Thatkraft; ſeinem wichtigen Amte mit voller Hingabe treu, war er auch als geiſtlicher Schriftſteller thätig, ſchrieb eine «Geſchichte des jüdiſchen Volkes», einen «hiſtoriſchen Kalender», gab in Verbindung mit Peucer eine «kleine Naturgeſchichte» heraus, und wurde als Liederdichter völlig volksthümlich, was daraus erhellt, daß — was vielleicht nicht allgemein bekannt ſein dürfte — die Bettler in den oſtfränkiſchen Gauen, gewohnt, mit längern oder kürzern Gebeten vor den Thüren oder in Häuſern das Mitleid anzuflehen, nichts ſo häufig herbeten, als aus Ebert's Lied «In Chriſti Wunden ſchlaf ich ein» die Stelle:

Chriſti Blut und Gerechtigkeit
Iſt mein Schmuck und Ehrenkleid.
Damit will ich vor Gott beſtehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.

In den theologiſchen Streitigkeiten, an denen die Zeit, in welcher Eber amtlich wirkte, ſo überreich war, zeigte er ſich zunächſt als abgeſagter Gegner des Interims, litt im Stillen mit ſeinem Melanchthon über die dieſem und auch ihm ſelbſt gemachten Beſchuldigungen, und neigte ſich im Abendmahlsſtreit wohl innerlich zu dem Zwingli'ſchen Bekenntniß hin, vermied indeß, als Kämpfer im Für und Wider aufzutreten, zeigte vielmehr die ſchöne und edle Mäßigung ſeines bis in den Tod geliebten Meiſters Melanchthon, und konnte keine Freude an dem zur Schlichtung der adiaphoriſtiſchen und ſynergiſtiſchen Streitigkeiten angeordneten Colloquium zu Altenburg (1563) haben. Die Mehrzahl dieſer Colloquien trug das Stigma der ganzen deutſchen endloſen Schwatzſucht, Rechthaberei, hartnäckiger Einſeitigkeit der verſchiedenartigſten Meinungen und des Hervortretens jugendlicher höchſt anmaßender Perſönlichkeiten an der Stirne, die noch durch alle Jahrhunderte dahin geſtrebt und gewirkt haben, Eintracht nie aufkommen zu laſſen, wie die deutſche Geſchichte in alter, neuer und neueſter Zeit in ſchlagenden Beiſpielen gelehrt hat. Die leidige unverſöhnliche Rechthaberei aller theologiſchen Parteien verkümmerte und trübte Eber's Daſein, kränkte ihn tief, indem eine Anzahl der ſtreitenden Theologen ihn für unwürdig der Theilnahme an den beiden Sakramenten erklärt hatte. Dieß und ſchweres Hauskreuz, was ihm zu tragen auferlegt war, zehrten die Lebenskraft des ohnehin ſchwächlichen Mannes bald auf, deſſen Andenken aber in hohen Ehren bei der dankbaren Nachwelt fortblüht.



Georg Ernst, Fürst von Henneberg.

Geb. d. 27. Mai 1511, geſt. d. 27. Dez. 1583.

Auch dieſer deutſche Reichsfürſt gehörte zu den Förderern der Reformation und zeichnete ſich aus durch Einſicht und hohe Regententugenden. Er entſtammte einem edlen Geſchlechte, das aus den Gaugrafen des alten Frankenlandes hervorging, zahlreiche Beſitzungen erwarb und in mehrere Zweige ſich abtheilte, von denen der bedeutendſte die Schleuſinger Linie war. Dem Sohn des Begründers dieſer Linie, dem weiſen Berthold VII. (X.) ertheilte Kaiſer Heinrich unterm 25. Juli 1310 das Fürſtenſtandsprivilegium, welches die nachfolgenden Kaiſer, zum Theil mit goldenen Bullen, beſtätigten. Aus der andern Henneberger Grafenlinie, der Aſchach-Römbilder, ging jener berühmte große Berthold XV. (XVIII.), Erzbiſchof zu Mainz, Reichserzkanzler und rechte Hand der Kaiſer Friedrich III. und Maximilian I., hervor.

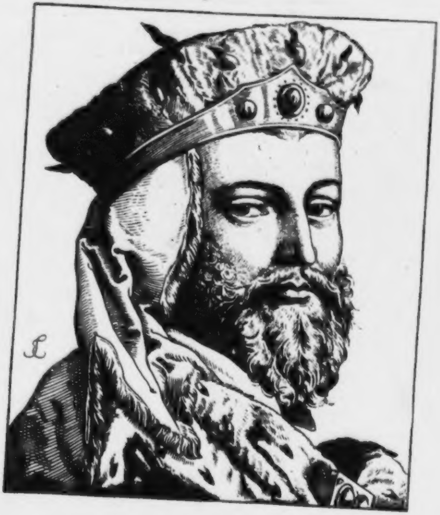
Fürſt Georg Ernſt war ein Abkömmling der Schleuſinger Linie; ſeine Geſchichte iſt ſchwer trennbar von der ſeines ſehr frommen, aber tüchtigen und biedern Vaters, mit dem er lange die Regierung theilte, Fürſt Wilhelm's VI. (VII.). Dieſem waren nicht weniger als 64 Regierungsjahre beſchieden, innerhalb deren die ganze großartige Zeitbewegung fiel, welche eine Aera in der deutſchen Geſchichte abſchloß und eine neue begann. Seinen Frommſinn legte Fürſt Wilhelm durch die Begründung der Wallfahrt zu Grimmenthal 1498 an den Tag und durch zahlreiche Schenkungen an Klöſter. Er ſelbſt erbaute zu Schleuſingen ein Barfüßerkloſter; er ſteuerte dem Kleiderluxus, ſchuf manche nützliche Einrichtung und ſuchte ſeinen zahlreichen Kindern durch das eigene Beiſpiel und durch guten Unterricht eine treffliche Erziehung zu geben, die nicht bei allen ſo anſchlug, wie bei dem fünften Sohne, **Georg Ernſt**.

Dieſer wurde zu **Schleuſingen** geboren, ſeine Mutter war **Anaſtaſia**, kurfürſtliche Prinzeſſin von Brandenburg. In den Jünglingsjahren beſuchte Georg Ernſt die Höfe zu Brandenburg, Jülich und Heſſen; er befreundete ſich mit dem jungen Landgrafen Philipp, übte ſich in ritterlichem Kampfe, beſuchte mit Philipp von Heſſen 1530 den Reichstag zu Augsburg und zog als Führer der Reichshülfe, die das Land Henneberg dem Kaiſer Karl V. leiſten mußte, und an der

Spitze der fränkiſchen Kreistruppen als Hauptmann und Feldobriſter einige male mit gegen die Türken. Er zeichnete ſich auf einem dieſer Züge vornehmlich dadurch aus, daß er durch ſeine perſönliche Tapferkeit den Herzog Moritz (Lief. 21) aus drohender Lebensgefahr erretten half.

Georg Ernſt vermählte ſich 1543 mit Eliſabeth, Prinzeſſin zu Braunſchweig-Lüneburg, nachdem ihm im Januar d. J. ſein Vater die Mitregentſchaft übergeben, während zugleich Georg Ernſt's jüngſter überlebender Bruder (drei ältere und ein jüngerer waren geſtorben, und Chriſtoph, der drittgeborene, war geiſtlich) auf die Regierung verzichtete.

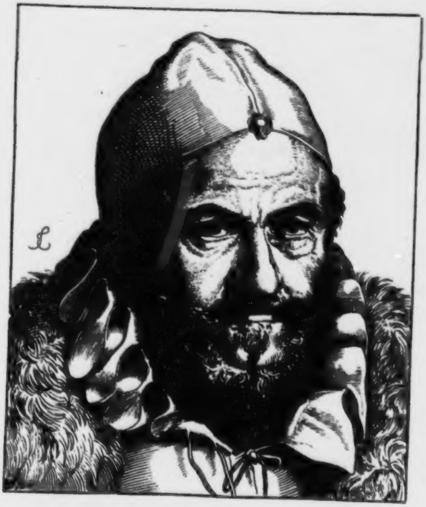
Während Fürſt Wilhelm mit aller frommen Treue an der alten Kirche hing, ſodaß man ihn ſogar 1521 beſchuldigte, er habe Luther heimlich aufheben und in ein Gefängniß ſchleppen laſſen, wogegen er ſich aber männlich vertheidigte, und während ein älterer Sohn, Johann IV., die Würde eines Fürſtabts zu Fulda bekleidete, war Georg Ernſt's Gemüth der Reformation zugelenkt worden, und er bekannte ſich ein Jahr nach ſeiner Vermählung öffentlich zur augsburgiſchen Confeſſion. Dieſe ſchon vorher auch in ſeinem Lande einzuführen, ohne doch die Gefühle ſeines ſtrenggläubigen Vaters zu verletzen, berief Georg Ernſt den Wittenbergiſchen Profeſſor, Dr. Johann Förſter, nach Schleuſingen, ernannte denſelben zum Oberpfarrer, wie zum Viſitator, und übertrug ihm das wichtige Geſchäft der Reformation, während Fürſt Wilhelm erklärte, daß er mit ſeinem Hofe katholiſch bleiben wolle. Später nahm aber auch der alte Herr das evangeliſche Bekenntniß an, und zeigte ſich von einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit in der neugewonnenen Ueberzeugung dadurch, daß er dem Kaiſer Carl V. gegenüber die Annahme des Interims, die ihm zugemuthet wurde, in einer zwar beſcheidenen, aber doch entſchiedenen Vorſtellung ablehnte, an welcher wohl der Sohn nicht ohne Antheil geblieben ſein mag. Dieß geſchah 1549, während 2 Jahre früher Fürſt Georg Ernſt des Kaiſers heftigen Zorn gegen die halb hennebergiſche, halb heſſiſche Stadt Schmalkalden, die ſich durch die in ihr gehaltenen vielen Convente der Schmalkaldiſchen Bundesverwandten und der reformirenden Theologen die höchſte Ungnade zugezogen hatte — durch einen demüthig fürbittenden Fußfall entwaffnet und die Stadt gerettet hatte. Fürſt Georg Ernſt richtete ein Conſiſtorium ein, gründete das Schleuſinger Gymnaſium mit zahlreichen Freitiſchen im dortigen Auguſtinerkloſter, welches, gleich den übrigen zahlreichen Klöſtern in der gefürſteten Grafſchaft, aufgehoben wurde, verwendete die Stifts- und Klöſtereinkünfte auf Kirchen und Schulen, verwandelte den Wallfahrtort Grimmenthal in ein Hospital, das noch heute fortbeſteht, und wurde ſo der wohlthätige Reformator eines nicht unbedeutenden Landes, das ſich durch den Anfall der Herrſchaft Römhild, deren Grafengeſchlecht erloſch, 1549 weſentlich vergrößerte. Künſte und Handwerke ſuchte Fürſt Georg Ernſt nicht minder zu heben, wie den Bergbau bei Ilmenau und Suhl, und die Stahlwaaren- und Waffenfabrikation der Städte Suhl und Schmalkalden. Zahlreiche Verträge mit Heſſen, Sachſen und Würzburg regelten das politiſche Verhältniß der Henneberger Lande für den Fall des Ausſterbens des Stammes, der mehr und mehr zu erfolgen drohte. Fürſt Wilhelm, ſeit dem 4. Juli 1554 Witwer, hatte in einem Kranze von ſieben lebenden blühenden Kindern geſtanden — vier ſtarben in der Kindheit, er hatte unklug von fünf Söhnen drei dem geiſtlichen Stande geweiht und den kräftigſten Sproß, Wolfgang, in einen unnützen Krieg unter Karl V. ziehen laſſen. Wolfgang fiel 1537 vor Chierasco. Der fromme Prälat Johann, Fürſtabt Fulda's, ſtarb 1541; eine Tochter, Margaretha, an Graf Johann zu Sain und Wittgenſtein vermählt, ſtarb 1546 zu Berleburg. Auch Katharina, die hochherzige Hennebergerin, vermählte Gräfin von Schwarzburg, und Witwe ſeit 1538, ſtarb vor ihrem Vater. Der Sohn Chriſtoph, ein feuriger Herr, der dem Stamme neue Sproſſen zu geben vollbefähigt war, mußte gegen Willen und Neigung ſeine Kraft im geiſtlichen Stande vertrocknen laſſen; er bereitete dem Vater vieles Herzeleid, und ſtarb 1548. Nur Georg Ernſt und Poppo, wie die Töchter Walburgis und Eliſabeth, überlebten den Vater, erſtere als Gräfin zu Gleichen, Herrin zu Krannichfeld, die letztere als Gräfin zu Solms. Poppo entſagte dem geiſtlichen Stande und vermählte ſich 1546 mit Prinzeſſin Eliſabeth von Brandenburg und nach deren 1558 erfolgtem Tode noch einmal mit Sophia, Prinzeſſin von Braunſchweig. Dieſe zweimalige Vermählung Fürſt Poppo's, blieb erfolg- weil erbenlos; er ſelbſt ſtarb 1574. Die erſte Gemahlin Fürſt Georg Ernſt's gebar ihm nur einen Sohn, der gleich nach der Geburt ſtarb; ſie ſelbſt ſchied 1566 aus dem Leben. Eine nochmalige Vermählung des Witwers mit Eliſabeth, Prinzeſſin zu Würtemberg, blieb, zumal die Fürſtin kränklich war, ebenfalls ohne Kinderſegen. Das Schickſal eilte mit dem Hauſe Henneberg zu Ende. Fürſt Wilhelm ſtarb 1559 in einem Alter von 81 Jahren, der Sohn Georg erreichte ein Lebensziel von 72 Jahren; er war der letzte ſeines Stammes und Hauſes, das mit den angeſehenſten deutſchen Fürſtenhäuſern verwandt war. Eine wunderbare Fügung hatte den betagten Fürſten von ſeiner Reſidenz in das Dorf Henneberg zu ungünſtiger Winterzeit geführt, über welchem die umfangreichen Trümmer der Stammburg des alten Grafengeſchlechts ruhen. Längſt war dieſe Stammburg von den Trägern ihres Namens verlaſſen — kaum weiß man, welche von den Vorfahren ſie bewohnt. Vielleicht zog eine ernſte innere Mahnung den fürſtlichen Greis noch einmal hinauf zur Ahnenwiege — Schauer erfaßten ihn — und er endete im Hauſe eines ritterlichen Vaſallen im Dorfe Henneberg. Groß war um den milden und geliebten Regenten die Trauer, höchſt feierlich ſein Leichenbegängniß. Er ruht in der Schleuſinger Gruftkapelle bei den Ahnen, Geſchwiſtern und der erſten Gemahlin, ſeine Witwe verheirathete ſich wieder. Georg Ernſt blieb im Lande, das nun zunächſt an Sachſen überging, lange und noch bis heute unvergeſſen.



Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen.

Geb. d. 21. März 1521, geſt. d. 9. Juli 1553.

Dieſer in der deutſchen Geſchichte, wie in der Geſchichte der Reformation bedeutende Fürſt wurde zu Freiberg geboren; er war der Sohn Herzog Heinrich des Frommen und der Prinzeſſin Katharina von Mecklenburg. Die Erziehung des Prinzen war eine bildende, ſtandesgemäße, doch mehr höfiſche als gelehrte, theils bei ſeinem Oheim, dem Herzog Georg, theils bei ſeinem Pathen, dem prachtliebenden Cardinal und Kurfürſten Albrecht von Brandenburg, von deſſen Hofe zu Mainz er ſich ſpäter zu ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Johann Friedrich den Großmüthigen, nach Torgau begab, unter deſſen liebevoller Leitung er ſeine Bildung vollendete. An des Kurfürſten Hofe lernte Moritz die Männer der Reformation kennen, in deren Mitte er bald genug ſtehen ſollte, und Luther, vom Kurfürſten befragt, was er von dem jungen Prinzen halte, hob warnend den Finger und ſprach: «Hütet euch, einen jungen Löwen zu erziehen!» Die Spaltung, die um der Glaubenslehren Willen im Fürſtenhauſe Sachſen ſtattfand, konnte des Prinzen Gemüth nur unangenehm berühren, indeß entſchädigte ihn die Freundſchaft, die er zu dem Heſſenfürſten Landgraf Philipp den Großmüthigen trug, mit der dieſer den jungen Sachſenprinzen ſelbſt beehrte, und welche ſo weit gedieh, daß Moritz, im 20. Jahre ſtehend, und gegen ſeiner Aeltern Willen, ſich mit der Tochter des Landgrafen, Agnes, verlobte und am 9. Jan. 1541 vermählte, wodurch ein nicht geringes Zerwürfniß zwiſchen den beiden ſonſt eng befreundeten und verſchwägerten Höfen entſtand; Philipp von Heſſen hatte ja ſelbſt die Tochter Herzog Georg des Bärtigen zur Gemahlin. Indeſſen kam bald Verſöhnung und Ausgleichung zu Stande. Noch in demſelben Jahre ſtarb Herzog Heinrich und Moritz wurde mit 20 Jahren Regent der ſächſiſch-albertiniſchen Lande. Als ſolcher ſuchte er, nachdem er das Erbe nach Verträgen und Rechten mit ſeinem jüngeren Bruder Auguſt getheilt, für das Wohl ſeines Landes heilbringend zu wirken, und machte durch ſegensreiche Stiftungen ſeinen Namen in Sachſen unvergeßlich. Kraftvoll und eifrig für die Begründung der neuen Lehre wirkend, ſuchte Herzog Moritz derſelben durch Errichtung tüchtiger Schulen feſten Halt und Boden zu gewinnen, und ſo wurde er der Stifter der Fürſtenſchulen zu Pforta, zu Meißen und zu Merſeburg, auch hob er durch reiche Begabungen die Univerſität zu Leipzig. Dem Schmalkaldiſchen Bunde beizutreten, hielt Moritz noch zur Zeit, ſo ſehr er mit Eifer an der evangeliſchen Lehre hing, nicht für angemeſſen, und eine Urkunde, welche auf ſeinen Zutritt deutet, blieb unvollzogen. Es trat aber gleichwohl durch Moritzens Anſchließen an Philipp von Heſſen zwiſchen letzterem und dem Kurfürſten Johann Friedrich zu Sachſen eine der Bundesſache keineswegs förderliche Spannung ein, die noch durch die kurze Wurzener Fehde vermehrt wurde. Philipp von Heſſen legte letztere friedlich und gütlich bei, und dann leiſtete Herzog Moritz dem Könige Ferdinand in dem Kriege gegen die Türken perſönlichen Zuzug, indem er ſich mit einem ſtattlichen Heere unter die Fahnen des Kurfürſten Joachim von Brandenburg ſtellte, der als Oberfeldherr das Reichsheer befehligte. Gegen Ende des Monats Juni 1542 traf er im Feldlager bei Wien ein und beſtand auf dem weiter oſtwärts ſich fortſetzenden Feldzuge manche drohende Gefahr, namentlich vor Peſth, wo er mit ſeinem Diener Reibiſch von den Seinen getrennt, von einem ausgefallenen Türkenhaufen umzingelt, nur durch Reibiſch's Opfertod und die eigene Tapferkeit gerettet wurde. Der Feldzug endete ruhmlos, und Moritz kehrte im October 1542 wieder nach Sachſen zurück. Jetzt brach der neue Krieg Franz I. gegen Carl V. aus, und Moritz, der auf die Gunſt des Kaiſers ein hohes Gewicht zu legen begann und ſchon jetzt aus der Zwietracht unter den Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes Folgerungen für die Zukunft machte, ließ ſich gern herbei, am Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, um ſo mehr, als ihm vom Kaiſerhofe aus geſchmeichelt wurde und man es verſtand, ſein Herz mit Hoffnungen künftiger Größe zu nähren. Moritz war bei der fruchtloſen Belagerung von Landrecy, führte im Jahre 1544 dem Kaiſer 1200 Pferde zu, Reiter und Geſchütze, und nahm Vitry ein, zeichnete ſich auch vor St. Dizier aus. Nach der Rückkehr aus Frankreich führte Moritz ein Heer gegen den Herzog Heinrich von Braunſchweig und half dieſen mehr durch einſichtsvollen Rath als durch Waffengewalt zur Unterwerfung bringen. Im Jahre 1546 reiſte Moritz zum Reichstag nach Regensburg, um ſich dem Kaiſer perſönlich vorzuſtellen und ſeine Anſprüche auf die Stifter Magdeburg und Halberſtadt zu betreiben. Letzteres gelang zu ſeiner völligen Befriedigung, aber es erfolgte ungleich wichtigeres; Moritz wurde von dem Kaiſer völlig gewonnen und es legte dieſes perſönliche Zuſammentreffen den Grund zu den folgereichſten Ereigniſſen der nächſten Zukunft. Dem Schmalkaldiſchen Bunde war der Herzog nun entrückt; auf fernere Religionsreformen in ſeinen Landen verzichtete er; dieſe ſollten den Kirchenverſammlungen anheim gegeben bleiben; als Belohnung gethaner nnd künftiger Dienſte ſollte Moritz jährlich vom Kaiſer 5000 Gulden beziehen. Die Hauptfrucht all dieſer Abhängigkeit, in die ſich der Sachſenherzog aus freiem Willen zum Kaiſer ſtellte, war die, daß Moritz gegen die nächſten Blutsverwandten, ſeinen Schwiegervater, den Landgrafen und ſeinen Oheim, den Kurfürſten, die Waffen tragen mußte, daß er ein Hauptwerkzeug zur Unterdrückung der evangeliſchen Freiheit wurde und daß er zur Züchtigung der «ungehorſamen Reichsfürſten» mit Vollzug der gegen dieſelben unterm 20. Juli 1546 ausgeſprochenen Acht vom Kaiſer beauftragt wurde. Es gingen zwar der Achtvollſtreckung noch zahlreiche diplomatiſche Verhandlungen vorher, allein Schluß und Ausgang war die Schlacht bei Mühlberg, die Gefangennehmung Johann Friedrich's und ſpäter die treuloſe Philipp's, beider Reichsfürſten ſchmähliche nnd lange Haft und die Uebertragung des Kurhutes von Sachſen auf das Haupt des Siegers über Ohm und Schwiegervater, wobei der erſtere der feierlich zu Augsburg auf freiem Platze vollzogenen Belehnung Moritzens mit der Kur ſelbſt zuzuſehen, auf das ſchimpflichſte gezwungen ward. Mehr als die Hälfte der deutſchen Nation ſprach dem neuen Kurfürſten von Sachſen das Urtheil; Schmachlieder und Schandbilder auf ihn erfüllten die Märkte. Die Theilnahme aller redlich geſinnten lenkte ſich den unglücklichen gefangenen Fürſten zu, während der Kaiſer und ſeine pfäffiſchen Rathgeber den Sieg über die proteſtantiſche Partei dahin zu benutzen ſtrebten, Rechte und Freiheiten der geſammten deutſchen Fürſten völlig zu Boden zu drücken und zu vernichten. Endlich gingen dem Kurfürſten Moritz die Augen auf — er wandte ſich gegen den Kaiſer, ſchloß Bündniß mit Frankreich und führte ein ſtarkes Heer gegen Carl, den er bis nach Tyrol verfolgte und beinahe gefangen nahm. Die gefangenen Fürſten wurden nun befreit, aber die Kur behielt Moritz. — Nach einem abermaligen Türkenzuge zog der Kurfürſt gegen den kampfluſtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ſchlug dieſen in der Schlacht bei Sievershauſen und ſtarb an einer empfangenen Schußwunde. Sein Bruder Auguſt wurre Erbe der Kur.



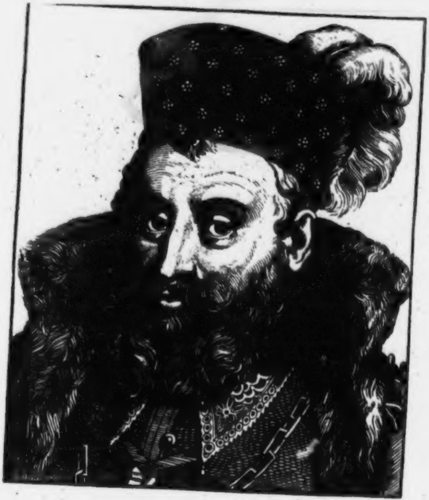
Sigmund Feyerabend.

Geb. 1527, ſtarb nach 1586.

Nur zu leicht vergißt die Nachwelt häufig die Namen ſolcher Männer, die weniger durch geiſtige, als durch gewerbliche Thätigkeit der Menſchheit nützten, wenn ſie auch wie der Buchhändler S. Feyerabend auf das redlichſte bemüht waren, gutes und ſchönes ins Leben zu rufen, edle Künſte zu fördern, Künſtler zu beleben und anzuregen und Werke der Wiſſenſchaft zu verbreiten.

Sigmund Feyerabend wurde 1527 zu Frankfurt a. M. geboren und genoß jedenfalls eine wiſſenſchaftliche Erziehung und Bildung. Neigung und Talent führte ihn auch zur zeichnenden Kunſt, doch iſt nicht mit Sicherheit zu erweiſen, daß er wirklich ausübender Maler geweſen; mit dem Formſchnitt aber beſchäftigte er ſich höchſt wahrſcheinlich eigenhändig und hatte für dieſen die größte Vorliebe, denn das ins Leben rufen von durch Holzſchnitte illuſtrirten Werken machte mit das Glück ſeines Lebens aus. Die namhafteſten Künſtler ſeiner Zeit arbeiteten für Feyerabend und zierten die Werke ſeines Verlages mit ihren Bildern: ſo der treffliche Maler und Formſchneider Virgil Solis, der unübertrefflich fleißige Joſt Ammon, die beiden Stimmer, Chriſtoph und Tobias, Chriſtoph Maurer (Murer), Borberger u. a. Auch Träger ſeines eigenen Namens wurden von Sigmund Feyerabend beſchäftigt, ein L., ein V. F., ein S. H. F., letzterer Bruder oder Vetter, auch der Vater Johann F. und Sigmund ſelbſt ſollen die Holzſchneidekunſt geübt haben. Außerdem ſaßen in der Feyerabend'ſchen Holzſchneidewerkſtätte noch zahlreiche Geſellen, deren Monogramme zwar bekannt ſind, nicht aber ihre Namen, die alle mehr oder minder beitrugen, die Holzſchneidekunſt in einer ſchönen Nachblüthe nach ihrem Sonnenhöheſtand unter Dürer, Cranach und Holbein zu zeigen, denn ſpäter ſank ſie mehr und mehr, und erſt die neuere Zeit hob ſie wieder auf den Gipfel ächter künſtleriſcher Weihe und vollendetſter Technik.

Sigmund's Geſchäft blühte unter ſeiner eigenen Leitung bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, und er hinterließ kunſtſinnige Söhne, Johann und Karl Sigmund, die es fortſetzten, und ebenfalls im Sinn und Geiſt des Vaters noch mehrere holzſchnittverzierte Werke erſcheinen ließen. Der Verlag Sigmund's ſelbſt enthielt nur wenige nicht illuſtrirte Werke, ſein Geſchäft war groß und ausgebreitet, dennoch iſt ſo vieles in ſeinem Leben noch unklar oder völlig dunkel, und die Geſchichte der Kunſt erwartet noch eine volle Würdigung und geſichtete Darſtellung der Lebensumſtände Feyerabend's als Geſchäftsmann, wie als Künſtler. Man ſchreibt ihm als ausübenden Holzſchneider vieles zu, davon noch nicht mit Gewißheit erwieſen iſt, ob es ihm angehört, denn das Monogramm S. F., das auf ſehr vielen Holzſchnitten begegnet, iſt kein ſicherer Führer, um jedes Blatt Feyerabend zuzueignen, das es trägt, denn das F bedeutet häufig fecit. In einer Bibel von 1561 befinden ſich geiſtvolle figurenreiche Holzſchnitte, unverkennbar im Geiſte des Virgil Solis oder Joſt Ammon gezeichnet, welche dem Meſſer Sigmund Feyerabend's zugeſchrieben werden; eben ſo in Kellner's Chronik die Bildniſſe der Dogen von Venedig, deren Zeichnung jedenfalls Ammon angehört. In einer neuen Ausgabe der metriſchen Ueberſetzung von Virgil's Aeneis, welche 1559 von Zöpfel gedruckt erſchien, trägt das verzierte Titelblatt das Zeichen S. F. und die Holzſchnitte des Buches, die man Sigmund F. ebenfalls zuſchreibt, machen dem Künſtler alle Ehre, gehören aber verſchiedenen Zeichnern an. Von den Verlagswerken des thätigen Mannes und ſeiner Erben ſeien nur genannt: die Verwandlungen Ovid's mit Holzſchnitten von Virgil Solis; deſſen 1561 erſchienene treffliche Bilderbibel; die Bibel Joſt Ammon's; deſſen mit Stimmer gearbeitetes Neueres Kunſtbuch, 4. 1580; deſſen äußerſt ſeltenes Ständebuch mit Verſen von Hans Sachs, 1568; deſſen Jagdbuch; Johann Aventin's Bildniſſe der 12 erſten alten deutſchen Könige und Fürſten, Schnitte von Ammon, 1580, Fol.; das Augsburger Geſchlechterbuch, mit ſchönen blattgroßen Schnitten von P. H. Mair, J. Ammon und S. Feyerabend; das Buch von Kaiſerlichen Kriegsrechten, Fol., 1564; Schopper's lat. Reinicke Fuchs, 1574; J. Ammon's ſehr ſeltenes Frauentrachtenbuch, 1586; Nicol. Reusner's Ovid, 1580, mit Holzſchnitten von Virgil Solis; das hochſeltene Buch der Liebe, Fol., eine Sammlung beliebter älterer Ritter- und Volksromane, mit zahlreichen Holzſchnitten, welches bei Sigm. Carl F. 1587 erſchien; J. Ammon's und Hans Bocksperger's Thierbuch, 1592, bei S. Feyerabend's Erben. Es war eine ganze, reiche und ſchöne Kunſtliteratur, die Sigmund Feyerabend's Fleiß und Thätigkeit zur Erſcheinung brachte und durch welche er ſich ein Verdienſt um Bildung, Geſittung, Cultur, um Verbreitung der Freude am Schönen erwarb, und dieß iſt es, was ihm wohlbegründete Anſprüche auf ein dankbares Andenken erworben hat. Man kennt nicht einmal das Jahr ſeines Todes; im Jahre 1586 erſcheint ſein Name noch als Verleger, ſpäter nicht mehr, und ſo iſt anzunehmen, daß er um dieſe Zeit in ziemlichem Alter geſtorben ſei.



Johann Friedrich der mittlere, Herzog zu Sachsen.

Geb. d. 8. Jan. 1529, geſt. d. 9. Mai 1595.

Fromm und treu, bieder und edelſinnig und im Unglück ſtill und ſtandhaft, verdient dieſer Fürſt Bewunderung und Theilnahme der Nachwelt, wenn er auch mehr als leidender, denn als ein handelnder Held durch die Geſchichte ſchritt, und von manchem das Geſchick, welches ihn ob ſeiner Standhaftigkeit und Freundestreue traf, einzig auf ihn als Folge eigener Verſchuldung gewälzt ward.

Johann Friedrich wurde, der älteſte von drei fürſtlichen Brüdern, als Sohn des hochherzigen Kurfürſten Johann Friedrich's zu Sachſen, der ihm ein Vorbild im Leben und Leiden war, zu Torgau geboren. Da der Vater ihm noch 25 Jahre lebte und der jüngſte Bruder dieſelben Vornamen auch bekam, ſo wurde dem Herzog Johann Friedrich der Beiname der mittlere zu Theil, der eigentlich mittelſte von den Söhnen des Kurfürſten hieß Johann Wilhelm.

Dieſe drei hoffnungsvollen Sachſenprinzen erhielten eine treffliche und wiſſenſchaftliche Erziehung; ſchon früh übte ſich Johann Friedrich im ausarbeiten und halten lateiniſcher Reden, ja er lernte ſogar hebräiſch und erfaßte die Lehren des Evangeliums wie das ganze Lutherthum mit der größten Glaubensinnigkeit und Gemüthswärme.

Des Vaters Unglück und Gefangenſchaft 1547 in der Schlacht bei Mühlberg, aus der ſich die zwei älteren Söhne nicht ohne Gefahr retteten, beraubte den jungen Herzog ſeines Erbrechts an die Kur Sachſen und gab ihm im 18. Lebensjahre die Zügel der Regierung über die dem entſetzten Kurfürſten gelaſſenen Lande in die Hand, bis der Vater aus ſeiner Gefangenſchaft zurückkehrte; dann, nach des Vaters 1554 erfolgtem Tode, regierte er erſt allein, ſpäter mit ſeinem Bruder Johann Wilhelm und im Namen des jüngſten, bald aber früh verſtorbenen Bruders. Zu Herzog Johann Friedrich's erſten Regierungshandlungen gehörten die Gründung der Hochſchule zu Jena 1548, Anordnung einer Kirchenviſitation, mehrere Erbverbrüderungen mit Kur-Sachſen, Kur-Brandenburg, Heſſen und Henneberg. Er vermählte ſich 1555 mit der Wittwe des Kurfürſten Moritz, Agnes von Heſſen; doch zerriß ihr Tod noch in demſelben Jahre dieſes Ehebündniß.

Als im Jahre 1558, 2. Februar, die durch den Kaiſer hingezögerte Inauguration der Hochſchule Jena endlich erfolgen konnte, feierte der Herzog dieſe in eigener Perſon durch eine lateiniſche Rede. Noch in demſelben Jahre ſchloß Johann Friedrich ein neues Eheband mit Eliſabeth von der Pfalz, die der gute Stern und Engel ſeines Lebens wurde.

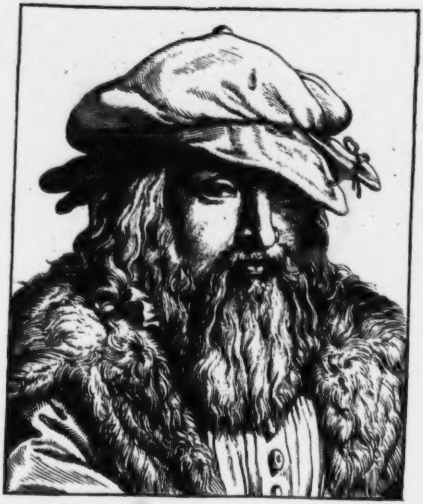
In dieſe Zeit fällt ſchon die Befreundung des Herzogs mit dem geiſtvollen fränkiſchen Edeln Wilhelm von Grumbach, der bald als tapferer Parteigänger an der Spitze geworbener Heerhaufen ſtand, bald als kluger und einſichtvoller Staatsmann in diplomatiſchen Sendungen ſich gebrauchen ließ und nicht ohne Antheil bei der neuen Verbindung des Herzogs geblieben war. Daher war es kein Wunder, daß Grumbach, als er ſich und die ſeinen auf eine ſchändliche und widerrechtliche Weiſe von ſeinen Gütern gedrängt und mißhandelt ſah, ſich dahin Schutz ſuchend wandte, wo er auf ein dankbares Gemüth rechnen konnte, und indem der Herzog ein reiches und edles Gemüth beſaß, das mehr in ihm vorwaltete, als der berechnende Verſtand, ſchlug ihm das Schickſal unſichtbar das dunkelſte Netz über dem Haupt zuſammen. An Kraft zum entſchiedenen Handeln fehlte es jedoch dem Herzog keineswegs; dieſe bewies er unter andern in theologiſcher Angelegenheit, indem er eine Schaar widerſetzlicher und ſtreitſüchtiger Geiſtlicher entfernte, und noch ungleich ſtärker trat dieſe entſchiedene Kraft hervor, als es galt, ſich ehrenhaft, charakterfeſt und freundestreu zu erweiſen.

Nach dem im 28. Jahre erfolgten Tode des jüngſten Bruders, der als Studirender zu Jena 1565 ſtarb, theilten die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm ihre Lande; der letztere übernahm den weimariſchen, der erſtere den coburgiſchen Antheil, zu welchem damals wie in der Neuzeit wiederum auch Gotha mit reichen Aemtern gehörte, und in letzterer Stadt ſchlug nun Johann Friedrich, in Weimar Johann Wilhelm die Reſidenz auf.

In dieſer Zeit war Wilhelm von Grumbach erſt des Biſchofmordes beſchuldigt, dann durch das äußerſt rechtloſe Verfahren gegen ihn zum Landfriedensbruch genöthigt worden und ſuchte dann, ein geächteter, bei Herzog Johann Friedrich Schutz und Fürſprache. Auch der Herzog empfand in tiefinnerſter Seele den Schmerz widerrechtlicher Verdrängung von Land und Erbe, von angeborenen Würden und von hoher Stellung im Rathe der Kürer des Reichsoberhauptes; auch er erſehnte glühend, wieder zu erlangen, was ohne ſeine Schuld verloren war. Revolutionskeime ſchlagen in allen Zeiten Wurzeln, ſtreben ſtets zum gedeihlichen Wachsthum; ſie abzuknicken zu rechter Zeit iſt die beſte Weisheit und Kunſt der Machthaber, wollen ſie anders nicht ſelbſt abgeknickt werden. Zu Herzog Johann Friedrich's Zeit wogte ſtiller Kampf der Fürſtenmacht gegen die Kaiſermacht, der Adelsmacht gegen die Fürſtenmacht, gern verbanden ſich zwei Mächte ſo oder ſo gegen die dritte, um ſie zum unterliegen zu bringen.

Die Staatsweisheit jener Zeit ſprach durch Grumbach's Mund zum Herzog, daß der Kurhut ihm, dem geborenen Kurfürſten, gehöre, wieder gehören könne und werde; die geheime Weisheit zeigte prophetiſche Geſichte, günſtiger Geſtirne Stand und Einfluß, und Johann Friedrich vertraute ſeinem Sterne, wie hundert Jahre ſpäter Wallenſtein dem ſeinen. Er wollte die große, oft zum Glück führende Lehre üben, die in neueſter Zeit eine Kaiſerkrone erwerben ließ: harren und dauren.

Der Blitz der Reichsacht flammte; Gotha und deſſen Burg Grimmenſtein wurden befeſtigt und auf Jahre mit Vorräthen aller Art verſehen, die das reiche Land in Fülle bot. Tapferen Kriegsmännern, einem Stein, Mandelslohe, Brandenſtein u. a. wurde die Vertheidigung anvertraut, kluge Räthe: Grumbach, Chriſtian Brück, der Kanzler des Herzogs, Baumgarten, ſtanden dem Herzog zur Seite. Der mit Vollſtreckung der Reichsacht beauftragte Kurfürſt Auguſt zu Sachſen nahte mit dem Belagerungsheer und ſchloß Stadt und Burg ein. Lange dauerten die Stürme, wie die Vertheidigung; Aufruhr und Verrath, nicht der Sieg des Feindes, übergaben die Schlüſſel. Der Herzog und ſeine Familie, Grumbach und ſeine Genoſſen wurden gefangen; noch im Kerker tröſtete mit erhebender eigenhändiger Zuſchrift der edle Herzog den greiſen Schützling und Freund über die ihm von einem fanatiſchen Pfaffen zu theil gewordene Verweigerung des heiligen Abendmahls. Schrecklich war die Rache an Grumbach und Stein und andern. Der Herzog wurde gefangen, nach Wien abgeführt, die Herzogin begab ſich mit ihren zarten Söhnen auf Schloß Wartburg, wo ſie in der gleichnamigen Ahnherrin ein hohes Vorbild im Leiden und Dulden fand. Vielfache Fürbitten und Verwendungen für den unglücklichen Herzog waren und blieben vergebens, mit Noth ward erlangt, daß ſeinen Prinzen einiges Land und Erbe blieb. Die treue Herzogin erlangte nach unſäglichem bemühen, dem geliebten Gemahl in die Gefangenſchaft folgen zu dürfen. Sie reiſte 1572 dahin und half ihm 22 Jahre lang Kummer und Schmerzen tragen. Ihre Liebe und die Schwingen wehmuthvoller Poeſie erhoben ihn und ließen ihn ausharren. Endlich ging 1594 Eliſabeth ihm im Tode voran; ein Jahr ſpäter folgte Johann Friedrich der treueſten Frau nach. Beide ruhen auch im Tode vereint in der St. Moritzkirche zu Coburg. Des Herzogs Symbol waren die Buchſtaben: A. E. I. O. V. «Allein Evangelium Iſt Ohn Verluſt»; jenes der Herzogin: H. H. H. H. «Hilf Herr Himmliſcher Hort!»



Georg Rollenhagen.

Geb. d. 22. April 1542, geſt. d. 18. Mai 1609.

Ein origineller Geiſt, ein ächtes Kind ſeiner Zeit, als Dichter des «Froſchmäuſeler» beliebt und anerkannt, bisweilen ſogar überſchätzt, und dann wieder von vielen unverdient mißachtet oder vergeſſen.

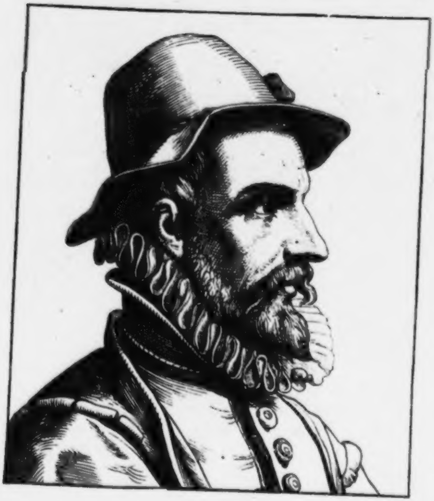
Rollenhagen's Geburtsort war Bernau, ein Städtchen in der Mark Brandenburg, wo ſein Vater, den er früh verlor, Tuchmacher, Brauer und Oekonom war. Der Großvater erzog und adoptirte den fähigen Knaben, und ließ ihn die Schule zu Prenzlau beſuchen. Von da wollte er 1558 auf jene zu Magdeburg abgehen; die Reiſe führte ihn nach Mansfeld, wo der Kanzler Dr. Georg Müller ihn kennen lernte, und zum Lehrer ſeiner Kinder annahm. Später ging er doch noch nach Magdeburg, beſuchte die dortige Schule und nahm abermals eine Hofmeiſterſtelle bei den Söhnen eines angeſehenen Mannes zu Halberſtadt an, welche in Magdeburg ihren Unterricht genoſſen, dann bezog er mit letzteren die Hochſchule Wittenberg und hatte das Glück, ſchon 1563 zum Rektor der Schule zu Halberſtadt ernannt zu werden, wo er zugleich die Stelle eines Predigers mit verſah und ſich kirchlichen Geſchäften widmete. Dieſes geiſtliche und Schulamt hielt ihn nicht ab, den Eingebungen ſeiner von Natur heitern Muſe zu folgen, und gar manches zu ſchreiben, was mit dem rigoroſen Ernſt, den man beſonders zu ſeiner Zeit von den Männern der Schule und Kirche forderte, nicht in allzugroßem Einklang ſtand. Er war aber nun einmal ein Mann aufgeweckten und munteren Temperamentes, und daher jedenfalls ebenſo liebenswürdig als beliebt.

Rollenhagen ſchrieb Gedichte und Luſtſpiele, und ſpäter noch viel anderes, womit er ſeine Umgebung erheiterte, obſchon ihm das eigene Leben vielfach durch Krankſein verbittert wurde. Im Jahre 1567 verließ er ſeine Stellen zu Halberſtadt und begab ſich wieder nach Wittenberg, wo er Magiſter wurde. Von da aus machte Rollenhagen eine Reiſe nach Braunſchweig und Goßlar, knüpfte angenehme Bekanntſchaften an, und begab ſich wieder nach Wittenberg zurück. Dort war es, wo die erſte Anregung zum Froſchmäuſeler in der Seele des jungen Dichters entſtand. Rollenhagen wohnte als Zuhörer den Vorleſungen des Profeſſor Dr. Veit Ortel von Weinsheim bei, welcher

Homer's Batrachomyomachie erklärte, und ganz erfüllt von ſeinem Gegenſtand äußerte, es könne der unvergleichliche Stoff in ſo unvergleichlicher Lieblichkeit der Bilder und des ſprachlichen Ausdrucks in keiner Sprache der Welt wiedergegeben werden, und wenn ſich alle Poeten derſelben zuſammenſetzten. Dieß bewog mehrere Zuhörer, zu verſuchen, das homeriſche Gedicht in die lateiniſche, franzöſiſche und deutſche Sprache zu überſetzen, und den letzteren Verſuch machte Rollenhagen. Profeſſor von Weinsheim freute ſich darüber, ſchlug aber vor, die homeriſchen Gedanken und Andeutungen noch weiter auszuſpinnen, und ſo entſtand denn, leider etwas mehr als weit ausgeſponnen, «Der Fröſch und Mäuſe wunderbare Hofhaltunge», welche ſich als etwas neues, ſeit Reinecke Fuchs, als deſſen Seitenſtück der Froſchmäuſeler zu betrachten, nicht dageweſenes, ſchnell Bahn brach und in vielen auseinander folgenden Auflagen das leſende Publikum entzückte. In Reimpaaren und in ächt Hans Sachſiſcher Weiſe bewegt ſich das humoriſtiſch-ſatyriſch-didactiſche Thierepos durch drei ſtarke Bücher, in denen die Anmuth und der Reiz der Schilderungen nur häufig durch allzugroße Längen abgeſchwächt wird, außerdem konnte das Gedicht als ein ſatyriſcher Spiegel aller und jeder Zeit und den in ihnen vorkommenden Schwankungen der Vorliebe für die eine oder die andere Regierungsform dienen. Selbſt Nachahmungen fand auch Rollenhagen's Froſchmäuſeler — Nachahmungen, die ſich ſo recht als Iliaden poſt Homerum kund gaben.

Von Wittenberg kam Rollenhagen 1367 nach Magdeburg, wurde Prorektor der dortigen Domſchule und erhielt 1573 auch eine Predigerſtelle am Stift St. Sebaſtian, die er ſpäter mit einer gleichen am Stift St. Nicolai vertauſchte. Er bewahrte ſich, trotz eines ſiechen Körpers, ſeine natürliche Heiterkeit, vereint mit einem frommen und gläubigen Sinn, verfaßte mehrere Schulſchriften, und lateiniſche Gedichte, welche letztere erſt ſein Sohn herausgab. Er ließ nur eine Predigt drucken, und ſühnte dadurch die ermüdenden Längen in ſeiner Volksepopoe, ſchrieb auch noch: Wahrhafte Lügen von geiſt- und natürlichen Dingen, die durch ſeinen Sohn Gabriel für den Druck beſorgt wurden, und «Vier Bücher wunderbarlicher unerhörter und unglaublicher indianiſcher Reiſen Alexandri Magni, Plinii Secundi, Luciani Oratoris und S. Brandani durch die Luft, Waſſer, Land, Hölle, Paradieß und Himmel», in welchem Buche namentlich die Reiſen Brandan's nicht ohne poetiſchen Schmuck ſind.

Dabei war Rollenhagen ein treueifriger Schulmann, wurde 1575 Rektor in Magdeburg und begleitete dieſes Amt vier und dreißig Jahre lang, wie er denn bei ſeinem, im ſieben und ſechzigſten Lebensjahre erfolgenden, zuletzt oft erſehnten Ableben zwei und vierzig Jahre lang der Schule zu Magdeburg gedient und mehrfache Rufe nach auswärts ausgeſchlagen hatte. Er war zweimal verheirathet und hatte zwölf Kinder.



Johannes Fiſchart.

Geb. vor 1550, geſt. um 1590.

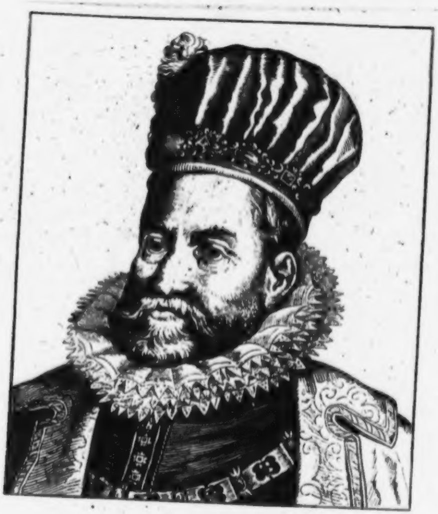
Ein ſatyriſcher Dichter von der höchſten und ſeltenſten Eigenthümlichkeit, deſſen Lebens- und Denkweiſe aber nur aus ſeinen Werken erkannt werden kann, denn über ſeine Lebensumſtände kennt man äußerſt wenig, trotz dem, daß er in einer Zeit ſchrieb und dichtete, von deren literariſchen Genoſſen meiſt genügende Nachrichten vorhanden ſind. Die älteren literaturgeſchichtlichen Biographen übergehen ihn faſt durchgängig, weil ſie, wenn ſie auch ſeine Schriften kannten, nichts über ihn zu ſagen wußten, oder ihn nicht nennen mochten. Bis heute kennt man nicht einmal genau ſein Sterbejahr, geſchweige das ſeiner Geburt, und es wird vielleicht mehr einem glücklichen Zufall, als dem Fleiße der Forſchung zu danken ſein, wenn die Folgezeit noch befriedigende Aufklärungen über das verſchollene Leben eines deutſchen Dichters giebt, den man mit Fug den deutſchen Rabelais nennen kann, zumal er dieſen ſich zum Muſter genommen und durch ihn wohl zunächſt die Anregung zu ſeiner die Sprache mit kühnſter Freiheit behandelnden Schreibweiſe erhalten zu haben ſcheint.

Fiſchart ſoll zu Strasburg geboren ſein, nach andern zu Mainz, weil er ſich bisweilen auch Menzer (Mainzer) oder verkehrt: Reznem ſchrieb. Niemand weiß wo er ſtudirte, wo er Doctor der Rechte wurde, es iſt nur bekannt, daß er um das Jahr 1586 Amtmann in Forbach bei Saarbrücken war, an welchem Ort doch wohl in Archivacten oder Kirchenbüchern vielleicht noch näheres über ihn geſucht und gefunden werden dürfte.

In Johann Fiſchart ſammelte ſich all das ſatyriſche Element, welches das deutſche Leben von dem Auftreten Heinrich's von Alkmar, Sebaſtian Brant's und Thomas Murner's an kräftig durchpulſte, und das in den Schöpfungen Holbein's als Maler, Erasmus von Rotterdam, Dedekind's und anderer ſeinen Nachhall gefunden hatte, zu ſprudelndem Ausbruch. Sitte und Unſitte, Feinheit und Schmuz, Vers und Proſa wirbeln durcheinander. Was ſein Vorbild Rabelais der franzöſiſchen Sprache angethan, that Fiſchart der deutſchen Sprache an; für ihn gab es kein Herkommen, keine Regel, er benutzte die Bieg- und Bildſamkeit der Sprache zu den tollſten oft widernatürlichen Ausrenkungen, knetete ſie wie einen Teig und bildete aus ihr phantaſtiſchtolle Figuren, dabei blickt durch alles, was Fiſchart in ſeiner ſeltſamen Schreibweiſe hervorbrachte, ein umfaſſendes Wiſſen, ein Zeugniß ernſter und gründlicher Studien, ſo daß es ganz unbegreiflich bleibt, wie, während des Mannes Name vielgenannt und vielgeleſen durch ſein Vaterland drang, von des Mannes Perſon ſo außerordentlich wenig zur Kunde ſeiner Mitwelt gelangte. Ein Grund davon mag aber wohl darin liegen, daß Fiſchart's Schreibweiſe die ſtrengen Gelehrten ſeiner Zeit abſtieß, daß letztere ihn als einen widerwärtigen Luſtigmacher und literariſchen Eulenſpiegel betrachteten, und ihn als Menſchen völlig ignorirten. Aber Fiſchart war und blieb deſſungeachtet ein lachender Democrit, ein kenntnißreicher Clement Marrot, dem das ridendo dicere verum ſtets vor Augen ſchwebte. Die Mehrzahl der erſten Ausgaben der Fiſchart'ſchen Werke ſind literariſche Seltenheiten und ſtets geſucht. Davon ſind die wichtigſten ſeine Uebertragung des erſten Buches von Rabelai's, die Mönche und ihr Leben auf das ſchärfſte geiſelnder Satyre: Gargantua, mit einem abſchreckend langen Titel, deſſen Beginn iſt: Affenteuerlich Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung, Von Thaten und Rahten von kurzem langen weilen vollen beſchreiten Helden und Herren Grandguſier Gargantua und Pantagruel u. ſ. w. u. ſ. w. durch Huldrich Ellopos-Cleron hebräiſch gräciſirende Umwandlung des Namens Fiſchhart. Zahlreiche, ſpäter zum Theil veränderte Ausgaben lieferten Zeugniß von dem Beifall, den dieſe Schrift ſich gewonnen hatte; ſie war der erſte deutſche komiſche Roman, poſſirlich wie Eulenſpiegel, und grotteſk wie der ſpätere «abenteuerliche Simpliciſſimus». Fiſchart war nicht eingefallen, Rabelais Gargantua zu überſetzen, er bearbeitete völlig frei, friſch und keck, das Werk des franzöſiſchen Dichters. Dabei erwarb er ſich das Verdienſt, dieſem Werke die erſten Verſuche einzuverleiben, die Form des Hexameters und Pentameters in deutſcher Zunge nachzubilden, ein Beſtreben, in dem er bald genug Mitſtrebende fand. Die damaligen Dichter reimten noch dieſe Versformen, und letztere nahmen ſich gereimt ſeltſam genug aus. Ein zweites Werk Fiſchart's war: «Aller Practic Großmutter», mit einem wahrhaft fürchterlichen Titel: 1574., eine Art immerwährender Kalender und auch eine Nachahmung von Rabelais Prognostication certaine.

«Das Glückhafft Schiff» das die anziehende Thatſache jener Reiſe einer Anzahl Züricher Schützen, die von Zürich in einem Tage mit einem Topf heißen Breies nach Straßburg ſchifften, und den Brei noch warm in jene Stadt zum Feſtſchießen brachten (es geſchah dieß am 21. Juni 1576), erzählt, iſt voll poetiſcher Schönheit und frei von den Auswüchſen der Fiſchart'ſchen Dichtart. Weit minder kann dieß den kleinen Poeſien: «Flohatz, Weibertratz», ebenfalls Nachahmung eines älteren Gedichts in makkaroniſchen Verſen, und dem «Podagrammiſch Troſtbüchlein» nachgerühmt werden. Großen Beifall einerſeits, wie nicht minder andererſeits großen Zorn und Haß erregte der «Bienenkorb des Heyl. Römiſchen Immenſchwarms, ſeiner Hummelszellen, Hurnausnöſter, Brämengeſchwürm und Wäſpengetöß ꝛc. durch Jeſuwalt Pickhart. Chriſtlingen 1579. wieder kein eigenes Werk, ſondern freie Uebertragung eines niederländiſchen Buches mit ungemein viel Fiſchart'ſchem Zuſatz. In gleichem Sinn und Geiſt wurde auch J. Calvin's Buch über die Reliquien unter dem Titel des «Heiligen Brotkorbs» nicht blos übertragen, ſondern von dem Dichter in succum et sanguinem ſeiner originellen Muſe verwandelt. Ein «philoſophiſch Ehezuchtbüchlein», «Papſtcontrafeyungen», Uebertragung von J. Bodin's Schrift «de Magorum Daemonomania», ein ſatyriſcher Bücherkatalog, die «Erklärung der Thiermeſſe im Straßburger Münſter», mit großem Holzſchnitt und in Verſen, der «barfüßer Sekt- und Kuttenſtreit», «Lob des Landluſts», davon nur Vorrede und Anhang Fiſchart gehört u. ſ. w., ſind lauter literariſche Seltenheiten geworden.

Man erblickt ſonach in Fiſchart einen Geiſt, der weniger ſelbſterfinderiſch thätig war, als er an fremdes ſich anlehnte, und dann aber ſelbſtwirkend aus vorgefundenen Stoffen neues ſchuf und, erſteres umbildend, ihm eigenthümliche Geſtaltungen gab. So ſchließt ſich mit Fiſchart die ſatyriſche Richtung der ſpätmittelalterlichen Zeit ab, bis wieder Rollenhagen, Moſcheroſch, und der Dichter des abenteuerlichen Simpliciſſimus jene in anderer Weiſe wieder aufnahmen und fortpflegten.



Rudolf II., deutscher Kaiser.

Geb. d. 18. Juli 1552. geſt. d. 20. Jan. 1612.

Der gelehrte Sohn Kaiſer Maximilian's II. und der Maria von Oeſterreich, Carls V. mehr unglücklicher als glücklicher Enkel, in der Hofburg zu Wien geboren und für den Thron erzogen, ohne den innern geiſtigen Beruf in ſich zu haben, demſelben eine Zierde zu ſein.

Rudolf's Leben fiel in die Zwiſchenzeit zwiſchen den Reformationskriegen und dem dreißigjährigen Krieg, eine Zeit, deren Beginn noch mannigfach ſtürmiſch bewegt war, bis mehr und mehr eine Schwüle eintrat, die den Ausbruch neuer noch heftigerer Stürme befürchten ließ. Rudolf war Jeſuitenſchüler, und erhielt in Spanien ſeine Erziehung, daher ward Unduldſamkeit gegen andere Glaubensrichtungen, als die der alleinſeligmachenden katholiſchen frühzeitig in ſeine Seele gepflanzt, außerdem aber neigte ſein Sinn ſich zu den Wiſſenſchaften der Mathematik und Phyſik, der Aſtronomie und Aſtrologie mit großer Vorliebe hin, Wiſſenſchaften, welche zu ſeiner Zeit immer noch von Fürſten und Gelehrten, oft genug freilich nur als geiſtige Spielwerke und Steckenpferde gepflegt wurden, und er erlangte in dieſen Wiſſenſchaften weit mehr Kenntniſſe, als in der Kunſt zu regieren, und Länder und Völker durch weiſe Geſetze und wohlwollende Fürſorge zu beglücken.

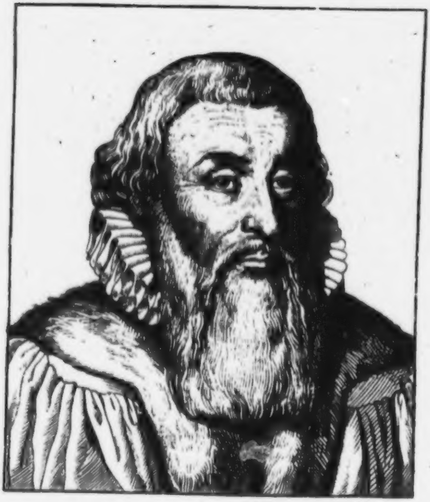
Durch alle Stadien ſeines Regentenlebens — Rudolf wurde 1572 König von Ungarn, 1575 König von Böhmen, 1576 deutſcher Kaiſer — war er ein Gelehrter auf dem Throne, dem der Stand der Geſtirne wichtiger war, als der Stand der politiſchen Angelegenheiten in ſeinen Reichen. Mit beſonderer Neigung Alchymiſt, ſuchte Rudolf den Stein der Weiſen, während ſein Herz verſteinerte gegen die Bitten ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen um Glaubensfreiheit oder mindeſtens um Duldung. Da der Kaiſer dieſe nicht gewährte, vielmehr nach allen Seiten hin ſie unterdrückte, ſowohl in Oeſterreich, wie in Böhmen, ſo entſtanden überall Unruhen und Aufſtände, welche, wenn es auch gelang, ſie mit Gewalt der Waffen zu bewältigen und nieder zu halten, heimlich fortglimmten, und den verderblichen Brand vorbereiten, ſchüren und nähren halfen, der 6 Jahre nach Rudolf's II. Ableben in hellen Flammen emporſchlug und dreißig Jahre lang für Deutſchland zur Gottesgeißel wurde.

Vom Jahre 1580 bis 1606 dauerten die Aachenſchen Religionshändel, die mit der Austreibung der Proteſtanten aus dieſer Reichsſtadt endeten; 1582 begannen die Religionswirren in Cöln, gegen Erzbiſchof Gebhard, den der Papſt entſetzte; Rudolf beſtätigte die Entſetzung und kränkte die Proteſtanten dort, wie jene zu Augsburg, Straßburg und in der Mark Brandenburg in ihren Rechten.

Die Erb- und Lehensfolge in den Landen Jülich und Cleve, auf welche Lande der Kaiſer Sequeſtration legte, hätte nahezu einen Krieg veranlaßt, und weckte die proteſtantiſche Union, die 1609 in Schwäbiſch Hall errichtet wurde, welcher die katholiſche ſogenannte «heilige» Liga entgegentrat. Dem türkiſchen Kaiſer war die Verwirrung im deutſchen Reiche willkommen, und er begann in Ungarn einzufallen und das Land zu verheeren, der Türkenkrieg währte von 1593 bis 1606.

Der arme, that- und rathloſe Kaiſer war überall verhaßt; die mindeſte Urſache, ihn zu lieben, hatten die Ungarn; ſie verlangten des Kaiſers Bruder Erzherzog Matthias zum Statthalter, und aus dem Statthalter wurde nach wenigen Jahren ihr König. Auch in Böhmen ward Unruhe rege, die Proteſtanten forderten mit Ungeſtüm Religionsfreiheit; Rudolf wollte den Böhmen ſeinen Bruder Erzherzog Leopold zum Statthalter aufdringen, der ſie in Schranken halten ſollte; dieſer rückte mit einem Heere heran und bemächtigte ſich der Kleinſeite Prags, während die Altſtadt ihn tapfer abwehrte, bis der zu Hülfe gerufene Matthias mit ſeinen Ungarn herbei eilte, Prag entſetzte, und 1611 auch Böhmens Königskrone auf ſeinem Haupte ſah.

Die Fürſten und Wähler des deutſchen Reiches waren des Wirrſals unter einem thatloſen und ohnmächtigen Reichsoberhaupte ebenfalls müde, und thaten Schritte, eine neue Wahl vorzunehmen, doch ſollte dem Kaiſer das Recht des Vorſchlags zuſtehen. Indeß liebte dieſer nichts mehr als die Ruhe und den Frieden wiſſenſchaftlicher Beſchäftigungen, umgab ſich mit Aſtronomen, Aſtrologen, Magikern und Alchymiſten, wie Tycho de Brahe, Keppler, Deo, wie mit Malern und Mechanikern, in deren Kreiſe ihm wohler war, als im Staatsrathe. Rudolf's Regiment war ein Regiment der Miniſter, in deren Wahl er noch dazu höchſt unglücklich war, und es ging auch da, wie es ſtets geht, wenn ein Regent nicht Augen hat zum ſehen und Ohren zum hören. Die Miniſter ließen den Laboranten auf dem Throne laboriren und nach den Sternen ſehn, und regierten an ſeiner Statt das Reich, daß es zum erbarmen war. Dabei wurde der Kaiſer immer verſchloſſener, menſchenſcheuer und faſt tiefſinnig, auch vom äußerſten Mißtrauen beherrſcht, da ihm Tycho de Brahe aus den Sternen prophezeit, daß ihm von ſeinen nahen Verwandten Unheil drohe, eine Prophezeiung, die ſich freilich mit voller Wahrheit erfüllte, denn ſeine Brüder entſetzten ihn förmlich der Regierung ſeiner Erblande. Rudolf ging nun nicht einmal mehr in die Kirche; er erging ſich auf wohlverwahrten Gängen, wo niemand ihm nahen, oder ihn ſehen konnte. Endlich ſtarb ihm auch noch zuletzt ein Liebling, ein zahmer Löwe, über deſſen Tod ſich der deutſche Kaiſer ſo mächtig grämte, daß es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß des Thieres Ableben Antheil am bald darauf erfolgten Tode Rudolf's II. hatte, und ſo folgte ihm denn jener Matthias, dem, wie ſehr er ſich mit Macht umgab und ſolche an ſich riß, die Sterne auch nicht glückverkündend ſtrahlten.



Johann Arnd.

Geb. d. 27. Dez. 1555, geſt. d. 11. Mai 1621.

Ein proteſtantiſcher Theolog mit dem aſketiſchen Geiſt eines Tauler und Thomas a Kempis, deſſen Ruhm und Name einſt Deutſchland mehr erfüllte, als irgend ein Name der gefeiertſten Theologen der Neuzeit.

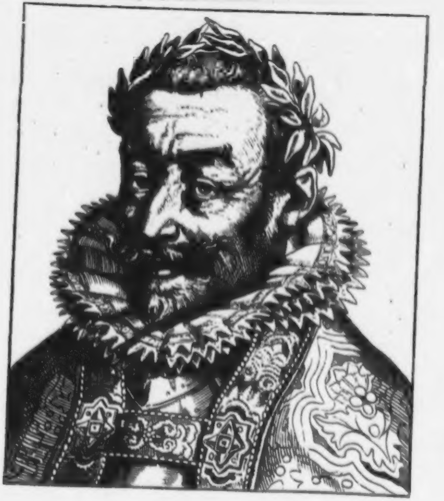
Geboren zu Ballenſtädt, der heiter gelegenen Stadt am nördlichen Fuße des Harzgebirges, wirkte das Beiſpiel eines frommen Vaters einflußreich auf des Knaben Geiſtesrichtung; dieſer Vater, Jacob Arnd, war Hofprediger bei dem Fürſten Wolfgang zu Anhalt; der Knabe hatte ſich durch eine leidenvolle Jugend hindurchzukämpfen, und widmete ſich anfangs, um andern Leidenden ein Helfer zu werden, dem Studium der Arzneikunde. Ein höherer Wille aber lenkte ihn vom Stand eines leiblichen Arztes zu dem eines Seelenarztes hinüber. Johann Arnd beſuchte die Hochſchulen zu Helmſtädt, Wittenberg, Straßburg und Baſel; es lag noch in der Sitte der Zeit, möglichſt lange zu ſtudieren und möglichſt viele Univerſitäten zu beſuchen, und ging von der Medicin zur Gottesgelahrtheit über. Der wackere und einſichtsvolle Regent Joachim Ernſt, Fürſt zu Anhalt, berief den jungen Theologen als Prediger in ſeine Reſidenz Ballenſtädt; dort und in dem ganz nahen Dorfe Badeborn wirkte Arnd ſieben Jahre lang in ſeinem Pfarr- und zugleich in einem Schulamte als Lehrer, und ahnete nicht, daß ſein Geſchick ihn aus dieſem ſtillen und ſegensreichen Berufskreiſe ſchleudern werde. Allein Spaltungen zwiſchen Lutheranern und Reformirten bewogen Arnd, der Heimath Valet zu ſagen. Sein unerſchütterlicher Glaube war der ſtreng lutheriſche; nicht des Calvinismus wegen wurde Arnd aus ſeiner Heimath vertrieben, wie da und dort zu leſen iſt, ſein Feſthalten am Lutherthum gebot ihm zu gehen. Weit ging er nicht, ſchon das Ballenſtädt nahe genug gelegene Quedlinburg nahm den Mann vom beſten Ruf und ausgezeichneten Wandel mit offenen Armen auf, und er wurde dort als Prediger angeſtellt.

Dies geſchah im Jahre 1590, und Arnd wirkte aufs neue neun Jahre in Quedlinburg-Neuſtadt mit Segen. Im Jahr 1599 traf ihn ein ehrenvoller Ruf nach Braunſchweig, wo er Prediger an der St. Martinskirche wurde. Wieder neun Jahre eines ruhmvoll thätigen, frommgläubigen, gottgetroſten Wirkens verlebte dort Arnd, da kam ein Ruf aus der Lutherſtadt, ein hochwillkommener, und Arnd zog als Paſtor und Beiſitzer des Conſiſtoriums nach Eisleben.

Groß war ſchon Arnd's Ruf und Ruhm; unter ſeinen zahlreichen Schriften fanden ſeine asketiſchen Werke: Paradiesgärtlein und Wahres Chriſtenthum eine Verbreitung, wie kein anderes Buch ihrer Zeit, ja, wie vielleicht kein ſpäteres. Zahlloſe Auflagen wurden dieſen Schriften zu Theil; ſie drangen in das Blut und Leben der damals noch frommen Bevölkerung, ſie drangen zum Herzen des Volkes, wie ſie einem Herzen entſtrömt waren, dem das Chriſtenthum zur beſeligendſten, lebendigſten Wahrheit geworden. Das Volk verehrte dieſe Bücher als Heiligthümer, ſie ſtanden ihm gleich neben der Bibel, hundertfach wurden Exemplare gezeigt, die bei Bränden unverſehrt aus den Flammen gegangen, unter Schutt und glühender Aſche hervorgezogen worden waren. Dies war wahr, und hatte natürliche Gründe, dem Volke aber galt es als Wunder und als ſichtbarwerden der Gotteshand im retten des göttlichen Wortes.

Nicht lange blieb Arnd in Eisleben, er erhielt die Stelle eines General-Superintendenten zu Zelle 1611 und lebte und lehrte daſelbſt noch zehn Jahre, bis zu dem letzten Tage, wo er noch über den ſchönen Schrifttext predigte: Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ärnten, und der Herr der Aernte ihn abrief.

Herrlich war Johann Arnd's Charakter, voll ungeheuchelter Frömmigkeit, voll Milde, voll Wohlthätigkeit. Ganz fern war ihm der Geiz, der nirgend verächtlicher erſcheint, als am Geiſtlichen; ſeine Beichtſchillinge warf er, wie er ſie empfing, in den Almoſenkaſten, und hatte ſtets Hülfsquellen und Mittel für die bedrängten; auch dies deutete des Volkes Glaube als übernatürlich — er beſitze den Stein der Weiſen, könne Gold machen, ward geglaubt. Chriſtus war ſein bewährter Stein, Liebe ſein Wundergold, darum reifte dem treubewährten nach einem gottſeligen Leben die Thränenſaat ſeiner leidenvollen Jugend zur heiligen Freudenärnte.



Matthias, deutscher Kaiser.

Geb. d. 24. Febr. 1557, geſt. d. 20. März 1619.

Dieſer Kaiſer brachte, da er leider nicht zum Glück, nicht zu Großthaten, nicht zum Heldenruhme geboren und berufen war, ſeine Zeit mit Unruhe hin, und ſah in ſeinem ereignißreichen Leben oft die Hand des Schickſals ihm feindlich entgegendrohen.

Matthias war der Sohn Kaiſer Maximilian II. und Maria's, der Tochter Karl V. Er wurde zu Wien geboren und hatte in ſeiner Jugend weder Hoffnung noch Ausſicht auf die deutſche Kaiſerkrone, da er noch zwei ältere Brüder, Rudolf und Ernſt, hatte; doch auch dem Bruder Rudolf leuchtete, nachdem er 1576 Kaiſer geworden, kein ſonderlicher Glücksſtern, wozu deſſen Unduldſamkeit in Sachen des Glaubens, durch welche die Saat zu dem verderblichen dreißigjährigen Kriege geſtreut wurde, weſentlich beitrug. In Matthias lebte aber gleichwohl die Neigung zu herrſchen, zu gebieten, und er richtete ſeinen Blick auf die damals in ſich zerfallenen Niederlande, und wußte es ſo zu lenken, daß die Stände ihn zum Statthalter derſelben beriefen. Schleunig brach Matthias, ohne den Bruder nur um deſſen Einwilligung zu fragen, nach den Niederlanden auf, wodurch er Rudolf's heftigen Unwillen erregte, und nahm jene Statthalterſchaft an, die ihm indeſſen einestheils durch eine Menge bindender Artikel, deren Aufrechthaltung er beſchwören mußte, theils durch Zugeſellung des Prinzen von Oranien gleichſam die Hände band, ſo daß er mehr ein Schatten war, als ein Regent. Er war nur gewählt worden, um ein kräftiges Gegengewicht gegen Don Juan d'Auſtria zu bilden, und man ließ ihm einestheils zu wenig Macht, frei zu handeln, anderntheils mangelte ihm ſelbſt die nöthige Thatkraft, und ſo löſte ſich nach mancher Unannehmlichkeit das Band durch ehrenvollen Abſchied aus der Statthalterſchaft, unter Zuſicherung und Gewährſchaft eines erheblichen Jahrgehaltes, im Jahre 1380.

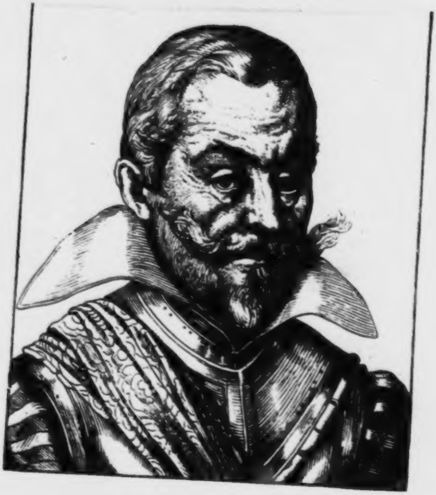
Kaum war Matthias nach Deutſchland zurückgekehrt, ſo ließ ihn Kaiſer Rudolf die ganze Schwere ſeines Zornes fühlen und ſich nur auf flehentliches Bitten ſeiner Mutter bewegen, den Erſtatthalter im Reiche zu dulden und ihm die Stadt Linz zum Aufenthalt anzuweiſen, wo Matthias ſich gleichſam als ein

Gefangener gehalten ſah. Vergebens bat er, ihm die Herrſchaft Steier zu überlaſſen; endlich gelang es ihm, die Verwaltung von Ober- und Unter-Oeſterreich anvertraut zu bekommen, und 1594 erlangte er auch den Oberbefehl über das Heer in Ungarn gegen die Türken. Ohne ſeine Waffen vom Glück und ruhmreichen Siegen gekrönt zu ſehen, benutzte Matthias die Unzufriedenheit der Ungarn gegen ſeinen Bruder, den Kaiſer, ſich erſt die Statthalterſchaft über Ungarn zu ſichern, dann die Krone Ungarns ſich ſelbſt auf das eigene Haupt zu ſetzen, welches mit Zuſtimmung ſeiner Brüder 1608 geſchah, und als er Ungarn hatte, nahm er auch die öſterreichiſchen Erblande, dann nahm er Böhmen und überließ dem ſchwachen, mißtrauiſchen, furchtſamen und Grillen fangenden Bruder nur den Schatten eines Herrſchers, der ſeine Tage in argwöhniſcher Abgeſchloſſenheit verbrachte und nur Freude an aſtrologiſch-aſtronomiſchen Forſchungen und alchymiſtiſch-chemiſchen Verſuchen fand, bis Rudolf 1612 mit Tode abging.

Matthias wurde zum deutſchen Kaiſer an ſeines Bruders Statt erwählt, und hätte nun, da er das Ziel, nach dem er mit Beharrlichkeit geſtrebt, erreicht ſah, die Fehler ſeines Bruders vermeiden ſollen; aber leider verſtand er ſo wenig wie Rudolf, was dem Reiche vor allem Noth that, Eintracht und Friede zu fördern und Duldung in Glaubensſachen zu üben. Schon vor Matthias Erhebung auf den Kaiſerthron war dieſem im Erzherzog Leopold von Oeſterreich ein kräftiger Gegner erwachſen, der ihn in Böhmen bekriegte. Durch halbe Maaßregeln erbitterte der Kaiſer die proteſtantiſche Union wie die katholiſche Liga gleich ſehr; die Verbürgung der Religionsfreiheit ſtand nur auf dem Papier; Matthias verſuchte Union und Liga zugleich aufzulöſen, und der Gedanke wäre, wenn er ihn auszuführen vermocht hätte, vielleicht ſo übel nicht geweſen; allein um in Parteikämpfen als Sieger über jeder Partei zu ſtehen und ſich zugleich als ſolcher für die Dauer zu behaupten, dazu bedarf es einer gewaltigen Kraft. An dieſer Kraft, zu welcher viel Muth und wenig Gewiſſen gehört, gebrach es dem Kaiſer Matthias. Um ſich zu kräftigen, that er den größten Mißgriff, den er thun konnte, er adoptirte den Erzherzog Ferdinand, ſeinen Vetter, 1616, ſicherte dieſem die Erbfolge und ließ ihn ſogar in die böhmiſche und ungariſche Thronfolge im Voraus beſtätigen, unter der vorſorglichen Bedingung jedoch, daß Ferdinand ſich bei Lebzeiten des Kaiſers aller Einmiſchung in Regierungsangelegenheiten enthalte. Ferdinand ſollte eben auch wieder ein Schatten ſein; mißliebig war derſelbe ohnehin im vollen Maaße den Ständen des Reiches wie dem Volke.

In dieſe kläglichen Wirren trat der verhängniß- und unheilvolle 23. Mai 1618. Die durch Eigenmächtigkeiten der katholiſchen Partei auf das tiefſte verletzten und empörten böhmiſchen Stände proteſtantiſchen Glaubens ließen ſich zu der unſeligen handgreiflichen Darlegung ihres Rechts hinreißen, die kaiſerlichen Räthe und Statthalter Slawata und Martinitz, die ſtets gegen die böhmiſchen Proteſtanten gewirkt hatten, nebſt dem Secretär Fabricius aus den Fenſtern des Gerichtsſaales des Hradſchin herab auf einen Staub- und Geniſthaufen ſpringen zu laſſen. Das war das traurige Signal zu einem Kriege, der dreißig Jahre lang das deutſche Vaterland zerfleiſchte, verdarb, entvölkerte und verarmen ließ.

Einen treuen und anhänglichen Rathgeber hatte der Kaiſer noch am Cardinal Cleſel, allein dieſer wurde von der ihm feindlich geſinnten Partei hinweggedrängt, und Matthias ſtand einſam, krank, eine gebrochene Kraft, die ſelten eine rechte Kraft geweſen war, mitten in Aufſtänden, Kriegen, Parteikämpfen, und an der Pforte einer furchtbar drohenden Zukunft. Da kam ihm, dem hart von Feinden wie von Freunden bedrängten, der beſte Erlöſer und Befreier, der Tod. Ein Schlagfluß traf ihn und führte ſein Ende herbei, das zu Wien erfolgte. Sein adoptirter Vetter beſtieg nach ihm als Kaiſer Ferdinand II. den deutſchen Kaiſerthron.



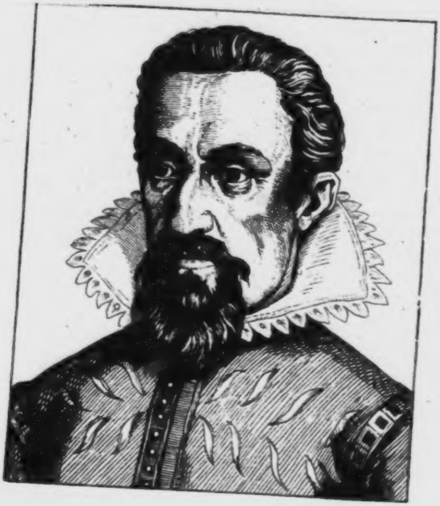
Johann Tserclaes Graf von Tilly.

Geb. [illegible], geſt. d. 30. April [illegible].

Ein großer Feldherr, der ſeinen Namen mit Blut in die Annalen der Geſchichte einzeichnete und deſſen Bild der Rauch der Schlachten noch dunkler ſchwärzte, als es wohl urſprünglich war. Tapfer und kühn, erfahren und treu, glaubenseifrig und unerſchüttert, eiſenfeſt von Charakter, durch und durch Kriegsmann, erſcheint Tilly allen Parteien, und ſo muß er betrachtet und gewürdigt werden, wenn auch Thaten auf ſeine Rechnung kamen, vor denen das menſchliche Gefühl empört zurückſchaudert.

Tilly entſtammte einer altadeligen Familie, deren Zweige in Oeſterreich, Bayern und den Niederlanden verbreitet waren, und die den Namen T Zerklas, T Serclas oder Tſerclaes (ſo auf gleichzeitigen Bildniſſen) führte. Die Familie erkaufte 1448 das Schloß Tilly in Brabant, und dort wurde Johann geboren. Er empfing ſeine Erziehung in einem Jeſuitenkloſter und wurde für den geiſtlichen Stand beſtimmt; in ihm aber lebte der Sinn eines Kriegers, und er trat aus dem Kloſter heraus in ſpaniſche Dienſte, wo er unter Vorbildern und Feldherren wie Alba, Don Juan d'Auſtria und dem großen Alexander Farneſe ſich zum Feldherrn erſten Ranges heranbildete. Aus dem ſpaniſchen Kriegsdienſt trat Tilly in den Dienſt des Herzogs von Lothringen-Mercoeur, zog gegen die Türken und half die gegen den Kaiſer rebellirenden Ungarn niederſchlagen. Im Jahre 1602 ſtand Tilly bereits als Oberſt eines Wallonenregiments, nahm dann bei dem Bayernherzog Maximilian Dienſte und zeigte ſich auch im Rathe ſo brauchbar und tüchtig, daß ihm die Neugeſtaltung des ganzen Heerweſens in Bayern mit dem Rang und Titel eines Feldmarſchalls 1610 übertragen ward. Als Generalfeldmarſchall und Generaliſſimus trat er an die Spitze des Heeres der katholiſchen Liga, wie der 30jährige Krieg ausbrach, und ward der tapferſte, furchtbarſte, ſchier unüberwindliche Gegner der proteſtantiſchen Union. Tilly's Rath und That entſchied für ſeine Partei den Sieg der Schlacht am weißen Berge bei Prag, 1620; das nächſte Jahr ſah ihn gegen den Grafen von Mansfeld ziehen, Pilſen und Tabor erſtürmen, und 1622 bis 1623 war er in der Pfalz, eroberte ſie mit Spinola's und Cordova's

Hülfe, ſchlug 1622 am 6. Mai die Schlacht bei Wimpfen, in der die 400 unſterblichen Bürger von Pforzheim für Fürſt und Vaterland den blutigen Opfertod ſtarben, ſchlug den Herzog von Braunſchweig, eroberte Heidelberg und Mannheim, drang dem Herzog in das Münſterland nach und beſiegte ihn gänzlich in einer Schlacht, in welcher die Wage Bellona's drei ſchreckliche Tage ſchwankte, vom 4.—6. Auguſt 1623. Das Jahr 1625 ſah den unwiderſtehlichen Helden und Sieger Tilly gegen den Dänenkönig Chriſtian IV. zu Felde ziehen, der in mehreren berühmten Schlachten ihm unterlag, worauf Tilly das ganze Gebiet der Elbe und Havel überzog und im Bunde mit Wallenſtein bis nach Holſtein vorrückte. Dieſem ihm unlieben Bundesgenoſſen überließ Tilly die Fortſetzung des däniſchen Krieges, drang aber mit ihm gemeinſam dem Dänenkönige 1629 den Frieden von Lübeck ab. Das Jahr 1630 brachte Wallenſtein's Entlaſſung, er mußte den Feldherrnſtab eines kaiſerlichen Generaliſſimus aus der Hand legen und Tilly gewann noch freiere Hand wie zuvor; unter ſeinem alleinigen Oberbefehl ſtand nun das Heer des Kaiſers, wie das der Liga. Mit dieſer Macht überzog Tilly die Mark Brandenburg und belagerte Magdeburg, deſſen gräuelvolle Zerſtörung nach der endlichen Eroberung am 10/20. Mai 1631 dem Heldennamen Tilly's den Makel eines blutdürſtigen Wütherichs ſchuf. Indeſſen hat die Kriegsgeſchichte aller Zeiten gelehrt, daß Barbarei im Kriege nicht den Feldherren als Schuld anzurechnen iſt. Der durch Strapatzen und Entbehrungen, durch thieriſche Leidenſchaften, durch hitzige Getränke aufgeregte Soldat ohne Geſittung und Bildung wird leicht und gern zum Wütherich. Wie hauſten im 30jährigen Kriege die als Freunde und Helfer mit ihrem ſtrengſte Zucht halten wollenden König gekommenen Schweden in Feindes und in Freundes Land? Wie über alle Maaßen grauſam und tyranniſch benahmen ſich die Soldaten der ſogenannten großen Nation auf ihren Zügen durch Deutſchland? Es ſteht in keiner Zeit die Volksgeſittung ſo feſt, daß nicht unter Umſtänden die Gräuelſcenen des unglücklichen Magdeburg ſich wiederholen könnten. Der Schwedenkönig that einen hohen Schwur, Magdeburg zu rächen; er bekam ſpäter München in ſeine Hand, und erfüllte ſeinen Schwur nicht. Dieß brachte ihm die größte Ehre vor Gott und Menſchen. Aber in den Tagen von Magdeburg ſchrieb die Hand Gottes Tilly das Mene tekel. In 36 Schlachten hatte er geſiegt, die Einnahme Magdeburgs war ſein letzter Sieg. Die wichtige Schlacht von Breitenfeld bei Leipzig am 7. Sept. 1631 ſah ihn, den bisher nie beſiegten, als verwundeten Flüchtling. Wohl ſammelte er neue Kräfte, neue Heeresmaſſen und zog, das Baierland gegen den herannahenden Schwedenkönig zu decken, an den Lech, wo er ein feſtes Lager ſchlug. In dem Kampfe um Donauwerth, 1632, ſiegte Guſtav Adolph, eine Stückkugel zerſchmetterte Tilly das linke Bein — er entkam nach Ingolſtadt und endete dort in den Armen ſeines Kriegsherrn ein Leben, das er in asketiſcher, faſt fanatiſcher Strenge hingebracht, als Feind der Frauen, Feind des Weines, Feind zarter Sitte, rauh und ſtreng, nur ganz ein Mann der Heereszüge und Schlachten. Münchens Feldherrnhalle zeigt ſein ernſtes Bild, wie er im Leben war, und um Bayern verdiente er die Ehre dieſes Denkmals.

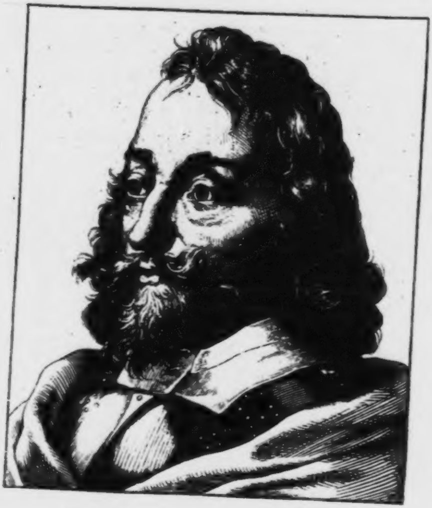


Johannes Keppler.

Geb. d. 27. Dez. 1571, geſt. d. 15 Nov. 1630.

Mathematiker und Aſtronom von reicher Fülle des Wiſſens und ahnungsvollen Geiſtes, in Deutſchland nächſt Kopernikus der Schöpfer der neuern Sternkunde, ein Mann, der nicht ohne ſchwere Prüfungen den Gang durch das Leben vollbrachte. Keppler war um zwei Monate zu zeitig in der kleinen Reichsſtadt Weil in Schwaben geboren, dann mit dem Vater, welcher Soldat war, aus dem Geburtsort nach Leonberg, von da nach Eimendingen übergeſiedelt. So begann ihm frühzeitig eine wechſelvolle Laufbahn, die ſein ſpäteres Leben vorzubedeuten ſchien. Der junge Keppler beſuchte als Knabe die gute Kloſterſchule zu Maulbronn, neigte ſich zur Theologie und begann deren Studium auf der Hochſchule zu Tübingen, nachdem er dort bereits 1591 Profeſſor der Philoſophie geworden war. Die Philoſophie lenkte Keppler's denkenden Geiſt zur Mathematik, die ihm größere Gewißheit für ſo manche Geheimniſſe des Lebens der Welten zu ertheilen verhieß, als die theologiſche Wiſſenſchaft, und bald erreichte er in der Mathematik eine ſo hohe Stufe der Erkenntniß, daß er einem Rufe zum Lehrer der Mathematik und Profeſſor der Moraphiloſophie an das Gymnaſium zu Grätz in Steiermark, den ihm 1593 ſein Lehrer Mäſtlin verſchafft, und den er nicht ohne Zagen angenommen hatte, völlig entſprach. Dort baute Keppler auf das neuentdeckte Weltſyſtem des größten Aſtronomen, Kopernikus, das einen faſt anderthalbtauſendjährigen Irrthum umſtieß, weiter und weiter, und wurde, freilich nicht auf einmal, ſondern auf mühſamen und labyrinthiſch verſchlungenen Wegen der Forſchung Entdecker unvergänglicher Wahrheiten. Im Jahre 1596 machte er, veranlaßt durch ſeine Verheirathung, eine Reiſe nach der ſchwäbiſchen Heimath, und ſah ſich 1598 genöthigt aus Grätz nach Ungarn zu flüchten, weil zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen in Steiermark unſelige Religionsſtreitigkeiten ausbrachen, welche mit der gewaltſamen Unterdrückung der evangeliſchen Kirche in jenem Lande endigten; dennoch kam Keppler nach Grätz zurück und trat wieder in ſein Lehramt ein. Er war dem berühmten Aſtronomen Tycho de Brahe bekannt geworden, welcher nach zahlloſen Entdeckungen, die er auf der für ihn eigens erbauten Sternwarte Uranien borg auf der Inſel Hveen bei Kopenhagen gemacht, und nach ſeinem Weggang aus Dänemark ſich als Schützling Kaiſer Rudolph's nach Prag gewandt hatte, wo eine neue Burg Urania's ſich erheben ſollte. Durch ihn veranlaßt zog Keppler 1600 nach Prag und befreundete ſich innig mit Tycho de Brahe, ward von dieſem dem Kaiſer vorgeſtellt und warm empfohlen, ſodaß er, da de Brahe ſchon im folgenden Jahre ſtarb, zum kaiſerlichen Mathematikus erhoben wurde. Keppler ward Tycho de Brahe's geiſtiger Erbe; viele von deſſen Entdeckungen waren Bereicherungen der Aſtronomie, nur nicht ſein Weltſyſtem, das noch in jenem uralten des Ptolomäus wurzelte. Den ihm vom Kaiſer Rudolph ausgeſetzten Gehalt empfing Keppler unter demſelben ebenſo unregelmäßig, als unter deſſen Nachfolger Matthias, welcher Keppler 1611 am Gymnaſium zu Linz anſtellte. Dort ſchufen ihm Verſchiedenheiten im religiöſen Bekenntniß Verdruß und Kummer; in der Theologie ſah Keppler nicht minder klar, wie in der Aſtronomie, wenn nicht allzu klar — und dies hatte zur Folge, daß er durch die Geiſtlichkeit von der proteſtantiſchen Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen wurde. Im Jahre 1613 mußte Keppler dem Reichstage zu Regensburg beiwohnen, hauptſächlich wegen des daſelbſt zu berathenden neuen Kalenders nach Gregorianiſchem Styl, deſſen Einführung ſchon im Jahre 1582 durch eine päpſtliche Bulle geboten war, in Deutſchland aber aus confeſſionellen Bedenklichkeiten — weil die Proteſtanten gar nichts vom römiſchen Papſt annehmen wollten — nur langſam Eingang fand. Faſt hundert Jahre ſpäter erſt fand der verbeſſerte, und namentlich durch Keppler und auf den Grund von deſſen rudolphiniſchen Tafeln verbeſſerte Kalender, im evangeliſchen Deutſchland, in Dänemark, den Niederlanden und der evangeliſchen Schweiz Eingang. Leider litt der bedeutende Mann, wie ſo mancher in anderer Weiſe ihm ebenbürtige, häufig Mangel, und mußte zu einem Gewerbe greifen, das nach ſeinem eigenem Bekenntniß „etwas weniger ehrlich war, als betteln" — er mußte Kalender mit Prophezeihungen anfertigen, nach alter Art, und dieſe verkaufen. Dennoch ſchlug er einen Ruf als Profeſſor nach Bologna im Jahr 1617 aus, um als Deutſcher in deutſcher Freiheit und Sitte zu leben und zu ſterben. Während Keppler ſo eine Reihe von Jahren in Dürftigkeit zubrachte, ſchrieb er zahlreiche mathematiſche Werke und ſeine „Physica coelestis". Die von ihm gefundenen und nach ihm benannten drei Geſetze ſind es, auf welche die geſammte neuere Aſtronomie ſich begründet, auf deren drittem namentlich Newton das Syſtem vom Mechanismus des Weltgebäudes aufbaute. Auch ſprach er die hohen Ahnungen aus, daß die Weltkörper eigenthümlich beſeelt ſeien, daß der Erdball athme, u. a. Als Optiker und Dioptriker leiſtete Keppler ebenfalls mehr als alle ſeine Vorgänger.

Bis zum Ende blieb Keppler's Leben ein bewegtes: von Linz zog er 1626 nach Regensburg, 1627 von da nach Ulm, von Ulm nach Prag. Dort ſollte er in die Dienſte Wallenſtein's treten, Hofaſtronom und Aſtrolog des geſtirngläubigen Herzogs von Friedland werden, aber dieſer ſollte 12000 Gulden, die der Kaiſer Keppler ſchuldig geblieben war, auszahlen, und darüber zerſchlug ſich die Anſtellung. Noch einmal ging Keppler nach Regensburg zum Reichstag, ſein Geld einzufordern — dort erkrankte und ſtarb er. In den Anlagen der Stadt ließ Dalberg 1817 dem unſterblichen Aſtronomen ein Denkmal errichten.



Maximilian I., Kurfürſt von Bayern.

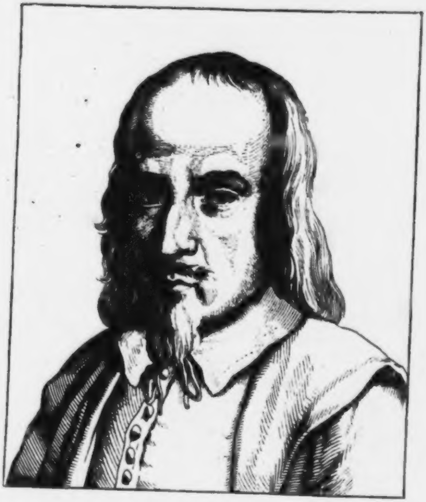
Geb. d. 17. April 1573, geſt. d. 27. Sept. 1651.

Ein Herrſcher von mehr düſterer als heller Färbung des Charakters, voll ernſter und ſtrenger Willenskraft, die ſchon in ſeinen Zügen ſich abſpiegelte, mit vollem Recht von ſeinem Lande, Bayern, als ein großer Regent geprieſen und gefeiert, vom übrigen Deutſchland aber mit eben ſo vollem Recht nicht höher gewürdigt, als er um daſſelbe verdient hat.

Maximilian war der älteſte Prinz Herzog Wilhelm's V. von Pfalz-Bayern, von der jüngeren katholiſch gebliebenen Wittelsbacher Linie, eines höchſt bigotten Fürſten; er wurde zeitig Jeſuitenzögling, erhielt auf den Hochſchulen Landshut und Ingolſtadt eine wiſſenſchaftliche Ausbildung, lernte die alten und noch mehr die neuen Sprachen, und ſah ſich frühzeitig, ſchon im 25. Jahre auf dem Throne, da ſein Vater demſelben freiwillig entſagte, um, wie Kaiſer Karl V., in einem Kloſter zu ſterben, nachdem er Maximilian ſchon vorher an der Regierung hatte Theil nehmen laſſen. Der neue Regent zeichnete den Antritt ſeiner Herrſchaft durch mehrere gute Einrichtungen aus; er verbeſſerte das Finanzweſen und die Rechtspflege, die Polizei, das Forſtweſen und die Kammerverwaltung ſeines Landes. Als die proteſtantiſche Reichsſtadt Donauwörth mit dem Abt zum heiligen Kreuz in Streit und Fehde gerathen war, erklärte ſie der Kaiſer Rudolf II., Maximilian's Freund, in die Reichsacht und ernannte den letzteren zu deren Vollſtrecker. Maximilian zwang im December 1607 Donauwörth zur Unterwerfung, bahnte die Wiederkatholiſirung der Stadt an, die überall nicht auf ſanften Wegen vorgenommen wurde, und rief dadurch die proteſtantiſche Union hervor, die ſich ſolchen Bedrückungen widerſetzte und den Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz an ihre Spitze ſtellte. Ihr bot die katholiſche Macht alsbald ein ſtarkes Gegengewicht in der 1609 begründeten Liga, deren Oberhaupt Maximilian wurde und zu dem er ſich auch trefflich eignete, denn ſeine Jeſuitenlehrer hatten ihm die Seele mit Proteſtantenhaß erfüllt. Aber ſelbſt gegen einen hochſtehenden Glaubensgenoſſen, gegen den Erzbiſchof Wolf Dietrich von Salzburg, der nichts von Jeſuiten und Liga hören wollte, kehrte Maximilian das Schwert der Rache, fiel in das Erzbisthum und nahm den rzbiſchof gefangen, hielt ihn auch bis zu ſeinem Tode in Haft.

Maximilian zog gegen Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen, ſpottweiſe der Winterkönig genannt, weil nur einen Winter ſein Königthum überdauert, und ſchlug ihn am weißen Berge bei Prag, eroberte ſpäter mit Tilly's Hülfe die Ober- und die Unterpfalz, des geſchlagenen Gegners Land, dämpfte den Aufſtand in Oberöſterreich, und ließ ſich 1623 mit der Kurwürde des beſiegten und vom Kaiſer geächteten Gegners, mit der Oberpfalz, Unterpfalz und dem kaiſerlichen Erbtruchſesamte, wie mit der Grafſchaft Cham belehnen, was er faſt alles behielt, als ſpäter der weſtphäliſche Friede Deutſchland die lang entbehrte Ruhe wiedergab. In dem Eroberungszuge gegen die Pfalzen beſtürmte und eroberte Maximilian am 19. Sept. 1622 Heidelberg und zerſplitterte die dortige reiche Bibliothek, deren beſte Schätze er dem Papſt Gregor XV. zum Geſchenk machte und ſo Deutſchland derſelben auf immer beraubte; eine Menge anderer werthvoller Bücher wurden durch die plündernden Soldaten vernichtet oder verſchleppt. Sein Haß gegen die proteſtantiſche Kirche und Partei war ſchonungslos, und ſteigerte ſich, als das wechſelnde Geſchick auch ihm ſchwere Prüfungen auferlegte. Gegen Wallenſtein war Maximilian eiferſüchtig und arbeitete mit an deſſen Sturz, ja er war es ſelbſt gegen ſeinen Schwager und ſpäteren Schwiegervater, den Kaiſer Ferdinand II., eiferſüchtig gegen jede Vergrößerung der Habsburger Hausmacht.

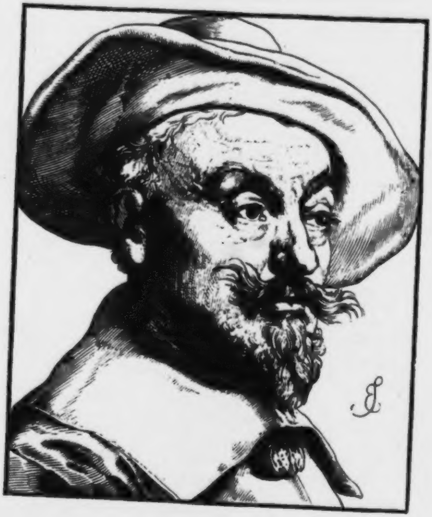
Im Jahre 1630 erlangte Kurfürſt Maximilian an Wallenſtein's Stelle den Oberbefehl über die verbündeten Heere des Kaiſers und der Liga. aber jetzt erſchien ihm der ebenbürtige Gegner, der Glaubensheld des Nordens, König Guſtav Adolph von Schweden, und brach dem Kriegsruhm des Bayernherrſchers die Spitze ab. Siegreich ſchlug Guſtav Adolph Tilly bei Breitenfeld auf's Haupt, ſiegreich zog er nach den Ufern der Donau und des Lech; Tilly fiel und der verdrängte Wallenſtein mußte wieder zu Hülfe gerufen werden. Guſtav Adolph's Heer überſchwemmte das Bayernland und fügte ihm unſäglichen Schaden zu, wenn auch der König, der als Sieger in die Reſidenz des flüchtigen Kurfürſten einzog, ſich ſchonend und edel benahm. Der Krieg dauerte fort mit wechſelndem Glück; Maximilian berief den tapfern niederländiſchen Parteigänger Johann von Wörth als General an die Spitze des bayriſchen Heeres, ſah ſich im Jahre 1633 von Wallenſtein im Stich gelaſſen und führte über dieſen beim Kaiſer bitterſte Beſchwerde, ſo daß er weſentlich mit zu Wallenſtein's Fall beitrug. Die durch Herzog Bernhard zu Sachſen 1634 verlorene Schlacht bei Nördlingen verſchaffte zwar Bayern einige Zeit Ruhe, allein nicht auf lange, und das unglückliche Land mußte ſchwer büßen für den Trotz und den Fanatismus ſeines Fürſten, dem auch in den folgenden Jahren das Glück der Schlachten treulos blieb. Die beſten Generale, v. Wörth und Mercy, unterlagen, und Turenne und Wrangel verheerten Bayern abermals, bis endlich der Waffenſtillſtand 1646 wieder eine kurze Ruhe verſchaffte. Aber Maximilian brach im darauf folgenden Jahre dieſen Waffenſtillſtand eigenmächtig und hatte dafür ſammt ſeinem Lande die bitteren Folgen zu tragen. Noch im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges wurde er bei Zumorshauſen und Augsburg geſchlagen, mußte flüchtig werden und büßte auf der Flucht ſein ganzes Silbergeräth ein. Nur erſt der weſtphäliſche Friedensſchluß brachte ihm dauernde Ruhe, und er behielt die Kurwürde, die Oberpfalz und die Grafſchaft Cham, nur die Unterpfalz gab er zurück. Maximilian überlebte das Ende des dreißigjährigen Krieges noch um drei Jahre, und hatte faſt ſein ganzes Leben daran geſetzt, den Proteſtantismus zu bekämpfen. Er war zweimal verheirathet, blieb in der erſten Ehe kinderlos und ſchloß die zweite im 62. Lebensjahre mit ſeiner Nichte Anna Maria, der Tochter Kaiſer Ferdinand's II.



Jacob Böhme.

Geb. d. 11. Nov. 1575, geſt. d. 7. Sept. 1624.

Wunderſamer myſtiſcher Schwärmer, durchdrungen vom Weſen des geheimnißvollen, tiefinnerlichen und überſinnlichen, was die Menſchengeiſter, die es dämoniſch erfaßt, zu den Höhen der Gottheit empor zu heben, oder auch in die Nacht des Irrſinns zu ſtürzen vermag. Böhm oder Böhme wurde zu Altſeidenberg in der Nähe von Görlitz in dürftigen Verhältniſſen geboren; er mußte als armer Bauernſohn das Vieh hüten und der Schulunterricht auf Dörfern beſchränkte ſich zu ſeiner Zeit nur auf den Katechismus und etwas leſen; an Schreiben war kaum zu denken. Dann erlernte Jacob das Schuhmacherhandwerk, wurde nach vollbrachter Wanderung Meiſter und verheirathete ſich mit einer Metzgerstochter, mit welcher er 30 Jahre in zufriedener Ehe lebte und Vater von vier Söhnen wurde, welche alle des Vaters Handwerk erlernten und betrieben. Das wäre die Geſchichte eines Alltagslebens, aber dieſes Alltagsleben verklärte der magiſche Schein eines tiefen, ahnungsreichen, bis zur Viſion verzückten religiöſen Gemüths. Die Natur hatte zum Gemüth des Knaben ſchon auf der Waldestrift und im Baumesrauſchen geſprochen, und die Offenbarungen der Schrift, in die er ſich ſpäter vertiefte, als die ſitzende Lebensart ihm zu Grübeleien Anlaß gab, lockten ihn zur Erforſchung all der großen Glaubensräthſel, welche dem nicht durch die Klarheit der Wiſſenſchaft erleuchteten Geiſt ebenſo undurchdringlich, als gefährlich ſind. Das eigenthümlich organiſirte Nervenleben Böhme's ließ ihn ſchon auf ſeiner Wanderſchaft entzückende Geſichte empfangen, Ausflüſſe einer früh angereizten regen Phantaſie und geiſtiger Gefühlsſchwelgerei, welche das ſtete Grübeln über Geheimniſſe der Religion, über das Weſen der Gottheit und die erhabenſten Dinge hervorgerufen hatte. Solche Viſionen ſetzten ſich auch ſpäter fort, und der fromminnige bleiche Mann mit den feingeformten milden Zügen erſchien ſich ſelbſt als ein gotterkorener Seher, andern als ein Schwärmer, der mehr ſein wollte wie ſie, den man daher nicht ſtreng genug verurtheilen zu können meinte. Die Bibel, Böhme's Hauptſtudium, war dem ganz in ſich zurückgezogenen, auf ſeinen engen häuslichen Kreis ſich beſchränkenden frommen Mann die Quelle ſeines Glücks wie ſeiner Irrthümer. — Der in jedem ſtrebenden Geiſt lebendige Drang nach Mittheilung trieb auch Böhme an, ſein Fühlen und Schauen zu offenbaren, und ſo entſtand ſein erſtes Buch: «Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang», welches 1612 im Druck erſchien und großes Aufſehen erregte. In einer Sprache, die theils der bibliſchen ſich anzunähern ſuchte, theils die geheimnißvolle Ausdrucksweiſe des hochbegabten, nicht genug gewürdigten Paracelſus verrieth, der jedenfalls nicht ohne Einfluß auf Böhme's theoſophiſche Geiſtesrichtung geblieben war, ſuchte der Seher von Görlitz ſich anderen mitzutheilen. Ein Geiſtlicher daſelbſt, dem das Buch in die Hände fiel, ſprach von der Kanzel herab ſein theologiſches Verdammungsurtheil über Buch und Autor aus, und der Magiſtrat ſah ſich gemüſſiget, Böhme das «Schuſter bleib bei deinem Leiſten» durch ein Verbot, ferner Bücher zu ſchreiben, fühlbar zu machen. Allein Jacob Böhme ſchrieb dennoch Bücher, gewann ſich Freunde, Anhänger, fand Aufmunterung und einen vielfachen Wiederhall ſeiner Anſchauungs- und Gefühlsweiſe in verwandten Seelen, unter ihnen ſelbſt ſchleſiſche Edle, und obſchon Böhme keine neue Religionslehre aufſtellte, und nur ſeine innern Anſchauungen über Gottheit, Natur, Schöpfung, Sünde, Offenbarung u. ſ. w. kund gab, ſo gedieh es beinahe dahin, daß eine Sekte entſtand, die ſich nach ihm Böhmiſten nannte, mindeſtens von andern ſo genannt wurde. Böhme gab ſpäter ſein Handwerk auf und verfaßte noch zahlreiche theoſophiſch myſtiſche Schriften, in denen hohe und ſchöne Gedanken voll Kraft und Fülle des Ausdrucks enthalten ſind, aber auch viele Bizarrerien einer ſich ſelbſt nicht klaren Denkweiſe, einer in das nebelhafte ſchweifenden Phantaſie und großer geiſtiger Ueberſpannung. In Görlitz ging man ſo weit, daß man den Theoſophen eines Tages aus der Stadt wies, andern Tages aber ihn zurückberief. Bald darauf, 1624, verließ Böhme ſeine Vaterſtadt und begab ſich nach Dresden, wo er über ſeine Glaubensanſichten und ſonſtigen Offenbarungen von gründlichen Theologen förmlich examinirt wurde, denn man witterte einen Ketzer in ihm, und die Zeit, in welcher man ſolche verbrannte, war noch keineswegs vorüber; — man konnte aber nichts auf ihn bringen. Indeſſen ſagte ihm der Aufenthalt in Dresden nicht zu, und er kehrte wieder nach Görlitz zurück, wo er noch im Herbſt deſſelben Jahres im Frieden ſtarb. Ungleich mehr Schriften, als Jacob Böhme ſelbſt geſchrieben hat, wurden für und gegen ihn geſchrieben; der verzückte Philosophus teutonicus, wie manche ihn nannten, machte noch nach ſeinem Tode denen viel zu ſchaffen, die nichts beſſeres zu thun wußten, als dem unſchädlichen Schwärmer Anſichten und Meinungen unterzulegen, an die er vielleicht nie gedacht hatte.

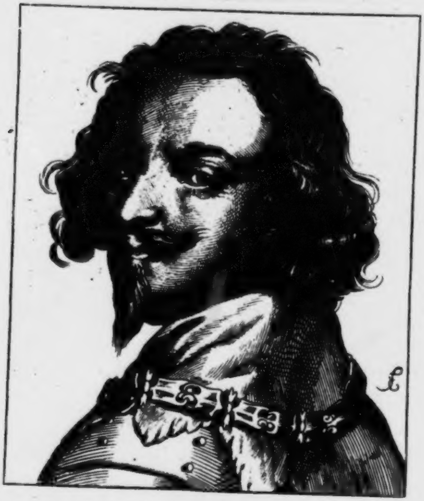


Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein,

Herzog von Friedland u. ſ. w.

Geb. d. 14. Sept. 1583, geſt. d. 25. Febr. 1634.

Dieſer berühmteſte Feldherr des dreißigjährigen Krieges entſtammte einem alten freiherrlichen Geſchlechte Böhmens, und wurde zu Hermanic, einem der väterlichen Schlöſſer, geboren. Sein ganzes reiches Leben umwob von der Jugend an einestheils die Poeſie und die Dichtung mit manchem märchenhaften Zauber, anderntheils die Lüge und der Haß mit den entſtellenden Schleiern boshafter Verläumdung, ſo daß zwei Jahrhunderte haben vergehen müſſen, ehe das Heldenbild des Mannes zwar nicht völlig rein und makellos, aber doch im gediegenen Spiegel der Wahrheit vor das Auge der Nachwelt trat. Wallenſteins freiherrliche Aeltern gehörten nach ihrer Glaubensrichtung zu den böhmiſchen Brüdern, und der Sohn beſuchte eine Zeit lang die Schule der Brüdergemeinde in Koſchumberg; im ſechszehnten Lebensjahre nahm ihn aber zu fernerer Ausbildung das Jeſuitenconvictorium zu Olmütz auf, dort wurde er katholiſch. An dieſen in der Natur der Sache liegenden ganz natürlichen Uebertritt knüpft die Sage den Sturz von einem Thurme herab, von dem er ſich unverſehrt erhoben — dann ſoll Wallenſtein die Univerſitäten Bologna und Padua in Geſellſchaft des jungen Edelmanns Liege von Rieſenburg beſucht haben. Ebenſo wird auch noch ein Studienaufenthalt zu Goldberg, zu Altdorf und zu Innsbruck genannt. Die gelehrte Forſchung hat letzteren zu beſeitigen verſucht, Altdorf aber läßt ſich nicht hinweg behaupten, denn in der noch vorhandenen Matrikel jener Hochſchule ſteht ſein Name eingetragen und es liegen Akten über ſeinerſeits verübte Ruheſtörung vor. Nur die Geſchichte mit dem neuen Carzer und Wallenſteins in daſſelbe voranlaufendem Hund gehört der Sage an. Da Wallenſtein ſpäter als gefürchteter Feldherr nach Altdorf kam, beriefen ſich Magiſtrat und Hochſchule auf ſeine frühere Anweſenheit in ihren Mauern und erbaten ſeinen Schutz. Wallenſteins Lieblingsſtudien waren Mathematik und Kriegswiſſenſchaft, Aſtrognoſie und Aſtrologie. Nach mehreren Reiſen durch Italien, Frankreich, die Niederlande und Deutſchland kehrte der junge Freiherr in ſeine Heimath zurück und widmete ſich dem Kriegsdienſte im Heere Kaiſer Rudolfs gegen Ungarn und Türken. Als der Friede geſchloſſen war, verwählte er ſich mit einer alten reichen Wittwe, die er nach kurzer kinderloſer Ehe verlor; dadurch und durch anderweite Erbſchaften gelangte Wallenſtein zum reichen Beſitze vieler Güter und vermochte eine bedeutende und hervortretende Rolle zu ſpielen. In dem Kampfe des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark gegen den Freiſtaat Venedig (1616) führte er dem Erzherzog 200 auf eigene Koſten ausgerüſtete Reiter zu, und zeichnete ſich durch perſönliche Tapferkeit aus. Nach dem Friedensſchluß gab ihm Kaiſer Matthias ein Reiterregiment, und ernannte ihn zugleich zum Kämmerer, erhob ihn auch in den Grafenſtand. Jetzt ſchloß Wallenſtein ein neues Band der Ehe mit der Tochter des begüterten kaiſerlichen Rathes und Kämmerers, Grafen von Harrach. Es war nun natürlich, daß er beim Ausbruche des dreißigjährigen Krieges allen Verſprechungen der Aufſtändigen, die ihn auf ihre Seite zu ziehen verſuchten, widerſtand und zu ſeinem Kaiſer hielt; und nun begann ſeine Heldenlaufbahn, die er mit Siegen zeichnete. Der Erfolg war der Ankauf zahlreicher Herrſchaften, deren Beſitzer als Rebellen erſchlagen oder vertrieben waren, und die Erhebung in den Reichsfürſtenſtand, an die ſich die kaiſerliche Belehnung mit der Herrſchaft Friedland reihte. Bald ernannte der Kaiſer Wallenſtein zum Herzog von Friedland, und es umgab den letztern nun Glanz und Fülle des Anſehens und Reichthums. Das Herzogthum des weltberühmten Feldherrn und ſpäteren Generaliſſimus der kaiſerlichen Heere umfaßte nicht weniger als 66 Städte, Flecken und Dörfer, ohne die denſelben nicht einverleibten Herrſchaften. Des Kaiſers Dank und Liebe war ſo groß, daß er ſich nicht mit der ſchlichten Ernennung ſeines Günſtlings zum Fürſten begnügte, ſondern ausdrücklich ihm das Prädicat „Oheim auch Unſeren und des Reichs Fürſten und lieben Getreuen“ beilegte und verlieh. Dieß geſchah 1625 und 1624. Wallenſteins Dank und Anhänglichkeit war nicht minder groß, wie ſeines Kaiſers Gunſt, und er rüſtete Truppen auf Truppen aus, erfocht Siege auf Siege. Der Sieg über die däniſch-weimariſchen Truppen in Schleſien machte Wallenſtein zum Herzog von Sagan, der Zug gegen Dänemark zum Herzog von Mecklenburg, ſpäter verlieh ihm der Kaiſer das Herzogthum von Groß-Glogau, und es fehlte wenig, ſo wäre er König von Dänemark geworden. Wallenſtein übte ſeine Rechte als Reichsfürſt in vollem Maaße aus, er ließ vollwichtige Münzen prägen, allein an Ducaten jährlich 12000, mit ſeinem Bilde, Wappen und Titel. Sein Haus- und Hofhalt war ſtreng geregelt, ein Muſterbild von Zucht und Ordnung, aber ſo ſehr er ein guter Wirth war, ſo wenig kargte er, und wo er zu belohnen Anlaß fand, belohnte er eher königlich als herzoglich, was indeß bisweilen trotz allen Reichthums auch Geldverlegenheiten herbeiführte. Der Wallenſteiniſche Hofſtaat beſtand aus 9 Perſonen des höheren Dienſtes, 20 Leuten für den Leib- und Tafeldienſt, deren Geſammtbedienung mit ihnen ſelbſt ein äußerſt zahlreiches Perſonal mit der entſprechenden Menge von Pferden erforderte. Dazu die Kriegskanzlei, die Küche, die Silberkammer, der Stall — zuſammen ein Leib- und Hofdienerperſonal von 900 Menſchen und 1072 Pferden. Wallenſtein, zu deſſen Fahnen alles fahrende und herrenloſe Kriegsvolk freudig ſtrömte, hatte dem Kaiſer im Jahre 1625 ein Heer von 20,000 Mann ausgerüſtet, das durch kaiſerliche Truppen noch um 10,000 Mann vermehrt von ihm dem Heere Tillys zugeführt wurde, ſpäter, auf 50,000 Mann gebracht, gegen den heldenmüthigen Mansfelder kämpfte, und ſo erfüllte der Kriegslärm der wallenſteiniſchen Heeresmacht und des Feldherrn gefürchteter Name Deutſchland von einem Ende zum andern. Nach der mißlungenen Belagerung Stralſunds aber und dem Frieden mit Dänemark begann ſein Stern ſich zu trüben, es liefen dringende Klagen über die grauſamen Bedrückungen aller Lande beim Kaiſer ein, und dieſer enthob Wallenſtein der Würde des Generaliſſimus, 1630. Wallenſtein fügte ſich ohne Murren, zog ſich auf ſein Reſidenzſchloß Gitſchin zurück, und lebte dort, wie auch abwechſelnd zu Prag mit fürſtlicher Pracht, und blieb mit dem erhabenen Freunde auf dem Throne, dem Kaiſer, in ununterbrochenem Briefwechſel. Bald genug ließ König Guſtav Adolfs Landung und Vordringen die Unentbehrlichkeit eines Feldherrn wie Wallenſtein empfinden; er wurde wieder als Generaliſſimus mit größerer und ausgedehnterer Vollmacht als früher und mit den glänzendſten Verſprechungen an die Spitze eines Heeres von 40,000 Mann geſtellt, und begann nun ſeine erneuten Feldzüge 1632. Wallenſtein eroberte Prag, vertrieb die Feinde aus Böhmen und wandte ſich gegen Guſtav Adolf, der den Sieg bei Lützen mit dem Opfer ſeines Heldenlebens erkämpfte. Nach ſtreng vollzogenem rächenden Richterſpruch über flüchtig gewordene Führer ſeiner Truppen und kurzer Winterraſt begann er 1633 den Krieg in Schleſien, und bald begannen nun auch gegen ihn die heimlichen Ränkeſchmiedungen ſeiner Feinde, und der Kaiſer zitterte vor der übergroßen Macht, die er ſelbſt in die Hände dieſes einen, kühnen Mannes gelegt hatte. Noch einmal war Wallenſtein bereit, den Oberbefehl abzugeben, aber ſeine Feldherren waren dagegen, denn in ihm, nicht im Kaiſer, ſahen ſie ihren Halt und ihre Stütze. Ein Bündniß derſelben mit ihm, treu zuſammen zu halten, wurde als Aufruhr und Hochverrath gegen den Kaiſer gedeutet, und dadurch die unglückliche Kataſtrophe herbeigeführt, die dem Leben des bedeutenden Mannes zu Eger durch den ſchnödeſten Meuchelmord ein Ende machte. Die gründlichen Forſchungen der Neuzeit haben überwiegend dargethan, daß Wallenſtein kein Hochverräther war; daß nur ein Lug- und Truggewebe von Verrath und Hinterliſt durch ſeine Feinde ihn fällte, und daß ſein Charakter in dieſer Beziehung gerechtfertigt da ſteht, wenn auch die Weiſe ſeiner Kriegführung und manche Grauſamkeit tiefe Schatten auf ſein Leben wirft.



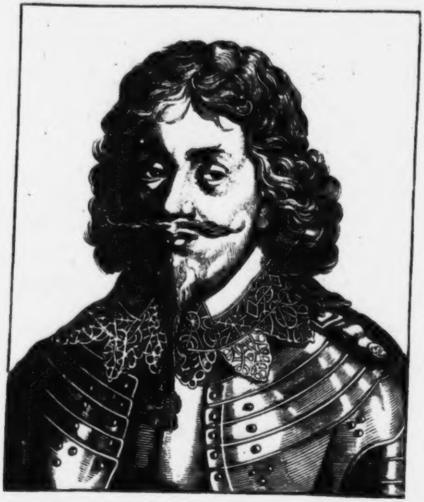
Ernst, Graf von Mansfeld.

Geb. 1585, geſt. d. 20. Nov. 1626.

Ernſt, Graf von Mansfeld, entſtammte einem Heldengeſchlechte, das ſchon in frühen Vorzeittagen durch einzelne Glieder ſeinen Namen rühmlich bekannt machte, ſo Hoyer, der leidende Held der Schlacht am Welpesholze; ſo Albrecht und Gebhard, das reformatoriſch geſinnte Brüderpaar, die Sieger im Bauernkriege; ſo auch Volrath, Albrechts Sohn, der Retter deutſcher Reiter im verderblichen Hugenottenkriege.

Ernſt war der natürliche Sohn Peter Ernſt's, Grafen von Mansfeld, Statthalters von Luxemburg, und einer Dame aus edelm Geſchlecht zu Mecheln. Erzherzog Ernſt von Oeſterreich, Gouverneur der Niederlande, hob dieß Kind feuriger Liebe aus der Taufe, und erzog es in der katholiſchen Religion und für den Kriegsdienſt. Als Ernſt von Mansfeld in letzterem ſo weit heran gereift war, daß er bereits nicht unbedeutende Dienſte in verſchiedenen Feldzügen leiſten konnte und leiſtete, diente er dem Kaiſer Rudolf II. in den Niederlanden wie in Ungarn, dann auch dem Könige von Spanien. Kaiſer Rudolf verlieh dem jungen Helden die Rechte ehelicher Geburt, aber er verweigerte ihm dennoch die früher ihm zugeſagte Einſetzung in die Güter ſeines 1604 verſtorbenen Vaters, die er auf den Grund der erſten Verleihung beanſpruchte, und nun ſchwur ſich Graf Ernſt von Mansfeld zum unverſönlichen Feind des Kaiſerhauſes, wie zum Feind des katholiſchen Glaubens, und hielt ſeinen Schwur mit einer Feſtigkeit und einer ſo entſchiedenen unerſchütterlichen Hartnäckigkeit, daß, hätte er länger gelebt, wohl manches im dreißigjährigen Kriege eine andere Wendung genommen haben dürfte, und die Dauer jenes Krieges vielleicht eine kürzere geworden wäre.

Im Jahre 1610 ſchwur Ernſt den katholiſchen Glauben ab, und kehrte zum Bekenntniß ſeiner Väter zurück, welche als glänzende Stützen der beginnenden Reformation in der Geſchichte ſtanden. Es waren hundert Jahre vergangen, ſeit Luther's Lehre ihre Schwingen erhob, und nun begann mit dem Jahre 1618 der Vertilgungskampf gegen ſie, der alles Blut, welches ihr gefloſſen, und alle Opfer, die ihren bisherigen Siegen gebracht waren, vernichten ſollte; da warf Graf Ernſt von Mansfeld ſein Banner auf und weihte ſich ihr zum Helfer und Retter. Ernſt warb ein Heer, zog nach Böhmen, ſtand dem geächteten Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz bei, theilte deſſen Niederlage, und erhob ſich jetzt, wie ſpäter, auch geſchlagen immer wieder aus der Demüthigung, mit ſtets verjüngtem Muthe und aller wilden Luſt, dem verhaßten Feind den möglichſten Schaden zuzufügen. Als Generalfeldzeugmeiſter nahm er die Stadt Pilſen ein; Kaiſer Rudolph II. war todt, ſein Nachfolger Matthias verhing die Reichsacht über Ernſt von Mansfeld, dieſer achtete des Kaiſers Acht ſo wenig, als Luther vor 100 Jahren die des Papſtes geachtet, und hielt auf das hartnäckigſte Pilſen, Eger und Tabor auch dann noch beſetzt, als die Schlacht am weißen Berge 1620 ſeiner Partei eine tiefe Wunde geſchlagen. Erſt 1621 gelang es Tilly's Anſtrengungen, den kühnen Parteigänger, der faſt ganz auf eigene Hand ſeinen Krieg führte, aus Böhmen zu verdrängen. Flugs ging Ernſt in die Pfalz, rührte die Werbetrommeln, warb ein neues Heer von 18.000 Mann und rückte gegen Spinola, der die Pfalz beſetzt hielt und Frankenthal belagerte, ſo energiſch vor, daß Spinola ſich entſchließen mußte, die Belagerung von Frankenthal aufzugeben. Der nie zu bewältigende Muth und Ernſt's Ausdauer ſelbſt nach verlorenen Gefechten verbitterte oft den Feinden ſelbſt ihre Siege, und ihm war nicht beizukommen; mit ungewöhnlicher Liſt und Schlauheit entging er allen Gefahren, fand ſtets neue Truppen, und die oft hart bedrohte und bedrängte evangeliſche Partei hatte an ihm einen ihrer treueſten Bundesgenoſſen. In einer Schlacht am 29. April 1622 ſchlug Ernſt das Heer der bayriſchen Liga bei Mingelsheim und Wieſeloch, nahm dann Ladenburg weg und belagerte Elſaß-Zabern. Nachdem er ſich geſtärkt und gekräftigt, indem er dieſelbe Taktik wie Wallenſtein entwickelte, daß das Heer ſich ſelbſt ernähren und ſich in ſich ſelbſt verjüngen mußte, fiel er 1625 wieder in die öſterreichiſchen Erblande ein, wurde zurückgedrängt, von Wallenſtein verfolgt, und ihm bei Deſſau die Annahme einer Schlacht abgenöthigt, in welcher Wallenſtein zwar Sieger blieb, aber wieder, ohne des Sieges recht froh werden zu können, denn der Beſiegte entging, und ehe man deſſen ſich verſah wehten Ernſt's Banner und Fähnlein ſchon wieder in Schleſien und Mähren, welche Lande Ernſt in Eilmärſchen durchzog, um ſich im Bunde mit Herzog Johann Ernſt zu Sachſen nach Ungarn zu wenden, und ſich dort mit dem Feind des Erzhauſes, Bethlen Gabor zu vereinigen, welcher ſich aufs neue erhob, um abermals Anſprüche gegen Oeſterreich geltend zu machen. Bethlen Gabor konnte nicht vergeſſen, daß, wenn auch nur kurze Zeit, die Königskrone von Ungarn ſein Haupt geſchmückt, und es genügte dem unruhigen Feldherrn nicht der Fürſtentitel, nicht die Herrſchaft über ſieben Geſpanſchaften, leider aber beſeelte ihn dennoch kein rechter Mannesmuth, und ſo wurde er dem Mansfelder eben ſo treulos, als er es dem tapfern Herzog Johann Ernſt IV. zu Sachſen wurde, der Tilly im vorigen Jahre bei Nienburg geſchlagen hatte. Jetzt gab endlich Ernſt von Mansfeld die Hoffnung auf, in Deutſchland Lorbeern zu ärnten, überließ dem Sachſenherzog ſein Heer, und beſchloß, nach Venedig zu reiſen, und von da ſich nach England einzuſchiffen. Der Verdruß über Bethlen Gabor's offenbare Treuloſigkeit mochte im Bunde mit den ertragenen Strapatzen ſeines Eilzuges aus Deutſchland nach Ungarn ihn innerlich erſchüttert haben. Ernſt von Mansfeld erkrankte in Uracowitz bei Zara in Bosnien, und ſtarb, voll geharniſcht und gewappnet, nicht auf weichem Lager, nicht im Armſeſſel, ſondern ſtehend, bewußt und unerſchrocknen Muthes, wie er gelebt. Er wurde zu Spalatro begraben. Zwölf Tage nach ihm war — vielleicht von gleichem Schmerz ergriffen — auch Herzog Johann Ernſt IV. zu Sachſen eine Leiche. Die Feinde konnten jubeln; nicht ihre vereinte Macht hatte zwei der tapferſten Führer ihrer Gegnerheere niederzuwerfen vermocht; der Tod gab auf fremder Erde ihnen ohne Schwertſchlag leichten Sieg in die Hand.



Johann Ernst, Herzog zu Sachsen.

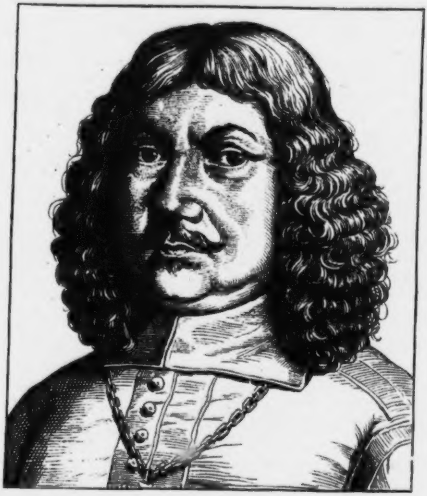
Geb. d. 21. Febr. 1594, geſt. d. 4. Dez. 1626.

Der älteſte jener heldenmüthigen und hochherzigen Sachſenherzoge, welche in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges als Führer ausgezeichnet hervorragen und Blut und Leben für die Sache des evangeliſchen Glaubens einſetzten.

Johann Ernſt war der Sohn Herzog Johann's III., des Begründers der neuen Linie Sachſen Weimar; er wurde zu Altenburg geboren und folgte ſeinem Vater, als dieſer die Reſidenz von Altenburg nach Weimar verlegte, dorthin. Leider verloren die fürſtlichen Kinder den Vater ſchon im Jahre 1605. Einer Zeitſitte gemäß, das Rectorat der Hochſchule Jena dem Landesregenten zu übertragen, empfing Herzog Johann Ernſt dieſes Ehrenamt in ſeinem vierzehnten Jahre, trat im achtzehnten eine Reiſe durch Frankreich, England und Holland an und legte nach ſeiner Rückkehr das erwähnte Rectorat wieder nieder, wobei er eine treffliche lateiniſche Rede über die Majeſtät des römiſchen Kaiſers hielt. Im folgenden Jahre trat Johann Ernſt die Regierung der gemeinſchaftlichen Lande an und übernahm die Vormundſchaft über ſeine Brüder. In Gemeinſchaft mit dieſen ward er der Stifter des Palmenordens oder der fruchtbringenden Geſellſchaft, zu der Caspar von Teutleben zuerſt angeregt hatte. Der Herzog gab dieſem Orden den Glanz ſeines Namens, indem er die Mitgliedſchaft und das naturgemäß ihm zuſtehende Protectorat annahm. Der Orden war am 24. Auguſt 1617 zu Weimar ſelbſt begründet worden und zählte auch die Fürſten zu Anhalt, des Herzogs Oheime von mütterlicher Seite, zu ſeinen Mitgliedern; Johann Ernſt führte den Ordensnamen «der Keimende». Bald aber ſollte er auf ernſteren Gebieten, als auf denen des etwas tändelnden und poeſieloſen Ordens ſich bewegen.

Das Jahr 1617 brachte, nachdem die evangeliſche Lehre gerade ein Jahrhundert Dauer gehabt und durch alle Zeitenſtürme ſiegreich hindurchgedrungen war, die folgeſchweren Unruhen und Glaubensbedrückungen in Böhmen, und Johann Ernſt und ſeine jungen Brüder richteten ihre Blicke auf ihre großen Ahnherren, welche der Sache des Evangeliums Blut und Leben geweiht hatten. Johann Ernſt ſah mit tiefem Unmuth, wie der Kaiſer den evangeliſchen Glauben und die deutſche Freiheit zugleich bedrohte, und mit ritterlichem Sinn erhob er ſich an ſeinem Theile, für die bedrohte Freiheit zu ſtreiten. Er nahm die Beſtallung eines Oberſten bei dem Böhmenkönige Friedrich V. von der Pfalz an, beſtellte eine Regierungskommiſſion in ſeiner Reſidenz, warb Truppen, ging in Begleitung ſeiner nicht minder kriegsluſtigen und thatendurſtigen jüngern Brüder, der. Herzoge Friedrich und Wilhelm IV., unter welchem letzteren ſpäter auch der jüngſte der Brüder, Herzog Bernhard, ſich die Sporen verdiente, zu Friedrich V. und wohnte als tapferer Kämpfer der Schlacht am weißen Berge bei Prag bei, deren für die evangeliſche Partei ſo unglücklicher Ausgang ihn keineswegs muthlos machte. Er hielt treulich bei Friedrich V. aus und begleitete denſelben nach Breslau. Später berieth Herzog Johann Ernſt zu Wolfenbüttel, wohin er ſeine vier jüngeren Brüder, Friedrich, Wilhelm, Ernſt und Bernhard nebſt einigen Räthen beſchieden hatte, eine Uebereinkunft, welche das Einkommen der Prinzen regelte, die Führung der Regierung dem Herzog Ernſt bis zur Rückkehr des auf Reiſen befindlichen Bruders Albrecht anvertraute, und ſuchte dann bei Kaiſer Ferdinand II. um die übliche Belehnung ſeiner Lande nach. Allein der Kaiſer verweigerte dieſe Belehnung ihm, wie ſeinen Brüdern Friedrich und Wilhelm, weil ſie das Schwert gegen Oeſterreich getragen. Dieſe Verweigerung kümmerte die kriegeriſch geſinnten Sachſenherzoge ſehr wenig, und noch weniger fanden ſie ſich bewogen, ihre Schwerter in die Scheiden zu ſtecken. Die meiſten Brüder Johann Ernſt's erlebten gleich ihm mehr oder minder merkwürdige Schickſale. Friedrich, in der fruchtbringenden Geſellſchaft «der Hoffende» geheißen, diente unter Graf Ernſt von Mansfeld als Oberſter, zeigte bei jeder Gelegenheit männliche Tapferkeit und ſtarb den Heldentod in der Schlacht bei Fleury, erſt 27 Jahre alt, 1622. Wilhelm, deſſen Lebensumriß Lieferung XV. d. Bl. ſchildert, führte nebſt ſeinem als Rittmeiſter unter ihm dienenden Bruder Bernhard (Lief. X.) nach der Schlacht am weißen Berge den Krieg in der Oberpfalz mit einem neugeworbenen Heere, vereinigte ſich mit dem kühnen Mansfeld, trat in die Dienſte des Markgrafen Georg Friedrich von Baden und diente hernach dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig als Generallieutenant; er trat 1625 vom Kriegsſchauplatz ab, ſtellte ſich jedoch ſpäter unter Guſtav Adolph's Fahnen, und blieb ein treuer Vorkämpfer der evangeliſchen Partei, bis der Prager Friede 1635 ihm Anlaß wurde, ſich von den Tummelplätzen des Krieges zurückzuziehen und ſich den Regierungsgeſchäften ſeines Landes zu widmen. Letzteres hatte Herzog Albrecht ſtets gethan; er, der in der Geburtsſtunde ſeines tapfern Ahnherrn Albrecht des Beherzten zur Welt kam und deshalb den Namen Albrecht erhielt, war gerade der am wenigſten beherzte, wogegen der folgende Bruder Johann Friedrich in ſeinen Jünglingsjahren unter ſeinem Bruder Johann Ernſt in der Armee des niederſächſiſchen Kreiſes, die der König von Dänemark Chriſtian IV. befehligte, ſtand und focht. Ein unglückliches Temperament, das in völlige Gemüthskrankheit ausartete, die ihn zu den unverantwortlichſten Thaten hinriß, umſchleierte das Leben dieſes Trägers eines Namens, dem ſchon zweimal im eigenen Hauſe das Unglück ſich an die Ferſe geheftet — Johann Friedrich der Großmüthige, Johann Friedrich der mittlere — und er endete in Gefangenſchaft, ein ſeiner Zeit weit vorausgeeilter Naturphiloſoph, der, einerſeits tief vom Aberglauben umſtrickt, ſich zur Höhe des baaren Unglaubens, zum läugnen der Wahrheit und der Unfehlbarkeit der Bibel, wie der Unſterblichkeit erhob. Ernſt (Lief. VIII.) erfüllte am würdigſten und herrlichſten die ihm gewordene große Miſſion, nachdem auch er kriegeriſche Tapferkeit in Fülle an den Tag gelegt. Friedrich Wilhelm ſtarb als Jüngling von 16 Jahren an den Folgen einer Jagd, ihm ſchmückte gleich Albrecht kein kriegeriſcher Lorbeer das Haupt.

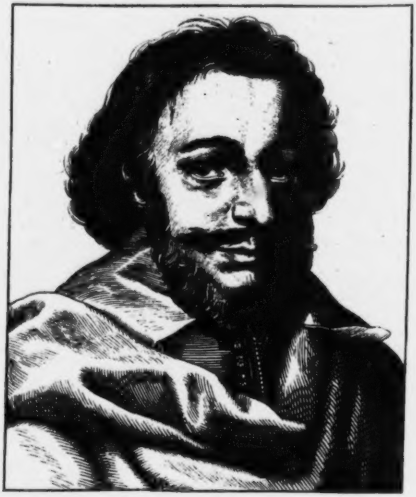
Johann Ernſt war Generallieutenant der Reiterei unter König Chriſtian IV. von Dänemark und erhielt in einem Gefecht bei Nienburg eine Schußwunde in die Achſel. Er führte in Weſtphalen mit vielem Glück ſeinen Krieg, eilte aber dem Grafen Ernſt von Mansfeld zu Hülfe, als dieſer von Wallenſtein bei Deſſau geſchlagen worden war, und verband ſich mit Mansfeld zu dem großen Zuge nach Ungarn, um Bethlen Gabor mit ihrer Kriegsmacht und ihren Feldherrntalenten gegen den Kaiſer zu unterſtützen. Ueber dieſem Zuge ging beider tapferer Heerführer Unſtern auf, obſchon ihr Marſch nach Ungarn durch Schleſien ein ſiegreicher war. General von Dohna wurde zweimal geſchlagen, Leſchnitz und andere feſte Plätze wurden erobert und beſetzt und ſo gleichſam auf einem Siegeszuge Ungarn erreicht. Aber dort fanden beide Freunde, der Sachſenherzog und der tapfere Graf von Mansfeld, ſtatt eines entſchloſſenen Feldherrn einen unentſchiedenen, wankelmüthigen Mann, der ſich ſchlau und liſtig den jemaligen Zeitverhältniſſen anſchmiegte. Er hatte Ungarns Krone errungen und ſie freiwillig wieder abgelegt und herausgegeben und mit Oeſterreich ſeinen Frieden gemacht. Im Jahre 1623 hatte er ſich aufs neue gegen Oeſterreich erhoben und 1624 abermals Frieden geſchloſſen. Jetzt wieder hatte er um Geld und Truppen mit England, Holland und Dänemark unterhandelt, um Oeſterreich aufs neue zu bekriegen; die Heere kamen, aber Bethlen Gabor blieb unthätig. Der tapfere Mansfeld ſtarb in Ungarn; zwölf Tage ſpäter folgte Herzog Ernſt ihm nach. Eine unverdauliche Speiſe ſollte Schuld ſein und dazu getrunkener ſtarker Wein. — Der Herzog ſtarb zu St. Martin in der Geſpanſchaft Turotſch in Oberungarn «an der Hauptkrankheit», wie in der Bibel ſteht, die ſein Bruder Herzog Ernſt der Fromme ſpäter herausgeben ließ. Schon hatte der Kaiſer die Acht über ihn, einen ſeiner muthigſten Gegner, ausgeſprochen, der Tod vereitelte deren Vollſtreckung. Der Kaiſer erlaubte, daß der Leichnam des Herzogs nach Troppau in Schleſien geführt werden durfte, ſpäter, am 18. Juli 1627, wurde er feierlich in der Hauptkirche zu Weimar beigeſetzt. Seine Truppen in Böhmen zerſtreuten ſich und nahmen zum Theil im kaiſerlichen Heere Dienſte. Wäre Johann Ernſt länger am Leben geblieben, ſo wäre vielleicht Deutſchland der noch über 20 Jahre nach ſeinem Tode andauernde Religionskrieg erſpart worden.



Benedict Carpzov d. j.

Geb. d. 27. Mai 1595, geſt. d. 30. Aug. 1666.

Benedict Carpzov war der beſte Juriſt ſeiner Zeit, war berühmt und wohl auch gefürchtet als ein ſtrenger, unerbittlicher und unbeſtechlicher Handhaber des peinlichen Rechts, ein allgewaltiger Machthaber über Leben und Tod, deſſen Thron in der Gerichtsſtube des Schöppenſtuhls errichtet ſtand. Er wurde zu Wittenberg geboren; der Vater gleichen Vornamens lebte dort als Profeſſor der Rechte, erfreute ſich bedeutenden Rufes und Anſehens als Rechtsgelehrter und erzog vier ſeiner Söhne für die Wiſſenſchaft, die er ſelbſt mit aller Liebe pflegte; nur einer von den Brüdern des jüngern Benedict wurde Theolog. Während der Vater einem Rufe nach Dresden als Kanzler und Appellationsrath gefolgt war, vollendete Benedict ſeine höheren Studien auf Wittenbergs Hochſchule, die er nebſt ſeinem Bruder Conrad 5 Jahre lang beſuchte. Dann begaben ſich beide Brüder 1615 auf 1 Jahr nach Leipzig und von da nach Jena, kehrten 1618 wieder nach Wittenberg zurück und erwarben 1619 den Doctorgrad. Darauf trennten ſich die Brüder; Conrad wurde nach Pommern berufen und Benedict trat eine große Reiſe durch Deutſchland, Italien, Frankreich, England und die Niederlande an, auf welcher er reiche Erfahrungen über die Rechtsverhältniſſe in dieſen Ländern ſammelte und im Jahr 1620 in die Heimath zurückkehrte. Er fand bald eine Stelle als Aſſeſſor extraordinarius bei dem Schöppenſtuhle zu Leipzig, an welchem er nach dreijährigem Dienſt dann Aſſeſſor ordinarius wurde. Dieſelbe Stelle nahm er 1636 im Ober-Hofgericht zu Leipzig ein, errang ſich Namen durch viele juriſtiſche, ſämmtlich lateiniſch abgefaßte Schriften und wurde 1639 zum Appellationsgerichts-Aſſeſſor in Dresden mit Rang und Titel eines kurfürſtlichen Rathes ernannt, wobei er den Wohnſitz in Leipzig beibehielt. In Anerkennung ſeiner großen Geſchicklichkeit und Kenntniß ernannte Kurfürſt Johann Georg I. 1644 Carpzov zum Hofrath und veranlaßte deſſen Ueberſiedelung mit der indeß gewonnenen Familie nach Dresden. Von dort rief der Tod des Profeſſors der Rechte und Ordinarius der juriſtiſchen Facultät, Siegmund Finkelthaus, Carpzov abermals nach Leipzig zurück, um des Verſtorbenen Dienſt- und Amtsverrich tungen zu verſehen. Als es ſpäter möglich geworden, dieſe Dienſte durch andere erſetzen zu laſſen, begab ſich Carpzov nach Dresden zurück, wurde 1653 kurfürſtlicher Geheimer Rath und diente als ſolcher auch noch dem Kurfürſten Johann Georg II., bis das herannahende Alter ihm Anlaß wurde, um Entlaſſung aus ſeiner Dresdner Bedienſtigung zu bitten, die ihm auch gewährt wurde, worauf er 1661 zum letztenmale nach Leipzig zurückkehrte und die ihm liebgewordene Stelle im Leipziger Schöppenſtuhl wieder einnahm. Ueberhaupt liebte Carpzov Leipzig ſo ſehr, daß er den Studenten, die ihn um eine Einſchrift in ihr Stammbuch baten, öfters hineinſchrieb: extra Lipsiam vivere, est miserrime vivere. Urtheile ſprechen war ſein Beruf und der glänzende Kreis ſeiner Thätigkeit, glänzend von den Flammen der Scheiterhaufen, die des Schöppenſtuhles gnadenloſe Urtheile ſchürten für die unſeligen Opfer einer im Wahne völliger Vernunftumnebelung befangenen, von dem furchtbarſten Aberglauben geknechteten Zeit; denn alle dieſe hochgelehrten und hocherleuchteten Richter glaubten feſt an den Teufel und an die Möglichkeit, Pacte mit ihm zu ſchließen. Die Schöppenſtühle waren bleibende Geſchwornengerichte, aber durch Richter, deren Kenntniß des Rechtes mittelſt tiefeindringender Studien errungen war, nicht beſtechlich durch Redegabe der Ankläger oder der Anwalte, oder durch unklare Gefühle in ihrem Urtheil geleitet. Die juriſtiſche Facultät bildete an jeder Hochſchule den Schöppenſtuhl, gegen deſſen Urtelsſpruch, wenn ſich auswärtige Gerichte, wie häufigſt der Fall war, und namentlich in den Zeiten der Hexenprozeſſe — an denſelben um einen Richterſpruch wandten, es keine Appellation gab, beſonders nicht für die armen Hexen. Eine grauenvolle Einfachheit zeichnete die Sentenzen aus, die ſtets erſt auf Anwendung der peinlichen Frage (Tortur) bei den Gefangenen lauteten, und dann, nach darauf erfolgtem Eingeſtändniß — auf den Tod durch Schwert, Strang oder Feuer, im mildeſten Fall auf Staupenſchlag, Brandmarkung und ewige Landesverweiſung. Die Form der Schöppenſtuhl-Urtheile war ein Brief an das Gericht, das den Ausſpruch begehrt, und lautete z. B. bei Hexen nach dem Eingang: Demnach ſprechen wir darauf vor Recht: «Hat erwähnte N. N. ausgeſagt und bekannt, daß ſie — (folgt der Inhalt des Bekenntniſſes). Da ſie nun auf ſolchem ihren Bekenntniß vor öffentlichem Gericht freiwillig verharren würde, ſo iſt ſie wegen erzählten ihren abſcheulichen Verbrechungen vermöge beſchriebner Rechten und des h. röm. Reichs peinlicher Halsgerichtsordnung mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen, von Rechtswegen.» Damit war das Todesurtheil ausgeſprochen. Es wird dem berühmten Benedict Carpzov, dem Orakel der ſächſiſchen Juriſten ſeiner Zeit, nachgeſagt, er habe 20,000 Miſſethäter zum Tode verurtheilt. Furchtbar, ſelbſt wenn eine Null zu viel geſchrieben worden wäre! Und er war ein frommer Mann, der jeden Monat einmal zum heiligen Abendmahl ging und die Bibel 53mal durchgeleſen hatte. Er ſtarb als ein Gerechter vor dem Herrn und ahnete nicht, daß im Gedächtniß der Nachwelt ein leiſer Schauer ſeinen Namen umwehen werde.



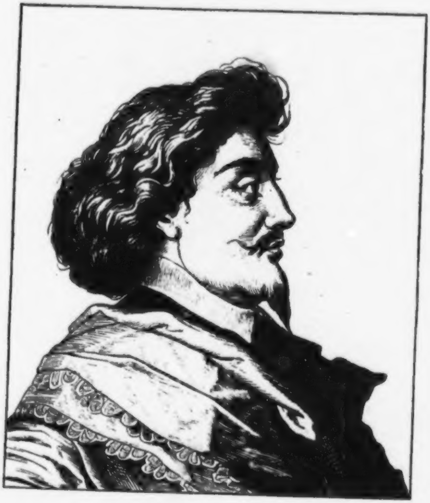
Matthäus Merian der ältere.

Geb. d. 22. Sept. 1593. geſt. d. 19. Juni 1650.

Unter den ausübenden Künſtlern des ſiebzehnten Jahrhunderts war Merian einer der vorzüglichſten und begabteſten. Zu Baſel geboren, wo ſein Vater im Rathe ſaß, erhielt er eine gute Erziehung, und da ſeine Neigung zur zeichnenden Kunſt ſich früh entſchied, ſo wurde er zu D. Meyer in Zürich geſendet, wo er es im zeichnen und radieren bald zur Vollkommenheit bringen lernte. Mit 20 Jahren begab ſich der junge Merian nach Nancy, wo C. de la Ruelle die Zeichnung des Leichenbegängniſſes Herzog Heinrich II. gefertigt hatte, um dieſelbe in Kupfer zu ſtechen, und machte dort des genialen Callot Bekanntſchaft, die nicht ohne Einfluß auf Merian blieb, wenn er auch den geiſtreichen Franzoſen nicht nachahmte. Merian blieb 11 Jahre in Frankreich, da Paris, wohin er ſich begeben hatte, ihn feſſelte; eine noch ſtärkere Feſſel aber legte ihm dann, als er nach Deutſchland zurückgekehrt war, die Liebe an: er heirathete die ſchöne Tochter des Kupferſtechers Th. de Bry, deren Bekanntſchaft er zu Frankfurt am Main gemacht, unterſtützte eine Zeit lang den Schwiegervater mit ſeiner Kunſt, dann kehrte er mit ſeiner jungen Frau in die Heimath zurück und begann nun Landſchaften und Jagden zu zeichnen, zu ſtechen oder zu radieren, welche ſich großen Beifalles erfreuten. Da aber der Schwiegervater in Frankfurt eine Buchhandlung, hauptſächlich für illuſtrirte Reiſewerke u. dgl., beſaß, ſo erbat er aufs neue dringend die Hülfe des Schwiegerſohnes und riß dieſen ſo aus ſeinem ſelbſtändigen ſchaffen, vielleicht zum Nachtheil der Kunſt; denn Matthäus Merian war nicht blos Zeichner und Stecher, er war auch Maler — doch wurden ſeine Oelbilder weniger bekannt, und nur einige davon erſchienen im Stich. Merian war ein Muſter deutſchen Fleißes und die Menge ſeiner Blätter iſt faſt zahllos zu nennen. Er wußte meiſt den Landſchaften und Städtebildern maleriſchen Effect zu verleihen, und zeichnete ſo treu, daß man an gewiſſen Burgen und kleinen ummauerten vielgethürmten Städtchen, namentlich im Frankenlande, deren Phyſiognomie ſich im Laufe der Zeiten wenig verändert hat, immer noch erkennen kann, wie treu und treffend Merian aufnahm. Er ſchmückte mit Werken ſeiner Hand und ſeines Grab ſtichels mehrere Bände des Theatrum Europaeum und Gottfried's Vier Monarchien, wie deſſen große Archontologia cosmica, meiſt Scenen und Schlachtſtücke, dann die durch ihn vorzugsweiſe berühmt gewordenen Zeilerſchen Topographien, welche Städte und Kirchen, Burgen und Schlöſſer in reicher Fülle darſtellen, wodurch manches Bild erhalten wurde, deſſen Urbild die Zeit zertrümmerte. Stets iſt die Architectur, die Perſpektive und der Horizont fleißig behandelt, in den Vorgründen und Landſchaften ließ der Künſtler häufig ſeine Phantaſie walten und belebte erſtere mit Geſchöpfen der letzteren. Die Zeit, in welcher Merian ſo unerſchöpflich thätig war, war die unruhe- und unheilvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges, und es iſt zu verwundern, daß mitten in ihren wilden Stürmen ſeine Kunſt dennoch Boden gewann und ihn anſtändig nährte. Außer den Bildern zu den erwähnten Werken ſtach Merian noch Bilder zu mehreren andern Büchern, viele hundert Kupfer, und ließ in zuſammenhängenden Folgen Proſpekte von Gärten und Waldungen, Städten und Dörfern Deutſchlands, Hollands und Frankreichs, ſchwäbiſche und Rheinlandſchaften, Monat-, Tages- und Jahreszeitenbilder, zahlreiche Jagdſtücke, den Baſler Todtentanz, einige Bilderbibeln u. ſ. w. erſcheinen. Von werthvolleren Einzelblättern ſind die Bildniſſe Guſtav Adolph's und ſeiner Gemahlin, Wallenſtein's, Joſia's, Grafen von Waldecks, Carl's, Prinzen von Wallis, ein Abendmahl, ſowie das eigene Bild des Künſtlers bemerkenswerth. Von großem geſchichtlichen Intereſſe ſind zwei einzeln ſelten gewordene Blätter, die ſich im Theatrum Europaeum befinden: Terzky's Gaſtmahl und Wallenſtein's Ermordung. Man könnte Merian den Joſt Ammon ſeiner Zeit nennen. Wie der letztere beſaß er den unermüdlichſten Fleiß, wie derſelbe war er vielſeitig, wie Joſt Ammon's Grabſtichel war Merian's Nadel für das feine und zierliche, für die nette Ausführung und für das charakteriſtiſche bei Perſonen, Figuren und der Auffaſſung und Gruppirung ganzer Scenen.

Merian war von ſeinen Zeitgenoſſen allſeits verehrt und hochgeſchätzt; ſeine Arbeitluſt und Arbeitausdauer verließen ihn erſt gegen das Ende ſeiner irdiſchen Wallfahrt. In Schwalbach, wo er durch aufnehmen von Landſchaften mit zuerſt ſeine Künſtlerlaufbahn begonnen, ſuchte er Hülfe gegen die ſich anmeldende Schwäche, wurde aber dort vom Tod ereilt. Seine Leiche wurde nach Frankfurt geführt und dort am 22. Juni 1650 beerdigt. Mehrfach werden Geburts- und Todesjahr Merian's unrichtig angegeben, erſteres 1593 ſtatt 1595, letzteres 1651. Gleichzeitige Bildniſſe haben 1595.

Merian hinterließ drei kunſtbegabte Kinder: den Sohn gleichen Vornamens, der Sandrart's Schüler wurde und voll Kunſtbegeiſterung war. Auch er war, wie der Vater, Maler, Stecher und Kunſthändler zugleich — und die Tochter Maria Sibylla, die berühmte Blumen-, Muſchel- und Inſektenmalerin und -Stecherin, welche die Liebe zu dieſem Zweige der Kunſt bis nach Surinam führte — und endlich noch einen Sohn, Caspar, der auch die Kupferſtecherkunſt übte, doch mit minder hervorragender Meiſterſchaft, wie Vater, Bruder und Schweſter.



Wilhelm IV., Herzog zu Sachſen-Weimar.

Geb. d. 11. April 1598, geſt. d. 8. Mai 1662.

Dieſer Held und Heldenführer des dreißigjährigen Krieges, ebenbürtig dem großen Bernhard, ſeinem jüngern leiblichen Bruder, ſelbſt deſſen Kampfgefährte, glaubenstreu und eifrig, einſichtsvoll und mit hohen Regententugenden geſchmückt, verdient neben den häufiger genannt werdenden Brüdern Bernhard und Ernſt eine Ehrenſtelle im Tempel der Geſchichte und des Nachruhms.

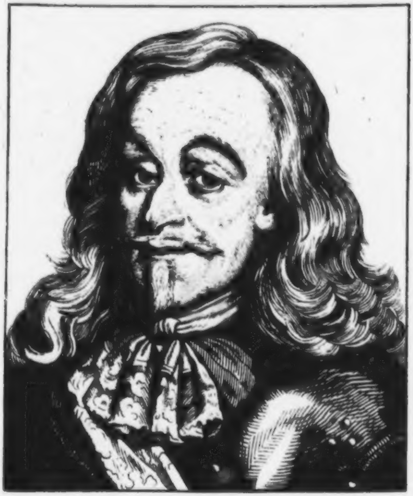
Herzog Wilhelm, Enkel Herzog Johann Wilhelm's, fünfter Sohn Herzogs Johann zu Sachſen, erblickte das Licht der Welt zu Altenburg als ein erſtgeborener den Bruder überlebender Zwilling, und erhielt, gleich ſeinen übrigen Brüdern, eine ausgezeichnete Erziehung, an welcher die einſichtvollen Glieder des Wettiniſchen Sachſenſtammes es nie bei ihren Kindern mangeln ließen. Der Vater ſtarb ihm früh, doch die Mutter nahm ſich ſeiner Erziehung auf das treueſte an, und er erhielt, ohne eigentlich zu ſtudiren, Kenntniſſe und Fertigkeiten in mancherlei Sprachen und Wiſſenſchaften. Bildender vielleicht als der Unterricht einer Hochſchule wirkten Reiſen in die Niederlande und an befreundete deutſche Höfe, wie nach Frankreich. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges und das zu Nürnberg 1619 perſönlich eingegangene Bündniß mit dem Könige von Böhmen veranlaßten den jungen Sachſenherzog, 1620 böhmiſche Kriegsbeſtallung anzunehmen; er ſtellte eine Compagnie Reiter und Arquebuſiere, die er ſelbſt geworben, warb noch mehr Volk, und kämpfte dann mit in der Schlacht am weißen Berge, aus der er mit Gefahr des Lebens ſich rettete. Mit ſeinen beiden ältern Brüdern, die ebenfalls beim Heere des geſchlagenen Böhmenkönigs ſich befanden, folgte er dieſem von Prag aus über Glatz nach Breslau, warb dann neue Truppen und brachte ein Heer von 3000 Fußknechten und 600 Reitern zuſammen, die ſein Bruder Bernhard als Rittmeiſter mit befehligte. Mit dieſem Heere ſtieß der Herzog zu dem des Grafen von Mansfeld, und leiſtete, durch Muth und Tapferkeit und kräftiges handeln ausgezeichnet, der Sache, für welche er kämpfte, die weſentlichſten Dienſte. Nach der Schlacht bei Wimpfen verlobte ſich der Herzog mit Eleonore Dorothea, Prinzeſſin von Anhalt Deſſau, wurde von Herzog Chriſtian d. j. zu Braunſchweig zum Generallieutenant ernannt, und hatte 1623 ein Heer von 20,000 Mann unter ſeinem Befehle. In der Schlacht bei Stadtloe am 27. Julius deſſelben Jahres, die ſehr unglücklich für den Herzog Chriſtian von Braunſchweig und deſſen Verbündete ausfiel, wurde Herzog Wilhelm durch 2 Schüſſe tödtlich verwundet, unter den gefallenen hervorgezogen und von den kaiſerlichen gefangen eingebracht. Von Münſter aus, wo er ein viertel Jahr lang verpflegt wurde, mußte ihn der Obriſt Illo nach Neuſtadt in Steier führen, welches gleiche Loos auch des Herzogs Vetter, den Herzog Friedrich zu Sachſen-Altenburg traf.

Des Herzogs feſtgläubiger Sinn widerſtand mancher Verlockung zum Religionswechſel, doch ſah er ſich nach ſeinem freuwerden am Kaiſerhofe zu Wien ganz beſonders ausgezeichnet.

Nach ſeiner Rückkehr aus der Haft 1622 beging Herzog Wilhelm ſeine Vermählungsfeier, nahm ſich der Wohlfahrt ſeiner Unterthanen an, hielt ſich mehrere Jahre vom Kriegsſchauplatz fern, führte mit Zuſtimmung ſeiner drei noch lebenden Brüder Herzog Albrecht, Ernſt und Bernhard das Direktorium, vollendete den Bau der abgebrannten Schloßkirche zu Weimar, erblickte und begrüßte in König Guſtav Adolph freudig den erſehnten Retter der evangeliſchen Glaubensfreiheit, übertrug die Landesregierung ſeinem jüngern Bruder Albrecht und eilte zu den ſchwediſchen Fahnen, um mit dem König ein feſtes Bündniß zu ſchließen.

Im Dienſt Guſtav Adolph's war Herzog Wilhelm's erſte Waffenthat die kühne Ueberrumpelung der Stadt Erfurt mit einem Regiment Courvilliſcher Reiter, worauf ihn der nachkommende König zum Werbe-General für Thüringen ernannte. Der Herzog befeſtigte die von ihm genommene Stadt, ließ fleißig anwerben, und zog 1632 an der Spitze von 10,000 Mann Schweden und neugeworbenem Volk gegen Feldmarſchall Pappenheim, der aber nicht Stand hielt, worauf ſich der Herzog nach dem Ober-Harz wandte, Goslar nahm, Nordheim, Göttingen, und auf dem Eichsfeld Duderſtadt. Dann mit Banner und Horn vereinigt, zog der Herzog durch Bayern an den Lech, half Tilly ſchlagen, Augsburg erobern, München gewinnen, durch deſſen Thore er neben dem Schwedenkönig als Sieger einritt. Als der König Bayern verließ, erhielt der Herzog den Oberbefehl über die Armee in Schwaben, und gab neue Proben heldenmüthiger Tapferkeit, eilte von da aus nach Thüringen, betrieb mit wallenſtein'ſchem Glück neue Rüſtungen, und führte abermals dem König ein Heer von 24,000 Mann zu. Der Herzog nahm perſönlich am erfolgloſen Angriff auf die feſte Stellung des Feindes bei Nürnberg Theil, und verließ am Fuße verwundet das Schlachtfeld. Seine Wunde verhinderte ihn, von Erfurt aus, wo er ſich pflegte, dem König, gleich ſeinen beiden Brüdern, in die Schlacht bei Lützen zu folgen, treu bis zum Tode. Schmerzlich berührte ihn die Kunde, daß der König gefallen, und er veranſtaltete dieſem eine glänzende Leichenfeier.

Herzog Wilhelm hatte während der Zeit ſeiner Betheiligung am 30jährigen Kriege nicht weniger als 38,550 Mann zu Roß und zu Fuß für die evangeliſche Sache in das Feld geführt, dennoch erſchien nach der traurigen Wendung, welche dieſe Sache nahm, rathſam, dem Prager Frieden 1635 beizutreten. Von da an widmete Wilhelm ſich wieder ungeſtört dem Wohle ſeines Landes und Volkes, ſah erſteres durch Erbſchaften gemehrt, wie denn unter ihm Eiſenach an Sachſen-Weimar kam, bei welchem Hauſe dieſes Fürſtenthum fortan beſtändig blieb, theilte mit ſeinen Brüdern friedlich ab, ſuchte auf ſeiner Hochſchule dem Pennalismus zu ſteuern, und baute von 1651 — 1653 das im dreißigjährigen Kriege eingeäſcherte Reſidenzſchloß herrlich wieder auf, das nun nach ihm den Namen Wilhelmsburg führte. Er baute auch die Ilmbrücke am Kegelthor zu Weimar, legte die ſchöne Allee nach dem Webicht an, wurde Oberhaupt des Palmen-Ordens oder der fruchtbringenden Geſellſchaft, beſtimmte das Erbtheil ſeiner Söhne und ſtarb nach allen chriſtlichen Vorbereitungen als ein treugläubiger Bekenner des Evangeliums im 63. Lebensjahre ruhig und gottergeben. Er nahm den Ruhm eines heldenhaften Glaubenskämpfers, eines menſchlichen Siegers und eines redlichen Fürſten mit in die von ihm erbaute neue Gruft.



Ernst I., Herzog zu Sachsen-Gotha.

Geb. d. 25. Dez. 1601, geſt. d. 26. März 1675.

Ein Muſter hoher Regententugenden, voll Gottesfurcht und Frommſinn, daher der Gottesfürchtige, der Fromme nicht aus Schmeichelei, ſondern durch geſchichtliche Wahrheit genannt, tapfer und menſchlich als Kriegsmann und Feldherr, weiſe und umſichtig als Herrſcher und ein würdiger Ahnherr und Stammvater zum Theil noch immer blühender ſächſiſcher Fürſtenhäuſer, verdient dieſer Fürſt, daß ſich die Nachwelt an ſeinem Bilde erfreue und zu ihm hinblicke wie zu einem wandelloſen Sterne.

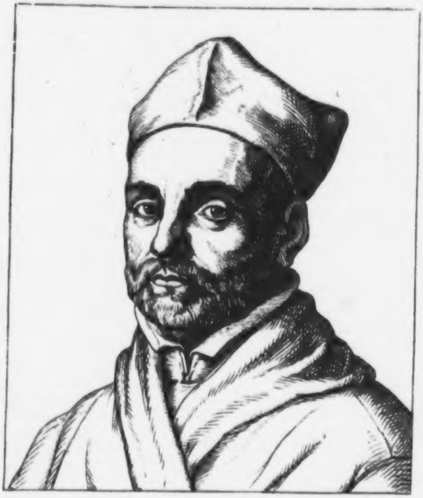
Herzog Ernſt I. wurde ſeinen Aeltern Johann Herzog zu Sachſen-Weimar und Anna Dorothea Maria, Prinzeſſin von Anhalt-Köthen, in der Landesreſidenz geboren. Von 11 Söhnen, mit denen dieß Fürſtenpaar ſich geſegnet ſah, war Ernſt der neunte. Sein älterer Bruder Wilhelm wurde Stammvater des S. Weimarſchen Hauſes, und ein jüngerer war Bernhard, der hochgefeierte unſterbliche Held des dreißigjährigen Krieges. Die Erziehung der ſächſiſchen Prinzen war ſtets eine wiſſenſchaftliche und religiöſe, nach der Väter Beiſpiel, die mit Treue und Aufopferungsfähigkeit die einmal erkannte und ſchwer errungene evangeliſche Wahrheit feſthielten, doch fehlte dabei nicht der ritterliche Antheil am Erziehungsgeſchäft, der die Prinzen zu befähigen ſuchte, auch im heiligen Kampfe für Vaterland und Glauben das Schwert zu ziehen und tapfer zu führen, ſo wenig wie die Anweiſung zur Leitung der Geſchäfte des Staates und der Regierung, denn damals waren die Regenten noch gewohnt, mit eigenen Augen hell und ſcharf zu blicken und ihre Scepter in eigenen Händen feſt zu halten.

Des jungen Herzogs milder und frommer Sinn, der ſeinen ganzen Lebensweg begleitete, that ſich im Jahre 1628 recht augenſcheinlich kund; er machte zur Aufhülfe der Geiſtlichen und Schuldiener eine Stiftung von 27,000 Gulden, in welche ſeine Brüder willigten. Bald darauf zog er zu Felde, und als im Kampfe um Donauwörth das Heer der proteſtantiſchen Union über den Lech ſetzte, war Herzog Ernſt der erſte, deſſen Roß die Hufe in das feindliche Land ſchlug. In der Schlacht von Lützen kämpfte Ernſt gleich ſeinem Bruder Bernhard heldenmüthig; Ernſt war es, der nach König

Guſtav Adolph's Fall dem wilden Andrang Pappenheim's und ſeiner Küraſſire mannlich die Spitze bot, ſie aufhielt und zurücktrieb, und wie dort am Lech an jenem Tage der gefeiertſte Held der Liga — Tilly — mit zerſchmettertem Schenkel das Schlachtfeld räumen mußte, ſo wurde hier am Tage von Lützen der ſchreckliche und gefürchtete Held Feldmarſchall Graf von Pappenheim in gleicher Weiſe auf den Tod verwundet, den er am andern Tage zu Leipzig erlit. Als dem Herzog Bernhard von den conföderirten evangeliſchen Ständen die eroberten Biſthümer Bamberg und Würzburg übergeben wurden, beſtellte dieſer, da er an des gefallenen Königs Stelle das Obercommando über das ſchwediſche Heer zu führen hatte, ſeinen Bruder zum Regenten dieſer Hochſtifte, und Ernſt verwaltete dieſe obſchon kurze Zwiſchenregierung in Feindes Land mit Mäßigung und ohne Grauſamkeit, wenn auch nicht alles nach Wunſch der katholiſchen Geiſtlichkeiten und Bürgerſchaften in den eroberten Städten gehen konnte. Ernſt war ein geborener Friedensfürſt; ſo ſehr er im Kriege des Kriegers Pflichten erfüllte, ſo wenig machte der Krieg ihm Freude. Sein kundiger Blick ſah und ſein weiches Herz fühlte, welche Wunden der Krieg dem durch denſelben zertretenen deutſchen Vaterlande ſchlug. Daher ward der prager Friedensſchluß vom 20. Mai 1635 von ihm mit Freuden begrüßt, er widmete ſich nun der Sorge für ſein engeres Vater- und Heimathland mit ganzer Seele.

Herzog Ernſt vermählte ſich am 24. Oct. 1636 mit Eliſabeth Sophia, Prinzeſſin zu Sachſen-Altenburg, und theilte 1640 mit ſeinen noch lebenden Brüdern Wilhelm und Albrecht wie mit Herzog Friedrich Wilhelm zu Altenburg die väterlichen und angefallenen Erblande, nahm die Portion Gotha nebſt Zubehör auf ſeinen Antheil, ſchlug in dieſer heiter gelegenen Stadt ſeine Reſidenz auf, begann auf dem Grund des in Folge der Grumbach'ſchen Händel zerſtörten gewaltigen Feſtungsbaues des Grimmenſtein den prangenden Friedenſtein aufzuführen und ſetzte ſchon durch den Namen dieſes herrlichen Schloſſes ſeiner Geſinnung ein Denkmal.

Von nun an war Herzog Ernſt's Regentenleben eine ununterbrochene Reihe weiſer Geſetzgebungen und trefflicher Einrichtungen; er wurde der Mann und im beſten Sinne der Vater des Volkes. Was in Hinſicht auf ſcharfen Blick, Energie des Handelns, Kraft des Willens und treuer Beharrlichkeit, wie in typiſcher volksthümlicher Perſönlichkeit dem Lande Preußen ſein alter Fritz wurde, das war dem herzogl. Lande Sachſen ſein Bet-Ernſt; er war allgeliebt und allgeſegnet. Nächſt der tüchtigen Erziehung der eigenen Kinder war ſein Augenmerk auf Schule und Kirche, deren Hebung und Verbeſſerung vor allem gerichtet; ſo ließ er eine gloſſirte Prachtbibel drucken und vertheilte ſie in die Aemter und Pfarreien; dann auf Zucht und Sitte, Recht und Ordnung, Eintracht und Friede in Politik und Kirche. Er hob ſein kleines Land wieder zur Blüthe nach den verheerenden Kriegen, die über daſſelbe dahin gebrauſt waren, richtete gute Polizei ein, tilgte den Schlendrian der Behörden, verbeſſerte das Armenweſen, beförderte den Handel. Die größeren Flüſſe, die das Land der Sachſen-Herzoge berührten, machte er ſchiffbar, ja er verſuchte dieß, leider mit mißlichem Erfolg, ſelbſt mit der Werra auf der Strecke von Themar an abwärts. Bis in das ferne Ausland, nach Rußland und nach Abeſſynien ſogar, richtete ſich Herzog Ernſt's frommer Blick zum Wohle und zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion und Kirche. Sein Haus war ein geſegnetes; von 18 Kindern blieben ihm 7 Söhne und 2 Töchter am Leben; nach des Vaters Tode theilten die 7 Söhne ihre Erblande und gründeten ebenſo viele neue Dynaſtien, von denen jetzt nur noch die Herzoghäuſer S. Meiningen, S. Altenburg (Hildburghauſen) und S. Coburg-Gotha fortblühen, die in ihm ihren würdigen Ahnherrn verehren. Das erneſtiniſche Zeitalter, das der im 74. Lebensjahre heimgegangene edle Fürſt über ſeine Lande heraufführte, hatte nur Glück und Segen im Gefolge, und noch täglich erinnern an den unvergeßlichen Herrſcher die erneſtiniſchen Bibeln, die erneſtiniſche Kirchenordnung, die nach ihm genannten Landes- und Proceßordnungen, welche noch immer Bedeutung, Wichtigkeit und Geltung haben. So auch war er Begründer und Mehrer der reichen Bibliotheken, Natur- und Kunſtmuſeen auf Schloß Friedenſtein. — Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen.

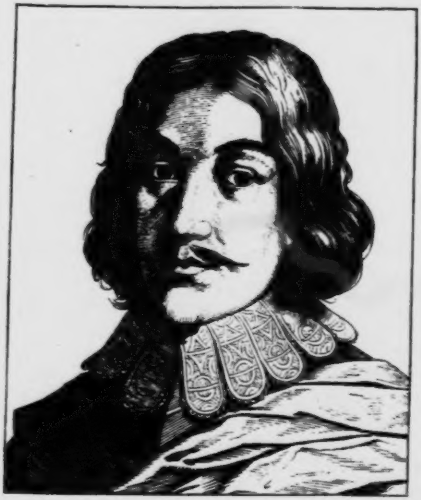


Athanaſius Kircher.

Geb. d. 2. Mai 1602, geſt. d. 30. Oct. 1680.

Forſcher von großem Ruf auf den Gebieten der Mathematik und Phyſik, Sprache und Alterthumskunde, mit Erfindergeiſt begabt wie wenige, voll unermüdlichen Fleißes, voll Gründlichkeit und Eifer. Das kleine jetzt Sachſen-Weimariſche, früher Fuldaiſche Städtchen Geiſa ließ dieſen berühmten Gelehrten das Licht erblicken. Seine Jugend war eine Kette von Gefahren, die ihn das Schickſal alle überwinden ließ, und von Wanderungen. Kircher's Vater war Amtmann in Haſelſtein geweſen und leitete den erſten Unterricht ſeines Knaben ſelbſt, dann ſandte er ihn in das Jeſuitencollegium zu Fulda. In dieſer Zeit gerieth Athanaſius unter ein Mühlrad und war faſt verloren; ein anderes mal galoppirte eine ganze Heerde Pferde über ihn hinweg. Die Schule hatte in dem aufgeweckten Geiſte Neigung erregt, in den Orden zu treten, und er führte ſchon 1618 dieſen Entſchluß aus. Er kam nach Paderborn, nach Münſter, nach Cöln, endete in letzter Stadt ſeine philoſophiſchen Studien und ging dann auf Befehl ſeiner Obern nach Coblenz, dort im Griechiſchen ſich zu vervollkommnen. Allein manchen war der ſtrebende und friſche Geiſt Kircher's unbequem, er fand ſtatt Anerkennung und Aufmunterung nur Haß und Verfolgung. Daher wandte er ſich nach Heiligenſtadt, und ging von da, dem Kurfürſten von Mainz vortheilhaft empfohlen, in deſſen Reſidenz, wo er vier Jahre lang theologiſchen Studien oblag, dann nach Speier und von Speier nach Würzburg ſich begab, wo er als Profeſſor der Philoſophie und Mathematik, der Naturſtudien, der alten Sprachen und der Theologie an der Hochſchule wirkſam war. Aber auch von hier vertrieben ihn die Wirren des dreißigjährigen Krieges und die Zwiſchenregierung der proteſtantiſchen Sachſenherzoge Bernhard des Großen und Ernſt des Frommen in dem von ihnen eroberten Würzburg. So kehrte Kircher noch einmal nach Speier zurück, bis ihn ein Befehl der Ordensobern nach dem altberühmten Avignon, dem franzöſiſchen Rom, ſandte. Dort machte er Bekanntſchaft mit dem hochgelehrten Peireſcius, dem bedeutendſten Kenner des Alterthumes, der auf Kircher den lebhafteſten erregendſten Einfluß ausübte. Dieſer war es auch, welcher verhinderte, daß Kircher den an ihn ergangenen Ruf eines Mathematikus des römiſchen Kaiſers annahm, ſondern deſſen Sendung nach Rom bewirkte. Auf dem Wege dahin bedrohte ein gefährlicher Sturm ſein Leben. Auch in Rom, wo er als Lehrer der Mathematik wirkte, blieb Kircher nicht ohne Neid und Verfolgung, doch entging er glücklich allen Gefahren und vertiefte ſich in die Studien des ägyptiſchen Alterthums und der Hieroglyphik. Auf dieſem Gebiet wird ihm ebenſo ſehr Scharfſinn und glückliche Löſungsgabe nachgerühmt, als er andererſeits der Leichtgläubigkeit und Selbſttäuſchung geziehen worden iſt, wie ihm denn auch manche abſichtliche Täuſchung durch andere widerfahren ſein ſoll. Es iſt aber auf keinem Felde der Wiſſenſchaft bis auf den heutigen Tag die Leichtgläubigkeit ſo ſehr vorherrſchend, als auf dem der ägyptiſchen Alterthumskunde. Daher darf es nicht verwundern, wenn auch der geſcheite Kircher im Zaubernetz der Einbildungskraft bisweilen gefangen ward, und es ſchmälert nicht ſein Verdienſt. Von ſeinen Schriften, die alle in lateiniſcher Sprache erſchienen, ſind viele noch immer anziehend und wichtig, ſo die Musurgia und die Phonurgia für Muſik- und Inſtrumentenkunde, ſeine ars magna lucis et umbrae, ſein Mundus subterraneus, — Magnes — Turris Babel, Oedipus aegyptiacus u. a. Berühmt und bedeutſam bleibt Kircher für alle Zeiten als Erfinder mehrerer wichtiger phyſikaliſcher Inſtrumente, eines Brennſpiegels, dem er eine Monographie widmete, eines Zauberſpiegels, eines nach ihm genannten künſtlichen Springbrunnens, welcher Vorbild und Vorgänger des Heronsbrunnens wurde, der Zauberlaterne, deren Wirkungen von einem Jahrhundert in das andere hinüber Jugend und Alter erfreuen, der Aeols- oder Windharfe, welche — ſpäter verbeſſert — noch immer an ſchönen Sommertagen durch ihre Accorde und Harmonienſtröme viele Menſchen entzückt. Seinen Namen trägt das von ihm begründete reiche und wichtige Muſeum des Jeſuitencollegiums in Rom.

Hochbetagt, geehrt und gefeiert ſtarb Athanaſius Kircher zu Rom und ſein Name blieb auch in Deutſchland, ſeinem Vaterlande, unvergeſſen. Vieles hat er ahnungsvoll in ſeinen Schriften ausgeſprochen, was die ſpätere Wiſſenſchaft als Wahrheit erkannte, und namentlich iſt dieß auf dem Gebiete der Phyſik der Fall, für welches ſeine dahin einſchlagenden Schriften in mancher Beziehung noch als Quellenſchriften gelten.



Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar.

Geb. d. 6. Aug. 1604, geſt. d. 8. Juli 1639.

Einer der hochherzigſten Kämpfer für die Freiheit des Glaubens, für die Freiheit Deutſchlands — tapfer und heldenmüthig, der hohen Ahnen ſeines Stammes würdig, welche die Reformation förderten und ſchirmten, und getreu bis zum frühen Tode. Ehrend nennt ihn die Geſchichte: Bernhard der große, denn Größe des Geiſtes, Größe der That waren ihm eigen, und nicht der Greiſenjahre bedarf es, ſolch ein hohes Ziel zu erreichen: die jugendliche Thatkraft pflückt ſich vom Baume des Ruhmes die blühendſten Kränze, und nicht der lang, ſondern der tüchtig lebende gewinnt ſich den Preis.

Bernhard zu Sachſen wurde ſeinem Vater, Herzog Johann, als zehnter und jüngſter Prinz zu Weimar geboren, und hatte das Unglück, ein Jahr alt ſeinen Vater und, noch nicht 15 Jahre alt, ſeine Mutter zu verlieren. Dieſe bat er um eine Hutſchnur, und ſie antwortete lächelnd: Lieber Bernd, wenn ich Dir jetzt eine Hutſchnur kaufe, brauche ich Dich an Deinem nahen Geburtstag nicht anzubinden. Der Sohn erhielt die Hutſchnur, und als ſein 15ter Geburtstag da war, ruhte ſeine Mutter ſchon in der Gruft.

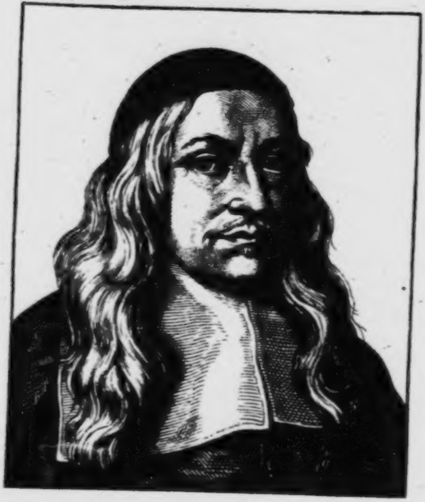
Gemeinſchaftlich mit ſeinem 1 Jahr ältern Bruder Friedrich Wilhelm ging Bernhard auf die Hochſchule Jena; dieſer Bruder ſtarb aber ſchon im 19. Jahre, und Bernhard kam an den Hof Herzog Johann Caſimir's zu Coburg, wo er zwei Jahre verweilte und dann unter den Fahnen Graf Ernſt's von Mannsfeld Kriegsdienſte nahm, unter denen ſein Bruder Wilhelm bereits ebenfalls diente. Es war ein ritterlicher Kern in faſt all' dieſen Söhnen Herzog Johann's, kaum möchte ein deutſches Fürſtenhaus eine ſolche Brüderſchaar aufzeigen. Der älteſte Bruder, Herzog Johann Ernſt, endete als königlich däniſcher General-Feld-Obriſt in Ungarn; Herzog Friedrich fiel im Dienſt des Böhmenkönigs, Kurfürſt Friedrich's von der Pfalz im Treffen bei Fleury; Herzog Wilhelm wurde einer der hervorragendſten ausgezeichnetſten Feldherren im dreißigjährigen Krieg, und Herzog Ernſt war groß als Heldenführer in demſelben Kriege, noch größer aber als Friedensfürſt.

Herzog Bernhard, dieſer genannten Herzoge Bruder, wurde Rittmeiſter unter Herzog Wilhelm, kämpfte unter dem berühmten Mannsfelder und dem Markgrafen Georg von Baden gegen Tilly und Wallenſtein, und trat ſpäter in die Dienſte der General-Staaten, wo er unter den berühmten Oraniern gegen die Spanier focht. Später kämpfte der Herzog unter den Bannern des Dänenkönigs Chriſtian IV., zog mit ſeinem Bruder Johann Ernſt nach Weſtphalen, dann nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor und endlich in das Lager vor Troppau, half auch Schleſien befreien, ſah ſich aber durch das wechſelnde Geſchick dennoch genöthigt, den däniſchen Kriegsdienſt zu verlaſſen, des Kaiſers Gnade nachzuſuchen, und empfing am 14. März 1628 von dem ſtolzen Friedländer den kaiſerlichen Schutz- und Schirmbrief.

Aber nach wenigen Jahren wehten die Fahnen Guſtav Adolph's auf deutſcher Erde, und ihnen eilten freudig die der proteſtantiſchen Lehre angehörenden deutſchen Fürſten zu, vor allen die ſächſiſchen Herzoge, und Bernhard, nun ſchon im Waffenwerk erprobt, wurde vom Schwedenkönig zum General-Major ernannt, half die Schlacht bei Breitenfeld und den noch nie beſiegten Tilly ſchlagen, wurde General der Infanterie, half Erfurt erobern, Schweinfurt und Würzburg nehmen, folgte dem König im Spätherbſt nach dem Rhein, nahm Schloß Ehrenfels und dann durch eine Kriegsliſt mit nur 300 Mann das gut beſetzte Mannheim, wo er die deutſchen Truppen ſchonte, aber 150 Spanier über die Klinge ſpringen ließ. Mehr als einmal wurden dem tapfern und heldenherzigen Führer Pferde unterm Leibe erſchoſſen; ſteis war er das Schwert in der Fauſt muthvoll voran, leitete die Angriffe und führte meiſt ſeine Truppen zum Siege. Während der nicht minder tapfere Bruder Wilhelm in dem ewig denkwürdigen Jahre 1632 Goßlar in Güte, Göttingen mit Sturm eroberte, nahm Herzog Bernhard mehrere Städte der Pfalz, auch Bacharach a. Rh. und die Veſte Stableck, und ſtieß dann zu des Königs Heer, der nun ſeine Siegesbahn durch Bayern verfolgte, Augsburg nach der Schlacht bei Donauwörth, welche Tilly das Leben koſtete, Landshut und Freiſingen nahm und in München glorreichen Einzug hielt.

Als der König nach Franken zurückgegangen war, blieb Herzog Bernhard in Bayern und gewann die Städte Freiburg, Ehingen, Füſſen und Landsberg. Dann wieder mit dem König vereinigt, half er das wohlverſchanzte Lager Wallenſtein's ſtürmen, leider, aller Tapferkeit ohngeachtet, fruchtlos. — Bernhard behauptete Windsheim, vereitelte das Vorhaben Wallenſtein's, ſich der Städte Würzburg und Schweinfurt zu bemächtigen, zog dem Friedländer nach, ſchlug dann 40 Schwadronen Reiter Iſolano's (ſo und nicht Iſolani ſchrieb dieſer ſeinen Namen) und gewann zehn Standarten.

Wallenſtein's Heer wüthete jetzt in Thüringen und Sachſen, er eroberte Leipzig; der Kurfürſt von Sachſen rief Guſtav um Hülfe an, dieſer brach aus günſtigen Stellungen aus Bayern auf und zog gen Norden; Bernhard vereinte ſein Volk bei Schleuſingen mit dem des Königs, verfolgte Pappenheim und ſtieß bei Naumburg abermals zum König, worauf ſie gemeinſchaftlich gen Lützen zogen. Die denkwürdige blutige Schlacht bei Lützen wurde geſchlagen, tapfer kämpften die Sachſenherzoge, der König ſank, eine Kugel riß Bernhard den Hut vom Kopf, aber unerſchrocken blieb der Held am entſcheidenden Tage, er rettete den Sieg und wurde nun Oberfeldherr des Schwedenheeres. In dieſer Eigenſchaft nahm er Leipzig und Chemnitz wieder, wandte ſich dann nach Franken, zu deſſen Herzog ihn die ſchwediſche Regentſchaft ernannte. Er übergab die Statthalterſchaft ſeinem in der Regierungskunſt mehr erfahrenen Bruder Ernſt und verfolgte die Bahn ſeiner Siege, eroberte Neuſtadt, Eichſtädt, Kelheim und Regensburg, ſpäter Landshut, wo Aldringer fiel; aber mitten in der Siegesbahn erfolgte am 27. Aug. 1634 die unheilvolle Schlacht bei Nördlingen und vernichtete einen Theil von des Herzogs Heldenruhm. Dennoch wurde ihm im folgenden Jahre nach dem Bündniß mit Frankreich zu Worms das Ober-Generalat über die ſchwediſche und die mit ihr verbundene Armee übertragen. Bernhard eroberte bald darauf Speier und entſetzte Mainz. Das Bündniß mit Frankreich veranlaßte den Herzog, ſelbſt nach Paris zu reiſen, 1636, wo er ſich ehrenvoll empfangen und ausgezeichnet ſah, aber mehr Verſprechungen als Geld und Truppen erhielt, was ſich auch fortſetzte, obſchon der Herzog fortfuhr, ſeine Heldenlaufbahn mit den Ruhmeskränzen von Elſaß-Zabern, Rheinfelden und Breiſach zu ſchmücken. Bernhard's Streben ging dahin, ſich aus dem Elſaß und dem Breisgau ein ſouveraines Herzogthum zu gründen; dieß war der Politik Richelieu's entgegen, der dieſe Lande an Frankreich zu bringen ſuchte — und ſiehe, ſchnell erkrankte der Herzog und verſchied im 35. Lebensjahre. Schwarze Flecken zeigte ſein entſeelter Leichnam und laut ging durch alle Lande die Kunde, daß wälſches Gift den tapfern Helden hingerafft, den keiner zu erſetzen vermochte.

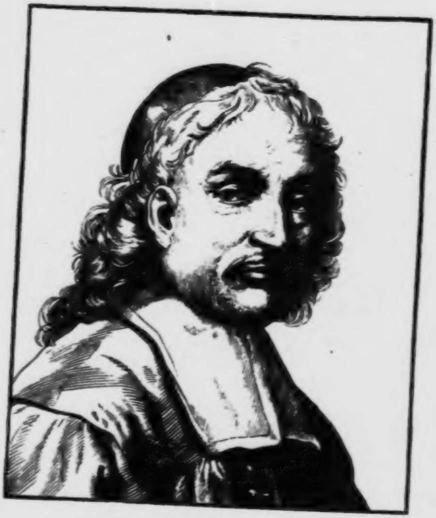


Hermann Conring.

Geb. d. 9. Nov. 1606, geſt. d. 12. Dez. 1681.

Dieſer berühmte Univerſalgelehrte wurde zu Norden in Oſtfriesland geboren, wo ſein Vater ein Predigtamt bekleidete. Spät und langſam, durch Siechthum gehemmt, entwickelten ſich während des jüngern Conring's Knabenjahren die Gaben, die ſpäter als glänzende von der ganzen Gelehrtenwelt bewundert wurden; dennoch erwachte mit dem Eintritt in das Jünglingsalter ein friſcherer Geiſt in ihm, und ein poetiſches Jugendproduct, eine Satyre auf die gekrönten Dichter, wurde Anlaß, ihn ſchon im 14. Jahre auf die Hochſchule nach Helmſtädt zu ſenden. Dort widmete er ſich mehrfachen Studien, der Philoſophie, den alten Sprachen, der Geſchichte und Geographie, nicht minder aber auch der Rechtswiſſenſchaft, der Theologie und Medizin. Mit Recht hätte er auf ſich die Worte anwenden können, mit denen Goethe's Fauſt beginnt, zumal nachdem er vom Jahre 1625 auch in Leyden fünf Jahre lang ſtudirt hatte. Bald bot ſich dem hochgelehrten Polyhiſtor eine Stelle als Arzt in Paris an, allein ſeine Neigung beſtimmte ihn, ſich für das Amt eines academiſchen Lehrers zu entſcheiden, und ſo kehrte er nach Helmſtädt zurück, das zwar vor dem Ausbruch des 30jährigen Krieges ſich weiten Rufes und hoher Blüthe erfreut hatte, aber im Jahre 1630 war auch dieſer Muſenſitz entvölkert und verödet und ſchwer heimgeſucht von den Kriegsgewittern, die immer wilder durch Deutſchland raſten. Mit dem Muthe eines Mannes jedoch, den kein äußeres Begegnen ſchreckt, wagte Conring ſeinen Gang anzutreten, wurde 1632 Profeſſor der Phyſik, zwei Jahre ſpäter Licentiat der Medicin und erwarb im Jahre 1636 den ärztlichen und philoſophiſchen Doctorhut; zugleich gewann er die Gunſt des Landesherrn, Herzog Auguſt's von Braunſchweig-Wolfenbüttel im hohen Grade, und ſein Wirken war ein ſo ausgezeichnetes und von Glück gekröntes, daß ſein Ruhm ſich ſchnell und weit verbreitete. Im Jahre 1649 berief ihn eine Gräfin von Oſtfriesland und im darauf folgenden Jahre ſelbſt die Königin Chriſtine von Schweden; von beiden fürſtlichen Frauen empfing er den Titel ihres Leibarztes. Es hing nur von Conring's Willen ab, ſich am königlichen Hofe zu Stockholm eine glänzende Stellung zu ſichern, allein er liebte Helmſtädt und ſeinen Landesherrn zu ſehr, um ſeine Heimath verlaſſen zu können. Der Herzog vergalt ihm dieſe Treue und Anhänglichkeit wieder mit ſeiner vollſten Gunſt und ernannte Conring, indem er mit ſcharfem Blick wahrnahm, daß dem Manne noch ganz andere Begabung innewohnte, als die eines Phyſikers und Philoſophen, zum Profeſſor der Politik. Jetzt erſt war Conring auf dem Felde einer Wirkſamkeit, für die er geboren war, er wurde durch und durch Staatsmann, theoretiſcher wie praktiſcher, er wurde der erſte Begründer des deutſchen Staatsrechts auf wiſſenſchaftlicher Grundlage, wie der Statiſtik und cameraliſtiſchen Geographie. Von edlem Freimuth der Geſinnung beſeelt, hielt Conring doch am Beſtehenden feſt. Von allen Seiten her ward er um Rath in wichtigen Staatsangelegenheiten gefragt und ſeine diplomatiſchen Ausſprüche galten für Orakel. Er legte durch ſeine Vorträge zuerſt den Grund zur Diplomatik als einer geſchäftlichen Kunſt; ſein Staatsrecht fußte zwar auf Hugo Grotius, dem berühmten Vorgänger, allein es enthielt des ſelbſtſtändigen und brauchbaren eine Fülle, obſchon es nicht ohne Bekämpfung blieb. In ſeinem deutſchen Privatrecht verwirrte er das deutſche mit dem römiſchen Recht zu langnachhaltigem Schaden, da viele Nachfolger auf ihn als eine Autorität getroſt weiter bauten. Lange erhielt ſich Conring's Anſehen als Staatsmann, und ſein Einfluß am braunſchweiger Hofe; politiſche Verhältniſſe, die zu ändern nicht in ſeiner Macht ſtand, und ein Hinüberneigen des Hofes nach Frankreich ſcheinen auch Conring beſtimmt zu haben, dem Zuge zu folgen, ſo ſehr er Deutſchland liebte und dieſe Liebe durch ſein berühmtes und bedeutendes Werk: «de finibus imperii» dargethan hatte. Conring ſah in einem Bündniß ſeines Herrn mit Ludwig XIV., der ihn hochſchätzte und dem Colbert eine politiſche Denkſchrift widmete, Heil für ſein Vaterland, das er keineswegs, wie übel Unterrichtete behauptet haben, gegen eine Penſion, die das Miniſterium Colbert ihm von Frankreich auswirkte — verrieth. Auch der König von Dänemark ernannte Conring zum Rath.

Dem bedeutenden Manne fehlt es nie und nirgend an Haſſern und Neidern, auch Conring hatte ſich deren zu erfreuen. Sie untergruben ſeinen Ruhm, ſein Wiſſen und Wirken konnten ſie nicht untergraben; aber ſeine Politik ward ihm verargt, und er überlebte ſeinen Einfluß um ſo mehr, als ſein Gönner, Herzog Auguſt, früher ſtarb, was Conring manche Klage abnöthigte. Er verfaßte zahlreiche Schriften und machte ſich niemals Auszüge aus andern; was er ſchrieb, ſchöpfte er aus dem Born ſeines eigenen gründlichen Wiſſens; ſeine Schriften, meiſt juridiſchen Inhaltes, füllen ſechs Foliobände. Er ſtarb hochbetagt als Senior aller Facultäten der Univerſität Helmſtädt im 75. Lebensjahre und in guten Verhältniſſen. Conring hinterließ auch zwei geiſtig begabte Töchter, Eliſa Sophia und Maria Sophia. Die erſtere ſchrieb Gedichte, brachte Salomo's Buch der Weisheit in deutſche Verſe, überſetzte theilweiſe den holländiſchen Poeten Cats und offenbarte viele Liebe für die Natur und deren Geſchöpfe, die ſie ebenfalls poetiſch zu verherrlichen ſuchte. Die zweite Tochter Conring's überſetzte Boccaccio, dichtete eine dramatiſche Alexandreis, und beſchenkte nebenbei Deutſchland mit einem guten Kochbuche, wie mit einer Anleitung, Confitüren zu bereiten. Wiſſenſchaften und Künſte der Töchter, die freilich denen des Vaters ſehr fern ſtanden, gleichwohl auch ihre Geltung behaupten.



Paul Gerhard.

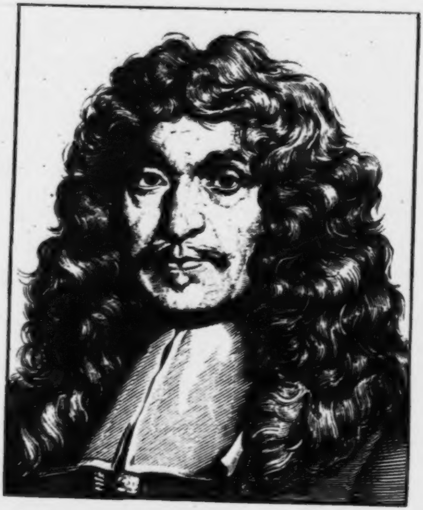
Geb. 1606, geſt. d. 27. Mai 1676.

Paul Gerhard war einer der gemüthvollſten und ſeeleninnigſten geiſtlichen Liederdichter, die je gelebt, und obſchon ſeit ſeinem Tode faſt zwei Jahrhunderte verrannen, ſo lebt ſein Andenken, leben ſeine Lieder in deutſchen, chriſtlichfrommen Gemüthern dennoch noch immer fort, weil ſie von einem poetiſchen Zauber verklärt ſind, und die ächte Frömmigkeit athmen, die für ſo manche Herzen ein Bedürfniß iſt.

Gerhard wurde zu Gräfenhainichen in Sachſen geboren. Sein Jugendleben liegt ganz im Dunkel; man weiß nicht, wer ſeine Aeltern waren, weiß nicht, wo er ſeine academiſchen Studien begann und endete, und wie ſeine poetiſche Begabung zuerſt ihre jugendlichen Schwingen entfaltete, und dieß kommt daher, daß im dreißigjährigen Kriege auch Gräfenhainichen das Loos traf, völlig verheert und eingeäſchert zu werden, ſo daß weder aus Kirchenbüchern noch aus Archiven betreffende Nachrichten von der früheren Vergangenheit des Dichters auf die Nachwelt gelangten. Im Jahre 1651 begegnet uns Paul Gerhard fertig und vollendet als Theolog und als Dichter; er war Propſt zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg, gelangte zu Ruf und Anſehen auch außerhalb ſeines Kirchſprengels, und empfing ſogar im Jahre 1657 eine Berufung nach Berlin, um an der Nicolaikirche als Diakonus zu wirken. Dieß that Gerhard mit Freudigkeit und Treue, bis eine Zeit kam, die ihn in ſeinem Wirken ſtörte und betrübte. Es war die Zeit der unſeligen kirchlichen Streitereien der Lutheraner und Reformirten über Glaubenslehren, und auch Paul Gerhard geſellte ſich zu den ſtrengen lutheriſchen Theologen, die unermüdlich und unabläſſig die Reformirten bekämpften, während der Landesherr, Markgraf Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, letztere ſchützte und ſie geſchont wiſſen wollte. Da geſchahe denn das unvermeidliche und unausbleibliche, Paul Gerhard empfing unterm 16. Febr. 1666 die durch ſeine theologiſche Hartnäckigkeit erwirkte Entlaſſung. Dieſes Umſtandes hat ſich die Sage bemächtigt, und eine rührende Erzählung aus demſelben geſchöpft, deren Inhalt in Kürze dieſer iſt: Paul Gerhard ſei aus Berlin verwieſen worden, und habe zum Wanderſtabe in das Exil greifen müſſen.

Auf dem Wege ſei Paul Gerhard's Frau von der größten Niedergeſchlagenheit und Troſtloſigkeit über ihr Schickſal ergriffen worden, da ſei der Dichter in den Garten des Gaſthauſes, darin beide übernachteten, gegangen, und habe das unvergleichlich ſchöne Troſtlied: Befiehl du deine Wege, gedichtet. Da ſeien noch denſelben Abend Boten des Herzogs Chriſtian zu Sachſen-Merſeburg gekommen, und haben ihm die Nachricht überbracht, daß ihr Herr ihm ein Jahrgehalt ausgeſetzt habe, und ſobald als möglich ihn durch eine Predigerſtelle verſorgen wolle. — Paul Gerhard wurde aber, obſchon ſeines Dienſtes entlaſſen, keineswegs aus Berlin vertrieben; ſeine ihm liebevoll anhängende Gemeinde erhielt ihn, die Stadt und die Stände der Mark kamen fürbittend bei dem großen Kurfürſten ein, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen, was auch durch eine Verfügung vom 19. Jan. 1667 erfolgte. Die rückſichtvolle Gnade des Regenten ging ſo weit, daß Paul Gerhard ſogar von der Verpflichtung entbunden wurde, das Gelöbniß, die Reformirten ferner nicht durch Wort und Schrift zu bekämpfen, zu unterſchreiben, da er ſich weigerte dieſes zu thun, und es erging an ihn blos die mahnende Aufforderung, ſich in den kirchlichen Streithändeln geziemender Mäßigung zu befleißigen. Da jedoch zu ſolcher Mäßigung Paul Gerhard der Wille und der Gehorſam mangelte, ſo verließ er nun Berlin freiwillig und zog in das Sachſenland. Ob er, wie hier und da angegeben iſt, in dieſer Zeit ſeines freiwilligen Exils die meiſten ſeiner Lieder gedichtet, oder nicht viel mehr in befriedigender Wirkſamkeit und in beſchaulicher Stille, iſt eine Frage, die ſich leicht von ſelbſt beantwortet, um ſo mehr, als der Aufenthalt in Sachſen ein Exil um ſo weniger genannt werden kann, da es niemand einfiel, den Dichter zu verfolgen, und ſchon 1669 der Herzog zu Sachſen-Merſeburg ihm das Archidiakonat zu Lübben in der Niederlauſitz verlieh. Dort ſtarb Gerhard als Oberpfarrer, nachdem er ein ziemlich hohes Alter erreicht. Er hatte nur einen einzigen Sohn, der ſich auch zum Prediger heranbildete.

Paul Gerhard hinterließ an Geiſteswerken nur ſeine religiöſen Lieder, aber in ihnen einen reichen, viele Bände anderer theologiſchen Schriften aufwiegenden Schatz. Manche in ſeiner Zeit liegende Rauhigkeit — ſelten Anſtößigkeit — im Ausdruck, und hier und da eine proſaiſche Wendung abgerechnet, ſind dieſe Lieder formgerecht, gedankenvoll, poetiſch ſchön und innig fromm. Nächſtdem ſpricht aus vielen der Lieder eine große Kenntniß der Natur, wie Vorliebe und Beobachtungsgabe für dieſelbe. Davon zeugt am meiſten das reizende Sommerlied: «Geh aus mein Herz und ſuche Freud». Viele andere, wie z. B. das angeführte: «Befiehl du deine Wege;» «Ich weiß daß mein Erlöſer lebt;» «Nun danket all und bringet Ehr;» «Nun ruhen alle Wälder;» «O Haupt voll Blut und Wunden;» «Sollt ich meinem Gott nicht ſingen?» «Wach auf mein Herz und ſinge;» «Warum ſollt ich mich denn grämen?» «Wie ſoll ich dich empfangen?» «Zweierlei bitt ich von dir» — wurden Lieblingslieder der deutſchen Nation, und eine noch ungleich größere Anzahl ging in alle lutheriſchen Geſangbücher über, und die ſelbſtſtändige Ausgabe derſelben erlebte viele Auflagen, erſchien auch öfter in verbeſſerter Geſtalt. Von neueren Dichtern kam Gellert Paul Gerhard am meiſten nahe.



Joachim von Sandrart.

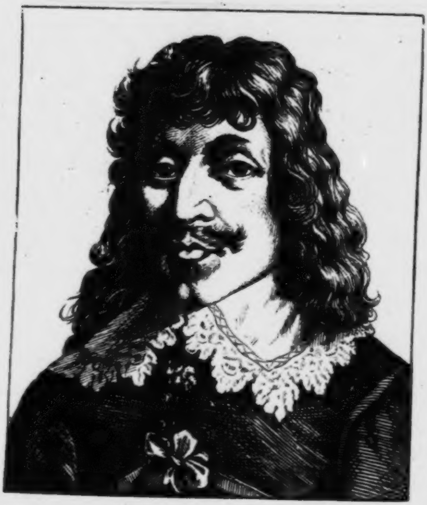
Geb. d. 12. Mai [illegible], geſt. [illegible].

Ein bedeutender Mann, ebenſo ſehr als ausübender Künſtler, wie als Epoche machender Kunſtſchriftſteller und Kunſtforſcher ausgezeichnet.

Sandrart wurde zu Frankfurt am Main geboren und entſtammte einer altadeligen Familie, die ihren Urſprung aus den Niederlanden herleitete, ohne daß jedoch die Nachkommen ſich adelig ſchrieben. Durch äußere Verhältniſſe unterſtützt konnte Sandrart neben dem Empfang guten Unterrichts der eigenen Neigung folgen, die ihn frühzeitig zur zeichnenden Kunſt führte. Die berühmten Kunſthändler und ſelbſt Maler und Kupferſtecher de Bry und deſſen Schwiegerſohn, Matthäus Merian der ältere, munterten den jungen Künſtler lebhaft durch das Lob auf, das ſie ſeinen Zeichnungen zollten, welche, obſchon nur Copien älterer Kupferſtiche und Holzſchnitte, den Originalen täuſchend ähnlich waren. Der Kupferſtecher P. Jßelburg, welcher mit gewandter Technik manches große und gute Blatt ſchuf, unterrichtete Sandrart im ſtechen und radiren, bis letzterer, erſt 15 Jahre alt, nach Prag reiſte, um ſich in der mit Vorliebe ergriſſenen Kunſt von dem noch höher begabten Aegidius Sadeler weiter fortbilden zu laſſen. Sadeler glaubte aber in Sandrart mehr Maler= als Kupferſtechertalent zu erblicken und rieth ihm an, nach Utrecht zu dem Maler G. Honthorſt zu gehen. Bei dieſem begab ſich Sandrart nach damaliger Zeitſitte förmlich in die Lehre, und machte bedeutende Fortſchritte, ſo daß Honthorſt ihn als Begleiter auf einer Reiſe nach London mitnahm, wo Sandrart vielfache Beſchäftigung fand, auch mehrere Gemälde Holbein's copirte. Später reiſte Sandrart nach Venedig und Rom, begeiſterte ſich an den unſterblichen Werken der italieniſchen Meiſter und ſtand bald in der Mitte der deutſchen Künſtler und ihres Bundes, der Schilderbent, in Achtung und hohem Anſehen. Dort malte Sandrart ſeinen bewunderten «Tod des Seneca», ein Nachtſtück, welches die königl. Gallerie zu Berlin ſchmückt; zeichnete für den Marquis Giuſtiniani die, deſſen Palaſt ſchmückende Statuen=Sammlung für ein Prachtwerk, das in zwei Foliobänden erſchien, malte mehrere Bilder für den Papſt Urban VIII. und ſtudirte fortwährend die Antiken. Von Rom aus machte Sandrart eine

Künſtlerfahrt nach Neapel, Sicilien und Malta, nahm Landſchaften und berühmte Gegenden auf, von denen dann der ältere Merian viele für die Werke ſeines Kunſtverlages ſtach, und kehrte durch Apulien nach Rom, 1635 aber nach Deutſchland zurück, welches nun bereits ſeit 17 Jahren unter der Geiſel des dreißigjährigen Krieges ſeufzte und blutete. Dennoch in jener der Kunſt ſo durchaus unholden Zeit bekam Sandrart eine Fülle von Aufträgen, weil ein bedeutender Ruf ihm voraus ging, und verehrende Huldigung ihm von der Vaterſtadt ſchon entgegen kam, eine ſeltene Ausnahme von dem bekannten Sprüchwort. Sandrart vermählte ſich mit Johanna von Milkau auf Stockau, einer reichen Erbin, und lebte ein thätiges, ſeiner Kunſtausübung ganz geweihtes Leben, bis auch ihn die Kriegsunruhen zwangen, der lieben Heimath Valet zu ſagen. Er wandte ſich mit ſeiner Familie und ſeinem Schüler, dem jüngern Merian, nach Amſterdam, wo er fleißig fortarbeitete und unter andern berühmten Bildern für den Kurfürſten Maximilian I. von Bayern die 12 Monate und Tag und Nacht malte, welche Gemälde, nebſt vielen ſpätern Bildern von ihm, noch heute ein Schmuck der königl. Pinakothek zu München ſind. Sandrart erbte mit ſeiner Frau das Familiengut derſelben, Stockau, veräußerte ſeine Kunſtvorräthe und Sammlungen um eine ſehr bedeutende Summe, und bezog ſein Landgut, auf welchem er jedoch 1647 alle Schrecken einer Plünderung durch die Franzoſen erlitt. Indeß erlaubten ihm ſeine Verhältniſſe nach dem bald erfolgenden Friedensſchluß die völlige Wiederherſtellung des ruinirten Gutes, und er lebte fortan im glücklichſten Verhältniß nur der Ausübung ſeiner Kunſt, wurde vom Pfalzgraf Wilhelm Philipp von Pfalz-Neuburg zum Rath ernannt, weilte jedoch nicht ſtets auf ſeinem Gute, ſondern machte einträgliche Kunſtreiſen, und hatte namentlich durch Bildnißmalen, deren er, wenn er wollte, in einem Tage zwei, jedes für 50 Thaler, zu fertigen vermochte, einen erſtaunlichen Gewinn. Sandrart malte den großen Friedensſchmaus, welchen 1649 der Pfalzgraf Carl Guſtav den Reichsſtänden und den kaiſerlichen und ſchwediſchen Commiſſaren gab, 12′ hoch und 9′ breit, mit 50 wohlgetroffenen Bildniſſen der Theilnehmenden, ein Bild, welches Georg Philipp Harsdörfer in lateiniſchen Diſtichen feierte und General Wrangel kaufte, um es dem Rathhauſe in Nürnberg zu verehren. Der Pfalzgraf, den das Glück auf den Thron von Schweden führte, ſchenkte dem Künſtler 2000 Gulden rheinl. und eine goldene Gnadenkette von 200 Dukaten Werth. Sandrart malte dieſen freigebigen Fürſten zu Pferde, lebensgroß und lebenstreu, ſo daß das lebende Pferd deſſelben dem gemalten zuwieherte, und der Fürſt unterließ nicht, denen von ſeiner Umgebung, die an dem Gemälde Ausſtellungen machten, zu bemerken, ſein Pferd ſcheine in der That mehr Kunſtverſtändniß zu haben, wie ſie; ein feines Compliment, das aber wohl hier und da noch heute Wiederhall und Wiederholung finden dürfte. Von Nürnberg reiſte Sandrart nach Wien, malte dort die höchſten Herrſchaften, ärntete reichen Lohn und empfing vom Kaiſer das Adelsdiplom. Seine Familie begleitete ihn, aber auf der Rückreiſe verlor er in Augsburg ſeine Frau, die ihm keine Kinder geſchenkt hatte. Er traf eine zweite Wahl mit Eſther Barbara Blomarts, Tochter eines Nürnberger Rathsherrn, und ließ ſich nun dauernd in Nürnberg, dem ſchönen Mittelpunkte ächt deutſcher Kunſt, nieder, wo er hochgeehrt und beglückt ein hohes Alter erreichte. Der Doge von Venedig ernannte ihn zum Ritter des heiligen Markus, Kaiſer Ferdinand III. beehrte ihn mit eigenhändiger Zuſchrift und ſchmückte das ihm früher verliehene Wappen mit einer königlichen Krone. Daſſelbe zeigt drei Weintrauben mit einer bis zur Schildesmitte aufſteigenden Spitze. In der den Helm zierenden Krone ſteht ein Pelikan mit Jungen.

In Sandrart's Gemälden waltet der Einfluß der italieniſchen Malerſchule ſeiner Zeit überwiegend vor; er war weniger ein ſelbſtſchöpferiſches Talent, als ein glücklicher Nachahmer guter Vorbildner. So groß und geſchätzt die Menge ſeiner Bilder iſt, ſo nützte er als Kunſtforſcher der Kunſt noch mehr, wie als ausübender Künſtler. Er ſchuf das Werk: Deutſche Akademie der edlen Bau- Bild- und Malerkünſte, 2 Folianten, in welchem er eine für ſeine Zeit und noch jetzt muſtergültige Kunſtgeſchichte lieferte, welche in einigen Ausgaben erſchien, auch in die lateiniſche Sprache überſetzt wurde, und ihm die Aufnahme als Mitglied des Palmenordens verſchaffte. Es iſt mit zahlreichen Kupferſtichen geſchmückt, welche Künſtlerportraits, antike Bildwerke u. dgl. darſtellen, und kam als die beſte Frucht der eifrigen Antiken-Studien ihres berühmten Urhebers zur Erſcheinung. Die erſte Ausgabe: Nürnberg 1678 und 1679 wird der von J. J. Volkmann 1768 bis 1775 beſorgten neuen Ausgabe bei weitem vorgezogen. Mehrere der Gemälde Sandrart's erſchienen im Stich, auch radirte er einige wenige eigenhändig und geiſtvoll. So wirkte der begabte Mann nach vielen Seiten hin, und verdiente den Lorbeer, mit dem ein überlebender Künſtler, R. Collin, ſein Bildniß umrahmte.



Paul Flemming.

Geb. d. 5. Oct. 1609, geſt. d. 2. April 1640.

Ein fruchtbarer und begeiſterter Sänger inmitten des ſiebzehnten Jahrhunderts, zwiſchen Opitz und Canitz der beſte deutſche Dichter, dem ein allzu früher Tod die Schwingen mitten im friſchen, fröhlichen Aufflug brach, der aber, ganz ein Sohn ſeiner Zeit, den Feſſeln ſich nicht zu entringen vermochte, an welchen die deutſche Poeſie noch immer ſchwer genug zu tragen hatte.

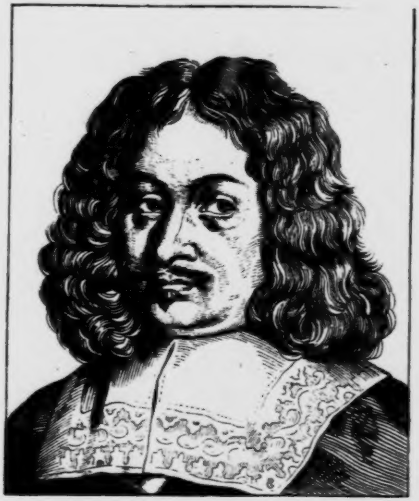
Flemming wurde in dem gräflich Schönburgiſchen Städtchen Hartenſtein im Voigtlande geboren, wo ſein Vater Prediger war, welcher bald darauf nach dem heiter gelegenen Wechſelburg überm Thale der Mulde verſetzt wurde. Nachdem der nicht unbemittelte Vater den Unterricht des Sohnes gut geleitet hatte, that er letzteren auf die Fürſtenſchule zu Meißen, wo Paul Flemming einen guten Grund in vielen Wiſſenſchaften legte. Von Meißen ging er nach Leipzig, widmete ſich der Arzneiwiſſenſchaft, wurde 1631 Magiſter, ſchrieb deutſche und lateiniſche Gedichte und wurde kaiſerlich gekrönter Poet. Flemming hätte wohl gern den Lehrſtuhl beſtiegen, wenn nicht der unheilvolle dreißigjährige Krieg damals die Hochſchulen verödet und auch die friedlichen Fluren Leipzigs und der Umgegend zu Tummelfeldern blutiger Schlachten gemacht hätte. Flemming riß ſich aus dem Kreiſe dichteriſcher Freundſchaft und Liebe, und reiſte 1633 nach Holſtein, wo Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein eine Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den Czar Michael Fedorowitſch nach Moskau ausrüſtete. Ein junger Arzt zur Aushülfe war als Begleiter dem mitreiſenden herzogl. Leibarzt Grahmann nicht unwillkommen und Paul Flemming durfte ſich der Ambaſſade anſchließen. Auch auf dieſer Reiſe, wie in der ſpätern größeren, ſchlummerte Flemming's Muſe nicht, die, wenn andere Stoffe ihr fehlten, in Gelegenheitsgedichten ſich offenbarte: der Großgeſandte und deſſen dem Dichter befreundete Umgebung wurden an Geburts- und Namenstagen mit poetiſchen Angebinden erfreut, ſelbſt die Dolmetſcher gingen nicht leer aus, Meeresſturm und glückliche Landung in Liefland wurden beſungen, als 1634 die Rückkehr erfolgte.

Da beſchloß der Herzog von Schleswig-Holſtein in der Abſicht, ſeinem Lande Handelsvortheile durch Verbindungen mit dem Orient zu verſchaffen, die Ausrüſtung einer Geſandtſchaft von mehr als 100 Perſonen, welche durch Rußland über Moskau nach Perſien reiſen ſollte, und Flemming ſchloß ſich derſelben voll friſcher Reiſeluſt ebenfalls an. Man lichtete am 27. October 1635 zu Travemünde die Anker und überſtand mancherlei Gefahr und Noth zu Waſſer und zu Lande. Adam Olearius, ebenfalls Dichter und holſteiniſcher Rath und Geſandtſchaftsſecretair, hat die Reiſe ausführlich geſchildert, Flemming aber läßt ſie durch eine Fülle von Gedichten klingen, die er an Olear, an Grabmann, an den Hofjunker v. Imhof u. a. in Aſtrachan und Jspahan und andern Orten richtete. Viele dieſer Gedichte gingen auch verloren. Flemming verehrte Opitz ſehr hoch, beweinte in Gedichten deſſen Tod, den Flemming in der Nogaiſchen Tatarei vernahm, nannte ihn in einem Athem Pindar, Homer und Maro ſeiner Zeit, und wandelte ihm als Dichter nach, weniger als Schüler, denn als Ebenbürtiger. Ein frommer Sinn begeiſterte Flemming zu religiöſen Liedern, deren mehrere in Geſangbücher aufgenommen wurden, und von denen: «In allen meinen Thaten» das beſte iſt; treue Vaterlandsliebe ließ ihn Deutſchlands Unglück tief empfinden und poetiſch beklagen; ein warmes Gefühl für Freundſchaft trieb ihn an, die zahlloſen Beglückwünſchungs= und Trauercarmina zu verfaſſen, die ſeine Geiſt= und weltliche Poëmata zu ſo ſtarker Fülle anſchwellen machten. Sie bezeugen eine höchſt ausgebreitete befreundete Bekanntſchaft, die ſich bei vielen jungen Damen zu hoher und vertraulicher Zärtlichkeit geſteigert zu haben ſcheint.

Mit beſonderer Vorliebe pflegte Paul Flemming das Sonett; er war der vierte deutſche Dichter, der ſich der edelgefügten ſüdlichen Form des Klanggedichtes annahm; nur Wirſung, Weckherlin und Opitz von Boberfeld hatte er zu Vorgängern. Geiſtliche Gemüthserhebungen, Glückwünſche, Liebesgedanken und Trauergefühle goß er in die Form der vierzehn Verszeilen, die nur der ſtets gebrauchte Alexandriner einigermaßen ſchwerfällig erſcheinen läßt. Aber das Gefühl iſt rein, die Empfindung zart, die Gedanken ſind reich, oft originell, auch Natur und Landſchaften traf er mit ſichern Pinſelzügen.

Im Beginn des Jahres 1639 erſt kehrte die Geſandtſchaft vom Hofe des Perſerſchahs Sophi in Jspahan nach Moskau zurück, nach manchem Genuß und nach mancher ertragenen Beſchwerde; dann verweilte ſie eine Zeitlang in Reval, wo Flemming die Neigung der ſchönen Tochter eines Kaufmanns, Niehuſen, gewann und ſich mit ihr verlobte. Mit der Geſandtſchaft zu Anfang des Auguſt wieder in Holſtein angekommen, reiſte Flemming 1640 nach Leyden, wo er als Doktor promovirte, und von da nach Hamburg, wo er ſich den häuslichen Heerd gründen wollte. Dort überfiel ihn aber eine jähe Krankheit, ohne Zweifel Folge der vielfach überſtandenen Strapazen und Mühen auf der großen langwierigen Reiſe, und raffte ihn in der Blüthe ſeiner Jahre dahin. Mit ihm ſchied eines der reichſten poetiſchen Talente ſeiner Zeit. Sein Schwanengeſang, vier Tage vor ſeinem Tode gedichtet, als er dieſen nahen Tod ſchon fühlte, war ein Sonett, in welchem er beruhigt von dem Schauplatz ſeines Daſeins Abſchied nahm und in blühender Jugend wie ein bejahrter Weiſer ſtarb.

Der gründliche und gediegene Biograph Paul Flemming's, K. Varnhagen von Enſe, äußert gegen den Schluß der Lebensſchilderung des Dichters (Biogr. Denkmale 4. Theil) «von Flemming's Aeußerem iſt uns kein Bild erhalten». Damit aber niemand das dieſer Skizze vorangeſtellte für ein Phantaſiebild halte, ſei erwähnt, daß daſſelbe einem in des Dichters Todesjahr erſchienenen Kupferſtich von C. Hortranſt in Zittau, 1640, treu nachgebildet wurde.



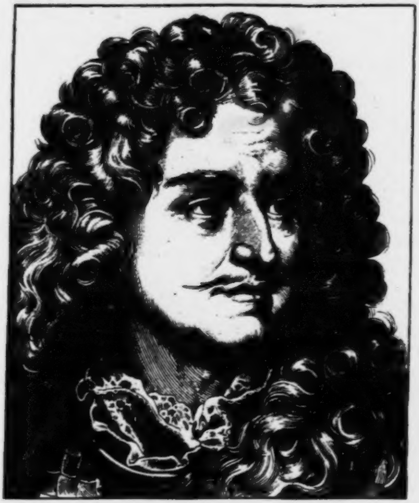
Andreas Gryphius.

Geb. d. 11. Oct. 1616, geſt. d. 16. Juli 1664.

Der Vater des neuern deutſchen Dramas gegenüber der uns von den Engländern überkommenen Volksbühne, ſchon als ſolcher des Namens würdig, den er als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft führte: Der Unſterbliche. — Gryphius wurde als Sohn eines Archidiaconus zu Groß Glogau geboren, beſuchte die Schule zu Görlitz, begann ſeine Studien zu Frauſtadt und vollendete ſie zu Breslau. Er hatte ſich dem Rechtsfach gewidmet, fand aber, 1636 in die Heimath zurückgekehrt, nicht ſofort eine geeignete Stellung, daher er die Stelle eines Informators bei dem Doctor Georg Schönborner, Herrn von Schönborn und Zinzendorf annahm. Dieſer Prinzipal des jungen Rechtsgelehrten hatte eine gründliche Bildung genoſſen, war ein großer Verehrer der Wiſſenſchaften, ſelbſt Schriftſteller, Syndicus in Glogau und wurde Canzler des Grafen von Schafgotſch, ja kaiſerlicher Rath und Fiscal, auch Pfalzgraf in Niederſchleſien und der Lauſitz. Ein ſolcher Mann konnte nur auf das anregendſte und ermunterndſte auf Gryphius einwirken, der ſich bereits durch Sonette und andere lyriſche Gedichte einen Namen gemacht hatte, und er förderte ihn in der That als ein wahrer Freund und Gönner. Kraft ſeines Amtes als Comes palatinus ernannte der Herr von Schönborn und Zinzendorf noch im letzten Jahre ſeines Lebens den von ihm geſchätzten Hausgenoſſen zum Magiſter der freien Künſte, krönte ihn zum Poeten, verlieh ihm den Adel und ſchuf ihm ein Wappen, doch hat der Dichter nie ſein auf dieſem Wege erlangtes Adelsdiplom geltend gemacht. Der Tod des Gönners und das vollendete Erziehergeſchäft löſten Andreas Gryphius bisheriges Verhältniß, und er begab ſich, von immer noch drohenden Kriegsgefahren umgeben, 1638 nach Danzig und von da nach Leiden, wo der berühmte Salmaſius, Heinſius u. a. lehrten, wurde von dieſen Männern freundlich und wohlwollend aufgenommen, und hielt 6 Jahre lang verſchiedene wiſſenſchaftliche Vorleſungen. Später begleitete er als Geſellſchafter einige adelige Jünglinge auf Reiſen, beſuchte England und Frankreich, auch Italien, und nahm nach der Rückkehr eine Zeitlang Aufenthalt in Straßburg. Erſt 1647 kehrte der vielgewanderte in ſeine Heimath zurück, wo er ſich nach dem ihm lieben Frauſtadt begab und ſich dort mit Roſine Deutſchländer verheirathete, die ihm auch dort den Sohn Chriſtian ſchenkte, welcher ſpäter als Dichter in des Vaters Fußtapfen wandelte, als Lyriker ihm nahe kam, aber ihn nicht erreichte.

Andreas Gryphius liebte ſeine Heimath und Frauſtadt ſo ſehr, daß er verſchiedene Profeſſuren, die ihm in Heidelberg, Frankfurt a. d. O., ja in Schweden angetragen wurden, als ſein Ruhm ſich verbreitete, ausſchlug. Er nahm vielmehr das Amt eines Landſchaftſyndicus bei den niederſchleſiſchen Landſtänden an, und in Glogau ſeinen Sitz. Dieſes Amt mußte ihm anziehend erſchienen ſein, da ſein Gönner Dr. Schönborner daſſelbe ebenfalls bekleidet hatte, und vielleicht verſprach er ſich denſelben glänzenden Lebensweg voll Ehren und Würden, den das günſtige Schickſal jenen Mann geführt: nächſtdem vergönnte das Amt die Muſſe für die Muſe,welcher er ein treuer Jünger blieb. A. Gryphius Dichterleben fiel in die traurige Zeit, in welcher der dreißigjährige Krieg Deutſchland verheerte; die Künſte hatten den allerſchwerſten Stand, das Schauſpiel zumal ſtand noch auf ziemlich tiefer Stufe; herumziehende Banden hatten es in ihrer Hand, oder es war Schüler- und Studentencomödie; letztere Darſteller kamen nicht aus der ſteifen, zum Theil frömmelnden Allegorie los, erſteren hing noch aller Jammer der Trivialität an. Gryphius, voll Kraft, Genialität und Kenntniß verſuchte eine umwandelnde Läuterung, und ſie gelang ihm, wenn nicht vollſtändig für die darſtellende Bühnenwelt, doch für die dramatiſche Literatur. Gute Muſter ſchwebten ihm vor, von den Römern wohl am meiſten Seneca, von den Holländern Heinſius.

Gryphius ſchuf der deutſchen Bühne den Pomp der Rede, er ſchuf das theatraliſche Pathos. Der naturwüchſigen Kraft der bisherigen Bandenbühne ſetzte er die Regelſtrenge empfindungvoller aber handlungloſer Stücke entgegen, und ſo machte er als Kunſtdichter mit Recht Epoche, als Bühnendichter aber weder bei den Schauſpielern ſeiner Zeit, noch bei dem Publikum Glück; er ward geleſen und anerkannt, aber ſeine Stücke wurden nur ſelten aufgeführt. Die Sprache derſelben war kräftig, ja oft überkräftig, ſchwungvoll, phantaſiereich. Die noch am meiſten volksthümlich gehaltenen Stücke von Gryphius ſind: «Peter Squenz» und «Horribilicribrifax». Das erſte geiſelt die Bettelpoeſie jener Zeit, in der faſt jedes Anſtellungsgeſuch von Pfarr- und Schulamtscandidaten in griechiſchen oder lateiniſchen Verſen geſchrieben ward, das zweite die ſoldatiſche Prahlhanſigkeit, welche zur Mutter der ſtudentiſchen Renommiſterei auf den Hochſchulen wurde. Obſchon Gryphius auch einige Stücke des Auslandes übertrug, begründete er dennoch die Unabhängkeit des deutſchen Drama's von dem Ausland und ſteht bei allen Mängeln ſeiner Stücke als Lichtträger an der Tempelpforte der vaterländiſchen dramatiſchen Kunſt. Mitten in ſeinem Amtsberufe ereilte den Dichter der Tod. Er ſtarb an einem plötzlichen Schlaganfall in einer Verſammlung der Landſchaft auf einem Fürſten-Tage als Mitabgeordneter in den Armen ſeiner Collegen.



Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.

Geb. d. 6. Febr. 1620, geſt. d. 29. April 1688.

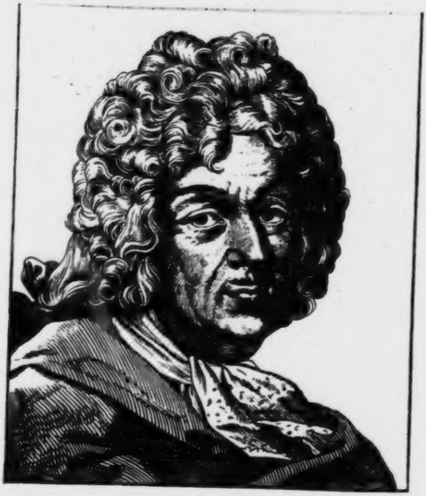
Der große Kurfürſt! Dieſe ehrende Benennung ertheilte die Geſchichte einem Manne aus dem ruhmreichen Hohenzollernſtamme, deſſen Lebensberuf durch höhere Lenkung es wurde, den feſten Grund zu Preußens künftiger Größe zu legen.

Friedrich Wilhelm's Geburt fiel in die ſturmvolle Zeit des Beginnens des dreißigjährigen Kriegs; der Vater war Kurfürſt Georg Wilhelm, die Mutter Eliſabeth Charlotte, geborene Prinzeſſin von der Pfalz. Die Aeltern ließen ihn ſorglich erziehen, und das Unglück des Vaters, das Weh der Zeit, und manche ſchmerzliche Erfahrung halfen ihn bitter ſchulen, und lehrten ihm die Cardinaltugend des Regenten, Charakterfeſtigkeit, deren Mangel manchen ſonſt braven Fürſten zum Spielball ſeiner Miniſter herabſinken ließ. Im Jahre 1635 beſuchte der Kurprinz die Hochſchule Leyden, von der ihn aber bald eine ausbrechende peſtartige Seuche vertrieb, dann nahm er in Holland an kriegeriſchen Unternehmungen Theil und eignete ſich tüchtige Kenntniſſe in den Kriegswiſſenſchaften, unter den tapfern Oraniern Wilhelm, Johann Moritz und Friedrich Heinrich an, floh aber vom glänzenden Hofe des letztern Prinzen vor Gefahren, die ſein ſittliches Gefühl mit Verletzung bedrohten, und beſtand auch noch ſpäter manche bedrohliche Gefahr anderer Art, Meuchelmord durch Stahl oder Gift, geleitet von der höhern Hand, die der Länder Looſe wägt, und ſchützend über denen ſchwebt, denen ſie dieſe Looſe anvertraut.

Im Jahre 1640 verlor Friedrich Wilhelm ſeinen unglücklichen ihn zärtlich liebenden Vater, und bekam als Erbe ein von den Stürmen des Krieges furchtbar zerriſſenes und verwüſtetes Land, noch dazu an allen Grenzen von Feinden bedroht, welche Neigung zeigten, ſo viele Theile dieſes Landes als möglich ſich anzueignen, dazu verwaltet durch einen allmächtigen Miniſter, den Grafen Schwarzenberg, der in Oeſterreichs Sinne handelte und das bekannte Miniſtergelüſt, an des Regenten Statt den Regenten ſelbſt zu ſpielen, zur vollen Geltung brachte. Dieſem heilloſen treiben machte der junge Kurfürſt ein raſches Ende, Schwarzenberg ward geſtürzt und ſtarb: treue und willige Diener, unter deren Namen der von Burgsdorf's am hellſten glänzt, traten an die Stelle der untreuen und widerwilligen. Der Kurfürſt hing treu an der evangeliſchen Kirche, deren Bekenntniß bisher ſo zahlreiche Blutopfer gebracht waren, ſchloß Frieden mit Schweden und wurde — ein unſterbliches Verdienſt — Anbahner und Begründer des weſtphäliſchen Friedens; ihm hauptſächlich iſt es zu danken, daß für die drei religiöſen Hauptparteien die gleiche Religionsfreiheit beſchloſſen und gefeſtet wurde. Ein Jahr vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges vermählte ſich der Kurfürſt mit der frommen Prinzeſſin Luiſe Henriette, Prinzeſſin von Oranien, einer begabten geiſtlichen Liederdichterin, und lebte nun neben der Ausübung ſeiner großen Regentenpflichten in ſchöner Häuslichkeit, ſoviel ihm die politiſch bewegte Zeit den Genuß derſelben vergönnte. Es galt zunächſt, ein durch den langen Krieg verwildertes und entſittlichtes Land den Geſchäften und Segnungen des Friedens wieder zugänglich zu machen, verödete Orte und Fluren neu zu beleben und zu bevölkern, Gewerbe zu heben, aber auch zugleich, eine zuverläßliche Schutzmacht für dieſes Land aus dem Heere zu bilden, in welchem noch kein Geiſt der Ehre lebte, ſondern der Nachhall der Landsknechtnatur aus dem deutſchen und dreißigjährigen Kriege. Selbſt zum heldenmüthigen Krieger herangebildet, gab der Kurfürſt ein edles Beiſpiel, wie der Geiſt des Heeres zu beleben und zu veredeln ſei. Dieſer Geiſt machte ihn zum Sieger gegen Polen, Dänen und Schweden und gegen die eigenen rebelliſchen neuen Unterthanen in Pommern. Schutz- und Trutzbündniſſe mit auswärtigen Mächten wurden geſchloſſen, und dem Kaiſer konnte noch eine Streitmacht zur Hülfe gegen die Türken geſendet werden. Zweimal ſchlug der große Kurfürſt die ihm angebotene Krone Polens aus, er wollte ſeinen Glauben nicht wechſeln wie ein Kleid, und wenn er dadurch hätte römiſcher Kaiſer werden können.

Ein zehnjähriger Friede vergönnte den Ländern des bewunderungswürdigen Kurfürſten Ruhe und glückliche Entfaltung beſſerer Einrichtungen, die ſich auf Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe, auch beſonders durch begünſtigte Einwanderung, auf Verbeſſerung des Poſtweſens, auf Schulen und Unterricht erſtreckten, bis die Verhältniſſe den väterlich geſinnten Herrſcher zum Kriege gegen Frankreich in das Feld riefen, während die Schweden als Frankreichs Bündner in die von Truppen entblößte Mark Brandenburg und die preußiſchen Erbſtaaten unter Wrangel einfielen, und die im dreißigjährigen Kriege verübten Gräuel wiederholten. Dieß geſchah im Winter 1674; ſobald indeß die Jahreszeit es erlaubte, das Heer aus Franken nach den Marken zu führen, geſchah dieß mit überraſchender Eile, und die Schlacht bei Fehrbellin ſetzte dem Heldenſinne des großen Kurfürſten ein ewiges Denkmal. Wie ein Wetter fegte der Held den Feind aus dem Lande, eroberte das ihm genommene Land, nahm neues dazu und zwang allen ſeinen Gegnern Achtung und Frieden ab, und ſo war es ihm vom göttlichen Segen vergönnt, des Gedeihens der Saaten ſich zu freuen, die er geſäet, obſchon der Friedensvertrag von St. Germain am 29. Juni 1679 ihn um den größten Theil der Früchte ſeiner unſterblichen Siege brachte.

Das thatenreiche Leben dieſes wahrhaft großen Mannes und Regenten iſt nicht in engbegrenzter Schilderung zu umfaſſen. Er war hochbedeutend als Kriegsheld und Kriegsherr, und nicht minder hochbedeutend auf dem Throne, den er ſicherte und feſtete, den er mit den Palmen des Friedens ſchmückte. Er war fromm und gerecht, rein und treu wie Gold. Nachdem ihm die erſte Gemahlin 1667 verſtorben war, vermählte ſich Friedrich Wilhelm 1668 mit Dorothea, verwittweten Herzogin von Braunſchweig. Sein Regierungsnachfolger, Kurfürſt Friedrich III., dann Friedrich I. König in Preußen, entſtammte der erſten Ehe. Als ſeine Zeit dahin war, ſtarb er gefaßt und gottergeben, und ließ den Ruhm eines der muſterhafteſten Herrſcher zurück.



Hiob Ludolf.

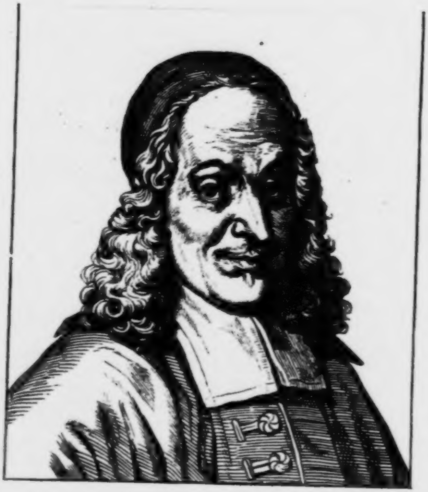
Geb. d. 15. Juni 1624, geſt. d. 8. April 1704.

Hiob Ludolf war ein gründlicher und vielſeitiger deutſcher Gelehrter, Hiſtoriker, Sprachforſcher und Staatsmann, der auf vor ihm ziemlich unbebauten Feldern des Wiſſens wichtiges leiſtete und ein in Ehren geführtes Leben zu hohen Greiſenjahren brachte. — Sohn des zweiten Ober-Vierherrn Hiob Ludolf zu Erfurt, wurde Ludolf in der thüringiſchen Metropolis geboren und nach dem Vornamen des Vaters benannt. Er war Sprößling eines patriziſchen Geſchlechtes, deſſen Glieder in Achtung und Anſehen gelebt hatten. Als ein fähiger Schüler beſuchte er die Schule bei «den Predigermönchen», und hatte viel über den Zwang dieſer Schule zu ſeufzen, den er bis in das 11. Jahr trug und dann aus der Scylla der Trivialſchule in die Charybdis des Gymnaſiums gelangte, wie ein alter lateiniſcher Lebensbeſchreiber Ludolf's ſich ausdrückt. Der junge Schüler lernte tüchtig griechiſch und lateiniſch, las fleißig die Alten, überſtand 1638 eine gefährliche Krankheit, ging dann mit ſeinen beiden älteren Brüdern Conrad Rudolf und Georg Heinrich auf die Hochſchule nach Gröningen, ſpäter nach Leiden, und gab ſich mit Vorliebe dem Studium fremder Sprachen, namentlich auch der orientaliſchen hin, unter denen beſonders die äthiopiſche ihn anzog, der er ausdauernden Fleiß und volle Liebe zuwandte. Doch verabſäumte Ludolf dabei nicht das gründliche Studium der Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft. Reiſen nach England, nach Frankreich und Italien, dann nach Dänemark und Schweden, in welchem Lande mittlerweile Ludolf's Bruder Georg Heinrich eine Stellung als königlicher Geſandtſchaftsſecretair gefunden hatte, — begonnen 1646 und durch eine Reihe von Jahren fortgeſetzt, bildeten den jungen Gelehrten völlig aus und ließen ihn ebenſo einflußreiche als anziehende und wichtige Bekanntſchaften in den durchreiſten Ländern machen, unter ihnen die des Cardinal Mazarin. In Schweden war H. Ludolf die angenehmſte Aufnahme geſichert, als er 1650 dorthin kam. Axel Oxenſtierna, der Reichsſtatthalter nach König Guſtav Adolf's Tode, hatte zu Erfurt im Ludolf'ſchen Hauſe gewohnt; Ludolf wurde ſogar der Königin Chriſtine vorgeſtellt, die ihn gern in dem Gelehrtenkreiſe ſah, den ſie um ſich verſammelt hielt, und er benutzte dieſe Gelegenheit, ſich auch die Kenntniß der ſchwediſchen, finniſchen und ruſſiſchen Sprache anzueignen, während er zu gleicher Zeit vom portugieſiſchen Geſandten deſſen Landesſprache erlernte. Er durchreiſte Schweden, beſuchte die Kupferbergwerke, lernte Olav Worms kennen und kehrte 1651 in ſeine Vaterſtadt zurück.

Im Jahr 1652 trat Ludolf in die Dienſte des Herzog Ernſt I. zu Sachſen Gotha, und ſein erſter Dienſt war ein Auftrag ſeines Herrn und deſſen Bruders Herzog Wilhelm zu Sachſen Weimar, nach Breiſach zu reiſen und die irdiſchen Ueberreſte des Bruders beider, Herzogs Bernhard des Großen abzuholen und nach der thüringiſchen Heimath zu führen. Hiob's frommer Gebieter, der ſich warm die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in fremden Zonen angelegen ſein ließ, freute ſich, den ſprachenkundigen Mann, der nach dem Morgenlande zu correſpondiren im Stande war, denn Ludolf ſprach zum Theil oder verſtand doch 25 verſchiedene Sprachen Europa's, Aſiens und Afrika's, als ſeinen Diener zu beſitzen; doch mußte Ludolf zunächſt als Staatsmann Dienſte leiſten, wurde als Geſandtſchaftsſecretair auf den Reichstag nach Regensburg entſendet, ebenſo im Jahr 1665 als Hof und Juſtizrath nach Leipzig zu einem Kurſächſiſchen und Herzogl. S. Convent und ſtand lange Zeit an der Spitze der Gothaiſchen Hofdiener und Räthe in den wichtigſten Sendungen und Geſchäften; bereits 1654 war er zum Hofmeiſter der Prinzen Herzog Ernſt's ernannt worden; der Herzog hatte eigenhändig eine Norm der Erziehung für dieſelben entworfen. Im Jahr 1658 wurde Ludolf zum Hofrath ernannt und mußte in Altdorf eine Diſſertation vertheidigen. Mit dem dritten Sohne ſeines Gebieters, Prinz Albert, ging Ludolf auf Reiſen, lernte am Hofe zu Braunſchweig den gelehrten Herzog Anton Ulrich kennen, dann in Altona die berühmte Anna Maria von Schurmann, beſuchte mit ſeinem Zögling den däniſchen Hof Chriſtian V., dann jenen Carl XI. zu Stockholm, und kehrte im Jahr 1673 nach Gotha zurück.

Nach dem 1675 erfolgten Tode Herzog Ernſt I. erhielt Ludolf die Stelle eines Kammerdirektors zu Altenburg vom älteſten Sohne des verewigten Landesherrn übertragen, wurde im folgenden Jahre mit einer Geſandtſchaft an den Brandenburgiſchen Hof zu Berlin betraut und hatte das Unglück, ſeine Frau durch den Tod zu verlieren, während er vom Hauſe fern war, wodurch ihm alle Staatsgeſchäfte verleidet wurden. Er kam um ſeine Entlaſſung ein und erhielt dieſe, doch erſt 1677, unter den ehrenvollſten Ausdrücken der gerechteſten Anerkennung ſeiner geleiſteten Dienſte, mit dem Titel eines Geheimen Rathes, worauf er ſeinen Wohnſitz in Frankfurt a. M. aufſchlug, um ganz den Wiſſenſchaften zu leben, doch hinderte dieß nicht, daß ihn die Sachſenherzoge als ihren außerordentlichen Geſandten und Botſchafter betrachteten, Kurpfalz ihn zum Kammerdirektor ernannte und Kaiſer Leopold ihn 1690 zum Vorſitzenden des Kaiſerlichen hiſtoriſchen Collegiums erhob.

Einen großen Theil der Zeit des thätigen Mannes füllte die Abfaſſung ſeiner zahlreichen Werke aus; er ſchrieb unter andern eine gründliche Geſchichte Aethiopiens, einen Commentar über dieſelbe nebſt einem Anhang, eine Grammatik des Reiches Amhara, nebſt einem amhariſch-lateiniſchen Wörterbuch, ein äthiopiſch lateiniſches Wörterbuch nebſt einer betreffenden Grammatik; ferner gab er die Pſalmen äthiopiſch und lateiniſch heraus, ſchrieb die Allgemeine Schaubühne der Welt in 2 Folianten, und viele andere kleinere Abhandlungen und Briefe, und war dabei von Frankfurt aus ein eifriger und unermüdlicher Berichterſtatter aller politiſchen Neuigkeiten an die Sachſenherzoge. Zu einer Zeit hatte er gar nicht übel Luſt, ſelbſt nach dem geliebten Aethiopien und Amhara zu reiſen, mindeſtens reiſte er noch nach Frankreich, verkehrte viel mit Orientaliſten und forſchte nach äthiopiſchen Schriften in den dortigen Bibliotheken. Ludolf war dreimal verheirathet; er erfreute ſich eines glücklichen, geiſtesfriſchen Alters und leiſe beſchlich ihn der Tod nach einem ruhmvollen und thätigen Leben.



Philipp Jacob Spener.

Geb. d. 13. Jan. 1635, geſt. d. 5. Febr. 1705.

Einer der begabten Geiſter, welche, von ihrer Zeit bewegt, dieſe Zeit ſelbſt bewegen, ſie bahnbrechend umzuformen ſtreben, und häufig Liebe und Bewunderung, noch mehr aber Haß, Miskennung und Verfolgung ernten.

Spener wurde zu Rappoltsweiler im Ober-Elſaß geboren, wo ſein aus Straßburg ſtammender Vater gräflich Rappoltſtein'ſcher Beamter war. Die Aeltern waren beide chriſtlich und fromm geſinnt und ſuchten des Knaben Herz zu gleicher Geſinnung hinzulenken, was auch in erfreulichſter Weiſe gelang. Späteren Unterricht erhielt der junge Spener auf dem Gymnaſium zu Colmar und vollendete dann von 1651 an auf der Hochſchule zu Straßburg ſeine theologiſchen und philoſophiſchen Studien. Dort wurde er 1653 Magiſter und zugleich Erzieher der Prinzen von der Pfalz, als welcher er ſich neben den erlernten Wiſſenſchaften noch in mancher andern Doctrin umthun mußte, und zunächſt als Geneologiſt und Heraldiker auftrat, indem er einen Europäiſchen Adelsſchauplatz verfaßte und eine Wappentheorie in lateiniſcher Sprache ſchrieb, mit welcher er der ſchlummernden Heroldskunſt eine neue Bahn brach und ſie als Wiſſenſchaft feſtſtellte. Nach Vollendung ſeiner Erzieheraufgabe wandte ſich aber Spener dem mit Liebe begonnenen Studium der Theologie wieder zu und widmete ſich demſelben noch auf den Hochſchulen zu Baſel, Tübingen, Freiburg, Lyon und Genf, bis er wieder nach Straßburg zurückkehrte und daſelbſt 1663 Freiprediger, 1664 Doctor der Theologie wurde.

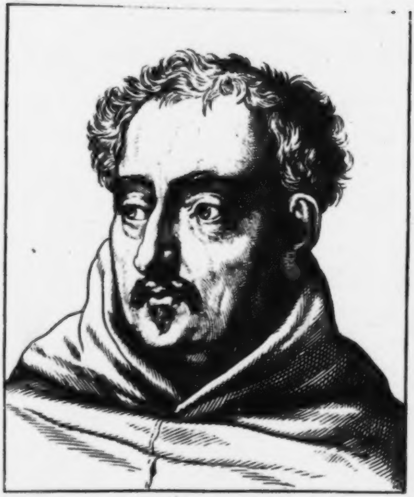
Als Geiſtlicher durchſchaute Spener mit klarem Blick, wie ſehr die proteſtantiſche Kirche Deutſchlands im Argen lag. Erſt war dieſe in ſich zerfallen durch endloſe und zweckloſe Meinungskämpfe theologiſcher Eiferer, die mit ſich ſelbſt mitten im Schooſe ihrer Kirche nicht einig zu werden vermochten, geſchweige mit Reformirten und Katholiken — dann war ſie heftig, wüthend und dreißig Jahre lang bekämpft worden, ohne beſiegt werden zu können; da war kein Bild proteſtantiſch kirchlichen Lebens, wie es Luther und ſeine Mitarbeiter geſchaffen hatten, mehr zu erblicken; das ſtarre Dogma waltete, und der zelotiſche Eifer der Geiſtlichen ſtellte den todten Buchſtaben höher, als den lebendigen Glauben und den chriſtlichen Wandel, die werkthätige Liebe. Gegen alle dieſe Uebel, welche eine trübe Zeit in ihrem Schooſe geboren, kämpfte Spener mit männlichem Bewußtſein deſſen, was zunächſt noth that, in ſeinem Kreiſe auf praktiſch reformatoriſche Weiſe an, während er unter dem Titel «Pia desideria» — (fromme Wünſche) der gelehrten Außenwelt ſeine geläuterten Anſichten von einer nothwendigen abermaligen kirchlichen Läuterung an das Herz legte. Chriſtlich apoſtoliſch ſollte die Kirche wieder werden, das war Spener's Hauptgrundſatz und ſeine Hauptforderung, und wie er ſelbſt in ſeiner eigenen Gemeinde und wo er ſpäter wirkſam wurde — durch einfache, erbauliche, verſtändliche und zu Herzen dringende Predigten ſeinen Zuhörern den Chriſtusſinn in die Herzen ſtrömte, auf Verbeſſerung des Schulunterrichts drang, die Katechiſationen durch den Prediger, nicht nur der Kinder, ſondern auch der Erwachſenen einführte, ſo ſuchte auch die erwähnte Schrift anzuregen und aufzumahnen, auf das dogmatiſche Gezänk zu verzichten, das ohne alle Frucht und ohne allen Segen iſt, zu religiöſer Bildung durch alle Lebenskreiſe aufzufordern, namentlich auf Schulen und Hochſchulen — wie ſie auch in unſern Zeiten wieder gar ſehr zu wünſchen iſt, und überhaupt zur Erweckung wahrhaft chriſtlich frommen Sinnes überall und überall hinzuwirken. Der Erfolg war jener des Säemannes im Evangelium.

Im Jahre 1666 nahm Spener von ſeiner ihn liebenden Gemeinde zu Straßburg Abſchied und die Stelle des erſten Geiſtlichen zu Frankfurt a. M. an, zugleich wurde er Senior des geiſtlichen Miniſteriums der freien Reichsſtadt und wirkte in dieſer Stelle 20 Jahre mit edlem Eifer. Da ihm von vielen Seiten her der Vorwurf gemacht wurde, zu Abſonderung und Sektirerei ſich hinzuneigen und zu dieſer anzuleiten, ſo verlegte er ſelbſt die außerkirchlichen erbaulichen Zuſammenkünfte, die ſogenannten Collegia pietatis, die ſich ſeit 1670 in ſeiner Gemeinde ausgebildet hatten, in die Kirche — ohne verhindern zu können, daß durch dieſelben ſpäterhin doch das pietiſtiſche Conventikelweſen ſich begründete.

Spener's weitverbreiteter Ruhm als des erleuchtetſten deutſchen Theologen ſeiner Zeit verſchaffte ihm im Jahre 1686 die dringende Berufung zum Oberhofprediger, Conſiſtorialaſſeſſor und Beichtvater des Kurfürſten Johann Georg's zu Sachſen nach Dresden, in welchem Amte er jedoch nur 5 Jahre blieb, weil der Kurfürſt mindere Neigung zeigte, wie ſeine großen Ahnherren, der Mahnung eines ſtrengen Bußpredigers Folge zu geben. Spener ſah ſich veranlaßt, um ſeine Entlaſſung einzukommen, und erhielt alsbald eine Berufung nach Berlin als Inſpektor, Propſt und Conſiſtorialrath an der Nicolaikirche, an welcher er noch 14 Jahre treueifrig wirkte.

Spener ließ eine große Anzahl Schriften erſcheinen; viele nöthigten ihm feindliche Angriffe ab, denn er verſtand nicht die Kunſt, durch unbedingtes Schweigen zu ſiegen und die zum Theil liebloſen, zum Theil lächerlichen Beſchuldigungen des Socianism, des Arianism und ſonſtiger Ismen ganz an ihren Ort geſtellt ſein zu laſſen, doch widerlegte er, wenn er ſich zur Abwehr herausgefordert ſah, mit Ruhe, Würde und Mäßigung alle die heftigen Anſchuldigungen ſeiner Gegner.

Spener war es, der den in der heutigen proteſtantiſchen Kirche eingeführten Confirmandenunterricht, die in vielen Ländern ſogenannte «Frage» begründete, Spener war es, deſſen Anregung bei Friedrich I., König in Preußen, die Univerſität Halle ihre Begründung verdankte, und es war nur naturgemäß, daß ſein Vorbild dort im lebendigen Andenken, wie auch ſeine Lehre, fortwirkend blieb; auf ihn gründete und auf ſeinen Geiſt ſtützte Auguſt Hermann Francke den religiöſen Aufbau ihrer beiderſeitigen Ueberzeugung weiter, zur Ehre Gottes und der Menſchheit zum Segen.



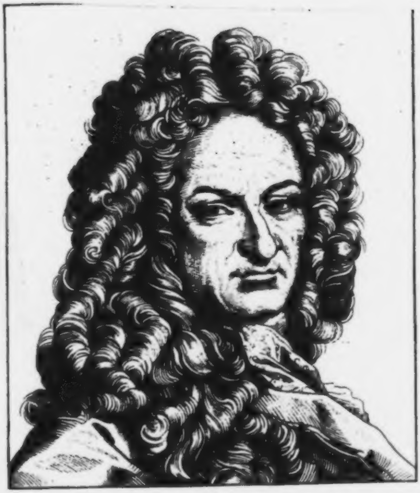
Abraham a Santa Clara.

Geb. d. 4. Juni 1642, geſt. d. 4. Dec. 1709.

Der eigentliche Name dieſes merkwürdigen Mannes war Ulrich Megerle, ſein Geburtsort war das ſchwäbiſche Dorf Krähenheimſtetten. Er ſtudirte zu Wien Theologie und Philoſophie, und widmete ſich frühzeitig dem Kloſterleben; ſchon als achtzehnjähriger Jüngling trat er zu Marienbrunn in den Auguſtinerorden. Zum Feſttagsprediger nach dem Kloſter Taxa in Baiern berufen, begann er bald, ſich durch ſeine Kanzelvorträge hervorzuthun, welche in vor ihm kaum dageweſener Weiſe voll Laune, Humor, Satyre und Schalkhaftigkeit die Thorheiten und Fehler der Menſchen geißelten, reiche Kenntniß der Welt und des Menſchenherzens kund gaben, und von einer Ueberfülle theils guter, theils barocker, ſtets aber origineller Gedanken ſtrotzten. Wie Abraham a Santa Clara ſprach, ebenſo ſchrieb er auch, und er ſchrieb gern und viel, wurde aber auch ebenſo gern geleſen als gehört und ſeine Schriften fanden im Publicum eine ſolche Theilnahme, daß ſie nicht nur in andere Sprachen überſetzt, ſondern auch noch in neuerer Zeit, mindeſtens ausgewählt, wiederholte Auflagen erlebten. Abraham a Santa Clara verſtand es, durch Wortwitz zu glänzen, wie keiner vor und nach ihm, dabei neigte er ſich dem Geſchmack der Zeitgenoſſen zu, und wurde durch freimüthige Derbheit volksthümlich. Der weitverbreitete Ruf, den er ſich gewonnen hatte, war Urſache, daß man ihn nach Wien verlangte, es war etwas neues, den Humor auf der Kanzel zu erblicken, und Wien hat ſtets lieber gelacht als geweint. Der Kaiſer hatte ihn perſönlich kennen gelernt, und beehrte ihn mit ſeiner Gunſt — Abraham a Santa Clara wurde Hofprediger zu Wien und Grätz, da er als Auguſtiner Ordensmann nicht wohl Hofnarr werden konnte; das ridendo dicere verum verſtand dennoch keiner ſo gut wie er. Im Jahr 1689 wurde der Pater Prior Abraham a Santa Clara zum Provincial ſeines Ordens ernannt, und blieb ſich im übrigen gleich als geiſtlicher burlesker Volksredner, der ſich im bis zu Tode gehetzten Witz und Wortſpielen und der Sucht, Sätze und Gegenſätze bis zur Erſchöpfung aneinander abzureiben, gefiel, wobei ſich aber aus dem Sande ſeiner Mahlſteine auch Goldkörner gediegenen Ernſtes unterweilen löſten. Stets hielt mit dem Gedankenreichthum ſeiner Vorträge und Schriften auch ſein üppig zuſtrömender und überſtrömender Wortreichthum gleichen Schritt, und wurde nur bisweilen zu Wortſchwall und Schwulſt. Wie in Schrift und Rede vieles bei ihm geſucht und manches Gleichniß gleichſam an den Haaren herbeigezogen wurde, ſo war es auch mit ſeinen Schriften der Fall, deren geſuchte und barocke Titel eben nur dem Geſchmack und dem Wohlgefallen am platten, rohen und gemeinen ſeiner Zeit zuſagen konnten. Die wichtigſten Schriften Abrahams a Santa Clara, die faſt alle in Quart erſchienen, ſind: Religlöſe Grammatik; Merks Wien; Judas der Erzſchelm, 4 Theile; Wintergrün; Abrahamiſches Gehab dich wohl; Reimb dich oder ich liß dich; Heilſames Gemiſch Gemaſch; Huy und Pfuy der Welt; Etwas für Alle; Geiſtliches Waarenlager mit apoſtoliſchen Waaren; Abrahamiſches Beſcheideſſen; Abrahamiſche Lauberhütte; Neu ausgehecktes Narrenneſt; Allgemeiner Todenſpiegel; Große Todenbrüderſchaft, u. a.

Ungeheure Beleſenheit und Bewandertheit des Autors in der heiligen, wie in der Profangeſchichte gibt ſich in der Mehrzahl dieſer Werke kund, und in vielen iſt mehr zu finden, als was der Titel ahnen läßt. Wer ſuchte, um nur ein Beiſpiel anzuführen, unter dem burlesken Titel des, Kaiſer Joſeph I. zugeeigneten «Huy und Pfuy der Welt» ein treffliches Fabelbuch? Dieſes eine Werk ſchließt eine Fülle von Moral und allumfaſſender Kenntniß ein. Als Menſch iſt dem Dichter alles gute Lob ertheilt worden, er war gottesfürchtig, demüthig, eifrig in der Religion, treu ſeiner Kirche, wie ſeiner Pflicht. Er ſtrafte ohne zu verletzen, und wenn er mit ſtrafender Rede einen bis zu Thränen rührte, ließ er ihn doch nicht unaufgerichtet und ungetröſtet von dannen gehen. Er war geliebt und geachtet, und ſeine Doppelbegabung, alles, was er ſprach, mit heiterer Gemüthlichkeit vorzutragen, und doch die Wahrheit ohne Scheu und Menſchenfurcht zu ſagen, gewann ihm den allgemeinen Beifall. Er ſchonte keineswegs den kaiſerlichen Hof, und jeder an demſelben mußte ſich gefallen laſſen, die Wahrheit von ihm zu hören. Er war Cato und Democrit in einer Perſon.

Abraham a Santa Clara brachte ſein Leben auf 67 Jahre, und ſtarb mit einem milden Lächeln. Er hatte ſeinen Lebenszweck erfüllt, war mit dem Tode vielfach vertraut geworden, konnte demſelben ohne Furcht entgegenſehen, und ihn wie ein Weiſer begrüßen.



Gottfried Wilhelm von Leibnitz.

Geb. d. 3. Juli, nach Andern d. 21. oder d. 21. Jan. 1646. geſt. d. 14. Nov. 1716.

Als Philoſoph, als Rechtsgelehrter und Staatsmann, ja als Polyhiſtor und Kosmopolit einer der hervorragendſten Geiſter im Kreiſe vaterländiſcher Berühmtheiten. Sein Vater, Friedrich Leibnitz, zu Altenberg in Meißen geboren, hatte in Leipzig ſtudirt und ſich dort als Rechtsgelehrter und Profeſſor niedergelaſſen, ſo wurde Leipzig die Ehre, Geburtsort und Vaterſtadt des großen Mannes zu werden.

Als Knabe erhielt Leibnitz eine dem Stande des hochgebildeten Aelternpaares angemeſſene Erziehung, ward Schüler der Nicolaiſchule und des berühmten Thomaſius. Ein treffliches Gedächtniß für das auswendiglernen klaſſiſcher Poeſien und eigne dichteriſche Begabung zeigten bald des Knaben geiſtige Richtung, und ungleich früher als andere reifte er höheren Studien entgegen. Mit dem funfzehnten Jahre ſchon wurde Leibnitz academiſcher Bürger, legte den Grund zu einem nicht oberflächlichen, ſondern gediegenen Vielwiſſen alter und neuer Wiſſenſchaften, und ging ſpäter auf ein Jahr eigens nach Jena, um bei Erhardt Weigel Mathematik zu hören, worauf er das zu den ſieben Wundern von Jena gezählte Weigel'ſche Haus verließ und ſich nach Leipzig zurück begab, die philoſophiſche Doctorwürde im 19. Jahre erwarb und ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn gleichzeitig begann. Da es ihm mißlang, die Würde eines Doctor juris ebenfalls in Leipzig zu erlangen, ſo erwarb er dieſe 1766 in Altdorf, nahm aber eine ihm dort ſich bietende Profeſſur der Jurisprudenz nicht an, ſondern begab ſich nach dem nahen Nürnberg, wo er ſich in die myſtiſchen Grübelforſchungen der Kabbala und Alchymie verſenkte, doch riß ihn ſein guter Genius aus dieſen Irrgärten voll früchteloſer Bäume.

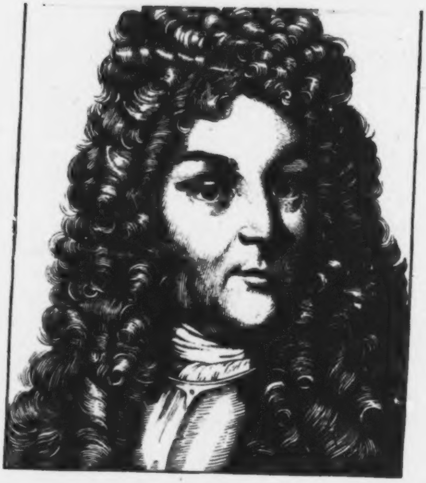
Die Bekanntſchaft mit dem Kanzler des Kurfürſten von Mainz, Freiherrn von Boineburg, der einem Adelsgeſchlecht entſtammte, welches der Wiſſenſchaft wie dem Kriegsruhme eine große Anzahl bedeutender Männer ſtellte, führte Leibnitz nach Mainz, wo ihn der Kurfürſt zum Rath ernannte. In die Zeit ſeines Mainzer Aufenthaltes fällt die Abfaſſung mehrer wichtigen Schriften, dann geleitete er 1772 die Söhne von Boineburgs nach Paris und London und machte die willkommenſte

Bekanntſchaft gleichſtrebender und ausgezeichneter Gelehrten, La Hire, Malebranche, des Belgiers Chriſtian Huyghens, der Engländer Newton, John Collins, John Wallis, des berühmten Mathematikers und Sprachforſchers u. a. und trat mit ihnen in wiſſenſchaftliche Verbindung. Die pariſer Akademie ehrte den gelehrten Deutſchen durch die Aufnahme zu ihrem auswärtigen Mitglied, und ſpäter wurde Leibnitz, nach Deutſchland zurückgekehrt, Bibliothekar des Herzogs von Braunſchweig in Hannover. Dort lebte und wirkte er nun in erwünſchteſter, fruchtbringendſter Thätigkeit.

Gleichzeitig mit Newton wurde Leibnitz Erfinder der Differentialrechnung, für ſich erfand er eine arithmetiſche Maſchine, deren Herſtellung ihm 21,000 Thaler gekoſtet haben ſoll, ſchrieb ein Werk über das Geſandtſchaftsrecht der deutſchen Fürſten und ſammelte auf Reiſen, die er bis nach Italien erſtreckte, Materialien zu einer diplomatiſchen Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, welche auch, in lateiniſcher Sprache verfaßt, in mehren Foliobänden erſchien. Auf dem Wege der Erfindungen weiter gehend, mühte ſich Leibnitz mit einer Paſigraphie, einer Weltſprache, die allen Nationen verſtändlich ſein ſollte, allein die Sprachen laſſen ſich nicht behandeln wie mathematiſche Formeln, der Verſuch wurde nicht vom Glück gekrönt; ebenſo ging es mit einer Idee, die kirchliche Spaltung zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus zu heilen und die getrennten Religionsparteien zu verſöhnen und zu einigen.

Auf Leibnitz Veranlaſſung gründete König Friedrich I. von Preußen die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, zu deren Präſidenten Leibnitz erwählt wurde, und anderweite Anregungen bei anderen Fürſten des Reichs würden wohl gleichen Erfolges ſich erfreut haben, wenn nicht der nordiſche Krieg dieſe auf die Grundlage des Friedens gebauten Entwürfe zerſtört hätte.

Leibnitz ſtrebte dahin, ein Reformator in der Wiſſenſchaft zu werden, wie Luther es in der Kirche geworden und geweſen; dahin lenkte er den Schritt, nicht Syſteme wollte er gründen, welche die Wiſſenſchaft nur in die Bande und Knechtſchaft der Parteiung ſchlagen, ſondern erſtere frei machen und allgemein, wie das Sonnenlicht. Selbſt die Theologie wollte er mit der Philoſophie verſöhnen. Leibnitz's Lehre von den Monaden (Einheiten) beſeelte das Weltall, wie nach der neuern Naturforſchung alles animale und vegetabile Leben ſeinen Urgrund und Urſprung in der Zelle hat, im Bläschen, und alles körperliche aus Zellen beſteht, gebaut und gefügt iſt — ſo erblickte der tiefe Denker das All aus geiſtigen Weſenheiten zuſammengeſetzt und von ihm durchdrungen. Dieſe Lehre wurde vielfach mißverſtanden und noch häufiger gar nicht verſtanden, und mußte ſich gefallen laſſen auch für eine der vielen Spielereien des philoſophirenden Geiſtes zu gelten, mit denen nichts praktiſches bewieſen und nichts erfolgreiches und glückbringendes gewonnen wird. Wenig beſſer erging es ſeiner Theodicee, der Verherrlichung der göttlichen Weisheit, in welcher das Syſtem des Optimismus (die Lehre von der beſten Welt) ſich ausprägte, aber vielfache Anfechtung erlitt, und noch einigen andern philoſophiſchen Lehren: dies und das Fehlſchlagen mancher anderen heißgenährten Hoffnungen trübte den großen, ſcharfſinnigen und fruchtbaren Denker ſeinen Lebensabend, obſchon er dem irdiſchen Glück und allen äußeren Ehren im Schooße ſaß. Leibnitz beſaß zu Hannover ein ſtattliches Haus, im Jahre 1711 hatte ihn der Kaiſer zum Reichshofrath ernannt und den Barontitel ihm ertheilt, der Czaar von Rußland hatte ihm den Titel und Rang eines Geheimen Rathes verliehen, und eine Penſion von jährlich 1000 Dukaten; der König von England ernannte ihn zum geheimen Juſtizrath und Hiſtoriographen. Leibnitz ſtarb unvermählt im 70ſten Lebensjahre, und hinterließ den Ruhm nicht nur eines der größten Gelehrten, ſondern auch eines Ehrenmannes von trefflichem Charakter, von leutſeligem Sinn und Gemüth, frei vom Dünkel gelehrtthuender Ephemeren, von einer wahrhaft liebenswürdigen Milde im Urtheil, voll Billigkeit gegen andersdenkende und Gegner. Seiner Schriften ſind überaus viele, er ſchrieb ſie mit gleicher Gewandtheit in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache.



Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden.

Geb. d. 8. April 1655, geſt. d. 4. Jan. 1707.

Der große Feldherr, der berühmte Freund und Kampfgefährte Prinz Eugen's, des edlen Ritters; der in ſechsundzwanzig Feldzügen dem Tod in das Antlitz ſah, dreizehn Schlachten lieferte und in keiner gänzlich unterlag.

Markgraf Ludwig, insgemein Prinz Ludwig genannt, wie ihn auch das Volkslied auf Prinz Eugen nennt und feiert, war der Sohn des Markgrafen Ferdinand Maximilian zu Baden-Baden und der Prinzeſſin Luiſe Chriſtine von Carignan, welche dieſen ihren einzigen Sohn zu Paris gebar. Sie hatte die Abſicht, ihn auch dort erziehen zu laſſen, doch gaben ſein Vater wie der Großvater, Markgraf Wilhelm, dieß nicht zu, weil ſie nicht wollten, daß der Prinz im Herzen und in Art und Sitte franzöſiſch werden ſollte; es ſcheint ihm auch keine Vorliebe für die Sprache ſeiner Feinde eigen geblieben zu ſein, außer daß er ſich ſtets Louis und nicht Ludwig unterſchrieb. Die meiſten ſeiner zahlreichen Briefe und Armeebefehle faßte er in deutſcher Sprache ab. Der 1669 in Frankreich erfolgte Tod des Vaters berief den jungen markgräflichen Prinzen zur Erbfolge und zur Regierung ſeines kleinen Landes; allein die politiſchen Verhältniſſe ſowohl als die eigene Neigung wieſen ihn bald auf eine Laufbahn, für die er geboren war und die er mit hohem Ruhm zurücklegte. Das ſiegreiche Vordringen der Franzoſen im Kriege gegen Oeſterreich vertrieb ihn, und er trat zu den Fahnen Oeſterreichs, wo er ſich unter dem berühmten hocherfahrenen Montecuculi im Elſaß die Sporen verdiente. Gut geſchult und unter ſolcher Leitung ſchon erfahrungenreich geworden, befehligte er darauf im Kriege Oeſterreichs gegen die Türken, half zunächſt Wien entſetzen und kämpfte in den Feldzügen von 1686 und 1687 unter dem Oberkommando des Herzogs Carl von Lothringen und des Kurfürſten Maximilian Emanuel's I. von Bayern mit einem Heere, zu dem ſich überdieß Freiwillige aus allen Landen Europa's drängten. Das ungeheure Heer rückte gegen Ofen vor, deſſen Belagerung und furchtbare Beſtürmung volle Gelegenheit zu Thaten der Tapferkeit bot. Bei dem Sturm am 27. Juli, welcher ſehr nachtheilig für die Belagerer ausfiel, verhütete nur die perſönliche Tapferkeit des Markgrafen und die des Prinzen Eugen eine allgemeine Flucht. Vereint nahmen ſie eins der bedeutendſten Bollwerke und behaupteten daſſelbe. Die Belagerung dauerte unter heißen Kämpfen fort, bis der welthiſtoriſche Sieg vom 2. Sept. 1686 den Chriſten mit Ofen den Schlüſſel zum Türkenreiche wieder in die Hände gab, nachdem die Türken 4 Jahre lang dieſe wichtige Stadt behauptet hatten. Nach kurzer Ruhe wurde dem Prinzen Ludwig der Auftrag, Fünfkirchen zu erobern; er erhielt zwölf Regimenter und Prinz Eugen wurde ihm zugeſellt.

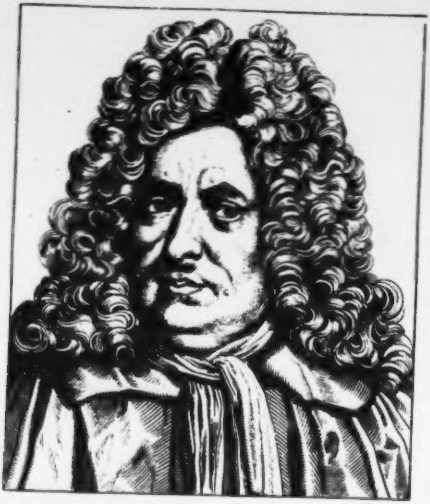
Er nahm Simontornya und nach kurzer, obſchon tapferer Gegenwehr die Feſtung von Fünfkirchen, die Stadt lag in Aſche. Darauf verbrannte er die berühmte Brücke über die

Drau bei Eſſek und eroberte die Feſte Capuſvar. Nach angenehmem Winteraufenthalt in Venedig, Wien und Ofen und nach neuen Kriegsrüſtungen gegen die Türkei begann die Fortſetzung des Feldzugs; Prinz Ludwig kämpfte in der Schlacht bei Mohacs an der Spitze von 14 Reiterregimentern und half einen abermaligen großen Sieg durch ſeine ausdauernde Tapferkeit, unterſtützt von ſeinen heldenmüthigen Mitſtreitern, dem Kurfürſten von Bayern, dem Herzog von Lothringen und dem Prinzen Eugen, erringen, obſchon zwiſchen ihm und dem Herzog eine gewiſſe Spannung herrſchte; große Eintracht war überhaupt nicht unter den beiden Führern des chriſtlichen Heeres, das nun zur Eroberung Belgrads auserſehen war und 63,000 Streiter zählte. Der Markgraf erhielt den Befehl, mit 6000 Mann in Slavonien einzurücken und die türkiſche Streitkraft dort zu beſchäftigen. Bald mußte Prinz Eugen ihm 4000 Mann Verſtärkung zuführen, welcher aber alsbald wieder nach dem Lager vor Belgrad ging, deſſen Eroberung nun erfolgte. So entging dem Markgrafen die Gelegenheit, des tapfern Freundes Lorbeeren zu theilen, er aber auch der Kugel, die das Volkslied ihm zuertheilt. Er nahm indeß Coſanowicz in Bosnien, ſchlug den Paſcha dieſer Provinz und erlegte 6 Türken mit eigner Hand, worauf er vom Kriegsſchauplatze hinweg nach Wien zum Kaiſer eilte. Dieſer ertheilte ihm 1689 den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer in Ungarn. In dieſer Zeit trat der Markgraf ſelbſt als militäriſcher Schriftſteller auf, indem er «Verhaltungen vor, während und nach der Schlacht» erſcheinen ließ, die nicht wenig treffliche Winke für Heerführer und Krieger enthielten.

Oeſterreichs Siege über die Türken weckten Frankreichs Neid und Eiferſucht, und es erfolgte ein feindſeliger Einfall des franzöſiſchen Heeres in die Pfalz noch vor der Uebergabe einer Kriegserklärung. Der Krieg entbrannte, und die franzöſiſchen Truppen ließen alle Barbarei der Türken weit hinter ſich, es ſchien nöthig, wegen des neuen Feindes im Weſten mit dem im Oſten Frieden zu ſchließen; indeß drang während der diplomatiſchen Verhandlungen darüber zu Wien Markgraf Ludwig in Serbien bis zur Morawa vor, nahm Szigethwar, brachte mit ſeinen Verbündeten dem Seraskier Redſcheb Paſcha einige blutige Niederlagen bei und half Niſſa erobern.

Eugen wurde zum Feldzuge gegen Frankreich berufen und kämpfte gegen Catinat, während der Markgraf von ſeinen Waffenthaten ausruhte und ſich 1690 mit Franciska Sibylla Auguſta, Prinzeſſin zu Sachſen-Lauenburg, vermählte, die ihm neun Kinder ſchenkte, von denen jedoch die erſten ſechs alle in zarter Kindheit ſtarben.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg rief den Markgrafen aufs neue zum Waffengefährten des gefeierten Prinzen Eugen, der jetzt gegen Vendôme kämpfte, auf den Kriegsſchauplatz. Der Markgraf befehligte ein Heer von 38,000 Mann, mit dem er zunächſt Landau belagerte und gegen den Kurfürſten von Bayern zog, der ſich von Oeſterreich ab- und Frankreich zugewendet hatte. Ludwig vereitelte die Vereinigung der unter Villars befehligten Heeresabtheilung mit den Bayern, wobei er zwar durch Villars eine Niederlage erlitt, aber ſeinen nächſten ſtrategiſchen Zweck dennoch erreicht ſah. Er verfolgte dieſen Zweck auch ferner, beſetzte Freiburg, Kehl, Breiſach, und wenn es ihm auch nicht vollkommen gelang, Villars in ſeinen Bewegungen zu hemmen, ſo behauptete er doch fortwährend eine drohende Stellung. Gleichwohl vermochte er ſo wenig, wie die Generale Styrum und Thüngen im Jahre 1704, Deutſchlands Weſtgrenze zu ſchirmen, bis Eugen und Marlborough ſich zur Rettung vereinten und letzterer dem Markgrafen von den Generalſtaaten eine Hülfe von 300,000 Kronen auswirkte, um mit ſeinen Truppen ſeine Stellungen behaupten zu können, da die Geldhülfe von Oeſterreich ganz zu verſiegen drohte. In dieſer Zeit ließ ſich der Markgraf einen Fehler der Unentſchloſſenheit zu Schulden kommen, indem er unterließ, den Marſch des Kurfürſten von Bayern im Rheinthale anzugreifen und zu unterbrechen, und erſt auf Verſtärkung wartete, welche der Dragoner-General von Bibra ihm zuführte, den er ſehr hoch ſchätzte und mit dem er durch eine Reihe von Jahren einen wichtigen Briefwechſel, der noch ungedruckt iſt, unterhielt. Am 7. Juni langte Prinz Eugen, von Wien auf Umwegen durch Tyrol kommend, im Lager Ludwig's an, beſprach ſich mit dieſem über weitere Kriegsoperationen und eilte zur perſönlichen Zuſammenkunft mit Marlborough im Hauptquartier zu Groß-Heppach, wohin ihm der Markgraf am 12. folgte. Hier vertheilte das größte Feldherrenkleeblatt ſeiner Zeit die Rollen der nächſten Kriegsactionen, doch nicht ohne Zwiſt, da der Markgraf, kurz vorher zum k. k. Feldmarſchall und Reichs-Generallieutenant, Stellvertreter des Generaliſſimus von Kaiſer Joſeph I. ernannt, als Aelterer im Range auf gewiſſen Vorrechten beſtand, obſchon man ſich gegenſeitig in Höflichkeitsbezeugungen zu übertreffen ſuchte. Bald darauf vereinte der Herzog ſein Heer mit dem des Markgrafen, während Eugen an den Rhein geeilt war; vereint wurde die Schlacht von Donauwörth und der feindliche Feldherr Arco geſchlagen, und hierauf Sieg auf Sieg erkämpft. Dann ſchloß der Markgraf Ingolſtadt ein, während der Sieg von Hochſtädt errungen war; ſpäter belagerte und eroberte er Landau. Während der Herzog von Marlborough in den Niederlanden und Prinz Eugen in Italien ihre Siegesbahnen verfolgten, ſtand Markgraf Ludwig am Oberrhein dem Marſchall Villars gegenüber und ward von Seiten des Reichs faſt ganz ohne die nöthige Unterſtützung gelaſſen. Dieß verbitterte ihn und nährte eine Krankheit, die in ſeinem Innern nagte, ſo daß ſeine Stelle beim Heere zuletzt der kaiſerliche Feldmarſchall von Thüngen erſetzen mußte. Der gefeierte Held ſtarb zu Raſtadt und ſein Tod wurde tief und ſchmerzlich empfunden. Als Prinz Eugen in Mailand die Todesnachricht ſeines Freundes und Kampfgefährten erfuhr, ſetzte er ihm das ſchönſte Ehrendenkmal, indem er an einen Freund, den Grafen Strattmann, ſchrieb und ſich zugleich auf das anerkennendſte über Ludwig ausſprach: «Die Monarchie hat ihren beſten und, ich getraue mir 'es zu behaupten, ihren größten Feldherrn verloren. — Sein Zeitalter iſt nicht reich genug, ſeine Verdienſte zu lohnen, weil man zu oft es verfehlte, ſie zu kennen und zu ſchätzen.» Eugen wurde an Ludwig's Stelle zum k. k. Generallieutenant und Reichsfeldmarſchall ernannt, nahm aber das Reichskommando nicht an.

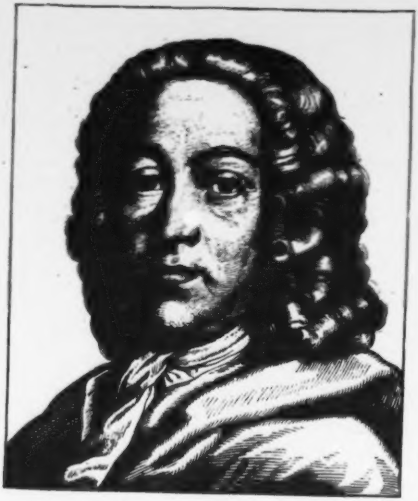


Christian Thomasius.

Geb. d. 1. Jan. 1655, geſt. d. 23. Sept. 1728.

An der Markſcheide einer düſtern Epoche, wo dieſe ſich von der helleren Zeit ſchied, die über Deutſchland heraufzudämmern begann, ſtand Thomaſius mitten inne, ſelbſt ringend mit dem Dunkel und freudig die Bahn der neuen Zeit einſchlagend. Der Vater, Jacob, war zu Leipzig Rektor an der Thomasſchule und lebte lange genug, den Bildungsgang des Sohnes zu leiten und ihn für die wiſſenſchaftliche Laufbahn vorzubereiten. Mit 20 Jahren ging der junge Thomaſius auf die Univerſität zu Frankfurt a. O., nachdem er ſchon einige Jahre vorher zu Leipzig das Baccalaureat und die Magiſterwürde erlangt hatte, blieb in Frankfurt a. O. bis 1679 und wurde dort Doctor Juris. Vom belebendſten Einfluß war und blieb auf den jungen Gelehrten das glänzende Vorbild Friedrich Wilhelm II., des großen Kurfürſten von Brandenburg, der eine Stütze deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit war. Nach Leipzig zurückgekehrt, begann Thomaſius Vorleſungen über Rechtswiſſenſchaft und praktiſche Philoſophie, und ſah ſich eben dieſer praktiſchen Richtung halber bald genug in Zwiſtigkeiten und manchen gelehrten Streit verwickelt. Wie Luther die Klügeleien der Scholaſtik mit ſtarkem Geiſt zertrümmert hatte, ſo verſuchte Thomaſius mit klarem Geiſt und friſchem Muth den Kampf mit den ſpitzfindigen Sophiſtereien, welche als Baſis der Philoſophie ſeinen Zeitgenoſſen noch galten; auf das innigſte aber befreundete er ſich mit einem der berühmteſten dieſer Zeitgenoſſen, mit Auguſt Hermann Franke. Thomaſius verſuchte die Wiſſenſchaft fruchtbar zu machen für das Leben, ſuchte Vorurtheile zu bekämpfen, den Schlendrian zu beſeitigen, wahre Volksbildung zu befördern, und vieles gelang ihm, gegen manches auch kämpfte er vergebens an, der unſterbliche Zopf pedantiſcher Schulgelahrtheit z. B. war zu dick, als daß die Scheere der ſchonungsloſeſten Gegenwirkung ihn ganz abzuſchneiden vermocht hätte. Thomaſius wagte die unerhörte Neuerung, Diſſertationen und Programme in deutſcher Sprache zu ſchreiben, er wagte es in deutſcher Sprache ſeine Vorleſungen anzukündigen und zu halten, und dennoch wurden dieſe, zum Grauen der alten Perücken, zum Erdrücken voll. Thomaſius wagte noch mehr — mit ſcharfer Kritik und beißendem Witz die Irrthümer anzutaſten, in denen ſeine Zeit noch befangen war. Der gräßlichſte dieſer Irrthümer war der Glaube an den Teufel und an Hexerei, dem mit der empörendſten Freude der Juriſten an Menſchenquälerei und Mord zahlloſe Menſchen zum Opfer gebracht wurden. Hatte Thomaſius in letzterer Beziehung ſchon einen Vorgänger, den frommen Jeſuiten Spee gehabt, ſo hatte er doch mehr Anlaß und ein weiteres Feld, erfolgreich gegen den entſetzlichen Wahnſinn der Zeit zu kämpfen, dennoch aber ward er in Leipzig gleichſam ausgebiſſen, denn er war nicht groß und geiſtesmächtig genug, den Gegnern gar keine Blöße zu bieten, und wagte ſich zumal vom rein philoſophiſchen und juridiſchen auch auf das theologiſche Gebiet, an dem die Phalanx der Gegner zu ſtark und ſeine wiſſenſchaftliche Kraft zu ſchwach war, um lang dauernde Kämpfe ſiegreich zu beſtehen.

Thomaſius verließ Leipzig und ging nach Berlin, wo er ſich vom Kurfürſt Friedrich III., hernach König Friedrich I. in Preußen, ſehr ehrenvoll aufgenommen ſah. Der König ernannte ihn zum Rath mit 500 Thalern Gehalt und zum Profeſſor in Halle. Dort waren die Vorleſungen des berühmten Thomaſius ſo ſehr beſucht, daß der einflußreiche Miniſter Dankelmann dem Könige rieth, die in Halle beſtehende, vom großen Kurfürſten eingerichtete Ritterakademie zu einer Hochſchule zu erheben. Dies geſchah 1691. Halle wurde Univerſität und Thomaſius erhielt an ihr die zweite Profeſſur der Jurisprudenz, ſpäter wurde ihm die Oberleitung der ganzen Univerſität mit Rang und Titel eines Geheimeraths übertragen. Auch der herrliche Auguſt Hermann Francke fand als Profeſſor der Theologie dort neben dem Freunde bleibenden Wohnſitz, und beide wirkten vereint für Förderung des Menſchenwohles und geläuterter Wiſſenſchaftlichkeit bis zu ihrem Tode. Zahlreich ſind Thomaſius Schriften, obſchon nicht alle von gleichem Werth, die Mehrzahl iſt vergeſſen, aber Thomaſius Name klingt ruhm- und ehrenvoll durch die Jahrhunderte und bleibt der Nachwelt unvergeſſen.



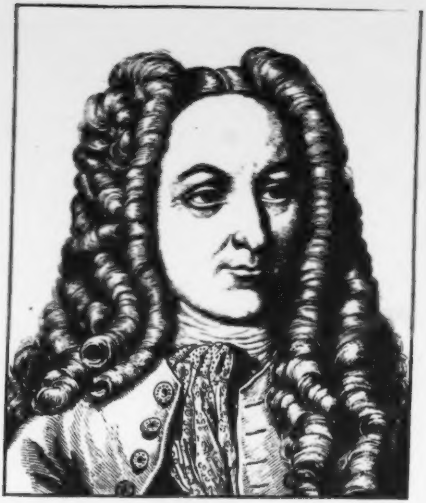
Johann Jacob Scheuchzer.

Geb. d. 4. Aug. 1672, geſt. d. 25. Juni 1733.

Ein Mann, der nicht nur in ſeiner Heimath, der Schweiz, ſondern auch für das ganze Deutſchland mit lebendigem Sinne und unermüdlichem Fleiße die neuere Naturforſchung anbahnen half. Er wurde zu Zürich geboren, Sohn eines dortigen Arztes und Stadtphyſikus, und wählte nach zurückgelegten Knabenjahren mit Freudigkeit den Beruf des Vaters. Er beſuchte zuerſt 1692 die Univerſität Altorf und begab ſich im darauf folgenden Jahre nach Utrecht, wo er 1694 als Arzt promovirte. Hierauf unternahm Scheuchzer eine wiſſenſchaftliche Reiſe, welche er aus den Niederlanden nach Friesland, Brandenburg, Sachſen und Böhmen ausdehnte, worauf er durch Franken und Bayern in ſeine Schweizerheimath zurückkehrte, wo er zunächſt, und noch ehe er ſich den eigenen Heerd gründete, eine Alpenreiſe antrat, und dort mitten im großen erhabenen Tempel der Natur, in ihrem Allerheiligſten gleichſam, ſich ſelbſt zu ihrem Prieſter weihte. Hierauf begab ſich Scheuchzer noch einmal nach Altorf und Nürnberg, um ſich dort im Studium der Mathematik noch mehr zu befeſtigen, wo Sturm und Eimmart ſeine Lehrer waren, und dann erſt ließ er ſich häuslich in ſeiner Vaterſtadt nieder. Dort wurde Scheuchzer 1702 das Amt zu Theil, welches ſein Vater begleitet hatte; er wurde Stadtphyſikus und erhielt 1710 den Lehrſtuhl als Profeſſor der Mathematik an der dortigen Hochſchule, nach andern aber nur am dortigen Gymnaſium. Fort und fort ließ Scheuchzer es ſich angelegen ſein, die Naturgeſchichte ſeines Vaterlandes auf das eifrigſte zu erforſchen und dieſe dann mit aller Gründlichkeit zu bearbeiten, doch verſchafften ihm ſchon mehrere kleinere gelehrte Abhandlungen, die er in Leipziger, Londoner und andere wiſſenſchaftliche Zeitſchriften einrücken ließ, bereits Ruf und Anerkennung, ſo auch die Mitgliedſchaft der kaiſerlichen Academia Naturä Curioſorum, der königlich großbritanniſchen und der königlich preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften.

Nun wurde Scheuchzer der ausſchließliche Naturhiſtoriograph des Schweizerlandes, und leiſtete durch ſeine im Druck anfangs heftweiſe veröffentlichten Forſchungen der überall mit friſcher Regſamkeit auflebenden Naturforſchung weſentlichen Vorſchub, wie ſeinem Vaterlande weſentliche Dienſte. Scheuchzer baute die Stufen, auf denen andere bequemer und leichter, als es ihm geworden war, aufſteigen konnten zu tieferem Eindringen in die Geheimniſſe des an Naturſchätzen ſo reichen Alpenlandes; er brach die Bahn noch mitten im Nebelgefild naturhiſtoriſcher Vorurtheile und Irrthümer, und in einer Zeit, wo ein Naturalienkabinet faſt nur aus ſogenannten Curioſitäten und Naturſpielen beſtand, wo man die keltiſchen Streitkeile und Opfermeſſer für Donnerkeile, die Belemniten für abgebrochene Teufelsfinger, die germaniſchen Urnen auch für lusus naturae oder Fabricate der Erdzwerge hielt, und auch die Verſteinerungen kaum als etwas anderes anſah, als für Spielſachen, die ſich und ihren Menſchenkindern zum Vergnügen Mutter Natur in guter Laune zubereitet habe. Daher konnte es nicht fehlen, daß auch Scheuchzer ab und zu auf einen Irrweg gerieth; ſo glaubte er noch an einen homo antediluvianus. Gleichwohl machte er ſich durch ſeine Vorarbeiten um die Verſteinerungskunde der Schweiz außerordentlich verdient; er gab ein Herbarium diluvianum in einem Foliobande heraus, ebenſo ein Specimen lithographiae helveticae curiosae, eine Cataclysmographia (Ueberſchwemmungskunde) Helvetiae, ſchrieb Schweizer-Alpenreiſen, eine Hydrographie, Meteorologie und Oryctographie der Schweiz, und anderes, und ſetzte ſeinem verdienſtlichen Wirken die Krone auf durch ſein in mehreren Folianten beſtehendes Pracht- und Kupferwerk Physica sacra, welches Werk man ſehen muß, um es gerecht zu würdigen. Alles was irgend in einem Buche oder Capitel der heiligen Schrift in den Bereich der Natur gehört oder auch nur darauf hindeutet, iſt mit einem Aufwand umfaſſender Gelehrſamkeit beſchrieben, gedeutet und naturwiſſenſchaftlich beſtimmt und durch gelungene, oft wirklich geiſtvolle Kupfer erläutert, die alle von genialen Arabesken, die ſich nie wiederholen, umrandet, das beſte bieten, was jene Zeit in der Illuſtration nur immer zu leiſten vermochte. Himmel und Geſtirne, meteorologiſche Erſcheinungen am Firmament, Thier- und Pflanzenwelt, Metalle und Steine, alles iſt erwähnt, nichts vergeſſen, was nur immer in den Büchern der heiligen Schrift von Gegenſtänden der Natur erwähnt wird, und nicht etwa in einfacher Abbildung, nein, in Verbindung geſetzt mit entſprechenden Scenerien aus der heiligen Geſchichte, die vollendetſte Bilderbibel, die man ſich denken kann, nicht, wie ſo viele, einzig hervorgegangen aus des zeichnenden Künſtlers Phantaſie, ſondern auf dem Grunde wiſſenſchaftlicher Forſchung fußend. Jetzt iſt dieß Werk nur noch wenig gekannt, eine vergeſſene Zier der Bibliotheken, aber zu ſeiner Zeit war der Beifall, deſſen es ſich erfreute, ſo groß, daß es gleich, nachdem es in lateiniſcher und in deutſcher Sprache 1731 erſchienen war, auch in die niederländiſche, die franzöſiſche und engliſche Sprache überſetzt wurde. Wenn der Physica sacra oder Biblia ex physicis illustrata auch mancher Mangel und Irrthum anhaftet, ſo war doch die Anregung, durch die Naturforſchung zum Bibelſtudium und durch die Bibel zur Naturforſchung hinzulenken, von unberechenbarer Wichtigkeit und von großem ſittigendem Einfluß, während die heutige Naturforſchung ſich angelegen ſein läßt, der Bibel zu ſpotten und die Menſchenweisheit dünkelvoll der göttlichen entgegenzuhalten und ſich wunderwichtig zu machen, weil wir jetzt manches beſſer wiſſen als Hiob, David und Salomo, die großen Naturkundigen ihrer Zeit.

Scheuchzer vollendete ſein nützliches, der Wiſſenſchaft ganz geweihtes Leben im 61. Jahre; er hatte auch einen Bruder, Johann, welcher ſich ebenfalls wiſſenſchaftlichen Studien und zwar der Mathematik und Kriegswiſſenſchaft gewidmet hatte, des Bruders Nachfolger als Stadtphyſikus wurde, eine Gräſerkunde der Schweiz herausgab und den Bruder nur um 4 Jahre überlebte.



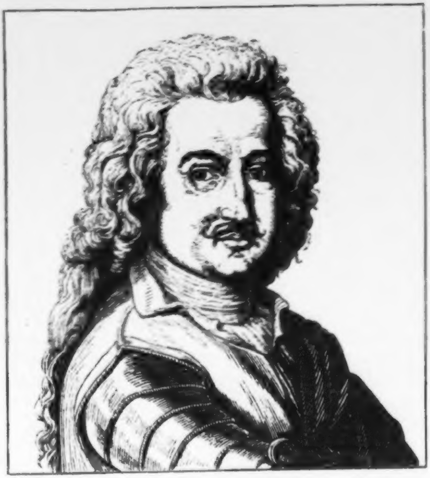
Johann Georg von Eckhart.

Geb. d. 7. Sept. 1674, geſt. d. 9. Febr. 1730.

Ein Hiſtoriker, der ſich um Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte, wie um erklärende Vergleichung und Veröffentlichung alter Sprachdenkmäler die größten Verdienſte erwarb. Eccard, ſo ſchrieb er ſich, bevor er geadelt wurde, war zu Duingen im Amte Lauenſtein im Braunſchweigiſchen, jetzt Hannöveriſchen, geboren; ſein Vater war Oberförſter, und ſchon im Knaben erwachte frühzeitig die Liebe für Etymologie. Eccard beſuchte als Jüngling Schul-Pforta, wo er große Neigung zur Dichtkunſt zeigte, und ging dann nach Leipzig, wo er bis 1696 ſtudirte, fleißig die Alten las und ſich als Corrector einiges verdiente. Später gelang es ihm, eine Secretairſtelle bei dem Grafen von Flemming zu erhalten, jenem tapfern und berühmten k. k. Staatsminiſter und Feldmarſchall, der zuvor in ſächſiſchen Dienſten dem Kurfürſten zu Sachſen, wie dieſer ſich um die Krone Polens bewarb, als Geſandter in Warſchau weſentliche Dienſte leiſtete. In dieſer Stellung bei einem ſo bedeutenden Manne wurde Eccard eingeweiht in die Verhältniſſe der höheren Diplomatie und Staatskunſt, wie auch in das Weſen der Archive und die Benutzung geſchichtlicher Quellen. Er begleitete den Grafen von Flemming auf einer Reiſe durch Europa, auf der er ſein altes Heimathland wieder grüßte; in Braunſchweig wurde er Leibnitz empfohlen, mit dem er, durch gleiches Streben dieſem geiſtig verwandt, ſich eng befreundete.

Wohl mag Eckhart die Sehnſucht nach einem Friedensport in der Heimath empfunden haben, und durch Leibnitz's Vermittlung bot ſich ihm ein ſolcher wirklich dar. Letzterer empfahl den kenntnißreichen Freund zum Profeſſor der Geſchichte in Helmſtädt, eine willkommene Stelle, welche Eccard annahm und von 1706 bis 1717 ehrenvoll bekleidete. Im Jahre 1713 erhielt er vom Kurfürſten von Hannover den Rathstitel und wurde zum Hiſtoriographen ernannt, doch blieb er noch eine Zeitlang in Helmſtädt wirkſam. Eccard ließ manche Werke erſcheinen, machte verſchiedene Reiſen und ſammelte auf denſelben Urkunden und literariſche Seltenheiten. Die Schriften Eccard's waren zunächſt außer einigen deutſch erſchienenen Bänden «monatlicher Auszüge aus allerhand Büchern», die lateiniſch geſchriebene

«Geſchichte des Studiums der Etymologie», «über den alten Kirchengeſang des Te Deum», die «Catechesis theotisca des Weißenburger Mönchs» u. a.; auch in der Poeſie verſuchte ſich Eccard und gab, was er in derſelben zu leiſten vermocht, ſpäter unter dem Titel: «Poetiſche Nebenſtudien» heraus. Als 1716 v. Leibniz's Tod erfolgt war, wurde niemand ſo würdig erachtet, deſſen Stelle als kurfürſtlicher Bibliothekar zu erſetzen, wie Eccard. Er trat 1717 dieſes neue Amt an, wurde zum Hofrath ernannt, ſchrieb das große Hauptwerk «Corpus historicum medii aevi», das 1723 zu Leipzig in 2 Folianten erſchien, und wurde vom Kaiſer Karl VI. in den Adelſtand erhoben, und zwar in Folge ſeines Werkes: «Origines Austriacae». Ehren und Ehrenſtellen genug für den bedeutenden Mann, der aber nicht, wie ſein großer Vorgänger, vermögend war und zuſetzen konnte, ſondern mit dem kärglichen Einkommen nicht ausreichte. Mitten im Glanze des Adels, der Titel und Würden und bei aller Anerkennung ließ man ihn ruhig verarmen und gab ihn den drängenden Mahnungen ſeiner Gläubiger Preis. Dieſen ſich zu entziehen, wanderte v. Eckhart zu Fuße und heimlich aus den Mauern Hannovers und hinterließ einen rührenden Brief an das Miniſterium, in dem er offen ſeine Lage ausſprach, ſchilderte, wie er ſelbſt bei dem kärglichen Gehalt ſeiner Frau Vermögen habe zuſetzen müſſen, und darlegte, daß der Lohn all ſeiner ſauern Arbeit Schande und Mangel ſei. — Der arme Flüchtling, der Frau und Kinder und eine 80jährige Mutter im tiefſten Elend zurückließ, fand eine Zeitlang ein Aſyl im Kloſter Corvey. Die beſchauliche Stille dieſes berühmten Kloſters, deſſen reiche literariſche Schätze, deren Benutzung freigeſtellt war, vielleicht auch Zureden mochten wohl einen Entſchluß in v. Eckhart wecken, deſſen Ausführung zugleich auch ohne Zweifel eine Verbeſſerung ſeiner zerrütteten Vermögensverhältniſſe herbeizuführen verhieß. So erfolgte denn dieſe Ausführung entweder noch in Corvey oder in Köln, wohin v. Eckhart von Corvey aus empfohlen ward. Er trat 1723 zur römiſchen Kirche über und fand in ihr die Rettung vor gänzlichem Verfall; er lebte, mit guten Mitteln unterſtützt, geiſtig gehoben und hoch angeſehen ohne ein beſonderes Amt in Köln, galt als einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, deſſen einſichtvoller Rath ſelbſt von Fürſten nicht ſelten erbeten wurde, ja ſogar Papſt Innocenz XII. vernahm von dem hochgelehrten deutſchen Convertiten und ließ ihm Beweiſe ſeiner Achtung zugehen. Wunderbar erhebend war die Wendung des Geſchickes dieſes ſo gelehrten und tüchtigen Mannes, deſſen reiches Wiſſen in den Gebieten der Geſchichte und Sprache auch die Naturgeſchichte mit umfaßte und deſſen ungeheurer Fleiß anerkannt gründliche Werke ſchuf. Er wurde an mehrere geiſtliche Höfe, ſelbſt nach Wien und Mailand, wie nach Rom verlangt, gab aber dem Rufe des geiſtvollen Fürſtbiſchofs von Würzburg, Johann Philipp von Schönborn, den Vorzug, der v. Eckhart zu ſeinem wirklichen Hofrath, wie zum Univerſitätsbibliothekar ernannte, und ſo begann für v. Eckhart ein neues Leben und eine erwünſchte Wirkſamkeit in der fränkiſchen Metropolis. Er ſtieg bis zum Geheimrath, wirkte ſegensreich für die Univerſität zu Würzburg, ordnete das reiche Domarchiv und wurde der beſte, gründlichſte Geſchichtſchreiber des öſtlichen Frankenlandes durch ſeine Commentarii de rebus Franciae orientalis et ejusque ducatus episcopatus Wirzeburgensis, die zu Würzburg 1729 und 1731 in 2 Foliobänden erſchienen. v. Eckhart arbeitete auch eine Geſchichte der Stadt Würzburg aus und begann ein Werk über die Denkmäler des alten Deutſchlands, welches aber nie im Druck erſchien, da der Tod deſſen gründlichen Urheber noch vor der Vollendung überraſchte, ſodaß er nicht einmal das Erſcheinen des 2. Theils ſeines oſtfränkiſchen Geſchichtswerkes erlebte. Die Handſchriften ſind indeß noch vorhanden und im Beſitz der Univerſitätsbibliothek zu Würzburg. Außer den angeführten wichtigſten Schriften v. Eckhart's ſchrieb derſelbe auch noch eine ziemliche Anzahl kleinere. Er lebte, vom Fürſtbiſchof hochgeſchätzt, mit ſeiner Frau und zwei Söhnen in ſtillem Schaffen glücklich, entdeckte Marmorbrüche bei Würzburg und im Speſſartwalde Achate, und deckte die wunderliche Selbſttäuſchung des Profeſſor Behringer zu Würzburg auf, der künſtlich geſchnitzte und heimlich vergrabene Thier- und andere Gebilde aus einem weichen Stein für Verſteinerungen hielt, die er in einem eigenen Werk in Folio beſchrieb und in Kupfer geſtochen zu Tage brachte. v. Eckhart brachte ſein Leben nur auf 55 Jahre und endete an der Waſſerſucht.



Leopold I., Fürſt von Anhalt-Deſſau.

Geb. d. 3. Juli 1676, geſt. d. 8. April 1747.

Der alte Deſſauer! Dies iſt der Name, unter welchem das Andenken an den hochberühmten Kriegshelden askaniſchen Stammes unvergänglich im Volke lebt.

Fürſt Leopold wurde zu Deſſau geboren, und von ſeinem Vater, dem in hohem Anſehen ſtehenden Fürſten Johann Georg II., königlich preußiſchem Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin mehr zu ſtaatsmänniſcher Ausbildung beſtimmt, als zum Krieger, da ihn ſeine Geburt auf den Thron berief, und die Sorge für eines Landes Wohlfahrt über der Freude am Glanz und Schmuck eines Heeres ſteht. Aber den jungen Erbprinzen freute nun einmal dieſer Glanz und Schmuck, er war zum Feldherrn geboren, vom Geſchick zu einem ſolchen berufen, ſein ganzes Inneres ſtrebte danach, die Reihen der Krieger zum Kampfe, zum Siege zu führen. Seine Zeit war eine kriegeriſch bewegte und belebte, der Lärm der Waffen durchſchallte das halbe Europa. Im zwölften Lebensjahre empfing Erbprinz Leopold ein Regiment vom Kaiſer, ſechzehn Jahre alt verlorer den Vater, und wurde Erbe von deſſen brandenburgiſchem Regiment. Einer zweijährigen Reiſe, die Leopold, noch unmündig, nun antrat, folgte nach der Heimkehr ſein erſter Feldzug im ſpaniſchen Erbfolgekriege: als Brigadier half der Prinz Namur erobern.

Er hatte eine leidenſchaftliche Neigung für eine Apothekerstochter in Deſſau, Anna Luiſe Föſe, gefaßt und wußte durch die Energie und Standhaftigkeit ſeines Willens trotz aller Schwierigkeiten es durchzuſetzen, daß er ſich 1701 mit ihr vermählte. Der Kaiſer erhob ſie in den Reichsfürſtenſtand, und in glücklicher Ehe ſchenkte ſie ihm 9 Kinder, die Stammutter eines Heldengeſchlechtes.

Spätere Jahre machten Leopold zum Waffengenoſſen der unſterblichen Helden Prinz Eugen von Savoyen und Louis, Markgrafen von Baden. Ihm gehörte der Hauptantheil an der Siegespalme der Schlacht bei Höchſtädt 1705, und der durch ſeinen Muth und ſeine Umſicht errungene Sieg brachte ihm den Rang eines Generallieutenants.

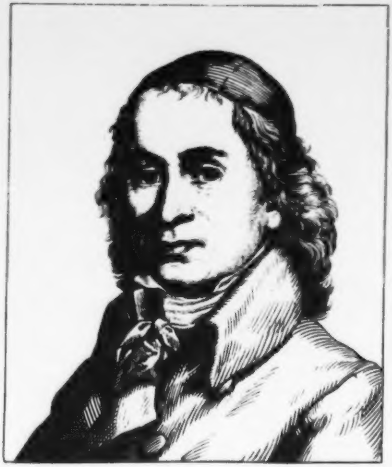
Drei Jahre lang ſtand Leopold an der Spitze einer Heeresabtheilung in Italien, bewährte auch da ſeine erprobte Tapferkeit, erſtieg und gewann 1706 bei Turin das feindliche Lager, und ſchlug, von Eugen unterſtützt, den Feind in die Flucht.

Nach Beendigung dieſer Feldzüge wurde Fürſt Leopold an die Spitze des gegen die Niederlande geſandten preußiſchen Heeres geſtellt, und zum Generalfeldmarſchall und geheimen Kriegsrath erhoben. Nach König Friedrich's Tode ſchenkte auch deſſen Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I. dem wackern und ruhmvollen Deſſauer volles Vertrauen und herzliche Zuneigung, und beide zogen 1715 gemeinſchaftlich miteinander zu Felde gegen König Karl XII. von Schweden. Fürſt Leopold war die Seele auch dieſes Feldzuges, er gewann die Inſeln Rügen und Uſedom, eroberte Stralſund, und demüthigte den heldenherzigen Schwedenkönig. Nach Beendigung der Feldzüge war er es vor allen, der durch die ſtrengſte Disciplin und Dreſſur das Heer, beſonders das Fußvolk, das er vorzugsweiſe liebte, in unausgeſetzter Uebung kriegsfertig hielt und zu großen Unternehmungen vorbereitete.

Friedrich II., obgleich mit Leopold nicht nahe befreundet, wußte nicht minder, wie der Vater und Großvater, ſeinen Werth als Held und Krieger zu ſchätzen, und bediente ſich ſeiner Erfahrung in den ſchleſiſchen Kriegen. Vornehmlich in dieſen war es, wo der nun wirklich alte Deſſauer ſich dem Feinde auf das äußerſte gefürchtet, dem Heere, an deſſen Spitze er ſtand und focht, im höchſten Grade beliebt machte. Er verſtand es, die Göttin des Sieges für Preußens Fahnen anzuwerben, ſein Feldherrenleben war eine faſt ununterbrochene Kette von Siegen. Das ſtete Leben des Feldlagers, der beſtändige trauliche Verkehr mit den Soldaten, denen er alles war, machten freilich des alten Deſſauers Weſen rauh und bisweilen ſelbſt roh. Der Mann der Schlachten konnte nicht auch zugleich der Mann der feinen Bildung ſein. Flüche und Prügel waren unter ſeinem eiſernen Ladeſtockregiment an der Tagesordnung.

Zu unvergänglichem Nachruhm half dem alten Deſſauer ſein letzter Sieg, bei Keſſelsdorf, am 15. Dec. 1745. Bei dieſem nahe bei Dresden gelegenen Ort ſtand Leopold mit ſeinen Preußen dem ſächſiſchen Heere unter Anführung des Herzogs von Weißenfels und des Feldmarſchalls Rutowsky gegenüber, welche alle Anhöhen rings um den Ort beſetzt hielten. Dennoch griff Leopold mit ſeinen Grenadieren unerſchrocken an, und brachte dem Feinde eine furchtbare Niederlage bei. Sieben Fahnen und 62 Kanonen wurden erobert, 6500 Mann gefangen, und durch dieſen Sieg dem Gegner der Friede von Dresden abgenöthigt, welcher dem Preußenkönige aufs neue den Beſitz Schleſiens und 1 Million Thaler Kriegsentſchädigung von Seiten Sachſens ſicherte, und den erſchöpften Ländern des Kriegsſchauplatzes auf eine Reihe von Jahren mindeſtens den heißerſehnten Frieden ſicherte. Das war gewiß eine große That, welche deutſche Völker dem Heldenſchwerte des alten Deſſauers dankten, leider ſollte ſie auch ſeine letzte ſein. Bei einem Mittagsmahle in Berlin, an ſeines Königs Tafel rührte den bejahrten Helden der Schlag. Allgemein betrauerte das preußiſche Heer und ſein Land den ruhmgekrönten Feldherrn.

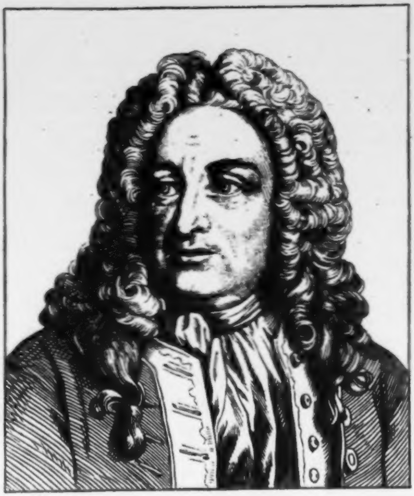
Als Landesherr war Leopold einfach in Tracht und Hofhalt, und bei aller Härte und Rohheit gutmüthig und zugänglich, deshalb beim Volke ebenſo beliebt als gefürchtet. Als Krieger theilte er jede Beſchwerde der Feldzüge mit dem gemeinſten Soldaten, hielt aber auf die ſtrengſte Mannszucht. Viele zum Theil ſehr humoriſtiſche Anekdoten von ihm leben noch im Munde des Volkes; ſein Denkmal ſchmückt Berlin und ſeine Bildſäule auch jenes jüngſt errichtete Denkmal ſeines großen heldenmüthigen Königs.



August Hermann Francke.

Geb. d. 23. März 1663, geſt. d. 8. Juni 1727.

Auguſt Hermann Francke war einer der auserwählten Menſchen, die gleich guten Engeln über die Erde ſchreiten, nachhaltige Segensſpuren ihres reinen und gottgeliebten Wandels hinterlaſſen, und deren Gedächtniß nimmer erliſcht und untergeht. Lübeck war Francke's Vaterſtadt, doch folgte er ſchon in zarter Jugend dem Vater nach Gotha, wohin dieſer als Juſtizrath berufen wurde. Das Gothaiſche Gymnaſium, das einer bedeutenden Anzahl berühmter deutſcher Männer die Grundlagen zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung und zu ausgezeichneten Lebenswegen verlieh, bildete auch dieſen Zögling trefflich aus. Von Gotha begab ſich der Jüngling nach der nahen Hochſchule Erfurt, wo er Theologie zu ſtudiren begann, welches Studium er in Kiel fortſetzte und in Leipzig beſchloß. Dort begann Francke 1681 exegetiſche Vorleſungen, welche ſich bald ungemeinen Beifalles erfreuten, zugleich aber auch Gegner fanden. Er begründete mit Spener das Collegium philobiblicum und nahm 1685 die theologiſche Magiſterwürde an. Als Freund und Anhänger des ungleich älteren Spener führte Francke's ganzes innerliches Gemüthsleben ihn zu der frommen Richtung religiöſer Anſchauung hin, welche von den Gegnern Pietismus genannt, und da, wo dieſe Richtung zu einem ſtolzen Gefühl des eigenen Werthes durch Frömmigkeit und zur geiſtlichen Ueberhebung über die ſogenannten Weltkinder wird — mit Recht verſchrieen wurde. Spener's junge Anhänger, von denen Francke der bedeutendſte war, ſetzten dem kalten und ſtarren proteſtantiſchen Dogma eine johanneiſche Milde und eine chriſtliche Sanftmuth entgegen, worüber es zu Kämpfen kam, in denen ſelbſt der hellblickende Thomaſius parteinehmend zum Vertheidiger ſeiner Freunde, darunter auch Francke, wurde — leider ohne Erfolg: die proteſtantiſch dogmatiſche Unduldſamkeit trieb auch Francke aus Leipzig, nachdem er ſchon vorher einmal das Pleiße-Athen verlaſſen, eine Zeit lang in Lüneburg und dann einige Monate in Dresden bei Spener, der dort Hofprediger war, ſich aufgehalten hatte. Im Jahre 1690 wurde Francke zum Diaconus der Auguſtiner-Gemeinde nach Erfurt berufen, und es mag ihn wohl mit hoher Freude erfüllt haben, da zu lehren und zu wirken, wo Luther mit ſich ſelbſt kämpfte und überwand. Francke's Predigten in der Auguſtinerkirche zogen Schaaren von Zuhörern herbei; die Milde ſeines Weſens, der liebevolle chriſtliche Geiſt ſeiner Vorträge gewannen ihm alle Herzen, ſelbſt Katholiken hörten mit Erbauung Francke's Predigten — aber das ſchadete ihm, und hatte der proteſtantiſche Fanatismus ihn aus Leipzig vertrieben, ſo vertrieb ihn 1691 der katholiſche unter nichtigen Vorwänden mit grauſamer Haſt aus Erfurt. Francke wandte ſich nach Halle und wurde Prediger in der Vorſtadt Glaucha, wo er das Wohl ſeiner armen und auch ſittlich vernachläſſigten Gemeinde ſich Herzensſache werden ließ, und namentlich ſich armer verlaſſener Kinder, zumal wenn es Waiſen waren, auf das liebevollſte und väterlichſte annahm. Mittlerweile wurde durch den Kurfürſten von Brandenburg, nachherigen König Friedrich I. in Preußen die Univerſität zu Halle begründet, und Francke wurde an derſelben als Profeſſor der Theologie, ſpäter auch der orientaliſchen Sprachen angeſtellt. Als ſolcher gründete er das Collegium orientale mit dem Druck hebräiſcher Bibeln. Im Jahre 1715 erſt legte er ſein Paſtorat zu Glaucha nieder und trat als Prediger an der Ulrichskirche in der Stadt Halle ſelbſt an. In dieſem Zeitraum verfaßte Francke eine ziemliche Anzahl meiſt asketiſcher Schriften, gab auch viele Predigten und Tractate heraus und ſetzte die ſeinen Namen ungleich mehr, als ſeine Schriften, unſterblich machenden Bemühungen zum Wohle der armen Menſchheit fort, welche Gott mit einem wahrhaft wunderbaren und überirdiſchen Segen krönte. Francke's Wort wußte Begüterte zur Wohlthätigkeit zu begeiſtern und Armen ihr Scherflein zu entlocken, alles für das Waiſenhaus und die Waiſenſchule, dazu er bereits 1698 den Grund gelegt hatte. Stattlichen Fürſtenbauten gleich erhoben ſich allmählich im Glauchaiſchen Stadttheil jene Gebäude, für die verwaiſte Armuth, für Leib- und Seelenpflege, für Unterricht und für Bibelverbreitung in einer Großartigkeit der Ausdehnung, wie wenige ähnliche Wohlthätigkeitsinſtitute in Deutſchland. Mochte Francke in der frommen Richtung ſeines Gemüthes, die bei ihm innere, warm empfundene Wahrheit und nicht, wie bei ſo vielen, ein angelernter Heuchelſchein war, zu weit gehen, mochte er von manchen Seiten auch härter beurtheilt und heftiger verketzert werden, als er verdiente, ſeine Schwächen, geſetzt die tiefinnerlich religiöſe, gläubigfromme unerſchütterliche Ueberzeugung und die Vertiefung in die heilige Schriftoffenbarung dürften Schwächen genannt werden — ſchadeten niemand und ſind mit ihm geſtorben, unſterblich aber lebt ſein Andenken fort in ſeinen Stiftungen. Dieſe waren und ſind das Waiſenhaus, Erziehungsanſtalt für 100 bis 200 Waiſen, 1695; die lateiniſche Schule, 1697 eingerichtet mit 10 Claſſen für 400 bis 500 Zöglinge; das Pädagogium, Erziehungsanſtalt für Jünglinge aus höheren Ständen, und die Real-, Bürger- und Armenſchule. Dieſen Anſtalten dienen zur belehrenden Benutzung eine Bibliothek, wie ein Kunſt- und Naturalienkabinet, und zu ihren Einkünften tragen bei eine höchſt bedeutende Buchhandlung und Buchdruckerei mit trefflichen Verlagswerken; eine Bibelanſtalt, aus der ſchon Millionen Bibeln und neue Teſtamente in alle Welttheile gingen; eine Apotheke mit umfaſſenden Laboratorien, deren Ertrag durch Geheimmittel ſich früher jährlich allein auf 40,000 Thaler belief. (Wer hätte nicht einmal die Halleſchen Tropfen nennen hören?) Und dieß alles zum Wohle der Armuth und der leidenden Menſchheit! — Die letzte Vorleſung, welche Francke nach längerm kränkeln und einem erlittenen Schlaganfall hielt, ſchloß er mit den Worten: «So gehet nun hin und ſeid geſegnet dem Herrn immer und ewiglich!» Wenige Wochen darauf ging er ſelbſt dahin, ein Geſegneter des Herrn immer und ewiglich.



Christian Freiherr von Wolf.

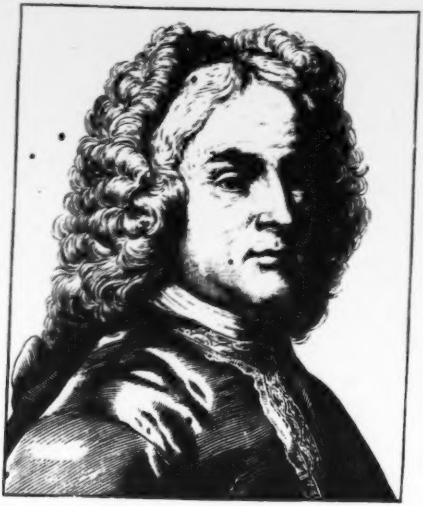
Geb. d. 24. Jan. 1679, geſt. d. 9. April 1754.

Unter Deutſchlands Philoſophen und Mathematikern war Frhr. v. Wolf einer der hervorragendſten, ebenſo ſehr gefeiert wie geſchmäht, gehaßt wie bewundert; er gründete ſich einen großen weithin verbreiteten Namen, und gab ſeiner Wiſſenſchaft ebenſo feſte Baſis, wie er derſelben treueifrige Jünger weckte und zuführte. Er wurde zu Breslau geboren, wo ſein Vater Bäcker war, und war berufen, aus der engen Sphäre bürgerlicher Gewerbsthätigkeit die Höhe der Wiſſenſchaft zu gewinnen. Gute Anlagen befähigten ihn, ſich auf dem Marien-Magdalenengymnaſium vorzubilden, und er entwickelte ſchon auf dieſem regen Forſchungsgeiſt und die Neigung zu den beiden Doctrinen der Mathematik und Philoſophie, iſt denen er ſpäter ein ſo großes Ziel erreichte. Demzufolge entſagte Wolf auch der Theologie, für die er eigentlich beſtimmt war, und widmete ſich auf der Hochſchule zu Jena, welche er 1699 bezog, und darauf in Leipzig mit dem beſten Erfolg den von ihm bevorzugten Studien.

In Leipzig wurde Wolf 1703 Magiſter, disputirte, wurde durch den berühmten Mathematiker Grafen Tſchirnhauſen an Leibnitz empfohlen und ſtudirte eifrig die Schriften des letztern, deſſen Geiſt er ſich ebenbürtig zu fühlen begann. Er hielt öffentliche Vorleſungen an der Hochſchule, verließ die von de Cartes eingeſchlagene und vorgezeichnete Richtung der Philoſophie und wandte ſich der von Leibnitz zu, mit dem er lange im brieflichen Verkehr blieb und von welchem er auch nach Halle empfohlen wurde. Dort begann Wolf, nachdem er mehrere vortheilhafte Anträge nach Gießen, Danzig und Wismar abgelehnt hatte, 1706 ſeine Vorleſungen und erhielt im darauf folgenden Jahre die erſte Profeſſur der Mathematik. Die Schriften, welche Wolf ausarbeitete und nach einander erſcheinen ließ, in denen allen ſich lichtvolle Klarheit der Gedanken, folgerichtige Ordnung und ſtrenge Logik ſeiner Lehrſätze und Lehrmethode kund gab, erwarben dem Halleſchen Philoſophen die allgemeinſte Anerkennung und ſeinen Hörſälen eine ungemeine Schüler- und Zuhörerfülle. Mehr als jeder andere Vorgänger oder Mitringer auf dem Felde der philoſophiſchen Wiſſenſchaft erwarb ſich Wolf auch dadurch ein Verdienſt, daß er die Kunſtausdrücke in der Philoſophie vorſichtig und allmälig in deutſcher Sprache wiedergab, was zwar Thomaſius auch ſchon begonnen, aber mit weniger Erfolg ausgeführt hatte. Die lateiniſche Sprache war noch ſo beliebt auf den Kathedern, daß Wolf ſich ſogar genöthigt ſah, die von ihm deutſch herausgegebene Denklehre ſpäter in das Lateiniſche zu übertragen, was ihn wohl bewog, nach ſeinen deutſch veröffentlichten Werken über Metaphyſik, Moralphiloſophie, Politik mit Oekonomik, nebſt einigen mathematiſchen und phyſikaliſchen Werken mehrere umfaſſendere Werke über Logik, Pſychologie, Ontologie, Ethik, natürliche Theologie, Politik und Völkerrecht lateiniſch zu ſchreiben und herauszugeben. Wolf war es, der dem Studium der Weltweisheit in Deutſchland zuerſt ſichern Halt und Boden gewann, indem er es in eine mathematiſch-wiſſenſchaftliche Form goß, zuerſt ein allgemeines philoſophiſches Syſtem aufſtellte und die Lehren der theoretiſchen, wie der praktiſchen Philoſophie in allen Theilen erweiterte, ſo wie zugänglicher und gemeinnütziger machte.

Dieſer großen und unvergeßlichen Verdienſte ungeachtet erlebte Wolf, welchem bei ſtets ſich mehrendem Ruhme Anerkennung und Berufungen zuſtrömten (er ſollte wieder nach Leipzig, ſollte nach Wittenberg, ſelbſt nach St. Petersburg), mannichfaltige Anfechtungen und hatte Kämpfe mit gewichtigen Gegnern zu beſtehen. Ehrenbezeugungen, Titel und Würden (Wolf wurde als Mitglied der Berliner Akademie aufgenommen, vom König Friedrich Wilhelm I. zum Hofrath ernannt) erweckten Neid und Mißgunſt; die in Halle vorwaltende pietiſtiſch-myſtiſche Richtung, deren theologiſcher Anſchauung die Philoſophie ſtets ein Dorn im Auge war und noch iſt, verketzerte den großen Philoſophen, beſchuldigte ihn in ſeiner Wiſſenſchaft der Neigung zum Atheismus und Fatalismus, und brachte es durch anhaltendes Bohren, Dr. Joachim Lange an der Spitze, endlich wirklich dahin, daß der im Netz frömmelnden Truges in Hinſicht auf Wolf förmlich eingeſponnene König — Wolf 1723 ſeines Lehramtes entſetzte und ihm gebieten ließ, binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges das Land zu räumen.

Wolf begab ſich nach Caſſel, wo ihn der heller blickende Landgraf Carl mit offenen Armen empfing und ihn ſofort zu ſeinem Hofrath ernannte, auch als erſten Profeſſor der Philoſophie zu Marburg anſtellte. Während nun der Streit für und gegen die Wolf'ſche Philoſophie weiter griff und viele Federn beſchäftigte, wurde Wolf vom Ausland mit Ehren überhäuft. Ein erneuter Ruf nach Petersburg und ein Ehrengehalt von Seiten Peter des Großen, Mitgliedſchaften der Akademien dort, wie zu London, Paris und Stockholm wurden ihm zu Theil, endlich auch völlige Rechtfertigung bezüglich aller Anſchuldigungen, glänzende Zurückberufung und Wiedereinſetzung mit erhöhten Titeln, und ſo kehrte Wolf unter König Friedrich II. als königl. Geheimrath und Vicekanzler der Univerſität und Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 wurde er wirklicher Kanzler und 1745 vom Kurfürſten von Bayern als Reichsvikar in den Freiherrenſtand erhoben. Er konnte ſein ruhmgekröntes Leben in Frieden und hohen Ehren zu Ende führen, wenn auch im Greiſenalter die friſchlebendige Kraft zu welken begann, die ſeiner Mannesthätigkeit ihre unverwelklichen Ruhmeskränze geflochten hatte.



Georg Friedrich Händel.

Geb. d. 24. Febr. 1684, geſt. d. 14. April 1759.

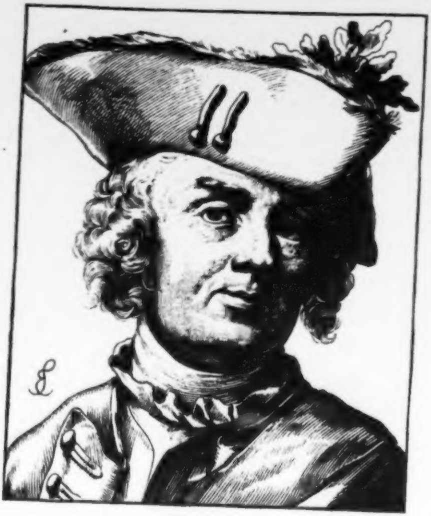
Einer der ausgezeichnetſten deutſchen Tondichter, deſſen meiſterhafte Schöpfungen ihm den Beifall aller Zeiten ſichern, den der geniale van Beethoven ſelbſt den «unerreichten Meiſter aller Meiſter» nannte, den gerechte und anerkennende Bewunderung nicht erſt neuerdings, ſondern ſchon vor vielen Jahren als einen Shakesſpeare in der Muſik bezeichnete, der mit einem Rieſengeiſt, wie mit Rieſenfleiß begabt, unglaubliches leiſtete und vollbrachte, und bei dem nichts zu beklagen iſt, als daß auch er, der Stolz des deutſchen Vaterlandes, nicht in dieſem Vaterlande dauernd Wurzel ſchlug und Boden gewann, ſondern daß England vor allem ihn hob, pflegte und nach dem Tode ihn als einen ſeinen größten Geiſtern Ebenbürtigen ehrte und verherrlichte.

Händel war der Sohn eines Arztes und wurde in Halle geboren; der in Jahren ſchon ziemlich weit vorgerückte Vater beſtimmte den Sohn für die juriſtiſche Laufbahn, aber die Liebe zur Muſik trat ſchon in dem Knaben mit aller Macht hervor; er wandte ſich zunächſt dem Orgelſpiele zu, und empfing von dem tüchtigen Meiſter dieſes Inſtrumentes, Zachau, gründlichen Unterricht. Händel's ganz außergewöhnliche Begabung offenbarte ſich dadurch, daß er noch im zarteſten Alter, im 8. Jahre, nicht nur die Orgel ſchon fertig ſpielte, ſondern auch für dieſelbe Kirchenſtücke und für das Klavier Sonaten componirte. Von Halle begab ſich Händel nach Berlin, begeiſterte ſich dort an der Oper, lehnte einen Antrag des großen Kurfürſten, zu fernerer Ausbildung auf deſſen Koſten nach Italien zu reiſen, aus unbekannten Gründen ab, und wählte nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt Hamburg zum Aufenthalt, wo er von 1703 bis 1708 blieb und als Violiniſt im Orcheſter der Oper wirkte, und ſeine indeß Witwe gewordene Mutter nach Kräften unterſtützte. Händel übernahm dann ſelbſt die Leitung der Oper, brachte 1704 ſeine erſte Tondichtung «Almira» zur Aufführung, welche großen Beifall fand, ließ ihr bald noch andere Opern folgen und war ſo vom Glück begünſtigt, daß er nun dem eigenen Wunſche folgen und frei und unabhängig dennoch nach Italien reiſen konnte. In Florenz componirte Händel ſeine Oper «Rodrigo», in Venedig «Agrippina», welche 27 mal nach einander über die Bühne ging. Die berühmte Sängerin Vittoria Teſi hob dieſe Aufführungen zum Entzücken aller Hörer. Händel reiſte nun noch nach Rom und Neapel, componirte fortwährend, knüpfte die angenehmſten Bekanntſchaften mit den größten Tonkünſtlern Italiens an, und kehrte erſt nach 6 Jahren, mit Ruhm gekrönt und mit einem gefeierten Namen, nach Deutſchland zurück. Er wandte ſich nach Hannover, wo der Kurfürſt ihn mit einer Beſoldung von 1800 Thalern anſtellte und zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte, als Steffain, der aus einem tüchtigen Muſiker ein nicht minder tüchtiger Diplomat wurde, die vor Händel bekleidete Stelle niederlegte. Mit Urlaub von ſeinem Gebieter ging Händel 1710 nach London, componirte dort die Oper «Rinaldo», verweilte ein Jahr in London und war auch nach ſeiner Rückkehr nach Hannover unausgeſetzt muſikaliſch thätig, doch übte London auf das Gemüth des begeiſterten Künſtlers eine ſo mächtige Anziehungskraft, daß er abermals um Urlaub zu einer Reiſe nach England nachſuchte. Er erhielt auch dieſen, und blieb nun Deutſchland für immer entzogen, zumal ſein Gebieter als Georg I. den Thron von England beſtieg und — obſchon eine Verſtimmung ſtattgefunden hatte — Händel jetzt einen Gehalt von 400 Pf. Sterling ausſetzte, ihn auch mit einer Zulage von noch 200 Pfund zum Muſiklehrer der königl. Prinzen ernannte.

Die gewöhnlichen Cabalen, welche England oder vielmehr London ſtets den deutſchen Künſtlern entgegenſtellen, beſiegte Händel anfangs mit Leichtigkeit, denn niemand erreichte ihn oder kam ihm gleich, geſchweige daß ein anderer ihn übertroffen hätte; aber dennoch blieb ſein Leben nicht ohne verbitternde Kämpfe, die ihm eiferſüchtige italieniſche Componiſten, eigenſinnige wälſche Sängerinnen und eingebildete ränkevolle Sänger bereiteten. Unter den erſteren und letzteren zumal waren große Namen, Porpora, der gefeierte Componiſt, Haydn's Lehrer, und der unübertreffliche Farinelli (Carlo Broschi) und dieſe Kämpfe zogen Händel nicht nur Verluſte des Vermögens, ſondern ſelbſt Trübungen des Geiſtes zu, weil es ihm nicht gelang, ſich an der Spitze einer Opernunternehmung, betitelt: Königliche Academie der Muſik, zu behaupten. Er bekam ſogar in Folge der mannichfachen Aufregungen einen Schlaganfall und mußte die Hülfe eines Heilbades ſuchen. Händel wählte Aachen, und die Quellen dieſer älteſt berühmten deutſchen Bäderſtadt übten gleichſam an ihm ein Wunder. Er genas und vermochte in einem feurigen, begeiſterten Orgelſpiel dem Urquell allen Lebens ſeinen Dank auszuſtrömen. Händel kehrte nach London zurück und war dort immer noch, getrieben vom Geiſt des Schaffens, für die Bühne thätig, doch mit nur geringem Glück, was nicht an ſeinen Werken, ſondern in andern äußern Verhältniſſen lag. Händel componirte nicht weniger als 45 Opern und 26 Oratorien, und letztere, denen er endlich und ausſchließlich ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit zuwandte und von denen namentlich «Athalia», «Eſther», «Deborah», das «Alexanderfeſt», «Saul», der «Meſſias», «Samſon», neben vielen andern herrlichen Tonſtücken, die Diamanten in der Krone von Händel's Meiſterſchaft bilden — begründeten ihm den ewigen Nachruhm, wenn dieſelben auch nicht gleich alle ſich plötzlich glänzende Bahn brachen.

Im Winter 1742 auf 1743 erkrankte Händel von neuem, holte ſich wieder in den Heilbrunnen von Aachen Geneſung, kehrte zurück und ſchuf abermals eine Reihe bewunderter Werke, unter denen «Suſanna», «Belſazar», «Herkules», «Judas Makkabäus», «Jephtha», «Alexander Belus», «Joſeph», «Salomon», die bedeutendſten — bis ihn im Jahre 1771 das Unglück traf, am ſchwarzen Staar zu erblinden, welches er acht Jahre trug, bis er an einem Charfreitage im 76. Jahre ſeines Alters vollendete. Händel's Charakter war männlich, feſt und entſchieden, aber dabei wohlwollend, tief religiös und wohlthätig. Er war einer der größten Meiſter im Clavierſpiel; auf der Orgel übertraf ihn keiner und nur wenige kamen ihm gleich im ſpielen dieſes erhabenſten aller Inſtrumente, wie auch als Componiſten nur wenige an ihn hinanreichen, beſonders im Oratorium, da in der Oper der muſikaliſche Geſchmack dem Wechſel und den Zeitrichtungen mehr unterworfen iſt. Händel's Chöre ſind völlig unübertroffen.

Der unſterbliche Meiſter wurde in der Weſtminſterabtei begraben und ihm ein großes figurenreiches allegoriſches Marmormonument errichtet. Viele Gedächtnißfeiern wurden dem Heros der Muſik zu Ehren begangen; ja noch in neueſter Zeit wurde zu Frankfurt a. M. ein faſt vergeſſenes Werk Händel's: das Oratorium «Allegro und Panſioroſo» von einem muſikaliſchen Vereine glänzend zur Aufführung gebracht — und voll treuer Pietät das Andenken an den Unſterblichen erneut.



Kurt Christoph, Graf von Schwerin.

Geb. d. 26. Oct. 1684, geſt. d. 6. Mai 1757.

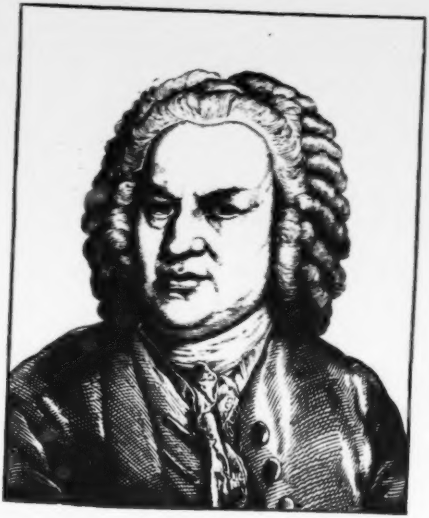
Ein deutſcher Kriegsheld, deſſen Name ruhmreich neben dem ſeines Königs und eines Ziethen ſteht, und ebenſo volksthümlich geworden iſt, wie die Namen dieſer beiden unſterblichen Helden. Graf von Schwerin wurde in Schwediſch-Pommern geboren, und beabſichtigte als Jüngling die wiſſenſchaftliche Laufbahn zu verfolgen. Er verbrachte ſeine Jugendzeit, nachdem er das älterliche Haus verlaſſen hatte, als Studirender auf den Hochſchulen zu Leyden, Greifswalde und Roſtock, war auch poetiſch begabt, und dichtete mehrere geiſtliche Lieder, ſowie er ſich eifrig dem Studium der lateiniſchen und der neuern Sprachen widmete. Dennoch entſchied ſich Schwerin für den Kriegerſtand und wurde im Jahre 1700 Fähndrich im holländiſchen Dienſt. Die tüchtigſte Schule nahm ihn auf; die lorbeergekrönten Heldenprinzen Eugen und Malborough wurden ihm Lehrer, und ihr Ruhm wurde das Ziel ſeines Strebens. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg bot volle Gelegenheit, ſich hervorzuthun in Waffenthaten, und nach 5 Jahren war der junge Fähndrich ſchon Hauptmann. Im darauf folgenden Jahre trat Hauptmann Schwerin in mecklenburgiſche Dienſte, und rückte im Heere des Herzogs ſchnell zum Oberſten auf. Sein Kriegsherr ſandte ihn in geheimen Aufträgen an König Karl XII. von Schweden nach Bender; er brachte auf dieſer Sendung ein Jahr zu, ſah ſich nach ſeiner Rückkehr zum Brigadegeneral ernannt, und nicht lange darauf empfing Schwerin den Rang eines Generalmajors.

Im Jahre 1719 ereigneten ſich Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog von Mecklenburg und den Ständen des Landes, welche auf die gefährlichſte Spitze getrieben wurden, die endlich dahin gedieh, daß der Kaiſer ein Executionsheer von hannoverſchen Truppen in das Land ſandte, um mit Gewalt der Waffen dieſe Zwiſte beizulegen. Da ſtellte der Herzog Schwerin an die Spitze ſeines eigenen Heeres, und dieſer ſchlug die Strafhannoveraner bei Walsmölen aufs Haupt, und legte die obwaltenden Streitigkeiten in kürzeſter Friſt bei.

Mittlerweile erwarb König Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Provinz Vorpommern und wurde dadurch Schwerins Landesherr. In deſſen Dienſte trat nun Schwerin, wurde zu wichtigen diplomatiſchen Senbungen gebraucht, und zwar an die Höfe von Polen und Sachſen. Der in allen Zweigen höherer ſtaatsmänniſcher Geſchäfte und im Dienſt des Kriegs brauchbare Mann empfing von ſeinem Könige den ſchwarzen Adlerorden, und, was noch höhere Geltung hatte, der König ſchenkte ihm ſein volles Vertrauen. Im Jahr 1739 wurde Schwerin General en Chef der ganzen preußiſchen Infanterie, im folgenden Jahre erhob ihn König Friedrich II., bald nachdem er die Regierung angetreten hatte, in den Grafenſtand und ernannte ihn zum Generalfeldmarſchall. So an die höchſte Spitze des Heeres geſtellt, vertraut mit allen Plänen und Entwürfen ſeines heldenherzigen Königs und vom Kriegsglück begünſtigt, wurde es Schwerin nun nicht ſchwer, ſeinen Namen ruhmvoll auf die Tafeln der Geſchichte zu ſchreiben. Der erſte Schleſiſche Krieg hatte 1741 begonnen, und der Sieg der preußiſchen Waffen in der Schlacht bei Mollwitz war das Werk der Einſicht und Tapferkeit Schwerins, denn der König hatte bereits die Schlacht verloren gegeben und ſich vom Schlachtfelde zurückgezogen. Aber Schwerin, obſchon mit Wunden bedeckt, behauptete mit unerſchütterlichem Muthe, trotz ſeiner vorgerückten Jahre, das Feld und den Sieg. Später nahm er noch Brieg und Breslau ein, und ging, nachdem dieſer erſte ſchleſiſche Krieg beendet war, nach den Heilquellen Aachens, um ſeine durch die Strapatzen des Feldzugs erſchütterte Geſundheit wieder herzuſtellen. Der König ernannte ſeinen tapferſten Feldherrn zum Gouverneur von Neiße und Brieg, und war erfreut, daß derſelbe noch Kraft und neue Rüſtigkeit zeigte, auch im zweiten ſchleſiſchen Kriege wieder thätig zu ſein. Während der König durch Sachſen und die Lauſitz in Böhmen einrückte, führte Schwerin ein Heer aus Schleſien nach Böhmen, worauf ſich bei Prag beide Heere vereinigten und Prag zur Uebergabe gezwungen wurde. Leider konnte Böhmens Hauptſtadt nicht behauptet werden, ein Rückzug wurde zur Nothwendigkeit, und Schwerin führte dieſen mit ſo viel Takt und Umſicht aus, daß derſelbe faſt einem errungenen Siege gleich zu achten war. Nachdem 1745 abermals der Friede geſchloſſen war, zog ſich der bejahrte Feldherr auf ſeine Güter zurück, und ſuchte aufs neue ſeine Geſundheit zu kräftigen, allein der Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs rief ihn abermals zu den Waffen, zur Freude des ganzen preußiſchen Heeres, denn der «alte Schwerin», war von den Soldaten wie ein Vater geliebt, weil er ihnen ſtets väterliche Geſinnung entgegentrug und Kraft und Muth des Kriegers mit Milde und Schonung eines Vaters vereinte. Wieder zog Schwerin aus Schleſien nach Böhmen, half den Sieg bei Lowoſitz erkämpfen, hinderte die Vereinigung Piccolomini's mit Brown und that dem öſterreichiſchen Heere merklichen Schaden.

Im Jahr 1757 erfolgte von Seiten Schwerins, der ſich nach Schleſien in die Winterquartiere zurückgezogen hatte, ein neuer und ſiegreicher Einmarſch in Böhmen und eine abermalige Vereinigung mit dem aus Sachſen anrückenden Heere ſeines Königs. Wieder wurde eine Schlacht bei Prag geſchlagen, wieder war es Schwerin, der den Sieg gewann, aber mit dem Opfer ſeines theuern Lebens. Mitten im Kampfe nahm der tapfere Feldherr wahr, daß ein Theil ſeiner Streiter in Unordnung und Flucht zu gerathen drohte, ergriff ſelbſt eine Fahne, und ſtürzte ſich mit ihr, ſie muthvoll ſchwingend, dem Kugelregen entgegen, indem ſein Anruf die Schaaren ihm zu folgen begeiſterte. Gleich darauf ſank er, von 4 Kartätſchenkugeln getroffen, entſeelt vom Pferde; doch der Sieg ward erkämpft.

Lange und dauernd lebte und lebt noch immer Schwerins Andenken im Heere, wie im Volke. Mehrere Gedächtnißſäulen wurden ihm errichtet, eine bei Prag auf der Stelle, wo er fiel, eine ältere zu Berlin, und auf dem neueſten Denkmal ſeines großen Königs von Rauchs Meiſterhand fehlt nicht Schwerins Heldengeſtalt in der Zahl ſeiner ebenbürtigen Mitkämpfer in den ſchleſiſchen und im ſiebenjährigen Kriege.



Johann Sebastian Bach.

Geb. d. 21. März 1685, geſt. d. 5. Mai [illegible] 17[illegible]

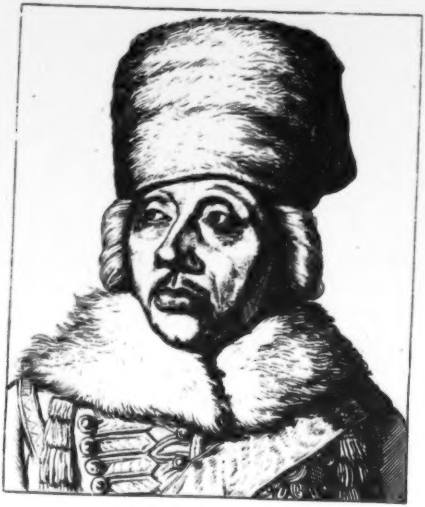
Veit Bach, ein Bäcker aus Preßburg in Ungarn, der von da im ſechszehnten Jahrhundert wegen der Religionsunruhen auswanderte und ſich in Thüringen niederließ, iſt der Ahn einer zahlreichen Familie, die ſich durch muſikaliſches Talent auszeichnete und durch mehrere Generationen Thüringen mit Muſikdirektoren, Cantoren und Organiſten verſorgte. Alle Jahre pflegten ſich die Familienglieder zu verſammeln und unter ſich kleine Muſikfeſte zu feiern. Von allen der größte iſt Joh. Sebaſtian, der Sohn von Johann Ambroſius Bach, Hof- und Stadtmuſikus in Eiſenach. Als der Vater 1695 geſtorben war, nahm ein älterer Bruder Johann Chriſtoph, Organiſt in Ordruff, ihn zu ſich und erzog ihn ſtreng in ſeiner Kunſt; nachdem auch dieſer früh geſtorben trat Sebaſtian in den Chor zu Lüneburg ein. Sein angebornes Genie, mit einem Feuereifer und eiſernen Fleiß verbunden, ließ ihn ſich früh als Virtuoſen auf der Geige, der Orgel und dem Klavier auszeichnen. Nachdem er an verſchiedenen Orten Thüringens Organiſt geweſen war, wurde er 1707 in Weimar Hoforganiſt, 1718 Capellmeiſter in Anhalt-Göthen und 1723 Cantor an der Thomasſchule zu Leipzig, welches Amt er bis zu ſeinem Tode verwaltete. Keine hervorragenden Begebenheiten zeichnen ſeinen Lebenslauf aus, angeſehen und geachtet, von ſeinen zahlreichen Schülern hoch verehrt, lebte er ſtill ſeinem Beruf, und ſchuf eine unüberſehliche Fülle von Werken, deren wenige ſeinen Namen groß und unſterblich gemacht hätten.

Bach iſt eine echtdeutſche Kernnatur, ſtets aus dem Innern arbeitend und mit ernſter unermüdlicher Pflichttreue nach dem Beſten und Gediegenſten ſtrebend, das ſeine Kunſt hervorzubringen vermochte. Was zuerſt in ſeinen Schöpfungen hervortritt iſt die ſtaunenswerthe Kunſt viele Stimmen zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchlingen, ſo daß jede für ſich ſelbſtſtändig ihren Weg verfolgt, die eiſerne Conſequenz, mit welcher er einen Gedanken feſthält und ausführt, die ſtrenge Geſetzmäßigkeit, mit welcher er die ſchwierigſten Formen wie ſpielend behandelt. Weit gefehlt aber daß Bach ein trockner Rechner, ein grübelnder Schulmeiſter ſei- ſeine Erfindungen kommen aus einem warmen, tief empfindenden Herzen, ſie ſind groß und ernſt, aber nicht minder zart und weich, und ſtets wahr und echt. Den herrlichſten Schatz ſeiner Kunſt legte er in ſeinen Kirchencompoſitionen nieder. Jeden Sonntag wurde eine Cantate aufgeführt, die meiſtens aus einem Chor, mehreren Sologeſängen und einem Schlußchoral beſtand und nach Verabredung mit dem Geiſtlichen ſich dem Inhalt der Predigt genau anſchloß. Nur die unerſchöpfliche Erfindungskraft und die tiefe Meiſterſchaft Bachs konnte einer ſolchen Aufgabe genügen. Ueber 400 ſolcher Cantaten hat er geſchrieben, die leider nur zum Theil erhalten ſind. Bedeutender durch Umfang und Gehalt waren die Paſſionsmuſiken, welche am Charfreitag aufgeführt wurden, ſo daß an die unveränderte Erzählung des Evangeliſten an geeigneten Stellen ſich Betrachtungen in Form von Arien, Chören und Chorälen anſchließen. Die beiden noch vorhandenen Paſſionsmuſiken nach Matthäus und Johannes gehören durch die Tiefe und Originalität der Erfindung und künſtleriſchen Ausführung unbedingt zu den größten Leiſtungen, welche die deutſche Kunſt überhaupt hervorgebracht hat. Ihnen ſchließt ſich die großartige Meſſe in H moll würdig an.

Bach war auch anerkannt der größte Orgel- und Klavierſpieler ſeiner Zeit. Ein berühmter Virtuoſe auf der Orgel, Marchand, den er in Dresden zu einem Wettſtreit aufforderte, verließ, nachdem er Bach gehört, heimlich die Stadt und ſtellte ſich nicht. Friedrich der Große ließ ihn nach Berlin kommen und ſprach laut ſeine Bewunderung für ihn aus. Er erfand eine neue Art der Fingerſetzung, durch welche er der Schöpfer des heutigen Klavierſpielens geworden iſt. Seine zahlreichen Compoſitionen für Klavier und Orgel ſind noch heute eine Aufgabe für den Virtuoſen, aber ſie verlangen noch mehr einen gebildeten Muſiker, denn in jedem ſpricht ſich die vollendete Meiſterſchaft des ernſten Künſtlers aus.

Bach war zweimal verheirathet: in der erſten Ehe wurden ihm 7, in der zweiten 13 Kinder geboren. Mehrere von ſeinen Söhnen widmeten ſich der Muſik und fanden zum Theil lebhaftere Anerkennung als er; keiner iſt dem Vater auch nur von fern nahe gekommen.

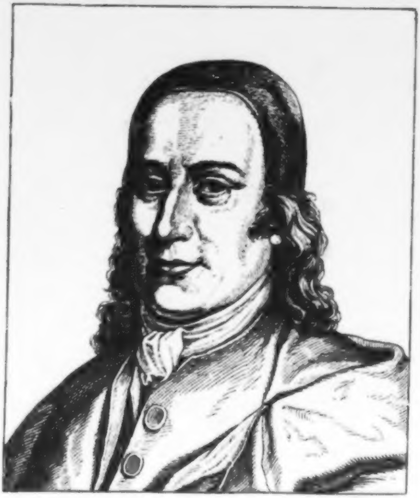
Ein Denkmal iſt Bach in Leipzig neben der Thomasſchule errichtet; das beſte ſtiftete ihm die 1850 errichtete Bachgeſellſchaft in Leipzig durch eine würdige Herausgabe ſeiner Werke.



Hans Joachim von Ziethen.

Geb. d. 18. Mai. 1699, geſt. d. 26. Janr. 1786.

Wie ein makelloſes Denkmal aus Erzguß ſteht der alte Ziethen im Bewußtſein der deutſchen Nation, ein Heldenbild von unverwüſtlicher Dauer, voll Urkräftigkeit und fortlebiger Friſche. Geboren zu Wuſtrau, einem Gute ſeiner Aeltern in der Grafſchaft Ruppin, beſtimmte der junge von Ziethen ſich früh dem Dienſt der vaterländiſchen Waffen, und trat ſchon im vierzehnten Jahre ein — fand aber leider nicht den gehofften Fortſchritt in der begonnenen Laufbahn, ſah ſich vielmehr zurückgeſetzt und bewogen, wieder zur Heimath zurückzukehren. Die Kriegsgöttin ſchien ihm nicht zu winken, denn nachdem Ziethen im Jahre 1726 abermals in das Heer getreten war, wo er als Oberlieutenant beim Dragonerregiment Wuthenow befehligte, ſah er ſich in ſchlimme Händel verwickelt, denen die harte Strafe auf dem Fuße folgte: ein Jahr Feſtungshaft und dann ſogar Caſſation. Wieder verfloſſen vier Jahre, bis endlich Ziethen bei einer neuerrichteten Huſarencompagnie Eintritt fand, mit der er dann als Rittmeiſter 1735 unter General Baronay den erſten Feldzug gegen Frankreich mitmachte. Später fand Ziethen Gelegenheit, ſich im erſten ſchleſiſchen Kriege auszuzeichnen, es war im Gefecht bei Rothſchloß; er wurde zum Obriſt ernannt, und ſtatt der Huſarencompagnie befehligte Ziethen nun als Chef ein Huſarenregiment, das unter ihm ſich die ſchönſten Siegeslorbeern pflückte. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege wurde Ziethen Generalmajor und ging nun eine Zeitlang ruhmvollen Siegesgang. Mitten durch die öſterreichiſche Armee führte er ſein Regiment nach Jägerndorf, hatte den weſentlichſten Antheil am berühmten Siege bei Hohenfriedberg am 4. Jun. 1745, den ſein König mit 70,000 Mann gegen 95,000 Oeſterreicher errang, und wobei 5000 gefallene Preußen und 15000 Oeſterreicher das blutige Schlachtfeld bedeckten — beſiegte nicht minder den Feind im Gefecht bei Hennersdorf am 23. Nov. 1745, empfing aber in demſelben eine Wunde. Ungleich tiefere Wunden ſchlugen dem tapfern Kriegeshelden Unglücksfälle, die ihn Schlag auf Schlag trafen. Ziethen verlor eine geliebte Gattin, verlor den einzigen Sohn durch den Tod, wurde bei ſeinem König verläumdet und von dieſem zurückgeſetzt, bis der Aus bruch des ſiebenjährigen Krieges den durch Schmerz geprüften und geſtählten Mann wieder auf das Feld der Ehre rief, nachdem der König ihm ſeine Gnade aufs neue zugewendet. Ziethen befehligte jetzt als Generallieutenant, empfing den ſchwarzen Adlerorden zum Lohne ſeiner Tapferkeit im Gefecht bei Reichenbach, gab den Ausſchlag in den Schlachten bei Prag wie bei Leuthen, warf dort das Nadaſtiſche Corps zurück und half den preußiſchen Waffen zum Siege, wie er nicht minder in Verfolgung des fliehenden Feindes die größte Umſicht bewies. Einen nach Ollmütz beſtimmten Transportzug von 3000 Wagen deckte Ziethen mit 5000 Mann, und trotzdem, daß er von dem an Heldenmuth ihm ebenbürtigen Laudon mit einer fünfmal ſo ſtarken Uebermacht angegriffen wurde, rettete er einen nicht geringen Theil jener Wagen. Bei der Schlacht von Liegnitz warf er ſich der öſterreichiſchen Hauptmacht entgegen und nöthigte Laudon mit zu dem berühmten Rückzug, von welchem der große Kriegsherr, König Friedrich II., ſelbſt äußerte: «Von Laudon muß man retiriren lernen.» Ziethen wurde gleich nach dieſem Siege zum General der Cavallerie des preußiſchen Heeres ernannt, und als er in der Schlacht bei Torgau dem großen Fabius Cunctator des ſiebenjährigen Krieges, Feldmarſchall von Daun, den ſchon in Händen habenden Sieg entriß, flog aufs neue der Ruhm des alten Huſaren über alle Jungen. Als endlich der Friede von Hubertusburg 1763 abgeſchloſſen wurde und der ſiebenjährige Krieg endete, war Ziethen ſchon ein Mann von 64 Jahren, blieb aber auch in der ihm fortan vergönnten Ruhe noch voll Kriegsluſt, und hätte, als er 79 Jahre zählte, gern noch den Krieg in Baiern, wegen der bairiſchen Erbfolge, mitgemacht, doch der König gab dieß nicht zu. 87 Lebensjahre waren dem in Wahrheit alten Ziethen vergönnt. Er ſtarb in Berlin und wurde mit hohen militairiſchen Ehren beſtattet. Mehr als ein Denkmal ward ihm errichtet, auch am neueſten Denkmal ſeines Königs und Freundes iſt ſeine Heldengeſtalt in lebensgroßer Treue zu erblicken, aber weiter als der Monumente Pracht glänzt das Denkmal des greiſen Helden im Herzen des deutſchen Volkes.

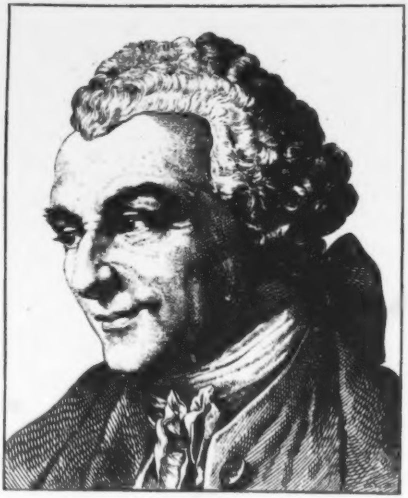


Nicolaus Ludwig, Graf zu Zinzendorf.

Geb. d. 26. Mai 1700, geſt. d. 9. Mai 1760.

Der berühmte Stifter der evangeliſchen Brüdergemeinde! Ein Mann von edlem Herzen, frommem Wandel, erregbarer Phantaſie voll innerlichen Geiſtes- und Gemüthslebens, religiöſer Myſtik zugänglich und ihr neuzeitlicher Vorkämpfer. — Graf Zinzendorf wurde zu Dresden geboren und erhielt ſeine erſte Erziehung durch ſeine Großmutter, eine Frau von Gersdorf, zu Großhennersdorf, einem jetzt blühenden Fabrikort in der Lauſitz. Die Frömmigkeit dieſer Frau und der Einfluß Philipp Jacob Spener's, der vor ſeinem Weggang von Dresden nach Berlin viel mit ihr verkehrte, die lebhafte Sehnſucht deſſelben, die Kirche aufs neue zu reformiren, gaben dem jungen Grafen frühzeitig die Geiſtesrichtung, der er durch ſein ganzes Leben unerſchütterlich treu blieb. Treulich gehegt und gepflegt wurde ſie auf dem Pädagogium zu Halle, wohin man den Knaben in ſeinem 11. Jahre ſandte, deſſen Stifter, der große Menſchenfreund Auguſt Herrmann Franke, unmittelbar ſich des gräflichen Knaben annahm, und ihm den eignen frommen, vielleicht überfrommen Geiſt einhauchte. Nicht reiten, tanzen und fechten war es, was dort die Stunden des Sproſſen eines altreichsgräflichen Geſchlechts ausfüllte, ſondern weinen, beten und grübeln; und die Neigung zum ſelbſtvertiefen in das dunkle myſtiſche Gebiet einer heißerſehnten Gottſeligkeit ließ ihn ſchon in Halle ein Bündniß mit Geſinnungsgenoſſen gründen, das den Namen vom Senfkorn im Evangelium des Matthäus lieh. Um dieſer Richtung ein Gegengewicht zu geben, wurde der junge Graf 1716 auf die Hochſchule Wittenberg geſandt, dort dem Studium der Rechtskunde obzuliegen, allein ihn zog es ausſchließlich zur Theologie. Er ſah das kirchliche Leben allgemein verflacht, und erſehnte nichts mehr als eine Wiedergeburt und Läuterung der chriſtlichen Kirche, und wo möglich eine Vereinigung der drei Confeſſionen zu einem großen, allgemeinen, auf die ſchöne Einheit des Urchriſtenthums zurückgeführten Bruderbunde. Dieſe ſuchte er aber nicht durch verflachende Allgemeinheit, philoſophiſche Spitzfindigkeiten und vernünftelndes Losſagen von jedem Glauben zu erreichen, ſondern er hielt unwandelbar feſt an den unumſtößlichen Satzungen der heiligen Schrift und des geoffenbarten Chriſtenglaubens. Daher waren

Unterhaltungen mit würdigen Gottesgelehrten ihm ſtets die liebſten, ſein Herz zog ihn zu ſtillen Andachtsübungen auch außerhalb der Kirche, und nichts war ihm willkommener, als das Geſuch einiger 1722 aus Böhmen auswandernden mähriſchen Brüderfamilien, auf ſeinen Gütern ſich niederlaſſen zu dürfen. Sogleich wies Graf Zinzendorf ihnen das Gut Berthelsdorf zum Wohnſitz an, gab ihnen einen Prediger, richtete ein Schulhaus und 1724 einen Betſaal für ſie ein, gab die 1721 ihm gewordene Hofrathsſtelle bei der Landesregierung zu Dresden 1727, die ihm ohnehin bei ſeiner Geiſtesrichtung nie hatte zuſagen können, freiwillig auf, und wandte ſich ganz jenen Brüdern zu, die ſich am Hutberge bei Berthelsdorf angebaut hatten, von der Gemeinde Berthelsdorf ſich ſchieden und ihren werdenden Ort Herrenhut nannten. Der Graf, erfüllt von den Plänen einer idealen Frömmigkeit, ſtellte ſich als ein geiſtliches Oberhaupt an die Spitze dieſer Gemeinde, ſuchte deren Wachsthum zu befördern, und bewirkte, daß ſie ſich nicht von der evangeliſch-lutheriſchen Kirche losſagte. Ein edler chriſtlich frommer, ſittlich reiner, liebevoll brüderlicher und dabei arbeitſamer Geiſt wurde herrſchend in der ſchnell ſich ausbreitenden deutſchevangeliſchen Brüdergemeinde, in ihr ward manches erreicht, was in Deutſchland und Frankreich auf anderen, ſchlimmeren Wegen zu gewinnen, in neuerer Zeit fruchtlos verſucht wurde. Doch blieb die junge Kirchengemeinſchaft auch nicht ohne Anfechtung und Bekämpfung. Das ſpielende, häufig pietiſtiſch ſinnliche, verhimmelnde in manchem Brauch, in Geſängen und Gebeten, die namentlich in den Liedern oft ſelbſt bis zur Anſtößigkeit getriebenen Bilder vom Lamm und Lämmlein, von Blut und Wunden, von der Einigung mit dem himmliſchen Seelenbräutigam, waren es hauptſächlich, was man der neuen chriſtlichen Sekte zum Vorwurf machte, und keineswegs mit Unrecht. Da ſich die Brüdergemeinden auch des chriſtlichen Miſſionsweſens auf das eifrigſte annahmen, ſo geſchah ſchon auf dieſem Gebiete durch ſie unendlich viel Gutes. Graf Zinzendorf war glücklich, das Ziel, nach welchem von Jugend auf ſeine ganze Seele geſtrebt, ſo weit als es nur immer möglich war, verwirklicht zu ſehen: er durchreiſte einen großen Theil Europas und ſchiffte ſelbſt nach Amerika in Angelegenheiten der neuen Religionsverbrüderung, ließ ſich zum Geiſtlichen weihen, war durch Lied und Lehre, wie durch zahlreiche Schriften für ſie thätig, und ſtarb im Schooße Herrenhuts, auf deſſen Kirchhof er dem großen Auferſtehungsmorgen entgegen ſchlummert, tief betrauert, weit geprieſen und verherrlicht und ſeiner Gemeinde unvergeßlich.



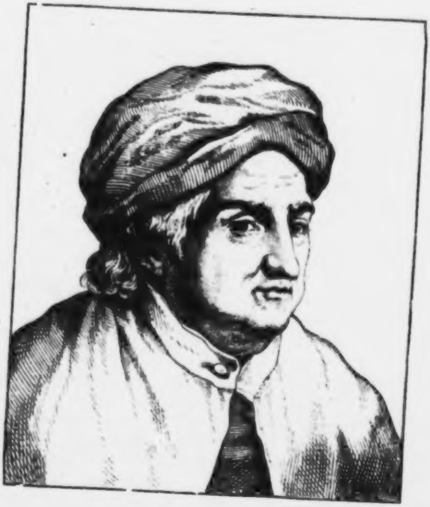
Friedrich von Hagedorn.

Geb. d. 23. April 1708, geſt. d. 28 Oct. 1754.

Ein Dichter von großer Fruchtbarkeit, Begabung und Liebenswürdigkeit des Charakters, dem es gelang, ſich faſt allbeliebt zu machen. Hagedorn entſtammte einer alten Adelsfamilie Dänemarks; ſein Vater, Hans Stats v. Hagedorn, war königlich däniſcher Staats- und Konferenz-Rath und hatte als däniſcher Reſident für den niederſächſiſchen Kreis ſeinen Wohnort zu Hamburg aufgeſchlagen. Dort wurde ihm der Sohn Friedrich geboren, der eine ausgezeichnete Erziehung empfing und dieſe durch ſeine Fähigkeiten wie durch ſeinen Fleiß verdiente. Leider kam der Vater in ſeinen Vermögensumſtänden durch allerlei Unglücksfälle zurück und ſtarb, als Friedrich erſt 14 Jahre zählte. Die Mutter ließ den Sohn nebſt deſſen jüngerem Bruder Chriſtian Ludwig das Gymnaſium zu Hamburg beſuchen, von wo aus Friedrich nach Jena ging, um ſich dort dem Rechtsſtudium zu widmen. Im Jahre 1729 hatte Hagedorn ausſtudirt, ging nach der Heimath zurück und fand bald eine günſtige Stellung als Privatſecretair beim däniſchen Geſandten in London, Freiherrn von Söhlenthal. Er eignete ſich mit Leichtigkeit die Kenntniß des engliſchen an, wie er auch ſchon in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache ſelbſt kleine Dichtungen verſucht hatte, und hoffte einem Poſten in Dänemark entgegen, der ſich ihm aber nicht aufthat. Aus Geldverlegenheiten, in welche die beſchränkte Lage ſeiner Mutter und die eigene ihn brachte, befreite ihn endlich eine Anſtellung in Hamburg, im engliſchen Hauſe, einer Handelsgeſellſchaft, die ihre Arbeiter nicht ſo kärglich lohnte, als manche deutſche Staatsregierung die ihrigen.

Hagedorn verheirathete ſich und lebte nun, da ihm ſein Geſchäft gute Muße vergönnte, dem Genuß des Leſens, Dichtens und der Freundſchaft, durch welche Genüſſe ſein Leben im Bunde mit einer zwar nicht ſchönen, aber ſeelenguten Frau völlig beglückt wurde. Hagedorn war einer der wenigen glücklichen Dichter, denen die Gabe geworden, glücklich zu ſein und andere glücklich zu machen, Heiterkeit und Frohſinn um ſich her zu verbreiten, das ſauerſehen der geborenen Grämlinge nicht zu achten: es war eine helleniſch-anakreontiſche Natur, und neben dem, daß er lebensluſtig, munter, aufgeräumt, neckiſch, witzig und jovial war, war er auch weich und mild, im hohen Grade human, genügſam und voll der rührendſten Beſcheidenheit. Hagedorn ſtand als Dichter in einer Zeit, die es etwas ſchwerer machte, als die Gegenwart, Dichterlorbeeren zu pflücken und Anerkennung zu finden; da galt es noch den Kampf mit Ungeſchmack und Schwulſt, mit Gottſchediſcher Geſpreiztheit und Bodmeriſcher Unduldſamkeit. Gern verzichtete der von der Muſe beglückte Jünger Apoll's auf den Titel eines Gelehrten, denn Fachgelehrter war er nicht, wollte er nicht ſein und nicht heißen; indeß war Hagedorn äußerſt beleſen und hatte viele Neigung, dieſe Beleſenheit in ſeinen Schriften kund zu geben. Während andere Dichter es ganz verſchmähen, ſich alles ſie anziehende aufzuzeichnen, glich Hagedorn darin Jean Paul Friedrich Richter, daß er ſich mit Zetteln und Blättern trug und gern das fremde ſich geiſtig aneignete und zu nutze machte. Auch liebte er, mit großer Strenge ſeine eigenen Poeſien zu feilen, und erwarb ſich von den geachtetſten Zeitgenoſſen das Lob beſonderer Feinheit des Geſchmackes, der Richtigkeit der Sprache und der ſittlichen Reinheit des Inhaltes ſeiner Dichtungen, mit Ausnahme launiger, nur für engere Freundeskreiſe beſtimmter poetiſcher Einfälle und Gedanken. Bei ſeinem erſten literariſchen Auftreten betheiligte ſich Hagedorn an Zeitſchriften; nach der Rückkehr von Jena erſchienen von ihm «Verſuche einiger Gedichte oder erleſene Proben poetiſcher Nebenſtunden, 1729», bei deren Inhalt noch das ringen mit Form und Ausdruck und der noch wenig gehobene Geſchmack jener Zeit in den Vorgrund traten. Dieß fühlte wohl der Dichter ſelbſt und ſchwieg lange, und erſt 1738 gab er ſeinen «Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen» heraus. Die beſcheidene Bezeichnung «Verſuch» charakteriſirt den Dichter vollkommen, er fühlte ſich noch nicht feſt und ſicher, und dennoch hatte Deutſchland von keinem ſeiner neuern Dichter beſſere Fabeln erhalten. Den Fabeln ließ Hagedorn eine «Sammlung» vorher zerſtreuter und einzeln gedruckter «neuer Oden und Lieder» 1747 und 1750 «moraliſche Gedichte» folgen, welche 1752 neu aufgelegt mit einem zweiten Buche der Fabeln und mit «Sinngedichten» vermehrt wurden. In dieſem Erſcheinen ſeiner Poeſien hielt der Dichter demnach genau das Horaziſche nonum prematur in annum feſt. Leider war dem liebenswürdigen und heitern Dichter kein langes Lebensziel geſteckt. Er wurde vom Podagra heimgeſucht und von der Waſſerſucht befallen, und endete nach alle den Leiden, welche beſonders die letztere furchtbare Krankheit herbeiführt, im 46. Jahre ſeines Lebens. Nach ſeinem Tode wurden ſeine ſämmtlichen poetiſchen Werke neu aufgelegt, und 1800 gab Joachim Eſchenburg dieſelben mit des Dichters Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik nebſt Auszügen von deſſen Briefwechſel in 5 Bänden nochmals heraus. Der Beifall, den Hagedorn als Dichter gefunden hatte, äußerte ſich durch Aufnahme zahlreicher Poeſien von ihm in Sammlungen, Jugendſchriften, Fabel- und Declamirbücher, durch Compoſitionen, durch Ueberſetzungen in das franzöſiſche, ja ſogar in das lateiniſche; mehrfach auch wurde ſein Bildniß geſtochen.

Auch Hagedorn's Bruder, Chriſtian Ludwig, war Künſtler geworden, nur auf einem andern Gebiete; aber er war von gleicher Beſcheidenheit wie der Bruder. Er wurde ausübender Kupferſtecher und Kunſtſchriftſteller, und ſowohl was er über ſeine Kunſt ſchrieb, als auch die Erzeugniſſe ſeiner Radiernadel fanden den Beifall der Kenner. Er ſtarb 1780.

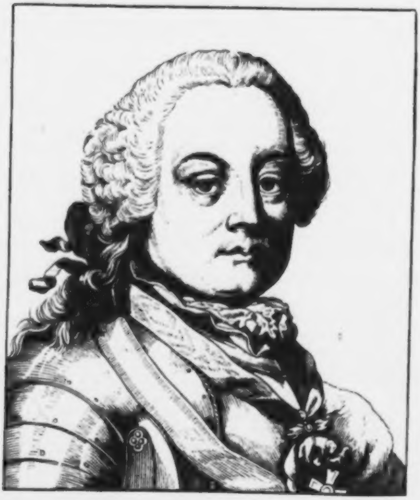


Albrecht von Haller.

Geb. d. 16. Oct. 1708, geſt. d. 12. Dez. 1777.

Ein großer, weitgeprieſener Name; Haller war groß von Charakter und iſt ſeines ausgebreiteten Ruhmes würdig als Dichter, als Philoſoph, als Arzt und Naturforſcher, als Mathematiker und Hiſtoriker.

Haller wurde als der jüngſte Sohn eines Rechtsanwaltes zu Bern geboren, Sprößling eines wohlhabenden und angeſehenen Patriciergeſchlechts. Als Knabe war er ſchwächlich, in ſich verſchloſſen, aber wißbegierig, und das Lernen wurde ihm leicht. Frühzeitig that er ſich in allen Fächern der Gelehrſamkeit um, und auch die Poeſie wurde ihm ſchon im zarten Lebensalter eine Freundin und Tröſterin, wie ſie ihm bereits im zehnten Jahre die Waffen gab gegen die Pedanterie eines Lehrers. Haller, der im 13. Jahre ſeinen Vater verlor, beſuchte die Gymnaſien zu Bern und Biel, ſtudirte dann 1723—25 in Tübingen Arzneikunde, und bezog im letzteren Jahre die Hochſchule Leyden, wo Boerhaave und Albinus als Lehrer glänzten. Dieſen großen Aerzten und Anatomen ſtrebte Haller mit Eifer nach, Anatomie und Botanik zogen ihn vorzugsweiſe an, obſchon ein kurzes Geſicht ihm das Studium der letzteren merklich erſchwerte. Befreundet mit den größten Aerzten Hollands begab ſich Haller 1726 von Leyden aus, nachdem er Doctor der Medicin geworden war, nach London und Oxford, knüpfte dort Bekanntſchaft mit berühmten Männern an, wie Douglaß, Hans Sloane, dem Begründer des britiſchen Muſeums, dann in Paris mit dem größten Anatomen des Jahrhunderts, Winslow, hierauf in Baſel mit dem gefeierten Mathematiker Bernoulli. Mit dem größten Eifer widmete ſich Haller jetzt dem Studium der Mathematik und gleichzeitig erfaßte er mit glühender Vorliebe die Botanik, welche er auf weitumfaſſenden Alpenreiſen pflegte. Er gab der Wiſſenſchaft zuerſt eine gründliche Schweizer-Flora und feierte der Alpen Pracht und Herrlichkeit in einem philoſophiſch-moraliſchen Gedicht von unvergänglicher Schönheit, in welchem er zugleich der verkannten deutſchen Poeſie ihre Ebenbürtigkeit gegenüber der von vielen vorgezogenen engliſchen, die in der Mode war, erkämpfte. Wenn auch Haller's in zehnzeiligen Alexandriner-Strophen gedichtete Alpen noch an ſeine nächſten Vorbilder, an Lobenſtein und Brockes erinnern, und Schwerfälligkeit der ſprachlichen Wendungen wie unpoetiſche Ausdrücke in dieſem Gedicht uns auffallen, ſo haben wir darin Mängel der Zeit zu erkennen, in welcher Haller dichtete; die deutſche Poeſie hatte ſich von ihrer Vorliebe für die Allegorie, für ein Uebermaß von Bildern und Vergleichungen noch ſo wenig als von den Traditionen eines einförmig ſchleppenden Versbaues frei gemacht. Haller war wahrhaft beſcheiden, ſo daß er, ſo viel er auch gedichtet hat, und ſo großen Beifall auch ſeine didactiſchen und lyriſchen Gedichte bei den Zeitgenoſſen fanden, dieſe in ſpäteren Jahren ſelbſt nicht ſehr hoch ſtellte. Auch im Roman verſuchte er ſich, noch dazu im politiſchen und geſchichtlichen, und ſtellte in ſeinem Uſong die Vorzüge der Herrſchaft eines unumſchränkten aber tugendhaften und einſichtsvollen Monarchen dar. Als Philoſoph und Kritiker lieferte Haller ſelbſtſtändige Abhandlungen ſowie ungemein viele Beiträge in Zeitſchriften. Nachdem er von ſeinen botaniſchen Reiſen 1729 in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war und dort als ausübender Arzt in glücklicher Thätigkeit wirkte, wurde ihm, während ſein Ruhm Europa überflog, die nachgeſuchte Stelle am dortigen Inſelhospital verweigert, weil er ein — Dichter ſei. Haller ſuchte um eine Profeſſur der Beredtſamkeit nach, und wurde abſchläglich beſchieden, weil er ein — Arzt ſei. Doch gelang ihm endlich 1734 die Einrichtung eines anatomiſchen Theaters in Bern, an dem er unentgeltlich öffentliche Vorleſungen hielt; auch übertrug man ihm die Leitung der Stadtbibliothek. Mittlerweile ſtrömten ihm Ehrenbezeugungen und Anerbietungen vom Ausland zu; und unter dieſen war der Ruf an die neubegründete Hochſchule Göttingen als Profeſſor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik ſo glänzend, daß Haller ihm 1736 Folge leiſtete. Dort verlor er bald und raſch hintereinander die geliebte noch junge Gattin und den erſtgeborenen Sohn; — nur das ernſte Vertiefen in die Wiſſenſchaft konnte die Wunden ſeines Herzens heilen. Haller wurde das leuchtende Geſtirn der jungen Georgia Auguſta; er wurde Göttingens Boerhaave. Auch dort begründete er ein anatomiſches Theater, richtete den botaniſchen Garten ein, entwarf den Plan zur Societät der Wiſſenſchaften, welche er als Präſident 1751 eröffnete, lehrte und ſchrieb mit unermüdlicher Ausdauer, wurde faſt von allen gelehrten Geſellſchaften und Academien Europas zum Mitglied und vom König zum königlich großbritanniſchen Leibmedicus, Hofrath und endlich zum Staatsrath ernannt. Der Kaiſer erhob ihn mit allen Nachkommen in den Reichsadelſtand. Neue Berufungen nach Utrecht, nach Oxford, nach Berlin, ſchlug er aus. Seine Vaterſtadt, welche Haller 1745 beſuchte, ehrte nun ihren berühmteſten Sohn durch die Ernennung zum Mitgliede des großen Rathes, und zum Ammann, was ihm erwünſcht war, denn er ſehnte ſich nach einem minder beſchäftigten Wirkungskreiſe und aus vielfachen Anfeindungen und Kabalen heraus. Im Jahre 1753 zog Haller wieder nach Bern, behielt ſeine academiſche Penſion und ſeine Präſidentenſtelle bei der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen, wurde mit gutem Gehalt Direktor ſchweizeriſcher Salinen, und mit noch manchen Ehrenämtern betraut. Bis zu ſeinem Tode blieb Haller wirkſam und thätig nach unendlich vielen Richtungen hin, ein treuer und liebevoller Familienvater, ein Mann voll Religion und vom gediegenſten Charakter. Die rühmende Stimme der Nachwelt hat Haller einen zweiten Leibnitz genannt, und univerſelle Kenntniß, gediegener Fleiß und hohe Begabung ſtellen ihn dieſem allerdings würdig zur Seite.

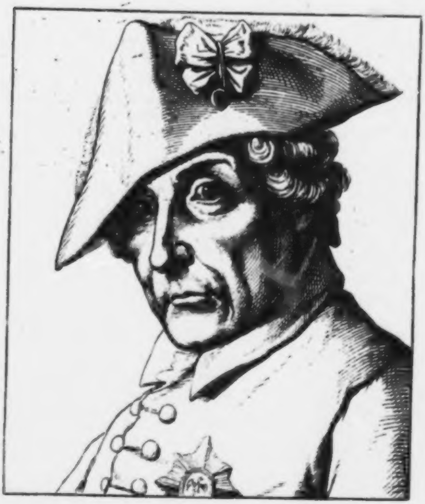


Leopold Joseph Marie, Reichsgraf von Daun.

Geb. d. 25. Sept. 1705, geſt. d. 5. Febr. 1766.

Einer der größten Feldherren Oeſterreichs und deſſen hülfreicher Genius, gekrönt mit unverwelklichen Siegeslorbeern, welcher dem Klange des Namens eines altberühmten Geſchlechts neuen Glanz verlieh. Schon der Vater Wierig Philipp Lorenz Reichsgraf von Daun hatte ſich im ſpaniſchen Erbfolgekriege rühmlichſt hervorgethan und ausgezeichnet. Der Sohn wurde in Wien geboren und urſprünglich für den Dienſt der Kirche beſtimmt, für den er aber in ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht die mindeſte Neigung zeigte. Leopold wurde Maltheſerritter, dann aber Soldat; ein ſolcher war und blieb er mit Leib und Seele. Von ſeiner Jugend an ſah er Oeſterreichs Militairmacht ſtets unter den Waffen: Krieg in der Türkei, Kampf in Ungarn, Krieg in Spanien, der nordiſche Krieg und des eigenen Vaters Ruhm, der Ruhm Prinz Eugen's — das alles wirkte mächtig und anziehend, und ſchnell durchlief Daun die unteren Grade militäriſchen Ranges: mit zwanzig Jahren war er ſchon Oberſt. Als ein Janitſcharenaufruhr im Jahr 1730 Mahmud I. auf den türkiſchen Kaiſerthron erhoben hatte, endete der der Türkei durch Eugen's glänzende Siege abgenöthigte Frieden mit der Pforte; ſie wurde 1736 von Oeſterreich und Rußland zugleich mit Krieg überzogen: Daun machte dieſen Feldzug unter dem Obercommando des Marſchall von Seckendorf mit, zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit aus, ſtieg zum General-Major und kehrte nach dem übereilten Separatfriedensſchluß Oeſterreichs zu Belgrad, 1739 als General-Feldmarſchall-Lieutenant zurück. Im folgenden Jahre ſtarb Kaiſer Karl VI.; durch deſſen Tod kam ſeine Tochter Maria Thereſia in harte Bedrängniß, denn von allen Seiten wurde ihr Erbrecht auf die öſterreichiſchen Staaten angefochten; der öſterreichiſche Erbfolgekrieg entbrannte und währte acht lange Jahre. Dieſer Krieg bot Daun volle Gelegenheit, ſich auf das ruhmvollſte auszuzeichnen; er kämpfte erſt gegen Preußen, dann folgte er den Fahnen des Erzherzogs Karl von Lothringen gegen die Franzoſen, und that ſich in allen ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen ebenſo ſehr durch perſönliche Tapferkeit, als durch eine kluge Vorſicht hervor, die nicht nutzlos Truppen opfert und gern der Alten weiſen Spruch befolgt, dem fliehenden Feind goldene Brücken zu bauen. Die bewährte Taktik jenes Helden des Alterthums, Fabius Maximus, war in vielen auch die des General-Feldmarſchall-Lieutenant von Daun; der Lohn ſeiner Thaten war die Ernennung zum Feldzeugmeiſter und Hofkriegsrath nebſt der Hand einer liebenswürdigen Dame, Gräfin Fuchs, welche Maria Thereſia ihrer beſonderen Freundſchaft würdigte. In den wenigen Friedensjahren zwiſchen dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und dem Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs ſtand Daun mit an der Spitze der trefflichen Einrichtungen, welche ſeine Kaiſerin ihrem Heerweſen zu geben unabläſſig bemüht war. Sie lohnte ihm mit dem Orden des goldenen Vließes und ernannte ihn, als der Krieg begonnen hatte, 1757 zum Feldmarſchall. Jetzt begann für Daun die glänzendſte Epoche des Ruhmes und der Heldenthaten. In der denkwürdigen Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757, die ſchon faſt für Preußens Heldenkönig entſchieden war, wendeten ein ſtrategiſcher Mißgriff deſſelben und Daun's heldenmüthige Tapferkeit Oeſterreich den Sieg zu. Im folgenden Jahre war es der Ueberfall bei Hochkirch, am 14. Oct., welcher nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes bei Zorndorf für Friedrich II. und ſein Heer ſo überaus unheilvoll ausfiel. Hätte Daun dieſen großen Sieg benutzt und den geſchlagenen Feind hartnäckig verfolgt, ſo wäre der Krieg ein ſiebenjähriger nicht geworden. Daß er es unterließ, hat ihm harten Tadel zugezogen, hauptſächlich weil der errungene Sieg, da der König ſich wieder verſtärkte, ohne Folgen blieb. Der Sieg hatte aber viele blutige Opfer gekoſtet, ſelbſt die Reihen der hohen Officiere waren ſtark gelichtet, und dem wahren Helden gereicht edle Mäßigung zuletzt mehr zum Ruhme, als planloſes morden und hinſchlachten eines unterlegenen Feindes. Im Jahr 1759 war es Daun, der am 21. Nov. den preußiſchen General Fink mit einer Macht von 12.000 Mann umzingelte und ihn ſammt allen ſeinen Truppen gefangen nahm. Und obſchon die verlorene Schlacht bei Torgau, 3. Nov. 1760 ihm einen Theil ſeiner Lorbeern entriß, ſo erkannte doch die Kaiſerin und das Vaterland Daun's Heroenthum willig an. Nach der Schlacht bei Kolin ſtiftete erſtere zum unvergeßlichen Andenken dieſer Schlacht den Marie-Thereſien-Orden, und das erſte Kreuz dieſes Ordens ſchmückte Daun's Bruſt. Schon vor dem Siege bei Hochkirch wurde eine Ehrenmedaille auf Daun geprägt, deren Durchmeſſer 4 Zoll beträgt und deren Avers das volle kräftige und doch milde Bruſtbild des Helden im Harniſch zeigt über drei verſchlungenen Kränzen von Eichen-, Lorbeer- und Palmlaub, während die Inſchrift ihn als Oeſterreichs erſten Heerführer nennt. Der Revers zeigt eine, die finſtern Wolken zertheilende Sonne über gebirgiſcher Landſchaft mit befeſtigter Stadt im Hintergrunde, und die Unterſchrift deutet an, wie Olmütz, Mähren und Böhmen ohne Schlacht befreit worden.

In hohen Ehren endete Graf Daun ſein Heldenleben zu Wien, drei Jahre nach dem Schluß des Friedens zu Hubertusburg, und hinterließ das Andenken an ſeine Heldengröße in allen gut öſterreichiſch geſinnten Herzen auf immerdar.

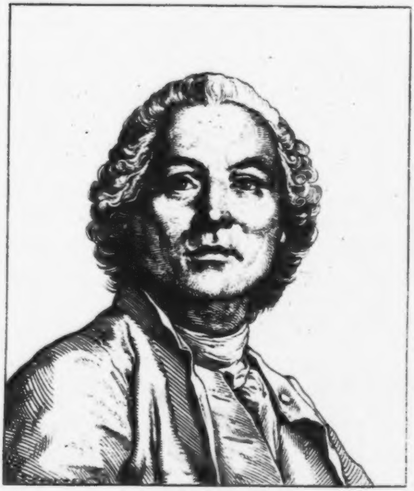


Friedrich II., König von Preussen.

Geb. d. 24. Jan. 1712, geſt. d. 17. Aug 1786

Preußens Heldenkönig, Deutſchlands Ruhm und Stolz. Aelteſter Sohn Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen, als Prinz von Oranien geboren, im zweiten Lebensjahre Kronprinz geworden, genoß er unter der Aufſicht des ſtrengen Vaters eine militäriſch despotiſche Erziehung, deren ſtarren Feſſelzwang der aufſtrebende Geiſt des Kronprinzen auf jede Weiſe zu brechen ſuchte. Daher langnachhaltiger Zwieſpalt mit dem ruhmvollen, praktiſchen Vater, der jede Idee des Sohnes, die irgend romantiſche Färbung haben mochte, mit Härte durchſchnitt, daher in Friedrich II. frühzeitig die Entwickelung zu einem durch Widerſtand geſtählten Charakter. Die Mutter, Sophie Dorothea, königl. Prinzeſſin von Großbrittanien und Hannover, liebte Friedrich zärtlich, ſie ſuchte zu ſühnen, ſuchte ihn, als er zum Jüngling herangewachſen war, durch die Hand einer engliſchen Prinzeſſin zu beglücken, während der Vater aus politiſchen Rückſichten mehr zu Oeſterreich ſich hinneigte, und dieſer Zwieſpalt der Anſichten des königlichen Elternpaares wurde dem Sohne ebenfalls zur Quelle mancher Leiden. Alle ſchönen Neigungen, deren Friedrichs jugendliches Herz begehrte: Muſik, Lectüre, Glück der Freundſchaft, mußte er heimlich zu befriedigen ſuchen, und da nichts verborgen blieb und bleiben konnte, ſo entfremdete ſich ihm des Vaters Herz mehr und mehr, und der König dachte ſchon daran, den Kronprinzen ſeines angeborenen Rechts zu entſetzen und den mehr geliebten, folgſameren zweiten Prinzen Auguſt Wilhelm zum Nachfolger in der Herrſcherwürde zu beſtimmen. Der Riß zwiſchen Vater und Sohn erreichte ſeinen Gipfel, als der Kronprinz einen Fluchtverſuch wagte, welcher verrathen wurde und die ſchrecklichſten Folgen nach ſich zog. Der treue Freund und Gehülfe bei dem grauſam vereitelten Project, Lieutenant Katte, wurde zu Küſtrin hingerichtet, und aus dem Fenſter ſeines dortigen Gefängniſſes mußte der Kronprinz den Freund zum Tode führen ſehen, ja ſein eigenes Leben ſtand auf dem Spiele, bis endlich der aufgebrachte Vater ſich verſöhnen ließ. Zu dieſer Verſöhnung trug ein Opfer des Gehorſams von Seiten des Sohnes weſentlich bei: der Kronprinz vermählte ſich auf des Vaters Wunſch mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von

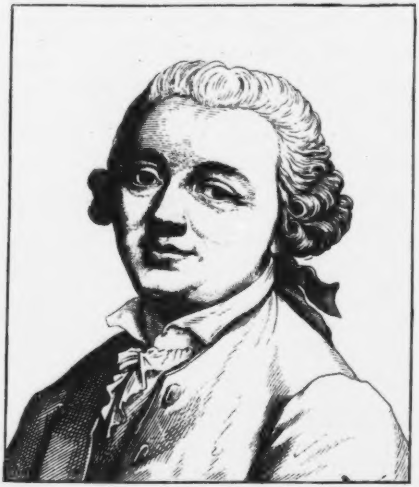
Braunſchweig-Bevern, ohne Liebe, ja ohne Neigung, erhielt Stadt und Schloß Rheinsberg und die Grafſchaft Ruppin von ſeinem Vater zum Eigenthum und lebte nun auf Schloß Rheinsberg der Kunſt und den Wiſſenſchaften im Umgang mit geiſtreichen Männern, blieb auch fortan mit ſeinem Vater in einem guten und herzlichen Einverſtändniß. Mit dem 31. Mai 1740 begann Friedrichs ruhmreiches Leben als Regent, als König, zu groß, um auch nur andeutend in dem engen Rahmen weniger Spalten würdig geſchildert werden zu können. König Friedrich II. fand ein trefflich armirtes Heer und einen vollen Schatz als väterliches Erbtheil, er konnte im Kriegsfall eine Armee von 70,000 Mann aufbieten; ſo zwang er, ohne dieſes ganzen Heeres zu bedürfen, den Biſchof von Lüttich zur Sühne eines gegen ihn verübten Unrechts. Nach dem Tode Kaiſer Karl IV. machte Friedrich II. die Anſprüche auf mehrere ſchleſiſche Fürſtenthümer und Herrſchaften geltend, welche früher an das Haus Brandenburg auf den Grund von Erbverträgen gefallen, vom Kaiſer aber als erledigte Lehen eingezogen worden waren, wobei ſich der König gegen Maria Thereſia, die Königin von Ungarn und nachherige Kaiſerin, zum Bundesgenoſſen gegen ihre Feinde anbot. Sie aber wies alle Anträge zurück, und Friedrich II. begann 1741 den erſten ſchleſiſchen Krieg; den zweiten begann er 1744, welcher mit dem Friedensſchluſſe vom 25. Dec. 1745 günſtig für den Preußenkönig endigte. Es folgten zehn Jahre einer friedlichen Regierung, die dem Wohle des Landes, der mannichfaltigen Verbeſſerung durch den überall hin mit hellem Auge ſelbſt blickenden König gewidmet waren. Das Miniſterregiment war Friedrich II. Sache nicht, er war Selbſtherrſcher im vollem Sinne des Wortes, aber ein tüchtiger und edler. Vor und nach dem dritten ſchleſiſchen (ſiebenjährigen) Kriege, den er 1756 begann und nach Kämpfen, Schlachten, Niederlagen und Siegen, die unvergeßlich bleiben, wie die Namen der Helden, die des Königs Schlachten ſchlugen und ſeine Siege erfechten halfen, 1633 zu Hubertusburg ſchloß, hob Friedrich den Wohlſtand ſeines Landes, bebaute verheerte Aecker, ließ Wüſteneien urbar machen, vermehrte das Heer, wie den Schatz, als ein allbewunderter Held des Krieges, indem die Macht des halben Europa gegen ihn in Waffen geſtanden hatte, und nur ſein unerſchütterlicher Heldenmuth und Heldenſinn ihn aus drohenden Todesgefahren gerettet — wie er als allbewunderter Held des Friedens Künſte und Wiſſenſchaften, Verkehr und Gewerbe, Handel und Wandel zur Blüthe und zum erfreulichſten Gedeihen hob. — Erziehung und Jugendneigung hatten Friedrichs Sinn der franzöſiſchen Sprache zugelenkt: er fand ſich von der deutſchen Literatur ſeiner Zeit nicht angezogen, nicht befriedigt: er ſprach gern und ſchrieb faſt nur franzöſiſch, gab dem franzöſiſchen Geſchmack den Vorzug, und lebte ſich in deſſen angenehme Formen ein. Die zahlreichen Werke, welche Friedrich II. ausarbeitete und hinterließ, ſind glänzende Beweiſe ſeiner Bildung, ſeines Geiſtreichthums und allumfaſſender Kenntniß. Gern umgab er ſich mit berühmten und geiſtreichen Männern, und war im perſönlichen Umgang voll Witz, voll Leben, und voll Liebenswürdigkeit. Voltaire, den Friedrich II. an ſich gezogen und mit Wohlthaten überhäufte, lohnte ihm mit Undank, aber im Herzen des deutſchen Volkes lebt das Heldenbild des alten Fritz noch dauernder, als auch die herrlichſten Monumente es verewigen. So lange es ein Preußen und eine deutſche Geſchichte giebt, wird Friedrichs Name unverdunkelt ſtrahlen, gleich dem reinen Sternenbilde „Friedrichs Ehre“, in welchem nicht Schmeichelei, ſondern verdiente Huldigung des großen und unvergeßlichen Königs Namen in das goldene Buch des Firmamentes ſchrieb, dahin in guten und ſchlimmen Zeiten der fromme Aufblick ſeiner Nachfolger auf Preußens Königsthron ſich vertrauend richten mag.



Christoph Ritter von Gluck.

Geb. d. 14. Febr. 1714. geſt. d. 15. Nov. 1787.

Unter den Sternen am Himmel der deutſchen Tonkunſt einer der ſtrahlendſten, unter den deutſchen Meiſtern der Tondichtung einer der unerreichten — vielleicht kaum erreichbaren. Der unbedeutende Ort Weidenzengen in der Oberpfalz ließ Gluck das Licht der Welt erblicken, der böhmiſchen Grenze nah, und der muſikaliſche Genius, der über Böhmens Bergen ſchwebt, küßte dem Knaben den Kuß der Weihe. Frühzeitig der Muſik mit vollem Seelenantheil ſich zuwendend, kam Gluck nach Prag, bildete dort ſich aus und reiſte im Jahr 1738 nach dem klangreichen Italien, fand in Mailand bei dem Prinzen Melzi zuerſt eine feſte Stellung und entfaltete nun mehr und mehr die mächtigen Schwingen ſeines Genius. Es genügte Gluck nicht, auf die höchſte Stufe der Opernſchöpfung zu treten, wie letztere damals war, er wollte neue Bahnen brechen in ſeiner Kunſt, das veraltete beſeitigen, den Schlendrian und ſchnöden Klingklang bannen: der vollſte muſikaliſche Ausdruck der Gedanken und Gefühle und die reinſte Wahrheit waren die Endziele ſeines kräftigen Strebens. Die erſte Oper, mit welcher Gluck vor das Publikum trat und es entzückte, war Artaxerxes, ſchon ein Werk voll Mannesreife, den Text begreifend und richtig würdigend, nicht ihn unterordnend und nicht, wie ſo viele Tondichter thun, ihn als den todten Leichnam betrachtend, dem ſie erſt Leben und Seele einhauchen, indem ſie ihn mit der möglichſten Willkühr mißhandeln und verſtümmeln oder durch endloſe ſelbſtgefällige Wiederholungen ihn ausſpinnen und dehnen. Alles, was bisher für anſprechend und ſchön gegolten hatte, die wälſchen Schnörkel und unnützes Beiwerk, verwarf Gluck und gründete ſich dauernden Ruhm auch durch ſeine folgenden Opern: Demetrius, der Sturz der Giganten, zuerſt 1745 in London zur Aufführung gebracht, dann Orpheus, Alzeſte, Armida. Kopenhagen, Wien und Paris ſahen nun nacheinander den großen Tonkünſtler in ihren Mauern, und in letzter Stadt kam Glucks unſterbliche Iphigenie in Aulis, Text von dem franzöſiſchen Dichter Bailli de Rouet zur Aufführung, alle Herzen entzückend, obſchon der Aufführung Anfangs große Schwierigkeiten entgegengethürmt wurden, wie das kaum anders ſein konnte, die Pariſer einem Ausländer, einem Deutſchen gegenüber. Aber da erſchien Gluck, der nun ſchon ein Mann von 60 Jahren war, kam, ward gehört und ſiegte. Bald verdrängten auf eine Zeit lang ſeine aus dem italieniſchen in das franzöſiſche übertragenen Opern alle übrigen, eine großartige Umwandlung des Geſchmackes in der theatraliſchen Muſik erfolgte, wie ſie auch in der Gegenwart uns bevorſteht, wenn auch viele dieß noch beſtreiten und an die neue Epoche der dramatiſchen Muſik nicht glauben wollen. Die entzückten Franzoſen ſetzten Gluck eine Penſion von 6000 Livres auf Lebenszeit aus, ernannten ihn zum Penſionair der Academie der Muſik, und ſtellten ſeine Büſte neben denen ihrer größten und gefeiertſten Tonkünſtler auf. Binnen 2 Jahren ging Iphigenie 170 mal über die Bühne der großen Oper, ein damals außerordentlicher Erfolg. Gluck ſchuf noch die Opern Iphigenie in Tauris und Echo und Narciß, welche ebenfals den größten Beifall fanden. Mit einem anſehnlichen Vermögen, denn ſeine Werke wurden ſehr gut honorirt, ging Gluck im Jahre 1787 nach Wien zurück; er war ein Freund Mozarts, deſſen Stern damals im Zenith des Ruhmes Deutſchland beſtrahlte, und früher als die Freunde ahneten, ging Glucks Lebensſtern unter, noch in demſelben Jahre. Was Gluck ſo groß, ſeinen Ruhm und ſeine Werke ſo dauernd machte, war die Würdigung des deklamatoriſchen Ausdrucks; er opferte den Text nicht den Launen der Sänger, denen ganz einerlei iſt, ob ſie Unſinn ſingen, wenn ſie nur ſchön ſingen. Daher fand er auch Gegner; ſolche, die nur Melodie und nichts als Melodie von der Oper forderten, und die ihn nicht begriffen, nicht die Höhe ſeiner Originalität, nicht die Tiefe des künſtleriſchen Geiſtes ſeiner Tonſchöpfungen. Klaſſiſch einfach und großartig, mächtig ergreifend und überwältigend wirkt Glucks Muſik heute noch. Keiner hat Gluck übertroffen, wenige reichen an ihn hinan. Zu dieſen wenigen zählt in der Neuzeit Richard Wagner, der Dichter und Tonſetzer des Lohengrin, des Tannhäuſer. In ihm lebt Glucks Genius, er wird die deutſche Oper läutern, oder in ſeinem hohen Streben untergehen; in beiden Fällen wird es ihm ergehen wie es Gluck erging, er wird mehr bewundert, als geliebt ſterben.

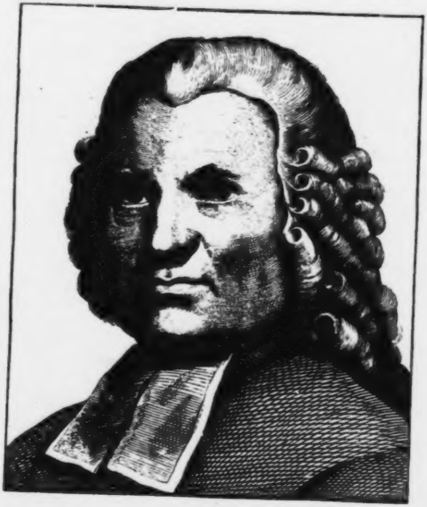


Gottlieb Wilhelm Rabener.

Geb. d. 17. Sept. 1714, geſt. d. 22. März 1771.

Rabener erwarb ſich einen verdienſtvollen Namen als Dichter, hauptſächlich als Satyriker. Das Rittergut **Wachau** bei Leipzig ward ſein Geburtsort; der Beſitzer deſſelben, Rabener's Vater, war Oberhofgerichtsadvokat in Leipzig, hielt ſeinem Sohne bis zum vierzehnten Jahre einen Privatlehrer und ſandte ihn dann auf die Fürſtenſchule nach Meißen, wo der junge Schüler mit Gellert und Gärtner einen engern Freundſchaftbund ſchloß, der ſich auch auf der Leipziger Hochſchule fortſetzte und den nur der Tod löſte. Der junge Studirende widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft, nachdem er 1734 die Univerſität Leipzig bezogen hatte, und disputirte im Jahre 1737. Das für die Mehrzahl der Gebildeten an ſich ſehr trockne Steuerfach zog ihn an, und viele wunderten ſich darüber, daß er mit ſeinen unverkennbaren Anlagen für Poeſie, für Humor, Witz und Satyre gerade dieſes Fach zu vereinen verſtand, und als es ihm ſpäter gelang, wirklich Anſtellung als Steuerreviſor des Leipziger Kreiſes zu finden, ſo konnte er ſelbſt heiter über die Verwunderung der Freunde ſcherzen, daß auch einmal **Witz** bei der Steuer gefunden werde, was ſonſt niemals der Fall und auch noch wenig dageweſen.

Rabener's Begabung wies ihn vorzugsweiſe auf das Gebiet des Witzes und der Satyre hin; er betheiligte ſich eine Zeitlang, wie auch Gellert, an den von Profeſſor Schwabe in Leipzig herausgegebenen «Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes», und ſeine Beiträge fanden verdienten Beifall wegen ihrer heitern Laune und ihres feinen Tones und Taktes; was nicht allen Beiträgen anderer nachzurühmen war, ja das Blatt nahm zuletzt in dieſer Beziehung eine ſo taktloſe Haltung an, daß Gellert, Rabener und viele andere feiner fühlende von der Theilnahme an demſelben zurücktraten. **Geſchmack** vor allem war es, was Rabener anbahnte; dieſer mangelte in der Literaturperiode, in welche ſeine beſte Thätigkeit fiel, noch mannigfach; er half die Sprache läutern und die Poeſie heben. Der Kreis gleichzeitig ſtrebender Genoſſen, der mit Rabener und Gellert vereinigt war, zu welchem noch Gärtner, Cramer, Klopſtock, Giſeke, Weiße, Joh. Adolph und Joh. Elias Schlegel, C. A. Schmidt und Zachariä gehörten, verband ſich zur Herausgabe einer neuen Monatſchrift, deren Verlagsort Bremen wurde und welche Bremiſche Beiträge, ſpäter: «Neue bremiſche Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes» benannt wurde. An dieſen Beiträgen war nun Rabener, mitten in tüchtiger praktiſcher Geſchäftswirkſamkeit, beſonders thätig und gab dann die darin niedergelegten Satyren, wie auch die ſatyriſchen Briefe beſonders heraus. Rabener's Satyre würdigte ſich nie zum Pasquill herab; ſie traf, ſtets frei vom Gifte der verletzenden Bosheit, die Schwächen aller Stände, das Candidaten-, das Hofmeiſterweſen u. dgl., doch macht es der Satyriker ſelten dem Publikum zu Dank. Ueber andere will jeder gern lachen, ſich ſelbſt will keiner im Spiegel der Satyre erblicken, und muß er es, ſo ſchneidet er grimmige Geſichter. Dieß empfand Rabener, ſeit 1753 im Oberſteuer-Collegium zu Dresden erſter Secretair, und nahm im 4ten Bande ſeiner ſatyriſchen Schriften Abſchied von ſeinen Leſern, wozu ihn jedenfalls höhere Rückſichten vermochten. Bei der Belagerung von Dresden, 1760, brannte mit anderen Rabener's Haus mit allem ſeinem Mobiliar und ſeinen Manuſcripten ab, und man vermuthet, daß dabei höchſt anziehende Satyren auf die höheren Stände verloren gegangen, von deren Veröffentlichung der Dichter durch Rückſichten abgehalten wurde. Nach wiederhergeſtelltem Frieden wurde Rabener Steuerrath, bekam vermehrte Berufsgeſchäfte und es begann allmählich ſeine Geſundheit zu ſchwanken. Podagra ſtellte ſich ein, und 1767, als er die Leipziger Michaelis-Meſſe und ſeinen geliebteſten Freund und zugleich Amtsverwandten, den Kreisſteuereinnehmer Chriſtian Felix Weiße, beſucht hatte, erlitt er einen Schlaganfall, der ihm die Extremitäten der linken Seite zum Theil lähmte. In ungetrübter Laune berichtete er dieß dem Freunde und nahm gleichſam Abſchied von ihm: «Es war eine Hemiplegie. — Wenn die Holoplegie kommt — Adieu, mein lieber Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer beſten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Auſtern, Lerchen und Witz!» — Aerztliche Kunſt und Diät friſteten das von der Hand des Todes angerührte Leben Rabener's indeß noch einige Jahre, 1769 wiederholte ſich der Schlaganfall ſtärker, Munterkeit und Witz, die fröhlichen Gefährten der Geſundheit, wichen von ihm, und am 22. März 1771 endete ein Stickfluß ſein Leben, das die Freundſchaft, namentlich mit dem vorangegangenen Gellert und mit Weiße verſchönt, Redlichkeit und Berufstreue geadelt und die Dichtkunſt verklärt hatte.



Johann Joachim Spalding.

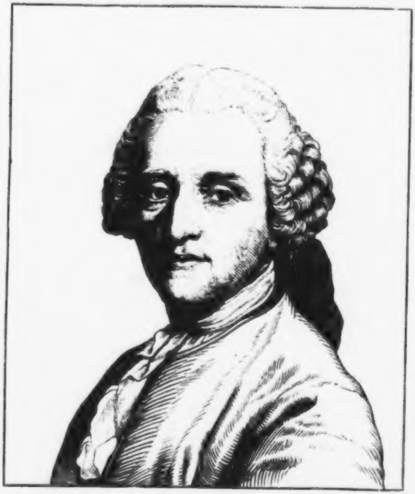
Geb. d. 1. Nov. 1714, geſt. d. 26. Mai 1804.

Ein Religionslehrer, wie er ſein ſoll, voll gründlichen theologiſchen Wiſſens, voll Innigkeit und von ächt chriſtlicher Gemüths- und Gefühlswärme durchdrungen, den ſeine Zeitgenoſſen bewunderten und verehrten, und den die ſpäte Nachwelt noch durch dankbare Erinnerung feiert.

Johann Joachim Spalding wurde zu Triebſees in Schwediſch-Pommern geboren, wo ſein Vater Schulrektor und ſpäter Prediger war, der auch die erſte Erziehung dieſes Sohnes und eines Bruders deſſelben naturgemäß leitete, und nebſt ſeinem Nachfolger im Schulamte, beiden Knaben die Lehren der Bibel und des Chriſtenthums in ſanfter aber auch ernſter Weiſe einprägte. Beide Brüder beſuchten ſpäter die Schule zu Stralſund und die Hochſchule Roſtock, wo ſie Theologie ſtudirten, ohne eben bedeutſame Anregung zu empfangen. Dann trennten ſich die Brüder, und Johann Joachim, der jüngere, nahm 1734 eine Hauslehrerſtelle in Greifswalde an, wo ſich ihm Gelegenheit bot, ſeine Studien weiter und beſſer fortſetzen zu können. Spalding unterrichtete zu Greifswalde die Söhne eines Profeſſors, Namens Schwarz, erfreute ſich der Benutzung der Bibliothek dieſes Gelehrten, befreundete ſich mit einem geiſtvollen Magiſter, Namens Ahlwardt, und ſah ſich durch Studium wie durch Umgang ungleich mehr und beſſer, als zu Roſtock, gefördert. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt zu Greifswalde disputirte er noch dort, kehrte dann auf eine Zeitlang in das väterliche Haus zurück, übte ſich im Predigen, ſchrieb einige Abhandlungen und nahm im Jahre 1737 abermals eine Informatorſtelle auf dem Lande an, behielt ſie bis 1740 und kehrte dann wieder nach ſeinem Geburtsort zurück, um ſeinen Vater im Amte zu unterſtützen. So verfloß ihm die Jugendzeit ziemlich ereignißlos, und ſein Leben ward nicht durch ungewöhnliches bewegt; er aber bildete ſich im ſtillen fort, lernte engliſch, und wurde 1742 Hofmeiſter eines jungen Adligen, von Wolfradt, den er 1745 auf die Hochſchule Halle begleitete. Auf der Reiſe dorthin wurde zu Berlin die Bekanntſchaft des ſchwediſchen Geſandten, Herrn von Rudenſkiold, gemacht, welche für Spalding bald von Wichtigkeit wurde, denn er nahm noch in demſelben Jahre die Stellung eines Secretairs bei dem Geſandten an, und blieb in derſelben einige Jahre. In dieſer Zeit lernte Spalding Gleim und Kleiſt kennen, ſchloß Freundſchaft mit dem Hofprediger Sack, und benutzte ſeine Mußeſtunden zu literariſchen Arbeiten, meiſt Ueberſetzungen aus dem franzöſiſchen und engliſchen, und behielt trotz der veränderten Laufbahn ſeinen wahren innern Beruf und den Wunſch nach einer Predigerſtelle feſt im Auge. Im Frühling 1747 ging Spalding noch einmal zur Unterſtützung ſeines kränkelnden Vaters in die Heimath zurück, und wurde 1749 Pfarrer zu Laſſahn in Schwediſch-Pommern. Dort begann nun ſeine ſegensreiche Laufbahn als Kanzelredner und Religionslehrer und neben häuslichem Wohlbefinden in glücklicher Ehe das innere Glück, das treue Uebung eines ſelbſterwählten Berufes gewährt. Im Jahr 1757 erfolgte eine Verſetzung nach Barth, wo Spalding erſter Prediger und Probſt der dort abgehaltenen Synode wurde. Das häusliche Glück Spalding's zertrümmerte leider der im Jahre 1762 erfolgte Tod ſeiner zärtlich geliebten Gattin, doch traten im Frühling des folgenden Jahres zerſtreuend und anregend die befreundeten Schweizer Johann Kaspar Lavater, Heinrich Füßly, und Felix Heß aus Zürich in Spalding's verödetes Haus, wo ſie herzliche gaſtliche Aufnahme fanden.

Das Jahr 1767 brachte Spalding den Ruf nach Berlin als Oberkonſiſtorialrath, Probſt und Paſtor Primarius an der Nikolaikirche, an welcher er nun, zum zweiten male glücklich vermählt, lange eine ſegensreiche Wirkſamkeit übte, die ſich auch auf Verbeſſerung des Zuſtandes der Gymnaſien erſtreckte, und nach manch anderer Richtung hin zu wichtiger Amtsthätigkeit führte, mit der ſein Wirken als Kanzelredner und theologiſcher Schriftſteller fortdauernd Hand in Hand ging. Er verfaßte zahlreiche Schriften, gab wiederholt Predigten heraus, nahm Theil an der Verbeſſerung des Geſangbuches und der Liturgie, und war der geliebteſte, gefeiertſte Prediger Berlins, indem er voll einfacher Anmuth der Rede, voll Wohllaut der Sprache, voll Verſtändlichkeit ſeines zu Herzen dringenden Ausdrucks alle Hörer gewann und feſſelte, und ſie mit ſanfter Wärme zu dem erkennen der erhabenen Wahrheiten der chriſtlichen Religion hinleitete, ſie zu heben, ja zu begeiſtern verſtand, was von vielen, die ihm nachfolgten und ihn ſich zum Muſter nahmen, wohl im gleichen Grade ſpäter nur der Biſchof Dräſeke wieder erreichte. Spalding hatte das Unglück, auch die zweite, geliebte Gattin zu verlieren, und das Glück, in einer dritten Ehe, die er 1775 ſchloß, abermals eine liebevoll theilnehmende und ſorglich um ihn bemühte Lebensgefährtin zu finden.

Als König Friedrich II. geſtorben war, und unter deſſen Nachfolger das berüchtigte Wöllner'ſche Religionsedikt erſchien, legte Spalding ſeine Propſtſtelle und die mit derſelben vielfach verbundenen Geſchäfte nieder, zumal ſich auch allmählig eine Abnahme ſeiner Kräfte einſtellte, welche ſich nach und nach mehrte, doch blieben ihm manche Freuden des Lebens noch vergönnt, bis ein ſanfter Tod ihn aus dieſer Zeitlichkeit abrief. Alle Zeitgenoſſen, die ihn perſönlich gekannt, vereinigten ſich in Spalding's anerkennendem Lobe der Erfüllung ſeines Berufes als Geiſtlicher im ächteſten, höchſten Sinne dieſes Wortes, ſeiner lautern, überzeugungvollen Beredſamkeit, ſeiner ungeheuchelten Gottesfurcht, wie auch ſeiner unerſchrockenen Freimüthigkeit. Ebenſo ließen alle Einſichtvollen Spalding's Schriften die vollſte Gerechtigkeit widerfahren. Er leuchtete ſeiner Zeit vor als ein Muſter correcten Styls und Ausdrucks, weil er ſich ſelbſt durch vieles leſen gediegener Schriften ausgebildet hatte. Das geiſtige Princip, das durch alle weht, iſt Wahrheit und Schönheit.

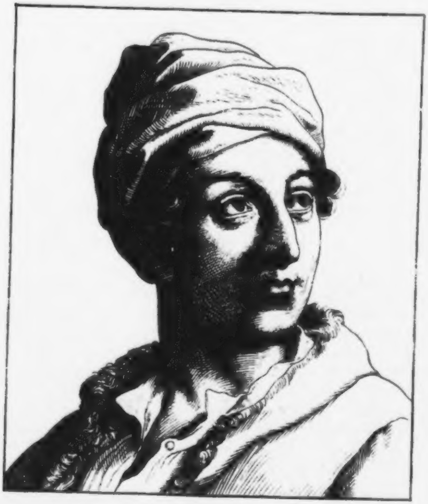


Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Geb. d. 4. Juli 1715, geſt. d. 13. Dez. 1769.

Der frömmſten, mildeſten und ſanfteſten Menſchen einer, die Deutſchland unter ſeine Dichter zählt.

Gellert war eines Predigers Sohn, und wurde zu Hainichen im ſächſiſchen Erzgebirge geboren. Sein Schulunterricht war mangelhaft, doch entwickelte ſich der Knabe erfreulich, zeigte Fähigkeiten, Fleiß und Eifer und bezog 1729 die Fürſtenſchule zu Meißen, wo Gärtner und Rabener ſich ihm ebenſo freundſchaftlich als geiſtig fördernd zuneigten. Gellert widmete ſich dem Studium der Theologie, und ging 1734 nach Leipzig, von wo er 1738 nach der Heimath zurückkehrte. Sein Lebensziel war jetzt eine ſtille Pfarrſtelle, wo er vielleicht wie ſo mancher begabte Geiſt verklungen und verſchollen wäre, ohne daß die Welt von ihm etwas vernommen; aber die Vorſehung bediente ſich eines über ihn verhängten Mißgeſchickes, um ihn auf eine höhere Lebensſtufe zu führen. Gellert hatte ein ſchlechtes Gedächtniß, eine ſchwache Bruſt und wurde durch den Mangel an Redegabe ängſtlich und befangen gemacht. Daher erſehnte er, indem er dieſe Mängel fühlte, eine andere Lebensſtellung, trat zunächſt als Erzieher der Kinder einer adeligen Familie bei Dresden ein, und begleitete ſpäter, 1741, den Sohn ſeiner Schweſter, deſſen Studien er geleitet hatte, nach dem von ihm liebgewonnenen Leipzig, wo er literariſche Arbeiten begann, und die Verbindung mit Rabener und Gärtner, die er jetzt dort antraf, neu anknüpfte. Mit dieſen Freunden ſtellte ſich Gellert unter das damals ruhmreiche Banner Gottſched's, bis Gärtner ſich von dieſem und ſeinem franzöſirenden und pedantiſchen Weſen, das eine terroriſtiſche Geſchmacksherrſchaft anſtrebte, losrang und die «Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes» begründete, deren eifriger Mitarbeiter Gellert wurde, und zwar mit großem Glück und bevorzugter Beliebtheit. Gellert gefiel ſich ſo wohl in Leipzig, daß er den Entſchluß faßte, für immer dort zu bleiben; er erlangte die Magiſterwürde und die Erlaubniß zu Vorleſungen, welche ſich bald drängenden Beſuches und allgemeinen Beifalles erfreuten. Dazwiſchen ſchrieb Gellert vieles und verſuchte ſich nach verſchiedenen Richtungen hin; vor allem hatte er im Auge, das leſende Publikum für einen geläuterten Geſchmack empfänglich zu machen, daher entſtanden auch ſeine Briefe über den guten Geſchmack, und alles an und von ihm athmete die perſönliche Liebenswürdigkeit des feingebauten, liebevollen und freundlichen jungen Gelehrten, dem ſich in einem ſeltenen Maße das Vertrauen ihm ganz unbekannter Menſchen zuwandte. Seine Lehren der Moral beſtätigte Gellert durch den eigenen ſittenreinen Wandel und durch ein Herz voll Güte, Schonung und Menſchenliebe. Er begründete mit den Freunden die Zeitſchrift: «Bremer Beiträge», gab ſeine Fabeln heraus, welche durch die ſchlichte einfache Sprache, Empfindung und Friſche allgemein anſprachen, verſuchte ſich auch — doch mit minderem Glück — im Luſtſpiel, Schäferſpiel und im Roman, gab auf Rabener's Anregung Briefe über Briefſtyl heraus und blieb dabei zwölf Jahre hindurch Privatdocent. Endlich gelang es ihm, 1751 eine außerordentliche Profeſſur mit hundert Thalern Gehalt zu erlangen, das war damals ſchon etwas großes. Leider raubte ihm der ſiebenjährige Krieg bald genug dieſes beſcheidene Glück, welches ohnehin durch die Gellert mehr und mehr beherrſchende Hypochondrie getrübt wurde. Er beſtand Körper- und Seelenqualen zugleich, die Natur ſeiner furchtbaren Krankheit raubte ihm den innern Frieden, füllte ſein Gemüth mit Traurigkeit und ſeinen Schlummer mit ängſtigenden Träumen. Gellert wurde unzugänglicher und kämpfte vergebens mit Badecuren und anderen Heilmitteln gegen ſein Leiden. Er gab dieſen ſogar eine dauernde Sichtbarkeit, indem er ſie geiſtig mit dem Buche: «Von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben» überwand. Auch litt er keinen Mangel; Geſchenke und Aufmerkſamkeiten aller Art ſtrömten ihm aus vielen Gegenden zu. Gellert's Lehren der chriſtlichen Moral, Tugend und Weisheit, ſeine religiöſen Gedichte, denen der eigentliche kirchliche Charakter zwar fehlt, die aber harmoniſch mit dem Gefühl der leidenden zuſammenklangen, fanden einen Wiederhall in allen Herzen; er wurde der Mann, der Dichter, der Freund des Volkes, ſeine Schriften fanden ungemein viel Verbreitung. Prinz Heinrich von Preußen ſchenkte ihm ein Pferd, und ſelbſt König Friedrich II. unterhielt ſich mit ihm über die deutſche Literatur und fand ſo viel Wohlgefallen an ihm, daß er ihn gegen ſeine Umgebung den vernünftigſten aller deutſchen Gelehrten nannte, von denen er nicht viel hielt. Auch der kurfürſtliche Hof von Sachſen ehrte Gellert und ſorgte nach wiederhergeſtellten Frieden für eine anſtändige Gehaltserhöhung, die der rührend beſcheidene Mann kaum annehmen wollte. Doch alles deſſen konnte er ſich nicht lange erfreuen, die Natur eilte mit dem ſiechen Leibe zu Ende, und nach einem Beſuche in der Heimath 1769 ging er unter Gebet und Segnungen im Frieden Gottes als ein frommer und getreuer Knecht ein zu ſeines Herrn Freuden. Ganz Sachſen, ganz Deutſchland trauerte um ihn, beklagte aufrichtig des Edeln Scheiden und er wird unvergeſſen bleiben durch die Geſinnung, die er lebend und ſterbend bewährte, wenn ihn auch nicht die Geiſtes-Schwingen eines Klopſtock, Schiller oder Goethe zum Tempel unſterblichen Nachruhms trugen.



Ewald Christian von Kleist.

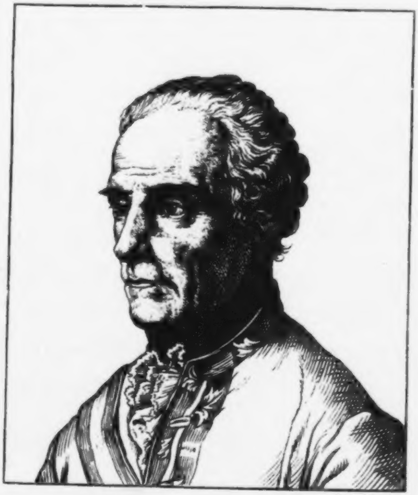
Geb. d. 3. Mai 1715, geſt. d. 24. Aug. 1759.

Der Sänger des «Frühlings» κατ᾽ ἐξοχήν vor den tauſend und aber tauſend Frühlingsſängern im ewiggrünenden deutſchen Dichterwald, aber keiner von den minnegirrenden Girrlitzpoeten, die über den Frühling nie hinauskommen, und deren lyriſche Blüthen niemals zur Frucht einer Mannesthat reifen, ſondern ein vom Schickſal geprüfter und geſchulter Dichter, der einen ehrenvollen Tod ſtarb und den Kranz des Nachruhms verdiente, welcher ihm zu Theil wurde.

Kleiſt wurde auf dem Rittergute Zeblin bei Köslin in Pommern geboren, und erhielt ſeinen erſten Unterricht durch Hauslehrer. Später ſandte ihn ſein Vater auf die Jeſuiten-Schule zu Cron in Groß-Polen, und im 14. Jahre beſuchte Ewald das Gymnaſium zu Danzig. Im Jahre 1731 bezog er im Geleit und unter der Aufſicht eines älteren Bruders die Univerſität Königsberg, um ſich daſelbſt dem Rechtsſtudium zu widmen. Indeß zog ihn die Trockenheit des Jus nicht ſo mächtig an, daß er nicht auch Geſchmack an andern Wiſſenſchaften gefunden hätte, welche er mit Liebe ſich anzueignen ſtrebte: Philoſophie und Sprachen, Mathematik und Phyſik beſchäftigten ſeinen Fleiß und gaben ſeinem ſtrebſamen Geiſte die Weihe höherer Bildung. Der Bruder, ſelbſt äußerſt praktiſch, drängte zum praktiſchen hin, hielt die Beſchäftigung mit alten Sprachen und zumal mit Poeſie für Ueberflüſſigkeiten, die ein Junker keineswegs bedürfe, und ſah ſeine Vorausahnungen auch inſofern gerechtfertigt, als für Ewald der heilende Bethesdateich ſicherer Anſtellung ſich nicht aufthun wollte, was das heitere Gemüth des jungen Dichters allerdings trübte und verſtimmte. Indeſſen wer mit 21 Jahren verzagen wollte, wäre ein Thor: Kleiſt ging nach Dänemark zu Verwandten, und hoffte ſich dort beſſer gefördert zu ſehen, als in der Heimath. Aber auch dort bot ſich keine Anſtellung im Civilfache, nur der Soldatenrock konnte durch den Einfluß zweier Oheime, des Generallieutenant von Staffeld und des General von Folkerſahm, den jungen Mann fördern, und ſo zog er ihn willig an, und ward 1736 däniſcher Offizier, was er vier Jahre mit Pflichttreue und Dienſteifer blieb, und dabei die Kriegswiſſenſchaften eifrig ſtudirte, ohne der Poeſie treulos zu werden. Der andauernde Friedensdienſt ſagte indeß Kleiſt's feurigem und vielleicht auch etwas unſtätem Gemüth nicht zu, er nahm ſeinen Abſchied 1740 und ſtellte ſich unter die Fahnen König Friedrich's II., wurde Lieutenant im Regimente Prinz Heinrich zu Potsdam, und machte mit dieſem die Feldzüge mit. Es wird angeführt, daß Kleiſt vor ſeinem Eintritt in den Dienſt der preußiſchen Waffen ein ſüßes Verhältniß mit einem edlen Mädchen, Wilhelmine von der Holz, im polniſchen Preußen angeknüpft habe, daß er aus dem ausländiſchen Kriegsdienſt in den vaterländiſchen berufen worden ſei, und im Garniſondienſt ein Duell für eine beleidigte Dame beſtanden, das ihm eine tüchtige Armwunde zuzog. Darauf hörte Gleim von ihm, der damals in Potsdam lebte, beſuchte ihn, und erheiterte ihn durch Vorleſung eines Gedichts ſo gewaltig, daß Kleiſt's Wunde aufſprang und ein ſehr ſtarker Blutverluſt erfolgte. Gleim's freundlicher und theilnehmender Pflege und Anregung dankte Kleiſt neuen friſchen Lebensmuth, deſſen er wahrhaft bedurfte, denn ſeine Geliebte gab ihre Hand einem andern — die alte Geſchichte, die doch ewig neu bleibt — und nur der Heilkuß der Poeſie vermochte den herben Schmerz des Dichters zur Wehmuth zu verklären. Sie blieb ihm die treue Geliebte, ſie ſäuſelte ihm den «Frühling» in die wunde Seele. Das ſchöne Gedicht, anfangs nur für Freunde gedruckt, erſchien 1746, in welchem Jahre Kleiſt zum Hauptmann aufrückte; die Bekanntſchaft Ramler's machte Kleiſt 1749. Eine Sendung als Werbeoffizier führte den Dichter nach den Gefilden der Schweiz und zu Bodmer, aber er ſah ſich nicht angenehm von dieſem und deſſen poetiſchen Anhängern berührt. Es war der ſchroffe Cliquengeiſt, der jede ächte Dichternatur auf das äußerſte verletzt und abſtößt, ſelbſt dann, wenn er ſich herabläßt, ſie anerkennen zu wollen. Und Ramler, wie begabt und liebenswürdig er immer war, beging an Kleiſt ebenfalls ein großes Unrecht, er nahm ſich heraus, deſſen Frühling umzuarbeiten — ein Unternehmen, zu dem von einer Seite viel Keckheit, von der andern, dergleichen zu ertragen, eine himmliſche Sanftmuth gehört.

Im Gemüth des Dichters ſollte der Frühling nicht allein erblühen, er wollte auch den Sommer und die beiden andern Jahreszeiten in ſeiner Weiſe ſingen, allein dazu kam es nicht; es war überhaupt damals keine rechte Zeit für die deutſche Poeſie in Preußen. Kleiſt fühlte dieß innerlich tief und ſchmerzlich, ſo ſehr er den großen König verehrte — man wollte keine deutſchen Dichter, man fand nur Gefallen an den franzöſiſchen Gauklern, und ſo war es nicht zu verwundern und nicht zu verargen, daß Kleiſt ſich ganz und gar in andere Stimmung und Stellung ſehnte, obſchon es ihm nicht an mancher kleinen Auszeichnung fehlte. Er erſehnte eine Oberforſtmeiſterſtelle; in den Wäldern, ſo hoffte er, würde ihm wohler werden, würde ſeine wankende Geſundheit ſich kräftigen. Er wurde aber nicht Oberforſtmeiſter, ſondern 1756 Oberſtwachtmeiſter und ſpäter Major, kam zur Beſatzung nach Leipzig, und ſchloß mit Leſſing, Gellert und Felix Weiße den Freundſchaftbund, nachdem er zu Zittau im Winterquartiere müſſig gelegen und Zeit gehabt hatte, Idyllen zu dichten. Von da an nahm Kleiſt's Kriegerleben thätigeren Umſchwung, denn bisher hatte es ihn nicht nach Wunſch zu Thaten geführt, ſie immer nur erhoffen laſſen; auch jetzt mußte er noch lange in Leipzig ein Feldlazareth überwachen, bis endlich im Jahre 1758 die Palme Bellona's winkte. Kleiſt machte die Schlacht bei Hochkirch mit, die er nicht für eine Schlacht gelten laſſen wollte, und fand manche Gelegenheit, ſich durch perſönliche Tapferkeit auszuzeichnen, ſo im Herbſtfeldzuge um Dresden und ſonſt, bis der blutige Tag von Kunersdorf herbeikam, an welchem Kleiſt, als zweiter Stabsoffizier beim Regiment, hinter der Fronte haltend, von vielen matten Kugeln getroffen ward, deren Anprall er aushielt, obſchon zwei derſelben ihm zwei Finger der rechten Hand zerſchmetterten. Da fiel der Commandeur; Kleiſt ſprengte vor an die Spitze des Corps, und ſtützte noch einen jungen Fahnenträger, als ihm eine Flintenkugel in den linken Arm flog; noch hielt er ſich und ſprengte vorwärts, aber drei Kartätſchenkugeln zerſchmetterten ihm jetzt den Schenkel und warfen ihn vom Roß. «Kinder, verlaßt euern König nicht!» rief er noch ſinkend ſeinen ihm zu Hülfe eilenden Kameraden zu. Die Schlacht tobte fort: Koſaken überfielen den Verwundeten, plünderten ihn aus, warfen ihn in einen Sumpf, und ließen ihn hülflos liegen. Ruſſiſche Huſaren fanden ihn, zogen ihn aufs Trockne, erquickten ihn und verließen ihn wieder. Wieder plündernde Koſaken — dann ſpätere Rettung durch einen Offizier — und endlich in Frankfurt an der Oder, zwar in gaſtlicher Pflege, aber in Folge der arg vernachläſſigten Wunden — der Tod.

Schmerzlich fühlten die Freunde den Verluſt des edeln, leider im Leben und durch das Leben nur wenig beglückten Dichters. Es ward ihm ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil; Dichter und Dichterinnen feierten ſein Andenken in Liedern, und neben Uz und Gleim, Ramler und Hagedorn klingt ſein Name rühmlich fort. —



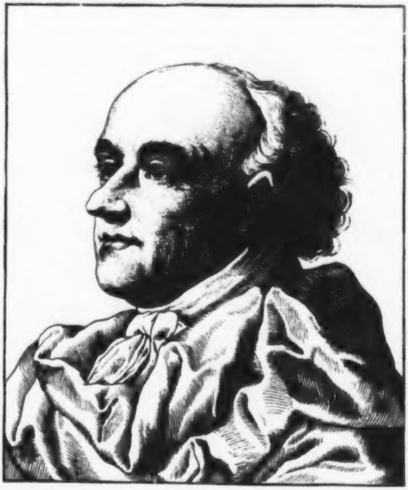
Gideon Ernst Freiherr v. Laudon.

Geb. d. 3. Juli 1716., geſt. d. 14. Juli 1790.

Ein Name ſchönen Klanges, ruhmreich und vielfach gefeiert, unſterblich fortklingend mit den größten Heldennamen ſeines Jahrhunderts. Laudon wurde zu Tootzen in Liefland geboren, wo ſeine Familie, ſchon im vierzehnten Jahrhundert aus Schottland eingewandert, anſäßig war. Die Natur hatte das Aeußere des Knaben nur ſtiefmütterlich bedacht, und wie dieſes Aeußere vernachläſſigt erſchien, ſo auch ſeine erſte Bildung. Faſt ohne Kenntniſſe, außer etwas Mathematik und Geographie, trat der junge von Laudon als Kadet in ſeinem 18. Lebensjahre in ruſſiſche Kriegsdienſte ein, und lernte in dieſen bald genug fühlen, daß zum tüchtigen Krieger mehr gehöre, als der perſönliche Muth, die bloße Tapferkeit und die Führung der Waffen. Mächtig erregend wirkten edle Beiſpiele; Laudon wohnte der Belagerung und Eroberung von Danzig 1733 bei, machte den ruſſiſchen Feldzug gegen die Türken unter General Münich mit, half Aſow, Otzakow und Choczim erobern, und machte, ausgezeichnet durch Pünktlichkeit im Dienſt, Eifer, Tapferkeit und jede ſonſtige kriegeriſche Tugend in raſcher Eile den Lauf durch alle militäriſchen Grade vom Korporal bis zum Oberſtlieutnant.

Als 1739 der Friedensſchluß erfolgt war, nahm Laudon ſeinen Abſchied, in der Abſicht, in Wien, wohin er empfohlen war, öſterreichiſche Dienſte zu ſuchen. Auf der Reiſe dahin berührte er Berlin und man ſuchte ihn dort zu bewegen, preußiſche Dienſte zu nehmen. Laudon war bereit dazu, er ließ ſich dem König Friedrich II. vorſtellen und — mißfiel dieſem. „Den Mann mag ich nicht, er gefällt mir nicht!“ hatte der König geäußert, und dies Wort brachte Preußens Heer um den tapferſten Mann, ſchuf dem großen König ſeinen ebenbürtigſten Gegner. Laudon trat in Oberſt von Trenks Pandurencorps, deſſen rohes Gebahren im Feldzug von 1743 bis 1744 ihm fälſchlich zur Laſt gelegt wurde. Wunden und Siege, Gefangenſchaft und Befreiung und mancher ſonſtige Wechſel im Leben, zu denen auch der des Glaubens gehörte, führten ihn weiter auf der begonnenen kriegeriſchen Laufbahn, ließen ihn endlich eine ſtille Stelle auf einem Grenzpoſten finden, wo ihm verheirathet, zwar kinderlos, aber glücklich, ernſte ſtrategiſche Studien zu machen, hinreichende Muße vergönnt war, und riſſen ihn dann wieder aus dieſem Stillleben hoch auf die Wogen des Kampfes gegen Preußen, den Friedrich II. begonnen. Von nun an war Laudon's Leben nur eine Kette von Siegen, deren glänzendſter den Feldzug des Jahres 1757 bei der Belagerung von Prag krönte. Maria Thereſia ernannte den Helden jetzt zum Generalmajor, und bald darauf, da Laudon unabläſſig neue Kränze des Ruhmes zu den ſchon erſtrittenen fügte, zum Feldmarſchalllieutenant, und ſchmückte ihn eigenhändig mit dem Großkreuz des Thereſienordens, indem ſie ihn zugleich in den Reichsfreiherrenſtand erhob.

Laudon rettete 1759 die von den Ruſſen ſchon gegen Preußen verlorene Schlacht bei Kunnersdorf, wurde darauf zum Feldzeugmeiſter ernannt und empfing von der ruſſiſchen Kaiſerin einen mit Brillanten beſetzten Ehrendegen. Jetzt hatte der große Preußenkönig das volle Recht, zu ſagen: „Der Mann gefällt mir nicht“ — doch ehrte er anerkennend Laudon's unübertreffliche Feldherrngaben. Laudon hoffte nach kurzen Unterbrechungen ſein ruhmgekröntes Leben in goldener Ruhe, mit der Thätigkeit eines Landwirthes auf ſeinem Luſtſchloſſe Hadersdorf beſchließen zu können, aber noch einmal riefen ihn ſein Geſchick und ſein Kaiſer an die Spitze der Armee gegen die Türken. „Laudon!“ war das Feldgeſchrei, vor dem der Feind nicht Stand zu halten vermochte. Kaiſer Joſeph ernannte den greiſen Helden zum Generaliſſimus, und ſchmückte ſeine Bruſt mit dem brillantnen Sterne des Thereſien-Großkreuzes, das nur der Kaiſer ſelbſt als Großmeiſter des Ordens zu tragen berechtigt war. Auf die höchſte Höhe des Ruhmes und aller Ehren gehoben, endete Laudon als 74jähriger Greis. Ein einfaches Grab im Parke zu Hadersdorf trägt die viel ſagende Inſchrift: Hier liegt Laudon.



Adam Friedrich Oeser.

Geb. d. 18. Febr. 1717, geſt. d. 18. März 1799.

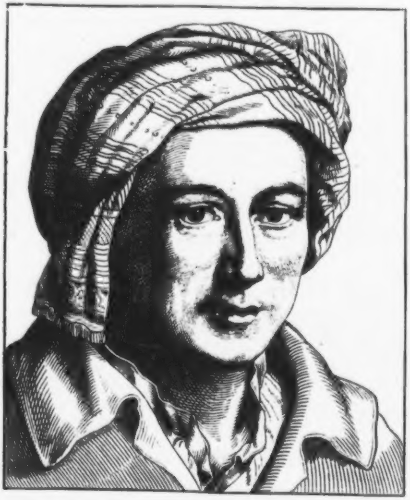
Dieſer bedeutende deutſche Maler wurde zu Preßburg in Ungarn geboren, in welcher Stadt ſein Vater, von Geburt ein Sachſe, ſich niedergelaſſen hatte. Er zeigte frühzeitig Neigung und Anlagen für die zeichnende und bildende Kunſt und bezog die k. k. Kunſtacademie zu Wien, um ſich in den genannten Künſten zu vervollkommnen. Eifer und Glück ließen ihn dort ſchon mit dem 18. Lebensjahre einen Preis gewinnen und bald ſah er im Umgang mit Künſtlern und Kunſtgönnern ſein Leben verſchönt und geiſtig gehoben. Der Bildhauer Rafael Donner unterrichtete den jungen Kunſtacademiker im boſſiren; der gelehrige Schüler übte ſich auf das fleißigſte in dieſem Vorſtudium der Bildnerei, ohne dem Malerpinſel untreu zu werden; vielmehr blieb die Neigung zur Malerei in ihm vorwaltend und wurde ſo mächtig, daß er bald dieſer Kunſt ausſchließlich ſich widmete. Nach Verlauf von zwei gut verwandten Studienjahren, in welchen Oeſer malen, radiren und modelliren gelernt hatte, begab er ſich von Wien 1739 nach Dresden und arbeitete unter dem Maler und Radirer Dietrich, wie unter Rafael Mengs weiter. Bei Ludwig Sylveſter lernte Oeſer auch al fresco malen und lenkte, durch ein enges Freundſchaftbündniß mit Winckelmann verbunden, dieſen zum noch ernſteren Studium der Antiken und der Coſtüme hin, ſodaß er auch dadurch ſich ein großes Verdienſt erwarb. Hoch rühmte Winckelmann Oeſer's treue und ausdauernde Freundſchaft. Man ernannte Oeſer zum kurfürſtlich ſächſiſchen Hofmaler, wie zum Profeſſor an der Dresdner Academie, jedoch ohne Gehalt, und der nun ausbrechende ſiebenjährige Krieg war nicht geeignet, Gehalte für die Prieſter der ſchönen Künſte ausſetzen zu laſſen. Zum Glück fand Oeſer einen Gönner am Grafen Bünau zu Dahlen, bei dem er die größte Zeit der Dauer jenes Krieges verweilte, dann aber wählte er Leipzig zum Wohnort, da der Kurfürſt Chriſtian ihm die Wahl zwiſchen beiden Städten, dort in Dresden in der Eigenſchaft eines Academie-Direktors oder des Direktors der neuen Kunſtſchule zu Leipzig ließ, und ihn dann zugleich mit dem Titel eines Profeſſors der Dresdener Academie beehrte.

In der neuen Lebensſtellung war Oeſer nun unabläſſig bemüht, durch eigene Werke, wie durch Beiſpiel und Lehre, auf die Läuterung des geſunkenen Geſchmackes hinzuwirken, und gewann ſich zugleich durch die raſtloſe Thätigkeit ſeiner Hand, ſeines Pinſels, ſeiner Nadel und ſeines Meiſels einen nahe an Ueberſchätzung grenzenden, weit verbreiteten Ruf. Er ſtrebte nach höchſter Correctheit im Styl und in der Zeichnung, und ſuchte zu dieſer ſeine Schüler hinzulenken, zu welchen Schülern, wenn auch nur eine kurze Zeit, ſelbſt Goethe gehörte. Damals hatte Oeſer ſeine Direktorialwohnung in der alten Pleißenburg, und Goethe ſchildert jenen in ſeiner angenehmen plaſtiſch anſchaulichmachenden Weiſe in: »Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung« ſo treu und klar und ſo fern von aller Ueberſchätzung und Uebertreibung, daß der Leſer wohl herausfühlt, es ſei in allem, was der große Dichter über den bedeutenden Künſtler ſagt, nur Wahrheit und keine Dichtung enthalten, aber viel gerechte Anerkennung und Würdigung. Oeſer wies ſeine Schüler an das eigene Nachdenken, wie zum Studium der Kunſtgeſchichte hin und hob ihnen gern die Verdienſte abgeſchiedener oder nicht anweſender Männer hervor, welche ſich um Kunſt oder Kunſtſtudien verdient gemacht, wie unter andern Chriſt, Winckelmann, der damals ſchon in Italien lebte, Lippert u. a.; auch leitete er ſie durch reiche, ihm gern zu Gebote geſtellte Sammlungen zur bildenden Anſchau des gediegenen in Handzeichnung, Holzſchnitt und Kupferſtich an, wodurch in Goethe jene lebenslänglich dauernde Neigung an ſolchen Werken, die ohnehin in ihm ſchlummerte, ſtark hervorgerufen und genährt wurde.

Oeſer, wenn er auch in der praktiſchen Ausübung ſeiner Künſte nicht ganz frei von Mängeln war (namentlich ſtand er als Bildhauer ungleich tiefer wie als Maler) drang ſtets auf edle Auffaſſung und Behandlung künſtleriſcher Vorwürfe, und ging darin ſeinen Schülern mit gutem Beiſpiel voran. Viel bewunderte größere Arbeiten Oeſer's waren theils, theils ſind ſie es noch die Fresken des Gewandhausſaales in Leipzig, die Gemälde in der St. Nicolaikirche, und ein allegoriſcher Theatervorhang, ebenfalls dort, in welchen Gemälden ſich die Vorzüge lebhafter Farbengebung, Naturwahrheit im Ausdruck und glückliche Phantaſie in der Erfindung vereinten. Viele ſeiner Zeichnungen radirte Oeſer ſelbſt, andere ſtach der gefeierte Bauſe, andere ſein Schwiegerſohn C. G. Geyſer. Eine Menge anderer Handzeichnungen blieb ungeſtochen und verſtreute ſich in Sammlungen.

Theils eigenhändig von ihm gearbeitet, theils nach ſeinen Zeichnungen und Modellen wurden in Leipzig die Denkmäler des Kurfürſten von Sachſen auf der Esplanade vor dem Petersthore, Gellert's in einem Privatgarten, eins in der alten katholiſchen Kirche, und auswärts das Monument der Königin Mathilde von Dänemark zu Celle, errichtet.

Außer einigen Töchtern hatte Oeſer zwei Söhne, beide Jünger ſeiner Kunſt, aber beide ihm noch vor ſeinem eigenen abſcheiden entriſſen, was ſein ſonſt ruhiges und heiteres Greiſenleben ſchmerzlich trübte. Der älteſte Sohn, welcher zuletzt ſtarb, Johann Friedrich Ludwig, brachte es bis zum Profeſſor der Geſchichts- und Landſchaftsmalerei und wurde 1780 Mitglied der Dresdener Academie. Oeſer's, des Vaters, letzte Arbeit war ein Chriſtuskopf, an der ihn der Tod überraſchte.



Johann Joachim Winckelmann.

Geb. 9. Dec. 1717, geſt. d. 8. Juni 1768.

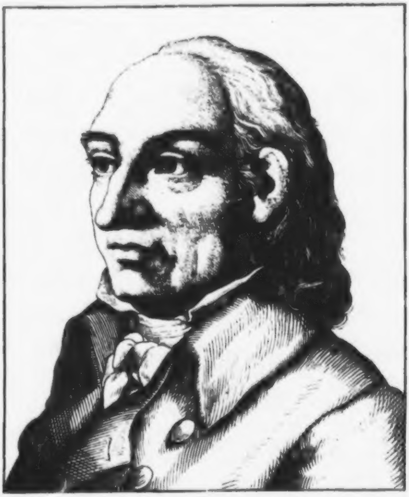
Winckelmann war ein Archäolog und Kunſtforſcher von der größten Bedeutſamkeit, der, aus niederem Stande hervorgegangen, die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllte, tauſende zu edler Beſtrebung anregte, und ſich durch ſeine eigenen Werke ein unvergängliches Denkmal ſetzte.

Stendal in der Altmark war Winckelmann's Geburtsort, der Vater dort Schuhmacher und arm; der Rektor der Ortsſchule aber unterſtützte den fähigen Knaben und brachte ihn ſoweit, daß derſelbe in ſeinem 16. Jahre das Gymnaſium zu Köln an der Spree beſuchen konnte, wo er ein Jahr blieb und ſich ſpärlich genug behalf, bis es ihm gelang, 1738 als angehender Theolog die Hochſchule Halle zu beziehen, die im jugendlichen Glanze ſtrahlte, wo nun Winckelmann zwei Jahre lang eifrig in verſchiedenen Gebieten des Wiſſens ſich Kenntniſſe aneignete, mit Vorliebe alte Geſchichte und Bücherkunde ſtudirte und die Hoffnung hegte, entweder eine ſeinem Wiſſen entſprechende Stellung in Deutſchland zu finden, oder die Welt zu ſehen und zu durchwandern. Schon von Berlin aus hatte er eine Fußreiſe nach Hamburg gemacht, blos in der Abſicht, Bücher kennen zu lernen und zu kaufen. Von Halle aus wollte er nach Paris, gelangte aber nur bis Gelnhauſen und bekleidete dann zwei Hauslehrerſtellen nach einander von 1741 bis 1742, deren keine ihm zuſagte: auch ein zwiſchen beide fallender kurzer Aufenthalt in Jena konnte ihn nicht fördern. Endlich erlangte er ein kärgliches Conrektorat zu Seehauſen in der Altmark, und ſo ſchien das Leben eines Mannes, dem eine große Zukunft blühte, in der Enge einer dumpfen Schulſtube ſich, unbekannt der Welt, verlieren zu ſollen. Aber der Winckelmann innewohnende Geiſt drängte ihn nach außen, während er ſich auf das eifrigſte durch leſen und ſtudiren klaſſiſcher Werke des Auslandes in alten und neuen Sprachen fortbildete.

Winckelmann wandte ſich vertrauungsvoll an den kurſächſiſchen Miniſter Grafen von Bünau in Dresden, der ihm 1748 eine Stelle an ſeiner bedeutenden Bibliothek auf dem Gute Nöthenitz verlieh, wodurch Winckelmann nicht nur volle Befriedigung ſeiner literariſchen Neigungen fand, ſondern auch Gelegenheit, in den Kunſtſchätzen der nahen Reſidenz Genuß und Studium zu vereinigen. Bald auch gewann der ſtrebſame junge Mann ſich Freunde, v. Hagedorn, des Dichters Bruder, Generaldirektor der Kunſtacademie und ſelbſt ausübender Meiſter in der Aetzkunſt, Lippert, der durch ſeine Dactyliothek berühmte Profeſſor der Antiken, und Oeſer, der liebenswürdige und weit genannte Maler: der letzte namentlich übte auf Winckelmann bedeutend bildenden Einfluß, indem er ihn in das Heiligthum der Kunſterkenntniß führte, und ihn lehrte, ſichern Blick und richtiges Urtheil zu gewinnen, die aus Büchern nicht gewonnen werden, ſondern durch Anſchauungen. Dresdens reiche und herrliche Kunſtſchätze weckten Sehnſucht und Verlangen nach jenem klaſſiſchen Boden, dem ein großer Theil derſelben entſtammte. Rom winkte verführeriſch, wie es immer winkt: Winckelmann ſtand allein, 33 Jahre alt, immer noch gräflicher Bibliothekſchreiber mit 80 Thaler Gehalt: der am Dresdner Hofe weilende päpſtliche Nuntius Archinto lernte den thätigen und wiſſenſchaftlichen Mann kennen, und eröffnete Winckelmann die Ausſicht auf eine Bibliothekarſtelle in der weltberühmten Vaticana; welche Ausſicht konnte lockender und reizender ſein für einen Geiſt, der nur für Kunſt und Alterthum glühte und der zugleich für den durch erſchöpfende Arbeit geſchwächten Körper heilende Belebung unter Italiens mildem Himmel hoffte? Dadurch geſchah es, daß Winckelmann zu dem einzigen ihm dargebotenen Mittel griff, jenes verheißungsreiche Ziel zu gewinnen, er wechſelte den Glauben, oder eigentlich nur das Bekenntniß; ſeine Seele hing nicht am Lutherthum, nicht am Papſtthum, ihm winkte die Kunſt, das Götterweib, mit ihrem tauſendfachen Zauber.

Nach einem Aufenthalt in Dresden bei Oeſer ging Winckelmann, mit einem Jahrgehalt des Königs von Sachſen unterſtützt, nach Rom, fand dort ſeinen indeß zurückgekehrten Freund und Gönner Archinto als Kardinal und Staatsſecretair wieder, fand unter der höheren Geiſtlichkeit zahlreiche Gönner, befreundete ſich mit Rafael Mengs und lebte ſich in ein durch reiche Kunſtſchau und ſtetes Kunſtſtudium beglücktes Kunſtleben hinein, welchem die Wiſſenſchaft ſeine vortrefflichen Werke verdankt. Dieſe Werke beſtanden zunächſt aus höchſt anziehenden und belehrenden Briefſammlungen an Freunde, aus mehreren kleinen kunſtgeſchichtlichen und archäologiſchen Abhandlungen, dann folgten die Monumenti antichi inediti, und das Hauptwerk: Geſchichte der Kunſt des Alterthums, darin er ſeinem Namen ein dauerndes Denkmal ſetzte. Winckelmann ſäuberte die Kunſtgeſchichte und klaſſiſche Alterthumskunde von eingewurzelten Vorurtheilen, ſtellte die oft vage bisherige Beurtheilung antiker Kunſtwerke auf die Baſis des geläuterten Geſchmacks und des höheren äſthetiſchen Gefühls, und fand die allgemeinſte Anerkennung.

Die äußere Lebensſtellung Winckelmann's in Italien war eine ganz erwünſchte; er wurde zwar nicht gleich in der Bibliothek des Vaticans angeſtellt, aber doch an den Bibliotheken einiger ihm äußerſt wohlwollender Cardinäle und konnte die vaticaniſche benutzen. Viermal reiſte er von Rom nach Neapel und kehrte ſtets mit neuen Bereicherungen für die Wiſſenſchaft zurück. Im Jahre 1763 wurde er zum Oberaufſeher der apoſtoliſchen Kammer über alle Alterthümer in und um Rom ernannt, ein Amt, welches ſo ganz nach ſeinem Wunſche war und ſeinem ganzen Wirken ſo zuſagte, daß er gern an ihn aus der deutſchen Heimath ergehende ehrenvolle Anträge ablehnte. Der kaiſerliche, der ſächſiſche, der hannoverſche wie der preußiſche Hof wollten ihn anſtellen, in Berlin ſollte er 1765 mit 1000 Thaler Gehalt Inſpektor der Bibliothek, des Münz- und Antikenkabinets werden, eine Summe, die ihm allerdings in Betracht der Arbeit und Verantwortlichkeit zu gering erſcheinen mußte. Seine Dienſtgeſchäfte in Rom gewährten ihm die ſchönſte Muße zu eigenem wirken, zum entfalten ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit, in der ihn nur der häufige Beſuch reiſender Landsleute nicht ſtets erfreulich ſtörte. Er blieb unvermählt, war ſich ſelbſt Herr und Diener, hatte niemand zu ſeiner Bedienung nöthig, und zeigte ſich ſtets freundlich, voll Herzensgüte und Lauterkeit des Charakters. Wenn ihn nicht amtliche oder ſonſtige Verrichtungen zum ausgehen nöthigten, trug er daheim im Winter ſtets einen Pelz, eine Reliquie der deutſchen Heimath. Nach dieſer Heimath entſtand endlich in ihm doch ein nicht zu bewältigendes ſehnen, er beſchloß eine große Reiſe, kündigte dieſe ſeinen Freunden in Deutſchland öfter vorher ſchon an und begann dieſelbe am 10. April 1768 in Begleitung des Bildhauers Cavacezzi, wurde aber auf derſelben in den Alpen von der trübſten Gemüthsſtimmung und Reue über den Reiſeantritt befallen, ſo daß er einige male umkehren wollte; indeß gelangte er nach Augsburg und von da über München und Regensburg nach Wien, wo die Kaiſerin Maria Thereſia ihn auszeichnete und reich beſchenkte. Von hier aus beſchloß Winckelmann unabänderlich die Rückkehr, und erreichte Trieſt. Dort machte er die Bekanntſchaft eines Italieners, Arcangeli, dem er arglos ſeine Münzen und Schätze zeigte, und dieſer Teufel mit dem Namen eines Erzengels brachte dem argloſen in raubmörderiſcher Abſicht einige ſo tödliche Wunden bei, daß Winckelmann noch deſſelben Tages verſchied. Der Mörder entfloh, ward aber ſpäter eingeholt und lebendig mit dem Rade gerichtet. Winckelmann, der in Trieſt völlig unbekannt war, wurde ſtill beerdigt, niemand kennt ſein Grab. So endete ein hochbegabter, der Wiſſenſchaft zum Heile wirkender Mann von dauerndem Ruhm auf eine ſchändliche Weiſe ſein thätiges Leben.



Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

Geb. d. 23. Nov. 1719, geſt. d. 28. Jan. 1794.

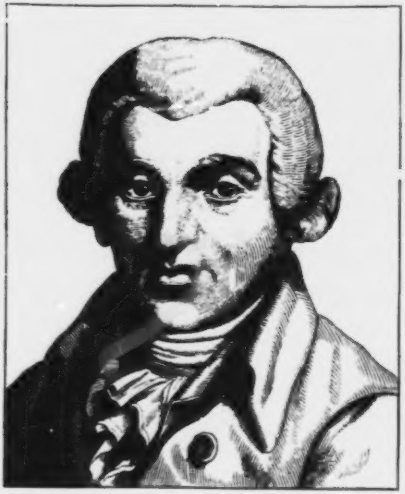
Ein geiſtvoller, erfindungreicher Induſtrieller des vorigen Jahrhunderts, deſſen Name mit Ehren genannt noch heute fortklingt und dem ſeine Kunſt, die Typographie, unendlich viel verdankt, vor allem die Wandlung zum ſchönen, die ſich als Rückſchritt und Fortſchritt zugleich in ſeinen Bemühungen offenbarte, als Rückſchritt nämlich inſofern, als er zurückkehrte zu der von den deutſchen Schriftgießern ſeit lange vergeſſenen und verlaſſenen klaſſiſchen Schönheit der Incunabeldrucke aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Breitkopf war ein geborener Leipziger und wirkte in dieſer Metropole des deutſchen Bücherdrucks in des Vaters Druckofficin als Gehülfe und Theilnehmer, obſchon ihm anfangs und auch ſpäterhin der blos kaufmänniſche Geſchäftsgang ſo wenig zuſagte, wie der mechaniſche Geſchäftszwang, der am Einerlei des alltäglichen ſich abmühen lehrt; daher unterließ er nicht, ſich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu erwerben, hörte Collegia, ſtudirte die römiſchen Claſſiker, da er tüchtig latein verſtand, und blieb nur leider der herrlichen Sprache von Hellas unkundig, weil ihm die rechte Anleitung zu deren Erlernung abging. Gottſched weihte Breitkopf ein in die Reize der deutſchen Mutterſprache und führte ihn der ſcholaſtiſchen Philoſophie, mindeſtens dem philoſophiren zu, ſo daß er ſich in Gottſched's «Deutſcher Geſellſchaft» durch dialektiſche Gewandheit auszeichnen konnte und dahin gedieh, dieſer letzteren ſeine Ausbildung im deutſchen Styl zuzuſchreiben, bis Breitkopf endlich doch einſah und bekannte, die Philoſophie ſei nichts als ein Gewebe von Hirngeſpinnſten, und es könne wohl ein Mann mit Recht gelehrt und gebildet heißen, wenn er auch nicht an der Ammenbruſt der ſogenannten Claſſicität geſogen — ein Bekenntniß, für deſſen Sündhaftigkeit freilich noch heute keine Abſolution zu finden iſt.

Mit ungleich größerer Treue, als er der Philoſophie bewieſen, hielt Breitkopf an der Mathematik, und in ihr fand er den reellen Boden, auf dem er begann, nach Albrecht Dürer's anregendem Beiſpiel und Muſter, die Typen zu verbeſſern, ihre Formverhältniſſe mathematiſch zu berechnen und aufzubauen, und dieß wandte wieder mehr ſeine Liebe und Neigung dem väterlichen Geſchäfte zu. Wie nach Salomon's Ausſpruch nichts neues unter der Sonne geſchieht, ſo machte auch ſchon zu Breitkopf's Zeit ſich die Anſicht geltend, wie ſie fort und fort bis zum heutigen Tage gethan, ohne durchzudringen: die den mittelhochdeutſchen Handſchriften nachgebildete ſogenannte Mönchstype, die deutſche Letternſchrift, müſſe verdrängt und abgeſchafft und an deren Stelle die lateiniſche Schrift geſetzt werden, bezüglich welcher Anſicht für und wider vielfach hin und her geſtritten wurde, wie es noch der Fall iſt. Breitkopf war für die Beibehaltung der deutſchen Type in deutſchen Büchern, ſuchte dieſe auf alle Weiſe zu verſchönern, und es gelang ſeinem ernſten Streben, wie keinem andern ſeiner Zeit- und Kunſtgenoſſen. Sein Vorgang rettete gleichſam den von den Erfindern der Buchdruckerkunſt der deutſchen Nation gewonnenen Schatz und Satz, die gothiſche Type, die man als geſchmacklos zu verdrängen ſuchte, und erhob ſein Geſchäft in dem Beſtreben, immer neues zu erfinden und zugleich die Schriftalphabete aller bekannten Sprachen zu beſitzen, zu einer achtungswerthen Bedeutſamkeit. Die Breitkopf'ſche Officin beſaß über 400 verſchiedene Alphabete, und immer mehr ſuchte Breitkopf ſeine Kunſt zu erweitern. Er ſah und ſprach es aus, wie die harmoniſche Schönheit der erſten deutſchen Drucke noch von keinem Nachfolger erreicht ſei, und daß die unübertreffbare typographiſche Pracht, wie ſie namentlich in Fuſt und Schöffer's Pſalter von 1457 dargelegt ſei, kaum jemals wieder erreicht werden könne, daß aber dieſe Rückkehr zum wahrhaft ſchönen mindeſtens verſucht werden müſſe.

Breitkopf blieb aber, indem er dieſen Grundſatz unabläſſig verfolgte und auf den Grund mathematiſcher Berechnungen die Buchſtabenſchrift verbeſſerte und verſchönte, nicht ſtehen, ſondern ſchritt auf dem Wege nützlicher Erfindungen weiter vor. Er erfand neue Metallmaſſen (Letternzeug) für die Schriftgießerei, die härter und dauerbarer waren, als die bisherigen; er verbeſſerte Gießformen wie Preſſen. Seine Schriftgießerei ſchmolz in zwölf Oefen das Letternzeug für den Guß. Breitkopf erfand den Notendruck mit beweglichen Typen, ließ für die chineſiſche Schrift, bisher nur durch Holztafeldruck bewerkſtelligt, ebenfalls metallene Charaktere gießen, begann ſelbſt Landkarten und Situationspläne mit beweglichen Typen zu drucken, richtete eine Muſikalien-, eine Tapeten- und eine Spielkartenfabrik ein, beſchäftigte ein anſehnliches Perſonal und hob ſeine ganze Einrichtung auf eine Stufe der Blüthe und des erfreulichſten Gedeihens. Dabei war Breitkopf auch ſchriftſtelleriſch thätig: er gab 1779 eine Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt heraus, die Frucht ſeiner Studien über die Letternformen; dann 1784 den «Verſuch, den Urſprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzſchneidekunſt in Europa zu ermitteln». Ferner erſchien von ihm 1793 eine Schrift: Ueber Bibliographie und Bibliophilie, u. a. Breitkopf beabſichtigte, aus ſeinem reichhaltig angeſammelten Material eine ausführliche Geſchichte der Typographie zuſammenzuſtellen, die in drei Bänden erſcheinen ſollte und zu deren Vollendung er mit den berühmteſten Kennern der Literatur in lebhaften Briefwechſel getreten war. Als 7 Bogen abgedruckt waren, überraſchte den unermüdlich thätigen Mann der Tod und es fand ſich kein weiteres Manuſcript vor.

Wenn auch Breitkopf's Geſchlecht mit ſeinem Sohne Chriſtoph Gottlob erloſch, ſo lebt doch ſein Name in der Literatur und in der Geſchichte deutſcher Erfindungen nicht minder fort, wie in dem blühenden Geſchäft der Firma «Breitkopf und Härtel», die im Sinne Johann Gottlob Immanuels Prachtdrucke zu liefern vermag und lieferte, welche der deutſchen Buchdruckerkunſt in jedem Jahrhundert zur Ehre gereichen.



Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

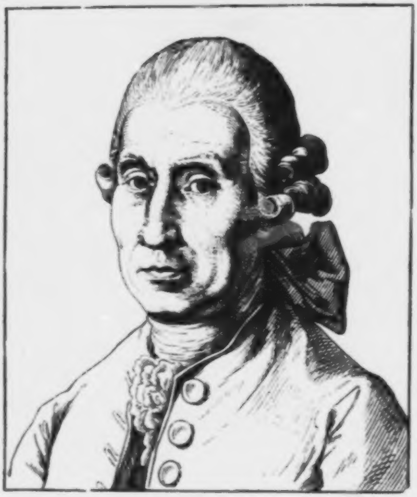
Geb. d. 2. April 1719, geſt. d. 18. Febr. 1803.

Vater Gleim! Wem hätte nicht unter Deutſchlands Gebildeten irgend einmal dieſer Name die leider verſchwundene ächtdeutſche Gemüthsfülle in das Herz getönt? Sie iſt für immer dahin, dieſe Zeit der Poeſie, dieſe Zeit inniger gegenſeitiger Hingebung, freudiger Anerkennung, es giebt ſolche Dichternaturen nicht mehr, wie die Gleim's war; an die Stelle der Freundſchaft und Liebe iſt mehr und mehr die gemüthloſe Kritik getreten, die ſich höher und mächtiger dünkt, als die ſchöpferiſche Kraft der Poeſie, und jede ſonſtige ſelbſtſtändig hervorbringende Thätigkeit, welche ſich die Aufgabe ſtellt, durch gediegene Poeſiewerke die Welt zu erfreuen, und in ihr den Sinn für das Schöne neu zu beleben.

Gleim kam in dem Halberſtädtiſchen Städtchen Ermsleben an einem Palmſonntag zur Welt, verlor als Knabe ſchon den Vater, und erhielt ſeine Schulbildung in einer Anſtalt im Dorfe Oberbörneke, von da aus kam er in die Oberpfarrſchule zu Wernigerode, die ihn vollends zum Beſuch der Hochſchule vorbereitete. In Wernigerode nahm ſich Graf Chriſtian Ernſt zu Stolberg des ſehr mittelloſen Knaben gütig an, bis im Jahre 1738 Gleim nach Halle ging. Er wählte dort die Rechtswiſſenſchaft zum Studium, ſchloß die Bande ſchöner academiſcher Jugendfreundſchaft mit Uz, Nicolaus Götz, Rudnick u. A. und wurde dann, nachdem die Hoffnung auf eine Stelle im däniſchen Dienſt, gewiß zu ſeinem Glück, fehlgeſchlagen war, Hauslehrer bei dem Oberſten des erſten Gardebataillons in Potsdam. In deſſen Hauſe lernte ihn Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg-Schwedt kennen und ſchätzen, und bediente ſich ſeiner als Secretair. Durch dieſe Stellungen dem Militair nahe gebracht, knüpfte ſich Gleims Bekanntſchaft mit dem Lieutenant Ewald von Kleiſt an, die zur ſeelenvollſten Freundſchaft erglühte; ebenſo bot ſich dem für edle Freundſchaft warm empfänglichen Herzen Gleim's die Nähe Spalding's, Rammler's und Graun's, wie ſich zugleich eine große Vorliebe für den Kriegerſtand in ihm ausbildete. Dieſer dankte er es, ſeinem Prinzen beim Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges, 1744, mit in das Feld folgen zu dürfen, wo er ſich gleichſam waffenbrüderlich zu ſeinem Kleiſt hielt, und mit ihm gemeinſam dichtete. Leider erlebte er den Schmerz, ſeinen geliebten Gebieter, den Prinzen Wilhelm, durch eine Kanonenkugel in ſeiner Nähe niedergeſchmettert zu ſehen, deſſen Verluſt er mit heißen Thränen beweinte.

Eine Stellung in gleicher Eigenſchaft als Secretair, die ihm beim alten Deſſauer, auf eigene Empfehlung König Friedrich's II., zu Theil ward, hielt Gleim nicht lange aus, denn dieſe beiden Naturen paßten wirklich nicht zuſammen. Gleim ging nach Magdeburg und Berlin, wurde von Berlin aus durch den Domherrn v. Berg 1747 dem Domkapitel zu Halberſtadt als Secretair vorgeſchlagen und angenommen. Von da an begann für den Dichter, welcher bisher ſchon ſich vielfach in naiver, anakreontiſch-lyriſch-tändelnder Weiſe verſucht hatte, eine ſchöne, glückliche Zeit. Seine «Kriegslieder», zuerſt nach Art fliegender Blätter in und unter das Volk geſtreut, athmeten eine höhere und edlere Begeiſterung, wagten kühneren Aufflug, wandten dem «preußiſchen Grenadier», wie der Dichter ſich nannte, alle patriotiſchen Herzen zu. Die, welche auch ſeine übrigen Lieder, die ſcherzhaften, heitern, ſinnlichen Genuß preiſenden, befriedigten, nannten Gleim den deutſchen Anakreon, ein beſcheidenes Lob, doch hatte Gleim mit den anakreontiſchen Liedern Kleiſt's Muſe geweckt, und ſchon dadurch ſeine wichtige Sendung auf Erden, anzuregen, aufzumuntern, geiſtig zu fördern, das Reich der Schönheit anzubauen, die Zaubergärten der Poeſie durch treue Gärtner pflegen zu laſſen, mit Glück begonnen. Auch der Karſchin nahm Gleim ſich väterlich an, dem Dichter Michaelis, der ſich wie ſo viele andere, der Poeſie ohne nachhaltige Begabung und ohne etwas Rechtes lernen und treiben zu wollen, in die Arme geworfen, drückte Gleim die Augen zu. Klamer Schmidt wurde durch ihn auf das erfreulichſte gefördert, auch Voß, Tiedge, Jean Paul, zog Vater Gleim an ſein Herz, und bald ſah ſich der Dichtervater im Mittelpunkt faſt des ganzen damals bedeutenden deutſchen Poetenkreiſes ſtehen, gleich einer hellen Sonne voll ächter Wärmeſtrahlung. Klopſtock neigte ſich ihm vor allen mit herzlicher Liebe zu und fand bei ihm Troſt im Schmerz; andere folgten, Gleim's Haus in Halberſtadt, und ſpäter in Walbeck, wo er ein Canonicat erhalten hatte, war ein Poetenaſyl. Er blieb in Folge einer tiefſchmerzlichen Herzenstäuſchung unvermählt, und ſuchte in der Freundſchaft das Glück des Herzens, das ihm die Liebe verſagte, daher wurde ihm ſtete Gaſtlichkeit nicht ſchwer, da er ſelbſt in einfacher Weiſe hinlebte, auch die Einfachheit jener Zeit die Anſprüche der ſpäteren nicht kannte. Perſönlicher Freundesumgang und ein überaus umfaſſend geführter Briefwechſel nach allen Richtungen, faſt nach jedem Winkel hin, wo irgend ein Poet oder eine Poetin ſaß, verſchönte ſein langes Leben neben dem Schmucke, den er dieſem durch ſeine Lieder verlieh. Gleim ahmte nach und überſetzte horaziſche Oden, anakreontiſche Dichtungen, deutſche Minneſängerlieder, zu denen Bodmer's Sammlung ihm die Bahn brach und die Liebe weckte, ſchrieb «Lieder für das Volk», «die Preußiſchen Kriegslieder», voll Kraft und Feuer, wo die ewige Vergleichungsſucht den deutſchen Anakreon nun wieder als deutſchen Tyrtäus pries, dichtete Elegien, Romanzen und Fabeln, letztere meiſt nach Phädrus und Lafontaine, ja er verſuchte ſich auch in dramatiſchen und didactiſchen Gedichten, und gab auch freundſchaftliche Briefe heraus, welche als Poeſien lange nicht den Werth haben, wie die wirklich trefflichen Briefe, die er ohne Abſicht für den Druck an ſeine Freunde ſchrieb. Auch Satyren und Sinngedichte ſchrieb der fleißige, nie raſtende Poet, erreichte aber in keiner ſeiner Schöpfungen mehr geiſtige Höhe, als in ſeinen Kriegsliedern und ſeinem «Halladat oder das rothe Buch», in welchem letzteren alkoraniſche Weisheit und der Geiſt von Leſſing's Nathan weht.

Freundſchaft verklärte Gleim's Leben bis zum hohen Alter, in das er die Jugendfriſche einer reinen und edlen Seele rettete, auch die Muſen verließen ihn nicht und verleiteten ihn, noch mit erlöſchenden Kräften zu dichten. Da nun dieſe Altersſchwäche ſcharfen Tadel der Kritik fand, ſo warf letztere ihren Wermuth in den ſonnengoldnen Abendtrunk des liebenswürdigen Dichter-Greiſes, und trübte dieſen ganz ohne Noth. Indeß auch dieſe Schmerzen wurden überwunden; und Vater Gleim blieb den Poeten Vater Gleim, wie er in dem ihm eng verbundenen gräflich Stolberg'ſchen Hauſe nur der Onkel genannt ward. Dem franzöſiſchen Freiheitſchwindel, der Tyrannenriecherei und den Weltbeglückungsträumen der Philoſophen der Revolutionszeit ſchloß Gleim ſich völlig ab, durchſchauend, was da keimen und kommen wollte, obſchon ſein irdiſches Auge ſich dem Lichte verſchloß, ein blinder Seher, ein Oſſian des preußiſchen Königshauſes, wie die unvergeßliche hochherrliche Königin Louiſe von Preußen ſelbſt ihn nannte; er konnte dem wälſchen Freiheitgezeter kein günſtig Ohr leihen, er ſah mit prophetiſcher Ahnung Deutſchlands Unglück voraus. — So reifte der edle Vater Gleim der Verklärung zu, und ordnete noch ſcheidend an, daß Urnen mit den Namen ſeiner vorangegangenen Freunde ſeinen Grabhügel umſtehen ſollten, der in ſeinem Garten vor Halberſtadt ſich ihm unter Segnungen und Thränen wölbte.



Conrad Eckhof.

Geb. d. 12. Aug. 1720, geſt. d. 16. Juni 1778.

Zum Vater, Begründer und Bildner der neuern deutſchen Schauſpielkunſt — ſelbſt, wie dieſe, aus ärmlichen und beſchränkten Verhältniſſen hervorgegangen, war Eckhof berufen. Er wurde zu Hamburg geboren, ſein Vater bekleidete den Poſten eines Stadtſoldaten, und verſah das Geſchäft des Lampenputzers und Theaterdieners bei der Schönemann'ſchen Bühne. Da lernte nun freilich frühzeitig genug der Knabe Eckhof die Welt hinter den Couliſſen praktiſch kennen, doch feſſelte ſie ihn damals noch nicht. Erſt ſpäter wob ſich um ihn das magnetiſche Band, das ſelten einen, und am wenigſten die begabten, aus ſeinem Banne läßt.

Der Knabe lernte leſen und ſchreiben, und konnte ziemlich frühzeitig die Stelle eines Poſtſchreibers bei einem ſchwediſchen Poſtkommiſſar verſehen, den das Glück ſpäter bis zum Geſandten in Hamburg emporſteigen ließ. Einem Scribenten Lakaiendienſte anzuſinnen, war in jener Zeit gar nichts unerhörtes, und ſo ſollte auch der junge Eckhof Sonntags, wenn die Frau Poſtkommiſſarin zur Kirche fuhr, hinten aufſtehen. Er that es einmal und nie wieder; er verließ ſeinen Dienſt und ſchritt weiter vor in der Schule des Lebens: er wurde noch einmal Schreiber — bei einem Advokaten in Schwerin. Dieſer Prinzipal war kein trockener juriſtiſcher Aktenwurm, der Juſtinian ſtand ihm nicht über allen Muſen und Gracien: er beſaß eine treffliche ſchönwiſſenſchaftliche, zum Theil theatraliſche Bücherſammlung, deren Benutzung der Schreiber ſich mit erfreuen durfte. Da weckten Funken Flammen, die Jugenderinnerung lockte mächtig, und Schönemann — ſpielte mit ſeiner Geſellſchaft in Schwerin. Ihm ſchloß Eckhof ſich an, folgte ihm, trat 1740 zum erſtenmale in Lüneburg auf, und blieb Schönemann ſiebzehn und ein halbes Jahr treu verbunden, in welcher Zeit ſein angeborenes Talent zum Genie ſich verklärte und ernſtes redliches Studium dem Genie die gediegene künſtleriſche Grundlage gab, durch die allein es möglich iſt, auf die Dauer großes zu leiſten und dem flüchtigen Kranze des Mimen Unverwelklichkeit zu verleihen.

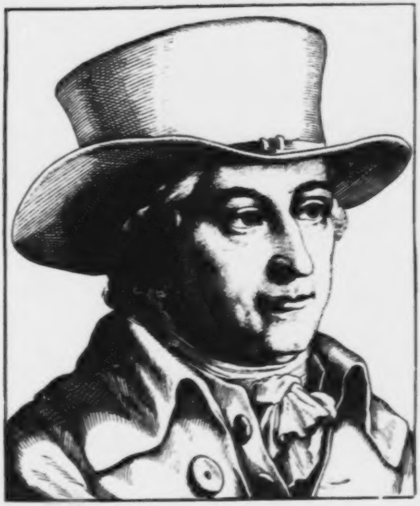
Durch ſein bewegtes Künſtlerleben, das, in das einzelne zu ſchildern, den Umfang von Büchern erfordert, begleiteten Eckhof ſtets hohe Tugenden des Menſchen, hohe Eigenſchaften des Künſtlers. Mit den körperlichen Mitteln hatte Mutter Natur Eckhof nur ſtiefmütterlich bedacht, ausgenommen das gewaltige, füllreiche und doch wieder milde, hinreiſſende Organ. Eckhofs Leibesgeſtalt war klein, der Bau ſeiner Füße unſchön, die Schultern waren hoch, ſeine Haltung außer der Bühne nachläſſig, ſchlotterig, aber auf der Bühne — da war an ihm nichts von allen dieſen Gebrechlichkeiten und Nachläſſigkeiten erkennbar. Die Geſtalt abgerechnet, wurde Eckhof der Roscius der deutſchen Bühne.

Eckhof war ohne alle Anſprüche, liebevoll, gefällig, wohlthätig, voll Ordnungsliebe, voll Redlichkeit, voll ächter Humanität und Religioſität: er war es, der den Stand eines deutſchen Schauſpielers durch ſeinen makelloſen Wandel, durch die hohe Gediegenheit ſeines Charakters auch in geſellſchaftlicher Beziehung auf eine Stufe der Ehre hob, die jener früher noch nicht einnahm. Als Künſtler, als Mimiker, wie als Redner hatte noch keiner ſo geſpielt wie Eckhof: ſo naturtreu, ſo hingebend an den Dichter, ſo zu den Gefühlen ſprechend, ſo erheiternd, ſo erſchütternd; denn er war gleich groß als Tragöde wie als Komiker, im Converſationsſtück wie in der Poſſe.

Es iſt überall bei allen, die über Eckhof geſchrieben haben, nur eine Stimme des Lobes und der unbegrenzten Anerkennung. Er war, ſobald er heraustrat auf die weltbedeutenden Bretter, nicht mehr der Schauſpieler Eckhof — er war ganz der Mann des Charakters, den er darſtellte, er ſpielte dieſen nicht, er lebte ihn, darin beſtand vor allen ſeine Größe.

Eckhof war ſelbſt Schauſpielrichter und ſchrieb als Dramaturg über die Bühne. Seine Stücke ſind verklungen, ſie ſind es nicht, die ſeinen Namen unſterblich machen, darin allein hat ſein Nachfolger Iffland ihn überflügelt. Aber in Darſtellungen ſeiner Rollen verlieh Eckhof ſelbſt der Tirade des Dichters Reiz, und verſchönte die Alltagsrede, ohne aber zu predigen und zu deklamiren, nein, auch bei ihm war Ausdruck und Gefühl alles. „Name war Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth" — wie Goethe's Fauſt bei Erwähnung des erhabenſten Gedankens ſagt. Von Leſſing wurde Eckhof auf das freudigſte anerkannt.

Die bedeutendſte Wirkſamkeit Eckhofs entfaltete ſich nächſt der Schönemann'ſchen Bühne auf der von Franz Schuch, zu jener Zeit eine der beſten in Deutſchland, der von Koch in Lübeck, dem Eckhof nach Schönemann's Tode deſſen Geſellſchaft zuführte, worauf 1764 Eckhof zu Ackermann nach Hamburg kam, dann 1769 bei Seyler in Hannover Engagement nahm. Im Jahr 1775 that ſich ihm ein Hafen, nicht für träge Ruhe, ſondern für energiſches geſichertes Wirken auf, er wurde Mitdirektor der Sachſen-Gothaiſchen Hofbühne, die er, jede anderweite Lockung ausſchlagend, nur zu Gaſtſpiel in Weimar verließ. In Gotha vor allem lebt ſein Andenken gefeiert fort, dort iſt ſein Grab. Der Geiſt im Hamlet war ſeine letzte Rolle, der Zuruf: „Gedenke meiner!" — ſein letztes Bühnenwort. Er blickte ruhig dem Tod ins Antlitz und ſtarb ſanft und ergeben, wenige Monden nach ſeinem letzten Auftreten. Höchſt ehrenvoll war ſein Leichenbegängniß. Er war Mitglied der Freimaurerloge Ernſt zum Compaß in Gotha geweſen, die Loge veranſtaltete ſeine Beerdigung mit entſprechender Feierlichkeit. Ein Baum beſchattet ſein Grab, ein einfacher Denkſtein ſchmückt es.



Juſtus Möſer.

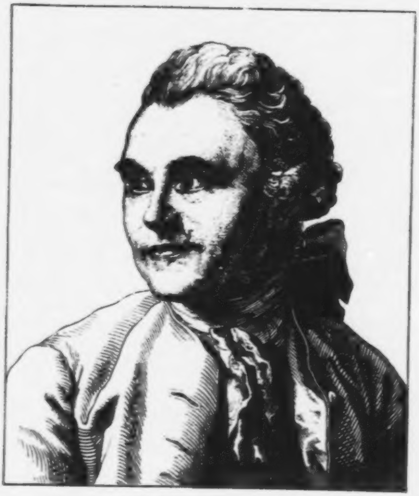
Geb. d. 14. Dez. 1720, geſt. d. 7. Jan. 1794.

Möſer's Name hat noch ſo hellen Klang im Vaterlande, daß es nur der Nennung deſſelben bedarf, um das Bild eines gefeierten deutſchen Gelehrten, Staatsmannes und Patrioten friſch zu beleben. Er wurde zu Osnabrück geboren, wo ſein Vater das Doppelamt eines Conſiſtorialpräſidenten und Kanzleidirektors bekleidete. Als Knabe war Juſtus ſehr aufgeweckt und munter, und tummelte ſich mit Altersgenoſſen fleißig in Feld und Garten. Ueber ſein Knabenleben hat er ſelbſt berichtet. Aus Furcht vor Strafe entwich er in ſeinem 14. Jahre ſeinen Aeltern und lief nach Münſter; hungernd und faſt bettelnd ging er zurück, und die Strafe wurde ihm erlaſſen, man war froh, ihn wieder zu haben. Sein Lebenslauf war auch nicht, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, von gelehrten Streichen leer. «Der nachherige Senior Bertling in Danzig, der Helmſtädt'ſche Profeſſor Lodtmann und ich, wir haben im 12. Jahre unſers Alters eine gelehrte Geſellſchaft errichtet». Die kleinen Gelehrten erfanden ſich eine eigene Sprache, in der ſie Ausarbeitungen niederſchreiben wollten, und fertigten ſich eine Grammatik und ein Wörterbuch derſelben an. Einer ihrer Lehrer prügelte den Knaben ihre neuſprachliche Beſtrebung aus dem Sinne. Möſer's Phantaſie war äußerſt lebhaft und ſehr nervös gereizt. Er pflegte ſich gern ſelbſt zu beobachten. Er lernte raſch, wenn auch nicht allzu fleißig, und beſuchte die Hochſchule zu Jena 1740 und 1741, wo er die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte und darauf 1742 dieſes für ſeinen Geiſt und für ſeine Begabung gleich anziehende Studium zu Göttingen fortſetzte. Nach der Rückkehr in die Vaterſtadt trat Möſer in derſelben zuerſt als Anwalt auf und fand Anlaß, in wichtigen Angelegenheiten Sachwalter der Stadt Osnabrück ſelbſt zu werden, die ihn 1747 zum advocatus patriae wählte, worauf nicht lange darauf auch die Landritterſchaft ihn zu ihrem ſtändiſchen Secretair und Landſtand auserkor. Möſer entſprach nach jeder Richtung ſeiner Aemter und Geſchäftszweige hin dem ihm zu Theil gewordenen Vertrauen, und machte ſich mitten in ſeinen Amtsgeſchäften auch durch zahlreiche geſchichtliche, publiciſtiſche, juriſtiſche und volksthümliche Schriften den geachtetſten Namen, ohne daß ihm daran gelegen war.

als Schriftſteller zu glänzen. Sein Styl aber, einfach und allverſtändlich, erhob ihn zum Range eines der erſten deutſchen Proſaiſten ſeiner Zeit. Von reiner Vaterlandsliebe erfüllt, ſchrieb er das Intelligenzblatt Osnabrücks vom Jahre 1766 bis 1782, und ſuchte in demſelben ſein Publikum für guten Geſchmack, Antheil am Vaterlande, häuslichen Sinn und dergleichen zu gewinnen. Er behandelte ſeine Gegenſtände oft mit köſtlichem Humor und unvergleichlicher Laune. Aus den zahlreichen Leitartikeln jener Intelligenzblätter entſtand das Sammelwerk Möſer's: «Patriotiſche Phantaſien», Phantaſien, die oft ſehr nackte Wahrheiten enthielten und nichts weniger als poetiſche Fictionen waren. Dieſelben erſchienen in zwei Theilen zuerſt 1775 und 1776, eine neue Auflage folgte bald, ebenſo der dritte und vierte Theil 1776 und 1786, und endlich beſorgte noch 1804 Möſer's Tochter eine dritte vermehrte Auflage. Goethe, welcher Möſer ſehr verehrte, ſtand mit dieſer Tochter in anziehendem Briefwechſel. Möſer wollte auch der ſehr gründliche Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes, des Bisthums Osnabrück, werden, zu deſſen Geſchichte er ſchon in jüngern Jahren Materialien geſammelt, allein er legte die Ausführung des verdienſtvollen Werkes zu weitſchichtig an und führte es nur bis zum Jahre 1192. Es erſchien ſeine Osnabrückiſche Geſchichte mit Urkunden in 2 Theilen und wurde einigemale neu aufgelegt. Möſer's Geiſt weckte gleichſam eine eigenthümliche patriotiſch ſtrebſame Osnabrückiſche Gelehrtenzunft, deren Richtung ſich noch immer kund gibt und die dem kleinen engen Vaterlande, dem ſie ihre Thätigkeit vorzugsweiſe zuwandte, ſehr zu Gute kam. Gleichſtrebende ältere und jüngere Genoſſen, wie z. B. der angeführte Doctor Carl Gerhard Wilhelm Lodtmann, ſein beſter Jugendfreund, der als Profeſſor zu Helmſtädt in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb und nach Möſers eigenen Aeußerungen letzteren an Wiſſen noch übertraf, Abt Jeruſalem (ein Verwandter Möſer's) lebten theils in der Heimath, theils ſpäter auf den Hochſchulen Jena und Göttingen mit Möſer im trauten Bunde, und entfalteten in einem würdigen Wirken alle patriotiſchen Tugenden, die ſich beſonders in der auch für Osnabrück unheilvollen Periode des ſiebenjährigen Krieges erprobten. Der thätige Möſer an der Spitze der wackerſten Mitbürger rettete und erſparte dem Lande große Summen, half der Noth ſteuern, wo er konnte, und ſah ſich mit dem größten Vertrauen des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig beehrt, nicht minder aber auch mit dem des ſpäter nach ſeiner Minderjährigkeit als proteſtantiſcher Biſchof Osnabrücks zur Regierung gelangten Prinzen von Großbritannien. Möſer vereinte in ſeiner Perſon Aemter, die in jetziger Zeit zu vereinen Sache der Unmöglichkeit ſein würde, zu allſeitiger Zufriedenheit. Er war gleichſam, nachdem er 1762 Juſtitiarius beim Criminalgericht zu Osnabrück geworden, obſchon nicht dem Titel nach, geheimer Rath und Staatsminiſter, hieß von 1768 an geheimer Regierungsreferendar, von 1783 an aber geheimer Juſtizrath und vertrat ſonach die Rechte ſeines Landesherrn oder, wie man jetzt ſagen würde, die der Regierung, und als thätiges Mitglied der Landſtandſchaft die der Stände — von denen des Volkes war freilich damals noch nicht die Rede. Die hohe Redlichkeit, die ſtaatsmänniſche Einſicht, die große Uneigennützigkeit und treue Pflichterfüllung Möſer's, die nicht nach freien Wohnungen und Landtagsdiäten mit nichts weniger als patriotiſchem Heißhunger angelte, wie die jüngſte Zeit ihn erſt gebar, waren es, die ihm eine ſo einzige Stellung behaupten ließen und ihn über alle mißlichen und gefährlichen Klippen derſelben führten. Mit hoher und rührender Theilnahme beging die Osnabrückiſche Ritterſchaft im Jahre 1792 Möſer's fünfzigjähriges Dienſtjubiläum, weihte ihm öffentlichen Dank für ſeine treuvaterländiſche Geſinnung und einſichtvolle Leitung der Staatsgeſchäfte, und für ſein geräuſchloſes wahrhaft nützliches Wirken, der durch ſeinen Geiſt das engere Vaterland auch dem Ausland ehrenvollſt in das Gedächtniß gebracht habe. Unter Möſer's zahlreichen Verdienſten war nicht das kleinſte, daß er es war, der im Fürſtenthum Osnabrück zuerſt und vielen andern deutſchen Ländern voraus die Abſchaffung der Tortur bewirkte.

Möſer war glücklich verheirathet, verlor aber ſeine treue Hausfrau im Jahre 1787; ſeine Tochter Frau Jenny von Voigts jedoch widmete ihm die liebevollſte Pflege, und da er einer guten Geſundheit ſich erfreute, erlebte er ein glückliches Alter. Zu ſeiner Erholung und um ſich im gemüthlichen Umgang mit Freunden zu erfriſchen, beſuchte Möſer alljährlich Pyrmont, allein er nahm keine Bäder, zumal er einem einzigen unvorſichtigen kalten Bade ein Uebel zuſchrieb, das die Jahre ihm brachten, und dem Pyrmonter Waſſer that er auch keinen Abbruch, denn er trank keins. Mit heiterer Ruhe gab er, als er das nahen des Todesengels fühlte, den Auftrag, ſeiner kindlich treuen Tochter für alle ihre ihm zugewendete aufopfernde Liebe zu danken, und entſchlief im eigentlichſten Sinne des Wortes ſanft und ruhig, wie ein ächter Weiſer.

Osnabrück, Juſtus Möſer's Vaterſtadt, hat ihm ein ehrendes Denkmal errichtet.



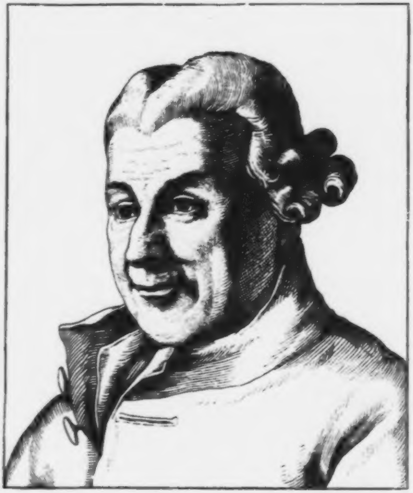
Johann Georg Sulzer.

Geb. d. 16. Oct. 1720, geſt. d. 25. Febr. 1779.

Ein Freund der Natur, des Schönen und der Jugend, ging dieſer klare Denker ſeine Lebensbahn, und zeichnete ſie mit lichtvollen Werken.

Sulzer wurde zu Winterthur in der Schweiz geboren und war der jüngſte Sohn von fünfundzwanzig Geſchwiſtern. Der Vater, welcher Mitglied des Rathes war und den der junge Sulzer früh verlor, beſtimmte dieſen letzten Sohn für den geiſtlichen Stand, aber die Natur und das friſche Leben der Welt zogen den Knaben ſchon mehr an, als das todte Wort, obgleich er auf dem Gymnaſium zu Zürich den theologiſchen Vorſtudien oblag. Eine andere Geiſtesrichtung lag in Sulzer's Seele: Wolf's deutſche Metaphyſik regte ihn mächtig zum Denken an, Scheuchzer's Naturgeſchichte der Schweiz hatte ihn mit Liebe zur Natur erfüllt und Geßner, ſein Lehrer, pflegte dieſe Liebe; Bodmer's und Breitinger's Beſtrebungen bildeten in ihm den höheren Sinn für guten Geſchmack aus. Indeß vollendete er dennoch ſein theologiſches Studium zu Zürich unter dem philoſophiſchen Theologen Zimmermann, und wurde 1739 Pfarrvicar im Dorfe Maſchwanden. Als ſolcher ſchrieb er, erfüllt von dem ewigen Reiz der Natur, ſein erſtes Buch: «Moraliſche Betrachtungen über die Natur» und ſuchte darin aus der Natur die Allmacht und Güte Gottes zu beweiſen, ſowie aus derſelben die Sitten- und Pflichtenlehre zu entwickeln. Mehrere Alpenreiſen und die erworbene genaue Kenntniß der Schweiz veranlaßten ihn, Scheuchzer's Naturgeſchichte mit reichhaltigen Zuſätzen und Anmerkungen verſehen neu herauszugeben und zu erweitern.

In Folge einer Krankheit legte Sulzer ſein pfarramtliches Vicariat nieder und entſagte damit zugleich der Theologie; er nahm eine Erzieherſtelle zu Wieden an der Thur an, begab ſich ſpäter 1743 in gleicher Eigenſchaft nach Magdeburg und verfaßte eine Schrift: «Gedanken über die Bildung der Jugend.» — In ſeiner neuen Stellung befreundete ſich Sulzer mit Gleim, Lange, Meier u. A.; jetzt mehr noch als früher lenkte ſich ſeine Neigung den ſchönen Wiſſenſchaften zu, und indem er durch den Hofprediger Sack in Berlin, der auch Sulzer's moraliſche Betrachtungen heraus gegeben hatte, ausgezeichnet und empfohlen wurde, empfing er im Jahr 1747 einen Ruf als Profeſſor an das Joachimsthal'ſche Gymnaſium. Dort wurde Sulzer nach 13jähriger, mit Segen gekrönter Wirkſamkeit Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, verheirathete ſich mit einem vortrefflichen Mädchen, ſah aber leider ſchon 1760 ſeine glückliche Verbindung durch den Tod gelöſt, was ihn mit der tiefſten Trauer erfüllte. Er reiſte 1762 in ſein Vaterland, wo er begann, ſeine ſo berühmt gewordene «Theorie der ſchönen Künſte» zu ſchreiben, durch welche er Vater der neueren Aeſthetik wurde, und viele tauſende, die der Theorie bedurften, für Bahnen gewann, die früher verſchloſſen waren. Sulzer erſchloß und eroberte gleichſam mit dieſem Werke einem Zweige der Philoſophie eine neue Welt, die Welt des Schönen in wiſſenſchaftlich gedachter Geſtaltung. Die Schweizer-Heimath mit ihren unſäglichen Reizen heilte in etwas den Schmerz um die Gattin in Sulzer's Herzen; er kehrte 1763 wieder nach Berlin zurück, doch eigentlich blos um das Band zu löſen, das ihn an Preußens Hauptſtadt feſſelte, und bat um Entlaſſung von ſeinem Lehramte. Dieſe gab ihm zwar der ihm huldvoll geſinnte König, aber ziehen ließ er Sulzer nicht; er ernannte ihn zum Profeſſor der Ritterakademie mit anſehnlichem Gehalt, und zugleich neben Sack und Spalding zum Mitglied einer reformirenden Schulcommiſſion, und ſchenkte ihm ein Stück Land in Moabit, wo Sulzer ſich ein Landhaus baute und einen ſchönen Garten anlegte, den der Abbate Michaloſſi ſogar des Beſingens in einem lateiniſchen Gedichte werth fand. Der König, der ſich der geiſtigen Kräfte des begabten Mannes in Angelegenheiten der Schulen mit Erfolg bedient hatte, ernannte Sulzer, während dieſer zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit eine Reiſe durch ſeine Heimath nach Frankreich und Italien unternahm, zum Direktor der philoſophiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, und zeichnete ihn nach der Rückkehr öfters perſönlich aus; doch widerſtand der durch Krankheit angegriffene Körper Sulzer's nicht allzu lange mehr dem ſinken der Lebenskräfte. — Sulzer hat für Deutſchland als Begründer der neueren Aeſthetik klaſſiſche Bedeutung; ſeine «Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte» war die Frucht zwanzigjähriger Studien und Forſchungen: er erfaßte das Kunſtſchöne mit lebenvollem Sinne, nahm es als lebendigen, grünenden Baum, nicht im Geiſt der vor ihm herrſchenden philoſophiſchen Schule als rohen Stamm, an dem man allerlei Schnitzelei verſuchte. Daß die raſtlos vorwärts ſchreitende neuere Zeit ihn überflügelt hat, benimmt ihm nichts an ſeinem Werth. Er wob in vieles Moral ein, dieß war die Richtung ſeiner Zeit, die einen Gellert beſeelte, die große Naturforſcher, wie ſelbſt Linnée und Haller lehrte, das endliche mit dem Glanze des unendlichen zu verklären, und die jedenfalls der Menſchheit mehr zum Heile war, als die Verneinung und Abläugnung Gottes, mit der ſo mancher eingebildete Philoſoph und Naturphiloſoph der Gegenwart ſich vor ſeiner letzten Stunde brüſtet. Sulzer's Hauptwerk erlebte auch noch nach des Verfaſſers Tode neue Auflagen, und wurde von anderen mit Zuſätzen und Nachträgen bereichert.



Johann Peter Uz.

Geb. d. 3. Oct. 1720, geſt. d. 12. Mai 1796.

Ausgezeichnet und hervorragend aus dem Dichterkreiſe einer in ſich abgeſchloſſenen Literaturepoche, auf die er mit Gleim, Götz, Hagedorn, Rabener, Rammler und andern verklärende Strahlen warf, und namentlich mit den beiden erſteren im innigſten Freundſchaftsbunde verknüpft und verwachſen, verdient Uz, Deutſchlands heiterer und lebensfroher Anakreon, eine würdige Stelle im Tempel des Nachruhms.

Uz ging aus ſchlichtem Bürgerſtande, der aber der Kunſt befreundet nahe ſtand, hervor; ſein Geburtsort war Ansbach, der Vater war Goldarbeiter, mehrere Verwandte waren Maler, auch ein Bruder des jungen Uz erlernte die Malerei, und er ſelbſt blieb nicht ohne Neigung zu dieſer Kunſt, doch trat ſpäter die Vorliebe für Poeſie noch lebendiger in ihm hervor. Nach dem Beſuche des Gymnaſiums der Vaterſtadt bezog Uz die Univerſität Halle, um Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Hier war es, wo er den Lebens- und Bruderbund mit Gleim, der mit ihm gleichzeitig dort ſtudirte, und mit Götz ſchloß, und vereint huldigten dieſe drei mit noch einigen erleſenen Freunden den Muſen, beſchäftigten ſich mit alten und neueren Dichtern und verſenkten ſich innig in die Zauberſphäre der Poeſie.

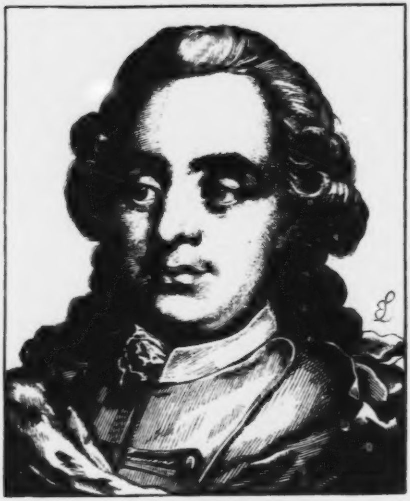
Im Jahr 1746 erſchien von Uz die Ueberſetzung Anakreons, die beſte ihrer Zeit, an welcher Götz hauptſächlichſten Antheil hatte; Horaziſche Gefühls- und Ausdrucksweiſe gab allen Dichtungen von Uz Schwung und Weihe.

Uz war nach ſchmerzlicher Trennung von ſeinem Gleim, der in Berlin eine Stellung fand, und nach vollendeten academiſchen Studien wieder nach der Heimath gekommen, wo er von 1748 an lange und überlange am Teiche Betheſda der Anwartſchaft einer feſten Anſtellung lag, und zwölf Jahre ohne Gehalt als Markgräflich Brandenburg-Ansbachiſcher Juſtizamtsſecretair in bewunderungswürdiger Genügſamkeit ausharrte, und dabei dennoch fröhlich dichtete. Lied und Liebe, Wein und Freude waren die Götter, die ſeine Lyra ſtimmten, und der Beifall der Kenner ſein Lohn. Gleim gab 1749 lyriſche Gedichte von Uz heraus, ſpäter erſchien «der Sieg des Liebesgottes» und die didaktiſch gehaltene «Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein.»

Aus dem ziemlich einförmigen Leben zu Ansbach und vom dortigen Aktentiſch hinweg führte ſein Stern den Dichter in eine ſchöne poeſievolle Epiſode, und zwar in die jetzt ganz S. Meiningenſche Stadt Römhild. Um dieſe lagen über beiderſeitige Rechtsanſprüche die beiderſeitigen Herren, der Herzog Anton Ulrich zu S. Meiningen und Herzog Franz Joſias zu S. Coburg-Saalfeld vor dem Reichshofrathsgericht zu Wien im Proceß, welche Gerichtsſtelle wegen Nichtbefolgung ergangener Mandate Seiten Herzog Anton Ulrich's eine Executionscommiſſion nach Römhild legte, zu der von Seiten des beauftragten Mit-Executors, des Markgrafen von Brandenburg Ansbach, Hofrath Strebel als Subdelegirter mit Uz, letzterer als Commiſſionsſecretair, befehligt wurde. Die fruchtbare und freundliche Gegend um Römhild, die bewaldeten Baſaltrieſen der beiden Gleichberge, die unter ihnen gelegene Trümmerſtätte des alten Hennebergiſchen Grafenſchloſſes Hartenburg, dann der Umgang mit ſchnell liebgewonnenen neuen Freunden, darunter Hofrath Grötzner der bedeutendſte war — vereinten ſich, dem Dichter angenehmen Aufenthalt in Römhild zu bereiten. Auch zartere Saiten ſeines Herzens blieben neben denen ſeiner Frohmuth tönenden Lyra dort nicht unberührt, und er ſchied nicht ohne Wehmuth von dem freundlichen Ort, in welchem er auch ſeinen «Sieg des Liebesgottes» dichtete, der voll geiſelnder Satyre iſt und nicht ohne rächende Angriffe mancher darin lächerlich gemachten Schriftſteller blieb. Daſſelbe Schickſal theilten mehrere ſeiner lyriſchen Gedichte, wie aus ſeinen «poetiſchen Briefen» hervorgeht. Es wurde auch damals ſchon ein ſehr rauher und unduldſamer Ton angeſchlagen, der, nur in anderer Weiſe, in neuerer Zeit oft genug wiederhallend vernommen wurde: der Lyriker ſollte die Liebe nicht mehr ſingen: man ſprach den Sängern der Liebe das Gefühl für Gott und Tugend mit derſelben hohen Unfehlbarkeit ab, mit denen man ihnen im vierten und fünften Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts das Vaterlandsgefühl abſprach; es wird aber Sänger der Liebe mit Gefühl für Gott, Tugend und Vaterland dennoch geben, ſo lange auf Erden Menſchenherzen ſchlagen und Lenze blühen. Auf derartige Angriffe antwortete Uz in ſeinen «Briefen» ruhig und gemäßigt, und blieb der er war, der Grazien und Camönen liebenswürdiger Liebling; ja er widerlegte durch ſeine erhabene «Theodicee» am geeignetſten den Vorwurf irreligiöſer Denkart.

Erſt das Jahr 1763 brachte dem Dichter eine geſicherte Stellung als kaiſerl. Landgerichtsaſſeſſor zu Ansbach und gemeinſchaftlicher Rath der Markgrafen von Brandenburg Ansbach und Brandenb. Kulmbach, und die ſich häufenden amtlichen Geſchäfte entfremdeten ihn den Muſen eigentlich zu früh; doch trat er noch als geiſtlicher Liederdichter auf, und beſorgte mit Schloßprediger Jungkheim in Schwaningen das neue Ansbachiſche Geſangbuch. Klopſtock ſelbſt hatte Uz zu geiſtlicher Liederdichtung aufgefordert, und Uz war vielleicht im ſelbſtſtändigen Liede glücklicher als in der Abänderung alter Kernlieder, an der ſchon manches gute Talent ſcheiterte und die ſtets mißlich bleibt.

Im Jahr 1790 wurde Uz Landgerichtsdirektor, Chef des Conſiſtoriums und Scholarch des Gymnaſiums zu Ansbach; er verwaltete ſeine Aemter mit Sorgſamkeit und Treue, und endete ſein thätiges, aber geräuſchloſes Leben in Folge eines Schlaganfalles an demſelben Tage, der ihm das Decret als königl. preußiſcher Geheimer Juſtizrath und Landrichter zu Ansbach gebracht hatte. Im Schloßgarten ſteht ſein Denkmal, eine koloſſale Marmorbüſte mit der bezeichnenden Inſchrift: dem Weiſen, dem Dichter, dem Menſchenfreund.



Ferdinand, Herzog zu Braunschweig-Wolfenb.

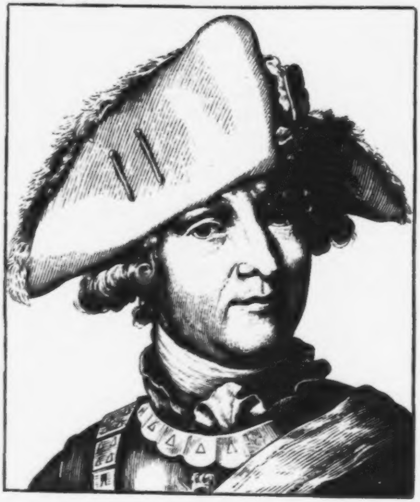
Geb. v. 11. Jan. 1721, geſt. v. 3. Juli 1792.

Einer der bedeutendſten und tapferſten Helden des ſiebenjährigen Krieges, ein hervorragender tüchtiger Charakter und ein edler, freigebiger und liebenswürdiger Menſch.

Herzog Ferdinand wurde als der vierte Prinz des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunſchweig-Bevern und der Herzogin Antoinette Amalie von Braunſchweig-Wolfenbüttel in Braunſchweig geboren, und erhielt eine angemeſſene gediegene Erziehung. Den Vater verlor er bereits 1735 und war als appanagirter minderjähriger Prinz faſt darauf angewieſen, im Kriegsdienſte ſein Glück zu verſuchen; daher bildete er ſich für denſelben unter tüchtigen Lehrern aus, bereiſte die Niederlande, Frankreich, die Schweiz und einen Theil Oberitaliens, und verweilte eine Zeitlang in Wien, wo er jedoch vermied, in kaiſerliche Dienſte zu treten, vielmehr ſtellte er ſich unter die Preußiſchen Fahnen und wurde bald ſelbſt an die Spitze eines Regimentes geſtellt, gewann Friedrich's II. perſönliche Neigung ſchon, als dieſer noch Kronprinz war, und begleitete den König im Jahre 1741 auf dem Feldzuge nach Schleſien, wo er, da er das eigene Regiment wegen deſſen noch mangelnder Ausrüſtung nicht ſelbſt führen konnte, ſtets im Generalſtabe unmittelbar in des Königs Nähe blieb und ſich durch perſönliche Tapferkeit auszeichnete. Dieſe belohnte Friedrich II. 1742 mit dem ſchwarzen Adlerorden, behielt den Herzog gern in ſeiner nächſten Nähe und ernannte ihn, als die völlige Ausrüſtung des Regiments Ferdinand von Braunſchweig vollendet war, zum Generalmajor der Infanterie. An der Spitze ſeines Regimentes und unter dem Oberkommando des alten Deſſauers rückte Herzog Ferdinand 1744 mit den erſten Colonnen des preußiſchen Heeres nach Böhmen. Später empfing Ferdinand's jüngerer Bruder, Herzog Albrecht, deſſen Regiment, und Ferdinand wurde zum Chef der Garde zu Fuß befördert. Im Frühling 1745 folgte er dem Könige zur Armee nach Schleſien und betheiligte ſich heldenhaft bei allen Begebenheiten des erneuten Krieges, nahm mit perſönlicher Tapferkeit an der Spitze ſeiner Brigade in der Schlacht bei Hohen-Friedeberg ein Dorf, und kämpfte auch in Böhmen eben ſo tapfer als kühn, vor keiner Gefahr zurückbebend. Bei Sorr hing ein trübes Verhängniß über ihm und zweien ſeiner Brüder. Mit ſeinem Bruder Albrecht ſtand er dem Bruder Ludwig Ernſt gegenüber, der in den Reihen der Oeſterreicher focht und in den Leib geſchoſſen wurde; Albrecht fiel an Herzog Ferdinand's Seite, er ſelbſt empfing eine Schenkelwunde, ohne aber den Rücken ſeines Neffen zu verlaſſen, bis der ſchwere Kampf entſchieden war. Und ſo ſtritt der Herzog unermüdlich für ſeinen Kriegsherrn, bis er letzteren nach dem Dresdner Friedensabſchluß nach Berlin begleitete. Er war ſeit 1733 Schwager König Friedrich's II., der ſich mit des Herzogs älterer Schweſter Eliſabeth Chriſtine vermählt hatte und nicht minder Schwager des Prinzen Albrecht Wilhelm von Preußen, der mit des Herzogs zweiter Schweſter, Luiſe Amalie, vermählt war. Der König belohnte den Herzog ehrenvoll für deſſen Heldenthaten, erhob ihn 1750 zum Generallieutenant und verlieh ihm verſchiedene höchſt einträgliche militäriſche Stellen, die ſeinem Range angemeſſen waren. Der Herzog lebte mit Vorliebe am Hofe zu Berlin, befreundete ſich gleich ſeinen erlauchten Schwägern ſehr, doch nicht mehr als für deutſche Art und Kunſt erſprießlich war, mit franzöſiſcher Sprache und Sitte, und war auch Voltaire freundlich zugethan.

Als der dritte ſchleſiſche Krieg ausbrach, trat Herzog Ferdinand freudig wieder an die Spitze einer von drei preußiſchen Colonnen, und beſetzte zunächſt die kurſächſiſchen Gebiete der Saale- und Unſtrutgegend, nahm Halle, Zeitz, Naumburg und Leipzig und drang von da gegen die Elbe und das Erzgebirge vor. Nach der völligen Beſetzung Kurſachſens durch den Herzog und die Heeresabtheilung, welche ſein Vetter, Herzog Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Bevern befehligte, rückte er gegen Böhmen vor, hielt die Oeſterreicher ab, der ſächſiſchen Armee Hülfe zu bringen, und befehligte in der berühmten Siegesſchlacht von Lowoſitz den rechten Flügel des preußiſchen Heeres, wo er jedoch mehr mit dem Geſchütz als durch perſönliche Tapferkeit zu wirken vermochte. Mehr begünſtigte ihn die Göttin der Schlachten im blutigen Treffen bei Prag 1757, deſſen Sieg für Preußen er lediglich entſcheiden half; ſpäter leitete der Herzog die Belagerung dieſer Stadt. Als das Kriegsglück den preußiſchen Fahnen treulos wurde, vertrieb der Herzog die einrückenden Franzoſen aus den Ebenen der heutigen Provinz Sachſen, während der König ſelbſt das nördliche Thüringen ſäuberte; aber aufs neue drang ein franzöſiſches Heer unter dem Prinzen Soubiſe in Vereinigung mit dem Reichsgeneralfeldmarſchall Prinzen Joſeph Hollandinus zu Sachſen-Hildburghauſen durch Thüringen nach Sachſen, deren vereinte Siegeshoffnungen in der Schlacht bei Roßbach ihr betrübendes Ende fanden. Kurz vor dieſer Schlacht war indeß Herzog Ferdinand erkoren worden, als Oberbefehlshaber das engliſch-deutſche Heer zu führen, welches König Georg II. von Großbritannien mit zum Schutze Preußens in Deutſchland aufſtellte. Hier fand der Herzog volle Gelegenheit, ſein großes Feldherrntalent geltend zu machen; es galt den Geiſt eines bunt aus vieler Herren Ländern zuſammengewürfelten Heeres zu wecken, zu beleben und zu heben, welches dem einſichtvollen Führer trefflich gelang, und nach Beſiegung mancher Schwierigkeiten, auf die er ſtieß, trieb er die Franzoſen aus ſeines Bruders, des Herzogs eigenem Lande heraus und räumte von ihnen alle nachbarlich angrenzenden Gebiete; er beſetzte die Hochſtifte Münſter, Paderborn und Osnabrück, ſowie Weſel, hielt, wie immer, ſehr ſtrenge Mannszucht, ſetzte auf holländiſchen Schiffen über den Rhein, lieferte den weit überlegenen Franzoſen bei Crefeld eine Schlacht, und gönnte ſich und den Truppen nicht Ruhe und Raſt, bis er, durch die wachſende Uebermacht des Feindes gezwungen, wieder über den Rhein zurückzugehen beſchloß. Die Geſchichte jener Feldzüge iſt allzu umfang- und ereignißreich, um auch nur in andeutenden Umriſſen auf engbegrenzten Raum gezeichnet werden zu können, genug, Herzog Ferdinand war einer der ſtrahlendſten Kriegsfürſten dieſer bewegten Zeit, und es war ihm vergönnt, ruhmgekrönt und vom Könige von England höchſt ehrenvoll ausgezeichnet, den engliſchen Kriegsdienſt zu verlaſſen und in den preußiſchen zurückzukehren, den er jedoch nach drei Jahren verließ, da ihm manches am Berliner Hofe nicht mehr zuſagte und ſein perſönliches Verhältniß zum König Trübungen erlitt.

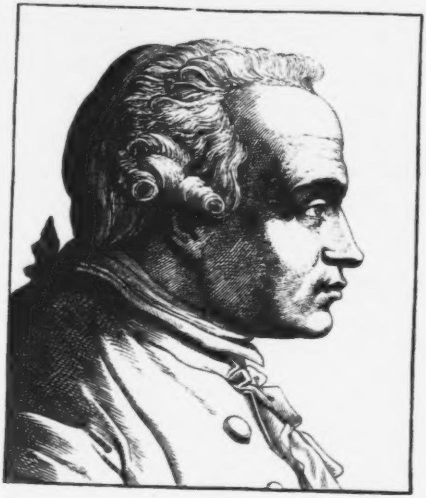
Der Herzog wählte Braunſchweig, ſeine Geburtsſtadt, fortan zum dauernden Wohnſitz, und begann dort ein nur bisweilen durch kleinere oder größere Reiſen unterbrochenes Privatleben, welches er vornehmlich durch die hohen und ſittlichen Freuden, die das Maurerthum dem denkenden Manne bietet, ſchmückte und zu verſchönen wußte. Er ſchätzte und unterſtützte Künſte und Wiſſenſchaften, und wenn die Neigung der Zeit, welcher viele der begabteſten Köpfe ſich hingaben, auch die «geheimen» Wiſſenſchaften begünſtigte, ſo waren es doch ſicher nicht lauter Gaukler und Schwärmer, die den Herzog umlagert hielten und ſein Vertrauen mißbrauchten, wie wohl hie und da behauptet worden iſt. Der ächt maureriſchen Geſinnung entſprang des Herzogs hoher, edler, unbegrenzter Wohlthätigkeitsſinn, ſeine Unterſtützung zahlreicher ſtudirender Jünglinge, ſeine Aufhülfe der Armenanſtalten im ganzen Herzogthum ſeines Bruders, die reichen Almoſen, die er in Braunſchweig und Magdeburg allmonatlich vertheilen ließ, und dieſe Geſinnung wird nicht verdunkelt durch die Schatten, die weniger auf des Herzogs Charakter, als auf ſeine durch allzugroße Humanität genährte Leichtgläubigkeit fallen, indem durch unlautere Triebfedern dritter ihm die Klarheit des Geiſtes und die Schärfe des eigenen Blicks verdunkelt wurde. Der Herzog und ſein Bruder, der regierende Herzog Karl, aus deſſen Zügen ſchon die wohlwollendſte Geſinnung ſich unverkennbar abſpiegelte, ſtanden im höchſten Anſehen in dem maureriſchen Bruderbunde durch ganz Deutſchland, und es gereicht erſterem gewiß zur größten Ehre, daß er, der Mann zahlloſer Treffen und blutiger Feldſchlachten, ſein Herz durch die vieljährigen Heereszüge nicht hatte verhärten laſſen, ſondern voll Gemüth und voll weiches Gefühl blieb, ſich und ſeine Leidenſchaften männlich beherrſchte und mit hoher Körperſchönheit in jüngeren Jahren bis zur Reife des höheren Alters Zartheit und Anmuth auch im geſelligen Umgang verband. Er endete an den Folgen eines Lungenübels und wurde auf ſeinem Gute Vechelde beigeſetzt, einer der tapferſten und einer der edelſten des alten Welfenſtammes.



Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz.

Geb. d. 3. Febr. 1721, geſt. d. 7. Nov. 1773.

Einer der tapfern und berühmten Heerführer des großen Preußenkönigs, geboren zu Kalkar, nach andern zu Rees bei Kleve. Von Seydlitz ſtählte ſich durch gymnaſtiſche Uebungen frühzeitig für den Kriegsdienſt, und trat ſchon im 12. Jahre beim Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt als Page ein. Unter dieſem oft tollkühnen Gebieter fand v. Seydlitz volle Gelegenheit, der eigenen Neigung zu fröhnen, und indem er Theil nahm an den ritterlichen Unternehmungen des Markgrafen, oft auf den wildeſten Pferden, ſogar auf Hirſchen, durch bewegte Windmühlenflügel zwiſchen durch, errang er ſich die Kühnheit und Unerſchrockenheit, die ſein ſpäteres Leben auszeichneten. Vom Pagen wurde Seydlitz durch ſeinen Gebieter zum erſten Cornet bei deſſen Küraſſierregiment befördert und machte mit dieſem ſeinen erſten Feldzug im erſten ſchleſiſchen Kriege mit, in welchem er ſich ſo auszeichnete, daß ihn der König im Jahre 1742 als Rittmeiſter an die Spitze einer Huſarenſchwadron im Regiment Natzmer ſtellte. Obſchon Seydlitz das Mißgeſchick gehabt hatte, in Gefangenſchaft zu gerathen, war doch ſeine Auswechslung bald erfolgt. Nach dem Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges zeichnete er ſich beſonders in der Schlacht bei Hohenfriedberg aus, machte in derſelben den ſächſiſchen General Schlichting zum Gefangenen, und wurde, noch nicht 24 Jahre alt, vom Könige dafür zum Major ernannt. Bei Soor empfing er eine Wunde, und bei Zittau machte er einen ſehr erfolgreichen Cavallerieangriff, und nach geſchloſſenem Frieden übte er ſeine Huſaren ſo auf eine zwar ſtrenge, aber zugleich auch wohlwollende und ſtets mit eigenem beſtem Beiſpiele vorangehende Weiſe im Reitereidienſt, daß ſeine Schwadron es allen übrigen in der ganzen preußiſchen Armee zuvorthat. Er organiſirte das Dragonerregiment Prinz Friedrich von Würtemberg zu Treptow als deſſen Commandeur, dann in Schleſien das Cüraſſierregiment von Rochow, an deſſen Spitze ihn der König 1755 als Oberſt ſtellte. Durch ſeine ausgezeichnete Kenntniß des Cavalleriedienſtes führte v. Seidlitz die preußiſche Cavallerie in das Stadium einer neuen Aera, wie es bei Fürſt Leopold von Deſſau mit der Infanterie der Fall war. Bald nach dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges wurde v. Seidlitz einer von deſſen gefeierten Helden; er trug weſentlich zum Erfolg der Schlacht bei Lowoſitz bei, deckte bei Kollin mit der Cavallerie des linken Flügels den Rückzug, und wurde Generalmajor. Als Berlin von Haddick genommen war, eilte v. Seydlitz der geängſtigten Stadt zu Hülfe, dann zog er nach Sachſen, und überrumpelte von Erfurt aus Gotha, an deſſen Hofe der Prinz von Soubiſe und die hohe franzöſiſche Generalität ſorglos weilten, die nun in einer faſt lächerlichen Eile ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten. Jetzt ernannte der König Seydlitz zum Chef der geſammten Cavallerie der preußiſchen Armee, und Seydlitz wurde der hauptſächlichſte Held der Schlacht bei Roßbach, denn ungleich mehr der Cavallerie, als der Infanterie und Artillerie wurde jener große Sieg verdankt, doch empfing er auch eine Wunde. Der König verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Generallieutenant. Auch bei Zorndorf rettete er die ſchon faſt verlorene Schlacht, nahm dem Feind die von ihm ſchon eroberten preußiſchen Kanonen wieder und noch 120 von deſſen eigenen dazu; 20 Fahnen feindlicher Regimenter fielen in die Hand des Siegers. Bei Hochkirch machte v. Seydlitz abermals einen Rückzug durch geſchickte Deckung deſſelben möglich. In der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf wurde auch Seydlitz verwundet und mußte deshalb vom Heere ſcheiden; er ſuchte ſeine Herſtellung in Berlin, und vermählte ſich dort 1760. Sobald als ihm möglich war, wieder ein Pferd zu beſteigen, that Seydlitz dies mit ungebrochenem Muthe; er vertheidigte Berlin tapfer gegen v. Tettenborn und Lascy, und focht unter den Fahnen des Prinzen Heinrich von Preußen bei der in Sachſen ſtehenden Armee den Reſt des Krieges vollends mit durch, wo ihm wieder die Schlacht bei Freiberg Gelegenheit bot, ſich rühmlichſt auszuzeichnen. Als der Friede geſchloſſen war, ernannte der König ſeinen tapfern Reiterführer zum General-Inſpektor der ganzen in Schleſien ſtehenden Cavallerie mit dem Standquartier in Ohlau, wo gleichſam eine höhere Muſterſchule für den praktiſchen Cavalleriedienſt unter ſeiner Leitung beſtand, deſſen anſtrengende und oft tollkühne Uebungen manchem jungen Reiter den Hals koſteten. Zum General ernannt, blieb Seydlitz, was er war, ganz Cavalleriſt, und lebte ſein Soldatenleben als ſolcher aus. In ſinnlichen Genüſſen hielt er wenig Maß, und höhere feinere Lebensfreuden waren ihm entrückt. Der König bewies ihm die höchſte Achtung, doch ſuchte er nicht auf die Dauer Seydlitz's Umgang. Der Ausſchweifung im Genuß der phyſiſchen Liebe wird es zugeſchrieben, daß v. Seydlitz frühzeitig alterte, gleichwol dürften daran die furchtbaren und oft anhaltenden körperlichen Anſtrengungen des mit ſo viel Vorliebe gepflegten Cavalleriedienſtes und der Feldzüge nicht mindern Antheil gehabt haben. Im April 1772 traf ihn ein Nerven-Schlaganfall, ohne jedoch ſeinem Leben ſogleich ein Ende zu machen. Der König beſuchte ihn noch im Jahre 1773 und beklagte ſchmerzlich die nahe und allzufrühe Trennung von einem ſeiner tapferſten Generale. Am 7. November 1773 führte der Tod den bewährten Krieger ſanft in die Gefilde des ewigen Friedens. Seydlitz ruht auf ſeinem Gute Minkowski in Schleſien, ſein Denkmal ziert Berlin, das Andenken an ihn als Feldherr und Reiter-General wird ſtets ein gefeiertes ſein.



Immanuel Kant.

Geb. d. 22. April 1724. geſt. d. 12. Febr. 1804.

Kant war einer der größten Denker Deutſchlands, welcher in der Philoſophie neue Bahn brach, eine neue Schule begründete, durch ein langes Leben hindurch ſeiner Wiſſenſchaft mit unabläſſigem Fleiße treulich diente und ſie in weiten Kreiſen förderte.

Ein Riemermeiſter zu Königsberg in Preußen war Kant's Vater; die Familie, welche ſich Cant ſchrieb, war ſchottiſchen Urſprunges, die Mutter hatte eine ſehr fromme Gemüthsrichtung und ihrem Wunſche war es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß der Sohn ſich der Theologie zu widmen Neigung zeigte, doch verſäumte er neben der Dogmatik nicht die Philoſophie, zu der es ihn am meiſten hinzog, ſo wenig wie die humaniſtiſchen und mathematiſchen Studien.

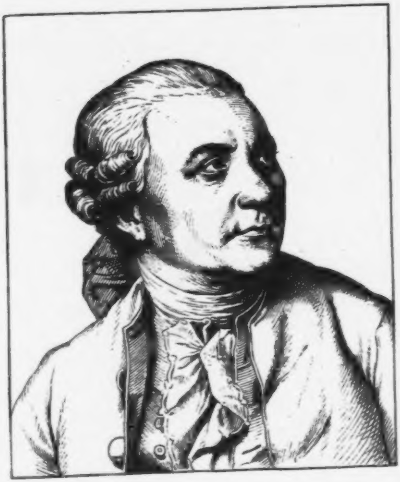
Schon mit 22 Jahren trat der junge Philoſoph mit einem Werke auf: «Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte», dem bald mehrere gediegene Abhandlungen folgten, und er hätte wohl am liebſten gleich die Laufbahn eines academiſchen Lehrers begonnen; da aber die Umſtände dieß nicht geſtatteten, ſo bekleidete er nacheinander einige Stellen als Hauslehrer und benutzte die Muſſe ſeiner Freiſtunden zu immer tieferem Eindringen in ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die ihn freilich weit über die eingezogene und begrenzte Sphäre des Hofmeiſterlebens hinaus trug. Endlich gelang es ſeinem fortgeſetzten Eifer, die philoſophiſche Magiſterwürde im Jahre 1755 zu erlangen; faſt gleichzeitig trat er mit ſeiner «allgemeinen Naturgeſchichte und Theorie des Himmels oder Verſuch von der Verfaſſung und dem mechaniſchen Urſprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtoniſchen Grundſätzen abgehandelt» — auf, welches Werk er, damit es um ſo mehr Aufſehen errege, Friedrich dem Großen widmete. Es erregte aber keineswegs das gewünſchte Aufſehen, denn der König las es nicht und das gelehrte Publikum las es eben ſo wenig, ein Schickſal, das nach dem bekannten Spruch bis auf den heutigen Tag gar viele Bücher haben, ſie mögen Königen gewidmet ſein oder nicht. Später beuteten andere Kants Forſchungen und Ideen glückhaft aus, ohne daß der Philoſoph ihnen deshalb zürnte.

Er las nun als Privatdocent an der Univerſität Königsberg über Logik, Metaphyſik, Phyſik und Ma thematik mit ungemeinem Beifall, verſchmähte es aber, ſich Geld zu machen, lebte in Dürftigkeit dahin und legte für einen Nothfall nur 20 Friedrichsd'or zurück, ſchrieb vieles und tüchtiges, und begründete durch ſeine «Kritik der reinen Vernunft» und die «Kritik der praktiſchen Vernunft» hauptſächlich die nach ihm benannte philoſophiſche Lehre, welche ſich großen Beifall und zahlloſe Anhänger erwarb, der es aber auch nicht an Gegnern fehlte, wie es nicht anders ſein konnte, denn noch hat keiner ein philoſophiſches Syſtem aufgeſtellt, das nicht umzuſtürzen und zu beſeitigen und eigenes oder auch nur angeeignetes an deſſen Stelle zu ſetzen, andere begierig lauerten.

Aller Verdienſte um ſeine Wiſſenſchaft ungeachtet, blieb der berühmte Mann dennoch an der vaterländiſchen Hochſchule Königsberg 15 Jahre lang Privatdocent, und dauernd in dürftigen Verhältniſſen, die er mit ſtoiſchem Gleichmuth trug. Als ſich im Jahre 1756 die Profeſſur der Philoſophie erledigte, ſuchte Kant dieſelbe zu erlangen — es war vergebens. Eben ſo wenig gelang es, eine 1759 ſich erledigende Stelle zu bekommen. Mittlerweile war Kant's wohlerworbener Ruhm endlich doch bis zu dem König durchgedrungen, und Friedrich der Große befahl nun, die erſte Profeſſur, welche ſich in der philoſophiſchen Facultät erledigen werde, Kant zu übertragen, und ſiehe da, es erledigte ſich zuerſt ein Lehrſtuhl der Dichtkunſt, und um ein Haar wäre der große Philoſoph, der vielleicht nie in ſeinem Leben ein Gedicht geſchrieben, Profeſſor der Poeſie zu Königsberg geworden, wenn er nicht mit richtigem Gefühl die Stelle ausgeſchlagen hätte. Eine 1766 übernommene Bibliothekaufſeherſtelle mit geringem Gehalt gab er nach wenigen Jahren wieder auf, da ſeinem hohen Geiſt das Vorreiten der ſogenannten Paradepferde und die Handlangerei ohne ſelbſtſtändige eigentliche bibliothekariſche Wirkſamkeit unmöglich zuſagen konnte. Erſt im Jahre 1770, bereits 46 Jahre alt, wurde Kant ordentlicher Profeſſor. In der Inauguraldisputation, welche Kant bei dieſer Gelegenheit ſchrieb und vertheidigte, ſtellte er ſeine eigenthümlichen Theorien über Zeit und Raum auf.

Im Jahre 1780 trat Kant in der Eigenſchaft eines vierten Profeſſors der philoſophiſchen Facultät als Mitglied in den academiſchen Senat ein und wurde 1786 zum erſten male Rector der Hochſchule; jetzt ſah er ſein Einkommen gemehrt, erlangte die Mitgliedſchaft der Berliner Akademie und empfing nach einander mehrere Rufe in das Ausland, nach Mitau, Halle, Jena, Erlangen ꝛc., lehnte aber alle ab und blieb ſeinem lieben Königsberg treu, über deſſen Grenzmarken er kaum einmal in ſeinem Leben hinausgekommen war. Dort war er der allbeliebte Profeſſor, dort wirkte er durch die geiſtvollſten Vorträge belehrend, bildend, mannichfach anregend; wer ihn gehört hatte, pries ſich glücklich, Kant's Schüler geweſen zu ſein, obſchon manche ſeiner Vorträge die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Seine Vorträge hielt er frei, er war keiner von denen, die kein Wort weiter ſagen, als was im Buche ſteht; jeden einzelnen Vortrag belebte ein friſch lebendiger Hauch des Geiſtes.

So lebte und lehrte Kant bis zum Jahre 1794, da ſtörte ihn das durch den übel berüchtigten Schwärmer Wöllner veranlaßte Religionsedict König Friedrich Wilhelm's II. und eine gegen Kant's Schrift: «Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft» gerichtete Cabinetsordre in ſeinem geiſt- und lichtvollen Wirken. Kant vertheidigte ſich würdevoll, ſetzte dem beſchränkten und beſchränkenden Behördenverſtand die Freiheit der Facultäten entgegen, trat ab von dem Schauplatz ſeiner ruhmgekrönten Thätigkeit, und lebte noch 10 Jahre eines ächt philoſophiſchen Daſeins, höchſt diät, höchſt geregelt, niemals krank, ſtets bei gutem Appetit, den ihm ſelbſt ein Wöllner nicht zu verderben vermochte; dabei war und blieb er heiter, gaſtfrei und ein großer Verehrer der Kochkunſt, welche Einſichtvolle mit Recht zu den ſchönen Künſten zählen. Ein alter Diener, Namens Lampe, diente und pflegte ihn, und ſorgte redlich für den nöthigen appetitfördernden Aerger, bis der letztere ganz zum Cyniker wurde und entlaſſen werden mußte. Endlich aber ſank bei Kant die lang bewährte Kraft des Geiſtes, wie die des zart gebauten Körpers, die Natur heiſchte ihren Zoll und er trat ihr denſelben gern und willig ab, indem er den ſanften Tod eines wahren Weiſen ſtarb.



Friedrich Gottlieb Klopstock.

Geb. d. 2. Juli 1724, geſt. d. 14. März 1803.

Einſt, bevor Goethe und Schiller ihn überſtrahlten, Deutſchlands gefeiertſter, allbekannteſter Dichter, der Liebling des gebildeten Theiles der Nation, als Dichter groß, als Menſch vielleicht noch größer.

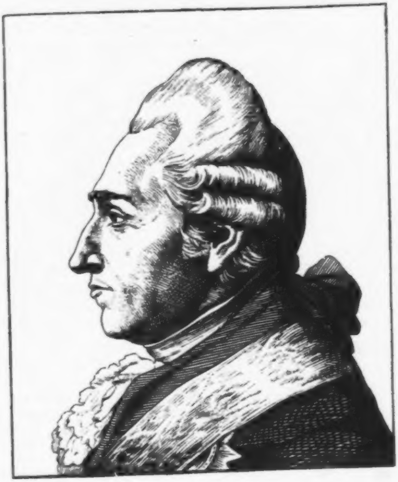
Quedlinburg am Harz ward Klopſtock's Geburtsſtadt und ſah ihn als Knaben ſeine Schule beſuchen. Später wurde er Alumnus zu Schulpforte, und bildete ſeinen Geiſt aus für Claſſicität und alte Sprachen. Schon dort regte der Genius der Poeſie über ihm die wehenden Schwingen, ſchon dort kam ihm der Gedanke zu ſeiner Meſſiade, die er dann in Jena, erſt nur in Proſa, zu bearbeiten begann, wohin er ſich 1745 gewendet, um Theologie zu ſtudiren. Ein Kreis begabter Freunde hob ihn dort hoch über das Alltagstreiben der Studentenwelt: Andreas Cramer, Adolf Schlegel, Rabener, Zachariä, Giſeke und andere umgaben ihn, munterten ihn beifällig auf. Die erſten Geſänge ſeines Meſſias erregten Aufſehen, Bewunderung — der Reiz der Neuheit, die Mächtigkeit der Sprache, die Fülle der Bilder, die Erhabenheit des Stoffes füllten die Seelen der Leſer mit Erſtaunen, nur die orthodoxen Theologen murrten kopfſchüttelnd; es dünkte ihnen eine Entweihung, den Welterlöſer zum Helden eines Gedichtes zu machen, das an die homeriſchen Epopöen erinnerte.

Nach Jena bezog Klopſtock die Hochſchule Leipzig und von da nahm er 1748 im Hauſe eines Verwandten, Namens Weiß zu Langenſalza — die Familie blüht noch — deſſen Kinder er unterrichtete, Wohnung und Aufenthalt und ſetzte ſeine ſchöpferiſche Geiſtesarbeit fort. Auch die Liebe nahte ihm hier mit ihrem verklärenden Abglanz überirdiſcher Seligkeit, freilich nur eine Dichterliebe, die keine Erwiderung fand, vielleicht um ſo heilſamer und läuternder für ihn durch ihre Schmerzen. Im Jahr 1730 verließ Klopſtock Langenſalza, reiſte in die Heimat zurück und dann mit Sulzer in die Schweiz, wo er im Kreiſe von Bodmer und deſſen Freunden ſich freudig bewundert und hoch verehrt ſah.

Auf einer Reiſe nach Dänemark, deſſen König ihm großmüthig ein Jahrgehalt von 400 Thalern beſtimmt hatte, damit er ohne Sorgen ſeinen Meſſias vollenden könne, lernte der Dichter in Hamburg Meta (Margaretha) Woller kennen, ein Mädchen voll Geiſt und Feuer, an welches er empfohlen war; ſie wurde der Angelſtern ſeines Lebens, zu ihr zog es ihn aus Dänemark zurück, mit ihr ſtrebte er die Vereinigung an, und 1754 gelang es ihm, ſie als ſeine Gattin in die neue Heimat einzuführen.

Lange und langſam arbeitete Klopſtock an ſeinem Meſſias; er ſchuf ihn als ein durchdachtes, durchfeiltes Kunſtwerk; daſſelbe war erſt zur Hälfte vollendet, als der Tod ihm 1758 ſeinen Lebensengel von der Seite riß. Gewaltig war Klopſtock's Schmerz, und rührend ſtrömte er ſeine Klage in Gedichten aus, ſelbſt in dem Meſſias. Cramer und Gleim blieben ſeine treuen Freunde, und 1762 kehrte er wieder nach Deutſchland zurück, wohnte bald in Quedlinburg, bald in Halberſtadt oder in Blankenburg, wo eine neue Liebe ſeinem Geiſt neuen Aufſchwung gab, ohne zu einer engern Verbindung zu führen, und ging dann wieder nach Dänemark, deſſen König ihm den Titel eines Legationsrathes verlieh. Klopſtock's Herz aber ſchlug nur für Deutſchland, und zwar mit aller Glut und Wärme eines wahren Patrioten, und er verherrlichte Deutſchlands Ruhm und Größe wie kein anderer Dichter vor und nach ihm; er ſtrebte, den deutſchen Geiſt zum Bewußtſein der Nation zu führen, aber nicht zum trivialen politiſcher Marktſchreierei, ſondern zum idealen ſittlicher Größe und geiſtiger Hoheit. Darin war und blieb Klopſtock unerreichbar, und ſeine Verdienſte um die Ausbildung der deutſchen Sprache, die er, hierin ein zweiter Luther, aufs neue kräftig, frei und voll Wohllaut ſchuf, die er läuterte, die treuvaterländiſche Geſinnung, die er offenbarte, und in die Herzen ſtrömte, laſſen ihn noch größer und herrlicher erſcheinen, als ſein gefeiertes mehr als geleſenes Welt-Epos ihn erſcheinen läßt. Daß er in ſeinen Dichtungen faſt unbedingt den Reim verwarf und verſchmähte, ſich vorzugsweiſe nur in klaſſiſchen Metren gefiel, war eine allzugroße Huldigung für die Claſſicität, und darin allein war Klopſtock undeutſch. Im Jahr 1770 kehrte er abermals nach Deutſchland zurück, reiſte, nahm wechſelnd Wohnſitze in Hamburg und Karlsruhe, wurde zum badiſchen Hofrath ernannt, verheirathete ſich zum zweitenmale, erlebte das ſo vielen Dichtern verſagte Glück, eine gediegene Geſammtausgabe ſeiner zahlreichen Werke erſcheinen zu ſehen, und ſtarb im Glanze voller Verehrung und unſterblichen Nachruhms im Alter von 79 Jahren.

Zu Ottenſee bei Hamburg, wo ſeine Meta ruhte, ward er eingeſenkt, dort iſt ſein vielbeſuchtes Grab, mit einem Denkſtein geſchmückt, den ſeine zweite Gattin ihm weihte.



Ewald Friedrich Graf von Herzberg.

Geb. d. 2. Sept. 1725, geſt. d. 27. Mai 1795.

Als Staatsmann und Gelehrter, als Landwirth und Kulturbeförderer, tüchtig und groß in allem, verdiente ſich Graf von Herzberg Neigung und Freundſchaft ſeines großen Königs, wie Dank und Achtung der Nachwelt.

Von Herzberg wurde zu Cottin in Pommern geboren, einem Gute, das ſeiner alten Familie erb- und eigenthümlich gehörte, und erhielt den erſten Unterricht durch einen wiſſenſchaftlich gebildeten Landprediger, worauf er das Gymnaſium zu Alt-Stettin beſuchte. Zum Ort höherer Ausbildung durch Studien wählte der junge Edle die Univerſität Halle, widmete ſich auf ihr mit Vorliebe dem Staatsrecht, namentlich dem vaterländiſchen, brandenburgiſchen, und nicht minder philoſophiſchen und allgemein juridiſchen Studien. Bald nach vollendeten Studium wurde Herzberg in Berlin im Miniſterium des auswärtigen angeſtellt und begleitete als Legationsſecretair die Geſandtſchaft der Kur Brandenburg nach Frankfurt zur Kaiſerwahl. Nach der Rückkehr ließ er ſich angelegen ſein, für den König Friedrich den Großen Materialien zu deſſen Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg aus dem königl. Staatsarchiv und andern Archiven zuſammen zu bringen, und wurde 1747 Legationsrath. Die Beſchäftigungen in den Archiven hatten zur Folge, daß dem jungen Diplomaten eine neue Ordnung des geheimen Staats- und Kabinets-Archives übertragen ward, und dieſes bot hinwiederum Stoffe in Fülle für wiſſenſchaftliche Bearbeitung und nutzbare Ausbeute. Herzberg ſchrieb eine Abhandlung über die erſte Bevölkerung der Mark Brandenburg, welche von der königl. Academie der Wiſſenſchaften mit einem Preis gekrönt wurde, dem Verfaſſer die Würde eines Mitgliedes der königl. Academie verſchaffte und ihn zum geheimen Rath und Staatsſecretair in der Abtheilung des Miniſteriums für die auswärtigen Angelegenheiten erheben half. In dieſer wichtigen Stellung war Herzberg ganz am richtigen Platz; er entwarf oder verfaßte die Staatsſchriften, welche während des ſiebenjährigen Krieges für die Oeffentlichkeit beſtimmt wurden, größtentheils und beſorgte nicht minder den geheimen Staatsbriefwechſel voll Einſicht und Umſicht. Zu dieſem höchſt wichtigen Amte gehörte ebenſo ſehr von des Herrſchers

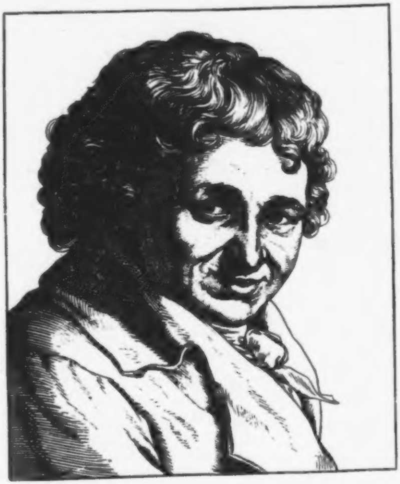
Seite volles und ungeſchmälertes Vertrauen, als von jener des Dieners erprobter Charakter und die nimmer wankende Pflichttreue und Anhänglichkeit an ſeines Königs Perſon und Haus.

Herzberg war von der Vorſehung auserſehen, die leitende Hand in den denkwürdigen und politiſch wie geſchichtlich wichtigen Friedensſchlüſſen zwiſchen Rußland und Schweden 1762 und zwiſchen Preußen und Oeſterreich und ihren beiderſeitigen Verbündeten zu Schloß Hubertusburg, 1763, zu bieten, und er that dieß mit ſo vieler ſtaatsmänniſcher Weisheit, daß ſein König den nach Berlin zurückgekehrten mit den freudigen Worten entgegentrat: «Mein lieber von Herzberg, Sie haben einen guten Frieden gemacht, faſt ſo wie ich den Krieg geführt habe, einer gegen drei!» Die ſofortige Ernennung des geheimen Rathes zum Staats- und Kabinetsminiſter war deſſen anerkennender Lohn.

Als die ewige Macht, welche die Geſchicke der Völker in ihrer Hand wägt, trotz aller nationalen Widerſtrebung die Theilung Polens über dieſes Land verhängte, in welcher Rußland den Löwentheil und Preußen das mindeſte erlangte, war es wieder Herzberg, der für ſeines Königs Intereſſe wirkte und handelte, ebenſo war der große Staatsmann in den Verhandlungen über die bayriſche Erbfolge thätig, und nicht minder betrieb er vor allen den Abſchluß des Friedens zu Tetſchen. Dem Beſtreben Kaiſer Joſeph's, ſich den Beſitz von Bayern zu gewinnen und anzueignen, wirkte Herzberg mit aller Macht ſeines Geiſtes entgegen und hatte großen Antheil am Zuſammentritt des Fürſtenbundes, der 1785 erfolgte und jenes Pläne und Abſichten vereitelte.

Als des großen Königs Tage ſich zum Ende neigten und er nur noch wenige ſeiner wahrhaft Getreuen um ſich ſehen mochte, gehörte Herzberg zu dieſen wenigen auserwählten, und der ſterbende König empfahl ihn vorzugsweiſe ſeinem Nachfolger auf Preußens Königsthron.

König Friedrich Wilhelm II. erfüllte gern den Willen ſeines unſterblichen Vorgängers, er erhob den Staatsminiſter von Herzberg in den Grafenſtand, ſchmückte ihn mit dem ſchwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Curator der königl. Academie der Wiſſenſchaften mit Beibehaltung all ſeiner amtlichen Stellen und ſeines politiſchen Einfluſſes. Dieſer letztere jedoch fand ſeinen Wendepunkt im Congreß zu Reichenbach, das Vertrauen war nicht mehr das alte, gewohnte. Graf Herzberg forderte und erhielt im Jahre 1791 ſeine Entlaſſung aus dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, und behielt blos die Curatel der Academie und die Oberaufſicht über den Seidenbau in Preußen. Dieſen pflegte er praktiſch mit größter Vorliebe, ein ächter Vorläufer von Türck's, und wie er für die königliche Academie der Wiſſenſchaften thätig blieb und bemüht war, die Zahl ihrer Mitglieder durch wackere deutſche Gelehrte zu mehren, ſtatt einem ſtarren Ab- und Ausſchließungsſyſteme zu huldigen — ſo förderte er auch mit lebhaftem Eifer die Landescultur, unterhielt auf ſeinem Gute Britz bei Berlin eine Muſterlandwirthſchaft und verwendete höchſt bedeutende Summen ſeines eigenen Vermögens auf den Seidenbau. Auch dem Schulweſen lenkte er lebhaften Antheil zu, ließ Schulhäuſer erneuern, beſchenkte die Lehrer, und war auch als Schriftſteller auf dem ſtaatsmänniſchen Literaturfelde thätig. Dennoch trieb ſein patriotiſches Gefühl ihn an, zu einer Zeit, 1793, in wichtiger Staatsangelegenheit Rath ertheilen zu wollen, den er jedoch mehrfach zurückgewieſen ſah. Er machte die Erfahrung, der — ſei es früher, ſei es ſpäter — kein wahrhaft verdienter und hochbegabter Mann entgeht, mißkannt zu werden, und beſaß nicht Stolz genug, die Mißkennung mit philoſophiſcher Ruhe zu ertragen, er grämte ſich über dieſelbe und ſtarb. Von den 70 Jahren ſeines thätigen, ruhm- und ehrenvollen Lebens gehörte faſt ein halbes Jahrhundert dem Dienſt des preußiſchen Königshauſes und Staates, und neben Rang und Titeln, Würden und Orden bewährte er den rein menſchlichen und edeln Charakter, der noch ungleich ſchwerer als jene wiegt.



Daniel Nicolaus Chodowiecki.

Geb. d. 16. Oct. 1726, geſt. d. 7. Febr. 1801.

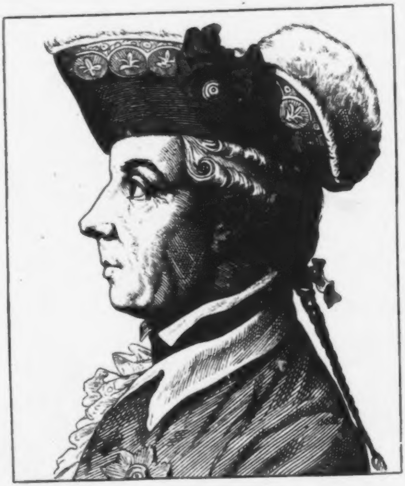
Ein hochbegabter vielſeitiger Künſtler, Zeichner und Maler, Radierer und Kupferſtecher, welcher Genie und Fleiß auf das glücklichſte paarte, und der bewunderte Liebling ſeiner für Kunſt empfänglichen Zeitgenoſſen wurde. Die zahlreichen Werke ſeines Grabſtichels wurden und blieben bis auf den heutigen Tag der Stolz und die Freude der Sammler.

Chodowiecki wurde in Danzig geboren und war eines jener Talente, denen vom Schickſal geboten wird, ſich mühſam durch eigene Kraft emporzuringen. Sein Vater war Kräuterhändler und beſtimmte auch den Sohn für ſein Geſchäft. Da erſterer zu ſeinem Vergnügen in Miniatur malte, ſo unterwies er in dieſer Kunſt ſeine Söhne Daniel und Gottfried ebenfalls, und der letztgenannte jüngere Bruder blieb bei derſelben, malte auch in Email und war zum öftern ſpäter für ſeinen Bruder helfend thätig.

Daniel ſollte nach des Vaters Willen Kaufmann werden, und trat, nach des Vaters frühem Tode, bei einem Gewürzkrämer in die Lehre, hielt aber die Lehrzeit wegen gänzlichen Sinkens des Geſchäfts in Danzig nicht aus, ſondern vollendete ſeine Lehrjahre in Berlin bei einem Oheim, zu dem er im Jahr 1743 geſendet ward. Dieſer beutete des Lehrlings Talent für Miniatur- und Emaillemalerei aus und ließ ihn fleißig Doſendeckel malen, und ſo prangt in mancher Sammlung wohl dieſes und jenes Rococo-Emailledöschen mit Erſtling-Bildern des begabten Chodowiecki, ohne daß die Eigner wiſſen, welches anziehende Kunſtalterthum ſie beſitzen, wenn auch in künſtleriſcher Beziehung noch mancher Mangel dieſen Gebilden anhaftete. Der junge Künſtler bemühte ſich mehr und mehr, richtig zeichnen zu lernen und aus dem Tempelvorhof der Kunſt in das innere Heiligthum zu gelangen. Chodowiecki erwarb ſich Kenntniß vom Radieren, wie von der Oelmalerei, und bewies an ſeinem «Abſchied des Calas von ſeiner Familie», daß er in einem wie dem andern dieſer Kunſtzweige es ſchon zu einer anerkennenswerthen Vollendung gebracht. In allem was Chodowiecki nun in raſcher Folge und mit erſtaunlichem Fleiße leiſtete, trat Originalität, gründliches Natur- und Charakterſtudium und eine äußerſt gefällige techniſche Behandlung in erfreulichſter Harmonie zu Tage, und bald wurde der Künſtler ſo beliebt und geſucht, daß er ſich mit Arbeiten überhäuft ſah. Alles gelang ihm, man ſah in ihm den phyſiognomiſchen Scharfblick eines Lavater, den ſatyriſchen Geiſt eines Hogarth und die idylliſche familienfriedliche Richtung eines Geßner auf das glücklichſte vereinigt. Seine Blätter wurden geſucht, bewundert und gut bezahlt, und erreichten eine höchſt bedeutende Zahl, über 3000. Die großen Blätter, noch immer Zierden manches Zimmers, wie z. B. Calas Abſchied, Ziethen vor ſeinem Könige, Friedrich II. Heerſchau, gefangene Ruſſen, Tod Herzog Leopold's von Braunſchweig u. a. beurkundeten des Künſtlers Fleiß und Begabung; dennoch erſcheint er noch größer in den kleineren Blättern, wo er ſich als vollendeten Charakteriſtiker, als treueſten Seelenmaler kundgab, und gleichſam eine neue Kunſtgattung ſchuf, welche man die pſychologiſche Illuſtration nennen könnte. Humor und Laune, Ernſt und Strenge, Wahrheit und Sittlichkeit ſind in Chodowiecki's oft äußerſt feinen und niedlichen Küpferchen ausgeprägt; ſie waren treue Spiegel ſeiner Zeit, durch und durch neuzeitlich. Alte Vorbilder hatte der Künſtler nie gehabt, wohl kaum geſehen, es war für ſie auch juſt zu ſeiner Zeit faſt aller Sinn erſtorben, daher erinnert durchaus nichts in Chodowiecki's Bildblättern an die alten herrlichen Kleinmeiſter, als vielleicht die fertige Technik, die feine Führung der Nadel; er war ganz Original.

Fort und fort thätig illuſtrirte der Künſtler meiſt mit zuſammenhängenden Folgen zahlreiche Taſchenbücher, illuſtrirte die Werke oder Dichtungen Baſedow's, Lavater's, Meißner's, Voltaire's, Gotter's, Bürger's, Gellert's, Müller's, Veit Weber's, Langbein's, gab Folgen aus Don Quichote, Minna von Barnhelm, Sebaldus Nothanker, zum Landprediger von Wakefield, aus Schiller's Räubern, aus Voß's Luiſe, ſchuf Portraits, phyſiognomiſche Studien, einen Todtentanz u. ſ. w. und half durch ſeine verklärende Meiſterhand gar manchem an ſich dürftigen Buche zu vermehrtem Abſatz und neuen Auflagen. Dabei ſchmückte den Künſtler ein ſittenreiner, fleckenloſer Charakter, Edelmuth und Wohlthätigkeitsſinn, wahre Beſcheidenheit und eine glückliche Heiterkeit. Einige Reiſen bereicherten ihn mit lieben Freundſchaften und Erweiterungen ſeiner Kenntniſſe. Er war glücklich verheirathet und hatte die Freude, in ſeinem Sohne Wilhelm einen ihm würdig nachſtrebenden Kunſtgenoſſen ſich heranzubilden, der ihm die Laſt der Arbeitaufträge, mit denen er überbürdet wurde, erleichterte, wodurch freilich manches Blatt mit Chodowiecki's Namen in die Sammlungen kam, auf deſſen Darſtellung der Sohn vom Vater zeugt; Wilhelm überlebte aber den Vater nur drei Jahre.

Chodowiecki war viele Jahre hindurch Vicedirektor der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin, und trat nach Rode's Tode 1798 als wirklicher Direktor an deren Spitze. Daher auch des Künſtlers patriotiſche Richtung; er ſchuf mit Vorliebe Blätter zum Ruhme des preußiſchen Königshauſes, Bildniſſe der königlichen Familie; ſein Griffel verewigte geſchichtliche Ereigniſſe des Vaterlandes, und ſo blieb er thätig und nimmermüde, unterſtützt durch Geſundheit, Kraft und heitern Sinn, bis die Natur endlich auch von ihm den Tribut heiſchte, dem alles Leben verfallen iſt. Er ſtarb im 75. Lebensjahre. Viele ſtrebten ihm nach, keiner erreichte ihn, zum mindeſten gelang keinem mit ſo viel Ausdauer, Glück und Unerſchöpflichkeit künſtleriſch fort zu wirken, wie es ihm vergönnt geweſen war. Vollſtändige Sammlungen aller Blätter Chodowiecki's ſind ſehr ſelten, und werden als wahrhafte Kunſtſchätze betrachtet und gewürdigt.



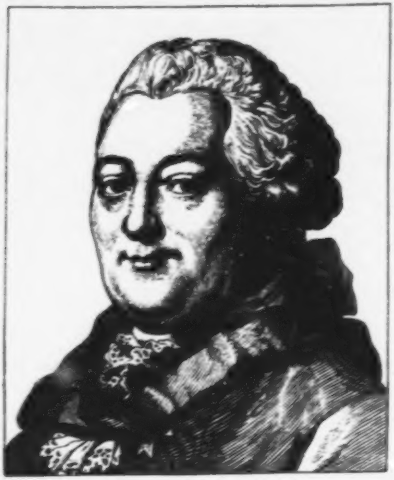
Friedrich Heinrich Ludwig, Prinz von Preussen.

Geb. d. 18. Jan. 1726, geſt. d. 3. Aug. 1802.

Prinz Heinrich von Preußen!“ Mit dieſem kurzen Namen prägt die Geſchichte einen der heldenmüthigſten Sprößlinge des ruhmreichen Hohenzollernſtammes in das Gedächtniß der Nachwelt. Er war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen fünfter Prinz, und litt nicht minder wie ſeine Geſchwiſter unter der harten Zucht ſeines ſtrengen Vaters, deren Folgen nachhaltig an ihm bemerkbar blieben, wie ſehr auch ſpäter und nach des Vaters 1740 erfolgtem Tode ſein Geiſt noch zu glücklicher Entfaltung gedieh, und durch Freude am Schönen, an Kunſt und Wiſſenſchaft reiche Entſchädigung für eine verkümmerte Jugend empfing. Im Jahre 1742 trat Prinz Heinrich in das Heer, machte als Oberſter den Feldzug nach Mähren mit, half die Siegesſchlacht bei Czaslau ſchlagen, vertheidigte die Stadt Tabor heldenmüthig gegen Nadaſty, und half nicht minder im Juni 1745 zu dem Siege bei Hohenfriedberg beitragen. Nach dem Friedensabſchluß, der dieſen Krieg beendete, konnte der Prinz ſich wieder jenen hohen und ſchönen Neigungen widmen, die das Leben veredeln und ſchmücken. Von ſeinem großen Bruder innig geliebt, im geiſtvollen Umgange ſich bewegend, war der Prinz glücklich in der Pflege ſchöner Künſte, über denen er aber fortgeſetzte ſtrategiſche Studien nicht hintenanſetzte. Dazu kam nach der Wahl des Herzens eine glückliche Vermählung mit Prinzeſſin Wilhelmine, Tochter des Prinzen Maximilian von Heſſen-Kaſſel, am 25. Juni 1752, bei der des Prinzen Herz anfangs ſeine volle Befriedigung fand. Ein Palaſt in der Hauptſtadt und die romantiſche Burg Rheinsberg, durch Friedrichs II. Aufenthalt in ſeinen Kronprinzenjahren für immer geweiht, waren Prinz Heinrich's Eigenthum. Doch rief wieder die Tuba des Krieges zu den Waffen, der ſiebenjährige Krieg begann, und Prinz Heinrich eilte zum Heere des Bruders, und leiſtete dieſem durch hohe Feldherrngaben, wie durch perſönliche Tapferkeit in dieſem Kriege die weſentlichſten Dienſte. Davon zeugten die Schlachten bei Prag, bei Kollin und bei Roßbach; in der letzteren Schlacht empfing Prinz Heinrich eine Wunde. Später hatte der Prinz den Oberbefehl über das in Sachſen aufgeſtellte Heer, und kämpfte mit nur 25.000 Mann gegen die en Truppenzahl ihm weit überlegene Reichsarmee, mit der umſichtvollſten Tactik, unterſtützte den Rückzug Friedrich's II. nach Schleſien, wobei er das Hintertreffen befehligte und Sachſen ſicherte, welchen Beſitz Prinz Heinrich auch nach der Hand und nach Eröffnung des Feldzugs von 1739 behauptete. Als der König nach der Niederlage bei Kay am 28. Juni 1739 ſich genöthigt ſah, durch ein Heer die Mark Brandenburg zu decken, war es wieder Prinz Heinrich, der ihm 25 Schwadronen Reiter und 16 Bataillone Fußtruppen zuführte. Der König ſtellte ſich an die Spitze dieſer Truppen, und ſein Bruder übernahm den Oberbefehl über die Armee, welche bisher der König befehligt hatte. Er führte nun, bald vertheidigend, bald zu rechter Zeit angreifend, einen Krieg, in dem er ſein ganzes glänzendes Feldherrntalent entfaltete, und blieb auch nach der unheilvollen Schlacht bei Kunersdorf unentmuthigt, gewann durch ſtrategiſche klug überlegte Operationen Zeit und mit dieſer für den ſchwer durch ſein Geſchick niedergebeugten König alles, ſo daß alle Einſichtsvollen dem Prinzen Heinrich willig das Verdienſt zuerkannten, das Vaterland gerettet zu haben. Von dieſem höchſten Ruhme, den ein Sterblicher erreichen kann, umglänzt, folgte Prinz Heinrich ſeinem erhabenen Berufe im Feldzuge von 1760 gemeſſenen Schrittes, in dem er meiſt vertheidigungsweiſe ſich gegen die Ruſſen in Schleſien, dann gegen das öſterreichiſche Heer in Sachſen verhielt, und erſt 1762 zu Angriffen ſchritt, welche das Glück begünſtigte. Der große Kriegsherr, der König ſelbſt, zollte ſeinem Bruder die aufrichtigſte, bewundernde Anerkennung, das höchſte Lob, er nannte ihn den einzigen Feldherrn ohne Tadel in den bisherigen Kriegen, und ſo trug Prinz Heinrich nach dem Hubertusburger Friedensſchluß ſeinen vollen Ruhmeskranz in glückliche Friedensjahre hinüber. Sein Rheinsberg wurde ſein Muſenſitz und ſein Tempel; wie aber nach dem Ausſpruch jenes griechiſchen Weiſen kein Menſch vor dem Tode glücklich geprieſen werden ſoll, ſo blieb es auch dem Prinzen nicht erſpart, Dornen auf ſeinem Wege zu finden, denen kein großer und bedeutender Mann entgeht, ſelbſt wenn ſein Erdenloos ein ſeltenglückliches zu nennen iſt. Prinz Heinrich ſah ſich durch Ränke und Kabalen unwürdiger Freunde in manche Verdrießlichkeit verwickelt, die in der Trennung von ſeiner Gemahlin und der Zerſtörung ſeines Familienglücks ihr Endziel fanden. Nur Wiſſenſchaft, Philoſophie und Künſte, darunter vornehmlich Malerei und Muſik entſchädigten theilweiſe für ein verlorenes Glück, und der für ideale Freundſchaft ſchwärmende Sinn wußte für die entſchwundene Liebe Erſatz zu gewinnen. Im Jahre 1770 beſuchte Prinz Heinrich ſeine Schweſter, Louiſe Ulrike, die Königin von Schweden, Gemahlin Friedrich's von Holſtein-Gottorp; empfing in Stockholm ehrenvolle Einladung der Kaiſerin Katharina, und half auf diplomatiſchem Wege mit zur Theilung Polens, die ganz zur Zufriedenheit ſeines Bruders, des Königs, veranſtaltet wurde. Als 1778 der bayeriſche Erbfolgekrieg ausbrach, eilte Prinz Heinrich wieder zu den Waffen, vereinigte ſein Heer mit dem des Königs von Sachſen, rückte in Böhmen ein, wo er ſich wegen Mangel an Lebensbedarf nicht auf die Dauer behaupten konnte, und half den Frieden von Teſchen zu Stande bringen.

In geheimer diplomatiſcher Sendung, deren Zweck aber umſchleiert blieb, reiſte Prinz Heinrich von Preußen 1784 an den Hof zu Verſailles. Preußen wollte ſich gern mit Frankreich insgeheim gegen Oeſterreich verbinden, aber es war dazu ſchon zu ſpät; der ſchwache König von Frankreich konnte bereits nicht mehr frei handeln, und ſeinem Kabinet mangelte ſo Einſicht, wie Thatkraft.

Mit dem 1786 erfolgten Tode König Friedrich II. ſchloß ſich die ſtaatsmänniſche Wirkſamkeit des Prinzen Heinrich; er hatte nicht geringe Luſt, aus manchen Gründen Preußen und Deutſchland ganz zu verlaſſen, und ſein Leben in Frankreich zu beſchließen, für deſſen Land, Volk und Sprache er die große Vorliebe mit ſeinem Bruder theilte, und ging wirklich 1788 nach Paris, von wo ihn aber bald der Ausbruch der Revolution wieder vertrieb. Der Prinz wählte nun ſein ſchönes Rheinsberg zum dauernden Aufenthalt, geſtaltete dieſes Schloß zu einem Aſyle der Muſen, hielt ſich fern von politiſchem Einfluß, und ſah ungleich mehr mißbilligend als billigend die kriegeriſchen Bewegungen Preußens gegen Frankreich, denen ſeine Einſicht gute Erfolge nicht vorausſagen konnte. Prinz Heinrich erlebte noch die verheißungreiche Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und beſchloß ſein Leben als ein Weiſer, dem es vergönnt ward, auf ſeinen Lorbeeren ausruhend auf ein edles Leben voll Thatenglanz und auf die Uebung aller patriotiſchen Tugenden zurückzublicken.



Christian Felix Weisse.

Geb. d. 28. Jan. 1726, geſt. d. 16. Dez. 1804.

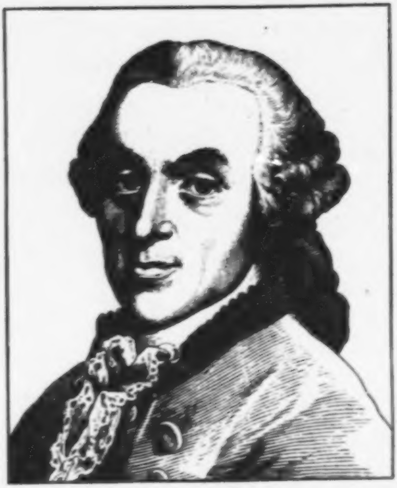
Ein Dichter, gleich ſehr durch liebenswürdigen Charakter wie durch ſchöne Begabung ausgezeichnet, welcher lange Zeit belebend und anregend innerhalb eines nicht enggezogenen deutſchen Poetenkreiſes ſtand.

Annaberg im Sächſiſchen Erzgebirge war Weiße's Geburtsort, ſein Vater war der ſehr gelehrte Rektor der dortigen lateiniſchen Schule, den der Knabe früh verlor; aber er empfing von der edeln und an Geiſt und Gemüth trefflich gebildeten Mutter eine vorzügliche Erziehung, bis ihn in ſeinem 10. Jahre das Gymnaſium in Altenburg aufnahm, welches er neun Jahre lang beſuchte. Nicht reicher an Kenntniß und Wiſſenſchaft ausgeſtattet, als jene Zeit voll mangelhaften Unterrichts zu geben vermochte, bezog Weiße die Univerſität Leipzig, wo ein neues Leben ihm aufging und die in ihm ſchon früh erwachte Neigung für Poeſie und Schauſpiel ſich freier entfalten konnte. Er wählte Philologie und Theologie zum Brodſtudium, da beſchränkte Vermögensverhältniſſe geboten, auf die künftige Friſtung des Lebens bedacht zu nehmen, lebte ſehr einfach und verſagte ſich manchen Genuß, fand aber für jegliche Entbehrung reiche Entſchädigung in dem nach und nach erlangten Umgang mit jungen Schriftſtellern und Dichtern, mit Johann Heinrich und Johann Adolph Schlegel, mit Klopſtock, Cramer, Gärtner, Giſeke, Gellert, Rabener, Küſter, Mylius, und vor allen mit Leſſing, welche alle an der beliebten Zeitſchrift: «Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes» mitarbeiteten. Leſſing übte auf Weiße den belebendſten Einfluß, und förderte ihn, wie er konnte. Vorliebe für das Theater, welches damals in Leipzig unter der Neuberin blühte, leitete beide zum eigenen Verſuche dramatiſcher Poeſieſchwingen, und mit inniger Freude ſah Weiße ſeinen «Leichtgläubigen» dargeſtellt und günſtig aufgenommen, ebenſo machte ſein Erſtlingſtück: «die Matrone von Epheſus» ihren Weg über die damaligen beſten deutſchen Bühnen, ſo mängelvoll auch beide Stücke noch waren.

Die Bahn war betreten, und fröhlich wandelte Weiße auf derſelben weiter, verſuchte ſich auch in «ſcherzhaften Liedern», die er erſcheinen ließ, ohne aber dabei ſein Ziel, ein künftiges Lehramt, aus den Augen zu verlieren. Im Jahre 1749 verließ Leſſing Leipzig zu Weiße's großem Leid, doch blieb die gegenſeitige Freundſchaft in beiden lebendig, bis ſpäter eine Theaterklatſcherei das ſchöne Band lockerer machte. Als zwiſchen den beiden literariſchen Hauptparteien, der Gottſched'ſchen und der jüngeren ſtrebſamen, Klopſtock an der Spitze, mancherlei unerquickliche und der Poeſie unförderſame Streitigkeiten entſtanden, ſchuf Weiße ſeine «Poeten nach der Mode»; dadurch und durch die Ueberſetzung eines engliſchen Stücks unter dem Titel: «der Teufel iſt los» für den Theaterunternehmer Koch — erregte Weiße Gottſched's Dictatorzorn gegen ſich, dem in vielen gehäſſigen Angriffen Luft gemacht wurde, auf welche Weiße ſo weiſe war, gar nichts zu erwiedern, immer die beſte Art, den Gegnern zu ſagen, wie gering man ſie und ihr Geſchreibſel achte. Durch das letztgenannte Stück und mehrere, die er demſelben folgen ließ: «Juliane oder der Triumph der Unſchuld», «der Unempfindliche», «der bekehrte Ehemann», welche nicht zum Druck gelangten, ſtellte ſich Weiße mitten in den theatraliſchen Verkehr, bis der Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges die Leipziger Bühne ſchloß und Koch ſich mit ſeiner Geſellſchaft hinweg begab. In dieſer Zeit befreundete ſich Weiße mit Kleiſt, ſchrieb die Trauerſpiele: «Edward der dritte» und «Richard der dritte», ſammelte 1758 ſeine verſtreuten «ſcherzhaften Lieder» für die Herausgabe, redigirte 1754 den fünften Band von Nicolai's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und nahm dann ein Hofmeiſteramt bei einem Grafen von Geyersberg an, den er nach Paris begleitete. Dort machte Weiße die angenehmſten und anziehendſten Bekanntſchaften. Nach der Rückkehr in das Vaterland erhoffte er, da die Ausſicht auf Erlangung eines Schulamtes immer mehr in die Ferne rückte, irgend eine andere Stellung, die ihm mehr Muſſe vergönne, als erſteres, durch den Einfluß der Familie ſeines Grafen zu erlangen; bevor dieß aber geſchehen konnte, bot ſich ihm durch den jungen Grafen von der Schulenburg auf Burg-Scheidungen eine der angenehmſten Stellen als deſſen Geſellſchafter an. Schloß Burgſcheidungen, auf einem umgrünten Hügel mitten im romantiſchen Thale der Unſtrut, mit guter Bibliothek und allen Annehmlichkeit des Lebens reichlich verſehen, war ein reizendes Dichteraſyl.

Weiße ſetzte in Verbindung mit ausgezeichneten befreundeten Mitarbeitern, wie v. Hagedorn, Winckelmann, v. Gerſtenberg, v. Thümmel, Heyne, Garve, Eſchenburg, Meißner u. a. die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften fort, und folgte 1761 ſeinem Grafen nach Gotha, wo er ſtets dichteriſch thätig blieb, die Kriegslieder des Tyrtäus überſetzte, Amazonenlieder und neue Dramen ſchrieb. Auch nach der Rückkehr nach Burgſcheidungen lebte Weiße ein glückliches und zufriedenes Daſein. Aus dieſer ſchönen Muſſe rief ihn 1761 ein Amt — er wurde Oberſteuerſecretair in Leipzig, ſein Freund Rabener, der Kreisſteuerrath, verpflichtete ihn. Ob dabei nicht beide innerlich lachten — zwei Poeten bei der Steuer, gewiß ein noch nicht dageweſener Fall — mag dahin geſtellt bleiben. Zum Glück blieben beide auch in ihrem trockenen Amte Dichter und retteten ſich aus der Sphäre der Tarife voll Ziffern und Zahlen in das Heiligthum der Muſen, ſo oft die gute Stunde ſchlug. In Paris hatte Weiße viel Geſchmack an der leichten Form der Operette gewonnen, und er war es, der dieſelbe auf deutſchen Boden verpflanzte, indem er theils einige franzöſiſche Operetten, wie «Lottchen am Hofe» und «die Liebe auf dem Lande», frei für die deutſche Bühne umſchuf, theils die allbeliebte und lange beliebte «Jagd» und den «Aerntekranz» dichtete. In dieſer Zeit wurde Weiße von Bodmer und deſſen Schule und Freundeskreis befehdet, unternahm indeß abermals keinerlei Abwehr, und es fand ſpäter zwiſchen ihm und Bodmer eine herzliche Verſöhnung ſtatt. Weiße's Verheirathung, die im Jahre 1765 erfolgte, führte ihm eine zwar ſchwächliche, aber liebevolle, ſorgſame und zärtlich treue Freundin und Pflegerin zu, und bald darauf betrat er zwei ganz neue Poeſiewege. Er half Zollikofer gute Geſangbuchlieder ſammeln und verſuchte ſich ſelbſt als geiſtlicher Liederdichter nicht ohne Glück und Anerkennung; dann dichtete er «Lieder für Kinder», was ihn ſpäter, ohne daß er der dramatiſchen Dichtkunſt, in der er noch durch ſeine Stücke: «Romeo und Julie», «die Freundſchaft auf der Probe», «Liſt über Liſt», «die Brüder», «Armuth und Tugend», «Jean Calas» u. a. nicht unbedeutendes leiſtete — zum allbeliebten pädagogiſchen Schriftſteller machte, der ſich durch ſein «Wochenblatt für Kinder», durch ſeine kleinen «Schauſpiele für Kinder und junge Leute», durch ſeinen «Kinderfreund» und den «Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes» beliebt und in den weiteſten Kreiſen geleſen machte. Von Baſedow aufgemuntert, verſchmähte Weiße nicht, auf dieſem Gebiete bis zur Kinderfibel herabzuſteigen und bewirkte dadurch viel Gutes. Nach Rabener's Tode wurde Weiße der Biograph dieſes ſeines heitern, geliebten Freundes.

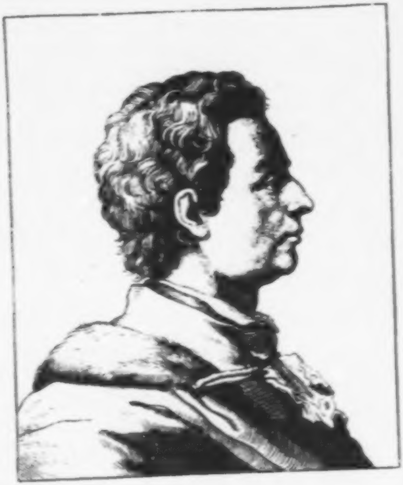
Durch das ihm zufallende Erbtheil des Rittergutes Stötteritz bei Leipzig, 1790, gewannen Weiße's Verhältniſſe viel an Annehmlichkeit, aber ein unglücklicher Fall von der Bücherleiter 1792 trübte nachhaltig das ihm noch vergönnte Leben, bis er, allgemein betrauert, im neunundſiebzigſten Jahre ſein Ziel fand. Wohlwollen und Menſchenfreundlichkeit ſprachen unverkennbar aus Weiße's Zügen, wie er ſie ſtets geübt, und ſeinen Charakter zeichnete die hohe Beſcheidenheit aus, die dem wahren Dichter ziemt.



Johann August Unzer.

Geb. d. 29. April 1727, geſt. d. 2. April 1799.

Als Arzt gelehrt und geſchätzt, als Phyſiolog Bahn brechend, erwarb ſich Unzer dauernden Nachruhm und ſeine Schriften ſicherten ihm bei der Nachwelt den Ruf eines tief in die Geheimniſſe der Natur eingedrungenen Forſchers. Er wurde zu Halle geboren, beſuchte die dortige Hochſchule, widmete ſich der Arzneikunſt, und trat ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre anonym als Schriftſteller auf. Im 21. Jahre erwarb er die mediciniſche Doctorwürde, nachdem er bereits 1747 als Subſtitut ſeines Lehrers, des Profeſſor Junker, der zugleich die Stelle des Waiſenhaus-Arztes bekleidete, in die mediciniſche Praxis eingeführt worden war. Nach ſeiner Promotion begann er als philoſophiſcher und mediciniſcher Docent, wie als praktiſcher Arzt ſein nützliches und mit den günſtigſten Erfolgen geſegnetes Wirken, ausgerüſtet mit gediegenen Kenntniſſen, großer Gelehrſamkeit, und mit der Gabe, Erfahrungen an Krankenbetten wohl zu nützen und zu verwerthen. Neben den allgemeinen Krankheitserſcheinungen waren es hauptſächlich Phyſiologie und Pſychologie, auf welche Unzer ſein Augenmerk richtete, und er veröffentlichte zahlreiche Wahrnehmungen und Früchte ſeiner ernſten Beobachtungen und Studien, welche im ärztlichen Publikum nicht nur, ſondern auch bei dem der Laien in den mediciniſchen Wiſſenſchaften großen Beifall fanden. Seine Schreibart war gefällig, und auch den Laien verſtändlich, und der Zweck, weshalb er ſogar für dieſe ſchrieb, war Gemeinnützlichkeit, Beſeitigung des Aberglaubens und der Quackſalberei, und auf Vernunft begründete Geſundheits- und Lebensverlängerungskunſt. Zu Ende des Jahres 1750 wandte ſich Unzer von Halle nach Hamburg, und von da bald nach Altona, wo er ſich verheirathete und in Ausübung goldener Praxis glücklich lebte. Seine Frau war Johanne Charlotte, eine geborene Ziegler, ſeine Landsmännin, im Jahre 1724 auch in Halle geboren, und — eine Dichterin, der es gelang, Ruf zu erſtreben und Anerkennung in weiteren Kreiſen zu finden. Man ſchmückte ſie zu Helmſtädt 1753 mit dem poetiſchen Lorbeerkranze, und ertheilte ihr die Mitgliedſchaft gelehrter Societäten. Sie war, wie alle dichtenden Frauen, zunächſt Lyrikerin, beſang Gott, Religion, Freundſchaft und Tugend, und wandte ſich mit Vorliebe zur didactiſchen Poeſie, gab ſcherzhafte, ſittliche und zärtliche Gedichte heraus, von 1751 bis 1766, ſchrieb eine »Weltweisheit für Frauenzimmer«, die in erſter Auflage 1754 erſchien, und erhob ſich nicht beſonders über ihre Zeit und ihre Sphäre, obſchon ihr poetiſches Streben nicht ohne Beifall der Zeitgenoſſen blieb. Sie erreichte ein Alter von 58 Jahren und ſtarb 1782, alſo 17 Jahre vor ihrem Manne. Wie weit ſie dieſen mit ihrer Poeſie beglückte, iſt nicht in weiten Kreiſen bekannt geworden; es ſcheint, daß jedes von beiden Gatten ſeinen eigenen Schriftſtellerweg ging. Unzer ſchrieb über Gemüthsbewegungen, über Schlaf und Träume, über den Einfluß der Seele auf den Körper, wie über die Wechſelwirkungen, welche die Seelenkräfte oder die pſychiſchen Vermögen auf den Körper ausüben oder mit deſſen Bewegungen harmoniren. Auch eine Abhandlung vom Seufzen ließ er erſcheinen, gab eine Sammlung kleiner phyſikaliſcher Schriften heraus, ſtellte ein Lehrgebäude von der Sinnlichkeit der thieriſchen Körper auf, veröffentlichte phyſiologiſche Unterſuchungen, ſchrieb über anſteckende Krankheiten, auch mehreres über die Pocken, und arbeitete mit an wiſſenſchaftlich gehaltenen Zeitſchriften. Den meiſten Ruf und die meiſte Volksthümlichkeit erlangte Unzer aber durch die von ihm 1759 begründete mediciniſche Wochenſchrift: »Der Arzt«, welche in Hamburg erſchien, in mehrere Sprachen überſetzt wurde, und den größten Beifall fand. In einem meiſt witzig und humoriſtiſch gehaltenen Tone wurde das Publikum über mediciniſche Wahrnehmungen und Wahrheiten aufgeklärt, und es ſank von manchem Geheimniß der umhüllende Schleier, nur nicht von Unzer's ſelbſterfundenem »Digeſtivpulver«, das als Säure tilgend, Galle dämpfend, den Magen reinigend, die Verdauung hebend, geprieſen und als Geheimmittel verkauft wurde. Man hat dieß Unzer ſehr zur Laſt gelegt, allein es lag nicht nur in der damaligen Zeitſitte, es blüht heute noch, der von einem Jahrhundert ins andere ſproſſend aus ſich ſelbſt fortzeugende Polyp, der mediciniſche Humbug. Jeder bedeutende Arzt mußte etwas bedeutend Heilſames erfinden. Unzer's Zeitgenoſſen waren darin ſo wenig müßig, wie die Nachfolger, und ſo lange ſich's thun ließ, hütete jeder ſein Arcanum ſorglich vor der Veröffentlichung. Stahl, der alte pſychologiſche Arzt, auch aus Halle, der 1734 ſtarb, hatte ſeine balſamiſchen Pillen erfunden, Whyt ſein ſtärkendes Chinaelixir, Kämpf erfand ſeine Visceralpillen, Teichmeier und Hofmann erfanden jeder einen Lebensbalſam, Sydenham erfand ſein Laudanum liquidum, ſpäter Himly ſeinen Augenbalſam, Ortlepp ſein Augenwaſſer und ſeine Augenſalbe, und jeder Blick in eine alte Pharmacopöe lehrt fort und fort das paracelſiſche Geheimniß, wie Galenus opes giebt. Warum hätte Unzer kein Digeſtivpulver erfinden, und es denen verkaufen ſollen, die ſich deſſen bedienen wollten? Er blieb darum nicht minder der Mann von philoſophiſchem Geiſt, phyſiologiſchem Scharfſinn und populärer Diätetiker. Eigenthümlich war, daß neben ihm noch ein Unzer, Ludwig Auguſt, aus Wernigerode gebürtig, als Arzt und Profeſſor der Phyſik und Naturgeſchichte am Gymnaſium zu Altona thätig war, auch im diätetiſchen Fach namentlich ſich auszeichnete, und nebenbei als beliebter Dichter und Dramatiker glänzte, auch von 1772 bis 1780 den »Altonaer Merkur« herausgab. Da mag wohl manche ernſte und komiſche Verwechſelung mit dem Doppelgänger und Doppelnamensvetter vorgekommen ſein. Johann Auguſt Unzer endete ziemlich hochbetagt im 72 Lebensjahre.



Anton Rafael Mengs.

Geb. d. 12. März 1728, geſt. d. 29. Juni 1779.

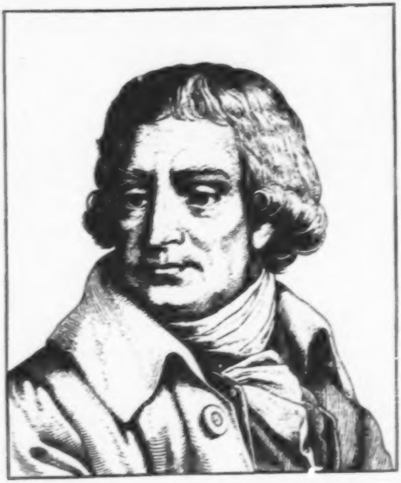
Einer der berühmteſten Maler unter denen, welche eine Wiederverjüngung ihrer Kunſt in der neueren Zeit bewirkten. Die Epoche der ſogenannten altdeutſchen Schule, in welcher ein Albrecht Dürer, ein Hans Holbein, ein Lucas Cranach glänzten, war längſt vorüber, und der durch unſelige Kriege und durch Beiſpiele wälſcher Geſchmacksverirrung herbeigeführte Verfall der Künſte im deutſchen Vaterlande war im Bunde mit Schnörkelwerk und Ueberladung, namentlich in Malerei und Bildnerei, zur Unnatur geworden, ſo daß eine Läuterung des Geſchmacks in dieſen Künſten dringend noth that. Zu dieſer Läuterung half Mengs vorzugsweiſe die Bahn brechen. Rafael Mengs wurde zu Auſſig in Böhmen geboren, und zwar auf einer Reiſe. Der Vater, königlicher Hofmaler in Dresden, wählte ſinnreich und beziehungsreich zwei Vornamen für ſeinen Knaben, welche einſt zwei der berühmteſten Maler führten: Anton von Correggio und Rafael von Urbino, und gab ihm ſpäter eine äußerſt ſtrenge Erziehung, welche nur darauf hinzielte, daß der junge Rafael einſt auch ein bedeutender Maler werden ſollte. Als erſterer ſein dreizehntes Jahr erreicht hatte, nahm ihn der Vater mit auf eine Reiſe nach Rom, um auch dort mit gleicher Härte und Strenge ihn zum zeichnen anzuhalten, und der zarte Jüngling mußte vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend theils nach Antiken zeichnen, theils die Meiſterwerke der großen Italiener copiren. Dieſe harte Schule bildete Rafael Mengs zum Künſtler aus, und trotz der Strenge, mit der er ſich behandelt ſah, gewann er nicht nur die Kunſt, ſondern auch das Leben in Rom lieb, welche Stadt er wie ſeine zweite Heimath betrachtete. Daher ſehnte er ſich ſelbſt da nach Rom zurück, als er nach der Heimkehr vom König von Sachſen, deſſen Bild er auf das befriedigendſte gemalt und getroffen hatte, ein Jahrgehalt von 600 Thalern ausgeſetzt erhielt — und wandte ſich abermals, wieder vom Vater und von zwei Schweſtern begleitet, nach der ewigen Stadt. Dort führte die Künſtlerfamilie Mengs ein ſehr eingezogenes, nur der Kunſt, deren Ausübung und deren Studium gewidmetes Leben. Ein ſchönes Bauernmädchen, Margarethe Quazzo, das Mengs als Modell zu einer

Madonna ſaß, gewann ſeine Liebe, welche ſich ſo ſehr ſteigerte, daß er, um die Geliebte heirathen zu können, zur katholiſchen Religion übertrat.

Im Jahre 1749 reiſte Rafael Mengs nach Dresden zurück und wurde mit einem bedeutenden Gehalt dort zum Hofmaler ernannt, ging aber bald darauf abermals nach Rom, um für die Dresdner Hofkapelle ein Altargemälde zu beginnen. Der ſiebenjährige Krieg wurde Anlaß, daß Rafael's Gehalt ausblieb, und er ſich genöthigt ſah, auf ſelbſtſtändigen Erwerb durch ſeine Kunſt zu denken, und es fehlte ihm nie an wichtigen Aufträgen. Als erſtes ſeiner bewunderten Frescogemälde wird die Decke im Coeleſtinerkloſter St. Euſebio genannt, andere Kunſtwerke folgten in raſcher Vollendung; eine Reiſe nach Neapel gab dem Künſtler nicht die gehoffte Befriedigung und nach nur kurzem Aufenthalt kehrte derſelbe nach Rom zurück, wo er die Leitung einer neuerrichteten Maleracademie annahm, mit Ernſt und Eifer ſeine Kunſtſtudien im Verein mit dem ihm befreundeten Winckelmann theilte und auf dieſen weſentlich bildenden Einfluß übte.

Im Jahre 1761 traf ein Ruf König Karl's III. von Spanien nach Madrid den Künſtler; er reiſte nach Spaniens Hauptſtadt und empfing die Anſtellung als Hofmaler des Königs mit 2000 Dublonen Gehalt, ſah ſich vom Hofe, wie von den Künſtlern Madrids mit den größten Ehren empfangen, und malte einige ſeiner vorzüglichſten Bilder, litt aber unter dem Einfluß des ſpaniſchen Klimas, und benutzte dieß Wanken ſeiner Geſundheit, um einen Urlaub auf mehrere Jahre zu erbitten, nach deſſen Erlangung er wieder nach ſeinem geliebten Rom zurückkehrte und dort abermals drei Jahre in raſtloſer Thätigkeit zubrachte. Nach Ablauf dieſer drei Jahre ging Rafael Mengs wieder nach Madrid zurück und malte dort die Apotheoſe Trajans, das bedeutendſte ſeiner zahlreichen Bilder, den Tempel des Ruhmes, und den Theaterplafond zu Aranjuez innerhalb zweier Jahre — Arbeiten, deren Umfang und die Anſtrengung, welche ſie erforderten, dazu beitrugen, die ohnehin ſchwankende Geſundheit des raſtlos thätigen Künſtlers vollends ganz und gar zu untergraben. Mengs ſah ſich dadurch genöthigt um ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, die ihm auf das ehrenvollſte, und mit lebenslänglichem Gehalt, zu Theil wurde.

Im Jahre 1776 begab ſich Rafael Mengs nach Rom zurück und ſah ſich noch einige Zeit glücklich im Schooße ſeiner Familie: es waren ihm zwanzig Kinder geboren worden, davon noch ſieben lebten, denen aber nach zwei Jahren der Tod die Mutter raubte. Noch ein Jahr, und Mengs ſelbſt folgte ſeiner geliebten und vortrefflichen Frau, ohne den ſeinigen an Vermögen viel zu hinterlaſſen, denn er beſaß die Künſtlertugend der Freigebigkeit, unterſtützte reichlich junge Talente, ſpendete Wohlthaten an Bedürftige, und obſchon er viel zu fleißig geweſen war, um in flüchtigen Zerſtreuungen Geld zu zerſplittern, ſo hatte er doch trotz der großen Summen, welche er einnahm, nichts erſpart, und ſeine Angehörigen bedurften ſogar der Unterſtützung ſeiner Freunde. Als Menſch war Rafael Mengs ſchüchtern und ohne geſellige Talente, wenig entſchieden und wenig anderen ſich annähernd. Seine Gemälde beurkunden das ſtete Beſtreben, die Kunſt der Malerei wieder auf eine höhere und edlere Stufe zu heben, was er auch durch mehrere kunſtgeſchichtliche und kunſtphiloſophiſche Schriftwerke an Tag legte. Er ſchrieb über die drei größten Meiſter Italiens: Rafael, Tizian und Correggio, über die Werke Rafael's in Spanien, verfaßte einen praktiſchen Unterricht in der Malerei, und mehreres andere. Sein Begräbniß war ein höchſt ehrenvolles, die Akademiker und Künſtler Roms folgten ſeinem Sarge und gaben ihm feierliches Geleit zur Gruft in San Michaele grande. Ritter Otto d'Azara ehrte den deutſchen Künſtler durch ein Denkmal, und gab deſſen Werke in italieniſcher Sprache 1785 heraus.



Christian Gottlob Heyne.

Geb. d. 25. Sept. 1729, geſt. d. 14. Juli 1812.

Ein Mann aus dem Volke, hindurchgerungen und hindurchgedrungen durch mißliche und drangvolle Lebensverhältniſſe zur geiſtigen Hoheit, zum Prieſterthum der edelſten Claſſicität.

Ein armer Leineweber war der Vater, Chemnitz Heyne's Geburtsort; das väterliche Handwerk zu erlernen, war des Knaben Ausſicht auf ſeine Zukunft, doch der Pfarrer Seidel, ſein Pathe, erkannte des Knaben nicht gewöhnliche Begabung, nahm ſich ſeiner an und ließ ihn die Schule länger beſuchen. Aus der Neigung zum Sprachſtudium entwickelte ſich mehr und mehr Talent; Heyne war ein geborener Philolog. Im Jahre 1748 verließ er die Schule ſeiner Vaterſtadt, indem er ihr in einer eigenen, metriſchen, lateiniſchen Abſchiedrede Lebewohl ſagte. Er bezog die Hochſchule Leipzig; am Viaticum dorthin trug er nicht ſchwer, es beſtand in zwei Gulden. Chriſt, Erneſti, Bach waren vorzugsweiſe Heyne's Lehrer, der letztere bewog ihn ſich der Rechtskunde als Brotſtudium zuzuwenden, obſchon das trockene Jus dem Nektar der klaſſiſchen Alterthumskunde gleicht, wie die harte Brotrinde dem Falerner.

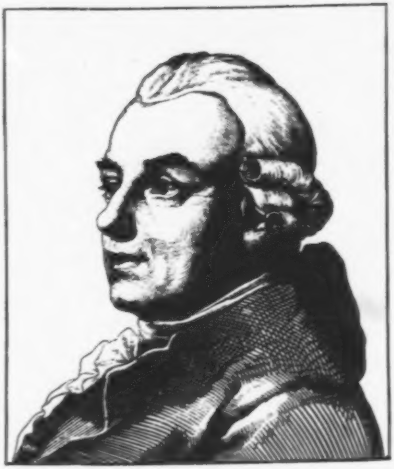
Im Jahre 1752 promovirte Heyne als Doctor juris und trat nun, da es einmal nicht anders ſein konnte, als Gehülfe in eine juriſtiſche Expedition, als ein Mittelglied zwiſchen dem, was man jetzt Expedient und Auscultator nennt. Da dieſe Stellung nicht auszuhalten war, wurde Heyne Hauslehrer. Aus dieſen beiden Purgatorien ſchwang ſich endlich doch der höher ſtrebende Geiſt auf eine Himmelsſtufe, wenn auch vorläufig nur auf eine niedere, er wurde 1753 Copiſt bei der gräflich Brühl'ſchen Bibliothek in Dresden, und bezog ein Gehalt von 100 Thalern. Damit war das Leben nicht zu friſten, der arme Copiſt mußte durch Ueberſetzen noch nebenbei etwas verdienen; er überſetzte aus dem franzöſiſchen und aus dem griechiſchen. Letzteres „war ihm zum Heil, es riß ihn nach oben“ — wie der Strudel der Tiefe den Schillerſchen Taucher. Der helleniſche Geiſt hauchte ihn mit olympiſchem Odem an.

Heyne gab 1755 den Tibull heraus, das Jahr darauf den Epiktet, welche der Kenner ungetheilten Beifall gewannen. Da hemmte den jugendlichen

Aufſchwung wieder der ſiebenjährige Krieg, der, wie jeder Krieg, Künſte und Wiſſenſchaften in Bande ſchlug, und Heyne gerieth aufs neue in drangvolle und kummervolle Lagen des Lebens. Heyne mußte noch einmal Hofmeiſter werden; er ward es auf Rabeners Empfehlung bei dem ſpäteren Präſidenten von Broitzem im Jahre 1757. Seine Nebenſtunden füllte er nun mit der Bearbeitung ſeiner Acta publica aus, welche in 5 Bänden von 1757 bis 1760 erſchienen.

Im Jahre 1759 begleitete Heyne den jungen von Broitzem, ſeinen Zögling, auf die Hochſchule zu Wittenberg, und ſtand, als ſein Erziehungsgeſchäft beendet war, abermals hülflos da, denn der Krieg verſchloß ihm die Pforten fernerer Thätigkeit. Endlich zerriſſen die Wolkenſchleier, und die Sonne ſeines Glückes, ſeines Ruhmes ſtrahlte den trefflichen Gelehrten dauernd und lange an. Im Februar 1763 wurde Heyne nach Göttingen als Profeſſor der Beredſamkeit berufen, erlangte bald nach ſeiner Anſtellung die erſte Stelle an der dortigen Bibliothek, wurde bleibender Secretair der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften, Hofrath und geheimer Juſtizrath.

Zahlreich wurden Heyne's Vorleſungen beſucht, ſie bildeten einen ſtrahlenden Mittelpunkt im Ruhmeskranze der Georgia Augusta. Philologie und klaſſiſches Alterthum lehrte Heyne mit bewunderungswerthem geiſtigem erfaſſen und durchdringen, nicht im Styl pedantiſcher Gelehrtenzopfthümler, die auch noch heute nicht über den Geſchichtstabellenkram, die Jota- und Kommagrübelei und das Feld von Troja hinauskommen. Heyne ſtand wie ein Prieſter des Alterthums an reinen Altären und indem er das philologiſche Seminar leitete, bildete er Lehrer für ganz Deutſchland aus, von denen viele, ihm treulich nachſtrebend und nacheifernd, den Kern der Claſſicität ſich gewannen, und die Schale den traurigen Epigonen nachließen. Heyne gab wiederholt den Virgil heraus, und arbeitete 18 Jahre an einer Ausgabe des Homer, deren Vollendung er nicht erlebte. Alle ſeine zahlreichen academiſchen und ſonſtigen Schriften ſind ebenſoviele Zeugniſſe ſeines glänzenden Geiſtes, ſeiner allumfaſſenden Kenntniſſe und der Gediegenheit ſeines Wiſſens. Ein Schlagfluß endete das Leben des thätigen, 82jährigen Greiſes, deſſen Ruhm dauernd begründet bleibt.



Gotthold Ephraim Lessing.

Geb. d. 22. Jan. 1729, geſt. d. 15. Febr. 1781.

Eine der Centralſonnen des deutſchen Geiſtes, wie ſie in großen Zwiſchenräumen der Literaturgeſchichte meiſt fern von einander glänzen und mit dauernden Strahlen die Welt erleuchten, Geiſtesſonnen, die nie erlöſchen und an deren Flammen andere Genien ihre Fackeln entzünden.

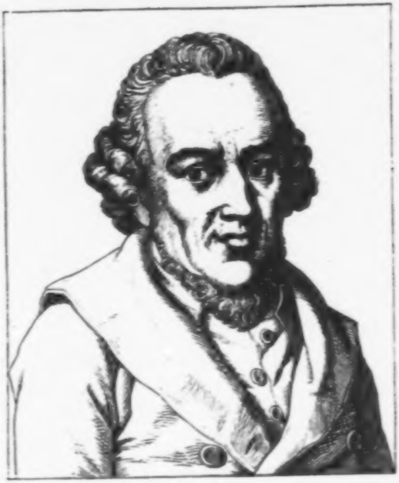
Leſſing's Geburtsort iſt das Städtchen Kamenz in der Lauſitz; ſein Vater war Prediger daſelbſt und ein fleißiger, gelehrter Mann von ſtrenger Richtung, der eine Zeitlang den Unterricht des Sohnes ſelbſt leitete, bis er letzteren in die Stadtſchule nach Königsbrück that, von wo aus der junge Leſſing auf die berühmte Kloſterſchule zu St. Afra in Meißen kam. Dort weilte und lernte er vom 12. bis zum 17. Jahre, legte guten Grund in den klaſſiſchen Wiſſenſchaften, in Philoſophie und Mathematik, übte ſich ſelbſt in poetiſchen Verſuchen und bezog, auf das beſte vorbereitet, 1746 die Univerſität Leipzig in der Abſicht, nach des Vaters Wunſche dort Theologie zu ſtudiren. Aber der Genius in ihm drängte ihn nach freieren Sphären des Gedankens hin, zu den ſchönen Künſten des Geiſtes, wie zu denen körperlicher Ausbildung durch reiten, tanzen, fechten u. ſ. w. Der Zauber der Bühne unter der Neuberin lockte ihn mächtig an, edle Freundſchaft beglückte ihn, und genialiſche Gedanken hoben ihn in das Reich der Freiheit und der Humanität, in deren Dienſt Leſſing zum Fortbildner der Menſchheit berufen war. Von hoher und ſchöner Geſtalt, leichter und doch kräftiger Haltung, von untadelhaften Formen war der junge Student eine Herzen gewinnende Erſcheinung, wie nach ihm der geiſtesverwandte Goethe — aber der freiere Umgang, den er ſich wählte, und das verlaſſen der theologiſchen Laufbahn bewogen den Vater, ihn nach der Heimath zurückzurufen. Ungern verließ Leſſing den Kreis liebgewonnener Freunde in Leipzig, zu denen Weiße, die beiden ältern Schlegel, Mylius u. a. gehörten, gab ſich daheim ernſten Privatſtudien hin und kehrte dann ſpäter doch wieder nach Leipzig zurück, dichtete Lieder, Epigramme und Fabeln, und wurde für das Theater durch Stücke thätig, denen der Beifall nicht mangelte. «Damon», «die alte Jungfer», «der junge Gelehrte» traten in dieſer ſeiner Anfangsperiode in die Welt.

Leſſing's vertrauteſter Freund, Chriſtlob Mylius, hatte ſich nach Berlin begeben, Leſſing folgte ihm dorthin, nahm an jenes Arbeiten Theil und ließ unter dem Titel «Kleinigkeiten» eine Sammlung Gedichte erſcheinen. Des Vaters Wunſch blieb aber immer noch derſelbe, in dem Sohn einen Theologen zu erblicken, daher begab ſich Leſſing von Berlin nach Wittenberg, wurde Magiſter, überſetzte dort das Werk Huart's: «Von der Prüfung der Köpfe», aus dem ſpaniſchen, machte in Begleitung eines jungen wohlhabenden Leipzigers eine Reiſe nach Holland und wandte ſich dann abermals nach Berlin zurück, wo er für ſeinen reichen Geiſt Nahrung und jene Anregung fand, ohne welche dem begabteſten die Gefahr zu verſauern droht. Im Kreiſe von M. Mendelsſohn, Nicolai, Sulzer, Ramler und andern bewegte ſich Leſſing voll Geiſtesfriſche und ſchöpferiſcher Kraft, ſeine «Miß Sara Samſon» entſtand, ebenſo «Emilie Galotti», das allbewunderte Trauerſpiel, dem es nicht an Nachahmungen fehlte, auch die ſo einflußreichen «Literaturbriefe» wurden begonnen. Der kenntniß- und geiſtreiche Leſſing wurde indeß nicht ſtets vom Glück getragen, wie Goethe, trotz allem Fleiß und allem Ertrag theilte er das Loos vieler minder begabten, bisweilen Mangel zu leiden, vor dem nicht einmal die Mitgliedſchaft von Academien der Wiſſenſchaften ſchützte.

Leſſing nahm 1760 eine Secretairſtelle bei General Tauenzien zu Breslau an, in der er unter mancherlei Zerſtreuungen, zu denen auch leidenſchaftliches Spiel gehörte, 5 Jahre aushielt und ſo lange für die gelehrte Welt gleichſam tod blieb. Wieder nach Berlin zurückgekehrt, mit nichts bereichert als mit Büchern, ließ Leſſing, der in ſeiner Stellung keineswegs die ſchönen Wiſſenſchaften vernachläſſigt hatte, ſeinen herrlichen «Laokoon» erſcheinen, noch heute ein anerkanntes Muſter klaſſiſchen Geiſtes, geläuterten Geſchmackes, und ſeine «Minna von Barnhelm».

Freunde bewogen Leſſing, den Aufenthalt in Berlin mit dem in Hamburg zu vertauſchen und dort an der Verbeſſerung des Theaters mit arbeiten zu helfen. Leider beſchränkten Verhältniſſe dieſe erwünſchte Thätigkeit, zu welcher niemand ſo ſehr als Leſſing berufen war, nur auf den Zeitraum von 1766 auf 1767, in welchem die «Hamburgiſche Dramaturgie» entſtand, die 1768 erſchien und mit Recht das größte Aufſehen erregte. Im äußern Verhältniß des begabteſten deutſchen Geiſtes jener Zeit beſſerte ſich indeß nichts, dieß verſchlimmerte ſich vielmehr und der Kampf mit dem Leben blieb auch ihm nicht erſpart.

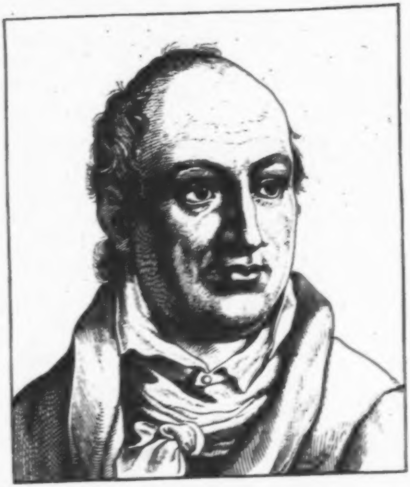
Endlich ging ein Glücksſtern für Leſſing auf; er erhielt die ſtets beneidete Stellung eines Bibliothekars, und noch dazu an einer der bedeutendſten Bibliotheken Deutſchlands, der zu Wolfenbüttel, 1770, durfte 1775 den trefflichen Prinzen Leopold von Braunſchweig auf deſſen Reiſe nach Italien begleiten, und konnte dann nach der Rückkehr mit Luſt und Muße von den gewonnenen Bereicherungen ſeiner Kenntniſſe wie von dem Reichthum des ihm anvertrauten Literaturſchatzes edle Frucht ärnten. Die «Beiträge zur Geſchichte und Literatur» erſchienen als eine ſolche, die übel berufenen «Fragmente eines Ungenannten (Deiſten) vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger», regten vielfachen Sturm und Staub der orthodoxen Theologie gegen den Herausgeber auf und verbitterten Leſſing's Leben, indem er, ſo ſehr er Philoſoph war, nicht Philoſoph genug war, über abſichtliche Kränkung und Anfeindung ruhig hinwegzuſehen. Wer ſich in Federkriege einläßt, geht, ſelbſt wenn er Sieger bleibt, nie ohne unheilbare Wunden aus dem Kampfe. In Leſſing blieb eine krankhafte Verſtimmung, und er fühlte mitten in beneideter Lage ſein Daſein in Wolfenbüttel verödet. Eine Heirath mit einer Wittwe aus Hamburg zerriß nach 2 Jahren der Tod, und Leſſing vermählte ſich nicht zum zweiten male. Sein unübertreffliches «Nathan» (1779) war der letzte und leuchtendſte Blitz ſeines großen Geiſtes neben der «Erziehung des Menſchengeſchlechts», 1780 erſchienen. Von da ab erloſch in ihm die Gluth der Begeiſterung, die ihn zum Gipfel unſterblichen Nachruhms getragen; er ward körperlich ſchlaff, und die Freunde, in deren Kreiſe er noch trat, erlebten wohl, daß er mitten in ihrer Unterhaltung einſchlief, was für letztere nicht eben ſchmeichelhaft war. Bruſtwaſſerſucht und ein Stickfluß machte ſeinem Leben im 53. Jahre zu Braunſchweig ein Ende. Mit ihm ſchied ein Geiſt, der nicht erſetzt wurde, bis Goethe's Stern zu ſtrahlen begann, ohne jenen Leſſing's zu verdunkeln. Die deutſche Literaturgeſchichte wird letztern ewig als eine ihrer erſten Größen feiern.



Moses Mendelssohn.

Geb. d. 9. Sept. 1729, geſt. d. 4. Janr. 1786.

Philoſoph und ſcharfſinniger Denker iſraelitiſcher Abkunft, Leſſings Freund und durch ſein Werk über die Unſterblichkeit der Seele ſelbſt unſterblich im Gedächtniß der Nachwelt fortlebend. Moſes Mendelsſohn wurde in Deſſau geboren, und zeichnete ſich ſchon im zarten Alter durch mächtigen Wiſſenstrieb aus. Der Vater, ein Schreiber der Thora und anderer Geſetzesrollen, unterrichtete den Knaben ſelbſt in der hebräiſchen Sprache, durch andere Lehrer wurde er mit dem Talmud, wie mit den Schriften des berühmten Rabbi Moſche ben Maimon (Maimonides) vertraut und ſteigerte ſeinen Fleiß bis zur krankhaften Nervenreizbarkeit, die ihm nachhaltig blieb und frühzeitig niederbeugte. Dazu kam des Mangels trübe Schule, die ihm nicht erlaſſen blieb: arm und dürftig ging er 1742 nach Berlin, nährte ſich dort kümmerlich, verdiente ſich mit Abſchreiben ſeinen kärglichen Unterhalt, lernte dabei immer fort, und wurde durch die Bekanntſchaften mit mehreren gelehrten Juden, des armen aber geiſt- und poeſievollen Schulmeiſters Israel Moſes, des jungen jüdiſchen Arztes Kiſch aus Prag und Baron Gumperz aus Berlin immer weiter gebracht, aufgemuntert und gefördert. So hatte ſich Moſes Mendelsſohn endlich ſo viel Kenntniſſe angeeignet, daß er nicht nur begabt mit Sprachkunde, ſondern auch in der Mathematik und in Künſten, die den Kaufmann machen, die Stelle eines Erziehers im Hauſe des jüdiſchen Seidenfabrikanten Bernard übernehmen konnte. Sein Principal entdeckte mit Freude Mendelsſohns gute Eigenſchaften, ſeine Fähigkeit im rechnen, ſchönſchreiben und buchhalten, und nahm ihn als Aufſeher in ſein bedeutendes Geſchäft, in welchem Mendelsſohn es bald zum Faktor brachte, bis des Geſchickes Gunſt den begabten Mann ſogar zum Mitgenoſſen und Theilhaber des blühenden Geſchäftes machte. Vom wichtigſten Einfluß auf Mendelsſohns ſpätere Geiſtes- und Lebensrichtung war ſein im Jahre 1754 erfolgtes bekanntwerden mit Leſſing. Dieſer wurde ihm anregendes Vorbild, auf Leſſings Veranlaſſung ſchrieb Mendelsſohn ſeine „Briefe über die Empfindungen“, welche Leſſing ſogleich drucken ließ. Nun war die Bahn gebrochen, Mendelsſohn ſchrieb nun mehr, betheiligte ſich an ſchönwiſſenſchaftlichen Unternehmungen, wie Nicolai's Briefe, die neueſte Literatur betreffend, an deſſen allgemeiner deutſchen Bibliothek, ſo wie an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und verfaßte auch ſelbſtſtändige philoſophiſche Werke, deren Anerkennung bald über Deutſchlands Grenzen hinausdrang. Auch mit Lavater, der im Jahr 1769 nach Berlin kam, befreundete ſich Mendelsſohn, nur daß letzterer mit männlicher Ruhe dem ſeltſamen, obſchon aus reinem Wohlwollen hervorgegangenen Verſuch Lavaters, ihn zum Uebertritt in das Chriſtenthum zu bewegen, widerſtand. Er blieb dem Glauben ſeiner Väter unerſchütterlich zugethan und vertheidigte denſelben mit Ueberzeugungstreue, doch nicht ohne dabei durch große geiſtige Aufregungen und Erſchütterungen ſeines zartorganiſirten Gemüthes dauernd zu leiden. Aus dieſen inneren Kämpfen ging Mendelsſohns berühmtes Buch „Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum" hervor; von einem zweiten: „Morgenſtunden" erſchien nur der erſte Band. Beide legten Mendelsſohns religiöſe wie philoſophiſche Anſichten in einer gebildeten und edlen Sprache vor Augen, doch blieben dieſelben keineswegs ohne Anfechtung. Mendelsſohns verbreitetſtes und am meiſten anerkanntes, faſt in alle Sprachen Europa's überſetztes Werk iſt ſein auf Platons Phädon gebautes Buch: Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele. In drei Geſprächen. Es iſt in ſokratiſcher Form geſchrieben und fand ſoviel Theilnahme, daß man den Verfaſſer allen Ernſtes mit dem Namen des deutſchen Sokrates beehrte, ohne an das hinkende eines ſolchen Vergleichs zu denken. Eine Behauptung des Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi, daß Leſſing ſich den Lehren Spinoza's zugeneigt habe, erſchütterte Mendelsſohn heftig und regte ihn an, eine Gegenſchrift zu verfaſſen, welche den Titel führte: „Mendelsſohn an die Freunde Leſſings", die er in ſo gereizter Stimmung ſchrieb, daß ſein ganzes Nervenſyſtem in Aufregung gerieth. In dieſer Stimmung ausgehend, traf ihn eine Erkältung, welche die Urſache ſeines Todes wurde, der allgemeine Theilnahme bei den gelehrten Zeitgenoſſen Mendelsſohns hervorrief. Mendelsſohn war einer der hervorragendſten und begabteſten Geiſter, die aus dem Judenthum der Neuzeit hervorgegangen, und von großer Trefflichkeit des Charakters, daher ihm im Kranze deutſcher Philoſophen von Bedeutung ſtets eine ehrenvolle Stelle geſichert bleibt.



Salomon Gessner.

Geb. d. 1. April 1730, geſt. d. 2. März 1788.

Zartſinniger, zartfühlender Dichter, Maler und Meiſter der Aetzkunſt in einer Perſon, als Dichter gefeiert von ſeinen Zeitgenoſſen, als Künſtler auch noch den Kennern der Nachwelt werth.

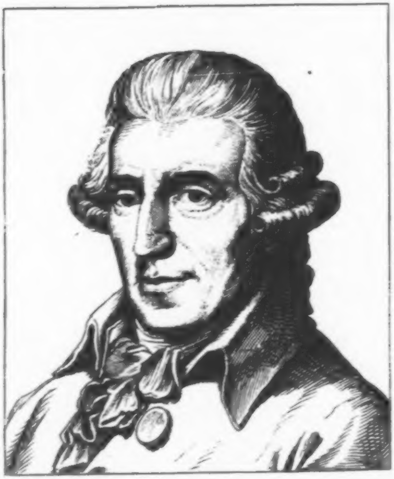
Geßner's Vater war Buchhändler und Mitglied des großen Rathes in Zürich; der Sohn zeigte wenig Lernluſt und wenig Fähigkeit, die träumeriſche junge Dichterſeele erging ſich ſchon frühzeitig in den Blüthengärten der Phantaſie und das dürre latein und griechiſch des erſten Unterrichts ſtießen ihn ab und drängten zu anderer Beſchäftigung; der Knabe machte fleißig unter der Tafel aus Wachs Männchen und Thierchen, womit er die Mitſchüler und die Geſchwiſter daheim ergötzte, wenn er auch häufig ſehr unergötzliches dafür in der Schule zu ertragen hatte; nicht minder ergötzte das heimliche Leſen des Robinſon und anderer Seefahrer Fata, ſammt der Inſel Felſenburg, die Modeſchriften in Geßner's Jugendzeit, und er ſchrieb und zeichnete fleißig nach dieſen erbaulichen Studien, während er in Gottes Namen darüber die Schulſtudien vernachläſſigte. Dieß durfte nicht ſo bleiben, er wurde der Schule, wo man ihn nur niederdrückte und nicht zu behandeln verſtand, entnommen, zum Prediger Vögeli im Dorfe Berg gethan, und dort erwachte ſchnell in dem Knaben ein anderer Geiſt, er lernte mit Luſt, holte leicht das verſäumte nach, entwickelte ſich geiſtig und günſtig, zumal auch mehr und mehr ſein Herz empfänglich wurde für die ſüßen Reize der ihn nahe umgebenden Natur. Bei ſeinem geliebten Lehrer fand er Brocke's «irdiſches Vergnügen in Gott», dieſe gedankenreichen Dichtungen, denen nur die Weihe des guten Geſchmackes fehlte; dieſem Dichter begann Geßner nun nachzuahmen, bis er beſſere Vorbilder für ſeine jugendliche Muſe gewann.

Aus dieſem Himmel der Jünglingsjahre riß den werdenden Dichter die Proſa des Lebens, der Beruf. Des angeſehenen Buchhändlers Sohn ſollte auch Buchhändler werden; Geßner wurde 1749 nach Berlin in die Lehre gethan, und damals, und noch lange nachher waren nach dem Sprüchwort die Lehrjahre wirklich Leidjahre. Der Lehrling durfte nicht lernen, er mußte Rüpel ſein, Gänge thun, Ballen ſchnüren, den Pack knecht machen; dieß ſagte Geßner nicht zu, er verließ den ſtrengen Principal und warf ſich auf die Malerei, befreundete ſich mit Künſtlern und Gelehrten, mit Ramler, Hempel, Sulzer u. a. und lebte ein zwar ungebundenes, aber doch ſtreng ſittenreines Künſtlerleben. Anfangs zürnte der Vater über die eigenmächtige Losſagung vom Buchhändlergeſchäft, doch ließ er den Sohn nicht ohne Stütze. Ramler übte mächtigen und guten Einfluß auf Geßner, und da dieſer ſich durchaus nicht in die Formen des Versbaues finden konnte, ſo rieth ihm Ramler zu jener Form poetiſcher Proſa, in welcher es Geßner dann gelang, den beſten ſeiner Zeit genug zu thun. Jetzt war Hagedorn Geßner's Ideal und Lieblingsdichter, dieſen wollte er ſehen, und reiſte eigens nach Hamburg, wo ſich ſchnell das Band der Freundſchaft um beider Herzen ſchlang.

Von Hamburg begab ſich Geßner in ſeine Heimath zurück, in welcher ſich Bodmer mit dem ihn umgebenden Dichterkreiſe voll Kraft und Genialität dem Gottſchedſchen Einfluß und deſſen angemaßter Oberherrſchaft über den deutſchen Parnaß zu entziehen begonnen hatten. Freudig dichtete Geßner mit den Dichtern, aber er kritiſirte nicht mit den Kritikern; ſeine Dichtungen fanden vielen Beifall und leicht und ohne Kampf errang er ſich den Lorbeer. Im Gedichte «Phyllis» feierte er ſeine Liebe; die Klaſſiker Theokrit und Longus hatten in des Dichters Gemüth Vorliebe für den Hirtenroman geweckt, der Rococogeſchmack der Zeit, die tändelnden Franzoſen mit ihren Schäferſpielen und Watteau-Fächern begünſtigten dieſe Richtung, die Welt wiegte ſich in idylliſche Träume. Geßner wurde der Vater der deutſchen Idylle, doch bildete und hielt er ſie rein von allem geſchmackloſen und frivolen, aller widernatürlichen Empfindelei. Zartgefühl, Natur- und Sitteneinfachheit, edles Maaß und ſchuldloſe Heiterkeit charakteriſirten ſämmtlich Geßner's Dichtungen. Als Bodmer, der des Freundes Begabung zwar anerkannte, aber ihre beſchränkte Sphäre richtig bezeichnete, geäußert hatte, Geßner werde nicht vermögend ſein, ein Epos zu dichten, dichtete Geßner ſeinen «Tod Abel's» und zeigte mit dieſer, an ſich lieblichen bibliſchen Paramythie, daß Bodmer Recht hatte, obſchon «der Tod Abel's» ſich in Deutſchland und noch mehr in Frankreich, großen Beifall gewann, die Herzen waren eben noch offen für den ewig ſchönen Strahl der Poeſie, in welcher Farbe er ſie auch erreichte und traf und entzückte. Wenn Geßner heute mit ſeinen Idyllen käme, wenn er zu jenen Dichtern gekommen wäre, die alle Kirchhofkreuze aus der Erde reißen wollten, um Schwerter daraus zu machen, wie übel würde er angeſehen worden ſein!

Gleiche Freude — wie an ſeiner poetiſch ſchöpferiſchen Thätigkeit — fand der liebenswürdige Schweizerdichter, der durch und durch eine Künſtlernatur war, an den bildenden Künſten, und übte dieſelben werkthätig aus. Ein großer Kunſtfreund, Heidegger, lebte zu Zürich, der herrliche Bilderſammlungen beſaß, und in deren Anſchau fand Geßner reichen Stoff zu Kunſtſtudien, und bildete mit eiſernem Fleiß ſich um ſo mehr zum praktiſchen Maler und Radirer, als er der von ihm geliebten Tochter des nicht ſehr bemittelten Heidegger ein ſorgenfreies Daſein an ſeiner Seite zu bereiten ſtrebte. Doch athmeten auch ſeine Malereien, meiſt in Waſſerfarben, wie ſeine zahlreichen Radirungen, meiſt Vignetten und kleinere Blätter, mit denen er zum Theil ſeine eigenen Werke ſchmückte, die idylliſche Anmuth und den Frieden, oft mit antikem Anhauch, der das Glück dieſes edeln Dichters bildete, wenn auch die Blätter nicht fehlerlos waren.

Geßner lebte vollbeglückt durch ſeine Liebe, durch ſeine Familie, durch ſeine Kunſt, oft beſucht, heiter, unſchuldvoll und gaſtfrei. Eine Tochter Wieland's wurde ſeine Schwiegertochter. Früher, als ſeinem einfach patriarchalen Leben nach zu erwarten war, ſteckte im 58. Lebensjahre ein Schlagfluß ihm das Pilgerziel, ſanft und ohne Schmerz. Seine Mitbürger, die ihn ehrten, zumal er auch eine Stelle im täglichen Rathe Zürichs und ſonſtige Ehrenämter bekleidete, ſetzten ihm ein Denkmal an einer ſchönen Stelle.



Joseph Haydn.

Geb. d. 31. März 1731, geſt. d. 31. Mai 1809.

Der liebenswürdigſte, volksthümlichſte und neben Mozart der zartfühlendſte aller deutſchen Tondichter, der aus dem engen und beſchränkten Lebenskreiſe eines Dorfhandwerkers und aus einer Ueberzahl von Kindern einer und derſelben Familie heraustrat, um eine Bahn voll Ruhm zu wandeln und auf dieſer die Höhe auch der irdiſchen Unſterblichkeit zu erreichen.

Haydn wurde in Rohrau an der Leitha, unfern der ungariſchen Grenze geboren, zeigte früh muſikaliſche Anlage und wurde von einem Verwandten, welcher Schulmeiſter im Städtchen Haimburg war, neben dem gewöhnlichen Unterricht der Knabenſchule auch in der Muſik unterwieſen. Dort fand ihn bei einem Beſuche der Hofcapellmeiſter Reutter aus Wien, welcher Knaben für das Singechor der Stephanskirche ſuchte: er entdeckte Anlage zum ſingen in dem achtjährigen Joſeph Haydn und nahm ihn mit ſich nach Wien. Hier brachte guter muſikaliſcher Unterricht den jungen Sänger bald weiter, Geſang und Inſtrumente wurden fortgeübt, Compoſition auch ſchon, doch ohne Glück verſucht, bis mit dem 16. Jahre Haydn's Stimme brach und er aus dem Singechor entlaſſen werden mußte. Die rauhe Schule des Lebens that ſich ihm jetzt auf: kümmerlich mußte der Arme ſein Leben eine Zeitlang friſten, in untergeordneten Orcheſtern untergeordnete Stellung einnehmen, bei Ständchen mitwirken oder mit andern armen Straßenmuſikanten von Haus zu Haus ziehen. In Joſeph Haydn aber lebte eine Künſtlerſeele, heiteres Gemüth, natürlicher Frohſinn und treuer Eifer — dieß förderte ihn und brachte ihn weiter: theoretiſches Studium Mattheſon's und Fuxens, praktiſches der gediegenen Werke eines Emanuel Bach u. A. hielten ihn feſt auf der betretenen Bahn, die anfangs nicht ohne Dornen war.

Haydn wohnte in dieſer Erſtlingperiode bei einem Theaterfriſeur, Namens Kellner, deſſen beiden Töchtern er Clavierunterricht ertheilte; die jüngere dieſer Schweſtern liebte er zärtlich, aber Härte der Aeltern oder ein Gelübde nöthigten dieſes Mädchen den Schleier zu nehmen, was für Haydn die Quelle einer ſchweren Prüfung wurde, denn ſpäter heirathete er die ungeliebte ältere Schweſter — aus Dankbarkeit, wie man ſagt, und die Ehe blieb ohne Liebe, ohne Kinder, ohne Glück, bis der Tod der Frau ſie ſpät genug, erſt 1800 — löſ'te.

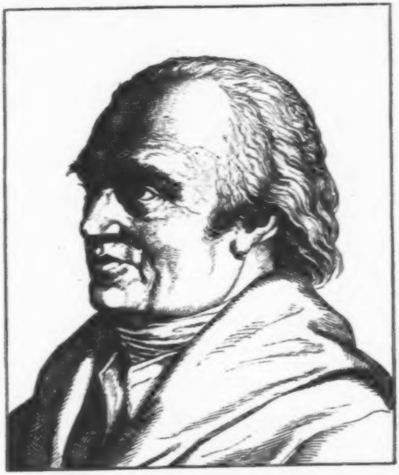
Durch Reutter wurde Haydn dem liebenswürdigen Dichter Metaſtaſio bekannt, der ihn ſeinem Freund, dem berühmten Mäſtro Porpora, dem «Patriarchen der Melodieen», empfahl. Porpora, als Künſtler groß, aber herriſch und bequem, bediente ſich Haydn's, indem er ſich von ihm bedienen ließ, und brauchte ihn bei ſeinen Unterrichtsſtunden junger adeliger Damen zur Clavierbegleitung, die nicht immer ohne wälſche Schimpfreden und harte Worte ablief, gleichwohl war Porpora's Unterricht und Lehrmethode für Haydn bildend und fördernd; auch kam letzterer durch ihn in höhere Kreiſe. Der Meiſter muſicirte öfter bei dem Günſtling der Kaiſerin Maria Thereſia, Prinz Joſeph Hollandinus zu S. Hildburghauſen, k. k. Generalfeldmarſchall, mit Gluck, Wagenſeil und andern Heroen der Tonkunſt, und Haydn mußte accompagniren. In dieſer Periode verſuchte er ſich auch in mancherlei Compoſitionen, welche vielfach Beifall fanden, und ihm neben den Unterrichtsſtunden, die er ſelbſt ertheilte, einigen Unterhalt verſchafften. Eine ſatyriſche Oper: «der krumme Teufel», brachte ihm 24 Dukaten ein, in deren Beſitz er ſich ein Cröſus dünkte.

So gingen in einem halb beſchränkten, halb genialen Künſtlerleben die Jahre hin: auch ein Aemtchen erhielt Haydn, das ihm jährlich 60 Gulden einbrachte, er wurde Vorſpieler bei den barmherzigen Brüdern, und mit 27 Jahren Muſikdirektor des Grafen Morizin mit 200 Gulden Gehalt. Für dieſen ſeinen, Muſik im hohen Grade ſchätzenden Gebieter ſchrieb Haydn ſeine erſte Symphonie in D. Leider führten die zerrütteten Vermögensverhältniſſe des Grafen ſchon nach einem Jahre durch Auflöſung von deſſen Capelle eine Trennung herbei, doch empfahl der Graf ſeinen begabten Schützling dem Fürſten Eſterhazy, der ihn 1760 als Capellmeiſter mit 400 Gulden Gehalt anſtellte. Jetzt entwickelte der Künſtler ſeine großartige Thätigkeit, gründete ſeinen Weltruhm. Sein Gebieter wurde ihm Freund und Wohlthäter, ſtets mußte Haydn ihn begleiten. Die ſchöne Jahreszeit wurde immer zu Eiſenſtadt in Ungarn oder auf dem Stammſitz des Fürſten zugebracht, und Haydn, welcher Kirchen-Concert und Opernmuſik zu leiten hatte, bewegte ſich unbeirrt durch andere voll ſchöpferiſcher Kraft in dem Himmel der Tönewelt. In Fülle entſtrömten ſeinem reichen Genius Meſſen und Cantaten, Oratorien und Concertſtücke, Symphonien und Opern, Trio's und Quartett's.

Dank und verehrende Liebe hielten Haydn durch dreißig Jahre im Dienſt Fürſt Eſterhazy's, bis deſſen 1796 erfolgender Tod dieſes glückliche Verhältniß löſ'te. Jetzt folgte der Künſtler dem wiederholt an ihn ergehenden Ruf des berühmten deutſchen Violinſpielers Salomon nach England, beſuchte dieſes Land von 1790 bis 1792, dann wieder 1794 bis 1796, und fand alle die gerechte Anerkennung, allen Ruhm und alle Ehren, mit denen das freie Volk der Britten bereitwillig auch das ausländiſche Talent feiert und zu würdigen verſteht. Reicher Lohn an Ehre wie an Geld ſtrömte dem deutſchen Tönemeiſter zu, von England aus breitete erſt recht ſein Ruhm über Deutſchland, über Europa die mächtigen Schwingen. In England entſtand die Idee zu Haydn's Schöpfung, welche, in Wien ausgeführt, durch die Welt ging, wie ein Herold ihres Schöpfers; mit ebenſo viel Glück componirte Haydn die Jahreszeiten. Der berühmte van Swieten leiſtete hülfreiche Hand bei den Texten.

Hochgefeiert, gekrönt von Glück und Ehre, und hochbeglückt durch ſich ſelbſt, durch die unſterblichen Leiſtungen ſeiner Kunſt trat Haydn in das höhere Alter. Wenige hatten in der Muſik ſo viel geleiſtet wie er, ſowohl nach Zahl, als nach Gehalt: ein chriſtlich frommer, ein menſchlich edler und ein kindlich reiner Geiſt durchwehte ſeine Werke, der Hauch des künſtleriſchen Genius belebte und adelte ſie. In ſeinem melodiöſen Liede: «Gott erhalte Franz den Kaiſer!» ſchuf Haydn dem Lande Oeſterreich ein Nationallied; die Anzahl ſeiner Compoſitionen beläuft ſich über 1340: alle voll Maaß und Schönheit, voll Einfachheit und Klarheit, voll Anmuth, Innigkeit und Tiefe.

Haydn endete im 78. Lebensjahre nach den zahlreichſten Beweiſen allgemeiner Anerkennung und Verehrung; ſeine Hülle ruht in Eiſenſtadt. Unverwelklich blüht der Kranz ſeines Nachruhms.



Friedrich Wilhelm Herſchel.

Geb. d. 15. Aug. 1738, geſt. d. 25. Aug. 1822.

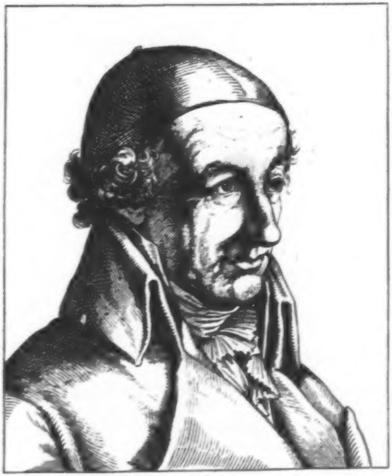
Herſchel war einer der Lichtträger im Morgenrothe aſtronomiſcher Forſchung und Wiſſenſchaft, und ſein Name überſchwebte auf den Flügeln des Ruhmes den Erdkreis. Er wurde zu Hannover geboren, wo ſein Vater als Muſiker wirkſam war. Der ſinnige Knabe fand Gefallen an des Vaters treu geübter Kunſt, lernte Clavier, Violine und Hoboe, neigte ſich aber nicht minder dem Studium der franzöſiſchen Sprache, der Logik, der Mathematik und Phyſik zu, in welchem ihm der Artillerieſecretair Hoffſchlaeger mit dem ſehr unterrichteten Vater gemeinſam unterwies, und begann frühzeitig allerlei Werkzeuge für optiſchen und mathematiſchen Gebrauch ſelbſt, wenn auch nur erſt unvollkommen, zu geſtalten, und ſo reifte er zum wohlgebildeten Jüngling heran, ohne noch für eine beſtimmte Lebensrichtung in Kunſt oder Wiſſenſchaft ſich entſchieden zu haben, als die Bewegungen des ſiebenjährigen Krieges die Sorge der Aeltern mehrten. Da wurde von Wilhelm ein raſcher Entſchluß gefaßt; er trat mit dem Bruder gemeinſchaftlich 1759 in das Hautboiſtencorps eines nach England beſtimmten Regiments. So kam Herſchel nach London: wer hätte in dem Bläſer einer Hoboe auf dem Paradeplatz den Mann ſuchen ſollen und finden wollen, der ſtatt der Tuba des Kriegsgottes einſt den Tubus Urania's beherrſchen werde? Das Schickſal führte Herſchel erſt durch irdiſche Labyrinthe, bevor es ſeinem Blick die ewigen des Firmamentes entriegelte. Der Bruder kehrte bald von London wieder heim; Wilhelm blieb hoffnungsvoll, immer noch im Glauben, die Muſik werde ſein Glück begründen. Er half fleißig Tanzmuſik aufſpielen gegen kargen Lohn, bis ſelbſt deſſen zum Leben zu wenig wurde. Nun verließ er London, bewarb ſich um die Stelle eines Organiſten in Halifax, ward geprüft, beſtand über alle Erwartung, ward nun Organiſt und Muſiklehrer und ſuchte ſich einestheils in Erlernung fremder Sprachen, anderntheils als theoretiſcher Muſiker fortzubilden, wo wieder die Harmonielehre es war, die ſo innig mit der Mathematik verwandt, aufs neue zu dieſer hinlenkte, die Harmonie der irdiſchen Töne zur Harmonie der himmliſchen Sphären, die wieder zur Optik hinwies, ohne deren Beihülfe die Wiſſenſchaft der Aſtronomie nicht denkbar iſt.

Im Jahre 1766 wurde Herſchel Organiſt in Bath, wohin eine beſſere Stelle zog und wo er Muſe fand, die Beſtrebungen zu verfolgen, zu denen die innere Berufung ihn mächtig hindrängte. Herſchel fing jezt an, Gläſer und Hohlſpiegel zu ſchleifen und Teleſcope zu erbauen, wie ſie die Welt noch nicht geſehen. Er begann mit einem Reflector von 5 Fuß Länge nach Newton's Vorſchrift und endete mit dem Rieſenteleſcop, deſſen Länge 40 Fuß maß, und 4000 Pfund ſchwer war. Ein eigenes Thurmgerüſt wurde erbaut, das ungeheure Werkzeug zu tragen und zu lenken. Mit dieſen Werkzeugen erſchloß ſich Herſchel den Einblick in die Welt der Planeten, Sonnen und Nebelſterne, und war ſo glücklich, am 13. März 1781 einen neuen Wandelſtern zu entdecken, den erſten, ſeit die alte Zeit ihre ſieben Planeten durch Jahrtauſende behauptet, aus deren Zahl die ſpätere Forſchung Sonne und Mond geſtrichen und die Erde in ſie eingeſezt hatte. Dem Könige Georg III. von England zu Ehren nannte Herſchel den neuen Stern Georgsgeſtirn, die erfreuten und dankbaren Zeitgenoſſen unter den Sternkundigen aber nannten ihn zu Ehren des Entdeckers: Herſchel. Da aber einmal die Planeten weltgültige mythologiſche Namen haben, Mars als Sohn des Zeus, Jupiter als Sohn des Saturns gekannt war, ſo wurde für den neuen Planeten des leztern mythiſcher Vatername: Uranus — erwählt. Ein Mann, der alles durch ſich ſelbſt auf mühſamſter Bahn eiſerner Studien geworden, fand — was zwei Jahrtauſende den berühmteſten Aſtronomen vorenthalten hatten.

Die königliche Societät ertheilte dem großen aſtronomiſchen Autodidacten ihre goldene Preismedaille und ernannte Herſchel zu ihrem Mitglied; der König aber enthob ihn ſeiner muſikaliſchen Aemter, die neben dem Orgelſpiel in der Kirche auch noch die Muſikmeiſterſtelle beim Theater und anderes einſchloſſen, zog Herſchel an den Hof und ernannte ihn mit einem Gehalt von 1800 Thalern zu ſeinem Privataſtronomen. Später widerfuhr ihm die Ehre von der Univerſität Oxford zum Doctor der Rechte ernannt zu werden. Er ſelbſt hatte ein Landhaus nahe bei Windſor bezogen, das nun ſein Tempel Urania's wurde, dort führte er die in Bath ſchon gefaßten Ideen zum Bau von Rieſenteleſcopen aus, durch deren Hülfe ſich vor ſeinem kundigen Blick die Nebelflecken am Nachthimmel in Einzelwelten auflöſten.

Der glückliche Entdecker des Planeten Uranus forſchte weiter, er entdeckte nach und nach 6 Uranusmonde, 2 neue des Saturn, berechnete die Zeit des Umſchwungs der Saturnringe, beobachtete auf das genaueſte den Mond, erblickte auf ihm neben den hunderten muthmaßlich erloſchener Krater thätige Vulkane, glaubte dieſe mindeſtens zu erblicken, bereicherte die Mondkarten außerordentlich, gab über die Sonne, deren und der Fixſterne Natur und Bau neue überraſchende Aufſchlüſſe und legte alle ſeine gemachten Erfahrungen und Schlüſſe in gründlichen und gediegenen Abhandlungen nieder. Ueber die Sonnenatmosphäre, ihre Strahlen, Sonnenflecken und Sonnenfackeln berichtigte und verbeſſerte Herſchel weſentlich die bisher geherrſcht habenden Anſichten durch geiſtvolle Vermuthungen, die höher zu achten ſind, als bloße Hypotheſen uranophiliſcher Phantaſieleute. Herſchel's Teleſcope waren unübertroffen und die beſten der Welt, und der große Rieſenrefractor war keineswegs, wie hier und da behauptet worden, ein aſtronomiſch-mechaniſches Curioſum, ſondern bei ſeiner ungeheuern Größe und Schwere leicht zu lenken und praktiſch brauchbar, denn durch denſelben wurden von Herſchel die Uranusmonde entdeckt.

Mit ſeiner Schweſter Caroline lebte Herſchel ein nur der Wiſſenſchaft geweihtes ſchönes Stillleben und zeigte ſtets eine liebenswürdige Perſönlichkeit, einen edeln Charakter. Sein Weſen war heiter, offen, munter, beſcheiden und voll Theilnahme, und die zahlreichen Lobes- und Ruhmesſpenden, die ihm zu Theil wurden, machten ihn weder ſtolz noch eitel. Selbſt mit dem Guelphen-Orden ſchmückte ihn 1817 König Wilhelm und ſo ſchloß ſich in reiner Harmonie der Accord ſeines Daſeins, als die Seele des 89jährigen Greiſes zu den Sternen entſchwebte. Auch ſein Sohn John Friedrich William wurde einer der bedeutendſten Mathematiker und Aſtronomen der Gegenwart, und zeigte ſich des großen Vaters ebenbürtig.

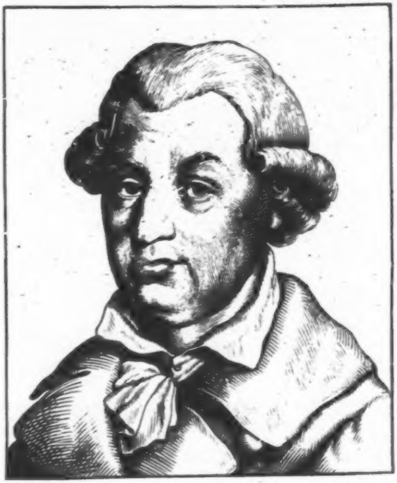


Chriſtoph Martin Wieland.

Geb. d. 5. Sept. 1733, geſt. d. 20. Jan. 1813.

Ein Mann hellſtrahlenden Ruhmes, welcher durch ein langes, reiche Frucht tragendes Leben hindurch mitbaute am Tempel der deutſchen Nationalliteratur und ſich einen unvergänglichen Namen gründete.

Wieland wurde zu Hohheim, nahe der ehemaligen freien Reichsſtadt Biberach geboren; der Vater war Pfarrer des Ortes, wiſſenſchaftlich gebildet und in theologiſcher Beziehung ein Anhänger der frommen Richtung, welcher unter vielen andern Auguſt Hermann Francke, ſein Lehrer, zugethan war und ſie angebahnt hatte; ſpäter wurde der Pfarrer Wieland nach Biberach verſetzt und gab im Vereine mit der trefflichen Mutter dem früh die glücklichſten Anlagen zeigenden Sohne eine ſorgfältige Erziehung. Auch das poetiſche Talent erwachte frühzeitig in dem aufgeweckten Knaben und er verſuchte ſich ſchon als ſolcher in mancherlei Dichtungen, welche Verſuche er in der Erziehungsanſtalt des Abt Steinmetz in Kloſter Bergen an der Elbe bei Magdeburg, wohin die Aeltern ihn in ſeinem vierzehnten Jahre brachten, fortſetzte, dabei die Klaſſiker tüchtig ſtudirte und dieſen mehr Geſchmack abgewann, als der Theologie, für die er doch beſtimmt war und die ſeine junge Seele nur mit Zweifelqualen erfüllte, ihn troſtlos, unglücklich und körperlich krank machte. Er hielt nur ein Jahr in jener Kloſterſchule aus und kam dann nach Erfurt, wo er genas und freier athmete. Nach Vollendung der Vorbereitungsſtudien kehrte Wieland zu ſeinen Aeltern nach Biberach im Sommer 1750 zurück, und dort erblühte ihm zuerſt die Blume der Liebe in der ſüßen und zärtlichen Bekanntſchaft mit einem Fräulein Sophie Gutermann. Dann ging Wieland auf die Hochſchule Tübingen und ſchrieb ſein Buch: «Die Natur der Dinge oder die vollkommenſte Welt», welches im Kreiſe der damals aufſtrebenden jugendlichen Dichtergeiſter, wie Bodmer, Sulzer, Hagedorn, Breitinger und anderer volle Anerkennung fand. Wegen ſchwacher Bruſt gab Wieland das Studium der Theologie auf und wandte ſich zur Jurisprudenz, noch mehr aber zogen den poetiſch hochbegabten Jüngling ſchönwiſſenſchaftliche, philoſophiſche und Sprachſtudien an; er bildete an den Klaſſikern, namentlich an Horaz, ſich einen feinen und geglätteten Styl und gewann ſich von den Griechen das attiſche Salz, wodurch ſpäter ſeine Schriften zur größten Beliebtheit gelangten. Im Jahre 1752 ging Wieland nach Zürich zu Bodmer, deſſen befreundeter Umgang für ihn ebenſo anregend und lehrreich, als läuternd und fördernd war, und wo er im Kreiſe der Schweizerdichter an dem Gegenſtreben dieſes Kreiſes gegen die Gottſchediſche Autorität und Schule einer der wackerſten Mitkämpfer war. Vieles ſchrieb ſpäter Wieland und ließ es erſcheinen, und miſchte in ſeinen Schriften wahrhaft chriſtliche Frömmigkeit mit heidniſcher Weltweisheit, während er in jener Erſtling-Periode ſeines Dichterlebens und Strebens nur chriſtlich orthodox zu erſcheinen ſuchte und dieß auch innerlich war, bis ſein Genius mehr und mehr durch das Studium der Griechen und den Einfluß der Franzoſen eine mehr kosmopolotiſche Richtung gewann und ſein Geiſt ungehemmt und unbefangen auf freieren Schwingen zu den Höhen des Parnaß emporſchwebte. Im Jahre 1754 verließ Wieland Bodmer, gab Unterricht in einigen Familien höheren Standes, wurde mit dem in Zürich ſpielenden Schauſpieler Ackermann bekannt und verſuchte ſich nun auch in ernſten und heitern dramatiſchen Dichtungen, von denen ſeine «Lady Johanna Gray» ſich lange auf den Bühnen behauptete. In dieſer Periode begann Wieland ſein Heldengedicht «Cyrus» und ſchrieb die Epiſode «Araspes und Panthea.» Endlich führte das Geſchick den Dichter aus der Sphäre der Kunſt und des Poeſiehimmels wieder zurück in die Heimath, wo das unvermeidliche Philiſterium in Geſtalt eines Canzleiverweſer-Amtes ihn in die Arme ſchloß und an die Scholle bannte. Dieß geſchah 1760, und Wieland wäre der Poeſie verloren gegangen, wenn nicht der Reichthum ſeines Geiſtes ſo groß geweſen wäre, dem Amte zu genügen und dennoch den Muſen treu zu bleiben. Er wurde der erſte Ueberſetzer des Shakespeare, er führte den großen Britten in Deutſchland ein, und in dem die Gunſt des Glückes den Dichter in einen Kreis edler und liebenswürdiger Menſchen führte, in welchem er die an den kurmainziſchen Hofrath la Roche verheirathete Jugendgeliebte wiederfand, einen Kreis, welchen Graf Stadion belebte und in dem ſich Wieland völlig heimiſch fühlte, erreichte letzterer die Stellung eines feingebildeten Weltmannes, der in geſellſchaftlicher Beziehung, wie in äſthetiſcher und geiſtiger die Welt nahm wie ſie war, und das echt natürliche und naturgemäße dem angekünſtelten und rein ideellen vorzog, welche Richtung ſeine Schriften jener zweiten Epoche ſeines Dichterlebens wiederſpiegeln, vor allem ſein «Agathon», das lange bewunderte Lieblingsbuch der gebildeten Frauenwelt. Zahlreiche Schriften folgten dem Agathon, in allen wehte helleniſcher Geiſt, geläuterter Geſchmack, und alles grobſinnliche und gemeine war ihnen fern. Im Jahr 1765 ſchloß Wieland ein Ehebündniß mit einer liebenswürdigen Augsburgerin und nahm 1770 einen Ruf als Profeſſor der Philoſophie und zugleich als Regierungsrath zu Erfurt an. Wieland hätte vielleicht recht lange das ſeine gethan, die Univerſität zu heben, allein er wurde verketzert; den Orthodoxen war er viel zu heidniſch, ſie nahmen Geiſt und Form ſeiner Schriften für Glaubensbekenntniſſe. Wieland bekämpfte ſeine Gegner nur mit heitern Dichtungen, vertiefte ſich in die Philoſophie und ſchrieb mit großem Freimuth gegen die geſellſchaftlichen Gebrechen der Hofüppigkeit, der Unterdrückung, des Pfaffenſtolzes und der Rechtsverdrehung. Der Coadjutor von Dalberg empfahl Wieland der Herzogin Anna Amalia zu S. Weimar, und ſie berief den berühmten Mann gern als Erzieher ihrer beiden Söhne Carl Auguſt und Conſtantin mit einem Gehalt von 1000 Thalern und dem Hofrathtitel nach Weimar, wohin nicht minder gern und freudig Wieland folgte. Dort lebte, wirkte und dichtete er nun nach vollendeter Erziehung des Prinzen in glücklicher Lage und ſtand als ſtrahlendes Geſtirn am Kunſthimmel des Ilmathen, um das ſich allmählig andere Sterne reihten. Höchſt bedeutend war Wieland's ſchöpferiſche Thätigkeit; die Titel ſeiner zahlreichen Schriften allein füllen Seiten. Sein «Oberon», 1780 erſchienen, wurde Lieblingsgedicht der deutſchen Nation. Sein deutſcher Merkur einte lange Zeit die beſten Dichterkräfte derſelben; ſein attiſches Muſeum wirkte belebend auf klaſſiſche Studien ein. Wieland's Leben war vollbeglückt, ſein Ehebund reich mit Kindern geſegnet; die Kinder ſeines Geiſtes, ſeine Werke, ſah er in Geſammt- und Prachtausgaben vor ſich, die ihm den Ankauf des Gutes Osmannſtädt bei Weimar ermöglichten. Dort lebte er, von Liebe und Freundſchaft auf den Händen getragen, verehrt und geprieſen in ein frohes und ſchönes Alter ſich hinein, und blieb er auch nicht ganz kummerfrei, denn welchem Sterblichen wäre das vergönnt? — der Tod entriß ihm die hohe fürſtliche Gönnerin, entriß ihm theure Kinder, nahm ihm die geliebte Gattin nach 35jähriger Ehe von der Seite und nicht minder die Freundin Sophie La Roche, die ihr Aſyl in ſeinem Osmantium gefunden, — ſo blieb ſein Geiſt doch bis an ſein Ende ſchaffend regſam und ſein Blick in alle Zeiten und Zeitverhältniſſe klar und ungetrübt, bis er im achtzigſten Lebensjahre aus dieſer Sterblichkeit zur Unſterblichkeit einging.



Johann Carl August Muſäus.

Geb. 1735, geſt. d. 28. Oct. 1787.

Muſäus war eine gemüthliche Dichternatur, voll Humor und Laune, voll Witz und Liebenswürdigkeit, ſelbſt Satyriker — aber ohne zu verwunden, und wurde der Liebling vieler, obſchon er nur als beſcheidener Stern neben den Sternen erſter Größe an Weimars Poetenhimmel glänzte.

Muſäus wurde in Jena geboren, wo ſein Vater Landrichter war, jedoch ſpäter als Rath und Amtmann nach Eiſenach verſetzt wurde. Den Sohn nahm ein Verwandter, Superintendent Weißenborn in Allſtädt, zu ſich, und das Geſchick fügte es, daß auch letzterer als Generalſuperintendent nach Eiſenach berufen wurde, wo nun der Knabe vom 9. bis zum 19. Jahre blieb und eine gute Erziebung empfing. Dann ging der Jüngling nach Jena, ſtudirte Theologie, erwarb deren Magiſtergrad und wurde Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, worauf er, als etwas (in jener Zeit) bedeutendes, großen Werth legte, denn auf Stammbuchblättern, die er in jener Lebensperiode mit einer ſchrecklich verſchnörkelten ſteifen Kanzleihand mehr malte, als ſchrieb, unterließ er nie, zu bemerken: **D. G. G. M. und der teutſchen Geſellſchaft daſ. ordentl. Mitglied.**

Nach vollendeten Univerſitätsſtudien wurde nun Muſäus wohlbetrauter Candidatus rev. Ministerii, nach dem Wortlaut des Zopfſtyls, predigte auf Dörfern mit Beifall und wäre beinahe Pfarrer geworden, wenn er nicht einmal vom Weltgelüſt ſich hätte verleiten laſſen, in Fiſchbach oder einem andern Dorfe — zu tanzen. Solchen Pfarrer wollten die Bauern, zu deren Seelſorger Muſäus beſtimmt war, nicht, und es war auch kein Amtmann der Gellert'ſchen Fabel da, der ſie mit einleuchtenden Worten eines beſſeren hätte belehren können.

Muſäus wurde nun nicht Pfarrer, ſondern Schriftſteller. Es war gerade die Zeit, wo Richardſon mit ſeinem «Grandiſon» der Leſewelt die Köpfe verrückte, was ſtets von Zeit zu Zeit dem glücklichen Griff und Wurf irgend eines oder des andern Dichters zu gelingen pflegt, ohne daß gerade das in Rede ſtehende Werk ein ausgezeichnetes zu ſein braucht — und Muſäus parodirte den Grandiſon höchſt glücklich durch ſeinen Grandiſon den zweiten, d. h. glücklich für ſeine Zeit, denn jetzt dürfte es kaum noch einen Leſer geben, der nach Grandiſon I. oder II. irgend ein Verlangen trüge.

Muſäus wurde zum Pagenhofmeiſter in Weimar ernannt, ein Poſten, dem er ganz gut vorſtehen konnte, und erhielt ſpäter auch eine Profeſſur am Weimarſchen Gymnaſium, ertheilte Privatunterricht, nahm Koſtgänger in das Haus und führte ſo ganz das Leben eines Staatsdieners, der zum ſterben zu viel und zum leben zu wenig Einnahme hat, das Leben von tauſenden wackeren, für höheres und beſſeres berufenen Lehrern, die «das beſte, was ſie wiſſen können» — nach Goethe's Ausſpruch: «den Jungen doch nicht ſagen» dürfen.

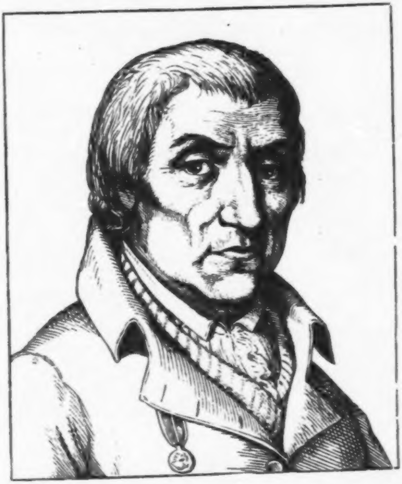
Zu ſeinem Glück aber war Muſäus eine zufriedene, glücklich begabte Natur, beſcheiden und genügſam, und ließ ſich auch durch die ihm ſpäter im reichen Maaß zu Theil werdende Anerkennung nicht ſchwindlich machen. Mit der jovialſten Laune griff er wieder zur literariſchen Geiſel und perſiflirte in ſeinen «phyſiognomiſchen Reiſen» die herrſchende Zeitthorheit, die in ſich zwar philoſophiſch wiſſenſchaftliche Begründung habende, aber doch aller Narrheit Spielraum gebende Phyſiognomik, Lavater's Schooßkind.

Ungleich bedeutſamer trat einige Zeit darauf Muſäus mit ſeinen «Volksmärchen der Deutſchen» hervor, durch die er einer in Deutſchland faſt noch neuen Novellenform Bahn brach, welche häufigſte Nachahmung fand, letztere durch den Beifall geweckt, der der erſteren zu Theil ward. Es mußten Jahrzehnte, ja ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe viele ſich von der Idee loszureißen vermochten, Muſäus habe wirklich Volks-Märchen erzählt. Er nahm einen Märchen- oder Sagenſtoff, den er ſich wohl von alten Weibern oder Soldaten mittheilen ließ, ſchmückte ihn mit Phantaſie und Laune, ſpann ihn ins Weite und Breite, und das gefiel, das galt dem Geſchmack der meiſten ſeiner Zeitgenoſſen wirklich für Märe und Sage; ja er nahm auch das Wort Legende dazu und gebrauchte dieß im allerfalſcheſten Sinne, verwirrte damit die Begriffe und regte das Heer der Nachahmer an, es ihm nachzuthun. Alle dieſe Mißgriffe benehmen aber keineswegs den Dichtungen des jovialen Mannes ihren Werth, letztere behalten immerhin ihre Geltung, und es würde gewagt ſein, ihnen ihre Berechtigung abzuſprechen. Muſäus weckte doch den Sinn für die Volkspoeſie, für Mär' und Sage wieder in der Leſewelt, und das iſt kein geringes Verdienſt.

Muſäus, der zwar in Weimar wohnend, aber auf dem dicht über der Stadt vor dem Kegelthore ſich erhebenden Hügel, die Altenburg genannt, ſich ein ländliches Gartenaſyl gegründet hatte, fühlte ſich gedrungen, fort und fort zu ſchreiben; ſo entſtand neben der Theilnahme an der gothaiſchen Gelehrten Zeitung und der allgemeinen deutſchen Bibliothek noch das Buch: «Freund Hein's Erſcheinungen in Holbein's Manier (mit Bildern) von J. R. Schellenberg» — ein Buch, das, in die Todentanzliteratur einſchlagend, freie Phantaſien über Todes-Ueberraſchungen enthält, die mehr mit Laune gewürzt, als von Tiefe durchdrungen ſind — ferner ein Bändchen «Straußfedern», von andern ſpäter fortgeſetzt — Moraliſche Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder nach Monget's Hochets moraux, die Muſäus aber auch nicht ganz vollendete, vielmehr vollendete er ſelbſt an einem Herzpolypen ſchon im 52. Lebensjahre, ſanft und harmlos, wie er gelebt hatte.

Auguſt von Kotzebue, Muſäus dankbarer Schüler und ſpäterer Freund, übernahm es, die nachgelaſſenen Papiere des Verſtorbenen zu ordnen und was davon tauglich erſchien, herauszugeben, indem er zugleich eine freundlich anerkennende Charakteriſtik voranſtellte, und es bot auch dieſe Sammlung manches unterhaltende und neue, vor allem auch eine ſchöne, dem Andenken des Verewigten gewidmete Rede Herder's. Vielfach wurde in Schriften der Zeitgenoſſen anerkennend und wohlwollend der Verdienſte und Gaben des Dichters gedacht, und noch mehr des Menſchen, denn trotzdem, daß er Humoriſt und Satyriker war, daß er oft gegen die Gebrechlichkeiten und Schwächen der Geſellſchaft die Geiſel des Spottes ſchwang, wollte niemand ihm, dem Wohlwollenden, übel. Er war ſtets heiter, gemüthvoll, dienſtfertig, beſcheiden, faſt überhöflich, zufrieden mit ſeiner Stellung, die ihm allen Luxus verſagte, immer voll Hoffnung auf die beſſere Zukunft, die ihm auf Erden freilich nicht kam. Lachend ſagte Muſäus die Wahrheit, und ſo that er ſeinen Zeitgenoſſen genug.

Die Volksmärchen erlebten mehrere Auflagen, eine derſelben gab 1806 Wieland heraus, die jüngſte derſelben Jacobi, mit anmuthigen Küpferchen von Hoſemann: dann giebt es auch eine noch ſpätere illuſtrirte Ausgabe. Dieſelben werden als Unterhaltungsbuch ſtets noch ein Publikum finden, nur muß man, wie oben geſagt, ſie nicht für eine Sagen- oder Märchenquellenſchrift nehmen, und ſonach widerlegt ſich von ſelbſt der irgendwo zu leſende Vorwurf einſeitiger Kritik, daß Muſäus zu den Schriftſtellern gehört habe, die nur für ihr Jahrzehent arbeiten, wenn auch ſeine Schreibweiſe nicht mehr ſo anſpricht, wie früher, da Anſchauungen, Verhältniſſe, Geiſtesbildung und Geiſtesrichtung auf andere Stufen getreten ſind, als zu ſeiner noch gemüthlichen und völlig harmloſen Zeit.



Joachim Christian Nettelbeck.

Geb. d. 20. September 1738, geſt. d. 19. Januar 1824.

Ein deutſcher Mann von ächtem Schrot und Korn, hervorgegangen aus dem Volke und ein Mann des Volkes in jenem ſchönen und edlem Sinne, der das Volk als den Kern der Nation nimmt, nicht als die begriffloſe Maſſe; aus dem Volke, das aus ehrenhaften Bürgern, nicht aus entſittlichtem Plebs beſteht. Nettelbeck's Geburtsort war Colberg, und dieſe oſtpreußiſche Stadt wurde ihm, nachdem er ein vielbewegtes Abenteurerleben in ſeinen Jugendjahren geführt, das er ſelbſt ausführlich und mit vieler Ehrlichkeit und Heiterkeit in einer Selbſtbiographie geſchildert hat — zum Hafen wie zum Schauplatz der ehrenhafteſten Thätigkeit.

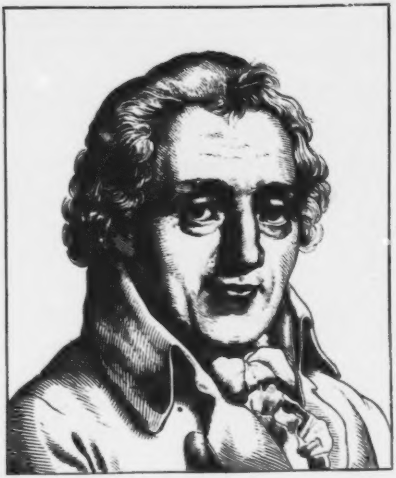
Bis zum reiferen Mannesalter, bis in ſein 45ſtes Lebensjahr ward Nettelbeck umgetrieben, mannichfache Fahrten beſtehend zu Land und zu Waſſer. Seemann mit Vorliebe, hatte er in früher Jugend den beſchwerlichen Dienſt eines ſolchen gelernt, hatte den Stürmen und den Wellen muthig geſtanden und dem Tod offen in das grauenvolle Antlitz geblickt. Glück und Leid, Luſt und Noth fanden ihn ſtets wacker und unerſchrocken auf ſeinem Poſten, mochte er in den Meeren ſchiffen, die Europa umfluten, oder im glühenden Brand der Sonne des Wendekreiſes die Küſten Afrikas umfahren Endlich aber lockte doch die Zauberſtimme der Heimath allzu unwiderſtehlich und es zog ihn, wie den ruheloſen Segler Odyſſeus zur Heimath, nach Colberg zurück. Dort ergriff Nettelbeck, der unmöglich müſſig ſein konnte und wollte, den Erwerbszweig eines Deſtillateurs und zeigte ſeinen geraden Sinn und ſeine Rechtſchaffenheit den Mitbürgern ſo unverhüllt, daß ihm von allen Seiten unbegrenztes Vertrauen entgegenkam. Er wurde zum Vertreter der Bürgerſchaft und zum Rathsherrn ernannt, und wirkte auch in dieſen Ehrenämtern treu und einſichtsvoll, bis ihm Gelegenheit wurde, ſeinen Patriotismus noch glänzender zu bewähren.

Im Jahre 1807 wurde Colberg von den Franzoſen belagert, deren ſiegreichen Waffen damals eine preußiſche Feſtung nach der andern ſich erſchließen mußte. Nicht ſo Colberg, Nettelbeck hielt es. Der Feſtungscommandant Lucadou zagte, ſprach von Uebergabe, Nettelbeck verhinderte dieſe, wandte ſich ſelbſt an den König, Lucadou wurde abberufen und der Graf von

Gneiſenau an ſeine Stelle beordert. Gneiſenau und Nettelbeck, der Graf und der Bürger ein Dioskurenpaar des ewigen Nachruhms! Vereint retteten ſie Colberg, erhielten Stadt und Feſtung ihrem Könige.

Nettelbeck, kein Jüngling mehr, ſondern bereits ein Greis von faſt 70 Jahren, durch deſſen Adern aber noch Jünglingsfeuer fluthete, ſtand als Bürgeradjutant dem tapfern Commandanten zur Seite, thätig und hülfreich nach jeder Richtung hin: da Zagende ermuthigend, dort Weinende tröſtend, die Kämpfer befeuernd, die Bürger zur Ausdauer und Hoffnung ermahnend. Bald war er auf den Kriegsſchiffen, ſie geſchickt in den Hafen bugſirend, bald bei den Ausfällen, bald beim Löſchen der Brände, die des Feindes Bomben in der ſchwer bedrängten Stadt entzündet, überall der alte Nettelbeck — wie ein hülfreicher Klabautermann der nordiſchen Küſtenjagen. Gut und Blut opferte er freudig hin: wenn die Nahrungsmittel ausgingen, Nettelbeck ſchaffte neue, und wenn den Bürgern der Muth ſank, wenn ſie unzufrieden mit der langen entſetzlichen Qual einer mit der größten Hartnäckigkeit fortgeſetzten Belagerung murrten und zur Uebergabe drängen wollten, da war es immer wieder der alte Nettelbeck, der das Murren zu ſtillen wußte. Faſt aber frommte kein Hoffen mehr, als die Feſtung ſelbſt in Brand geſchoſſen wurde, und je höher die Flammen ſtiegen, der Muth um ſo tiefer ſank, dennoch — immer noch keine Uebergabe. Da ſchlug endlich die Stunde der Erlöſung — der Friede zu Tilſit wurde geſchloſſen, die Waffen ruhten.

Ehre und Anerkennung blieben für den wackern Nettelbeck nicht aus; er empfing zwar keinen Ritterorden, aber doch eine goldene Verdienſtmedaille und durfte die Uniform eines königlichen Flotten-Admirals tragen; auch wurde ihm, doch erſt von 1817 an — da ſein, ohnehin zum größten Theil dem Vaterlande geopfertes Vermögen ſchwand, ein Gnadengehalt von jährlich 200 — ſchreibe nur zweihundert Thaler, zu Theil. Königshand und -Huld hätte wol noch eine Null anſetzen dürfen, denn Nettelbeck hatte mehr gethan, als mancher Geheimerath in Berlin. Nettelbeck ſtarb im 86. Lebensjahre und ſein Andenken lebt noch heute in dankbarer Erinnerung ſeiner Vaterſtadt und des deutſchen Volkes.



Moritz August von Thümmel.

Geb. d. 27. Mai 1738, geſt. d. 26. Oct. 1817.

Gellert's gefeiertſter Schüler, Epigrammatiker, heiter geſchmackvoller Schriftſteller in Proſa, eine Wieland'ſche Natur, in der ſich Humor und Laune, Schalkhaftigkeit und Witz, Satyre und Gemüthstiefe auf das glücklichſte paarten, und — was Dichtern ſelten widerfährt — ein auch ſogar für die Induſtriellen anziehender Mann — Erfinder der Märbelmühlen. —

Thümmel wurde zu Schönefeld bei Leipzig auf dem am Eingang des Dorfes linker Hand liegenden Rittergute geboren, das ſein Vater, Landkammerrath von Thümmel, als Stammgut beſaß, aber nach großen Verluſten durch Plünderung verkaufen mußte, als der Sohn erſt 7 Jahre zählte. Dieſer kam 1734 auf die Kloſterſchule zu Roßleben, und bezog während des 7jährigen Krieges die Leipziger Hochſchule, welcher noch Gottſched als Rektor magnificus vorſtand. Dort wurde ihm Gellert Lehrer und Freund, und all' jene liebenswürdigen Poeten, die in Leipzig einen ſchönen und anregenden Kreis bildeten, Weiße und Rabener, Kleiſt, Ramler und andere, wurden nicht minder ſeine Freunde. Thümmel war eine liebenswürdige Perſönlichkeit, voll Geſchmack, Weltton, ganz geeignet für den Hofdienſt, in welchen er nach vollendeten Studien beim Erbprinzen und nachherigen Herzog Ernſt Friedrich zu Sachſen-Coburg als Kammerjunker trat. In dieſer Zeit ſchrieb Thümmel ſein proſaiſch komiſches Heldengedicht »Wilhelmine«, und zwar innerhalb 14 Tagen, welches vielen Beifall fand, in mehrere Sprachen überſetzt wurde und dem Verfaſſer ſchnell Ruf und Anerkennung verſchaffte.

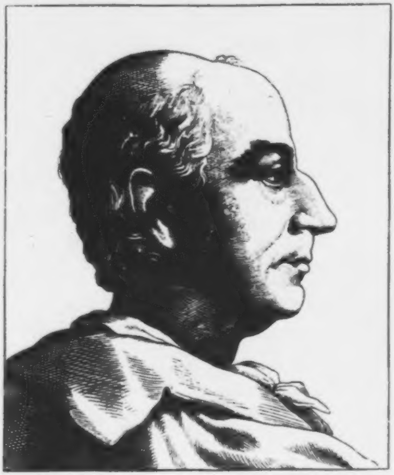
Als der Erbprinz zu Sachſen-Coburg an die Regierung kam, ernannte er v. Thümmel zum geheimen Hofrath und Hofmeiſter, und 1768 zum wirklichen geheimen Rath und Miniſter. Als ſolcher legte Thümmel bei dem Kammergute Oeslau die erſte Märbelmühle an, und gründete damit, indem bald mehrere ſolcher Mühlen entſtanden, für den ſüdlichen Abhang des Thüringer Waldes einen neuen Erwerbszweig, indem die auf dieſen Mühlen bereiteten kleinen Kalkſteinkugeln, welche die verſchiedenartigſten Namen haben, als Märbel, Märmel, Schüſſer, Stenner, Euterlei ꝛc. zu Millionen nach Holland, Amerika und Indien gingen und noch gehen. Dieſelben werden von der Größe eines Glaſerohrkügelchens bis zu der einer Kartätſchenkugel gefertigt, und ſollen, wie man ſagt, zur See ſtatt der bleiernen Flintenkugeln gebraucht werden, weil das Waſſer das Blei anziehe; nächſtdem ſind ſie ein durch alle Zonen verbreitetes Kinderſpielzeug.

Durch eine Vermählung mit der Wittwe ſeines Bruders ſowohl, als durch den Umſtand, daß ein alter Freund von Leipzig her, ein Juriſt Namens Balz, Thümmel zu ſeinem Univerſalerben mit 24,000 Thalern ernannte, gelangte letzterer zu einem anſehnlichen Vermögen, welches ſich ſogar auf Zuckerplantagen in Surinam ausdehnte, und ihm ein ſehr angenehmes Leben verſchaffte. Er vermochte ſich lange den Muſen als ein reiner Prieſter zu weihen, die täglich neue Sorge für den Unterhalt einer Familie ſetzte ſich nicht mit an ſeinen Schreibtiſch, ging nicht mit ihm zur Ruhe, erwachte nicht mit ihm. Thümmel war lange Zeit ein glücklicher Dichter, und dieſes Glück vermochte nur der Tod ſeiner geliebten Gattin, minder der eines Theiles ſeines Vermögens zu trüben, den er in Folge des Krieges zwiſchen England und Frankreich, welcher ſeine amerikaniſchen Beſitzungen mit betraf, erlitt, denn Thümmel achtete das Geld nicht, und hatte von der Natur nicht die Gaben eines Sparers empfangen.

Thümmel's bedeutendſtes Werk war ſeine «Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786», welches nach und nach von 1791 bis 1805 in zehn Theilen erſchien und viel geleſen wurde; ein glücklicher Humor, harmoniſche Stimmung, heitere Laune bis zur Jovialität und ächt deutſche Gemüthlichkeit zeichneten vor allen Thümmel's Reiſen aus, ſo daß man ihn mit dem Briten Laurenz Sterne verglich, dem er mindeſtens nicht nachſteht, wenn er ihn nicht vielleicht übertrifft. Und dieſes beliebte Buch ſchrieb Thümmel in ſeinem 67. Lebensjahre aus Erinnerungen nieder, den Beweis liefernd, daß es nicht immer der Jugendjahre, ſondern nur der geiſtigen, im Innern treu bewahrten Jugendfriſche bedarf, um Werke von dauernder Geltung hervorzubringen. Von geringerem Gehalt war das zweite Werk Thümmel's, welches auf «Wilhelmine» folgte: «Die Inoculation der Liebe»; außerdem ſchrieb er noch die Oper «Zemire und Azor» und lieferte verſchiedene Aufſätze und Gedichte in zerſtreute Almanache u. dgl.

Wie weit zu Thümmel's Zeiten die buchhändleriſche Speculation, um nicht Frechheit zu ſagen, ging, davon liefert ein zu Frankfurt und Leipzig 1792 erſchienenes Buch einen ſchlagenden Beweis. Es führte den Titel: Kleine poetiſche Schriften von Moritz Auguſt von Thümmel, ohne daß der Dichter ein Wort davon wußte, und enthielt in allem 33 Gedichte, zum Theil zwar von Thümmel, zum größern Theil aber von andern guten und ſchlechten Dichtern zuſammengerafft. Da in Deutſchland nichts, was irgend Beifall fand, erſcheinen konnte, ohne in Oeſterreich nachgedruckt zu werden, ſo erſchien 1805 in Wien bei J. V. Degen ein Nachdruck dieſes Machwerks auf Velinpapier. Thümmel erhielt 1 Exemplar, ſchrieb den Titel auf ein Blatt und dazu: «Schön gedruckt aber mit vielen mir falſch zugeſchriebenen Gedichten vermiſcht», und durchſtrich mit eigener Hand die nicht von ihm herrührenden Gedichte, darunter auch ein Epigramm von Käſtner; es blieben blos funfzehn wirklich von Thümmel herrührende Gedichte in der ganzen Sammlung übrig.

Thümmel verſchönte auch ſein ſpäteres Leben noch durch manche Reiſe, welche ihm die liebe und angenehme Bekanntſchaft mit ausgezeichneten Männern verſchaffte, wechſelte, als er in Coburg ſich in dem Landescollegium, deſſen Beiſitzer er doch war, verletzt ſah, den Aufenthalt in Coburg mit Gotha, in deſſen Nähe er das Gut Sonneborn beſaß, wo er trefflich eingerichtet war, und hatte, einmal verſtimmt, nicht übel Luſt, in Rußland Dienſte zu ſuchen und zu nehmen; ſeine trefflichen Freunde Weiße und Garve brachten ihn jedoch von dieſer Idee ab, und ſo erlebte er, ein heiterer Lebensphiloſoph, hohe Greiſenjahre. Sein Alter blieb nicht ohne ſchwere Prüfungen; ein unglücklicher Fall im Jahre 1811 verletzte ihn hart; 1814 ſtarb ſein älteſter Sohn, Oberſter der Sächſiſchen Cüraſſier-Garde an einer bei Courtrai empfangenen Wunde — auch dieſe Prüfungen beſtand Thümmel mit Würde. Er ſtarb in Folge allzuregen Antheils an lebhaften Hoffeſten bei der Vermählung des Herzogs Ernſt zu Sachſen-Coburg mit Prinzeſſin Luiſe zu Sachſen-Gotha im 79. Jahre — unter heitern und angenehmen Phantaſien.



Johann Heinrich Jung, Stilling.

Geb. d. 12. Sept. 1740, geſt. d. 2. April 1817.

Ein Mann voll tieſen innerlichen Charakters, großer Vielſeitigkeit des Wiſſens, und eigenthümlicher Geiſtesrichtung, welcher lange Zeit das denkende und fühlende leſende Publikum durch ſeine Schriften anregend und erbaulich beſchäftigte.

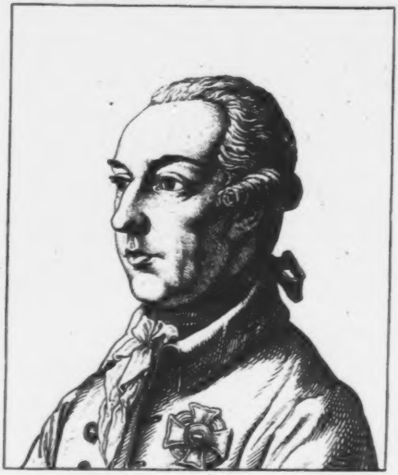
Johann Heinrich Jung wurde zu Grund im Herzogthum Naſſau geboren, und zwar von armen Aeltern, ſo daß ihm in den erſten Jugendjahren kaum eine andere Berufswahl nahe lag, als die, Köhler zu werden, Meiler zu bauen und zu ſchüren; indeß ward er auf andere Bahn gelenkt; er wurde ein Schneider. Wohl hätte das friedliche Stillleben dieſes Handwerks ſeiner Neigung zu beſchaulichem denken entſprechen können, aber der Geiſt in ihm arbeitete denn doch zu mächtig, und es drängte ihn zu dem Berufe eines Lehrers hin, und durch Selbſtſtudium einestheils, anderntheils durch ſein ſittſames und freundliches Weſen, erlangte er ſo viele Kenntniß und ſo viele Gunſt bemittelter, daß ihm einige Hauslehrerſtellen anvertraut wurden. Von dem Erwerb für den Unterricht, den Jung ertheilte, und den er ſorgſam ſparte, hoffte er ſtudiren zu können und bezog die Univerſität Straßburg, wo er ſich ſchon Stilling nannte, und der Arzneiwiſſenſchaft ſich widmete. Dort lernte er Herder und Goethe kennen, welcher letztere in der Schilderung des eigenen anziehenden und bewegten Lebens mit Vorliebe einen Augenblick bei Stilling verweilt, und auf das gegenſeitige Verhältniß einen Strahl ſeiner klaren Anſchauung fallen läßt, indem er ſagt: „Daß übrigens Herder's Anziehungskraft ſich ſo gut auf andere als auf mich wirkſam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß ſie ſich beſonders auf Jung, genannt Stilling, erſtreckt habe. Das treue redliche Streben dieſes Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug ſich Herder nachſichtiger gegen ihn, als gegen uns andere, denn ſeine Gegenwirkung ſchien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geſchah, im Verhältniß zu ſtehen. Jung's Umſchränktheit war von ſo viel gutem Willen, ſein Vordringen von ſo viel Sanftheit und Ernſt begleitet, daß ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſein und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen, noch zum Beſten haben konnte. Auch war Jung durch Herder dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinen Thun geſtärkt und gefördert fühlte, ja ſeine Neigung gegen mich ſchien in eben dieſem Maaße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Geſellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechſelſeitig die freundlichſten Dienſte.»

Dieß Urtheil reinen Wohlwollens verdiente und bewährte Jung Stilling durch ſein ganzes Leben, als praktiſcher Arzt, wie als belehrender philoſophiſcher und ſchöngeiſtiger Schriftſteller. Die Richtung von Jung Stilling's Geiſt war jene ſanfte, milde Religioſität, die ſich innig in die Heilslehren des Chriſtenthums verſenkt, aus ihnen Troſt des Gemüthes, Frieden der Seele und gläubige Hoffnung ſchöpft, und förmlich im ſchroffen Gegenſatz ſteht zu der modernen Philoſophie, die nur das werthe Ich in ſelbſtvergötterndem Dünkel an die Stelle Gottes ſetzt und ſetzen lehrt. Daher freilich auch bei Jung die Hinneigung zu etwas allzuſehr pietiſtiſch-frömmelnder Schreibweiſe in mehreren ſeiner Schriften.

Jung Stilling ließ ſich in Elberfeld nieder, praktizirte dort als Arzt, beſonders als Augenarzt, mit großem Glück und Ruhm, und ſoll über 2000 Blinden das Geſicht wieder gegeben haben. In dieſe Zeit fällt ſein beliebtes Buch «Theobald oder der Schwärmer», auch ſchilderte er bereits 1777 ſeine «Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft», in drei Theilen. Eigenthümlich abirrend von dem zuerſt erwählten Berufskreis und jener Richtung reinen äſthetiſchen Schaffens, lenkte Jung ſeine Thätigkeit auch andern Lehrgebieten zu. Er wurde Cameraliſt, lehrte als ſolcher zu Lautern, wurde 1787 Profeſſor der Cameralwiſſenſchaft zu Marburg, und ſiedelte von dort in gleicher Eigenſchaft 1805 nach Heidelberg über. Nun ſchrieb er Lehrbücher über Forſtwiſſenſchaft, Fabrikweſen, Handlungskunde, Finanzwiſſenſchaft und ſelbſt eine kleine Naturgeſchichte für Frauenzimmer. Dennoch ärntete er auch auf dem philoſophiſch-äſthetiſchen Gebiete noch manche Lorbeeren; unter mehreren romantiſchen Schriften mit pietiſtiſchem Anhauch ſeien nur genannt: Geſchichte Florentin's von Fahlendorn, 3 Bde., 1779; Leben der Theodore von Linden, 2 Bde., 1783; Das Heimweh, 1794, 5 Bde.; außer dieſem gab er noch mehrere chriſtlich aſketiſche Schriften heraus und wagte ſich endlich auch in das überſinnliche und dem Menſchenblicke tief und ewig verhüllte Gebiet der Geiſterkunde, und zwar gab er gleich eine förmliche «Theorie» derſelben und behandelte dieſelbe noch in mehreren Einzelſchriften, nicht ohne Theilnahme in gewiſſen Kreiſen der Leſewelt, weil Hang und Zug zum geheimen und überſinnlichen mehr oder minder ſtark in jedes einzelnen Neigung liegen. Doch bebaute Jung dieſes Feld mit nicht mehr und nicht minderem Glück, als alle die Geiſtergläubigen nach Jung Stilling bis auf die allerneueſten Klopfgeiſterlehrer, welche allen Ernſtes uns anſinnen, zu glauben, daß die Geiſter von vor Jahrhunderten Verſtorbenen ſich in hölzernes Gerümpel, alte Tiſche und dergleichen gebannt fänden, um neugierdevoller Spielerei der Jetztzeit zu läppiſchen Orakeln zu dienen. Das wäre eine Unſterblichkeit! —

Endlich war Jung Stilling auch gemüthvoller lyriſcher Dichter, und ſein Freund C. W. Schwarz, welcher als Nachtrag zu des erſteren Leben auch deſſen Alter ſchildert, gab 1821 Jung's Gedichte nach deſſen Tode heraus.

Jung Stilling beſchloß ſein ziemlich bewegtes und fleißiges Leben als Geheimer Hofrath und Profeſſor der Staatswirthſchaft zu Karlsruhe, wohin er ſich von Heidelberg aus gewendet hatte, in jener Friedensſtille, die er liebte und die ſeinem Weſen und Charakter eigen war.



Joseph II., deutſcher Kaiſer.

Geb. v. 13. März 1741, geſt. 20. Februar 1790.

Der reinſte, glänzendſte Stern am Himmel der ruhmreichen Geſchichte Oeſterreichs, Kaiſer Franz I. und Maria Thereſias Sohn und Liebling, ſpäter der Stolz und die Bewunderung der ganzen deutſchen Nation. Die Erziehung Joſeph's leiteten tüchtige Männer, ausgezeichnet zum Theil durch Wiſſenſchaft, zum Theil durch Feldherrengaben und Kriegsruhm. Fürſt Karl Batthyani als Oberſthofmeiſter, Staatsſecretair Joh. Chriſt. von Bartenſtein, die Jeſuitenväter Franz und Porchhammer u. a. Doch fühlte nicht minder des ſtrebenden Jünglings friſcher Geiſt den Druck der oft allzueng gezogenen Bande, wie Preußens großer Friedrich ſie gefühlt, der des künftigen Kaiſers leuchtendes Vorbild wurde, zu dem es ihn voll Bewunderung und Verehrung zog, ſo daß er ihn im Jahre 1769 beſuchte. König Friedrich II., der große Gegner Maria Thereſias, erwiederte dieſen Beſuch im darauf folgenden Jahre im Lager zu Mähriſch Neuſtadt, und ſo zeigten beide Monarchen dem ſtaunenden Europa ein Beiſpiel, das in neueſter Zeit ein bedeutungreiches Echo fand.

Das Jahr 1764 hatte Joſeph die römiſche Königskrone gebracht, das folgende ſetzte ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt, aber noch hielt die erhabene Mutter die Zügel der Lenkung ihrer Staaten feſt in der ſtarken Hand, wie ſie es gewohnt war, denn der vom Herzen treffliche Kaiſer Franz I. war als Regent nur ein Schatten. Erſt als auch über Maria Thereſia der ſtille Genius 1780 die Fackel geſenkt, konnte Joſeph II. ſagen: nun bin ich Kaiſer. Sein Geiſt flog ſeiner Zeit auf Adlerflügeln voran und voraus; Ideen, welche nach und nach in den Völkern Wurzel faßten, und erſt nach ſeinem leider viel zu frühen Ableben allgemeinere Geltung gewannen, waren ihm ſchon gekommen, hatte er ſchon verwirklichen wollen mit ſeinem warm für das Wohl der Menſchheit ſchlagenden Herzen: religiöſe Duldung, Glaubensfreiheit, Befreiung der Israeliten vom Kettendruck chriſtlicher Unduldſamkeit und grauſamer Härte, Tilgung des Aberglaubens durch Beſchränkung und Unterdrückung von deſſen Nährquellen, aber ach, alle

„Die ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!“

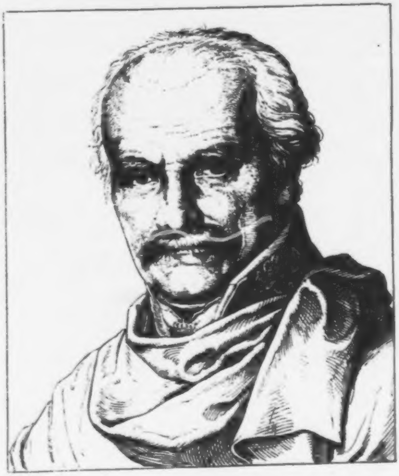
und wenn dies Dichterwort ſich auch nicht wörtlich bei Kaiſer Joſeph II. erfüllte, ſo fand er doch überall den unglaublichſten Widerſtand, die ſchrecklichſte Verdammung und den ſchonungsloſeſten Tadel. Pfaffheit und Adel erhoben ſich gegen den Reformator mit dem Chriſtusherzen: Volksaufſtände wurden erregt in Ungarn, in der Wallachei, in Belgien, und während viele Bürger und geringere Unterthanen Joſeph anbeteten, erhob der Fanatismus bevorzugter Stände rebelliſch das Haupt gegen ſeinen Herrn und Kaiſer. So wurde Joſeph's Tagewerk ein ſchweres, nicht zu bewältigendes, ſein Regentenleben ein Kampf gegen die Macht, welche der Zeit ſtill zu ſtehen gebieten wollte und die Sonne in ihrem Laufe hemmen. Das edelſte Streben für Menſchenwohl und Menſchenbeglückung ſcheiterte an verrotteten Vorurtheilen, das heilige Siegel der Humanität, mit welchem Joſeph II. ſeine Handlungen ſtempelte, wurde zerbrochen. Der ſanfte, milde und gütige Regent hatte nicht die energiſche Kraft durchzufahren mit eiſerner Fauſt — und der Hydra, die ſich ihm entgegenbäumte, die Köpfe abzuſchlagen, und ihre Rumpfe zu brennen. Tauſend Erinnerungen vom Kaiſer Joſeph leben noch im Volke; ſchöne, rührende, herrliche Züge und Zeugniſſe ſeines edlen Wollens, ſeines ſittlich hohen Charakters; Reden und Handlungen, mit denen man Bücher gefüllt hat.

Manch großer Schmerz trat prüfend zu des jungen Kaiſers Herzen. Seine erſte, von ihm heiß geliebte Gemahlin, Iſabella, Herzog Philipp's von Parma Tochter, riß ihm der unerbittliche Tod in ihrem zweiten Kindbette von der Seite. Zum zweiten male vermählte ſich Joſeph mit der Tochter Kaiſer Karl VII., Maria Joſepha von Baiern, und auch aus dieſer Ehe blieb er erbenlos.

Eine Reiſe nach Paris im Jahre 1777, eine zweite nach Rußland 1780 ließ den Kaiſer tiefe Blicke in das geheime diplomatiſche Leben der Cabinete thun, und er faßte manchen hochherzigen Entſchluß, das Wohl ſeiner Staaten zu verbeſſern. So ließ er für achtzehn Millionen Gulden Staatspapiere, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, verbrennen.

Wie ſein hohes und würdiges Vorbild, König Friedrich II. ſcheute auch Kaiſer Joſeph II. die Bevormundung des Regenten durch Miniſter: er hatte den feſten Willen, ſein Volk und ſein Land glücklich zu machen, und glaubte dies auch ohne den Beirath „getreuer Stände“ zu vermögen, denn ſein Blick war hell und klar, ſein Wollen das lauterſte, doch blieb dabei mancher Misgriff nicht vermieden, wohin u. a. die Begünſtigung des Nachdrucks unbedingt zu rechnen iſt. Aber von den wichtigſten Folgen und Erfolgen waren zahlreiche Verbeſſerungsmaßregeln in Staat und Kirche, in Rechtspflege und Geſetzgebung, im Finanz- und Steuerweſen, wie in der Militairverwaltung, und dennoch regte ſich vielfacher Widerſpruch, der ſich in manchen Landestheilen zum offnen Aufruhr ſteigerte und Truppenaufbietung nöthig machte. Heftige Gemüthsbewegungen in Folge dieſer unſeligen Ereigniſſe erſchütterten den Kaiſer — er fühlte das Flügelwehen des Todesengels, ſchrieb noch mehrere rührende Abſchiedsbriefe an den Fürſten Kaunitz und an die Fürſtinnen Franz und Karl Lichtenſtein, Kinsky und Klary, Freundinnen, deren heiter geſelliger Umgang ſein Leben verſchönern half — und ſtarb als Chriſt in gottergebener Ruhe.

Kaiſer Joſeph erlag dem innern Seelenkampfe, dem Schmerz, ſich nicht verſtanden zu fühlen, das edelſte Streben für die Menſchheit, deren Schätzer er ſelbſt ſich nannte, miskannt und misdeutet zu ſehen. Man hat von Gift gefabelt, das ſeinen frühen Tod herbeigeführt haben ſoll, was brauchte es des Giftes? Undank, Verkennung, Verläumdung ſind freſſende Gifte an weichgeſtimmten fühlenden Herzen, ihnen widerſteht nur ein ſtarker muthvoller Geiſt, dem es gegeben iſt, zu zertrümmern, was ihm feindlich in den Weg tritt. Solche Geiſter ſind aber nicht zu Segensengeln für die Menſchheit berufen, und ihnen weinen Nationen nicht Thränen der Liebe nach, wie ſie Kaiſer Joſeph II. nachgeweint wurden von denen, die ſein Wollen klar erkannten.



Gebhardt Lebrecht v. Blücher,

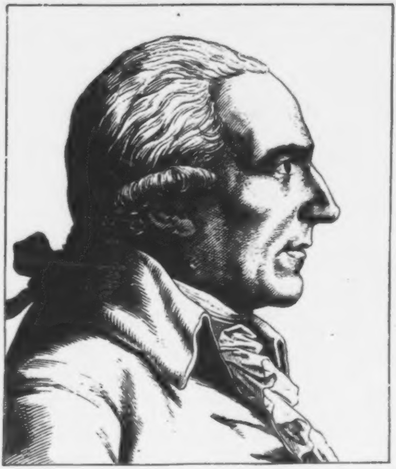
Fürſt von Wahlſtadt.

Geb. d. 16. Dez. 1742, geſt. d. 12. Sept. 1819.

„Marſchall Vorwärts!“ ſo nannte das Volk den deutſchen Kampf- und Siegeshelden, der ſich um das Vaterland den ewigen Dank und den Lorbeer der Unſterblichkeit verdiente. G. L. v. Blücher aus dem Hauſe Großen-Ranzow, wurde zu Roſtock geboren und war der Sohn eines Heſſen-Caſſel'ſchen Rittmeiſters. In kriegeriſch bewegte Zeit fiel ſeine Jugend, da klangen ſchon die hohen Namen Ziethen, Schwerin u. a., denen einſt der ſeine ſich ruhmvoll genannt anreihen ſollte. Blücher hatte ſchon 1755 im v. Mörner'ſchen Huſarenregiment ſchwediſche Dienſte genommen, wurde im 2. Dienſtjahre preußiſcher Kriegsgefangener und dann preußiſcher Huſar unter Oberſt Belling, ſah ſich aber zurückgeſetzt, mit Abſicht übergangen und forderte als Stabs-Rittmeiſter den Abſchied, indem er ſich zugleich vermählte und ſich in die Ruhe des Landlebens zurückzog, nächſt dem, daß er in den Civildienſt trat und die Stelle eines Ritterſchaftsrathes bekleidete. Noch war Blücher's Zeit nicht gekommen, und ſchien auch nicht kommen zu wollen; denn Blücher zählte 45 Jahre, ehe noch der durch die franzöſiſche Revolution erregte Waffenlärm durch die Länder rauſchte. Jetzt rief ihn König Friedrich Wilhelm II. 1787 als Major wieder zum alten Huſarenregimente, das Blücher ſpäter als Obriſt gegen die Franzoſen führte. Binnen kurzer Zeit war ſein Name geachtet und gefürchtet; von Blücher und ſeinen tapferen Huſaren ſprach bald genug alt und jung; als Generalmajor wurde er zum Wächter des Niederrheins beſtellt, bis der Friedensſchluß zwiſchen Preußen und Frankreich im Jahre 1795 die ſieggewohnten Waffen in die Scheiden bannte. Blücher wurde 1801 zum Generallieutenant erhoben, nahm 1802 für ſeinen König Friedrich Wilhelm III. Erfurt und Mühlhauſen in Beſitz, und als der Feldzug des Jahres 1806 begann, befehligte er in der Hauptarmee. Sein Scharfblick, ſeine Vorſicht im Bunde mit energiſcher Raſchheit, wenn es galt, kühn und feurig und doch beſonnen zu wirken, an Jahren nun ſchon ein Sechziger, an Muth und Kraft noch ein Jüngling, bewirkten unendlich viel und ſo leiſtete Blücher als Feldherr ausgezeichnetes und außerordentliches, namentlich in den Schlachten von Auerſtädt und Jena, bis gleich dem Preußens auch ſein eigener Glücksſtern ſich trübte, und das Mißgeſchick durch gänzlichen Mangel an allen Kriegsbedürfniſſen und nach der mannhafteſten Gegenwehr ihm in den Tagen von Lübeck die Capitulation abzwang und ihn zum Kriegsgefangenen machte. Seine Auswechſelung erfolgte jedoch nach kurzer Friſt gegen den von Schill gefangenen franzöſiſchen Marſchall Victor (Belluno), und da nun 1807 abermals ein Friedensſchluß, der zu Tilſit, zu Stande kam, erhob der König Blücher zum Militairgouverneur der Provinz Pommern, berief ihn aber ſpäter nach Berlin, um ihm im Kriegsdepartement eine geeignete Wirkſamkeit zu übertragen.

Wieder zogen Jahre vorüber. Napoleon wälzte die Maſſen ſeiner Heereswogen gegen Rußland, und Blücher ſah ſein ſiebenzigſtes Lebensjahr herannahen, ein Alter, in welchem ſelbſt raſtlos thätige, wenn ſie es erreichen, gern das Ziel der Ruhe begrüßen; da erhob ſich Preußens König mit ſeinem Volke, da ſaß der alte Blücher wieder hoch zu Roß und tummelte es jugendlich, und als die verhängnißvolle Schlacht bei Groß-Görſchen geſchlagen ward, war es Blücher's Heldengeiſt und Heldenarm, der unter Gottes Schutz den preußiſchen Waffen zum Siege half. Es bedarf nur der Namen der Schlachten, von denen jede ein Sieges- und Ruhmesſtern für Blücher wurde, um die hellleuchtende Glorie um das verehrte Haupt des greiſen Helden, Deutſchlands Befreiers, zu erblicken: Bautzen und Wahlſtadt an der Katzbach, Wartenburg und Leipzig, la Rothiere, Champaubert und Laon — bis der Einzug der verbündeten Monarchen und ihrer Heere die Kette glorreicher Thaten würdig abſchloß. Allſeits auf das freudigſte anerkannt, ſchmückten die Monarchen des Generalfeldmarſchalls Blücher Bruſt mit ihren höchſten Orden: er ward reich mit Gütern begabt und in den Fürſtenſtand erhoben. Fürſt von Wahlſtadt hieß er nun ſo recht bedeutungsvoll, denn faſt jede Wahlſtatt, auf welcher er kämpfte, war ihm eine Siegesſtätte geworden; ſein bekannter Zuruf: «Vorwärts Kinder, vorwärts!» begeiſterte die Mannſchaften, ſetzte Regimenter in unwiderſtehbare Bewegung, und Rußlands Krieger zuerſt waren es, die dem großen Heerführer den ſchnell allbeliebt bleibenden volksthümlichen Namen «Marſchall Vorwärts» beilegten. In Paris drohte eine Krankheit dem durch unerhörte Kriegsſtrapatzen erſchöpften Leben Blücher's ein Ende zu machen, aber die kräftige Natur beſiegte ſelbſt den Tod; Blücher folgte ſeinem König nach England, ärntete auch dort als einer der gefeiertſten Helden der Zeit die höchſten Ehren, und kehrte endlich in das durch ihn zumeiſt mitgerettete und von dem tyranniſchen Druck der napoleoniſchen Herrſchaft befreite deutſche Vaterland zurück, um auf den ihm zu Theil gewordenen Gütern nun endlich zu ruhen und zu raſten. Aber nur kurz war ſeine Raſt: Napoleon befreite ſich und wieder traf ſeines Königs Ruf den dreiundſiebzigjährigen Helden, der thatendurſtig aufbrach, abermals harte Kämpfe beſtand und durch ſeine thatkräftige Raſchheit in der Schlacht bei Waterloo den Verbündeten den ſchweren Sieg über Napoleon rettete. Noch einmal ergab ſich die ſtolze Seineſtadt dem deutſchen Sieger, der nun die Rückgabe aller aus Preußen geraubten Kunſtſchätze befahl und ſchwere Contributionen zu gerechter Strafe über Frankreich verhing, worauf er auf ſeine Güter in Schleſien ſich zurück begab. Dort beſchloß er ſein Heldenleben, 77 Jahre alt, noch erlebend, daß ſeine Vaterſtadt Roſtock ihm ein ehernes Denkmal ſetzte. In würdevoller Einfachheit, wie des Helden Leben geweſen war, dichtete Goethe des Denkmals gedankenſchwere Inſchrift:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.“



Christian Garve.

Geb. d. 7. Jan. 1742, geſt. d. 1. Dez. 1798.

Moralphiloſoph und klarer Denker, Gellert's Nachfolger, der auch wie dieſer durch ein von Siechthum getrübtes Leben wandelte, mild wie dieſer war und ſich ehrenvollen Nachruhm errang.

Garve wurde zu Breslau geboren; der Vater war Kunſt- und Schönfärber und ſtarb ihm früh, aber eine treffliche Mutter leitete ſorglich die Erziehung ihres Knaben, obſchon ſie ſich in der Wahl der Mittel vergriff und ihn z. B. einer öffentlichen Schule nicht anvertrauen wollte, und doch reichte die Bildung der gewählten Hauslehrer (deren Schlag zu damaliger Zeit Rabener's Satyren genügend ſchildern) nicht aus; Garve mußte vieles verſäumte ſpäter autodidactiſch erwerben und nachholen. Dabei beſtimmte ihn die fromme Mutter dem theologiſchen Studium, das er im 21. Jahre ſeines Alters zu Frankfurt a. O. begann, wo er Baumgarten und Zöllner hörte. Der Tod des erſtern aber veranlaßte den jungen Garve, ſich nach Halle zu wenden, wo er Semler's Schüler wurde. Es ſtellte ſich indeß nur zu bald heraus, daß der ſchwächliche Körper des jungen Theologen ihm geradezu, wie es bei Gellert der Fall war, den künftigen Beruf als Prediger verbiete, und ſo wandte er ſich zu den Sprachen und zur Mathematik und erlangte 1766 die philoſophiſche Magiſterwürde. Gellert's Ruf und Liebenswürdigkeit lockten Garve nach Leipzig; die Mutter ſchrieb ſelbſt an Gellert und erwirkte, daß dieſer bei ſich ſelbſt den geliebten Sohn aufnehme, was auch geſchah, und es bildete ſich aus dieſem Verhältniß des Zuſammenlebens des jungen Hausgenoſſen und Schülers mit dem ehrwürdigen Meiſter und Lehrer Garve's ganze Zukunft heraus. Liebevolle Pflege, herzliche Anſprache, freundliche Aufmunterung wurde Garve im vollen Maaße zu Theil, Gellert's edler Freundeskreis wirkte nicht minder belebend und fördernd auf ihn, und ſo lebte ſich der junge Gelehrte ſo innig in das Profeſſorenleben Leipzigs ein, daß nichts näher liegen konnte, als der Wunſch, ebenfalls bei der Hochſchule wirkſam zu werden. Aber noch ſollte dieſer Wunſch nicht in Erfüllung gehen, denn die Sehnſucht der Mutter Garve's, welcher eine geliebte Pflegetochter ſtarb, verlangte nach dem Sohne, und es wurde ihr das hohe Glück, dieſen geliebten Sohn von reinem Herzen und voll hoher Bildung wieder in ihre Arme ſchließen zu können.

Garve lebte nun eine Zeitlang der Muſſe und den Wiſſenſchaften ruhig im älterlichen Hauſe, lehnte ſehr dankbar das ihm wiederholt von Gellert angetragene Glück, Hofmeiſterſtellen anzunehmen, ab, und wich ſogar der Anſtellung an einem Gymnaſium zu Breslau aus, weil die künftige Collegenſchaft ihm nicht zuſagte und er Furcht hatte vor dem unvermeidlichen Schulzopf. Dagegen war er ſchriftſtelleriſch thätig und blieb mit Leipzig und den dortigen Freunden in dauernder Verbindung. Dieſe Freunde wünſchten ihn lebhaft wieder in ihre Nähe, und Gellert ſah allen Ernſtes und mit prophetiſchem Geiſt in Garve ſeinen zukünftigen Nachfolger.

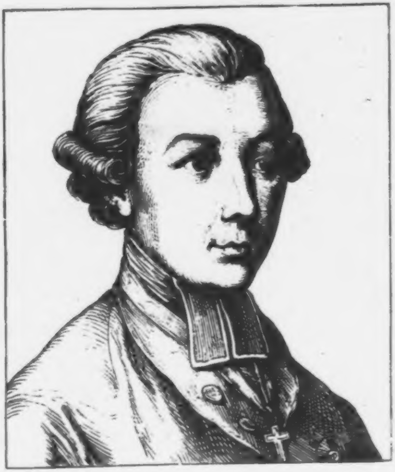
Und wirklich erfolgte, was Gellert geahnet, nur nicht auf lange und nicht mit dem gehofften Erfolg. Garve wurde noch vor Gellert's Tode 1768 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, wo er über reine Mathematik, Logik, die Schriften Cicero's u. ſ. w. einige Jahre hindurch Vorleſungen hielt, bis Kränklichkeit ihn bewog, ſein Amt niederzulegen und 1772 wieder nach Breslau und zur Mutter zurückzukehren. Garve litt an Hypochondrie, dieſer Vergifterin allen Lebensfrohſinnes und allen Lebensglückes; gleichwohl hielt dies Leiden ihn nicht ab, fort und fort geiſtig thätig zu ſein, auch ſtimmte es ihn nicht feindſelig gegen Welt und Menſchen, ſondern er bewahrte mit ächt philoſophiſchem Sinne die liebenswürdige Seite ſeines Weſens für die Menſchheit und hielt ſein Herz den Gefühlen der Freundſchaft offen.

Was Garve ſchrieb, war klar und lichtvoll; er überſetzte mehr, als daß er eigenes gab, philoſophiſche Schriften des Auslandes in die deutſche Sprache, aber durch die logiſche Klarheit und Ordnung ſeiner Gedankenreihen und durch erläuternde Zuſätze aus dem Quell des eigenen reichen Geiſtes machte er die fremden Schriften gleichſam deutſch und zum vaterländiſchen Nationalgut. Garve's eigene philoſophiſche Abhandlungen erſchienen 1779 geſammelt, außerdem überſetzte er Ariſtoteles Politik und Ethik; Burke: Ueber das Schöne und Erhabene; Ferguſon's Moralphiloſophie; Gerard: Verſuch über das Genie; Pagley: Grundſätze der Moral und Politik — und machte ſich durch alle dieſe Arbeiten einen rühmlichen Namen.

Von Leipzig in die Heimath zurückgekehrt, ſchloß Garve ein inniges Freundſchaftsverhältniß mit dem hochbegabten katholiſchen Probſt Baſtiani und einem Herrn von Baczensky von Tenczin, von denen der letztere ihn liebevoll pflegte, bis er ſelbſt Garve's Leidensgenoſſe ward und noch vor ihm, und wiederum treu von Garve gepflegt, 1792 an Nervenſchwäche ſtarb. Durch dieſe Freunde wurde Garve Friedrich dem Großen bekannt, der während des Teſchner Friedensſchluſſes längere Zeit in Breslau weilte und mit dem noch jungen Philoſophen mehrere Unterredungen hatte, welche auf Garve lebhaften und nachhaltigen Eindruck machten. Der König forderte dieſen auf, Cicero's Schrift von den Pflichten zu überſetzen und mit eigenen philoſophiſchen Anmerkungen zu verſehen, und Garve begann, nicht ganz ohne Zagen, dieſe Arbeit, die ihm viele Anſtrengung gekoſtet zu haben ſcheint, denn erſt 1783 kam die Ueberſetzung zur Erſcheinung und wurde dem großen Könige zugeeignet. Erſt etwas mühſam, dann aber raſch brach Garve's Werk ſich Bahn, der Autor ſelbſt erlebte noch mehrere Auflagen und der Beifall der Kenner war ein ungetheilter.

Leider ſank mit dem wachſenden Ruhme Garve's deſſen Lebenskraft mehr und mehr; ein krebsartiges Uebel beraubte ihn eines Auges, entſtellte ſein Geſicht, bereitete ihm viele ſchmerzenreiche, trübe Stunden, doch ließen, je mehr das äußere Uebel wuchs, die innern Leiden, Nervenſchwäche und hypochondriſche Anwandlungen, von ihm ab, und die Leiden, die der Weiſe ſtandhaft erduldete, hemmten erſt dann ſeinen Fleiß, als der Tod ihm nach der gemeinen Rede ſchon «auf der Zunge ſaß» — denn noch 15 Stunden vor ſeinem ſanften entſchlummern diktirte er den Entwurf des 2. Theils ſeiner Abhandlung: «Ueber Geſellſchaft und Einſamkeit» bis zu dem Abſchnitt: Einſamkeit des Kranken. — Dieſe Einſamkeit hatte er oft recht ſchmerzlich tief empfunden, da in ihm der Trieb nach Geſelligkeit lebte und ſein Leiden doch viele von ihm zurückſchreckte. Manſo ſetzte dem dahingeſchiedenen in Proſa und Poeſie ehrende Denkmale; darunter das ſinnige Diſtichen:

Zweien Unſterblichen hat ſein Genius innig gehuldigt:
Dir o Weisheit und Dir Göttin des Maaßes und Ziels.



Carl Theod. Ant. Maria, Reichsfreiherr v. Dalberg.

Geb. d. 8. Febr. 1744, geſt. d. 10. Febr. 1817.

Sprößling eines altberühmten Geſchlechts, das in Worms ſchon in der Zeiten Frühe ſeßhaft war, und Namen voll Glanzes aufzeigte, denn: „Iſt kein Dalberg da?" rief fragend der Herold bei den Krönungen deutſcher Kaiſer, damit ein ſolcher hervortrete, und vor dem Kaiſer den erſten Ritterſchlag empfange.

C. Th. A. M. von Dalberg war der Sohn des kurfürſtlich-mainziſchen Geheimen Rathes und Statthalters von Worms, Freiherrn v. Dalberg, Burggrafen von Friedberg, und wurde auf deſſen Beſitzung Hernsheim ohnweit Worms geboren. Die gediegene Erziehung, welche er unter des einſichtsvollen Vaters unmittelbarer Mitleitung erhielt, lenkte den hochbegabten Sohn dem geiſtlichen Stande zu, in welchem ſich die Ausſicht zu Glanz und hohen Stellen glückverheißend eröffnete.

Der junge Dalberg wurde aufgeſchworen im Erzſtift Mainz, und in den Hochſtiftern Worms und Würzburg, deren Domicellar, hernach Capitular- oder Domherr er dann wurde. Seine Studien begann er in Heidelberg und vollendete ſie in Göttingen, widmete ſich jedoch weniger dem ausſchließlichen Dienſt der Kirche, ſondern betrat die Laufbahn des höheren Staatsmannes und erfaßte das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften mit regem Eifer, ebenſo die Wiſſenſchaft des ſchönen mit Begeiſterung und Jünglingswärme. Er war ein edler Geiſt, ein hervorragender Charakter. Auf jeder der hohen Ehrenſtellen, zu denen ſein Schickſal ihn berief, behauptete er ſich würdevoll, menſchenfreundlich, das Elend mildernd, das Gute mächtig fördernd, die Künſte ſtützend und ſchützend.

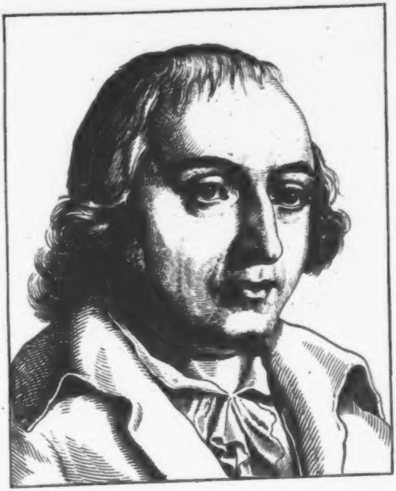
In den Staatsdienſt bei dem Kurfürſten Friedrich Carl Joſeph von Mainz eingetreten, ſah ſich der Freiherr von Dalberg im Jahre 1772 als wirklichen Geheimen Rath zum Statthalter von Erfurt — damals noch die „treue Tochterſtadt von Mainz", wie Erfurt auf alten Siegeln, Münzen und Fahnen ſich nannte — erhoben, und gründete ſich dort durch ſein Walten nie erſterbende Segnungen. Nach allen Richtungen hin wirkte ſein Geiſt fördernd und anregend, auch über das Gebiet ſeiner Statthalterſchaft hinaus. Im nahen Weimar, wohin er zunächſt Wieland empfohlen hatte, befreundete ſich Dalberg mit den dort lebenden Heroen der deutſchen Poeſie und Literatur; den geiſtreichen Höfen von Weimar und Gotha ſtand er freundlich nahe; er beſuchte wiederholt Schnepfenthal, ſchätzte den wackern Gründer dieſes berühmten Philantropins, Salzmann, und ermunterte den damals dort als Lehrer wirkenden, aufſtrebenden Naturforſcher J. M. Bechſtein durch ehrende Briefe.

Wo er irgend es vermochte, zeigte Dalberg ſich fördernd, aufmunternd, anregend, in Wiſſenſchaften und Künſten nicht allein, auch in gewerblichen Thätigkeiten; nichts menſchliches war ihm fremd, er ſelbſt war ein großer und guter Menſch, ſein Herz war voll Duldung, Liebe und Milde, daher neigte ſich ihm auch Kaiſer Joſephs Herz voll reinen Vertrauens zu, nur war die Zeit und die in ihr waltende Politik noch nicht reif für die Segnungen, welche die edelſten Fürſtenherzen ſo gern für die Menſchheit herbeigeführt hätten.

Höhere Pflichten riefen Dalberg von Erfurt ab, er wurde ſelbſt 1787 Coadjutor und dann Kurfürſt von Mainz, wie Coadjutor von Worms, ſpäter, 1788, auch Coadjutor von Conſtanz mit der Beſtimmung zum Nachfolger des dortigen Erzbiſchofs — ja er wurde ſogar Biſchof in partibus — man ernannte ihn in Bamberg zum Erzbiſchof von Tarſus, einer türkiſchen Stadt von 30,000 Einwohnern, mit einem griechiſchen Biſchof, ohne noch anderer geiſtlichen Ehren und Würden zu gedenken, mit denen er, einer der hervorragendſten Prälaten ſeiner Zeit, ausgezeichnet wurde. Als Fürſtbiſchof von Conſtanz trat Dalberg 1799 wirklich ein, doch behauptete er nur drei Jahre den Sitz dieſes Bisthums, weil er ſich als Kurfürſt von Mainz und Reichs-Erzkanzler 1802 nach Mainz begeben mußte.

Bei den vielen und mannichfaltigen Geſchäften ſeiner geiſtlichen hohen Würden und Aemter blieb v. Dalberg dennoch immer den Wiſſenſchaften getreu, und verfaßte eine nicht kleine Anzahl anerkannter Schriften, deren erſte: „Betrachtungen über das Univerſum“, ſechs Auflagen erlebte. Die politiſchen Verhältniſſe im erſten Luſtrum des jetzigen Jahrhunderts brachten Dalberg um den Kurhut, dagegen wurde er mit freilich magern Entſchädigungen durch die Einkünfte der Bisthümer Regensburg und Wetzlar 1806 zum Fürſten Primas des Rheinbundes ernannt, ſpäter, 1810, wurde er auch Fürſt von Fulda und Graf von Hanau, und von Napoleon mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt beehrt. Das alles wog den ungleich höheren Rang eines Kurfürſten von Mainz nicht auf, es waren franzöſiſche Flicklappen auf den zerriſſenen Purpurtalar des alten deutſchen Reichsglanzes.

Im Jahre 1813 verzichtete der deutſchgeſinnte große Mann freiwillig und gern auf ſeinen damaligen Fürſtenrang zu Gunſten des Prinzen Eugen Napoleon, verzichtete auf die Gunſt der Mächtigen und ging nach Regensburg, als deſſen Erzbiſchof er ſein ſchönes, der Menſchheit und dem Wohlthun geweihtes Leben ſanft beſchloß, aber oft ſogar der ihm zugeſicherten Mittel ſtandesgemäßen Unterhaltes entbehren mußte. Dort, im Dome zu Regensburg ſteht Dalberg's Denkmal von carariſchem Marmor, welches ſein Neffe Emmerich Joſeph, Reichsfreiherr von Dalberg, Herzog und Pair von Frankreich, ihm 1824 errichten ließ, aber unvergänglicher als Marmor ehrt die Geſchichte das Andenken des Unvergeßlichen.



Johann Gottfried von Herder.

Geb. d. 25. Aug. 1744, geſt. d. 18. Dez. 1803.

Prieſter Gottes, Prieſter der Humanität, in dieſes Wortes würdigſter und erhabenſter Bedeutung zählt Herder unbeſtritten zu des deutſchen Vaterlandes größten Dichtergeiſtern und lebt mit unvergänglichem Nachruhm gefeiert im dankbaren Andenken der Nation.

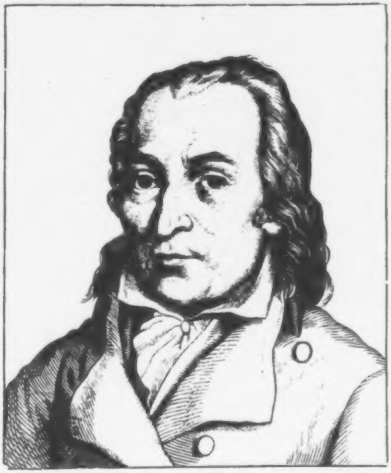
Herder's Geburtsort iſt das oſtpreußiſche Städtchen Morungen; ſein Vater war dort Töchterlehrer, Cantor, auch gelernter Tuchmacher; er ertheilte dem frühzeitig lernbegierigen Sohn ſelbſt den erſten Unterricht, verſagte ihm aber außer Bibel, Geſangbuch und Catechismus jedes andere Buch, und der Knabe mußte verſtohlen vom Lebensbaume unterhaltender und belehrender Literatur naſchen, ſo ſehr ihn auch das leſen der Bibel anzog und befriedigte. Ein Prediger des Ortes half ihm weiter, rieth ihm indeß vom ſtudiren ab und bediente ſich ſeiner als Abſchreiber, wobei dem jungen Herder der Gebrauch der Bibliothek dieſes Geiſtlichen verſtattet blieb, ſo wie die Theilnahme am Unterricht der eigenen Söhne. Ein ruſſiſcher Wundarzt bot Herder an, ihm nach Petersburg zu folgen und die Chirurgie bei ihm zu erlernen; Herder folgte ihm bis Königsberg, entſagte aber dort ſeinem Vorhaben, da ſein weiches Gemüth Sectionen beizuwohnen ihm unmöglich machte. Es fanden ſich hülfreiche Freunde; Herder, mit manchen ſchönen Vorkenntniſſen, ſah ſich aufgemuntert, Theologie zu ſtudiren, verband dann mit dieſer das Studium der Philoſophie, wurde eifriger Jünger Kant's, wandte ſich auch andern verwandten Studien zu, befreundete ſich mit Hamann, und ſah ſich, unterſtützt durch Fleiß, höchſt glückliche Begabung und endlich durch jene höhere Führung, ohne deren Macht und Willen auch der Begabteſte geiſtig verkommen kann, bald an das Ziel ſeiner Wünſche getragen. Im Jahre 1762 hatte Herder ſeine Studien begonnen, im folgenden Jahre wirkte er ſchon ſelbſt als Lehrer am Collegium Friedericianum, und 1764 wurde er Collaborator und Prediger an der Domſchule zu Riga. Dahin, wohin das Schickſal ſchon früher ihm zu winken ſchien, nach St. Petersburg, winkte es nochmals, Herder ſollte dort Direktor der Petersſchule werden, allein er lehnte den Antrag ab und ſah dieß in Riga dankbar anerkannt. Gleichwohl war auch daſelbſt nicht ſeines Bleibens; er wünſchte «die Welt ſeines Gottes von mehreren Seiten kennen zu lernen» und ſich noch würdiger auszubilden. Er nahm den Abſchied und reiſte 1769 nach Paris; dort bot ſich Herder eine Stelle als Reiſeprediger des Prinzen von Holſtein-Eutin; er durchreiſte mit dieſem Frankreich und mehrere Länder Deutſchlands, und hatte die Freude, in Straßburg, welches lange Zeit hindurch ein Sammelplatz junger Söhne deutſcher Fürſtenhöfe war, die zu ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung dorthin entſendet wurden, Goethe kennen zu lernen, wie er in Hamburg Leſſing kennen lernte. Schon hatte ſich Herder durch die Herausgabe ſeiner «Fragmente über die neuere deutſche Literatur» einen vortheilhaften Ruf als geſchmackvoller und geiſtreicher Kritiker erworben, wie denn Kritik und literariſche Polemik ihm mit der Königsberger Luft angeweht waren, bevor er in höhere reinere Sphären geiſtigen Schaffens ſich emporhob. Jetzt erſchienen auch die «kritiſchen Wälder». Als Prediger entfaltete aber Herder noch ungleich höhere Begabung, wie als junger aufſtrebender Kritiker, und zu Darmſtadt, wo er die Bekanntſchaft ſeiner nachherigen Lebensgefährtin, der geiſtreichen Marie Caroline Flachsland machte, wurde ihm die Stelle eines Hofpredigers und Superintendenten in Bückeburg angetragen. Herder folgte dieſem ehrenvollen Rufe mit Freuden, verlebte in Bückeburg 3 ſchöne Jahre in jener Wirkſamkeit, für die er von Gott berufen war, und lehnte mehrere von auswärts an ihn ergehende Anträge ab. Endlich beſtimmte ihn ein Ruf aus Hannover zu der in Göttingen offenen Stelle als Univerſitätsprediger und vierter Profeſſor der Theologie zur Annahme, allein der unaustilgbare deutſche Gelahrtheitzopf vereitelte dieſe dennoch.

Herder, der ausgezeichnete Prediger und Schriftſteller, der gründlich wiſſenſchaftlich gebildete Mann, ſollte erſt den Gradum eines Doctoris sacrae Theologiae erwerben und ſich durch ein prüfendes Colloquium auf den Zahn fühlen laſſen, ob er auch gehörig feſt und ſchulgerecht im Sattel der Orthodoxie ſitze. Herder war ein genialer Audodidakt, ſtand geiſtig jedenfalls höher als all' die Colloquiſten, fügte ſich ungern, wollte ſich dennoch fügen, da löſte mit einem male die höhere Hand das götting'ſche Dilemma — ein Brief von Weimar kam, ein Brief von Goethe, mit der freundlichen Anfrage, ob Herder geneigt ſei, in Weimar die Stelle eines General-Superintendenten, Hofpredigers und Oberkonſiſtorialraths anzunehmen? — Das gab nun freilich einen Ausſchlag; die orthodoxe Facultät der Georgia Auguſta kam um einen Stern und behielt ihre Orthodoxie ungefährdet durch Herder.

Als Schriftſteller war und blieb Herder in jedem ſeiner verſchiedenen Berufskreiſe unausgeſetzt thätig, und was er ſchrieb befriedigte die Kenner, entzückte die poetiſch fühlenden, und zeigte, wie er danach rang und ſtrebte, die Ueberfülle genial überſprudelnder Kraft allmählig zu bewältigen und zu klären.» Sein durch und durch poetiſcher Geiſt ſchwang ſich ſiegreich über das trockene abſtrakte der Philoſophie, und wenn er, «des Gottes voll», ſich mehr als alleingebietender Herrſcher und nicht als berathender Beiſitzer im Reiche der Literatur, der Kunſt und des Schönen fühlte und zeigte, ſo war dieß eben ein Beweis ſeiner überwältigenden geiſtigen Vollkraft und des Bewußtſeins ſeiner göttlichen Miſſion, welche eine höhere war, als im Karren der Alltagsherkömmlichkeit zu gehen, und collegiale Vota abzugeben. Herder's «Urkunde des Menſchengeſchlechts» wog tauſend und aber tauſend verſtaubte Urkunden auf.

Der Ruf nach Weimar fand Herder im Verhältniß eines glücklichen Gatten und Vaters, geſund und voll friſcher Körper- und Geiſteskraft, plänevoll und ruhmgekrönt mit zweiunddreißig Jahren. Sein neuer Lebenskreis konnte in Deutſchland, in Europa nicht aus höher anregenden Geiſtesgrößen gebildet ſein; alles was edelbefreundeter und geſelliger Umgang, der gebildetſte Hofzirkel, ein einflußreiches, wichtiges Amt, Anerkennung, ja Bewunderung der Mitwelt, ausreichende Mittel, glückliches Familienleben, vergönnte Reiſen zur Belebung und Erfriſchung und vieles derartige beitragen können, ein Menſchenleben voll zu beglücken, häufte ſich auf Herder, dennoch war er kein glücklicher Mann und dieß lag leider in ſeiner eigenen krankhaften Gemüthsſtimmung, die ihn um einen guten Theil Lebensfreuden brachte. — Im Jahre 1783 machte Herder eine Reiſe nach Norddeutſchland und knüpfte mit Claudius, Klopſtock, Jeruſalem u. a. erfreuende Bekanntſchaft- und Freundſchaftbande. Freiherr Friedrich von Dalberg, Bruder des Herder ebenfalls befreundeten Coadjutors Carl von Dalberg, forderte Herder 1788 auf, ihn auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten, und Herder trat dieſe an, nachdem kurz vorher Goethe aus jenem Lande zurückgekehrt war. Als Herder in Rom war, berief man ihn abermals nach Göttingen, dieſesmal ohne Bedingung eines in der Orthodoxie prüfenden Colloquiums und Erwerbung des theologiſchen Doctortitels. Herder dankte. Nach ſeiner Rückkehr nach Weimar wurde er Vicepräſident, ſpäter (1801) Oberconſiſtorial-Präſident und der Kurfürſt von Bayern verlieh ihm und ſeinen Nachkommen den Adel.

Um das Land, deſſen Regenten Herder diente, und namentlich um das Kirchen- und Schulweſen erwarb ſich derſelbe anerkannte Verdienſte, doch rieben die vielen geiſtigen Mühen auch ſeine Kraft und Geſundheit auf, was mehrere Badereiſen zur Folge hatte, deren Erfolge, wie gewöhnlich, keine nachhaltig dauernde Wirkung krönte. Noch nicht 60 Jahre alt, ging Herder in die Gefilde des ewigen Friedens ein, und hinterließ den verehrenden Nachkommen ſeine unſterblichen Werke, und ſeinen Gedenk- und Wahlſpruch: Licht, Leben, Liebe — in dem ſich alles irdiſche fühlen zu einem himmliſchen vergeiſtigt. Denkmäler mangeln ihm nicht, das unvergänglichſte Denkmal ſetzte er ſich in den Herzen durch ſeine Schriften, durch den johanneiſchen Geiſt, der ihn erfüllte und durch den ächten Chriſtusſinn, der ihn beſeelte, der ſeinem Streben Weihe und ſeinem Ideale Verwirklichung verlieh.

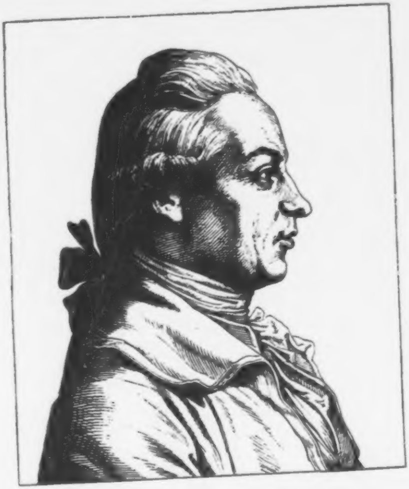


Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Geb. d. 1. Juni 1744, geſt. d. 31. Oct. 1811.

Ein echter Jünger der Religion der Liebe war Salzmann, der Sohn eines Predigers zu Sömmerda an der Unſtrut, alſo ein Thüringer von Geburt. Später zog der Vater mit ihm nach Erfurt. Dort empfing der Knabe den erſten Unterricht, welchen er hernach auf der Schule zu Langenſalza fortſetzte, worauf er in Jena Theologie ſtudierte. So ging ſein Jugendleben einen geräuſchlos ſtillen, frommen Gang. Er erhielt ein Pfarramt auf dem Dorfe Rohrborn bei Erfurt im Jahre 1765 und verheirathete ſich mit der Tochter eines benachbarten Predigers. In der Sphäre ſeines Wirkens kamen ihm häufig Gedanken über die Mittel und Wege, einen großen Theil der in ſittliches Elend verſunkenen Menſchheit dieſer Noth durch eine beſſere Erziehung zu entreiſſen, und er begann in Rohrborn, wie auch ſpäter in Erfurt, wohin er 1772 als Diaconus an der Andreaskirche berufen wurde, die Ausarbeitung mehrer dahin zielenden Schriften, welche den Beifall der Verſtändigen fanden, bei manchen minder Einſichtvollen hingegen auch Mißfallen erregten. Zu den erſteren gehörte namentlich der Statthalter von Erfurt, Coadjutor Freiherr von Dalberg, und die Leiter des von Baſedow in Deſſau begründeten Philanthropins. Salzmann's Schriften, beſonders ſeine „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde", und das „Krebsbüchlein oder Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder", das mit treffender Satire und ſchneidender Schärfe die bisherigen Erziehungsweiſen geißelte, ließen jene Männer in dem jungen pädagogiſchen Schriftſteller einen für das Philanthropin höchſt brauchbaren Mann erkennen. Salzmann folgte freudig dem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe, da er ſich in Erfurt verkannt und verketzert ſah, und wirkte in Deſſau von 1781 als Religionslehrer und Liturg eine Zeitlang mit Erfolg und Segen. Indeſſen fand er dort auch manches, das ihm minder zuſagte, und nährte im Stillen den Gedanken, ſich ſelbſt einen eigenen Wirkungskreis für ſeine Ideen und Erziehungspläne zu ſchaffen. Um ihn auszuführen, verließ Salzmann 1784 Deſſau, und begründete, von dem Herzog Ernſt zu Sachſen-Gotha unterſtützt, die Erziehungsanſtalt Schnepfenthal zwiſchen Waltershauſen und Reinhardsbrunn, in glücklicher geſunder Gegend, auf ſonniger Höhe, genau an der Grenzlinie, wo der Thüringer Wald ſich gegen die weite thüringiſche Ebene nach Norden abdacht. Dort in einem ſich erfreulich mehrenden Kreiſe anvertrauter und eigener Kinder, in welchen letzteren er ſich ſelbſt Gehülfen und Gehülfinnen heranzog, entfaltete nun Salzmann eine Thätigkeit als Erzieher, welche der Himmel mit dem reichſten Segen lohnte. Er umgab ſich mit jungen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die ihn als Gehülfen unterſtützten. Unter dieſen war neben Beutler aus Suhl J. M. Bechſtein der erſte, André kam aus Arolſen und führte Zöglinge zu, Solger und Guthsmuths ſchloſſen ſich an, Glatz, Lenz, Blaſche folgten, und Schnepfenthal erwuchs und erblühte. Ein Familienkreis umſchlang alle Glieder der Anſtalt, Fleiß und Liebe, Thätigkeit und Arbeitsfreude, frommer Sinn und ungeſchminkte, ungeheuchelte Gottesfurcht waren ihre kräftigen Stützen. Das Grabſcheit wählte Salzmann zum Wappen, D. D. H. „denke, dulde, handele“, war ſein Wahl- und Sinnſpruch, und ſo ging er durch gute und trübe Zeit, oft wegen ſeiner koſtſpieligen Bauten, durch welche er die ſtets wachſende Anſtalt erweiterte, in große Sorge geſtürzt, ſiegreich und ehrenvoll dem Ziele entgegen. Oft erging es ihm, wie A. H. Franke, daß der Lohn- und Zahltag kam, und kein Geld da war — immer und immer war die Hülfe dann am nächſten, wenn die Noth am größten war. Bald nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts zählte Schnepfenthal ſchon 60 Zöglinge — ſo war Salzmann's Hoffnung, der nur auf zwölf gerechnet, glänzend übertroffen. Wie ſehr auch Salzmann's ſpätere pädagogiſche Schriften, wie z. B. das trübgefärbte Buch: „Carl von Carlsberg, über das menſchliche Elend“ u. a. Beifall und zahlreiche Leſer fanden, noch mehr und beſſer wirkte der gottgetroſte Mann durch ſeine perſönliche lebendige Lehre, ſein Beiſpiel der Arbeitſamkeit, des Biederſinnes, überhaupt durch ſeine einfache, naturgemäße Erziehungsmethode, die den Kindern das Lernen lieb und theuer machte, die körperliche Arbeit zum Feſt, die Anſtrengung zum Spiel, den Spatziergang zur Belehrung, die Natur zum Tempel, ohne die jungen Gemüther der kirchlichen Gottesverehrung zu entfremden. Schnepfenthal hatte und hat noch einen Betſaal, ein eigenes Geſangbuch, es hatte auch eine ſelbſtändige Druckerei. — Siebenundzwanzig Jahre lang war es Salzmann vergönnt ſeiner Erziehungsanſtalt perſönlich vorzuſtehen, bis ſeine Fackel ſich ſenkte und erloſch. Auf ſeinen Hügel wurde ein Hollunderbaum gepflanzt, nach ſeinem Wunſche. Söhne Töchter und Enkel, Schwiegerſöhne und Schwiegertöchter leiteten in dem ächten Sinn und Streben Vater Salzmann's die Anſtalt fort, ſie beſteht und blüht noch heute, und vererbt den Namen ihres Gründers auf die Nachwelt. Sie hat in der ſtillen Friedensbucht am romantiſchen Waldeshang des thüringiſchen Gebirges alle Stürme der Zeiten über ſich dahin und neben ſich vorüberbrauſen laſſen, und wird von einem guten Geiſte fortgeleitet und fortgepflegt auch noch ſpätere Wehen der Zeiten überdauern.

43.



Johann Wilhelm von Archenholz.

Geb. d. 3. Sept. 1743, geſt. d. 28. Febr. 1812.

Muſter im geſchmackvollen Styl und in der ethnographiſchen Schilderung; durch Reiſen hochgebildet und zum Reiſebeſchreiber geboren, nicht minder durch praktiſche Kenntniß des Kriegsweſens berufen, kriegsgeſchichtliches zu bearbeiten — ſo war und blieb Archenholz lange Zeit Liebling der Freunde einer ernſten, bildenden Lektüre, und wird noch immer von vielen mit Vorliebe geleſen.

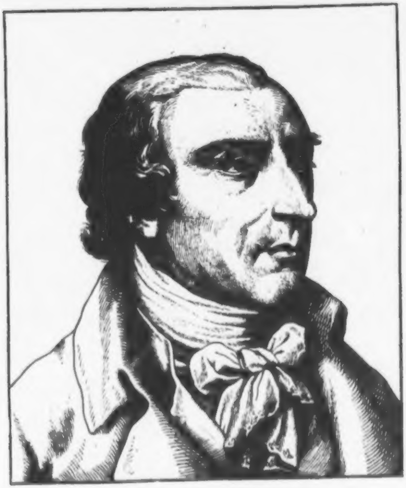
J. W. v. Archenholz erblickte das Licht der Welt zu Langfuhr, einer Vorſtadt von Danzig, und widmete ſich frühzeitig dem Soldatenſtande. Er kam in das Cadettenhaus in Berlin, und trat mit 15 Jahren aus demſelben als Unterlieutenant in das preußiſche Heer ein. Im Regiment Forcade machte er den ſiebenjährigen Krieg mit, den er ſpäter ſo trefflich ſchilderte, und erhielt nach deſſen Beendigung 1763 den Abſchied als Hauptmann.

Unbezwingliche Sehnſucht zu reiſen, beſtimmte v. Archenholz, die unfreiwillige Muſſe, die der Friedensſchluß für ihn herbeigeführt hatte, dazu zu verwenden, fremde Länder zu ſehen, berühmte Menſchen kennen zu lernen und ihres Umganges ſich zu erfreuen, und ſelbſt lernend, durch Schilderung des geſchauten und erlebten, wieder andere zu belehren. Dabei unterſtützte ihn die trefflichſte Beobachtungsgabe, guter Geſchmack in der Auswahl des mitzutheilenden, feines Gefühl, von Menſchen, Sachen und Ereigniſſen das charakteriſtiſche herauszufinden und hervorzuheben, welche Eigenſchaften ihm bald den Beifall der gebildeten Leſewelt gewannen und dauernd ſicherten. v. Archenholz durchreiſte ganz Deutſchland, die Schweiz, Holland und Belgien, Frankreich, England und Italien, Dänemark, Norwegen und Polen. In England war er dreimal und zweimal in Italien. In letzterem Lande traf ihn leider ein ſchweres Mißgeſchick; ein unglücklicher Fall, den er that, wurde von den Aerzten und Chirurgen, deren Hülfe er ſich anvertrauen mußte, ſo übel behandelt, daß ihm lebenslänglich eine Lähmung blieb und ihn, den der Krieg verſchont hatte, zum Krüppel machte. Hierauf privatiſirte v. Archenholz abwechſelnd in mehreren bedeutenderen deutſchen Städten, wie Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, und lebte vom Ertrag ſeiner zahlreichen Werke, welche alle Zeugniſſe ſeines Fleißes, ſeines regen Geiſtes und ſeines guten Geſchmackes ſind. In dem Buche «England und Italien» ſchilderte er beſonders England mit großer Vorliebe und gründlich erworbener Kenntniß, dann gab er, während ſein «England und Italien» faſt in alle lebenden Sprachen Europa's überſetzt wurde, als Fortſetzung des England betreffenden Theiles neunzehn Bände «Annalen der brittiſchen Geſchichte der Jahre 1788—1796» heraus, die mit Bildniſſen berühmter Britten neuerer Zeit geſchmückt erſchienen.

Großen, rauſchenden Beifall fand v. Archenholz's «Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges», zuerſt im Hiſtoriſchen Kalender für 1789 erſchienen, von Chodowiecki mit Küpferchen geziert, ſpäter erweitert und berichtigt ſelbſtändig herausgegeben. Dieß Buch wurde ein Volksbuch im edelſten und beſten Sinne, der vornehme wie der ſchlichte Bürgersmann erfreute ſich an demſelben, man überſetzte es neben andern lebenden Sprachen ſogar in die lateiniſche, wo der Hauptmann v. Archenholz als olim in exercitu Borussico centurio auf dem Titel prangte.

Geiſtvoll geſchrieben erſchienen auch die 2 Bände «Kleine hiſtoriſche Schriften», deren 2ter Band ausſchließlich die anziehende Geſchichte der Flibuſtier umfaßt; ferner die «Geſchichte Guſtav's Waſa, Königs von Schweden, nebſt einer Schilderung des Zuſtandes von Schweden ꝛc.» — 2 Bände, und der in Gemeinſchaft mit Wieland begonnene Kalender für Damen, Jahrgang 1790, mi Bildern von Chodowiecki — in welchem Toilettenbüchlein v. Archenholz mit gewandter Feder die Geſchichte der Königin Eliſabeth von England zugleich mit jener von deren Nebenbuhlerin ſchilderte.

Neben dieſer raſtloſen Thätigkeit begründete v. Archenholz auch noch einige periodiſche Werke, in denen er Anſprüche und Geſchmack des gebildeten Leſepublikums entſprechend traf. Das erſte war ſeine «Literatur- und Völkerkunde», welche belehrend, gemeinnützig, anziehend unterhaltend, eignes und fremdes, deutſches und ausländiſches, Proſa und Poeſie im anmuthigen Wechſel brachte, und auf viele anregend und fördernd wirkte. Dieß Werk und eine Fortſetzung deſſelben erlebte neun Jahrgänge. Noch längerer Dauer, man könnte ſagen unvergänglicher, erfreute ſich die v. Archenholz begründete Zeitſchrift Minerva, ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts, welche auch nach des Begründers Tode fortgeſetzt wurde und noch heute beſteht. v. Archenholz begann dieſe Zeitſchrift nach ſeiner Rückkehr aus Paris, 1792, und beſtimmte ſie vorzugsweiſe zur Schilderung franzöſiſcher Zuſtände der Gegenwart. Er ließ ſich in Hamburg nieder, in deſſen Nähe er einen Landſitz, Ovendorf, erwarb, auf welchem den thätigen Mann in ſeinem 67. Jahre der Tod ereilte. Für ſeinen Ruhm hatte er genug gethan und ſeinem Andenken bleibt in den Annalen der deutſchen Literatur eine Ehrenſtelle geſichert.



Joachim Heinrich Campe.

Geb. 1746, geſt. d 22., n. a. 23. Oct. 1818.

Dieſer Freund deutſcher Jugend, deutſcher Sprache, deutſchen Gemüthes — allbekannt durch zahlreiche Schriften, von denen viele Muſtergültigkeit behaupten, als vorzüglicher Pädagog beliebt, ja gefeiert — wurde in dem Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Dorfe Deenſen geboren und zog aus dunkeln Verhältniſſen dem Lichte wiſſenſchaftlicher Bildung nach. Den Knabenunterricht gewährte zunächſt die Schule zu Holzminden, worauf Helmſtädt und Halle den Jüngling weiter bildeten, der ſich der Theologie widmete und dabei die ſo äußerſt günſtig auf dieſer Hochſchule gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, auch in der Erziehungswiſſenſchaft, zu welcher ſein Gemüth ſich mit Vorliebe hinneigte, theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe ſich anzueignen. Gleichwohl ſchien das Geſchick ihn ſeinem urſprünglichen Berufe entziehen zu wollen, denn er erhielt als Candidat 1773 eine Feldpredigerſtelle beim Regimente des Prinzen Heinrich von Preußen zu Potsdam.

Dieſe Stellung konnte den ſtrebſamen jungen Mann nicht auf die Dauer befriedigen; indeß benutzte er die Muſſe, welche ſie ihm vergönnte, treufleißig zu ſeiner Weiterbildung, und gewann ſich Freunde und Gönner, welche ihn förderten, und ſo nahm er 1776 freudig einen Ruf als Anhalt-Deſſauiſcher Educationsrath an, zumal in Deſſau das eigentliche Ziel der Sehnſucht Campe's, das berühmte Philanthropin unter Baſedow blühte. Johann Bernhard Baſedow, ein Hamburger und unter dem gnädigen Schutze des Fürſten Franz von Deſſau Begründer des philanthropiſchen Erziehungsinſtituts — verließ ſeine Anſtalt, und Campe trat nun als deren Lenker und Leiter an deſſen Stelle. Es waren von ihm bereits einige philoſophiſche Abhandlungen erſchienen, dann trat er mit ſeinem «Sittenbüchlein» auf, welches große Verbreitung fand, ſo daß eine Auflage der andern folgte und Campe's Ruf ſich raſch in weiten Kreiſen verbreitete. Indeß erging es ihm, wie nach ihm Salzmann an derſelben Stelle, er fand ſich bewogen, ſie nicht lange zu bekleiden. Neigung und Sehnſucht ward in ihm rege, nach eigenen Ideen und Wünſchen ſelbſtthätig wirken und handeln zu können, denn noch heute wird jeder Erzieher von geiſtiger Begabung mehr oder minder ſich ſelbſt ſeine Erziehungspläne bilden und ſie von innen herausarbeiten, nicht das vorgefundene fremde unbedingt annehmen und deſſen Regeln ſclaviſch befolgen.

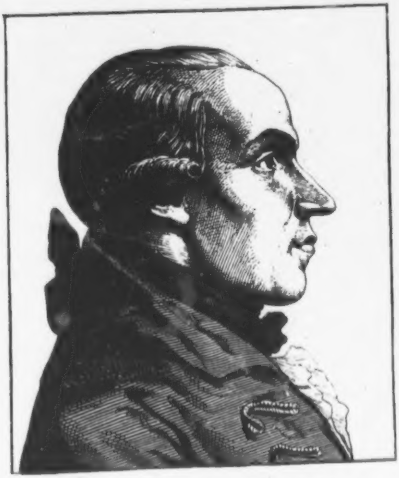
Campe verließ Deſſau nach Aufgebung ſeiner dortigen Stellung und wandte ſich nach Hamburg, wo er eine Privaterziehungsanſtalt begründete und bis zum Jahre 1783 leitete, ſie wohl auch gern länger geleitet haben würde, wenn nicht wankende Geſundheit ihn genöthigt hätte, ſie aufzugeben. In dieſe Zeit fiel der Beginn der Herausgabe des «Hamburgiſchen Kinderalmanachs», welcher in 12 Bändchen bis 1784 fortgeführt wurde und der ſich in abermals 12 Bändchen die beliebten Reiſebeſchreibungen für die Jugend bis 1794 anreihten. Dieſer friedlich-lehrreich und liebevoll-wirkſamen Thätigkeit eines Jugendſchriftſtellers konnte ſich der wackre Campe durch die ſelbſtgeſchaffene Befreiung von jeglicher Amtsbürde um ſo mehr hingeben, als er aus dem geräuſchvollen Hamburg zurückgezogen in der ländlichen Stille des Dorfes Trittau bei Hamburg lebte. Seine Weiſe, für die Jugend zu ſchreiben, die zugleich für junge angehende Schulmänner Leitfaden und Muſter wurde, gefiel allgemein; er hatte vorzugsweiſe die kleine Kinderwelt im Auge und wußte meiſterlich derſelben ſeine Stoffe anzupaſſen.

Die größte Freude erregte in der Jugend- und ihrer Lehrerwelt ſein «Robinſon der jüngere, ein Leſebuch für Kinder.» Dieſem Buche lag bekanntlich der Seefahrerroman des Engländers de Foe zum Grunde, von dem auch ſchon eine alte deutſche Ueberſetzung vorhanden war. Rouſſeau hatte in ſeinem Emile dieſes Buch gelobt und empfohlen, und Campe bearbeitete es mit dem größten Glück. Kaum wird irgend ein Buch in der europäiſchen Kinderwelt ſolche Beliebtheit erlangt haben; in alle europäiſchen Sprachen, ſelbſt in die neugriechiſche, wurde es überſetzt, in die engliſche bis 1806 fünfmal, ebenſoviel mal in die franzöſiſche, während die deutſchen Auflagen einander raſch folgten.

Dem Robinſon folgte, während die Kinderbibliothek (der Almanach) ſich fortſetzte, «die Entdeckung von Amerika», drei Theile, dann die «Kleine Seelenlehre für Kinder», hierauf die Bildungsſchrift für Jünglinge «Theophron», ſpäter: «Väterlicher Rath für meine Tochter», welches Buch das Seitenſtück des Theophron für die herangereifte weibliche Jugend bildete, und noch mehreres andere.

Nach all dieſen anerkannten rühmlichen und bildenden Werken, nach ſo vielen Schriften voll Gemüthlichkeit, Innigkeit, Eingehen in den Kreis kindlicher und jugendlicher Verſtandeskräfte — wandte ſich Campe dem wichtigen Gebiete der deutſchen Sprache zu und trat gegen die heilloſe Sprachmengerei in mehreren Schriften auf, nachdem er 1787 in Anerkenntniß ſeiner gediegenen Wiſſenſchaft im Erziehungsfach einer ehrenvollen Berufung als Herzogl. Braunſchweigiſcher Schulrath und Canonicus am St. Cyriacusſtifte zu Braunſchweig Folge geleiſtet hatte. Sein bemühen, die Sprache zu läutern, fand vielen Beifall und viele Theilnahme, wenn auch im kritiſchen bemühen Campe's und ſeiner Freunde vieles allzuſchulmeiſterlich genau genommen wurde und daher manche Mühe vergeblich war, denn der Genius der Sprache läßt ſich nicht ſpaniſche Stiefeln und Daumſchrauben anlegen, er wirkt feſſelfrei und lebendig im Leben des Volkes und jede Zeit macht ihre Sprachweiſe. Immer aber bleibt das Streben ehrenwerth, die ſtolze und reiche Sprache unſers deutſchen Vaterlandes nicht muthwillig mit Fremdwörtern zu überbürden und zu verunſtalten, wie es namentlich wieder durch die neuzeitliche Politik, wo kaum eine Zeitungszeile ohne Fremdwort blieb, geſchehen iſt.

Campe vollendete nach ſegensreichem Wirken im 72. Jahre ſeines Alters und nahm den Ruhm eines biederen, ſtrebſam tüchtigen, raſtlos wirkſamen Mannes mit ſich in das Grab.



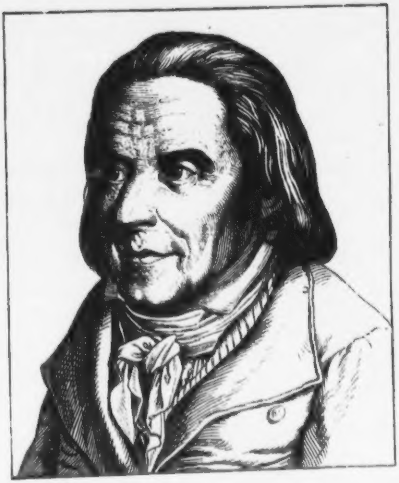
Friedrich Wilhelm Gotter.

Geb. d. 3. Sept. 1746, geſt. d. 18. März 1797.

Dieſer Dichter, welcher ſeinen Zeitgenoſſen, die ihn freudig anerkannten, als ein Muſter des guten Geſchmackes galt, wurde zu Gotha geboren; ſein Vater war ein angeſehener Staatsbeamter und ſorgte für eine treffliche Erziehung des Sohnes, welcher in ſeiner Jugend ſehr zart organiſirt und ſchwächlich war. Neigung zu Sprachen, wie zur Poeſie und namentlich zur dramatiſchen, traten in dem jungen Gotter ziemlich frühzeitig hervor. In ſeinem ſiebzehnten Jahre bezog Gotter, bisher durch Privatlehrer unterrichtet, die Hochſchule Göttingen, um dort die Rechte zu ſtudiren, nebenbei aber huldigte er unbefangen der poetiſchen Muſe und knüpfte mit Eckhof, Mitglied der damals in Göttingen wirkenden Ackermannſchen Geſellſchaft, das Band einer Freundſchaft an, die für ſein ganzes ſpäteres Leben nachhaltig fortwirkte. Die Neigung für die darſtellende Kunſt der Bühne war ſo genährt, daß Gotter ſelbſt, nach Abgang der erwähnten Geſellſchaft von Göttingen, ein Liebhabertheater errichtete und leitete, an dem er ſeine Begabung praktiſch und theoretiſch zugleich üben lernte. Nach vollendeten Studien 1766 nach Gotha zurückgekehrt, wurde Gotter zweiter Geheimer Archivar und durfte im folgenden Jahre den Freiherrn von Gemmingen als Geſandtſchaftsſecretair nach Wetzlar begleiten. In Wetzlar, wo er die Beſchäftigungen mit den ſchönen Künſten keineswegs aufgab, wurde Gotter der Antrag, zwei jungen Edelleuten als Führer auf der Univerſität zu dienen; er nahm denſelben an und wählte mit Vorliebe wieder Göttingen zum Ort ſeines Aufenthaltes und eifrig fortgeſetzter Studien. Dort begründete er mit Boie den 1770 erſchienenen Götting'ſchen Muſenalmanach nach dem Muſter eines Pariſer, und Käſtner unterſtützte dabei lebhaft die Freunde; Gotter aber wurde durch ſein nicht ganz aufgegebenes dienſtliches Verhältniß nach Gotha, ehe noch der Almanach erſchien, zurückgerufen, bald aber fügte es ſich, daß er abermals in gleicher Eigenſchaft, wie früher, nach Wetzlar entſendet ward, und dort fand er jetzt zu ſeiner großen Freude nicht nur die Ackermannſche Geſellſchaft wieder, ſondern machte auch die Bekanntſchaft Goethe's und Jeruſalem's, was auf Gotter den anregendſten und belebendſten Einfluß übte, zumal er auch noch manche ſonſtige angenehme Bekanntſchaft anknüpfte und fleißigen Briefwechſel mit begabten Geiſtern unterhielt. Er ſchrieb in dieſer Zeit ſeine berühmt gewordene «Epiſtel über die Starkgeiſterei», reiſte, um ſeine ſchwächliche Geſundheit zu kräftigen, nach Frankreich, lernte die franzöſiſche Bühne gründlich kennen, beſuchte die Schweiz, wo er Geßner und Lavater kennen lernte, und kehrte, geiſtig erfriſcht, mit neuen Eindrücken und Plänen erfüllt, abermals nach Gotha zurück. In dieſer ſeiner Vaterſtadt begründete Gotter wieder ein Geſellſchaftstheater, an dem er nach jeder Richtung hin ſelbſtthätig war, bis Gotha ein ſtrahlender Stern der Kunſt aufging und eine Muſterbühne dieſer Stadt durch die Gunſt eines kunſtſinnigen Fürſten zu Theil wurde, wie in Deutſchland keine zweite beſtand und beſtehen konnte, denn Gotha vereinigte faſt alle Bühnenberühmtheiten jener Zeit, und es war ja ohnehin noch nicht lange her, daß von einer ſolchen Berühmtheit überhaupt die Rede ſein konnte. Die gefeierten Namen Eckhof, Böck, Brandes, Iffland, Beil, Beck, Großmann und die Damen Brandes, Seyler, Starke, Koch, Mereeur u. a. waren dort vereint und ihre Träger in ehrenvollſter Weiſe künſtleriſch thätig, wobei Gotter's geiſtige Antheilnahme in mannichfacher Weiſe fördernd zu Statten kam. Auch als Improviſator war Gotter ſehr glücklich, noch glücklicher aber dadurch, daß er nicht nöthig hatte, dieſe ſchöne Begabung um Geld zu Markte zu tragen. Es ſtand in ſeiner Gewalt, kleine dramatiſche Sachen rund und leicht und geiſtvoll aus dem Stegreif zu bilden und vorzutragen, womit er ſich und andern ſchöne genußreiche Stunden in lebenvollen poeſiedurchglühten Kreiſen ſchuf. In den meiſten Formen deutſcher Dichtkunſt verſuchte ſich Gotter: in den dramatiſchen wurden Poſſe, Singſpiel, Luſtſpiel und Trauerſpiel von ihm angebaut; er war Lyriker, Elegiker und Romanzendichter, und auch die ſeltener gepflegte poetiſche Epiſtel fand an ihm einen Freund. Nur das höhere epiſche Gedicht lag außer ſeiner Sphäre, dazu fehlte ihm wohl die Ruhe und die innere Anregung. Seine erſten Trauerſpiele: «Elektra», «Merope» und «Alzire», ſchrieb er nach franzöſiſchen Vorbildern und in gereimten Alexandrinern; zum Melodram «Medea» ſchuf der in Gotha lebende bedeutende Tondichter Benda die Muſik. Durch ſeine Singſpiele machte ſich Gotter äußerſt beliebt, hier war er wohl mehr als Chr. Felix Weiße's Nebenbuhler, er übertraf ihn vielleicht. «Der Jahrmarkt», «Romeo und Julie» und «das tartariſche Geſez», alle drei Singſpiele, und eine Menge überſetzter Opern- und Operettentextbücher laſſen Gotter als in dieſer für den wahren Dichter allerdings nicht ſchwer wiegenden Gattung als Meiſter erſcheinen, zahlreich ſind aber auch ſeine vom fremdländiſchen Boden auf deutſchen verpflanzten übrigen dramatiſchen Stücke.

Im Jahre 1780 verheirathete ſich Gotter und erhielt 1782 den Poſten eines geheimen Secretairs. Leider alterte er bei ſeiner zart organiſirten, ſchwächlichen Natur ſehr ſchnell und erreichte nur das 53. Lebensjahr. Sein literariſcher Nachlaß brachte noch manches ſchöne Werk ſeiner Muſe zur Erſcheinung, darunter das Trauerſpiel «Mariane» nach la Harpe, das man als ſeine bedeutendſte Arbeit anerkannte und das den Weg über alle deutſchen Bühnen wandelte; dann «die Geiſterinſel», eine Nachbildung von Shakſpeare's Sturm, welche von nicht weniger als vier Componiſten in Muſik geſetzt wurde, von Zumſteeg, von Haak, von Fleiſchmann in Meiningen und von Reichardt. In Proſa verfaßte Gotter eine Charakterſchilderung der Frau von Buchwald, der Freundin und frühern Hofdame der geiſtvollen Herzogin Luiſe Dorothea, geborne Prinzeſſin zu Sachſen Meiningen, beide Freundinnen Voltaire's, von welchem letzteren Gotter's Buche einige Briefe beigefügt ſind.

Einem großen Theil der Beſten ſeiner Zeit that Gotter genug, er war vollkommen Meiſter der Sprache, eignete ſich die fremden Formen mit Leichtigkeit an und wußte ſie mit Gewandtheit einzubürgern; ſeine Lieder und Elegien ſind leicht und gefällig, in der Form der poetiſchen Epiſtel ſtand er allen ſeinen Zeitgenoſſen voran.



Johann Heinrich Peſtalozzi.

Geb. d. 12. Jan. 1746, geſt. d. 17. Febr. 1827.

Einer der edeln Geiſter, welche von der Vorſehung vorzugsweiſe zu Wohlthätern der Menſchheit berufen ſind, die reiche Saaten des Segens durch fruchtbringendes Wirken ausſtreuen und deren Name ruhmvoll durch die ſpäteren Zeiten fortklingt. Peſtalozzi, der deutſche Mann mit dem fremdländiſch klingenden Namen war Sohn eines Arztes und wurde zu Zürich geboren. Seine Erziehung bei Verwandten war nach des Vaters frühem Tode eine einfache, ſchlichte und gottesfürchtige, und dies blieb durch ſein ganzes Leben die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens und Charakters.

Frühzeitig erwachte in Peſtalozzi der Beruf, Menſchen zu bilden, ſie aus der niedern Stumpfheit der Lebensſtellung zu höheren Anſchauungen zu leiten, obſchon er ſelbſt anfänglich in den Wiſſenſchaften ſchwankte, welche er ergreifen ſollte. Er begann das Studium der Theologie und gab es auf, ebenſo das der Rechte. Zu jener Zeit trat Roſſeau, der berühmte franzöſiſche Philoſoph auf, und ſchilderte in ſeinem Buche Emil oder die Erziehung alle zahlloſen Mängel der bisherigen Erziehungsweiſe. Dieſes Buch machte Epoche in ganz Europa, es half den Philanthropismus und die Philanthropine gründen, es wollte die Menſchen praktiſch erzogen haben, weniger durch die Religion, als durch das Leben. Honig und Gift waren in dem Buche beiſammen, wie in einer ſchönen Blume, deren äußerer Reiz und ſüßer Duft anlocken und — betäuben.

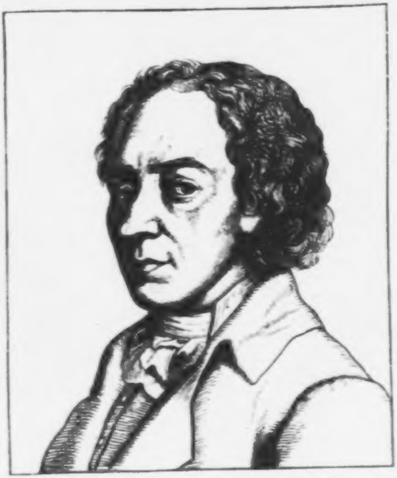
Peſtalozzi beſchloß, angeregt durch den Emil, ſich ganz der Volksbildung zu widmen, kaufte ſich bei Bern ein Grundſtück, baute ſich an, wurde Landwirth. In das von ihm erbaute Haus Neuhof nahm der vom edelſten Streben durchdrungene Menſchenfreund 1775 eine Anzahl hülfloſer Kinder auf, denen er Vater wurde und an denen er die neuen Erziehungsgrundſätze erprobte, die er dann auch durchführte, unbeirrt durch die allzeit rege Verkennung, ja Verketzerung ſeines uneigennützigen Thuns. So entriß er nach und nach über hundert Kinder dem leiblichen und ſittlichen Elend und Verderben, erzog ſie zu praktiſch brauchbaren Menſchen, und ward nun auch durch Volksſchriften thätig, welche ungemein große Verbreitung fanden. Unter dieſen ſind

„Lina und Gertrud“, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, „Das Buch der Mütter“ die bedeutendſten.

Endlich wurde Peſtalozzi's Streben auch von der Regierung des Cantons anerkannt; er durfte, von ihr unterſtützt, 1798 zu Stanz ein Landeserziehungshaus für arme Kinder gründen, aber leider folgten ihm Neid und Kabalen überall hin, und er vermochte nicht in Stanz auszudauern. Peſtalozzi wurde nun Schullehrer in Burgdorf, wo er eine neue Erziehungsanſtalt bildete und zu derſelben ſich tüchtige Hülfskräfte heranzog, aber auch dort war nicht gar lange ſeines Bleibens, er ging 1804 nach München-Buchſee, und ſpäter nach Iſerten, wo ihm Seitens der Regierung ein Schloß zu einer neuen Bildungsanſtalt eingeräumt wurde. Zwiſchen Anfeindung und Verdächtigung, und zwiſchen Beifall und Anerkennung wirkte und waltete nun Peſtalozzi als Reformator der Erziehungskunſt mit Eifer und Ueberzeugungstreue, und gab ſeiner Erziehungsmethode die feſte Begründung. Dieſe Begründung beſtand hauptſächlich in der Lehre von der Anſchauung und dem wecken der im Kinde ſchlummernden geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten wie deren Entwickelung und Leitung auf eine der Natur gemäße Weiſe, eine Methode, die der wackere Fröbel, ein treuer, vielleicht der allertreueſte Nachfolger Peſtalozzi's, in ſeinen Kindergärten wieder aufs neue in das praktiſche Erziehungsweſen der zarteſten Jugend einzuführen anſtrebte.

Warfen viele der Schüler Peſtalozzi's durch ſpäteres verkehrtes treiben auch Schatten auf ihren großen Meiſter, ſo ſteht ſein Gedächtniß doch in reinen Ehren vor dem Richterauge der Nachwelt als eines Mannes da, der mit allen Kräften ſeines Lebens nur das Gute gewollt und gefördert hat, durch deſſen Beiſpiel viele tauſende von Kindern dem dumpfen Druck veralteter Methoden entzogen und zur friſcheren Lebensluſt freierer Entfaltung geführt wurden, und der Ruhm ſeines Namens hat die alte wie die neue Welt durchdrungen, er iſt immer noch dem jungen, geiſtig ſtrebenden Schulmann ein Ideal, ein Schiboleth, ein der Nacheiferung werthes Vorbild — nur daß Peſtalozzi's von Einſeitigkeit nicht ganz freie Methode den Abänderungen unterworfen werden muß, die ein halbes Jahrhundert des Weiterſchritts auch in der Erziehungswiſſenſchaft unabänderlich bedingt und von ſelbſt herbeiführt. Den Glanz ſeines Namens aber wird keine veränderte Anſchauung in jener Wiſſenſchaft, in der er mit zuerſt rühmliche Bahn brach, verlöſchen.

Als hochbetagter Greis endete Peſtalozzi zu Brugg im Canton Aargau ſein reines, geſegnetes Leben, dem die bittern Kelche der Verkennung und Kränkung nicht erlaſſen geblieben waren, wie keinem, der für das Gute ſtreitet.



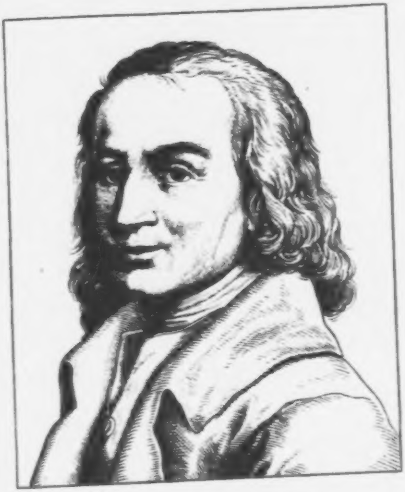
Johann Elert Bode.

Geb. d. 19. Jan. 1747, geſt. d. 23. Nov. 1826.

Einer der trefflichſten Aſtronomen, der ſich das große Verdienſt erworben hat, die erhabenſte der Wiſſenſchaften durch klare Werke auch den Laien zugänglich gemacht und ihnen den Sternenhimmel mit ſeinen Wundern und Welten erſchloſſen zu haben.

Bode iſt in **Hamburg** geboren; ſein Vater war Vorſteher einer praktiſchen Lehranſtalt für junge Kaufleute und unterrichtete den Sohn ſelbſt in der Mathematik. Dieſer zeigte für jene Wiſſenſchaft ſo hervorragende Fähigkeit, daß er nicht nur vom 17. Jahre an den Vater in ſeinem Lehramt zu unterſtützen vermochte, ſondern ſich durch Selbſtunterricht und fleißiges Studium auch mit den höheren Gebieten der Mathematik vertraut machte. Mathematiſche Geographie, Geometrie und Uranoſcopie, letztere ohne alle fremde Hülfmittel begonnen, trieb der junge Bode auf das fleißigſte und ſchrieb ſchon 1766, im 19ten Lebensjahre, eine Abhandlung über eine Sonnenfinſterniß. Bei dieſen Studien erfreute er ſich der Gunſt des berühmten Arztes und Naturkundigen Dr. Reimarus, der ihn mit Büchern und Inſtrumenten unterſtützte, und des anerkannten Mathematikers Profeſſor Buſch, und begann auf die Aufforderung des letztern im darauf folgenden Jahre ſeine zuerſt in Monatsheften herausgegebene »Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels«, ein Buch, welches in einer der Menge verſtändlichen und leicht faßlichen Sprache verfaßt und durchweht von einem frommen Geiſt, außerordentlichen Beifall fand und Bode's Ruhm begründete. Es war etwas von Klopſtock's Geiſt in dieſem Werke (Bode war mit dem Sänger des Meſſias befreundet), namentlich in den demſelben angehängten allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, welcher unwiderſtehlich anzog und feſſelte. Bode ſprach auch zuerſt den Gedanken aus, daß der Sonnenball an ſich ein dunkler Körper ſei, von einer Licht-Materie umfluthet. Dieſe und andre Arbeiten, Planetendurchgänge durch den Mond, Entdeckung des Kometen von 1769 und deſſen Bahnberechnung u. a. verſchafften dem jungen Aſtronomen bald in weiten Kreiſen Anerkennung, Beifall und Ruf, und König Friedrich der Große berief ihn 1772 zum Aſtronomen der Akademie der Wiſſenſchaften nach Berlin, als deren wirkliches Mitglied er 1782 aufgenommen wurde. Bode dankt die Sternkunde das neue Sternbild: Friedrichs Ehre, das von allen Aſtronomen willig angenommen und in die Himmelskarten eingezeichnet wurde. Sein neues Amt verwaltete Bode mit dem Eifer eines Mannes, der ganz von ſeinem Streben erfüllt iſt; ſeine: «Erläuterung der Sternkunde», die ſtete Verbeſſerung der neuen Auflagen von der «Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels», wie die 1774 begonnenen «aſtronomiſchen Ephemeriden», die er auf 51 Bände brachte, ſein großer Himmelsatlas in 20 Tafeln mit 17.240 Sternen, darin er den Schatz bekannter Sterne um 12.000 vermehrt hatte, und ſein «Entwurf der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften» geben davon das rühmlichſte Zeugniß. Außerdem war er für die 1773 zu Berlin begründete Geſellſchaft naturforſchender Freunde thätig. Bode entdeckte und berechnete viele Kometen, und war der erſte deutſche Aſtronom, der den von Herſchel in England am 13. März 1781 neu entdeckten Planeten Uranus am Himmel erblickte. Er erfreute ſich von vielen Seiten her der ehrenvollſten Auszeichnungen, und ſeine goldne Amtsjubelfeier und das Feſt ſeiner 50jährigen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn war mit Ehrengaben reich geſchmückt. Nach derſelben wurde Bode auf ſein Anſuchen von den amtlichen Geſchäften entbunden; gleichwohl ließ er vom Arbeiten nicht ab, ſo lange er lebte. Eine Lungenentzündung warf ihn im 79. Lebensjahr auf das Krankenlager, auf welchem ihn noch eine am 29. November bevorſtehende Sonnenfinſterniß bis zu ſeinem letzten Tage beſchäftigte. Seine letzten Worte waren: «Sterben, Zuverſicht, Leben!». — Bode's Marmorbüſte von Schadow's Meiſterhand ziert die Sternwarte Berlins.

145.



Matthias Claudius.

Geb. d. 17. Aug. 1740. geſt. d. 21. Jan. 1815.

Einer der beliebteſten deutſchen Volksſchriftſteller, ausgezeichnet durch Naivität und Humor, glückliche Laune und biderbe Deutſchheit, welcher einem großen Theile der beſſern ſeiner Zeit genug that, in welcher freilich, namentlich in der beliebten volksthümlichen Schreibweiſe die Lorbeerzweige tiefer hingen als jetzt, und leichter zu erreichen waren.

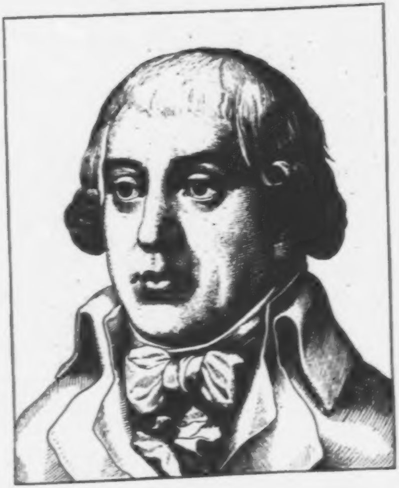
Claudius wurde zu Reinfeld im Lande Holſtein geboren, nicht weit von Lübeck, und ſtudirte in Jena Philoſophie und Jurisprudenz, von welchen Doctrinen er in ſpätern Jahren keinen ſonderlichen Gebrauch machte.

Nach Wandsbeck zurückgekehrt, begründete er die von ihm herausgegebene Zeitſchrift: der Wandsbecker Bote, und nannte ſich als deſſen Herausgeber Asmus, ſammelte auch bereits von 1775 an ſeine im Boten und in andern Zeitungen befindlichen Aufſätze und Gedichte in eine ſelbſtändige Ausgabe unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, die von 1775 bis 1812 in 8 Bändchen erſchienen. Im Jahre 1776 bot ſich Claudius eine Stelle als Oberland-Commiſſar in Darmſtadt, er nahm ſie an, hatte aber das freie Leben eines ungebundenen Schriftſtellers und Dichters viel zu lieb gewonnen, als daß die geregelten Geſchäfte eines Bureaumannes ihm hätten zuſagen können. Schon das folgende Jahr fand Claudius wieder in Wandsbeck; ſpäter ſchien ihm doch wol ein Aemtchen wünſchenswerth, und Graf Bernſtorff verſchaffte ihm das leichte eines Reviſors bei der ſchleswig-holſteiniſchen Landesbank in Altona, wobei ihm freigeſtellt blieb, in Wandsbeck wohnen zu bleiben.

Der Humor des Dichters in Verbindung mit einem wohlwollenden menſchenfreundlichen Sinne gewannen ihm viele Herzen; er durfte, als der ungleich minder begabte, Klopſtock dennoch Freund nennen; auch die Stolberge und Voß wandten ihm ihre Theilnahme zu, und wie hätte der Vater Gleim fehlen ſollen, in deſſen Herzen die ganze deutſche Dichterwelt gleichſam wohnte und ihre Heimath hatte!

Das Leben des Dichters floß in heiterem Frieden dahin, ſeine Lebensverhältniſſe waren befriedigend, große Schickſale berührten ihn nicht, mit Ausnahme der Kriegsbedrängniſſe, welche Hamburg und den Schwiegerſohn, den berühmten Buchhändler Friedrich Perthes in verhängnißvoller Zeit betrafen. Als ihm das Scheiden vom Irdiſchen nahte, und die letzte Krankheit zunahm, ließ er ſich nach Hamburg in das Haus ſeines Schwiegerſohnes bringen, um da ſeinem Arzte näher zu ſein, und brachte noch 7 Wochen auf dem Krankenlager zu, bis ihn der Tod erlöſte.

Asmus war bei aller Schärfe der Satyre, die bisweilen in ſeinen Schriften hervortritt, ein liebenswürdiger Dichter; die Signatur ſeines ganzen Weſens, durch die er auf ſeine Leſerkreiſe wirkte und ſich zahlloſe Freunde gewann, war Empfindung. Herzlichkeit und Gutmüthigkeit treten faſt in allen ſeinen Dichtungen ſelbſt in der Satyre unverkennbar zu Tage, daher das Wohlgefallen das er fand, das Wohlwollen das er erregte. Sein Rheinweinlied, «Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher», machte ihn geradezu unſterblich, denn es konnte faſt durch ein halbes Jahrhundert kein frohbelebter deutſcher Kreis mehr ſein, in welchem man ſang, darin nicht auch dieſes Lied geſungen wurde, oder doch des Liedes Melodie, andern Gedichten untergelegt, an den alten Asmus erinnerte. Auch einige andere Gedichte von Claudius ergreifen durch ihren ſchönen Gedanken und durch edle Einfachheit. In vielen Gedichten aber und faſt in allen Proſaaufſätzen iſt die Einfachheit eine geſuchte und erkünſtelte, und dies bricht ihr den Stab. Die populären Schriftſteller zur Blüthezeit des Wandsbecker Boten, die Proſaiſten Cramer, Spieß, Müller, und ſelbſt Dichter wie Bürger nicht ausgenommen, hatten ſich durch einen Ton, den Goethe im Götz angeſchlagen, ſammt und ſonders eingeredet, man müſſe zum Volke ſo alltagsmäßig als möglich reden, formlos, kurz angebunden, mit 'n und 's und 'nmal ꝛc. auf jeder Seite einigemal volksthümlich kokettiren, halbe Worte verſchlucken u. dgl., und ſie hatten gar keine Ahnung davon, daß der Dichter, dem es Ernſt iſt auf ſein Volk erfreuend, erhebend und ſittigend einzuwirken, nicht in deſſen Sphäre herabſteigen darf, ſondern es zu ſich emporziehen muß. Ein Dichter, der dieſer Anſicht nicht huldigt, kann wol eine Zeit lang die armſeligen Triumphe feiern, welche die Trivialität ihm bereitet, aber wenn er ſonſt nichts Höheres leiſtet, wenn nicht ein tüchtiger innerer Kern, wie Asmus einen ſolchen in ſich hatte, nachhält, ſo fliegt er die Bahn der Ephemeren dahin — in das Reich des Vergeſſenwerdens, wenn er auch noch ſo ſehr eine Zeitlang eine urtheilloſe Menge hinriß. In reiferen Jahren wandte ſich Claudius's ſchon von Natur fromm angelegtes Gemüth dem Religiöſen zu; er überſetzte neben mehreren andern Schriften auch Fenelons Werke religiöſen Inhalts, zeigte merkliche Neigung zur Myſtik, ſchrieb auch ungleich weniger freiſinnig als früher, für Aufklärung des Volkes, Preßfreiheit u. dgl., was ſich pſychologiſch von ſelbſt erklärt. Jeder jugendliche Dichtergeiſt wird ſich für edle Freiheit entzünden und entflammen, wird ſein Vaterland und ſein Volk lieben, und wird in ſolcher nur naturgemäßen Liebe ein Feind der Volksunterdrückung, der Tyrannei und der Sclaverei ſein. Wenn er aber in gereifteren Jahren Revolutionen erlebt, wie Claudius eine erlebte, wenn die Weltgeſchichte ihn in ihren Spiegel blicken läßt, und wenn er gewahrt, daß auch Revolutionen nicht die Freiheit, ſondern die Tyrannei im Schooße tragen, daß ſie nie und nirgend hin einen Segen, und überall hin nur den Fluch bringen, da wird er kühler und ſtiller werden, wird an jenes ewig Eine ſich halten, das hoch über den irdiſchen Irrſalen und Wirrſalen ſteht, und gern auf den Ruhm verzichten Das zu ſein, was man ſo gewöhnlich «volksthümlich» nennt.



Gottfried August Bürger.

Geb. d. 1. Jan. 1748, geſt. d. 8. Juni 1794.

Ein hochbegabter Dichtergeiſt, voll Kraft und Flamme, wohl auch voll Sturm und Drang, viel geliebt, gelobt und gefeiert, auch wieder hart getadelt und mehr durch eigene als durch fremde Schuld untergeſunken in den Wogen ſeines ſtürmiſchen Lebens: dennoch bleibt Bürger unvergeſſen; er lebt fort im Andenken der deutſchen Nation als einer ihrer lorbeerbekränzten Unſterblichen.

Molmerswende im Fürſtenthum Halberſtadt war Bürger's Geburtsort, wo der Vater Prediger war. Der heranwachſende Knabe erregte keine großen Hoffnungen, fremde Sprachen wollten ihm nicht eingehen, aber der Strahl der Poeſie durchblitzte doch ſchon ahnungsvoll die junge Seele. Im Jahre 1765 des Vaters beraubt, wurde der junge Bürger durch den Großvater unterſtützt, der ihn auf die Stadt-Schule zu Aſchersleben that. Dort, wie auf dem ſpäter beſuchten Pädagogium zu Halle, wurde ein luſtigmuthwilliges Schülerleben geführt, in Halle mit Göckingk und dem Geheimrathe Klotz innige Freundſchaft geſchloſſen, das Schülerleben in ein nicht minder friſches, freies und fröhliches, wenn auch nicht eben frommes Studentenleben umgewandelt, dabei erſt Theologie, dann von 1768 an in Göttingen Rechtskunde ſtudirt und keineswegs ein Uebermaß von Kenntniß und Wiſſen erworben.

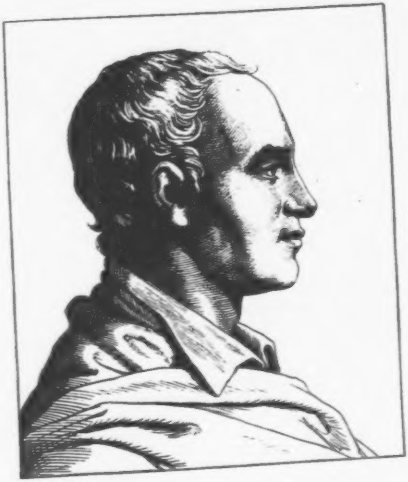
Der lebenskräftige Jüngling Bürger wurde ein flotter Bruder Studio und machte dem guten Großvater gar manchen Kummer, bis dieſer ſich endlich veranlaßt fand, ſeine Hand völlig von dem Enkel abzuziehen. Indeß rettete die Hand der Freundſchaft und eigenes ſich emporraffen von unſittlicher zu ſittlicher Lebensbahn aus dringendſten Verlegenheiten: am nächſten ſtanden Bürger Bieſter, Sprengel und Boje, ſpäter traten die Grafen Stolberg, Voß, Miller, Cramer, Hölty, Hahn, Leiſewitz u. a. zu dem Kreiſe oder halfen ihn bilden, und es begründete ſich 1772 der göttinger Dichterbund, welcher ſo großen und weſentlichen Einfluß auf die fernere Ausbildung der deutſchen Poeſie ausübte. Bürger war übrigens dieſem Bunde nicht eigentlich beigeſellt; er hing nur durch Boje, Hölty und Cramer mit ihm zuſammen, doch theilte er deſſen Streben und rang ſich im Umgang der Freunde empor.

hörte ihre Urtheile über ſeine poetiſchen Leiſtungen, feilte eifrig, las ältere und neuere Dichter und ſchrieb voll Begeiſterung viele ſeiner ſchönſten Dichtungen. Aus Percy's Ueberbleibſeln der altengliſchen Poeſie ſog Bürger die Vorliebe für Ballade und Romanze, und war ſo glücklich, die wenigen Verſuche, welche bereits Gleim und einige andere in dieſen Formen der epiſchen Dichtung gemacht hatten, weit zu überflügeln. Auch die gleichzeitig ſtrebenden Hölty, die Stolberge u. a. ließ er in der Ballade hinter ſich zurück, obſchon ein gewiſſer einfarbiger Ton, ſelbſt oft des Metrums nahe verwandte Einerleiheit der Balladendichtung jener Mitglieder des Göttinger Hainbundes eigen iſt und manche höchſtproſaiſche, ja häufig triviale Wendung und Ausdrucksweiſe ſie weit unter die Balladen Goethe's ordnete. Dieſer Mißgriff entſprang einzig dem Irrthum ſo vieler, der Volksdichter dürfe oder müſſe ſogar gemein ſchreiben. Später that Bürger dieß nicht mehr; er erkannte das richtige und ehrte den Geſchmack.

Das eifrige Studium Shakſpeare's wirkte nicht minder vortheilhaft und anregend auf Bürger ein; er fand zudem durch Boje's freundſchaftliche Vermittlung 1772 eine kleine Stellung als Juſtiziar der Herren von Uslar auf Altengleichen, welche zwar nicht glänzend war, aber doch einigen feſten Halt und Gehalt bot, auch den noch immer zürnenden Großvater verſöhnte und zur Zahlung der Schulden des Enkels bewog, ſowie er auch Bürgſchaft für letzteren leiſtete. Durch einen unredlichen Freund wurde Bürger leider um den größten Theil dieſer Summe betrogen, und dieſer Umſtand brachte ihn in nachhaltige Verlegenheiten.

Der ländliche Aufenthalt war Bürger's Muſe günſtig: die Dichtung ſeiner «Lenore», die ihn ſo berühmt machte, entſtand in dieſer Zeit; langſam reifend, eine ſchwere Geburt, rang ſich dieß Gedicht von ſeinem Herzen; er führte gleichſam Protocoll über die Entſtehung jeder Strophe, ſchrieb davon faſt allen ſeinen Freunden, feilte unendlich viel daran und heraus, und konnte neben ſo manchen hochpoetiſchen Stellen doch manche ganz proſaiſche Wendung nicht überwältigen. Bürger's Lenore entrollt als Gedicht den ganzen dämoniſchen Charakter ſinnlich glühender Leidenſchaft, die den Dichter ſelbſt beſeelte und dem Verderben weihte, aber er ſchrieb dennoch mit ihr ſeinen Namen in das goldene Buch der auserkorenen.

Im Jahre 1774 verheirathete ſich Bürger mit Dora Leonhart, zog nach dem Dorfe Wölmershauſen, das in ſeinem Gerichtsſprengel lag, und nahm die 14 bis 15jährige Schweſter ſeiner Frau, Auguſte, mit in ſeinen jungen Haushalt auf. Die Gattin wußte ſeine Liebe wohl nicht zu feſſeln, die vor ſeinen Augen ſich entfaltende junge Roſe warf Flammen der Leidenſchaft in das leicht erregbare Dichterherz; langer harter Kampf und endliches erliegen und ein von der Sitt-verdammtes Verhältniß war die Folge, welchem die Lieder an Molly ſo ſchön und glühend entſproßten, wie die Nenuphar einem heißen Sumpfe Indiens. Nach zehn Jahren eines Lebens voll Qual und Marter der Liebe löſte der Tod von Bürger's Frau 1784 das Eheband, nachdem Bürger, um ſein Einkommen zu beſſern, eine Pachtung übernommen hatte; proſaiſcheres und unklugeres konnte der Dichter, der von Oekonomie nichts verſtand, nicht thun; ein Jahr vor dem Tode ſeiner Frau gab er die Pachtung wieder auf, aber er hatte faſt das ganze Vermögen ſeiner Frau und Schwägerin in dieſes Unternehmen geſteckt und rettete wenig oder nichts. Jener falſche Freund, der Bürger um ſein Geld betrogen hatte, klagte ihn faſt gleichzeitig des Mangels an Ordnung und Treue in ſeinem Amte an, und Bürger, obſchon unſchuldig, legte ſeine Stelle nieder und zog nach Göttingen. Jetzt ſtand er nun ganz frei — arm und doch unermeßlich reich, ein Gott im Ueberſchwang ſeiner Gefühle. All ſein ſinnen, denken und fühlen goß er in das einzige herrliche „Hohe Lied von der Einzigen", deſſen überreiche überſchwengliche Kraft- und Prachtſprache, deſſen abſichtvoller „Pomp der Töne" unerreichbar erſcheint. Es war das Wonne- und Wolluſtjauchzen eines gefangenen Sproſſers, der in einer Mainacht ſich dem Kerker entrungen, es weinen noch heute fühlende Herzen die ſeligen Thränen, die gewiß der Dichter bei Vollendung dieſes Liedes weinte. Auguſte — ſeine Molly, ſeine Einzige, wurde ſein — wäre ſie es geblieben, ſo blieb Bürger ein beglückter Mann, ſein wachſender Ruhm hätte ihn nicht untergehen laſſen. Aber Auguſte ſtarb im erſten Wochenbette, und gebrochen war ihm, dem feurig liebenden, Kraft und Muth und Mannheit. In Göttingen las Bürger als Privatdocent über die Philoſophie Kants, und friſtete damit ſeinen Unterhalt, während er zu kränkeln begann. 1789 wurde er zum Profeſſor extraordinarius ernannt, aber ohne Gehalt. Seine Kinder erheiſchten eine Erzieherin, eine Mutter — ſtatt nun mit 42 Jahren ein vernünftiges Eheband zu ſchließen, ließ er ſich durch eine romantiſche Schwärmerei und durch ein Mädchen aus Schwaben bethören, das ihn anfang, ſich ihm antrug — er heirathete 1790 dieſe Eliſe Hahn und mit ihr die Hölle. Nach 2 Jahren ließ er ſich wieder von ihr ſcheiden, und ſie durchzog deklamirend und abenteuernd die deutſchen Länder, und trug, indem ſie frech ſeinen Namen fortführte, den Schimpf und die Verirrungen des armen Dichters durch die Welt, zuletzt kaum von einer Vagabundin zu unterſcheiden. Bürger fiel in Verarmung und Siechthum, die Freunde verließen ihn; zu ſpät, wie gewöhnlich, kam ihm eine Hülfe und neue Hoffnung — Kummer und Krankheit führten ihn zum ſchnellen ſanften dahinſcheiden im 47. Lebensjahre. Ein Dichterleben! Ein Dichterloos! —



Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Geb. d. 21. Dez. 1748, geſt. d. 1. Sept. 1776.

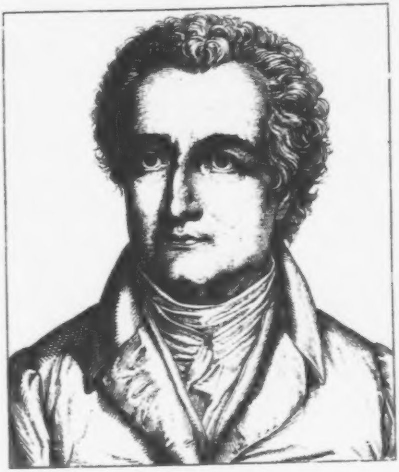
Hölty's Name iſt noch immer vielen ein reiner, lieblicher Klang, der ſich harmoniſch in ſanfte elegiſche Gemüthsſtimmung einwebt, deren vorzüglichſter Träger und Erreger dieſer Dichter war, daher auch Lieblingsſänger der deutſchen Frauen- und Jungfrauenwelt, die durch zarte Schwärmerei ſo leicht zu gewinnen und hinzureißen iſt, die das Sanfte liebt, zumal wenn es aus innerſter Empfindung hervorbricht, nicht angekünſtelt iſt.

Der Hannoverſche Ort Marienſee ward Hölty's Geburtsort; der Vater lebte dort als Seelſorger, und pflegte mit Liebe des Sohnes Jugend, der früh ſich entwickelnde Geiſteskräfte zeigte, aber auch früh die Schmerzen des Lebens koſtete. Der Verluſt der geliebten Mutter in ſeinem neunten Jahre erſchütterte ihn tief; eine bösartige Blatternkrankheit, welche ihn der Gefahr des Erblindens nahe brachte, legte den Grund zu nachhaltigem Siechthum, und beides weckte in ihm jene melancholiſche Stimmung, die ſeine Dichtungen durchweht, dabei aber lernte er mit vielem Fleiße, und machte auf der Schule zu Zelle, wohin ſein Vater ihn im 17. Lebensjahre ſandte, die beſten Fortſchritte in ältern und neuern Sprachen, ſo daß er wohl vorbereitet 1769 die Hochſchule Göttingen beziehen konnte. Er wollte Theologie ſtudiren, eine Wiſſenſchaft, die dem ſchon in der Jugend genährten Ernſt am meiſten zuſagte, denn von je war Hölty ein Freund ſtiller Einſamkeit, ländlicher Natur, melancholiſcher Dorfkirchhöfe, und dabei war er von jener Sanftmuth und Opferfähigkeit des Charakters, die einem Landgeiſtlichen ſo wohl anſtehen. Durch wahrhaft frommen und religiöſen Sinn war des Jünglings Gemüth über die mannichfaltigen Entbehrungen gehoben, die das Leben ihm auferlegte. Der unbemittelte Vater vermochte ihm wenig Unterſtützung zu bieten, Hölty mußte ſich den theilweiſen Unterhalt erſt durch Stundengeben verdienen. Er hatte ſchon einige Jahre zu Göttingen zugebracht, als er den Herzensbund mit den poetiſchen Freunden ſchloß, der unter dem Namen des Hainbundes bekannt iſt, und zu welchem Miller, Boie, Voß, Overbeck, Cramer, Leiſewitz, Bürger und die beiden Grafen Stolberg gehörten. Jedenfalls war von allen Hölty der ſtillſte und ſinnigſte, und nahm die poetiſchen Anregungen des jugendlichen Dichterkreiſes tief in ſein Gemüth auf, verarbeitete ſie zu ſeinen ſchönſten Dichtungen.

Hölty war von einfacher, faſt ſchüchterner, wenig verſprechender und wenig anziehender Perſönlichkeit, eifrig, fleißig, neu- und wißbegierig, äußerſt leſeluſtig, und erwarb ſich eine Fülle von Kenntniſſen, vor allem aber war er ganz Dichter, nebenbei überſetzte er auch manches aus dem engliſchen; in mancher Dichtweiſe war er unübertrefflich, in der Ballade, die er wenig achtete, blieb er hinter andern zurück; einige ſeiner Balladen, wie «Adelſtan und Röschen» und «die Nonne», erſcheinen heutiges Tages geradezu geſchmacklos, aber es ging die damalige Balladendichtung, wie ſelbſt jene von Bürger und den Stolbergen darthun, darauf aus, Schauer zu häufen, ohne ſich viel um den ethiſchen Gehalt der dazu gebrauchten Mittel und Bilder zu kümmern. Hölty's Triumph und Größe beſtehen in der gefühlvollen Elegie, und in der gemüthvollen Erhebung. Sein Lied: «Wer wollte ſich mit Grillen plagen», dieſer volle Gegenſatz zu all den vielen Trauer- und Thränenliedern lebt unſterblich fort im Volksmund und ſichert Hölty eine Ehrenſtelle auch unter den deutſchen Volksdichtern. Leider neigte ſich des Dichters reines Leben früh zum Ende. Er war ſchon nicht völlig geſund zur Hochſchule gekommen, und das erſte Jahr auf derſelben hatte ein anhaltender Huſten mit Seitenſtechen verbunden, getrübt; im letzten, in deſſen Herbſt er den abgehenden Freund Miller nach Leipzig begleitet hatte, ſtellte ſich Bluthuſten ein. Mit aller Freundeswärme rieth Voß einen Arzt zu Rathe zu ziehen, allein anfangs wollte Hölty, der ſein Uebel für nicht bedeutend hielt, dieß nicht thun, bis endlich die Freunde vereint in ihn drangen. Der Ausſpruch des Arztes war ſo, daß Hölty auf dem Rückwege von ihm — bitterlich weinte. Den Winter über wurde nun zwar eine Cur gebraucht, allein dieſe Jahreszeit iſt für Bruſtleidende nicht die Hoffnung gebende, und der Frühling des Jahres 1775 brachte eine neue heftige Gemüthserſchütterung. Hölty's Vater ſtarb, und er begab ſich nun über Hannover nach Marienſee, wo er ſich einer ärztlichen Cur unterzog, ſich aber auch zugleich ſchmerzlich einſam fühlte, da ſein für Freundſchaft glühendes Gemüth dort den gewohnten Umgang ſchwer entbehrte. Ein Beſuch bei Voß, der jetzt in Wandsbeck wohnte, war eine ſeiner letzten Lebensfreuden. Nachdem er ſich 1778 nach Hannover begeben, nahm die floride Phthiſis ſo ſchnell überhand, daß er ſchon am 1. September d. J., erſt achtundzwanzig Jahre alt, endete.

Da der Dichter nicht ſelbſt die Freude erlebt hatte, die vorbereitete Sammlung ſeiner Poeſien erſcheinen zu ſehen, ſo unterzogen ſich Freunde derſelben; von dieſen Freunden leiſtete aber ein gewiſſer Geißler jun. dem Verſtorbenen einen ſchlimmen Dienſt, indem er eine zuſammengeraffte, mit vielem nicht ächten vermehrte Sammlung veranſtaltete, dann aber gaben Friedrich Leopold, Graf von Stolberg und Heinrich Voß eine würdige und geläuterte Sammlung von Hölty's Gedichten heraus, welche mehrere neue Auflagen erlebte. Auch der Wiener Nachdruck bemächtigte ſich des empfindungsvollen Lieblingsdichters eines großen Theiles der deutſchen Nation, doch in beſſerer als gewöhnlicher Weiſe, er veranſtaltete eine Prachtausgabe.

Hölty's früher Tod bewährte den Grundzug, der durch die meiſten von Hölty's Dichtungen ſchauert: Das Leben hat von der Jugend an nur Kampf zu beſtehen mit feindlichen Gewalten, Liebe und Poeſie nahen ihm ſchützend und tröſtend — bis es dennoch früh im ſüßen Tode unterliegt.

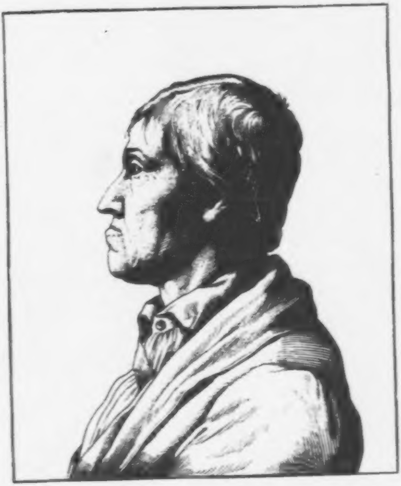


Johann Wolfgang von Goethe.

Geb. d. 28. Aug. 1749, geſt. d. 22. März 1832.

Goethe, des deutſchen Vaterlandes Stolz und deſſen größter begabteſter Dichter, wurde zu Frankfurt a. M. geboren; der Großvater war Schultheiß der freien Reichsſtadt; der Vater nahm den Titel eines kaiſerlichen Rathes, aber kein öffentliches Amt an, und leitete nicht ohne eine gewiſſe pedantiſche Strenge die Erziehung des Knaben, während liebevolle Sorgfalt und Pflege einer genialen Mutter deſſen Gemüth für Poeſie empfänglich machte und ihn eine glückliche Jugend durchwandeln ließ. Indem er vieles lernte, vieles erſpähte, durchlebte der junge Goethe, begabt mit offenem Sinn für alles heitere, ſchöne und anmuthvolle, für Märchen und Sagen, für Puppenſpiele und Volksbücher, für Sprachen, die er mit Leichtigkeit ſich aneignete, und unter ſinnreichen Spielen ſeine Knabenjahre bis zum Jünglingsalter, an deſſen Schwelle ihm ſich früh die Liebe erſchloß, die ihm alle Wonnen und alle Schmerzen in die Seele ſtrömte. Er mußte einer unſchuldvollen Jugendneigung, Gretchen, entſagen, und auch ſpäter unter tiefen Leiden des eigenen Herzens lernen, die Leiden anderer Herzen mit erſchütternder Wahrheit zu ſchildern. Der Vater drängte den Sohn zum Studium der Rechtsgelehrſamkeit hin; mit innerem Widerſtreben gehorchte jener und beſuchte 1765 die Univerſität Leipzig. Dieſe Stadt, von der Goethe nicht ohne Bedeutung ſpäter ſagte: «Mein Leipzig lob' ich mir, es bildet ſeine Leute» — half ihn äußerlich und innerlich bilden — er lernte zunächſt leben, und dann einſehen, daß die poetiſche Schule der Zeitgenoſſen, die Dichtungen Gottſched's, Gellert's u. A. zu überflügeln ſein dürften. Mehr als das Studium der Rechtswiſſenſchaft zog die Kunſt den ſtrebenden Geiſt des Jünglings an; an Malerei hatte er ſchon im Aelternhauſe Freude gewonnen, als der ſiebenjährige Krieg franzöſiſche Einquartierung in daſſelbe gebracht hatte, und mit ihr den Kunſtfreund Grafen von Thorane. Goethe nahm in Leipzig Zeichnenunterricht bei dem verdienſtvollen berühmten Oeſer und lag eifrig den Studien der bildenden Kunſt ob, denen er praktiſch, durch Zeichnen und Selbſtätzen, Leben zu geben verſuchte. Aber das Einathmen der Säurendämpfe und manche Unregelmäßigkeit des Lebensgenuſſes machten ihn krank; ſeine

Stimmung wurde trübe; in ſolcher getrübten Stimmung kehrte er zur Heimath zurück, gefiel ſich im ſtillen Hinbrüten, ſtudirte myſtiſche, kabbaliſtiſche und alchymiſtiſche Schriften, ja er laborirte ſelbſt, und begann vielleicht die erſten Entwürfe und Anfänge zu Fauſt, in denen das geheimnißvolle ſolcher Studien, wie die angedeuteten, hindurchklingt, während er viele andere ſeiner Manuſcripte verbrannte. Doch er ſollte nach des Vaters ſtrengem Willen das Rechtsſtudium in Straßburg fortſetzen, und that es, lernte dort tüchtige und berühmte Männer, Jung Stilling, Lenz, Lavater und Herder kennen, in deren Umgang ſich das etwas altväteriſch und pedantiſch zugeſtutzte Leben erfriſchte. Dort knüpfte und löſte Goethe den Herzensbund in Seſenheim, den er ſo lieblich geſchildert, wurde Doctor der Rechte und rang ſich mehr und mehr empor zu einem kraftvollen und genialen Streben. Alles an ihm war jetzt eigen, ſelbſtſtändig, ja excentriſch und andere mächtig anziehend; er fand neue Ausdrücke und überraſchte mit ihnen. Sein Götz erſchien und ward mit Begeiſterung begrüßt; ein Aufenthalt in Wetzlar gab Eindrücke, die den Werther ſchufen; beide Bücher weckten zahlloſe Nachahmungen, Götz allarmirte die Köpfe, Werther die Herzen der Jugend. Von Stufe zu Stufe ſchritt Goethe nun gemeſſen höher zum Tempel ſeines Ruhmes; über Weimar ſtand der Stern ſeines Lebens, dorthin zog ihn der Freundesruf des jungen Herzogs Carl Auguſt. In Arbeit und Vergnügen theilte ſich fortan ſein Leben; der Hof, die Geſellſchaft, der Thüringerwald, der Harz, Kunſt- und Naturſtudien, Botanik und Mineralogie, Karlsbad, Italien, alles beſchäftigte auf das anregendſte und in reicher Fülle, dazwiſchen entſtanden die unſterblichen Meiſterwerke. Ein in ſich ganz klarer, ganz vollendeter Geiſt war Goethe geworden, daher trat in ihm eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit gegen das hervor, was von außen ſich einzudrängen oder was ſich aufzudrängen ſuchte. So blieb er der Politik im allgemeinen und mit Recht fern und fremd, ſo ſtieß die Kant'ſche Philoſophie den Dichter ab, ſo vermochte er nicht, Schiller, den eifrigen Jünger dieſer Philoſophie, von Anfang ihrer Bekanntſchaft an gleich zu lieben, wie ſehr er ſich ihm ſpäter als redlicher Freund bewährte. Was als Schatten an Goethe's Weſen, was als Mangel an manchen minder hoch zu ſtellenden Schriften von ihm bezeichnet werden kann, hat die ſchonungsloſeſten Richter gefunden, und hat er ſich irgendwo und wie eine literariſche Sünde zu Schulden kommen laſſen, ſo hat er ſie um ſo härter büßen müſſen, je größer er war, als andere. Aber ſelbſt über das Maaß der Gerechtigkeit hinaus gingen Feinde und Gegner, ja ſogar der blöde Unverſtand erhob die Waffe gegen den unübertreffbaren Meiſter. Seine tiefernſten Natur-Studien wurden verkannt, der Dichter ſollte nicht auch Naturforſcher ſein wollen, und doch war er ein ſolcher im Geiſt und in der Wahrheit. Seine Farbenlehre, ſeine Metamorphoſe der Pflanzen wurden nicht verſtanden; man tadelte ſie, ohne ſie zu ſtudiren. Das alles rauſchte vorüber, und unantaſtbar ſteht der Ruhm des hochbegabteſten, ausdauernd fleißigſten und redlich ſtrebendſten Dichters, Kunſt- und Naturforſchers, Staatsmannes und Weiſen auf dem Grundbau ſeiner Werke. Götz, Taſſo, Iphigenie, Fauſt, Hermann und Dorothea werden ewig dauern, und wie der Name Homer's durch das Gedächtniß aller Zeiten klingt, wird Goethe's Name gefeiert fortklingen in allen Regionen des Erdballs, ſo lange dieſer auf ſeiner Wandelbahn um die Sonne «mit Bruderſphären Wettgeſang» tönt, und das Leben der Menſchheit auf ihm Dauer hat. — Glückliches Leben und höchſtes Lebensziel verliehen die Himmliſchen ihrem Liebling; er ſtand ruhig und groß über dem Lärm und den Wirren der Zeit, ihre Wetter und Wolken zu ſeinen Füßen, ſein Haupt im Licht. «Mehr Licht!» war ſein letzter Ruf, als ſich in ſeinem dreiundachtzigſten Jahre das irdiſche Licht verdunkelte. Was Deutſchland an Goethe beſaß, und was es freudig von ihm fortbeſitzt, das reiche Erbtheil ſeines weitumfaſſenden Geiſtes, wird immer mehr erkannt werden von den kommenden Geſchlechtern, und wie im Schlußwort des größten aller deutſchen Gedichte Goethe voll tiefer Innigkeit ausſpricht: «das Ewig-Weibliche zieht uns hinan» — ſo werden auch die nach uns kommenden beim tieferen Verſtändniß von Goethe's Werken von ihm bekennen: das Ewig-Göttliche zieht uns hinan.



Johann Veit Döll.

Geb. d. 1. Febr. 1750, geſt. d. 15. Oct. 1835.

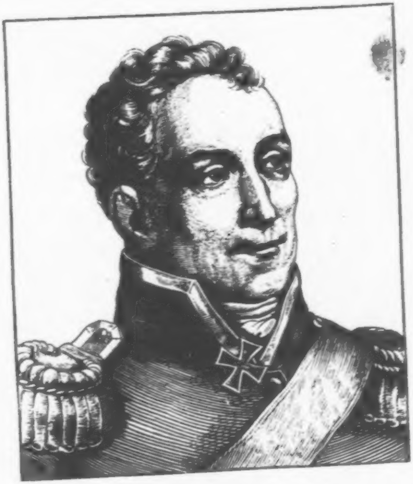
Plaſtiſcher Künſtler von bedeutendem Rufe, dem es gelang, aus geringen Anfängen ſich zu hoher Ausbildung emporzuſchwingen, und der dennoch die ächt deutſche ſchlichte Einfachheit des Weſens und der Erſcheinung ſich bewahrte, wie ſie den Meiſtern des Mittelalters eigen war und wie ſie unſterblich in manchem treuen Künſtlergemüthe noch heute fortlebt, während der Genius, unerſchöpflich ſchöpferiſch thätig, vollendetes zeugt und unſterbliches vollbringt.

Döll wurde zu Suhl im damals noch königlich ſächſiſchen Henneberg geboren, der Vater war dort ſtädtiſcher Braumeiſter, der Großvater Viehhirte. Schon im ſiebenten Jahre verlor Döll den Vater, doch nahmen Mutter und Großmutter ſich ſeiner liebend an; der Knabe mußte mit ſeinen Geſchwiſtern fleißig Wolle ſpinnen, und nach vollbrachter Arbeit durfte er in den Wald zu des Großvaters Heerde laufen, wo er die Liebe zur Natur mit vollen Athemzügen in ſich ſog, doch fehlte in der Hirtentaſche des Alten auch nicht manch nützliches oder erbauendes Buch. Die dem Thüringer Wäldner angeborene Muſikliebe erwachte auch in dem kleinen Döll, er erhielt einigen Unterricht im Klavierſpiel, lernte bei ſeinem Bruder, einem geſchickten Büchſenſchäfter, etwas boſſiren und trat ebenfalls in das Gewerk der Büchſenſchäfter als Lehrling ein, in dem er, die Geſellenjahre hinzugerechnet, 6 Jahre bei harter Arbeit und geringem Verdienſt ausharrte. Bald auch lernte er zeichnen, etwas malen und vor allem graviren, eine bei der in Suhl ſo ſchwunghaft betriebenen Gewehrfabrikation unentbehrliche Kunſt. Neigung und Fleiß ließen ihn von 1768 an gute Fortſchritte im kunſtvollen Schneiden des Stahles machen, und 1772 ergriff er eine Veranlaſſung, ſein Glück in der Fremde zu verſuchen. Er reiſte nach Wien, nahm Arbeit in einer Goldarbeiterwerkſtätte, gravirte Uhren, Doſen u. dgl., arbeitete dort 15 Monate in äußerſt gedrückter Lage und verließ endlich nothgedrungen, da man ihn nicht entlaſſen wollte, heimlich das ihm widerwärtig gewordene Haus. Auf der Heimreiſe wollte Döll in Dresden einen Mutterbruder aufſuchen, den Hof-Steinſchneider Klett; im Thore traf er einen militäriſchen Henneberger Landsmann, der ihn, unter dem Vorwand hin zu Klett zu führen, nach dem Quartier ſeines Hauptmannes brachte, und ſo ſah Döll ſich plötzlich zum Soldaten gepreßt. Als er eingekleidet war, ſah ihn ein anderer Landsmann, ein Grenadier, der zu ſeiner Befreiung verhalf, die dem Oheim nicht ohne Mühe gelang. Letzterer beſchenkte Döll mit vielen Kunſtarbeiten und Reiſegeld, und ſo kam er wieder nach Suhl zurück. Dort unternahm er ein Graveurgeſchäft in colorirt vergoldeten Tomback, und ſeine Stücke fanden vielen Beifall, gab aber bald, zum höheren vorſchreitend, die bisherige Gravur auf und arbeitete vertieft, er wurde Siegel- und Stempelſchneider; endlich ging er auch zum ſchwierigſten ſeiner Kunſt, zum Steinſchneiden über, deſſen Technik er in der kurzen Zeit von 8 Tagen bei ſeinem Onkel in Dresden, der einer der geachtetſten Meiſter in dieſer Kunſt war, erlernte, und dann ſich mehr und mehr durch eiſernen Fleiß vervollkommnete. Döll bildete ſeinen Geſchmack ſowohl nach antiken Muſtern, als nach den Arbeiten eines Hedlinger und Goß, nahm vom erſteren das geniale, von letzterem die Correctheit der Zeichnung an; ſie waren ſeine ſtummen Lehrer, andere hatte er nicht; er war in ſeinem letzterwählten Kunſtfach beinahe völlig Autodidact.

Neben der Kunſt, welche Döll eifrig in ſeiner Vaterſtadt betrieb, bekleidete er in dieſer auch noch ein anderes Amt, er war ſeit 1774 Organiſt an der Kreuzkirche in Suhl und völlig Meiſter ſeines ſchwierigen Inſtrumentes. Im Jahre 1777 verheirathete er ſich und im folgenden Jahre erhielt er das Prädicat eines kurſächſiſchen Hofgraveurs. Sein Leben war fortwährend das eines fleißigen, ſinnenden ächt deutſchen Künſtlers; glücklich in Uebung ſeiner Kunſt, im Schooß der Familie, im Umgang mit nur wenigen auserwählten Freunden, mit denen er ſeine muſikaliſchen Genüſſe theilte — Freunde, die er aber nach und nach alle vor ſich dahinſcheiden ſah — floſſen ihm die Jahre dahin. Durch das Leſen gediegener Werke bildete er ſeinen Geiſt immer weiter aus und bereicherte ſeine künſtleriſchen Ideen. Vom Jahr 1796 an wurde er für die Loos'ſche Medaillenanſtalt in Berlin beſchäftigt und im darauf folgenden Jahre dorthin berufen, um am Orte ſelbſt mehr fördern zu können. Döll ſchnitt in einem Zeitraum von faſt 20 Jahren für Loos gegen neunzig Medaillenſtempel mit Figuren und Allegorien, und oft ſehr zuſammengeſetzte und ſchwierige. Mancher Sammler Loos'ſcher Medaillen beſitzt treffliche Arbeiten aus Döll's Meiſterhand, auf denen ein anderer Name als der ſeine ſteht; Siegel in Stahl oder in Stein hat Döll bis zum Jahre 1809, ohne die einfachen Buchſtabenſiegel, 500 geſchnitten. Er erwarb ſich den Ruf eines der erſten Steinſchneider der Neuzeit und lieferte mehrere unübertreffbare Meiſterwerke, ſo eine Hebe, die Zeus Adler füttert, einen Antinous in Chalzedon, einen Herkules, den nemeiſchen Löwen erdrückend, einen Berilles, einen Negerſclaven, ein Bruſtbild Goethe's in Pyrop (letzteres in unſerem Beſitz). Vor allem werthvoll iſt Döll's kleines Pantheon in ſibiriſchen Amethyſt, das in den Beſitz des Herrn Senator Oritz in Suhl gelangte. Dabei war Döll ein denkender Künſtler und der Feder vollkommen mächtig. Im 13. Stück von Meuſel's Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber ſprach er ſich ſehr gediegen aus über das Verhältniß der antiken Steinſchneidekunſt zur modernen. Berlin ſagte ſeiner Thüringerwaldnatur nicht auf die Dauer zu, und konnte derſelben nicht zuſagen; er kehrte zur ſchönen Heimath zurück und athmete froher und freier zwiſchen ihren grünen Bergen. Im Jahre 1811 wurde Döll Organiſt an der Hauptkirche zu Suhl, und im October 1824 feierte er das Jubelfeſt ſeiner Doppelkünſtlerſchaft als Hofgraveur und Organiſt, bei welchem der König von Preußen ihm den rothen Adlerorden verlieh. Die Berliner Academie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften hatte ihn bereits 1808 zum Mitglied ernannt. Döll war jetzt bereits ein Greis von 74 Jahren und die Arbeit in Stein hatte er nun aufgegeben, allein in Stahl arbeitete er noch immer fort mit raſtloſem Fleiß, denn Arbeit war ſeine Freude, ſein Glück, und als achtzigjähriger Greis arbeitete er immer noch. Aus dieſer Zeit rührt eine höchſt gelungene Medaille auf Thaſſilo, den als Stammvater des Hauſes Hohenzollern angenommenen erſten Grafen von Zollern, von Döll her.

In ruhiger Klarheit neigte ſich ihm der ſpäte Lebensabend. Von acht Kindern überlebte ihn nur ein Sohn, der großherzoglich badenſche Hofmedailleur und Münzmeiſter Carl Wilhelm Döll in Carlsruhe, welcher, dem Vater gleich, in ſchöner Begabung als Plaſtiker und Muſiker wirkſam wurde. Zu Döll's talentreichſten Schülern zählt ſein eigner Enkel, der Steinſchneider Rudolph Stadelmann in Suhl, den aber in Neapel, wo er für die Rothſchild'ſche Münzſtätte thätig war, der Dolchſtich eines Banditen, welcher, von der geſchützten Bruſt abgleitend, das eine Auge traf, für die fernere Uebung ſeiner Kunſt unfähig machte, und Tubal Höſling, königlich preußiſcher Hofgraveur und Senator daſelbſt, welcher das Bild ſeines trefflichen Meiſters zum Behuf einer Denkmünze in Stahl ſchnitt, während der Sohn den Revers fertigte. Leider iſt dieſe Medaille nicht erſchienen. Herr Höſling modellirte auch, neben andern ſchätzenswerthen Arbeiten, Döll's Bruſtbild in Wachs und hatte die beſondere Güte, das obenſtehende Bruſtbild eigens für dieſe Lebensſkizze ſeines dankbar verehrten Meiſters zu zeichnen.

Dauerbar, wie ein ſchöner Edelſtein, wird Döll's Künſtlername unter den wenigen Namen derer fortglänzen, die ſich in der ſo äußerſt ſchwierigen Kunſt des Edelſteinſchnitts als wahrhafte Künſtler hervorgethan haben und hervorthun.



Karl August Fürst von Hardenberg.

Geb. d. 31. Mai 1750, geſt. d. 26. Nov. 1822.

Fürſt von Hardenberg iſt als Staatsmann und ächter deutſcher Patriot hochberühmt und lebt im Andenken der dankbaren Nachwelt fort. Er war mit hohem Vertrauen beehrt, und, indem er demſelben auf das vollkommendſte entſprach, ſo glücklich, neben der Fürſtengunſt auch die Gunſt des Volkes zu beſitzen, deſſen Wünſchen und Verlangen er fleißig Rechnung trug. So wandelte der bedeutende Mann eine der glänzendſten Laufbahnen auf dem glatten und gefährlichen Boden der Diplomatie und der höheren Staatskunſt.

Erſtgeborener Sprößling eines alten Braunſchweigiſchen Geſchlechtes, deſſen Stammburg bei Nörten, nicht weit von Göttingen ſtand, und deſſen Ruhm ſchier dem der Dalberge gleich kam, wurde der Freiherr K. A. v. Hardenberg zu Eſſenrode geboren, deſſen Vater als Feldherr unter dem berühmten Herzog Ferdinand in hohen Ehren ſtand und als Hannoverſcher Feldmarſchall endete. Der Sohn empfing eine gediegene Erziehung und machte, nachdem er in Göttingen und Leipzig ſtudirt, als talentreicher Schüler Pütter's, der ſchon dem jungen Academiker ein günſtiges Prognoſtikon ſtellte, ſeinen Weg durch die cameraliſtiſch-juriſtiſchen Collegien, bis er dieſe verließ, 1773 auf Reiſen ging, und ſich auf dieſen noch mehr feinen Weltton, höfiſche Sitte, und jene diplomatiſche Gewandtheit zu eigen machte, ohne welche ein großer und bedeutender Weg in Staatsämtern nicht zu wandeln iſt. Beſonders war es Wetzlar, welches durch die vom Kaiſer Joſeph angeordnete Viſitation des Reichskammergerichts bildend und fördernd auf v. Hardenberg einwirkte, weil es gleichſam als eine hohe Schule betrachtet wurde, auf der durch den Einblick in die verwickelten Rechtsverhältniſſe des deutſchen Reiches und ſeiner zahlreichen Regierungen Einſicht gewonnen und der ſtaatsmänniſche Blick geſchärft werden konnte. Von da ging v. Hardenberg nach Regensburg zum Reichstag, um gleichen Zweck, den ſeiner ſtaatsmänniſchen Ausbildung, dort mit gleichem Glück zu verfolgen, und wandte ſich dann nach Berlin, um auch dort die neuen Staatseinrichtungen kennen zu lernen, mit welchen Friedrich der Große ſeine Regentenweisheit beurkundete.

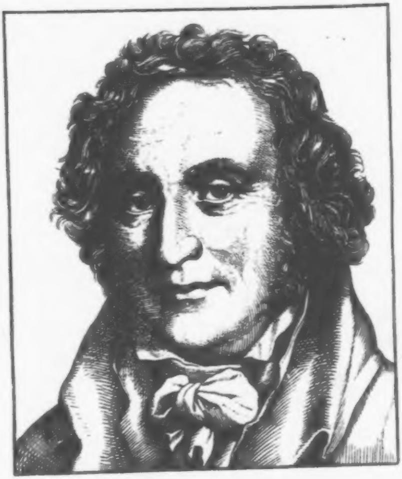
In die Heimath zurückgekehrt, wurde v. Hardenberg

1778 geheimer Kammerrath zu Hannover und öfters zu diplomatiſchen Sendungen nach England verwendet, bis er in Folge eines Zwiſtes mit dem Prinzen von Wales ſeine Stelle 1782 niederlegte und in die Dienſte des Herzogs Karl Wilhelm von Braunſchweig trat, der ihn ſogleich als wirklichen geheimen Rath in ſein Miniſterium berief.

Friedrich der Große, welcher ſein Teſtament in die Hände des Herzogs von Braunſchweig niedergelegt hatte, ſtarb, und v. Hardenberg wurde 1787 von ſeinem Gebieter beauftragt, dieß dem königlichen Nachfolger zu überbringen; dieſe Reiſe entſchied das künftige Geſchick des einem großen Berufe entgegen gehenden Mannes. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen fand hohes Wohlgefallen an dem jugendlichen, körperlich ſchönen und geiſtig hochgebildeten jungen Staatsmann, und gewann ihn für ſeine Dienſte, indem er ſich denſelben vom Herzog von Braunſchweig erbat, und ihn vorläufig zum Miniſter des Markgrafen von Ansbach und Baireuth beſtimmte, welcher damit umging, der Regierung zu entſagen und die Lande an Preußen abzutreten. Sobald dieſes Staatsgeſchäft abgeſchloſſen war, was ſchon nach wenigen Monaten erfolgte, trat v. Hardenberg in den preußiſchen Staatsrath, wurde wirklicher geheimer Staats-, Kriegs- und dirigirender Miniſter, und nahm 1792 an des Königs Statt die Huldigung der neugewonnenen markgräflichen Fürſtenthümer an, und organiſirte dieſelben nach preußiſchem Modus. Bald darauf wurde er Cabinetsminiſter mit Sitz und Stimme im Cabinetsminiſterium und mit den wichtigſten Aufträgen betraut, zu denen auch der Friedensabſchluß mit der franzöſiſchen Republik vom 5. April 1795 gehörte, nach welchem v. Hardenberg den ſchwarzen Adlerorden empfing. Die Thätigkeit des Miniſters Freiherrn von Hardenberg war eine ungemein große; er brachte eine Menge verwickelter Grenzſtreitigkeiten in Ordnung, erhielt außer der Sorge für die fränkiſchen Provinzen auch die über das Magdeburg-Halberſtädtiſche Departement, wie über das von Weſtphalen und Neufchatel übertragen, trat ſpäter unter König Friedrich Wilhelm III. an die Spitze des Departements des Auswärtigen und rieth in Folge der Kriegsbegebenheiten zu einem Anſchluß Preußens an Rußland und Oeſterreich, gegenüber einer Partei im Cabinet, die für den Anſchluß an Frankreich ſtimmte. Die letztere Partei ſiegte, und Hardenberg nahm 1806 unbeſtimmten Urlaub, indem er ſich auf ſein Landgut zurückzog, doch übernahm er 1807 auf den ausdrücklichen Wunſch Kaiſer Alexander's von neuem das Portefeuille, gab es aber nach dem Frieden von Tilſit abermals zurück, und lebte einige Jahre frei von aller Laſt der Staatsgeſchäfte. Aber im Jahre 1810 ernannte ihn der König zum Staatskanzler, und ſo begann Hardenberg die Wirkſamkeit, die ihn im Cabinet ſo wichtig, und im Volke ſo beliebt machte. Es galt zunächſt die Beſeitigung zahlreicher mangelhafter Staatseinrichtungen, freiere Ausbildung des Nationalwohlſtandes, Niederreißung der Hemmungen deſſelben, und ſollte der Staat ſich erkräftigen, um ſich ermannen zu können, ſo mußte raſch geſchehen, was geſchehen ſollte. Die Leibeigenſchaft, der unnatürliche Dienſtzwang, Frohnweſen und Vorſpannpflichtigkeit, Steuerfreiheit des Adels, Mahl- und Trankſteuer, und ſo viele andere das Staatsſchiff beſchwerende Laſten waren über Bord zu werfen, wenn es flott werden ſollte, ebenſo Zunftweſen, Monopole, Werbeſyſtem, entehrende Militairſtrafen u. dgl.

In alle dieſem war durch das Miniſterium von Stein bedeutend vorgearbeitet worden, und von Hardenberg trat mit Muth und Eifer in des großen Vorgängers Fußtapfen, und bewirkte in Geſetzgebung, Politik und Staatsverwaltung die mächtigſten Reformen, in denen er mit bewußtem Geiſt den Forderungen der Zeit und Geſellſchaft volle Rechnung trug. Beſonders auch gegen Standesvorurtheile und Bevorzugung privilegirter Kaſten richteten ſich mit die Anordnungen des großen Staatsmannes, und da konnte es freilich nicht fehlen, daß dieſe und jene Parteien den Schöpfer ſo bedeutender Umwandlungen — welcher ſtets mit Treue und Hingebung an ſeinem Könige hing, 1814 den Pariſer Frieden mit unterzeichnet hatte, und zum Lohne ſeiner dem Staate ſo höchſt erſprießlichen Dienſte in den Fürſtenſtand erhoben worden war — mit mißliebigen Augen anblickten und ihn der Demagogie beſchuldigten, während andererſeits den Schreiern nach Volksfreiheit, nach Verfaſſung und nach allen möglichen volksſouverainlichen Rechten noch lange nicht genug geſchah, wohl aber übel genug Saaten der Unzufriedenheit durch Hetzer und Wühler geſäet wurden. Unbeirrt durch alles das ging unter einem frommen und gerechten König und der Leitung eines der einſichtsvollſten Staatsmänner, den würdige Kräfte unterſtützten, die Entwickelung des preußiſchen Staatslebens ihren gemeſſenen Weiterſchritt — zur Höhe einer europäiſchen Großmacht.

Der Fürſt Staatskanzler wurde 1818 Präſident des neuerrichteten Staatsrathes, und nahm Theil an allen Congreſſen und wichtigen Verhandlungen mit den übrigen Mächten in Aachen, Carlsbad, Wien, Troppau, Laibach und Verona, und feierte noch am 17. November 1822 das 25jährige Regierungsjubiläum ſeines Königs in Verona mit, brach dann zu einer Vergnügungsreiſe in das nördliche Italien auf, erkrankte am 17. zu Pavia, und endete am 26. in Genua ſein thätiges und ſegensreiches Leben, in dem er nach derjenigen Freiheit ſtrebte, die allein das Wohl der Staaten fördern kann, nach der Freiheit des Rechtes und edler Sitte.



Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Geb. d. 7. Nov. 1750, geſt. d. 6. Dez. 1819.

Dichter und Staatsmann, als erſterer ungleich berühmter, denn als letzterer, Mitglied des Hainbundes, voll Seelenadel und voll tieſen, früh ihm eingeprägten religiöſen Gefühls, daher auch zugänglicher wie mancher andere, in deſſen Seelenleben der Verſtand die Oberherrſchaft behauptet, dem ſehnen nach innigerem einkehren in myſtiſche Gebiete und ſinnlichere Formen des Cultus, als der Proteſtantismus gewährt, daher Convertit und als ſolcher hart befehdet und bitter getadelt.

Graf Stolberg d. j. kann nicht ohne ſeinen älteren Bruder Chriſtian genannt werden, welcher am 15. Oct. 1748 zu Hamburg geboren wurde. Friedrich Leopold erblickte das Licht der Welt zu Bramſtedt im Holſteiniſchen. Der Vater, Chriſtian Günther Graf zu Stolberg, war königl. däniſcher Kammerherr, Geheimer Rath und Oberhofmeiſter der Königin Sophie Magdalena von Dänemark. Beide Brüder ſtudirten in Göttingen, nachdem ſie von den ſtreng evangeliſchen Aeltern (die Mutter war eine Abkömmlingin des alten fränkiſchen Geſchlechts der Grafen von Caſtel) eine ſorgfältige Jugendbildung erhalten hatten, welche nicht ohne Beimiſchung Zinzendorfiſcher Frömmigkeit blieb.

In Göttingen waren die gräflichen Brüder dem Hainbunde zwar zugeſellt, um ſo mehr da Klopſtock, dem ſie Poeſieproben von ſich geſendet, ſie freundlich aufgemuntert hatte, und ſie ſelbſt führten dem Bunde wackere Mitgenoſſen zu, hielten ſich aber doch mehr zu Ebenbürtigen, als zu den bürgerlichen Dichterjünglingen, in deren genialen Kreiſen ihnen nicht das gewohnte vornehme des väterlichen Hauſes entgegenkam.

Gern beſuchten die Grafen ihr nahes Stammland, den herrlichen Harz, wo die ſtolzen Grafenwiegen, die Ahnenſchlöſſer Stolberg und Wernigerode noch heute der Nachkommen edle Geſchlechter umfangen, und lernten ſich, was ihnen in Dänemark nicht gelehrt worden war, als Deutſche fühlen. Schon damals war das däniſche Streben, was es noch heute iſt: haß- und neidvoll alles, was deutſch heißt, niederzuſchlagen und zu unterdrücken.

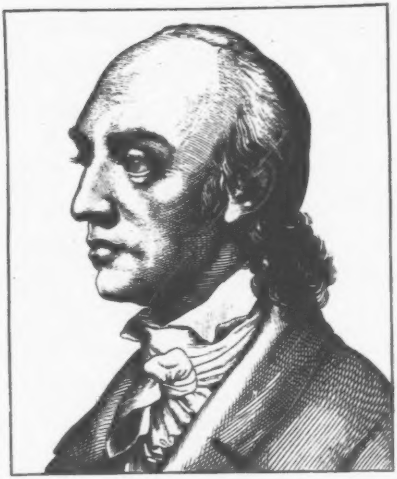
Nach vollendeten Studien und nach zärtlichem Abſchied von den liebſten Freunden, namentlich von Voß, reiſten beide Brüder eine Zeitlang mit einander in Begleitung ihres Freundes, des jungen Grafen von Haugwitz, und verweilten 1775 auch bei Lavater, von dem Graf Leopold Vorliebe für Schwärmerei und vielleicht auch einige Abneigung gegen Voß gewann. Als Dichter gingen beide Brüder, die ſich innig liebten, vereinten Gang; die Gedichte beider gab Boie 1779 in 2 Theilen heraus, die Geſammtwerke beider haben ſpäter 20 Bände gefüllt, zu denen freilich Graf Leopold das meiſte lieferte. Beide wendeten ſich, wie Bürger that, der Ballade und Romanze mit Vorliebe zu und behandelten ſie in gleicher Weiſe, wie dieſer, vielleicht noch ritterlicher, leider aber oft auch mit geſchmackloſer Breite, wozu die bekannte «Büßende» einen auffallenden Beleg liefert, obſchon ſie ihrer Zeit ſo volksthümlich erſchien, daß man ſie in Bildern verherrlichte, ja ſogar das bandwurmlange Gedicht für eine Singſtimme völlig durchkomponirte.

Beide Brüder wurden königl. däniſche Kammerjunker, ſpäter Kammerherren, legten aber ſpäter ihre Aemter nieder. Chriſtian ſtarb auf ſeinem Gute Windebye bei Eckernförde am 18 Januar 1821.

Im Jahre 1777 wurde Graf Friedrich Leopold zu Stolberg fürſtbiſchöflich Lübeckiſcher, d. h. herzoglich Holſtein-Gottorpiſcher Miniſterreſident am königl. däniſchen Hofe zu Kopenhagen, überſetzte bei der Muſſe, die ein ſolcher Geſandtſchaftspoſten reichlich vergönnt, Homer's Ilias, und blieb der Muſe der Poeſie getreu. Er vermählte ſich 1782 mit Agnes von Witzleben, die ihm 1788 der Tod entriß, und wurde im darauf folgenden Jahre däniſcher Geſandter am Berliner Hofe. Dort ſchloß er einen neuen Ehebund mit Sophie, geb. Gräfin Redern, worauf er 1791 zum Regierungspräſidenten der herzoglichen und fürſtbiſchöflichen Regierung zu Eutin ernannt wurde. In Eutin hatte ſich das alte Freundſchaftband mit Voß bereits im Jahre 1782 wieder neu, feſt und innig geknüpft; beide Freunde gaben vereint Hölty's Gedichte heraus. Wer hätte ahnen ſollen, daß zwiſchen den begabten Männern ſpäter ſo bitterer Zwieſpalt entſtehen könne! —

Als von Frankreich herüber die erſten Freiheitbewegungen, die Vorboten der Revolution, ſich kund gaben, erging es Stolberg wie vielen noch ungleich höher als er geſtellten edlen deutſchen Männern, und wie es auch in Deutſchland 1848 bei nicht minder vielen der Fall war; ſie begrüßten voll poetiſcher Freude das Morgenroth ſittlicher Freiheit, ſchöner Menſchenverbrüderung, ſie glaubten an die Möglichkeit, daß Ideale ſich verwirklichen könnten, ſie gaben ſich frohen Hoffnungen hin, ſahen nur weltbeglückende Engelſchaaren in den Freiheitsmännern, und nicht die grinzenden blutdürſtigen, aller Menſchheit und Menſchlichkeit hohnſprechenden rebelliſchen Teufel. Bald genug ward gleich anderen der Graf ernüchtert, als er ſah, wohin die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ziele, die überall nur ein und daſſelbe Ziel hat. Dadurch lenkte ſich ſein Gemüth, vorher edelfrei geſinnt, der abſoluten und ariſtokratiſchen Richtung zu und ſah nur im Druck einer Gewaltherrſchaft das Mittel zur Niederhaltung von Aufruhrgelüſten. Er nahm Urlaub und trat eine Reiſe nach Italien an, auf welcher ihn ſeine Gemahlin, ſein älteſter Sohn und Nicolovius begleiteten. Er hat dieſe Reiſe ſelbſt geſchildert; auf ihr empfing er theils unmittelbar, theils durch neu gewonnene Freunde aus Münſter nachhaltige Eindrücke, die ſeinen vorher orthodox-lutheriſchen Sinn ebenfalls gänzlich umwandelten und ihn der katholiſchen Kirche geneigt machten. Die nächſte Folge war 1800 Niederlegung ſeines Amtes und Dienſtes und Umzug nach dem ſtreng katholiſchen Münſter. Dort erfolgte der Uebertritt der ganzen gräflich Leopold Stolbergiſchen Familie — mit Ausnahme der älteſten Tochter — zur römiſch-katholiſchen Kirche, über welchen Schritt der Graf viel harten Tadel ertragen mußte, den härteſten von ſeinem liebſten Freunde Voß durch den Aufſatz: «Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?» Es ging eine große ſittliche Entrüſtung über dieſen Uebertritt durch Stolberg's Freundeskreis, die der Graf ſcharf und tief zu fühlen bekam; es war ein ſchonungsloſes Verdammungsurtheil, welches über ihn erging und welches vielleicht milder ausgefallen wäre, wenn es ſich nur um die perſönliche neu angeeignete Ueberzeugung des Grafen gehandelt hätte; allein es war ein Principienkampf gegen eine dem Lutherthum im Schooße Norddeutſchlands verderbliche von der Ariſtokratie ausgehende Zeitrichtung, in welcher des erſteren treue Anhänger die Waffen nicht müſſig ruhen laſſen durften; des Grafen Beiſpiel blieb nicht ohne Nachahmung und die romantiſche Schule begann in ihren Chorführern Mariencult, Kreuzesdienſt und Römlingthum mehr als gut war zu preiſen und zu verherrlichen.

Nach dem Uebertritt überſetzte Graf Stolberg noch 4 Tragödien des Aeſchylos, die angeblichen Gedichte Oſſian's, gab 2 Schriften St. Auguſtin's heraus, verfaßte eine mittelmäßige Geſchichte der Religion Jeſu und ſchloß ſeine literariſche Thätigkeit mit einem «Büchlein der Liebe» ab, in welchem er dem Thomas a Kempis nachſtrebte. Er ſtarb, nachdem er ſich auf das Gut Tatenfeld bei Bielefeld 1812 zurückgezogen hatte, auf ſeinem Pacht-Gute Sondermühlen bei Osnabrück, blos von Katholiken umgeben, im Schooße ſeiner allein ſeligmachenden Kirche.



Johann Heinrich Voss.

Geb. d. 20. Febr. 1751, geſt. d. 29. März 1826

Dichter und Sprachgelehrter, Kämpfer für Geiſteslicht und Wahrheit, unermüdet ſtrebſam, bisweilen ſelbſt übereifrig, eine bedeutende Größe im Bereiche der Gelehrſamkeit wie der Poeſie, bleibt ſein Andenken dem Dankgefühl der deutſchen Nation unvergeſſen, zumal noch ſtets unübertroffene Werke von ihm ſeinen Ruhm dauernd der Nachwelt überliefern, obſchon es ihm nicht an bedeutenden Gegnern fehlte.

Voß wurde zu Sommersdorf, nicht weit von Wahren im Mecklenburgiſchen, geboren; ſein Vater war Zollpächter, Brau- und Brennereibeſitzer, zog nach Penzlin, wo der Sohn aufwuchs, verarmte ſpäter und wurde 1771 Schulmeiſter. Ohne ſtudiren zu können oder ſtudirt zu haben, gab der junge Voß einen Hauslehrer ab, und konnte dieß, weil er in vielen Dingen ſich ſelbſt unterrichtet hatte, doch hatte er nicht ohne Nutzen die Schule zu Neubrandenburg beſucht und ſchon auf dieſer eben ſo lebhafte Neigung für griechiſche Schriftſteller, als für deutſche Poeſie gezeigt, ein Zuſammenklingen harmoniſcher Elemente, das ihn für ſein ganzes Leben hob und förderte, aber nicht vielen Philologen eigen zu ſein pflegt. Als Hauslehrer eines Herrn von Oerzen in Ankershagen bildete ſich Voß eifrig in ſeinen Lieblingswiſſenſchaften weiter, erhob und erfriſchte Herz und Sinne an dem emporſtreben Klopſtock's, Geßner's, Ramler's, Hagedorn's, der Dichter Haller, Uz, Bodmer und ihrer ebenbürtigen Verbündeten, während er fortwährend aus Homer und Heſiod, Virgil und Horaz den klaſſiſchen Honig ſog. Auch hebräiſch und Muſik wurde getrieben im Hinblick auf künftiges theologiſches Studium und würdige Candidatur; erſteres war in Halle beabſichtigt, indeß erhielt Göttingen den Vorzug, und dort nun war es, wo mancherlei Glücksgunſt das Studium erleichtern half und Voß in lebensfrohe Kreiſe trat, die aus Jünglingen und jungen Männern, begabt gleich ihm, beſtanden. Boie war es zunächſt, der Voß helfend und fördernd zur Seite ſtand; dann ward der Hainbund begründet, den außer dieſen beiden noch Miller, Hölty, Hahn, Bürger, die beiden Grafen Stolberg, Cramer, Leiſewitz und einige andere bildeten, der ſich Klopſtock's und Vater Gleim's Gunſt in hohem Grade zu erfreuen hatte und auf die Geſtaltung und Entfaltung der deutſchen poetiſchen Literatur jener Zeit den weſentlichſten Einfluß übte. Poeſie und Philologie zogen Voß ſo mächtig an, daß er dem theologiſchen Studium endlich völlig entſagte und nach Vollendung ſeiner academiſchen Laufbahn ſich ganz der literariſchen Thätigkeit widmete. Er zog nach Wandsbeck, lebte dort mit Claudius im angenehmſten Verhältniß, verweilte auch in Hamburg und Altona, redigirte den Hamburger Muſenalmanach, begann die Uebertragung der Odyſſee, und verheirathete ſich im Sommer 1777 mit Boie's jüngſter Schweſter. Im darauf folgenden Jahre wurde Voß, in welchem die Neigung für das Lehrfach erwacht und zu welchem er als ausgezeichneter Philolog voll befähigt war, die Stelle des Schulrectors zu Otterndorf im Hannoverſchen, im Lande Hadeln, zu Theil. Die Odyſſee wurde mit großem Beifall begrüßt und ſtellte die gleichzeitig erſcheinende Ilias des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg ſtark in Schatten. War auch in ihr der deutſchen Sprache möglichſt Gewalt angethan, ſie der griechiſchen Sprachform ähnlich zu machen, ſo legte doch dieſe und die ſpäteren noch vollendeteren Uebertragungen von Voß die ganze Fülle helleniſcher Poeſie in ſein Werk, wie es noch keinem ſeiner Vorgänger gelungen war, die in klappenden Reimpaaren oder martervollen Alexandrinern Homer und Virgil überſetzt hatten.

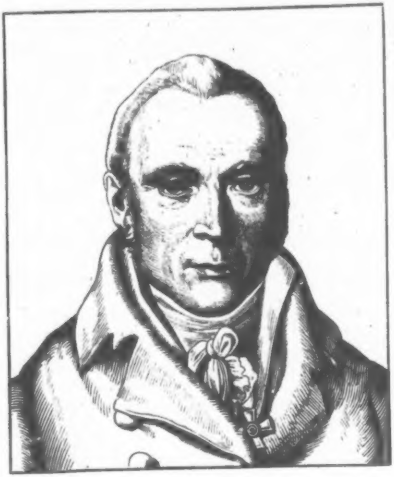
Krankheit veranlaßte Voß, Otterndorf ſchon 1782 zu verlaſſen und ſich nach Eutin zu begeben, wo ihm eine gleiche willkommene Stellung winkte, und hier waltete und wirkte er nun, gleich heimiſch am Buſen deutſcher Poeſie als einer ihrer liebenswürdigſten Günſtlinge, wie im Schooſe der klaſſiſchen Muſe als deren vollendeter Jünger, und es war kaum ein Gewinn für ſeinen Ruhm, daß er ſich mit dieſen Gunſtbezeigungen der Unſterblichen nicht begnügen ließ.

Mit großem Glück war Voß als Lyriker aufgetreten, ſeine Lieder und Gedichte, ſowohl in platt- als in hochdeutſcher Sprache, befriedigen noch immer größtentheils die Anforderungen des guten Geſchmacks; ſchwungvolle Hymnen, liebliche Idyllen, feurige Oden entſtrömten ſeiner Lyra. Seine Luiſe errang ſich nicht blos den ungetheilten Beifall der Menge, ſondern auch den der hochbegabteſten Dichtergeiſter: Klopſtock, Wieland und Goethe erkannten ſie freudig an. Daß aber Goethe, Voß und Baggeſen ſich gleichzeitig zum Hervorbringen einer Idylle verabredet, daß dadurch «Hermann und Dorothea», «Luiſe» und die «Parthenais» hervorgerufen worden ſeien, iſt eine obſchon oft wiederholte Sage ohne Begründung. Angeregt nur wurden durch Voſſes Luiſe jene beiden Sänger zu ähnlichen Verſuchen.

Als Ueberſetzer ſtand Voß einzig da durch die Fülle ſeiner Arbeit, die beiſpielloſe Gewalt, mit welcher er die Sprache beherrſchte: nur ein durch und durch vom Hauche ächter Poeſie beſeelter Dichter konnte die Poeſie des klaſſiſchen Alterthums ſo verſtehen, ſo wiedergeben, während die mühſam ſchulgerecht zuſammengeleimten Hexameter der Alltagsphilologen wie Nüſſe knacken. Aber Voß überſetzte nicht nur mit einem erſtaunlichen und bewunderungswerthen Fleiße den ganzen Homer, den ganzen Virgil, er überſetzte auch die griechiſchen Dichter Heſiod, Theocrit, Bion, Moſchos, Aratos, Ariſtophanes und den halbmythiſchen Orpheus, und die römiſchen Ovid, Tibull, Lygdamus und Horaz; er überſetzte ferner im Verein mit ſeinen Söhnen Heinrich und Abraham die Werke Shakeſpeare's mit gediegenen Erläuterungen und ſtrebte auch auf dem Gebiete der Mythologie und Archäologie nach dem Ruhmeskranze. Nach Luther dankte die deutſche Sprache keinem Dichter ſo mannichfaltige Bereicherung, Ausbildung, ja Verherrlichung, als Voß, ſowohl im Gedicht als in der Proſa, er zeigte ihre Mächtigkeit und Fülle, ihre Fähigkeit, den Wohllaut ausländiſcher und namentlich der alten Sprachen mit gleichem Wohllaut nachzutönen, wodurch er andern zum rüſtigen Weiterbau ermunternd voranging.

Als Schulmann wirkte Voß mit Eifer und Liebe und aller Treue bis zum Jahre 1801, wo der Herzog von Holſtein-Gottorp zu Eutin ihm durch einen anſehnlichen Jahrgehalt das Glück gewährte, frei von Berufes- und Geſchäftesbanden nur den Muſen und den eigenen gelehrten Arbeiten zu leben. Voß begab ſich nach Jena, betheiligte ſich lebhaft und mehr als für einen ſelbſtſchaffenden Geiſt erſprießlich iſt, an Recenſionen und verwickelte ſich in gelehrte Kämpfe, die ihm bei vielen ſchadeten und ihn in ein falſches Licht ſetzten, aber ein viel höheres und ſittlicheres war es um den Kampf, den Voß voll Feuereifers und Feuergeiſtes gegen die um ſich greifende Macht des Myſticismus, gegen die Hinneigung, ja die förmlichen Uebertritte bedeutender Proteſtanten zum Katholicismus begann; da ſchlug er drein mit des Wortes Schwertſchärfe, wie Luther, derb und tüchtig gegen Pfaffenthum und Junkerthum, und kämpfte ſeinen guten Kampf unerſchrocken bis zum Ende durch. Jenes empörten Kampfes Wogen, die viel unreinen Schlamm auswarfen, glättete die raſtlos vorüber rollende Zeit; es wurde nicht ſo ſchlimm, als die Schwarzſeher fürchteten, aber immer möge der Hinblick auf den wackern und treuen Kämpfer Voß den Nachkommen zurufen: «Seid wachſam, denn eure Widerſacher gehen umher, nicht wie brüllende Löwen, ſondern wie ſchleichende Nattern! Beſtehet in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreit hat, und laſſet euch nicht wiederum in das knechtiſche Joch fangen!»

Aus dem Kampfe zum Frieden ging Voß als Greis von 75 Jahren zu Heidelberg ein, wohin er 1805 gezogen war und wo der Großherzog von Baden, Karl Friedrich, ihm ein anſehnliches Jahrgehalt verlieh, ohne Amt und Dienſtleiſtung zu heiſchen, nur daß des bedeutenden Mannes Anweſenheit die Hochſchule ſchmücke. Auch hier war Voß bis an ſein Lebensende thätig, und bewährte ſich dauernd als einen herrlichen und ächt deutſchen Mann, durch deſſen Dichtungen gar vielen ſeiner Landsleute das dürftige Leben geſchmückt und verſchönt wurde.



Johann Friedrich Blumenbach.

Geb. d. 11. Mai 1752, geſt. d. 22. Jan. 1840.

Blumenbach's Name lebt, als der eines Naturforſchers von Weltruf, eines Vaters der vergleichenden Anatomie und des lange Jahre hindurch hochgefeierten Neſtors der Naturforſcher Deutſchlands, in unvergänglicher Erinnerung.

Blumenbach wurde in Gotha geboren, ſein Vater war dort Profeſſor am Gymnaſium, ſelbſt Naturfreund und Kenner; er half den talentvollen Sohn mit Liebe vorbilden, ſo daß dieſer ſchon 1769 mit 17 Jahren die Univerſität Jena beziehen konnte. Blumenbach wandte ſich ein Triennium hindurch ganz dem Naturſtudium, verbunden mit dem der Arzneikunde, zu, ging von Jena 1772 nach Göttingen, promovirte dort im folgenden Jahre und begann nun ſelbſt naturgeſchichtliche Vorträge zu halten. Er erhielt eine Profeſſur der Medicin und wandelte fortan ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn, die ihn zu einem Ziele führte, das nur wenige erreichen, zu dem Ziele, gleichſam eine Großmacht im Reiche der Wiſſenſchaft, eine allbekannte, allgefeierte Autorität zu werden und zu ſein. Schon ſeine Diſſertation: de generis humani varietate nativa war gleichſam der Vorläufer ſeiner umfaſſenden Thätigkeit im Gebiete der phyſiſchen Anthropologie. Das fortgeſetzte Studium der Menſchenraçen, auf die Bildung der verſchiedenen Schädelformen begründet, gab Blumenbach Anlaß zur Anlage ſeiner berühmten Schädelſammlung, welche wohl kaum ihres Gleichen hatte. Nicht minder bedeutend, wie auf dieſem anziehenden Gebiete der organiſch-animaliſchen Natur, war Blumenbach auch in jenem der Geologie, Mineralogie und Verſteinerungskunde. Dieſe lag vor ihm noch ganz im Argen, vielen waren die Verſteinerungen noch «Naturſpiele» und eine unbegriffene Welt. Blumenbach's Beiträge zur Naturgeſchichte der Vorwelt trugen Licht in die frühere Unklarheit; er verband die Verſteinerungskunde mit der Geologie, er beſeitigte den lange geglaubten homo antediluvianus Scheuchzer's. Er ſchrieb ein «Handbuch der Naturgeſchichte», welches allgemeine Anerkennung und Verbreitung fand. Selbſt die Archäologie diente Blumenbach's tief eindringendem Geiſt zur Aufhellung ſchwieriger naturgeſchichtlicher Räthſel. Zahlreiche Schriften über den Bildungstrieb in der Natur, die

Zeugungs- und Erneuerungskraft in einzelnen Thiergeſchlechtern u. dgl. gaben den größten Philoſophen neue Stoffe zum Nachdenken.

Blumenbach's Knochenlehre und ſeine vergleichende Anatomie machten Epoche. Die mediciniſche Wiſſenſchaft bereicherte Blumenbach außerdem durch pſychologiſche und phyſiologiſche Schriften über Heimweh, Selbſtmord u. a.

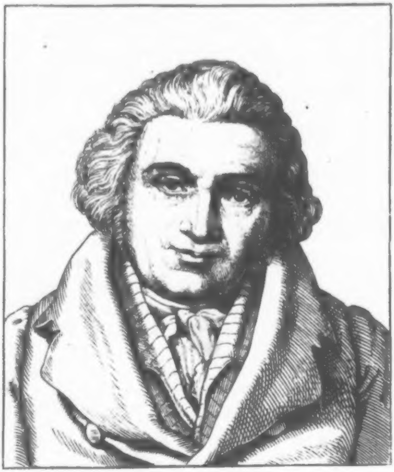
Einzig in ſeiner Art ſtand Blumenbach als academiſcher Lehrer da, eben ſo kernhaft tüchtig, eine ächt deutſche Natur, als originell, humoriſtiſch, witzig, allen, die ihn hörten, unvergeßlich. Seine Vorleſungen waren die beſuchteſten, ſtets zog er durch ſeinen Vortrag, durch ſeine Perſönlichkeit an, ſtets war er heiter und dabei ſtets würdevoll; er war ganz der Mann des Katheders, ein Olympier auf goldenem Stuhle, voll antiker Ruhe. Seine Sprache war deutſch, bisweilen derb, allverſtändlich, nicht geſchraubt und wunderſam verdrechſelt, gleich der ſo mancher neueren Modephiloſophen. Hundert und aber hundert ſeiner Scherze leben noch im Munde dankbarer Zuhörer. Manches traf ſein ſarkaſtiſcher Spott, ſo die Wetterprophezeihungen. «Meine Herren!» ſprach er wohl öfters mit ſeiner tiefen und eigenthümlichen Stimme, «ich will Ihnen ein untrügliches Witterungszeichen ſagen, prägen Sie ſich's tief ein. Wenn frühmorgens der Hahn tritt auf den Miſt — und kräht — ſo wird es anderes Wetter — oder es bleibt, wie es iſt.» —

Alle möglichen Ehrenbezeugungen von Seiten der gelehrten Welt wurden dem gefeierten Naturforſcher zu Theil; er wurde Mitglied aller Academien; Orden und Titel ſchmückten ihn, Könige und Fürſten beſuchten ihn. König Georg von Großbritannien äußerte, er habe nie einen bedeutenderen Mann geſehen, als Blumenbach. Vielfach ward ſein Rath, ſeine Empfehlung erbeten, und wen Blumenbach empfahl, der war gut empfohlen. Hunderten ſeiner fleißigen Zuhörer half ein Brief vom «alten Blumenbach» zu erwünſchten Stellen. Foſſilien, da und dort aufgefunden, wurden ihm geſandt, er beſtimmte ſie richtig, ſo um nur ein Beiſpiel zu nennen, die Höhlenbärenknochen der Glücksbrunner Höhle zwiſchen Altenſtein und Liebenſtein. Als Sammler hatte Blumenbach Goethe's Glück und Taktik.

So gelangte der wackere Alte zu hohen Greiſenjahren. Er war Heine's Schwager geworden, war königl. großbritanniſcher Hofrath, Ritter der Ehren-Legion, Commandeur des Guelphenordens (anderer auswärtiger Orden nicht zu gedenken), Obermedicinalrath, Oberaufſeher des königl. Muſeums u. ſ. w. Am 19. September 1825 feierte er ſein Doctorjubiläum, am 26. Februar 1826 ſein Amtsjubiläum; zahlreiche Bildniſſe von ihm erſchienen. Die zu ſeinem Doctorjubiläum auf Anlaß deutſcher Naturfreunde geprägte Medaille zeigte auf dem Avers ſein Profilbild, auf dem Revers die drei Schädel der Hauptraçen, mit der Inſchrift: Naturae interpreti ossa loqui jubenti physiosophili germanici. D. 19. Sept. 1825. Ein Stipendium wurde begründet und nach Blumenbach benannt, und der gefeierte Jubilar mit ſonſtigen Ehrenbezeugungen überhäuft.

Eine eiſerne Geſundheit, die nur wenige Störungen erlitt, unterſtützte Blumenbach's unermüdetes Wirken als Forſcher, Lehrer und Schriftſteller; es war Harmonie in ſeiner ganzen Natur, in ſeinem innerſten Weſen, wie bei Goethe, dieß erklärt das geiſtige friſchbleiben bis zu hohem Lebensalter; nie bediente er ſich einer Brille; ſeine Handſchrift war feſt, doch wechſelte ſie und näherte ſich in ſpätern Jahren bedeutend der Unleſerlichkeit, wovon eine Lähmung des rechten Schreibefingers die Urſache war, denn nun ſchrieb er mit der linken Hand. Im 87. Jahre ſchrieb er wieder mit der rechten Hand, und ſchöner wie zuvor. Erſt im 88. Jahre nöthigte ihn Altersſchwäche, dem Lehrſtuhl zu entſagen. Dieſe war es auch, die nach ſchnellem ſinken der ſo lange der Welt zu gute gekommenen Lebenskraft ihm die Fackel löſchte.

Die berühmte Schädelſammlung wurde um hohen Preis von der königlichen Regierung angekauft und mit dem Göttinger Muſeum vereinigt. Dauernd wird Blumenbach's Andenken als eines der bedeutendſten deutſchen Naturforſcher fortleben.



Johann Gottfried Eichhorn.

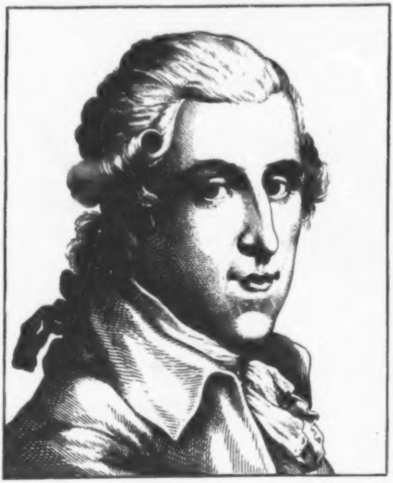
Geb. d. 16. Oct. 1752, geſt. d. 25. Juni 1827.

Dörenzimmern im Fürſtenthum Hohenlohe-Oehringen war Eichhorn's Geburtsort, der Vater war dort Prediger, wurde jedoch bald nach des Sohnes Geburt Superintendent zu Weikersheim an der Tauber, wo letzterer die Schule beſuchte, von dieſer zu weiterer Ausbildung nach Heilbronn kam und ſchon 1770 die Reiſe für die Univerſität erlangte.

Der junge Student bezog die Hochſchule Göttingen und widmete ſich dort zunächſt der philologiſchen Wiſſenſchaft; mit Freudigkeit trat er ein in den berühmten Lehrerkreis der blühenden Georgia Augusta; er erwarb ſich die Gunſt des berühmten Heyne, und dieſer empfahl ihn nach vollendeten Studien an die unter hohenlohiſcher Herrſchaft ſtehende thüringiſche Stadt Ohrdruff zum Rektor der Schule. Man kann dieß nicht leſen, ohne an Spalatin zu denken, der in dem Ohrdruff ganz nahen Dorfe Hohenkirchen mit einem Paſtorat, und darauf in dem nicht minder nahen Dorfe Georgenthal mit einem Präceptorat beglückt wurde. Zum Heile der Wiſſenſchaft dauerte auch Eichhorn's Rectorat in Ohrdruff nur kurze Zeit; der gelehrte Mann wurde als ordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Jena berufen, und ein ungleich weiterer Kreis des belebenden Wirkens öffnete ſich für die Geiſtesſonne Eichhorn's, als die friedſame kleine Thüringerwaldſtadt zu gewähren vermocht hätte. Herzog Carl Auguſt zu Sachſen-Weimar verfehlte nicht, den von allen Seiten her mit Anerkennungen überſtrömten neuen Stern der Hochſchule der thüringiſchen Herzoghäuſer ebenfalls 1785 mit einem Titel auszuzeichnen.

Eichhorn wirkte mit Liebe, Luſt und Eifer in ſeinem Lehramte und entfaltete durch ſeine Vorleſungen: orientaliſche Sprachen, bibliſche Exegeſe, politiſche und Literär-Geſchichte, wie durch ſeine Schriften: «Geſchichte des oſtindiſchen Handels vor Muhamed — Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften ſeit deren Wiederherſtellung — Geſchichte der franzöſiſchen Revolution — Geſchichte der Literatur» und andere gediegene Werke eine vielumfaſſende Wirkſamkeit, wobei ihn bei den Vorleſungen nächſt der gründlichen Gelehrſamkeit die Weihe perſönlicher Anmuth, die Lebendigkeit des Vortrags und die Würze attiſchen Salzes unterſtützte.

Eichhorn's Ruf und Ruhm entzog ihn leider der thüringiſchen Muſenſtadt im ſchönen Saalethal. Er folgte 1788 einer Berufung nach Göttingen, wo er den Quell ſeines reichen Wiſſens geſchöpft; Göttingen war ihm lieb, und Gehalt und Titel, Orden und Ehren verſchönten dort ſein Leben, wie raſtloſe Thätigkeit es der Welt und der Menſchheit nutzbar machten. Das Schiboleth Eichhorn's, das er mit vielen großen Männern gemein hatte, es ſei nur an Luther und Goethe erinnert, das auch ihm zu hohem Ruhm verhalf, war Fleiß. Außer den ſchon erwähnten Werken gab er während ſeiner Wirkſamkeit in Göttingen noch «römiſche und griechiſche Geſchichts-Quellenforſchungen» in lateiniſcher Sprache heraus, und hatte die Abſicht, dieſe auch für ſpätere und mittelalterliche Geſchichte fortzuſetzen; ferner erſchienen von ihm 6 Bände «Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte.» Sein 1805 begonnenes Werk über die allgemeine Literaturgeſchichte führte er bis 1812 fort und vermochte nicht, es zu vollenden. Auf dem Gebiete der bibliſchen Literatur geben ein «Repertorium» für dieſelbe, eine «allgemeine Bibliothek» derſelben in 10 Bänden, «Einleitungen in das alte und neue Teſtament» und die «apokryphiſchen Schriften», ein Werk über die «hebräiſchen Propheten» in 3 Bänden und viele andere Werke das rühmlichſte Zeugniß von des Mannes raſtloſer Thätigkeit. Vielfach bethätigte Eichhorn ſich nebenbei an gelehrten Zeitſchriften, ſo in Jena an der dortigen Literaturzeitung, in Göttingen an den gelehrten Anzeigen, deren Leitung er 1812 nach Heyne's Ableben ſelbſtſtändig übernahm. Bis in das höhere Lebensalter blieb Eichhorn ſeiner Thätigkeit treu; er gönnte ſich wenig Raſt und wenig Erholung, die Arbeit ſelbſt war ihm Erholung und Glück, gab ihm Lebensfreudigkeit, erhielt ihm die immer friſche Jugendlichkeit des Geiſtes. In ſeinem Hauſe war Eichhorn zugänglich, herzlich, gemüthvoll, zur Hülfe mit Rath und That bereit, ein ganzer Menſch und ein tüchtiger, anſpruchlos, zufrieden und geräuſchlos glücklich. So gelangte er im Genuſſe kräftiger Geſundheit zu hohem Greiſenalter, erlebte Jubeltage und deren feſtliche Feiern, deren jede trotz allem Jubel endlich leider nur ein mehr laut als ſtill mahnendes memento mori! iſt und fühlte erſt als Jubilar 1823 ſeine Geſundheit doch allgemach wanken. Dennoch entzog er ſich nicht ſeinem gewohnten thun und ſchaffen, bis in ſeinem Sterbejahr ein Fieber ihn niederwarf. Selbſt Eichhorn's Sterben war noch eine Lehre, es lehrte der Umgebung, wie ein Weiſer ſtirbt; er beobachtete ruhigen und geſammelten Gemüthes das ſinken und allmälige Erlöſchen der Lebensflamme, und den Tod nicht ſcheuend, im Arme ſanfter Euthanaſie entſchlummernd, ſchaute er nicht den Tod.



Johann Anton Leisewitz.

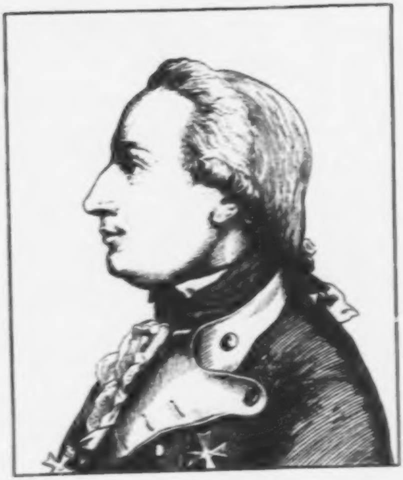
Geb. d. 9. Mai 1752, geſt. d. 10. Sept. 1806.

Ein deutſcher dramatiſcher Dichter, deſſen Leben mehr Bedeutung durch ſein Talent und ſein hohes Streben, als durch die Fülle zahlreicher Werke verliehen wurde; deſſen Leben auch kein durch mächtige Schickſale bewegtes war, und der dennoch den vollen Ruhmeskranz verdiente, den ſeine Mitwelt, wie die Nachwelt, ihm geflochten hat.

Leiſewitz wurde zu Hannover geboren, wohin der Vater, welcher früher als Weinhändler zu Celle lebte, gezogen war. Nach gutem Schulunterricht bezog der fähige Jüngling 1770 die Univerſität Göttingen und wählte das Studium der Rechtswiſſenſchaft. Dort befreundete er ſich mit zwei Altersgenoſſen, die nach verſchiedenen Richtungen hin ſtrebſam, ſich Anerkennung und Ruhm gewannen, mit Thaer und Hölty. Der Hainbund erblühte zum Heile edler deutſcher Poeſie, und auch Leiſewitz geſellte ſich demſelben zu; ſeine Aufnahme fand am Geburtstage Klopſtock's, den 2. Juli 1774, ſtatt. Daraus geht hervor, daß Leiſewitz lange in Göttingen lebte. Die Bundesgenoſſen liebten und achteten ihn; er war für Freiheit und Vaterland begeiſtert, und ſchwärmte für beide in der damaligen Tonart. Lange trug er ſich mit dem Vorſatz, eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu ſchreiben, machte zu derſelben auch umfaſſende Studien, doch iſt dieſelbe nie erſchienen. Das Jahr 1774 trennte die Mitglieder des ſchönen poetiſchen Hainbundes, da die Mehrzahl derſelben ihre Studien vollendet hatten; auch Leiſewitz ging Michaelis dieſes Jahres ab, und zwar in aller Stille, um ſich und den Brüdern das Weh des Abſchieds zu erſparen, und wandte ſich nach Hannover, wo er ſich Hölty's, der krank dorthin kam, mit aller theilnehmenden Liebe annahm. Leiſewitz machte und beſtand ſein Advokaten-Examen in Celle, behielt aber, da ihm an der advokatiſchen Praxis wenig lag, ſeinen Wohnſitz in Hannover bei, und lebte nur abwechſelnd in Celle, wo er den Freund Thaer als praktiſchen Arzt wiederfand, bis er ſich von Hannover gänzlich weg, und nach Braunſchweig wandte. Dort war ein reges geiſtvolles Leben unter der Aegide eines kunſtſinnigen Fürſten aufgegangen, dort wirkten bedeutende Gelehrte, glänzte Leſſing's Stern, der von dem nahen

Wolfenbüttel oft genug zur Herzogsreſidenz herüber kam. Leiſewitz trat zwar als Sachwalter auf, blieb aber ſeinem innern Drange treu, begeiſterte ſich an Leſſing's Trauerſpiel «Emilia Galotti», und als die Unternehmer des Hamburgiſchen Theaters: Sophie Charlotte Ackermann und Friedrich Ludwig Schröder, einen Preis von 20 Louisd'or für das beſte Trauerſpiel ausboten, dichtete Leiſewitz ſeinen «Julius von Tarent». Er erhielt den Preis nicht, Klinger empfing denſelben für die «Zwillinge», allein das unbeſtochene Urtheil der Nachwelt erkannte Leiſewitz einen unendlich höhern Preis zu, als jenen des Goldes. Schon Leſſing begrüßte das Stück mit großer Freude, und glaubte, da es 1776 ohne Namen des Verfaſſers, ja man ſagt, ſogar gegen deſſen Willen, zu Leipzig im Druck erſchien, es ſei von Goethe, und empfahl den Dichter, nachdem er ihm perſönlich bekannt worden war, mit Wärme an ſeinen Bruder und ſeine Freunde in Berlin. Dort wurde «Julius von Tarent» mit großem Beifall wiederholt aufgeführt, und dadurch die Seelenwunde des Dichters einigermaßen geheilt, welche die Preisverweigerung ihm geſchlagen. Um dieſe Zeit erwachte die Neigung für die deutſche Schaubühne überall, und an den Höfen halfen ſelbſt glänzende Liebhabertheater dieſelbe pflegen. Ein ſolches beſtand auch in Meiningen, wo Reinwald (Schiller's nachheriger Schwager) Antheil an der Leitung nahm, ſich mit dem Dichter in Briefwechſel ſetzte, und Julius von Tarent einige male zur Aufführung brachte. Dieß gab ſowohl Anlaß zu einigen anziehenden brieflichen Mittheilungen von Seiten des Dichters an Reinwald, als auch zu einer Ausgabe des Julius von Tarent, welche den Literatoren und ſelbſt Leiſewitz's Biographen unbekannt blieb, in welcher Auszüge eines Briefes und einige kritiſche Beurtheilungen des Stückes mitgetheilt wurden. Der regierende Herzog Carl zu Sachſen Meiningen ſpielte den Julius, Prinz Georg, deſſen Bruder, den Erzbiſchof, Prinzeſſin Wilhelmine die Nonne Blanka, Prinzeſſin Amalie die zweite Nonne. — Leiſewitz theilte Reinwald damals mit, daß er mit einem Luſtſpiel ſchwanger gehe, welches jedoch nicht zur Erſcheinung gekommen iſt. Der Stoff waren «die Weiber von Weinsberg». Er hatte 1778 das Amt eines Landſchaft-Secretairs angenommen, und machte 1780 eine angenehme Reiſe nach Weimar und Gotha, lernte Goethe u. a. kennen, und befreundete ſich in Gotha mit dem liebenswürdigen Dichter Gotter. Der Herzog von Gotha war durch den Herzog von Meiningen, der zum Beſuch in Gotha weilte, auf Leiſewitz aufmerkſam gemacht worden, und ſo wurde er beiden Herzogen vorgeſtellt, und ſah ſich am Hofe vielfach ausgezeichnet.

Die deutſche Poeſie hat es zu beklagen, daß ein Talent, welches ſich ſo bedeutend angekündigt hatte, ihr, vielleicht nur aus Mangel an Selbſtvertrauen, untreu wurde; ſtatt getroſt weiter zu dichten, überſetzte Leiſewitz eine «Geſchichte der Entdeckung und Eroberung der Kanariſchen Inſeln», und mühte ſich an ſeiner umfaſſenden Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ab, die zu ſchreiben, noch immer eine Aufgabe für einen Rieſen bleibt, weil das in ganz Deutſchland zerſtreute Material ein unerſchöpfliches und unüberſehbares iſt; dieſe Geſchichte will weniger aus bereits gedruckten Büchern, als aus den gleichzeitigen Kriegsakten ſtudirt ſein. Leiſewitz verheirathete ſich im Jahre 1781 mit der Tochter eines Kaufmannes in Hamburg, und lebte ein glückliches Stillleben mit ihr, da keine ökonomiſche Sorge ihn belaſtete, wohl aber begannen Kränklichkeit, anhaltendes Zahnleiden und podagriſche Anfälle, ihm ſchon das Daſein zu verbittern; auch die Frau begann zeitig genug zu kränkeln. Später zogen andere amtliche und dienſtliche Arbeiten den Dichter ganz aus dem Bereich der Muſen. Er wurde 1790 zum Herzogl. Braunſchweigiſchen Hofrath ernannt, und zum Inſtructor des Erbprinzen in der deutſchen und der braunſchweigiſchen Geſchichte, wie im Geſchäftsgang, und erhielt ein Canonicat am St. Blaſii-Dome. Da er in der neuen Stellung befriedigte, auch der Erbprinz und einige andere junge fürſtliche Perſonen, die ſeinen Unterricht mit empfingen, ihm volle Neigung zuwandten, ſo ernannte ihn der regierende Herzog Carl Wilhelm Ferdinand zum Geheimen Canzlei-Secretair und Regierungsmitglied, und ſpäter, 1801, ſtieg er zum Geheimen Juſtizrath und Referent mit Sitz und berathender Stimme im Herzoglichen Geheimen Raths-Collegium empor, und wirkte fortan praktiſch thätig für das Wohl des Staates und deſſen Angehörige mit Eifer und Treue. Er machte ſich beſonders um das Armenweſen der Reſidenz höchſt verdient, und wurde noch 1805 mit Beibehaltung ſeiner bisherigen Stellung mit dem Vorſitz des Oberſanitäts-Collegiums betraut. Leider aber vermochte weder dieſer Vorſitz, noch das geſammte Sanitätscollegium dem ſtets an Hypochondrie und dem Heere ihr ſich zugeſellender Plagen leidenden die ſchwankende Geſundheit länger zu friſten. Er wurde Anfang Septembers 1806 von hitziger Bruſtwaſſerſucht befallen, und erlag ihr nach wenigen Tagen. Leiſewitz hinterließ als Bürger und Beamter den Nachruf eines edeln menſchenfreundlichen Charakters, der zuletzt noch ſchwerer wiegt, als der Dichterruhm, den er ſich durch ſeinen Julius von Tarent errungen hatte.



Max. Julius Leopold,

Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Geb. d. 10. Oct. 1752, geſt. d. 27. April 1785.

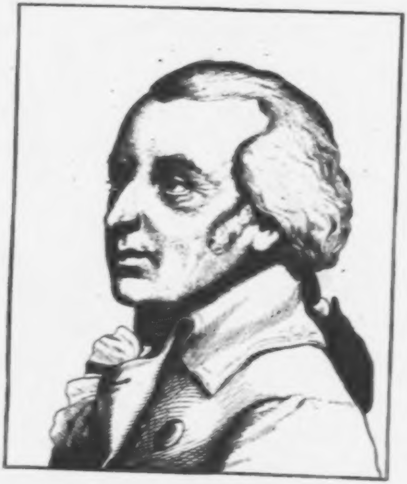
Ein edler Fürſt, deſſen Seelengüte und aufopfernde Menſchenliebe ihm das dankbare Andenken der Nachwelt dauernd geſichert haben. Herzog Leopold von Braunſchweig war der jüngſte Prinz des Herzog Karl und der Herzogin Charlotte von Braunſchweig, einer königl. preußiſchen Prinzeſſin, und wurde zu Wolfenbüttel geboren. Der junge Prinz zeichnete ſich ſchon als Knabe durch Liebenswürdigkeit aus und empfing die ſorgfältigſte Erziehung, ſo daß er zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Dieſe Erziehung leitete vorzugsweiſe der berühmte Abt Jeruſalem, der Religionslehrer des Prinzen, welcher auch deſſen bei der Confirmation abgelegtes Glaubensbekenntniß durch den Druck veröffentlichte. Wiſſenſchaftliche Studien und belehrende Reiſen vollendeten die Erziehung des Prinzen, welcher ſich auf einer dieſer Reiſen zu ſeinem mütterlichen Oheim König Friedrich II. begab und den Revuen in Schleſien beiwohnte. Dort war er Zeuge des Beſuches, welchen der junge Kaiſer Joſeph II. dem großen Preußenkönige machte; ſpäter verweilte der Prinz auf der in jener Zeit von deutſchen Fürſtenſöhnen zahlreich beſuchten Univerſität Straßburg, wo Kriegswiſſenſchaft in Verbindung mit den Künſten der höheren Geſelligkeit, der Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und die Tanzkunſt die wichtigſten Bildungsmittel der bevorzugten Stände abgaben und mit Vorliebe gepflegt wurden. Nach einer Reiſe durch mehrere Provinzen Frankreichs kehrte Prinz Leopold im Mai 1772 nach Braunſchweig zurück und trat 1775 eine abermalige Reiſe nach Italien an, auf welcher ihm der kenntnißreiche Leſſing als Begleiter und Geleiter in die Sphäre des Kunſtſchönen und der Antike diente. Auf dieſer Reiſe legte der junge Herzogsſohn den Grund zu der Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, die ihn in ſeinem nachherigen Leben dauernd begleitete, während zugleich andererſeits das Streben des Prinzen, die Bekanntſchaft berühmter und durch Wiſſenſchaft wie durch Edelſinn ausgezeichneter Perſonen zu machen, die volle Befriedigung fand.

Nach der Rückkehr in die deutſche Heimath übernahm Prinz Leopold das ihm von ſeinem Oheim bereits früher übergebene preußiſche Regiment, welches ſein Standquartier zu Frankfurt an der Oder hatte, und indem er ſich 1776 an deſſen Spitze ſtellte, ſtrebte er dahin, durch geeignete Thätigkeit eine ihm und ſeiner Abkunft ziemende Stellung einzunehmen und eine Laufbahn zu verfolgen, die ihm volle Beſchäftigung, Ehre und Auszeichnung bot.

Ebenſo in einem kriegeriſch bewegten Leben, als in der Muße, die das Standquartier gewährte, blieb Prinz Leopold ſich gleich in der Liebe zu den Wiſſenſchaften, in edler Denkart und in einer Herzen gewinnenden Menſchenfreundlichkeit. Die höchſte Einfachheit ſeiner Lebensweiſe bot ihm die Mittel zu unbegrenzter Wohlthätigkeit, die er nach vielen Richtungen hin bethätigte; dabei zeichnete ihn aber auch jede Tugend des Militairs aus, vor allen Muth und perſönliche Tapferkeit.

In den Jahren 1778 u. 1779 machte Prinz Leopold unter dem Oberbefehl des Prinzen Heinrich von Preußen den Feldzug nach Sachſen und Böhmen gegen Oeſterreich an der Spitze ſeines Regimentes mit, fehlte bei keinem Gefecht und drang oft muthvoll weiter vor, als nöthig und aus ſtrategiſchen Gründen anrathſam war. Nach erfolgter Rückkehr nach Frankfurt a. O. fuhr Prinz Leopold fort, durch ſeinen Wohlthätigkeitsſinn, ſeine Humanität und die Biederkeit ſeines Weſens ſich die Liebe aller Menſchen zu gewinnen. Er ließ arme und verwaiſte Kinder erziehen, ließ ſie Handwerke erlernen, ſuchte häufig Hülfsbedürftige perſönlich auf, um ſich von deren Lage zu überzeugen und zu ſehen, wie am wirkſamſten zu helfen ſei, und ſcheute ſelbſt nicht perſönliche Gefahr, wenn es galt, bei Bränden oder bei den ſo häufigen Austritten der Oder bedrohtes Menſchenleben oder Eigenthum retten zu helfen. So dankte namentlich im Jahre 1780 Frankfurt bei einer großen Ueberfluthung der Thätigkeit und Geiſtesgegenwart des Prinzen Leopold von Braunſchweig faſt ausſchließlich die Rettung vom Untergange, indem der Prinz durch die anhaltendſte und angeſtrengteſte perſönliche Thätigkeit und durch ſein kühn vorangehendes Beiſpiel den Durchbruch eines Dammes verhinderte.

Eine ſolche Ueberſchwemmung der Oder ſollte leider einem ſo edlen und würdigen Daſein das irdiſche Ziel bereiten; ſie erfolgte im April 1785 und ſetzte eine Vorſtadt Frankfurts faſt ganz unter Waſſer. Der Hülferuf der Bewohner jener von den Wogen umrauſchten Häuſer drang ſchauerlich durch das Brauſen der Fluth; der Prinz beſtieg einen Kahn und ruderte allein nach einem der am meiſten bedrohten Häuſer, die Warnungen und flehenden Bitten ſeiner Umgebung, ſich nicht in das drohende Verderben zu ſtürzen, mit kühner Todesverachtung überhörend. Schon war der Prinz jenem Hauſe in ſeinem Kahne nahe, da ſtieß der letztere mit Heftigkeit an einen ſchon überflutheten Weidenſtamm und ſchlug in Folge dieſes Anpralles und des entgegen kommenden Wogenſchwalles um. Ein Schrei des Entſetzens erſcholl vom Strande, wie die wirbelnde Fluth den edlen Prinzen mit ſich fortriß und dann verſchlang. Erſt ſechs Tage nach dem Unglück wurde die fürſtliche Leiche gefunden. Nicht nur ganz Frankfurt, ganz Deutſchland betrauerte den Opfer-Tod des heldenmüthigen Prinzen, und Bildniſſe ſowie ein ihm in Frankfurt a. O. errichtetes Denkmal überlieferten der Nachwelt ſeinen Namen mit dem ehrenden Schmuckwort: der Menſchenfreund.

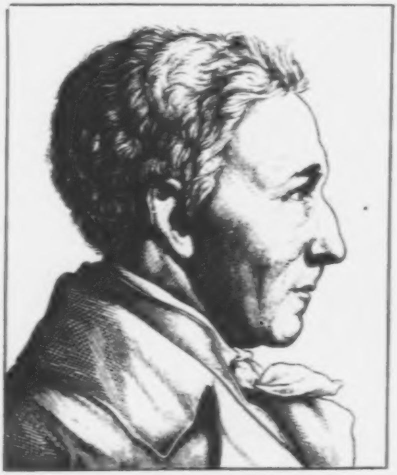


Johannes von Müller.

Geb. d. 3. Jan. 1752, geſt. d. 29. Mai 1809.

Bedeutender Hiſtoriker, geſchätzt wegen ſeiner Gründlichkeit und Stylgewandtheit, daher als geſchichtlicher Styliſt lange muſtergültig, ja mehr als das, ſelbſt bewundert und von großem Einfluß auf jüngere Lernende, die zu ihm gleichſam wie zu einem unübertreffbaren Meiſter in der Geſchichtswiſſenſchaft aufblickten. Er wurde zu Schaffhauſen geboren, wo ſein Vater Prediger war und eine verſtändige geiſtesklare Mutter, die ſich mit Vorliebe der Geſchichte hingab, ſeine erſte Erziehung leitete; auch der Großvater mütterlicher Seits, Johannes Schoop, trug dazu bei, den für Geſchichte beſonders befähigten Knaben anzuregen und ſeinem Talente geiſtige Nahrung zu geben. Im Jahre 1769 wurde Müller nach der Hochſchule Göttingen entſendet, um dort Theologie zu ſtudiren, wo aber Schlözer's nähere Bekanntſchaft das ihre beitrug, die wiſſenſchaftliche Richtung des jungen Studirenden völlig zu beſtimmen und ihn der Geſchichtsforſchung zuzulenken. Im Jahre 1772 ließ Müller eine »Beſchreibung des cimbriſchen Krieges« erſcheinen, die ſehr beifällig aufgenommen ward, und übernahm, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, eine Profeſſur der griechiſchen Sprache am Gymnaſium. Im folgenden Jahre befreundete ſich Müller ſehr innig mit Bonſtetten und anderen namhaften Schweizer Gelehrten, und erſterer vermochte ihn, der Geſchichtſchreiber des Schweizervolkes zu werden, wozu Müller bereits ſehr gründliche Vorſtudien gemacht hatte. Auf Bonſtetten's Anregung machte Müller einige vorbereitende Reiſen, kam dann auf jenes Verwendung nach Genf, wo er Hauslehrer bei dem Staatsrath Jacob Tronchin Calendrini wurde, und lebte einige Zeit im Hauſe des ihm eng befreundeten Naturforſchers Bonnet, abwechſelnd auch auf den Landgütern Bonſtetten's und beim Generalprocurator Robert Tronchin, durch deſſen Erfahrung ihm mancher Einblick in die tieferen Geheimniſſe der Staatskunſt zu Theil wurde; auch mit Voltaire ſchloß er Bekanntſchaft. Müller arbeitete Vorleſungen über allgemeine Geſchichte aus, welche er in franzöſiſcher Sprache hielt und ſpäter unter dem Titel: »Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geſchichte« deutſch herausgab. Gleichzeitig bearbeitete er eine Geſchichte der Landſchaft Saanen und den erſten

Band ſeiner «Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft», welche 1780 zu Bern im Druck erſchien. Große Neigung, geſtützt auf das Bewußtſein ſeiner Verdienſte, Academiker zu werden, bewogen Müller, nach Berlin zu gehen, wo ihm allſeits ehrenvolle Aufnahme wurde, aber die königliche Academie der Wiſſenſchaften erfüllte ſeinen Wunſch nicht und er fand auch keine Anſtellung, außer dem Anerbieten, ein Schulamt zu übernehmen. Wenig befriedigt und in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, wandte ſich Müller nun nach Halberſtadt, wo Vater Gleim mit gewohnter Herzlichkeit ihn gaſtlich aufnahm, und bald darauf wurde ihm die Profeſſur der Geſchichte am Carolinum zu Kaſſel übertragen. Zu dieſer Zeit ließ Müller mehrere kleinere Werke in franzöſiſcher Sprache erſcheinen und gab 1782 die «Reiſen der Päpſte» heraus, in denen er der Hierarchie das Wort redete und ſich zahlreiche Freunde unter den Römlingen gewann. Er empfing den Rathstitel und die Stelle eines Unterbibliothekars in Kaſſel, verließ aber 1785 dieſe Stadt und ſeine Stellen wieder, um in der Schweiz, den Quellen nahe, ſein geſchichtliches Hauptwerk zu vollenden. Er arbeitete den bereits erſchienenen erſten Band um und reihte dieſem nun die folgenden Bände an, folgte nächſtdem 1786 einem Rufe als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz und verfaßte mehrere publiciſtiſche Schriften. Der Kurfürſt von Mainz, Friedrich Carl Joſeph, ſandte den in Staatsangelegenheiten wohlerfahrenen Gelehrten 1787 nach Rom und ernannte ihn nach zufriedenſtellender Vollendung dieſer Miſſion zum geheimen Legationsrath, bald darauf aber zum geheimen Conferenzrath mit Sitz und Stimme im kurfürſtlichen Cabinet. Als Zwiſchenarbeit erſchienen von Müller 1787 die «Briefe zweier Domherren». Nach einer glücklich beſiegten Krankheit, von welcher er im Jahre 1789 in Folge allzugroßer geiſtiger Anſtrengung überfallen wurde, wohnte er 1790 der Kaiſerkrönung Leopold's in Frankfurt a. M. bei und empfing ehrende Anträge nach Wien und nach Berlin. Der Kurfürſt von Mainz aber ſuchte den höchſt brauchbaren Mann, dem jetzt die Ernennungen als Academiker aus Erfurt, Mannheim u. ſ. w. gleichſam zuſtrömten, an ſeinen Hof zu feſſeln, und ernannte ihn zum geheimen Staatsrath, Referendar und Direktor der kurrheiniſchen Kreisarchive, ſo wie er Sorge trug, daß Johannes Müller unter dem Namen Edler von Müller zu Sylvelden in den Reichsritterſtand erhoben wurde. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution vertrieb den Kurfürſten aus Mainz, welche Stadt durch ihre Klubiſten dem Aufruhrgeiſt ſich in die Arme warf, das heilloſe Treiben der Revolutionsmänner gut hieß und in ihm den Anbruch einer neuen glücklichen Aera erblickte. Johannes von Müller ſollte auch Theil nehmen an der neuen Volksbeglückung und an die Spitze der franzöſiſchen Verwaltung treten, er dankte aber für dieſe zweideutige Ehre und begab ſich nach Wien, wo man ihn mit Freuden empfing und ihn alsbald zum k. k. wirklichen Hofrath ernannte und bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine Anſtellung gab. Johannes von Müller verfaßte in Wien mehrere politiſche Flugſchriften, ließ 1795 die zweite Abtheilung des dritten Bandes ſeiner Schweizergeſchichte erſcheinen und wurde Mitarbeiter der jenaiſchen Literaturzeitung. Einen Antrag von Seiten ſeiner Vaterſtadt Schafhauſen, dort im oberſten helvetiſchen Gerichtshof eine Mitgliedſtelle einzunehmen, lehnte er ab, legte aber auch ſein Wiener Staatsamt nieder und wurde im Herbſt 1800 erſter Cuſtos der kaiſerlichen Bibliothek, ein Amt, das ihm ruhige Muße zum weiterarbeiten zu gewähren verhieß, ihm aber durch collegiale Unliebenswürdigkeiten genugſam verleidet wurde. Im Jahre 1804 erfolgte der früher gehoffte Ruf als Mitglied der Berliner Academie und zum Hiſtoriographen des Hauſes Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsrathes nach Berlin, und Johannes von Müller leiſtete dieſem Rufe freudig Folge, verfaßte mehrere academiſche Schriften, übernahm die Beſorgung der Herausgabe der Werke v. Herder's, widmete ſich wieder ſeiner Schweizergeſchichte, und begann, einem höchſten Auftrag zu Folge, eine Geſchichte König Friedrich's II. von Preußen, deſſen Ruhm er in einer Rede vor der Academie dadurch zu verherrlichen ſuchte, daß er ihm Napoleon an die Seite ſetzte. Die Stimmung in Preußen, die Zeit (Januar 1807), Napoleon als Preußens, als Deutſchlands Erbfeind und Unterdrücker — und der hochherzige edle Heldenkönig — es konnte nicht anders ſein, als daß dieſe Parallele als eine unverzeihliche Taktloſigkeit erſchien und man nicht Anſtand nahm, dieß den ſonſt trefflichen Hiſtoriker fühlen zu laſſen. Dadurch verletzt, verließ Johannes von Müller Berlin, und folgte einem Rufe des Königs von Würtemberg als Profeſſor an der Hochſchule zu Tübingen — er gelangte aber nicht dorthin, ſondern Napoleon ließ ihn nach Fontainebleau berufen und nöthigte ihn, Miniſter-Staatsſecretair von Weſtphalen zu werden, und als er auf vieles Bitten 1808 von dieſer Stelle entbunden wurde, ward er zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts ernannt. Alle dieſe ihm nicht zuſagenden Aemter, Mißmuth, Sorgen und Schulden u. dgl. untergruben Johann von Müller's Geſundheit und kürzten endlich ſeine Tage, und ſo ſchied in ihm ein hochbegabter Geiſt, deſſen Charakter von Wahrheitsliebe und Menſchenfreundlichkeit getragen war, der mit großem umfaſſenden Wiſſen einen eiſernen Fleiß verband und dieſen, wohin ihn auch ſein bewegtes Leben führte, überall entfaltete. Johannes von Müller ſtarb in Kaſſel, auf deſſen Friedhof König Ludwig von Bayern ihm ein ehrendes Denkmal errichten ließ.



Albrecht Thaer.

Geb. d. 14. Mai 1752, geſt. d. 26. Oct. 1828.

Mannigfach mit Kenntniſſen ausgerüſtet, und in vielen Fächern des menſchlichen Wiſſens heimiſch und bewandert, durchſchritt dieſer Mann eine ehren- und ruhmvolle Laufbahn.

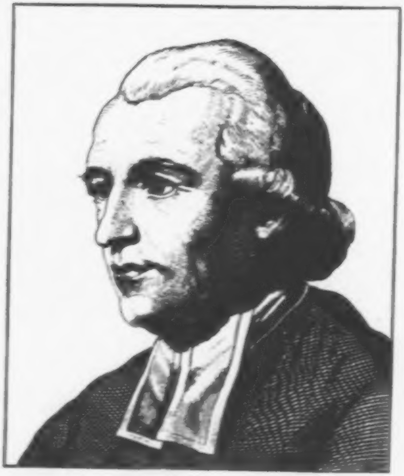
Thaer wurde zu Zelle geboren, ſein Vater war dort praktiſcher Arzt, und ſah es mit Freude, daß auch der Sohn ſich der gleichen Wiſſenſchaft widmete. Dieſer ſtudirte von 1771 bis 1774 zu Göttingen und erwarb im letztern Jahre den Doctorgrad. Dann wandte ſich Thaer in ſeine Vaterſtadt zurück, und fand in Ausübung ärztlicher Praxis ſehr bald Vertrauen, Anerkennung und Ruf, ſodaß ihn im Jahre 1780 der König zu ſeinem Leibarzt mit dem Hofmedicustitel ernannte. Leider entriß andauernde Kränklichkeit Thaer nach einigen Jahren theilweiſe ſeinem edlen Berufe, er widmete ſich der Landwirthſchaft, die ihn ausnehmend anzog. Im Jahre 1790 gründete er eine Unterrichtsanſtalt für dieſelbe in Zelle, an der er weſentlich wirkſam war, widmete ihr alle Zeit und ſtellte neue Grundſätze in derſelben auf, indem er bemüht war, ſie zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben. Thaer wurde Verfaſſer einer «Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft», welche in 3 Bänden von 1798 bis 1804 zu Hannover erſchien.

Völlig hatte indeß Thaer dem ärztlichen Berufe nicht entſagt, er wurde aus Nähe und Ferne noch um Rath in Krankheiten angegangen; in einem ſolchen berathenden Briefe, an eine Dame in Hannover, vom 18. Januar 1802, meldet er, nachdem er den Brief hatte 12 Tage unbeantwortet liegen laſſen müſſen: Ich leide ſehr an Gicht, und dies iſt der erſte Brief, den ich mit Mühe wieder ſchreiben kann.

Vom Jahre 1799 bis 1804 erſchienen von Thaer die «Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft», zu Zelle, und zu Hannover von 1803 bis 1806 die «Beſchreibung der nutzbarſten, neueſten Ackergeräthe». Dieſe ſchriftſtelleriſche Thätigkeit breitete Thaers Ruf weithin aus, und wurde Anlaß einer Berufung Seitens des Königs von Preußen mit hohem Rang und Titel in den preußiſchen Staatsdienſt. Thaer folgte dieſem Rufe, erwarb in der Nähe von Potsdam das Landgut Mögelin und errichtete dort abermals eine landwirthſchaftliche Schule mit Muſterwirthſchaft, deren Ruf ſich über ganz Deutſchland und weiter verbreitete. Im Jahre 1807 trat Thaer in den Staatsrath ein, wurde 1810 zum Profeſſor der Landwirthſchaft und der Staatswirthſchaftslehre an der berliner Hochſchule ernannt, wurde geheimer Regierungsrath und vortragender Rath im Miniſterium des Innern.

Jetzt erſchienen von ſeiner fleißigen Feder: «Annalen des Ackerbaues», 6 Jahrgänge, Berlin 1805 bis 10. «Grundſätze der rationellen Landwirthſchaft», daſelbſt 1809 u. ff., 4 Bände. «Annalen der Fortſchritte der Landwirthſchaft», 2 Jahrgänge, daſelbſt 1811 u. ff. «Ueber die freiwillige Schaafzucht», ebendaſelbſt 1811. Um die Schaafzucht, dieſen ganz beſonders wichtigen Theil der Oekonomie erwarb ſich Thaer ein unſterbliches Verdienſt und den Dank aller Schäfereibeſitzer, denn er ging mit den erfolgreichſten Anregungen voran, gründete 1811 ſelbſt eine berühmt gewordene Schäferei und rief ſpäter auch den Schaafzüchterconvent ins Leben, der im Jahre 1823 zum erſtenmal in Leipzig zuſammentrat, und die dort empfangenen Anregungen und Belehrungen zu praktiſcher Anwendung mitnahm in alle Theile Deutſchlands. Das Kapital iſt gar nicht zu berechnen, welches Deutſchland durch die veredelten Wollen ſeit Thaers Auftreten als Landwirthſchaftslehrer gewonnen hat. Als Lehrer bei der berliner Hochſchule war Thaer im Jahre 1817 wieder zurückgetreten, ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit aber blieb fort und fort eine regſame. Er ſchrieb die Geſchichte ſeiner Wirthſchaft zu Mögelin, welche 1813 zu Berlin erſchien, ſodann eine Gewerbslehre, ebendaſelbſt 1816, darauf begann er Mögelinſche Annalen der Landwirthſchaft, deren Dauer ſich von 1817 bis 1824 in 14 Bänden erſtreckte. Im Jahre 1824 feierte Thaer, der ſich trotz aller Gicht- und anderer Leiden doch in ein ziemlich hohes Alter hineinlebte, ſein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, bei welchem er mit dem Titel eines königlich preußiſchen Geheimen Oberregierungsrath erfreut, und mit mehreren hohen Orden beehrt wurde, Zeichen einer gerechten und nur verdienten Anerkennung und Würdigung. Thaer empfing vom König von Bayern den Orden der bayeriſchen Krone, den Guelphenorden von Seiten des Königs von Hannover, und den Orden der würtembergiſchen Krone vom Könige von Würtemberg.

Thaer ſtarb 1828 zu Mögelin im 77. Lebensjahre, und hinterließ einen dauernden ruhmumglänzten Namen. In Leipzig wurde ihm ein Denkmal errichtet, zu welchem von Seiten der 1843 in Altenburg tagenden Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe die Anregung ausging.



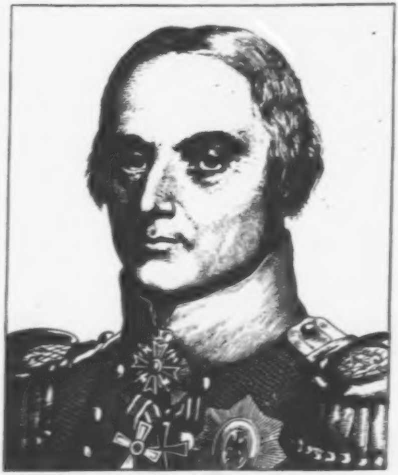
Franz Volkmar Reinhard.

Geb. d. 12. März 1753, geſt. d. 6. Sept. 1812.

Dieſer hochberühmte Theolog und Kanzelredner wurde in dem vormalig herzoglich Sulzbachiſchen Marktflecken Bohenſtrauß geboren. Sein Vater war dort Prediger und gab ihm eine gute, chriſtlichfromme Erziehung, bei welcher er als den Urgrund einer ſolchen die Bibel als erſtes Lehrbuch anwandte. Chriſtenthum und die Kenntniß alter Sprachen wurden die hauptſächlichſten Stützen des für den geiſtlichen Stand beſtimmten fähigen Jünglings, welcher im Alter von 15 Jahren, 1768, auf die Schule nach Regensburg kam und nach der vollendeten Schulzeit die Univerſität Wittenberg 1773 beſuchte. Dort ſtudirte Reinhard neben Theologie und Philologie mit Vorliebe auch Philoſophie, in welcher er die erhabene Führerin zu höherer Weisheit, den Grundpfeiler geiſtiger Bildung, den Weg zur Gotterkenntniß fand, und nicht, wie ſo manche neuere, die Bahn zu eitler Selbſtvergötterung und zum ſpiritualiſtiſchen Atheismus. Nach vollendeten Studien wollte Reinhard nach ſeiner Heimath zurückkehren, aber wohlwollende Gönner und Freunde riethen ihm, zu bleiben und das academiſche Lehrfach, zu dem er voll befähigt erſchien, zu ergreifen. Reinhard folgte dem Winke und nahm 1777 unter dem Vorſitze ſeines Gönners Dresde die academiſchen Würden an. Der junge Docent war freilich anfangs durch ſeine ökonomiſche Lage bedrängt und ging gleich andern nicht ohne Mühen und Dornen und durch Dunkel zum Licht, ja es litt dabei ſogar ſeine Geſundheit, aber wachſender Beifall erhob ihn und ein feſtes Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft ließ ihn nicht ſinken. Im Jahre 1778 wurde Reinhard Adjunkt der philoſophiſchen Facultät, dann Baccalaureus der Theologie und las nun theologiſche Collegia; zwei Jahre ſpäter trat er als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie auf und verheirathete ſich; 1782 wurde er ordentlicher Profeſſor der Theologie; das Jahr 1784 ſah ihn als Propſt an der Schloß- und Univerſitätskirche zu Wittenberg, und zugleich empfing er die Anſtellung als Aſſeſſor des geiſtlichen Provincialconſiſtoriums. Reinhard lebte einfach, ſtill, doch gemüthsfroh in ſchöner Häuslichkeit, unterſtützte mit Freudigkeit jetzt, da er es vermochte, arme Studirende, nahm von unbemittelten kein Honorar und verbreitete nur Liebe, Güte und Wohlwollen um ſich her, während der treueſten Führung ſeiner Aemter und Erfüllung ſeiner Pflichten. Einen ehrenvollen Ruf an die Univerſität Helmſtädt, welcher ihm eine Profeſſur mit 1200 Thaler Gehalt ſicherte, lehnte er dankend ab, folgte aber bald darauf im Jahre 1792 der Berufung nach Dresden, wo durch Hermann's Tod wichtige Stellen erledigt waren, und wurde nun Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorial-Aſſeſſor. So wurde Reinhard dem mit Fleiß und Freude geübten academiſchen Lehramt entzogen, um in noch wichtigerer Stellung ausſchließlich dem Predigtamte, der Seelſorge und dem geiſtlichen Berufe als Kirchenrath und im Conſiſtorium zu folgen. Ein großer und wichtiger Thätigkeitskreis that ſich vor ihm auf, aber Reinhard war der Mann, denſelben auszufüllen und dem in ihn geſetzten Vertrauen auf das glänzendſte zu entſprechen. Unter ihm hob ſich das kirchliche Leben, hob ſich die Blüthe der Lehranſtalten, verbeſſerten ſich die Gehalte der Lehrer, und mit unermüdlichem Eifer wirkte er nach allen Richtungen hin anregend und das gute fördernd, unter andern auch durch Einführung neuer Perikopen und Geſangbücher. Dabei fand Reinhard doch noch Muße für eigene zahlreiche ſchriftſtelleriſche Arbeiten, von denen mehrere vollſtändig erſt nach ſeinem Tode erſchienen. Außer vielen kleineren und Gelegenheitsſchriften ſchrieb Reinhard: «Verſuch über den Plan, welchen der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchheit entwarf», dieſer Verſuch erlebte 4 Auflagen; «Syſtem der chriſtlichen Moral», 5 Auflagen; «Vorleſungen über Dogmatik», 3 Auflagen. Reinhard's allbekannte, mit Recht geſchätzte Predigten, 35 Bände mit einigen Supplementbänden erſchienen von 1792 bis 1833, ſeine Opuscula academica gab er 1809 geſammelt heraus. Seine Ueberſetzung der Pſalmen erſchien, von Dr. Hecker herausgegeben, 1813; ſeine Reformationspredigten ließ Berthold von 1821 bis 1824 in drei Bänden erſcheinen.

Wie Reinhard groß und bedeutend als academiſcher Lehrer geweſen war, ſo war er es auch als Kanzelredner und als Schriftſteller. Die Glaubensrichtung, die er einſchlug, hielt ſich gleichweit von der frömmelnden Myſtik, wie von dem alles kirchliche Gemüthsleben zerſetzenden Rationalismus. Reinhard war und blieb überzeugungtreuer Supranaturaliſt, ohne übereifriger und überſtrenger Orthodox zu ſein. Sein Glaube war der innige, tiefe und beſeligende, den die durch die Bibel geoffenbarte Religion Jeſu Chriſti lehrt und predigt. Ihm folgte er nach, ihn lehrte er durch Wort und Schrift, vielen Tauſenden zum Heil und zum Segen.

Ein unglücklicher Fall, den Reinhard auf einer Geſchäftsreiſe im Sommer 1808 that, und der einen Beinbruch zur Folge hatte, wirkte höchſt nachtheilig auf ſeine Geſundheit ein, die ſelbſt durch den Gebrauch des Karlsbades nicht völlig wieder hergeſtellt wurde. Im Jahre 1809 erging ein höchſt ehrenvoller Ruf von Berlin aus an Reinhard; er ſollte dort Mitglied des Staatsrathes werden, ſeinen Gehalt ſelbſt beſtimmen, der König von Preußen war entſchloſſen ihm 4000, ja 5000 Thaler zu bewilligen — aber Reinhard nahm dieſes glänzende Anerbieten nicht an, er wollte dem Sachſenlande, dem er ſo viel dankte, nicht untreu werden. Schon 1808 hatte er bei Gelegenheit der 400jährigen Stiftungsfeier der Univerſität Leipzig abändernde Verbeſſerungen ihrer innern Einrichtung vorbereiten helfen; im Jahre 1810 wurden durch ihn Leipzig und Wittenberg und die Schulen Pforta, Meißen und Grimma revidirt und beſſer organiſirt. Es war dieß die letzte von Reinhard's ſegensreichen Thätigkeiten; nach der Rückkehr von dieſer Reiſe warf ihn eine heftige Krankheit nieder — und ob auch die Kunſt der Aerzte ihm noch eine längere Zeit das Leben friſten half, ſo erlag er doch nach zwei Jahren einem erneuten Anfall. Was Sachſen Reinhard's Wirken zu danken hat, wird nie vergeſſen werden.



Friedrich Wilhelm Bülow Graf von Dennewitz.

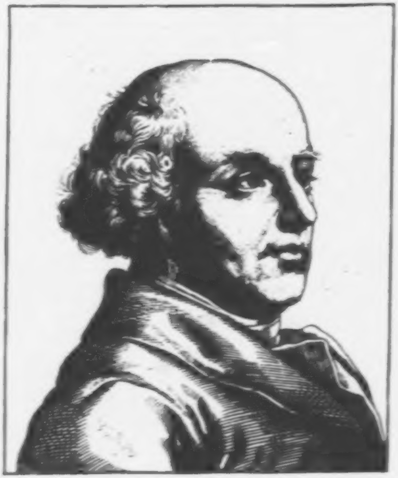
Geb. d. 16. Febr. 1755, geſt. d. 25. Febr. 1816.

Einer der erſten jener mit hohem Ruhme genannten Feldherren des Befreiungskrieges, der einem alten reichsfreiherrlichen Geſchlechte entſtammt, dem Väterruhm neuen Glanz verlieh und neuen Lorbeer hinzufügte. Sohn eines geiſtbegabten, doch etwas wunderlichen Vaters, wurde Bülow auf dem Gute Falkenberg in der Altmark geboren, und erhielt mit ſeinen 4 übrigen Brüdern eine ſtandesgemäße Erziehung. Er entſchied ſich früh für den Kriegsdienſt und trat bereits im 13. Jahre als Fahnenjunker in ein Regiment zu Berlin, bei welchem bereits ſein Bruder Karl Ulrich als Offizier ſtand. Die militäriſche Zucht war hart und ſtreng; nach vier Jahren eines peinlichen Dienſtes rückte Bülow zum Fähndrich auf und wieder vergingen 6 Jahre, bevor er es zum Lieutenant bringen konnte. Der Gamaſchendienſt ſtand damals, und zumal in Berlin, in höchſter Blüthe, der Offizier war alles, der Nicht-Offizier nichts, der Soldat höheren Ranges alles, der Bürger nichts; franzöſiſche Sprache galt vor allem als Grundlage jeglicher Bildung; es gehörte eine gediegene innere Begabung dazu, um nicht im Gange der Alltäglichkeit zu verflachen oder übermüthig zu werden. Bülow beſaß dieſe Begabung und bildete ſie aus; er pflegte die Muſik und huldigte den ſchönen Künſten. Im Jahre 1786 wurde er Oberlieutenant, mit 31 Jahren — ein beliebter und wackerer Offizier, von den Kameraden geſchätzt und geachtet. Indeß es war Friede, und erſt nach vier Jahren wurde Bülow Stabskapitän. Erſt der Krieg Preußens gegen Frankreich im Bunde mit Oeſterreich berief den kräftigen Helden auf das Feld der Ehre, der Thaten. Obſchon die allgemeine Stimmung im Heere nicht gegen Frankreich war, zumal im Beginn der Revolution dieſe noch nicht völlig den Völkern des Auslandes ihr ſcheußliches Hyänenantlitz zeigte. Den erſten verunglückten Feldzug der verbündeten Heere in die Champagne machte Bülow nicht mit; erſt im Jahre 1793 ging er in der ehrenvollen Stellung eines militäriſchen und befreundeten Leiters des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen als Hauptmann von der Armee mit zu Felde, wo ihm Gelegenheit wurde, ſich rühmlich auszuzeichnen. Er erwarb bei der Belagerung und Erſtürmung der Schanzen vor Mainz den Orden pour le merite.

Im April 1794 wurde Bülow Major, und begab ſich mit dem Prinzen, der an einer Wunde eine ziemliche Zeit lang leidend geweſen war, wieder zum Heere, wo er, da der Prinz fortan eine mehr ſelbſtändige Stellung gewann, zur Infanterie trat, die Führung einer Kompagnie der 2. oſtpreußiſchen Füſilierbrigade anvertraut bekam, und einige Jahre in ſtillerer Thätigkeit im Städtchen Soldau zubrachte. Nach dem Tode König Friedrich Wilhelms II. trat Bülow an die Spitze eines neuen, von ihm gebildeten und eingerichteten Füſilierbataillons und marſchirte mit demſelben 1805 erſt gegen Rußland, das ſich anmaßend gegen Preußen gezeigt hatte, dann gegen Frankreich, doch hinderte der bald darauf abgeſchloſſene Friede dieſesmal jeden Weiterſchritt. Bülow wurde unterm 25. Mai 1806 zum Oberſten ernannt, behielt aber auf ſeinen eigenen, wiederholt ausgeſprochenen Wunſch, ſein ihm treu zugethanes Füſilierbataillon, dem aber nicht vergönnt war, unter ſeinem tapfern Führer an den leider für Preußen unglücklichen Kämpfen im October des Jahres 1806 Theil zu nehmen. Erſt nach dieſen ſchwer zu tragenden Verluſten (auch Prinz Louis Ferdinand war bei Saalfeld gefallen) erhielt Bülow's Bataillon Befehl, zu dem an der Weichſel unter General von Leſtocq ſich ſammelnden preußiſchen Heere zu ſtoßen. Er beſetzte und vertheidigte Thorn gegen die Franzoſen, half ſpäter Königsberg decken, empfing aber bei Waltersdorf eine Wunde, die ihn für einige Zeit dienſtunfähig machte. Im Mai 1807 erſchien er wieder auf dem Kampfplatz und ſtritt mit wechſelndem Glück. Er kam als Brigadier zu dem Heere Blücher's, und ſah weitere Erfolge durch den Tilſiter Frieden abermals gehemmt. Im November 1808 erfolgte Bülow's Ernennung zum Generalmajor, während er Blücher, deſſen Geſundheit bedrohlich ſchwankte, zur Seite geſetzt war; leider erkrankte Bülow im Jahre 1810 ſelbſt und mußte ſich eine Zeitlang ruhige Pflege vergönnen. Im Januar 1811 empfing Bülow den rothen Adlerorden dritter Klaſſe und im November die Ernennung zum General der weſtpreußiſchen Brigade. Als Brigadegeneral an die Spitze einer bedeutenden Heeresabtheilung geſtellt, fand Bülow bei der mehr und mehr ſich nähernden Kataſtrophe volle Gelegenheit, ſein Feldherrntalent zu entfalten. Seine hervorragendſten Thaten in den nun beginnenden Feldzügen ſind das Treffen bei Möckern 1813, mit welchem ſich die Reihe der nachherigen Siege über die Franzoſen eröffnete, die Einnahme von Halle am 2. Mai, von Luckau im Juni. Später folgte eine ſeiner glänzendſten Waffenthaten, die Rettung Berlins durch den Sieg bei Großbeeren, an welchem Bülow mit vollem Recht der größte Antheil zuerkannt wurde. Noch ſchöneren Lorbeer flocht die Schlacht bei Dennewitz (den 6. Sept. 1813) in den Kranz ſeines Heldenruhms. Er wurde zum Großritter des eiſernen Kreuzes und zum Infanterie-General ernannt, und ſchritt nun auf der Laufbahn, die er mit ſo vielem Glück und ſo vieler Heldentugend verfolgte, vom Ruhm getragen, immer weiter vorwärts. Sein Antheil an der Erſtürmung Leipzigs am 19. October 1813 war ein bedeutender; dann folgte er mit dem Heere dem flüchtenden Feinde, und trieb denſelben aus Weſtphalen; von da aus lenkte ſich der Siegeszug nach Holland und Belgien; in dieſen Ländern ließ Bülow die Hälfte ſeines Heeres und rückte mit der andern in Frankreich ein. Dort erkämpfte er neue Lorbeern bei Laon, Soiſſons und Lafare, und zog mit den verbündeten Heeren als Sieger in Paris ein. Als der Friede geſchloſſen wurde, empfing er den Ehrennamen Graf Bülow von Dennewitz, wurde zum commandirenden General in Oſtpreußen ernannt, trat 1815, als der Krieg aufs neue gegen Napoleon entbrannte, an die Spitze des 4. preußiſchen Armeecorps und half mit großer Tapferkeit zu dem ſchweren Siege bei Waterloo. Das 15. Linien-Regiment, deſſen Chef Graf Bülow war, führte fortan ſeinen Namen. Daſſelbe hatte Napoleons Reiſewagen mit reichem Inhalt erbeutet.

Graf Bülow von Dennewitz hatte nicht das Glück, wie andere, lange ſpätere Jahre hindurch auf ſeinen Lorbeern zu ruhen. Er hatte nach dem Frieden Königsberg zum Wohnſitz erwählt, in deſſen Nähe er das Gut Neuhauſen beſaß. Dort erkältete er ſich, ohnehin nicht vollkommen geſund, auf einer Jagd, und dieſe Erkältung führte ſeinen Tod herbei, welcher allgemein beklagt wurde. Er war ein kernhafter und ehrenhafter deutſcher Mann, hochverdient um das Vaterland und um ſein Königshaus, auch den Muſen war er befreundet; er componirte mehreres, war ein trefflicher Familienvater, gaſtfrei, wohlwollend und menſchenfreundlich. Er konnte leicht in Heftigkeit aufwallen, doch legten ſich immer bald wieder dieſe Stürme. Die üble Gewohnheit des Tabakrauchens haßte er gründlich, und bewies damit aufs neue die alte Wahrheit, daß dieſes Vergnügen nicht den Mann mache, wie ſo viele völlig unbedeutende Junker und Nichtjunker ſich einreden.

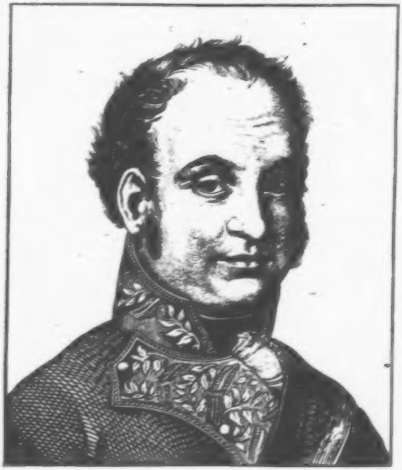
Die Huld ſeines Königs errichtete dem Andenken Bülow's in Berlin eine Marmorbildſäule, von Rauch gefertigt; ſie wurde mit der von Scharnhorſt im Jahre 1822 gleichzeitig enthüllt, und zeigt den Mann, wie er in irdiſcher Hülle im irdiſchen Leben wandelte.



Samuel Christian Friedrich Hahnemann.

Geb. d. 10. April 1755, geſt. d. 2. Juli 1843.

Der berühmte Erfinder und Begründer der Homöopathie wurde zu Meißen, Sohn eines ſchlichten Porcellanmalers, geboren, und benutzte erſt die Stadt- dann die Fürſtenſchule ſeiner Vaterſtadt zu ſeiner Ausbildung, hatte aber mit Kränklichkeit viel zu kämpfen. Da die Mittel des Vaters es nicht erlaubten, den Sohn, der ſich durch rühmlichen Fleiß auszeichnete, fortſtudiren zu laſſen, ſo unterſtützten die Lehrer den jungen fähigen Schüler, und es wurde dennoch möglich, daß Hahnemann 1775 nach Leipzig abging, um dort Medicin zu ſtudiren. Er that dies unter fortdauerndem Druck der Dürftigkeit, friſtete ſich durch Stundengeben, ging, um eine Klinik zu beſuchen, 1777 nach Wien, konnte aber auch dort nur 9 Monate wegen Geldmangel ausdauern. Gleichwohl fand ſein Streben und ſeine Begabung Anerkennung; der k. k. Leibarzt von Quarin nahm Hahnemann in ſeinen beſondern Schutz, beſchäftigte ihn bei ſeinen Privatkranken, und dann berief der Gouverneur von Siebenbürgen, Baron von Bruckenthal, auf gute Empfehlung hin, ihn zum Leibarzt und Bibliothekar in Hermannſtadt. Dort boten theils ärztliche Praxis, theils treffliche Sammlungen des Statthalters an Büchern und Münzen reiche Belehrung. Nach einem Aufenthalte von 2 Jahren zog es indeß Hahnemann doch wieder nach Deutſchland zurück: er hörte noch einmal mediciniſche Vorleſungen in Erlangen, ſchrieb dort ſeine Inauguraldiſſertation, ging dann in das Mansfeldiſche und 1781 nach Deſſau, wo er prakticirte, und ſich viel mit Chemie und Pharmacie beſchäftigte. Lange vorher, ehe er mit ſeiner neuen Heilmethode und Heilmittellehre auftrat, war er ſchon den Chemikern und Pharmaceuten vortheilhaft bekannt, ſo z. B. durch die Erfindung eines ſalpeterſauern Queckſilberpräparats, des nach ihm benannten Mercurius solubilis Hahnemanni, und durch ſein an ſich brauchbares Apothekerlexikon, darin er nur bei den Pflanzennamen ſich der Seltſamkeit bediente, verſchiedene Namen einer und derſelben Pflanze in ein Wort zuſammenzuziehen, was ſehr häufig an das abgeſchmackte ſtreifte. Hahnemann heirathete auch die Stieftochter eines Apothekers, wurde Phyſikus zu Gommern bei Magdeburg, fand ſich aber daſelbſt nicht heimiſch, und zog 1784 nach Dresden, wo er abermals und nicht ohne Glück und Verdienſt als praktiſcher Arzt wirkte. Gleichwohl verleidete ihm mancherlei die ärztliche Praxis, er gab ſie auf und zog 1789 nach Leipzig, wo er fortgeſetzten wiſſenſchaftlichen Studien oblag und ſich vorzugsweiſe mit Chemie und Schriftſtellerei beſchäftigte. Zahlreiche größere und kleinere Werke erſchienen von ihm und gaben ihn als ein vielſeitiges Talent kund; er verſchmähte es nicht, ſelbſt den Ueberſetzer franzöſiſcher Werke über Liqueur- und Eſſigfabrikation abzugeben, überſetzte aus dem Italieniſchen ein Buch über die Kunſt Wein zu bereiten, und ließ einer Unterſuchung über Natur und Kur der Lungenſchwindſucht — eine Geſchichte von Abälard und Heloiſe — vorhergehen. Ueber Ackerbau und Materia medica, Pferdearzneikunde und Balneographie, Phyſiologie und Pharmakopöen gingen Werke aus des fleißigen Mannes Feder hervor. Die Materia medica war es vornehmlich, die ihn endlich zu der durch ihn zuerſt bekannt gemachten Entdeckung führte, daß ein Arzneimittel die Krankheit erzeugen könne, die es heilt, und dieſe Erfahrung ſoll eine eingenommene ſtarke Doſis Chinarinde hervorgerufen haben. Es iſt um dieſen Erfahrungsſatz ſchon a priori etwas mißliches, denn unbedingt heilt nicht China jedes Fieber, und man giebt ſie nicht in jedem, und noch viel weniger ruft China in jedem Individuum Fieber hervor. Trotz alledem baute Hahnemann auf ſeinen Wahrnehmungen weiter, machte Verſuche auf Verſuche an ſich, übte ſie mit Erfolg bei andern, kurirte unter andern zu Georgenthal bei Gotha den durch das Schandbuch «Barth mit der eiſernen Stirne» wahnſinnig gewordenen Klockenbring, und machte dadurch vieles Aufſehen. Von Georgenthal zog Hahnemann nach Walſchleben, dann nach Pyrmont, nach Braunſchweig, nach Königslutter, und vermochte überall nicht der verlockenden Neigung zu widerſtehen, nach mittelalterlicher Weiſe, die ſich aber in Thüringen namentlich bis zur neueſten Zeit erhielt, ſelbſt Arzeneien, verſteht ſich ſelbſtbereitete, zu verabreichen, was ihm allſeits den Zorn der privilegirten Apotheker, und der Aerzte, die ſich, beſtehenden Geſetzen zu Folge, dieſes nicht unterfangen durften, zuzog. Hahnemann nahm nach einander ſpäter zu Hamburg, zu Altona, zu Eilenburg, zu Wittenberg, zu Torgau und wieder zu Leipzig, Aufenthalt, und trat nun mit der nach und nach von ihm ausgebildeten Heilmethode öffentlich auf. Es vergingen indeß Jahrzehnte, ehe in die deutſchen Apotheken ein Gedanke der homöopathiſchen Lehre drang, draußen ließ man die Gelehrten ſich darüber ſtreiten. Man verlachte dieſe Lehre und hielt ſich an die großen Gläſer, Pillen- und Pulverſchachteln. Und ſtatt mit gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit der Lehre von der homöopathiſchen Heilart entgegen zu treten, wurde ſie mit der unwürdigſten Gemeinheit von vielen Gegnern bekämpft; nie kam in einer wiſſenſchaftlichen Streitſache ſo viel ſtarre Unduldſamkeit, ſo viel Ungeſchliffenheit und Pöbelhaftigkeit zu Tage, als in den gegenſeitigen Parteiſchriften der Allopathen und Homöopathen, und es genügte vollkommen, zwei zu leſen, um an allen übergenug zu haben. Hahnemann's Hauptwerk führte den Titel: «Organon der rationellen Heilkunde», und erſchien 1810. Es erlebte binnen 10 Jahren 4 Auflagen, und wurde in mehrere fremde Sprachen überſetzt, ebenſo die «Reine Arzneimittellehre», Dresden 1811—1821. 6 Theile. Die neue Heilmethode gewann ſich viele, und ſehr befähigte Jünger, ſie beeinträchtigte aber freilich das bisherige ganze Apothekerweſen, das ſich naturgemäß gegen ſie erhob, überall Verbote des Selbſtdispenſirens auch der homöopathiſchen Aerzte hervorrief, und dadurch deren Thätigkeit ebenſo hemmte, wie die Hahnemann's in Leipzig ſelbſt. Da rief ihn aus dem gebotenen Stillſtand ſeiner umfaſſenden Praxis der Herzog Ferdinand zu Anhalt-Köthen in ſeine Reſidenz, und dort fand nun Hahnemann und ſeine Kunſt eine ſchöne Freiſtätte. Mit dieſer Kunſt und Lehre war es Hahnemann ein heiliger Ernſt, er verdiente nicht die Schmähungen ſeiner Gegner, ſein ſtrebender Geiſt forſchte eifrig fort und bereicherte die Wiſſenſchaft noch mit mancher neuen wichtigen Entdeckung. Am 10. Auguſt 1829 wurde Hahnemann's Doctorjubiläum feierlich begangen, es wurde eine homöopathiſche Geſellſchaft gegründet, und Hahnemann zu Ehren 1833 in Leipzig eine homöopathiſche Heilanſtalt. Jetzt gehen in Deutſchland die alte und die neue Lehre ziemlich friedlich neben einander, und auch für die beibehaltene alte bewirkte die neue das Gute einfacheren Heilverfahrens, einfacherer Arzneimittelgaben. In Amerika überwiegt die Homöopathie aus natürlichen Gründen. Hahnemann verheirathete ſich noch als 79jähriger Greis mit einer jungen Franzöſin, zog nach Paris und beſchloß daſelbſt ſeine Tage im hohen Alter. Seine Verehrer, Schüler und Anhänger — darunter viele tüchtige und würdige Männer — haben ihm in den Anlagen Leipzigs ein Denkmal errichtet.



Maximilian I. Joseph, König von Bayern.

Geb. d. 27. Mai 1756, geſt. d. 13. Oct. 1825.

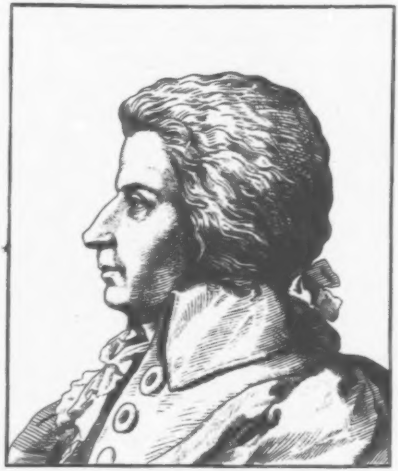
Maximilian war in Wahrheit der Vater ſeines Vaterlandes, gerecht und gütig, umſichtig und treu; er errang bei ſeinem Volke die Liebe und nachhaltige Verehrung, die einem Joſeph II. gezollt wird, und war glücklicher, wie dieſer. «Der alte Max!» iſt namentlich in der Königsreſidenz München ſtets noch eine ſchöne Erinnerung und ein Zauberwort, das eine beſſere Zeit in deren Spiegel herauf beſchwört.

Maximilian Joſeph wurde als Sohn Friedrich Michael's von Pfalz-Zweibrücken, und Franziska's, Pfalzgräfin von Sulzbach, zu Schwetzingen, dem berühmten Luſtſchloß geboren, und kam im ſechsten Jahre unter die Aufſicht ſeines Oheims, des Herzogs Chriſtian von Pfalz-Zweibrücken. Tüchtige Lehrer bildeten ihn, dann nahm er 1777 franzöſiſche Kriegsdienſte, lernte Frankreich durch Reiſen in mehrere Provinzen deſſelben kennen, nahm bis 1789 Aufenthalt in Straßburg, und kehrte, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, in ſeine Heimath, die Pfalz, zurück, wo er theils in Mannheim, theils auf den Schlöſſern des Landes verweilte. Im Jahre 1795 ging Maximilian Joſeph's Bruder, Karl II. Herzog von Pfalz-Zweibrücken, mit Tode ab, dem er in der Regierung folgte; als darauf die Linie der Herzoge zu Pfalz-Sulzbach, die den Thron Bayerns inne hatte, mit Kurfürſt Karl Theodor erloſch, berief das Erbrecht ihn auf dieſen Thron eines großen und bedeutenden Reiches. Der neue Kurfürſt hieß nun Maximilian Joſeph II., und zog 1799 friedlich in München ein, wo er eine ſegensreiche Regierung begann, und ſich bald die allgemeine Liebe und das Vertrauen ſeiner Bayern zu gewinnen wußte.

Was immer geſchehen konnte, des Landes Wohl durch Schutz und Schirm, durch gute Einrichtungen und weiſe Verwaltung zu fördern, geſchah unter Maximilian Joſeph. Das 1805 mit Napoleon geſchloſſene Bündniß war eine Sache politiſcher Nothwendigkeit; es brachte ihm mit dem erſten Tage des Jahres 1806 die Königskrone, und er ſchrieb ſich nun Maximilian I. Joſeph, König von Bayern. Es gab in Bayern vieles um- und neuzugeſtalten, im Finanzweſen wie in der Rechtspflege; der Kurfürſt und ſpätere König hob das geheime Hofgericht auf, änderte die Gerichtsverfaſſung, bahnte eine allgemeine Landesverfaſſung an, und zwar ſchon 1808, die indeß eine Frucht war, welche nicht zur Reife und Zeitigung gelangte, ordnete die gutsherrlichen Verhältniſſe, hob die Leibeigenſchaft auf, und nachdem zumal die traurigen Kriege, Heeresmärſche und Durchzüge vorüber waren, ſuchte er nach allen Richtungen hin das ſchwer heimgeſuchte Bayerland wieder zur Blüthe zu heben. Sicherheit des Landes wurde angeſtrebt, Verbeſſerung der Straßen, deren Mehrzahl gegen das Ende ſeiner Regierung als Muſter galt, nicht minder beſſere Verwaltung der Forſte, Bergwerke und Salinen war Maximilian's Werk. Die wunderſame Leitung der Salzſoole von Berchtesgaden über einen hohen Gebirgspaß nach Reichenhall, und durch das reizende Thal von Inzell nach Traunſtein und bis Roſenheim kam unter ihm zu Stande und iſt ihm ein würdiges Denkmal. Ein mit dem Papſt 1817 abgeſchloſſenes Concordat regelte Bayerns kirchliche Angelegenheiten; 1818 wurde ein Edikt erlaſſen, das neue Gemeindeverfaſſungen für die Stadt- und Landgemeinden enthielt und einige Tage nach deſſen Erlaß gab der König ſeinem Lande und Volke die mit Jubel begrüßte Verfaſſung, obſchon dieſelbe octroirt wurde. Die Grundzüge derſelben waren: Freiheit der Gewiſſen, Staat und Kirche ſtreng auseinander gehalten, Freiheit der Meinungsäußerung mit Vorbehalt gegen deren ungeſetzlichen Mißbrauch, Gleichheit vor dem Geſetz, Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege, eine Landſtandſchaft aus allen Claſſen der Staatsbürger, um auf öffentlichen Landtagsverſammlungen die Weisheit der Berathungen zu verſtärken, nicht aber — wie von ſo vielen neuzeitlichen Landtagen da und dort geſchehen — die Kraft der Regierung zu ſchwächen. Zwei Kammern, die Reichsräthe und die Abgeordneten bilden das Gremium der Vertreter des Landes und des Volkes; die Mitglieder der erſten Kammer, zu der auch die volljährigen Prinzen des königlichen Hauſes gehören, ernennt der König ſelbſt, die zweite bilden die Grundbeſitzer mit gutsherrlicher Gerichtsbarkeit, die Abgeordneten der katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, die der Univerſität, der Städte, der Märkte und der übrigen Landeigenthümer, auf 7000 Familien 1 Abgeordneter. Beſitzloſe Vertreter und Schreier ſchloß dieſer Wahlmodus weiſe aus. Zehn Edicte erweiterten ſpäter noch die Verfaſſung, welche eine der erſten von deutſchen Bundesfürſten gegebene war.

Außerordentlich viel that der biedere König für Boden- und Forſtcultur, für Fabriken und Manufacturen; nützliche Lehranſtalten wurden errichtet, Wiſſenſchaften und Künſte gepflegt. Drei blühende Hochſchulen zählte Bayern, zu Landshut, Erlangen und Würzburg. Die Aufhebung der allzuzahlreichen Klöſter, 200 an der Zahl, durch die königliche Regierung, konnte und mußte freilich von verſchiedenen Standpunkten verſchieden beurtheilt werden: ſie war gewiß in vieler Beziehung nützlich und nothwendig, wenn man aber die Behauptung aufſtellt, daß durch die geſammelten literariſchen Kloſterſchätze ein geiſtiger Gewinn für die Gelehrſamkeit erzielt worden, ſo irrt man, denn jene Aufhebung hatte nur eine grenzenloſe Verwüſtung und Verſchleppung zur Folge; die ſeltenſten alten Druckwerke, die herrlichſten Gemälde und Altarſchnitzereien, die kunſtvollſten Geräthe wurden in die Hände einzelner meiſt jüdiſcher Händler und Antiquare zerſtreut, auch mittelbar oder unmittelbar an Privatſammler in und außer dem Lande verkauft und verſchleudert, und daß man den altehrwürdigen Hochſtiften Bamberg, Würzburg u. a., um München zu bereichern, ihre werthvollſten Druckſeltenheiten und geſchichtlichen Urkunden entzog, bleibt von Seiten der erſtern eine dauernde Klage und ein ſteter Vorwurf. —

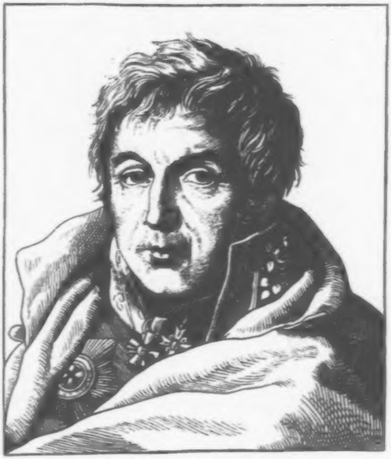
Am 16. Februar 1824 feierte König Maximilian I. Joſeph ſein fünfundzwanzigjähriges Regierungs-Jubiläum und mit ihm feierte dieſes ſein ganzes, durch ihn wahrhaft beglücktes Volk, welches dankbar erkannte, was es an ihm hatte, einen milden und menſchenfreundlichen, gütigen und wohlthätigen, ſitteneinfachen und anſpruchloſen Regenten. Nur 1 Jahr und 8 Monate überlebte der König ſein Feſt, er verſchied plötzlich Nachts und ſchmerzlos im Luſtſchloſſe Nymphenburg. Immer noch bekränzt erinnerungstreue Liebe der Münchener Bürger des Königs Denkmal an ſeinem Namens- und Todestage.



Joh. Chrysost. Wolfgang Amadeus Mozart.

Geb. d. 27. Jan. 1756, geſt. d. 5. Dec. 1791.

Die Beweiſe, welche Mozart ſeit ſeinem dritten Jahr von dem feinſten Gehör und einer außerordentlichen Geſchicklichkeit muſikaliſche Ideen aufzufaſſen und zu produciren gab, würden unglaublich ſcheinen, würden ſie nicht durch glaubwürdige Berichte bezeugt und durch die ſpätern Erfolge gerechtfertigt. Schon in ſeinem ſechsten Jahre konnte der Vater, der bei nicht gemeinen Anlagen und durch große Anſtrengungen es bis zum Vicekapellmeiſter des Erzbiſchofs von Salzburg gebracht hatte, ihn mit ſeiner fünf Jahr ältern Tochter, die ebenfalls hervorragendes Talent beſaß, auf einer Reiſe nach München und Wien zum allgemeinen Erſtaunen als einen ausgezeichneten Clavierſpieler produciren. Auf einer kleinen ihm dort geſchenkten Geige fing er tändelnd an zu ſpielen und brachte es auch auf dieſem Inſtrument bald zur Virtuoſität. Bei ſtets geſteigerten Fortſchritten — denn der lebhafte, bewegliche Knabe hatte nun für gar nichts mehr Sinn als für Muſik — unternahm der Vater 1763 mit beiden Kindern eine längere Reiſe und kehrte mit ihnen, die nun einen europäiſchen Ruhm erlangt hatten, 1766 nach Salzburg zurück. Bereits unterwegs hatte Wolfgang ſeine erſten Compoſitionen drucken laſſen, und als er 1768 mit dem Vater nach Wien reiſte, mußte er im Auftrag des Kaiſers Joſeph eine Oper la finta semplice componiren, und dirigirte eine zur Einweihung des Waiſenhauſes von ihm componirte geiſtliche Muſik. Schon im folgenden Jahr wurde er Concertmeiſter in Salzburg und reiſte 1769 nach Italien, wo damals noch der Muſiker ſeine Weihe und die Beſtätigung eines ſonſt erworbenen Ruhms erlangen mußte. Der enthuſiaſtiſche Beifall der entzückten Italiener empfing ſeine Leiſtungen und er erhielt den Auftrag für Mailand die Oper Mitridate zu componiren. In den folgenden Jahren ſchrieb er ebenfalls für Mailand die Opern Ascanio in Alba und Lucio Silla, la finta giardiniera und die beiden Gelegenheitsopern il sogno di Scipione und il re pastore. Uebrigens waren dieſe Jahre ernſten und unabläſſigen Studiums, durch welches er ſich vollſtändig in den Beſitz aller Mittel ſeiner Kunſt ſetzte. Der größte Theil ſeiner Kirchencompoſitionen und Inſtrumentalwerke iſt in dieſen Jahren entſtanden. Aber bei allem Beifall blieb er doch in einer unwürdigen Lage, kleinlichen und erniedrigenden Anforderungen fortwährend ausgeſetzt. Einer ſolchen Behandlung müde, nahm er im J. 1777 ſeinen Abſchied und trat eine Kunſtreiſe an, um, wenn es ihm in Deutſchland nicht glücken ſollte, in Paris ſich Ruhm und Geld und von da aus eine Stellung zu erwerben. Da der Vater ſeinen Poſten nicht verlaſſen konnte, ließ er die Mutter mit dem Sohn reiſen, den er allein nicht in die Welt zu ſenden wagte. Froh ſeiner Freiheit lief der Jüngling in die Welt, der er in argloſer Gutmüthigkeit vertraute, wie ſehr ihn auch der erfahrene Vater warnte, ſeiner Stellung in der Kunſt und ſeiner Erfolge ohne alle Ueberhebung ſich bewußt, jugendlich heiter bis zur Ausgelaſſenheit, nur ernſt und entſchieden wo es die Kunſt galt, offen und zugänglich, lebhaft und zum Spott geneigt, aber ohne alle Anlage für Wirklichkeit — da konnten harte Erfahrungen nicht ausbleiben. Nachdem er in München durch Verſprechungen lange hingehalten war, ging er nach Mannheim, um dort daſſelbe zu erfahren. Hier feſſelte ihn eine lebhafte Neigung für eine junge Sängerin Aloyſia Weber; der Wunſch ſie zu beſitzen rief Pläne hervor, wie ſie ein leidenſchaftlicher Jüngling macht. Es bedurfte der ernſten Aufforderung des Vaters ihn zur Reiſe nach Paris zu bewegen. Allein auch hier ſchlugen ſeine Erwartungen fehl. Das Intereſſe, das man für das Kind gehabt, wollte ſich jetzt nicht erneuern; ſich Gunſt zu erſchmeicheln verſtand er nicht, und durch Unterricht ſich ſeinen Unterhalt zu ſichern, widerſtrebte ſeiner Natur. Um ſeine Lage vollends unerträglich zu machen ſtarb ſeine Mutter, die zwar keinen nachhaltigen Einfluß auf ihn geübt hatte, aber herzlich von ihm geliebt war. Als daher von Salzburg, wo man ihn doch ſehr ernſtlich vermißte, die Berufung zum Hof- und Dom-Organiſten mit freierer Stellung und erhöhtem Gehalt an ihn erging, entſchloß er ſich, da ſein Vater ſehnlich wünſchte ihn in einer geſicherten Stellung und in ſeiner Nähe zu ſehen, dieſelbe anzunehmen und er reiſte, ungern und langſam, nach Salzburg zurück. In München ſah er ſeine Aloyſia wieder, fand aber ihre Neigung für ihn erkaltet, und ſo mußte er auch dieſe Wunde mit nach Hauſe bringen (1780). Noch im ſelben Jahr bekam er den Auftrag für München die Oper Idomeneo zu ſchreiben, welche er dort im Januar 1781 mit außerordentlichem Beifall auf die Bühne brachte. Mit dieſem Werk war der große Künſtler vollendet. Im Genuß wohlverdienten Ruhmes, unter treuen Freunden verlebte Mozart in dem lebensluſtigen München frohe Tage, als ihn der Erzbiſchof zu ſich nach Wien berief. Hier wurde er nicht als Künſtler ſondern als Diener angeſehen, und ſah ſich einer unwürdigen Behandlung, ja gemeinen Beleidigungen ausgeſetzt, ſo daß Mozart um ſeine Ehre zu wahren ſeinen Abſchied nehmen mußte. Er blieb in Wien, wo er zunächſt als Klaviervirtuoſe ſich geltend machte und durch Concerte und Unterricht ſeinen Unterhalt ſicherte. Kaiſer Joſeph aber, der auf ihn aufmerkſam war, übertrug ihm für die unlängſt von ihm begründete deutſche Oper die Compoſition der „Entführung aus dem Serail“ (1781). Glücklich ſich in ſeine Sphäre verſetzt zu ſehen vollendete er mit einem wahren Feuereifer dieſe Oper, welche von vortrefflichen Sängern ausgeführt das Publicum entzückte. Dennoch erhielt Mozart keine neuen Aufträge; man ließ die deutſche Oper verfallen, bis ſie endlich der italieniſchen wieder Platz machen mußte. Neid, Mißgunſt und Verläumdung, welche Mozart, der freilich nicht das Muſter eines ordentlichen Haushälters war, als einen ausſchweifenden Lüſtling ſchilderte, fand beſonders durch Salieri Eingang beim Kaiſer Joſeph und ſelbſt Glauben und Verbreitung bis über Mozarts Grab hinaus. Um dieſelbe Zeit verheirathete er ſich mit Conſtanze Weber, einer jüngern Schweſter der Aloyſia, mit welcher er eine glückliche Ehe führte, wie er denn in allen Verhältniſſen ein zartes, liebevolles Herz bewährte. Wie groß auch Mozart's Anſehen bei Künſtlern und Kennern war, ſo hat er doch in Wien bei Lebzeiten keine allgemeine Anerkennung gefunden. „Die Hochzeit des Figaro“, durch den unerſchöpflichen Strom heiterer Laune, feine und geiſtreiche Charakteriſtik und meiſterhafte techniſche Behandlung die erſte komiſche Oper der Welt, gefiel 1786 ſo wenig als 1790 Cosi fan tutte. Der Beifall, welchen Figaro in Prag erhielt, veranlaßte ihn für Prag 1787 den Don Juan zu ſchreiben, der als die Oper der Opern anerkannt iſt, in Prag mit Enthuſiasmus aufgenommen, in Wien nach der dritten Aufführung bei Seite gelegt wurde. Unglaublich iſt die Fruchtbarkeit, mit welcher Mozart in 10 Jahren ſeines Aufenthalts in Wien eine Fülle von Compoſitionen aller Gattungen, für Geſang, Orcheſter und Soloinſtrumente hervorbrachte, die faſt alle nicht nur ſelbſtändigen Werth als Kunſtwerke haben, ſondern einen weſentlichen Fortſchritt der Kunſt bezeichnen. Auch als Virtuos auf dem Klavier behauptete er den erſten Rang, wie er noch in den Jahren 1789 und 1790 auf mehreren Kunſtreiſen bewährte, die hauptſächlich unternommen waren um ſeine äußere Stellung zu verbeſſern. Eine ſorgenfreie Exiſtenz hat er nie erreicht, oft ſogar mit Sorgen zu kämpfen gehabt, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, Wien und ſeinen Kaiſer zu verlaſſen, als ihm in Berlin ein glänzendes Anerbieten gemacht wurde. Erſt auf dem Todbett wurde ihm die Organiſtenſtelle am Dom in Wien übertragen, die ihm ein ſicheres und genügendes Auskommen gegeben hätte. Die größte Kraft und Fülle ſeiner Production aber iſt in das letzte Jahr ſeines Lebens zuſammengedrängt. In dieſem ſchrieb er zur Krönung des Kaiſers Leopold für Prag den Titus, eine glänzende Gelegenheitsoper, die Zauberflöte, welche ſeinen Ruhm auch unter den Unmündigen und Kindern verbreitete und von außerordentlicher Bedeutung als die erſte große deutſche Oper iſt, und das Requiem, vom Grafen Walſegg beſtellt unter Umſtänden, die eine Zeitlang einen myſtiſchen Schleier über daſſelbe gebreitet haben, und über deſſen Vollendung ihn der Tod am 5. Dec. 1791 ereilte.



Gerhard David von Scharnhorst.

Geb. d. 10. Nov. 1756, geſt. d. 28. Juni 1813.

Dieſer Krieger mit einem hochgefeierten Namen zeigte ſich unter den Vaterlandsbefreiern als einer der ruhmreichſten Helden, der ſeine Treue gegen König und Vaterland mit ſeinem Blute auf dem Felde der Ehre beſiegelte.

Scharnhorſt's Geburtsort war Hämelſee im Königreich Hannover, die Aeltern gehörten dem bürgerlichen Stande an und beſtimmten den Sohn zum eignen Gewerbe, dem Landbau; ihm aber war beſchieden, aus engen Schranken ſich emporzuringen und eine ruhmbeglänzte Bahn zu wandeln. Frühzeitig erwachte in ihm die Hinneigung zum Kriegerſtande. Die Erzählungen eines Invaliden, der den ſiebenjährigen Krieg mit durchgekämpft, goſſen aus jugendfriſcher Erinnerung Feuer des Muthes in die Seele des Knaben, und die Bücher, welche dieſen Krieg gleichſam als gleichzeitige Berichterſtatter alles geſchehenen ſchilderten, halfen die Neigung nähren und fortbilden. Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg zu Steinhude, nicht weit von Hämelſee reſidirend, hatte eine Artillerie- und Kriegsſchule zur Bildung junger Militärs für den höheren Dienſt begründet, in dieſe wurde auch Scharnhorſt aufgenommen und erwies ſich bald als lernfähig und eifrig, ſo daß er ſchon im 21. Lebensjahre als Fähndrich in ein hannöverſches Regiment eintreten konnte, deſſen Chef General Eſtorf war.

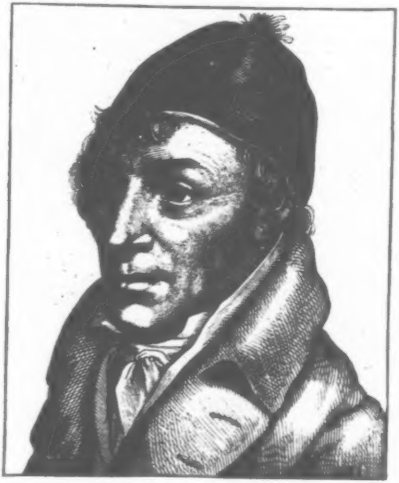
Von Stufe zu Stufe im Dienſt und Rang gemeſſen vorwärts ſchreitend, ſah ſich Scharnhorſt 1780 zum Lieutenant der Artillerie vorgerückt, und da zu dieſer Zeit auch in Hannover eine Kriegsſchule errichtet wurde, erhielt er an dieſer die erſte Lehrerſtelle, wurde 1792 Stabshauptmann und erhielt die Befehligung einer reitenden Artillerie-Compagnie. Die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, die Scharnhorſt's Stellung mit ſich brachte, leitete ihn ſelbſt dahin, ſich als Militärſchriftſteller zu verſuchen und — zu bewähren. Er hatte ein Handbuch für Officiere in den angewandten Theilen der Kriegskunſt in 2 Theilen 1787 erſcheinen laſſen, und gründete 1794 ein «militäriſches Taſchenbuch zum Gebrauch im Felde», das große Sachkenntniß mit Scharfſinn offenbarte; er ließ demſelben ein «militäriſches Journal» folgen und wirkte ſo praktiſch und geiſtig zugleich in ehrenvoller Sphäre thätig und tüchtig. Der Ausbruch des Revolutionsfeldzugs nöthigte, die Feder mit dem Degen völlig zu vertauſchen; Scharnhorſt zog unter General Hammerſtein mit den Hannoverſchen Truppen zu Felde und zeichnete ſich ſo rühmlich und vortheilhaft aus, daß der General nicht umhin konnte, ſeinem Könige offen zu geſtehen, wie es hauptſächlich dem Hauptmann Scharnhorſt zu danken ſei, daß das Hannoverſche Truppen-Corps im Kampfe gegen den weit überlegenen Feind, bei Menin, der es eingeſchloſſen hatte, nicht unterlegen ſei. Dankbar für die Heldenthat Scharnhorſt's ernannte ihn der König zum Generalſtabs-Major und ſchenkte ihm einen Ehrendegen. Indeſſen beſtimmten bald darauf Verhältniſſe und hauptſächlich der Herzog von Braunſchweig Scharnhorſt, den Militärdienſt ſeines Vaterlandes aufzugeben und im preußiſchen Heere Dienſte zu nehmen; er trat als Obriſtlieutenant in das dritte Regiment der Artillerie und wurde 1801 Generalſtabs-Quartiermeiſter-Lieutenant. So lange die Waffen wieder ruhten, hielt er in Berlin Vorleſungen für Officiere mit großem Beifall.

Scharnhorſt wurde Oberſt, empfing den Adel und zog als Chef des Generalſtabes mit Blücher zu Felde, an deſſen Namen und Kriegsruhm der ſeine ſich brüderlich kettete; bei dem Zuge nach Lübeck wurde auch Scharnhorſt mit Blücher gefangen, doch wurden beide bald befreit und vermochten aufs neue die würdigſten Dienſte zu leiſten.

Scharnhorſt's Tapferkeit, Scharfblick und Geiſtesgegenwart retteten den Alliirten den faſt ſchon verlorenen Sieg der Schlacht bei Eylau; er gewann ſich das ganze Vertrauen König Friedrich Wilhelm's III. und niemand war deſſen würdiger, v. Scharnhorſt vergalt es mit der innigſten, grenzenloſeſten Hingebung. Er nahm den thätigſten Antheil an der Commiſſion, welche 1807 einen Plan zur Neugeſtaltung des preußiſchen Heerweſens zu berathen vom Könige unter dem Vorſitz ſeines Bruders, des Prinzen Wilhelm, berufen wurde, und trat dann, die Ausführung der Beſchlüſſe leitend, an die Spitze der Kriegsverwaltung. Geiſt und Milde, Charakterſtärke und Weisheit, vorausahnender ſtaatsmänniſcher Blick zeichneten das ſtille Wirken v. Scharnhorſt's in dieſer Berufsſphäre aus; hell genug ſchwebte ihm die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung vor, wenn Preußen ſich freimachen wollte vom Druck des fränkiſchen Uſurpators, allein dieſer hatte durch den Tilſiter Frieden das preußiſche Heer bis auf 40,000 Mann herabgedrückt; da erſann Scharnhorſt ein Syſtem der Waffenübung, das keinen der Artikel jenes Friedens verletzte und doch den Zweck der Waffenfähigkeit aller jungen ſtreitbaren Mannſchaft des Landes erfüllte.

Still reifte Scharnhorſt's Saat; auch eine ihm übertragene geheime diplomatiſche Sendung im Jahre 1811 vollführte er glücklich, und als nun endlich die erſehnte Zeit gekommen war, den verhaßten und ſchwer laſtenden Kettendruck abzuſchütteln, gab es der König in Scharnhorſt's Hand, die allgemeine Bewaffnung zu leiten, was bei der Begeiſterung, die des Königs Aufruf an ſein Volk hervorgerufen, mit überraſchender Schnelle gelang. Binnen drei Monaten hatte Preußen kein Heer von 40,000, ſondern von 130,000 Mann, und die Feldherren entrollten ihre Fahnen zum Kampfe auf Tod und Leben. Ueber der Schlacht von Lützen ſchwebte Scharnhorſt's Todesengel; eine Kartätſchenkugel verwundete ihn, obſchon nicht lebensgefährlich; er wurde nach Dresden gebracht und auf das ſorglichſte verpflegt und ärztlich behandelt; aber ſeine Treue gönnte ſich nicht die nöthige Ruhe; er wollte für ſeinen König eine Sendung nach Prag und Wien vollbringen, reiſte gegen des Arztes Rath und Willen ab, und verſchied in Prag im 57. Lebensjahre. Das ehrenvollſte Leichenbegängniß ward dem Helden zu Theil; Berlin wurde mit ſeinem Denkmal geſchmückt, auch in Prag wurde ihm ein ſolches durch Preußens Heer errichtet.

145.



Johann Matthäus Bechſtein.

Geb. d. 11. Juli 1757, geſt. d. 23. Febr. 1822.

Unter der großen Zahl tüchtiger deutſcher Männer, die aus «Handwerks- und Gewerkesbanden», aus niedern Hütten, aus den Kreiſen des Volkes ſich in höhere Sphären emporrangen, durch nichts unterſtützt, als durch ihre glückliche Begabung und ihren Fleiß, war auch Bechſtein. Viele ſeiner Zeitgenoſſen nannten ihn fern von aller Schmeichelei den «Vater der neuern Naturgeſchichte» und er war es mindeſtens im Bezug auf das Gebiet der Ornithologie unbeſtritten, doch verdanken ſeinen Forſchungen wie ſeinen Anregungen Forſt- und Jagdkunde, Cameraliſtik und Landwirthſchaft unendlich viel, und was er durch faſt 3 Decennien als Lehrer leiſtete, trug Früchte für das Vaterland, die man noch heute willig anerkennt.

Bechſtein wurde in dem Sachſen Gothaiſchen Dorfe Langenhayn, ohnweit Waltershauſen, dicht am Fuße der Thüringerwaldberge, gleichſam aus deren Schooße geboren; der Vater war des Dorfes Huf- und Waffenſchmied, nicht ohne Bildung, ein Freund höherer Lektüre und großer Jagdliebhaber und Naturfreund, Eigenſchaften, die er auf den fähigen Sohn vererbte, ohne dieſen aber für das Jagdfach zu beſtimmen. Nach dem mangelhaften Unterricht in der Dorfſchule nahm das Gymnaſium zu Gotha den vierzehnjährigen Knaben auf, der ſchon mancherlei Kenntniſſe des Naturlebens ſich ſelbſt angeeignet hatte, damit er ſich zum Studium der Theologie vorbereite. Von dort ging Bechſtein nach Jena, wo er in der That, dem Wunſche des Vaters gehorſam, Theologie ſtudirte, nach der Heimkehr ſein Candidatenexamen beſtand und zu informiren begann, auch hie und da einmal predigte; freilich woben ſich aber in ſeine Predigten mehr Bilder aus der Natur als aus der Apocalypſe ein, und das Gefühl, das Weſen der Gottheit in jedem Gebilde der Natur zu ahnen und anzubeten, ſprach ſich in ſeinen Kanzelvorträgen ſtets lebendig aus.

In dieſe Periode von Bechſtein's Leben fiel die Errichtung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal durch Salzmann, und der letztere fand in Bechſtein einen ſeiner erſten, fähigſten und thätigſten Gehülfen, nahm ihn zum Lehrer an, ſandte ihn aber vorher noch an einige auswärtige Philantropine, nach Reckahn, Deſſau und Leipzig, um deren Lehrmethoden kennen zu lernen.

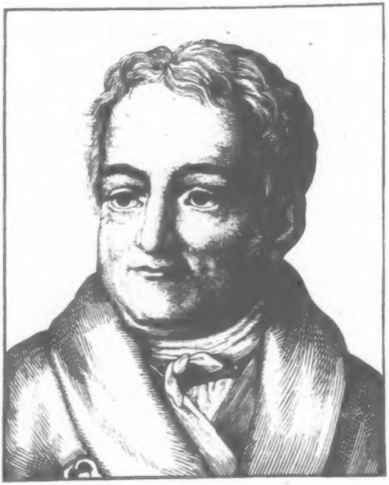
In Schnepfenthal war nun Bechſtein ganz im erwünſchten Wirkungskreiſe, begann ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, ſah ſich durch den Coadjutor von Dalberg anfgemuntert, wurde von der Fürſtin Juliane zu Schaumburg-Lippe mit dem Titel eines Bergrath beehrt, empfing Ehrendiplome gelehrter Geſellſchaften, ſchloß den Bund des Herzens mit einer jungen Erzieherin am Inſtitut, und faßte, da ſeine Neigung für das Forſtweſen überhaupt und die Forſt- und Jagdnaturgeſchichte am lebendigſten in ihm vorherrſchte, den Entſchluß, eine Forſtlehranſtalt zu begründen, zu welchem Zweck er ein Schnepfenthal ſehr nahe und dicht bei Waltershauſen gelegenes Freigut, die Kemnote, käuflich an ſich brachte und Schnepfenthal verließ. Die Ankündigungen der neuen Anſtalt hatten den günſtigſten Erfolg; es kamen zahlreiche Zöglinge, und am 10. Mai 1795 erfolgte die Eröffnung dieſes Privatinſtituts, das eines der erſten dieſer Art in Deutſchland war und ſpäter durch den Herzog zu Sachſen Gotha zu einer öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde erhoben wurde, ohne daß aber der Begründer aus herzoglichen oder aus Landesmitteln nur die mindeſte Unterſtützung empfing.

Um in ſteter Anregung zu bleiben und die junge Wiſſenſchaft, zu deren Mitpfleger er ſich geweiht, auch in weiten Kreiſen fördern zu helfen, gründete Bechſtein die Societät der Forſt- und Jagdkunde, der er zahlreiche Mitglieder gewann und für die er eine beſondere Vereinsſchrift, Diana, ins Leben rief. Ein äußerſt lebhafter Briefwechſel mit Jagdfreunden, Naturkundigen, Ornithologen ꝛc. wurde von Bechſtein fortwährend geführt und neben dem Eifer für ſeine Anſtalt eine außerordentliche literariſche Thätigkeit entwickelt. Fleiß und Berufstreue waren die Sterne ſeines Lebens, ſie leiteten ihn ſicher zum Ziele. Schon hatten ſeine «gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands», die des «In- und Auslandes» und die «Naturgeſchichte der Stubenvögel» ihm einen geachteten Namen gemacht, denn ſeine Schriften vereinten volksthümliche Allgemeinverſtändlichkeit mit Gründlichkeit, die in eigener ſcharfſichtiger Beobachtung ihren Boden fand; an dieſe eigenen Schriften reihten ſich gediegene Ueberſetzungen engliſcher und franzöſiſcher naturgeſchichtlicher Werke, Latham, La Cepede u. a.

Indeſſen brachten Hemmungen ſtatt Förderungen und manche ſonſtige unangenehme Erfahrung Bechſtein dahin, ſeine Anſtalt aufzugeben und in die Dienſte des Herzog Georg zu Sachſen Meiningen zu treten, welcher den Werth des Mannes erkannte und geneigt war, ſeinem Lande eine Forſtlehranſtalt zu geben.

Herzog Georg ernannte Bechſtein im Jahre 1789 zum Kammer- und Forſtrath mit Sitz und Stimme in der herzoglichen Kammer, und begründete die nachher ſo berühmt gewordene Forſtacademie zu Dreißigacker, vorerſt nur, und bis 1805, unter dem Namen einer öffentlichen Lehranſtalt der Forſt- und Jagdkunde.

Mit Beibehaltung ſeines Beſitzthums bei Waltershauſen überſiedelte nun Bechſtein an den Ort ſeiner neuen Beſtimmung und weihte der ſeiner Leitung anvertrauten Anſtalt allen Eifer und alle Liebe, die ihn für dieſelbe beſeelte, durch dreiundzwanzig Jahre, durch gute und ſchlimme Zeiten, durch gute Gerüchte und böſe Gerüchte, ſtreute eine reiche Saat der forſtmänniſchen Lehre und Bildung in die Seelen fähiger Jünglinge aus, von denen viele noch lebende in hoher ehrenvoller Stellung ſein Andenken ſegnen, und vermehrte ſeinen Ruhm durch ſtets fortgeſetztes unermüdliches literariſches ſchaffen; dahin gehört, kleinere Schriften ungerechnet, ſein «ornithologiſches Taſchenbuch von und für Deutſchland», die «vollſtändige Naturgeſchichte der ſchädlichen Forſtinſekten», in Gemeinſchaft mit dem Pfarrer Scharfenberg die «Forſtbotanik oder vollſtändige Naturgeſchichte der deutſchen Holzarten ꝛc.» und endlich das vorzügliche, noch heute geſchätzte von ihm ins Leben gerufene Hauptwerk: «die Forſt- und Jagdwiſſenſchaft nach allen ihren Theilen», darin Bechſtein die dritte Auflage ſeiner «Forſtbotanik», die «Waldbenutzung für Forſtmänner», die «Jagdzoologie», die «Jagdtechnologie», die «Wildjagd und Wildbenutzung» gehören. Letzteres Buch gab ein treu bewährter Freund, Laurop, nach des thätigen Verfaſſers Tode heraus. Dieſen ſelbſt beugte im Jahre 1810 der Tod des hoffnungsvollen einzigen Sohnes tief danieder, doch trug er männlich ſeinen Schmerz und lebte in redlicher Pflichterfüllung, geſchätzt und geliebt von allen, die ihm nahe ſtanden, unausgeſetzt thätig fort. Der Kreis ſeiner Thätigkeiten war ſehr umfaſſend; neben dem Lehramt, neben dem wirken als Schriftſteller mußte er wöchentlich 5 mal von Dreißigacker nach der Stadt, um den Kammerſitzungen beizuwohnen und zahlreiche cameraliſtiſche Ausarbeitungen beſorgen. Gegen 1818 hin begann ſeine Geſundheit zu wanken, doch erhielt er ſich noch bis zum 65. Lebensjahre. Sein hinſcheiden wurde beklagt in Nähe und Ferne. Vielen hatte er Wohlthaten erzeigt, andere durch Empfehlungen gefördert, viele ehrten und liebten in ihm den treuen Freund, den lebhaften, muntern Geſellſchafter; vielfach wurde er zu Rath gezogen, ſeine Freude und Liebhaberei an den gefiederten Sängern der Haine, ſeine Herzensgüte und Freundlichkeit leben noch in beſter Erinnerung, und ſein Name iſt würdigen Prieſtern ſeiner Zeit im Tempel der alma mater würdig zugeſellt.



Carl August,

Großherzog zu Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Geb. d. 3. Sept. 1757, geſt. d. 14. Juni 1828.

Dieſer Regent ward groß durch Seelenadel und hohe Fürſtentugenden; in Jugendjahren genial, in reifern beſonnen, in ſtürmiſchen Zeiten feſt und männlich, der vaterländiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft ein erhabener Mäcen, führte er als Menſch wie als Fürſt ein ausgezeichnetes und ruhmreiches Leben.

Carl Auguſt ward als herzoglich Sächſiſcher Erbprinz in der Landesreſidenz geboren, und verlor den Vater, Herzog Ernſt Auguſt Conſtantin, ehe er 9 Monate alt war. Der deutſche Kaiſer ſprach die noch ſehr jugendliche Herzogin Mutter, Anna Amalie, geborene Prinzeſſin von Braunſchweig Lüneburg, mündig, und ſie führte nun über den erſtgeborenen und den erſt nach des Vaters Tode geborenen Prinzen Friedrich Ferdinand Conſtantin die Obervormundſchaft und Landesregierung ſechzehn Jahre hindurch mit Weisheit und Würde. Die fürſtlichen Söhne erhielten tüchtige Lehrer und Erzieher, Graf Görz, durch König Friedrich II. empfohlen, wurde zum Oberhofmeiſter ernannt, unter den Lehrern waren auch Wieland und von Knebel. Bevor Carl Auguſt's mündigwerden erfolgte, machte er mit ſeinem Bruder, von v. Görz, v. Knebel und v. Stein begleitet, 1775 eine Reiſe, zunächſt nach Straßburg, dann durch die Schweiz nach Paris. In Straßburg waren viele deutſche Prinzen, auch der Erbprinz Georg zu Sachſen Meiningen und deſſen jüngerer Bruder Carl Auguſt, als Studirende anweſend. Auf dieſer Reiſe wurde die ſpäter ſo folgenreiche Bekanntſchaft mit Goethe angeknüpft, den der Herzog bald nach dem Antritt der eigenen Regierung nach Weimar berief und mit dem höchſten Vertrauen beehrte. Wie zwei Sterne gleicher Größe wandelten beide Männer, der Fürſt und der Dichter, über ein halbes Jahrhundert neben einander, und der Einfluß, den Goethe, bald mit den höchſten Aemtern des Staates betraut, auf den Herzog übte, verſchönte das Leben des Hofes im Bunde mit den großen Geiſtern, welche den Dichterkreis und Muſenhof Weimars lange Zeit hindurch bildeten, und kam der Kunſt, kam der Wiſſenſchaft, kam dem Lande vielfach zu Gute.

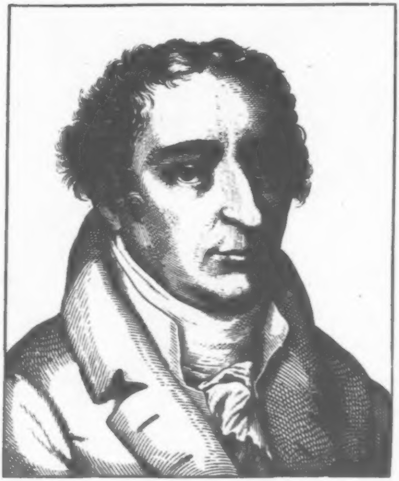
Auf der erwähnten Reiſe wurde auch der landgräflich Heſſen-Darmſtädtiſche Hof beſucht, und Carl

Auguſt ſchloß einen Herzensbund mit der ebenſo geiſtvollen als liebenswürdigen Prinzeſſin Luiſe, mit welcher er ſich noch in demſelben Jahre vermählte.

Unterſtützt von gediegenen Staatsmännern als Räthen, von geiſtreichen Gelehrten als Freunden, die angebetete herrliche Mutter, die zartſinnige und feinfühlende Gemahlin zur Seite, wurde es dem jungen Regenten leicht, ſein Leben glücklich zu geſtalten, und mit unvergänglichem Glanze zu ſchmücken. Vom Hofe bannte er den ſteifen Etikettenzwang mit ſeinen barocken Formen und Trachten, und auf des Landes Gedeihen und Blühen richtete ſich mit Liebe und Sorgfalt ſein väterlicher Blick. Wie der Herzog in ſeiner Reſidenz glänzende Talente und Namen zu vereinigen wußte, ſo auch gab er der Landesuniverſität Jena durch Berufung ausgezeichneter Männer, wie Fichte, Schelling, Paulus, Reinhold, Voß, Feuerbach, Schiller u. a. den Glanz hoher Wiſſenſchaft, und führte die Gründung ſeiner Ahnen dem erfreulichſten Aufblühen entgegen. Rechtspflege, Waiſen- und Armenweſen, Forſt-, Land- und Gartenwirthſchaft erlitten zeit- und zweckgemäße Neugeſtaltung. Berg- und Salinenbau wurden nach Kräften gefördert, nützliche Inſtitute eingerichtet, die Kirchenbuße abgeſchafft, Handel, Manufacturen und Gewerbe erhielten neue Anregungen und Unterſtützungen. Stets bemüht ſeine Kenntniſſe zu vermehren, erwarb ſich der Herzog von manchen Zweigen der Wiſſenſchaft einen außergewöhnlichen Einblick in deren innerſtes Weſen, ſo in Mineralogie, Botanik, Kunſtgärtnerei. Ein hoher ſchmaler Rain längs des Ilmufers nach Oberweimar zu wurde in den berühmten Park umgewandelt, im nahen Luſtſchloß Belvedere entſtanden die herrlichſten Anlagen. Oeftere Reiſen gewannen dem Herzog ſtets neue Bewunderer und ließen ihn Kenntniſſe der Dinge außerhalb ſeines nicht großen Staates gewinnen. Am Hofe Friedrich's II., ſeines Großoheims, entflammte ſich Carl Auguſt's Sinn mächtig für das Heerweſen, er gedachte wohl des Kriegsruhmes ſeiner Ahnen, eines Bernhard des Großen, eines Herzog Wilhelm, beide Heldenführer im dreißigjährigen Kriege, nächſtdem daß die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands mehr und mehr eine Geſtalt gewannen, die große Kämpfe vorausahnen ließ, und ſo galt es, bei Zeiten und thatkräftig Partei zu nehmen. Der Herzog ſtudirte nun mit Vorliebe Kriegswiſſenſchaft, machte den Feldzug in Holland 1787 perſönlich mit, erhielt 1790 vom Könige Friedrich Wilhelm II. ein Küraſſierregiment, zog 1792 und 1793 als preußiſcher General gegen Frankreich und brachte ſpäter durch ſein treues ausharren bei den preußiſchen Fahnen ſowohl ſich perſönlich, als ſein ganzes Land in eine ſehr mißliche Lage, denn Napoleon, dem er durchaus keinen freundlichen Schritt entgegen that, grollte ihm heftig, und die Reſidenz wie das Land erlebten nach der unglücklichen Schlacht bei Jena alle Schreckniſſe feindſeligen Ueberzugs. Nur die Geiſtesgröße und ſittliche Hoheit der Herzogin, vor der ſich der mächtige Sieger völlig beugte und ihr die ungeheucheltſte Verehrung zollte, rettete das Land vor noch größerem Schaden und den Herzog vor der förmlichen Entthronung, die ſchon beſchloſſen war.

Die Herzogin hatte ihrem Gemahl zwei edle Söhne geſchenkt, den Erbprinzen Carl Friedrich, der ſpäter als Regent ein Fürſt des Friedens voll Gerechtigkeit, Milde und Menſchenfreundlichkeit wurde, und den Prinzen Bernhard, der ſchon unter Napoleon kämpfend, von dieſem nach der Schlacht bei Wagram mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückt wurde und zu einem Manne voll hoher Einſicht, wahrhaftem Biederſinn und glänzenden Kriegergaben ſich ausbildete. Tapfer kämpfte Herzog Bernhard bei Waterloo mit für die deutſche Freiheit, während ſein erhabener Vater als ruſſiſcher General den Feldzug von 1814 mitgemacht hatte. Vom Congreſſe zu Wien kehrte der Herzog Carl Auguſt als Großherzog zurück.

Mit erneutem ſtreben wirkte Carl Auguſt, als der Deutſchland knechtende wälſche Dämon für immer hinweggebannt war, für das Wohl ſeines Landes und Volkes, und trug auch dem immer allgemeiner werdenden Ruf nach einer Verfaſſung bereitwillig, und einer der erſten unter Deutſchlands Fürſten, Rechnung, wodurch er ſich viele Herzen gewann, vorzüglich aber die der patriotiſch begeiſterten, politiſch ſchwärmenden deutſchen Jugend, durch deren Köpfe eine großartige Idee ging: Carl Auguſt ſollte deutſcher Kaiſer werden. Gar manches erfreuliche Zugeſtändniß wurde der academiſchen Jugend Jena's gemacht, ja die Burſchenſchaft durfte Taufpathin des Enkels Carl Auguſt's, des jetzigen Großherzogs zu Sachſen-Weimar-Eiſenach, Carl Alexander, werden, in deſſen edlem Innern des Großvaters Sinn für alles Hohe und Würdige in Kunſt und Wiſſenſchaft, für Geſchichte und Poeſie, wie für des Landes Wohlfahrt verjüngte Blüthen trägt. Der Großherzog erlebte das ſeltene Glück, ſein 50jähriges Regierungsjubiläum zu feiern, ſein ganzes Land feierte es freudig mit, es geſchah im Jahre 1825. Noch zeigte er mehr ein Bild männlicher Vollkräftigkeit, als das eines Greiſes bei dieſem Feſte, aber die nächſten Jahre brachen ſeine Kraft — er machte noch eine genußreiche Reiſe nach Berlin, und auf der Rückkehr traf ihn im Schloſſe Graditz bei Torgau, fern von den Seinen, ein tödtlicher Schlagfluß, der ihn ſchmerzlos in die Geiſterheimath, an die er glaubte, hinüberführte. — Das Land Sachſen-Weimar-Eiſenach wird ſeinen Carl Auguſt nie vergeſſen.

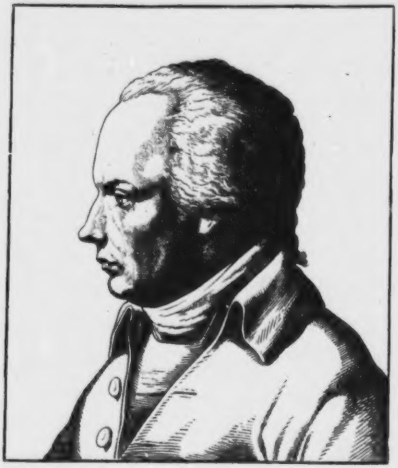


Heinr. Friedr. Carl, Freiherr vom und zum Stein.

Geb. d. 26. Oct. 1757, geſt. d. 29. Juli 1831.

Dieſer hochberühmte Staatsmann, dem Deutſchland unendlich viel ſchuldet und deſſen Andenken ein dauernd geſichertes iſt, wurde zu Naſſau geboren, und widmete ſich in Göttingen ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien. Nach der Rückkehr von der Univerſität fand der äußerſt befähigte junge Mann, der einer der älteſten und angeſehenſten Familien angehörte, bald eine Anſtellung als preußiſcher Bergrath, 1793 als Kammerpräſident in Weſtphalen, in welcher Stellung er ſich unter anderm durch bedeutende Straßenbauten große Verdienſte erwarb. Als der Miniſter Struenſee mit Tode abgegangen war, erhielt v. Stein das Miniſterium über die Abtheilung des Zoll-, Acciſe-, Steuer- und Fabrikweſens, welches ihm aber manchen Verdruß und manche Reibung zuzog, die ſein von Natur heftig angelegter Charakter ihn nicht ertragen ließ, und da er den Schutz nicht fand, den die Lenker an den Spitzen der verſchiedenen Zweige der Staatsverwaltung für die Ausführung ihrer Anordnungen haben müſſen, ſo begehrte er im Januar 1807 ſeinen Abſchied, der ihm auch in nichts weniger als gnädigen Ausdrücken ertheilt wurde.

Freiherr vom Stein zog ſich auf ſeine Güter zurück, während Deutſchland und zumal Preußen in trauervoller Erniedrigung von der napoleoniſchen Herrſchaft gehalten und geknechtet wurde. Wohl fühlte man, wie ſehr die rechten Männer fehlten, den ganz niedergedrückten Volksgeiſt wieder zu beleben, und wie ſehr es Noth thue, durch wohl überdachte Einrichtungen eine Aenderung der Dinge vorzubereiten. Freiherr vom Stein war ein ſolcher Mann im höchſten Sinne des Wortes, Preußen rief ihn zurück, und er bewirkte eine Umgeſtaltung des verwaltenden Staatsweſens, die ſich von den nachhaltigſten nützlichen Folgen zeigte, während Scharnhorſt in der Stille und in verwandter Weiſe die Umgeſtaltung des preußiſchen Heerweſens vorbereitete und bewirken half. Es waren tiefeingreifende Veränderungen, welche v. Stein anbahnte, ſie fanden auch nicht gleich allgemeine Anerkennung und Billigung, am wenigſten bei v. Stein's Standesgenoſſen, beim höhern und niedern Adel, denn nach einem Edict vom 9. Oct. 1807 wurde dem Adel das vorher ausſchließliche Recht auf den Beſitz von Rittergütern entzogen, auch der Bürger und Bauer durften nun Rittergutsbeſitzer werden, dagegen war dem Adel erlaubt, auch Bauerngüter zu beſitzen und zu bewirthſchaften, Gutspachtungen zu übernehmen, Handelſchaft und jedes andere beliebige bürgerliche Gewerbe zu betreiben. Im Bauernſtande wurde durch jede mögliche Begünſtigung Liebe zum Vaterlande geweckt; der Bauer hörte auf, Unterthan ſeines Gutsherrn zu ſein, er wurde Staatsbürger; die früheren Leiſtungen wurden, wo dieß irgend anging, ablösbar gemacht, und dieß alles wirkte in vorher nicht geahnter Weiſe auf den Volksgeiſt ein, und bereitete den begeiſterten Aufſchwung vor, den die Befreiungskriege zeigten. Und dieß war das erhabene Ziel, welches dem edlen Freiherrn vom Stein vorſchwebte. Wie der Bauernſtand mit Glück geiſtig zu heben verſucht wurde, ſo auch der Bürgerſtand. Eine allgemeine Städte-Ordnung, welche von Königsberg aus erlaſſen wurde, gab dem preußiſchen Bürgerthum wieder innern Halt; gute alte Einrichtungen, welche die Zopfzeit verdrängt hatte, wurden erneut; auch das Schützenweſen ward ebenfalls neu belebt: die Schützengilden wurden wieder, was ſie im Mittelalter geweſen, Mannſchaften des Schutzes, nicht blos des Schießens zum Vergnügen. Dadurch, daß jede Stadt in ihren Schützen eine aus ihren beſten Bürgern gebildete Wehrkraft gegen plötzliche Noth und Gefahr in ihren Mauern beſaß, die, ſoldatiſch geübt, ordnungvoll wirkte, wurden dem Staate Millionen für ſoldatiſche Beſatzungen und Polizeimannſchaften erſpart; die Schützengilden koſteten höchſtens einmal eine Fahne, ein Kleinod, ein anerkennendes königliches Schreiben. Stein's immer waches Auge blickte noch weiter — unter ſeiner Aegide begründete ſich in Königsberg, vom Könige beſtätigt, der Tugendbund, der bald über das ganze Königreich und bis nach Weſtphalen und Heſſen ſeine Verbindungen ſchlang. Er war weit verſchieden von ſeiner ziemlich verunglückten, obſchon treu gemeinten Nachahmung im Jahre 1849, die mit halbmaureriſchen Formen und einem über die Maaßen mangelhaften Statut hervortrat, um bald genug wieder in ihr Nichts zurückzufallen. Auch dieſer Bund hatte die Aufgabe, vor allem Treue dem Könige und ſeinem Hauſe, Stärke im Dulden, Muth im Hoffen, Weckung des Bürgerſinnes, Beſeitigung ſchroffen ſpaltenden Fernhaltens zwiſchen dem Nähr- und Wehrſtande — das aber ſtets wiederkehrt, ſobald die Gefahr vorüber iſt und die Verbrüderungsfeſte verrauſcht ſind. Dem argwöhniſchen Späherblick des Zwingherrn und ſeiner Schergen entging die Bewegung nicht, die ſich in Preußen regte, es entging ihr die Wirkung nicht, welche der Tugendbund übte. Der Freiherr vom Stein, obſchon er als Mitglied des Tugendbundes gar nicht genannt wurde, galt, zudem durch einen in Feindeshände gerathenen Brief verdächtigt, dem franzöſiſchen Cabinet als Haupt jener Bewegung und dieſes Bundes und wurde von Napoleon geradezu geächtet. Dieß hatte Stein's Austritt aus dem Miniſterium zur Folge und führte die Aufhebung des Tugendbundes durch königlichen Befehl herbei. Die Form, ohnehin keine feſte, konnte fallen, der Geiſt blieb lebendig und that ſich dann in den Befreiungskriegen durch einen Heldenſinn kund, von dem die Geſchichte nicht viele Beiſpiele zählt. Kriege und Siege brachten auch den Freiherrn vom Stein wieder an eine für ihn geeignete Stelle, er trat an die Spitze der «deutſchen Centralbehörde», deren Einrichtung die Zeitverhältniſſe nöthig gemacht hatten, und wirkte eifrig in derem Dienſt. Nach völlig hergeſtelltem Frieden und nach Beendigung des Wiener Congreſſes nahm Freiherr vom Stein auch an den Wiſſenſchaften lebhaften Antheil und begründete zu Frankfurt den Gelehrtenverein zur Erforſchung deutſcher Geſchichte und Herausgabe von Quellenwerken, für den er die Unterſtützung aller deutſchen Bundesregierungen in Anſpruch nahm, welche auch durch viele Jahre gewährt wurde, wodurch es möglich ward, die genannten Werke in großen und ſehr theuern Prachtausgaben, die leider faſt nur fürſtliche Privat- und reich begabte öffentliche Bibliotheken ſich anſchaffen können, erſcheinen zu laſſen. Später zog ſich Freiherr vom Stein auf ſeine Güter zurück, wurde aber zum Landtagsmarſchall von den weſtphäliſchen Provinzen ernannt, und beſchloß dort, wo er ſie recht eigentlich begonnen, ſeine erfolgreich wirkſame, nach vielen Richtungen hin fördernde und anregende Laufbahn, die ihm unvergänglichen Nachruhm ſchuf.



Johann Joseph Gall.

Geb. d. 9. März 1758, geſt. d. 22. Aug. 1828.

Ein philoſophiſcher Arzt und Denker, welcher durch die Erfindung der Schädellehre oder Kranioscopie vorzüglich berühmt wurde; doch theilte er das Loos vieler ſeiner hochbegabten deutſchen Landsleute, er mußte außerhalb Deutſchland Ruf und Anerkennung ſuchen, denn wenn auch ſeine Nation ihm letztere zu zollen ſich herbeiließ, ſo war doch der Enthuſiasmus für ſeine Lehre in Deutſchland nur von kurzer Dauer.

Gall wurde in dem Marktflecken Tiefenbrunn im badiſchen Oberamte Pforzheim geboren und befand ſich als Knabe im Schooße glücklichen Familienlebens, wo ſchon in ihm ſelbſt eine lebhafte Neigung ſich entwickelte, andere zu beobachten, und namentlich ihre verſchiedenen Begabungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten wahrzunehmen, und daß dieſe ſich da, wo ſie einmal wahrgenommen worden waren, in ihrer Beſonderheit gleich blieben, ſo daß z. B. der mit dem Zahlentalent begabte dieſes nicht verlor, der für die Sprachen begeiſterte kein Rechner wurde u. dgl. Schon damals gewahrte Gall, daß namentlich die mit dem Talent leicht auswendig zu lernen begabten Knaben große, hervorſtehende Augen hatten, achtete darauf und ſchloß daraus, daß wohl manche Begabung durch äußere Kennzeichen am Kopfe der Menſchen ſich kundgeben möge.

Gall ſtudirte in Wien Arzneikunde und dieſe bot ihm nun in Fülle Gelegenheit, das, was er als werdender Jüngling geahnet, wiſſenſchaftlich zu ergründen, und es wurde ihm zur Gewißheit, daß die verſchiedenen Theile des Gehirns die verſchiedenen Organe der menſchlichen Fähigkeiten ſeien.

Nach vollendeten Studien ließ ſich Gall in Wien 1785 als ausübender Arzt nieder und trat mit mehreren Schriften auf, welche in ihm einen ſcharfſinnigen Denker erkennen ließen und die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ihn lenkten. Zuerſt erſchienen ſeine «philoſophiſch-mediciniſchen Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen», 2 Theile, und dieſer folgten die «anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen über das Gehirn und die Nerven.»

Mit beharrlichem Fleiße unterſuchte Gall fort und fort die Schädelbildungen bei Menſchen ſowohl wie bei Thieren, ſtieß auf überraſchende Reſultate, beſuchte

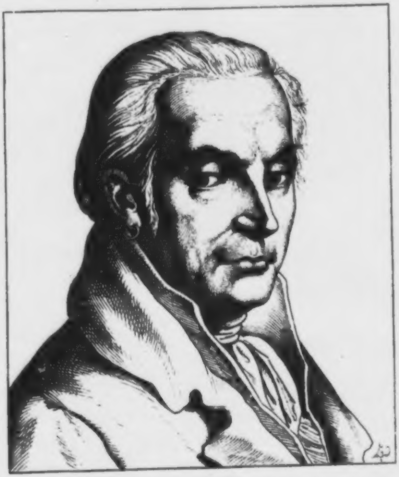
Gefängniſſe, Irrenhäuſer, Schulen und verglich die Schädel mit den Wahrnehmungen zu Tage kommender Ideen, Neigungen, Leidenſchaften und Talente.

Nachdem nun der unermüdliche Forſcher die Grundkräfte des Geiſtes und einige 20 Organe der Gehirnſchaale gefunden, durch welche nach ſeiner Anſicht dieſe erſteren äußerlich wahrnehmbar ſein ſollten, begann er 1796 Privatvorleſungen über ſeine Entdeckungen, die ſich zahlreichen Beſuches erfreuten, denn es war etwas neues, anziehendes, lehrreiches. Menſchen aus allen gebildeten Ständen beſuchten Gall's Vorleſungen und ſeine Vorträge waren der Gegenſtand der Geſpräche und Unterhaltungen. Sie dauerten durch 8 Jahre, aber mit einemmale wurden ſie auf höchſten Befehl unterſagt und geſchloſſen; es ſchien ein ſchädlicher Stoff in der Lehre von den Köpfen enthalten, es wurde dabei zu viel denken entwickelt, und es hat Zeiten und Staaten gegeben, in denen das viele denken durchaus für polizeiwidrig erachtet wurde.

Gall gab ſeine glänzende Praxis in Wien auf; es drängte ihn, der Apoſtel ſeiner neuen Lehre in andern Ländern zu werden, wohin ſie ihm bereits voraus gedrungen war. Ein gleichgeſinnter Freund, Dr. Spurzheim, ſchloß ſich Gall an, und 1808 wurde Wien von beiden verlaſſen. Sie durchreiſten innerhalb dreier Jahre Deutſchland und hielten in öffentlichen Hörſälen wie in Privatkreiſen Vorleſungen, welche überall ſehr beſucht waren und der Schädellehre viele Anhänger und Gläubige gewannen, nur war gleich die Bezeichnung Schädellehre, welche Gall ſelbſt nicht gut hieß, von vorn herein die unrichtigſte Benennung für die Sache, denn es war die Lehre vom Gehirn bezüglich der in demſelben und durch daſſelbe ſich entwickelnden Denkkraft und dem ganzen geiſtigen Sein des Menſchen, welche nur durch äußere Organe an der beinernen Decke des Gehirns, dem Schädel, ſich äußern und durch dieſe deren ſtärkeres oder ſchwächeres Entwickeltſein wahrnehmbar machen und erkennen laſſen ſollte. Dankbare Zuhörer Berlins ließen zu Ehren Gall's 1805 eine ſilberne Medaille prägen, auf der ein Schädel mit Bezeichnung der Gall'ſchen Organe dargeſtellt iſt.

Das wiſſenſchaftliche Publikum knüpfte an die Lehre Gall's ſehr große und kühne Hoffnungen, deren Erfüllung nicht minder wiſſenſchaftliche Gegner, an denen ebenfalls kein Mangel war, ſtark in Zweifel zogen, und es ſcheinen dieſe Gegner recht behalten zu haben, denn wie geiſtvoll immer Gall's Lehre erſcheint, einen praktiſchen Nutzen hat ſie nicht gebracht, ſo viel ſie auch Bewunderer fand, und namentlich in Frankreich, in Paris, wo Gall von 1808 an als ausübender Arzt weilte, ebenſo in London, wohin Spurzheim ſchon 1814 reiſte, dann mit Gall 1825, während in Deutſchland die Sache faſt verſchollen und vergeſſen war. Gall gab mittlerweile ein großes Hauptwerk über ſeine Lehre in franzöſiſcher Sprache heraus, nachdem er vorher mit Spurzheim gemeinſchaftlich mehrere andere gründliche Schriften hatte erſcheinen laſſen. Dabei waren ſeine äußeren Verhältniſſe ſehr angenehm; er beſaß nahe bei Paris einen ſchönen Landſitz, die Villa Montrouge, und daſelbſt ſtarb er im 70. Lebensjahre. Man hat behauptet, Gall's eigener Schädel ſei völlig anders gebaut und gebildet geweſen, als die Anhänger ſeiner Lehre nach Gall's eigenen Fähigkeiten, Thätigkeiten und Geiſtesrichtungen hätten vermuthen laſſen.

Auch in Schottland fand die Lehre Gall's und Spurzheim's Anklang, man gab ihr dort einen geeigneten Namen, nannte ſie Geiſteslehre: Phrenologie. Die Engländer glauben ungleich mehr an die Untrüglichkeit dieſer Lehre, als die Deutſchen; ſie benutzen ſie ſogar als Richtſchnur bei der Erziehung der Kinder. Seit einem Jahrzehent tauchte auch in Deutſchland die Phrenologie wieder auf; ein Engländer, G. Combe, brachte ſie über den Canal wieder herüber; in neueſter Zeit iſt Dr. Guſtav Scheve ihr eifrigſter und ein ſehr begabter Jünger. Dennoch wird die Phrenologie nie ein Eigenthum der Menge werden; ſie erheiſcht philoſophiſche, phyſiologiſche und pſychologiſche Vorbildung und Kenntniß; und ſo wird ſie als Wiſſenſchaft den Namen Gall's der Nachwelt überliefern und als deſſen fortlebendes Denkmal zu betrachten ſein, aber praktiſchen Nutzen wird auch ſie nicht gewähren.



August Wilhelm Iffland.

Geb. d. 19. April 1759, geſt. d. 22. Sept. 1814.

Neben Eckhof und Schröder einer der glänzendſten Namen unter den Schauſpielern, welche zuerſt mit Ernſt und Eifer der deutſchen Bühne würdige Geſtaltung verleihen halfen, und durch die gewaltige Kunſt der Darſtellung auf ihre Zeitgenoſſen, wie durch gelungene Werke nachhaltig auf die Nachkommen wirkten. Kein Bühnen-Künſtler wird Iffland's Namen ohne Ehrfurcht ausſprechen.

Iffland wurde zu Hannover geboren, des Bürgermeiſters Sohn, der nicht ahnen konnte, welchen Weg der Sohn durch das Leben wandeln werde. Für den Staatsdienſt beſtimmt und den beſten Vorbereitungsunterricht empfangend, wollte der Knabe nicht nach Wunſch einſchlagen und lieber als die Bücher war ihm die Bühne, auf welcher die Ackermann'ſche und Seiler'ſche Geſellſchaft Vorſtellungen gaben, und deren Eindrücke ſo mächtig auf den jungen Iffland einwirkten, daß ſie alles andere lernen verdrängten, und je mehr ſeiner überraſchend hervortretenden Vorliebe für das Theater entgegengetreten wurde, um ſo mehr brach dieſe lebendig hervor. Romanlektüre trat anregend hinzu, die Lockung zur Bühne war allzumächtig; in Gotha ſtrahlte Eckhof's Stern, und der achtzehnjährige Jüngling folgte dieſem Sterne.

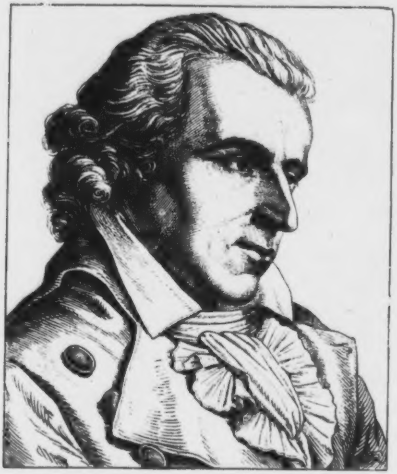
Dort betrat er zum erſtenmale die Bühne, auch Beck begann mit ihm zugleich die dramatiſche Laufbahn, welche beide mit ſo großen Ehren wandelten. Eckhof wurde ihnen Lehrer und Freund, nicht minder der geſchmackvolle Dichter und Bühnenfreund Friedrich Wilhelm Gotter, ein geborener Gothaner, und Iffland verlebte zwei genußreiche Jahre in der freundlichen Stadt, in welcher Herrſcher und Volk vereint zur Höhe der Bildung hinanſtrebten. Da erfolgte 1778 Eckhof's Tod, und der Herzog fand ſich bewogen, ſeine Bühne zu ſchließen. Den beſten Mitgliedern winkte jedoch Anſtellung in Mannheim, wo des Freiherrn Wolfg. Heribert von Dalberg's Bühnenſcepter waltete. Iffland kam nach Mannheim, bald auch kam Schiller; die ſchönſten gegenſeitigen Anregungen wurden geboten; der Künſtlerkreis ſtrebte nach harmoniſcher Vollendung, das Publikum lohnte durch Antheil und Wärme dem wackern Beſtreben, und Iffland fühlte ſich verſucht nun auch als dramatiſcher Dichter ſein Bühnenwirken zu erhöhen. Er wählte den Kreis des bürgerlichen Lebens ſeiner Zeit; dieß iſt bei jedem Urtheil über Iffland's Familiengemälde nie aus dem Auge zu laſſen. Selbſt Schiller verſuchte ſich in ſeinem «Kabale und Liebe» auf dieſem Gebiete. Kunſtreiſen bildeten Iffland eben ſo ſehr weiter aus, wie ſie ſeinen Ruhm vermehrten, bald klang ſein Name als der des größten deutſchen Schauſpielers neben Schröder, dem er ſich auch befreundete, durch Deutſchland. Er verheirathete ſich in Mannheim und bildete dort einen angeſehenen Kreis, machte ein Haus und ſah nicht ohne Wehmuth theils durch eine Spannung mit der Bühnen-Intendanz, theils durch die kriegeriſchen Unruhen ſich veranlaßt, das geliebte ſchöne Mannheim, wo er den Hafen ſeines Glücks gefunden, zu verlaſſen. Er nahm den 1796 von Berlin aus an ihn ergehenden Ruf zum Direktor des königlichen Nationaltheaters an. Zwar ließ ihn anfangs die nüchterne und froſtige Berliner Kritik die gewohnte Wärme der rheiniſchen Stadt ſchmerzlich vermiſſen, indeſſen lernte er bald einſehen, daß von jeder Kritik, ſofern ſie nur eine verſtändige, wenn auch keine wohlwollende iſt, zu lernen ſei; aber freilich war Iffland in ſich fertig, war kein werdender mehr.

Iffland's Leiſtungen als darſtellender Künſtler erreichten vielleicht nicht jene Eckhof's, ihre Sphäre war beſchränkter, er konnte, auch körperlich nicht ganz beſonders bevorzugt, nicht in jeder Rolle glänzen, zeichnete ſich aber in hochkomiſchen, in bürgerlichernſten wie in gutmüthigpolternden, auch in intriguanten Rollen aus.

Seine gediegene Sprache, die zu höchſter Ausbildung gehobene Declamation, eine unübertreffliche Charakterauffaſſung und Darſtellung mit den Mitteln plaſtiſcher Mimik ließen ihn ſtets bewundert erſcheinen. Von ſeinen zahlreichen Stücken, die ſich bisweilen zu ſehr in rhetoriſcher Breite ergehen, giebt und ſieht man immer noch gern «die Jäger», in denen die Rolle des Oberförſters die ſeine war, «den Spieler», Scenen aus den Hageſtolzen, u. a. Seine ländlich idylliſchen Stücke, zu denen die Jäger und die Hageſtolzen gehören, behaupten den Vorrang vor denen, deren Inhalt in Städten ſpielt. Das Lied aus den letztern: «Was frag' ich viel nach Geld und Gut» — iſt allverbreitetes Volkslied geworden.

Als Direktor war Iffland thätig und tüchtig wie wenige, umſichtig und treu, ſeine Haltung war vornehm mit ſittlichem Ernſt gepaart. Die Comödianterie durfte nicht an ihn herantreten. Im Jahr 1811 ernannte ihn der König zum General-Direktor aller königlichen Schauſpiele, gewiß ein Zeichen des höchſten und des verdienteſten Vertrauens. Mit Freude munterte Iffland würdige Talente auf und verſagte der echt künſtleriſchen Begabung nie ſeine Anerkennung. Iffland war es, der Müllner anregte, «die Schuld» zu ſchreiben, und als in dieſem Trauerſpiel die Künſtlerin Bethmann-Unzelmann die Elvira zum erſtenmale geſpielt hatte, ſchrieb ihr Iffland: «Worte ſagen es nicht, was ich für Ihr Talent, Ihre Lieblichkeit und Hoheit fühle. Gott erhalte Sie. Amen! Iffland.» —

Dieſe Worte ſchrieb Iffland am 14. Febr. 1814 — am 22. Sept. deſſelben Jahres ſchied er aus dem Leben, nach fruchtloſem Gebrauch der ſchleſiſchen Bäder. Es iſt laut ausgeſprochen worden, daß mit ihm eine der glänzendſten und ehrenvollſten Perioden des Berliner Theaters zu Ende ging. Sein Wirken fiel aber auch in eine Zeit, die dem Bühnenleben hochgünſtig war. Iffland's Verdienſt war es, mit Hülfe der genannten Bethmann-Unzelmann und Flecks eine Schauſpieler-Schule zu begründen und zu leiten, welche Deutſchland bedeutende Künſtler heranzog und ausbildete; durch ihn kamen die dramatiſchen Dichtungen Leſſing's, Goethe's und Schiller's auf die Bühnen Berlins. Dankbar wirkte für ein Denkmal Iffland's Frau Bethmann-Unzelmann beim König und bei auswärtigen Bühnen, aber ſchon ein Jahr nach ſeinem Tode folgte auch ſie dem großen Meiſter nach. Durch Cabinetsordre vom 13. October 1814 bewilligte König Friedrich Wilhelm III., daß ſie ſich zum Behuf der Denkmal-Errichtung für Iffland an alle deutſchen Bühnen-Directionen wenden dürfe und verfügte, daß die reine Einnahme einer am 19. April (Iffland's Geburtstag) 1815 auf dem königlichen Hoftheater zu Berlin zu gebenden Vorſtellung jenem Denkmal gewidmet werden ſolle. Ihr Aufruf an die Bühnen geſchah unterm 4. Nov. 1814. Der Erfolg dieſer ehrenhaften Bemühung iſt nicht in weiten Kreiſen bekannt geworden.



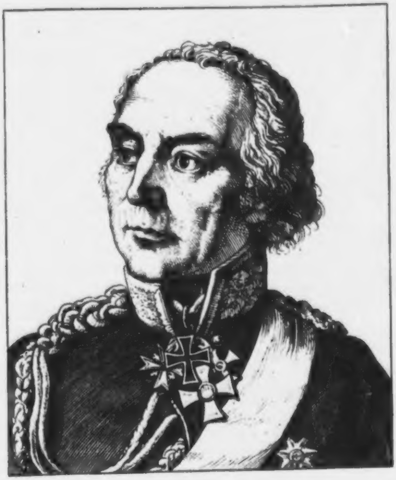
Johann Christoph Friedrich von Schiller.

Geb. d. 10. Nov. 1759, geſt. d. 9. Mai 1805.

Neben Goethe Deutſchlands gefeiertſter Dichter, ja lange Zeit von einer großen Anzahl Verehrer und Bewunderer noch über jenen Heros der deutſchen Nation geſtellt. Im kleinen ſchwäbiſchen Städtchen Marbach ſtand Schiller's älterliches Haus. Der Vater war praktiſcher Wundarzt, wurde Militärchirurg und brachte es zu Ende des ſiebenjährigen Krieges bis zum Hauptmann. Die Mutter war eine ſtille fromme Frau, von poetiſcher Begabung, die ſich namentlich auf den Sohn und deſſen ältere Schweſter Chriſtophine, ſpäter Gattin und Witwe des Hofrath und Bibliothekar Reinwald in Meiningen, vererbte, und im Sohne als herrlichſte Flamme des Genius emporſchlug. Von Marbach zogen die Aeltern mit den Kindern nach Lorch, von da wurde der Vater nach Ludwigsluſt verſetzt, wo der Herzog Karl von Würtemberg den Knaben, welcher ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollte und ſollte, für ſeine militäriſche Pflanzſchule, die Karlsacademie beſtimmte. In dieſer fühlte ſich der junge Schiller nicht heimiſch, ſchwankte in der Wahl des künftiges Berufes, wollte erſt Juriſt werden, griff dann zum Studium der Medicin und kämpfte den bittern Kampf eines Gemüthes durch, das aus Lieblingsplänen geriſſen, ſeine Lebenslaufbahn als eine verfehlte betrachten muß. Zum Glück drangen Bücher in den abgeſchloſſenen Kreis der Karlsſchule, gleich zündenden Strahlen und befruchtenden Blitzen, und regten den Jüngling mächtig zu eigenen dichteriſchen Verſuchen an. Schiller vollendete indeſſen mit Ernſt ſeine mediciniſchen Studien, und wurde Regimentsarzt, blieb aber dabei im lebhaften Verkehr mit den Freunden auf der Karlsſchule, ſchrieb zahlreiche Gedichte und vollendete die ſchon auf der Karlsſchule begonnenen Räuber, dies titaniſche Werk eines freiheitſprudelnden Jünglingsgeiſtes, der in einem Spiegelbilde ſeiner eigenen Natur alle Bande der Geſellſchaft ſprengte. Das Stück machte ungeheures Aufſehen, Freiherr von Dalberg, der einſichtsvolle Direktor der Mannheimer Hofbühne, bewirkte die Aufführung deſſelben und Schiller begab ſich heimlich, ohne Urlaub nach Mannheim, derſelben beizuwohnen. Die Aufnahme war glänzend, das Stück ſchuf dem Dichter Freude und Ruhm, aber auch Weh und Leid.

Die Straſe wegen heimlicher Entfernung und das Verbot des Herzogs ferner Dichteriſches zu veröffentlichen trieb ihn zur Flucht. Ohne alle Mittel fand er durch Frau von Wolzogen ein Aſyl in Bauerbach bei Meiningen, wo er ſeinen Fieſko und Kabale und Liebe vollendete, auch die vorbereitenden Studien zu Don Carlos machte. Von dieſer Zeit an begann er nun ſeine große Laufbahn zu durchwandeln, wurde gerühmt und gefeiert, blieb aber arm. Von Mannheim, wo er eine Zeit lang als Theaterdichter lebte und die Rheiniſche Thalia herausgab, ging er auf die Einladung Körners, der mit ihm einen fürs Leben dauernden Freundſchaftsbund ſchloß, erſt nach Leipzig, dann nach Dresden und wandte ſich jetzt geſchichtlichen Studien zu, als deren erſte Frucht die Geſchichte des Abfalls der Niederlande erſchien. Von da begab Schiller ſich nach Weimar; Wieland gewann ihn für ſeinen deutſchen Merkur. Goethe, deſſen ganzes Weſen nach Schiller's eigenem Ausſpruch, anders angelegt war, blieb ihm Anfangs ferne, förderte aber dennoch Schiller, der ſich nach einem feſten Halt im Leben ſehnte, zumal die Liebe zu ſeiner nachherigen Gattin, Charlotte von Lengefeld, ihm ein ſolches Ziel höchſt wünſchenswerth erſcheinen ließ. Hauptſächlich durch Goethes Einfluß erhielt Schiller die Profeſſur der Geſchichte in Jena, vom Herzog Georg zu Sachſen-Meiningen den gewünſchten Hofrathstitel, worauf Schiller's eheliche Verbindung erfolgte; ſo trat er 1789 mit Freuden ſein neues Amt an. Später verlieh ihm noch ſein Fürſt den Adel.

Was Schiller Deutſchland und der ganzen gebildeten Welt geworden iſt und gegeben hat, läßt ſich nicht im engen Rahmen einer flüchtigen biographiſchen Skizze ſchildern, auch iſt es bekannt genug. Leider hemmte frühzeitig Krankheit ihn an der Fortſetzung ſeiner Amtspflichten und ſchöpferiſchen Thätigkeiten, doch litt er nicht Mangel. Gütig und wohlwollend ſetzten der Herzog von Holſtein-Auguſtenburg und der Graf Schimmelmann vereint dem Dichter auf drei Jahre eine Rente von 1000 Thalern aus, damit er ſorgenfrei und nur den Rückſichten auf ſeine Geſundheit leben könne. Als lyriſcher und dramatiſcher Dichter erreichte Schiller den Gipfel der höchſten Anerkennung und Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen: als Geſchichtſchreiber zeichnete er ſich durch Klarheit und Würde aus; als Philoſoph wie als Dichter rang er ſich empor in das Reich der Ideale, und zog viele andere dahin liebend nach. „Er beſiegte“ nach Goethe's ehrendem Wort „den Widerſtand der ſtumpfen Welt und ſchwang zum höchſten ſich empor.“ Zu früh und allgemein beklagt endete Schiller an einem Anfall ſeines Bruſtleidens. Sein Wilhelm Tell war ſein Schwanengeſang. Unvergänglich lebt ſein Andenken im Bewußtſein der Nation, er iſt vorzugsweiſe der Sänger der Jugend und der Frauenwelt: erſtere erfreut ſich an den Bildern idealer Freiheit, letztere an der lieblichen Anmuth und der ſittlichen Reinheit von Schiller's unſterblichen Dichtungen, und ſo winden ſich dem Unvergeßlichen ewige Kronen von Geſchlecht zu Geſchlecht.



Hans David Ludwig Graf York v. Wartenburg.

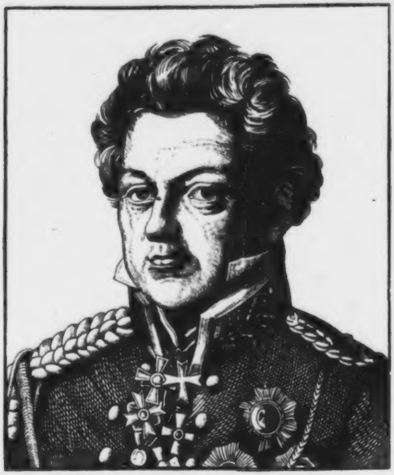
Geb. d. 26. Sept. 1759, geſt. d. 4 Oct. 1830.

Einer der tapfern und ruhmvollen Helden des Befreiungskrieges. Graf York entſtammte, wie ſchon der Name kündet, einer altengliſchen Familie, welche ſich nach Pommern gewendet und dort anſäſſig gemacht hatte; er erblickte in Königsberg das Licht der Welt und frühe Neigung ließ ihn ſich dem Militairdienſt widmen. Frühzeitig aber auch lernte er des Geſchickes Wechſelfälle kennen. Zehn Jahre verbrachte York im preußiſchen Dienſt, machte den Feldzug von 1782 als Lieutenant mit, hatte ſpäter ein Duell, büßte es mit Feſtungsarreſt, nahm den Abſchied und ging in holländiſche Dienſte, die ihn alsbald nach Oſtindien führten, wo er 1783 und 1784 einen zweijährigen Feldzug mitmachte — dann zog es ihn doch wieder nach dem alten Vaterlande, wo er auch wieder Dienſte nahm, und fortan mit unerſchütterlicher Treue zu Preußens Fahnen ſtand. Im Füſelierbataillon Pluskow machte er als Major den Feldzug nach Polen mit, bildete ſpäter ein eignes derartiges Bataillon zu Johannisburg, und erhielt 1799 die Commandantur des Feldjäger-Regiments; 1800 wurde er zum Oberſtlieutenant dieſes Regiments ernannt.

In dem für Preußens Waffen unglücklichen Feldzug von 1806 commandirte York bei mehrern Gefechten mit wechſelndem Glück; er deckte bei Sandau den Uebergang des damals im preußiſchen Heere befehligenden Herzogs Carl Auguſt zu Sachſen Weimar Eiſenach über die Elbe, focht äußerſt tapfer bei Wahren, fiel aber nach empfangener ſchwerer Wunde in Lübeck in die Hände der Franzoſen. Das Loos der Kriegsgefangenſchaft geſellte York zu Blücher, dem energiſchen Helden, deſſen Geiſt wohl nicht ohne Einfluß auf York blieb, denn auch er bewährte in allen Thaten jenes entſchloſſene „Vorwärts“, das ein „Zurück!“ nicht kennt und nicht anerkennt. Mit Blücher zugleich erhielt York durch Auswechſelung der Kriegsgefangenen ſeine Freiheit wieder, ſtieg 1807 zum Generalmajor, und ward mehr und mehr mit hohen Stellen im Heere betraut. Als Generalgouverneur von Oſt- und Weſtpreußen fand ihn bereits das Jahr 1812 und rief ihn als Oberbefehlshaber an die Spitze des gegen Rußland marſchirenden preußiſchen Heeres, deſſen Nachhut er beim Rückzug nach der Memel deckte und in höchſt ſchwieriger Lage ſchirmte.

Mit hellem geiſtigem Scharfblick nahm York wahr, was Preußen jetzt Noth thue, Trennung von Frankreich um jeden Preis, und ſo wagte er beiſpielgebend und ohne Befehl vom König den erſten großen Schritt der Losſagung, den freilich das Kabinet in ſeiner damaligen Lage noch nicht gut heißen und nach Verdienſt anerkennen durfte. Aber im Frühling des Jahres 1813 entfaltete York, nachdem er ſein Korps wieder verſtärkt und vollzählig gemacht, ſeine Heeresbanner, und theilte Ruhm und Siege ſeiner unſterblichen Kampfgenoſſen. Bei Dannekow ſchlug er am 5. April 1813 den Vicekönig von Neapel, ſchlug die Schlachten mit bei Lützen und bei Bautzen, und ſpäter, als nach dem Waffenſtillſtande der Kampf aufs neue entbrannte, als Befehlshaber des 1. preußiſchen Armeekorps die an der Katzbach und bei Wartenburg, deſſen Name ihm mit den Grafentitel verliehen wurde. Hatte York in der Schlacht bei Wartenburg den General Bertrand geſchlagen, ſo ſchlug er auch während der Schlacht bei Leipzig den General Marmont bei Möckern, und an ihm, dann den fliehenden Feind unaufhaltſam nachſetzend, lag es nicht, daß Napoleon in Freiburg an der Unſtrut mit Noth der Gefangenſchaft entging. Nicht minder tapfer kämpfte York auf Frankreichs Boden im Jahre 1814 und ſchritt vom Siege zum Siege, bis auch ihm am großen Triumphtag des Einzugs der Alliirten in Paris die irdiſche Palme winkte und lohnte.

Nach dem Friedensſchluß zu Paris empfing York den eben erwähnten Titel eines Grafen von Wartenburg, begleitete mit Blücher ſeinen König nach England, und wurde darauf Generalgouverneur der Provinzen Schleſien und Poſen. Als der gefangene Löwe von Elba 1815 aus ſeinem Käfig gebrochen war, wurde Graf York der Oberbefehl über das 5. Armeekorps zugetheilt, doch nahm er denſelben nicht an, da ein tiefer Schmerz, der Tod ſeines einzigen geliebten Sohnes, ihn zu allem unfähig machte. Er nahm gleich nach dem zweiten pariſer Frieden den Abſchied, lebte zurückgezogen in Schleſien auf ſeinen Gütern, wurde noch 1821 Generalfeldmarſchall und endete zu Klein-Oels ſein ruhmgekröntes Heldendaſein.



August Neidhart Graf von Gneisenau.

Geb. d. 28. Oct. 1760, geſt. d. 24. Aug. 1831.

Graf von Gneiſenau iſt mit Scharnhorſt und Blücher der dritte im Heroenbunde jener großen Zeit, die Deutſchlands Feſſeln brach und wie eine glückverheißende Morgenröthe über dem Vaterlande ſtrahlte. Tapfer und thätig, muthvoll und beſonnen, als Krieger ein Held, als Menſch ein Ehrenmann, hat er unvergänglichen Nachruhm ſich erworben.

Auf einer Durchreiſe durch das Städtchen Schilda gab ſeine Mutter Gneiſenau das Leben. Er hatte das Unglück, beide Aeltern früh zu verlieren und wurde in Würzburg erzogen, wo die Großältern lebten. Von der Schule zu Würzburg kam Gneiſenau nach Erfurt, ſtudirte dort und trat 1782 in Markgräflich Bayreuthiſche Dienſte. Als er es in denſelben bis zum Lieutenant gebracht, ſchien ſein Loos ihn in den Kampf gegen die amerikaniſche Freiheit führen zu wollen, wohin er mit einem Ergänzungscorps von 400 Mann abſegelte, dort aber bereits den Waffenſtillſtand geſchloſſen fand und gern zurückkehrte. Gneiſenau trat nun in königl. preußiſche Dienſte, wurde 1789 Hauptmann der niederſchleſiſchen Füſelierbrigade und wurde in den Feldzügen in Polen 1793 und 1794 mit verwendet. Die Zeit, welche der Garniſonsdienſt, der in mehreren ſchleſiſchen Städten wechſelte, ihm vergönnte, wendete Gneiſenau mit gründlichem Fleiß auf ſeine militäriſche Fortbildung und ließ in der Stille den großen Feldherrngeiſt reifen, welcher berufen war, Deutſchland unvergeßliche Dienſte zu leiſten.

Als der Feldzug von 1806 eröffnet war, erhob ſich Gneiſenau's Geſtirn, das ein langer Friede noch im Dunkel gehalten, zu glänzendem emporſteigen. Er focht mit in der unglücklichen Schlacht bei Saalfeld, Prinz Luis von Saalfeld und die meiſten höhern Officiere waren gefallen, Gneiſenau mußte den Reſt des geſchlagenen Heeres zurückführen und that dieß mit aller Tapferkeit und Umſicht. Der ſiegreiche Feind nahm die Feſtungen des Landes, nur Kolberg hielt ſich noch durch die muthvolle Ausdauer ſeines größten, für des Vaterlandes Ehre begeiſtertſten Bürgers Nettelbeck (Lieferung 1.). — Gneiſenau kam, bisher immer noch Hauptmann, jetzt zum Major ernannt, und hielt Stadt und Feſtung mit bewunderungswürdiger Ausdauer, von

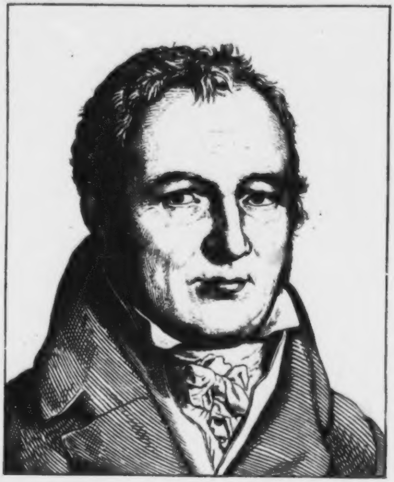
Nettelbeck ſtets auf das aufopferndſte unterſtützt. Noch führt das Regiment von Gneiſenau zum unverlöſchlichen Andenken jener heldenmüthigen Vertheidigung Kolbergs ſeinen Namen.

Die trüben Jahre der Schmach und Erniedrigung, in denen Preußens Waffenruhm verhüllt und ſeine Kraft gebrochen war, wurden mit Plänen und Hoffnungen auf eine beſſere Zeit ausgefüllt, und wie Scharnhorſt und andere Edle und Tüchtige im Stillen daran arbeiteten, Großes vorzubereiten, ſo auch Gneiſenau, bis näher und näher die verhängnißvolle Zeit kam, die zur Entſcheidung drängte.

Eine ſich nöthig machende diplomatiſche Sendung nach England wurde 1812 Gneiſenau übertragen und von ihm voll Einſicht und Glück vollbracht. England mehrte den Kriegsbedarf. Preußen ſchuf ſeine tüchtige, thatenbewährte und ruhmgekrönte Landwehr, und Gneiſenau wurde Generalgouverneur der ſchleſiſchen Armee. Scharnhorſt's Verwundung in der Schlacht bei Lützen und deſſen in Prag erfolgter Tod ſtellten Gneiſenau als Generalquartiermeiſter an die Spitze des ſchleſiſchen Heeres, und nun bewährte ſich durch mannigfaltige Prüfungen unterm Donner der Schlachtengewitter Gneiſenau's Heldengeiſt, mit dem er als Chef des Generalſtabes vorleuchtete; davon zeugten nacheinander die Schlachten an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern während der großen Völkerſchlacht auf Leipzigs Gefilden. Auch auf dem weitern Siegesgange hinter dem hart verfolgten, doch oft noch ſich tapfer ſetzenden Feind war das Kriegsglück mit Gneiſenau's Fahnen, und Brienne, Laon und Paris ſahen ihn als Sieger einziehen. In Folge ſeiner Großthaten wurde Gneiſenau in den Grafenſtand erhoben.

Als der Friede von Paris geſchloſſen war, ſuchte Gneiſenau ſeine Geſundheit durch den Beſuch von Bädern zu ſtärken, und ließ ſich dann zu friedlicher Thätigkeit in Berlin nieder; doch nicht lange blieb dem Feldherrn Ruhe vergönnt, denn Napoleon erſchien noch einmal und ſein Name ſchreckte noch einmal die Welt aus ihrem jungen Frieden.

Da trat mit den tapferſten und gefeiertſten Heldenbrüdern auch Gneiſenau wieder an des Heeres Spitze, kämpfte todtesmuthig in den Schlachten von Ligny und Waterloo, mehr als einmal hart bedroht, und verfolgte dann den fliehenden Feind unabläſſig, bis er zum zweiten male als Sieger durch die Thore der Hauptſtadt Frankreichs ritt und dann am Miniſtertiſche den harten Frieden mit diktirte. Auch er begleitete, gleich Blücher, ſeinen Heldenkönig von Paris aus nach England, wurde aller Ehren und Auszeichnungen theilhaft, und dann vom Könige zum commandirenden General in den Rheinprovinzen ernannt, gleichſam als ein Wächter neben dem ſtets unruhigen und immer noch nicht genug gedemüthigten Frankreich. Indeſſen geboten Geſundheitsrückſichten dem Grafen, ſein Generalat 1816 niederzulegen und mehrere böhmiſche Bäder zu beſuchen, worauf er ſich auf ſein Familiengut Großerdmannsdorf in Schleſien zurückzog und glückliche Jahre einer heitern Ruhe verlebte. Im Jahre 1821 wurde Graf Gneiſenau zum Gouverneur von Berlin ernannt und 1825 wurde er Generalfeldmarſchall der preußiſchen Geſammt-Armee, wie er auch im Staatsrath der auswärtigen und Militairangelegenheiten den Vorſitz erhielt, und ruhm- und ehrenvoll für Preußens Wohl wirkte. Von einer Reiſe auf ſein Gut kehrte er nicht wieder nach Berlin zurück: er fand dort im Heimathſchooſe die irdiſche Ruhe. Hoch ehrte ihn Preußen auch nach ſeinem Tode, Berlin erfreut ſich ſeines Denkmals, die Geſchichte grub ſeinen Namen mit goldenen Lettern in ihre Annalen.



Johann Peter Hebel.

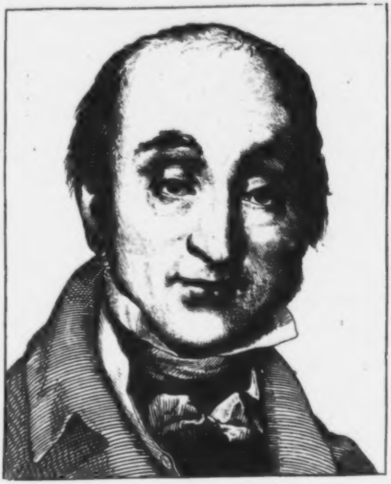
Geb. d. 11. März 1760, geſt. d. 22. Sept. 1826.

Hebel hat ſich durch ſeine «allemanniſchen Gedichte» vor allen ſeinen übrigen Schriften bleibenden Nachruhm geſchaffen. Er wurde im Dorfe Hauſen, nahe bei Schopfheim in Baden, geboren. Der Vater war ein armer Gärtner und dem Sohne ſchien nur ein kärgliches Loos gefallen. Er mußte als Knabe, da er den Vater früh verlor, auf der Eiſenhütte bei Hauſen nebſt ſeiner Mutter Kohlen tragen und ſonſtige geringe, aber mühſame Arbeiten verrichten. Doch war ihm vergönnt, die Dorfſchule zu beſuchen, wo er ſo gute Anlagen und Fähigkeiten zeigte, daß ein früherer Waffengefährte ſeines Vaters, ein invalider Unteroffizier, Namens Iſelin, der den Fleiß des Knaben erfuhr, ihn zu ſich nach Baſel nahm, und ihn den Unterricht der dortigen Stadtſchule genießen ließ. Mittlerweile ſtarb Hebel's Mutter, aber der ganz verwaiſte Knabe fand einen neuen Wohlthäter an dem Kirchenrath Prauſchen in Karlsruhe, welcher ſich ſeiner liebevoll annahm, ihn erſt das Gymnaſium zu Lörrach beſuchen ließ, und ſpäter Sorge trug, daß Hebel eine Hochſchule beſuchen konnte. Hebel wählte Erlangen zum Ort ſeiner academiſchen Studien, und die Theologie als deren Ziel. Er kam 1778 nach Erlangen, und beſtand ſein Candidatenexamen nach zurückgelegtem academiſchen Triennium ſehr gut; bald auch bot ſich eine willkommene Hauslehrerſtelle, und nun öffnete ſich ihm mehr und mehr der Weg und die Ausſicht zu einer ſchönen Lebenslaufbahn, wie ſie der kleine Kohlenträger von der Hauſener Eiſenhütte nie geahnet. Bereits 1783 wurde Hebel Lehrer an dem Gymnaſium, das ihn ſelbſt gebildet hatte, und die ſchöne Natur um Lörrach weckte die Poeſie, die in ſeiner empfänglichen Seele ſchlummerte. Im Jahre 1791 wurde Hebel zum Lehrer am Karlsruher Gymnaſium ernannt, und empfing zugleich die Stelle des Subdiaconus an der Hofkirche daſelbſt, worauf er nach Verlauf mehrerer treugeführten Dienſtjahre 1798 zum Profeſſor und Oberlehrer aufrückte. Als ſolcher ließ er nun 1803 ſeine «allemanniſchen Gedichte» erſcheinen, ein höchſt glücklicher Wurf, denn einestheils verhalf die wahrhafte Begabung des Dichters im Bunde mit hoher Einfachheit, reizendſter Naturſchilderung und erſchütternder Wahrheit in den Gedichten ſelbſt, anderntheils das lieblich weiche und zum Gemüth innig ſprechende des allemanniſchen Dialektes den allemanniſchen Gedichten zu lebhaftem Beifall und größtmöglichſter Verbreitung. Die deutſche Dialektdichtung war noch wenig angebaut, nur Johann Conrad Grübel, und ſpäter J. H. Voß hatten mit großem Glück, der erſtere die nürnberger in ſcherzhaften Gedichten, der zweite die plattdeutſche Mundart in lieblichen Idyllen und Gedichten gleichſam zu verklären geſucht, und wohl mag Voß Hebel vorgeſchwebt haben, obſchon der letztere völlig ſelbſtſtändig auftrat, und ungleich mehr, als an neuere, an die ſchwäbiſchen Minneſinger erinnerte, denn eine gleiche Unbefangenheit und Naivität im Ausdruck, und die gleiche Zartheit der Empfindungen beſeelte, wie jene, ſo auch die Dichtungen Hebels. Kaum zu zählen ſind die ſpätern Auflagen derſelben, und mehrere Schriftſteller haben ſich auch die höchſt undankbare Mühe gegeben, die allemanniſchen Gedichte in das Hochdeutſche zu übertragen, was geradezu den Farbenſtaub vom Flügel des Sylfen, den Thau von der Blume, den zarten Dufthauch von der Herbſtfrucht abſtreifen heißt. Auch nachgeahmt wurde Hebel häufigſt, ja jetzt iſt wohl kein noch ſo kleines Ländchen und Winkelchen in Deutſchland, aus dem nicht ſein Dialekt in einigen Verslein hervorzirpt. Der Sprache mag damit ein Dienſt geleiſtet ſein, der Poeſie ſicherlich nicht; nicht jeder Dialekt eignet ſich für die poetiſche Behandlung; es giebt in Deutſchland Länder, deren Idiome und Dialekte von Natur unſchön, grob und bäuriſch klingen, was beſonders von einigen nordfränkiſchen Provinzen gilt, die nimmermehr ſich für poetiſche Auffaſſung eignen.

Im Jahre 1805 wurde Hebel badenſcher Kirchenrath und 1808 Gymnaſiumsdirektor. Im letzteren Jahre begründete und begann er ſeine beliebte Zeitſchrift: «Der rheinländiſche Hausfreund», der bis 1811 erſchien und dann unter dem Titel «Rheiniſcher Hausfreund» durch die Jahre 1814 und 1815 fortgeſetzt wurde. Ein Auszug aus der erſten dieſer Schriften erſchien 1811 unter dem Titel: «Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes», die Quinteſſenz deſſelben darbietend, und erlebte mehrere Auflagen. Vielen Epigonen in der volksthümlichen Schreibweiſe diente Hebel als Vor- und Muſterbild, und es wäre wohlgethan, wenn eine noch ungleich größere Anzahl die edle Denk- und Schreibweiſe Hebel's zu erreichen geſtrebt hätte, ſtatt dem Volke mit Gemeinheiten zu ſchmeicheln, und zu wähnen, für das Volk ſei auch die ungenießbarſte Speiſe gut genug.

Im Jahre 1809 wurde Hebel Mitglied der evangeliſchen Kirchen- und Prüfungskommiſſion, 1814 Mitglied der evangeliſchen Kirchen-Miniſterial-Section, endlich 1819 empfing er Rang und Titel eines Prälaten und 1820 das Comthurkreuz des Zähringer Löwenordens, zugleich ertheilte ihm die theologiſche Facultät zu Heidelberg die theologiſche Doctorwürde.

Hebel endete ſein thätiges und verdienſtvolles Leben im Hauſe eines vieljährigen Freundes, Namens Zeyher, dem berühmten Vorſteher des botaniſchen Gartens zu Schwetzingen, als er von einer nach Mannheim gemachten Reiſe in die Heimath zurückkehren wollte. Ein Denkmal wurde Hebel im Hofgarten zu Karlsruhe errichtet.



Gottlob Nathuſius.

Geb. d. 30. April 1760, geſt. d. 23. Juli 1835.

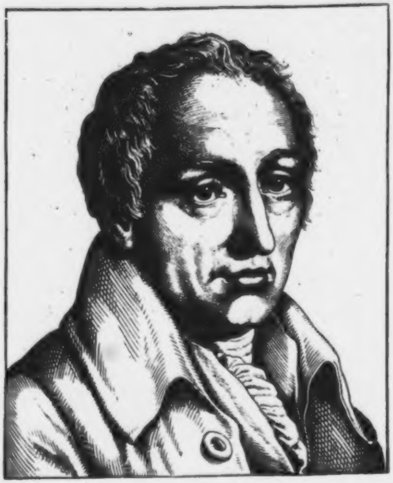
Gottlob Nathuſius, aus einer ſchwediſchen Familie (Nat-Hus, d. i. Nachthaus), von der ein Glied — der Familientradition nach — zu Dr. Luthers Zeit nach Wittenberg gekommen, deſſen Nachkommen dann durch viele Generationen hindurch Predigerſtellen im Churſächſiſchen bekleidet, — wurde zu Baruth (im jetzigen Regierungsbezirke Potsdam) geboren, wo ſein Vater churſächſ. Steuereinnehmer mit 5 Thlr. 20 Ggr. monatlichem Gehalte war. Nur die beſondere Betriebſamkeit einer ebenſo frommen als induſtriöſen Mutter, die bei ihrer Arbeit mit heller Stimme die alten Kirchenlieder zu ſingen pflegte, machte es möglich, die zahlreiche Familie durchzubringen. Der höchſte Wunſch unſres Gottlob war, zu ſtudiren, und um ein Unterhaltsmittel auf Schulen und Univerſitäten zu beſitzen, hatte er ſich mit großem Eifer auf die Muſik geworfen. Allein die ſchreckliche Hungerzeit in den 70ger Jahren ſchnitt ihm jede Ausſicht dazu ab, und er mußte in eine harte 6jährige Lehre in einem Berliner Materialladen eintreten, wo er beſonders bei ſeiner Schwächlichkeit, Armuth und ſeiner anerzogenen Gewiſſenhaftigkeit, die den böſen Schlichen der älteren Genoſſen widerſtand, viel zu leiden hatte. Doch erwarb ihm dieſe, als ſie an den Tag kam, die Zuneigung des Principals. — Die Makulatur, woraus er Tüten drehen mußte, ſtudirte er, um ſich zu bilden, ſowohl in Bezug auf Inhalt als Styl durch (Gellerten bekannte er in letzterer Beziehung das meiſte zu verdanken, und der Erwerbung einer leichten und natürlichen Schreibart ſtatt des verſchrobenen Geſchäftsſtyles verdankte er nachmals ſein erſtes Fortkommen). Das Frühſtück verſagte er ſich und kaufte von den geſammelten Dreiern, die er dazu erhielt, Bücher beim Antiquar. Heimlich des Nachts machte er ſogar chemiſche Experimente, und neben dem dürftigen Tütchenverkauf der Wirklichkeit führte er endlich eine ausgedehnte ideale Handlung mit ſelbſterlernter doppelter Buchhaltung und mit fingirten Speculationen und Correſpondenzen in alle Weltgegenden. Und ſo geſchah es, daß er unmittelbar aus dieſem Detailgeſchäfte, und erſt 24 Jahr alt, einen Ruf als erſter Buchhalter an ein angeſehenes Magdeburger Handelshaus erhielt. — Sein neuer Principal ſtarb bald darauf kinderlos und verordnete, daß ſein kaufmänniſch ungebildeter Schwager Richter mit Nathuſius zuſammen das Geſchäft übernähme, deſſen Rechnungsweſen übrigens in großer Unordnung war. Als Nathuſius nach einem Jahre die Bilanz zog, fand er, daß er eigentlich eine bankerotte Handlung übernommen hatte. Ein hitziges Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte, war die Folge dieſer ſtillen Entdeckung. Ein alter Nachbar, an den er ſich in der Verlegenheit wandte, borgte ihm auf den Schimmer der einſamen Lampe, den er ſo oft in ſpäter Nacht von Nathuſius Comtoire bemerkt hatte, und das Geſchäft kam bald in Schwung. Nathuſius verband damit eine Tabaksfabrik, indem er ein ganz neues, auf chemiſche Kenntniſſe gegründetes, und dadurch eben einfaches und natürliches

Verfahren in dieſe Fabrikation einführte, und die Firma Richter und Nathuſius (die auch nach des erſteren frühem Tode fortdauerte) ward bald auf den Tabakspaketen über ganz Deutſchland, ja über daſſelbe hinausgetragen. Eine üble Unterbrechung machte im Jahre 1793 die Wiedereinführung der Tabaksregie, bei der er nun als Generalfabrikdirector eintrat, aber bald ſeinen Abſchied nahm, weil er ſich mit der ziemlich ſchlechten Wirthſchaft nicht vertragen konnte. Sie fand auch bald ihr Ende in der Wiederaufhebung des Regales nach Friedrich Wilhelms II. Tode. Nathuſius leitete die Auflöſung als königlicher Commiſſar, ſchlug aber den ihm angebotenen Geheimerathsrang aus, und übernahm ſein Magdeburger Geſchäft nun wieder für eigene Rechnung. Im höchſten Flore traf es der unglückliche Krieg von 1806 und der Tilſiter Frieden, wodurch Magdeburg zum Königreich Weſtfalen geſchlagen und der Abſatz erheblich beſchränkt ward. (Soll doch im Preußiſchen ein Jude ſich taufen laſſen und dabei den Namen Nathuſius angenommen haben, blos um in Compagnie mit irgend einem Richter die Firma nachzumachen.)

Nathuſius ward unter die Weſtfäliſchen Reichsſtände nach Caſſel berufen und dort zugleich Rathgeber des in ſteter Verlegenheit befindlichen Finanzminiſters von Bülow, ohne daß meiſtens jedoch ſein Rath richtig befolgt wäre, und ohne ſich auch activ an Manipulationen zu betheiligen, durch die er ſich ohne Mühe hätte bereichern können. Für bloßes Geld- und Papiergeſchäft war er kein Mann. — In Caſſel verheirathete ſich Nathuſius mit einer Tochter des Kriegsraths Engelhard und der als Dichterin zu ihrer Zeit vielgenannten Philippine geb. Gatterer, kaufte das Kloſter Althaldensleben bei Magdeburg und das daran ſtoßende Rittergut Hundisburg und zog aufs Land.

Hier begann er nun ein neues Leben in großartigen gewerblichen Schöpfungen. Von weit und breit ſammelten ſich «Genies» aus dieſem Fache, die freilich meiſtens zur Gattung der «verdorbenen» gehörten, um den allen neuen Ideen zugänglichen Mann, unter deſſen Seelenvermögen überhaupt (was von einem ſo bekannten Geſchäftsmanne, und der auch ſelbſt nur das «Nützliche» gelten laſſen wollte, wunderlich zu ſagen iſt) die Phantaſie das hervorſtechendſte war. Das wichtigſte und unzweifelhaft zeitgemäßeſte ſeiner Unternehmungen war eine Maſchinenfabrik im ausgedehnteſten Maaßſtabe, zu einer Zeit, wo noch keine in Deutſchland beſtand. Mit großer Energie in Schwung geſetzt, ſcheiterte ſie gänzlich, weil Nathuſius ſelbſt gerade von der Mechanik keine ausreichende Kenntniß beſaß und der Mechaniker, dem er die Leitung übergab, ein Schwindler war. Doch blieb auch dies Unternehmen nicht ohne Folge, indem zwei von den Arbeitern, die Nathuſius dazu aus England hatte kommen laſſen, nun auf eigne Hand eine Fabrik anlegten. — Glücklicher war Nathuſius, nachdem er ſchweres Lehrgeld bezahlt hatte, mit den meiſten andern Unternehmungen, die er ſelbſt beſſer überſehen konnte. Allein meiſtens hatten ſie nur Reiz für ihn, ſolange es Neues zu erſinnen und auszuführen, Schwierigkeiten zu überwinden gab. Waren ſie erſt im Gange, ſo ließ er ſie theils wieder eingehen, theils von Beamten ſo gut es ging verwalten, um ſich mit ſeinem raſtloſen Geiſte ſofort wieder neuen Aufgaben zuzuwenden. So entſtand theils nach, theils nebeneinander eine ganze Reihe von Gewerbszweigen: chemiſche Fabrik, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Eiſengießerei, Kupferhammer, Steindruckerei, Mahl- und Oelmühlen, Rübenzuckerſiederei, indiſche Zuckerraffinerie, Stärke- und Kartoffelſyrupsfabrik, Pottaſcheſiederei, Gypshütte und Fabrik von künſtlichem Marmor, Obſtweinkelterei, Nudelfabrik, Eſſig und Moſtrichfabrik, Deſtillation von Liqueuren und Parfüms, Ziegelei, Töpferei, Steingut- und Porzellanfabrik, großartige Baumſchulen u. ſ. w. So ward Althaldensleben, ohne daß der raſtloſe Unternehmer aus dem allen in Summa zuletzt irgend einen pekuniären Vortheil gezogen hätte, eine Pflanzſchule der Induſtrie für nähere und weitere Umkreiſe. Und da daneben auch die neueſten Methoden der Landwirthſchaft und Landescultur überhaupt im großen verſucht und angewendet wurden, ſo war es lange Zeit das Reiſeziel einer großen Menge von Beſuchern aus faſt allen europäiſchen Ländern. Im Sommer war faſt täglich offene Tafel, die Nathuſius mit der lebhaften und originellen Unterhaltung eines Autodidacten würzte, und bei der es ein Lieblingsgedanke von ihm war, daß **alles**, was ſich auf ihr befand (mit Ausnahme der beiden Artikel: Salz und Glas, die er deshalb gern auch noch in Angriff genommen hätte) eigenes Product war. So genoß er den Reſt ſeines Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit und in einer glücklichen Häuslichkeit, große Mäßigkeit und Sparſamkeit mit einer noch größeren Freigebigkeit, wo es wohlthätige oder gemeinnützige Zwecke galt, vereinend. Beſonders gern unterſtützte er junge Leute zu ihrer Ausbildung. Blieb es doch ſtets ſein ſtilles Bedauern, daß er von ſeinem eigentlichen Lieblingswunſche, ſich einer gelehrten Laufbahn zu widmen, durch die Noth der Jugend verſchlagen war. Sein einziger Luxus beſtand in einer ſehr ins große getriebenen Liebe für die Pflanzenwelt und ſchöne Gartenkunſt. Von dem Charakter des ungewöhnlichen Mannes, der in einer ihm eigentlich fremden Sphäre ſo Außerordentliches leiſtete, wäre es ſchwer ein Bild in wenigen Strichen zu entwerfen: er konnte nach außen ſtreng, ja hart erſcheinen, und war doch von der weichſten und innigſten Empfindung (eine große Schüchternheit, namentlich auch Höherſtehenden gegenüber, hatte er in ſeiner Jugend nur dadurch überwunden, daß er jeden, der vor ihm ſtand, ohne Kleider zu denken ſich vornahm); — als Mann des Calculs bekannt, kannte er kaum die gangbaren Geldſtücke, und ſteckte er ausnahmsweiſe einmal Geld zu ſich, ſo wußte er am Abende nicht, wo es geblieben war; — als Vater aller Praxis galt er, und konnte kaum behalten, wie lang ein Fuß oder wie ſchwer ein Pfund war. Keiner Mode folgend, behielt er auch eine ſtets gleichmäßige und etwas alterthümliche Tracht bis in ſein rüſtiges Alter bei. Er ſtarb nach längerer Unterleibskrankheit 75 Jahre alt im Kreiſe der Seinen.

Von 5 Söhnen, die ihn nebſt 2 Töchtern aus ſeiner glücklichen Ehe überlebten, verwalten 4 väterliche Güter, der 5. redigirt ein größeres Unterhaltungsblatt, das (früher Halliſche) «Volksblatt für Stadt und Land».



August Friedrich Ferdinand von Kotzebue.

Geb. d. 3. Mai 1761, geſt. d. 23. März 1819.

Dieſer Dichter wandelte auf wechſelvoller Bahn des Lebens, wie wenige vor und nach ihm: beliebt und mißliebig, gelobt und geſcholten, anerkannt und verkannt, ein Märtyrer ſeiner Verirrungen; doch blieb Kotzebue als deutſcher Theaterdichter ſo geſchätzt, daß die kritiſchen Verläſterungen ſeiner Perſönlichkeit nirgend rechten Boden haben finden können. Die Nachwelt wird ihn jedenfalls milder richten, als es ſpäter der politiſche Fanatismus that, der ihn meuchelmordete und unbedingt verdammte.

In Weimar, unter den günſtigſten Sternen, wurde Kotzebue geboren und als Säugling ſchon vaterlos. Die wackere Mutter nahm ſich eifrig ſeiner Erziehung an, förderte das jugendliche, früh bemerkbare poetiſche Talent des Knaben; das Gymnaſium zu Weimar bildete ihn weiter aus, und er war fähig, ſchon mit dem 16. Jahre die Hochſchule Jena zu beziehen. Dieſe Frühreife trägt ſelten die gehoffte Frucht; es müſſen ganz beſonders begabte Talente ſein, die, allzufrüh zur Univerſität entſendet, den richtigen Weg finden ſollen. Auch Kotzebue fand ihn nicht: er dichtete und ſchwärmte, ſtatt zu ſtudiren, und wurde Satyriker ſtatt Anwalt, Schriftſteller ſtatt Fachmann. Schon in früher Jugend hatte die Bühne vorzugsweiſe Kotzebue lebhaft angezogen, und er blieb der Neigung, für dieſelbe thätig zu ſein, durch ein von mannigfaltigen Schickſalen äußerſt bewegtes Leben treu. Auf ſeine Ausbildung zum Schriftſteller übte der treffliche Muſäus als Lehrer wie als Freund bedeutenden Einfluß; Wieland's und Goethe's große Beiſpiele ſpornten den Jüngling mächtig an, und es war nur zu beklagen, daß er beiden nicht mit mehr gediegenem Ernſt nacheiferte.

Einige beißende Satyren Kotzebue's machten in Weimar viel böſes Blut, und er empfing den Rath, ſeine Geburtsſtadt auf einige Zeit zu meiden. Empfehlungen brachten ihn in erwünſchte Lebens- und Thätigkeitskreiſe nach Rußland, wo er ſich verheirathete, Titularrath, Beiſitzer des Oberappellationsgerichts zu Reval wurde, ja ſpäter ſogar Präſident des Gouvernements-Magiſtrats für Eſthland. Die höheren ruſſiſchen dienſtlichen Stellungen verleihen meiſt an ſich den perſönlichen Adel, und ſo erſchien es als eine Satyre auf den Dichter des Don Ranudo de Coliberados, der humoriſtiſchſten Verſpottung des Adels — daß erſterer ſich nun bewogen fühlte, ſich von Kotzebue zu ſchreiben und eine Schrift «über den Adel» erſcheinen zu laſſen.

Fortwährend thätig als Schriftſteller ſchrieb Kotzebue eine Menge Romane und Theaterſtücke, von denen «Menſchenhaß und Reue» und «die Indianer in England» ihm Ruf und Beliebtheit verſchafften, die aller Orten aufgeführt, von hämiſcher Kritik aber dennoch hart mitgenommen und verketzert wurden, was dem ſehr reizbaren Dichter zum Anlaß wurde, ſich gegen die geſammte Kritik in eine Fechterſtellung zu ſetzen, woran er ſehr übel that, denn ſtets iſt die beſte Antikritik, zu ſchweigen, und zu ſuchen, durch ein beſſer gelungenes Werk das getadelte zu übertreffen.

Weit ſchlimmer als die Pfeile der Kritik es vermochten, verwundete ſich Kotzebue ſelbſt durch die anonyme Schrift: «Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirne», die für ihn bitter beſchämende und mit Gram erfüllende Folgen hatte.

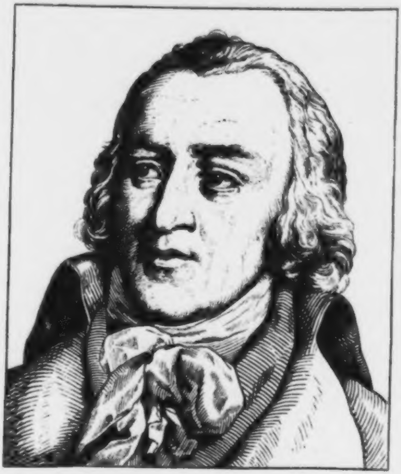
Den im November 1790 zu Weimar erfolgenden Tod ſeiner geliebten erſten Gattin, die ihm auf einer Badereiſe nach Deutſchland gefolgt war, ertrug v. Kotzebue nicht mit der Würde, die dem Manne ziemt; er verließ ſie, bevor ſie verſchieden war, drückte ihr nicht die gebrochenen Augen zu, ſondern reiſte, um ſich zu zerſtreuen, nach Paris, von da nach Mainz.

Im Jahre 1795 begab ſich Kotzebue wieder nach Eſthland, vermählte ſich mit Fräulein Chriſtiane von Kruſenſtern, die mit aller Liebe an ihm hing, und ihm ein glückliches Leben bereiten half. Reiche Mittel erlaubten, ſich von amtlicher Thätigkeit zurückzuziehen, ein ſchönes, unabhängiges Daſein zu führen, und auf dem erworbenen kleinen Landſitz Friedenthal, acht Meilen von Narva, ſich ausſchließlich dem Dienſt der Muſen zu weihen. Aber Unruhe und eine Regſamkeit, die gebieteriſch drängte, vor das Auge der Menge zu treten, bewogen Kotzebue, die Stelle eines Hoftheaterdichters in Wien anzunehmen, zu der er allerdings höchſt berufen ſchien, die er aber kein Jahr aushielt, doch brachte ſie ihm einen lebenslänglichen Ruhegehalt von 1000 Gulden.

Je mehr Kotzebue den Beifall der Menge durch ſeine Bühnenſtücke ſich gewann, um ſo mehr reizte und kränkte es ihn, ſich von Goethe und deſſen ruhmvollen Mitſtrebenden keineswegs nach Wunſch anerkannt zu ſehen, wozu noch die einſeitige, albern vornehm thuende Kritik der ſogenannten romantiſchen Schule kam, die überhaupt nur ſich und ihre Günſtlinge anerkannte. Statt auch hier der verweigerten Anerkennung, zu welcher doch niemand gezwungen werden kann, ſtolze Ruhe im Bewußtſein, nach Kräften das Gute und Schöne zu fördern, entgegenzuſetzen, rächte ſich die verletzte Eitelkeit durch die Satyre «der hyperboreiſche Eſel» was nicht ohne auf ihn zurückfallenden Wiederhall blieb. Dies verleidete Kotzebue Weimar abermals; er ging nach Rußland, verſah es, die gefordert werdende perſönliche Reiſeerlaubniß vom Kaiſer Paul einzuholen, und mußte dafür und für einige ſpöttiſche Anzüglichkeiten über Paul nach Sibirien wandern. Ein Stück: «Der alte Leibkutſcher Peter III.», welches Lobſprüche auf den Kaiſer enthielt, bewirkte die ſchnelle Rückberufung des Verbannten mit Courirpferden, brachte ihm den kaiſerlichen Hofrathtitel, das Krongut Worrokoll in Liefland, und die Stelle des deutſchen Hoftheaterdirektors in St. Petersburg mit einem Gehalt von 5000 Rubeln, neben Beneficien von ſeinen neuen Stücken. Das alles befriedigte abermals nicht auf die Dauer — v. Kotzebue nahm nach Kaiſer Paul's Tode den Abſchied und kehrte, mit reichem Gnadengehalt entlaſſen, nach Deutſchland zurück, wo wiederum Angriffe und Streitigkeiten ihm das Leben verbitterten.

Schon früher hatte ſich Kotzebue mit Iffland befreundet — auch der letztere galt den romantiſchen Literaturtyrannen nichts — und zog jetzt nach Berlin. Iffland eröffnete das berliner Nationaltheater mit Kotzebue's «Kreuzfahrer», und dieſer begründete die Zeitſchrift: «Der Freimüthige», um ein Organ für ſeine Fehden und Kämpfe zu haben. In Berlin wurde er Academiemitglied, und empfing vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein Canonicat. Im Jahre 1803 ſtarb ihm auch ſeine zweite Frau, und er ging abermals nach Paris, worauf er nach der Rückkehr und mehreren Reiſen eine dritte Heirath mit einer nahen Verwandten ſeiner verſtorbenen zweiten Gemahlin ſchloß.

Während v. Kotzebue ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit mit Glück und Beifall auf dem Gebiete der dramatiſchen und erzählenden Muſe fortſetzte, und auch nach dem Rufe des Hiſtorikers ſtrebte, indem er in Wahrheit gründliche Studien zu einer älteren Geſchichte Preußens machte — wozu er ſeinen Aufenthalt nach Königsberg verlegte, zogen ſich die ſchweren Wetterwolken des Verhängniſſes über Deutſchland, über Preußen zuſammen. Kotzebue hatte, einer der erſten unter den deutſchen Schriftſtellern, den Muth, offen gegen Napoleon zu ſchreiben, und dieß that er unermüdlich, verwiſchte aber leider ſpäter ſelbſt das Andenken an ſeine deutſchvaterländiſche Geſinnung, als er in dem von ihm begründeten «literariſchen Wochenblatt», wie in dienſtlichen Berichten an den Kaiſer von Rußland, deutſche Männer verdächtigte, und den liberalen Zeit-Ideen mit der Waffe des Hohnes und der Satyre entgegen trat. Alles, was damals die junge ſtrebende Welt mit Hoffnungen erfüllte, mit ſchönen Zukunftträumen, der erwachte friſche Geiſt deutſchen Nationalbewußtſeins, ſchien ihm eine Lächerlichkeit; vorzüglich focht er die Burſchenſchaft an, und aus deren Mitte fand ſich der fanatiſche Rächer, der ſchwärmeriſche Student Karl Sand, der ſich berufen fühlte, die politiſchen Irrthümer eines Schriftſtellers mit dem Tode zu beſtrafen. — Kotzebue wohnte mit ſeiner zahlreichen Familie jetzt in Mannheim, ein glücklicher Hausvater, gütig und liebevoll, wohlthätig, immer bemüht, erfreuendes neues zu ſchaffen, da traf ihn der Mordſtahl — und es gab Menſchen, hochgebildete ſogar, deren politiſcher Wahnſinn dieſen Mord heilig ſprach. —



Friedrich von Matthiſſon.

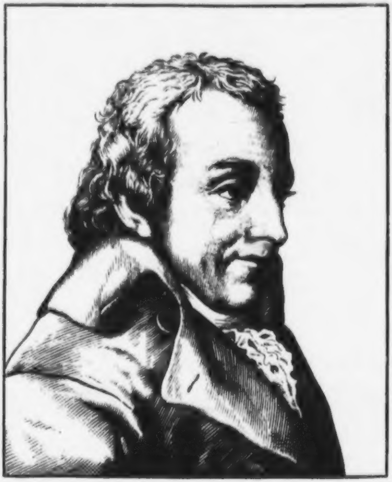
Geb. d. 23. Jan. 1761, geſt. d. 12. März 1831.

Matthiſſon war ein wahrhaft liebenswürdiger Dichter und blieb lange Zeit Liebling ſeiner Nation, der ſich ebenſo muſterhaft als anmuthig in lyriſchen Formen bewegte und anregend und fördernd durch Sammlung und Auswahl vaterländiſcher Dichter wirkte. Er genoß als Sohn eines Predigers, zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren und früh verwaiſt, die Erziehung eines ihm verwandten Pfarrers in Krakau, ebenfalls in Magdeburgs Nähe, und ſo mag ſchon frühzeitig das Stillleben ländlichen Friedens tiefen Eindruck in ſeine Seele geprägt haben, das er mit den lieblichſten Farben in ſeiner Kindheitidylle: «Die Pappelweide zittert» geſchildert hat. Im 14. Lebensjahre ſchied Matthiſſon aus dem Jugendparadieſe, vom «Magnetenberg» der Sagen — und kam auf die Schule zu Kloſterbergen, von wo er die Univerſität Halle bezog und der Theologie ſich widmete. Als jungen Erzieher berief man ihn an das Philanthropin zu Deſſau, doch blieb er dort nicht lange, ſondern nahm eine ſich darbietende Hofmeiſterſtelle bei einer Gräfin Sievers aus Liefland an, deren Söhne er in Deſſau mit unterrichtet hatte, und mit denen er ſpäter reiſte. Matthiſſon lernte in Hamburg Klopſtock, in Wandsbeck Claudius kennen, Goethe's und der übrigen berühmten Weimarer perſönliche Bekanntſchaft, ſo wie die v. Dalberg's hatte er ſchon früher gemacht. Das Jahr 1785 führte ihn in Heidelberg zu Bonſtetten, 1786 war er in Mannheim und im darauf folgenden Jahre in Nyon, wo der Freundſchaftsbund mit dem dort heimiſchen Bonſtetten ſich erneute und wo der fleißige und geiſtvolle Naturforſcher und Naturphiloſoph Charles Bonnet ihn in die Kreiſe ſeiner Neigungen zog. Heiter angeregt verlor ſich die trübe krankhafte Stimmung, von welcher ſich Matthiſſon eine Zeitlang ergriffen gefühlt hatte; er fand ſich heimiſch außerhalb der deutſchen Heimath, in dem milden Klima ſüdlicher Gelände, ging 1789 als Hauslehrer nach Lyon und lernte die dort lebenden durch und durch poetiſchen Menſchen v. Salis und Friederike Brun kennen, welche letztere mit ihrem Gatten auf einer Reiſe durch Frankreich in die Schweiz begriffen war. Matthiſſon lebte in dem ſchönen Kreiſe gebildeter und zartfühlender Geiſtesverwandten theils in

Lyon, theils auf dem am Genfer See reizend gelegenen Landſitze Grandelos ein glückliches Leben, welches ſein gefeiertes Gedicht: «der Genfer-See» mit zauberhafter Anmuth wiederſpiegelt. Aus allen dieſen irdiſchen Himmeln, aus dem traulichen Aſyl ſchöner Natur und edler Freundſchaft trieb dieſe deutſchen Dichter der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. Matthiſſon ging nach ſeiner Heimath zurück und fand bald bei der regierenden Fürſtin Luiſe Henriette Wilhelme zu Anhalt-Deſſau eine ihm willkommene Stellung als Reiſebegleiter und Vorleſer, und es fügte ſich erwünſcht, daß auch Friederike Brun ſich der hohen Herrin als Reiſegefährtin nach Italien anſchloß, um unter ſüdlichem Himmel ihre ſchwankend gewordene Geſundheit wieder zu kräftigen. Jahre des Aufenthaltes im ſüdlichen und nördlichen Italien, in Rom und Neapel, in Südtyrol und in der Schweiz gingen vorüber, und Matthiſſon war es vergönnt wie wenigen, ein reines, von anderen Berufsgeſchäften unbeengtes Poetenleben zu führen, während er ſich dem Vaterlande in würdigſter Weiſe als Dichter offenbarte. Nach der Rückkehr aus dem Süden 1794 wohnte Matthiſſon in Wörlitz bei Deſſau.

Seine Gedichte waren ſchon 1786 zuerſt in Mannheim erſchienen und entzückten durch ihre tiefempfundene Wahrheit, durch rührende oder kindliche Naivität, durch die Wärme des Colorits in der poetiſchen Natur- und Landſchaftmalerei, in der ihm von vielen gleichzeitig ſtrebenden vielleicht nur Otto Graf v. Haugwitz am nächſten kam. Mit Leichtigkeit ſchmiegte des Dichters Muſe ſich auch antiken Metren an, und ſeine Proſa namentlich in den «Briefen» und der «Alpenreiſe» war voll Stylglätte. Schiller erkannte öffentlich und freudig den poetiſchen Genius Matthiſſon's an, der König von Württemberg verlieh dem Dichter den Adel und ſetzte ihm den Pegaſus als Zier auf den Helm, die Sängerharfe in das himmelblaue Feld des neuen Wappens. Derſelbe König nahm nach dem Tode von des Dichters erhabener Freundin, der Fürſtin von Anhalt-Deſſau, dieſen in ſeinen Dienſt, ernannte ihn zum Legationsrath, zum Ritter des Civilverdienſtordens und zum Oberbibliothekar, worauf Matthiſſon in angenehmſter und glücklichſter Stellung und Thätigkeit bis 1819 in Stuttgart lebte. Sein Gedicht «Adelaide» mit Beethoven's ewig ſchöner Muſik klang über den ganzen civiliſirten Erdkreis; durch ſeine «lyriſche Anthologie», Zürich 1803—1807, 20 Theile, erwarb er ſich das Verdienſt, ſeine Landsleute, ſeine zahlreichen Leſer wiederholt darauf hinzuweiſen, daß das deutſche Vaterland eine reiche poetiſche Nationalliteratur habe, daran von Zeit zu Zeit zu erinnern, ſehr wohlgethan erſcheint. Dieſes Werk, das der hohen Gönnerin gewidmet war, gab Proben, Lebensnachrichten und Charakteriſtiken von 200 deutſchen Dichtern.

Noch einmal reiſte Matthiſſon im Jahre 1819 als Begleiter des Herzogs Wilhelm von Württemberg nach Italien, weilte ziemlich lange in Florenz, und erhielt dann 1833 das Ritterkreuz der württembergiſchen Krone. Im letzten Jahrzehent ſeines Lebens verſtummte die Sängerharfe, die viele Tauſende erfreut, und der Dichter ſelbſt ging 1831 zur irdiſchen Ruhe ein.

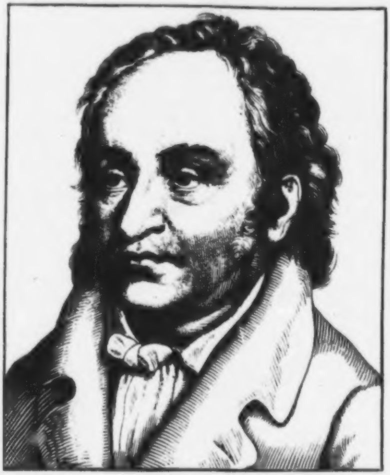


Johann Gottlieb Fichte.

Geb. d. 19. Mai 1762, geſt. d. 29. Jan. 1814.

Fichte erwarb ſich den Namen eines großen deutſchen Philoſophen, und gründete ſich als ſolcher einen bedeutenden Nachruhm. Er wurde zu Rammenau bei Biſchofswerde in der Oberlauſitz geboren. Da er glänzende Gaben des Geiſtes, aber nicht ausreichende Mittel zu ſeiner Ausbildung beſaß, ſo nahm ein Freiherr von Miltitz ſich des Knaben an, und ſorgte für deſſen Erziehung. Fichte kam zu einem Pfarrer in Niederau bei Meißen in Privatunterweiſung und dann nach Schulpforte. Darauf beſuchte er die Hochſchulen Jena und Leipzig vom Jahre 1780 an, und übernahm nach vollendeter academiſcher Laufbahn vom Jahre 1784 mehrere Hauslehrerſtellen. Naturgemäß konnten dieſe Stellen einem ſelbſtdenkenden Geiſt, wie dem ſeinen, nicht zuſagen, doch ſtudirte er eifrig fort, warf ſich mit Vorliebe auf das Studium der Philoſophie, und gewann die Ueberzeugung, daß die Grundlage der philoſophiſchen Wiſſenſchaft, die Beſtimmungs- oder Nothwendigkeitslehre ſei. Durch dieſe Richtung ſperrte ſich Fichte eine Anſtellung im ſächſiſchen Lande, und die Noth trat an ihn heran mit ihren bittern Kämpfen. Er blieb Hauslehrer, und kam 1788 als ſolcher nach Zürich, wo er ſeine nachherige Frau, eine Nichte Klopſtocks, kennen und lieben lernte. Kant zog Fichte's philoſophiſchen Sinn vorzugsweiſe an; um ſich deſſen Studium ganz zu widmen, ging Fichte wieder nach Leipzig und half ſich mit Unterrichtsſtunden durch, einer beſſern Zukunft entgegen hoffend. Aber dieſe Zukunft ſäumte, den Vater ſeiner Braut traf ein empfindlicher Verluſt, und er verſagte nun ein Ehebündniß, an das ſich keine Hoffnung künftigen genügenden Auskommens knüpfte.

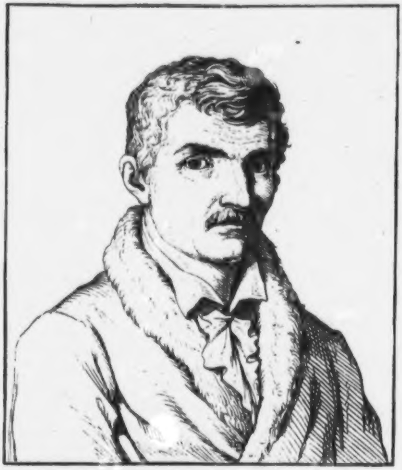
Fichte nahm 1791 eine Hauslehrerſtelle in Warſchau an, aber als er an Ort und Stelle kam, mißfiel ihm die künftige Frau Principalin ſo entſchieden, wie er ihr, und er trat daher ſchleunig ſeine Rückreiſe an. Auf dem Wege berührte er auch Königsberg, verweilte dort und ſchrieb ſeine «Kritik aller Offenbarungen», welche Schrift vieles Aufſehen machte, für eine Arbeit Kants gehalten wurde, und ſeines Verfaſſers Ruhm begründete. Kant ſelbſt machte Fichte dem Publikum bekannt, zeichnete ihn aus, und Fichte wurde nun deſſen erſter Jünger und Nachfolger. Unterdeß verſah Fichte immer noch eine Hauslehrerſtelle, bei dem Grafen Krokow auf einem Gute in der Nähe von Danzig, bis er dieſelbe 1793 aufgab, nach Zürich reiſte und ſich mit dem Gegenſtande ſeiner dauernd gehegten Zärtlichkeit verehelichte, da die Umſtände ihm dieſen Schritt jetzt geſtatteten. Er ſchrieb im Hauſe des Schwiegervaters glücklich lebend, die «Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution» in 2 Bänden, und arbeitete ſein eigenes philoſophiſches Syſtem mindeſtens den Grundzügen nach in Gedanken aus, mit welchen er ſpäter hervortrat, nachdem er an die Stelle des Philoſophen Reinhold im Jahre 1794 nach Jena berufen worden war. Als Vorläufer ſandte er ſeine «Abhandlung über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre» voraus, und ließ dann die «Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre» folgen. Dieſe erſchien ebenfalls 1794, dann brachte das Jahr 1796 und 1797 die «Rechtslehre», 1798 die «Sittenlehre». In dieſer Zeit verband ſich Fichte mit Niethammer zur Herausgabe einer philoſophiſchen Zeitſchrift, für welche Fichte äußerſt thätig war, und in der er ſeine «neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre» zuerſt zur Veröffentlichung brachte. Als academiſcher Lehrer wirkte Fichte im allgemeinen und auch durch beſondere Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, mit großem Ernſt darhin, nicht die academiſchen Sitten, ſondern die eingeriſſenen academiſchen Unſitten zu verbeſſern, was ihn in nicht ganz angenehme Begegnungen mit Jena's Studentenſchaft brachte, welcher ihr rohes Gebahren mehr und höher galt, als die Lehren der Weltweisheit. Indeß glichen dieſe Reibungen ſich wieder aus, da kam aber die Verketzerungsſucht, die alte Kalenderwunde des Mißtrauens von oben her; das Miniſterium oder mit einem andern Worte: die Regierung, fand für gut, ſich zu erinnern, daß in Fichte's früherer Nothwendigkeitslehre wohl gar der heidniſche Sodomsapfel des Fataliſmus ſtecke, am Fataliſmus der Atheiſmus, und an dieſem der Democratiſmus hänge, wie Kettengelenke, und es wurde beſchloſſen, ihm einen Verweis zu ertheilen. Nun fühlte ſich aber der große Philoſoph nicht geneigt, ſich von kleinen Nichtphiloſophen Verweiſe ertheilen zu laſſen, und reichte ſeine Entlaſſung ein, welche auch angenommen wurde. Fichte wandte ſich 1799 nach Berlin, und fand dort den Boden, wo kleinlich beſchränkende Beſchränktheit einer Staatsbehörde fürder den Denker nicht hemmte, und lohnte dem neuen Vaterlande mit der ganzen Fülle und Treue ſeiner Liebe, wie in gefahrvoller Zeit mit der vollſten Hingebung an daſſelbe. Zunächſt erſchien 1800 von Fichte deſſen Werk über die Beſtimmung des Menſchen, außerdem arbeitete er mehrere kleinere Schriften aus, und hielt Vorträge vor gebildeten und hohen Kreiſen über Theile der philoſophiſchen Wiſſenſchaft. Einen Ruf nach Erlangen, um während des Sommers dort zu lehren, nahm er an, doch blieb es bei einem einzigen Sommer. Die Wogen des Krieges und der Napoleoniſche Druck verſchlugen Fichte von Berlin nach Königsberg, von da nach Kopenhagen, endlich kehrte er, ehe noch Berlin von der franzöſiſchen Beſatzung geräumt war, dorthin zurück und hielt deutſchpatriotiſche Reden und Vorträge, keine Gefahr ſcheuend. Für die Gründung der Univerſität zu Berlin war Fichte äußerſt mitwirkſam; er wurde zunächſt an derſelben Profeſſor, dann nach 2 Jahren Rector, und ſuchte als ſolcher, wie in Jena, das Studententhum zur Geſittung zu führen. Fichte ließ nach und nach ſeine gehaltenen Vorträge, die «Reden an die Deutſchen», «die Thatſachen des Bewußtſeins», «die Wiſſenſchaftslehre in ihrem allgemeinen Umriſſe dargeſtellt» und: «über den Begriff des wahren Krieges», im Druck erſcheinen, und mehr und mehr erhob ſich ſein denkender Geiſt zur Fülle klarer Anſchauungen in ſeiner Wiſſenſchaft, da erlag er mitten im freudigen Schaffen und Wirken einem Nervenfieber. Fichte's Philoſophie machte Epoche und ſchuf ihm dauernden Nachruhm.



Jean Paul Friedrich Richter.

Geb. d. 21. März 1763. geſt. d. 14. Nov. 1825.

Deutſchlands begabteſter und fruchtbarſter Dichter auf einem Gebiete, für welches der deutſchen Sprache der rechte Ausdruck mangelt, denn Laune, ſcherzhafte Gemüthsart u. dgl. überſetzen nicht genügend das tiefdeutungvolle Wort Humor. Wunſiedel im Fichtelgebirge war Jean Paul's, (wie dieſer Dichter ſich gewöhnlich nannte) Geburtsort, der Vater war Lehrer an der Schule des Städtchens und erlangte ſpäter eine kleine Pfarrſtelle im Dorfe Jodiz, welche er nachher mit einer andern im Marktflecken Schwarzenbach an der Saale vertauſchte. Der junge Sohn war ſich viel ſelbſt überlaſſen, entwickelte ſich zeitig und baute ſich eine innere Welt voll Gedanken, ebenſo eignete er ſich durch leſen allmählich eine Fülle von Kenntniſſen an, die er in ſpäteren Jahren gut zu benutzen verſtand. Auszüge aus Schriften zu machen, gewährte ihm durch ſein ganzes Leben eine eigenthümliche Freude, die bei einem ſo ſelbſtſchöpferiſchen Geiſt, wie der Jean Paul's war, nebſt ſeiner Neigung für einen ſorglich regiſtrirten Zettelkram mit Namen, Nummern und Notizen eigentlich als ein pſychologiſches Räthſel erſcheint. So bildete Jean Paul ſich neben gut benutztem Schulunterricht zum vielwiſſenden bewandertſein in allen möglichen Fächern, ohne doch je irgend ein anderes Fach als das der phantaſievoll ſchaffenden Poeſie zu ergreifen. Von dem Gymnaſium zu Hof zog Jean Paul ſchon im ſiebzehnten Jahre auf die Hochſchule zu Leipzig, wo er, nach des Vaters Wunſche, Theologie ſtudiren ſollte, aber dieſe nicht ſtudirte, wie ſehr einen andern der Mangel an Mitteln nach einem ſichern Brodſtudium hingedrängt hätte. In dem jugendlichen Dichtergeiſt waltete, vielleicht mit vom Druck der Armuth erzeugt, die Neigung zur Satyre vor, und er goß deren ganze Fülle und Schärfe in dem Buche: «Grönländiſche Proceſſe» aus, wie nicht minder ſpäter, als er in Leipzig ſich nicht zu halten vermochte, und ſich wieder nach Hof und dann nach Schwarzenbach zurück begab, in der «Auswahl aus des Teufels Papieren». Beide Bücher waren noch von wenig Erfolg begleitet: der ſatyriſche Dichter iſt ſelten willkommen, die Satyre iſt den Leuten ſehr unbequem, indem ſie ſticht und beißt. Zudem liebte der junge Poet ſehr das formloſe, und huldigte einer unbeſchränkten Freiheit, die im äußeren erſcheinen des Feſſelzwanges der Mode ſpottete, und in der ſchriftſtelleriſchen Darſtellung jede Formſchranke überſprang oder zerbrach. Die Armuth nöthigte Jean Paul, Hofmeiſterſtellen anzunehmen, um ſeine dürftige Mutter zu unterſtützen, und durch den milden Kindergeiſt, zu dem ſein Herz ſich neigte, wandte ſich ſein Dichtergenius höheren und edleren Regionen, als die der Satyre ſind, zu. Es entſtanden Schriften, welche die Leſewelt mit Entzücken aufnahm, wenn auch nur ein kleiner Theil derſelben ſie verſtand; des Dichters Lage beſſerte ſich, und er konnte wieder nach Hof überſiedeln. Dort ſchrieb er nun im vollen Drange eines befreiten Geiſtes, beſeelt wie beſeligt von dem Strahle des göttlichen Urlichts, das in ihm flammte, ſeinen «Hesperus», «Quintus Fixlein», «die biographiſchen Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin», die «Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke» und die «Jubelfeier», welche alle von 1795 bis 1797 erſchienen, und von der größten Fruchtbarkeit wie von der Unerſchöpflichkeit der Gedankenfülle ihres Urhebers zeugten, freilich oft auch excentriſch ſprudelnd und vielen unbegreiflich erſchienen. Als des Dichters alte Mutter 1797 geſtorben war, reiſte Jean Paul zu Gleim nach Halberſtadt, der ihn innig liebte, und dann nach Leipzig, wo er des Umgangs mit den geiſtreichen Prinzeſſinnen von Sachſen-Hildburghauſen gewürdigt ward, deren Vater, der Herzog, ihm einige Jahre ſpäter den Legationsrathtitel verlieh. Das «Campanerthal», deſſen Dichtung in dieſe Zeit fällt, erhöhte nur den bereits gewonnenen Ruhm und der Dichter erlebte eine glückliche Zeit in den edelſten Kreiſen zu Weimar, Leipzig und Berlin, deren Blüthengipfel die Verheirathung mit Karoline Maier bildete. Allein gewiſſe Hoffnungen auf Berlin gingen doch nicht in Erfüllung, und die höfiſche Sphäre Weimars, in der ſich die dortigen Geiſtesgrößen bewegten, konnte, wie licht ſie erſchien, den ſchier allzugenialen Dichter nicht lange feſſeln. Er wandte ſich nach Meiningen, deſſen Herzog, Georg, ein edelfreigeſinnter Fürſt, ihn hochſchätzte, und wo er ſich im Umgang mit dem Vice-Präſidenten ꝛc. Heim, dem Geologen, wie mit dem Regierungsrath Freiherrn von Donop, dem Archäologen, innig befreundete. In Meiningen ſchenkte ſeine Karoline dem glücklichen Vater das erſte Kind. Hier war es auch, wo Jean Paul den Dichter Ernſt Wagner liebend zu ſich emporhob. Schon im folgenden Jahre nahm Jean Paul, der in Weimar und Meiningen am «Titan» fortgearbeitet hatte, die Einladung des Herzogs zu Sachſen Coburg in deſſen Reſidenz an, doch weilte er auch dort nicht lange, ſondern wählte, zumal ihm der Fürſt Primas, Carl von Dalberg, eine Penſion von 1000 Gulden rhein. ausgeſetzt hatte, deren Auszahlung nach Dalberg's Abdankung der edle König Maximilian Joſeph I. von Baiern übernahm, ſeine alte ihm liebe Heimath, und in dieſer Baireuth zum Wohnort, von wo aus er noch mit manchen goldenen Früchten ſeiner Muſe: wie die «Flegeljahre», «Dr. Katzenberger's Badereiſe», «der Komet», «Levana», «Vorſchule der Aeſthetik» und anderen, die Leſewelt beſchenkte, und bis zu ſeinem Tode ſich in der Gunſt des gebildeteren und denkenderen Theils derſelben behauptete. Er erlebte noch das Glück eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften in 60 Bänden anzuordnen und zu ergänzen, erlebte aber auch das harte Loos, ſtaarleidend zu werden, und kurz vor ſeinem Ende gänzlich zu erblinden. Viel wurde von Jean Paul geſchrieben, nicht viel weniger über ihn; Lob und Tadel in überreichlicher Fülle. Jean Paul war ein Dichtergeiſt, der nicht nach der Elle der Alltagskritik gemeſſen werden konnte und kann. Ueber Lob und Tadel erhaben ging er ein in das Reich der Unſterblichen. Die Poeſie weihte ihn mit ihrem flammendſten Kuſſe; hohe Vaterlandsliebe glühte in ihm und ein überſchwänglicher Reichthum tiefen Gemüthes, das im ſtrafen liebt, im zürnen mild iſt und durch Thränen lächelt. So war und ſo bleibt er ewig unſer.



Johann Gottlieb Seume.

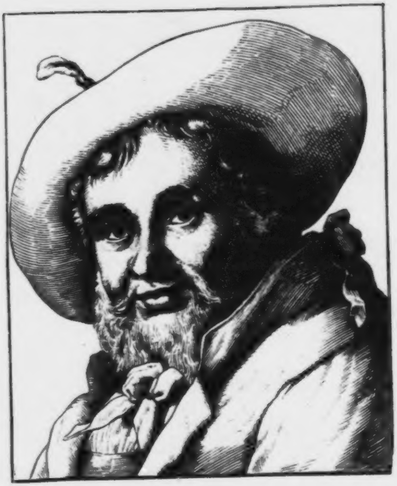
Geb. d. 29. Janr. 1763, geſt. d. 13. Juni 1810.

Poet und Patriot, Mann aus dem Volke, vielen noch heute ein Liebling, andern nur ein Jrrſtern, den leider das Schickſal auf rauhen Bahnen umzuirren gebot, und deſſen Leben ein ſteter Kampf war mit Widerwärtigkeiten, daher die rauhe Schale um den edeln innern Kern, um den Charakter des Mannes.

Seume war Sohn eines armen Bauern im Dorfe Poſerne bei Weißenfels, und des frühverwaiſten nahm ſich Graf Hohenthal-Knauthayn an, der ihm den Schulunterricht zu Borna angedeihen ließ, und ihn dann auf die Nicolaiſchule zu Leipzig that. Der Knabe zeigte ſich fähig und eifrig, beſonders zog das Alterthum ihn an, und zwar mit jener überwiegenden Vorliebe, welche alles nichtklaſſiſche als kaum zum Daſein berechtigt gelten laſſen möchte. Seume wollte in Leipzig Theologie ſtudiren, aber er vermochte es nicht, ihre Feſſel hätte ihm die antike Freiheit beeinträchtigt. Die philologiſchklaſſiſche Einſeitigkeit, die ihn antrieb, nur nach einer Richtung hin zu ſtreben, und von ihr Glück und Befriedigung zu erwarten, machte das Unglück ſeines Lebens. Seume verließ Leipzig und wollte ſich nach Paris wenden, wo er hoffte, ſeinem Drange nach ausſchließlich klaſſiſchen Studien genügen zu können. Ein Jüngling von 18 Jahren wanderte er die Heerſtraße entlang, hatte Eiſenach ſchon hinter ſich und kam nach Vacha. Dort waren im ganz nahen heſſiſchen Dorfe Creuzburg Werber ſtationirt, die den jungen unerfahrenen Wanderer preßten. Es war in der Zeit, wo Friedrich II., Landgraf zu Heſſen-Kaſſel, Truppen warb, um ſie an England zum Kampfe gegen die junge Freiheit Nordamerikas zu vermiethen. Als heſſiſcher Soldat machte Seume gezwungen einen Feldzug an den Grenzen Canada's mit, und hatte das Glück, unter denen ſich zu befinden, denen Rückkehr in die deutſche Heimath vergönnt war. Froh der wiedergewonnenen Freiheit ging er von Bremen aus ungewiſſem Looſe entgegen, fiel in die Hände preußiſcher Werber, und mußte abermals dem Kalbfell folgen. Zwei Fluchtverſuche wurden vereitelt, er hatte von Glück zu ſagen, daß er der Strafe der wiederholten Deſertion, dem unfehlbaren Erſchießen, entging. Ein Bürger in Emden erkaufte endlich dem armen

Krieger wider Willen um 80 Thaler einen Urlaub nach Sachſen, und Seume verſprach ihm, das Geld zurückzuerſtatten, ſobald dieß ihm immer möglich ſei. Dieß Wort zu erfüllen, überſetzte Seume in Leipzig einen engliſchen Roman, nahm ſeine Studien wieder auf, wurde Doctor der Philoſophie und nahm dann, als er einſah, daß die ausſchließliche Beſchäftigung mit dem klaſſiſchen Alterthum zwar höchſt ehrenvoll ſei, auch innere Befriedigung aber kein Brod ihm gewähre, die Stelle eines Sekretairs bei General Ingelſtröm in Warſchau an, welche Stelle ihn abermals zum Militairſtande führte, denn als Sekretair eines Generals war es nothwendig, daß er die Epauletten trage. Der furchtbare Aufſtand in Warſchau am 17. April 1794 brach aus, und kaum vermochte ſich Ingelſtröm nach einem dreitägigen ſchlachten in den Straßen der empörten Stadt zu retten. Abermals mußte Seume, deſſen Seele von antiken Freiheitsträumen immer noch erfüllt war, gegen die Freiheit kämpfen, mußte dann mit vor Praga ſtehen, und dem Blutbade beiwohnen, das der unglücklichen Stadt 15000 Einwohner raubte.

Sobald als es ihm möglich war, machte Seume ſich los aus dem Gewirre von Blut und Gräueln und alle dem ſchrecklichen, was niedergeworfene Aufſtände im Gefolge haben, ging nach Leipzig zurück und beſchrieb ſein Erlebtes, ſchrieb auch ſeine Obolen, gab Unterricht in der engliſchen Sprache und hielt Vorleſungen über klaſſiſches Alterthum. Leider reichte der klaſſiſche Honig von Milettos nicht aus zum Leben im deutſchen Norden, und Seume hatte es noch als ein Glück zu betrachten, daß ein wohlwollender Freund, der Buchdrucker und Buchhändler Göſchen in Grimma, ihm bei ſich ein Unterkommen als Correktor bot. Da weilte nun der Mann mit der Feuerſeele, mit der Sehnſucht nach dem klaſſiſchen Süden, mit dem unbezwinglichen Drang, aus ſich ſelbſt noch großes und bedeutendes zu ſchaffen, und corrigirte die Druckbogen der Werke anderer. Wieder ein Glück war auch dabei, dieſe Werke anderer waren jene Klopſtocks und Wielands, und ſo quoll dem Armen doch aus denen des letztgenannten klaſſiſcher Anhauch, Verſtändniß der antiken Welt und ihrer ewigen Schönheit, daher auch neue Lockung, neues Verlangen, das endlich der Dichter, ſeinem Drange folgend, befriedigte und eine großartige Fußreiſe antrat, die er unter dem Titel «Spaziergang nach Syrakus» beſchrieb. Dieſe Reiſe machte Glück, gründete ihm den wohlverdienten Ruf und nun auf einmal, nachdem Seume den Süden geſehen, zog es ihn nach dem entgegengeſetzten Pole, er machte eine Reiſe nach Petersburg, Moskau, Finnland und Schweden, und beſchrieb auch dieſe in dem Buche «Mein Sommer im Jahr 1803.» Seume gefiel ſich in der Rolle eines raſtloſen weltfahrenden Peter Schlemihl, doch mit vielem Schatten, der als Schroffheit des Weſens und Herbe der Ausdrücke ſelbſt in ſeinen Schriften zu Tage trat und mehr abſtieß als anzog. Ohne je das ſchöne Ziel der Jugendträume verwirklicht zu ſehen, ohne auch nur auf kurze Zeit einem wahren Glück im Arme zu ruhen, erlag Seume dem tiefempfundenen Schmerze ſeines Patriotismus über Deutſchlands tiefſte Erniedrigung und einem chroniſchen Leiden, gegen das er im Bade Teplitz Hülfe ſuchte, ohne ſie zu finden. Dort ſchmückt ein einfacher Denkſtein ſein Grab, von einer Eiche beſchattet.

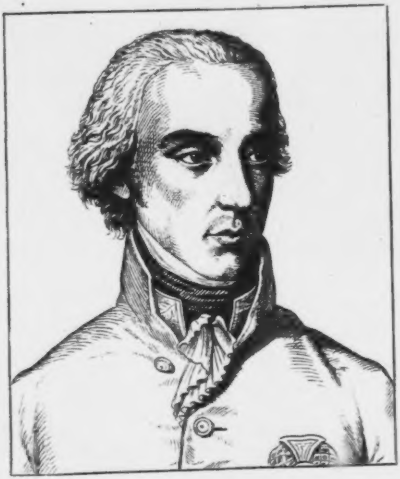


Andreas Hofer.

Geb. d. 22. Nov. 1767, geſt. d. 20. Febr. 1810.

Der gefeierte Patriot und Held Tirols, den ſein Opfertod für das Vaterland mit der Märtyrerkrone ſchmückte, und der deshalb im Andenken der Nation unſterblich fortlebt. Hofer wurde bei St. Leonhard im Paſſeyr-Thale geboren, und erhielt die Erziehung eines der wohlhabenderen Bauernſöhne. Der Vater, Joſeph Hofer, war «der Wirth am Sand», und zog den kräftigen Sohn zu ſeinem Geſchäft heran, das aus Gaſt- und Schänkwirthſchaft, Pferde- und Weinhandel beſtand, und ſich lebhaften Betriebes erfreute, da der Verkehr durch den Gebirgspaß ein ſtets reger war. Daher mußte Andreas nothdürftig leſen und ſchreiben und auch etwas italieniſch radebrechen lernen, außerdem aber folgte er mit Vorliebe dem Zuge der Gebirgsbewohner, ſich durch körperliche Uebungen, durch Jagd und Ringkämpfe zu kräftigen, und wurde einer der geübteſten Schützen. Später wurde er ſelbſt «Sandwirth» und galt als einer der angeſehenſten unter den Landleuten, daher er auch 1790 in den Tiroler Landtag gewählt wurde. Im Jahre 1796 trat Andreas Hofer an die Spitze einer Compagnie Gebirgsſchützen, die er herab zum Gardaſee gegen die Franzoſen führte, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, ſich auf dieſem Zuge beſonders hervorzuthun. Er kehrte zu ſeinem Sandwirthshaus zurück, und führte als wackrer Familienvater und redlicher Wirth das Leben eines geachteten Mannes, der ſeinen Geſchäften und ſeinem Haushalt treulich vorſteht; das Schickſal vergönnte ihm aber nicht die friedliche Ruhe des Privatmannes, ſondern hatte ihn erkoren, als politiſcher Held eine Rolle zu ſpielen. Bei der dauernden Gefahr, die das Land Tirol bedrohte, widmete auch Hofer, von der treueſten Vaterlandsliebe erfüllt, dem Lande ſeinen Antheil und ſeine kräftige Wirkſamkeit; er half im Jahre 1803 die Landmiliz ordnen und einrichten, ging 1805 mit einer Deputation zum Erzherzog Johann, um dieſem im Namen des Landes ein ſchmerzliches Lebewohl zu ſagen, und geſellte ſich zu Anfang des Jahres 1809 jenen geheimen Abgeordneten zu, die von mehreren tiroler Landgemeinden nach Wien entſandt wurden, um dort die Stimmung des Kaiſerhofes zu erforſchen, dem Kaiſer vorzutragen, was das Tiroler-Land leide, was es hoffe.

und wie es bereit ſei, alles einzuſetzen, und mit Gut und Blut die alte Treue an das angeſtammte Kaiſerhaus zu beſiegeln. Dieſe heimlichen Werbungen blieben nicht ohne Gehör und Erfolg; durch den Erzherzog Johann ging dem Freiherrn von Hormayr, einem Eingeborenen des Landes, der Befehl zu, einen Aufſtand des geſammten Tirols gegen den Feind einzuleiten, und heimlich ganz Tirol und Vorarlberg unter die Waffen zu rufen, während der Erzherzog als Oberfeldherr der nach Tirol und Oberitalien beſtimmten Armee jede Unterſtützung zuſagte. Freiherr von Hormayr, beſtimmt, an der Spitze der Bewegung, der außerordentlichen Landesbewaffnung und Landesverwaltung zu ſtehen, entwarf den Plan, und bediente ſich Andreas Hofer's zu deſſen Ausführung, die einen ſo glücklichen Erfolg hatte, daß binnen 48 Stunden das Land von Franzoſen geſäubert, und 8000 Feinde vernichtet, entwaffnet oder gefangen waren. Ebenſo hob Hofer bei Sterzing das bayriſche Bataillon Bärenklau auf. Gleich nach der Befreiung Nordtirols drang Hofer in Südtirol ein, und vertrieb daraus den franzöſiſchen General Baraguay d'Hilliers. Da wurde Andreas Hofer ſchnell der berühmte Mann des Volkes, der Name des Sandwirths im Paſſayr ſchwebte auf allen Lippen. Bald aber wälzte Frankreich ſein Heer gegen die Kaiſerſtadt, Bayern das ſeine ins Tirol, und es entbrannten die wüthendſten Kämpfe. Wien wurde übergeben, Tirol wurde behauptet, und abermals befreit. Hofer konnte an der Spitze ſeiner Paſſeyrer Scharfſchützen ſiegreichen Einzug in Innsbruck halten. Freiherr von Hormayr ſtellte nun Hofer an die Spitze der geſammten Streitmacht Tirols, welche 5000 Mann zählte, Klagenfurt ſollte genommen werden, das neunte Armeekorps Zuzug und Hülfe leiſten, und damit die Befreiung ganz Inneröſterreichs mit einem Schlage bewirkt werden. Allein der Plan ſcheiterte, zum Theil mit vereitelt durch den Waffenſtillſtand von Znaim (12. Juli 1809), und mit Schmerz ſahen die treuen Tiroler ſich mitten auf ihrer Siegesbahn gehemmt, und durch den Stillſtand der Waffen ſich die Hände gebunden. Das Heer zerſtreute ſich, und ſein heldenherziger Führer mußte ſich, vor Verrath nicht ſicher, in einer einſamen Hütte des Gebirges verborgen halten; doch blieb er ſorgſam und wach und wartete ſeiner Zeit. Jetzt rückte das franzöſiſche Heer gegen Tirol; leider mit vielen Truppen verbündeter deutſcher Staaten, und plötzlich ſtand Hofer wieder ſelbſtändig an der Spitze ſeiner Landsleute, führte ſie mit Unerſchrockenheit gegen den an Zahl weit überlegenen Feind, und gewann nach zwei heißen Schlachttagen (13. und 14. Auguſt) abermals den Sieg, warf die Feinde, zog abermals, vom Volke umzingelt, als Sieger in Innſpruck ein. Unter dem angenommenen Titel eines Oberkommandanten von Tirol nahm Hofer jetzt ſeinen Wohnſitz in der kaiſerlichen Burg, und übte eine Art Regentſchaft aus. Die bürgerliche, wie die militäriſche Verwaltung leitete er jetzt ausſchließlich und allein; er ſtellte an und ſetzte ab, ſaß zu Gericht und entſchied Proceſſe, ja er ging noch einen Schritt weiter, er übte ein ausſchließliches Vorrecht der höchſten Gewalt aus, er ließ Landesmünzen prägen, nicht mit dem kaiſerlichen Doppelaar, ſondern mit dem einköpfigen Adler Tirols, um die Krone des Adlers einen Lorbeerkranz — Gulden, Zwanziger, Zehner, Fünfer in Silber, Kreuzer und halbe Kreuzer in Kupfer. Es war ein kurzer Traum von Glück, Größe und Macht, obſchon Hofer's redlicher Sinn ſich der letzteren nie überhob. Der Wiener Friedensſchluß vom 14. October zerſtörte alle Hoffnungen und alles Glück Tirols, auch Hofer's Stern erblich. Noch einmal zum Aufſtand gereizt, und zwar jetzt zum unrechtmäßigen, gegen den Willen ſeines Herrn und Kaiſers, ſammelte Hofer ſich neue Truppen im Oberinnthal und im Vintſchgen, um ſie gegen die Franzoſen zu führen, die das Land zu beſetzen kamen — und dieſesmal ſiegte er nicht wieder. Ein geächteter Flüchtling mußte er ſich in die Klüfte eisbedeckter Alpen bergen, und keine Macht vermochte ihn zu beſchützen. Der ſchändlichſte Verrath beſchlich ihn, der 20. Januar 1810 gab ihn in die Hände ſeiner Feinde, und mit Frau und Sohn und Töchtern, mit ſeinem Adjutanten und Schreiber wurde er über Meran und Botzen nach Mantua geſchleppt, nachdem in Botzen, wo er mehrere Tage in Haft gehalten wurde, die Seinen freigegeben worden waren. Am 10. Februar wurde Hofer zum Tode verurtheilt, am 20. deſſelben Monats wurde das Urtheil vollſtreckt. Er wurde erſchoſſen und ſein Vermögen eingezogen. Später wurde die Familie des hingerichteten Patrioten entſchädigt, wenn Geld und Rang eine Entſchädigung heißen kann für einen gemordeten treuen Gatten und Vater. Die Wittwe behielt ihr Haus am Paſſeyrer Sand, ſpäter wurde Hofer's Geburtshaus in ein Hospital für 16 alte Tiroler verwandelt, die Kinder des Mannes, der einſt vogelfrei geweſen, durften ſich fortan Hofer, Edle von Paſſeyr nennen, und es ward reichlich geſorgt für ihre Zukunft.



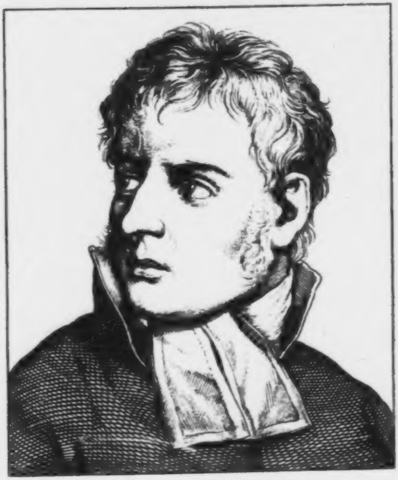
Franz II. Joseph Karl, Deutscher Kaiser.

Geb. d. 12. Febr. 1768, geſt. d. 2. März 1835.

Deutſchlands letzter, Oeſterreichs erſter Kaiſer, Zeuge großer Wandlungen in des Vaterlandes Geſchicken, Zeuge und Genoſſe einer bedeutenden Zeit, von der noch keine Ahnung an ſeiner Wiege ſang. Franz war der Sohn Kaiſer Leopold II. und Marie Louiſens, Infantin von Spanien. Seine Erziehung war der hohen Geburt angemeſſen, ſeine Neigung ritterlich. Mit 20 Jahren vermählte er ſich mit Prinzeſſin Eliſe Wilhelmine Ludovica von Würtemberg, wurde nach 2 Jahren ſchon Wittwer, und ſchloß 1790 ein zweites Bündniß mit Prinzeſſin Maria Thereſia von Neapel, die ihm 13 Kinder ſchenkte. Die erſten Kriegslorbeeren pflückte der junge Erzherzog unter Laudon's kundiger Leitung und als Oberbefehlshaber des 1788 gegen die Türken ziehenden Heeres. Dieſe Vorſchule war ihm nützlich, denn ſeinem Leben war nicht das Loos gefallen, in friedlicher Stille und Ruhe ſein Volk zu regieren, ſondern der Kriegsgott warf ihm die Würfel und führte ihn von Kampf zu Kampf. Als Kaiſer Leopold geſtorben war, trat Franz am 1. März 1792 die Regierung der kaiſerlichen Erblande an und ließ ſich am 6. Juni deſſelben Jahres zum König von Ungarn krönen, am 7. Juli erfolgte ſeine Wahl zum römiſch-deutſchen Kaiſer, am 14. Juli die Kaiſerkrönung, am 4. Auguſt die zum König von Böhmen. Die Republik Frankreich erklärte ihm den Krieg und begann denſelben in Belgien, wohin der Kaiſer ſelbſt eilte und als oberſter Kriegsherr ſein Heer mit perſönlicher Tapferkeit befehligte. Hier erfocht er bedeutende Siege, ſchlug im Jahre 1794 die Schlachten bei Cateau, Landrecy und Tournay als Held, ſah ſich aber dennoch zum Rückzug und zur Heimkehr genöthigt, weil Bonaparte aus Italien vorrückte und die Hauptſtadt Wien bedrohte. Der Friede von Campo Formio am 17. Oct. 1797 endete dieſen Krieg, Oeſterreich verlor Belgien und Mailand und bekam dafür Venedig bis an die Etſch. Im nächſten Jahre verband ſich Oeſterreich mit Rußland und England zu neuem Feldzug gegen die franzöſiſche Republik, ſchritt gegen den Rhein vor und drang in Italien ein, war aber nicht ſiegreich und ſah ſich zum Frieden von Luneville genöthigt, der am 9. Februar 1801 abgeſchloſſen wurde. Ebenſo wenig war das Glück der Waffen Franz II holf, als er, abermals mit Rußland und England verbunden, gegen Frankreich zog. Die Schlacht bei Auſterlitz am 12. Dec. 1805 demüthigte Rußland, die Einnahme und Beſetzung Wiens durch die Franzoſen Oeſterreich, und der Preßburger Friede machte am 6. Auguſt 1806 dem mehr als tauſendjährigen heiligen römiſchen Kaiſerreiche mit einem Federzuge ein Ende. Franz legte die Krone Karl's des Großen auf immer ab und nahm den Titel eines Kaiſers von Oeſterreich an, zu welchem er ſich ſchon erklärt hatte, als Frankreich ſich in Napoleon Bonaparte ſelbſt einen Kaiſer gab, welcher Ehrgeiz und Muth genug beſaß, die Reiche, über welche einſt Karl des Großen und Karl V. Scepter geboten, für ſich zu gewinnen. In den Feldzügen des Kaiſers der Franzoſen 1806 und 1807 gegen Preußen und Rußland hielt Kaiſer Franz, — nun Franz I. von Oeſterreich — ſich ſtreng neutral, bis im Jahre 1809 politiſche Verhältniſſe ihn beſtimmten, Frankreich abermals den Krieg zu erklären. Leider wurde auch dieſes mal ſein Vertrauen auf das Glück der Waffen getäuſcht, er ſah ſich bald genug zu einem abermaligen Frieden genöthigt und verzichtete nun auf fernere Erfolge gegen die Waffen Napoleon's. Der Macht der Verhältniſſe ſich fügend gab er ſogar dem unwiderſtehlichen Gegner 1810 die Hand der eignen Tochter Marie Luiſe, und ſchloß, da er in demſelben Jahre ſeine zweite Gemahlin durch den Tod verlor, den Bund der dritten Ehe mit Marie Luiſe Beatrix, Prinzeſſin von Modena und Breisgau, Tochter ſeines verſtorbenen Oheims Erzherzog Ferinand.

Die ruheloſe Eroberungsſucht des kaiſerlichen Eidams wußte 1812 den Kaiſer von Oeſterreich in Dresden zu überreden, letzterem ein Hülfsheer von 30,000 Mann gegen Rußland zu ſtellen, allein die unheilvollen Ereigniſſe, die das Schickſal über Napoleon und ſein Heer verhängte, wie die lauten Forderungen der Völker ließen auch Oeſterreich dem großen Bunde beitreten, der die Macht des Eroberers brach. Kaiſer Franz wohnte den Befreiungskriegen von 1813 und 1814 in Perſon bei, ohne als Feldherr zu befehligen, kniete nach der Schlacht von Leipzig dankend mit auf dem Monarchenhügel, willigte in die Verbannung ſeines Schwiegerſohnes nach Elba, zog 1815 wieder mit zu Felde und mit in Paris ein und gewann jetzt auf unblutigem Wege, gleich ſeinem Ahnherrn Maximilian I., mehr für Oeſterreich 'als es jemals beſeſſen. Zum dritten male verwittwet, ging Kaiſer Franz eine vierte Verbindung ein mit Charlotte, Prinzeſſin von Bayern, König Maximilians Tochter, geſchiedenen Königin von Würtemberg.

Franz I. regierte mild und gütig, gerecht und weiſe, liebte ſein Volk und wurde von ihm geliebt; der ſteten Neigrng der Völkerſchaften Italiens zum Aufruhr, der ſich in den zwanziger Jahren durch den Carbonarismus offenbarte, ſetzte er einen feſten Damm entgegen, indem er das Königreich Neapel militäriſch beſetzen ließ und die Aufruhrgelüſte unterdrückte. So berührten auch die weſtlichen Stürme des Jahres 1830 Oeſterreich kaum. Eine Bruſtentzündung endete ſchnell das Leben Franz I. und rief großen und allgemeinen Schmerz um ihn hervor.



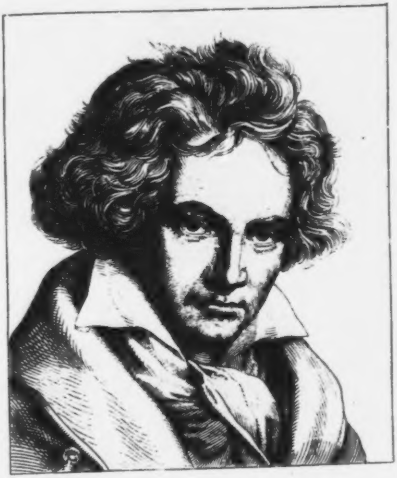
Daniel Friedrich Schleiermacher.

Geb. d. 21. Nov. 1768, geſt. d. 12. Febr. 1834.

Der lichthellen Geiſter einer, die mit glänzendem Wirken in ihre Zeit, in ihr Jahrhundert traten, ſchon im Leben gefeiert und als einer der würdigſten und bedeutendſten Zeitgenoſſen anerkannt, nach ſeinem Hinſcheiden aber doppelt verehrt und des Dankes der Nachwelt im vollen Maaße werth befunden.

Schleiermacher wurde zu Breslau geboren; der Vater war reformirter Feldprediger. Der Sohn beſtimmte ſich frühzeitig für das theologiſche Studium: er beſuchte als Knabe das Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky, dann deren Seminarium zu Barby, was freilich nicht die Orte waren, wo ein Geiſt, wie der Schleiermachers, Ermunterung zu ſeinem Fluge hoffen durfte. Schleiermacher fühlte das, und ging, da die Gnade bei ihm nicht zum Durchbruch kam, im Jahre 1787 nach Halle, dort Theologie zu ſtudiren, mit welcher er das Studium der Philoſophie und Philologie in paſſende Verbindung brachte. Nach vollendeten Univerſitätsſtudien wurde Schleiermacher Erzieher bei dem Grafen Dohna v. Schlobitten auf Finkenſtein in Preußen, und nahm ſpäter eine Stellung am Schullehrerſeminar zu Berlin unter Gedike an. Im Jahre 1794 wurde er zum Prediger ordinirt, empfing ein Pfarramt zu Landsberg an der Warthe, und kehrte 1796 nach Berlin zurück, wo er Prediger am Charité- und Invalidenhauſe wurde, und zugleich nun ſeine ausgezeichnete ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann. Bald gewahrte die Welt in den Schriften Schleiermacher's einen hellſtrahlenden Geiſt; er neigte ſich Friedrich Schlegel zu und trug die Philoſophie Platons im Herzen. Durch Schlegel angeregt und anfangs mit ihm gemeinſam, wurde Schleiermacher der gediegene und beſte Ueberſetzer der Werke des griechiſchen Weltweiſen, den kein älterer wie kein neuerer zu übertreffen vermag. Schleiermacher folgte 1802 einem Ruf als Hofprediger nach Stolpe, und erhielt auch einen Ruf an die Hochſchule Würzburg, den er ablehnte, ſchon weil ſeine Regierung dies wünſchte, aber gewiß auch aus innern Gründen, denn wie hervorragend ehrenvoll auch Würzburg ſich ſtets unter den deutſchen Univerſitäten behauptet, für einen Lehrer der proteſtantiſchen Theologie und einen Philoſophen von Schleiermachers Geiſt und Lehrweiſe konnte ſie, dieß lag in allen Verhältniſſen, keinen Boden abgeben. Um ſo williger nahm er noch in demſelben Jahre einen gleichen Ruf nach Halle an, und las dort mit Glück und Beifall theologiſche Encyklopädie, Exegeſe und Dogmatik, wie Moral. Vom Jahr 1807 an, in welchem für Halle ein unglücklicher Wendepunkt eintrat, ſiedelte Schleiermacher wieder nach Berlin über, hielt dort öffentliche Vorleſungen, und zeigte ſich von einem warmen Vaterlandsgefühl beſeelt, das keine feindliche Bedrohung fürchtete. Im Jahre 1809 erhielt er eine Predigerſtelle, an der Dreifaltigkeitskirche, verheirathete ſich, und wirkte ſpäter als ordentlicher Profeſſor der Univerſität. Er wurde im Jahre 1811 zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt, und 1814 zum Secretair der philoſophiſchen Klaſſe. Schleiermachers Wirken und ſeine Werke gewannen im Leben wie in der Literatur gleichmäßig eine hohe Bedeutung; er war ein Mann, der das Leben wie die philoſophiſche Wiſſenſchaft von der richtigen Seite zu erfaſſen verſtand, er ließ die Zeit und ihre Verhältniſſe auf ſich einwirken und wirkte auf ſie belebend und fördernd ein; er ſuchte nicht mit der bei allem Geiſtreichthum doch bornirten Einſeitigkeit moderner Philoſophen das Chriſtenthum zu vernichten, ſondern die Gemüther für daſſelbe zu beleben, zu erwärmen und zu begeiſtern. Schleiermacher war «fromm» nicht aus gelernter, ſondern aus angeborener, mit der Muttermilch eingeſogener Ueberzeugung, daher zum Theologen wahrhaft berufen, daher geboren für die Kanzel mehr noch als für den philoſophiſchen Lehrſtuhl, wie ſehr er auch dieſen zierte. In der Philoſophie fand Schleiermacher die Bauſteine für ſeine Theologie, während andere in ihr nur die Mauerbrecher finden, mit der ſie das chriſtlichkirchliche Lehrgebäude in Trümmer zu ſtürzen wähnen und verſuchen. Will man Schatten in ihm finden, ſo ſind dieſe offen und klar blosgelegt in den «ihm zugeſchriebenen» Briefen über Schlegels Lucinde, deren Richtung in ſein eigenes Leben mit einer von der Sitte nicht gut geheißenen Liebe trat, die ihm grauſames Weh ſchuf, aber auch Selbſtüberwindung lehrte. Und dennoch heben, läutern und verklären dieſe Briefe des Buches unlautere und unſittliche Elemente, das als eine jugendliche Verirrung des Verfaſſers ſeine Stellung in der Literatur behauptet. Wo ſind auf Erden die Geiſter, die niemals irren und fehlen?

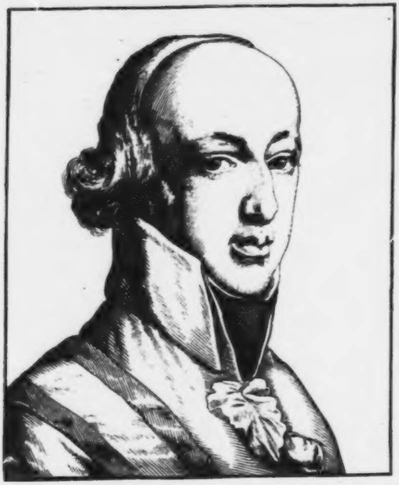
Schleiermacher forderte, und dieß macht ihn ſo bedeutſam in ſeiner Stellung als Theolog, als Nothwendigkeit für den künftigen Geiſtlichen das im Gemüth Vorhandenſein des religiöſen Sinnes; er verlangt nicht peinliche Orthodoxie, aber er verwarf unbedingt den vagen, alles höhere begeiſternde religiöſe Leben verflachenden Rationalismus. Zu ſeinen bedeutendſten Werken gehört ſeine «Dogmatik», außer ihr verfaßte er ungemein viele meiſt zuerſt einzeln gedruckte Predigten, gelehrte Streit- und Flugſchriften und Abhandlungen; ſeine Predigten erſchienen auch in mehreren Sammlungen. Schleiermacher war als Prediger ausgezeichnet, jedem Alter verſtändlich, klar und eindringlich, daher beliebt und von der Gemeinde hochwerth gehalten. Er war dabei körperlich und geiſtig vollkommen rüſtig und verſtand die ſchöne Kunſt, die ſo viele Gelehrte nicht verſtehen, ebenmäßig zu leben, Schritt zu halten in Arbeit und Erholung und ſeine Arbeitskraft auf das angemeſſenſte zu verwenden; er beherrſchte ſich und ließ momentane Verſtimmungen ſeines geiſtigen oder körperlichen Organismus andere nicht fühlen. Er war, wie ein Kritiker ſeiner mit J. Chr. Gaß gewechſelten, 1852 herausgegebenen Briefe ſchön und gut ſagt: ein Virtuos des Lebens und des Denkens, und daher der gereifte Weiſe, dem auch das ſterben nicht ſchwer wurde. Ueber den am Ende der Laufbahn ſiech und welk werdenden Körper ſiegte noch lange des Mannes kräftiger Geiſt, und es blieb auch in der Stunde des Todes hell in ihm, wie es in ihm hell geweſen war durch ein langes, reiches Leben. Noch am Tage ſeines Hinſcheidens nahm er das Abendmahl und reichte es den Seinen; er brach ſelbſt das Brot nach dem Brauch ſeiner Kirche — der Kelch des Lebens verſüßte ihm den Kelch des Todes. Als ſeiner Hand das erſte entſank, ſank er ſelbſt und war nicht mehr.



Ludwig van Beethoven.

Geb. d. 16. Dez. 1770, geſt. d. 26 März 1827.

In Beethoven beſaß und verlor Deutſchland einen muſikaliſchen Genius voll Herrlichkeit und ſchöpferiſcher Tiefe, der eben ſo erfüllt von unerreichter Größe und Hoheit in ſeinen Tondichtungen, wie liebenswürdig und edel als Menſch war. Beethoven wurde zu Bonn geboren; ſein Vater, Anton, war Tenoriſt in der Hofkapelle des Kurfürſten Maximilian Friedrich von Cöln. In zarter Jugend ſchon erwachte in des Knaben, ja des Kindes Seele das Töneleben; ſchon in ſeinem 5. Jahre konnte er Muſikunterricht empfangen, welcher ihn ſo ganz hinnahm, daß des Vaters Unterricht bald nicht mehr ausreichte; beſſere und treffliche Lehrer leiteten nun den jungen Tonkünſtler von Stufe zu Stufe höher, unter ihnen beſonders van der Eden, und ſpäter, nach deſſen 1782 erfolgtem Tode, der wackere Hoforganiſt Neefe, der gefühlvolle Componiſt des Liedes: «Wie ſie ſo ſanft ruhn», welcher auf Koſten des Kurfürſten mit Sorgſamkeit und Liebe ſich dem Unterricht des viel verheißenden Knaben hingab, der ihm dafür mit voller Liebe lohnte. Während Beethoven bald ſchwierige Meiſterwerke, wie die Sebaſtian Bach's, mit Virtuoſität und bewunderungswerther Fingerfertigkeit ſpielen lernte, erwachte auch in ihm der ſelbſtſchaffende Gedanke, und ſo erſchien es als eine Wunderthat, daß der 11jährige Knabe im Jahre 1781 neun Variationen über einen Marſch, drei Clavierſonaten und einige Lieder im Stich und Druck herausgab. Der gediegene Lehrer leitete ſeinen genialen Schüler auch zur Orgel; Beethoven wurde mit 14 Jahren Cembaliſt bei der kurfürſtlichen Hofkapelle und im Jahre 1791 ſchon Hoforganiſt, weil ſein treuer Lehrer 1790 ſeine Stelle in Bonn mit einer ähnlichen in Deſſau vertauſcht hatte, und auch auf der Orgel, dieſem großartigen und ſchwierigen Inſtrumente zeichnete ſich der junge Künſtler auf das rühmlichſte aus. Da ſandte ihn ſein Fürſt nach Wien, damit er unter Haydn ſich vollends in der Compoſition ausbilde und unter dieſem trefflichen Lehrer begann nun für den aufſtrebenden Künſtler ein Leben voll Glück und freudigen Weitergelangens, je mehr er ſich vertraut machte mit den großen Meiſterwerken ſeines Lehrers, und jener Werke Mozart's, Händel's, Bach's, wie aller damals gefeierten Heroen der Tonkunſt. Es konnte nicht fehlen, daß des Lehrers, daß Haydn's Geiſt in den veröffentlichten Tonſchöpfungen des Schülers hindurchklang; aber bald entfaltete Beethoven's Genius voll ureigener Kraft ſelbſtſtändig ſeine Töneſchwingen, ſo in ſeinem gewaltigen Spiel am Pianoforte, wie in den Compoſitionen voll Meiſterſchaft und hoher Weihe. Er ahmte nicht mehr Haydn nach, nicht Mozart, groß und frei wandelte er die von ihm ſelbſt ſich gebrochene Bahn zu den höchſten Höhen des in ſeiner Kunſt erreichbaren. Faſt jede Gattung der Compoſition verſuchte er, Sonaten und andere Clavierarbeiten, Meſſen und Oratorien, Opern und Symphonien. Seine Oper Fidelio iſt ein wahrer Schatzbehalter muſikaliſchen Ideenreichthums, und in ſeinen Symphonien ſteht Beethoven noch heute unübertroffen herrlich da. Aber auch dem reinen Kunſthimmel, in welchem Beethoven mit den Himmliſchen verkehrte, trat irdiſches Leid nah, und die irdiſche Sorge umwölkte ihn. Eine hoffnungsloſe, getäuſchte Liebe, Neider und Anfeinder in Menge, und dazu die muſenfeindlichen Unruhen des Krieges erregten allzumal den Wunſch in Beethoven, Wien zu verlaſſen. Es winkte ſogar ein Ruf des damaligen Königs von Weſtphalen zur Capellmeiſterſtelle an den glänzenden Hof von Caſſel; allein drei Kunſtmäcene, der Erzherzog und Cardinal Rudolph, der Fürſt Lobkowitz und Fürſt Kinsky vereinten ſich, Beethoven für immer an Oeſterreich zu feſſeln; ſie gaben dem großen Künſtler eine ſorgenfreie Lebensſtellung. Geld und Gaben ſtrömten ihm noch außerdem in Fülle zu, theils als Lohn ſeines rühmlichen Fleißes, theils als Geſchenke von Fürſten und Geſellſchaften; er ward mit Ehren überhäuft. Aber alles Glück, welches das Leben ihm bot, ward getrübt durch das Unglück, taub zu werden, taub zu bleiben. Und dann — war Beethoven ein Muſiker und kein Rechnenkünſtler — er achtete das Geld nicht, ſparte nicht, ſammelte nicht; ſo wurden auch durch manche Verlegenheiten die hellen Sonnentage ſeines Künſtlerlebens verdüſtert, und Mißmuth, Menſchenſcheu, wie die Neigung zum Bizarren erfaßten ihn. Etwas von dieſen Stimmungen ging denn auch in ſeine letzten Werke über; auch äußerlich vernachläſſigte er ſich, doch blieb ſeine Natur ſtets rein und edel, wohlwollend und menſchenfreundlich, er blieb bis zum letzten Hauch ein Hoherprieſter ſeiner Kunſt. Groß war die Klage und die Trauer um den geſchiedenen: die geiſtvollſten Schriftſteller und die gründlichſten Kenner haben ſeine zahlreichen muſikaliſchen Schöpfungen nach Verdienſt gewürdigt, und ſein Ruhm iſt noch ganz derſelbe, der er vor einem Vierteljahrhundert war, als Ludwig van Beethoven's Lebensſtern erloſch.



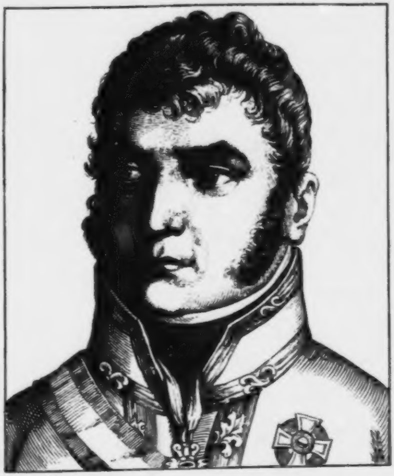
Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius,

Erzherzog von Oeſterreich.

Geb. d. 5. Sept. 1771, geſt. d. 30. April 1847.

Erzherzog Carl ſteht als ein erhabenes Heldenbild im Pantheon der deutſchen Geſchichte, ſo allverehrt und ſo allgefeiert, ſo mit Lorbeer umkränzt, daß es faſt ein Wagniß iſt, dieſem Lorbeer auch nur das kleinſte Blatt ehrenden Nachruhmes hinzufügen zu wollen. Als dritter Prinz des Großherzogs von Toscana und nachherigen Kaiſers Leopold wurde Erzherzog Carl zu Florenz geboren und verlebte dort die erſten Jahre ſeiner Jugend, ein mehr ſchwächliches als ſtarkes Kind, in welchem niemand einen künftigen thatengroßen Helden zu ahnen vermochte. Doch bald entwickelte ſich in dem fürſtlichen Kinde höhere Lebenskraft, ſeine Erziehung wurde unter der trefflichſten Leitung in Wien faſt vollendet, und mit dem 20. Jahre kam der junge Erzherzog nach Brüſſel, wo die Erzherzogin Chriſtina, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen als Statthalterin der Niederlande die Herrſchaft führte. Dort wurde Erzherzog Carl in die Lenkung der Staatsgeſchäfte und die Militairwiſſenſchaft eingeweiht und entwickelte neben der Erwerbung gediegener Kenntniſſe eine ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, daß er allgemeines Vertrauen gewann. Die franzöſiſche Revolution und die zu deren Unterdrückung veranlaßten Schritte der europäiſchen Mächte riefen auch Belgien unter die Waffen und ſtellten den Erzherzog an die Spitze der Avantgarde der öſterreichiſchen Armee, zur großen Freude der Truppen, die dem Heldenjüngling vertrauten, denn ſchon bei der Schlacht von Jemappes, wo Carl im Corps des Fürſten von Hohenlohe focht, hatten ſie letzteren lieb gewonnen. Im Jahre 1793 befehligte Carl die Vorhut unter dem Prinzen Friedrich Joſias von Coburg und gewann ſich durch ſeine Tapferkeit in der großen Schlacht bei Neerwinden das Großkreuz des Maria Thereſiaordens in Brillanten, denſelben, den einſt der berühmte Laudon (Lief. 1) getragen. Die aufgewiegelten Niederlande wurden militäriſch beſetzt, Oeſterreich aufs neue unterworfen und Erzherzog Carl wurde zum Generalgouverneur derſelben ernannt. Er verwaltete dieſe Stellung mit Schonung und Milde, bis er nach mancher glorreichen Waffenthat, wie bei Famars, wo der Erzherzog das feindliche Lager ſtürmte, und bei Fleurus, wo er das Centrum des Heeres befehligte und Fleurus ebenfalls erſtürmte — am 26. Juni 1794 — wo aber Oeſterreichs Waffenglück ſich dennoch wandte und ſeine Statthalterſchaft der Niederlande ſich endete — als Feldzeugmeiſter zur Armee des Oberrheins berufen wurde, von wo er ſich geſchwächter Geſundheit halber nach Wien zurückzog und ſich im Jahre 1795 ſtrategiſchen Studien hingab. Im Jahre 1796 trat Erzherzog Carl als commandirender General und bekleidet mit dem Range eines Reichsfeldmarſchalls aufs neue an die Spitze der öſterreichiſchen Armee, kündigte am 21. Mai den beſtandenen Waffenſtillſtand auf und bezeichnete in ſeinem Aufruf an die Truppen mit einer zu allen Zeiten gültigen Signatur des Aufruhrs das ganze Weſen der rebelliſchen Franzoſen als das eines Volkes, «das alle Bande der Geſellſchaft mit Füßen tritt, alle Begriffe und alles Beſitzthum zerſtört und ohne Treue, ohne Glauben, ohne Pflicht und ohne Gewiſſen die ganze Menſchheit in ihr Verderben reißen will». Durch weiſe Taktik wie durch offene Schlachten drängte Carl die in Deutſchland ſchon bis in deſſen Inneres vorgedrungenen Franzoſenheere über den Rhein zurück, zog dann gegen den ſiegreichen Bonaparte nach Italien, der ihm an Heereskräften überlegen war und ihn einen «Feldherrn ohne Heer» nannte, gegen den er nun kämpfen ſolle, nachdem er bisher gegen «Heere ohne Feldherrn» gekämpft. Das Glück der Waffen war gegen den Erzherzog, der ſich mit todtverachtendem Heldenmuthe perſönlich den größten Gefahren ausſetzte, und mit Noth der Gefangennehmung entging. Erſt ein Waffenſtillſtand und dann der Friede von Campo Formio zwiſchen Oeſterreich und Frankreich endigten im October 1797 dieſen Feldzug. Jetzt wurde Erzherzog Carl von ſeinem Bruder, dem Kaiſer, zum General-Capitain und Gouverneur des Königreichs Böhmen ernannt; er wählte Prag zu ſeiner Reſidenz, doch ſchon 1799 rief ihn zu einem neuen Feldzug, den er ſelbſt mit kundiger Feder geſchildert hat. Die ſiegreichen Schlachten von Oſterach und Stockach mehrten Carl's Heldenruhm; der Feldherr rückte jetzt in die Schweiz ein, ſchlug Maſſena, entſetzte Zürich. Um ganz Deutſchland gegen die Franzoſen zu rüſten, faßte Erzherzog Carl zuerſt den großen Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung; leider wurde derſelbe nur vereinzelt durchgeführt und das deutſche Vaterland noch eine lange Reihe von Jahren der Knechtung durch das übermüthige Franzoſenvolk Preis gegeben. Im Jahre 1800 begab ſich Carl, abermals durch Rückſichten auf Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit genöthigt, den Oberbefehl über die öſterreichiſche Armee abzugeben, wieder nach Böhmen, ſchmerzlich vermißt von dem Heere, und bereitete dort nöthig erſcheinende Vertheidigungsmaßregeln vor, bildete auch ohne Verzug eine 25,000 Mann ſtarke Landwehr.

Der erneute Krieg und das wachſende Unglück des Vaterlandes riefen den Erzherzog im December 1800 wieder an die Spitze eines faſt aufgelöſten leidenden Heeres, mit dem ſich keine Schlachten liefern ließen; nur einen abermaligen Waffenſtillſtand konnte Carl bewirken, dem 1801 der Friede von Luneville folgte. Jetzt wurde der Erzherzog öſterreichiſcher Feldmarſchall und Präſident des Hofkriegsraths; er rüſtete ein neues Heer, erkrankte abermals ſehr bedeutend, doch wurde ſein theures Leben dem Vaterlande erhalten, und als im Jahre 1805 ein Bündniß europäiſcher Mächte gegen Frankreich zu Stande kam, trat Oeſterreich dieſem bei und ſein größter Feldherr wurde in dem Feldzuge in Italien commandirender General, 1806 aber Generaliſſimus des öſterreichiſchen Heeres und Kriegsminiſter. Der Erzherzog that in dieſer Stellung wiederholt alles, was nur in ſeinen Kräften ſtand, die Armee wieder geiſtig und materiell zu heben. Während ihm dieß in nicht geringem Grade gelang, riefen drei ſpaniſche Provinzen den edlen Sproß des Habsburger Stammes zum König von Spanien und Indien aus und ſandten eine Fregatte, ihn von Trieſt aus nach Cadix in ſein neues Reich zu führen. Aber voll hochherziger Treue gegen ſein Vaterland, wie voll hoher Einſicht ſchlug er die dargebotene Krone aus. Wie das Heldengeſtirn der Dioskuren ſtanden nun die erzherzoglichen Brüder Carl und Johann an der Spitze der Leitung des öſterreichiſchen Kriegsweſens, und bald war daſſelbe wieder neu geordnet und gekräftigt, und es wurden große und wichtige Schlachten mit Begeiſterung unter der Führung Erzherzog Carl's geſchlagen. Dennoch waren die Tage von Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg nicht glücklich für die Waffen Oeſterreichs; Napoleon drang gegen Wien vor und nahm die Kaiſerſtadt ſiegreich ein, bald darauf zeichnete die Geſchichte Inſel Lobau und Aspern in ihre ewigen Annalen, Erzherzog Carl errang einen glänzenden, unvergeßlichen Sieg, Carl wurde Oeſterreichs Retter. Der glorreiche Sieg wurde verfolgt, in der Schlacht von Wagram aber wurde Carl durch einen Streifſchuß verwundet, ohne der Wunde ſonderlich zu achten. Muthvoll wurde der heftig entbrannte Kampf fortgeſetzt und ging leider für Oeſterreich verloren; die Armee mußte ſich zurückziehen. Der Waffenſtillſtand von Znaim endete das blutige Morden, und am 31. Juli 1809 gab Erzherzog Carl zu Littau den Oberbefehl in die Hände ſeines Bruders, des Kaiſers, zurück. Er trat den Schauplätzen des Krieges fern, vermählte ſich 1815 mit Prinzeſſin Henriette von Naſſau-Weilburg, lebte den Wiſſenſchaften in glücklicher Häuslichkeit, ſchrieb treffliche militäriſche Werke, ſchützte und förderte die ſchönen Künſte. Er feierte noch würdige Jubelfeſte, ſah ſich allgeehrt und allgeliebt, und ſtarb an den Folgen einer Erkältung, ſanft und gefaßt, im 76. Lebensjahre, aufrichtig betrauert und unvergänglichen Ruhmes ſicher.



Carl Philipp Fürst zu Schwarzenberg.

Geb. d. 15. April 1771, geſt. d. 15. Oct 1820.

Fürſt Schwarzenberg war der Mitbefreier des deutſchen Vaterlandes vom laſtenden Joche Napoleon's I., der erſte in der Reihe hochberühmter Feldherren der Befreiungskriege, als Soldat wie als Menſch gleich ausgezeichnet, bis zum Lebensende dankbar verehrt und mit goldenen Lettern eingetragen in das Buch der Nationalgeſchichte Deutſchlands als einer ſeiner tapferſten, beſten und edelſten.

Fürſt Schwarzenberg entſtammte einem berühmten Adelsgeſchlechte Frankens, dem der Freiherren von Seinsheim; ein Ahnherr, Erkinger von Seinsheim, erwarb durch Kauf die Herrſchaft Schwarzenberg, nach der dann die Familie ſich nannte, indem er zugleich ſeinem Hauſe die Reichsunmittelbarkeit verſchaffte. Adolf von Schwarzenberg wurde 1599 in den Reichsgrafenſtand erhoben, deſſen Enkel Johann Adolf 1760 in den Reichsfürſtenſtand; Macht, Anſehen, Vermögen und Güterbeſitz der Schwarzenberge wuchs, und der letztere namentlich erſtreckte ſich nach Oeſterreich wie nach der Schweiz. Adam Franz Fürſt v. Schwarzenberg wurde Herzog von Krummau in Böhmen.

Napoleon und ſein Rheinbund mediatiſirten, d. h. ſie beraubten die Fürſten des deutſchen Reichs, und Karl Philipp's Vater, dem dieß Loos im reichen Maaße widerfuhr, wurde Geheimer Rath und Kämmerer des Kaiſer Franz II. von Oeſterreich. Carl Philipp wurde zu Wien geboren und frühzeitig für den Kriegerſtand beſtimmt, wie ſein älterer Bruder für den höheren Dienſt des Staates, der mittlere für den Dienſt der Kirche.

Auserwählte tüchtige Lehrer bildeten des jungen Fürſten Geiſt wiſſenſchaftlich aus, dann beſchritt er im 16. Lebensjahre als Unterlieutenant die Laufbahn, die er mit ſo vielem Ruhm durchwandeln ſollte, und machte unter Laudon's Führung die Türkenzüge von 1787 bis 1789 mit, wo er perſönliche Tapferkeit bewies und bis zum Rittmeiſter vorrückte. Wie er unter hohen Vorbildern kriegeriſcher Tüchtigkeit, unter den Grafen Lascy und Kinsky, und unter Laudon gedient hatte, ſo diente er unter Graf Clairfait und zeichnete ſich im Gefechte von Quivrain 1. Mai 1792 aus, machte den folgenden Feldzug nach Frankreich als Oberſtlieutenant unter dem Prinzen Coburg mit, führte das Uhlanen-Freicorps Ingelmann und übte Thaten der Tapferkeit, welche die Entſcheidung des Sieges in der Schlacht bei Chateau-Cambreſis 26. April 1794 krönte. Dieſer Sieg brachte ihm die Verleihung des Maria-Thereſia-Ordens auf dem Schlachtfelde.

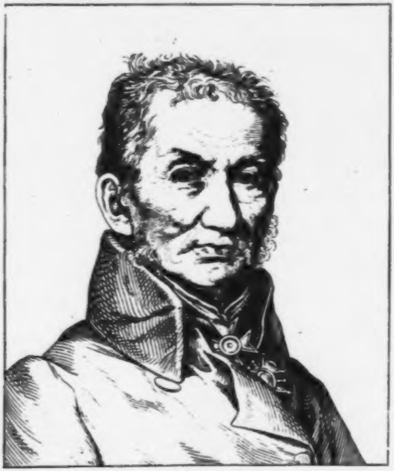
Von Stufe zu Stufe höher ſteigend in kriegeriſchen Ehrenſtellen, wurde Fürſt Schwarzenberg, der ſtets unerſchrockene Held, 1796 Generalmajor, 1799 Feldmarſchall-Lieutenant, und führte nun ein Uhlanenregiment unter ſeinem eigenen Namen. Als das Kriegsglück ſich im Beginn des Jahrhunderts gegen die öſterreichiſchen Waffen wandte, gelang es Schwarzenberg's einſichtsvoller Führung, manchem Verluſt vorzubeugen und manch größeres Unheil abzulenken.

Da der Fürſt nicht blos Feldherr, ſondern auch diplomatiſch gewandt war, ſo wurde ihm 1802 ſchon ein Geſandtſchaftspoſten am St. Petersburger Hofe zugedacht, er nahm ihn aber damals noch nicht an, blieb dem Kriegerſtande treu und kämpfte mit bei Ulm und Auſterlitz, nach welchen für Oeſterreich unglücklichen Schlachten Fürſt Schwarzenberg nun die diplomatiſche Laufbahn betrat. Er ging 1806 als Geſandter Oeſterreichs nach Paris, 1808 nach St. Petersburg, gab aber den Geſandtſchaftspoſten 1809 wieder auf und eilte zu den Fahnen zurück, fand Gelegenheit, ſich aufs neue auszuzeichnen und wurde General der Cavallerie. Später leitete er die Verhandlungen der Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luiſe, und gab zu deren Vermählungsfeier ein glänzendes Ballfeſt, welches durch einen ſchnell um ſich greifenden Brand furchtbar tragiſch endete. Oeſterreich ſtellte ſeinem neuen Verbündeten ein Hülfsheer von 50,000 Mann gegen Rußland, mit deſſen Oberbefehl Napoleon den Fürſten betraute. Schwarzenberg überſchritt den Bug, drang in Podolien vor, ſpäter auch, doch mit wechſelndem Glück, in Volhynien, und ſah ſich zu rückgängiger Bewegung gegen Warſchau veranlaßt, wo General Sacken glücklich gegen Schwarzenberg operirte, bis Napoleon's verhängnißvolle Stunde ſchlug und das franzöſiſche Heer den Rückzug aus Rußlands Schneegefilden nahm. Es hatte den Anſchein, als vermeide man gegenſeitig ſo viel als möglich Zuſammenſtöße zwiſchen der zurückgezogenen öſterreichiſchen Hülfsarmee und dem ruſſiſchen, die franzöſiſche Streitmacht verfolgenden Heere.

Abermals wurde Fürſt Schwarzenberg berufen, mit Friedensbedingungen nach Paris zu gehen, welche aber ſämmtlich von Napoleon zurückgewieſen wurden, bis die Entſcheidung auf die Schärfe des Schwerts gelegt war.

Und nun begann Fürſt Schwarzenberg's glücklicher Stern ſeinem Gipfelpunkte zuzueilen. Sobald er von der verfehlten Sendung nach Paris zurückkehrte und der Krieg erklärt war, erhielt der Fürſt, dem bereits der Oberbefehl über das in Böhmen zuſammengezogene Beobachtungsheer anvertraut war, als Generaliſſimus das Commando der ſämmtlichen verbündeten Heere. Dieſe hohe und überaus wichtige Stellung verdankte der Fürſt den glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes als Feldherr, ſeiner Geſchäftstüchtigkeit, Beſonnenheit und Menſchlichkeit; kaum konnte ein beſſerer an die Spitze der Heere berufen werden, deren erhabene Aufgabe die Erlöſung Deutſchlands von einem deſpotiſchen Feind war. Welche Schlachten Schwarzenberg ſchlug, welche Siege er erkämpfte, wie auch er gleich dem wackern Blücher »im Sturz und Sieg bewußt und groß« war, hat die Geſchichte in eherne Tafeln gegraben. Sein Aufruf vor der Völkerſchlacht bei Leipzig entflammte die Herzen der Streiter, ſein Feldherrngenius half den ſchweren Sieg erringen und muthvoll wurde nun die Bahn des Sieges und auf derſelben der fliehende Feind verfolgt. Schwarzenberg ſchlug ihn auf dem heimiſchen Boden bei Brienne, bei Bar ſur Aube, bei Arcis ſur Aube, bei la Fere Champenois und bei Paris, in das er das Heer triumphirend einführte, worauf er den Oberbefehl in die Hände der Kriegsherren zurückgab.

Noch einmal, 1815, ſtand Fürſt Schwarzenberg als Generaliſſimus der gegen Napoleon aufs neue in den Kampf gerufenen Heere, doch ohne zu thätigem Handeln Gelegenheit zu finden. Orden, Ehrendegen, Auszeichnungen aller Art lohnten den großen Krieger, dem das deutſche Vaterland ewigen Dank ſchuldet; ſein Kaiſer verlieh ihm das Recht, das Herzſchild des öſtreichiſchen Wappens mit einem aufwärts gerichteten Degen in ſein Familienwappen aufzunehmen, unter den huldvollſten Ausdrücken, und eine Herrſchaft in Ungarn als Familieneigenthum und Mannleben. Schon 1817 traf den edeln Fürſt ein Schlaganfall und lähmte ihm die rechte Seite. Ein organiſcher Fehler, ein Herzleiden, untergrub das Leben des deutſchen Helden. Er hoffte von dem berühmten Hahnemann in Leipzig Hülfe und reiſte dorthin, um lebend nicht in die Heimath zurückzukehren. An dem Tage, an welchem er nach der Schlacht vor 7 Jahren in Leipzig eingezogen war (19. October), wurde durch daſſelbe Thor der Leichnam nach Böhmen abgeführt.

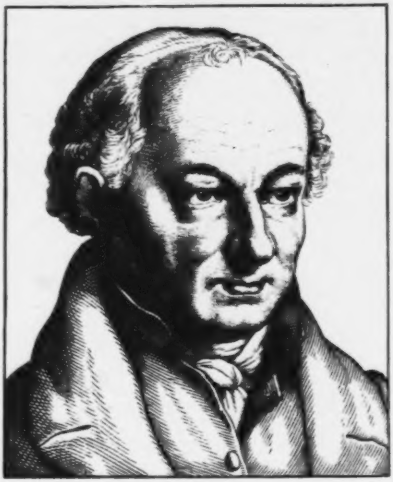


Gottfried Hermann.

Geb. d. 28. Nov. 1772, geſt. d. 31. Dec. 1848.

Gottfried Hermann iſt in Leipzig geboren, wo ſein Vater Senior des Schöppenſtuhls war. Das lebhafte, feurige Temperament, welches er von ſeiner Mutter, die aus einer franzöſiſchen Familie ſtammte, geerbt hatte, ſprach ſich ſchon im Knaben aus, der bei großer Gutmüthigkeit doch ſchwer zu bändigen war, und obgleich von zarter Conſtitution alle Leibesübungen leidenſchaftlich trieb, vom Stillſitzen bei den Büchern nichts wiſſen mochte und durchaus Soldat werden wollte. In ſeinem zwölften Jahr wurde er der Obhut Carl David Ilgens übergeben, eines Mannes von unbeugſamer Feſtigkeit des Willens, ernſter Strenge bei herzlichem Wohlwollen und gründlicher Gelehrſamkeit, der ſpäter als Rector in Schulpforte viele Jahre hindurch ſegensreich gewirkt hat. Dieſem gelang es den Feuereifer des Knaben auf das Studium der alten Sprachen zu lenken und er verſtand es, ihn zu eigener Selbſtthätigkeit anzuregen und zu ſtrengſter Selbſtprüfung anzuhalten. In zwei Jahren war er reif geworden die Univerſität zu beziehen, wo er nach dem Willen des Vaters Jurisprudenz ſtudiren ſollte und nur mit Mühe erreichte, ſich der Philologie widmen zu dürfen. Hier fand er an Friedrich Wolfgang Reiz einen Lehrer, der für ihn geſchaffen ſchien. Dieſer, ein Mann von tadelloſer Rechtſchaffenheit, von unbeſtechlicher Wahrheitsliebe, im Beſitz der genaueſten und gründlichſten Gelehrſamkeit, erkannte das hervorragende Genie des Jünglings und, ohne ihn zu beſchränken, leitete er ihn nur an, durch gewiſſenhafte und ſorgfältige Forſchung den angeborenen Scharfſinn und die glückliche Divinationsgabe zu bilden und zu beherrſchen. Unter ſeiner Zucht gab ſich Hermann ganz der Beſchäftigung mit den Alten hin, mit welcher er, überall bemüht auf den Grund der Sache zu gehen, ein eifriges Studium der kantiſchen Philoſophie verband. Uebrigens war er bei angeſtrengtem Fleiß keineswegs ein Stubenſitzer, ſondern nahm am Verkehr mit Commilitonen und in geſelligen Kreiſen gern und lebhaft Antheil, und folgte ſeiner Neigung zu ſtarken Leibesübungen, die ihn namentlich zu einem leidenſchaftlichen und kunſtgerechten Reiter bis in ſeine letzten Lebensjahre machte. Nach vollendeten Univerſitätsſtudien habilitirte er ſich als Privatdocent in Leipzig 1794, und ſeine Erfolge als Schriftſteller und Lehrer waren ſo entſchieden, daß ihm im Jahr 1797 eine außerordentliche und 1803 eine ordentliche Profeſſur übertragen wurde. In demſelben Jahr gründete er durch die Ehe mit Wilhelmine Schwägrichen ſeine Häuslichkeit, welche dem für das ſtille Glück eines ſchönen Familienlebens Empfänglichen volle Befriedigung gewährte. Von da an war Hermann's Leben das anſpruchsloſe, durch keine hervortretenden Ereigniſſe ausgezeichnete eines deutſchen Gelehrten; in ununterbrochner und bis ins hohe Greiſenalter ungeſchwächter Thätigkeit wirkte er als Lehrer und Schriftſteller für ſeine Wiſſenſchaft in einer Weiſe, die ſeinen Namen auch über den Kreis der Fachgenoſſen hinaus populär gemacht hat, bis ihn am 31. December 1848 ein ſanfter Tod hinwegnahm.

Hermann iſt in Deutſchland und im Ausland als ein echter Repräſentant der Wiſſenſchaft anerkannt, welche ſich mit der Litteratur der Griechen und Römer beſchäftigt und die Wiederherſtellung und das Verſtändniß ihrer Schriftwerke ſich zum Ziel ſetzt. Die Sprache war das eigentliche Element ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſein Verdienſt iſt es, zuerſt, nicht blos im Allgemeinen anerkannt, ſondern im Einzelnen durchgeführt zu haben, daß die Sprache nicht willkührlich erſonnenen Regeln ſondern den im Menſchengeiſte tief begründeten Geſetzen des Denkens folgt, und daß dieſe ergründen und ihre Wirkungen in den einzelnen Erſcheinungen der Sprache begreifen muß, wer die Sprache verſtehen will. Neben dieſem Geſetz der logiſchen Nothwendigkeit, welches in der Sprachbildung herrſcht, erkannte er das gleich berechtigte Streben des menſchlichen Geiſtes nach künſtleriſcher Geſtaltung der Sprache, welche ihren letzten formalen Ausdruck im Rhythmus und Metrum findet. Hermann hat die Grammatik und Metrik der alten Sprache rationel begründet, und dadurch weit über die Grenzen der Philologie hinaus mächtige Impulſe für geiſtige Forſchung und Erkenntniß gegeben. Nicht minder hat er ſich als Kritiker, vor allen der griechiſchen Dichter, bewährt. Vornemlich das Studium des Pindar, des Aeſchylus, Sophokles und Euripides hat durch ihn eine neue Grundlage, einen friſchen Aufſchwung erhalten; aber es iſt kein Theil des großen Gebietes der alten Litteratur, auf den er nicht reinigend und erleuchtend Einfluß geübt hätte. Durch Geſundheit und Friſche, Urſprünglichkeit und Einfachheit ſeines Geiſtes eine den Alten verwandte Natur, durch treffenden Scharfblick und raſche Combinationsgabe ausgezeichnet und durch ununterbrochene methodiſche Studien in die Auffaſſung und Ausdrucksweiſe des Alterthums eingelebt, vermochte er es, die verborgenſten Schwierigkeiten und Verderbniſſe der überlieferten Texte aufzudecken und aus dem Geiſt des Schriftſtellers heraus oft mit einer Kühnheit, die der äußeren Wahrſcheinlichkeitsrechnung ſich entzieht, aber ſtets im Sinne des Alterthums iſt, dieſelben zu heilen. Dieſe Congenialität zeigt ſich nirgend glänzender als in der Meiſterſchaft, mit welcher er die alten Sprachen in Wort und Schrift in jeder Form nicht als anerlernte, ſondern als in ihm wieder lebendig gewordene handhabte. Die zahlreichen Schriften Hermann's, welche ſämmtlich den Charakter ſeiner genialen Natur feſt ausgeprägt zeigen, werden ſeinen Ruhm erhalten. Dennoch überwog ſeine Wirkſamkeit als Lehrer noch die des Schriftſtellers. Hermann war eine Perſönlichkeit von der größten Bedeutung, ein Mann im vollen Sinne des Worts, einig und feſt in ſich wie Wenige, bei großer Milde und herzlichem Wohlwollen ernſt und ſtreng, mehr noch gegen ſich als gegen andere, offen und gerade und von der reinſten Wahrheitsliebe. So zeigte ſich Hermann ſtets unverändert und die glänzendſte Leiſtung ſeines Scharfſinns und ſeiner Gelehrſamkeit erſchien zugleich als der Ausdruck ſeines innerſten ſittlichen Weſens. Dazu rechne man die feurige Begeiſterung und die hinreißende Beredſamkeit, mit welcher er ſprach, und man wird den Eindruck ermeſſen, welchen Hermann auf ſeine Schüler machte, die bei ihm nicht blos lernten, ſondern in ihrem innerſten Weſen ergriffen und angeregt wurden. So iſt namentlich die griechiſche Geſellſchaft, in welcher er die fähigeren Schüler um ſich zu näherem Verkehr verſammelte, eine Pflanzſchule echter Philologie geworden, der angehört zu haben eine Reihe von Männern ſich freudig rühmen, auf welche Deutſchland ſtolz iſt.

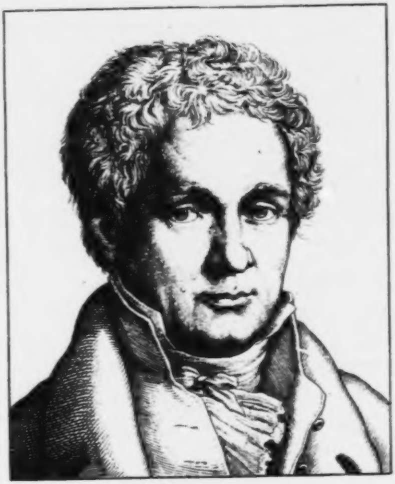


Chriſtoph Friedrich Perthes.

Geb. d. 21. April 1772, geſt. d. 18. Mai 1843.

Dieſer mit Ruhm und Ehren genannte ächt deutſche Mann, eine der ausgezeichnetſten Zierden ſeines Standes wurde zu Rudolſtadt geboren, wo ſein Vater fürſtlich Schwarzburgiſcher Steuerſekretär war. Dort beſuchte der Sohn, der früh des Vaters durch den Tod beraubt ward, unter die Obhut eines Oheims und deſſen Schweſter geſtellt war, und von dem Geſchwiſterpaare vom ſiebenten Jahre an mit Liebe gepflegt wurde, das Gymnaſium, machte aber in den Wiſſenſchaften, die daſſelbe lehrte, keine weſentlichen Fortſchritte: dafür las er deſto mehr Bücher, wie ſie ſich ihm gerade boten, und erbaute ſich eine Welt des Phantaſtiſchen und Idealen, die noch genährt wurde durch den ſchon längere Zeit vergönnten Aufenthalt auf dem romantiſchen Schloſſe Schwarzburg; dann wurde er zum Buchhändler beſtimmt, und fand 1787 eine Lehrlingſtelle in Leipzig. Da für ihn Lehrgeld nicht bezahlt wurde, ſo wurde contraktlich feſtgeſetzt, daß er ſechs Jahre lernen ſollte. Die Lehrzeit war ſtreng und mit allem Druck verbunden, der altherkömmlich war, doch ging Perthes durch eine gute Schule und bildete ſich zunächſt zu einem praktiſch brauchbaren Gehülfen aus, nebenbei ſuchte er ſich Kenntniſſe und Ausbildung durch gute Bücher anzueignen. Sein Prinzipal ſchenkte ihm ein halbes Jahr ſeiner Lehrzeit und empfahl Perthes an den Buchhändler Hoffmann in Hamburg, der ihn nach der Oſtermeſſe 1793 gleich mit ſich nahm. Dort gefiel Perthes ſich äußerſt wohl, obſchon der Arbeit faſt eben ſo viele war, wie in Leipzig; er trat mehr in das große geſellige Leben ein, das voll neuer Bewegungen war durch die franzöſiſche Revolution, durch die zahlreich dort ſich zuſammenfindenden Emigranten und andere Fremde: das warf manchen zündenden Geiſtesfunken in die Seele des Jünglings. Er gewann neue Weltanſchauung, neue Freunde, denen er lieb wurde, wie ſie ihm, und im Jahre 1797 trat Perthes aus Hoffmanns Geſchäft um ein eigenes ſelbſtändiges Geſchäft und zwar als bloßer Sortimentsbuchhändler zu beginnen, was noch gar nicht Brauch war im deutſchen Buchhandel. Er verheirathete ſich mit Caroline Claudius, der Tochter des beliebten Wandsbecker Boten, hatte manche Geldverlegenheit zu überwinden, welche im

Folge der politiſchen Verhältniſſe Hamburgs, namentlich im Jahre 1799 über ihn hereinbrach, bis er in Johann Heinrich Beſſer, welcher ſein Schwager wurde, einen liebevollen Freund und einen äußerſt geſchäftskundigen und thätigen Theilnehmer fand. Das Geſchäft hob, vergrößerte, erweiterte ſich, freilich nicht ſtets ohne manche dringende Sorge, es konnte ein Haus am Jungfernſtieg gekauft werden, und der Laden wurde der ſchönſte und reichhaltigſte vielleicht in ganz Deutſchland. Nun wendete ſich das Geſchäft dem Verlage zu und überdauerte auch das unheilvolle Jahr 1806, während Perthes mit den bedeutendſten literariſchen Perſönlichkeiten regen Verkehr unterhielt und nicht minder auch lebhaften Antheil an dem nahm, was die Zeit bewegte und was ſein deutſches Gemüth nicht ohne Schmerz ſah, jene Hinneigung zu Napoleon dem Tyrannen, und zwar von denſelben Männern, die vorher der die Ketten der Tyrannei zu brechen verheißenden Revolution ihr Hoſiannah geſungen hatten. Perthes hielt die ehrenhafte deutſchvaterländiſch geſinnte Richtung feſt, die ſich nimmer blenden ließ von all der franzöſiſchen Gaukelei und dem Geſchmeichel um den gräulichen Despoten, der in Hamburg noch Bewunderer fand, während er Hamburg zertrat. Auch Perthes verlor alles Erworbene, rang ſich aber wieder kräftig empor und galt bald wieder als der erſte Buchhändler Deutſchlands, die gewaltige erregte Zeit bildete ihn zu einem politiſchen Charakter aus; als ſolcher wirkte er, wie er immer konnte, für deutſche Geſinnung, und that dieß namentlich durch die Gründung des mit dem Jahre 1810 beginnenden deutſchen Muſeums. Leider mußte daſſelbe bald aufgegeben werden, und auf das buchhändleriſche Geſchäft legte ſich der furchtbare Druck der willkürlichen und kenntnißloſen franzöſiſchen Tyrannei, die nur Perthes Geiſt theilweiſe zu umgehen und zu täuſchen verſtand. Als Hamburg endlich im Jahre 1813 aufzuathmen begann und Hoffnungen ſich am Brande Moskaus belebt hatten, trat Perthes an die Spitze heimlich beabſichtigter Bürgerbewaffnung, um ſich ſo oder ſo ihrer franzöſiſchen Peiniger zu entledigen — es brachen Aufſtände aus, gleichwohl geſchah nicht das große und rechte; die Franzoſen zogen ab, Koſacken zogen ein — dann wurde Hamburg beſchoſſen, und das ſchwerſte Verhängniß brach über die unglückliche Stadt durch Davouſt herein. Perthes flüchtete zuerſt die Seinen nach Wandsbeck, dann floh er ſelbſt — was er in Hamburg beſeſſen, verlor er alles; die Buchhandlung ward vernichtet, ſein Name geächtet — dennoch verlor er nicht den treuen Muth — er ſchloß ſich der hanſeatiſchen Legion an, die im Nordweſten Deutſchlands gegen Frankreich die Waffen trug, und half in Frankfurt als Mitabgeordneter der Hanſeſtädte deren neue Freiheitsacte ausarbeiten. Bald konnte das Geſchäft mit Beſſers unermüdlicher Hülfe aufs neue beginnen, und zugleich trat Perthes thätig handelnd zum Beſten der nothleidenden Handwerker und Armen Hamburgs auf, und widmete ſich mit aller eifrigen Liebe dem Gemeinweſen. Vielerlei Reiſen und mannichfache Geſchäfte, wie ein reger Briefwechſel mit zahlreichen Gelehrten, Staatsmännern und Freunden füllten ſein Leben aus; endlich fand er ſich bewogen, 1822 nach Gotha zu ziehen, welche Ueberſiedelung am 20. März erfolgte, nachdem ſein langjähriger Freund und Geſchäftstheilhaber Beſſer und deſſen Schwiegerſohn L. J. W. Mauke die Handlung allein zu führen übernommen, welcher fortan die Firma Perthes, Beſſer und Mauke blieb. Kurz vor dem Hinweggang nach Gotha entriß der Tod Perthes ſeine treue Lebensgefährtin. Er ſelbſt wirkte auch am neuen Wohnort mit reichem Segen, beförderte durch den Verlag gediegener Werke die Wiſſenſchaft, förderte den deutſchen Buchhandel auf vielfache Weiſe, wirkte mit für die Begründung des buchhändleriſchen Börſenvereins, deſſen Vorſteher er wurde, und den Bau der Buchhändlerbörſe in Leipzig. Seit dem Tode des berühmten und in Wahrheit verdienten Mannes ſetzt ſein Sohn Andreas das Geſchäft in Gotha mit allem Eifer fort.



Ludwig Tieck.

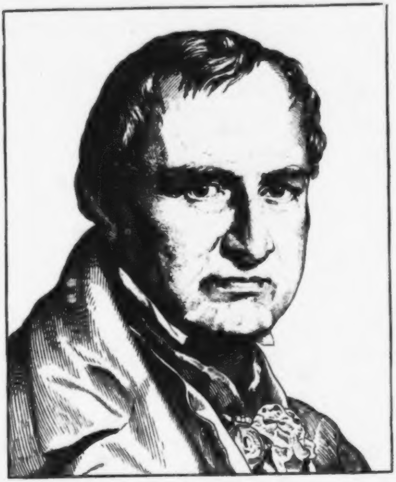
Geb. d. 31. Mai 1773, geſt. d. 28. April 1853.

Eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten und Erſcheinungen in der deutſchen poetiſchen Literatur, der, wie viele ihm ebenbürtige, aus der Enge kleinbürgerlicher Sphäre zu den Höhen der Wiſſenſchaft ſich aufſchwang, durch ein langes Leben hindurch anregend auf andere, erfolgreich und mit hohem Ruhme wirkte und ſich der Anerkennung der gebildetſten ſeiner Nation erfreute.

Ludwig Tieck wurde in Berlin geboren und war der Sohn eines gebildeten Seilermeiſters; er hatte noch einen Bruder, welcher ein berühmter Bildhauer, und eine Schweſter, welche eine liebenswürdige Frau und talentvolle Schriftſtellerin wurde. Nach dem Beſuch eines berliner Gymnaſiums ſtudirte Tieck zu Halle, Göttingen und Erlangen Geſchichte und Literatur der Poeſie mit großem Fleiße, machte dann eine ziemlich ausgedehnte Reiſe, befreundete ſich in Jena mit den Gebrüdern Schlegel, in Weimar mit Herder und andern bedeutenden Geiſtesgrößen, und verheirathete ſich in Hamburg mit der Tochter eines Predigers. Von allen literariſch ſtrebenden Bekanntſchaften Tiecks war es beſonders die mit den Gebrüdern Schlegel, welche ihn dauernd anzog und die er dauernd feſthielt, deshalb begab er ſich auch wieder nach Jena, zog dann mit den genannten Brüdern nach Dresden, lebte dort in den Jahren 1801 und 1802 und ließ mit August Wilhelm v. Schlegel den Muſenalmanach 1802 erſcheinen. Tieck's enge Befreundung mit den Brüdern und einigen ihnen verwandten Dichtergeiſtern rief die ſogenannte romantiſche Schule hervor, die Oppoſition machte gegen Goethe, Schiller und die dieſen Heroen nachſtrebenden jüngeren Dichter. Die romantiſche Schule zeichnete ſich eben ſo ſehr durch große, tüchtige Begabung ihrer Koryphäen und durch die Hervorbringung achtungwerther Poeſieſchöpfungen aus, als durch große Verirrungen in das bodenlos phantaſtiſche, myſtiſirende und myſtificirende Gebiet und durch manches völlig ungenießbare Dichtwerk. Dabei wurde eine große Unduldſamkeit gegen die dieſer Schule nicht huldigenden und ihr nicht angehören wollenden Dichter geübt, und eine vernichtende Richtung in der Kritik ausgebildet, die ſtets mehr ſchadet als nützt. Im Sinne dieſer Schule dichtete Tieck mehrere der alten Volksbücher um, Haimonskinder, Fortunat, Genoveva, Kaiſer Octavian, und bearbeitete mehrere bekannte Märchen, wie Däumling, Rothkäppchen, geſtiefelter Kater, Blaubart, immer nach eigener, individuell ſcharf ausgeprägter Weiſe; keineswegs, um dieſe Stoffe einem gebildeten Publicum noch zugänglicher und angenehmer zu machen, als ſie in ihrer einfachen, ſchlichten und volksthümlichen Form bereits waren, ſondern um Zeit-Ideen, Kunſtanſichten, moderne Satyre hinein zu legen und den eigenen kecken Humor aus ihnen hervorblühen zu laſſen. Diejenigen nun, welchen eine ſolche Behandlung vorgefundener Stoffe von ihrem äſthetiſchen Standpunkte aus zuſagte, fanden jene vortrefflich, andere fanden dieß weniger, und dieſe, wenn ſie mit ihrer entgegenſtehenden Anſicht offen hervortraten, traf eben der kritiſche Donnerkeil der, eine feſte Phalanx in der Literatur bildenden romantiſchen Schule.

Ungleich größer und bedeutender, wie als Haupt einer nun bereits längſt der Vergangenheit angehörenden einſeitigen kritiſch-polemiſchen Richtung eines an ſich allerdings ſehr begabten Literatenkreiſes, war Tieck allein, in ſich und durch ſich ſelbſt. Voll tiefer Kenntniß und edlen Geiſtes beherrſchte er die Sprache, ſchuf er reizende Gedichte, wurde er der Gründer der Kunſt- und Tendenz-Novelle, widmete ſein ganzes Leben der Beſtrebung, Shakſpeare immer mehr und mehr in Deutſchland einzubürgern. Mit einem Vorleſe-Talent ohne gleichen begabt, las Tieck in gebildeten Kreiſen, die er um ſich zog, Shakſpeare'ſche Dramen vor, und alle, die ſo glücklich waren, ihn zu hören, konnten nie genug die Genüſſe rühmen, welche dieſe Vorleſungen verſchafften, und die Eindrücke, welche ſie auf die Zuhörer machten. Freilich forderte Tieck, indem er an ſeine Vorleſungen ſeine ganze Seele hingab, ſein ganzes geiſtiges Selbſt, auch von den Zuhörern und Zuhörerinnen Seele und unbedingtes Hingeben an ſein Leſen, und von dem gewohnten Fingerſpiel des Strickſtrumpfs oder der in höheren Damenkreiſen an deſſen Stelle getretenen Canevas- und Straminſtickerei, vom Geklapper der Taſſen und Löffel, vom Lichterputzen mitten im Vortrag oder irgend welchem unnützen Geräuſch konnte und durfte keine Rede ſein.

Tieck hatte ſich durch Reiſen, wie durch Studium, eine hohe Geiſtesbildung gewonnen, und ſein angeborener Genius führte ihn mit jener im Bunde den wünſchenswertheſten Lebensſtellungen zu. Im Jahre 1804 reiſte er in Italien und 1806 lebte er in München, wo leider ein heftiger Anfall von Gicht ihn niederwarf, und ihn ſchwer heimſuchte. Nach der Herſtellung wandte er ſich nach Berlin, und im Jahr 1818 machte er eine Reiſe nach London, um auf engliſchem Boden Shakſpeareſtudien zu machen. Im Jahr 1819 wählte er wieder das ihm von früher liebe Dresden zum dauernden Aufenthalt und wurde dort Dramaturg der königlichen Hofbühne, welcher Stellung er ſich mit aller Vorliebe und aller ihm zu Gebote ſtehenden reichen Bühnenkenntniß hingab. Nach dem Jahre 1840 traf den berühmten Mann der ehrenvolle Ruf König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen als Vorleſer am Hofe und als Leiter der Schauſpiele, welche von den Hofcirkeln meiſt in Potsdam aufgeführt wurden, wobei ihm nicht unbedeutender Einfluß auch auf die Leitung der Hofbühne ſelbſt zugeſtanden war. Kränklichkeit trübte leider mehr und mehr das Leben des alternden Dichters, dem indeß vor vielen das Glück vollſter Anerkennung und unbeneideten Ruhms neben einem von irdiſchen Sorgen befreiten Daſein zu Theil ward. Ihm vor vielen war vergönnt, ſich völlig nach Luſt und Neigung auszuleben, ſeinem äſthetiſchen Wirken keine engherzigen Schranken gezogen zu ſehen, nicht durch läſtigen Dienſt abgezogen zu werden von der Sphäre ſeines innern Berufes, und ſo konnte er mit Zufriedenheit auf ſeine wohlvollbrachte irdiſche Sendung zurückſchauen und zum Kreiſe der Unſterblichen eingehen. Höchſt ehrenvoll war das Leichenbegängniß des Dichtergreiſes, des Neſtors der deutſchen Poeſie, der im 79. Jahre ſeines Lebens von hinnen ſchied. Seine Vaterſtadt ehrte ihn hoch, und ein ſeines Namens würdiges Denkmal wurde bereits zu errichten beſchloſſen.



Leopold Freiherr von Buch.

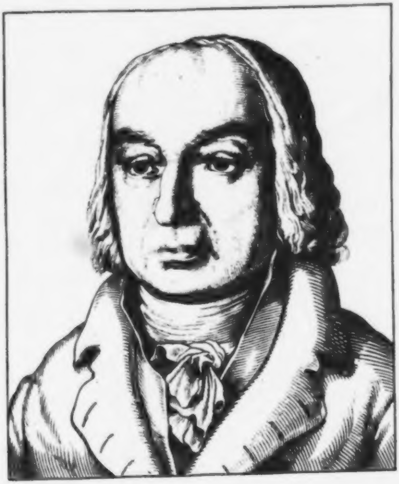
Geb. d. 26. April 1774, geſt. d. 4. März 1853.

Dieſer berühmte und bedeutende deutſche Phyſiker, Geognoſt und Geolog wurde zu Schloß Stolpe in der Uckermark geboren, und entſchied ſich früh für das Studium der Naturwiſſenſchaften. Er begann im Jahre 1790, als er noch kaum das ſechszehnte Lebensjahr erreicht hatte, ſeine höhern Studien auf der Bergakademie Freiberg und war dort einer der fähigſten und fleißigſten Zuhörer und Schüler Werners, knüpfte auch dort bereits den Bund der Freundſchaft mit Alexander von Humboldt. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Freiberg begann v. Buch ein ausgedehntes wiſſenſchaftliches Wanderleben, dem er treu blieb bis zu ſeinen Greiſenjahren, auf welchen er mit Bienenfleiß die der Wiſſenſchaft zu Gute gekommenen reichen Erfahrungen dieſes Lebens ſammelte, und dieſelben in gediegenen Schriften niederlegte. Das ganze deutſche Alpenland, die Apenninen, die ſchottiſchen Hochlande, die niedrigen Bergzüge Englands, wie die Pyrenäen beſtieg und überwanderte der unermüdliche Fußreiſende, und ſpähte überall mit kundigem Blick nach den Geſtaltungen der Formationen der Geſteine und Gebirgsarten, nach ihren Schichten, nach den Gründen ihrer Erhebungen oder Senkungen, wie nach jenen mannigfaltigen Ueberreſten organiſcher Gebilde aus den verſchiedenen Perioden der Urzeit des Erdballes. Auf dieſem anziehenden Gebiete widmete v. Buch zunächſt den Ammoniten gründliche Unterſuchung und tiefeindringende Forſchung, dann den Terebrateln, und andern noch vor ihm nicht ſo klar enthüllten Verſteinerungen ur- und vorweltlicher Conchyliengattungen und Arten. Ueber die Gebilde im deutſchen Jurakalk, über die Bildung der Kreidegebirge und Kreideformationen Europa's und Nordamerika's, wie über die Braunkohlenformationen mit der Fülle ihrer pflanzlichen Ueberreſte verdankt ihm die Wiſſenſchaft eben ſo überraſchende, als ſcharfſinnige Aufklärungen. Leopold von Buchs Geiſt umfaßte mit überwiegender Kenntniß die ganze deutſche Gebirgswelt, auch die, zu welcher ihn ſeine Wanderſchaft nicht perſönlich trug. Er beſtimmte die Geſteinarten eines Landſtrichs durch Combination. So ſchrieb er, um davon ein Beiſpiel anzuführen, an einen Bekannten, der das Rhöngebirge geognoſtiſch zu bereiſen und zu unterſuchen beabſichtigte: „Weſtlich der Sinn iſt ſchwerlich etwas anderes als rother Sandſtein, es ſei denn, daß man von Oberſinn gegen Orb gehe. Dann wäre Ihnen vielleicht ein kleiner Abſtecher nach Arnſtein und Umgebung nicht unmöglich. Iſt vielleicht der Gramſchatzer Wald ein ſandiger Wald wie Lichtenfels und der Hauptmoorwald? Iſt der Sandſtein roth, der an dieſen Punkten bearbeitet wird, wie der von Gambach unter Carlſtadt? Wie liegt der Gyps von Opferbaum? Erobern Sie dieſe Provinz, ſie iſt Ihrer Unterſuchung würdig, denn dieſe iſt nicht leicht. Wie gern liefe ich nicht an Ihrer Seite, allein wenn ich bedenke, daß ich faſt von hier (der Brief iſt 1821 in Eichſtädt geſchrieben) nicht loskomme, und welches Feld von Unterſuchungen noch vorliegt, ſo treibt es mich vorwärts, ſüdlich.“

An einer andern Stelle äußerte Buch: Ich war nie vorher in Muggendorf; denken Sie, wie ich zuſammenfuhr, als ich ſahe, daß alle Höhlen in dieſem körnigen Geſtein liegen (wie das des Staffelberggipfels zwiſchen Lichtenfels und Bamberg), welches man dort Quacke nennt, und welches ich ſeitdem auch immer ſo nenne. Im Kalkſtein befindet ſich nicht eine dieſer Höhlen. Dieſe Quacke iſt aber wahrſcheinlich Dolomit. Um darüber Belehrung zu erhalten, reiſe ich nach München. Hier finde ich dieß Geſtein immer wieder. Zwiſchen Baireuth und Nürnberg bildet es die höchſten Kuppen, ausgezeichnete Spitzen und Thürme; auch hier ſind ſeine Formen noch ebenſo abenteuerlich kühn, wunderbar, aber [illegible] der Nähe des Altmühlthals liegt oben darauf die Fiſch- und Krebsformation, die man gar leicht vom unterm Kalkſtein unterſcheidet. Man kann daher ohne Mühe vorausbeſtimmen, wo Fiſche und Krebſe vorkommen, oder nicht ꝛc.

Der große Geognoſt vollbrachte ſeine Wanderungen meiſt allein, ohne läſtiges Gepäck, in leichter, ihm bequemer Tracht, und da er unverheirathet geblieben war und keiner Familie angehörte, mit der wünſchenswertheſten Unabhängigkeit. Sein Wohnort war Berlin, aber auch ſeine Umgebung und ſeine Freunde erfuhren häufig nicht ſein nächſtes Wanderziel. Er ging, ohne zu ſagen wohin, einmal von Berlin hinweg und reiſte nach den Canariſchen Inſeln. Er beſtieg den Pic von Teneriffa, wie er den Gipfel des Aetna beſuchte. Da er über ein ſchönes Vermögen gebot und einfach lebte, blieben ihm dennoch reichliche Mittel zur Unterſtützung wiſſenſchaftlicher junger Talente.

Ein öffentliches Amt nahm von Buch nie an, doch war er königlich preußiſcher Kammerherr und durch mehrere Orden ausgezeichnet. Ob er jemals den Kammerherrndienſt am Hofe wirklich ausgeübt, dürfte zu bezweifeln ſein. Er war nicht ohne Eigenthümlichkeiten, Grillen und Schroffheiten, wie ſie ſo leicht ſelbſtbewußter Männer und zumal alleinſtehender Hageſtolze ſich bemächtigen. So fuhr er, wenn er ſich zu fahren veranlaßt fand, nie mit der gewöhnlichen Poſt, um ſich nicht der Rückſichtsloſigkeit der Tabackraucher auszuſetzen, die ſich wohlberechtigt glauben, den Mitreiſenden mit ihrem Stänkerqualm beſchwerlich fallen zu dürfen, ſelbſt gegen das Poſtgeſetz, und that daran, da ſeine Mittel ihm jede Bequemlichkeit und Extrapoſten erlaubten, ſehr wohl. Ein gewiſſes barſches Weſen wurde als Zeichen des herangenahten Alters und vielleicht perſönlicher übler Laune beſonders bei der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte in Gotha im Herbſt 1852 an ihm bemerkt. Er ſchien es da u. a. ſehr ungern zu hören, wenn man ihn nach dem Befinden A. v. Humboldts fragte; wahrſcheinlich wiederholte ſich ihm dieſe Frage in läſtiger Weiſe zu oft, und er ſchnurrte die unbedacht Fragenden nicht wenig an. Vielleicht auch drückte ihn ein Vorgefühl des nicht mehr fernen Todes, bei welchem ein nervös gereizter Zuſtand vorherrſchte; doch litt der Sterbende nicht lange. Sein Andenken ward in Berlin wie in Freiberg durch würdige Feierlichkeiten geehrt, ſeine irdiſche Hülle wurde nach Stolpe in der Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt. Wenig Begüterte weihen ſich wie L. v. Buch mit ſo ausdauerndem Eifer dem fortgeſetzten Anbau der Wiſſenſchaft, ſetzen an ſie ihre ganze Zeit, ihre ganzes Leben; ihnen lohnt dann aber auch, gleich ihm, die Ausdauer mit glänzenden Erfolgen und bleibendem Nachruhm.



Franz de Paula Gruithuiſen.

Geb. 1774, geſt. d. 26. Juni 1852.

Wie fremdländiſch und undeutſch auch dieſes Mannes Name lautet, ſo war er doch ein deutſcher Mann, ein Mann deutſcher Wiſſenſchaft und Forſchung, war Denker und Erfinder; heimiſch im Reiche der Heilkunde, ein treuer Prieſter Aesculap's, und nicht minder heimiſch im Gefilde der ewigen Sterne, ein würdiger Prieſter Urania's.

Gruithuiſen begrüßte den irdiſchen Tag auf dem Schloſſe Haltenberg am Lech, wo ſein Vater als kurfürſtlich bayriſcher Falkonier lebte, und dieſer beſtimmte den Sohn zum erlernen der Wundarzneikunde, deren Laufbahn er bei einem Barbier begann, und in der er alle die praktiſchen Thätigkeiten übte, die für die Menſchheit zwar unentbehrlich, aber keineswegs geeignet ſind, den Seelenkräften höheren Schwung zu verleihen. Dieſen allzuirdiſchen Banden entzog ſich Gruithauſen, indem er ſich nach Wien begab, und dort eine Zeit lang, aber nicht lange Zeit eine chirurgiſche Schule beſuchte. Der Drang, ſich zu verſuchen, führte ihn beim Ausbruch des Krieges, an den ſich Oeſterreich mit Rußland gegen die Pforte verband, 1787, ſchon als Knaben von 13 Jahren unter die Schaar der Feldchirurgen, und es begann für ihn ein bewegtes Leben, bis ſein Geſchick nach glücklicher Heimkehr in das Vaterland ihn wegen ſeiner ſtattlichen Größe der kurfürſtlichen Leibgarde einreihte, wobei er als eifriger Autodidact ſich Kenntniſſe in der Phyſik zu erringen ſuchte, und durch eigenes ſtreben es dahin brachte, im 27. Lebensjahre die Univerſität Landshut beziehen zu können. Dort ſtudirte er eifrig Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft und lebte ein ſtilles, ſittliches und ernſtes Leben, indem er ſich neben der Brotwiſſenſchaft dem Studium der Sternkunde mit Vorliebe hingab.

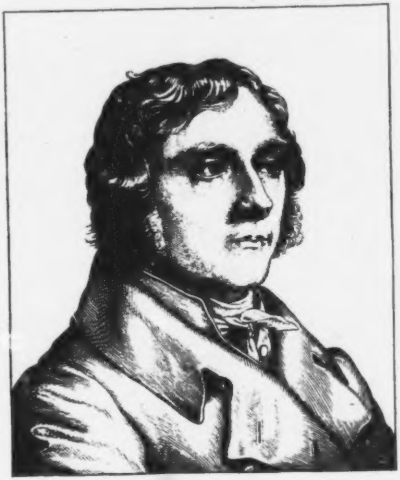
Erſt im Jahre 1808 gelang es Gruithuiſen durch die Doctorpromotion eine geſicherte Stellung zu finden; er wurde Profeſſor der Naturwiſſenſchaften, der Anthropologie und Pathologie an der landärztlichen Schule zu München, und begann ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit über Gegenſtände der Phyſiologie und Aſtronomie, die ihm Namen und Anerkennung verſchafften, ja ſelbſt Rufe nach den Hochſchulen zu Freiberg und Breslau. Aber Gruithuiſen war zu ſehr Bayer, um Neigung zu empfinden, das geliebte Vaterland zu verlaſſen. Da indeß ſeine vorwaltende Neigung, wie nicht minder ſeine hohe Begabung und ausgezeichnete Wiſſenſchaft ihn mehr und mehr zum Dienſt im Tempel Urania's geweiht, wurde er endlich 1826 Profeſſor der Aſtronomie an der Univerſität München. Gruithuiſen's Hauptbeſtreben in der neuen, erwünſchten und günſtigen Stellung war hauptſächlich dahin gerichtet, die Beſchaffenheit der Oberfläche der unſerm Planeten am nächſten ſtehenden Planeten, wie des Mondes und der Sonne näher zu erforſchen, und da das lohnendſte Ziel ſolcher Forſchung im Trabanten unſerer Erde zu winken ſchien, ſo wurde dieſer Hauptaugenmerk des Münchner Aſtronomen, der im nahen Neuberghauſen auf hohem Plateau mit umfaſſendſtem Horizont in günſtigſter Lage für aſtronomiſche Wahrnehmungen — wohnte.

Der Eifer, mit welchem Gruithuiſen ſeine ſelenographiſchen Studien verfolgte und in Schriften veröffentlichte, war ſtark und lebendig, aber hier nun war es, wo der verdienſtvolle Aſtronom in den Fehler zahlloſer Forſcher verfiel, das zu ſehen, was ſie ſehen wollen. Er hielt die feinen, viele Meilen weit über die Mondfläche geradlinig ſich hin erſtreckenden ſchmalen Rillen für Kunſtſtraßen der Mondbewohner, wollte im Mond Feſtungen entdeckt haben u. dgl., und ſtellte ſo ſelbſt ſeinen geachteten Namen im Auge der Kundigen neben den eines bekannten phantaſievollen Freiherrn, wie er die Satyre und Ironie herausforderte, die auch nicht auf ſich warten ließ, ſondern in der Flugſchrift eines Pſeudo-John Herrſchel die Kundigen beluſtigte, und die Albernen und Blindgläubigen, deren Zahl in Sachen der Wiſſenſchaft ſtets Legion iſt, lange genug am Narrenſeil humoriſtiſcher Täuſchung führte.

Trotz mancher aus dieſem Irrthum entſpringenden Verhöhnung blieb Gruithuiſen dennoch ſeinen Forſchungen beharrlich treu bis zum Lebensende, und leiſtete weſentliche Dienſte in dem von ihm mit ſo viel Liebe erfaßten Berufe. Als Arzt und Philoſoph hatte er durch ſeine Schriften über Naturgeſchichte, Anthropologie, Phyſiognoſie und Selbſterkenntniß, Organozoonomie, einleitende und vorbereitende Studien über Chirurgie u. ſ. w. ſchon treffliches geleiſtet; ja ſogar ein wichtiges und praktiſch nützliches chirurgiſches Werkzeug erfand Gruithuiſen, und die Pariſer Akademie erkannte dieſe Erfindung durch eine Belohnung von 1000 Francs an. Als Aſtronom und Phyſiker verfaßte er eine Naturgeſchichte des geſtirnten Himmels, Analekten zur Erd- und Himmelskunde, ein aſtronomiſches Jahrbuch, und wirkte dauernd anregend und weiterfördernd auf ſeine Schüler, wobei die trefflichſten Inſtrumente aus den berühmten optiſchen Werkſtätten von Frauenhofer, Utzſchneider und Reichenbach in München ihm weſentliche Dienſte leiſteten.“

Was auserwählte und berufene Geiſter vor ihm ſchon geahnet, die Beſeelung der Körper im Makrokosmos an ſich, und deren Bevölkerung gleich dem irdiſchen kleinen Planeten mit geiſtbegabten Naturen, lebte als Gewißheit auch in dieſes Forſchers Seele und Ueberzeugung, daher die Geneigtheit, dem Mond zunächſt Bewohner zuzuſchreiben mit irdiſch techniſchen Fertigkeiten, freilich nur eine geniale Hypotheſe, denn jeder Weltkörper iſt vom andern ſo weſentlich verſchieden, daß kein menſchlicher Gedanke das richtige ſeiner körperlichen Beſchaffenheit und vielleicht geiſtigen Bevölkerung zu ahnen vermag.

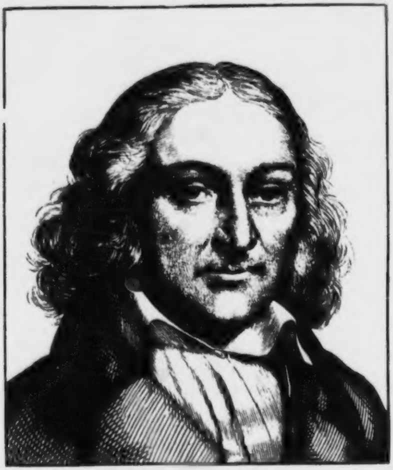
Gruithuiſen genoß ein ſchönes Leben und erreichte, mit dem Glück voller Lebenskraft bis zum hohen Alter begabt, ein ziemlich ſpätes Ziel im 79. Jahre ſeines Alters. Mit Ruhe blickte er zu den Sternen empor, bevor ſeine Seele zum Aether aufſchwebte, mit Ruhe ſtarb er. Einer der begabteſten Schüler Schwanthaler's, Bildhauer Riedmüller, modellirte Gruithuiſen's Büſte voll Ernſt und gediegener Auffaſſung, die das körperlich-ſtattliche und geiſtig geadelte der irdiſchen Hülle des Verklärten in ſich vereinigt.



Barthold Georg Niebuhr.

Geb. v. 27. Aug. 1776, geſt. v. 2. Jan. 1831.

Unter der Leitung ſeines trefflichen Vaters, des berühmten Reiſenden Karſten Niebuhr, wurde Niebuhr in Meldorf in Ditmarſchen um ſo ſorgfältiger erzogen, je früher ſein außerordentliches Faſſungsvermögen und ſein erſtaunenswerthes Gedächtniß ſchon im Knaben hervortraten. Früh gereift, bezog er, kaum erwachſen, die Univerſität Kiel und theilte ſeine Studien zwiſchen der Erforſchung des Alterthums und den praktiſchen Staatswiſſenſchaften. Nach Vollendung ſeiner Studien begab er ſich nach Kopenhagen, widmete ſich dort den Finanzen und wurde Director der Bank. Das praktiſche Leben aber ſchwächte ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaft nicht, mit großer Freudigkeit trieb er nicht nur die claſſiſche Philologie, ſondern auch orientaliſche und neuere Sprachen, als die Grundlage zu umfaſſenden hiſtoriſchen Studien. Verſchiedene Geldnegociationen hatten Veranlaſſung gegeben, daß man in Preußen aufmerkſam auf ihn geworden war und ihn für den Staatsdienſt zu gewinnen wußte. Obgleich er im Jahre 1806, zu einer Zeit da Preußens Exiſtenz als ſelbſtändiger Staat aufs Aeußerſte gefährdet war, ins Finanzminiſterium eintrat, wurde er doch in ſeiner Anhänglichkeit für dieſen Staat nicht wankend, ſondern kettete ſein eigenes Schickſal um ſo feſter an das des Staates. Er gehörte zu den trefflichen Männern, die in jener Zeit der Erniedrigung mit klarem Geiſt und kräftiger Geſinnung Preußen durch eine liberale verſtändige Reorganiſation von innen heraus eine neue erhöhte Lebenskraft zu verleihen, und durch die planmäßige Ausbildung aller geiſtigen und materiellen Kräfte es ſtark und muthig zu machen wußten, um den ungleichen Kampf zu beſtehen. Unerſchrocken und freimüthig erhob er ſeine Stimme für Preußens Wohl, als es galt gegen den Unterdrücker Deutſchlands aufzurufen, als beim Wiener Congreß fremder Einfluß Preußens Größe und Machtſtellung, die es ſchwer erkämpft hatte, zu beeinträchtigen ſtrebte, als in Preußen ſelbſt feige Denunciation einer kurzſichtigen Reaction die Mittel zu bieten ſich beeilte, der Entwickelung eines freien Staatslebens hemmend entgegenzutreten. Je mehr dieſe Richtung maßgebend wurde, je weniger konnte Niebuhr der Regierung in ſeiner Weiſe förderlich ſein; der Geſandtſchaftspoſten am päpſtlichen Stuhl, welcher ihm 1816 übertragen wurde, war eine ehrenvolle Entfernung. Hier brachte er durch mehrjährige Verhandlungen das Concordat zwiſchen dem Papſt und der preußiſchen Regierung über die Verhältniſſe der Katholiken in Preußen zu Stande. Hauptſächlich aber widmete er ſich hier wieder dem Studium des Alterthums. Auch in den Zeiten des lebhafteſten Geſchäftslebens hatte er Muße gefunden, daſſelbe zu pflegen, und als Mitglied der Academie durch Schriften und Vorleſungen ſich als gelehrten Forſcher bewährt. So entſtand die römiſche Geſchichte (1811), ein Werk, das bei ſeinem erſten Erſcheinen vielen Widerſpruch fand ohne in ſeinem Weſen begriffen zu ſein. Der Aufenthalt in Rom gab ihm Gelegenheit, alle Studien zu einer neuen Bearbeitung und Weiterführung dieſes Werks zu machen, an deren Ausführung er ſich erſt nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland (1823) machte. Er begab ſich nach Bonn und hielt dort im freien Verband mit der Univerſität eine Reihe hiſtoriſcher Vorleſungen, welche den belebendſten und nachhaltigſten Einfluß auf die ſtudirende Jugend übten. Es war nicht nur die Fülle des Wiſſens, die Großartigkeit und Lebendigkeit der Anſchauung, welche feſſelte und begeiſterte, ſondern die Rückhaltloſigkeit und Wahrheit, mit welcher Niebuhr ſich ſelbſt gab und ſeine ganze Perſönlichkeit in der wiſſenſchaftlichen Forſchung aufgehen ließ. Wenn er auch die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur dabei nicht verläugnen und durch ſtark ausgeprägte Vorliebe und Abneigung einſeitig und ungerecht werden konnte, ſo wurden dieſe Schwächen mehr als aufgewogen durch die Kraft ſeiner bedeutenden Individualität. Getragen durch den perſönlichen Einfluß fand nun auch die neue Bearbeitung der römiſchen Geſchichte, in einer Zeit, welche für die Würdigung wiſſenſchaftlichen Verdienſtes mehr geeignet war, lebhafte Theilnahme und Bewunderung. Und in der That hat ſie eine Bedeutung für die Entwickelung wiſſenſchaftlicher Forſchung, welche weit hinausgeht über die Wichtigkeit des erforſchten Gegenſtandes. Niebuhr unterſuchte die Geſchichte Roms nicht blos mit den Kenntniſſen und der Methode eines Gelehrten, ſondern er brachte die Einſicht und das Verſtändniß des Staatsmannes hinzu und faßte die Entwickelung des Staatslebens in ſeinen innern Verhältniſſen und den Beziehungen nach außen als eine wirkliche und leibhafte, aus den gegebenen Bedingungen mit Nothwendigkeit hervorgehende auf, er machte daſſelbe lebendig und in ſeinem Leben anſchaulich. Er machte ſich ferner frei von der Autorität der Ueberlieferung, die er nur, ſoweit ſie vor der Prüfung der Kritik beſtand, als eine zuverläſſige und glaubwürdige zuließ; er zerſtörte durch den Nachweis willkürlicher Zuſammenſetzung und Erfindung den trügeriſchen Schein geſchichtlicher Ueberlieferung, und brachte dafür die dichteriſche Wahrheit der Volksſage zur Anerkennung; indem er das Weſen und die Grenze der Sage und Geſchichte ſchärfer beſtimmte, ſetzte er beide in ihr Recht ein. Hiermit war ein weſentlicher Fortſchritt für alle geſchichtliche Erkenntniß und Forſchung gethan, der ſich erfolgreich erwieſen hat in weiten Kreiſen.



Georg Andreas Reimer.

G[illegible] 27. Aug. 1776, geſt. d. 26. April 1842

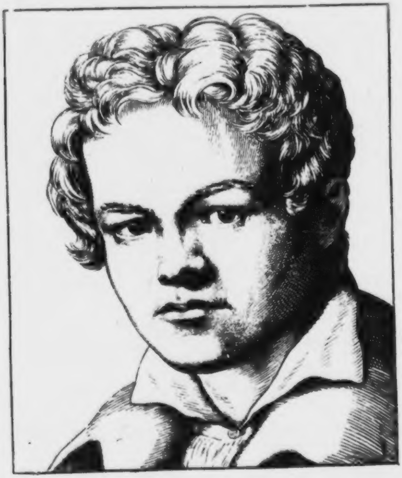
Reimers in der deutſchen Buchhändlerwelt hochgefeierter Name ſteht höchſt ehrenvoll neben jenen Standesgenoſſen deren Bildniſſe d. Bl. bereits enthalten: Breitkopf und Perthes. Sein Geburtsort war Greifswald, wo ſein Vater, der als Schiffer viele Handelsreiſen gemacht hatte, in den letzten zwei Jahren ſeines Lebens Brauerei betrieb. Früh vaterlos, trat der Sohn 14 Jahre alt als Lehrling in eine Buchhandlung, und war daneben eifrig bemüht durch Privatſtunden und durch Leſen belehrender Bücher ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Mit wenigen materiellen Mitteln ausgerüſtet, aber mit gutem Muth und reger Thatkraft wurde von Reimer im Jahre 1800 zu Berlin die Realſchulbuchhandlung, welche der Schule gehört hatte, übernommen; ein Inſtitut, das er mit großer Umſicht und Thätigkeit durch eine im ganzen äußerſt ungünſtige Zeit leitete und ſeit 1817 unter der Firma G. Reimer zu großem Flor erhob. Ein kernhaft deutſcher, von Vaterlandsliebe durchglühter Sinn, zeichnete Reimer aus, und ein Kreis wackerer Freunde umgab ihn, die ſeine Geſinnungen theilten, die oft mit ihm und bei ihm verſammelt, beſprachen, was zur Rettung des Vaterlandes noth thue; zu dieſen Freunden gehörten Fichte, Schleiermacher, Arndt und Andere, und im Kreiſe ſolcher Patrioten reifte auch in Reimer der Entſchluß, als die Zeit der Erhebung Preußens zur Abwerfung des franzöſiſchen Joches herbeikam, ſelbſt die Waffen zu ergreifen und für die Freiheit des Vaterlandes zu ſtreiten. Er verließ die zahlreiche Familie und das Geſchäft, in welches er nach dem neuerkämpften Frieden wohlbehalten und mit neubeſeeltem Strebemuth wieder eintrat. Der Friede, die Seele des Verkehrs in Wiſſenſchaft und Kunſt, rief ein herrliches Streben hervor, große und hochbegabte Geiſter waren in ſchöner Gemeinſamkeit thätig, und gewannen auch Deutſchlands Literatur eine Wiedergeburt, die nicht würdiger und anregender ſein konnte. Vielfaches Vertrauen kam ihm ſo freundlich entgegen, wie das ſeine den bedeutenden Autoren entgegenkam, deren Verleger er wurde, und nur wenige Verlagsbuchhandlungen Deutſchlands beſtehen, die ſich einer ſolchen Menge der aus ihrem Verlage hervorgegangenen Werke geiſtiger

Größen rühmen können. Es ſeien Beiſpiels halber nur einige dieſer Namen hier angeführt, aus dem Gebiete der ernſten ſowohl wie der ſchönen Wiſſenſchaft. Dem Reimerſchen Verlag gehören, wo nicht ganz, ſo doch theilweiſe an, die Werke der berühmten Theologen Schleiermacher, de Wette, der Philoſophen und Sprachforſcher F. A. Wolf, Fichte, Buttmann, Jacob und Wilhelm Grimm, Böckh, Im. Bekker, Lachmann; der Geſchichtſchreiber und Geographen K. v. Raumer, Rühs, Büſching, v. Hagen, v. Hormayr, Ritter, Niebuhr, Fr. Förſter; der Dichter A. W. v. Schlegel, Tieck, E. T. Hoffmann, Conteſſa, J. P. Fr. Richter, v. Arnim, Varnhagen v. Enſe und vieler anderen Coryphäen auch noch anderweiter Doctrinen: Thaer, Hermbſtädt, Eytelwein, Hufeland, Ruſt. Nicht minder bethätigte ſich das Reimerſche Verlagsgeſchäft an der Herausgabe gediegener Kunſtblätter und werthvoller Atlanten und Landkarten. Reimer kaufte, um auch am Hauptſtapelplatz des deutſchen Buchhandels, Leipzig, ſeßhaft zu ſein, die dortige Weidmannſche Buchhandlung, welche bereits ſeit 1670 beſtand, und ließ ſein leipziger Geſchäft, von dem berliner geſondert, fortbeſtehen. Er erwarb das große Gartengrundſtück zu Leipzig, Boſe's Garten genannt, welches lange Zeit in Einzelgärten vertheilt war und reichliche Miethe eintrug, ſpäter aber ganz mit ſchönen Landhäuſern bebaut wurde, welche jetzt zwei heitere Straßen bilden.

Hoch geehrt von ſeinen Mitbürgern, wurde Reimer in den Stadtrath Berlins mehrmals gewählt, ein Zeichen des größten Vertrauens und der Liebe, die ihm Jeder der ihn kannte, weihte, gleichwohl kam eine Zeit, wo dieſes Vertrauen nach gewiſſen Seiten hin als allzugroß erſchien, zumal die zahlreichen Verbindungen nach allen Seiten, und ſelbſt nach dem fernen Auslande hin, den Argwohn erregen konnten, Reimer wirke als ein politiſches Parteihaupt, umſomehr, da er als freiſinnig bekannt war, und niemals Anlaß fand, das, was er that und dachte, mit dem Schleier des Geheimniſſes zu umhüllen. Reimer entging daher weder der Verdächtigung, noch auch der Unterſuchung und der Beſchlagnahme ſeiner Papiere, indeß lieferte weder die eine noch die andere ein beſchwerendes Ergebniß, und man mußte ihn fernerhin unangetaſtet laſſen.

Im Herbſt des Jahres 1841 machte Reimer noch eine Reiſe nach England, von der er etwas erſchöpft zurückkehrte. Bei ſeiner ungewöhnlich kräftigen Conſtitution hatte er ſich nie an eine Pflege gewöhnt, wie ſie wol das höhere Alter gefordert hätte. Seit Anfang des Jahres 1842 kränkelte er, war aber bis zwei Tage vor ſeinem Tode in ununterbrochener Thätigkeit.

Reimer war glücklich verheirathet und Vater mehrerer Söhne, die an der Spitze ſeiner höchſt achtungswerthen Verlagsfirmen in Berlin und Leipzig ſtehen, und bemüht ſind, ſie im Geiſt und Sinn des unvergeßlichen Vaters fortzuführen.



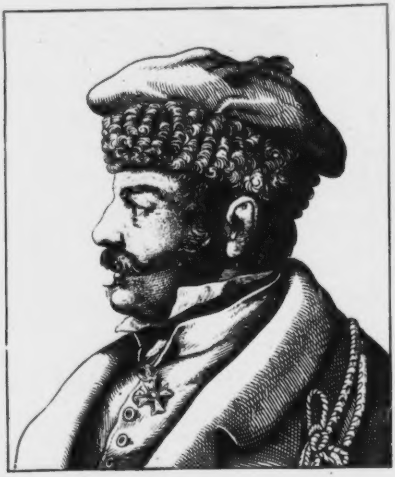
Karl Friedrich Schinkel.

Geb. d. 13. März 1781, geſt. d. 9. Oct. 1841.

Dieſer als Architekt, wie als Maler mit Ruhm genannte Meiſter deutſcher Kunſt wurde zu Neuruppin geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Da Schinkel als Knabe von ſechs Jahren ſchon ſeinen Vater durch den Tod verlor, und ſeine Mutter den Aufenthalt in Neuruppin 1795 mit dem in Berlin vertauſchte, ſo mußte auch der junge Schinkel das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, das ihm die erſte Bildung gab, verlaſſen, und eines der berliner Gymnaſien beziehen. Neigung und Talent führten ihn dem Baufach zu, dem er ſich, nachdem er den Gymnaſialunterricht bis zur erſten Klaſſe empfangen, unter dem geheimen Oberbaurath Gilly widmete. Der Sohn des Genannten, Bauinſpector und Profeſſor Gilly, gewann große Zuneigung zu Schinkel, nahm ſich deſſen Unterrichts mit aller Liebe an und erkannte die ſich raſch entwickelnden Fähigkeiten ſeines Schülers ſo ſehr an, daß er dieſen, indem er ſein Ende nahe fühlte, mit der Leitung und ferneren Ausführung mehrerer ihm ſelbſt übertragenen Privatbauten betraute. So bildete ſich Schinkel, welcher fortdauernd die Bauacademie beſuchte, theoretiſch und praktiſch aus und trat nach vollendeten academiſchen Studien wiſſenſchaftliche Reiſen an, die er in den Jahren von 1803 bis 1806 nach Italien und Frankreich ausdehnte. Da in jener auch für Preußen ſo trüben und ſchweren Zeit alle Lebenskräfte ſtockten, jede Kunſt in ihrem Aufflug gehemmt war, und weder an öffentliche noch Privatbauten gedacht wurde, ſo bildete ſich Schinkel zum Maler aus, und zauberte in höchſt gelungenen Panoramen-Decorationen mit dem Pinſel die Paläſte auf die Leinwand, die in der Wirklichkeit aufzuführen ſich ihm zur Zeit noch verſagte. Er einte dabei auf ebenſo ſinnige als geiſtvolle Weiſe die Architecturmalerei mit der Landſchaftmalerei, und es brachte Gunſt oder Zufall einige ſeiner Entwürfe in die Hände der Königin Luiſe, die nun bemüht war, ihm den Weg zu bahnen, den er ſpäter mit ſo großem Ruhme wandelte. Schinkel wurde 1810 der neuerrichteten Baudeputation zu Berlin als Aſſeſſor zugeſellt, wurde im darauf folgenden Jahre ordentliches Mitglied der Academie und nach fünf Jahren ſchon Geheimer Oberbaurath. Im Jahre 1819 trat er in das Königl.

Miniſterium als Mitglied der techniſchen Deputation für Handel, Gewerbe und Bauweſen ein, und wurde 1820 Profeſſor an der Academie der Künſte, wie auch Mitglied des academiſchen Senates. Schinkel's Einfluß auf die bedeutenden Neubauten Berlins war von großer und dauernder Wirkung; er ſchuf gleichſam eine neue architectoniſche Schule und verpflanzte ſeinen Styl auch in andere Städte. Dieſer Schinkel'ſche Styl zeichnet ſich durch große Regelmäßigkeit, angemeſſene Verwendung paſſender Ornamente und wohlüberdachte Verhältniſſe der Gebäude im Innern und Aeußern aus, dagegen fehlt den Gebäuden das romantiſche, phantaſiereiche und mannichfaltige, was die Straßen mancher ſüddeutſchen Stadt ſo anziehend und maleriſch macht. Sehr bedeutende Bauwerke zeugen von dem Geiſt, mit welchem Schinkel baute; die Königswache zu Berlin (1819), das neue Schauſpielhaus (1821), das neue Muſeum (1828). Schinkel entwarf auch die Riſſe und Pläne zum neuen Univerſitätsgebäude in Leipzig, wie jene zum Königsſchloſſe in Athen, und führte zahlreiche Privatbauten aus, deren Grundaufriſſe zum Theil nebſt ſeinen verdienſtvollſten Arbeiten in den von ihm herausgegebenen 23 Heften «Architectoniſche Entwürfe, Berlin, 1829 bis 1835» enthalten ſind. Im Königl. Muſeum zu Berlin wirkte Schinkel auch als Maler, zeichnete Cartons zur Culturgeſchichte der Menſchheit und führte ein großes Gemälde «Die Kunſtblüthe Griechenlands» aus — Vorwürfe, welche freilich in neuerer Zeit durch Kaulbach's Meiſterhand überboten worden ſind.

Der verdienſtvolle und hochbegabte Schinkel hätte noch lange freudig wirken können, wenn nicht ein grauſames Geſchick es über ihn verhängt hätte, daß ſein Geiſt ſich im Jahre 1840 verdüſterte. Er fiel in unheilbare Lethargie und völlige Geiſtesabweſenheit und lebte in dieſem traurigen Zuſtande noch 13 Monate, ohne daß ärztliche Kunſt vermochte, dieſen zu ändern. Schinkel's Bauten beſtehen als ſeine dauernden Denkmale und ehrenhafte Zeugniſſe ſeiner Wirkſamkeit.



Karl Friedr. Leber., Graf v. Norrmann-Ehrenfels.

Geb. d. 14. Sept. 1784, geſt. d. 4. Nov. 1822.

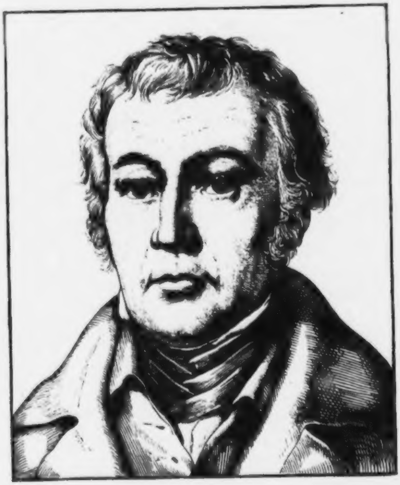
Ein Heldenkämpfer für die Freiheit von Hellas, ein muthvoller Krieger, Koryphäe der deutſchen Philhellenen, der für deren große Sache Blut und Leben freudig opferte: ſo ſühnte er, ſo zu ſagen, eine ihm aufgebürdete Schuld, die in mancher Augen verdunkelnd auf dem Glanz ſeines Lebens gleich einem trüben Wolkenſchatten gelegen hatte, und ſtieg in dem Lande, das ſeine tapfere Hand der Freiheit gewinnen half, als ein Heros zum Hades nieder.

Graf Norrmann, Sohn des würtembergiſchen Staatsminiſters Philipp Chriſtian Graf von Norrmann, der im Lande Würtemberg eine höchſt bedeutende Rolle ſpielte, die ihm, dem Sohn eines alten Adelsgeſchlechts, den Grafenſtand verſchaffte — kam in Stuttgart zur Welt und erwählte frühzeitig den Kriegerſtand als Lebensberuf: ſchon im 15. Jahre ſeines Lebens war der junge Norrmann Lieutenant bei dem Küraſſierregimente Herzog Albert und durchlief raſch die Stufen des Dienſtes bis zum Rang eines Stabsrittmeiſters, als welcher er ein Regiment leichte Reiterei im Feldzug gegen Oeſterreich 1805 führte. In dieſem Feldzug ſowohl als in dem nachfolgenden zeichnete ſich Graf Norrmann überall ehrenvoll aus und wurde endlich General zweier Cavallerieregimenter, die er ſelbſt gebildet hatte und mit denen er 1813 zu dem franzöſiſchen General Fournier ſtieß. Graf Norrmann kämpfte heldenmüthig in 27 Scharmützeln und Gefechten, hielt mit eiſerner Treue zu ſeinem König, der leider noch im Bunde mit Napoleon war, und ſo kam es, daß General Norrmann mit dem Corps, welches er befehligte, gemeinſam mit den franzöſiſchen Truppen unter Fournier das Lützow'ſche Freicorps bei Kitzen ohnweit Leipzig überfiel und ihm eine ſchreckliche Niederlage beibringen half. Dieß ward ihm, dem Deutſchen, von den deutſchen Patrioten nie verziehen, allein er war nicht Chef, und es würde den einzelnen Heerführern ſchlecht anſtehen, in ſo ernſten Kämpfen Gefühlen und patriotiſchen Sympathieen zu folgen, ihren Fahnen und dem oberſten Kriegsherrn, dem ſie den Eid der Treue geleiſtet, treulos zu werden. Das Gewicht dieſer Wahrheit hatte gleichwohl Graf Norrmann dennoch zu empfinden, denn als er in der Schlacht bei Leipzig dennoch zu den Alliirten mit dem Reſt ſeiner Truppen überging, verwirkte er völlig die Gnade ſeines Königs, ward mit Haft und Strafe bedroht und entzog ſich letzteren Uebeln durch raſche Flucht von ſeiner Brigade. Erſt nach dem Tode des Königs Friedrich I. 1816 durfte Graf Normann wagen, in ſein Vaterland zurückzukehren, wo er in der Stille lebte, ſich vermählte und ſeine väterlichen Güter bewirthſchaften half. Dieſe Stille war dem noch jungen Manne indeß keineswegs das erwünſchte Lebensziel; er erſehnte lebhaft eine Beſchäftigung, welche vergönnte, Mannesmuth und Thatkraft zu bewähren. Mittlerweile brach der griechiſche Freiheitskampf aus und der Hülferuf des von der Pforte hart geknechteten Hellenenvolkes durchdrang Europa.

In Stuttgart zuerſt von allen deutſchen Städten bildete ſich ein Griechenhülfsverein, und begeiſterungsvoll weihte ſich General Normann der Sache dieſer jungen Freiheit; Aufrufe wurden erlaſſen voll Gluth und Feuer, und es fehlte nicht an kühnen Wagehälſen, die ihr Lebensloos in die Wagſchalen des Looſes der Griechen warfen. Mit einer entſchloſſenen Philhellenenſchaar reiſte Normann, Weib und Kinder verlaſſend, nach Marſeille, wo mit dem Philhellenenweſen durch franzöſiſche Abenteurer erſtaunlich viel Comödie geſpielt wurde. Abenteurer und Beutelſchneider, Windbeutel und Prahlhänſe bildeten die Mehrzahl der Helden in Hoffnung dort, Graf Normann, ein ganz anderer Mann, war einer der wenigen, die nicht Abenteurertrieb und Gewinnſucht nach Griechenland führte.

In Griechenland mit ſeiner Schaar, die meiſt aus deutſchen Officieren beſtand, angekommen und am 7. Febr. 1822 bei Navarino gelandet, bildete Normann zu Korinth ein Philhellenenbataillon, verband ſich mit dem Fürſten Maurokordato und half als Chef des Generalſtabes den Feldzug in Epirus leiten. Die Streitmacht beſtand aus 1 Infanterieregiment und dem Bataillon. Das ſchwache Philhellenenbataillon Normann's beſtand aus 180 Mann, war in 2 Compagnien getheilt. — Maurokordato war Generaliſſimus und Oberſt, Graf Normann Oberſtlieutenant, dann bildeten noch ein Kommandant, ein Adjutant-Major, ein Quartiermeiſter und zwei Hauptleute, mehrere Adjutanten, einige Aerzte u. ſ. w. den Stab dieſer Streitmacht; auch ein Kommandant der Artillerie war bereits ernannt, welche letztere aber noch fehlte. Die Uniformirung war höchſt bunt, die Bewaffnung mangelhaft, doch der Muth groß. Man zog nach Voſtiza, gelangte an die kleinen Dardanellen, in die Ebenen von Patras und Miſſolounghi, ſtieß zu Kolokotroni und machte die bitterſten Erfahrungen über die Spaltung, den Unfrieden und die Treuloſigkeit der Griechen und ihr planloſes handeln, wie über die Eitelkeit der Heerführer, und es dauerte gar nicht lange, ſo ſah ſich Graf Normann ſammt ſeinen deutſchen Landsleuten vernachläſſigt, gegen die franzöſiſchen Philhellenen zurückgeſetzt und in Schatten geſtellt.

Weiter zog das Heer, das ſich bedeutend verſtärkt hatte, längs der Ufer des Aspropotamo hin, wo es mancher Entbehrung ausgeſetzt war, nach Komboti, beſtand dort ſiegreich ein heftiges Treffen, in welchem General Normann ſich vorzüglich auszeichnete, und näherte ſich Peta, dem verhängnißvollen Orte, welchen der General beſetzte und dann mit dem Philhellenen-Bataillon mehrere kleine Gefechte mit den Türken beſtand, bis ein ungeheures Türkenheer aus Arta heranrückte und einen von den Philhellenen beſetzten Felsberg zu ſtürmen begann. Es entſpann ſich ein mörderiſcher, heftiger, verzweiflungsvoller Kampf, welcher vielleicht trotz der Uebermacht doch günſtig für die Griechenkämpfer ausgefallen wäre, wenn nicht ein verrätheriſcher Kapitän, Namens Gogo, vom Feind beſtochen, mit ſeiner Schaar im entſcheidendſten Augenblick die Flucht ergriffen hätte. Juſt das Philhellenenbataillon wurde ganz umzingelt, ganz abgeſchnitten, eine Kugel ſtürzte den General, der ſich todesmuthig dem Feind entgegenwarf, vom Pferde und das Bataillon wurde faſt buchſtäblich vernichtet. Gleichwohl gelang es, den nur durch einen Prellſchuß verwundeten General aus dem Schlachtgetümmel zu tragen. Vom Philhellenenbataillon blieben nur achtzehn Mann übrig. Dennoch behielt Normann noch Kampfesmuth und Freudigkeit, da er ſich ſchnell von ſeinem Fall erholt hatte, aber im Herbſt raffte ein Nervenfieber in Folge ſeiner Verwundung in Miſſolounghi, wohin er ſich mit Maurokordato zurückgezogen, den Helden hin. Er war ohnſtreitig unter allen deutſchen Philhellenen der bedeutendſte und ruhmwürdigſte, der ſein Leben freudig einer ſchönen Sache weihte, für die ſein Herz begeiſtert ſchlug.

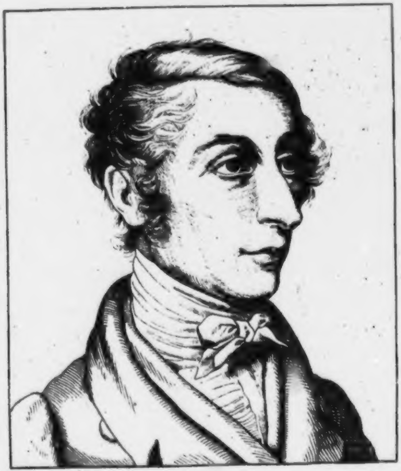


Ernst Friedrich Germar.

Geb. d. 3. Nov. 1786. geſt. d. 8. Juli 1853.

Unter den Männern von anerkannter Tüchtigkeit, die mit dem gediegenſten Wiſſen edlen Charakter und tiefes menſchliches Gefühl verbanden, nimmt Germar eine ſehr würdige Stelle ein. Sein Geburtsort war Glauchau im Schönburgiſchen; er war der zweite Sohn von vier Söhnen eines dortigen Kaufmannes und Fabrikanten, der dieſen Sohn nach den Jahren der Kindheit im Jahre 1797 auf das Lyceum zu Meiningen ſandte, deſſen damaliger Rector, der Mathematiker und aſtronomiſche Schriftſteller Conr. Schaubach, ſein Verwandter war. Stand auch in jener Zeit das Gelehrtenſchulweſen beſonders in kleinen Städten noch nicht auf der Höhe der Jetztzeit, ſo legten doch auch auf jenem Meininger Lyceum Männer den Grund ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung, deren Namen das Vaterland mit hoher Achtung nennt, ſo der Mineralog wie der Doctor Heim, der in Hamburg verſtorbene Philolog Calmberg, der Hiſtoriker Johannes Voigt, und unter andern auch Germar. Nach beendigtem Gymnaſialkurſus bezog letzterer 1804 die Bergacademie zu Freiberg und widmete ſich dem Bergweſen unter dem berühmten Werner, bis er ſich 1807 nach Leipzig begab und bis 1810 einige Hauptdoctrinen der Naturwiſſenſchaft, Geologie, Mineralogie und Zoologie ſtudirte, auch über Bergrecht Vorleſungen hörte. Freunde in Halle, das Germar von Leipzig aus öfters beſuchte, bewogen ihn, ſich für die academiſche Laufbahn zu entſcheiden. Er habilitirte ſich dort 1810 und wurde Doctor der Philoſophie. Im Jahre 1811 trat er eine Reiſe nach Dalmatien an, die er beſchrieb und wiſſenſchaftlich, beſonders vom mineralogiſchen und entomologiſchen Standpunkte aus, erläuterte, und im Jahre 1812 begann er ſeine academiſchen Vorträge als philoſophiſcher Privatdocent. Nach Steffen's Abgang nach Breslau wurde Germar mit der Aufſicht über das mineralogiſche Muſeum betraut, das er erſt ordnen mußte, um es nutzbar zu machen. Die ſchwere Zeit der Kriegsjahre brachte der Univerſität Halle 1813 ihre Auflöſung; nach deren Wiederherſtellung fehlte es an Studirenden, und Germar's Lage war, obſchon er 1816 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt wurde, eine mißliche, und er machte traurige Erfahrungen, die in ihm den Wunſch weckten, Halle zu verlaſſen. Dazu bot ſich im Jahre 1817 eine willkommene Ausſicht, es war auf der Forſtacademie Dreißigacker die Stelle eines Lehrers in verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaft zu beſetzen, welche der Director jener Academie, J. M. Bechſtein (Lief. 14), Germar mit ehrendem Vertrauen antrug. Letzterer war auch bereit, die Stelle unter den gebotenen Bedingungen anzunehmen, allein im Juli deſſelben Jahres wurden ihm von Berlin aus erneute Zuſicherungen gemacht und zugleich wurde ihm von ebendaher eine Berufung auf die neu zu errichtende Hochſchule zu Bonn in Ausſicht geſtellt; er lehnte daher den Ruf nach Dreißigacker dankend ab und führte auch noch als Hauptgrund der Ablehnung die Abneigung ſeiner Frau an, ihren Geburtsort Halle zu verlaſſen. Indeß gab ihm die 1819 erfolgte Anſtellung Carl von Raumer's als ordentlicher Profeſſor der Mineralogie volle Urſache zur Reue, geblieben zu ſein, bis 1822 v. Raumer nach Erlangen abging und Germar 1823 deſſen Stelle mit der des Directors des mineralogiſchen Muſeums empfing. Raſtlos thätig auf dem Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft, hochgeſchätzt als Lehrer derſelben, als Geognoſt und Geolog, Mineralog, Paläontolog, aber auch als Entomolog war es Germar vergönnt, durch eine lange Reihe von Jahren ununterbrochen ſegensreich zu wirken, durch zahlreiche wiſſenſchaftliche Abhandlungen anzuregen und zu fördern und ſich die verdienteſte allſeitige Anerkennung zu erringen. Zeugniſſe dieſer Anerkennung und gerechten Würdigung waren die Uebertragung des Prorectorats im Jahre 1834, die Ernennung zum Stadtverordneten und für eine Zeit zum Vorſtand derſelben. Ebenſo war Germar Vorſtand der halliſchen Pfännerſchaft, längere Zeit Hauptmann der Schützen-Geſellſchaft, Mitglied des Kirchenkollegiums U. L. F. und Bibliothekar der dieſer Kirche gehörenden an Seltenheiten reichen Marien-Bibliothek. Als Prorector weihte Germar das neue Univerſitätsgebäude feierlich ein und erhielt von der mediciniſchen Facultät das Diplom eines Doctors der Medicin. Auch wurde 1844 Germar zum Bergrath und bald darauf zum Oberbergrath ernannt. In der Natur ſeiner Stellung und ſeines Wiſſensreichthums lag auch die Mitgliedſchaft zahlreicher gelehrter Geſellſchaften und Vereine.

So nach zahlreichen Richtungen hin vielfach beſchäftigt und unermüdet thätig, auch durch Anlegung reichhaltiger naturwiſſenſchaftlicher Sammlungen und weitverzweigten Briefwechſel vielfach in Anſpruch genommen, fand Germar dennoch auch noch Zeit, nach einer beſondern Richtung hin in reichem Maaße zu wirken; dieß war die Maurerei, die ihn als eines der ehrwürdigſten ihrer Angehörigen mit Recht zu betrachten hatte. Germar trat ſchon 1806 als Zögling der Freiberger Bergacademie in der dortigen Loge zu den 3 Bergen in den Maurerbund, durcheilte ſchnell deſſen verſchiedene Grade, betheiligte ſich als Leipziger Student an den maureriſchen Arbeiten der drei dortigen Logen und ließ ſich im Jahre 1823 in der Loge zu den 3 Schwertern in Halle affiliiren. Nach wenigen Jahren führte er in dieſer Lage als Meiſter vom Stuhl den Hammer und blieb mit dieſer Stelle durch 26 Jahre, bis zu ſeinem Tode, betraut. Mit hoher perſönlicher Würde, wie mit perſönlicher Liebenswürdigkeit begabt, ſchöner eindringlicher Redegabe mächtig, und durch ſein Gemüth und ſeine Innerlichkeit berufen, nur ſegensreich im Bunde zu wirken, machte er ſich auch hier einen unvergänglichen Namen. Im Jahre 1839 wurde er ſubſtituirter delegirter Ober-Meiſter in der Halliſchen Schottenloge, deren Oberredner er ſchon länger geweſen. Germar's Name klang ehrenvoll durch die ganze deutſche Maurerwelt, von allen Seiten gingen ihm Ehrenmitgliedſchaften auswärtiger Logen zu; vielen neuentſtandenen die Weihe zu geben, wurde er berufen, denn er ſtand wie ein Hoherprieſter, erfüllt von der hohen ſittlichen Grundlage des Maurerbundes und der reinen Chriſtusreligion, im Leben, und war gleichſam, kundig wie keiner, ein feſter, einigender Mittelpunkt. So wußte er noch in trefflicher Rede in einer Feſtloge, welche die Bauhütte Ernſt zum Compas in Gotha 1852 den Maurerbrüdern unter den dort tagenden Naturforſchern zu Ehren veranſtaltet hatte, das geiſtige Bündniß zwiſchen Naturforſchung und Maurerthum in ein klares Licht zu ſtellen, und ſo wirkte er, der ächteſten Johannisjünger einer, bis an ſein Ende thatkraft-, weisheit- und liebevoll. Germar's 1813 geſchloſſene Ehe war glücklich, doch kinderlos. Im Jahre 1853 neigte ſich ſein Stern, und durch lange Leiden, die er ergeben trug, ging er in ſeinem 67. Lebensjahre in den ewigen Oſten ein.



Carl Maria von Weber.

Geb. d. 18. Oct. 1786, geſt. d. 5. Juni 1826.

Ein edler und liebenswürdiger Charakter, den Deutſchland neben ſo vielen hochbedeutenden Muſikern mit Stolz und Freude den ſeinen nennt.

Weber's Vaterſtadt iſt Eutin im Holſtenlande; der Vater war ausgezeichneter Violiniſt und weckte frühzeitig des Knaben Neigung für ſeine Kunſt, wehrte ihm aber auch nicht, dem ebenſo bald ſich entwickelnden Hange zur Malerei nachzugeben, bis die Muſik jenen zur Seite drängte und den Knaben ganz zu ihrem Jünger weihte. Des Vaters Verhältniſſe geſtatteten dieſem, der eigenthümlichen Neigung zu folgen, nie langen Aufenthalt an einem und demſelben Ort zu nehmen, ſondern häufig den Wohnort zu wechſeln; dadurch kam der junge Weber um das Glück der Knabenfreundſchaft und ſah ſich meiſt auf ſich ſelbſt beſchränkt, was dazu beitrug, ihn um ſo dauernder an die Lieblingsneigung zu feſſeln. Im zehnten Jahre war Carl Maria zu Hildburghauſen, wo ihm Heuſchkel ſtrengen und gründlichen Unterricht im Clavierſpiel ertheilte — ein Jahr ſpäter brachte ihn der Vater nach Salzburg zu Michael Haydn, der ihm die Grundlagen der Compoſition lehrte. Weber's erſtes Tonwerk, das er als 12jähriger Knabe ſchrieb, waren 6 Fughetten, die der auf den Sohn bereits eitel werdende Vater 1798 drucken ließ und den viel verheißenden Liebling nun nach München brachte, damit er ſich ferner in der Compoſition unterrichten laſſe und auch den Geſang ſtudire. Mehrere Compoſitionen Weber's entſtanden in dieſer Zeit, gingen aber durch eine Feuersbrunſt unter. Neben dieſen muſikaliſchen Studien und Arbeiten zog die damals von Sennefelder erfundene Kunſt des Steindrucks den jungen Weber lebhaft an; ſein Sinn für Zeichnung und Malerei erwachte wieder, die Möglichkeit leichterer und ſchnellerer Vervielfältigung eines Bildes als durch den Grabſtichel ſchien höchſt erfreulich, und der Gedanke wurde in Vater und Sohn lebendig, Sennefelder's Kunſt zu vervollkommnen und ſie als Gewerbszweig praktiſch zu üben. Zur Ausführung dieſes Vorhabens ſchien die Stadt Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge zweckentſprechendes Material zu bieten, welche nun zum Aufenthaltsort erwählt wurde; zum Heil der Tonkunſt aber wurde nichts aus dieſem techniſch-materiellen Plane.

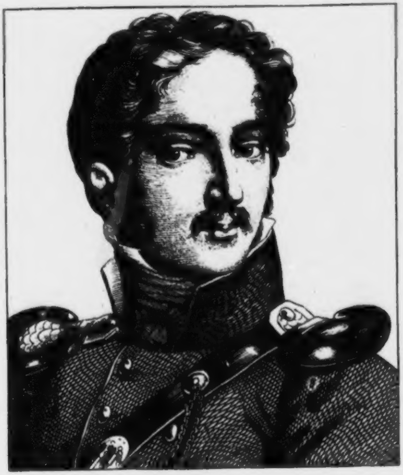
Mit 14 Jahren ſchrieb C. M. Weber ſeine erſte Oper «das Waldmädchen», welche troß der Mängel, die der jugendliche Componiſt ſelbſt an ihr tadelte, dennoch gefiel; im Jahre 1801 entſtand zu Salzburg, wohin man abermals gezogen war, die Oper «Peter Schmoll und ſeine Nachbarn», und im darauf folgenden Jahre wurde eine förmliche muſikaliſche Kunſtreiſe erſt durch das nördliche Deutſchland angetreten, dann aber lockte es nach dem Süden, nach der Kaiſerſtadt, wo Joſeph Haydn und Abt Vogler aufmunternd und lehrreich auf Weber einwirkten. Der erſte mit ſeinem großen, kindlichen und neidloſen Herzen erſchloß dem jungen Tonkünſtler, wie er auch Mozart gethan, ſein ganzes Gemüth, Vogler aber lenkte zum ernſten gründlichen Studium der gediegenen Werke älterer Meiſter hin, ohne welches nie bedeutendes durch eigene Leiſtung auf dem muſikaliſchen Gebiete zu erreichen iſt.

Durch manches, was er veröffentlicht, hatte Weber nun ſchon Ruf in der muſikaliſchen Welt erlangt, 1805 wurde ihm die Muſikdirektorſtelle an der Bühne zu Breslau angetragen, die er willig annahm und ſich ungemein thätig in der neuen Sphäre bewies, der ihn aber ſchon im nächſten Jahre ein anderweiter Ruf entführte; Weber wurde Kapellmeiſter des kunſtliebenden Prinzen Eugen von Würtemberg zu Carlsruhe in Schleſien und componirte in dieſer Stellung verſchiedene Harmonieſtücke und Symphonien. Verhältniß und Stellung waren glücklich zu nennen, aber der Krieg löſte ſie leider und Weber trat jetzt eine Kunſtreiſe an, von der er in Stuttgart raſtete, wo er die Oper «Silvana» ſchrieb und mehreres andere componirte.

Hierauf reiſte Weber abwechſelnd und nahm dann wieder da oder dort längeren Aufenthalt, ſo in Darmſtadt, wo er mit Vogler, Meyerbeer und Gensbacher glückliche Tage verlebte und 1810 die Oper Abu-Haſſan ſchuf — bis er ſich 1813 als Operndirector nach dem hochmuſikaliſchen Prag berufen ſah und dieſem Amte drei erfolgreiche Jahre widmete, während welcher ſeine Compoſitionen der ſangbaren Lieder Theodor Körner's aus Leyer und Schwert im Munde deutſcher begeiſterter Jugend allüberall durch die Lande klangen.

Im Jahre 1816 verweilte Weber eine Zeitlang in Berlin, wo ihn der ehrenvolle Ruf zum Direktor der neuen deutſchen Oper in Dresden traf, nachdem er ſchon mehr als eine anderweite Berufung abgelehnt hatte. Ein ſchöneres Ziel aber konnte ihm kaum winken: er nahm freudig dieſe Stelle an, entſprach im vollſten Maaße dem in ihm geſetzten Vertrauen und ſah den Stern ſeines Ruhmes glänzend aufſteigen, troß unſäglicher Mühen und mancher ſchwer zu beſiegenden Cabalen. In dieſer Zeit verheirathete ſich Weber und ſchrieb gleichzeitig am Freiſchütz von Kind und an Precioſa von Wolf, ſchrieb eine Jubelouverture von bleibendem Werth, wie auch Meſſen, Cantaten u. dgl. Durch den Freiſchütz erfüllte Weber die ganze muſikaliſche und nichtmuſikaliſche Welt mit Entzücken und Jubel; wunderbar traf er das volksthümliche, und kein Componiſt jener Zeit hatte ſich eines ſolchen Erfolges zu erfreuen. Dem Freiſchütz folgte bald die Muſik zu dem heitern Schauſpiel Precioſa von Wolf, dann die Oper Euryanthe von Helmina v. Chezy.

Die ungemeine, oft angreifende dienſtliche und ſchöpferiſche Thätigkeit Weber's blieb nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit, auch wurde er zu Reiſen veranlaßt, da oder dort die Aufführung ſeiner Opern ſelbſt zu leiten, ſo die 50ſte Wiederholung des Freiſchütz in Prag am 10. Oct. 1823; dann reiſte er nach England, um den Oberon, Text von Planché, zu componiren. Dieſe Oper fand nicht nur in London, ſondern auch auf dem Feſtland den lebhafteſten Beifall, aber ſie koſtete auch den höchſten Preis, ſie koſtete dem edlen Meiſter das Leben. Kränklich an ſich, an einem Hals- und Bruſtübel leidend, belaſtet mit den unumgänglichen Mühen des einſtudirens und des ſchulens der Sänger des Conventgartentheaters zu London für deutſche Muſik, griff ſich Weber übermäßig an und erlitt auch noch die Kränkung, daß ein Concert, welches er gab, leer blieb. Am 7. Juni ſollte zu ſeinem Benefiz der Freiſchütz gegeben werden, in der Nacht auf den 1. Juni entſchlief er ſanft und ruhig, gleich einem Schlummernden fanden die Freunde des Morgens die entſeelte Hülle. Mit ihm war ein ächter poetiſcher, durch und durch muſikaliſcher und durch und durch deutſcher Geiſt geſchieden, der es wie wenige verſtand, das Ideale der Kunſt in liebliche irdiſche Formen zu gießen, und der in der dem ganzen deutſchen Volkscharakter am meiſten zuſagenden ächt deutſchromantiſchen Operncompoſition noch von keinem ſpäteren übertroffen wurde, mindeſtens nicht im Betreff der glänzenden Erfolge. In jeder Sphäre der Kunſt, in welcher Weber ſich bewegte, war er ausgezeichnet, daher die Trauer um ſein frühes Hinſcheiden eine allgemeine, daher die ſpätere Empfangnahme des Sarges mit ſeiner irdiſchen Hülle einer Nationalangelegenheit gleich zu achten. Weber's Ruhm wird noch lange blühen, ſeine Opern werden noch viele Jahre entzückte Hörer finden.



Karl Theodor Körner.

Geb. d. 23. Sept. 1791, geſt. d. 26. Aug. 1813.

Der vielgefeierte, deutſchpatriotiſche Heldenjüngling, der Sänger, welcher Leier und Schwert auf das ſchönſte einte und durch frühen Tod auf dem Felde der Kriegerehre und für des Vaterlandes Befreiung den Nachruhm erkaufte. Die hochherzige feurige Jugendkraft, das treue bewähren ſeiner flammenden Begeiſterung, das faſt zur vorahnenden Gewißheit geſteigerte ſehnen nach dem ſeligen Schlachtentod, das aus ſeinem «Vater ich rufe Dich» austönt, und die Erfüllung ſeiner Sendung mitten im vollbewußten Fluge nach oben — haben ihm die Lorbeer- und die Eichlaubkrone vereint gewunden und ihn das neidenswerthe Loos, allgeliebt, allbewundert, allgefeiert aus dem blühenden Leben zu ſcheiden, finden laſſen.

Theodor Körner wurde zu Dresden geboren, Sohn des durch eigene rühmliche Thätigkeit, durch innige Freundſchaft mit Schiller, deſſen Werke er von 1812 bis 1818 herausgab, bekannten Appellationsrathes, ſpäter Staatsrathes Chriſtian Gottfried Körner. Des Vaters Freundſchaftverhältniß zu Schiller konnte nicht ohne bedeutenden und anregenden Einfluß auf den talentvollen Sohn bleiben, obſchon dieſer ſich anfangs nicht den ſchönen Wiſſenſchaften widmete, ſondern das bergmänniſche Fach erwählte, und, nachdem er die Kreuzſchule Dresdens beſucht hatte, im Sommer 1808 die Bergakademie zu Freiberg bezog. Ausgezeichnet durch körperliche wie durch geiſtige Anlagen, Gymnaſtiker, Zeichner, Muſiker und Poet, war Theodor Körner ein liebenswürdiger Berg-Student und feierte in ſchönen Gedichten die Lichtſeiten des erwählten Berufes, dem er indeß ſpäter nicht treu blieb. Eine Reiſe nach Schleſien und auf das Rieſengebirge regte zu manchem Gedicht an, und ein ernſter, frommer Sinn wurde durch eine Anzahl geiſtlicher Sonette bethätigt, wie durch den Plan, ein Taſchenbuch für Chriſten zu begründen.

Körner ſetzte nach zweijährigen Studien in Freiberg dieſelben in Leipzig fort, wo 1810 ſeine «Knospen» erſchienen, mit denen er ſich in die Reihen deutſcher Lyriker ſtellte. Auch in Leipzig gefiel ſich der junge Dichter als Student, wie er ſein ſoll: er paarte Heiterkeit und Lebensfrohmuth mit Fleiß und ſittlichem

Ernſt, fürchtete die Menſur nicht und ſuchte ſie nicht mit Abſicht. Im Jahre 1811 ging Körner nach Berlin, um dort naturwiſſenſchaftliche Studien fortzuſetzen, auch Philoſophie und Geſchichte zu hören; leider nöhigte Krankheit zu einem wiederholten Aufenthalt in Carlsbad, und dann beſtimmte der Vater den Sohn, in Wien ſeine Studien zu vollenden. In edeln, hochangeſehenen Familien und Kreiſen heimiſch und gern geſehen, durch eine reine, hohe Liebe beglückt und gefeſſelt, verlebte der junge Dichter in Wien eine glückliche Zeit und warf ſich ganz in die Arme der Poeſie, und zwar zumeiſt der dramatiſchen; er dichtete ernſte und heitere Stücke, welche durch die Leichtigkeit ihres Versbaues und die Reize ihrer Sprache ſich Beifall gewannen, ja ſie verſchafften ihm die Ernennung zum kaiſerlich königlichen Theaterdichter in Wien mit ſchönem Gehalt und wohlgeſicherter Stellung.

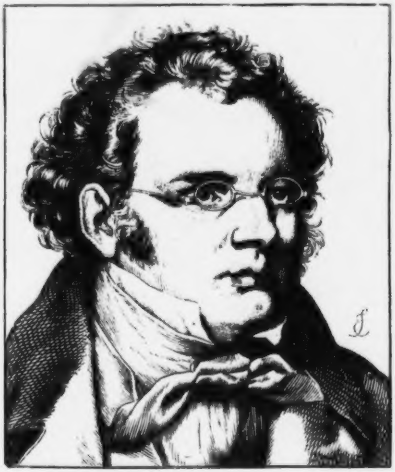
Aber Poeſie und Liebe allein füllten nicht ganz des Dichters Herz aus, es gab noch ein drittes: das Vaterland. Dieß ſah er leiden und bluten, dieß ſah er ſich ermannen, und deſſen Ruf nach dem kräftigen, befreienden Arm ſeiner Söhne weihte Theodor Körner zum Helden. Dem Vaterlande ein, wie er ſelbſt ſchrieb: «mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundſchaft und der Freude geſchmücktes Leben zum Opfer zu bringen», das war es, was ihn groß machte unter den Schaaren begeiſterter Männer und Jünglinge, die ſich zur Befreiung Deutſchlands erhoben. Im März 1813 verließ Körner Wien und ſchloß ſich in Breslau Major von Lützow's Freiſchaar an, die in einer ſchleſiſchen Dorfkirche feierlich eingeſegnet wurde.

Nun wurde Körner ein deutſcher Tyrtäos; ſeine Kriegslieder begeiſterten und entflammten, ſie gingen von Mund zu Mund, ſie weckten den Schlachtenmuth und die Todesverachtung, und neben den kräftigen Liedern Arndt's wurden ſie gleichſam ſelbſt geiſtige Mitkämpfer in der großen heiligen Sache.

Körner ſah, indem er als Oberjäger in Geſchäften dem Corps voraus eilte, die Seinen in Dresden noch einmal wieder, dann ging er mit dem Corps nach Leipzig, wurde dort zum Lieutenant ernannt, und nun begann das kriegeriſche Leben mit ſeinen mannichfachen Wechſelſcenen, bald voll Thätigkeit, bald voll ſtillliegender Unthätigkeit, welche letztere Körner nicht zu ertragen vermochte. Er trat daher nach der Schlacht von Lützen zur Cavallerie und folgte als Lützow's Adjutant dieſem auf einen Streifzug durch die nordthüringiſchen Gefilde. Bei Kitzen durch verrätheriſche Argliſt ſchwer am Kopfe verwundet, fand der heldenmüthige Krieger beinahe Gefangenſchaft oder Tod, entkam mit Mühe nach Leipzig, wurde dort halb geheilt und mußte fernere Pflege in Carlsbad ſuchen, bis er im Stande war, über Berlin wieder zu ſeinem Corps zu gelangen, welches jetzt in der Nähe Hamburgs während eines thatenloſen Waffenſtillſtandes feierte.

Bald ſollte dieſe Ruhe enden, bald ſchmetterten aufs neue die Kriegsdrommeten, wieherten die Schlachtroſſe, es erneute ſich der heilige Kampf, Körner dichtete ſein: «Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los» und nach mehreren Gefechten gegen Davouſt ſein Schwertlied — ſein Schwanenlied —, denn an Lützow's Seite traf ihn an demſelben Tage in einem Gefecht an der Straße von Gadebuſch nach Schwerin, nahe einem Gehölze, die feindliche Kugel, die zugleich durch den Hals ſeines edlen Roſſes gedrungen war, und endete ein ſchönes, reiches, vielverheißendes Leben. Unter einer alten Eiche nahe dem Dorfe Wöbbelin iſt des Dichters Grab und Denkmal, viel beſucht und mit heißen Thränen oft bethaut.

Für ſeinen Ruhm konnte Körner nicht ſchöner enden. Viele ſeiner herrlichen Lieder lebten auf allen Lippen, ſie und das Andenken an ſeinen Tod für das Vaterland webten ihm die Glorie der Unſterblichkeit: jene gingen wohl zu weit, welche meinten, Körner würde, am Leben geblieben, Schiller an Geiſteshoheit und Größe auch in der dramatiſchen Dichtung erreicht oder in der Ballade ihn noch übertroffen haben; die unſelige Neigung der Deutſchen, krittelnd zu vergleichen und keinen Tüchtigen in ſeiner Selbſtſtändigkeit unangetaſtet zu laſſen, hätte ſich dann gewiß ſo lange abgemüht, bis er ihr gelungen wäre, ihm den wohlverdienten Lorbeer zu entreißen — ſo ging er verehrt, gefeiert und beweint hinüber, und ließ ſein Andenken rein und ſchön zurück im Doppelkranze des Sängers und des Vaterlandsbefreiers.

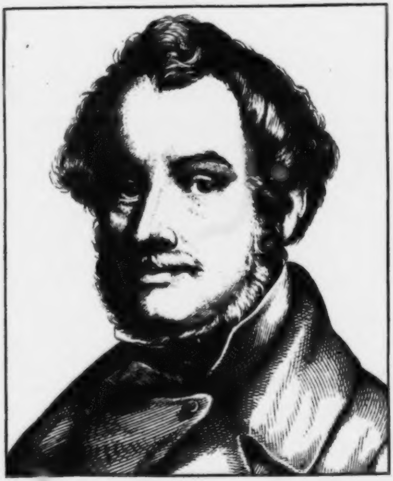


Franz Schubert.

Geb. d. 31. Jan. 1797, geſt. d. 19. Nov. 1828.

In einer Vorſtadt Wiens in dürftigen Verhältniſſen geboren, erhielt Franz Schubert eine durch nichts das Gewöhnliche überſchreitende Bildung. Seine ſchöne Stimme verſchaffte ihm die Aufnahme unter die Hofkapellknaben (1808), wodurch zugleich für ſeine muſikaliſche Ausbildung im kaiſerlichen Convict geſorgt war, in dem er mit außerordentlicher Schnelligkeit überraſchende Fortſchritte machte. Nachdem er daſſelbe verlaſſen hatte, lebte er Anfangs im älterlichen Hauſe, dann für ſich ganz der Muſik, indem er ſich durch Unterricht und das knappe Honorar für ſeine Compoſitionen den nothdürftigſten Unterhalt zu verſchaffen ſuchte. Zu einer geſicherten ſelbſtändigen Exiſtenz hat er es nie gebracht; ſich geltend zu machen, war ſo wenig in ſeiner Natur, als von ſeinen künſtleriſchen Bedürfniſſen irgend etwas ſocialen oder bürgerlichen Verhältniſſen aufzuopfern. Dieſe beſchränkte Lage aber, wie der Mangel an glänzenden äußeren Erfolgen vermochten ſeine Luſt an unausgeſetztem künſtleriſchem Schaffen ſo wenig als ſeinen Lebensmuth auf die Dauer zu ſchwächen. Den größten Theil des Tages war er mit Componiren beſchäftigt, den Abend pflegte er in heiterem Geſpräch beim Wein in einem befreundeten Kreiſe von Künſtlern zuzubringen, die an ihm mit gleicher Verehrung und Liebe hingen, und ihn, wie wenig er auch hervorzutreten pflegte, als die Perle ihres Kreiſes anſahen. Aus dieſem ſtillen Leben raffte ein früher Tod ihn unerwartet fort.

Die Menge ſeiner Compoſitionen iſt bei einem ſo kurzen Leben ſchon an ſich ſtaunenswerth. Alle Gattungen, für die Kirche, das Theater, Inſtrumental- und Geſangmuſik ſind aufs reichſte vertreten. Der geringſte Theil davon iſt gedruckt, und auch jetzt ſind es außer einer Symphonie — einer von den ſehr wenigen, die als wahre Sprößlinge der Beethoven'ſchen gelten können — einigen Compoſitionen aus dem Gebiet der Kammermuſik nur ſeine Lieder, welche das Publicum kennt und liebt. Die Fülle und Schönheit derſelben iſt auch ſo außerordentlich, daß ſie allein hinreichen, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Was die Kraft ſchöpferiſcher Erfindung anlangt, ſo ſteht Schubert keinem Componiſten nach, und unter allen ſind wenige, die ſich mit ihm meſſen können. Und zwar iſt es nicht allein die Leichtigkeit der Erfindung, der Reichthum an Melodieen, die Friſche, der Glanz und Wohllaut derſelben, was ihn auszeichnet, ſondern es iſt die Tiefe der Empfindung, die Kraft der Leidenſchaft, die Wahrheit des Ausdrucks, die Urſprünglichkeit der Erfindung, die hinreißende Schönheit in ihrer reichſten Mannigfaltigkeit, was ihn zu einem wahren und großen Dichter in Tönen macht. Unter mehreren hundert Liedern iſt wohl keins, das nicht wenigſtens ein genialer Zug auszeichnete, die meiſten ſind vortrefflich, ſehr viele von vollendeter Meiſterſchaft. Vermißt man an Schubert mitunter, was ihm die Jahre gebracht haben würden, Strenge in der Beſchränkung und Mäßigung, ſo entzückt dafür die geſunde Kraft friſcher Jugendblüthe.



Ludwig Michael von Schwanthaler.

Geb. d. 26. Aug. 1802, geſt. d. 14. Novbr. 1848.

Einer der vollendetſten deutſchen Bildhauer, die je gelebt, ein Künſtler, der ſeinen Ruhm durch eine Fülle allbewunderter Werke begründete, und in der Großartigkeit ſeiner größeren Bildwerke nicht minder unerreicht daſteht, als in der Lieblichkeit und klaſſiſchen Vollendung der kleinern Bildwerke, die der Stolz zahlreicher Sammlungen ſind.

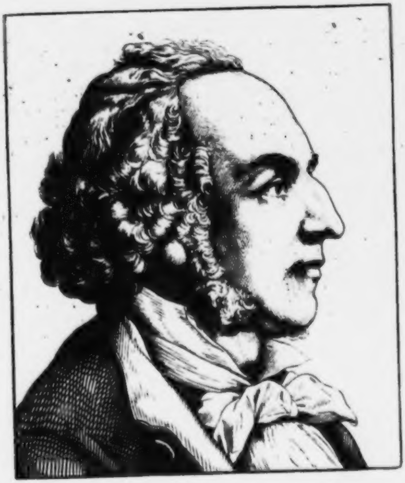
Schwanthaler wurde zu München geboren, Sohn des Bildhauers Franz Schwanthaler und überhaupt Abkömmling einer Bildhauerfamilie. Von dem Kunſtfleiße des Vaters und des mit dieſem gemeinſchaftlich arbeitenden Oheims, Anton Schwanthaler geben in München noch zahlreiche Arbeiten, Bildſäulen, Ornamente dgl. an öffentlichen Gebäuden, Denkmäler auf dem Friedhof u. a. rühmlich Zeugniß, und ſo trat ſchon bei der Geburt der Sohn in eine durch bedachten Fleiß und ſorgſame Studien geweihte Werkſtätte, in der ihm der Weg bereitet war, den er erſt mit Künſtlerfleiß wandeln, dann ihn mit dem Fluge des Genius durchmeſſen ſollte. Der junge Schwanthaler beſuchte die Münchener Kunſt Akademie, und verrieth ebenſo ſehr ein ausgezeichnetes Talent, als die Neigung, ſeinen eigenen Weg zu gehen. Schon ſeine erſte bedeutendere Arbeit, in Reliefs für ein Tafelſervice des Königs Maximilian von Bayern beſtehend, erregte viel Aufſehen, ſpäter erhielt er von Cornelius und Klenze Aufträge für die Glyptothek, und ging 1826 nach Rom, wo er unter Thorwaldſen ſich fortbildete, aber 1827 wieder nach München zurückkehrte, da ihm das Clima in Rom nicht zuſagte. Schwanthaler begann nun die Arbeiten für die Glyptothek, mythologiſche Reliefs, die Cornelius gefeierten Gemälden entſprechen, und antike Göttergeſtalten. In dieſer Periode von Schwanthalers Künſtlerleben entſtand auch der Bacchuszug, ein 150 Fuß langer und 3 Fuß 8 Zoll hoher Fries im Palais des Herzogs Max von Bayern, und die großen Reiterreliefs in der fürſtl. Thurn und Taxiſchen neuen Reitſchule zu Regensburg.

Noch einmal ging Schwanthaler 1832 nach Rom, verweilte dieſesmal zwei Jahre dort, mit Thorwaldſen eng befreundet, und ſah ſich durch den kunſtſinnigen König Ludwig auf das ehrenvollſte gefördert, gehoben und anerkannt, der ihn nach der Rückkehr von Rom, wo er mehreres für die Walhalla entwarf und ausführte, im Jahre 1835 zum Profeſſor an der Akademie der Künſte in München ernannte, und wo Schwanthaler als Haupt und Meiſter einer Künſtlerſchule glänzte, welche nächſt ihm der deutſchen Bildnerkunſt zu ehrenvollen Stützen dient. Ein beſonderer Grundzug im Weſen und im ſchöpferiſchen Walten Schwanthalers war der, daß er fern von aller Einſeitigkeit nicht blos der antiken Kunſt nachſtrebte und ihr huldigte, ſondern mit gleicher Liebe und geſchichtlicher Treue auch die mittelalterliche Kunſt wieder hob, und von einem eigenthümlich deutſchromantiſchen Sinne beſeelt war, der ihn Gebilde hervorrufen ließ, die groß, ideal, formvollendet und doch voll einfacher Wahrheit und Treue vor den Blick des Beſchauers treten. Es gelang ihm eben alles, was er begann, und jedes Werk trug den Stempel der Hand eines allſeits durchbildeten Genius. Zahllos iſt die Menge der Kunſtwerke, welche aus Schwanthalers Atelier hervorgegangen ſind; wäre nicht ſchon jetzt Sorge getragen, ſie zu verzeichnen, ſo würde die ſpätere Nachwelt ebenſo an der Aechtheit aller zweifeln, wie wir nicht begreifen, wo Dürer die Zeit hernahm zu der überreichen Mannigfaltigkeit ſeiner Schöpfungen. Schwanthaler ſchmückte, wie ſchon geſagt, die Glyptothek mit Reliefs und Figuren, er ſchmückte mit ſeinen Schülern und Jüngern die Pinakothek mit Maler-Statuen; er ſchuf dem Königsbau ſeine bedeutendſten Zierden, Götter und Heroengeſtalten, mythologiſche Kreiſe und Gruppen; er verkörperte die Ideen- und Geſtaltenwelt der klaſſiſchen Dichter von Hellas, des Orpheus, des Heſiod, Pindars und Homers, des Sophokles und des Ariſtophanes; den Saalbau zierte er mit einem 266 Fuß langen und 4½ Fuß hohen Fries aus dem Leben Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's, wie mit den 12 ehernen Standbildern der Wittelsbacher, jedes 10 Fuß hoch und maſſiv vergoldet. An der Walhalla prangen Schwanthalers Reliefs, allegoriſche Verherrlichungen von Deutſchlands Ruhm und Größe, Nationalität und Siegeshoheit. Das neue Ausſtellungsgebäude zu München erhielt von Schwanthaler ſeinen Ausſchmuck mit Allegorien auf das Wiederaufblühen der bayriſchen vaterländiſchen Künſte. Schwanthaler ſchuf für die Ruhmeshalle bei München die coloſſale Bildſäule der Bavaria, gegoſſen von Stiglmayer und Miller, das größte gegoſſene Erzbild in Deutſchland, 54 Fuß hoch, denn der Herkules auf Wilhelmshöhe iſt nur aus getriebenem Kupfer geſchmiedet.

Zahlreiche Statuen und Denkmale in Erz und Marmor reihen ſich dieſen Arbeiten an, Mozart für Salzburg, der Großherzog Carl Friedrich von Baden für Carlsruhe, der Großherzog Ludwig zu Heſſen für Darmſtadt, Goethe für Frankfurt a. M., Jean Paul Friedrich Richter für Bayreuth, Markgraf Friedrich Alexander von Brandenburg für Erlangen; Tilly und Wrede für die Feldherrenhalle in München und noch viele andere, theils für Bayern, theils für das Ausland; ebenſo ein ſchöner, reich mit allegoriſchen Figuren verzierter Brunnen für Wien. Auch das Denkmal für den Bau des Donau-Mainkanals würde nach kleinern Modellen Schwanthalers ausgeführt. Dazu kommt noch eine Fülle kleiner, feiner, zart ausgeführter Kabinetsſtücke, ebenſo Büſten, wie auch Zeichnungen und Modelle, nach denen andern Künſtlern die Ausführungen zu liefern überlaſſen blieb.

Aeußere Ehren ſtrömten von nahe und fern auf den großen Künſtler ein, Titel, Orden, Ehrenbürgerſchaften — aber er blieb der er war, eine ächt deutſche und höchſtgemüthliche Künſtlernatur, deſſen Lebensglück nur in den ſpätern Jahren anhaltendes Siechthum verbitterte. Zu ſeiner Zerſtreuung und Erholung gewann er einen alten Ruinenthurm im Iſarthale und baute und ſchmückte dieſen deutſchmittelalterlich aus, lebte und ſchwärmte ſich in die deutſche Romantik ſinnig und innig hinein. Gleichen Sinnes in dieſer Beziehung war mit ihm ein treu verbundener Freund, der auch heimgegangene Geſchichtenmaler Wilhelm Lindenſchmit aus Mainz, der lange in München lebte und noch einige auserkorene Bundesgenoſſen.

Mit allen unverwelklichen Ruhmeskränzen bedeckt fand und führte den hohen deutſchen Künſtlergenius der ſtille Genius hinab zu den Schatten.



Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Geb. d. 3. Febr. 1809, geſt. d. 4. Nov. 1847

Was wenigen Künſtlern zu Theil wurde, unter glücklichen Verhältniſſen von Jugend an eine ungeſtörte vielſeitige Ausbildung zu erlangen, war Mendelsſohn in der ſchönſten Weiſe beſchieden und hat ſicher nicht am Wenigſten beigetragen ihm ſeine hervorragende Stellung anzuweiſen. Sein Vater, ein wohlhabender Bankier, konnte ihm nicht nur alle Mittel einer ſorgfältigen Erziehung gewähren, ſondern den von ſeinem Vater Moſes Mendelsſohn ererbten Geiſt echter Humanität und feiner Bildung. Die Mutter, eine Schweſter des bekannten Reiſenden Bartholdy, eine Frau von ſcharfem Verſtand, raſtloſer Thätigkeit und ſtrengſter Pflichttreue, leitete ſelbſt die Erziehung des Knaben. Obgleich in Hamburg geboren, wurde er, da ſeine Eltern bald von dort weggingen, in Berlin erzogen und genoß alle Vortheile der daſelbſt vorhandenen Bildungsmittel. Seine Lehrer in der Muſik, für welche ſein Talent früh hervortrat, waren Ludwig Berger und Zelter. Jener, aus Clementi's Schule hervorgegangen, ein Meiſter ſolider Technik, und geiſt- und gemüthreicher Spieler, legte den Grund zu der tüchtigen und edlen Virtuoſität Mendelsſohns, welche die Mittel der Technik vollſtändig beherrſcht, um ſie dem künſtleriſchen Geiſt unterzuordnen. Zelter, der mit väterlicher Liebe an ſeinem Felix hing, richtete unnachſichtig ſeinen Geiſt und ſeine Beſtrebungen auf die höchſten Muſter der Kunſt, überhaupt auf das Tüchtige und Ernſte hin. So legte er den Grund zu der gründlichen und vollendeten Meiſterſchaft in der Form, welche Mendelsſohn in ſelbſtändiger Kraft durch eigene unausgeſetzte Studien ſich erwarb. Wie ſehr aber die muſikaliſchen Anlagen des Knaben auch in einer außerordentlichen Productivität hervortraten, ſo wurde über deren Pflege doch nichts verſäumt, was nach irgend einer Seite hin ſeinen Geiſt ausbilden konnte, und er beſuchte nach gründlicher Vorbereitung im Jahre 1827 die Univerſität. Zu den Begünſtigungen ſeiner Jugend gehörte es, daß er durch Zelter Göthe nahe trat, der durch herzliche Theilnahme ſeine Beſtrebungen anfeuerte und förderte. Zur Vollendung ſeiner Bildung machte er mehrere Reiſen nach England (1829), Italien (1830), Paris (1832) und dann nach London. Nachdem er ſeit 1833 in Düſſeldorf als ſtädtiſcher Muſikdirector eine Wirkſamkeit gefunden hatte, auch eine kurze Zeit an dem von Immermann begründeten Theater thätig geweſen war, wurde er 1835 nach Leipzig zur Direction der Gewandhausconcerte berufen. Hier ſchuf er ſich durch die außerordentlichen, durch ſeine Perſönlichkeit und Bildung bedingten Leiſtungen als Dirigent einen glänzenden Wirkungskreis, von hier aus trat er mit dem «Paulus» in die Reihe der großen und berühmten Componiſten. Eine Berufung nach Berlin (1842) als Generalmuſikdirector hatte dennoch nicht zur Folge, daß er dort eine beſtimmte und befriedigende Wirkſamkeit fand; er kehrte ſeit 1845 nach Leipzig zurück, wo er beſonders am Conſervatorium für Muſik thätig war. Dort machte unerwartet ein raſcher Tod ſeinem thätigen, vom Glück reichgeſchmückten Leben ein Ende.

Mendelsſohn war ungemein fleißig und hat, obgleich er ſorgfältig arbeitete und feilte, nach den verſchiedenſten Richtungen eine bedeutende Production entfaltet. Den erſten Platz nehmen ſeine Kirchencompoſitionen (Paulus, Elias, Lobgeſang, Pſalmen u. A.) ein, denen ſich die Compoſitionen der Antigone, des Oedipus, des Sommernachtstraums anſchließen; die Opern ſeiner Jugend hat er ſelbſt zurückgelegt, über der Vollendung der Loreley iſt er hingeſtorben; ſeine Lieder ſind allgemein durchgedrungen wie wenige. Auch für Inſtrumentalmuſik in allen ihren Zweigen iſt er thätig geweſen: ſeine Concertouverturen, wie im Kleinen die Lieder ohne Worte ſchlugen einen neuen Weg ein, den ſeine Nachfolger breitgetreten haben.

Wenn Mendelsſohn ſchon im Leben Popularität und Ruhm fand wie wenige, wenn enthuſiaſtiſche Bewunderer ſein Lob hie und da übertrieben, ſo iſt die ungerechteſte Verkleinerung ſeiner Verdienſte auch nicht ausgeblieben. Er iſt dem immer mehr einreißenden Dilettantismus entgegengetreten, indem er durch die That bewies, daß gründliches Studium, vollkommene Beherrſchung der Form, die Bedingung künſtleriſcher Leiſtungen ſei; und daß es hierbei nicht eine geiſtloſe Nachahmung veralteter Formen, ſondern die geiſtige Belebung der unvergänglichen Kunſtgeſetze galt, dafür zeugt die unmittelbare Wirkung, mit welcher er die Gegenwart ergriff. Er ſetzte namentlich in der Kirchenmuſik an die Stelle eines geiſtloſen Schlendrians eine im Weſen des Proteſtantismus begründete Liebe und lebendige Auffaſſung, und indem er überhaupt aus einer ſchlaffen Gegenwart zurückgriff in eine größere Vergangenheit, ſtrebte er mit Erfolg die unverſiegbaren Quellen des Wahren und Schönen wieder zu erwecken. Können wir ihn auch, was die Größe und Tiefe ſeiner Productionskraft anlangt, nicht den erſten Meiſtern zurechnen, ſo darf man deshalb doch ſeine Productivität nicht gering ſchätzen, und ein unabläſſig auf das Edle und Schöne gerichtetes Streben, eine feine Bildung, die ſich im künſtleriſchen Maaßhalten bewährt, eine vollkommene Meiſterſchaft in der Form, ſind hohe Vorzüge, die der allgemein gehaltene Vorwurf der Reflexion nicht zu ſchwächen vermag. Wenn die Leidenſchaften, welche der außerordentliche Einfluß Mendelsſohns auf die Gegenwart erregt hat, verraucht ſind, wird die Thatſache dieſes Einfluſſes ſchon den hohen Werth eines bedeutenden, edlen, in ſich harmoniſch ausgebildeten künſtleriſchen Talentes bewähren.

Die
Männer der Reformation.

PORTRAITS

nach Original-Zeichnungen von **Hans Holbein** u. A. in Stahl gestochen von **C. Barth.**

BIOGRAPHIEN

VON LUDWIG BECHSTEIN UND ANDEREN.

AUTOGRAPHEN

facsimilirt nach Original-Briefen.

ERSTE LIEFERUNG

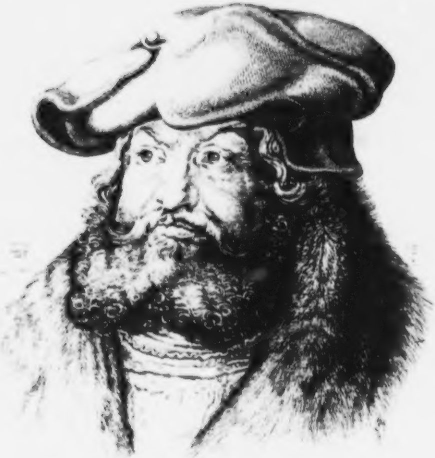
Friedr. der **Weise** (Portr. und Autogr.), **Calvin** (Portr. und Autogr.), **Dr. Eck** (Portr. und Autogr.), **Amsdorf** (Autogr.).

Preis: 25 Silbergroſchen.

STICH, DRUCK UND VERLAG

VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT IN HILDBURGHAUSEN.

1857.



Friedrich d. Weiſe

[illegible]

Die

Männer der Reformation.

PORTRAITS

nach Original-Zeichnungen von **Hans Holbein** u. A. in Stahl gestochen von **C. Barth.**

BIOGRAPHIEN

VON LUDWIG BECHSTEIN UND ANDEREN.

AUTOGRAPHEN

facsimilirt nach Original-Briefen.

STICH, DRUCK UND VERLAG
VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT IN HILDBURGHAUSEN.
1859.

VORWORT.

Ueber die Bedeutung jener gewaltigen geistigen Umwälzung, die wir unter dem Namen Reformation verstehen, brauchen wir nicht viel Worte zu verlieren. Sie gehört zu jenen ausserordentlichen weltgeschichtlichen Ereignissen, deren Wirkungen nach Raum und Zeit unermesslich sind. Die Reinigung der Christuslehre vom Wust todter Satzungen und leerer Formen, mit denen spätere Jahrhunderte sie verunstaltet hatten, war ihr erhabener Zweck, und die Rettung der geistigen Freiheit des Menschen, wie sie schon im Evangelium verkündet ward, der Grundgedanke, der ihr ganzes Streben beseelte. Durch sie wurde die Anschauung des Mittelalters für immer abgeschlossen, und die Menschheit in ein neues Stadium ihrer geistigen Entwickelung eingeführt. In alle Gebiete des Kulturlebens der Völker, die an ihr Theil nahmen, griff sie mächtig ein und rief im kirchlichen wie im politischen Leben eine ganze Reihenfolge neuer Gestaltungen hervor, deren Ende sich noch kaum absehen lässt.

Von jenen grossen Persönlichkeiten, die den Kampf bestanden, welcher das Licht von der Finsterniss, die Wahrheit vom Irrthum schied, und in denen uns Heroen an Charakterstärke, genialer Kraft und Heldenkühnheit entgegen treten, giebt das vorliegende Werk eine Sammlung von Bildnissen, versehen mit kurzen biographischen Umrissen und durch Facsimile's von Originalhandschriften auf entsprechende Weise ergänzt. Es macht keinen Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit — wo wäre in dieser Hinsicht auch die Grenze zu ziehen? — gleichwohl aber ist es darauf angelegt, das Ganze und Grosse jener weltumgestaltenden Bewegung nach allen ihren Richtungen hin in Haupterscheinungen zu vergegenwärtigen.

Diese Sammlung ist dabei nicht beschränkt auf jene Epoche des 16. Jahrhunderts, welche wir speciell das Reformationszeitalter nennen, noch auf die eigentlichen Träger jener neuen unüberwindlich waltenden Ideen. Wie die Kirchenverbesserung nicht ein plötzlich und unvorbereitet eintretendes Ereigniss war, sondern das Resultat mannichfacher Vorgänge, ein seit Jahrhunderten vorbereitetes Werk, das endlich Luther, als der rechte Mann zur rechten Zeit, zu vollenden berufen war, so hatte sie Jahrhunderte vorher ihre bedeutsamen und tragischen Vorspiele in Frankreich und England, Böhmen und Italien. Wir erinnern nur an die Kämpfe der Waldenser und Wiklefiten, an die Schicksale so mancher Blutzeugen, die für die Wahrheit und Geistesfreiheit den Tod erlitten. Diese Vorläufer und Vorkämpfer der Reformation retteten gleichsam das Samenkorn der Wahrheit durch die nächtige Brandung der Zeiten, bis es einen Boden fand, in dem es gedeihen und Wurzel schlagen konnte. Für diese Zubereitung eines günstigen Bodens wirkte vor Allem die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die es möglich ward, die Gedanken wie auf Windesflügeln durch die Länder zu tragen und die düstern Nebel des Mittelalters zu verscheuchen; dann aber, im Gefolge jener Erfindung, das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste im 15. Jahrhundert, das den dürren Scholasticismus von dem angemassten Throne herabstürzte; die Bestrebungen der Humanisten, die, namentlich durch Hinweisung auf die fast vergessenen ewigen Muster wahrer Kunst und Wissenschaft, die Werke des klassischen Alterthums, und durch Erklärung derselben, die allgemeinen Begriffe aufhellten, freisinnigere Grundsätze verbreiteten und zur Bildung einer öffentlichen Meinung viel beitrugen, einer Macht, die zum Sieg der Reformation wesentlich geholfen hat.

Neben der Empfänglichkeit in den Gemüthern der Menschen bedurfte indessen die grosse Kirchenverbesserung immer noch eines reelleren äusseren Haltes, um nicht sofort der rohen Gewalt zu erliegen, und dieser Halt ward ihr durch den Schutz edelsinniger und erleuchteter Fürsten, unter denen vor allen die der Sächsischen Lande zu nennen sind; er ward ihr ferner durch die thätige Theilnahme mächtiger Ritter, die ihren Arm dem Schirm und der Vertheidigung der evangelischen Lehre widmeten. An sie schlossen sich andere wackere und begabte Männer an, die, wenn auch nicht auf kirchlichem Gebiet stehend, doch von der Erhabenheit der neuen Ideen erfüllt und begeistert waren und durch populäre Verarbeitung derselben die Sache der Reformation ausserordentlich förderten. Was endlich die eigentlichen Urheber und Begründer der Kirchenverbesserung betrifft, so zerfallen sie — einig in dem zu erreichenden Zweck, aber nicht einerlei Sinnes in Bezug auf die Formen und in der Deutung der Wahrheit — unter sich in grössere Parteien, die, trotz angelegentlicher Versuche, zum Nachtheil der guten Sache sich leider nicht zu einigen vermochten. Auf der einen Seite schaart sich um Luther und Melanchthon der Kreis der Wittenberger oder sächsischen Theologen, während ihnen gegenüber die Schweizer stehen, mit Calvin und Zwingli an der Spitze. Als vermittelndes Glied zwischen beiden Parteien dürfte in mehrfacher Beziehung der Kreis der Strassburger Theologen, unter Bucers Vortritt, zu betrachten seyn.

Alle diese Elemente, die im Gesammtbild der Reformation wesentlich sind, ihre Vorläufer und ihre Bahnbrecher, ihre Beschützer und Förderer, die theologischen Parteien, dazu merkwürdige und hervorragende Persönlichkeiten ihrer Gegner — alle finden in der vorliegenden Sammlung ihre Vertreter, und es bleibt zur leichtern Uebersicht nur anzugeben übrig, in welcher Verbindung die ohne systematische Ordnung mitgetheilten Bildnisse und Facsimile's unter einander stehen. Sie gruppiren sich auf folgende Weise:

Von den Vorkämpfern der Reformation finden sich: Wiclef, Johann Huss, Hieronymus von Prag, Savonarola.

Von den Humanisten: Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin, Joachim Camerarius.

Als Beschützer und Förderer: Die drei Kurfürsten Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Grossmüthige, Ulrich von Hutten, der Meistersänger Hans Sachs, der französische Dichter Clemens Marot.

In den Kreis der Wittenberger gehören: Luther, Melanchthon, Spalatin, Justus Jonas, Bugenhagen, Cruciger, Paul Eber, Karlstadt, Amsdorf, Agricola (Eisleben), Myconius, Brentius und Gregor Brück.

In den Kreis der Schweizer und Strassburger Theologen: Zwingli, Calvin, Beza, Farel, Viret, Oecolampad, Grynäus, Bibliander, Pellican, Vermili (Peter Martyr), Faber, L'Hopital, Bullinger, John Knox (in Schottland), Zacharias Ursinus, Johann Alasco. In Strassburg: Bucer, Fagius, Diaz.

Von den Gegnern der Reformation sind aufgenommen: Herzog Georg von Sachsen, Doktor Eck, Tetzel, Miltitz.

Die Bildnisse dieser Vertreter und Träger einer grossen Zeit, in denen sich eine Macht der Individualität ausdrückt, wie sie dem heutigen Geschlecht abhanden gekommen zu seyn scheint, sind nach Originalen von Dürer und Kranach, gröstentheils aber nach Handzeichnungen von Hans Holbein gestochen, welch letztere, aus einer Baseler Verlassenschaft stammend, Jahrhunderte lang im Besitz einer altangesehenen Familie zu Zürich waren, von wo sie durch Kauf an die Verlagshandlung übergingen. Diese Originalzeichnungen umfassen, ausser Aelteren, namentlich den Freundeskreis Holbeins, Häupter der Schweizer-Reformatoren, zu denen der grosse Künstler in persönlich naher Beziehung stand und deren Bildnisse, von seinem

Meistergriffel in leichten Umrissen skizzirt, er sammelte. Die Kostbarkeit dieser zumeist noch unbekannten Portraits regte den Gedanken zur Herausgabe des vorliegenden Werks an, und er ward um so lebhafter ergriffen, als sich in K. Barth ein Künstler darbot, welcher der schwierigen Aufgabe, die genialen, oft nur wie hingehauchten Bleistiftzeichnungen durch den Grabstichel wiederzugeben, in jeder Beziehung gewachsen war. Seine letzten Lebensjahre hat der treffliche Stecher diesem Werke gewidmet.

Die beigefügten Autographen sind zum grössten Theil nach Originalbriefen aus dem Handschriftenschatz der herzoglichen Bibliothek zu Gotha facsimilirt.

Friedrich der Weiſe.

Mit Portrait und Facſimile.

FRIEDRICH DER WEISE,

HERZOG UND KURFÜRST ZU SACHSEN.

Mit Fug und Recht nennt ein berühmter Geschichtschreiber der Reformation diesen Fürsten „ein wichtiges Werkzeug in der Hand Gottes zu deren Beförderung."

Herzog Friedrich III. zu Sachsen wurde als ältester Sohn des Gründers der ernestinischen Linie des Sachsenstammes, Kurfürst Ernst's, am 17. Januar 1463 auf dem Schlosse zu Torgau geboren, und erhielt eine sorgfältige und fromme Erziehung. Im Jahr 1486 folgte er seinem Vater in der Kurwürde und Regierung, und ward in dieser der Dritte seines Namens. Sein ganzes reiches und gottgesegnetes Regentenleben lässt sich nicht in den engen Rahmen weniger Spalten fassen, nur seine wichtige und beziehungsvolle Stellung zur deutschen Kirchenverbesserung soll hier im kurzen Umriss angedeutet werden.

Friedrichs Sinnen und Denken lenkte sich schon in seiner Jugend theilnahmvoll der Wissenschaft zu, nicht minder den das Leben verschönenden Künsten, dabei war die religiöse Richtung in seinem Gemüthe vorherrschend, welche ihn sogar zu einer Pilgerreise nach dem heiligen Lande und Grabe veranlasste, die er mit grossem Gefolge antrat und glücklich vollendete. Als Ritter des heiligen Grabes heimgekehrt, bekam er bald darauf das Reichsvikariat vom Kaiser Maximilian übertragen, eine Würde, die er später noch einige Male bekleidete.

Kurfürst Friedrich begründete die Universität Wittenberg; schon dadurch bereitete er, noch ahnungslos, den Boden für die Samenkeime der Reformation in seinem eignen Lande vor. Sechs Jahre nach dieser Begründung bestieg Dr. Martin Luther, der aus einem Kloster Erfurts berufene Augustinermönch und Professor in Wittenberg, die theologische Lehrkanzel. Mit Freude sah der gelehrte Fürst, welcher selbst lateinisch und französisch sprach und schrieb, das Aufblühen seiner jungen Hochschule. Mit Eifer schätzte und schützte Friedrich seine Gelehrten, regierte sanft und mild, und erwarb bald genug von der grossen Schaar seiner Lobpreiser und Bewunderer den ehrenvollen Beinamen des Weisen, obschon er vielleicht den des Vorsichtigen noch mehr verdient hätte. Der Kurfürst war durch und durch ein deutschgesinnter Mann. Sein Werk war es, dass alle Reichskammergerichtsverhandlungen in deutscher Sprache geführt werden mussten, anderer ähnlicher Züge nicht zu gedenken: darum wurde auch Luther selbst wiederholt Friedrichs begeisterter Lobredner, nannte ihn einen Vater des Vaterlandes, rühmte seine hausväterliche Fürsorge, die Güte seines Herzens, wie seine Wahrheits- und Friedensliebe, die Luther über Alles hoch stellte.

Eben so galt der Kurfürst den Zeitgenossen als einer der frömmsten Fürsten, dies hatte schon seine Wallfahrt bewiesen, dies bewies nicht minder der Eifer, mit dem er Reliquien sammelte, das Domstift mit Pfründen begabte, täglich die Messe hörte, und sich überall freigebig gegen die Priesterschaft und gegen die Klöster erzeigte. Kurfürst Friedrichs III. mächtige Fürsprache beim Kaiser war es, die einst Tetzeln das Leben rettete.

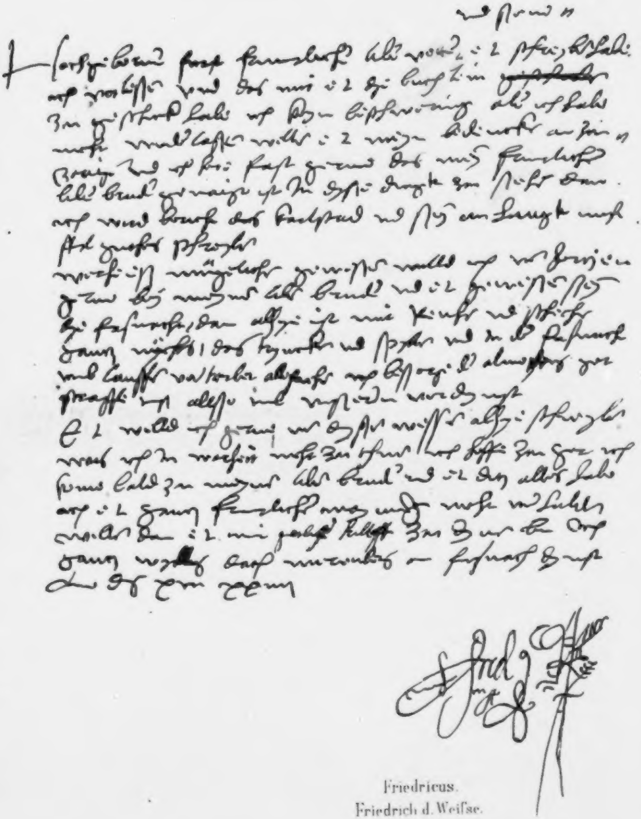
Aber das Wittenberger Leben, das Leben einer Hochschule, die ein ärmliches Städtchen von nur 356 Häusern zum Brennpunkt geistigen Lebens und Strebens machte, weckte anderes Licht, andere Anschauungen. Mehr und mehr wuchs und schwoll der Zusammenstrom hochbegabter Geister in dem kleinen Wittenberg, das, gleich dem Magnetberg der Sage, der das Eisen anzog, das Gold der Forschung und Wissenschaft in seinem Schooss koncentrirte. Der erleuchtete Spalatin, in Allem des Kurfürsten Vertrauter, hatte diesem letzteren Luther warm empfohlen, aber noch verging eine lange Zeit, bevor der Kurfürst veranlasst ward, seinen Blick mit besonderer Aufmerksamkeit auf Luther zu richten. Mittlerweile regierte Friedrich III. gemässigt, mild und löblich fort, bis nach der Reuchlinistenfehde der Ablassstreit sich erhob, und Luther seine Thesen an die Thüre der Schlosskirche zu Wittenberg anschlug, seine Resolutiones ihm, dem Kurfürsten, gedruckt zusandte. Von da ab begann der Schutz, welchen der Kurfürst Luther angedeihen liess, soweit Luther selbst diesen Schutz wünschte und bedurfte, ohne dass Friedrich III. mit Allem, was Luther lehrte und that, stets einverstanden gewesen wäre, oder mit ihm persönlich viel verhandelt hätte. Spalatin war zwischen Beiden der Vermittler, Luther war kein Mann des Hofes, sein persönlicher Verkehr mit seinem fürstlichen Herrn beschränkte sich auf Briefe, die er an ihn schrieb, die aber voll Bedeutsamkeit und voll tiefen Ernstes waren und dem Kurfürsten die höchste Achtung vor Luther einflössten. Darum wollte er anfangs nicht darein willigen, dass Luther nach Worms gehe, darum sicherte er ihn gegen drohende Gefahr durch die heimliche Hinwegführung nach dem Schlosse Wartburg, und wie er nicht gelitten hatte, dass der Papstlegat Aleander Luthers Bücher, gleichwie in den Niederlanden, verbrennen durfte, so liess er auch die kaiserlichen und päpstlichen Edikte gegen Luther in seinem Lande nicht vollziehen, und bewies in allen diesen Dingen, die vom religiösen Gebiet mehr und mehr in das politische übergriffen, stets eine besonnene Vorsicht und weise Mässigung, die auch sein Bruder, der ihm gleichgesinnte und an Tugenden ihm ebenbürtige Herzog Johann zu Sachsen, mit ihm theilte, mit dem er (mit Ausnahme des Kurkreises) die sächsischen Lande des ernestinischen Hauses Sachsen in friedenvollster Gemeinsamkeit und Eintracht regierte.

Kein öffentlicher Schritt und Akt gab jemals davon Kunde, dass Kurfürst Friedrich der Weise Luthers Lehre entschieden gebilligt oder angenommen hätte, aber der Schutz, den er Luther angedeihen liess, der Umstand, dass im Kurkreise und in den übrigen Sachsenlanden die erfolgreichsten Kirchenvisitationen angeordnet wurden, und dass Niemand irgendwie gehindert wurde, das neue Glaubensbekenntniss anzunehmen, waren Ursache, dass die Reformation im Lande ihres Ursprunges bald den festesten und sichersten Boden gewann.

Als ein einsichtvoller, gerechter und dabei zugleich als ein gelehrter, den Wissenschaften warm und eifrig zugethaner Fürst musste Friedrich der Wissenschaft und dem Fortschritt freie Entwickelung vergönnen, durfte beide nicht hemmen, musste sich vielmehr der Forschung nach Wahrheit freuen, die von seiner Hochschule so gewaltig anregend und beispielgebend ausging, und that dies redlich. Versuche des Hofes jedoch, in Luthers Angelegenheit weltlich einzugreifen, wurden von Luther stets mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Luther wollte, der Kurfürst solle ihn bei seinem Geisteswerke gewähren lassen, und dieses geschah denn auch zum Frommen des Ganzen. Die Scheu der Staatsgewalt, gegen die Gewalt und Macht der Kirche anzukämpfen, in jener Zeit viel vorherrschender als in der jetzigen, trug dazu wesentlich das Ihrige bei. Auch wollte Luther den ihm günstig gesinnten Kurfürsten nicht in eine schiefe Stellung gegen den Kaiser bringen, obschon Kaiser Karl V. seine Wahl vor Allem der deutsch-vaterländischen Gesinnung Friedrichs III. verdankte, der freiwillig auf die ihm selbst zuerst angetragene Kaiserkrone verzichtet, und die Wahl eines Kaisers aus nichtdeutschem Stamme verhindert hatte. Der Kurfürst sollte nicht in ihm widrige Konflikte verwickelt werden, und als vollends der Meinungsstreit in den niedern Schichten zu den ärgsten Missdeutungen und dem hellen Aufruhr des Bauernkriegs umschlug, war das Gewähren- und ruhige Entfaltenlassen der reformatorisch-geistigen Bewegung das Beste, was der Kurfürst und sein Bruder thun konnten. Dabei scheute sich Luther nicht, sich bisweilen offen und unumwunden gegen das Eine und das Andere, was ihm am Kurfürsten missfiel, tadelnd auszusprechen, und der letztere nahm die Rüge des grossen Mannes ohne Zürnen hin, wenn ihm auch mancher Angriff unangenehm war. Luther bekannte später selbst, „er habe keinem Fürsten jemalen schärfer geschrieben, denn diesem“, und dennoch ehrte und liebte Luther den Kurfürsten, und hielt treulich zu ihm, als der Aufruhr begann, der deutschen Fürstenmacht bedrohlich zu werden. Man hat Luther dieses sein Verlassen der sogenannten Volkspartei zum Vorwurf gemacht; allein Diejenigen irrten und irren, die daraus, dass Luther ohne Scheu auch gegen die Fürsten sprach, wo er Grund fand, deren Unsitten oder Laster zu tadeln, den Reformator zu einem Revolutionsmann stempeln möchten. Luther war ein Mann des Volkes im edeln und reinen Sinn, kein Volksmann im gemeinen Sinn, der sein Lob im Munde der Lärmer und Schwärmer suchte. Darum trat er auf gegen Carlstadts Rumor, gegen Münzers Aufruhr, darum rief er die Fürstenmacht auf, dem tollen mordsüchtigen Unwesen ein Ende zu machen. Leider ward sein Rath nicht schnell genug befolgt, das vorsichtige Zögern des Kurfürsten und seines Bruders, das wahrlich nicht Weisheit war, forderte erst noch manches blutige Opfer.

Mitten in der Zeit der bäurischen Empörung nahte dem Kurfürsten Friedrich III., nach längerem Leiden am Stein, der Tod. Auf dem Sterbelager noch verlangte er nach Luther, obschon er mündliche Besprechungen mit diesem immer vermieden hatte, aber Luther war fern; er fand bei der Rückkehr seinen Gebieter schon entseelt. Friedrich der Weise hatte am Tage seines Ablebens, 5. Mai 1525, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen, und war, nach Luthers eignem Zeugniss, der ihm zwei Leichenpredigten hielt, als ein wahrhaftig frommer Fürst und im Glauben an Christum gestorben.

Ludwig Bechstein.



Friedricus.
Friedrich d. Weiſse.

ZUR HANDSCHRIFT FRIEDRICH DES WEISEN.

Hochgeborner furst freuntlicher liber vetter vnd . . . . (?) e. L. schreyben habe ich verlessen vnd das mir e. L. dye buchlein zugeschick, habe ich keyn beschwerung aber ich habe nicht vnderlassen wellen e. L. meyn bedencken an zuzaigen vnd ich hore fast gern das mein freuntlicher liber bruder genaigt ist zu dysse dingk zu stehen. den ich werd bericht das karlstad und ssein anhangk unss fil guthes schreyben.

Werbe ess mügeliche gewessen welld ich von Herczen gerne bey meynen liben Bruder vnd e. L. gewessen sseyn dye Fasnacht, dan alhye ist mit Renhen und sthechen gancz nychts, das tryncken vnd spyllen vnd in der fasnacht vmb lauffen [vertreibet alle sachen ?] ich bessorge der almechtig got straffe es allsso vmb vnssern verdynst.

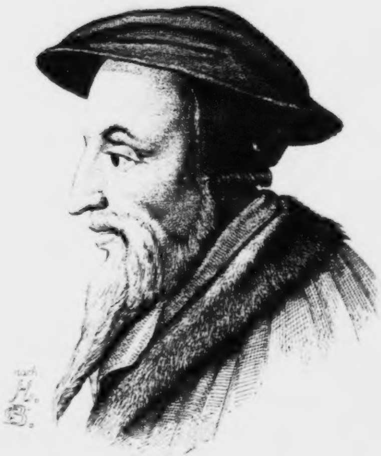
E. L. welld ich gerne von dyssen wessen alhye schreyben wais ich in warheit nicht zu thun, ich hoffe zum Hern ich kome bald zu meynen liben bruder vnd e. L. ditz alles habe ich e. L. gancz freuntlicher maynung nicht verhalden wellen, dan e. L. mit gotlicher Hilff zu dinen bin ich gancz wyllig.

Datum nurenberg an Fasnach Dynst(ag). Anno Dom. 1524.

Frid.

Johannes Calvin.

Mit Portrait und Facſimile.



Calvin

EIGENTHUM u. VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

JOHANNES CALVIN.

Eine welthistorische Bedeutung verklärt auf ewige Zeiten den Namen Calvins, des Hauptbegründers der reformirten Kirche. Er ward am 10. Juli 1509 zu Noyon geboren; sein Vater, Girard Chauvin, war Fiskal-Prokurator, die Mutter, Johanna, geborene Lefrancq, gab ihm, ihrem dritten Sohne, ihren eignen Vornamen. Johannes Calvin war ein schönes, aber ernstes Kind mit geistigen und bedeutsamen Zügen, hellen, lichtbraunen Augen, dabei schüchtern und zurückhaltend, fleissig und den Studien geneigt. Daher bestimmte ihn der Vater frühzeitig für die Theologie, verschaffte ihm bereits im zwölften Jahre eine geistliche Pfründe und sandte ihn im vierzehnten Jahre schon auf die Hochschule Paris. Dort lebten ihm zwei Oheime, er besuchte das Collège de la Marche, wo Mathurin Cordier sein bedeutendster Lehrer war, später das Collège Montaigu, und erklimmte eine Staffel wissenschaftlicher Ausbildung nach der andern.

Schon warf die Reformation ihre Strahlen über Europa, und es entbrannte der heftigste Kampf der Finsterniss gegen das Licht. Frankreich wüthete gegen die vermeintlichen Ketzer und mordete sie und verbrannte sie. Calvin war mehr denn einmal Zeuge solcher Scenen, wohl mochten sie sein Gemüth tief erschüttern, aber natürliche angeborene Zaghaftigkeit hielt ihn, den jungen strengkatholischen Kleriker, noch ab, gegen diese mordsüchtigen Greuel laut zu werden. Des Vaters Sorgfalt und die Gunst befreundeter Gönner liessen ihn in seinem 18. Jahre schon eine Pfarrei gewinnen, die er bald mit einer andern des Noyon nahen Dorfes Bischofsbrück (Pont l'Evêque), wo sein Grossvater das Handwerk eines Böttichers getrieben, vertauschte. Wer hätte ahnen sollen, dass der stille junge Landgeistliche dereinst die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllen werde!

Aber Gott führet einen Jeglichen seine Bahn, die er wandeln soll. Er lenkte den Sinn des Vaters Calvins dahin, dass dieser den Wunsch aussprach, der Sohn möge neben der Gottesgelahrtheit auch die Rechtswissenschaft studiren. Calvin übergab seine Pfarrstelle einem Vikar und ging nach Orleans, wo Petrus Stella lehrte, unter welchem er bald in der Jurisprudenz so glänzende Fortschritte machte, dass die Hochschule ihm freiwillig und unentgeltlich das Doktordiplom ertheilte. Von Orleans begab sich Calvin nach Bourges, wo der berühmte Rechtslehrer Andrea Alciati aus Mailand eine grosse Zuhörerzahl um sich geschaart hatte. Dennoch vernachlässigte Calvin nicht die Fortsetzung theologischer Studien; dort fand er in dem gründlichen deutschen Lehrer Wolmar einen ernsten, und in Theodor Beza einen glühenden Jugendfreund, dort legte er ohne Zweifel den Grund für sein späteres reformatorisches Wirken, dort vernahm er, was in Deutschland sich Grosses begab, vom Werke der Reformation, ihren Kämpfen, ihren Siegen, und es musste ihm wohl ernstes Nachdenken erwecken, ihm, dem rechtskundigen Theologen, auf welcher Seite Recht und Licht und Wahrheit sey? War er doch bereits mehrfach um seinen entscheidenden Rath angegangen worden. Als Erzbischof Cranmer über die Frage wegen der Scheidung König Heinrichs von der Wittwe seines Bruders die Gutachten der berühmtesten Hochschulen einholte, entschied sich Calvin für die Scheidung, sein Urtheil aus der Bibel begründend.

Der Tod des Vaters Calvins, welcher 1530 erfolgte, rief den Sohn nach Noyon, von wo er nach Paris ging; in diese Zeit fielen in die Seele des einundzwanzigjährigen Geistlichen alle die Zweifel und Kämpfe und geistigen Qualen, welche auch Luther zu besiegen hatte, und welche keinem Gemüth erspart bleiben, welches die Wahrheit frei machen will. Doch dauerte bei ihm dieser Kampf nicht allzulange, die Klarheit des Herrn erleuchtete ihn, es ward hell in seiner Seele, und die Ueberzeugung wurzelte fest in ihm, dass nicht die Kirche, nicht Maria und die Heiligen, nicht der Papst das Werk der Erlösung vollbringen könnten, sondern nur Gott und Christus, durch dessen Gnade allein der Mensch zur Seligkeit geführt werden kann. Dies die Grundlage aller Lehren Calvins.

Das Wüthen gegen die der Lehre des lautern Evangeliums sich Zuneigenden steigerte sich in Frankreich, und die Zahl der Blutzeugen mehrte sich dort in beklagenswerther Weise. Die Bekenner der neuen Lehre mussten sich heimlich versammeln, oder wenn man ihnen auf die Spur kam, eilige Flucht ergreifen. Einen solchen Flüchtling empfahl Calvin 1532 dem Strassburger Professor Martin Bucer. In dieser Zeit schrieb Calvin sein erstes Werk, Erläuterungen über Seneca's Buch „De Clementia“, gab seine geistlichen Stellen und Pfründen freiwillig auf, und wählte eben so freiwillig Mangel und Entbehrung, entschlossen, fortan ausschliesslich sein Leben der Ausbreitung Dessen zu weihen, was als innerste, heiligste Ueberzeugung sein Herz durchglühte. Mit diesem Vorsatz begann für ihn die Laufbahn der Gefahren, der Verfolgung, der Kämpfe. Im Jahre 1533 hielt Nicolas Cop aus Basel, der neugewählte Rector der Universität Paris, seine Antrittsrede; Calvin war ihr Verfasser, die Lehre von der Rechtfertigung durch Christum ihr Inhalt. Die Franciskanermönche erhoben Widerspruch und Anklage, Cop musste fliehen, Calvin musste fliehen, er wandte sich nach Navarra, trat in die Kreise der geistvollen Königin Margaretha, der Beschützerin der neuen Lehre, fand Faber dort und schloss mit ihm Freundschaft, ging aber bald wieder in die Xaintonge, lehrte und predigte, weilte eine Zeit lang in Angouleme, ging von da nochmals nach Paris und Orleans und gab seine Schrift „Das Schlafen, oder die Nacht der Seelen“ gegen die Wiedertäufer heraus, deren Lärm noch immer Deutschland durchtobte, deren Lehre aber in Frankreich eine mildere Form angenommen hatte. Aber bald wurde Paris erfüllt von den Schrecknissen einer fanatischen Protestantenverfolgung. Calvin entging der Verfolgung und kam nach Basel, wo er unter Simon Grynaeus und Wolfgang Capito die hebräischen Sprachstudien wieder aufnahm und die Institutionen der christlichen Religion verfasste, welche er dem Könige Franz I. von Frankreich zueignete. Dort, in Basel, lernte Calvin Erasmus von Rotterdam und andere berühmte Zeitgenossen kennen, ohne aber Aufsehen erregend hervorzutreten, ja er nannte in der ersten französisch geschriebenen Ausgabe der Institutionen nicht einmal seinen Namen als Verfasser. Dieses wichtige Werk ist durchaus würdig gehalten und fand den verdientesten Beifall. Es lehrt den Glauben an einen dreieinigen, persönlichen Gott, den zu leugnen, und überhaupt das ganze Christenthum aufzuheben und hinwegzuphilosophiren, sich vor dreihundert Jahren eben solche Propheten fanden, als in den Tagen der Gegenwart. Sein Glaube wurzelte in den Lehren der Bibel, seine Lehre stimmte im grossen Ganzen überein mit den Lehren Luthers und Zwingli's, und nur das Hervorheben der Vorherbestimmung und Gnadenwahl und die Lehre von der Transsubstantiation wie die Bedeutung der Taufhandlung und die Strenge bezüglich der Vermeidung alles Kirchenschmuckes erscheinen abweichend von dem lutherisch-protestantischen Lehrbegriff.

Von Basel reiste Calvin nach Ferrara, wohin die bereits evangelisch gesinnte Herzogin Renata, Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich, ihn berief, wo er Clement Marrot fand, auf diesen nicht ohne wesentlichen Einfluss blieb und in edlen Kreisen glücklich war. Die Fürstin verehrte ihn innig, nahm ihn zum Seelsorger an, und blieb mit ihm in stetem schriftlichen Verkehr. Leider war seines Bleibens in Ferrara nicht lange, die Inquisition verfolgte ihn, er floh, lehrte und predigte in den Alpenthälern, ging noch einmal in seinen Heimathsort Noyon und von da nach Genf, wo er Farel, den Reformator Neuburgs, und Viret begrüsste, und von ihnen angeregt wurde, besonders aber von Farel, der mit donnernder Prophetenstimme auf ihn einredete, in Genf zu bleiben. Er blieb dort als Lehrer der Theologie, als Prediger, als unermüdeter Streiter des Herrn, und wirkte in treuer Freundschaft mit Farel und Viret mehrere Jahre hindurch. Dort schrieb er seinen Catechismus, dort mit Farel gemeinsam die Bekenntnissschrift ihrer Lehre in 21 Artikeln, wohnte später geistlichen Synoden in Lausanne bei, und vertheidigte, wie auf diesen, so auch in Bern, seine Lehre. Ringsum, in Deutschland, Italien, Frankreich, in den Niederlanden und in der Schweiz war der Kampf über die Sache des Glaubens entbrannt, auch Calvin und Farel hatten Kämpfe mit Rath und Bürgerschaft von Genf zu bestehen, in deren Folge sie aus der Stadt verbannt wurden. Sie gingen nach Zürich, nochmals nach Bern, dann nach Basel, dann wurde Farel nach Neuburg berufen, und Calvin begab sich, einem dringenden Rufe Bucers folgend, nach Strassburg, wo er, im Bunde würdiger Freunde, ein theologisches Lehramt annahm und wo er nun recht eigentlich sein grosses klares Wirken verfolgte, durch lebendige Lehre, durch gediegene Werke, durch Auslegungen der heiligen Schrift. Von Strassburg besuchte Calvin persönlich die Reichs- und Religionstage zu Frankfurt, Hagenau, Worms und Regensburg, er befreundete sich mit Melanchthon und verständigte sich mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. Leider führte keiner der Reichstage zu einer Haupteinigung der streitenden Religionsparteien, wie Luther, wie Calvin, wie Melanchthon hofften.

Calvins häusliches Leben bewegte sich, während er zu Strassburg lehrte und wirkte, wie später in Genf, in den Fesseln der Armuth und Dürftigkeit, er verschmähte, sich ein bequemes Leben zu verschaffen. Sein Gehalt war gering, die Ansprüche an seine Freigebigkeit hingegen waren gross. Im Jahr 1540 schloss Calvin den Bund der Ehe mit einer wegen ihrer Vorzüge hochbelobten Wittwe, Idelette de Büres, mit der er neun Jahre in glücklicher Verbindung lebte; der Tod entriss ihm die treue Gefährtin im Jahre 1549.

Während Calvin in Strassburg lehrte und stritt, denn ein feuriger und eifriger, oft selbst heftiger Streiter für den neuen lebendigen Glauben blieb er, litt Genf, sein geliebtes, unvergessenes Genf, an den trüben Wirren kirchlicher Parteiung; die römische Kirche strebte, diese nicht unbedeutende Stadt wieder zu gewinnen. Calvin schrieb seine wichtige Schrift gegen den Kardinal Sadolet, der mit allem Eifer dahin wirkte, Genf in den Schooss der katholischen Kirche zurückzuführen, welcher Schrift selbst Luther anerkennend nachrühmte, dass sie „Hand und Fuss" habe, und dass er sich freue, dass Gott solche Leute erwecke, die mit seiner Hülfe hinausführen würden, was er selbst gegen den Antichrist begonnen. Noch in demselben Jahre, 1540, schrieb der Rath zu Genf an Calvin, und rief ihn zurück, denn das Verlangen nach ihm war gross, und aufrichtig die Reue, diesen Mann verbannt zu haben. Der Rath zu Strassburg war aber gar nicht geneigt, Calvin zu verlieren, welcher indessen mit Bucer nach Worms zum Reichstag gereist war. Er kämpfte in seinem Innern einen grossen Kampf, dennoch entschied er sich, nicht ohne Bangen, für Genf, die damals noch kleine, von Parteien zerrissene Stadt, die ein leichtfertiges, vergnügungssüchtiges, dem Ernst der Religion nicht allzusehr geneigtes Volk bewohnte, deren geographische Lage aber von hoher Bedeutung war, ein Mittelpunkt zwischen Deutschland, Frankreich und Italien.

Den freudig empfangenen, enthusiastich begrüssten Calvin erwartete in Genf zunächst eine Fülle grosser Arbeit, amtlicher Thätigkeit, dann der Kampf gegen Parteiung, welche mit aller Hitze und Wichtigkeit den kleinen Freistaat bewegte; es erwartete ihn grosse Lebensgefahr durch öfter in Genf wiederkehrende Pestkrankheiten und nicht minder der Kampf gegen Sittenlosigkeit durch Einführung strenger Disciplin, der es nicht an mächtigem Widerspruch fehlte. Calvin richtete sofort ein Consistorium ein, schuf ein religiöses Gesetzbuch, und überhaupt ein theokratisches Regiment, gab seiner Kirche die Presbyterialform, wobei ihm nicht beifiel, weltlich regieren zu wollen, wie ihm vielfach der Vorwurf von Gegnern gemacht worden ist. Er stritt für die höhere, edlere Freiheit des Geistes in den Schranken der Ordnung und des Gesetzes. Er überarbeitete, was als Rechtsgelehrter ihm leicht war, das Gesetzbuch des Staates bis in kleine Einzelnheiten und übte eine im Geiste seiner Zeit liegende ernste Strenge, die ihm später Lebende mit Unrecht zum Vorwurf machen; auch Luther liebäugelte nicht mit dem Verbrechen, und was ausserdem im Wahnglauben und der Befangenheit der Zeit lag, Hexenmartern, Todesstrafen für fleischliche Vergehen u. dgl., darf man den Reformatoren nicht als persönliche Schuld aufbürden.

Calvin arbeitete Bekenntnissschriften und Catechismen für Jüngere und Erwachsene aus, gab seiner Kirche eine Lithurgie, erlaubte das Singen der Psalmen beim Gottesdienst, die er metrisch und rhythmisch zu bearbeiten dem Dichter Clement Marot überliess, er gestattete die Priesterehe, hob die erzwungene Beichte auf, liess aber eine freie Beichte vor dem Abendmahl bestehen, die später auch in Wegfall kam. Als Seelsorger entfaltete Calvin nicht minder, wie Luther, eine ausserordentliche Thätigkeit, zahlreiche Anfragen hatte er zu beantworten, Trostschreiben nach allen Richtungen hin zu senden, Kranke fortwährend zu besuchen. Auf das Seelenheil der ihm Anvertrauten lenkte sich seine volle Liebe, sein redliches Mühen, sein eifriges Gebet. In ihm, in seinem ganzen Erscheinen, Auftreten, Wirken war die ächt christliche, mit Kraft gepaarte Frömmigkeit, ganz wie sie in Luther lebendig war, diese dehnte er auf alle sittlichen und religiösen Verhältnisse Genfs aus, und stand da, ein ächter Mann Gottes, ein mit dem Schwert des Evangeliums gerüsteter Streiter der Kirche, dem aber der Herr zur Prüfung seiner Kraft und Treue es nicht an Gegenstreitern fehlen liess. Diese fanden sich zahlreich in einer Partei, welche Zucht und Sitten verachtete, Jünger des Fleisches und der Lüste, Christus- und Gottesleugner, antichristliche Philosophen mit Doctrinen, wie jede religiös und politisch bewegte Zeit sie zur Erscheinung bringt, bis sie wieder in ihr Nichts versinken. Man nannte diese Partei „geistige Libertiner“, es blieb aber die Libertinage dieser „Emancipirer des Fleisches“ jener Zeit nichts weniger als geistig. Von dieser Partei hatte Calvin viel zu leiden und Alles zu fürchten, selbst persönliche Mordversuche blieben ihm nicht fern, allein die Hand des Herrn war mit ihm und über ihm, und wie sein Wort, sein Einfluss, seine hochbedeutende Persönlichkeit unerschütterlich fest da stand in allen innern Kämpfen des kleinen Freistaates, so auch stand er gross und herrlich als Reformator da, nachdem Luther bereits die Augen geschlossen, mitten in der grössten Bedrängniss der protestantischen Kirche, protestirend gegen das grosse Concil zu Trient und dessen Sitzungen und Satzungen, nicht minder gegen die Befangenheit der Sorbonne und deren aufgestellte Glaubensgrundsätze, gegen den Pelagianismus, gegen den Reliquienkram und deren Verehrung. Calvin war es, der mit zuerst gegen das Betrugspektakel des heiligen Rokes zu Trier die Stimme erhob, Calvin schirmte die flüchtigen Waldenser, die Frankreich verfolgte und mordete. Als der Schweiz auch das unselige Interim aufgedrungen wurde, als viele Verkünder des geläuterten Glaubens aus Deutschland fliehen mussten, schrieb Calvin gegen das Interim mit festem Muthe und zürnte Melanchthon, dass dieser in seiner Sanftmuth auf gemilderte Sätze desselben einging. Calvins ganzes Streben war auf Einheit der christlichen Kirche, mindestens der protestantischen, gerichtet, er suchte nach allen Seiten hin zu versöhnen, Genf mit der Schweiz, mit Sachsen, mit Frankreich, England und Schottland, bezüglich der Glaubenslehren, zu einigen. Dies gelang mindestens mit Zürich durch Bullingers und Farels Hülfe und durch Calvins neue Bekenntnissschrift in zwanzig Artikeln. Der berühmte Züricher Vergleich (Consensus Tigurinus) kam zu Stande, welcher 1551 im Druck erschien und 1554 erneuert und erweitert wurde, wo man die wichtige Lehre von der Gnadenwahl dem reformirten Glaubensbekenntniss hinzufügte. Calvin hatte die Augsburgische Confession unterzeichnet, die Einheit im Glauben war erzielt und gewonnen. Theodor Beza, Calvins lichtvoller Studiengenoss, traf mit andern Edeln als ein französischer Flüchtling in Genf ein, reiste mit Calvin nach Zürich, und blieb ihm in Liebe verbunden.

Diese Liebe theilten Tausende, dafür erntete Calvin auch den Hass, denn wo immer Anerkennung und Verehrung sich geltend machen und zur Erscheinung kommen, da legt der Hass die giftige Lanze ein. Und dieser Hass kam Calvin nicht allein von Katholiken, er kam auch von Protestanten, die sich nicht zu der Geisteshöhe aufzuschwingen vermochten, zu welcher die Geweihten emporgestiegen waren, die sich an Worte klammerten, und das tiefinnerlich Kirchliche, freilich Vielen streng und unbequem erscheinende, in der Lehre Calvins nicht fassten. Calvin war im vollen Sinn des Wortes ein Apostel Christi, gleichwie Luther, den er hoch verehrte, und der die Grösse seines Geistes willig anerkannte, wenn auch seine Heftigkeit bisweilen gegen Einzelnheiten im reformirten Bekenntniss aufbrauste. Und es würde ungleich schlimmer um die evangelische Kirche stehen, wenn nach Luthers, 1546, erfolgtem Tode nicht Calvin unerschütterlich fest und glaubenseifrig das Banner der Reformation gehalten, und in den Erschütterungen und der Zerrissenheit der Kirche es muthvoll vertheidigt hätte. Seine Lehre von der Gnadenwahl fand heftige Widersacher, aber von seiner Seite eine so eindringliche Vertheidigung, dass er ihr immer neue Anhänger, neue Stützen gewann. In Bern predigte man gegen diese Lehre, der treue Beza suchte die gegen Calvin aufgeregten Gemüther zu versöhnen; in Basel eiferte Coelius Curio, schrieb Castellio spöttische Satyren gegen ihn, die unendlichen Schaden brachten und mit Anlass der gänzlichen Trennung der lutherisch-protestantischen Kirchenpartei von der calvinistisch-reformirten wurden. Endlich versuchte Servet, ein spanischer Arzt, der sein Leben theilweise darauf verwandte, Schandschriften gegen die Gottheit, wie gegen Religion und Kirche, zu verfassen, und nebenbei eine Bibelübersetzung herausgab, auch sich mit einer Erklärung an die tiefen

Geheimnisse der Apocalypse wagte — mit einer an Wahnsinn grenzenden Wuth und schamloser Lästerung die Lehre Calvins umzustossen, in welchem Versuche er von der Gegenpartei Calvins in Genf unterstützt wurde, die selbst den Rath gegen den Reformator aufwiegelte, der es duldete, dass Servet, obschon gefangen, in Verhören Calvin auf das gemeinste persönlich schmähte. Die Urtheile indess, welche der Genfer Rath über Servet einholte, lauteten meist auf den Feuertod, und der Rath bestätigte dies Urtheil. Calvin suchte die Todesart zu mildern, Farel suchte den Frevler noch auf dem Todesgange zu bessern, und der Erstere, den Servet auf Leben und Tod angeklagt, verzieh ihm und ermahnte ihn noch vor seinem Todesgange. Servet wurde, einen Strohkranz auf dem Haupt, seine gotteslästerlichen Schriften an seinem Leib befestigt, lebendig verbrannt. Diesen Flammentod Sefvets versuchten Calvins frühere und spätere Widersacher seinem reinen Gemüth aufzubürden, daher musste er sich vertheidigen, und schrieb ein umfassendes Werk über Bestrafung Gott lästernder Ketzer, Servets Irrlehren und Prozess.

Es brach über die protestantische Kirche jene unselige Zeit herein, welche ihren Feinden nicht ganz ungerechte Waffen gegen sie, und Verdammungsurtheile in die Hand gab, jene traurigen Zwiespalte und unerquicklichen Zänkereien auf theologischem Gebiete, die in widrige Persönlichkeiten ausarteten, wie sie zum Theil von widrigen Persönlichkeiten geführt wurden. Wüthende Eiferer nahmen immer wieder von Neuem den Streit über die Gegenwärtigkeit des Leibes Christi auf, einer der Heftigsten derselben war Joachim Westphal, Pfarrer zu Hamburg, er erhob ein Kampfgeschrei, als ob das Christenthum in Gefahr sey durch die reformirte Glaubensansicht, und die Menge der Begrifflosen fiel ihm zu. Auch Calvin liess sich gegen Westphal zu ungestümer Heftigkeit hinreissen, und es geschah ein Riss, der die traurigsten, langnachhaltigsten Folgen auch in politischer Beziehung für Deutschland hatte. Verfolgungssucht trat an die Stelle gegenseitiger Achtung und Duldung; der Name Calvinist wurde bei den Lutheranern ein Schmähwort, jeder Einigungsversuch wurde durch Gezänk vereitelt. Während dessen hatte Calvin in Genf selbst wieder harte Kämpfe mit der Partei der Libertiner, die den Rath gegen ihn aufhetzte, zu bestehen, und bestand sie siegreich. Er begründete dann ein Gymnasium und eine theologische Academie, desgleichen eine Bibliothek; Beza wurde Rector der Akademie, aus ihr ging später Genfs berühmte Hochschule hervor, welche der Stadt grosse Bedeutung gab.

Im Jahre 1556 ergriff ein heftiges Fieber Calvin, auch sonstiges Leiden, dennoch hielt er mit starkem Geist sich aufrecht, auch später, als im Jahr 1558 noch anhaltendere Krankheit ihn an das Wohnzimmer fesselte, in welchem er dennoch seine Vorlesungen forthielt. Calvin erlebte die grosse Genugthuung, dass sein aus England verbannter, dort im Bilde verbrannter Freund Knox, der bei ihm in Genf lebte, zurück berufen, und Calvins Disciplin, die Kirchenzucht und die Synoden, nebst der Lithurgie in die Kirche Schottlands eingeführt wurde; dies geschah auch in Polen und Litthauen, wo sich endlich im Jahre 1570 alle Bekenner des Evangeliums, Mährische Brüder, Reformirte und Lutheraner zu Sendomir im christlichen Sinne liebevoll einigten, während das starre Lutherthum in Deutschland gegen die Reformirten mehr Hass predigte, als gegen die Papisten.

Bei dem Religionstag in Poissy war Calvin im Geist mit voller Seele, während Krankheit ihn an das Lager fesselte; sein Beza gab ihm von dort Berichte, und er betete für das Heil seiner Kirche. In Frankreich entbrannte der wüthende Religionskrieg, tausendfache Schmähung traf von diesem Lande aus Calvin, er hatte fast bis an sein Lebensende Kämpfe zu bestehen. Zuletzt quälte ihn Asthma. Am 27. Februar 1564 erschien er zum letzten Male auf dem Rathhaus; am 2. April sagte er den Seinen Lebewohl in der Kirche, und empfing aus Beza's Hand das Abendmahl. In demselben Monat noch machte er sein Testament, verfügte über seine geringe Hinterlassenschaft, und vollendete am 27. Mai desselben Jahres. Calvin schied, wie Beza ihm nachrühmt, als ein herrlicher Mann, in dem Gott so wirkte, dass er ein Mann war, der Demuth zeigte ohne Schwachheit, und Grösse ohne Stolz. Sein unendlicher Fleiss wie sein religiöser Eifer glichen dem Fleisse und dem Eifer Luthers, neben dessen Namen der Name Calvins in gleich hellem Glanze strahlt, nachdem der Tod die irdischen Mängel mit seinen Schleiern verhüllte.

Ludwig Bechstein.

Eximiae pietatis et
doctrinae viro,
D. Martino Seidemanno,
[illegible] pastori

Erphordiae

S. [illegible] vero [illegible] tibi oblatum fuisse [illegible], prius quam mihi innotesceres. Literis tuis, ut sunt humanitatis plenae, valde sum delectatus. Atque hoc intelligere, [illegible], te minime esse ex eorum numero, quos vel sua intemperies ita abripit, vel pertinacia et morositas velut constrictos tenet, ut nihil nisi praefractum admittant, quia [illegible] non sinimus. Quo autem latius grassatur hoc contagio, eo plus maioris laudis tua moderatio, dum te [illegible] recte ac sine fastidio, odio ac studiis praeiudiciis, quid verum sit aestimas. Utinam hodie viveret Lutherus. Quamvis enim semper [illegible] eius vehementia in causa sacramentaria [illegible]: nihil tamen ad istorum intemperiem ac vesaniam. Verum si ad extremum implacabiles esse pergent, fiet tandem ut nobis sua minime tolerabili contumacia, apud sanos omnes ac modestos gratiam concilient, quod tempus [illegible] integrum de re iudicium facere ausi non sunt. Scilicet cum nullam praeferant ex Lutheri virtutibus, clamitando se venditant pro germanis eius discipulis. Quasi vero non multum ab imitatoribus distent simiae. In tanta vero inscitia et barbarie nihil [illegible] putidius. Si me Philippus [illegible], in eo plus aliquid culpae resideret, quod hactenus eorum impetus non animose compescuerit. Nunc [illegible] sua [illegible], [illegible] tamen ut [illegible] spiritu [illegible]. Atque haec optima ad [illegible] eorum improbitatem erit ratio. Nunc bonis scriptis [illegible] mitigat [illegible]. Si nihil profecero, [illegible], ut Paulus, [illegible] erit. Dolendum quidem est, in medio cursu [illegible] impetus [illegible]. Sed quum gratis [illegible], [illegible] erit nostra per [illegible] veritate [illegible]. Vale eximie vir, et mihi colende frater. Dominus tibi adsit semper, te gubernet ac tueatur. Genevae pridie idus Martii 1555.

Ioannes Calvinus tuus.

ZU JOHANN CALVINS HANDSCHRIFT.

Eximiae pietatis et
doctrinae viro
D. Martino Sidemano
Bonarum literarum professori

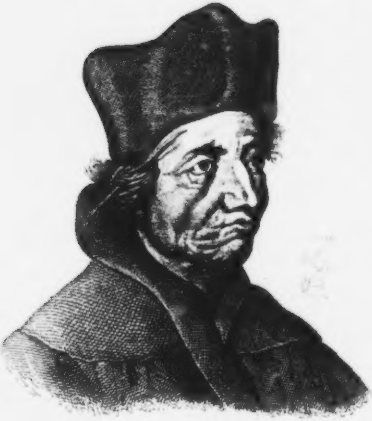
Erphordiae.

S. Hunc vero nuntium commode tibi oblatum fuisse laetor, cuius opera mihi innotesceres. Literis tuis, ut sunt humanitatis plenae, valde sum delectatus. Atque hoc intelligere, jucundum inprimis fuit, te minime esse ex eorum numero, quos vel sua intemperies ita abripit, vel pertinacia et morositas velut constrictos tenet, ut nihil hinc profectum admittant, quia Saxonum placitis non succinimus. Quo autem latius grassatur haec contagio, eo plus meretur laudis tua moderatio, dum te uni veritati addicens recte ac sine fastidio, liber a stultis praejudiciis, quid verum sit, aestimas. Utinam hodie viveret Lutherus. Quamvis enim semper modum excesserit ejus vehementia in causae sacramentariae actione: nihil tamen ad horum intemperiem ac vaesaniam. Verum si ad extremum implacabiles esse pergent, fiet tandem ut nobis sua minime tolerabili contumacia, apud sanos omnes ac modestos gratiam concilient, qui ad tempus expavefacti, integrum de re judicium facere non ausi sunt. Scilicet cum nullam prorsus teneant ex Lutheri virtutibus, clamitando se venditant pro genuinis ejus discipulis. Quasi vero non multum ab imitatoribus distent simiae. In tanta vero inscitia et barbarie nihil eorum fastu putidius. Si ne Philippo quidem parcunt, in eo pars aliqua culpae residet, quod hactenus eorum impetus non animose compescuerit. Nunc serum erit remedium, cogitat tamen virilem spiritum induere. Atque haec optima ad frangendam eorum improbitatem erit ratio. Nunc brevi scripto tentavi, an forte mitescat eorum fervor. Si nihil profecero, nervosius, ut video, pugnandum erit. Dolendum quidem est, in medio ecclesiae sinu tales impetus ebullire; sed quum gratis tumultuentur, excusabilis erit nostra pro tuenda veritate contentio. Vale eximie vir et mihi colende frater. Dominus tibi adsit semper, te gubernet ac tueatur. Genevae, pridie idus Martii 1555.

Joannes Calvinus tuus.

Johann Eck.

Mit Portrait und Facſimile.



Dr. Eck

[illegible]

JOHANN ECK.

Ob wohl Lucas Cranach als Maler schmeichelte? Das Bildniss Dr. Ecks, des gelehrten und tüchtigen Gegners Dr. Luthers, lässt diese Muthmassung nicht aufkommen, es sieht aus, als sammle und dränge sich aller geistliche Zorn des Mannes über den vermeinten Ketzer massenweise nach dem Munde, um sich von da aus in heftigen Gegenreden zu entladen und fanatisch gegen ersteren auszuspeien.

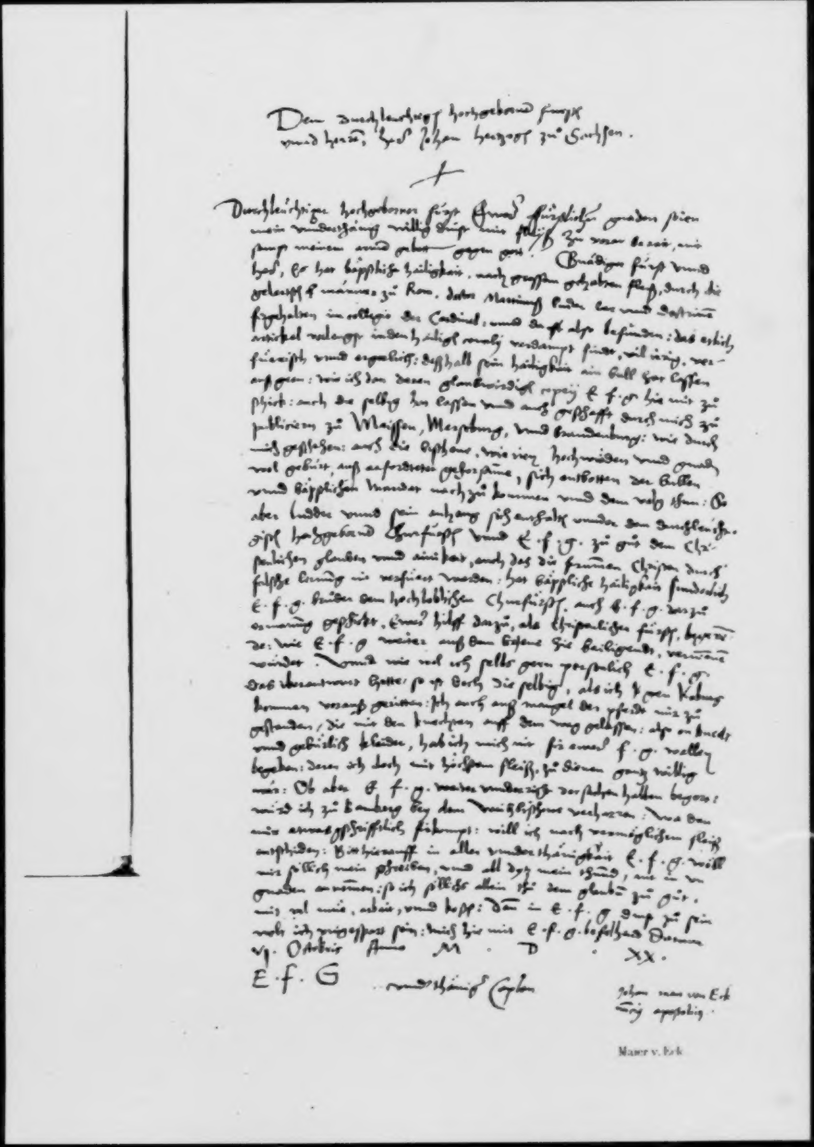
Johannes Eck trug seinen spätern Namen, wie so viele Theologen und sonstige Gelehrte seiner Zeit, z. B. sein Gegner Carlstadt, nach seinem Geburtsort, dem schwäbischen Dorfe Eck, wo er am 13. November 1486 das Licht der Welt erblickte; eigentlich hiess er Meyer. Sein Jugendleben ist unbekannt, er tritt fertig in die Geschichte, was kein Verlust ist, da sein Auftreten als folgestrenger Gegner Luthers genugsam Gewicht für ihn in die Wagschale legt.

Der Ablassstreit in Wittenberg hatte begonnen, der wenig gelehrte und ungebildete Dominikanermönch Johann Tetzel reichte nicht aus gegen einen Kämpfer, wie Luther war, trotz dem, dass er sich zu Frankfurt a. d. O. den Doktormantel umhängen liess; mit der Macht der Ketzermeister war unter dem einsichtsvollen Kurfürsten, Friedrich dem Weisen zu Sachsen, auch nichts auszurichten, so sehr der fromme Fürst an der Kirche hing; die Angriffe des eben so unwissenschaftlichen Römlings Sylvester Mazolini erregten nur Luthers tiefe Verachtung. Da standen zwei Männer gegen ihn auf, mit deren einem Luther noch kurz zuvor, durch die Vermittlung des Christian Scheurl zu Nürnberg, in ein Freundschaftsbündniss getreten war. Der erste war der bekannte Gegner Reuchlins, der Ketzermeister Jacob aus Hochstraat, der zweite, der Freund, war Dr. Johann Eck, Prokanzler der Hochschule zu Ingolstadt, Canonicus des Hochstifts Eichstädt und Prediger zu Augsburg. In einer Schrift, „Obelisci“ betitelt, trat Eck zuerst gegen Luthers bekannte Thesen widerlegend auf und verwundete Luther um so mehr, als derselbe sich von dieser Seite her keines Angriffs versah. Luther schwieg anfangs auch auf diesen Angriff, aber Carlstadt nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh für ihn auf und disputirte öffentlich und heftig gegen Ecks „Obelisken“. Dieser suchte zu vermitteln, einzulenken, aber es war zu spät, der Kampf entbrannte. Carlstadt verschmähte selbst die unrühmliche Waffe der Schmachbilder gegen Eck nicht; daran hatte Luther keinen Theil, er fand sich aber endlich bewogen, in einer Schrift „Asterisken“ Eck mit Ernst und Würde zu antworten, erregte jedoch dadurch nur den heftigen Zorn des Gegners, welcher fortfuhr, wie er begonnen, Luther als einen „böhmischen Ketzer“ zu bezeichnen und zu verfolgen. Mittlerweile schrieb Luther selbst an den Papst, und kämpfte seinen guten Kampf, bis der Streit, den Eck hauptsächlich mit Carlstadt führte, die berühmte Disputation zu Leipzig im Jahre 1519 hervorrief. Eck war gelehrt und gewandt, ein Meister in der scholastischen Dialektik; scheinbar wollte er nur gegen Carlstadt disputiren, zog aber auf eine unwiderstehliche Weise Luther in den theologischen Streit hinein, kämpfte gegen ihn mit allen Waffen der Sophistik und rief ruhmredig und eitel sich als Sieger über Beide aus, während das ganze gelehrte Gezänke unerquicklich und übergenug weitschichtig für die Unbetheiligten war, sich auch noch nach beendigter Disputation in Schriften und Gegenschriften zum Theil voll Erbitterung und persönlicher Angriffe bedeutend in die Länge zog. Mittlerweile reiste Dr. Eck nach Rom, liess sich dort zum apostolischen Notar und Nuntius vom Papst Leo X. ernennen, und kam mit dem Papstlegaten Aleander zurück. die berüchtigte drohende Bannbulle gegen Luther: „Exurge Domine, et judica causam tuam“ in der Tasche. Luther solle, so drohte sie, dem Bann verfallen, wenn er nicht binnen 60 Tagen seine Irrthümer widerrufe. Erregte selbst bei einsichtsvollen Anhängern der römischen Kirche die Wahl Ecks zum päpstlichen Nuntius Missfallen, so erregte sein Kommen und Auftreten und Gebahren mit der Bulle, die er auch auf andere Gegner, auf Carlstadt, Feldkirch, Pirkheimer, Spengler u. a. m. ausdehnte, offenbaren Unwillen, ja, die Bischöfe von Meissen, Merseburg und Brandenburg vollzogen sie nicht, und in Leipzig kam ihm Spott und Verhöhnung in so reichem Masse entgegen, dass er noch zur Nacht aus dem Paulinerkloster, darin er eine Zuflucht gefunden, hinwegflüchten musste. In vielen deutschen, ja selbst in wälschen Städten kam die Bulle entweder gar nicht, oder doch erst im Jahr 1521 zur Veröffentlichung; in Erfurt wurde sie von den Studenten zerrissen und in die Gera geworfen, und von Luther selbst wurde sie verachtet. Ulrich von Hutten tauchte seine scharfe Feder in die ätzende Säure seiner Satyre und schrieb gegen diese Bulle. Dasselbe traf sie und ihre Nachfolgerin, die Bulle: „Decet Romanum Pontificem,“ vom 3. Januar 1521, von Luther selbst und seinen Freunden, und da die Papstbulle die Verbrennung der Schriften Luthers befahl, so widerfuhr ihr von ihm ein Gleiches, und der Akt der gänzlichen Lossagung und Losreissung des Reformators von der römischen Kirche erfolgte damit. Dazu hatte der Papstbote und Bullenträger Dr. Eck hauptsächlich mit hingedrängt. Als bedeutendster Gegner Luthers, namentlich vom Standpunkte des gelehrten Theologen, blieb Eck beharrlich auf seinem Posten, und hing dem Papstthum mit voller Ueberzeugungstreue an; daher wurde er auch wieder auf den wichtigsten Kampfplatz vorgeschoben; auf dem Reichstag zu Augsburg stand er mit Johann Faber, Wimpina, Mensing u. A. in erster Reihe der Gegner der Protestanten. Seinem und Fabers Geist, Hand und Feder wurde die Entwerfung der Gegenschrift gegen die unter dem Namen der Augsburgischen Konfession bekannte protestantische Bekenntnissschrift anvertraut, und von Beiden diese sogenannte „Confutation“ auch wirklich entworfen. Leider entsprach diese nicht den Erwartungen, der Kaiser selbst verwarf ihre vier ersten Artikel gleich ganz und gar, Melanchthon nannte sie in einem Briefe an Luther „kindisch, läppisch und ungeschickt.“ Als auf demselben Reichstag noch ein Versuch, wenn nicht zu einer Einigung, doch zu einer Verständigung zwischen den streitenden Parteien zu Stande kam, ward auch Dr. Eck mit Wimpina und Cochleus in den betreffenden engern Ausschuss gewählt, und benahm sich dabei so klug und arglistig, dass er beinahe Melanchthon ganz bestrickte, worüber dieser dann von Seiten seiner Partei viel zu leiden hatte, und zuletzt scheiterte ja doch jeder Versöhnungsversuch an dem Zwiespalt bezüglich der Lehre vom Abendmahl, von der Priester-Ehe, der Ohrenbeichte und den Kloster-Gelübden. Hätte dieses Alles, ohne sich selbst aufzugeben, die alte Kirche aufgeben können? Daraus floss naturgemäss die Erfolglosigkeit auch eines nochmaligen Ausschusses von nur drei Gelehrten von jeder Seite, in welchem Dr. Eck abermals Melanchthon gegenüber stand.

Wieder verging ein langer Zeitraum, binnen dessen Verlauf die neue Lehre sich im deutschen Norden allseits siegreich verbreitete, und selbst bis tief in den deutschen Süden eindrang, ohne dass Eck einzugreifen oder zu hemmen vermocht hätte. Erst im Jahre 1540 erschien er wieder als Kämpfer in den Schranken, und zwar wieder gegen Melanchthon, auf dem Konvent zu Worms, wo er den Genannten beschuldigte, Abänderungen an der Augsburgischen Konfession gemacht zu haben. Da Eck und Melanchthon erkoren waren, das Religionsgespräch ausschliesslich als die Spitze beider streitenden Parteien zu führen, so wurde der Kampf sehr lebhaft und drohte sich in die Länge zu ziehen. Da machte ein Rescript des Kaisers ihm ein schnelles Ende und vertagte die Collocution auf einen bereits vorher schon nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstag.

Dieser wurde, nach manchem verzögernden Hemmniss, indess erst am 5. April 1541 eröffnet, aber es ward zugleich dem in Vorschlag gebrachten erneuten Religionsgespräch dadurch die Spitze abgebrochen, denn der Anhang des Augsburger Reichstags-Abschieds enthielt die Bestimmung: dass der Erfolg des Colloquiums dem Papstlegaten mitgetheilt, von ihm nach Rom gesendet und der Bestätigung des Papstes unterstellt werden sollte. Dennoch begann das Colloquium in aller Form, die katholischen Theologen waren Eck, Pflug und Gropper, die protestantischen Melanchthon, Bucer und Pistorius. Es kam auch hier Erspriessliches nicht zu Stande; Eck wurde noch dazu durch Unwohlbefinden verhindert, der ganzen Verhandlung beizuwohnen, und als sie grösstentheils ohne ihn, denn er hatte nur in den ersten Tagen anwesend seyn können, beendet war, hatten, seiner Ansicht nach, seine Genossen so über Gebühr nachgegeben, dass er sich bewogen fand, öffentlich und förmlich gegen ihre Beschlüsse zu protestiren. Die Verhandlung und Vergleichung, die hier zu Stande gekommen war, war das erste Interim, und entsprach keiner Partei, am wenigsten gefiel sie Luther. Dr. Eck, so sehr er ein tüchtiger Vertreter seiner Kirche war, so sehr er Scharfsinn und Eifer mit gründlicher Gelehrsamkeit verband, erntete in dem Kampfe, dem er einen guten Theil seines Lebens widmete, keine Lorbern. Er starb im Jahr 1543 am 8. Februar zu Ingolstadt, eine ziemliche Anzahl von Schriften theils gelehrt-theologischen, theils kontroversischen Inhalts, auch Erläuterungen einiger Schriften des Aristoteles hinterlassend. Unter den gelehrten Gegnern Luthers und der Reformation war er ohnstreitig einer der bedeutendsten und hervortretendsten, und dass es an solchen Männern vielfach fehlte, dass die Mehrzahl der gleichzeitigen wahrhaft Gelehrten der Reformation zufielen, das eben war es, was ihr den Siegesgang durch die Zeit und Länder bahnte.

Ludwig Bechstein.



Dem durchleuchtigen hochgebornen fursten
und herrn, herrn Johan hertzog zu Sachsen.

vj. Octobris Anno M . D . XX.

E . f . G

underthäniger Caplan

Johan maier von Eck

Maier v. Eck

ZUR HANDSCHRIFT Dr. ECK'S.

Dem durchleuchtige hochgebornen Furste
vnnd Herren, Herrn Johan Hertzoge zu Sachsen.

Durchleuchtiger hochgeborner Furst, Ewern fürstlichen gnaden seien mein vnnderthänig willig dinst mit flayss zu voran berait, mit sampt meinem armen gebett gegen gott. Gnädiger furst vnnd herr, Es hat bäpstliche hailigkait, nach grossem gehabten flaiss, durch die gelertste männer zu Rom, doctor Martinuss Ludder ler vnnd doctrinam fürgehalten im collegio der Cardinel: vnnd da also befunden: das etlich artickel vorlengst in den hailige concily verdampt sindt, vil irrig, verfüerisch vnnd ergerlich: deshalb sein hailigkait ain bull hat lassen aussgeen: wie ich dan deren glaubwirdige copey E. f. g. hiemit zuschick: auch die selbig hat lassen vnnd auch geschafft durch mich zu publiciern zu Maissen, Merseburg, vnnd brandenburg: wie durch mich geschehen: auch die bischove, wie ihren hochwürden vnnd gnaden wol geburt, auss erfordteter gehorsame, sich entbotten der bullen vnnd bäpstlichen Mandat nach zu kommen vnnd dem volg thun: So aber Ludder vnnd sein anhang sich enthalte vnnder dem durchleuchtigeste hochgebornen Churfürste vnnd E. f. g. zu gut dem Christenlichen glauben vnnd ainikait, auch das die frummen Christen durch falsche lernung nie verfüert werden: hat bäpstliche hailigkait sunderlich E. f. g. bruder dem hochloblichen Churfürste, auch E. f. g. darzu ermanung geschickt, Ewer hilff darzu, als christenlicher fürste, begerende: wie E. f. g. weiter auss dem brieve hie bailigendt, vernemmen würdet: Vnnd wie wol ich selbs gern personlich E. f. g. das iberantwort hette, so ist doch die selbig, als ich gen Koburg kommen, voraus geritten: Ich auch auss mangel der pferdt nur zu gestanden, die mit den knechten auff dem weg gelassen: also on knecht vnnd gebürlich klaider, hab ich mich nit fir ewer f. g. wellen begeben: deren ich doch mit höchstem fleiss, zu dienen gantz willig wär: Ob aber E. f. g. weiter vnnderricht der sachen halben begert: würd ich zu Bamberg bey dem Weihbischove verharren: wo dan mir etwas gschrifftlich firkompt: will ich nach vermöglichem flaiss entschiden: Bitt hierauff in aller vnnderthänigkeit E. f. g. wöll mir söllich mein schreiben, vnnd all dytz mein thuen, nit in vngnaden annemmen: so ich söllichs allein thu dem glauben zu gut, mit vil müe, arbait, vnnd koste: dann in E. f. g. dinst zu sein wolt ich vngespart sein: mich hiemit E. f. g. befelhend Datum VI Octobris Anno MDXX.

E. F. G.

vnnderthäniger Caplan

Johan mair von Eck

nuncius apostolicus.

Nikolaus von Amsdorf.

Mit Facſimile.

NIKOLAUS VON AMSDORF.

Einer der ältesten und thätigsten Mitarbeiter Luthers war Nikolaus von Amsdorf, geboren zu Zschoppau bei Wurzen am 3. Dec. 1483. Wie viele Adelige der damaligen Zeit widmete er sich dem geistlichen Stande, aber nicht, wie jene, aus blosser Begierde nach hohen und einträglichen Aemtern, sondern von wirklicher Neigung bestimmt. Er hatte seine Studien grösstentheils schon beendigt, als er 1502 noch die neugestiftete Universität Wittenberg besuchte. Das geistige Regen und Streben daselbst sagte ihm so zu, dass er sich entschloss, für immer da zu bleiben. Er erhielt 1504 die Magisterwürde, wurde in die philosophische Fakultät aufgenommen, 1511 Professor der Theologie, und als bald darauf ein Kanonikat an der Allerheiligenkirche, das der Landesherr zu besetzen hatte, frei wurde, wusste man keinen Würdigern vorzuschlagen, als Amsdorf. Luthers Freund schon seit längerer Zeit, stimmte er ihm sofort öffentlich bei, als derselbe mit seinen Sätzen gegen das Papstthum hervortrat, und blieb lebenslang sein getreuer, oft sogar zu leidenschaftlicher Anhänger und Verehrer. Schon 1519 begleitete er ihn zu der Leipziger Disputation und 1521 auf den Reichstag nach Worms, wo er unterwegs in Erfurt mit Luthern von der Universität bewirthet wurde, und auf der Rückreise auch bei der Entführung Luthers nach der Wartburg zugegen war. Als während Luthers Abwesenheit die Augustinermönche zu Wittenberg die Messe und andere papistische Gebräuche abschafften, und der Kurfürst von Sachsen, besorgt, es könne dadurch ein Aufruhr veranlasst werden, das Gutachten der Universität darüber einforderte, wurde die Abfassung desselben Amsdorf gemeinschaftlich mit Melanchthon, J. Jonas und Joh. Dolz übertragen, die nicht nur das Verfahren der Augustinermönche billigten, sondern demselben auch in den übrigen Kirchen nachzufolgen vorschlugen. Auf Luthers Vorschlag kam Amsdorf 1524 als erster evangelischer Superintendent und Pastor an der St. Ulrichskirche nach Magdeburg, ordnete daselbst, sowie in Goslar und im Kalenbergischen, besonders in Einbeck, das evangelische Kirchenwesen, und wohnte 1537 der Zusammenkunft in Schmalkalden bei, deren Beschlüsse, die „Schmalkaldener Artikel“, er mit bearbeitete. Als darauf 1541 der bisherige Bischof von Freysingen und Naumburg, Pfalzgraf Philipp, starb und das Domkapitel zu Naumburg, gegen den Willen und die Gerechtsame des Kurfürsten von Sachsen, Julius von Pflug, damals Kanonikus zu Naumburg, zum Bischof wählte, erklärte der Kurfürst die Wahl für ungültig und ernannte ohne Weiteres, mit Beistimmung einiger Domherren, Amsdorf zum Gegenbischof, der bei seinen übrigen ausgezeichneten Eigenschaften zugleich von adeligem Herkommen war, wie es die Statuten des Stiftes erforderten. Mit Schmerz sah die Gemeinde zu Magdeburg den wackern Mann aus ihrer Mitte scheiden, und auch er selbst folgte nur ungern dem kurfürstlichen Rufe. Am 20. Januar 1542 wurde Amsdorf, in Gegenwart des Kurfürsten und seines Bruders Johann Ernst, von Luther ordinirt, und empfing darauf, nachdem Julius Pflug vertrieben war, zu Zeitz die Huldigung der Stände, denen er auch die gewöhnlichen Reversalien wegen ihrer Rechte und Freiheiten ausstellte. Luther rühmte sich später oft der Sünde, dass er einen Bischof geweiht ohne Chresem, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Thee, Schmeer, Weihrauch und Kohl. Der neue Bischof stand indessen ganz unter dem Einflusse des Kurfürsten, der auch die Einkünfte des Stiftes zum grössten Theil an sich zog. Seine Regierung, während deren die Reformation des Bisthums auf alle Weise befördert wurde, dauerte nur fünf Jahre. Müde der unaufhörlichen Verfolgungen und Feindseligkeiten, und mit Recht befürchtend, das Unglück seines fürstlichen Beschützers (in Folge der Mühlberger Schlacht) möchte auch für ihn nachtheilig werden, legte er zu Anfang des Jahres 1547 sein Amt freiwillig nieder und wendete sich wiederum nach Magdeburg, dem gemeinschaftlichen Zufluchtsort aller Derer, die um der Religion willen vom Kaiser verfolgt wurden. Mit rastlosem Eifer wirkte er hier für die Erhaltung des reinen Lutherthums bis 1550, in welchem Jahre ihn die Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zum Kirchenrathe und Generalsuperintendenten zu Eisenach ernannten. In dieser Stellung hatte er 1552 die Freude, seinen alten Herrn, den Kurfürsten, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft unter allgemeinen Freudenbezeugungen zu empfangen, besuchte ihn später zu Weimar auf dem Sterbebette und hielt ihm die Leichenrede. Im Jahre 1558, am 2. Febr., wohnte Amsdorf der feierlichen Einweihung der Universität Jena bei, zu deren Stiftung er, neben dem Kanzler Brück, das Meiste beigetragen. Er war es, der zuerst Jena wegen seiner anmuthigen Lage und gesunden Luft zur Stiftung einer Universität empfahl, und dessen Rath, obwohl er selbst kein eigentliches Lehramt daselbst versah, in allen Dingen massgebend war. Im 82. Jahre seines thätigen Lebens starb Amsdorf zu Eisenach, am 14. Mai 1565, unverheirathet, und wurde im Chor der Pfarrkirche daselbst begraben. Bis an sein Ende gaben ihm seine Freunde den bischöflichen Titel, und derselbe ward auch auf seinem Leichenstein beibehalten. Als ein „Memento mori“ hatte er beständig den Sarg vor seinem Bette stehen.

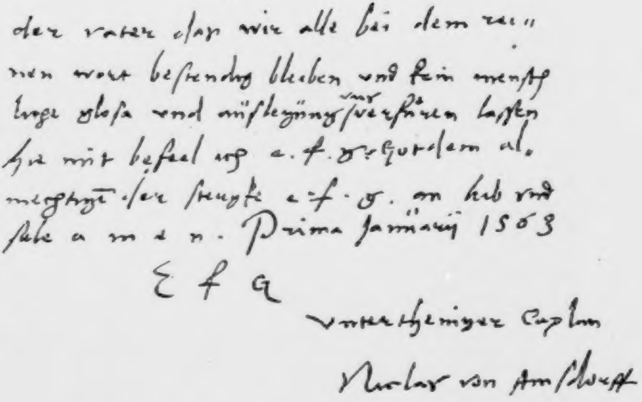
Mit Heftigkeit hing Amsdorf an Luthers Lehre und Worten, und stand in allen Streitigkeiten, an denen er in kleinen Streitschriften stets eifrig Theil nahm, immer auf Seite der strengen Lutheraner. Oft trat er als Gegner Melanchthons und seiner Anhänger auf; namentlich war er einer der ersten und kräftigsten, die sich der Einführung des sogenannten Interim widersezten. Seine Schriften sind sehr zahlreich und jetzt ungemein selten. Noch erwähnt muss werden, dass Amsdorf zu Luthers Gehülfen bei der Bibelübersetzung gehörte, und dass er nach des grossen Reformators Tode die bekannte jenaische Ausgabe von dessen Schriften veranstaltete.

Dem durchlauchten hochgebornn fürsten
vnd herrn herrn Johan friderich
dem jüngern hertzog zu sachsen

Durchlauchter hochgeborner genediger fürst vnd herr ich kan bei mir wol bedencken vnd abnemen das e. f. g. in diesen geschwinden vnd ferlichen zeiten trawrig vnd bekümmert sein müssen das so viel frömer prediger ihrer ampter vnd dinsts entsatzt veriagt vnd ins elend gestossen werden allein darumb das sie sich der menschlichen declaration vom modo agendi nit haben vnterschreiben wollen. Aber was sollen wir thün da weil wirs nit wenden noch endern können +

+ so müssen wir gedolt haben vnd vmb gnade bitten

Die prophezei lutheri sehliger gedechtnis mus erfullt werden da ehr weissagt das, das euangelium von vns wandern werde ~~da~~ . an ein andern ort da mans lieber vnd werder halden wird denn es hie in diesen landen ist gehalden wurden. Ich hoff e f g bruder m. g. h. wenn ehr vnderricht wird das die declaratio vom modo agendi hominis, ein menschen gedicht ist so werde ehr sich hinfürder nit verfüren lassen vnd die knecht da hin zwingen das sie sich menschlichen treumen vnterschreiben; das verleihe vns Gott.



der vater das wir alle bei dem rei-
nen wort bestendig bleiben vnd kein mensch
luge glosa vnd außlegung vns verfüren lassen
hie mit befeel ich e. f. g. gote dem al-
megtigen der sterke e. f. g. an leib vnd
sele a m e n. Prima Januarij 1563

E f G

vntertheniger Caplan

Niclas von Amsdorff

Nicolaus von Amsdorff.

ZUR HANDSCHRIFT NIKOLAUS' von AMSDORF.

Dem durchlauchtn hochgeborn Fürstn vnd Herrn Herrn Johan Friderich dem Jüngern, Hertzoge zu Sachssen.

Durchlauchter hochgeborner genediger fürst vnd herr, ich kan bei mir wol bedengken vnd abnemen, das e. f. g. in diesen geschwinden vnd ferlichen zeiten traurig vnd bekümmert sein müssen, das so viel frommer prediger ihres ampts vnd dinsts entsatzt verjagt vnd ins elend gestossen werden. Allein dorumb das sie sich der menschlichen declaration vom modo agendi nit haben vnterschreiben wolln. Aber wie solln wir thun die weil wirs nit wenden noch endern können, so müssen wir gedult haben vnd vmb gnade bitten. Die prophetzei Lutheri seliger gedechtnis mus erfüllt werden da ehr weissagt, das das euangelium von vns wandern werde an ein andern ort da mans lieber vnd werder halden wird denn es hie in diesen landen ist gehalden wurden. Ich hoff e. f. g. bruder m. g. h. wenn ehr vnderricht wird das die declaratio vom modo agendi hominis ein menschen gedicht ist so werde ehr sich hinfürder nit verfüren lassen vnd die leuthe da zu zwingen das sie sich menschlichen treumen vnter schreiben, das verleihe vns Got der vater das wir alle bei dem reinen wort bestendig bleiben vnd kein menschliche gloss vnd auslegung vns verfüren lassen. Hiemit befeel ich e. f. g. Got dem almechtigen, der storgke e. f. g. an leib vnd sele, amen. Prima Januarii 1563.

E. F. G.

vntertheniger Caplan
Niclas von Amsdorff.

Das Werk, das nach jahrelanger Vorbereitung hiermit zur Veröffentlichung kommt, bildet eine Gallerie von Bildnissen aller der Männer, welche im grossen Werke der Reformation eine hervorragende und eingreifende Rolle gespielt haben. Es wurde das Unternehmen veranlasst durch eine Sammlung von Originalhandzeichnungen **Hans Holbeins** d. J., die, aus einer baseler Verlassenschaft stammend, Jahrhundertelang im Besitz einer alt-angesehenen Familie in Zürich waren, von wo sie durch Kauf an das Bibliogr. Institut übergingen. Bei der Kostbarkeit dieser bis jetzt grösstentheils noch unbekannten Portraits lag der Gedanke, sie durch den Stich zu veröffentlichen, sehr nahe und wurde um so lebhafter ergriffen, als sich in **Karl Barth** ein Künstler darbot, der der Lösung einer solchen Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen war. Die letzten Lebensjahre des verdienstvollen Stechers waren diesem Werke gewidmet.

Die Holbein'schen Zeichnungen erstrecken sich indessen nur auf die Schweizer-Reformatoren und wenige andere. Um daher dem Werke ein allgemeineres Interesse, als das bloss künstlerische, zu geben, um es auch in historischer Hinsicht einem abgeschlossenen Ganzen zu nähern, das die gesammte Zeit der Reformation in ihren Hauptvertretern umfasse, wurden andere gleichzeitige Meister, wie **A. Dürer, L. Kranach** u. A. zu Hülfe gezogen, und nach deren Originalien die fehlenden Portraits gestochen. Auf diese Weise entstand eine Gallerie von Reformatorenköpfen, wie sie ohne Widerrede noch nicht existirt und das Interesse des Kunstkenners, wie des Geschichtsfreundes und des Mannes von allgemeiner Bildung in hohem Grade in Anspruch nimmt. Unsere „Männer der Reformation" enthalten nicht allein die Träger jener weltbewegenden Ideen im 16. Jahrhundert, wie LUTHER, MELANCHTHON, BUGENHAGEN, JUST. JONAS, SPALATIN u. A. in Sachsen und Norddeutschland, CALVIN, ZWINGLI, BEZA, FAREL; OECOLAMPAD, VIRET, FAGIUS etc. in der Schweiz, den Schotten KNOX, BUCER in Strassburg etc., sondern auch die Vorkämpfer und Märtyrer der neuen Lehre, WICLEF, HUSS, HIERONYMUS von Prag, SAVONAROLA; ferner die Häupter der Humanisten, die der Kirchenverbesserung Bahn brachen durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen, wie ERASMUS von Rotterdam, REUCHLIN etc.; neben ihnen die wackern Mitstreiter der Reformatoren, ULR. v. HUTTEN, HANS SACHS etc., ihre fürstlichen Beschützer, FRIEDRICH den Weisen, JOHANN den Beständigen etc., sowie endlich einige ihrer genanntesten Gegner, Dr. ECK, TETZEL etc.

Jeden dieser Stiche begleitet ein kurzer Lebensabriss der Männer, grösstentheils aus der Feder **Ludwig Bechstein's**, ausserdem aber, so weit es ausführbar war, ein Facsimile ihrer Handschrift, was bei der Aufmerksamkeit, die man in unsern Tagen den Schriftzügen grosser Männer mit Recht schenkt, den Werth und das Interesse unseres Werkes um ein Bedeutendes erhöht. Da es unmöglich war, alle erforderlichen Handschriften zu erlangen, suchten wir einen Ersatz für diesen Mangel zu geben, durch die Beilage von Facsimile's anderer namhaften Männer der Reformation, von denen das Bildniss fehlt, wie CRUCIGER, KARLSTADT, PAUL EBER, AGRICOLA, AMSDORF, BULLINGER etc. Es wird demnach jedes Heft die Biographien von 4 Männern enthalten, dazu 3 Bildnisse und 3 bis 4 Facsimile's.

Das Ganze wird 12—14 Hefte umfassen; Titel und Einleitung des Werkes erscheinen mit dem letzten Heft.

Hildburghausen, im August 1857.

Das BIBLIOGRAPHISCHE INSTITUT.

Die

Männer der Reformation.

PORTRAITS

nach Original-Zeichnungen von **Hans Holbein** u. A. in Stahl gestochen von **C. Barth.**

BIOGRAPHIEN

VON LUDWIG BECHSTEIN UND ANDEREN.

AUTOGRAPHEN

facsimilirt nach Original-Briefen.

ZWEITE LIEFERUNG.

Wiclef (Portr.), **Erasmus** (Portr. und Autogr.), **Spalatinus** (Portr. und Autogr.),
Cruciger (Autogr.).

Preis: 25 Silbergroſchen.

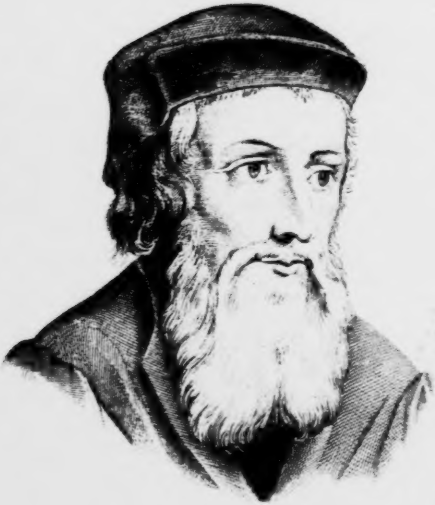
STICH, DRUCK UND VERLAG

VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT IN HILDBURGHAUSEN.

1857.

Johannes Wicleſ.

Mit Portrait.



Wiclef

[illegible]

JOHANNES WICLEF.

Oft entstiegen den Schatten dunkler Herkunft und armer Hütten lichtvolle Geister, deren Ruhmesglanz weit in die Fernen späterer Jahrhunderte fällt, und an deren belebendem Strahl neue Boten des ewigen Lichtes und der ewigen Wahrheit sich entzünden.

Ein solcher Geist war John Wicliffe, einer der grossen Mitkämpfer der allgewaltigen reformatorischen Bewegung, welche, im 12. Jahrhundert beginnend, früh schon sich Blutzeugen gewann, und im 16. ihren weltgeschichtlichen Gipfelpunkt erreichte.

John Wicliffe, oder, wie die spätere Zeit ihn nannte, Wiclef, war von so geringer Herkunft, dass er nicht einmal einen Geschlechtsnamen mit auf die Welt brachte, und auch der Tag seiner Geburt blieb in Dunkel gehüllt. Arme Bauern in der Diöcese Wicliffe, nahe bei Richmond in der Provinz Yorkshire, gaben ihm 1324 das Leben, und die Jahre der frühen Jugend gingen ihm unter Entbehrungen hin. Er war von unansehnlicher Leibesbeschaffenheit und Gestalt, aber das höhere Element, das in ihm lebte, kam früh in ihm zum Erwachen. Alle begabten und gottgekräftigten Menschen machen ihren Weg, entringen sich den Banden und Fesseln der Alltäglichkeit und es bleibt ihnen die Hülfe und Führung einer höheren Hand nicht vorenthalten oder entzogen.

Wiclef widmete sich dem Studium der Theologie, durchlas die Kirchenväter und andere Schriftsteller, und bezog die Hochschule zu Oxford, wo er den berühmten Richard, den Uebersetzer der Bibel in die irische Sprache, den heftigen Gegner der Bettelmönche, später Erzbischof zu Armagh, daher Armachanus genannt — zu seinen Lehrern zählte. Durch ihn und dessen Schrift: „Adversus mendicantium religionem“ wurde Wiclef aufmerksam auf das grossentheils unwürdige Leben und Treiben der Geistlichkeit und auf die schlechten Mittel, durch welche hohe Kirchenwürden und reiche Pfründen erstrebt wurden. Nicht minder durchforschte er mit allem Fleisse die Geschichte der Waldenser, in welcher die Anfänge aller reformatorischen Bewegungen des europäischen Mittelalters wurzeln. Im Jahr 1356 begann Wiclef mit Wort und Feder, zunächst durch eine Schrift „Von den letzten Zeiten“ seinen Kampf mit dem Papstthum, und erweckte sich dadurch ebenso sehr zahlreiche Anhänger, als mächtige Gegner. Da es besonders der Orden der Bettelmönche war, welcher an der Universität Oxford und andern englischen Hochschulen einflussreich dastand und die besten akademischen Stellen sich anzueignen wusste, auch die Rechte der Universität vielfach beeinträchtigte, so vertheidigte Wiclef 1360 diese Rechte öffentlich in einer besondern Schrift, liess auch eine Disputation mit einem Karmeliter, Namens Kinningham, vervielfältigen, deren kirchenreformatorischer Inhalt Aufsehen erregte.

Von einem Lernenden an der Hochschule Oxford war Wiclef zum Lehrer geworden. Er wurde Vorsteher des Collegium balliolense, wie des Collegium Canterbury, auch Fellow des Mertoncollege, später Professor der Theologie daselbst.

Der feindlichgesinnte Orden trat indess mit den heftigsten Beschuldigungen gegen Wiclef auf, vermochte aber nicht so bald seine Zwecke zu erreichen. König Eduard III. hatte bereits im Jahre 1343 im Einverständniss mit dem Parlament die Aufhebung einer drückenden, ja schimpflichen Abgabe an den römischen Stuhl, den sogenannten Peterspfennig, beschlossen, womit der Kurie Roms an das Herz gegriffen wurde, allein die Aufhebung hatte sich nicht durchführen lassen. Als aber 1365 die Aufhebebill aufs Neue erschien, und abermals von Seiten der Kirche heftigen Widerstand fand, da trat Wiclef auf, vertheidigte in einer besondern Schrift die königlichen Gerechtsame, und erwarb sich damit des Königs Gunst, wie den Dank des Volkes; nicht minder wendete ihm der mächtige Herzog von Lancaster, John of Gaunt, volle Neigung zu. Aber diese Schrift, sowie die heftigen Predigten gegen die Bettelmönche, fachten um so stärker den Zorn der Kirche gegen den Mann an, der es wagte, ihre Gebrechen zu bekämpfen, ihre Einkünfte schmälern zu helfen. Der Erzbischof von Canterbury, Simon Langham, durch den Wiclef in die Präfektur des Canterbury-College eingesetzt war, entriss ihm 1367 dieselbe wieder gewaltsam, und eignete sie dem Bettelmönch Henry Wodehub zu. Klagend und Recht suchend, wandte sich Wiclef an den Papst Urban V., allein dieser verwies die Untersuchung an einen Kardinal und that Wiclef in den Bann, Urban VI. aber bestätigte in einer spätern Bulle Wiclefs Absetzung. Dieser begab sich darauf nach Oxford zurück, wo er über den theologischen Lehrstuhl allen Glanz und allen Ruhm seines hohen Geistes verbreitete. Die Allen einleuchtende Reinheit und Klarheit seiner Lehre, das Bestreben, das Gold des Christenthums von den Schlacken zu läutern, die durch das Papstthum mit demselben innig verschmolzen waren, fand unermesslichen Beifall, und die Verleumdungen der Gegner: Wiclef streite nur deshalb gegen die Satzungen Roms, weil ihm die Hoffnung auf die Würde eines Bischofs von Worcester entgangen, und weil des Königs Freundin, Alexia Berez, die dem Hochmuth der Kirche ebenfalls feindlich gegenüberstand, ihn begünstige — zerschellten am Felsen makelloser Tugend und Standhaftigkeit des grossen Mannes, den ein lebendiger Glaube beseelte, eine göttliche Weisheit erleuchtete.

Als im Jahre 1374 die Anmassung der Papstgewalt in Bezug auf Verleihung geistlicher Stellen und Präbenden in England eine bedenkliche Höhe erreicht hatte, wurde eine Verhandlung mit dem päpstlichen Nuntius zu Brügge vereinbart, und Wiclef vom Könige beauftragt, diese wichtige Angelegenheit zu leiten. Wiclef reiste nach Brügge, die Unterhandlung fand Statt, und der Krone Englands ward gegenüber dem Stuhle Roms kein Jota vergeben. Wohl aber bereicherte diese Sendung Wiclefs bereits gesammelte Erfahrung über die unersättliche Habgier des römischen Hofes, der so gerne sich mit der römischen Kirche identificirte und doch allem wahrhaft christlich-kirchlichen Leben so fern stand — ungemein, und der Eifer gegen jene gab sich in immer kräftigeren Schriften kund. Unter diesen ragt eine, „Trialogus“ genannt, durch ihre Schärfe besonders hervor. Die Wahrheit, ein arglistiger und ein einsichtsvoller Theolog halten ein Dreigespräch — es war dies eine, zur spätern Reformationszeit auch in Deutschland sehr häufig nachgeahmte Schriftform, deren sich Murner, Hutten, Luther u. A. gern bedienten — und entwickelte nun in geistvoller Kontroverse Irrthum und richtige Erkenntniss. Wiclef stellte in diesen und in seinen übrigen Schriften hauptsächlich folgende Lehren auf:

Jeder Lehrsatz, der in der Bibel seine Begründung findet, ist glaubhaft, alle übrigen sind verwerflich. Jeder Gottesdienst ist in der Sprache des Landes zu halten, in welchem er geübt wird. Das Klosterleben ist keine Bedingung der Religiosität. Die kanonischen Bücher der heiligen Shrift müssen in ihrer Geltung bleiben, aus den apokryphischen lassen sich Glaubensartikel nicht ableiten. Die Bibel darf Niemand vorenthalten werden, der aus ihr unmittelbar Trost, Belehrung und Selbsturtheil schöpfen will. Das Daseyn Gottes wird aus der Vernunft erkannt; Gott ist das höchste Wesen, das höchste Gut, der Urheber alles Erschaffenen, ihm gebührt Preis und Anbetung. Gott ist dreieinig als Vater, Sohn und Geist. Der Sohn ist das Urbild göttlicher Milde, zu ihm mögen wir beten, Fürbitten von der Jungfrau Maria und den Heiligen zu verlangen, heisst ihrer spotten.

In so klarer Weise erfasste Wiclef auch die übrigen Lehrsätze der Dogmatik über Vorsehung, Sünde, Gnade Gottes in Christus, die Lehre vom Sohn und Geist, von der Rechtfertigung, der Busse und Seligkeit, vom Gesetz und Evangelium. Ueber die Sakramente lehrte er, dass keine Religionshandlung ein Sakrament sey, welche Christus und die Apostel nicht selbst eingesetzt und angeordnet, folglich verwarf er die Siebenzahl der von der römischen Kirche angenommenen Sakramente, verwarf die Messe, verwarf die Annahme, dass die Seelen vor der Taufe verstorbener Kinder nicht selig würden, verwarf die Anwendung des Chrysams bei der Taufe, gebot die Darreichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und verwarf die Lehre von der Transsubstantiation. Ferner verwarf er das Fegefeuer, die Seelmessen, die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Hülfe der sogenannten guten Werke der Klerisei zur Seligkeit Abgeschiedener u. s. w. Papstgewalt und Weltherrschaft, abgöttischer Bilderdienst, Ablasskram und Fasten wurden bekämpft. Freilich war die Aufstellung so vieler freisinniger Lehren nicht die Frucht einiger Jahre, und nicht zugleich und auf einmal wurden sie ausgesprochen, sondern sie waren das Resultat eines ganzen erfolgreichen Lebens voll eifriger Forschung, ernsten Nachdenkens, sorgsamer Prüfung, schmerzlicher Läuterung.

König Eduard III., dankbar für Wiclefs erfolgreiches Wirken, verlieh demselben 1375 das Kanonikat von Aust am Kollegiatstift Westbury, Worcester Diöces, nicht minder Rektorat und Pfarre zu Lutterworth in der Diöces Lincoln, Grund genug für den Hass und die mönchische Verfolgungswuth, neue Pfeile gegen ihn auf den Bogen zu legen. Man sammelte 19 hauptsächliche Irrlehren Wiclefs, die er öffentlich vorgetragen haben sollte, und sandte sie an den päpstlichen Stuhl, welchen damals Gregor XI. inne hatte. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine Bulle gegen den Ketzer zu schleudern, darin er der Irrthümer des Marcilius von Padua beschuldigt wurde, und ihn vor den Richterstuhl des Erzbischofs von Canterbury zu laden. Sofort stellte sich der Geladene, aber er kam nicht allein, er erschien begleitet von seinem Gönner und Schirmherrn, dem Herzog von Lancaster, der als sein Vertheidiger auftrat. Das geistliche Gericht sprach den Angeklagten frei, und vergebens hatte sich die Klerisei gefreut, Wiclef als Gefangenen nach London eingebracht zu sehen, zu welcher Gefangennehmung der Bischof von London bereits die päpstliche Vollmacht in Händen hatte.

König Eduard III. starb, und Richard II. folgte ihm auf dem Thron, der Hass gegen Wiclef aber blieb fortlebig am Hofe Roms, und manifestirte sich in einer zweiten Bulle Gregors, in welcher dieser den verhassten Gegner abermals vor ein geistliches Gericht lud. Dieses sollte auf einer im Juni 1377 zu Lambeth ausgeschriebenen Synode unter dem Vorsitz des Erzbischofs Simon Sutbury zu Canterbury gehalten werden. Auch hier erschien Wiclef mit männlicher Unerschrockenheit, ohne dass es gelang, alle feindseligen Plane gegen ihn in's Werk zu setzen. Den Versuch, ihn in einer Kapelle gefangen zu halten, vereitelte das Volk, indem es die Thüren zertrümmerte und Wiclef befreite. Ebenso erfolglos war es, dass die Geistlichkeit Wiclef Schweigen auferlegte; er sprach und schrieb in gewohnter Weise frei und wahr, und vertheidigte seine Lehre. Die Geistlichkeit war unermüdet in der Verfolgung Wiclefs, und brachte es endlich dahin, dass König Richard, der bisher ihm immer sehr gnädig gesinnt war, sich von ihm abwandte, woran der Papst selbst durch eine unmittelbar an den König gerichtete Bulle wesentlich beitrug. War aber der Schutz des Königs von dem Helden der geläuterten Glaubensansicht genommen, der Schutz des Königs der Könige blieb ihm.

Wieder vor ein geistliches Gericht nach London geladen, wo Erzbischof William Sourtenay eine Synode hielt, brach Wiclef auch zu diesem auf. Sein Verderben war ernstlich beschlossen, eine Anzahl seiner Anhänger war bereits eingekerkert, zum Widerruf seiner Glaubenssätze, die sie bekannt und gelehrt, gezwungen worden, und letztere selbst als ketzerisch verbrannt. Da sandten treue Freunde warnende Boten entgegen, und Wiclef ging nicht nach London, er kehrte um. So wurde er in Abwesenheit verurtheilt und seine Lehre geächtet. Das Schisma trat ein, zwei Päpste, Urban VI. und Clemens VII., rangen um den heiligen Stuhl, beide seine Feinde, wie es nicht anders seyn konnte, da das Papstinteresse nie mit jenem eines von Zuthaten geläuterten reinen Christenthums und dem lautern Evangelium Hand in Hand gehen konnte.

Endlich wurde Wiclef durch Befehle des schwachen Königs Richard II. genöthigt, Oxford zu verlassen, auch soll er zu einem Widerruf gezwungen worden seyn, ja man hat gefabelt, er habe sich der über ihn verhängten Strafe durch eine Flucht nach Böhmen entzogen, wo er in Huss einen begeisterten Jünger gefunden. Wiclef begab sich auf seine Pfarrei nach Lutterworth, wo er in friedlicher Stille und mit frommem, gesammeltem Gemüthe die Uebersetzung der heiligen Schrift, gleichwie Luther auf seinem Pathmos, der Wartburg, in die englische Sprache — zur Vollendung brachte.

Nochmals erging an Wiclef ein Ruf Papst Urbans: sich in Rom zu stellen, aber ein Höherer rief den Geprüften zu sich; ein Schlaganfall schloss am 31. December 1384 die irdische Laufbahn des Verbesserers der katholischen Kirche Englands ab.

Gross und bedeutsam waren Wiclefs Verdienst und Wirken. Er strebte die Christuslehre zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, er deckte die Mängel, Schwächen und Laster der römischen Geistlichkeit ohne Schonung auf, er brach den Druck einer harten Besteuerung des englischen Volkes, deren Ertrag in den nimmersatten Seckel Roms floss, und erhielt dem Lande Millionen. Er war Ursache, dass Könige und Parlamente es wagten, den masslosen Uebergriffen der römischen Hierarchie Ziel und Damm zu setzen, und die weltliche Papstmacht ganz in Fesseln zu schlagen. Eine Menge königliche Befehle ergingen auf Wiclefs Anregung gegen die angestrebte Suprematie Roms über England, mehr als je vorher seit den Normannen-Zeiten bis auf Heinrich VIII. ergangen waren. Wiclef gab die, selbst den Klerikern in den ersten zehn Jahren ihres geistlichen Standes untersagte Bibel ihnen wieder, und für das Volk in der Sprache des eignen Landes. Ueber ganz England war die Zahl der Anhänger Wiclefs verbreitet, ja selbst ein Dritttheil der englischen Geistlichkeit hing ihm an, und eine grosse Anzahl der in Oxford studirt habenden Jugend aus den übrigen Ländern Europa's trug sie herüber über den Kanal, und verbreitete dahin und dorthin die weiter zündenden Funken von Wiclefs kräftigem Geist.

Vielfache harte und grausame Verfolgung traf im Vaterlande die Schaaren der Anhänger Wiclefs, obgleich dieselben in keinem eigentlichen kirchlichen Gemeindeverband lebten, folglich keine abgesonderte Sekte bildeten, sondern, obschon zu Heinrichs V. Zeiten trotz der strengsten Verfolgung zu einer Zahl von Hunderttausend angewachsen, sich still zu andern Glaubensgenossen hielten.

Aber wie man nicht müde wurde, die Bekenner der Lehre Wiclefs, Wiclefiten, auch Lollharden genannt, zu verfolgen, so verfolgte man ihn selbst noch im Tode, und stellte zunächst Autodafé's mit seinen Schriften an. Einer der eifrigsten Verfolger derselben, der Erzbischof von Canterbury, Thomas Arundel, hielt jährlich, von 1396 an, eine Synode gegen die Lehre Wiclefs, verdammte seine Lehrsätze, besonders die Mehrzahl derer im Trialogus, und gebot die Verbrennung seiner Schriften. Der Böhme Sbinko (Subinco) von Hosenberg, Erzbischof in Prag, hielt auch ein Ketzergericht über Wiclef und liess 200 Bände seiner Schriften verbrennen. König Heinrich IV. erliess 1401 ein scharfes Edikt gegen die Wiclefiten; 1410 erfolgte ein Schriftenbrand zu Oxford, 1413 ein noch strengeres Verfolgungsedikt König Heinrichs V., das Jahr 1414 brachte abermals ein grosses Schriftenautodafé, und 1415 setzte eine Kirchenversammlung, das berüchtigte Concil zu Costnitz, dem Fanatismus die Krone dadurch auf, dass sie gebot, Wiclefs Gebeine auszugraben und zu verbrennen. Dies geschah wirklich, obschon erst nach wiederholten Papstbefehlen, im Jahre 1428. Am modernden Gebein eines längst im Frieden verstorbenen und mit seinem Gott versöhnten hochbegabten Mannes übte die christliche Kirche ein ekles und scheusliches Strafgericht und Rächeramt, ihr selbst zur Schmach. Denn es wurde dadurch nur Wiclefs Andenken im Volke glorreich erneut, seine Lehre wurde auf's Neue gepredigt und gepriesen. Wiclefs Ruhm und Ansehen stieg und das der römischen Hierarchie sank immer mehr. Der Grundstein der später von den Banden Roms sich losreissenden anglikanischen Kirche füllte die leere Stelle aus, in welcher einst des Gotteszeugen Wiclef Gebeine geruht hatten.

Wiclefs Schriften, deren eine grosse Anzahl ist, vermochten die mit ihnen angefüllten Scheiterhaufen so wenig zu vernichten, wie das Verbrennen seiner Gebeine sein ruhmreiches Andenken. Sie werden zum Theil noch handschriftlich in den Bibliotheken zu Oxford und Canterbury, im britischen Museum und anderwärts aufbewahrt, theils wurden sie später gedruckt. Selbst Gegner Wiclefs haben die Wahrheit und Klarheit dieser Schriften eingestanden. Dennoch blieb lange Jahre hindurch der blosse Besitz derselben bei Leib- und Lebensstrafe verboten.

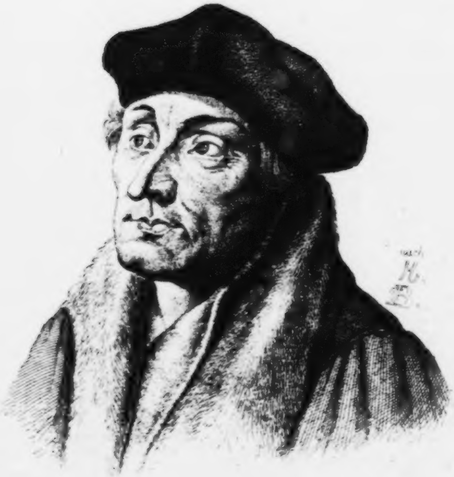
Unter den Schriften Wiclefs wird auch ein Sendbrief desselben an Johann Huss genannt, dieser Brief aber ist unächt und untergeschoben.

Die Uebersetzung der heiligen Schrift durch Wiclef, jedoch nur das neue Testament, druckte sein Biograph John Lewis 1731, und wenn dieses späte Erscheinen befremdet, so befremdet noch mehr der Umstand, dass jene des alten Testamentes gar nicht zum Druck gelangte. So entäusserte sich England selbst eines hohen Gutes, welches Deutschland von seinem Luther mit zujauchzendem Enthusiasmus und nie verlöschendem Danke empfing.

(Ludwig Bechstein.)

Deſiderius Erasmus.

Mit Portrait und Facſimile.



Erasmus

DESIDERIUS ERASMUS.

Ein unter seinen Zeitgenossen bedeutend hervorragender Geist, ein Sohn feuriger, wenn auch von der Kirche nicht gesegneter Liebe. Er ward am 28. Oktober 1465 zu Rotterdam geboren; der Vater war Gerhard Helgin aus dem südlichen Holland, die Mutter Margarethe von Sevenberg, eines Arztes reizende Tochter. Als Kind wurde Erasmus Gerardus Gerardi genannt und am Wohnorte seines Vaters, später in Utrecht erzogen; im neunten Jahre kam er auf die Schule zu Deventer, und es zog ihn besonders der Unterricht in den Sprachen und den alten Klassikern an. Dem dreizehnjährigen Knaben raubte die Pest beide Aeltern, und er erhielt in Peter Winkel einen rauhen Vormund, der sich seiner und der Sorge um ihn dadurch entledigte, dass er ihn in das Kloster Emaus, oder Stein bei Gouda, bei den regulirten Chorherren unterbrachte. Dem Klosterleben völlig abhold und sein ungünstiges Schicksal tief empfindend, legte sich der Jüngling den Namen Desiderius Erasmus bei. Vom Klosterzwang befreite ihn der Bischof von Cambray, Heinrich von Bergis, doch blieb er geistlich, empfing 1492 die Priesterweihe, und ging 1496 zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris, wo das College Montagu ihn aufnahm, und wo er mehr und mehr sich dem Studium der Theologie abwandte, denn er erblickte, wie viele andere seiner heller sehenden Zeitgenossen, in ihren Lehren die zahllosen Irrthümer, fand sich aber nicht, wie jene, innerlich berufen, offen gegen dieselben aufzutreten, und die Palme eines Märtyrers oder den Ruhmeskranz eines Reformators zu erringen. Erasmus unterrichtete in Paris zwei junge Engländer hohen Standes, welche ihn bewogen, ihnen in ihr Vaterland zu folgen. Dort lehrte er eine Zeit lang in Canterbury, ward dem Hofe bekannt, vom König selbst gnädig aufgenommen und beschenkt, doch kehrte er nach einiger Zeit nach Paris zurück, und ging 1506 nach Italien. In seinem Ordenskleid reisend, welches etwas Auffallendes an sich gehabt haben mag, wäre er in Bologna fast gesteinigt worden, weil das Volk ihn für einen Pest-Doktor hielt. Papst Leo X. gestattete ihm auf sein Bitten, das Ordensgewand abzulegen. In Turin empfing er die Doktorwürde, bereiste die übrigen bedeutendsten Städte Italiens, schlug aber selbst glänzende Anerbietungen, die ihm dort gemacht wurden, aus, und kehrte nach England zurück.

Ungeachtet, dass sein Körper schwächlich war, besass Erasmus eine unermüdet ausdauernde Thätigkeit, die ihn aber selten lange an einem und demselben Orte litt. König Heinrich VIII. erzeigte dem niederländischen Gelehrten viele Aufmerksamkeit und Achtung, der berühmte Thomas Morus wurde sein persönlicher Freund. Erasmus lehrte auch eine Zeit lang an der Universität zu Oxford die griechische Sprache, allein es litt ihn nicht auf die Dauer in Albion.

Es war die Zeit des geistigen Weltkampfes gekommen, in welchem das Licht sich von der Finsterniss schied. Als seine Grundlage mag das wiedererwachte eifrige Studium des klassischen Alterthums betrachtet werden; dieses weckte und nährte alle die begabten Männer, deren Namen aus jenen Kämpfen, mit dem Kranze der Unsterblichkeit geschmückt, hervorgingen, und ungleich mehr, wie in Italien und andern Ländern, war dies in Deutschland der Fall. Dies waren die Humanisten, an ihrer Spitze der hochgelehrte Johann Reuchlin, der geistvolle Erasmus. Erasmus war kein Reformator, ihn trieb nicht innere Gluth, für seine bessere Ueberzeugung in den Kampf zu gehen, zu streiten, zu siegen oder zu sterben, aber er war ein Förderer der Reformation wie Wenige. Mit der Schwertschärfe der Wissenschaft drang er in die Dunkelheiten der kirchlichen Dogmen, er erfasste die Theologie nicht vom gläubigen Standpunkt, sondern vom gelehrten, er machte die Kirchenväter durch Uebersetzungen zugänglicher, er besorgte neue kritische Ausgaben lateinischer Klassiker, er übertrug und erläuterte viele Schriften des alten Testaments, und schuf eine Ausgabe des neuen, in welcher er alle Mängel der Vulgata berichtigte. Dabei wohnte ihm eine Klugheit inne, die ihn schützte und deckte, die seinen zahlreichen Gegnern, denn es konnte nicht fehlen, dass die Dunkelmänner in ihm einen höchst gefährlichen Feind erblickten, einen blendenden Schild entgegenhielt. Noch in England, im Hause seines Freundes Thomas Morus, arbeitete er seine berühmte kleine Schrift aus: „Das Lob der Narrheit“ und das „Handbuch eines christlichen Streiters“. Beide waren gegen die Gebrechen der Kirche gerichtet, in der ersten geisselte er schonungslos die Klerisei, aber alle Satyre, aller Hohn wurde der Narrheit in den Mund gelegt und das Buch fand die weiteste Verbreitung, wurde vielfach neu aufgelegt, auch in die deutsche Sprache zeitig übersetzt. Im zweiten Buche wurde der Heiligenkult nicht minder verspottet, und mit der heidnischen Götterverehrung auf gleiche Stufe gestellt. In seinen Annotationen zum neuen Testament, welche 1516 zu Basel erschienen, wo auch das neue Testament selbst neben dem griechischen Text in lateinischer Sprache gleichzeitig herauskam, kämpfte er keck und kühn gegen die Lehrsätze der Scholastik, die überzähligen Kirchengesetze, Klostergelübde, Fasttage, Beichte und Ablass, die sammt und sonders in der Bibel und in den Lehren des Evangeliums nicht begründet sind. Andere wurden wegen des Aussprechens solcher Ueberzeugungen verfolgt, eingekerkert, verbrannt; Erasmus aber, der kluge Gelehrte, brachte es dahin, dass Papst Leo X. ihm für eine zweite Ausgabe die Approbation unter belobenden Aeusserungen ertheilte. Seine Erläuterungen zum neuen Testament ernteten allgemeinen Beifall; gegen die Mängel im Predigtamte verfasste er ein Werk von der Würde, Reinheit, Klugheit und den übrigen kirchlichen Tugenden, in welchem er hauptsächlich Verbesserung der Kirchenlehre anstrebte. Um die Herausgabe seiner Werke besser leiten zu können, verliess Erasmus England und begab sich nach Basel, deren Druckort, wo er im Hause des berühmten Buchdrucker Froben wohnte und mit der grössten Sorgfalt der Korrektur seiner Schriften oblag, da mancherlei entstellende Druckfehler früher ihm Verdriesslichkeiten zugezogen hatten.

Erasmus erfüllte mit dem Rufe seiner Gelehrsamkeit ganz Europa. Kaiser Karl V. ertheilte ihm den Titel eines kaiserlichen Rathes in demselben Jahre, 1520, in welchem Papst Leo X. Luther die Ehre erwies, eine Bulle gegen ihn zu schleudern.

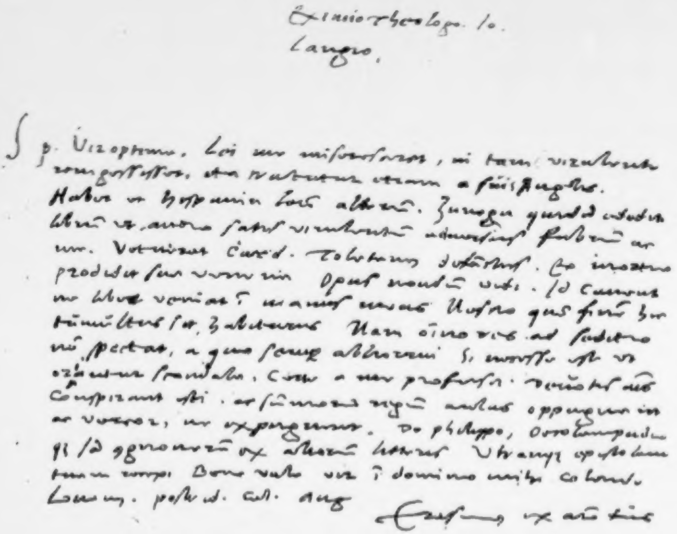
Erasmus war durch mehre Fürsten veranlasst worden, nach Köln zu kommen, und vernahm, gleich allen Humanisten, mit freudigem Antheil, Luthers kräftiges reformatorisches Auftreten, obschon er es vermied, dessen Genosse zu werden.

Erasmus stellte sich, indem er Luthers Schritte und Lehren auf das Höchste billigte, ganz auf den Boden der Unparteilichkeit. Er hatte bereits an den Kurfürsten von Sachsen einen klaren, verständigen, eindringlichen Brief geschrieben, darin er Luther auf das Eifrigste in Schutz nahm und vertheidigte, aber zugleich bemerkte, dass Luther ihm gänzlich unbekannt sey, dass er nicht als sein persönlicher Freund ihn vertreten wolle. Dieser Brief machte auf den Kurfürsten tiefen Eindruck und bestärkte ihn in seinem redlichen Eifer, Luther zu schützen und zu schirmen. Da man die Meinung verbreitet hatte, Luther stehe mit Erasmus in Verbindung, bediene sich der Gelehrsamkeit desselben, so widersprach Erasmus dieser irrigen Ansicht geradezu. Auch bei dem gewichtigen Gegner Luthers, dem Kurfürsten Albrecht von Mainz, versuchte Erasmus Luthers Bestrebung zu rechtfertigen, und entwarf ihm ein ergreifendes Gemälde von der Verderbniss der Kirche.

Der Kurfürst von Sachsen war selbst in Köln, in Folge der zu Aachen Statt findenden Kaiserkrönung, und da der päpstliche Legat Aleander ihm dort heftig zusetzte, die Bannbulle des Papstes zu vollziehen, Luther zu bestrafen oder nach Rom auszuliefern, so liess Friedrich der Weise Erasmus zu sich kommen, um dessen Urtheil über die damalige Sachlage zu vernehmen. Scherzend sprach Erasmus: „Luther hat zwei unverzeihbare Fehler begangen, einmal hat er dem Papst an die Krone und dann den Mönchen an ihre Bäuche gegriffen.“ Dann aber fügte er ernstvoll Alles hinzu, was sein grosser Scharfsinn zu Luthers Vertheidigung und Rechtfertigung auffand, und noch kräftiger legte der gelehrte und die Sache klar durchschauende Mann seine Ansichten schriftlich noch vor der Kaiserkrönung in einem Gutachten dar, dessen sämmtliche scharfsinnige Gedanken in die bald darauf veröffentlichten Axiomata, welche Erasmus für Spalatin schrieb, übergingen. Irriger Weise hat man lange diese Axiomen für eine Arbeit Zwingli's gehalten und ausgegeben. Jeder Satz in dieser Schrift des gelehrten Erasmus sprach indirekt für Luther und gegen das wider ihn angewandte stürmische, gehässige, parteiliche Verfahren, obgleich von der Sanftmuth des Papstes öfters darin die Rede war. Diese und andere Schmeicheleien aber, die sich der weltkluge Gelehrte aus Rotterdam gegen den Papst erlaubte, waren nicht geeignet, ihm die geraden, festen, ja selbst starren Männer der Reformation geneigt zu machen, im Gegentheil, sie wandelten jene zu seinen Gegnern um. Die kluge, auf beiden Schultern tragende Zurückhaltung des Erasmus, der zwar die Sache der Reformation billigte, ihre Wahrheit aussprach, aber seinen einflussreichen Verbindungen zu Liebe sich doch nicht entschieden und persönlich eingreifend für sie erklärte, während auf ihn, sein Urtheil, seine Erkenntniss allseits ein grosses Gewicht gelegt wurde, forderte die Geradheit eines Luther, eines Hutten gegen sich heraus. Luther durchblickte jenen völlig, und schrieb seine Meinung über ihn ohne Rückhalt an Spalatin; Hutten kam selbst nach Basel, gegen das Ende des Jahres 1522. Basel war damals einer Schale zu vergleichen, die mit Edelsteinen gefüllt ist; die bedeutendsten Zeitgenossen aus Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien weilten kürzere oder längere Zeit daselbst. Erasmus that nicht, als sey Huttens Name jemals genannt worden, er vermied jedes Zusammentreffen mit ihm. Der lebhafte Hutten fühlte die dadurch ausgedrückte Verachtung und richtete eine Druckschrift gegen ihn. Erasmus vertheidigte sich in keineswegs würdiger Weise; Luther missbilligte Angriff und Abwehr, und sprach es aus, dass durch letztere Erasmus gegen sich selbst geschrieben habe. Es fehlte nicht an Aufforderungen der Feinde Luthers an Erasmus, dass er gegen den grossen Reformator selbst schreiben solle; die Feinde konnten sich kein besseres Rüstzeug wünschen. Selbst Papst Hadrian forderte ihn dazu auf — aber Erasmus schwieg, er mochte nicht gegen Luther schreiben, nicht um Luthers, sondern um sein Selbst willen, er sehnte sich nicht nach dem Streit, er glaubte wohl Besseres zu thun zu haben. Aber auch dieses Schweigen war Luther missfällig, und er richtete nun selbst einen kräftigen Brief gegen Erasmus, worin er ihm, gerade wie Hutten, Furchtsamkeit und Heuchelei vorwarf. Nun konnte Erasmus nicht länger schweigen, der Federkampf entbrannte, wurde immer heftiger und rücksichtsloser und hielt die zwei bedeutenden Männer feindselig auseinander, was der evangelischen Glaubenssache nicht geringen Nachtheil brachte. Manche behaupten, dass der hohe Gönner des Erasmus, König Heinrich VIII. von England, nicht ohne Einfluss auf die Schriften des erstern gegen Luther gewesen sey. Der gelehrte Streit behandelt besonders die schwierige Frage vom freien Willen, welche später Calvin aufnahm. Als Calvin nach Basel kam, war Erasmus noch immer dort und besorgte die letzte Ausgabe seines neuen Testamentes. Bucer, der Freund und Gönner Calvins, führte den damals noch jungen Calvin zu dem greisen Erasmus, der sich lange mit ihm unterhielt und mit prüfendem Blick sein Inneres zu durchschauen strebte. Später sprach Erasmus zu Bucer: „In diesem wird eine Pest gegen die Kirche ausbrechen.“ So sehr widersprachen sich in Erasmus der gelehrte Sinn, der Eifer, das Evangelium durch lichtvolle Kritik der heiligen Schriften zu fördern und die Anhänglichkeit an die hergebrachten Formen und Satzungen der alten Kirche. Ja, es wird angeführt, dass er, um dem Verdacht zu entgehen, er habe den Glauben gewechselt und sey evangelisch geworden, Basel 1529 verlassen und in Freiburg im Breisgau Aufenthalt genommen habe. Indessen kehrte er nach Basel 1536 zurück, willens, rheinabwärts zu fahren und noch einmal seine Heimath zu besuchen, aber dieser Wunsch gelangte nicht zur Ausführung. Er wurde von der Ruhr befallen und endete im Hause Frobens am 12. Juli 1536, fromm und gottesfürchtig, unter Anrufung des Heilandes und der göttlichen Barmherzigkeit. Sein Vermögen vermachte er theils an arme Greise, theils an unbemittelte Jungfrauen zum Heirathsgut, theils an hoffnungsvolle und fleissige Studirende. Dass er, wie man ihm nachsagt, der heiligen Mutter Gottes zu Loretto seine Seele vermacht, ist bei der Helle seines Geistes schwer zu glauben.

Erasmus war ein grosser Gelehrter, die griechische Philologie namentlich dankt ihm viel. Er verwarf den griechischen Dialekt Reuchlins, die Weise, das Griechische zu lesen, und führte einen nach ihm genannten sprachlichen Modus ein, der vielfach angenommen wurde, dem aber gleichwohl die neugriechische Sprache widerspricht. Wenn auch mindere Entschiedenheit, minderer Eifer in Glaubenssachen, ein gewisses Schwanken und hofmännische Feinheit ihm als Charakterfehler zur Last gelegt werden, so kann die Anerkennung seines Geistes und Strebens ihm doch nicht versagt werden, und er mag wohl der Sonne verglichen werden, die, nicht ohne Flecken, dennoch die Welt mit ihrem Glanze erfüllt.

LUDWIG BECHSTEIN.



Eximio theologo Io.
Lango.

S. p. Vir optime. boni viri miserentur, ni tamen vicissim
congratulentur. ita tractatur etiam a suis Augustinis.
Habet et Hispania Lutheri alterum. Zuniga quidam edidit
librum in annotationes satis virulentum adversus Fabrum ac
me. Vetuerat Card. Toletanus defunctus. Eo mortuo
prodidit suum venenum. Opus nondum vidi. Id curarunt
ne liber veniat in manus meas. Nosti quae fuerint hic
tumultibus sit, [illegible]. Nam omnino res ad seditio-
nem spectat, a qua semper abhorrui. Si mortuus est ut
[illegible] scandala. Cum a me profecti. Decreverunt ut
Conspirant isti. ut summam vim aliquando oppugnare in
ac vereor, ne expugnent. De Philippo, [illegible]
qui id cognovisti ex aliorum literis. Utraque epistola
tua mihi [illegible]. Bene vale vir in domino multum colende.
Lovanii. post. d. Cal. Aug

Erasmus ex animo tuus

Erasmus.

ZU ERASMUS' HANDSCHRIFT.

Eximio Theologo Jo.
Langio.

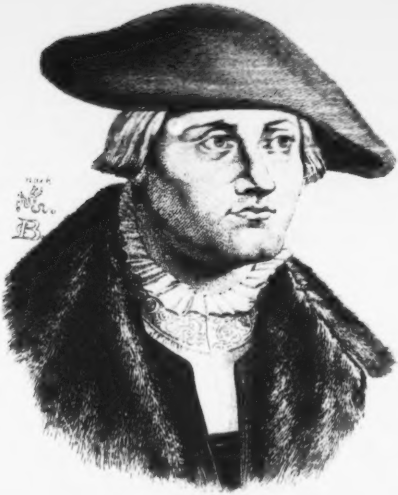
S. p. Vir optime. Henrici me miseresceret, ni tam virulenter rem gessisset, detrectatur etiam a suis Anglis. Habet et Hispania Henricum alterum. Zuniga quidam edidit librum ut audio satis virulentem adversus Fabrum ac me. Vetuerat Cardinalis Toletanus defunctus. Eo mortuo prodidit sua venena. Opus nondum vidi. Id caveat ne liber veniat in manus meas. Nescio quem finem hic tumultus sit habiturus. Nam omnino res ad seditionem spectat, a qua semper abhorrui. Si necesse est ut oriantur scandala, certe a me proficisci. Devotis animis conspirant isti, ac summorum regum aulas oppugnant, ac vereor, ne expugnent. De Philippo, Oecolampadio quod scio cognoveram ex aliorum litteris. Utramque epistolam tuam accepi. Bene vale vir in domino mihi colende.

Lugduni, postrid. Cal. Aug.

Erasmus ex animo tuus.

Georg Spalatin.

Mit Portrait und Facſimile.



Spalatinus

[illegible]

GEORG SPALATIN.

Einer der Namen des würdigsten und edelsten Klanges im Kreise der Männer, welche durch Fleiss und Eifer, Mühe und Treue eine neue Zeit vorbereiteten und schufen, einer der berufensten Mitkämpfer der Reformation und ihr Wege bahnend, wie nur wenige andere.

Georg Burkart war der eigentliche Name dieses Mannes, der zu Spalt in Bayern, im Gebiet des vormaligen Bisthums Eichstädt, 1482 geboren wurde. Mit dem fünfzehnten Jahre nach dem seinem Heimathort nahen Nürnberg gesendet, legte Spalatin in der Schule zu St. Sebald den Grund reicher Kenntnisse, besuchte hierauf 1499 die Hochschule Erfurts, und ging von da nach Wittenberg, das als Brennpunkt humanistischen Wissenschaftsstrebens hoch in Ruf und Blüthe stand. Dass Spalatin sich schon zu Erfurt mit Luther befreundete und später zu Wittenberg, wo er 1502 Magister wurde, nicht mehr als Studirender, sondern schon im Amte, diese Freundschaft durch ein ganzes thatenreiches Leben heilig hielt, ist bekannt. Es verging indess eine geraume Zeit, bevor das Wirken Spalatins sich dem Werke Luthers förderlich zeigen konnte. Zwar verschaffte Ersterem seine Begabung acht Jahre nach dem Antritt seiner Universitätsstudien (1507) eine Bestallung ausserhalb seines Vaterlandes Bayern, allein eine Pfarrstelle in dem sächsischen Dorfe Hochkirchen, zwischen Gotha und Ohrdruff in Thüringen, liess dem Lebenswege dieses später so bedeutend gewordenen Theologen kein grosses Prognostikon stellen, und die mit seiner Stelle ein Jahr später verbundene eines Präceptors in dem seinem Wohnort ganz nahen Kloster Georgenthal konnte keine Hoffnung steigern. Allein Spalatins Thätigkeit konnte eben so wenig in kleinen Orten vergraben bleiben, als in der Oede einer Klosterschule verkommen. Nach kurzem Verweilen zu Hochkirchen und Georgenthal erhielt Spalatin den Ruf, dem Sohne seines neuen Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich des Weisen zu Sachsen, Lehrer, Erzieher und Führer zu werden. Jetzt öffnete sich ihm eine neue Welt; Hof- und Staatsleben, Wissenschaft und Politik zogen ihn in ihre Kreise.

Der Zögling, Herzog Johann Friedrich, war, wie Luther von ihm rühmte, eines ernsten, beständigen und treuen Herzens, und bewies später durch sein Leben und sein Leiden einen Charakter, den die Nachwelt ehrend anerkannt hat; sein Mentor aber, Spalatin, legte so viel Ehre mit seinem fürstlichen Zögling ein, dass er zwei Jahre darauf eine dringende Aufforderung erhielt, die Studien der beiden Prinzen Herzog Heinrich des Jüngern (Mittleren) zu Braunschweig-Lüneburg, Otto und Ernst, in

Wittenberg zu leiten und zu überwachen, welche später im Verein mit ihrem Bruder Franz zu Grundpfeilern der Reformation in ihrem Stammlande wurden.

Spalatins treffliche Eigenschaften wurden von seinem fürstlichen Gebieter klar erkannt, und er empfing von letzterem ein Doppelamt übertragen, davon schon jedes einzelne an sich ehrenvoll in hohem Grade war. Der Kurfürst ernannte Spalatin zu seinem Hofprediger und zu seinem Geheimschreiber. Und dies geschah in einer Zeit, wo sich in Wittenberg ein geistbelebter Kreis tüchtiger Kräfte zusammengefunden hatte, wo Geist auf Geist traf, wo Einer auf den Andern anregend wirkte, wo der jüngere Luther schon Achtung und Ansehen genug genoss, um auf den älteren Spalatin anregend und berathend zu wirken. Luther schloss Spalatin in sein für edle Freundschaft glühendes grosses Herz, und Spalatin weihte hinwiederum dem Kämpfer für die Glaubensläuterung sein ganzes Selbst. So konnte nicht fehlen, dass Spalatin bei dem frommen und weisen Kurfürsten, den geistlich zu berathen jetzt seine Pflicht und Aufgabe war, Luthern mächtig hob und förderte, wie er auch an der Berufung Melanchthons nach Wittenberg, *1518, den grössten Antheil hatte. Das Kanonikat zu Altenburg, 1515* Spalatin verliehen, war wohl nur Einkommenquelle, denn viel zu gehäuft waren die Geschäfte des bedeutenden Mannes, um schon jetzt in mussevoller Ruhe eines Stiftsgeistlichen seine Pfründe zu verzehren. Spalatin war der Vermittler zwischen dem Kurfürsten und Luther, er übergab seinem Gebieter Luthers berühmte Resolutiones, er mochte wohl oft den vorsichtigen und zurückhaltenden Kurfürsten milder zu stimmen haben, wenn Luthers Ungestüm zu weit gegangen schien. Glich doch selbst das Annageln der 95 Sätze an die Hofkirche des Landesherrn seiner Form nach einem Vehme- oder Fehdebriefanschlagen ungleich mehr, als einer gelehrten Herausforderung, die als solche wohl eine andere Stelle finden konnte. Ueber die Thesen wurde zwischen Luther und Spalatin mancher Brief gewechselt, bevor der Regent zu recht klarer Einsicht in die Sache kam. Luther wollte auch dem Fürsten keine Verlegenheiten bereiten, und stand ihm noch viel zu wenig nahe, um unmittelbar über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm verkehren zu können. Anders gestalteten sich die Sachen, als Spalatin, auf Geheiss seines Fürsten, mit Luther 1518 zum Reichstag nach Augsburg reiste. Als eine Ausgleichung zwischen Luther und seinen erbitterten Feinden unmöglich wurde, als Luther „von dem übelunterrichteten Papst an einen besser zu unterrichtenden“ appellirte, und der Kurfürst vielleicht Nachtheile für sich fürchtete, da war es wieder Spalatin, welcher Luther auf Jenes Befehl den freundlichen Wink geben musste, sich eine Zeit lang von Wittenberg entfernt zu halten, und Luther fügte sich willig und schied brieflich von dem Kurfürsten mit Dank und Segnung.

Spalatin blieb Vertrauter; Luther konnte bald getrost nach Wittenberg zurückkehren und seinen Streit weiter führen, während der Kurfürst sich von seinem Hofprediger auf vielen Reisen begleiten liess, so nach Frankfurt und Aachen zur Kaiserwahl und Kaiserkrönung, wie nach Worms, 1521. Jetzt war der Kurfürst für Luther schon ganz gewonnen, daher dessen edle Besorgniss für die Sicherheit des Reformators, daher die durch den Mund Spalatins an Luther gerichtete Frage, was Letzterer thun werde, wenn der Kaiser ihn nach Worms citire?

Wie Spalatin recht gut um Luthers Aufenthalt auf der Wartburg wusste, so vertraute Luther auch ihm zuerst seine Ansichten über die Neuerungen Carlstadts, wie er nicht minder dem bewährten Freund vertraute, wie schwer ihm die oft von Dankbarkeit für Schutz und Gnade gebotene Rücksichtnahme auf den Kurfürsten werde. An Spalatin wandte sich Luthers Vertrauen ferner zunächst, da es galt, den aus Kloster Nimptschen bei Grimma entwichenen neun Klosterjungfrauen von Adel, welche nach Wittenberg gekommen waren, einigen Unterhalt zu verschaffen.

Auch zum Reichstag in Nürnberg, 1523, begleitete Spalatin seinen fürstlichen Gebieter, und diese Reisen, verbunden mit mancher Mühe und manchem nicht Angenehmen, verleideten endlich Spalatin das Hofleben; er sehnte sich nach geregelter Thätigkeit an einem Ort, nicht nach dem Wechsel, den das Leben am Hofe so häufig gebot. Luther indess mahnte kräftig ab, den Hof zu verlassen, und Spalatin blieb, bis der im Jahre 1525 erfolgende Tod des Kurfürsten ihn, wie es den Anschein hatte, frei machte. Er nahm die Stelle eines ersten Superintendenten und Kirchenrathes zu Altenburg an, und entfaltete dort für Stadt und Gemeinde die segensreichste Wirksamkeit. Spalatin wurde der erste Geschichtschreiber der Reformation, er schrieb ferner mehrere Biographien der Landesfürsten, mehrerer Päpste, auch eine Chronik und wurde bei mancher wichtigen Angelegenheit im Leben des Staates wie der Kirche zu Rathe gezogen und verwendet. Die ersehnte Ruhe im geistlichen Amte fand er aber nicht, vielmehr konnte er in Wahrheit auch sagen, wie ein verewigter thätiger Herrscher der Neuzeit: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“ — Kurfürst Johann, der Bruder und Nachfolger seines Herrn, erkannte in vollem Maase Spalatins geistige Kraft und Grösse und liess ihn nicht im ruhigen Besitz der anvertrauten Kirchenämter, was aber für Luther, wie für die immermehr sich ausbreitende Reformation von grossem Gewinn und Einfluss war.

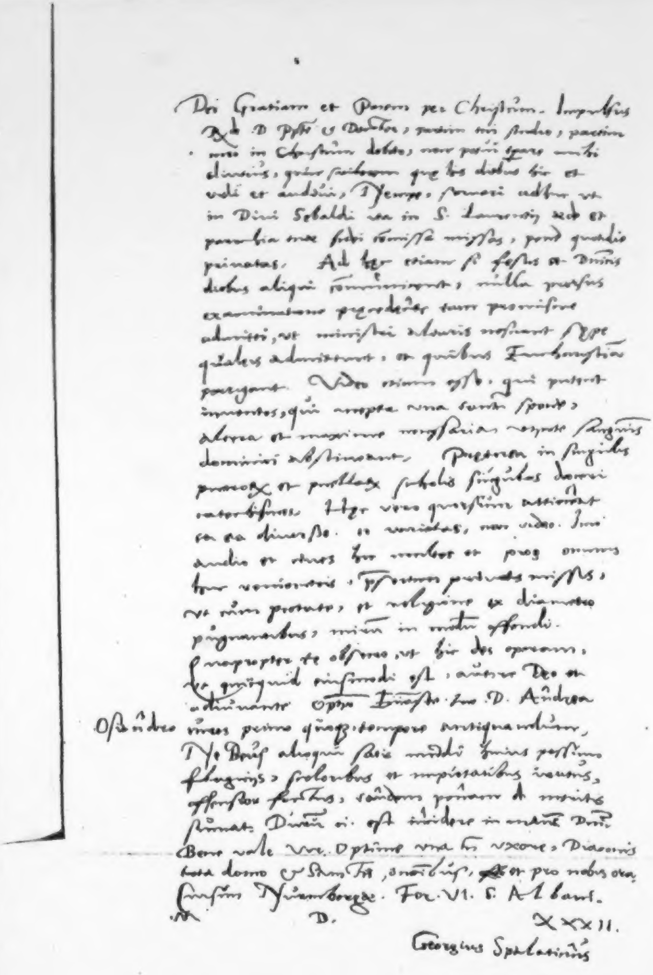
Nachdem Luther sich in den Ehestand begeben, war Spalatin der erste Geistliche, der dem Beispiele des Freundes folgte, und darauf kam ihm, nach wie vor, ein vielbewegtes Leben, je mehr und mehr die Kämpfe wuchsen, welche Luthers Reformation zu bestehen hatte. Im Jahre 1526 folgte Spalatin dem Kurfürsten zum Reichstag nach Speier, wohin die evangelischgesinnten Fürsten ihre Prediger mitbrachten und dieselben in ihren Wohnungen täglich und öffentlich predigen liessen. Das Jahr 1528 brachte die grosse und wichtige Kirchenvisitation in Sachsen, an deren Spitze unter den bedeutendsten Theologen Spalatin mit stand. So wurde er, indem nun im ganzen Sachsenlande die Kirchenverbesserung nach lutherischen Grundsätzen landesherrlich eingeführt wurde, der Reformator des Osterlandes. Der Protestation auf dem Reichstag zu Speier, 1529, wohnte Spalatin in Person nicht bei, da Melanchthon seinen Fürsten dorthin begleitete; wohl aber stand er im Jahre 1530 mit den Freunden Melanchthon und Jonas vor dem Reichstag in Augsburg, und half die berühmte Bekenntnissschrift übergeben, welche nach seiner eigenen Versicherung selbst auf viele eifrige Katholiken den vortheilhaftesten Eindruck machte.

Nach diesem für die evangelische Kirche so folgenreichen Ereigniss war fort und fort Spalatin bei allen spätern, die neue Kirche betreffenden, wichtigen Verhandlungen betheiligt und gegenwärtig. Als Begleiter seines fürstlichen Zöglings, des Prinzen Johann Friedrich, ging er 1531 mit nach Köln zur römischen Königswahl, von da nach Schmalkalden, in welcher thüringisch-hessischen Stadt eine Reihe wichtiger Fürsten- und Theologenversammlungen gehalten wurden, und der schmalkaldische Bund der protestantischen Fürsten gegen die angedrohte Niederdrückung der neuen Glaubenslehren mit bewaffneter Hand, sich begründete. Wie der Vater und der Oheim, wusste auch der Kurprinz Spalatins hohen Werth zu schätzen und zu würdigen, daher änderte der 1532 erfolgende Tod des Kurfürsten Johann des Beständigen nichts in dem Verhältniss Spalatins zu seinem nunmehrigen Gebieter, ja dieser fesselte ihn so sehr an sich, dass ihn Spalatin im Jahre 1532 auch zum Convent nach Schweinfurt, nach Nürnberg und dann nach Wittenberg begleiten musste. Zu Schweinfurt predigte Spalatin mit so grossem Beifall in einer Kapelle, dass er veranlasst wurde, die evangelische Lehre unter freiem Himmel vorzutragen.

dá die Kapelle für die drängende Menge der Hörer nicht Raum bot, wodurch die ganze Stadt, mit Ausnahme ihrer Geistlichkeit, der neuen Lehre gewonnen ward. Und so war der begabte und bedeutende Mann fort und fort rege und wirksam, die Reformation nach allen Kräften zu fördern. Er wohnte noch mehreren Verträgen bei, begleitete den Kurfürsten nach Jülich, nach Wien, und wiederum nach Schmalkalden (1535), wo er eigenhändig die Conferenz des französischen Gesandten Bellajus mit dem sächsischen Kanzler Brück protokollirte. Von Wien aus hatte Spalatin eine Reise nach Venedig unternommen, wo er für seinen Gebieter eine grosse Anzahl kostbare alte Handschriften einkaufte, welche später an die Bibliothek der Universität Jena gelangten, deren Gründer Johann Friedrich der Grossmüthige wurde. Im folgenden Jahre unterzeichnete Spalatin mit andern Geistlichen die berühmte Concordienformel zu Wittenberg, wie nicht minder 1537 beim Convent zu Schmalkalden die schmalkaldischen Artikel Luthers, den Anhang Melanchthons und die übrigen protestantischen Bekenntnissschriften, bei deren aller Abfassung die Freunde seinen Rath und Beistand erbaten. Das folgende Jahr brachte Spalatin neue Arbeit am Visitationswerk im Osterland und in Meissen, und als Herzog Georg der Bärtige, der beständige Gegner der Reformation, zu Dresden mit Tode abging, erbat dessen, der Kirchenverbesserung günstig gesinnter Nachfolger, Herzog Heinrich, in der Absicht, auch sein Land völlig zu reformiren, von seinem Vetter, dem Kurfürsten — Spalatin und andere Theologen, um mittelst einer durchgreifenden Kirchenvisitation der Kirchenverbesserung vorzuarbeiten. Spalatin wirkte besonders zu Freiberg und in dessen Umgegend für die Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses mit Glück und Segen. Und als auch dieses Werk vollendet war, so wartete immer neue Mühe, neue Arbeit auf den unermüdlich thätigen Förderer der Reformation, und er fand kaum die ersehnte Ruhe kurz vor dem Ziele seiner Tage, das ihm noch vor dem des Freundes gesetzt war. Er half noch 1541 die Kirchenvisitation zu Zeitz vollenden, half seinen und Luthers Freund Nicolaus v. Amsdorf noch zum Bischof in Naumburg weihen, und fuhr fort, in verschiedenen Städten aus den Kirchen und dem Gottesdienst die Ueberreste des alten Brauches zu entfernen. Stets ungetrübt blieb das Freundschaftsverhältniss zu Luther, — über 600 Briefe schrieb Luther an Spalatin, von denen noch 415 vorhanden sind; die Briefe Spalatins an Luther sind verloren — nicht so ungetrübt Spalatins Gemüth und Geist in der letzten Zeit seiner irdischen Wallfahrt, daran eine Dispensation in einer Ehesache die Schuld trug. Luther wurde des Freundes freundlichster Tröster, doch endete schon der 16. Januar des Jahres 1545 das Leben des thätigen Mannes und ausgezeichneten Gelehrten.

Ohngeachtet seiner so vielfach in Anspruch genommenen Zeit war Spalatin auch literarisch fortwährend thätig, und übersetzte, neben der Hervorbringung vieler eignen Schriften, auch noch viele fremde in die deutsche, oder aus der deutschen in die lateinische Sprache, so unter andern von Erasmus und von Petrarca, wie von Luther.

(Ludwig Bechstein.)



Dei Gratiam et Pacem per Christum. Imprimis
Rde D. Pastor & Doctor, [illegible] tui studio, [illegible]
meo in Christum dedito, non possum [illegible] multis
dimittis, quin scribam que his diebus hic et
vidi et audivi, Nurnberge, primum istic ut
in Divi Sebaldi tum in S. Laurentii aede et
parrochia non fieri communes missas, preter quasdam
privatas. Ad hec etiam si festis et Divinis
diebus aliqui communicant, nulla prorsus
examinatione precedente, tum permissione
admitti, ut ministri altaris nesciant saepe
quales admittant, et quibus Eucharistiam
porrigant. Video etiam esse, qui putent
[illegible], qui excepta una forte sponte,
altera et maxime necessaria, nempe sanguinis
dominici abstineant. Preterea in singulis
parochiis et publicis scholis singulas domi
[illegible]. Hec vero quo studio astruant
ea diversitas et varietas, non video. Iam
audio et alias hic nonnulla et prope omnes
hoc [illegible], praeter privatas missas,
ut vivis [illegible], et religione ex diametro
pugnantibus, nimium in multis offendi.
Quapropter te obsecro, ut hic des operam,
ut quicquid emendandi est, auctore Deo et
adiuvante Optimo Maximo, [illegible] D. Andrea
Osiander viros pares quoque tempore antiquandum,
Ipse Deus aliquem satis multum [illegible] passim
flagitiis, sceleribus et impietatibus ruentis,
offensos [illegible], saniora [illegible] de moribus
sumat. Divinum enim est [illegible] in nostra Dom.
Bene vale Vir Optime una cum uxore, Diaconis
tota domo & [illegible], omnibus, et pro nobis ora.
Cursim Nurnberge. Fer. VI. p. Albani.
M D. XXXII.
Georgius Spalatinus

Georgius Spalatinus.
Georg Spalatin.

ZUR HANDSCHRIFT SPALATINS.

Dei Gratiam et Pacem per Christum. Impulsus Reverende Domine Praeposite et Doctor, partim tui studio, partim meo in Christum debito, non potui temperare mihi diutius, quin scriberem, quae his diebus hic et vidi et audivi. Nempe, servari adhuc ut in Divi Sebaldi ita in Sancti Laurentii aede et parochia tuae fidei commissa missas, pene quotidie privatas. Ad haec etiam si festis et Dominicis diebus aliqui communicent, nulla prorsus examinatione praecedente tam promiscue admitti, vt ministri de laicis nesciant saepe, qualeis admittant et quibus Eucharistiam porrigant. Video etiam esse, qui putent inventos, qui arrepta una tantum specie, altera et maxime necessaria, vtpote sanguinis dominici abstineant. Praeterea in singulis puerorum et puellarum scholis singulos doceri catechismos. Haec vero quorsum attineat caeca diversio et varietas, non video. Imo audio et cives hic multos et pios omneis huc venienteis, praesertim privatis missis, vt cum pietate et religione ex diametro pugnantibus, mirum in modum offendi. Quapropter te obsecro, ut hic des operam, ut quicquid eiusmodi est, autore Deo et adiuvante Optimo Euangelista tuo D. Andrea Osiandro cures primo quoque tempore antiquandum. Ne Deus alioqui satis mundi huius pessimi flagitiis, sceleribus et impietatibus iratus, offensor factus, tandem poenam de meritis sumat. Durum enim est incidere in manus Domini. Bene vale vir optime una cum uxore, Diaconis, tota domo et Sanctis Fratribus omnibus, et pro nobis ora. Cursim Nurimbergae. Fer. VI. S. Albani.

M. D. XXXII.

Georgius Spalatinus.

Caſpar Cruciger.

Mit Facſimile.

CASPAR CRUCIGER.

Dem alten Geschlechte der Cruciger oder Creuziger, das ursprünglich in Mähren heimisch, dann in Folge der Hussitenkriege zum grössern Theil nach Sachsen übersiedelte, scheint der freie reformatorische Sinn eigenthümlich gewesen zu seyn. Schon 100 Jahre vor Huss, so wird berichtet, schrieb und predigte ein Cruciger gegen die angemasste Autorität des Papstes; von seinen späteren Nachkommen standen viele auf Seite der Hussiten, und in dem wackern Caspar Cruciger fand die grosse Reformation eines der thätigsten und tauglichsten Werkzeuge.

Er wurde zu Leipzig in der ersten Stunde des Jahres 1504 geboren, und verlor bereits im 4. Lebensjahre seinen Vater. Schweigsam und träumerischen Wesens, erregte er anfangs geringe Erwartungen, bis Paulus Mosellanus das Talent wie die Lernbegierde des stillen Knaben entdeckte und sich seiner mit väterlicher Fürsorge annahm. Unter ihm machte Cruciger besonders im Griechischen und Lateinischen binnen kurzer Zeit grosse Fortschritte. Der Ausbruch einer Pest vertrieb ihn von Leipzig; er ging nach Wittenberg und studirte hier mit Eifer Theologie und hebräische Sprache; nebenbei trieb er Botanik, Mathematik und Astronomie. Auf Luthers Empfehlung wurde er im Jahr 1524 zum Rektor der magdeburgischen Stadtschule berufen, wo damals eben die Reformation festen Fuss gewonnen hatte, und seine Vorträge fanden solchen Beifall, dass selbst Erwachsene und Männer in Aemtern und Würden ihn zu hören herbei kamen. Im Jahre 1528 kehrte Cruciger nach Wittenberg zurück, übernahm die Professur der Theologie, wurde Schlossprediger und blieb fortan Luthers treuer Freund und Gehülfe.

Nachdem er 1529 dem Religionsgespräch zu Augsburg beigewohnt und im folgenden Jahre mit Joh. Bugenhagen und Joh. Aepinus die erste evangelisch-theologische Doktorwürde empfangen, nahm er auch Theil an den Religionsgesprächen zu Wittenberg und Schmalkalden 1536 und 1537, und zu Worms und Hagenau 1540, sowie zu Regensburg 1541. Bei dem zu Worms versah er, wegen seiner Fertigkeit im Geschwindschreiben, das Amt eines Sekretärs, und brachte nicht allein die Wechselreden der Streitenden, Melanchthons und des Doktor Eck, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Papier, sondern machte häufig noch auf Spitzfindigkeiten Ecks aufmerksam, deren Widerlegung Melanchthon unterlassen. Der kaiserliche Bevollmächtigte, Cardinal Granvella, äusserte in Beziehung darauf: „Die Lutheraner haben einen Schreiber, der gelehrter ist als unsere Doktoren." Die Einführung der Reformation in seiner Vaterstadt Leipzig, 1539, liess sich Cruciger besonders angelegen seyn, und er hielt sich desshalb längere Zeit dort auf. Auch bediente sich Luther seiner zu einer Sendung an Calvin in die Schweiz, um dessen Meinung vom Abendmahl authentisch zu erfahren; Cruciger selbst neigte sich in späteren Jahren zur reformirten Lehre hin. Die Verwaltung des Rektorats der Universität Wittenberg, die er zwei Jahre lang, von 1546 — 1548, unter verhängnissvollen kriegerischen Umständen mit Klugheit und Festigkeit führte, war seine letzte That. Seine von jeher schwache Gesundheit war durch Arbeiten und Nachtwachen vollends untergraben worden; er verfiel in eine abzehrende Krankheit und starb nach einem dreimonatlichen Lager, auf dem er sich noch fortwährend mit gelehrten Arbeiten beschäftigt hatte, zu Wittenberg am 16. November 1548, nicht 45 Jahre alt. Noch in demselben Jahr hatte er dem Religionsgespräch zu Regensburg beigewohnt. Er wurde in der Schlosskirche zu Wittenberg beigesetzt.

Crucigers Charakter war durch Redlichkeit, Bescheidenheit, Mässigkeit, Fleiss, Milde und religiösen Sinn sehr achtungswerth. Seine Gelehrsamkeit war bedeutend; in der hebräischen Sprache übertraf ihn kaum einer seiner Zeitgenossen. Luther legte ihm einen grossen Theil seiner Bibelübersetzung zur Prüfung und Berichtigung vor, und namentlich hat die Uebersetzung der Bücher Mosis, des Hiob, der Psalmen und der Propheten seiner Durchsicht Mancherlei zu danken. Luthers Predigten und Vorlesungen schrieb er sorgfältig nach und übersetzte auch mehre Schriften des grossen Reformators aus dem Deutschen ins Lateinische, und umgekehrt aus dem Latein ins Deutsche. Nebenbei trieb er aus Neigung das schon früher begonnene Studium der Astronomie und Botanik, sowie der Medicin und Optik fort, legte zwei botanische Gärten an, bereitete Medicamente und verfertigte mathematische und astronomische Instrumente, mit denen er Himmelsbeobachtungen anstellte. Nach den Mühen des Tags war es ihm Erholung, Abends bei Tische den Euklid zu lesen. Von seinen Schriften seyen nur die Kommentare über das Evangelium Johannes, den ersten Brief an Timotheus und mehre Psalmen erwähnt. Seine Gattin, Elisabeth von Meseritz, ist Verfasserin des bekannten alten Kirchenliedes: „Her Christ der einig Gottes Sohn“. Auch Crucigers Söhne, Caspar und Georg, haben sich auf dem Gebiete der Theologie und Philologie Namen erworben.

Viro optimo praedito ingenio, doctrina et pietate d.
Iusto Menio pastori Ecclesiae Isenacensis, amico s. car.

S. D. Historiam conventus nostri ex viro nobili d. Eberardo melius cognoscere poteris, tamen quia tibi non ingratum fore ~~[illegible]~~ putavi commentariolum scriptum a d. Philippo usque ad inchoationem congressionum delectorum, eum ad te mitto, in quo videbis praecipua quaedam momenta harum actionum indicata esse. Id impertias etiam viro optimo d. Friderico Myconio, cui ex animo opto ac precor valetudinem aliquanto firmiorem, ac quae aliquando et purior valori illius animi eius respondeat.

Ea quae nunc agimus, arcana habere iubemur, qui praesunt, quare de illis scribere multa non possum, ~~[illegible]~~ primum postquam aliquot dies disputatum fuit de praecipuo articulo commissio de formula, mollissimis, quae ipsa non est a nostris composita, sed utrinque consarcinata, tamen a nostra doctrina ~~[illegible]~~ quod discrepet nihil habet: quamquam si haec de quibus inter delectos convenit accipientur publico consensu, ~~[illegible]~~ doctrina nostrarum Ecclesiarum approbata et recepta erit.

De aliis articulis etiam coepit disputari, sed quia in illis non ita facile et subito conveniri potest, audio quamvis dijudicationem suspensam fore ad alios, in ~~medio~~ dubio relictam 1530 disputationes de [illegible] hoc imprimis 6 [illegible]

συνόδων pervenitum est, ut
ventum ad articulum περὶ τῶν
[illegible] τῆς [illegible]
καὶ περὶ τῆς μεταβολῆς τοῦ
ἄρτου, in quo utrumque in opi-
nionis extremis sint futura.
Scis .n. quam mordicus pontificii
in omnib. nationib. opinionem
illam transsubstantiationis retineant
unde est cultus adorationis
inclusi sacramenti et circumgestationis
mos In quo si pertinaciam resistant
haud scio an ~~[illegible]~~ ulterius
progressurae sint conciliationes.
Vos deum oramus, ut hoc
negocium ipse gubernet,
ad salutem Ecclesiarum. Noster
ille ὁ [illegible], de quo et
tu scripsisti, constans est et
firmus, neque sic ~~quidquam~~ velle
discedi quidquam de pura doctrina
quae extat in confessione. Librum
τὸ χρονικὸν remittes mihi cum
primum intellexeris nos domum
reversos, quod utinam fiat
brevi, nam mihi incommodiss.
est abesse domo in mediis peri-
culis, sed ~~[illegible]~~ tro in spero hac
[illegible] cura mea. Bene vale
cum honestiss. coniuge et liberis,
quib. et me salutem dicis.
Nominatim item d. Friderico.
Ratisponae 5a Maii 1541

Caspar Creutziger

Caspar Cruciger

ZU CRUCIGERS HANDSCHRIFT.

Viro optimo praedito egregia doctrina et pietate
D. justo Menio, pastori ecclesiae Isenacensis,
amico s. car.

S. D. Historiam conventus etsi ex viro nobili D. Eberarto integre cognoscere poteris, tamen quia tibi non ingratum
fore putavi commentariolum scriptum a. D. Philippo usque ad inchoatum congressum delectorum, eum ad te mitto, in quo vi-
debis praecipua quaedam momenta harum actionum indicata esse. Id impertics etiam viro optimo D. Friderico Myconio, cui
ex animo opto ac precor valetudinem aliquanto firmiorem ac quae aliqua ex parte robori illi animi ejus respondeat.

Ea quae nunc aguntur, arcana haberi volunt, qui praesunt, quare de illis scribere multa non possum, primum post-
quam aliquot dies disputatum fuit de praecipuo articulo, convenisse de formula intelleximus, quae etsi non est a nostris com-
posita, sed utrinque consarcinata, tamen a nostra doctrina quod discrepet nihil habet, quare si haec, de quibus inter delectos
convenit, accipiuntur publico consensu, doctrina nostrarum ecclesiarum approbata et recepta est.

De aliis articulis etiam cepit disputari, sed quia in illis non ita facile et subito conveniri potest, audio quorundam
dijudicatione suspensa pergi ad alios, ita in dubio relictam esse disputationem de autoritate τῆς ἐκκλησίας καὶ τῶν συνόδων.
Perventum est, ut existimo, ad articulum περὶ τῆς παρουσίας τοῦ σώματος κυρίου καὶ περὶ τῆς μεταβολῆς τοῦ ἄρτου, in
quo vereor ne epitasis certaminis sit futura; scis enim quam mordicus pontificii in omnibus nationibus opinionem illam transsub-
stantiationis retineant, unde iste abusus adorationis inclusi sacramento et circumgestationis, in quo si pertinaciter nunc resistent,
haud scio an ulterius progressurae sint conciliationes. Nos deum oremus, ut haec negotia ipse gubernet ad salutem ecclesiarum.
Noster ille ὁ πριαμίδης, de quo et tu scripsisti, constans est et firmis, negat se velle discedi quidquam de pura doctrina quae
extat in confessione. Librum τῶν χρονικῶν remittes mihi, cum primum intellexeris nos domum reversos, quod utinam fiat brevi,
nam mihi incommodissimum est abesse domo in meorum periculis, sed Deo ut spero haec etiam curae erunt. Bene vale cum
honestissima conjuge et liberis, quibus ex me salutem dices. Nominatim etiam D. Friderico.

Ratisponae 5. Maii 1541.

Caspar Cruciger.

Das Werk, das nach jahrelanger Vorbereitung hiermit zur Veröffentlichung kommt, bildet eine Gallerie von Bildnissen aller der Männer, welche im grossen Werke der Reformation eine hervorragende und eingreifende Rolle gespielt haben. Es wurde das Unternehmen veranlasst durch eine Sammlung von Originalhandzeichnungen **Hans Holbeins** d. J., die, aus einer baseler Verlassenschaft stammend, Jahrhunderte lang im Besitz einer alt-angesehenen Familie in Zürich waren, von wo sie durch Kauf an das Bibliogr.-Institut übergingen. Bei der Kostbarkeit dieser bis jetzt grösstentheils noch unbekannten Portraits lag der Gedanke, sie durch den Stich zu veröffentlichen, sehr nahe und wurde um so lebhafter ergriffen, als sich in **Karl Barth** ein Künstler darbot, der der Lösung einer solchen Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen war. Die letzten Lebensjahre des verdienstvollen Stechers waren diesem Werke gewidmet.

Die Holbein'schen Zeichnungen erstrecken sich indessen nur auf die Schweizer-Reformatoren und wenige andere. Um daher dem Werke ein allgemeineres Interesse, als das bloss künstlerische, zu geben, um es auch in historischer Hinsicht einem abgeschlossenen Ganzen zu nähern, das die gesammte Zeit der Reformation in ihren Hauptvertretern umfasse, wurden andere gleichzeitige Meister, wie **A. Dürer, L. Kranach** u. A. zu Hülfe gezogen, und nach deren Originalien die fehlenden Portraits gestochen. Auf diese Weise entstand eine Gallerie von Reformatorenköpfen, wie sie ohne Widerrede noch nicht existirt und das Interesse des Kunstkenners, wie des Geschichtsfreundes und des Mannes von allgemeiner Bildung in hohem Grade in Anspruch nimmt. Unsere „Männer der Reformation" enthalten nicht allein die Träger jener weltbewegenden Ideen im 16. Jahrhundert, wie LUTHER, MELANCHTHON, BUGENHAGEN, JUST. JONAS, SPALATIN u. A. in Sachsen und Norddeutschland, CALVIN, ZWINGLI, BEZA, FAREL, OECOLAMPAD, VIRET, FAGIUS etc. in der Schweiz, den Schotten KNOX, BUCER in Strassburg etc., sondern auch die Vorkämpfer und Märtyrer der neuen Lehre, WICLEF, HUSS, HIERONYMUS von Prag, SAVONAROLA; ferner die Häupter der Humanisten, die der Kirchenverbesserung Bahn brachen durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen, wie ERASMUS von Rotterdam, REUCHLIN etc.; neben ihnen die wackern Mitstreiter der Reformatoren, ULR. v. HUTTEN, HANS SACHS etc., ihre fürstlichen Beschützer, FRIEDRICH den Weisen, JOHANN den Beständigen etc., sowie endlich einige ihrer genanntesten Gegner, Dr. ECK, TETZEL etc.

Jeden dieser Stiche begleitet ein kurzer Lebensabriss der Männer, grösstentheils aus der Feder **Ludwig Bechstein's**, ausserdem aber, so weit es ausführbar war, ein Facsimile ihrer Handschrift, was bei der Aufmerksamkeit, die man in unsern Tagen den Schriftzügen grosser Männer mit Recht schenkt, den Werth und das Interesse unseres Werkes um ein Bedeutendes erhöht. Da es unmöglich war, alle erforderlichen Handschriften zu erlangen, suchten wir einen Ersatz für diesen Mangel zu geben, durch die Beilage von Facsimile's anderer namhaften Männer der Reformation, von denen das Bildniss fehlt, wie CRUCIGER, KARLSTADT, PAUL EBER, AGRICOLA, AMSDORF, BULLINGER etc. Es wird demnach jedes Heft die Biographien von 4 Männern enthalten, dazu 3 Bildnisse und 3 bis 4 Facsimile's.

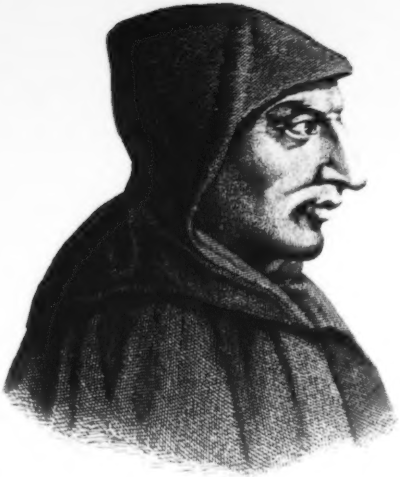
Das Ganze wird 12 — 14 Hefte umfassen; Titel und Einleitung des Werkes erscheinen mit dem letzten Heft.

Hildburghausen, im August 1857.

Das BIBLIOGRAPHISCHE INSTITUT.

Hieronymus Savonarola.

Mit Portrait.



Savonarola

[illegible]

HIERONYMUS SAVONAROLA.

Aus einem edlen Geschlechte Padua's ging in der Zeit, als der Geist reformatorischer Bewegung in der abendländischen Kirche fast in allen Landen Europa's wach und rege geworden war, ein Mann hervor, welcher berufen schien, der Reformator Italiens zu werden.

Girolamo Savonarola wurde am Tage des Apostels Matthäus, den 21. September 1452 zu Ferrara geboren; sein Vater hiess Nicolo, und sein Grossvater war Miguele Savonarola, hochberühmt als lehrender und ausübender Priester der Heilkunde, am Hofe des Herzogs Nicolo d'Este, und wegen seiner Frömmigkeit und Güte allgemein geschätzt. Dem Grossvater war es noch vergönnt, selbst den Enkel zu unterrichten, und dieser erhielt die Bestimmung, die gleiche Lebenslaufbahn, wie jener, einzuschlagen. Der junge Savonarola war von mittelmässiger Grösse, blond, von Hautfarbe weiss und lieblich geröthet. Seine Stirne war erhaben und hervorragend, die Nase römisch, die glänzenden Augen strahlten in der Farbe des Himmels.

Nach des Grossvaters Tode zog er den meisten wissenschaftlichen Gewinn aus den Schriften des gefeierten Scholastikers Thomas Aquina, und beschäftigte sich nebenbei mit Sprachstudium und Poesie, wobei sein Geist frühzeitig eine ernste Richtung gewann, die ihn von jugendlichen Zerstreuungen fern hielt. Diese Richtung seines Geistes lenkte ihn zur Betrachtung des grossen Elends der Welt und der Ungerechtigkeit der Menschen; er sah die Tugend unterliegen und das Laster Triumphe feiern, und diess bewog ihn, der Welt zu entsagen, sich dem Klosterleben zu widmen. In seinem 21. Jahre liess sich Savonarola, ohne seinen Eltern zuvor seinen Entschluss mitzutheilen, zu Bologna als Dominikaner einkleiden. Dies geschah am 24. April 1475. Im Kloster wirkte er als Lector der Metaphysik und Naturgeschichte, studirte auch auf das Fleissigste die Kirchenväter und die heilige Schrift, aus der er bald einzig und allein Trost und Frieden, Licht und Wahrheit schöpfte. Nur zu bald waren ihm die Mängel des damaligen kirchlichen und besonders des klösterlichen Lebens klar und offenbar geworden, und der Geist einer höhern Berufung und Weihe kam über ihn. Noch war ihm aber nicht verliehen, diesen Geist feurig und freudig ausstrahlen zu lassen über Andere, er gefiel nicht als Prediger, vielleicht war es auch damals schon der Inhalt seiner Predigten, die bereits begannen, mit Heftigkeit das geistliche Strafamt in erschreckender Weise zu üben, was sie nicht bei Jedem

Anklang finden liess. Nach mehrfachem Wechsel des Aufenthaltes wurde Savonarola auf den besondern Wunsch eines von ihm begeisterten Jüngers, des gelehrten jungen Fürsten Giovanni Pico della Mirandola, von Lorenzo de Medicis nach Florenz zurückberufen und als Lector, dann als Prior des Klosters San Marco angestellt. Dort in der Stadt allen Glanzes und Reichthums, mit einem Hofe, an welchem reiches Wissen und alle edlen und schönen Künste blühten und Pflege fanden, mit denen aber auch üppige und sinnliche Freuden Hand in Hand gingen, über welche die Geistlichkeit den dichtesten Mantel der Duldsamkeit und Nachsicht deckte, dort wagte Savonarola zu predigen von schlechten Prälaten, vom Verfall der Sitten, von der Noth der Kirche. Die Apokalypse, dies Buch voll erhabener und zermalmender Seherbegabung, legte Savonarola dem Volke erklärend aus, bald waren alle Räume von Hörern erfüllt, und sein Ruf schwebte auf allen Zungen. Dies erweckte naturgemäss Neider und Feinde, selbst Lorenzo de Medicis Gunst ward schwankend, zumal kein Erbieten die Ueberzeugungen des unerschütterlichen Mannes zu ändern vermochte. Aber schon war dem Leben dieses Medicäers ein Ziel gesetzt, er starb am 9. April 1492, und hatte noch kurz vor seinem Dahinscheiden eine Unterredung mit dem kühnen Mönche, der in Lorenzo einen Tyrannen, einen Unterdrücker der Freiheit erblickte, und dem Sterbenden den Spiegel der Wahrheit vorhielt.

Die Medicis hatten sich selbst, wie Florenz, auf einen Gipfel grosser Macht gehoben, allein dies war nicht geschehen ohne vielfachen Volksdruck und manche blutige Gewaltthat. Bald nach dem Tode Lorenzo's des Erlauchten, dem sein wenig kluger Sohn Pietro folgte, starb auch Papst Innocenz VIII., und dessen Nachfolger wurde jener Borgia, dessen Namen und Geschlecht von der Geschichte gebrandmarkt ist, unter dem Namen Alexander VI. Schon im Jahre 1494 fand Savonarola Anlass, öffentlich von der Kanzel es auszusprechen, dass die Päpste durch List und Ränke (wie es in der That bei Alexander VI. geschehen war) und durch Simonie den heiligen Stuhl und ihre Macht erlangten, dass sie entweder mit elendem Geize Gold zusammenscharrten, oder es in Unzucht und Schlemmerei verschleuderten, dass Kardinäle und Bischöfe ihnen nachahmten, von denen Mancher an einen Gott gar nicht glaube, dass die Sitte an Höfen, die Zucht in den Klöstern erschlafft sey, dass die Fürsten tyrannische Macht übten, und zu ihren Räubereien, Ehebrüchen und Kirchenschändereien Handlanger in Menge fänden, und dass das Schwert des Herrn bald und schnell über die sündige Erde daher fahren werde.

Mannichfaltige politische Verwickelungen der italienischen Staaten führten Karl VIII., König von Frankreich, mit einem Kriegsheer über die Apenninen, und in Florenz eine höchst aufgeregte Stimmung gegen Pietro de Medicis herbei — und in dieser Zeitperiode begann Savonarola neben dem Amte eines asketischen Strafpredigers, der eine durchgreifende Reformation der Kirche voraussah und voraussagte, eine Rolle als Politiker zu spielen, weil er in dem Annahen gewaltiger Kriegsmacht das strafende Schwert in höherer Hand zu erblicken glaubte, von dem er geweissagt. Pietro de Medicis unterwarf sich und das florentinische Gebiet dem Könige, und die Stadt Florenz sandte an den Lezteren fünf Oratori, unter denen Savonarola war, welcher eine begeisterte Rede an Karl VIII. hielt, durch die sich der vorhin ausgesprochene Grundgedanke schlang. Er sprach von der Langmuth und Gerechtigkeit Gottes, von den Sünden und Missethaten Italiens und von desselben unausbleiblichen Strafgericht. Als einen Diener der göttlichen Gerechtigkeit grüsste der Sprecher den König, und bat um Schonung der Stadt und ihrer Bewohner.

Der entwichene Pietro war kaum nach Florenz zurückgekehrt, wo eine kühne Gegenpartei die üble Stimmung des Volks gegen ihn zur Empörung aufgestachelt hatte, als er sich nebst seinen Brüdern zur schleunigen Flucht genöthigt sah, während der Pöbel die Paläste und Häuser der Medicis und ihrer wenigen Anhänger plünderte, die Kunstschätze stahl, zertrümmerte, und verwüstete und das unverwüstbare reiche Gut, das in der Stadtbank niedergelegt war, von der Signoria mit Beschlag belegt wurde.

König Karl VIII. zog triumphirend in Florenz ein und gebehrdete sich als ein Herrscher und Machthaber, was dem freisinnigen Geist der Florentiner keineswegs zusagte. Es fanden mancherlei diplomatische Verhandlungen Statt, und auch bei diesen war Savonarola thätig. Die Macht und das Feuer seiner Rede bewegten den König zum zufriedenstellenden Nachgeber.

Als nun der König seinen Zug nach Rom weiter fortsetzte,, als das Gerücht laut wurde, er werde ein allgemeines Concilium zur Reformation der Kirche berufen, da wuchs hoher Muth im Herzen Savonarola's; er sah die Ernte seiner Aussaat, die Erfüllung seiner prophetischen Gesichte nahe. Denn in ihm wohnte die Wundergabe der Weissagung, doch wollte er nicht für einen Propheten gelten, oder als solcher gepriesen seyn. Gern sprach er in kühnen, apokalyptischen Bildern, besonders wann es galt, die Wiedergeburt, Verjüngung und Läuterung der Kirche zu schildern, die seinem glühendreligiösen Geist immer lebendig vor Augen stand. Aber jenes Gerücht hatte getäuscht. Karl VIII. dachte nicht daran, ein Erneuerer der Kirche zu werden, dazu gebrach es ihm an innerer Kraft, wie an Geistesgrösse, nur weltliche Zwecke beschäftigten ihn, er machte mit Alexander VI. seinen Frieden, küsste ihm den Fuss, und reichte ihm bei einer Messe das Handgefäss.

In Florenz, dem kleinen nunmehrigen Freistaate, fehlte es nicht an politischen Meinungsverschiedenheiten; die eine Partei strebte eine Volksregierung an unter allgemeiner Theilnahme nach Stimmenmehrheit, mit Verwaltungsausschüssen, Gesetzkommissionen, Kriegsrath und mit Beseitigung jedes aristokratischen Elements. Die zweite Partei stützte sich auf die allgemeine Erfahrung, die ein solches Regiment gegen sich habe, denn nie habe die Gesammtmasse des Volkes ein gereiftes und sicheres Urtheil, sie gefährde vielmehr die Lenkung und Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten. Zähle man die Stimmen, statt sie zu wägen, so bleibe Günstiges in der Hand des Zufalls. Das Volksregiment sey immer und überall ein Extrem, das zur Tyrannei umschlage, und die Demokratie habe Athens und Roms Freiheit untergraben.

Savonarola, welcher das Volk aufrichtig liebte, obschon er das Königthum nicht hasste, wohl aber die Tyrannei, und der bereits zum Manne des Volkes geworden war, stand auf Seite der erstern Partei, hauptsächlich, weil er zuversichtlich hoffte, in ihr, im Volke, einen gedeihlichen Boden für die Reife seiner kirchenreformatorischen Saat zu finden. Er war vorwiegend Theokrat, diess that er kund in einem Vortrage, in welchem er an die Spitze einer Verfassungsgrundlage die Gottesfurcht, das christliche Leben und die Sittenstrenge stellte, ferner die völlige Uneigennützigkeit, eine allgemeine Amnestie und eine allgemeine Form der Regierung, eine Art Grossrath, von welchem jedoch die Hefe des Volkes ausgeschlossen seyn sollte. Und so siegreich war Savonarola's geistige und rednerische Macht, dass er durchdrang, dass sein Verfassungsentwurf angenommen wurde, und den Gegnern desselben, unter denen die Partei der Medicis obenan stand, blieb nichts übrig, als der stille Ingrimm und die Gegenwühlerei. In dem Kampf der politischen Parteien gährten und wogten, wie immer, alle trüben, unlautern und schmutzigen Elemente durcheinander, man belegte sich gegenseitig mit Schimpfnamen, z. B. hiessen die Aristokraten Arrabiati (Wüthende, Tolle), die Demokraten aber Piagnoni (Greiner, Heuler), jene nannten die neue Staatsverfassung eine Mönchskutte, letztere nannten die politische Richtung ihrer Gegner unchristlich, heidnisch. Savonarola wurde des Tyrannengelüsts beschuldigt, er aber vertheidigte sich und sein politisches Glaubensbekenntniss würdevoll, und war dabei hellsehend genug, den Mangel einigender Liebe und patriotischer Tugenden zu gewahren, die den neuen Einrichtungen anhafteten.

Mitten durch die trüben Schleier politischer Zerwürfnisse in Florenz blitzte misstrauisch und voll Argwohn das Auge Papst Alexanders VI., der ein abgesagter Feind kirchlichreformatorischer Bewegung war, und es fehlte nicht an Feinden, die jenen Argwohn und jenes Misstrauen bestärkten und nährten.

Savonarola's reformatorisches Grundprincip war, alle Verbesserung von einem kleinen Punkt anzufangen und sie dann weiter und weiter zu führen; so meinte er, wenn nur erst ein Kloster nach neuer, musterhafter, geläuterter Einrichtung Beispiel gebend da stehe, würden andere dem guten Beispiel Folge leisten. Und wirklich gelang es ihm, zwei Klöster zu einer strengeren, von ihm entworfenen Disciplin zu gewinnen, mehrere Kardinäle und andere hohe Geistliche seinen Ideen geneigt zu machen, ja es gelang noch mehr, es gelang seinem Einfluss, seiner neubegründeten Kongregation die Bestätigung des Papstes zu verschaffen. Raschen Schrittes gedachte Savonarola mit seiner Reformation der Klöster weiter zu schreiten, die Dominikanerklöster in Fiesole und Pisa nahmen ebenfalls die neue Observanz an, in Siena hingegen widersetzte sich der mönchische Gewohnheitsgeist heftig und gewaltsam. Durch fortgesetzte Strafpredigten voll eines schonungslosen Ernstes forderte Savonarola's Feuereifer mächtige Feinde heraus, die nicht neuerungssüchtige Klosterwelt fiel ihnen zu, und der Papst untersagte 1495 dem geistvollen Dominikaner das Halten der Fastenpredigten, indess wurde durch Verwendung der Florentinischen Regierung das betreffende Breve zurückgenommen. Und Savonarola predigte, er predigte Busse, er sprach über jenen Papstbefehl und über seine Furchtlosigkeit, er forderte den Teufel auf, mit allen Kräften sich gegen ihn zu stellen. Er schleuderte kühn und unerschrocken die Blitze seines Zornes gegen den römischen Hof, und wieder antwortete der Papst mit einer Citation nach Rom, da aber die Meinungen im Kardinalskollegium nicht übereinstimmten, und man in Florenz und Rom Unterschriften zu verwendenden Adressen sammelte, so nahm auch diesen Befehl der Papst zurück, Savonarola aber enthielt sich eine Zeit lang des Predigens. Dieses Schweigen des Gehorsams wirkte mehr, als die beredteste Predigt. Savonarola stand auf der Höhe männlicher Kraft, geistigen Bewusstseyns, gotterfüllter Begeisterung. Mit Ungestüm verlangte jetzt das Volk nach seinen Predigten; von den Gebirgen kamen die Bewohner in Schaaren, den Propheten zu hören, die Kathedrale fasste nicht mehr die Menge der Andächtigen und Neugierigen. Wunderbar wirkten Savonarola's Predigten, die Sitten wurden reiner, eine werkthätige ächtchristliche Liebe entflammte sich an seinen Worten, unlautere Lieder wurden nicht mehr gehört, ein sittlicher Ernst hielt selbst fröhliche Festmahle in ehrbaren Schranken; man fastete häufiger, spendete reichlichere Almosen, entfernte buhlerische Dirnen, vernichtete Bret-, Karten- und Würfelspiele, besuchte kaum noch die Theater. Eine Anzahl junger Nobili wurde in eine Art Ordensgemeinschaft von Savonarola vereinigt, welcher oblag, in den Häusern um die Auslieferung weltlicher Dinge zu bitten, welche sie Anátema nannten. Ward ihnen gegeben, so segneten sie Haus und Geber, empfingen sie harte und beleidigende Worte, was in Häusern der Gegenpartei nicht selten der Fall seyn mochte, so trugen sie schweigend jede Schmähung. Unsittliche Bücher, Bilder und Spiele, Harfen, Flöten, Geigen und Lauten, Schmuck und Ziertand aller Art sammelten sie in der Fastenzeit und zogen damit am Karnevaltage unter dem Gesang von Psalmen vor den Loggien der Signoria vorüber, schichteten einen grossen Scheiterhaufen und übergaben unter Posaunenklängen alles den Flammen, wie vor Zeiten der Eiferer Capistrano gethan. Solches Thun konnte freilich nicht ohne scharfe Glossirung der weltlichen Partei vorübergehen, und Manchen schmerzte doch die Vernichtung so vielen werthvollen Geräthes, aus dessen Erlös man Armen hätte wohlthun können. Es war diese öffentliche Darlegung asketisch-pietistischer Richtung nicht geeignet, Savonarola's Freundezahl zu mehren, so hoch er auch in der öffentlichen Meinung stand. Weit über Italiens Grenzen hinaus war schon der Ruf des Florentiner Mönchs, des Propheten, gedrungen. Von Deutschland aus gingen ihm aufmunternde Briefe zu, und sogar der Sultan zog Erkundigungen über ihn ein, und liess die Predigten über Amos und Zacharia sich in die türkische Sprache übertragen.

Savonarola predigte fort mit gewohntem Feuereifer und sparte die rednerischen Donnerkeile gegen die „römische Babel“ nicht. Der Papst erbebte vor ihm, wollte ihn widerlegt sehen, zum Widerruf, zum Einstellen seiner Prophezeihungen ihn zwingen — doch nicht mit roher Gewalt, nein, mit feiner Schlauheit, mit dem Köder der Ehrsucht. Ein hoher gelehrter Beamter, Ludovico di Ferrara, ward abgesandt, mit Savonarola zu disputiren, ihn zu widerlegen, und wenn das nicht gelinge, ihm, unter Bedingung des Enthaltens fernerer Prophezeihungen, den Kardinalshut zu bieten. Drei Tage lang dauerte der gelehrte dogmatische Streit. Savonarola stand unbesiegt. Und als ihm nun die purpurne Lockspeise geboten ward, da sprach er das prophetische Wort: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Martyriums, den mein Blut roth wird färben.“ Papst Alexander erschrak und erstaunte, und gebot, ferner weder im Guten noch im Schlimmen gegen ihn des Florentiner Mönchs zu gedenken.

Savonarola ging nun weiter; er trug sich lebhafter mit dem Gedanken der Ausführung eines allgemeinen freien, christlichen Koncils. Um ein solches zusammenzurufen, bedurfte er der Mitwirkung der abendländischen Fürsten, und so schrieb er Briefe an den römischen Kaiser, wie an die Könige von Ungarn, Frankreich, England, Spanien, und forderte sie auf, indem er der Kirche Noth ihnen klagte, dieser ihren mächtigen Schutz und Schirm zu verleihen, und dem Koncile förderlich zu seyn, da die römische Kirche krank sey vom Scheitel bis zu den Sohlen. Da lautete es in diesen Briefen: „Dieser Papst Alexander VI. ist kein Papst, ist als solcher nicht anzuerkennen, dies sage ich nicht allein wegen seines durch Simonie erlangten Thrones und seiner übrigen offenbaren Laster und Schandthaten, sondern auch wegen seiner geheimen Verbrechen, die nach Zeit und Ort noch an das Licht gezogen werden sollen. Was ich behaupte, geschieht hauptsächlich auf den Befehl Gottes, dass er kein Christ ist, dass er keinen Glauben an Gott hat.“

Mit diesem Briefe schrieb Savonarola sein eigenes Todesurtheil.

Ein mächtiger Feind, Ludovico Sforza, dem Savonarola in politischer Beziehung in Florenz entgegen gestanden hatte, der ersterem beim Volke durch ihm anhängende Franciskanermönche zu schaden suchte, der auch schon Mörder gegen ihn gedungen hatte, erhielt einen der von Savonarola geschriebenen Briefe durch seine Späher, die dem Boten diesen Brief abgenommen.

Bald war der Brief in der Hand des Papstes, und der tödtlichste Hass gegen Savonarola flammte in dessen Herzen auf.

Dennoch geschah noch kein offener Schritt, der Papst sann darauf, Savonarola nicht allein, sondern mit seinem ganzen Anhang zu verderben. Er erliess ein

Breve, nach welchem eine Anzahl Klöster, darunter die durch Savonarola reformirten, zu einer Kongregation gebracht werden sollten. Savonarola mit allen ihm ergebenen Ordensbrüdern widersetzte sich diesem Breve, nannte den Vorschlag des Papstes eine Deformatio, entgegen der Reformatio, und sprach ungescheut aus, dass sie nicht verbunden seyen, in allen Dingen den Oberen zu gehorchen, sondern nur in denen, die jene nach dem Evangelium und den Konstitutionen anordneten.

Da nun der grösste Theil der Stadt Florenz noch zur Zeit auf Savonarola's Seite stand, so nahm alsbald der Mönchsstreit politische Färbung an, der Papst nannte die Antheilnahme der Stadt Empörung und drohte mit dem Bannstrahl — suchte auch nebenbei heimlich Savonarola's Auslieferung zu bewirken. Die Gegenpartei der Arrabiati war erfreut, die Feindseligkeiten zu erneuen und bildete aus sich einen Ausschuss, die Compagnacci, der es übernahm, Savonarola zu fällen.

Am Himmelfahrtstage, 4. Mai 1497, an welchem Savonarola im Dom zu predigen hatte, sollte er ermordet werden. Savonarola wurde gewarnt, allein dem unerschütterlichen Mann schreckte keine Todesdrohung. Während die Verschworenen den Entschluss gefasst hatten, ihn auf der Kanzel zu ermorden und dieselbe bewaffnet umstanden, bestieg er die Kanzel und predigte über den siebenten Psalm und die Kraft des Glaubens stark und gewaltig. In den Schutz und Schirm des allmächtigen Gottes befahl er sich und seine Seele, mit ernsten Worten wandte er sich an seine Feinde und Verfolger, dass sie nicht gegen ihn, den armen Bruder, sondern gegen den starken und gerechten Richter Jesus Christus stritten. Es wurde unruhig in der Kirche, lauter und immer lauter ward das Getöse. „Habt keine Furcht, ihr Guten!“ rief er, „Gott ist für uns, und viele tausend Engel sind hier auf dem Plan.“

Der Lärm erreichte den höchsten Grad, Schwerter wurden gezogen, Dolche gezückt, eine Schaar Getreuer in Waffen umringte den Prediger und führte ihn sicher hinweg. Die Signoria, um solchen Auftritten vorzubeugen, untersagte nun Savonarola ferneres Predigen, verwendete sich aber zugleich in einer würdevollen Intercession für ihn bei dem Papst, die Savonarola's grosse Verdienste um den Staat und die Kirche hervorhob. Auch der Letztere selbst schrieb an den Papst, vertheidigte sich gegen die Verleumdungen seiner Feinde, lehnte die Anschuldigung der Ketzerei ab und getröstete sich der Hülfe Gottes. Die Antwort war Savonarola's feierliche und förmliche Exkommunikation. Als das Breve, das dieselbe aussprach, in Florenz angekommen, wurde es unterm Läuten der Todtenglocke in öffentlicher Versammlung aller Mönchsorden mit Ausnahme der Brüder von San Marco, beim Schimmer von 4 schwarzen Kerzen verlesen, und dann wurden diese Kerzen ausgelöscht. Das Volk, das heute einem Liebling zujauchzt und ihn morgen mit Koth wirft, ergoss sich nun in Schmähungen gegen Savonarola, und warf den Brüdern von S. Marco die Fenster ein, was gar nicht hinderte, ihm zu anderer Zeit abermals zuzujauchzen.

Während der Hass und Kampf der Parteien für und wider fortdauerte, trug Savonarola muthvoll und standhaft das über ihn Verhängte, wies unwürdige Anerbietungen, Absolution zu erlangen, ab, und tröstete sich und seine Treuen in einem offenen Briefe voll Ergebung, voll Frömmigkeit und christlicher Gesinnung. Als die Signoria von Florenz sich nochmals an den Papst um Zurücknahme der Exkommunikation wandte, erlangte sie die Anordnung einer Untersuchung, während der Papst an Savonarola den Befehl ergehen liess, sich alles Predigens zu enthalten, und vertrauensvoll, nicht mit militärischer Bedeckung, in Rom zu erscheinen. Die Exkommunikation wurde wirklich zurückgenommen. Dies schrieb Alexander am 16. Oktober 1497; Savonarola aber widerlegte des Papstes ihm dabei gemachte Beschuldigungen, ging nicht nach Rom und stand am ersten Weihnachtsfeiertage desselben Jahres wieder auf der Kanzel, hielt in San Marco die Frühmessen, hielt öffentliche Prozessionen, was nur dazu beitrug, die Reibungen der Signoria von Florenz, die Savonarola schützte, mit dem päpstlichen Stuhle zu vermehren. Der überkühne Prediger that in nachfolgenden Fastenpredigten des Jahres 1498 die Ungültigkeit der päpstlichen Exkommunikation dar, wies die Irrthümer in den Briefen des unfehlbaren Stellvertreters Christi auf Erden nach, und nannte Diejenigen exkommunicirte Ketzer, die sich an solche Exkommunikation des Papstes kehrten. Alle Kirchen, in denen Savonarola auftrat, waren überfüllt, wie nie zuvor; am Tage vor Ascher-Mittwoch predigte er von einer Kanzel ausserhalb der Kirche, und flehte zu Gott, ihn auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen, wenn er nicht lautere Wahrheit verkünde. Die Folge war ein neues strenges Breve gegen ihn von Rom, aber Savonarola predigte fort und fort, bis ein nochmaliges drohendes Breve an die Signoria gelangte, und dieser den bestimmtesten Befehl an den Eiferer abnöthigte, sein Predigen einzustellen. Dennoch trat dieser noch einmal, am 18. März 1498 in der Kirche San Marco auf, erkannte nur Christus für seinen Papst und betheuerte die Wahrheit seiner Behauptungen und Glaubenssätze. Ein begeisterter Anhänger Savonarola's erbot sich, öffentlich für die Wahrheit dieser Sätze zu streiten, ja sogar die Feuerprobe darauf zu bestehen. Der Kampf wurde angenommen, viele Hunderte der Anhänger Savonarola's wollten ihn mitkämpfen, und es bereitete sich ein theologisches Spektakelstück vor, zu dem das Volk in dichten Massen strömte. Es artete aber in einen furchtbaren Tumult mit Mord und Todschlag und Brandstiftung aus, dessen Ende war, dass Savonarola unter Misshandlungen verhaftet und in den Kerker geführt wurde. Für alle an diesem Tage begangenen Greuel ertheilte Papst Alexander VI. völligen Ablass. Savonarola's Mitgefangene waren noch zwei Brüder von S. Marco, treue Anhänger, Domenico da Pescia und Silvestro Maruffe. Ein Untersuchungsgericht wurde schnell angeordnet und die Folter in Anwendung gebracht. Die Aussagen des Martyrers wurden heimlich falsch protokollirt, und das falsche Protokoll dem ächten untergeschoben, um Verdammungsgründe gegen ihn zu haben.

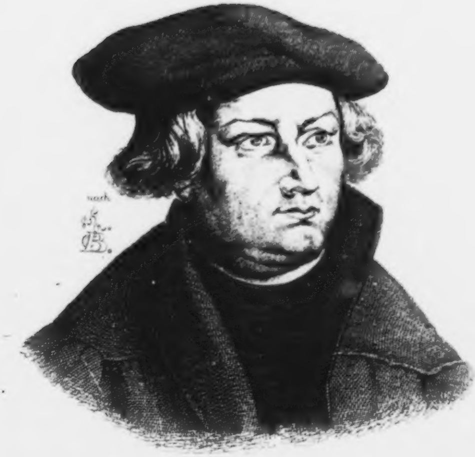
Trotz Kerkerqual und Folterpein blieb Savonarola standhaften Muthes und Geistes; er erklärte noch schriftlich einige Psalmen und nahm alle durch die Folter von ihm erpressten Geständnisse zurück. Der Papst aber schwur: „Savonarola muss sterben, und wenn er St. Johannes der Täufer selbst wäre!“ Und so ward ihm als einem Ketzer, Schismatiker, Kirchenzerstörer und Volksverführer das Todesurtheil gesprochen. Er sollte mit seinen beiden Mitgefangenen erhenkt und darauf verbrannt werden. Am 23. Mai 1498 wurde dieses grausame Urtheil vollzogen, nachdem die Verurtheilten gebeichtet und kommunicirt hatten. Sie erlitten mit Freudigkeit den Tod der Glaubensmartyrer. —

Girolamo Savonarola war ein von glühendem Glaubenseifer durchdrungener Feuergeist, von mystischer, asketischer Richtung, von Propheteneifer beseelt, doch menschlich irrend in mancher Ansicht. Gross war seine Begabung als Prediger, seine Reden waren hinreissend und wirkungsvoll. Als Dogmatiker schien er zum Reformator berufen, als Politiker grenzte seinen Gesichtskreis der kleine Freistaat, dem er sein Wirken weihte, allzueng ab. Nach seinem Tode fand er theils heiligsprechende Verehrung, theils niedrigste Schmähung, der Kampf der Parteien wogte fort. Die Geschichte hat das Urtheil über ihn geläutert und festgestellt, und ein edler deutscher Dichtergeist, Nicolaus Lenau, hat sein Leben und Leiden poetisch verklärt.

Ludwig Bechstein.

Juſtus Jonas.

Mit Portrait und Facſimile.



Justus Jonas

[illegible]

Dr. JUSTUS JONAS.

Ein treuer Freund, ein treuer Gehülfe Luthers, selbst im Aeussern diesem so ähnlich, dass wohl ein Jonasbild für ein Lutherbild gelten könnte, und auch durch Cranachs Meistergriffel verewigt. Jonas war von Geburt ein Thüringer, sein später von ihm umgewandelter Taufname war ursprünglich Jodocus. Er wurde 1493, am 5. Juni, zu Nordhausen geboren, wo sein Vater das Bürgermeisteramt bekleidete. Nach dem ersten Schulunterricht wurde Justus nach Erfurt gesandt; dort hörte er Eoban Hesse, wurde 1507 Baccalaureus, 1510 Magister der Philosophie, nicht lange nachher Licentiat der Rechte. Bald darauf aber wandte er sich dem nicht aus Neigung ergriffenen Studium der Rechte ab und zur Theologie, und erlangte ein Kanonikat am St. Severinstift. Zu Erfurt schon schloss Jonas den frühen Freundschaftsbund mit Luther, der beider Leben dauernd verschönte. Er folgte dem Freund nach Wittenberg und gewann dort dauernden Wohnsitz; im Jahre 1521 begleitete Jonas Luther nach Worms und am 14. Oktober desselben Jahres empfing er den Doktorgrad, wurde Professor der Theologie und des kanonischen Rechts an der blühenden Hochschule, und sah so vorerst alle Lebenswünsche erfüllt; er wurde auch Propst des Allerheiligen-Kollegiums, und so mit Würden geziert, mit Aemtern begabt, wirkte er mit Luther gemeinsam im Sinn und Geist eines Reformators, mehr noch durch das Wort, als die Schrift, obschon er auch mehrere Schriften verfasste. Justus Jonas war ein Mann von hohen Gaben und höchster Regsamkeit, und dabei von höchster Sittenreinheit. Freudig duldete nicht nur Luther seine Nähe, sie war ihm Bedürfniss, in ihren Gemüthern war der Einklang zweier gleichgestimmten Harfen. Daher musste auch Justus Jonas mit zum Religionsgespräch nach Marburg, und in Augsburg auf dem Reichstag 1530 musste er neben Melanchthon und Spalatin den in Koburg zurückgelassenen Luther vertreten helfen. Ebenso wenig fehlte Jonas in Schmalkalden, und unterschrieb dort mit den andern anwesenden Theologen die unter dem Namen der Schmalkaldischen Artikel bekannten symbolischen Bücher der Protestanten im Jahre 1537. Aeusserst thätig mitwirkend förderte auch Jonas die Kirchenverbesserung in dem Ländergebiet Herzog Heinrichs zu Sachsen nach dem Tode Herzog Georgs, in Meissen sowohl als in Thüringen, im Bunde mit Spalatin und Amsdorf. Dies geschah im Jahre 1539, und war wohl nächste Ursache eines ehrenvollen Rufes nach Halle. Dort war es, wo Luther auf einer Durchreise bei Jonas als Gast einkehrte und ihm einen rührenden Beweis seiner Freundschaft gab. Luther brachte ihm einen Glaspokal mit, in welchem sein und Jonas' Bildniss eingeschnitten war, und sprach bei der Ueberreichung ein lateinisches Distichon*), dessen deutscher Wortlaut dieser:

Luther, selber ein Glas, giebt ein Glas dir, o Jonas, dem Glase!
Dass wir zerbrechlich wie Glas — denke sich jeder dabei.

Und wie Jonas der beste Zeuge war von aller grossen Arbeit Luthers, so fügte es Gott, dass er vor allen geistesverwandten theologischen Freunden ihn geleiten sollte zum Hafen ewiger, seliger Ruhe, und ein Zeuge seyn vom Hingang des Gerechten. Als Luther zur Schlichtung einiger Streitigkeiten zwischen den Grafen von Mansfeld unter sich und mit den Grafen von Schwarzburg im Jahre 1546 ersucht wurde, persönlich nach Eisleben zu kommen, und dieser in Begleitung seiner drei Söhne und Melanchthons dem Wunsche willfahrete, schloss auch Jonas dem Freunde sich an, nicht ahnend, dass er ihm das letzte Geleite gebe. Das hochgehende Wasser des angeschwollenen Saalstroms, über welchen keine Brücke führte, brachte die Ueberschiffenden in augenscheinliche Lebensgefahr, und die ungünstige Jahreszeit (die Reise erfolgte im Januar) mehrte Luthers körperliches Uebelbefinden, der schon lange mit einem Siechthum kämpfte. Dennoch erholte er sich, brachte in den folgenden Tagen einigende Verträge zwischen den streitenden Parteien zu Stande, und Jonas musste dieselben mit unterzeichnen. Da nun die schmerzliche Stunde des Scheidens kam, war es Justus Jonas, der nicht von Luthers Seite wich, der ihm Trost zusprach, der sein letztes freudiges Ja des Bekenntnisses, seines Glaubens, empfing, der Luther die Augen zudrückte, ihm zu Eisleben die Leichenpredigt hielt und ihn bis zur letzten Ruhestätte in Wittenberg begleitete.

Missverhältnisse mit seiner Hallischen Gemeinde bewogen Jonas, diese Stadt zu verlassen; manche Nachrichten behaupten sogar, er sey von dort geradezu vertrieben worden — allein es ist dies nicht genau verbürgt, und Jonas blieb auch ausser Halle in ehrenvoller reformatorischer Thätigkeit. Er richtete neue Kirchenverfassungen zu Weimar, zu Hildesheim und an andern Orten ein, lehrte in Jena bis zum Jahre 1551 als Professor der Theologie, wurde dann nach Koburg als Hofprediger des Herzogs Johann Ernst zu Sachsen, Bruders des Kurfürsten, berufen, und kam von da, nach dem 1553 erfolgten Tode seines Herrn, nach Eisfeld, wo er im August seine Antrittspredigt hielt, und neben dem Predigtamte jenes eines Kursächsischen Kircheninspektors der Fränkischen Ortschaften unter sächsicher Oberhoheit verwaltete. So weit ging der Ruf von Justus Jonas' Einsichten und Gaben, dass sich sogar die Stadt Regensburg um ihn bemühte, und ihn auf 10 Wochen zur Kircheneinrichtung erbat. Die vorgerückten Jahre, und so manche Anstrengung liessen ihn zu Eisfeld wenig gesunde Tage mehr verleben, er musste sich einen Vikar halten. Nur zwei Jahre und zwei Monate verlebte der müde Mann in Eisfeld, und entschlief dort im Arme seiner treuen Hausfrau, im 63. Jahre seines Alters, am 9. Oktober 1555. Er wurde auf den Gottesacker, nahe der Kirche, beerdigt, und drei Monumente an und in der Kirche verewigten sein Andenken.

Ein merkwürdiges Schicksal traf Justus Jonas gleichnamigen Sohn, dieser wurde, gleich dem Sohne Gregor Brücks, ein geschickter Jurist, brachte es bis zum Vice-

---

*) Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque.

kanzler Kaiser Karls V., wurde aber stolz und übermüthig, hielt den Vater übel, vermeinte, er wäre besser ein Königssohn, als der Sohn eines Pfarrers, verwickelte sich in die Grumbachischen Händel, entging zwar der Katastrophe und trat als Rath in die Dienste des Königs von Dänemark, aber die verfolgende Wuth der Feinde Herzog Johann Friedrichs des Mittlern wusste ihn auch in der Ferne aufzufinden, und brachte es dahin, dass er zu Kopenhagen im Jahr 1567 enthauptet wurde.

Justus Jonas der Vater war auch ein frommer geistlicher Liederdichter.

Ludwig Bechstein.

Reverendo et Clarissimo
Sacrae Theologiae
doctori domino Paulo
Ebero. Ecclesiae Vitebergensis
pastori vigilantissimo.
domino et patri in
fide Christi carissimo.

S.

S Reverende et Clarissime domine doctor pater in fide Christi carissime. Gener Noviomagi ad me scripserat meque rogarat ut Socero ipsius D. Noviomago, quem in invocatione filii Dei placide ex hac vita migrasse affirmabat, epithaphium scribi curarem. Quae ego officio, viri optime de me meriti memoria, tanta animi promptitudine concelebrare cupiebam, ut epithaphium ab erudito aliquo, quem ad hanc rem idoneum invenirem, potuissem, porro conscripto, epistolam hanc quam Paternitati tuae legendam mitto, praefigere voluerim, modo pace id fieret tua. Quia vero ex D. M. Issenbergio intellexi ipsum palam professum esse, se papatum eum ne ab ea religione cuius initiatus fuisset quamque cum lacte simul materno imbibisset discedere velle: sententiam mutavi, meaque hoc scriptum in spongiam potius incumbere quam infirmioribus scandalo esse malo. Paternitati vestrae haec adeo mitto ut videat tristem huius optimi alioqui viri ac deplorandum casum, magnum mihi dolorem attulisse, et simul suum mihi consilium impertiat an epistolam illam privatim mittere possim. Cupio enim saltem aliquod amoris erga eum veterem mei testimonium, si non publice, sed privatim apud posteros ipsius extare. Vale

Thomas.

ZU JUSTUS JONAS' HANDSCHRIFT.

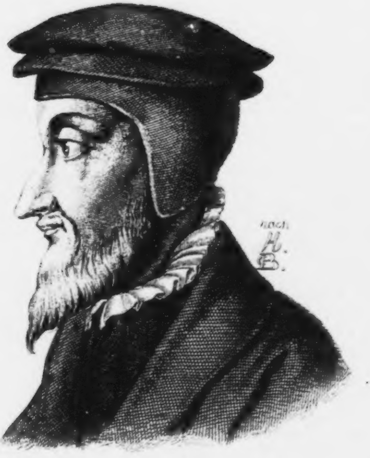
Reverendo et Clarissimo
Sacrae Theologiae
Doctori Domino Paulo
Ebero Ecclesiae Vitebergensis
pastori uigilantissimo.
Domino et patri in
Fide Christi carissimo.

S. Reverende et Clarissime Domine Doctor pater in fide Christi carissime. Gener Noueniani ad me scripserat meque rogarat, ut Socero ipsius D Noueniano, quem in inuocatione filii Dei placide ex hac uita migrasse affirmabat, epithauium scribi curarem. Quo ego officio, uiri optime de me meriti memoriam tanta animi promptitudine concelebrare cupiebam, ut epithauio ab erudito aliquo, quem ad hanc rem idoneum inuenire potuissem, poeta conscripto, epistolium hoc quod paternitati tuae legendum mitto, prefigere uoluerim, modo pace id fieret tua. Quia vero ex D M Isenbergio intellexi ipsum palam professum esse, Se papistam esse nec ab ea religione cui innutritus fuisset quamque cum lacte simul materno imbibisset discedere uelle: sententiam mutavi meumque hoc scriptum in spongiam potius incumbere, quam infirmioribus scandalo esse malo. Paternitati autem tuae ideo mitto, ut uideat tristem huius optimi alioqui viri ac deplorandum casum, magnum mihi dolorem attulisse et simul suum mihi consilium impertiat, an epistolam illam privatim mittere possim. Cuperem enim saltem aliquod amoris erga eum virum mei testimonium, si non publice, ad (sic!) privatim apud posteros ipsius extare. Vale.

J. Jonas.

Petrus Viret.

Mit Portrait und Facſimile.



Petrus Viretus

[illegible]

PETRUS VIRET.

Von Geburt ein Schweizer, zählt Peter Viret vollgültig mit in der Reihe jener berühmten Theologen, denen die Schweiz und Frankreich ihre Reformation danken, und sein Name strahlt im Ruhmesglanze Johann Calvins. Er wurde zu Orbe, einem Städtchen des Kantons Bern, 1511 geboren; seine Jugendgeschichte scheint in Dunkel gehüllt, doch ist bekannt, dass er zu Paris studirte, wo er mit Farel Bekanntschaft machte und Freundschaft schloss. Beide wandten sich dann später gemeinsam nach Genf, wo sie im Jahre 1532 anlangten und wo Farel ohne Säumen sein Reformationswerk begann. Alle Stürme, die Farels ungestümes Thun dort gegen sich heraufbeschwor, theilte Viret und half sie ihm bestehen. Als Calvin nach Vollendung seiner Studien nach Genf zurückkehrte, war es Farel, der ihm mit Prophetenworten nahe trat und zu seinem Werk ihn weihte. Ein Band der Freundschaft, das keine Zeit zerreissen konnte, umschlang diese drei Männer; dennoch gebot das Schicksal ihnen Trennung, aber sie blieben ein Dreiklang voll Einklang harmonischen und segensreichen Wirkens, Calvin in Genf, Farel in Neufchatel, Viret in Lausanne. Ununterbrochener Briefwechsel hielt die Farben ihres Freundschaftbandes stets frisch und schön. Viret stand zwischen dem feurigen und ungestümen Farel und dem oft zaghaften Calvin wie ein milder klarer Stern als Mittler. Er war fein gebildet und besass eine sanfte, einnehmende und unwiderstehliche Beredsamkeit, welche fast sprüchwörtlich wurde, indem man die Gelehrsamkeit Calvins, die Kraft und Gewalt Farels und die Beredsamkeit Virets zusammenstellte. Theodor Beza machte später dies Kleeblatt edler Geister zu einem vierblätterigen.

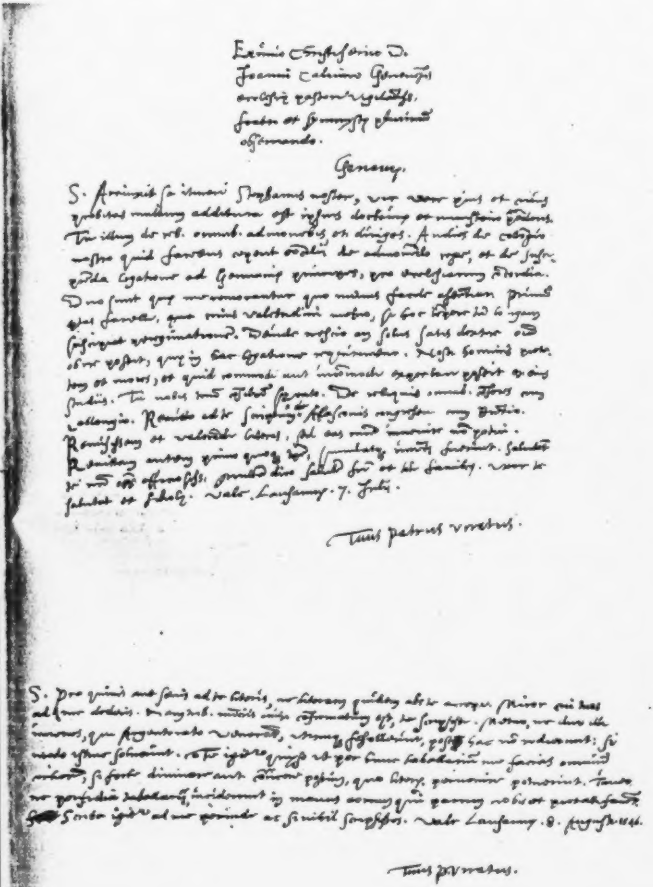
Im Jahr 1536 nahm die Stadt Lausanne die Reformation und Viret zu ihrem Prediger an; dieser wirkte dort eine Reihe von Jahren mit reichem Segen. Die süsse Milde seiner Beredsamkeit, die dennoch voll Kraft und sittlicher Würde war, fesselte seine Zuhörer so, dass es oft beklagt wurde, wenn er zu sprechen aufhörte.

Als Calvin nach langem Andringen 1541 beschloss, sich nach Regensburg zum Religionsgespräch zu begeben, erkor er Viret zu seinem Stellvertreter auf dem Predigtstuhle in Genf, und es war des Schweizerischen Reformators lebhafter Wunsch, den geliebten und vertrauten Freund als Amtsbruder zur Seite zu behalten, allein seine Gemeinde zu Lausanne wollte ihren Viret nicht missen, wie dieser auch selbst gern zu derselben zurückkehrte. Dort lebte und lehrte er noch lange in goldenem Frieden, während das unruhige Genf, in Parteiungen gespalten, Calvin oft ängstigte und bedrohte, so dass selbst Viret und Farel persönlich herbeieilten. Calvin hatte vertraulich in einem Briefe an Viret geäussert: Die Genfer wollen unter dem Namen Christi ohne Christum regieren. Der Brief war aufgefangen, eröffnet und dem Rathe der Stadt übergeben worden, das regte aufs Neue gegen Calvin auf. Oft gingen seine Boten nach Lausanne und Neufchatel, oft bedurfte er der Freunde aufrichtenden Zuspruch. So auch, da ihm die theure Lebensgefährtin von der Seite gerissen ward, waren es ebenfalls Viret und Farel, in deren treue Seelen Calvin seine rührenden Klagen ergoss.

Viret tröstete mit einer Antwort voll Kraft und edler Theilnahme; auch er war verheirathet und vermochte den Schmerz des Freundes nachzufühlen. Auch ihn sollten noch Schmerzen und Kämpfe in Fülle heimsuchen. Nach den Reformationswirren, welche Frankreich durch viele Jahre erschütterten, riefen eifrige Anhänger der neuen Kirche nach tüchtigen Predigern, und Viret sah sich veranlasst, den Stimmen zu folgen, die er für Gottes Rufe hielt. Er predigte zu Nimes, zu Montpellier und zu Lyon, und zwar in letzterer Stadt fünf Jahre hindurch mitten unter den Stürmen des Bürgerkrieges, bis ein Edikt Karls IX. im Jahre 1563 alle nicht eingebornen Prediger vertrieb. Viret entwich zunächst nach Orleans, von da berief ihn die Königin von Navarra nach der Provinz Bearne, und stellte ihn zu Ortez als Prediger an. Dort vollendete sich seine irdische Laufbahn, auf der er redlich im evangelischen Geist gestrebt und gewirkt, im Jahr 1571. Ohnerachtet eines schwächlichen Körpers und leidender Gesundheit — (man sagt, es sey ihm einmal durch einen Kanonikus zu Genf Gift beigebracht worden, und ein anderes Mal habe ein Pfaffe im Berner Lande ihn so geschlagen, dass er für todt liegen geblieben sey), blieb er doch in allen Aufregungen und bedrohenden Gefahren muthvoll und standhaft.

Peter Virets ziemlich zahlreiche, meist in französischer Sprache abgefasste Schriften wurden gern gelesen; nächst ihnen verewigte noch Theodor Beza sein Andenken in einem ihn, Calvin und Farel preisenden Epigramm.

Ludwig Bechstein.



Eximio Christi servo D.
Joanni Calvino Genevensis
ecclesiae pastori vigilantiss.
fratri et symmystae charissimo
observando.

Genevae.

Vale. Lausannae. 7. Julii.

Tuus Petrus Viretus.

Vale Lausannae. 8. Augusti 1546.

Tuus P. Viretus.

P. Viretus.
P. Viret.

ZU VIRET'S HANDSCHRIFT.

Eximio Christiseruo D.
Joanni Caluino Geneuensis
ecclesiae pastori vigilantiss.
fratri et symmystae plurimum
obseruando.
Geneuae.

S. Accinxit se itineri Stephanus noster, vir vere pius et cuius probitas multum additura est ipsius doctrinae et ministerio ponderis. Tu illum de reb. omnib. admonebis, et diriges. Audies de Collongio nostro quid Farellus ceperit concilii de admonendo rege, et de suscipienda legatione ad Germaniae principes, pro ecclesiarum concordia. Duo sunt, quae me remorantur quo minus facile assentiar. Primum aetas Farelli, cuius valetudini metuo, si hoc tempore tam longam suscipiet peregrinationem. Deinde nescio an solus satis dextere omnia obire possit, quae in hac legatione requiruntur. Nosti hominis pietatem et mores, et quid commodi aut incommodi expectari possit ex eius studiis. Tu nobis tuum consilium significato. De reliquis omnib. conferes cum Collongio. Remitto ad te scriptum de Alasconis congressu cum Brentio. Remisissem et Valorandi literas, sed eas nunc inuenire non potui. Remittam autem primo quoque tempore, simulatque inuentae fuerint. Salutant te nostri omnes officiosiss., permultam dico salutem fratri et toti familiae. Uxor te salutat et filioli. Vale. Lausannae 7. Julii.

Tuus Petrus Viretus.

S. Pro quinis aut senis ad te literis, ne literam quidem abs te accepi. Miror cui tuas ad me dederis. Nam trib. nunciis mihi confirmatum est, te scripsisse. Metuo, ne duo illi iuuenes, qui Argentorato venerant, vtrimque fefellerint, postquam hac non redierunt: si modo istinc soluerint. Te igitur quaeso vt per hunc tabellarium me facias omnium certiorem, si forte diuinare aut conjicere possim, quo literae peruenire potuerint. Timeo, ne perfidia tabellarii inciderunt (sic!) in manus eorum, qui parum nobis et pietati fauent. Scribe igitur ad me perinde ac si nihil scripsisses. Vale. Lausannae. 8. Augusti 1546.

Tuus P. Viretus.

Andreas Karlſtadt.

ANDREAS KARLSTADT.

In Zeiten grosser geistiger Umwälzungen treten nicht selten Männer auf, die, trotz grossen Verstandes und ehrlicher Absichten, doch dem Ganzen mehr zu schaden taugen, als sie ihm nützen, durch die masslose und überstürzende Heftigkeit, mit der sie zu Werke gehen. Zu diesen gehört der Bilderstürmer Karlstadt, der unruhigste Kopf unter den Reformatoren. Sein eigentlicher Name ist Andreas Rudolf Bodenstein; Karlstadt nannte er sich nach dem fränkischen Städtchen gleichen Namens, seinem Geburtsorte. Er erhielt seine geistliche Bildung in Rom und lebte dann als Archidiakonus, später als Professor der Theologie in Wittenberg. Seit Luthers erstem Auftreten, 1517, für die neue Lehre begeistert, ward er dessen eifriger und kräftiger Gehülfe bei dem Werke der Reformation, unterstützte ihn durch sein Ansehen und seine Gelehrsamkeit und schrieb zu seiner (Luthers) Vertheidigung eine Schrift gegen Johann Eck, den furchtbaren Dialektiker, die viel Aufsehen erregte. Karlstadt nahm auch Theil an dem berühmten Religionsgespräch auf der Pleissenburg zu Leipzig 1519; aber er, der kleine schwarze Mann, der mit gallichter Heftigkeit sprach, so wenig als der klar und gesetzt redende Luther und der milde, feine Melanchthon konnten es dem riesenhaften Eck gegenüber, der sie mit seinem Donnerton alle niederbrüllte, zu einem andern Resultate bringen, als dass der gegenseitige Hass vermehrt wurde. Karlstadt trat dabei als Vertheidiger des strengsten Augustinismus auf, d. h. er verfocht das gänzliche Unvermögen des natürlichen Menschen zu allem Guten und die Unverdienstlichkeit aller Werke auch im Stande der Gnade. Zur Zeit, als Luther im Geheimen sich auf der Wartburg befand, setzte Karlstadt inzwischen das Werk mit rüstigem, bald nur zu gewaltigem Eifer fort. Am Christfeste 1521 ertheilte er das Abendmahl in deutscher Sprache und unter beiderlei Gestalt. Schon hatte Bernhardi, Pfarrer zu Kemberg, ein Schüler Luthers, dem Cölibat getrotzt und eine eheliche Hausfrau genommen; jetzt feierte auch Karlstadt in Wittenberg seine Hochzeit mit ausgesuchtem Pomp. Die Wiedertäufer kamen damals nach Wittenberg, und Karlstadt schloss sich ihnen an. Seine Kühnheit wuchs und sein Eifer übersprang die Grenzen der Mässigung. Er wollte alle bisher bestandenen gottesdienstlichen Formen abgeschafft wissen und liess sich, gefolgt von einem nicht geringen Anhange, zu Störung des Gottesdienstes, zu Zertrümmerung der Altäre, aller Bildwerke und kirchlichen Zierrathen, zu wilder Gewalt hinreissen. Luther hatte bisher alle Schritte Karlstadts gebilligt, aber auf die

Kunde dieses Unfugs verliess er sein Asyl, eilte nach Wittenberg, und acht Tage lang tönten von der Kanzel herab seine donnernden Reden, die Unruhen zu stillen und die maaslosen Neuerer zur Ordnung zu bringen. Es gelang endlich der Macht seines Wortes, und Karlstadt verhielt sich wirklich zwei Jahre lang vollkommen ruhig, bis sein Ungestüm und seine Unzufriedenheit mit der Besonnenheit und Mässigung Luthers bei Durchführung der Reformation von Neuem hervorbrach. Er gerieth mit ihm in Zerwürfniss, ging nach Orlamünde und begann dort wiederholt seine Bilderstürmerei. Als Luther derselben auch hier mit aller Thatkraft entgegentrat und Kurfürst Friedrich ihn in Folge seines Benehmens aus seinen Landen verwies, trat Karlstadt öffentlich als Gegner Luthers auf und veranlasste durch ein Schriftchen: „Von dem widerchristlichen Missbrauch des Herrn Brodes und Kelches“ den bekannten Abendmahlsstreit, welcher vorzüglich die Spaltung zwischen den Sächsischen Reformatoren und den Schweizer-Theologen bewirkte. Letztere waren im Ganzen mit Karlstadt gleicher Ansicht, und sie (namentlich Oekolampadius und Zwingli) übernahmen auch dessen Vertheidigung auf Luthers Gegenschrift „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sakrament“. Dem unglücklichen Schwärmer ging es inzwischen übel. Aus Sachsen vertrieben, hatte er sich nach Schwaben begeben und dort an den Bauernunruhen betheiligt, indem er die Oberdeutschen anfeuerte, die Reformation als Volkssache ohne Luther durchzusetzen. Schwere Verfolgungen trafen ihn und er sah sich am Ende genöthigt, zu Luther selbst seine Zuflucht zu nehmen. Luther gab ihm seinen Schutz, und durch seine Vermittlung fand Karlstadt zu Kemberg ein Asyl, wo er gegen drei Jahre wirklich ruhig und zurückgezogen, vom Feldbau und Handel lebte. Als dann aber (1528) sein Unwesen von Neuem begann, konnte er sich vor neuen Verfolgungen nur durch schleunige Flucht nach der Schweiz retten. Hier endlich ward ihm dauernder Frieden und die Mässigung zu Theil, die er in seinem stürmischen Leben bisher nicht gekannt hatte. Nachdem er zuerst als Pfarrer zu Altstätten im Rheinthale, dann als Diakonus in Zürich angestellt gewesen, wurde er 1531 zum Professor der Theologie zu Basel ernannt, wo er im Jahre 1541 an der Pest starb. Seine Frömmigkeit und Rechtlichkeit hatten ihm allgemeine Verehrung erworben.

Dem durchleuchtigsten und hochgebornen fursten
und hern hern Johansen hertzogen zu Sachssen

Durchleuchtigster hochgeborner Churfurst gnedigster herre
E chf g sind meyne untertenige gehorsame und willige dinste
alletzeit zuvorn bereit. Gnedigster herr E chf g danck ich
auch hertzlich undertenigklich, das E chf g mich armen man zu
Kemberg zu wonen gnedigklich gegunt und zugelassen. Bin das
mit leib und gut zu verdienen schuldig und gantzes fleyssig
gewertig. Das E chf g aber meynem groß gunstigen
hern und gefatter D Martino anzeygen wie ich E chf g sey ange-
geben, als der den irren so vom Sacrament schriben mocht
helffen, oder ir schriften preysen, etc. Des bin ich armer man
hefftiglich erschrocken. Dann ich wol weiß was ungefallens E chf
g drob haben wurden und weiß der leides ich leiden muß, wenn
alsso mehr als mich der Satan durch seine glider vermarcke-
ne. Ich getrost mich aber der warheit kegklich, und geb E chf g
undertenigklich zu erkennen, das ich mein leben lanck nicht einen
geschriben zu dem doctor Zwingel noch zu Oecolampadio geschri-
ben vil weniger etc. Ich sag auch erstlicher fur erste diser angebung
das ich mein Biblien und alle bucher der heyligen schrifften hab
beyseits gelegt. Rede ich das gut nicht, auff das der teuffel das
gut nit zu ein deckell des bosen: halt mich als einer
der von der gantzen Biblien gar nichts weiß. Und bin des gar
gewiß das mir nymants mit warheit nachsagen kan, das
ich dyse sachen mit schrifften sterk, oder mit worten fodder der
zeit E chf g einvernemung verweiset. Kan aber ymants
mein schrifftlich hilff oder sterkung auffbringen, oder mit grund
erweisen das ich gedachter sachen anhang, Sol mich E chf
g an barmhertzigkeit straffen. E chf g wollen allein disser
weis passion anzeigen, und zu hertzen fassen, das Got unser
herr der obirkeit geboten sey vor allem die warheit vol und genau-
sam zu erkunden, ehe dan straff ergehen. Das wil ich armer
man nach meynem vermugens umb E chf g in willigem fleyß
und gehorsam verdienen. E chf g befil ich mich. dat zu
wittemberg Lucie in dem xxv jhar

E chf W

untertheniger diener

Andres Carolstad

ZU KARLSTADT'S HANDSCHRIFT.

Dem durchleuchtigisten vnd hochgebornen fursten vnd hern Hern Johansen Hertzogen tzu Sachssen.

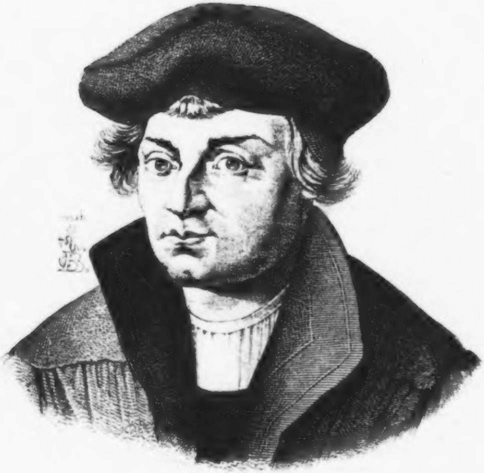
Durchleuchtigister hochgeborner Churfurst gnedigister Herr. E ch f g seind meyne vntherdenige gehorsame vnd willige dinste alletzeit tzuvoran bereitt. Gnedigister Herr, e ch f g danck' ich auss hertzen vntherdeniglich, dass E ch f g mich armen man tzu Kemberg tzu wonen gnediglich erhört vnd tzugelassen Bin das mit leib vnd gut tzu verdienen schuldig vnd gantzes fleisses gewertig. Dass E ch f g aber meynem grossgunstigen Hern vnd gefatter D Martino antzeigen, wie ich E ch f g sey angegeben, als der den ienen sso vom Sacrament seckten machen, helffen, oder ir seckten preissen soll etc. dess bin ich armer man hefftiglich erschrocken. Denn ich wol weis, wass vngefallens E ch f g drob haben wurden vnd wass ferlikeit ich leiden must, wenns alsso wehr, als mich der Satan durch seine glider vermachen tut. Ich getrost mich aber der warheit trostlich, vnd geb E ch f g vntherdeniglich tzu erkennen, das ich mein leben lanck nicht einen pustaben tzu dem Doctor Czwinglius noch tzu Oecolampadio geschriben, vil weniger itzt. Ich steh in solicher fürchte boser angebung, dass ich mein Biblien vnd alle bucher der heyligen schrifften hab beseits gelegt. rede auch das gut nicht, auff dass der Teuffel dass gut nit neme tzu ein deckell des bosen: halte mich als einer der von der gantzen Biblien gar nichts weiss. Vnd bin des gar gewiss dass mir nymants mit warheit nachsagen kan, das ich dye seckten mit schrifften sterck, oder mit worten (ritter der treit E ch f g einnemung) gepreiset. Kan aber ymants mein schrifftlich Hilff oder sterckung aufflegen. oder mit grund erweisen das ich gedachter seckten anhang. soll mich E ch f g an barmbhertzikeit straffen. E ch f g wollen allein disser welt posheit erwegen, vnd tzu hertzen fassen, dass Got vnser herr der obirkeit gebotten sich vor allem der warheit wol vnd genugsam tzu erkunden, ehe die straff ergehe. Dass will ich armer man meynes vermugens vmb E ch f g in willigem fleiss vnd gehorsam zu verdinen bereit. E ch f g beuel ich mich. Datum tzu Wittemberg Lucie in dem 26 ihar.

E Ch f G

vntherdeniger diener
Andres Carlstad.

Johann Bugenhagen.

Mit Portrait und Facſimile.



Dr. Joh. Bugenhagen

[illegible]

JOHANN BUGENHAGEN.

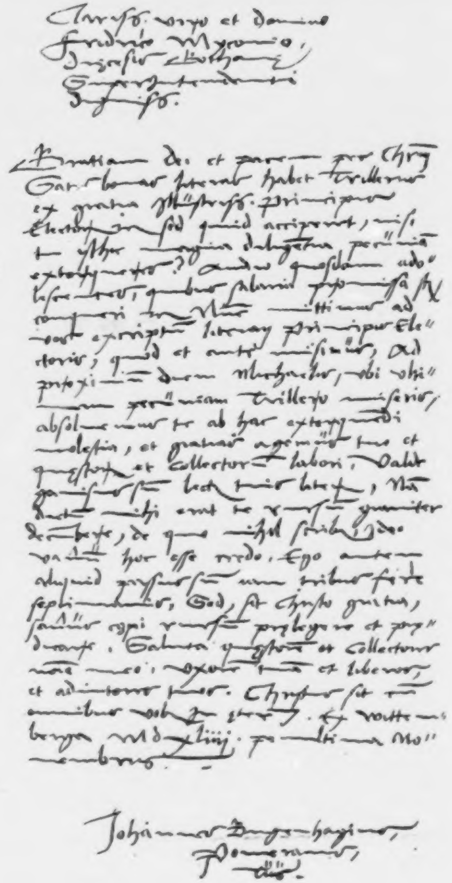
Bis zum fernen Ostseestrande drang der helle Klang aus der Tuba des Jahrhunderts, das die Reformation in seinem Schoosse trug; ein schlichter Mann, geboren am 24. Juni 1485 zu Wollin am breiten Diewenow-Strome, der das grosse Haff mit der Ostsee verbindet — lebte und lehrte zu Treptow, und vernahm den Schall und ward davon ergriffen, und verkündete hinfort das Evangelium nach Luthers Vorgang. Es war Johannes Bugenhagen; er hatte zu Greifswalde studirt und im Jahr 1505 eine Stelle als Jugendlehrer angenommen. Bald darauf erhielt er eine mit dem Rektorat verbundene Pfarrstelle. Da kam dem berufstreuen Manne eine Flugschrift Luthers in die Hand, die von der babylonischen Gefangenschaft, er las diese Schrift und rief aus: Das ist der grösste Ketzer, der je gelebt hat! — Wer hätte bei diesem Ausruf ahnen sollen, dass derselbe Mann, welcher diesen Ausruf that, eine der stärksten Säulen des Protestantismus und dessen Apostel für den skandinavischen Norden werden würde? Aber noch einmal und aufmerksamer las Bugenhagen jene Schrift, und wie Schuppen fiel es von seinen Augen, klar aufgedeckt lagen die Mängel im kirchlichen Wesen vor ihm da, seine Ansicht wandte sich und eifrig suchte er sie unter seinen geistlichen Freunden zu verbreiten. Bald aber hörte von Bugenhagens Sinnesänderung der Bischof von Camin, und entsetzte den verdienstvollen und thätigen Mann, der auch bereits eine Chronik von Pommern verfasst hatte, 1521 seines Dienstes. Getrost wandte sich Bugenhagen dem Orte zu, von welchem der neue Stern, dem er fortan zu folgen beschloss, aufgegangen war; er kam nach Wittenberg und begann dort öffentliche Vorträge zu halten, die so vielen Beifall fanden, dass man ihn gern in die Zahl der Professoren aufnahm. Innig mit Luther und dem Kreise grosser und hochbegabter Männer, welche die Universität zierten, befreundet, stieg Bugenhagen von Stufe zu Stufe, erhielt ein Pfarramt, wurde Professor der Theologie und Generalsuperintendent, und nichts Wichtiges in kirchlichen Angelegenheiten wurde ohne seinen Beirath unternommen. Wie mit Wort und That, so strebte Bugenhagen auch durch die Schrift für die Ausbreitung der evangelischen Lehre, und förderte diese neben dem eigenen Lehramt durch zahlreiche Reisen im deutschen und ausserdeutschen Norden auf das Eifrigste und Treubeharrlichste. Seine lateinische, von Martin Bucer in das Deutsche übertragene Auslegung der Psalmen erfreute sich des grössten Beifalles. Bugenhagen wirkte zunächst als Visitator der sächsischen Kirchen mit Erfolg und Glück, bald darauf erbaten Braunschweig. Hamburg und Lübeck ihn von seinem Herrn, dem Kurfürsten, dort trat er nun predigend und reformirend auf, bewog Mönche und Nonnen zum Verlassen ihrer Klöster, richtete blühende Schulen ein, schrieb mehrere Kirchenordnungen in niederdeutscher Sprache, für Braunschweig, für Lübeck, ja selbst für das eigene Vaterland, Pommern, dem zu Liebe er sich gern Pomeranus nannte, und wohin der ehrenvollste Ruf der Herzoge ihn 1534 zog. Dann wurde Bugenhagen Dänemarks Reformator und richtete die Kirchenordnung für die Reiche Dänemark und Norwegen, wie für die Herzogthümer Schleswig und Holstein ein, welche 1537 zu Kopenhagen lateinisch, und 1542 zu Magdeburg niederdeutsch erschien. Ja, Bugenhagen krönte sogar den König Christian III. von Dänemark, und gab der fast eingegangenen Hochschule Kopenhagens im Jahre 1539 neuen Glanz, stand ihr ein halbes Jahr als Rektor vor und versah sie mit neuen Einkünften und wackeren Lehrern. Freudig schrieb er an seinen Herrn, dem er die schönen Erfolge seiner Thätigkeit meldete: „Das Evangelium wird im Reich lauter und rein gepredigt, wozu Gott, der das Werk angefangen, ferner Gnade und Wachsthum verleihen wolle.“

Zu neuer Thätigkeit berief man ihn, als er kaum im Jahre 1542 nach Wittenberg zurückgekehrt war, abermals nach Braunschweig, um auch die Landestheile, über welche Herzog Heinrich der Jüngere, der abgesagte Feind Luthers und der Reformation, geboten hatte, nach dessen Gefangennehmung zu visitiren und zu reformiren, und so gab auch der Stadt Hildesheim Bugenhagen eine Kirchenordnung. Dies geschah im Jahre 1543; im darauf folgenden ehrte ihn der Ruf seiner frühern Landesherren, der Herzoge in Pommern, das Bisthum seines eifrigen Gegners, des Bischofs von Camin, Erasmus von Manteuffel, welches durch dessen Tod erledigt war, anzunehmen, und selbst der Kurfürst von Sachsen, so ungern er Bugenhagen verlor, redete ihm zur Annahme dieser ehrenvollen Berufung zu. Der nun schon im ganzen europäischen Norden berühmte Theolog hatte indess ungleich mehr Neigung, im neuen Vaterlande zu leben und zu wirken, als in das alte, das ihn vertrieben hatte, zurückzukehren, und stellte Bedingungen, welche nicht annehmbar befunden wurden. Da nun, wie Bugenhagen gehofft, diese Bedingungen ihm zu seiner grossen Freude nicht bewilligt wurden, so verzichtete er sehr gern auf ein Amt und eine Würde, welche beide mit wichtigen und schweren Pflichten verknüpft waren, die zu erfüllen er die Kraft seiner vorgerückten Jahre nicht für ausreichend erachtete. Vielmehr blieb er zu Wittenberg, leistete Luther nach wie vor bei dem grossen Werke der Bibelübersetzung dauernden Beistand, und legte an demselben eine so grosse innerliche Freudigkeit an den Tag, dass er alljährlich ein förmliches Familienfest beging, den Triumph zu feiern, der durch die Uebersetzung des lautern Wortes Gottes erkämpft worden war. Luther starb und die Wehen des schmalkaldischen Krieges begannen Deutschland zu erschüttern, viele Aengstliche flohen von ihren Stellen und Aemtern, Bugenhagen hielt ruhig und fest bei seiner Gemeinde in Wittenberg aus, furchtlos und treu, ein unerschütterlicher Grundpfeiler der neuen Kirche.

Die grosse Anfechtung, welche der Abfassung des Leipziger Interims zu Theil wurde, traf neben Melanchthon auch den redlichen Bugenhagen, und zog ihm bittere und heftige Angriffe zu. Er war nebst Melanchthon, Dr. Major und Dr. Paulus Eberus und Pfeffinger, letzterer Superintendent zu Leipzig, Mitverfasser dieser auf dem Landtage zu Leipzig im Jahre 1548 vorgebrachten protestantischen Bekenntnissschrift, die voller Halbheit und Unentschiedenheit war, und der man so recht anmerkte, dass der kräftige Luther nicht mehr war. Es war ein matter Abklatsch des Augsburger Interims und rief tausendfachen Tadel hervor, regte ganz Sachsen gegen seinen Kurfürsten Moritz, der dieses Interim mit Strenge einführte, auf, erzeugte nachhaltigen Hader und trübte Melanchthons Leben nicht minder wie das des gealterten Bugenhagen. Es war eine Ausgeburt jener in kirchlichen wie in politischen Dingen durchaus schädlichen Halbheit, jenes milde Nachgeben, mattherzige Zugestehen, Zuwarten, Drehen und Wenden, um nur nicht den Stab Wehe zu schwingen und dem Drachen in das Maul zu greifen, welches alles die Gegner sicher macht und stets den schädlichen Schalk „hinter ihm“ hat.

Durch körperliche Entkräftung wurde Bugenhagens rastloser Thätigkeit ein Ziel gesetzt, welche mehrere Jahre andauerte; er brachte sein Alter auf 73 Jahre und vollendete am 20. April 1558, besuchte aber trotz seiner körperlichen Schwäche noch täglich das Gotteshaus. An Gelehrsamkeit kam er Luther gleich, an Milde Melanchthon; er war der beste Exeget, der eifrigste Seelsorger, der treueste Diener seiner Kirche, und so bleibt sein Ruhm unvergänglich fest, besonders aber in jenen nordischen Staaten, die ihm vorzugsweise als ihren lutherischen Apostel dauernd ehren und feiern.

Ludwig Bechstein.



Clariss. viro et domino
Friderico Myconio,
Ecclesiae Gothanae
Superintendenti
Domino suo.

Gratiam dei et pacem per Christum. Hanc bonam spem habet Trillerus ex gratia Illustriss. Principis Electoris, sed quid acciperent, nisi tu ipse magna diligentia pecuniam extorsisses? Audio quosdam adolescentes, quibus salarium promissum sit, [illegible] in illis. Mittimus ad vos exemplum literarum Principis Electoris, quod et ante misimus, ad proximum dominum [illegible], ubi ubi enim pecuniam Trillerus miserit, absolvimus te ab hac extorquendi molestia, et gratias agimus tuo et quaestoris et collectorum labori. Valde gavisus sum lectis tuis literis, nam dicebant mihi ante te vehementer decumbere, de quo nihil scribis, ideo vanum hoc esse credo. Ego autem aliquid passus sum nunc tribus fere septimanis, sed, sit Christo gratia, [illegible] coepi rursum [illegible] et [illegible]. Saluta quaestorem et collectores nostros meo nomine, uxorem tuam et liberos, et amicos tuos. Christus sit cum omnibus vobis in aeternum. Ex Wittenberga MDXLIIII. penultima Novembris.

Johannes Bugenhagius,
Pomeranus,
tuus.

Johannes Bugenhagen.

ZU BUGENHAGENS HANDSCHRIFT.

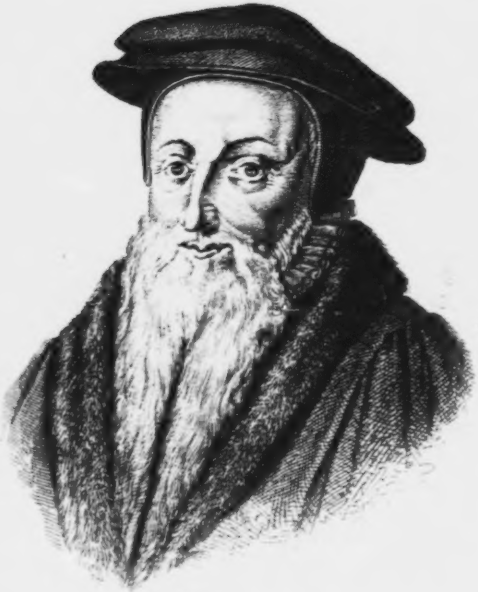
Clarissimo Viro et Domino
Fridrico Myconio
Dioecesis Gothanae
SuperIntendenti
Digniss.

Gratiam Dei et pacem per Christum. Satis bonas literas habet Trillerus ex gratia Illustriss. Principis Electoris etc. sed quid acciperet, nisi tu isthic magna diligentia pecuniam extorqueres? Audio quosdam adolescentes, quibus salaria promissa sunt, conqueri etc. Nunc mittimus ad vos excriptum literarum Principis Electoris, quod et ante misimus, ad proximum diem Michaelis, vbi vltimam pecuniam Trillero miseris, absolvemus te ab hac extorquendi molestia, et gratias agemus tuo et quaestoris et collectorum labori. Valde gavisus sum lectis tuis literis. Nam dictum mihi erat te rursum graviter decumbere, de quo nihil scribis, Ideo vanum hoc esse credo. Ego autem aliquid passus sum iam tribus fere septimanis, sed sit Christo gratia, sanus coepi rursum praelegere et praedicare. Saluta quaestorem et collectores nomine meo, vxorem tuam et liberos, et adjutores tuos. Christus sit cum omnibus vobis in aeternum. Ex Wittemberga MDXLIIII penultima Novembris.

Johannes Bugenhagius,
Pomeranus,
tuus.

Theodor Beza.

Mit Portrait und Facſimile.



Beza

[illegible]

THEODOR BEZA.

Ein Geist voll hoher Begabung, voll ausdauernder Kraft, mit Ruhm und Ehren genannt im Kreise der Reformatoren Frankreichs und des Schweizerlandes. Theodor von Beza wurde zu Vezelai in Bourgogne, der Sohn eines edeln Geschlechtes, am 24. Juni 1519 geboren. Der Vater, Petrus, war Präfekt in Vezelai, die Mutter, Maria Burdalet, war ebenfalls vornehmer Abkunft. Ein wohlwollender Oheim, Nicolaus von Beza, der zu Paris ein Amt bekleidete, nahm den jungen Neffen zu sich in diese Stadt und leitete seine Erziehung und seine Studien. Diese lenkten sich hauptsächlich auf die Klassiker, die Sprachen, die Rechtskunde, und jener deutsche Lehrer Calvins, Melchior Wolmar, der durch tiefe Gelehrsamkeit glänzte, brachte ihn so weit, dass kaum ein Autor war, den der junge Beza nicht gelesen oder nicht verstanden hätte. Im Jahre 1531 ging Beza nach Orleans, wo er das Studium der Jurisprudenz nach dem Wunsche der Aeltern fortsetzte und nebenbei in der Poesie sich versuchte, zu welcher eine glückliche Begabung ihn hinzog. Im Jahre 1539 wurde Beza Licenciat der Jurisprudenz und kehrte nach Paris zurück. Er huldigte verehrend einer Dame, Claudia Denosse, schrieb ihr zu Ehren manches Liebeslied, und fand an der trockenen Jurisprudenz nur so viele Freude, als ein Dichter an derselben finden kann; eben so fühlte er sich nicht zum geistlichen Leben berufen, obschon seine einflussreichen Verwandten ihm einträgliche Pfründen verschafften. Seine Studien hatten ihn zum richtigen klaren Verständniss der Grundlehren des Christenthums geführt, das papistisch-pfäffische Wesen widerstand seinem freien, lebendigen Geist, und schon seine Liebe, wie das Glück, deren Gegenstand endlich sein nennen zu dürfen, obschon er sich heimlich mit seiner Angebeteten vermählte, schlossen ihn von dem katholischen Priesterstande aus. Mit Calvin schloss der feurige junge Mann einen Bund des Herzens, der alle Wechsel der Zeit und der Geschicke überdauerte, und folgte willig und gern seinen Lehren. Eine heftige Krankheit, die Beza im Jahre 1548 ergriff, reifte den Entschluss in ihm, das Vaterland, das mit namenloser Unduldsamkeit die Andersglaubenden verfolgte, zu meiden, und nach Genf zu gehen, wo sein geliebter Calvin ruhmreich und segensreich wirkte. Noch sieben Freunde, junge Edelleute, Anhänger der reformirten Lehre, folgten ihm nach Genf, baten den Rath um Aufnahme und stellten sich mit ihm Calvin vor. Theodor Beza war ein herrlicher junger Mann, schön und edel auch körperlich gebildet, von feiner Sitte, offenem, redlichem Gemüth, freundlich, gefällig, liebreich und mit einer hinreissenden Beredsamkeit begabt. Calvin begrüsste ihn auf das Freudigste. Er fühlte, dass Gott ihm in Beza einen Gehülfen für sein schweres Amt sende, und jener wurde ihm auch ein solcher mit aller Hingebung und mit aufopfernder Treue. Opfer zunächst musste Beza bringen; er war, wenn auch sittenrein, doch ein Welt- und Lebemann, die Strudel des fröhlichen Lebens, welches das stets bewegte Genf durchpulste, zogen auch ihn in ihre Wellenkreise; Solches passte nicht für die strengen Lehren Calvins. Beza legte in Genf eine Buchhandlung an; er liess sich dort mit seiner Frau, die ihm gefolgt war, noch einmal nach reformirtem Ritus von Calvin selbst trauen, und wirkte am häuslichen Herd, dem erwählten Berufe treu, mehr und mehr dem Freunde sich hingebend, und den grossen Geist desselben fassend und in sich aufnehmend. Dem begonnenen Geschäft wurde indess Theodor von Beza bald durch einen ehrenvollen Ruf des Berner Senates entzogen, der ihm einen Lehrstuhl der griechischen Sprache und Literatur wie der Theologie in Lausanne antrug, welchem Rufe er gern folgte. Dort lehrte und wirkte Beza nun ganz im Geist und Sinne Calvins, nebenbei verfasste er ein satyrisches Drama und übersetzte die Psalmen rhythmisch, welche Uebersetzung mit jener von Clement Marot schon begonnenen die Grundlage des reformirten Kirchengesanges wurde, brachte auch die Geistlichen der Stadt und Umgegend dahin, die Lehre von der Gnadenwahl anzunehmen, verfasste mehrere theologische Streitschriften, da es nie an zu bekämpfenden Gegnern fehlte, und begann seine verdienstlichste Arbeit, eine Uebersetzung und Erklärung des Neuen Testamentes, ein Werk, dem er zweiundvierzig Jahre seines Lebens widmete. Nicht minder bewirkte er im Verein mit Farel und Budeus bei mehreren deutschen Fürsten eine Fürsprache für die hart verfolgten Protestanten Frankreichs.

Als er im Jahre 1559 in Folge eines Zwiespaltes zwischen den Städten Genf und Bern, das sich gegen die Lehre von der Prädestination sträubte, mit Entlassung bedroht wurde, verliess er in Gemeinschaft mit dem gleichgesinnten Viret das Waadtland und kam wieder nach Genf, wo Calvin gerade die Akademie errichtet hatte, für welche diese drei Männer als Lehrer hochwillkommen waren. Calvin, der die Akademie durch eine Rede feierlich eröffnete, führte Beza als Rector derselben wie als Professor der Theologie ein, und lange Jahre hat derselbe dieses Amtes auf das Getreulichste gewartet.

Mittlerweile ging aus politischen und religiösen Kämpfen in Frankreich jene berühmte Religionsversammlung zu Poissy hervor, welche die erste Epoche der Begründung der evangelischen Kirche abschloss. Die Guisen, an ihrer Spitze der stolze Kardinal von Lothringen, wollten diese Kirche vernichten, die Prinzen des königlichen Hauses warfen sich zu ihren Beschützern auf, Condé ihr berühmtes Haupt. Die Königin Johanna von Navarra berief 1561 den gelehrten Beza nach Nerac, ihrem Residenzort, von wo aus er sich unter manchen drohenden Gefahren nach Poissy begab. Dort vom königlichen Hofe mit der grössten Freundlichkeit empfangen, predigte er in einem Saale des Prinzen von Condé und hatte ein tiefes Gespräch mit dem Kardinal, welcher in die Lehre der Transsubstantiation nicht eingehen wollte. Am 9. September wurde die Versammlung feierlich durch den jungen König und den Kanzler Michael de l'Hopital eröffnet, und der Herzog von Guise führte die reformirten Geistlichen nebst den sie begleitenden Laien, den Abgesandten verschiedener reformirter Städte, ein. Beza sprach zuerst zum König und forderte zu einem allgemeinen Gebet auf, kniete mit den Seinen nieder und sprach nach dem Brauch seiner Kirche das allgemeine Sündenbekenntniss. Dann setzte er im Verfolg seiner Rede Uebereinstimmung und Abweichung der streitenden Kirchen auseinander, liess sich aber, als er vom Abendmahle sprach, von seiner Begeisterung fortreissen, zu sagen, dass der Leib des Herrn dem geistigen Wesen nach im Sakrament des Brodes empfangen werde, dass aber dieser Leib leiblich vom Brode so weit entfernt sey, wie der Himmel von der Erde. Es entstand ein Tumult von Seiten der Gegenpartei, der sich nur mit Mühe wieder stillen liess; Beza vollendete seine Rede und überreichte in des Königs Hände die Bekenntnissschrift der reformirten Kirche. Später, am 16. September, trug der Kardinal von Guise eine ausgearbeitete Rede vor, es war aber deren sofortige Widerlegung den reformirten Theologen nicht gestattet. Das glatte und schwankende Wesen des Kardinals, der, was er heute zugestand, am andern Tage zurücknahm, seine Heftigkeit, mit der er die Reformirten als Reichsfeinde bezeichnete, zögerten die Versammlung hin. Nun trafen auch würtembergische Theologen ein, berufen, mit ihren Bekenntnissschriften den Reformirten entgegen zu treten, an ihrer Spitze Jakob Andreä. Aber jene stritten nicht und unterzeichneten indess auch die Augsburgische Konfession nicht, da sie derselben nicht bedurften. Die Verhandlungen zerschlugen sich, die Versammlung ging auseinander, aber indirekt hatte die protestantische Kirche dennoch einen Sieg errungen. Beza folgte, von Calvin dazu lebhaft ermuntert, dem Hofe nach Paris, wo er täglich predigte, aber auch Gefahren von Seiten der Gegenpartei zu bestehen hatte. Im Jahre 1562 fand in St. Germain wieder ein Religionsgespräch mehrerer reformirten Geistlichen und der Theologen der Sorbonne über den Bilderdienst Statt, und ein Edikt erlaubte in ganz Frankreich den Reformirten freien Gottesdienst, doch nur am Tage und ausserhalb der Städte. Aber im Frühling brach der blutige Religionskrieg aus, durch die Greuel von Vassy eröffnet. Beza musste nach Orleans fliehen, wo die Reformirten sich sammelten, Condé an der Spitze; Beza blieb muthvoll im Heerlager, unter dem Lärm der Waffen, voll ritterlichen Geistes, ernst zur Busse mahnend, aber auch zum Kampf entflammend, in den ersten Reihen kühn voran.

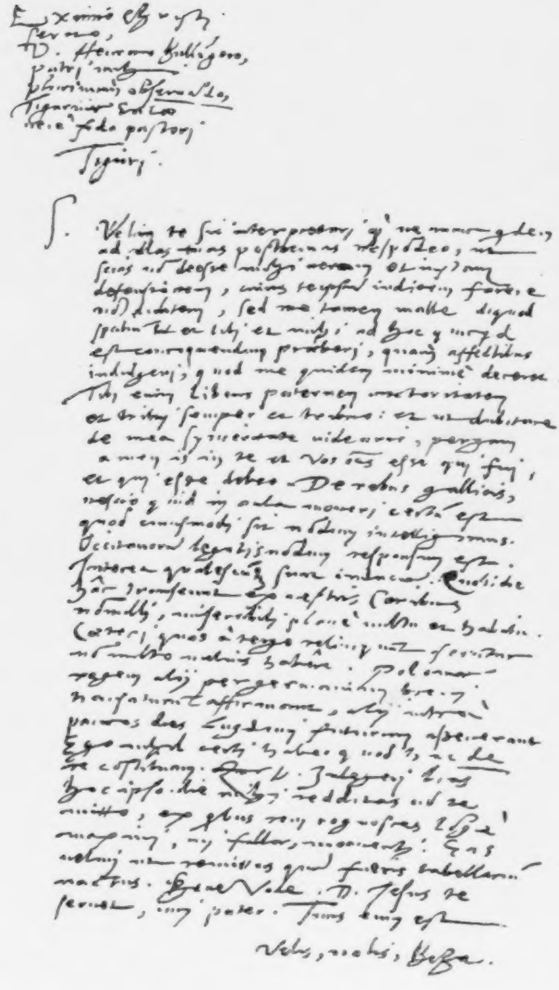
Nach dem Sieg und der gleichzeitigen Niederlage Condé's und Coligny's am 12. December 1562 kehrte Beza nach Genf zurück, und fuhr fort, Calvins Wirken zu unterstützen, da dieser von langandauernder Krankheit heimgesucht war, dem er auch mit Rath und Trost und aller edlen Freundesliebe beistand, sich selbst erbauend an dessen Freudigkeit, Geisteskraft und Ueberzeugungstreue, die er mit ihm theilte.

Und als Calvin, der grosse Reformator, von hinnen geschieden war, da war es Theodor von Beza, welcher dem verklärten Freund, den er, nur neun Jahre jünger, wie einen Vater verehrt, durch eine wahrheitstreue, klare und genaue Lebensbeschreibung ein würdiges Denkmal setzte, war er es, der in Calvins Geist in Genf und dessen Gebiet weiter wirkte, den von Calvin begründeten Wissenschaftsanstalten lebendig fördernd ferner vorstand und den Dahingeschiedenen zu ersetzen suchte, wo und wie er vermochte.

Im Jahr 1568 flüchtete sich Beza's Bruder, Nicolaus, zu ihm nach Genf, der, an des Vaters Stelle Präfekt von Vezelai geworden, wegen des Glaubens verfolgt wurde, erlag aber bald daselbst der einbrechenden Pest. Beza wohnte, schon bejahrt, noch mehreren Religionsgesprächen bei, so denen zu Rochelle und Nismes, 1571, und der berühmten Synode zu Mömpelgart, 1586, wo er mit Jakob Andreä disputirte und eine Union in's Daseyn rief, welche man in neuer Zeit wieder auf- und angenommen. Ausserdem erwarb sich Beza das grosse Verdienst, vielen um der Religion willen verfolgten Landsleuten Asyle in Genf und andern Schweizerorten zu verschaffen. Er schrieb eine höchst anzuerkennende Geschichte der reformirten Kirchen Frankreichs und wirkte mit fast unerschütterlicher Kraft fort und fort bis zu hohen Greisenjahren. Im Jahre 1588 raubte ihm der Tod seine geliebte Claudia, mit der er durch vierzig Jahre treu verbunden gewesen, gleichwohl verheirathete er sich zum zweiten Male noch mit einer Wittwe, trug immer noch die ganze Last amtlicher Geschäfte als Calvins Nachfolger in Kirche und Schule, erlebte, wie Luther, ein durch seine Widersacher ausgesprengtes Lügengerücht von seinem Tode, bis dieser wirklich kam und den 86jährigen Greis auf das Sanfteste entschlummern liess.

Er hatte noch aus dem Jahrhundert der Reformation sich in ein neues Jahrhundert hinübergelebt; der Tag seines Scheidens war der 13. Oktober 1605. Gross ist die Zahl seiner Schriften, die Zeugniss geben von dem glänzenden und reichen Geist, der ihn belebte, und sein Andenken ist in dauerndem Segen geblieben.

Ludwig Bechstein.



Ex[cellentissi]mo Christi
servo,
D. Henrico Bullingero,
patri suo
plurimum observando,
Tigurinae Ecclesiae
fido pastori.
Tiguri.

S. Vellem te sic interpretari, quod ne nunc quidem ad illas tuas postremas respondeo, ut scias non deesse mihi veram illarum defensionem, cuius te ipsum iudicem fore non dubitem, sed me tamen malle aliquid [illegible] et mihi ad haec quidem [illegible] [illegible] [illegible], quam affectibus indulgere, quod me quidem minime deceret. Tibi enim libens paternam auctoritatem et tribui semper et tribuo: et ne dubitare de mea sinceritate videaris, pergam amare [illegible] te et vos omnes esse qui fui, et qui esse debeo. De rebus Gallicis, nescio quid in aula moveri; certe est quod [illegible] sit nobis [illegible] omnis. [illegible] [illegible] responsum est. Interea [illegible] sunt [illegible]. Quotidie [illegible] [illegible] Condaeus [illegible], miserabili plane [illegible] et [illegible]. Caeteri, quos a rege [illegible] servitute [illegible] [illegible]. Polonum regem alii per Germaniam [illegible] [illegible] affirmant, alii [illegible] paucos dies Lugdunum [illegible] asseverant. Ego nihil certi habeo quod ad te de re scribam. ~~[illegible]~~ D. Zulegerus [illegible] [illegible] [illegible] reddi [illegible] ad te mitto: [illegible] agnosces [illegible] magnum, ni fallor, [illegible]: [illegible] [illegible] quod [illegible] [illegible]. Bene Vale. D. Iesus te servet, mi pater. Tuus [illegible]

[illegible], [illegible], Beza.

ZU THEODOR BEZA'S HANDSCHRIFT.

Eximio Christi
servo
D. Henrico Bulingero
patri mihi
plurimum observando
Tigurinae Ecclesiae
vere fido pastori,
Tiguri.

S. Velim te sic interpretari quod ne nunc quidem ad illas tuas postremas respondeo, ut scias non deesse mihi ueram et justam defensionem, cujus te ipsum judicem facere non dubitem, sed me tamen malle aliquod spatium temporis et tibi et mihi ad hoc quicquid est consequendum praeberi, quam affectibus indulgeri, quod me quidem minime deceret. Tibi enim libens paternam auctoritatem et tribui semper et tribuo: et ut dubitare de mea synceritate uidearis, pergam tamen is in te et vos omnes esse qui fui, et qui esse debeo. De rebus gallicis, nescio quid in aula moveri certum est quod cuiusmodi sit nondum intelligimus. Occitanorum legatis nondum responsum est. Interea qualescunque sunt inducam. Quotidie hac transeunt ex uestris Caribus*) nonnulli, miserabili plane uultu et habitu. Caeteri quos a tergo relinquunt feruntur non multo melius habere. Poloniae regem alii per germaniam brevi transiturum affirmant, alii intra paucos dies Lugduni futurum asseuerant. Ego nihil certi habeo quod hac de re constituam. Julegeri litteras hoc ipso die mihi redditas ad te mitto, ex quibus rem cognosces longe maximi, ni fallor, momenti. Eas uelim ut remittas quum fueris tabellarium nactus. Bene vale. D. Jesus te seruet, mi pater. Tuus enim est

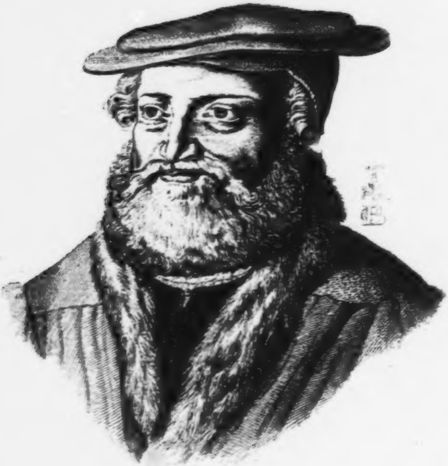
Velis, votis,
Beza.

---

*) Figürliche Bezeichnung der schweizerischen Soldknechte in Frankreich; denn weil die Karier zuerst in Griechenland um Sold dienten, was für niederträchtig galt, so legte man diesem Gewerbe diese schimpfliche Benennung bei.

Hans Sachs.

Mit Portrait.



Hans Sachs

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

HANS SACHS.

Wenn ein sinniger Beschauer das Cranachbild dieses Mannes vor sich sähe, ohne zu wissen, wen es vorstellt, und hätte neben ihm einige der um die Reformation verdientesten Fürsten des Sachsenstammes, gewiss dürfte er ausrufen: Auch dieser ist ein Fürst von Sachsen! — Und dennoch ist er ein solcher nicht, trägt von dem hohen Stamme nur den schlichten Namen und von einigen seiner edelsten Früchte nur die Aehnlichkeit der Gesichtszüge — ist nur ein ehrsamer Bürger, und dennoch Fürst eines Reiches, darin die Sonne niemals untergeht, ein Fürst, dess Name weithin erklungen, ein Fürst im Reiche der Poesie, es ist Hans Sachs, der deutsche Dichter.

Wer dürfte aufstehen und fragen: Wie kommt Saul unter die Propheten? Nicht Fachgelehrter, nicht Theologe, nicht Fürst, nicht Staatsmann, und dennoch zu den Reformatoren, zu den Förderern, wie zu den Gegnern der Reformation gesellt? — Und die Antwort würde seyn: Hans Sachs war ein Kämpfer für die Reformation, gleich Ulrich von Hutten; war dieser feurige Ritter einer ihrer Herolde vorausschreitend mit dem Schwert des Wortes, so war Hans Sachs ihr Sänger, im Gefolge nachziehend mit frommem Harfenspiel, und wenn vergönnt ist, ein biblisches Bild zu gebrauchen, so erinnern Beide an den israelitischen Jubelhymnus: „Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend!“ — Hutten hatte Viele der Reformation gewonnen, ein unerschrockener Saulus, aber viele Tausende mehr der Anhänger gewann ihr Sachs, der fromme Harfner, durch die Macht seiner Lieder, durch die Gotteskraft der Poesie, die ihn beseelte, und ihn lehrte, in schlichter, kernhafter, seiner Zeit und seinem Volke verständlicher und zusagender Weise das Geisteswerk Luthers auch poetisch zu verklären, des grossen Reformators ebenbürtiger geistesverwandter Jünger.

Johannes Sachs wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren; Sohn eines Schneiders erlernte derselbe, nachdem er bis in das 15. Lebensjahr die lateinische Schule besucht hatte, das Schuhmacherhandwerk, und von einem Leinweber, Namens Leonhard Nunnenbeck, den damals zunft- und handwerksmässig betriebenen Meistergesang, eine Form zu dichten und regelrecht zu singen, welche aus dem Minnesang hervorgegangen war, eine wunderliche und unerquickliche Frucht der edelsten Blüthe am Baume der deutschen Poesie. Gleichwohl fand dieselbe durch Hans Sachs vor allen Bedeutung und Verherrlichung, indem er der starren Form sich entrang, zur urkünstlerischen Fülle und einfachen Schönheit sprachlichen Ausdrucks zurückkehrend, und wegbahnend einer neuen Poesieepoche vorantrat.

Als ein fröhlicher Wandergeselle durchzog Hans Sachs sein Vaterland fünf Jahre lang, übte sein Handwerk und seine Sangeskunst, lebte und lernte, und sammelte sich einen Schatz reicher Erinnerungen und Erfahrungen. Er durchwanderte Südbayern und Tyrol, diente eine Zeit lang dem Kaiser Maximilian als Weidmann, zog durch Franken und Sachsen, begrüsste Main und Rhein, hielt sich sittenstreng und ehrbar und kehrte, erst 22 Jahre alt, in seine Vaterstadt zurück. Am Aegidientage 1519 verheirathete sich der junge Meistersänger und hob sein Geschäft so zur Blüthe, dass er zum öftern mit seinem Kram die Frankfurter Messe bezog, ja es deuten sogar Gedichte von ihm darauf hin, dass er eine Pilgerfahrt gen Rom zum Jubeljahr, mehr aus Neugier denn aus Ablasssehnsucht unternommen, und zu Genua im kaiserlichen Lager mit dem Kriegsvolk Verkehr gehabt. Seine Ehe wäre glücklich zu nennen, hätte ihm nicht der Tod seine sieben Kinder alle vor seinem Ableben entrissen, doch konnte er sich an vier Enkeln, Kindern seiner ältesten Tochter, erfreuen. Als auch die treue Lebensgefährtin nach einer Ehe von 41 Jahren ihm entrissen ward, ging er, schon ein Greis von 66 Jahren, eine zweite Verbindung ein, und führte sein einfaches, frommes, gottergebenes Leben auch durch eine minder schöne Zeit, als die seines jugendkräftigen Anfanges war, treu seinem Handwerk und treu seiner Kunst, ein ächter Meister und ein ächter Sänger, bis er im 82. Lebensjahre im Jenner 1576 aus dieser Zeitlichkeit schied.

Nicht die Ueberfülle der auf die Nachwelt gekommenen poetischen Werke Hans Sachsens, die grosse Zahl der Gedichte, Gesänge, Fabeln und Parabeln, Gespräche, Schimpfspiele und dramatische Dichtungen ernster Gattung können wir hier mit literarisch-kritischem Blick in Betracht ziehen, wohl aber sagen, wie er seine Zeit verstand und auffasste, wie er ein Mitreformator wurde.

Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wie durch die Flucht gelehrter Griechen aus Konstantinopel zur Zeit der Türkeneroberung 1453 nach Italien brach der Wissenschaft ein neuer Morgen an; „eine güldne Zeit“ nannte ja Luther diese Epoche, in die er selbst mit hellem Geiste hineintrat. Nürnberg blieb nicht hinter den reformatorischen Bestrebungen in andern bedeutenden Städten Deutschlands zurück, schon 1522 wandte es sich der Lehre Luthers zu, führte das deutsche Kirchenlied ein, und dieses wurde Hans Sachs ein Vorbild zu einigen der Unsterblichkeit werthen geistlichen Liedern, von denen namentlich eines: „Warum betrübst du dich mein Herz“ mehrmals in die lateinische, wie auch in die griechische, französische, niederdeutsche und holländische Sprache übersetzt wurde und in zahllosen protestantischen Gesangbüchern Aufnahme fand. — In steter frischer Fülle quellend ergoss sich Hans Sachsens poetische Begabung fort und fort; er selbst wandte nebenbei allen wichtigen Ereignissen im deutschen Vaterlande, wie in seiner Vaterstadt lebendigen Antheil zu und besass schon im Jahre 1522 einen mit Vorliebe gesammelten Band von 40 Flugschriften Luthers, die er fleissig selbst las, auch Freunden lieh, und im Juli 1523 sang er seine berühmte, in der Originalausgabe höchst seltene „Wittenbergische Nachtigall“, die er unter Nennung seines Namens mit grossem Freimuth bevorwortete, völlig im Geist eines Reformators, auf das Wort der Bibel gegründet, von evangelischer Wahrheit erfüllt und von ungeheurer Wirkung auf das

Volk, für das der grosse Volksdichter sie geschrieben. Voll Fülle und Kraft und Wohllaut schildert das Gedicht den Schlag der Nachtigall (Luther) im Morgenroth, die irrenden Lämmer (das Volk) in der Wüste, des Leuen und der Wölfe räuberische blutdürstige Schaar, und des Löwen Verfolgung der Nachtigall in sinniger Allegorie, die der weitere Inhalt des trefflichen Gedichts mit Worten deutet. So ward Hans Sachs der erste und noch dazu poetische Ruhmverkündiger Luthers, und trat mit ein als Kämpfer gegen den Papst. Allenthalben zündete das Gedicht und weckte Nacheiferung; noch 1527 erschien eine jetzt ebenfalls sehr seltene Schrift unter dem Titel: Triumphus veritatis, Sigk der Wahrheit mit dem Schwert des Geistes durch die Wittenbergische Nachtigall erobert, deren Verfasser sich Hans Heinrich Freyermuth zu Nürnberg nannte. Vergebens war in Nürnberg alles Gegenbestreben, Rath und Geschlechter und Bürgerschaft hielten fest am lautern Evangelium, und manche sonstige Spaltung sühnte und einte der lebendigmachende Geist, der von dem schlichten Dichter im Schurzfell ausging.

Da nun diese Bahn mit so vielem reinem Eifer und mit so grossem Glück betreten war, wandelte Hans Sachs gottgetrost auf ihr weiter, und dichtete neben andern eine grosse Menge Gespräche, Fabeln und selbst Satyren, welche Rom und das Pfaffenwesen geisselten, und als fliegende Blätter zahllos nach allen Winden hin verstreut und verbreitet, in die geringsten Hütten wie in die Paläste drangen, mit ihrer Holzschnittzier die Stubenthüren schmückten und von ausserordentlichem Erfolg waren. Dahin gehören viele seiner fliegenden Blätter: Inhalt zweyerlei Predigt, Eyn gesprech von den Scheinwerken der Gaystlichen vnd ihren gelübden u. s. w., verschiedene ähnliche Dialogen und Disputationen, Kurtze summaria von dem Ampt des Gesetz, vnd Krafft des Evangelii, Der gut Hirt und bös Hirt — seine Reime zur wunderlichen Weissagung vom Papstthum, mit einer in Holzschnitt dargestellten Allegorie von Luthers Person selbst. Grosse und bedeutende Meister verschmähten es nicht, zu Blättern und Schriften Hans Sachsens Zeichnungen zu entwerfen, welche durch geschickte Formschneider vervielfältigt wurden, so ein Lucas Cranach, dem wir des Dichters treues Brustbild verdanken, ein Hans Schäufelein, ein Jost Ammon, welcher Letztere vereint mit Sachs für den Frankfurter Buchhändler Siegmund Feyerabend die seltene und werthvolle: Eygentliche Beschreibung Aller Stände auf Erden etc. besorgte. Auf dem Titel dieser 1568 erschienenen Schrift stehen die Worte: Durch den weitberümpten Hans Sachsen.

Wie der Dichter Luthers Auftreten begeistert in seiner Wittenbergischen Nachtigall gefeiert, so auch weihte er diesem nach dessen Ableben eine Nänie, sprach seinen unerschütterlichen Glauben an die Dauer des göttlichen Wortes, wie Luther es gelehrt, mit Zuversicht aus, und beklagte die Spaltungen und die Sektirerei, die, im Schoos des Protestantismus aufkeimend, den Feinden desselben den willkommensten Vorwand zu gar nicht unverdienten Vorwürfen gab. Der unselige deutsche Zwietrachtsgeist, die starre pedantische Rechthabesucht auf dem wissenshaftlichen Gebiete, unaustilgbar fortwuchernd bis in die allerneueste Zeit — trübten auch damals schon das klare Licht des Lutherthums auf eine beklagenswerthe Weise und arteten in die allerwiderwärtigsten theologischen Zänkereien aus. Das Alles musste Hans Sachs noch erleben, und empfand es mit tiefem Schmerz, er aber blieb in sich gefestet und unerschüttert, erlebte auch noch die Freude, in seinem 63. Lebensjahre mindestens drei Bände seiner Werke, und zwar Folianten, denen später noch zwei folgten, gesammelt im Druck erscheinen zu sehen, behielt bis in ziemlich hohes Alter Witz, Laune, Geistesmunterkeit und Frische, und lebte durch Lied und Rede, Gesang und dramatisches Spiel im Munde wie im Gemüthe des Volkes mit nachhaltiger Wirksamkeit fort, recht wie Goethe so wahr und schön sagt:

„Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen."

Und so hat auch Goethe den deutschen Meistersänger richtig erfasst und gewürdigt in dem Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung, und ihn, den Meister, mit unsterblichem Meisterwort aus dem Pfuhl der Verkennung liebevoll emporgehoben und seinem Volke zum Nimmerwiedervergessen treu an das Herz gelegt.

Heinrich Bullinger.

Mit Facſimile.

HEINRICH BULLINGER.

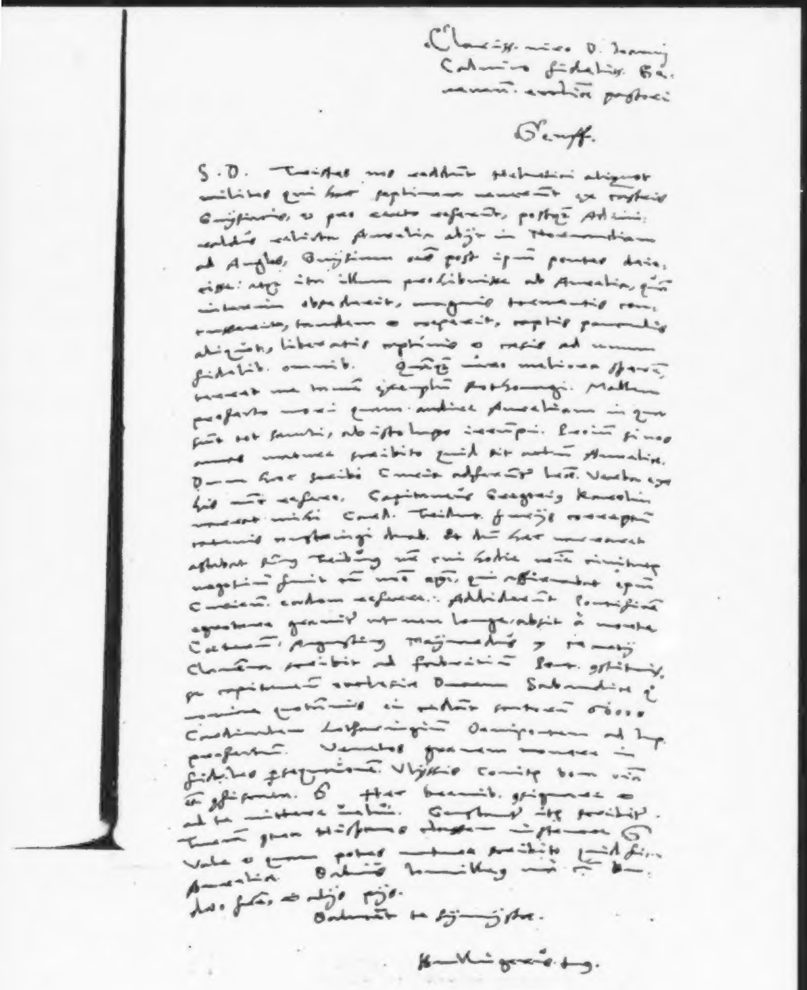
Bullinger, der würdige Nachfolger Zwingli's in Zürich, war zu Bremgarten in der Schweiz am 18. Juli 1504 geboren. Den Grund seiner gelehrten Bildung legte er auf der Schule zu Emmerich in Kleve, wo er wie Luther in Eisenach sein Brod vor den Thüren ersingen musste. Später (1520) trat er in das Collegium bursae montis zu Köln. Das Treiben der Weltgeistlichen war ihm zuwider. Er war fest entschlossen, Karthäusermönch zu werden, als er durch das Studium der Kirchengeschichte und der Schriften Luthers zu den Ansichten der Reformatoren hinübergezogen wurde. Seit 1523 bekleidete er die Stelle eines Lehrers im Kloster Kappel (Kanton Zürich). Hier las er über die heilige Schrift, erklärte die theologischen Lehrbücher des Erasmus und Melanchthon und docirte lateinische Sprache und Dialektik. Sein Eifer im Reformiren des genannten Klosters machte ihn den strengkatholischen Nachbarn in Zug so verhasst, dass er einmal im Bad Loerz Gefahr lief, von ihnen erschlagen zu werden. Bullinger pflog dabei fleissigen Verkehr mit den Reformatoren in Zürich, namentlich verehrte er Zwingli, dessen Vorträgen er 1527 sieben Monate lang zuhörte. Er selbst verfasste eine Schrift über den Ursprung der falschen Lehre von der Transsubstantiation, die durch Oekolampadius zum Druck befördert wurde. Als Zwingli 1528 zu dem Religionsgespräch nach Bern reiste, ernannte die Züricher Regierung Bullinger zu seinem Begleiter. In demselben Jahre empfing Bullinger die Weihe zum geistlichen Amte, und seine Predigt am Pfingstfeste 1529 bewog die Gemeinde Bremgarten, die Reformation anzunehmen und den begeisterten Prediger selbst als ihren Pfarrer anzustellen. Noch im Sommer dieses Jahres verheirathete sich Bullinger mit Anna Adlischweiler, einer ehemaligen Nonne, der er schon zwei Jahre zuvor seine Hand geboten.

Als im Jahre 1531 die fünf katholischen Orte bei Kappel und am Zuger Berge über die Züricher den Sieg davontrugen und auch das nahe Bremgarten einnahmen, floh Bullinger mit seiner Familie nach Zürich. Zwingli selbst war am 11. Oktober in der genannten Schlacht für seinen Glauben gefallen, und am 1. December starb auch Oekolampadius zu Basel. Da konnten die Züricher keinen würdigern Nachfolger an Zwingli's Stelle finden als Bullinger, der denn am 9. December 1531 zum Pfarrer am grossen Münster ernannt wurde. Bullingers Thätigkeit war vielseitig und umfassend. Mehrere Jahre hindurch predigte er alle Tage, wirkte für die Befestigung des Kirchenwesens, besuchte die akademischen Hörsäle und vertheidigte die Reformation in gelehrten theologischen Streitschriften. Mit dem von Bucerus in Strassburg 1536 zu Wittenberg abgeschlossenen Vergleiche, der die zwischen Luther und Zwingli streitigen Punkte durch allgemeine Ausdrücke zu umgehen suchte, war Bullinger keineswegs einverstanden. Er veranlasste daher das zweite Baselsche und erste Helvetische Bekenntniss, an dessen Abfassung er wesentlichen Antheil hatte. Mit Luther führte Bullinger eine heftige literarische Fehde. Luther fand in der 1543 erschienenen neuen Ausgabe der Werke Zwingli's nicht nur alle ihm widersprechenden Behauptungen des Letztern wiederholt, sondern auch von den Herausgebern in der Vorrede auf's Neue vertheidigt. Darauf kündigte Luther in seiner Schrift „Vom heiligen Abendmahle“ ihnen den Frieden auf, der seit Bucers Vermittlungsversuchen scheinbar bestanden hatte. „Da ich (schreibt Luther) nun bald in die Grube fahre, so will ich dies Zeugniss und diesen Ruhm mit mir vor meines lieben Herrn und Heilandes Richterstuhl nehmen, dass ich die Schwärmer und Sakramentsfeinde, Karlstadt, Zwingli, Oekolampad, Schwenkfeld und ihre Jünger zu Zürich und wo sie sind, mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe.“ Bullinger antwortete darauf mit gleicher Heftigkeit in seinem „wahrhaften Bekanntnuss der diner der Kirchen zu Zürich etc.“, 1545.

Bullingers fernere reformatorische Thätigkeit wurde 1549 durch die Verhandlungen wegen des Tridentiner Koncils, das zu besuchen die Reformirten sich weigerten, sowie späterhin, 1561, durch den dogmatischen Streit über die Allgegenwart Christi mit Brentius, und durch die Abfassung der zweiten Helvetischen Konfession, 1566, in Anspruch genommen.

Bezeichnend für Bullingers Charakter ist das Urtheil der Züricher Synode von 1535, bei welcher Bullinger selbst das Protokoll führte. Die Censur über seine damalige Amtsführung lautet: „Herr Bullinger ist zu mült mit seinen Predigen, soll etwas dapferer, rücher, härter und rässer sein, insonders das die Händel des Rathes antrifft.“ — Als ein ächter Schweizer liebte Bullinger sein Vaterland. Er eiferte wiederholt gegen das Reislaufen, d. h. gegen die Unsitte der freien Schweizer, für Sold sich dem Kriegsdienste fremder Fürsten zu verkaufen. Er hielt 1549 seine Regierung von dem Bündniss mit Frankreich zurück. Er schrieb auch ein Werk „Von den Tigurinern oder der Stadt Zürich Sagen“, und der Geschichtschreiber Johannes von Müller nennt ihn wegen desselben den „reformirten Tschudi.“ Noch im Tode hinterliess Bullinger eine Zuschrift an den grossen Rath seiner Stadt, in welcher er mit ergreifenden Worten herzlicher Bitte und ernster Ermahnung sein politisches Testament niedergelegt hat. Eine rühmliche Erwähnung verdient noch Bullingers Gastfreundschaft gegen bedrängte Glaubensgenossen. Er gewährte den ihres Glaubens wegen Vertriebenen aus Locarno eine Zuflucht, und in gleicher Weise fanden die von der Königin Maria verbannten englischen Reformirten bei ihm gastfreie Aufnahme. Ueberhaupt stand Bullinger bei den Reformirten in England in hohem Ansehn. Heinrich VIII. bediente sich seines Rathes, und mit der unglücklichen Johanna Gray führte Bullinger einen Briefwechsel, der unter andern Manuscripten auf der städtischen Bibliothek zu Zürich noch aufbewahrt wird.

Der Todestag des verdienstvollen Mannes fiel auf den 17. September 1575. Eine Reformationsgeschichte, die Bullinger handschriftlich hinterlassen, erschien erst in unserm Jahrhundert im Druck.



Clarissimo viro D. Joanni
Calvino fidelissimo Ge-
nevensis ecclesiae pastori

Genff.

Bullingerus tuus.

Bullingerus.
Bullinger.

ZU BULLINGERS HANDSCHRIFT.

Clariss. viro D. Joannj
Caluino fideliss. Ge-
neuensis ecclesiae pastori
Genff.

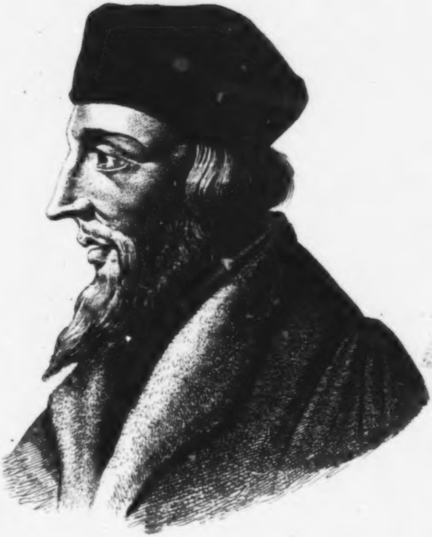
S. D. Tristes nos reddunt Heluetici aliquot milites qui hac septimana uenerunt ex castris Guysianis, et pro certo referunt, postquam Admiraldus relicta Aurelia abijt in Normandiam ad Anglos, Guysium omnes post ipsum pontes deiecisse: atque ita illum prohibuisse ab Aurelia, quam interim obsederit, magnis tormentis concusserit, tandem et coeperit, captis pauculis aliquot, liberatis captivis et caesis ad unum fidelib. omnib. Quanquam uero meliora sperem, terret me tamen exemplum Rothomagi. Mallem profecto mori quam audire Aureliam in qua sunt tot sancti, ab isto lupo irrumpi. Proinde si nos amas mature scribito quid sit actum Aureliae. Dum haec scribo Curiae adferuntur literae. Verba ex his nunc refero. Capitaneus Gregorius Rancelin narrat mihi Card. Trident. furiis correptum catenis constringi duab. Et dum haec narraret astabat summus Tribunus noster cui hodie nomine civitatis negotium fuit cum nostro regimine, qui affirmabat ipsum Curicum eadem referre. Addiderunt Pontificem egrotare grauiter ut non longe absit a morte. Caeterum, Augustinus Maynardus 7 Martii Clavenna scribit ad Fabritium Pont. constituisse capitaneum ecclesiae Ducem Sabaudiae quo nomine quotannis ei cedant scutorum 60,000 Cardinalem Lotharingium Oenipontem ad Imp. profectum. Venetos grauem mouere in fideles persequutionem. Vlyssis Comitis bona omnia esse confiscata. Haec breuib. consignare et ad te mittere uolui. Constanter item scribitur Turcam contra Hispanos classem instruere. Vale et quam potes mature scribito quid fiat Aureliae. Salvus Lomilleus una cum Budaeo fratre, et aliis piis.

Salutant te symmystae.

Bullingerus tuus.

Johannes Huſs.

Mit Portrait.



Huss

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

JOHANNES HUSS.

Der berühmteste aller Vorkämpfer der Reformation durch Luther, der Seher im Morgenroth, das blutig erglühte, wurde geboren am 1. Juli 1373.

Der arme Sohn eines Dorfes, Hussinecz in Böhmen, nach welchem er später sich nannte, trat Johann Huss, als Knabe ein lernbegieriger Zögling frommer Klosterväter, in die Hallen der Wissenschaft, in das Collegium zu Prachaticz ein. Dort gab er sich mit angestrengtem Eifer zunächst den Sprachstudien hin, bis er die Reife erlangt, Prags berühmte Hochschule als Student zu beziehen. Fleiss und strengsittlicher Wandel erweckten dem völlig Mittellosen bald die Freundschaft begabter Männer, welche ihm die Durchforschung ihrer Bücherschätze gewährten, und so bildete er sich zu einem Lehrer aus, dessen grosser Ruf bald genug der alten Praga neue Tausende lernbegieriger Jünger zuführen sollte.

Im zwanzigsten Lebensjahre stehend, 1393, hätte Huss bereits die akademische Würde des Baccalaureats errungen, und drei Jahre später empfing er die eines Magisters und begann öffentliche Vorlesungen. Dieselbe Neigung zur Askese, wie sie Wiklef, Savonarola und später auch Luther in den Jahren jugendlicher Männlichkeit durchglühte, lebte auch in Huss — er hielt sich still und einsam, fern der Weltlust, legte sich Büssungen auf, und gefiel sich im mönchischen Wesen. Dies und sein Talent als Prediger liessen ihn eines Pfarramtes würdig erscheinen, und er empfing die Stelle eines Seelenhirten an der Kapelle Bethlehem nahe bei Prag, was ihn indess nicht hinderte, seine akademischen Vorträge fortzusetzen. Diese waren es, die mehr und mehr ihm Ruf und Ansehen begründeten, aber auch ihm Gegner erweckten. Denn dort im lebendigen Wort vom Lehrstuhl, wie dort vom Predigtstuhl nahm sein Lehren und Predigen eine freie und kühne Richtung. Vorher war er nur streng-asketischer Sittenlehrer, Sittenrichter gewesen, des anvertrauten Amtes mit aller Treue wartend, aber wie hätte es anders seyn können, als dass Huss, wenn er die Sitten des Volkes als Unsitten tadelte, den strafenden Blick nicht auf jene der Geistlichkeit richten musste? Diese waren es ja überall, welche die Reformation herausforderten, und wie Glied an Glied in einer Lasterkette sich reihte, so klangen die frevelhaften Sitten der Geistlichkeit zusammen mit den gelockerten Banden der Zucht, wie die Kirche sie ihren Dienern erlaubte und mit dem übeln

Beispiel ihres sichtbaren Hauptes auf Erden, mit dem Leben der Päpste und ihres nichts weniger als musterhaften Hofhaltes.

Entgegen dem allbekannten Spruch, dass der Prophet im Vaterlande nicht gelte, fand Huss bei seinen Landsleuten, den Böhmen, mehr Anklang und Zustimmung, als bei den Deutschen. Unter diesen erwuchsen ihm nicht unbedeutende Gegner, zumal das Ansehen der deutschen Nation, als ein Hauptbestandtheil der Hochschule, kein geringes war. Als Huss aber begann, in Vorträgen auf Kanzel und Katheder die Geistlichkeit mit strafenden Worten zu befehden, da war es die deutsche mit der böhmischen Geistlichkeit im Verein, die gegen ihn auftrat.

Es hatte Huss geglückt, als ein noch jugendlicher Geistlicher Lektor, Rathgeber und selbst Beichtvater der Gemahlin König Wenzels, Sophia von Bayern, zu werden, in welcher er eine Beschützerin fand, als schon bei seinem ersten freien Auftreten König Wenzel mit Klagen gegen ihn von der Klerisei bestürmt wurde. Zugleich gewann er sich am Hofe einen einflussreichen Freund, Meister Hieronymus, aus Prag gebürtig, welcher in Paris die Magisterwürde empfangen hatte, an König Wenzels Hofe Ritter wurde und dann eine Reise nach England machte, von wo er 1402 zurückkehrend, mehrere Schriften Wiklefs mitbrachte, welche Huss anfangs als ketzerisch von sich wies, später aber mit grösstem Antheil las und in ihnen nur eine Spiegelung seines eigenen Sinnens und Denkens erblickte.

Aber indem sich Huss durch Wiklefs, seines Geistesverwandten, Lehren und Ansichten in den seinigen bestärken liess und zu noch grösserem Feuereifer sich entflammte, trug er schon selbst die Scheite zu seinem zukünftigen Holzstoss. Stolz und kühn setzte er sich einem vom Papst Bonifaz IX. gesendeten Ablasskrämer entgegen, und da er hauptsächlich es war, der Wiklefs Schriften vertheidigte und ihre Verbreitung beförderte, so bildete der Klerus Phalanx gegen ihn, und brachte es dahin, dass die Hochschule eine grosse Anzahl Artikel aus Wiklefs Schriften für ketzerisch erklärte, und Jeden des Flammentodes würdig, der sie vertheidigen werde. Da es Huss nicht an Anhängern und Freunden fehlte, so entstand eine äusserst heftige Bewegung und Parteiung in Prag, indem die deutsche Nationalität der Hochschule, unter welchen gemeinsamem Namen Bayern, Sachsen und Polen verstanden wurden, welche über die böhmische ein Uebergewicht behauptete, mit der letztern auch über andere Angelegenheiten in Zwiespalt gerieth. Die Böhmen erwählten Huss zum Rektor, beeinträchtigten die Deutschen auf alle Weise, bedrohten das Collegium Carolinum mit gewaffneter Hand, und brachten es dahin, dass die Deutschen, an der Zahl 5000, von dannen zogen und auf andere Hochschulen sich zerstreuten.

Huss trat nun als offener Gegner des Papstthums und der Päpste auf, verdammte deren Anmassungen und Zwiste, wie die zwischen Benedikt XIII. und Gregor XII., und brachte es so weit, dass ganz Böhmen sich von der Papstherrschaft loszusagen begann, wobei er alle jene Fesseln, die das Volk im Bann derselben hielten, Klöster und Fasten, Ohrenbeichte und Ablass, Bilder und Fahnen, vor Allem aber die Entziehung des Sakraments im Kelche, zu brechen suchte, was ihm auch für eine lange Zeit in grossartiger Weise gelang.

Da schleuderte Papst Alexander VI. im Jahre 1409 den Bannstrahl gegen Hussens Lehre und berief ihn gen Rom; Huss war so klug, nicht selbst zu gehen, er sandte zwei Vertheidiger, allein ehe diese noch Rom erreichten, ereilte den Papst der Tod.

Bald nach dieser Zeit erfolgte in Prag die schon im Leben Wiklefs erwähnte Verbrennung von einigen hundert Bänden ketzerischer Schriften desselben durch den Erzbischof Sbinko; Huss wurde befehligt, nicht mehr zu predigen, allein er predigte ungescheut weiter, schrieb eine Abhandlung über das Verhalten gegen ketzerische Schriften, und legte Berufung an den Papst ein, jetzt Johannes XXIII. Dieser sendete den Kardinal Colonna gen Prag, damit er Huss höre und verhöre, besonders über den Punkt, ob Huss wirklich das Ansehen und die Gewalt des Papstes als irdischen Stellvertreters Christi leugne? und gebot, wenn dem so sey, Huss nach Rom abzuführen. Hochschule, Hof und Bürgerschaft, alle auf Seiten des Reformators, riefen den König um Schutz für ihren heldenmüthigen Liebling an, und dieser verwandte sich nun selbst durch Abgeordnete beim Papst für Huss. Kardinal Colonna aber, als er in Huss einen unbeugsamen Feuerkopf fand, that ihn in den Bann. Huss achtete des Bannes gerade so viel, wie später Luther des Papstbannes geachtet, und fuhr fort, die reine Christuslehre von den Schlacken zu läutern, mit welcher die Jahrhunderte ihr lauteres Gold verschmolzen hatten. Jetzt suchte, da des Papstes Bann nicht fruchtete, da das Donnern der Pfaffen von den Kanzeln gegen ihn nichts half, die Klerisei beim Kaiser Hülfe, da wohl bekannt war, wie sehr Sigismund ein redlicher Eifer für Wohl und Wachsthum der Kirche und der päpstlichen Religion beseelte. Der Kaiser ermahnte Huss, von seinen Lehren und Predigen abzustehen, wozu dieser indess nicht die mindeste Neigung zeigte, vielmehr fuhr er fort, gegen den Papst zu eifern, seine Ungerechtigkeiten, seine Herrschsucht zu tadeln und gegen die Ablasskrämerei zu predigen. In seinem Freund Hieronymus hatte er einen noch fanatischeren Bundesgenossen; dieser trat die Reliquien mit Füssen, liess durch seine Knechte einen Mönch in die Moldau werfen und verbrannte die Bulle des Papstes, in welcher dieser milden Gaben für seine herrschsüchtigen Zwecke Ablass als Gegengabe bot.

Dies und die Vermehrung der innern Unruhe im ganzen Böhmerlande, die zu mancher Ueberschreitung der Ordnung und des Friedens führte, veranlasste den Papst zu einem neuen Interdikt, mit welchem er nicht nur Huss, sondern ganz Prag auf so lange Zeit belegte, als die Mauern der Stadt den Glaubenseiferer umfangen würden. Huss wollte die grosse und reiche Stadt nicht um seinetwillen leiden lassen, und zog sich nach seinem Heimathsorte zurück, dessen Besitzer, Nicolaus von Hussinecz, ihm von seiner Jugend an Theilnahme und Wohlwollen zugewendet hatte. Dort predigte er und lebte in friedlicher, der theologischen Wissenschaft zugewendeter Stille. In dieser schrieb er sein berühmtes Buch von den sechs Irrthümern, unter welchen Huss 1) die Verwandlung des Brodes in den Leib Christi, 2) den Glauben an die Jungfrau Maria, 3) den an die Unfehlbarkeit des Papstes, 4) den unbedingten Gehorsam der Ordensväter und Ordensbrüder gegen ihre Oberen, 5) die Ertheilung des Ablasses und die Sündenlossprechung durch die Geistlichkeit und 6) die Verkäuflichkeit geistlicher Würden, Stellen, Aemter und Pfründen (Simonie) verstanden wissen wollte. Ein anderweites Buch schrieb Huss über die Kirche selbst, gleichsam einen Rechtskodex aller Kirchenangehörigen, und nebenbei predigte er in Hussinecz und in Nachbarorten unter stetem ungeheuerm Zudrang zahlloser Menschenschaaren. Dies würde wohl weniger ungehemmt haben geschehen können, wenn nicht der Kaiser Sigismund mannigfach in Anspruch genommen, und der König, sein Bruder, nicht der faule Wenzel, und noch dazu Hussens Gönner gewesen, und Papst Johann XXIII. nicht durch seine Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. zur Zeit des grossen Schisma's in Schach und Thätigkeit gehalten worden wäre.

Endlich bot Sigismund Alles auf, dort der ketzerischen Lehre, hier dem unwürdigen Streit dreier Päpste um die Alleinherrschaft ein Endziel zu setzen, und berief das Koncil zu Kostnitz, auf welchem alle religiösen Wirren jener Zeit sich wo möglich friedlich lösen sollten.

Zu diesem Koncil war eine wahre Völkerwanderung von Geistlichen und hohen Würdenträgern der Kirche aller Länder, so weit des römischen Stuhles gewaltiges Scepter reichte, alle Orden waren vertreten, ja selbst von Jerusalem kam der Prior des heiligen Grabesklosters mit sieben Priestern. Alle deutschen Fürsten in Person oder durch Gesandte und zahllose Grafen, Ritter und Herren stellten sich ein, nicht minder Fürsten und Priester aus Polen, Ungarn, der Wallachei, Griechenland, wie aus den westlichen Ländern Europa's. Des deutschen Reichs Erzkanzler, Kurfürst Johann von Nassau, Erzbischof von Mainz, ritt ein voll geharnischt vom Kopf bis zu den Füssen, worüber die Geistlichkeit sehr unzufrieden war. Der Kaiser kam und Papst Johann XXIII. in eigener Person, und hielten viele Umgänge und Festversammlungen.

Da nun dieses Koncils Hauptzweck war, alle Irrlehren auszurotten und alle kirchlichen Wirren zu schlichten, so ward auch Huss geladen, dort zu erscheinen und seine Lehre zu vertheidigen. Zuerst weigerte er sich, zu kommen, da er aber Schutzbriefe des Kaisers, wie des Königs von Böhmen, und Zeugnisse der Universität Prag empfing, so zog er im persönlichen Geleite mehrerer böhmischen Edeln, Laczenbog, Chlum, Lestna und Slawata gen Kostnitz. Seine Reise führte ihn über Nürnberg und Augsburg, und allenthalben kam ihm Bewunderung entgegen. Voll Gottfreudigkeit im Innern zog er seine Bahn, wie hundert Jahre nach ihm Luther sie zog, und als er am 3. November 1414 zu Kostnitz eintraf, erhielt er auch vom Papste freies Geleite zugesichert.

Weil noch lange nicht alle Geladenen zum Koncil erschienen waren, selbst Kaiser Sigismund noch nicht, und gar Mancherlei zu berathen war, bevor an Bekämpfung des böhmischen Widersachers gedacht werden konnte, gewann Huss Zeit, sich wissenschaftlichen Ausarbeitungen hinzugeben, und schrieb sein Buch über das Hinreichende der Gebote Christi für das Kirchenregiment, durch welches und namentlich durch die darin enthaltene Verneinung der Papstgewalt er den Vater der Christenheit beleidigte, der bald genug die Satrapen fand, die ihre geistige Hülfe boten, Huss dem Verderben zu weihen. Zwei Landsleute, Stephan Palecz, der gegen Hussens Lehrsätze eiferte, obschon er ihm persönlich nicht abgeneigt war, und Michael von Causis, der früher in Prag ein Pfarramt bekleidet hatte, nahmen die erwähnte Schrift des Huss vor, und zogen daraus gewisse Sätze, die, einzeln hingestellt, wohl geeignet schienen, Verdammungsurtheile hervorzurufen und zu begründen.

Diese Gegner und ihr Auszug aus der erwähnten Schrift bestimmten den Papst, Huss in Haft zu nehmen, was nach einigen Fluchtversuchen auch gelang, und mit trotziger Gewalt, entgegen den ihm gegebenen eigenen Sicherheitsbriefen, wie jenen des Kaisers, entgegen der Verwendung der böhmischen Stände, blieb Huss als Ketzer, im Voraus verdammt, im Kerker eines nahen Franciskanerklosters am Bodensee. Doch auch im dunkeln Kerker rang der ungebeugte Geist nach dem Lichte; er schrieb aufklärende Abhandlungen, bis die feuchte Kellerluft ihn auf das Krankenlager niederwarf. Unterdessen ordnete der Papst ein Collegium an, das über Hussens Heräsie aburteln sollte.

Der Freund des Glaubensmartyrers, Hieronymus, war weislich der auch an ihn ergangenen Ladung, sich vor dem Koncil zu stellen, nicht gefolgt, aber als er vernahm, was dem Freund widerfahren, da trieb ihn ein edler Eifer gen Kostnitz, wo er sich heimlich einschlich und eine Vertheidigung des Huss an eine Kirchthüre anschlug. Schon war er wieder aus der Stadt, als er an einem Rastort in seiner unklugen und heftigen Weise so laut über das Concilium schalt, dass er verstrickt und nach Kostnitz zurückgeführt wurde. Die gelehrte Geistlichkeit drang auf das Heftigste in Huss und Hieronymus, dass sie ihre ketzerischen Glaubensansichten widerrufen und abschwören sollten, und man beschloss, für diesen Fall sie in irgend einem Kloster des Schwabenlandes bleiben, und nimmermehr nach Böhmen rückkehren zu lassen. Aber die Bedrängten weigerten sich dess mit aller Standhaftigkeit beharrlicher Glaubenstreue, und so nahm der Ketzerprozess seinen Anfang.

Wiklefs Andenken wurde als das eines Ketzers verflucht, seine Schriften wurden öffentlich verbrannt. Am 5. Juni erschien Huss vor dem Koncil, und vertheidigte mit Kraft und Männlichkeit seine Lehre. Statt ihn mit Würde zu widerlegen, wenn dies möglich gewesen wäre, überschrieen ihn die Fanatiker. In den nächsten Tagen sollte nun Huss jene Artikel, die als ketzerisch aus seiner Schrift über die Kirche gezogen waren, feierlich abschwören, an der Zahl neununddreissig. Huss schwur sie nicht ab, er bestand darauf, dass man sie widerlege.

Am sechsten Tage des Heumondes war die letzte grosse richtende Versammlung über Huss. Die ganze Pfaffheit war vollzählig, der Kaiser sass auf hohem Purpurthrone, umgeben von den Kurfürsten, den Herzogen, den Grafen und Herren des deutschen Reiches und der übrigen Lande. Der Angeklagte stand würdevoll vor den Schranken dieses grossartigen geistlichen Gerichts in der Hauptkirche der Koncilstadt. Der Rektor der Sorbonne, Meister Carcerus, bestieg die Kanzel und predigte gewaltig gegen Huss und seine Lehrsätze, er widerlegte sie nach seiner Weise aus der heiligen Schrift, er bewies, dass sie Ketzerei seyen. Noch einmal wurde Huss zum Widerruf aufgefordert — er aber widerrief nicht, er konnte diese Widerlegung seiner Lehre nicht anerkennen.

Damit sprach er sich selbst, sprachen seine Richter ihm das Todesurtheil.

Die Verurtheilung begann damit, dass man den Gefangenen seiner Priesterwürde entkleidete. Huss wurde auf einen hohen Stuhl gestellt, dass Aller Augen ihn sehen konnten, und es traten zu ihm der Erzbischof von Mailand, zwei Kardinäle, zwei Bischöfe, zwei Weihbischöfe und legten ihm priesterlichen Ornat an. Dann entkleideten sie ihn desselben wieder unter Gebeten und Vermaledeiungen, dann übergaben sie ihn dem weltlichen höchsten Richter und baten scheinheilig für ihn, dass man ihn nicht tödten, sondern zu lebenslänglicher Einkerkerung ihn begnadigen solle. Da wandte sich Kaiser Sigismund an Herzog und Pfalzgraf bei Rhein und sprach: „Nehmet Ihr ihn an Unserer Statt, lieber Oheim, und thut ihm als einem Ketzer.“ Hierauf rief der Pfalzgraf den Vogt von Kostnitz, und sprach zu diesem: „Nehmet hin den Meister Hans Huss von unser beider wegen, und verbrennt ihn als einen Ketzer.“

Nun wurde der Gefangene zum Bischofpalaste geführt, wo man einen Scheiterhaufen geschürt hatte, in welchem man vor seinen Augen seine Schriften verbrannte. Mit unerschütterlicher Ruhe ertrug der Martyrer seiner Ueberzeugung allen Hohn, mit welchem die Rohheit ihn überschüttete, und folgte eben so ruhig seinen Henkern auf den für ihn bestimmten Richtplatz, zu welchem eine kleine Insel im Rhein erkoren war, und recht zur Verhöhnung thürmte man den Scheiterhaufen für Johann da, wo kurz zuvor das krepirte Maulthier eines Kardinals verscharrt worden war.

Man hatte Huss eine Inful von starkem Papier auf das Haupt gesetzt, welche nach Art der spanischen San-Benito's mit zwei Teufeln bemalt war, zwischen denen das Wort Heresiarcha: Erzketzer, erblickt ward. Zwei Diener Herzog Ludwigs schritten

Huss zur Rechten und Linken, vor und hinter ihm aber zwei Diener des Rathes; er selbst war nicht gebunden und trug schwarze Gewande von gutem Tuch, wie man ihm denn völlig seine anständige Kleidung, in welcher er vor dem Ketzergericht erschienen war, gelassen hatte. Viele Fürsten und Herren und zahlloses Volk folgten dem Zuge, und mehr denn dreitausend Gewappnete dienten zur sichernden Bedeckung. Der Zug bewegte sich aus dem Geltinger Thore hinaus, und war der Zudrang des wogenden Volkes so gross, dass die Wappner die Schaaren aufhalten mussten, damit die Zugbrücke nicht einbreche. Huss ging ruhig und mit gottgetrostem Muthe seinen Todesgang, er wendete sich nicht mit Anreden an das Volk, er betete nur still vor sich hin: „Jesu Christe, fili Dei vivi, miserere mei!“ Jetzt nahte er dem Steg, der über den Stromarm zu der kleinen Insel führte, und erblickte den hochgethürmten Holzstoss, und neben diesem ein kleines Feuer, um jenen schnell zu entflammen. Da fiel er dreimal auf seine Kniee und rief: „Jesu Christe, fili Dei vivi, qui passus es pro nobis, miserere mei!“

Im Zuge ging ein deutscher Edelmann, Herr Ulrich Reichenthal, der hatte zu Prag studirt und war jetzt ein Canonicus zu Kostnitz, der fragte Huss, ob er nicht beichten wolle? Huss antwortete: „Ich will gern beichten, aber es ist hier zu enge!“ Da wurde auf der Insel ein weiter Ring gemacht, und der Canonicus Reichenthal rief den Priester Ulrich Schorand, Kaplan zu St. Stephan, dass er Hussens Beichte höre. Dieser trat nun zu Huss und sprach zu ihm: „Lieber Herr und Meister, wollet Ihr Euch abthun des Unglaubens und der Ketzerei, um die Ihr jetzt den Tod erleiden sollt, so will ich gern Eure Beichte hören, wollt Ihr aber solches nicht thun, so wisst Ihr wohl selbst, was das geistliche Recht vorschreibt, dass einem Ketzer göttliche Sache nicht widerfahren soll.“ — Huss entgegnete: „Ich habe keine Todsünde begangen! Seyd bedankt, es ist nicht nothwendig, dass ich beichte.“ Nun wollte der Martyrer sich zum Volke wenden und in deutscher Sprache zu ihm reden, aber der Herzog und Pfalzgraf Ludwig verbot es, und übergab ihn dem Nachrichter. Da begann der Martyrer den 53. Psalm zu beten, und der Nachrichter führte ihn auf die Höhe des Holzstosses, und band ihn, ohne ihn zu entkleiden oder ihm etwas zu nehmen, an ein hohes, aufrecht gestelltes Bret, und stellte einen hohen Schemel unter seine Füsse, legte Holz und Stroh um ihn und schüttete Pech darauf, und entzündete die Lohe. Durch den dicken Qualm ertönte des Gerichteten Todesschrei zu seinem Erlöser, doch litt er nicht lange. Eine kurze Frist, und sein Leichnam war Asche. Die papierne Inful war nicht verbrannt — der Henker musste sie zerstossen, da erst loderte sie auf. Ein pestilenzialischer Geruch trieb Alle von hinnen, das heftige Feuer machte die Erde bersten. Die Asche schaufelten zwei Henkersknechte in einen Karren und schütteten sie in den Rhein.

So hat Ulrich Reichenthal als ein Augenzeuge des Glaubensmartyrers Ende treulich geschildert. Anderwärts wird noch berichtet, dass Huss auf seinem Todesgange ein Bäuerlein erblickt, welches eifrig Scheite zu Hussens Holzstoss geschleppt, und er dabei ausgerufen habe: „O sancta simplicitas!“ Auch soll er mit einem wichtigen prophetsichen Wort aus dem Leben geschieden seyn: „Heute bratet ihr eine Gans (in böhmischer Sprache Husze), über hundert Jahre aber wird ein Schwan kommen, den werdet ihr wohl ungebraten lassen.“ Ob in so ernster Stunde und im Angesicht einer qualvollen Todesart ein würdevoller ernster Mann zu Scherzen und Wortspielen aufgelegt seyn möchte, muss billig an seinen Ort gestellt bleiben.

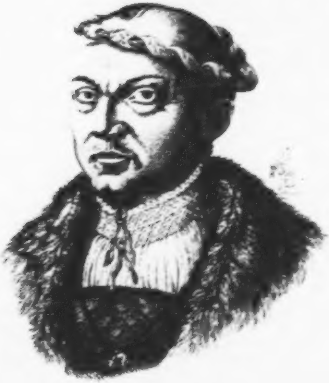
Furchtbar schwang der Engel der Vergeltung das blutige Schwert der Rache für Hussens und Hieronymus von Prag Martyrtod, der an derselben Stelle im nächsten Jahre und in gleicher Weise erfolgte. Die Hussitenkriege zerrütteten viele Jahre hindurch das blühende Böhmen, und das Dichterwort Luthers, ausgesprochen in einem Kernliede, „Von den zween Martyrern Christi zu Brüssel von den Sophisten zu Löwen verbrannt“, bewährte sich gar herrlich auch an den beiden böhmischen Glaubensmartyrern:

„Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muss der Tod an allem Ort
Mit lauter Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Ludwig Bechstein.

Georg, Herzog zu Sachsen.

Mit Portrait und Facſimile.



Georg
Herzog v. Sachsen

[illegible]

GEORG. HERZOG ZU SACHSEN.

Ein Mann von festem Charakter und entschiedener Willenskraft, reformatorischen Sinnes und doch unter Luthers eifrigen Gegnern einer der eifrigsten und beharrlichsten. Ohne tüchtige und beharrliche Gegner und Widersacher gedeiht selten das Grosse und Gute, daher sind dieselben immer in Ehren zu halten, wenn ihr Gegenwirken in Ueberzeugung wurzelt und nicht zu gemeinen Mitteln greift, die ihre Hoheit erniedrigen und den Glanz ihres Namens verdunkeln.

Herzog Georg zu Sachsen, dem man später die Beinamen „der Reiche“ und „der Bärtige“ gab, wurde als ältester Sohn Herzog Albrechts, des Begründers der albertinischen Linie, am 27. August 1471 geboren, und folgte seinem Vater 1500 in der Regierung, nachdem er sich im Jahre 1496 mit der Tochter des Königs Casimir IV. von Polen, Barbara, vermählt hatte. So trat er schon als gereifter Mann sein Regentenleben an, und führte durch eine Reihe von 39 Jahren sein Scepter *mit Ernst und nicht ohne Strenge*, die in Glaubenssachen bisweilen wohl zur Härte wurde. Gleichwohl empfand der gelehrte und einsichtsvolle Fürst das allgemein erwachte Bedürfniss nach einer Kirchenverbesserung lebhaft mit, der auf Deutschland schwer lastende Druck der römischen Hierarchie und der durch und durch schädliche Ablasshandel waren ihm ein Greuel, und er mochte es daher wohl nicht ungern sehen, dass endlich nach ahnungsvollen Wehen, die durch alle Lebenskreise der Gesellschaft gingen, Luthers kühnes Auftreten gegen den Ablass und die Papstgewalt seinen die Welt erschütternden Ausbruch fand. Als daher die bekannte Disputation Dr. Ecks gegen Luther und Carlstadt sich vorbereitete, und der Bischof von Merseburg, in dessen Kirchensprengel Leipzig lag, dieselbe verhindern wollte, machte Herzog Georg als Landesherr seine Rechte geltend, liess das Mandat des Bischofs, welches bei Strafe des Kirchenbannes alles Disputiren untersagte, abreissen, trug Sorge, dass der Disputation kein Hinderniss in den Weg gelegt werde, und wohnte derselben öfter in eigener Person bei. Diese Gegenwart des Fürsten bei der Disputation, in welcher Dr. Eck seinem Gegner Luther das Behaupten hussitischer Meinungen vorwarf — machte den Herzog Luther abgeneigt, weil weniger die Erinnerungen an die Glaubenslehren des Huss, als die an das tausendfache Weh, welches die Hussitenkriege dem Sachsenlande geschlagen, noch bitter und schmerzlich nachhallten. Da nun Luthers reformatorischer Sinn der Hauptsache nach in vielen Dingen mit seinem grössten Vorgänger übereinstimmte, da er ferner in einer Predigt es offen aussprach, es sey wünschenswerth, auch den Laien das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen — so trat Herzog Georg als erklärter Gegner Luthers auf und schrieb an seinen Vetter, den Kurfürsten zu Sachsen, er möge den schädlichen böhmischen Ketzer entfernen und wegschaffen lassen.

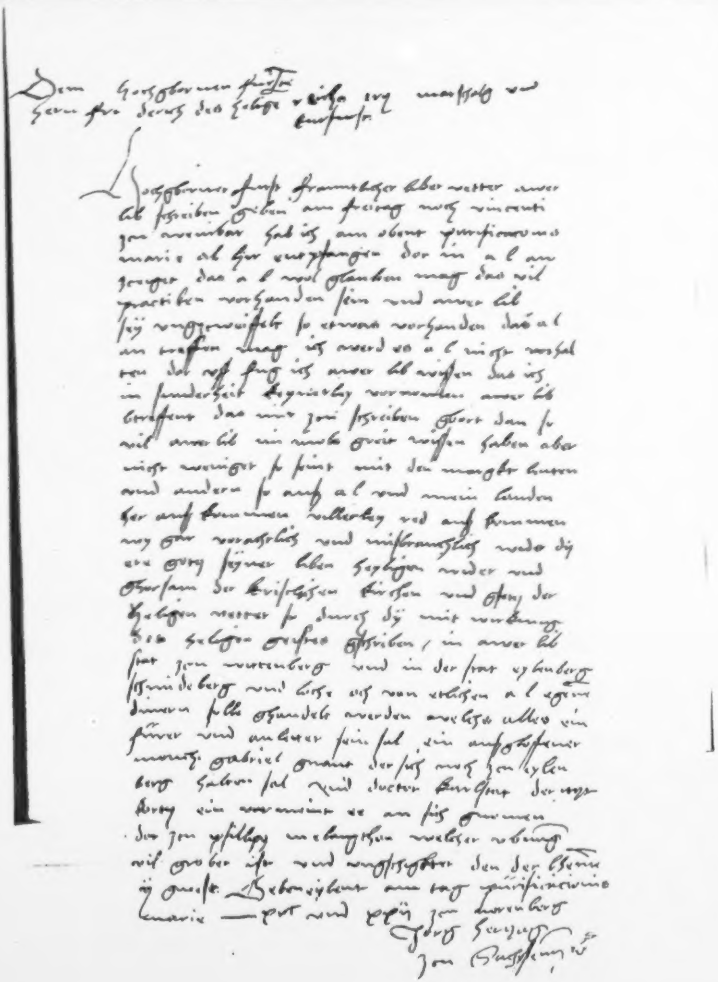
Dennoch verbot Herzog Georg, als Dr. Eck im darauf folgenden Jahre mit der Bannbulle gegen Luther von Rom kam, dem Rathe zu Leipzig, die Bulle ohne den besondern Befehl des Bischofs von Merseburg bekannt zu machen.

Als der Reichstag zu Worms begann, und von mehrern Ständen des Reichs ernste Klagen gegen den Papstdruck und das schlimme Kirchenregiment laut wurden, stellte auch Herzog Georg zwölf Artikel gegen den Papst, gegen die Klerisei und gegen den Ablass auf, übernahm auch in Gemeinschaft mit den Kurfürsten von Trier und Brandenburg und den Bischöfen von Augsburg und Brixen das Geschäft des fruchtlosen Versuchs, Luther zu einem Widerruf zu bewegen, und widersetzte sich dem Bemühen der päpstlichen Legaten und Bischöfe, Luthern das freie Geleite zur Rückreise von Worms nach Wittenberg nicht zu halten. Immer aber blieb Herzog Georg Luthern persönlich abgeneigt, wie sehr auch sein Vetter, der Kurfürst, diesen schätzte und schützte und der eigene Bruder, Herzog Heinrich zu Sachsen, sich der Lehre Luthers entschieden zuneigte. Herzog Georg sah die drohende Spaltung in der christlichen Kirche, die er mit Recht für ein Unglück hielt, so sehr er eine Verbesserung in kirchlichen Dingen für nothwendig erachtete. Als nun vollends das masslose Benehmen der lächerlichen sogenannten himmlischen Propheten, der aufwieglerischen Schwarmgeister, die bedenklichsten Unruhen hervorriefen, ward Luther als Ursache und Urheber aller dieser Unordnungen, die er selbst auf das Bitterste tadelte, von seinen Gegnern und so auch von Herzog Georg ausgeschrieen, und Luthers eilende Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg, sein kluges Beschwichtigen des Schwarmgeistes in Sachsen, seine unermüdete Thätigkeit für die Läuterung der Glaubenslehren halfen ihm nichts bei dem strengen fürstlichen Gegner. Der Herzog verbot in seinem Lande Luthers Bibel-Uebersetzung und alle Schriften Luthers, liess die Bekenner von dessen Lehre des Landes verweisen, einkerkern, ihre Güter einziehen, ja einige Bürger Leipzigs 1525 hinrichten, und es frommte nicht, dass Luther selbst demüthig an den Herzog schrieb und ihn bat, doch seine Lehre nicht zu verfolgen. Der Herzog war und blieb ihm abgeneigt und seiner Lehre feindlich gesinnt durch zwanzig Jahre, innerhalb deren er Alles aufbot, den Fortschritt der evangelischen Lehre zu hemmen und in seinem Lande mit Gewalt zu unterdrücken. Selbst seinen Hofprediger Alexius Crossner gab er den Abschied, weil er ihm zu evangelisch predigte. Ernst und bedrohlich erschien im Jahr 1528 die Nachricht von einem Bündniss der katholischen Reichsstände gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, welcher letztere der Schwiegersohn des in jenem Bündniss mit befindlichen Herzogs Georg war, worauf die Genannten sich zu einem Gegenbündniss einigten, und der Landgraf dem Herzog heftig genug über die Sache schrieb. Herzog Georg erklärte die ganze Nachricht von dem angeblichen Bündniss für eine lügenhafte Verleumdung, und liess den Mann, durch welchen jene Kunde an den Landgrafen von Hessen gelangt war, seinen eigenen Vicekanzler Otto von Pack, nachdem derselbe wieder in des Herzogs Gewalt gelangt war, foltern und enthaupten. Der Unwille Luthers, der an das vorgeblich erdichtete Bündniss fest zu glauben gute Gründe hatte, ging so weit, dass er sich hinreissen liess, in einem vertraulichen Briefe an einen Freund den Herzog einen moron morotaton — einen Narren aller Narren zu nennen — der Brief wurde bekannt, kam dem Herzog in Abschrift zu Gesicht, und war nicht geeignet, dessen Meinung über Luther zu ändern; heftige

Schriften des Herzogs und des Reformators gegen einander rieben sich wie Stahl und Stein. Luther ging in seinem Eifer über des Herzogs Härte, womit alle Bekenner und Anhänger in Jenes Lande verfolgt wurden (aus Leipzig wurden 1533 80 Familien mit 800 Häuptern auf einmal vertrieben), bis zur äussersten Heftigkeit, so dass er den Herzog sogar einmal einen Teufels-Apostel nannte. Bis zum persönlichen Zerwürfniss zwischen dem Herzog mit dem Kurfürsten, ja selbst mit dem eigenen Bruder Herzog Heinrich führte dieser Zwiespalt, und Herzog Georg ging damit um, da seine beiden Söhne vor ihm starben, seinen Bruder und rechtmässigen Nachfolger nur dann als Erben anzuerkennen, wenn er gelobe, bei der alten Religion zu bleiben, wo nicht, so wolle der regierende Herzog den Bruder durch sein Testament förmlich ausschliessen und sein Land dem Kaiser Ferdinand vermachen. Herzog Heinrich weigerte sich mit allem Fuge, ein Erbe unter Bedingungen anzunehmen, das ihm rechtlich Niemand erschweren und bestreiten konnte, und gleichzeitig nahm die Krankheit des Herzogs Georg mit solcher Heftigkeit zu, dass er nicht einmal vermochte, seinem bereits fertigen Testamente durch die eigene Unterschrift die wenn auch nur vermeintliche Rechtskraft zu geben. Er starb am 17. April 1539 Morgens 4 Uhr im Schlosse zu Dresden einen schmerzlichen Tod am Miserere, auch noch zum Ueberfluss gequält von einem fanatischen Pater, Namens Eisenberg, den endlich ein Paar treue Räthe aus dem Zimmer schafften, und die Gedanken des Sterbenden von den Heiligen ab und auf Christi alleiniges Verdienst hinlenkten, auf welches mit gläubiger Seele hoffend, der Herzog verschied.

Vielen Tausend stillen Bekennern der evangelischen Lehre nahm die Nachricht vom Tode des Herzogs eine schwere Last von den Seelen; Herzog Heinrich kam noch am Todestage seines Bruders nach Dresden, und alles Volk jubelte ihm, mit Ausnahme der Priesterschaft, entgegen, und von da an begannen die durchgreifenden Massregeln des neuen Landesherrn zur Einführung der Reformation im ganzen damaligen Herzogthum Sachsen.

Ludwig Bechstein.



Dem Hochgebornen fursten ro reichs erz marschalh und
herrn fre herzog des heiligen
kurfursten

Hochgeborner furst fruntlicher liber vetter euer
lib schreiben geben am freitag nach vincenti
zu weimar hab ich am abent purificationis
marie alher empfangen dor in e l an
zeiget das e l wol glauben mag das vil
partiben vorhanden sein und euer lib
sey ungezweifelt so etwas vorhanden das e l
an treffen mag ich werd es e l nicht verhal
ten dor auf fug ich euer lib wissen das ich
in sunderheit keynerley vormanen euer lib
betreffent das mir zu schreiben geburt dan so
vil euer lib ein mals gut wissen haben aber
nicht weniger so sint mit den mangeln keren
und andern so auch e l und mein landen
her auf kummen allerley red auf kummen
nit gar verachtlich und mistreulich wider die
ere gots syner liben heyligen wider und
gehorsam der kristlichen kirchen und gepot der
heligen vetter so durch die mit verkerung
des heligen ewangelio geschriben, in euer lib
stat zu wittenberg und in der stat eylenberg
schmideberg und licht auch von etlichen e l gemein
dinern solle gehandelt werden welchs alles ein
furer und anheber sein sal ein ausgelaufener
monch gabriel genant der sich noch zu eylen
berg halten sal und doctor karlstat der zu witten
berg ein vormeint e an sich genumen
der zu [illegible] welcher erbung
vil grober ist und ungeschickter den der lerern
ir gewest. Geben eylent am tag purificationis
marie — xvc und xxii zu nurenberg
Jorg herzog
zu Sachsen etc.

Jorg. Herzog zu Sachsen
Georg. H. z. S.

ZU HERZOG GEORGS HANDSCHRIFT.

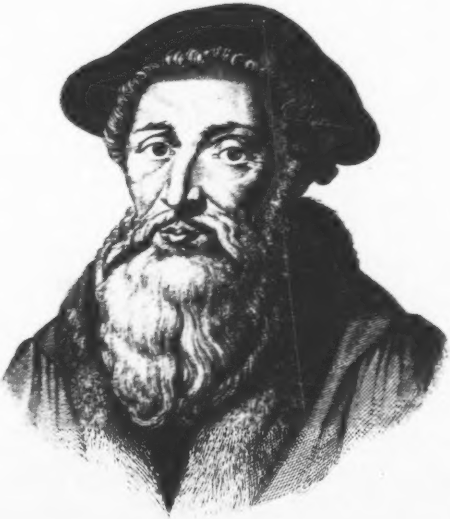
Dem Hochgebornen fursten
Hern Friderich des helige reichs erz marschalg vnd
kurfurst.

Hochgeborner furst fruntlicher liber vetter awer lib schreiben geben am freitag noch vincenti zu weinbar hab ich am obent purificationis marie al hir entpfangen dor in a l anzeiget das a l wol glauben mag das vil practiken vorhanden sein vnd awer lib sey vngezweiffelt so etwas vorhanden das a l an treffen mag ich werd es a l nicht vorhalten dor vff fug ich awer lib wissen das ich in sunderheit keynerley vornommen awer lib betreffent das mir zcu schreiben gbort dan so vil awer lib hy mols greit wissen haben aber nicht weniger so seint mit den marght leuten vnd andern so aus a l vnd mein landen her ausskommen vilerley red aus kommen wy gar verachtlich vnd misbrauchlich wider dy ere gots seyner liben heyligen wider vnd ghorsam der kristlichen kirchen vnd gsetz der Heiligen vetter so durch dy mit wirkung des heiligen geistes gschriben, in awer lib stat zcu wittenberg vnd in der stat eylenberg schmideberg vnd loche och von etlichen a l egenen dinern solle ghandelt werden welche allen ein furer vnd anleiter sein sol ein ausgeloffener monch gabriel genant der sich noch zcu eylenberg halten sol vnd doctor karlstat der itzt korts ein vermeint e an sich gnomen der zcu philippy melangthon welcher vbung vil grober ist vnd vngeschigkter den der bhemen y gwest. Geben eylent am tag purificationis marie — xv^c vnd xxii zcu norenberg

Jorg Hertzog
zcu Sachsen etc.

Theodor Bibliander.

Mit Portrait.



Bibliander

THEODOR BIBLIANDER.

Ein begabter Theolog und Sprachgelehrter der Schweiz, welcher seinen ursprünglich deutschen Namen Buchmann in den griechisch klingenden umwandelte und als Zeitgenosse der Schweizer-Reformatoren zum öftern genannt wird, sich auch der Freundschaft mehrerer der Ausgezeichnetsten derselben erfreute. Er wurde zu Bischofszell im Thurgau 1504 (nach Andern 1509, ja sogar 1514) geboren, und erlangte bei seinen Studien frühzeitig einen nicht geringen Aufschwung, so dass er in der Theologie und in den orientalischen Sprachen, in Gelehrsamkeit und in der Beredsamkeit unter seinen Orts- und Altersgenossen seines Gleichen nicht hatte. Bibliander soll einen Theil seiner Jugendzeit in Schlesien verlebt haben. Nach seiner Rückkehr in sein Heimathland gesellte er sich dem bekannten Philologen Oswald Mykonius zu, den er in seinem Lehramt als Provisor unterstützte, und zugleich als Pfarrer bei einer entlegenen Gemeinde, zu Weyach, eine Stellung erhielt. Mit Zwingli befreundet, theilte auch der gelehrte Bibliander dessen Glaubensansichten, und nach dem frühen Schlachtentode dieses Reformators bestieg Bibliander den theologischen Lehrstuhl zu Zürich mit solchem Beifall, dass neben zahlreichen Studentenschaaren auch Magister und Doktoren, ihn su hören, zusammenströmten. Bibliander begann sein Collegium mit der Erklärung des Propheten Jesaias, und liess dieser die Exegese sämmtlicher Schriften des alten Testamentes folgen. Fleiss und Eifer zeichneten den gelehrten Mann aus. Heinrich Bullinger, einer seiner eifrigsten Zuhörer, schrieb 45 Bände in Biblianders Vorlesungen nach, welche die Stiftsbibliothek zu Zürich noch aufbewahrt. Dieser rühmte auch mit Wärme die ausgezeichnete Gelehrsamkeit, Einsicht und Freundlichkeit Biblianders, und die Stadt Zürich schenkte dem verdienstvollen Mann 1546 das Bürgerrecht. Auch als Schriftsteller war Bibliander äusserst thätig, er übersetzte den Koran, verfasste Mohammeds und seiner Nachfolger Leben, widerlegte die Irrthümer der türkischen Religionslehre und schrieb noch vieles Andere, nächst dem, dass er im Bunde mit Pellikan und Collin die züricher Bibelübersetzung des Leo Judä ausarbeitete und deren Herausgabe mit besorgte. Calvin und Petrus Martyr Vermilius beehrten ihn mit ihrer Freundschaft, welche leider dadurch eine Trübung erlitt, dass Bibliander nicht ganz deren Ansichten und Lehren von der Prädestination zu theilen vermochte, und dazu trug wohl auch bei, dass die früher an Bibliander wahrgenommene und ihm nachgerühmte Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit des Charakters vielleicht in Folge seiner angestrengten Arbeiten nachliess und einer mehr heftigen und minder verträglichen Gemüthsstimmung wich, welche seinem Ansehen schadete. Vielleicht war es auch eine eifersüchtige Regung, die ihn veranlasste, mit seinem Kollegen, dem hochgelehrten Petrus Martyr, persönlichen Hader zu beginnen, der sich bis zu einer Herausforderung steigerte. Bibliander erschien kampfgerüstet mit einer Sturmhaube bedeckt und mit einer scharfen Hellebarde auf dem Schauplatz, den er zum Zweikampf bestimmt hatte, harrte jedoch vergebens des Gegners, der sich nicht bewogen fand, der Schwäche des gelehrten Mannes durch sein Erscheinen Vorschub zu leisten, oder das Opfer einer Ueberspannung zu werden.

Im Jahr 1560 setzte der züricher Magistrat den nun schon betagten Professor in den Ruhestand und entband ihn seiner Lehrstelle, doch wurde ihm in Anerkennung seiner Verdienste der volle Gehalt gelassen, sey es, dass man ein Nachlassen seiner durch allzugrosse Anstrengung und gelehrte Arbeiten geschwächten Geistes- und Körperkräfte erblickte, oder seinen abweichenden Meinungen die Verbreitung vom Katheder aus abschneiden wollte.

Im Jahr 1564 wurde Bibliander ein Opfer der in Zürich ausgebrochenen Pest; er starb am 24. November, nachdem vorher auch das Licht seiner Augen eine Schwächung erlitten.

Ludwig Bechstein.

Joachim Camerarius.

Mit Facſimile.

JOACHIM CAMERARIUS.

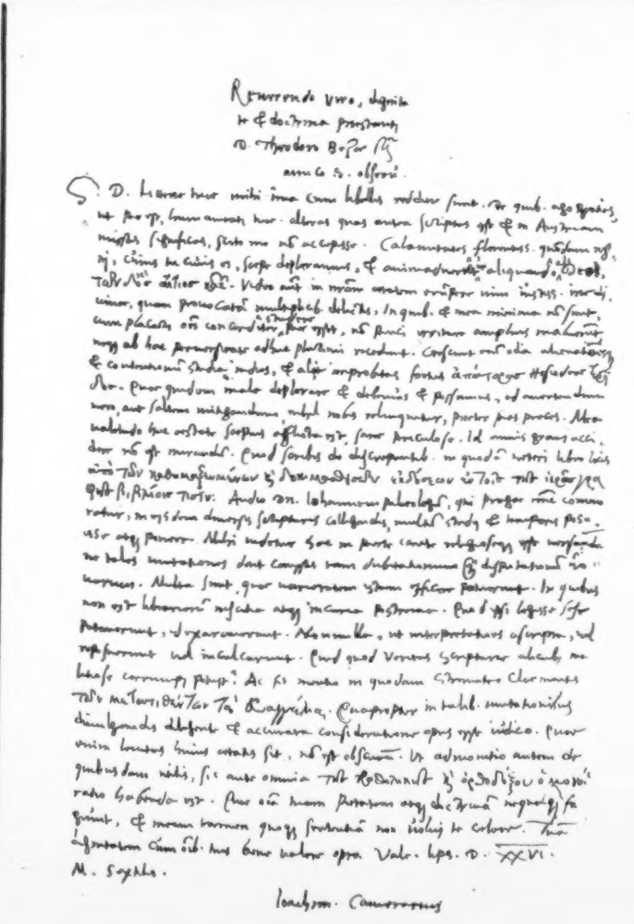
Die Familie dieses Namens stammte aus Kärnthen und hiess ursprünglich **Liebhard.** Ein Konrad Liebhard erhielt um die Mitte des 12. Jahrhunderts beim Bischof Eberhard von Bamberg das Amt eines Kammermeisters, und mehrere seiner Nachkommen folgten in derselben Stelle nach, weshalb die Familie selbst allmählig den Namen **Cammermeister** annahm und ihn trug bis zu Hansen Cammermeister, der 1527 zu Bamberg starb. Die gelehrten Söhne des letztern latinisirten ihn und erwarben ihm zugleich literarische Berühmtheit. Der bedeutendste unter denselben war **Joachim Camerarius**, der vertraute Freund Melanchthons und einer der grössten Gelehrten des 16. Jahrhunderts. Er war im Jahre 1500 zu Bamberg geboren. Sein Geist entwickelte sich frühzeitig und so ausserordentlich, dass dem 13jährigen Knaben sein Lehrer versicherte, ihm nichts weiter lehren zu können. Der Vater schickte ihn darauf nach Leipzig, wo Joachim 5 Jahre verweilte und unter dem gelehrten Richard Crocus den Grund zu seiner ausgezeichneten Kenntniss der griechischen Sprache legte. In seinem 18. Jahre kam er nach Erfurt, schloss Freundschaft mit Eoban Hesse, verliess jedoch, wegen der ausbrechenden Pest, schon 1521 diese Stadt und begab sich nach Wittenberg. Hier ward er ganz für die Ansichten der Reformatoren gewonnen und schloss den innigsten Freundschaftsbund mit Philipp Melanchthon, mit welchem er, auch nachdem er 1521 Wittenberg wieder verlassen, in ununterbrochenem Briefwechsel blieb. Er war dem Melanchthon, um mit Beza's Worten zu reden, was Atticus dem Cicero war.

Nach einer Reise in Preussen trat Camerarius ein Lehramt der griechischen und lateinischen Sprache in Nürnberg an, und erschien als Abgeordneter dieser Stadt 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg. Dort hatte er als Freund und Rathgeber des vorsichtigen Melanchthon grossen Antheil an der Abfassung der augsburgischen Konfession. Vom Herzog Ulrich von Würtemberg berufen, begründete er das Studium der Philologie auf der Universität Tübingen, und unternahm darauf, auf Befehl der Herzöge Heinrich und Moritz von Sachsen, die Reorganisation der Universität Leipzig, deren Rektor er längere Zeit hindurch war. Im Jahre 1555 traf er nochmals als Deputirter des Reichstags zu Augsburg mit seinem Freunde Melanchthon zusammen und begleitete diesen auch zum Religionsgespräch in Nürnberg, sowie ein Jahr später auf den Reichstag zu Regensburg. Maximilian II. berief Camerarius 1568 nach Wien, um sich seines Rathes in kirchlichen Angelegenheiten zu bedienen, und kaiserlich beschenkt kehrte Camerarius nach Leipzig zurück. Hier starb er, nach längeren Leiden am Stein, im Jahr 1574.

Seine Zeitgenossen erkannten ihm den Ruhm eines ausgezeichneten Universitätslehrers, eines gründlichen und praktischen Gelehrten und des vorzüglichsten Kenners der griechischen Sprache zu. Und in der That, für die philologischen Wissenschaften war er, nächst Melanchthon, in Deutschland ohne Zweifel der verdienteste Mann seines Jahrhunderts. Niemand vor ihm hatte die alte Literatur gleichzeitig so allgemein aufgefasst und so tief durchdrungen; Niemand hatte sich so tiefe Sprachkenntniss mit so ausgebreiteten Sachkenntnissen zu eigen gemacht; denn es ist fast keine Wissenschaft zu nennen, in welcher Camerarius ganz fremd gewesen, wenn auch seine eigenen Arbeiten vorzugsweise die alte Literatur umfassen. Neben diesen Vorzügen seines Geistes, rühmen zugleich seine Freunde und Zeitgenossen, dass die Güte seines Herzens der Grösse seines Verstandes gleichgekommen, und dass er durch seinen Charakter eben so liebenswürdig, als durch seine Kenntnisse achtungswerth gewesen sey.

Camerarius' Werke sind sehr zahlreich. Sie erstrecken sich auf Philologie, Rhetorik, Mathematik etc., und sind zum Theil noch jetzt geschätzt. Hervorhebung verdienen seine gründlichen und geschmackvollen Ausgaben und Erklärungen griechischer Klassiker. Mehrere seiner Reisen beschrieb er in lateinischen Versen. Seine Reden und Briefe liefern schätzenswerthe Beiträge zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte jener Zeit. Das Beste aber, was von Camerarius' Geistesthaten der Nachwelt aufbewahrt worden, sind seine drei biographischen Werke über den Dichter Eoban Hesse, über seinen Freund Melanchthon und über den Fürsten Georg von Anhalt.

Von seinen fünf Söhnen hat sich besonders der zweite, ebenfalls Joachim geheissen, als Arzt, Chemiker und Botaniker einen berühmten Namen erworben.



Reverendo viro, dignit[ate]
et doctrina praestanti
D. Theodoro Bezae S[uo]
amico s[uo] observ[ando].

S. D. Literae tuae mihi una cum libellis redditae sunt. De quib. ego gratias, ut par est, humanitati tuae. Alteras quas antea scripsisse te et in Augustam misisse significas, fateor me non accepisse. Calamitates florentiss. quondam regni, cuius tu civis es, saepe deploramus, et animadvertimus aliquando [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Video aut[em] in nostram aetatem incidisse iram [illegible] divinam, quam provocarunt multiplicib. delictis, In quib. et non minima non sunt, cum placata omni concordia [illegible] [illegible], non facile [illegible] amplius malorum neque ad hoc [illegible] adhuc plurimi recedunt. Consensum [illegible] odia [illegible] et contentionum studia [illegible], et alii improbant forte [illegible] [illegible] [illegible]. Quae quidem malo deplorare et dolemus et [illegible], ad [illegible] aut saltem mitigandum nihil nobis relinquitur, praeter preces. Valetudine mea [illegible] saepius afflicta est, satis periculose. Id annis gravis accidere non est mirandum. Quod scribis de discrepantib. in quodam vetere libro [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Audio D. Iohannem [illegible], qui Pragae nunc commoratur, in [illegible] diversis scriptoribus colligendis, multum studii et temporis posuisse atque ponere. [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dubitationum [illegible] disputationum [illegible]. Multa sunt, quae [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. In quibus non est librariorum [illegible] atque [illegible] [illegible]. Quae ipsi legisse se [illegible], [illegible]. Nonnulla, ut interpretationes [illegible], vel [illegible] vel inculcarunt. Quid quod veteres scriptores alicubi [illegible] corrupisse putet? Ac sic [illegible] in quodam [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Quapropter in tabul. mutationibus diiudicandis [illegible] et accurata consideratione opus esse iudico. Quae enim [illegible] huius aetatis sit, non est obscurum. Ut admonitio autem de quibusdam [illegible], sic ante omnia [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ratio habenda est. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] atque doctrinam [illegible] [illegible], et [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] cum [illegible] tuis bene valere opto. Vale. Lips. D. XXVI. M. Septemb.

Ioachim. Camerarius

Joachim Camerarius.
Joachim Camerar.

ZU CAMERARIUS' HANDSCHRIFT.

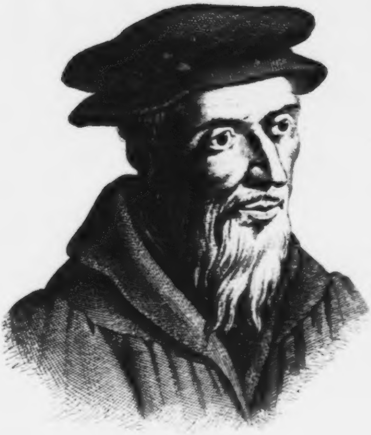
Reuerendo viro, dignita-
te et doctrina praestanti
D. Theodoro Bezae . . .
amico s. obseru.

S. D. Litterae tuae ~~mihi una cum~~ libellis redditae sunt. De quib. ago gratias, ut par est, humanitati tuae. alteras quas antea scriptas esse et in Austriam missas significas, scito me non accepisse. Calamitates florentiss. quondam regni, cuius tu civis es, saepe deploramus et ~~animaduertimus~~ aliquando . . . . . τῶνδ' ὅς αἴτιος κακῶν Video autem in ~~nostram aetatem~~ erumpere uim justiss. irae diuinae, quam prouocatam multiplicibus delictis, In quib. et mea minima non sunt, cum placari omnes concorditer studere par esset, non pauci irritare amplius maluerunt, neque ab hac peruersitate adhuc plurimi recedunt. Crescunt enim odia alienationesque et contentionum studia indies, et alit improbitas foetus ἀπάτορας Hesiodeos ἥρωας. Quae quidem mala deplorare et debemus et possumus, ad auertendum ~~uero~~, aut saltem mitigandum nihil nobis relinquitur, praeter pias preces. Mea ualetudo hac aestate saepius afflicta est sane periculose. Id annis graui accidere non est mirandum. Quod scribis de discrepantibus in quodam uetere libro locis ἀπὸ τῶν καθημαξευμένων καὶ δοκιμασθεισῶν ἐκδόσεων ἐν τοῖς τῆς ἱερᾶς γραφῆς βιβλίοις τισίν: Audio Dn. Johannem Palaeologum, qui Pragae nunc commoratur, in eisdem diuersis scripturis colligendis, multum studii et temporis posuisse atque ponere. Mihi uidetur hac in parte caute religioseque esse uersandum, ne tales mutationes dent causas tam dubitationum quam disputationum uanarum. Multa sunt, quae uarietatem istam efficere potuerunt. In quibus non est librariorum inscitia atque incuria postrema. Quod ipsi legisse esse putauerunt, id exarauerunt. Nonnulla et interpretatori ascripta, uel reposuerunt uel inculcarunt. Quid quod veritas Scripturae alicubi malitiose corrumpi potuit? Ac fit mentio in quodam Stromateo Clementis τῶν μετατιθέντων τὰ εὐαγγέλια. Quapropter in talib. mutationibus diuulgandis diligente et accurata consideratione opus esse iudico. Quae enim leuitas huius aetatis sit, non est obscurum. Vt admonitio autem de quibusdam utilis, sic ante omnia τῆς καθολικῆς καὶ ὀρθοδόξου ὁμονοίας ratio habenda est. Quae omnia tuam pietatem atque doctrinam nequaquam fugiunt, et meam tamen quoque sententiam non uolui te celare. Tuam dignitatem cum omnibus tuis bene valere opto. Vale. Lips. D. XXVI. M. Sextilis.

Joachim. Camerarius.

Wilhelm Farel.

Mit Portrait und Facſimile.



Farel

[illegible]

WILHELM FAREL.

Unter den Reformatoren Frankreichs und der Schweiz neben Calvin und Zwingli einer der vorzüglichsten, in Worten und Thaten ein Elias, der im Dienste Gottes und der Wahrheit keine Furcht, aber auch oft keine Mässigung noch weise Bemessung seines Feuereifers kannte.

Wilhelm Farel oder Farellus wurde als Sohn eines Edelmannes 1489 zu Gab in der Dauphiné geboren, studirte auf der Universität zu Paris Philosophie, Theologie und die alten Sprachen und erhielt durch Jacques le Fèvre d'Estaples, Grossvikar des Bischofs von Meaux, der sich ebenfalls durch reformatorische Schriften auszeichnete und gleichzeitig mit Luther eine Uebersetzung der Evangelien herausgab, eine Lehrstelle im Cardinals-Collége, wo er, mit einer der Ersten in Frankreich, die Lehrsätze des geläuterten Evangeliums vortrug. Dafür traf auch ihn auf seinem Lebensweg Hass und Verfolgung in Fülle und machte diesen Weg zu einer fast ruhelosen Dornenbahn — während sein geliebter le Fèvre den Tod des Märtyrers erlitt. Farel wurde 1521 Pfarrer in Meaux, allein er sah sich genöthigt, nach zwei Jahren diese Stelle aufzugeben und am Pilgerstabe des Flüchtlings sein Heimathland zu verlassen. Er wendete sich nach der Schweiz, wo die Städte Genf, Basel, Bern, Neufchatel, Zürich, sowie Metz und Strassburg den Boden bildeten, auf welchem der Baum der reformirten Lehre gedeihlich Wurzeln schlug und frei seine Zweige nach allen Himmelsgegenden ausbreitete, und wo Farel zunächst mit Ulrich Zwingli, Capito, Oecolampadius und Berthold Haller sich befreundete. Im Jahre 1524 kam Farel nach Basel und wohnte dort einer theologischen Disputation bei, die am 24. Februar unter zahlreicher Theilnahme geistlicher und weltlicher Personen Statt fand. Da er aber sich den Pfaffen durch seine Glaubensgrundsätze missfällig machte, so sah er sich genöthigt, aus Basel zu entfliehen, und lehrte darauf, von Herzog Ulrich zu Würtemberg berufen, eine Zeit lang zu Mömpelgart das Evangelium; 1528 kam er nach Bern, lehrte, und wohnte auch dort einer Disputation bei. Farel förderte überall, wohin er kam, das Werk der Reformation mit einem bisweilen allzuweit gehenden Eifer, daher sich ihm lange keine bleibende Stätte bot, bis er, nachdem er in Neufchatel und in Piemont, in den Thälern der Waldenser, lehrend und predigend geweilt hatte, nach dem alten Genf kam, wo er, ein muthvoller Vorläufer Calvins, diesem die Stätte seines grossen und segensreichen Wirkens bereiten sollte.

Der feurige Geist, der Farel beseelte, wohnte in einer ärmlichen Hülle: Farel war klein und shmächtig von Gestalt, blass von Farbe, doch von der Sonne und mancher Wanderung gebräunt, ein kurzer, lichtbräunlicher Bart, den er erst später lang abwallend trug, umkrauste sein Kinn. Dieser kleine hagere Mann hatte kaum die Stadt betreten, wo damals der Kampf der Bekenner der Lehre Luthers und der Katholiken fast tägliche Reibereien und Aufläufe hervorrief, so ward er vor den katholischen General-Vikar geladen, um ein Colloquium zu bestehen, mit Schimpfworten empfangen, ja es wurde auf ihn geschossen. Er vertheidigte sich mit der Kraft des lebendigen Wortes, aber die fanatisirte Pöbelwuth warf sich auf ihn, schlug ihn, trat ihn und wollte ihn in die Rhone werfen. Farel, von einigen Rathsherren beschützt, wich der Gewalt, ging nach Bern und kehrte unter dem Schutze Berns bald zurück. Er brachte Peter Viret mit, an dem er einen treuen Gehülfen hatte, und entgegen allen Gefahren, unter einer wilden, zügellosen Bevölkerung, unter Mordversuchen sogar, predigten beide Glaubensmänner das lautere Evangelium mit so hinreissender Kraft, dass sie die Macht der katholischen Kirche Genfs völlig brachen. Am 12. August 1535 verbot der Rath, ferner Messe zu lesen, hob das Papstthum auf und öffnete den Nonnen zu St. Clara den Weg aus ihrem Kloster zur Freiheit. Sie gingen diesen Weg weinend, unter sicherem Geleite, nur eine einzige blieb und verheirathete sich. Farel führte nun einen vereinfachten Gottesdienst ein, ordnete strengere Sittengesetze an, liess auch auf dem Lande die Reformation verkündigen, setzte fest, dass das Abendmahl viermal jährlich unter beiderlei Gestalt gereicht werde, blieb aber bei diesen Neuerungen keineswegs frei von Hass und Verfolgung Derer, denen die eingeführte Strenge und die angebahnte theokratische Gewalt ein Dorn im Auge war. Die Stadt war gewohnt, von Parteien bewegt zu werden, und sie ward es auch in dieser Zeit in vollem Masse.

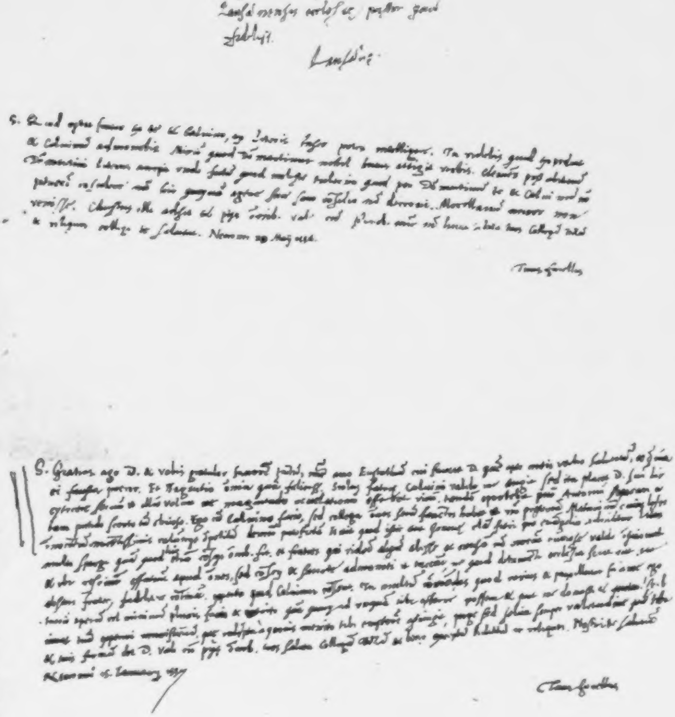
Da wanderte Calvin in Genf ein, schüchtern und bescheiden, nicht denkend, in dieser Stadt zu verweilen; er wurde erkannt, man nannte ihn Farel, und dieser kam ihm entgegen, bat ihn dringend und inständig, doch zu bleiben und mit ihm und Viret gemeinsam das Werk des Heils zu fördern und weiter zu führen. Allein Calvin weigerte sich, bis Farel eine andere Sprache gegen ihn annahm, mit erhobener Hand und mit gewaltigen Donnerworten eines Propheten auf ihn eindrang, mit dem Fluche Gottes ihn bedrohte, wenn er nur die eigene, nicht Christi Ehre suchen wolle. Calvin ward im Innersten erschüttert; so lange er lebte, tönten Farels mächtig ergreifende Worte in seiner Seele nach, und er blieb, um für Genf und für die Welt seinen Namen unsterblich zu machen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Calvin zunächst bei Farel wohnte, und er blieb mit diesem und mit Viret in unzertrennlicher Freundschaft lange Jahre verbunden, obschon sie sich trennten, denn Viret zog nach Lausanne, und Farel begann erneutes Wirken in Neufchatel. Viret besass eine milde freundliche Beredsamkeit, Farel aber eine gewaltige Kraft, ein göttliches Heroenthum.

Er arbeitete zunächst, bevor er Genf verliess, mit Calvin die Bekenntnissschrift ihrer Lehre in 21 Artikeln aus, ging mit den Freunden 1536 nach Lausanne, um daselbst mehreren Synoden beizuwohnen, ging auch mit Calvin nach Bern zu einer wichtigen Berathung über die Trinitätslehre. Während Calvin, aus Genf undankbar verwiesen, in Strassburg weilte, von wo er endlich, den stürmischen Bitten der reuigen Genfer nachgebend, zurückkehrte, suchte Farel auch in Metz das Licht des reinen Evangeliums zu verbreiten. Dort hielt er seine erste Predigt auf dem Kirchhof der Dominikaner. Diese, entsetzt über den Eingriff, läuteten die grosse Glocke ihres Klosters, aber Farel erhob so laut und mächtig seine Kraftstimme, dass sie den Schall der grossen Glocke übertönte. Dreitausend Menschen strömten hinzu, das Evangelium zu hören. Der Rath befragte ihn: Auf wessen Befehl er predige? Und Farel antwortete: „Auf Christi Befehl, und gebeten durch dessen Glieder.“ Man hatte Feindseliges gegen ihn im Sinn, allein es gelang seinen Anhängern, ihn zu verbergen und die Gegner dadurch zu täuschen, dass sie einen Mann, der im Gesicht und vom Körper Farel glich, aus Metz vertreiben liessen. Bald darauf predigte Farel in der Nähe von Metz auf einem Schlosse, worauf er nach mancherlei erduldeten Verfolgungen wieder einmal nach Genf zurückkehrte, wo er liebevolle Aufnahme fand und mit aller Treue, aller Hingebung Calvins Wirken förderte. Im Jahre 1549 reiste Farel mit Calvin von Neufchatel nach Zürich, wo der berühmte Züricher Vergleich begründet wurde, welcher der reformirten Kirche, die sich noch in verschiedenen Glaubensansichten abzweigte, ihre Einheit gab. Man nannte sich, wie man sich nach Zwingli nannte, auch nach Farel, und Farel war es, der nach Calvins eigener Mittheilung hauptsächlich anregte, diese Einigung zu begründen, indem er sagte: „Farel, dieser unermüdete Streiter Christi, war der Anführer und Urheber des Ganzen.“

Und so stand Farel treu zu Calvin in all' den grossen Kämpfen, welche dieser Heros der Kirche zu bestehen hatte, im unzertrennlichen Bunde mit Viret, Beza und andern Streitern des Herrn, selbst noch in den Tagen des Alters und der abnehmenden Kraft. Als Farel im Jahre 1553 hoffnungslos krank darnieder lag, eilte Calvin nach Neufchatel, und betete an seinem Lager, dass Farel ihn überleben möge. Und wie einst Luthers stürmisches Gebet um das Leben Melanchthons seine Erhörung fand, so auch hier Calvins Gebet für den treuen Freund; Farel genas und sollte am Sarge Calvins beten und weinen. Ehe aber dieser schwere und schmerzliche Tag für Farel kam, rief ihn Calvin noch mehr denn einmal zum Beistand und zum Rathgeber nach Genf, so in dem grossen Prozess gegen den Lästerer und Irrlehrer Servet, den er vor dem Gange zum Scheiterhaufen, zu welchem derselbe verurtheilt war, noch ermahnte, und, obschon mit geringem Erfolg, zur Reue zu bewegen suchte. Bald darauf wurde der alte Mann wegen einer Predigt, die er in heftig erregter Zeit zu Genf gehalten, in einen Prozess verwickelt. Endlich waren alle Stürme der Parteien beschwichtigt. Genf blühte auf als eine Stadt der Freiheit, der Lehre, der Wissenschaft. Zahlreiche Freunde fanden in ihr heimischen Boden. In dieser Zeit that Farel, der fast siebenzigjährige Greis, einen bedenklichen Schritt, er heirathete ein junges Mädchen, er, der früher nie verheirathet gewesen. Doch dies hielt ihn nicht ab, seinem Wesen und Charakter treu zu bleiben, nicht den Sturm der Elemente, nicht den Sturm der Gemüther scheuend, immer dahin zu gehen, wohin sein Eifer ihn trieb, um das Rechte zu thun. Als im Jahre 1564 die Nachricht von Calvins letzten Körperleiden zu ihm gelangte, da rüstete er sich, eilend aufzubrechen zu dem Freunde. Ein Brief Calvins kam an, darin er Abschied für diese Erde von seinem geliebtesten Freund und Bruder nahm, und ihn bat, er möge sich nicht seinethalben ermüden. Aber der auch im Alter noch rüstige Farel machte sich auf und sprach mit dem hinscheidenden Freund, und sagte ihm Valet für diese Welt. Noch in seinem letzten Lebensjahre ging Farel nach Metz und predigte dort das Evangelium mit der Kraft eines Jünglings. Am 13. September des Jahres 1565 ereilte ihn ein sanfter Tod zu Neufchatel.

Farel glänzte weder durch grosse Gelehrsamkeit, noch hat er bedeutende Schriften hinterlassen, aber sein Wirken, sein Leben wurden durch sein Wesen, seine Persönlichkeit bedeutend. Die Kraft seiner Stimme, das Feuer seiner Rede waren hinreissend, so dass er, wie ein alter Biograph sich ausdrückt, bisweilen mehr zu donnern als zu reden schien, und die Gluth der Begeisterung in seinen Predigten war von solcher Wirkung, dass er gleichsam seine Hörer in den Himmel verzückte. Genf und Neufchatel können den Namen ihres grossen Calvin nicht nennen, ohne zugleich Wilhelm Farels dankbar eingedenk zu seyn.

Ludwig Bechstein.



Farellus.
Farell.

ZU FAREL'S HANDSCHRIFT.

Christi Seruo Insigni P. Vireto
Lausannensis ecclesiae pastori quam
fideliss.

Lausannae.

S. Quid optet frater ex te et Caluino, ex literis hisce potes intelligere. Tu videbis quid expediat et Caluinum admonebis. Mirum quod Dom. Martinus nihil hujus attigit verbis. Clemens post abitionem Dom. Martini literas accepit vnde factum quod moleste tulerim quod per Dom. Martinum te et Caluinum non potuerim consulere, nam hic quicquam agere sine ~~sam~~ consilio non decrevi. Morellanum miror non venisse. Christus illi adsit et piis omnibus. Vale cum . . . . . nunc non liceat. Saluta tuos Collegam Bezam et reliquos, collega te salutat. Neocomi 20. Maii 1556.

Tuus Farellus.

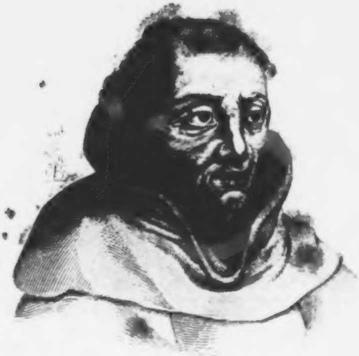
S. Gratias ago D. et vobis gratulor fauorem factum, nunc amo Eustathium, cui faueat D. quem opto meis verbis salutatum, et omnia ei fausta precor. Et Tagantio omnia quam felicias. Scelus fratriae Caluini valde me angit, sed ita placet D. ~~suum hic exercere~~ servum vt illum voluit ne magnitudo reuelationis efferret virum. Tandem oportebit pium Antonium separari a tam putido ~~morte~~ tam ebrioso. Ego cum Caluino facio, sed collega omnes secum sanctos habet vt . . . . . . Maturinum cuius . . . . . . innocentiam nocentissimis calumniis impetitam demum patefactam. Is ait quod istic aut Geneuae clam fieri pro euangelio adnititur latius multo spargi quam quod hic etiam consciis omnib. fit. et fratres qui vident aliquem abesse et causam non norunt curiose valde inquirunt et vbi resciunt effutiunt apud omnes, sed conscii et sancte admoniti vt taceant ne quid detrimenti ecclesia ferat aut ille absens frater, fideliter continent. expecto quid Caluinus censeat. Tu multum commendas quod rarius et pauxilluter fit a me, ego tuorum operum vel minimum pluris facio et merito quam quicquid vnquam tibi afferre possem et quot me donasti et quoties! Sed iuuat tuam experiri munificentiam, quae redempta a quouis merito tibi emptorem astringit, perge sed solita semper valetudine quam tibi et tuis firmam det D. Vale cum piis omnib., tuos saluta collegam Bezam et bene exceptum Ribittum et reliquos. Nostri te salutant.

Neocomi 15. Januarii 1557.

Tuus Farellus.

Johann Tetzel.

Mit Portrait.



Tetzel

[illegible]

JOHANN TETZEL.

Die protestantische Welt ist gewohnt, an den Charakter und die Wirksamkeit des Ablasspredigers und Ablassverkäufers Tetzel stets mit einem nicht gelinden Abscheu zu denken, und das bekannte: hic niger est, im vollen Masse auf diesen Mann anzuwenden. Gleichwohl that Tetzel im Anfang nur seine Pflicht, er war ein gehorsamer Sohn seiner Kirche, that nur, was tausend andere Kleriker auch thaten und thun mussten, die minder glücklich waren als gerade er, von der Vorsehung bestimmt, den Hauptanstoss zu der mächtigen und gewaltigen kirchlichen, und später selbst politischen Bewegung zu geben, welche wir die Reformation nennen. Erst dann, als Tetzel den Ablasshandel auf eine Stufe des widerwärtigsten Uebermasses hob, als er damit der Kirche selbst eine unheilbare Wunde schlug, verdiente er die Verachtung, die ihn traf, und erlag seinem Geschick, indem er es erfüllte.

Johann Tetzel (der Vater, ein Goldschmied, schrieb sich Ditze, Tütze) wurde um das Jahr 1460, vielleicht noch später, zu Leipzig geboren, wo er auch, als ein Knabe von guten Anlagen, Erziehung und Unterricht genoss. Mit dem Jahre 1482 begann er akademische Studien, hörte Philosophie, Grammatik, Rhetorik und die Erklärungen des Aristoteles und anderer klassischen Schriftsteller bei berühmten Lehrern, wandte sich auch dem Studium der Theologie zu und erwarb im Jahre 1487 das philosophische Baccalaureat als der sechste unter 56 Kandidaten. Gleich Luther wählte er unerwartet den Mönchsstand und trat in den Orden der Dominikaner, deren Kloster das nachmalige Collegium Paulinum bildete. Neigung und Talent führten Tetzel dahin, nachdem er Priester geworden, als Volksredner aufzutreten; er predigte mit grossem Beifall, wusste der Menge zu gefallen und wurde sogar um das Jahr 1501 von seinem Prior nach Zwickau entsendet, wo er ebenfalls den grössten Beifall erntete und wahrnahm, wie leicht die Menge durch die Kunst und Gabe der Rede zu gewinnen, aber auch zu bethören, aufzureizen oder zu verdummen ist, je nachdem der Redner es seinen Absichten geneigt machen will. Diese Gabe populärer Beredsamkeit, welche der Mönch Tetzel entwickelte, veranlasste seine Oberen, sie auszubeuten, und Tetzel erhielt den Befehl, als Missionsprediger und Ablassverkündiger zu reisen.

Der Ablass wurzelte tief im römischen Kirchenthum, er war ursprünglich Milderung der Busse, Nachlass ihrer Strenge, Sündenvergebung für aufrichtiges Bekenntniss und wahre Reue, in geheimer Beichte durch den Priester, der die Schlüssel der Bindung und Lösung in seiner Hand hielt. Als die Päpste die Kreuzzüge in das Leben riefen, erfanden sie, um die Streiter des Herrn williger zu machen, die Vorausvergebung der Sünden, und deren ungeheuere Ausartung war es, die, erst zur Lehre ausgebildet, zum Glaubensartikel erhoben, dann als Geldquelle benutzt und völlig kaufmännisch behandelt, das grösste Aergerniss des 15. und 16. Jahrhunderts gab. Wie die Kirche es verstand, dem Volke Fegefeuer und Hölle heiss zu machen, lehren die alten Mysterien, lehren die Geisselfahrten, lehrt die ganze asketische Richtung, welche die Theologie einschlug. Die käuflichen Ablassbriefe waren zu Tetzels Zeit längst nichts Neues mehr, sie hiessen Indulgentiae, und reichen hoch hinauf in die Geschichte. Es bildete sich ein Jus plenariae indulgentiae für die Bischöfe aus, für welches diese einen Pachtschilling an die römische Kurie einzahlten, und nun auf eigene Hand das immer einträglicher sich zeigende Geschäft betrieben. Selbst die Seelen Verstorbener befreite der Ablass von ihren Sünden, wirkte sie erlösend aus Fegefeuer und Hölle los, welche Lehre durch die berüchtigte Papstbulle Unigenitus schon 1343 durch Clemens VI. bestätigt wurde. Um den Geldzustrom nach Rom stärker fliessen zu machen, ersannen die Päpste die römischen Jubeljahre, in denen der Ablass doppelte Kraft übte, und da ein Jahrhundert der Habgier viel zu lange dauerte, dann auch ein halbes, so wurde alle 25 Jahre ein päpstliches Jubeljahr begangen und zu Rom gefeiert, später aber noch, so oft, als es den Päpsten beliebte und sie von den dummen Deutschen Geld brauchten, denn in Italien selbst fand das Ablasswesen lange nicht den ergiebigen Boden und so viele Wahngläubige, wie in Deutschland. — Ein Jahrhundert nach dem Erlass der erwähnten Bulle wurden die Künste des Holzschnittes und des Buchdruckes erfunden, und wie sie einestheils dem Lichte der Aufklärung mächtig fördernd in die Hände arbeiteten, so dienten sie andererseits zunächst doch auch gar sehr der Verbreitung des Ablasshandels, denn nun gingen Bild und Wort in schneller tausendfacher Vervielfältigung in die christliche Welt aus. Wer nicht Mittel und Zeit hatte, durch eine Reise nach Rom im grossen Jubeljahre des dort ertheilten Ablasses froh zu werden, der kaufte sich einen Ablassbrief, für die es bestimmte feststehende Formen und Normen gab. Die seltensten Erstlinge der Buchdruckerkunst sind, neben den Donaten, Ablassbriefe auf Pergament; gleichzeitige und spätere Holzschnitte stellten Christi Herz, die Seitenwunde, die Nägelmale, auch die Länge seines Leibes, seiner Hände und Füsse bildlich dar nach Massen und Zollen, und verhiessen in xylographischen Zeilen Denen gewissen Ablass, welche diese Bilder andächtig betrachten und küssen würden — nachdem sie dieselben gekauft hatten.

Sehr arg trieb es schon zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Kardinal Raymund, Bischof von Gurk, von dem sich zahlreiche Ablassbriefe noch finden, und die Ablasslehre war nun schon ein fester Grundpfeiler der Kirche, den erschüttern zu wollen und zu können, es jetzt eines Heroen bedurfte, obschon auch vor Luthers erstem Ankämpfen es nicht an heftigen Gegnern des immer schamloser zu Tage tretenden Ablasshandels fehlte. Einmal zur Waare geworden, beutete die Spekulation ihn nach allen Seiten hin aus. Erzbischöfe und Bischöfe (wie der Kurfürst von Mainz, Kardinal Albrecht) pachteten den Ablass, gaben ihn in Afterpacht, Rom überströmte Deutschland mit Kommissaren, und die Päpste konnten nicht oft genug Jubeljahre feiern.

Bei diesem Treiben galt es nun, Alles aufzubieten, das Volk für den Ablasskauf zu stimmen, und zwar durch die nie versagenden Mittel tüchtiger Lungen, Pomp der Aufzüge, allerlei Klingklang, Spiel- und andere Buden für Essen und

Trinken, kurz die volksfestliche Färbung. Wer im Anordnen von dergleichen Geschick hatte, und nebenbei die Gabe, mit marktschreierischer Redekunst, mit Witz und Humor vor die Menge hinzutreten, war der beste, dem Geschäft einträglichste Mann, und ein solcher Mann war, unter vielen Hunderten seines Gleichen sich vortheilhaft auszeichnend, Johann Tetzel, er war ein „Gnadenprediger" — so nannte man die Ablasskommissare — wie es wenige gab, und seiner Begabung und Fertigkeit in seinem Berufe muss alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Wenn der Gnadenprediger in einen Ort einzog, stets von einigen Dienern begleitet, wurden alle Glocken geläutet, Rath und Geistlichkeit zog mit Fahnen und Kerzen entgegen, die Bürgerschaft stand im Harnisch und bildete Spalier; mit vorgetragenem hohen rothen Kreuze, daran statt des Heilands das Wappen des Papstes hing, mit dem päpstlichen Erlaubniss-Breve auf sammtnem Kissen — schritt oder ritt der Gnadenprediger im reichgestickten Mess-Ornat durch die Menge nach der Kirche, und liess den Geldkasten vor dem Altar aufstellen. Dann begannen Predigten, oft mehrere Tage nach einander, in denen die Kraft des Ablasses dem Volke angepriesen, und nach welcher dann die bestimmten Gelder in Empfang genommen, die Ablassbriefe dagegen gegeben wurden. Tetzel predigte wiederholt die Lehre, dass die Seele aus dem Fegefeuer gehe, sobald der Gulden oder Groschen (jede Sünde hatte ihre Taxe, auch wurde das Vermögen, mehr oder minder geben zu können, berücksichtigt) im Kasten klinge. Tetzel war zur Zeit von Luthers Auftreten schon kein gewöhnlicher Predigermönch mehr; er hatte eine ehrenvolle Sendung nach Rom vollbracht, für den Kardinal Erzbischof und Kurfürsten Albrecht das Pallium zu holen, dort hatte Leo X. ihn selbst zum apostolischen Kommissar ernannt, und ihn mit dem Titel eines Ketzermeisters beehrt, daher ging ihm grosser Ruf voran, und wohin er kam, wusste er das Volk zu gewinnen und hinzureissen. Ganz Sachsen durchzog Tetzel, nicht minder Brandenburg, die Mark und Schlesien zu wiederholten Malen, auch in Franken und Bayern war er, wie am Rhein. Während Luther 1516 mit Staupitz in Grimma Kirchenvisitation hielt, wirkte Tetzel ihm ganz nahe, im Städtchen Wurzen. Damals war es, dass Luther, als er von dem Unwesen, zu dem vorzugsweise Tetzel den Ablassverkauf erhob, hörte, erzürnt ausrief: Nun will ich, ob Gott will, dieser Pauke ein Loch machen! — Dennoch schwieg er noch eine Weile.

Obschon die Bildnisse von Tetzel denselben nicht liebenswürdig erscheinen lassen, zumal sie ihn auch im bereits vorgerückten Alter darstellen, so wird ihm doch nachgerühmt, dass er mit einer einnehmenden und ansehnlichen Leibesgestalt sich die Gemüther der Menschen durch Liebe, Huld und Wohlwollen zu gewinnen gesucht, die gewiss nicht ohne Wirkung bei seinen Erfolgen blieben. Neben diesen guten Eigenschaften sind Tetzel viele schlimme beigelegt worden, Eigennutz, Weltlichkeit und Sinnlichkeit, wodurch er in manchen verdriesslichen Handel sich verwickelte. Am liebsten verlegte er auf Sonntag-Nachmittage und Festtage seine Ablasspredigten, veranstaltete dabei Lustbarkeiten mit Schiessen, Kletterstangen, Würfelbuden um Zinn und Pfefferkuchen, Kegelschieben um Ochsen und Kälber, kurz alle Freuden heutiger Vogelschiessen und Kirmsen. Später wurde er des Erzbischofs zu Mainz, der häufig in Halle residirte, Generalunterkommissar mit einem Gehalt von monatlich 80 Goldgulden für sich, und 10 Goldgulden für seine Dienerschaft, nebst Futter für 3 Pferde, freier Kleidung und auch noch Zehrgeld extra für sich; das war schon für jene Zeit ein ungeheurer Gehalt, der dem erzbischöflichen Generalunterkommissar ein vornehmes Auftreten und Leben gestattete, und seine Mühe ihm mehr lohnte, als vieler Besseren Fleiss und Mühe je gelohnt worden ist.

Luther war nicht der erste Kämpfer gegen den Ablass und namentlich gegen Tetzel; selbst einsichtsvollen Bischöfen war die Art, wie mit der himmlischen Gnade Wucher und Schacher getrieben wurde, ein Stein des Anstosses, so dem Bischof von Meissen, Johann von Saalhausen, dem Bischof Lorenz von Bibra zu Würzburg, dem Erzbischof Andreas von Krayn, auch vielen andern Klerikern und Laien, unter welchen letzteren der feurigste und heftigste Ulrich von Hutten war. Tetzel aber liess sich das Widerstreben der Ablassgegner nicht anfechten, er stand seinem Amte mit unerschütterlichem Eifer vor.

Schlimm war, dass selbst Kaiser Maximilian und andere hohe Stände des deutschen Reichs auch Nutzen von dem Ablasshandel zogen, und dieser zu einem so eingewurzelten privilegirten Uebel geworden war, wie bis in unsere Tage manch anderer finanzkünstlerischer Krebsschaden im staatlichen Leben; ja einzelne Fürsten verboten nur deshalb Tetzels Handel, weil er den Vortheil bedrohte, den manche Kirche des eigenen Landes durch ihre eigenen Indulgenzen hatte, und dies war namentlich bei Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen der Fall. Die Finanzkunst der Reformationsepoche erhob den Ablasshandel zu einer förmlichen Besteuerung; wer sich von Fastenspeisen loskaufen, sich den Genuss von Butter, Milch, Eiern und Käse, auch Fleisch verschaffen wollte und konnte, musste Ablass dafür erwerben u. s. w.

Da trat endlich, am 17. Oktober 1517, nach langer Selbstprüfung, nach der reiflichsten Ueberlegung Luther mit seinen 95 Sätzen gegen den Ablass hervor, und der offene Kampf begann. Auch diese berühmten Thesen, diese weltgeschichtliche That waren nicht das erste Schwertziehen Luthers gegen den Ablassunfug; schon zweimal hatte Luther gegen denselben gepredigt, Tetzel war schon aufgeschreckt, verletzt, ingrimmig gemacht, dass ihm, dem reichbesoldeten vornehmen Beamten, ein schlichter Theologe Fehde zu bieten wage, denn es ist der Charakterlosigkeit eigen, von jeglichem festen und entschiedenen Entgegentreten im Meinungskampfe die eigene kleinliche Persönlichkeit verletzt zu fühlen. Tetzel rief Luther als einen Ketzer aus, um so mehr, als Luther Diejenigen nicht absolvirte, welche sich auf von Tetzel gekaufte Ablassbriefe stützten und von Busse und Besserung nichts hören wollten, und da Tetzel das Amt eines Ketzerrichters bekleidete, so liess er von Zeit zu Zeit symbolisch auf dem Markt Scheiterhaufen errichten und anzünden, und bedrohte Luther mit Bann und Feuer. Auch zur Feder griff Tetzel, schrieb gegen eine Predigt Luthers wider den Ablass, und versuchte die Thesen Luthers durch Antithesen zu bekämpfen, die jedoch, wie behauptet wird, nicht er selbst verfasst haben soll, sondern Konrad Koch aus Wimpfen. Weiter nahm Tetzel 1518 den Doktorgrad an und erbot sich auch zu einer Disputation zu Frankfurt an der Oder. Luther blieb keine Antwort schuldig, ringsum jubelte ihm Beifall zu, und Tetzels Rolle war bald ausgespielt. Der päpstliche Oberkommissar Carl von Miltitz, dessen Unterkommissar Tetzel jetzt war, kam von Altenburg, wo er verweilte, nach Leipzig herüber, liess Tetzel nebst dessen Ordens-Provincial Sixtus Pfeffer zweimal zu sich kommen, und gab ihnen harte Verweise, denn er sah, was kommen konnte, kommen musste, voraus. Miltitz bedrohte Tetzel, wenn er bei seinem Unwesen beharre, und den Ablasshandel so unverschämt betreibe, wie bisher, so habe er die Ungnade des Papstes nicht nur, sondern auch die Ausschliessung aus dem Dominikaner-Orden zu gewärtigen, denn er sey der Urheber eines endlosen Trauerspiels in Deutschland. —

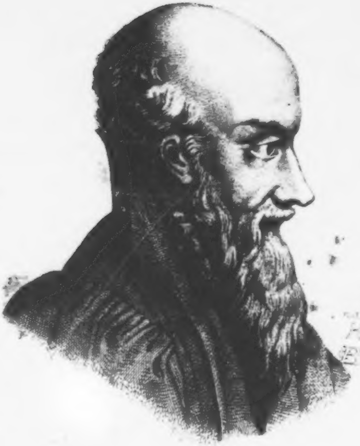
Diese Begegnung und der Vorwurf, neben dem hohen Gehalt, den er bezog, sich auch noch ausserdem auf unredliche Weise bereichert zu haben, erschreckte Tetzel mächtig; mit einem Male sah er sich am Ende der Rolle, die er so lange mit Glück gespielt, und trat ab vom Schauplatz. Er verfiel in tiefen Unmuth und in eine schwere Krankheit, während gewandtere und gelehrtere Kämpfer als Tetzel war, Luther in Schriften und Disputationen befehdeten. Mitten in dem Gelehrtenstreite, der für und wider Luther sich in Bezug auf den Ablass rings erhob, schrieb Luther an Tetzel einen Brief, worin er denselben in seiner Krankheit auf das Allerfreundlichste tröstete, ihn guten Muthes zu seyn ermunterte, und sich vor ihm und seinem Namen nicht zu fürchten.

Und als im Jahre 1519 Luther und Carlstadt gegen Dr. Eck in Leipzig disputirten, als am 4. Juli, Abends 6 Uhr, die Dominikaner in ihrer dem Apostel Paulus geweihten Kirche das Salve regina sangen, und zu dreien Malen die Glocken anschlugen, lag in ihrem Kloster ein sterbender Mönch, und gab seinen Geist dem ewigen Ursprung zurück. Es war derselbe Mann, der als ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung hat dienen müssen, die Reformation hervorzurufen, es war der Ablassprediger Dr. Johann Tetzel. In der Paulinerkirche fand er sein Grab.

LUDWIG BECHSTEIN.

Michael de L'Hopital.

Mit Portrait.



L'Hopital

MICHEL DE L'HOPITAL.

Berühmt als Staatsmann, gross als Menschenfreund, gesegnet als ein Schirm der um des Glaubens willen verfolgten evangelischgesinnten Christen Frankreichs, steht Michel de l'Hopital ehrenreich in der Geschichte, und mit Recht von ihr als „unvergleichlich“ bezeichnet. Er wurde zu Aigueperse in der Auvergne 1505 geboren, sein Vater Johann war Leibarzt des Connetable Carl von Bourbon. Der Sohn widmete sich dem Studium der Rechte, wie der alten Sprachen zu Toulouse, folgte seinem Vater, nachdem dieser mit dem Connetable Frankreich verlassen hatte, nach Italien, und vollendete zu Padua, Bologna und Rom seine Studien. Dort erwarb er sich so viele Gönner und einflussreiche Freunde, dass er bald eine Stellung beim höchsten Gerichtshof als „Auditor Ruotae Romanae“ erlangte. Im Jahr 1534 kehrte l'Hopital nach Frankreich zurück und verheirathete sich. Seine Kenntnisse und die bisher eingenommene Stellung bahnten ihm in Paris bald die Wege zu höheren Staatsämtern. Er wurde Anwalt, dann Parlamentsrath, und erhielt durch die Gunst des Kanzlers Olivier den Auftrag, dem Koncil zu Trient als Abgesandter Frankreichs beizuwohnen. Dort lernte l'Hopital gründlich kennen, was die neue Kirchengemeinschaft von Rom zu fürchten habe, und ahnte, welche Greuel noch den Boden der Länder mit Blut düngen würden. Mittlerweile fiel sein Gönner Olivier in Ungnade, und als l'Hopital nach einer Abwesenheit von 16 Monaten zurückkehrte, wurde er zunächst Kanzler Margarethens von Valois, stieg dann zum Präsidenten der Rechnenkammer, zum Oberintendanten der Finanzen empor, wurde Mitglied des grossen Rathes und erhielt endlich das wichtige Amt eines Kanzlers von Frankreich, welche höchst schwierige Stellung er mit grosser Umsicht, Gerechtigkeitsliebe und Menschenfreundlichkeit versah. Sein ganzes Streben ging dahin, die streitenden Parteien zu einigen, mild zu stimmen, zur Mässigung zu leiten. Er war es, der 1560 in Fontainebleau bei der Parlamentsversammlung sich der Verfolgung der Protestanten widersetzte, die Ketzerrichterei an die Bischöfe verwies und dem Parlament das richterliche Verfahren in Glaubenssachen absprach; auch wurde durch sein entschiedenes Wirken das Edikt von Romorantin hervorgerufen, das die Einführung der Inquisition in Frankreich verhinderte.

Michael de l'Hopital war es auch, der im darauf folgenden Jahre, als er den grossen Religionstag zu Poissy am 9. Sept. 1561 mit feierlicher Rede eröffnete, in dieser Rede dem Gedanken Worte gab, dass ein Staat nothwendig zu Grunde gehen müsse, in welchem auf die Dauer streitende Parteien gegen einander wüthen, dass die wirklichen Missbräuche der Kirche abgeschafft werden müssten, und dass man auch die Gegengründe der angeklagten Partei hören müsse. — Mit gleichem Eifer, obschon erfolglos, widerrieth l'Hopital die Verfolgung der Hugenotten, suchte mit allen Kräften den blutigen Bürgerkrieg zu verhindern, und jenen, wenn auch unter Beschränkungen, freie Religionsübung zu sichern. So konnte es nicht fehlen, dass er sich das Missfallen der strengkatholischen Partei und jenes der fanatischen Katharina von Medicis zuzog. Da l'Hopital durchaus nicht zum Kriege rathen wollte, so ward er vom Staatsrath entfernt, worauf er auch seinen Abschied als Kanzler nahm und sich auf sein Landgut nach Vinay bei Estampes zurückzog. Hier genoss er den Lohn seines friedlichen und menschenfreundlichen Gemüthes in goldner Ruhe, sich, seiner Familie und den Musen lebend. Er schrieb poetische Briefe, welche später sein Enkel Michel de Faie herausgab, mehrere juridische Werke und unter dem Namen eines Testamentes auch eine Autobiographie.

Aus seiner ländlich einsamen Ruhe wurde l'Hopital im Jahre 1572 durch die Greuel der Bartholomäusnacht geschreckt, die ihn und die Seinen bedrohten. Zwar wandte die Hand der Königin Mutter, welche zu seinem Schutz eine Truppenabtheilung nach Vinay sandte, das drohende Unheil von ihm und seinem Besitzthum ab, gleichwohl mochte der Schreck und überhaupt der Schmerz über alle Unthaten jener blutigen Zeit den edeln Geist tief erschüttern. Michel de l'Hopital starb im Jahre 1573, den 13. März. Er war so arm geblieben, dass er für sich, wie zur Ausstattung seiner einzigen Tochter um Unterstützung bitten musste.

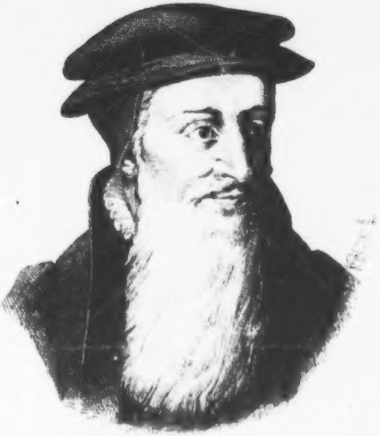
Von Angesicht war der Vollendete schmal, sein Ausdruck war ernst und ruhig, dies und das kahle Vorderhaupt gaben seinen Zügen völlig das Ansehen der Kopfform des Aristoteles, wie diese auf alten Münzen und Gemmen erscheint, und er stand auch jenem berühmten Philosophen an wahrer Weisheit nicht nach. Seine Zeitgenossen ehrten ihn so hoch, dass sie ihm eine Grabschrift folgenden Inhaltes, wenn nicht setzten, doch dichteten:

Hier ruht Michaels Staub, hier hat der Edle vollendet,
Galliens Aristides, ein Cato unserer Zeiten,
Welcher um eine vermehrt die Siebenzahl griechischer Weisen.

Ludwig Bechstein.

Johannes Knox.

Mit Portrait.



John Knox

JOHANNES KNOX.

Ein Mann mit einem Geist voll Feuer, Kühnheit und Ausdauer, der Reformator Schottlands. Knox wurde 1515 (nach Andern 1505) zu Gifforth bei Waddington in Schottland geboren, machte seine Studien unter Magister Mason zu St. Andreas, und lehrte noch ziemlich jung mit grossem Glück und Erfolg Theologie und Philosophie in demselben College. Er widmete den Kirchenvätern das eifrigste Studium, besonders Hieronymus und Augustin, und wurde durch diese zur Quelle aller religiösen Erkenntniss, zur Bibel selbst geleitet. Er rang sich freien Geistes los aus den Fesseln der scholastischen Theologie, und begann unerschrocken das Lehramt, indem er lehrte, was er erkannt hatte und bekannte: die evangelische Wahrheit. Der Kampf der Geister in Böhmen, Deutschland, Frankreich, Italien, das Losringen der Schwingen des Genius einer neuen Zeit erfüllte Knox mit heiligem Eifer, und er weihte sich diesem Genius mit Wort und Feder. Ein Leben voll Verfolgung und Unruhe that sich vor ihm auf, und er nahm muthvoll den Kampf an.

Im Jahre 1543, in welchem Knox als evangelischer Prediger auftrat, musste er den Verfolgungen des Regenten, Graf Arran, weichen, und fand ein Asyl in Ost-Lothian, wo Lord Duglas ihn als Informator seiner Kinder beschäftigte. Später nach St. Andreas zurückgekehrt, theilte er seinen Anhängern zuerst das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Aber die Franzosen gewannen 1547 das Schloss, nahmen den protestantischen Prediger gefangen und schleppten ihn auf die Galeeren, wo er theils zu Rouen, theils zu Nantes eine Zeit von 19 Monaten hindurch unsägliche Leiden erdulden musste. Dieses Unglück brach jedoch seinen Muth nicht, er predigte den Galeerensträflingen das lautere Wort, und gewann dem Evangelium manches sonst verstockte Herz. Im Jahre 1549 wurde Knox frei und wirkte unter dem Schutze der Regierung als Missionsprediger in Berwick mit eben so vielem Eifer als Erfolg. Im Jahre 1551 berief ihn König Eduard VI. in seine unmittelbare Nähe als Kaplan, und er wirkte im streng lutherisch-reformatorischen Geist. Von der englischen Kirche, die sich noch zu sehr den katholischen Formen anschmiegte, wollte Knox nichts wissen, er wollte unbedingt Alles verworfen sehen, was im Aeusserlichen an die verlassene Kirche erinnerte. Aber zu früh für den Reformator und seine kühnen Pläne starb der König, und Knox musste sich neuen gegen ihn verhängten Verfolgungen durch die Flucht entziehen. Cranmer starb den Tod eines Martyrers, und viele Anhänger der reformirten Lehre, welche von den Lutheranern in England eine wahrhaft wüthende Verfolgung erlitten, retteten sich über den Kanal. In Frankfurt sammelte sich eine Gemeinde dieser Flüchtlinge, die man sogar aus dem freien Hamburg ausgewiesen hatte. Knox hatte in Genf eine Zuflucht gefunden, dort fand er Calvin, den er glühend verehrte, und gewann dessen Freundschaft. In vielen Lehren stimmte Knox mit Calvin überein, in andern ging er weiter; er war stürmischer, sein ungestümer Geist führte ihn über die Schranken kirchlicher Lehren hinaus, er wollte auch politischer Reformator werden.

Im Jahre 1554 ging Knox nach Frankfurt und versah bei der dort gebildeten reformirten Gemeinde das Predigtamt; 1555 kehrte er nach Schottland zurück und setzte sein eifriges Wirken so erfolgreich fort, dass er eine Menge der angesehensten Familien für seine Lehren gewann. Während die Reformirten Deutschlands und der Schweiz, besonders Calvin und der sanftmüthige Melanchthon eine unbedingt ausgesprochene ewigdauernde Spaltung zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche nicht wünschten, vielmehr nach Einigung strebten und diese hofften, zerriss der Feuereifer des Johannes Knox jedes Band möglicher Einigung. Sein Strebeziel war, die reformirte Kirche auf politischer Grundlage aufzubauen. Damit vermochte er nicht durchzudringen; er kehrte wieder nach Genf zurück, wurde Prediger der englischen Gemeinde daselbst, und ruhte aus von den Anstrengungen seines bewegten Lebens, an der Seite einer liebenswürdigen Gattin, die ihm zwei Söhne schenkte. Knox nannte Genf die beste christliche Schule auf Erden seit der Apostel Zeiten. Er richtete mehrere kräftige Zuschriften an die Königin Maria, davon die heftigste den Titel führte: „Trompetenstoss gegen das monströse Weiberregiment“. Dies beleidigte die Königin nicht allein, es beleidigte auch die zu dem Thron berufene Maria Stuart, beleidigte Elisabeth.

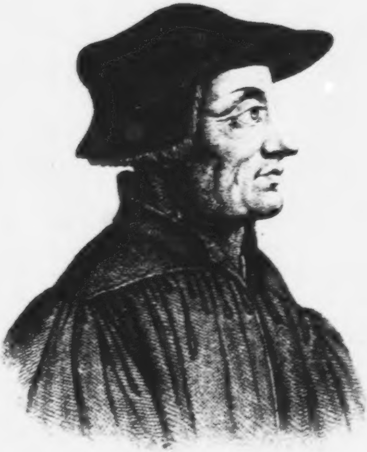
Knox wurde in London zum Feuertode verurtheilt und im Bilde verbrannt, er appellirte von Genf aus an ein allgemeines Concilium, übersetzte unter dem Beistand seiner Freunde in Genf die Bibel, und verfasste eine Lithurgie für die reformirte Kirche Englands. In dieser Lithurgie fügte er später sogar dem Gebete für die Königin die merkwürdigen Worte ein: „Erleuchte, o Herr, ihr Herz, wenn es dein Wille ist“ — welche grossen Anstoss fanden. Die Königin traf Anstalten, alle protestantischen Geistlichen aus Schottland zu vertreiben, aber nun gerade kehrte Knox zurück. Unerschrockenen Muthes allen Gefahren trotzend, kam der kühne Mann an, sah sich begeistert empfangen, lehrte und predigte zu Perth gegen den Katholicismus und verdammte hauptsächlich dessen kirchliche Missbräuche und den Bilderdienst. Knox blieb nicht bei der Verbesserung der Kirche stehen, er gab politische Lehren, indem er die Rechte des Volkes gegen die Krone in Schutz nahm und vertheidigte. Aber indem er dem Volke von seinen Rechten vorpredigte, erfolgte, was stets erfolgt, wenn den ewig Blinden des Lichtes Fackel in die Hand gegeben wird. Indem Knox lehrte, das Volk könne in ungerechten Dingen der Königin, der Obrigkeit und dem Gesetz den Gehorsam verweigern, es dürfe die messelesenden Götzendiener tödten, und seine Könige richten, überschritt er Mass und Mässigung und führte die traurigsten Begebenheiten herbei. Fanatisirte Pöbelmassen brachen räuberisch in die Kirchen der Katholiken und in die Klöster, zertrümmerten, verwüsteten und schändeten alles Kunstschöne, raubten die Schätze und Kostbarkeiten und theilten sie. Dieser gesetzlose Unfug verbreitete sich über die ganze Umgegend von Perth und forderte das Einschreiten der Gewalt gegen sich heraus. Knox musste abermals flüchtig werden, indess gediehen die religiösen Kämpfe der katholischen, protestantischen und reformirten Partei in England dahin, dass das Parlament im Jahre 1560 die Reformation in Schottland bestätigte und freie Religionsübung verstattete. Die Lords beriefen Knox nach Edinburg, wo er nun als Prediger auftrat und sein Reformationswerk vollendete. Das Glaubensbekenntniss der neuen schottischen Kirche wurzelte in dem streng calvinischen Dogma: Dass der Mensch durch die Sünde verloren sey vom Anbeginn, und ein Sklave des Argen, dass aber die Gnade Gottes ihn errette. Alle kirchlichen Einrichtungen des Genfer Reformators, die Presbyterialverfassung, die Kirchenältesten, die Synoden, die Lithurgie, wurden in ganz Schottland eingeführt. Die Kirche Genfs beherrschte jetzt Schottland, wie sie Frankreich beherrschte. Jetzt kam, nach dem Tode Franz II. die junge Königin, Maria Stuart, nach der Hauptstadt ihres Landes, sie suchte den strengen Mann sich zu gewinnen, allein da sie sich mit einem katholischen Hofhalt umgab, zur neuen Kirche ihres Landes sich nicht bekennen wollte, vielmehr Alles aufbot, den Protestantismus wieder zu stürzen, so fand sie in Knox einen heftigen und unerschütterlichen Gegner, und ihm und seinem mächtigen Einfluss hatte sie ihren Sturz und ihre Absetzung im Jahre 1567 hauptsächlich mit zuzuschreiben.

Knox genoss nun in Ruhe die Früchte seiner eifervollen Thätigkeit für die reformirte Kirche. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich zum zweiten Male mit der Tochter des Lords Ochiltrée, die ihm drei Töchter gebar. Einmal noch, im Jahre 1571, musste Knox, in Folge neuausgebrochener Unruhen, Edinburg verlassen, doch konnte er bald zurückkehren. Er starb aber schon im nächstfolgenden Jahre.

Knox hinterliess weniger den Ruf eines grossen Gelehrten, als den eines Mannes voll Tugend, Sittenstrenge, voll Muth, Festigkeit und Ausdauer. Die grossen und allverbreiteten Sympathien für die unglückliche Königin Maria Stuart wandten und wenden sich noch immer gegen ihn, und sprechen seiner Strenge, seiner Härte das Verdammungsurtheil, allein in der Zeit der Glaubenskämpfe durften die Grundpfeiler nicht wanken und biegsam erscheinen, und als ein solcher steht Knox mit Ruhm gebannt im Tempel der Geschichte seiner Kirche.

Ludwig Bechstein.

Huldrich Zwingli.



Zwingli

[illegible]

HULDRICH ZWINGLI.

Einer der Sterne erster Grösse im Sternenkranze gottbegeisterter Kämpfer für die Wahrheit und die geläuterte Glaubenslehre, die wir mit dem Namen Reformatoren bezeichnen. Was Luther für das nördliche Deutschland geworden, das wurde Zwingli nächst Calvin für die Schweiz, mit kaum minderer Gelehrsamkeit, mit nicht minderem Eifer und dennoch grösserer Mässigung, voll sittlicher Kraft, voll Geistesklarheit, ein Träger des evangelischen Lichtes durch die Glaubensnacht, die auf den Völkern lastete.

Huldrich (und nicht Ulrich, wie Neuere geschrieben haben) Zwingli wurde am 1. Januar 1484 in einem Schweizerdorfe „zum Wildenhaus“ geboren, wo sein Vater Amman war; er studirte zu Basel, zu Bern und zu Wien die Humaniora, wandte sich dann der Theologie zu, und erlangte bereits im Jahre 1506 die philosophische Magisterwürde, indem er zugleich Rector zu St. Martin wurde. Im Jahre 1512 folgte er einem Rufe als Feldprediger nach Glarus, zog mit in den Mailändischen Krieg, wurde 1516 Prediger zu Einsiedeln, beschäftigte sich anhaltend mit dem Urtext des Neuen Testaments, und begann gleichzeitig mit Luther, den päpstlichen Ablass zu bekämpfen, ja sogar früher, ehe noch von Luthers Bestreben irgend eine Kunde zu ihm hingedrungen war. Im Jahr 1519 ward er zum Lehramt nach Zürich berufen, wo er Begründer eines philologischen Gymnasiums wurde. In dieser Stadt fand Zwingli den besten Boden für die Ansaat seiner geistigen Richtung, den Boden der Freiheit und eine durch alte Erinnerungen an Geisteskämpfe und Geistessiege genährte Sehnsucht nach dem reinen Strahle des evangelischen Lichtes, nicht minder einen kräftigen Magistrat, der zu fördern, nicht zu hindern und zu unterdrücken strebte, und das Werk der Reformation, das in seinen Mauern erstand, stützte und schirmte. Zwingli, ein feuriger Geist, selbst Dichter und begabter Musiker, wie Luther, gepanzert mit durchdringender, durch eifriges Studium sich selbst errungener Kenntniss der heiligen Schrift, in der Philosophie und Scholastik so sicher, dass er deren Spitzen und Waffen nicht zu scheuen brauchte, liess nun in Wort und Schrift die Flammen sprühen, welche sein Vaterland so herrlich erleuchten sollten. Das Schicksal hatte ihn vor seiner Berufung nach Zürich in einen der geistig-finstersten Winkel der Schweiz berufen, an den Ort der berühmtesten Wallfahrt, des stärksten Wunderglaubens, der vollzähligsten Ablassverkündung, der klösterlichsten Strenge. Zwingli's Einfluss zu Folge verschwand von der Wallfahrtskirche zu Einsiedeln die Ablass verkündende Tafel, verschwanden die Reliquien, wurden Klosterjungfrauen entlassen, um Herzensbündnisse zu knüpfen. In Zürich begann Zwingli sein Predigtamt mit der Auslegung des Evangeliums des Matthäus, eiferte gegen Irrthümer und Missbräuche, widerlegte glänzend im Jahre 1520 in einer Disputation den Minoritenprediger Franz Lambertus aus Avignon, und in späteren nicht minder den Kostnitzer Vikar Johannes Faber und Martin Blansch von Tübingen, die der Bischof von Constanz eigens sandte, um Zwingli zu bekämpfen. Am 13. April 1525 celebrirte Zwingli zum ersten Mal in Zürich das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt, bestritt siegreich 1527 die Irrlehren der Wiedertäufer, und wohnte mehreren Religionsgesprächen bei. Zwingli's puristischer Eifer ging in vielen Dingen ungleich weiter, wie jener Dr. Luthers, der wieder in anderer Weise sich hartnäckiger wie jener zeigte. Zwingli wollte, neben so manchen altkatholischen Gebräuchen beim Gottesdienst, welche die protestantische Kirche aus ihrem Kult entfernt hat, auch noch andere abgeschafft wissen, so den so wichtigen und erhebenden Kirchengesang und das Spiel der Orgel, ebenso alle Bilder der Heiligen, Krucifixe, Leuchter und Kerzen, goldene und silberne Altargeräthe. Unterstützt vom Rathe der Stadt in allen seinen Aenderungen, hob er Klöster auf, verwandte ihre Einkünfte zum gemeinen Besten und für die Armen, errichtete Schulen und die Akademie zu Zürich, ordnete halbjährliche Synoden der Geistlichkeit an, und verbreitete in klaren und kräftigen Druckschriften seine Glaubensansichten.

Grosse und gewaltige Kämpfe hatte der gotterfüllte, hochbegabte Mann bei seinem Reformationswerke zu bestehen. Sein Hauptgegner war der bekannte Gegner Luthers, Dr. Eck, Kanzler zu Ingolstadt, der Alles aufbot, Zwingli zu befehden, ihn aus Zürich zu entfernen, ihn als Erzketzer zu bezeichnen. Ihm zur Seite stand der bereits erwähnte Faber, sie hetzten unablässig die noch katholisch gebliebenen Kantone der Schweiz gegen die reformirten, und veranlassten im Mai des Jahres 1526 die Disputation zu Baden im Aargau. Diese wurde von den Bischöfen zu Constanz, Basel, Chur und Lausanne beschickt, es erschienen die Theologen Eck, Faber und Murner, und als ihre Gegner die reformatorischen Glaubensmänner Oecolampadius aus Basel und Berchtold Haller aus Bern. Zwingli hatte Gründe, nicht persönlich in Baden zu erscheinen, aber durch Schriften und schnelle Botenverbindung blieb er stets im Geiste dort gegenwärtig. Eck verwarf alle Gründe seiner Gegner, verbot Luthers und Zwingli's Schriften, und hielt den einseitigen, unduldsamen, starren Glaubenszwang der römischen Kirche fest. Auf einem anderweiten Religionstag zu Bern im Jahre 1528 erschien Zwingli persönlich, und setzte durch sein überzeugendes Wort es durch, dass der Rath daselbst die Reformation sofort annahm und einführte.

Leider spalteten die abweichenden Ansichten über die Transsubstantiation Luther und Zwingli und die Anhänger ihrer reformirten Lehren dauernd und für immer in zwei Parteien, welche Spaltung Calvin wesentlich mit herbeiführte. Was heutiges Tages einleuchtend von jedem Protestanten erkannt und zugestanden wird, dass bei dem hochverdienten Luther auch einmal das „Errare humanum“ zur Erscheinung kam, dass sein biblisch orthodoxer Eifer bisweilen zu weit ging, und dass dieser Eifer eine beklagenswerthe Trennung der protestirenden Partei veranlasste, das glaubten die strengen Protestanten jener Zeit durchaus nicht eingestehen zu dürfen, und daher kam der mit so vieler Heftigkeit geführte Streit, und die Unmöglichkeit, sich vernünftig-christlich zu einigen. Solche Einigung zu versuchen, ordnete Landgraf Philipp zu Hessen im Einverständniss mit Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen das berühmte Religionsgespräch zu Marburg an, welches im Jahr 1529 Statt fand, wohin aus Sachsen Dr. Luther, Philipp Melanchthon und Justus Jonas kamen; aus Nürnberg Andreas Osiander, aus Schwäbisch-Hall Johannes Brentz, aus Augsburg Johann Agricola, aus Basel Oecolampadius, aus Strassburg Martin Bucer und Caspar Hedio, aus Zürich Zwingli. Allein das Gespräch wurde gestört durch den Ausbruch jener Seuche, die man den „englischen Schweiss" nannte, die Theologen einigten sich nicht vollständig, nachdem sie nur drei Tage lang berathen hatten, und nur dahin, sich gegenseitig, so weit das Gewissen eines jeden dies verstatte, trotz abweichender Meinung, zu lieben. Luther und Zwingli lernten sich kennen und hochachten.

Bern und Zürich waren als religionsverwandte Kantone verbunden; diesem Bündniss gegenüber schlossen die fünf Kantone, Luzern, Uri, Schwyz, Zug und Unterwalden ein Gegenbündniss gegen den Protestantismus, mit aller Härte und Strenge diesen verfolgend und zu unterdrücken strebend, riefen Oesterreichs Hülfe an, und es währte nicht lange, so loderte die Fackel eines Religionskriegs, eines Bürger- und Bruderkriegs im Schweizerlande. Schon im Jahre 1530 brach dieser aus, nachdem Zwingli mehrfacher persönlicher Verfolgung sich ausgesetzt gesehen, so dass der Rath sein Haus sogar mit Schutzwachen zu umstellen sich veranlasst fand. Da es üblich war, dass Geistliche mit in den Kampf zogen, da solcher Kriegszug als Streiter des Herrn Zwingli auch keineswegs fremd war, er auch selbst zum offenen Kampfe gerathen hatte, so zog er an der Spitze der bewaffneten Züricher Bürgerschaar, nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein treuer Hirte, am 11. Oktober 1531, gegen die Feinde des lautern Evangeliums. Zwingli verhehlte sich nicht, was ihm drohe, ahnungsvoll erschaute er sein Todesloos und sprach: „Ich weiss, ich weiss, welches Dinges es ist. Es ist um mich zu thun."

Beim Kloster Kappel entbrannte die Schlacht; die Zahl der Gegner war den Zürichern furchtbar überlegen. Achttausend gegen fünfhundert. Zwingli, der das Banner Zürichs trug und vertheidigte, fiel. Auf die Kniee gesunken, rief er noch sterbend: „Was ist's denn für ein Unglück! Den Leib können sie tödten, nicht die Seele!" Und blieb noch eine Zeit lang mit betend erhobenen Händen, die Augen zum Himmel gerichtet, die Lippen leise bewegend, bis ein päpstlicher Reiter, der Hauptmann Fuckinger aus Unterwalden, ihn fragte, ob er katholisch sterben wolle, und da Zwingli, das Haupt schüttelnd, verneinte, ihn niederstiess. Dreihundert und dreiundachtzig Bürger Zürichs blieben auf dem Schlachtfelde. Den Leichnam des Führers viertheilte die Wuth der Feinde, und dann verbrannten sie ihn. Drei Tage später fanden Freunde noch in der Asche unversehrt des Reformators grosses Herz. —

Zwingli war ein edler, klarer, frommer Mann, von sanftem, uneigennützigem Charakter, den nichts von seiner Bahn und seinen einmal erfassten Grundsätzen abzubringen vermochte. Mancher Lockung, die aus Rom an ihn gelangte, widerstand er, jeden römischen Einfluss wehrte er von sich ab. An ihm allein lag nicht die Schuld, dass der Protestantismus in zwei Parteien auseinander ging. Sein häusliches Leben war glücklich; er hatte sich im Jahre 1524 mit einer achtungswerthen Wittwe, Anna Meyer, geborene Reinhart, ehelich verbunden, und diese Heirath eines Geistlichen fand nicht geringeren Widerspruch, nicht geringere Anfeindung und gehässige Deutung, wie jene Luthers, doch trug Zwingli dies mit gottgetrostem Gemüth. Aber der Gattin war ein furchtbares Loos verhängt. Jener Schlachttag bei Kappel raubte ihr den geliebten Mann, einen blühendschönen Sohn ihres ersten Gemahls, einen Schwiegersohn, einen Schwager und einen theuern Bruder. Fünf Todesschwerter durchstiessen auf einmal ihr Herz. Und dennoch verzweifelte sie nicht, sie trug das grausame Geschick mit Demuth und frommer Ergebung, und der unsterbliche Ruhm ihres verklärten Gatten umwob ihr Leben mit einem milden Glanze.

Ludwig Bechstein.

Illustrissimo sanctissimoque
Saxonum principi Ioanni
Domino suo colen-
dissimo

Gratiam et pacem a domino. Dedicavi opusculum istum quem Luthero viro alioqui doctissimo ac praeceptori tuo insignem audaciam dedi, tuae celsitudini Illustrissime princeps, non quod amplitudinem tuam mea gratia [illegible], aut beni-[illegible] gratias afferremus, sed quod ea quae in deum nota sunt fides non ambigit sequi bonis factum, quicquid est quod offerimus, cum qui sic vere pius est ut ab eo nihil sit alienum quod pium est, quemadmodum iste in comoedia nihil quod humanum esset a se alienum putabat. Tum deinde, ut si tua clementia custodierit (id quod [illegible] principibus [illegible] creditum est) quae minime ea ad te pervenerunt quae plane vera sunt, hac ratione [illegible] docerem si nominatim principum [illegible] [illegible] [illegible]. Tua celsitudo, quicquid est, in domino valeat, ac [illegible] si deliquerit donet. Vale. Tiguri. 18. die Iunii

·M· D· XXvij·

Illustr.^mae^ Celsitudini tuae

Deditissimum mancipium Huld-
rychus Zuinglius

Ulric. Zwinglius
Ulrich Zwingli

ZU ZWINGLI'S HANDSCHRIFT.

Illustrissimo sanctissimo-que
Saxonum principi Joanni
Domino suo colen-
dissimo.

Gratiam et Pacem a domino. Dedicaui opellam istam qua Luteri uiri alioqui [doctissimi cum errorem tum insignem audaciam detexi, tuae celsitudini Illustrissime princeps, non quod amplitudinem tuam mea paruitas ignoret, aut benitatem procacitas aspernetur, sed quod ea quae in domino nobis est fides non ambigit aequi bonique facturum, quicquid est quod offertur, eum qui sic uere pius est ut ab eo nihil sit alienum quod pium est, perinde atque iste in comoedia nihil quod humanum esset a se alienum putabat. Tunc deinde, ut si tua clementia custodiretur (id quodquibusdam principibus usuuenire certum est) quo minus ea ad te peruenirent quae plane uera sunt, hac ratione auscultatio daretur si nominatim principem uocarent audirique peterent. Tua celsitudo, quidquid est, in domino ualeat ac ueniam si delinquitur donet. Vale. Tiguri, 18. die Junii.

M. D. XXVij.

Illustrissimae celsitudini tuae

Deditissimum mancipium Huldrychus Zwinglius.

Johann Reuchlin.

JOHANN REUCHLIN.

Unter den erleuchteten Geistern, welche durch Verbreitung liberaler Grundsätze, durch Hinweisung auf die damals fast vergessenen ewigen Muster ächter Kunst und Wissenschaft, die Werke der Griechen und Römer, durch Läuterung der allgemeinen Begriffe das grosse Werk der Reformation vorbereiteten, gebührt Johann Reuchlin eine hohe Stelle. Er war zu Pforzheim am 28. Oktober 1455 geboren. Seine vorzüglichen Geistesgaben fanden auf der Schule seiner Vaterstadt eine glückliche Ausbildung. Schnelle Fortschritte, ein heiteres Gemüth, angenehme Sitten und eine schöne Stimme, wodurch sich Reuchlin im Singchor auszeichnete, zogen des Markgrafen Karl von Baden Aufmerksamkeit auf den freundlichen und geschickten Jüngling, und erwarben demselben seine Gunst bald in so hohem Grade, dass er für seinen Sohn Friedrich, als sich derselbe zur Reise auf die pariser Hochschule anschickte. keinen bessern Begleiter erwählen zu können glaubte als den altersgleichen Johann Reuchlin (1473). Paris war damals die berühmteste Hochschule des Abendlandes, versehen mit ausgezeichneten Lehrern. Reuchlin studirte emsig Philosophie, vervollkommnete seine Kenntnisse der lateinischen Sprache, erlernte unter Johann Wessel das Griechische, wofür es bis dahin in Deutschland noch keinen Lehrer gab, legte auch den Grund im Hebräischen, und machte so glückliche Fortschritte, dass er schon nach zwei Jahren zu Basel, wohin er sich nach der Heimkehr des Prinzen begab, als Lehrer der Weltweisheit und der klassischen Sprachen auftreten konnte. Grossen Beifall erntete er von Alt und Jung, denn einen Deutschen griechisch sprechen zu hören, galt zu jener Zeit für ein halbes Wunder, und als er nun gar das erste lateinische Wörterbuch, und in der Folge die erste Anweisung zur griechischen Sprache veröffentlichte, da war der Ruhm des Jünglings, der in stiller Abgeschiedenheit einzig den Wissenschaften lebte, für immer entschieden. Freilich fehlte es auch nicht an Verunglimpfungen von Seiten der Finsterlinge und der Pfaffen, denen das erhellende Licht einer gesunden Philosophie ein Aergerniss war. „Die am Alten klebenden Sophisten (schreibt Reuchlin in einem Briefe) rümpften die Nasen; sagten gar spasslich, wir trieben ein unerhörtes literarisches Wesen, welches der römischen Frömmigkeit gänzlich zuwider liefe, da die Griechen ja Schismatiker seyen; dennoch erkühnten wir uns, ihre durch die Kirchengesetze verbotenen Lehren auszubreiten. Siehe, wie hoch mir die besondere Art meiner Studien zu stehen gekommen ist, und welche Schwierigkeit und Leiden ich von den Sophisten habe erdulden müssen, um es dahin zu bringen, dass Deutschland endlich wieder zur Weisheit zurückkehre. Dieses sind die Verdienste meiner Jugendjahre, welche ich gänzlich der Erlernung der Wissenschaften gewidmet habe."

Sich einen noch grössern Wirkungskreis zu verschaffen, wandte sich Reuchlin auch dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu, und ging 1778 nach Frankreich zurück, um zu Orleans und Poitiers die damals berühmtesten Rechtslehrer zu hören. Vorlesungen über griechische und lateinische Sprache sollten die Kosten decken. Der Plan gelang, und er erwarb sich 1787 den Doktorhut des bürgerlichen Rechts. Da lud der treffliche Fürst der Würtemberger, Eberhard der Bärtige, Reuchlin nach Tübingen, theils um die neu errichtete Hochschule zu schmücken, theils um den auserwählten Kreis seiner gelehrten Hausfreunde zu erweitern. Reuchlin wurde bald der Vertraute und Lieblingsgesellschafter des edlen Fürsten, der oft nach Tübingen kam, schrieb auch für ihn Mancherlei, und als derselbe eine Reise nach Italien unternahm, liebe Verwandte zu besuchen, erwählte er Reuchlin zu seinem Begleiter. Dem Glücklichen ging damit ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung, denn Italien überstrahlte damals durch Glanz der Künste und Wissenschaften die Welt. Er sah Mantua, Florenz, Rom, lernte die gepriesensten Gelehrten Italiens kennen, schloss mit mehreren derselben vertraute Freundschaft und erwarb sich durch eine lateinische Rede, die er vor den versammelten Kardinälen hielt, die volle Gunst des Papstes. Von dieser Zeit an liess Eberhard den trefflichen Reuchlin nie wieder von sich. Er versetzte ihn als Beisitzer des Hofgerichts nach Stuttgart, hatte ihn zum täglichen Gesellschafter am Hofe, nahm ihn mit auf seinen Reisen zum kaiserlichen Hoflager und zu den Reichstagen, und bediente sich seiner zu allen wichtigen Gesandtschaften. Auf einer dieser Reisen geschah es, dass Kaiser Friedrich III. ihm zu Linz einen Adelsbrief und den Pfalzgrafentitel ertheilte. Zugleich fand er dort Gelegenheit durch Loans, einen Judenchristen, des Kaisers Arzt, seine Kenntnisse des Hebräischen wesentlich zu erweitern.

Leider starb 1496 Fürst Eberhard, und zuwider den letzten Verordnungen desselben drängte sich ein ihm ganz unähnlicher Vetter, Eberhard der Jüngere, zur Regierung. Er war ein Verächter des Guten und Weisen, und hatte einen liederlichen, dem Kloster entsprungenen Augustinermönch, Namens Holzinger, als Liebling und Spiessgesellen um sich, der seit Langem auf Reuchlin seinen besondern Hass geworfen hatte. Letzterer erkannte, dass für ihn kein Bleibens mehr in Stuttgart sey, und er wandte sich schnell entschlossen nach Heidelberg, wohin er schon öftere Einladungen erhalten hatte. Ein Kreis ausgezeichneter und berühmter Männer, darunter namentlich der Kanzler Johann von Dalberg, belebte den Hof des Kurfürsten Philipp, der die Künste und Wissenschaften selbst vor Allen schätzte, andere Treffliche wirkten an der Hochschule, und Alle gewährten Reuchlin die freundlichste Aufnahme. Es wurde ein besonderer Lehrstuhl des Griechischen, sowie ein Collegium für die Rechtsgelehrsamkeit errichtet; sein Eifer und seine Bekanntschaften bereicherten die Bibliothek mit seltenen Handschriften und werthvollen Erstlingsdrucken; daneben übersetzte er für den Kurfürsten und für Dalberg Schriften von Xenophon, Lucian, auch Gesänge des Homer, ins Lateinische und Deutsche, und verfasste insbesondere für Philipp nach Herodot, Xenophon und andern Autoren ein umfassendes Geschichtsbuch. Neben dem Ernste vergass man das Angenehme nicht. Lustige Fahrten auf dem Neckar und Rhein wurden zuweilen angestellt und gute Freunde besucht; dem Hofe selbst aber bereitete Reuchlin, der immer tiefe Gelehrsamkeit mit heiterem Witz vereinigte, ein ganz neues Vergnügen, durch Abfassung einiger lateinischen Lustspiele, deren eines, „Henno" benannt, worin er seine eigene Zunft, die Juristen, geisselte, im Winter 1497 im Dalbergischen Palast von der studirenden Jugend zu allseitiger Heiterkeit aufgeführt wurde.

Eine missliche Angelegenheit führte Reuchlin im folgenden Jahre nach Italien. Kurfürst Philipp war mit den trotzigen Weissenburger Mönchen über landesherrliche Gerechtsame in Zwist gerathen, darob beim Papst Alexander VI. heftig verklagt und schliesslich, da er sich dem Ausspruche eines päpstlichen Nuntius nicht sofort unterwerfen wollte, und ohnehin als ein Freund und Förderer des Lichts in Rom nicht zum Besten angeschrieben stand, in den Bann gethan worden. Gleichzeitig aber bedurfte Philipp zur Verheirathung seines Sohnes mit einer nahe verwandten Prinzessin der päpstlichen Erlaubniss, und so ward Reuchlin zur Schlichtung dieser schwierigen Händel als Gesandter nach Rom geschickt. Er führte die Sache seines Fürsten so klug und so beredt, dass der Fürst wirklich losgesprochen und Alles nach Wunsch ausgerichtet wurde, er selbst aber allgemeines Lob davontrug. Dabei vergass er nicht, jede günstige Gelegenheit auch für die Wissenschaft zu nutzen; namentlich war es das Hebräische, dem er diesmal unter Leitung eines berühmten jüdischen Gelehrten seine Studien zuwandte; daneben kaufte er Handschriften und Druckwerke, so viel er ihrer habhaft werden konnte, für den Heidelberger Bücherschatz. Auch die Vorlesungen des Griechen Argyropylos besuchte er, der, nachdem er sich mit Reuchlin unterhalten, und dieser ihm einen Abschnitt des Thucydides erläutert hatte, anerkennend ausrief: „Unser vertriebenes Griechenland ist über die Alpen hinausgewandert."

Bei seiner Rückkunft in Deutschland traf Reuchlin die Lage Würtembergs gänzlich verändert an. Der wilde Eberhard war vertrieben, und sein jüngerer Neffe Ulrich zur Regierung gekommen. Reuchlins alte wackere Freunde am Hofe hatten ihr Ansehen wieder erlangt, und riefen nun auch ihn in die vormalige Heimath zurück. Nur nach den dringlichsten Vorstellungen entliess ihn endlich Kurfürst Philipp, und Reuchlin ging. Er wollte sich in häuslicher Ruhe und Zurückgezogenheit (sein Weib war ohnehin in Stuttgart zurückgeblieben) nun ganz dem Studium der hebräischen und griechischen Sprache widmen. Dies wollte nun zwar, bei der Berühmtheit seines Namens, nicht recht gelingen, denn Fürsten und Städte zogen ihn in kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten vielfach zu Rathe (wie er denn auch zum Vorsitzenden beim schwäbischen Bundesgerichte ernannt wurde), jedoch wurde jede Stunde der Musse, die er seinen öffentlichen Amtsgeschäften abgewinnen konnte, auf Beförderung seiner Lieblingswissenschaft, insbesondere der hebräischen Sprache, verwandt. Er übersetzte und erklärte — wichtige Vorarbeiten für Luther! — die Busspalmen, arbeitete, der Erste unter den Deutschen, hebräische Sprachlehren und ein hebräisches Wörterbuch aus und verbesserte die kirchliche Bibelübersetzung (Vulgata), anderer Schriften nicht zu gedenken, die er damals über verschiedene Gegenstände verfasste. Er war es auch, der dem Philipp Melanchthon, seinem Vetter, als derselbe die Pforzheimer Schule besuchte und dort bei Reuchlins Schwester wohnte, durch Anweisung, Aufmunterung und Beispiel den Weg zu der Höhe zeigte, zu welcher sich der grosse Mann nachmals emporschwang.

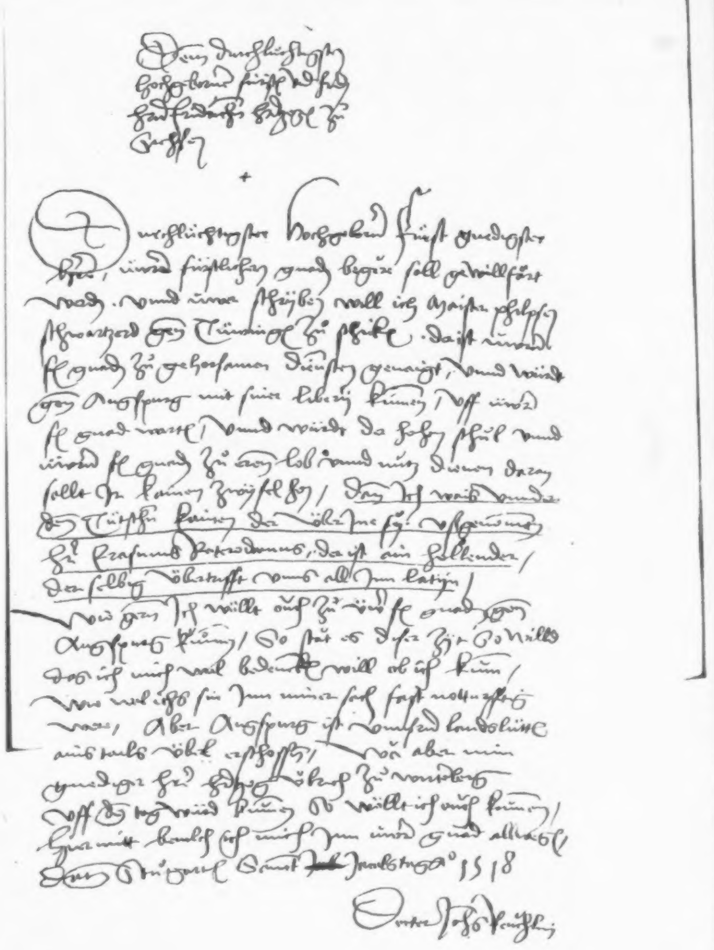
Nur für den Kampf, wo Ruhe, Freiheit und Leben auf's Spiel gesetzt wird, war Reuchlins sanftes, mehr zum tiefen Forschen als zum kühnen Handeln gestimmtes Gemüth nicht geschaffen. Daher war es für ihn eine traurige Zeit, als er um das Jahr 1509 ganz unvermuthet in einen heftigen Kampf mit mönchischen Finsterlingen verflochten wurde. Die Veranlassung und den Verfolg erzählt Melanchthon folgendermassen: „Es hielt sich zu Cöln ein getaufter Jude (Pfefferkorn) auf, der mit dem Ketzerrichtermöch Jakob Hochstraaten und dessen Gesellen in genauer

Verbindung stand. Diesem Ketzerrichter machte er bemerklich, dass man den Juden unter ehrlichem Schein und mit geringer Mühe ein schönes Stück Geld abnehmen könnte, wenn man den Kaiser zu einem Befehl vermöchte, dass die Juden in jeglicher Stadt alle ihre Bücher auf das Rathhaus bringen müssten, damit selbige, die Bibel allein ausgenommen, sämmtlich verbrannt würden. Die Juden würden nun, um ihre Bücher zu retten, Geld über Geld bieten, welches dann Hochstraaten und er unter sich theilen könnten. Dass dieses die Veranlassung des Handels gewesen, ist gewiss. Die Mönche erschlichen darauf unter dem Vorwand der Religion, als seyen die jüdischen Bücher mit Lästerungen gegen Jesum und gegen den Kaiser erfüllt, den kaiserlichen Befehl, und die hebräischen Bücher mussten zu Frankfurt auf das Rathhaus geliefert werden. Aber auch die Juden sind nicht dumm und bewirken bei ihren Gönnern am kaiserlichen Hofe eine Verfügung, dass christliche Kenner der hebräischen Sprache ihr Gutachten abgeben sollen. So erhält denn Reuchlin den Befehl, seine Meinung aufzusetzen. Der, in seinem Gärtlein zu Stuttgart verborgen, ahnete nicht, wie diese Sache angethan sey. Besorgt indessen für seine liebe hebräische Sprache, will er wenigstens die grammatischen und medicinischen Bücher der Israeliten retten. Nur diejenigen Schriften, welche gegen Jesum geschrieben sind, gibt er dem Untergang Preis, und nennt sie namentlich; die übrigen, welche auf Sprachlehre und ehrliche Wissenschaft und Kunst Bezug nehmen, will er zum Nutzen der göttlichen Kirche erhalten wissen. Dieses Gutachten gefällt dem Kaiser; die Juden erhalten ihre Bücher zurück. Der Ketzermeister muss wie ein hungriger Rabe, mit leerem Schnabel abziehen. Er ist vor Wuth und Schmerz ausser sich. Deshalb zieht er, sobald er Reuchlins Gutachten gelesen, verleumderisch mehrere Sätze heraus, entstellt sie arglistig, erklärt mit grässlichem Geschrei Reuchlin für einen Ketzer, sammelt zu Mainz seine Gesellen und übergibt Reuchlins Schrift den Flammen. Das war der Anfang dieses Krieges. Reuchlin wendet sich sogleich mit einer offenen Vorstellung an den Kaiser, an die gesetzlichen Behörden, an den Papst selbst, und vertheidigt sich. Der Papst überträgt dem Bischof von Speier die Untersuchung. Der hinwiederum ernennt weise Männer zu Richtern, und diese sprechen Reuchlin frei. Nun aber bestürmen ihrerseits auch die Mönche den Papst; doch Reuchlin hat von älterer Zeit her in Rom noch viele treffliche Gönner. Der gelehrte Kardinal Grimani und der berühmte Petrus Galatinus sind Richter in der Sache. Jakob Questemberg, aus Freiburg in Meissen, bei Grimani wohlgelitten, vertritt den Reuchlin; auch Erasmus wendet sich für ihn an Papst Leo und die vornehmsten Kardinäle. In Deutschland nimmt inzwischen die Zahl der Mönchsfeinde täglich zu. Ritter Ulrich von Hutten steht an der Spitze derselben und stösst ins Heerhorn. Hochstraaten und seine Gesellen rasen, kanzeln ab, lassen gegen Reuchlin, Erasmus, Hutten Spottbilder ausfliegen, vertheidigen ihren abergläubischen Kram, den Vogelherd gottlosen Gewinnstes, machen ihre schlechte Sache durch aberwitziges Handeln noch schlechter und bringen immer Mehrere wider sich in Harnisch. Während auf diese Weise alle Köpfe noch erhitzt sind, erregt Tetzel in Sachsen eine noch weit grössere Brunst und reizt den Luther, die Ablassbetrügerei zu widerlegen. Da wird durch Darlegung der Lehre von der Busse und durch Anfechtung der abergläubischen Mährchen das Ansehen der Mönche noch heftiger erschüttert, und während jetzt neue Sorgen die Seele der Römer beschweren, sinkt Reuchlins Sache gänzlich ins Schweigen und er wird endlich von aller Gefahr befreiet.“ — Also Melanchthon, aus dessen Erzählung die günstige Wirkung dieses vorläufigen Gefechts auf die bald nachfolgenden Hauptschlachten, wo Luthers Muth und Heldenkraft entschied, deutlich erhellet. Reuchlin ahnte dies, als er, bei der ersten Nachricht von Luthers

Auftreten gegen Tetzel ausrief: „Gottlob, nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, dass sie mich alten Mann wohl in Frieden werden hinfahren lassen.“ —

Einen Ruf nach Wittenberg, den Friedrich der Weise um jene Zeit an ihn ergehen liess, lehnte Reuchlin unter Vorwendung seiner 63 Jahre ab, empfahl aber dem Kurfürsten seinen vielverheissenden Schüler Philipp Melanchthon, der seit 6 Jahren zu Tübingen unter Reuchlins Augen gelernt und gelehrt hatte. Sein Empfehlungsschreiben enthält die merkwürdige Stelle: „Die Sophisten haben uns bisher zum Schaden der Kirche am Narrenseil geführt, dass wir aus Unkunde der Sprachen nicht zur Weisheit der Alten haben kommen können.“ Der müde Greis sollte indessen in jener wildbewegten Zeit nicht mehr zur Ruhe kommen. Kaum dem Scheiterhaufen der Mönche entronnen, gerieth er schon wieder zwischen die Feuerbrände und Klingen der Ritter. Sein Landesherr, der jähzornige Herzog Ulrich, hatte durch Ermordung Johanns von Hutten einen Theil des Adels, und dann durch Ueberfall der Reichsstadt Reutlingen den mächtigen schwäbischen Bund gegen sich aufgebracht. Letzterer zog unter Anführung des Herzogs Wilhelm von Bayern gegen Stuttgart, und Reuchlin, der, um nicht wider seinen eigenen Landesherrn ein Urtheil aussprechen zu müssen, sein Bundesrichteramt sogleich niedergelegt und sich in die Stille zurückgezogen hatte, kam, als die wilden Schaaren hereinbrachen, kaum mit dem Leben davon. Herzog Wilhelm entzog ihn eilends der Gefahr und sandte ihn nach Ingolstadt, um dort Vorlesungen zu halten. Hier mag es ihm betrübt ergangen seyn. „Ich floh (schreibt er an seinen Freund Pirkheimer zu Nürnberg) vor dem Schwert; möcht' ich auch dem Hunger entflohen seyn. Dermalen bin ich nur ein halber Mensch, weil ich die Hälfte meiner Seele, meine liebe Bibliothek, daheim lassen musste.“ Als die Waffen endlich ruhten, eilte Reuchlin nach Tübingen zurück (1521). An Gelbsucht kränkelnd, liess er sich nach Stuttgart bringen, und verschied dort, ein beinahe 70jähriger Greis, in den Armen der Seinigen, am 30. Juni 1522. Seine beträchtliche Bibliothek (darunter eine uralte, auf Pergament geschriebene hebräische Bibel, ein Geschenk des Kaisers) vermachte er seiner Vaterstadt Pforzheim, von wo sie in der Folge in die grossherzogliche Bibliothek zu Karlsruhe gebracht ist und dort noch heute aufbewahrt wird.

Erasmus feierte in einem Gespräche Reuchlins Andenken, und versetzte ihn darin unter die Heiligen unmittelbar neben Hieronymus.



Dem durchleuchtigsten
hochgebornen fürsten vnd herrn
herrn Friderichen hertzogen zu
Sachsen

Durchleuchtigster hochgeborn fürst gnedigster herr, üwer fürstlichen gnad begirde soll gewillfart werden. vnd üwer schriben will ich Maister philipsen Schwartzerd gen Tüwingen zu schicken. der ist üwer f. gnad zu gehorsamen diensten genaigt, vnd würt gen Augspurg mit siner liberey kumen, vff üwer f. gnad wartt, vnd würdt da hohen schul vnd üwer f. gnad zu ern lob vnd nutz dienen daran sollt jr kainen zwyfel han, den ich waiß vnder den Tütschen kainen der über jne sy vßgenomen herr Erasmus Roterodamus, der ist ain hollender, der selbig übertrifft vns all jm latin,

wo aber ich wöllt auch zu üwer f. gnaden gen Augspurg kumen, so ist es dyser zit so wilde das ich mich wol bedencken will ob ich kum, wie wol ichs für jm miner sach fast notturfftig wäre, aber Augspurg ist vol fremder landslütte vnd wilds völck erfollt, wo aber min gnediger her hertzog Ulrich zu wirtenberg vff den tag würd kumen so wöllt ich auch kumen, hiemitt beuilh ich mich jm üwer gnad allwegen

Datum Stüggart Sant ~~[illegible]~~ Jacobstag Ao 1518

Doctor Joh. Reuchlin

Dr. Johannes Reuchlin.

ZU REUCHLINS HANDSCHRIFT.

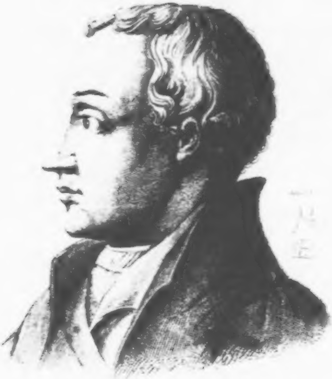
Dem durchlüchtigsten
Hochgebornen fürsten vnd herrn
herrn Fridrichen Hertzogen zu
Sachssen.

Durchlüchtigster Hochgeborner Fürst gnedigster Herr, öwer fürstlicher gnaden begern soll gewillfart werden. Vnd öwer schryben will ich Maister philipsen schwartzerd gen Tüwingen zuschicken. Der ist öwern f gnaden zu gehorsamen diensten genaigt, vnnd würdt gen Augspurg mit seiner libery kummen, vff öwer f gnaden warten, vnnd würdt der hohen schul vnnd öwern f gnaden zu erenn lob vnnd nutz dienen daran sollt Ir kainen zwyfel hon, dann Ich wais vnnder den Tütschen kainen der über Inn sey, vssgenommen herr Erasmus Roterodamus, der ist ain Hollender, derselbig übertrifft vnns all Inn latyn. Wie gern ich wöllt ouch zu öwer f gnaden gen Augspurg kummen, So stat es diser zyt So willd, das ich mich wol bedencken will ob ich kumm, wie wol ichs ain Inn miner sach fast notturfftig were, Aber Augspurg ist vnnsern landslütten ainstails übel erschossen, wa aber min gnediger herr hertzog Vlrich zu wirtenberg vff den tag würd kummen, So wöllt ich auch kummen, Hiermitt bevelch ich mich Inn öwer gnad allwegen.

Datum Stutgarten Sannct Jacobstag
A° 1518

Doctor Johannes Reuchlin.

Martin Bucer.



Martin Buderus

MARTIN BUCER.

Unter den reformirenden Theologen nach manchem Schwanken zwischen Luther, Calvin und Zwingli doch mehr auf Luthers Seite, und stets nur nach Einigung strebend, war der mit Ehren vielfach genannte Martin Bucer, geboren 1491 zu Schletstadt im Elsass. Nach beendigtem Schulunterricht trat er schon 1506 in das Dominikanerkloster seiner Vaterstadt ein, und gab sich den frommen Uebungen des Mönchslebens in beschaulicher Stille hin; doch währte dieser Aufenthalt nicht lange, denn des Klosters verständiger Prior sah in ihm ein der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften zugängliches Ingenium, und sandte ihn auf die hohe Schule nach Heidelberg, um dort Philosophie, Theologie, Rhetorik und Humaniora zu studiren. Hier las der junge Theologe die Schriften des Erasmus von Rotterdam, wie jene Luthers; aus beiden wehte ein neuer Geisteshauch ihn an, führte ihn zu Vergleichen, zum Selbstprüfen, und endlich zum offnen Aussprechen freierer Lehrsätze. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, an den ihn Franz von Sickingen empfahl, mit dem er sich zeitig befreundet hatte, ernannte den gelehrten jungen Dominikaner zu seinem Hofprediger, aber diesem behagte das Mönchskleid nicht mehr, und es war sein lebhaftester Wunsch, sich desselben wieder entledigen zu können. Als Hofprediger wohnte Martin Bucer der Disputation bei, welche 1518 die Augustinermönche zu Heidelberg veranstaltet hatten; da sah er zuerst Luther, hörte ihn seine „Paradoxa“ vortragen und glänzend vertheidigen (auch Johann Brentz und Pellican waren unter den Zuhörern) und fühlte sich mächtig zu Luther hingezogen, suchte seine Bekanntschaft und wurde von ihm mit richtigem Blicke erkannt und gewürdigt. Bald darauf reiste Bucer als Begleiter seines Kurfürsten nach Belgien, und sprach überall, wo er predigte, sich frei und offen gegen das ihm verhasste Mönchsthum und den mönchischen Aberglauben aus, dass es nicht mehr gut um seine Sicherheit stand und der Mönchshass ihm nach dem Leben trachtete. Da flüchtete Bucer sich nach dem berühmten Asyle aller verfolgten Bekenner der freien Wahrheit, zu seinem Sickingen, und dieser nahm ihn mit Freuden auf und ernannte ihn zum Pfarrherrn auf Burg Landstuhl. Dort traf er mit gleichgesinnten Freunden zusammen, lernte Oecolampadius, Aquila, Schwebel und andere Theologen sowie der neuen Lehre zugeneigte Ritter kennen, und stand so mitten in der Bewegung, welche mehr und mehr die Augen der Welt auf sich zog. Wiederum sah und hörte Bucer Luther zu Worms 1521, und wurde von da einer von dessen eifrigsten Anhängern. Von Landstuhl wurde Bucer durch die unglückliche Fehde Sickingens mit dem Bischof von

Trier und den ihm verbundenen Fürsten vertrieben, und er gedachte nun, sich nach Wittenberg zu Luther zu begeben, folgte aber vorher der Einladung des Pfarrers zu Weissenburg, in dessen Gemeinde zu lehren, wurde jedoch von da sammt seinem Gastfreund durch den Vikar des Bischofs von Speier als Ketzer verjagt. Beide flüchteten nach Strassburg, in welcher Stadt der Herd geistiger Flammen sich günstig aufgebaut hatte. Da lebten und lehrten im evangelisch-reformatorischen Sinne schon Hedio, Capito und Zell, auch Bucer erhielt die Zusicherung unbedingter Lehrfreiheit vom Magistrat zugesichert, wirkte als Prediger wie als Lehrer am Gymnasium von 1523 und erlangte den Ruhm, der Reformator Strassburgs zu werden.

Jetzt entbrannte unter den Hauptträgern der neuen Lehre der Abendmahlsstreit, der, mit Heftigkeit von beiden Theilen geführt, die unseligste Spaltung in die allgemeine Kirchenverbesserung warf. Bucer gereicht es zum grossen Ruhme, dass er, wie geographisch zwischen der Schweiz und Sachsen wohnend, auch geistig die Mitte hielt und zu vermitteln suchte, so sehr er konnte. Freunde Luthers wie Freunde der Schweizer Theologen, des Zwingli, des Oecolampadius, konnten er und seine Genossen Luthers schroffe Ansicht nicht theilen, bewiesen er und seine Strassburger Genossen sich gemässigt, nur darin fehlte Bucer, dass er, indem er es übernommen hatte, die Durchsicht der zu Basel gedruckt werdenden Kirchenpostille von Luther und der Psalmenerklärung Bugenhagens zu besorgen, eigenmächtig milderte und Anstösse gegen die Ansicht der Schweizer Theologen entfernte, was ihm naturgemäss öffentlichen Tadel der Verfasser zuzog.

Auf dem berühmten Religionsgespräch zu Marburg 1529, zu welchem Bucer mit Sturm und Hedio reiste, nachdem sie auch Zwingli zum Hingang bewogen, verständigte man sich leider nicht ganz, doch unterschrieben die Strassburger willig die aufgesetzten einigenden Artikel, und gelobten mit den übrigen über jenen 14. Artikel vom Sakrament des Leibes und Blutes, über welchen man sich eben nicht hatte einigen können, christliche Liebe einer gegen den andern. Der Erfolg aber lehrte, dass dieses Gelübde nicht von allen Betheiligten gehalten ward.

Im folgenden Jahre war Martin Bucer auch mit auf dem Reichstag zu Augsburg, und reiste eigens von Augsburg nach Coburg zu dem daselbst verweilenden Luther, auf den besondern Wunsch des Magistrats von Strassburg und mit Bewilligung des Kurfürsten von Sachsen. Bucer hatte sich immer mehr mit Luthers Schriften vertraut gemacht, neigte sich ihm zu, wollte und durfte aber doch nicht für sich allein handeln, und Luther gab ihm beruhigende Erklärungen. Allein es fanden diese bei der schweizerischen Partei, zu welcher Strassburg zu halten entschieden war, nicht die gehoffte Wirkung; man weigerte die Unterschrift der Augsburgischen Konfession, und verlangte von Bucer die Abfassung einer andern. So entstand die Confessio tetrapolitana, im Namen der vier Reichsstädte Strassburg, Constanz, Memmingen und Lindau, in welcher die Abendmahlslehre schwankend zwischen der Auffassung Luthers und jener Zwingli's von Bucer vermittelnd behandelt wurde. Stets im einigenden Sinne wirkte Bucer auch ferner, zumal er neben Oecolampadius nach Ulm berufen, dort die Reformation einführen half, wie auch nach des letztern und Zwingli's Tode. Seinem Eifer war es zuzuschreiben, dass auf der Versammlung der Evangelischen zu Schweinfurt im Jahr 1532 jene 4 Reichsstädte sich bereitwillig finden liessen, die Augsburgische Konfession zu unterzeichnen, nachdem sie bereits auch dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren. Dieses versöhnliche Wirken Bucers, welches nicht leicht war, und wohl in mancher Beziehung kleine Folgewidrigkeiten mit sich führte, zog ihm hie und da Verkennung zu, er blieb aber beharrlich auf dem Wege des Friedens und der christlichen Eintracht und Liebe, und hielt den Glauben höher, als die Formel, welche diesem Glauben Ausdruck in Worten gab. So ging denn auch Bucer im Jahre 1536 mit nach Wittenberg, verhandelte abermals mit Luther persönlich, und brachte die Wittenbergische Einigung zu Stande. Indem er aber nun völlig mit Luther und den Sächsischen Theologen übereinzustimmen schien, erschien er den Schweizer Theologen allzu nachgiebig und wankelmüthig, ja sein Streben nach Einigung schien sogar so weit zu gehen, dass er sich in Anträgen nachgebend zeigte, welche Wiedervereinigung der evangelischen Kirche mit der katholischen bezweckten. Dadurch fiel falscher Schein auf ihn, den er indess zu widerlegen nicht säumte. So widersetzte er sich der, der evangelischen Partei zuerst vom Kardinal Contarini gegebenen Benennung Protestanten auf das Eifrigste, da man das Wort kaum in einem andern Sinne den Katholischen gegenüberstelle, als das Wort Ketzer.

Rastlos thätig war und blieb Bucers Wirken. Im Jahre 1541 berief ihn der Kurfürst von Cöln, in seinem Lande zu reformiren und ernannte ihn zum Prediger in Bonn; leider scheiterten die reformatorischen Versuche in jenem Lande grösstentheils. Später verfasste er eine gediegene reformatorische Schrift für Strassburg, wohnte 1546 dem Religionsgespräch zu Regensburg bei, und zeigte auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 durch standhafte und unbedingte Verwerfung des Interims, dass es ihm nicht an Muth fehlte, bei den friedfertigsten Grundsätzen dennoch überzeugungstreu zu handeln. Mancher Drohung und Gefahr sich aussetzend, entwich Bucer nach Strassburg, musste aber auch diese Stadt, da der Kaiser derselben das Interim aufdrang, verlassen. Daher war ihm ein Ruf des berühmten Erzbischofs Cranmer nach England hochwillkommen, den er mit seinem Freunde Fagius theilte. Beiden ward 1549 auf der Hochschule zu Cambridge ein Lehramt zu Theil; ein Friedensport war gefunden, ein glückliches Endziel der bewegten Lebensbahn. Leider nicht auf lange. In einem Jahre raffte der Tod beide Freunde hin; Bucer erlag den wiederholten Anfällen einer schweren Krankheit am 1. März 1551 (nach Andern am 27. Februar). Ein glänzendes Leichenbegängniss, ein rühmendes Grabmal ehrte das Andenken des deutschen Reformators im fernen Albion. Zwar liess die fanatische Königin Maria später Bucers Gebeine ausgraben, und mit seinen Schriften, die zehn Foliobände füllen, verbrennen, aber die Königin Elisabeth brachte Bucers Namen bald wieder zu vollen Ehren. Bucers Andenken steht rein und lauter da vor dem Richterstuhl der Nachwelt. Sein Mittlersinn, oft und häufig verkannt, war der ächte Geist christlicher Milde und Duldung, der aber vom starren Theologentrotz gebrochen wurde, jener unseligen Beharrlichkeit, die lieber die Welt um sich her in Trümmer fallen sieht, als durch ein Wort des Nachgebens streitende Parteien zu versöhnen, die Hand bieten mag.

Ludwig Bechstein.

Agricola.

JOHANNES AGRICOLA.

Der Name Agricola war unter den Gelehrten der Reformationszeit, und schon früher, ein sehr beliebter; zumeist führten ihn solche, deren deutscher Name Bauer war. Nicht wenige derselben haben sich rühmlich hervorgethan. So Rudolph Agricola, Reuchlins Vorgänger in Heidelberg, ein ausgezeichneter Humanist des 15. Jahrhunderts, Dichter, Redner, Musiker, Zeichner und Rechtsgelehrter zugleich, und namhafter Förderer der klassischen Studien; so Georg Agricola in Chemnitz, der berühmte Begründer der neuern Mineralogie und eigentlicher Schöpfer des deutschen Bergbaues; so Ammon Agricola, Arzt und Botaniker in Ingolstadt; so auch der Magdeburger Kantor Martin Agricola, ein tüchtiger Philolog, namentlich aber in der Musik einer der ersten Meister seiner Zeit, zur „grossen Kantorei“ Luthers gehörend. Für die Reformation insbesondere wirkten Theophilus Agricola in Regensburg, der gegen den starrköpfigen Flacius Illyricus schrieb; der um des Glaubens willen vertriebene Salzburger Stephan Agricola (Kastenbauer), nachher Pfarrer in Augsburg, mit Luther, Melanchthon, Jonas etc. persönlich befreundet (sein Sohn, ebenfalls Stephan, war ein Schüler Melanchthons, fiel aber in die Schlingen der Jesuiten und wandte sich gänzlich den Ultramontanen zu); ferner Michael Agricola, Bischof von Abo, der Apostel der Lappländer, der das Neue Testament in's Finnische übersetzte, ein Schüler Luthers; vor allen aber Johann Agricola, oder, wie er nach seinem Geburtsort auch oft genannt ward, Magister Eisleben, ein Mann, nicht ganz frei von kleinlicher Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen äussere Verhältnisse, Urheber vielfacher theologischer Streitigkeiten; aber dennoch ein eifriger Mitarbeiter beim Aufbau des evangelischen Lehrgebäudes und als Gelehrter und Schriftsteller von unbestrittenem Ruhm.

Er wurde im Jahr 1492 geboren, studirte in Wittenberg, hielt dort später selbst theologische Vorlesungen und schloss sich, als einer der ersten Bekenner der gereinigten Glaubenslehre, eng an Luther und Melanchthon an. Letzteren begleitete er 1519 zu dem Religionsgespräch nach Leipzig, und führte bei demselben das Protokoll. Im Jahr 1525 kam er als Prediger und Lehrer in seine Vaterstadt Eisleben, nachdem er vorher auf Luthers Empfehl den evangelischen Gottesdienst zu Frankfurt a. d. Oder eingerichtet hatte. In die Zeit seines Aufenthaltes zu Eisleben fällt der erste Anfang seines antinomistischen Streites, indem er die von Melanchthon aufgestellte Behauptung von der Wirksamkeit der Gesetzespredigt für die rohe unbussfertige Menge bestritt und darin eine Abweichung von Luther erblickte. Durch

Dazwischenkunft des letztern wurde diese Sache für diesmal gütlich beigelegt. Andere theologische Streitigkeiten aber mit seinem Kollegen Wicel zogen ihm neue Anfechtungen zu, und verdriesslich darüber, wie auch unzufrieden mit dem ihm früher günstig gestimmten Grafen von Mansfeld, den er auf mehreren Reisen begleitet hatte, forderte Agricola 1536 seine Entlassung, und wandte sich von Neuem gen Wittenberg. Kurfürst Friedrich der Grossmüthige ertheilte ihm einen Gehalt nebst der Erlaubniss zu predigen und Vorlesungen zu halten, und das bereits bestehende freundschaftliche Verhältniss zwischen Johann und den wittenberger Theologen gewann an Innigkeit. Luther zählte ihn ohne Rückhalt zu seinen besten Freunden und vertraute ihm während der Reise nach Schmalkalden „Kirche, Schule, Weib, Kind und Haus“ an.

Leider sollte dies gute Vernehmen bald für immer aufhören. Sey es, dass sich Agricola selbst nicht ganz klar war, oder dass er eine gewisse Neigung hatte, anerkannten Autoritäten mit abweichenden Meinungen entgegenzutreten, — kurz, er erneuerte mit grösserer Heftigkeit seinen alten Streit. Gestützt auf die lutherische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, stellte er den Satz auf, dass die Predigt des Gesetzes mit seinen guten Werken und der dem Sünder angedrohten Strafe zur Busse, Besserung und Rechtfertigung unnöthig wäre, daher abgeschafft, und dagegen allein der Glaube des Evangeliums und die Verheissung der göttlichen Gnade um Christi willen gepredigt werden müsse. In der darüber gedruckten Schrift heisst es unter andern: „Die zehen Gebote gehören auf das Rathhaus, nicht auf die Kanzel, und alle, die mit Mose umgehen, müssen zum Teufel fahren.“ Zugleich tadelte er in Luthers und Melanchthons Schriften bitter alle Stellen, welche seiner Meinung widersprachen. Luther, nicht ohne Grund fürchtend, die ihm theure Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben möchte nach solchen Behauptungen zur Bestärkung eines gottlosen Wandels missbraucht werden, schrieb mehrere Disputationen, worin er die irrige und schädliche Lehre Agricola's, jedoch ohne Nennung seines Namens, bekämpfte, die Nothwendigkeit der Gesetzespredigt, als die den Ungebesserten zur Erkenntniss seiner Sünden führe, den Frommen aber vor Sicherheit bewahre, darthat, und die Forderung der sogenannten Gesetzesstürmer (Antinomer) als eine gotteslästerliche und höchst gefährliche darstellte. Hiedurch, wie auch durch mündliche Vorstellungen bewogen, entschloss sich Agricola zum Widerruf. Noch ehe dieser aber vollzogen war, vernahm Luther, dass in Eisleben, Pommern und anderwärts die Lehre Agricola's Beifall gefunden hatte und von Einzelnen sogar zur Rechtfertigung des Ehebruchs und anderer Laster missbraucht wurde. Sofort liess er einen Brief an den Pastor Guttel in Eisleben drucken, machte darin den Widerruf Agricola's bekannt, und verwahrte sich gegen jede Uebereinstimmung mit den Gesetzesstürmern, klagte dagegen ihren Urheber des Ehrgeizes und der Neuerungssucht an. Agricola, beleidigt, beschwerte sich darüber schriftlich beim Kurfürsten, der die ihm eingereichte Klageschrift Luthern zur Rechtfertigung zuschickte. Die Art der Abfassung dieser Schrift brachte Letztern so auf, dass alle Bemühungen der kurfürstlichen Kommissarien zur Herbeiführung eines freundschaftlichen Vergleiches fruchtlos blieben. Agricola erhielt nun den Befehl, seine Beschwerden gegen Luther gerichtlich zu erweisen und bis zur Entscheidung des Streites Wittenberg nicht zu verlassen. Gleichwohl entfernte er sich heimlich und begab sich 1539 nach Berlin, wohin er unterdessen vom Kurfürsten Joachim II. einen Ruf erhalten hatte. Auf Melanchthons Ansuchen sandte jener von hier aus einen schriftlichen Widerruf nach Wittenberg, worin er seinen Irrthum hinsichtlich des Gesetzes feierlich eingestand, vermochte aber dadurch weder die alte Gnade des Kurfürsten noch die alte Freundschaft Luthers wieder zu gewinnen. — In Berlin, wo Agricola sogleich nach seiner Ankunft zum Hofprediger ernannt worden war, erwarb er sich bald die besondere Gunst seines Herrn, wurde Direktor des neu eingerichteten Kirchenraths, bald auch Generalsuperintendent. Seine äussere Thätigkeit erstreckte sich auf Alles, was zur Begründung und Verbreitung der evangelischen Lehre in der Mark erforderlich war. Namentlich trug er auch das Seine zur Verbesserung der Frankfurter Universität bei.

Epoche in seiner theologischen Wirksamkeit macht aber das Jahr 1548. Kaiser Karl V. wollte nämlich, wie bekannt, den religiösen Zwiespalt in Deutschland bis zu Austrag des allgemeinen Koncils schlichten durch eine den Wünschen der Katholiken und Protestanten genügende Kirchenordnung, und Agricola ward beauftragt, die erforderliche Einigungsformel in Gemeinschaft mit den Bischöfen Pflug und Sidonius abzufassen. Seine Eitelkeit fühlte sich durch diesen kaiserlichen Auftrag sehr geschmeichelt und die auf Selbsttäuschung beruhende Hoffnung, durch Erfüllung desselben der evangelischen Lehre den Weg zu Kaiser und Papst zu bahnen, mochte ihn gegen die katholische Partei nachgiebiger machen, als sich mit seinem bisher gezeigten protestantischen Eifer und seiner Stellung vertrug. Es entstand das sogenannte „Augsburger Interim“, das allgemeine Entrüstung unter den Protestanten hervorrief, und ihm selbst den Namen eines Verräthers der evangelischen Kirche zuzog. Von Neuem sah er sich in verdriessliche Streitigkeiten verwickelt, besonders als er auch seine alte Lehre von der Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit wieder geltend machte. Endlich starb er 1566, im 75. Jahre seines Alters, niedergedrückt durch eine schmerzhafte Krankheit, an der er bereits seit 6 Jahren gelitten.

Agricola hat zahlreiche, meist deutsche Werke hinterlassen, durch die er nicht bloss die Theologie, sondern auch die Volksbildung und namentlich die Ausbildung der deutschen Sprache wesentlich gefördert hat. Gewisslich kann er in letzterer Hinsicht unter seinen Zeitgenossen nur mit Luther verglichen werden. Vor allen verdient Erwähnung seine Sprüchwörtersammlung, ein für die Geschichte deutscher Sitte und Sprache höchst wichtiges Werk. Auch mehrere geistliche Lieder von ihm, z. B. „Herr, sey gelobt aus Herzensgrund“ etc., „Fröhlich wollen wir Hallelujah singen“ u. a. sind in viele Gesangbücher übergegangen.

Doctissimo Viro D. Magistro Caspari [illegible], [illegible]
Scholae Ienensis Rectori consobrino suo charissimo.

Iesus.

Perpetuam salutem in Dno nostro Jesu Christo.
Ad vos proficiscuntur discendi gratia, hi duo
adolescentes, quorum alter Ambergensis est Andreas
[illegible], alter vero Vilshofensis Caspar [illegible]
boni et modesti sunt, et bene [illegible] sub mea
disciplina mediocriter profecerunt, ideoque illos vo-
bis, ubi ~~[illegible]~~ possum commendo, ut sis mei
[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ut [illegible]
[illegible] et [illegible] [illegible] commodum et
[illegible], [illegible] [illegible] D. [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] et [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
ergo [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] D. Doctoris [illegible]
[illegible] Nornbergensis [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
et [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] commendationis [illegible]
[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] et [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] discipulis [illegible] et D. [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] gratiam [illegible]
[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] apud me
[illegible] habere, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
adolescentes [illegible] discipulis, qui propter [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]
[illegible] paedagogi [illegible] [illegible] ad vos [illegible],
sed [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Saluta,
D. [illegible], [illegible] et [illegible] [illegible] [illegible], [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible]. Saluta D. [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]
[illegible]+ [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]. Vale charissime consobrine, saluta
[illegible] et liberos. Datae Ratisponae 22
Maij 1538

I. Agricola

+ qui [illegible] D. [illegible]
ad me venit

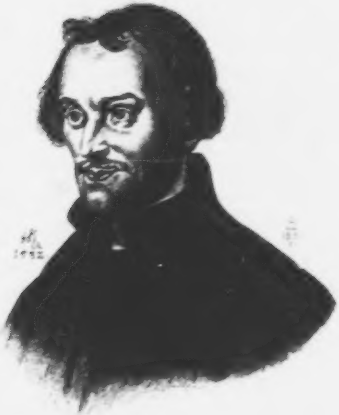
ZU AGRICOLA'S HANDSCHRIFT.

Doctissimo viro P. Magistro Caspari Arnuro
trivialis scholae Jenensis Rectori consobrino
suo charissimo. Jenae.

Perennem salutem in domino nostro Jesu Christo. Ad vos proficiscuntur discendi gratia, hi duo adolescentes, quorum alter Ambergensis est Andreas Portner, alter vero Vilshoffensis Caspar Prantner: boni et modesti sunt, in literis etiam sub mea disciplina mediocriter profecere, ideoque diligo eos vnice, tibique perinde commendo, ac si mei essent filii. Vehementer etiam atque etiam oro, vt eis habitationem et mensam prospicias commodam et honestam, hac in re D. Durnfeldii amici nostri singularis consilio et opera etiam vti poteris. Indigent aliquamdiu etiam priuato praeceptore, ergo hunc quoque dabitis, nisi D. Doctoris Forchleri Medici Norimbergensis literis jam vnus electus et datus sit. Huius enim commendatitias etiam secum ferunt. Quidquid beneficii et officii apud hos meos discipulos tu et D. Durnfeldius posueritis, mihi factum esse putabo, deque gratia referenda sollicitus ero. Tuus Eucharius non potuit apud me locum habere, quia tardius missus est, cum nobili adolescente meo discipulo, qui propter morbum acrem mutare coactus est, misi illum in Austriam, ibi jam agit paedagogum. Statueram plane ad vos venire, sed multa sunt quae aduentum impediunt, verum spero fore vt non perpetuo impediant. Saluta D. Durnfeldium, ejus et tui desiderio teneor, fiet, vt aliquando conueniamus. Saluta D. Joannem Vrsinum, qui nuper mecum fuit cum duobus comitibus. Paulo Milpfort, qui cum D. Vrsino ad me venit, thalerum dedi mutuo, pro illo, si tibi dederit Paulus, vt promisit se illico domum reuersum daturum esse, mihi emes scripta Illyrici, si quae edentur deinceps. Vale charissime consobrine, saluta coniugem et liberos. Datae Ratisponae. 22 Maii 1558.

Tuus Agricola

Philipp Melanchthon.



Philipp Melanchthon

PHILIPP MELANCHTHON.

Ein edler, milder Geist, gleich sehr ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch Liebenswürdigkeit und Sanftmuth des Charakters, ein starker Grundpfeiler der Reformation durch Luther, von Mit- und Nachwelt dankbar gewürdigt.

Melanchthon wurde am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Unterpfalz geboren. Der Vater, Georg Schwarzerd, war Rüstmeister unter den Pfalzgrafen Philipp, Rupert und unter dem glorreichen Kaiser Maximilian. Die Mutter, Barbara, war die Tochter des Amtmanns Reuter zu Bretten, Beide fromm, strenggläubig und rechtschaffen. Lezterer, der Grossvater des Knaben, liess ihn durch Johann Hunger, einen gründlichen Hauslehrer, unterrichten, welcher später Pfarrer in Pforzheim wurde. Hunger führte den Wahlspruch: Cave ac cede, d. i. „Sey vorsichtig und fügsam", der wohl nicht der leitende Grundgedanke auf der Laufbahn eines Reformators seyn dürfte, aber in Melanchthons Gemüth Wurzel schlug, und seine Charakterrichtung begründen half. Später kam Melanchthon auf die Schule nach Pforzheim, wo Georg Simler, später Professor der Jurisprudenz in Tübingen, einer seiner vorzüglichsten Lehrer war, und wo der grosse Reuchlin, Melanchthons Verwandter mütterlicher Seits, den bedeutendsten Einfluss auf des Knaben geistige Ausbildung übte. Dieser war es auch, der nach der Sitte der Zeit den deutschen Namen des Schülers in den griechischen umwandelte. Nach zwei mit eifrigem Fleiss in Pforzheim verlebten Schuljahren, im Hause Reuchlins, von dessen Schwester Elisabeth mütterlich gepflegt, ging Melanchthon 1510 nach Heidelberg, um dort, kaum dem Knabenalter entwachsen, seine Studien fortzusetzen, und that dies mit so gutem Erfolg, dass er frühzeitig den Gedanken fassen konnte, selbst als Lehrer an jener berühmten Hochschule aufzutreten. Reuchlin hatte ihm eine Bibelhandschrift zum Andenken geschenkt, die er stets bei sich führte. Graf Ludwig von Löwenstein übergab ihm die Erziehung seiner beiden Söhne, nachdem Melanchthon in Heidelberg am 11. Juni 1511 das Baccalaureat erworben, und da ihm dort in Betracht seiner noch allzugrossen Jugend die Erlangung der Magisterwürde versagt wurde, wandte er sich nach Ablauf dreier Jahre am 17. Sept. 1512 nach Tübingen, nachdem er seine erste Schrift über die Anfangsgründe der griechischen Sprache geschrieben. Er hörte in Tübingen Vorlesungen über Poesie, Mathematik, Beredsamkeit, Dialektik, Philosophie und Theologie, selbst Jurisprudenz und Medicin, und bildete sich für ein universelles Wissen, mit Gründlichkeit gepaart, aus, wobei die herrlichsten Naturgaben ihn unterstützten. Dabei blieben auch ihm die Irrthümer, von welchen kirchliche und weltliche Lehren noch umschleiert waren, nicht fremd, wohin einerseits unausgesetztes Bibelstudium, andererseits sein heller und klarblickender Geist, der aus der Quelle des klassischen Alterthums schöpfte, ihn leitete. Dem letztern wandte er sich zunächst mit aller Vorliebe und Begeisterung zu, und nachdem er am 25. Januar 1514 die Magisterwürde zu Tübingen erlangt, las er über Virgil, Terenz und Livius, unterstützte nebenbei den Buchdrucker Anshelm in Herausgabe von Nauclers Geschichtswerk, und wirkte mit Erfolg und Glück und wachsendem Ruhme sechs Jahre lang als eine Zierde Tübingens.

Dieser Ruhm des jungen akademischen Lehrers, verbunden mit einer Empfehlung Reuchlins, bewog den Kurfürsten Friedrich den Weisen zu Sachsen, Melanchthon nach Wittenberg zu berufen. Er folgte diesem ehrenvollen Rufe 1518 als Professor der griechischen Sprache und Literatur, und wirkte dort durch eine lange Reihe von Lebensjahren mit dem besten Segen, den glücklichsten Erfolgen. Er las über griechische und lateinische Klassiker und Sprache, über alle Theile der Philosophie, und brachte Licht in die scholastische Düsterniss.

Damals bewegte Luthers gewaltiges, reformatorisches Auftreten die gelehrte Welt Wittenbergs zunächst. Melanchthon lernte den feurigen, auch noch jugendlich-kräftigen Amtsgenossen bald kennen und lieben, und schloss mit ihm einen Freundschaftsbund, der Beider Leben verschönte und verklärte bis an ihr Ende. Luther erkannte die Gelehrsamkeit Melanchthons freudig an, dessen selbst Erasmus von Rotterdam, welchem er in der Fülle des Wissens am nächsten stand, bewundernd erwähnt hatte. Auch mit Spalatin hatte sich Melanchthon bereits befreundet, und mit Begeisterung für den edlen Fürsten und für Wittenberg übte er sein Lehramt. Melanchthon theilte aus Ueberzeugung Luthers Ansichten über die Haupt- und Grundlehren der Theologie, und ward nicht müde, weiter zu forschen und in ihre Tiefen zu dringen. Er begleitete Luther zur Disputation mit Dr. Eck nach Leipzig, gegen den auch er mit gewichtigen Gründen in die Schranken trat und zum ersten Male auch die eigene abweichende Meinung in kirchlichen Angelegenheiten kund gab.

Am 25. November 1520 schloss Melanchthon mit der Tochter des Wittenberger Bürgermeisters, Katharina Krapp, den Ehebund, und verfasste fort und fort mit dem ausdauerndsten Fleisse eine gelehrte Schrift nach der andern, während ganze Schaaren eifriger Hörer aus allen deutschen Ländern nach Wittenberg strömten, um die Worte der Wahrheit aus Melanchthons, Luthers und Carlstadts Munde zu hören. Wittenberg zählte damals 1500 Studenten.

Als Luther, der Verfolgung seiner Feinde und dem Wormser Edikt entzogen, sicher auf der Wartburg weilte, da schrieb Melanchthon, als ihm die Kunde ward, wie Luther zu Rom im Bilde sey verbrannt worden, dass Luther, wie oft man ihn auch verbrennen möge, in neuen Werken immer wieder erstehen werde, ein Phönix Deutschlands, den wohl das unglückliche Europa noch anerkennen müsse. Und Luther schrieb von der Wartburg aus an Melanchthon, dass er ihn geistig vertreten solle, als ein Thurm und Bollwerk gegen die Feinde, und rief ihm zu: „Du kennst Deinen Beruf und Deine Gaben!“ Und Melanchthon gab an Spalatin die heilige Versicherung: „Wisse, dass ich eher mein Leben, als die Treue gegen diese Sache und gegen Luther lassen werde!“ Wohl vermisste Melanchthon Luther schmerzlich, wohl fühlte er die Last, die auf seine Schultern allein jetzt gelegt war, wohl ängstigte er sich um Luthers oft von diesem beklagte Kränklichkeit, aber dieser tröstete ihn und suchte die Furcht des ebenso zaghaften als zärtlichen Gemüthes seines Freundes zu beschwichtigen, forderte ihn auch auf, vor dem Volke als Prediger zu wirken. Gemeinschaftlich mit Luther trat Melanchthon gegen die Klostergelübde auf, und freute sich innigst, als durch die Schwärmer Carlstadt, Storch, Marx und Andere und deren beginnendes Unwesen Luther rasch und alle Furcht vor Menschen zur Seite stellend, sich bewogen fand, plötzlich und unvermuthet wieder in Wittenberg zu erscheinen.

Bei einer Reise, welche Melanchthon in seine Heimath unternommen, seine Mutter zu besuchen, ward ihm der ehrenvolle Auftrag vom Magistrat zu Nürnberg, der dortigen Schule eine neue Einrichtung zu geben, und im darauf folgenden Jahre wurde ihm die Visitation der Schulen in ganz Sachsen übertragen, wozu Luther ihn vorgeschlagen. Diese Visitation wurde für Melanchthon Anlass, ein Werk über Schuleinrichtung, die Visitationsartikel, auszuarbeiten, welche ihm jedoch zur Quelle mancher Charakterverdächtigung wurde. Im Jahr 1529 folgte Melanchthon dem Kurfürsten zum Reichstag nach Speier, wo er Anlass war, dass man gegen die Verdammung der Anhänger Zwingli's, ohne diese vorher gehört zu haben, protestirte. Ebenso wohnte er dem Religionsgespräche zu Marburg bei, suchte getrennte Parteien durch die eigene Sanftmuth zu nähern, strittige Glaubensansichten zur Einigung zu führen. In den verwickelten Angelegenheiten mit dem Dr. juris Otto von Pack musste Melanchthon mit Luther dem Kurfürsten von Sachsen, wie dem Landgrafen Philipp von Hessen vielfach Rath ertheilen.

In dem wichtigen Jahre 1530 verfasste Melanchthon die berühmten 21 Artikel, welche das Augsburgische Bekenntniss, und als solches die Grundlage der evangelischen Kirche und Lehre bilden, nicht minder gegen deren Widerlegung katholischer Seits, die Confutatio, seine Apologie; beide Schriften gaben Melanchthons Rufe und Ruhme nicht nur die weiteste Verbreitung, sie sicherten lezterem ewige Dauer. Das lange verhinderte öffentliche Vorlesen des Bekenntnisses am Reichstage zu Augsburg, welches am 25. Juni 1530 endlich dennoch durchgesetzt wurde, bildet einen Moment von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Melanchthon zagte später, suchte bei dem Kardinal Campeggi Vereinigung mit der römischen Kirche anzubahnen, und würde durch grössere lutherische Kraft- und Muthfülle der Sache, der er mit frommem Eifer diente, noch förderlicher gewesen seyn, als er durch seine hohen Geisteswerke und seine edle Thätigkeit es ohnehin war, indessen Gott war mit ihm, und machte ihn auch trotz seiner vielfach getadelten Nachgiebigkeit und Fügsamkeit, die er treu dem früh eingeprägten Denkspruch: Cave ac cede, durch alle Kämpfe beibehielt, mit Luthers Hülfe zum Sieger.

Melanchthon wohnte auch dem in demselben Jahre noch Statt findenden Konvent in Schmalkalden bei, verfasste mit andern die Konkordienformel, und erhielt im Jahre 1535 einen Ruf nach Frankreich von König Franz I., um sich über die Religionswirren jenes Landes gutachtlich zu äussern. Ebenso berief ihn König Heinrich VIII. nach England, doch leistete er weder dem einen, noch dem andern dieser Rufe Folge. Im Jahre 1536 hatte er durch einen Fall, der ihm das Heiligenbein verletzte, viel zu leiden. Im Jahre 1537 war er abermals mit in Schmalkalden und unterschrieb die Artikel, fügte ihnen auch einen Anhang hinzu. Vor oder nach der Reise nach Frankfurt, wohin er seinem fürstlichen Herrn zum dortigen Religionstag zu folgen befehligt wurde, wurde Melanchthon von einer lethalen Krankheit ergriffen, welche im Jahre darauf, als er zum Konvent nach Hagenau entsendet wurde, wiederholte, und ihn zu Weimar festhielt. Für den nächsten Schmalkalder Konvent (1540) verfasste Melanchthon im Namen seines Herrn und des Landgrafen ein Gutachten gegen die Irrlehren Sebastian Franks und der Wiedertäufer, nicht minder die noch wichtigeren Friedensvorschläge, welche die Abgesandten Graf Theoderich von Manderscheid und Wilhelm von Nuvenaar an den Gesandten des Kaisers dorthin bringen sollten. In demselben Jahre wohnte er der Trauung Landgraf Philipps mit Margarethe von der Sahl zu Rotenburg bei, und es schuf ihm diese Angelegenheit später eine Fülle von Kummer und Verdruss, welcher man seine auf der Reise nach Hagenau ihn befallende Krankheit mit zuschreibt. Im folgenden Jahre besuchte Melanchthon den Reichstag zu Regensburg, und half das auf demselben Statt findende Religionsgespräch leiten. Hier, so wenig wie später (1543) in Bonn beim Kurfürsten von Köln, glückte ihm sein Bestreben, auf mildem Wege zu versöhnen, zu vermitteln, und nur Verkennung war sein Lohn und Dank. Bedeutend war sein Wirken und blieb es trotz aller Verkennung selbst seiner Freunde; Luther aber hat Melanchthon nie verkannt, obschon manche abweichende Meinung und besonders Melanchthons Hinneigung zu den Ansichten der Schweizer Theologen ihn kränkte. Luther wusste, was ihm Melanchthon war, welche Stütze er an ihm hatte.

Da traf von allen Schlägen des Schicksals den sanften Melanchthon der herbste Schlag 1546, Luther starb; unter den Fürsten, wie unter den Theologen entbrannte Kampf und Krieg, und von mehr als einem Leid betroffen, hierhin und dorthin gedrängt, verliess Melanchthon Wittenberg und ging nach Zerbst, kehrte nach Wittenberg zurück, ging wiederum von da nach der unglücklichen Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich des Grossmüthigen zu Sachsen nach Weimar, und von dort nach Jena, wo er wieder als Lehrer auftrat. Hatte ihm seine tiefe gründliche Gelehrsamkeit und sein lieblich-sanftes Wesen den Beinamen „Die Wittenbergische Nachtigall" verschafft, so entstand hier unter der Studentenwelt das bezeichnende vielsagende Sprüchwort: Wo Philippus ist, da ist Wittenberg. Kurfürst Moritz aber bewog ihn zur Rückkehr nach Wittenberg und veranlasste ihn, mit Eber, Bugenhagen, Major und Pfeffinger die auf dem Leipziger Landtag 1548 veröffentlichte Schrift, die den Namen des Leipziger Interims erhielt, auszuarbeiten, deren allzugrosses Nachgeben auf der einen Seite zwar löbliche Vermittelung zwischen der römischen und evangelischen Kirche anbahnen sollte, andererseits wieder aufbaute, was Luther mit kräftiger Hand und entschieden beseitigt hatte. Kurfürst Moritz zu Sachsen führte dieses Interim mit Strenge in seinem Lande ein, allein es einigte nicht, es spaltete, es erregte Missmuth und Unwillen, es zog den Theologen, die es geschaffen, Tadel und Vorwürfe von allen Seiten zu, und erregte so vielen Hader und so viele Streitigkeiten, dass Melanchthon, den die Vorwürfe am härtesten trafen, schwer darunter zu leiden hatte, auch später seine begangenen Fehler einsah und öffentlich widerrief. Im Jahre 1551 verfasste er seine Uebersicht der christlichen Lehre auf Befehl des Kurfürsten, für das Koncil zu Trient, in welcher er, vorsichtiger als früher, den ganzen Inhalt der Augsburgischen Konfession wiederholte, welche allen Beifall fand und von den Theologen ohne Bedenken unterzeichnet wurde. Melanchthon wollte auch selbst zu dem Koncil nach Trient reisen, blieb aber in Nürnberg, und kehrte von da bald wieder zurück, indem er sich, da in Wittenberg die Pest ausgebrochen, nach Torgau begab, wohin die Universität zeitweilig verlegt worden war. Dort verfasste er das Werk von der persönlichen Einigung.

In unermüdlicher Thätigkeit brachte Melanchthon auch den oft getrübten Abend seines Lebens hin. Er wohnte 1554 dem Naumburger Religionskonvent bei, wurde in der Osiandrischen theologischen Streitsache 1555 wieder nach Nürnberg gerufen, schrieb 1556 eine Erwiderung auf 11 ihm vom Kaiser Maximilian II. vorgelegte Fragen, und reiste im folgenden Jahre nach Worms, wo er noch einmal alle Kraft seines Geistes aufbot, die Katholiken und Evangelischen zu einigen, allein vergeblich. Von Worms ging er nach Heidelberg, um der dortigen Hochschule eine verbesserte Einrichtung zu geben. Hier überraschte ihn auf das Schmerzlichste die Nachricht von dem am 11. Oktober erfolgten Tode seiner lieben Hausfrau, mit der er in friedlicher Ehe 37 Jahre gelebt hatte, und er schrieb in trüber Ahnung an seinen Freund Joachim Camerarius, dass er ihr bald nachfolgen werde. Sie hatte ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren.

Melanchthon kehrte stilltrauernden Gemüthes zurück, aber Alles, was ihn niederbeugte, vermochte nicht, seine Thätigkeit zu hemmen. Fort und fort lehrend und schreibend, dabei oft Unterleibsleiden und hypochondrischen Beschwerden anheim fallend, machte er noch im Jahre 1560 eine Reise nach Leipzig, im März, in übelster Witterung, verkältete sich heftig und kam todtkrank nach Hause. Gefragt auf seinem Sterbelager, ob er irgend noch ein Verlangen habe, antwortete er mit den Worten: „Keins, als die Einigkeit der Kirche“. Am 19. April 1560 hatte er vollendet. Sein Leichnam wurde in einen bleiernen, und dieser in einen hölzernen Sarg gelegt, und mit feierlichem Geleite der Universität und Bürgerschaft nach der Hauptkirche geführt, wo sein vertrauter Freund, Professor Dr. Paul Eber, ihm die Leichenrede hielt. Hierauf wurde der Sarg nach der Schlosskirche gebracht, und Melanchthons irdische Hülle neben jener des ihm vorangegangenen unsterblichen Freundes Dr. Luther beigesetzt. Veit Orthelli sprach eine lateinische Lobrede an der offenen Gruft. Aufrichtig betrauerte den Dahingeschiedenen die übergrosse Zahl seiner Schüler, die über ganz Deutschland verbreitet waren.

Eherne Epitaphien künden der Nachwelt Melanchthons Ruhm mit wortreichen Inschriften, seine Thaten und Werke verkünden ihn länger und dauernder. Als er sich todesreif fühlte, sprach er zu einem befreundeten Dichter, er möge ihm folgendes kurze Distichon auf seinen Grabstein setzen lassen:

Iste brevis tumulus miseri tenet ossa Philippi,
Qui qualis fuerit, nescio, talis erat.

worauf jener antwortete: Nur ein Wort erlaube mir in Deinen Versen zu ändern; es wird würdig seyn, für talis magnus zu setzen. Dies war keine Schmeichelei. Melanchthon war ein grosser Mann, gross durch Wissensreichthum, gross durch Geistesgaben, gross durch ein liebevolles, weiches, versöhnliches Gemüth. Von Körper war er nicht hoch gewachsen, mittler Grösse, zart gebaut, von offner Stirn, sparsamem Haarwuchs, mit schönen Augen voll wunderbarer Klarheit. Seiner körperlichen Zartheit und Schwächlichkeit half er durch grösste Mässigkeit und wohlgeordnete Lebensweise nach, so dass er dennoch sich lange ohne Nachtheil den grössten geistigen Anstrengungen unterziehen konnte.

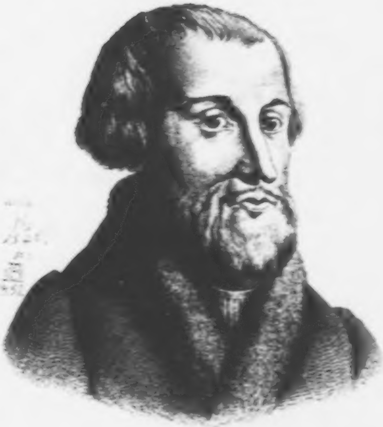
Melanchthons Schriften sind mit Klarheit, Geistesschärfe und Eindringlichkeit geschrieben, und haben in gediegener Wissenschaftlichkeit unwandelbaren Boden. Ihre Zahl ist gross, allein schon diejenigen, welche die Grundlagen des evangelischen Bekenntnisses bilden, reichen hin, ihm unsterblichen Nachruhm zu sichern.

Auf den unzählbaren Bildnissen, die uns von Melanchthon vor Augen kommen, erscheint er fast immer in seinen letzten Lebensstadien dargestellt, gealtert, grämlich, hohlaugig, sehr hager, was er wohl in seinem blühenden Mannesalter nicht in so hohem Grade war.

[illegible]

Simon Grynæus.

Mit Portrait und Facſimile.



Grynaeus

SIMON GRYNAEUS.

Weniger durch eignes Hervortreten im Werke der Reformation, als durch treue Anhänglichkeit an seinen Freund, den berühmten Erasmus, und durch treubeharrliches Ueben seines Lehramtes, wie durch klassischen Fleiss, errang sich, nach mancherlei Irrfahrten im Leben, Simon Grynäus einen mit Ehren genannten Namen, und stand im Freundeskreise Holbeins auch diesem so nahe, dass derselbe uns sein treues Abbild hinterliess. Simon Grynäus wurde in dem hohenzollerischen Städtchen Vöhringen im Jahre 1493 von sehr armen Aeltern geboren. Welche hülfreiche Hand ihm die Wege zu den Studien bahnte, ob Verwandtschaft, ob Freundschaft, ist unbekannt; über den Jahren seiner Jugend ruht ein Schleier. Weit von seiner schwäbischen Heimath, in Wien, vollendete Grynäus diese Studien, erlangte dort die Magisterwürde, und entfernte sich bis zur äussersten Grenzmarke des deutschen Vaterlandes; er erhielt in Buda (Ofen) ein Schulrektorat. Dort lebend und lehrend, fanden ihn die fernhindringenden Strahlen des neuen, von Wittenberg die deutsche Welt überfluthenden Lichtes; er verkündete es, und alsbald erwachte der mönchische Hass gegen ihn, und führte ihn in den Kerker. Befreundete Edelleute verwendeten sich für den Gefangenen, er entkam und eilte den Strahlen jener Geistessonne zu, lernte Luther und Melanchthon persönlich kennen, freute sich ihres belehrenden Umgangs, und ging dann, gehoben und getragen von neuen Anschauungen und Gefühlen, in sein Vaterland zurück. Dort berief ihn der Kurfürst Ludwig von der Pfalz 1523 zum Lehrer der griechischen Sprache auf seine berühmte Hochschule Heidelberg. Einige Jahre später unternahm Grynäus eine Reise nach England, und verkehrte dort mit den reformatorischen Geistesgrössen. Aus Albion zurückgekehrt, wandte er sich 1529 nach Basel, wo er theils theologische Vorträge hielt, theils klassische Autoren erklärte. Dorthin hatte Oecolampadius ihn berufen. Auch den Reichstag zu Speyer besuchte Grynäus, und freute sich, dort mit befreundeten und gleichgesinnten Männern zusammenzutreffen, ältere Bekanntschaften zu erneuen, neue zu knüpfen. Zu letzteren gehörte der Constanzer Theolog Faber, neben Eck der erklärteste Widersacher der Reformation, dessen Predigten Grynäus hörte, und da er in denselben Manches fand, was zu widerlegen er sich gedrungen fühlte, so besuchte er Faber, um ihm seine Gegengründe vorzutragen und sich mit ihm zu unterreden. Faber nahm ihn voll Arglist höflich und freundlich auf und bestellte ihn wegen angeblichen Zeitmangels auf den folgenden Tag wieder zu sich, indess er heimlich beim

König Ferdinand und beim Magistrat auf Grynäus', als eines Irrlehrers, Inhaftnahme antrug. Diese würde auch ohnfehlbar erfolgt seyn, aber da kam zu Melanchthon, bei dem sich eben Grynäus befand, ein unbekannter Greis, liess jenen herausrufen und vertraute ihm, welche Gefahr dem Freunde drohe. Sofort setzte Melanchthon von dieser Gefahr seinen Besuch in Kenntniss, beredete ihn zu eiliger Flucht und geleitete ihn mit dem unbekannten Warner hinab zum Rhein, wo er auf einem Schiffe oder Nachen den Verfolgern enteilte, die gleich nach dieser Flucht in seiner Wohnung und bei den Freunden ihn suchten.

Im Jahr 1534 berief Herzog Ulrich von Würtemberg den Professor Simon Grynäus nach Tübingen, und er wurde der Reformator dieser Stadt für Kirche und Schule, doch schon nach zwei Jahren zog es ihn nach Basel zurück, das er nur noch einmal, im Jahr 1540, verliess, um dem Religionsgespräch in Worms beizuwohnen, wo er in dem Kreise Calvins, Melanchthons, Bucers, Capito's und der übrigen zahlreich dort hingekommenen Theologen eine würdige Stelle behauptete.

Das darauf folgende Jahr, 1541, war das Todesjahr des Simon Grynäus. Die zu Basel ausgebrochene Pest raffte ihn hin, er starb am 1. August, und fand seine Ruhestätte neben dem ihm im Tode vorangegangenen Oecolampadius, über dessen Leben und Hingang er eine Ausarbeitung geliefert hatte, und des verdienstvollen Mannes Biograph geworden war. Ausserdem hatte Simon Grynäus noch viel geschrieben und in Druck gegeben, mehrere Bücher des Aristoteles und Plutarch in das Lateinische übersetzt, die fünf letzten Bücher des Plinius erläutert, eine Vorrede zu den Werken Plato's verfasst, ebenso über die neue Welt kosmographische Ausarbeitungen, die seinen Namen und sein anerkanntes Verdienst der Nachwelt überliefert haben.

Ludwig Bechstein.

Eximio Dei servo, huic de Ec-
clesia merito, D. Theodoro Bezae,
domino et symmystae plurimum obser-
vando.

Genevam.

S. Hic nobilis Dominus, Jacobus, Senatoris Regni illius nomini D. Berno-
nis filius, ad vos proficiscitur, ut [illegible] honorum consuetudine
[illegible]. Ingenio valet: sed prodesset illi plurimum si in domo boni viri versa-
[illegible] habens, viri alicuius gravis, eruditi, pijque conspectum et judicium [illegible]
[illegible], habeat. Puriorem religionem diligere coepit: [illegible]
[illegible] fundamenta eius probe cognoscere: ut in fide veritatem aliquando
probare possit: nec [illegible] similis [illegible], qui quoniam nullam demon-
strationem [illegible] didicerunt, [illegible] Sophistarum [illegible] admittunt.
Admodum illi prodesset, si ad temperantiam [illegible] exhortatus fuerit:
et ad mansuetudinem et alias virtutes. Spero autem [illegible] conve-
niat ipsi plurimum profuturum esse.

De rebus meis hoc unum testari oportet, ut Dei gratiam
[illegible], ut, si [illegible] sim [illegible] in hac Academia [illegible],
sive reditum ad priorem stationem, non a carnis consilijs; sed a [illegible]
[illegible] providentia. Jubent Basileenses ut redeam: et ego me para-
tum et alio redire professus sum: modo id cum bona pace Principis
fieri possit. Et quoniam illi non [illegible] Dei servo; qui magnum
flecti posse animum Principis, [illegible] videbatur, si absentem
[illegible] verbi ministrum: et me [illegible] Ecclesiae revocari, [illegible]
Princeps, honores sui, Scholae quinetiam Theologicae, [illegible]
Theologorum qui [illegible] me alere: denique et [illegible] Princeps
qui me [illegible] gaudet: sed ut [illegible] amoris complecti coepit,
et se a me de religione et officio admoneri gaudet, nomine,
negat se me dimittere posse. Ostendet [illegible] esse nonnullos. Ora itaque pro me Dominum, ut mihi det ipsius
voluntati servire. Valde afficior consideratione Ecclesiae et Scholae Ba-
siliensis. Sed nisi Magistratus ille jusserit, non potero hanc deserere.

Medicina [illegible] apud nos. [illegible]
et in [illegible] Germaniae partib. [illegible] grassatur. [illegible]
[illegible] vos servet. [illegible] de altera parte
Disputationum Theologicarum, quod [illegible] illi [illegible]. Sed quia
[illegible] respondit, nec [illegible]. [illegible]
[illegible] desiderari ab eo: [illegible] dabo.

Ego pro Senectute vestra Deum quotidie oro, ut vos servet
et [illegible]: ac ut porro quoque Ecclesiae, Reipub. et Ministerio [illegible]
benedicat. Commendo me pijs tuis precib. Domine vale. Heydelbergae
25 Sept. 1585

I. Grynaeus.

Grynaeus.

ZU GRYNÆUS' HANDSCHRIFT.

Eximio Dei Servo, bene de Ec-
clesia merito, D. Theodoro Bezae,
Domino et symmystae plurimum obser-
uando.
Genevam.

S. Hic nobilis Danus, Jacobus, Senatoris Regni illius Danici, D. Biornonis filius, ad vos proficiscitur, vt tua et aliorum bonorum consuetudine vtatur. Ingenio valet: sed proderit illi plurimum si in domo bene morata habitans, viri alicuius grauis, eruditi, piique conspectum et judicium cui revereatur, habeat. Puriorem religionem diligere coepit: velim autem eum fundamenta ejus probe cognoscere: vt in fide virtutem aliquando probare possit: nec eorum similis euadat, qui quoniam nullam demonstrationem vnam recte didicerunt, fucum Sophistarum tandem admittunt. Admodum illi proderis, si ad temperantiam eum exhortatus fueris, et ad mansuetudinem et alias virtutes. Spero autem sobriorum συνουσίαν ipsi plurimum profuturam esse.

De rebus meis hoc vnum testari oportet. Per Dei gratiam hactenus factum, vt, si spectes seu moram in hac Academia meam, seu reditum ad priorem stationem, non a carnis consiliis; sed a Domino totus pendeam. Instant Basilienses vt redeam: et ego me paratum cito redire professus sum: modo id cum bona pace Principis fieri possit. Et quoniam illi non eo argumento vsi sunt, quo maxime flecti posse animum principis, praemonueram videlicet, si absentem elegissent verbi ministrum: et me voce Ecclesiae revocari, testati essent. — Princeps, honoris sui, Scholae quinetiam Theologicae, Wirtebergicorum Theologorum qui vnice vellent me abire: denique et junioris Principis qui me puerili quidem: sed tamen miro affectu amoris complecti coepit, et se a me de religione et officio admoneri gaudet, nomine, negat se me dimittere posse. Praevidet etiam abeuntem secuturos esse nonnullos. Ora itaque pro me Dominum, vt mihi det ipsius voluntati seruire. Valde afficior consideratione Ecclesiae et Scholae Basiliensis. Sed nisi magistratus ille instet, non potero hinc discedere.

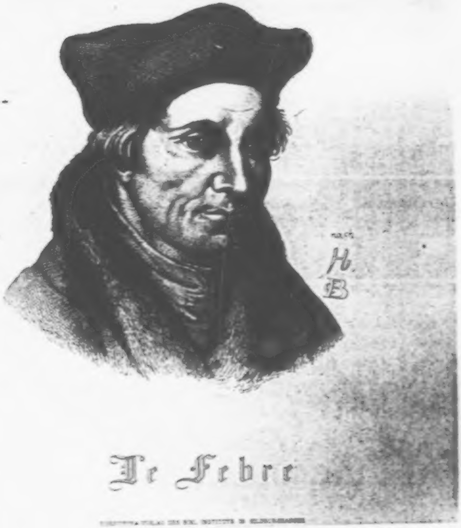
Mediocria autem sunt omnia apud nos. Norimbergiae, Vratislaviae et in multis Germaniae partib. lues grassatur. Dominus ab impietatis peste nos seruet. Monueram D. Eustathium de altera parte Disputationum Theologicarum, quam selectam illi eram traditurus. Sed quia nec scripto mihi respondit, nec internuncii voce, nec huc rediit: quum existimem non desiderari ab eo: Harmsio petenti dabo.

Ego pro Sarepta vestra Deum quotidie oro, vt eam seruet et tueatur: ac vt porro quoque Ecclesiae, Reipub. et Ministerio vestro benedicat. Commendo me piis tuis precibus. Bene vale. Heydelberg. 26. Septemb. 1585.

Tuus Grynaeus

Jakob Faber.

Mit Portrait.



Le Febre

[illegible] VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

JAKOB FABER.

(Jacques le Fèvre d'Estaples.)

Nicht zu verwechseln mit dem Bündner Dr. Ecks, dem apostolischen Protonotar Johannes Faber (Heigelin), dem Verfasser des Malleus Haereticorum, Controversprediger und Beichtvater König Ferdinands I. — ist Jakob Faber, der sich nach seinem Geburtsort Estaples bei Amiens in der Nieder-Picardie Jacobus Faber Stapulensis nannte und nennen liess, und, obschon der reformatorischen Bewegung in Deutschland und der Schweiz minder nahe stehend, als mehrere seiner Landsleute, doch würdig ist, ihren Reihen zugesellt zu werden. Jakob Faber war einer der Lehrer Calvins.

Von armen Aeltern geboren, widmete er sich zu Paris den Studien der Philosophie, der Mathematik und der Theologie, wurde Doctor der letztern und Mitglied der berühmten Sorbonne. Durch seine Kenntnisse erwarb er sich Ruhm und Ansehen und bildete als Lehrer an der Pariser Hochschule tüchtige Schüler, in deren Reihen Calvin und Farel glänzen. Bis zu hohen Jahren blieb ihm rege Geistesfrische und offner Sinn für Weisheit und Schönheit, er verfasste eine grosse Anzahl theologischer, philosophischer und mathematischer Schriften, und wagte sich auch auf das zu seiner Zeit noch so wenig angebaute musikalische Gebiet. Auf diesem bevorzugte er die alte Art der Musik und bekämpfte die Neuerungen, die auch in der Musik reformatorisch umzugestalten begannen. Während aber Jakob Faber hier fest am Alten hängend sich zeigte, ergriff ihn der neue Geist, der die Theologie zu durchhauchen begann, er sprach sich in seinen Urtheilen über manche Bücher der heiligen Schrift freier aus, als es bisher in der Sorbonne erhört war, und lud dadurch den Zorn der theologischen Doctoren dieses berühmten Collegiums auf sich, die nicht müde wurden, auf Fabers Entfernung zu dringen. Dieser war schon ein Greis, als er von Luther hörte, als er Luthers Schriften las, und er begrüsste diese Schriften mit Freude, er fühlte seinen Geist dem deutschen Riesengeiste verwandt. Faber musste Paris verlassen und wendete sich zunächst nach Meaux, dessen Bischof ihm befreundet war, und eine Zeit lang ihn gegen die Verfolgung seiner Feinde schirmte. Bald aber erhob sich neuer Sturm gegen ihn und trieb ihn aus dem gefundenen Asyle in ein unstätiges und flüchtiges Wanderleben hinaus, während der fanatische Hass der Sorbonne so weit ging, dass sie ihn des Doctortitels wieder öffentlich entkleidete. Erst wurde auf eine Zeit lang Blois, dann Guienne des Exdoctors der Sorbonne Zufluchtort, und die Verfolgungen dauerten fort bis in das Jahr 1525, wo

Franz I., König von Frankreich, in seiner Gefangenschaft von Madrid aus sich in Briefen an seine Schwester, die Königin Margaretha von Navarra, wie an das Parlament zu Paris für Faber verwandte. Diese Königin, wegen ihrer kleinen Schrift: „Spiegel der sündigen Seele“, der Sorbonne ebenfalls ein Dorn im Auge, und von ihr als Ketzerin verurtheilt, nahm den Verfolgten willig auf; Nerac war der Ort, der Faber fortan eine Freistatt bot, und wo er noch eine lange Jahresreihe ruhig und sicher lebte. Dort begrüsste ihn Calvin, vielleicht auf seiner Besuchsreise zu der Herzogin Renate von Ferrara, im Jahre 1533, und der Greis sprach mit Seherblicken sich aus über des jungen Reformators grosse Zukunft.

Faber war von Statur viel mehr klein, als gross, seine Züge trugen den Stempel einer milden Bescheidenheit, seine Sitten waren goldrein und sein Gemüth kannte keinen Eigennutz.

Auf den Befehl der Königin reiste Faber nach Strassburg, wo er mit Bucer vielfach über die kirchlichen Bewegungen sich unterredete; es unterliegt keinem Zweifel, dass Jakob Faber auf dieser Reise auch Basel besuchte, dass er dort, wie er in Genf mit Calvin und Farel sich wieder begrüsste, auch mit Erasmus, mit Oecolampadius, Grynäus und Holbein bekannt ward.

Mit wundersamer Lebenskraft begabt, erreichte dieser Mann ein mehr als hundertjähriges Alter, und sein Tod erfolgte auf eine eigenthümliche Weise. Die Königin hatte ihn mit andern Gelehrten, an deren Unterhaltung sie sich zu erbauen und zu erfreuen gewohnt war, zur Tafel laden lassen. Da überkam den nun altersschwachen Greis eine tiefe Wehmuth, und es entstürzten Thränen seinen Augen. Mit Theilnahme fragte die Königin nach der Ursache dieses Schmerzesausbruchs, da erwiderte Faber: Wie könnte ich fröhlich seyn, erhabenste Königin, da ich mich als den verbrecherischsten Menschen betrachten muss? — Wie so? fragte die Königin. Ist Uns doch dein Wandel stets als ein wahrhaft heiliger erschienen! — Ich bin, antwortete der schwache Greis, hundert und ein Jahr alt, habe nie ein Weib berührt, und weiss mich keines Vergehens schuldig, ausser eines einzigen, welches ich nicht auszusprechen vermag. — Da nun die Königin in ihn drang, ein Bekenntniss abzulegen, so sprach er unter strömenden Thränen schluchzend und gebrochen: Fürchten muss ich, vor Gottes gerechtes Gericht zu treten, weil ich, da ich die Lehre Jesu Christi zwar Vielen lauter und rein gelehrt, doch aber, während Andere, die meiner Lehre gefolgt sind, Martern und Tod erlitten haben, mich feig verbarg und unterlassen habe, jeder drohenden Gefahr mich entgegenzustellen. — Die Königin begegnete diesem selbstpeinigenden Ausbruch der Schwäche des Greisenalters mit tröstenden Worten, worauf er dann, des Todes Annahen fühlend, über seine Verlassenschaft, Bücher und Kleider, verfügte. Um ihn aufzuheitern, fragte die Königin mit mildem Lächeln: Nun, Jakob, und was vermachst du denn Mir? — Die Pflicht — antwortete er: den Armen Wohlthaten zu erzeigen. — Wahrlich — sprach die Königin: Dein Vermächtniss ist mir lieber, als wenn der König, mein Bruder, mich zur Erbin seiner Reichthümer eingesetzt hätte. — Darauf begehrte der lebensmüde Greis nach Ruhe, und wurde zu Bette gebracht, in welchem er bald sanft einschlief, um nie wieder auf Erden zu erwachen. In dankbarer Würdigung seiner Verdienste wohnte die Königin selbst seinem von ihr veranstalteten glänzenden Leichenbegängniss trauernd bei, und liess ihm ein Grabmal von Marmor errichten.

Ludwig Bechstein.

Johann Brentz.

Mit Facſimile.

JOHANN BRENTZ.

Johann Brentz (latinisirt Brentius), der Reformator Würtembergs, wurde zu Weil in Schwaben am 24. Juni 1499 geboren; sein Vater bekleidete daselbst 24 Jahre lang das Amt eines Stadtschultheissen. Brentzens glückliche Anlagen entwickelten sich frühzeitig; schon 1512, in seinem dreizehnten Lebensjahre, war er reif, die Universität zu beziehen. Er ging nach Heidelberg. Hier wurde er nach zwei Jahren Baccalaureus, im Jahr 1517 Magister der Philosophie und 1519 Rector Contubernii oder, nach dem eigentlichen Ausdruck der damaligen Zeit, Regens bursae realium. *)

Es hatte eben der Streit des Lichtes gegen die Mächte der Finsterniss seinen Anfang genommen; die Kunde von Luthers entschiedenem Auftreten gegen die Missbräuche der römischen Kirche wurde in ganz Deutschland staunend, von den Einen mit stiller Freude und frohen Hoffnungen, von den Andern mit lautem Ingrimm vernommen. Auch Brentz kamen die ersten Schriften des kühnen Mönchs in die Hände; er las sie zu wiederholten Malen, und sein lichter und klarer Geist ward sogleich und auf immer für die Glaubensmeinungen des Reformators gewonnen. Er begann jetzt selbst über das Evangelium Matthäi Vorlesungen zu halten, im Geist und Sinn der neuen Lehre, und erntete damit so grossen Beifall, dass sein Contubernium nicht Raum genug hatte, die immer wachsende Zuhörerschaft zu fassen, und die Lektionen in das philosophische Auditorium verlegt werden mussten. Um den Angriffen der Heidelberger Geistlichkeit zu entgehen, die gegen die Befugniss Brentzens, theologische Vorlesungen zu halten, vielleicht nicht ohne Neid auf deren Erfolg, öffentlich sich erhoben, trat er in den geistlichen Stand über, liess sich zu Speier zum Priester weihen, hielt in seiner Vaterstadt Weil die erste Messe und predigte hernach öfters zu Heidelberg, wo er 1520 an der Kirche zum Heiligen Geist eine Stelle annahm. Zwei Jahre später erhielt er einen Ruf als Prediger nach Schwäbisch-Hall, dem er mit Freuden folgte. Er trat hier nun selbst reformatorisch auf, schaffte die Messe ab und traf alle kirchlichen Einrichtungen nach den Grundsätzen Luthers. Im Jahre 1530 wohnte er dem Reichstag zu Augsburg bei, kurz darauf vermählte er sich. Einige Jahre später berief ihn Herzog Ulrich von Würtemberg

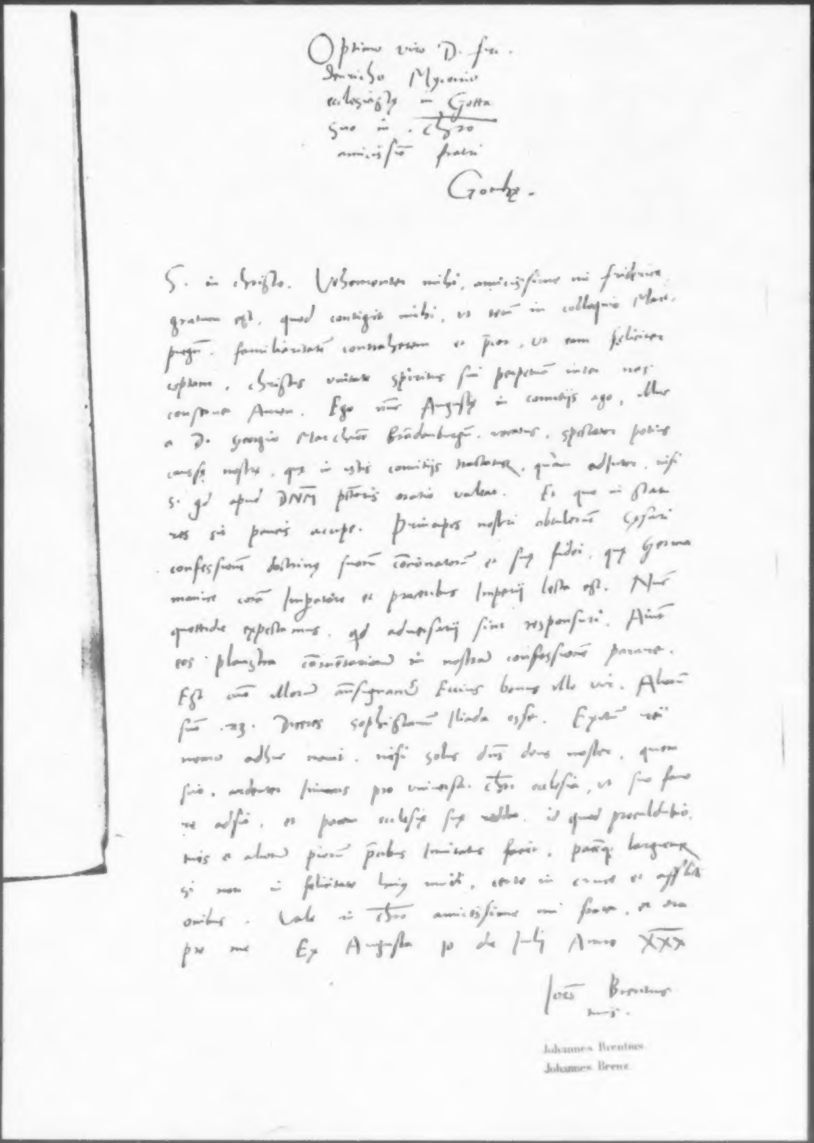
---

*) Unter Bursa (eigentlich Säckel, dann gemeinschaftliche Kasse) verstand man damals ein Haus, in welchem eine Anzahl Studenten Kost und Wohnung gemein hatten, dergleichen auf den meisten Universitäten bestanden; von Bursa kommt bekanntlich der Ausdruck Bursche für Student her.

nach Tübingen, um die dasige Universität im Einklang mit Camerarius, Fuchs und anderen namhaften Gelehrten zu organisiren und zu leiten. Nachdem er von hier im Jahre 1540 nach Hall zurückgekehrt war, nahm er in den folgenden Jahren Theil an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg, und gewann hier durch sein Auftreten die Achtung aller Häupter der Reformation. Das unheilvolle „Interim“ weigerte er sich standhaft zu unterzeichnen, trat schriftlich dagegen auf und nannte es spottweise nur das „Interitum.“

Als darauf im Jahr 1547 Kaiser Karl V. die Stadt Hall eroberte und die spanischen Truppen nach dem ketzerischen Geistlichen fahndeten, sah sich Brentz zu seiner Rettung zur Flucht genöthigt. Er verbarg sich auf einem Kirchthurm, und nur mit Hülfe einer Verkleidung gelang es ihm, weiter zu entkommen. Er begab sich nach Basel, wo man den Verfolgten mit herzlichem Wohlwollen empfing. Nach Hall im folgenden Jahre zurückgekehrt, glaubte er sich jetzt in voller Sicherheit; allein Kaiser Karl, durch Brentzens Auftreten gegen das Interim erbittert, hatte kaum von seiner Rückkehr vernommen, als er von den Bürgern die sofortige Auslieferung desselben verlangte. Brentz blieb abermals keine andere Rettung als schleunigste Flucht. Lange Zeit irrte er in Wäldern und einsamen abgelegenen Orten umher, ein krankes Weib und sechs Kinder nach sich schleppend; endlich nahm sich Herzog Ulrich seiner an, hielt ihn anfangs auf dem Schlosse Wittlingen verborgen, und machte ihn dann, unter dem angenommenen Namen Huldrich Aengster, zum Amtmann auf Schloss Hornburg. Ulrichs Nachfolger, der Herzog Christoph, nahm ihn darauf 1533 unter seinen offenen Schutz — und ernannte ihn zum Propst der Kirche zu Stuttgart. So endlich in eine ruhige und gesicherte Lage versetzt, arbeitete Brentz bis an sein Lebensende rüstig und erfolgreich an der Ausbreitung der lutherischen Lehre. Schon früher hatte er sich an der Abfassung des Syngramma Suevicorum betheiligt, worin die Abendmahlslehre Luthers gegen die Zwingli's vertheidigt wird; jetzt arbeitete er mit am schwäbischen Katechismus und verfasste die Bekenntnissschrift, die im Namen der Würtemberger dem Concilium zu Trident vorgelegt werden sollte, und die er demselben, auf Geheiss seines Herzogs, in eigner Person überreichte. Von Luthers Ansichten wich der Reformator Schwabens gleichwohl in manchen Punkten ab. Er war das Haupt der Ubiquisten oder Ubiquitarier, einer Sekte, welche die Allgegenwart des Leibes Christi, seit dessen Himmelfahrt, behauptete.

Brentz starb zu Stuttgart am 11. September 1570. Seine theologischen Schriften umfassen 8 Foliobände, und die erste Ausgabe derselben, die zu Tübingen 1576 — 1590 erschien, ist selten geworden. Es sind Traktate und Predigten in deutscher und lateinischer Sprache, meist aber Commentarien über Bücher der heiligen Schrift; darunter einer über den Propheten Jesaias, welchen Herzog Christoph, der 1568 starb, im Sarge sich unter das Haupt legen liess. Brentzens Sohn und Enkel führten gleichfalls Beide den Namen Johann, und waren Beide namhafte Theologen; der erstere bekleidete die Professur der Gottesgelahrtheit zu Tübingen; der letztere starb als Konsistorialrath zu Anspach; mit ihm erlosch 1630 der brentzische Stamm.



Optimo viro D. Fri-
derico Myconio
ecclesiastae in Gotha
suo in Christo
amicissimo fratri
Gothae.

S. in Christo. Vehementer mihi, amicissime mi Friderice,
gratum est, quod contigit mihi, ut tecum in collegio Mar-
purgensi familiaritatem contraherem et spero, ut tam feliciter
coeptam, Christus vinculo spiritus sui perpetuo inter nos
confirmet Amen. Ego nunc Augustae in comitiis ago, illuc
a D. Georgio Marchione Brandenburgensi vocatus, spectator potius
causae nostrae, quae in istis comitiis tractatur, quam adiutor, nisi
si quid apud DNM precationis oratio valeat. Et quo in statu
res sit paucis accipe. Principes nostri obtulerunt Caesari
confessionem doctrinae suarum ecclesiarum et suae fidei, quae Germa-
nice coram Imperatore et principibus Imperii lecta est. Nunc
quotidie expectamus, quid adversarii sint responsuri. Aiunt
eos plaustra commentariorum in nostram confessionem parare.
Est enim illorum antesignanus Faber bonus ille vir. Alio-
rum .22. Doctores sophistarum [illegible] esse. Expectamus [illegible]
nemo adesse novit, nisi solus dominus deus noster, quem
scio, ardenter [illegible] pro universa Christi ecclesia, ut suo favore
adsit, et pacem ecclesiae suae reddat. id quod [illegible]
nos et aliorum piorum precibus [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
si non in feliciter hujus mundi, certe in caelo et [illegible]
omnibus. Vale in Christo amicissime mi frater, et ora
pro me. Ex Augusta 10 die Julii Anno XXX

Ioannes Brentius
tuus.

Johannes Brentius
Johannes Brenz.

ZU BRENTZ'S HANDSCHRIFT.

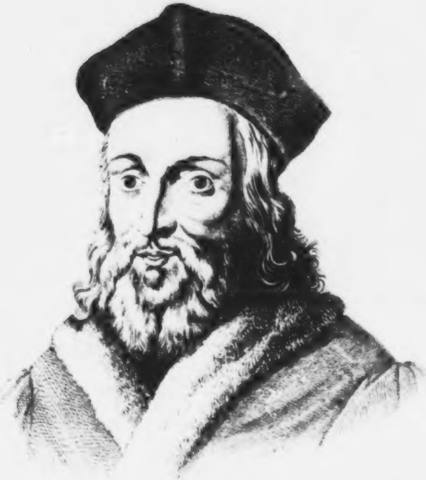
Optimo viro D. Fridericho Myconio
ecclesiastae in Gotta
suo in Christo amicissimo fratri
Gothae

S. in christo. Vehementer mihi, amicissime mi Friderice, gratum est, quod contigit mihi vt tecum in colloquio Marpurgensi familiaritatem contraherem: et precor, vt eam feliciter coeptam Christus vnitate spiritûs sui perpetuam inter nos construet Amen. Ego nunc Augustae in comitiis ago, illuc a D. Georgio Marchione Brandenburgensi vocatus, spectator potius causae nostrae, quae in istis comitiis tractatur, quam adjutor, nisi si quid apud DOMINUM peccatoris oratio valeat. Et quo in statu res sit paucis accipe. Principes nostri obtulerunt Caesari confessionem doctrinae suorum concionatorum et suae ~~fidei~~ quae Germanice coram Imperatore et proceribus Imperii lecta est. Nunc quottidie exspectamus, quid adversarii sint responsuri. Aiunt eos plaustra commentariorum in nostram confessionem parare. Est autem illorum antesignanus Eccius bonus ille vir. Aliorum sunt 23. Diceres sophistarum Iliada esse. Exitum rei nemo adhuc novit, nisi solus dominus deus noster, quem scio, ardenter Invocas pro vniversa christi ecclesia, vt suo fauore adsit, et pacem ecclesiae suae reddat, id quod procul dubio tuis et aliorum piorum precibus inuitatus faciet pacemque largietur si non in felicitate huius mundi, certe in cruce et afflictionibus. Vale in christo amicissime mi frater, et ora pro me. Ex Augusta 10 die Julii Anno XXX.

Joannes Brentius
tuus.

Hieronymus von Prag.

Mit Portrait.



Liondret

HIERONYMUS VON PRAG.

Landsmann, Glaubens-, Leidens- und Todesgenoss von Johannes Huss, mit ihm ein Protomartyr der neuen Lehre, des neuen Lichtes, das in die Finsterniss barbarischer Jahrhunderte fluthend brach, und nicht zu hemmen, nicht zu dämmen war durch die hölzernen Mauern der — Scheiterhaufen. Nicht den Geburtstag, nicht einmal das Jahr seiner Geburt zeichnete die Geschichte von Hieronymus auf, der sich von Prag nannte, welcher Stadt er muthmasslich entstammte. Der Druck, den die herrschende Kirche auf freie Geister übte, und das böse Beispiel, das die Oberhäupter dieser Kirche fast eines nach dem andern gaben, hatte jenes stille Auflehnen geweckt, das, ein geheimer Brand unter der Asche glimmend, endlich in hellen Flammen ausbrach. Wiclef war aufgetreten als Kämpfer gegen die Papstmacht, genug, um ihn zu verdammen, aber auch genug, um ihm Tausende von Jüngern zu werben. Hieronymus war einer dieser Jünger. Nach vollendeten Studien in der Heimathstadt und in Paris war er nach England gekommen, war Wiclefs eifriger Schüler und Anhänger geworden, und brachte nun um das Jahr 1400 Wiclefs Schriften in die Heimath, brachte sie dem Freunde, Huss, der aber nicht gleich Wiclefs Lehren gut hiess und billigte, vielmehr Hieronymus anrieth, sie zu unterdrücken. Bald aber führte tieferer Einblick und das eigene Nachsinnen Huss auf seine grosse und bedeutungsvolle Bahn, und fortan war das Schicksal von Huss und Hieronymus ein engverknüpftes. Hieronymus wurde zu Prag Magister, Lehrer und Prediger, und verkündete das Wort des Herrn nach der Ueberzeugung, die in ihm lebendig geworden war, und dies nicht in Böhmen allein, bis nach Ungarn und in das moscovitische Reich erstreckte sich seine reformatorische Thätigkeit, die ihm überall Beifall gewann und Anhänger erwarb, aber auch durch die masslose Heftigkeit, mit der er verfuhr, die Verfolgung gegen sich wach rief und den Pfaffenzorn in Harnisch brachte. Daher wurde König Sigismund von Ungarn veranlasst, Hieronymus in Haft nehmen und ihn dem Bischof von Gran ausliefern zu lassen, aber Hieronymus hatte schon eine einflussreiche und mächtige Partei für sich, die aus Edeln der Länder Böhmen und Mähren bestand, so dass deren heftige Briefe den Bischof vermochten, den Gefangenen vierzehn Tage nach dessen Einkerkerung wieder frei zu geben. Hieronymus kehrte nach Prag zurück, wurde dort auf's Neue verhaftet und abermals in Freiheit gesetzt.

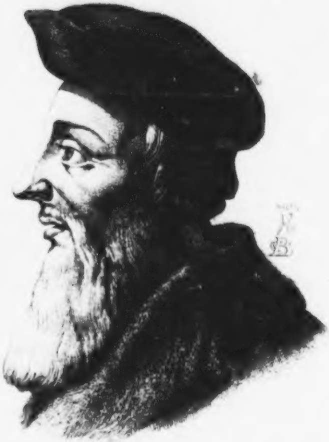
Während nun Hieronymus ganz im Sinn und Geist von Johannes Huss lehrte, zog das Constanzer Concil den letzteren vor seinen Gerichtshof und brach ihm das freie Geleit. Kaum vernahm Hieronymus die Gefangensetzung des Freundes, als er, ohne erst um Geleit sich zu bewerben, ebenfalls nach Constanz eilte, den Freund und dessen Lehre zu vertheidigen. Allein dort fand er jede Aussicht versperrt, dem Freund zu nützen, und seine eigene Freiheit so bedroht, dass er sich auf die Rückreise begab und nun erst um Geleit nachsuchte. Er empfing den Geleitsbrief zu Ueberlingen, derselbe war auf Schrauben gestellt, und frommte ihm so wenig, wie dem Huss der seine, denn der Herzog von Bayern-Sulzbach nahm den von der Pfaffheit als Erzketzer verrufenen Fremdling gefangen, und liess ihn nach Constanz schaffen, wo er dem Concil überliefert wurde. Eine harte Kerkerhaft und Hussens Martyrtod, vielleicht auch der Folter grausames Mittel schwächten dem Gefangenen Geist und Körper, er — widerrief am 11. September 1415 seine Lehre, bezeichnete, was er als Wahrheit erkannt, ja mit übertriebenem Feuereifer gelehrt — als Irrthümer. Er hatte, was ihm nie verziehen ward und nie verziehen werden konnte, 1412 eine Kreuzbulle des Papstes öffentlich verbrannt, hatte heilige Reliquien mit Füssen getreten, hatte einen Mönch, der gegen ihn eiferte, in die Moldau werfen lassen und dergleichen fanatische Ueberschreitungen des Glaubenseifers mehr verübt. Aber der Widerruf rief ihm die Freiheit nicht zurück, da ermannte Hieronymus sich auf's Neue, und als er abermals aus seinem Kerker, am 26. Mai 1416, zu einem Verhör geschleppt wurde, da widerrief er zum Schrecken seiner Gegner den Widerruf, schalt sich selbst, dass er ein Abtrünniger von der Wahrheit und seiner Ueberzeugung geworden, und pries und vertheidigte mit überwältigender Beredsamkeit seine Lehre. Damit hatte er sich das Todesurtheil selbst gesprochen. Nur zwei Tage wurde ihm noch Bedenkzeit von den versammelten Vätern des Concils gegeben, und kein Fleiss wurde gespart, um ihn zum abermaligen Widerruf zu bewegen. Jetzt blieb Hieronymus standhaft, die zwei Tage vergingen, am dritten brach ihm der Todesmorgen an; es war der 30. Mai. Auf derselben Stelle, wo man Huss den Scheiterhaufen geschichtet, erhob sich der seine, und er ging dem Tode furchtlos und mit nicht zu erschütterndem Muthe entgegen. Er rief seine Gegner vor das Gericht des allmächtigen Gottes, des höchsten und gerechtesten Richters, vor dem sie ihm nach hundert Jahren Rede stehen sollten.

Als der Henker den Scheiterhaufen hinter Hieronymus' Rücken anzünden wollte, sprach jener, schon an den Pfahl gebunden: „Tritt vor, und entzünde unter meinen Augen das Feuer. Wenn ich diese Flammen gescheut hätte, stünde ich nicht an diesem Pfahle!“ — Und wie die Lohe flammte, stimmte er ein Lied an und starb singend, ein Phönix, in der Gluth geläutert.

Ludwig Bechstein.

Johann Oecolampadius.

Mit Portrait.



Joh. Oecolampadius

[illegible]

JOHANN OECOLAMPADIUS.

Johannes Hausschein war der ursprüngliche Name des frommen und treuen Oecolampadius, eines der redlichsten und edelsten Mitkämpfer der Reformation. Er gehört in den Kreis der Schweizer Theologen, obschon er von Geburt ein Schwabe war; das Städtchen Weinsberg war sein Geburtsort, er erblickte dort im Jahre 1482 das Licht der Welt. Der wohlhabende Vater entstammte einem schweizerischen Geschlechte, und sandte seinen vielversprechenden aufgeweckten Sohn zuerst nach der Schule des nahen Heilbronn, dann liess er ihn die Hochschule zu Heidelberg beziehen. Dort brachte der junge Hausschein es durch Fleiss und glückliche Gaben dahin, dass er schon im 14. Jahre die Würde eines Baccalaureus der Theologie erlangte. Der Wille der Aeltern aber wünschte im Sohne einen Juristen zu erblicken, und so begab sich derselbe nach Bologna, dort das Studium der Rechte zu betreiben, konnte aber die italienische Luft nicht vertragen, und kehrte noch innerhalb des Semesters zu den Seinen zurück, worauf er, auf's Neue der Theologie huldigend, zu Heidelberg ein eifriger Schüler des Thomas von Aquino und Richard Gersons wurde. Kurfürst Philipp von der Pfalz vertraute ihm die Erziehung seiner Söhne an, doch begab sich der junge Theologe nach einiger Zeit wieder in das älterliche Haus zurück, und nahm eine Predigerstelle im Städtchen Weinsberg an. Aber auch dieses trieb er nur ein halbes Jahr, er fühlte den Drang, seine Kenntnisse noch zu mehren, begab sich nach Tübingen und lernte unter Reuchlin eifrig lateinisch, griechisch und hebräisch, worauf er wieder nach Weinsberg zurück ging und eine Schrift über das Ostergelächter verfasste.

Im Jahre 1515 berief der Bischof Christoph von Utenheim Oecolampadius nach Basel, als ersten Geistlichen an die Parochialkirche; dort nahm er die Doctorwürde an und befreundete sich mit Erasmus, indem er zugleich mit diesem sich zur Herausgabe von Anmerkungen zum neuen Testament verband. Einem abermaligen Rufe folgend, begab sich Oecolampadius 1516 nach Augsburg und bezog das dieser Stadt nahe Kloster Altenmünster, wo er zwei Jahre verlebte. In diesem Kloster befreundete er sich mit den Schriften Luthers, und schrieb auch selbst mehrere Bücher, in denen ein freierer Bahn-brechender Geist lebendig war, welches die natürliche

Folge hatte, dass ihren Verfasser mönchischer Hass und mönchische Anfechtung traf. Daher fand Oecolampadius für wohlgethan, das Kloster zu verlassen; er ging und wandte sich zu dem tapfern und ritterlichen Helden Franz von Sickingen, dem heldenmüthigen Vorfechter der Reformation, dem Beschirmer Reuchlins, dem Schützer aller Verfolgten, der Oecolampadius mit offenen Armen aufnahm und zu seinem Schlossprediger auf der Ebernburg ernannte. Sickingens Fehde mit Trier und ihr unglücklicher Ausgang liessen Oecolampadius auch dort nicht lange eine bleibende Stätte finden, so dass er schon im Jahre 1522 wieder nach Basel ging, wo er sich mit theologischer Schriftstellerei beschäftigte, bis ihm 1523 der Magistrat eine Stelle als Prediger an der Martinskirche und eine Professur der Theologie übertrug. Auf das Innigste mit Zwingli befreundet, wandte sich nun Oecolampadius mit Entschiedenheit zur reformirten Partei, und wirkte in ihrem Sinne und Geiste als Reformator mit bedeutendem Erfolge. In den unseligen Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli verflochten, zeigte Oecolampadius grosse Mässigung, obgleich er auf Zwingli's Seite stand, und man nannte ihn den Melanchthon der Schweiz. Im Jahre 1527 hielt er zu Baden ein Religionsgespräch mit Dr. Eck, ebenso wohnte er dem zu Marburg 1529 bei, nachdem er im Jahre 1528 zu Basel die Reformation völlig eingeführt, ebenso bald darauf zu Ulm in Verbindung mit Bucer und Blaurer.

Fortwährend wirksam und thätig für den Weiterschritt der Kirchenverbesserung erlebte Oecolampadius das für die Schweiz und die reformirte Partei derselben so traurige Jahr 1531, und in ihm den Tod seines geliebten Zwingli. Es ward auch ihm zum Todesjahr; nicht zwei Monate nach Zwingli's Fall vollendete er am 1. December, und Viele sagen, der Schmerz um Zwingli habe ihn in das frühe Grab geworfen, denn er stand erst im 49. Jahr seines Lebens. Andere behaupteten, Oecolampadius sey an Gift verschieden, das seine Feinde ihm beigebracht; eine dritte Meinung lässt ihn an einem Knochengeschwür sterben. Sanft und schön war sein Scheiden aus dem irdischen Leben. Zur Eintracht und Bruderliebe ermahnte er noch sterbend seine Vertrauten. Seine Kinder wies er an Gott, und bekannte von sich selbst, dass er mit gutem Gewissen vor den Richterstuhl Gottes trete, wo es sich offenbaren werde, dass die Kirche durch ihn nicht verführt worden sey. „Mache mich selig, o Christus Jesus!“ waren seine letzten Worte.

In der Cathedrale zu Basel wurde Oecolampadius' irdische Hülle beigesetzt; eine Steintafel rühmte sein Gedächtniss. Theodor Beza weihte ihm einen rühmenden poetischen Nachruf, und sein Andenken blieb dauernd im Segen.

Ludwig Bechstein.

Friedrich Myconius.

Mit Facſimile. 31

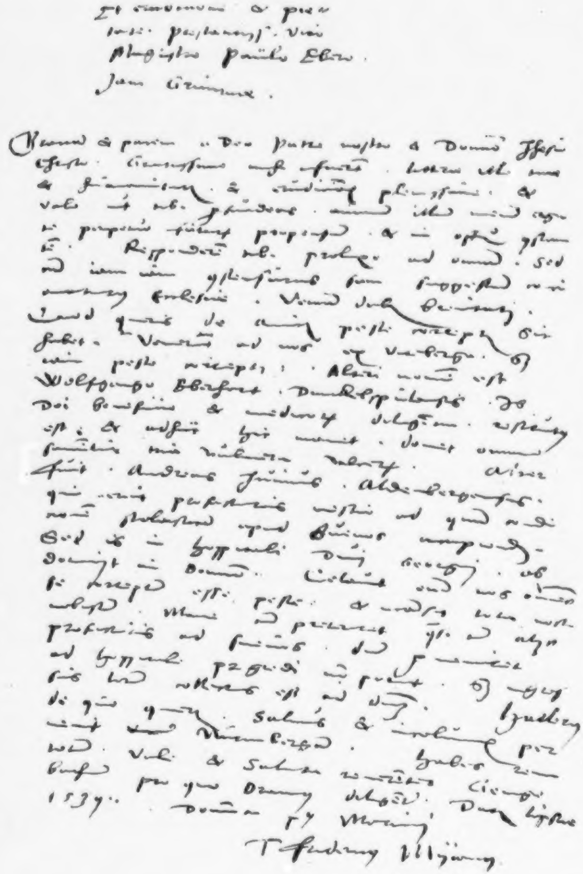
FRIEDRICH MYCONIUS.

Von zwei Theologen und rüstigen Streitern des Herrn, welche den Namen Myconius annahmen und führten, hat die Geschichte der Reformation zu berichten. Der eine, der ältere, Oswald getauft, war ein Schweizer von Geburt und nannte sich eigentlich Geishäuser. Er lebte und wirkte für die gereinigte Glaubenslehre an verschiedenen Orten seines Vaterlandes, zu Luzern, Basel und Zürich, als Prediger und Lehrer der Jugend, zuletzt als Pastor primarius an Sankt Alban zu Basel, wie zu gleicher Zeit als Professor der Theologie an der dasigen Universität, die ihn durch Verleihung der Doktorwürde ehrte. Auf den Synoden zu Kostnitz (1534) und zu Basel (1536) war er anwesend. Auch als Schriftsteller that sich Myconius hervor, namentlich verfasste er, anderer gründlichen Schriften gelehrten und theologischen Inhalts nicht zu gedenken, eine schätzenswerthe Biographie seines grossen Landsmanns Huldrich Zwingli. Sein Sterbetag war der 15. Oktober 1552.

Nicht mit diesem zu verwechseln ist Friedrich Myconius, im gemeinen Leben Mecum genannt, von Geburt ein Franke und seinem geistigen Naturell nach wie durch seinen Lebensgang eine eigenthümliche Erscheinung. Er wurde zu Lichtenfels in Franken am 26. December 1491 geboren. Von seiner Jugend ist nichts bekannt, doch scheint er frühzeitig eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung seiner bedeutenden Geistesgaben erhalten zu haben. Von unruhiger Gemüthsart, dabei von einem schwärmerischen Sinn erfüllt, widmete er sich dem Klosterleben, hoffend, in der Abgeschiedenheit von der Welt und nur der Betrachtung des Heiligen hingegeben, die Ruhe und Befriedigung seines Herzens zu finden. Er war 19 Jahre alt, als er in das neue Franciskaner-Kloster zu Annenberg eintrat. Hier hatte er in der ersten Nacht einen lebhaften seltsamen Traum, den er später in einem Briefe an seinen Freund Paul Eber weitläufig beschrieben hat und der auf sein ganzes Wesen einen grossen Einfluss hatte. Mit regem Eifer ergriff er das Studium der Kirchenväter, las den Hilarius, den Hieronymus, besonders aber den Augustinus, las die Schriften der berühmtesten Scholastiker, namentlich des Petrus Lombardus, des Schülers des grossen Abälard, auch den schon etwas freisinnigeren Bielus, wie mit nicht minderem Fleisse die Bücher der heiligen Schrift, in der lateinischen Uebersetzung der Vulgata. Plötzlich aber trat eine Umwandlung in seiner Thätigkeit und seinen Bestrebungen ein. Es ist begreiflich, dass ein so regsamer und klarer Geist, wie ihn Myconius besass, in den Dogmen und starren Satzungen der Scholastiker keine Befriedigung finden konnte, und da er die in seiner Seele aufsteigenden Zweifel nicht zu lösen vermochte, so scheint er den Entschluss gefasst zu haben, sich fürderhin aller geistigen Grübelei zu entschlagen und in praktischer Thätigkeit ein einfaches Leben zu führen. Mit einem Male finden wir ihn, das Studium aufgebend, mit Erlernung eines Handwerks beschäftigt, und mehrere Jahre seines Lebens hat er so, bald als Buchbinder, bald als Drechsler oder Tischler arbeitend, verbracht.

Inzwischen war in Sachsen das Gestirn aufgegangen, das eine neue Zeit mit höhern und reinern Welt- und Lebensanschauungen heraufführen sollte; das Werk der grossen Glaubensreinigung, die Reformation, hatte begonnen und von Tag zu Tag mehrten sich allerorten ihre Bekenner. Auch Myconius in seinen Klostermauern traf ein Strahl jener Sonne, und sogleich war auch er für die neue geläuterte Lehre gewonnen, von deren Wahrheit und Erhabenheit er im Innersten erglühte. Jetzt hatte er das Feld, auf dem er mit Begeisterung und vollster Ueberzeugungstreue wirken konnte, jetzt die Heimath seines Geistes gefunden. Kühn und freimüthig trat er mit seinem Bekenntniss hervor, nicht der Verfolgungen und Verdächtigungen achtend, die die Mönche ihm in aller Art bereiteten. Dann machte er sich auf, um als wandernder Prediger den Samen des reinen Glaubens auszustreuen. Zu Weimar, Gotha, Düsseldorf, zu Braunschweig und Zelle, zu Soest und Zwickau und an vielen andern Orten verkündete er von der Kanzel das Evangelium, half Schulen einrichten, prüfte und instruirte die Lehrer, und entzündete einen heiligen Eifer unter dem Volke, das von der eigenthümlichen Macht seiner Rede ergriffen ward. Endlich erhielt er in Gotha als Prediger eine dauernde Stellung; doch blieb seine Thätigkeit keineswegs auf diesen Ort beschränkt. Er begleitete den Herzog Johann Friedrich von Sachsen in die Niederlande, hielt auf dieser Reise zu Cöln mit den Mönchen eine öffentliche Disputation, die er später im Druck veröffentlichte, wohnte dem Konvente zu Schmalkalden bei. An der Kirchenverbesserung zu Meissen im Jahre 1539 war er einer der thätigsten Mitarbeiter, auch hielt er kurz darauf eine Kirchenvisitation in Thüringen. Endlich setzte der Tod seiner unermüdeten Wirksamkeit ein Ziel; derselbe erfolgte zu Gotha am 7. April 1546.

Myconius' Bedeutung lag in seinem persönlichen Auftreten, namentlich als Kanzelredner und Religionslehrer des Volks; als Schriftsteller und Gelehrter hat er weniger geleistet. Doch darf eine Geschichte der Reformation, die er im Jahr 1536 verfasste, nicht unerwähnt bleiben. Mit mehreren der hervorragendsten Reformatoren, namentlich mit Paul Eber in Wittenberg, stand er in einem lebhaften brieflichen Verkehr.



Friedrichus Myconius
Friedrich Myconius

ZU MYCONIUS' HANDSCHRIFT.

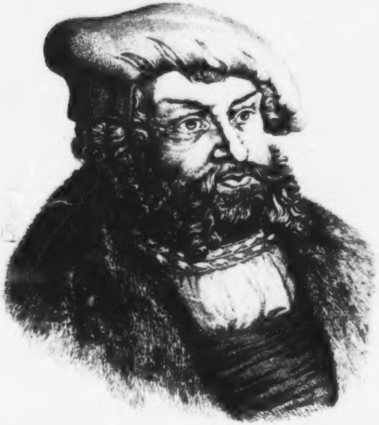
Et erudicione et pietate prestantissimo
viro Magistro Paulo Ebero.
Jam Grimmae.

Graciam et pacem a Deo Patre nostro et Domino Jhesu Christo. Gratissime mihi fuerunt litterae ille tuae et huma-
nitatis et erudicionis pienissimae et volo ut tibi persuadeas animum illum meum erga te perpetuo futurum propensum et in
officiis constantem. Responderem tibi prolize ad omnia, sed cum iam iam conscensurus sum suggestum concionaturus Ecclesiae.
Veniam dabis breuitati. Quod queris de amicis peste correptis sic habet. Venerunt ad nos ex Viteberga. sed iam peste
correpti: Alteri nomen est Wolfgango Eberhart, Dinckelspülensis. Is Dei beneficio et medicorum diligencia restitutus est: et
adhuc hic manet. donec omnino sanentur tria vulnera vlcerum. Alter fuit Andreas Junius. Aldenbergensis. qui erat pro-
fecturus nescio ad quam condicionem scolasticam apud Sueuos accipiendam. Sed is in hospitali Divi Georgii obdormiit in Do-
mino. Celavit enim nos omnes se correptum esse peste: et mansit tota nocte nobiscum. Mane cum preteriret quasi cum aliis
profecturus ad sueuos. dum perueniret ad hospitale progredi non potuit. sed ingressus locum collectus est ad dominum. Hallerus
de quo queris. saluus et incolumis peruenit Nürmbergam. Habes rem totam. Vale et Saluta reuerenter G. . . . bachum pro
quo Oramus diligenter. Datum Lipsiae 1539. Dominica post Martini.

Tuus Fridericus Myconius.

Johann der Beſtändige.

Mit Portrait.



Johann der Beständige
Kurfürst v. Sachsen

[illegible]

JOHANN DER BESTAENDIGE.

Herzog und Kurfürst zu Sachsen.

Wie in den Gesichtszügen, so auch im Charakter seinem ältern Bruder, dem Kurfürsten Friedrich III. sehr ähnlich, ähnlich an Milde, an Frömmigkeit, an Regententugenden. Herzog Johann zu Sachsen wurde am 30. Juni 1467 zu Meissen geboren, und übte in seinen reifen Jahren den wesentlichsten förderndsten Einfluss auf das Reformationswerk. Sein Bruder hatte nur geduldet, dass es sich frei entwickele. der Nachfolger wusste es noch ungleich wirksamer zu fördern. Des Herzogs Jugend verging unter ritterlichen Uebungen, Feld- und Heereszügen unter Kaiser Maximilian, dem letzten Ritter, und persönliche Tapferkeit zeichnete den jungen Kriegshelden aus. So war er bei der Erstürmung der Festung Griechisch-Weissenburg der erste auf der Mauer. und verdiente sich die Mauerkrone. Zweimal vermählt. verlor er beide Gemahlinnen durch den Tod, ehe er noch zur Alleinherrschaft gelangte; zwei Söhne und zwei Töchter erblühten ihm; ein dritter Sohn starb frühzeitig. Der älteste Sohn des Kurfürsten war der Erbprinz Johann Friedrich. den seine Zeit und eine dankbare Nachwelt später den Grossmüthigen nannte. Dessen Erziehung und die Erfüllung der Regentenpflichten gegen die übernommenen Lande füllten des Herzogs Leben aus. Er unterhielt mit befreundeten Fürsten ungemein regen brieflichen Verkehr, schrieb fast alle seine Briefe eigenhändig mit einer grossen und festen Hand, und unterzeichnete stets ganz einfach: Hans Herzog. Erst als Kurfürst unterzeichnete er Johannes, und schrieb als solcher selten eigenhändig.

Mitten in der stürmischen Bewegung des Bauernkrieges gab ihm der Himmel die Schwerter der Kursachsen in die Hand, und mit ihnen den Sieg über die Empörung.

Luther, der ihm persönlich ungleich näher stand, als dem verewigten Bruder, verwendete sich bei ihm zunächst für die Verbesserung der Universität Wittenberg, für geläuterte Einrichtung der Kirchengebräuche, wie für das Kirchenwesen auf dem Lande, das noch gar sehr im Argen lag, und der Kurfürst willfahrete gern den Wünschen Luthers. Noch in demselben Jahre, am 29. Oktober, wurde zu Wittenberg die erste deutsche Messe gelesen, und das Abendmahl unter beiderlei Gestatl gereicht; die durchgreifende Kirchenvisitation begann 1527. Bereits im Jahre 1526 schloss Kurfürst Johann mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und andern deutschen Fürsten ein Trutz- und Schutzbündniss zu Torgau gegen die Feinde der Reformation, aus welchem die Protestation gegen die unduldsamen Beschlüsse der katholischen Reichsstände auf dem Reichstag zu Speier hervorging, welche den Bekennern der Lehre Luthers den dauernden Namen gab. Und von da ab verfolgte mit treuer Beharrlichkeit der Kurfürst fort und fort inmitten der grossen Bewegung seiner Zeit, ja auf ihrer Höhe stehend, den Weg seiner Ueberzeugung, die That auf That besiegelte. Als das von Pack entdeckte, obschon dann hartnäckig von den Beschuldigten abgeleugnete Bündniss zur Ausrottung der neuen Ketzerei die Gemüther bewegte und erschütterte, gründeten der Kurfürst zu Sachsen und der Landgraf zu Hessen einen Gegenbund und suchten sich gegen alle zu erwartenden Angriffe ihrer Feinde zu stärken. Der Kurfürst Johann zu Sachsen war es, der Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Justus Jonas veranlasste, jenes berühmte Glaubensbekenntniss auszuarbeiten und aufzusetzen, dem der Reichstag zu Augsburg 1530 ewige Namensdauer verlieh; der Kurfürst selbst besuchte diesen Reichstag und liess dort zum ersten Male evangelisch predigen. Stehend und nicht knieend empfing er mit seinen Verbundenen den Segen des Papstlegaten beim Einzug des Kaisers in Augsburg, verweigerte die Theilnahme an der Frohnleichnamsprozession, versagte der heiligen Hostie bei der Eröffnung des Reichstages durch ein feierliches Hochamt die Anbetung und ermahnte noch am Abend dieses Tages seine Glaubensgenossen und Glaubensverbundenen zu standhafter Ausdauer im Glauben und im religiösen Bekenntniss. Von allen Namen stand des Kurfürsten Name obenan bei der Unterschrift des Augsburgischen Bekenntnisses; Johann setzte es durch, dass die deutsche Ausarbeitung, nicht die lateinische Uebertragung in der Reichsversammlung zum Vortrag kam; auch gab er Luther unausgesetzt von Allem Nachricht, was sich in Religionsangelegenheiten zu Augsburg zutrug und holte dessen Rath ein, und Luther säumte nicht, ihn zur standhaften Ausdauer zu ermuthigen. Der Kurfürst bedurfte des erkräftigenden Zuspruches, denn der Kaiser übte Rache an ihm oder legte zum mindesten offenbaren Groll an den Tag durch Verweigerung der Belehnung mit der Kur und anderer Bestätigungen, ja, der Kurfürst wurde mit Kriegsüberzug und Entsetzung seiner Regentenwürde bedroht, aber das Alles vermochte Johanns Standhaftigkeit nicht zu erschüttern und wankend zu machen, obschon seine Gesundheit leidend und der lange schier fruchtlose Aufenthalt zu Augsburg, schon in den fünften Monat, ihm äusserst unlieb war. Fest erklärte er dem Kaiser: eher wolle er sich seinen grauen Kopf vor die Füsse legen lassen, als dass er von der evangelischen Lehre zurücktrete, — worauf Kaiser Karl erwiderte: „Nit Kop ab, nit Kop ab, lewer Först!“ — Mit freudigem Muthe bestätigte Kurfürst Johann die Apologie, und sprach die Ueberzeugung aus, dass sein Bekenntniss und die in demselben enthaltene Lehre so fest und unbeweglich in der heiligen Schrift enthalten sey, dass auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen könnten.

Am 22. September reiste der Kurfürst vom Reichstag ab, und nahm zuvor Abschied vom Kaiser. Beide waren bewegt; der Kaiser wusste, was er dem Kurfürsten dankte, der Kurfürst wusste, was er dem Kaiser schuldete; nur über sein Gewissen konnte sein Herr und Kaiser nicht gebieten. Der Kaiser reichte ihm die Hand und sprach mit schmerzlichem Tone: „Ohm, Ohm, das hätte ich mich zu Euer Liebden nicht versehen!“ Der Kurfürst erwiderte nichts; er hatte die Augen voll Thränen, und ging im ernsten Schweigen aus des Kaisers Gemach.

Im Februar des nächstfolgenden Jahres begründeten der Kurfürst und der Landgraf den Schmalkaldischen Bund, und traten als dessen Führer und Häupter auf. Gleichwohl sollte dieser nur ein Bollwerk gegen Angriffe seyn, nicht selbst angreifen. Da sich der Erzherzog Ferdinand stets als Gegner der Reformation gezeigt, so hatte der Kurfürst mit seinen Bundesgenossen gegen die Wahl desselben zum römischen König protestirt, obschon erfolglos. Das Jahr 1532 brachte einen leidlichen Frieden zwischen dem Parteienkampfe der Meinungen zu Stande, nachdem dieserhalb Verhandlungen zu Schweinfurt Statt gefunden hatten, denen der Erbprinz zu Sachsen, Herzog Johann Friedrich, in Person beiwohnte. In Nürnberg wurden die beiderseitigen Verträge aufgesetzt, unterzeichnet und vom Kaiser am 2. August bestätigt. Der Landgraf von Hessen war indess gar nicht mit diesen Unterhandlungen zufrieden, er sah zu klar, um nicht Treubruch und Hinterhalt voraus zu gewahren, und gerieth sogar deshalb brieflich mit dem Kurprinzen in Misshelligkeit. Er nannte diesen Nürnberger Frieden spöttlich und schimpflich.

In diese sich mehr und mehr trübende Zeit fiel unverhofft und unerwartet das trübste Ereigniss: der Kurfürst, die feste Säule des Protestantismus, wurde vom Tod ereilt. Er war in Coburg gewesen, wo ihm der geliebte Sohn, Herzog Johann Ernst, wohnte und residirte; reiste von da nach Schloss Schweinitz, um eine Jagd zu halten, ward aber dort von jähem Wehthum überfallen, verlor bald die Sprache und vollendete am 16. August im kaum angetretenen 65. Lebensjahre. Der Kurprinz war noch gar nicht von Nürnberg zurück, keines der Angehörigen aus der Familie war anwesend, ihm die gebrochenen Augen zuzudrücken. Eilend aber waren von dem nahen Wittenberg Luther, Melanchthon und der Leibarzt Dr. Schurf nach Schweinitz beschieden worden. Als sie eintraten, erhob der Todkranke noch einmal die Arme gegen sie — und starb.

Die fürstliche Leiche wurde schon am 18. August in der Schlosskirche zu Wittenberg beigesetzt. Luther hielt dem Geschiedenen trauervoll zwei Begräbnisspredigten, fern von panegyrischem Aufwand der Redekunst, und hob seine wahren Verdienste, seinen standhaften Glaubenseifer und seine Tugenden in das rechte Licht ungeschminkter Wahrheit.

Gleich dem vorangegangenen Bruder hatte auch Kurfürst Johann Freude an sinnvollen und bedeutsamen Densprüchen, und bevorzugte insonderheit einen so sehr, dass er dessen Anfangsbuchstaben auf den Kleidern seiner Hofdienerschaft anbringen liess. Es war der Spruch: **V**erbum **D**omini **M**anet **I**n **Æ**ternum.

Ludwig Bechstein

Johann Friedrich der Groſsmüthige.

Mit Facſimile.

JOHANN FRIEDRICH DER GROSSMÜTHIGE.

Ein Fürst, durch warme Anhänglichkeit an die Sache der Reformation, durch Rechtlichkeit und persönliche Tapferkeit hohen Lobes würdig, aber leider ohne jene weise Festigkeit, jenen unbefangenen Blick, die seinen Vater Johann, wie seinen grossen Ohm Friedrich den Weisen auszeichneten. So ehrenwerth Johann Friedrich in vielen seiner Handlungen als Mensch und Fürst erscheint: so zu tadeln ist hin und wieder sein Schwanken, oft gerade in Augenblicken, wo es galt festzustehen. Dies verleitete ihn zu halben Schritten und Massregeln, und was sein Land und er selbst litt, hatte zumeist darin seinen Grund.

Johann Friedrich der Aeltere, auch der Grossmüthige genannt, von seinem standhaften Benehmen, als man ihm das Todesurtheil ankündigte, war der älteste Sohn des Kurfürsten Johann des Beständigen, zu Torgau am 30. Januar 1503 geboren. Er brachte ein Muttermaal in Gestalt eines Kreuzes mit auf die Welt, das man für ein böses Zeichen ansah. Wenige Tage nach seiner Geburt starb seine Mutter. Der berühmte Spalatin war der Lehrer seiner Jugend; im Uebrigen bildeten und vollendeten seinen Charakter der Einfluss seines Oheims und seines Vaters, wie die gewaltig bewegte Zeit selbst. Mit Entschiedenheit erfasste Johann Friedrich die Lehren des Evangeliums. Als sein Vater die Kur erlangt hatte, zog dieser den Sohn bei allen bedeutenden Handlungen zu Rathe und betraute ihn öfters mit wichtigen Sendungen; doch tadelte er, dass derselbe dem Adel an seinem Hof einen zu grossen Einfluss gestatte. Auch Luther fürchtete nach Johann Friedrichs Regierungsantritt Uebeles davon, „dass er seinen eignen Sinn habe und wenig auf die Schreibfedern am Hofe gegeben werde.“ Er fand in ihm einen sündhaften „weitgehenden“ Hochmuth, den, wie er glaubte, Gott strafen müsse. Johann Friedrich war aber selbst wirklich ohne Falsch und von Ränken frei, zufrieden mit dem Besitz seines väterlichen Erbes, darin ihm die Bergwerke von Freiberg und die Wittenberger Universität für die kostbarsten Kleinodien galten. Er dachte wenig an Erwerben, machte sich aber um so grössere Sorge um's Erhalten. Da gab es allerlei Händel mit Nachbarn zu schlichten, die oft verwickelt waren, am verwickeltsten, wenn, wie in denen mit Georg von Sachsen, das religiöse Interesse mit hineinspielte. Dann umdunkelte sich Johann Friedrichs Gesichtskreis, Geringfügiges ward ihm bedeutsam, und Misstrauen, Erbitterung oder Eigensinn bestimmten seine Handlungen.

Sein Regierungsantritt erfolgte im Jahr 1532; fünf Jahre zuvor hatte er sich mit der kleveschen Sibylla vermählt, einer evangelischen Prinzessin, die in ihrem prüfungsvollen Leben als das Muster einer deutschen Frau, Mutter und Fürstin sich bewährt hat. Auch Johann Friedrich, wie einst seinem Vater, verweigerte der Kaiser, dem ernestinischen Hause seit längerer Zeit nicht hold, die Belehnung mit seinen Landen, doch versöhnten sich Beide, und als der Kurfürst nach 3 Jahren mit reichem Gefolge in Wien anwesend war, um die kaiserliche Belehnung zu empfangen, bezeigte sich Ferdinand, der römische König, so von ihm eingenommen, dass er erklärte: „Wahrlich, hätte ich Johann Friedrich früher also gekannt, es sollten die Sachen wohl anders stehen.“ Letzterer benutzte die Gelegenheit, die Sache seiner Glaubensgenossen zur Sprache zu bringen, und setzte so viel durch, dass der Erneuerung und Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes kein Hinderniss im Wege stand, zu dessen Spitze er selbst neben dem Landgrafen Philipp von Hessen als Oberhaupt trat. In seinen eigenen Landen war Johann Friedrich in seinem frommen Sinn sehr thätig für das Wohl seiner Unterthanen und die feste Begründung der kirchlichen Verhältnisse. Er ordnete Visitationen an, führte eine allgemeine Kirchenordnung ein, vermehrte das Einkommen der Wittenberger Universität, bereicherte die Kirchen, stiftete Schulen, unter diesen auch das Gymnasium zu Gotha, und löste sächsische Besitzungen ein, die früher an die Erzbischöfe von Magdeburg waren versetzt worden. In seiner Häuslichkeit fühlte er sich glücklich, insbesondere erfreuten ihn seine beiden Söhne, die einst bei einer Schulfeierlichkeit im Jahr 1542 schöne lateinische Reden hielten, der ältere über die Pflichten eines frommen Fürsten, der jüngere (erst 12 Jahr alt) über den Ritter St. Georg.

Diese friedliche Wirksamkeit des Kurfürsten sollte bald durch folgenschwere Ereignisse unterbrochen werden. Immer grösser wurde die Spannung zwischen Katholiken und Protestanten, und auch die Stellung des Kaisers zu den letzteren, über dessen bisheriger, anscheinend freundlicher Politik man sorglos geworden war, zeigte sich jetzt von Tag zu Tag feindseliger. Das Gebahren des schmalkaldischen Bundes, namentlich der Kriegszug gegen den heftigsten Feind der Reformation, Herzog Heinrich von Braunschweig, den Johann Friedrich und Landgraf Philipp 1512 schlugen und gefangen nahmen, und in dessen Lande sie die evangelische Kirchenordnung einführten, reizte die Katholiken, reizte den Kaiser noch mehr. Jetzt, als dieser den Bund aufforderte, das Koncil zu Trident zu beschicken, wo die Sache der Protestanten endgültig entschieden werden sollte, und jener sich hartnäckig weigerte, brach der Zorn Ferdinands in Flammen aus, und ein ernster Zusammenstoss der feindlichen Parteien war nicht mehr zu vermeiden. Die Häupter des Bundes wurden in die Acht erklärt, und es entbrannte der unselige Krieg, den die Geschichte mit dem Namen des Schmalkaldischen bezeichnet, und der ein bedauerliches Gewebe von Fehlern und Schwächen von Seiten der Bündler ist. Zwar rüsteten die Fürsten schnell, allein es fehlte ihnen an Einigkeit und Energie; die Führer selbst stimmten in ihrer Individualität zu wenig überein. Johann Friedrich besass persönlichen Muth und hegte Zuversicht zur guten Sache, allein alle andern Eigenschaften eines Kriegsführers gingen ihm ab, und zudem war er durch seine Korpulenz so unbeholfen, dass er oft nur mit Hülfe einer Leiter zu Pferde steigen konnte. Dennoch widerstrebte er hartnäckig dem Rath des verständigeren und energischeren Landgrafen, er möge die diplomatischen Geschäfte übernehmen, ihm aber das Regiment im Felde allein überlassen. Mehrere evangelische Fürsten schlossen sich dem Bunde gar nicht an, so der talentvolle hochstrebende junge Herzog Moritz von Sachsen (albertinischer Linie), des Kurfürsten Vetter, der ehedem am Hofe desselben gelebt hatte, aber ihm entfremdet war und jetzt, von ehrgeizigen Wünschen getrieben, sich auf die Seite des Kaisers neigte, da es ihn insgeheim nach dem Besitz des Kurfürstenthums gelüstete. Während nun die Heere des Bundes nach Süddeutschland vordrangen, übertrug der Kaiser dem Herzog Moritz die Ausführung der Reichsacht gegen den Kurfürsten, und jener, durch böhmische Hülfsvölker verstärkt, fiel sofort in das Land seines Vetters ein und eroberte es. Als Johann Friedrich diese Schreckensbotschaft vernahm, war er nicht mehr zu halten, sondern brach rasch mit seinem Heere auf, um das Kurfürstenthum zu retten. Der Rest der Bundestruppen, zu schwach, dem Kaiser Widerstand leisten zu können, bat demüthigst um Gnade; er ging auseinander, und wie im Triumph zog der Kaiser durch Oberdeutschland.

Inzwischen befreite Johann Friedrich sein Land, eroberte selbst Moritzens Gebiet, mit Ausnahme von Dresden und Leipzig, und brachte ihn hart in's Gedränge. Da schloss leider der siegreiche Kurfürst einen monatlichen Waffenstillstand mit Moritz, der diesem Gelegenheit gab, sich mit Kaiser Karl bei Eger zu verbinden. In Eilmärschen zog letzterer nun gegen den Kurfürsten heran. Schon am 22. April 1547 stand er an der Elbe, nicht weit von Meissen, wo sich eben der Kurfürst befand. Dieser glaubte den Feind noch weit entfernt, und ward sehr überrascht. Eiligst zog er sich mit seinem kleinen Heerhaufen auf das rechte Elbufer und liess die Brücke hinter sich abbrechen. Nun trennte ihn der breite Strom von seinem mächtigen Gegner und ruhig zog er hinunter bis Mühlberg. Allein das Geschick wollte seinen Fall. Ein Müller, Namens Strauch, dem die Sachsen ein Pferd genommen hatten, verrieth aus Rache den Kaiserlichen eine Furth, durch die sie den Fluss passiren konnten. Dies ward darauf am Morgen des 24. April ausgeführt, während ein dichter Nebel die Gegend bedeckte. Es war ein Sonntag, und Johann Friedrich wohnte eben dem Gottesdienste bei, als man ihm die Ankunft der Kaiserlichen verkündete. Anfangs wollte er nicht glauben, was man ihm berichtete, und setzte sich noch gelassen zur Tafel; als er aber nicht länger zweifeln konnte, ordnete er seinen Rückzug nach Wittenberg an. Schon war es zu spät. Sein Heer wurde auf der Lochauer Haide eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Mit wildem Kriegsgeschrei warf sich die spanische Reiterei auf die sächsische und schlug sie; bald waren auch die Reihen des Fussvolkes durchbrochen, und das ganze Sachsenheer löste sich in wilde Flucht auf. Der Kurfürst suchte zu entkommen, wurde aber von einem Schwarm leichter Reiter eingeholt. Er kämpfte wie ein Löwe, erhielt einen Hieb in die linke Backe und einen Stich in den Hals. Endlich ergab er sich dem Ritter Thilo von Trotha. Ein Ungar nahm seinen Dolch mit Silbergriff, ein Spanier sein Pferd. Er schien sehr erschüttert, doch als es am Himmel zu donnern anfing, rief er plötzlich heiter: „Ach ja, du alter starker Gott, du lässest dich hören, dass du noch lebst, du wirst's wohl machen.“ Stromweis rann das Blut über sein Panzerhemd; so ward er über das Schlachtfeld in des Kaisers Hauptquartier geführt. „Nun bin ich hie, nun erbarme dich mein, du getreuer Gott“ — seufzte der unglückliche Fürst, Augen und Hände gen Himmel gerichtet. Als er den Kaiser sah, stieg er vom Pferde, zog den Blechhandschuh aus und wollte ihm die Hand reichen. Der stolze Sieger aber wies sie zurück. Johann Friedrich entblösste darauf das Haupt und sprach in demüthiger Stellung: „Grossmächtigster allergnädigster Kaiser! Ich bin Ew. Majestät Gefangener.“ Er wollte weiter reden; aber der Kaiser unterbrach ihn mit den Worten: „Bin ich nun euer Kaiser?“ — damit auf ein Schreiben deutend, das die Fürsten des Bundes unschicklicher Weise mit der Aufschrift: „An

Karl V., der sich nennet römischer Kaiser" ihm zugesandt hatten. „Ich bitte um ein fürstliches Gefängniss", fuhr Johann Friedrich unerschrocken fort, und Karl entgegnete: „Ihr sollt eins bekommen, wie ihr es verdient. Durch eure Schuld habt ihr's so weit gebracht." Achselzuckend setzte der Gefangene den Helm auf und erwiderte: „Ich bin in Ew. Majestät Gewalt, thut mit mir, wie euch beliebt." Man führte ihn darauf mit seinen Mitgefangenen, dem Herzog Ernst von Braunschweig und mehreren Grafen und Rittern, über die Elbe gen Aussig, und übergab sie einem spanischen Obersten. Auch schickte man ihm einen Wundarzt dahin und liess seine Bedienung aus Wittenberg kommen. In der Frühe des 27. brach dann der Kaiser mit dem gefangenen Kurfürsten zur Belagerung von Wittenberg auf.

Wittenberg war nach damaliger Art eine der bedeutendsten Festungen des Reichs. Was Friedrich der Weise und Johann der Beständige angefangen, das hatte Johann Friedrich vollendet. Die Besatzung von 3000 Mann hatte sich durch die Flüchtlinge von der Mühlberger Schlacht sehr vermehrt, dazu kam ein Haufe Studenten, die für das Vaterland und den Glauben fechten wollten. Lebensmittel waren auf einige Jahre vorhanden. Der Kaiser verlangte bei seiner Ankunft, dass gleich die Thore geöffnet werden sollten, sonst, drohete er, würde er ihnen den Kopf des Kurfürsten hineinschicken. Die Kurfürstin selbst verweilte mit ihren Kindern in Wittenberg. Aber die muthige Frau vertraute Gott, und auch der Befehlshaber der Festung liess sich nicht schrecken, sondern erwiderte: „Wie man dem Kurfürsten begegne, also werde man auch dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg thun." Dieser war nämlich ein Bundesgenosse von Moritz und sass als des Kurfürsten Gefangener in Wittenberg. Da drangen die Katholiken in den Kaiser, Ernst aus seiner Drohung zu machen. Wirklich ward ein Kriegsgericht angeordnet, und Johann Friedrich von diesem zum Tode verurtheilt. Als diese Botschaft dem Kurfürsten durch einen Herold überbracht wurde, sass er gerade mit Ernst von Braunschweig am Schachbrete. Das Urtheil lautete: „So haben wir demnach erkannt, erklärt und gesprochen, und erkennen, erklären und sprechen aus Römisch-Kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, hiermit wissentlich, dass bemeldter Hans Friedrich, ihm zur Bestrafung und Andern zu einem Beispiel, durch das Schwert vom Leben zum natürlichen Gericht vorgebracht werden soll, — — und befehlen unsern Beauftragten und Befehlshabern, dass sie dies unser Urtheil wirklich vollziehen, dergestalt, dass sie ihn auf die dazu im Felde aufgerichtete Wahlstatt führen und daselbst unser Urtel und Erkenntniss wirklich vollziehen." Johann Friedrich hörte den Herold ruhig an; nachdem derselbe gesprochen, sagte er gelassen: „Ich vermeine, kaiserliche Majestät werde sich dabei nicht übereilen und etwas gnädiger mit mir verfahren. Im Fall es aber nicht anders seyn kann, so bitte ich, man wolle mir den Todestag vorher ankündigen, damit ich mit meiner Frau und mit meinem Sohne noch, was Noth thut, bereden kann. Und nun, Herr Herzog, wollen wir fortfahren" — und damit spielte er im Schach weiter.

Viele von den um Karl versammelten Fürsten baten für den unglücklichen Johann Friedrich, namentlich der Kurfürst Joachim von Brandenburg, auch Herzog Moritz von Sachsen, keiner aber rührender als der berühmte Maler Lucas Kranach, damals ein alter ehrwürdiger Mann und Bürgermeister in Wittenberg, der, als Kaiser Karl in einer Audienz ihn aufforderte, sich eine Gnade von ihm zu erbitten, mit nassen Augen dem Kaiser zu Füssen fiel, und für seinen „lieben gnädigen Kurfürsten" bat, worauf der Kaiser antwortete: „Du sollst es erfahren, dass ich deinem gefangenen Herrn Gnade erweisen will." Und der wackere Künstler ging reich beschenkt von dannen, aber nicht zurück in die Stadt, sondern zu seinem Kurfürsten mit dem er fortan während fünfjähriger Gefangenschaft Freud und Leid theilte. Der Kaiser verwandelte nämlich das Todesurtheil in die sogenannte „Wittenberger Kapitulation“, die Johann Friedrich das Leben rettete, aber nur unter sehr harten Bedingungen. Er musste für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und auf sein Land Verzicht leisten, musste die Uebergabe der Festungen Gotha und Wittenberg befehlen und sich so lange zur Gefangenschaft verpflichten, als es dem Kaiser beliebe. Für seinen und seiner Söhne Unterhalt behielt er bloss einige thüringische Aemter, als Eisenach, Gotha, Weimar, Jena etc., aus denen später die kleinen Herzogthümer sich bildeten. Sein Land und seine Würde erhielt Moritz, der somit seinen Zweck erreicht hatte; durch ihn ist die jüngere (albertinische) Linie in den Besitz des spätern Königreichs Sachsen gekommen.

Mit Ergebung unterwarf sich der unglückliche Kurfürst seinem Schicksal. Nur bei der Zumuthung des Kaisers, sich in Glaubenssachen dem Papst und dem tridentiner Koncil zu fügen, weigerte er sich standhaft. Den 19. Mai unterschrieb er die Uebergabe und am 23. ward Wittenberg von Karls deutschen Soldaten besetzt. Luther erlebte diese Schreckenstage nicht mehr. Vierzehn Monate ruhte der grosse Reformator bereits im Grabe, als Karl siegend in Wittenberg einzog. Im Uebrigen benahm sich dieser milder und edelmüthiger, als man erwartet hatte. Anfangs Juni zog darauf der Kaiser, nachdem er die Bewohner Sachsens an ihren neuen Kurfürsten überwiesen, mit dem gefangenen Johann Friedrich ab. So verlor der edle Vertheidiger der evangelischen Kirche, freilich nicht ohne eigne Schuld, sein Kurfürstenthum, und ein Vetter, auch ein evangelischer Fürst, bekam es darum, weil er sich dem Unterdrücker der evangelischen Kirche verbündet hatte. Dem Kaiser war dieser Triumph so werth, dass er im folgenden Jahr, am 24. Februar, in der Stadt Augsburg auf einem glänzenden Reichstag den jungen Kurfürsten Moritz feierlichst mit der sächsischen Kurwürde belieh, auch nicht ahnend, dass der von ihm so Erhobene vier Jahre später ihn tief demüthigen würde. Johann Friedrich wurde zur Zierde des Festes, von 400 spanischen Soldaten umgeben, mit nach Augsburg gebracht. Da konnte er mit Recht den Titel führen, den er sich einst in christlicher Demuth wünschte, als seine Hofleute ihn aufforderten, sich, nach dem Beispiel anderer Fürsten, höhere Titel beizulegen: „Jesu Christi Martyrer, der Armen und Bedrängten Herzog, Fürst der Bekenner des Glaubens, Graf der Wahrheit, Friedrich des heiligen Kreuzes, Beispiel der Geduld und Standhaftigkeit und Erbe des ewigen Lebens.“

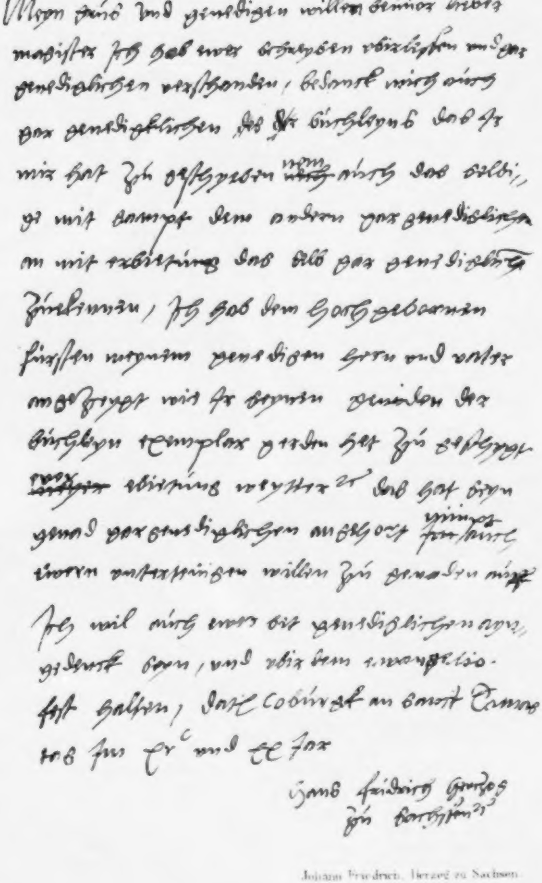
Johann Friedrich ertrug das Unglück besser als das Glück. Nie murrte er über sein hartes Loos, sprach nicht böse von seinen Feinden. Er überwand die Kränkung, als ein Granvella nach Erscheinen des Interims ihn durch härtere Behandlung gefügiger machen wollte, als man ihn von seinem Hofprediger trennte, seine Diener zur Haltung der Fasttage zwang, ihm alle seine Bücher, sogar seine Handbibel nahm; er wusste nichts von Rache, von allen kleinlichen Leidenschaften der Welt hatte ihn das Unglück gereinigt. Er lebte während seiner Gefangenschaft abwechselnd an verschiedenen Orten, am meisten zu Inspruck. Oftmals bot sich ihm Gelegenheit zur Flucht, nie benutzte er sie. „Sind wir auch unterlegen im Kriege, so wollen wir durch Standhaftigkeit obsiegen“, hatte er Ernst von Braunschweig zugesprochen, und in der That, der Kaiser fühlte sich oft von dem hohen Duldermuth des Mannes besiegt. Der Gedanke, dass er in der Gefangenschaft sterben und man dann aussprengen möchte, er wäre katholisch geworden, veranlasste ihn, sein Glaubensbekenntniss aufzusetzen, in dem er sagt: „obgleich ein armer gefangener Christ in babylonischer Gefangenschaft, bin ich doch treu dem augsburgischen Bekenntniss.“ Seiner Frau und seinen Kindern schrieb er viele tröstliche Briefe.

Viele Stunden verkürzte ihm der Maler Lucas Kranach, „der seinen Reden so eine Art geben konnte, dass Alles ganz natürlich und ungezwungen, und nicht nach dem Pinsel und Farbenstein klang.“ In dieser Zeit, im Jahr 1548, stiftete der Kurfürst auch die Universität Jena, obschon dieselbe erst 10 Jahre später ihre Einweihung erhielt.

Endlich, nach 5 Jahren und 4 Monaten, schlug Johann Friedrich, wie dem gleich ihm gefangenen Landgrafen Philipp, die Stunde der Befreiung. Es war um die Zeit, als Kaiser Karl von Inspruck fliehen musste — vor eben dem Moritz, der ihm wenige Jahre zuvor so dienstwillig sich bezeigt, — dass er dem Kurfürsten die Freiheit schenkte, vorläufig jedoch mit der Bedingung, ihm zu folgen; erst nach Abschluss des Passauer Vertrags gab er ihn ganz los. Jetzt kehrte Johann Friedrich in die ihm gebliebenen Lande zurück. Ueberall empfing man ihn wie einen Martyrer, mit dem Liede: Herr Gott, dich loben wir! Seine Gattin, die während seiner ganzen Gefangenschaft Trauerkleider getragen, ging ihm mit ihren 3 Söhnen bis Coburg entgegen, und legte dort erst, nachdem sie ihren Gemahl begrüsst hatte, Freudenkleider an. Frei die Luft der Heimath zu athmen, durchstreifte er nun die Wälder, ruhte an der Quelle und hielt da offene Tafel; vor Allem erfreute ihn in Jena die Anwesenheit des „Bruder Studium“, wie Kranach, sein treuer Begleiter, sich ausdrückte.

Schon zwei Jahre nach dieser Rückkehr, am 3. März 1554, starb Johann Friedrich der Grossmüthige im 50. Jahre zu Weimar und ward allda in der Stadtkirche, neben seiner Gattin, beigesetzt, die ihm nur 10 Tage im Tode vorangegangen war. Er war der letzte Ernestiner, der die Kurwürde getragen; nach seiner Gefangenschaft legte er sich den Titel eines „gebornen Kurfürsten“ bei, die Hoffnung auf Restitution seines Geschlechts blieb aber unerfüllt.

Johann Friedrich war ein guter Gatte und Vater, ein milder Fürst für sein Volk, höflich, züchtig, treu und dienstfertig. Seine Anhänglichkeit an die Sache der Reformation stand durch alle Stürme unerschütterlich fest. Mit seiner Gemahlin hatte er vier Söhne gezeugt, von welchen nur drei ihn überlebten, und von deren beiden ältesten, Johann Friedrich dem Mittleren, und Johann Wilhelm, die jetzt noch blühenden ernestinisch-sächsischen Häuser abstammen.



Mein gunst und genedigen willen zeuvor lieber
magister ich hab ewer schreiben zcirlichen und gar
genedigklichen verstanden, bedanck mich auch
gar genedigklichen des ir buchleyns das ir
mir hat zu geschryben ~~mich~~ mein auch das selbi=
ge mit sampt dem andern gar genedigklich=
en mit erbietung das selb gar genedigklich
zu annemen, Ich hab dem hochgebornen
fursten meynem genedigen hern und vater
angezeygt wie ir seynen genaden der
buchleyn exemplar etzlich hat zu geschygt
~~[illegible]~~ ewer erbitung weytter zu das hat seyn
genad gar genedigklichen angehort ~~fur kurl~~ ymmer
ewern untertenigen willen zu genaden [illegible]
Ich wil auch ewer bit genedigklichen ayn=
gedenck seyn, und wir dem ewangelio
fest halten, datum Coburgk an Sant Thomas
tag im xv^c und xx jar

Hans fridrich herzog
zu Sachsen etc.

Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen.

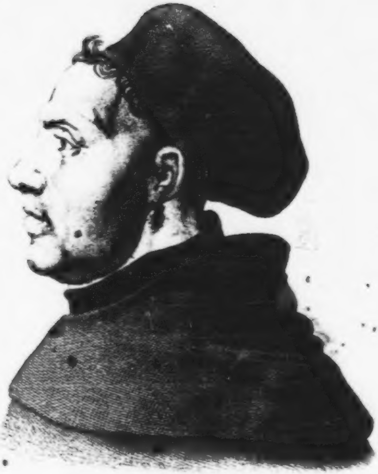
ZU JOHANN FRIEDRICH'S HANDSCHRIFT.

Meyn grus vnd genedigen willen beuor liebor magister Ich hab ewer schreyben vbirlessen vnd gar genediglichen vorsthanden, bedanck mich auch gar genedigklichen des buchleyns das Ir mir hat zu geschyeben nem auch das selbige mit sampt dem andern gar genediglichen an mit erbietung das selb gar genediglichen zuekennen, Ich hab dem hochgebornen fürsten meynem genedigen hern vnd vater angezeygt wie Ir seynen genaden der buchleyn exemplar gerden het zu geschygt ever ebietung weitter etc. das hat seyn gnad gar genediglichen angehort nimpt auch ewern vntertenigen willen zu genaden auff Ich wil auch ewer bit genediglichen ayngedenck seyn, vnd vbir dem ewangelio fest halten, datum Coburgk an sanct Tomastag Im XV^{c} vnd XX Jar.

Hans Fridrich Herczog
zu Sachssen etc.

Dr. Martin Luther.

Mit Portrait und Facſimile.



Dr. Martin Luther

[illegible]

Dr. MARTIN LUTHER.

Nicht gering ist die Aufgabe, innerhalb des beschränkten Umfanges weniger Blätter den Ab- und Umriss eines Lebens zu geben, das so bedeutend, so gross, so einflussreich auf seine Zeit war, wie Luthers Leben, und so nachhaltig wirksam für alle Folgezeit blieb. Der gewaltige Sohn seiner Zeit, bewegte Luther die Zeit; in ihr, durch sie, war er geworden, was er war; Alles, was ihn umgab, Abkunft, Aelternhaus, Schule, Jugendfreunde, religiöse Richtung — wirkte ein, um Luther zu Dem zu machen, was er wurde, zu einem kühnen Kämpfer gegen eingerissene kirchliche Missbräuche, zu einem grossen Lehrer, zu einem begeisterten Seher, zu einem gotterfüllten Propheten. Gründlich, tiefgelehrt musste Luther seyn, sonst hätten seine Widersacher gar ein leichtes Spiel mit ihm gehabt; hochbegabt musste er seyn mit dem Blicke der Forschung, mit der Kraft und Fülle der Rede, mit der Herrschaft über die Sprache — und fromm und gläubig, glaubenstreu und glaubenseifrig musste er seyn, denn wäre nicht jedes Wort, das er sprach, lehrte und schrieb, der innerlichsten Ueberzeugung entquollen, so wäre es verflogen wie Spreu, statt als ein edles Samenkorn Wurzel zu schlagen und noch auf spätkommende Zeiten zu wirken. Und neben diesem Allen musste Luther ein kernhafter Sohn des kernhaften deutschen Volkes seyn, ein Kenner des Volkes, ein Mann desselben, schlicht, einfach, selbstbewusst, ausdauernd, von zäher Kraft und Beharrlichkeit und von unerschütterlicher Redlichkeit und Treue.

In dem thüringischen, jetzt Herzoglich Sachsen-Meiningenschen Dorfe Möra, zwischen Eisenach und Salzungen, stand Luthers Aelternhaus. Der Vater war Land- und Bergmann, verliess aber seinen Heimathsort und zog mit seinem Weibe nach Eisleben in der Grafschaft Mansfeld, wo Margaretha Luther, geborene Lindemann, bald nach ihrer Ankunft, am 10. November 1483, eines Sohnes genas, der am darauf folgenden Tage die Taufe und den Namen des auf letzteren fallenden Kalenderheiligen Martin (Bischof von Tours) empfing. Sechs Monate später zog Hans Luther mit den Seinen von Eisleben nach Mansfeld. Aus dürftigen Verhältnissen, welche sie bewogen hatten, eine neue Heimath aufzusuchen, arbeiteten Luthers Aeltern sich unter Anstrengungen empor. Frühzeitig lernte Luther eines der heiligsten Gebote: die Aeltern zu ehren und zu lieben. Seine Kindheit ging in ruhiger Stille vorüber, doch empfing sie früh schon tiefe Eindrücke altthüringischer Nationaleigenthümlichkeit; die junge Seele wurde genährt mit der Milch vaterländischer Sage, die vor dreihundert Jahren noch ungleich lebendiger im Volke wurzelte, als in den Tagen der Gegenwart. Auch das Element der Weisheit auf der Gasse, Volkssprüche und Volksbräuche, wie vielfacher Aberglaube wurden ihm frühzeitig bekannt. Und sicher ward auch die später so schön und so einflussreich kundgegebene Vorliebe für Musik und Gesang ihm schon in Kindheittagen erweckt; dem Bergmannsknaben konnte die Zither nicht fern bleiben, wenn diese auch später mit der vornehmeren und ernsten Laute vertauscht wurde. Volks- und Spinnerinnenlieder wurden ihm schon damals lieb, und noch als Mann legte er Werth auf sie, und strebte, sie zu sammeln. Aus dem Sinn für Lied und Sage erblühte der Sinn für die Geschichte des lieben deutschen Vaterlandes, und aus diesem die heilige Vaterlandsliebe. Durch diese lernte er dann auch Liebe gewinnen gegen gute und gerechte Fürsten, und Hass und Eifer gegen ungerechte, gegen Bedrücker ihrer Unterthanen, gegen Willkür und Tyrannei, sey es im weltlichen, sey es im geistlichen Stande. Aber auch der religiöse Sinn wurzelte tief und fest in Luthers Seele schon in Kindheit- und Knabenjahren; ohne diesen Sinn, ohne das Vorwalten desselben zumal in seinen Jünglingsjahren wäre Luther nicht Geistlicher, und als solcher nicht Reformator geworden. Jede seiner hohen Geisteskräfte ward naturgemäss und organisch entwickelt.

Sinn für bürgerliches Leben, häusliche und bürgerliche Zucht und Ordnung prägte die einfache Erziehung dem Mansfelder Bürgerssohne ein, einen Sinn, der ihn nie verliess, und sich später mannichfach in Schriften und Reden kund gab. Luther achtete auch den Bauernstand, wusste und sprach es aus, dass seine eigenen Ahnen Bauern gewesen, aber in bäuerliche Verhältnisse lernte er weniger sich einzuleben. Gegen den Stand der Geistlichen bestand schon lange vor Luthers Auftreten gar manche Missstimmung im Volke, und es mag manches Wort ihm zu Ohren gekommen seyn, das in der jungen Seele haften blieb. Der Religion, der Kirche hing dabei doch das Volk treu und gläubig an, wenn es auch nicht an allen Geistlichen mit Liebe hing, ja viele ob ihres unkirchlichen Thuns verachtete.

Luthers Erziehung in seinen Kindheitjahren war nach Zeit- und Bürgersitte streng und rauh, harte Züchtigungen fehlten nicht, obschon er leicht und fleissig lernte. Entbehrungen mancher Art, ein beschwerlicher Weg zur Schule, die einfachste Lebensweise, die frische Bergluft stählten ihn, gaben auch seinem Körper Frische der Gesundheit, Elasticität und Ausdauer. Die gediegenen Grundsätze über Kinderzucht und Erziehung, die Luther später in Schriften aussprach, sind die Früchte selbsteigener oft schmerzlicher Erfahrungen. Auch die Schule war streng, übermässig hart, der Bakel die Hauptstütze ihres Ansehens. Die Lehrgegenstände erstreckten sich nicht weiter als auf Lesen, Schreiben, Rechnen, den Donat, den Cisio Janus und auf etwas Kirchengesang. Absicht aller „lateinischen" Schulen zu Luthers Zeit war meist nur die Vorbereitung der Schüler für den geistlichen Stand, nur Geistliche und junge Kleriker unterrichteten, letztere waren nicht selten landfahrende Schüler, rohe, sogenannte Bacchanten (Vaganten). Der Religionsunterricht schloss den des Kirchendienstes mit in sich, beschränkte sich aber in den kleineren Schulen nur auf das Erlernen der Gebote, des Credo und alles Dessen, was später Luther unter dem einen Worte Catechismus begriff: Zehn Gebote, Vaterunser, Glaube, Vorschriften zur Kinderbeichte u. s. w. Die Beichte war es, die vor Allem diesen Unterricht nothwendig machte. Luther lernte viel, aber die Schule machte ihn düster; sein Gemüthsleben wurde bald ernst, die Weltfreude trat selten an ihn heran; die Kirche nahm seinen Sinn gefangen, sie nährte seine Phantasie, sie verhiess seinem Herzensbedürfniss Befriedigung. Der kirchliche Kultus bot ja ohnehin reiche Nahrung für Gefühlsschwärmerei, die herrlichen Hymnen weckten und hoben den eigenen poetischen Drang, aus dem der Segen des deutschen Kirchenliedes für die evangelische Kirche hervorbrach, denn deutsche Kirchengesänge sang man vor Luther nicht, obschon zahlreiche geistliche Lieder in deutscher Sprache schon vor ihm vorhanden waren.

Luther besuchte die Schule zu Mansfeld bis in sein vierzehntes Jahr, und vertauschte sie dann mit der zu Magdeburg, welche die dortigen Franciskaner-Mönche hielten und pflegten. Die geistliche Stadt, Sitz eines Erzbischofs, musste ganz andere und mächtigere Eindrücke auf den Jüngling hervorrufen, wie Mansfeld vermocht hatte. Nach einer Seite hin erweiterte sich der Gesichtskreis, nach einer andern hin verengte er sich fast jetzt schon bis zum Umfang einer Klosterzelle. Mächtig zog es Luther zur Askese. Noch aber schlug ihm die Stunde des Noviziates als Mönch nicht; der Aufenthalt in Magdeburg war nicht auf die Dauer zu bestreiten, und Luther wandte sich nun nach Verlauf eines Jahres nach Eisenach, dessen lateinische Schule Ruf hatte, und wo Verwandte lebten, oder doch nahe (in Möra) wohnten, von denen sich einige leibliche Hülfe hoffen liess. Die Lehrer an der Schule zu Eisenach waren sehr human, besonders der Rektor, Trebonius, und Luther wurde unter ihm ein sehr guter Lateiner. Ausserdem hatte der arme Jüngling mit Noth zu kämpfen, nach wie vor, und musste oft Thränenbrod essen, kleine Bissen (Parteken) theilen, in der Currende singend mitlaufen, und betteln, was ihm schon die Magdeburger Franciskaner gründlich gelehrt hatten. Dieser Noth der Dürftigkeit und des ihr entstammenden Kummers wurde Luther durch die liebreiche Hülfe der Frau Cotta, einer frommen Bürgerin Eisenachs, entrissen; sie erbarmte sich seiner, nahm ihn in ihr Haus auf, unterstützte ihn, und später war ihm das Glück beschieden, an ihrem Sohne in Wittenberg, wo derselbe studirte, Vergeltung zu üben. Das gastliche Haus mit seinem wohlthuenden Familienkreise bot auch neue Anregung für die Kunst der Töne, und Flöte und Laute mussten noch oft beitragen, das trauernde oder heftig bewegte Gemüth zu beruhigen und den bösen Geist innerer Anfechtung fern zu bannen. Ueberhaupt wirkte das Leben in einem gesitteten ehrbaren Bürgerhause, wie Luther es zu Eisenach fand, auf das Vortheilhafteste auf ihn ein; er lernte edles Frauenthum würdigen in den Jahren, in welchen vorzugsweise das „ewig Weibliche uns hinanzieht", in denen Ideale sich bilden, und Hoffnungen wach werden. Wie die Naturumgebung Eisenachs, die stets gefeierte Wartburg, die Sagen und die Geschichte der Burg, der Stadt und ihrer romantischen Umgebung auf Luthers Gemüth Eindrücke machten, lässt sich mehr denken als darstellen. Stets hat Luther, der damals noch nicht ahnen konnte, in welche nahe Beziehung er einst wieder zu Eisenach treten sollte, dieser Stadt ein dankbares Andenken bewahrt, in der er vier Jahre seines Schülerlebens verlebte und dasselbe dort abschloss. Am 17. Juli des neubegonnenen Jahrhunderts, 1501, bezog Luther die Hochschule zu Erfurt. Dort, in der alten Metropole Thüringens, blühten die Wissenschaften und hauptsächlich scholastische mit hohem Ruhme; man studierte Philosophie, las die Klassiker, hielt dialektische Uebungen nicht minder in den Fechtschulen des Geistes, wie gymnastische in denen des Leibes; dichtete, arbeitete und vergass über der Arbeit nicht das Beten. Dabei war die volksthümliche Literatur im Erwachen, der Humanismus brach freiere Bahn für Denker, das Studentenleben stand auf seinem Hochgipfel. Nicht minder aber stand auch die Kirche hoch; Erfurt war die getreue Tochter des goldenen Mainz, das über das Kirchenthum in ganz Thüringen die Oberherrschaft ausübte. Die Hochschule Erfurts zählte tüchtige Lehrer, unter ihnen grosse Talente, unter der Zahl ihrer 2—3000 Studenten stets auch Fürstensöhne, Grafen und ritterliche Herren.

Luther vertiefte sich mit ernstem Fleisse in die Philosophie des Aristoteles. Dieser Dialektiker leitete auch ihn zur Scholastik, die er später mit grossem Eifer und Erfolg bekämpfte. Er erwarb die Gelehrtengrade des Baccalaureus, des Magisters.

In Erfurt war es, wo Luther die Bibel kennen lernte, deren Lesung zwar den Laien durch die kirchlichen Gesetze verboten war, zumal in deutscher Sprache, aber dieses Verbot wurde häufigst überschritten, seit die Buchdruckerkunst die Bibel zum Gemeingut des Volkes zu machen begonnen hatte. Es gab, bevor Luther seine Bibelübersetzung begann, ausser zahlreichen Handschriften bereits vierzehn gedruckte Ausgaben von Bibelübersetzungen in hochdeutscher, und 3—4 in niederdeutscher Sprache, nur dass sie nicht die ganze heilige Schrift umfassten, und dass sie theilweise sehr fehlerhaft waren; aber vorhanden waren sie doch, und dem höheren, gebildeten Publikum, geistlichen, wie weltlichen Gelehrten, zugänglich. Die Bibel wurde Luther unendlich lieb; wie sie der Grundstein des Christenthums ist, so wurde sie auch der Grundstein der Lehre Luthers. Er fand nun in der ihm zuerst zugänglich gewordenen lateinischen Bibel weit mehr, als gemeinhin bekannt war. Noch aber begann Luther kein Bibelstudium, er sollte ja, nach seines Vaters Wunsche, dem es nicht einfiel, aus dem Sohn einen Geistlichen zu machen, die Rechte studieren, und studierte sie, besonders das geistliche Recht. Ehe Luther beim Studium des weltlichen Rechtes anlangte, that er aus innerem Drange den grossen Schritt, der ihn für immer von der Welt scheiden sollte. Den innern Zwiespalt, der in Luthers Seele lag, hatte das Studium des Rechts, das so schwierig, so verwickelt, in unüberwindliche Glossen eingehüllt war, nur gemehrt, und die gefesselte, aber willensstarke Seele fasste den Entschluss, jenem innern Zwiespalt sich rasch zu entringen. Ein Wetterstrahl hatte bei einem Spaziergang einen Freund und Studiengenossen Luthers an dessen Seite todt niedergestreckt, und Luthers zagendes Gemüth sah in diesem Vorgang das Zeichen eines zürnenden Gottes. Und noch einmal sprach ihm diese Stimme. Auf einem andern Gange über Land, den Luther allein, in trüber Zeit und in trübster Seelenstimmung wandelte, schlug es wieder unfern von ihm ein, und ein angstvoller Ausruf trug sein Gelübde: „Ich will ein Mönch werden!“ zum Himmel. Die Ausführung des schnellen Entschlusses war nicht leicht. Der Vater war gegen den Mönchsstand; die Freunde riethen dringend ab, — vergebens! Am Alexiustage, den 17. Juli 1505, trat Luther als Novize in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt ein und begann sein Probejahr. Auch dies war voll Kummer und Seelenschmerz; der Vater zürnte über den gethanen Schritt lange unversöhnlich, der Klosterdienst war hart und quälerisch, auf Luthers erlangte höhere Geistesbildung wurde keine Rücksicht genommen, sein Bibellesen und Studieren wurde verhöhnt, zu den niedrigsten Diensten wurde er verwendet, und sein mönchischer Eifer, seine Kasteiung, seine Ueberstrenge gegen sich selbst ward als geistliche Anmassung gedeutet. Da war es kein Wunder, dass das Mönchsleben die innern Kämpfe und Bedrängnisse nicht minderte, ja eher mehrte — und dennoch blieb der starke Geist seinem Gelübde treu, und that nach vollendetem Noviziat Profess.

Mit eifrig fortgesetzten Studien füllte nun Luther, so viel ihm die Erfüllung der Ordensregel Musse übrig liess, die Zeit seines Mönchslebens aus; so fand ihn Johann von Staupitz, der Generalvikar des Augustinerordens, der Luthers grosse

Anlagen und Geistesgaben, wie seinen ernsten, kirchlichen Sinn erkannte und würdigte. Staupitz blieb nicht ohne wichtigen Einfluss auf Luthers Leben, doch sollte dieser erst später hervortreten. Für Luther nahte die Zeit seiner Weihe zum Priester der Kirche, zu einem Amte von unaussprechlicher Würde und Erhabenheit. Die Kirche lehrte und lehrt es noch heute: was der Priester kann, der das Mysterium des Opfers in der heiligen Messe vollzieht, das kann Maria nicht, vermögen nicht die heiligen Engel. Nicht ohne grosses Bangen ging Luther dem wichtigen Tage entgegen, nicht ohne erneute Seelenkämpfe, bald gehoben von freudiger, beseligender Hoffnung, bald von Schauern durchbebt. Der Vater, halb, noch nicht ganz versöhnt, kam zum Weihefeste, stattlich zu Ross mit noch zwanzig berittenen Begleitern. Nicht ohne die innerste heftigste Bewegung vollbrachte Luther das erste Messopfer und empfing dann durch den Weihbischof Johann von Laasphe die priesterlichen Weihen. Der Tag war der 2. Mai des Jahres 1507, Sonntag Cantate.

Der Mönchsjahre Luthers waren zum Glück nicht viele, aber er hielt sie treulich aus; er war der eifrigste Sohn der Kirche, unermüdlich im Messe lesen, Beichte hören, im mönchischen Eifer, im Studium der heiligen Schrift wie der Kirchenväter, übte sich wohl auch im Predigen, zumal auf den Terminirgängen in Dörfer. Er that sich aber nie genug, doch gewann er mehr und mehr Licht und Aufhellung seiner Zweifel dadurch, dass er allmählig lernte, das Christenthum nach der Lehre des Apostels Paulus aufzufassen, als ein hohes, lebendig-geistiges Gnadenwerk, nicht als starres Gesetz und todte Buchstabenlehre. Dahin hatte unverkennbar Staupitz geleitet, der in Luther einen seiner würdigsten Jünger erkannte, und darum berief Staupitz Luther an die neubegründete Hochschule zu Wittenberg, begründet vom Kurfürsten Friedrich, Herzog zu Sachsen, den die Geschichte den Weisen nennt. Dieser hatte die Wittenberger Schloss- und Stiftskirche neu gebaut, und für dieselbe eine Unzahl Reliquien erwirkt, an deren Verehrung und Opfer sich der reichlichste Ablass knüpfte. Der berühmteste aller päpstlichen Ablasshändler, Kardinal Raymund, Erzbischof von Gurck, hatte die Schlosskirche 1502 neu geweiht. In dieser Kirche wurden die Rektoren und die Doktoren der drei obersten Fakultäten ernannt, an ihrer durch Luther später welthistorisch gewordenen Hauptpforte wurden die Theses der Disputationen angeschlagen. Die Hochschule hatte vorwaltend kirchlichen, theologischen Anstrich, die übrigen Doktrinen lagen Anfangs noch sehr im Argen; man lehrte damals noch nicht Griechisch, Hebräisch, Geschichte, Mathematik, Natur- und Arzneiwissenschaft. St. Paulus und St. Augustin waren die Schutzheiligen der Universität; das mochte für Luther ein Omen seyn, der muthmasslich im Wintermond 1508 zu Wittenberg eintraf. Die Zeit kreisete damals schon mit einem mächtigen Umschwung; ein reformatorisches Element durchpulste die gebildeten, die gelehrten Lebenskreise, die Kämpfe der Humanisten unter Reuchlin gegen die Dominikaner entbrannten. Noch blieb Luther unbetheiligt; im Jahre 1510 folgte er gehorsam einer Mission nach Rom, nach Andern ging er bloss aus eigenem Antrieb nach der heiligen Stadt. Er reiste über Heidelberg, München, Rosenheim, den Herren-Chiemsee, Hohenaschau (eine dem Chiemsee nahe Burg) durch Tyrol in die Lombardei, über Mailand, Padua u. s. w. Luther sah die Herrlichkeit Roms, dessen Wunderwerke, sah den Papst auf einem Zelterhengst mit dem hochwürdigsten Gut stattlich einhertraben — fand sich aber bitter enttäuscht, denn was er wahrnahm vom Leben der römischen Geistlichkeit, das waren greuliche Dinge. Rom legte damals selbst den Grund zur deutschen Kirchenreformation. Papst Julius II. strebte weit mehr, Kaiser von Deutschland zu seyn, als Kaiser Maximilian römischer König war; aber das war es nicht allein, die sittliche Entartung der Klerisei in Rom und in ganz Italien war grenzenlos. Rom spielte mit seinem Reliquienkram, mit seinem Pallienverkauf, mit seinen Ablass-Jubeljahren u. dgl. nur freche Komödien. Luther sagte: „wenn es eine Hölle gibt, so ist Rom auf sie gebaut“, aber er sagte dies nicht aus sich selbst, es war eine römische Volksrede.

Das gab nun freilich in Luthers kirchlichen Ansichten einen Umschlag, das rüttelte an seinem kindlich-gläubigen Vertrauen; und er war es nicht allein, der diese Erfahrung machte; auch andere deutsche Gelehrte, und namentlich deren aus dem Erfurter Freundeskreise machten sie oder hatten sie schon gemacht, so der feurige Ulrich von Hutten, so Crotus Rubianus, so Conrad Celtes u. A.

In Deutschland erhoben indess die Humanisten laute Klagen gegen die Gebrechen der Kirche, gegen das Mönchsthum; die Kirche selbst strebte Besserung ihrer schadhaft gewordenen innern Zustände an, welche durch Koncilien beseitigt werden sollten, die aber wenig oder nichts fruchteten, weil nicht um die Aufrechthaltung der Kirche Christi, sondern um die des Papstthums verhandelt wurde, das sich völlig zur Basis, zum Träger der erstern gemacht hatte. Das war eine lange, durch Jahrhunderte sich ziehende Ueberzeugung, dass die deutsche Kirche durch die Päpste geknechtet sey, und diese Opposition hat noch bis heute kein Ende gefunden; denn noch immer ist die katholische Kirche Deutschlands abhängig von dem Schatten, der unter dem Schutze französischer Bayonnette im Vatikan auf morschem Stuhle thront.

Verbrennung drohte Jedem, der es wagte, zwischen Christus und dessen unwürdigem, leider oft nichtswürdigem Stellvertreter in Rom einen Unterschied zu machen; so wurde auch der Italiener Savonarola ein Martyrer.

Alles, was die Zeit in kirchlichen und politischen Bewegungen in ihrem Schoosse trug, konnte Luther nicht entgehen, der nun mitten im wissenschaftlichen Leben als akademischer Lehrer stand.

Im Jahre 1512 erlangte Luther die Würde eines Doktors der Theologie, nicht ohne Widerstreben, das seiner Bescheidenheit und Demuth entsprang. Die Kosten trug der Kurfürst, wie nicht mehr als billig war, denn Luther begann schon der Glanzstern der sächsichen Hochschule zu werden. Als Doktor der Theologie hielt er am Standpunkt einer allgemeinen apostolisch-christlichen Kirche fest, nicht einer römisch-päpstlichen; darin lag das Fundament seines späteren Strebens. Es fiel Luther nicht ein, die allgemeine (katholische) Kirche als solche anzutasten, nur der Papismus mit allen seinen Verirrungen, Verbrechen, Scheueln und Greueln war es, den er zu bekämpfen begann. Vor Allem, bevor Luther in seiner vollen Bedeutsamkeit auftrat, gab er sich eifrigen Sprachstudien hin, da ihm die Kenntniss des Griechischen und Hebräischen zur Zeit noch abging, und warf sich nebenbei eifrig auf Exegese, disputirte fleissig, und stützte sich dabei auf die Bibel, mit welcher er immer vertrauter wurde. Daher wurde die heilige Schrift auch zur Hauptgrundlage aller Predigten Luthers. In die Jahre 1515 und 1516 fällt das erste Erscheinen seiner Druckschriften, deren früheste zu den grössten Seltenheiten gehören. Sie machten bald Aufsehen in der ohnehin lebhaft erregten Zeit. Es wurde mehr und mehr in Deutschland Unzufriedenheit über den Druck laut, den die römische Kirche und die päpstliche Kurie sich über Länder und Völker anmassten. Papst Leo X. blieb nicht ohne Kunde über die gefährliche Stimmung, indessen blieb noch Vieles beim Alten, und namentlich war dies mit dem bis auf die Spitze der Unverschämtheit getriebenen Ablasshandel der Fall, wie ihn Tetzel in Sachsen betrieb. Zu dieser Zeit wurde Staupitz von seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, nach den Niederlanden entsendet, und Staupitz wählte aus der Zahl vieler tüchtiger und gelehrter Augustiner den hochbegabten, obschon noch jungen Dr. Luther zum Stellvertreter des Generalvikariats über den Augustinerorden. Beide reisten noch zusammen nach Grimma, wo sie erfuhren, wie Tetzel in dem unfernen Städtchen Wurzen auf eine der Kirche selbst Hohn sprechende Weise handelte, und sich bei allem Aergerniss, das er dem Volke gab, auf päpstliche Vollmachten berief und stützte. Luther schwur, mit Gottes Hülfe, der Pauke ein Loch zu machen — und er hielt, was er schwur.

Luther war nicht der Erste, der den Ablasskram zu bekämpfen wagte. Hutten that es vor ihm, und Luther erwog und überlegte lange und weislich die Wichtigkeit des grossen Schrittes, den er zu thun entschlossen war. Es war nicht die Frucht einer zornigen Aufwallung über die Gaukelei des einen Ablasshändlers, dass Luther diesen Schritt that, sondern die Frucht eines kühnen männlichen Gedankens, denn nicht Rom allein griff er an, wenn er versuchte, dem Ablasshandel zu steuern, sondern seinen eigenen, geliebten Landesherrn, dem das berühmte „Wittenberger Heilthum“, die Reliquienfülle der Schlosskirche mit ihrem Ablass bedeutende Summen eintrug. Aber dennoch folgte Luther der innern Stimme, der Stimme Gottes in ihm. Die Führung des Ordensvikariats überhäufte Luther mit Geschäften, mit Visitationsreisen, gab ihm aber auch grossen Ueberblick, sichern Takt und Halt in praktischer Geschäftsführung, und bildete durch häufige Wahrnehmung entschiedener Mängel das reformatorische Talent in ihm aus. Noch vor dem Anschlage der 95 Sätze an die Schlosskirche hatte Luther bereits in Predigten gegen den Ablass gesprochen, in andern die Verehrung der Heiligen, die Wall- und Kirchtagfahrten als Abgöttereien, und den Reliquienhandel geradezu als Betrügerei bezeichnet. Wie Tetzel vernahm, dass Luther gegen ihn gepredigt habe, beschuldigte er letzteren sogleich der ärgsten Ketzerei.

So entbrannte der Ablassstreit, und der Anschlag der Ablassthesen erfolgte. War das bisherige Leben Luthers häufig ein sorgenvolles und mühseliges gewesen, voll innerer Kämpfe, voll Arbeit, Fleiss und Anstrengung, so kam zu allem diesen nun der äussere Kampf, ein grossartiger, ein erhabener, ein Weltkampf! Der Protestantismus trat in's Leben durch den Impuls, den der 31. Oktober 1517 gab.

Von da ab beginnt Luthers Leben ein weltgeschichtliches zu werden, und lässt sich in grossen umfassenden Zügen andeuten. Es folgte That auf That, gleich den Schlägen einer mächtigen Domglocke, die durch ganz Deutschland und weit hinaus über Deutschlands Grenzen hallten. Luther in Augsburg vor Cajetan, dem Kardinal-Legaten, mit seiner entschiedenen Weigerung des Widerrufes, und seiner gottgetrosten Freudigkeit, dass der weite Himmel ihn schirmen werde, wenn irdischer Schutz ihm entzogen würde — Luther in Altenburg vor Miltitz, dem päpstlichen Nuntius — Luther vor dem Thore Wittenbergs, kühn die vom Papst gegen ihn geschleuderte Bannbulle verbrennend — immer derselbe, — auf den nun alle Blicke mehr und mehr sich wandten, theils beifällig, theils missfällig, er aber beständig gottgetreu und gottfreudig, fest auf die Lehre Christi und die heilige Schrift bauend, die Kirche und ihre Satzungen ehrend, vom übel unterrichteten Papst an einen besser zu unterrichtenden Berufung einlegend. Aber schonungslos deckte Luther die Missbräuche und Irrthümer der römischen Kirche auf, und malte nicht nur in Schriften, sondern sogar in einem Briefe an den Papst selbst den römischen Hof mit den schwärzesten Farben. Vergebens warb Rom bei dem Kurfürsten von Sachsen, Luthers Bücher verbrennen zu lassen, was sich in andern Landen die päpstlichen Legaten erlaubt hatten. Sie blieben unverbrannt, und Sachsen blieb unverkümmert der Ruhm, der Boden zu seyn, von dem aus der Baum der Kirchenverbesserung seine Zweige über weite Länder streckte.

Es kam der Reichstag zu Worms 1521, und unter dem Geleite des Kaisers kam auch Luther, den vergebens die Freunde abgerathen, und deren ihnen geantwortet: „Und wenn in Worms so viele Teufel wären, wie Ziegeln auf den Dächern, so will ich kommen.“ Sein unerschrockenes Auftreten dort, seine unerschütterliche Festigkeit war abermals ein grosser Sieg, eine welthistorische That.

Der Kurfürst, Luthers Schirmherr, vermied es weise, sich persönlich in den Glaubensstreit zu mischen, wachte aber vorsorglich über seinen Schützling, denn es liess sich voraussehen, dass der abermaligen Niederlage der Päpstler bald genug eine zweite Bannbulle gegen Luther, die ihn gleichsam vogelfrei erklärte, folgen werde. Daher die heimliche Aufhebung Luthers im Thüringer Walde bei Altenstein, ohnweit seiner Aelternheimath Möra, von wo er kam, auf des Kurfürsten Anordnung. Jahrhunderte lang bezeichnete eine Buche jene Stelle, die jetzt ein schönes Steindenkmal, das der regierende Herzog Bernhard zu Sachsen-Meiningen errichten lies, ziert.

Auf Wartburg lebte Luther sicher und unerkannt, trug ritterliches Gewand und führte den Namen des Schutzpatrones der Burg und seines lieben Eisenach. Dort begann Luther das Werk seiner vollständigen Bibelübersetzung, die alles bisher in solchem Mühen Geleistete unendlich weit übertraf und mit der höchsten Begeisterung von dem deutschen Volke empfangen wurde. Doch selbst auf Wartburg, seinem Patmos, blieb Luther nicht frei von innern Kämpfen; seine lebhafte, durch Arbeit oft höchst aufgeregte Phantasie bereitete ihm Anfechtungen, die er dem Teufel zuschrieb, an dessen Persönlichkeit er noch glaubte; — dann aber rief der Lärm anderer Teufel, der Lärm der Bilderstürmer und Schwarmgeister ihn aus seinem Asyle, und nach 10 auf Wartburg verlebten Monden eilte Luther, nicht achtend Acht und Bann, nach Wittenberg zurück, um dort Stürme zu beschwören, die Miss- und Unverstand erregt hatte und noch dazu geneigt war, ihn als deren Urheber auszuschreien.

Immer weitere Fortschritte machte die Reformation, trotz sehr bedeutender Gegner, wie Herzog Georg zu Sachsen, der Bärtige, auch der Reiche genannt, Herzog Heinrich von Braunschweig, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, König Heinrich VIII. von England und die ganze Heerschaar der Päpstler. Dagegen regte sich nun auch in andern Ländern der reformatorische Geist, in Norddeutschland, in der Schweiz, in Frankreich, in England u. s. w. immer kräftiger und stärker, angehaucht, ja entflammt von dem deutschen Geiste, dem Geiste, der bemüht war, das Christenthum gründlich zu läutern, die Kirche auf den Grund ächter Theologie zu verbessern, die Menschheit frei zu machen von den Fesseln todter Formen, wie von hierarchischen Satzungen, die in der heiligen Schrift nicht begründet waren. Welchen Antheil andere Männer an diesem grossen Werke neben Luther hatten, lehren deren eigene Lebensabrisse.

Luther blieb sich selbst treu in allen Kämpfen und vielfachen Anfechtungen, die er noch zu bestehen hatte, in aller Arbeit und Mühe, die seine Stellung jetzt ihm im Uebermasse schuf. Es war nichts Weltliches, was er erstrebte, nicht Macht, nicht Rang, nicht Reichthum; er wollte die alte Kirche nicht durch eine neue verdrängen, nur die gesammte Kirche läutern. Menschensatzungen sollten fallen, Gottes Satzungen bestehen. Eine solche Menschensatzung, der Schrift strikt entgegen, war das Cölibat der Geistlichkeit. Luther brach es, entsagte dem geistlichen Stande, verheirathete sich mit Katharina von Bora, einer gewesenen Nonne, mitten in sehr trüber Zeit. Der Bauernkrieg hatte kaum ausgetobt, ein Krieg, den schwerer Druck und die missverstandene Lehre von christlicher Freiheit entzündet, der Luther viel Sorgen machte — und Kurfürst Friedrich der Weise war gestorben. Später wurde Luther einige Male von schweren Krankheiten heimgesucht, trübe Händel aller Art folgten, der Reichstag zu Speier rief nur den Namen Protestanten in das Leben, nutzte aber dem Protestantismus wenig. Der zu Augsburg, während dessen Luther auf der Veste Coburg weilte, wurde bedeutend durch die Uebergabe des evangelischen Glaubensbekenntnisses an den Kaiser. Zugeständnisse wurden aber nicht gemacht. Gleichwohl hatte die Reformation ihren Fortgang, und ihre Lehre „konnten selbst die Pforten der Hölle nicht überwältigen.“

Dr. Martin Luther, der Reformation grosser Gründer, brachte sein Leben in Arbeit und Mühsal hin, aber doch stets gottgetrost und in glücklicher Häuslichkeit. Er war gross als Mensch, gross als Schriftgelehrter, gross als Dichter und hochbedeutend als Verbesserer der deutschen Muttersprache, was ihm schon sein Leichenredner, der redliche Freund Justus Jonas, nachrühmte. Luther vollendete sein unermüdlich thätiges, segensreiches und gottbegnadetes Leben am 18. Februar 1546 zu Eisleben, wohin er von Wittenberg aus gereist war, um eine strittige Angelegenheit zwischen den Grafen zu Mansfeld zu schlichten. Er starb sanft „und sahe nicht den Tod“ — und seinem Namen war auch auf Erden unsterbliches Fortleben beschieden.

Ludwig Bechstein.

Gnad vnd fride ynn Christo, Erbarn fursichtigen
lieben herrn, Es hat mich Johannes Swelz ewr
verwandter, so alhie bey vns zum Studio gehalten
wird durch E. E., gebeten mich diese schrifft an
E. E., weil denn Gott ewr loebliche Stad gnediglich
beraten hat mit seinem heiligen Euangelio, E. E.
zu ermanen, das sie trewlich dabey halten, vnd sich
fur den frembden geistern vleyssiglich hueten wolten.
Wie wol ich nu wol mich versehe, das Gott, so bey
euch solch sein werck angefangen, auch wol on mich
vnd on mein vermanen, E. E. drynnen behalten
vnd bewaren werd, so hab ich doch, genants Johans
~~der~~ Swelz bitten nicht mugen verachten, Dazu auch
mich nicht enthalten, meinen willen vnd dienst
E. E. furtragen, Denn es sey war, als ichs zu der
welt sehe, mein liebste freude ist, zu horen, wo eine
Stad das gottliche wort, rein vnd vleyssig bey sich
hat, derhalben auch mein hertzliche bitte ist zu
Gott dem vater aller gnaden, das er euch sampt
allen, so sein liebes wort haben, wolle durch sei-
nen geist stercken vnd bewaren, widder alle rot-
tengeister, vnd (wie man sie billich nennet) Teuffels
heiligen, so der teuffel itzt allenthalben auffweckt,
Auff das E. E. sampt ewern vnterthanen, zu
seinem wort, rein, lettig, fruchtbar vnd vnstrefflich
erfunden werdet auff seinen tag vnd zukunfft Amen
Bitte auch E. E. wolten mir helffen dazu thun, mit
vleyssigem gebet, vnd stettigem auffsehen, das wir
alle sampt endtlich zum glauben vnd selig zum
friede bleiben mugen. Dazu helff Christus vnser herr

und [illegible] seinen segen und gnade, Amen, Wolle
mir solchs [illegible] gnediglich zu gut halten
und E. F. [illegible] Johannes [illegible] Capellan
befohlen sein, als der sich fur ynn redlich stellet und
durch Gotts gnade ein thewrer man werden sol
zu trost und besserung vieler Leute, Amen, Gott
gnade sey mit E. F. G. zum seligen regiment Amen
Zu Wittemberg Sonnabents nach S. Pauli bekerung

1 5 2 9

Martinus Luther

Martinus Luther

ZU LUTHER'S HANDSCHRIFT.

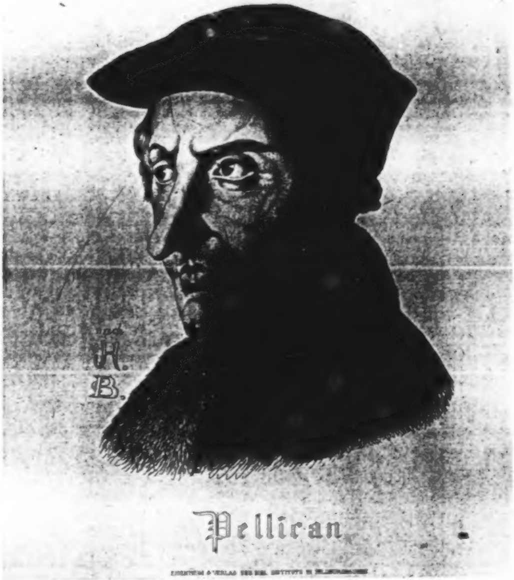
Gnad vnd fride ynn Christo Erbarn fursichtigen lieben Herren, Es hat mich Johannes Smaltz ewr Verwandter, so alhie bey vns ym Studio gehalten wird durch E E, gebeten vmb diese schrifft an E E, nach dem Gott ewr lobliche Stad gnediglich beraten hat mit seinem heiligen Euangelio, E E zuuermanen, das sie trewlich dabey hallten, vnd sich fur den yrrigen geistern vleyssiglich behuten wollten Wie wol ich nu wol mich versehe, das Gott, so bey mich solch sein werk angefangen, auch wol on mich vnd on mein vermanen, E E drynnen behalten vnd bewaren wird, so hab ich doch, genantes Johans Smaltz bitten nicht mugen verachten, Dazu auch mich nicht enthalten, meinen willen vnd dinst E E anzuzeigen, denn es fur war, als itzt ynn der wellt stehet, mein hoheste freude ist, zu horen, wie ewr stad das gottliche wort, rein vnd vleyssig bey sich hat, derhalben auch mein hertzliche bitten ist zu Gott dem Vater aller elenden, das er euch sampt allen, so sein liebes wort haben, wolle durch seinen geist stercken vnd bewaren, widder alle rottengeister, vnd wie man sie billich nennet, tollen heiligen, so der teuffel itzt allenthalben aussendet, Auff das E E sampt ewren vnterthanen, ynn seinem wort, rein, sittig, fruchtbar vnd vnstrefflich erfunden werdet auff seinen tag vnd zukunfft Amen, Bitte auch E E, wollen vns helffen, mit vleyssigem gebet, vnd sittigem auffsehen, das wir alle sampt eintrechtig ym glauben vnd stille ym fride bleiben mugen, Dazu gebe Christus vnser Herr vnd Heiland seinen segen vnd gnade, Amen, Wollet mir solch schrifft gunstiglich zu gut halten vnd E E gedachten Johann Smaltz lassen befolhen sein, als der sich fur war redlich stellet, vnd durch Gotts gnade ein theurer man werden sol zu trost vnd besserung vieler leute, Amen, Gotts gnade sey mit E E zum seligen regiment Amen, Zu Wittemberg Sonnabends nach S Pauli bekerung

1 5 2 9

Martinus Luther.

Conrad Pellican.

Mit Portrait.



Pellican

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

CONRAD PELLICAN.

Der Geburt nach einer der ältesten, dem Rufe nach einer der minder bekannten Schweizer Theologen, welche die Reformationsgeschichte mit Achtung nennt. Pellican, dessen ursprünglicher Familienname Kürschner war, wurde schon am 8. Januar 1478 zu Russach im Elsass geboren, und es war ihm eine lange, mannichfach bewegte Lebenslaufbahn beschieden. Er kam nach Heidelberg zum Rektor der neuen Bursa, Jodocus Gallus, seinem mütterlichen Oheim, der ihn zu sich berief. Als er seinen Familiennamen, lateinisch Pellio, in das Matrikelbuch eintragen wollte, sprach dieser Rektor: „Du sollst kein Kürschner und keines Kürschners Sohn seyn, Du sollst hinfort Pellican genannt werden.“ Dieser Wunderlichkeit des Oheims folgte schon im nächsten Jahre die zweite, dass er seinen Neffen in dessen Heimathort zurücksandte, wo derselbe nun seinen armen Aeltern zur Last lag, und um nur geistige Beschäftigung zu haben, in der Schule die Kinder unterrichten half. Da der Jüngling sich in dieser Lage sehr gedrückt fühlte, fasste er den Entschluss, ohne der Aeltern Bewilligung, in den Minoriten-Orden zu treten. Dies führte er 1493 aus und im darauffolgenden Jahre wurde er als Akoluth zu Basel ordinirt.

Zwei Jahre später begab sich Pellican nach Tübingen, studierte unter Paul Scriptoris, machte in der griechischen und hebräischen Sprache überraschende Fortschritte, arbeitete mit Reuchlin, der 1500 nach Tübingen kam, empfing 1501 in Pforzheim die Priesterweihe, und kehrte darauf in sein Kloster nach Russach zurück, wo er seine erste Messe las. Schon im folgenden Jahre empfing Pellican einen theologischen Lehrstuhl im Franciskaner-Konvent zu Basel, wurde dort 1504 Licentiat der Theologie, bekam auch vom Kardinal Raymund Gallus das Doktordiplom geschenkt, er bediente sich aber niemals weder des Licentiaten- noch des Doktortitels. Der Kardinal wollte den gelehrten und brauchbaren jungen Mann mit sich nach Italien nehmen, allein Pellican erkrankte in Mailand und kehrte bald darauf wieder nach Basel zurück, wo er seines Lehramts treulich wartete, auch einen Inbegriff der katholischen Lehre schrieb, aber über dieser Arbeit von Misstrauen erfüllt ward gegen alle jene Glaubenssätze von Ablass, Fegefeuer, Ohrenbeichte und Papstgewalt. Unter Pellicans Schülern war auch der durch seine mit Holzschnitten illustrirte Weltbeschreibung bekannte Sebastian Münster. Im Jahr 1511 wurde Pellican zum Kloster-Guardian in Pforzheim ordinirt; dann ernannte ihn Caspar Satzger, Provincial in Deutschland, zu seinem Secretär und nahm ihn mit nach Heidelberg. Im Jahr 1516 wurde Pellican im Auftrag der ganzen Provinz zum General-Kapitel in Rotmagen nach Frankreich gesendet, und von da zurückgekehrt, besorgte er eine Zeit lang Korrekturen in Froben's Officin zu Basel; bald darauf empfing er sogar eine Sendung nach Rom, wohin Papst Leo X. eine Generalversammlung ausgeschrieben hatte, und wurde nach seiner Rückkehr zum Guardian seines Klosters in Russach ernannt.

Bei einem fernern Ordens-Kapitel in Oppenheim, 1519, ernannte man Pellican zum Guardian des Konvents in Basel, und er kehrte wohl um so lieber nach dieser Stadt zurück, als er dort durch Froben in einen Kreis geistig hochbegabter Männer getreten war, welche von den alten Fesseln der Kirche Befreiung erstrebten. Jetzt las Pellican Luthers zündende Schriften, Erasmus' Lucubrationes u. A. und ward erfüllt von dem lebendigen Geist siegreicher Wahrheit, der aus ihnen athmete. Es konnte nicht fehlen, dass Pellican sich aussprach, dass er auch seinen Klosterbrüdern die Theilnahme an der neugewonnenen Ueberzeugung gönnte. Da kam im Jahr 1523 der Provincial Satzger, welcher Kunde von Pellicans Thun erlangt hatte, nach Basel, und klagte den Guardian, den Viceguardian und einen dritten Klostergeistlichen des Lutherthums und als Verbreiter der Schriften Luthers an, bestand auch auf deren Inhaftnahme und Wegschaffung. Der Senat willfahrte aber nicht, und Pellican wurde gleichzeitig mit Oecolampadius zum Professor der Theologie an der Hochschule ernannt.

Streitigkeiten veranlassten Pellican, im Jahr 1526 Basel mit Zürich zu vertauschen, wohin Zwingli mit Genehmigung des Rathes ihn berief. Erst jetzt legte er das klösterliche Gewand völlig ab, und verheirathete sich mit Anna Friese. Er wohnte 1528 der Disputation in Bern bei und gab die dort gefassten Beschlüsse in Druck, gab die Bücher des alten Testamentes heraus, übersetzte die Bibel aus der chaldäischen Handschrift in das Lateinische, und empfing 1541 das Züricher Bürgerrecht in Anerkennung seiner nützlichen Thätigkeit zum Geschenk, nachdem er im Jahr 1538 ein zweites Ehebündniss geschlossen hatte. Man übertrug ihm auch die Verwaltung der akademischen Bibliothek.

Mit dem berühmten Erasmus von Rotterdam gerieth Pellican in literarische Streithändel; als er diesen über eines seiner Werke schriftlich zurechtwies, hatte der Bischof von Strassburg eine solche Freude darüber, dass er Pellican einen Silberpokal zum Geschenk sandte, er lehnte aber diese Gabe ab.

Hochbetagt, im 78. Lebensjahre stehend, vollendete Pellican am 5. April 1556, nachdem er 55 Jahre lang Prediger gewesen war. Sein Nachfolger auf dem theologischen Lehrstuhl war Petrus Vermilius Martyr, den der Züricher Senat von Strassburg zu sich rief.

LUDWIG BECHSTEIN.

Carl von Miltitz.

* Mit Facſimile.

CARL von MILTITZ.

Ein Mann aus dem päpstlichen Heerlager, ein Gegner der Reformation, aber ein feiner Kopf und milder Charakter, der bei öfteren Gelegenheiten nicht ohne nachgiebig stimmenden Einfluss auf Luther war.

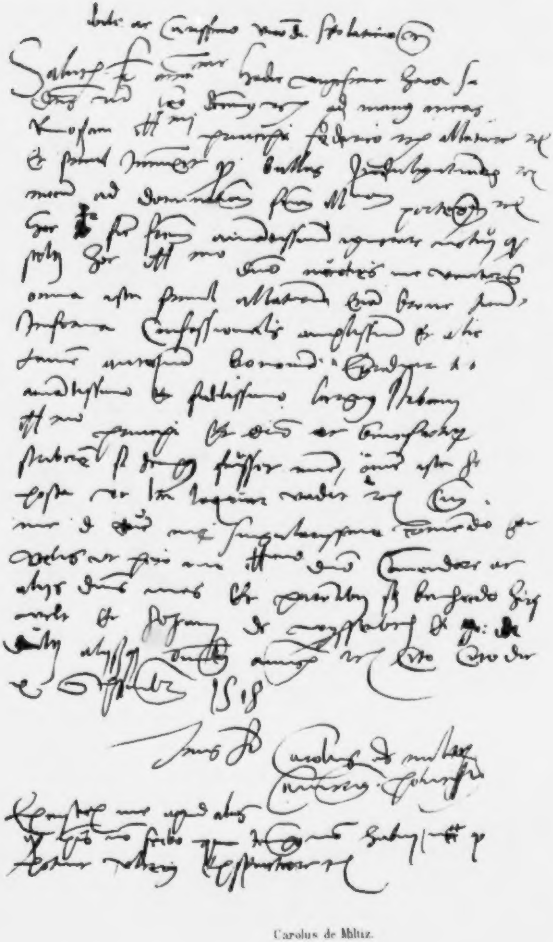
Carl von Miltitz war der Sprössling eines altadeligen Geschlechts von hohem Ansehen; er stammte aus Meissen. Gleich vielen Söhnen adeliger Familien widmete er sich dem geistlichen Stand, ward Domherr in Mainz, Trier und Köln, und ging später, als Agent des Kurfürsten Friedrich des Weisen, der Miltitzens diplomatische Fähigkeiten wohl erkannte, nach Rom an den päpstlichen Hof, wo man ihn bald mit der Würde eines Kammerherrn beehrte. Noch während er zu Rom verweilte, brachen in Deutschland die Religionsunruhen aus. Luther hatte seine Thesen wider den Ablasskram zu Wittenberg öffentlich angeschlagen und diese waren binnen wenigen Wochen über ganz Deutschland verbreitet. Die Pfaffen schimpften und tobten von den Kanzeln gegen den Ketzer und der Papst citirte ihn nach Rom, wo man ihn sicher bald dem Feuer übergeben haben würde, wie so manche Martyrer der Wahrheit vor ihm. Durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen wurde dieser Plan Roms zu Luthers Unterdrückung bekanntlich vereitelt, und der Kurfürst setzte es durch, dass sich Luther zu Augsburg vor dem päpstlichen Gesandten verantworten durfte. Letzterer war der Kardinal Thomas de Vio, nach seinem Geburtsorte Gaeta gewöhnlich Cajetanus genannt, ein gelehrter Kanonist und Scholastiker, und von hochfahrendem barschen Wesen. Vor diesem erschien Luther demüthigen Herzens, — ihn hatte das gewaltige Aufsehen, das sein Beginnen in Deutschland erregte, fast erschreckt, — aber voller Zuversicht und Gottvertrauen, durchdrungen von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache. „So gehe ich denn hin (hatte er an Melanchthon geschrieben), mich für euch und die liebe Jugend zu opfern, so es dem Herrn gefällt.“ Cajetan verlangte von Luther zuerst in milder Sprache Bekehrung und Widerruf seiner Irrthümer, als aber Luther seinerseits widerlegende Gründe aus der Bibel von ihm forderte und sich auf den Papst und ein Koncil berief, verwandelte sich die Sanftmuth des Römlings in barschen Schuldünkel und verletzenden Amtsstolz und er verlangte unter Drohungen unbedingte Unterwürfigkeit unter den Willen des Papstes. Da zerschlug sich die Unterhandlung, Luther entkam glücklich und auch Cajetans Forderung an den Kurfürsten, ihm den Ketzer auszuliefern, blieb ohne Erfolg. Luther selbst sagte später über die Unterredung mit Cajetan: „Mit einem einzigen Wörtlein hätte er leicht können

Frieden stiften, als ich damals versprochen, still zu schweigen und meiner Sache ein Ende zu machen, wenn den Widersachern eben das befohlen würde. Da aber nun die Sache am besten Ort war, ist es fürwahr durch seine ungestüme Tyrannei weit schlimmer worden."

Cajetans unkluges Verfahren gegen Luther missfiel selbst dem römischen Stuhle, dessen Lage sich jetzo nur noch misslicher gestaltete. Man sah ein, dass man viel vorsichtiger und schlauer zu Werke gehen müsse und fand dazu kein geschickteres Werkzeug als den deutschen Diplomaten Carl von Miltitz. Versehen mit der „goldenen Rose" für den Kurfürsten Friedrich — der symbolischen Ermahnung zur Reinheit und Festigkeit im katholischen Glauben — begab sich Miltitz als zweiter päpstlicher Nuntius nach Sachsen und bewies alsobald eine grosse Geschicklichkeit in der Wiederanbahnung eines guten Einvernehmens am kurfürstlichen Hofe. Ohne sich an den Kardinal zu wenden, knüpfte er mit dem geheimen Rath Friedrichs, Degenhard Pfeffinger, Verbindungen an, schalt gegen diesen auf die Missbräuche der Hierarchie und stellte sich als in die innersten Gedanken des Papstes eingeweiht, der alles dieses wie er missbillige. Auch Luther fasste Vertrauen zu Miltitz. Er hatte mit ihm zu Altenburg eine weitläufige Unterredung, und was ihm die Anmassung Cajetans umsonst abzutrotzen versucht hatte, gewann jetzt der geschmeidige Hofmann mit Leichtigkeit, nämlich das Versprechen Luthers, durch eine öffentliche Erklärung den Schaden, den er durch seine Heftigkeit in der Kirche angerichtet habe, wieder gut zu machen und in Zukunft die Sache ruhen zu lassen; auch seinen Gegnern solle dagegen Schweigen auferlegt werden. „Die Sache solle sich verbluten, wenn seine Feinde schwiegen", äusserte Luther, und Miltitz, um seinen guten Willen zu zeigen, citirte Tetzel, den anrüchigen Ablasskrämer, wirklich nach Leipzig vor seinen Richterstuhl.

Das sollte indessen das Ende von Luthers kühnem und grossartigem Beginnen nimmermehr seyn. Die Feinde, namentlich Tetzel, reizten auf's Neue Luthers Zorn; seine Ueberzeugungen reiften und wurden immer unerschütterlicher; sein Anhang im Bürgerstande wie unter dem vom Adel wuchs von Tag zu Tag, so dass Miltitz einst gestand, er würde auch mit 5000 gerüsteten Männern nicht wagen, Luther aus Deutschland gen Rom zu führen. Seinen versöhnenden Einfluss machte jener gleichwohl auch jetzt noch wiederholt auf Luther geltend. Namentlich als dieser sein Buch „an den christlichen Adel deutscher Nation" geschrieben hatte, in dem seine Freunde bereits das Signal zum entschiedenen Kampfe erblickten, wusste ihn Miltitz zur Abfassung einer neuen Schrift „von der christlichen Freiheit" zu bewegen, die gleichsam seine vorher ausgesprochene Meinungen entkräfteten und Koncessionen an die Päpstlichen enthielt. Indessen was halfen alle kleinlichen Massnahmen der römischen Finsterlinge gegenüber der siegenden Macht der neuen Ideen? Die gewaltig heranbrausende, durch innere Nothwendigkeit hervorgerufene Umwälzung der Dinge war nicht zu dämmen.

Miltitz blieb nur wenige Jahre in Deutschland. Durch die Wahl des Kaisers Karls V. gestalteten sich die Verhältnisse bald so, dass seine Versöhnungs- und Ausgleichungsversuche und überhaupt sein längerer Aufenthalt in Deuschland als ganz vergeblich erschienen, und man berief ihn nach Rom zurück. Er sollte indessen die ewige Stadt nicht wieder sehen; der Tod überraschte ihn unterwegs. Miltitz ertrank, wie Einige berichten, bei Mainz im Rhein, nach Andern bei Steinau im Main, 1529.



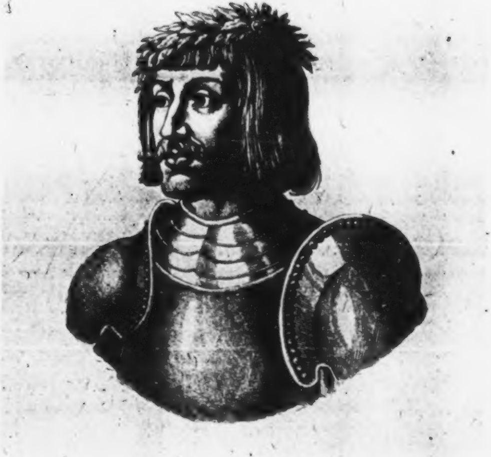
Carolus de Miltiz.
Carl v. Miltiz.

ZU MILTITZ' HANDSCHRIFT.

Eine Kopie von Miltitzens Handschrift zu geben, macht uns die Unleserlichkeit derselben leider unmöglich, trotzdem wir sie kundigen und namhaften Gelehrten zur Entzifferung vorgelegt haben. Wir beschränken uns daher auf die einfache Mittheilung des Facsimile's, und müssen es dem eignen Scharfsinn der Leser überlassen, ob es ihnen besser als uns gelinge, den Sinn dieser hieroglyphischen Zeichen im Zusammenhange zu deuten.

Ulrich von Hutten.

Mit Portrait.



Ulrich v. Hutten

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

ULRICH von HUTTEN.

Mit dem immergrünen Eppich der Romantik schmückte die Geschichte Ulrich von Huttens ritterliches Bild. Ritter und Sänger zugleich trat er auf und trat in die Schranken des grossen Kampfes der Geister in der Reformationsepoche, kühn und furchtlos, mit dem Schwert des Muthes, im blanken Stahlharnisch der Ueberzeugung.

Ulrich von Hutten wurde als Sprössling eines altberühmten fränkischen Adelsgeschlechtes auf dem Schlosse Stecklenberg am 20. oder 21. April 1488 geboren; der Vater, auch Ulrich genannt, bestimmte den Sohn für die Kirche, und sandte denselben bereits in dessen 11. Jahre, 1499, nach dem Stift Fulda, in die Klosterschule, wo er in den Wissenschaften und besonders in der lateinischen Sprache einen gediegenen Grund legte. Aber indem man ihn mit der Milch des klassischen Alterthums nährte, strebte sein erweckter Geist weit hinaus über die Fesseln einer Klostermauer, strebte, sich in das Gewühl der Welt zu stürzen und in ungebundener Freiheit der Wissenschaft zu leben, der Muse zu huldigen und zu dienen. Ritter Eitelwolff von Stein war behülflich, dass der damalige Fürstabt von Fulda den Jüngling auf die hohe Schule gen Köln entliess, wo gerade die berühmte Reuchlinistenfehde in hellen Flammen lohte, wo die theologischen Fanatiker Alles aufboten, ihren Hass gegen die Humanisten, die in dem frommen Reuchlin ihr Haupt verehrten, zur vollen Geltung zu bringen, und die rings im deutschen Vaterlande erwachende Aufklärung, deren Aufschwung die Buchdruckerkunst Flügel gab, niederzuhalten und zu unterdrücken. An der Spitze dieser Männer stand der Ketzermeister Jacob van Hogstraten, gegen sie kämpfte mit andern Freunden in oft sehr heftigen Disputationen Johann Rhagius, und an diesen schloss Hutten sich mit Innigkeit an, und folgte ihm nach Frankfurt an der Oder, auf dessen Hochschule Hutten, unterstützt von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, nun drei Jahre hindurch das Glück einer sorglosen, aber doch wissenschaftlich regen und strebsamen Jugend genoss. Es war gewiss seine glücklichste Zeit, denn später war ihm nirgend lange Ruhe beschieden, auch war Ruhe ihm nicht Lebenselement, vielmehr der Kampf mit des Geistes Waffen, den er eine lange Reihe von Jahren hindurch führte. Zu Frankfurt a. d. O. hatte Hutten die Magisterwürde erlangt, und als er diese Stadt verliess, begann er, Ritter und Gelehrter zugleich, ein an Abenteuern reiches Wanderleben, dem er oft durch den Ertrag seiner Schriften Quellen eröffnen musste, wenn anderweitiger Zufluss ihm ausblieb. Ulrich von Hutten war es beschieden, durch eine schwere Schule der Entbehrung, der Noth und der Leiden zu gehen. Im Jahre 1508 begab er sich nach Italien, nahm Kriegsdienste im Heere Maximilians, und kehrte, eine böse wälsche Krankheit mit nach der Heimath schleppend, im folgenden Jahre nach Deutschland zurück. Er ging nach Greifswalde in Pommern, wo er mehr und mehr in Armuth sank und wo ein treuloser Gastfreund, als Hutten sich nach Rostock wendete, ihm unterwegs auflauern und ihn thätlich misshandeln liess. Dennoch betrat Hutten, jetzt völlig ein fahrender Scholast, in Rostock den Lehrstuhl nicht ohne Glück, wandte sich dann nach Braunschweig, von da nach Frankfurt a. Main, und von da 1510 nach Wittenberg, wo er seine „Verskunst“ vollendete. Aber nirgend lange eine bleibende Stätte habend, und immer nichts als ein armer Poet, zog Hutten fort durch Böhmen und Mähren bis nach Wien. Huttens Vater war gar wenig zufrieden mit des Sohnes gelehrtem Vagantenthum; da letzterer nicht geistlich werden wollte, so sollte er mindestens ein tüchtiger Jurist werden, und als ihm dieserhalb ernstlicher Rath zuging, erzeigte er sich gehorsam und ging, um die Rechte zu studiren, 1512 nach Pavia. Auch dort hatte er Unglück; bei der berühmten Pavier Belagerung und Schlacht nahm ihn erst die französische Besatzung zum Gefangenen an, und nach der Eroberung der Stadt raubten ihm die Schweizer seine ganze Habe. Krank und von Allem entblösst kam Hutten nach Bologna. Dort liess er ein lateinisches Gedicht drucken: „Der gute Mann“, und nahm, aus Mangel anderer Hülfsmittel, krank und lahm, wieder Kriegsdienste, die ihn bis Rom führten. Endlich ging ihm ein neuer Hoffnungsstern auf; der treue Eitelwolff von Stein schrieb, dass Ulrichs Gönner, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz geworden sey, und dort eine literarische Societät begründen wolle. Hoffnungsfreudig eilte jetzt Hutten nach Deutschland zurück, liess seine gesammelten Epigramme drucken, fand aber weder bei seinem Vater, noch bei den heimischen Gelehrten die gehoffte Theilnahme, und nur den Trost der Freundschaft bei dem biedern Stein und bei seinem Vetter, Frobin von Hutten, kurmainzischem Marschall, der häufig mit Ulrichs Bruder, Frobin, verwechselt wird, welcher fränkischer Marschall am Würzburger Bischofshofe war. Den gelehrten Gegnern, die Hutten nicht sich ebenbürtig anerkennen wollten, schleuderte er ein Spottgedicht: „Der Niemand“, und den frühern Gönner pries er in einem meisterhaften Lobgedicht auf dessen Einzug in Mainz, das dieser mit einem Ehrengeschenk von 200 Dukaten erwiderte und das seine Gunst aufs Neue Hutten zulenkte.

Mittlerweile hatte die Reuchlinistenfehde fortgedauert, und Hutten benutzte die ihm zu Mainz vergönnte Musse zu einem Gedicht: „Capnio's (Reuchlins) Triumph“, und zur Abfassung seines berühmtesten Buches: „Briefe der Dunkelmänner“, darin die oben erwähnten theologischen Fanatiker in furchtbarer Blösse hingestellt und gegeisselt wurden, welche Briefe ein ungeheures Aufsehen, und gegen ihren unbekannten Verfasser den wüthendsten Hass der Gezeichneten hervorriefen.

Im Jahre 1515 begab sich Hutten in das Heilbad Ems, wo ihn aber zum alten Krankheitweh neuer Schmerz traf, zwei bittre Kunden, die eine vom Tode seines edelgesinnten Eitelwolff von Stein, die zweite von dem an Ulrichs Vetter Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg verübten Meuchelmord. Diese unselige That — der Herzog liebte Hans Huttens Weib, und beschuldigte ihn des Einverständnisses mit seiner Gemahlin, der Herzogin — bewegte ganz Deutschland;

die Familie des Gemordeten schrie laut um Rache, brachte ihre Klage vor den Reichstag zu Augsburg (1516), nicht minder wurde des Herzogs Gemahlin klagbar, und der Herzog wurde von Land und Leuten vertrieben. Auch in Ulrich von Hutten weckte jene That einen feurigen Streiter für die Ehre seines Hauses; er schrieb in prachtvollem Latein eine „Klage“ über den Entleibten, ein Beileidgedicht an dessen untröstlichen Vater Ludwig von Hutten, eine Anklage an den Kaiser und die Stände des Reichs, und später noch vier heftige Reden, die einem Cicero Ehre gemacht haben würden.

Bald darauf begab sich Ulrich von Hutten noch einmal nach Italien, Studien zu treiben, denen sein ganzes Gemüth und Wesen widerstrebte, und er wurde so wenig jetzt ein Jurist, wie das erste Mal. Poet war er, und Poet blieb er, verfasste mancherlei Schriften und musste wegen einer bedeutenden Klopffechterei mit Leuten von der französischen Gesandtschaft am päpstlichen Hofe zu Viterbo flüchtig werden. Er wandte sich abermals nach Bologna, ward aber auch dort in Unruhen verwickelt, so dass er sich genöthigt sah, sich nach Ferrara zu begeben, von wo er über Venedig in die deutsche Heimath zurückkehrte.

Wenn auch nicht die juristische Doktrin, so hatte Hutten in Italien doch viel gelernt; Rom hatte auf ihn denselben Eindruck gemacht, den es 1510 auf Luther gemacht hatte, und er fand bald genug Anlass und Muth, mit seiner Ansicht vom Papstthum nicht hinter dem Berge zu halten.

Huttens heftige Schriften gegen den Herzog von Würtemberg, sein Phalarismus, beide mit einem Holzschnitt versehen, der den an Hans von Hutten verübten Meuchelmord bildlich darstellte, und so vieles Andere lenkten auf ihn die Blicke aller gelehrten und gebildeten Männer Deutschlands; unter diesen war es vornehmlich Peutinger, der Huttens sich annahm, ihn selbst dem Kaiser empfahl; Kaiser Maximilian schlug Hutten in Augsburg zum Ritter, und die schönste Jungfrau Augsburgs, Peutingers eigne Tochter, krönte ihn mit dem Sängerlorbeer. Der mit anwesende Erzbischof Albrecht von Mainz sicherte Hutten Gnade und dienstliche Bestallung zu, doch begab sich Hutten zunächst auf die Burg seiner Väter und gab dort die Schrift des Lorenz Valla „von der fälschlich geglaubten und erlogenen Konstantinischen Schenkung“ heraus, die er dem Papste Leo X. widmete, und worin er neben den Lobsprüchen, die er diesem selbst machte, dessen Vorgänger schonungslos geisselte. Dann ging er im Gefolge König Karls mit nach Spanien, von wo er im folgenden Jahre erst zurückkehrte. Von da ab liess er eine Menge Schriften erscheinen, welche mehr und mehr dem Papstthum an das Herz griffen, an Heftigkeit der Heftigkeit Luthers nichts nachgaben, darunter besonders die von der römischen Dreifaltigkeit sich auszeichnete, wie die beissend glossirte Bannbulle des Papstes gegen Luther. Der Papst antwortete mit dem Bannstrahl, bewegte Albrecht von Mainz, Hutten aus seinem Hofkreis zu entfernen und dessen Schriften zu verbieten, und Hutten — ging; er ging und trat nun als offner Kämpfer auf für Luthers Lehre, für die geistige Freiheit Deutschlands, für ein Abschütteln des päpstlichen Joches! „Jacta est alea! — (Der Würfel liegt!) Ich hab's gewagt!“ — das waren die Sinnsprüche, welche Hutten nun auf seine Schriften setzen liess. Der Papst trachtete jetzt Hutten nach dem Leben, der Ketzermeister Jakob van Hogstraaten sollte den Ritter fangen und nach Rom liefern. Hutten begegnete dem Ketzermeister in Brabant auf der Heerstrasse und ritt ihn an, der Mann erschrak zum Tode und fiel Hutten zu Füssen, sich des Aeussersten versehend. Hutten aber sprach: „An Dir will ich mein Schwert nicht verunreinen.“

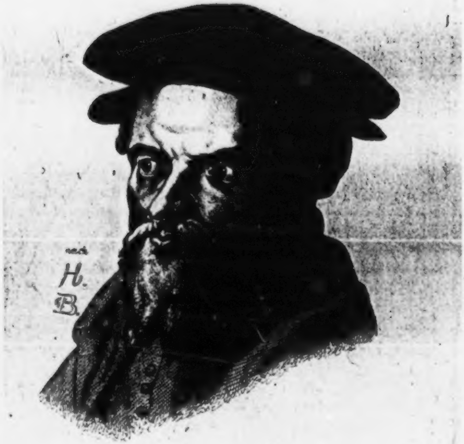
Da nun aber die heimliche Verfolgung wuchs, begab sich Hutten zu Ritter Franz von Sickingen nach Burg Eberstein, dem Asyle Bedrängter und Verfolgter, und entfaltete dort in stets bewunderten Schriften die volle Macht und Grösse seines Geistes. Er schrieb Briefe an die Grossen des Reichs, legte die Bannbulle gegen Luther aus, sang die bedeutungsvolle und inhaltschwere „Clag vnd vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapsts zu Rom“, nannte sich selbst Poeten und Orator der ganzen Christenheit, übersetzte Vieles und gab das Meiste, was er schrieb, in deutscher Sprache heraus, damit es besser in das Volk dringe. Und es drang in das Volk wie läuternde Wetter; die Blitze des Geistes zündeten überall und bahnten dem befruchtenden Segen des grossen Reformationswerkes vielfach mit die Bahn.

Und dennoch — ging Hutten unter, kein deutscher Fürst bot ihm den helfenden, den stützenden Arm, und die Stütze, welche Frankreich ihm bot, schlug der Mann aus, dessen Herz für Deutschland glühte. Aber er erntete nur den Undank, den so häufig Deutschland seinen grossen Söhnen gewährte. Die Sickingische Fehde ward Ursache, dass Hutten von dem Freunde schied; er ging nach Basel, dort verleugnete ihn, den frühern Freund, Erasmus, mit engherziger Seele und entzog ihm den Schutz der Stadt, ja auch in Zürich verfolgte derselbe ihn noch, wo Hutten, der arm und krank war, bei Zwingli Zuflucht gesucht hatte. Dieser empfahl ihn der Kur eines Pfarrers auf der kleinen Insel Ufnau im Züricher See, der im Rufe stand, Lähmungen mit Glück und Erfolg zu behandeln. Beide versagten sich bei Ulrich von Hutten; lange rang der heroische Geist mit dem wüthenden Körperschmerz. Ende August 1523, den 29. oder 31., erlag er der Macht seiner Krankheit und wohl auch dem bittern quälenden Gefühle, an der Idee zu scheitern, der er sich geopfert, für die er in den letzten Jahren seines Lebens gestritten und gelitten hatte. Aber die Idee, die Hutten zum Vor- und Mitkämpfer Luthers gemacht, verwirklichte sich gross und siegreich, und so bleibt auch die Insel Ufnau, wo des Kämpfers und Dulders Asche ruht, ein heiliges Land.

LUDWIG BECHSTEIN.

Petrus Martyr Vermilius.

Mit Portrait und Facſimile.



Vermili
(Peter Martir)

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

PETRUS MARTYR VERMILIUS.

Hervorragend unter jenen Männern, welche der reformirten Kirche feste Grundsteine legten, war Petrus Martyr, geboren am 8. September 1500, aus einem edeln florentinischen Geschlechte, das sich dauernd im hohen Rathe dieser Stadt behauptet hatte. Der Vater hiess Stephan Vermilius, die Mutter Maria Fumantina, beide Aeltern legten dem Sohne in Folge eines Gelübdes den Namen des berühmten Petrus Martyr, Bischofs von Mailand, bei, der im 12. Jahrhundert lebte. Die Mutter selbst war der lateinischen Sprache kundig und unterrichtete in ihr den Sohn, später wurde Marcellus Virgilius sein Lehrer, Franz von Medicis sein Lerngenoss. Mit der eifervollsten Lernbegierde überwand Petrus alle und jede Schwierigkeit seiner Studien. Sechzehn Jahre alt trat er in den Orden der Augustiner im Kloster Fiesole und in deren Collegium, in welchem er drei Jahre lang ferneren Studien oblag. Hier vernahm und gewahrte er, dass Missbräuche im Schoosse der Kirche wucherten, hörte von den diese bekämpfenden Lehren Savonarola's, und empfing höhere Weihe aus den Werken Dante's und Petrarka's. Im Jahre 1519 verliess er Fiesole, um in Padua sich fortzubilden; dort lebte er im Kloster St. Johannes von Verdara acht Jahre, die er dem Studium der Theologie, der Philosophie und besonders der griechischen Sprache mit solchem Eifer widmete, dass er ganze Nächte lang über dem Lesen griechischer Schriftsteller verbrachte. Dann begann er mit grossem Ruhme zu predigen und Philosophie zu lehren, und da ihm noch die zum Theologen unentbehrliche Kenntniss der hebräischen Sprache mangelte, liess er sich in derselben in Bologna, wo er Vikar eines Priors geworden, von einem jüdischen Arzt, Namens Isaac, unterrichten.

Dem regen wissenschaftlichen Geist des strebenden jungen Mannes eröffnete sich eine bewegte Lebenslaufbahn, und er stieg bald zu höheren geistlichen Würden empor. Er wurde Abt zu Spoleto, wo er mit Nutzen wirkte, Zucht und Sitten eines Jungfrauenklosters verbesserte und politische Parteiung einigte. Aber drei Jahre später wurde er zum Vorsteher des Collegiums St. Petri ad Aram in Neapel berufen; er fuhr fort, die Kirchenväter auf das Eifrigste zu studiren, und so begann er mehr und mehr die Missbräuche der Kirche zu gewahren. Nicht fremd blieb ihm die gewaltige reformatorische Bewegung im nördlichen Europa, welche über die Alpen hinüber die römische Kirche mit Erschütterung bedrohte. Es gelangten die Schriften Bucers, Zwingli's, wie jene des Erasmus von Rotterdam in Vermilius' Hände, und er erkannte die in ihnen enthaltenen Wahrheiten. In dieser Zeit nahm er das Amt eines General-Visitators seines Ordens und das Priorat St. Fridiani zu Lucca an. Dort predigte und lehrte er im reformatorischen Geist als ein in sich selbst klarer Bekenner der neuen Lehre, die sich über die Welt zu verbreiten begann, und Roms versteinerten Satzungen Kampf bot.

Er gewann sich bald bedeutende und berühmte Freunde, zu denen auch Calvin gehörte, aber nicht minder Gegner in Menge, und um Anfeindungen und Verfolgungen zu entgehen, wandte er sich nach Pisa, wo schon zahlreiche Anhänger des Protestantismus lebten, denen Petrus das Mahl des Herrn nach dem Ursprung der Einsetzung in beiderlei Gestalt reichte. Allein auch Pisa vergönnte dem neuen Streiter für den geläuterten Glauben keine dauernde Rast, er entwich seinen Verfolgern in Begleitung des bedeutenden Bernhard Ocellus (Ochinus) nach Genf, wo er im Bunde mit Gleichgesinnten eine reformirte italienische Kirche begründete. Von da wandte er sich nach Florenz, und weiter nach Zürich, wo die Theologen Bullinger, Pellican und Gualther ihn auf das Freundlichste empfingen und aufnahmen. Von Zürich ging Petrus nach Basel, weil sich ihm in ersterer Stadt kein Wirkungskreis bot, und von Basel nach Strassburg, wo er fünf Jahre lang an der dortigen berühmten Hochschule als theologischer Lehrer verweilte. In Strassburg verheirathete sich Petrus mit einer Wälschfranzösin, Catharina Dampmartine, im Jahr 1546, und empfing im nächstfolgenden Jahre durch den Herzog von Sommerset einen Ruf nach England, wohin ihn sein Freund Bernhard Ocellus begleitete. Dort erhielt er einen Lehrstuhl der Theologie an der Hochschule zu Oxford, nicht ohne zuvor Kämpfe und Unannehmlichkeiten mit der altkatholischen Klerisei bestanden zu haben. Als Professor der Universität erhielt er eine Wohnung im Christ-Church-College eingeräumt, und war der erste Lehrer, der ein angetrautes Weib in jene heiligen Hallen einführen durfte.

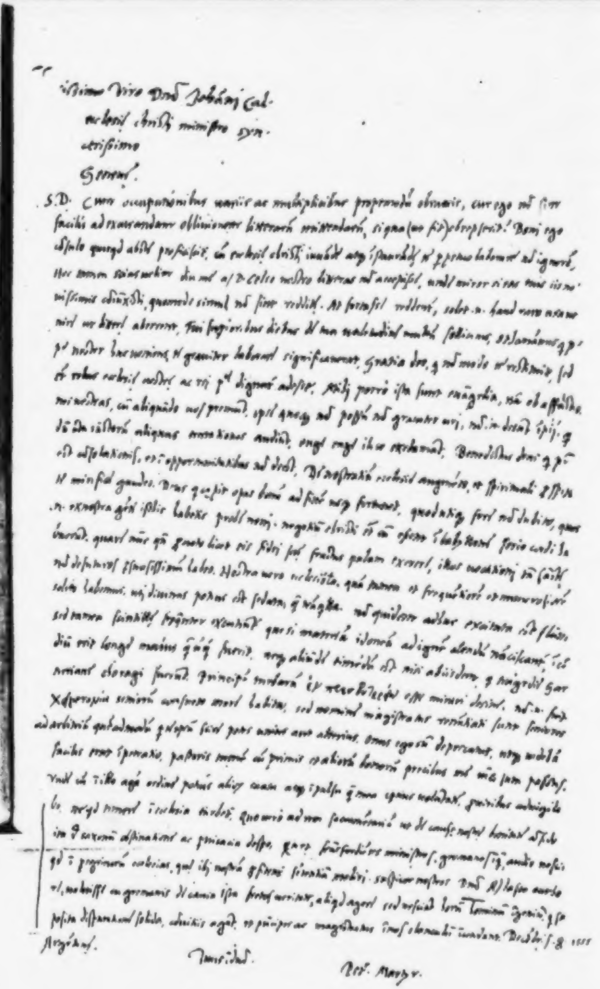
Petrus Martyr wurde der bedeutendste Gehülfe an den symbolischen Büchern zur Grundlage für die anglikanische Kirche, welche auf des Königs Eduard Befehl der berühmte Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, verfasste, allein auch ihn sollte der Kampf und das Leiden für den Glauben nicht erspart bleiben, wenn ihm auch nicht ein so beklagenswerthes Loos fiel, und die Martyrkrone zu Theil wurde, wie Cranmer. Die Herrschaft der bigotten Maria Stuart verfolgte die protestantische Lehre mit blindem Eifer, Petrus sah sich zur schleunigen Flucht genöthigt, und nur der wohlwollende Schutz eines Freundes, der ihn 14 Tage in seinem Hause verbarg und dann heimlich zu Schiffe und nach Antwerpen brachte, entzog ihn der Gefangenschaft, vielleicht dem Martyrertode. In demselben Jahre noch starb hülflos und in Elend Peters Weib, und so weit ging die fanatische Wuth der Verfolger, dass der Kardinal Reginald Poli, drei Jahre nach ihrem Tode, ihre Gebeine ausgraben und an einen verächtlichen Ort verscharren liess, weil eines Ketzers Weib nicht in der Nähe der Gebeine der heiligen Fridesvida ruhen dürfe. Diese Unsinnsthat glich später die Königin Elisabeth wieder aus, indem sie Catharina's Gebeine abermals erheben und ehrenvoll beisetzen liess. Von Antwerpen eilte Petrus nach Strassburg zurück, wo die Freunde ihn mit grossem Jubel empfingen und der Stadtrath ihn sogleich wieder das frühere Lehramt überwies.

Der unselige Abendmahlsstreit, der die Bekenner des Protestantismus in zwei Parteien spaltete, bereitete indessen dem eifrigen Theologen manchen Kummer, da bei demselben unbetheiligt zu bleiben, bei seiner Stellung unmöglich war, und verleidete ihm den Aufenthalt in Strassburg so sehr, dass er gern einem an ihn ergangenen Rufe nach Zürich Folge gab. Dort schenkte ihm der Senat das Bürgerrecht, und er wurde Amts-Nachfolger Conrad Pellican's. In Zürich verheirathete sich Petrus zum zweiten Male im Jahre 1558. Als im Jahr 1557 Maximilian Celsus mit Tod abgegangen war, wurde Vermilius vom Grafen Martinengho als jenes Nachfolger berufen, da aber der Magistrat zu Zürich ihn ungern verlieren mochte, so lehnte er den Ruf ab, wie auch später einen anderweiten der Königin Elisabeth zur Rückkehr nach England.

Im Jahr 1561 wurde zu Poissy das hochwichtige Religionsgespräch anberaumt und gehalten, und der Züricher Senat sandte zu dieser Konferenz seinen Vermilius; dort fand Petrus volle Gelegenheit, mit dem Schwert des Wortes, der Wissenschaft und der Ueberzeugung die Gegner der reformirten Lehre zu bekämpfen. Alle Anwesenden, und vorzüglich der berühmteste unter ihnen, Theodor von Beza, freuten sich, ihn dort zu sehen, obschon Petrus einige Tage nach der eigentlichen Eröffnung dieser Versammlung in Poissy eintraf, denn er war der Gelehrtesten einer, der reinchristlichsten Theologen einer. Petrus Martyr richtete an Catharina von Medicis, die Furie der Reformirten, die Worte: „Es wird keine Einigung gewonnen durch Religionsgespräche und Disputationen, sie entzweien nur, statt Frieden zu stiften, sie begründen Formeln, welche doch nicht die Seelen binden. Gestatten Ihro Majestät, die Reformation frei zu predigen, so wird der Ausgang lehren, wo die Wahrheit sey, und diese durch Gott sich selbst offenbaren, besser, als durch der Menschen Streiten geschehen kann."

Aber die Aufregungen des Gemüthes, die unausbleiblichen Folgen solcher geistigen Kämpfe, mochten wohl nachtheiligen Einfluss auf die körperliche Kraft des nicht mehr jungen Mannes üben. Kaum war er ehrenvoll und anerkannt nach Zürich zurückgekehrt, und hatte gegen die Schrift des berühmten Würtembergischen Theologen Johann Brentz „Ueber die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl" eine Erwiderung auszuarbeiten begonnen, als er von einer in Zürich ausgebrochenen Epidemie ergriffen wurde, welcher er am siebenten Tage seiner Krankheit erlag, und zwar am 12. November 1562. Theodor Beza feierte das Andenken des Petrus Martyr Vermilius in ehrenden lateinischen Distichen, in denen er den verewigten Freund einen Martyrer Christi nannte. In Petrus Martyr verlor die Kirche einen ihrer edelsten Streiter. Calvin, der ihn hoch verehrte, nannte ihn das Wunder Italiens; Petrus theilte mit Calvin die gleiche Ueberzeugung in der Abendmahlslehre und der Gnadenwahl. Selbst ein Katholik, Du Pin, gab ihm das Zeugniss gründlichster Gelehrsamkeit und Kenntniss der Sprachen sowohl, als der theologischen Wissenschaft und des Cultus, und traute ihm Kraft und Einfluss zu, die lutherische und die reformirte Kirche nicht nur, sondern auch mit beiden die römische zu einigen.

Ludwig Bechstein.



issimo viro Dnõ Johanni Cal-
uino ecclesiæ christi ministro syn-
cerissimo
Geneuæ.

S.D. Cum occupationibus variis ac multiplicibus propemodum obruaris, cur ego non sim facilis ad excusandam oblivionem litterarum mittendarum, si qua (ut fit) obrepserit? Boni ego consulo quicquid abste proficiscitur, cum ecclesiæ christi incubat atque insudat [illegible]

Argent.

Tuus [illegible].

Petr. Martyr.

Petr. Martyr.

ZU VERMILIUS' HANDSCHRIFT.

Clarissimo Viro Domino Johanni Cal-
uino ecclesiae christi ministro syn-
cerissimo
Geneuae.

S. D. Cum occupationibus uariis ac multiplicibus propemodum obruaris, cur ego non sim facilis ad excusandam obliuionem litterarum mittendarum, si qua (ut fit) obrepserit! Boni ego consulo quicquid abs te proficiscitur, cum ecclesias christi iuuando atque instaurandae te perpetuo laborare non ignorem, Hoc tamen scias uelim diu me a D. Celio nostro litteras non accepisse, unde miror si eas tuis iis nouissimis coniunxisti, quomodo simul non sint redditae. At fortasse reddentur, solet enim haud raro usu uenire ut litterae aberrent, Fui superioribus diebus de tua ualetudine multum sollicitus, . . Johannes qui . . . noster huc ueniens, te grauiter laborare significauerat, Gratia deo, qui non modo te restituit, sed etiam rebus ecclesiae nostrae ac rei publicae dignatur adesse. Mihi porro ista sunt euangelia, nam ob afflictiones nostras, cum aliquando nos premunt, ipse quoque non possum non grauiter uri, non enim desunt impii, qui dum . . sanctorum aliquas tentationes audiunt, euge euge ilico exclamant, Benedictus deus qui pater est consolationis, et in opportunitatibus non deest, De nostratium ecclesie augmento, et spirituali prosperitate mirifice gaudeo. Deus qui coepit opus bonum ad finem usque fortunet, quod utique fore non dubito, quos enim ex nostra gente isthic habetis probe noui. negotium christi etiam cum essent in babyllone serio cordi habuerunt. quare nunc quum pro uoto licet eis fidei suae fructus palam exerere, illos uocationi tam sancte non defuturos persuasissimum habeo. Nostra uero ecclesiola, quam tamen et frequentiorem et numerosiorem solito habemus, uti diuinas potius est sedata quam tranquilla. non quidem adhuc excitata est flamma sed tamen scintillae frequenter excutiuntur que si materiam idoneam ad ignem alendum nanciscantur, incendium erit longe maius quam unquam fuerit, neque aliunde timendum est nisi ab iisdem qui tragodie garneriane choragi fuerunt. Principem turbarum *ἐν πρεσβυτερίῳ* mirari desint, non enim fuit *χειροτονία* seniorum consueto more habita, sed nomine magistratus renuntiati sunt seniores ad arbitrium quemadmodum per te ipsum scire potes unius aut alterius. Onus ego sum deprecatus, utque uidebam facilis erat impetratio, pastoris tamen cum primis et aliorum bonorum precibus me uinci sum passus. Unde cum in illo agam ordine potius aliorum causa atque impulsu quam mea ipsius uoluntate, pro uiribus aduigilabo, ne quid temere in ecclesia turbetur. Quo uero ad rem sacramentariam ut de causae nostrae bonitate confido ita de saxonum obstinatione ac peruicacia despero, quin et francfordienses ministros, germanos inquam, audio nescio quid in peregrinorum ecclesias, quae ibi nostram profitentur sententiam moliri. suspicor nostros Domino Alasco authore, noluisse cum germanis de causa ista fretos ueritate, aliquid agere sed nesciunt horum hominum ingenium, qui seposita disputatione solida, conuitiis agunt et principes ac magistratus in nos clanculum incendunt. Decembris 8. 1555. Argentinae.

Tuus in domino
Petr. Martyr.

Zacharias Urſinus.

Mit Facſimile.

ZACHARIAS URSINUS.

Zacharias Ursinus, ein berühmter Theolog der spätern Reformationszeit, zur Unterscheidung von seinen zahlreichen gelehrten Namensvettern schlechthin als der pfälzische bekannt, weil er zu Neustadt in der Pfalz sein Leben beschloss, war seiner Heimath nach ein Schlesier, zu Breslau am 18. Juli 1534 geboren.

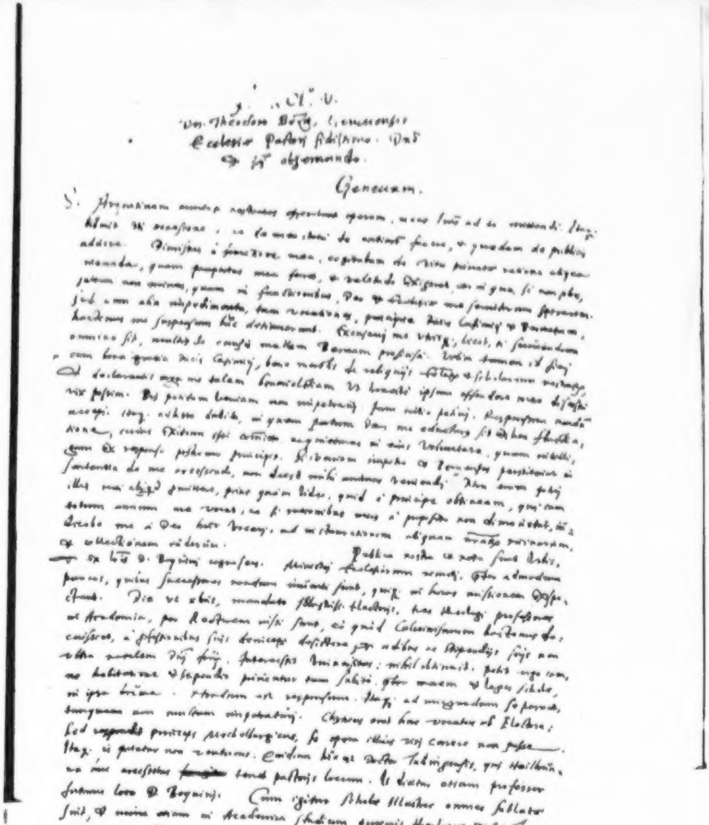
Frühzeitig entschied er sich für die Theologie, von deren hohem Beruf sein Innerstes durchdrungen war, und wusste auch, ohne von Haus aus besondere Hülfsmittel zu haben, durch einträgliche Nebenbeschäftigungen seine Studien, die er 1550 in Wittenberg begann, dann in Genf fortsetzte, glücklich zu vollenden. An beiden Orten floss ihm der Wein des lautern Evangeliums aus frischester Quelle; die Genfer Universität blühte, unter Calvins und Beza's Leitung, eben empor, und auch in Wittenberg lebten und wirkten, obschon manch theurer Mann bereits geschieden war, noch erste Häupter der Reformation, wie Melanchthon, Bugenhagen, Paul Eber. Ursinus gewann die Achtung und Zuneigung seiner Lehrer, vorzugsweise wurde er von Melanchthon geliebt, zu dem er von Genf jetzt nach Wittenberg zurückkehrte, und den er auch im Jahr 1557 mit Paul Eber auf das Wormser Colloquium, traurigen Andenkens, begleitete. Im folgenden Jahre wurde er, der sich bisher mit Präceptoriren hatte forthelfen müssen, zum Rektor des elisabethanischen Gymnasiums in seiner Vaterstadt Breslau ernannt, allein, nachdem er kaum sein Amt angetreten, in Folge seiner intimen Verbindung mit Melanchthon, als Sakramentirer verschrieen und angefeindet. Um des lieben Friedens willen nahm er daher schon nach zwei Jahren seine Entlassung und begab sich, da sein väterlicher Freund in Wittenberg, Melanchthon, vor Kurzem gestorben war, nach der Schweiz, wo ihn Peter Martyr Vermilius in Zürich für die nächste Zeit in sein Haus aufnahm.

Ursinus schloss sich jetzt gänzlich den Reformirten an. Im Jahre 1561 erhielt er einen Ruf als Professor an das Collegium sapientiae zu Heidelberg. Hier verfasste er auf des Kurfürsten Verordnung in Gemeinschaft mit Olevianus den Heidelberger Katechismus, und wusste ihn, als derselbe von Flacius und Heshusius angefochten wurde, in einer deutschen Apologie gründlich zu vertheidigen. Auch über die Sakramente musste er gegen Lukas Bakmeister im Auftrage seines Fürsten eine

Schrift verfassen, sowie späterhin ein Glaubensbekenntniss von Gott, Christus und dem Abendmahl aufsetzen. Im Jahre 1564 wohnte er dem Religionsgespräch zu Maulbronn bei, wo er mit Brentius und Schmidlin disputirte. Grosses Verdienst erwarb er sich durch Anlegung von Schulen, wie denn die zu Amberg, Heidelberg und Neuhaus ihm ihre Einrichtung verdanken.

Als im Jahr 1578 der Kurfürst starb und von dem neuen Regenten alle Nicht-Lutheraner von den Lehrstühlen vertrieben wurden, sah sich auch Ursinus genöthigt, von Heidelberg zu scheiden, und die theologische Professur an dem neugegründeten Gymnasium zu Neustadt an der Haardt anzunehmen, die man ihm eben angetragen hatte. Hier lebte er noch mehrere Jahre, mit dem Unterricht der Jugend und der Abfassung gelehrter Werke beschäftigt, bis ihn der Tod am 6. März 1583 abrief.

Seine Schriften erschienen nach seinem Tode zu Neustadt in 3 Folianten. Ueber seinem Arbeitszimmer hatte er die Worte stehen: Amice, quisquis huc venis, aut agito paucis, aut abi, aut me laborantem adjuva.



Zacharias Ursinus.

ZU URSINUS' HANDSCHRIFT.

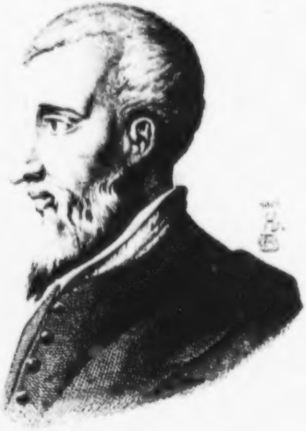
Clarissimo viro
Dom. Theodoro Bezae, Geneuensis
Ecclesiae Pastori fidissimo. Domino
et fratri obseruando
Geneuam.

S. Argentinam euntes nostrates offerebant operam, meas litteras ad te mittendi. Itaque libuit vti occasione ac de meo statu te certiorem facere, et quaedam de publicis addere. Dimissus a functione mea, cogitabam de vitae privatae ratione aliqua ineunda, quam paupertas mea ferret et valetudo exigeret, et in qua, si non plus, saltem non minus, quam in functionibus, Deo et Ecclesiae me seruiturum sperarem. Sed cum alia impedimenta, tum vocationes, praecipue Ducis Casimiri et Bernatum hactenus me suspensum hic detinuerunt. Excusaui me vtrisque, licet, si seruiendum omnino sit, multis de causis malim Bernam proficisci. Velim tamen id fieri cum bona gratia ducis Casimiri, bene merentis de reliquiis Ecclesiarum et scholarum nostrarum et declarantis erga me talem beneuolentiam vt honeste ipsum offendere meo discessu vix possim. Bis petitam veniam non impetraui. Jam tertio petiui. Responsum nondum accepi. Itaque adhuc dubito, in quem portum Deus me educturus sit ex hac fluctuatione, cuius exitum ipsi committo acquieturus in eius voluntate, quam intelligam ex responso postremo principis. Si veniam impetro et Bernenses perstiterint in sententia de me arcessendo, non deest mihi animus veniendi. Non enim potui illis certi aliquid promittere, prius quam video, quid a principe obtineam, qui iam totum annum me vocat ac si rationibus meis a proposito non dimouetur judicabo me a Deo huc vocari, ad instaurationem aliquam nostrarum ruinarum et collectionem ruderum. Publica nostra et nota sunt vobis et ex litteris D. Boquini cognosces. Ministri Ecclesiarum remoti, praeter admodum paucos, quibus successores nondum inuenti sunt quique in horas missionem exspectant. Die VI Decembris, mandato Illustrissimi Electoris, tres theologi professores in Academia, per Rectorem iussi sunt, eo quod Caluinismum hactenus docuissent, a professionibus suis deinceps desistere, et aedibus ac stipendiis suis non vltra natalem Domini frui. Intercessit Vniuersitas: nihil obtinuit. Petit ergo iam, ne habitatione et stipendio priuentur tam subito, praeter morem et leges scholae, in ipsa bruma. Nondum est responsum. Itaque ad migrandum se parant, tanquam non multum impetraturi. Chytreus erat huc vocatus ab Electore; sed respondit princeps Mechelburgicus, se opera illius viri carere non posse. Itaque is putatur non venturus. Quidam hic est Doctor Tubingensis, qui Heilbrunna huc arcessitus tenet pastoris locum. Is dicitur etiam professor futurus loco D. Boquini. Cum igitur Scholae illustres omnes sublatae sint et nunc etiam in Academia studium purioris theologiae extinctum: cogitat Dux Casimirus paruam scholam in sua ditione instituere. D. Zanchius suam illi operam obtulit et addixit. Idem Dom. Immanuel facit. D. Boquinus de se ipse ad te scribit. Me licet dux inuitet, nolim tamen onerosus esse illis quos video plures habere et habituros ministros, quam loca quae ipsis attribuant: ac proinde mea opera parum indigere, praesertim rebus adhuc admodum confusis et incertis, dum lites inter fratres principes nondum sunt compositae. Vale.

Tuus
Zacharias Vrsinus.

Johannes Diaz.

Mit Portrait.



Gussmann Diaz

[illegible]

JOHANNES DIAZ.

Kein Reformator, aber ein vom Geist der Reformation getragener und erfüllter Blutzeuge derselben. Er war zu Cuenza in Spanien geboren, studierte schon sehr jung zu Paris, und zwar dreizehn Jahre lang, und lag neben andern Wissenschaften dem Studium der hebräischen Sprache mit so grossem Fleisse ob, dass er in derselben bald selbst als einer der beliebtesten Lehrer glänzte. Die Sprache führte ihn von selbst zum Studium des Inhalts der heiligen Schrift, es gelangten Luthers und anderer Reformatoren Schriften in seine Hände, und das Papstthum wurde ihm verhasst.

Um sich in der evangelischen Wahrheit noch mehr zu unterrichten, vertauschte Diaz den Aufenthalt zu Paris mit dem Verweilen an jenen Orten, wo die Männer lebten, die mit unermüdlichem Eifer für die Ausbreitung der evangelischen Wahrheiten wirkten. Mit Matthäus Budeus und Johann Crispin, zwei jungen Studierenden, kam Diaz nach Genf, sah, hörte und bewunderte Calvin, dessen Schriften er schon kannte, von da wandte er sich nach Basel, mit dessen Theologen er mannichfach über religiöse Angelegenheiten sich besprach, und endlich nach Strassburg, wo er längern Aufenthalt zu nehmen beabsichtigte. Dort, 1546, fand er Martin Bucer, welcher in so hohem Grade ein Bewunderer des jungen hispanischen Gelehrten wurde, dass er, da er eben vom Senat nach Regensburg zum Reichstag abgeordnet wurde, ersteren bat, ihm Diaz zum Begleiter wie zum Gehülfen bei seinen dortigen Arbeiten mitzugeben. Diesem Gesuch des beliebten Bucer wurde um so lieber willfahret, als Diaz sich in Strassburg öffentlich zur evangelischen Lehre bekannte.

Als nun Bucer und Diaz nach Regensburg kamen, fanden sie dort den Spanier Petro Malvenda, welcher als päpstlicher Prokurator dort verweilte, und nicht genug erstaunen konnte, seinen Landsmann und Bekannten Diaz, den er in Paris wähnte, in Begleitung Bucers und anderer evangelischer Theologen zu erblicken, und zu erfahren, dass Diaz, ein Spanier, von der katholischen Kirche abgefallen sey.

Sogleich wandte Malvenda Alles an, Diaz in den Mutterschoos dieser Kirche zurückzuführen, aber weder verlockende Aussichten, noch Schreckmittel, weder Wohl noch Wehe, weder Bitte noch Drohung vermochten Diaz andern Sinnes zu machen.

Nun lebte dem glaubensstarken Diaz noch ein Bruder, Alphons, Anwalt beim päpstlichen Oberappellationsgericht zu Rom, an diesen liess Malvenda die Botschaft vom Abfall und der Ketzerei seines Bruders gelangen, worüber dieser auf das Heftigste erschrak, und alsbald, von Wuth gestachelt, auf Eilwegen nach Regensburg reiste, in Begleitung eines zu jeder Unthat fähigen Knechts, der zu Rom das Handwerk eines Banditen getrieben.

Johannes Diaz schrieb sein Glaubensbekenntniss sehr ausführlich nieder und gab es mit einer Zuschrift an den Pfalzgrafen Otto Heinrich in Druck, und da der Reichstag zu Ende ging, begab er sich nach Neuburg an der Donau, um in einer dortigen Druckerei die Herausgabe einer Schrift Bucers zu leiten, anderer Nachricht zu Folge aber, um die Korrektur einer von ihm selbst ausgearbeiteten Bibelübersetzung in die spanische Sprache zu besorgen.

Als Alphons Diaz in Regensburg ankam, musste er dort erst lange Umfrage nach dem Aufenthalt seines Bruders halten, endlich erfuhr er, dass Johannes in Neuburg verweile, und begab sich sofort dorthin, brachte freundliche Briefe von Malvenda mit, und wandte alle Künste der Ueberredung an, den Bruder zur Rückkehr zu der verlassenen Kirche zu bewegen, ja er bot ihm ein Geldgeschenk von 500 Dukaten für den Uebertritt. Als aber weder Schmeichelbitten noch Versprechungen im Gemüthe des Johannes Diaz nur die mindeste Sinnesänderung hervorbrachten, so erheuchelte Alphons eine Rührung, als achte er des Bruders Ueberzeugung, und nahm, da auch ein Versuch, den Bruder zu bewegen, ihm nach Augsburg zu folgen, davor Bucer ihn warnte, nicht glückte, am 25. März unter zärtlichen Thränen von jenem Abschied, gab ihm auch noch ein Geschenk von vierzehn Goldkronen zu Kleidern. Allein am folgenden Tage ritten Alphons und sein nichtswürdiger Knecht zurück, und kauften unterwegs eine Zimmermannsaxt. In aller Frühe des nächsten Morgens gingen sie nach Johannes Wohnung. Alphons blieb unten an der Treppe, der Knecht aber ging, das Beil unter'm Wamms verborgen und einen Brief in der Hand, hinauf, und überreichte dem eben vom Bette aufgestandenen Diaz diesen Brief, der von Alphons selbst geschrieben war und eine Warnung enthielt, sich vor den Täuschungen Malvenda's zu hüten. Da es noch düster und dämmrig im Zimmer war, so trat Johannes mit dem Briefe zum Fenster, und indem er sorglos las, zog der Mörder sein Beil hervor und spaltete dem Unglücklichen mit einem Hiebe den Kopf, dass er sogleich sprachlos zu Boden stürzte, mit den brechenden Augen gen Himmel blickend, und noch im Todeskampfe die Hände gefaltet erhebend. Der Mörder aber ging ganz ruhig hinab zu dem lauernden Alphons und Beide enteilten. Claudius, der Gefährte des Johannes, vernahm den Fall, fand den noch athmenden Freund, und schrie die Hausgenossen zusammen. Die Kunde dieser Unthat durcheilte schnell die Stadt, und Pfalzgraf Otto sandte Reiter aus allen Thoren, die flüchtigen Mörder zu verfolgen. Diese hatten ihren Weg nach Innspruck zu genommen, wo einer der Reiter, Michael Herpfner, sie auffand, sie durch den dortigen Magistrat in Haft nehmen liess, und Bericht nach Neuburg erstattete. Dieser unerhörte Mord an einem noch jungen, schuldlosen, glaubenstreuen Mann, der der Reformator Spaniens hätte werden können, erregte die bittersten Empfindungen bei seinen Glaubensgenossen.

Sie baten den Kaiser dringend um die Bestrafung der Mörder, und der Pfalzgraf drang auf die Auslieferung beider Gefangenen. Allein der Kaiser that gar nichts in der Sache; er könne seinem Bruder, dem Könige Ferdinand, in dessen Gebiet Innspruck gehörte, hierin nichts vorschreiben. Alphons aber schrieb aus seiner Haft an die Kardinäle zu Trient und Augsburg um Verwendung bei der päpstlichen Kurie, welche nicht ausblieb, und so entging der teuflische Brudermörder und sein blutiger Scherge der irdischen Gerechtigkeit, um der ewigen Vergeltung um so unfehlbarer entgegen zu reifen.

Um das Haupt des Ermordeten aber wob sich der Glorienglanz eines Martyrers, der um der evangelischen, treu bekannten und festgehaltenen Wahrheit willen frühzeitig zum unsterblichen Leben einging.

Ludwig Bechstein.

Dr. Gregor Brück.

Mit Portrait und Facſimile.

Dr. GREGOR BRÜCK.

Der Mann ritterlichen und freien Angesichts, der im reichen Schmuck fürstlicher Hoftracht, mit schwerer goldner Gnadenkette geziert, von welcher der Dichter singt:

> „Die goldne Kette gieb mir nicht!
> — — — — — —
> Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
> Und lass ihn noch die goldne Last
> Zu andern Lasten tragen.“ —

ist ein Kanzler, ist Gregor, ein schlichter Bürgersohn aus dem sächsischen Städtchen Brück ohnweit Wittenberg, daselbst 1483 (nach Andern 1486) geboren, und nach diesem Heimathort auf dem spätern Lebenswege, der ihn zu hohen Stellen und zu ausgebreiteter Bekanntschaft führte, Brück, oder nach beliebter Zeitsitte Pontanus, sich nennend. Der Vater führte den schlichten Namen Heinz, und da zu seiner Zeit das Verhältniss der Vor- und Zunamen, zumal bei Leuten geringern Standes noch nicht fest stand, so ist unentschieden geblieben, ob dies ein Vor- oder ein Zuname war.

Nach dem Studium der Knabenjahre im Heimathstädtchen setzte der junge Schüler dasselbe auf der Hochschule zu Frankfurt a. O. fort, widmete sich der Rechtskunde, erwarb den Doktorhut, und begab sich, angezogen von dem Gelehrtenkreise, welcher Wittenberg weithin Ruhm und Glanz verlieh, in diese Stadt. Seine Kenntnisse sowohl, als sein offenes Wesen lenkten die Aufmerksamkeit Kurfürst Friedrichs des Weisen auf den jungen Gelehrten, er zog ihn an seinen Hof, und ernannte ihn zum Canzlar.

So auf günstigste Stellung gehoben, stand Brück mit offnen Sinnen, regen Geistes und geraden Charakters mitten unter den Geistern voll Kraft und Strebsamkeit auf der Höhe seiner Zeit, befreundete sich mit fast allen Gelehrten des Wittenberger Kreises, übte niemals hemmend, sondern vielmehr stets fördernd, den besten Einfluss auf die Weiterschritte der reformatorischen Bewegung, soweit diese nur immer seinen Geschäftskreis berührte, und diente seinem Herrn wie dessen Nachfolgern mit der redlichsten Treue.

Als im Jahre 1521 die Augustinermönche zu Wittenberg, ohne Luthers Zuthun, die Abschaffung der Privatmesse, die Einführung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und andere Neuerungen vornahmen, leitete Brück die von seinem Herrn, dem Kurfürsten, deshalb angeordnete Untersuchung. Nach Kurfürst Friedrich des Weisen 1525 erfolgtem Tode ging Brück in gleicher Stellung an dessen Bruder und Nachfolger, Kurfürst Johann den Beständigen, über, und als dieser lange vor seinem Ableben, in vorsorglicher Weise 1529 zu Torgau ein Testament errichtete, musste Dr. Brück dasselbe mit unterzeichnen.

Bedeutender aber trat Brück im folgenden Jahre in den Vorgrund der Geschichte. Sein Herr brach mit dem Kurprinzen Johann Friedrich zum Reichstag gen Augsburg auf, mit einem Gefolge von drei Landesfürsten, sechs der berühmtesten Theologen: Luther, Jonas, Melanchthon, Agricola, Spalatin und Osiander, zahlreicher Vasallenschaft und geringern Dienern, so dass 160 Pferde nöthig waren. Luther blieb in Coburg zurück. Als nun die Uebergabe der Augsburgischen Konfession erfolgte, und der Kursächsiche Kanzler Beyer dieselbe mit lauter Stimme vorgelesen hatte, war es Brück, der das lateinische wie das deutsche Exemplar dem Secretair des Kaisers überreichte, und bei derselben Gelegenheit eine Rede hielt.

Und wie sich Kurfürst Johann der Standhafte bei allen wichtigen Regierungshandlungen Brücks, den er zu seinem Rath ernannte, neben Beyer bediente, so auch nach dessen 1532 erfolgten Tode der Sohn Kurfürst Johann Friedrich der Grossmüthige. Durch eine lange Zeitperiode nennen die Sächsischen Annalen Beide gleich einem Dioscurenpaar neben einander: „Christian Beyer Canzlar und Gregorius Brück beede Doctores“, bis mit dem Jahre 1541 Brück an der ersten Stelle allein steht. Im Jahre 1544 musste Brück in Heirathsangelegenheiten eines Sohnes des Kurhauses mit der Tochter König Ferdinands mit Granvella unterhandeln, anderer wichtiger Aufträge nicht zu gedenken. In der grossen, unter erschütternden Wehklagen allen Volkes erfolgenden Leichenprozession Dr. Luthers schritt Brück neben Melanchthon, Jonas und Bugenhagen dem Zuge der Doktoren und Magister, des Stadtrathes von Wittenberg und der Studentenschaft voran.

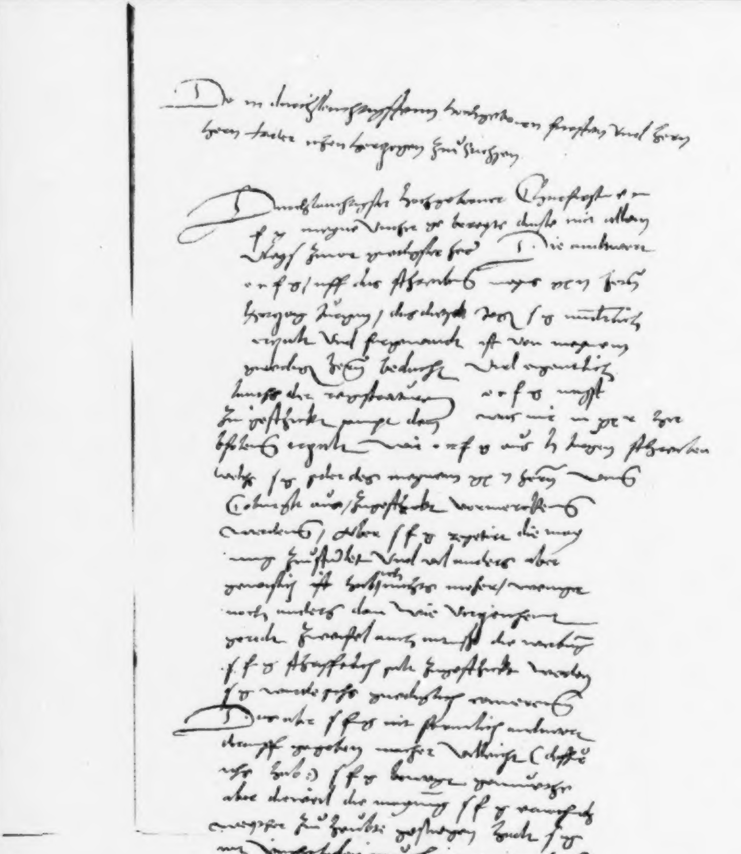
Das folgende Jahr liess Brück den vollen Schmerz des Unglücks erleben und durchempfinden, welches seinen edlen Gebieter, den Kurfürsten, traf, und er wollte keinem andern Herrn dienen, sehnte sich aus der Sphäre steter anstrengender Thätigkeit heraus, nicht nach träger Ruhe, sondern nur in den friedlichen Schooss der Wissenschaft. Ein akademischer Lehrstuhl erschien ihm jetzt wünschenswerth, und er fand diesen an der neubegründeten Hochschule zu Jena, bei deren Begründung gerade Brücks Anregung, Brücks Antheil wichtig und bedeutungsvoll in die Wagschale gefallen war. Mit dem beibehaltenen Ehrentitel eines Cancellarii emeriti trat der in Wahrheit verdiente Mann eine Professur der Rechtsgelehrsamkeit an, und auch diese sichert ihm einen Ehrenplatz in dem Kreise der Reformatoren. Jena war in und ausser Deutschland die erste protestantische Hochschule, und im Verzeichniss der ersten Lehrer derselben nimmt Nicolaus von Amsdorf die erste, Melanchthon (obschon nur interimistisch vor der Begründung) die zweite, Brück die dritte Stelle, als Lehrer der Rechte aber die erste Stelle ein, und verweilte auch daselbst bis an sein im Jahre 1557 am 15. oder 20. Januar erfolgtes Lebensende. Als Schriftsteller zu glänzen, erlaubte die amtliche Thätigkeit dem vielgebrauchten Manne nicht, doch wird die Protestation wider die kaiserliche Achterklärung Seitens der Verwandten des Schmalkaldischen Bundes, ebenso ein gründlicher Bericht über den Augsburgischen Reichstag 1530, bei dem er so wichtig mithandelnd auftrat, ihm zugeschrieben.

Brück war auch verheirathet, und hinterliess einen Sohn, des Namens Christian, der sich ebenfalls dem Studium der Rechte widmete, anfangs hoffnungsvoll des Vaters Wege wandelte, ebenfalls bis zur Würde eines Sächsischen Canzlars bei den

Söhnen Johann Friedrich des Grossmüthigen sich emporschwang, dann aber in das trauervolle Missgeschick verflochten ward, das den biedern Johann Friedrich den Mittlern traf, und Christian Brück selbst den martervollen Tod durch Viertheilung auf dem Markt in Gotha zuzog.

Es ist hier der Ort, einem iconologischen Irrthum zu begegnen, welcher sich in dem Derschau-Beckerschen Holzschnittwerk, Gotha 1810, 2. Lieferung, S. 7 zu Nr. 46 ausgesprochen findet. Dort heisst es: „Portrait des im Jahr 1567 zu Gotha geviertheilten Dr. Brück mit Cranachs eingeschnittenem Zeichen und der Jahrzahl 1549“. Das Bild ist offenbar jenes des Vaters Gregorius Brück, nicht des Sohnes Christian Brück, welcher der jüngste von Gregors Söhnen war, und 1549 noch nicht die Bedeutung hatte, dass Cranach sich hätte veranlasst fühlen können, ihn zu verewigen. Der Irrthum ist auch durch das Erscheinen von Beckers „Bildnissen der Urheber und Beförderer etc. der Religions- und Kirchenverbesserung, Gotha 1817“, berichtet, wo unter demselben Holzschnitt ein kurzer Lebensbericht Gregor Brücks befindlich ist.

Ludwig Bechstein



Gregorius Bruck.
Gregor Brück.

ZU BRÜCK'S HANDSCHRIFT.

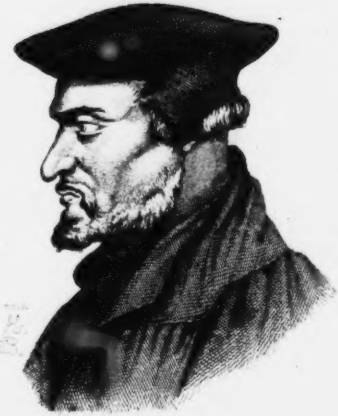
Dem durchleuchtigstenn Hochgeborn fursten vnd Hern
Hern Friderichen Herczogen zu
Sachsen.

Durchlauchtigster Hochgeborner Churfurste e c f g meyne vntherthänige bereyte dinste mit allem Vlays zuvor gnedigster Herr Die andtwort e c f g, uff das schreiben meynes gnädigen Herrn Herczog Jurgen, das dieser tegen s g mundtlich erczalt vnd furgewandt, ist von meynem gnedigen Herrn bedacht vnd eigentlich lauths der registraturen e c f g negst zu geschickt sampt dem was mir mein gnädiger Her befolen erczalt wie e c f g aus H Jurgen schreiben welchs s g sider des meynem gnädigen Herrn vonn Coburgk aus, zu geschickt vermerken werden, aber s f g repetirt die maynung zustumlet vnd vil anders aber gewislich hab ich nichts meher, weniger noch anders dan wie verczeichent geredt zweifel auch nit sso die werbung s f g schrifftlich solt zugeschickt werden s g werde sichs gnediglich erinerenn Das aber s f g nit formlich andtwort dorauff gegeben machet villeicht (doffur ichs hab:) s f g bewegt gemuethe aber dieweil die maynung s f g . . . . weyther zu Heubte gestiegen, hadt s g nit vntherlassen mughen m: gnädigen Hern derhalb zu schreibenn.

E C F G

Vntherthäniger Diener
Gregorius Bruck
doctor.

Paulus Fagius.



Fagius

[illegible]

PAULUS FAGIUS.

Auch dieser einer jener strebenden Geister, mitberufen, das reine Evangelium in mehr als einer Stadt zu verkünden, in Leben und Lehre hervorragend und ausgezeichnet, ein treuer Genosse und Mitkämpfer der Reformatoren. Paul Büchlein, dies sein deutscher Name, wurde als der Sohn des Schullehrers Peter Büchlein in Rheinzabern 1504 geboren. Der Vater ertheilte ihm den ersten Unterricht selbst, und sandte später den 11jährigen Knaben mit einer Wegzehrung von acht Batzen gen Heidelberg zum Bruder seiner von dort gebürtigen Mutter, Heinrich Jäger, einem pfalzgräfischen Diener. Dort wurden Johannes Brentz und Martin Frecht seine hauptsächlichsten Lehrer. Nach einem siebenjährigen akademischen Studium begab sich der noch sehr junge Fagius nach Strassburg, fand dort eine Lehrerstelle, und erwarb sich unter der Leitung des berühmten Wolfgang Capito im Hebräischen so äusserst gründliche Kenntnisse, dass er schon durch diese grossen Ruf erlangte.

Von Strassburg folgte Fagius einem Rufe nach Isny in Schwaben, wo ihm das Rektorat an der Schule zugetheilt wurde, und wo er sich verheirathete. Da der dortige Magistrat die Talente des jungen Gelehrten zu würdigen verstand, so sandte er denselben auf Kosten der Stadt nochmals zur Universität Strassburg, damit er sich neben dem Berufe eines weltlichen Lehrers auch zum geistlichen ausbilde, und übertrug ihm 1537 ein Pfarramt zu Isny. Dieses gab indess dem strebsamen Mann keine ausreichende Beschäftigung, Fagius legte eine Druckerei an, versah dieselbe mit schönen und ausreichenden hebräischen Lettern und druckte eine Anzahl Werke in hebräischer Sprache, wozu er als Beihülfe den gelehrten Juden Elias Levita aus Venedig herbeizog. Ein wohlwollender Gönner, Senator Buster, gab zu diesem literarischen Unternehmen die Mittel her. Da aber kleinere Orte selten geeignet sind, die Begründung künstlerisch-industrieller Geschäftszweige zu fördern, so fand auch Fagius das Geschäft in Isny zu beengt, und sann darauf, einen andern grössern Ort zu wählen. Da starb nach einigen Jahren der geschätzte Wolfgang Fabricius Capito zu Strassburg an der Pest, und es erging an Fagius der Ruf, dessen Professur und Pastorat zu übernehmen. Da gleichzeitig auch Isny von der Pest verderblich heimgesucht wurde, hatte Fagius sein dortiges Amt mit Zustimmung des Rathes aufgegeben und war nach Kostnitz übergesiedelt, wo ihm für sein buchhändlerisches Geschäft besserer Erfolg in Aussicht stand. Dort war es, wo der Ruf nach Strassburg ihn traf, und Fagius säumte nicht, sein Geschäft in eine der altberühmten Wiegen der Typographie zu verlegen. Dort in Strassburg war es Fagius, welcher zur Kirchenverbesserung wesentliche Hülfe leistete, und sein Ruf verbreitete sich so sehr, dass der glaubenseifrige Pfalzgraf und Kurfürst Friedrich von der Pfalz ihn 1546 nach Heidelberg berief, um auch dort für Kirche und Hochschule reformatorisch thätig zu seyn. Fagius folgte diesem ehrenvollen Rufe zeitweilig, ohne seine günstige Stellung und erfolgreiche Wirksamkeit in Strassburg aufzugeben, die er einige Jahre lang ruhig fortsetzen konnte, bis die Auflehnung der Geistlichkeit gegen das vom Kaiser aufgedrungene Interim, an der er mit Martin Bucer den lebhaftesten Antheil nahm, zur Folge hatte, dass ihm und Bucer das fernere Predigen untersagt wurde.

Diese strenge Massregel gegen zwei beliebte und standhafte Geistliche Strassburgs verbreitete sich schnell in das Ausland, und es erging alsbald an Beide ein Ruf aus England, wo der berühmte Erzbischof Cranmer ihnen Freund und Beschützer wurde. Fagius sollte an der Hochschule zu Cambridge als Professor der hebräischen Sprache seine Anstellung finden, er reiste in Gemeinschaft mit Bucer nach England, aber ehe er noch sein neues Amt antrat, überraschte ihn in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre der Tod. Er starb am 15. November 1550 und wurde ehrenvoll in der Kirche zu St. Michael beigesetzt. Sein edler und berühmter Freund und Gefährte Martin Bucer folgte ihm schon ein Jahr später in das Jenseits nach. Allgemein ward das Gerücht verbreitet, dass Fagius durch den blinden Religionsfanatismus eines Gegners vergiftet worden sey. Dieser Fanatismus gab noch weitere Proben und würdigte den deutschen Reformator Fagius einer schon Wiclef zu Theil gewordenen Auszeichnung. Die ketzerfeindliche Königin Maria liess, nachdem sie 1556 die Regierung angetreten, die modernden Gebeine des Bucer und Fagius ausgraben und öffentlich verbrennen.

Von Gestalt war Fagius stattlich, hochgewachsen, sein Gesicht hatte bräunliche Farbe, aber seine Züge waren neben dem Ernst, den angestrengte Thätigkeit verleiht, mild und äusserst wohlwollend. Seine Schriften, die bei Weitem nicht alle zum Druck gelangten, gehörten der Mehrzahl nach der hebräisch-biblischen wie der hebräisch-sprachlichen Gelehrsamkeit an. Hinreissend war Fagius' Beredsamkeit, wenn er öffentliche Vorträge hielt oder zu Versammlungen sprach, und es liegt kein Schatten über seinem Leben.

Ludwig Bechstein.

Johann Alasco.

Mit Facſimile.

JOHANN ALASCO.

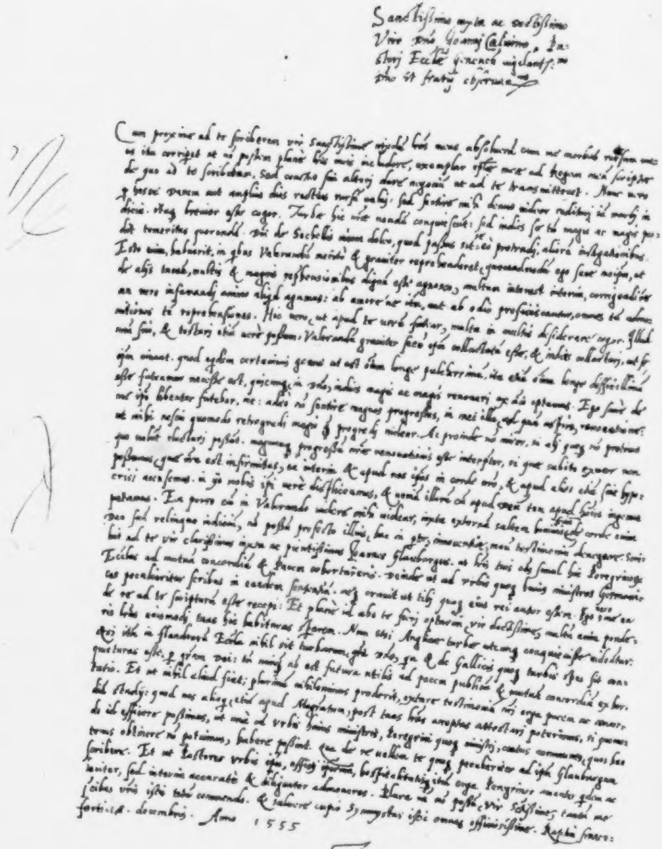
Ein edler Pole von Geburt, hervorragend durch Gelehrsamkeit wie durch Reinheit und Festigkeit des Charakters und Eifer für die Sache der Reformation; — nicht zu verwechseln mit einem andern Johann Alasco, der Erzbischof von Gnesen war und den Polenkönig auf dem lateranischen Koncil im Jahr 1513 vertrat.

Johann a Lasco (Alasco, lateinisch Lascus) stammte aus einem vornehmen altangesehenen Geschlecht zu Warschau, wo er um das Jahr 1510 geboren wurde. Von ernstem und tiefem Gemüthe, wie er war, widmete er sich dem geistlichen Stande und bekleidete, nachdem er die erforderlichen Studien rasch und mit Auszeichnung vollendet hatte, die Stelle eines Präpositus zu Gnesen. Seine geistige Begabung bei seiner edlen Abkunft, sein Wissen und sein ernstes Streben machte sich nach verschiedenen Richtungen hin geltend und erregte die Aufmerksamkeit seiner Obern dergestalt, dass man ihm schon nach wenigen Jahren das Episkopat von Vesperin in Ungarn übertrug, und eine glänzende Laufbahn sich ihm zu öffnen schien. Allein auch die verlockendsten Aussichten, die sich ihm darboten, vermochten nicht den heiligen Trieb nach Erkenntniss der Wahrheit, den Gott einmal in seine Seele gelegt hatte, zu ersticken, noch die muthige Entschlossenheit, das für wahr Erkannte ohne weltliche Rücksichten auch frei zu bekennen, zu erschüttern, und sollte er auch, wie es ihm beschieden war, die reiche Pfründe eines Bischofs vertauschen müssen mit dem Wanderstabe des Flüchtlings.

Schon in Polen und Ungarn hatte ihn die gewaltige Bewegung, welche damals, von Deutschland und der Schweiz ausgehend, fast die gesammte Geisterwelt Europa's ergriffen hatte und beschäftigte, in anregender Weise berührt, ohne dass er jedoch in sich zu einem Abschluss gekommen wäre. Als er aber eine Reise nach der Schweiz und Frankreich unternahm, hier mit den Häuptern der Kirchenverbesserer persönlich verkehrte, ihre Grundsätze und Lehrmeinungen vollständig kennen lernte, da gab es keine Wahl mehr für ihn, und mit ganzem Herzen und voller Entschiedenheit gab er sich der Sache der Reformation hin. Das Vaterland freilich war jetzt für ihn verloren. Kaum hatte er den heimischen Boden wieder betreten und von den neuen Anschauungen, die ihn begeisterten, Kunde gegeben, als sich der ganze Hass und die Verfolgungswuth der Geistlichkeit auf ihn warf, um so heftiger, je höher und einflussreicher seine Stellung war. Alasco musste weichen und verliess das Vaterland. Er wandte sich nach Deutschland und fand nach längerem Wandern einen ihm zusagenden Wirkungskreis in Emden in Ostfriesland, als Prediger und Vorsteher der dasigen protestantischen Gemeinde. In der Zeit, die er hier verweilte, entfaltete er eine segensreiche Thätigkeit; er reformirte das Kirchen- und Schulwesen Ostfrieslands und schrieb einen Katechismus, der in Emden gedruckt erschien und im ganzen Lande eingeführt ward. Begründete Furcht vor neuen Verfolgungen trieb ihn endlich von Emden wieder fort und zwar über die See nach England. Hier hatte — es war um das Jahr 1551 — die Reformation unter Eduard VI. eben ihren Anfang genommen und der flüchtige Alasco ward mit offenen Armen empfangen und sofort zum Oberpfarrer der ersten protestantischen Gemeinde zu London ernannt. Allein auch hier sollte seines Bleibens nicht lange seyn. Schon nach zwei Jahren (1553), als die katholische Maria den englischen Thron bestieg, wurden alle Protestanten des Landes verwiesen und jene Gemeinde löste sich auf. Betrübten Herzens, aber glaubensstark wandte sich Alasco mit seinen Glaubensbrüdern zurück nach Deutschland und liess sich zunächst wieder in Emden nieder. Später finden wir ihn in Dänemark, in Frankfurt am Main und andern Orten, überall predigend, erbauend und belehrend, die Schwachen stützend und neue Herzen dem gereinigten Glauben gewinnend, ununterbrochen thätig, trotz vielfacher Krankheitszufälle, denen sein schwacher Körper ausgesetzt war.

Nach 20jähriger Abwesenheit war es dem Unermüdlichen endlich vergönnt, unter dem Schutze des Königs Sigismund in sein Vaterland zurückzukehren — leider fast nur, um auf heimischer Erde zu sterben. Der Tod rief ihn ab am 3. Januar 1560.

Alasco hat eine Schrift über die Abendmahlsfrage hinterlassen, sonst hat er nichts geschrieben. Seine Bedeutung lag in seinem persönlichen Auftreten. Er gehörte zu jenen Predigern und Volkslehrern, die, wie Luther, Jonas, Bugenhagen, Brentius und viele Andere jener Zeit, wissenschaftlich tüchtig vorbereitet und zur Mitarbeit am grossen Werke der kirchlichen Reinigung geistig berufen, als Ziel verfolgten, ihre Zuhörer von Vorurtheilen, Irrthümern, religiöser Unwissenheit und Unmündigkeit zu entbinden, über Das, was Allen noth, biblisch zu belehren, die Sehnsucht nach Gottseligkeit anzuregen und zu pflichtmässiger Selbstthätigkeit in der Besserung zu ermuntern. Zu vielen unter den Häuptern der Reformation in der Schweiz wie in Deutschland stand er in persönlich naher Beziehung und unterhielt mit mehreren einen lebhaften Briefwechsel; besonders war er mit Melanchthon befreundet. Von seiner Gelehrsamkeit legt ein Ausspruch des Erasmus Zeugniss ab, der, von Achtung für den jungen Theologen durchdrungen, äusserte: „Wahrlich, was der junge Mann von dem alten lernen muss, das habe ich alter von diesem jungen gelernt.“



Johannes a Lasco.

ZU ALASCO'S HANDSCHRIFT.

Sanctissimo iuxta ac Doctissimo
Viro Domino Joanni Caluino, Pa-
stori Ecclesiae Geneuensis uigilantissimo
Domino et fratri obseruandissimo.

Cum proxime ad te scriberem vir sanctissime uixdum litteras meas absolueram cum me morbus rursum meus ita corriperet, ut non possem plane litteris meis includere, exemplar epistolae meae ad Regem meum scriptae de quo ad te scribebam, sed coactus sim alteri dare negotium ut ad te transmitteret. Nunc uero per hosce Decem aut amplius dies rectius rursum ualui: sed sentire mihi denuo uideor redituri iam morbi indicia; itaque breuior esse cogor. Turbae hic nostrae nondum conquiescunt: sed indies se tum magis ac magis prodit temeritas quorundam. Domini de Sechellis uicem doleo, quod passus sit se eo protrudi, aliorum instigationibus. Esto enim, habuerit, in quibus Valerandum merito et grauiter reprehenderet (quemadmodum ego sane meipsum, ut de aliis taceam, multis et magnis reprehensionibus dignum esse agnosco) multum interest interim, corrigendine an uero infamandi animo aliquid agamus: ab amorene item aut ab odio proficiscantur, omnes tum admonitiones tum reprehensiones. Hic uero (ut apud te uerum fatear) multa in multis desiderare cogor. Illud unum scio, et testari etiam uere possum: Valerandum grauiter secum ipsum colluctatum esse et in dies colluctari, ut se ipsum uincat. quod equidem certaminis genus ut est omnium longe pulcherrimum, ita etiam omnium longe difficillimum esse fateamur necesse est, quicunque (in Domino) indies magis ac magis renouari ex animo optamus. Ego sane de me ipso libenter fatebor, me adeo non sentire magnos progressus in mei illa (ad quam aspiro) renouatione: ut mihi nescio quomodo retrogredi magis quam progredi uidear. Ac proinde non miror, si alii quoque non protinus quo uolunt eluctari possunt. magnumque progressum nostrae renouationis esse interpretor, si quae subito exuere non possumus (quae nostra est infirmitas) ea interim et apud nos ipsos in corde nostro, et apud alios etiam sine hypocrisi accusemus. in iis nobis ipsi uere displiceamus et ueniam illorum cum apud Deum tum apud homines ingenue petamus. Ea porro cum in Valerando uidere mihi uidear, iuxta externam saltem hominis faciem (de corde enim Deo suum relinquo iudicium) non possum profecto illius (hac in parte) innocentiae, meum testimonium denegare. Scribit ad te vir clarissimus iuxta ac pientissimus Joannes Glauburgus ut literis tuis omnes simul hic Peregrinorum Ecclesias ad mutuam concordiam et Pacem cohortareris. Deinde ut ad vrbis quoque huius ministros Germanicos peculiariter scribas in eandem sententiam. meque orauit ut tibi quoque eius rei autor essem: Ego uero me ea de re ad te scripturum esse recepi: Et plane id abs te fieri optarim (vir doctissime) multum enim ponderis literas eiusmodi tuas hic habituras sperarem. Nam etsi Anglicae turbae utcunque conquieuisse uideantur: etsi item in Flandrorum Ecclesia nihil sit turbarum (gratia Domino) quin et de Gallicis quoque turbis spes sit conquieturas esse, per gratiam Dei: tamen nunquam non est futura utilis ad pacem publicam et mutuam concordiam exhortatio. Et ut nihil aliud fiat; plurimum nihilominus proderit, extare testimonium nostri erga pacem ac concordiam studii;

quod nos alioqui (etiam apud . . . .) post tuas literas acceptas attestari poterimus, si quomodo id efficere possimus, ut una cum vrbis huius ministris, Peregrini quoque ministri, coetus communes (quos hactenus obtinere non potuimus) habere possint. Qua de re uellem te quoque peculiariter ad ipsum Glauburgum scribere. Et ut Pastores urbis ipsos, officii ipsorum, hospitalitatisque item erga Peregrinos amanter quidem ac leniter, sed interim accurate et diligenter admoneres. Plura iam non possum (vir sanctissime) tantum me precibus vestris istic totum commendo. et saluere cupio symmystas istic omnes officiosissime. Raptim Francoforti. 18. Decembris. Anno 1555.

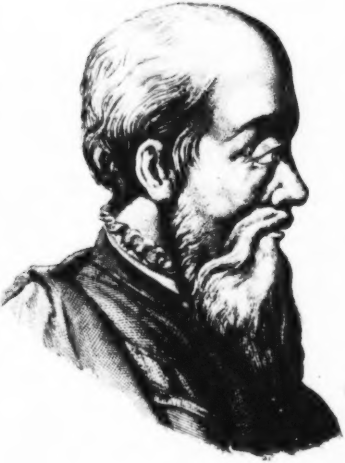
Tuus quantus est

Joannes a Lasco

manu propria.

Clemens Marot.

Mit Portrait.



Clément Marot

[illegible]

CLEMENS MAROT.

Mehr als französischer Dichter, wie als Förderer der Reformation mit Ruhm genannt, blieb ihm doch vorbehalten, wesentlichen Einfluss eben als Dichter auf einen Theil der liturgischen Form des französischen Gottesdienstes zu üben und dauernd zu behaupten, so dass der Lorbeerkranz, mit welchem künstlerische Zeitgenossen sein Haupt schmückten, eine Wahrheit und eine gebührende Zierde ihm geworden.

Marot wurde 1505 zu Cahors in Frankreich geboren, sein Vater, Johann, war autodidaktischer Dichter, und hatte bei König Franz I. eine Bedienstigung. Dies verschaffte dem Sohne noch sehr jung eine Pagenstelle bei der Herzogin Margarethe von Alençon, Schwester des Königs. Glückliches Talent und eine unversiegbare Munterkeit des Geistes zeichneten den jungen Marot aus, und bahnten ihm nicht nur Wege bei Hofe, sondern auch beim schönen Geschlecht, dem er mit nichts weniger als reformatorischer Askese diente. Unter die Hofdiener Franz I. aufgenommen, folgte Marot, der sich in dem Studium der Sprachen weniger, als in dem der Poesie ausbildete, dem Könige in die Niederlande und nach Italien, wo er der Schlacht von Pavia beiwohnte, und das Loos seines Königs theilend, verwundet und gefangen wurde.

Des Dichters heller Geist sah klar in die reformatorische Bewegung der Zeit, und freisinnig und jedem frischen Eindruck zugänglich, neigte er der neuen Lehre sich zu, was ihn, als es bekannt wurde, nach kaum wieder erlangter Freiheit, auf's Neue in Haft brachte. Die Einsamkeit dieser Haft benutzte Marot, einen altfranzösischen Roman mit neuer Eleganz zu bearbeiten, und der ihm günstige König nicht minder, wie seine Gönnerin, die Herzogin, nun Königin von Navarra, bewirkten des Dichters Freilassung. Ein Jahr später, 1527, wagte er die kühne That, einen wegen seiner religiösen Ueberzeugung Verhafteten gewaltsam aus den Händen der Schergen zu befreien, was ihm abermalige Inhaftnahme zuzog. Doch auch dieser entriss ihn der König, und übertrug ihm, als Marots Vater verstorben war, dessen Dienststelle, welche freilich nur eine geringe war, die aber Marot als ein heiterer und erheiternder Gesellschafter zu heben verstand. Fortwährend poetisch angeregt und thätig, war er es, der die französische Poesie mit neuen italienischen Formen bereicherte und seinen Landsleuten in ihrer Sprache den Geist der Dichter des Alterthums, Virgil, Catull, Tibull, Properz und Ovid, zugänglich machte, und diese Sprache zu reinigen und zu läutern strebte. Das Epigramm, das Rondeau, das Madrigal und das Sonett, nicht minder die Form des elegischen Gedichts bürgerte Marot in Frankreich ein, dabei war ihm ungleich mehr ein unstät-flüchtiges, als ein beschaulich-ruhiges Leben beschieden.

Auf's Neue wegen des Glaubens verfolgt, entwich Marot nach Ferrara, das er später mit Venedig vertauschte. In Ferrara fand Marot Calvin, lernte ihn lieben und bewundern, und ward von ihm angeregt, der gewonnenen Ueberzeugung treu zu bleiben. Von da zog ihn Genf, der Sitz und Herd der reformirten Lehre, an, und dort bekannte er sich im 38. Lebensjahre offen zur Lehre Calvins. Marots Aufenthalt in Genf ist es hauptsächlich, der sein Bild geeignet macht, in einer Reformatoren-Bilderreihe zu stehen. Nicht allein nahe Bekanntschaft und Freundschaft mit den Trägern und Säulen der neuen kirchlichen Bewegung, sondern thätig förderndes Eingreifen von seinem Standpunkt als Dichter macht ihn geschichtlich merkwürdig. Als Calvin seine Liturgie festsetzte, und so Manches aus dem Gottesdienst entfernte, was ihm mehr störend und überflüssig als wesentlich erschien, und einfachste, würdigste Formen anordnete, übertrug er auch eine Reihe Psalmen für den rhythmischen Gesang; man sang damals die Psalmen nach weltlichen Melodien, wie es auch bei mehreren protestantischen Kirchenliedern aus der Reformationsepoche der Fall war, man hatte auch die Psalmen in gereimten leoninischen Versen. Marot war es, welcher 50 Psalmen rhythmisch in das Französische übersetzte, mit und nach ihm half Beza diese Arbeit zur Vollendung bringen, und die Psalmen Clemens Marots und Theodors von Beza wurden die Grundlage des reformirten Kirchengesanges in der Schweiz wie in Frankreich, ja sie brachen sich auch in die Niederlande Bahn, und erschienen in Rom 1542 auf ausdrückliches Verlangen des Papstes. Im darauf folgenden Jahre erschien diese Sammlung zuerst in Genf im Druck.

Marot war von Genf nach Paris zurückgekehrt, dort aber abermals verdächtigt, und obschon er sich nicht mehr streng an das calvinische Bekenntniss hielt, sah er sich dennoch genöthigt, nach Turin zu flüchten, wo er aber bald, und zwar 1544, im September, einer Krankheit erlag. Er hinterliess einen einzigen Sohn, Michael, auch Dichter, der aber dem Vater nicht gleichkam.

Marots poetische Begabung, sein Humor, Witz und seine Unterhaltungsgabe haben ihm einen doppelten Ruf verschafft. Einerseits nannte man ihn vielleicht mit allzugrossem Enthusiasmus den Poeten der Fürsten und den Fürsten der Poeten, andererseits hat man ihn, was weniger bekannt ist und was fast alle Biographen, die über ihn schrieben, verschweigen, als eine Art Hofnarren Franz I. darzustellen gesucht, und nebenbei ihm eine Sammlung Erlebnisse in der Form derber Spässe und unsauberer Eulenspiegeleien zugeschrieben, die sich auch in einem deutschen Volksbuche von 1660 gedruckt finden.

LUDWIG BECHSTEIN

Paul Eber.

Mit Facſimile.

PAUL EBER.

Paul Eber, ein Wittenberger Theolog, der neben den bedeutendsten Männern seines Jahrhunderts mit Ehren genannt wird, kam in der fränkischen Stadt Kitzingen am 8. November 1511 zur Welt. Er war das Kind schlichter, wenig bemittelter, aber verständiger Bürgersleute, die gewissenhaft für die Erziehung ihres Sohnes sorgten. Seine erste Bildung erhielt derselbe auf der Schule zu Ansbach, später besuchte er die evangelische Lorenzerschule zu Nürnberg, wo dem fleissigen Schüler zugleich der Unterricht des gelehrten Camerarius zu Theil ward. Ein Unfall, den Eber während seiner Schulzeit erlitt, sollte beklagenswerthe Folgen für seine ganze Zukunft haben. Auf einer Reise in die Heimath geschah es nämlich, dass ein Pferd, auf dem eine Strecke zu reiten sich dem Ermüdeten Gelegenheit bot, scheu wurde, ihn abwarf und, weil er im Steigbügel hängen blieb, fast eine Viertelmeile querfeldein schleifte. Der arme Knabe war übel zugerichtet und Eber blieb für immer eines empfehlenden Aeussern beraubt. Er war sein Leben lang unansehnlich, höckerig und gebrechlich, was jedoch nicht hinderte, dass der verborgene Mensch seines Herzens sich desto herrlicher entwickelte.

Mit einem ansehnlichen Stipendium vom Kitzinger Rathe versehen, ingleichen von der Stadt Nürnberg unterstützt, bezog Eber zu Ostern 1532 die Universität Wittenberg. Es war eine herrliche Zeit, in welche das akademische Studium Ebers fiel: mitten in der glänzendsten Periode der genannten Universität wurde er immatrikulirt, und eine neue Welt ging ihm jetzt auf. Es wurden Jugendfreundschaften mit gleichgesinnten Altersgenossen geschlossen, die ihn noch am Abend seines Lebens erfreuen sollten, und mit Bewunderung und unermüdlicher Lernbegierde hing er an den Lippen der grossen Männer, welche damals die Universität zierten, und die in Aller Munde sind, vor allen Andern Luthers und Melanchthons. Hatte des Erstern Erscheinung ihm etwas Ehrfurchtgebietendes, so fühlte er sich von Melanchthons Milde mit der unwiderstehlichen Kraft der Verwandtschaft angezogen. Schon nach Ablauf eines Trienniums (andere junge Leute brauchten 10 bis 12 Jahre zur Vollendung ihrer Studien) war die Frucht seines angestrengten Fleisses so weit gereift, dass er anfangen konnte, selbst als akademischer Lehrer der Theologie aufzutreten. Mehrere Anerbieten, die ihn damals von Wittenberg zu entführen drohten, schlug er aus; er blieb, um die wechselnden Schicksale der Hochschule zu theilen und als der letzte jener grossen Vertreter der Reformation, welche an ihr gelehrt hatten, von hinnen zu scheiden.

Ebert hatte sich in kurzer Zeit das allgemeine Ansehen errungen; sein Zuhörerkreis wuchs; man übertrug ihm die wichtigsten und ehrenvollsten akademischen Aemter, und so verstrichen, unter rühriger und segensvoller Thätigkeit, die ersten 14 Jahre seines Wittenberger Aufenthalts, wohl seine glücklichste Zeit, in der er auch (1541) seine vortreffliche Gattin heimführte, die ihm in der Folge 14 Kinder gebar. Trüber gestalteten sich, meist durch die allgemeinen politischen Verhältnisse, die kommenden Jahre. Schon 1546 erlitt er harte Schläge durch zwei Todesfälle, den seines Freundes Myconius in Gotha und Luthers. Des Letzteren Tod machte auf Ebers Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck. Noch nach 19 Jahren erinnert er sich des Tages, wo er seine Leiche mit eingeholt hat, mit allen Nebenumständen. Ein Schreiben *) vom 22. Februar 1565 an den Markgrafen Georg Friedrich enthält folgende Stelle: „An disem tag haben wir vor 19 Jaren alhie den leichnam des Erwirdigen Herrn D. M. Lutheri seligen von Eissleben anher gefüret, In grymicher kelt, fast diser Jetzwerenden gleich, mit grossem betrübnis In sein ruhbettlein In der schlosskirchen geleget vnnd verschlossen, bis zur frolichen Aufferwekung aller todten, welche vnser Herr Jesus Christus ja nit lang verziehen wöll.“

Neue Schicksalsschläge folgten: der Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs, die Aufhebung der Wittenberger Universität, die Schlacht bei Mühlberg, das Missgeschick des Kurfürsten, die Belagerung Wittenbergs. Die meisten seiner Kollegen hatten die Stadt verlassen, er, von häuslichen Sorgen zurückgehalten, musste die trübe und ungewisse Zeit in Wittenberg ausharren. Nach endlicher Wiederaufrichtung der Hochschule ging er mit frischem Eifer an sein akademisches Tagewerk.

Im Jahr 1551 wurde ihm zum zweiten Mal das Dekanat übertragen, einige Jahre später erhielt er das Predigtamt an der Schlosskirche und die Professur der hebräischen Sprache, und endlich im August 1558 wurde er an Bugenhagens Stelle zum Stadtpfarrer von Wittenberg und Generalsuperintendenten des Kurfürstenthums ernannt. Noch bevor er das letztere Amt angetreten, hatte er vom August 1557 an in der Eigenschaft eines Notars mit Melanchthon dem Wormser Colloquium beiwohnen müssen. Eine trübe Erinnerung für ihn! Noch am 14. August 1567 schreibt er: „An disem tag zugen wir vor 10 Jaren auss vnnd fingen die raiss an vff das wol angestelte vnd hofflich angefangene, aber jemerlich gehinderte, vnnd schimpflich geendete Colloquium zu Worms, des Ich nicht one hertzlichen schmertzen vnnd betrübniss gedenken kan.“

Die Berufspflichten, welche dem wackeren Manne sein neues Amt auferlegte, waren nicht gering. Da gab es Gutachten über oft sehr verwickelte Fälle auszustellen; die Prüfungen und Ordinationen nahmen ihn viel in Anspruch, wahrhaft verdriesslich aber war das Censoramt, da in Wittenberg nichts gedruckt werden durfte, bevor es vom Rektor, den Dekanen und dem Pfarrherrn approbirt war. Rechnet man dazu das Anstellungswesen, die Vertretung der kirchlichen Rechte, welche Eber oblag, die Predigtarbeiten, die seelsorgerlichen Angelegenheiten und die zeitraubenden Interpellationen von Besuchern, welche seine Thür oft förmlich belagerten, so mag man sich nicht wundern, wenn der schwächliche Mann zuletzt ausruft: „Welche Körperstärke, was für ein Gehirn, welche Ausdauer gehört dazu,

---

*) Sixt. „Paul Eber. Ein Stück Wittenberger Lebens aus den Jahren 1532 bis 1569.“

um nicht zu unterliegen! Aber“ — so schliesst er — „es ist uns einmal befohlen, dass wir im Schweisse unsers Angesichts unser Brod essen sollen.“ Der Gehalt, welchen Eber von seinem geistlichen Amte bezog, betrug 200 Gulden und 50 Scheffel Roggen.

Am 19. April 1560 starb Melanchthon und mit ihm war die letzte dominirende Persönlichkeit, die man noch besessen hatte, dahin. Eber verlor in ihm einen unentbehrlichen Freund und Rathgeber, bisher sein einziger Rückhalt, wenn sein ängstliches Gemüth ihn manchmal übermannen wollte. Diesen Schlag konnte er nicht mehr verschmerzen. Jetzt waren die Blicke der Meisten auf ihn gerichtet, als die letzte Stütze des Protestantismus. Die nächstfolgenden Jahre waren fast noch unruhiger als die früheren. Zu Wittenberg brach eine verheerende Seuche aus, in Thüringen tobte bald darauf der Krieg, und die dadurch hervorgerufenen Nothstände ergriffen das Gemüth des Mannes, der ohnehin Alles schwer nahm, auf das Empfindlichste. Dazu sah er sich in mannichfache kirchliche Kontroversen verflochten, besonders über die Abendmahlsfrage, da ihn Heshusius, Gallus und Andere öffentlich als einen Zwinglianer und Häretiker anklagten. Eber erwiderte mit einer Schrift „Vom h. Sacrament des Leibes und Blutes unsres H. Jesu Christi“, in der er sich mit edler Einfalt der Auffassung vertheidigte und sich als ächten Schüler Luthers legitimirte.

Seit längerer Zeit kränkelnd und niedergedrückt von der ernsten Weltlage, von dem wirren Zustand der Kirche wie den trostlosen politischen Konjunkturen, schloss Eber endlich sein Auge für dieses Leben, am 10. December 1569. „Was für ein nützliches Werkzeug er seit Melanchthons Tode in Kirche und Schule gewesen (schreibt ein Freund des Verstorbenen), das werden Viele erst jetzt, nachdem man ihn verloren, anfangen einzusehen.“ Unter den Wünschen, welche Eber bis an sein Ende in der Seele getragen, steht der für das Wohl und den Bestand der Wittenberger Universität oben an.

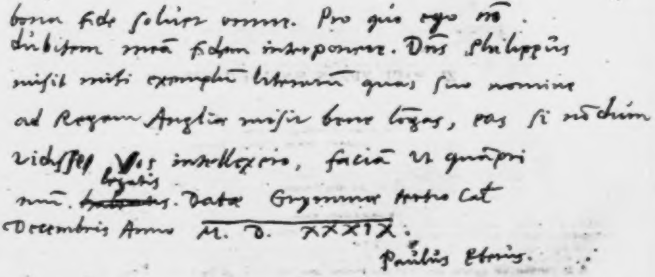
Von seinen Schriften ist noch seine lateinische Bibelübersetzung hervorzuheben, die er im Auftrag des Kurfürsten August ausarbeitete, der, obschon ein Mann von 40 Jahren, mit Hülfe derselben, statt aus den heidnischen Autoren, das Lateinische erlernen wollte. Eber war überhaupt nicht nur am kurfürstlichen Hofe von grossem Einfluss, sondern stand auch bei andern evangelischen Fürsten, wie dem Markgrafen Georg Friedrich und Herzog Albrecht von Preussen, in ausserordentlichem Ansehen und korrespondirte angelegentlich mit ihnen. Bei seinem sonst etwas ängstlichen und schüchternen Wesen zierte ihn um so mehr der Muth und die Bereitwilligkeit, mit der er sich der Armen, Bedrängten und Verlassenen unermüdlich annahm. Dabei war Eber eine tiefpoetische Natur, phantasiereich und sinnig, ein Bewunderer der Werke Gottes und von zartem kindlichen Gemüth.

Et postea a manusp. . . . .

Ornatissimo Dño Friderico Myconio

An Herrn Friedrich
Mecum, in der
[illegible] Gasse.
zu Leipzig

S. D. Gratias tibi ingentes ago, Doctissime Dñe, quod mihi de iis, qui peste istic correpti dicebantur certi aliquid scripsisti. Magna n. in solicitudine fui, quae etsi tuis lrīs levata multū est tamē animo prorsus nō potuit. Nam quod ad Hallorū quidem attinet, valde gaudeo eū salvū venisse in patriā. Quod autē de Wolfgango scribis, vehementer eius vicem doleo. Quia n. eū et propter ingeniū optimū et propter virtutes dignissimas liberali ingenio, pietatem videlicet, modestiam et veritatem, amo plurimū, praeterque quod est mihi propter cōmunē patriā, et longam cōsuetudinem cōiunctissimus, fieri nō potest quin eius adverso casu vehementer afficiar. Qua de caussa, etsi minime dubitabam, quin pro tua pietate antehac ~~[illegible]~~ praestitisses oīa humanitatis officia hospiti misero et deserto, et adhuc sis studiose praestaturus etiā sine mea cōmendatione, tamē praeterire nō possum quin te summopere etiā rogem, ut nequid desse illi patiaris quod ad valetudinem ipsius recuperandā cōducere videbitur. Siquid aeris alieni cōtraxit



bona fide solvere omnes. Pro quo ego nō
dubitem meā fidem interponere. Dn̄s Philippus
misit mihi exemplū literarū quas suo nomine
ad Regem Angliae misit bene legas, eas si nōdum
vidisses, Vos intellexeris, faciā ut quāpri
mū. ~~[illegible]~~ legatis. Datae Grymmae tertio Cal
Decembris Anno M. D. XXXIX.
Paulus Eberus.

Paulus Eberus.
Paul Eber.

ZU PAUL EBER'S HANDSCHRIFT.

Et pietate et multiplici doctrina
ornatissimo Domino Friderico Myconio.

An Herr Fridrich
Mecum, in der
Kochemeisterin Hause
zu Leipsick.

S. D. Gratias tibi ingentes ago, Doctissime Domine, quod mihi de iis, qui peste isthic correpti dicebantur certi aliquid scripsisti. Magna enim in solicitudine fui, quae etsi tuis literis levata multum est, tamen adimi prorsus non potuit. Nam quod ad Hallerum quidem attinet, valde gaudeo eum salvum venisse in patriam. Quod autem de Vuolfgango scribis, vehementer eius vicem doleo. Quia enim eum et propter ingenium optimum et propter virtutes dignissimas liberali iuvene, pietatem videlicet, modestiam et veritatem, amo plurimum, praeterquam quod est mihi propter communem patriam et longam consuetudinem coniunctissimus, fieri non potest quin eius adverso casu vehementer afficiar. Qua de causa, etsi minime dubitabam, quin pro tua pietate antehac praestitisses omnia humanitatis officia hospiti misero et deserto, et adhuc sis studiose praestaturus etiam sine mea commendatione, tamen praeterire non possum quin te summopere etiam rogem, ut nequid deesse illi patiaris quod ad valetudinem ipsius recuperandam conducere videbitur. Si quid aeris alieni contraxit bona fide solvet omne. Pro quo ego non dubitem meam fidem interponere. Dominus Philippus misit mihi exemplum litterarum quas suo nomine ad Regem Angliae misit bene longas, eas si nondum vidisse vos intellexero, faciam ut quamprimum legatis. Datae Grymmae tertio Cal. Decembris Anno M. D. XXXIX.

Paulus Eberus

INHALTS-VERZEICHNISS.

Seite
Friedrich der Weise (mit Portrait und Facsimile) 1
Johannes Calvin (mit Portrait und Facsimile) 9
Dr. Eck (mit Portrait und Facsimile) 21
Nicolaus von Amsdorf (mit Facsimile) 29
Johann Wiclef (mit Portrait) 35
Erasmus von Rotterdam (mit Portrait und Facsimile) 43
Georg Spalatin (mit Portrait und Facsimile) 51
Caspar Cruciger (mit Facsimile) 59
Hieronymus Savonarola (mit Portrait) 65
Justus Jonas (mit Portrait und Facsimile) 75
Petrus Viret (mit Portrait und Facsimile) 83
Andreas Karlstadt (mit Facsimile) 89
Joh. Bugenhagen (mit Portrait und Facsimile) 97
Theodor Beza (mit Portrait und Facsimile) 103
Hans Sachs (mit Portrait) 111
Heinrich Bullinger (mit Facsimile) 117
Johann Huss (mit Portrait) 125
Georg von Sachsen (mit Portrait und Facsimile) 133
Theodor Bibliander (mit Portrait) 141
Joachim Camerarius (mit Facsimile) 145
Wilhelm Farel (mit Portrait und Facsimile) 151
Johann Tetzel (mit Portrait) 159
Michael de L'Hopital (mit Portrait) 167
Johannes Knox (mit Portrait) 171
Huldrich Zwingli (mit Portrait und Facsimile) 177

Seite
Johann Reuchlin (mit Facsimile) 185
Martin Bucer (mit Portrait) 195
Johannes Agricola (mit Facsimile) 201
Philipp Melanchthon (mit Portrait) 209
Simon Grynäus (mit Portrait und Facsimile) 217
Jakob Faber (mit Portrait) 223
Johann Brentz (mit Facsimile) 227
Hieronymus von Prag (mit Portrait) 233
Johann Oecolampadius (mit Portrait) 237
Friedrich Myconius (mit Facsimile) 241
Johann der Beständige (mit Portrait) 247
Johann Friedrich der Grossmüthige (mit Facsimile) 255
Martin Luther (mit Portrait und Facsimile) 263
Conrad Pellican (mit Portrait) 277
Carl von Miltitz (mit Facsimile) 281
Ulrich von Hutten (mit Portrait) 287
Peter Martyr Vermilius (mit Portrait und Facsimile) 293
Zacharias Ursinus (mit Facsimile) 301
Juan Diaz (mit Portrait) 307
Gregor Brück (mit Portrait und Facsimile) 313
Paul Fagius (mit Portrait) 321
Johann Alasco (mit Facsimile) 325
Clemens Marot (mit Portrait) 331
Paul Eber (mit Facsimile) 335